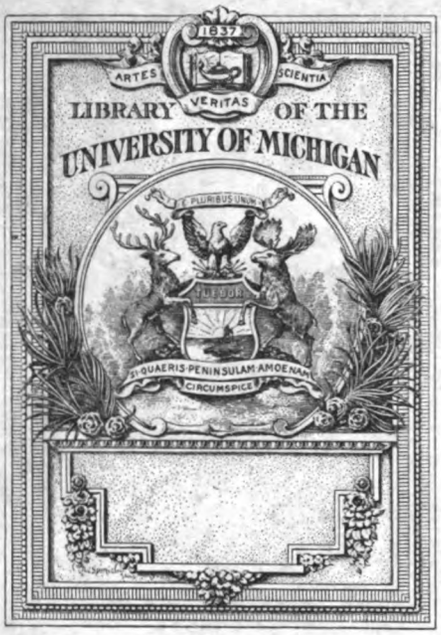
C 372498



THE GIFT OF
Dr. Guy Kiefer.

AF
30
.G24

Die

rten

ertes Fa

Jahrganc

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt.

Jahrgang 1908

Leipzig
Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl)
G. m. b. H.

ED. LIESEN 1903

Inhalt.

Inhalt.

Der Stern (*) zeigt an, daß der betreffende Artikel illustriert ist.

Gedichte.

Seite

Abschied. Von E. G. Seeliger . . . 847
Von unser Amsel. Von V. Blüthgen 42
*Bismarck. Von Rudolf Herzog . . 653
Der Brunnen. Von Albert Sergel . . 447
Die drei Mädchen. Von Ilse Hamel . 183
*An Franz Joseph. Von Rud. Herzog 1036
Frühlingslied. Von Margarete Steiner 340
Gartenglück. Von R. Walter-Freyr . 362
Herbst. Von J. M. Schulze 867
Herbststürme brausen ... Von G. Massé 917
Jahresende. Von Andrea Frahm . . 1119
Letzte Fahrt. Von Hans Bethge . . 1000
Mahnung. Von Reinhard Voller . . 550
Mein Tag. Von Leo Heller 306
Nach dem Tage. Von W. Vogelpohl . 638
Nach einer alten Weise. Von R. Walter-Freyr 571
Die Nacht. Von Else Torge 675
Schneeglöckchen. Von Reinhard Voller 420
September. Von Sophie von Khuenberg 801
Sieh' nicht zurück ... Von Grete Boettcher 128
Sommersonntag. Von Martha Heß . 702
Sternenfall. Von C. B. Baumgarten 597
Stille. Von E. G. Seeliger 914
Todesfahrt. Von Grete Massé . . . 318
Vergänglichkeit. Von Adele Ahues . 1101
*Weihnacht. Von J. M. Schulze . . 1029
Wundervögel. Von W. Sacken . . 275
*Zauberschloß. Von Anna Ritter . . 22

Biographien und Charakteristiken.

*Emmy Destinn. Von J. Lorm . . 147
Kaiser Franz Joseph I. Zur Huldigung der deutschen Fürsten. Von August Sommier 398
*Ludwig Ganghofer. Von E. v. Ostini 618
„Frau Rat" als Hausfrau. Zum 100. Todestage der Mutter Goethes. Von A. Heilborn 775
Eine falsche Jungfrau von Orleans. Jeanne des Armoises. Von E. Gramming 438
*Arthur Kampf. Von Th. Volbehr . . 380
*Adelbert Matkowsky. Von O. Neumann-Hofer 1060
*Napoleon in Compiègne. Von Ludwig Tach 327
Victorien Sardou. Von S. Feldmann 1099
*Ein Vorkämpfer für das Jugendspiel. Zur Erinnerung an Dr. Schreber . 891
*Hermann Schulze-Delitzsch. Von Dr. F. Oppenheimer 739
*David Friedrich Strauß. Von Rudolf Krauß 82
*Zum 80. Geburtstage Leo Tolstojs. Von R. Löwenfeld 760
Die „westliche Kaiserin". Von Dr. L. Martin 1081
*Graf Ferdinand Zeppelin. Von Prof. Dr. K. Lampert 801

Romane und Novellen.

Die Boversen. Von Olga Wohlbrück 763, 781, 805, 830, 854, 878, 896, 920, 941, 960
Charlottens Weg ins Leben. Von Ele Franken 982, 1002, 1020, 1042, 1063, 1086
Der Defraudant. Von Hans Hyan . 210
Der „Ehebruch" der Frau von Martee. Von Marthe Renate Fischer 600
Vor den Geschworenen. Von H. Hyan 466
Hans Schneiders Narrheit. Von Auguste Supper . . 682, 702, 722, 744
Der Hexenkessel. Von Rudolf Greinz 525
*Der Holzknecht und der Tod! Von A. Freih. v. Persall 22, 44
Das Kreuz im Venn. Von Clara Viebig . 197, 221, 241, 265, 289, 313, 333, 353, 373, 393, 413, 433, 453, 473, 493, 513, 537, 561, 585, 624, 641, 661
Milchen, Malchen und die Glasservante. Von Else Franken 166, 190
Onkel Bim. Von G. Busse-Palma 1106, 1124
Über steinige Wege. Von W. Heimburg 1, 29, 53, 77, 97, 117, 137, 157, 177, 214, 232, 257, 276, 300, 322, 344, 365, 384, 406
Um ein Vierkleeblatt. Von Jaisy Torrund . . 423, 447, 463, 485, 506
Eine Verhaftung. Von Balduin Groller 550, 575
Waldrausch. Von Ludwig Ganghofer 609, 629, 649, 669, 689, 709, 729, 749, 769, 789, 813, 837, 861, 885, 905, 925, 949, 969, 989, 1009, 1029, 1053, 1073, 1093, 1113
Bei den Wölfen der Bjelowjesa. Von F. Skowronnek 71
Die Wollenburg. Von Adelheid Weber 68, 88, 106, 128, 150

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze. Zeitgeschichtliches.

Tragödien und Komödien des Aberglaubens. Vom Kartenlegen und anderen Wahrsagekünsten. Von Dr. R. Hennig 874
*Ein albanisches Tantalidengeschlecht. Von Dr. E. Schultz . . . 228
Die Banane eine neue Weltfrucht. Von C. Falkenhorst 1105
Bauopfer und Hauszauber. Von Dr. A. Heilborn 388
*Eine Bergfahrt in Sachsens „Dolomiten". Von A. Fehrmann . . . 892
*Aus der Biedermeierzeit. Von Georg Herrmann 9
*Bilder aus Birma. Von E. v. Hesse-Wartegg 110
*Das Blaue Band. Von Hans Dominik. 124
Dreißig Jahre österreichischer Kulturarbeit in Bosnien und der Herzegowina. Von A. Fournier 976
Buddha und der Buddhismus. Von M. Nordau 588
*Die Bußprozession von Furnes. Von Dr. Emil Schultz 939
Die Dampfmaschine der Zukunft. Von Hans Dominik 442
*Ein Ausflug in die Diamantfelder bei Lüderitzbucht. Von Dr. B. Meltzer 828
*Das Lager von Döberitz. Von R. Cronheim 756
*Quer durch die Dolomiten. Von K. F. Wolff 593
Aus dem Dunkel der Ahnungen. Von C. Falkenhorst 758
Erfindungen und Erfinder. Von Hans Dominik 615
*Auf Föhr. Von Anka Mann . . . 638
Die Stellung der Frau in Gesellschaft und Staat. Von Dr. Gertrud Bäumer 212
*Die Frauen in der italienischen Renaissance. Von Isolde Kurz 656, 676
Die Bedeutung der neuen Frauenschule für unsere Töchter. Von Direktor Dr. H. Gruber 870
*Gebetmaschinen. Von Dr. K. Boeck . 715
Die Gefahren des Bergmanns. Von J. Biolik 1058
*Rezept zum Goldmachen. Von St. Kekule von Stradonitz 1046
Eine verlorene Dichtung Goethes zum „Faust". Von F. Neubürger . . 965
*Aus der Geschichte der Guillotine. Von S. Feldmann 871
Die Haftpflicht der Lehrer. Von Amtsrichter Dr. Thiesing 203
*Die Heimarbeitsausstellung in Frankfurt a. M. Von Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner 402
Die neuen Hussiten. Von K. H. Strobl 1015
*Jena. Von G. H. Schneideck . . . 571
Erinnerungen eines Jenenser Burschenschafters aus den Jahren 1847–1850. Von Geh. Reg.-Rat Dr Kromayer . 62
Ein Besuch im Jugendgerichtshofe. Von Anna Ritter 735
*Karikaturen auf große Erfindungen. Von F. M. Feldhaus . . . 531
Kindergerichtshöfe. Von Dr. jur. E. Grüttefien 141
*Kinderspielzeug aus alter Zeit. Von Dr. R. Forrer 1040
*Aus Klausen in Südtirol. Von Adalbert Ruth 358
*Kleidertollheiten. Von Prof. Dr. E. Heyck 297
Aus dem Konzertleben vergangener Jahrhunderte. Von Frz. Dubitzky 42
*Alte Theater in London. Von Dr. Rud. v. Gottschall 255
*Das Marionettentheater Münchner Künstler. Von W. Michel . . . 460
*Wie entsteht die Maske? Von H. Reiter 185
*Bilder aus Mazedonien. Von E. v. Hesse-Wartegg 914
*Meisterwerke älterer englischer Kunst. Von Hans Rosenhagen. . . 206
Modernismus, Liberalismus, Panislamismus in der mohammedanischen Kulturwelt. Von L. Martin . . 847
*Das Münchener Oktoberfest. Von F. v. Ostini 844
Opfer des Wahns zu Cholerazeiten. Von M. Hagenau 900
*Neue ostasiatische Kunstwerke für das Museum für Völkerkunde in Berlin. Von Ad. Fischer 1018
Schwindende Volksstämme in Ostpreußen. Von F. Skowronnek 170
*Im Pantheon zu Paris. Von S. Feldmann 500
*Pfingsten in Berlin. Von Dorothee Goeteler 483
*Der Dichter von „Hermann und Dorothea" in Pößneck. Von J. Minor 488
Postalische Wanderung durch deutsche Lande 343
Die preußische Städteordnung vom 19. November 1808. Von W. Friedensburg 1025
Die Pulsadern eines Ozeanriesen. Von Fr. Ernst 280
*Im Banne der Pyramiden. Von Ernesto Baum 1121
Reform des Religionsunterrichts. Von P. Trarbach 956
*Römische Hausurnen 127
Die Rückwanderung über den Ozean. Von Prof. Dr. K. Thieß 100
*Die Samaritaner. Von Dr. P. Rohrbach 341
Vom Schrecken und der Panik im Kriege. Von Dr. v. Gulat-Wellenburg 825
Schülerselbstmorde. Von Prof. Dr. J. Wychgram 636
*Aus dem Leben des deutschen Schulmeisters in vergangenen Tagen. Von J. Tews 819
Schulnot und Lehrermangel. Von J. Tews 498
*De Seherin von Prevorst. Von Prof. Dr. M. Dessoir 917
*Die Sieben Wunder der Welt. Von F. M. Feldhaus 85

Seite

*Die Sonderausstellung der „Woche" für „Eigenheime und Ferienhäuser" bei Berlin. Von Anna Ritter . . . 547
*Spiele aus alter Zeit. Von R. Mielke 957
Spiel und Sitte im Wonnemonat. Von Anna Ritter . . . 426
*Im Spielwarendorf. Von M. Hagenau 1101
Der Stein der Weisen. Von Siegmund Feldmann . . . 244
Der heilige Taischan und sein Kult. Von E. v. Salmann . . . 321
Glück und Ende des tibetischen Priesterreichs. Von Dr. L. Martin . . . 998
Tonmeister „ohne Talent". Von F. Dutitzky . . . 795
Das Trancereden in unbekannten Sprachen. Von Dr. R. Hennig . 554
*Der Kaiserpalast zu Trier. Von A. v. Behr . . . 779
*Tunis einst und jetzt. Von E. v. Hesse-Wartegg . . . 444
*Unterseeversuche vergangener Zeiten. Von F. M. Feldhaus . . . 741
Vergiftete Waffen. Von C. Falkenhorst 252
*Bei den Wanderlappen in Tromsö. Von Anna Ritter . . . 248
*Die Weddas. Von E. v. Dewitz . . 280
*Das Weihnachtsgebäck unserer Vorfahren. Von W. Scheuermann 1079
*Wiener Beethovenhäuser. Von Joseph Aug. Lux . . . 65

Gesundheitspflege.

Über Adernverkalkung. Von Prof. Dr. W. Ebstein . . . 542
Über Atemübungen und ihre Bedeutung. Von Prof. Dr. Haug . . . 660
*Einiges Neue über Augengläser. Von Dr. Oppenheimer . . . 319
Zur Hygiene der geistigen Arbeit. Von Prof. Dr. C. Posner. Kindheit und Jünglingsalter . . . 13
Mannesalter . . . 120
Mädchen und Frauen . . . 695
Die Irrenanstalt von einst und von heute. Von Dr. med. Hans Haenel 160, 183
Kochkunst und Ärzte. Von Dr. G. Zehden . . . 598
Krankes Blut. Von Prof. Dr. E. H. Kisch . . . 850
Nervöse Kinder. Von Dr. E. Kobrak 362
Über den Schwindel. Von Prof. Willibald Nagel . . . 478
Das schädliche Sitzen. Von Prof. Dr. E. Grawitz . . . 1084
*Turnen an Bord. Von Kap. z. See a. D. v. Pustau . . . 699
Wunderbare Heilmittel. Von Dr. L. Sofer . . . 230

Naturwissenschaften.

Affenjagden und Affenschlachten. Von C. Hagenbeck . . . 936
*Schutz dem afrikanischen Hochwilde! Von Prof. P. Matschie . . . 458
Alte Geschichten. Phantastische Plauderei von H. Dominik . . . 804
*Astrologischer Aberglauben. Von Prof. Dr. H. J. Klein . . . 566
*Zwei merkwürdige Australier. Von Matschie . . . 877
*Baumschlangen. Von Dr. Fr. Knauer 1000
*Der Bildungswert der Kleinwelt. Von R. H. Francé . . . 579
*Wie wir den „Eros" entdeckten. Von Felix Linke . . . 720
*Der Eukalyptusbaum. Von C. Falkenhorst . . . 1083
Fährtenkunde. Von F. Stowronnek . 1128
*Fischnuren. Von C. Falkenhorst . . 164
Das Frühlingsrätsel. Von Wilhelm Bölsche . . . 338, 418, 519
*Ein Geächteter. Jägerisches von A. Freih. v. Perfall . . . 308
*Der Golfstrom im Lichte der neuesten Forschungen. Von Dr. G. Schott . 679
*Von der Harznutzung. Von M. Hagenau 621
*Aus der Kinderstube des Zoologischen Gartens. Von P. Matschie 979
*Die physische Beschaffenheit der Kometen. Von Prof. Dr. J. Scheiner . . . 1067
Lerchenpoesie. Von C. Schenkling . 284
*Das Meer. Von Ida Boy-Ed . . . 521
*Operationen an Tieren in Zoologischen Gärten. Von Dr. E. Schäff 421
*Berühmte Parfümspender. Von C. Falkenhorst . . . 403
*Die pelagische Tierwelt der Tiefsee. Von Prof. C. Apstein . . . 798
*Wie neue Pflanzensorten entstehen. Von M. Hesdörffer . . . 38
Die Rangordnung in der Tierwelt. Von Dr. Th. Zell . . . 378
*Eine Spechtschmiede. Von J. Olt-Michelstadt . . . 364
*Aus dem Leben der Spinnen. Von M. Hagenau . . . 271
Entwicklung der neueren physikalischen Tiefseeforschung. Von Prof. Dr. Gerhard Schott . . . 226
*Ungeheuer der Urwelt. Von A. Hermann . . . 16

Vermischtes.

Einbruchssicher. Von Hans Joachim 645
Aus der Hexenküche der Elektrizität. Von H. Dominik . . . 295
Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit. *Ein neuer Fernschreiber. Von C. Falkenhorst . . . 104
Gamsbart und Trutzfeder. Von L. v. Hörmann . . . 504
Der Geist in der Technik. Von H. Dominik . . . 935
Die Lehre vom Glück. Von J. A. Lux 1119
Heimatschutz. Von Prof. Dr. Ed. Heyck . 188
Die fleißigen Heinzelmännchen. Von Dr. R. Hennig . . . 1038
Vom Heizwert der Kohlen. Von M. Hagenau . . . 945
Die Kältetechnik im modernen Wirtschaftsleben. Von W. M. Lehnert 92
Sonderbarer Erwerb. Von A. O. Klaußmann . . . 146
Technische Arbeit als Erziehungsmittel. Von Direktor Dr. A. Pabst 35

Blätter und Blüten.

Am Schluß jeder Nummer.

Illustrationen.

Abdul-Hamid . . . 747
Im Adlerhorst. Von Hans Schmidt . 855
Die heiligen Affen in Indien . . . 836
Ein afrikanisches Gigerl . . . 608
Die Schauspielerin Mimi Aguglia . . 987
Alarm. Von Josef v. Brandt . . . 725
Ein albanisches Tantalidengeschlecht 228
Alchimisten-Laboratorium . . . 1049
Altarbild von Konrad von Soest . . 648
Andacht. Von Adolf Bock . . . 417
Angorakatzen. Von Cl. Nielssen . . 729
Anhängsel aus Goldemail . . . 728
Astrologischer Aberglauben . . . 566
„Aufsitzen!" Von W. B. Wollen . . 1057
Einiges Neue über Augengläser . . 319
Vor dem Austriebe. Von Otto Gebler 293
Der Babylonische Turm . . . 155
Bakuliaweiber auf dem Felde . . . 411
Von den Ereignissen im Balkan . . 923
Wie Ballonhüllen behandelt werden . 747
Riesenbambusse in Ostindien . . . 196
Die Banditen. Von J. L. E. Meissonier 427
Von der Jahrhundertfeier in Barmen . 511
Eine originelle Baßgeige . . . 95
Der Baumeister. Von Karl Gustow . 33
Baumschlangen . . . 1000
Das Bayern-Denkmal in Coulmiers 883
Entwürfe zu bayrischen Briefmarken 51
Henri Becquerel † . . . 78
Belladonna. Von E. Gelli . . . 10
Eine schienenlose Bergbahn . . . 74
Bergfahrt in Sachsens „Dolomiten" 89
Berlin. Das Festmahl des Vereins Berliner Buchhändler . . . 1070
Die alte Garnisonkirche . . . 39
Das neue Märkische Museum . . . 53
Pfingsten in Berlin . . . 48
Vom Unglücksfall auf der Hochbahn 88
Vom Bau der neuen Berner Alpenbahn 130
Tüpfel- und Fleckschwanz-Beutelmarder 877
Aus der Biedermeierzeit. Von H. Anker 9
Der Bildungswert der Kleinwelt . 579
Das ovale Billard . . . 27
Bilder aus Birma . . . 110
Bismarck. Zum 10. Todestage. Von H. Anker . . . 653
Büste für die Walhalla . . . 967
Denkmal in Frankfurt a. M. . . . 472
Drei Enkel Bismarcks . . . 665
Blinder Lärm. Von G. Chierici . . 963
Das Blücher-Denkmal in Stolp i. P. 237
Gedenkfeier für Robert Blum . . . 1051
Standbild des letzten Kuhhirten zu Bochum 557
Die Bonningtonfälle in Kanada . . 859
Bilder aus Bosnien und der Herzegowina . . . 1008
Das Bosse-Denkmal in Schreiberhau . 628
Eine kostbare alte Bowle . . . 263
Das Brahms-Denkmal in Wien . . 451
Die Brennpalme . . . 812
Die Brieftaube als Photograph . . 1131
Der Brooklyner Gesangverein „Arion" in Potsdam . . . 647
Max Bruch . . . 50
Prachtexemplar der Familie Bulldogg 392
Frank Kerns dressierte Bulldogge . . 560
Wilhelm Busch † . . . 76
Buschs Beerdigung in Mechtshausen 96
Die Bußprozession von Furnes . . 939
Hinrichtung Caetanos von Ruggiero 1018
Chinesische Gemälde . . . 1111, 1112
Chinesische Kinder beim Blindekuhspiel 768
Christus und die Samariterin. Von Rembrandt . . . 238
Christuskopf. Von Rembrandt . . . 371
Chrysanthemumausstellung in Tokio 1007
Ein neu entdecktes Werk von Correggio 430
Statuen der Könige von Dahome . . 1072
Dämmerstunde. Von Kl. Tschuppik . 289
Von der Hessischen Landesausstellung zu Darmstadt . . . 628
Pascal David mit seiner Familie . . 332
Emmy Destinn . . . 147
Vom „Deutschen Tag" in Amerika 968
Die Diamantfelder bei Lüderitzbucht 828
Dinotheriumskelett . . . 452
Das Lager von Döberitz . . . 756
Quer durch die Dolomiten . . . 593
Brandstätte in Donaueschingen . . . 726
Dorfweddas . . . 281
Der heilige Drache von Babylon . . 767
H. Drachmanns Grab auf Skagen . 195
Joh. Gust. Droysen . . . 582
Ein Duett. Von H. G. Jentzsch . . 307
Dunant-Medaille . . . 410
Ein Jugendbildnis Dürers . . . 351
Ein gestohlener Van Dyck . . . 786
Prof. Dr. Paul Ehrlich . . . 1111
Die Sonderausstellung der „Woche" für „Eigenheime" und Ferienhäuser 547
Eingeschlafen. Von H. Kaulbach . . 589
Der Einsiedler. Von Wilhelm Kuhnert 1117
Elefanten und Kamele als Arbeitstiere . . . 195
Fürstengruft in Emden . . . 1051
Die entscheidende Frage. Von W. F. Yeames . . . 20, 21
Der Grönlandforscher Mylius Erichsen † 726
Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg † 174
Ein ernster Fall. Von H. J. Collier 1023
Ein ernstes Wort. Von Th. Schüz . 851
Wie wir den „Eros" entdeckten . . 720
Der erste Aufstieg. Von R. Arnis . . 45
In Erwartung. Von F. Markham-Skipworth . . . 565

Seite

Ostmorgen 134
Prof. Friedrich v. Esmarch † . . . 219
Geh. Hofrat Prof. Dr. Rudolf Eucken . 1111
Der Eukalyptusbaum 1083
Fabeltier aus Peking 583
Sir John Falstaff. Von Ed. Grützner . 879
Henri Farman 115
Der Aeroplan Farmans 114
Am Fenster. Von R. Collin 797
Fürst Ferdinand I. von Bulgarien und Königin Eleonore 902
Einzug in Sofia 947
Ein neuer Fernschreiber 104
In der Festvorstellung. Von W. M. Bayerne Ker 1107
Feuerzeichen des Preiskongresses . . 882
Fischkuren 164
Auf der Flucht. Von B. F. Gibble . . 367
Flucht vor dem Sturm. Von E. Fondoux 831
Auf Föhr 638
Ludwig Francillon-Kaufmann . . . 350
Zum Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Joseph I. 451, 492, 558, 1037
Franz-Joseph-Münzen 786
Die Frohn † 1091
Die Frauen in der italienischen Renaissance 656, 676
Frauenbildnis. Von R. v. d. Weyden . 371
Auf reiender Beide. Von J. Tupré . 387
Freundliche Bewirtung. Von F. Morgan 544, 545
Friedrich d. Gr. Von Jos. Roos . . . 116
Fredels Geburtshaus 220
Ein Froschlequan 412
Fröhlich auf dem Wege. Von K. Uckermann 553
Aus früheren Tagen. Von O. Freiherr-Lipow 1065
Ein zähmer junger Fuchs 583
Ein Fuchssänger. Von H. Scheidner . 309
„Fuchsriegeln". Von Jos. Schmitzberger 1013
Gallopiren 904
Gangholer. Von F. A. v. Kaulbach . 619
David Garrick. Von J. Young Hunter. 933
Im Gebet. Von H. v. Engelhardt . . 277
Gebetmaschinen 715
Der Gedenktag des Märtyrers. Von A. Viani 1033
In Gefahr. Von W. Gräbhein . . . 397
Gefährliche Situation. Von G. Marx . 541
„Papa Geiz" † 262
Der Gelehrte. Von H. Lindenschmit . 693
Die drei Gelehrten. Von Claus Meyer 161
Gemischte Gesellschaft 668
Geschwister. Von L. Rossi 905
Die Geschwister. Von W. Friedrich . 689
Giebelsturm 707
Goldenes Tor von San Francisco . . 287
Der Goldschatz von Tout-el-Garmous . 175
Gorm vom Golfstrom 680, 681
Görlitz. Einblick der Musikhalle . . 452
Goethe-Büste für Frankfurt a. M. . . 946
Die „Graische Sammlung" 285
Vom Grubenunglück auf Radbod . 1027
Aus der Geschichte der Guillotine . . 871
Günstiger Wind. Von T. Somerscales 817
Gute Unterhaltung. Von Emil Neu 776, 777
Hans Hading 136
„Hagenbeck-Schau" in Berlin . . . 766
Vom Hagenbeckschen Tierpark in Stellingen bei Hamburg 75
Die Moritzburg bei Halle a. S. . . . 351
Denkmal für A. von Haller in Bern . 1028
Ein aufgefundenes Werk von F. Hals . 835
Die japanische Schauspielerin Hanako . 219
In der Hängematte. Von J. Lavery 555
Ernst Herdt 1006
Uebersiedelung eines Harems . . . 948
Gedenktafel für Ch. W. Harnisch . . 924
Von der Herznutzung 621
Das Hasdinger-Denkmal in Klausen 810
Vor der Haustür. Von K. Arnold . 53
Aus der Heidelberger Handschrift . 412
Die Heimarbeitsausstellung in Frankfurt a. M. 402

Seite

Ein heiterer Tag. Von Paul Hey . 467
Des Helden Ehrengeleit Von H. Jacquier 144, 145
Herbstsonne. Von Franz Simm . . 773
Herbstwehen. Von E. J. Gregory . . 889
Eine Herzensfrage. Von F. Soulacroix 993
„Himmelhüpfen" in Indien . . . 607
Verkämpfte Hirsche. Von Fr. Specht . 943
Hirschgeweihleuchter 904
Im Hochgebirge. Von J. Schmitzberger 81
Albert Hossa † 74
Hans Hoffmann 647
Hoffnungslos. Von F. Bramley 400, 401
Auf der Höhe von Dover. Von E. Günter 5
Einweihung der Hohkönigsburg . . 471
Holländische Fischerboote. Von H. W. Mesdag 713
Der Holzknecht und der Tod! Von H. Engl 22
Honigmond. Von L. de Joncières . . 139
Harry Houdini 811
Hermann Huber aus Lörrach . . . 136
Der kleinste Hund der Welt . . . 28
Ein teurer Hund 1071
Der indische Götzenbaum 263
Japanerin, Tauben fütternd . . . 176
Japanische Holzschnitzerei . . . 1052
Jena 571
Die Jubiläumsfeier der Universität 708
Der Schillergarten 134
Neue Jongleurkünste 392
Aus der Jugendzeit. Von M. Westfeld 477
Julitag. Von A. Hengeler 577
Kaffeevisite. Von R. Reinicke . . 131
Vom Besuch des Deutschen Kaiserpaares in Venedig 331
Kamelfleischverkauf in Paris . . . 1091
Arthur Kampf 380
Kanakenreiterin auf Hawai 430
Karikaturen auf große Erfindungen 531
Der Marktbrunnen in Karlsruhe . . 1090
Kartoffelernte. Von Paul Halle . . 861
Kastanienschnitzereien 286
Denkmal für F. G. Keller in Hainichen 988
Das Kiebitznest. Von Josef Schmitzberger 259
Kinderspielzeug aus alter Zeit . . 1040
In der Kinderstube. Von C. Fröschl 153
Professor Dr. Adolf Kirchhoff † . . 237
Aus Klausen in Südtirol 358
Kleidertollheiten 297
Max Klein † 812
Denkmal für Pionier Klinte in Spandau 536
Ein Riesen-Knallbonbon 1132
Photographische Aufnahme des Kometen von 1893 1069
Konchyliensammler. Von F. Werner 673
Der Königsmord zu Lissabon . . . 156
Im Kontor. Von E. van Hove . . . 323
Hugo Kotschenreiter † 372
Edmund Kretschmer † 836
Die Kreuzerhöhung. Von A. van Dyck 94
In Kriegszeit. Von Th. Faed . . . 215
Kritische Lage. Von Ed. Grützner . 507
Kronleuchter im Schlosse zu Frederiksborg 264
Franz Kugler 76
Louis Kühn † 195
Die Kunstkenner. Von Max Gaisser 793
Der Kunstkritiker. Von A. R. Garrido 1097
Labyrinthe 432
Der Anbau der Langkoselhütte . . . 768
Adolf L'Arronge 220
Dr. Emanuel Lasker 836
Oskar Lassar † 50
Das Goethetheater in Lauchstädt . . 512
„Der lebende Kreisel" 1092
Leichenverbrennung in Indien . . 240
Leipzig. Das neue Bach-Denkmal . . 491
Festsitzung des Buchhandlungsgehilfenvereins 902
Das renovierte alte Rathaus . . . 582
Der neue Rathausbrunnen 924
Vom „Tauchschen Jahrmarkt" . . . 884
Walter Leistikow † 586
Professor Dr. Julius Lessing † . . . 285
Der letzte Besuch. Von P. van der Ouderaa 60, 61
Der letzte Freund. Von J. Yates Carrington 121

Seite

Hoch droben am Leuchtturm 26
Der Liebesbrief. Von R. Possin . . 643
Der Liebesbrief. Von E. Scannell . 303
Liebeslied. Von W. v. Czachorski 440, 441
Geh. Medizinalrat Dr. O. Liebreich † 627
Friedrich Liedtke † 287
Generalfeldmarschall v. Loë † 647
Alte Theater in London 255
Löwenbastarde 220
Pauline Lucca † 237
Denkmal des „Heldenmädchens von Bremen" Anna Lühring . . . 412
Lummen auf der Klippe 431
Ein Lump. Von F. Zelezny 432
Die Lusitania im Dock . . . 126, 127
Vom Wasserturnier zu Lyon 667
Madonna von Bellini 988
Malerei aus Flicken 332
Manuel II., König von Portugal . . 156
Das Marionettentheater Münchener Künstler 460
Henri Marteau 94
Wie entsteht die Maske? 185
Massaimütter in Deutsch Ostafrika . 350
Adalbert Matkowsky 1060
Bilder aus Mazedonien 914
Das Meer 521
Der Dom zu Meißen 986
Ein Meistersprung 262
Meisterwerke älterer englischer Kunst 206
Der Menschenaffe Zizi-Bamboula . 1028
Neue Bildnisse von Michelangelo . . 288
Christine Michelsen † 262
„Mit dir spiel ich nicht mehr!" Von H. M. Bennett 497
Dr. J. G. Mönckeberg 329
Mondnacht in den Ruinen von Babylon. Von B. Riviere . 480, 481
Morgengruß. Von A. Echtler . . . 357
Am Morgen nach dem Sturm. Von G. Maroniez 191
Moschee in Konstantinopel. Von R. Ernst 953
Mulay Hafid, Sultan von Marokko . 787
Mumienporträt eines Jünglings . . 668
München. Die neue Anatomie . . . 219
Die Augustiner Klosterkirche . . . 370
Das Oktoberfest 844
Spielerler am neuen Rathaus . . . 311
Nachbarskinder. Von A. Eberle . . 1005
Napoleon in Compiègne 327
Narrentreiben. Von P. C. Chocarne-Moreau 233
Beim Netzflicken auf Rügen. Von R. Possin 253
Beim „Neuen". Von H. Lindenschmit 997
Neugier. Von R. Cogghe 929
Hansi Niese 240
Franzosendenkmal in Noisseville . . 924
Von der Nonnenplage 727
Monumentalbrunnen in Nürnberg . . 1070
Nur wer die Sehnsucht kennt . . . Von B. Ker 15
Etruskische Odyssens-Statuette . . 748
Operationen an Tieren 421
Originelles Fahrzeug a. d. Blauen Nil 1092
Neue ostasiatische Kunstwerke für das Museum für Völkerkunde in Berlin . 1018
Osterbilder aus Palästina 352
Österreichische Jubiläumspostmarken 74
Berühmte Parfümspender 403
Im Pantheon zu Paris 500
Kathleen Parlow 27
Der Unfall des Parseval-Ballons . 860
Patrizierin und Mohr. Von A. van Dyck 1027
Professor Fr. Paulsen † 747
Die pelagische Tierwelt der Tiefsee 798
Persische Straßenärzte 860
Peter. Von E. Cabane 1047
Wie neue Pflanzenorten entstehen . 38
Vom Neujahrszug in Philadelphia . 52
Ein photographischer Scherz . . . 52
Pikör 330
William Pitt der Ältere 986
Ignaz Freiherr von Plener † . . . 194
Neuer Gipsabguß aus Pompeji . . . 566

Seite

Pößneck. Gasthaus „Zum goldenen Löwen" 488
Die Apotheke zum „Goldenen Engel" 489
Aufrührerische Volksmenge in Prag . . 1072
Die Promenade. Von L. Knaus . . 827
Protestmünze aus der Zeit Karls II. von England 310
Die neue Puppe. Von W. R. Symonds 283
Im Banne der Pyramiden 1121
Ein neues Raffael-Porträt 748
Der Rat von Berlin empfängt das Abendmahl zum erstenmal in beiderlei Gestalt. Von Hugo Vogel 529
Rauhschopflilie 903
Beim Reisigsammeln. Von A. Müller-Lingke 171
Ein neuentdeckter Rembrandt . . . 559
Rembrandts Mutter 811
Rettung Schiffbrüchiger mit dem Raketenapparat 134
Rettungsapparat in Seegefahr . . . 881
Riese und Zwerg aus Indien . . . 535
Aus dem Leben eines Riesen 728
Fund eines Riesensauriers in Ostafrika 1071
In der Gefangenschaft ausgebrütete Riesenschlangen 51
Rigbischer Apparat 28
Rodelbahn am Wallberg bei Tegernsee 76
Römische Hausurnen 127
Paula von Rosthorn 392
Ein „Rubens" in Frankfurt a. M. . 155
Auf dem Rückzuge. Von W. B. Wollen 269
Denkmal für Kronprinz Rudolf in Pest 947
Strandbilder von der Insel Rügen . . 687
Die Samaritaner 341
Karte der Sandschakbahn 239
Künstliche Saphire 1132
Pablo de Sarasate† 858
Victorien Sardou 1007
Sassanidische Goldmünzen . . . 1092
Ein preisgekrönter Schafbock 1132
Schäfers Mittagbrot. Von P. Meyerheim 683
Eine Riesenschafherde in Neuseeland . 239
Straßenbild aus Schanghai: Impfkinder 1028
Schattenriß von H. Siweke 330
Brautpaar in Scheeßel 492
Professor Karl Scherres 329
Joseph Schmid 1071
Gustav Schmoller 534
Prinz Emil von Schönaich-Carolath† 429
Dr. Karl Schönherr 1006
Dr. Daniel Gottlieb Moritz Schreber . 892
Franz Schubert. Von O. Nowak . . 599
Nach der Schule. Von F. G. Waldmüller 177
Aus dem Leben des deutschen Schulmeisters in vergangenen Tagen . . 819
Annemarieten Schulten† 94
Hermann Schulze-Delitzsch 740
Karl Schurz' Farm 1131
Schwalbennest über einer Hängelampe 884
Eine schwierige Platte. Von E. Platz 663
Der See-Elefant 698
Junger Seehund 707
Die Seherin von Prevorst. Von G. Max 919
Gabriel von Seidl 1050
Sepp. Von O. Wolff 561
Th. Ritter v. Sickel† 410
Die Sieben Wunder der Welt . . . 85
Siesta. Von O. Cerelman 1087
Siouxindianer-Gruppe 810
Unter der Sonne des Südens. Von E. Tinet 317
Auf sonniger Höhe. Von Th. Kleehaas 201
Sonnige Stunde. Von S. Reide . . 733
Vor dem Spazierritt. Von H. Richir 973
Eine Spechtschmiede 365
Das Speckbacher-Denkmal zu Hall . 647
Spiele aus alter Zeit 957
Spielhahnjagd im bayrischen Moos. Von Joseph Schmitzberger . 807
Im Spielwarendorf 1101
Adolf Spieß 410
Aus dem Leben der Spinnen 271
Ein Staatsgeheimnis. Von J. Pettie 37
Der Stadttrompeter. Von M. Gaisser 457
Denkmal für Johanna Stegen . . . 411
Die Steinklopfer. Von G. Courbet . 225

Das Denkmal für Franz Stelzhamer in Linz a. D. 987
Bändigung eines Stiers 607
Stilles Geständnis. Von L. Alma Tadema 603
Das „Stimmen-Museum" der Großen Oper zu Paris 116
Vom Storchentag in Haslach . . . 238
Der Störenfried. Von W. Schwar . 347
D. F. Strauß 83
William H. Taft 582, 987
Der Takakkawfall in Kanada . . . 688
Die Tan-Kwai-Truppe 28
Der „Tanzbär" in den Brimham Rocks 174
Das tapfere Schneiderlein. Von Ph. Kittler 668
Dr. Siegbert Tarrasch 836
Eine Taubenfarm in Amerika . . . 787
Taucher der Kaiserlichen Werft in Kiel 430
In tausend Ängsten. Von G. Chierici 109
Theodora. Von F. Wobring 181
Tizians Madonna 606
Adalbert von Tobold † 50
Die Tochter des Hauses. Von Ed. Cabane 57
Leo Tolstoj. Von J. J. Repin . . 761
Transport eines zweistöckigen Hauses auf dem Hudson . . . 812
Traubenlese. Von L. Schmutzler . . 841
Im Trauerhause. Von Ed. Kurzbauer 736, 737
Der Traum. Von E. Detaille . 868, 869
Träumerei Von M. Stone . . 695, 696
Der Kaiserpalast zu Trier 779
Triumph. Von A. Roeseler 899
Im Trödelladen. Von Ed. Thiébaut 517
Oberbürgermeister Dr. Tröndlin † . . 511
Trüffelsuchendes Schwein 312
Die Tsetsefliege 459
Tunis einst und jetzt 444
Turnen an Bord 699
Vom XI. Deutschen Turnfest in Frankfurt a. M. 666
Turnierausrüstung 174
Tze-Hsi, Kaiserinwitwe von China † . 1050
Fritz v. Uhde 450
Der größte Uhrzeiger der Welt . . . 707
Ungeheuer der Urwelt 16
Ins Ungewisse. Von V. Alvarez Sala 983
Unterseeversuche vergangener Zeiten 741
Unverbesserlich. Von O. Korokmai 568, 569
K. A. Varnhagen von Ense . . . 882
Vater und Sohn. Von A. Weczerzick 437
Das „Velodrome" 947
Venedig bei Mondschein 95
Vom Wiederaufbau des Campanile in Venedig 904
Venezianisches Glas. Von J. Blanche 245
Verängstigt. Von L. Olivié . . . 753
Vereinsamt. Von G. H. Henshall . 783
Die kleine Verkäuferin. Von N. Sanjom 1127
Verkehrsbilder aus Innerafrika . 372
„Verklärung Christi". Von Raffael . 859
Clara Viebig 197
Eine mechanische Violine 330
Karl v. Voit † 154
In voller Fahrt. Von Ed. Krause Wichmann 633
Eine Vorbedeutung. Von B. Jones 865
Vor dem Waffenstillstande. Von J. Pettie 377
Wagenrennen im Circus Maximus zu Rom. Von C. Ademollo . 616, 617
Richard Wagner-Denkmal in Venedig . 1051
Bei den Wanderlappen in Tromsö 248
Am warmen Ofen. Von Max Arenz 1
Ein Wasserläufer 27
Wegmesser 788
Weihnacht. Von L. Klopsch 1029
Das Weihnachtsgebäck unserer Vorfahren 1079
Das neue Hoftheater in Weimar . . 96
Weißwal 240
E. Werner (Elise Bürstenbinder) . . . 1007
Westfalenhaus am Fernertogel . . 834
Wetterfest. Von W. B. King . . . 909

Wettgesänge der „Druiden" in London 58
Wie die Alten sungen 17
Wien. Huldigung der Bundesfürsten . 45
Huldigung der Schulkinder 49
Bilder vom Huldigungsfestzug . . . 55
Der „Liebe-Augustin-Brunnen" . . 83
Wiener Beethovenhäuser 6
Die Tänzerinnen Geschwister Wiesenthal 28
Wildgänse beim Einfall. Von B. Liljefors 32
Der Geigerkönig August Wilhelmj † . 13
Der Winkeladvokat. Von A. Müller 107
Wintersport auf der Reisalpe . . . 11
Wintervergnügen am Lamsenjoch . . 109
Wissmann-Denkmal bei Weißenbach . 58
Olga Wohlbrück 76
Wo steckt der Fehler? Von C. Green 61
Wrights Aeroplan bei Chicago . . 88
Eduard Zeller † 31
Graf Ferdinand Zeppelin . . . 582, 80
Zeppelins Luftschiff über Zürich . . 62
Das Luftschiff über Straßburg . . 70
Das Wrack des Zeppelinschen Luftschiffes 72
Die Trümmer auf dem Wege nach Eveking 76
Zeppelin-Medaille 94
Der Brand in Zirl 60
Aus der Kinderstube des Zoologischen Gartens 979
Zukunftsträume 91
Künstliche Zwerge der Pflanzenwelt 135
Zwerghunde 688
Zwischen Tod und Leben. Von A. Starling 337

Kunstbeilagen.

Hinter Seite

1. Im Zauberschloß. Von H. Arnold VIII
2. Sonntagmorgen. Von L. H. Becker 28
3. Ein Flötensolo. Von A. Schröder 76
4. Heimkehr vom Markte. Von G. Koch 116
5. Unterm Schleier. Von G. Marx . 156
6. Im Grünen. Von Julius Adam . 196
7. Birkhahnbalz. Von Ch. Drathmann 220
8. Am Brunnen in Genzano. Von C. A. Brendel 240
9. Küchenstück. Von R. B. Willmann 264
10. Der Stammhalter. Von L. A. Tessier 288
11. Unter Blütenbäumen. Von A. Thamm 332
12. Mutter und Kind. Von A. Kampf 372
13. Heimweh. Von Fritz Genutat . . 412
14. Der Durchbruch einer Torpedoflottille. Von H. Bohrdt 452
15. Antreiben zum Viehmarkt. Von G. Koch 492
16. „Und schöne, weiße Wolken zieh'n dahin –". Von S. Hansen . . . 512
17. Die Marktfrau. Von W. Witting 536
18. Im Sonnenschein. Von Emil Rau 560
19. Blumenmarkt am Singel in Amsterdam Von H. Herrmann 584
20. Das rote Tablett. Von H. Wislicenus 608
21. Beim kühlen Trunk. Von Paul Hey 668
22. Alpenrosen. Von A. Müller-Lingke 708
23. Weidegrund. Von J. Wenglein . 748
24. Sommernachmittag am Mügelsee. Von C. A. Brendel 788
25. Cenzi. Von Nikolaus Mathes . . 813
26. Syrakus. Von Hans Busse . . . 837
27. Fischerdorf auf Rügen. Von W. Moras 885
28. Holzsammelnde Kinder. Von H. Salentin 925
29. Die 7. Kompagnie des Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1 am 30. Oktober 1870 bei Le Bourget. Von C. Röchling 969
30. Altdeutsche Bürgerfrau. Von C. v. Gebhardt 1009
31. Auf dem Weihnachtsmarkt. Von F. Sarkina 1028
32. Puppenmahlzeit. Von Max Arenz 1052
33. Wintermorgen. Von Th. Holmboe . 1072
34. Weihnachtszauber. Von Rob. Weise 1092
35. Ratsherr von Brügge. Von Klaus Meyer 1112

An unsere Leser!

Wieder ein Jahr verflossen! Ein Jahr, in dessen vielgestaltigem Laufe die „Gartenlaube“ als ein steter und getreuer Gast allwöchentlich in viel Tausenden und aber Tausenden deutscher Familien erschien! Nun grüßt sie an der Jahreswende ihre Freunde und bietet allen neue Kameradschaft für ein gemeinsames Wandern in die kommende Zeit. Wie in den letztvergangenen 56 Jahren, will sie auch im neuen Jahr als treuer Freund und Berater, als Bringer des Besten, was Dichtung und Kunst schaffen, ihren Lesern zur Seite stehen. Die wichtigen Fragen des öffentlichen Lebens, denen tiefere Bedeutung für große Kreise des deutschen Volkes innewohnt, werden auch künftig in der „Gartenlaube“ von hervorragenden Männern besprochen, und alle neuen Errungenschaften in Kunst, Wissenschaft und Technik sollen in der „Gartenlaube“ ihr Echo finden.

Eine ganz besondere Freude bringen wir unseren Lesern mit der Mitteilung, dass es uns gelungen ist, die jüngste Schöpfung von

W. Heimburg,

den reichbewegten Roman **„Der Stärkere“** für die „Gartenlaube“ zu erwerben. Mit dem Abdruck dieses spannenden Romans eröffnen wir den neuen Jahrgang 1909. Aus dem prächtigen Inhalt wollen wir nichts verraten — die Leser mögen an der Hand der Dichterin selbst Anteil nehmen an dem dramatisch gestalteten Frauenschicksal, das sich in dieser jüngsten Gabe unserer Heimburg entrollt, und das uns die Heldin in vielen schweren seelischen Konflikten zeigt.

Eine stattliche Anzahl weiterer erzählender Beiträge der ersten Romanschriftsteller und Novellisten soll unseren Lesern in dem neuen Jahrgange geboten werden. Wir nennen hier nur

Ida Boy-Ed, Rudolf Herzog, Paul Heyse, Paul Oskar Höcker,

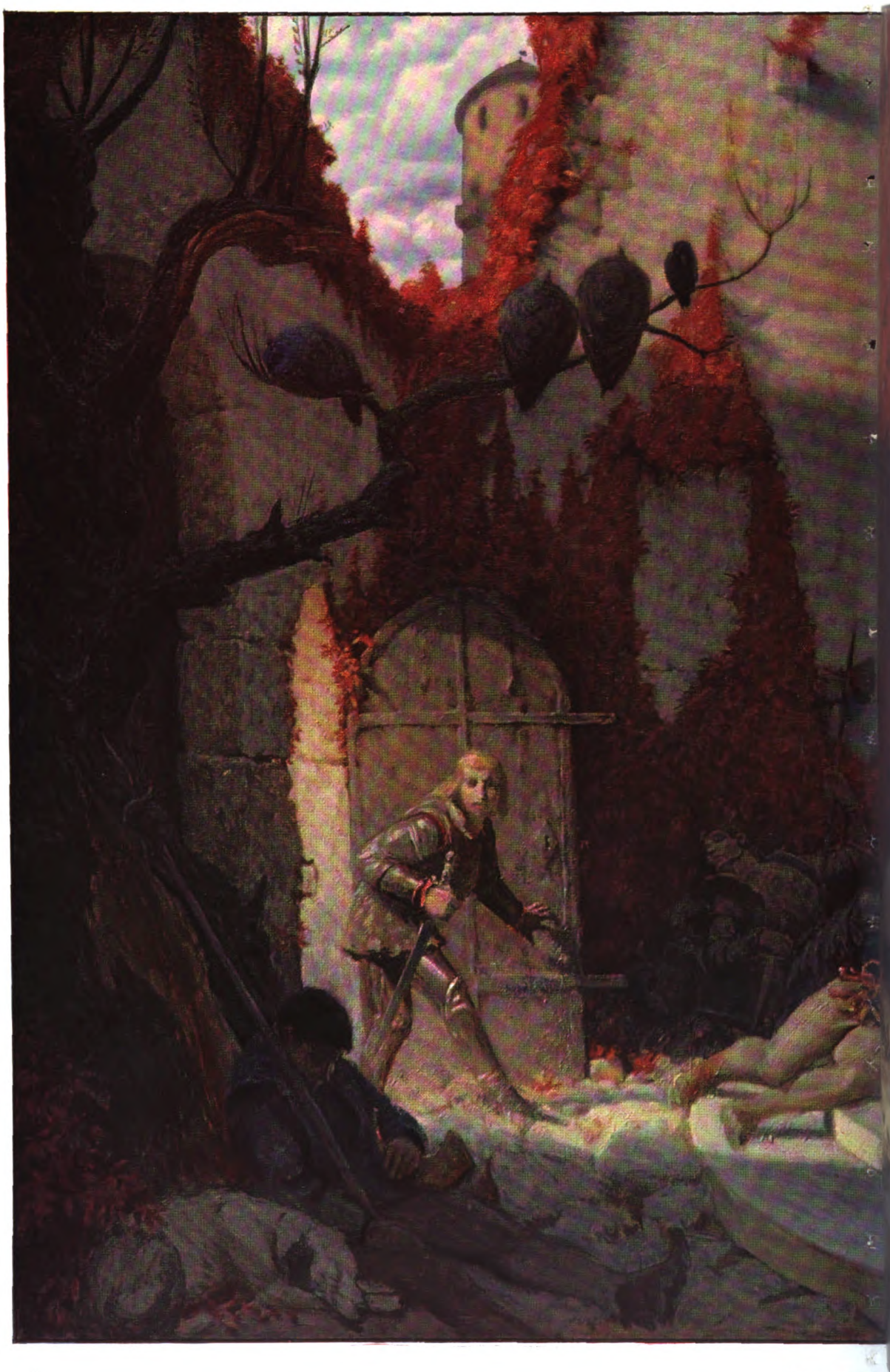
:: Anton von Perfall, Karl Rosner und Luise Westkirch. ::

Daß auch unsere Kunstblätter das Beste bieten, zeigt ein Blick in die reichen Vorräte unserer Mappen.

So treten wir, stattlich gerüstet, in den neuen Jahrgang ein. Mögen unsere Leser recht viel Freude an dem finden, was wir ihnen bieten!

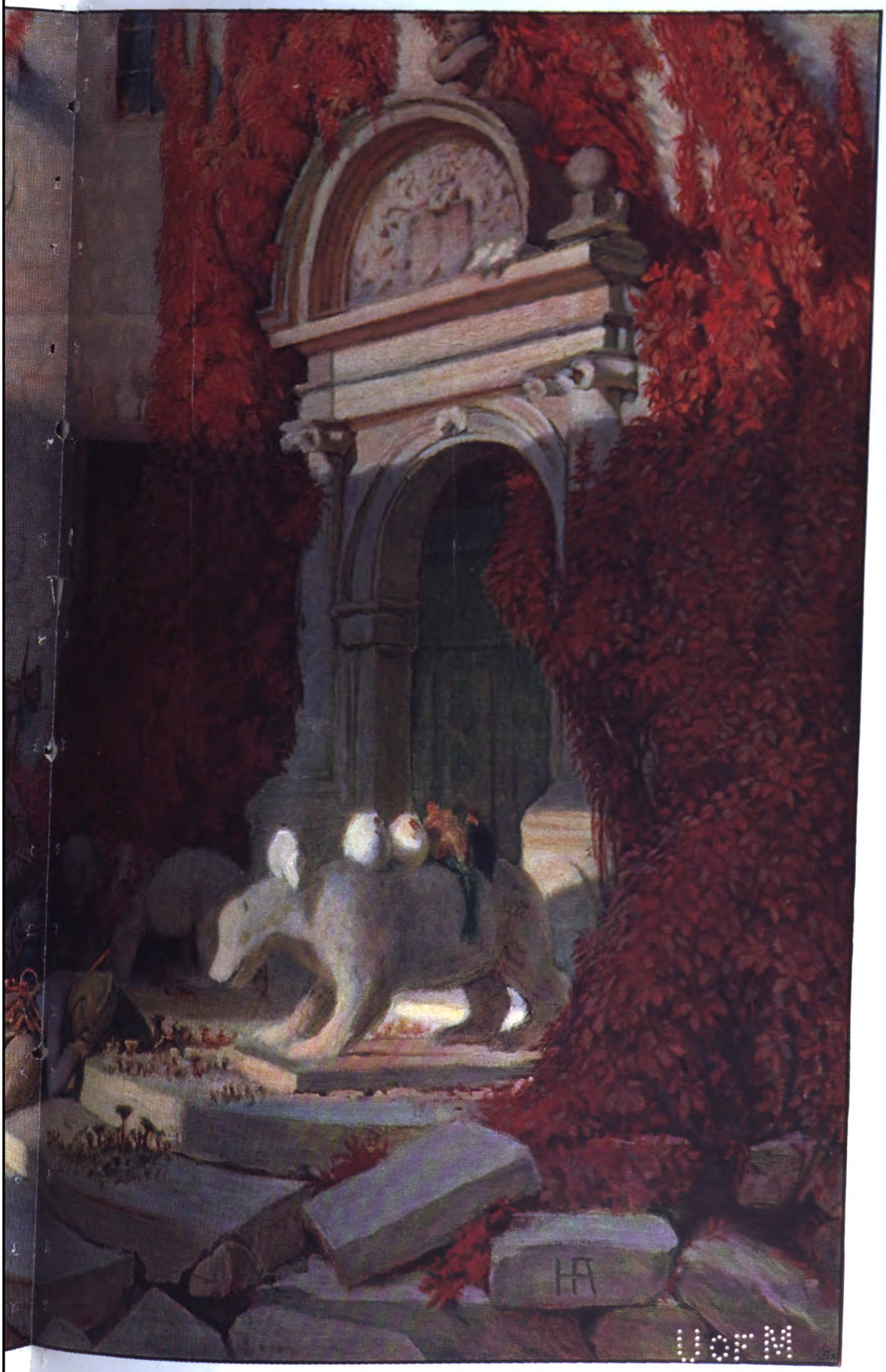
BERLIN und LEIPZIG, Ende Dezember 1908.

Verlag und Redaktion der Gartenlaube.



Im Zau

Gemälde von



uberschloss.
n Herbert Arnold.

In diesem Augenblick trat die junge Frau wieder ins Zimmer und legte einen Brief vor Heinz v. Buchen hin. „Da, Onkel, den stecken Sie, bitte, nachher in den Kasten, Sie kommen ja an der Post vorbei, und nun wollen wir auf eine frohe Reise anstoßen.“

* * *

Heinz empfahl sich so gegen zehn Uhr. Er konnte ein ungemütliches Gefühl nicht loswerden an diesem Abend und billigte das Drängen seiner Freunde zu dieser Reise durchaus nicht — dieses Schwärmen von dem jungen Mädchen. Er hätte blind sein müssen, wenn er nicht gemerkt hätte, was sie bezweckten. Sie meinten es gut, aber in solchen Sachen sollten auch die besten Freunde nicht dreinreden. Seit acht Wochen hörte er Rose Arming immer nur von Ruth Anderhagen reden; „man merkt die Absicht, und man wird verstimmt“, brummte er. Und nun gerade jetzt!

Heute früh hatte er die Verheiratung von Nelda Rothenburg in der Zeitung gelesen, und das hatte alles in ihm wieder aufgewühlt, was schon leise im Einschlummern gewesen war. Eben ein Jahr war es gewesen, als er nach Leipzig reiste, um das Jawort von ihren Eltern zu erbitten mit ihrer heimlichen, leidenschaftlichen Einwilligung, und da war ihm von Herrn Kommerzienrat und Weingroßhändler Rothenburg in Leipzig der Bescheid geworden: gegen seine Persönlichkeit und sonstigen Verhältnisse habe er als Vater durchaus nichts einzuwenden, und da Nelda sein einziges Kind sei, so werde die Zukunft des jungen Paares jedenfalls auch gesichert sein. Aber er, der Herr Kommerzienrat, möge durchaus nicht seine Tochter als Offiziersfrau wissen, wolle nicht, da sie eben seine Einzige sei, daß sie in der ganzen Monarchie umhergeworfen werde, bald hierhin, bald dorthin, er wolle sie in seiner Nähe behalten. Wenn der Herr v. Buchen sich entschließen könnte, in sein Geschäft einzutreten — es werde sich schon eine Stellung finden, die ihm zusage — dann werde er mit Freuden ja sagen, es lasse sich ja dann darüber reden. Ob er für das junge Paar eine neue Villa bauen lasse, oder ob sie mit auf dem Gut wohnen könnten, das, dicht bei Leipzig gelegen, schnell erreichbar sei, und über dessen Ankauf er eben in Unterhandlung stehe, wäre später zu entscheiden.

Heinz v. Buchen war erschrocken und verwirrt gewesen, es war ein großer Zorn in ihm aufgestiegen, er hatte seine hochmütigste Miene aufgesetzt und irgend etwas gestottert von überraschender Wendung und dann gebeten, sich mit Nelda über solche Pläne aussprechen zu dürfen, aber der kleine wohlbeleibte Mann hatte seinen kurzen Zeigefinger vor Heinzens Augen hin und her bewegt und gesagt: „Nelda ist gestern abend mit ihrer Mutter nach der Riviera abgereist, ist völlig einverstanden mit meinen Vorschlägen und läßt Ihnen sagen, sie hoffe, Sie akzeptierten sie und kämen ihr nach, um sie abzuholen. Hier ist übrigens der Brief, Sie werden darin lesen, daß auch für die Trennung von mir und ihrer Mutter unmöglich erscheint. Überlegen Sie, Herr Oberleutnant v. Buchen — nicht übereilt, bitte — langsam und reiflich, und schreiben Sie mir Ihren Entschluß. — Und noch einmal: gegen Ihre Person haben wir gar nichts einzuwenden, durchaus nichts!“

„Wirklich nicht?“ hatte Heinz ironisch gefragt. Aber der kleine, dicke Herr hatte das gar nicht verstanden oder verstehen wollen. Und da hatte Heinz seine Verbeugung gemacht und war auch gegangen.

Weiß Gott, wie lieb er das Mädchen hatte, das er auf dem Manöverball in Thale am Harz kennen lernte, ein schlankes, schönes Geschöpf mit lebensprühenden Braunaugen, in weißem schleppenden Kleide. Sie hatten sich später einverstanden, es sei beiderseits eine Liebe auf den ersten Blick gewesen. Heinz v. Buchen hatte keine Ahnung davon gehabt, daß er nicht nur dem schönsten, sondern auch dem reichsten der vielen hübschen Mädchen seine Huldigungen darbringe, ja, er war fast erschrocken, als er erfuhr, daß sie eine Millionenerbin sei. Und sie hatte ihm seine Bedenken weggeküßt, als sie sich acht Tage später auf dem grünen Waldwege trafen, der nach der Roßtrappe emporführt.

„Was kümmert dich meines Vaters Geld? Das geht dich gar nichts an, Vater tut doch alles, was ich will; mein kleiner Papa sagt zu jedem ‚ja! und Amen!‘ was ich will, und du wirst ihm gefallen, du mußt ihm gefallen! Du, Heinz, sei nicht so ein schwerfälliger, bedenklicher Mensch!“

Trotzdem hatte Heinz doch von Tag zu Tag hinausgeschoben, nach Leipzig zu fahren, um offiziell zu werben um die Tochter, hatte sich begnügt mit ihren lieben, temperamentvollen Briefen, zuweilen zwei und drei Schreiben an einem Tag, und dann endlich nach langen Kämpfen hatte er sich ein Herz gefaßt und ihr geschrieben, daß er kommen werde, war hingefahren und — dies nun der Bescheid! Sie war fortgereist und hatte ihn dem Vater überlassen, der keineswegs ein so gutmütiger Papa zu sein schien, wie sie glaubte.

So stand er nun am Scheidewege! Dort lag der Pfad, der breite, bequeme, der in die Sonne, nach dem Süden an das blaue Meer führte, zu dem heißgeliebten Mädchen, zu dem Reichtum, der alles Köstliche der Welt erschließt, und hier — der graue, einförmige Weg der Pflicht.

Er liebte sie, er konnte sich sein Leben nicht mehr denken ohne das Licht ihrer Augen und das Lachen ihres Mundes. Ja, gab es eigentlich noch ein Überlegen? Und doch — er hatte ein verdammt ungemütliches Gefühl, er sagte auch einmal halblaut vor sich hin auf dem Wege zum Hotel: „Nee! Es ist doch eigentlich toll von dem Alten!“ Und dann war ihm ein heißer Schmerz aufgestiegen über Neldas plötzliche Abreise — das war hinterlistig von ihr! Warum hatte sie ihn nicht benachrichtigt — oder tat sie es gezwungen?

Im Hotel übergab ihm der Portier einen Brief, es waren flüchtige Zeilen von Nelda:

„Verzeih, daß ich auf und davon bin, mein liebster Heinz, — die Eltern wollten es so! Es gab gestern eine große Szene, als ich ihnen sagte, Du würdest kommen und um mich werben; Mutter fiel beinahe in Ohnmacht, sie hält eine Offiziersfrau für das trostloseste und gedrückteste Geschöpf auf der Welt, und ich glaube ja auch, daß es angenehmere Positionen gibt als diese; aber ich wäre mit Freuden in Deine kleine drollige Garnison gekommen, nur Vater will durchaus nichts davon wissen, er erklärt mit einer Bestimmtheit sondergleichen, er wolle keinen Offizier zum Schwiegersohn, und ich bitte Dich nun auch, Heinz, quittiere und komme uns nach, wir feiern dort unten im Süden unsere Verlobung, das wäre sehr schön!

Wir gehen zunächst wegen Mutters Husten nach San Remo, „Grandhotel“, später nach Nizza; zum Karneval mußt Du bestimmt dort sein. Ich werde immer nur denken, daß eine Depesche kommt von Dir, mit dem Bescheid: ‚Bin dann und dann bei Dir!‘ O Gott, Heinz, das wird so schön sein! Und dann muß Mutter noch mit uns nach Paris gehen, und wir kaufen dort meine Toiletten, das Brautkleid, Heinz —

Ach, sei bloß diesmal nicht so schwerlebig und schwarzdenkend, lieber Heinz, wo es sich um Dein und mein Lebensglück handelt. Wenn Du mich liebst, dann tust Du, wie Vater will!

Es küßt Dich in Sehnsucht und Liebe
Deine Nelda.“

Er kannte noch heute jedes Wort auswendig: „Wenn Du mich liebst, dann . . .“ Es war damals doch wieder gleich einem Feuerstrom durch seine Adern geflossen; er war jung, und er liebte das schöne Mädchen leidenschaftlich, es lag alles vor ihm, was es Verlockendes gibt in der Welt — Liebe, Schönheit, Reichtum, Freiheit . . . Aber als er die Adresse des Telegramms schrieb, das ihr ein bedingungsloses „Ja!“ übermitteln sollte, wurde ihm die Feder schwer, es war, als habe etwas seine Hand gepackt und hielte ihn zurück. Er lief unruhig im Zimmer umher, und das dumpfe, unbehagliche Gefühl von vorhin beschlich ihn abermals. Darauf hatte dann

plötzlich das Bild seiner Eltern ihm vor Augen gestanden und ein weiches Heimatweh ihn gepackt. Weil er jetzt, wo Nelda abgereist war mit ihrer Mutter, ohnehin seinen Urlaub nicht hier verleben konnte, so war er schnell entschlossen, nach Wittingen zu fahren, um die Angelegenheit mit seinem Vater zu besprechen.

Er hätte dem Schnellzug Flügel wünschen mögen, um nur erst in die vier Augen zu sehen, die kein Falsch kannten, seine bangen Fragen vor den beiden Herzen auszubreiten, denen er wie keinem andern vertrauen durfte. Je näher er dem Ziele kam, desto schwerer wurde ihm das Herz, und als er in die trauliche Wohnstube getreten war, in der die alten Leutchen bei der Lampe auf dem Sofa saßen, der Vater mit den Patiencekarten, die Mutter lesend und strickend, da sagte er beklommen „Guten Tag!" und unter der Freude der alten Leute ward ihm heiß und kalt.

Er hatte aber noch an demselben Abend seine Sache vorgetragen nach dem einfachen Nachtessen, als die Zeit kam, wo man ihn nach diesem und jenem fragte.

„Vater, ich möchte einmal über eine Angelegenheit mit dir reden — morgen, wenn's dir recht ist?"

„Wenn du etwas zu sagen hast, Junge, dann schieß heute abend schon los, schlafen tun wir doch nicht — wenn wir wissen, du hast etwas auf dem Herzen — nicht wahr, Ernestine? Und eine Gewißheit ist immer besser als eine Ungewißheit, selbst wenn sie schlimm wäre", hatte der alte Herr, zwar beherrscht, aber doch innerlich recht unruhig, gefordert, und da hatte der Sohn angefangen zu erzählen.

Er schilderte Nelda mit glühenden Farben, seine Liebe zu ihr, die glänzenden Verhältnisse, und schließlich erzählte er, welche Bedingungen an das Jawort der Eltern geknüpft seien, und daß er eine Stelle in dem großen Betriebe der Firma werde übernehmen sollen, wahrscheinlicherweise doch wohl als Kompagnon oder als Ökonom auf dem Gute des Schwiegervaters, das man aber möglicherweise als Neldas Mitgift zu betrachten habe.

Der alte Herr hatte längst seine Pfeife beiseite gelegt und saß nun mit einem undurchdringlichen Gesicht da, und die Mutter, die zuerst vor Freude über ein Schwiegertöchterchen erbleicht war, hatte jetzt die Röte der Verlegenheit auf den schmalen Wangen und schaute ängstlich von ihrem Manne auf den Sohn, und umgekehrt, und zu sprechen wagte sie nicht.

Ein langes Schweigen entstand. Endlich hatte sich der alte Herr geräuspert und gefragt: „Hm, ja! Und du hast das in Erwägung gezogen?"

Die kurze Frage war wie ein Stich durch seine Seele gegangen.

„Ja, Vater! Aber ich wollte doch eure Meinung gern . . ."

Der alte Mann aber überhörte dies und hub an mit leiser Stimme zu sprechen. „Du weißt ja wohl," sagte er, „daß alle unsere Vorfahren des Königs Rock getragen haben, daß wir eine alte Soldatengeneration sind; einer focht schon bei Fehrbellin mit, ein anderer unseres Namens fiel bei Kollin, dein Großonkel bei Leipzig. Mein Vater führte Anno siebzig ein Regiment, und ich habe mir vor Paris das Eiserne Kreuz und eine Schulterblessur geholt, und ich darf wohl sagen, alle diese Buchens sind stolz darauf gewesen zu dienen, alle haben wir den Begriff der Pflicht — das mit Gott für König und Vaterland — hochgehalten.

Und alle sind wir arm gewesen und geblieben, nach Geld hat kaum einer gefreit. Und du, einer der letzten des Namens, mein einziger noch, nachdem Mutter und ich deine vier Brüder ins Grab legen mußten, du kommst daher und sprichst davon, daß du mit uns überlegen willst, ob du deine Uniform ausziehen sollst oder nicht? Und um was? Um ein paar schöner Augen, um des Geldes wegen!"

Heinz hatte kein Wort dagegen zu sagen gewußt.

„Ich weiß wohl," fuhr der alte Herr mit leiser Stimme fort, aus der gleichwohl ein tiefes heimliches Grollen klang, „wenn du jetzt schon heiraten willst, mußt du ein Mädchen wählen, das nicht ganz mittellos ist, aber — mein Jun das Gold sollte doch nicht die Hauptrolle spielen!"

Vater, du denkst zu gering von mir! Ich liebe Nel liebte sie, ehe ich von ihrem Reichtum wußte — hatte einwerfen wollen, aber die paar Worte waren ihm in Kehle stecken geblieben, und der alte Herr hatte weiter sprochen: „Nun haben sie, die ihre Tochter zu gut halten die Frau eines Offiziers — nun haben sie dir eine Stellu geboten im Geschäft deines Schwiegervaters oder als Verwal auf seinem Gute, was nichts anderes ist, kurz und gut ein Leben offeriert als Mann deiner Frau.

Schön! Aber denkst du vielleicht, du kannst deinen inner Menschen ausziehen wie deine Uniform? Ich sagte dir sche wir haben Jahrhunderte altes Soldatenblut in den Ader Du wirst nie etwas leisten als Kaufmann oder Gutsbesitze das Talent ‚zu erwerben' liegt uns allen fern und d mein Junge, vor allem — ich kenne dich genau! Alle Achtu vor der Kaufmannschaft, aber du wirst nie ein Kaufmar werden. Oder denkst du, je den sandigen Exerzierplatz ve gessen zu können, die duftige Heide da draußen, die Trompeter signale, die mit dem kühlen Morgenwinde drüber hinwe fliegen? Vergessen, wie dein Pferd unter dir tritt und zitte und du vor der Schwadron dahinfliegst im sausenden Galopp Du wirst immer krank danach bleiben, Heinz, immer, und i einsamen Stunden wirst du heimlich die Ranglisten hervorhole und die Namen der Kameraden aufsuchen, mit denen du jun und froh geritten bist im Bewußtsein, am rechten Platze g standen zu haben.

Und dann bist du unbefriedigt, über dein verfehltes Lebe trägt auch die heißeste Frauenliebe dich nicht hinweg, und — nebenbei, deine Dame liebt dich nicht! Eine Frau, die lieb die sagt: ‚Wo du hingehest, da will ich auch hingehen.'"

„Sie selbst will ja doch — sie beugt sich nur dem Wunsch der Eltern!" hatte Heinz gemurmelt.

„Na schön, mein Junge — dann stelle sie auf die Probe sage ihr: füge dich dem uralten ewigen Gesetz und komme zu mir in mein Leben, in das deinige dir zu folgen, verbieten mir meine Manneswürde, mein Stolz als Offizier. — Mein Junge," schloß der alte Herr, „du hast meinen Rat verlang und meine Ansicht, da hast du beides. Du bist siebenundzwanzig Jahre alt und mußt dein Leben selbst in die Hand nehmen — unsere besten Wünsche werden mit dir sein, so oder so!"

Das war dahin gebraust über Heinz wie ein Strom kalten Wassers. Er hatte dagesessen, den Kopf gesenkt, und gewußt — so mußte Vater sprechen, und so denkst ja auch du im innersten Herzen, kannst nicht anders denken.

Und nun war auch das Mutterchen zu ihm getreten und hatte ihn gestreichelt, ihre Wange an ihn gelehnt und mit tränenerstickter Stimme gesprochen: „Ich glaube, Heinz, mein lieber Junge, ich glaube — sie liebt dich nicht, sie liebt sich mehr. Ach Heinz, ich stürbe, wenn du unglücklich würdest — wir haben dich doch so lieb!"

Da war er aufgesprungen und in die kleine Stube geflüchtet, in die ihn Mutter einlogierte, und dort hatte er bis um Mitternacht gesessen und geschrieben und Geschriebenes wieder zerrissen und war wieder umhergelaufen.

Am andern Tage hatte er dann an Nelda geschrieben, ganz einfach und schlicht: er könne sich nicht entschließen, seinen Beruf zu wechseln, und sie werde das auch gewiß nicht wollen, denn er halte es eines Offiziers für unwürdig, den Dienst zu verlassen aus Gründen, die einer tiefen, innern Nötigung entbehrten. Die Stellung, die er ihr biete, sei ehrenvoll und angesehen, und sie werde gewiß die letzte sein, die einem Schwächling, einem Schwankenden die Hand reichen möchte. Und so vieles noch, sehr vieles — und zwischen den Zeilen hatte seine ganze große, flehende, hoffende Liebe gestanden, deutlich und ergreifend.

Nach acht Tagen unendlichen Hoffens und Bangens war die Antwort gekommen — kein Wort von ihr — die Mutter hatte geschrieben in der Tochter Namen: Nelda habe eingesehen,

Auf der Höhe von Dover.

Gemälde von Erwin Günter.

daß ihre Neigung zu ihm doch nicht so ernst und gefestigt sei, wie er das verlangen könne, und sie gebe ihm somit sein Wort zurück. —

Ja, der Vater hatte recht gehabt, aber Heinz hatte es tiefer getroffen, viel tiefer, als er es je gezeigt. Zu Anfang hatte er noch gehofft, hatte jeden Briefboten mit Herzklopfen erwartet, war in einem förmlich krankhaften Zustande von Unruhe umhergejagt, unfähig zu verstehen, daß sie nicht einmal ein paar Abschiedsworte für ihn hatte, bis von Italien aus ihre Verlobung veröffentlicht wurde mit einem Baron von Saddler, der, ein schon älterer Herr, einen Namen als Sportsmann und erfolgreicher Pferdekenner hatte, von dem aber auch jeder wußte, daß er mit dem eigenen Vermögen fertig geworden sei — sogar Schulden habe. —

Heinz hatte diese Nachricht im Kasino des Regiments gelesen und war wie vernichtet nach Hause gegangen, und dann hatte ihn, den fröhlichen, frischen Menschen, ein Zustand der Depression erfaßt, der seine Freunde aufs äußerste besorgt machte. Er konnte sich bis in den Winter hinein nicht aufraffen, tat den Dienst wie im Schlaf und mied jede Zerstreuung. Dann war es besser geworden, bis heute die Vermählungsanzeige wieder alles in voller Deutlichkeit ihm ins Gedächtnis führte. Aber eben diese Anzeige hatte nun auch endlich den Punkt hinter die Geschichte gesetzt; nun sollte es, mußte es genug sein!

Wie ein günstiger Zufall erschien es ihm jetzt, daß seine Freunde ihn gerade heute mit dieser fremden Hochzeit plagen mußten.

Sie meinten es gut, sie wollten ihn herausreißen, sie waren ja wirklich geduldig und langmütig gewesen mit ihm in diesem letzten Jahre; bei Frau Rose war der einzige Ort, wo er in seinem Gram hatte stundenlang sitzen können, ohne zu sprechen, wo er mitten aus seinem Grübeln aufspringen konnte und hinauseilen auf einsame Spaziergänge, Ritte, ohne irgendwie gefragt zu werden.

Er war unter all diesen Erinnerungen und Erwägungen in seine Wohnung zurückgekehrt; die Lampe brannte, das Feuer im Ofen auch, und auf dem Tische lag die Abendpost, ein großes, weißes Kuvert aus starkem Papier und einige Rechnungen, wie das Neujahr sie mit sich bringt. Heinz hatte keine nennbaren Schulden, er verstand sich einzurichten mit dem, was er an Zulage durch die Güte einer Tante erhielt, der verwitweten Schwester seines Vaters, die völlig allein lebte, eine ganz nette Rente besaß und imstande war, die vom Regiment geforderte Zulage zu leisten; und da er noch des öftern eine Extrasendung von ihr bekam, so war er eigentlich immer in geordneten finanziellen Verhältnissen, um so mehr, als ihn nichts zu irgendwelchen Extravaganzen trieb. Das einzige, worauf er Wert legte, war, daß er zwei anständige Gäule im Stalle hatte, und auch hierzu hatte die Tante geholfen.

Er nahm das starke Kuvert zur Hand und mußte lächeln, als er die gedruckte Hochzeitseinladung entdeckte. Sonderbar! Rose Arming mußte doch auch ohne seine heut erfolgte Zusage sein Erscheinen mit tödlicher Gewißheit erwartet haben. Bei näherem Hinsehen entdeckte er aber noch ein mit Bleifeder geschriebenes „verte!“ am Rande der Karte, und als er sie umwandte, las er:

„Mein sehr verehrter Herr v. Buchen!

Da meine Schwiegermama mich bittet, Ihnen einige Worte zu dem umstehenden, höchst unbescheidenen Ansinnen zu schreiben, die ihre und unsere Freude, Sie bei der Hochzeit zu sehen, ausdrücken sollen, möchte ich noch hinzufügen, daß Sie für mich durchaus kein Unbekannter sind, und daß somit unsere Unverfrorenheit einigermaßen mildernde Umstände erfährt. Erstlich sind Sie der Freund meiner Geschwister, und ich habe als solcher schon viel von Ihnen gehört, und zweitens kennen wir uns schon persönlich.

Erinnern Sie sich noch einer stürmischen Seefahrt von Hamburg nach Helgoland? Wir befanden uns beide als die einzigen Gesunden auf Deck und hatten ein eigenartiges Gespräch miteinander über ‚Die Macht des Willens bei Bekämpfung der Seekrankheit‘. Jedenfalls imponierte mir Ihre Ansicht so sehr, daß ich tatsächlich das Übel bezwang. Zufällig erfuhr ich Ihren Namen, nachdem Sie in Helgoland das Schiff verlassen hatten und ich nach Norderney weiter dampfte, von einem Kellner, der kurz zuvor von Ihrem Regiment entlassen war. Also Sie sehen, Sie geben keinem ganz Unbekannten die Ehre, sein Hochzeitsgast zu sein.

Mit angelegentlichen Empfehlungen von meiner Schwiegermutter und Braut bin ich Ihr ganz ergebener

Lutz Seeheim.“

Heinz Buchen mußte lächeln, so deutlich stand ihm das Bild vor Augen — die bewegte See, das schlingernde Schiff, die elenden Menschen rings umher und der käsebleiche blonde Mann, der wie in einer stillen Wut am Geländer lehnte und in die grünlichen Wogen starrte.

Also, der ist Rosens Bruder? Heinz hatte ihm damals seine Kognakflasche angeboten, und so waren sie in besagtes Gespräch oder vielmehr Geschrei gekommen, denn sie hatten sich die Worte gegenseitig in die Ohren gebrüllt, weil sie vor dem Toben des Sturmes und der See sich nicht verstanden.

An den hatte er allerdings nicht wieder gedacht, jedenfalls sah er ulkig aus dazumal, der jetzige glückliche Bräutigam. Nunmehr nahm diese harmlose Erinnerung der von Frau Rose heraufbeschworenen Situation das Peinliche und Frostige, und als er umgehend eine Zusage schrieb, bemerkte er, daß er sich freue, in der flüchtigen Bekanntschaft der stürmischen Reise Frau Armings Bruder zu entdecken und diese Bekanntschaft zu erneuern, die er seinerseits genau im Gedächtnis behalten habe.

* * *

Heinz fuhr am bestimmten Tage mit den Freunden ab, nachdem Frau Rose ihr Kleines einer Schwester ihres Mannes anvertraut hatte, die opferwillig den Gatten und die Kinder, die bereits aus dem gröbsten herauswaren, verließ.

Nach einer langweiligen Fahrt im Schnellzuge waren sie in Ernstadt angelangt und vom Onkel Forstmeister auf dem Bahnhof abgeholt worden mit dem Schlitten, denn das hübsche Städtchen lag tief im Schnee, wie die ganze Gebirgsgegend. Der alte joviale Herr von ganz ungewöhnlicher Leibesgröße hatte Nichte und Neffen mit dröhnendem Lachen empfangen, wie es sehr große Kinder, gute, harmlose Menschen an sich haben, ohne daß etwas da ist, was zum Lachen reizt.

„Na, da seid ihr ja — nee, so was — so was! Servus, Herr Oberleutnant v. Buchen, Ihr Name ist mir gut bekannt — große Freude! Und die Rose — nee, die Rose! Immer noch nicht gewachsen, Mädel, immer noch wie ein Schmaltierchen? Na, und wird sich die Tante freuen, Mädel! Aber nu man 'rin in den Schlitten, das Gepäck besorgt Friedrich schon.“

Sie waren durch die stillen, verschneiten Straßen geklingelt zum oberen Markt hinauf, wo die stattliche Forstmeisterei lag. In dem großen Flur, in dem ein mächtiger amerikanischer Ofen behagliche Wärme verbreitete, stand Tante Röschen, von der Frau Rose ihren Namen hatte, und begrüßte die Gäste mit feiner, wohltuender Herzlichkeit: „Nicht zu sagen wie nett von Ihnen, Herr v. Buchen, daß Sie mitgekommen sind zur Hochzeit unseres Pflegekindes, dafür sollen Sie aber auch der Löwe des Festes sein. Wir haben, glaube ich, seit Ewigkeit in Ernstadt keine Ulanenuniform gesehen. — Und nun schnell zum Essen, die Sachen in die Logierstuben, bitte, oben. Rose — du weißt ja — nachher ins Eßzimmer.“

Unsäglich gemütlich war das einfache, aber vorzüglich bereitete Mittagsessen verlaufen in der mit Geweihen geschmückten großen Stube, und dann hatte die Hausfrau ihre Gäste wieder hinausgetrieben.

„Ihr müßt Besuch machen bei den Anderhagen zwischen fünf und sechs Uhr — so ist's hier Sitte. Polterabend gibt's nicht, den hat sich Lutz verbeten, der schimpft so schon auf die Feierlichkeit, was ich sehr unvernünftig finde; man will doch nicht so ohne Sang und Klang von seinen Mädchentagen scheiden — gelt, Rose? Wie schön war deine Hochzeit!“

Und dann hielt abermals der Schlitten vor der Haustür, und die drei fuhren unter lustigem Schellengeklingel vom Markte der Oberstadt die sparsam beleuchteten Straßen hinunter durch Gassen mit Häusern, die zierliche Giebel mit Erkerfenstern, hinter deren Fenstern rötliches Licht schimmerte, am unbewohnten fürstlichen Schloß vorüber, an dem Anger, wo die Geschäftshäuser des Städtchens lagen mit den neuen Verkaufsläden. Dann kamen vor dem alten gotischen Tore ein paar Villenstraßen, und endlich bog der Schlitten in ein weit geöffnetes Parktor. Eine kurze Allee mächtiger Bäume hob sich von den verschneiten Rasenflächen ab, und im Hintergrunde sahen sie ein zweistöckiges großes Haus, dessen Fensterläden sämtlich erleuchtet waren.

In dem großen, mit Teppichen versehenen Flur empfing sie ein nettes Stubenmädchen und geleitete sie in ein sehr großes, saalartiges, reich, aber altmodisch ausgestattetes Gemach, in dem ihnen Frau Anderhagen, eine sehr stattliche Dame mit grauem Haar und regelmäßigem Gesicht, entgegenkam, der man kaum die Fünfzigerin ansah, wohl aber die frühere Schönheit.

Sie war sehr freundlich, besonders den neuen Verwandten gegenüber, schien aber ungemein darauf bedacht, ihrer Würde nichts zu vergeben. Man setzte sich und plauderte ein wenig, dann erschien das Brautpaar. Rose fiel ihrer künftigen Schwägerin, die wirklich ein reizendes Mädchen war, um den Hals, die Herren erneuten die Bekanntschaft vom Dampfschiff, dann sagte Rose: „Kommt denn Ruth nicht zum Vorschein?"

„Nein, Ruth müsse man entschuldigen, sie sei mit ihrer Freundin Eddie nach dem Kasino gegangen, um die Tischordnung für das morgende Fest zu machen. Das Brautpaar wurde inzwischen wieder abgerufen, da neue Polterabendgeschenke eingetroffen waren; Lutz Seeheim drückte Heinz v. Buchen lachend die Hand und eilte seiner Braut nach, und die Frau Anderhagen unruhig nach der Tür lauschte, wandte sich Rose, in der richtigen Erkenntnis, daß am Tage vor solchem Fest jede Minute der Hausfrau kostbar sei.

„Zu dumm, daß Ruth nicht da war", sagte Rose im Schlitten, als man wieder dem Parktor zufuhr.

„Bewohnt Frau Anderhagen das Grundstück allein?" fragte Heinz v. Buchen.

Arming nickte. „Karlchen Schreiber hätte noch vollauf Platz darin gehabt mit den Seinigen in der großen, alten Bude, aber in England hat jede Familie ihr besonderes Haus, und da müsse er es auch haben, behauptete er und baute sich eins nach englischem Muster. Was willst du, Heinz — nicht nach seinem Geschmack, die Leutchen können's ja!"

Man kam, da der Kutscher noch einen Umweg machte, am Kasino vorbei, und just, als man an diesem vorüberfuhr, trat aus dem Portal eine schlanke Mädchengestalt und ging mit elastischen Schritten den Fußsteig entlang in der Richtung, woher der Schlitten eben gekommen war.

„Das ist doch Ruth?" meinte Arming ein wenig im Zweifel.

„Wo? Wo?" rief aufgeregt Frau Rose. Aber man war schon zu weit, und außerdem, es hätte wirklich keinen Zweck gehabt, hinter ihr drein zu fahren, um ihr bei Schneelicht und Schlittenlaterne den Tischnachbarn zu präsentieren, wie Heinz v. Buchen meinte. Und so fuhr man denn heim, packte die Polterabendgeschenke aus, befestigte die Visitenkarten daran und schickte sie unter hunderttausend Ermahnungen, um Gottes willen nichts fallen zu lassen, nach dem Hochzeitshause.

Als man sich abends nicht allzuspät trennte in der gemütlichen Wohnstube der alten Forstmeistersleute und Frau Rose im Schlafzimmer ihren Hochzeitsstaat aus den Koffern nahm, um ihn vorsorglich aufzuhängen, sagte sie zu ihrem Manne: „Weißt du, Fritz, der erste Eindruck bleibt immer entscheidend, und es ist zu schade, daß Onkel Buchen die Ruth erst morgen en grande tenue sehen soll; Gesellschaftskleider kleidet sie nicht — das weiß ich genau."

„Herrgott!" brummte der müde Rittmeister aus seinen Kissen hervor, „um ihre Schönheit nimmt die Ruth überhaupt keiner; wer sie nimmt, der nimmt sie, weil sie ein famoses Frauenzimmer ist, und das ist besser als Schönheit; und nun mache ein bißchen zu, daß Ruhe wird, ich bin todmüde, und morgen wird ein anstrengender Tag. — Übrigens, du hattest auch grad nicht deinen beau jour, als ich dich zum erstenmal sah."

Rose lachte hell auf. „Ja, allerdings — wenn eine plattlängs auf der Schlittschuhbahn liegt, mit dem Gesicht dem Eise zugewendet, dann freilich — —"

„Na, siehst du? Und ich hatte mich doch gleich vergafft in dein zerschundenes, klägliches, dummes Frätzchen, als ich dich aufgekriegt hatte und dich in der Nähe besah, wer du eigentlich seist?"

Rose sagte nichts mehr als: „Ja! Aber du und ich — das war doch was anderes, das — na, wir müssen abwarten."

„Einen guten Rat will ich dir aber noch geben," schloß er gähnend, „sei nicht zu siegesgewiß; ich fürchte, Ruth kommt so leicht nicht los von dem Mißtrauen, das ihr die erste Enttäuschung hinterlassen hat. Sie hält, fürchte ich, jeden Mann, der sich ihr nähert, für einen Mitgiftjäger."

„Da habe ich schon vorgebeugt", antwortete Frau Rose.

„So? Wie denn?" forschte Arming, der sich ermunterte.

„Nun, ich habe doch, als ich Ruth zuletzt schrieb, von Buchen als Hochzeitsgast eine Beschreibung geliefert, und im Laufe dieses Artikels habe ich gesagt, er habe einer Dame, für die er sich einmal glühend begeisterte, einen Korb gegeben, weil sie verlangte, er solle seinen Dienst ihrethalben quittieren, ihre Millionen hätten ihn absolut nicht gerührt, er sei eine fabelhaft vornehme Natur."

Arming lachte. „Einen Korb gegeben — ha! ha!"

„Ja! Es ist doch die Wahrheit!" schloß sie.

„Ja, ja! Ich staune dich an, du bist eine Diplomatin, kleine Frau!"

Sie war ihrer Sache anscheinend sehr sicher.

* * *

Die Trauung war vorüber, man saß zu etwa sechzig Personen beim Diner im großen Kasinosaal, der verschwenderisch mit Orangerien geschmückt war und in blendendem Lichte erstrahlte. Eben war Ponche romain gereicht worden, irgend jemand von der großen Tafelrunde hatte eine Rede gehalten, und die Musik spielte nun den Brautchor aus „Lohengrin".

Heinz v. Buchen saß mit Ruth unter dem Völkchen der Brautjungfern und Brautführer, die überaus lustig waren. Die jungen Mädchen, Freundinnen der Braut, sämtlich in Blau gekleidet mit Rosen im Haar, ausgenommen Ruth, die ganz in Weiß war und keinen anderen Schmuck trug als einen kleinen Halbmond aus Brillanten im Haar.

Heinz war, wenn auch nicht als ihr Brautführer, so doch als zweiter Tischnachbar, an ihre Seite gesetzt und unterhielt sich mit ihr über Musik, Reisen, neue Forschungen usw., wie man so spricht, wenn man aneinander gekettet ist für die Dauer eines großen Diners; aber er sprach, als wäre er allein mit ihr auf einer einsamen Insel, so weltverloren und vergessen, und seine Augen fanden nicht fort von dem schmalen blassen Mädchenantlitz. Als er vor anderthalb Stunden Ruth Anderhagen vorgestellt wurde, war er fast erschrocken — so farb- und reizlos hatte er sie sich nicht vorgestellt; und jetzt, beim Plaudern — sie sprach mit einer ruhigen, klaren Stimme und sah ihn dabei aus großen grauen, schönen Augen an, die unter langen, seidigen Wimpern hervorschauten — begriff er nicht mehr, wie er vorhin so hatte urteilen können.

Sie war mit ihren auffallend schönen Schwestern allerdings nicht zu vergleichen; sonderbar schlicht und ernst wirkte sie gegen die stolze, leuchtend blonde Schönheit der jungen Frau Schreiber, gegen die brünette, fast spanische Lieblichkeit der Neuvermählten da drüben — und dennoch, sie war eine Erscheinung, von der jeder Mann, jeder Kenner sagen mußte: Das ist eine vornehme Frau, das ist eine vollendete Dame!

Heinz v. Buchen sah und sprach und hörte zu und vergaß seine andere Nachbarin, eine junge Frau Doktor, vergaß fast aufzustehen, als man das junge Paar abermals hochleben ließ. Als die Tafel zu Ende war und er im Kaffeezimmer neben Frau Rose saß, fragte sie übermütig: „Na, Onkel Buchen, wie amüsieren Sie sich denn?"

„Gut!" antwortete er kurz.

„Und warum sagen Sie mir nichts über meine Freundin?" forderte Rose ihn heraus, „daß sie lieb ist, daß Sie sie sehr nett finden?"

„Sie ist eine liebenswürdige Dame", gab er ausweichend zu.

„Nun, das könnten Sie von ihrer Mutter, der Frau Anderhagen, am Ende auch behaupten", grollte Rose.

„Ja, aber liebe Freundin, was wollen Sie denn eigentlich?" fragte er, sich stellend, als verstände er sie nicht.

„Na, dann entschuldigen Sie nur, Onkel Buchen; wenn Sie mich nicht verstehen wollen — auch gut!"

„Was soll ich denn tun, Frau Rose?"

„Das müssen Sie wissen!"

Er zuckte die Schultern und schwieg. Nach einer Weile fragte er: „Und warum denn ich?"

„Wollen Sie lieber, daß ein anderer diese Perle fischt, Sie alter Pedant?"

„Ich könnte es ja nicht ändern, Frau Rose, denn wie dürfte ich es wohl wagen, mein wundes Herz auf den Präsentierteller zu legen und zu fragen: Ruth Anderhagen, magst du das noch?"

„Ihr Herze ist gar nicht mehr wund, mein Bester, Sie bilden sich das nur noch ein."

„Es schmerzt aber doch noch, ich fühle es", beharrte er.

„Ach was, das sind ja Einbildungen, Narbenschmerzen, wie der Doktor sagen würde. Und wissen Sie denn, ob Ruths Herz nicht eben auch eine kleine Narbe aufzuweisen hat? Denken Sie denn, ein solches Prachtmädel kommt heil davon aus seiner grünen Jugend und findet auf den ersten Anhieb gleich die große, die — na, eben die Liebe, Onkel Buchen?"

Er saß plötzlich mit gerunzelter Stirn. „Wissen Sie etwas von einer Herzensaffäre des Fräulein Ruth?" fragte er.

„Nein — ich? Nichts Näheres — oder doch — aber interessiert Sie denn die Sache, Onkel Buchen?"

Und als er schwieg, fuhr sie fort: „Es wird niemand, der so einzig ist wie sie, sechsundzwanzig Jahre alt ohne ein Erlebnis, und auch Ruth ist's so gegangen. Sie hatte einmal einen Mann gern, und eines Tages sagte man ihr, daß nicht sie, sondern ihr Geld gemeint sei — das genügte."

„Also das? Und die Verlobung wurde aufgelöst?"

„Es ist zu einer Verlobung erst gar nicht gekommen, nicht mal zu einer Erklärung. Er ist eben um sie herumgeschwänzelt und hat sich ganz und gar als einen Mann aufgespielt, der Ideale hat. Sie, die Neunzehnjährige damals, hat's geglaubt, bis Karlchen Schreiber kam und ihr erzählte, daß der Ideale auf einem Auskunftsbureau gewesen sei — ihrer Verhältnisse wegen. Na, den Schluß können Sie sich denken, Onkel Buchen. Sie ist dann ein bißchen magerer und sehr ernst geworden, heute aber liegt das meilenweit hinter ihr. —

So!" rief sie und sprang auf, da eben die ersten Klänge eines Walzers durch die Saaltür drangen, „den habe ich mir von meinem Manne ausgebeten!"

Sie glitt davon in ihrer weißen, mit Gold verzierten Atlasrobe, ihrem ehemaligen Brautgewande, und Heinz folgte ihr. Die Mütter hatten sich bereits auf dem Podium eingefunden, und im Saal drehten sich die Paare.

Heinz suchte Ruth mit den Augen; sie war mitten zwischen den anderen und drehte ein winziges Bürschchen im weißen Matrosenanzug, ihren kleinen Neffen, herum nach dem Klange des Walzers; sie hatte gerötete Wangen, und ihr Mund lächelte.

Heinz bahnte sich den Weg zu ihr und behauptete, mehr Recht auf sie zu haben als der Dreijährige, aber der verteidigte seine Dame mit furchtbarem Geschrei. Endlich sah sie aber die englische Kinderwärterin an der Saaltüre, die das ältere Schwesterchen des Kleinen an der Hand führte, und der übergab sie das Bürschchen.

Nun glitten auch sie im Walzertakt dahin.

Der Forstmeister trat an Ruth heran und streichelte ihr die Wangen, als sie pausierten. „'s gibt Neuschnee, Kindchen. Morgen fahren wir Schlitten; Herr v. Buchen, sichern Sie sich Ihre Dame beizeiten", forderte er ihn auf. „Ich lasse heizen im Jagdhaus Rotenbuch."

Heinz fragte Ruth, ob sie ihm die Ehre geben wolle, obgleich er wenig Hoffnung hatte, da er nicht ihr Brautführer gewesen war; aber sie bejahte sofort.

„Und nun sollten Sie einmal mit Siddie tanzen", setzte sie hinzu, „und mit den andern Damen; ich will mich einen Augenblick meiner Mutter widmen, sie scheint furchtbar traurig zu sein — sehen Sie doch!"

Heinz folgte Ruth mit den Augen, sie saß dann freundlich sprechend neben der alten Dame, die verweinte Augen hatte, denn die junge Frau war eben mit dem Gatten im vierspännigen Landauer abgefahren, zunächst nach Ilsterode, dem Gute der Seeheims, um von dort in einigen Tagen nach dem Süden zu reisen. Die vier Pferde waren zu Ehren des außergewöhnlichen Schneefalles vorgelegt, denn im Schlitten wollte Seeheim die zarte Frau nicht drei Stunden weit fahren lassen.

Heinz tanzte seine Pflichttänze ab mit Frau Siddie und den Brautjungfern, und zuletzt kam er auch zu Rose.

„Ich schenke es Ihnen," sagte sie ernsthaft, „setzen Sie sich lieber an Mutter Anderhagens grüne Seite und bezaubern Sie sie — die Zeit ist kurz, und in drei Tagen müssen wir heim."

„Ich will aber nicht auf einen Tanz mit Ihnen verzichten", sagte er und legte den Arm um ihre Hüfte, sie in den Walzer ziehend.

Beim Tanzen fragte Rose ihn: „Hat sie nicht wunderbare Augen, Onkel Buchen?"

„Ja!" sagte er warm.

„Welche Farbe haben sie?"

„Ich weiß es nicht, nur daß sie schön und gut und klar sind, Frau Rose."

„Ja, das sind sie! Ach, Onkel Buchen, ich hab' euch beide so gern — wie schön könnt' es werden!"

Er aber tat, als habe er nichts gehört, führte seine Dame auf den Platz und verließ sie dann, um Frau Anderhagen zu bitten, bei der morgenden Schlittenpartie Ruths Partner sein zu dürfen.

Er stand noch vor der schönen alten Dame, als Frau Siddie Schreiber herzutrat. Die stolze Erscheinung in nilgrünem schweren Brokat hörte, wie Frau Anderhagen die gewünschte Erlaubnis gab, und fragte: „Die Fahrt hat gewiß der Forstmeister von Usselfelde angeregt?"

„Ganz recht, meine gnädige Frau," antwortete Heinz „Sie werden doch sicher mit von der Partie sein?"

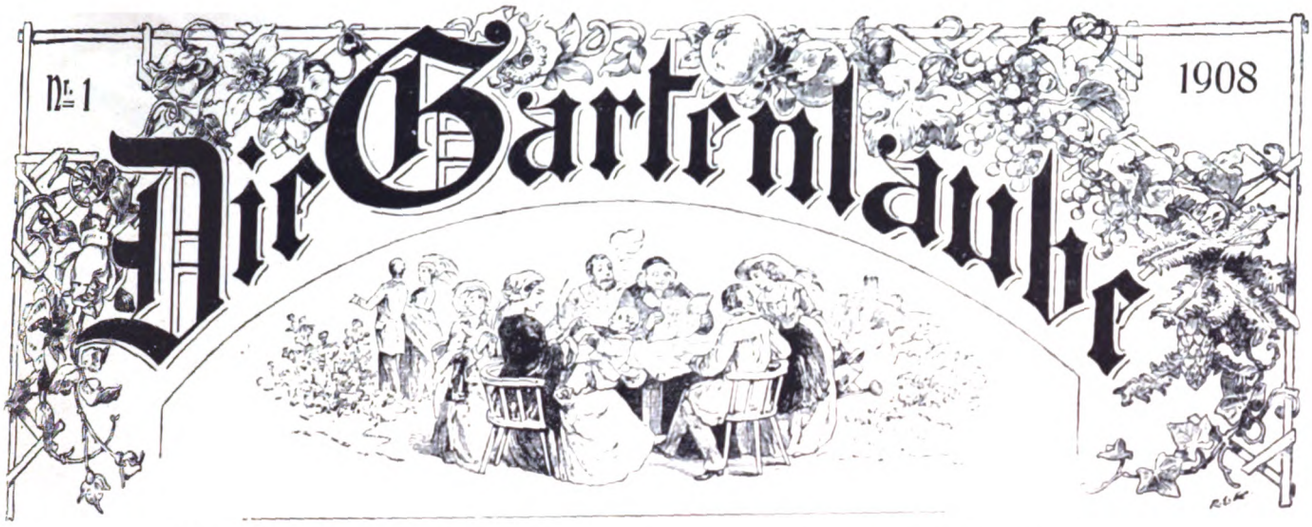
Sie schüttelte den blonden Kopf und sagte ebenso gemessen: „Charlie würde es mir nicht erlauben, ich bin etwas anfällig mit den Bronchien, wir alle sind es, Ruth auch — nicht, Mutter?"

Die alte Dame lächelte, während Ruth mit einer kleinen Falte zwischen den Brauen dastand.

Frau Anderhagen aber sagte jetzt: „Wir werden natürlich abwarten müssen, wie das Wetter sich gestaltet, Herr v. Buchen; bei scharfem Winde würde ich Ruth von der Partie abraten müssen."

Er verbeugte sich und suchte Frau Rose wieder auf, ohne von dieser letzten kleinen Episode zu reden, die ihm zu denken gab.

(Fortsetzung folgt.)



Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Über steinige Wege.

Roman von W. Heimburg.

Sie hatten eben fertig gespeist, die drei, der Rittmeister Arming mit seiner hübschen jungen Frau und der Freund der beiden, der Oberleutnant Heinz v. Buchen, der Bursche war mit den Tellern verschwunden, und Frau Rose stellte eigenhändig eine Schale mit Äpfeln, Nüssen und Pfefferkuchen auf den Tisch und sagte: „Ich denke, wir essen unser Dessert hier, nicht, Onkel Buchen? Im Salon ist's kalt, auch schläft nebenan der Kleine, der würde möglicherweise munter, und ich kann dann die halbe Nacht am Bettchen sitzen, um ihn wieder einzuschläfern — und außerdem ist's hier im Eßzimmer

Am warmen Ofen.

Gemälde von Max Arenz.

gemütlicher, die Vorhänge sind bereits gründlich eingequalmt von meinem Herrn und Gebieter, und . . ."

„Und kurz und gut, wir bleiben hier," fiel der Gatte ihr ins Wort, „wir tun alles, was du willst, aber nur unter einer Bedingung — gib uns Punsch! Bei zehn Grad Kälte an einem sechsten Januar kann man das verlangen, nicht, Buchen?"

„Ist heute der sechste Januar?" fragte der Oberleutnant Buchen, der wie aus einem Traume auffuhr.

„Ausgerechnet, den ganzen Tag!" rief Arming von der Tür her, die in sein Zimmer führte, aus dem er Zigaretten holen wollte.

„Ist es ein wichtiger Tag für Sie, Onkel Buchen?" erkundigte sich die junge Frau.

Er schüttelte abweisend den Kopf. „Nein, nein, Frau Rose, es war nur so ein Gedanke."

„Sie sind ein wunderlicher Heiliger geworden, Heinz Buchen," sagte kopfschüttelnd die junge Frau, „aber heute kommen Sie nicht aus der Tür, ohne einen entscheidenden Entschluß gefaßt zu haben. Meine Tante kann doch eine bestimmte Antwort verlangen, ob Sie nämlich uns begleiten werden oder nicht? Und mein Bruder, der Bräutigam, am Ende auch, am allermeisten aber die Brautmutter, nicht wahr? Gelt, ich darf doch schreiben, daß Sie uns begleiten?"

„Natürlich kommt er mit," stimmte Arming bei, der eben mit den Zigaretten zurückkehrte, und setzte sich behaglich in einen Fauteuil, „morgen geht er und holt sich acht Tage Urlaub. Du, Heinz, es ist tatsächlich nett im forstmeisterlichen Hause, ein paar alte, prächtige Menschen sind's!"

„Das glaube ich," murmelte Heinz „und zu deinem Onkel und deiner Tante, lieber Arming, würde ich gern einmal mitfahren, aber die Hochzeitsmutter nebst Brautpaar usw. kenne ich ja absolut nicht, und — nimm's nicht übel — ich denke mir, sie werden sich verteufelt wenig aus mir machen."

„Aber da tun Sie meinem Bruder unrecht, und dann — die Ruth ist meine beste Freundin", schmollte Rose.

„Das letztere ist ja ein sehr triftiger Grund," meinte Heinz ironisch und setzte sich wie hilflos in den Stuhl zurück, „aber auch Fräulein Ruth, denke ich mir, wird genug mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt sein als glückliche Braut und mich nicht vermissen, um so weniger, als sie keine Ahnung von meiner Existenz hat."

Frau Rose lachte. „Ruth heiratet ja nicht — die Erie, die jüngste, ist diejenige, welche — Und nicht wahr, Schatz," wandte sie sich an den Rittmeister, der sich am singenden Wasserkessel zu schaffen machte, „Ruth ist eine Seele von einem Menschen?"

„Ein famoses Mädel ist sie", pflichtete er bei.

„Ach, Kinder," sagte Heinz Buchen verstimmt, „gebt euch keine Mühe, ich weiß schon, was ihr wollt."

„Nun sei gefälligst kein Frosch, sondern komme mit; es verpflichtet dich ja zu nichts, und uns tust du einen Gefallen, erfüllst Rose einen glühenden Wunsch und kommst mal unter andere Menschen", redete der Freund zu.

„Onkel Buchen", bat die reizende Frau herzlich und hielt ihm die Hand über den Tisch hin.

„Sie wissen, Frau Rose," sagte der junge Offizier, mühsam scherzend, „Ihr Wunsch ist mir Befehl."

„Ja? Sehen Sie, das ist nett von Ihnen", rief Rose und drückte dem Freunde lebhaft die zögernd dargereichte Hand. „Nun entschuldigen Sie mich einen Moment, ich will gleich an Tante schreiben — gelt, wir reisen doch zusammen, Onkel Buchen? Und Sie sollen sehen, es wird Ihnen gefallen; das ganze kleine Nest liegt so entzückend, und die Hochzeit wird sicher famos; Herrgott, ich freue mich so!"

Sie verschwand hinter der Portiere des Salons; man hörte sie gleich darauf sich an ihrem Schreibtisch beschäftigen.

Onkel Buchen — er führte diesen Titel, seitdem er bei dem Armingschen Töchterchen Pate gestanden — saß nachdenklich mit vorgebeugtem Oberkörper; Arming beobachtete ihn stillschweigend.

„Na, Heinz, nur den Kopf hoch, so kann's doch nicht weitergehen mit dir! Nun wirf endlich mal den ganzen Kram über Bord, muß sich doch selbst ein Witwer trösten! Und du, mit deiner totgeborenen Verlobung solltest das nicht können? Mußt doch eigentlich froh sein, daß die Geschichte . . ."

„Herrgott, Fritz, du kannst mir nichts anderes sagen als das, was ich mir täglich und stündlich selber sage! Aber siehst du, der eine wird mit so was sehr rasch fertig, der andere klaubt jahrelang daran herum, der dritte sein ganzes Leben; das ist Charaktersache. Mir macht's wahrhaftig selbst keinen Spaß, so vor den Kopf geschlagen herumzulaufen."

„Na, nimm's nicht übel, Heinz", lenkte der Rittmeister ein.

„O Gott, gewiß nicht! Ihr meint's ja so gut, Fritz, und nun laß es genug sein mit dem Tröstenwollen. — Ich fahre also mit euch, und wenn's dir recht ist, erzähle mir etwas von den Leuten, die da Hochzeit machen, ich weiß ja faktisch nichts von ihnen, ausgenommen das, daß dein Schwager der glückliche Bräutigam ist."

„Schön! Sofort, Heinz! Nur den Punsch laß mich erst mischen — stark? oder weniger stark?"

„Mittel, Fritz, danke sehr!"

„Du weißt doch," sagte Arming, sich behaglich zurecht setzend, „daß Rose und ihr Bruder Pflegekinder von Onkel und Tante Usselfelde sind. Rosens Mutter war die Schwester von Onkel und an einen Herrn v. Seeheim verheiratet, die Seeheims auf Ilsterode — na, du weißt ja, und weißt auch, daß Rosens Bruder das Majorat Ilsterode hat, und Rose nichts, ausgenommen das Kommiß. Na ja, ich will nicht bitter werden, und der Onkel Usselfelde kratzt ja noch immer ein paar Groschen für uns zusammen, so gut er kann, so zu Weihnacht und Geburtstagen, und Tante schickt was zum Futtern, wenn sie schlachtet, und Wild; aber das ist auch alles. Übrigens — na ja, davon red' ich nicht . . . und auf Rosen gebettet war der arme Kerl bisher auch nicht, nur gerade so über Wasser mit Mühe und Not, jetzt wird er jawohl in Gang kommen mit der Klitsche, wo er — na also, er heiratet die Erika Anderhagen.

Was nun diese Familie anlangt," fuhr der Rittmeister fort, „so ist kurz folgendes zu sagen: der Vater Fabrikbesitzer, Porzellan, enormen Umsatz, tot; die Mutter Witwe, etwas stolz und strenge tuend, aber im Grund eine vernünftige Frau bis auf die kleine Schwäche, daß sie Ruth, ihre zweite Tochter, nicht für voll ansieht, weil diese weder die geradezu glänzende blonde Schönheit der ältesten, noch die bezaubernde Lieblichkeit der jüngsten besitzt. Sie war selbst einmal schön, und Tante Usselfelde behauptet, sie könne es der Ruth nicht verzeihen, daß diese ihrem Vater und nicht ihr ähnlich sieht. Na, ich glaube an den Klatsch nicht, und ob Ruth häßlich ist, das kannst du ja demnächst selbst beurteilen. Ich finde es nicht, kann's nicht finden, bin zu sehr Partei, um gerecht zu richten.

Die älteste hat einen Kaufmann geheiratet, der sehr den Engländer herausbeißt, weil er mal sechs Jahre drüben war; er hat die Fabrik des Schwiegervaters übernommen, heißt Karl Schreiber und ist, obwohl gewiß ein guter Leiter der Sache, meiner Meinung nach ein Fatzke, der englische Wagen, englische Pferde und Kutscher, englische Röcke und englische Küche für ganz allein erträglich hält, alljährlich mit Frau und Kindern nach der Insel Wight geht, um englische Luft zu genießen und in englischer See zu baden. Frau Siddie erträgt den englischen Ton in ihrem Hause mit Würde und findet englische Kinderstuben und die Nurse sehr bequem und ladylike.

Die dritte, die nun Hochzeit macht mit meinem Schwager, ist ein reizender kleiner Käfer und war sehr umworben; sie kriegt übrigens einen famosen Kerl zum Mann. Und nun, die mittelste, die Ruth, Rosens Intime — über die sage ich nichts, du kannst sie ja selbst beurteilen. Alles in allem bin ich imstande, dir zu versprechen, daß die Hochzeit zu ertragen sein wird, wir werden vorzüglich speisen und noch besser trinken, und wenn du das Glück hast, Ruth als Tischnachbarin zu erhalten, so bist du auch vor Langweile geborgen. Ich sage dir, Heinz, sie ist wirklich ein lieber Kerl und gut und klug obendrein."

Aus der Biedermeierzeit

Von Georg Herrmann

mit Illustrationen von Hanns Anker.

Unser Interesse für die Biedermeierzeit sieht noch nicht auf ein allzu hohes Alter zurück. Und als ich vor etwa sechs, sieben Jahren versuchte, mir ein Bild von der Lebensführung und den Lebensgewohnheiten unserer Großväter zu machen, jener würdigen Herren, die um 1830 gerade eben Haushaltungsvorstände geworden oder schon im Kreise einer recht veraltet reichlichen Kinderschar als unumschränkte Herrscher residierten . . . da stieß ich allenthalben auf große Schwierigkeiten, und es wäre sicherlich leichter gewesen, sich in die Zeit des Siebenjährigen Krieges einzuleben als in die der dreißiger Jahre. Nicht nur, daß man sie vernachlässigte, man verachtete sie beinahe, betrachtete sie als altmodisch und geschmacklos. Und auf meine Frage in der Bibliothek einer öffentlichen Sammlung, ob es vielleicht Vorlagebücher von Möbeln jener Tage gäbe, äußerte man Verwunderung darüber, wie sich jemand mit der „langweiligsten und unerfreulichsten Epoche des Kunstgewerbes beschäftigen könne".

Nun, inzwischen ist das ganz anders geworden, und wir haben eingesehen, daß die Biedermeierzeit keineswegs so langweilig und unerfreulich ist, wie sie ehedem verschrien war, ja daß sie wohl berechtigt ist, uns heute ganz besonders nahe zu stehen, eben als eine bürgerlich bescheidene Kunst, die von der Familie ausging und sich in allen ihren Äußerungen um das Leben der Familie kristallisierte. Sie wollte ohne Phrasen nicht mehr sein, als sie schien, und, da sie einfach war, sich schadlos halten an der Güte des Materials und an der Anständigkeit der Arbeit. Und aus alledem ergab sich eben doch das eine, was den ganzen kunstgewerblichen Äußerungen der späteren Jahrzehnte fehlte, nämlich ein Stil, und zwar ein Stil, wie er sich für den einfachen bürgerlichen Menschen ziemt, der ohne Zärtelei sich selbst, sein Haus und seine Umgebung liebt, und der bestrebt ist, sich in seinen Pfählen wohlzufühlen. Wie der Stuhl aussah, war damals weniger wichtig, als daß man darauf angenehm und bequem sitzen konnte. Das Sofa war kein Ziermöbel, sondern eine Stätte des behaglichen Ausruhens. Und die großen Familientische wurden so gebaut, daß man an ihnen Platz nehmen konnte, ohne mit den Tischbeinen in Streit zu geraten. Aus der Notwendigkeit und den Bedürfnissen heraus schuf die handwerkliche Kunst des Biedermeiers eine fast unendliche Summe neuer Möbelformen, neuer Stühle und Tische, neuer Schränke und Schreibtische. Eine Zeit, die vor allem in der Wirtschaft auf kostbares Gebrauchs- und Zierporzellan noch Wert legte, die farbige und geschliffene Gläser liebte, mußte die Servante, den Glasschrank ausbilden, um ihre Hausschätze zur Schau zu stellen und doch vor dem Zerbrechen zu schützen. Und da die Viereckigkeit eines Zimmers immer etwas Hartes und Unwohnliches hat, so kam die Zeit auf den Gedanken, den Eckschrank zu schaffen, der die Eigenheit hat, den Raum in angenehmer Weise zu runden und für viele Dinge Platz zu bieten, ohne doch das Zimmer zu verkleinern. Und da die Menschen jener Zeit nicht mehr die galanten, zierlichen Erscheinungen des Rokoko waren, sondern gleichsam ein schwererer und

Stilleben in der Putzstube.

derberer Schlag geworden waren, und da die Männer im Hause den geblümten Schlafrock, die Morgenschuhe und das gestickte Käppchen liebten, so wie die Frauen die Morgenröcke und die Blondenhaube, da man es vorzog, mehr reichlich als delikat zu essen, — so war auch in den Stil der ganzen Zeit etwas von der breiten bürgerlichen Hausbackenheit gekommen. Große Reichtümer waren nicht im Lande; die Franzosenzeit hatte das nördliche Deutschland ausgepowert, und so war von selbst der Geschmack einfach geworden und man machte aus der Not eine Tugend. Die teure Arbeit, die reiche Ornamentierung eines Rokokomöbels konnte sich niemand mehr leisten, ebensowenig wie die Damen die schweren, geblümten Seidenstoffe des achtzehnten Jahrhunderts mehr bezahlen konnten. Gegen die zierliche Kunst der Höfe und des Adels, die im Rokoko sich auch den niederen Schichten mitgeteilt hatte, hatte die französische Revolution die schlichte Bürgerkunst des Empire ausgespielt, deren Schmucklosigkeit von vornherein dem einfachen Empfinden der breiten Massen entsprach, und deren Zierlichkeit und Herbheit in der Kunst der Biedermeierzeit sich erst recht und ganz und gar dem Leben des Tages, dem Bürgertum der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts anpaßte.

Blindekuhspiel.

Diese Kunst will durchaus nicht mehr klassisch sein, will nicht mehr so streng, aber sie will sinngemäß und behaglich sein und das Dasein des Bürgers angenehm und bequem machen. Er will in ihr nicht mehr den Fürsten und dem Adel nachahmen, nicht mehr in seinem Heim Schlösser oder Burgen imitieren, sondern er versucht das erstemal durch sie, nur Herr auf seinem eigenen Boden zu sein. Und da er das in so wundervoller Weise verstand, beginnen wir heute diese Zeit zu lieben, doppelt zu lieben deswegen, weil wir durch fünfzig Jahre in unserem Haus wieder Komödie gespielt haben mit schlecht nachgearbeiteten Kulissen, die wir von allen Völkern ausgeliehen hatten: aus den Schlössern von Versailles, aus den Palästen von Florenz und Venedig, aus den Kirchen Kölns und aus dem Selamlik des Sultans. Und nun, da wir immer stärker und schmerzlicher fühlen, daß uns in dem Getriebe des Tages, in dem Gehetz des großstädtischen Lebens die alte Heimeligkeit und Geschlossenheit, die ganze Familienkultur der Biedermeierzeit mehr und mehr entgleitet, nun muß sich von selbst unsere Liebe und Sehnsucht wieder zu ihr zurückwenden, weil sich unser ganzes Empfinden mit aller Macht dieser Auflösung widersetzt. Der Bürger und der Familienmensch der Gegenwart, der in seinem Haus und seinem Leben nichts anderes sein will als eben er selbst, sehnt sich wieder nach der einfachen Bürgerkunst von einst. Die Älteren von uns und die Generation, die uns voranging, haben von dem Haus ihrer Eltern, aus den Erinnerungen ihrer Jugend eine Mitgabe erhalten, die für ihr ganzes Sein und Fühlen bestimmend war. Wir aber fürchten nun, die wir heute hier und morgen da hausen in gleichgültigen Mietwohnungen, zwischen den gleichgültigen und unpraktischen Dutzendmöbeln der Fabriken, ohne Freude und Kenntnis all jener Liebhaberkünste, die einst im Hause gepflegt wurden, von den Quartettabenden der Familie bis zur Stickerei und der Blumenzucht . . . wir fürchten, daß wir unseren Kindern nicht mehr eine gleich wertvolle Mitgabe aus dem Elternhaus geben können. Und deshalb ist es keine Marotte der Zeit, ist es keine vorübergehende

Die Braut.

Sonntagnachmittag vor der Stadt.

Geschmacksrichtung, wenn wir uns heute plötzlich an jene bürgerliche Kunst und Kultur erinnern, die für das, was uns im engen Kreise des Lebens not tut, einen bisher nicht überbotenen Ausdruck gefunden hat.

Da die Zahl der Frauenberufe und die Zahl der Frauen, die einen Beruf außerhalb des Hauses ausüben, sich inzwischen verzehnfacht, ja vielleicht verhundertfacht hat, so ist dadurch die Frau naturgemäß auf ihrem ureigenen Gebiete, nämlich in ihrem Hause selbst, mehr und mehr eine Fremde geworden. All die Liebhaberkünste, die eine Frau seinerzeit ausübte, sind zum besten Teil verloren gegangen. Sie zeichnet nicht mehr und stickt nicht mehr, versteht nicht mehr, kunstvolle Umrahmungen zu zierlichen Stammbuchversen zu fügen oder geschickt schwarze Schattenrisse nachzuziehen oder weiße Porzellane mit Rosenkränzchen und Streumustern zu versehen. Sie liebt es nicht mehr, ihr Leben mit allerhand Bijous zu umgeben, mit tausend lieben Sächelchen, in die sie einst gleichsam ihre ganze Person hineinstimmte. Und selbst, wenn sie es tut, so ist eben durch den Wandel der Zeit ihr Geschmack so wenig gesund und so wenig kultiviert, daß es besser wäre, sie unterließe es. Unser Musikunterricht drillt seine Zöglinge auf das exakte Abspielen von Bravourstücken. Alle vornehmere Hausmusik ersetzen die Virtuosen der Konzertsäle, und ein so persönliches Verhältnis, wie es die Jugend von einst zu den Musikwerken unserer Klassiker hatte, findet man nicht mehr. Schon dadurch, daß in den Tagen der Biedermeierzeit viel eher jemand Geige oder Flöte, Cello oder Baß spielte und nicht das Klavier der Alleinherrscher unter den Instrumenten war, konnte die Pflege der Kammermusik in weitesten Volkskreisen sich ausbreiten. Eberty schreibt z. B. in seinen „Lebenserinnerungen eines alten Berliners", daß man in seiner Jugend zusammenkam und irgendein nettes Singspiel oder eine Mozartsche Oper heruntersang oder herunterspielte so gut, wie das eben jeder konnte, ohne übergroße Ansprüche an die Kunst des einzelnen zu stellen. Und ebenso ist — um von häuslichen Künsten zu reden — auch die Kunst des Vorlesens verloren gegangen. Die Werke unserer Klassiker, die Bücher der Romantiker, die Gedichte eines Chamisso, sie wurden nicht nur gelesen, sondern abwechselnd von den einzelnen Mitgliedern an den langen Abenden in den Familien vorgelesen und erfreuten sich dadurch einer ganz anderen Eindruckskraft bei dem Publikum, als sie unsere heutigen Schriftsteller besitzen. Die Kunst des Briefeschreibens aber, die einst auf den Schulen gelehrt wurde, und die so ausgebildet war, daß selbst Leute von geringerer Bildung mit Leichtigkeit ihr ganzes Wollen und Empfinden dem Papier mitteilen konnten, sie ist heute völlig in Verfall geraten. Wer schreibt noch Briefe, und wer, der Briefe schreibt, versteht sie in jener angenehmen Gefälligkeit abzufassen, die so erwärmend aus den Briefwerken vergangener Tage spricht? Ich glaube, mit Theodor Fontane starb der letzte Briefschreiber der guten alten Zeit.

Und all diese Äußerungen einer verfeinerten persönlichen Kultur, die vom Hause, von der Familie ausging und ihr Bestes gleichsam wieder für das intime Leben des Hauses und der Familie gab, sprachen sich eben in den ganzen Menschen der Zeit aus. Man sehe sich z. B. Bildnisse aus jenen Jahren an — und man wird erstaunt sein über diese Fülle charakteristischer und bedeutender Typen bei den Männern, über diesen Charme feingeistiger Lieblichkeit bei den Mädchen und Frauen jener verflossenen Tage. In ihnen hatten eben die großen und gewaltigen Strömungen des Lebens die Menschenmenge noch nicht nivelliert und abgeschliffen wie die Rheinkiesel.

Verkennen wir das Gute nicht, das diese größeren, freieren Strömungen des Lebens uns heute geben, aber verstehen wir aus ihnen heraus auch die fast zärtliche Sehnsucht nach einem intimeren Zusammenschluß im engen Kreise des Hauses und der Familie, wie ihn einst die Biedermeierzeit bot. Die gesamten Wohnräume wirkten einheitlicher und geschlossener als unsere heutigen. Die Möbel waren einfacher, vielleicht auch teurer, aber aus besserem Material und von besserer Arbeit. Man liebte zierliche Intarsien und empfand den Reiz schöner Maserungen, der selbst die schlichten Birkenmöbel der Ärmeren heute wieder zu gesuchten Sammelobjekten macht. Der geringe Schmuck der Zimmer, die Tassen im Glasschrank, die roten

Eine Partie Franzefuß.

geschliffenen Karaffen und Becher, die Silhouetten an der Wand, die Lithographien, Bleizeichnungen und Familienbilder, das spärliche, aber schön geformte Silber, alles paßte zusammen, harmonierte miteinander, legte Zeugnis ab für das gleiche Stilempfinden. Die Leute, die in solchen Räumen wohnten, mußten in sich geschlossener und ruhiger sein, als wir nervöser

Frauentand und Kleinkram.

Musikinstrumente.

Kinder später Tage es sind. Und wie alles von einer einfachen und zweckvollen Sauberkeit war, so war auch die Pflege der Person damals anders und höherstehend. Die Moden wechselten nicht von heut auf morgen, und ihr Gang machte nicht jene sinnlosen Sprünge, die die Mode heute macht, sondern es gab noch eine langsame und sachgemäße Entwickelung des Geschmacks. Der Schmuck, der getragen wurde, war vielleicht weniger kostbar als der heutige, aber großzügiger in der Dekoration; die Formen der Frauenhüte waren weniger zahlreich, aber man begnügte sich nicht damit, den Hut zu entwerfen, sondern gab auch gleich die Form der Frisur an, zu der er gedacht war. In den Frauenkleidern lebte eine größere und, wenn man die alten Modekupfer durchblättert, reichere und geschmackvollere Farbigkeit als in den heutigen. All die zarten Farbabtönungen, all die liebenswürdigen Muster leichter Sommerstoffe, die in den letzten Jahren wieder an uns vorbeizogen, haben schon in erlesenerem Geschmack unsere Großmütter getragen, als sie einst jung waren. Und was uns die altmodische Kleidung der Biedermeierzeit so sympathisch macht, ist, daß wir sie eigentlich nicht als Mode, sondern eben als Tracht empfinden, diese schönen breiten, fußfreien Röcke und diese anschließenden, mit Bändern geschnürten Mieder, die Arme und Hals nicht bedeckten. Vor ihnen hat man (vielleicht zu Unrecht) das Gefühl, es wäre etwas Gewachsenes und nicht vielleicht etwas in den Schneiderateliers Ersonnenes und Erklügeltes. Und zu diesen ganzen Kleidern mit ihrer zierlichen Gespreiztheit passen auch die geblümten Türkenschals, die Schutenformen der Hüte, die Pompadours und Sonnenknicker. Man könnte nichts Besseres dazu ersinnen. Und wenn es uns auch heute etwas unmännlich erscheint, daß Herren in blauen, tiefroten oder flaschengrünen Gehröcken und Fracks einhergehen sollen, mit hohen Kragen und breiten Revers, daß sie in dem geschlungenen Halstuch eine goldene Lyra tragen, schwere Siegelringe an den Händen und Berlocken an den kurzen Uhrketten — so haben wir uns doch schon wieder an die farbigen Westen gewöhnt. Und so seltsam uns auch die Kragenform der Vatermörder heute erscheinen würde — daß die breite, geschlungene Krawatte als Abschluß gegen den Kopf nicht gar so übel wirkt, davon haben wir uns oft schon überzeugen können. Endlich war doch die Rückkehr zur Farbe in der Männertracht, die bunte Samt-, Seiden- oder Waschweste zum Gehrock eine der ersten Konzessionen, eins der ersten Komplimente, die die Gegenwart der Biedermeierzeit wieder machte.

Und wenn wir heute wiederum die Blumenpflege in reicherem Maße treiben, wenn wir wieder auch im Hause die Blumenzucht aufnehmen, so ist das auch eine Rückkehr zur Biedermeierzeit. Nur haben wir noch nicht wieder jene schönen porzellanenen Schmucktöpfe, die die Biedermeierzeit im Norden Deutschlands so reich ausbildete. Auch eine gewisse Freude an reizvollen Buchausgaben, an hübschen Ledereinbänden und an zierlichen Almanachen deutet wieder auf jene Zeit zurück, die auch dem Buch noch etwas von der Geschlossenheit ihres Stils gab, und die sich nicht genugtun konnte in der Ausgestaltung zierlicher kleiner Taschenkalender. Sie gehörten endlich zum Hause wie Silhouetten von Freunden oder wie die silbernen Salzfäßchen mit den Einsätzen aus Rubinglas.

Und man muß zum Schluß auch in dieser Reihe heute schon halb vergessener Gesellschaftsspiele, die ja in der früheren Zeit des Rokoko eine viel größere Rolle für die heirats- und liebeslustige Jugend einnahmen, man muß auch in ihnen die Zeichen einer verfeinerten bürgerlichen Kultur erblicken.

Zur Kultur der Liebe und Freundschaft.

Wenn wir aber heute wieder für alle Lebensäußerungen der Biedermeierzeit Interesse haben, so haben wir es deswegen, weil wir danach streben, für uns und unser Haus, für die ganze Führung unseres Lebens diese schlichte, aber doch in sich wahre, in sich verfeinerte bürgerliche Kultur zurückzugewinnen, und weil wir doppelt sehnsüchtig nach ihr streben, eben weil wir fürchten, sonst gänzlich von dem hastig treibenden Räderwerk der Gegenwart zerrieben zu werden.

Zur Hygiene der geistigen Arbeit.

Kindheit und Jünglingsalter.

Von Prof. Dr. C. Posner.

Die Fürsorge für das Wohl der arbeitenden Klassen, die soviel wie möglich die ungleichmäßige Verteilung der Glücksgüter auf Erden in ihren betrübenden Folgen abzuschwächen bestimmt ist, hat im letzten Drittel des verflossenen Jahrhunderts eine ganz ungeahnte Ausdehnung gewonnen. Nicht bloß ist die Tätigkeit des Arbeiters selbst mit wirksamen Schutzvorrichtungen aller Art umgeben, nicht bloß sind Vorkehrungen getroffen, ihn im Falle der Erwerbsunfähigkeit durch Unfall, Krankheit oder Alter wenigstens vor der äußersten Not zu schützen, mehr und mehr nimmt auch die Gesetzgebung darauf Bedacht, die Arbeitszeit selbst gewissen Beschränkungen zu unterwerfen. Die Sonntagsruhe ist von diesem Standpunkt aus als sehr wertvolle Errungenschaft zu betrachten; auch die Bestimmungen über eine zeitige Stunde des abendlichen Ladenschlusses müssen als sozialhygienisch berechtigt angesehen werden. Gewiß streiten hier oft genug widerstrebende Interessen; das kaufende Publikum fühlt sich leicht benachteiligt, und eine allzu weitgehende Rücksichtnahme könnte durch Herabsinken der Erwerbsmöglichkeit die größten Nachteile für diejenigen im Gefolge haben, die man schützen will. Durch alle diese Maßnahmen aber geht ein völlig gesunder Gedanke; selbst wenn man von ihrer sittlichen Bedeutung absieht, die am hellsten in der Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit hervortritt, ist schon ihre allgemein-wirtschaftliche Berechtigung für jeden unverkennbar, der nicht für die Befriedigung augenblicklicher Bedürfnisse eine Minderung seiner Zukunftsaussichten eintauschen will. Die Schonung der Arbeitskraft hat, auch wo die Produktionsfähigkeit dadurch zunächst herabgesetzt scheint, ganz unzweifelhaft eine Steigerung und Verlängerung der Arbeitsmöglichkeit zur Folge; dieser Grundsatz der Schonung wird, wie bei jeder Maschine, so auch beim lebenden Menschen sich dadurch als „rentabel" erweisen, daß der einzelne vielleicht in der Zeiteinheit weniger, in der Gesamtsumme seiner Arbeitsperioden aber sicher erheblich mehr leisten wird.

Bei der körperlichen Arbeit kann man nun mit gewissen, je nach dem Beruf zahlenmäßig festzustellenden Werten rechnen. Sehr genau und zuverlässig sind ja freilich auch diese Berechnungen nicht, da es schwierig ist, den persönlichen Unterschieden gerecht zu werden und z. B. zu sagen: für einen Arbeiter in einer Tuchfabrik sind so viel, für einen Bergmann so viel Stunden Arbeitszeit das „Normale". Immerhin, es liegen hier doch gewisse Erfahrungstatsachen vor, die zur bestimmten Norm über Arbeitszeit und -maß verwendet werden können. Insbesondere bedingt die körperliche Arbeit doch eine gewisse Gleichartigkeit, und es erlaubt daher die Tätigkeit des Durchschnitts Rückschlüsse auf das, was dem einzelnen zugemutet werden darf. Wie anders aber liegen diese Verhältnisse, wenn man einmal den Versuch macht, ähnliche Normen für die geistige Arbeit aufzustellen!

Man sieht sofort, daß hier noch viel weniger verallgemeinert werden kann. Wo beginnt überhaupt der Begriff der geistigen Arbeit gegenüber der körperlichen? In wie vielen Berufen gehen diese beiden eng verknüpft miteinander, ja, ist körperliche Arbeit als rein mechanische Leistung überhaupt undenkbar! Höchstens etwa bei der Tätigkeit des gelegentlichen Lohnarbeiters auf dem Feld und auf der Straße, als Steinträger usw., kann davon noch gesprochen werden — jeder Arbeiter indes, der eine bestimmte Ausbildung genossen hat, ist andauernd mit seinen Gedanken bei seinem Werke tätig, mag er nun bei der Bedienung einer Maschine auf den richtigen Gang der Räder achten, am Webstuhl Sorge tragen, daß die blitzartig hin und her schießenden Schiffchen nicht irgendwo eine Verknotung herbeiführen, oder gar am Setzkasten mit geübtem Blick und sicherer Hand nach den richtigen Lettern greifen. Wer mag in diesen Fällen entscheiden, wie viel Teile der Anstrengung und Ermüdung auf die körperliche Arbeit, wie viel auf die geistige Anspannung entfallen, mit der der verantwortungsvolle Arbeiter das Fortschreiten seines Werkes verfolgte? Und sollte nicht in vielen Berufen sogar diese Tätigkeit weit mehr die Bezeichnung einer geistigen verdienen als etwa jene mancher Bureaubeamten, die ihr täglich Maß von Schreiberei allmählich ganz mechanisch erledigen?

Man könnte darauf hin wohl versucht sein, als geistigen Arbeiter im engeren Sinne denjenigen zu bezeichnen, der neue Werte schafft. Der Richter, der in einem schwierigen Fall das Urteil findet; der Geistliche, durch dessen Wort die Zuhörer aufgerichtet und auf bessere Wege geleitet werden; der Dichter, der seine Leser erhebt und anregt; der Kaufmann, dessen Gewinn oder Verlust von der Geistesgegenwart abhängt, mit der er die bestehende Geschäftslage ausnutzt; der Lehrer, der Arzt, der Ingenieur, sie erscheinen als typische Vertreter der rein geistigen Arbeit, die oft genug mit körperlicher Kränklichkeit und Unbeholfenheit verknüpft ist. Aber — sie erscheinen zunächst nur so. Auch bei ihnen allen (selbst den Dichter nicht ausgenommen) tritt doch sehr rasch zur rein geistigen Schaffenskraft eine bestimmte, ganz unentbehrliche Technik. Die Übung erzeugt allmählich gewisse, sozusagen ausgefahrene Bahnen, in denen sich die gedankliche Tätigkeit wie von selbst fortbewegt; es kommt ein fremdes, außergeistiges, mechanisches Moment hinzu, durch dessen fortschreitende, mit der Gewöhnung steigende Ausbildung die eigentliche, schöpferische Geistesarbeit wenigstens in ihrer ermüdenden Wirkung etwas verringert, schließlich mitunter völlig überwuchert wird. Auch bei ihnen allen wird es also zunächst schwer, die beiden zusammenwirkenden Quellen ihrer Beschäftigung völlig zu trennen und den Wert der rein geistigen Tätigkeit genau abzumessen.

Will man den Fall ausschließlich geistiger Arbeit in seiner einfachsten Form aufsuchen, so bleibt nur übrig, auf solche Individuen zurückzugreifen, die im gegebenen Augenblick eben weiter nichts tun, die durch keine körperliche Inanspruchnahme abgelenkt werden. Das beste Beispiel hierfür liefert wohl der lernende Schüler, der unbedingt nur dem Unterricht zu folgen hat. Und in der Tat haben an Schülern angestellte Prüfungen erlaubt, ganz bestimmte Kennzeichen festzustellen, durch welche die Ermüdung des angestrengten Gehirns nicht nur überhaupt erkannt, sondern sogar zahlenmäßig bewertet werden kann.

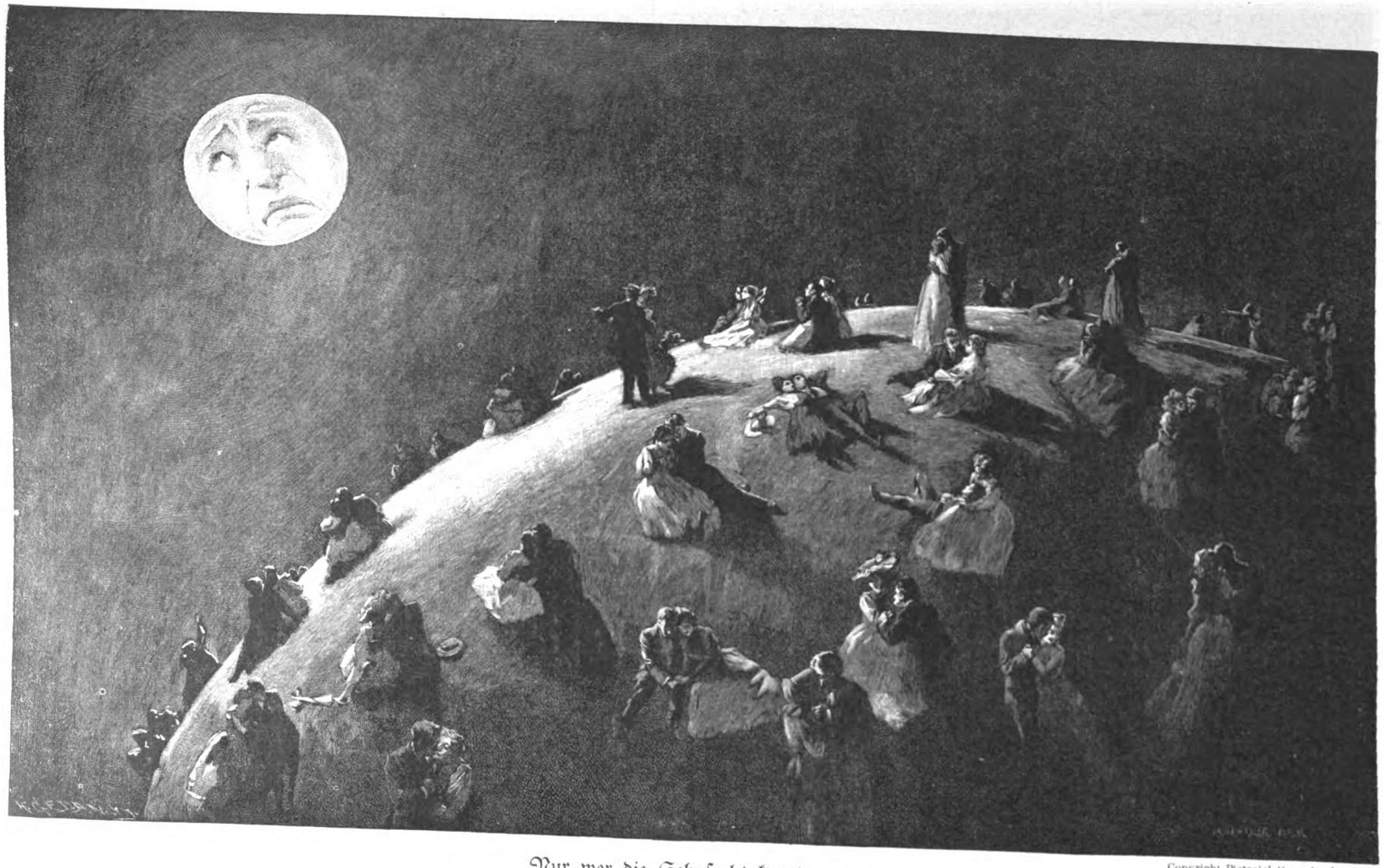
Man hat solche Prüfungen auf verschiedene Weise vorgenommen, seitdem zuerst der berühmte schwedische Forscher Axel Key die Aufmerksamkeit auf diese Dinge gelenkt hat. Mosso hat sich seines „Ergographen" oder Kraftmessers bedient; Kraepelin hat den Versuch derart angestellt, daß er z. B. einfache Rechenaufgaben, die sonst den Schülern der Klasse völlig geläufig waren, nach Schluß einer Stunde lösen ließ; es zeigte sich, daß ein außerordentlich großer Teil dann Fehler auf Fehler beging — das ermüdete Gehirn war nicht mehr imstande, die sonst so leichte Arbeit zu leisten. In noch schärferer Weise hat Professor Griesbach den Einfluß der Unterrichtsstunden auf das kindliche Gehirn und Nervensystem nachweisen können. Unsere Haut ist an verschiedenen Körperstellen mit verschieden scharfem Empfindungsvermögen ausgestattet; man mißt dieses, indem man in bestimmten Entfernungen, die freilich nur wenige Millimeter betragen, zwei Zirkelspitzen auf die Haut aufsetzt und nun feststellt, in welchem Abstand diese noch als doppelt empfunden werden; je feiner das Empfindungsvermögen, um so geringer wird dieser Abstand sein — wo es aber herabgesetzt ist, wird in entsprechend größeren Entfernungen statt zweier Spitzen nur eine einzige wahrgenommen werden. Beispielsweise beträgt die normale Entfernung an der mit Nervenendigungen nicht besonders reichlich ausgestatteten Stirnhaut etwa vier Millimeter, an der Haut der Fingerspitzen hingegen nur etwa einen halben Millimeter; nach geistiger Ermüdung ändern sich diese Werte nun so auffallend, daß irgendein Versuchsfehler dabei ganz aus-

geschlossen erscheint: wenn das gleiche Kind vor Beginn der Schulstunde bei diesem Zirkelversuch an seiner Stirnhaut die richtigen Angaben bei vier Millimetern macht, nachher aber erst bei einem Abstand von neun Millimetern merkt, daß zwei Spitzen aufgesetzt sind, so haben wir damit einen scharfen Beweis für die eingetretene Ermüdung und Leistungsabnahme des Nervensystems vor uns. Griesbach hat diese grundlegenden Versuche unter den verschiedensten Bedingungen, bei Kindern verschiedenen Alters und Geschlechts, bei verschiedenen Unterrichtsgegenständen ausgeführt und dabei u. a. ermittelt, daß die Lehrstunden in alten Sprachen, Mathematik und (merkwürdigerweise!) Geschichte die kindlichen Gehirne am meisten anstrengen. Nach jeder Pause tritt wieder eine Aufbesserung und Erholung ein, aber selbst nach der Unterbrechung des Unterrichts zur Mittagszeit ist noch nicht wieder die Normalzahl erreicht — ja sogar die zu früh unterbrochene Nachtruhe genügt oft nicht, um den früheren Zustand wiederherzustellen, und wesentlich in diesen Beobachtungen hat man mit Recht durchgreifende Gründe gegen den Nachmittagsunterricht und den zu zeitigen Schulanfang erblickt, der ein ungebührliches Frühaufstehen der Kinder erheischt. Besonders lehrreich bei diesen Versuchen ist übrigens im Gegensatz hierzu der Befund bei mechanischen Arbeiten, bei denen trotz der Anstrengung und des Lärms im Fabriksaal diese Form der Ermüdung nicht annähernd in gleichem Maße wahrnehmbar war.

Die Erkenntnis dieser Dinge hat denn auch bereits zu einer „Hygiene der geistigen Arbeit", wenigstens im Schulbetrieb, geführt. Freilich galt und gilt es noch, hierbei recht hartnäckige Widerstände zu überwinden. Zum Teil liegen sie in der Natur der Sache selbst; der Unterricht soll gefördert, ein bestimmtes Maß von Kenntnissen muß erreicht werden. Die gewünschte Kürzung der Schulstunden ist nach Aussage der Fachleute in dem von ärztlicher Seite vielfach geforderten Umfang nicht ohne Schaden durchführbar. Wenn, wie neuerdings der französische Arzt Macé ausführt, jede Schulstunde in drei Teile zerfällt, die er als Perioden der Vorbereitung, glatten Arbeit und Ermüdung kennzeichnet, so liegt ja der Wunsch nahe, den letzten Teil als überflüssig ganz zu streichen; dann bliebe, für die beiden ersten im ganzen etwa 45 Minuten gerechnet, für die eigentliche Arbeitszeit freilich wenig genug; und wenn man vorschlägt, die Kürzung der Stunden dann durch deren Vermehrung wettzumachen, so wird von pädagogischer Seite erwidert, daß auch der Wechsel des Unterrichtsthemas, die immer neue Einstellung des jugendlichen Gehirns auf neue Wissensgebiete an sich bereits eine gewisse Anstrengung bedeute — eine Annahme, die übrigens, wie wir noch sehen werden, für den Erwachsenen in diesem Umfang nicht zutrifft. Jedenfalls gilt eine weise Ökonomie in der geistigen Arbeit der Schulkinder jetzt als eine allseitig anerkannte Forderung, da man, wie beim mechanischen Arbeiter, erkannt hat, daß Schonung und Beschränkung im einzelnen zu einer Steigerung der Gesamtleistung führen. Und es muß zugegeben werden, daß schon viel geschehen ist, um dieser Forderung gerecht zu werden. Der regelmäßige Nachmittagsunterricht ist bis auf geringe Reste beseitigt, das Maß der häuslichen Arbeiten ist wesentlich eingeschränkt, in der Folge der Unterrichtsgegenstände wird tunlichst die Häufung besonders anstrengender Gebiete vermieden, die Ferienordnung nimmt Rücksicht auf ausgiebige Erholung. Auch die Ausschaltung der minderbegabten Kinder und deren Einreihung in besondere Klassen gehört hierher. Viel ist freilich noch zu erstreben, und insbesondere wird von ärztlicher Seite immer noch eine weitere Berücksichtigung der Spiele und der Sportübungen (soweit diese nicht in ödes Rekordprotzentum ausarten) verlangt werden. In dieser Hinsicht können wir namentlich von unsern englischen Vettern noch viel lernen; besonders ist auch zu erwägen, ob nicht unser Turnen teilweise durch richtige, die Kinder weit mehr fesselnde und zerstreuende Spiele, durch Wanderungen, durch Schwimmen und Rudern ergänzt werden könnte, wie solches ja in manchen „Landerziehungsheimen" und in Waldschulen bereits versucht wird. Mit Recht konnte bei seinem jüngsten Besuch in Berlin der Lord-Mayor von London Sir William Treloar seine Ein über den Wert des englischen und des deutschen Erziehungsn in die Worte zusammenfassen: „Der englische Knabe sollte arbeiten, der deutsche mehr spielen!" Alles in allem aber man sagen, daß die Schulhygiene, die ja neben den hie wähnten Punkten noch viele andere Dinge umfaßt, dank zahlreichen trefflichen Vorkämpfern sich in vielverheißender wicklung befindet, und daß gerade auf diesem Gebiet ein schritt, eine Anpassung an die wohlbegründeten Ergebniss neueren Forschung unverkennbar ist.

Für den Erwachsenen, ich habe das vorhin schon be fehlt es an so bestimmten Regeln. Man darf natürlich vornherein das Gehirn des Mannes nicht mit dem des Kn auf eine Stufe stellen. Das sich noch entwickelnde Gehirn letzteren muß erst erzogen werden; die Schule stellt zwar stimmte Anforderungen in bezug auf tatsächliches Wissen, wir haben eben gesehen, daß diese nicht überspannt we dürfen; aber einer ihrer vornehmsten Zwecke ist auch ge die Übung. Ganz irrig erscheint mir die Meinung, als s auf der Schule nur das gelernt werden, was der Mensch späteren Leben wirklich „braucht"; da würden die meisten n mit einem recht geringen Maß von Kenntnissen auskomm Das Wort „Bildung" bezeichnet recht eigentlich das, wo es hier ankommt. Wenn der angehende Mediziner nach gl lich abgelegtem Abiturientenexamen zunächst einmal im Ge der endlich erlangten Freiheit die „alten Schmöker", den He und den Homer, in die Ecke schleudert, so ist diese Reaktion wohl begreiflich. So mancher sucht sie später schon wie hervor und freut sich seines schwer errungenen geistigen Besitz aber auch wer dies nicht tut, mag nicht vergessen, daß er a an ihnen fürs Leben gelernt hat — gelernt hat, nicht bl was darin steht, auch nicht bloß die später leicht vergesse Vokabeln und syntaktischen Regeln, sondern gelernt hat — arbeiten! Vor allem von der Mathematik, der Mutter a Logik, gilt, daß an ihr die Denkfähigkeit sich übt, aber a die alten Sprachen sind solche Bildungselemente ersten Rang Vielleicht sind sie durch andere Lehrgegenstände, die neuen Sprachen, die Naturwissenschaften und insbesondere die Bi logie, zu ersetzen, und gewiß dürfen letztere nicht vernachlässi werden, da sie neben der Denktätigkeit ganz besonders d bei unsern Studierenden so oft ganz fehlende Anschauungsvermögen entwickeln — aber auch für diese Wissenszwei scheint mir, soweit der Schulunterricht in Frage kommt, d wesentlichste, daß sie den Schüler arbeiten lehren, daß seinen Geist „bilden". Man mag bei der Auswahl der Vo bildung die Beanlagung und die voraussichtliche Zukunft d einzelnen berücksichtigen und danach zwischen Gymnasium, Rea gymnasium, Oberreal- und Realschule wählen; worauf es i letzter Linie ankommt, ist immer doch, daß der ins Leben tretende Schüler neben der eigentlichen Wissensgrundlage die Fähigke erworben hat, nunmehr selbständig weiter zu arbeiten, daß sei Gehirn ein gewisses „Training" durchgemacht hat, das es nu zu eigenen, höheren Leistungen befähigt.

Auch auf die Schulzeit im engeren Sinne folgt freilic dann bei jedem Menschen und besonders beim geistigen Arbeite noch eine Zeit der Lehrjahre, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt für die meisten an Stelle der allgemeinen Ausbildung die Beschäftigung in ganz bestimmten Gebieten, etwa in der Universität oder im Kontor, tritt. Nur bei einer verhältnismäßig kleinen Gruppe, wohl nur bei jenen, die sich dem Studium der Theologie, Philosophie oder Jurisprudenz widmen, dauert zunächst die einseitig geistige Beschäftigung fort; beim Kaufmann, beim Mediziner, beim Ingenieur, beim Offizier tritt alsbald eine praktische Betätigung hinzu. Und vielfach sehen wir nun, namentlich beim Studenten, wie ein starker Rückschlag gegen die bisher zu einseitige Hirnarbeit eintritt; der Drang nach ungebundener Freiheit macht seine Rechte geltend und führt oft genug zu einem „Bummelleben", das in schreiendem Gegensatz zu der Beschränkung der Schuljahre steht. Wo dieser Drang nicht ausartet, wird man ihn gern gewähren und Goethes Weisheit gelten lassen: „Löblich ist ein tolles Streben, wenn es kurz ist



Nur wer die Sehnsucht kennt . . .

Gemälde von Balfour Ker.

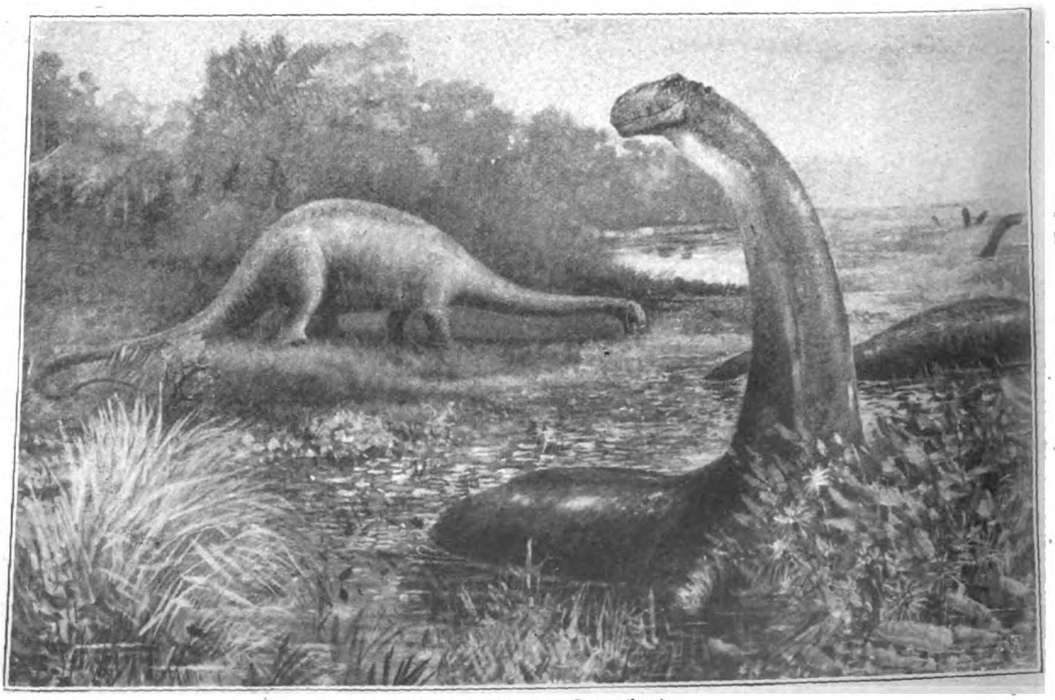
Copyright Pictorial Comedy London.

und mit Sinn!" Gerade vom Standpunkt der geistigen Hygiene aus wird man es sogar billigen, wenn der Überanstrengung des Abiturientenexamens ein ausgesprochenes Nichtstun in der rasch verfliegenden goldenen Muluszeit folgt; man wird auch verstehen, wenn der schulentronnene, zwanggewöhnte Sohn der Großstadt, auf einmal in die lachende Umgebung etwa von Heidelberg oder Bonn versetzt, nun dort mit vollen Zügen die Wonnen des Rheins und auch des Weins genießt und den Aufenthalt auf dem Strom und in den Bergen den dumpfen Hörsälen und Laboratorien vorzieht. Laßt ihn dahin wandern, laßt ihn die Brust sich weiten und sein Auge sich erfüllen mit allem Schönen in Gottes herrlicher Natur — gönnt ihm einen kurzen Freiheits- und Freudenrausch in übermütigem Frohsinn mit gleichgestimmten Genossen! Wer die Poesie deutschen Studentenlebens uns nehmen wollte, würde einen Raub an einem der besonderen Ideale unserer Nation begehen. Nur sei dafür gesorgt, daß auch die Schlußworte von Goethes heiterem Spruch Wahrheit werden — daß dies tolle Streben „kurz sei und mit Sinn". Da liegt die Gefahr; da ist die Klippe, an der so manches schöne, geistige Talent zugrunde gegangen ist. Was als ganz heilsame Reaktion gegen eine einseitige Gehirntätigkeit eine Zeitlang von Wert ist, wird bei jeder Übertreibung ein schleichendes Gift, dessen verheerende Wirkungen nur schwer und spät überwunden werden können. Nur zu leicht tritt bei schwachen Naturen eine Gewöhnung ein; das sorglose „Burschenleben" — sorglos freilich nur für den Burschen selbst, aber oft so sorgenvoll für seinen Ernährer und seine ganze Familie — vernichtet langsam, aber sicher alle die Errungenschaften, die das jugendliche Gehirn der Schulausbildung dankt. Wer sich wieder auf eine Reihe von Jahren der geistigen Arbeit entwöhnt und dann erst, wenn das Schreckgespenst des Examens sein Haupt erhebt, von neuem in überstürzter Hast zu „pauken" beginnt, wird innewerden, wie viel schwerer ihm nun das Lernen, Auffassen, Behalten wird. Eine allzu klaffende Lüc gerade in diesen Entwicklungsjahren wird nie wieder ganz aug gefüllt sein. Freilich, der eine erträgt auch selbst ein üb Gebühr verlängertes Bummeln länger als ein anderer; es gil begnadete Kraftnaturen, die sogar nach jahrelanger Arbeits pause dann wieder spielend ihre Aufgabe bewältigen, oder no glücklicher veranlagte, die selbst in der tollsten Zeit al studentischen Freuden genießen und gleichzeitig dabei gan pflichtgetreu arbeiten — mit solchen Ausnahmen aber ist nich zu rechnen. Wer seinem selbstgewählten Beruf einiges Interess entgegenbringt, wird auch, wenn er einmal damit begonnen hat Befriedigung empfinden und selbst heutzutage, wo alle Anforde rungen immer höher werden, dabei doch Zeit genug erübrigen zu körperlichen Übungen, die der geistigen Anspannung das Gegen gewicht halten. Der deutsche Student hat hierauf stets und mi Recht ein großes Gewicht gelegt. Insbesondere sind das Fechten, Rudern, Schwimmen, Radfahren und Reiten gerade in diesem Alter als Ausgleich der einseitigen Inanspruchnahme durch die geistige Arbeit dringend zu empfehlen, freilich immer in der Voraussetzung, daß solcher Sport nicht Selbstzweck wird und die geistigen Interessen ertötet. Und hierbei darf die große Schulung nicht vergessen werden, die durch die allgemeine Dienstpflicht unsern jungen Männern zuteil wird; in erster Linie stählt sie den Körper und befähigt ihn zu ungewohnten Anstrengungen — dann aber bewirkt die eiserne Disziplin und das Auslöschen aller Unterschiede des Standes und des Vermögens auch eine geistige Zucht, die ebenfalls gerade dem besonders zugute kommt, der in seinem späteren Berufe Gefahr läuft, sich einseitig fortzubilden. So ist, wie man sieht, für die Werdenden leicht gesorgt — hier ist, bei Verständnis und gutem Willen, der richtige Mittelweg kaum zu fehlen, dessen Beschreiten dann freilich um so schwerer wird, je höhere Forderungen der Tag an die Pflichterfüllung des gereiften Mannes stellt.

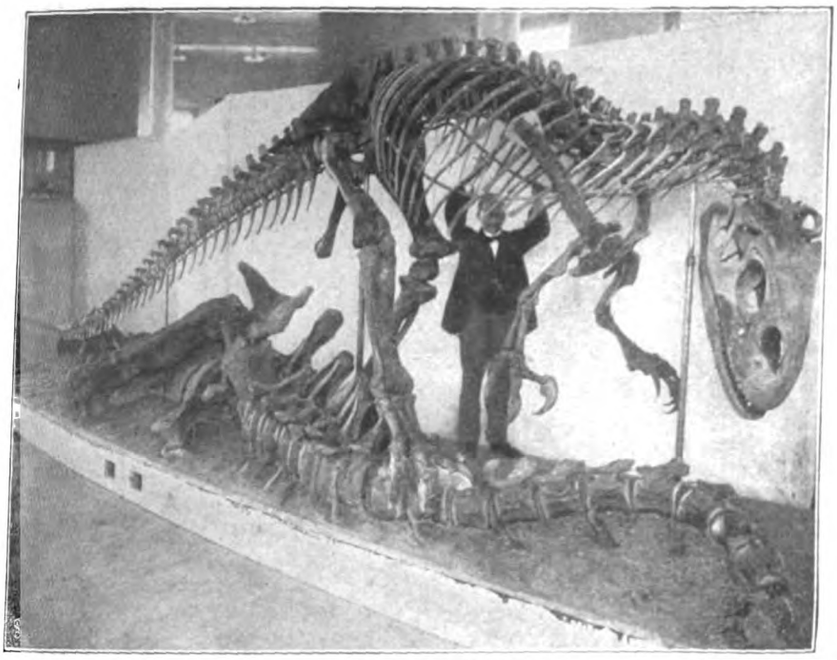
Ungeheuer der Urwelt.

Von A. Hermann,
Chefpräparator der Paläontologischen Abteilung im Naturhistorischen Museum zu Neuyork.

Seit einiger Zeit haben verschiedene amerikanische Zeitungen und Zeitschriften sowie auch einige deutsche Blätter Mitteilungen über die Rieseneidechsen der Urwelt im allgemeinen sowie über die in letzter Zeit im Naturhistorischen Museum in Neuyork aufgestellten Skelette, im besonderen gebracht. Leider waren diese Berichte in mancher Hinsicht unrichtig. Ich fühle mich deshalb veranlaßt, den Lesern der „Gartenlaube" einiges über diese Riesen der grauen Vorzeit mitzuteilen. In meiner Eigenschaft als Chefpräparator der Paläontologischen Abteilung im Naturhistorischen Museum in Neuyork habe ich mich seit über fünfzehn Jahren beinahe ausschließlich mit diesen Zeugen längstvergangener Zeiten beschäftigt, und so glaube ich auf Grund meiner praktischen Erfahrung in der Lage zu sein, etwas genauer in dieser Sache sprechen zu können, als es bisher meist geschehen ist. Wie ja hinreichend bekannt sein dürfte, sind die ungeheuren Wüsten-



Brontosaurus. (Juraformation.)
Rekonstruktion von Charles R. Knight.

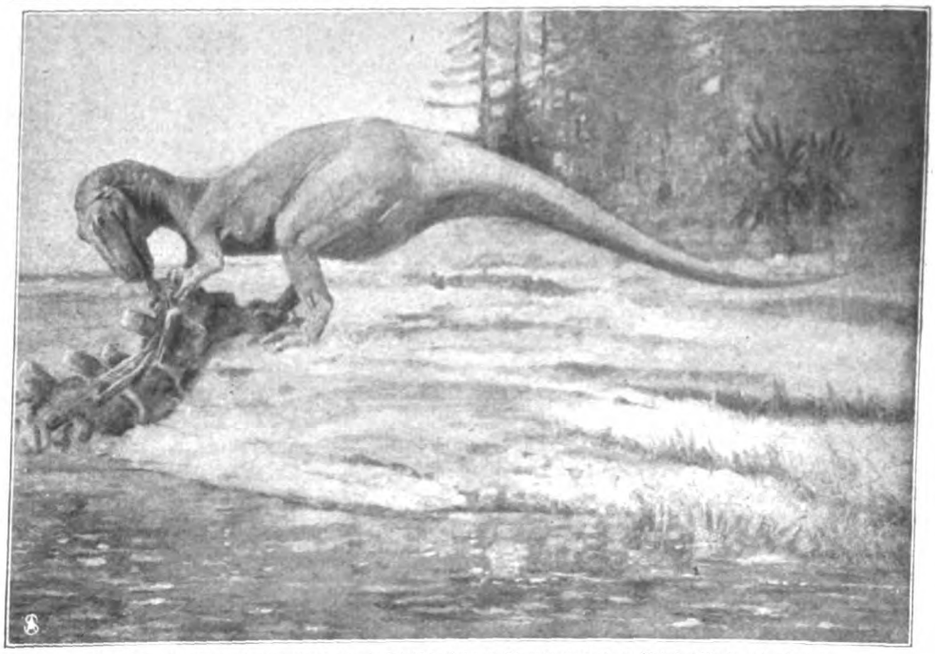


Skelett des Allosaurus, aufgebaut über der Wirbelsäule des Brontosaurus.

fläche gefunden werden, wo sie unter dem Einfluß von Witterung, Nässe, Frost usw. zersprungen und zerstückelt sind.

Der geschulte „Kollektor" — der Sammler — weiß sich nun dadurch zu helfen, daß er Musselin oder auch gröberen Stoff, je nachdem die Knochen größer oder kleiner sind, in Streifen geschnitten, in Mehlkleister oder Gips taucht und die Knochen damit bekleidet. Dieses Verfahren hält die Knochen nach dem Trocknen gut zusammen, so daß sie verpackt und versendet werden können. Im Museumslaboratorium werden sie dann von der kundigen Hand der Präparatoren gereinigt und zu einem Ganzen zusammengekittet, wodurch oft komplette Knochen erstehen.

Oft zeigt es sich auch, daß einzelne Teile der Knochen vom ursprünglichen Fundorte durch starken Regen fortgewaschen worden sind, dann muß der ge-



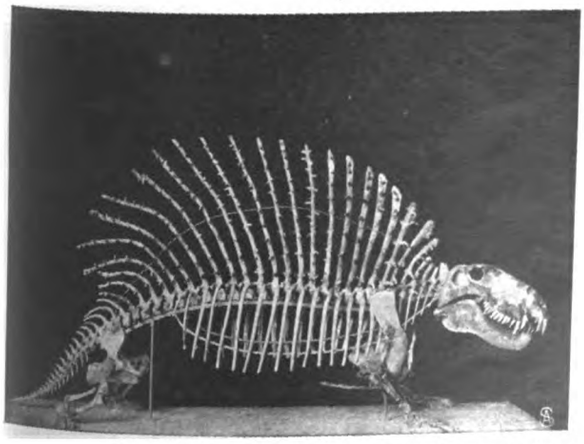
Allosaurus (Juraformation), das Fleisch seiner Beute von der Wirbelsäule abreißend.

strecken von Montana, Süddakota, Nebraska, Kolorado, Wyoming und auch zum Teil von Texas die hauptsächlichsten Fundorte dieser antediluvianischen Tierwelt, mit denen die Museen in Amerika und auch einige in Deutschland so ungemein bereichert wurden.

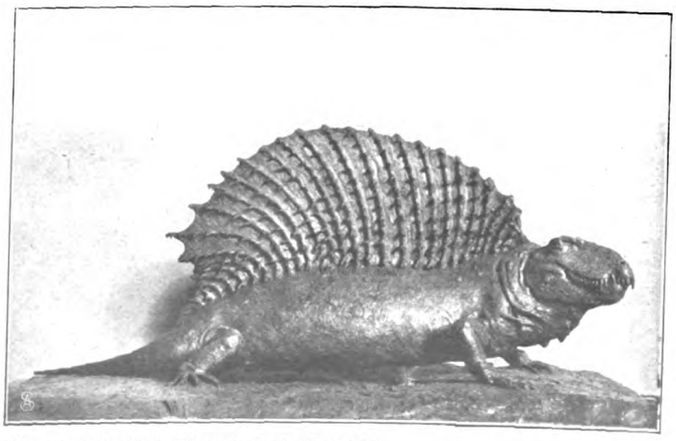
Es soll nicht im Rahmen dieses Aufsatzes beschrieben werden, wie die versteinerten Knochen gesammelt bzw. gefunden werden, das würde zu weit führen; nur möchte ich einiges vorausschicken, um den Lesern verständlich zu machen, welche Behandlung die Fundstücke durchmachen müssen, bis sie sich dem Museumsbesucher so zeigen, wie er sie in den Ausstellungssälen zu sehen bekommt.

Es wird den meisten Lesern bekannt sein, daß fast alle Petrefakten oder Versteinerungen, in mehr oder weniger hartes Gestein eingebettet, gefunden werden, und daß sie dem Sammler meist durch den Umstand sichtbar werden, daß einzelne Teile an der Oberfläche freigewaschen sind. Natürlich muß der Sammler auch genügend geologische Kenntnisse besitzen, um zu wissen, in welcher Erdschicht er seine Funde machen kann. Es kommt häufig vor, daß die Skelette sehr nahe der Ober-

wissenhafte Sammler große Strecken absuchen, um ein seltenes Exemplar einigermaßen vollständig zu bekommen, was jedoch nicht immer möglich ist. Viel Geduld erfordert auch das Loslösen des Gesteins vom Knochen, das Ausmeißeln. So hat es zum Beispiel Jahre vorsichtiger Arbeit bedurft, um ein einziges dieser Riesenskelette vom natürlichen Felsen zu befreien.



Rückenflosseneidechse. (Naosaurus. Permische Formation.)



Rekonstruktion von Charles R. Knight.

Tyrannosaurusschädel (Kreideformation) mit einem sechzehnjährigen Knaben im Innern.

Der Brontosaurus, der größte unter den Herbivoren oder den Pflanzenfressern der jurassischen Epoche, die vor beiläufig sieben bis acht Millionen Jahren gewesen sein mag, hat wie die meisten seiner damaligen Kameraden, wie Diplodocus, Camarosaurus, Morosaurus usw., fast ausschließlich im Wasser gelebt, wo bei einer tropischen Vegetation genügend weiche Wasserpflanzen vorhanden waren, um ihn ausgiebig zu ernähren. Doch dürfte er infolge des Umstandes, daß sein Kopf verhältnismäßig klein war, wohl den größten Teil seines recht langen Lebens daran gewendet haben, um zu fressen und seinen Riesenleib zu unterhalten.

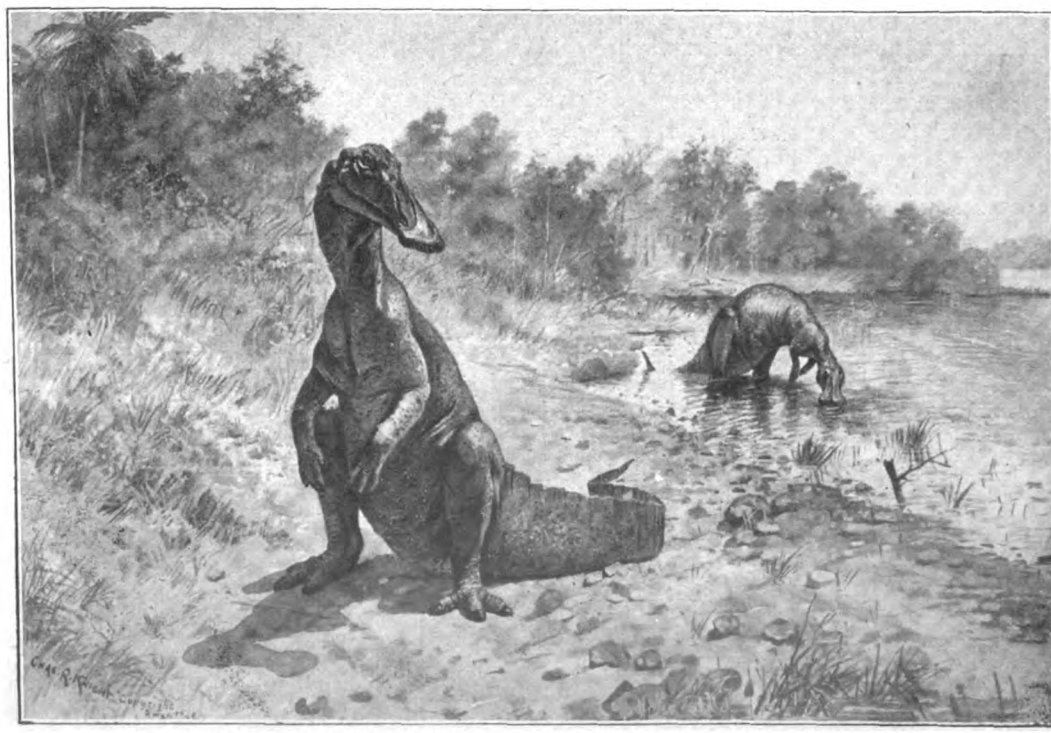
Seine natürlichen Feinde hatte dieser große Pflanzenfresser in den Karnivoren, den fleischfressenden Dinosauriern, von denen mehrere Arten lebten. Über einen der größten aus dieser Gattung, über den Allosaurus (siehe Abbildungen Seite 17), dessen Gerippe erst seit kurzer Zeit fertiggestellt ist, möchte ich mich etwas näher verbreiten. Er war bei weitem nicht so groß wie der gigantische Brontosaurus (er war von der Schnauze bis zur Schwanzspitze nur 11,50 Meter lang, bei einer Hüftenhöhe von 2,75 Metern, während der Brontosaurus 22,50 Meter Länge bei 5 Meter Hüftenhöhe maß), hatte aber einen unverhältnismäßig großen Kopf mit säbelartig geformten Zähnen, und weil er auf den Hinterbeinen ging und an diesen sowie an den viel kleineren Vorderbeinen, die nur zum Erhaschen der Beute dienten, mit scharfen Klauen versehen war, so konnte er dem langsamen, schwerfälligen Pflanzenfresser sehr gefährlich werden, sobald sich dieser aus dem Wasser aufs Land wagte.

Das mittlere Bild auf Seite 17 zeigt den Allosaurus, wie er, über seine Beute gebeugt, das Fleisch von der Wirbelsäule losreißt, und man kann tatsächlich an fast allen Schwanzwirbeln und auch an anderen Knochen des Brontosaurusskelettes, das unter dem Allosaurus liegt, die tiefen Furchen wahrnehmen, die seine scharfen Zähne hinterlassen haben.

Unmittelbar neben dem Allosaurus ist im Neuyorker Museum das Becken mit den Hinterbeinen und Füßen und der Schädel

Noch hinzufügen möchte ich, daß die an den Knochen fehlenden Teile durch Gips ersetzt, restauriert sowie einzelne gänzlich fehlende Knochen hineinmodelliert werden müssen, was viel Zeit und Geschicklichkeit verlangt. Die meisten Museumsbesucher haben keine blasse Ahnung davon, wie viel Zeit und Geduld erforderlich war, um dem fertiggestellten Skelett das Aussehen zu geben, das es im Ausstellungssaale aufweist.

Über das größte unter diesen Dinosaurierskeletten, nämlich über den Brontosaurus, das seit einigen Jahren im Saale für Reptilien des Naturhistorischen Museums in Neuyork aufgestellt ist, sind die Leser der „Gartenlaube" schon einigermaßen unterrichtet, da an dieser Stelle gelegentlich das Bild des Skelettes mit der Beschreibung erschien, und ich will daher hier nur die Abbildung der Rekonstruktion des Tieres (Seite 16) beifügen.



Claosaurus. (Kreideformation.) Rekonstruktion von Charles R. Knight.

des Nachfolgers des Allosaurus, eines riesigen Fleischfressers aus der Kreideformation, aufgestellt. Dieses Ungeheuer hatte eine Länge von 17 Metern bei einer Hüftenhöhe von 4,75 Metern, und wenn es, wie beim Laufen, gerade aufgerichtet war, muß das Tier wenigstens 9 Meter hoch gewesen sein. Der Schädel (siehe die obere Abbildung Seite 18), der 1,75 Meter lang ist, während der des Allosaurus nur 1 Meter mißt, hatte Zähne bis zu 20 Zentimetern Länge, und wehe dem Geschöpf, das damit in Berührung kam.

Die kräftigen, sehr langen Hinterbeine waren wie bei einem Raubvogel mit scharfen Klauen versehen, während die vorderen Beine, in der Entwicklung zurückgeblieben, nur eine Länge von etwa einem Meter erreichten. Die Bestie muß ungemein flink auf den Füßen gewesen sein und unter den damaligen Pflanzenfressern barbarisch gehaust haben, weil sich ihr fast nichts mit Erfolg in den Weg stellen konnte.

Nicht umsonst waren viele Pflanzenfresser der damaligen Periode, die auf dem Lande lebten, mit natürlichen Panzern versehen, wie der Triceratops und andere, die sich durch Hörner, mit denen sie ausgerüstet waren, doch einigermaßen vor ihrem Feinde schützen konnten. Es lebten aber auch mehrere Arten ungepanzerte Dinosaurier aus der Familie der Iguanodonten, die sogenannten Entenschnabeldinosaurier (Hadrosaurus, Claosaurus usw.), die sich vor ihrem überlegenen Feinde nur dadurch schützen konnten, daß sie sich fast immer im Wasser oder doch in dessen Nähe aufhielten. Sehr treffend nennt Professor Osborn dieses eben beschriebene Ungeheuer Tyrannosaurus, König der Saurier. Zum Troste sei es gesagt, daß das Tier nicht sehr zahlreich aufgetreten sein dürfte, wenigstens werden seine Überreste nur ganz vereinzelt gefunden.

Tyrannosaurusbecken mit Hinterbeinen.

Eines weiteren, sehr interessanten Geschöpfes aus einer viel älteren Periode, der „Permischen Formation", das nach Ansicht der Geologen vor nicht weniger als zehn bis zwölf Millionen Jahren gelebt haben mag, möchte ich noch Erwähnung tun. Als eine der ersten sich entwickelnden Landeidechsen war das Tier ein Fleischfresser, was seine großen, kantigen Zähne beweisen. Ein längs des Rückens sich hinziehender hoher Kamm, der der Rückenflosse des Fisches nicht unähnlich war, hat ihm den Namen Rückenflosseneidechse (Naosaurus) eingetragen.

Die Dornfortsätze der Rückenwirbel messen beinahe einen Meter; sie sind mit stumpfen, gebogenen Ästen versehen, die außerhalb der Haut wahrscheinlich Hornspitzen hatten, was dem Tier ein grausiges Aussehen gegeben haben muß. Das geradezu grotesk aussehende Tier, dessen ganze Gestalt an die schrecklichen Fabelwesen der Sagen erinnert, dürfte sich übrigens — trotz seiner Länge von beiläufig zwei Metern — nur langsam fortbewegt haben. Wenigstens kann aus dem Bau der verhältnismäßig kleinen Beine auf eine gewisse Schwerfälligkeit des seltsamen Geschöpfes mit Recht geschlossen werden. Zu welchem Zweck diese Bestie den ungeheuren Kamm nötig hatte, ist den Paläontologen bis jetzt nicht bekannt. Für sie ist also diese Art der Bewaffnung der Rückenflosseneidechse ein Rätsel — eines der vielen Rätsel, deren die Reste längst ausgestorbener Bewohner einer vorgeschichtlichen Welt ihnen so viele noch zu lösen geben.

Von den zahlreichen noch nicht aufgebauten Skeletten der Neuyorker Paläontologischen Sammlung, die zum Teil sehr vollständig erhalten sind, möchte ich zwei erwähnen, die soeben bearbeitet werden, nämlich zwei Claosaurusskelette. Diese werden als Gruppe (siehe die untere Abbildung Seite 18) ähnlich der des Iguanodon des Museums in Brüssel bearbeitet.

Aus der überaus reichhaltigen Paläontologischen Sammlung können noch mehrere dieser Monsterdinosaurier aus der jurassischen sowie aus der Kreideepoche montiert werden, und es bedarf noch eines weiteren sehr großen Saales, um sie alle beherbergen zu können.

Sämtliche zum Aufstellen fertige Skelette werden, was Anatomie und Muskulatur betrifft, von Professor H. F. Osborn und seinen Assistenten wissenschaftlich durchstudiert, ferner wird beim Aufstellen soweit als möglich der tierische Mechanismus beobachtet, um die Tiere recht naturgetreu erscheinen zu lassen. Die Rekonstruktion und Aufstellung der Skelette erfolgt unter Leitung des Professors Osborn, die hier wiedergegebenen Gemälde der rekonstruierten Tiere sind von dem Tiermaler Ch. R. Knight gefertigt.

Die entschei

Gemälde von 2

Mit Erlaubnis der Liverpool Corporation.

heidende Frage.

on S. F. Hennes.

Zauberschloß.

(Zu unserer Kunstbeilage)

Sieben Täler und Hügel weit,
Ein gut Stück hinter der Erdenzeit,
Wo die Tannen ragend im Kreise stehn
Und mit grauen Bärten im Winde wehn,
Wo die Flüsterquelle der Sage springt
Und der wilde Tauber der Sehnsucht singt,
Liegt Zauberers Schloß.
Der Marmelstein
Schimmert gar seltsam im Abendschein,
Um die Mauern spinnt, um die Türme schlank,
Blutroten Laubes leuchtend Gerank,
Und die Wolken winken auf ihrer Bahn
Mit weißen Wimpeln dem hohen Altan . . .
Doch kein Leben regt sich, kein Laut wird wach —
Die Wetterfahne schläft auf dem Dach,
Es schläft im Hofe mit Horn und Spieß
Der Wächter, der sonst den Weckruf blies,
Die Pfauen träumen auf langem Ast,
Die Knappen hat jäh der Schlummer erfaßt —
Selbst des Narren spitziges Züngelein
Ward müd' und schlief ihm im Munde ein . . .
Und wie im Hofe, so sieht's im Haus,
In all' den Sälen und Zimmern aus:
Umgeben von ihrer Frauenschar,
Träumt die schönste Prinzessin im goldnen Haar —
In Schlaf versenkt durch des Zauberers Groll —
Vom Prinzen, der sie erlösen soll . . .
— — — — — — — — — — — —
Und alle hundert Jahre einmal,
Da wiehert ein Rößlein im grünen Tal,
Das trägt einen tapferen Rittersmann
Den Weg zum verwunschenen Schloß hinan.
Doch nur, wer die sieben Proben besteht
Und die sieben Rätsel der Welt errät,
Wer die Sprache der Vögel sich deuten kann,
Löst tausendjährigen Zauberbann —
Es muß, wer eine Prinzessin will frein,
Ein echtes, rechtes Sonntagskind sein!

Anna Ritter.

Der Holzknecht und der Tod!

Von Anton Freiherrn von Perfall.

Illustriert von Hugo Engl.

Die Winterstube im Leitnergraben war die eigentliche Heimat des Baperl; daran konnte Weib und Kind im Dorf unten nichts ändern, die sah er nur des Sonntags und da nicht immer.

Die Winterstube war alt und morsch, der Schwamm saß im Gebälk, aber der Rauch hatte sie ausgebeizt, daß sie nicht sterben konnte. Sie lag tief in einem Waldgraben, in den nie die Sonne drang, weder im Winter noch im Sommer. Einen „schiachen Platz" nannte ihn alles.

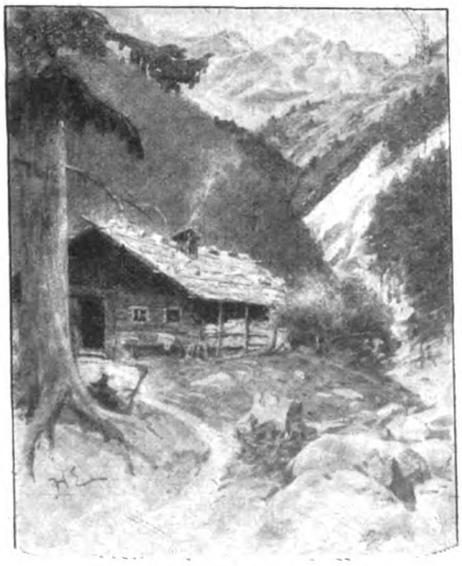
Aber der Baperl hätte nicht mehr leben können ohne sie, und als ihm der Förster eines Tages einen andern Arbeitsplatz anweisen wollte, näher am Dorf, damit er doch bei seinem Weibe wohnen könne, da bat er, die hellen Tränen in den Augen, davon doch abzulassen.

„I derkraft's net, Herr!"

„Das is aber schlecht von dir, was hast du denn nachher g'heirat?"

„Grad weg'n die Sonntäg, Herr! Aussa muast do', scho' weg'n dem Gottesdienst, da hab' i halt das Wirtshaus g'schiechen, schaug!"

Ein guter Arbeiter war er, so blieb er in der Leitnerstuben, niemand war ihm neidisch darum. Gewöhnlich war er allein, weil die Kameraden es vorzogen, nach Feierabend ins Dorf zu gehen.



Die Winterstube im Leitnergraben.

So war er gewissermaßen der Herr in der Leitnerstuben, und dieses Gefühl machte ihn stolz und reich. Er pflegte sie wie ein treues Enkelkind die Großeltern, flickte und bastelte an ihrem alten Leib herum, stützte sie im Winter gegen die Schneelast und hütete sie im Sommer, wenn die Hochgewitter kamen, gegen die stürzenden Wasser.

Es entging ihm nicht die kleinste Wunde, nicht die leiseste Gefahr. Im Innern herrschten Ordnung und Reinlichkeit, kein Stäubchen am Boden, kein Fettfleck auf dem massiven Tisch, alles Gerät blitzblank aufgestellt, der Scharrer, die Spachtel, das Brodsakl, der Weidling, die bemalten Tassen und das Schnapsflaschl. Die Schlafstätte stets frisch aufgeschüttet und kein Heuhalmerl dabei verschleppt, die kleinen Guckfensterln blitzblank und der Sprühteufel von einem Kachelofen immer fein frisch, rauchdicht verstrichen. „A Graf halt, der reinste Graf!" pflegte er schmunzelnd zu sagen, wenn man sein Heim bewunderte.

Es ist aber nicht gut, wenn der Mensch allein ist, das mußte auch Baperl erfahren. Die langen Winterabende, wenn die Arbeit schon um drei Uhr beendet war, hatten es ihm angetan. Er wurde ein Bücherwurm. Daß seine Bibliothek nur zwei Exemplare umfaßte, den Marienkalender und das Buch der Erbauung, änderte daran nichts, er brauchte gerade immer ein Jahr, bis er sich durchgrub, und unterdessen waren die alten Gänge schon längst wieder zugewachsen, und er fing wieder von vorne an.

In dem Marienkalender standen gar lustige Schnurren, über die er immer wieder herzlich in seinen struppigen Bart lachen konnte, rührsame Geschichten, in denen die Tugend triumphierte und das Laster furchtbar bestraft wurde, wie es sich gehört auf der Welt, dazu spaßige Bildln, bei denen er immer wieder den Kopf schüttelte. — Wie einem nur so was einfall'n kann!

Der Farbendruck ganz vorne, die Gottesmutter mit dem Kind darstellend, war seine tägliche Anbetung, er konnte sich nicht satt sehen daran, und ganz weiberisch ward ihm zumute dabei, ja oft kam ihm so der Gedanke, ob er nicht auch so was Lieb's daheim hätte, eine Mutter und ein Kind, und ob der Förster nicht doch recht habe, aber der Cenz ihr G'schau war halt auch ganz anders, nix weniger als sanft, und der Bua . . . no der Bua . . . gewaltsam verdrängte er den Gedanken, der ihm schier das Bildl verleidt hätt' . . . aber die Hauptsach' war doch das

andere Büchl, alt und vergilbt, mit großen Buchstaben, die einem net gleich unter den Daumen verschwinden.

Da standen Sachen drinnen, über die man auch bei der Arbeit nachdenken konnte. Gleich das erste . . . über die letzten Dinge, das handelte vom Himmel, von Hölle und Fegfeuer.

Da zog er die harte Stirne in Falten und buchstabierte Wort für Wort am Herdfeuer.

Mit der Hölle konnte er sich am wenigsten befreunden, nicht daß er Angst davor gehabt, oder daß ihn die gräßliche Schilderung geschreckt hätte — a richtiger Holzknecht muß das all's a no' aushalt'n könn'n — und von der wehleidigen Seiten ist er nie gewesen, aber überhaupt paßte sie ihm nicht.

So an arm'n Teuf'l von an Mensch'n, und wenn er selbst das größte Luder wär', grad' zwick'n und brenna und sied'n in d' Ewigkeit 'naus, das war do' kein Werk net für so an hochen lieb'n Mann, wie der Herrgott do' sein muß. — „Liebe deine Feinde", heißt's im Evangelium — also! Und nacher wie leicht kannst da eingeh'n, eh' du's vermeinst, hat er di' scho' beim Krawatt'l, der Schwarze. — War net aus! Da hat's an Hak'n, Baperl — da hat's g'wiß an Hak'n! — Der Himm'l, das wär freili' was Schön's und Fürnehm's, kei' Not, kei' Krankheit . . aber für an Holzknecht! — Teuf'l! Teuf'l! Da traust di' eh' net eini — und d' Leitnerstub'n nacher? Teuf'l! Teuf'l! da hat's a an Hak'n. Grad das Fegfeuer ging ihm ein, das begriff er. — So wie du jetzt bist, Baperl, könnt ma' di' do' nirgend brauch'n, aber so z' nach und z' nach schmelzt ma' aus die dickst'n Stoaner den schönst'n Kalk — einiwachs'n müßt ma' halt erst ins Himmelreich, einiwachs'n!

Baperl liest das Kapitel vom „Tod".

Am liebsten las er aber das Kapitel vom „Tod". Da wurde ihm jedesmal die Pfeife kalt, essen und trinken vergaß er darüber, und gar seltsam rieselte es ihm den Rücken hinunter, während er seinen Kopf mit beiden Händen hielt und in das Feuer starrte.

„Der Tod ist das Ende des Lebens, die Auflösung des irdischen Leibes, der wieder in seine Bestandteile zerfällt, aus denen er gefügt; ein Häufchen Asche ist alles, was übrigbleibt, die Seele aber ist der Geist, den Gott dem Menschen eingehaucht, der nach dem Tod des Leibes wieder zu Gott zurückkehrt, der über ihn richten wird nach den Taten, die er vollbracht in seinem irdischen Hause, über jedes Wort und jeden Gedanken, die ihm entstiegen."

„Der Leib zerfallt — a Häuferl Aschen, a paar Knochen, des stimmt, da fehlt si' gar nix — und die Seel — die Seel — das is halt — die wird halt . . ." Da stockte er immer wieder, so oft er las. Ja sakra, warum schreib'n sie's denn net eini in's Büch'l, die g'lehrt'n Herrn — die Seel is — no was halt is, sollens eini schreib'n — das kann do' a Holzknecht net außafiseln. — Spür'n tut er's ja selb'r, so was — so was — no was' denn nacher . . . No so was B'sonders halt, in der Kirch'n — wenn d' Sunna aufgeht übern Wald und die Vög'l singa . . . Weiter kam er nicht, ebenso wie seine größten Kollegen in der Philosophie und Wissenschaft von der Seele. Die Schrecken aber, mit denen der Verfasser des Büchleins den Tod umgürtete, Grab und Verwesung und jüngstes Gericht, wirkten nicht auf ihn.

Er hatte ihm schon oft ins Auge gesehen in seinem harten Beruf, hatte schon manchem Kameraden den letzten Beistand geleistet, aber von Schauer und Furcht hatte er dabei nichts gespürt. Er stand der Natur unbewußt zu nahe, um den Tod nicht als eine unerläßliche Bedingung ihrer selbst anzusehen, die durch ihre Allgemeinheit für ihn jedes Schrecknis verlor.

Durch dieses ständige Lesen und dumpfe Nachdenken aber darüber, wurde er ihm, dem Einsamen, gewissermaßen zum Freund und Genossen, mit dem er sich in seiner Weise unterhielt, förmlich Zwiesprach pflegte.

Der Winter war streng, die Leitnerhütte richtig eingeschneit, so daß die Arbeit stille stand. Wenn es noch einen Tag so fortgeht, dann kommen sie vom Dorf herauf, ihn auszuschaufeln, und die ganze Hütt'n wird umgekehrt und verdreckt von dem jungen Volk. Das haßte er, das war wie ein Einbruch in sein Heiligtum.

So saß er in der schlechtesten Laune am offenen Feuer, das die Stube behaglich erwärmte, rauchte seine Pfeife und las wieder einmal im alten Büch'l.

„Der Tod kommt oft unversehens, wie der Räuber in der Nacht; darum, lieber Christ, halte dich stets bereit, daß er dich nicht in Sünden überrasche. Er schont nicht die Jugend und spottet deiner Gesundheit und Kraft, keine Macht der Erde schützt vor ihm, und kein Flehen kann ihn erweichen, er ist tückisch und verschlagen, und alle Weisheit der Menschen ist eitel gegen ihn. Er wandert durch das Land, durch die Täler, über die Berge, keine Hütte ist zu arm, kein Palast zu prächtig, daß er nicht Einkehr verlangt, rastlos wandert er und sucht sein Opfer, und du siehst ihn nicht, du hörst ihn nicht, bis er dich anfaßt mit seiner kalten Hand. — Darum wache und bete!"

„Doch a Luader, a verdruckts!" räsonierte der Baperl. „Wenn i schon so a Groß'r war, machat i's do' a bißl anders. Da bin i, und jetzt gehst mit, mach keine lang'n Spusi, aber das lange Umeinanderspekulier'n wie aner, dem do' die rechte Schneid fehlt, na, das war wied'r mein' Sach' net."

Die Hütte ächzte im Schneesturm. Verdrossen stierte er das Feuer auf, dann stopfte er eine frische Pfeife, aber er wurde nicht fertig damit. Es klopfte ans Fenster. Obwohl ihn der Feuerschein blendete, erkannte er doch ein Gesicht, das sich an das Fenster drückte, ein Gesicht, das ihm nicht gefiel, so wenig er davon sehen konnte, käsweiß und mager und kein Haarl drin — und verschwunden auch schon.

Nix gut's brachte der nie nicht!

Die Tür ging draußen, der Baperl rührte sich nicht vom Fleck. Alles wieder still. Das beunruhigte ihn. Da stand er auf, nachzusehen. Als er die Tür öffnete, prallte er mit einem Mann zusammen. Der Schnee lag ihm auf den Schultern, auf dem schwarzen Filzhut, der sein graues Gesicht be-

schattete, die nassen Falten eines zerschlissenen Wettermantels umhüllten eine dürre, lange Gestalt. Sie erschien nicht gebrechlich, auch nicht stark, alles war knochig, das Gesicht, die Hände, die um den Knotenstock sich legten, die Glieder unter dem Mantel.

Baperl packte der Unwille, es stieg etwas wie Furcht in ihm auf, eigentlich ein ihm ganz fremdes Gefühl, aber es kam ihm vor, als ob es Furcht wäre, und das verdroß ihn, dagegen stemmte er sich.

„Was schleichst du so umeinand' um die Hütt'n und gehst net richti' eina? Das mag i net. Wer bist?"

„Was du alles fragst auf einmal", erwiderte der Fremde.

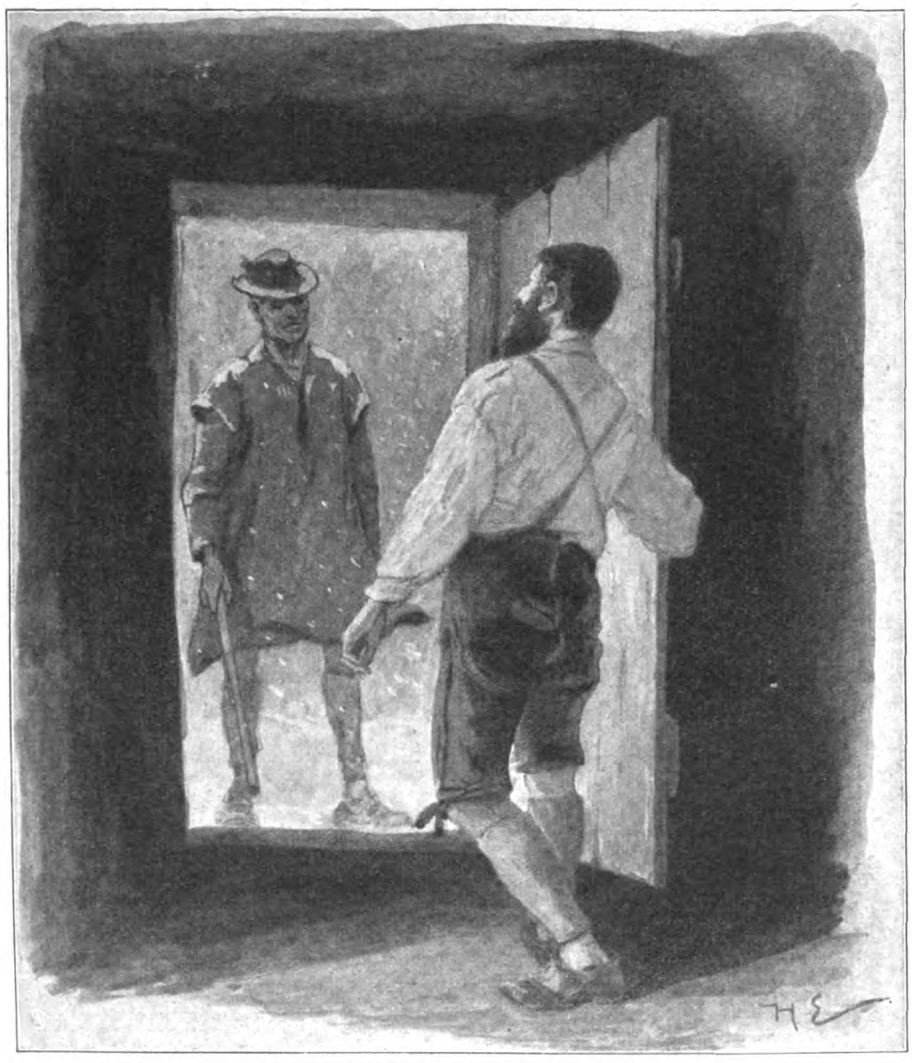
Die Stimme war tief, wie man sie dem Dürren nicht zugetraut hätte, eine richtige Holzknechtstimme. Dem Baperl wurde es wieder wohler.

„Woll'n tu i nach Fintsch übri, wenn's der Schnee zualaßt, zu em alt'n Freund, der scho' lang wart' auf mi'. — Geb'n tuat 's gar nix als a Hundswett'r drauß. — Wer i bin? Bal' nix, bal' ebas (etwas), grad wia 's auftrifft! Langt's dir, oder langt's dir net zum Übernacht'n, 's wird a schiache Nacht heut'."

Der Baperl zögerte noch, er konnte sein Gefühl gegen diesen Menschen nicht loswerden. „No, woher als d' kommst, mein i halt, wia du di' schreibst?"

„Schreib'n tua i mi' ‚Tod'!"

Baperl lief es ganz kalt über den Rücken, und unwillkürlich tat er einen Schritt zurück.



„Was schleichst du so umeinand' um die Hütt'n?"

Der Fremde aber lachte auf. „I glaub' gar — a das is guat — was kann denn i dafür — Jeremias Tod." Er nahm auf der Ofenbank Platz.

Der Baperl sprach kein Wort, er ärgerte sich über seine Dummheit; das kommt von dem verdammten Büchl.

„Was mir der Nam' scho' all's z' schaff'n g'macht hat", begann der Fremde, seinen Hut auf die Bank werfend und mit der knöchernen Hand über den kahlen Schädel streichend. „Grad wie der Förster — ‚ob er kein Platzl wüßt für mi'?' — ‚Wia schreibst di' nacher?' ‚Tod sag' i', Jeremias Tod!' Das G'sicht! ‚No, sagt er, der Nam' is net b'sonders anweigerisch (verführerisch), das muaß i sag'n, zum Holzmeist'r machat i di' damit net.' — No, und z'letzt hat er mi net amal zum Holzknecht g'macht — ‚all's b'setzt, z' wenig Arbeit' — naus zum Tor. 's is halt amal so, mit'n Tod mag kei' Mensch was z' schaff'n hab'n, wenn's glei' nur a Nam' is. — So wander i halt wieder, bis i ein' find', der — no der si' a bißl weniger scheut davor. 's gibt a solche, o ja — no andere gibt's, die ihn glei' gern hab'n, ja wohl — o ja — Da hab i amal im Holz drauß a alt's Weiberl begeg'nt, mit an Kraxl Holz am Buckl, grad g'schnauft hat's, die Beindl hab'n ihr zittert. ‚No, sag i, gib d' Krax'n her, i trag dir's a Zeitl.' ‚Was bist denn nacher du für aner?' fragt's ganz z'wider. — ‚Wer werd i denn sein? A armer Teufl halt wia du — der Tod von der Seeleit'n.' — Da is stehn blieb'n und hat mi' ang'schaut, daß mir's Herz weh tan hat. — ‚O mein Gott, wenn du's nur wärst, der Tod, bitt'n tat i di', daß d' mi mitnahmst — aber a Halodri bist, a schlechter, a nichtsnutzig'r! Mach di' durch! Scham di'' — und weg war 's a scho'."

Jeremias Tod ließ das Haupt immer tiefer sinken, auf seinem kahlen Schädel mit seinen tiefen Buchten und Rinnen spielte das Licht der Öllampe, die Nase ragte spitz und schmal aus dem mageren fahlen Gesicht, während die schmalen Lippen die Zähne etwas frei ließen.

„Ja so a Nam', man soll's net glaub'n, — z'letzt schaust wirkli' aus, wia d' heißt." — Tod nickte schmerzlich mit dem Kopf.

Der Baperl schämte sich und nahm einen schwerfälligen Anlauf, seine Albernheit wieder gutzumachen. Wenn er nix anders herausgelesen aus dem Büchl als a Weiberangst vor dem bloß'n Wort, nacher zerreißt er's lieber glei'. — „Wirst do' mi' net für so dumm halt'n, daß i weg'n an Nam', — da kennst den Baperl schlecht. Da setz' di' her!" — er schob ihm die Tischbank zurecht, setzte die Schnapsflasche auf und schenkte ein Glas ein, „und wenn d' was Warms brauchst, nacher sag's — und wenn du glei' selb'r wärst, den d' sein Nam' hast, mein Lebtag hab i 'hn net g'schiechen. Trink eins, das wärmt di'!"

Die beiden stießen die kleinen Gläser aneinander. „Ah!" machte wohlig der Fremde, „das macht ein'm wieder lebendi'."

Der Baperl trank rasch noch einen, das Rieseln über den Rücken wollte nicht aufhören. Dann setzten sie sich. Beim dritten Glas grinste Tod, daß man das tadellose mächtige Gebiß sah, vor dem das ganze Gesicht in Nichts zusammenschrumpfte.

„Schaust du g'sund aus," meinte Tod, „und die Flax," er berührte die Fäuste Baperls, „ja — ja — da käm er freili' net g'recht, mein Namensvetter . . ."

„Warum des? Weg'n der Flax? Soll er gar wart'n, bis die Flax beim Teufl is' — und der Verdienst damit? — Da bal' mir kummst . . ."

„Ganz richti' — ganz —" Tods Blick blieb auf dem aufgeschlagenen Büchl haften. „Lesen tuast's a?" Er nahm es in seine dürren Finger und blätterte darin. „Da schau, über den Tod! Da bin i neugieri, was 's von mir woaß." Er kicherte in sich hinein und buchstabierte dann mit schwerer Zunge. ‚Er ist listig und verschlagen' — stimmt — — ‚er wandert durch die Lande — durch — die Täler — über die Berge' — — stimmt! — ‚rastlos — wandert er — und — sucht — sein — Opfer — und du siehst ihn nicht — und du hörst ihn nicht — bis — er dich — anfaßt — mit seiner kalten Hand' — — — schaug, 's Letzte is net wahr."

„Was is nacher net wahr?" fragte der Baperl erst recht beklommen.

„Daß d' ihn net siehst und net hörst, eh' er di' anfaßt, das is ganz anders."

„No was is da ganz anders?" fragte der Baperl.

„Ja, des is anders," entgegnete Tod, „grad aufpass'n brauchst, — richti' aufpass'n, nacher hörst 'hn und siehst 'hn, lang' bevor — amal a Trittl, a ganz lei's Trittl —" Tod beugte sich jetzt zum Ohr des Baperl und ergriff seinen Arm, „amal a kalt's Lüfterl mitt'n in der warm'n Stub'n, amal a ganz klein's Angst'l, als wenn er scho' neb'n dir sitzat, amal so und amal so — grad horch'n muaßt und einwärts schau'n, nacher hörst 'hn, nacher siehst 'hn, und wenn er no' so weit weg is. Prosit!" Er stieß an und trank den Inhalt leer, doch sein Gesicht blieb grau und fahl, während Baperl schon der Kopf brannte. — Jetzt hätte er's wahrhaftig mit dem wirklichen Tod aufgenommen, und das leise Gruseln bei den Worten seines Gastes paßte ihm gerade.

„Jetzt geh' ma' schlaf'n!"

Er wühlte mit seiner Faust in dem dichten schwarzen Bart und lachte im Behagen seiner Kraft. „Freunderl, mi' stimmst net — i glaub' scho' dem Büchl mehra als dir mit dein'm Trittl und Klopferl und Angst'l, da hast den Baperl nur halbet."

„Also dir wär's liab'r a so — mit einem Griff?" Tod packte ihn am Rockkragen mit eisernem Griff.

Er schüttelte sich unwillig ab. „Wär's mir a, is a für a richtig's Mannsbild . . ."

„So — und wenn dir nacher d' Zeit grad net passet, wenn si' do' no' a kloaner Handl macha liaß mit ihm, um a Woch' vielleicht nur, um a Monat — was einricht'n oder was ausricht'n. — Schaug, Baperl, zum Beispiel, der Förster sagt zu dir: ‚Baperl, am nächst'n Erst'n wirst Holzmoast'r,' nacher ist dein Weib und Kind versorgt . . ."

„Hör' mir auf mit dein'm Holzmoast'r — ich mag's gar net werd'n Holzmoast'r . . ."

Baperl blickte auf den leuchtenden Schädel in der Ecke.

„Und bal' du's werd'n kannst, schleckst dir alle fünfe danach ab — oder no' beff'r — du hast dir für die alt'n Tag a Häusl kauft mit an Gartl und an Feldl dabei . . ."

„I will aber kein Häusl und kein Gartl und kein Feldl für meine alt'n Tag — in der Leitnerhütt'n will i sterb'n —" räsonierte der Baperl.

Doch Tod ließ sich nicht irremachen. „Und wenn du's amal hast, nacher, nacher zerreißt di' der Stolz — also, i sag' dir grad, der oane Griff passet dir nacher nur halbet, und dein Herrgott tätst dank'n um an Unterhandler — und wenn er nur a paar Tagerl rausschlag'n tät."

„Freili', a Unterhandler a no' — der gang mir nacher grad no' ab. Marsch di', sagat i, aus der Leitnerstub'n, i werd' scho' selb'r mit ihm ferti' werd'n. — Holzmoast'r, a Häusl . . ."

Baperl stieß mächtige Rauchwolken aus seiner Pfeife, dann nahm er das Glas und stieß mit dem Fremden an. „Jetzt geh' ma' schlaf'n — ganz wirr wäret ma' im Kopf." Er erhob sich und schüttete dem Gast das Lager auf in der Ecke.

„Traust dir do'," höhnte der Gast, „mit 'n Tod?"

„I fürcht koan, wia er a heißt. Jetzt leg' di' eina und plausch net lang'."

Trotz seines kalten Blutes machte sich Baperl sein Lager doch in der andern Ecke zurecht.

Jeremias Tod warf jetzt erst seinen Wettermantel ab; er verdiente seinen Namen, so klapperdürr war er, dazu der kahle Schädel, das unförmliche Gebiß, das bei jedem Wort aufleuchtete. A schiach'r Teufl bist, dachte der Baperl, aber bei dem Wett'r an' in die Nacht nausjag'n, das gibt's net beim Baperl. Rasch löschte er die Lampe, ein fahles Schneelicht füllte die Stube und ließ alles nur im derben Umriß erkennen, auch den Fremden im Winkel. Er hatte sich in die Pferdedecke gewickelt, nur sein Schädel leuchtete heraus.

Baperl, der sonst wie erschlagen lag nach des Tages Arbeit, konnte heute den Schlaf nicht finden. Der Holzmeister und das Häusl gingen ihm nicht aus dem Kopfe. So was Dumm's! Sein Lebtag hatte er nicht daran gedacht, gar kein Guster danach gehabt, und jetzt geht ihm das dumme Zeug nicht mehr aus dem Kopfe. — Holzmeister war ja net so schlecht, an schön' Verdienst und die halbete Arbeit — und die Leitnerstub'n brauchat er desweg'n net z' verlass'n — und warum a net — war er schlecht'r wia a anderer — also! — Aber a Häusl — wia denn? — woher denn? — er haltet's ja gar net aus drinn. — Die Cenz freili' — und der Kloane — a Heimat hab'n — a kloane Bäuerin spiel'n — das wär freili' — desweg'n konnt er alleweil no' in der Leitnerstub'n — Holzmoast'r — Hausbesitz'r . . . Er wandte sich bald nach links, bald nach rechts . . . So a G'schwatz, so a dumm's . . .

Plötzlich kam es ihm vor, als ob es ihm eiskalt in den Nacken zöge. Er wandte sich — und blickte auf den leuchtenden Schädel in der Ecke, gerad' als wenn es daher käm' . . . A kalt's Lüfterl, hat er g'sagt, mitt'n in der warm'n Stub'n . . . Jetzt fror ihn wirklich. A Hoamlich'r, wär's grad' net, der dort — der Jeremias — — Baperl scheute sich schon, dessen Schreibnamen auszusprechen — dann kam ihm der Holzmeister — das Häusl — in verworrenen Träumen. — Der Nachtfriede der Leitnerstube war gründlich gestört.

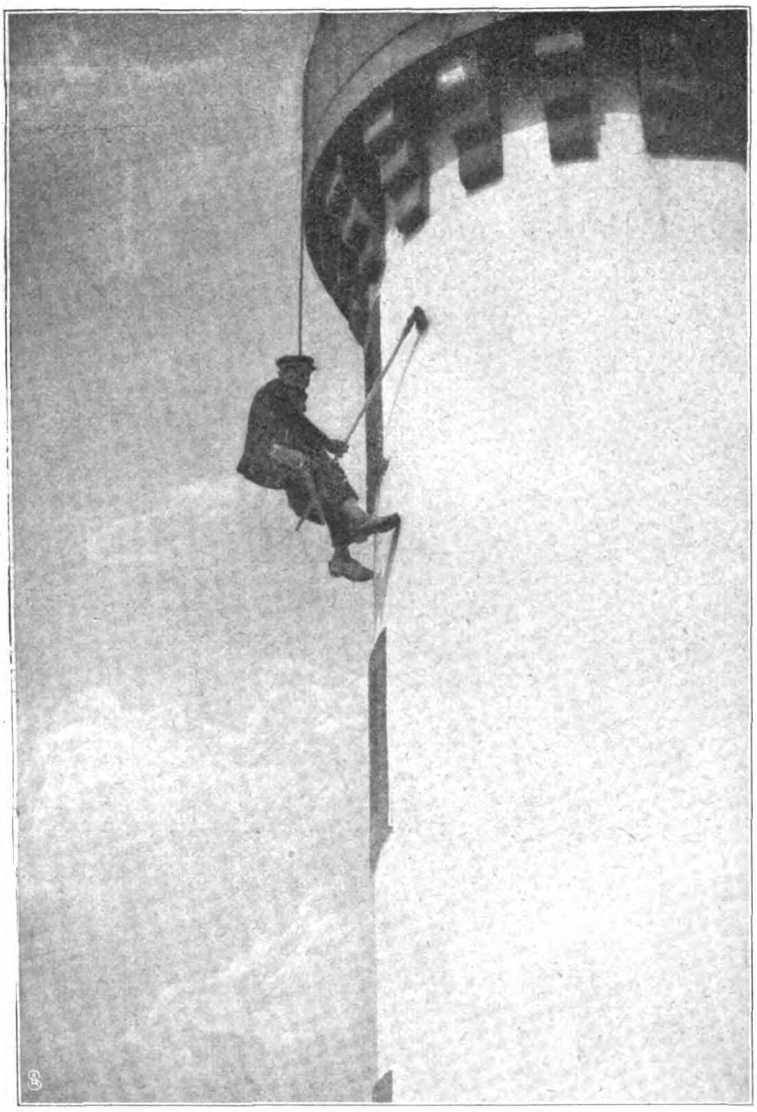
Baperl war sonst schon vor Tag wieder auf, seine Brennsuppe zu kochen, heute war es schon glockenhell in der Stube, als er erwachte. Sein erster Blick galt der Ecke. Sie war leer. Er hatte wirklich keinen Verdruß darüber, und doch hätte er sich den Gesellen gerne bei Tageslicht angesehen.

Rasch riß er das Fenster auf und die Tür, daß die frische Luft hereinströmte, dann atmete er ordentlich erleichtert auf. — Das wär so einer, mit dem er beisammen sein möcht'! A was, a armer Teuf'l, und der seltsame Nam' is eh' scho' a Unglück — gibt alleweil so dumme Leut', die si' schreck'n davor . . .

Wie er, die Axt auf der Schulter, durch den Schnee zur Arbeit stampfte, da lachte er in seinen Bart hinein über das nächtliche Abenteuer. Aber die Hand war unsicher und die Hiebe saßen schlecht, und schwitzen mußte er wie im Hochsommer nicht — eigentli' war's wirkli' Zeit, daß er Holzmoast'r würd', mit der schweren Arbeit geht's nimm'r lang'!

In der Hütten aber war's gar nicht mehr zum Aushalten, alleweil, als wenn er ein' Tritt draußen hörte oder die Tür ging, das Büchl aber sperrte er in seinen Kasten, das viele Lesen taugt nix für ein' Arbeitsmenschen! (Schluß folgt.)

Ein vielseitiges Amt. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Der Leuchtturmwächter führt ein einsames Leben. Nicht jeder taugt zu solcher Weltabgeschiedenheit, nicht jeder besitzt die Geschicklichkeit, Furchtlosigkeit und Energie, die dazu gehören, sich in jeder Lage selbst zu helfen und all die Obliegenheiten des Amtes zu erfüllen. Sie sind vielseitig genug. Bald gilt's, die Riesenlaterne zu putzen, bald durch den Sturm und das Dunkel furchtbarer Winternächte allerlei Signale zu geben, bald den Kahn, der die Lebensmittel bringt, sicher durch die starke Brandung an Land zu ziehen oder die von Regen und Wellengischt zerstörte weiße Farbe des Turms eigenhändig wieder aufzufrischen. Es gehören starke Nerven dazu, nur von dem schwankenden Seil gehalten, hoch über dem schwindelnden Abgrund zu hängen und stundenlang die schweren Pinsel zu handhaben.



Hoch droben am Leuchtturm.

Die entscheidende Frage. (Zu dem Bilde Seite 20 und 21.) Der Künstler versetzt uns in die eiserne Zeit von Cromwells ersten Regierungsjahren, wo fortwährende royalistische Verschwörungen und Umtriebe den Bestand seines Lebenswerkes, der Republik und der politischen Einigung, bedrohten, also von ihm unerbittlich niedergeschlagen werden mußten. Auch nachdem der Sohn des hingerichteten Karls I. in Schottland zum König gekrönt, in England eingefallen, in der Schlacht bei Worcester von Cromwells Heer geschlagen und vertrieben war, hielt der größte Teil des englischen Adels unerschütterlich weiter zu ihm. Unter Mitwissenschaft vieler Leute wurde Karl II. verborgen, mit unglaublicher Kühnheit den Verfolgern entzogen und zuletzt nach der Meeresküste gebracht, von wo ihm die Überfahrt nach Frankreich gelang. Cromwell aber ließ überall auf seine Helfer fahnden, und wo der Hausherr nicht zu finden war, preßten die Soldaten aus Frauen und Kindern die Angaben über seinen gegenwärtigen Aufenthalt heraus. Ein solches Verhör sehen wir hier dargestellt. Freilich hat sich weder die kluge mutige Schloßfrau noch ihre erwachsene Tochter von den finstern Puritanern schrecken lassen. Auch das kleine Mädchen rettet sich durch heftige Tränen von der verhaßten Aussage. Aber der schöne, aufgeweckte ritterliche Junge steht als kleiner Mann vor seinen Richtern und wird in gewohnter Wahrheitsliebe ihre Fragen beantworten. Einen düstern Verzweiflungsblick wirft die Mutter auf ihn: sie würde ihn lieber tot umsinken sehen, als von seinen Lippen die wichtige Antwort auf die Frage hören, die nun der Führer der Untersuchung langsam ausspricht: „Und wann sahst du deinen Vater zum letztenmal?" Wird er sagen, wie kurz dies erst her ist, und dadurch auf die Spur zu seinem Versteck leiten, oder wird er zu schweigen wissen!? . . Der nächste Augenblick muß es entscheiden. Erbarmen kennen Cromwells Schergen nicht, aber selbst ihre harten Blicke ruhen mit einem gewissen Anteil auf dem holden blonden Knaben, der hier ahnungslos vielleicht Leben oder Tod seines Vaters in Händen hält!

Die Reichsausländer. Die Volkszählung vom 1. Dezember 1905 wird im Statistischen Amte weiter verarbeitet. Soeben wurden die endgültigen Ergebnisse über die Bevölkerung des Deutschen Reiches nach der Staatsangehörigkeit veröffentlicht. Wir ersehen daraus, daß seit dem Jahre 1871 die Zahl der Reichsausländer stetig zugenommen hat. Es lebten damals in Deutschland 206 755 Personen mit fremder Staatsangehörigkeit; im Jahre 1905 betrug aber ihre Zahl bald das Fünfache: 1028560. Es entfallen jetzt auf 1000 der Reichsbevölkerung 17 Ausländer. Die Hälfte von diesen, genau 525 821, stammte aus Österreich-Ungarn; ferner genossen 106639 Russen und 100997 Niederländer unsere Gastfreundschaft; an vierter Stelle mit 98165 Personen waren die Italiener vertreten, ihnen folgten der Zahl nach 62932 Schweizer, während von Frankreich nur 20584 und von England 17253 Fremde herübergekommen waren. Überseeische Fremde waren spärlicher vertreten; von allen außereuropäischen Staaten wohnten unter uns nur 21381 Personen, und davon entfielen auf die Vereinigten Staaten von Amerika 17184. Die „gelbe Gefahr" liegt für uns noch in ziemlich weitem Felde; denn von China waren nur 367 und von Japan 174 Personen herübergekommen. Seltene Zugvögel waren die Afrikaner, denn man zählte nur 64 Ägypter, 2 Herren aus Tripolis, 15 Marokkaner, 4 Abessinier und 1 Liberianer.

Das ovale Billard. (Zu der Abbildung auf der nebenstehenden Seite.) Ben Akibas alter Spruch, daß es nichts Neues unter der Sonne gebe, wird durch unser Bildchen schlagend widerlegt: ein ovales Billard ist wirklich noch nicht „dagewesen". Bis kürzlich ein erfinderischer Kopf, Herr J. J. Pearson, auf diese Idee verfiel, und zwar um das Billardspiel,

das hauptsächlich in England und Amerika zu einem solchen Grad von Vollkommenheit gediehen ist, daß auf dem gewöhnlichen rechteckigen Tisch neue Nuancen und Spielarten nicht mehr möglich sind, zu erschweren. Er selbst ist ein passionierter Spieler und ein feiner Mathematiker, der nach eingehenden Berechnungen und Versuchen diese neue elliptische Form für die die meisten Kombinationen zulassende erkannte. Das Spiel muß für diesen Tisch, auf dem kürzlich im National Sporting Club in London die ersten Wettkämpfe stattfanden, ganz neu gelernt werden, denn jeder Stoß hat nun ein ganz anderes Ansehn und ein völlig verändertes Resultat. Da die Proben aber allgemein befriedigt haben und das Wegfallen der scharfen Ecken vielen als besonderer Vorzug erscheinen wird, so erscheint die Zukunft des ovalen Billards gesichert.

Kathleen Parlow. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Eins der phänomenalen Talente, die schon beim ersten Auftreten bei Kritik und Publikum sich durchzusetzen wissen und bescheidene Talente siegreich über-

Das ovale Billard

Kathleen Parlow. E. Bieber, Hofphot., Berlin, phot.

strahlen, scheint die kaum den Kinderschuhen entwachsene Geigenspielerin Kathleen Parlow aus Kanada zu sein. Aus der Schule des Petersburger Meisters Leopold Auer hervorgegangen, beherrscht sie die Technik trotz ihrer 17 Jahre mit virtuoser Meisterschaft und durfte es wagen, in ihren Berliner Konzerten an die schwierigsten Aufgaben — wie die Wiedergabe der Konzerte von Glazounow und Wieniawsky — heranzutreten. Daß ihr Empfindungsleben mit der Technik nicht ganz den gleichen erstaunlich kraftvollen Schritt hält, mag ihrer Jugend zugute gehalten werden.

Wie und was sollen wir dem Kranken vorlesen? An das Krankenbett schleicht sich oft ein unwillkommener Gast heran. Es ist die Langeweile. Manchmal soll sie gut sein und die Heilung befördern; manchmal aber ist sie schädlich, denn der Kranke beginnt sich zu sehr mit sich selbst, mit seinen eigenen Leiden zu beschäftigen; auch Sorgen und trübe Gedanken beginnen ihn zu plagen. Da muß die Umgebung, die den Kranken pflegt, auch für seine Zerstreuung sorgen. Das ist nun keine leichte Aufgabe; sie erfordert vielmehr Takt und Menschenkenntnis. Durch Unterhaltung darf der Kranke nicht aufgeregt und auch nicht ermüdet werden. Viele meinen nun, daß man die gefährlichen Klippen der Unterhaltung am besten umgeht, wenn man den Kranken vorliest. Das Buch und die Zeitung berühren ja ferner liegende Dinge und Fragen. Und doch kann das Vorlesen ebenso ungünstig wirken wie das viele Reden. Bei der Wahl der Lektüre kann man dem Wunsche des Kranken entgegenkommen, aber man lese nichts vor, über dessen Inhalt man sich nicht vorher unterrichtet hat. Alles Aufregende und Beunruhigende muß vermieden werden, während ein leichter Humor häufiger am Platze sein wird. Ebenso sind Themata zu vermeiden, die je nach dem Bildungsgrade des Patienten dessen Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch nehmen können. Man lese mit ruhiger Stimme nicht zu laut vor und dehne die Vorlesung nicht zu lange aus. Ohne es sich merken zu lassen, beobachte man die Wirkung des Vorlesens auf den Kranken und höre auf, wenn man an ihm die ersten Anzeichen des Unbehagens oder der Unruhe merkt. C. F.

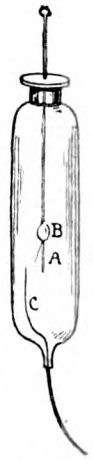
Ein Wasserläufer. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Mr. Rémond, der am 13. Oktober vor einer großen Zuschauermenge den angekündigten „Spaziergang" über den See des Bois de Boulogne zu Paris antrat, bedient sich, wie aus unserem Bilde ersichtlich, einer Art „Bootstiefel", die mit den bekannten Schneeschuhen große Ähnlichkeit haben und sich andererseits an die sogenannten „Grönländer" anlehnen, die schmalen, langen, einsitzigen Boote, die die Eskimos so geschickt zu tummeln wissen. Übrigens hat Mr. Rémond in der Kunst des „Wasserlaufens" eine lange Reihe von Vorgängern gehabt, die alle mit großem Trara ihre Experimente ankündigten und dann wieder spur- und ruhmlos von der Bildfläche verschwanden. Ob seine Methode von praktischem Wert ist, bleibt demnach abzuwarten.

Die chinesische Tan-Kwai-Truppe. (Zu der Abbildung auf der umstehenden Seite.) Auf den deutschen Varietétheatern gibt es wieder eine neue Sensation: die chinesische Tan-Kwai-Truppe, die unser Bildchen wiedergibt. Es tun dem Beschauer dieser Leistung buchstäblich „die Haare

Ein Wasserläufer. Copyright M. Rol & Cie., Paris.

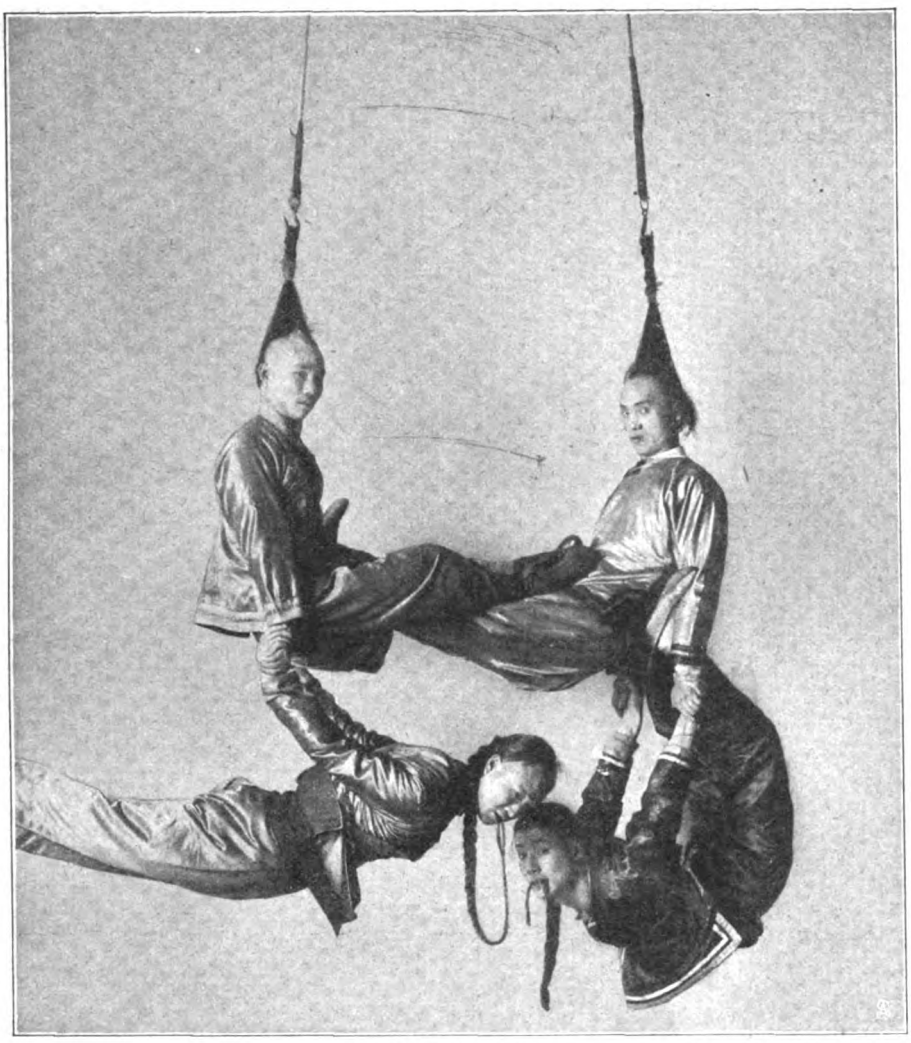
veh", denn unwillkürlich stellt er sich die Empfindung dieser Zopfträger vor, die solche Last an ihren straffen Chinesenhaaren hängen haben. Ob irgendein „Trick" dahintersteckt und welcher, wird selbstverständlich nicht verraten, das ist „Geschäftsgeheimnis". Hauptsache bleibt: das Kunststück verblüfft!

Eine Radiummaschine. (Zu der untenstehenden Abbildung.) In London wird ein kleiner Apparat für 200 Mar. verkauft. Er wird als eine Radiummaschine bezeichnet, die das Problem des Perpetuum mobile nahezu löst und 30 000 Jahre tätig bleiben könnte. Als ihr Erfinder wird der Physiker H. G. Strutt genannt. Es handelt sich in diesem Fall um die Umarbeitung eines in physikalischen Laboratorien schon bekannten Apparates in ein niedliches Spielzeug. Schon Frau Curie hatte bemerkt, daß die vom Radium ausgestrahlten Partikelchen elektrisch geladen sind, die Wahrnehmung wurde auch von anderen Forschern bestätigt. Öffnet man zugeschmolzene Glasröhrchen, in denen lange Zeit ein Radiumsalz aufbewahrt wurde, so erhält man oft leichte elektrische Schläge und bemerkt auch Funkenentladung. Man nimmt an, daß ein radioaktiver Körper zugleich negativ und positiv elektrisch geladene Teilchen aussendet, die leichteren negativen sich schnell zerstreuen, die schwereren positiven sich aber an dem von ihnen getroffenen Körper ansammeln. Um diesen Vorgang anschaulich zu machen, hat man den nebenstehend abgebildeten kleinen Apparat konstruiert. Er besteht aus einer Glasröhre, in deren Boden ein Draht (C) eingeschmolzen ist; an einem isolierenden Stäbchen ist ferner eine Glaskapsel (B) befestigt, in der sich einige Milligramm Radiumbromid befinden. Unten an der Glaskapsel hängen bei A ein dickes und ein dünnes Blättchen aus Aluminiummetall. Das Innere der Glasröhre wird luftleer gemacht, der Draht C mit der Erde verbunden, und der Apparat beginnt sofort selbsttätig zu arbeiten. Das Radium bindet die Aluminiumblättchen elektrisch, infolgedessen wird das dünnere von den dickeren abgestoßen, es spreizt sich mit dem Wachsen der Ladung mehr und mehr nach der Seite ab, bis es schließlich den Draht C berührt. Es erfolgt dann sofort eine Entladung, das Blättchen fällt zurück, aber nach kurzer Zeit beginnt es, sich von neuem zu erheben, um wieder den Draht zu berühren. So wiederholt sich das Spiel immer wieder von neuem, die Entladungen erfolgen in Zwischenräumen von wenigen Minuten, bis durch die fortwährende Bewegung das Aluminiumblättchen sich abnützt und abbricht.



Righischer Apparat.

Genau nach diesem Prinzip ist die „Radiummaschine" gebaut. In einem luftleer gemachten Glasbehälter hängt in einem Glasröhrchen ein bißchen Radiumsalz, darüber befinden sich zwei dünne Silberblättchen. Durch das Radium werden sie elektrisch geladen, stoßen sich ab, spreizen sich auseinander, mehr und mehr, bis sie die mit elektrischen Leitern bedeckten Seitenwände des Glasbehälters berühren. Von diesen gehen zwei Aluminiumdrähte ab, die die Elektrizität fortleiten, aber sie führen nicht einfach zur Erde, wie in dem Righischen Apparat, sondern zu einem kleinen elektrischen Glockenwerk, das in dem Gestell der „Maschine" verborgen ist. Erfolgt nun die Entladung, so wird die Glocke in Tätigkeit gesetzt, sie läutet einen Augenblick. Das Radium ladet die Silberblättchen immer von neuem, und etwa alle zwei Minuten ertönt das Glockensignal. So arbeitet die Maschine selbsttätig. Man behauptet, daß sich die Kraft des eingeschlossenen Radiumsalzes erst in 30 000 Jahren erschöpfen würde, die Maschine also 30 000 Jahre selbsttätig arbeiten könnte. Was wir aber von der „Lebensdauer" des Radiums wissen, ist noch sehr unsicher; sicher ist aber, daß die einzelnen Teile der kleinen Radiummaschine sich bald abnützen müssen und ihre Lebensdauer sich recht kurz, höchstens nach Jahren oder Jahrzehnten bemessen wird. Immerhin ist diese Glocke, die nicht aufgezogen zu werden braucht, beachtenswert. Es kann ja möglich sein, daß solche selbsttätige Apparate für gewisse Zwecke sich auch praktisch und nützlich erweisen werden.


Die Tan-Kwai-Truppe. Zander & Labisch, Berlin, phot.

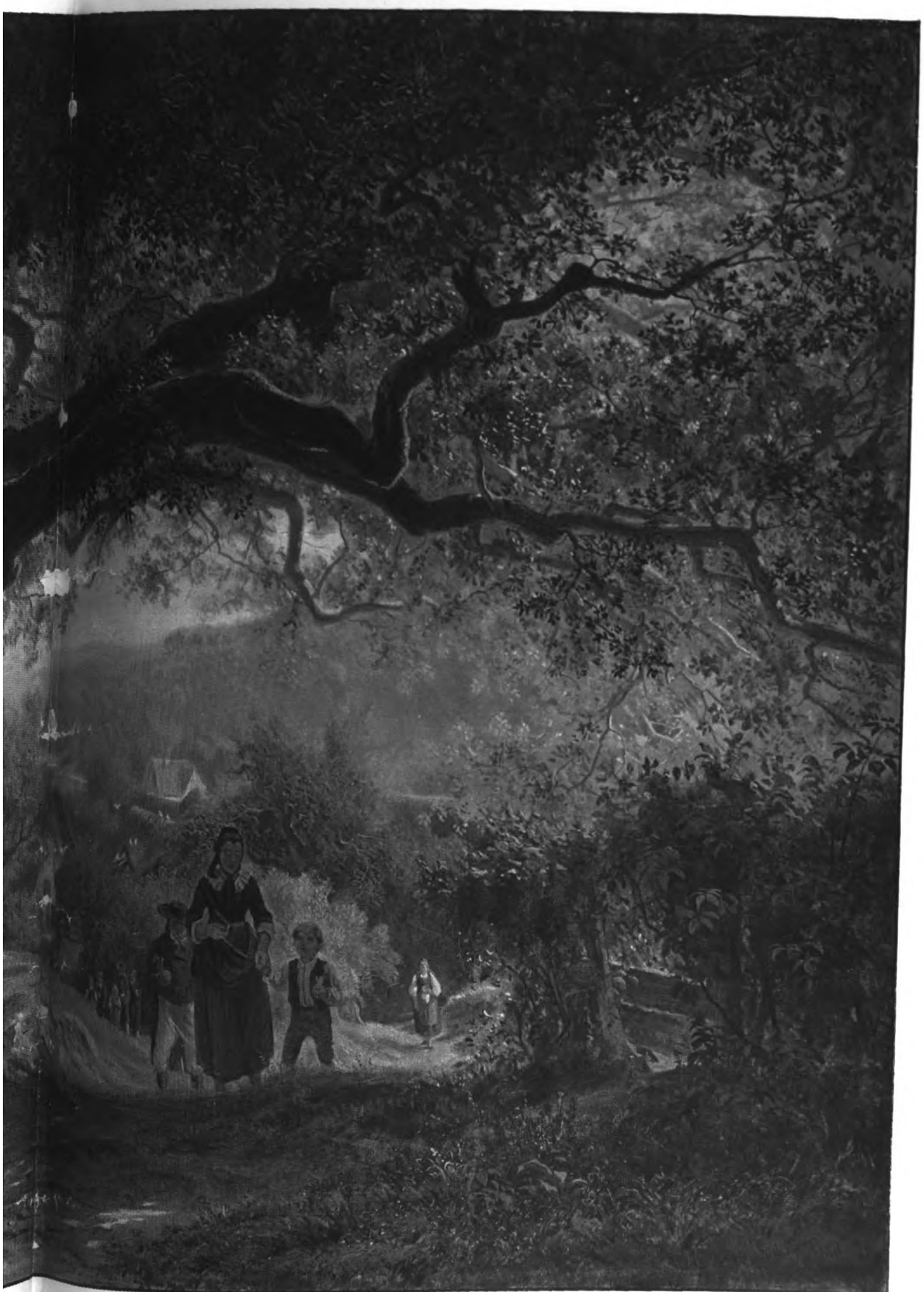
Der kleinste Hund der Welt. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Was durch Zucht und Rassenkreuzung auf dem Gebiete der Hundeliebhaberei erreicht wird, beweist schlagend unser Bildchen, das den kleinsten Hund der Welt — natürlich Eigentum eines amerikanischen Nabobs — darstellt. Er gehört zur Rasse der sog. „Mexican Dogs", die in Mexiko mit Vorliebe gezüchtet und auch in den Vereinigten Staaten häufig angetroffen wird. Der Ursprung des unbehaarten, völlig nackten Hundes, dessen Haut fast schwarz ist, geht wohl auf die Familie der Rattenpinscher zurück, was auch der runde Kopf und die unverhältnismäßig großen, weit abstehenden Ohren bestätigen. Weshalb der Mexican Dog in Amerika als Luxushund so sehr geschätzt wird, ist eigentlich unbegreiflich, denn weder seine recht minderwertigen geistigen Fähigkeiten noch sein Äußeres ist zu loben; das einzig Außergewöhnliche an ihm ist seine Kleinheit. Da weist er aber auch die Höchstleistung auf. Denn das Original unseres Bildes z. B. hat bequem auf einer Handfläche Platz.

Der kleinste Hund der Welt.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Sonnt

Gemälde von Lu



ntagmorgen.

. Ludwig Hugo Becker.

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Über steinige Wege.

(1. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Als Heinz v. Buchen am anderen Tage gegen zwei Uhr sich in den Schlitten setzen wollte, um seine Dame abzuholen, denn es war ein milder, windstiller Tag, kam der Diener des Herrn Schreiber und übergab Heinz ein Briefchen. In diesem bat Ruth um Entschuldigung, daß sie ihre Zusage für die heutige Fahrt leider nicht zu halten imstande sei, denn ihr kleiner Neffe sei erkrankt unter gastrischen Erscheinungen, und Siddie habe sie gebeten, bei dem Kinde zu bleiben, das beständig nach ihr verlange.

Heinz schickte den Schlitten fort und kam wieder in das forstmeisterliche Eßzimmer zurück, wo das alte Ehepaar noch mit Armings bei Tische saß. Armings hatten sich durchaus nicht an der Schlittenpartie beteiligen wollen, sie zogen es vor, bei Onkel und Tante zu bleiben, um einen recht gemütlichen Familienklatsch zu halten. Man staunte natürlich, als Heinz wieder auf der Bildfläche erschien, und am allermeisten, als der Grund von Ruths Absage bekannt wurde.

„Diese Siddie!“ schalt Rose empört. „Sie kann doch wahrhaftig allein die Krankenwärterin spielen, wo sie die Kinderfrau und ein Fräulein obendrein hat, aber . . .“

„Verbrenne dir dein vorwitziges Schnäbelchen nicht, kleine Frau“, neckte der alte Herr. „Du ahnst gar nicht, was für eine Rolle die Kinder in der Familie spielen und was die Ruth für eine Tante ist.“

„Na, sie konnten ihr aber wirklich die heutige Fahrt gönnen“, meinte Tante Usselfelde. „Nun müssen Sie sich eben mit unserer Gesellschaft begnügen, Herr v. Buchen“, und damit hob sie die Tafel auf und gab das Signal zu einem Mittagsschläfchen.

Als Heinz eben sein Zimmer betreten wollte, kam ihm das Stubenmädchen nach. „Herr Leutnant, das hat ein expresser Postbote eben gebracht,“ sagte sie und übergab ihm eine Depesche, „er fragte, ob er eine Antwort mitnehmen solle.“

Heinz öffnete das Kuvert und las:

„Tante Mayenfeldt ganz plötzlich gestorben. Mutter und ich bitten Dich, uns bei dem Begräbnis morgen 3 Uhr nachmittags in Weimar zu vertreten. Dein Vater.“

Er fertigte eine bejahende Antwort ab und machte sich dann sofort an das Packen seiner Sachen, zog das Kursbuch zu Rat und fand unschwer einen Zug, der ihn noch abends nach Weimar brachte und es ihm ermöglichte, daß er sich morgen beizeiten in der Wohnung der Verstorbenen einfinden und der alten Gesellschafterin zur Verfügung stellen konnte.

Er stand eine Weile am Fenster, gedachte der Toten in dankbarer Wehmut und grübelte, wie es nun werden würde ohne sie. Um fünf Uhr verabschiedete er sich in dem kommerzienrätlichen Hause, aber es hieß, Frau Kommerzienrat schlafe und Fräulein Ruth sei in der Schreiberschen Villa und komme auch wohl heute nicht heim.

„Dann geht's dem Kleinen wohl immer noch recht schlecht?“ fragte Buchen teilnehmend.

„O nein! Er hatte sich ja wohl nur ein wenig den Magen verdorben“, meinte das nette Stubenmädchen vergnügt.

Heinz gab seine Karte ab. Arming, der ihn zur Bahn begleitete, trug er noch eine Empfehlung an die Damen auf. —

In Weimar begrub er anderen Tags mit aufrichtiger Betrübnis die Schwester seiner lieben Mutter, die ihn bisher so treu unterstützt hatte, ohne allzu große Gegenleistungen an Rücksichtnahme, Gratulations- und Dankschreiben zu beanspruchen. Einige bejahrte Freunde und Freundinnen standen neben ihm auf dem verschneiten Kirchhof mit stillen Gesichtern, sie sagten sich wohl, daß auch sie hier bald ausruhen würden.

Justizrat Kron forderte Heinz, als er zwischen ihm und dem Geistlichen den Friedhof verließ, liebenswürdig auf, ihn gegen Abend zu besuchen, des letzten Willens der Verstorbenen wegen, und als er um die angegebene Stunde in dem behaglichen Arbeitszimmer des Herrn saß, erfuhr er, daß die alte Dame ihm ihr bescheidenes, zwanzigtausend Mark betragendes Vermögen vermacht habe.

Das ersetzte nun zwar die Zulage nicht, die er von der Tante aus ihrer stattlichen Leibrente mit monatlich 250 Mark erhalten hatte, setzte ihn aber doch instand, die Dinge bis zu seiner Beförderung zum Rittmeister ruhig mit anzusehen.

Am folgenden Tage löste er, den Testamentsbestimmungen gemäß, den Haushalt auf, stellte Möbel zum Verkauf, bestimmte einige wertvolle Stücke, die ihm nachgeschickt werden sollten, und überließ den übrigen Hausrat nebst einer ebenfalls testamentarisch festgestellten Summe dem alten Gesellschaftsfräulein der Verstorbenen. Dann fuhr er, da er noch Urlaub hatte, zu den Eltern und händigte seiner kränkelnden Mutter, der der Arzt eine Kur in Karlsbad dringend empfohlen hatte, eine größere Summe zu diesem Zweck ein unter vielem Herzen und Streicheln.

Es ward ihm wohl und behaglich zu Hause wie noch nie, er fühlte sich freier als die letzten Male, da er hier war, und der Vater schüttelte ihm die Hand. „Gelt, du stehst jetzt darüber — über dieser dummen Geschichte, ich sehe es dir an, mein Junge!"

* * *

In der Garnison angelangt, begann er das regelmäßige gesunde Leben wieder, das er vor seinem großen Herzenserlebnis geführt hatte. Der Dienst, das Offizierkasino und die gemütlichen Abende bei Armings. Er war der guten Tante Addy noch besonders dankbar, daß er infolge der Trauer um sie den größeren festlichen Veranstaltungen in dieser Zeit fernbleiben durfte. Die einsamen Abende, an denen er mit Lesen und Zigarre oder wissenschaftlichen Arbeiten daheim blieb, waren ihm jetzt beinahe am allerliebsten, und da kamen dann die Gedanken, die er anfänglich fast scheu und erschrocken von sich gewiesen hatte, und die doch täglich erstarkten. Greifbar deutlich stand das blasse, schmale Antlitz Ruth Anderhagens vor seinen Augen, und ihre tiefe, ruhige Stimme tönte in sein Ohr.

Armings sprachen natürlich stets von ihr, und deshalb ging er noch öfter zu ihnen als sonst, denn Frau Rose unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit Ruth. Eines Tags erfuhr Heinz bei der Gelegenheit ihres sonntäglichen Zusammenseins, daß Frau Rose die Ruth zu einer bevorstehenden Gesellschaft eingeladen habe. Er freute sich heimlich, das junge Mädchen wiederzusehen, wenn auch nicht im Kreise von Frau Rosens Gästen: wußte er doch, daß sie für einige Tage aufgefordert waren. Als er bald darauf Arming auf dem Kasernenhofe sprach, sagte dieser, Ruth habe abgeschrieben weil Schreibers an die Riviera gereist seien und sie infolge dessen haushalten müsse. „Geh nur mal zu Rose," schloß er, „die erstickt fast vor Ärger über diesen Familienegoismus, der dem armen Mädel alle Wege zu ihren Jugendfreuden verlegt."

„Sehen Sie, Onkel Buchen," sagte Frau Rose im Laufe des Gespräches, als er vor Tisch bei der kleinen Frau vorsprach, „das Ganze ist, daß Frau Siddie Angst hat, Ruth könne sich verheiraten, ja, glauben Sie es nur, die Familie Schreiber stemmt sich dagegen mit aller Gewalt von jeher. Warum? Weil sie Ruth zu einer Erbtante für ihre Gören aufziehen wollen! Sie selbst leben üppig wie die Fürsten und wollen sich nichts versagen, da wird dann mal hin und wieder mehr verbraucht, das weiß ich genau von meinem Bruder, und nun trösten sie sich damit, daß ja Ruth eventuell einmal da sein wird, um für die Kinder und, wenn's not tut, für sie selbst ein Kapital herauszurücken, außerdem hat Ruth ihr Vermögen an der Fabrik stehen. Heiratet sie aber, dann ist das selbstverständlich alles vorbei. Ich habe es doch erlebt," fuhr sie fort, „wie man der Ruth die Bewerber verscheuchte, als ich noch daheim bei Onkel und Tante Forstmeister war; und da kam mal einer — ich deutete es Ihnen schon einmal an —"

Sie hielt plötzlich erschrocken inne. „Na ja," sagte sie dann langsam und wie verlegen, „das habe ich Ihnen aber schon einmal erzählt, glaube ich, und gewiß ist, daß er eines Tags ausblieb und Ruth sich grämte. Mir kommt nur immer wieder jetzt der Gedanke, Karl Schreiber habe damals den Mann auf eigene Faust heimgeschickt und Ruth vorgeschwatzt, er sei lediglich ein Mitgiftjäger gewesen. Wer weiß, was er ein zweites Mal tun wird. Bei Erie hat er es auch versucht — aber da hat Ruth Wache gestanden; wie ein Polizist ist sie gewesen für die Herzensneigung ihrer Schwester, sie wurde erst wieder ruhig, als die Verlobung zu Siddies und Karlchen Schreibers größter Überraschung erfolgt war.

Nun," setzte sie drollig stolz hinzu, „gegen Lutz hätte Karl Schreiber am Ende doch nicht aufgekonnt, der jagte dem Teufel die Beute noch vor der Hölle ab, wenn ihm darum zu tun ist — wie Onkel sagt. Ich wünschte nur," schloß sie und sah Heinz Buchen mit beredten Blicken an, „solch einen schneidigen Freier fände Ruth auch, aber so was ist ja wohl sehr selten heutzutage, Onkel Buchen — gelt? Und nun muß ich Sie fortschicken, denn unser Kleines will sein Breichen, und Sie müssen ins Kasino, wenn Sie nicht Strafe zahlen wollen." Sie machte Heinz noch eine kleine spöttische Verbeugung und verschwand hinter der Portiere. Er stand noch ein Weilchen, dann trat er zum Schreibtisch der jungen Frau, nahm vorsichtig die Photographie Ruths aus dem Moraständer, stellte den leeren Rahmen wieder an seinen Platz und verschwand ohne jeden Gewissensbiß.

Und nun saß er manche freie Stunde vor dem Bild und starrte es an. „Ein lieber Kerl!" hatte Arming sie genannt, und er sagte sich, daß sie wie keine andere ein lieber treuer Kamerad sein müsse bei dem Wandern durchs Leben, eine Frau, die das alte Bibelwort in selbstverständlicher Schlichtheit sprechen würde: „Wo du hingehst, will ich auch hingehen."

Und am Nachmittag des dritten Tages, als er halb erfroren von der Reitbahn zurückkam, hatte er sich zu einem Entschluß durchgerungen. Er setzte sich vor ihr Bild und schrieb an sie, sagte ihr, daß in seinem Herzen eine große Zuneigung zu ihr erwachsen sei, obgleich er sie nur ein einziges Mal gesehen habe, eine Zuneigung, die ihn dazu dränge, die Frage an sie zu richten, ob er um sie werben dürfe. Ob sie glaube, auch eine Neigung zu ihm fassen zu können. Er habe durch sie, durch ihr Wesen, ihre Lieblichkeit und Anmut etwas Schweres fast mit einem Male überwunden, und dieser Umstand gebe ihm die Gewißheit, daß es eine tiefe und aufrichtige Liebe sei, die ihn zu ihr ziehe. In ihren lieben Händen liege sein Geschick, und er wage zu hoffen, daß die Kühnheit, mit der er nach so kurzer Bekanntschaft ihr dies alles schreibe, von ihr richtig aufgefaßt werde als eben die große tiefe Sehnsucht, die man Liebe nenne. So ungefähr.

Er konnte sich nicht entschließen, den Brief noch einmal durchzulesen. Mit eiskalten zitternden Fingern schob er das Schreiben in ein Kuvert, adressierte und trug es zur Post. Als das weiße Kuvert im Briefkasten verschwunden war, erfaßte ihn eine quälende Unsicherheit. Er, der eben noch die größte Ruhe, ja Gewißheit gehabt hatte, daß auch er auf Ruth Anderhagen einigen Eindruck gemacht haben werde, war plötzlich den wildesten Zweifeln preisgegeben. Die trieben ihn umher und ließen ihn nicht zu Ruhe kommen. —

Als er am anderen Morgen in den Dienst ging, schärfte er dem Burschen ein, er solle etwaige Briefe sofort nachbringen, obgleich doch eine Antwort unmöglich schon dasein konnte, und heimgekommen, ließ er satteln, machte einen meilenweiten Ritt über Land bis in die hannoverschen Forsten und verirrte sich gründlich, mußte in einem Forsthause rasten und kam erst gegen Morgen heim.

Sein erster Blick fiel auf die Platte des Schreibtisches — nichts da! Der Tag, der anbrach, war ein Sonntag. Er fühlte sich todmüde und warf sich mit dem Gedanken auf sein Bett: es ist mir ganz gleichgültig, was da wird, nur eine Entscheidung — um Gottes willen! Eine Entscheidung, man wird ja verrückt!

Gegen zehn Uhr weckte ihn der Bursche. „Herr Oberleutnant, der Herr Rittmeister von Arming läßt fragen, ob der Herr Oberleutnant nicht auf einen Augenblick zu ihm kommen könne, er wäre um elf Uhr im Kasino." Zugleich präsentierte der biedere Altmärker auf dem Nickeltablettchen einen Brief, einen zierlichen Brief von grauer, feiner Farbe, dessen Adresse in großer, energischer Handschrift geschrieben war.

Heinz nahm ihn mit zitternder Hand. „Sage dem Friedrich, ich sei leider nicht in der Lage, heute so früh zu kommen, hätte schon eine Verabredung."

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant!"

Die Tür schlug zu, Heinz war allein. Er riß das Kuvert auf — ein ganz kurzer Brief, keine Überschrift, nichts weiter als die Worte:

„Holen Sie sich die Antwort persönlich von mir und meiner Mutter, mit der ich heute noch sprechen werde, und seien Sie willkommen. Ihre Ruth A."

Es war wenig, es waren schmucklose, arme Worte, und doch gingen von ihnen ein Reichtum und ein Glück aus, die

ihn schwindeln machten. Er faßte seinen Kopf in beide Hände, und da er gerade davorstand, starrte er in den Spiegel und sah ein blasses, glücktrunkenes Gesicht, das er kaum erkannte. Dann pfiff er gellend nach dem Burschen und hieß ihn Wasser bringen, nahm sein Portemonnaie vom Tisch und schenkte dem verblüfften semmelblonden Ulanen ein Zehnmarkstück.

„Und nun dalli! Koffer packen, um zwölf Uhr reise ich ab — jetzt Waffenrock und Tschapka! — Halt, ist der Bursche vom Herrn Rittmeister noch da?"

„Es war nicht der Bursche, Herr Oberleutnant, es war eine Ordonnanz aus dem Kasino und ist bereits wieder gegangen."

„Schön! Auch recht! Dann werde ich auf dem Wege zum Oberst im Kasino — — nun aber dalli!"

* * *

Ruth Anderhagen kam heute schon morgens um zehn Uhr von der Schreiberschen Villa, in der sie während der Abwesenheit ihrer Geschwister wohnte, nach dem Elternhause. Die Mutter saß beim Kakao in dem behaglichen Eßzimmer.

„So früh?" meinte die stattliche Dame, von der Zeitung aufblickend, „wir hatten doch ausgemacht, erst um zwölf Uhr auszufahren, Kind? Ich muß noch so notwendige Briefe schreiben", fügte sie hinzu. „Und übrigens, da ist eine Karte von Siddie, sie kommen übermorgen schon zurück."

„Ja, ich weiß, Mütterchen", sagte Ruth und stand aufrecht der Frau Anderhagen gegenüber vor dem zierlich gedeckten Tische. Man konnte ihr unschwer ansehen, daß sie sich augenblicklich in tiefer seelischer Erregung befand, sie war noch bleicher als sonst, bläuliche Schatten zogen sich unter den großen Augen hin, und die Hand, die sich auf die Tischplatte stützte, zitterte so, daß die silbernen Geräte leise klirrten.

„Ja, um Gottes willen, was ist dir?" fragte die Mutter.

„Ich wollte dir etwas sagen," begann Ruth mit klanglosser Stimme, „aber du mußt mir versprechen, dich nicht aufzuregen, Mutter. — Es wird dir sehr überraschend sein, aber ich konnte nicht früher sprechen; in einer Stunde etwa wird nämlich jemand vor dir stehen, der dich um etwas bitten will — mit meiner Einwilligung, ich habe mich —"

Frau Anderhagen war aufgesprungen — „Ruth — du — wie soll ich das verstehen?"

„Ich habe mich mit Leutnant v. Buchen verlobt!" sagte das Mädchen leise, aber fest.

Die Kommerzienrätin setzte sich wie kraftlos in die Sofaecke zurück — eine lange Pause entstand. Sie suchte nach ihrem Taschentuch und sah an der Tochter vorüber. Endlich sagte sie: „Ich kenne den Herrn kaum, und du — soviel ich weiß, kennst ihn auch nicht näher?"

„Ach, ich kenne ihn, kenne ihn genau genug, um ihm mich anzuvertrauen."

„Weil du während eines Hochzeitsdiners ein paar Stunden neben ihm gesessen hast?"

„Es hat mir genügt; ich weiß auch von Rose und ihrem Manne sehr viel von ihm und . . ."

„Ja, ja! Ich hab's wohl gemerkt, wie die Rose sich bemühte, den Herrn v. Buchen heranzulotsen."

„Mutter!" rief Ruth; es klang wie eine Drohung.

„Hat er denn wirklich einen solchen Eindruck auf dich gemacht?" fragte die Kommerzienrätin etwas gemäßigter.

„Ja, ich bin fest entschlossen."

„Bitte, warte mit deinem ‚Ja!' bis Karl und Siddie wieder hier sind."

„Nein, das möchte ich durchaus nicht, ich möchte, daß du uns deine Zustimmung unbeeinflußt gibst. Was geht Karl und Siddie meine Wahl an? Ich bin alt und reif genug, um zu wissen, was ich tue."

„Karl hat noch immer gut und treu geraten", fiel die Mutter ein.

„Aber hierin will ich mir von ihm nicht raten lassen!" rief das Mädchen erregt. „Ich bitte dich, Mutter, laß diese so ganz persönliche Angelegenheit unter uns drei Beteiligten bleiben, und ich bitte dich ferner — er kann jeden Augenblick kommen — nimm ihn freundlich an; es ist nicht leicht, so vor dich hinzutreten und zu verlangen, was er verlangen will."

„Ich frage nur wieder: Was soll ich ihm antworten? Wir kennen ihn ja nicht", bemerkte die Mutter mit gewollter Gleichgültigkeit.

„Seit wann leugnest du denn eine ‚Liebe auf den ersten Blick'? Du hast uns doch immer erzählt, wie du Vater ganz flüchtig auf einer Bahnstation kennen lerntest, zwischen zwei Zügen sozusagen. Du hast mir und Erie noch neulich gesagt, du hättest schon in der ersten Minute gewußt, daß du ihm gehörtest und er dir! Aber selbst, wenn das bei dir nicht der Fall gewesen wäre, bei mir ist es so geschehen, ich habe es ganz genau gefühlt — das ist Er, mit dem du zusammen gehörst in alle Ewigkeit! Und als er mir vorgestern schrieb und mich fragte, ob er um mich werben dürfe, habe ich gar keine große Verwunderung gespürt und habe ihm in völliger, glückseliger Ruhe antworten können: ‚Ja, kommen Sie zu meiner Mutter und zu mir', in der bestimmten Zuversicht, daß du ihm kein ‚Nein!' entgegenstellen wirst, denn ich habe ihn lieb."

„Aber du wirst gütigst gestatten, daß ich mich nach ihm erkundige!" fiel Frau Anderhagen ein.

„Nein, das ist nicht nötig, das ist ganz gewiß nicht nötig, Mutter."

„Ruth!" Die alte Dame rückte sich in Positur. „Bitte, Ruth, komm zu mir her und setz dich dicht neben mich; deine aufrechte Haltung regt mich entsetzlich auf. So, und höre, was ich dir sagen muß, obgleich ich nicht recht weiß, wie ich es anfangen soll, damit du es mir nicht übelnimmst. Sieh mal, Ruth, deine Schwestern haben etwas vor dir voraus, etwas, das die Männer fast ebenso hoch schätzen wie Vermögen — die Schönheit."

„Das weiß ich," unterbrach Ruth, „das habt ihr mir ja alle so oft gesagt, in Worten und Taten, daß ich ganz durchdrungen davon bin. Aber Schönheit ist das Unwesentlichste und ist so sehr Geschmackssache. Wenn ich ihm genüge mit meinem Äußern, kann es andern doch gleichgültig sein!"

„Du bist gereizt, du bist verbittert, Kind, und dennoch muß ich weiter sprechen. — Der Gedanke kommt dir wohl gar nicht, daß ein Freier auch ein wenig an deine Mitgift denkt!"

„Heinz v. Buchen wird sicher wissen, liebe Mutter, daß Vater uns Heiratsgut hinterlassen hat. Ich bin überzeugt, daß ihm das durchaus nicht unangenehm ist, aber die Hauptsache ist es ihm nicht, sicher nicht!"

„Gebe Gott, daß du recht behältst!" seufzte Frau Anderhagen.

Ruth sah in diesem Augenblick leichenblaß aus und erhob sich. Die Mutter mochte fühlen, daß sie zu weit gegangen sei, sie lenkte ein. „Ich habe gedacht, du würdest bei mir bleiben, Ruth?" fing sie von neuem wieder an.

„Ja, ich habe das auch gedacht, aber seit dem Tage von Eries Hochzeit bin ich anderer Meinung geworden", antwortete sie mit halber Stimme, sie war dicht am Weinen. „Du wirst mir das verzeihen, Mutter, ich bin ebenfalls jung und ebenso glücksdurstig wie meine Schwestern, wenn ich auch nicht — schön bin."

Frau Anderhagen führte die Hand mit dem Taschentuch an ihre Augen. „Denke daran, daß ich dich gewarnt habe", schluchzte sie.

In diesem Augenblick trat das Stubenmädchen ein mit einer Visitenkarte auf dem Präsentiertellerchen, und Frau Anderhagen stand rot und erregt auf.

„Führen Sie den Herrn in den kleinen Salon", befahl sie und schritt an Ruth vorüber, die wie angewurzelt stehenblieb. Ihre Augen schweiften suchend und verständnislos über all die traulichen, altgewohnten Gegenstände, sie hatte die Hände im Schoß gefaltet, die kampfbereite Haltung war gewichen, nun sie allein blieb; sie fühlte sich zagend und zitternd der nächsten Stunde gegenüber, kleinmütig bis in die tiefste Tiefe ihrer Seele hinein.

Wenn die Mutter recht gehabt, wenn sie, Ruth, sich ihr Unglück ertrotzt hätte? Wenn er sie wirklich nur begehrt

hätte um der paar hunderttausend Mark Mitgift willen? Mein Gott, sie kannte ihn ja wirklich sehr wenig, aus eigener Beurteilung so gut wie gar nicht; nur das wußte sie, was Rose ihr geschrieben, daß er Schönheit und Reichtum verschmäht hatte aus Mannesstolz und berechtigtem Selbstgefühl. Das hatte ihr das Herz weit gemacht nach alledem, was sie bisher erlebte. Sie hatte in letzter Zeit die Nächte wach gelegen, sie hatte den Klang seiner Stimme vor den Ohren gehabt, seine hübsche, schneidige Erscheinung vor den Augen, die feste, treuherzige Art seines Wesens . . .

Nein, so unscheinbar war ihr Äußeres denn doch nicht, so unbedeutend ihre Seele nicht, daß ein Mann sie nicht begehren könne, und sie wiederholte die Worte seines Briefes leise, mit bebenden Lippen: „Sie haben mich mit einem Schlage genesen lassen von jahrelangem Leid!" Ja, er sie auch!

Und plötzlich schnellte sie empor. Die Dienerin im schwarzen Kleide mit der zierlichen weißen Schürze und dem sorgfältig frisierten Kopf war abermals eingetreten. „Frau Anderhagen lassen das gnädige Fräulein in den Salon bitten."

Nun war es ihr plötzlich, als könnte sie nicht gehen, als wäre es ihr unmöglich, dem Mann entgegenzutreten in Gegenwart der Mutter. Mit zaghaften kleinen Schritten bewegte sie sich vorwärts durch die Zimmer und über den Korridor. An dem vergoldeten Messinghaken eines Garderobenhalters sah sie den grauen Paletot mit dem blauen Kragen — es gab ihr einen Schlag auf das Herz, als erhielte sie jetzt erst die Bestätigung dessen, daß er wirklich gekommen sei — dann, mit einer raschen Bewegung, öffnete sie die Tür des gartenseitigen Zimmers.

Ganz in Sonne gehüllt war der rot dekorierte Raum, und in dem leuchtend blendenden Licht stand eine Männergestalt — allein, Heinz v. Buchen, und seine Arme breiteten sich nach ihr aus. „Ruth — komm! komm!"

Da flüchtete sie sich leise aufschreiend hinein und lag schluchzend und geborgen an seiner Brust.

* * *

Nach einer kurzen glücklichen Stunde, die sie nebeneinander im Erker sitzend und flüsternd verbracht hatten, erschien abermals das Stubenmädchen und meldete, daß Frau Anderhagen zu Tische bitten lasse.

Ruth nahm, fast erschrocken, seine Hände und hielt sie fest. „Heinz, für immer und ewig?" flüsterte sie fragend, es klang ein banger Ton heraus.

„Nichts kann uns mehr trennen, nichts!" Er küßte ihre Hände wieder und wieder. „Nichts mehr, Ruth, nichts!" —

Es war eine sonderbare Verlobungsfeier in der kleinen Tafelrunde, kaum daß jemand sprach, die Mutter mit rotgeweinten Augen, als sei ihr ein Unglück geschehen, Ruth still, beinahe scheu, Heinz zurückhaltend und gemessen der alten Dame gegenüber. Es wurde dann von der Veröffentlichung der Verlobung gesprochen, und wo man die Anzeigen drucken lassen solle. Im Hause mußte sich wohl die Kunde von dem Geheimnis verbreitet haben, denn der alte Gärtner schickte ein duftendes Veilchenbukett für Fräulein Ruth.

Der grelle Glanz der Märzensonne draußen hatte sich vermindert, es waren Wolken aufgestiegen, und das gedämpfte Licht gab eine trauliche, intime Stimmung im Verein mit dem prasselnden Kaminfeuer. Heinz bemerkte mit Vergnügen die schöne, altväterische, durch keinerlei moderne Sachen gestörte Einrichtung des Raumes, in dem sie um den reichgedeckten Tisch saßen, bis auf das Silberzeug und die Tafelgeräte einheitlich und gediegen. Aber trotzdem ließ die Gegenwart der verweinten, einsilbigen Dame das volle Behagen nicht aufkommen, ihr Wesen lastete schwer auf den beiden jungen Menschen.

Als der Champagner kam, hob Frau Anderhagen das Glas. „Ich heiße Sie willkommen, Herr v. Buchen, auch an Stelle von Ruths verstorbenem Vater und in Abwesenheit meiner andern Kinder! Möge Ihnen und Ruth aus der heutigen Stunde ein reiches Glück erwachsen!"

Der Bräutigam dankte ernst und küßte die Händ Mutter, und dann fragte Ruth: „Hast du etwas da Mutter, wenn Heinz und ich nachher zu Usselfeldes ge

„Miteinander?"

„Warum nicht?"

„Die Verlobung ist noch nicht veröffentlicht, und m ist doch auch noch ein Tag — es wäre mir lieber, wenn v. Buchen erst mit Karl gesprochen hätte."

„Aber das ist ja doch nur noch eine Formsache," w Heinz ein, „wir können uns doch so nahestehenden Per wie Usselfeldes als Brautpaar vorstellen?"

„Wie Sie denken! Ruth mag auch hierin bestimmen

Das junge Mädchen empfand den Vorwurf und n einen Schein blasser. „Dann gehen wir also, Heinz", sagt

Ehe sie sich erhoben, bemerkte Frau Anderhagen kurzem Räuspern: „Es wäre doch gut, Sie bespr mit meinem Schwiegersohn Herrn Schreiber noch Ver denes, bevor die Anzeigen bestellt würden. Wäre es Ih denn nicht möglich, noch einen Tag hier zu bleiben, v. Buchen?"

Heinz sah die alte Dame mit einem dunkeln Blick an biß sich auf die Lippen, im stillen hoffend, daß dies Th sich verflüchtigen werde — er hatte bereits genug da nachdem sie ihn heute früh ziemlich unverblümt über Stand seiner Finanzen ausgefragt hatte.

„Ich kann leider nicht bleiben, gnädige Frau," sagte höflich, „ich muß dem Kommandeur persönlich die Verlob anzeigen und seine Erlaubnis zur Veröffentlichung erbitte

„Erlaubnis?" fragte die Mutter gedehnt.

„Eine dienstliche Vorschrift, in diesem Falle nur Form", antwortete er. „Ich sehe aber auch keinen Gr zu der großen Eile einer Vermögensauseinandersetzung, Sie doch wohl meinen? Wenn Sie mir erlauben, nach folgter Veröffentlichung meine Braut wieder zu besuchen, so es wohl noch immer Zeit für solche Erörterungen."

Frau Anderhagen schwieg, mit bitterem Lächeln hörte dann, wie Ruth Hut und Jäckchen verlangte, und zehn M nuten später sah sie vom Fenster aus das junge Paar A in Arm durch den Garten wandern.

Vor der schmiedeeisernen Pforte zog Ruth ihren Arm a dem seinen und fragte mit leisem Lächeln: „Rose sollte doch wohl noch heute erfahren?"

„Ich werde es ihr selbst sagen — morgen!"

„Mußt du heute wirklich fort?" fragte sie dann, und ein tiefe Traurigkeit ging über ihr liebes, blasses Gesicht.

„Heute abend — aber ich komme Sonntag, wenn es g stattet ist."

„Heinz," sagte sie vorwurfsvoll, „Mutter ist heute nervös es wird anders sein, wenn du wiederkehrst."

Bei Usselfeldes erregte ihr Besuch großen Jubel, der alt Herr wurde ganz aufgeräumt und wollte Ruth in seine Freude küssen; sie entging nur mit Mühe seinem stachligen Jägerbart. Frau von Usselfelde gratulierte Heinz mit Freudentränen. Sie sollten erzählen, wie es gekommen sei, und wußten es selber nicht; sie hätten sich liebgewonnen auf den ersten Anhieb, meinte Heinz.

„Wie mich das für Rose freut", wiederholte immer und immer wieder Frau v. Usselfelde.

Sie saßen dann, Hand in Hand, vor dem alten Paar, bis es dämmerig wurde, dann trieb Ruth zum Aufbruch.

„Mutter wartet wohl?" meinte der alte Herr.

„Ja, Onkel Usselfelde, und, weißt du, wir wollen doch auch noch zu Jüngling."

„Wohin?" fragte Heinz.

Usselfeldes lachten. „Nur keine Eifersucht! Der Jüngling ist sechsundsiebzig Jahre alt, und — wissen Sie, Herr v. Buchen, der macht die Sache erst perfekt."

Endlich wurde ihm das Rätsel gelöst. Jüngling war der Goldschmied und ein besonderer Protegé von Ruth, die eine Kinderfreundschaft mit der verstorbenen Enkelin des alten Mannes verbunden hatte.

Der Baumeister.

Gemälde von Carl Gussow.

„Ich habe es ihm immer fest versprochen, kein anderer solle meinen Verlobungsring machen," sagte sie unterwegs, „und das will ich halten; du sollst mal sehen, wie nett der Alte ist."

In einer engen Gasse ein winziges Häuschen und ein noch winzigeres Lädchen mit einfachen Gold- und Silbersächelchen, Ringen mit Perlchen und kleinen Türkisen darin, wie junge Mädchen sie sich als Andenken schenken, mit Patenlöffeln und dergleichen. Dazu der Besitzer im schneeweißen Haar und einem feingeschnittenen Greisenkopf und sonderbar blauen, fast jungen Augen.

„Einen Offizier, Fräulein Ruth? Hinaus kommen Sie, Fräulein Ruthchen, hinaus aus unserm Städtchen wollen Sie, wer weiß wie weit? Aber daß Sie zu mir gekommen sind, wie Sie versprachen, das ist schön! Prachtvoll will ich die Ringe machen, von Dukatengold, und schwer und fest, daß sie sechzig Jahren trotzen, und doch gleich als Trauringe, nicht wahr? Geben Sie den Finger her, Herr Leutnant, ich will Maß nehmen. Sie kriegen eine gute Frau, der liebe Gott lasse sie glücklich werden mit Ihnen, die kleine Ruth Anderhagen. So groß war sie, Herr, da saß sie neben mir am Arbeitstisch und sah zu, wie ich schaffte." —

Es war dunkel, als sie heimkamen in den erhellten Salon, wo Frau Anderhagen sie erwartete. Sie sei auch eben erst nach Hause gekommen, berichtete sie, habe Ruths Stelle vertreten müssen bei den kleinen Schreibers.

„Ach Gott — die Kinder!" sagte errötend das Mädchen, „Heinz, heute war ich zum erstenmal pflichtvergessen ihnen gegenüber! Gottlob, morgen kommen ja die Eltern wieder."

Frau Anderhagen nickte und seufzte dazu. „Wann geht Ihr Zug?" fragte sie Heinz nach einem Weilchen.

„Um neun Uhr, gnädige Frau."

„Dann haben Sie noch eine Stunde Zeit. Ruth, klingle, damit angerichtet wird."

Heinz verließ nach einer Stunde das Haus, ohne daß es ihm gelungen war, noch ein vertrauliches Wort mit seiner Braut zu sprechen; sie hatte ihm nur noch zugeflüstert: „Schreibe mir, ich tue es auch — noch in dieser Nacht."

Zeitig am andern Morgen, bald nachdem er angekommen war, eilte Heinz auf dem Wege zum Dienst zu Armings, stieg ab, gab dem Burschen die Zügel und klirrte die Treppe hinauf.

Rose hatte gerade in der Kinderstube ihr Kleines gebadet, da klopfte es, und auf ihr unbefangenes „Herein!" erschien Heinz; sie ließ ihr halbangekleidetes Kindchen vor Schreck beinahe fallen.

„Um Gottes willen — ist Fritz etwas geschehen?"

„Nein, Frau Rose, ich wollte Ihnen nur Grüße bringen —"

„Aber in solcher Herrgottsfrühe? Sie werden immer komischer, Onkel Buchen", schalt sie und nestelte an ihrem Negligé jäckchen hastig die zurückgeschlagenen Ärmel herunter. „Von wem denn?"

„Von meiner Braut, von Ruth, Frau Rose", sagte er leise und weich. Da sprang sie empor, legte das erschreckte Kind in sein Bettchen und erfaßte seine Hände. „Hierbleiben, erzählen Sie doch — da —" sie schob ihm einen niedrigen Stuhl hin — „setzen Sie sich doch, Onkel Buchen, Sie sind ja ein — und wann denn?"

„Gestern, und nachher will ich zum Kommandeur und melden und die Erlaubnis zur Veröffentlichung holen — jetzt entschuldigen Sie mich, Frau Rose, ich habe gleich Dienst, und das Kleine erkältet sich — ich komme mittags wieder vor."

„Aber ihr heiratet doch bald?" fragte die junge Frau, „gleich nach dem Manöver doch?"

Er wandte sich an der Stubentür um. „Ja," sagte er dann zögernd, „ich holte mir die Ruth am liebsten morgen, Frau Rose — ich glaube, die zukünftige Schwiegermama ist nicht sehr beglückt über Ruths Wahl, sie denkt etwas sonderbar über meine Werbung."

Rose antwortete nicht gleich, sie sah ihm nur forschend in die Augen, dann sagte sie: „Ich kann's mir denken, aber lassen Sie sich Ihr Glück nicht trüben, lieber Freund."

Die Augen standen der lieben Frau voll Tränen, aber ihr Mund lachte, als der junge Offizier nun wirklich ging.

* * *

Ruth, die in der Nacht an Heinz geschrieben hatte, überlas noch einmal ihren Brief, wenigstens die Stellen, in denen sie ihrer Angst vor den Erläuterungen mit Karl Schreiber Ausdruck verlieh und Heinz bat, möglichst nachgiebig zu sein, damit in ihr Verlobungsglück nicht ein metallisches Klingen töne.

„Du glaubst nicht, Heinz, wie schrecklich Eries Verlobungszeit getrübt war durch die Unterhandlungen zwischen Karl Schreiber und Lutz Seeheim. Lutz wollte Eries väterliches Erbteil bei der Heirat bar ausgezahlt haben, er sagte, er brauche es für sein Gut; Karl aber wollte es nicht herausgeben, nur die jährlichen Zinsen, indem er behauptete, er sei nicht verpflichtet, so große Summen mir nichts, dir nichts aus dem Geschäft zu ziehen. Du hast keine Ahnung, wie Erie darunter litt, aber sie trat doch stets auf ihres Bräutigams Seite. Lutz ist bis an das Gericht gegangen mit Vaters Testament, und dort hat man zu seinen Gunsten entschieden, die für die Braut ausgesetzte Mitgift habe sie sofort zu verlangen. Es war eine Stimmung in unserem Hause — Du hast keine Ahnung, so herunterziehend! Ich schämte mich für Erie mit. Sie empfand das nicht so stark, sie sagte nur, Lutz habe recht.

Ich bitte Dich, wenn Du mich liebst, Heinz, so lasse Karl Schreiber freie Hand, er wird die uns gebührende Zulage pünktlich zahlen; ach, nur keine Streitereien um das elende Geld! —

Ich fürchte, Mutter hat Dir heute auch schon eine jämmerliche Viertelstunde bereitet, Dich bei der Verlobung sicher gleich ausforschen wollen über Deine Verhältnisse? Ich bin unglücklich darüber bis ins tiefste Herz und konnte es Dir nicht einmal sagen, weil ich Dich nicht mehr allein sprechen durfte. Denke, daß ich dem fernstehe, daß ich eher sterben möchte, als Dich fordernd — mehr heischend — dastehen zu sehen; es würde mich ernüchtern, unglücklich machen, mein Heinz, mein Liebster!

Vergib mir — aber ich weiß, ich habe gar nicht nötig, Dich zu bitten, Du bist so zartfühlend, Du würdest nie wie Lutz Seeheim handeln können. Unser Brautstand soll rein bleiben von diesen Schlacken. Siddie und Erie sind verschachert worden wie eine Ware — laß uns anders dastehen!"

Sie schrieb noch viel, noch bogenlang, sie hätte um alles nicht schlafen können in dieser Nacht. —

Mittags trafen Karl und Siddie Schreiber ein mit einer Wagenlast von Koffern und Siddie in einer neuen Reisetoilette.

Ruth war mit den Kindern und der „Nurse" nach dem Bahnhof gefahren; der Wagen der Mutter stand auch schon da, und Frau Anderhagen spazierte, in elegantes Schwarz gekleidet, auf dem Perron einher. Als der Zug kam und Siddie und Karl nach einem flüchtigen Händedruck mit Mutter und Schwester auf die Kinder zustürzten, empfahl sich Ruth bei ihrer Mutter und sagte, sie wolle zu Fuß nach Hause gehen, denn Mutter wolle doch gewiß Schreibers die große Neuigkeit mitteilen ohne sie.

Sie ging schon, ehe die alte Dame noch antworten konnte, und zwar auf einem Umwege hinter der alten Stadtmauer, an dem rasch dahinfließenden Gebirgsflüßchen hin. Sie wanderte ganz langsam, es schlug Mittag auf dem Hofe der Porzellanfabrik, deren Giebel hinter den Bäumen seitwärts auftauchten, die Arbeiter und Arbeiterinnen holten sich ihr Essen aus der Kantine, die Karl angelegt hatte, oder verzehrten ihr mitgebrachtes Brot und Speck und tranken Kaffee dazu. Sonst war kein Mensch hier vor der Stadt zu erblicken.

Ruth konnte ungestört denken, und der Sturm, den Mutters Mitteilung entfesseln würde, traf sie nicht unmittelbar; die erste Wucht mußte verrauscht sein, wenn sie daheim ankam.

So war es auch. Als man sich an dem runden Familientisch bei Frau Anderhagen zusammenfand, sahen Siddie und Karl die Schwester nur mit einigen forschenden Blicken an, schwiegen sich aber zunächst völlig aus, und Karl Schreiber, der englischer als je aussah, begann von der Nachtfahrt zu

plaudern und von Paris, und daß ihm ein Londoner Pflasterstein bedeutend lieber sei als in Paris eine ganze Straße, und schließlich griff er in die Tasche seines Smoking, holte ein Etui heraus, stellte es neben Ruths Teller und sagte: „Hier, my old girl, unser Mitbringsel und der Dank für die Sorge um Bill und Ellen. Ich fand es in Paris bei einem Altwarhändler, es stammt aus dem Nachlaß der Herzogin D'Autreville, die eine geborne Lady Goldgate gewesen ist."

Als Ruth das Etui öffnete, erblickte sie einen Anhänger in alter schöner Form aus verschiedenen farbigen Edelsteinen um eine große Perle gruppiert.

„Aber, ich bitte dich, Karl," sagte sie vorwurfsvoll, „was treibst du für Luxus! Du weißt doch, daß ich die Kinder liebhabe und gern für sie ohne dies alles sorge."

„Na, das wird ja nun auch wohl das letztemal gewesen sein", sagte Siddie langsam. „Ich höre von Mutter, daß du wunderbare Sachen angestellt hast?"

„Wunderbare Sachen!" echote Karl Schreiber — „das ist gut! Auf jeden Fall, liebe Ruth — und noch vor meiner Gratulation sei es gesagt — ich möchte eine Unterredung mit deinem Auserwählten haben, bevor die Verlobungskarten in die Welt fliegen, und da du Eile zu haben scheinst, so werde ich mich, unausgeruht wie ich bin, heute abend wieder auf die Achse schwingen und nach Tollenburg gondeln. Hast du was dagegen?"

„Nein," sagte Ruth, „aber den Zweck sehe ich nicht ein."

„Das verlange ich auch nicht. Junge Damen, wenn sie verliebt sind, sehen selten etwas ein. Hast du was zu bestellen an den Herrn v. Buchen?"

„Viele Grüße! Das andere besorge ich selbst, es gibt ja Tinte, Papier und Federn."

„Wie in aller Welt hast du dich denn nur so rasch entschließen können?" fragte Siddie voll heimlicher Empörung und tat sich ein winziges bißchen Kompott auf einen Glasteller, „es ist doch ein Schritt für die Ewigkeit, so eine Verlobung."

„Verzeih, aber du kannst dir vielleicht die Antwort selbst geben, du hast dich ja auch einmal verlobt, Siddie."

Siddie wurde rot und aß etwas hastig ihr Kompott.

„Karl kam auch nicht so vom Himmel geschneit wie der Herr v. Buchen; wir kannten ihn genau", nahm Frau Anderhagen ihre älteste Tochter in Schutz. „Karl, willst du nicht ein wenig von dem vorzüglichen Blattsalat?"

„Nein, danke verbindlichst! Übrigens, Ruth, dein Kapital bleibt jedenfalls an der Fabrik stehen — wenn ihr etwa geplant habt, es so zu machen wie Lutz, so habt ihr falsch gerechnet; nachdem Eries ganzes Vermögen herausgenommen ist, würde ein zweiter solcher Fall nicht ohne Folgen bleiben für unser Geschäft — nicht, daß die Sache ins Wanken käme, durchaus nicht, aber ernste Schwierigkeiten würden entstehen, denn erstlich . . ."

„Wir haben gar nichts geplant," fiel ihm Ruth empört ins Wort, „wir haben noch gar nicht von Geldangelegenheiten geredet!"

„Na, dann sei's dir für künftig gesagt! Notabene — Geld gehört doch einmal zum Heiraten — du brauchst doch nicht gleich die gekränkte Leberwurst zu spielen, wenn ich davon rede."

Ruth hatte Tränen in den Augen. „Nun, ja doch — entschuldige! Natürlich werde ich eine Zulage gebrauchen und eine Aussteuer auch, Vater hat doch für letztere eine Summe bestimmt, Erie bekam sie ebenfalls. Und wenn ich da noch das Geld — weißt du, Karl, seitdem ich mündig bin und Zinsen bekommen mußte, hast du ja diese Zinsen bis auf das Nadelgeld — fünfzig Mark monatlich — immer zu meinem Kapital gelegt, und dieses Geld — weißt du — möchte ich haben; ich will es für alle Fälle disponibel halten — darum würde ich dich bitten. Mein Erbteil kann ja an unserer Fabrik stehenbleiben, wir brauchen es jetzt nicht; bei Erie war es etwas anderes."

Karl Schreiber saß während dieser Rede steif in seinem Stuhle, spielte mit der Dessertgabel und sah an Ruth vorüber, aber er antwortete nicht. Ein gekniffener Ausdruck lag in seinem Gesicht.

„Also, wenn du deswegen nach Tollenburg willst, so kannst du dir die Reise ersparen", fügte Ruth hinzu und faltete ihre Serviette. „Ich bürge für Heinz, er will in der Hauptsache mich und nicht mein Kapital."

Es antwortete ihr niemand, nur Karl Schreiber lächelte so ein überlegen mitleidiges Lächeln, das ihr die Röte des Zornes in die Wangen trieb. Siddie aber sagte im Aufstehen ganz kurz und leise: „Rede doch nicht so geschwollen, Kind, du kennst ihn ja gar nicht!" Und zu Frau Anderhagen gewendet, bat sie: „Ich habe Sehnsucht nach den Kindern, auch will ich beim Auspacken zugegen sein, ich habe meine Sommergarderobe aus Paris mitgebracht."

(Fortsetzung folgt.)

Technische Arbeit als Erziehungsmittel.

Von Direktor Dr. A. Pabst in Leipzig.

Um die Bedeutung der technischen Arbeit für die Kulturentwicklung ganz zu verstehen und um sie vollkommen würdigen zu können, muß man von den ersten Anfängen der menschlichen Kultur ausgehen. Die menschliche Kultur setzt mit dem Gebrauche von Werkzeugen ein. Die Anwendung von Werkzeugen bildet auch den Ausgangspunkt der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechtes, wobei nicht zu übersehen ist, daß die ersten Werkzeuge des Menschen seine natürlichen Organe, seine Hände vor allem, waren. Andere Werkzeuge bot ihm die Natur dar, z. B. Feuersteinsplitter, die er zum Schneiden und Stechen, zum Bohren, Schaben und Kratzen benutzen konnte. Bald lernte der Urmensch diese Werkzeuge zweckmäßiger zu gestalten, wobei ihm die Organe seines Körpers die Vorbilder boten. Keule und Hammer sind dem Vorderarm und der Faust, Meißel und Säge der Zahnreihe, Bohrer und Schaber den Fingernägeln, Zange und Schraubstock dem Gebiß nachgebildet. Auch ist zunächst Werkzeug und Waffe noch nicht unterschieden; der Steinhammer, der zweifellos eins der ersten Werkzeuge war, war zugleich eine Waffe im Kampfe des Urmenschen mit seinen Feinden und Beutetieren.

Die Funde aus der Urzeit, die in Höhlen, Gräbern und Pfahlbauten gemacht worden sind, lassen den Gang der allmählichen Entwicklung des Werkzeuges klar erkennen. Vom Unterkieferknochen des Höhlenbären, der mit seinem gewaltigen Hauzahn ein brauchbares Werkzeug und zugleich eine wirksame Waffe bildete, und vom scharfen Feuersteinsplitter ausgehend, der, in einen Hirschhornknochen gefaßt, ebenfalls ein Werkzeug ergab, läßt sich die Entwicklungsreihe ziemlich vollständig verfolgen bis zur feingeschliffenen, polierten und durchbohrten Steinart, die dem Urmenschen nicht bloß eine Waffe, sondern zugleich auch ein Schmuckstück war. Daß das Bedürfnis zum Schmücken der Werkzeuge sowohl wie auch des eigenen Körpers schon auf einer sehr frühen Stufe sich einstellte, ergibt sich ebenfalls aus Pfahlbaufunden und sonstigen Resten der Urzeit. Mit Feuersteinmesserchen tätowierte sich der Urmensch, mit roter Ockererde bemalte er seinen Körper, auf Knochenstücken und Steinen ritzte er mit erstaunlicher Kunstfertigkeit die Umrisse von Tiergestalten ein. Damit waren die ersten Anfänge der Malerei und auch der Plastik gegeben.

Es ist ohne weiteres klar, daß sich der Wert der Werkzeuge allmählich steigerte, je mehr der Mensch lernte, härtere Stoffe zu verarbeiten und namentlich das Feuer für die Bearbeitung nutzbar zu machen. Mit dem Sengen, Zuspitzen und Härten von Hölzern, mit dem Brennen des Tones und vor allem

mit der Bearbeitung der Metalle begann die Entwicklung der Tätigkeiten, die wir als „gewerblich" im weiteren Sinne bezeichnen können.

Aus den Funden der Urzeit und aus Beispielen unserer Sammlungen für Völkerkunde läßt sich die allmähliche Entwicklung der Menschheit zu höheren Kulturstufen im Zusammenhange mit der Erfindung und Vervollkommnung der Werkzeuge anschaulich verfolgen. Zugleich ergibt sich die Erkenntnis, daß wir im Gebrauche der Werkzeuge ein wesentliches Hilfsmittel zur Förderung der geistigen und sittlichen Kultur sehen müssen. Erst das Werkzeug gab dem Menschen die Möglichkeit, die Produkte der Natur zu seinem Vorteil auszubeuten. Es gab aber auch den Anlaß zu einer zunächst wohl unbewußten Heranbildung des jüngeren Geschlechts, das durch die Erwachsenen im Gebrauche der Werkzeuge unterwiesen werden mußte. Auf diese Weise entwickelte sich allmählich eine planmäßige Erziehung der Jugend, bei der die Mutter die Unterweisung in allen Tätigkeiten übernahm, die ihr im Haushalt und in dem primitiven Gewerbebetriebe (Weben und Flechten, Töpferei u. dergl.) zufielen, während der Vater im Waffenhandwerk und in der Ausübung der Jagd unterrichtete.

Ebenso wichtig aber ist, daß der Mensch, indem er Werkzeuge schuf und mit ihnen arbeitete, zugleich den mächtigsten Hebel ansetzte, der für seine eigene körperliche und geistige Entwicklung und Weiterbildung zur Wirksamkeit kommen konnte. Der Gebrauch der Werkzeuge wirkte unmittelbar auf den Menschen zurück, mit ihnen und durch sie hat er das Arbeiten gelernt. Durch den Gebrauch des Werkzeuges wurde zunächst die Hand nicht nur geschont, sondern auch geübt und verfeinert. Die geübtere Hand konnte sich ein besseres Werkzeug schaffen, und dieses bessere Werkzeug verlangte wiederum auch eine geschicktere Hand. So erhoben sich diese beiden Faktoren gegenseitig auf höhere Potenzen bis zur Erreichung von Höchstleistungen, wie wir sie heutzutage z. B. in der Hand und im Werkzeuge des Operateurs, des Experimentators, des Künstlers, des geschickten Handwerkers, des Feinmechanikers bewundern. Der letztere, der mit den feinsten Meßinstrumenten zu arbeiten gewohnt ist, kann seine Hand zu einer so hohen Feinfühligkeit entwickeln, daß sie in gewissen Leistungen die feinsten Meßinstrumente noch übertrifft; es wird z. B. die letzte Prüfung bei der Einpassung der Tuben von Mikroskopen in ihre Fassungen nur mittels des Gefühls durch die Hand vorgenommen, da bei dieser Arbeit die Meßinstrumente versagen.

Auch die wissenschaftlichen Instrumente, mit denen der Forscher arbeitet, sind nichts anderes als verbesserte und verfeinerte Werkzeuge, die nicht nur der menschlichen Hand, sondern auch den übrigen Organen des Menschen zur Erhöhung ihrer Leistungsfähigkeit dienen. Mikroskop und Fernrohr unterstützen das Auge, das Telephon erhöht die Leistungsfähigkeit des Ohres, der Telegraph erspart uns Ortsveränderungen, die wir ohne ihn zum Zwecke der Verständigung untereinander ausführen müßten, usw. Alles dies zusammengenommen, muß wohl die Richtigkeit der Behauptung zugegeben werden, die Edmund Reitlinger mit den Worten ausspricht: „Die ganze Menschengeschichte löst sich, genau geprüft, zuletzt in die Geschichte der Erfindung besserer Werkzeuge auf."

Alle diese Erwägungen erhalten eine ganz andere Bedeutung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß eine geschickte Hand nur geleitet werden kann durch ein leistungsfähiges Gehirn. Bei dem heutigen Stande der physiologischen und psychologischen Wissenschaft können wir mit voller Sicherheit behaupten, daß die Handgeschicklichkeit ihren Sitz überhaupt nicht eigentlich in der Hand, sondern im Kopf und im Gehirn hat. Mängel in der Gehirnentwicklung wirken auf die Muskelbewegungen gerade so ein wie auf Denken und Sprechen. Ein Mann, der tatkräftig und kunstvoll mit den Händen schafft, muß ebenso wie der Denker einen guten Kopf besitzen, und wenn die Hand eines Idioten nicht fähig ist, eine größere Geschicklichkeit zu erwerben, so liegt das nicht an ihrer unvollkommenen Bildung, sondern daran, daß die Gehirnzellen des Menschen mangelhaft funktionieren. Dies gilt für alle Arten technischer Arbeit, ebenso für die eigentlichen Handarbeiten wie für die mit Hilfe von Maschinen geleistete Arbeit. Nur wer oberflächlich urteilt, kann zu der Meinung kommen, daß bei der Verwendung von Maschinen eine weitergehende Ausbildung der Hand für die feineren technischen Arbeiten überflüssig sei. Wenn auch die Maschine der Hand die eigentliche Arbeitsleistung abnimmt und ihr nur eine Hilfsleistung überträgt, so dürfen wir uns doch über das Verhältnis, in dem in letzter Linie die Hand zur Maschine steht, nicht täuschen lassen. Auch bei der Verwendung von Maschinen ist ein Fortschritt im technischen Arbeitsprozeß nur dann möglich, wenn mit der Verbesserung der Maschine immer auch eine bessere Ausbildung des Menschen Hand in Hand geht, der die Maschine bedient. Je komplizierter die Maschine wird, desto geschulter muß auch die bedienende Hand sein, und wo geübte Hände fehlen, da sind die besten Maschinen nutzlos.

Aus derartigen Erwägungen ergibt sich mit Notwendigkeit die Forderung, daß wir in der Gegenwart und noch mehr in der Zukunft Hand, Auge und Gehirn des technischen Arbeiters in einem höheren Maße auszubilden suchen müssen, als es auf frühern Kulturstufen der Menschheit nötig war. Eine größere Leistungsfähigkeit in der Ausführung technischer Arbeiten kann aber nur gesichert werden durch eine bessere Ausbildung des Gehirns, und es entsteht somit die Frage, ob und wie man durch die Erziehung und insbesondere durch technische Arbeit auf die Entwicklung des Gehirns einwirken kann.

Ein alter Satz pädagogischer Weisheit sagt, daß nichts im Geist ist, was nicht zuvor in den Sinnen war. Die Sinne sind gewissermaßen Tore, durch welche die Eindrücke der Außenwelt in den Geist einziehen. Wenn der Mensch von den Eindrücken der Außenwelt abgeschlossen wird, so bleibt er in seiner geistigen Entwicklung zurück. Kinder, denen von Geburt an die wichtigsten Sinne fehlen, oder denen sie durch Krankheit verloren gehen, können auf dem gewöhnlichen Wege der Erziehung und des Unterrichts nicht zur Entwicklung eines höheren Geisteslebens geführt werden; aber mit Hilfe besonderer Erziehungsmethoden werden auch Blinde und Taubstumme auf eine hohe Stufe geistiger Ausbildung gehoben. Dem Blinden insbesondere wird durch seine Hand das Sinnesorgan des Auges beinahe vollkommen ersetzt. Aus der täglichen Erfahrung wissen wir, wie außerordentlich wichtig es für unsere Kenntnis von der Außenwelt ist, daß wir die Gegenstände unserer Umgebung betasten. Beobachtungen an ganz kleinen Kindern belehren uns am besten über die Notwendigkeit derartiger Tastübungen, die jedes Kind auf einer gewissen Altersstufe vornimmt, um sich darüber zu unterrichten, ob es körperliche oder flächenartige Gegenstände vor sich hat. Auge und Hand ergänzen sich gegenseitig, wie auch Goethe mit dichterischer Schönheit sagt: „Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand."

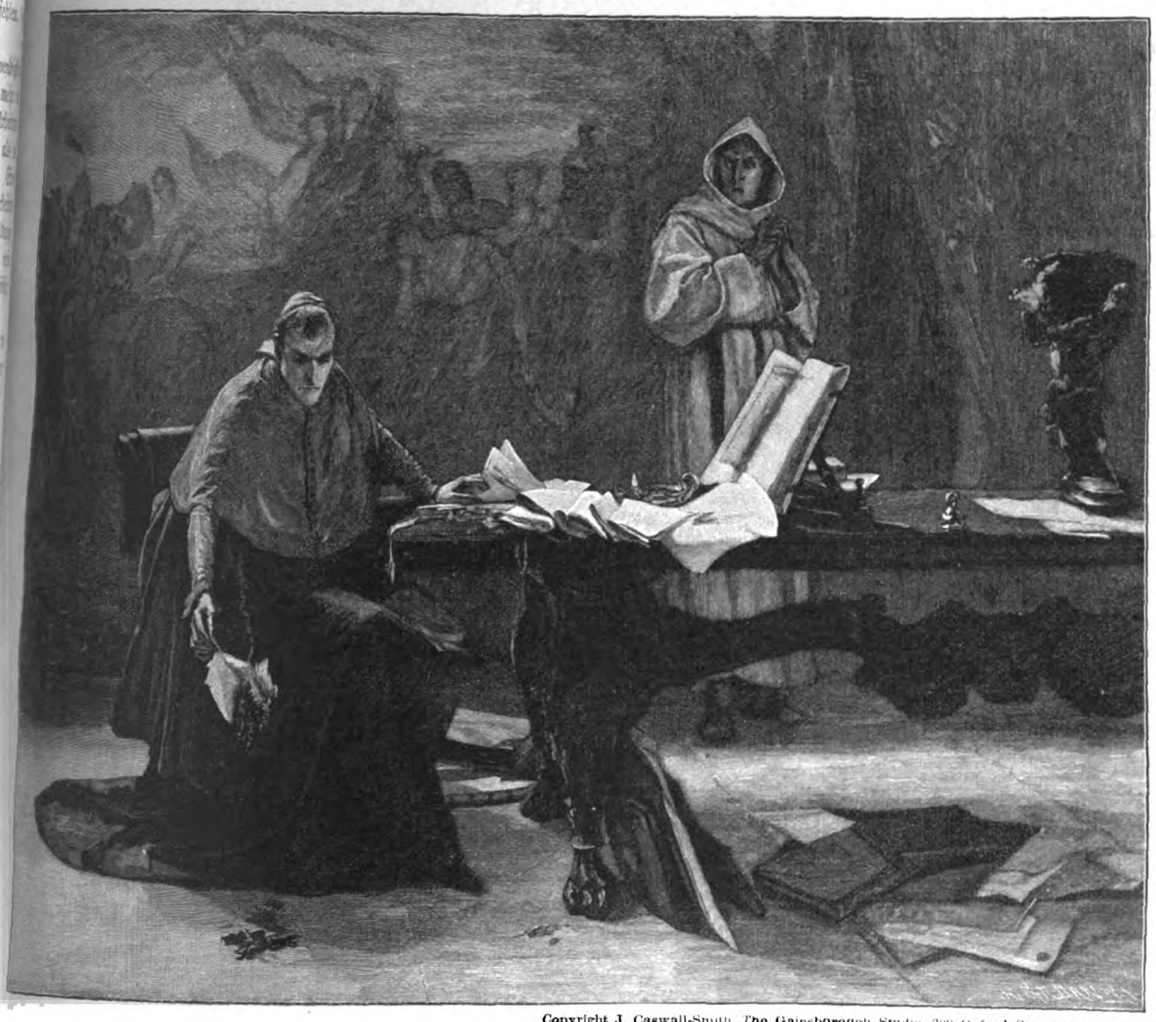
Durch den Muskelsinn, d. h. durch die Fähigkeit unseres Körpers, äußere, mechanische Einwirkungen wahrzunehmen und auf das Gehirn einwirken zu lassen, ist auch die Möglichkeit gegeben, mit Hilfe besonderer Erziehungsmethoden solche Kinder zu geistiger Entwicklung zu führen, die blind und taubstumm zugleich sind. Das berühmteste Beispiel dieser Art ist Helen Keller, die taubstummblinde amerikanische Schriftstellerin. Durch ihre Erzieherin Miß Sullivan wurde sie aus der finsteren Nacht, in die ihr Geist gebannt war, zum hellen Lichte wissenschaftlicher, akademischer Studien geführt. Die erste Tastempfindung, welche die Erzieherin in der Handfläche des Kindes hervorrief, und die als eine Art Frage nach seinem Gehirn telegraphiert wurde, war auch der erste Schritt auf dem langen und unendlich mühsamen Wege zu seiner Bildung.

Derartige Fälle zeigen uns in überzeugender Weise, daß in der Tat die Handtätigkeit ein Weg ist, der zum Kopfe führt, und daß die feineren Formen der Handarbeit mit vollem Recht als eine Art geistiger Erziehung angesehen werden können.

Dies gilt auch für die Erziehung solcher Kinder, die zwar vollsinnig sind, aber doch so schwach begabt, daß sie mit

normalen Kindern nicht gleichen Schritt halten können. Man vereinigt diese schwachbegabten Kinder neuerdings vielfach in sogenannten Hilfsschulen, um durch besondere Maßnahmen besser auf ihren Geist einwirken zu können, als es in der normalen Schule der Fall ist. Unter diesen Maßnahmen spielt die Handbetätigung in der Form des sogenannten Handfertigkeitsunterrichts die Hauptrolle, denn nur durch systematische Übungen der körperlichen Organe, insbesondere der Hände, können die Voraussetzungen geschaffen werden für die geistige Ausbildung derartiger Kinder, von denen manche sogar das Sprechen erst mittels geeigneter Handübungen erlernen.

Normal begabte Kinder entwickeln sich körperlich und geistig beinahe ganz von selbst. Die Erziehung kann sich deshalb in der Hauptsache zunächst darauf beschränken, Schädlichkeiten fernzuhalten und der natürlichen Entwicklung freie Bahn zu schaffen. Vor allem muß dem Kinde Gelegenheit gegeben werden, sich körperlich zu betätigen, zu spielen und mit den Händen zu schaffen. Deshalb sollte unser Schulunterricht körperliche Tätigkeiten und Handübungen aller Art im weitesten Umfange aufnehmen. Ein Schulunterricht, wie er heute mit dem sechsten Lebensjahre gewöhnlich einsetzt, ist vom psychologischen und physiologischen Standpunkte aus durchaus zu verwerfen. Er zwingt das Kind, das bis dahin an unausgesetzte körperliche Bewegung gewöhnt war, zum Sitzen und zur Beschäftigung mit einer Welt von toten Buchstaben, statt der Welt lebendiger Gegenstände, mit denen es bisher ausschließlich Umgang hatte. Das Schreiben, in vielen unserer Elementarklassen jahrelang beinahe die einzige Handbetätigung, ist keine der Handübungen, die zugleich einen höheren Wert als Nervengymnastik besitzen. Viel wichtiger auf dieser Stufe ist das Zeichnen, das an sich schon eine freiere Bewegung der Hand bedingt und zugleich das Auge in der richtigen Auffassung von Formen übt. Vorausgesetzt muß freilich werden, daß das Zeichnen in der richtigen Weise betrieben und daß auch die linke Hand dabei nicht ganz vernachlässigt wird. Ungleich wichtiger aber als Schreiben und Zeichnen ist für die jüngeren Kinder die Beschäftigung durch Formen in Ton oder Plastilin, also das elementare Modellieren. Gerade die Tätigkeit des Modellierens beruht direkt auf dem Tast- und Muskelsinn, der von viel größerer Bedeutung für die Entwicklung des Geisteslebens ist, als man bisher anzunehmen gewohnt war. Dies sollten sich vor allem alle Mütter und Erzieherinnen gesagt sein lassen, wenn sie nach einer passenden Beschäftigung für ihre Kleinen suchen, und auch die Schule müßte, um dieser Erkenntnis gerecht zu werden, ihr Unterrichtssystem für die ersten Schuljahre auf einer ganz anderen Grundlage aufbauen und auch auf den höheren Stufen die Handbetätigungen ausgiebig pflegen. Leider ist unsere deutsche Schule, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, bisher noch weit entfernt, dies zu tun; geht doch z. B. das Bestreben einer pädagogischen Richtung neuerdings sogar dahin, den sogenannten weiblichen Handarbeitsunterricht in unseren Höheren Mädchenschulen noch mehr zu beschränken zugunsten des sprachlichen Unterrichts. Als ob wir nicht schon genug sprachliche Übungen hätten in unseren Schulen! Von derartigen Verkehrtheiten wird man zwar mit der Zeit gewiß wieder zurückkommen, aber der Schaden, den die Jugend ganzer Generationen dadurch erleidet, ist kaum wieder gutzumachen.



Copyright J. Caswall-Smith, The Gainsborough Studio, 309 Oxford Street, London W.

Ein Staatsgeheimnis

Gemälde von J. Pettie.

Wenn man sich an praktischen Beispielen eine Anschauung davon verschaffen will, in welcher Weise die technische Arbeit zur Grundlage eines Erziehungssystems gemacht werden kann, so richtet man den Blick am besten auf die junge amerikanische Schule, die ihren Elementarunterricht vielfach ganz und gar auf dem Tätigkeitsprinzip unseres Friedrich Fröbel aufgebaut hat. In einzelnen Schulen, wie z. B. in der Horace Mann School in Neuyork und in der Erziehungsschule in Chicago, stützt sich der gesamte Unterricht auf einen technologischen Erziehungsplan, wie ich dies in meiner Schrift: „Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung" (Leipzig, B. G. Teubner 1907) eingehender dargestellt habe.

Auch an anderer Stelle, in Vorträgen und in Aufsätzen, die in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht worden sind, habe ich mich über die Beobachtungen geäußert, die ich über den praktischen technischen Unterricht in amerikanischen Schulen machen konnte, und namentlich auch versucht, durch Wiedergabe von Abbildungen eine klare Vorstellung der dortigen Schuleinrichtungen und Erziehungsmethoden zu vermitteln. Von den bei uns in Deutschland üblichen sind sie allerdings von Grund aus verschieden, so verschieden, daß manche deutsche Schulmänner sich nicht ohne weiteres dazu verstehen werden, auch nur die relative Berechtigung derartiger Erziehungsmethoden überhaupt anzuerkennen. Aber die Erfahrung und der augenscheinliche Erfolg sprechen für die amerikanische Auffassung, deren Berechtigung auch durch unsere theoretischen Darlegungen erwiesen sein dürfte.

Erziehungsmethoden und Schuleinrichtungen lassen sich ebensowenig für alle Zeiten festlegen wie andere menschliche Einrichtungen. Und warum sollte die technische Arbeit, die von den ersten Anfängen menschlicher Kultur an das wichtigste Hilfsmittel eben dieser Kultur gewesen ist, sich in der Zukunft nicht auch als ein wichtiges Erziehungsmittel erweisen können? Es liegt kaum ein zwingender Grund vor, dies ernstlich zu bezweifeln, und deshalb müssen wir jetzt schon fordern, daß unsere Jugend nicht bloß zur Arbeit, sondern auch durch die Arbeit erzogen werde, und daß bei dieser Arbeitserziehung die technische Arbeit durchaus im Vordergrunde stehe.

Wie neue Pflanzensorten entstehen.

Von Max Hesdörffer.

Mit Abbildungen nach Photographien von Jacques Boyer in Paris.

Wer einige Beobachtungsgabe besitzt und ein offenes Auge hat für die uns auf Schritt und Tritt umgebende Pflanzenwelt, der hat sich vielleicht schon mit der Frage beschäftigt, warum denn die kultivierten Blumen im Garten so viel stattlicher, größer und farbenprächtiger sind als diejenigen der wilden Pflanzen auf blumiger Wiese und auf dem Waldesboden, und worin der Grund zu suchen ist, daß die Früchte des Gartens die des Waldes so beträchtlich an Größe, an äußerer Schönheit und oft auch an Aroma wie überhaupt an innerem Gehalt übertreffen. Über diese Frage vermögen sich nur verhältnismäßig wenige, in die Mysterien der botanischen Wissenschaft etwas eingeweihte Menschen Rechenschaft zu geben.

Der Mensch, der aus der freien Natur eine Pflanze in seinen Garten übernimmt, sei es, weil die Blume sein Interesse erregt, sei es, weil er sich ihre Früchte nutzbar machen will, entzieht sie damit den mannigfachen Gefahren, überhaupt dem Kampf ums Dasein, dem jede Pflanze an ihrem natürlichen Standorte, bedrängt durch andere, die ihr den Platz streitig machen, sie überwuchern, oder durch Tiere, die auf Pflanzenkost angewiesen sind, ausgesetzt ist. Aus einem Boden, den seit Jahren, vielleicht überhaupt noch niemals ein Spaten gelockert oder die Pflugschar durchgefurcht hat, kommt die wilde Pflanze in kultivierten Gartenboden, wo der Züchter bemüht ist, ihr den Standort und die Raumverhältnisse zuzuweisen, die sie zur vollkommenen Entwickelung bedarf und des ferneren durch sachgemäße Bodenbearbeitung, Düngung und Bewässerung ihr Wachstum nach Möglichkeit fördert. Schon nach verhältnismäßig kurzer Kulturzeit zeigt die wilde Pflanze unter der sorgenden Hand des sachkundigen Züchters mannigfache Veränderungen, der Wuchs wird kräftiger, die Blüten werden größer, farbensatter, und sie verändert sich überhaupt derartig zu ihrem Vorteil, daß sie an Schönheit und Stattlichkeit ihre wilden Schwestern oft völlig in Schatten stellt. Demgemäß ist die Entstehung unserer wertvollen Gartensorten in erster Linie durch sachgemäße Kultur in die Wege geleitet worden. Mit dieser allein begnügen sich aber die Züchter nicht. Wie bei der Tierzucht, so wird auch bei der Pflanzenkultur eine sachgemäße Zuchtwahl beobachtet. Aus großen Beeten, die zur Samengewinnung mit Hunderten von Pflanzen einer Sorte besetzt sind, wie sie vielleicht aus sorgfältig geerntetem Samen hervorgingen, entfernt der Samenzüchter, um nur ein Beispiel anzuführen, zuerst alle minderwertigen, die in Wuchs, in Blüte oder Färbung oder überhaupt in Eigenschaften, die der Sorte den Charakter aufdrücken, nicht vollkommen seinen Anforderungen entsprechen, und überliefert sie dem Komposthaufen, um so zu verhindern, daß die Samen reifen und wieder eine minderwertige Nachkommenschaft hervorbringen. Die übrigen Pflanzen, die im allgemeinen berechtigten Anforderungen entsprechen, bleiben weiter in der Behandlung des

Richten der Nelkenblüten zum Befruchten in einem Treibhause.

Züchters und liefern den Samen für die folgende Kulturperiode. Aber auch unter diesen als gut befundenen Pflanzen trifft der Züchter noch einmal eine engere Auswahl, die vom Guten das Beste enthält. Die Pflanzen dieser Wahl werden mit einem sichtbaren Merkzeichen versehen, meist durch einen beigesteckten Stab, an dem noch ein besonderes Etikett, das etwa notwendige Notizen trägt, befestigt werden kann. Die von diesen besonders gekennzeichneten Pflanzen gewonnenen Samen bringt der Samenzüchter nicht in den Handel, sondern behält sie für seine eigene nächstjährige Saat zurück. So wird von Jahr zu Jahr verfahren, und auf diese Weise ist es mit der Zeit gelungen, aus ursprünglich ganz unbedeutend blühenden wilden Blumen der Heimat oder der Fremde hervorragende stattliche Blüher zu erzielen. So ist im Laufe der Jahre, um einige Beispiele anzuführen, aus der wilden indischen Wucherblume, die als Blütenpflanze kaum mehr Wert hat als unsere auf Schutthaufen wachsende Kamille, das stattliche Chrysanthemum hervorgegangen, das in seinen besten Sorten Blüten mit 16—20 Zentimetern Durchmesser bringt. Die großblütigen Stiefmütterchen unserer Gärten sind Nachkommen ganz unscheinbar blühender wilder Arten, unsere stolzen Gartenrosen Nachkommen einfach blühender, stachliger Wildrosen, und die prächtigen Apfelsorten unserer Gärten stammen vom wilden Holzapfel ab, dessen Geschmack so sauer ist, daß gewiß kein Mensch freiwillig hineinbeißen möchte.

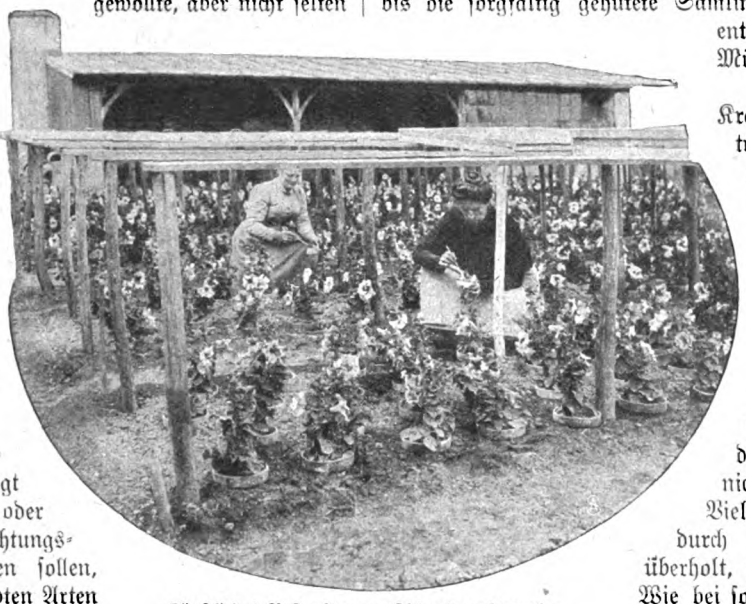
Alles in allem sind aber sorgfältige Kultur- und Zuchtwahl nur die Grundlage gärtnerischer Züchtungskunst. Der Züchter hat noch andere Mittel in der Hand, seine Pflanzen zu vervollkommnen und namentlich auch neue Sorten hervorzubringen. Das meistverbreitete, hierher gehörige Mittel ist die sogenannte Kreuzbefruchtung, d. h. die Übertragung des Blütenstaubes einer auf den Griffel bzw. die Narbe einer anderen Art, um auf diese Weise Bastarde zu erzeugen. In weiten Kreisen ist vielfach die Ansicht verbreitet, daß man den Blütenstaub einer beliebigen Blume auf die Narbe irgendeiner anderen Blume mit Erfolg übertragen könne. Diese Ansicht ist grundfalsch. Kreuzbefruchtungen lassen sich in der Hauptsache nur zwischen Angehörigen einer Gattung, und das nicht einmal immer, ausführen, in ganz seltenen Fällen auch wohl zwischen Angehörigen verschiedener Gattungen, aber aus einer Familie. Je näher sich zwei verschiedene Pflanzenarten verwandtschaftlich stehen, um so größer ist für den Züchter die Aussicht, daß die beabsichtigte Kreuzbefruchtung von Erfolg gekrönt sein wird. Mit der Herbeiführung einer einfachen, aufs Geratewohl vorgenommenen Befruchtung ist aber dem Züchter nicht gedient. Wie im Tierreiche, so führt auch bei der Pflanzenkultur nur zielbewußte Kreuzung zu den gewünschten Erfolgen, oft erst nach jahrelangem, vergeblichem Mühen. Der Züchter muß sich klar darüber sein, was er mit einer Kreuzung erreichen will. In der Regel wünscht er, die auf zwei verschiedene Pflanzenarten verteilten guten Eigenschaften durch eine Kreuzung beider in einer Pflanze zu vereinigen, und Tausende von Züchtungen, die alle früheren Pflanzensorten der Gattung in Schatten stellen, liefern den Beweis, daß dies Beginnen häufig von Erfolg gekrönt ist. Aus den durch solche Kreuzbefruchtung geernteten Samen gehen nicht selten Hunderte und Tausende von Sämlingen hervor, die alle mit großer Sorgfalt aufgezogen, ausgepflanzt und so lange gehütet werden müssen, bis sie, soweit Blütenpflanzen in Frage kommen, die ersten Blumen entfaltet haben bzw. bei Fruchtpflanzen die ersten Früchte reifen. Dann erst sieht der Züchter, welcher Art seine Kinder sind. Er muß dann meist furchtbare Musterung halten, das Wertlose entfernen und kann sich glücklich schätzen, wenn unter Hunderten von Bastarden sich auch nur ein einziger befindet, der die Vorzüge beider Eltern in sich vereint und ältere Sorten an Wert übertrifft. Es handelt sich hier in mehr als einer Hinsicht um ein Glücksspiel, da vielleicht ein winziges Samenpflänzchen, das in frühester Jugend abstirbt oder einem nicht vorherzusehenden Unfall zum Opfer fällt, das meistversprechende von der ganzen Nachkommenschaft gewesen sein kann.

Die Natur, die dem Züchter einerseits manch bösen Streich spielt, kommt ihm anderseits häufig zu Hilfe. Sie

Künstliches Befruchten einer Nelkenblüte.

Künstliches Befruchten von Amaryllisblüten, links im Vordergrunde junge Sämlinge der gleichen Pflanzenart.

bringt in ihrer Launenhaftigkeit selbst Bastarde hervor, die sich nicht selten durch Eigenschaften auszeichnen, die ihnen eine weite Verbreitung sichern. Es kommt dies daher, daß einerseits manche Gewächse überhaupt zur Variantenbildung neigen und anderseits in der freien Natur der Wind den Pollen- oder Blütenstaub weithin durch die Lüfte trägt und durch Zufall oft dahin führt, wo er seinen Zweck erfüllt, und daß auch das bunte Heer der Insekten, das von einer Blume zur anderen gaukelt, un gewollte, aber nicht selten aussichtsreiche Kreuzbefruchtungen hervorbringt. Der Züchter, der zielbewußte Kreuzungen ausführt, muß aber auch immer mit der Möglichkeit rechnen, daß ihm Wind und Insekten einen Streich spielen und seine Pläne durchkreuzen. Er muß deshalb ängstlich darum bemüht sein, Übertragungen des Pollen auf diejenigen Pflanzen zu verhindern, mit denen er experimentiert. Bei einfachen Sommerblumen und Stauden genügt es in der Regel, die Art oder Gartensorte, mit der Befruchtungsversuche vorgenommen werden sollen, möglichst entfernt von verwandten Arten und Sorten anzupflanzen, unter Umständen noch mit Gazestoff zu überspannen. Feine, zarte, besonders sorgfältiger Pflege bedürftige Pflanzen dagegen werden in Glasbehältern untergebracht.



Künstliches Befruchten großblumiger Petunien.

Während es Blumenarten gibt, die in bezug auf die Befruchtung ihrer Blüten bei uns im Treibhause durchaus auf die Hand des Gärtners angewiesen sind, da die Befruchtung in ihrer Heimat ausschließlich von besonderen Insektenarten unbewußt vermittelt wird, die bei uns nicht vorkommen, besitzen andere die Fähigkeit, sich selbst mit dem Staube ihrer eigenen Blüten zu befruchten. Das muß der Züchter verhindern, und er tut es, indem er gleich nach dem Aufblühen, bevor die Staubbeutel stäuben, diese mit einer Pinzette vollständig aus den Blüten entfernt, so daß nur die weiblichen Organe, die Griffel, in diesen verbleiben. Erst nachdem man die Erkenntnis erlangt hatte, daß viele Blüten unserer Gärten und Treibhäuser keine Samen ansetzen, weil sie sich nicht selbst befruchten können, nahm die Bastardzüchtung so mancher geschätzten Pflanze einen großen Aufschwung. Zu den Blüten, die bei uns in bezug auf Befruchtung ausschließlich auf den Gärtner angewiesen sind, gehören u. a. die in neuerer Zeit so geschätzten Orchideen. Bei ihnen ist es auch gelungen, den Blütenstaub von Arten einer Gattung auf solche einer andern verwandten Gattung zu übertragen, und dadurch sind wunderbare Zwischenformen entstanden. In der tropischen Heimat der meisten Orchideen werden derartige Kreuzbefruchtungen fast immer durch Insekten vermittelt, was das Auftreten zahlreicher Varietäten zur Folge hat, und daher kommt es, daß die Blüten Angehöriger einer Art in manchen Gebieten des tropischen Urwaldes eine derartige Verschiedenheit zeigen, daß man auf weite Strecken oft nicht zwei gleichartige an verschiedenen Pflanzen findet. Wie mühevoll aber die Bastardzüchtung bei gewissen Pflanzen ist, möchte ich gleichfalls an Orchideen veranschaulichen. Von der Befruchtung bis zur Samenreife vergeht bei ihnen meist ein volles Jahr, häufig ein weiteres Jahr von der Aussaat des Samens bis zu seiner Keimung, und dann muß sich der Züchter noch fünf bis sieben weitere Jahre in Geduld fassen, bis die sorgfältig gehütete Sämlingspflanze ihre erste Blüte entfaltet, die ihm zeigt, ob seine Mühe belohnt wird.

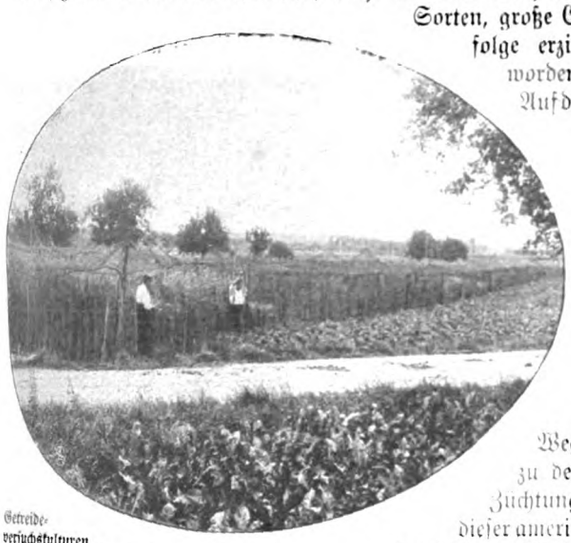
Am meisten hat wohl die Kreuzbefruchtung in der Züchtung neuer, wertvoller Gartenrosen geleistet. Zwei fleißige französische Züchter haben im vorigen Jahr in einem Buch eine Tabelle aller bis jetzt bekanntgewordenen Rosenzüchtungen und -arten zusammengestellt, die über 10000 verschiedene Sorten aufweist. Selbstverständlich befindet sich dieses Heer von Rosensorten nicht mehr vollständig im Handel. Viele sind ausgestorben oder, weil durch vollkommenere Züchtungen überholt, über Bord geworfen worden. Wie bei so vielen Pflanzensorten richtet sich der Fortschritt der Rosenzüchtung in der Hauptsache auf die Füllung der Blüte, die, vom botanischen Standpunkt aus betrachtet, eine Verkrüppelung ist; sie kommt ausschließlich durch Umwandlung der männlichen Organe, der Staubfäden, in Blumenblätter zustande.

Pflanzen, deren Blüten so stark gefüllt sind, daß sie keine, nicht einmal verkümmerte Staubfäden mehr aufweisen, sind in bezug auf ihre Fortpflanzung entweder ausschließlich auf die Zuführung fremden Blütenstaubes angewiesen, oder sie sind, weil auch die weiblichen Organe verkümmert sind, was häufig der Fall ist, absolut unfruchtbar und können nur noch auf künstlichem Wege durch Veredelung, d. h. durch Übertragen einzelner Augen oder Zweigstücke auf Wildlinge, fortgepflanzt werden. Diese Vermehrungsart ist ja auch für Rosen und Obstbäume die gebräuchlichste. Unter den gärtnerischer Züchtungskunst ihre Entstehung verdankenden Pflanzensorten befinden sich verhältnismäßig wenige, die sich durch Samen ständig fortpflanzen lassen. Die Natur läßt sich nicht ungestraft meistern; sie rächt sich den Eingriffen des Gärtners gegenüber einerseits, indem sie dessen Kunstzüchtungen unfruchtbar macht, und anderseits dadurch, daß die aus Samen der noch fruchtbaren Kunstzüchtungen hervorgehenden Sämlinge immer und immer wieder das Bestreben zeigen, in ihre Urform zurückzuschlagen. Eine Kunstzüchtung, die unfruchtbar geworden ist, bietet dem Züchter keinerlei Handhabe mehr zu weiteren Züchtungsversuchen, und wenn er sie erhalten und fortpflanzen will, so muß er sich dazu der Veredelung oder anderer künstlicher Vermehrungsarten, wie der Stecklingsvermehrung, der Teilung usw., bedienen. Fast alle unsere wertvollen Obstsorten können nur auf künstlichem Wege fortgepflanzt werden, denn auch die der besten und vollkommensten

Mit Gazestoff überspanntes Gestell in einem mit Päonienmohn bepflanzten Felde.

Frucht entnommenen Kerne ergeben, ausgesät, meist durchaus minderwertige Nachkommen, und nur selten erhält man aus solchen Aussaaten einen edle Früchte tragenden Baum, dessen vorteilhafte Eigenschaften sich aber dann auch nur durch künstliche Vermehrung auf Nachkommen übertragen lassen. In vielen Fällen sind auch künstliche Pflanzenzüchtungen, deren Staubfäden augenscheinlich noch intakt sind, zur natürlichen Vermehrung ungeeignet, weil der Pollen- oder Blütenstaub eine krankhafte Beschaffenheit zeigt, oder weil sie trotz gesunder Staubfäden von Samenanlagen keine Spur aufweisen. Es ist letzteres z. B. der Fall bei vielen wertvollen Gartenrosen, wie der gelben Maréchal Niel, der weißen Souvenir de la Malmaison und der rosafarbigen La France. Diese Sorten, die in ihrer Art das Vollendetste darstellen, was wir an Gartenrosen besitzen, können deshalb zur weiteren Vervollkommnung der Rosensorten nicht mehr herangezogen werden.

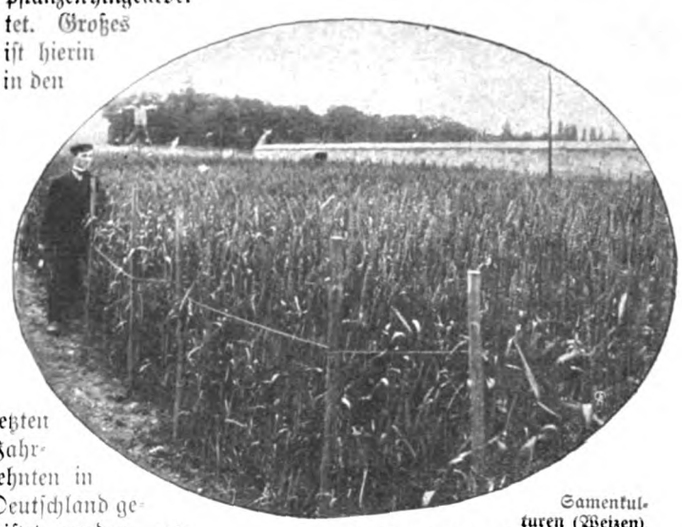
In neuester Zeit sind namentlich in Amerika in der Züchtung der sogenannten Remontantennelken, d. h. der winterblühenden Sorten, große Erfolge erzielt worden. Auf den Weg zu der Züchtung dieser amerikanischen Nelke wurden die Züchter durch die herrschende Richtung der Blumenmode getrieben, die das Drahtbukett in Acht und Bann erklärt hat und den freien Zusammenstellungen aus langstielig geschnittenen Blüten den Vorzug gibt. Es handelte sich also darum, wertvolle langstielige Bindeblumen zu züchten. Wie überhaupt die Mode immer die herrschende Zuchtrichtung beeinflußt, so hat die neue Moderichtung nicht nur die Rosen, die auf kurzen Stielen zahlreiche Blüten brachten, sondern auch die alten, dicht gefüllten und deshalb meist am Kelche aufplatzenden Nelken verdrängt. Unsere Abb. S. 38 zeigt ein Gewächshaus mit amerikanischen Nelken, in dem eben eine Arbeiterin beschäftigt ist, die Kelche der Blüten mit feinem Faden zu umspannen und damit vor dem Aufplatzen zu bewahren und die einzelnen Blüten zur künstlichen Befruchtung vorzubereiten. Auf dem nächsten Bilde sehen wir einen Züchter, der eben dabei ist, Blütenstaub zur Befruchtung auf eine Nelkenblume zu übertragen. Er hält den Staubfaden mit dem stäubenden Staubbeutel mit einer Pinzette gefaßt und bringt so den Staub auf die Narben der Blüten.



Getreideversuchskulturen, mit Gaze bespannt zum Schutze vor den Vögeln.

Das Bild darunter zeigt die Übertragung des Blütenstaubes mittels eines feinhaarigen Pinsels auf die herrlichen Blüten des Rittersterns (Amaryllis). Diese Art der Übertragung wird meist bei Pflanzen angewendet, die ungefüllte Blüten haben und reichlich Blütenstaub produzieren. Auch auf dem oberen Bilde S. 40 sehen wir, wie Arbeiterinnen in ähnlicher Weise die trompetenförmigen Blüten der Petunien befruchten. Sie bedienen sich dazu einer Federspule. In diesem Falle handelt es sich nicht um eine sogenannte Kreuzbefruchtung zur Erzielung neuer Sorten, sondern um die überhaupt zur Herbeiführung von Samenansatz erforderliche künstliche Befruchtung, die bei vielen dicht gefüllten Sorten dieser Modeblume gar nicht mehr ausführbar ist, weshalb diese nur auf künstlichem Wege, durch Stecklinge fortgepflanzt werden können. Völlig unfruchtbar sind u. a. auch die gefüllten Blumen der Sommerlevkojen, die aber trotzdem nur durch Samen vermehrt werden können. Dieser Samen kann nur von einfach blühenden Pflanzen geerntet werden. Die Aussaat ergibt dann aber regelmäßig neben einfach blühenden, fruchtbaren eine mehr oder weniger große Pflanzenzahl mit dicht gefüllten, unfruchtbaren Blumen. Je mehr diese unfruchtbaren überwiegen, um so vollkommener ist die Züchtung, vom gärtnerischen Standpunkt aus betrachtet, um so geringer natürlich die Samenernte. Je mehr die Samen bringenden einfachen Pflanzen in der Minderheit sind, um so teurer sind dementsprechend die Samen. — Das untere Bild S. 40 zeigt ein Feld mit päonienblütigem Mohn. Innerhalb dieses Feldes ist eine einzelne Pflanze, die dem Gärtner besonders wertvoll scheint, künstlich befruchtet worden, und der Gärtner ist nun dabei, sie mit einem mit dünnem Stoff bezogenen Gerüst zu bedecken und sie so dem Einflusse des Windes und der Insekten zu entziehen. Bald nach vollzogener Befruchtung verblüht die Blume, d. h., sie läßt die Blütenblätter welken und fallen, um die Samen auszubilden. Oft kann der erfahrene Praktiker schon wenige Stunden nach der künstlichen Befruchtung an mancherlei feinen Merkmalen feststellen, ob diese von Erfolg begleitet war.

Von dem Grundsatze ausgehend, daß Stillstand Rückschritt ist, wird überall, wo Gartenkulturen in Blüte stehen, auf die Vervollkommnung und Neuzüchtung von Zier- und Nutzpflanzen hingearbeitet. Großes ist hierin in den letzten Jahrzehnten in Deutschland geleistet worden, namentlich in den Hauptgebieten des deutschen Gartenbaues der Provinz Sachsen, in Erfurt und Quedlinburg, aber auch in anderen Teilen des Vaterlandes und im Auslande. Neben Berufsgärtnern beteiligen sich vielfach Liebhaber an der Züchtung neuer Pflanzen, und namentlich die Rosenzucht verdankt diesen Laienzüchtern neue Gartensorten von hervorragendem Werte.



Samenkulturen (Weizen), durch Vogelscheuchen und Glockengeläute vor Vögeln geschützt.

Zahlreich sind die Schwierigkeiten, mit denen namentlich die Züchter neuer Gartenblumen zu kämpfen haben. Ungünstige Witterung, also kaltes, nasses Wetter, vereitelt erfolgreiche Befruchtung, läßt die Samen nicht zum Reifen kommen oder macht deren rechtzeitiges Einernten unmöglich. Schmarotzerpilze zerstören die Lebenskraft der Samen, oder naschhafte Vögel bringen den Züchter um den Ertrag seiner Arbeit. Unsere beiden obenstehenden Abbildungen zeigen an Getreidekulturen, wie sich der Züchter auch bei Blumen und Früchten gegen ungebetene Gäste schützen muß, entweder indem er die ganze Kultur mit Gazestoff oder alten Fischernetzen überspannt, oder indem er Vogelscheuchen aufstellt und daneben noch durch halbwüchsige, mit Schellen und Holzklappern ausgerüstete Burschen von der Frühe bis zum Abend eine schauerliche Musik aufführen läßt. Viele reifende Samen, namentlich ölhaltige Blumensämereien, haben nicht nur unter den Finken, sondern auch unter den insektenfressenden Vögeln Liebhaber, die in Scharen einfallen und selbst große Kulturen oft gründlich plündern.

Von unsrer Amsel.

In unserm Hof eine Amsel wohnt,
Auf luftigem Sitz nach Gefallen thront —
Bald ist's ein Ast, bald ist's ein Dach.
Die Hauskatze stellt ihr gerne nach,
Beschleicht sie, wenn sie im Rasen pickt,
Den Buckel krumm und die Krallen gezückt;
Bis auf fünf Schritte kommt sie heran —
Purr! Hebt die Amsel zu fliegen an,
Und wie ein Blitz aus der kleinen Brust
Schmettert's in übermütiger Lust,
Auf einem Simse sitzt sie und lacht: —
Das hab' ich mal wieder fein gemacht!
Manchmal verreist sie, nicht gar weit,
Bald schlüpft sie wieder im schwärzlichen Kleid
Durch die Gebüsche im Mäuselauf
Oder jubelt irgendwo auf.
Besonders im Winter — die Nachbarschaft streut
Ihr überall Futter, wenn Sorge dräut.
Aber im Frühling! Es knospet kaum,
Da pfeift sie schnalzend im Apfelbaum,
Bei Flocken, Regen und Sonnenschein —
Im Frühling bleibt sie, und nicht allein:
Irgendwo drunten gibt's ein Nest — — —
Nur einmal winters bannt' ich sie fest.
Da hakt' ich ein Wunder von Weihnachtsbaum,
In dem Gezweig eine Lücke kaum,
So duftig grün und so lauschig dicht,
An leckrem Behange fehlte es nicht —
Den setzt' ich, als das Fest entfloh'n,
In eine Ecke auf den Balkon,
Dem Vogelvölkchen zum Schmaus geweiht
In aller seiner Herrlichkeit.
Am Abend im Hof ein Triller klang,
Ein Rascheln, ein Husch — auf einmal schwang
Als grauer Schatten — man sah ihn kaum —
Die Amsel sich in den Weihnachtsbaum;
Drin saß sie, geduckt, verborgen tief
In Naschwerk und Flitter, die Nacht und schlief.
Früh wieder ein Triller — husch, war sie fort,
Nun knabberten Spatzen und Meisen dort . . .
Allnächtlich bis über den Sommer fast
Schlief die Amsel in ihrem Palast.
Sobald des Taglichts Scheiden nah,
Gellte ihr Triller — dann war sie da.
Lebte den schönsten Kindertraum:
Zu wohnen in einem Weihnachtsbaum,
Hatte ein Amsel-Königsschloß,
Wie's vorher noch keine Amsel genoß;
Bis die Vögel alles verschmaust,
Stürme den Dürren kahl gebraust,
Bis die Köchin ihn klein gehackt —
Die letzte Nuß hab' ich selber geknackt.

Victor Blüthgen.

Aus dem Konzertleben vergangener Jahrhunderte.

Von Franz Dubitzky.

Billette zu 5, 10, 20 Mark — von Jahr zu Jahr sehen wir die Preise für einen Platz im Theater oder Konzertsaal wachsen. Meine verehrten Leser in Neuyork werden allerdings ob des Zwanzigmarkplatzes nicht sonderlich ergriffen sein, in ihrem Land opfert man ja noch weit höhere Summen für einen Parkettsitz. Welchem mit vier konzert- und theatersüchtigen Töchtern gesegneten Berliner Familienvater des zwanzigsten Jahrhunderts würden sich indessen nicht mehrere wehmutsvoll gestimmte Seufzer entringen, wenn er vernimmt, daß man zu Friedrichs des Großen Zeiten Konzert und Theater „frei" genießen konnte. Bezüglich der Oper galt die Bestimmung: „Der Eingang ist, so wie bey allen auf Kosten des Hofes gegebenen Lustbarkeiten, unentgeldlich. Aufs Parterre können alle anständig gekleidete Mannspersonen kommen. Der erste Rang der Logen ist für den Hof und den Adel, und der Königliche Hoffourier weiset die Plätze an. Die Parterrelogen und der zweyte und dritte Rang sind für die hiesigen und fremden Minister, für die Räthe der hohen Landeskollegien, für die zum Hofstaat gehörigen Personen und für Fremde bürgerlichen Standes." Wenn man ein Konzert besuchen wollte, brauchte man ebenfalls nicht erst einen sorglich prüfenden Blick in die Winkel des Portemonnaies zu werfen: „wenn bey der Königinn große Konzerte gegeben werden, welches öfters geschiehet, so ist es jedermann erlaubt, zuzuhören."

Wer durchaus die Musen bezahlen wollte, konnte der Gesellschaft der „Liebhaber der Musik" beitreten und gegen Erlegung von achtzehn Talern „vom Oktober bis May wöchentlich alle Freytage Nachmittags um 5 Uhr, vom Junius bis September aber nur den ersten Freytag in jedem Monate" Musikdarbietungen verschiedenster Art über sich ergehen lassen. Kein Nichtmitglied wurde zugelassen, ausgenommen „Fremde", doch hatte jedes Mitglied „die Freyheit, ein Frauenzimmer gegen Vorzeigung seines Billets einzuführen." Zu einer anderen Veranstaltung, zu den Konzerten im Englischen Hause, durfte der Inhaber eines Billettes „ein auch zwey Frauenzimmer" mitnehmen. Wie die Eintrittspreise, so waren auch di Eintrittsaufforderungen in früheren Jahrhunderten viel „freundlicher" und bezwingender als in unserer Zeit. Zwar finden wi heute hier und da noch die frostige Anzeige: „Konzert vo Herrn Kratzer im Haydn-Mozart-Beethoven-Saal — Anfang ganz pünktlich 8 Uhr (Änderungen vorbehalten)" durch de Zusatz „unter freundlicher Mitwirkung von Herrn Paukus" verlockender gestaltet; aber um wie vieles effektvoller, da Publikum packender (natürlich beim Geldbeutel) erweist sich z. B. eine Ankündigung in einem Kölner Blatte vom Jahre 1778. Dort meldet Beethovens Vater, „daß sein Söhnchen von sechs Jahren mit verschiedenen Klavierkonzerten die Ehre haben werde aufzuwarten, wo er allen hohen Herrschaften ein völliges Vergnügen zu leisten sich schmeichele, um so mehr, da er zum größten Vergnügen des ganzen Hofes sich hören zu lassen, die Gnade gehabt habe." Das „Söhnchen" war übrigens nicht sechs, sondern sieben Jahre alt; daß Wunderkinder im Verlauf von drei oder vier Jahren nur ein Jahr älter werden, solches geschieht noch in unserem Zeitalter wen darf das wundernehmen? Es handelt sich eben um „Wunder"-Kinder, den gewöhnlichen Sterblichen passiert dergleichen nimmer . . . (Oder doch, verehrte Frau? . . . o bitte, nicht schmollen!) Daß es für den Konzertgeber recht unangenehme Folgen tragen kann, wenn er den „hohen Herrschaften" nicht genügend Aufmerksamkeit entgegenbringt, mußte Carl Maria von Weber in London erfahren; der leidende Tonmeister hatte es versäumt, die Lords und Ladies persönlich einzuladen, der Erfolg war ein leeres Haus. „Komm den Frauen zart entgegen" — dieses Goetheschen Wortes gedachte man, als die Satzungen des „Leipziger Concerts" (Gewandhaus) im Jahre 178 neu beraten wurden. Paragraph 6 lautet daselbst: „Z den Konzertversammlungen kann von einheimischen Mann personen niemand als nur diejenigen zugelassen werden, d als Mitglieder ihre Namen unterschrieben und ein Billet a

das ganze Jahr bezahlet haben, nebst ihren Söhnen und Hofmeistern. In Ansehung der Damen aber wird es die Gesellschaft sich zur Ehre rechnen, wenn sie derselben ihre Gegenwart gönnen wollen." Weniger liebenswürdig erscheint mir eine zehn Jahre vorher in der gleichen Stadt ergangene Ankündigung, daß die Mitgliedskarte im voraus zu bezahlen sei, „weil dieses das einzige Mittel sei, auf beiden Teilen gewissen Unbequemlichkeiten auszuweichen" (mithin galt das Zahlen damals schon als „Unbequemlichkeit" . .)

Daß es am Golde nicht mangelte, und daß das Publikum hin und wieder auch durch stark erhöhte Billettpreise sich nicht abschrecken ließ, zeigen z. B. die Einnahmen Paganinis. Am 29. März 1828 gab der Hexenmeister sein erstes Konzert in Wien: Billette zu 5 und 10 Gulden — und mehr als 12 000 Gulden konnte der Geigenmeister seinem Geldschrank einverleiben. In Leipzig „ließ er sich erbitten, statt 4 Taler fürs Billett nur 2 anzusetzen, damit auch weniger Bemittelte das Wunder dieser Zeit anstaunen könnten." In Paris brachten ihm fünf Konzerte etwa 90 000 Frank ein, für ebenfalls fünf Abende erhielt er in London 200 000 Gulden. Dem König Georg IV. gegenüber ließ der zur Mitwirkung in einem Hofkonzert aufgeforderte Künstler sich nicht „erbitten", mit der Hälfte des von ihm geforderten, hundert Pfund Sterling betragenden Honorars zufrieden zu sein: der König könne ihn ja bedeutend billiger hören, wenn er zu ihm ins Konzert käme, handeln aber lasse er nicht mit sich.

Anders dachte Chopin, als er in Wien im Kaiserlichen Theaterhause zum ersten Male konzertierte. „Da ich kein Honorar bedungen hatte, beschleunigte Graf Gallenberg mein Auftreten" — schreibt der Tonmeister am 12. August 1829, und einen Tag darauf meldet er: „Das zweitemal spiele ich übrigens auch unentgeltlich; es geschieht, um mir den Grafen Gallenberg zu verbinden, mit dessen Geldbeutel es nicht besonders gut bestellt ist. (Aber dieses unter dem Siegel der Verschwiegenheit.)"

Einer besseren Honorierung als der polnische Künstler erfreute sich Meister Gluck in seinen Musikantenjahren. Seine Tanzstücke lohnte man ihm in den Dörfern, wenn das Geld ausgegangen, wenigstens mit guten — Eiern, die der muntere Musikus dann in anderen Ortschaften gegen Brot und sonstige zum alltäglichen Leben dienende Leckerbissen umzutauschen suchte. Daß die künstlerischen Leistungen seiner Kinder oftmals mit Tand und freundlichen Worten honoriert wurden, während er sehnlichst klingender Bezahlung harrte, darüber beklagte sich Mozart senior oft genug. „In Aachen war die Prinzessin X., allein sie hat kein Geld. Wenn die Küsse, die sie meinen Kindern, zumal dem Meister Wolfgang, gegeben hat, Louisd'ors wären, so hätten wir froh sein können. Aber weder der Wirt noch die Postmeister lassen sich mit Küssen abfertigen . . . Da wird's um die Bezahlung meiner Zeche und Reisekosten nach Paris schlecht aussehen. Meine Kinder haben zwar verschiedene kostbare Geschenke bekommen, die ich aber nicht zu Gelde machen will. Zum Beispiel Wolfgang zwei magnifique Degen . . . Das Mädel hat niederländische Spitzen vom Erzbischof, von andern Taloppe, Mäntel u. dgl. erhalten. Von Tabatièren, Etuis usw. könnten wir bald eine Boutique errichten." Als Präsent ist damals die — Zahnstocherbüchse recht beliebt: „Wolfgangerl" bekommt ein „artiges Zahnstöcherbüchsel", Nannerl ein „ungemein schönes, starkes, ganz goldenes Zahnstocheretui" usw. Sonderbarer Künstlerlorbeer! sagt wohl einer oder der andere meiner Leser — sonderbar wird er es auch finden, wenn er hört, daß nicht nur Wolfgangerl, sondern auch Nannerl mit Schnupftabakdosen bedacht wurde. Dittersdorf (1739—99), der Komponist der noch nicht vergessenen Oper „Doktor und Apotheker", erhielt nach seinen eigenen Angaben für ein geistliches Konzert vom Kloster folgendes Honorar: „Zwanzig Pfund der herrlichsten kandierten Früchte und des allerbesten Zuckerwerks. Dabei lagen sechs Paar seidene und sechs Paar schwarzseidene neapolitanische Strümpfe; sechs doppelseidene Mailänder Schnupftücher, und noch größere und kleinere Reliquien, welche alle in silbernen Fil di grano gefaßt waren."

Ich habe oben von den recht annehmbaren Einnahmen Paganinis gesprochen; die Ansprüche unserer jetzigen Künstler sind nach dieser Richtung nicht gesunken, einer unserer italienischen Tenoristen huldigt z. B. dem 10 000-Mark-Honorar für den Abend als mindeste Danksagung. Wie betrübend mutet es uns nun an, wenn wir sehen, daß gerade die Edelsten in der Kunst so oft nach vielen mühsalerfüllten Wochen und Monaten der Vorbereitungen, nach langem Harren, Bangen und Hoffen eines angemessenen Lohnes entbehren mußten. Am 7. Mai 1824 fand in Wien ein Beethovenkonzert statt, den Schluß bildete die Neunte Sinfonie. Wie viel Mühe erforderte allein die Einstudierung dieses Werkes! Und das Ergebnis? Schindler, ein Freund des Meisters, gibt die Antwort: „Ich überreichte ihm den Kassenrapport. Bei dessen Anblick brach er in sich zusammen. Wir rafften ihn auf und legten ihn auf das Sofa. Bis spät in die Nacht hinein verweilten wir an seiner Seite: kein Verlangen nach Speise oder anderes, kein lautes Wort war mehr hörbar." Wer würde nicht weich gestimmt, wenn er solchen Bericht hört! Der Gewinn an Gold war gering, doch durfte sich Beethoven über Mangel an „billigeren" Ehrenbezeigungen, Hervorrufen usw. nicht beklagen; vor dem großen Künstler hatte man, wenn man sein Schaffen auch nur halb verstand, immerhin einen großen Respekt.

Im allgemeinen brachten unsere Vorfahren dem Künstler keinen allzu großen Respekt entgegen. Das mußte Spohr in seinen Jugendjahren des öfteren erleben. So passierte es ihm einmal in Braunschweig, daß er mitten in seinem feurigen Violinvortrage von einem Bedienten am Arm gefaßt wurde und die abkühlenden Worte vernahm: „Die Frau Herzogin läßt Ihnen sagen, Sie sollen nicht so mörderisch drauf losstreichen." In den Konzerten der Herzogin galt die Musik nur zur Ausfüllung der Pausen zwischen „ich spiele" und „ich passe", ein Forte der Musiker war streng verpönt, es hätte ja die Herren und die Damen an den Spieltischen ebenfalls zu einem Forte ihrer Lungen zwingen müssen. Übrigens ließ sich Spohr durch jenen Befehl nicht einschüchtern, er strich nun zornentbrannt wirklich „mörderisch drauf los", was ihm allerdings einen zweiten Verweis seitens des Hofmarschalls eintrug. Am Stuttgarter Hofe war der Musik die gleiche Rolle zuerteilt. Als Spohr daselbst mit seiner Frau, einer trefflichen Harfenvirtuosin, konzertieren sollte, begehrte er, daß wenigstens während dieser Vorträge mit dem Kartenspielen innegehalten würde. „Wie? Sie wollen meinem gnädigsten Herrn Vorschriften machen? Nie werde ich es wagen, ihm dies vorzutragen!" rief empört der Hofmarschall aus. Spohr setzte jedoch seinen Willen durch; er berichtet selbst: „Unserem Spiele wurde in großer Stille und mit Teilnahme zugehört, doch wagte niemand ein Zeichen des Beifalls laut werden zu lassen, da der König damit nicht voranging. Seine eigene Teilnahme an den Vorträgen zeigte sich nur am Schlusse derselben durch ein gnädiges Kopfnicken, und kaum waren sie vorüber, so eilte alles wieder zu den Spieltischen, und der frühere Lärm begann von neuem." Über das gleiche Konzert teilt Spohr noch mit, daß mit Beendigung des Kartenspieles sogleich und mitten in dem Vortrag einer Sängerin die Musik abgebrochen wurde. Wie würde den verwöhnten Primadonnen unserer Tage wohl zumute sein, wenn ihnen dergleichen passierte!

Daß die Musiker in vergangenen Jahrhunderten keines großen Ansehens sich erfreuten, daran mag zum Teil auch das lockere Leben vieler schuld gewesen sein. Mit der Moral unter den „Musikanten" stand es nicht immer zum besten, so müssen wir wenigstens aus einem Berichte Mozarts, des Vaters, schließen. Als eine besondere Ausnahme rühmt er das Orchester des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz: „. . . und lauter junge Leute, durchaus von guter Lebensart, weder Säufer, noch Spieler, noch liederliche Lumpen, so daß sowohl ihre Konduite als ihre Produktionen hochzuschätzen sind." Unter den Orchestermitgliedern befanden sich oft genug Angehörige der verschiedensten, den Musen entlegensten Berufsklassen, tagsüber hantierte man mit Nadel und Bügeleisen, abends griff man zum Fagott. Bellini weilte einmal zwecks Einstudierung

seiner Oper „Zaira" in Parma. Gleich nachdem er Quartier genommen hatte, bemerkte er, daß sein Gegenüber, ein Zuckerbäcker, ihm wie einem guten Bekannten freundlichst zuwinkte. Der Maestro suchte vergeblich in seinem Gedächtnis — am nächsten Tage erblickte er den freundlichen Bäckermeister in seinem Orchester, er bearbeitete daselbst die Flöte. Kurz vor der Aufführung erschien unerwartet bei dem Tondichter sein erster Geiger. „Nun, was gibt's, ist unserer Sängerin etwas in die Kehle gefahren, oder will sie nicht singen?" fragte Bellini angstbeklommen. „Nein, Maestro, darum handelt es sich nicht — Sie verlangten einen Friseur." „Wie? Sie?" „Ja, ich!" kam es stolz von den Lippen des „Künstlers" und Friseurs zurück.

Der deutsche Sänger galt ehemals wenig, der Italiener wurde ihm vorgezogen. Als man Friedrich dem Großen für seine Oper Mademoiselle Schmeling empfahl, rief er aus: „Eine deutsche Sängerin? Ich könnte ebenso leicht erwarten, daß mir das Wiehern meines Pferdes Vergnügen machen könnte." Doch änderte sich des Königs Meinung schnell, sobald er Mademoiselle Schmeling gehört hatte. Seitens ihrer Kolleginnen wird die Deutsche wohl manches Neidspiel erlebt haben, denn auch in früheren Tagen mangelte es den Primadonnen keineswegs an Eifersucht, Temperament und hilfsbereiten Händen. „Die Partheyen für die Eine von diesen beyden Sängerinnen waren allemal heftig gegen die Andre, und das ging so weit, daß die Eine allzeit zischte, wenn die Andere klatschte, und endlich deswegen die Opern in London auf einige Zeit eingestellt werden mußten", so berichtet Burney, ein Musikgelehrter des achtzehnten Jahrhunderts, über die Rivalinnen Cuzzoni und Faustina. Jene „Schluß"-Vorstellung bot dem Publikum noch ein besonders „reizvolles" Tableau, denn die wohlerzogene Signora Cuzzoni und die gleichfalls wohlgesittete Signora Faustina Bordoni zerzausten sich coram publico die kunstvolle Frisur. Ohrfeigenszenen bereiten dem Zuschauer ein großes Behagen, und je mehr Ohrfeigen, desto mehr Publikum — so dachten die Theaterdirektoren und zahlten ihren Künstlern für jede freiwillig erduldete, die Echtheit der Darstellung erhöhende Ohrfeige am Schluß der Woche ein Extrahonorar. Später wurde den Direktoren die Extraausgabe zu groß, denn die Ohrfeigen gewannen bei den gelddürstigen Komödianten schnell an Ansehen und wurden gern akzeptiert; die Folge war, daß das Schmerzensgeld wieder fortfiel. Die weitere Folge zeigt uns aber eine Notiz aus damaligen Tagen: „Und itzt, da dieser handgreifliche Witz nicht mehr im Gange ist, bemerkt man, daß nicht nur das Schauspielhaus oft leerer ist als sonst, sondern die Zuschauer sind auch nicht mehr so leicht zu befriedigen als ehedem."

Applaus — wie lieblich klingt dieses Wort dem Konzertgeber, und wie wenig wird er sich nach jenen Tagen, nach der Zeit Spohrs zurücksehnen, in der es den Württembergern streng verboten war, ihren Beifall kundzugeben, bevor der König applaudiert hatte. In Italien dachte man richtiger und billigerweise: gebt dem Komponisten, was des Komponisten ist, und gebt dem Sänger, was Sängers ist. Der bereits erwähnte Musikgelehrte Burney richtet nämlich aus Rom: „Wenn die Zuschauer d Komponisten verwerfen, so geschieht es ausdrücklich mit S nahme des Sängers, indem sie, wenn sie ausgezischt ha rufen: Bravo pure il Guarducci; und im Gegentheil, n der Sänger bey der Ausführung einer Arie von einem g Komponisten misfällt, so ruft man, nachdem der Sänger gezischt worden: Viva! pure il Signor Maestro!" S Sitte hätte auch heutigentags noch volle Berechtigung.

Seltsamen vergilbten Konzertprogrammen begegnen Da präsentiert sich Anno 1776 in Leipzig Mstr. Zygmunto (sechs Jahre alt) mit Sonaten auf dem Violoncello mit einem Rondo auf dem — umgekehrten Instrume Im vorhergehenden Jahre läßt sich ebendaselbst eine Sig Mudrich auf dem Flügel, der Violine, der Flöte und Gesang anstaunen. In Verwunderung setzte Johann Str der Ältere seine Zuhörer durch eine Neuerung. „Sehr gierig wäre ich zu erfahren, was die Berliner Blä über meine letzte Production im Theater berichten; wa scheinlich wird eine düchtige Rüge darin vorkommen, ver dem höchst seltenen Ereigniß des Sängers auf der Bü und keine Rotten im Orchester" — so heißt es in ein Schreiben vom Jahre 1834. Mozart wurde angestaunt seiner Fähigkeit, ungeachtet einer durch eine Serviette u deckten Klaviatur sicher die schwierigsten Kompositionen spielen.

Was wird nicht alles vom Publikum „angestaunt"! Ha schreibt einmal während seines Aufenthaltes in England: „ Kerl schrie eine Arie so fürchterlich und mit so extren Grimassen, daß ich am ganzen Leibe zu schwitzen anfi NB. Er mußte die Arie wiederholen. O die Dummköpfe Ja ja, Schreien und „Grimassen" bestechen gar leicht Völker. Ein einnehmendes Äußeres ist ebenfalls ein gu Bundesgenosse. Der Pianist Thalberg erfreute sich ei wohlgeformten Gestalt und zugleich hiermit der Damenherze Um einen auf dem Flügel liegen gebliebenen Handschuh d Künstlers gab es Mädchenschlachten. „Thalberg kritisiere hieße alle Mädchen in Deutschland, Frankreich und ander europäischen Ländern in Revolte versetzen. Eine Armee jung Damen schwört: Er ist ein Gott, wenn er sich ans Klavi setzt!" — so lauten die Worte Robert Schumanns. A der kleine Chopin zum erstenmal öffentlich spielen sollt wurde er von seiner Mutter sorgsam ausgeputzt, ein besondere Prunkstück bildete ein großer Kragen. Heimgekehrt von de Konzerte, mußte der Knabe Bericht erstatten, was dem Publiku am besten gefallen habe. „O Mama, alle schauten nur au meinen Kragen" — gab der Kleine treuherzig zurück.

Gemütlicher als heute war es zweifellos in den Konzert sälen unserer Vorfahren — wie behaglich, großväterisch mollig blickt uns z. B. so eine Notiz aus dem Bericht über die Leip ziger Konzertsaison 1781—82 (unter Leitung Johann Adam Hillers) an: „Ausgabe 164 thl. 13 gr. 6 pf. an Wachs Licht Talch Licht und Brenn Oehl."

Der Holzknecht und der Tod!

Von Anton Freiherrn von Perfall.

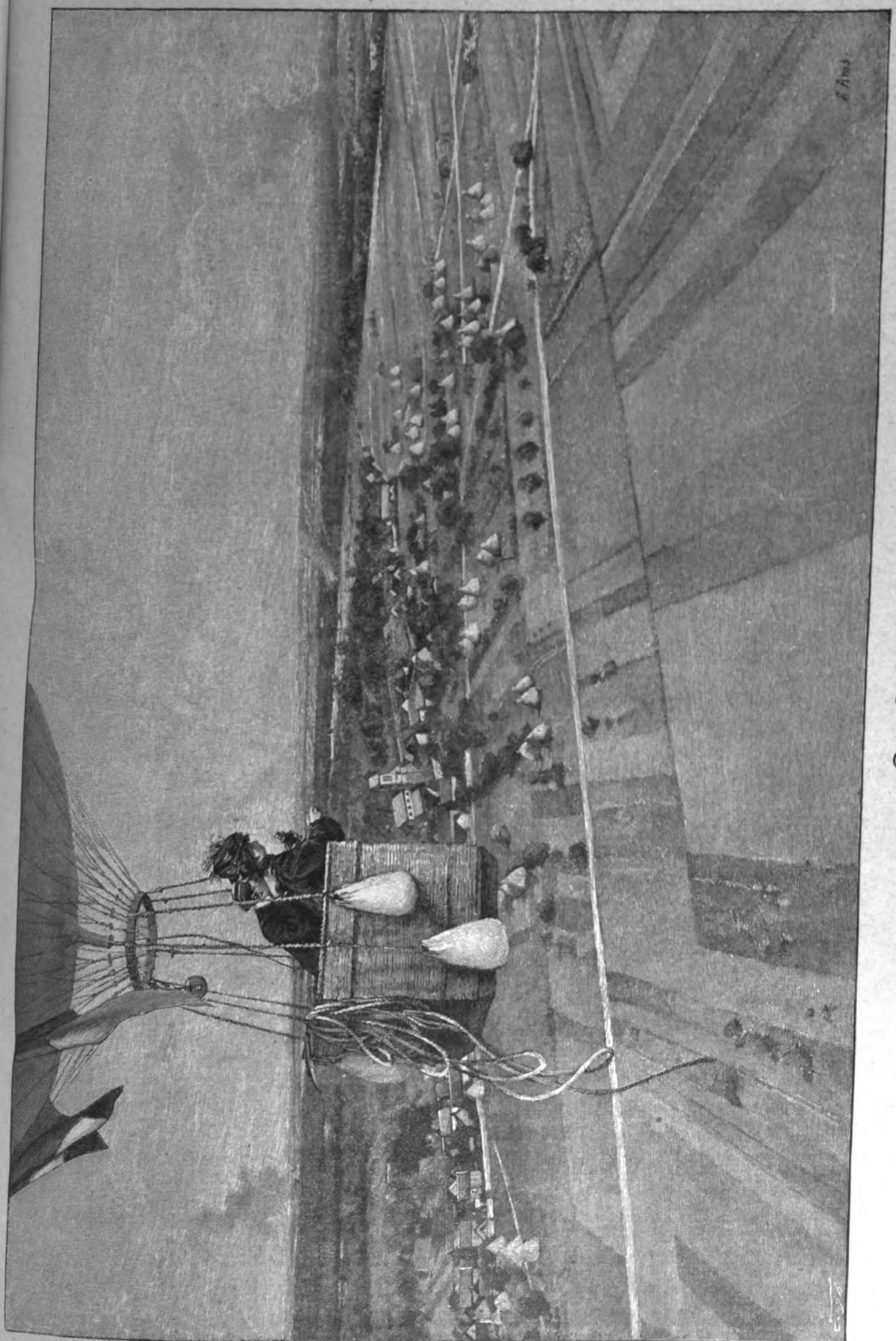
(Schluß.) Illustriert von Hugo Engl.

Der Schnee wich dem Südwind, die Schlagarbeit begann, die harzige Luft, der Vogelsang in der Frühe, der blühende Wald haben den Baperl immer aufgefrischt nach langer Winterszeit. Heuer war es großartig, wie ihm frische Kraft jede Muskel spannte, und eine Arbeitslust war über ihn gekommen wie noch nie.

Der Förster war voll des Lobes über seine Leistungen, und der Baperl zog seinen Hut tiefer vor ihm, als sonst seine Gepflogenheit war.

Er hatte jetzt gar nichts dagegen, daß ihm der Förster zwei Bursche heraufschickte, die ihm bei der Schlagreinigung helfen sollten, a bißl a jung's Leb'n konnte ihm un der Leitnerhütt'n net schad'n.

Der Maxl, ein frischer, kohlschwarzer Kerl, gab am Abend gar lustige Liedl zum besten, und der Toni spielte die Mundharmonika dazu, der Baperl wurde selbst wieder jung mit den beiden. Jetzt sollte er nur kommen der — der Jeremias mit seine Sprüch' — die Zwei tät'n ihn anders verhöhn'n, aber



Der erste Aufstieg.
Gemälde von R. Arus.

er hörte kein Trittl mehr und nichts vor der Tür, er spürte auch kein kalt's Lüftl und kein Angstl, im Gegenteil, so wohl war ihm noch sein Lebtag nicht.

Da kam an einem Julimorgen der Förster wieder einmal herauf zum Nachschauen. Die schnurgerad gerichteten Klafter blitzten im Sonnenschein, das Dürrholz war sauber geordnet, der Schlag sah aus wie ein wohlgeordnetes Bauernhaus.

Der Förster schmunzelte zufrieden. „Das hast brav g'macht, Baperl, meine Anerkennung. Sag' amal, du hast doch g'hört, daß der Martl, der Holzmeister, in Pension 'ganga is?"

Der Baperl stutzte. „Na, Herr Förster, i hab' nix g'hört."

„No, was haltst davo'? Tät's d'r pass'n?"

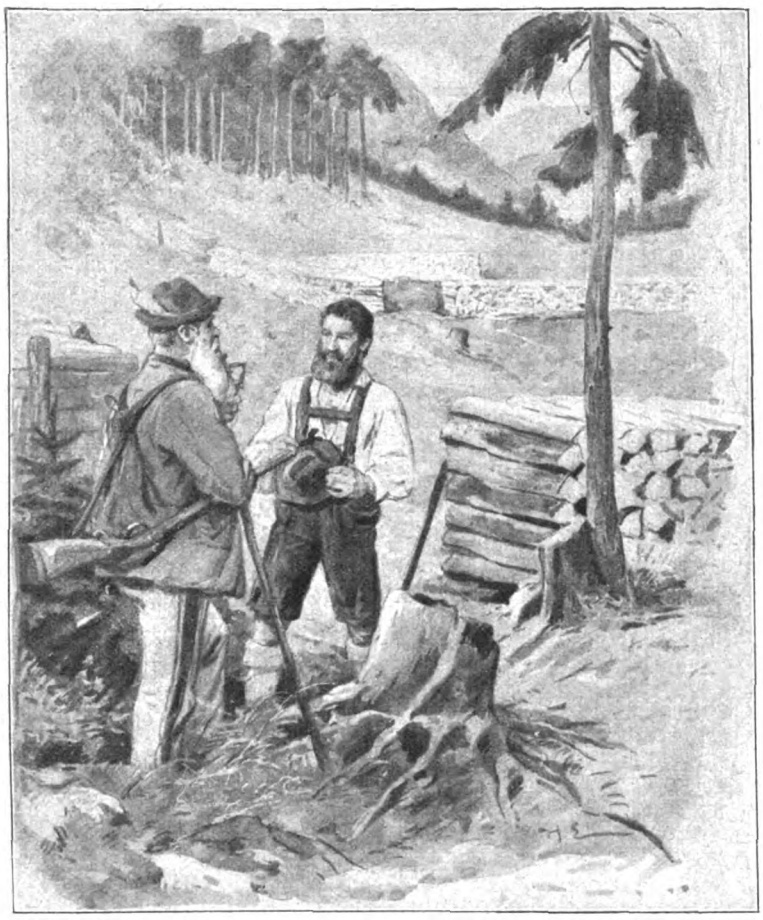
Baperl starrte sprachlos auf den Förster, etwas Kaltes rieselte ihm über den Rücken.

„No, was schaust denn so? Den Martl sei' Stell' sollst einnehma."

„Holzmeist'r, i — ja, Herr Förster —"

„Wenn d' net magst, nacher sag's. Bitt'n tua i di' net drum — magst oder magst net?"

Baperl sah den Jeremias, er hörte sein höhnisches Lachen, er fühlte den eisigen Griff im Genick. So drehte er den Hut in der Hand und wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Mög'n tat i scho', Herr Förster —"



„Holzmeist'r, i — ja, Herr Förster —"

„Na also, abgemacht! Vom Ersten an bist du's. Den Martl sein Holzplatz kriegst, 's schönste Los a no' im ganz'n Revier. Wia kommst mir denn für — wer hat dir denn d' Schneid abkauft — he?"

„Koaner, gar koaner, war no' schön'r, das gibt 's net beim Baperl. Mir is grad a bißl net extra heut' — werd'n scho' entschuldig'n, Herr Förster."

Die Sache war abgemacht, doch dem Baperl war wirklich nicht recht extra; jetzt fehlat grad 's Häusl no', nacher könnt er komma!

Mit dem Amt kommt der Verstand. Was so ein arm's Knechtl anpackt, darf den Meister nicht genieren. Er wußte sich rasch in Respekt zu setzen, und der Förster gratulierte sich zu seiner Wahl.

Der erste Kontrakt, den er übernahm, fiel dank seiner Umsicht glänzend aus, bare 1500 Mark händigte er der Cenz aus, dazu das Geldl, das die Frau in die Ehe mitbekommen, der Baperl ging unter die Kapitalisten; aber das änderte nichts an seinem Lebenshalt und nichts an seiner Treue zur Leitnerhütten.

Jetzt freute ihn erst die Arbeit, und er hörte kein Trittl und fühlte kein Angstl in der Brust und spürte kein kaltes Lüftl in der warmen Stuben, der Jeremias war gründlich vergessen über der Holzmeisterei.

Im Herbst war die Fürstenjagd angesagt, eine Festwoche für jeden Holzknecht. Da gibt's Trinkgeld, klein und groß, doppelte Schicht, Freibier und die Hauptsach' dazu, die lustige Jagerei, die jedem doch, alt und jung, in den Knochen steckt.

Der Baperl, einer der besten Steiger, mußte mit seiner ganzen Rotte ausrücken und die Führung der Treiber übernehmen. Da diesmal bei Anwesenheit eines Prinzen aus königlichem Haus ein ganz besonderer Erfolg erzielt werden sollte, wurden von anderen Revieren noch Leute beigezogen.

Der Baperl freute sich wie ein Kind darauf, er war selbst einmal als junger Bursch nicht ganz sauber im Punkte der Wilderei gewesen.

Er gab die strengste Order aus, besonders für den ersten Bogen, der bisher alleweil verbatzt worden sei, wie er meinte, den Hoch Miesing — ein wildes, zerklüftetes Felsenkar, einen der besten Gamsstände.

Das Wetter war ungünstig, die Nacht über hatte es geregnet, alles klitschnaß, und der Nebel zog bergauf, bergab. Auf dem Versammlungsplatz, einer Waldwiese am Fuße des Miesing, herrschte reges Leben. Die Treiber harrten der hohen Herrschaften, der Förster gab mit Stentorstimme seine Befehle: „Daß net einer dem andern nachlauft, wo's bequem hergeht, wia die Schafl — Richtung halten — die untern schön langsam, daß die obern im G'wänd nachkomm'n könna. Macht's 's Maul auf, daß die Herrn a was z' hör'n krieg'n — und aufpass'n bei der Näss'n, daß kein Unglück g'schieht und i nacher d' Schuld hab' — was net geht, geht net. Der Baperl hat's Kommando, verstand'n, daß mir koaner aufmuckt."

Der Baperl wußte sich nicht mehr aus vor Stolz und schwor sich, sein Bestes zu leisten, und so grimmig sah er aus mit dem hinausgestrichenen Bart, das Hütl mit der Spielhahnfeder keck auf dem Haupte, daß keiner auch nur einen Scherz wagte.

Vornehmes Wagengebrumm, der Fürst nahte mit seinen Gästen.

„Achtung!" rief der Förster.

Das Parfüm des Salons mischte sich mit dem Harzduft des Waldes. Der Fürst grüßte leutselig, fragte nach den Aussichten für den Tag, dann ging er auf den Baperl zu, den er seit Jahren kannte, und reichte ihm die Hand. „Na, Baperl, heute kannst du dich auszeichnen. Unser bester Steiger", stellte er ihn dann dem königlichen Prinzen vor.

Der Baperl barst fast vor Stolz und Freude, und als die Sonne durchbrach und die Nebel zerrissen, da herrschte die fröhlichste Stimmung.

Der Fürst gab das Zeichen zum Aufbruch.

Baperl trennte sich mit seiner Rotte von den Schützen. Während er von unten aufstieg, mußte eine zweite Rotte, die schon abends zuvor abgegangen war, von oben her die verhängnisvolle Linie schließen. Die Muskeln federten ihm ordentlich, die Weidmannslust hatte ihn selbst ergriffen, er war gut anzuschauen in seiner kurzen Hose, welche die sehnigen Knie bloß ließ, wie er so elastisch bergauf schritt, gefolgt von dem ganzen Schwarm.

Es war drückend schwül, ein feuchter Dunst stieg auf von der sattgetränkten Erde.

Der Baperl machte die Aufstellung, so alle fünfzig Meter ein Mann, es war ja kein Mangel an Leuten, und jedem schärfte er von neuem ein, seine Schuldigkeit zu tun. Nach anderthalb Stunden sah man schon die obere Rotte sich durch das Gestein bewegen, die Fühlung suchend.

Auf der sogenannten „Hochgrad", einem Almplateau, traf Baperl mit dem oberen Führer, dem Geisanderl, zusammen. Sie reichten sich die Hand wie zwei Feldherren, denen die Umgehung des Feindes glücklich gelungen. Jetzt galt es nur noch, auf das Zeichen zum Beginn der Jagd zu warten, einen Schuß, der vom Förster auf der Schneid abgegeben werden sollte.

Der Anderl, ein Kerl, wie eine Gerte so schlank und geschmeidig, war etwas gesprächsseliger als der Baperl, das wirbelte nur so heraus von Gams und Hirsch, und was er alles schon geleistet hätte. „Jetzt hätt' i über die verflixte Jagerei bal' auf meine Gratulation vergess'n — aber a Glückvogl bist scho', daß ein'm angst werden könnt' um di'. In ein'm Jahr Holzmoast'r und 's schönste Sachl dazua, um den Spottpreis — i sag' dir, Baperl, gib Obacht, es is bal' z' viel für amal —"

Baperl sah den Kollegen groß an. „Sachl? Was für Sachl denn nacher? I woaß von koan Sachl."

„Geh' weit'r, du Schlaucherl du." Der Anderl stieß ihn mit dem Bergstock scherzhaft in die Seite. „Hast ja recht g'habt, g'wiß a no' — 's Häusl is no' guat beianander und die Gründ a net z' veracht'n — da handelt's sí' grad um's Zugreif'n, i hab' selb'r an Gusto drauf g'habt — aber no, du kennst ja mein Alte — da is deine Cenz freili a andre, auslass'n hat's net bei der Versteigerung gestern, um's Verreck'n net."

Baperl fühlte seine Glieder nicht mehr, er mußte ihn ausreden lassen, dann brach er los: „Ja, sakra, was redst denn da für an Unsinn, weiß ja nix von an Häusl, will a nix wiss'n davon, in Ruah lass' mi!"

„Na, aber das is stark," erwiderte Anderl, „daß der Ventermoser auf der Gant versteigert worden is, das woaßt du net? Des Venteranwesen . . ."

„Was geht mi das Venteranwesen an!"

„A wirkli'", der Anderl lachte jetzt gerade heraus, „und wer's eing'steigert hat um 8000 Mark, das woaßt du net? Teufl, hast du an Stern mit dei'm Weib. Die Cenz hat's eing'steigert gestern — wenn i selb'r dabei war."

Baperl stockte der Atem. „Das gibt's net ohne meiner . . ."

„Freili', auf di' wird s' wart'n, wenn der Zuschlag gestern hat g'macht werd'n müss'n. Dank's Gott — an Tausender mehra is heut scho' wert, 's Häusl."

Ein Schuß dröhnte gegen die Wände, das Echo ringsum weckend. Die Treiber schrien, juchzten, bellten, schlugen mit den Stecken gegen die Felsen und setzten sich in Bewegung.

Der Anderl tat einen Luftsprung und schwang sein Hütl. „Juchuhui! Mach' dei'm neu'n Holzmoast'r Ehr', Baperl!"

Baperl aber stand noch immer regungslos, die Knie zitterten ihm ordentlich, und über den Nacken lief's wieder so eiskalt. „Narr, verdrahter!" Er schwang krampfhaft seinen Hut, aber der Juchschrei blieb ihm im Halse stecken.

Der Trieb war los unter Oho, ho, ho, huß, huß, wau, wau, aiha, auha! Das Echo vermehrte den Lärm, dazwischen polterte das abgelassene Gestein, ganze Lawinen, im gelben Gewänd erschienen schon die ersten Gemsen, aus ihrer Ruhe aufgescheucht, einzelne gelbe Punkte, ganze Linien, die sich zwischen den Latschen dahinzogen.

„Achtung!" rief der Förster.

Ein Schuß fiel! Da vergaß der Baperl alles, sein Kommando übertönte bald das ganze Getöse: „Manner in d' Wänd! Was steht's denn? Was schaut's denn? Vorwärts! Halt! Abstand halt'n! Sakra, habt's do' mehr Schneid'!"

Ein Rudel Hochwild, das nach abwärts durchbrechen wollte, hätte ihn fast überrannt, er trieb es brüllend mit dem Stecken zurück. Vorn knallte es schon wacker, aber der Nebel, der Erzfeind, drückte schon wieder herein, und wie der Baperl in das große Kar hinabstieg, dampfte er schon herauf, alles in seinen grauen Mantel hüllend.

Baperl ließ sich nicht irremachen, er wollte beim Fürstenstand herauskommen, jetzt schon grad extra, sagte er sich.

Die Treiber riefen sich zu, um die Richtung nicht zu verlieren, da und dort erschien verschwommen eine Gestalt im Nebel, eine Schar Gams drückte nach abwärts, Baperl schnitt ihr den Weg ab, und bald knallte es auf den Ständen von neuem, dem Schall nach konnte er nicht weit davon entfernt sein

„Juchuhui! Mach' dei'm neu'n Holzmoast'r Ehr', Baperl!"

Er stieg sicheren Trittes aus und ein im Gewänd. Jetzt kam er in den Graben, in dem links auf der Höhe der Fürst stehen mußte.

Ein Schuß brach sich in der steilen Wand ober ihm, er hörte die Kugel pfeifen, und jetzt vernahm er schon die Stimme des Fürsten, der nach den Treibern rief: „Da oben liegt ein Gams, paßt auf! Rechts, weiter rechts, bei der großen Latsche."

„Wenn wir net einikönn'n," antwortete einer, der Anderl der Stimme nach, „von unt' geht's vielleicht . . ."

„Dann laßt's lieber sein," rief der Fürst, „nur kein Unglück!"

Da packte es den Baperl. „Wär net aus, Durchlaucht, lieg'n lass'n hab' i no' koan mein Lebtag net. Anderl! Anderl, wo liegt's?"

„Grad ober dir," lautete die Antwort, „wenn du den Kamin auffisteigst, muaß' gehn."

Baperl wußte sofort Bescheid und nahm den Kamin an, der sich in jäher Steile durch die Wand zog. Wasser rieselte herunter und machte die Felsen glitschrig. Baperl erfaßte jetzt eine wahre Wut. Er arbeitete mit den Beinen und dem Rücken.

„Bei der Latsch'n rechts eini in d' Wand!" rief ihm der Anderl zu.

Baperl erkannte trotz des Nebels den Bock, er hatte sich mit den Kruken in einem Latschennest verfangen. Schon hatte Baperl den Kamin hinter sich, ein schmales Grasband mußte ihn zu dem Bock führen — keine besondere Leistung für ihn.

Da tauchte dicht unter der Wand ein Treiber auf, im Nebel erschien die Gestalt übermenschlich groß.

Baperl rief ihm zu: „Paß auf, daß dir's Gams net auf d'n Kopf fallt, bleib z'ruck — hörst!"

„Ja, das is ja der Baperl von der Leitnerstub'n!"

„Ja, das bin i!" rief der Holzmeister zurück, sich in das Grasband schwingend, „was bist nacher du für oaner."

„I!" Ein seltsames Kichern tönte herauf, „i — i — bin der Tod, der Jeremias Tod, kennst mi' denn nimma?"

Der Baperl hielt sich an einen überhängenden Latschenast fest und blickte hinab auf die nebelhafte Gestalt. Die Knie wankten ihm, alles drehte sich vor seinen Augen. Er wagte den Tritt nicht vorwärts auf das sich steil senkende Grasband und fühlte doch, wie die nasse Latsche langsam aus der Hand glitt, die sie krampfhaft umspannte. Kein Wort brachte er heraus, die Gestalt unter ihm zerfloß im Nebel . . . Das Grauen packte ihn, der Zweig entglitt seinen Fingern, noch wagte er den Sprung, aber die Füße versagten, ein wilder Schrei, ein Gepolter von Steinen, und die oberen Treiber sahen etwas Schwarzes im Bogen nach abwärts fliegen.

Der Baperl oder der Gamsbock, dachte der Anderl oben, so rief er seinem Kollegen zu — keine Antwort . . .

Der Baperl lag in der Steinriese auf dem Rücken, das rote Blut floß unter seinem Kopf über die Steine, die verkrampfte Hand stand starr in die Höhe, vor ihm kniete Jeremias Tod, dem er förmlich vor die Füße gefallen war.

Er hob das blutige Haupt, da schlug Baperl die Augen auf und rollte sie unstet umher, er erkannte wohl den Helfer nicht an seiner Seite. „In die Hütt'n — bringt's mi' . . ." dann schlossen sich die Augen wieder.

Unterdes war der Anderl heruntergerasselt und schrie nach allen Seiten, wie er das Unglück sah. Die Treiber sammelten sich um den Abgestürzten.

„In die Hütt'n sollt's ihn bringa, hat er g'sagt", erklärte Jeremias.

„Daß di' der Teufl allweil dabei hab'n muaß, bal a Unglück g'schieht," herrschte ihn Anderl an, „wia kann ma' a an Menschen mit so an Nam' . . i hab's dem Förster glei' g'sagt—"

Sein Unwillen teilte sich allen mit.

„A so wär's, soll i am End a no' schuld sein dran? Nur alleweil auf den Tod einig'haut, ja wohl — aber weg'n meiner, recht mach'n kann's i eh' koan, wia i 's a auf der Welt anpack! Packt's an und bringt's ihn in die Stub'n, is g'scheita."

Die Knechte hatten bereits Latschenzweige zu einer Bahre verbunden, der Baperl, dessen Atem noch immer rasselnd ging, wurde hinaufgelegt, die herbeigeeilten Treiber hatten sich dem Zug angeschlossen, der unter gellenden Zurufen und Flüchen sich in dem steilen Graben abwärts bewegte.

Einen Büchsenschuß davon getrennt folgte der Jeremias in behenden Sprüngen, immer wieder stehen

Der Baperl hielt sich an einem überhängenden Latschenast fest und blickte hinab auf die nebelhafte Gestalt.

bleibend und den schwarzen Zug beobachtend, der im Nebel die seltsamsten Formen annahm.

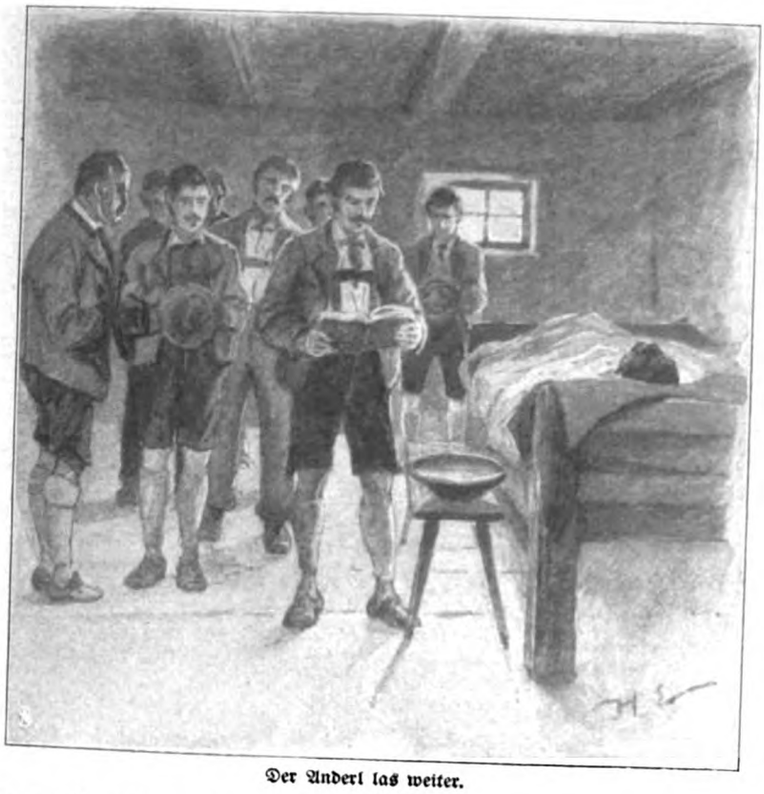
Der Baperl kam lebend in der Stuben an; als man ihm dann den Kopf mit frischem Wasser netzte und er den Heuduft der Hütte gierig einsog, kam er wieder zur Besinnung. Er sah sich gelassen um, als ob er jeden Gegenstand strenge prüfen wollte, dann bewegten sich mühsam seine blauen Lippen, aus deren Winkeln ein dünner Blutfaden lief. „Habt ihr den Jeremias Tod net g'sehn bei die Treiber?"

„Freili' hab'n wir 'n gseh'n," erklärte der Anderl, „wenn d' ihm grad vor die Füß' g'fall'n bist, dem schlecht'n Loder".

Das Gesicht Baperls erhellte sich sichtlich. „Also, ihr habt's 'n a g'sehn, den Jeremias, — no nacher — i hab' — wia der Mensch dumm sein kann — i hab' 'glaubt, i hät' 'n grad alloan — sakra — 's Schnauf'n geht gar nimm'r — Anderl, sag meiner Cenz — na, sag ihr nix — i — i bin ganz einverstand'n, sag ihr — i hab' alleweil nix anders g'wünscht — als daß i in meiner Hütt'n — also, was will i denn mehr — Anderl, nimm' das Büchl dort auf 'm Tisch — und les' — wo's Merkerl drinn is — i — i will's no' amal — les', Anderl — les' —". Die rauhe Hand Baperls klopfte nervös auf der Decke, die man ihm umgelegt, und der Frost schüttelte seine Glieder.

Der Anderl nahm das Buch und las mit seiner harten Zunge Wort für Wort: „Der Tod — ist — das Ende des — Lebens! Die — Auflösung des — irdischen Leibes. — Ein Häufchen Asche — ist alles — was davon überbleibt. — Die Seele — aber ist der Geist — den Gott — den Menschen eingehaucht. — Nach dem — Tode — des Leibes — kehrt er wieder — zu Gott — zurück — der über ihn richten — wird — nach seinen Taten — die er vollbracht — in seinem — irdischen Hause — über jedes Wort und Gedanken . . ."

Der Anderl hatte in seinem Leben noch keine schwerere Arbeit vollbracht und blickte auf den Baperl, ob er noch weiter lesen solle. Der klopfte nur ganz zornig mit der Faust auf die Decke. „Weiter! Weiter!" röchelte er.



Der Anderl las weiter.

Und der Anderl las weiter. Eine dumpfe Andacht herrschte in dem dämmerigen Raume, die Leute zogen ihre Hüte und lauschten den Worten andächtiger als dem Pfarrer in der Kirche.

„Der Tod — kommt — unversehens — wie — der — Räuber — in der Nacht. — Drum, lieber — Christ — halte dich — bereit — daß er dich nicht in Sünden — überrasche. — Er schont nicht — der — Jugend — und spottet deiner Gesundheit und — Kraft. — Keine Macht — der — Erde — schützt vor ihm. — Er ist tückisch — und — verschlagen — und alle Weisheit — der Menschen — ist nichts gegen ihn. — Er wandert — durch — die — Lande — durch die Täler — über die Berge — rastlos wandert er — und sucht seine Opfer —"

Der Baperl hatte sich sitzend erhoben, ein grünes Licht zog über sein Antlitz, sein Blick richtete sich starr auf das Fenster.

Der Anderl aber fuhr fort: „Und du siehst ihn nicht — und du hörst ihn nicht — bis er dich anfaßt mit seiner kalten Hand —"

„I hör'n — ja wohl — i hör'n —", röchelte der Baperl. „Hört's net?" Ein Grauen packte die Leute, unwillkürlich folgte man dem Blick des Sterbenden zum Fenster.

„Und jetzt seh' i 'n, da is er!" Er wandte sich zur Tür, unter der Jeremias Tod stand. „Das is er!" Baperl streckte sich auf seinem Lager. „Nur eina! I fürcht' di' nimma — Da is er — die Seel mei Herrgott . . ." Ein Blutstrom quoll aus seinem Mund, ein Knacken im Holz, auf dem er lag — der Baperl war verschieden.

Die Holzknechte schlugen ein Kreuz und sprachen ein Vaterunser. Auf den arbeitsharten Stirnen lagen ernste Gedanken, und die starren Nacken beugten sich. Des Jeremias achtete man nicht — was halt so a halb scho' Toter all's z'sammenredt! Als er aber dem Trauerzug, der bald darauf sich in das Tal hinunterbewegte, von weitem folgte, in seinen grauen Mantel gehüllt, grad als wie ein Raubvogel, der seine Beute nicht fahren lassen will, wie der Förster meinte, da hat dieser es ihm ernstlich verwiesen. „Da hast dein doppelte Schicht," er drückte ihm zwei Kronentaler in die Hand, „aber seh'n laßt di' nimma, hörst!" Jeremias zog grinsend den Hut von seinem kahlen Schädel.

Jeremias Tod zog grinsend den Hut von seinem kahlen Schädel.

„Wia S' meina, Herr Förster, und wenn S' mi' do' amal braucheten oder wia oder was, in Seeleit'n bin i alleweil zu derfrag'n." Lange noch sah man ihn stehen, bis der Zug im Walde verschwand. — Auf dem Kirchhof in S. . . liegt der ehrengeachtete Holzmeister Baptist Roch begraben, der weiße Stein trägt unten rechts folgende Inschrift:

„Der Tod kommt wie der Räuber in der Nacht,
Er schont nicht der Jugend und nicht der Kraft,
Drum hab' Achtung, lieber Christ,
Daß er dich nicht in Sünden trifft.

Der Baperl hat's erfahren müssen,
Daß mit ihm kein Packt zu schließen,
Im Miesing aus dem steilen G'wänd
Hat er ihn tückisch nunterg'rennt."

Der Anderl, der den Spruch gemacht, leugnet nicht, daß er das Büchl aus der Leitnerstuben dazu geplündert, das er zum Andenken an seinen verunglückten Kollegen Baptist Roch mitgenommen. „Es wird nacher scho' recht sei', dem Baperl," meinte er, „wer weiß, was er dem Büchl net all's z'danken hat!"

Max Bruch. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Am 6. Januar feierte der bekannte, namhafte Tonsetzer Max Bruch seinen siebzigsten Geburtstag. Er stammt aus dem sangesfrohen Rheinland; in Köln stand seine Wiege. Nachdem ihm die sehr musikalische Mutter, eine vortreffliche Konzertsängerin, die Elementarkenntnisse der Tonkunst beigebracht hatte, versuchte er sich alsbald im Niederschreiben eigener Gedanken. Karl Breidenstein übernahm dann die weitere künstlerische Erziehung des Knaben, der, ein echtes kompositorisches Wunderkind, schon im Alter von vierzehn Jahren eine Sinfonie zur Aufführung gelangen ließ. Als Mozartstipendiat war er dann Schüler von Ferdinand Hiller, Carl Reinecke und Ferdinand Breuning, um sich, eben zwanzig Jahre alt, darauf als Musikpädagoge in seiner Vaterstadt niederzulassen. Seine kompositorischen Neigungen scheinen ihn anfangs zum Theater gezogen zu haben. Jedenfalls veröffentlichte er als op. 1 eine Komposition zu Goethes Singspiel „Scherz, List und Rache", und 1863 ließ er die Oper „Loreley" folgen, die er auf den Text komponierte, den Geibel einst für Mendelssohn geschrieben hatte, der von diesem aber nur zum geringen Teil vertont wurde. Von 1862 bis 64 lebte Bruch in Mannheim, und hier schrieb er das Werk, das seinen Namen bald überall bekannt machte, den „Frithjof" für Soli, Männerchor und Orchester, ein Stück, das heute noch im Repertoire guter Männergesangvereine vielfach zu finden ist. Nach ausgedehnten Reisen, die ihn bis nach England führten, und nach kurzem Aufenthalt in Koblenz, Sondershausen (Hofkapellmeister) und Bonn ging Bruch 1878 als Nachfolger Julius Stockhausens in der Leitung des Sternschen Gesangvereins nach Berlin, vertauschte diese Stellung nach zwei Jahren aber schon mit der eines Dirigenten in Liverpool. 1883 übernahm er die Direktion des Orchestervereins in Breslau, von wo er 1891 als Vorsteher einer akademischen Meisterschule für Komposition an die Berliner Königliche Akademie berufen wurde. In dieser Stellung wirkt er noch heute. Bruch hat sich auf fast allen Gebieten der musikalischen Satzkunst mit Erfolg schöpferisch betätigt. Er schrieb Opern, Sinfonien, Kammermusikstücke, Lieder, Orgel-, Chor- und Konzertwerke. Seine großen Chorwerke mit Orchester bilden eine hochschätzbare Bereicherung dieser Literatur. Werke wie „Frithjof", „Schön Ellen", „Gustav Adolf", „Odysseus" und namentlich das zur Schillerfeier 1905 erst wieder an zahlreichen Orten aufgeführte „Lied von der Glocke" haben Bruchs Namen in weiten Kreisen zu einem guten Klange verholfen. Berühmter aber noch als diese Werke ist sein prächtiges Violinkonzert in G-Moll geworden, das sich den besten Schöpfungen dieser Art würdig anreiht. Unter den vielen Ehrungen, die dem Künstler zuteil wurden, sei nur seine Ernennung zum Ehrendoktor seitens der Universitäten Cambridge und Breslau erwähnt. Bruch ist jetzt Erster Vorsitzender des Senats der Akademie (Sektion für Musik) und Vizepräsident der Königlichen Akademie der Künste, nachdem dieser Posten durch Joachims Tod frei wurde. H.

Reichard & Lindner, Berlin phot.

Max Bruch.

E. Bieber, Hofphotograph, Berlin phot.

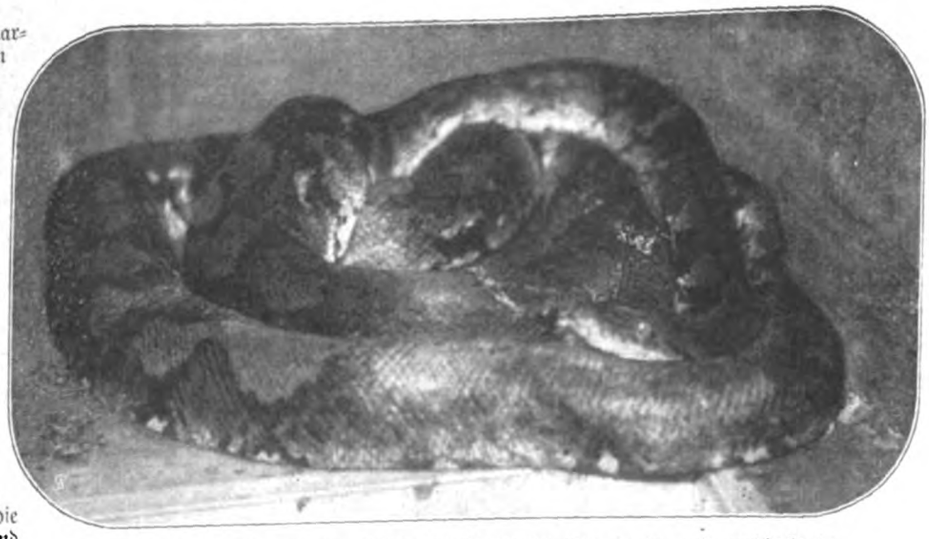
Oskar Lassar †

Oskar Lassar. (Zu dem obenstehenden Bildnis.) Der in weitesten Kreisen bekannte, um das Gemeinwohl hochverdiente Arzt, Universitätsprofessor Dr. Oskar Lassar in Berlin ist unerwartet am 21. Dezember vorigen Jahres gestorben. Am 12. Dezember hatte er das Unglück, daß sein Gespann, mit dem er zur Vorlesung in der Landwirtschaftlichen Hochschule fuhr, mit einem Automobil zusammenstieß. Die Verletzungen, die er erlitt, schienen so unbedeutend, daß er noch selbst in den Hörsaal ging und den Hörern von seinem Unfall Mitteilung machte mit der Bemerkung, daß er wohl in acht Tagen die Vorlesungen werde wieder aufnehmen können. Es trat aber zu den Verletzungen Blutvergiftung ein, der Lassar trotz operativer Eingriffe erlag. Oskar Lassar wurde am 11. Januar 1849 in Hamburg geboren. Er wählte die Dermatologie, jenen Zweig der Heilkunde, der sich mit den Hautkrankheiten befaßt, zu seinem Spezialfach. Auf diesem Gebiete hat er sich große Verdienste erworben, und seine Klinik zählt zu den berühmtesten in Deutschland. Einen besonders rühmlichen Ruf hat er sich aber durch seine gemeinnützige Tätigkeit geschaffen. Bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts lag das Badewesen in Deutschland gänzlich danieder. Das Volk war wasserscheu geworden; es fehlte an Badeanstalten, und es gab Bezirke, in denen so wenig Gelegenheit für Wannenbäder vorhanden war, daß jedem der Bewohner erst in 38 Jahren ein Bad hätte verabreicht werden können, wenn alle der Reihe nach ein Bad verlangt hätten. Einige Großstädte gingen mit der Errichtung öffentlicher Badeanstalten vor, aber die Badegelegenheit war in ihnen für die breiten Massen des Volkes zu teuer. Inzwischen schuf die deutsche Heeresverwaltung auf Anregung des Generalarztes Münich Brausebäder für das Militär; ihre Einrichtungen wurden mit möglichst geringem Kostenaufwand von David Grove entworfen. Diese Brausebäder erschienen Oskar Lassar besonders geeignet, um die Hautpflege in weitesten Kreisen des Volkes zu fördern. Als Spezialarzt für Hautkrankheiten wußte er ja aus reicher Erfahrung, wie nötig es war, die Reinlichkeit zu heben. Auf seine Veranlassung wurde auf der Hygieneausstellung in Berlin 1883 ein kleines Volksbrausebad vorgeführt, in dem für zehn Pfennig ein warmes und ein kaltes Brausebad nebst Seife und Handtuch verabreicht wurde. Seit jener Zeit trat Oskar Lassar unermüdlich für Schaffung von Volksbädern ein und fand stets in der „Gartenlaube" eine treue Förderin seiner Bestrebungen. Er faßte das Ziel der Agitation in die Worte zusammen: „Jedem Deutschen wöchentlich ein Bad!" Die Ermahnungen blieben nicht ohne Erfolg. Stadtverwaltungen riefen Volksbäder ins Leben, führten das Brausebad in Schulen ein, und auch viele Fabrikverwaltungen folgten diesem Beispiel. Es bildete sich außerdem die „Deutsche Gesellschaft für Volksbäder", die sich nach Möglichkeit bemüht, immer wieder das Interesse der Bevölkerung und der führenden Kreise zu beleben. Sie veranlaßt Kongresse, Druckschriften, Preisausschreiben, Plakate, volksbelehrende Wandervorträge, und von ihr aus geht eine Reihe von Projekten an kleinere Gemeinden. Mit dieser für das Volkswohl und die Volksgesundheit so hochwichtigen Bewegung ist der Name Oskar Lassars unzertrennlich verbunden. Als Arzt hat Oskar Lassar auf seinem Spezialgebiet Hervorragendes geleistet. Die meisten seiner Verdienste können jedoch nur von den Fachgenossen gewürdigt werden. In weitesten Kreisen wurde aber sein Name durch ein Heilverfahren bekannt, das er gegen den Haarausfall, die beginnende Kahlheit, ersonnen hat. Die ausgebildete Kahlheit ist natürlich auch nach einer Ansicht

Adelbert von Tobold †

unheilbar. Es gibt aber Formen der Haarerkrankung, die beim rechtzeitigen Eingreifen und konsequenter monatelanger Behandlung zum Stillstand gebracht werden können, so daß die Kahlheit vermieden wird. Die Lassarsche Haarkur, die in der Hauptsache in Waschungen der Kopfhaut mit antiseptischen Heilmitteln besteht, hat eine weite Verbreitung gefunden. Leider wurde sie aber nur zu oft zum Bedauern ihres Erfinders verständnislos von unberufenen Personen ausgeübt.

Adelbert von Tobold. (Zu dem Bildnis auf der nebenstehenden Seite.) Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden die ersten Versuche gemacht, vermittels langgestielter Spiegel vom Mund aus einen Einblick in das Innere des Kehlkopfes zu erlangen. Den ersten brauchbaren Kehlkopfspiegel erfand im Jahre 1855 der Gesanglehrer Manuel Garcia und machte auf Grund seiner Beobachtungen wichtige Angaben über die Bildung der menschlichen Stimme. Bald lenkte der neue Apparat die Aufmerksamkeit der Ärzte auf sich. Türk und Johann Czermak verwendeten ihn zuerst zur Beobachtung der krankhaften Veränderungen des Kehlkopfs. Das geschah gerade vor fünfzig Jahren. Damit wurde ein neuer Zweig der Heilkunde, die Laryngologie oder Kehlkopfheilkunde, begründet. Von nun an wurde es möglich, nicht nur durch Augenschein von Erkrankungen im Innern des Kehlkopfs sich zu überzeugen, sondern auch operativ vom Mund aus einzugreifen, die kranken Stellen direkt zu behandeln, Geschwülste zu entfernen usw. An der Ausbildung der Laryngologie hat alsbald Adelbert von Tobold mit Auszeichnung teilgenommen. Er wurde am 22. November 1827 in Flatow in Westpreußen geboren, studierte in Berlin, ging dann nach Paris und Wien, wo er die ersten Anregungen zur Verwendung des Kehlkopfspiegels erhielt. Nach seiner Rückkehr nach Berlin wirkte er bald als Spezialarzt für Kehlkopfleiden und war auch der erste, der die Laryngologie an der Berliner Universität lehrte, als erster hat er auch die Polypen und bösartige Geschwülste des Kehlkopfs operativ entfernt. Neben Türks „Klinik der Krankheiten des Kehlkopfs" war sein Lehrbuch „Laryngoskopie und Kehlkopfkrankheiten" lange Zeit grundlegend für diesen Zweig der Wissenschaft. Am 22. November 1907 konnte Professor Dr. Adelbert von Tobold nach vierzigjähriger Lehrtätigkeit an der Berliner Universität noch in rüstiger Frische seinen achtzigsten Geburtstag begehen. Allein bereits am 23. Dezember starb er nach kurzem Krankenlager.



Riesenschlange, die in der Gefangenschaft 96 Eier legte und ausbrütete.

In der Gefangenschaft ausgebrütete Riesenschlangen. (Zu den Abbildungen auf dieser Seite.) Eine gewaltige, bisher in Europa noch nicht beim Brutgeschäft beobachtete Riesenschlange (Python reticulatus) hat im Hackelmannschen Tierpark zu Groß-Borstel bei Hamburg eine Brutleistung vollbracht, die in der Geschichte der Tiergärten unerreicht dasteht. Es war im August vorigen Jahres, als aus ihrer warmen Tropenheimat (Malakka und Sundainseln) eine Python von 25 Fuß Länge in dem Tierpark eintraf. Das riesige Tier wog 250 Pfund. Ihr durchschnittlicher Leibesumfang betrug 75 Zentimeter. Die prächtig gezeichnete Schlange wurde in einem heizbaren Schlangenkäfig untergebracht, in dem die Temperatur ständig auf 25 Grad Reaumur gehalten wurde. Ein genügend großes Badegefäß ermöglichte es dem Tiere, sich nach Belieben im Wasser zu bewegen. Die Schlange schien sich auch alsbald heimisch zu fühlen und nahm zur Freude ihrer Pfleger sofort reichlich Nahrung zu sich. Eine größere Freude aber bereitete sie ihnen und der Wissenschaft einige Tage später, als sie am 22. August plötzlich 30 Eier schnell hintereinander legte. Drei Tage später hatte sie ihren Eierbestand auf 96 erhöht. Dabei blieb es. Hatte sie die Eier bald hier, bald dort in ihrem Gelaß scheinbar unbekümmert abgelegt, so begann sie diese jetzt sorglich auf einen Haufen zu schichten, um den herum sie sich bald geschickt ringelte. Ein flaches Gewölbe entstand, dessen höchste Stelle der Kopf einnahm, der flach auf den Eiern lag, doch so, daß ein Teil von ihnen dem Beschauer sichtbar blieb. Die Eier selbst hatten eine flachgedrückte Kugelform, etwa von 10 Zentimetern Durchmesser. Die Eihülle, eine pergamentartige, äußerst widerstandsfähige Haut, war, wie sich später bei dem Öffnen verschiedener Eier erwies, fest wie Glacéleder. Unbeweglich verharrte die Brüterin auf dem keimenden Leben unter sich, und nur zur Nachtzeit unterbrach sie ihre Beschäftigung, um ein Bad zu nehmen. Etwas später sortierte sie heimlich ihre Eier und stieß verschiedene ab. Nach 10 Tagen hatte sie 15 Eier von dem Gelege

Junge Riesenschlangen, aus den Eiern schlüpfend.

Dr. Kolmer, Hamburg, phot.

Junge Riesenschlangen, einen Tag nach dem Ausschlüpfen.

Der Mann auf Stelzen.

abgesondert, und diese erwiesen sich als steinhart und leblos. Am 15. September endlich entschloß man sich, einige der unter der Schlange liegenden Eier zu öffnen. Sie waren befruchtet, und das Leben in ihnen leimte. Nun galt es, den ferneren Gang der Entwicklung gewissenhaft zu verfolgen und von Zeit zu Zeit weitere Öffnungen vorzunehmen. So entstand eine Reihe wertvoller Spirituspräparate, die den Entwicklungsgang der jungen Schlangen lebendig veranschaulichen. Am 25. September werden bereits Embryonen von 23 Zentimetern Länge gemessen. Immer deutlicher treten Gestalt, Farbe und Zeichnung hervor. Am 9. November ward eine fast völlig entwickelte lebende Schlange dem Ei entnommen, die noch vier Stunden lebensfähig war. Nun erwartete man täglich das Ausschlüpfen. Da endlich, am 12. Dezember, lugen aus fünf Eiern lebhaft züngelnde Köpfchen hervor, leider waren die Neugeborenen am nächsten Tage tot. Verblüfft fragten die Pfleger nach der Ursache und entschlossen sich zu schnellem Eingreifen. Sofort wurde der Schlange der ganze Eivorrat genommen. Dabei zeigte sich, daß die Eier infolge der klebrigen Haut und des Druckes der Brüterin fest aneinander geleimt waren. Zwei lebendige Junge fand man im mütterlichen Käfig vor. Die übrigen Eier wurden so weit geöffnet, daß der lebende Inhalt durch das künstliche Tor wohl ausschlüpfen konnte. Leider war der Inhalt von 39 Eiern leblos. Und nun die jungen Schlangen? Neugierig steckten sie wohl ihre Köpfchen aus ihrer Behausung, zogen sie aber immer wieder zurück, um die eiweißartige Flüssigkeit, die noch in den Eihüllen klebte, leckend zu trinken. Langsam entringelten sie sich endlich ihrer bisherigen kleinen Welt, kehrten aber bald wieder um, um sich weiter an dem Eiinhalte gütlich zu tun. Im ganzen gelangten 27 junge Riesenschlangen zum Leben, äußerst regsame, lebendige Tiere, die wild nach dem vorgehaltenen Finger beißen. Eine stattliche Länge wiesen sie auf, etwa wie kräftige Ringelnattern, 55 bis 72 Zentimeter.

Neujahrszug in Philadelphia. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Im Lande der „unbegrenzten Möglichkeiten" nimmt alles ungeheuerliche Dimensionen an, selbst der Trubel der Silvesternacht mit seinem Lärm und seinem bunten Schabernack. Von 12 bis 1 Uhr nachts läuten in den größeren amerikanischen Städten alle Kirchenglocken, und in dies Hallen und Dröhnen hinein schrillen z. B. in Neuyork auch noch die Pfeifen der Fabriken, der Hochbahn, der im Hafen liegenden Schiffe, die Sirenen tuten unheimlich dazwischen, und wer einen Revolver in der Tasche hat — welcher Amerikaner hätte keinen! — knallt ihn in die Luft, um seiner Freude Ausdruck zu geben. Besonders die Jugend Philadelphias tut sich ein Gütchen im Geknatter von Fröschen und Feuerwerkskörpern, und erst beim Morgengrauen tritt etwas Ruhe ein, als Vorbote des großen öffentlichen Umzugs, der altem Herkommen nach durch die sonntäglichen Straßen zieht. Die Hauptfigur des Festes ist die Maskenkönigin, ein noch im Kindesalter stehendes Mädchen im prunkvollen Gewande, dessen enorme, die ganze Straßenbreite einnehmende und aus verschiedensten Paramenten zusammengestückelte Schleppe — von ein paar Dutzend Harlekins getragen wird. Sechs übereinander aufgespannte Schirme schützen die kleine Königin vor den Strahlen der Januarsonne. Noch eine zweite Figur: „Der Mann auf Stelzen", ist seit einigen Jahren typisch geworden. Mit einer Phantasieuniform angetan, schaut er aus drei Metern Höhe auf die Umgebung herab und erheitert die Zuschauer durch witzige Reden.

Hofburgschauspieler Thimig als Zahnarzt, Patient und Heilgehilfe zu gleicher Zeit.

Ein photographischer Scherz.

Einem photographischen Scherze verdankt das obenstehende sprechende Genrebildchen seinen Ursprung. Es ist auf ihm eine und die gleiche Person, der bekannte Hofburgschauspieler H. Thimig, dreimal dargestellt, und zwar als Zahnarzt, als Patient und als Diener oder Gehilfe des ersteren. Die Herstellung solcher Doppelgängerbilder ist in Amateurkreisen sehr beliebt. Man braucht dazu eine Vorrichtung, die in der Kamera angebracht wird und so verschoben oder eingestellt werden kann, daß bei jeder Aufnahme nur ein bestimmter Teil der Platte beleuchtet wird, der Rest aber verdeckt bleibt. Besonders gut gelingen die Aufnahmen, wenn man die Personen und die aufzunehmenden Gegenstände vor einen schwarzen Hintergrund stellt, der kein Licht zurückwirft. Auf unserm Bilde wurde also die Person zunächst als Zahnarzt hinter dem Tisch aufgenommen, während der Rest der Platte unbelichtet blieb. Bei der zweiten Aufnahme wurde nur die Mitte der Platte frei gemacht und das Bild des Patienten gewonnen, die dritte Aufnahme ergab schließlich die gleiche Person in der Kleidung des Dieners. Man muß aber dabei streng darauf achten, daß die Kamera sich nicht im geringsten verschiebt und daß die Beleuchtungsverhältnisse für alle drei Aufnahmen genau gleich sind. Vorrichtungen für Aufnahmen solcher Doppelgängerbilder kann man in Handlungen für photographische Artikel erhalten. Man kann sie aber auch selbst anfertigen und an seiner Kamera anbringen. Wer sich dafür interessiert, findet genauere Anweisungen in Büchern über photographische Scherze, z. B. in dem „Photographischen Unterhaltungsbuch" von A. Parzer-Mühlbacher (Berlin, Gustav Schmidt).

Die Maskenkönigin mit ihren Schleppenträgern.

Vom jährlichen Neujahrszug in Philadelphia.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Nr. 3 — 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Über steinige Wege.

(2. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Heinz v. Buchen bekam am Morgen des folgenden Tages — es war ein Freitag — zwei Briefe, den einen von Ruth und einen zweiten von Lutz Seeheim, Frau Rosens Bruder.

Ruth bat ihn, mit Karl Schreiber möglichst wenig von Geldangelegenheiten zu sprechen und ihm zuzusagen, daß ihr Erbteil auf der Fabrik stehenbleibe, sie wolle in ihrem Brautstande von diesen Fragen möglichst wenig hören.

Lutz dagegen schrieb ihm, nachdem er besonders warm und herzlich gratuliert hatte: „Wenn ich Ihnen meinen Rat geben darf — ich, der Bruder von Rose Arming und Ihr künftiger Schwager, darf das doch? — so machen Sie unserem gemeinschaftlichen Schwager Karl keinerlei bindende Versprechungen in bezug auf Ruths Vermögen. Das soll aber keine Herabsetzung des teuren Charlie sein! Ich gebe Ihnen

Vor der Haustür.

Gemälde von Karl Arnold.

die nötigen Aufklärungen später; wenn man im Begriff ist, eine Familie zu gründen, so hat man Rechte zu fordern mit aller Bestimmtheit, denn man fordert nicht für sich allein."

Das klang etwas mysteriös, fast bedrückend. Aber vorläufig verweigerte Karl Schreiber ja noch gar nichts, und jedenfalls beschloß Heinz zunächst, das zu tun, was Ruth wünschte. Nächsten Sonntag, wo er nach Ernstadt zu fahren gedachte, würde er ja sehen, wie Karl Schreiber sich ihm gegenüber stellte.

Inzwischen waren die Verlobungskarten aus der Berliner Druckerei angekommen. Er nahm die nötige Anzahl, die er für sich zu gebrauchen dachte, davon und schickte die anderen unter Ruths Adresse nach Ernstadt; dann ging er in den Dienst. Als er nach einigen Stunden zurückkehrte, fand er zu seiner großen Überraschung Herrn Karl Schreiber vor. Sehr steif und sehr gemessen trat ihm dieser entgegen; er hielt eine von den Verlobungskarten in der Hand, die auf Heinzens Schreibtisch lagen, nun warf er sie wieder zu den übrigen.

Heinz begrüßte mit tadelloser Höflichkeit den blonden blassen Herrn mit dem glattrasierten Gesicht, dem rötlich blonden Haar und in dem langen schwarzen, eleganten Gehrock.

„Sie können sich wohl denken, mein Herr v. Buchen, weshalb ich Sie aufsuche", begann Karl Schreiber.

„Sehr angenehm!" antwortete Heinz. „Ich ahne tatsächlich nicht — aber, bitte, nehmen Sie vor allem doch Platz, und gestatten Sie, daß ich erst den Säbel ablege und mir die Hände wasche, es staubt heute wie an einem Sommertage."

Damit schob Heinz einen Fauteuil an seinen Schreibtisch und verschwand für einige Augenblicke, um sich den Märzenstaub, den der Ostwind draußen aufwirbelte, aus den Augen zu waschen und sich umzukleiden, so daß er zu Tische ins Kasino gehen konnte. Als er wieder erschien, fragte er sogleich: „Wollen Sie mir nicht die Freude machen, mit mir bei den Kameraden zu essen? Sie werden nach Ihrer Reise genau so hungrig sein wie ich nach dem Dienst. Es ist sogleich Zeit, später könnten wir dann —"

„Ich danke sehr," erwiderte Karl Schreiber ziemlich frostig, „es — ich habe mir meinen Lunch im Hotel bereits bestellt . . . vielleicht geben Sie mir die Ehre . . ."

„Tut mir außerordentlich leid, Herr Schreiber," kam es ebenso kühl zurück, „ich darf um so weniger heute im Kasino fehlen, als der Geburtstag eines Kameraden dort gefeiert wird. — Also reden wir vielleicht nach Tische —?"

„Ich möchte um fünf Uhr wieder abreisen", erklärte Karl Schreiber.

„So? Nun, dann nehmen Sie Platz; ich gehe etwas später zu Tische — darf ich bitten . . .?"

„Meine Schwiegermutter hat mich beauftragt, einiges mit Ihnen zu besprechen", begann Karl Schreiber, als er in dem Lederfauteuil saß. „Sie wünscht zu wissen, bevor die Verlobungskarten in die Welt gesandt werden, wie viel — hm — jährliche Zulage Sie beanspruchen, wenn Sie der Gatte meiner Schwägerin werden?"

Heinz sah überrascht zu ihm hinüber. „Sie müssen mit meiner Braut darüber reden", sagte er dann kurz.

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, daß sich die Höhe der Zulage nach den Ansprüchen richtet, die Ruth persönlich machen will." Und als Karl Schreiber stumm blieb, setzte er hinzu: „Es gibt Haushaltungen, die mit viel, und andere, die mit wenig Mitteln geführt werden; ich für meine Person bin ziemlich bedürfnislos — "

„Und — ja, ja, natürlich — Pardon! —" stotterte Karl Schreiber ziemlich außer Fassung.

„Bitte sehr!" antwortete Heinz, kühl bis ans Herz.

„Sie werden verzeihen, Herr Oberleutnant, wenn ich im Auftrage meiner Schwiegermutter noch eine Frage —hm! Ja, Offiziere haben ja naturgemäß meist Ausgaben, die ihre Einnahmen übersteigen — Sie verstehen? Ich meine . . ."

Er verwirrte sich unter Heinz' ruhigen und kühlen Blicken schwieg plötzlich.

„Ach, Sie wollen wissen, ob ich Schulden habe?" fragte H

„Nicht ich — Herr Oberleutnant, sondern Frau Anderh — tja, ich —"

Er stockte, denn Heinz stand plötzlich hochaufgerichtet ihm. „Ich habe keine, mein Herr! Und wenn ich Sch hätte, würde ich höchstwahrscheinlich nicht um meine V geworben haben. Ihre Frau Schwiegermutter ist äußerst g aber sie scheint doch etwas skeptisch zu sein, sonst würd mir bereits Glauben geschenkt haben, als ich ihr auf die zügliche Frage persönlich die Versicherung gab, daß ich arrangiert sei und ein kleines Vermögen besitze; in i Augen vielleicht eine Bagatelle, für mich eine Reserve, mir sehr angenehm ist. Haben Sie mich sonst noch et zu fragen?"

„Nein — Pardon! Frau Anderhagen muß es total gessen haben. Ich bin natürlich sehr erfreut, meiner Schwie mutter aber, die sehr erregt ist in diesen Tagen, dürfen Si nicht verdenken, daß sie wissen möchte, wem sie ihr — na . . . Also, es bliebe weiter nichts zu ordnen als Termin zur Hochzeit; wie Ruth sagt, wollen Sie gleich r dem Manöver . . .?"

„Spätestens", erwiderte Heinz mit finsterem Gesicht.

„So, ja — nun natürlich — das konnte man ja den Aber tja, was ich noch sagen wollte — es ist Ihnen jed falls recht, daß Ruths Kapital in unserer Fabrik weiter r arbeitet?"

„Wenn es meiner Braut recht ist — gewiß."

Karl Schreiber sah ihn verblüfft ob dieser raschen Zus an, dann lächelte er beglückt, fast torhaft. „So — ja das wäre dann wohl alles!" Er erhob sich. „Ich will nicht länger abhalten von der Geburtstagsfeier, Herr v. Buche

„Es tut mir leid, daß Sie nicht daran teilnehmen könne zwang sich Heinz zu sagen, der bis ins Innerste verletzt n und nur Ruths wegen freundlich bleiben wollte.

„Eh! Ich müßte dann eben den Lunch abbestelle meinte Karlchen Schreiber plötzlich mit verbindlichem Läche als wäre eine Last von seiner Seele genommen.

„Sehr liebenswürdig — ich werde meinen Burschen hi schicken —"

Zehn Minuten später saßen die beiden Herren bereit nach erfolgter Vorstellung des Herrn Fabrikbesitzers Schreibe im Kasino an der festlich geschmückten Tafel, und zwar hatt Heinz und Arming den Gast zwischen sich genommen. D Rittmeister hatte Sekt bestellt, nach „englischem Gout", w er sich ausdrückte, und mit seinem stillen Lächeln, das ih eigen war, wenn er sich innerlich mokierte; die Regiments musik spielte den Walzer aus der „Fledermaus", und da Geburtstagskind, der Oberleutnant Koggelow, ein mittelgroße Herr mit schneidigem Reitergesicht, wurde mit einem dreifache Hurra! gefeiert.

Man war ungeheuer höflich zu dem Besuch Heinz v. Buchens und Karl Schreiber taute mit jedem Glase Sekt meh auf. Schließlich geschah das Unerhörte — er stand auf uni redete eine mit englischen Wörtern reich gespickte Rede de Inhaltes, daß er sich zwischen den Herren so wohl fühle, wi er es gar nicht beschreiben könne, so, wie manchmal früher i Old England beim Dinner im Klub, und stolz sei er, künftighi doch in einer kleinen Beziehung zu den Herren zu stehen, indem Heinz v. Buchen im Begriff stehe, sein Schwager zu werden.

Und als ein allgemeines Hallo! und ein großes Staunen losging, schickte Heinz eine Ordonnanz nach seiner Wohnung und ließ den Rest der Verlobungskarten, die er morgen, gleich nach Karls Abreise, zur Post hatte geben wollen, holen, um sie zu verteilen. Natürlich ging die Geburtstagsfeier nunmehr in eine Verlobungsfeier über, bis zum Schluß die berühmte „rote Suppe" gereicht wurde, nach der der Herr Fabrikbesitzer den Weg zu dem Fünfuhrzug nach Thüringen nicht mehr fand, sondern abends noch zur Frau Rose geschleift wurde, wo

er mit glasigen Augen und vor sich hinlächelnd in einem Lehnstuhl saß und Selterwasser in kleinen Schlucken trank.

Heinz erzählte im Zimmer nebenan der jungen Frau, wie ihm Herr Karl Schreiber auf die Bude gerückt sei, um ihn im Auftrage der künftigen Frau Schwiegermutter zu fragen, wie viel Schulden er denn wohl habe. „Frau Rose, wenn ich nicht an Ruth gedacht hätte, es wäre etwas passiert", setzte er hinzu; „als ob ich die Leute schon einmal angepumpt hätte! Und so was wird nun verwandt mit einem!"

„Lieber Freund," sagte die junge Frau lachend, „Lutz hat noch ganz andere Sachen durchgemacht vor seiner Hochzeit."

Arming aber trat mit spitzbübischem Gesicht unter den Türvorhang. „Ihr könnt unbesorgt laut sprechen, unser Engländer schläft. Er hat mir vorhin nochmals versichert, es sei ein famoses Dinner gewesen, und du, Heinz, seist ein nice old boy, und er müsse dich duzen von jetzt an."

Heinz seufzte und warf die Zigarette in den Aschenbecher.

„Onkel Buchen," sagte Frau Rose lachend, „nehmen Sie Karlchen und bringen Sie ihn zu Bette; es geht auf eins, eine Unterhaltung mit ihm würde höchstens noch auf englisch möglich sein, und ich bin aus der Übung."

* * *

Nach einem stillen, durch nichts getrübten Brautstand war die Woche herangekommen, in der die Hochzeit stattfinden sollte.

Eine ganz kleine, stille Hochzeit hatten sich die beiden gewünscht, und man war in Ruths Familie diesem Wunsche wunderbar bereitwillig entgegengekommen. Frau Anderhagen schien sehr müde und angegriffen zu sein, sie litt viel an Kopfschmerzen und wich gern allem aus, was irgendwie Unruhe verursachte; Frau Schreiber weilte noch in Oberhof und konnte der Kinder wegen, die dort oben den Keuchhusten verlieren sollten, der sie seit dem April plagte, auch nicht fest versprechen, ob sie, schon der möglichen Ansteckung halber, an der Hochzeitsfeier teilnehmen würde. Karl Schreiber aber ging mit gewannter Miene und etlichen Sorgenfalten auf der Stirn umher, weil er geschäftlichen Ärger hatte, wie er sagte. Er war übrigens die Liebenswürdigkeit selbst gegen Heinz.

Die Rente, die Ruth alljährlich bekommen sollte, dünkte Heinz ungeheuer anständig; es waren siebentausend Mark. Indem waren Ruth die aufgesparten Zinsen ausgezahlt, und da sie eine schöne, gediegene, aber keineswegs luxuriöse Einrichtung gemeinschaftlich ausgewählt hatten unter Rosens mütterlicher Aufsicht — denn Frau Anderhagen war, wie gesagt, durch ihr Leiden verhindert, sich um alles dieses zu kümmern — so blieb auch von dem für die Ausstattung bestimmten Gelde noch eine Summe übrig, die, mit der andern vereint, auf einer Bank angelegt wurde.

Während der Manöverzeit war Ruth bei Rose Arming zehn Tage hindurch zum Besuch gewesen, und die künftige Frau v. Buchen hatte mit Hilfe der jungen Strohwitwe die Einrichtung der Wohnung vorgenommen, die Heinz gleich nach seiner Rückkehr beziehen wollte, die vier bis fünf Tage vor der Hochzeitsfeier stattfand.

Sie hatten sich eine kleine Villa ausgesucht, die nebst Stallung und Wagenremise in einem hübschen Garten lag, dessen Grenze der kleine, langsam ziehende Fluß bildete. Eine Dame, die nach dem Tode des Gatten in ihre Vaterstadt zurückgekehrt war, hatte sich das reizende Häuschen gebaut, aber dann war ein Freier gekommen, und sie war abermals fortgezogen und stellte ihr Häuschen zum Vermieten.

Ein roter Backsteinbau mit vier schönen Zimmern im Hochparterre, im Souterrain die Küche und im Obergeschoß drei geräumige Stuben und etliche Räume für die Dienstmädchen, für Garderobe und Schränke. Überaus heimelig schien es Heinz, wie geschaffen für ein Glück, das fast zu groß sei, wie er meinte.

Rose versprach, das fertiggestellte Tuskulum wie ihren Augapfel zu hüten, und außerdem waren sämtliche Regimentsdamen bereit, der künftigen Frau v. Buchen gefällig zu sein, indem sie ein Auge auf die Köchin haben wollten, die als Hüterin aller Schätze bereits eingezogen war.

Am vierzehnten September sollte die Hochzeit sein; am zehnten war Heinz zurückgekehrt, und auch er ging noch in der nämlichen Stunde mit einem weichen Lächeln um den Mund durch das Haus und träumte von vielen schönen Stunden, die ihn hier erwarteten, wenn er erst mit Ruth diese Schwelle überschritten haben würde. Während der Verlobungszeit hatte er sie kennen gelernt als ein ungemein feinfühlendes, warmes Geschöpf, fast zu ernst und gewissenhaft, aber auch fast zu leicht verletzlich, er nannte sie scherzend seine „Mimose".

Einmal war er beinahe erschrocken über ihre Empfindlichkeit; sie hatte etwas aus seinem Brief herausgelesen, was gewiß nicht darin stand, und hatte eine Zeitlang nur kurze, gefühlskarge Antworten gesandt, bis er bei dem nächsten Zusammensein um Aufklärung gebeten hatte. Sie habe geglaubt, sie schreibe zu oft und zu viel an ihn, und das sei ihm langweilig geworden.

„Woraus hast du das geschlossen, Ruth?" fragte er.

Aber er habe ihr doch geschrieben, Frauen, die ewig in Gefühlen schwelgen, könne er nicht ausstehen! Sie war dann in Tränen ausgebrochen und hatte wie ein kleines Kind gebeten: „Ich will nicht mehr so töricht sein, Heinz, nie mehr!"

Sie hatte sich tapfer gehalten, sie mußte ja auch erst hineinwachsen in das Vertrauen zu ihm; die freudlose, unter ewiger Zurücksetzung verlebte Jugend wollte erst überwunden sein.

So saß er denn zwei Tage vor der Hochzeit an seinem neuen Schreibtisch in dem behaglichen Herrenzimmer, eine Zigarette rauchend, und sah auf Ruths Bild, das sie ihm selbst dorthin gestellt hatte; ein Strauß Gloire de Dijon Rosen, die noch in dem hübschen Garten üppig blühten, stand daneben. Er schrieb an seine Eltern; es war spät nachmittags, am andern Mittag wollte er reisen. Abends wurde er noch im Kasino erwartet, zum letztenmal als Junggeselle, zwischen den wenigen Kameraden, die nicht auf Urlaub gegangen waren.

Er nahm die Feder wieder auf und schrieb weiter:

„Einmal müßt Ihr aber doch auch zu uns kommen und das reizende Heim ansehen, das wir uns geschaffen haben.

Ruths Zimmer liegt gleich neben dem meinigen, es ist das Erkerzimmer, sonnig und heimelig sind sie beide; Speisezimmer und Salon haben die Stadtseite bekommen. Im Hinblick auf Euren Besuch ist ein schönes oberes Südzimmer als Fremdenzimmer eingerichtet.

Aber zuerst kommen wir nun zu Euch, sobald wir von unserer kleinen Reise, die uns etwa acht Tage am Rhein festhält, auf der Heimfahrt sind. Wir machen bei Euch Station.

Ewig schade ist es, daß Ihr übermorgen nicht neben uns stehen werdet in der Kirche; aber ich weiß, in Euren Gedanken seid Ihr ja doch bei uns!

Glaubt mir, auch ich werde mit meinen Gedanken bei Euch sein, und Ruth verehrt Euch schon wie Euer Kind."

In diesem Augenblick wurde er unterbrochen durch den Burschen, der ihm den Leutnant v. Ramme meldete. Ganz erstaunt horchte Heinz auf, weil er wußte, der Kamerad war gestern mittag auf einen Jagdurlaub gegangen. Ramme war das enfant gâté des Regiments, ein schöner, liebenswürdiger Offizier voll geistreicher Einfälle. Er galt als zuverlässig und treu. Vor einem Jahre hatte er sich, kaum fünfundzwanzigjährig, arm verheiratet, und jedermann wußte, daß er auf die Kriegsakademie hinarbeitete.

Das junge Paar lebte fast ganz für sich, und man fand es natürlich bei dem, was der junge Offizier vorhatte, zumal bei seinen pekuniären Verhältnissen, die keineswegs glänzend waren, denn Frau v. Ramme besaß nichts als ein kleines Nadelgeld von ihren Eltern, die Kaution hatte ein Onkel Rammes gestellt, der, als Geizhals bekannt, sein Mündel, den Axel v. Ramme, äußerst knapp hielt und ihn obendrein jeden Augenblick mit Enterbung bedrohte, sobald dieser Miene machte, etwas zu verlangen. Dies alles war

hinreichend bekannt, ebenso wie die ans Fabelhafte grenzende Sparsamkeit der jungen Frau.

Als daher Ramme gestern in der Reitbahn erzählte, er wolle auf zwei Tage zu Bekannten auf Jagdurlaub gehen, freute sich Heinz aufrichtig, daß der junge Kamerad endlich einmal eine kleine Erholung von seinem Geochse habe.

Nun stand da vor ihm ein blasser Mensch in salopper Jagdkleidung, dem man es unschwer ansah, daß er heftig erregt war und sich danach sehnte, sein Herz zu erleichtern, Hilfe zu finden.

„Ja, Ramme — um Gottes willen, was ist denn los?" fragte Heinz teilnahmsvoll.

Der junge Offizier ließ sich ins Sofa fallen und fuhr mit den Fingern in den Hemdkragen, als müßte er sich vor dem Ersticken wehren. „Ich bin verloren, Buchen, wenn Sie mir nicht helfen!" stieß er hervor.

„Wieso denn? Sprechen Sie doch deutlicher!" forderte Heinz nervös, dem es heiß und kalt wurde vor bangen Ahnungen.

„Ich habe keinen Menschen, Buchen — Sie wissen ja, mein Onkel — der rechnet nicht — außer meinem Schwiegervater hat auch meine Frau keine Seele Verwandtes oder Befreundetes, die mir helfen könnte, und der alte Herr hat selber nichts, und ich muß — ja, wenn ich nur allein wäre, dann — aber ich kann doch meine Frau, und noch dazu in dieser Verfassung — entschuldigen Sie, Buchen — Sie können doch, wenn Sie wollen — ich brauche nämlich bis morgen mittag neuntausend Mark!"

Heinz stand wie eine Bildsäule. „Neuntausend Mark?" wiederholte er Silbe für Silbe. „Gespielt natürlich?" setzte er fragend hinzu.

„Ja!" sagte Ramme heiser; es war, als stieße er einen Schrei aus.

„Nehmen Sie's nicht übel, Ramme, das ist — das ist — daß Sie so etwas machen", stieß Heinz zornrot hervor, dann biß er sich auf die Lippen — was konnten Vorwürfe helfen? „Und ich soll da nun —" fragte er mit ausdrucksloser Stimme nach einer Pause — „ich . . ."

„Ich weiß keinen andern," wiederholte Axel v. Ramme, „selbst die Krawattenfabrikanten pumpen mir nichts, die wissen alle, daß nichts hinter mir steht als der alte Geizkragen, mein Onkel; aber Sie, Buchen, Sie können's! Sie kommen doch jetzt in so gute Assiette, Sie haben Ihre Braut lieb, wie ich meine arme junge Frau liebe, ich kann doch nicht mit einem Male das Dach über ihrem Kopfe einreißen, das ich mühsam aufbaute, kann ihr nicht sagen: du, wir müssen fort von hier, aus dem Regiment fort, denn ich bin verrückt gewesen und — was aus uns wird, weiß ich nicht. Du mußt wieder zu deinem Alten, und das Kind, das du erwartest, und auf das wir uns gemeinschaftlich gefreut haben — —"

„Aber, Ramme, wie konnten Sie denn auch nur . . ." sagte Buchen erschüttert.

„Weiß ich's?" fuhr der gequälte Mensch auf. „Ich hielt mich, weiß Gott, für meiner selbst sicher, aber da muß es sich fügen, daß Herr v. Zelow erkrankt und die Jagd abgesagt wird und ich in Berlin kleben bleibe auf der Rückfahrt, und dann karrt mir der Deubel den kleinen Krewitz in den Weg, und der ladet mich zu Dressel ein, und ich sag noch: ‚Nee, ich kann nicht, ich will nach Hause — meine Frau — Sie wissen ja — jeden Augenblick kann's losgehen.' Und — ‚Ih,' sagt Krewitz, ‚seien Sie kein Frosch, wenn Sie auf der Jagd waren, wären Sie auch nicht vor morgen früh heimgekommen. Sie können übrigens auch noch um elf Uhr fünfzehn fort, wenn Sie wollen.' Also richtig — ich mit und gleich mit Sekt angefangen und — Gott weiß, was für ein Durcheinander von Burgunder und Rüdesheimer Schloß und sonst noch was, und wie er nach zwei Stunden sagt: ‚'s ist doch zu spät für den Elfuhrzug, kommen Sie noch ein bißchen mit, ich gehe in das Klublokal,' da gehe ich wie ein Lamm mit. Da waren sie denn alle beisammen, die Rennonkels und Kameraden von der Kavallerie und Gott weiß was sonst für Geister, und Krewitz fragt, ob er mir was borgen soll. Also — ja, in drei Deibels Namen, her mit einem braunen Lappen, warum soll ich denn nicht auch mal eine Kusche gewinnen, brauchen kann ich's, weiß Gott! Na, und da weiß ich's nicht mehr recht, aber das weiß ich noch, daß ich am grauenden Morgen auf Krewitz seinem Sofa lag, und daß er sagte:

‚Na, Ramme, ich trete Sie ja nicht, das wissen Sie, aber die Ehrenschulden an den Blowitz, die müssen Sie berappen bis morgen mittag — Sie sind aber auch wie ein Toller draufgegangen!'

Na, also — ich erfuhr dann, und es dämmerte mir ja auch so was von dem Hergang, daß ich immer flott Phantasiesummen auf Zettelchen geschrieben hatte, und daß ich neuntausend Mark . . . 's ist zum Wahnsinnigwerden, dem Blowitz schulde, einem Kerl, den ich sonst wahrscheinlich nicht mit den Fußspitzen anrühren würde. Ich habe mich beinahe an Krewitz vergriffen, bin von Hinz zu Kunz gelaufen, um Geld aufzutreiben — nichts! nichts! Na, es ist ja klar. Wer wird denn — auf eine Bürgschaft hin — na ja — da waren sie willig, aber sonst nichts — absolut nichts!

Nun frage ich Sie, Kamerad, wollen Sie für mich gutsagen? Sehen Sie — der Kerl hält dann vorderhand das Maul, ich meine den Pumpier in Berlin, er nennt sich Agent, daß der mir auf Ihre Bürgschaft pumpt. Ich zahle die Zinsen — wie? Das weiß ich augenblicklich noch nicht, aber ich zahle sie und werde Tag und Nacht bemüht sein, meinen Onkel zur Übernahme meiner Schuld zu gewinnen, das können Sie denken, er muß ja schließlich auch; nur momentan, so auf den ersten Anhieb — wissen Sie, da gäbe es eine Katastrophe. Ja, weiß Gott, Buchen, wenn Sie mir nicht helfen — dann — dann — na ja — so steht's!"

Der gehetzte, erschöpfte Mann, der während der letzten Worte aufgesprungen und zum Fenster hingelaufen war, drehte sich um und schwankte wieder zum Sofa. Heinz stand am Schreibtisch, und ein schwerer Kampf tobte in seiner Brust. Daß er helfen mußte, war ihm klar, er wollte auch — dieser zusammenbrechenden Existenz gegenüber hätte er ja keine Wahl gehabt, und zudem — er hatte den Jungen lieb, den Jungen — ein Kind war er ja noch, obgleich schon Ehemann von fünfundzwanzig Jahren, und sie hatte demnächst den achtzehnten Geburtstag, und heute oder morgen müßte sich ihnen der Storch aufs Dach setzen.

Nun, er konnte ja bürgen, er besaß noch sechstausend Mark von Tantens kleiner Erbschaft. Eintausend hatte er noch mitnehmen wollen morgen auf die Reise, das andere Geld war draufgegangen für eine kleine Ausstattung, die er sich schuldig zu sein glaubte, für ein Armband, das er morgen Ruth schenken, für einen Wagen, in dem er sie spazieren fahren wollte, er hatte ein Kutschgeschirr angeschafft, eine Livree für den Burschen, das Instandsetzen des Gartens und einige Rechnungen waren auch noch hinzugekommen — er wollte doch ganz arrangiert sein — und dann noch einen neuen Gaul. Was sind da 15—20000 Mark bei solchen Ausgaben! Wenn er heute Bürgschaft übernahm, so tat er das nicht allein auf sein Konto, das reichte nicht so weit, er mußte mit auf Ruths Geld rechnen.

Es kam ihn hart an, wenn er auch wußte, der arme verzweifelte Kerl würde alles tun, um es nicht zu einer Zahlung kommen zu lassen, aber sie konnte doch möglicherweise jeden Tag gefordert werden!

„Ja, Buchen, wenn es nicht geht," sagte Ramme und stand auf, „dann entschuldigen Sie. Ich kann mir's ja denken — grad jetzt, wo Sie heiraten wollen. Sie sollen meinetwegen gewiß nicht . . ."

Er hatte den Hut ergriffen und stürzte zur Tür.

„Ramme, sind Sie toll?" schrie Buchen und stand mit einem Sprunge bei dem verzweifelten Menschen. „Selbstverständlich bürge ich für Sie — wir bringen die Geschichte sofort in Ordnung!"

Copyright 1907 by Ed. Cabane.

Die Tochter des Hauses.

Gemälde von Edouard Cabane.

Er zog den jungen Offizier am Arme wieder in sein Zimmer zurück, schrieb mit großen Zügen seine Übernahme der Bürgschaft auf und sagte dann: „Nun kommen Sie mit zu meinem Anwalt, eine beglaubigte Bestätigung meiner Bürgschaft ist Ihrem Gläubiger wohl erwünscht."

Gleich darauf schritten die beiden Herren in der beginnenden Dämmerung durch die Straßen des Städtchens.

Ramme war noch immer stumm, er faßte es kaum, daß Buchen wirklich bereit sei zu diesem Freundschaftsdienst; als ihn aber Heinz v. Buchen, nachdem die Angelegenheit bei dem Notar erledigt war, vorsorglich wie eine Mutter noch bis zu seiner Haustüre begleitete, da flossen dem jungen Leichtsinn die Augen über, er drückte Heinz die Hand, daß es fast schmerzte, murmelte etwas von „nie vergessen" und stürzte in das schmale Haus, dessen vierfenstrigen ersten Stock er bewohnte. Heinz hörte ihn noch die hölzerne Treppe hinaufstürmen und ging in das Kasino, wo er mit einem großen Hallo empfangen wurde. Man hatte seinen Stuhl bekränzt und sang ihm entgegen: „So leb denn wohl, du altes Haus!"

Als Heinz am andern Morgen um zehn Uhr auf dem Bahnhof stand, um nach Ernstadt zu reisen, bemerkte er auf dem Perron den Oberstabsarzt, der neben Arming, der mit Heinz zusammenreisen wollte — Rose war schon vorauf gefahren — dort spazieren ging.

„Weißt du schon, daß die kleine Ramme tot ist?" fragte Arming.

Es traf Heinz wie ein Schlag. „Was denn?" fragt er, „ich habe ihn doch gestern abend noch gesprochen?"

„In der Nacht — Mutter und Kind tot!" berichtete Oberstabsarzt Wendel, „eine verzweifelte Sache!"

„Du lieber Gott," sagte erschüttert der glückliche Bräutigam, „und sie war so rosig und so gesund."

„Das hat damit nichts zu tun", antwortete der Arzt. „Na, guten Morgen, meine Herren, ich will nach Berlin, mein Zug fährt eben ein."

„Und Ramme? Einen Augenblick, Herr Oberstabsarzt!"

Der zuckte die Achseln. „Wie ein Kind! Er weint und rauft sich die Haare. Rönecken ist bei ihm — der Schwiegeralte unterwegs. — Viel Glück, Herr v. Buchen!"

Die beiden Herren wanderten stumm, mit gesenkten Köpfen den Perron auf und ab, und plötzlich sagte Heinz: „Herr Gott, ich bin nur froh . . ." Dann verstummte er.

„Worüber denn?" fragte Arming.

„Ach, ich weiß nicht. — Es ist doch ein furchtbares Pech, das der arme Kerl hat." — —

* * *

Zwei und ein halbes Jahr war verronnen, Ruth v. Buchen war eine unendlich glückliche Frau geworden.

Sie empfand es kaum, daß ihre Mutter immer noch ein wenig grollte, hatte es vergessen, daß Siddie Schreiber von der Hochzeit fortgeblieben war und von der ganzen Familie einzig und allein Rosens Bruder, Eries Mann, an der Feier teilgenommen hatte, ihre Mutter ausgenommen. Erie war leidend gewesen, Siddie konnte angeblich ihre Keuchhustenkinder, mit denen sie noch immer auf Oberhof saß, nicht verlassen. Ruth dachte kaum noch daran, daß die beiden Schwäger, Karl Schreiber und Lutz Seeheim, nicht eine Silbe miteinander geredet hatten an diesem Tage. Onkel und Tante Usselfelde, Armings, der Kommandeur von Heinz, ein Junggesell, waren die wenigen Gäste gewesen. Heute, wo sie an einem regnerischen Tag in der Stube neben dem Bettchen ihres Kindes saß, fiel ihr das alles wieder ein bei dem Anblick ihres Brautschleiers, den sie zum Schutze gegen die Fliegen über das Gestell des Bettchens gebreitet hatte, weil die gestickten, eigens dazu bestimmten Vorhänge eingepackt waren. Rose von Arming und sie waren nämlich mit den Kindern von Erie und Lutz eingeladen, während des Manövers nach Ilsterode zu kommen. In drei Tagen sollte die Reise losgehen, und die beiden jungen Frauen freuten sich, die Zeit, in der die kleine Garnison durch die Abwesenheit der Gatten nichts Anziehendes für sie hatte, in dem schönen, alten Herrenhaus bei Erie verleben zu können.

Ruth v. Buchen war eine glückliche Frau geworden, übrigens hieß sie nicht mehr Ruth sondern Ru, einfach — Ru, und jetzt war sie eine glückliche Mutter. Es waren fast zu viel der goldenen Seligkeiten, die sie durch ihre Ehe empfangen hatte.

Sie liebte ihr Heim, und sie fand das kameradschaftliche Leben, die netten jungen Frauen, die gemeinschaftlichen Spazierfahrten, die vergnügte Geselligkeit so angenehm; sie hatte ihre liebste Freundin da, die Rose, es machte ihr Vergnügen, ihre Gäste nett zu bewirten; sie hatte gute, willige Dienstboten; sie kamen reichlich aus mit dem, was sie besaßen, ohne ihr Bankkonto angreifen zu müssen; sie pflanzten gemeinschaftlich im Garten, liebten ihre Tiere und — sie liebten sich.

Noch heute, wenn Ruth ihres heimkehrenden Mannes sporenklirrenden Tritt hörte, stockte ihr das Herz vor Freude, und ein Blutstrom färbte ihre Wangen, und wenn er eintrat, dann suchten ihre Augen die seinigen, und sie streckte ihm die Hände entgegen — „Heinz, bist du gekommen?"

Dann nahm er zuerst ihre weißen, schön gepflegten Finger und zog sie an die Lippen, tief heruntergebeugt, als sei sie eine Königin, und sie lachte, entriß ihm die Hände und legte sie ihm um den Nacken und küßte ihn stürmisch.

Und die Abende zu zweien mit der Lampe und der Lektüre! Heinz las vorzüglich vor, und wie verstand er zu wählen! Augenblicklich las er Liliencrons „Adjutantenritte"; „Breide Hummelsbüttel" hatten sie im Winter gelesen. — Ja, die Abende zu zweien, das war das Schönste!

Sie hatten auch einmal von dem gesprochen, was vorangegangen war, von Nelda Rothenburg, seiner ersten Liebe, und von Ruths Verehrer, der nicht wiederkam, aber es hatte ihr nicht weh getan, das waren Dinge, die sie heute nicht mehr begriff.

Was sollten sie auch noch mit der Vergangenheit? Und über eins war Ruth stolz — niemals hatten sie über Geld gesprochen miteinander. Karl schickte die Zinsen; das Geld lag in Heinzens Schreibtisch zu einem, in Ruths zum anderen Teil, und das Bankkonto konnten sie beide benutzen, wann sie wollten; bis jetzt hatten sie es noch nicht nötig gehabt.

Heute abend sollten Armings noch einmal kommen vor der Abreise. Heinz hatte eine Pfirsichbowle angesetzt; morgen rückte das Regiment ab, vorerst zum Regimentsexerzieren.

Als die Kinderfrau wieder eintrat, überließ ihr Ruth das noch immer schlummernde Kindchen und sah ungeduldig zum Fenster hinaus in den Regen, dann nach der Uhr; es war fünf Minuten über sieben, und Heinz mußte kommen. Sie blickte in das Speisezimmer, wo der Bursche den Tisch deckte, dann in die Küche, wo Sophie einen Salat mischte, und trat dann in ihr behagliches Zimmerchen, um einen angefangenen Brief zu beendigen, der Erie sagen sollte, daß Rose und sie übermorgen gegen vier Uhr nachmittags mit Kindern, Ammen und Wärterin auf der Station eintreffen würden.

Da hörte sie draußen die helle Stimme Rosens und das Lachen Armings. Sie sah auf die Uhr — acht? So lange hatte sie geschrieben — und Heinz war noch nicht zurück?

„Ihr müßt entschuldigen," rief sie den Eintretenden entgegen, „ich bin noch allein, es ist mir unbegreiflich, wo Heinz bleibt!"

„Der läßt grüßen, er ist aufgehalten worden von Kröcher!" Kröcher war der Regimentsadjutant.

„Dauert das noch lange? Was ist's denn?" fragte Ru.

„Das ahne ich nicht", erklärte Arming und betrachtete Ruths vor kurzem gemaltes Ölbild, das sie in einem weißen, durchsichtigen Sommerkleide darstellte.

Der Diener trat ein und fragte, ob angerichtet werden könnte, aber man erklärte einstimmig, lieber warten zu wollen. Rose ging voller Unruhe umher und zündete des grauen Regenabends wegen die Gaslampen über dem Eßtisch

an. Man sprach dazwischen von der bevorstehenden Reise mit den Kindern.

Dann schellte die Glocke, und die Dackel bellten im Korridor, Heinz war zurückgekehrt. Er legte eben die nassen Sachen ab, als Ru zu ihm trat. Er nickte ihr flüchtig zu und sagte, er wolle nur erst nach oben gehen, um ein wenig Toilette zu machen, sie solle inzwischen anrichten lassen. Mit drei Sprüngen war er die Treppe hinauf.

Sie wußte nicht, ob sie recht gesehen hatte, er war so merkwürdig blaß gewesen. Ob sie hinaufginge? Aber dann besann sie sich, gab den Befehl zum Anrichten und kehrte zu ihren Gästen zurück. „Gleich wird Heinz kommen!"

Er trat auch bald darauf ein, schüttelte Arming und Rose die Hand und küßte Ruth auf die Stirn, und seine Augen suchten überall umher, als ob er vermeiden wollte, sie anzusehen.

Sie hielt ihn am Arm fest. „Ist dir etwas Unangenehmes geschehen?"

„Laß nur, Ru — später — wir wollen uns die Stimmung nicht verderben." Aber bei Tische saß er fast schweigend da, bis endlich Arming sagte: „Na, so schieß doch los, wenn's nicht grad ein Geheimnis ist — wir sind doch hier unter uns!"

„Ach, es ist schrecklich," begann Heinz endlich, „der Ramme ist durchgebrannt — drei Tage Urlaub genommen nach Hamburg und von dort einfach Adieu!"

Rose schrie leicht auf — „Der Ramme? Arel Ramme?"

„Wer ist es denn?" fragte Ru mit erschrockenen Augen.

„Einer vom Regiment — 's ist mal wieder ein Schlag ins Gesicht für uns alle! War abkommandiert zur Kriegsakademie," sagte Arming bitter — „ich weiß nicht, Heinz — aber siehst du, den habe ich immer mal auf dergleichen tariert."

„Ist er verheiratet?" forschte Ruth mitleidig.

„Gewesen, Ru, und gerade an unserm Hochzeitstage wurde die kleine Frau begraben. Er kam an dem Tage von Berlin zurück, hatte mich noch aufgesucht abends, und ich habe ihn dann noch bis an seine Haustür gebracht; wie er in die Wohnung kommt, ist sie noch ganz wohl, hat sich gefreut und mit ihm zur Nacht gegessen und am andern Morgen in aller Herrgottsfrühe — ein totes Würmchen — eine tote Frau."

„Sie war noch nicht ganz achtzehn Jahre alt, glaube ich, nicht, Onkel Buchen?" sagte Frau Rose.

„Aber — daß du mir niemals etwas von ihm erzählt hast, Heinz —" meinte Ruth erstaunt und ergriffen.

Er sah an ihr vorüber. „Wozu denn?" meinte er, „du kennst die Leute ja nicht, Ru, und in unser Fest wollte ich nicht mit solcher Kunde platzen. Na, und dann ging er nach Berlin nach dem Manöver, und hier hat er sich der tiefen Trauer wegen gar nicht mehr gezeigt."

„Er war ein unseliger Kerl", bemerkte Arming. „Ich habe keinen Menschen je gekannt, der solch ein Pechvogel gewesen wäre; alles ging ihm quer."

Heinz nickte und fühlte nach dem Ärmelaufschlag, in dem der Brief steckte, den ihm der Adjutant vorhin gegeben hatte, der letzte Brief des Flüchtlings; man hatte ihn in seinem Schreibtisch gefunden nebst einem zweiten Schreiben an den Onkel.

Heinz wollte heute abend mit Ru über alles sprechen, was mit dem Namen Ramme zusammenhing. Es war eine tolle Geschichte! Der schwamm nun da wahrscheinlich seelenruhig auf dem Ozean und hatte sich vor jeder Verantwortung gedrückt, die Brücken hinter sich abgebrochen, das Vaterland und alles, was dazu gehört, ging ihn einfach nun nichts mehr an.

Bis jetzt hatte er Ru noch nichts erzählt von dem, was er für Ramme getan; tausendmal nahm er sich's schon vor und war schließlich immer wieder davon zurückgekommen. Diese alte fatale Geschichte!

Ramme hatte ihm vor ungefähr einem halben Jahre geschrieben, daß die Sache so gut wie geregelt sei, denn er gedenke sich wieder zu verheiraten, und der „Kerl" habe sich gegen eine kleine Zuschlagssumme bereit erklärt, zu warten bis zu dieser Zeit. Er, Ramme, fühle sich einsam und verlassen, und zwar um so mehr, als der Onkel kaum noch für ihn existiere, ihn scheußlich knapp halte und sich obenein noch mit seiner Wirtschafterin verheiratet habe — Buchen werde bald Näheres hören.

Damals war Heinz v. Buchens Empfindung sehr zwiespältig gewesen. Er hatte gehört, daß Ramme noch mehr verschuldet und auf der Suche nach einer reichen Frau sei. Das war ekelhaft! Und anderseits sagte er sich, daß es vielleicht die einzige Hilfe noch für Ramme wäre, und daß er selbst dann wenigstens aus der Geschichte rauskäme, die ewig wie eine drohende Wolke an seinem Himmel stand.

Und nun kam das heute! Der Unselige hatte geschrieben:

„Lieber Buchen!

Verurteilen Sie mich nicht zu hart, wenn ich meine Verbindlichkeit jetzt nicht einlöse, wie ich bestimmt versprach — ja, wenn dies vielleicht niemals geschieht, denn meine Zukunft liegt dunkel vor mir ohne einen einzigen Stern.

Es hätte eine Möglichkeit gegeben, mich aus meiner mißlichen Lage zu befreien, Ihnen und andern gerecht zu werden, meine Ulanka weiter zu tragen, vor der Welt ein anständiger Mensch zu bleiben — vor der Welt — nicht aber vor mir selber!

Lieber, alter Kamerad, ich kann diesen Weg nicht gehen, kann die mir vom Heiratsvermittler angepriesene Dame, deren Geld mich retten sollte, nicht zu meiner Frau machen, es stieg mir ein Ekel auf, den ich nicht zu überwinden vermag.

Sie sind so glücklich in der Ehe, und Sie wissen, wie sehr ich es mit meiner verstorbenen Frau war. Ich kann Ilse keine solche Nachfolgerin geben, kann sie nicht vergessen! Lieber will ich mich in Not und Tod, in die ungewisseste Zukunft stürzen und in einem arbeitsschweren Leben zu sühnen suchen.

Ich gehe in die Weite; Buchen — leben Sie wohl! — Ich habe meinen Onkel gebeten, daß er die Angelegenheit mit Lohrig erledigt. Da ich ihn nie wieder bemühen werde, hat er vielleicht die Güte, für mich einzutreten — Ihretwegen. Sonst vergeben Sie mir!

Möge alles Gute, alles Heil Ihnen und Ihrer lieben Frau zuteil werden, und bewahren Sie ein mitleidiges Andenken Ihrem unglücklichen Ramme."

„Warum starrst du nur so, Heinz?" fragte Ruth. „Bitte, gib Rose und mir noch ein Glas Bowle — wir wollen anstoßen, daß wir über sechs Wochen hier wieder alle so gesund und sorgenlos sitzen wie jetzt — nicht, Rose?"

Da füllte Heinz die Gläser und zwang sich zum fröhlichen Gesicht. „Na, also — daß es uns wohlgehe in diesen Trennungswochen, und auf ein frohes Wiedersehn!"

Fast gewaltsam nahm er sich zusammen, und als zu später Stunde die Gäste Abschied nahmen, da war er so weit mit sich im klaren, daß er beschloß, vor der Hand nichts zu Ruth zu sagen — er wollte sich und ihr den heutigen Abend nicht verderben, den letzten für viele Wochen. Sie wurde tatsächlich stets nervös, sobald die Rede auf Geldangelegenheiten kam, es mußte von ihrer ersten traurigen Erfahrung herrühren, und wozu sollte er . . .? Eigentlich konnte der Onkel nicht gut anders, als die letzte Bitte seines entflohenen Neffen erfüllen. Der Rechtsanwalt, mit dem Heinz, gleich nachdem er den Brief erhalten hatte, sprach, der hatte freilich gesagt: „Wenn der Onkel nicht zahlt, dann werden Sie es tun müssen, Herr Oberleutnant — aber der alte Herr wird schon, hoffen wir und warten wir ruhig ab."

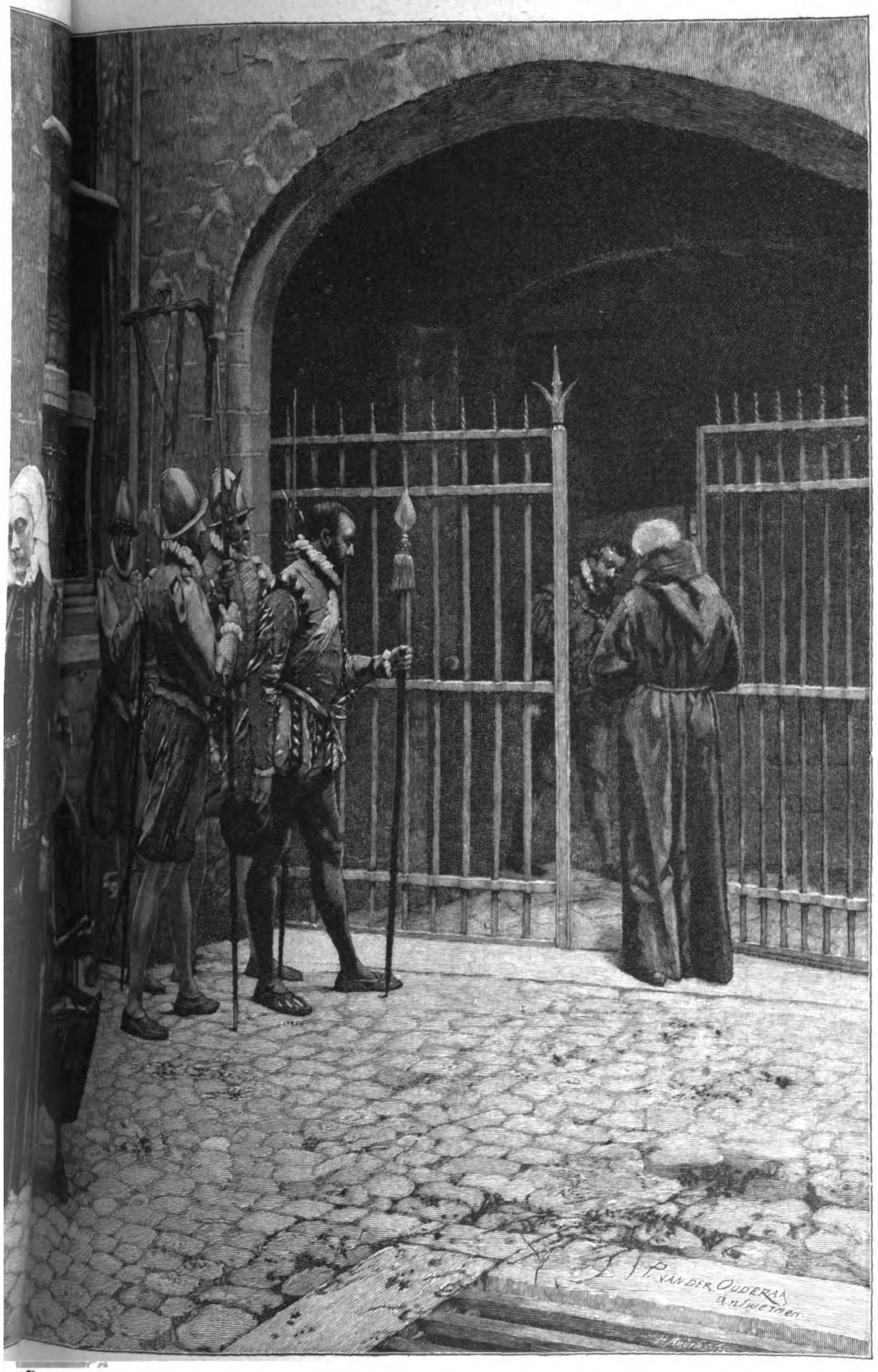
Ja, natürlich, das war das Richtige! Wozu die Gegenwart verderben, den letzten Abend mit Ruth zusammen? Abwarten und — wenn schließlich, dann war man reingefallen und mußte zahlen, aber es war ja kein weltbewegendes Unglück!

Sie hielten sich an den Händen, als sie vor dem Schlafengehen noch einmal am Bettchen ihres Kindes standen. Die alte ungetrübte Seligkeit war in ihnen beiden, obgleich Ruth ein wenig weinte bei dem Gedanken an die lange Trennung, aber es waren doch immerhin selige Tränen, die er ihr von den Wimpern küßte.

(Fortsetzung folgt.)

Der le

Gemälde von A


P. VAN DER OUDERAA
Antwerpen.

Erinnerungen eines Jenenser Burschenschafters aus den Jahren 1847—50*).

Von Geh. Reg.-Rat Dr. Kromayer.

Es war im April des Jahres 1847, als ich nach wohlbestandenem Abiturientenexamen am Gymnasium zu Weimar über die noch beschneite thüringische Hochebene, das Ränzchen auf dem Rücken, sechs Taler in der Tasche, in das sonnige Tal von Saalathen hinabzog. War die Tasche auch so ziemlich leer, war doch mein Kopf voll von Idealen und Hoffnungen auf eine sonnige Zukunft. Schon längst waren mir die studentischen Verhältnisse Jenas wohlbekannt, denn ein aus Jena wegen eines Straßenkrawalles auf ein Semester relegierter Student, der „lange Siefert", eine Siegfriedsgestalt mit wallendem Lockenhaare, ein Meister in der edeln Fechtkunst, dabei ideal angelegt, nüchtern und sittlich rein, der jetzt in unfreiwilliger Muße bei seinem Vater in Weimar lebte, hatte mich in diese Geheimnisse gründlich eingeweiht.

Wohl hatte die Deutsche Burschenschaft nach dem kopflosen sogenannten „Frankfurter Attentat" (1833), an dem sich einige Mitglieder der Jenenser Burschenschaft Germanischer Richtung beteiligt hatten, einen zweiten verheerenden Sturm der Demagogenverfolgung zu erleiden gehabt, deren Wirkungen und Wesen aus Reuters „Festungstid" auch dem größeren Leserkreise bekannt sind; aber auch jetzt war es nicht gelungen, das Übel mit der Wurzel auszureißen. In Jena fristete die Burschenschaft, zunächst als bloße Kneipverbindung, noch ein unscheinbares Leben, wurde aber schon im Jahre 1836 wieder im geheimen, besonders durch den geistvollen stud. jur. v. Wydenbrugk aus Vacha, auf Grund der alten Verfassung neu organisiert und von den Behörden stillschweigend geduldet. Die Ideale freilich hatten sich geändert: Man schwärmte jetzt für die konstitutionelle Freiheit Frankreichs und Englands und für das unglückliche Polen, dessen Wiederaufleben gegen den „moskowitischen Despotismus" glühend ersehnt wurde. Während die alte Burschenschaft aus Fichte, Arndt und Jahn ihre Ideale gezogen hatte, wurden jetzt Heine, Börne, die Junghegelianer und das Staatslexikon von Welcker und Rotteck die Quellen der politischen Bildung. Heines Bildnis fehlte wohl auf keiner Burschenkneipe. Freiheit und Gleichheit im Sinne der französischen Radikalen wurden die stehenden Stichwörter, und da das politische Leben wenig Gelegenheit zur Erreichung dieser Ideale bot, so suchte man ihre Verwirklichung im studentischen Leben.

Aus diesem Elemente war in der Mitte des vierten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts die sogenannte Reform- oder Progreßrichtung im Studentenleben hervorgegangen, die fast gleichzeitig auf allen deutschen Hochschulen einsetzte, aber gerade in der Burschenschaft auf dem Burgkeller in Jena den eigentlichen Mittelpunkt hatte, wo sie von bedeutenden, geistig hervorragenden Persönlichkeiten mit der ganzen jugendlichen Begeisterung und rücksichtslosem Radikalismus vertreten wurde. Diese Reformpartei wollte zunächst allen Unterschied zwischen Studenten und Philistern aufheben und strebte daher nach Beseitigung der akademischen Gerichtsbarkeit und alles Sonderlebens der Studierenden. Eine Folgeerscheinung dieser Richtung war die Feindschaft gegen das studentische Duell, das als „Unsinn" gebrandmarkt wurde. Nachdem verschiedene Schiebungen zwischen den beiden Burschenschaften, dem „Burgkeller" und „Fürstenkeller", stattgefunden hatten, auch eine dritte Burschenschaft auf dem „Bären" mit entschieden fortschrittlichem Charakter entstanden war, trug nach der Vereinigung des „Burgkellers" mit dem „Bären" der Fortschritt auf dem Burgkeller den Sieg davon.

Die konservativen Mitglieder traten aus und stifteten die konservative Burschenschaft „Teutonia" (Frühling 1846), die auch jetzt noch in ungeschwächter Kraft besteht. Hiermit war der Sieg der Reformpartei auf dem Burgkeller entschieden und wurde mit rücksichtsloser Energie ausgebeutet. Es fiel der Duellzwang, mit ihm auch der Turn- und Fechtzwang, ferner der Kneip- und Kränzchenzwang; auch das Sittlichkeitsgesetz der sogenannte Keuschheitszwang, der bisher seit den Tagen der alten Burschenschaft von Generation zu Generation treu bewahrt war, wurde beseitigt. Fernerhin sollte auch kein Unterschied mehr zwischen Füchsen und alten Burschen sein und daher durfte auch keine engere und weitere Verbindung mehr bestehen. Selbst die sonst übliche Prüfungsfrist der angemeldeten Mitglieder wurde aufgehoben. Der unbeschränkte Individualismus, der in diesen Bestimmungen lebt, fand schließlich seinen bestimmten Ausdruck darin, daß der sogenannte „Allgemeine Teil" der Verfassung, in der bisher der Zweck der Verbindung ausgedrückt war, unausgefüllt blieb. Fortan sollte jeder in freiester Unbeschränktheit in der Verbindung finden, was in seinem Belieben stand. Selbst der Name „Burschenschaft" wurde aufgegeben und durch „Verbindung auf dem Burgkeller" ersetzt. Auch die Verbindungsfarben fielen weg. Wer ein schwarz-rot-goldenes Band tragen wollte, konnte es tun; die Verbindung reichte es ihm nicht. Noch trug die Mehrzahl die alte rote Mütze, aber niemand wurde dazu genötigt. Die Hauptsache war, daß jeder seine Wechselabgabe zahlte und sich gesellig an die übrigen Mitglieder anschloß. Mit „Philistern" zu verkehren, galt für freisinnig, auch wurde es gern gesehen, wenn sie in freiester Weise auf den Kneipabenden sich einfanden. Man sieht, an Konsequenz fehlte es diesen Revolutionären im Studentenleben nicht; schade nur, daß diesen Jakobinern ein Sicherheits- und Revolutionstribunal fehlte, um Festigkeit und Zusammenwirken in diese lose Masse zu bringen, der doch zweifellos ein erbitterter Kampf mit den alten Verbindungen bevorstand.

Eine gewisse Berührung mit diesen wurde durch Einsetzung eines „Allgemeinen Ehrengerichts" erstrebt; aber da die Teutonen darin auf dem letzten Ausgleich von Ehrenhändeln durch das Duell bestanden, während es der Burgkeller unbedingt verwarf, traten die Teutonen wieder aus. Das Ehrengericht verfiel, und ein weiter Riß klaffte zwischen Konservativen und Progressisten. Vielfache Reibereien in Straßen und Wirtshäusern waren die Folge, berüchtigt wurde eine große Schlägerei, die bei Gelegenheit des Apoldaer Kriegerfestes im Sommer 1846, zu dem die ganze Studentenschaft eingeladen war, zwischen Burgkellerianern und den alten Verbindungen ausbrach und durch die Schützen mit den Kolben getrennt wurde. Indessen hatte die progressistische Richtung sich auch bei der zweiten konservativen Burschenschaft, dem „Fürstenkeller", geltend gemacht. Die Verbindung löste sich auf, ein Teil ihrer Mitglieder, recht tüchtige Leute, trat zu dem Burgkeller über. Der Rest gründete die jetzt noch bestehende Burschenschaft „Germania" mit gemäßigt konservativem Charakter.

So lagen die Verhältnisse, als ich die Universität bezog. Das jenaische Studentenleben war durchaus einfach und eigenartig. Noch galt von der altburschenschaftlichen, durch den Turnvater Jahn beherrschten Zeit her das „brüderliche Du" unter allen Studenten, auch gegen die selbst von burschenschaftlichem Geiste angesteckten Korpsburschen. Das „Siezen" galt schon als Beleidigung und Provokation. Die meisten Mitglieder unserer Verbindung stammten aus Prediger- und Beamtenfamilien, ein Überfluß von Geld war darum nicht

*) Wir glauben, daß diese Erinnerungen eines alten Jenenser Burschenschafters — die wir allerdings nicht in ihrem vollen Umfange wiedergeben können — gerade in diesen Tagen, da ganz Deutschland sich rüstet, die Feier des dreihundertfünfzigjährigen Bestehens der ehrwürdigen Universität Jena festlich zu begehen, im Kreise unserer Leser eine ganz besonders beifällige Aufnahme finden werden. Die Red.

vorhanden. Den größten Jahreswechsel bei uns hatte ein Schweizer mit 500 Talern; der Sachsensenior mit 800 Talern wurde allgemein als Krösus angestaunt; 300 Taler galten für einen guten Wechsel, die Mitte waren 200 Taler. Ich selbst habe nie so viel gehabt. Aber niemand machte sich Sorgen. „Ist kein Geld in Bänken, ist doch Pump in Schenken", sang man. Und mancher arme Schlucker hat sich mit Hilfe des Pumpes durch seine Studentenjahre durchgelotst, freilich dann aber in seinem späteren Leben lange Jahre hindurch unter seiner Schuldenlast geseufzt. — Dem geringen Einkommen standen entsprechende Preise gegenüber. Für 10 Taler das Semester hatte man schon ein gutes möbliertes Quartier. Da hatte man auch Hauspump, Kaffee mit Zucker zu 10 Pfennig. Zu Mittag aß man auf dem Burgkeller für 40 Pfennig. Reiche Korpsburschen speisten in der „Sonne" für 60 Pfennig, was damals als horrender Preis erschien. Der Nachmittagskaffee wurde gewöhnlich in einer Partie Sechsundsechzig ausgespielt; die Tasse kostete 10 Pfennig. Zu Abend aß man wieder zu Hause auf Hauspump; meist Butterbrot mit Käse, zusammen zu 9 Pfennig. Daher die Parodisierung des „Landesvaters": „Landesmutter, Käs' und Butter ist des Burschen Abendbrot." War man luxuriös, so ließ man sich ein Stück Wurst oder Schinken holen oder gar vom Stadthause ein oder zwei der berühmten Fleischklößchen zu je 10 Pfennig. Manche hielten sich auch einen Vorrat von Wurst, Schinken und Äpfeln in ihrem Kommodenkasten. Nach dem Abendbrot ging es fast regelmäßig auf den Burgkeller; man trank ein oder zwei Stübchen Eichtenhainer zu 9 Pfennig. Die Kneipabende, zweimal in der Woche, waren gut besucht, aber ohne Trinkzwang. Ebenso einfach war die Kleidung. Eine Pilesche, „ein altdeutscher Rock", diente manchem die ganze Studentenzeit hindurch; Überzieher und Galoschen leisteten sich nur wenige, lieber statt der letzteren große Wasserstiefel, die bis zu den Oberschenkeln hinaufgezogen wurden. Handschuhe waren fast unbekannt. Im Winter und Regenwetter ging man auch in Schlafröcken über die Straße, selbst ins Kolleg, in der Hand die lange Pfeife, denn Zigarren galten noch trotz ihres niedrigen Preises zu 3—4 Pfennig als ein kostspieliger Luxus. Etwas patenter waren die Korpsburschen; aber auch hier war von Stutzer- und Gigerlwesen nicht die Spur. Der Einfachheit des äußeren Lebens entsprach die wissenschaftliche Haltung. Die Kollegia wurden gewissenhaft besucht, zu Hause selbst wurde von den Füchsen fleißig studiert, das gehörte zu einem sogenannten „tüchtigen" Kerl. Die Gespräche auf der Kneipe drehten sich außer um Tages- und Studentenereignisse um Philosophie, Geschichte, Politik, Religion usw. Zoten und unsaubere Gespräche habe ich nie gehört.

Bei der großen Verschiedenheit der Elemente in der Verbindung, die weder durch eine ganz überragende Persönlichkeit noch durch die Verfassung zusammengehalten wurde, würde wohl bald ein neuer Bruch eingetreten sein, zumal die konservativen Verbindungen immer feindseliger auftraten. Allein durch die großen politischen Ereignisse wurde ein ganz neuer Impuls in die Studentenwelt hineingeworfen.

Schon im ganzen Winter 1847/48 ging es wie eine Frühlingsahnung durch die Seele der Jugend. Der Sonderbundskrieg, der besonders wegen der vielen Schweizer in der Verbindung lebendig empfunden wurde, das freisinnige Auftreten Papst Pius' IX., die unruhigen Vorgänge in Italien, die Versammlung des Vereinigten Landtags in Preußen, die Kammerdebatten in Paris weckten das Gefühl, daß eine neue Zeit im Anzuge sei.

Und nun fiel die Februarrevolution wie ein elektrischer Schlag in diese Spannung. Wie „Boten Gottes" flogen die Meldungen vom Siege der Revolution in Baden, Hessen, Württemberg, Bayern daher. Ein allgemeiner Jubel ergriff die Studentenschaft, die ganze Bevölkerung; alle Schranken, die die Verbindungen voneinander trennten, brachen zusammen. Auf dem Marktplatze verkehrten sie, begünstigt durch ein ungemein mildes Wetter, als ob comment suspendu wäre. Vom Burgkeller wehte ein schwarz-rot-goldenes und ein blau-weiß-rotes Banner, französische und deutsche Kokarden prangten an den Mützen. Der Sachsensenior, der seinem Hunde eine schwarz-rot-goldene und blau-weiß-rote Kokarde angesteckt hatte, wurde im „Jenenser Wochenblatt" öffentlich gebrandmarkt und verfiel bei Studenten und Philistern in Verachtung.

Auch die Poesie blieb nicht zurück; ein vom alten Burschenschafter Jähde in Weimar gedichtetes Lied: „Nun wohlauf zum frohen Siegen" hallte mit einer neuen kräftigen Melodie unausgesetzt neben dem Polenliede: „Noch ist Polen nicht verloren" durch die Straßen.

Anfang März kam der Führer der Opposition im weimarischen Landtage, der Advokat Wydenbrugk, der alte Burschenschafter, nach Jena und wurde durch ein Ständchen der Studentenschaft gefeiert, das er mit einer kräftigen Ansprache erwiderte. Mußte da nicht auch in Weimar etwas geschehen, und war nicht dazu die Studentenschaft in erster Linie berufen? Schon waren in Weimar einzelne Krawalle durch Bauern vorgekommen. Auch hatten sich die Universität und Stadt Jena geregt und eine Petition mit den damals allgemein üblichen Forderungen an das Ministerium geschickt. Die an dem schwarzen Brette veröffentlichte Antwort war halb zustimmend, halb ausweichend; konnte es auch bei der damals noch festen Haltung in Österreich und Preußen schwerlich anders sein.

Natürlich erregte das allgemeinen Unwillen, so daß ein lächerlicher Anstoß zur Entfesselung der sogenannten „Jenenser Revolution" führte. In Jena lebte ein kleiner Schneider Müller — wenn ich nicht irre — der viel, schon wegen seines Handwerks, mit den Studenten verkehrte, ein Mann von Temperament und jetzt natürlich Revolutionär.

Der kam Donnerstag, 9. März, einem Markttage in Weimar, früh zur Kaffeestunde in die Stube des schon genannten Studenten Siefert. Ich habe es persönlich erlebt und sehe noch, wie das kleine Männchen in seiner grünen Bluse redete und agitierte. „Noch heute müssen wir nach Weimar, heute sind 1000 Bauern dort, die mit uns gemeine Sache machen." „So soll es sein", antwortet Siefert. Zunächst wird das Haus mobil gemacht, in dem lauter Burgkelleraner wohnen, andere Verbindungsbrüder kommen dazu. Eine Trommel wird von der Erziehungsanstalt des Dr. Zenker entliehen, ein des Trommelschlags kundiger Schweizer schlägt sie, ein schwarz-rot-goldenes Banner wird herbeigebracht; dann zieht der phantastische, stetig anschwellende Zug durch die Straßen. An den Straßenecken wird haltgemacht, und die Stentorstimme eines großen Mecklenburgers erschallt: „Heute mittag ziehen wir Bürger und Studenten nach Weimar!" Hurra, Trommelwirbel! Aus dem Zuge entwickelt sich eine Volksversammlung auf dem sogenannten Töpfermarkte. Das besonnene Element der Professoren und Bürger sucht den verhängnisvollen Zug zu vereiteln, erreicht aber weiter nichts als Zeitgewinn; denn während des Verhandelns wird es zum Aufbruche zu spät.

Schließlich wird beschlossen, am Sonnabend, 11. März, ebenfalls einem Markttage, nach Weimar aufzubrechen, bis dahin auch das Landvolk zum zahlreichen Erscheinen in Weimar zu veranlassen. Was aber dann in Weimar geschehen sollte, davon hatten wohl die wenigsten eine Ahnung.

Es war sehr schlechtes Wetter, Regen, mit Schnee vermischt, die Kalksteinchaussee aufgeweicht. Das schreckte viele von dem vierstündigen Marsch ab. Zuletzt blieben nur noch der Burgkeller in corpore (60 Mann), ein Teutone (der Sohn eines Frankfurter Attentäters) und einige sogenannte Finken (Nichtverbindungsstudenten) dem Vorsatze treu. Auf dem Marsche wurde es den Leitern klar, daß durch den Sturz des bisherigen Ministeriums — die Märzminister waren ja damals in Mode — alle Schwierigkeiten am besten gelöst werden könnten.

In Weimar angelangt, ging es an der Kaserne vorbei, in der das Militär konsigniert war. „Es lebe die Linie!" riefen die Studenten, wie ja in Paris das „Volk" gerufen hatte. „Es leben die Studenten!" tönte es dünn zurück. Von da auf den Marktplatz, wo 5- bis 6000 Bauern, alle mit

tüchtigen Stöcken bewaffnet, vor dem Rathause, in dem der Landtag versammelt war, tobten, ohne eigentlich zu wissen, was sie wollten. Unter diese hinein die Studenten, Gruppen um sich sammelnd und die Parole austeilend: „Nieder mit dem Ministerium Schweizer! Wydenbrugk muß Minister werden!" „Ja, aber wie wird's dann mit der Salzsteuer? Wie mit der Jagd und Fischerei? usw." — „Das wird alles gut, wenn wir nur ein neues Ministerium haben!" Also jetzt braust der Ruf „Nieder mit dem Ministerium Schweizer!" wie Donnerhall zum Landtagsgebäude hinauf. Auf dem Balkon erscheint der Landtagspräsident Professor Kieser, ein alter Lützower und ein freisinniger Mann. „Die Herren von Jena täten besser, Ruhe zu halten!" rief er. „Stillgeschwiegen!" tönt's zurück, und einige tausend Stöcke starren in die Luft. Eine Deputation, an ihrer Spitze ein Burgkelleraner, dringt in den Landtag und verkündet dort von der Rednerbühne den Willen „des Volkes". Ein Haufe von Bauern ist in den Schloßhof gedrungen; auch dort führt ein Burgkelleraner mit Wasserstiefeln und Zerevis eine Deputation zum Großherzog, verlangt den Zurücktritt des Ministeriums Schweizer, und da der alte, ehrenwerte Mann erklärt, daß seine Persönlichkeit nicht das Hindernis sein sollte für die Eintracht von Fürst und Volk, erhält er seinen Abschied. Darüber Jubel unten auf dem Schloßhofe.

Aber das Werk ist erst halb getan: Wydenbrugk muß auch Minister werden. Daher erneute Rufe: „Es lebe das Ministerium Wydenbrugk!" Auch das wird zugestanden. Wydenbrugk erscheint und wird auf den Schultern umhergetragen; aber die Bauern bleiben im Schloßhofe. Vom Hofe kommt die Weisung an die Studenten, nun sei ja alles bewilligt, nun sollten sie aber auch die Bauern wieder aus dem Hofe wegschaffen. Auch hierfür findet sich ein wirksames Mittel. Ein Haufen Studenten bildet eine Spitze und beginnt mit dem Liede „Freiheit, die ich meine" langsam nach dem Tore zu ziehen. Die nächsten folgen den Klängen, bald bewegt sich der ganze Haufe dem Zuge nach, bis auf den letzten Mann wird der Schloßhof geleert. Dann schließen sich plötzlich die Gittertüren, und hiermit ist die Revolution von heute beendet. Die Bauern ziehen mit dem Bewußtsein, eine große Tat verübt zu haben, in die Wirtshäuser und dann ein jeder in seine Heimat. Was wollen einige Laternen und Fensterscheiben sagen, die nun dem Bacchus oder der Libertas zum Opfer fallen. Die Stadt, die von einer großen Gefahr befreit ist, illuminiert und stellt den gefeierten, aber doch auch verdächtigen Gesellen aus Jena bekränzte Leiterwagen zur Rückfahrt, die wegen der schlechten Wege herzlich willkommen sind. So endete der Ruhmestag des Burgkellers in allgemeiner Harmonie.

Vorderhand war der Burgkeller der Löwe des Tages bei Philistern und Studenten. Die Wirkungen traten bald hervor. Schon längst hatte sich ein freundschaftlicher Verkehr zwischen Burgkeller und Teutonen eingestellt. Jetzt kam es bei den letzteren zum Durchbruch. Am 14. März beschlossen sie mit 16 gegen 8 Stimmen, sich mit dem Burgkeller zu vereinigen, gleichzeitig forderten sie die Germanen zu einem gleichen Schritt auf. Der Burgkeller nahm sie mit offenen Armen, fast ohne Debatte auf. Nun entstand die Hoffnung, wieder eine allgemeine Burschenschaft zu gründen; denn auch bei den Germanen machte sich eine gleiche Strömung geltend, und selbst bei den Korps begann es sich zu regen. Aber allen diesen Hoffnungen machte der Semesterschluß ein Ende. Mit dem Beginn des neuen Semesters war die ganze Situation verändert, zumal auch die politischen Ereignisse sich überstürzten. Am 13. März Sturz Metternichs, am 18. und 19. März Revolution in Berlin. Noch in die Ferien fielen die Wahlen zum Deutschen Parlament. Natürlich waren dabei auch die Studenten, so viele noch zugegen waren, in ihrer Weise durch Agitationsreisen besonders für das allgemeine direkte Wahlrecht tätig. Von den eigentlichen Wahlen waren sie freilich ihres Alters wegen ausgeschlossen, aber für die radikalen Kandidaten traten sie eifrig ein. — — —

Wie ein Donnerschlag schlug in das frohe, hoffnungsreiche Leben die Nachricht von der Niederlage der Kieler Studenten- und Turnerschar bei Bau durch die dänische Armee (9. April). Natürlich durfte nun die tatkräftige Hilfe auch der jenaischen Studenten nicht fehlen. Und so haben sich denn auch von hier einige Freiwillige nach Holstein aufgemacht, unter ihnen der schon früher genannte Aug. Siefert mit seinem jüngeren Bruder. Andere, die gerne mitgezogen wären, blieben aus Mangel an dem nötigen Reisegeld traurig zurück. Welche Kämpfe diese Schleswig-Holsteinfahrer bestanden haben, kann ich nicht mehr berichten, auch kehrten sie schon im Sommer sämtlich unverletzt zurück. Einer war so glücklich gewesen, bei der Erbeutung einer dänischen Kriegskasse beteiligt zu sein. Dafür fiel ihm ein Beuteanteil zu, der ausreichte, um seinen Lebensunterhalt für das laufende Semester zu bestreiten. Auch brachte er eine Büchse und einen Dragonersäbel zurück, mit denen er in den Straßen Jenas triumphierend umherzog. Nimmt man dazu den breiten Heckerhut (den jeder echte Demokrat trug), die grüne Bluse und die großen Wasserstiefel, so hatte man das leibhaftige Konterfei des „Wühlhuber", der damals mit seinem Gegenpart „Heulmeier" die deutschen Witzblätter zierte.

Das bedeutendste Ereignis auf studentischem Gebiete war zweifellos die große Studentenversammlung zu Eisenach während des Pfingstfestes (12.—14. Juni), die selbst in nichtstudentischen Kreisen die größten Erwartungen erregte. Fehlte es doch nicht an Leuten, die eine Ausrufung der deutschen Republik durch die Studenten erhofften oder befürchteten. Daran dachte freilich in studentischen Kreisen niemand, da ja die Verfassungsfrage in den Händen des Frankfurter Parlamentes lag und unter den Studenten selbst es an jeder Einigkeit fehlte. Die Leitung und Vorbereitung der Anträge lagen in der Hand eines aus Vertretern der verschiedenen Universitäten zusammengesetzten Komitees, zu dem der Burgkeller den später im politischen Leben rühmlich genannten stud. theol. Wehrenpfennig gesandt hatte. Die hier vorbereiteten Anträge kamen dann an die allgemeine Versammlung, in der nach Köpfen abgestimmt wurde.

Die großen studentischen Streitfragen — Korps, Burschenschaften, Progressisten, Duell usw. — wurden in Eisenach nicht gelöst, ja nicht einmal zu lösen versucht. Man kehrte unversöhnt zurück, in dem Bewußtsein, sich einmal recht studentisch gefühlt zu haben, aber nicht ohne das leise Gefühl eines Fiaskos und eines moralischen Katzenjammers. Die Unreife, die im großen ganzen den Bestrebungen des Jahres 1848 anhaftet, war auch in den studentischen Bestrebungen hervorgetreten. Überhaupt erlahmte das studentische Leben unter den großen politischen Gegensätzen, die das ganze Volk bewegten.

Die tätige oder gar die führende Rolle in politischen Dingen war den Händen der Studentenschaft entglitten. Es entstanden in Jena drei politische Klubs: 1. der konstitutionelle, in dem das Gros und die Blüte der jenaischen Professoren, darunter Hase, Göttling, Schmidt u. a. war, 2. der demokratische, auch bei ihm noch Professoren, wie Schleiden, Stoy, Fortlage, 3. der republikanische, dessen Führer der Privatdozent Lafauri, neben ihm die Kandidaten Rhode, Wild, die Studenten Lange und Amelung waren, sämtlich junge Männer und sämtlich, mit Ausnahme Amelungs, alte Burschenschafter. Diese republikanische, schon sozialistisch angehauchte Partei entfaltete ein wüstes Treiben, das das Volk in seinen untersten Tiefen aufwühlte. Die Bewegungen wurden durch sächsisches und hannöversches Militär ohne Schwierigkeiten erdrückt.

Gegen Ende des Jahres 1849 stellte sich nach der großen Aufregung die natürliche Erschlaffung auf allen Gebieten ein. In der Politik, wo nicht nur die Radikalen, sondern auch die Liberalen eine Hoffnungsblüte nach der andern geknickt sahen und man zu der Überzeugung kam, daß die Zeit der Volksagitationen vorüber sei und wiederum der Schwerpunkt in den Händen der hohen Diplomatie liege; in dem wissenschaftlichen

Studium, an das man sich wieder mit halbem Widerwillen gewöhnen mußte; im Studentenleben, wo die Reaktion der lange zurückgehaltenen konservativen Elemente mit neuer Macht sich erhob und besonders das Korpswesen mit Vergewaltigungen gegen die übrige Studentenwelt sich breit machte, die durch ephemer hervortretende Progreßverbindungen und allgemeine Studentenversammlungen mit Muhe eingeschränkt wurden. Der Burgkeller war ein ausgebrannter Krater, und der Versuch, durch Umarbeitung der Statuten neues Leben zu erwecken, hatte einen vollständigen Mißerfolg. Denn da man schließlich nach vielen inneren Kämpfen zu der Erklärung kam, den Zweck der Verbindung in sozialer Gemeinschaft zum Zwecke des Vergnügens zu finden, stand man bereits auf dem Korpsstandpunkte ohne dessen Romantik und ohne Ideale. Hierüber trat eine große Anzahl der alten Verbindungsmitglieder aus; die Mitgliederzahl sank auf 40, und die Fuhrerrolle in der studentischen Reform war für den Burgkeller verloren.

Wiener Beethovenhäuser.

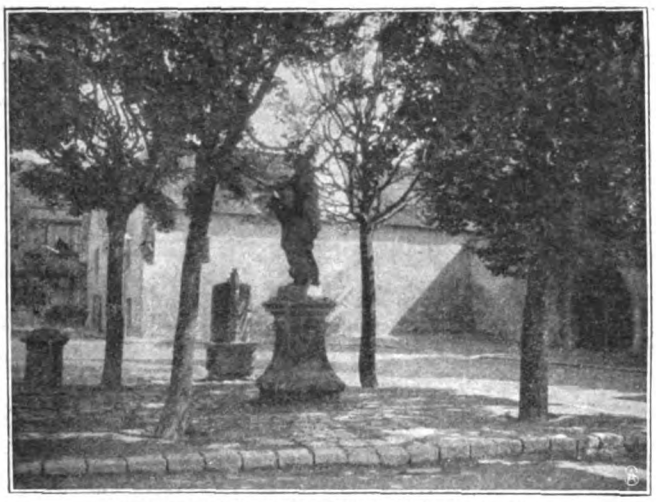
Ein elegischer Spaziergang von Joseph Aug. Lux.

In den ländlichen Vororten am Fuße des Kahlenberges will die Erinnerung nicht aussterben. Diese kleinen Orte im Weingelände rings um Wien, mit den legendenhaften Namen wie Heiligenstadt, Döbling, Grinzing, Sievering, Währing, Weinhaus, Gersthof usw., bilden das altösterreichische Poetenheim. An vielen der schlichten Häuser sehen wir Tafeln, die ein geistiges Vermächtnis bedeuten. Hier wohnte Lanner, an einer andern Stelle lesen wir von Körner, von Franz Schubert, von Grillparzer, von diesem und jenem, deren Namen an dem Gemäuer haftet wie ein ewiges Licht. Am meisten lesen wir von Beethoven in den Gassen in und um Heiligenstadt. Es ist klassischer Boden. Hinter den weiten Toren und dunklen Hausfluren der alten weißen Häuser liegen stille, schöne Blumenhöfe. An dem Gemäuer rankt da und dort die Rebe, aus dem einen oder anderen Tor schiebt sich eine lange Stange und hängt einen Reisigkranz oder einen Reisig„buschen" quer über die Straße. „Hier steckt der Herrgott die Hand heraus", sagt der Volksmund, oder kurz: „Es ist ausgesteckt", d. h. daß hier Wein ausgeschenkt wird, der rundum auf den Höhen wächst. Am Abend, wenn der Himmel hinter der dunklen Silhouette des Weingebirges an der Donau purpurn aufleuchtet und die blaue Johannesstatue unter dem baldachinartigen Überbau in den Dämmerschleiern schattenhaft wird, dann soll man durch die Tore, wo der Herrgott die Hand heraushält, in die Höfe sehen. Den schrägen Garten bergauf an leicht gezimmerten Bänken und Tischen sitzt eine bunte weintrinkende Gesellschaft, in den grüngoldenen Abend ziehen Windlichter auf, von Tisch zu Tisch, einem Sternenland gleich. Vielleicht ist auch eine oder es sind zwei Violinen da, die aus einer dunklen Ecke hervorschluchzen, oder, wenn es sehr laut hergeht, ein Natursänger, der in den weichen Septemberabend hinein tremoliert, ganz seltsam bewegt, ein wenig sentimental und süß, aber doch ganz eigenartig, ganz beseligend, ganz rhythmisch, etwas im Dreivierteltakt, sehr viel für das Herz und Gemüt und lächerlich wenig für den Verstand, der zu Hause bleibt. Das ist die Wiener Stimmung, die noch an diesem Gelände haftet, an diesen Häusern, an diesen Höfen, an diesen stillen Gassen, an diesen Weinhügelketten an der Donau rund um Wien. Wenn auch heute schon ein bißchen Talmihaftigkeit in diesen Geist gekommen ist, der zuweilen schmeckt, als sei er auf Flaschen gezogen, so ist er zum großen Teil in diesen Orten noch Naturgewächs, der Genius loci, wie er in den zwanziger und dreißiger Jahren war, als Schubert seine Weinfahrten vom Himmelpfortgrund, wo sein Geburtshaus steht, nach Weinhaus unternahm und auf der seligtrunkenen Rückkehr im Wirtshausgärtchen in Währing das „Ständchen" dichtete; oder als er, wie Schwinds Zeichnung überliefert, im Freundeskreise in der Weinlaube saß, mit dem Grinzinger Kirchturm im Hintergrunde; oder als Grillparzer seine „Erinnerungen im Grünen" in diesem traumseligen Weltwinkel erlebte; oder als die Therese Krones aus dem weiten Bogenfenster des lieblichen Hauses auf der „Hohen Warte" sah, das die Überschrift „Daheim" trägt; oder als Theodor Körner hier wohnte und die Gegend in Sonetten besang; oder als Beethoven seine Sommerquartiere hier aufschlug und so häufig wechselte, daß die Zahl der Häuser mit Beethovenlegenden ins Fabelhafte wuchs. Es hat sich begreiflicherweise seit 1800 hier sehr viel verändert. Die Stadt mit ihren Zinskasernen ist bis in die Ländlichkeit dieser Orte, die einst ganz im Grünen versteckt lagen, hinausgerückt, und der nüchterne Zeitgeist hat mit plump und roh zutappenden Händen das anmutsreiche Bild beeinträchtigt. Das schöne barocke Körnerhaus ist durch einen häßlichen, neugotischen Bau ersetzt, dem Kroneshäuschen und seiner lieblichen Um-

Therese Krones' Haus auf der „Hohen Warte".

Beethovenhaus zu Heiligenstadt, Pfarrplatz 2.

gebung droht der Untergang durch den Regulierungsplan; hohe Zinshäuser und großstädtische Zinsvillen drängen sich unharmonisch in diese geradezu dichterisch anmutenden alten Häuserzeilen, in die Geschlossenheit der alten stimmungsreichen Plätze aus den Tagen des Moritz v. Schwind, an die deutliche Stilreminiszenzen erinnern, wie die schlichten, weißgehaltenen Steinsäulenvorbauten an der Eingangstür da und dort zwischen den bunten Vorgärtlein und den Weinlaubwänden.



Der Pfarrplatz in Heiligenstadt mit Beethovenhaus.

Aber trotzdem, hier ist noch ein bedeutendes Stück Kultur erhalten, das vor dem Untergang bewahrt werden kann. An solchen elegischen Abenden, wo der Herrgott die Hand zum Tor heraushält und das Geigengeschluchz aus den lichtbesternten Gartenhöfen hervorquillt, hat die schattendunkle und weinselige Gesellschaft noch das gleiche Aussehen und den Charakter wie vor hundert oder fünfzig Jahren, als alles noch beim alten war und Herr Biedermeier im stoffreichen feierlichen Gehrock und Frau Biedermeier im weitbauschigen Seidenkleid und mit den Löckchen an den Schläfen zu Gast waren, wie wir sie aus den Porträten von Waldmüller und seinen Zeitgenossen kennen. In der Schattenhaftigkeit des Abends, wo man die heutige Gesellschaft nicht genau mustern kann, in der örtlich haftenden Stimmung wird die Vergangenheit lebendig; wir sind den Toten näher als sonst und atmen die Luft, den Geist, die Stimmung, die damals so war wie heute, noch in diesem Augenblick.

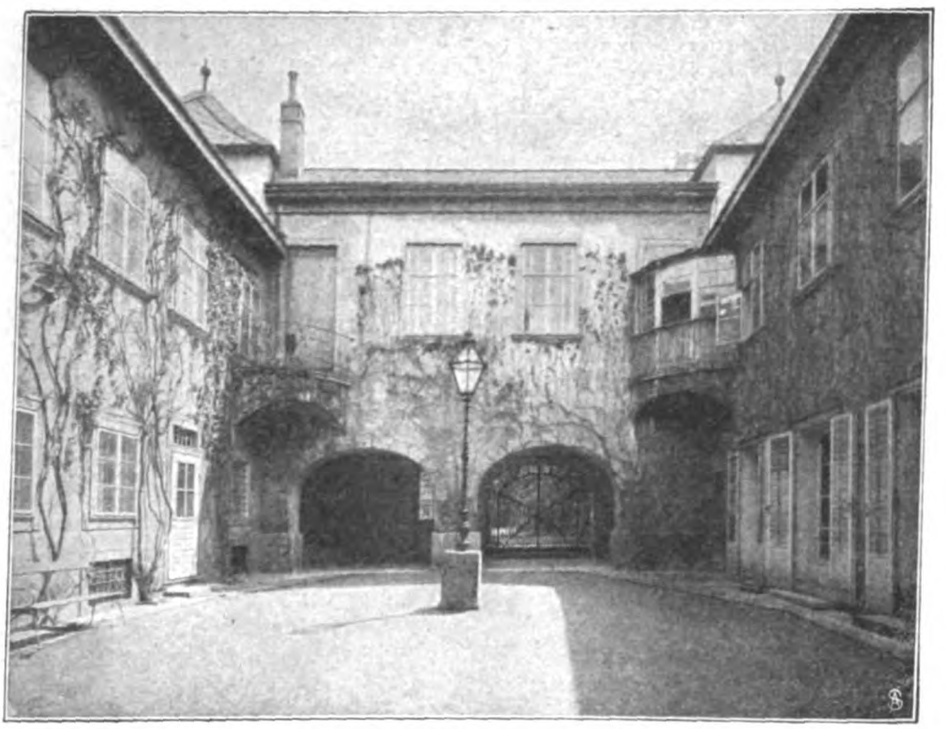
Aber wir müssen nicht den grüngoldenen, lichtbekränzten, purpurüberflammten, wohllautbebenden, zärtlich trunkenen Abend wählen, um längst Erlebtes, Schlafengegangenes mit jauchzender Wehmut vom Tod zu erwecken und neu zu beleben, wir können den verwehten Spuren auch begegnen, wenn wir in den goldigblauen, lerchendurchschmetterten Sommermorgen hineingehen, in der Richtung zum Heiligenstädter Bach, den bekannten Beethovenweg entlang, eine Stunde von der Millionenstadt in tiefer Weinbergseinsamkeit, in der Beethoven sinnend stand und summend weiterging, bienengleich von Sonnenaufgang umherschweifend, und den inneren Frieden fand, der seine titanische Seele zum Aussprechen der zarten Naturstimmungen befähigte. Die „Pastorale" ist in der Wiener Landschaft am Kahlenberg ersonnen, und in der „Szene am Bach" ist das Gemurmel des Heiligenstädter Bächleins vernehmlich. Im Sommer 1808, in der Grinzinger Straße 64, wo gleichzeitig Grillparzer wohnte, ist der Entwurf zur „Pastoralsymphonie" entstanden.

Das Körnerhaus.

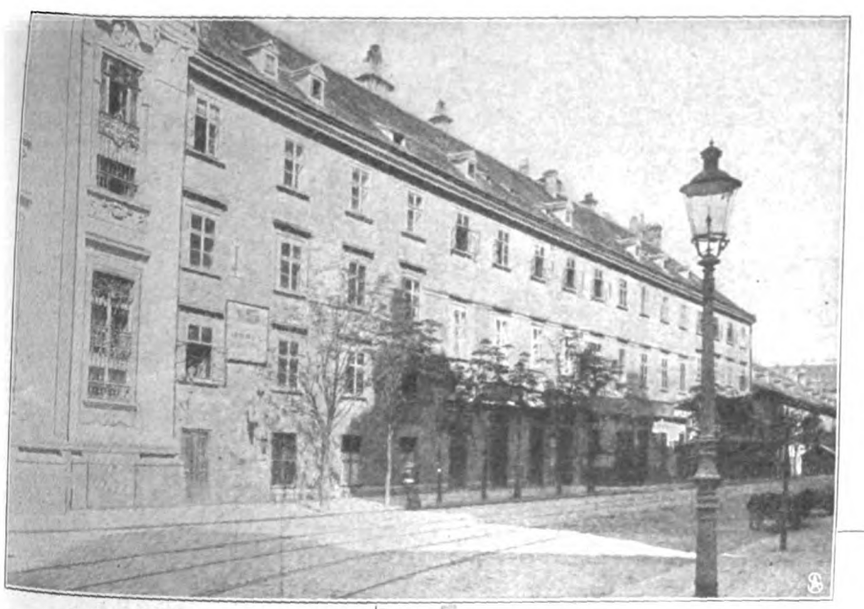
Wir wandern von den Bacheinsamkeiten und von den Weinberghohlwegen zurück in die ländlichen Gassen von Heiligenstadt und suchen das liebliche Gartenhaus in der Probusgasse auf, wo Beethoven in dem selben Sommer wohnte und das „Heiligenstädter Testament" und die „D-Dur-Symphonie" schrieb. Nicht weit davon ist die Eroicagasse mit dem bäuerlichen Eckhaus am alten kirchlich feierlichen Heiligenstädter Pfarrplatz, wo der heilige Florian in der Mauernische wacht und der heilige Johannes in der Platzmitte unter vier baldachinartig gewölbten Laubkronen auf dem barocken Steinsockel steht. Wir blicken in den weinüberwachsenen Hof dieses bäuerlichen Eckhauses Nr. 2, das den Tondichter in der ersten Hälfte des Sommers 1817 beherbergte. Von hier ist nicht weit in die Kahlenberger Straße zu dem schönen alten Barockhaus Nr. 26 mit dem festlichen, fliesenbelegten Hof und dem weithingestreckten Garten hinter dem Hause, wo in der zweiten Hälfte des Sommers 1817 das „Quintett, Op. 104" und das Lied „Resignation" entstanden. Wer sich zu einem Bahnausflug entschließen kann, der fährt eine halbe Stunde nach Mödling, wo im Sommer 1818 und 1819 in der Hauptstraße Nr. 79 die „Missa Solemnis" und die Klaviersonate Op. 106 geschrieben wurden, in einem Haus mit einem langgestreckten Arkadenhof, lieblich und fast klösterlich anzusehen. Dann müßte man eine kurze Strecke mit der Bahn weiter fahren nach dem Kurort Baden, wo ganze Straßen und Stadtteile Erinnerungen an Beethoven und seine Zeit tragen. Aber einstweilen sind wir noch in Wien in Heiligenstadt und Umgebung und gehen die Hohe Warte entlang, stadtwärts, wo aus dem sonnigen Dunst über dem unermeßlichen Häusermeer der blaue Strich des Stefans-

Der Hof des Beethovenhauses zu Heiligenstadt.

turmes, ein unwiderstehlicher Magnet, aufragt. Hinter unserem Rücken versinkt die liebliche und erinnerungsreiche Ländlichkeit, die Weinbergseinsamkeit, versinken die Kirchtürme von Heiligenstadt und Grinzing, die alten Gassen mit den alten Erinnerungen. Noch eine Reihe Villen und schöne Gärten und das vornehme Wertheimsteinhaus, wo Bauernfeld und zuletzt Ferdinand von Saar gelebt haben, dem einstigen Körnerhaus gegenüber, und nebenan ein Beethovenhaus, wo 1803 angeblich die „Eroica" komponiert worden ist — dann ist die Herrlichkeit für eine Weile zu Ende, und es erstreckt sich die unermeßliche Stadt, die in der zinskasernenmäßigen Modernisierung unsagbar viel von ihrer legendenhaften Schönheit eingebüßt hat. Hier hat der banale Nützlichkeitssinn keine Duldung und keine Schonung gewährt. Von den Palästen und den alten Kirchen der inneren Stadt abgesehen, ist hier in den äußeren Bezirken nur sehr selten der Anlaß stehenzubleiben, um ein von der Spekulationswut wie durch einen Zufall verschontes altertümliches Haus, ein schönes Gitterwerk, ein monumentales Tor oder sonst ein Wahrzeichen der älteren, künstlerisch gesinnten Zeit zu betrachten.



Wertheimsteinhaus, gegenüber dem Körnerhaus.



Beethovens Sterbehaus in der Schwarzspanierstraße.

Aber die Tage sind auch für diese spärlichen Reste gezählt. Was uns heute noch erquickt, hat das Morgen vielleicht schon verschlungen. Selbst Beethovens Wohn- und Sterbehaus in der Schwarzspanierstraße (1825—1827) blieb von diesem Schicksal nicht verschont, weil es um eine kleine Spanne aus der Baulinie hervortrat. Der Tondichter, vor dem auch im Leben jeder ehrerbietig zur Seite wich, hat bei dem nachkommenden heutigen Geschlecht nicht die Ehrerbietung gefunden, die es gerechtfertigt finden müßte, daß der Menschenstrom vor diesen geheiligten Wohnstätten einen Schritt zur Seite trete. Die Räume standen öde, und die Vorschläge, in diesen Wohn- und Sterberäumen ein Beethoven-Museum zu errichten, blieben ungehört. Heute steht ein prunkender Fassadenbau dort, der nicht das leiseste Verkehrshindernis bietet, aber auch nicht die leiseste Anregung, in dem nüchternen Alltag aufzublicken und die Ahnung einer anderen Welt in diesem Namen zu ergreifen. Droht nicht auch den Beethovenhäusern draußen in der Ländlichkeit und in der gleichgestimmten Umgebung der gleiche Untergang? Wenn sich nicht der kurze Sinn der herrschenden Generation ändert, dann ist Schlimmes zu befürchten. Es werden zwar Denkmäler aufgestellt, Statuen und Büsten aus Stein und Bronze, aber sie bleiben in der Regel stumm und tot. Die besten Denkmäler sind die

Hof in Beethovens Sterbehaus.

Wohnstätten, die alten entzückenden Häuser, die die Physiognomie der Landschaft mitbestimmen, und die das kostbare Vermächtnis solcher Erinnerungen tragen. Einen Schutz über sie! Hier gilt es, ein Lebendiges zu erhalten, das kommenden Geschlechtern die gleichen Gefühlswerte zu überliefern imstande ist. Kürzlich hat ein Wiener Künstler, der Maler Karl Moll, eine Mappe mit Beethovenhäusern in Originalholzschnitten durch die Wiener Galerie Miethke herausgegeben und damit sicherlich ein verdienstvolles Werk getan, das auch künstlerisch achtenswert ist. Aber diese Werke der Liebe und der Kunst können genügen, wenn nicht das allgemeine Pflichtgefühl erwach diesen Wahr- und Denkzeichen gegenüber die Sorge der furchtsvollen Erhaltung zu üben ist. Das beste Stück D Kultur liegt in diesen alten Gassen und Plätzen, und w kennt, behält das Bild treu im Herzen. Wir haben kein es anzutasten, es gehört nicht nur uns, sondern auch die nach uns kommen. Es zu erhalten, ist die schönste gabe der Denkmalskunst.

Die Wolkenburg.

Novelle von Adelheid Weber.

Immer hatte ich sie vor mir: öffnete ich frühmorgens mein Fenster im „Weißen Lamm", um Bergluft und Oleanderduft zu mir hereinzulassen, so fiel mein Blick unwillkürlich auf den steilen Felsen, der die Rundsicht hier für mich schloß. Auf seiner höchsten Spitze stand, wie aus dem Stein herausgewachsen, die alte Burg, hinter sich, neben und über sich Wolken und keinen Gefährten in ihrer himmelhohen Einsamkeit wie die Gestirne des Himmels. Trat ich aus der Fenstertür auf den hölzernen Balkon, der um das ganze Haus lief, so vergnügten sich meine Augen an den Geranien und dem Rosenlorbeer, die alle Fenster und Geländer überblühten, sie entzückten sich an den aufsteigenden Matten und Wäldern und den Bergen hinter ihnen, den grünen, den blauen und den weißen, die das Tal wie ein dreifacher Kranz umgaben; aber dann blieben sie auf dem kahlen Felskegel haften, der im Vordergrunde stand, als hätte er sich trotzig von den Mutterbergen losgerissen und wäre nun mitten in den grünen Matten und Wäldern und Hügeln stehn geblieben, ein einsamer, grauer Fremdling im blühenden Leben. Und noch einsamer als er selbst stand oben auf seinem Gipfel die alte Burg. Ein sehr steil aufsteigender Fußweg ging von meinem Hause direkt zu ihr hinauf. Spazierte ich zwischen den Wiesenblumen am hastig hinspringenden Bach, dann ragte immer hinter, neben oder über mir die Wolkenburg in den blauen Himmel hinein. Und einmal, an einem schönen Morgen, litt mich's nicht länger, und ich kletterte zu ihr hinauf. Ich nahm den weiteren, aber bequemeren Pfad, der hinter dem Dorf auf den Felsen führte, aber es war noch immer ein sehr steiler und beschwerlicher Weg, der sich bald in Serpentinen den Fels hinaufzog, bald so gerade und so schmal aufstieg, daß ich mich manchmal am Knüppelholz festhalten mußte, um nicht schwindlig zu werden. Dabei war das Geröll, das den Pfad überdeckte, so spitzig und scharf, daß es mir durch das Leder der Schuhe hindurch weh tat und das Klettern sehr erschwerte. Und wenn auch die Luft in dieser Höhe eher scharf und herb war, so brannte doch die Sonne sehr heiß auf den schattenlosen Stein nieder.

Endlich, in der dritten Stunde der Wanderung, war ich oben. Der Gipfel des Felsens, auf dem ich nun stand, war natürlich nicht so nadelspitz, wie er von unten aussah. Hinter der Burg, die um einen großen und mehrere kleine Höfe ihre starken Mauern zog, sah ich noch hübsche Gartenanlagen auf dem jetzt zugeschütteten Burggraben angelegt. Ruheplätze lagen unter dem Schutz schöner alter Bäume, und Blumenbeete voller Rosen und Nelken waren in weichen grünen Rasen gebettet. Was mich aber am meisten erstaunen ließ, ja, eigentlich rührte, das waren eine Schaukel und eine Hängematte, die ziemlich dicht nebeneinander zwischen den Bäumen hingen und von jungem, lachendem Leben zwischen Wolken und Felsen zu plaudern schienen. Als ich dann durch das gewölbte Tor auf den großen Hof kam und um den massigen, runden, freistehenden Burgfried herumging, öffnete sich ein kleines Höfchen vor mir, das mir einen Ausruf des Entzückens entlockte. Vor mir sprang aus dem alten Gemäuer, das mit der Hauptmauer durch einen hölzernen Gang verbunden war, ganz und gar von Kletterrosen umsponnener, zierlicher hervor, dessen Fenster in Blumen ganz vergraben waren auf einen reizenden Springbrunnen niederschauten, einen schl Lilienschaft, der aus einer Steinschale emporstieg und Wasserstrahlen aus den Kelchen von fünf Lilien in die sprudelte. Schale und Lilie waren von so edeln und zierl Formen, als hätte einer der großen Steinmetzen der b deutschen Renaissance sie gemeißelt.

Die Wolkenburg war also bewohnt, und mir war es, sähe ich junge, schönheitdurstige Mädchenaugen aus Blumenfenstern der alten Kemenate herausschauen, Mädchenglieder sich in der Hängematte unter den Bäumen wiegen, schlanke Mädchenleiber auf der kle Schaukel wie Vögelchen in die Höhe fliegen, zarte Fra hände die Rosen und Nelken pflegen und ihre Blüten edeln Gläsern in die alten Säle hineintragen. Und nun ich aus dem reizenden Höfchen wieder hinaus und sah mich und hinunter ins Tal — ein herrliches Bild: Ma und Hügel, Wasser und Wald in weichen, lieblichen Li und darüber der vielfach gegliederte Kranz der Berge darüber der blaue Himmel, weit wie die Sehnsucht und ruhig in sich gefaßt im Frieden der Schönheit. Dazu es ganz still, nicht einmal das Rauschen der Waldbäume das Zwitschern der Vögel drang in diese wolkenhohe Einsam Schwer nur trennte ich mich von der Schönheit drau und kehrte wieder in das kleine Höfchen zurück, um von d zunächst den Flügel mit dem Erker zu betreten, der d bewohnt zu sein schien. Die niedrige, oben gerundete, alten schmiedeeisernen Beschlägen geschmückte Tür, die zu d Kemenate führte, war ohne Glocke und wich meinem Dru Ich stand in einem ziemlich engen, mit Steinen gepflastert weißgetünchten Flur, aus dem eine Wendeltreppe in die Hö stieg. Aber ehe ich sie noch betrat, öffnete sich hinter n wieder die Eichentür, und ein alter Mann in schwarz Tuchrock, schwarzen Kniehosen und Strümpfen und Schnalle schuhen stand hinter mir.

„Wollen Gnädige die Burg anschaun?" fragte er n dünner Stimme.

„Wenn es erlaubt ist", erwiderte ich.

„So bitte ich, mir zu folgen", sagte der alte Dien oder Kastellan.

Er hielt mir die Tür offen und ließ mich hinausspazieren ging mir dann schweigend voran durch das Höfchen in de großen Hof, den die Flügel und Türme der Burg im Geviet umgaben, und machte mich in knapper, aber wohlgesetzter un klarer Rede auf die Dicke der Mauern, die Gliederung de Burg in die Palas, die Kemenate, den Burgfried und di Wirtschaftsgebäude aufmerksam und deutete auch die Geschicht des Grafengeschlechts an, das hier schon im zwölften Jahr hundert residiert haben sollte, wie denn in der Tat die Rund bogen der stumpfen Türme und die tief niedergehenden Dächer auf ihre Erbauung im zwölften oder dreizehnten Jahrhunderts schließen lassen. Mein Führer schritt auf das Hauptgebäude

zu, stieß eine schwere Eichentür mühsam auf und schritt mir eine schmale Treppe, die aus den unteren Gewölben sehr steil nach oben führte, voran. Dann öffnete er wieder eine Tür, und vor mir lag der große Saal der Palas, ein hoher, gewölbter Raum mit tiefen Fensternischen, in denen geschnitzte Holzbänke und Stühle als Ruheplätze standen. Der Boden war mit Steinplatten belegt, zwischen den sechs Fenstern der Außenwand standen steinerne Statuen von Rittern, an der gegenüberliegenden Wand Rüstungen, auch ein mit einer Rüstung überdecktes Pferd, das einen geharnischten Ritter trug. Uralte Waffen, Lanzen, Schwerter, Armbrüste und anderes abenteuerliches Waffenwerk bedeckten die Wände.

Mein Führer zeigte auf eins der Steinbilder zwischen den Fenstern, einen langlockigen, schönen jungen Ritter, der die rechte Hand auf seinen Schwertknauf stützte und in der linken eine Leier hielt.

„Das war Herr Walter von der Wolkenburg", sagte er feierlich. „Der hat so schön gesungen, daß ihn der Kaiser hat hören wollen. Da ist er denn an den Kaiserhof gezogen und hat dort alle Ritter des Hofes im Singen und im Lanzenstechen besiegt. Das hat ihm viele Feinde, dazu das Herz der Kaisers-tochter erworben. Aber der Liebesbund ist dem Kaiser hinter-bracht und Herr Walter von der Wolkenburg ist in einen tiefen Turm zu Otern und zu Schlangen geworfen worden, wo er schändlich gestorben und verdorben ist."

Bei den letzten Worten hob der Alte seine Stimme schier verwunderlich, blickte auch nicht mehr das Steinbild, sondern die Tür an, durch die wir gekommen waren. Da war mir's, als hörte ich hinter ihr ein ganz leises Kichern und dann ein Rauschen wie von Gewändern und ein Trippeln wie von kleinen Füßen. Ich sah meinen Führer an, aber der blickte mich wieder mit seinen rotgeränderten alten Augen gerad' auf den unglücklichen Minnesänger, und sein pergamentenes Gesicht lag unbeweglich in seinen tiefen Falten. Im Gang, auf den wir jetzt traten, war auch nichts anderes zu sehen als die Galerie der alten Ahnenbilder an den geweißten Wänden und nichts zu hören als die meckernde Stimme meines Führers. So schritten wir von Saal zu Saal, von Gemach zu Gemach, in denen allen irgendeine Merkwürdigkeit aus alten Tagen aufbewahrt war. Im ganzen aber waren sie alle kahl, und eine merkwürdige Kälte ging von den dicken Mauern aus, so daß ich immer wieder an ein Fenster trat, um die Sonnenglut draußen wenigstens zu sehen. Da breitete sich denn vor mir immer das herrliche Landschaftsbild aus, und eine wahre Sehnsucht wachte in mir auf, aus der kalten Dämmerung der Vergangenheit wieder in das blühende Leben hinauszutreten. Wir waren zuletzt wohl fast rund um den Hof durch alle die verschiedenen Gebäude gekommen, die miteinander bald durch gedeckte, bald durch offene Gänge und hölzerne Galerien zusammenhingen. Wir mußten uns jetzt der Kemenate mit dem Erker nähern, nach der mein Sinn stand. Zuletzt aber öffnete der Alte noch die Tür zu einem riesigen Saal, der mir eine Überraschung brachte; denn hier waren Spuren von Bewohntsein. Die Mauer war mit einer Tapete bedeckt. Moderne Möbel hatten sich schüchtern an die Wände gedrückt, ein Schreibtisch, ein Sofa mit Polsterstühlen und Tisch auf einem Smyrnateppich, der, so groß er eigentlich war, in dieser Weite winzig wirkte; ein anderer Tisch, auf dem ein Buch lag, stand wie verloren mitten im Zimmer. Auch ein moderner Ofen, ein paar schöne Schränke und anderes modernes Gerät, alles vornehm, aber spärlich, waren gleichsam umhergestreut und sahen ängstlich klein und verloren aus in dem übergroßen Raume. Mich fror gerade hier am meisten.

„Die Burg ist zurzeit bewohnt?" fragte ich den Alten.

„Der Herr Graf mit den Komteßen Töchtern wohnen hier", erwiderte er, und sein Ton verriet eine leise Kränkung über meine Unwissenheit.

„Die Herrschaften sind also anwesend?" verbesserte ich mich.

„Jawohl," erwiderte er trocken, „der Herr Graf ist aber so liberal, den Fremden die altberühmte Burg von mir zeigen zu lassen. Wollen Gnädige nun so gütig sein, Ihren Namen und Stand in das Fremdenbuch einzutragen?"

Überrascht zögerte ich einen Moment; aber der Alte schritt mir an den mitten in der Stube stehenden Tisch voran, öffnete das Buch, tauchte eine Feder in das Tintenfaß, das daneben stand, und hielt sie mir entgegen.

„Der Herr Graf lassen bitten", sagte er.

Da konnte ich mich natürlich nicht weigern, dem Wunsche des Besitzers zu entsprechen, der so großmutig sein Heim den Fremden öffnete. Ich überflog flüchtig einige Seiten des Buches, das sehr ordentlich in verschiedenen Rubriken Namen, Stand, Wohnort der Besucher und Datum des Besuchs aufwies, fand in der Eile freilich keinen bekannten Namen darin, dagegen Fremde aus aller Herren Ländern und aus allen Ständen, von der Federviehhändlersgattin bis zum Feldzeugmeister Exzellenz. Ich trug mich ein und setzte auch auf nochmalige Bitte meines Führers meinen Stand als Schriftstellerin in die richtige Rubrik, für welche Mühseligkeit der Alte sehr höflich „im Namen des Herrn Grafen" dankte.

Meine Frage, ob auch die Kemenate, nach der es mich zog, zu besichtigen sei, beantwortete er dagegen abschlägig: die Herrschaften befanden sich dort. So entledigte ich mich denn meiner Dankesschuld in Wort und Münze, weidete meine Augen noch einmal an dem herrlichen Rundblick und begab mich auf den Abstieg, der sich noch beschwerlicher als der Aufstieg erwies.

Am nächsten Morgen machte ich eine Wagenfahrt zu den Dolomiten hinauf, von der ich erst am Abend zurückkehrte. Ich nahm mein Nachtessen im Wirtsgarten ein; die Wirtin brachte mir selbst mein Backhahndl zu meinem Tisch und legte mir neben mein Kuvert fünf deutsche Freimarken.

„Die haben Gnädige wohl aus dem Portemonnaie verloren, als Sie dem Xaver auf der Wolkenburg sein Trinkgeld gegeben haben", meinte sie. „Er hat sie nachher neben dem Tisch gefunden, an dem S' g'sessen sind, und die Komteßen haben s' heint selbst herunterg'bracht und hab'n nach Ihnen g'fragt, weil sie die Marken Ihnen haben selbst abgeben wollen."

„Wegen der fünf Briefmarken steigen die Komteßen von der Burg herab?"

„Freili", meinte die Wirtin und setzte sich neben mich, um weiter zu plaudern. Einsam wär's doch da oben für die drei jungen Madeln, wenn sie auch Komteßen wären. Der alte Herr erwiese ja ab und zu einem Fremden die Ehre, ihn selbst zu empfangen und ihn auf die Merkwürdigkeiten der Burg aufmerksam zu machen, aber für die Komteßen schicke sich das natürlich nicht, sie hätten strengen Befehl, sich während jedes Fremdenbesuches auf ihren Zimmern zu halten. Hier lächelte die Wirtin mich gutmütig verschmitzt an und bog sich näher zu mir. „Der Xaver meint, 's wär' a Lüg," flüsterte sie, „aber sie sagen, daß in jede Tür drei ganz feine Löcherln gebohrt sind, und wenn ein Fremd's in einen Saal tritt, lugt an jedem Löchlein ein Aug' und schaut sich's an."

Ich lächelte auch; Xavers Blick auf die Tür fiel mir ein und das Kichern und Rauschen im Vorsaal.

„No," fuhr die Wirtin fort, „die armen Gnädigen sein ja hochgeborene Komteßen, aber junge Madeln sein s' halt auch, und wenn die so Jahr und Tag auf'm Fels sitzen, so werden s' wohl ebenso hungrig auf Menschen sein wie die Sennin auf der Hochalp. Und die Komteßen sitzen mutterseelenallein da oben, denn Grafen wohnen hierum nicht. Nur der Lehrer aus dem Dorf kraxelt am Mittwoch und am Samstags 'nauf und gibt der Komteß Lori, was die jüngste von ihnen ist, Malstund', und Freitag kommen die Komteßen herunter einkaufen, und der Xaver tragt ihnen den Korb nach."

„Und sie verleben einen größeren Teil des Sommers oben?"

„Das ganze Jahr wohnen s' da oben. Vordem sein s' wohl zum Winter auf ihr zweites Gut in Galizien gegangen, aber seit der Graf das auch verkauft hat — die Leut' sagen, es wär' versteigert worden, aber der Xaver will's nicht gelten lassen — seitdem also das galizische Gut auch fort ist, wie die

andern alle, müssen die armen Komtessen das ganze Jahr da oben sitzen mit dem alten Herrn und ihrer Langweil'."

„Mein Gott!" rief ich, „schön ist's ja dort oben, wunderschön, aber was fangen Menschen aus der großen Welt mit dem ganzen Tag auf dem himmelhohen Fleck zwischen den Wolken an?"

„Ja, für alte Leut'", meinte die Wirtin, „ist's wohl so schlimm nicht, die haben ja das Leben hinter sich und genug, woran sie denken können. Und der alte Herr studiert viel über dicken Papieren und Büchern, und der Xaver hat g'sagt, er schreibt eine Chronika über die Wolkenburg von Erschaffung der Welt bis auf den heutigen Tag. Und dann knallt er auch hie und da einen Hasen nieder oder doch eine Krähe; und die älteste Komteß, die aus erster Ehe, ist ja auch an die dreißig und sehr fromm, die betet wohl."

„Aber die beiden andern?"

Nun, die Komteß Lori, die die jüngste und eben erst siebzehn alt geworden sei, mache ja Bilder — und schön sollt' sie malen — und die Komteß Evi — ja, da wußte meine Wirtin auch nicht Bescheid — aber die sehe grad am glücklichsten aus, und einen Grund dazu müsse sie doch haben.

Als ich heut' allein in meinem Zimmer war, die Wolkenburg über mir vom roten Abendschein übergossen, da wollte mir nicht der kahle, kalte Saal aus den Gedanken, in dem das Leben der Gegenwart wie verloren zwischen den alten Riesenmauern sich duckte. Und dann mußte ich an die drei „Löcherln" in den Türen denken, an denen drei junge Augen lagen — denn gewiß guckte auch die fromme Komteß nach dem schwachen Schimmer der Welt draußen. Und dann wieder an die Hängematte und an die Schaukel und die Blumen vor dem Erker — und der Wolkenfels erschien mir noch einmal so hoch und so kahl und einsam, seit ich darüber grübelte, ob das blühende Leben lange Sommertage und noch längere Winternächte einsam dort oben vertrauere oder verschlafe oder verlache. Da, als ich mich entkleidete und das Portemonnaie aus der Kleidertasche nahm, fielen mir wieder meine Briefmarken in die Hand, und es gab mir einen Stoß: die drei Komtessen auf der Wolkenburg hungerten nach Menschen, nach Kunde von der Welt! — Aber was hinderte mich denn, eben so höflich zu sein wie sie und ihnen meinen Dank für ihr Bemühen persönlich abzustatten? Freilich, es war ein wenig komisch, so viel Geräusch um ein paar Briefmarken zu machen, und ich riskierte ein beschämendes Erstaunen seitens der Komtessen, aber ich traute mir die Gewandtheit zu, in diesem Falle mein Kommen mit meiner Bewunderung für die alte Burg und die schöne Aussicht zu begründen.

Also kraxelte ich am nächsten Tage wieder den Fels hinauf. Um nicht von Anfang bis Ende die brennende Sonne, die mir von meinem ersten Aufstieg her noch in bedrückender Erinnerung war, über meinem Scheitel zu haben, hatte ich meine Wanderung schon in der frischen Morgenfrühe begonnen. Da ging noch der Morgenwind über die singenden Gipfel der Fichten, und im Moose lag der Tau. Und weil ich mir Zeit nahm und mich ab und zu seitwärts in den schütteren Tann schlug, traf ich auch auf ein Bergquellchen, das mit seinem winzigen Wässerlein munter von Stein zu Stein hüpfte, und saß eine ganze Weile neben ihm nieder, und die funkelnde Morgenfrische goß mir in Herz und Glieder freudige Kraft. So war es doch allgemach zehn geworden, als ich auf dem immer steiler und kahler werdenden Pfad zum Gipfel des Felsens gelangte. Ich ging um die Mauern herum, einen Blick in den Garten auf dem Burggraben zu werfen. Und da sah ich sie alle drei, die Komtessen, in einem einzigen Bilde, das noch heute lebhaft und reizend in meiner Erinnerung steht. Der Steintisch, durch den die alte Ulme wuchs, war mit einem weißen Tuch bedeckt; schönes Porzellan, Teegeschirr, dazu weißes Brot und eine Schale mit Honig standen darauf; auf der Rundbank vor dem Tische saß eine überschlanke große Dame mit glatten, glänzenden, schwarzen Scheiteln um ein feines, schon etwas verblühtes, elfenbeinweißes Gesicht. Sie trug ein leichtes schwarzes Kleid, das fest ihre schmächtige Büste umschloß und hoch bis zum Kinn hinaufging. In den schmalen, sehr weißen Fingern hielt sie eine Stickerei; ihre übergroßen, dunkeln Madonnenaugen ruhten mit sanftem, etwas ängstlichem Blick auf einer leichten Mädchengestalt in hellrotem Kleide, die auf der Schaukel stand und sich neigte und zurückbog, um das Brett immer höher in die Lüfte zu schnellen. Der Zugwind trieb die leichten Röckchen von den zierlichen Füßen, die in niedrigen Lackschuhen steckten; die Muskeln der bräunlichen Arme, von denen die Ärmel zurückflogen, strafften sich, die kurzen, kastanienbraunen Locken, die um den zierlichen Kopf flatterten, die bräunlichen Wangen, die lachenden, grüngrauen Augen, die etwas aufgeworfenen, vollen Lippen über den festen, ebenmäßigen Zähnen — alles an dem zierlichen Persönchen sprühte von Lebensenergie.

Seitwärts in der Hängematte lag die dritte Schwester. Die kleine, volle, weiche Gestalt trug das gleiche rosenrote Kleid wie die Schaukelnde. Sie hatte einen roten Schirm vor die Sonne gespannt und sah zum blauen Himmel hinauf. Die Füßchen hatte sie übereinandergelegt und schaukelte sich, indem sie von Zeit zu Zeit einen Stock gegen den Boden stemmte. Jetzt hob sie ein wenig den Kopf, und ich sah deutlich ein weiches, rosiges, sehr hübsches Gesicht in einem Kranz goldblonder Flechten und ein Paar etwas schläfriger, blauer Augen unter langen Wimpern. Das war also Komteß Eva, die so glücklich aussehen sollte. Mir schien sie eher schläfrig — oder doch verträumt — aber das war vielleicht das beste Zeichen des Glückes.

Jetzt sah die ältere Schwester von ihrer Handarbeit auf zu der Schaukelnden hin.

„Bitte, nicht zu hoch, Lori!" rief sie mit einer sehr sanft klingenden Stimme.

Lori lachte. „Hast schon wieder Angst um dein Entlein, Beate?" rief sie ihr zu. „Schau 'mal!" Sie straffte sich nach hinten und gab sich einen Schwung, der die Schaukel hoch in die Lüfte schleuderte.

Beate tat einen leisen Schrei und bedeckte die Augen mit ihren feinen Fingern.

Auch von der anderen Seite her kam ein Ausruf.

„Aber, Lori!"

Und jetzt richtete sich die weiche Blonde wie erwachend in die Höhe und rief lauter noch einmal: „Aber, Lori!" Denn Lori war von der noch stark schwingenden Schaukel mit einem waghalsigen Satze herabgesprungen. Sie prallte stark auf den Boden an und stürzte ein paar Schritte vorwärts, aber sie fiel nicht, sondern gewann mit straffem Zusammenfassen ihr Gleichgewicht und lief mit elastischen, fast springenden Schritten auf Beate zu, die ihren Kopf wie in einem Schwindelanfall gegen die Stuhllehne zurückgelehnt hatte.

Sie kniete mit rascher, sehr munterer Bewegung auf den Rasen vor der älteren Schwester nieder und umschlang sie mit beiden Armen.

„Nicht böse sein, liebe Alte", sagte sie schmeichelnd, und es lag weder in ihrer Bewegung noch in ihrer Stimme eine Spur von Sentimentalität, sondern eine große Frische und viel Schelmerei.

Auf Beatens Gesicht war die Farbe zurückgekehrt. Sie neigte sich zu dem reizenden Kind und strich mit ihrer schmalen, hageren Hand über das wirre Gelock.

„Du brichst dir doch einmal den Hals", sagte sie mit zärtlichem Vorwurf und wollte noch etwas hinzufügen, brach aber ab und blickte zu mir hin, die ich in der Entfernung stehengeblieben war und nun mit einer Verbeugung näher trat.

Komteß Beate erhob sich, Lori schaute sich verwundert um und sprang auf ihre Füße. Nur Komteß Eva blieb in ihrer Hängematte liegen und blickte gelassen mit ihren verträumten Augen zu mir herüber.

Aber schon kam Lori mir mit raschen Schritten entgegen.

„O!" rief sie und nannte meinen Namen. „Ist das aber reizend, daß wir Sie nun doch noch kennen lernen!"

Ich mußte lächeln — ich dachte an das „Locherl" in der Tür, das ihr allein meine Bekanntschaft vermittelt haben konnte. Aber der Zauber dieses lebensvollen Geschöpfchens wirkte so unmittelbar auf mich, daß wohl aus meinem amüsierten ein liebevolles Lächeln geworden sein mußte; denn Komteß Lori streckte mir die Hand entgegen, und ich fühlte den Druck ihrer schlanken, nervigen Finger. Komteß Beate war mir nun auch entgegengekommen und lud mich ein, neben ihr am Steintisch Platz zu nehmen, worauf denn auch Eva aus ihrer Hängematte sich herauswickelte und langsam, mit weichen Bewegungen, sich ein wenig in den Hüften wiegend, zu uns trat.

Lori war indes auf einen Wink von Beate fort gesprungen; ich hörte ihre helle, etwas scharfe Stimme im Hof „Xaver!" rufen, und rasch kam sie wieder zurück und setzte sich an meine linke Seite, während Beate rechts und Eva mir gegenübersaß. Bald kam auch Xaver mit Gläsern voll Limonade und kleinen Kuchen, und Komteß Beate bat mich, die ich vom Steigen erschöpft sein müsse, eine kleine Erfrischung anzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Bei den Wölfen der Bjelowjesa.

Eine Jagderinnerung von Fritz Skowronnek.

Zu Beginn des Winters hatte ich eine große Überraschung. Ziemlich schlechter Laune saß ich an meinem Schreibtisch und betrachtete nachdenklich die Jagdtrophäen, die mein Zimmer schmücken. Da tritt meine bessere Hälfte ins Zimmer und präsentiert mir eine Visitenkarte mit dem Namen: „Graf Tyslewicz Radlewo."

Wie elektrisiert sprang ich auf. Alte Erinnerungen waren in mir lebendig geworden. An die herrliche Zeit, in der ich ich in jeder Woche einmal über die preußisch-russische Grenze ging, um bei dem alten freundlichen Grafen eine gute Büchse Tropfen zu tragen. Ich hatte nur vergessen, daß inzwischen dreißig Jahre verflossen waren, und mag deshalb ein wenig erstaunt ausgesehen haben, als ein junger, flotter Mann bei mir eintrat. „Sie besinnen sich wohl nicht mehr auf mich, Herr Doktor. Ich war damals ein kleiner Junge, als Sie in meinem Elternhause verkehrten . . ."

Ehe wir uns versahen, waren wir mitten in den schönen Erinnerungen aus der Jugendzeit. „Und nun zu dem Zweck meines Besuches", meinte schließlich der Graf. „Ich habe gesehen, daß Sie viel über Jagd schreiben. Wie wäre es, wenn Sie bei dem nächsten Besuch Ihrer Heimat den kleinen Abstecher nach Radlewo machten? Ich habe nicht weit von Bjelostok, am Rande der Bjelowjesa, ein Jagdgut. Und wenn Sie sich jetzt zur Winterszeit bei mir einfinden, dann können Sie dort alles finden, was Ihr Herz begehrt, Wolf, Luchs, Elch und vor allem Schwarzwild . . ."

Wer das ermessen kann, was solch eine Einladung für einen Mann bedeutet, der seine schönsten Jagden in der Erinnerung am Schreibtisch abhält, der wird die Freude ermessen, mit der ich die Aufforderung annahm. Was die Bjelowjesa bedeutet, war mir sehr gut bekannt! Es ist ein 1224 Quadratkilometer großer Waldkomplex, zum größten Teil aus alten Forsten bestehend. Dieser Wald beherbergt die letzte Wisentherde Europas und ist infolgedessen vor genau hundert Jahren zum unverletzlichen Kroneigentum erklärt worden. In gerader Linie liegt die Bjelowjesa etwa 100 Kilometer von der Grenze Ostpreußens entfernt.

Nicht gerade selten gibt sie von ihrem Überschuß an Wild etwas an die preußischen Forsten ab. In jedem Winter kommen einige Rudel Wölfe herüber, ab und zu verirrt sich auch ein Luchs nach Ostpreußen. — —

So kam es, daß ich am 15. Februar im D-Zug saß, der mich an die Ostgrenze entführte. Wohlbehalten erreichte ich das kleine, dreißigige Nest Radlewo. Nicht weit von der Stadt liegt in dem weitgedehnten Park das Schloß des Grafen Tyslewicz. Das alte polnische Geschlecht hat nie unter den Tatzen des russischen Baren geblutet. Unangefochten sitzt es auf seinem ausgedehnten Grundbesitz.

Es war ein unvergeßlicher Abend, den ich in dem gastlichen Hause verlebte.

Früh am anderen Morgen aber brachen wir auf. In verhältnismäßigen Zeitläuften wird die Strecke bis Bjelostok mit der Bahn in drei Stunden zurückgelegt, aber in den letzten Tagen hatte es dort heftig geschneit, so daß der Abend schon hereinbrach, als wir endlich unser Ziel erreichten.

Am Bahnhof in Bjelostok standen schon die Schlitten, die uns nach Narewka, dem Gut des Grafen, befördern sollten. Eine prächtige Fahrt über die endlose Ebene, die unter mehr als fußhohem Schnee ruht. Die kleinen Erhöhungen, an denen sonst das Auge haftet, sind verschwunden. Ja selbst die niedrigen Gebüsche hat der Schnee zugeweht. Erst wenn man dicht daran vorüberfährt, gewahrt man den weißen Hügel. Ungestört hing ich meinen Gedanken nach.

Eigentlich waren es keine klaren Gedanken, nur eine Folge von wechselnden Vorstellungen, die von den Eindrücken der Fahrt ausgelöst wurden. So erlebte ich ungestört einen Mondaufgang, der mir unvergeßlich bleiben wird. Über dem dunklen Waldsaum flammte eine Röte auf, die ich zuerst für den Widerschein eines heftigen Feuers hielt. Sie nahm mit jedem Augenblick an Helligkeit zu. Dann erschien die Scheibe des Mondes riesig groß, wie man sie manchmal über dem Meer aufgehen sieht. Mit merkwürdiger Schnelligkeit stieg sie über dem Horizont empor, wurde dabei kleiner und bleicher, bis zuletzt das milde, an Silber erinnernde Licht über der unendlichen Schneefläche lag.

Jetzt schweiften meine Augen wieder nach rechts und links. Doch was ist das? Ein Tier . . . riesengroß . . . Das kann ein Wisent sein oder ein Elch . . . Hastig greife ich nach dem Büchsenfutteral . . . Herrgott, wo mögen die Patronen sein? Im nächsten Augenblick ist die Illusion verflogen. Ein friedfertiger Lampe, der eifrig bemüht ist, die hohe Schneedecke aufzubuddeln, um ein Hälmchen der Roggensaat zu äsen, hat mich getäuscht. Oder vielmehr das Mondlicht, das in Verbindung mit der Schneedecke solche Illusionen hervorzaubert.

Jetzt ertönt vom vorderen Schlitten ein Hornsignal. Die Wirkung der Töne zeigt sich nach wenigen Minuten. In dem Park, den ich bei der Anfahrt für Wald gehalten habe, blitzen Lichter auf. Deutlich unterscheidet man eine Reihe erhellter Fenster und davor den Schein von Fackeln. In einer Reihe steht die Dienerschaft, in der andern die Grünröcke. Lauter Ruf begrüßt jeden Schlitten, der auf der Rampe verfährt, hilfsbereite Hände helfen dem Herrn und seinen Gästen aus den Schlitten.

In der großen Halle, die mit kostbaren Jagdtrophäen überreich geschmückt ist, werden wir aus den Pelzen geschält, wir treten in eine lange Flucht hellbeleuchteter Zimmer . . . In einem kleinen Saal ist die Tafel gedeckt, schwarzäugige Mädchen in polnischer Nationaltracht tragen schon die dampfenden Speisen auf, auf dem Anrichtetisch summt der große Samowar . . . Im Nebenzimmer stehen die Spieltische bereit . . . schon liegen die Karten darauf . . .

Mich aber drängt es, die Grünröcke aufzusuchen, um sie, wie man so zu sagen pflegt, bis aufs Blut auszufragen. In der Halle saßen sie um einen runden Tisch. Der Graf hatte ihnen ein Festgetränk gespendet. Als ich sie deutsch ansprach, wurde mein Gruß von allen Seiten deutsch beantwortet. Ich

konnte fragen und erhielt bereitwillig Auskunft. Ach, von der Erinnerung daran zehre ich noch heute. Zu Dutzenden wurden vor meinen Ohren Wölfe geschossen, und einen Band Jagdgeschichten, vor denen der Ruhm des seligen Münchhausen verblassen müßte, könnte ich als Ergebnis jenes Abends herausgeben. Wie leicht müßte das sein, hier das große Raubwild in ungezählten Mengen zu erlegen, von Sau und Elch, von Luchs oder Wisent gar nicht zu sprechen!

Mit überzeugter Miene hatte ich zugehört.

Vielleicht waren auf meinem Gesichte für Menschenkenner auch einige kritische Gedanken zu lesen. Denn mitten in einer prächtigen Erzählung schlug ein auffallend großer Mann, der mir gegenüber saß und bisher sehr schweigsam gewesen war, mit der Faust auf den Tisch und donnerte los: „Schämt ihr euch nicht? Weshalb lügt ihr dem Herrn die Nase voll?"

In der Erregung stand der Mann auf und sah seine Kollegen der Reihe nach entrüstet, strafend an. Als er sich setzte, hatte ein unbehagliches Stillschweigen Platz gegriffen. Er schien darauf nicht zu achten, denn erst nach einer Weile begann er: „Herr, lassen Sie sich die Wahrheit sagen: Wild ist hier mehr als anderswo, aber wer sich nicht Mühe gibt, kann ebenso oft vergeblich laufen wie drüben bei Ihnen. Wenn Sie, Herr, wirklich einige Wölfe schießen wollen, dann kommen Sie mit mir; ich kann die Wölfe anheulen, wenn sie ranzen. Und mir scheint, die Zeit dazu ist gekommen."

Die letzten Worte hatten den Bann gebrochen, der eben noch über der Tafelrunde lag. Von allen Seiten wurde mir dazu Glück gewünscht, daß Blombach — so hieß der Jäger — mich dazu aufgefordert hatte. In meiner Erinnerung wurden die gruseligen Geschichten lebendig, die alljährlich zur Winterszeit aus Rußland gemeldet werden. Da sind dann die Wölfe vor Hunger rasend, rotten sich zu Scharen von Hunderten zusammen und überfallen jedes Gefährt, selbst wenn es von mehreren gut bewaffneten Schützen verteidigt wird.

Unter diese reißenden Bestien sollte ich mich wagen? Mein kostbares Leben in Gefahr bringen? In scherzhafter Form brachte ich meine Besorgnisse zur Sprache. Aber mein eben gewonnener Kumpan lachte dazu und meinte, daß ich mich ihm ohne Gefahr anschließen könnte.

So wurde mein Eifer rege, und ich fragte, wann wir die nächtliche Jagd unternehmen würden.

„Gleich heute nacht, Herr! Morgen wird getrieben. Das veranlaßt auch den Wolf, einige Meilen weit weg zu wandern."

Noch eine Stunde saßen wir plaudernd zusammen. Dann erhob sich Blombach und nickte mir zu. „Nehmen Sie nur Ihr Gewehr und Patronen, mit Kleidung, wie sie dazu nötig ist, werde ich Sie versorgen."

Eine Viertelstunde später wanderte ich mit dem Jagdhüter seiner dicht am Walde gelegenen Datsche zu. Der Graf, dem ich mein Vorhaben mitgeteilt, hatte es gebilligt, aber gemeint, daß das Vergnügen ziemlich langwierig sein werde. Eine Gefahr schien er also für ausgeschlossen zu halten.

Mein Jagdgenosse stattete mich mit einem Anzug aus, der für ein stundenlanges Sitzen in grimmig kalter Winternacht allerdings geeigneter war als meine Lodenjoppe. Zuerst stieg ich in lange Beinkleider aus Schafspelz, darüber kamen zwei umfangreiche Stiefel.

Zum Schluß hing er mir an einem Band zwei Pelzhandschuhe um den Hals, aus denen man mühelos die Hand ziehen konnte, um den Kolbenhals des Gewehrs beim Schuß zu umfassen.

Wenige Minuten später traten wir in den vom Mond hell beschienenen Wald hinaus. Kein Lufthauch zu spüren. Unter unseren Tritten knirschte der Schnee. Schweigsam schritten wir dahin. Mein Begleiter schien dem dunklen Tannendickicht zu beiden Seiten des Weges keine Aufmerksamkeit zu schenken. Desto schärfer spähten meine Augen. Nach etwa einstündigem Marsch hatten wir den hochstämmigen Wald hinter uns. Endlos dehnte sich vor uns ein unabsehbares Schneefeld, nur hin und wieder von dunklen Stellen unterbrochen.

„Das ist unser Moor", flüsterte mir mein Begleiter zu. „Es geht bis an die Bjelowjesa."

Ohne Weg und Steg ging's weiter. Zum Glück hatte der Schnee eine Kruste, die überhielt, sonst wäre der Marsch sehr beschwerlich gewesen. Endlich hielt Blombach vor einem dichten Gestrüpp, das etwa zwanzig Quadratmeter bedecken mochte, an.

„Das ist der Platz, den ich mir für diesen Winter eingerichtet habe."

Er griff in die Dornenhecke und hob mühsam ein großes Reisigbündel hoch. Ein schmaler Pfad, auf dem ein Mensch sich kaum durch die Dornbüsche drängen konnte, wurde sichtbar. Er wurde hinter uns durch das Bündel wieder geschlossen. Noch drei solcher Türen hatten wir zu heben, bis wir zu einem kleinen freien Platz in der Mitte gelangten. Mir hatte es sofort eingeleuchtet, daß die Hecke uns hinreichenden Schutz bot. In dies dichte Gewirr von dornbewehrten Ästen konnte kein Wolf eindringen. Sorglos, aber mit Spannung harrte ich der Dinge, die da kommen sollten.

Wir mochten etwa eine Stunde schweigend nebeneinandergestanden haben, als mein Kumpan mich anstieß und mit dem ausgestreckten Gewehr auf einen dunklen Punkt wies, den ich auch soeben ins Auge gefaßt hatte. Mir kam die Unterbrechung wie eine Erlösung vor. Mich hatte das eigenartige Gefühl bekrochen, das nur solch eine Winternacht auslöst. Dies tiefe Schweigen der Natur, wobei man den eigenen Herzschlag, das Pulsieren des Blutes in den Adern zu hören meint . . . Dazu die gespannte Erwartung, hier durch den Reiz der Neuheit vermehrt . . .

Im nächsten Augenblick fuhr ich entsetzt zusammen, denn neben mir erhob sich ein so furchtbares Geheul, wie ich es noch nie von einer menschlichen Stimme gehört hatte. Und sicherlich gehörte mehr als gewöhnliche Lungenkraft dazu, dies Gebrüll auszustoßen, das ziemlich tief einsetzte und langsam ansteigend in einem langgezogenen, auf den Ton „u" gestimmten Heulen endigte.

Nach wenigen Sekunden kam die Antwort, aus weiter Ferne. Einige Augenblicke ließ mein Begleiter verstreichen, ehe er wieder lockte. Der schwarze Punkt auf der Schneefläche schien größer zu werden. Schon glaubte ich zu erkennen, daß er sich uns ziemlich schnell näherte. Ich hatte mich vorgebeugt und spähte mit erhobenem Gewehr hinaus. Mein Kumpan flüsterte mir zu: „Nicht früher schießen als bis auf 20, höchstens 30 Schritt!"

Im nächsten Augenblick fuhr ich überrascht, oder richtiger gesagt entsetzt, zusammen und hätte mich schnell umgewendet, wenn Blombach mich nicht mit eisernem Griff festgehalten hätte . . . Dicht hinter dem Gebüsch, in dem wir standen, hatte ein Wolf geantwortet und fast gleichzeitig rechts von uns ein zweiter. Jetzt flüsterte mir Blombach zu: „Sie rechts, ich links!"

Langsam, mit Aufbietung aller Willenskraft, drehte ich meinen Oberkörper. Da stand er . . . kaum dreißig Schritt von uns . . . deutlich konnte ich das Auge erkennen . . . Augenscheinlich hatte der Wolf uns noch nicht wahrgenommen, denn er drehte den Kopf hin und her, als suchte er die Gefährtin, deren sehnsüchtig lockende Töne er soeben in nächster Nähe vernommen hatte. Langsam brachte ich den Drilling an die Backe. Er flatterte in meinen Händen wie ein Lämmerschwanz.

Einen unsicheren Schuß abgeben? . . . Nein! Also die Zähne fest zusammengebissen . . . die Muskeln mit starker Willensanstrengung gestrafft . . . Deutlich fühle ich noch jetzt in der Erinnerung, wie mein Finger den eisklalten Abzug berührt . . . Dann steht der Pulverdampf vor mir wie eine Wand . . . fast gleichzeitig kracht der Schuß meines Gefährten . . . Der Rauch verzieht sich . . . ich sehe nichts . . . ich höre nur ein Japsen, ein Röcheln, ein heftiges Scharren im Schnee. Mechanisch klappe ich meinen Drilling auf, hole aus der Seitentasche eine Patrone und schiebe sie in den Lauf. Das gleiche hat auch Blombach getan. Ich wundere mich, daß er so ruhig dasteht.

„Wollen wir nicht hinaus, zu den Wölfen?"

„Weshalb, Herr Doktor? Die können ruhig liegen bleiben."

„Ich denke, die Jagd ist aus . . . nach den beiden Schüssen."

„Gott bewahre . . . da sehen Sie . . . das sind drei . . ."

Er wies mit der Hand auf die Schneefläche . . . „Vier . . . fünf . . . alle Wetter, das kann noch gut werden . . ."

„Wieso, weshalb?"

„Na, ein paar Stunden werden wir noch stehen müssen. Ob wir noch zu Schuß kommen, ist fraglich . . . aber . . ."

„Aber, Herr Blombach? Mir scheint, wir sind in der Falle!"

Mein Begleiter schwieg, sein Achselzucken aber sprach deutlicher als tausend Worte. Mir schwirrten die Gedanken durch den Kopf. In unserer Dornhecke waren wir ja sicher. Selbst wenn hundert Bestien uns umlagerten — durch dies Gestrüpp konnten sie sich nicht hindurch arbeiten, abgesehen davon, daß wir doch noch durch unsere Gewehre dabei sehr energisch mitsprachen. Aber Stunden um Stunden hier im Schnee stehen! Es war, Gott sei Dank, windstill, aber die Kälte — es mochten etwa zehn bis fünfzehn Grad sein — spürte man doch trotz der Pelzbekleidung. Jetzt fühlte ich erst, wie müde ich war, wie sich in mir das Verlangen erhob, mich zu setzen und die Augen zu schließen. Kein Wunder! Früh auf, den Tag über Bahnfahrt, dann die Fahrt im Schlitten, zum Schluß der Marsch hierher!

Ich biß die Zähne zusammen und schwieg. Wie lange das gedauert, vermag ich nicht mehr zu sagen. Ich versuchte meine Willenskraft gegen die Müdigkeit einzusetzen. Aber ich fühlte, wie sich mir die Augen schlossen, wie ich schwankte. Jetzt stieß Blombach mich an. „Da, Herr Doktor, der Bursche ist knapp hundert Meter entfernt. Riskieren Sie mal eine Kugel!"

Das Mittel half. Ich raffte mich zusammen, stellte den Hebel am Kolbenhals auf Kugelschuß und brachte den Drilling zur Backe. Aber erst mußte ich den Lauf gegen den Mond richten, um Korn und Visier zusammen zu bekommen. Nun langsam im Anschlag herunter.

„Unten anfassen, ganz unten anfassen," flüsterte mein Gefährte mir zu, „das Mondlicht täuscht."

In dem gleichen Augenblick zog ich ab. Der Wolf quittierte mit kurzem Geheul auf den Schuß und sank hinten zusammen. Ich hatte also durchgerissen. Mir war das alles furchtbar gleichgültig. Während ich noch fragen wollte, ob nicht die angeschweißten Wölfe von ihren Brüdern und Schwestern zerrissen würden, wie ich so oft in Jagdgeschichten aus Rußland gelesen hatte, fühlte ich meine Augenlider herabsinken. An das Erneuern der Patrone hatte ich gar nicht gedacht. Jetzt war es Zeit, die Situation mit meinem Gefährten ernsthaft zu erörtern.

„Blombach" . . . mir kam's so vor, als hätte das Wort ein anderer gesprochen, nicht ich . . . „Blombach, ich schlafe im Stehen . . . ich fall' nächstens um. Wollen wir nicht . . ."

Ich hatte wohl mit geschlossenen Augen gesprochen, denn ich hatte nicht gesehen, daß mein Kumpan das Gewehr an die Backe gerissen hatte. Beim Krachen des Schusses wurde ich munter und hörte, wie Blombach mit einem merkwürdigen Lachen vor sich hin murmelte: „Das kann gut werden!"

Jetzt hatte auch ich die Situation begriffen. Rechts, links, vorn und hinten umkreisten uns die Wölfe auf höchstens dreißig Schritt. Das Jagdfieber erwachte, meine Müdigkeit war verflogen. Ich hob das Gewehr. Blombach hielt mich am Arm fest.

„Wie viel Patronen haben Sie bei sich?"

„Mindestens dreißig mit grobem Hagel und zehn Kugeln."

„Dann schießen Sie in Gottes Namen, aber auch treffen . . . Da links . . ."

Ich wandte mich seitwärts. Auf einem Fleck standen drei der Bestien zusammen. Mit schnellem Anschlag riß ich Funken. Als ich das Gewehr absetzte, mußte ich laut auflachen.

Zwei hatte ich gekratzt, der dritte in der Mitte, den ich aufs Korn genommen, hatte down gemacht. Jetzt machte er einen gewaltigen Satz vorwärts und fiel dabei auf die Seite, noch einige heftige Bewegungen mit den Läufen . . . dann Schluß! Ein grimmiger Humor war über mich gekommen.

„Lieber Freund, das geht doch nicht, daß wir dem Zaren alle Wölfe seines Reiches in einer Nacht totschießen."

„Ohne Sorge, Herr Doktor, es bleiben noch genug übrig."

Während er sprach, klappte er sein Gewehr auf und schob neue Patronen ein; er hatte also auch geschossen, was ich in meiner Aufregung gar nicht gesehen hatte.

„Ja, Blombach, wie steht's nun? Daß wir hier sicher sind und vielleicht noch manchen Wolf schießen können, weiß ich. Aber sobald meine Aufregung nachläßt, schlafe ich ein. Und dann weckt mich kein Mensch mehr."

Der beste Beweis für meine Worte war, daß mein Gefährte mich energisch rütteln mußte, damit ich bloß seine Antwort vernahm.

„Gut, Herr Doktor, dann wollen wir gehen. Aber Sie müssen mir versprechen, daß Sie nicht im Gehen einschlafen und umfallen. Hier . . .", er hielt mir ein schwarzes Päckchen hin, „beißen Sie ein gehöriges Stück Kautabak ab und schlucken Sie den Speichel, das regt an."

Er bog das Ende auf und reichte mir den „Stift". Ich biß ab und kaute energisch. Diese Wirkung hatte ich nicht erwartet. Ein Brennen, ein Zucken im Mund. Der Speichel ging wie flüssiges Feuer zum Magen hinab. Ich fühlte förmlich, wie sich meine Glieder strafften. Mein Auge wurde lebendig, ich vernahm, was er mir berichtete, daß mindestens zwei Dutzend Wölfe uns in achtungvoller Entfernung umstreiften. Das schien mir in diesem Augenblick so nebensächlich. Nur fort, gehen, Bewegung!

Während Blombach die Reisigbündel hob, sprach er auf mich ein. „Herr Doktor, jetzt aber sich zusammenreißen! Das wird kein Spaziergang! Und niemals eher schießen, als ich sage."

Wir standen auf der freien Schneeflache. Blombach hatte sein Gewehr über die Schulter gehängt und sein Messer aus dem Stiefelschaft gezogen. Hastig sprang er von einem der Kadaver zum andern und trennte mit scharfem Schnitt jedem die Rute ab.

„Wenn wir durchkommen, soll keiner sagen, daß wir Jäger latein sprechen. Wir wollen auch was vorweisen."

In hastigem Schritt schob er mit seinen langen Beinen voraus, so daß ich mich anstrengen mußte, ihm zu folgen.

„Wohin, Blombach? Dort liegt der Wald!"

„Wir gehen nicht durch den Wald. Wir müssen sehen können und Schußfläche haben. Drüben, ein wenig weiter als bis zum Wald, liegt ein Bauernhof. Wenn wir den erreichen, sind wir geborgen. . . . Aber nun Trab!" Er schlug wirklich einen Sturmschritt ein, so daß ich traben mußte, um bei ihm zu bleiben. Wir hatten kaum einen Kilometer zurückgelegt, als er stehen blieb. „Nun machen Sie sich schußfertig! Hören Sie?"

Der scharfe Ton ließ mich aufsehen, denn ich hatte in meiner großen Müdigkeit den Kopf hängen lassen und nicht um mich geschaut. Jetzt aber war's Zeit! Höchstens zwanzig Schritt hinter uns stand ein Dutzend der Bestien, die verblüfft innehielten, als die Stimme meines Gefährten so laut ertönte. Ich fühlte, wie es mir kalt über den Rücken lief, und hatte das Gefühl, als wenn meine Haare sich sträubten.

„Sie rechts, ich links, zweimal mit Wolfshagel. Und schnell laden!" Der donnernde Krach der vier Schüsse gab mir für ein paar Minuten das Bewußtsein unserer Lage. Aber wenn ich von dem Erfolge der Kanonade berichten sollte, dann müßte ich lügen. Ich weiß nur, daß Blombach mich am Ärmel faßte und schnell vorwärts zog.

Von dem letzten Teil unseres Marsches habe ich nur ganz unklare Vorstellungen, denn ich habe im Gehen geschlafen oder bin, anders ausgedrückt, im Schlaf gegangen. Ohne richtiges Bewußtsein habe ich noch mehrmals geschossen und

das Gewehr frisch geladen. Wie ich jetzt bei genauem Nachdenken feststelle, hat mein Gehirn wohl manchmal den Gedanken erzeugt, daß ich mich in schwerer Lebensgefahr befände, aber schattenhaft huschte die Vorstellung vorüber, ohne auf meinen Willen irgendwelche Wirkung auszulösen.

Als ich zur Besinnung kam, lag ich in einem hochgetürmten Bauernbett. Erst hatte ich wie ein Toter geschlafen, dann geschwitzt, daß man mich umbetten mußte, und hinterher noch sechs Stunden, ohne zu mucksen, geschlafen. An meinem Bette saß Graf Tyskiewicz. Er hatte mit seinen Gästen ein vergnügtes, erfolgreiches Waldtreiben abgehalten und war gegen Abend zu dem einsamen Bauernhaus gekommen, um mich abzuholen. Blombach hatte das Treiben mitgemacht, er stand vergnügt lächelnd neben dem Grafen. Ich mußte wohl beim Erwachen ein höchst verwundertes Gesicht aufgesetzt haben, denn beide lachten laut los. Dann reichte mir der Graf die Hand. „Gott sei Dank, daß die Geschichte so abgelaufen ist! Ich habe mir schon in der Nacht Vorwürfe gemacht. Aber hätten Sie noch eine Stunde in dem Dornhag ausgehalten, dann hätten wir Sie entsetzt, denn wir kamen in vier Schlitten angefahren."

„Was wird nun aber der russische Kaiser dazu sagen?"

„Wieso, weshalb, lieber Freund, was meinen Sie damit?"

„Daß wir ihm alle Wölfe totgeschossen haben?"

„Es sind wohl noch einige übrig geblieben. Und überdies ist es hier verboten, im Schlafe Wölfe zu schießen."

„Blombach, war es wirklich so schlimm?"

„Na, ich danke, Herr Doktor! Auf der letzten Werst vor dem Gehöft habe ich Sie unter den Arm fassen müssen, um Sie vorwärts zu bekommen, und mindestens zehnmal habe ich geschossen."

Kein Wort, daß er mir ebensovielmal das Leben gerettet hatte.

Als ich davon zu sprechen anfing, wehrte er ab.

„Keine Ursache, Herr Doktor! Ich war die Ursache und hatte die Verantwortung."

Acht Tage später trat ich die Rückreise an. Ich nahm mir zur Erinnerung an die Nacht unter den Wölfen der Bjelowjesa zwei Felle mit, die Köpfe ausgestopft, mit funkelnden Augen. Und wenn ich am Schreibtische vorbei zu ihnen hinunterblicke, wird die Erinnerung lebendig . . .

Professor Dr. Albert Hoffa. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Wiederum hat der Tod in die Reihe der hervorragenden Ärzte Deutschlands eine Lücke gerissen. Der berühmte Orthopäde Geheimrat Professor Dr. Hoffa begab sich am Weihnachtsabend von seinem Wohnsitz Berlin zu einer Konsultation nach Antwerpen. Bereits auf der Hinreise klagte er über Herzbeschwerden, die sich in Antwerpen etwas besserten. Er wollte nun in kurzen Strecken reisend wieder nach Berlin heimkehren, in Köln verschlimmerte sich aber sein Zustand derart, daß er in das dortige Augustahospital gebracht werden mußte. Trotz der sorgfältigsten Pflege verschied er dort am Silvester um 10 Uhr abends. Der berühmte Chirurg war auch ein Mitarbeiter der „Gartenlaube", und unsere Leser werden sich noch gewiß an den lichtvollen Artikel „Massage als Heilmittel" erinnern, der im Jahrgang 1903 der „Gartenlaube" erschienen ist. Das Gebiet der Orthopädie, das Hoffa zu seinem Spezialfach erwählt hat, ist sehr groß. Es bildet den Zweig der Heilkunde, der sich mit den Verunstaltungen und Verkrümmungen des menschlichen Körpers befaßt. Dem Orthopäden fällt die Aufgabe zu, schief und krumm gewordene Glieder wieder gebrauchsfähig zu machen. Die Wege, auf denen dieses so wichtige Ziel erreicht werden kann, sind mannigfach. Da kommen die mediko-mechanischen Verfahren in Betracht, Verbände und Stützapparate aller Art, Heilgymnastik, Massage, und schließlich muß der Orthopäde auch zum Operationsmesser greifen, um Schäden zu beseitigen, und Muskeln und Sehnen die gewünschte Betätigung möglich zu machen. Alle diese Methoden beherrschte Professor Hoffa meisterhaft und übte sie in seiner Berliner Klinik zum Wohle seiner Patienten aus. Mit Eifer war er auch bestrebt, neue Erfindungen und Entdeckungen in den Dienst der Heilkunde zu stellen. Dies war auch nach der Entdeckung der Röntgenstrahlen der Fall. Als reife Frucht dieser Arbeit ist sein letztes Werk zu bezeichnen „Atlas der orthopädischen Chirurgie in Röntgenbildern", den er im Verein mit seinem Assistenten Dr. Rauenbusch herausgegeben hat. Ferner sind noch hervorzuheben seine Vorträge über verschiedene Gelenkerkrankungen, über spinale und zerebrale Kinderlähmung und seine „Technik der Massage", die erst neuerdings in der fünften Auflage erschienen ist. Auch den neuen Heilverfahren bei Gelenkerkrankungen, der Anwendung der Blutstauung, der verdünnten Luft, der Sauerstoffeinblasungen und der direkten Bestrahlung wandte er seine rege Aufmerksamkeit zu und berichtete über seine reichen Erfahrungen auf chirurgischen Kongressen und in ärztlichen Vereinen.

E. Bieber, Hofphot., Berlin, phot.

Albert Hoffa †

Österreichische Jubiläumspostmarken. (Zu den untenstehenden Abbildungen.) Länger als durch all die geplanten glänzenden Feierlichkeiten wird die Erinnerung an das sechzigjährige Regierungsjubiläum des Kaisers von Österreich durch die sogenannten „Jubiläumsmarken" wachgehalten werden, welche die k. k. Postbehörde zur Feier dieses Tags ausgibt. Die von Professor Koloman Moser entworfenen Marken bestehen aus 17 Wertstufen, deren höchste einen Wert von 10 Kronen darstellt. Diese kostbarste Marke zeigt, umgeben von einem breiten Zierrahmen und der Inschrift: „Kaiserliche Königliche Österreichische Post", in großem Viereck das wohlgetroffene Bild des greisen Herrschers. Zwei weitere Marken, im Wert von 5 und 2 Kronen, haben rechteckige Form und umschließen Ovalbilder der Hofburg und des Franzensplatzes mit Reichstrakt und Franzensbrunnen wie des Kaiserlichen Sommerschlosses Schönbrunn mit der Gloriette im Hintergrunde. Die 1-Kronen-Marke hat ungefähr die gleiche Größe, nur ist sie hochgestellt und mit einem Bilde des Kaisers im Ornat des Ordens vom Goldenen Vlies

Österreichische Jubiläumspostmarken.
Um die Hälfte vergrößert.

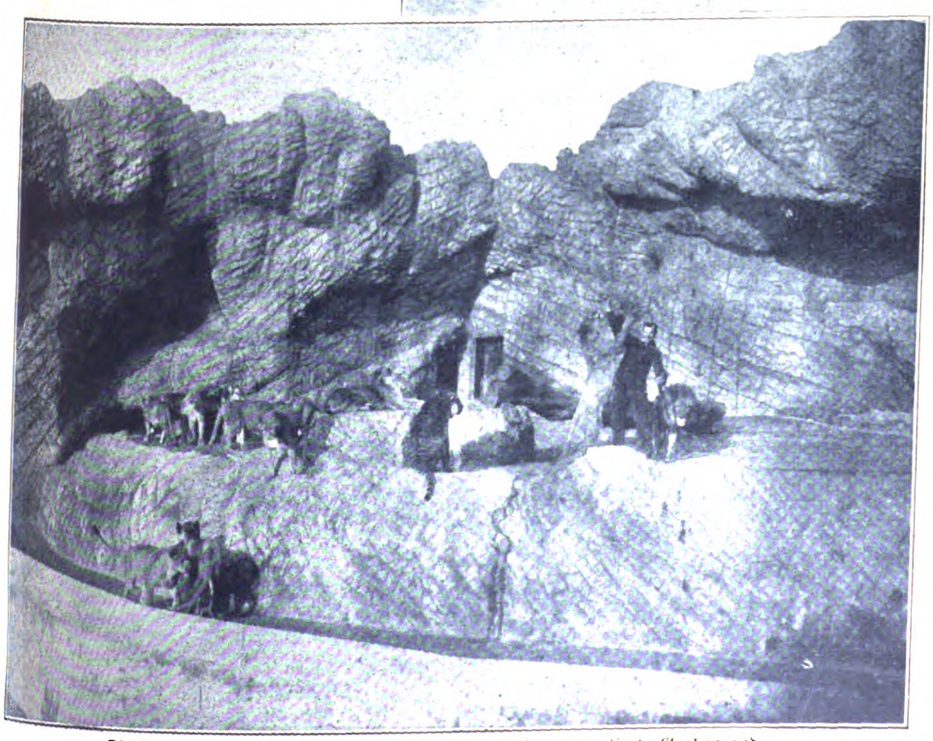
Raubtiere bei 14 Grad R Kälte im Freien.

geschmückt. Auf all diesen Postwertzeichen ist die Verbindung von Bild, Zierrahmen und Schrift ebenso eigenartig wie schön, allerdings nehmen letztere, besonders auf den 1- und 10-Kronen-Marken, einen fast allzu breiten Raum ein. Die von Ferdinand Schirnböck in Kupfer gestochenen Zeichnungen machen dem Künstler alle Ehre, auch der Leistungsfähigkeit der Wiener Staatsdruckerei wird durch den vorzüglich gelungenen zwei- und dreifarbigen Druck, der selbst in der kleinsten Zeichnung zur Geltung kommt, das beste Zeugnis ausgestellt.

Bilder aus dem Hagenbeckschen Tierpark in Stellingen. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Neuerdings hat der bekannte Tierhändler Karl Hagenbeck in der Nähe des Dorfes Stellingen bei Hamburg einen neuen eigenartigen Tierpark errichtet. In diesem soll das Zusammenpferchen der Tiere in engen Käfigen und geschlossenen Häusern vermieden werden. Es soll den Gefangenen möglichst viel Bewegungsfreiheit geboten werden, und Stallungen sollen ihnen nur bei ungünstigem Wetter Unterschlupf gewähren. Dabei wird aber der Auslauf den Tieren nach Belieben freigelassen. Unter diesen Umständen gedeihen die Gefangenen viel besser und akklimatisieren sich leichter. Die Erfahrung hat gelehrt, daß selbst wilde Tiere, die aus heißen Ländern stammen, unsere Winter gut zu überstehen vermögen, sobald man ihnen nur genügende Bewegungsfreiheit läßt. Die Stallungen, in die sie sich zur Ruhe zurückziehen, dürfen aber nicht überhitzt werden; man hält sie nur bei rauhem Wetter frostfrei. Unsere Abbildungen zeigen uns das Verhalten einiger solcher Tiere in dem strengen vorjährigen Winter. Da sehen wir Strauße, die vor nicht langer Zeit aus Afrika eingeführt wurden, in dem ihnen freigegebenen Gehege in tiefem Schnee umherlaufen. Als Unterschlupf dient ihnen nur ein Holzstall, und die Vögel fühlen sich dabei wohl und bleiben gesund. Das andere Bild führt uns die „Felsenhöhle" vor, in der eine Anzahl von Raubtieren haust. Es ist gerade ein frostiges Wetter,

Strauße im Schnee.

das Thermometer zeigt 14 Grad Reaumur Kälte, aber Löwen und Tiger haben ihre „Höhle" verlassen und treiben sich im Schnee herum. Das Terrain, auf dem der neue Tierpark angelegt wurde, war ursprünglich ein flaches Kartoffelfeld. Die „Felsen" und die „Berge" hat erst Hagenbeck geschaffen. Für die Raubtiere wurde zunächst ein passender Stall gebaut; um diesen richtete man dann ein Gerüst von Baumstämmen und Balken auf, bespannte es mit Drahtnetzen, brachte auf diese Zement und fügte in die Masse Granitblöcke ein. So wurde eine Felsenlandschaft geschaffen, und auf die gleiche Weise baute man auch Hügel und „Berge", die der Besucher besteigen kann. Von diesen Gipfeln schweift der Blick über dieses lehrreiche und eigenartige „Zoologische Paradies".



Die Raubtierschlucht im Sommer. Im Vordergrund der zementierte Grabenrand.

Vom Hagenbeckschen Tierpark in Stellingen bei Hamburg.

Dr. Franz Kugler. (Zu dem Bildnis auf der umstehenden Seite.) Der 19. Januar ist für die Geschichte der Kunstwissenschaft und Ästhetik ein bedeutungsvoller Tag, ward an ihm doch vor 100 Jahren in Stettin einer ihrer berufensten Vertreter Dr. Franz

Franz Kugler.
Zum 100. Geburtstag am 19. Januar.

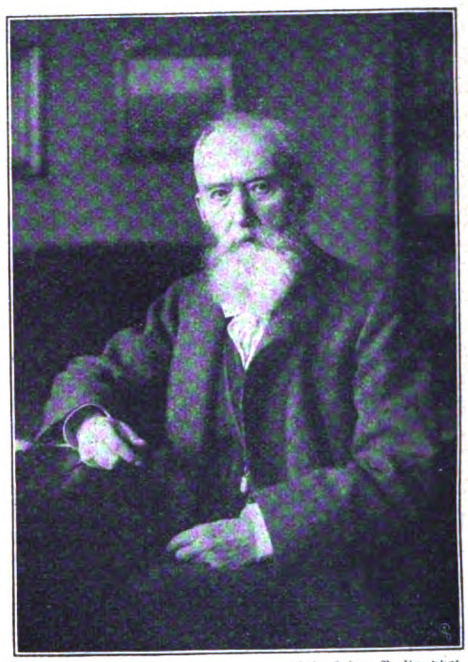
Theodor Kugler geboren. Man kann wohl sagen, daß die wissenschaftliche Behandlung der Kunstgeschichte erst durch ihn gegründet ward und sich auf folgende seiner Hauptwerke stützt: Das „Handbuch der Geschichte der Malerei, von Konstantin dem Großen bis auf die neuere Zeit“ (Berlin 1837, 2. Band, 2. Auflage von J. Burckhardt. 1847, 2 Bände), die von Menzel illustrierte „Geschichte Friedrichs des Großen“, das „Handbuch der Kunstgeschichte“ (Stuttgart 1841—42, 5. Auflage, bearbeitet von Lübke, 1871—72, 2 Bände), „Kleinere Schriften und Studien zur Kunstgeschichte“ und die unvollendet hinterlassene „Geschichte der Baukunst“, das umfassendste Werk, das über den Gegenstand existiert. Es wurde von Burckhardt, Lübke und Corn. Gurlitt ergänzt. Auch als Dichter und Schriftsteller trat Franz Kugler hervor, und wenn auch seine literarischen Schöpfungen hinter seiner wissenschaftlichen Schriftstellerei zurückstehen, so hat ihn doch ein einziges frisches Lied populärer gemacht als all seine großen, schweren Werke, nämlich das köstliche „An der Saale hellem Strande“, das er 1822 gedichtet hat. Franz Kugler ward nach absolvierten Studien auf den Universitäten von Berlin und Heidelberg und vorübergehender Tätigkeit an der Berliner Bauakademie 1833 Professor der Kunstgeschichte an der Akademie der Künste und Dozent an der Universität von Berlin. 1842 als Mitglied in den Senat der Kunstakademie und im folgenden Jahr ins Kultusministerium berufen, erhielt er dort 1849 die Stelle eines vortragenden Rats. Er starb am 18. März 1858 in Berlin.

Rodelbahn bei Tegernsee. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Das bayrische Hochland mit seinen vielen Unterkunftshäusern, seinen herrlichen Ski- und Rodelbahnen ist auch im Winter das Ziel Tausender, seitdem der Wintersport solch mächtigen Aufschwung genommen hat und allsonntäglich so und so viele Sonderzüge die Städter hinaustragen in die verschneite Herrlichkeit der Winterwelt. Von allen Bergen tönt der helle Zuruf „Ski“, „Berghei!“ oder „Rodel“, die Schlitten sausen pfeilgeschwind zu Tal, und auf den zahlreichen Seen blüht der Eissport, sogar das Schlittschuhsegeln gewinnt mehr und mehr Freunde. Wer einmal am sonnig klaren Wintertag die reine Luft der Höhen geatmet und sich der Lust des gesunden schönen Sportes hingegeben hat, den zieht es immer wieder hinaus in die unberührte Schneelandschaft der Berge, deren Anblick Auge und Herz weit und die Seele feierlich macht.

J. Reitmayr, Tegernsee, phot.

Rodelbahn am Wallberg bei Tegernsee.

Wilhelm Busch. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Wilhelm Busch ist am 9. d. M. zu Mechtshausen am Harz, wo er seinen Lebensabend zubrachte, im 76. Lebensjahre gestorben. Trauernd steht das deutsche Volk an der Bahre eines, den es liebhatte. Den Lesern der „Gartenlaube“ ist sein Lebensbild vertraut aus einer eingehenderen Würdigung, die Victor Blüthgen ihm im Jahrgange 1904 widmete. Wie wenige erfreute sich Wilhelm Busch allgemeiner Beliebtheit; die Figuren aus seinen Humoresken sind zu allbekannten Typen, viele seiner Verse zu Sprichwörtern geworden. Sein „Max und Moritz“ wird von der deutschen Jugend ebenso gern belacht wie sein „Heiliger Antonius“, „Die fromme Helene“, „Hans Huckebein“, „Pater Filucius“, „Knopp“ und viele andere seiner Schöpfungen von den Erwachsenen. Diese fast beispiellose Popularität Buschs ist vor allem daraus zu erklären, daß er, wie selten einer, für unzählig viele Situationen im Leben das richtige Wort gefunden hat, daß er auch da, wo den Alltagsmenschen Ärger und Verdruß erfaßt, mit einer drolligen Wendung den versöhnenden Humor anzubringen weiß. Und wenn ihn nicht seine Worte unsterblich machten, so hätten seine köstlichen, von wahrer Künstlerschaft zeugenden Zeichnungen es getan. — Geboren am 15. April 1832 zu Wiedensahl in Hannover, besuchte er die Polytechnische Hochschule seiner Landeshauptstadt und später die Akademien von Düsseldorf, Antwerpen und München. Lange Jahre hindurch hat er in der bayrischen Kunststadt zugebracht; so erschienen auch seine ersten Zeichnungen 1859 in den Münchener „Fliegenden Blättern“, und seine „Münchener Bilderbogen“ fanden bald über die ganze Erde hin Verbreitung. Noch im Frühling des vergangenen Jahres konnte er in voller Rüstigkeit seinen 75. Geburtstag feiern. Große Ehrungen wurden ihm an diesem Tage zuteil. Nun hat auch ihn das unerbittliche Schicksal gefällt. Er, dessen sonnige Kunst uns so oft lachen machte, läßt uns nun trauernd an seinem Sarge stehen und weinen.



Fritz Kesler, Berlin, phot.

Wilhelm Busch †

Der letzte Besuch. (Zu dem Bild Seite 60 und 61.) Es ist keine Ausgeburt der Phantasie, sondern furchtbare Wirklichkeit, was der Künstler hier im Bilde festgehalten hat: eine Szene, wie sie unter Albas Schreckensherrschaft sich oft genug in den Niederlanden abgespielt hat. Gleich den Grafen Egmont und Hoorn mußten dort viele Edle ihre Vaterlands- und Freiheitsliebe mit dem Leben bezahlen — sie verließen das Staatsgefängnis nur, um das Blutgerüst zu besteigen. Auch hier harrt ein Opfer spanischer Willkür dem Tod entgegen. Ein düsterer Morgen ist über dem burgartigen Gebäude angebrochen, dessen massives Eisentor nur den Beichtvater und die Familie des Verurteilten einlassen darf. Sie hat schon den letzten, schweren Abschied genommen; sowohl der gebeugte alte Vater wie das Weib mit seinem tränenlosen Schmerz wissen, daß sie die geliebte Stimme, die ihnen so oft zu Trost und Freude klang, nie wieder hören werden. Dem Kind aber, das dem Vater die Henkersmahlzeit zugetragen und wohl noch einmal auf seinem Knie gesessen hat, ist der Tod noch ein Unbegriffenes, das ihm den sonnigen Weg nicht lange überschatten wird. Ehrfürchtig läßt der alte Beschließer, der schon so viel Elend und Jammer mit angesehen hat, die Beraubten an sich vorüberziehen; das schwere Eisentor aber, das sie hinausgelassen hat, öffnet sich nun dem Beichtiger, der bedrückten Herzens seines Amtes walten muß; und selbst die harten spanischen Söldner können sich bei seinem Anblick einer gewissen Ergriffenheit nicht erwehren, kommt der schlichte Mönch doch im Namen einer Liebe, die auch vor Kerker und Blutgerüst nicht zurückschreckt. Wenige Stunden noch, und der Gefangene selbst wird diesen düstern Hof durchschreiten, um ungebeugt in den Tod zu gehen — eins der vielen edlen Opfer, aus deren Blut endlich die Freiheit der Niederlande aufsprießen sollte.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau“: Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Ein Flötensolo.

Gemälde von Albert Schröder.

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Über steinige Wege.

(3. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Ilsterode war schön mit seinem alten Herrenhause, das so behagliche Räume, so feste alte Mauern hatte, dem großen, mit herrlichen Bäumen besetzten Park, den weiten Rasenflächen und dem köstlich rauschenden Bergfluß, der den Park durchströmte. Die Luft des Waldes zog zu den Fenstern herein, mit dem Duft der reifenden Kornfelder vermischt; der Himmel war blau, blendend weiß mit leichten silbernen Rändern flogen die Sommerwolken darüber hin.

Die drei jungen, geschwisterlich vertrauten Frauen mit den Kindern lebten von früh bis spät in dem Park, meistens saßen sie unter den Linden beim Hause; sie fertigten Handarbeiten, spielten mit den Kindern, plauderten und neckten sich, schrieben an ihre Männer, lasen deren Briefe und machten Spaziergänge, Fahrten in den Wald und in die Berge.

Frau v. Seeheim und ihr Gatte waren die liebenswürdigsten Wirte; jedermann konnte tun und lassen, was er wollte, und fand man sich mittags zusammen in dem großen, altertümlich ausgestatteten Speisesaal oder abends auf der Terrasse, so standen die Mahlzeiten stets unter dem goldenen, gleichmäßig guten Humor des Hausherrn, vor dessen lachenden blauen Augen Mißstimmungen nicht standhielten. Die kleine, elfenhafte Erie war in der Ehe eine rundliche, emsige Hausfrau und strenge Mama geworden, die ihren Zwillingsbuben, so winzig sie noch waren, keine Unart nachsah. Die Kerlchen waren aber auch musterhaft artig und lachten mit ebenso kleinen fidelen Augen in die Welt wie ihr Vater.

Mit Stolz zeigte das junge Ehepaar seine Musterwirtschaft, Frau Erie die Kuh- und Schweineställe, die Milch- und Butterwirtschaft, Lutz seine Schafherden, seine Mälzerei und Brennerei, den ganzen Tag waren sie auf den Füßen. Abends, wenn andere Leute schlafen gingen, verschwand Erie mit ihrem Mann in dessen Zimmer zur Verrechnung, morgens war sie vor Tau und Tag wieder auf, und die junge Frau versicherte strahlend, mit Ilsterode gehe es wieder aufwärts.

Ruth war das wie ein Wunder; Erie hatte sich daheim immer wie eine Prinzessin gegeben, hatte nie gefragt, was eine Sache koste, wenn sie ihr gefiel; eine Jungfer war kaum genügend gewesen für ihre Bedienung, und jetzt war sie mitten dazwischen und legte selbst Hand an, wenn ihr eine Sache nicht flink genug geschah. Ruth sagte das auch der Schwester.

Ja, im Anfang sei das auch nicht so glatt gegangen, berichtete Frau Erie lächelnd, aber Lutz habe immer wieder betont, es sei eine unbedingte Notwendigkeit, daß sie sich um die Wirtschaft bekümmere, und da wäre die Lust plötzlich in ihr erwacht.

Frau Anderhagen wurde auch erwartet für einige Zeit. Siddie hatte vorläufig abgesagt, aber eines Tages kam sie doch ganz unerwartet; schon ganz früh fuhr sie vor, um den Tag hier draußen bei der Schwester zu verbringen, wie sie sagte. Die zwei Stunden lange Fahrt auf der schattenlosen Landstraße mußte sie wohl angegriffen haben, denn sie sah blaß aus, und ihre schönen Züge hatten etwas Spitzes, Scharfes bekommen; sie klagte auch über Kopfschmerzen.

Es war ein gewitterschwüler Tag und im Freien kaum zu atmen, obgleich es erst neun Uhr war, als Siddie kam. Ruth nahm die Schwester mit in ihr Zimmer hinauf, bettete sie auf die Chaiselongue und schloß die Läden vor den Fenstern, damit es kühl und dunkel sei. Sie hatten sich wohl länger als ein Jahr nicht gesehen. Siddie lag ganz still in der tiefen Dämmerung, und Ruth ging leise hinaus, um den Kinderlärm möglichst zu verhüten, der den Schlaf der Schwester verscheuchen könnte. Auf dem Korridor standen Rose und Erie und flüsterten miteinander. Als Ruth zu ihnen trat, hörte sie gerade noch, wie Erie sagte: „Lutz muß mit Mutter reden!“ Und als sie Ruth erblickte, fragte sie: „Nicht wahr, Siddie ist sehr verändert?“

„Ja, sehr!“ gab Ruth bekümmert zu. „Was mag nur mit ihr sein?“

„Ich ahne es nicht“, flüsterte Erie. „Ich habe sie schon neulich gefragt, ob sie sich krank fühlte? Aber sie behauptet, ganz wohl zu sein. Mir würde sie ja auch überhaupt nichts sagen, denn wir sind seit meiner Heirat noch immer gespannt miteinander, und Karl hat bis jetzt unsere Schwelle noch nicht betreten.“

„Soll ich sie fragen?“ meinte Ruth zögernd.

„Vielleicht macht es sich — versuche es doch!“ antwortete die Schwester.

Zur Mittagstafel erschien Siddie; sie war still, fast gelangweilt; von Zeit zu Zeit sah sie Ruth an mit sonderbar forschenden Blicken. Als diese sich nach dem Essen zurückzog, kam Siddie wieder mit in ihr Zimmer, und da, in der Dunkelheit der geschlossenen Läden, wo Ruth, halb entschlummert, auf ihrem Bette lag, weil sie Siddie die

Chaiselongue überlassen hatte, flüsterte plötzlich eine heisere Stimme neben ihr: „Ruth, könntest du mir nicht fünftausend Mark leihen?“

Ruth fuhr auf, und da stand Siddie in dem hellen Kleide wie ein Gespenst in der kaum dämmerigen Stube und hielt die Hände müde ineinander gefaltet.

„Gewiß, Siddie!“ sagte sie, „aber warum gehst du nicht zu deinem Mann?“

„Er soll es nicht wissen!“ war die kurze Antwort.

„O? — Warum nicht?“

„Das kann ich dir nicht so sagen.“

„Wenn du das Geld notwendig brauchst, so will ich an Heinz schreiben, Siddie!“

„Wozu? Muß er das wissen?“

„Ja, Siddie, das weißt du — das halten wir nun mal so.“

„So! Nun, dann will ich es nicht — dann — bitte, sprich nicht weiter davon.“ Sie trat zurück und ging wieder nach dem Sofa, aber im Hinlegen seufzte sie tief.

Ruth blieb ein Weilchen still. „Siddie,“ begann sie dann, „Heinz würde dir mit Vergnügen das Geld besorgen.“

„Nein — ich mag nicht, daß er darum weiß.“

„Ja — dann — dann kann ich dir eine so große Summe wirklich nicht geben.“

Da lachte Siddie, aber es klang höhnisch, und sie lachte und lachte, bis sie in Tränen ausbrach; es steigerte sich bis zu einem förmlichen Weinkrampf, den keine Bemühung Ruths zu stillen vermochte. Erst als Ruth zur Türe ging, um Erie zu Hilfe zu rufen, verstummte jäh das Weinen der Schwester, sie stürzte Ruth nach und riß sie heftig zurück. „Nein! Nein — und ich will nicht, daß Erie mich so sieht, und ich will nicht, daß Lutz es erfährt — dieser Mensch — dieser dicke, fette, ewig lächelnde Mensch, der — der mir — der uns . . .“

„Herrgott!“ sagte Ruth leise, „Kinder, was ist denn nur zwischen euch? Da freut man sich, denkt an frohe Stunden in der Heimat, und ihr seid spinnefeind miteinander? Es muß doch einen Grund haben, Siddie — sprich dich doch aus!“

„O nein! Nein — es ist ja nichts, ich bin nur so schrecklich nervös. Und aussprechen? — Ja, wenn's noch wie früher wäre, aber jetzt, wo du einen Mann hast, da setzt du dich gleich hin in der nächsten Viertelstunde und schreibst: ‚Denke Dir nur, was ich von Siddie eben hörte — so und so‘ — ihr seid ja beide so furchtbar in eure Männer verliebt, nein, danke, es sind auch wirklich nur die Nerven.“

„Ich würde wahrscheinlich nicht davon gesprochen haben, wenn du es nicht gewünscht hättest,“ sagte Ruth, „aber — wie du willst. Übrigens, dein ‚verliebt‘ — ich weiß nicht recht, ich denke, es sollte heißen, ‚du liebst ihn so ganz und tief, daß du ihm alles anvertraust‘ — dann hättest du vielleicht recht gehabt.“

„Ach Gott, Ruth,“ sagte Siddie mitleidig, hob die Schultern und ging in der Stube umher und tupfte mit dem Taschentuch gegen ihre Augen, „na ja — es ist ja möglich — du bist eben gläubig wie eine Konfirmandin, und er wird es schon verstehen, dir täglich etwas vorzuschwatzen. Aber du kommst schon noch dahinter, glaube mir, Kind — einer ist so — so verlogen wie der andere.“

Ruth antwortete nicht; sie sah ihre Schwester scheu an. Was mochte ihr nur geschehen sein?

In diesem Augenblick kam Rose mit einem Brief, den sie Ruth vorlesen wollte. „Hast du schon Nachricht von deinem Mann, Ru?“ fragte sie zuerst.

„Nein — heute nicht. Hast du —?“

„Freilich, sie haben etwas erlebt, sie sind umquartiert nach Bellingen, wo sie eigentlich erst in zwei Tagen liegen sollten, denke dir Stromberg ist abgebrannt, Schloß, Ställe, Arbeiterhäuser, das halbe Dorf ist eingeäschert, sie haben alle löschen und retten helfen müssen, und nun sind Bellingen. Höre zu!“ Rose las: „‚Die Baronin v. S ließ dem Kommandeur sagen, daß in ihrem Schlosse viel Platz sei, um uns sämtlich, einschließlich der unterzubringen, und da sind wir denn um Mittag hinübergeritten und großartig aufgenommen. Auf diese sind wir fast acht Tage da, weil ein Ruhetag und ein dabei sind in Bellingen.‘“

„Ja!“ sagte Siddie vom Fenster her, „das es steht haarklein in der Zeitung — sie steckt der Tasche meines Staubmantels — ihr könnt's gan führlich lesen.“

Rose trat zu einem Stuhl, über dem der lichtgraue S mantel hing, zog aus dessen Falten die Zeitung hervor suchte darin. „Hier, unter den Depeschen steht's“, un las sie:

„‚Ladenberg, den . .

Das herrliche alte Schloß des Herrn v. Strombe gestern abend ein Raub der Flammen geworden tro fassender Löscharbeiten, bei denen sich die Mannschafte X. Ulanenregiments in lobenswerter Weise beteiligten.

Die Herrschaft war abwesend, das Haus mit Einqu rung überfüllt wie die ganze Umgegend augenblicklich i den nächsten Tagen stattfindenden großen Manöver wege

Die Baronin Saddler in dem benachbarten Bellinge seit ungefähr einem Jahre Witwe ist, stellte den obdac Herren ihr Schloß zur Verfügung, obgleich auch dieses mit Einquartierung belegt ist.

Schloß Bellingen ist nicht ganz so alt wie das vern Stromberg, repräsentiert sich aber in seiner durchaus stilge Renovation als eine der schönsten Schloßbauten unserer vinz. Die Baronin erhielt die Besitzung, die ehemals Freiherrn v. Sandow gehörte, als Hochzeitsgeschenk von Vater, dem Chef einer Weingroßhandlung in Leipzig, Weltfirma, namens Rothenburg, dessen einzige Tochter Erbin Frau v. Saddler ist. Die liebenswürdige S nahm heute auch die Strombergschen Knaben samt dem F lehrer in ihr Haus auf.‘“

Ruth hatte schweigend, mit gesenktem Kopfe dagesessen; der Stirne fühlte sie leise prickelnde Schweißperlchen. nahm ihr Tuch und fuhr sich über das Antlitz.

Rose, die sehr eilig gelesen hatte, sagte beim Sch „Na ja, das schreibt mein Mann ungefähr auch, nur ganz kurz — er wäre sehr müde von der letzten N und dazu noch das üppige Diner in Bellingen; er sch morgen mehr.“

Ruth hatte offenbar gar nicht mehr recht zugehört; streckte die Hand nach der Zeitung aus, und dann las sie einmal den Bericht Wort für Wort. Rothenburg, ja — hatte sich nicht verhört, da stand es! Die einzige Tochter reichen Rothenburgs in Leipzig, und — dort war Heinz, er hatte ihr nichts davon geschrieben! Zum erstenmal Morgen, an dem sein Gruß ausgeblieben war.

Eine tiefe Stille herrschte im Zimmer. Siddie blickte beweglich in die heraufziehenden Wolken, und Rose ihren Brief zu Ende. Plötzlich warf sie einen schnellen, sorgten Blick auf Ruth, die eben wieder mit dem Tuch ihre Stirn fuhr. Rose hatte eben gelesen:

„Ein sonderbarer Zufall, daß Buchen hier ganz unversehens auf seine alte Liebe treffen muß — du weißt, die N Rothenburg. Er zog es vor, sich im Dorf ein Quartier im Wirtshause sein Mittagsessen zu suchen. Die große Ü müdung, die furchtbare Hitze — wir waren alle halb blödsi von ihr — die Unkenntnis davon, daß der alte Rothenb Bellingen gekauft hatte, um es seiner Tochter als Mitgift schenken — hatten Buchen so mittapern lassen, ohne daß sich orientiert hätte, bis er im Speisesaal auf einmal vor stand. Tableau ohne Worte! Gott sei Dank, fiel es we nicht auf. Es war eine Riesenversammlung von Kamerad er hatte sich dann plötzlich verkrümelt.

Ich fand ihn abends beim Kantor Tägebüll, der ihm seine Putzstube eingeräumt hatte. Übrigens, unter uns, ein wunderschönes Weib, diese Nelda."

Rose steckte ihren Brief in die Tasche. „Kinder, wenn es euch recht ist, gehen wir hinunter," rief sie, „und wir nehmen die Kinder mit!"

Sie faßte Ruth um die Taille und drängte sie zur Türe. —

Ruth und Rose begleiteten gegen Abend Siddie ein Stück in deren Wagen, stiegen an der Heiligen Buche aus und gingen den Weg zurück. Es war eine reine, aber kühle Luft geworden. Die beiden jungen Frauen schritten elastisch dahin. Der unerklärliche Druck, der sich heute mittag auf Ruths Brust gelegt hatte, als sie erfuhr, daß ihr Mann zufällig und ungewollt der Frau gegenübergestanden hatte, der seine erste heiße Liebe galt, war noch nicht gewichen, das süße alte Vertrauen hatte noch nicht wieder Besitz von ihr ergriffen. Aber können sich denn Gräber öffnen? Stehen Tote auf? Und Nelda v. Saddler, geb. Rothenburg, war tot für Heinz, das hatte er ihr so oft gesagt. Dennoch . . .

Er hatte es gesagt, damals, als er von dieser seiner Jugendliebe sprach. — Wenn er doch nur angesichts dieser Begegnung erst geschrieben hätte! Noch nie hatte sie sich so nach einem Briefe von ihm gesehnt, noch nie so wie heute.

Rose schreckte sie aus ihren Gedanken auf, indem sie begann über Siddie zu sprechen, wie verändert sie sei, und was wohl der Grund sein könne.

„Ich will Mutter fragen, wann sie kommt," meinte Ruth, „vielleicht weiß sie es."

Sie kamen gerade zur rechten Zeit nach Haus, um sich zu Tische zu setzen. Auf Ruths Platz lag ein Brief ihres Mannes — ein strahlendes Lächeln zog einen Moment über das blasse Gesicht; sie sah zärtlich auf die fest und energisch geschriebene Adresse, die das große Kuvert trug, und barg das Schreiben in ihrer Tasche.

„Lies doch! Lies doch!" bat Rose Arming ungeduldig, aber Ruth schüttelte den Kopf; sie las seine Briefe nicht in Gegenwart anderer. Gleich nach dem Abendessen lief sie in ihr Zimmer hinauf und las beim Scheine des Nachtlämpchens seine Zeilen am Bettchen des Kindes, ein lieber, weicher, zärtlicher Brief, voll Sehnsucht nach ihr und nach Bubi. Auch des Brandes und der Umquartierung nach Bellingen war flüchtig gedacht, aber — von Nelda Rothenburg kein Wort, keine Andeutung. Und das befremdete sie, machte sie aufs neue unruhig.

Sie stand auf mit gekniffenen Lippen und den traurigen Augen, die sie als Mädchen fast immer hatte. Warum schrieb er ihr nicht darüber? Für was hielt er sie? Glaubte er, sie würde eifersüchtig sein oder zweifeln an seiner Treue? Oder war er seiner selbst nicht sicher genug, um ganz ruhig diese Begegnung zu ertragen? Hatte dieses Wiedersehen ihn so bewegt, daß er nicht einmal schreiben davon mochte? Wie eine Kranke saß sie da.

Als eine Stunde später Rose anpochte, um zu fragen, was denn Heinz geschrieben habe, konnte sie nur mit Mühe einen gleichgültigen Ton erheucheln, um zu antworten: „Gar nichts weiter, das gleiche, was dein Mann schrieb, Rose."

„Es ist ja auch eigentlich nichts darüber zu sagen", meinte Rose nachdenklich. „Aber, kommst du nicht herunter? Lutz und Erie machen Pläne für ein Gartenfest zu Ehren des dreißigsten Geburtstages eurer Mutter."

Aber sie wehrte ab. „Mein Kopfweh ist wiedergekommen, ich möchte lieber schlafen heute abend."

Da sah Rose sie an und erblickte ihre gespannten Züge und gequälten Augen.

„Schlafe, liebe Seele, schlafe," sagte sie und küßte sie herzlich zur guten Nacht. Ruth aber lag in den Kissen und weinte zum erstenmal in ihrer Ehe, herzbrechend und bitterlich.

* * *

Heinrich v. Buchen saß in seinem Quartier bei Kantor Tägebüll in dessen guter Stube und schrieb. Er konnte seiner verdrießlichen Stimmung nicht Herr werden, und das war ihm nicht zu verdenken. Erstlich hatte er keine Nachricht von Ruth, und fürs zweite hatte er von dem Agenten Lohrig, der seinerzeit Ramme auf seine Bürgschaft hin das Geld geliehen, die Aufforderung erhalten, innerhalb drei Tagen zu zahlen, widrigenfalls der Betreffende klagbar werden würde.

Heinz schrieb ihm zurück, daß er auf seiner Weigerung beharre, weil der Onkel des flüchtig gewordenen Ramme rechtlicherseits verpflichtet sei, die Schuld seines Neffen zu decken. Er war fest überzeugt, daß der alte Mann den letzten Wunsch des Entgleisten erfüllen werde und müsse.

Arming kam gegen Abend vom Schloß herüber und fragte, ob Heinz in den Gasthof mitgehen wolle, um dort einen Skat zu spielen. Aber Heinz hatte keine Lust. So blieb denn Arming auf dem mit schwarzem Roßhaar bezogenen Sofa sitzen, zündete sich eine Zigarre an und erzählte, daß die jungen Kameraden sämtlich in die eine halbe Meile entfernte kleine Stadt zu einem Ballfest gefahren seien. Dann kamen sie auf Ilsterode zu sprechen; Arming hatte einen Brief von Rose, die von Siddies Besuch erzählte, und daß Ruth sich sorge um ihre Schwester, die allen sehr sonderbar erschienen sei, so, als ob zwischen Karl und Siddie nicht alles sei, wie es sein solle.

Der Bursche brachte eine Flasche Mosel, Zitronen und Selterwasser; sie hatten die Fenster aufgemacht, der Duft aus dem Gärtchen, in dem weiße Lilien, gesprenkelte Nelken und Nachtviolen blühten, zog fast betäubend herein.

„Gott sei Dank, daß es endlich regnet, der Staub war schon nicht mehr erträglich", sagte Heinz endlich

„Ja, der weiße Staub hier herum ist das einzige Ekliche," gab Arming zu, „sonst ist's ja wirklich hier zum Aushalten. Die schöne Witwe macht eine famose Wirtin, kann ich dir sagen, die Kameraden brechen sich fast die Hälse um sie. Übrigens hat sie mich heute direkt nach dir gefragt."

Heinz blickte auf. „Gott bewahre!" sagte er erstaunt und unwillig, „was wollte sie denn?"

„Ob du Familie hättest. Ich sagte — ja, bis jetzt den Stammhalter."

„Sonst noch was?"

„Nein! Es kam auch nur so ganz flüchtig, als ich von unsern Gören sprach. Sie hätte keine, gestand sie und sagte das mit einem melancholischen Lächeln. Na, ich denke, sie wird's wohl machen wie der alte R. in der Mark, von dem Fontane erzählt: Nimmt mir Gott, so nehme ich wieder! Zur rechten Zeit wirft sie die Witwenhaube in den Plunderkasten."

Heinz Buchen quittierte mit einem schwachen Lächeln über den kleinen Scherz und trank seinen Mosel aus. Das Gespräch über die schöne Frau war ihm peinlich, er dachte an Ruth, und daß er zwei Tage hindurch keine Nachricht von ihr hatte, und was es sein könne mit ihr, die, nach Aussage von Arming, gesund war und der Junge auch. Nur verstimmt wegen Siddie? Aber deshalb konnte sie doch schreiben?

„Ich begreife es einfach nicht", sagte er und stand auf.

„Was?"

„Daß ich keine Zeile von meiner Frau erhalten habe!" Und dann setzte er rasch hinzu: „'s ist doch am Ende das beste, wir gehen zum Skat." Er schnallte den Säbel um und griff nach der Mütze.

Ein paar Augenblicke später gingen sie aus dem Hause den Weg entlang, der zwischen dem Kirchhof und der Parkmauer hindurchführte, der Dorfstraße zu. Und schon nach einer Viertelstunde saßen die beiden Herren in der Gaststube des Kruges am wachstuchbezogenen Tisch und spielten Skat mit dem Oberstabsarzt.

Es war gegen zehn Uhr an diesem Sonntagabend, als Heinz in sein Quartier zurückging. Im Kruge tanzten die Soldaten mit den Bauermädchen, und hinter jedem Zaun

flüsterte und kicherte es; der alte Mond war am Himmel Sieger geblieben, blendend lachte er aus den silbern umsäumten Wolken und goß sein Licht auf die Wipfel der hohen Bäume, die über die Mauern des Schloßparks nickten, auf die Zypressen des Kirchhofes und auf den weißschimmernden Weg. Alle Schatten waren tief, samtartig schwarz, ein schwacher Wind bewegte die Zweige der Bäume, und der kleine Bach, der die Anhöhe herabschoß unter der Brücke hindurch, um hinter dem in die Parkmauer eingefügten Gitter zu verschwinden, gluckste und murmelte fast unheimlich laut.

Vor Heinz gingen ein paar Ulanen, jeder ein Mädchen am Arm, neben ihnen ein Bauernbursche, der auf der Ziehharmonika spielte. Die Mädchen sangen eine schwermütige Melodie: „Sie hat die Treu gebrochen, das Ringlein brach entzwei." Am Kirchhof kreischten sie plötzlich auf und kamen in toller Flucht Heinz entgegen, die Kerle lachten und machten in aller Hast Front vor Heinz, und dann wurde es wieder ganz still.

Heinz ging weiter seinem Quartier zu. Er grübelte immer noch über Ruths Schweigen — dann stockte sein Fuß. Da standen plötzlich, wie hingezaubert, drei Gestalten unweit von ihm in der größten Helligkeit des Mondlichts mitten auf dem Wege vor dem Parkpförtchen. Und jetzt hörte er auch eine sonore Männerstimme sagen: „Gute Nacht, Frau Baronin, wir danken nochmals herzlichst für Ihren Besuch und bedauern nur, daß Herr v. Sandow absagte und Sie sich mit uns hausbackenen Leuten begnügen mußten."

„Ich habe zu danken, mein verehrter Herr Pastor, meine liebe Frau Pastorin, es war so unter uns sehr gemütlich . . ."

Dann tauchten der Pastor und seine Frau wieder in den Schatten der Kirchhofsallee, durch die der Weg zur Pfarre führte; nur die eine Frauengestalt verharrte regungslos mitten auf dem Weg und blickte zu dem Küsterhause hinüber, das schweigend und dunkel dort lag.

Unwillkürlich war Heinz stehengeblieben; da wandte sich die Dame und sah starr zu ihm hinüber, ganz deutlich erkannte er im hellen Lichte des Mondes das schöne Gesicht unter dem schwarzen Spitzentuch — es war Nelda.

Er war einen Moment im Zweifel, was er machen solle. Dann drehte er sich kurz entschlossen um und schritt langsam zurück, in der Hoffnung, nicht erkannt zu sein; er wollte keine Begegnung.

Da kam es hinter ihm, leise und schnell, mehr ein Huschen, Gleiten als ein menschenähnliches Gehen, und dann die weiche klangvolle Stimme, die er nie wieder zu hören gemeint hatte —

„Heinz! Heinz v. Buchen!"

Er mußte sich umwenden, wollte er nicht unhöflich sein; und nun standen sie sich gegenüber. Ein Paar flehender, vorwurfsvoller Augen sah ihn an aus einem blassen Antlitz, Augen, für deren freundlichen Blick er einstmals das Leben gelassen haben würde.

„Warum stellen Sie sich denn so furchtbar feindlich zu mir? Sie tun mir weh — daß Sie es wissen", sagte sie erregt und hastig. „Was habe ich Ihnen getan, daß Sie mich so behandeln?" fuhr sie fort. „Kann ich dafür, wenn meine Eltern eine Bedingung stellten, die Sie nicht erfüllen konnten und wollten? Kann ich dafür, daß meine Eltern hartnäckig blieben trotz aller meiner heißen Bitten? Ich bin wahrhaftig die einzige, die geopfert worden ist unter eurem Eigenwillen, und jetzt werde ich obendrein noch beleidigt, denn Ihre Übersiedlung aus meinem Hause zu dem Kantor ist eine Beleidigung! Sind Sie so kleinlich geworden, Herr v. Buchen? Müssen denn zwei Menschen, denen das Schicksal verweigerte, sich anzugehören, müssen sie sich dann notwendigerweise hassen und fliehen? Liegt ein Sinn in solchem Tun?"

Diese Anklagen waren über ihn hergefallen wie ein Hagelschauer, bitter, tadelnd und leidenschaftlich. In seiner Brust empörte sich etwas gegen diese schöne Frau, die ihn auf der einsamen Straße stellte und mit Vorwürfen überhäufte.

„Ich glaubte nur in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich Ihre Wege nicht kreuzte, Frau Baronin," erwiderte er, „aber gestatten Sie, daß ich Sie zu dem Eingang Ihres Parkes geleite."

Er trat ehrerbietig an ihre linke Seite, und so gingen sie die zwanzig Schritte bis zur Parktüre miteinander.

Die junge Frau war verstummt, aber Heinz hörte sie heftig atmen, wie bei unterdrücktem Weinen. Zu dem Pförtchen gekommen, öffnete Heinz und trat mit einer Verbeugung zur Seite, um sie einzulassen, aber sie blieb stehen, und plötzlich legte sie den Arm gegen die Mauer, lehnte ihren mit einem Spitzentuch bedeckten Kopf dagegen und weinte leidenschaftlich.

Sie standen im dichtesten Schatten, Heinz erkannte noch kaum die Umrisse ihrer Gestalt, nur das bitterliche Schluchzen drang in sein Ohr und berührte ihn unsagbar peinlich. „Aber wozu das alles, Baronin?" fragte er leise.

„Bitte, verzeihen Sie!" stieß sie hervor, „es ist so über mich gekommen, als ich Sie vorhin sah; da mußte ich Sie ansprechen, mußte Ihnen sagen, daß ich mir immer gewünscht habe, Sie einmal wiederzusehen, Ihnen zu erklären, wie alles gekommen ist damals, und daß ich schuldlos war, und daß . . ."

„Aber, Baronin, das hat ja heute gar keine Bedeutung mehr! Wir haben beide unser Teil gelitten, das wissen wir und wollen das Schmerzvolle jener Zeit stumm bleiben lassen", bat er. „Bitte, fassen Sie sich," hob er nochmals an, als sie weiter schluchzte, „und lassen Sie uns friedlich scheiden —."

„Ja", sagte sie, sich gewaltsam fassend. „Ja! So wäre es wohl das Richtige — aber Sie müssen mich ja kennen! Ich bringe so etwas in Ewigkeit nicht fertig. Ich bin noch immer so, daß ich mit dem Kopfe durch die Wand will, wenn keine Tür da ist. — Es ist wahrscheinlich in Ihren Augen fürchterlich, daß ich Ihnen da einfach sage, wie ich mich gefreut habe, Sie wiederzusehen, und noch mehr, daß ich wissen will, ob Sie glücklich geworden sind — daß ich so sehr wünsche, ich dürfte Ihnen erzählen, wie schuldlos ich bin an unserer Trennung. — Verzeihen Sie, Heinz, ich bildete mir ein, auch Sie hätte es interessieren können, wie mein Leben geworden ist. — Es scheint aber, die Männer können so ganz und gar mit ihren Erinnerungen aufräumen, daß nicht das leiseste Stäubchen haften bleibt von dem, was einst war. Und so gründlich scheint bei Ihnen dieses Aufräumen geglückt zu sein, daß Sie da stehen können wie ein hölzerner Wegweiser und mit den Armen zeigen: Dort geht deiner, und hier geht mein Weg. Ich werde das niemals lernen — Aber eins sagen Sie mir noch: Sind Sie glücklich geworden?"

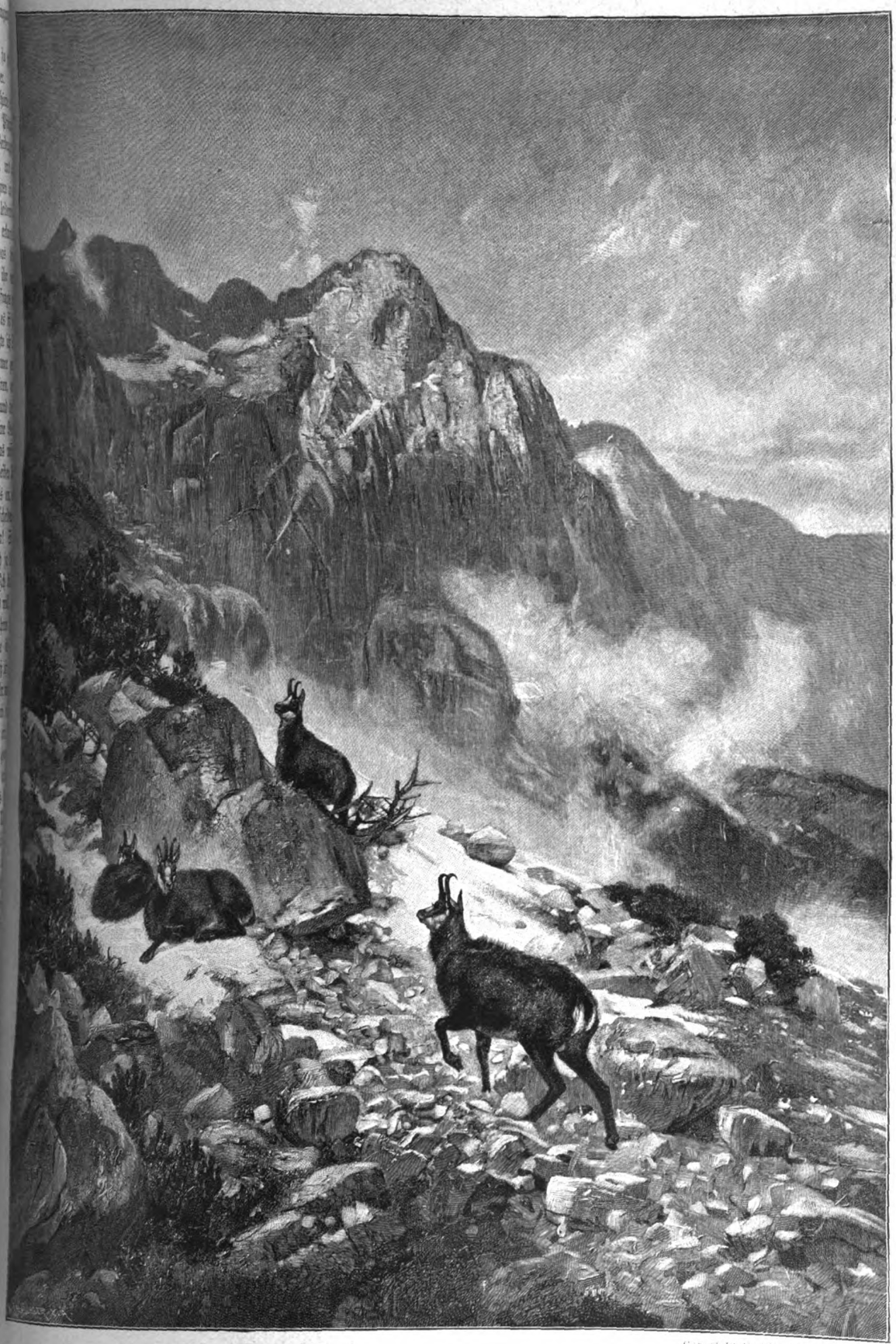
„Ja, Baronin," sagte er ehrlich, „sehr!"

„Es muß schön sein, wenn man das sagen kann", sprach sie langsam. „Und so ausgefüllt sein von seinem Glück, daß man keine Gedanken und kein Gedenken an anderes und Vergangenes hat — das muß sehr schön sein. — Leben Sie wohl, Heinz Buchen, möge Ihr Glück stetig sein!"

Sie hielt ihm die Hand hin, schmal und weiß schimmerte sie im Dunkel, und Heinz ergriff sie und zog sie an die Lippen.

„Nicht so — nicht so bitter", murmelte er. „Nach der Trauer kommt Ihr Frühling wieder, Baronin. — Sie besitzen alles, um das Glück zu locken und festzuhalten, Jugend und Schönheit und ein großes, warmes Herz. Und seien Sie überzeugt, daß ich Ihrer niemals im Groll, sondern nur in herzlicher und tiefer Trauer gedacht habe. — Lassen Sie mich auch ferner in Verehrung Ihrer gedenken und glauben Sie mir, daß das Andenken an unsere Liebeszeit mir immer heilig bleiben wird."

„Das ist lieb von Ihnen gedacht," sagte sie, „und das soll ein Wort sein . . . Und sehen Sie — Ich kenne auch das Glück, ein anderes freilich, wie ich es mir erträumt habe — aber doch ein schönes, gutes, reines Glück. — Ich hätte Ihnen gern davon erzählt, wenn wir Freunde geworden wären. Aber das geht nicht — Sie wollen es nicht — Sie haben auch vielleicht recht! Adieu!"



Copyright 1902 by Franz Hanfstaengl

Im Hochgebirge.

Gemälde von J. Schmitzberger.

Sie reichte ihm nochmals flüchtig die Hand, dann war sie im Pförtchen verschwunden, und er hörte, wie der Schlüssel energisch im Schloß herumgedreht wurde.

Er atmete auf. Ganz wie früher noch dieses starke Empfinden, die gleiche ungestüme Seele, der köstliche Freimut ihrer Äußerungen, der kleinliche Rücksichten nicht kannte, noch die gleiche unbekümmerte Warmherzigkeit, die ihn dazumal umstrickt hatte.

Was dachte sie nur? Was wollte sie? Freundschaft? Mein Gott, sie hatte ja eigentlich recht. Warum denn nicht? Warum war er vor ihr geflüchtet? Hatte er Furcht vor der, die er einst so heiß begehrte, er — der jetzt Ruth in so glücklicher Sicherheit liebte?

Kopfschüttelnd ging er über den Weg zu dem Küsterhause hinüber. Als er durch das Vorgärtchen schritt, flüsterte es in der Laube, die dicht am Zaune stand. Er erschrak, es wäre greulich, wenn ihn und die Baronin jemand belauscht hätte — was konnte man für Klatsch an diese kleine Episode spinnen!

Als er dann rasch seine Schritte zu der mit Pfeifenkraut bewachsenen Laube richtete, hörte er das Knacken von Zweigen, einen halblauten Ausruf des Schreckens und dann ein Geräusch, wie wenn jemand plötzlich auf den Boden springt, und von sich hastig entfernenden Schritten. Heinz trat zurück und bog sich über den Zaun, im Mondendämmer erkannte er, daß sich ein untersetzter Mann in Zivilkleidern schon weit unten, fast laufend, bewegte. Vor ihm, den Gartenweg hinauf, flatterte ein helles Frauenkleid.

„Guten Abend, Fräulein Dägebüll!" rief er in plötzlicher Eingebung hinterdrein.

Sie stand, hoch aufatmend, vor der Haustür. „Um Gottes willen, es ist zugeschlossen!" stammelte sie erschreckt, „bitte, lassen Sie mich mit hinein, Herr Leutnant; Onkel gab Ihnen doch den Schlüssel?"

„Na ja," sagte er gutmütig, „das kommt davon", obgleich es ihm nicht ums Necken war in diesem Moment. „Wenn's nun Onkel merkt? Wie?"

Da reckte das spitze, verblühte Mädchen sich ordentlich auf. „Das geht keinen was an," zischte sie, „da soll man jeder bei sich anfangen — ich bin wenigstens nicht verheiratet." Dann war sie vorangeschlüpft in das Haus und lief geräuschlos die Treppe hinauf.

Heinz trat in sein Zimmer, halb verärgert, halb belustigt; da hatten sich die braven Kantorsleute ja eine nette Pflanze ins Haus genommen, besaßen aber offenbar keinen Dunst von der Leichtlebigkeit der Nichte, die ein nachgelassenes Kind des einzigen Bruders des Herrn Kantor war, eine Norddeutsche mit scheinbar ungemein tugendhaftem Wesen, an die er geglaubt hatte wie Onkel und Tante Kantor wohl auch.

Sieh da! Amalie Dägebüll aus Buxtehude, da hast du es mir ja ordentlich gegeben! dachte er. Die denkt nun ja wohl gar . . .

Er ließ die Rouleaus in seiner Stube herunter und zündete die dünne Stearinkerze an, dann schloß er den Koffer auf, holte die Schreibmappe aus Juchtenleder, die Ruth ihm geschenkt hatte, legte Papier und Feder zurecht und wollte an sie schreiben, alles, auch das eben Erlebte. Er saß vor dem leeren Bogen, auf dem noch weiter nichts stand als „Meine liebe, einzige Ruth!" und wußte nicht, wie er weiter schreiben sollte. Endlich brachte er noch eine Zeile zustande, strich sie wieder, zerknüllte den Bogen und warf ihn in den offenstehenden Koffer.

Er wollte ihr gern diese Begegnung schildern, wollte ihr erzählen, daß sie ihn erschüttert, ihn gerührt habe, und wie er sich nach ihr, Ruth, sehne, um sich mit ihr auszusprechen, wie er sich ängstige um ihr langes Schweigen, aber es wollte und wollte ihm nicht gelingen, über diese halbe Stunde zu sprechen, die er in der Nähe der einst geliebten Frau zugebracht hatte. Ruth war so leicht verletzlich, so leicht verschüchtert, er wußte nicht, wie er ihr dies alles sagen sollte. Er stellte sich ihr liebes Antlitz vor in dem Augenblick, wo sie dieses lesen würde, ihr so betroffenes blasses Gesicht, ihre erschreckten vorwurfsvollen Augen — er konnte nicht!

Sicher war sie schon verletzt dadurch, daß er ihr nicht sofort von diesem Wiederbegegnen geschrieben hatte! Er warf schließlich die Feder hin, zerknüllte auch den dritten Bogen und beschloß, die nächste Post abzuwarten. Kam abermals kein Brief, dann wollte er depeschieren. Übrigens in drei Tagen war er schon aus dieser Gegend marschiert, und in zehn Tagen war die Manövergeschichte zu Ende, und dann fuhr er nach Ilsterode, um Ruth abzuholen; sie gedachten noch auf zwei Wochen nach Helgoland zu gehen.

Er warf sich aufs Bett und konnte nicht schlafen. Der verwünschte Mondenschein und diese Begegnung vorhin, dieser leidenschaftliche Schmerz der jungen Frau!

Sie habe sich fügen müssen damals, sagte sie, sie habe stets eine Gelegenheit ersehnt, um ihm zu sagen, daß sie ihn nur gezwungen aufgebe. — Ob sie vielleicht unglücklich gewesen war in ihrer Ehe? Ihr bitteres Weinen tönte noch in sein Ohr. Ja — und hatte er das Recht, dies alles weiter zu sagen, selbst wenn es Ruth war? Sicher nicht — er hatte kein Recht dazu, es wäre einfach unritterlich!

Gott allein mochte wissen, was sie gelitten, dies arme schöne Geschöpf! Ihre Seele war ja förmlich aufgerüttelt, erschüttert gewesen vorhin, das gehörte vor kein anderes Ohr.

Tief und stark packte das Mitleid ihn an, und die Erinnerung stimmte ihn weich und traurig! Er hatte ihr unrecht getan, als er meinte, sie habe ihn leichten Herzens aufgegeben, und er durfte es ihr nicht abbitten, durfte sie nie wiedersehen, so leid es ihm tat, er mußte sein Herz hüten — hüten um seiner und Ruths willen, um der schlichten, starken Liebe willen, die er für sie im Herzen trug. Er war abscheulich kühl und gemessen gewesen, aber so mußte es sein!

Er sprang empor und suchte auf seinem Nachttisch nach der Photographie, die Ruth ihm beim Abschied geschenkt hatte; sie stellte sie vor mit dem Kind auf dem Arm. Es war gar nicht mal ein gutes Bild, die Dilettantenaufnahme einer befreundeten Dame, aber Ruth saß darauf, so rührend in der Haltung, den Kopf zu dem Kinde geneigt, daß es wie ein Madonnenbild anmutete. (Fortsetzung folgt.)

David Friedrich Strauß.

Zu seinem hundertsten Geburtstage (27. Januar 1908).

Von Rudolf Krauß.

Im Juni 1835 erschien der erste und im November des gleichen Jahres der zweite Band eines Werkes, das in der zünftigen Theologie wie eine Bombe einschlug, aber auch weit darüber hinaus innerhalb der gebildeten Christenheit ungeheures Aufsehen erregte: „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von David Friedrich Strauß." Ein bahnbrechendes Buch, das eine neue Epoche in der theologischen Wissenschaft eröffnet hat, das Erzeugnis einer machtvollen Einzelpersönlichkeit und doch zugleich der Ausdruck einer starken geistigen Strömung des Zeitalters. Hatten bisher die rein supranaturalistische Richtung, die alle in den Evangelien erzählten Wunder auf Treu und Glauben hinnahm, und die rationalistische mit ihrer natürlichen, aber oft unerträglich platten Erklärung des Wunderbaren miteinander um die Siegespalme gerungen, so

wurde nun zum erstenmal der historische Gehalt der neutestamentlichen Erzählungen systematisch geprüft und gesichtet, ihr größerer Teil unter Anwendung des in der Profanwissenschaft längst durchgedrungenen Mythenbegriffs für Dichtungen des christlichen Gemeingeistes erklärt und als ungeschichtlich verworfen. Der Eindruck des Werkes mußte um so tiefer sein, als dafür eine ungewöhnliche Vereinigung hervorragender wissenschaftlicher und schriftstellerischer Mittel aufgeboten war: die größte Kaltblütigkeit, Unerschrockenheit und Folgerichtigkeit, der gründlichste Fleiß, außerordentlicher Scharfsinn, glänzende Dialektik und Meisterschaft in der sprachlichen Darstellung.

Und der Verfasser? Ein Ludwigsburger Kaufmannssohn, der seine Ausbildung den württembergischen Seminarien verdankte, damals „Repetent", d. h. Hilfslehrer am vielgerühmten Tübinger Stift, also aus einer der berufensten Pflanzschulen der evangelischen Theologie hervorgegangen und genau vertraut mit den Geheimnissen des kirchlichen Rüstzeugs. Und ein junger Mann, dem nichts ferner lag als frivole Sensationslust, der vielmehr, von hohem sittlichen Ernst getragen, einem unüberhörbaren inneren Rufe folgte, sich seiner Aufgabe wie einer unabweisbaren Pflicht unterzog. Auch keiner, der sich von Jugend an aus dem Verneinen ein Geschäft gemacht hatte. War doch Strauß, der Sohn frommer Eltern, noch in den ersten Studentenjahren ganz in der romantischen Weltanschauung befangen gewesen, deren philosophische Begründung er in den Werken eines Schelling und Böhme suchte. Hatte er sich doch innig an den Wundermann Justinus Kerner angeschlossen und am geheimnisvollen Tun der Seherin von Prevorst gläubigen Anteil genommen. Mit Hilfe seines Lehrers Ferdinand Baur, der Schleiermacherschen Dogmatik und vor allem der Phänomenologie Hegels fand er dann den Ausweg aus dem Irrgarten des Magnetismus und Somnambulismus. Jetzt wurden die Verstandeskräfte in dem bisherigen Gefühlsmenschen entbunden, und staunend entdeckte er in sich eine glückliche Gabe dialektischen Denkens. Ein längerer Aufenthalt in Berlin im Cholerawinter 1831/32, wo er nur noch ganz kurz den bewunderten Hegel sah und hörte und dann mit der Leiche des schmerzlich Betrauerten ging, gab ihm vollends die innere Befreiung. Dort gewann in seinem Kopf der Gedanke zu jenem Werke Gestalt, das er nach der Heimkehr in die Heimat mit fester Hand zur Ausführung brachte.

Strauß mochte gewähnt haben, den Kampf auf gelehrtem Boden ausfechten zu können, und nun mußte er die Erfahrung machen, daß sich die theologische Wissenschaft von den religiösen Gefühlen der Menge nicht reinlich scheiden läßt. Bitter sah er, um mit Friedrich Vischer zu reden, sein Vertrauen in die alleinseligmachende Kraft der Wahrheit getäuscht. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich in der christlichen Welt wider den verwegenen Angreifer geheiligter Traditionen, leidenschaftlicher Widerspruch ertönte von allen Seiten, am heftigsten in seinem schwäbischen Heimatlande, und entlud sich in Gegenschriften, die zum Teil die gehässigsten persönlichen Verdächtigungen nicht scheuten. Wohl fand Strauß an seinen gleichgesinnten Freunden, vor allen an Vischer, unerschrokkene Schildknappen, aber ihre geistige Überlegenheit vermochte gegen die „kompakte Majorität" nicht aufzukommen. Und das „Leben Jesu" griff auch in die äußeren Verhältnisse seines Verfassers verhängnisvoll ein. Sofort nach dem Erscheinen des ersten Bandes mußte er eine Strafversetzung von seinem Tübinger Repetentenposten auf eine ihm wenig zusagende Lehrstelle in seiner Vaterstadt Ludwigsburg über sich ergehen lassen; er schied indessen schon nach Jahresfrist aus dem Staatsdienst aus. Fortan führte er — zunächst in Stuttgart — ein stilles Gelehrtenleben.

D. F. Strauß.

Aber Strauß stand aufrecht und bot den Schicksalsschlägen tapfer die Stirn. In geflügelten Streitschriften fand er sich mit seinen Hauptgegnern ab, nicht bloß mit den offenen und lauten, sondern auch mit den „halben", deren vorsichtige Vermittlungsbestrebungen seinem festen, manchmal allzu schroffen Charakter am meisten zuwider waren. Und doch sah es in seinem Innern oft trübe genug aus. Er hatte den Gemütsmenschen bei weitem noch nicht ganz ausgezogen. Nach seinem eigenen Bekenntnis erfüllte es ihn mit Trauer, daß alles, was er in der Theologie tat, nur solche halsbrechende Arbeit sein konnte. Der allseitige Widerspruch, die Verfemung seiner Person machten auf ihn,

der in seinem Lebenswandel die entschiedensten bürgerlichen Neigungen hatte, starken Eindruck, und er konnte sich nicht verhehlen, daß er der positiven Seite seiner Aufgabe zu wenig gerecht geworden sei. Aus solcher vorübergehenden Stimmung heraus machte er in der dritten Auflage seines Werkes wesentliche Zugeständnisse, die er jedoch in der vierten so gut wie ganz wieder zurücknahm.

Strauß war nichts weniger als ein vom Schicksal verwöhntes Sonntagskind. Schwerblütig und zur Schwermut geneigt, litt er zeitweise unter völligem Mangel an Lebensgefühl und Lebenslust. Er vergleicht in seinen Briefen einmal sich und seinen Freund Vischer mit dem Mundschenken und Bäcker Pharaonis: jener zum Leben und er zum Sterben bestimmt. Und doch ergriff dann auch ihn wieder das Verlangen, das Glück, das sich gegen ihn so spröde zeigte, zu fassen. Sein Sehnen ging nach einem festen, bürgerlichen Beruf, von dem er einen Ausgleich der schiefen sozialen Stellung, in die er geraten war, erhoffte. Als den ihm naturgemäßen Wirkungskreis betrachtete er mit Recht das akademische Lehramt. Das hatte er in Tübingen erprobt, wo er von der ihm als Repetenten zustehenden Erlaubnis, Vorlesungen zu halten, mit glänzendem Erfolg Gebrauch gemacht hatte. Aber daß sich auf keiner deutschen Hochschule ein Lehrstuhl für den Verfasser des „Lebens Jesu" finde, war er sich wohl bewußt. Da erschien es als der denkbar glücklichste Ausweg, daß ihm die radikale Züricher Regierung im Januar 1839 die dortige Professur für Dogmatik übertrug. Doch der gewagte Schritt versetzte den ganzen Kanton in so furchtbare Aufregung, daß er zurückgetan und Strauß pensioniert werden mußte, ehe er sein Amt angetreten hatte.

Noch grausamer scheiterte er auf anderem Gebiet. 1837 lernte er Agnese Schebest, die gefeierte Sängerin, kennen. Mit der Begeisterung für ihre klassisch edle Kunst, die ihn sogar zum Theaterkritiker machte, verband sich bald Bewunderung für ihre Person, er entdeckte an ihr „das redlichste Herz und die schönste, wahrhaft menschlichste Natur". Im August 1842 ließ er sich mit ihr trauen. Es hatte nicht an Warnungen gefehlt, und er selbst hatte sich alle Bedenken, die gegen die ungleiche Ehe sprachen, gründlich genug vorgehalten. „Gibt's eine Tragödie — nun, so war der nicht auszuweichen", schrieb er kurz vor der Entscheidung an einen Freund. Und es gab eine Tragödie. In Sontheim bei Heilbronn, dann in dieser Stadt selbst nahmen die Neuvermählten ihren Wohnsitz. Anfangs schien alles gut zu gehen. Rührend mühte sich die Künstlerin, eine tüchtige Hausfrau zu werden; sie lernte kochen und backen, plätten und nähen, und die Tunika, die sie einst als Mozartscher Sextus getragen hatte, mußte zu einem Kinderkleidchen herhalten. Aber auf die Dauer ließen sich die beiden grundverschiedenen Charaktere nicht in Einklang bringen. Wer möchte dem einen oder andern Teil die größere Schuld beimessen? Nach vierjähriger Pein gingen die zwei Menschenkinder wieder auseinander, „die von den beiden Enden der Welt her ein sonderbarer Wirbelwind zusammengestürmt hatte". Strauß' sensitive Natur hatte in der unharmonischen Ehe unsagbar gelitten, und nun bluteten die Wunden der als notwendig erkannten, aber darum nicht weniger schmerzhaften Trennung unablässig fort. In tief empfundenen und edel geformten Versen strömte er sein Leid aus.

Arbeit und Politik brachten ihn allmählich auf andere Gedanken. Zwar nur ungern stürzte er sich in die Wogen des politischen Streites. Denn er fühlte, daß seine Geisteswaffen zu fein seien für die Kämpfe des Forums. Die rührende Anhänglichkeit seiner Ludwigsburger war indessen unwiderstehlich. Als sie ihm das Mandat zur Frankfurter Nationalversammlung im Ringen mit den durch pietistische Umtriebe verhetzten ländlichen Wählern nicht verschaffen konnten, wählten sie ihn wenigstens einstimmig in die württembergische Abgeordnetenkammer. Ein Todfeind aller demagogischen Phrasen, trieb er gesunde Realpolitik, was mitten in dem unklaren und unreifen Enthusiasmus des Jahres 1848 keine Würdigung fand. So fühlte er sich im Landtage vereinsamt — „wie eine Lerche unter nützlichen Hühnern", und als er auch das Vertrauen seiner Wähler eingebüßt hatte, nahm er einen unverdienten Ordnungsruf zum Anlaß, um sein Mandat niederzulegen.

Wie ein unbehauster Flüchtling wanderte Strauß fortan durchs Leben. Er schlug sein Zelt, oftmals in raschem Wechsel, in den verschiedensten Gegenden Deutschlands auf. München, Heidelberg, Darmstadt waren seine liebsten Wohnsitze; dazwischen machte er in Weimar, Köln, Berlin, Heilbronn längere Station. Seine beste Freude war neben dem freundschaftlichen Verkehr mit erlesenen Zeitgenossen das zeitweise Zusammenleben mit seinen beiden Kindern, die seit 1851 aus den Händen der Mutter in die des Vaters übergegangen waren.

Ein Glück für Strauß, daß sich der während der Ehejahre zurückgedrängte schriftstellerische Drang nun wieder gewaltig Bahn brach. Auf das „Leben Jesu" hatte er noch ein zweites großes Werk folgen lassen: „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft", in dem er nach seinen eigenen Worten „die Bilanz unseres dogmatischen Besitzstandes ziehen" wollte. Dann kehrte er der Theologie zwei Jahrzehnte lang den Rücken. Der künstlerisch ästhetische Sinn, der in ihm gleich mächtig war wie der wissenschaftliche, bestand nun auf seinem Rechte. Strauß erkannte das Gebiet der zwischen gelehrter Forschung und ästhetisch populärer Wirkung die Mitte haltenden Lebensbeschreibung als seiner Doppelbegabung besonders angemessen. Dem genialischen Dichter und Publizisten Schubart, seinem wackeren Jugendfreunde Christian Märklin, dem schicksalsreichen Humanisten Nikodemus Frischlin, dem großen Spötter Voltaire, dem ritterlichen Vorkämpfer der Reformation Ulrich von Hutten setzte er der Reihe nach unvergängliche biographische Denkmale. Schließlich zog es ihn aber doch wieder zu seiner Jugendliebe zurück, und mit zwei größeren und mehreren kleineren theologischen Schriften beendete er seine literarische Laufbahn. 1863 stellte er seinem ersten „Leben Jesu" ein zweites, für das Volk bearbeitetes an die Seite, und 1872 sandte er die Bekenntnisschrift „Der alte und der neue Glaube" in die Welt, durch die er das letzte Band zwischen sich und dem Christentum entzwei geschnitten hat. Die unfreundliche Aufnahme, die diesem ebenso eifrig gelesenen wie heftig gescholtenen literarischen Vermächtnis zuteil wurde, verbitterte dem am Ziele seiner Tage Angelangten den kargen Lebensrest. Ein bösartiges Geschwür im Unterleib, das sich im Winter 1872/73 zeigte, weihte ihn unrettbar dem Tod. Er ergab sich mit Heiterkeit des Gemüts in seine schweren Leiden und sah der sicheren Auflösung unerschrocken entgegen. Am 8. Februar 1874 verschied er in seiner Vaterstadt Ludwigsburg, wohin er sich im Herbst 1872 zurückgezogen hatte.

Strauß hat das Märtyrerschicksal derer erfahren, die ihren Mitmenschen neue Pfade weisen. Seine Nachfolger konnten ungestraft tun, was die gläubige Christenheit ihm so schwer verargt hat. Er durfte wenigstens zu seiner Genugtuung erleben, wie seine Grundsätze in alle Adern der Wissenschaft eindrangen. Freilich ist dieser kühne theologische Bahnbrecher nur ein kritischer, kein schöpferischer Geist gewesen, und er verstand es nicht, Christus, den er seiner Göttlichkeit entkleidete, auf rein menschlicher Basis so hoch zu heben, daß die von seiner Person ausgegangenen ungeheuren Wirkungen erklärlich werden. Strauß, der sich selbst über die Grenzen seiner Natur klar war wie wenige, hat es oft ausgesprochen, daß ihm die Phantasie, die Erfindungsgabe im höchsten Sinne abgehe. Sonst wäre er, dessen anspruchslose Verse die Teilnahme für seine Person erheblich steigern, gewiß ein Dichter von Rang geworden. So vermochte er seine künstlerischen Eigenschaften nur zu betätigen, wo er sich an gegebene Stoffe anlehnen konnte. Da leuchteten sie desto glänzender hervor. In seinen großen biographischen, in seinen kleinen ästhetischen Arbeiten bewährt sich Strauß als ein Meister der Erzählungskunst, als der „geborene Stilmensch".

Die Sieben Wunder der Welt.

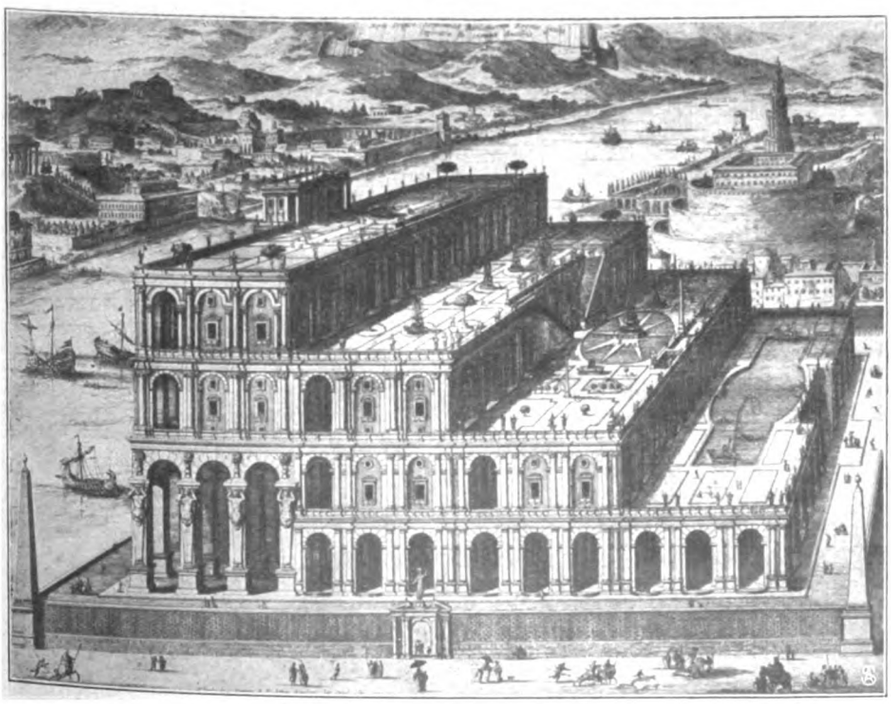
Nach Abbildungen aus dem 17. Jahrhundert. — Von Franz Maria Feldhaus.

Von alters her spielt die Zahl sieben im Leben der Völker eine wichtige Rolle. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß uns die Griechen neben ihren sieben berühmten Weisen auch sieben Weltwunder überliefert haben, nicht die Weltwunder selbst, die sind mit Ausnahme der Pyramiden bereits den Weg alles Staubes gegangen, sondern die Kunde von sieben über die Maßen merkwürdigen Bau- und Bildwerken.

Im Grunde ist es das Kolossale und Übertriebene in der Form und Ausführung, was den Weltwundern ihren Ruhm eintrug. Ein feinerer Sinn, der weniger das Äußerliche und Massenhafte als das Innere und Durchgeistigte schätzt, würde unter den Weltwundern ganz andere Dinge aufzählen als die Pyramiden, die Hängenden Gärten der Semiramis, den Tempel der Artemis in Ephesus, die Zeus-Statue des Phidias in Olympia, den Koloß von Rhodos, den Pharus zu Alexandria, das Mausoleum in Halikarnassos. Abgesehen von den Pyramiden, die das größte Alter für sich in Anspruch nehmen können, sind die Wunderwerke der Alten Welt Erzeugnisse von niedergehenden, über den Höhepunkt hinausgelangten Kulturen; es sind Epigonenwerke, die sich in gewaltigen Ausmessungen und in überladener Pracht genugtun. Aus Zeiten, denen die feinste Blüte des Geistes und Geschmackes nicht mehr eigen war, stammt auch die literarische Zusammenstellung der sieben Wunderwerke, und aus einer späteren Zeit, da die Arbeiten der Renaissance, Forschungsreisen und Naturwissenschaften den Büchermachern reichen Stoff zum Spekulieren boten, stammt der Versuch eines Gelehrten, die Weltwunder im Bild festzuhalten. Dieser äußerst vielseitige Mann, Athanasius Kircher, war in der Nähe von Fulda im Jahre 1601 geboren und kam bei den Jesuiten als Missionar weit auf Reisen herum. Eine stattliche Reihe schwerer Foliobände, die durchweg mit prächtigen Kupferstichen geschmückt sind, ging aus seiner Feder hervor. Besonders reizte es ihn, das Geheimnisvolle, das Wunderbare darzustellen. Außer seinem Buch über die Weltwunder, dem die meisten unserer Abbildungen entnommen sind, schrieb Kircher Folianten über die Arche Noah, über die Obelisken, über den Magnetismus, über die unterirdische Erde und über das Licht. Mit gewaltiger persönlicher Autorität zwang er seinen Zeitgenossen seine Anschauungen auf, und bis in die Gegenwart hinein haben darum seine Ansichten sich Geltung erhalten.

Pyramide.

Auch über das Äußere der Weltwunder kam erst die kritische Gegenwart zu anderer Auffassung. Dauernd bereichert haben die sieben Wunderwerke der Alten Welt unsern Sprachschatz. Unter Mausoleum versteht man jedes fürstlich ausgeführte Grabdenkmal. Die Ausdrücke kolossal und pyramidal leiten sich vom rhodischen Koloß und den Pyramiden her, das geflügelte Wort des herostratischen Ruhms entstand, weil Herostratos den Tempel zu Ephesus verbrennen ließ, und nach dem Leuchtturm auf der Insel Pharos benennen sich heute die Leuchttürme. Die Gold- und Elfenbeinstatue des olympischen Zeus aber hat wohl jenen Geschmack bestimmt, nach dem man gewisse Personen, z. B. Goethe, „Olympier“ nennt.



Die Hängenden Gärten der Semiramis.

Mindestens viertausend Jahre alt oder gar älter sind die Pyramiden, eigentlich Mausoleen, Grabdenkmäler der altägyptischen Könige. Die meisten und größten stehen in Unterägypten westlich vom Nil; vom

Leichentuch des Wüstensandes bedeckt, sind dort noch von 67 solchen Bauwerken die Spuren nachzuweisen. Die größte unter ihnen ist die des Königs Cheops oder Chufu. Sie war ursprünglich an der Basis 233 Meter breit und 146,5 Meter hoch; jetzt sind die entsprechenden Maße jedoch nur noch 227,5 und 135,2 Meter. Der Dichter-Ingenieur Max von Eyth hat in einem seiner Romane den jüngsten Streit um dies altehrwürdige Bauwerk anziehend geschildert. Zwei Söhne Albions, der Verleger Taylor und der schottische Staatsastronom Smyth, hatten allerhand Geheimnisse in den Ausmessungen dieser Königsgrabstätte herausgefunden: die doppelte Höhe des Bauwerks steht zu seinem Umfang im gleichen Verhältnis wie der Kreisdurchmesser zum Kreisumfang. Haben etwa die Architekten der Ägypter vor über 4000 Jahren schon die Ludolfsche Zahl (3,14159) bis auf die fünfte Dezimalstelle genau gekannt? Als Maßeinheit erfanden jene findigen Forscher einen besonderen „Pyramidenmeter". Mit der Zahl der Tage eines Jahres multipliziert, ergibt sich die Seitenlänge der Pyramide. Diese stellte sich als der zehnmillionste Teil der halben Erdachse heraus. Also hätten die alten Ägypter lange vor Pythagoras um die Kugelgestalt der Erde gewußt, und genau so, wie man zur Zeit der französischen Revolution den vierzigmillionsten Teil des Erdmeridians zum Metermaßstab nahm, vor viertausend und mehr Jahren den zwanzigmillionsten Teil der Erdachse zum Maßstab genommen? Weiter fanden Taylor und Smyth, daß die milliardenfache Höhe der Pyramide dem Abstand der Erde von der Sonne gleichkomme. Sieht das nicht so aus, als hätten die Pyramidenerbauer eine genauere Kenntnis von jenem Sonnenabstand gehabt als selbst Kopernikus und Kepler? Tatsache ist es jedenfalls, daß die Verlängerung des in das Innere der Pyramide führenden Ganges nach außen hin auf eine Himmelsstelle weist, an der vor 4000 Jahren der damalige Polarstern gestanden hat. Dieser Umstand läßt vermuten, daß die Pyramide nach astronomischer Orientierung gebaut wurde. Auch Ausmessungen im Innern ergaben verblüffende Zahlenzufälligkeiten. Man fand Beziehungen zum spezifischen Gewicht der Erde, das doch erst jüngst festgestellt wurde. Multipliziert man das Gewicht der Pyramide mit 10^{15}, so erhält man das Gewicht der Erde. Daher wähnten jene britischen Forscher, daß diese Pyramide nicht ein Grabdenkmal, sondern eine Verewigung wissenschaftlicher Feststellungen und ältester Maßeinheiten gewesen sei. Die Ägypter hätten vor mehr als 4000 Jahren von Erde und Sonne bereits gewußt, was erst das 19. Jahrhundert feststellen konnte. Weil jedoch das älteste Lehrbuch der Mathematik, der ägyptische Papyrus Rhind, aus der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends nur sehr unbehilfliche Anfänge zum Rechnen zeigt, ist es nicht wahrscheinlich, daß tausend Jahre früher die ägyptischen Priester im Besitz eines weit höheren Wissens waren.

Der Tempel der Artemis in Ephesus.

Die Hängenden Gärten von Babylon, deren Schöpferin die sagenhafte Königin Semiramis gewesen sein soll, verdanken den märchenhaften Angaben griechischer und römischer Schriftsteller ihren Weltruhm. Neuerdings vorgenommene Ausgrabungen ergaben die starke Übertreibung und phantastische Ausschmückung jener Berichte. Babylon, die Riesenstadt, die man sich nach den irreführenden Mitteilungen der klassischen Schriftsteller rekonstruieren möchte, wie es z. B. im 17. Jahrhundert der Schriftsteller Kircher getan, dem unsere Abbildungen entnommen sind, schrumpfte bei näherer Prüfung der keilinschriftlichen Überlieferung auf ein Fünfzigstel der alten Flächenangabe zusammen. Wie viel Phantasie mag da in den klassischen Überlieferungen von ungeheuer hohen und breiten Mauern, von den hundert Toren usw. stecken? Doch es ist natürlich, daß die Griechen, die im fünften oder sechsten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung als Forscher oder Kaufleute nach der ur-

Die Zeus-Statue des Phidias zu Olympia.

Der Koloß von Rhodos als Standbild des Helios

Im Jahre 536 vor Christus, in der gleichen Nacht, da Alexander der Große geboren wurde, setzte der berüchtigte Herostratus einen Tempel der Artemis in Ephesus in Brand. Es muß ein närrischer Kauz gewesen sein, dieser vielleicht mit Unrecht von der Nachwelt gebrandmarkte Herostratus, der in einer Zeit, da die Gebildeten doch längst über den Götterglauben hinausgewachsen sein mußten, den Zeitgenossen bewies, wie wenig Furcht er vor diesen Göttern hatte. Im Grunde vielleicht wollte er nur ähnlich wirken wie die Sendboten des christlichen Glaubens in Germanien, die doch auch so manche alte, ehrwürdige und heilige Eiche des Donar fällten. Herostratus, der dies allzu drastische Mittel, gleich einen ganzen Tempel in Flammen zu setzen, zur Aufklärung wählte, traf ein grausamer Tod, und es ward beschlossen, daß sein Name aus der Geschichte getilgt werde. Genutzt hat der Beschluß nichts.

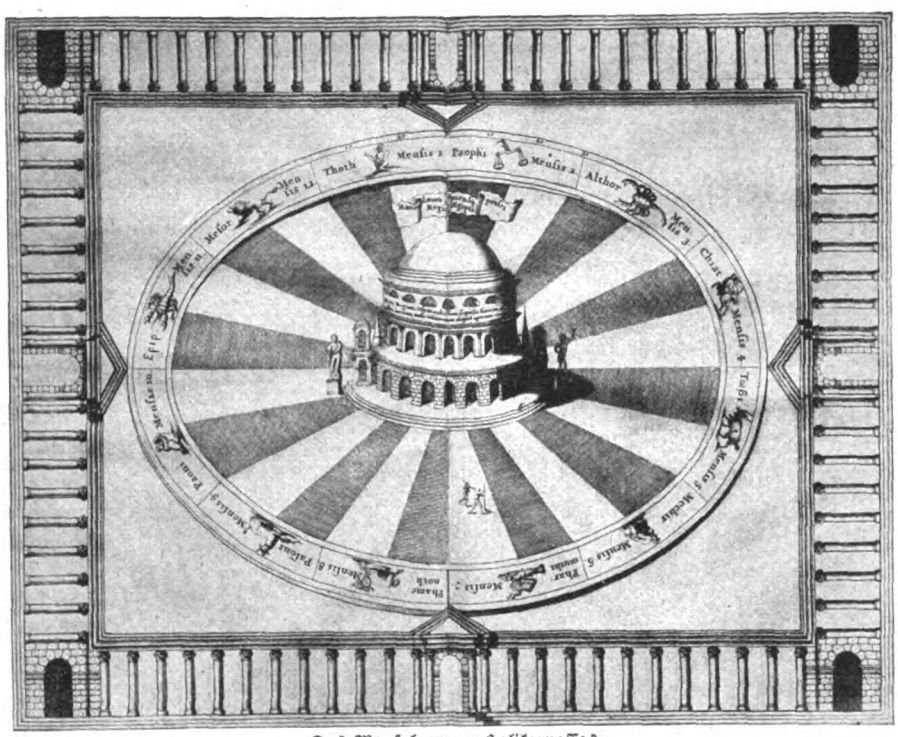
Das Artemision, dessen Erbauung während 120 Jahren ungeheure Geldmittel erfordert hatte, erstand nach seiner Einäscherung auf Betreiben der kleinasiatischen Griechen in solcher Pracht und Größe, daß es fortan zu den sieben Wunderwerken gezählt wurde. Der Tempel war viermal größer als das athenische Parthenon, seine Säulen im unteren Teil des Schafts mit Reliefs geschmückt. Von Gold und Edelsteinen glänzte das Bauwerk. 127 Säulen, an ihren Schäften mit Reliefs geschmückt, waren eine Erinnerung an die 127 Fürsten, die sich — in Wirklichkeit wohl ihre Untertanen — durch das Bauen arm gemacht hatten. Von dem Ruhm der großen Diana oder Artemis der Epheser berichtet auch das Neue Testament, und erst Konstantin der Große zerstörte ihren großen Tempel.

Als idealste Darstellung des himmlischen Zeus galt den Griechen die Kolossalstatue, die Phidias, der berühmte Bildhauer, der Freund des Perikles, in Olympia, dem Orte der bedeutendsten Nationalspiele der Griechen, geschaffen hatte.

alten Kulturmetropole am Euphrat kamen, dort die mächtigen Palastbauten und Bildwerke, die Größe und Pracht der Stadt gewaltig anstaunten und in der Heimat beim Erzählen noch um ein gutes Stück übertrieben. Die neueste Forschung glaubt, die Hängenden Gärten der Semiramis in einer Palastanlage des Königs Nebukadnezar gefunden zu haben. Dieser Herrscher, der von 605 bis 561 vor Christus regierte, hatte sich bereits zwei große Paläste erbaut, als er, mit diesem Luxus noch nicht zufrieden, dort, „wo sich die Backsteinmauer dem Herankommen des Nordwindes nähert", ein drittes Schloß errichtete. Zwischen einigen ärmlichen Dörfern birgt der im Norden gelegene Hügel „Babil" die Grundmauern jenes Königsschlosses, die ehemals über 30 Meter die Erde überragten. Darauf erhob sich auf breiter Plattform luftig der Palast, dem vom König, wie die Keilinschriften überliefern, die Bezeichnung: „Es lebe Nebukadnezar, ein hohes Alter erreiche der Ausschmücker von Esagila" beigelegt war. „Es kann kaum ein Zweifel sein," schreibt Weißbach, „daß die Anlage die gleiche war, die die Griechen als die Hängenden Gärten der Semiramis beschrieben haben." Auch H. Rassam glaubt, hier noch Reste von Brunnenschächten gefunden zu haben, durch die das Wasser auf die Höhe der Terrasse gehoben worden sei. Gegenwärtig werden die Ziegel der ehemaligen Prunkherrlichkeit als Material zu einem Euphratwehre verwendet. Zeichen der Zeit! Lautgepriesene Weltwunder der Alten zu stillen Wunderwerken der Neuzeit! Bereits Frontinus, der Vorsteher der großartigen Wasserwerke des alten Roms, sagte vor 1700 Jahren: „Kann man mit diesen Wunderbauten der Wasserleitungen, die so vielen Bedürfnissen der Menschen dienen, die müßigen Pyramiden oder sonstige unnütze, obwohl durch Ruf gefeierte Werke vergleichen!?" Wir sind also nicht die ersten, die den Nutzen des Wassers für eine Stadt höher anschlagen als einen Trümmerhaufen alten Gemäuers.

Der Pharus zu Alexandria.

Auf einem Sockel von 12 Fuß Breite erhob sich die 40 Fuß hohe Götterfigur. Nach einem Verse der homerischen Iliade hatte der Künstler den obersten Gott dargestellt: in mächtigen Locken wallte das Haupthaar von der Mitte der Stirn ansteigend mähnenartig zu beiden Seiten herab, zusammen mit dem gelockten Bart das milde Antlitz, die mächtig vorgewölbte Stirn umrahmend. Der Körper mit der breitgeformten Brust bestand aus Elfenbein, das bis auf die Hüften niedergesunkene Gewand aus Gold. Mit der Rechten hielt der Gott die Erdkugel, in der Linken das Zepter mit dem Adler auf der Spitze, das als ein Sinnbild der Erde aus mannigfaltigen Erzen zusammengeschmiedet war. Die Lehne des Thrones umtanzten rechts und links Horen und Grazien. Siegesgöttinnen standen zu den Füßen des Götterbildes, und mancherlei Bildwerk schmückte den Thron. Nach dem Bericht des Schriftstellers Strabo freilich stand das von Elfenbein, Gold, Ebenholz und Edelgestein strotzende Bildwerk in keinem Verhältnis zu seinem Tempelgemach, und hätte sich Vater Zeus mal erhoben, so wäre er zweifellos an die Decke gestoßen; zu einem solchen Weltwunder ist's allerdings niemals gekommen.



Das Mausoleum zu Halikarnassos.

Eine Kolossalstatue des Sonnengottes, des Helios, hatten die Rhodier in ihrem Koloß, einem Bildwerk von 34 Metern Höhe, das nach dem Bericht der Alten über dem Eingang zum Hafen errichtet war. Chares, ein Künstler aus Lindos, der Schüler des Bildhauers Lysippos, hatte die Statue aus Metall gegossen und ums Jahr 285 vor Christus nach zwölfjähriger Arbeit vollendet. Ein Erdbeben stürzte das Wunderwerk schon ein halbes Jahrhundert später samt einem Teil der Stadt um, und das Standbild wurde auf einen Orakelspruch hin nicht wieder aufgerichtet. Als die Araber im siebenten Jahrhundert nach Christus die Insel Rhodos eroberten, verkaufte der mohammedanische Feldherr die Koloßtrümmer an einen Juden von Edessa, der zur Wegschaffung des Erzes 900 Kamele benötigte. Ein ehemaliger Sonnengott auf Kamelen verladen — ist auch ein Treppenwitz der Weltgeschichte.

Unter den wenigen Leuchttürmen des Altertums war der berühmteste der zu Alexandria, nach einer kleinen, durch einen Damm mit dem Festlande verbundenen Insel, auf der er stand, Pharus genannt. 283 vor Christus wurde das angeblich 170 Meter hohe Bauwerk von Sostratos, einem Baumeister aus Knidos, vollendet. Nicht weniger als 800 Talente, etwa 360 000 Mark, soll es gekostet haben. Der Pharus erhielt sich bis zum Anfang des vierzehnten Jahrhunderts; wann und wie er zerstört wurde, ist unbekannt.

Unsere Aufzählung der Sieben Weltwunder der Alten hatten wir mit Grabdenkmälern, mit den Pyramiden, eröffnet, dann eine Palastanlage — die Hängenden Gärten von Babylon — weiterhin drei Götterbilder, das Artemision, die Zeus- und die Helios-Statue, zuletzt einen Leuchtturm vorgeführt. Wir schließen die Reihe, dem Eingang entsprechend, wieder mit einem Grabmal, das dem Fürsten Mausolos von Karien seine Gattin Artemisia um 350 vor Christus errichten ließ. Auf einem massiven Unterbau von mehr als 140 Metern Umfang erhob sich, von Säulen getragen, zur Höhe von 50 Metern ein tempelartiger Bau. Eine weit gewölbte Kuppel bildete das Dach, ein Säulengang umgab den Wunderbau, der im 13. Jahrhundert durch Erdbeben zerstört wurde und den Johanniterrittern einige Zeit später das Material zum Bau eines Kastells lieferte. Im Jahre 1857 grub der Engländer Newton noch zahlreiche Reste von Statuen und Reliefs aus.

Die Sieben Weltwunder, von denen die Alten berichten, befinden sich im östlichen Küstengebiet des Mittelländischen Meeres. Hätten die griechischen Geschichtschreiber damals engere Beziehungen zum europäischen Norden, zum asiatischen Süden gehabt, dann wären wohl noch andere Bauten als Wunderwerke berühmt geworden. Nahe bei Salisbury, auf der britischen Insel, liegt der uralte große Sonnentempel, dessen Reste uns als „Stonehenge" bekannt sind, und im heißen Indien steht nahe Delhi eine heilige Eisensäule, so groß, daß selbst unsere Zeit sie kaum anzufertigen imstande wäre.

Mit Ausnahme der Pyramiden sind die sieben Wunderwerke zerstört worden, Erz und Marmor, Stein und Elfenbein haben die Zeit nicht so überdauert wie die Geistesschöpfungen antiker Denker und Dichter, die von den Werken Kunde geben.

Die Wolkenburg.

Novelle von Adelheid Weber.

(1. Fortsetzung.)

Überraschend schnell wurde ich über die Förmlichkeit eines ersten Besuches hinweggeführt, und wir waren bald in lebhafter Unterhaltung, die hauptsächlich von Lori und mir geführt wurde; denn die Kleine war wirklich mit Neugier nach der Welt da unten „bis zum Springen geladen", wie sie sagte. Komteß Beate gab ab und zu ein liebenswürdiges Wort in das Gespräch, das mir ihre Kenntnis des „großen Lebens", wie Lori es nannte, bewies, und Eva hörte mit einem Lächeln auf dem weichen Gesichtchen und großen schläfrigen Blauaugen wie auf ein hübsches Märchen, das sie aber nicht allzuviel anging. Mitten in der Schilderung eines Künstlerfestes, zu der mich Loris treibende Fragen verführt hatten, wurde ich aber befangen; denn ich gewahrte in Beatens sanften Augen den gleichen angstvollen Blick, mit dem

sie vor einer Stunde Loris Ungestüm auf der Schaukel verfolgt hatten, und das brennende Interesse, von dem das ganze Gesicht der Kleinen wie von einer Flamme durchgluht wurde, hörte plötzlich auf, mich zu reizen. Was erzählst du dem Schmachtenden vom blanken Strom? ging es mir durch den Kopf; ich brach meine Schilderung ab, blickte auf das herrliche Bild von Berg und Tal um mich und unter mir und sagte mit nur halb gemachtem Entzücken: „Aber ich rede Ihnen von bemalter Pappe und künstlichen Blumen, während Sie auf Schneeberge und wirkliche Rosen schauen! So schön ist es ja nirgends auf der Welt wie hier auf der Wolkenburg!"

Da veränderte sich Loris Gesicht fast erschreckend; sie wurde blaß, ihre Augen sprühten wie in Haß.

„Ah, comme je le déteste!" rief sie.

„Liebe, du sprichst wieder französisch!" sagte Beate mit liebem, geduldigem Lächeln, und zu mir gewendet, wie in halbem Scherz: „Unsere Lori mißbraucht niemals unsere deutsche Sprache zu Übertreibungen."

Lori sah sie mit sprühenden Augen an. „Ich denke, wie ich spreche!" rief sie leidenschaftlich.

Beate sah sie nur liebevoll an. Da senkte sie den Kopf.

„Ich habe unrecht", sagte sie leise und langte hinter meinem Rücken hinweg nach Beatens Schulter.

Beatens Gesicht sah noch immer bekümmert aus; aber mit großer Gewandtheit lenkte sie die Unterhaltung auf neutrales Gebiet.

Eva hatte bei dem ganzen Vorgange nichts geäußert; aber ihre vollen Lippen umspielte ein träumerisches Lächeln wie eines, der den eigentlichen Sinn des Lebens weiß, an dem die anderen blind vorbeitappen.

Sie hatte von Zeit zu Zeit das Ührchen aus ihrem Gürtel gezogen und es verstohlen betrachtet. Ich nahm das als Zeichen, meinen Besuch, der in der Tat die übliche Zeit längst überschritten hatte, zu beenden, und erhob mich.

Als ich Lori die Hand bot, hielt sie sie fest.

„Wir müssen und müssen Sie noch öfter sehen", bat sie.

„Wollen Sie mir die große Freude machen, mich zu besuchen?" erwiderte ich. „Zwar fahre ich nächste Woche auf ein paar Tage nach Bozen, aber diese Woche würde ich ganz zu Ihrer Verfügung stehen."

„Wenn es Ihnen so recht ist, werden wir uns übermorgen nachmittags erlauben, Sie aufzusuchen, gnädige Frau", erwiderte Beate, und Lori rief: „Ich freue mich unmenschlich auf übermorgen!"

Ich machte mich nun auf den Abstieg. Als ich in die Nähe des Bergquells kam, begegnete mir ein junger Mensch, der ein Skizzenbuch unter dem Arme trug. Er grüßte mich sehr höflich, als er rasch an mir vorbeischritt.

Der Schulmeister, der zur Malstunde kommt, dachte ich. Darum sah die blonde Komteß so oft nach der Uhr. — Aber, fiel mir dann ein, Lori und nicht Eva ist doch seine Schülerin. Warum erwartete ihn dann Eva mit Ungeduld?

Ich blickte mich unwillkürlich nach dem jungen Menschen um. Er ging trotz des steilen Aufstiegs so rasch, mit einem gleichsam beflügelten Schritt, daß er schon weit oben war. Er hatte eine mittelgroße, schlanke Figur und trug das dunkle Haar ungewöhnlich lang. An sein Gesicht konnte ich mich nicht erinnern; es mußte mir nichts Besonderes darin aufgefallen sein.

Ich vergaß ihn bald über der Schönheit, die sich vor mir breitete, und dachte erst wieder an die Begegnung, als ich am übernächsten Tage um die Vesperzeit einen jungen Menschen den wenig begangenen Pfad hinter meinem Hause hinaufklimmen sah, der mich in seiner Figur und in seiner Art zu gehen an den jungen Schulmeister erinnerte. Eine Viertelstunde später trafen die Komtessen bei mir ein. Es kamen aber nur Beate und Lori; Eva ließ sich entschuldigen, sie habe Kopfweh, das vom Steigen in der Hitze unerträglich werden würde, entschuldigte Beate sie und fügte hinzu, Eva leide jetzt häufig an migräneartigen Zuständen, so daß sie auch an den Freitagen, wo Lori und sie regelmäßig zum Tori kämen, fast immer zu Hause bliebe.

Ueber Loris Gesicht huschte ein Lächeln, das sogleich wieder verschwand.

Wir verbrachten eine Stunde in angenehmem Gespräche, das uns einander fühlbar näherte; besonders Lori schmiegte sich lebhaft an mich an. Als ich dann von meiner Fahrt nach Bozen sprach, und daß ich von dort aus nach dem Garersee und vielleicht auch nach Italien fahren wolle, nahm sie mir mit den Augen die Worte aus meinem Mund, und in ihrem ausdrucksvollen Gesicht spiegelte sich eine so heiße Sehnsucht, daß ich davon ergriffen wurde.

Mir kam ein Gedanke. „Würden Sie gern mit mir gehen?" fragte ich.

„Lebensgern!" sagte sie leise.

Ich wandte mich an Komteß Beate.

„Komtesse, unsere kurze Bekanntschaft gibt mir kaum das Recht, Sie um Ihr Vertrauen zu bitten. Wenn Sie es mir aber schenkten und mir Komteß Lori für einige Tage anvertrauen wollten, so würde es für mich eine sehr große Freude sein, durch so junge, reine Augen die Schönheit der Welt doppelt zu genießen."

Komteß Beate wechselte die Farbe; sie schien sehr überrascht und von widersprechenden Gefühlen bewegt zu sein.

Aber Lori fiel ihr um den Hals. „Beate! Beate! Ich hab' ja noch nichts von der Welt gesehen! Ich war vierzehn, als Papa uns hierher verbannte."

Beate schob sie sanft von sich. „Kind, Kind!" sagte sie mit leiser Mahnung und fuhr dann bittend fort: „Du weißt, wie gern ich dir jeden Wunsch erfülle, wenn ich es irgend kann. Ich bin Ihnen so dankbar für Ihr wahrhaft gütiges Anerbieten, gnädige Frau," wandte sie sich an mich, „aber ich fürchte doch, ich darf es nicht annehmen. Mein Vater hat sehr strenge Ansichten —"

„Papa bleibt ja noch vier Wochen fort!" rief Lori.

„Eben darum, Kind, ich kann ihn nicht fragen."

„O Beate, was du für recht hältst, das ist's gewiß, und ich weiß, du bist mit dem Herzen in unserm Lager", schmeichelte Lori.

„Um mich handelt sich's nicht, Kind. Papa ist's, der euch mir anvertraut hat; ich zweifle sehr, ob er dich auch nur auf Tage fortlassen würde."

„Er braucht's nicht zu erfahren!"

„Lori!"

Das heißblütige Kind wurde dunkelrot, nestelte aber gleich den Kopf an die Schulter der Schwester. „Beate, Liebe, Gute! Ich bin so jung, und es ist so schrecklich hier — so schrecklich!"

Auf den feinen, bleichen Wangen Beatens zeigten sich scharfe, rote Flecken. Sie schwieg. Ich meinte, zu Loris Gunsten eingreifen zu sollen.

„Ich verspreche Ihnen, Ihr Schwesterchen so zu behüten, wie Sie selbst es nicht besser könnten, Komteß", sagte ich. „Ich werde keine Bergbesteigungen mit ihr machen, sondern nur Wagentouren."

„Siehst du, was sollte mir unter den Augen der gnädigen Frau passieren? Von schlimmen Folgen kann ja nicht die Rede sein", schmeichelte Lori, das Köpfchen an Beatens Schulter wie ein Kätzchen reibend.

„Ja, Kind, wer weiß die Folgen? Wir können doch nur für unsere Handlungen stehen — die Folgen sind in Gottes Hand", erwiderte Beate, und ich muß gestehen, ich wunderte mich über den Gemeinplatz in ihrem Munde und vergaß, daß, was wir so nennen, meist das Ergebnis immer wiederkehrender Erfahrungen ist. Und bald sollte ich die Wahrheit dieses Gemeinplatzes an mir selbst erfahren.

Lori aber stürzten die Tränen aus den Augen.

„Es weiß eben keiner vom andern, wie er leidet", sagte sie und hob ihren Kopf von Beatens Schulter. „Du hast dein Leben genossen und bist satt, du weißt gar nicht, wie einem zumute ist, der vor Hunger vergeht."

Die roten Flecke auf Beatens Wangen brannten; in ihre Augen kam ein gequälter Blick. „Ich möchte dich so gerne glücklich sehen, Kind", sagte sie leise; „aber —"

„Du sagst ja — du hast ja schon ja gesagt", rief Lori und zog das Gesicht der Schwester stürmisch zu sich nieder.

„Kind, was soll die gnädige Frau von deiner Undisziplinierthheit halten?" wehrte Beate.

Aber Lori lachte. „O, sie versteht leidenschaftliche Menschen, deshalb hab' ich sie ja auch gleich liebgehabt!"

Ja, ich verstand sie, verstand auch, daß die Schelmin mich mit ihrer Schmeichelei einfangen wollte, lächelte über ihre kindlichen Künste und ließ mich fangen.

Sie strahlte, die kleine Komteß, als sie mit Beate ein paar Tage später mich zur Fahrt abholte, in einfach vornehmen grauen Dreß gekleidet, in einer Hand ein Handköfferchen, in der andern ein Skizzenbuch und einen Malkasten.

„Sie will durchaus auch unterwegs zu malen suchen", sagte Beate mit dem lieben, etwas duldenden Lächeln, mit dem sie die Launen ihrer kleinen Tyrannin trug.

Über Loris Gesicht huschte ein Erröten. Schnell hob sie das Köfferchen mir entgegen. „Die Tugend in der einen, die Eitelkeit in der andern Hand. Die Seidenblusen, mit denen ich meine Toilette dinerfähig gestalten werde!" lachte sie.

Da merkte ich also, daß sie auf einen Aufenthalt in einem großen Hotel rechnete, und so sorgfältig ich auch sonst diesen Kulturstätten in schöner Natur aus dem Wege gehe, so beschloß ich doch, die Erwartungen der welthungrigen Kleinen auch in diesem Punkte zu befriedigen.

Sie lohnte mir alle Opfer im voraus. Es war wirklich entzückend, die Welt sich in diesem originellen Kopfe spiegeln zu sehen und das Glück zu betrachten, mit dem sie die Eindrücke in sich hineinsog wie der durstige Boden die ersten himmlischen Tropfen. Dabei war sie fern von jeglicher Empfindsamkeit wie jeglicher Romantik; sie sah Dinge und Menschen mit ungewöhnlichem Scharfblick, wie sie waren, verschönte nichts, interessierte sich für alles, wie es war. Naturschönheiten waren ihr freilich ziemlich gleichgültig; sie sagte, damit werde sie zu Hause über den Appetit gefüttert. Aber alles, was sich auf Menschen und namentlich auf das Leben der oberen Zehntausend bezog, erregte ihr brennendes Interesse, und bei dem Gedanken, in wenigen Tagen Venedig mit seinen Palästen und Kunstschätzen zu sehen, flammten ihre Augen. So kürzte ich denn unsere Ausflüge in die schönen Seitentäler Tirols ab und fuhr mit ihr nach Bozen. Als ich auf dem Bahnhof den Wagen zum ersten Hotel beorderte, zerdrückte sie mir fast die Hand, und in unserm Zimmer geriet sie bei dem Anblick der Eleganz um sie her in das kindlichste Entzücken. Wie ein kleines Mädchen tanzte sie umher, schmiegte ihren Fuß in die Teppiche, warf sich in die Polster jedes Sessels, legte sich auf die Chaiselongue, drehte sich vor dem großen Spiegel und schnitt ihm Gesichter und wurde vor allem nicht müde, die elektrischen Glühbirnen über den Betten und am Plafond aufstrahlen und verlöschen zu machen.

Ich mußte sie endlich mahnen, Toilette zum Diner zu machen. Da lief sie zu dem Gurtengestell, auf dem ihr Kofferchen stand, schloß es eilends auf, warf ein halbes Dutzend Blusen auf die Erde, bis sie zu einer zartgrünblauen, mit alten Spitzen garnierten Seidenbluse kam, tanzte zur Waschtoilette, ordnete die krausen Locken, zog sich an — alles im Nu — und sah unglaublich reizend aus mit ihrer eleganten Figur und ihrem dunkeln Gesicht.

Mit den vollkommen beherrschten Bewegungen der großen Dame und doch in jedem Zuge des von leichter Röte überflogenen Gesichtchens den Ausdruck entzückter Erwartung, so schritt sie an meiner Seite durch den prachtvollen Speisesaal zur Tafel zwischen den hundert eleganten Menschen, die sie alle anschauten, und auf deren Gesichtern sie ein wohlgefälliges Lächeln durch den bloßen Anblick ihres goldenen Jugendfrohsinns hervorlockte.

Wir saßen als letzte Ankömmlinge am Ende der langen Tafel, an der neben Lori ein Platz freiblieb. Auch die Plätze uns gegenüber waren noch unbesetzt, und ich war gerade in Besorgnis, daß Lori sich langweilen werde, als uns gegenüber ein Herr Platz nahm, der mir auf den ersten Blick eine unklare Erinnerung wachrief, daß ich dieser schon etwas behäbigen Gestalt und diesem dunkelumlockten Bulldoggengesicht schon begegnet sein müsse. Als er mir dann sehr liebenswürdig seine Freude aussprach, mich hier zu treffen, brachte ich ihn beim ersten Klang seiner scharfen, fremdländisch akzentuierten Stimme an die richtige Stelle meines Gedächtnisses als einen sehr bedeutenden Maler, den ich hier und da in den Ausstellungen und auch in Gesellschaften getroffen hatte, und der einen ebenso großen Ruf als Don Juan wie als Porträtmaler genoß. Da nun aber so flüchtige Bekannte sich auf Reisen eher auszuweichen pflegen, besonders wenn der eine von ihnen ein hofierter Künstler und die andere eine mittelalterige Dame ist, so setzte ich auch seine Liebenswürdigkeit gleich an den richtigen Platz und stellte ihn meiner kleinen Komteß mit innerlichem Lächeln vor, in das sich aber gleich eine Unbehaglichkeit mischte; denn ich sah Lori, kaum daß ich ihr den Namen des Berühmten nannte, so jäh erbleichen, daß ich erschrak. Gleich aber faßte sie sich und verwickelte Radwizek mit merkwürdiger Gewandtheit in eine Unterhaltung, in der sie alle Künste der feinsten Koketterie spielen ließ, so daß sie ihn ganz bezauberte, um so mehr, als sie fast nur von seinen Erfolgen sprach, deren Kunde selbst bis in ihre Felseneinsamkeit gedrungen wäre, und ein so großes Interesse an seinem Werdegang verriet, daß der geschmeichelte Künstler schon eifrig dabei war, ihr ein Bild seiner Jugendkämpfe zu geben, als das Dessert eingenommen war und man sich erhob.

„O wie schade!" sagte Lori, als wir aufstanden, mit einer Offenheit, die Radwizek vollends um den Kopf brachte; „ich sehe heut' zum erstenmal einen großen Künstler; ich möchte brennend gern hören, wie Ihr Talent sich durchgerungen hat. Und nun gehen wir in der mitten durchgerissenen Geschichte vielleicht für immer auseinander, denn morgen fahren wir weiter nach dem Karersee."

„Auf Reisen findet man sich immer wieder zusammen", fiel ich hier ein, denn mir dauerte diese Art von Unterhaltung schon zu lange; „wir können hoffentlich bald unser interessantes Gespräch fortsetzen."

Ich machte eine abschiednehmende Verbeugung. Da sagte dieser Spitzbube, der Radwizek, mit virtuos geheuchelter Unbefangenheit: „Gnädige Frau haben eben die liebenswürdigste Prophetengabe bewiesen. Ich fahre nämlich morgen ebenfalls nach dem Karersee, und falls die Damen noch keinen Wagen haben, wäre es mir eine große Ehre, wenn ich Ihnen den meinen anbieten dürfte."

„Danke sehr, wir haben bereits einen Wagen bestellt", erwiderte ich rasch, und er wußte natürlich ebenso genau, daß mein Wagen meine Erfindung war, wie ich wußte, daß sein Wagen bisher nur in seiner raschen Phantasie existierte.

„Also auf Wiedersehen"! sagten wir nun alle drei und trennten uns. Als wir durch die Vorhalle zum Lift gingen, stand er beim Portier, bei dem er gewiß seinen Wagen zu morgen bestellte. Mir aber war die Lust vergangen, seinem Beispiele zu folgen; es war mir als der verantwortlichen Hüterin dieser impulsiven Tochter eines sehr strengen Vaters nicht wohl zumute bei dem Gedanken, die Bekanntschaft des berühmten Herrn in der verhältnismäßigen Intimität eines und desselben Hotels fortzusetzen.

Da sagte auch schon Lori, als wir eben im Lift saßen: „Der Heuchler bestellt sich ja jetzt erst den Wagen; ich hab's ganz deutlich gehört." Sie sah mich schelmisch an. „Und wir? Soll ich rasch wieder hinunter und den Portier, ehe er weggeht, daran erinnern, daß wir schon einen bei ihm bestellt haben?"

Der Lift hielt. Wir betraten unser Zimmer.

„Wie wär's, Komteßchen," sagte ich und machte mir an meinem Koffer zu schaffen, um sie nicht ansehen zu müssen, „wenn wir die Fahrt nach dem Karersee aufgaben und gleich morgen weiter nach Venedig gingen? Wir hatten damit ein paar Tage gewonnen und könnten uns noch Florenz gönnen. Wie ich Sie kenne, werden Sie viel mehr von den italienischen Kunstschätzen haben als von einer neuen Tiroler Naturschönheit."

Zukunftsträume.

Gemälde von Tony Tollet.

Es kam keine Antwort, und ich drehte mich nach Lori um. Sie stand vor dem Spiegel, den Hut in der Hand, denn wir wollten noch ausgehen, starrte in dem Spiegel nach mir hin und war so bleich, wie sie es war, als ich ihr den Maler vorgestellt hatte. Was ging mit dem Kinde vor?

„Nun, Komteßchen?" sagte ich so leicht wie möglich. „Sie stehen ja so versonnen! Freuen Sie sich denn nicht auf Venedig?"

Da warf sie den Hut auf einen Sessel, lief zu mir hin und fiel mir um den Hals. Ich fühlte ihre warmen Tränen an meiner Wange. „Ja, Komteßchen?" murmelte ich.

„Fahren Sie mit mir nach Karersee!" flüsterte sie mir ins Ohr. „Es ist vielleicht das einzige Mal, daß das Glück mir in den Weg kommt. Ich habe ja so darauf gewartet! In der schrecklichen Einöde da oben! Wenn Sie wüßten, wie es dort oben ist!"

„Komteßchen!" sagte ich und streichelte ihren Kopf, der sich mir zwischen Halsbeuge und Schulter genestelt hatte, daß seine weichen, krausen Haare mir die Wangen kitzelten, und ich wollte sie auf andere Gedanken bringen, indem ich fortfuhr: „Es ist wunderschön dort oben bei Ihnen gerade für Ihr Malerauge, und Sie haben so liebe Schwestern!"

Sie richtete heftig den Kopf empor, und ihre Augen funkelten durch die Tränen.

„Was ist schön dort oben?" rief sie. „Was? Die Aussicht? Ich — spucke auf die Aussicht!"

Ich mußte lachen. „Sie Kindskopf!" rief ich.

Sie kicherte auch wie ein Kind mitten in Zorn und Tränen. Aber dann wiederholte sie: „Was ist schön bei uns? Sagen Sie's! Die Felsen? Die Schneeberge? Das Tal? Na, Sie sollten mal da oben hocken und immer das gleiche sehen, den Winter im Schnee, den Sommer im Grünen. Immer das gleiche Bild. Zum Auswachsen ist's! Und die Weite vor sich haben und nicht hinein können, nicht 'nunter in die Welt — immer auf einem Fleck hocken — zum Auswachsen, zum Verrücktwerden vor Sehnsucht! Nicht einmal malen kann ich's! Ich kann's nicht, und wenn ich mich auf den Kopf stell'! Ich versuch' und versuch' und krieg' nichts fertig wie so ein paar dumme Tannen oder einen Buschfleck. Das Leben geht hin, und ich komm' zu nichts!"

„Sie sind so jung, Komteßchen —"

„Eben weil ich jung bin! Soll ich meine Jugend verpassen und da oben alt und grau werden wie Beate? Aber die hat sie ja gar nicht verpaßt! Damals, als die siebzehn war, schwammen wir oben auf in der Welt, in Wien, bei Hof — Beate ist gefeiert und geliebt worden wie nur eine! Daß sie sich grad' in einen Erzherzog hat verlieben müssen und sich die Sache jahrelang hingezogen hat, bis sie zuletzt doch auseinander gegangen ist, das war nun ihr spezielles Pech — nein, was red' ich da! Ein Glück war's! Ein ungeheures Glück! Von dem schönsten und feschesten Prinzen jahrelang geliebt worden zu sein, alle anderen zu ihren Füßen — das ist Glück genug, davon kann man sein Leben lang zehren. Und sie tut's auch! Sie hat die Welt mitgenommen auf die Wolkenburg, und wenn sie betet, lacht ihr die große Liebe ins Gebet hinein. Sie wandelt wirklich auf Wolken, die Beate!"

„Komteßchen, Ihrer Schwester schöne traurige Augen sehen nur nach Ihnen, Sie sind all ihr Glück!"

„Beatens Augen sehen nach innen, immer nach innen. Ich beneide sie!"

Ich schüttelte den Kopf. „Und Komteß Eva?"

„O, Eva! Ja, wenn ich wie die wär'! Die macht sich ihr Glück! Die ist glücklich."

„Sehen Sie wohl!"

„Ja, wenn Sie wüßten! Aber ich bin nun einmal anders geartet, ich bin kein Turteltäubchen — ich bin — ja, was ich bin, das will ich eben jetzt hören!"

Sie zog mich zum Sofa und kuschelte sich neben mich.

„Schaun S', gnädige Frau," sagte sie, „ich wäre da oben lang' schon verzweifelt, hätt' ich nicht immer d'rauf gewartet, es würde doch endlich einmal etwas kommen, was mich erlöst. Und wie ich im Fremdenbuch gelesen hab', daß Sie Schriftstellerin sind, da hab' ich nicht geruht, bis Beate und Eva mit mir hinuntergegangen sind, Ihnen die Marken zu bringen. Und jetzt sind Sie soviel lieber und gütiger gegen mich gewesen, als ich es je hätte hoffen können. Und als Sie mich mit auf die Reise nahmen, da habe ich so fest gewußt; jetzt kommt das Glück, und ich brauch' es nur festzuhalten, daß in meinem Herzen ein einziger Jauchzer und in meinem Kopf eine einzige Erwartung gewesen ist. Aber ich hab' immer gedacht, erst in Italien, wo alle Maler hinkommen, werd' ich's treffen, und heut', als es denn wirklich dawar, bin ich im ersten Augenblick bis in die Zehenspitzen erschrocken, aber dann ist alles Singen und Jubeln in mir gewesen. Und jetzt wollen Sie nicht nach Karersee fahren?"

„Ja, aber Komteßchen —" sagte ich, „Kind, liebes, Sie bilden sich das alles ja nur ein, Radwizek ist schließlich, gegen Sie genommen, ein wohlkonservierter, älterer Herr, und vieles an ihm wird Ihnen bei schärferem Hinsehen mißbehagen . . ."

„Gar nichts wird mir mißbehagen, wenn er Interesse an mir gewinnt und mir hilft!" rief sie.

Ich horchte auf. Das hörte sich doch nicht wie kopflose Verliebtheit an.

„Wozu soll er Ihnen denn verhelfen, Komteßchen?"

„Ja, wissen Sie nun, wozu ich mein Handwerkszeug mitgenommen habe? Ich hab mir ganz fest 'dacht, ich werde auf der Reise schon einen Menschen treffen, dem ich was von meinen Malereien zeigen kann, und der mir sagt, ob ich Talent hab'!"

Um ihr Talent handelte sich's! Mir fiel ein Zentner vom Herzen.

„Und ich hab' ihn herbeigezogen mit meinen Wünschen. Sehen Sie!" frohlockte Lori. „Nun muß ich doch mein Glück nutzen; nicht wahr, wir fahren nach Karersee?"

Sie war unwiderstehlich, die Kleine, mit ihrem fatalistischen Glauben, der kindlich genug sich äußerte, um eher ein Lächeln als Befürchtungen hervorzurufen, und stark genug war, Berge zu versetzen und Menschen zu zwingen. Auch war ich zu sehr erleichtert und ein wenig beschämt durch die Entdeckung, daß es ihr um die Kunst gehe und nicht um die Liebe, um irgend noch Befürchtungen Raum zu geben. Ich willfahrte ihr also und ging gleich mit ihr hinunter, den Wagen für morgen zu bestellen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kältetechnik im modernen Wirtschaftsleben.

Von W. M. Lehnert.

Das Bestreben des Menschen, sich das Leben nach Möglichkeit angenehm auszugestalten, ist so alt wie das Menschengeschlecht selbst, und es ist verständlich, wenn in unserer Zeit des gesteigerten Wettbewerbes und erhöhten Güteraustausches der nie rastende menschliche Geist auch die künstliche Kälte sich dienstbar machte. Ihre Verwertung ist heute ein bedeutender Zweig der modernen Technik geworden.

Schon frühzeitig mühten sich zahlreiche Erfinder mit der Konstruktion von Maschinen ab, die es gestatten sollten, Kälte auf künstlichem Wege so billig herzustellen, daß eine Konkurrenz des Erzeugnisses mit dem von der Mutter Natur gespendeten Produkt, Eis, möglich sei, doch können wir von einer allgemeinen Verwendung maschineller Kälte im Wirtschaftsleben erst sprechen, seit Professor von Linde in München mit seinem

System an die Öffentlichkeit trat. Seine erste Kälteerzeugungsmaschine stellte er in der Brauerei von Gabriel Sedlmayr in München zum Ersatz des Manipulationseises für die Würze- und Gärbottichkühlung auf, und noch heute sind es vor allem die Brauereien, die der Kältetechnik weit ihre Tore öffnen. Während es früher notwendig war, den Würzekühler der Brauereien mit Eis zu beschicken bzw. mit Eis gefüllte Schwimmer in die Gärbottiche einzuhängen, dient heute zur Abkühlung der Würze und zur Abführung der bei der Gärung freiwerdenden Wärme maschinell auf 0 Grad Celsius gekühltes, in der Anlage umlaufendes Wasser, und es genügt, gegen früher, das Regulieren eines Hahnes, um Kälte hier oder dort zur Anwendung zu bringen. Überdies ersetzte Linde in den Jahren 1880/81 die Gär- und Lagerkellerkühlung, bei der die Erhaltung der erforderlichen Raumtemperaturen bis dahin durch nebengelagerte Eiskeller erzielt worden war, durch ein von kaltem Salzwasser durchflossenes Rohrsystem. Durch die Möglichkeit, unabhängig von den Witterungs- und Temperaturverhältnissen zu arbeiten, konnte das Braugewerbe nunmehr vom Saisonbetrieb zum ständigen Betrieb übergehen, und darin sowie in der erhöhten Hygiene des Arbeitens liegt ein Verdienst, das mit goldenen Lettern in die Brauereigeschichte eingegraben werden muß.

Bald erfolgten nun die Versuche, all die Annehmlichkeiten, welche die Verwendung künstlicher Kälte den Brauern zu bieten vermochte, auf andere Industriezweige auszudehnen, und wir sehen, daß nunmehr namentlich alle jene Gewerbe, die sich mit der Bereitung und Aufbewahrung von Lebens- und Genußmitteln befassen, immer mehr die Methode der Konservierung durch Eis verlassen und zur maschinellen Kälte übergehen. Und dies mit Recht. In einem Eiskeller aufbewahrtes Fleisch usw. ist nur bedingt haltbar, wird stets weich, schmierig, verliert seine Farbe und gibt, da es an der Oberfläche verdirbt, wenig aus.

Der Grund für die Erscheinung liegt in der durch die feuchte Raumluft bedingten Weiterentwicklung der mit dem eingelagerten Gute bzw. mit dem Natureise dem Raume zugeführten Mikroorganismen. Die Keime, die im Natureis enthalten sind, sind meist Fäulniserreger. Fleisch und sonstige Genußwaren verlangen, wenn sie an Geschmackswert und an Aussehen nicht verlieren sollen, gut ventilierte Räume mit reiner Luft von einer jeweils bestimmten Temperatur; der einzige Weg, auf dem dieses Ziel erreicht wird, ist die maschinelle Kälteerzeugung.

Während in Deutschland außer den Fleischkühlanlagen in Verbindung mit Schlachthöfen, wie sie in fast allen besseren Städten zu finden sind, und den imposanten Kühlhäusern in Berlin, Hamburg usw. nur wenig Unternehmungen vorhanden sind, die sogenannte Kühlräume besitzen, haben Amerika und England Anlagen aufzuweisen, die an Großartigkeit nicht übertroffen werden. Die Zollverhältnisse und vor allem die veralteten Anschauungen über die Einfuhr ganzer Tierkörper sind die Ursachen dafür, daß bei uns nicht, wie z. B. in England, Gesellschaften entstehen, deren Zweck die Versorgung weiterer Volkskreise mit billigem Fleisch aus transatlantischen Ländern ist.

Ohne an Geschmackswert und an Aussehen zu verlieren, läßt sich gesundes Fleisch in gut ventilierten Räumen mit einer Luft von 70 bis 80 v. H. relativer Feuchtigkeit und etwa + 4 Grad Celsius leicht 6 bis 8 Wochen aufbewahren. Für längere Aufbewahrungszeiten wird das Fleisch am besten gefroren.

Nicht richtig ist die Behauptung, daß transatlantisches Fleisch minderwertig sei. Gefrorenes Hammelfleisch ergab sogar einen höheren Nährwert und bessere Verdauung als frisches Hammelfleisch. Die zurzeit auf dem Festlande herrschende Abneigung dürfte damit zu erklären sein, daß das Publikum in dem beim unrichtigen Auftauen möglichen Abfließen von Fleischsaft fälschlicherweise einen ähnlichen Zustand erblickt, wie ihn auf Eis aufbewahrtes Fleisch annimmt. Übersehen wird dabei, daß das überseeische Vieh einen höheren Gesundheitsgrad aufweist als unsere im Stalle gezogenen Tiere, und daß nur bestes Rohmaterial für den Transport und den Gefrierprozeß verwendbar ist. Als Vorboten für Aufklärung auf diesem Gebiet ist die immer weitere Kreise ziehende Einfuhr von Fischen nach dem Inlande zu betrachten, und es wird bei den geradezu unerschwinglichen Fleischpreisen der Standpunkt, daß unsere Fleischnahrung nur der heimischen Zucht entnommen werden dürfe, mit Recht über kurz oder lang der Allgemeinheit geopfert werden müssen. Die Aussicht, gesunde Zustände zu schaffen, ist allerdings sehr schwach, solange die Industrie, die ja in der Hauptsache den Volkswohlstand bedingt, nicht energisch Sturm gegen mittelalterliche Anschauungen läuft.

In London kosteten zu einer Zeit, da in Berlin für 100 Kilogramm Rindfleisch 150 Mark und für 100 Kilogramm Hammelfleisch 160 Mark bezahlt wurden, 100 Kilogramm gefrorenes Rindfleisch 80 Mark und 100 Kilogramm gefrorenes Hammelfleisch 95 Mark.

Äpfel verlangen 0 bis $^1/_2$ Grad Celsius, die Lagerzeit beträgt bis acht Monate; für Kirschen und Erdbeeren gilt Lagern vor dem völligen Ausreifen, Verpacken der unbeschädigten Frucht in Baumwolle bzw. Papierschnitzel und als Temperatur 0 bis 1 Grad Celsius, Lagerzeit vier Wochen; Apfelsinen und Pfirsiche beanspruchen 2 bis $3^1/_2$ Grad Celsius, Lagerzeit vier Wochen; Pflaumen und Trauben $3^1/_2$ bis 5 Grad Celsius, Lagerzeit bis acht Wochen usw. In einem Eierkühlraume soll die relative Luftfeuchtigkeit 70 bis 80 v. H. und die Temperatur etwa 0 Grad Celsius betragen, Lagerzeit vier bis sechs Monate. Hopfen kann durch Kälte bis zwei Jahre lang frisch erhalten werden. Pelzwaren benötigen einen dunklen und trockenen Raum mit 0 Grad Celsius, und diese Konservierung ist ein größerer Schutz gegen Ungeziefer als die sonst übliche Methode, außerdem erhält sie den Glanz der Haare, weil sich die hier angehäuften Öle nicht zersetzen.

Bemerkenswert sind auch die Erfolge auf dem Gebiete der Unterdrückung des Pflanzenwachstums. Es ist heute der Kältetechnik ein leichtes, für Pflanzen die Blütezeit ganz nach Wunsch, z. B. in den Herbst, zu verlegen. Lilienknollen entwickeln sich nach dem Herausnehmen in etwa 20 Tagen zu voller Blüte, Maiblumenkeime benötigen etwa drei Wochen.

Künstliche Kälte finden wir ferner verwendet in chemischen Fabriken zur Chlorverflüssigung, zur Durchführung von Prozessen, die vordem als Destillationsprozesse geführt werden mußten, in Fabriken ätherischer Essenzen, zur Gewinnung des Blumenduftparfüms und in Färbereien. Sie wird angewendet bei Brunnenbohrungen in schwimmendem Gebirge, d. h. in wasserhaltigem, in steter Bewegung befindlichem Sande, wobei durch zugeführte Kälte der Sand hart und abbaufähig wird; in Gummifabriken zum Erstarrenlassen des zu bearbeitenden Gummis; in Dynamitfabriken zum Nitrieren; in Paraffinfabriken zur Auskristallisierung des Paraffins; in Stearinfabriken zum Erstarren der Stearinkuchen; in Universitäten, Tierärztlichen Hochschulen, öffentlichen Schauhäusern zur Leichenkonservierung usw. Die Schaumweinfabrikation kennt die maschinelle Kälte als Gehilfin zur Entfernung des bei der Flaschengärung gebildeten Trubes. Nicht unterschätzt werden soll auch die klärende Wirkung kalter Luft auf Weißweine und die Möglichkeit, Spirituosen mittels Kälte künstlich altern zu können; mit kalter Luft wird z. B. Branntwein in wenigen Stunden so gealtert wie im Faß in Jahren. Kühlschiffe, d. h. zum Transporte leicht verderblicher Güter mit Kühlanlagen ausgerüstete Schiffe, sind schon lange bekannt. Nach Hamburg kommt mit Schiff Fleisch von Argentinien, nach England Lachs vom Amur und neuerdings sogar mit Kühl-Elbahn Bier auf der Elbe von Böhmen. Kühlzüge verkehren in Rußland zwischen den Ostseehäfen und dem Innern.

Das Neueste auf dem Gebiete der Kältetechnik ist die Verflüssigung der Luft zur Gewinnung von Sauerstoff und Stickstoff aus ihr. Verflüssigte Luft an sich hat jedoch eine Bedeutung für die Kältetechnik nicht, sie dient höchstens wissenschaftlichen Untersuchungen, auch hat die Methode der Verflüssigung nichts Gemeinsames mit der Art der Kälteerzeugung, die neuerdings immer mehr und mehr das Wirtschaftsleben und öffentliche Einrichtungen beeinflußt.

Blätter und Blüten.

Henri Marteau. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Von Josef Joachim selbst zu seinem Nachfolger vorgeschlagen, ist Professor Henri Marteau aus Genf als Lehrer des Geigenspiels an die Königl. Hochschule für Musik in Berlin berufen worden, eine Auszeichnung, die doppelt hoch zu bewerten ist, da sie einem Ausländer, einem Franzosen, zufiel. Allerdings hat Henri Marteau, der am 31. März 1874 in Reims geboren ward und von seiner Mutter den ersten musikalischen Unterricht erhielt, von dieser Mutter her deutsches Blut in den Adern, denn sie war eine geborene Schwendy, und vielleicht ist es dieser Einschlag germanischen Wesens, der seiner Kunst und seiner Persönlichkeit die uns so sympathisch berührende Stärke und Tiefe der Empfindung verlieh. Henri Marteaus Werdegang erinnert in so manchem Punkt an Josef Joachims Wachsen und Werden. Auch er hat, wie sein unvergeßlicher Vorgänger, nie nach dem schnellen, billigen Ruhm des Virtuosentums gestrebt, er hat die moralische Kraft gehabt, sich durch frühe, glänzende Erfolge nicht fortreißen zu lassen von dem Wege der Kunst, der mühsam und beschwerlich zum Gipfel führt. Trotzdem er ein richtiges „Wunderkind" war — als Schüler Leonards in Paris trat er schon im Alter von zehn Jahren in seiner Vaterstadt auf und hatte, wie auch an andern Orten, einen Riesenerfolg —, trotzdem auch er die üblichen „Tourneen" ins Ausland machte, arbeitete er unablässig an seiner musikalischen und technischen Weiterentwicklung, und seine heutige Meisterschaft ist die Krone langen, ehrlichen Strebens. Ein starkes pädagogisches Talent, das er am Konservatorium zu Genf seit sieben Jahren betätigte, ließ ihn besonders geeignet erscheinen, den verwaisten Platz Josef Joachims an der Berliner Hochschule einzunehmen, und man darf mit berechtigter Erwartung dem Wirken des gefeierten Künstlers, der gleich Joachim ein ausgezeichneter Interpret unserer Klassiker ist, entgegensehen.

E. Neuhaus, Dortmund, phot.

Henri Marteau.

Van Dycks Gemälde „Die Kreuzerhöhung" in Courtrai gestohlen. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Wieder einmal sind die an Meisterwerken der Malerei so reichen Kirchen Belgiens um ein herrliches Bild ärmer gemacht worden: Van Dycks „Kreuzerhöhung", das aus der besten Schaffensperiode des Meisters stammt, ist aus der Liebfrauenkirche zu Courtrai gestohlen worden. Das Bild befand sich über dem Altar einer Nebenkapelle und ward nur den Fremden an festlichen Tagen gezeigt. Die Kirche wird augenblicklich restauriert, und über dem Haupteingang befand sich eine Bretterverkleidung, durch die die Diebe leicht eindringen konnten. Sie schnitten die ziemlich große Leinwand aus dem Rahmen und rollten sie zusammen, alle Gold- und Silberschätze zurücklassend. Hätten sie nicht in der Eile, fortzukommen, vergessen, den Vorhang wieder vorzuziehen, so würde der Raub vor Weihnachten wohl gar nicht bemerkt worden sein. Das Bild hat einen Wert von einer halben Million Mark. Es zeigt die charakteristische Farbengebung der drei dominierenden Töne, deren tiefster ein sattes Goldbraun ist, und ist in den wenigen, außerordentlich lebensvoll bewegten Figuren von edelster Wirkung.

Das aus der Liebfrauenkirche zu Courtrai gestohlene Bild

„Die Kreuzerhöhung" von A. van Dyck.

Annemarieken Schulten. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Im stillen Greifswald hat am 11. Januar Annemarieken Schulten, die älteste unter den deutschen, die hervorragendste unter den plattdeutschen Dichterinnen, die treuen Augen geschlossen. Sie ist hinübergegangen in fröhlichem, kindlich festem Auferstehungsglauben. Die besten Trostworte, die man ihren Kindern spenden könnte, hat sie ihnen selber gesagt in ihrem ergreifend schönen „Herbstlied", in dem sie Gott bittet, er möchte uns alle beseelen mit dem Heimweh nach seinem Himmelreiche, wie er alljährlich den Wandervögeln die Sehnsucht nach dem Süden beschert. Die Mehrzahl ihrer Dichtungen erklingt in sanfter Schwermut; nur einmal, im grandiosen Klagelied „Ich muß fort . . .", klingt es wie geller Verzweiflungsschrei. Daneben bot sie viel Freundliches und Drolliges. Ihr Gatte war der Jurist Wuthenow, ein Festungsgenosse Fritz Reuters, ein Mann von vornehmster, treuester Sinnesart. Mit ihren Töchtern, die in den letzten Jahren liebevoll ihre alten Tage behüteten und den Söhnen und Enkellindern betrauern viele stille Leute den Verlust dieser hochbegabten Dichterin als den Verlust einer Bekannten und doch Unbekannten; denn ihre schönen Worte haben manchem Traurigen Trost und manchem Verzagenden einen Teil des Friedens gebracht, in den sie jetzt für ewig eingezogen ist.

A. Putzar, Greifswald, phot.

Annemarieken Schulten †

Fritz Reuters Freundin.

Marx Möller.

Im Hochgebirge. (Zu dem Bild auf Seite 81.) Der Jäger würde sagen: Im Gamsgebirg. Jawohl, Gamsgebirg! Denn es heißt der „Gams". Der richtige Bergler redet jedoch niemals vom Gams, für ihn gibt es nur „an Bo—k." Ein Bock, der kann gar nichts anderes sein als ein Gamsbock. Beim Reh heißt es „Rechbock", Rehbock, der Bock schlechthin ist immer ein Gamsbock. Man kann es begreifen, warum der prächtige Volksstamm, der die Alpen bewohnt, mit so großer Liebe an „seinem" Gams hängt. Gewiß ist der Hirsch majestätischer, und auch im Rahmen des Hochgebirgs kann er nur gewinnen. Aber der Gams! Der kluge Kopf, vorwitzig kann man ihn nennen, wenn er so schräg gestellt getragen wird, eben während sein Besieger die Wand davor und unter ihm abängt. Oder wenn die Gemse mit offenem Seher die Luft prüft; man meint, sie spreche zum Nachbartier: Obacht, 's liegt Neuschnee davor. Wie ernst und ruhig, schier gravitätisch steigt die Kitzgais dem Wechsel voran, wie drängelt sich das Kitz vom Jahre an die sorgsame Mutter, es möchte fast verschwinden

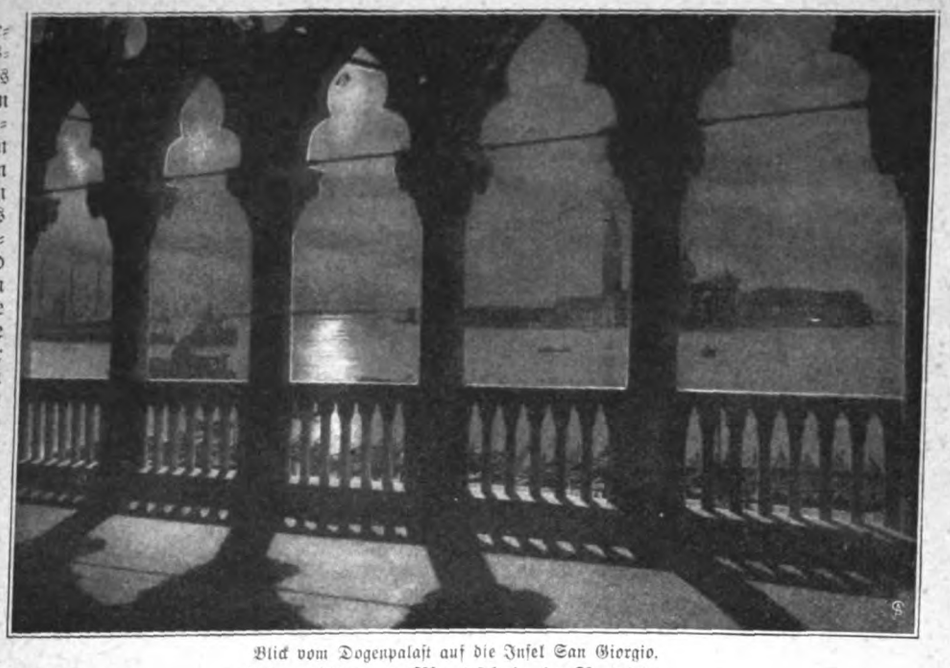
Der Dogenpalast und das Königliche Schloß.

unter ihrem schützenden Leibe. Und dieser Übermut der Jahrlinge. Als wir die Nautersgruben in Hinterriß jagten und rechts und links von den Ständen der Schützen die Büchsen krachten, flog meine Kugel dazwischen einmal schadlos einem Jahrling über den Rücken. Im selben Augenblick kam hinter einem Felsvorsprung ein anderer Jahrling dahergerannt; sich sehen, in Fechterstellung aufeinander losgehen, war das Werk eines Augenblicks, und nun fing der Boxkampf an; wir legten die Büchsen aus der Hand und sahen wortlos den lustigen Sprüngen, den Ausfällen und Paraden zu. Leichtsinnige Kämpen waren es; rechts und links lauerte das Verderben, was ging es die beiden an; mir war's, als ob sie über uns lachten: eure Kugeln treffen ja doch nicht alle. — Beim Rudel ist übrigens eine Geiß mit Kitz und ohne Kitz und von Böcken geringes Zeug. Die alten guten Herren gehen allein oder in ganz kleiner Gesellschaft. Sie sind auch nicht höchstoben unterm Gnat zu finden. H.

Eine originelle Baßgeige. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Wozu eine Kiste nicht alles gut ist! Besonders dort, wo man „fern der Kultur" mit einfachsten Mitteln sich behelfen und sein eigner Handwerker und Künstler sein muß! Das aber hat sich die brave Würzburger Hofbräuhausliste gewiß nicht träumen lassen, daß sie noch einmal Frau Musika mit des „Basses Grundgewalt" dienen würde. Unsere Schutztruppler in Windhuk in Südwestafrika sind auf die geniale Idee gekommen und lauschen mit verständlichem Stolz den Tönen, die aus der Tiefe des hölzernen Resonanzbodens kommen.

Aus einer Würzburger Hofbräuhaus-Bierkiste in Windhuk gefertigte Baßgeige.

Venedig bei Mondenschein. (Zu den obenstehenden Abbildungen.) Venedig und Mondschein gehören zusammen in der Erinnerung jedes, der einmal dort war, der das zauberische Spiel des Mondenlichts sah auf den verwitterten Marmorfassaden, den Loggien und zierlich gemeißelten Erkern. Als unvergeßliches Märchenbild wird er das Gleißen der schimmernden Flut für immer in sehnsüchtiger Seele tragen, und auch, wer nie die Inselstadt sah, verknüpft sie in träumender Vorstellung mit dem Zauber mondscheindurchfluteter Nächte. Kein Wunder, daß die neue Verordnung der venezianischen Stadtverwaltung: den Canale Grande durch Gasglühlicht „modern" zu beleuchten, Empörung erweckte, daß sich ein Sturm der Entrüstung erhob, den zahlreiche Künstler, Ästheten und Dichter schüren. Eine Petition an die Stadtverordnung um Abänderung der Beleuchtungsvorschrift ist eingereicht worden, und die Protestbewegung wächst mit jedem Tage. Gewiß ist der unpopuläre Plan der besorgten Stadtväter zu verstehen, denn die Beleuchtung war bisher spärlich, andererseits aber würde durch das grelle nüchterne Licht der Zauber der venezianischen Nächte unfehlbar zerstört. Auch die Nacht würde dann unbarmherzig enthüllen, was der Mondschein jetzt unter Silber versteckt: den Verfall der einstigen Herrlichkeit, und nie würden Bilder wie die hier wiedergegebenen den andächtigen Beschauer mehr entzücken.

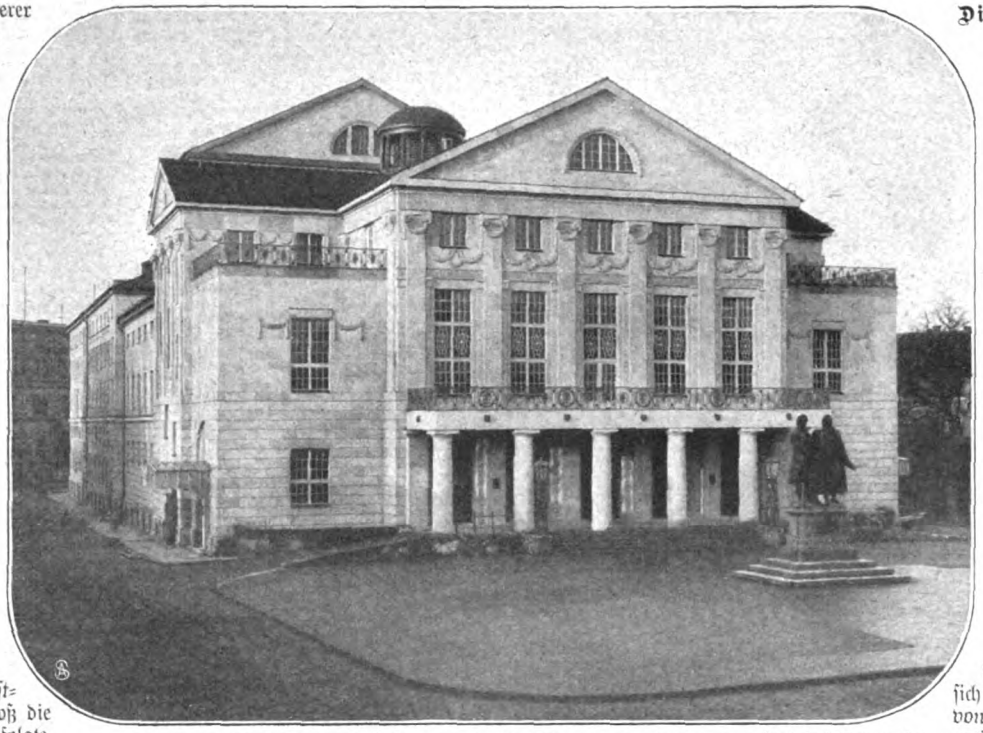


Blick vom Dogenpalast auf die Insel San Giorgio.

Der gefährdete Mondschein in Venedig.

Das neue Hoftheater in Weimar. (Zu der Abbildung auf umstehender Seite.) Am 16. Februar vorigen Jahres wurde das alte Hoftheater in Weimar, eine Stätte Goethescher Wirksamkeit, mit einer Aufführung der „Iphigenie" für immer geschlossen, und wenn auch Goethe selbst für den erst 1825 errichteten Bau keine großen Sympathien empfand, so waren doch sein Name und so manche große Erinnerung mit ihm verknüpft, und die Weimarer sahen wehmütig auf die Trümmerstätte. Hinter dem verhüllenden Zaun aber wuchs ein künstlerisch schöner Bau empor, das vom Professor Littmann, einem Münchener Architekten, entworfene und ausgeführte neue Hoftheater. — In dem einfach edlen Stil gehalten, den noch so manches Gebäude der alten Residenz aufweist, und im Innern doch mit allen Mitteln moderner Technik und moderner Kunst ausgestattet, scheint es als Bauwerk schon die Gegenwart mit der großen Vergangenheit Weimars zu verbinden. Ebenso glücklich hält es den Eindruck eines intimen modernen Theaterbaues trotz der Weite des nach Baireuther Muster amphitheatralisch aufgebauten Zuschauerraumes und trotz des festlichen Prunkes der eigenartigen Beleuchtung wie der in Gold, Weiß und Lichtgrau gehaltenen Ausstattung fest. Von besonderer Schönheit ist das säulengetragene Foyer, das Ludwig v. Hoffmann und Sascha Schneider mit symbolischen Darstellungen geschmückt haben; auch die beiden hellen Gänge, die von dort aus ins Innere führen, sind wohl als Wandelhallen gedacht. Jedenfalls dürfen die Weimarer zufrieden sein mit dem neuen Musensitz, zu dessen Bau der Großherzog, alten Traditionen getreu, die Summe von $1^1/_2$ Millionen beigesteuert hat, und wenn die Zukunft hält, was das von Richard Voß gedichtete Festspiel versprach: die Versöhnung der alten mit der neuen Kunst, so dürfen auch die Erzgestalten der beiden Unsterblichen, die Hand in Hand vor den Pforten Wache halten — wir berichteten s. Z. über die Verschiebung des Schiller-Goethe-Denkmals — mit segnenden Augen der Entwicklung des neuen Theaterlebens zusehen. Die Eröffnung selbst hat im Beisein des Kaisers, des

Großherzogs und anderer Fürstlichkeiten am 11. Januar stattgefunden. Ein klarer milder Winterabend hatte eine nach Tausenden zählende Menschenmenge in den Straßen versammelt, während sich im Innern das der Bedeutung des Aktes entsprechende Festprogramm abspielte. Zunächst fand im Foyer die feierliche Übergabe des Hauses durch den Baumeister, Professor Littmann an den Großherzog, und durch diesen wiederum an den Intendanten v. Vignau statt. Dann leitete das von mystischen Klängen unterstützte Festspiel von Richard Voß die Vorstellung ein, es folgte Schillers unvergängliches Szenenbild „Wallensteins Lager", und zum Schluß hob sich der Vorhang über der Festwiese aus Richard Wagners „Meistersingern" — ein Ausklang, wie er für diesen Abend nicht schöner und feierlicher gedacht werden konnte.



Das neue großherzogliche Hoftheater in Weimar,
erbaut von den Architekten Heilmann & Littmann in München

Louis Held, Weimar, phot.

Die Beisetzung Wilhelm Buschs. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Am 13. Januar ist zu Mechtshausen am Harz Wilhelm Busch zur letzten Ruhe bestattet worden. Bei dieser traurigen Gelegenheit zeigte sich noch einmal, welch großer Liebe und Verehrung der Meister sich in den weitesten Kreisen erfreute. Die Trauerfeier im Hause fand unter Ausschluß aller Fremden im engsten Familienkreise statt. Aber dem Zuge zum Friedhofe des Dorfes, wo Pastor Nöldecke (Mechtshausen) noch einmal eine Ansprache hielt, hatte sich eine große Menge von auswärts herbeigeeilter Verehrer des Meisters angeschlossen. Unterwegs bildeten Hunderte Spalier, um dem großen Künstler, dessen sterbliche Reste man zu Grabe trug, die letzte Ehre und ein Zeichen ihrer Liebe in Gestalt einer Blumenspende zu erweisen.

Wilhelm Buschs Beerdigung in Mechtshausen am 13. Januar.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Über steinige Wege.

(4. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

In Ilsterode sollte an dem gleichen Tage der Geburtstag der Frau Anderhagen gefeiert werden, und zu diesem Zweck wurden sämtliche Enkelchen in spitzenduftige Kleidchen gesteckt, bis auf Bill Schreiber, der schon zu groß dazu war und im eleganten Matrosenkostüm prangte. Die Schreiberschen Kinder waren tags zuvor mit der Großmutter eingetroffen, weil Karl und Siddie Vorbereitungen zu einer Reise nach London trafen, sie wollten von dort nach Schottland für vierzehn Tage. Jedenfalls schien es nicht angebracht, die Kinder mitzunehmen, und Lutz Seeheim und Erie empfingen die kleinen Gäste liebenswürdig und gutmütig bei sich, „damit unser Haus voll werde!" sagte Erie lachend.

Die Kleinen hatten der Großmutter unter der Linde beim Morgenkaffee gratuliert mit Verschen und Blumen und die ganz Kleinen durch ihr bloßes Vorhandensein. Frau Anderhagen hatte die kleine Gesellschaft beschenkt, man hatte dann noch ein Weilchen mit den Kindern gespielt und gekost und war schließlich, der Hitze wegen, ins Haus gegangen.

Abends, zum Sechsuhrdiner, wurden Schreibers erwartet, ferner Onkel und Tante Usselfelde, Pastors, der Bürgermeister von Ernstadt und Frau und der Landrat des Kreises.

Ruth war noch immer nicht auf der Höhe mit ihrer Stimmung. Sie hatte zwar von Heinz einen freundlichen Brief bekommen, aber das, was sie lesen wollte, hatte nicht darin gestanden. Von sich sprach er gar nicht in dem Schreiben, er fragte nur besorgt nach ihr und dem Kind, und ob wohl ein Brief von ihr verloren gegangen sein könne. Das drückte sie, denn sie hatte nicht an ihn geschrieben, trotz allen Kämpfens gegen den alten Eigensinn, sie konnte nicht und litt heftig darunter. Es kostete sie Mühe, heute, am Geburtstage der Mutter, einen gewissen Frohsinn zu heucheln.

Beim Gabelfrühstück, als die Familie noch unter sich war, sagte Erie plötzlich unvorsichtigerweise: „Ich hoffe, Siddie benimmt sich heute abend umgänglicher als das letztemal! Was hatte sie eigentlich neulich, Mutter? Sie sah so verändert aus und war es auch in ihrem Wesen."

Frau Anderhagen nahm die Lorgnette und sah erstaunt die Tochter an, die ihr gegenüber saß.

„Siddie?" sagte sie, „mir ist nichts aufgefallen an ihr."

„Ja, Mutterchen, du siehst sie immer," meinte Ruth, „aber uns allen kam sie wirklich recht verändert vor."

„Möglich!" gab Frau Anderhagen zu, „aber einen Grund dafür weiß ich nicht — vielleicht Kopfweh — die große Hitze . . ."

„Schwiegermutterchen!" rief jetzt Lutz Seeheim, der mit braunen Wangen und blendend weißer Stirn dasaß und seine Krebse aß, „was sagt eigentlich Karl zu seiner Konkurrentin, der Aktienporzellanfabrik in Kaltenrode? Berührt ihn gar nicht, wie? Macht ja wohl bloß so Kinkerlitzchen, Figürchen, Tellerchen und Täßchen, und dergleichen? Aber die Aktien gehen höllisch hoch, ich las es im Kursbericht."

„Ich bedaure, lieber Sohn, du mußt ihn selbst fragen," war die kühle Antwort, „ich verstehe gar nichts vom Geschäft, verstand's von jeher nicht. Mein seliger Mann pflegte immer zu sagen: Frauen sollen mit dergleichen nicht behelligt werden, sie haben genügend Sorge mit dem Haushalt und den Kindern."

„Pardon, aber man merkt doch gelegentlich was, und wenn auch an weiter nichts, an der Laune unseres Herrn Fabrikbesitzers."

„Karl hat keine Launen", erklärte Frau Anderhagen bestimmt und ärgerte sich, daß ihrem Lieblingssohn etwas angehangen werden sollte.

„Der Glückliche!" meinte Lutz. „Siehst du, Erie, solch einen Mann hast du nicht gekriegt, wie deine Schwester! Du arme Seele weißt manchmal nicht wohin vor allem ‚Donnerwetter!' ‚Schwernot!' usw., wenn's in der Heuernte regnet."

„Ach ja!" seufzte die kleine Frau lachend.

„Na — prosit, mein gnädiges Mamachen, nimm mich, wie ich bin!" rief Lutz Seeheim. Er stand auf und kam zu ihr mit gefülltem Glase.

Frau Anderhagen stieß an mit säuerlichem Lächeln; sie war noch längst nicht so weit, ihm sein rücksichtsloses Vorgehen, Eries Vermögen betreffend, zu vergeben. Sein lautes, derbes Wesen war ihr ohnehin sehr unsympathisch.

In diesem Augenblick kam der etwas ländliche Diener in blauweiß gestreifter Drillichjoppe und präsentierte der alten Dame eine Visitenkarte. „Ein Herr, der die alte Gnädige sprechen will!" sagte er dabei.

„Aber, Anton!" tadelte Lutz, „wie kannste denn bloß — Damen werden niemals alt, merke dir das für die Zukunft."

Frau Anderhagen ärgerte sich abermals, und die Karte auf den Teller zurücklegend, sagte sie mit erhobener Nase: „Wer ist Herr Agent Traugott Lohrig?"

Niemand konnte ihr Auskunft geben.

„Ich kenne keinen, der so heißt," fuhr sie fort, „und mit Agenten habe ich nie etwas zu tun gehabt. Was will er denn?"

„Er wollte die gnädige Frau unter vier Augen sprechen."

Frau Anderhagen warf einen hilfesuchenden Blick auf ihren Schwiegersohn.

„Ich werde dem Herrn auf den Zahn fühlen", beeilte sich dieser zu sagen. „Führe den Herrn Lohrig in mein Zimmer, Anton." Er legte die Serviette auf den Tisch und ging mit seinen elastischen, wippenden Schritten durch den Saal in sein Zimmer. Nach kurzer Zeit steckte er den Kopf wieder durch die Tür — „Einen Augenblick, Mamachen, bitte, verzeihe, aber es wäre besser, wenn du selbst —"

„Wahrscheinlich eine Bettelei!" murmelte Frau Anderhagen verdrießlich; sie erhob sich und wanderte schwerfällig, aber majestätisch durch den Saal.

„Mutter ist schlechter Laune," sagte Erie, als die Tür zugefallen war hinter der alten Dame, „ich denke mir, sie haben doch Sorgen mit der Fabrik, es ist schon ein verdächtiges Zeichen, daß Karl seinen Stall so einschränkte — ein Reitpferd und zwei Wagenpferde, das ist jetzt alles."

Ruth meinte beruhigend: „Für jedes Geschäft kommen einmal schlechte Zeiten! Ich denke aber doch, unser seliger Vater hat dafür gesorgt, daß wir sie aushalten können. — Karl ist ein guter Rechner, und daß er seine kostspieligen Passionen unter solchen Umständen einschränkt, ist am Ende nur zu loben."

„Ach, liebste Ruth," ertönte Lutzens Stimme abermals, „könntest du vielleicht einmal herüberkommen?"

Ruth blickte sehr verwundert auf — „Ich? —"

„Ja, du — liebes Kind!"

Er hielt die Tür offen für die junge Frau und schloß sie hinter ihr, die zögernd seinem Rufe gefolgt war. Dann kehrte er mit einem ziemlich ernsten Gesicht an den Frühstückstisch zurück, sprach aber kein Wort.

In dem großen Herrenzimmer, das mit Ahnenbildern, Waffen und Jagdtrophäen geschmückt war, einen Riesenschreibtisch nebst Gewehrschrank und vielen bequemen Sitzmöbeln enthielt, saß Frau Anderhagen in einem der tiefen Lederfauteuils und seitwärts auf einem Stuhl ein langer, hagerer Herr im schwarzen, etwas schäbigem Gehrock, der bei Ruths Eintritt aufstand, sich höflich verbeugte und vorstellte: „Lohrig, Traugott Lohrig aus Berlin."

Das Gesicht der alten Dame war spitzig und hochmütig, es schien fast, als spielte ein schlecht verhehlter Triumph um ihre Lippen. „Also bitte, Herr Lohrig, fragen Sie meine Tochter! Ich bedaure, wie gesagt, nichts zu wissen — vielleicht ist sie über diese Angelegenheit ihres Mannes unterrichtet."

„Angelegenheiten meines Mannes?" stammelte Ruth.

„Aber wollen die gnädige Frau nicht Platz nehmen?" schlug der Agent beflissen vor, „es redet sich besser über solche Sachen vom bequemen Lehnstuhl aus."

Ruth blieb stehen. „Um was handelt es sich?" fragte sie kurz.

„Der Herr Oberleutnant v. Buchen schuldet mir eine Summe Geldes nebst rückständigen Zinsen — gnädige Frau."

„Das wird wohl ein Irrtum sein, die Geldverhältnisse meines Mannes sind vollkommen geregelt."

„Verzeihen Sie, geehrte gnädige Frau — der Herr Oberleutnant wird gewiß sehr arrangiert sein, aber Leutnant Ramme war es nicht, und für ihn hat Herr v. Buchen gutgesagt, gerichtlich beglaubigt. Ich bin bereit, das Dokument Ihnen vorzulegen, wenn Sie es wünschen."

„Ist das nicht der Herr, der flüchtig geworden ist?" fragte Ruth mit bleichen Lippen, aber äußerlich ruhig.

„Ja wohl! Sehen Sie, gnädige Frau, ich habe gewartet und gewartet bis jetzt — vergeblich. Gleich nachdem Herr v. Buchen gutgesagt und ich daraufhin das Geld an Herrn v. Ramme gezahlt hatte, ist dieser Herr Witwer geworden, genau einen Tag danach. Ich habe dann im Laufe der Zeit gedacht, wozu sollst du Herrn v. Buchen inkommodieren? So ein junger Mann wie der Herr v. Ramme heiratet wieder, todsicher wird er heiraten, und reich diesmal. Er hat auch gesagt, als ich ihn anderthalb Jahre später einmal mahnte: ‚So lange müssen Sie warten, lieber Herr Lohrig, ich stehe im Begriff, meine Verlobung bekanntzumachen mit einer sehr wohlhabenden Dame.'

Gut! Habe ich kalkuliert — dann warte ich noch.

Aber eine Woche nach der andern und ein Monat nach dem andern sind verstrichen, und keine Verlobung ist erfolgt, und ich habe endlich geschrieben an Herrn v. Ramme, wie es denn wäre, und da hat's geheißen: ‚Gedulden Sie sich, ich bin augenblicklich leidend!' Und dann habe ich ihn ganz munter und quicklebendig auf der Straße gesehen und nun die Geduld verloren und habe ihm einen Brief geschickt: ‚Geehrter Herr! Nunmehr aber muß ich dringend bitten, sonst gehe ich zu Herrn v. Buchen.'

Sehen Sie, gnädige Frau, und andern Tages war er fort. Es war so'n wunderbarer Herr, immer so ‚ötepotöte', viel zu sehr für seine Umstände. Meine Visitenkarte faßte er mit spitzen Fingern an und wischte sich dann in meiner Gegenwart am Taschentuch ab, als sei ich mit einer ansteckenden Krankheit behaftet, und die Geldheirat, die kam ihm jawohl erst recht zu schmutzig vor — die Luft auf dem großen Zwischendeck des großen Steamers erschien ihm wohl sauberer — kurz und gut, ich kriege einen Brief von ihm aus Hamburg, er sei fort und kehre nicht zurück, und ich solle Herrn v. Buchen ungeschoren lassen, sein Onkel würde die Sache schon in Ordnung bringen, er habe an ihn geschrieben in diesem Sinn, und hier die Adresse von dem alten Herrn. Und wenn er es mal zu etwas brächte, würde er an mich denken und an mich schreiben, falls ich in Verlust gekommen wäre.

Nun, gnä' Frau, was soll unsereiner machen in solcher Lage? Ich habe mich an den Onkel gewandt, und der hat mich grob angelassen, ich hab's nochmal versucht, da hat er mit einer Klage wegen Erpressung gedroht — ich brauche aber mein Geld und habe an Ihren Herrn Gemahl geschrieben, und der hat mich wieder an den Onkel verwiesen. Nun — Herr v. Buchen hat den Bürgschein ausgestellt, an ihn halte ich mich, an ihn, ich brauche mein Geld — binnen vier Tagen brauche ich es! Ich frage heute zum letztenmal an, und zwar bei Ihnen, gnä' Frau. Wollen Sie also aufkommen für die Summe. Sonst wende ich mich an den Herrn Kommandeur."

„Haben Sie meinem Manne denn schon mitgeteilt, daß der Onkel sich weigert?" fragte Ruth.

„Habe ich nicht nötig! Ich habe ihm nur gesagt, ich würde nicht länger warten, gnädige Frau. Ihre Frau Mutter hat mir eben erklärt, der Herr v. Buchen besitze eigenes Vermögen — ich weiß es nicht, ich benötige aber mein Geld, und zwar schleunigst."

„Aber ohne Zweifel — wenn es sich so verhält, daß der Onkel sich weigert. Sie hätten es, wie gesagt, nur meinem Manne melden sollen."

„Der Herr Oberleutnant ist im Manöver! Heute hier und morgen dort, und ich habe Eile! Der Onkel? Mit dem bin ich fertig, ich halte mich an den, an den ich mich halten muß, und das ist Ihr Mann."

„Sie sollen sofort Ihr Geld bekommen, nehmen Sie Platz, Ich werde Ihnen einen Scheck geben, und Sie geben mir dafür den Bürgschein und eine Quittung."

„Sehr verbunden, gnädige Frau!"

Ruth ging aus dem Zimmer, ohne ihre Mutter anzusehen, die völlig versteinert sitzen blieb und ihr nachschaute. Herr Lohrig versuchte ein höfliches Gespräch anzufangen mit ihr, aber sie würdigte ihn keiner Antwort.

Nach kurzer Zeit trat Ruth wieder ein, das Scheckbuch in der Hand, und setzte sich an den Schreibtisch ihres Schwagers. „Also, wie viel mit den Zinsen?" fragte sie über die Schulter hinweg.

„Gnädige Frau, ich habe nur berechnet fünf Prozent, kommen dazu die Reisen, die ich unternehmen mußte . . ."

„Bitte, wie viel beträgt es?" fragte sie ungeduldig.

„Also — neuntausend Mark bar, und die Zinsen und die Reisen — sagen wir fünfzehnhundert Mark, macht zehntausendfünfhundert Mark, gnädige Frau."

Ruth schrieb; ihre Finger zitterten. Der Agent hatte inzwischen die Papiere aus seiner Brieftasche genommen und schrieb an einem Seitentisch die Quittung, die Ruth, ebenso wie den Bürgschein, sorgfältig prüfte. Sie faltete diese zusammen, legte sie in das Portefeuille und händigte Lohrig den Scheck ein.

„Danke verbindlichst, gnä' Frau — ich habe nicht geglaubt, daß das Arrangement so glatt verlaufen wurde."

„Bitte, mein Mann war vollkommen darauf vorbereitet, daß der Onkel sich weigern werde, nur wollte er es natürlich nicht unversucht lassen, ihn zur Zahlung zu bestimmen."

„Ich danke ergebenst, gnä' Frau; meine gehorsamste Empfehlung an den Herrn Oberleutnant, und verzeihen Sie die Störung."

Gleich darauf fiel die Tür hinter ihm ins Schloß.

„Wollen wir wieder zu den andern gehen, Mutter?" fragte Ruth nach einer längeren Pause, während der sie mit gesenktem Kopf und starr auf einen Fleck sehend mitten im Zimmer gestanden hatte.

Die alte Dame erhob sich, sie hatte ein gekränktes, stark gerötetes Gesicht. „Ich danke schön," sagte sie halblaut, „das ist ja heiter — zehntausendundfünfhundert Mark so mir nichts, dir nichts hingeworfen! Aber ich habe es lange geahnt. Da hast du nun übrigens deine erste Erfahrung gemacht, armes Kind, und wirst einsehen müssen, daß dein Mann und du verschiedener Ansicht sind über das, was arrangierte Verhältnisse bedeutet."

„Ich habe von Anfang an diese Angelegenheit gekannt," antwortete Ruth kühl, „wir konnten und wollten einen Regimentskameraden nicht im Stiche lassen."

„So? Es tut mir weh, daß du glaubst, es sei nötig, mich zu belügen! Ich kenne dich — keine Ahnung hattest du bis zu der Minute, als der Mann vor dich hintrat."

„Du irrst dich wirklich, Mutter! Übrigens ist die Geschichte abgemacht, komm!"

Sie öffnete die Tür, schob ihren Arm unter den der Mutter und trat mit ihr in den Speisesaal. Sie sah neben der zornroten alten Dame wie eine Kranke aus, große dunkle Schatten lagen unter ihren Augen, und ein fast verzerrtes Lächeln umspielte ihre Lippen. Aber sie blieb aufrecht, sie nahm ihren Platz ein und nickte ihrem Schwager zu. „Es stimmt, Lutz, Heinz hatte mir bereits Verhaltungsmaßregeln für den Fall gegeben, daß der Agent käme. — Ach bitte, Erie, laß Anton doch nochmal die Schüssel mit den Tauben reichen."

Sie aß und sprach, sie spielte ihre Rolle vollkommen gut. Erst dann, als sie die Tür ihres Zimmers hinter sich verschlossen hatte, saß sie im Fauteuil am Bett und starrte mit einem verzweifelnden Ausdruck im Gesicht vor sich hin.

Mein Gott, warum hatte Heinz ihr dies verschwiegen — sie war ja doch absolut nicht kleinlich. Sie hätte ihn so völlig verstanden in dem Eintreten für den Kameraden. Wenn er in den ersten Wochen ihrer Ehe gekommen wäre, in einer ernsten Stunde, wenn er ihr erzählt hätte, daß er eine Bürgschaft für den unglücklichen Kameraden übernahm, sie wäre doch die letzte gewesen, die ihm das verdacht hätte. Ja, wenn er jetzt noch die Angelegenheit zur Sprache gebracht hatte, an dem Abend, wo er erfuhr, daß der arme Mensch sich flüchtete . . . Er hatte sich gesorgt, sie sah es ihm an, aber er sprach kein Wort zu ihr.

Er hatte also ein Geheimnis für sich, er vertraute ihr nicht völlig! — Das Herz in der Brust tat ihr weh, sie war so arm geworden in jener halben Stunde dort unten in des Schwagers Zimmer, so arm an dem Besten und Schönsten, was es für sie gegeben, an dem sie erstarkt war in ihrer Ehe, in dem kindlich süßen Vertrauen zu ihm, in der heiligen Überzeugung, daß er keinen Gedanken hatte, den sie nicht teile. Und sie wußte, sie würde diese erste Täuschung niemals überwinden, immer würde sie denken, er ist ja von Anfang an neben dir gegangen mit einem Geheimnis, wird er jetzt nicht auch wieder etwas haben, was er dir verbirgt? Nie wirst du seine Seele klar sehen können, denn dieser Spiegel ist getrübt!

Gott, die Sache an sich war ja gleichgültig — das Geld — nun ja, man hätte Besseres dafür haben können — helfen — beglücken — eine schöne, lange Reise zu zweien machen — es für Bubis Erziehung verwenden können . . .

Plötzlich sprang sie auf, holte die Schreibmappe, suchte ein Kuvert heraus, steckte Bürgschein und Quittung hinein, verklebte es und adressierte es an ihren Mann. Dann huschte sie die Treppe hinunter, rief nach dem Diener und schickte ihn mit dem Briefe zur Post.

Gleich darauf war sie wieder auf dem Wege nach oben, dort blieb sie auf dem Korridor stehen — die Reue packte sie. So, ohne ein Wort — das sah ja aus, als ob es ihr ums Geld wäre . . .!

Sie schritt eilig wieder zurück — aber der Diener war schon fort.

Da schlich Ruth wieder hinauf, ein leichtes Frösteln ging durch ihre Glieder. Sie hatte es doch nicht tun sollen! Daß immer wieder der alte Trotz die Oberhand bekam in ihr — nun war es zu spät!

* * *

Am folgenden Sonntag waren die drei Damen, ebenso Herr v. Seeheim mit den Kindern nach Ernstadt zu der Mutter geladen. Niemand freute sich so recht darauf. Siddie, die zum Geburtstage der Mutter allein erschienen war, hatte abermals etwas Hastiges, Übernervöses an sich gehabt und war Ruth gegenüber besonders kühl gewesen.

Wo Heinz augenblicklich weilte, wußte Ruth nur von Rose, die davon plauderte, daß das Regiment biwakiert habe, zwei Tage in dem Städtchen nahe bei Bellingen einquartiert war, dabei einen Ruhetag hatte und jetzt in Franzenshof läge, einem Vorwerk zu Bellingen gehörig, in dem sich ein Gestüt befinde. Ob Heinz' Schwadron dabei sei, wußte Ruth nicht, denn sie wollte Rose nicht fragen. Ruth litt entsetzlich darunter, daß sie ihrem Manne den Gutsageschein und die Quittung ohne jeglichen Kommentar eingeschickt hatte, und wartete mit Bangen auf seine Antwort. Sie saß im Garten mit der Arbeit, konnte nichts denken und zitterte, wenn das Stubenmädchen oder Anton den silbernen Teller mit den Briefen brachte, und war dennoch enttäuscht, wenn sie leer ausging.

Der Kleine machte ihr auch Sorgen. Die Kinderfrau behauptete, er zahne, und Rose und Erie bestätigten es; er schrie unaufhörlich, fuhr mit den Händchen in den Mund und fieberte.

„Ich will lieber im Zimmer mit ihm bleiben", erklärte Ruth am Sonnabend; es war der vierte Tag, und sie hatte noch keine Nachricht von Heinz.

Sie trug eben das schreiende Bübchen umher in dem heißen Zimmer, sie sang ihm etwas vor, und sie saß, wenn er endlich mal schlief, und starrte in das leere Nichts.

Hab' ich das eisige Schweigen verdient? fragte sie sich. Hat er nicht meinen Trotz erst geweckt mit seinen Heimlichkeiten? Und dann packte sie wieder die Angst: wenn ihm nur nichts passiert war, wenn er krank geworden wäre?

Sie schickte die Kinderfrau hinaus, die glaubte, ihre Gnädige sei des Kleinen wegen so niedergeschlagen, und sie trösten wollte: „Aber, gnädige Frau, zum Ängstigen ist's wirklich noch nicht, das machen doch alle kleinen Kinder durch!"

„Telephonieren Sie nach Ernstadt, ich lasse meine Schwester bitten, den Arzt zu benachrichtigen, daß er morgen mit vorkomme. — Wenn ich Sie haben will, klingele ich schon."

Als Erie besorgt heraufkam, erklärte Ruth flüsternd, sie ginge morgen nicht mit zur Mutter, sie verlasse das Kind nicht.

„Wir haben auch keinen Mumm auf die Fahrt, die Rose und ich," gestand die Schwester, „ich nun gar nicht. Denke dir, Lutz ist vorhin ganz plötzlich abgereist, ohne zu sagen —

wohin. Er erhielt einen Brief, entschloß sich und fuhr ab. Da habe ich nun alle Lust verloren. Er käme erst Dienstag zurück, sagte er. Rose mag auch nicht hinfahren, weil Onkel und Tante Usselfelde gestern schon nach Karlsbad abgereist sind und Siddie sie neulich schlecht behandelt hat. Ich schlage vor, wir depeschieren ab — es ist zwar unhöflich gegen Mutter, aber wenn du auch nichts darum gibst . . ."

Sie wurde unterbrochen durch Rosens Eintritt. „Denkt euch, Kinder, eure Mutter hat eben telegraphiert, sie müsse das Diner noch für ein paar Tage aufschieben; Siddie sei gar nicht wohl, Karl werde infolgedessen allein abreisen. Übrigens sind noch andere Briefe da — hier, Ruth, von deinem Mann, ich habe auch einen von Fritz."

Sie warf Ruth einen Brief in den Schoß und zog Erie mit sich hinaus. „Komm, Erie, Ruth will ungestört lesen."

Und Ruth sprang auf und verschloß hinter den beiden die Tür, und sich neben das Bettchen des Kindes setzend, öffnete sie den Brief und hatte auf einmal ein starkes schweres Herzklopfen. Und während des Lesens erbleichte sie, und ihre Lippen preßten sich aufeinander, und dann warf sie den Brief beiseite und begann mit verdüsterten Augen und fliegendem Atem im Zimmer auf und ab zu gehen.

Das schrieb er ihr? Das war sein Dank für ihre Opferwilligkeit?

Ermahnungen! Schlecht verhehlter Ärger über ihre Einmischung, Vorwürfe über die absonderliche Art, mit der sie ihm die Quittung zugeschickt habe in stummer Verachtung — das schrieb er ihr — das!

Sie raffte den Brief wieder auf vom Teppich, trat zum Fenster und las ihn noch einmal.

„Meine liebe Ruth!"

Sonst schrieb er: „Meine liebe, süße Ru!"

„Mit Freuden empfing ich Deinen Brief, mit Befremden ersah ich seinen Inhalt. Ich muß annehmen, daß Du ohne Besinnen in einem Moment des Erschreckens, des nicht Begreifenkönnens, des Mißtrauens die große Summe bezahlt hast. Wäre ein freundliches Wort von Dir bei den Papieren gewesen, so würde Dein Handeln mich gerührt haben, obgleich es unüberlegt ist und bleibt. Ich würde Dir die Hände geküßt und gesagt haben: ‚Frage mich künftig erst, Liebchen, ehe du so rasch handelst — bin ich denn einer Frage nicht wert?' Du hättest uns viel ersparen können an Ärger und Geld, denn zugleich mit Deinem Brief erhielt ich auch ein Schreiben von dem Onkel des unglücklichen Ramme.

Der alte Herr erklärt sich bereit, mit mir — nicht mit dem Agenten — über die Schuldzahlung seines Neffen zu verhandeln. Jetzt hast Du alles kopflos beglichen, und ich kann Dich nicht desavouieren, indem ich Verhandlungen mit dem alten geizigen Menschen anknüpfe über eine Angelegenheit, die bereits erledigt ist. Das geht mir wider den Strich und würde jedenfalls ohne Erfolg sein.

Du wirst mir vorwerfen, ich hätte kein Vertrauen zu Dir gehabt. Es ist aber kein Mangel an Vertrauen! Sollte ich unsere Hochzeitsreise mit solch traurigen Dingen stören? Und später schien die Sache so gut wie erledigt durch die bevorstehende reiche Heirat Rammes.

Als ich die Nachricht von seiner Flucht erhielt, mußte ich fest überzeugt sein, daß der Onkel den Wunsch des wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen Entschwundenen erfüllen werde, um ihm den Steckbrief zu ersparen, der ihm drohte, auch war unsere Abschiedsstunde kein Moment, über solche Unglücksgeschichten zu reden, die ich für abgetan halten mußte. Daß ich für Ramme überhaupt gutsagte, finde ich auch in diesem Moment noch richtig; und unabweisbar erscheint mir die Übernahme der Bürgschaft auch heute noch unter den bekannten traurigen Umständen — daß Du ebenso denkst, weiß ich. Ich habe eine zu hohe Meinung von Freundschaft und Kameradschaft, und — ich besaß damals noch selbst genug, um mein Wort einlösen zu können.

Was soll ich jetzt sagen? Du hast mich gedemütigt und verletzt bis ins Tiefste!

Ich bitte Dich, schreibe bald, daß Du es so nicht wolltest, schreibe mir, daß Du das Briefchen — gewiß ein liebes Briefchen — nur vergessen hast einzulegen, und schicke es bald

Deinem Heinz.

Küsse unsern Jungen!"

Ihre Wangen brannten, es kam ein trockenes Schluchzen in ihre Kehle; sie fühlte, es war ein häßlicher Zug von ihr gewesen, dieses Hinschicken der Quittungen ohne jegliches freundliche Wort, dieses völlige Schweigen hinterher. Sie kannte sich selbst kaum wieder seit einiger Zeit, seit sie wußte, daß er in der Nähe der einst so heißgeliebten Frau weilte, denn er hatte ihr ehrlich gestanden, daß er krank und elend gewesen war nach ihrem Verlust.

Wenn er nur erst fort wäre aus jener Gegend, aus der Nähe dieser Frau! Und dann hörte sie auf zu schluchzen. War sie denn wirklich so kleinlich, so ganz gewöhnlich eifersüchtig? Und sie hatte sich doch immer so stolz gefühlt in ihrem nie zu erschütternden Vertrauen. Sie wollte versuchen, ruhiger zu werden, sie wollte mit sich ins reine kommen, und das konnte sie am besten hier oben, an der Wiege des Kleinen!

Sie öffnete die Fenster, machte ihre Nachttoilette und sagte der Kinderfrau, sie wolle das Kind während der Nacht bei sich behalten. Und während die Dunkelheit heraufzog und ein Stern nach dem andern am Himmel erglänzte über der schwarzen Masse der Parkbäume, ging sie mit sich ins Gericht, unerbittlich, klar und gründlich, und als es Mitternacht schlug vom Dorfkirchhof in verschlafenen, langsamen Klängen, holte sie ihre Mappe und begann an Heinz zu schreiben, einen Brief, wie sie ihn noch nie schrieb, voll weicher Reue, voll herzlichen Bittens und Gelobens, voll leidenschaftlichen Bekennens ihrer großen, starken Liebe für ihn. Am andern Morgen wollte sie dann das Schreiben persönlich auf die Station tragen. (Fortsetzung folgt.)

Die Rückwanderung über den Ozean.

Von Professor Dr. K. Thieß.

Ganz außerordentliche Dinge begeben sich in der Welt, wenn man sich verlassen darf auf die zusammenhanglos einströmenden Sensationsnachrichten amerikanischer Blätter und auf die danach in Eile zusammengestoppelten, besorgniserfüllten Leitartikel im alten Europa. Danach scheint es fast, als ob die gewaltigste Völkerwanderung, die die Geschichte der Menschheit kennt, das Einströmen vieler Millionen in die Vereinigten Staaten von Amerika, ein Ende erreicht hat und abgelöst wird von einer ebenso elementaren, in ihren wirtschaftlichen Folgen noch viel folgenschwereren rückläufigen Massenbewegung. Alle Ozeanriesen waren in den letzten Monaten für die Heimreise überfüllt, zu vielen Tausenden lagerten in Neuyork die Rückwanderungslustigen. Diese Stadt selbst, hieß es, entvölkert sich und sendet ein unabsehbares Proletariat in unsere Hauptstädte und Industriegegenden zurück. Ungeheure Zahlen schwirren: allein 300 000 Juden auf der Rückreise und in Not! Dazu 200 000 oder 300 000 Italiener. Im ganzen 750 000 Auswanderer aus Nordamerika in drei Monaten! Nach Galizien 250 000 Menschen auf dem Marsche! Nach Ungarn noch mehr; die ungarische Regierung entsendet Kommissare zur

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

Belladonna.

Gemälde von F. Gelli.

Ordnung des Zuzugs und bereitet große Notstandsarbeiten vor. Durch Deutschland wälzt sich nach Osteuropa der mächtige Strom. Auf den österreichischen Grenzstationen stockt der Verkehr; die Bahn kann die wartenden Massen nicht bewältigen. Alle Züge werden gestürmt, und Tausende müssen unter freiem Himmel lagern. Ängstlich wird die Nachricht von jeder weiteren Dampferankunft in Bremen und Hamburg aufgenommen. Staunenswerte Zahlen von der Belegung der Dampfer mit Rückwanderern trägt der Draht durch die Welt. Konjekturalpolitikern und Wirtschaftspropheten ist zu düsteren Weissagungen Tor und Tür geöffnet.

Wir fragen: Woher diese Verwirrung, diese Mischung von Wahrheit und Dichtung, und was liegt den Alarmnachrichten zugrunde? Die öffentliche Meinung erfaßt den Umschwung, den die ganze Erscheinung der Auswanderung seit einigen Jahrzehnten erfahren hat, eigentlich erst jetzt, wo er besonders stark in Erscheinung tritt. Man sieht nur das Endresultat und nicht die langdauernde konsequente Bewegung. Daher das Erstaunen.

Die überseeische Auswanderung des 19. Jahrhunderts war bis in die letzten Jahrzehnte hinein in fast allen Fällen endgültig. Dreißig Millionen Einwohner hat Europa auf diese Weise eingebüßt. Der Umfang der im letzten Jahrhundert bewegten Menschenmassen geht über alles, was die Geschichte von Wanderungen weiß. Nordamerika ist hauptsächlich im Laufe dieses Jahrhunderts durch die Einwanderung volkreich und wirtschaftlich mächtig geworden. Südamerika und Australien haben durch die Masseneinwanderung ihre Bedeutung für die Weltwirtschaft gewonnen. Deutschland hat fünf Millionen Menschen zu dieser Bewegung beigesteuert, die dem Vaterland und seinem Volkstum großenteils verloren gegangen sind.

Wer aber einmal abwanderte, um mißlichen politischen, wirtschaftlichen oder persönlichen Zuständen zu entgehen, der hatte sein Herz fest gemacht zum Scheiden von der Heimat auf Nimmerwiedersehen. Er wurde Bürger einer neuen Welt, in den meisten Fällen durch eigenen Grundbesitz unlöslich mit ihr verknüpft. Die lange Meerfahrt im Zwischendeck der Auswanderer war ein Wagnis und eine Strapaze, nach deren Wiederholung niemand gelüstete. Höchstens kam einmal einer von zweitausend als „reicher Onkel aus Amerika" zu kurzem Besuch als Kajütspassagier herüber. Wer auswanderte, der war also für Europa glattweg als dauernder Verlust zu verbuchen. Auf diesem Standpunkt hat unsere amtliche Statistik bis vor wenigen Jahren gestanden, ein großer Teil unserer öffentlichen Meinung anscheinend bis vor wenigen Wochen.

In Wirklichkeit aber haben sich diese Verhältnisse längst geändert. Die Schiffahrtslinien sind so gut, rasch und billig geworden, daß dadurch die Welt kleiner erscheint. Eine Reise im Zwischendeck moderner Dampfer erscheint unverwöhnten Wanderern aus Mittel- und Osteuropa eher eine Annehmlichkeit als eine Anstrengung. Ihr Preis, ihre Dauer, ihre Verpflegung sind heute so, daß sie zur Wiederholung der Fahrt stark anlocken. Die Postverbindungen sorgen dafür, daß der Wanderer mit den Angehörigen in Verbindung bleibt. Drüben kommen die meisten Wanderer heute nur noch in abhängige, wennschon gut bezahlte Stellungen als Arbeiter. Sie werden nicht durch Grundbesitz dauernd festgehalten. Andererseits sind die wirtschaftlichen Möglichkeiten des Fortkommens in Europa und namentlich in der stürmischen Wirtschaftsentwicklung des neuen Deutschen Reiches nicht mehr durchweg schlechter als jenseit des Ozeans. Der politische Kampf daheim wird mit friedlichen Mitteln geführt, nicht mehr mit Revolutionen, nach denen die unterliegende Partei zum Wanderstab greifen mußte.

Heute denkt der Wandernde längst nicht mehr daran, völlig mit aller Vergangenheit zu brechen. Er sucht heute über See nur bessere Erwerbschancen, so wie er sie in der nächsten Stadt oder Provinz suchen würde. Er denkt schon bei der Abwanderung an die Zeit, wo er als gemachter Mann heimkehren wird, um seine Anverwandten daheim zu besuchen oder am besten sich dann dauernd bei ihnen niederzulassen.

Teilweise hat sich eine förmliche „Sachsengängerei" Arbeitskräfte über den Ozean gebildet, die jeder Schwank Arbeitsgelegenheit folgt. So machen große Massen itali Feldarbeiter jährlich zweimal die Fahrt über den Ozean Argentinien und zurück. Sie können damit auf zwei kugeln zweimal im Jahre bei den besonders lohnenden arbeiten beschäftigt werden. So flutet alljährlich zur ernte eine Arbeiterschar von Nordspanien nach Kuba hi So gehen zwischen Portugal und Brasilien, Italien und amerika ähnliche Bewegungen. An allen diesen bewegungen sind deutsche Schiffe, die spanische, portugi italienische und andere Häfen anlaufen, ganz erheblich be

Einen etwas anderen Charakter trägt die große W bewegung über deutsche Häfen nach Nordamerika. die Periode der Wanderung nicht so kurz und regelmäßig auch hier ist ganz unzweideutig an Stelle der einmaliger seitigen Auswanderungsbewegung ein periodisches Hinüber Herüberfluten der wandernden Massen vielfach zu beob

In den deutschen Häfen werden Hunderttausend Auswanderern alljährlich eingeschifft. Es ist aber zunäch dem Irrtum zu warnen, der in den letzten Wochen m wieder sichtbar geworden ist, als ob es sich dabei im n lichen um deutsche Auswanderer handelte. Das war e Bis zum Jahre 1892 pflegte die deutsche Auswanderung Perioden hindurch jährlich über hunderttausend Deutsche Landes zu führen. Aber schon im Jahre 1894 war Zahl auf 40 000 gesunken. Seitdem beträgt die Zal deutschen Auswanderer zwischen 20 000 und 40 000 im eine verschwindende Zahl bei einer jährlichen Volkszu von annähernd einer Million, die wir in Deutschland e haben. Den allergrößten Teil der Volkszunahme b unsere blühende Industrie für sich. Ja, was erst den wen zum Bewußtsein gekommen ist, was aber die neuesten zählungsarbeiten erweisen: Deutschland ist jetzt selbst ein wanderungsland geworden. Mehr Einwohner, als über und über die Landesgrenzen ihm enteilen und den Rücken k strömen durch die überseeische Rückwanderung und den strom über seine Landesgrenzen herbei. Die Wanden zwischen den Völkern vermehren jetzt unsere Arbeitskräfte, dem auch wir jahrzehntelang unter der Massenauswand empfindlich gelitten haben.

Auch die kleine Zahl deutscher Auswanderer, die wir verzeichnen, sind uns nicht sämtlich verloren. Ich will nicht von den Kaufleuten, Ingenieuren, Lehrern, Offiz usw. reden, die von vornherein nur auf eine Anzahl Jahren außer Landes gehen, um bessere Ausbildungs- Erwerbschancen zu suchen, um z. B. nach Hanseatensitt den überseeischen Kontoren der elterlichen Firma einige J zu arbeiten. Das ist klar, daß die meisten von diesen Le reicher, erfahrener, tüchtiger, als sie gegangen, in die He zurückkehren. Ähnlich liegt der Fall aber jetzt auch für ei Tausende von Handwerkern, Landwirten, gelernten Indus und Landarbeitern, Seeleuten. Auch sie gehen nicht, um Vaterlande untreu zu werden, sondern um im Auslande lernen, zu sehen, berufstüchtiger zu werden oder auch un schwerer Arbeit gut zu verdienen und dann heimzukehren, i See, genau wie in der guten alten Zeit die deutschen Ha werksburschen weit in die Fremde zogen. Auch von ihnen k ein beträchtlicher Teil zurück und bringt ein wertvolles Kap von Vermögen, Weltkenntnis und Berufserfahrung heim.

Die Masse der Leute aber, die seit ein oder zwei Ja zehnten unsere deutschen Auswandererschiffe füllen, komm weiter her, aus Rußland, Ungarn, Österreich, Rumänien, v einzelter auch aus den andern Ländern Europas. In Amerika man diesen Wechsel in der Rekrutierung der Einwanderu oft mit bedenklichen Augen angesehen. Es ist begreiflich, daß stammverwandten und bildungsfähigen Engländer, Deutsch und Skandinavier den Amerikanern ein erwünschterer Nachsch waren als die hauptsächlich slawischen und israelitischen O europäer. Besonders die mächtigen amerikanischen Arbeit

organisationen befürchten von der jetzigen Einwanderung eine Belastung des Landes mit Arbeitsscheuen und eine dauernde Verschlechterung des Arbeitsmarktes durch ein Einströmen bedürfnisloser und billiger Arbeitskräfte, die namentlich bei gedrückter Konjunktur die einheimischen Arbeiter unterbieten und brotlos machen würden. In dieser Befürchtung hat man die Einwanderungsgesetze und ihre Zulassungsbestimmungen immer mehr verschärft und immer schroffer angewandt.

Diese Befürchtungen sind übertrieben. Es handelt sich bei dem Gros auch der heutigen Auswanderung, gerade bei den Osteuropäern, um fleißige und strebsame Elemente, die bemüht sind, sich dem Arbeitsmarkte drüben anzupassen. Diese Massen haben keineswegs mehr die Tendenz, unter allen Umständen, auch den ungünstigsten, sich festzusetzen und auf den Lohnsatz zu drücken. Im Gegenteil veranlaßt sie jeder Rückschlag der Konjunktur, heimzukehren und damit den amerikanischen Arbeitsmarkt in kritischer Zeit in der durchaus wünschenswerten Weise zu entlasten. Zwischen Osteuropa und Nordamerika wird die Bewegung heute ganz wesentlich von der wirtschaftlichen Konjunktur beeinflußt. Günstige Arbeitsverhältnisse in den Vereinigten Staaten veranlassen die dort tätigen zugewanderten Arbeiter, ihre Verwandten, Freunde und Landsleute zu sich zu rufen und auf die günstige Erwerbschance aufmerksam zu machen. Weichende Konjunktur treibt die Massen wieder zurück. Zum erstenmal hat man bereits zu Anfang der neunziger Jahre, als die Union unter einer schweren Krise litt, diesen Rückstrom beobachten können. Im Jahre 1894 kamen in Hamburg schon ungefähr ebensoviel Wanderer zurück, als von dort abfuhren.

Die Nationen verhalten sich da verschieden. In normalen Zeiten beobachten wir bei den russischen Bauern die Neigung, eine längere Reihe von Jahren drüben zu bleiben, um dann mit erheblichen Ersparnissen dauernd heimzukehren und sich anzukaufen. In den österreichischen und ungarischen Massen wie in den Italienern steckt mehr die Tendenz, nur wenige Jahre drüben auszuhalten, darauf zu längerem Besuche heimzukehren, mit den Ersparnissen stattlich aufzutreten und dann, wenn die Mittel im Müßiggang aufgezehrt sind, oder wenn sie zur geplanten Ansiedlung nicht reichen wollen, oder wenn die Landsleute von drüben über steigende Löhne berichten, kurzen Entschlusses von neuem auf ein paar Jahre über den großen Teich zu fahren. Jetzt ist diese Tendenz dermaßen ausgeprägt, daß ein österreichischer Volkswirt für seine halben Landsleute in Ungarn und Galizien einen dreieinhalbjährigen überseeischen Aufenthalt als Normalzeit herausrechnen konnte. Mit dieser Beobachtung stimmt es, daß die Russen (ebenso wie die Germanen) regelweise in ganzen Familien auswandern, während man aus Österreich-Ungarn unter den Auswanderern wie jetzt unter den Rückwanderern sehr viel alleinstehende jüngere Männer sieht, die zum Teil Frau und Kinder in der Heimat haben. — Daneben bildet sich in den letzten Jahren die Sitte der kurzen Weihnachts- und Winterbesuche in der Heimat immer mehr aus.

All diese verschiedenartigen Anläße zur Rückkehr kamen nun in diesem Herbst zusammen. Die Konjunktur ist weichend in Amerika, und mit amerikanischer Energie bekämpft man die Krise durch Schließung der unrentabel werdenden Fabriken oder durch Einschränkung der Produktion. Viele Betriebe ruhen bei dem teuren Geldstand wegen Mangels an Betriebskapital. Auch die privaten Eisenbahnbauten, Kanal- und Hausbauten, die hauptsächlich von osteuropäischen Arbeitern ausgeführt werden, sind mehrfach ins Stocken gekommen. Da wandern naturgemäß mehr Arbeiter als sonst wieder in die Heimat zurück, neben vielen, die es ohnehin getan hätten, manche anderen, die sich nun zu einem früheren Termin als unter normalen Umständen entschließen; wieder andere, die sonst dauernd drüben geblieben wären, gehen bei den schlechten Zeiten ebenfalls und versuchen, ob man jetzt nicht in Europa ebenso gut leben könne. Mangelnde Arbeitsgelegenheit und schlechte Löhne spornen andererseits auch mehr Leute als sonst, die noch reichliche Ersparnisse aus den letzten Jahren haben, zu den Weihnachts- und Winterbesuchen zu Hause an. Als letzte anspornende Ursache kam hinzu, daß die Dampfergesellschaften im Konkurrenzkampf gerade für den November den Überfahrtspreis von 140 auf 88 Mark herabsetzten. Das mußte zu solcher Zeit den Weihnachtsverkehr gewaltig steigern.

So kommt die „Welle von drüben" zustande, die viel unnötiges Erstaunen hervorgerufen, viel unnötige Befürchtungen und Hoffnungen erweckt hat. Die Zusammensetzung der in den letzten Monaten rückwandernden Massen bestätigt die gegebene Erklärung. Die Russen, die längere Jahre zu bleiben pflegen, waren nur in geringer Anzahl in dem Schwarm. Hauptsächlich steigerten sich die Zahlen der periodisch wandernden Italiener, Ungarn, Polen und Südslawen.

Die gesamten Zahlen der herbstlichen Rückwanderung sind höher als sonst, aber auch die Auswandererziffer des letzten Jahres ist gestiegen. Die Nettoauswanderung unter Abzug der „Amerikamüden" zeigt auch noch jetzt ziemlich stabile Verhältnisse. Im ganzen steht für das Jahr 1907 einer amerikanischen Einwanderung von $1^1/_4$ Millionen Menschen eine Rückwanderung von rund einer halben Million gegenüber. Auch in dem wirtschaftlich noch günstigen Jahre 1906 war bei 1,1 Millionen Zuwanderung über eine Drittelmillion Abwanderung zu verbuchen. Schon 1903 hatte die Rückwanderungszahl eine Viertelmillion überstiegen und seitdem in Zahlen zwischen hunderttausend und zweihunderttausend sich bewegt. — Es ist auch früher, und zwar gerade in den letzten Jahren, schon vorgekommen, daß in einigen Herbstwochen die Ozeandampfer die Menge der Rückströmenden nicht fassen konnten, ebenso wie die ausgehende Bewegung alljährlich zum Frühjahr der prompten Beförderung Schwierigkeiten bereitet. Im Laufe des Dezembers hat der Andrang schon wieder wesentlich abgenommen, und die hohe Rückwanderungszahl des Novembers mit 120000 Köpfen ist vereinzelt geblieben.

Weit mehr als die Bewegung selbst hat sich die Aufmerksamkeit für sie gesteigert. Einmal verfolgen die Amerikaner wie alle Merkmale der Krise so auch die Wanderungserscheinungen jetzt mit ungewöhnlichem Eifer, und zum anderen wird seit dem 1. Juli 1907 eine amtliche Statistik der Rückwanderung veröffentlicht, so daß seitdem die monatlichen Ausweise immer wieder Anregung zu Erörterungen und Vergleichen geben, die früher wegen Mangels an Material nicht möglich waren.

Was insbesondere den Anteil der deutschen Häfen und ihres osteuropäischen Hinterlandes anlangt, so sind für sie im Jahre 1907 etwas über eine Drittelmillion Auswanderer zu zählen, 60000 mehr als jahrs zuvor, dagegen rund 11000 Rückwanderer, das sind 40000 mehr als vorher. Die Rückwanderungszahlen bedürfen in diesem Vergleich übrigens noch einer erhöhenden Korrektur, denn die erfolgreichsten Auswanderer kehren als Kajütsreisende zurück.

Sobald die Erregung vorüber ist, werden die hauptbeteiligten Länder erkennen, daß sie auf beiden Seiten des Ozeans mit der neuesten Wendung der Dinge wohl zufrieden sein können. Die Hauptauswanderungsländer der Gegenwart: Italien, Ungarn, Rußland, Rumänien, Österreich, Skandinavien usw., die den Abstrom ihrer Arbeitermassen mit Sorge ansehen und erheblichen Verlusten nachtrauern — für Deutschland hat man einmal geschätzt, daß jeder Auswanderer im Durchschnitt 500 Mark an Geld und Geldeswert und 2000 Mark an Erziehungs- und Ausbildungskosten außer Landes führt — sehen jetzt immer mehr, wie recht erhebliche Beträge von den Ausgewanderten nach Hause geschickt oder von den Heimgekehrten und auf Besuch Weilenden zu Hause verzehrt werden. Für den jüngsten Rückstrom wird es mehrfach ausdrücklich bezeugt, daß die Heimkehrenden im Besitz erheblicher Barmittel sind, die sie auf der Besuchsreise zu verzehren oder bei der Ansiedelung daheim zu verwenden gedenken. Soweit sie sich ansiedeln, sind sie wohlhabender, erfahrener, geschickter, selbständiger, gebildeter und ihrem Land in jeder Beziehung wertvoller geworden als beim Auszug.

Die italienische Volkswirtschaft rechnet Jahr für Jahr mit einem bedeutenden Geldzustrom durch die Auswanderer, und nirgendwo sind sentimentale Zeitungsbetrachtungen über die Belastung des Landes mit den Scharen rückströmender Arbeitloser weniger angebracht als hier. Bei den österreichischen und ungarischen Elementen betonen jetzt die Beobachter immer wieder, daß die Rückwandernden über ihre ursprüngliche Klasse hinausgehoben erscheinen. Als Landarbeiter und Knechte sind sie ausgezogen; um sich daheim als Bauern anzukaufen, kehren sie zurück.

Die Amerikaner dagegen gewinnen eine gewaltige Elastizität ihres Erwerbslebens durch die größere Beweglichkeit des Menschenzustroms. Bei starker Arbeitsgelegenheit können sie sehr rasch ihre Arbeitskräfte komplettieren, für ihr Land, ihre Industrie, auch ihre Arbeiterschaft jeden Pfennig der Gewinnmöglichkeit herausholen. Bei schlechter Konjunktur können sie ihren Arbeitsmarkt ebenso schnell wieder entlasten und das unruhige Element zusammengeballter arbeitloser Massen von Landfremden vermeiden.

Es fragt sich schließlich, welche Vorteile wir in Deutschland von der rückläufigen überseeischen Massenbewegung haben können. Zunächst ist es offensichtlich, daß es für unsere deutschen Dampfergesellschaften, die den größten Teil dieses transatlantischen Personenverkehrs besorgen, wichtig und rentabel ist, daß die Reisebewegung immer mehr zweiseitig wird und die Schiffsräume auf den Rückreisen ebenso wie auf den Ausreisen besetzt werden können. Es ist ebenfalls nicht zweifelhaft, daß der unvergleichliche Aufschwung unserer Industrie und unseres Außenhandels nicht zum mindesten auf dem tüchtigen Material an Kaufleuten und Ingenieuren beruht, das wir über See in alle Länder und Häfen der Welt hinaussenden. Ebenso ist für Seeleute, Industriearbeiter, Handwerker ein zeitweiliger Aufenthalt im Auslande lehrreich.

In den letzten Monaten hat nun hauptsächlich unsere Landwirtschaft ihre Blicke hoffend auf die neu beobachtete Erscheinung gelenkt, sich dann freilich rasch enttäuscht wieder von ihr abgewandt. Ich möchte annehmen, daß die gänzliche Abwendung ebensowenig berechtigt ist wie die erste überschwengliche Hoffnung. Wohl sind unter den Rückkehrenden (wie unter den Auswandernden) nur noch verhältnismäßig wenig Reichsdeutsche. Aber einige hundert oder einige tausend deutsche Landwirte werden in der unaufhörlich sich fortsetzenden Rückwanderung immerhin herauszufinden sein. Wir müssen ferner bedenken, daß Landwirte deutschen Stammes und deutscher Sprache aus Rußland, Ungarn, Österreich gerade neuerdings nicht selten unter der ausgehenden und auch unter der rückflutenden Wanderbewegung zu finden sind.

Die Rückkehrenden werden freilich nicht geneigt sein, als Landarbeiter bei uns wieder anzufangen. Als Ansiedler werden sie aber auch im Reich in Betracht kommen und mit ihrer Praxis und ihrem Kapital nützlich sein können.

Die preußische Forstverwaltung, die Ansiedlungskommission für Posen und Westpreußen, die Ansiedlungsgesellschaften und die Vertretung der deutschen Landwirtschaft sollten sich zusammentun und drüben in Neuyork, wo die Rückwandernden zusammenströmen, ein Bureau zur Information und Lenkung der Rückwanderer errichten. Die Landwirte, die überhaupt einer Propaganda in deutscher Sprache zugänglich sind, dürften auch großenteils für eine Ansiedlung auf dem Boden des Reichs in Betracht kommen. Während der Überfahrt ist dann günstige Gelegenheit, Prospekte zu lesen und gemeinsam zu erörtern.

Mir ist gelegentlich von Reisenden berichtet worden, daß sie in Ungarn durch Ortschaften in besonders guter Kultur und durch Gehöfte von besonders schmuckem Aussehen überrascht worden seien und dann erfahren hätten, das seien Siedlungen heimgekehrter „Amerikaner" deutschen Stammes. Ebenso wird auch aus den Dörfern der Ansiedlungskommission vereinzelt von der Beteiligung von „Amerikanern" berichtet. Eine zweckmäßige Propaganda in Neuyork könnte manchen tüchtigen Landsmann, auch manchen, der eigentlich nur auf Besuch oder als Rentner zurückfahren oder der zu seinen alten Sitzen in Ost- und Südosteuropa heimkehren will, für die Ansiedlung im Reich gewinnen.

In den deutschen Häfen wird sich wenig Gelegenheit finden, die durchhastenden Wanderer zu interessieren und zu gewinnen, um so weniger, als die meisten zugleich mit der Dampferkarte auch die Bahnkarte nach ihrem Heimatort schon in Neuyork inzwischen erworben haben. Wenn sie aber in Neuyork schon informiert wurden und halb zur Ansiedlung geneigt ankommen, dann könnten daheim vielleicht Organisationen wie der landwirtschaftliche Arbeitsnachweis der Patriotischen Gesellschaft in Hamburg ergänzend als Vermittler eintreten.

Wohl gemerkt, ich empfehle eine Tätigkeit nur unter den bereits auf dem Heimwege begriffenen Rückwanderern, nicht unter den Auswanderern und nicht unter den in Amerika zufrieden Arbeitenden. Das würde mehr politische Verstimmung drüben hervorrufen, als der mögliche Erfolg wert ist. Das würde vor allem allzu leicht Elemente mit zu hohen Erwartungen und Ansprüchen, mit ungenügenden Mitteln und ungenügender Leistungsfähigkeit, unselbständige und dauernd unzufriedene Leute ins Land ziehen. Die erfolgreich, selbstbewußt und bemittelt Heimkehrenden stellen dagegen schon an sich eine Auslese von tüchtigen und geeigneten Ansiedlern dar.

Ich habe nach der ganzen Tendenz unserer großen Schiffahrtsgesellschaften, als wohlgeordnete Glieder der deutschen Gemeinwirtschaft zu wirken, keinerlei Zweifel, daß sie einem solchen Bestreben unserer landwirtschaftlichen Organisationen jeden Vorschub leisten würden. Die Hamburg-Amerika-Linie teilt mir mit, daß sie schon jetzt für die deutschsprachigen Rückwanderer auf vielfachen Wunsch aus landwirtschaftlichen Kreisen auf ihren Dampfern Anschläge angebracht hat, daß in der deutschen Land- und Forstwirtschaft viel Gelegenheit zu lohnender Arbeit und auch günstige Gelegenheit zur Ansiedlung vorhanden sei. Größere Wirksamkeit kann ein solcher Hinweis aber erst dann üben, wenn die deutsche Landwirtschaft eine geeignete Organisation für Auskunft und Vermittlung schafft und den Rückkehrenden in greifbare Nähe rückt.

Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit.

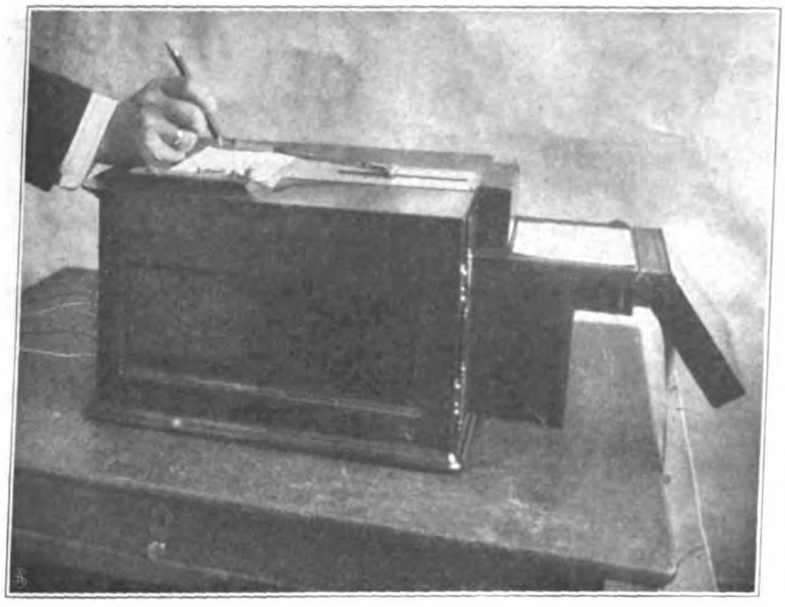
Ein neuer Fernschreiber.

Der Fernsprecher hat längst die Welt erobert und setzt seinen Siegeszug fort, indem er auch in die kleinsten und entlegensten Orte eindringt. Nicht alle sind aber mit seinen Leistungen völlig zufrieden; denn je mehr Fortschritte die Technik macht, desto anspruchsvoller werden die Menschen. Im Geschäftsleben ist das ohne Zeugen gesprochene Wort nicht immer zuverlässig, die Verständigung durch den Fernsprecher gibt auch zu Mißverständnissen Anlaß; also bedarf der Fernsprecher einer Ergänzung. Seit langem hat man versucht, diese zu schaffen. Wenn das Telephon mit einem Apparat verbunden werden könnte, der auf weite Entfernungen die Handschrift übertrüge, so würde der Verkehr an Sicherheit gewinnen. Die handschriftliche Mitteilung hat ja den Wert einer Urkunde und schließt Mißverständnisse aus. Wäre der Apparat so beschaffen, daß er die schriftliche Nachricht auch in Abwesenheit des Empfängers aufzeichnete, so wäre noch ein weiterer Übelstand im telephonischen Verkehr behoben. So dachte man, und die Techniker ersannen auch bald den gewünschten Apparat, den Telautographen oder Fernschreiber. Bisher hat er sich aber nicht einbürgern können, und zwar darum, weil die bekanntgewordenen Apparate allen Ansprüchen doch nicht genügten. Die einen waren zu kostspielig, die anderen arbeiteten zu langsam.

andere wieder konnten nicht gut an die vorhandenen Leitungen angeschlossen werden. Der Erfindergeist ruht aber nicht und arbeitet an der Lösung der Aufgabe ruhig weiter.

Ein wichtiger Fortschritt ist nun in dieser Hinsicht neuerdings gemacht worden. Gustav Grzanna in Steglitz-Berlin hat einen neuen Fernschreiber hergestellt, der den meisten der genannten Ansprüche wohl genügt. Unsere oberste Abbildung zeigt uns, wie er von außen aussieht.

Bei der Benutzung des Apparates nehmen wir zuerst einen Schreibstift mit Graphiteinlage von seinem Ruhelager auf und schreiben die Mitteilung einfach auf das auf dem Kasten liegende Papierblatt. Sind wir damit fertig, so legen wir den Stift wieder in sein Ruhelager. Dazu sind keine besonderen Vorkenntnisse nötig, jeder kann es tun, der eben schreiben kann. Die Person, mit der wir uns in Verbindung setzen wollen, hat nun in ihrem Haus ebenfalls einen solchen Apparat, der mit dem unsrigen durch eine Drahtleitung verbunden ist. Etwa zehn Sekunden von dem Zeitpunkt an, in dem wir den Bleistift aus der Hand gelegt haben, schiebt der Apparat auf der Empfängerstation ein Blatt photographischen Papiers vor, auf dem unsere Mitteilung in genauer Kopie wiedergegeben ist. Wie treu der Apparat arbeitet, zeigen die untenstehenden Proben der Originalhandschrift und deren Wiedergabe durch den Fernschreiber.



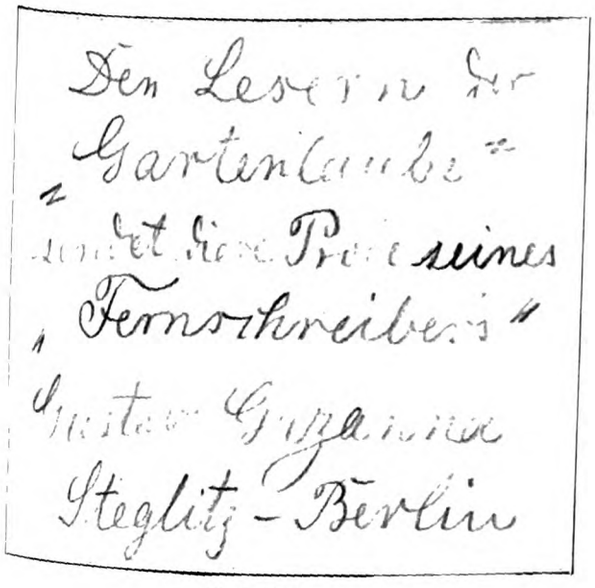
Aufnahmestation.

Werfen wir nun einen Blick in das Innere dieses Zauberkastens, um die Einrichtung zu sehen, die die erstaunliche Leistung fertigbringt! Wir wollen die Leser mit allen Einzelheiten nicht ermüden, die ja schließlich nur für den Fachmann von Interesse sein dürften. Es genügt, wenn wir nur das Prinzip erklären, nach dem der Apparat arbeitet. Da merken wir zunächst, daß der Schreibstift gelenkig mit einem Hebelwerk verbunden ist; während wir nun mit der Schreibspitze beim Schreiben über die Papierfläche gleiten, bewegt sich auch der Hebelarm hin und her entsprechend den Bewegungen des Stiftes. Nun ist an dem Hebelarm ein Stromabnehmer befestigt, der einer Batterie von acht Trockenelementen Strom entzieht und ihn in die Drähte der Fernleitung führt. Die Ströme, die von dem Apparat ausgehen, sind aber nicht gleichmäßig konstant, sondern wechseln ihre Stärke je nach der Bewegung der Schreibspitze und des Hebelarmes. So bewirkt jeder Punkt der Niederschrift zwei Ströme von verschiedenen, aber ganz bestimmten Stromstärken.

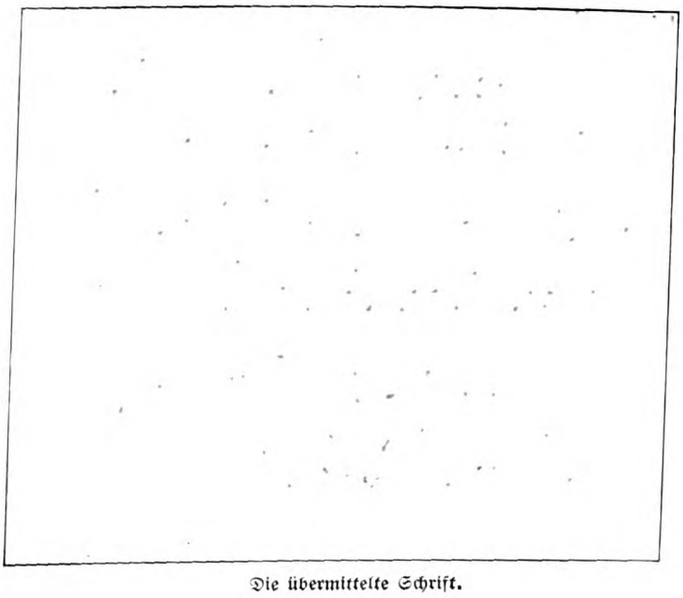
Folgen wir nun diesen Strömen in die Station, mit der wir korrespondieren! Sie gelangen hier in den zweiten Teil des Apparates, den Empfänger, und gehen durch zwei Drahtspiralen, die um beweglich angebrachte Magnetstäbchen gewunden sind. Je nachdem die Ströme in ihrer Stärke zunehmen oder abnehmen, schwingen die Magnete, und zwar schwingt der eine von links nach rechts, der andere von oben nach unten. Auf jedem der Magnete sitzt aber ein kleiner Spiegel, der diese Schwingungen mitmacht. Nun ist in dem Kasten eine kleine elektrische Glühlampe vorhanden, deren Licht durch eine Linse konzentriert wird. Der Lichtstrahl fällt zuerst in den einen und dann in den zweiten Spiegel und wird von diesem auf ein im Hintergrunde sich abrollendes photographisches Papier geworfen. Und siehe da, der Lichtstrahl geht hin und her auf dem Papier, genau so, wie der Stift bei der Niederschrift unsrer Depesche es getan hat. Es muß auch so sein; denn wir haben unsre Schreibbewegung durch das Hebelwerk in zwei Bewegungen zerlegt; durch diese wurden zwei verschiedene elektrische Ströme erzeugt. Diese Ströme haben nun in dem Empfänger die Magnetstäbchen in zwei verschiedene Bewegungen versetzt, durch die Spiegel werden diese auch dem Lichtstrahl mitgeteilt, aber zugleich beide zu einer vereint, die genau der ursprünglichen Bewegung des Schreibstiftes entspricht. Der Lichtstrahl ist hier also zum Schreibstift geworden.

Das also belichtete photographische Papier muß natürlich noch entwickelt werden, damit die Schrift sichtbar wird. Auch das besorgt der Apparat selbst nach einem besonderen Verfahren in der kurzen Zeit von 10 Sekunden.

Zu bemerken ist noch, daß jeder Apparat eine vollständige Station bildet, also zum Aufgeben und Aufnehmen von Depeschen eingerichtet ist. Er bedarf zu seinem Betriebe nur des schwachen Stromes von 12 Volt, zweier Hauptleitungen und einer Rückleitung. Da die Telephonanlagen gegenwärtig mit Doppelleitungen ausgeführt werden und zur Rückleitung eine der Reserveleitungen benutzt wird, so läßt sich der Fernschreiber von Grzanna meistens ohne weiteres an die bestehenden Telephonleitungen anschließen. Dabei wird durch ihn das Telephon durchaus nicht beeinträchtigt, denn wie man durch



Die Urschrift.



Die übermittelte Schrift.

Versuche der Deutschen Reichspost feststellte, kann man auf der gleichen Leitung zu gleicher Zeit telephonieren und fernschreiben; die Apparate stören einander nicht.

So haben wir in der Tat in diesem Fernschreiber eine praktische Ergänzung des Fernsprechers erhalten. Die Geschäftsleute werden nach wie vor miteinander sprechen, sollte aber die mündliche Verständigung durch das Telephon aus irgendeinem Grunde erschwert sein, oder handelt es sich um wichtigere präzise Mitteilungen, so werden sie, um Mißverständnisse auszuschließen, zum Fernschreibstifte greifen. Und wenn beim Anruf sich herausstellt, daß der, mit dem wir sprechen wollen, nicht zu Hause ist, so brauchen wir nicht unverrichteter Dinge abzuziehen; wir greifen zum Fernschreibstift, der Apparat in der Ferne nimmt unsre Mitteilung auf, und der Angerufene findet, wenn er sein Heim oder 2 wieder aufsucht, unsre Depesche in unsrer Handschrift an Apparat vor. Der Fernschreiber überträgt aber nicht allein schriftliches auf weite Entfernungen. In der gleichen Art mittelt er auch einfache Zeichnungen und Skizzen. So kan seiner Hilfe der Techniker bei Verhandlungen auf weite Ferne Mitteilungen und Vorschläge rasch und zweckmäßig durch und rohe Entwürfe ergänzen.

So werden sich noch verschiedenartige Verwendungsarten des schreibers finden, und der Apparat wird sich gewiß nach un Eingang in die Welt des Verkehrs verschaffen, namentlich i Kreisen, in denen man auf handschriftliche Belege besonderen legen muß.

C. Falkenh

Die Wolkenburg.

(2. Fortsetzung.)

Novelle von Adelheid Weber.

Als ich beim Portier des Hotels den Wagen nach dem Karersee bestellen wollte, stießen wir auf ein unerwartetes Hindernis. Der Portier erklärte uns mit bedauerndem Achselzucken, er habe eben die letzte Equipage des Hotels an einen der Herren Logiergäste vergeben, und leider glaube er auch nicht, so spät noch einen andern Wagen in Bozen finden zu können. Doch wolle er sich alle Mühe geben. Ob er vielleicht, falls er kein Privatgefährt bekäme, zwei gute Plätze auf dem Stellwagen nehmen solle, der morgens um halb acht das Eggental bis zum Rosengarten hinauffahre und am Hotel Karersee halte.

Ich zögerte, aber Lori war entzückt von der Aussicht, einmal in ihrem Leben im Stellwagen fahren zu dürfen. So schärfte ich dem Portier ein, sich alle erdenkliche Mühe um einen Wagen zu geben, willigte aber im Notfall in den Postomnibus.

Als wir nach einem Gang durch die Stadt in unser Hotel zurückkehrten, fanden wir auf unserm Zimmer zwei Plätze für den Stellwagen, auf den wir dann auch am nächsten Morgen nach eilig im Garten des Hotels eingenommenem Frühstück hinaufkletterten. Unser Gepäck war auf dem Deck verstaut worden, Skizzenbuch und Farbenkasten hielt Lori sorglich auf dem Schoß. Es war noch frisch jetzt, um acht Uhr, der Morgen ließ sich herrlich an, wir hatten die Vorderplätze neben dem Kutscher, Loris Laune war rosig wie ihr Gesicht, und ich atmete hoch auf, als die Pferde anzogen. Denn der Omnibus war ganz besetzt, kein Platz mehr frei, und eine uneingestandene Befürchtung vor einer unliebsamen Überraschung durch Radwizek zerflog wie der Morgennebel, der sich langsam von den schönen Höhen hob. Meine junge Begleiterin preßte von Zeit zu Zeit meinen Arm, um ihrem Glücksgefühl Luft zu machen, und plauderte an mich hin, wie ihr das schöne Eggental hoffentlich weit besser gefallen werde als das wilde Grödner, an dem ich, sie wisse nicht warum, mich so entzückt habe.

„Aber, Komteßchen, die wilde Romantik von Fels und Schlucht, die stets neuen Bilder bei den Biegungen des Weges, der hinstürzende Bach, die hochthronenden Dörfer!“ verteidigte ich meinen Geschmack.

„Wie kann man Felsen und Abgründe nur schön finden!“ rief Lori. „Nein, ich will nicht lästern oder streiten, ich möchte mich im Gegenteil überzeugen lassen. Vielleicht gewänne ich da auch der Wolkenburg die Schönheit ab. Aber sie ist nun einmal meinen Augen verschlossen. Auch hier ist mir's noch viel zu eng, und das Indiehöhesteigen des Weges macht mich eigentlich unbehaglich. Wenn ich denke, wie wunderschön Sie's in Berlin haben müssen!“

Ich lachte herzlich und lud sie ein, sich durch den Augenschein enttäuschen zu lassen, da drückte sie meinen Arm wieder heftiger. „O Gott, da sind schon wieder die Malefizfelsen. Aber was gibt's denn hier? Schau'n S', gnädige Frau!“

Ja, es gab was zu sehen. Vor uns, gerade da, wo wir in die enge Schlucht zwischen ganz kahlen, sehr wilden Felsen einbiegen wollten, stand ein Einspänner, Kutscher und Fahrgast daneben. Und jetzt, als wir näherkamen, nahm Herr seinen Hut vom Kopf und winkte damit unserm Ku heftig zu.

„Himmel, ist das nicht . . .“ rief ich erschrocken.

„Natürlich! Meine ahnungsvolle Seele! Es ist Radwi

Lori schmiegte sich an mich und kicherte verstohlen.

Er heuchelte, uns nicht zu erkennen.

„Kutscher!“ rief er. „Machen S' mir Platz auf Stellwagen! Mein Pferd lahmt und kann nicht weiter!“

„Aber es ist hier ja kein Platz frei“, sagte ich mit Genugtu

„Freili is. Kommen S' nur, Herr, i mach' Ihna schon Pl rief unser Kutscher mit breitem Grinsen, sprang ab, kla vor uns ein wenige Zoll breites Brett herunter, auf er selbst sich setzte, und wo er hockte wie der P auf seiner Stange, nur daß er die Füße ins Wesenlose hi baumeln ließ.

Der Platz neben Lori war nun frei, und ehe ich sie anlassen konnte, weiter zu rücken, so daß der Maler neben zu sitzen kam, war er schon mit einer für seine Jahre bemerk werten Gelenkigkeit heraufgeklettert und saß nun neben L Er lüftete wieder den Hut und begann: „Glück muß Mensch auch im Unglück . . .“ dann stockte er prächtig gespielter jäher Überraschung: „Ja, ist's mögli Gnädige Frau — Komtesse — Sie wollten doch auch Wagen . . .“

„Unser Pferd ist auch lahm geworden“, lachte Lori schelmi „Es ist drum gar nicht eingespannt worden. Hat Ihnen der Portier nicht gesagt?“

„Kein Wort! Wie können Komteß nur denken! Ich hö Ihnen doch sonst meinen Wagen abgetreten und mir den Pl auf dem Omnibus genommen.“

„Danke vielmals. Dann ständen wir ja nun ne Ihrem lahmen Pferde; denn für uns hätte der Kutsch keinen Platz gehabt; er hat heut' schon mehrere Passagi abgewiesen.“

„Dann habe ich ja ein unerhörtes Glück gehabt — jedem Sinne unerhört —“

Er sah Lori mit dem bekannten „unwiderstehlichen“ Blick huldigend und siegesbewußt zugleich, in die Augen.

Sie lachte. Dies Kind hatte ein Talent und eine Gewandheit, sich umwerben und anbeten zu lassen, ohne daran weder hold noch unhold, zu reagieren, die mich erstaunte Und sie übte es mit dem Behagen, mit dem man ein Tale betätigt.

„Aber Komteß schleppen sich mit einem so großen Kasten“ rief Radwizek, als seine Augen allmählich Zeit fanden, etwa anderes von der Außenwelt zu sehen als Loris schelmisches Lachen

„Nun, versteht sich; meine Malutensilien vertraue ich doc dem Zufall nicht an. Die behüt' ich mir selber“, gab si zurück. „Wo haben Sie denn die Ihrigen?“

„Die nehme ich doch auf die Reise nicht mit; ich bin froh, wenn ich der Kunst für eine Zeitlang entfliehen kann", sagte er. Dann aber fiel ihm vielleicht ein, daß er sich eines bequemen Anknüpfungsmittels gegen Lori beraubte; denn er beugte sich ein wenig näher zu ihr und sagte leise: „Wenn Sie mich nicht den Hotelgästen verraten wollen: sie ruhen auf dem Grunde meines großen Reisekoffers."

„Natürlich werde ich Sie verraten!" Sie strahlte ihn mit ihren blitzenden Augen an. „Das wäre ja ausbündig dumm von mir, vielleicht einmal im Leben einem großen Künstler zu begegnen und nicht alles daran zu setzen, sein Unmittelbarstes zu sehen!"

„Ich zeig' Ihnen schon was — aber nur Ihnen allein! Wollen Sie wirklich?"

Sie antwortete nur mit einem tiefen, sehnsuchtsvollen Blick.

„So führe ich Sie, sobald Sie wollen, vom Karersee eine halbe Stunde aufwärts zum Rosengartenhof; dort sind wir ungestört, und ich zeig' Ihnen eine Masse Sachen, Skizzen, verirrt sich."

Lori reichte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen", sagte sie einfach. „Sie wissen nicht, welch eine Wohltat Sie mir erweisen wollen."

„Nehmen Sie ja Ihr Skizzenbuch mit", erwiderte er. „Ich will sehen, wie Sie arbeiten."

„Gern, gern!" rief sie und flüsterte dann zaghaft: „Wenn Sie wirklich einer Stümperin Ihren Rat schenken wollen — —"

„Ich bin von Ihrem Talent von vornherein überzeugt."

„So? Das ist eine kühne Behauptung!"

„Ich habe es in Ihren Augen gesehen, Komtesse — aus denen leuchtet's."

„Ah so! — Wie kann nur ein so großer Künstler so kleine Komplimente drechseln?"

Radwizeks Augen zuckten ein wenig; er faßte sich aber rasch.

„Es war kein Kompliment", erwiderte er mit ernster Miene. „Ich sehe den Menschen wirklich an den Augen an, ob sie genial veranlagt sind, und habe in den Ihren sofort so was gelesen. Nur kann ich freilich nicht vorhersagen, ob Ihr Genie auf der Seite der Kunst liegt oder vielleicht auf der Seite des Lebens."

Wir hatten unter solchen Gesprächen wenig auf die Natur um uns geachtet; denn ich, die ich mich wenig an der Unterhaltung beteiligte, hörte doch eifrig zu, im unbehaglichen Gefühle, mein Hüteramt könne verantwortungsvoller werden, als ich gedacht hatte. Jetzt aber stürzte sich der Karneidbach mit so tollen Sprüngen in die wilde Schlucht, daß wir alle schwiegen. Lori tat einen tiefen Atemzug, in ihren Augen brannte eine Flamme. Sie murmelte Verse vor sich hin: „Nagen Klippen — dem Sturz entgegen — schäumt er unmutig — stufenweise — zum Abgrund —"

„Aber schön ist's, zum Abgrund hinzuspringen", sagte sie und sah Radwizek an.

Er lächelte; er verstand ihren Gedankengang gewiß nicht und war klug genug, sich nicht durch eine Antwort zu kompromittieren.

„Da die Burg!" rief Lori und zeigte auf das Gemäuer, das oberhalb der Schlucht thronte. „Aber so hoch und starr ragt sie doch nicht wie unsere Wolkenburg, nicht wahr, gnädige Frau?"

„Die Wolkenburg ist viel großartiger", gab ich zurück, froh, daß ich Lori zum erstenmal stolz auf ihr Vaterhaus sah.

„In solchem Felsennest horstet der junge Vogel", rief Radwizek und neigte sich lächelnd zu ihr.

Lori lachte. „Wenn es Ihnen nicht zu beschwerlich fällt, auch unserem Adlerhorst hinaufzuklimmen, so sehen Sie ihn sich auf Ihrer Rückreise an; er lohnt der Mühe, sagt man."

„Komtesse machen mich sehr glücklich durch die Erlaubnis —"

„Ja," sagte sie, „die hat freilich jeder Fremde, Papa ist liberal in dieser einen Beziehung, er läßt die Burg jedem zeigen, der sie sehen will. Wenn Sie sich aber nach der offiziellen Besichtigung der Burg durch den Diener, der Sie führt, bei uns melden lassen wollten, so werden wir froh sein. Aber ich rate Ihnen" — sie lachte — „Ihre Karte den Komtessen zu schicken. Papa würde sie uns vielleicht unterschlagen."

Radwizek verbeugte sich, entschieden ungewiß, wie er sich diesem kleinen Edelfräulein gegenüber verhalten solle, das ihn mit seinen kleinen Händen wie einen Ball von Hoffnung zu Enttäuschung warf nach seinem souveränen Belieben. Aber um so eifriger war er, ihr näher zu kommen.

Endlich blinkte der wunderbare See mit seinem herrlichen Blaugrün wie ein großer Edelstein durch die Tannen, und dann lag er ein paar Atemzüge lang frei vor uns, gebettet in grüne Ufer, umstanden von Tannen, umringt von den Porphyrfelsen der Dolomiten, leuchtend in seinen unbeschreiblich schönen und starken Farben, ein Märchentraum, den der Himmel an goldenem Faden zwischen die Felsen niedergelassen hat.

Loris Augen erweiterten sich, wurden groß und tief. Sie schöpfte tief Atem.

Radwizek hatte nur oberflächliche Blicke für diese Schönheit. Er neigte sich zu Lori, die zusammenfuhr, als er sie ansprach.

„Wir sind in drei Minuten im Hotel", flüsterte er. „Ich schlage vor, Komtesse, wir gehen morgen früh um acht Uhr im Touristenanzug nach dem Rosengartenhof — man mag denken, daß wir in die Dolomiten durch den Karersee paß nach Vigo wandern. Ich nehme unsere Skizzenbücher und Farbenkasten in meinem Rucksack mit. Ist's so recht?"

Lori nickte. „Ich werde die ganze Nacht nicht schlafen vor Erwartung."

Wir hielten nun wirklich schon vor dem Riesenhotel, das die Eleganz des Fremdenlebens in die starre Einsamkeit der Dolomiten trägt. Die Freitreppe hinab stiegen die Diener und beluden sich mit unserem Gepäck. Radwizek wollte Lori Skizzenbuch und Farbenkasten abnehmen.

„Obwohl sie mich kompromittieren", flüsterte er lächelnd.

„Ich gebe sie Ihnen auch nicht", sagte sie und ließ sich durch kein Bitten bewegen, sie ihm zu überlassen, sondern trug sie selbst die Stufen hinauf zum Hotel. In der Halle trennten wir uns von dem Künstler.

„Auf Wiedersehen beim Diner, um sieben", sagte er mit tiefer Verbeugung.

Als wir in unserem Zimmer waren, sah Lori nach ihrer Uhr. „Jetzt würde es heißen, Dinertoilette machen, dann tafelten wir eine Stunde, und dann wäre die Sonne nieder. Und ich sehe es Ihnen an, gnädige Frau, Sie möchten zum See, der im Abendgold gewiß Zaubereien treiben wird. Nicht wahr?"

„Natürlich wäre mir der See lieber als die Table d'hote," erwiderte ich, „aber was hilft's?"

„Könnten wir uns denn nicht einen Imbiß auf das Zimmer bestellen und rasch essen?" schlug Lori vor.

Ich sah die Kleine überrascht an. „Das wäre sehr gut," sagte ich, „aber Radwizek, der auf Sie wartet?"

„O, ich glaube, das gute Diner wird ihn bald trösten", erwiderte Lori lachend.

„Machen Sie sich so wenig Illusionen über ihn?"

„Gar keine!" Sie sah mich frei an. „An seine schöne Seele glaube ich nicht, aber an seine Kunst und sein Urteil, und die sind wichtiger für mich."

So gingen wir denn eine Stunde später statt zum Diner zum See hinunter. Die Dolomiten hatten sich verschleiert. Der See lag unter den herrlichen Tannen in tiefem Smaragdgrün. Allmählich färbte er sich rosig, und nun erschienen in den Wolken jenseit des Wassers zackige Zinnen und Türme — die Gipfel der Dolomiten. Und dann entschleierten sich die Berge und standen rosig und silbern hinter dem grünen, rosig überhauchten See. Ein Anblick von unbeschreiblicher, ergreifender Schönheit.

Ich blickte zu Lori hin. Ihre Augen standen voll Tränen. —

Am nächsten Morgen stand ich mit Lori zugleich auf und zog mir, wie sie, einen fußfreien Reiseanzug an. Dabei blickte ich

verstohlen nach ihr hin, ob sie enttäuscht sei durch mein Mitkommen; denn keiner von den beiden hatte mich mit einem Wort dazu aufgefordert. Ich beschloß aber zu tun, als wäre meine Gegenwart bei diesem Ausflug das Selbstverständliche.

Sie wendete, glaube ich, gar keine Gedanken an mich, aus ihren Mienen und Gebärden sprach nichts wie fieberhafte Erwartung; ihre Augen waren tief und dunkel, wie ich sie noch nie gesehen; in ihrem ganzen Persönchen zitterte Leidenschaftlichkeit. Radwizek dagegen fuhr ordentlich zurück, als ich mit Lori zugleich in das Vestibül trat, in dem er schon wartete.

„Sie auch, gnädige Frau?" rief er im ersten Moment so fassungslos, daß es mir bis ins schadenfrohe Herz hinein wohltat; er fügte aber sofort hinzu: „Auf so viel Glück hätte ich gar nicht zu hoffen gewagt."

„Nicht?" erwiderte ich mit boshaftem Lächeln. „Ich hatte Sie doch recht verstanden, daß Sie in unserem Bunde der dritte sein wollten?"

„Sie werden sich nur, fürchte ich, sehr langweilen," antwortete er, „die Komtesse und ich wollen ja malen."

„So male ich auch — mit den Augen", erwiderte ich fröhlich.

„Wenn wir nur erst da wären!" rief Lori.

Und sie eilte uns voraus mit federnden Schritten.

Kaum merkbar stieg der Weg durch Wiesen aufwärts, in denen Gras und Blumen uns bis zum Knie reichten und ihr taufrischer Duft durch alle Sinne drang und die Lebensfreude weckte. Dann traten wir in einen Wald, der zu den schönsten gehört, die ich je gesehen habe. Wie in einem Märchen, so starrten hier Tannen aus dem dichten Unterholz, so hoch waren die Farne, so breit und dunkelglänzend ihre Blätter, so tief die Farben, so feierlich die Gesichter der Blumen, die überallhin verstreut waren oder in Gruppen beieinander standen, so herb und würzig die Luft, die die Brust mit tiefen Zügen einsog, und so berauschend zugleich, daß das Blut in den Adern hüpfte und die Gedanken im Kopfe kreisten. Jedes Gefühl erhöht, jeder Pulsschlag beflügelt.

Loris Gang war wie ein Tanz; sie ging uns voraus, wie von unsichtbaren Schwingen getragen. Wenn sie sich nach uns umsah, glänzte ihr Gesicht. Einmal war sie uns weit vorangeeilt; endlich sahen wir sie, die leichte Gestalt dicht an einen grauen Baumstamm geschmiegt, das Gesicht zu dem Gebirg erhoben, das in wuchtigen Massen durch den Aushau des Waldes blickte.

„Hier müssen wir malen!" rief sie Radwizek entgegen.

Er machte ein übellauniges Gesicht, denn er hatte sich zu oft und zu lange mit meiner Gesellschaft begnügen müssen.

„Haben Sie eine Ahnung!" entgegnete er unwirsch. „Keine Idee, das zu malen! Einen kleinen Ausschnitt der Natur muß man suchen; solch ein weiter Ausblick und solche Massen überhaupt widerstehen ja dem Pinsel."

„Das Große kann man nicht malen? Auch ein Meister nicht?" rief Lori, und ihre Augen weiteten sich vor Erstaunen. „Aber wozu malt man denn überhaupt? Das Kleine nachzuahmen, lohnt doch nicht der Mühe!"

Radwizek zuckte die Achseln.

„Das ist — nehmen Sie's nicht übel — lauter Dilettantentram, den Sie da verkaufen. Erstens: klein und groß. Was ein großer Meister macht, ist groß, und was ein Stümper macht, ist klein. Zweitens: nachahmen. Wer ahmt nach? Der Handwerker; der Künstler schafft selbst."

„Aber die Natur ist doch der Gegenstand der Kunst —" warf Lori ganz verwirrt ein.

„Der Gegenstand? Weiß nicht. Unterlage gewiß. Aber wer nicht von seinem Eignen zutut, wem nicht sein Eignes die Hauptsache bei dem Schwindel ist, der soll die Hand von der Kiste lassen. Die Natur abmalen. Wozu soll ich wohl die Natur abmalen? Verlangt sie ja gar nicht. Ist sich selbst ganz genug. Malt sich selbst viel schöner als ich. Heißt das: wenn ich sie eben nur abmalen will. Aber ich kann was anderes, und das ist wieder auf seine Art schöner als die Natur. Ich kann über ihre Zufälligkeit hinausgehen, kann sozusagen ihre Idee zusammenfassen, das Zufällige fallen lassen, das Wesentliche herausheben, sie mit einem Wort: mit meinen Augen sehen und etwas Neues, noch nicht Dagewesenes aus meiner Unterlage machen. Das kann ich. Und nun kommen Sie; ich weiß hier in der Nähe eine Baumgruppe, die wollen wir beide malen. Daran zeigt sich leichter als so in Worten, was ich meine. Demonstrieren am lebendigen Objekt, das ist's!"

Er nahm ihre Hand und zog ihren Arm unter den seinen. Sie ließ es geschehen und hielt mit ihm Schritt, den Kopf ein wenig zu ihm erhoben, als lauschte sie auf weitere überraschende Kunde von etwas, das sie noch nicht ganz faßte, und von dem sie doch eine große Bereicherung ihres Seins erwartete. Sie sah rührend kindlich aus mit diesem gläubigen Ausdruck in ihrem intelligenten Gesicht.

Es bewegte mich. Warum mußten es gerade diese schon unreinen, schon lebensmatten und doch gierigen Hände sein, die ihr den Weg wiesen, die die Knospe ihres Künstler-, ihres Weibtums vielleicht, aufbrachen? Hände, die sich an ihrer Jugend wärmen wollten und sie dabei vielleicht verdarben und zerbrachen? Oder tat ich ihm unrecht? Hatte er doch von dem großen, lebendigen Feuer, das er bei ihr anfachte?

Wir waren zu der Baumgruppe gekommen, die gemalt werden sollte: drei vereinsamte Buchen am Waldrande, die mit ihren Stämmen zusammengewachsen waren und ihre Äste weithin breiteten. Sie standen mit dem Grau der Stämme und dem unten dunkeln, oben lichten Gezweig sehr schön gegen den Horizont. Radwizek und Lori setzten sich in einiger Entfernung von der Gruppe auf Baumstümpfe, er ein wenig zur Seite, doch so, daß sie ziemlich die gleiche Ansicht von den Bäumen hatten, legten ihr Skizzenbuch auf ihre Knie, stellten die Malkasten auf die Erde neben sich und begannen. Ich setzte mich seitwärts ins Gras und beobachtete.

Da sah ich sein Bulldoggengesicht bei der Arbeit sich vertiefen, die Züge edler werden, die Stirn war zusammengezogen, die kleinen, blaßblauen Augen mit scharfem Adlerblick auf die Baumgruppe gerichtet, die sinnlichen Lippen aufeinander gepreßt, das ganze Gesicht von der starken Konzentration wie von einem großen Schmerz durchgeistigt, von der mächtigen Energie des Kunstwillens zusammengefaßt zu etwas sehr Starkem, Zwingendem, rücksichtslos Durchdringendem. Und daneben das Komteßchen! Das Gesichtchen ganz Eifer, die roten Lippen vorgewölbt wie bei einem Kinde, das eine schwierige Aufgabe löst, die feinen Händchen ganz farbenbeschmiert, weil sie die Fingerchen in ihrem Arbeitseifer mit in die Farben tunkte. Jetzt beugte sie sich über das Blatt und — leckte an einem Stückchen Malerei, dessen Farbe sie dann mit den Fingern weiter vertrieb. Mein Gott, welch ein Kind sie noch war! Komisch und rührend zugleich in ihrem Kunstdrange.

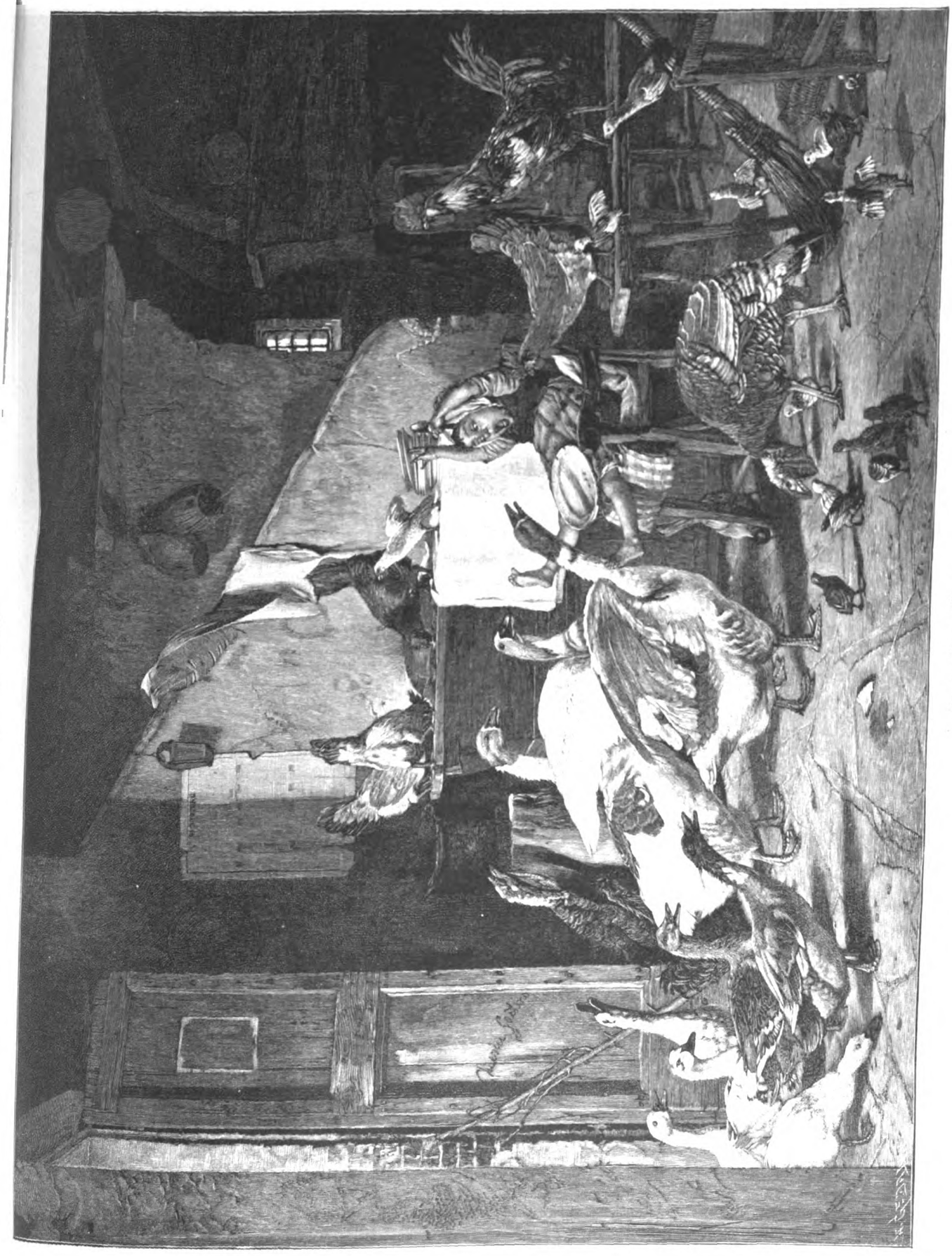
Jetzt war sie schon fertig, rasch, nach Dilettantenart. Ein Weilchen saß sie noch still, die Augen neugierig und bewundernd auf den Maler gerichtet, für den nichts außer ihm selbst und seiner Arbeit in der Welt zu sein schien. Dann stand sie auf, zauderte ein Weilchen, das Köpfchen kindlich vorgestreckt, das Skizzenbuch in der Hand, und dann spitzte sie wieder die Lippen, schlich auf den Zehen hinter den Maler und sah ihm auf seine Skizze. Er merkte ihre Gegenwart nicht oder beachtete sie jedenfalls nicht; er arbeitete weiter.

Sie aber stand und stand, den Kopf vorgeneigt, die Augen mit brennendem Blick auf dem Blatt. Aber der Blick wurde immer starrer, bis die Augen wie unter einem Prisma standen, und dann löste sich ein Tropfen nach dem andern unter den unbeweglichen Lidern und floß über die erblaßten Wangen. Sie rührte sich gar nicht, sie stand in ihrer vorgeneigten Haltung und ließ die Tränen rinnen und sah die Malerei des Meisters unverwandt an. Jetzt aber neigte sie sich noch tiefer über seine Schulter, und da fiel eine Träne auf sein Skizzenbuch.

Er sah auf und wandte den Kopf zurück.

„Nanu!" sagte er, „schon fertig? Einen Augenblick!"

Er malte noch fünf Minuten weiter, dann sah er auf.



In tausend Ängsten.
Gemälde von Gaetano Chierici.

Lori hatte unterdessen ihre Tränen getrocknet und mühte sich, Haltung zu gewinnen.

Er sah sie nun an. Er hatte vielleicht die Träne, die auf seine Malerei gefallen war, gar nicht in sein Bewußtsein aufgenommen, denn er hielt Lori seine Skizze entgegen und sagte jovial: „Na, gefällt's Ihnen?"

„Ich habe nie gewußt, was malen heißt", sagte sie leise. „Ich bin ganz entzwei, ich kann nicht reden."

Er behielt ihre kleine, zitternde Hand in der seinen.

„Nun zeigen Sie mir mal Ihr Meisterwerk, Kindchen", sagte er und langte nach ihrem Skizzenbuch.

Sie riß ihre Hand aus der seinen, riß das Blatt mit ihrer Malerei aus dem Buche und knitterte es zusammen.

„Ich werde nie mehr malen, nie!" rief sie.

Die Tränen stürzten ihr wieder aus den Augen.

Das war wohl die süßeste Schmeichelei, die der Künstler je gehört hatte.

Er strich ihr ganz leise, väterlich fast, über das Haar.

„Kommen Sie, wir gehen noch ein wenig weiter, damit Ihre Lebensgeister sich wieder beruhigen", sagte er. „Wir sprechen gar nichts — vom schönen Wetter, wenn Sie wollen. Geben Sie Ihr Buch her, Kind."

Sie willfahrte ihm gehorsam, und er steckte Bücher und Kasten in seinen Rucksack. Dann nahm er ihr die zusammengeballte Skizze aus der Hand und warf sie auch in den Rucksack. Sie ließ alles willenlos geschehen. Sie schmiegte sich ganz leicht an mich. Wir gingen den Weg, der über den Rosengartenhof hinausführte, den Dolomiten zu. Zuerst noch am Wirtshaus, dann an einer zweiten Hütte vorbei, die kahl dastanden zwischen kurzem, spärlichem Grase. Dann tat sich das Tor zwischen den hohen Gebirgswänden vor uns auf. Kahle, rötlichgraue Felsen rückten zu beiden Seiten nur wenig auseinander; die Sonne verschwand hinter ihnen, es wurde dämmerig und herb kalt. Wir gingen noch eine Strecke so zwischen den unwirtlichen, kahlen, kalten Felsen; mich schauerte; Lori schien nichts von der Umgebung zu merken; sie ging an meinem Arm mit niedergeschlagenen Augen still dahin. Auch Radwizek zog fröstelnd die Schultern hoch. Wir schwiegen. Endlich, vielleicht von meinem Frösteln geweckt, hob Lori die Augen und sah sich um. Sie zuckte zusammen.

„Um Gottes willen", sagte sie ganz verstört. „Warum gehen wir denn hier? Hier ist's ja unheimlich."

Sie schaute sich wieder um in der kalten Wildnis.

„So wird jetzt mein Leben sein," murmelte sie, „ohne die einzige Hoffnung, die ich hatte."

Da stand Radwizek still und zog ihren andern Arm in den seinen. Zugleich kehrten wir alle um.

„Nun reden Sie aber, Kind!" sagte Radwizek. „Also klar heraus, was verstimmt Sie so sehr?"

„Daß ich jetzt weiß, ich kann nichts und werde nie was können!" rief Lori.

„Daß Sie nichts können, glaube ich Ihnen. Wie sollten Sie mit siebzehn Jahren, wahrscheinlich ohne sehr fachgemäßen Unterricht, wohl malen können? Daß Sie das aber gleich gesehen haben und so tief fühlen, beweist zweierlei: erstens, daß Sie ein gutes Auge, und zweitens, daß Sie eine Künstlerseele haben. Weiter braucht es nichts als Unterricht, um Sie zur Künstlerin zu machen. Sie werden mir also jetzt zeigen, was Sie können. Jawohl, Sie werden! Seien Sie doch nicht so eitel! Wie kann sich eine kleine Schülerin vor einem alten Meister schämen? Mit dem vergleicht sie sich doch gar nicht, von dem will sie doch nur lernen. Nu, also raus mit den Kröten! Auf der Stelle! Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!"

Er gab ihren Arm frei, zog die Schulter unter seinem Rucksack vor, streifte ihn ab, schnürte ihn auf und steckte die Hand hinein.

Lori machte eine heftige Bewegung, als wollte sie seine Hand festhalten, stand dann aber still und sah ihm atemlos zu. Er hatte ihr Skizzenbuch aus dem Rucksack genommen, hielt aber auch das Knäuel in der Hand, das sie aus ihrer letzten Skizze gemacht hatte. Dies faltete er nun langsam auseinander, glättete es über dem Knie — mir schien, er spielte mit Loris Angst — hielt es ein Stück von sich ab und sah es eine ganze Weile an.

Lori zitterten die Lippen.

Endlich sah er sie an. „Na ja!" sagte er. „Schlecht ist's schon. Sie haben einen miserablen Lehrer, nicht wahr?"

„Ja — Ich weiß nicht", stammelte Lori ganz leise.

Er lächelte.

„Aber Talent ist eine ganze Menge darin", sagte er nun.

Sie stieß einen erstickten Laut aus und wurde ganz blaß.

„Nanu," sagte er, „warum erschreckt Sie das denn?"

Sie sah ihn an. Einen Stein hätte ihr Blick gerührt, so voll angstvollen Flehens war er.

„Scherzen Sie nicht? Hab' ich wirklich Talent?" sagte sie und nahm ihm die Antwort von den Lippen.

Radwizek war kein Stein. Er lächelte ihr ermutigend zu.

„Kindchen," sagte er und nahm ihre kleine Hand in die seine, „so nah geht's Ihnen? Was für eine eiskalte Hand Sie haben!" Er rieb ihre Finger zwischen seinen Händen. „Also in vollem Ernst: Sie haben Talent! Ich kann's unter allen Verpatzungen sehen. Aber wie weit es geht, weiß ich noch nicht. Kommen Sie jetzt in den Rosengartenhof; da nehmen wir erst mal eine ordentliche Mahlzeit zu uns — Sie haben sie nötig — und dann geht ein richtiges Examen los. Wir werden alles mögliche zeichnen — die gnädige Frau" — er wandte sich zu mir und lächelte mit unverkennbarem Hohn — „muß sich heute schon auf eigene Hand amüsieren."

„O, es bringt mir Vergnügen und Belehrung, Sie als Examinator zu sehen", gab ich rasch zurück, denn ich beschloß, meine Pflicht als Hüterin der kleinen Komteß wenigstens äußerlich bis zum I-Tüpfelchen zu wahren. Daß mir ihr Seelchen schon entglitt und in seine Hände rollte, fühlte ich nur zu gut. Er wußte es auch und fügte sich mit spöttischem Lächeln in meine Anwesenheit. (Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Birma.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

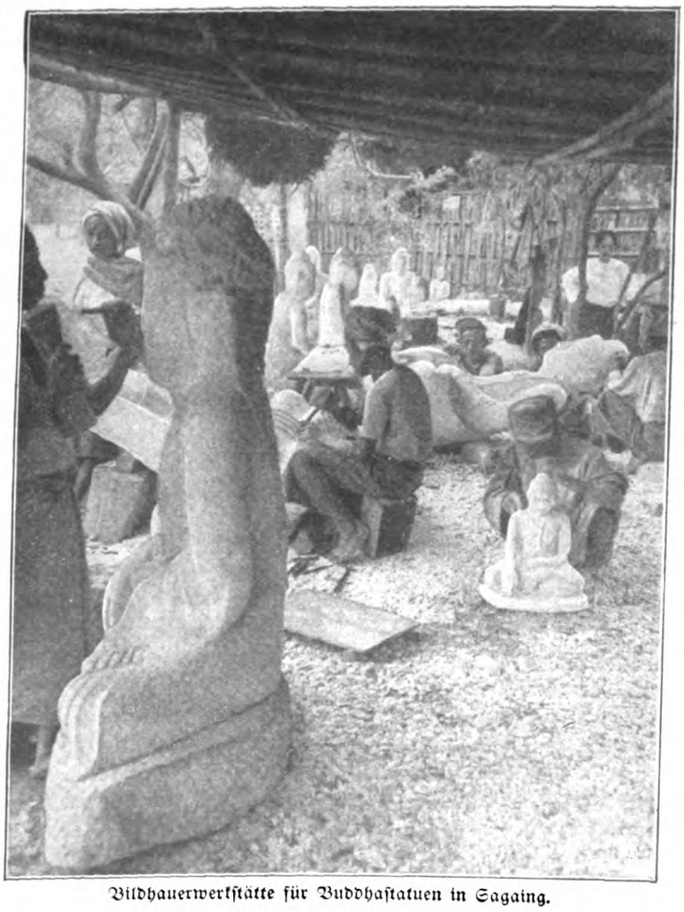
Wäre Birma nicht gar so abgelegen von den großen Routen des Weltverkehrs, gewiß hätte es sich längst zu einem der besuchtesten Touristenländer der malerischen asiatischen Welt entwickelt, denn es enthält innerhalb seiner Grenzen wohl das meiste, was diese letztere dem Touristen zu bieten haben. Mit Ceylon wetteifert es an Üppigkeit und Pracht seiner Tropenvegetation ebenso wie an Reichtum des Tierlebens, mit Indien an Lebhaftigkeit und Eigenart seiner Bevölkerung, mit Siam an Großartigkeit seiner Tempel und Paläste. Dazu kommen die Annehmlichkeit seines Klimas, die Sicherheit des Reisens, Ordnung, Blüte, Wohlstand, die in dem ganzen, Frankreich an Größe übertreffenden Königreich herrschen. Eingekeilt zwischen Indien, Tibet, China, Siam und die Malaienwelt, zeigt es Anklänge an alle diese Länder, und seine Bevölkerung setzt sich zum großen Teil aus Einwanderern von dort zusammen. Im Laufe der Zeit haben sie sich miteinander vermengt und, merkwürdig genug, eher die guten als die schlechten Eigenschaften dieser Rassen angenommen.

Kaum ein Vierteljahrhundert ist es her, seit England durch einen seiner vielen Kolonialkriege Besitz von Birma genommen

Buddhisten in Rangoon bringen Opfergaben dar.

hat, und schon durchfahren Eisenbahnzüge das Land von einem Ende zum andern, auf den großen Strömen, vornehmlich auf dem Irawadi, dem birmanischen Nil, herrscht lebhafter Dampferverkehr, an Stelle der früheren Bedrückung des Volkes durch eingeborene Mandarinen ist eine geregelte Verwaltung getreten, und das Land zeigt jetzt schon größere Blüte, größeren Wohlstand als das benachbarte Indien oder Siam. Auch die Nachbarstaaten sind glücklich darüber, daß England mit rücksichtsloser Hand das birmanische Königshaus vertrieben und den letzten König, den grausamen König Thebau, nach Indien verbannt hat, wo er noch heute in der Nähe von Madras ein beschauliches Dasein führt. Seit der Ahnherr des Königshauses vor anderthalb Jahrhunderten den birmanischen Thron bestiegen hat, war kein Nachbarland vor den Kriegszügen der Birmanen sicher — der Reihe nach fielen sie in die Schanstaaten China, Tibet, selbst Indien und Siam ein, zerstörten die alte Königsresidenz von Siam, Ajuthia und hätten wohl einen großen Teil von Hinterindien unter ihr Zepter gebracht, wenn nicht England schließlich die Oberhand gegen die tapferen birmanischen Generale behalten hätte. Der schlimmste der birmanischen Wüteriche war König Thebau selbst. Getreu der Sitte, daß ein König bei seiner Thronbesteigung alle seine Widersacher unschädlich macht, ließ er nahe an hundert seiner Brüder, Vettern und Schwestern gelegentlich eines Ballfestes ermorden, vertrieb die ihm verhaßten Fremden, vornehmlich die Engländer, aus seinem Lande, verpraßte das ihm von seinen Provinzgouverneuren abgelieferte Geld mit Haremsweibern und bedrückte das Volk schlimmer, als es seine Vorgänger getan hatten. Die weiten Festhallen in seinem glänzenden Palast zu Mandalay sind heute englische Offiziersmessen und Kasernen, ganz so wie die herrlichen Paläste der indischen Großmoguln zu Delhi und Agra, aber doch zeugen noch viele Bauten innerhalb der ausgedehnten Palaststadt von der unerhörten Pracht des einstigen Königshofes, als innerhalb der Ringmauern und Wallgräben dreißigtausend Menschen, darunter Tausende von Frauen, den Launen des hinterindischen Nero frönten. Die herrlichsten Pagoden, vergoldete oder rotlackierte Pavillons, mit den zierlichsten Holzschnitzereien bedeckt, lauschige Ziergärten mit künstlichen Seen und Grotten, wunderbaren Palmen und reichgeschmückten Kiosken sind noch erhalten ebenso wie der prunkvolle Königsthron selbst inmitten der von einem vergoldeten Turm überhöhten Audienzhalle.

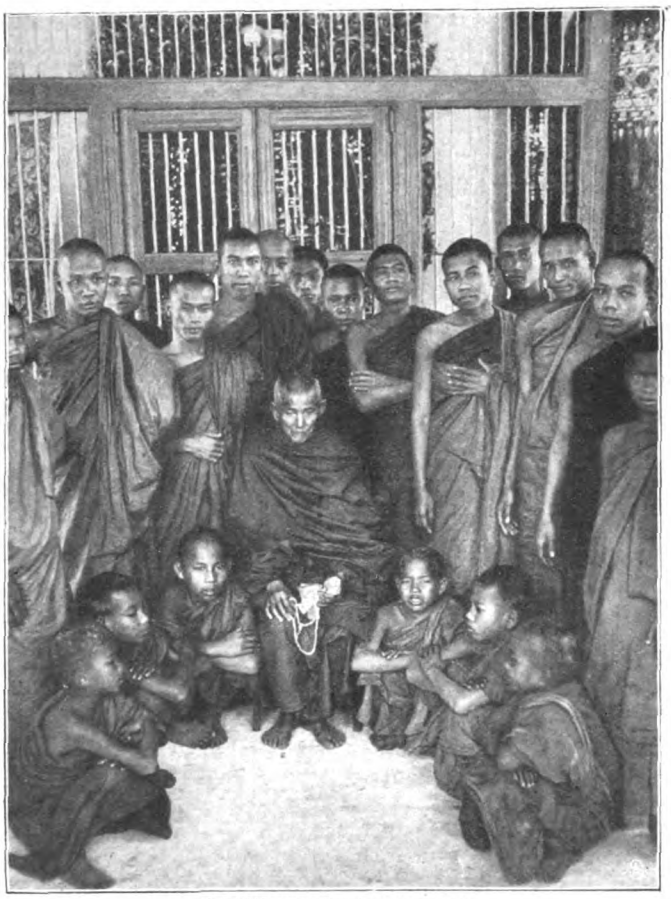
Was aber die einstige Hauptstadt der birmanischen Könige ebenso wie alle anderen Städte ihres großen Reiches besonders interessant macht und ihnen einen fremdartigen Reiz verleiht, sind die zahllosen Tempel und Pagoden, die dem Gott der Birmanen, Buddha Gautama, geweiht sind. Kein Volk, selbst nicht das siamesische, hat den alten Buddhaglauben durch die Zeiten so aufrechterhalten wie die Birmanen, ja sie huldigen ihm heute vielleicht noch eifriger denn je zuvor und bringen in den Tempeln Opfergaben dar. Alles in Birma, das Aussehen der Städte und Dörfer und Landschaften, Leben, Sitten und Trachten der Einwohner, hängt aufs innigste mit dem Buddhakultus zusammen. Kein Berg, der nicht von irgendeinem Buddhatempel gekrönt würde, kein Wald, über den nicht eine vergoldete Spitzpagode aufragte, kein Dorf ohne seinen Tempel, der nicht abends mit Andächtigen gefüllt wäre. Dazu Pagoden und Heiligenschreine ohne Zahl, und an Buddhastatuen dürfte es in Birma mehr geben, als das ganze Land Einwohner besitzt. Dabei werden immer noch in großen Bildhauerwerkstätten neue Statuen hergestellt. Buddha ist alluberall im Bilde wie im Herzen der gläubigen Bevölkerung. Die älteste Buddhastatue soll jene sein, die den berühmten Arrakantempel in Mandalay schmückt, denn der Sage nach ist sie noch zu Lebzeiten Buddhas gegossen worden.



Bildhauerwerkstätte für Buddhastatuen in Sagaing.

Dreieinhalb Meter hoch und mit dicken Goldplättchen bekleidet, sitzt sie auf einem drei Meter hohen Thron, überschattet von einem siebenstäbigen Ehrenschirm. Decke und Wände des Tempels sind mit prachtvollem Mosaik belegt, das im Lichte tausender, von andächtigen Pilgern gespendeten Opferkerzen funkelt. Lange Reihen von Säulen, über und über mit kunstvollen Schnitzereien und Vergoldungen geschmückt, führen zu dem Heiligtum, und den ganzen Tag über wälzt sich zwischen ihnen der Strom von Pilgern, um diesem heiligsten der birmanischen Buddhas zu opfern.

Mandalay enthält Tausende von Tempeln und Pagoden, darunter ein Kloster am Fuß des Mandalayhügels allein 450! In langen Reihen erheben sich diese weißen Tempelchen, mit grotesken Skulpturen geschmückt und von Kuppeln überhöht, innerhalb der krenelierten Klostermauer. Jedes Tempelchen enthält einen großen Stein mit Inschriften aus den heiligen Buddhabüchern. Ein Oheim König Thebaus ließ die ganze Anlage auf seine Kosten errichten, um die Lehren Buddhas in ihrem unverfälschten Urtext für ewige Zeiten zu erhalten. Er selbst sicherte sich dadurch die Vergebung aller begangenen und noch zu begehenden Sünden. Dieser Glaube ist die eigentliche Ursache, warum es in Birma so unzählige Pagoden gibt. Jeder birmanische Sünder, der die Mittel dazu besitzt, baut eine Pagode, und findet er in den Städten keinen passenden Platz, dann tut er es draußen im Walde oder auf einem Hügel. Solange er lebt, wird seine Pagode aufs beste unterhalten. Nach seinem Tode verfällt sie, und so liegen selbst in Mandalay zahlreiche Pagoden von großer Schönheit und phantastischer Ausschmückung in Ruinen. Umschließt die Arrakanpagode in der Hauptstadt die heiligste Buddhastatue, so enthält doch die weltberühmte Schwe-Dagon-Pagode in Rangoon, dem Haupthafen Birmas, die heiligste Reliquie des großen Religionsstifters, nämlich sieben seiner Haare. Das genügte, um schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung hier eine großartige Tempelanlage entstehen zu lassen, die von allen folgenden Königen Birmas vergrößert und verschönert worden ist. Noch im Jahre 1871 ließ König Mindon Min auf die höchste Pagode eine Spitze setzen, die an Gold allein eine Million Mark verschlungen haben soll! Wer von Madras, Kalkutta oder Singapore, den Hauptorten des Birmaverkehrs, im Dampfer durch die Mündung des Irawadistroms nach Rangoon gefahren kommt, sieht schon aus der Ferne das goldglitzernde Dach dieser Schwe-Dagon-Pagode über das Dunkelgrau des sie umgebenden Parkes aufragen. Leider hält die Stadt nicht, was der Tempel verspricht, denn Rangoon ist ein ganz moderner Hafenort mit europäischen Geschäftshäusern in den schnurgeraden, sich rechtwinklig kreuzenden Straßen. Überall drängt sich europäisches Leben vor, Hotels, christliche Kirchen, englische Regierungsgebäude und Kasernen, Schulen und Bahnhöfe. Auch die Deutschen sind in Rangoon in stattlicher Zahl vertreten, ja sie haben hier sogar ihren eigenen Klub. Die Stadt ist eben der Haupthandelsplatz von Birma; der größte Teil der Landesprodukte, Reis, Tiekholz, Baumwolle, Tabak, Erdöl, Elfenbein, Rubinen, Metalle usw., werden von hier ausgeführt, und dementsprechend bringen die einlaufenden Dampfer auch den größten Teil der Einfuhr, europäische Industrieerzeugnisse, Zucker, Rohseide, Öl usw., nach Rangoon. Der Handels- und Schiffsverkehr, seit dem Sturz des Königtums in besonders lebhafter Entwicklung begriffen, lockt aber nicht nur zahlreiche Europäer und Amerikaner, sondern auch Malaien, Siamesen, Chinesen, Indier, Schans, Tibetaner und Araber hierher, und heute dürfte Rangoon kaum weniger als 300000 Einwohner zählen. Die Hauptmasse der Bevölkerung sind indessen doch die Birmanen selbst geblieben, ein fröhliches, intelligentes, vergnügungssüchtiges Völkchen, das an Arbeit eben nur so viel leistet, als es für seinen Lebensunterhalt bedarf, und sein Heil nicht in der Anhäufung überflüssiger Reichtümer sucht. Wer Birma von Indien aus besucht, dem fällt besonders angenehm auf, daß die Frauen und Mädchen sich hier mit der gleichen Freiheit bewegen können wie die Männer. Ihre hölzernen Wohnhäuser, die auf Stelzen zwei Meter hoch über dem Erdboden stehen wie in allen Malaienländern, zeichnen sich nicht durch besondere Schönheit aus, es seien denn die hübschen Schnitzereien an manchen Veranden oder Pfeilern. Dafür legen die birmanischen Frauen desto mehr Wert auf bunte Kleidung und hübschen Schmuck. Wer die Straßen entlang blickt oder die Basare durchwandert, dem erscheint das Menschengewühl wie ein buntes Kaleidoskop in fortwährender Bewegung. In allen Farben des Regenbogens erscheinen die hübschen, zierlichen Frauen, mit Rot und Gelb als vorherrschenden Farben. Der Schnitt der Kleider ist keineswegs umständlich: ein um die Hüften geschlungenes Stück Stoff, das ähnlich wie bei den Javanerinnen geschürzt wird und bis an die Füße reicht, dann eine möglichst bunte Ärmeljacke und ein leichtes Seidentuch, das über die Schultern geworfen wird. Die Männer kleiden sich ebenso, nur daß sie das Seidentuch turbanartig um den Kopf winden und einen Zipfel auf die linke Schulter fallen lassen. Das Haar wird von beiden Geschlechtern lang getragen, gegen den Scheitel zusammengekämmt und dort zu einem Knoten gewunden. Hüte gibt es in Birma nicht. An ihre Stelle treten Sonnen- und Regenschirme aus Papier in den verschiedensten Farben.

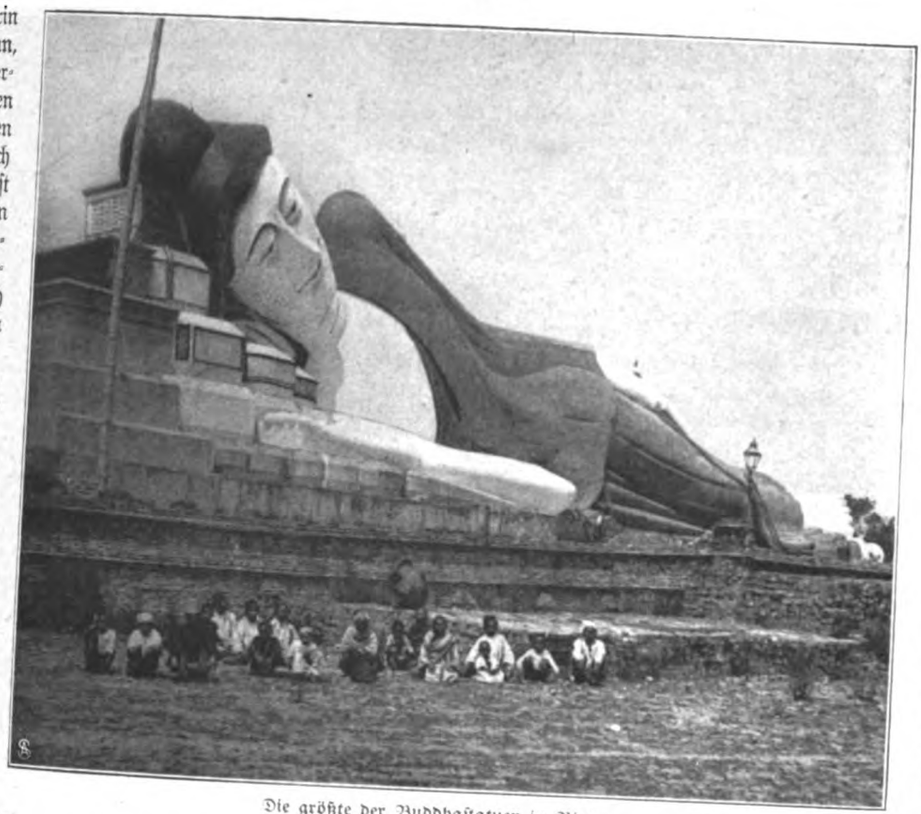


Buddhistenpriester in Mandalay.

Die männlichen Arbeiter im Hafen oder draußen auf den Reisfeldern oder beim Einholen von Tiekstämmen mit Hilfe von Elefanten haben gewöhnlich den Oberkörper nackt, ja, sie entledigen sich zuweilen auch des Lendentuchs. Dann scheinen sie wie mit einer Schwimmhose bekleidet, die von den Hüften bis an die Knie reicht. In Wirklichkeit sind es schwarze Ornamente oder Tierfiguren, die den Birmanen in ihrem zwölften Lebensjahre von eigenen Künstlern in die Haut tätowiert worden. Eine sehr schmerzhafte und langwierige Operation, doch müssen sich die Birmanen ihr unterziehen, wenn sie jemals in den Ehestand treten wollen. Eine

hübsche Birmanerin nimmt keinen Mann, wenn er nicht derartige Naturhosen trägt. Im unteren Birma, vornehmlich in Rangoon, ist diese Sitte wohl in starker Abnahme begriffen, in Oberbirma wird jedoch noch streng daran festgehalten.

Was den fremden Besucher in Birma vor allem fesselt, ist das religiöse Leben. Birma ist ein Land der Priester und Mönche. Nirgends werden sie so geachtet, nirgends üben sie einen derartigen Einfluß aus. Mit ihren gelben faltenreichen Talaren und ihren nackten, kahlrasierten Schädeln sind sie häufige Erscheinungen im Straßenleben. Ein Palmenblattfächer verbirgt ihr Gesicht, wenn sie einem weiblichen Wesen begegnen. Am Arm tragen sie stets ein Gefäß für Reis und Gemüse, die sie sich täglich zu ihrem Lebensunterhalt von den Gläubigen erbetteln müssen, denn sie dürfen keinen irdischen Besitz haben. Ihre Klöster sind häufig wahre Prachtbauten, mit den herrlichsten Schnitzereien und Vergoldungen geziert, wie beispielsweise das goldene Kloster von Mandalay, zweifellos das schönste seiner Art in Birma, oder einzelner Klöster von Amarapura, die heute freilich, wie diese einstige Königsresidenz selbst, in Trümmern liegen. Jeder Ort hat sein Kloster, manche Städte haben mehrere Dutzende, denn jeder Birmane muß in seinen jungen Jahren eine Zeitlang als Mönch in einem Kloster leben, dort Entbehrung und Entsagung lernen. Dazu muß er sich beim Eintritt den Schädel glatt rasieren und sich in gelbe Mönchskleider stecken lassen. Die Mönche — Pungis genannt — sind auch die Lehrer des Volkes nicht nur in bezug auf die Gesetze des Buddhismus und die Lobpreisungen Buddhas, sondern auch im praktischen Wissen, Lesen, Schreiben und Rechnen. In den kahlen Räumen der äußerlich so malerischen Klostergebäude wird man gewöhnlich eine Anzahl Knaben finden, die mit Eisengriffeln auf Palmblattstreifen die hübschen runden birmanischen Schriftzeichen einritzen oder mit lauter Stimme aus Palmblattbüchern buddhistische Weisheit auswendig lernen.



Die größte der Buddhastatuen in Birma.

Übrigens beschränkt sich der religiöse Sinn der Birmanen nicht auf die Männer allein. In den weiten, von Pagoden umgebenen Vorhallen der Buddhatempel findet man ebenso viele Frauen, Mädchen und Kinder, die, auf den Waden kauernd, mit gefalteten Händen ihre Gebete hersagen oder in den zahlreichen Krimskramsbuden, die in keiner Tempelanlage fehlen, Kerzen, Früchte, geschriebene Gebete oder sonstige Opfergaben kaufen, um sie dann der Buddhastatue zu Füßen zu legen. Ebenso gerne erstehen sie dünne Goldblättchen, und haben sie ihr Gebet in wahrer Andacht, ohne sich um fremde Besucher zu kümmern, verrichtet, so kleben sie die Blättchen auf die Buddhafigur, in der Hoffnung, ihre Gebete desto wirksamer zu machen. Die monumentalsten Buddhastatuen befinden sich in Pegu. Das hauptsächlichste Ziel der Wünsche der birmanischen Frauen ist es, dem buddhistischen Glauben an die Seelenwanderung zufolge, bei ihrer nächsten Geburt als männliche Wesen zur Welt zu kommen! Geht es nicht in Menschengestalt, dann doch wenigstens als männlicher Hund oder Kater oder Stier, nur nicht wieder als Weibchen!

Riesenbuddhas in Pegu.

Dabei haben es die birmanischen Frauen bei weitem besser als irgendwelche ihrer Schwestern bei anderen Völkern, selbst die europäischen kaum ausgenommen. Eine junge Birmanin ist keineswegs ein Objekt, das ohne weiteres verschachert oder verheiratet werden kann wie etwa ein Hindumädchen. Die Birmanin will umworben, angedichtet, gefeiert, erobert werden, und ergibt sie sich einem Freier, dann bleibt sie auch noch in der Ehe gewöhnlich die Herrschende im Hause. Die Frau ist bei den Birmanen überhaupt intelligenter, fleißiger und energischer als der Mann, führt häufig die Geschäfte und hat sogar vor Gericht und in öffentlichen Angelegenheiten ihre Stimme. Viele Kaufläden in den öffent-

lichen Basaren, besonders in den interessantesten Birmas, jenen von Mandalay, werden von hübschen koketten Birmaninnen, Blumen im Haar, die mächtige Zigarre im Munde, ganz selbständig geleitet, und kein Grieche versteht sich so vortrefflich aufs Handeln wie sie. Bei diesem ausgeprägten Geschäftssinn nehmen sie sich gerne fleißige Chinesen zu Ehegatten. Von den Kindern solcher Mischehen werden die Knaben als Chinesen gekleidet und aufgezogen, die Mädchen dagegen als Birmaninnen.

Tagsüber sind die Frauen fleißig an der Arbeit, während es die Männer viel leichter damit nehmen. Die Abende aber werden gemeinschaftlich dem Tempelbesuch und hierauf dem Vergnügen gewidmet. Da ist es in erster Linie das Pwé, dem mit Leidenschaft gehuldigt wird. Pwé ersetzt dem Birmanen unser Theater, unsere Musik. Pwé gibt es überall, in den Städten wie in den Dörfern, und der Reisende wird ihm besonders in schönen Mondscheinnächten nirgends entgehen können. Auf irgendeinem freien Platz werden ein paar Bänke aufgestellt, ein paar Fackeln entzündet, und das genügt, um binnen kürzester Frist Hunderte oder Tausende von Zuschauern herbeizulocken. Finden sie auf den Bänken keinen Platz mehr, so hocken sie auf ihre Waden nieder, stecken sich die unfehlbare dicke Zigarre an und warten. Bald erscheinen einige Tänzer und Tänzerinnen, die aus den mitgebrachten Truhen groteske Tanzkostüme hervorholen und sich unter den Augen der Zuschauer umkleiden. Dann beginnen Musiker auf nationalen birmanischen Instrumenten zu spielen. Unter näselndem Gesang und zeitweiligem Dialog drehen und winden sich die Tänzer, verdrehen Arme, Hände, Finger, Beine, Füße, stellen sich in seltsame Posen, neigen und wiegen sich in den Hüften. Das geht so stundenlang weiter, gewöhnlich die ganze Nacht durch, bis der Morgen graut. Die Zuschauer aber bleiben beisammen und werden nicht müde, diesen eigentümlichen Tanz zu bewundern, der von irgendeinem freigebigen Birmanen zum Besten seiner Mitbürger oder aus Anlaß irgendeines Familienereignisses veranstaltet wird. Das ist der Pwé, oder um genauer zu sagen, der Zat Pwé. — Bei einer zweiten Art, dem Yoktive Pwé, treten an die Stelle lebender Schauspieler und Tänzer Marionetten, und bei besonderes feierlichen Anlässen, wie z. B. an religiösen Festtagen oder beim Besuch eines Gouverneurs oder Generals, wird das Yein Pwé abgehalten, an dem nur ausgesuchte Tänzerinnen eine Art Ballett tanzen. Boxerkämpfe, Schattenspiele, indische Gaukler und Schlangenbändiger, endlich das Kartenspiel, sind ferner die beliebtesten Vergnügungen der Birmanen. Der fremde Besucher dürfte wohl an einem einzigen Theaterabend, einer einzigen Pwévorstellung mehr als genug haben. Dafür bietet ihm die herrliche Natur desto größere Genüsse. Die Fahrt beispielsweise von Mandalay den Irawadi stromaufwärts nach Bhamo gehört zu den schönsten, die man in Asien unternehmen kann. Bhamo selbst ist ein wahres Theater, wo der Fremde die seltsamsten Volksstämme aus den chinesischen Grenzländern kennen lernen kann. Auf der Fahrt von Mandalay stromabwärts bietet sich Gelegenheit, die kolossalen Ruinen von Pagon, der einstigen Hauptstadt von Birma, in Augenschein zu nehmen. Sie stammen aus dem neunten bis zum dreizehnten Jahrhundert, und einzelne der vielen Tausende von Tempeln und Pagoden, die Pagon einst schmückten, sind noch wohl erhalten. Der größte Teil von ihnen wurde im Jahre 1284 vom König von Birma selbst zerstört. Die Ermordung eines Gesandten von China bot nämlich dem Kaiser auf dem Drachenthron Veranlassung, eine gewaltige Armee nach Birma zu senden. Pagon war nur schwach befestigt, und um die Stadt in besseren Verteidigungszustand zu setzen, ließ der birmanische König tausend große und tausend kleinere Tempel, ferner viertausend Pagoden niederreißen und mit dem Material neue Befestigungen bauen. Nur einige der größten Tempel, darunter der pyramidenförmige Ananda, wurden verschont, und sie haben bis heute dem zerstörenden Tropenklima standgehalten.

Auch sonst bietet Birma ungemein viel des Interessanten — das Interessanteste aber wird doch das Volksleben bleiben, und wer eine Reise um die Welt oder doch nach Indien unternimmt, sollte nicht verabsäumen, auch einige Wochen für den Besuch dieses großen Landes zu verwenden, dessen geistiger Herrscher heute noch Buddha Gautama ist.

Ein neuer Erfolg der Flugmaschine. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) In dem friedlichen Kampf der Menschheit um die Eroberung des Luftozeans konnte in letzter Zeit erfreulicherweise überall ein siegreiches Vordringen festgestellt werden. Zu den Fortschritten, die in der Lenkbarkeit der Luftballons im vergangenen Jahre erzielt wurden, gesellt sich heute ein schöner Erfolg der Flugmaschine, die schwerer ist als die Luft. Am 13. Januar d. J. hat Henri Farman auf dem Manöverfelde von Issy bei Paris den großen Preis von 50 000 Franken gewonnen, der von Deutsch de la Meurthe und Archdeacon für die Lösung der Aufgabe ausgesetzt wurde, mit einer Flugmaschine eine

Der Aeroplan Henri Farmans vor der letzten Kurve auf dem Manöverfelde von Issy bei Paris.

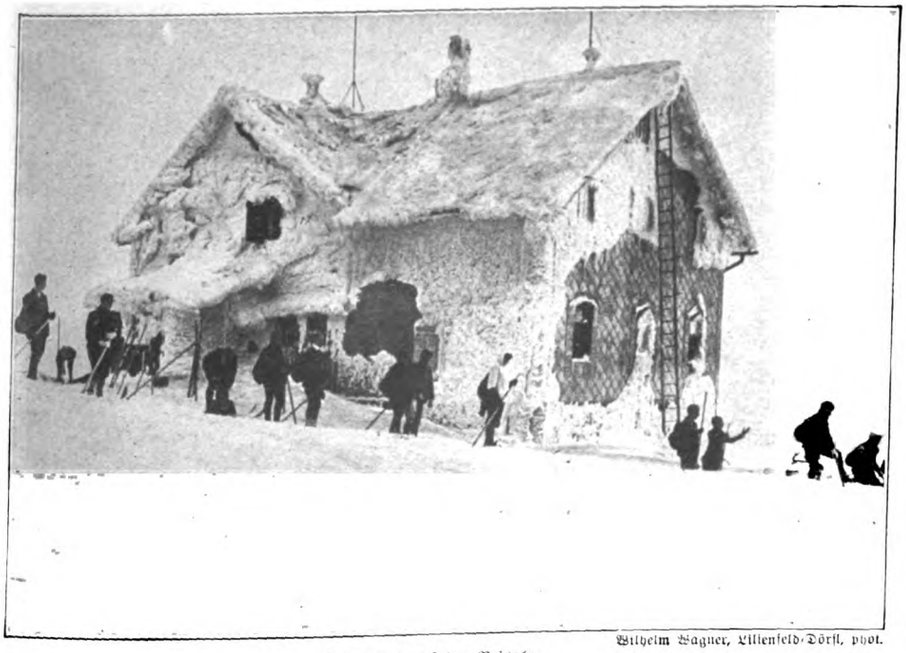
geschlossene Kurve von 1000 Metern zu durchfliegen. Versuchsweise hatte Farman diese Leistung schon am 11. Januar vollbracht und trat zwei Tage darauf siegesgewiß vor die Preisrichter. Der Flug gelang ausgezeichnet; es wurden zwei Pfähle 50 Meter voneinander aufgepflanzt, zwischen denen der Flieger beim Abflug und Rückflug passieren mußte; durch weitere Pfosten in 500 Metern Entfernung wurde die Kurve markiert. Nach einem kurzen Anlauf auf dem gefrorenen Boden erhob sich der Flugapparat bis zu sechs Metern Höhe in die Luft, sauste zwischen den beiden Pfählen durch, beschrieb leicht und sicher die vorgeschriebene Kurve, flog wieder zwischen den Pfählen durch und landete sanft auf dem Boden. Der Rundflug hatte nur 1 Minute 28 Sekunden gedauert. Die Flugmaschine Farmans ist aus der Fabrik der Gebrüder Voisin hervorgegangen, sie bildet einen Aeroplan, einen großen Luftdrachen mit übereinander gestellten Tragflächen, die insgesamt 30 Quadratmeter Fläche und eine Spannweite von 10 Metern haben. Auf der Erde läuft der Apparat auf vier Velozipedrädern. Im vorderen Teil sind der Sitz für den Lenker und der Motor angebracht, der 50 Pferdestärken besitzt. Durch ihn wird eine zweiflügelige Luftschraube in Bewegung gesetzt, die einen Durchmesser von 2 Metern aufweist. Bei voller Tätigkeit des Motors macht sie 2000 Umdrehungen in der Minute und erzeugt einen ungemein kräftigen Windzug, durch den der Apparat emporgehoben und vorwärts getrieben wird. Durch ein Steuer kann das Aufsteigen und Senken des Apparates, durch ein zweites die seitliche Bewegung bewirkt werden. Zum Aufstieg braucht die Flugmaschine eine Anlaufstrecke von etwa 150 Metern; sie erreicht dann eine Geschwindigkeit von 60 Kilometern in der Stunde, mit der sie auch durch die Lüfte saust. Ihr Gewicht beträgt 250 Kilogramm, wovon 60 auf den Motor entfallen. Rechnet man noch das Gewicht des Lenkers hinzu, so wird man gewahr, daß es sich dabei durchaus nicht um einen leichten Vogel handelt. Henri Farman ist jetzt 33 Jahre alt; er wurde in Paris geboren als Sohn des Pariser Korrespondenten des Londoner Blattes „Standard". Er ist also Engländer. Anfangs besuchte er die Pariser Kunstschule, dann widmete er sich dem Sport und zeichnete sich wiederholt als Radfahrer und Automobillenker aus, indem er verschiedene Preise gewann. Dem Fluge hat er sich erst seit dem Oktober v. J. zugewendet. Der Erfolg ist zum Teil seiner großen Geschicklichkeit im Lenken der Maschine zuzuschreiben. C. F.

A. Kol & Cie, Paris, phot.

Henri Farman.

Ein verschneites Haus.

Wintersport in den österreichischen Voralpen. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Jeden Wintersonntag, ehe noch das Dunkel der Nacht dem blassen Morgenschein gewichen ist, versammeln sich im Westbahnhof und auf den Stationen der Stadtbahn die Gemeinden der Wiener Skifahrer, um von dem eigens eingerichteten „Sportzug" sich aus der dunstigen Stadt hinaus in die schneebedeckten Lilienfelder Berge tragen zu lassen. Der Ort Lilienfeld, am Fuß der etwa 1400 Meter hohen Reisalpe, im Kreuzungspunkt tiefeingeschnittener Täler gelegen, ist von Wien aus in zwei Stunden zu erreichen und bietet für die Betätigung des gesunden Skisports ein geradezu ideales Feld. Schwach geneigte Ebenen dienen dem Anfänger, steilere Hänge dem schon Mutigeren zur Übung, und für den fertigen Meister des Schneeschuhlaufs bieten vereiste Hohlwege, schmale Waldpfade die beste Gelegenheit, sich auf wirkliche Hochtouren vorzubereiten. Das alles in einer Landschaft, die, von den Wienern schon seit Jahrzehnten als Sommerfrische benutzt, zur Winterzeit von zauberischem Reiz ist. Schon der Ort Lilienfeld selbst, der sich um das Zisterzienserkloster mit seinem schönen schlanken Turm und prächtigem Barockportal aufbaut, ist ebenso anheimelnd wie stimmungsvoll. Der Klostergarten mit seinen herrlichen Baumriesen, der alte Stiftsgasthof zu den drei Lilien mit den dicken Mauern und Torbogen bilden immer wieder das Entzücken der Städter. Und darüber ragen in klarer Winterluft die vertrauten und doch so unnahbar feierlichen Bergformen auf: das steiermärkische „Gesäuse", das Hochtor und der Reichenstein. Von besonderer Bedeutung für Lilienfeld als Sportplatz ist aber, daß Matthias Zdarsky der Leiter und Lenker der Lilienfelder Skiläufer ist und jeden Sonntag, wenn es die Schneeverhältnisse gestatten, dort große Skischule abhält. Er ist auch der Erfinder der sogenannten „Lilienfelder Bindung", die besonders für schwieriges Gelände und für Alpentouren von Vorteil ist. Diese Bindung besteht aus einer Metallsohle, auf der der Fuß ruht, und die um eine vor den Zehen liegende Achse drehbar ist, so daß man also die Ferse vom Ski abheben kann, trotzdem ein Riemen von der Sohle aus über den Rist des Fußes geht. Es liegt auf der Hand, daß hierdurch große Sicherheit und zugleich die Möglichkeit gegeben ist, den Fuß leicht zu lösen. Knöchelbrüche sind



Wilhelm Wagner, Lilienfeld-Dörfl, phot.

Schutzhaus auf der Reisalpe.

Wintersport auf der Reisalpe in den österreichischen Voralpen.

demnach beim Sturz fast ausgeschlossen. Die Bindung hat sich bei großen Touren, z. B. auf den Großvenediger, vorzüglich bewährt. Zu dem Schulfahren in Lilienfeld, das „Lehrwarte" überwachen, werden alljährlich einige Abteilungen Infanterie mit ihren Offizieren kommandiert, die Zdarsky dann „abrichtet"; der berühmte Lehrer übernimmt diesmal auf Bitte der Militärbehörde hin die Ausbildung der steiermärkischen Truppen im Skilauf.

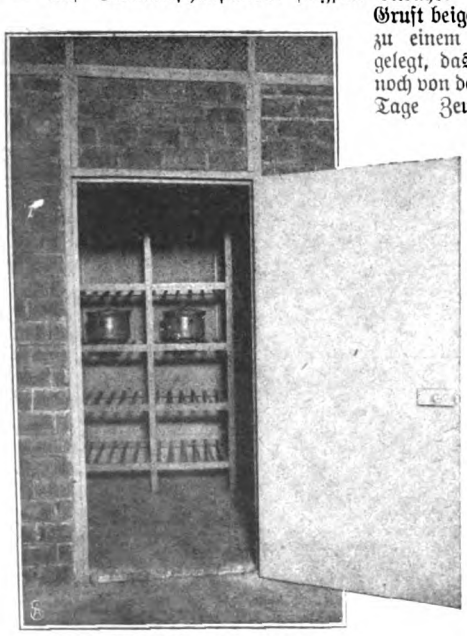
Ein neu entdecktes **Porträt Friedrichs des Großen von Josef Roos.** (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Immer wieder bringt der Zufall versteckte Schätze an den Tag, um deren Vorhandensein keiner wußte. So hat der Wiener Kunsthändler J. F. Plaschke in Wien ein unbekanntes Porträt Friedrichs des Großen entdeckt, das etwa aus dem Jahre 1780 stammt und zum Urheber den Wiener Meister Josef Roos hat. Wie Roos, der eigentlich gar nicht Porträtkünstler war, dazu gekommen ist, den Preußenkönig zu malen, und bei welcher Gelegenheit er ihn gesehen hat, ist unbekannt; wahrscheinlich ist nur, daß er mit Rücksicht auf seine Stellung zum Wiener Hof und Adel — er war gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts Inspektor der Kaiserlichen Belvederegalerie — das Bild absichtlich unkenntlich signiert hat. Denn es würde ihm trotz seines hohen Ansehens wohl sehr geschadet haben, hätte er sich zu dieser den gefährlichsten Gegner des Landes darstellenden Arbeit bekannt.

H. Makart, Wien, phot.

Ein neu entdecktes Porträt Friedrichs des Großen.

Gemalt von Josef Roos.

Grammophonplatten in der Großen Oper zu Paris. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Am 24. Dezember v. J. fand in den Kellern der Großen Oper zu Paris eine seltsame Zeremonie statt: es wurden auf Anregung des in Paris lebenden amerikanischen Gesangsprofessors Clark die Stimmen der berühmtesten Sänger und Sängerinnen — auf Grammophonplatten sorgsam bewahrt — in einer eisernen Gruft beigesetzt und so der Grund zu einem „Stimmen-Museum" gelegt, das nach hundert Jahren noch von der Sangeskunst unserer Tage Zeugnis ablegen wird. Jede der Platten erhielt einen besonderen „Sarg", d. h. eine luftdicht verlötete Kupferbüchse, die in einer zweiten, ebenfalls luftdicht verschlossenen Büchse beigesetzt ward, und jeder Sarg erhielt wiederum seine besondere Gruft, ein mit Eisen ausgekleidetes Fach in der zwischen zwei Pfeilern des Gewölbes errichteten Mauer. Auf diese Weise hofft man die tadellose Erhaltung der Platten für mindestens ein Jahrhundert sichern zu können. Anfechtbarer als die Art der Aufbewahrung mag manchem die Wahl der Singstimmen sein, die so gewissenhaft „verewigt" wurden. Direktor Gailhard, der in kurzer Zeit die Oper verläßt, hat sich wohl bei der Auswahl nicht nur durch die Größe des Künstlers, sondern auch durch die Güte der Grammophonplatten leiten lassen, sonst wäre es nicht erklärlich, weshalb viele bedeutende Namen fehlen und mittelmäßige berücksichtigt wurden. Von internationalen Größen figurieren unter anderen Caruso, die Patty, die Melba, die Schumann-Heink.



Der feuerfeste Aufbewahrungsschrank.

„Burgeß-Symposion". Zu Ehren des von Deutschand heimkehrenden ersten „Austauschprofessors" John W. Burgeß ward am 21. November vorigen Jahres von dem „Verband deutscher Schriftsteller in Amerika" ein Symposion veranstaltet, das in schönster, glänzendster Weise verlief. Die Festlichkeit, die „den Charakter einer allgemeinen Dankeskundgebung der Amerikaner deutscher Abstammung für das dem Wohle beider Nationen gleich förderliche Wirken des ersten Berliner „Roosevelt-Professors" trug, fand in der prächtig geschmückten großen Halle des Deutschen Liederkranzes statt und vereinigte etwa 200 Personen, einschließlich der etwa 25 Damen, die als Zuhörerinnen die Galerie besetzt hielten. Nach dem opulenten Festmahl und der begeisterten Begrüßungsrede des Vorsitzenden Herrn Louis Viereck übernahm der „Toastmeister" Theodor Sutro, der ein Menschenalter lang bei jeder derartigen Gelegenheit die deutsche Sache vertreten hat, sein Amt, dann folgte die Reihe der Reden, die Legationsrat Gneist mit dem Toast auf Kaiser Wilhelm und Präsident Roosevelt eröffnete. Rechtsanwalt Oskar R. Seitz brachte das Wohl auf Professor Burgeß und Frau aus, dann erhob sich der Gefeierte selbst, um in warmen, tiefempfundenen Worten der in Deutschland verlebten Zeit zu gedenken und den deutschen Frauen ein Hoch auszubringen. Ein unbeschreiblicher Beifall folgte den Worten, wie sie wohl nie ein Amerikaner so warm für Deutschland gefunden hat; dann folgte ein allgemeines Lied „Amor als Professor", eine Festdichtung „Deutschland und Amerika" von Georg Sylvester Viereck, der auch als Rezitator seines eigenen Poems auftrat, ein zweiter „Burgeß-Toast" von Justizrat Dr. Rudolf Leonhard aus Breslau, und nach einem weiteren Gesellschaftslied Dr. v. Dürings toastete Professor Dr. Hugo Münsterberg von der Harvard-Universität auf den „Verband deutscher Schriftsteller in Amerika" und Professor Dr. Kuno Francke auf „die deutsche Kunst und ihre Zukunft in Amerika". Es wäre unrecht, nicht auch der stimmungsvollen Lieder Eugen v. Picanis zu gedenken, die von der Sopranistin Frau Alma Webster Powell vom Metropolitan Opernhaus mit gewohnter Meisterschaft gesungen wurden, oder der weiteren Chorgesänge von A. Schönstadt, Friedrich Michel und des launigen Couplets von Herrn John Weimann, die die Stimmung des Abends hoben. Er wird allen unvergeßlich sein. D.

M. Branger, Paris, phot.

Das Verschließen der Grammophonplatten.

Das „Stimmen-Museum" der Großen Oper zu Paris.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Heimkehr vom Markte.

Aquarell von Georg Koch.

Nr. 6 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Über steinige Wege.

(5. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Lutz Seeheim kam mit Extrapost in dem kleinen Städtchen an, dem das Glück einer Bahnverbindung noch versagt war, ebenso wie dem benachbarten Bellingen. Er hatte sich diesen Wagen telegraphisch an die Station bestellt, fuhr sofort bei dem einzigen besseren Gasthaus, das sich „Hotel zum goldnen Ring" nannte und am Marktplatz lag, vor und fragte nach dem Oberleutnant v. Buchen. Von einer Ordonnanz, die der Wirt anhielt, erfuhr Lutz, daß Heinz beim Kaufmann Birnholz am Bellinger Tor wohne; der Herr könne gar nicht fehlen, meinte der Wirt, wenn er dort nach rechts hinuntergehe, dann noch einmal rechts umbiege.

Lutz ging rasch die bezeichnete Straße entlang, wo er unschwer den Laden des Herrn Birnholz und infolgedessen auch die „gute Stube" fand, die Heinz bewohnte.

Der saß verdrießlich in seinem Zimmer, hatte sich eben umgezogen und trank ein Gläschen Tee mit Kognak, um sich nach dem langen Ritt in nassen Kleidern zu erwärmen. Er war müde, es fror ihn, zudem hatte er noch immer keine Nachricht von Ruth. Seinen vorwurfsvollen Brief konnte sie allerdings erst gestern gegen Abend bekommen haben, aber sie hätte doch immerhin auch so schreiben können. Ein richtiger Trotzkopf war sie; diese Geschichte mit dem Agenten gab ihm überhaupt zu denken. Natürlich hatte Ruth, der Geldsachen entsetzlich waren, die Affäre übelgenommen, und gar nicht zu Unrecht. Aber so brauchte sie auch nicht zu sein, und ihren Wischer hatte sie verdient.

Nachgerade sehnte er übrigens das Ende des Manövers herbei; man kam nicht fort aus der Bellinger Gegend, sogar zum Schluß nochmal in das Nest ins Quartier, womöglich abermals ins Küsterhaus, denn auf das Schloß würde er durchaus nicht gehen; er wußte, das Pförtchen in der Mauer, die schnippische Küstertochter und das endlose Getratsch über die schneidige junge Witwe würden ihn abermals wie Nadelstiche treffen, besonders jetzt, wo er durch Ruths sonderbares Benehmen nervös geworden war.

Ärgerlich fuhr er empor, als es an die Tür pochte und gleich darauf sein Schwager Seeheim eintrat.

„Um Gottes willen — du — Lutz? Was ist geschehen?" fragte Heinz erschrocken.

„Nichts — vorläufig; aber nicht wahr, es ist ein unerwarteter Besuch?" sagte Seeheim und schüttelte dem Schwager die Rechte, „beruhige dich nur, Menschenkind, sie sind alle zusammen munter wie die Fische im Bache, grüßen lassen sie aber nicht, weil sie nicht wissen, daß ich fortgereist bin. Nämlich — du — ich muß mit dir einmal über Geschäftliches reden, es wäre mir übrigens lieb, wenn Arming mich nicht sähe."

„Der kommt heute abend nicht, sitzt bei Rebhühnern und Pfirsichbowle im Hotel."

„Donnerwetter! Ihr lebt ja bon", sagte Lutz. „Übrigens können wir uns das auch leisten, wenn du dich nicht darauf steifst, mit den Herren zu essen. Die Erie hat mir zwei solche Viecher eingepackt, als ich mich eiligst reisefertig machte — angeblich nach Berlin. Wo ist denn die Tasche — so — da — —"

„Ich denke nicht daran hinzugehen," erklärte Heinz, „wenn du hier mit mir zu reden hast. Entschuldige einen Augenblick, ich will den Burschen nach etwas Mosel, Käse, Brot und Butter schicken."

Als Heinz wieder in das Putzgemach der Frau Birnholz trat, sagte Lutz: „Na, also denn los! Setze dich, alter Kronensohn, und — bitte, erschrick nicht über das, was ich dir sage — lieber gleich in die Sofaecke, so, und ich neben dich, alles mit der nötigen Ruhe. Also — Heinz — mit Karlchen Schreiber, vielmehr mit der Fabrik steht's faul, oberfaul, wie es mir scheint, und ich bin hergekommen, um dir zu raten, nimm dir einen Anwalt und rette, was zu retten ist — aber schleunigst!"

Heinz sah jäh erblaßt den Schwager an.

„Es mußte ja so kommen, ich hab's nicht anders erwartet," fuhr Lutz Seeheim fort, „und habe mich oder vielmehr die Erie seinerzeit in Sicherheit gebracht. Aber du — oder vielmehr Ruth — die ihr generös und treuherzig euern ganzen Kram in seinen Händen gelassen habt — trotz meiner wiederholten Warnung, denn gewarnt habe ich euch — ihr werdet wohl mit Schaden abziehen müssen."

„Ruth wünschte es ja aber doch so dringend, daß ihr Kapital an der Fabrik bleiben sollte, und Frau Anderhagen, die in mir so ungefähr den Mitgiftjäger par excellence sah, ebenfalls", erwiderte Heinz.

„Ruth!" rief Seeheim achselzuckend, „Ruth ist in dieser Beziehung ein Kind, eine Phantastin, es ist ihre fixe Idee, nur um ihrer selbst willen geliebt zu sein, das Wort ‚Geld' soll für sie nicht vorhanden sein nach ihrer

verunglückten Liebesaffäre von dazumal. Warum hast du ihr nachgegeben in ihrem — verzeih! — recht kindischen Gehaben! Du bist Familienvater, du hast die Rechte deiner Frau und deines Kindes zu wahren; ohne Geld, mein Junge, geht's doch nicht, überhaupt nicht, und als Kavallerieoffizier schon gar nicht!"

„Keine Ahnung habe ich gehabt, daß da etwas wacklig ist!" rief Heinz und sprang auf. „Wie ist denn das gekommen? Ist's denn wirklich so schlimm?"

„Wie's gekommen ist? Ja, wie hat denn die erlauchte Familie Schreiber gelebt? Als ob sie Milliardäre wären! Was meinst du, was der Haushalt, die Reisen, was die Toiletten von Siddie, die Equipagen und Rennpferde, die Dienerschaft usw. gekostet haben? Und dabei kein Fortschreiten in der Fabrikation, immer wieder die gleichen Täßchen und Döppchen, kein neues Muster, kein frisches Blut unter den Künstlern. Da kommt dann ein anderer, kauft das Terrain nebenan, womit Karlchen wohl geliebäugelt, dessen Erwerb er aber niemals ernstlich in Erwägung gezogen hat, baut eine große Fabrik, schmeißt die reizendsten Sachen auf den Markt, läßt unter Glasur malen, ahmt Kopenhagen mit Glück und Geschick nach, und hast du nicht gesehen — sitzt er oben auf. Die bessern Löhne ziehen die guten Arbeiter fort aus Karls Fabrik, und anstatt sich nun ins Zeug zu legen, wird er mutlos, schafft seine Rennpferde ab, will an den Löhnen knapsen, läßt weder die Gebäude noch Einrichtungen verbessern noch modernisieren, seine Frau trägt ihre ältesten Kleider auf, pumpt ihre Schwestern an — meine Frau nämlich, und ich vermute auch die deine. Ich bitte dich, Heinz, mach rasch, nimm Urlaub oder gib mir Vollmacht, mit dem Anwalt zu reden, damit du Ruths Vermögen sicherst, ehe die große Menge der Gläubiger darüber herfällt."

„Aber — wird Ruth das wollen?"

„Laß sie sagen, was sie will, mein Sohn. — Wenn du erst mit ihr reden willst, ist das Unglück womöglich geschehen."

„Ja, woher weißt du denn, daß es wirklich so schlecht steht?"

„Na — dann — von Beschatz weiß ich's, vom alten Bankier Beschatz. War gestern nachmittag zufällig dort. Er hat große Summen, Hypotheken, auf die Fabrik geliehen und auf den Palazzo Schreiber ebenfalls und denkt stark daran zu kündigen. Er hat mir, der ich seit Jahren meine Geschäfte bei ihm mache, die Direktive gegeben — ja, weißt du, so'n bißchen gegen seinen Willen. Ich bin sofort nach dieser Andeutung, die der alte Herr übrigens möglichst abzuschwächen bemüht war, hierher gereist und bitte dich, entschließe dich rasch, denke nicht an Ruth — oder vielmehr, denke an sie und an dein Kind, an eure Zukunft!"

„Ja, natürlich, aber wie?"

„Vollmacht! Deine Unterschrift!" rief Lutz. „Ich empfehle dir meinen Anwalt, und du gibst mir die schriftliche Einwilligung mit und verlangst als Ruths Gatte Einsicht in die geschäftliche Lage, von deren Vermögen und Klarlegung der ganzen Situation. Seine Bücher muß Schreiber auf dieses hin deinem Bevollmächtigten vorlegen — das ist dein Recht, na, und dann wird man ja den ganzen Kitt übersehen. Einen Krach zwischen euch wird dieses Vorgehen wohl geben, aber lieber ein Ende mit Schrecken, als — du weißt schon . . ."

Heinz setzte sich und schrieb, Lutz zerschnitt unterdes die Rebhühner und begann zu essen. Heinz war zu aufgeregt, er ging, während sein Schwager das Geschriebene durchlas und in seine Brieftasche legte, mit großen Schritten im Zimmer umher.

„So wie ich Ruth kenne, vergibt sie mir das nie!" sagte er.

„Sie wird schon!" antwortete Lutz, nach der Uhr sehend, „es muß da eine feste Hand eingreifen, glaube mir, Heinz!"

„Die Sache ist mir scheußlich", gestand Heinz. nun infolge meiner Forderung die ganze Geschichte er Klappen käme?"

„Das ist nicht unmöglich, dann rettet ihr wenigstens e

„Es ist greulich!" wiederholte Heinz.

„Ist mir auch so gegangen, ist mir vor der Hoc gegangen wie dir jetzt. Aber Ruth wird sich ber Erie hat sich damals übrigens ganz famos benommen Sache, und Ruth wird es auch tun, nachdem sie ihr L gezahlt hat, natürlich. Weil da einmal einer ihr Geld hat, verlangt sie jetzt womöglich, daß der andere von B duft und Sonnenschein mit ihr lebe. Laß es nur erst werden — sie ist die Tochter eines Kaufmanns, sie wird Kindes Erbteil mit Händen und Zähnen verteidigen. Bange, Heinz, du handelst für euer Kind — basta!"

Dann sah Lutz wieder nach der Uhr. „Ich mu fort, begleitest du mich bis zum Gasthof? Ich hat Postillion dort ausspannen lassen. Schön! Ich lasse ba mir hören, oder vielmehr mein Anwalt."

Es regnete nicht mehr, als sie durch die ungemein b Straßen des Städtchens gingen; die Luft war etwas n geworden, auf dem Marktplatz promenierte tout Lade denn eine Infanteriekapelle spielte dort. Alle möglichen Unif drängten sich dazwischen. Der Wirt des „Goldenen R hatte Stühle und Tische bis auf den halben Marktplatz h gestellt, die von den Honoratioren stark in Anspruch genc wurden; die hübschen Ladenberger jungen Damen war ihren elegantesten Toiletten erschienen.

Lutz ging sofort in das Hotel hinein, Heinz schri und ab an der Seitenfront des Gebäudes unter den Linden. Es wäre hier völlig dunkel gewesen, wenn nich den geöffneten Fenstern der kleinen Gaststube das Lic Lampe Helligkeit verbreitet hätte.

Heinz stand einen Augenblick und sah hinein. Das war angefüllt von Offizieren aller Waffengattungen, dazw Herren in Zivil, Gutsbesitzer, höhere Forstbeamte usw. zwei oder drei Kameraden seines Regiments. Letztere gen er ziemlich nahe einem zweiten Fenster inmitten einiger Infan offiziere und Artilleristen. Ein Zivilist in einem eleg Reitanzug saß mit dem Rücken gegen das Fenster gen zwischen ihnen. Es war ungemein lebhaft da drinnen Bierseidel klapperten, die Kellner liefen, und zwischendurch w vom Marktplatz her die Klänge eines Potpourris.

Heinz stand, in tiefe Gedanken verloren, am Stamme großen breitästigen Linde und wartete auf Lutz Seeheim hatte keine Obacht auf das, was ihn umgab, er dachte immer an das Gespenst, das Lutz vor ihm heraufbeschw hatte, das mit dürren, drohenden Fingern nach seinem schö sorglosen Glück greifen wollte. Plötzlich zuckte er zusam ganz deutlich hatte er seinen Namen gehört.

„Buchen?" hatte einer gesagt, „Nee, der ist morgen befohlen, der tut ja böse mit der Gnädigen."

Heinz erinnerte sich jetzt, daß die Herren auf Franzens der zweiten Besitzung der Baronin v. Saddler, wo das G sich befand und morgen mehrere Schwadronen des Regim liegen würden, eingeladen seien, und die Gnädige selbst zuge sein werde.

„Sie ist ja wohl eine alte Flamme von ihm, die sch Witib?" fragte ein anderer.

„Sogar seine neueste!" schrie der Zivilist und beg krähend zu singen: „Kenn ich dich nicht bei Tage — Abends treff ich dich . . ."

„I, Gott bewahre!" tadelte einer der Ulanen. „Ich n wirklich dringend bitten, Herr —" Heinz v. Buchen biß Zähne aufeinander; er sah sich um, ob er allein sei, unwillkürlich lehnte er sich fester gegen den Stamm der Lin und seine Augen sahen gespannt auf den Herrn da drinn

„Wetten?" rief die Krähstimme des Zivilisten wieder.

Niemand antwortete ihm, man ignorierte ihn und spr weiter.

„Na, mein Jott! Ich gönne jedem seinen Spaß," schrie der kleine Dicke im Sportanzug wieder, „er ist am Ende doch auch kein Heiliger, der schöne Heinz, und wenn der Vollmond in den Park scheint und unsere — liebe Frau in der Ferne weilt . . ."

Das Rasseln des Postwagens, der aus dem Gehöft fuhr, hinderte ein weiteres Verstehen. Lutz trat suchend unter die Linde, und nach kurzem Händedruck stieg er ein, Heinz nochmal versichernd, daß er alles so gut deichseln werde, wie es irgend möglich sei, er solle sich nur keine zu großen Sorgen machen.

Dann fiel der Schlag zu, die Gäule zogen an, und der Wagen verschwand um die Ecke des großen Gebäudes.

Heinz ging langsam bis zu den Fenstern zurück, sah einen Augenblick den Zivilisten an, der ein wenig herumgeruckt war und jetzt mit größtem Pathos von irgend etwas anderem sprach, und schritt dann unter den Linden dem Eingang des Hauses zu mitten durch die lachenden und schwatzenden Menschen und betrat nach ein paar Augenblicken die tabakduftige Gaststube. Er stand plötzlich wie hingezaubert vor dem Tisch, an dem der krähende Verleumder saß, und sagte, diesen fixierend: „Nehmen Sie gefälligst Ihre infame Behauptung, die Baronin Saddler und mich betreffend, zurück, Herr —!"

Der im Reitanzuge war erblaßt aufgesprungen. „Beweisen Sie mir erst mal, daß ich was über Sie gesprochen habe — oder haben Sie vielleicht gehorcht?"

„Herr, Sie sind ein Lügner!" sagte Heinz laut und ruhig in die tiefe Stille hinein, die entstanden war. „Und obendrein ein feiger Lügner! — Sie haben es gehört, meine Herren!"

Auf dem Absatz sich umdrehend, verließ er sporenklirrend das Zimmer und schlug den Heimweg ein. Die beiden Regimentskameraden folgten ihm, erreichten ihn auf der Straße und gingen mit ihm. „Tun Sie mir den Gefallen, Balden," wandte er sich an den jüngeren der Herren, „suchen Sie den Rittmeister Arming auf und bitten Sie ihn, heute abend noch bei mir vorsprechen zu wollen. Und Sie, lieber Krapp, gehen Sie nach Hause, morgen in aller Herrgottsfrühe müssen wir wieder dran! Guten Abend, Kinder, geruhsame Nacht!"

Heinz saß in seiner Stube und wartete auf Arming. War das ein Tag! — War das ein Tag! — Und keinen Brief von Ruth!

Er tastete nach Licht. Ob nicht doch ein Schreiben von ihr gekommen war? Und da, richtig — da lag auf dem Tischchen am Bett eins der zartgrauen Kuverte, wie Ruth sie benutzte. Gott sei Dank!

Als er eben zu lesen begann, trat Arming ein, und Heinz barg den Brief in seiner Brusttasche.

„Das sind ja schöne Geschichten!" sagte der Rittmeister und sah den Freund mit besorgter Miene an, und als er ihm seine Hand reichte, setzte er hinzu: „Na — danke ergebenst, das hat ja gerade noch gefehlt!"

„Wenn ich nur wüßte, wie dieser Mensch dazu kommt", grübelte Heinz. „Woher weiß er denn überhaupt, daß ich mit der Baronin geredet habe?"

Dann griff er sich an den Kopf. Der große Saal des „Hotels Zehnpfund" in Thale stand vor seinen Augen — er selbst neben Nelda Rothenburg sitzend — fast weltentrückt in Bewunderung ihrer Schönheit und Grazie — ein kleiner, dicker Herr im Frack näherte sich Nelda — Stumpfnase — blonde Bartkoteletten — wasserblaue unverschämte Augen — mit einem sonderbar wippenden Gange, der ein Hinken des rechten Beines ganz glücklich verbarg. Er machte vor Nelda eine Verbeugung, und sie dankte hochmütig, sie wäre erstaunt, worauf er rot ward, sich abermals verbeugte und in der Menschenmenge, die den Saal füllte, verschwand. Auf die Frage, wer der Herr sei, zuckte Nelda die Schultern — „Gott, ich glaube, er heißt Mehner — Rittergutsbesitzer irgendwo, seit einem Vierteljahr heftet er sich an unsere Fersen, da sehen Sie, er nimmt neben meiner Mutter Platz — schrecklich, er will's nicht begreifen."

Und ein paar Tage später erzählte sie Heinz, daß noch an dem Ballabend Herr Mehner bei ihrer Mutter um sie angehalten habe.

„Gott ja!" sagte Heinz laut — „das ist ein gewisser Mehner, der hat die Baronin einmal heiraten wollen — nun ist's mir ja klar."

„Sein Gut ist in der Nähe von Bellingen," setzte Arming hinzu — „eine ziemlich jämmerliche Klitsche soll's sein — lebt getrennt von seiner Frau — oder geschieden — was weiß ich — so viel habe ich noch in aller Eile erfahren — hatte, glaube ich, ein Techtelmechtel mit der Stütze der Hausfrau — worauf Madame verschwand."

„Ich wette, er ist der Kerl gewesen, der jenen Abend, an dem die Baronin mich ansprach, bei Fräulein Tägebüll in der Laube saß und die Flucht ergriff, als ich Miene machte, in die Laube einzudringen — " sagte Heinz — „ein sonderbares Zusammentreffen! — Grün war mir dieser Herr natürlich nicht, von damals her — er hatte es ja deutlich sehen müssen, daß ich der Bevorzugte war."

„Na ja, es geht nun wohl nicht anders!" schreckte ihn Arming aus seinem Grübeln auf, „die Karre ist grundlich verfahren. Ich stelle mich zur Verfügung, selbstverständlich, alter Kerl — verdammt eklig ist's aber doch —. Erzähle mir, wie kam's, der Kerl war natürlich voll wie eine Haubitze?"

„Glaube ich nicht", sagte Heinz.

„Wenn er aber nun ‚pater peccavi' sagt — da solltest du doch — weißt du, schon um Ruths wegen — "

„Das tut er nicht; ich habe ihm dazu Gelegenheit gegeben, aber er drehte den Spieß um und hat mich einen Horcher genannt! Kurz und gut — ich kann die Frau, die ich einst geliebt habe, mit der ich über ein halbes Jahr heimlich verlobt war, die der Mensch aufs elendeste verleumdet hat — mein Wort darauf — so wenig wie mich selbst beschimpfen lassen. Bemühe dich also nicht, Arming, es geht nicht anders — Arrangiere du die Geschichte, Fritz — verzeih die Scherereien und Laufereien — weit hast du's ja nicht — der ganze Apparat ist beieinander — dann mag es werden, wie es will. Himmelschockschwerenot! Es gibt Tage, um auf die Bäume zu klettern."

„Na, schon denn! — Gute Nacht, Heinz, ich bin sehr müde. Du hast mir übrigens einen Gefallen getan, als du mich holen ließest. Ich saß nämlich neben ihr, der Gnädigen, und die Frau hat mir die Seele aus dem Leibe gefragt — nach dir nämlich, nach deiner Frau und dem Buben. Ach, du weißt wohl gar nicht, daß Damen bei unserm Essen waren? Der Kommandeur hat die Baronin persönlich eingeladen, im Moment des Abschieds, und sie sagte zu — zum Essen — den Ball schlug sie natürlich ab."

Heinz starrte Arming an. „Sie ist doch noch in Trauer — " sagte er ungläubig.

„Na, Heinz, ich denke — nur äußerlich. Eine Heuchlerin ist sie nicht, und schließlich ist es das gleiche, ob sie mit uns im Speisesaal ihres Schlosses sitzt oder hier mit uns ißt im Beisein ihr bekannter Damen."

„Merkwürdig!" sagte Heinz, mehr zu sich selbst und äußerst peinlich berührt. Aber gewiß, es sah ihr ähnlich, sie tat unbekümmert um das Urteil der Welt, was sie für richtig hielt.

„Na, weißt du," fuhr Arming fort, „ich habe ihr nun ganz genau Bescheid gegeben, gesagt, eine idealere Frau gäbe es nicht als die deine und ebensowenig einen idealeren Ehemann als du, und der Junge wäre, wie's ja nicht anders sein könne, das Vollkommenste seiner Art. Ja — sie rief dann immer: ‚Wie mich das freut! Wie mich das freut!' Und die Augen hatte sie voll Wasser — wunderliche Dame — Schlaf' wohl, Heinz, wenn du kannst. — Dieses Zwischenspiel war überflüssig!" Er nickte ihm zu und ging, ohne einen Gruß abzuwarten.

Heinz riegelte hinter ihm zu, setzte sich wieder, zog das Licht näher und las Ruths Brief, und während des Lesens ließ die Spannung auf seinem Gesichte nach, und ein weicher Ausdruck legte sich darüber, ein Zucken tiefster Bewegung.

Ruth schrieb: „Du bist ungehalten über mich, Heinz, Du hast recht, es zu sein! Heute, wo ich ruhiger bin, will ich Dir, in der Hoffnung, daß auch Du einer ruhigen Auseinandersetzung zugänglich bist, alles sagen, meine ganze Seele mit allen Zweifeln, aller Angst, allem Unrecht will ich zeigen, denn, wenn ich je gefühlt habe, wie groß meine Liebe zu Dir ist, so war's in der letzten Woche, als ich um Dich bangte, als ich merkte, daß ich Dein volles Vertrauen, trotz allen Gelobens Deinerseits, doch nicht besaß.

Die Geschichte mit dem Agenten — ach Gott — die ist ja so nebensächlich, sie war nur der bittere Tropfen, der den vollen Kelch zum Überfließen brachte, und darum sei sie gleich zuerst abgetan.

Ja, Heinz, ich war traurig darüber, daß Du Dein Versprechen, mir in allem zu vertrauen, nicht gehalten hast, denn die Sache mit dem armen Ramme traf mich ganz unvorbereitet. Du taxierst mich zu niedrig, Heinz, entweder hältst Du mich für kleinlich — oder für kindisch. Du müßtest doch wissen, daß mir am Gelde nichts liegt; wenn Du es brauchst, so ist es da und muß es da sein, denn Du würdest es nie für leichtsinnige Zwecke haben wollen. Dein Eintreten für den unglücklichen Menschen, sei es weshalb es immer sei, hat mich mit Stolz erfüllt, ich habe auch Mutter gegenüber getan, als ob ich von allem unterrichtet sei.

Sage mir, bitte, ob Du noch mehr Geld brauchst? Mit Freuden sende ich es Dir, denn was mein ist, ist auch Dein, und Vater hat uns ja — Gott sei Dank — wohlversorgt zurückgelassen. Ein Wort an Karl genügt ja doch, um eine größere Summe flüssig zu machen. Ach nein, das ist es gewiß nicht, was mich so unglücklich machte —

Ich will Dir sagen, warum ich so trotzig, so mißtrauisch geworden bin, aber es wird mir sehr schwer. Du mußt denken, Heinz, wir säßen in meinem kleinen Zimmer auf dem niedrigen Sofa neben dem Erker, der unsere seligsten Stunden gesehen hat, und ich habe mein Gesicht an Deine Schulter gelegt, Dein Arm umfaßt mich, und Du sagtest, wie schon so oft: ‚Na, Schatz, was drückt Dich denn? Kannst Du es Deinem Manne nicht anvertrauen?‘ — Ach, Heinz, ich schäme mich vor mir selber, aber, Liebster, Bester — wenn Du wüßtest, wie ich mich gegrämt und gemartert habe, wieviel ich geweint habe von dem Augenblick an, wo ich wußte, daß Du in der Nähe Deiner ehemaligen Braut weiltest!

Und sieh, hier liegt Dein Fehler. Du hättest mir davon schreiben sollen, ganz ruhig, ganz ausführlich — und Du, Du schriebst zuerst gar nicht davon, und dann erwähntest Du so ganz flüchtig diese Tatsache, so, wie Du etwa erzählen würdest: ‚Gestern hat's geregnet‘. Und ich weiß doch, diese Wiederbegegnung muß Dich erschüttert haben. Ich weiß, wie Du ihr nachgetrauert hast bis zur Verzweiflung, ich weiß es von Rose, weiß es von Dir selbst. Als Du von ihr sprachst, da ging ein Zucken über Dein Gesicht, und Deine Augen sahen an mir vorüber. Und in solcher Stunde, wo Du sie unvermittelt wiedersahest, hättest Du zu mir flüchten sollen um Deinet- und meinetwegen, denn geglaubt habe ich Dir die Gleichgültigkeit, mit der Du diese Anzeige in Deinem Briefe abtun wolltest, nicht, Heinz. Und nun saß ich hier Tag für Tag und sehnte mich nach Deinem Vertrauen und wußte, sie ist so schön und so leidenschaftlich — und ich bin doch nur — aber, nein — Heinz, ich bin doch da mit allen meinen süßen und heiligen Rechten und muß da bleiben.

Du wolltest meinen Frieden nicht stören — nicht wahr, Heinz? So ist's gewesen? Ach, ich bitte Dich, schone mich in dieser Hinsicht nie mehr, sage mir alles, behandle mich nicht wie ein kindisches Weib! Ich bin größer, als Du denkst, Heinz — sage mir alles, sag es mir immer. Ich habe Dir doch versprochen, ein treuer Kamerad zu sein, und ich liebe Dich, Heinz. Schreibe mir — ich bitte Dich — bald und vergib mir, Du weißt nun — weshalb.

Deine Ruth."

Heinz löschte das Licht und saß mit dem Briefe in der Hand, und er fühlte, wie seine Augen feucht wurden.

„Arme Ruth! Arme, kleine Ruth! Von hüben und drüben ziehen die Gewitterwolken an deinem Himmel auf — wie wird es sein, wenn das Wetter vertost ist?"

(Fortsetzung folgt).

Zur Hygiene der geistigen Arbeit.

Mannesalter*).

Von Prof. Dr. C. Posner.

Im Stammbuch von Goethes Enkel Walter stand als Eintragung der folgende melancholische Spruch Jean Pauls:

„Der Mensch hat dritthalb Minuten, eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er."

Darunter aber schrieb Goethe selbst protestierend:

„Ihrer sechzig hat die Stunde,
Über tausend hat der Tag:
Söhnchen, werde dir die Kunde,
Was man alles leisten mag!"

Wenn irgendwo Worte mit Taten übereinstimmten, so war es hier. Auch wer beim Überschauen von Goethes Lebenswerk vielleicht nur eine unbestimmte Empfindung von der enormen Summe von Arbeits- und Bildungswerten gewonnen hat, die hierin aufgestapelt liegt, wird durch einen Blick in die durch die sogenannte Sophienausgabe den Gebildeten der Nation zugänglich gewordenen Tagebücher sich leicht im einzelnen überzeugen können, wie dieser Mann den Tag nutzbar gemacht, was er alles geleistet hat! Was drängt sich nicht alles in solchem knappen Zeitraum zusammen: die Beschäftigung mit eigenen Dichtwerken, die Erledigung seiner umfangreichen Arbeiten im Staatsrat und Theater, die Besichtigung von Bergwerken und landwirtschaftlichen Anstalten, naturwissenschaftliche Studien, eingehende Vertiefung in die Literatur aller Völker, in Farbenphänomene und geschnittene Steine, dazu eine gewaltige Korrespondenz — alles beschäftigt diesen Geist in gleicher Weise; und dazwischen findet er noch Zeit, etwa zu bemerken, daß er von der Ankunft eines dreizehnpfündigen Salms vernommen und dessen Erkaufung befohlen habe — und es ist lustig und bezeichnend, zu lesen, wie dann das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden und dieses Tier zunächst seziert, Eingeweide, Floßfeder und Kopf „zu einem Präparat sorgfältig aus- und abgelöst" werden, dann aber der kostbare Rest zu einer Hälfte in die Küche der Prinzessinnen wandert, während das übrige gedrittelt und an die Freunde Knebel und Voigt sowie an seine Kinder gesendet wird. Ebenso sorgsam wird denn auch notiert, wenn die Kinder die ersten Märzenglöckchen entdeckt haben, oder wenn der Enkel Walter sich im Zeichnen übt; dazwischen laufen hier und da Anekdoten und manchmal recht derbe Späße, die den alten Herrn ergötzt haben; das Wetter wird ständig berücksichtigt, und auch die „Bekanntschaft mit einem neu in Karlsbad angekommenen, hübschen Frauen

*) Vgl. Nr. 1 des laufenden Jahrganges der „Gartenlaube".

Copyright by Landeker & Brown, London E. C

Der letzte Freund.

Gemälde von J. Yates Carrington.

zimmer" findet ihre sachliche Erwähnung. In nahezu regelmäßiger Folge aber erscheint eine Bemerkung etwa der Art: „das Vorsehende überdacht" — und sie liefert uns den Schlüssel zum Verständnis all dieser Einzelvorgänge: der geordnete Geist Goethes war ein abgesagter Feind alles Zufälligen; mit scharfem Blick suchte er vorzubereiten und zu überlegen, wie er am besten seine Zeit einteilen möchte, und es erwies sich denn in der Tat, daß mit solcher weisen Voraussicht die sechzig Minuten der Stunde, die „über tausend" des Tages Raum genug für die vielseitigste und abwechslungsreichste Tätigkeit boten.

Es dürfte schwer sein, einen Mann zu nennen, der es in dieser Hinsicht mit Goethe aufzunehmen vermöchte. Vielleicht wird man an Friedrich den Großen oder Napoleon erinnern dürfen, die beide, neben der Erfüllung ihrer Herrscherpflichten und der Fürsorge für ihr Heer, eine gewaltige, umfassende und dabei ebenfalls bis ins Kleinste eindringende persönliche Tätigkeit entfalteten. Aber auch unter den Gelehrten wird man doch manche antreffen, die in wenigstens annähernd ähnlichem Grade durch eine eigene Art geistiger Schulung sich die Kunst zu eigen gemacht hatten, die verschiedenartigsten Interessen gleichzeitig zu pflegen und zu fördern. Ich möchte hier aus eigener Wahrnehmung vor allem Rudolf Virchow erwähnen. Jedermann weiß, daß seine eigentliche amtliche Haupttätigkeit auf die pathologische Anatomie sich bezog. Zu diesem Fache hatte er sich, wie seine neuerdings herausgegebenen Jugendbriefe besonders schön erkennen lassen, bereits im Beginn seiner Studienzeit hingezogen gefühlt — als Lernender hatte er es hierin schon zur Meisterschaft gebracht, und seine Forschungen legten den Grundstein zu einer Reform der gesamten Medizin. Aber bereits von früh an beschäftigten ihn gleichzeitig politische und soziale Angelegenheiten, und allmählich wandte er diesen eine solche Aufmerksamkeit zu — bekanntlich galt er bei allen Parteien bis zuletzt als einer der gründlichsten Kenner aller Budgetfragen im preußischen Landtage — daß man meinen möchte, diese Dinge hätten wohl den ganzen Mann in Anspruch nehmen mögen. Hierzu wie zur praktischen Betätigung auf dem Gebiete der städtischen Verwaltung kam dann noch in späteren Jahren das Studium der Anthropologie und die Beschäftigung mit vorgeschichtlichen Forschungen und endlich die vielfachen Anforderungen, die Unterricht, Ämter, Leitung von Gesellschaften und wissenschaftlichen Unternehmungen an seine Zeit und Kraft stellten. Es war nun in jedem Einzelfalle ganz erstaunlich, zu sehen, wie er sich, wenn man über einen bestimmten Gegenstand mit ihm verhandelte, zu konzentrieren vermochte. Ich habe z. B. oft Gelegenheit gehabt, über Personalfragen mit ihm zu beraten, wenn es sich um die Gewinnung von Mitarbeitern für den von ihm gegründeten großen „Jahresbericht über die Leistungen und Fortschritte der gesamten Medizin" handelte. Auch wo Gebiete in Frage standen, die seiner eigentlichen Tätigkeit ferner lagen, etwa Augenheilkunde oder Hirnchirurgie, ließ er dann alle wichtigen einschlägigen Arbeiten der letzten Zeit Revue passieren, ohne daß er etwa Gelegenheit gehabt hatte, sich auf solches Thema vorzubereiten — es war immer, als gäbe es auf der Welt für ihn gar keinen interessanteren Gegenstand als den, von dem wir im Augenblick sprachen. Ging dann das Gespräch auf eine andere Frage, vielleicht eine Kongreßangelegenheit, über, so wiederholte sich genau das gleiche Schauspiel: man hatte, wie dies einer seiner Freunde treffend ausdrückte, die Empfindung, als bestände in seinem Geist eine Anzahl ganz isolierter Fächer, als brauchte er nur das eine zu schließen und ein anderes zu öffnen, um dann lediglich dessen Inhalt vor Augen zu haben. Allem wurde die gleiche Gründlichkeit zugewendet — es gab kein Drängen oder Eilen; ehe die Angelegenheit nicht wirklich erledigt war, wurde auch kein Schluß gemacht, er schien vielmehr für alles ungemessene Zeit zu besitzen.

Und hier treffen wir denn auf eine der merkwürdigsten Eigenschaften, die die hier bezeichneten Kategorien von Männern auszeichnet: sie hatten immer Zeit! Wie oft hören wir nicht im Hasten und Jagen der Gegenwart diese Klage: Wie gern möchte ich dies und jenes tun oder sehen, wie gern mich mit dem oder jenem Gegenstande beschäftigen, wenn ich nur wüßte, wo ich die Zeit dazu hernehmen soll! Geht man näher auf den Grund, so vernimmt man diese Klage am meisten von solchen, die vor lauter Unruhe überhaupt nur wenig fördern, immer mit ihren Geschäften im Rückstande sind, auch das Nächstliegende nicht zu einem gedeihlichen Abschluß bringen. Sie erscheinen stets müde und abgehetzt, lassen jede angefangene Arbeit alsbald wieder liegen, bleiben immer auf halbem Wege stehen, wenn nicht dringende Not einmal auch sie zu einem Zusammenfassen ihrer Kräfte spornt, auf das dann freilich gar leicht ein um so tieferer Abfall folgt. Gewiß liegt bei den Glücklichen, die eine dauernde, fruchtbringende und vielseitige Tätigkeit entfalten, eine besonders günstige geistige Veranlagung vor, während bei der anderen Gruppe vielfach das Erbübel unserer Zeit, die vielbesprochene Nervenschwäche, ihren verhängnisvollen Einfluß geltend macht; aber zu einem nicht geringen Teile kommen doch auch hier Ausbildung und Erziehung des Gehirns in Betracht. Diese müssen natürlich schon in früher Jugend einsetzen; doch auch in späteren Jahren kann immer noch eine vernunftgemäße „Hygiene der geistigen Arbeit" vieles leisten und bessern.

Bedeutungsvoll ist dabei zunächst die sorgsame Ordnung der Arbeit selber. „Das Vorsehende zu überdenken", planmäßig den Tag mit seinen Pflichten einzuteilen, ist eine eigentlich für jeden Vielbeschäftigten selbstverständliche Forderung. Dann aber darf nicht vergessen werden, daß auch bei der geistigen Arbeit des Mannes die Ermüdungsgesetze ihre unweigerliche Geltung haben, daß es notwendig ist, den angestrengten Teilen des Gehirns die unbedingt erforderliche Ruhezeit zu gewähren, bis sie die alte Leistungsfähigkeit wiedererlangt haben.

Es klingt dies vielleicht wie ein Widerspruch mit dem vorhin Angeführten. Wenn ein Mann wie Virchow rasch von einem Gegenstand auf den andern übergehen und diesen mit der gleichen Spannkraft zu bearbeiten vermochte wie den vorhergehenden, so könnte man meinen, hier seien wohl die Ermüdungsgesetze vernachlässigt, vielmehr die Hirnanstrengung in Permanenz erklärt. Indes sind doch hier mehrere Punkte zu bedenken, einmal die absolut größere Leistungsfähigkeit mancher Gehirne — also eine individuelle Verschiedenheit, dann aber besonders der vorhin erwähnte Umstand, daß stets die eine Sache zu Ende geführt wurde, ehe die nächste herankam. Gerade hierauf möchte ich ein besonderes Gewicht legen. Die geistige Beschäftigung mit etwas völlig Neuem, anderem kann freilich nicht für das ungeübte kindliche Gehirn, wohl aber für das des Erwachsenen in der Tat eine wohltätige Entspannung, eine günstige Abwechslung bedeuten. Sie allein genügt bei manchen Männern, um der Überarbeitung vorzubeugen — so mancher gelehrte Sprachforscher erholt sich am besten, wenn er in seinen Mußestunden etwa Mathematik treibt; ja, man kann wohl sagen, jeder geistig hervorragende Mensch hat eine „Nebenbeschäftigung", in die er sich oft genug so vertieft, daß er selber glaubt, sie hätte eigentlich seinen Hauptberuf bilden sollen. Taucht er in sie unter, so sind die eigentlichen Sorgen der Tagesarbeit vergessen, die neue Tätigkeit bringt dann nicht Ermüdung, sondern Erholung. Allerdings eben nur, wenn auch wirklich die tägliche Pflicht getan ist; ist ihr nicht genügt, so überschattet ein Gefühl der Unruhe auch die Erholungsarbeit und läßt sie nicht zu voller Geltung kommen, macht vielmehr auch aus ihr eine neue Quelle der Anstrengung.

Nun ist selbstverständlich mit dieser Form der geistigen Hygiene keineswegs erschöpft, was zur Wiederauffrischung der angespannten Hirngebiete zu geschehen hat. Man wird sogar einschränkend zugeben müssen, daß dieses Umwechseln der Arbeitsgebiete allein eine Ausnahme bedeutet und nicht jeder-

manns Sache ist. Am ehesten befaßt sich hiermit der freie Forscher, der seine Zeit und Kraft immerhin nach einem gewissen Belieben verteilen und verwerten kann — dem Akten- oder Bureaumenschen anderseits wird es sehr oft so gehen, daß er in seinen spärlich genug bemessenen Mußestunden überhaupt in nichts an seine eigentliche Arbeitstätigkeit erinnert sein will — er mag, wenn er sein Pensum aufgearbeitet hat, kaum eine Zeitung, geschweige denn ein Buch in die Hand nehmen. Zum Teil spielt freilich auch hier die Gewöhnung mit. Wir haben neuerdings aus der Schilderung eines unserer hervorragendsten Berliner Professoren wieder entnehmen können, daß z. B. in Amerika in dieser Hinsicht ganz andere Sitten herrschen. Die großartigen Bibliotheken, die dort jedermann unentgeltlich alle Schätze der Weltliteratur zur Verfügung stellen, werden in den Abendstunden aufs lebhafteste benutzt — dort ist in der Tat die Ansicht ganz allgemein, daß bildende Lektüre ein vortreffliches Gegengewicht gegen die einseitige Anspannung der Hirntätigkeit in der Tretmühle des Tagewerks abgibt. Professor Pfleiderer, der mit wahrem Enthusiasmus von dieser amerikanischen Eigentümlichkeit berichtet, die sich so gar nicht mit dem deckt, was wir sonst unter „Amerikanismus" zu verstehen pflegen, er wirft auch gleich die Frage auf, warum dies bei uns so anders sei. Zu einem Teil mag es daran liegen, daß die Gelegenheit fehlt — wir haben kaum in den größten Städten Bibliotheken der Art, die ohne weitere Formalitäten zur Benutzung offenstehen und jeden Wunsch rasch erledigen; aber anderseits, wenn das Bedürfnis bestände, so würde man sicher auch hierzulande ähnliche Einrichtungen schaffen. Das aber ist es: das Bedürfnis ist nur in geringem Grade ausgesprochen, und es muß leider eingestanden werden, daß der überwiegende Teil des Publikums mit seinen Neigungen ganz wo anders hinzielt und den „stumpfsinnigen Stammtisch" oder die banalste Zerstreuung im Theater oder gar seiner greulichen modischen Abart, dem „Kabarett", jeder geistigen Anregung vorzieht. Insbesondere darf auch hier die verhängnisvolle Neigung zum Glase Bier nicht vergessen werden, die jung und alt nur zu lange in die Kneipenatmosphäre bannt; wo sie nicht ausgesprochen oder anerzogen ist, da tritt an die Stelle geistiger Beschäftigung in Mußestunden jedenfalls eine gesundheitsgemäßere Form des Ausruhens — sei es nun, daß die freie Zeit zum Spazierengehen verwertet, daß etwa eine leichte Feld- oder Gartenarbeit betrieben wird, oder auch daß Spiel und Sport zur Erholung und zum Ausgleich dienen müssen.

Und hier soll denn auch besonders betont werden, daß, gerade wie in der Jugend, so auch im Mannesalter, eine derartige, volles Ausspannen der geistigen Kräfte gewährende Beschäftigung von höchstem Wert erscheint. Wenn wir gesehen haben, daß für so manchen allein der Wechsel der geistigen Arbeit schon ein Ausruhen bedingt, wenn wir beklagt haben, daß in unserer Heimat im allgemeinen die Mußestunden nicht in edlerem Sinne zu Lektüre und anregender Belehrung benutzt werden, so darf hieraus beileibe nicht gefolgert werden, als solle nun der Stubenhocker oder Bücherwurm als das Ideal gelten. Ein gewisses Maß muß auch hierin gehalten werden; unbeschadet alles ernsten Bildungstriebes muß ein bestimmter Teil des Tages, mag er bei den verschiedenen Menschen auch verschieden groß zu bemessen sein, als wirkliche Ruhepause gelten.

Als solche tritt ja zunächst schon der Schlaf in sein Recht. Freilich, nirgends lassen sich allgemeine Regeln schwerer aufstellen als gerade hier. Kann man bei Kindern noch eine bestimmte Zahl von Stunden für die Nachtruhe verlangen und nach den Ermüdungsversuchen als unerläßlich bezeichnen, so schwankt diese Ziffer beim Erwachsenen innerhalb sehr erheblicher Grenzen. Die bekannte sozialdemokratische Forderung: acht Stunden Arbeit, acht Stunden Ruhe, acht Stunden Schlaf, läßt sich nicht ohne weiteres praktisch durchführen. Jedenfalls aber sollte gerade der geistig angestrengt Arbeitende dafür besorgt sein, daß ihm eine ausreichende Nachtruhe zuteil werde, und vor allem bedenken, daß eine ungebührliche Kürzung des Schlafes sich schließlich durch dessen Verlust überhaupt rächt — Übermüdung hat bekanntlich sofort Schlaflosigkeit zur Folge, und wer sich regelmäßig um den Schlaf betrügt, wird durch diese Gewohnung an sich leicht ein Opfer dieses schlimmen, die Arbeitskraft untergrabenden Zustandes. Insbesondere ist das übertrieben späte Zubettgehen als gefährlich zu bezeichnen. So günstig auf das Gehirn die Geselligkeit wirkt, die das Familienleben und namentlich die Beschäftigung mit Kindern oder der Verkehr mit geistig hochstehenden, angeregten Personen mitbringt, so verderblich kann es werden, wenn auf einen langen Arbeitstag dann regelmäßig noch Diners, Soupers und ähnliche Veranstaltungen folgen, die erst in den Morgenstunden zu Ende gehen; die Gewohnung hieran während der Wintersaison des Großstadtlebens bringt so manchen Fall von Neurasthenie hervor und schädigt so manche geistige Kraft auf die Dauer — auch hier wieder um so schlimmer, je mehr die gleichzeitige Aufnahme reichlicher alkoholischer Getränke ihren Einfluß ausübt. Aber auch die Nachtarbeit, so sehr manche Gelehrte sie wegen der größeren Ruhe der Umgebung, der leichteren Konzentration des Geistes vorziehen, ist aus diesen Gründen doch nur mit vorsichtiger Beschränkung in Ausnahmefällen zu empfehlen — selbst spätes Aufstehen am Morgen und der eingeschaltete Nachmittagsschlaf pflegen doch nicht den vollen Ausgleich herbeizuführen. Natürlich schickt sich auch hier eins nicht für alle — ganz abgesehen selbst von den Berufen, die nächtliche Arbeit überhaupt unbedingt erfordern, wird hier der einzelne oder sein Arzt entscheiden müssen, was für Leistungen er seinem Nervensystem auf die Dauer zuzumuten vermag. Bismarck z. B. brauchte stets einen großen Teil der Nacht zur Arbeit und erhob sich erst sehr spät, worunter zwar nicht seine Geisteskraft, wohl aber sein Körper allmählich litt. Und für den Einzelfall darf auch hier an einen oben schon aufgestellten Grundsatz gemahnt werden: wenn irgend möglich, selbst auf Kosten einer oder mehrerer Stunden, doch wichtige, dringliche Arbeit vor dem Schlaf zu beenden und sie nicht etwa auf den kommenden Morgen vertagen. Der berühmte Chemiker Fresenius in Wiesbaden hatte in seinem Schlafzimmer den hübschen Vers angebracht:

„Wenn du abends gehst zur Ruh,
Schließ das Sorgenkästlein zu;
Drückst du noch so fest darauf,
Morgens springt von selbst es auf!"

Das gilt gerade für die geistige Arbeit — das Sorgenkästlein ist nicht zu schließen, wenn noch irgendeine wichtige Sache der Erledigung harrt, und versucht man es dennoch, so wird es nicht erst am andern Morgen, sondern schon in der Nacht selbst wieder aufspringen, und es werden Gespenster daraus emporsteigen, die die Ruhe rauben.

In welcher Weise im übrigen der einzelne dem angestrengten Gehirn seine Erholung erwirken will, ist, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, Sache persönlichen Geschmacks und wird durch Erziehung und Gewöhnung bedingt. Der eine wird die Ausübung einer Kunst oder die Beschäftigung mit Kunstwerken bevorzugen, wie z. B. Hermann von Helmholtz bei der Musik die gewünschte Auffrischung und Wiederanregung fand; anderen, wie Lessing, bringt ein Kartenspiel, wieder anderen eine Partie Schach die nötige Ruhe — beides ein neuer Beweis, daß es nicht immer des vollständigen Aussetzens der Gehirntätigkeit, sondern nur eines Wechsels bedarf. Neuerdings aber werden Bewegungsspiele und Sport auch für den Erwachsenen stark in den Vordergrund gestellt — und es ist gewiß nicht zu leugnen, daß wir in ihnen das eigentliche Ideal einer Hygiene des geistigen Arbeiters zu erblicken haben, ein Ideal, dessen Verwirklichung uns hoffentlich die Zukunft immer näher bringen wird. Vorläufig ist es für den beschäftigten Mann, der nicht aus der Jugend einige Übung in sportlichen Dingen mitgebracht hat, noch ein etwas

schwieriger Entschluß, in reiferem Alter hiermit zu beginnen und den Anfänger zu spielen. Und namentlich ist die Auswahl dabei sehr schwer — soll man sich dem Fechten oder dem Rudern, dem Radfahren oder Reiten widmen? Am ehesten wird man noch Geneigtheit finden zu Fußwanderungen oder mäßigen Bergtouren, während alle jenen körperlichen Übungen, bei denen es auf eine bestimmte Schulung ankommt, weniger gern noch begonnen werden. Als Arzt wird man oft genug über diese Dinge befragt, und es muß leider zugestanden werden, daß die medizinische Wissenschaft bisher über die Wirkungen und Einflüsse der verschiedenen Sportarten noch nicht hinreichend aufgeklärt ist, um stets eine begründete Antwort geben zu können. Als allgemeiner Grundsatz darf wohl gelten, daß für einen gesunden Mann jegliche Art körperlicher Übung erlaubt ist, nur darf man es nicht mehr in vorgerücktem Alter durch übertriebene Anstrengungen zur Meisterschaft bringen wollen. Auch dürfte es zweckdienlicher sein, statt einer bestimmten sportlichen Betätigung, die immer etwas Einseitiges besitzt, lieber, wo es angeht, mehrere Arten zu betreiben, alles natürlich mit Maß und unter Verzicht auf besonders hervorragende Leistungen. Freilich wird dies alles vorläufig nur für besonders Begünstigte möglich sein, die das erforderliche Geld und die erforderliche Zeit dafür aufbringen können — bei der großen Mehrzahl der geistigen Arbeiter wird man schon zufrieden sein, wenn wenigstens für einige Stunden des Tages eine Bewegung im Freien durchgeführt werden kann. Auch maßvoll betriebene Zimmergymnastik gehört hierher, freilich insoweit unter ärztlicher Kontrolle, als vorher festzustellen ist, ob nicht am Herzen, dem Gefäßsystem oder der Niere leichte, dem Patienten selbst unbekannte Krankheitszustände sich finden, die zur Vorsicht mahnen. In das gleiche Kapitel sind auch die regelmäßigen Bäder zu rechnen, deren erquickende und anregende Wirkung gar nicht hoch genug anzuschlagen ist.

Bei gar vielen Personen, die stark geistig in Anspruch genommen sind — Richtern, Beamten, Lehrern usw. — wird nun selbst ein bescheidenes Maß von körperlicher Übung kaum zu erreichen sein; die Anforderungen des Tages sind oft so groß, daß sich lediglich ein unbedingtes Ruhebedürfnis geltend macht. Da müssen dann Ferien und Urlaub zu Hilfe kommen — was der einzelne Tag nicht gewährt, muß in konzentrierter Form ein- oder mehrmals im Jahre dargeboten werden. Über die Notwendigkeit der Ferien und auch über die Notwendigkeit, sie in hygienischer Weise durch Aufenthalt im Freien, durch geistig ruhiges und dabei körperlich angeregtes Leben auszunutzen, kann wohl kein Zweifel bestehen — wie sie der einzelne verbringen mag, ist natürlich durch allgemeine Regeln nicht festzulegen. Auch die Länge der Ferien ist ebensowenig wie deren günstigste Jahreszeit allgemein gültig zu bemessen — namentlich die Sommerferien werden mit Recht in den verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes verschieden angesetzt, je nach den dort herrschenden klimatischen Verhältnissen. Stellung genommen werden muß jedenfalls — nicht bloß vom Standpunkt der Schüler aus, sondern gerade auch von jenem des Lehrers — gegen ungebührliche Verkürzungen; dann aber sollte auch die Wohltat wiederholter Ruhepausen nicht bloß den Lehrern, sondern möglichst vielen geistigen Arbeitern verschafft werden. Neben den Sonntagen und gesetzlichen Feiertagen haben die in England eingeführten „Bank-Holidays", an denen jede Arbeit ruht, entschieden Anspruch auf Nachahmung, gerade wie man auch von der Einführung der sogenannten englischen Tischzeit, d. h. einer Durcharbeit von morgens bis in die späte Nachmittagsstunde bei völlig freien Abenden, eine wohltätige Wirkung für das Ausruhen überangestrengter Gehirne erwarten dürfte; auch die unbedingte Freiheit des Sonnabendnachmittags stellt eine hygienisch verständige Maßnahme dar. Wer über seine Zeit einigermaßen verfügen kann, tut daher, meines Erachtens, auch gut, seine Ferienzeit einzuteilen; wem sechs Wochen zu Gebote stehen, der wird besseren Erfolg und größere Erholung erzielen, wenn er etwa zweimal auf drei Wochen verreist, als wenn er die ganze, jedem regen Geiste wohl überlang erscheinende Zeit ununterbrochener Ruhe widmet. Tatsächlich hat auch, wenigstens in der Großstadt, die Sitte, öfters auf kürzere Zeit zu verreisen, viele Anhänger gewonnen, und nicht nur die warme Jahreszeit, sondern gerade auch der Winter wird jetzt vielfach zu kurzen Erholungsausflügen in die Berge benutzt, deren erfrischender Erfolg allerseits besonders gerühmt wird, namentlich, wenn hierzu noch die Ausübung eines Wintersports (Skilauf, Rodeln usw.) tritt. Vielfache Mittel stehen also zu Gebote; in der Pflege des Familienlebens, edler Geselligkeit, des Kunst- und Naturgenusses bieten sich dem geistigen Arbeiter Ableitungen genug, die, je nach seiner Persönlichkeit, ihn in den Stand versetzen, dann wieder um so erfolgreicher seine Pflichten zu erfüllen; aber eine Pflicht ist es auch, sich ihrer zu bedienen. Was man allgemein „Vergnügen" nennt, ist, richtig betrachtet, auch eine Lebensaufgabe. Nur wer den Tag in richtiger Weise einteilt, wer seine Leistungsfähigkeit nicht überschätzt und nicht sein geistiges Kapital durch fortdauernde Inanspruchnahme vorzeitig verbraucht, wird sich als vorausschauender Haushalter bewähren, und nur ihm wird, im Sinne Goethes, die Kunde werden, „was man alles leisten mag".

Das Blaue Band.

Von Hans Dominik.

Die Entwicklung des Dampferverkehrs zwischen Europa und Nordamerika zeigt in den letzten Jahrzehnten eine unaufhaltsame Steigerung sowohl der Schiffsgrößen wie auch der Schiffsgeschwindigkeiten. In scharfem Wettkampf ringen die zivilisierten Völker um die Höchstleistung in der Schnelligkeit, und das Blaue Band des Atlantiks fällt abwechselnd bald den Engländern, bald den Amerikanern, bald den Deutschen zu.

Während der siebziger Jahre ist England unbestritten im Besitze der Höchstleistung. Jedoch bereits im Jahre 1881 tritt der Norddeutsche Lloyd mit der Stapellegung des Schnelldampfers „Elbe" in den Wettbewerb ein, und im Jahre 1884 erreichen seine beiden neuen Schnelldampfer „Eider" und „Ems" mit Reisegeschwindigkeiten von 17 Knoten, d. h. 32 Kilometern in der Stunde, die Schnelligkeit der Cunardschiffe. Die englische Linie bringt 1885 die „Umbria" und „Etruria" mit 17,5 Knoten zu Wasser, aber bereits im Jahre 1886 haben „Trave" und „Saale" des Norddeutschen Lloyd die gleiche Geschwindigkeit, und im Jahre 1887 wird die „Lahn" vorübergehend das schnellste Schiff, das Blaue Band fällt zum erstenmal an Deutschland. So geht der Kampf Jahr um Jahr weiter. Einen besonderen Abschnitt in der Geschichte dieser Kämpfe bildet die Fahrt des „Fürst Bismarck" der Hamburg-Amerika-Linie, der 1891 zu Wasser ging und auf der Fahrt nach Neuyork eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 19,5 Knoten, d. h. 36,5 Kilometern, erreichte. Diesem großen deutschen Erfolge suchten England und Frankreich durch Neubauten nach Möglichkeit nachzukommen. Die Leistung des „Fürst Bismarck" wurde einigermaßen erreicht, aber nicht ausgesprochen übertroffen. Um nun das Blaue Band einwandfrei für England zurückzuerobern, ließ die Cunardlinie im Jahre 1893 zwei Riesenschiffe von besonderer Schnelligkeit zu Wasser, nämlich die „Campania" und die „Lucania". Während „Fürst Bismarck" 19 000 Pferdestärken gehabt hatte, entwickelten die neuen Cunarddampfer je 27- bis 30 000 Pferde-

stärken und erreichten damit 21 Knoten, d. h. beinahe 40 Kilometer in der Stunde.

Es wird dem Leser auffallen, daß hier gewaltige Kraftsteigerungen verhältnismäßig geringen Geschwindigkeitszuwachs bringen. Zur Erklärung muß gesagt werden, daß die Maschinenstärke ungefähr mit der dritten Potenz der Geschwindigkeit steigen muß, daß man also, um die Geschwindigkeit zu verdoppeln, die Maschinenstärke verachtfachen muß, daß für eine Verdreifachung der Geschwindigkeit eine Versiebenundzwanzigfachung der Maschinenstärke notwendig wäre. Damit aber ist es allein noch nicht abgetan. Die stärkeren Maschinen erfordern an sich größeren Raum und sehr viel größere Kohlenbunker. Aus wirtschaftlichen Gründen muß aber neben dem Maschinen- und Kohlenraum, der ja nur kostet, in entsprechendem Verhältnis Passagier- und Laderaum vorhanden sein, der Geld bringt. Die Verstärkung der Maschinen zwingt daher aus wirtschaftlichen Gründen zur Vergrößerung des ganzen Schiffes.

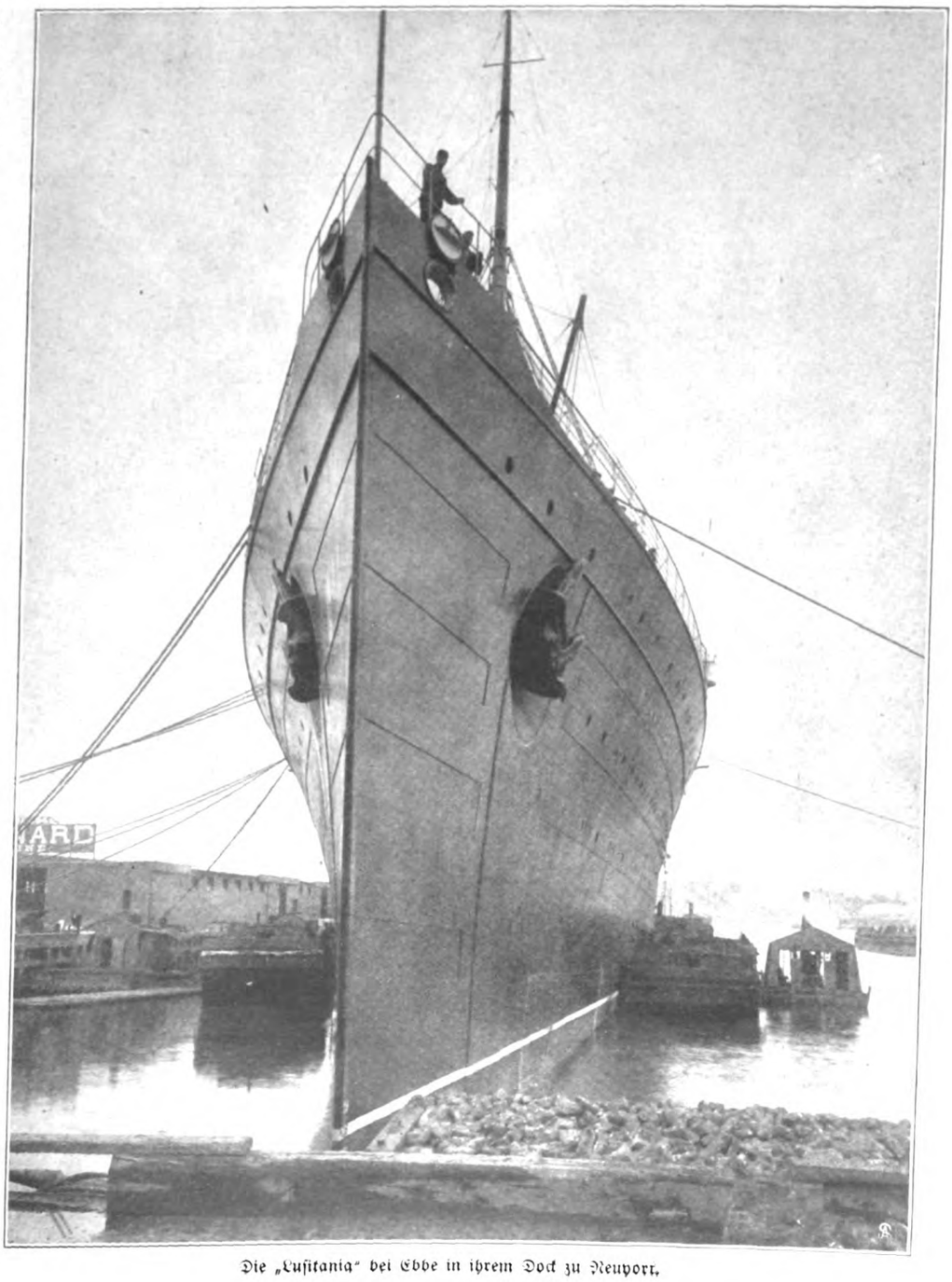
Das vergrößerte Schiff aber würde bereits an sich eine erhöhte Maschinenstärke erfordern, um überhaupt nur die alte Geschwindigkeit zu wahren, und so erklärt sich der verhältnismäßig geringe Geschwindigkeitszuwachs der „Campania" und „Lucania" von nur $1\frac{1}{2}$ Knoten oder 2,8 Kilometern in der Stunde gegenüber dem „Fürst Bismarck", obwohl sie um 50 v. H. stärkere Maschinen besitzen.

In der Tat waren „Lucania" und „Campania" wenig wirtschaftliche Schiffe. Aber sie brachten das Blaue Band nach England zurück und blieben mehrere Jahre in dessen Besitz. Inzwischen schritt aber auch der deutsche Schiffbau entschlossen vorwärts. Am 4. Mai 1897 ging „Kaiser Wilhelm der Große" in Stettin vom Stapel und erreichte sehr bald eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 22,5 Knoten. Das Blaue Band war wieder in Deutschland, und es wurde von „Kaiser Wilhelm der Große" gehalten, bis die „Deutschland" der Hamburg-Amerika-Linie es an sich brachte. Sie entwickelte 40 000 Pferdestärken und legte eine Reise von Neuyork nach England mit 23,5 Knoten, d. h. mit 44 Kilometern stündlicher Geschwindigkeit, zurück. Diese Leistung wurde wiederum ein weniges durch den Lloyddampfer „Kaiser Wilhelm II." überboten; doch handelte es sich hier nur um kleine Bruchteile eines Knotens. So standen die Dinge bis vor kurzem. Zu bemerken ist dabei, daß die deutschen Gesellschaften ihre Schiffbauten ohne jegliche staatliche Unterstützung ausführten, daß sie also unter allen Umständen gezwungen waren, wirtschaftliche Schiffe zu bauen, und sich keinerlei Liebhaberversuchen hingeben durften.

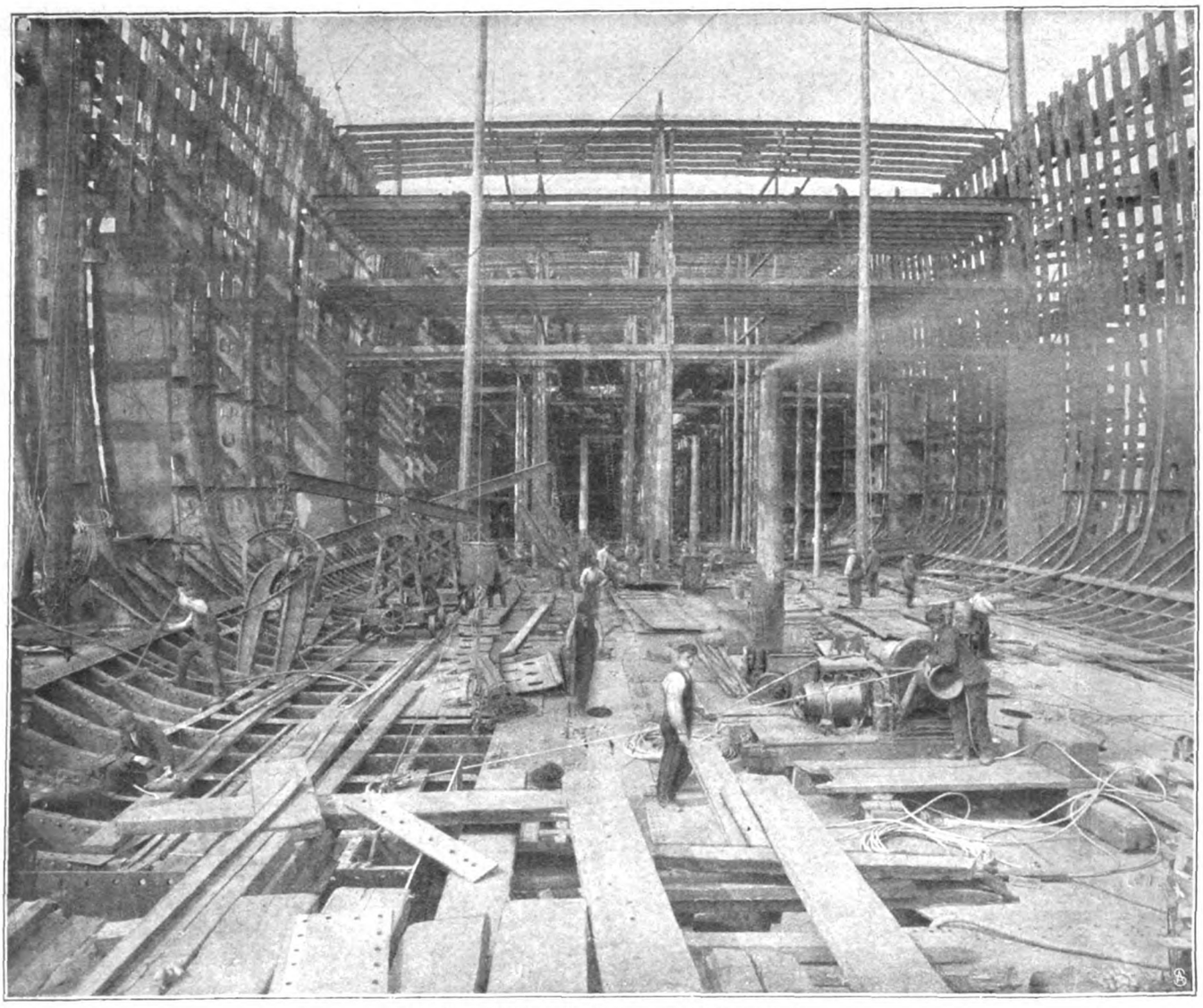
England aber wollte und konnte nicht länger auf das Blaue Band verzichten. Die englische Presse brachte es alle Tage von neuem vor, daß Deutschland in den genannten Schiffen für den Kriegsfall Kaperschiffe und Kreuzer besäße, die jedes englische Handelsschiff einholen, aber von keinem englischen Kriegsschiff eingeholt werden könnten. Man beschloß daher, mit staatlicher Unterstützung etwas ganz Außergewöhnliches zu schaffen, um das Blaue Band zurückzugewinnen. Es kam ein Vertrag zwischen der englischen Regierung und der Cunardlinie zuwege über die Erbauung zweier extrem schneller Riesenschiffe, die heute unter dem Namen „Lusitania" und „Mauretania" in aller Welt Munde sind und das Blaue Band für England zurückerobert haben.

Man darf, wie gesagt, diese Schiffe nicht als die Erzeugnisse einer gesunden, wirtschaftlichen Entwicklung betrachten, da ihr Betrieb und ihre Erbauung nur durch hohe staatliche Zuschüsse ermöglicht wurden. Das hindert jedoch nicht, daß sie sowohl aus technischen wie aus sportlichen Gründen Gegenstand allgemeinen Interesses sind.

Diese Cunarddampfer lassen alles Vorangegangene an Größe und Stärke hinter sich. So hat die „Lusitania" eine Länge



Die „Lusitania" bei Ebbe in ihrem Dock zu Neuyork.



Das Mittelschiff der „Lusitania“ während des Baues.

von 239 Metern, eine größte Breite von 26,8 Metern und einen Tiefgang von 10 Metern. Ihre Wasserverdrängung beträgt 38600 Tonnen, und ihre Maschinen entwickeln 70000 Pferdestärken, d. h. 75 v. H. mehr als diejenigen des bisherigen Siegers, der „Deutschland“. Die „Mauretania“ übertrifft diese Größen noch um ein Geringes und entwickelt beispielsweise 75000 Pferdestärken. An und für sich nun sind solche gewaltigen Schiffskörper keineswegs unwirtschaftlich. Beispielsweise hatte ein sehr wirtschaftliches Schiff der Hamburg-Amerika-Linie, das während des russisch-japanischen Krieges an Rußland verkauft wurde, die „Kaiserin Auguste Viktoria“, eine Länge von 213 Metern, eine Breite von 23,5 Metern und eine Wasserverdrängung von 42500 Tonnen. Dagegen beträgt die Maschinenstärke dieses Schiffes nur 17000 Pferdestärken und die Reisegeschwindigkeit 18 Knoten. Hier hat man also einen Riesendampfer, der zwar allen Komfort der Neuzeit und insbesondere infolge des gewaltigen Schiffkörpers und der verhältnismäßig schwachen Maschinen einen ruhigen und erschütterungsfreien Gang bietet, der jedoch in der Stunde nur etwa 34 Kilometer zurücklegt und etwas über 6 Tage braucht, um von England nach Neuyork zu gelangen.

Demgegenüber hat die „Lusitania“ bei ihren ersten Probefahrten eine Geschwindigkeit von 26 Knoten, d. h. von 48,5 Kilometern in der Stunde, über eine Strecke von 300 Knoten aufrechterhalten und auf ihrer zweiten Ozeanreise eine mittlere Reisegeschwindigkeit von 45 Kilometern in der Stunde erzielt. Gewiß eine schöne Höchstleistung, aber mit welchen Opfern wurde sie auch erkauft! Ein sehr erheblicher Teil des Schiffsraumes, der anderweitig für Ladezwecke verwendbar ist, wurde hier durch die gewaltigen Dampfturbinen- und Kesselanlagen eingenommen. Waren doch nicht weniger als 25 gewaltige Doppelkessel aufzustellen, in denen in 192 großen Feuerungen eine Höllenglut unterhalten wird, um den Dampf für die Turbinenanlagen zu liefern. Müssen doch in der Stunde bei voller Fahrt des Schiffes 250 Kubikmeter Wasser in hochgespannten Dampf verwandelt werden. Werden doch im Laufe von 24 Stunden in diesen 192 Feuerungen rund 1000 Tonnen Kohle verbrannt! Wenn wir uns erinnern, daß ein großer Güterwagen 20 Tonnen Kohle fassen kann, so entspricht das dem Inhalte von 50 großen Eisenbahnwagen. Es darf nicht wundernehmen, daß die Erbauung und die ersten Fahrten der Cunardriesenschiffe, namentlich bei den sports- und wettfreudigen angelsächsischen Völkern, allgemeines Interesse hervorgerufen haben. Ein Interesse, das bereits bei der Stapellegung begann und noch jetzt jede neue Fahrt der Schiffe begleitet. Unser erstes Bild zeigt die „Lusitania“ bei Ebbe in ihrem Dock zu Neuyork. Deutlicher vielleicht noch als das fertige Schiff läßt das auf der Werft in Spanten stehende die gewaltigen Größenverhältnisse erkennen. Diesem Zweck mag unsere zweite Abbildung dienen, die das Mittelschiff während des Baues zeigt. Wir sehen die Vollendung des eigentlichen Schiffsbodens bereits ziemlich weit vorgeschritten. Die Schiffswände sind nur im Spantenbau in Arbeit, oder um es laienhaft auszudrücken, es sind einstweilen nur die schweren Schiffsrippen im Bau und im Hintergrunde bereits durch die Querbalken, die die verschiedenen Gestocke des Schiffes

andeuten, miteinander verbunden. Die Gestalten der Arbeiter erscheinen in dem gewaltigen Schiffsbauche überaus klein.

Wie bereits ausgeführt, sind die beiden Cunarddampfer für Dampfturbinenbetrieb eingerichtet.

Die „Lusitania" und „Mauretania" durchpflügen bereits seit Monaten den blauen Ozean, und jeder Monat bringt neue Zahlen und neue Ergebnisse. In Deutschland interessiert es naturgemäß hauptsächlich, was unsere deutschen Gesellschaften gegenüber dieser englischen Herausforderung unternehmen wollen. Sicher ist es, daß derartig extrem schnelle Schiffe eine große Anziehungskraft auf das Publikum ausüben. Das haben die deutschen Reedereien Jahre hindurch zu ihrem Vorteil erfahren, und sie werden es jetzt vielleicht zu ihrem Nachteil erfahren müssen. Ebenso sicher ist es dagegen, daß derartige Riesenbauten ohne eine bedeutende staatliche Unterstützung nicht ausgeführt werden können, da sie, wie bereits erläutert, bei derartigen Geschwindigkeiten nicht mehr wirtschaftlich sind. Vorläufig ist es nun wenig wahrscheinlich, daß die deutsche Regierung die Mittel für derartige Subventionen geben wird. Die deutsche Technik wird voraussichtlich aus eigener Kraft versuchen müssen, die englischen Leistungen zu erreichen. Hierzu bieten sich verschiedene Wege, über deren Gangbarkeit freilich die Meinungen geteilt und die Erfahrungen teilweise noch gering sind. Einerseits läßt sich durch die Anwendung sehr wirtschaftlicher Maschinen in Verbindung mit Schiffskörpern geringsten Widerstandes außerordentlich viel in der Geschwindigkeit erreichen. Anderseits könnte man, und diese Entwicklung werden, wenn nicht die Jahre, so doch sicher die Jahrzehnte bringen, an eine weitere gewaltige Steigerung sowohl der Schiffskörper wie auch der Maschinenstärken denken. Freilich würde eine allzu schnelle Entwicklung hier wirtschaftliche Fehlschläge bringen. Als der englische Ingenieur Brunnel in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einen Riesendampfer von der ungefähren Größe der heutigen Cunard schiffe erbaute, wurden Millionen und aber Millionen verloren, weil die Zeit für etwas derartiges noch nicht gekommen war. Heute sind die Brunnelschen Schiffsgrößen bereits um zehn v. H. überschritten, die Brunnelschen Maschinenstärken verzehnfacht worden. So ist es auch wohl möglich, daß wir uns in steter Entwicklung auf dem Wege zum Hunderttausendtonnenschiff befinden, das 100- oder 150 000 Pferdestärken entwickelt, die Länge von 300 Metern überschreitet und den Ozean in vier Tagen durchkreuzt. Die Lebenden werden vielleicht auch diese Entwicklung noch sehen.

Römische Hausurnen.

Die neuesten Forschungen, namentlich die sehr ergiebigen Ausgrabungen, die in der jüngsten Zeit auf dem Gebiete der „Ewigen Stadt" gemacht werden, verbreiteten immer klareres Licht über die Urgeschichte der einstigen Weltbeherrscherin und tragen wesentlich dazu bei, das Bild des antiken Rom vor dem geistigen Auge unserer Zeit wieder erstehen zu lassen. Die Hügel, auf denen Rom sich ausbaute, waren schon frühzeitig besiedelt. Auf Grund literarischer Zeugnisse konnte schon Mommsen nachweisen, daß dort ursprünglich zwei verschiedene städtische Anlagen vorhanden waren, eine auf dem Palatinus und eine andere auf dem Quirinal. Die „Gründung Roms" ist die Vereinigung dieser beiden Gemeinden, die um die Mitte des achten vorchristlichen Jahrhunderts erfolgte. Die Ausgrabungen geben uns aber Kunde von noch ferner zurückliegenden Zeiten, die über zwei Jahrtausende vor Christi Geburt hinreichen. Sie lassen also deutlich erkennen, daß lange schon vor jener Zeit, aus der die Sage uns von der Städtegründung auf dem Palatinischen Berge durch Romulus berichtet, hier Ansiedler mit einer keineswegs gering zu schätzenden Kultur gesessen haben.

Hausurne mit einem Gefäß.

Hausurne aus Frascati, mit Kupferdraht geschlossen.

Besonders interessant sind die Funde aus dem zwölften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Wie Professor Dr. Oskar Montelius in der „Umschau" berichtet, wurden damals in Rom wie auch im übrigen Latium die Leichen verbrannt. Die kalzinierten Knochen legte man bisweilen in ein Tongefäß, das die gleiche Form hatte wie die Hütte, in welcher der Verstorbene gelebt hatte. Die „Hausurnen", die man in Rom und in Latium ausgegraben hat, und von denen wir hier vier Abbildungen bringen, lehren uns also, wie die Wohnhäuser auf den römischen Hügeln vor 3000 Jahren aussahen. Es waren primitive rundliche Hütten aus einem Gerüst von geflochtenen Reisern mit einem Lehmbewurf von der Innen- und Außenseite, also Bauten, wie man sie noch heute bei den Negern im Innern Afrikas vorfindet. In der Regel hatten diese Hütten nur eine Tür, aber keine Fenster; einige in Mittelitalien aufgefundene Urnen zeigen aber, daß man schon um jene Zeit anfing, die Wohnhäuser mit Fenstern zu versehen. Das Dach war strohbedeckt, und an den Urnen sind die Stangen zu erkennen, die das Stroh festhalten sollten. Im Dach war eine kleine Öffnung für den Rauch von dem offenen Feuer, das auf dem Herd in der Mitte des Hauses loderte. Der Typus des ältesten römischen Hauses hat sich aber noch lange in der runden Form der Vestatempel erhalten. Einmal hatte der Vestatempel die gleiche runde Form wie alle anderen Häuser der Stadt; allmählich wurden die menschlichen Wohnungen vierseitig, der Tempel behielt jedoch seine uralte Gestalt. In den Hausurnen hat man bisweilen verschiedene Gefäße, Schmucksachen und kleine menschliche Figuren gefunden.

Hausurne aus Latium mit einem Fenster.

Hausurne mit Säulen vom Campo Fattore.

Sieh' nicht zurück . . .

Sieh' nicht zurück, wenn je du gehst
Von einem lieben Orte;
Wend' nicht den Kopf, wenn du draußen stehst
Und hinter dir klingt die Pforte.

Wie dir die Tränen auch dunkeln den Blick,
Festauf nur mußt du treten!
Dort hinten der Tod — da vorn dein Geschick,
Und das hat Kraft vonnöten.

Grete Boettcher.

Die Wolkenburg.

(3. Fortsetzung.)

Novelle von Adelheid Weber.

Lori und Radwizek saßen dann in einem Zimmer des Wirtshauses — draußen wären sie zu sehr beobachtet worden — einander gegenüber.

„Sie werden jetzt mal zeigen, ob Sie Gesichter zeichnen können", sagte Radwizek. „Haben Sie's je getan?"

Lori nickte. Ihr keckes Wesen war zu einer erstaunlichen Schüchternheit herabgesunken.

„Im Skizzenbuch sind mehrere Porträte", sagte sie.

„Schön, ich sehe sie mir nachher an. Jetzt zeichnen Sie mal drauf los. Mein Gesicht. Ich zeichne indes das Ihre."

„Ach nein!" sagte Lori und ward blutrot.

„Was, ach nein! Ach ja! heißt's, denn der Meister befiehlt, und der Schüler gehorcht. Also los!"

Er faßte schon ihr Gesicht ins Auge mit dem Blicke, mit dem er die Gegenstände gleichsam packte und in sich schlang.

Lori saß noch und spielte unschlüssig mit dem Bleistift. Dann aber hob sie die Augen und sah Radwizek fest an. Er nickte ihr zu und begann seinerseits zu zeichnen.

Als er die Augen von ihrem Gesicht nahm, bekam Lori Mut und begann auch zu arbeiten. Sie wartete nun immer, bis er die Augen niederschlug, dann sah sie ihn an; wenn er den Blick hob, senkte sie den ihren aufs Papier.

Nach einer Weile rief er: „Genug, zeigen Sie her!"

Er nahm ihr Zeichenblatt und reichte das seine herüber.

„Austausch der Friedenspräliminarien! Aber nun sieh mal, das haben Sie ja famos gemacht, Komteß. Die Nase ist noch stumpfer als in der Natur, das Kinn noch breiter, aber es steht da ein Kerl auf dem Blatt. Kein angenehmer. Aber schad't ihm nichts. Sie haben den Blick für das Wesentliche. Daß Sie nicht aus Satire, sondern aus Mangel an Kunst noch übertreiben, ist gut. Übertreiben ist talentvoller als Abschwächen. Hätt's Ihnen nicht zugetraut. Hab' gedacht, Sie würden nach Dilettantenart idealisieren. Na, und was sagen Sie hier zu Ihrem Köpfchen?"

Ich beugte mich über Loris Schulter.

Es war ein Meisterstück. Das energisch geschnittene Gesicht, das doch ganz angstvolle Schüchternheit war, rührte geradezu.

Lori sah immerfort darauf hin; aber jetzt war lauter Jubel in ihrem Gesicht.

„Na, nun gleichen Sie ihm aber gar nicht", sagte der Maler. „Kind, Ihr Gesicht ist die reine Äolsharfe, jeder Gefühlshauch spielt darüber hin. Geben Sie mir das Porträt nur wieder her. Hier haben Sie Ihr Kunstwerk. Jedem das Seine", und er steckte sein Skizzenbuch mit Loris Porträt wieder in seinen Sack.

Sie sah ihn bittend an. „Ich möchte so gerne etwas von Ihrer Hand besitzen."

„So? Möchten Sie? Sie sollen die Baumgruppe haben, die Ihnen vormittags so gefiel. Ihr Gesichtchen behalte ich."

Hier entschloß ich mich einzugreifen. Mit Schrecken sah ich, wie rasch beide die Rollen getauscht hatten, wie Radwizek aus dem huldigenden Salonritter zum Gönner und Meister des Komteßchens, wie Lori aus der nach Laune ihre Gnaden austeilenden Dame der großen Welt die willenlos folgende, von einem Worte beglückte oder niedergeschmetterte Schülerin ihres Meisters geworden war. Wo steuerten sie hin?

Das wenigstens sollte Lori sich klarmachen.

So redete ich denn Radwizek an: „Ich habe eine an Sie, Herr Radwizek. Geben Sie mir Ihr Wort Porträt der Komtesse weder als Skizze noch als geführtes Bild auszustellen, noch sonst in die Öffent zu bringen."

Er zog die Brauen zusammen und maß mich mit stech Blicke. „Ich habe daran noch gar nicht gedacht", erwide brüsk. „Übrigens hat sich's jede Dame zur Ehre gen von mir gemalt zu werden."

Lori sah von mir zu ihm wie ein aus dem Schla scheuchter Vogel. Sie fürchtete sich und wußte nicht n

„Ich auch — ich natürlich auch", sagte sie wirr, rot geworden, und suchte mit bittenden Augen die seine

„Selbstverständlich, Komteßchen", erwiderte ich. „ Herr Radwizek, der Vater der Komtesse, Graf von der Wolke den ich freilich noch nicht kenne, soll ein strenger Herr und da wir diesen Ausflug in seiner Abwesenheit unterno haben, bin ich um so mehr dafür verantwortlich, daß dabei geschehe, was seinen Unwillen erregen könnte."

„O, Sie könnten Unannehmlichkeiten haben?" Radwizek und bog sich zu Lori hinüber, die zusammengesc war und nun in peinlicher Verlegenheit die Fingerspitzen g einander drückte. „Aber dann ist es selbstverständlich, da volle Diskretion wahre", fuhr er mit einem ganz leisen An von Vertraulichkeit fort. „Ich werde Ihr Köpfchen zu m Privatheiligtümern stellen. — Und nun zu wichtigeren Di Geben Sie mal Ihr Skizzenbuch her. Ja so, ich hab' Sack. So, sehen wir uns mal Ihre Arbeiten an. — Hm na — weite Rundblicke auf himmelstürmende Berge. Ahnu los sich immer mit Unmöglichkeiten befaßt. Aber überall fürs Charakteristische und einen kecken Schmiß. Welcher ist denn Ihr Lehrer?"

Lori lachte hell auf. Ihre glückliche Natur brach wieder d „Unser Dorfschulmeister. Er ist Idealist, sagt er, und nur das Große der Kunst wert. Ich hab' mich an Felsen gequält bis zur Verzweiflung und werde selig wenn ich sie nicht mehr zu malen brauche. Ich hasse sie dem ganzen Haß verschmähter Bewerbung."

„So. Na, es ist gut, daß auch eine schöne junge Ko dies Gefühl einmal in ihrem Leben kennen lernt. Aber sagen Sie Ihrem Schulmeister von meinetwegen: Erstens, er ein Esel ist, zweitens, daß er Sie Auge und Hand an einfachsten Formen in der Natur, Pflanzen, Steinen, Gem und an allem Kram, der Sie umgibt, üben lassen soll. zwischen können Sie auch mal ein Gesicht zu zeichnen oder Baumgruppe aufzunehmen versuchen, damit Sie nicht auf entgegengesetzten Wege wieder bei der Verzweiflung anlangen. werde Ihnen in den nächsten Tagen einen Begriff vom verst digen Zeichnen beibringen. In vier Wochen oder so komme Revue über Ihre Taten abhalten. Und wenn ich sie gut befinde, kommen Sie im Winter nach München als me Schülerin. Das ist eine Ehre, Komtesse, die ich nur ein wirklichen Talent vergönne."

In Lori flutete das rote Blut von den Wangen bis z schlanken Hälschen. Mit einem Blicke des Entzückens strec sie ihre Hand über den Tisch Radwizek hin.

„Danke!" sagte sie. „O, ich danke Ihnen!"

Ich aber sah mit Schrecken vor mir den Kampf, in den Lori sich mit völliger Ahnungslosigkeit von der Größe der Hindernisse zu stürzen im Begriff war.

Und auf der anderen Seite: wußte ich denn, ob die Begegnung mit Radwizek und ihre Wirkungen nicht wirklich das Glück darstellten, das zu finden sie ausgezogen war, nach dem ihre Natur drängte?

Jedenfalls war sie jetzt so sicher in ihrem Glück, daß sie gar keine Einwendung erhob, als ich schon am nächsten Tage mit ihr nach Bozen zurückfuhr, da wir, wie ich ihr erklärte, keine Zeit mehr zu verlieren hätten, wenn wir Venedig noch ordentlich sehen wollten.

Sie gab Radwizek, als er uns zum Stellwagen begleitete, die Hand und sah ihm mit freiem, gläubigem Vertrauen in die Augen. „Also bestimmt auf Wiedersehen!" sagte sie. „Ich werde sehr fleißig sein."

Diese Art des Abschiedes beruhigte mich sehr. Die ganze Reise über war sie jauchzend glücklich, und von den Kunstschätzen Venedigs nahm sie Besitz wie ein Kind vom Weihnachtsbaum.

„Ich bin im Traum, in einem wunderbar schönen Traum!" sagte sie einmal über das andere, wenn wir in der Gondel zwischen den grauen Marmorpalästen dahinglitten oder auf dem Markusplatz im Angesicht der schimmernden Steinwunder zwischen den blassen, Tücher nachschleppenden, mit dem Fächer gestikulierenden Kindern des Volkes hinschlenderten. Oft setzte sie sich rasch an eins der Marmortischchen und hielt mit dem Stift ein Bild fest, das ihr aufgefallen war, und oft stahl sich ihre Hand in die meine, und sie flüsterte: „Liebe, liebe Frau!"

An den Bildern in den Kirchen und Palästen konnte sie sich nicht satt sehen.

„Ich habe nie gewußt, daß es so Herrliches gebe!" rief sie. Nie kam ihr vor ihnen die Verzweiflung, die sie vor der Skizze Radwizeks ergriffen hatte.

„Die Bilder hier sind von Göttern in Wolken gemalt," sagte sie, „mit denen vergleiche ich mich gar nicht, die haben gar keinen andern Bezug auf mich, als daß ich ihre Schönheit trinke wie das Licht der Sonne."

Aber als sie dann in der Akademie vor der Assunta stand, die von Goldglanz ganz umflossen, von goldnen Lüften zum Himmel getragen wird, da brach sie in Tränen aus.

„Weil sie so schön ist, und weil mir's so ist wie ihr", sagte sie.

Ich legte ihr die Hand auf die Schulter. „Bewahren Sie's in sich, daß Sie einmal so glücklich waren, Lori", sagte ich. „Das macht reich und stark."

„Ja, weil ich nun weiß, daß ich so glücklich sein kann und also auch wieder werden will", antwortete sie, und ich ließ vor ihrem jungen Glücke meine alte Weisheit schweigen.

Unserer Feststimmung machte ein Brief Beatens ein Ende, den Lori am fünften Tage unseres Aufenthalts in Venedig empfing.

„Papa ist unvermutet nach Hause gekommen", schrieb sie. „Wenn es die Dispositionen der gnädigen Frau irgend erlauben, so komm so bald wie möglich, am besten sofort zurück, Liebling. Papas Stimmung ist nicht gut, und der Ausflug, von dem ich ihm noch nichts geschrieben hatte, hat sie im Augenblick sehr reizbar gemacht. Ich hoffe aber, Papa allmählich zu versöhnen, und wenn Du nur bald kommst und seine Vorwürfe mit Demut entgegennimmst, wird er schon wieder gut werden."

In Loris Hand knitterte das Blatt, als sie es mir reichte.

„Sie lassen einen kein Glück ausgenießen", sagte sie mit einem kurzen, harten Lachen.

Ich drückte ihr begütigend die Hand.

„Denken Sie an unser Gespräch", sagte ich. „Das Bewußtsein, einmal das Glück genossen zu haben, läßt uns Widerwärtigkeiten leichter tragen."

„Das ist eine seltsame Auffassung", erwiderte Lori finster. „Bitter ist's, sich im Unglück vergangener Freude zu erinnern." So oder ähnlich las ich's im Dante, und so empfinde ich. Aber Sie haben recht; denn ich weiß jetzt doch bestimmt, wo mein Glück liegt. Ich werde sehr fleißig sein, und wenn dann Radwizek kommt und Papa sagt, daß ich Talent habe, dann wird er's schon glauben. Und dann komme ich doch einmal herunter von dieser schrecklichen Wolkenburg, hinaus in die Welt. Jetzt weiß ich, was ich will, da werde ich's auch erreichen!"

Ich schwieg. Was hätte es geholfen, ihre fröhliche Zuversicht zu erschüttern?

Zwei Tage später wurden wir von den Komtessen an der Bahn empfangen. Auch Eva war gekommen, die Schwester abzuholen. Sie sah bedrückt aus.

„Denk dir, ich darf gar nicht mehr allein in den Wald!" flüsterte sie Lori zu. „Papa ist in einer Heidenlaune. Ach, wie ich mich nach dir gesehnt habe, Lori!"

„Nach mir oder nach den Zeichenstunden?" flüsterte Lori lächelnd zurück, und ich sah in Evas Gesicht das dunkle Blut steigen.

Aber gleich schien Lori ihre Worte zu bereuen. Sie schmiegte ihre braune Wange an die zarte der Schwester.

„Du, jetzt nehm' ich die Stunden im Walde, ich soll Bäume und Blumen malen", sagte sie laut und begleitete die harmlosen Worte mit einem schelmischen Lächeln.

Da strahlte Evas Gesicht vor Freude.

Unterdes ging Beate an meiner andern Seite und machte mit mir Konversation, die ich immer mit dem einen Ohr hörte, während in das andere das Geflüster der jungen Mädchen drang. Vor dem „Weißen Lamm" verabschiedeten wir uns, und ich versprach Lori, die mich dringend bat, schon in den nächsten Tagen den Aufstieg zur Wolkenburg zu machen. Beate hatte mit freundlichen Worten ihre Bitten unterstützt, doch glaubte ich herauszufühlen, daß sie meinen Besuch mehr fürchtete als wünschte.

Dennoch hielt ich mein Versprechen, denn mir bangte um Lori. So stieg ich denn schon an einem der nächsten Morgen zur Burg hinauf. Ich ging natürlich wieder durch den Tann und freute mich darauf, am Bergquell zu rasten und von den Birken aus, an deren Fuß er entsprang, über das weite Land zu schauen. Aber als durch die jungen Tannen hindurch, zwischen denen ich schritt, schon sein Wässerchen mir entgegenhüpfte, blieb ich unwillkührlich zwischen dem Gebüsch stehen und lugte nach oben, denn ich glaubte, Loris helle Stimme durch das Murmeln von Bach und Laub hindurch zu hören. Und da saß sie auch, auf einem Baumstumpf, das Skizzenbuch auf den Knien, das strenge, schöne Profil mir zugewandt, und zeichnete, die Augen bald auf ihrem Buche, bald auf der Birkengruppe über dem Quell. Seitwärts vor ihr, mit dem Rücken nach mir, stand der junge, langhaarige Mensch, dem ich damals begegnet war, sah aber nicht auf Loris Zeichnung, sondern auf Eva, die im Grase hinter Loris Rücken saß und das rosige Gesicht zu ihm aufhob. Die Art aber, wie sie das tat, den Kopf wie verzückt in den Nacken gelegt, die vollen Lippen halb geöffnet, in den Augen eine süße Wonne, die weichen Züge in Rosenglut getaucht, in seligem Lächeln, und die Unbeweglichkeit des vorgeneigten Kopfes des jungen Mannes — das alles sprach eine so deutliche, so ganz unzweideutige Sprache, daß mich die Überraschung vom Kopf bis zu den Zehen durchzuckte. Und zugleich war im Anblick dieser wortlosen Wonne ein schmerzlich süßer Zwang, der mich minutenlang an die Stelle bannte, auf der ich stand.

Das also war Evas Geheimnis, Evas Glück! Arme kleine Wolkenburgerin! Sie hatte auf dem kahlen Felsen zwischen den Wolken sich ein Nestchen gebaut, das der erste Windstoß herunterwerfen mußte. Aber so lange doch war sie glücklich.

Das waren die Fräulein auf der Wolkenburg, und so trugen sie die Schauer der Einsamkeit und den Druck übergewaltiger Größe! Die eine lebte in der Vergangenheit, und

wenn die Erinnerung an den stolzen Geliebten sie nicht mehr trug, dann flüchtete sie sich zu dem sanften Seelenbräutigam, der ihr die liebevollen Arme entgegenbreitete — die andere nahm ihr kleines Augenblicksglück, wo sie es fand, und machte es durch die Inbrunst, mit der sie es trug, groß — und die dritte, die dritte, die mit offenen Augen um sich blickte und mit ausgebreiteten Armen das Leben an sich ziehen wollte, das hier hinauf nicht kam, was würde aus der werden?

Ich schlich mich zurück bis an eine Lichtung des Tanns, auf der ich von irgendeinem der Gruppe doch gesehen werden mußte, zerbrach möglichst laut ein paar dürre Zweige — aber alle Mittel, mich bemerklich zu machen, halfen nichts; die drei waren so ganz versunken in ihre Angelegenheiten, daß sie weder hörten noch sahen; sie blieben unbeweglich wie in einem lebenden Bilde: Lori mit den Augen auf ihrer Zeichnung, Eva mit dem Kopf in der Stellung und dem Ausdruck der Io, die Jupiter in der Wolke küßt, und ihr Jupiter mit dem Rücken mir zugewendet, den langhaarigen Kopf auf dem langen Halse seiner Io entgegengestreckt. Ich mußte lachen, ließ dann aber mit redlichem Bemühen und wenig Gelingen einen Tiroler Jodelruf erklingen und hatte damit eine blitzartige Wirkung. Lori fuhr mit dem Gesichte, Jupiter mit dem ganzen Körper nach mir herum, Eva sprang in die Höhe. Im nächsten Moment stieß Lori einen Juchschrei aus, der echter klang als mein Jodler, warf ihre Zeichnung auf die Erde und sprang, den Abhang hinunter, mir entgegen. In der nächsten Minute lag sie an meinem Halse. „Gnädige Frau! Liebe gnädige Frau!"

Ich küßte sie und schob sie dann ein wenig zurück, um ihr ins Gesicht sehen zu können.

„Nun, Sie sehen ja brillant aus, Lori, Kind!" sagte ich.

Sie küßte meine Hand.

„Ist mir auch zumute! Gnädige Frau, es geht vorwärts mit dem Zeichnen! Jetzt, da ich den Punkt gefunden habe, wo ich den Hebel ansetzen kann, heb' ich die Welt aus ihren Angeln. Kommen Sie nur, sich meine Arbeiten ansehen!"

„Und der Herr Papa?"

„O, der war schön grimmig über meine Eskapade! Aber seit ich weiß, was ich will, bin ich klug geworden und gehe ihm hübsch um den Bart, das macht ihn geschmeidiger. Neulich hab' ich ihn gemalt — ein bißchen zu sehr das Charakteristische herausgehoben, wie Radwizek sagt — nämlich die Jugend." Sie lachte. „Mein Erfolg war großartig; ich soll das Porträt ausführen — werd' mich hüten, dazu langt's noch nicht. Wenn Papa mich drängt, sag' ich, ich warte, bis der berühmte Radwizek herkommt und mir dabei hilft. Der berühmte Radwizek muß unser Tischgespräch werden — helfen Sie mir auch dabei, gnädige Frau! Papa wollte Ihnen heute seinen Besuch machen, um Ihnen für meine Reise zu danken — bitte, bitte, gnädige Frau, kaptivieren Sie ihn."

Ich lachte. „Lori, Kind, in meinen Jahren tut man klug, das Kaptivierenwollen von Männern aufzugeben."

„O, gnädige Frau, Sie können bestrickend sein, und Papa ist so empfänglich. Bitte, Bitte!"

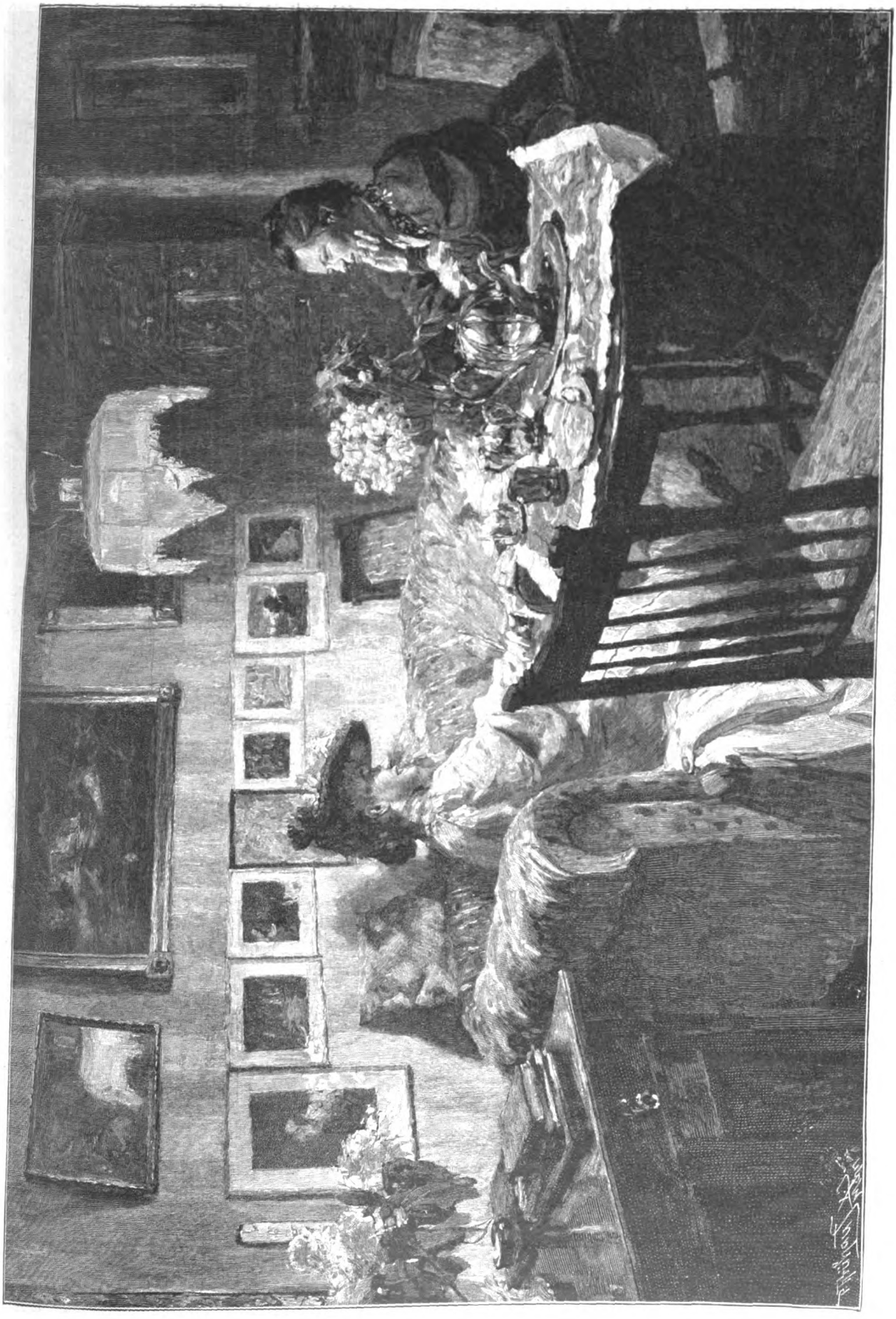
„Närrchen!" Ich nahm ihren Arm und ging mit ihr die Anhöhe hinauf zu den andern.

Eva hatte sich unterdessen gefaßt und kam mir mit aller ihrer liebenswürdigen weichen Indolenz entgegen. Ich sah nun auch zum erstenmal dem langhaarigen jungen Menschen ins Gesicht. Es war hübsch, weich, unbedeutend; ein schwärmerischer Blick in den blauen Augen, ein weicher Zug um die vollen Lippen gaben ihm eine noch größere Jugend, als er sie hatte. Er sah aus, wie ich mir immer den Paris gedacht hatte: ein Jüngling, dessen Beruf es ist, zu lieben und sich lieben zu lassen. Als ich ihn in die Unterhaltung zog, kam es bald heraus, daß er außer dem Pinsel auch die Geige handhabe, und daß diese zwiefache Begabung sein Unglück geworden sei, denn er habe so lange geschwankt, ob sein größeres Talent auf der Seite der Musik oder der Malerei liege, bis ihn seine Armut und die Sorge um seine kranke und verwitwete Mutter schließlich gezwungen habe, Lehrer zu werden und die Kunst nur im Nebenberuf und zu seiner eigenen Freude (er sagte: Entzückung) zu treiben. Das kam alles liebenswürdig und bescheiden heraus, verriet aber doch den Glauben, daß er eigentlich ein verkapptes Genie sei. Nach Weise der echten Dilettanten redete er auch gleich von der hohen Idee in der Kunst, von der der Künstler so selten spricht, weil sich ihm die Idee von selbst versteht und er sein Können in die Ausführung setzt. Ohne jemals einen Pinsel- oder Geigenstrich von ihm gesehen oder gehört zu haben, wußte ich daher gleich, daß das Unzulängliche in ihm Ereignis werde, und es tat mir leid, daß Lori mit ihrer tüchtigen Natur an solchen Lehrer geraten war. Sie sah mich auch mehr als einmal schelmisch an bei seinen Tiraden; auf Evas Gesicht aber stand eine Bewunderung und ein zärtliches Mitleid, die mich rührten.

Der junge Mann wurde nun verabschiedet; Lori aber besprach mit ihm nach einem Blick auf das betrübte Gesicht der Schwester, daß die abgekürzte Stunde am nächsten Tage wiederholt werden solle, und Evas Gesicht leuchtete auf.

Wir drei Damen kletterten den Berg hinauf, und ich bemühte mich, Evas wiederholtes Sichumwenden ganz und gar nicht zu beachten und auch Lori gegenüber die Unwissende zu spielen; denn ein Hineingezogenwerden auch in diese heikle Sache wollte ich durchaus vermeiden.

Oben im Höfchen mit dem Springbrunnen kam uns Beate entgegen, die eben vom Garten nach der Wohnung zurückkehrte. So bekam ich denn endlich auch die Kemenate zu sehen, nach der mein Sinn schon lange stand. Sie war originell genug eingerichtet: vier kleine Zimmer umgaben von drei Seiten einen größeren Wohnraum, den der Fremde nur durch eins der Stübchen betreten konnte, deren jedes einem der Familienglieder gehörte. Jedes der Stübchen hatte ein niedriges Türchen nach dem schmalen Gange, der sie alle umgab, und ein anderes nach dem inneren Zimmer; untereinander waren sie nicht verbunden. Ich mußte alle drei Mädchenzimmer vom inneren Zimmer aus ansehen, und sie waren jedes für seinen Inhaber sehr bezeichnend. Alle waren mit leichten Korbmöbeln möbliert. In jedem stand ein Bett mit Vorhängen, jedes hatte einen Erker, der durch Vorhänge von dem Zimmer abgetrennt war und ihm sein besonderes Gepräge gab. In Beatens Erker, von dessen Fenster man einen weiten Blick über Berg und Tal hatte, stand ein Kruzifix mit dem Gekreuzigten, darunter das ewige Lämpchen, ein Betschemel davor. Das Bett war mit weißen Spitzen verhüllt, alle Decken weiß. Evas Bett war mit rosa Mull mehr geschmückt als verdeckt; ihr Erker, der nach dem Höfchen sah, war der von Blumen ganz überblühte, der mich bei meinem ersten Besuch so entzückt hatte; tausend hübsche Kleinigkeiten standen, lagen und hingen umher. In Loris Erker stand auf einem Tritt ein Zeichentisch mit dem Stuhl davor, eine Staffelei an der andern Seite; das Blumenbrett vor dem Fenster enthielt nur tiefhängende Begonien, die dem Lichte den vollen Zutritt ließen; einige schöne Heliogravüren, unter denen der edle Kopf von Michelangelos Sklaven aus der Sixtina gleich den Blick fesselte, und ein paar Abgüsse nach antiken Reliefs hingen an den Wänden. Das Zimmer des Grafen blieb mir verschlossen. Wir saßen aber noch nicht lange in dem Wohnzimmer, dessen freiliegende Seite nach dem großen Burghof sah, als ich Schritte in der Stube des Grafen hörte; gleich darauf trat er ein. Selten hat mich ein Anblick so überrascht wie der seine. Nach allem, was ich von ihm gehört, hatte ich mir das Bild eines hagern, finstern alten Ritters vorgestellt; jetzt trat ein kleiner, feingliedriger, verbindlich lächelnder, mit seiner rosigen Gesichtsfarbe und dem keck aufgestrichenen Schnurrbart fast jugendlich aussehender Kavalier auf mich zu und begrüßte mich in der liebenswürdigsten Weise. Er dankte mir in den freundlichsten Ausdrücken für die große Freude, die ich seiner jüngsten Tochter bereitet hatte, und ließ so wenig



Kaffeevisite.
Gemälde von René Reinicke.

von Empfindlichkeit oder Mißvergnügen über unsere eigenmächtige Handlungsweise merken, daß ich ganz irre an meiner vorgefaßten Meinung wurde. Nur der ängstliche Blick, mit dem Beatens Augen zwischen ihm und mir hin und her gingen, widersprach der Harmlosigkeit der Szene; so gab ich mich so heiter und liebenswürdig, wie ich konnte, vermied aber ebenso wie der Graf jedes tiefergehende Gespräch, an dessen verborgenen Ecken und Spitzen er oder ich uns stoßen und verwunden konnten. Auch später sind wir beide in unserm Verkehr miteinander nie über diese liebenswürdige Oberflächlichkeit der Unterhaltung hinausgekommen, und ich hätte so wenig von dem Charakter des Grafen erfahren wie von dem eines Mondbewohners, hätte nicht ein leidenschaftlicher Moment die Fesseln der Konvenienz auch von diesem Muster der Formvollendung abgesprengt.

Es entwickelte sich nun ein reger Verkehr zwischen mir und der Wolkenburg, namentlich Lori kam oft zu mir herunter, ein- oder zweimal in Gesellschaft Beatens, sonst immer allein. Erst später habe ich erfahren, daß von der Burg aus stets Eva mit ihr ging — aber nur bis zum Bergquell, wo sie sich Lori auf dem Rückwege wieder anschloß. Da ich darüber ahnungslos war, freute ich mich harmlos an der größern Freiheit, die Lori jetzt zu genießen schien, und beobachtete ihre raschen Fortschritte in ihrer Kunst mit großem Interesse. Sie selbst war wie ein Segelboot, das, seine weißen Segel gebläht wie Möwenflügel, vor dem günstigen Winde dahinfliegt, ins offene Meer hinaus. Vielleicht war diese Zeit einer zuversichtlichen Hoffnung die schönste in ihrem Leben. Nur daß sie noch nicht das Herz gehabt hatte, von Radwizek zu sprechen, und auch mich bat, seiner vorläufig nicht zu erwähnen, machte mich betroffen. Als die Zeit näherrückte, in der er zu kommen versprochen hatte, befragte ich sie geradezu darum. Sie wurde ganz blaß.

„Ich fürchte mich so sehr vor Papa", sagte sie mit einem Ausdruck, der mich betroffen machte, so viel Schauder lag darin.

„Lori," fragte ich, „sind Sie nicht ein bißchen feig in diesem Falle? Ihr Herr Vater scheint mir wirklich kein Oger zu sein."

„Gesellschaftlich gewiß nicht, und auf dem Gesellschaftsfuß stehen auch wir im täglichen Leben mit ihm", sagte sie, und eine große Bitterkeit klang durch ihre Worte. „Papa ist ein charmanter Herr — solange man nicht gegen seine Vorurteile oder seinen Egoismus anrennt — dann aber ist er hart und unbiegsam. Versuchen Sie ihn nie!"

„Aber auf welche Weise wollen Sie Radwizek dann bei ihm einführen?"

„Ich habe mich mit ihm in Verbindung gesetzt, d. h., ich habe ihm geschrieben, und er hat mir geantwortet. In acht Tagen ist er da. Was dann geschieht, das weiß ich noch nicht. Ich denke aber, ich werde Mut haben, wenn alles für mich auf dem Spiele steht."

In dieser Woche sah ich Lori nicht mehr; in der nächsten aber erhielt ich ein Billett von ihr:

„Liebe, liebe gnädige Frau!

Seien Sie, ich bitte Sie inständig, morgen um fünf Uhr nachmittags bei uns. Radwizek ist um diese Stunde da. Helfen Sie mir, wenn auch nur durch Ihre Gegenwart, die Papa im ungünstigen Falle zur Mäßigung veranlassen wird.

Ich zittere vor Aufregung. Helfen Sie mir.

Ihre Lori."

Natürlich war ich am nächsten Tag um fünf Uhr auf der Wolkenburg. Ich traf die Familie bei der „Jause" im Garten. Lori hatte alle kleinsten Umstände der Begegnung aufs klügste arrangiert. Es war ein reizendes Bild unter der alten Ulme: der weißgedeckte Teetisch mit dem schönen Porzellan; auf den grünen Stühlen die drei Schwestern, Beate wegen der Hitze in durchsichtigen schwarzen Spitzen, durch die der gelbliche Marmor ihrer Schultern und Arme schimmerte und mir zum erstenmal einen Begriff von ihrer einstigen großen Schönheit gab; Eva, hübscher denn je in ihrem blauen Sommerkleide, Lori in Weiß; neben ihr der alte Herr, rosig und jugendlich und seiner Tochter Eva so auffällig ähnlich, daß ich nicht begriff, wie seine Kinder sich dieser liebenswürdigen Indolenz gegenüber so schüchtern verhielten. Er schäkerte augenblicklich mit Eva, und sie, die im Einverständnis mit Lori war, bot alle ihre weichen Schmeichelkünste auf, um ihn in guter Laune zu erhalten. Beate arbeitete unbefangen an ihrer Altardecke, und nur Lori war in quecksilberner Beweglichkeit, die ihre Aufregung für mich ebenso deutlich zeigte wie das fliegende Rot, das auf ihren Wangen kam und ging. Vor ihnen der samtgrüne Rasen mit seinen hochstöckigen Rosen in ihrer roten Blüte, über ihnen der grüne Dämmer der alten Ulmen und um sie Berge und Täler in wunderbarer Größe und Schönheit.

Das Gespräch plätscherte ein Weilchen freundlich hin, da bog der alte Diener um die Mauerecke und kam auf uns zu. Er trug einen silbernen Teller, auf dem Karten lagen. Ich sah verstohlen auf Lori, die sehr bleich geworden war, während Eva, nur ein wenig rosiger, mit dem Ausdruck kindlicher Neugier sich Xaver entgegenbeugte.

„Nun, wir bekommen wohl noch einen Gast?" fragte sie lächelnd.

Xaver präsentierte die Karten dem Grafen.

„Kasimir Radwizek", las der Graf. „Wer ist denn dieser Herr, und was will er von mir?"

„O, Kasimir Radwizek ist hier?" fiel ich nun auf Loris flehenden Blick ein; „das ist ein sehr berühmter Maler, Herr Graf, und übrigens ein Bekannter von mir. Der Herr ist hier auf der Burg?" wandte ich mich an den alten Diener.

Xaver verneigte sich und sagte, halb zu dem Grafen, halb zu mir gewandt: „Der Herr hat die Burg angesehen, und als er sich ins Fremdenbuch schreiben wollte, hat er darin den Namen der gnädigen Frau gelesen und gefragt, ob Gnädige in der Nähe wohnen. Als ich ihm dann geantwortet habe, daß Sie eben bei den gnädigen Herrschaften zu Besuch seien, hat mir der Herr die Karten gegeben und läßt fragen, ob er dem Herrn Grafen und den Damen seine Aufwartung machen dürfe."

Es entstand eine kleine Pause, dann antwortete der Graf: „Ich lasse bitten — wenn es der gnädigen Frau angenehm ist."

Ich verbeugte mich, und Xaver ging. Nach wenigen Minuten stand Radwizek vor uns.

Er sah gut aus in seinem unauffällig schicken Reiseanzug, der auch einen unvorbereiteten Besuch wagen durfte, und benahm sich sehr geschickt, indem er nach der Vorstellung und einigen Worten an mich bald das Gespräch auf die Schönheit und historische Bedeutung der Wolkenburg brachte, die die Erwartung, die ihr Ruf in ihm erregt hätte, noch weit überträfen.

Und nun ging es wie in einer französischen Komödie, in der jeder Schauspieler nur auf die hingeworfenen Stichworte wartet, um mit einer geschickten Wendung die Handlung unmerklich weiterzuschieben.

Der Graf erwiderte höflich, das Auge eines großen Malers sehe gewiß mehr Reize als das gewöhnlicher Sterblicher, und sofort entgegnete Radwizek, eben der Maler sehe solche Größe der Schönheit mit einem heitern, einem nassen Auge; denn indem er sie vielleicht in der Tat schärfer sehe und stärker empfinde als der Laie, sei er sich zugleich seiner Ohnmacht bewußt, sie in ein Bild zu fassen.

Darauf rief Eva mit großer Naivität: „Das sagt auch Lori; sie klagt immer darüber, daß sie unsere Aussicht nicht ordentlich malen könne."

Radwizek verneigte sich mit einem huldigenden Lächeln gegen die kleine Schönheit, die lebhaft errötete. „Darf ich fragen, welche von den Damen ich also als meine Kollegin zu verehren habe?" sagte er und richtete seine Frage an Eva.

„Ich versuche ein wenig zu malen," antwortete Lori — ihre Stimme zitterte — „aber da ich ohne einen tüchtigen Lehrer arbeite, werde ich wohl nur Stümpereien zuwege bringen."

„Na weißt du," rief Eva dazwischen und fiel im Ärger ein wenig aus ihrer Rolle, „Witten mag kein großer Maler sein, aber ein tüchtiger Lehrer ist er gewiß."

Radwizek benutzte auch diese kleine Entgleisung; er warf Eva einen bewundernden Blick zu und sagte dann zu Lori: „Wenn mir Komtesse Einsicht in Ihre Studien gestatten wollten, würde ich vielleicht wagen dürfen, den Schiedsrichter in Ihrer Meinungsverschiedenheit zu machen."

„O, meine Stümpereien sind des Anschauens nicht wert", lehnte Lori ab — keiner von den Uneingeweihten sah, wie die Lippen der kleinen Komödiantin zitterten.

Aber der Graf selbst fiel hier ein: „Wenn der Herr so freundlich sein will, deine Studien anzusehen, so hole sie nur her, mein Kind; du wirst vielleicht nie mehr eine so günstige Gelegenheit haben, ein kompetentes Urteil und vielleicht einen sachgemäßen Rat durch einen ersten Meister zu hören."

Da stand Lori auf und ging langsam — ich glaube, ihre Füße trugen sie kaum — dem Hause zu. Als sie an Radwizek vorbeiging und schon den Rücken dem Grafen und Beate zu wandte, hob sie ihre Augen zu ihm auf mit einem inbrünstigen und angstvollen Flehen. Über Radwizeks Gesicht huschte einen Moment etwas wie Rührung; er erwiderte ihren Blick aber nicht, denn der Graf und Beate saßen ihm gegenüber.

Der Graf rief Lori noch nach: „Bringe auch mein Porträt mit!" und Eva erhob sich nun auch, schneller als gewöhnlich, und sagte: „Ich will nur nach ihr schauen, sonst unterschlägt sie aus Angst vor Ihrem Urteil das meiste."

Sie ging dicht an Radwizek vorbei und warf ihm auch ihrerseits einen Blick zu, dessen Koketterie mich erstaunte. Sichtlich ließ die Liebe zu ihrem Schulmeister und das Mitgefühl mit ihrer Schwester in ihrem kleinen Kopf noch immer Raum für den Reiz des Spiels mit andern Männern.

Nun hob Beate, die bisher noch wenig gesprochen hatte, ihre Augen von ihrer Stickerei und begegnete dem bewundernden Blicke des Malers, der jetzt auf ihr ruhte. Und auch ihr stieg ein feines Rot in die Wangen und erhöhte ihren schwermütigen Reiz ganz außerordentlich. Sie sprach ein paar warme Worte über den großen Eifer, mit dem Lori ihr Talent ausbilde, und der namentlich seit der letzten Zeit, wie sie glaube, gute Früchte trage; aber ihre frommen Augen glänzten ganz eigentümlich, wenn sie dem Blick Radwizeks begegneten.

Ich lächelte in mich hinein. Dieser Charmeur unter den Malern brauchte nur zu erscheinen, um allen drei Fräulein auf der Wolkenburg die schönen Köpfe zu verwirren.

Sehr bald kamen die beiden jüngeren Schwestern wieder; Lori legte ihr Skizzenbuch und einige lose Blätter vor Radwizek auf den Tisch.

„Das ist, was ich in der letzten Zeit gemalt habe", sagte sie, wieder mit dem angstvollen und zugleich so gläubigen Flehen im Blicke.

(Schluß folgt.)

August Wilhelmj. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Kaum ist die Klage um Joseph Joachims Tod verhallt, so melden die Blätter einen neuen, schweren Verlust, den die Musik erlitten: den Tod August Wilhelmjs. Wohl war Wilhelmj in den letzten Jahren in deutschen Konzertsälen fremd geworden — seit er als erster Professor der Guildhall Music School in London lebte, unternahm er kaum noch Konzertreisen durch Deutschland, aber unvergessen bleibt sein herrliches Spiel, unvergessen auch, was er als Konzertmeister des „Nibelungenorchesters" in Bayreuth geleistet hat. Früh hat der nun verewigte Meister die Höhe des Ruhms und der Kunst erreicht. 1845 zu Usingen im Nassauischen geboren, bildete er sich unter Ferdinand David in Leipzig aus und konnte schon 1862 an geweihter Stätte: im alten Gewandhaus, sich hören lassen; und als er dann eine Weltreise unternahm, heftete sich der Ruhm an seine Sohlen und trug seinen Namen von Ort zu Ort. Aber August Wilhelmjs ernsthafter Sinn stand nicht nach dem billigen Lorbeer des Virtuosentums. Die Kunst war ihm „die hohe, die himmlische Göttin", und ihr zu dienen, stellte der auf der Höhe seines Lebens und Könnens stehende Künstler sich 1876 Richard Wagner zur Verfügung und übernahm die Leitung des Nibelungenorchesters. Der gleiche künstlerische Ernst trieb ihn auch, seine Kraft zur Ausbildung junger Talente zu verwerten. Mit dem Pianisten Rud. Niemann zusammen gründete er in Biebrich a. R. eine Musikschule, die ebenso wie seine Klasse der Guildhall Music School bald von Scharen hoffnungsvoller junger Musiker besucht ward. Nun ist der Meister, erst 62 Jahre alt, seiner segenbringenden Tätigkeit am 23. Januar für immer entrissen worden, und mit ihm ist wieder einer der Großen aus dem Reiche der Kunst geschieden. Sein Gedächtnis aber wird nicht untergehen!

E. Rumbler, Hofphot., Wiesbaden, phot.

Der Geigerkönig August Wilhelmj †

Die Bevölkerungsdichte im Deutschen Reich. Das Kaiserliche Statistische Amt hat soeben weitere endgültige Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1905 veröffentlicht. Sie betreffen die Bevölkerungsdichte im Deutschen Reich. Sie zeigen deutlich, daß wir immer enger nebeneinander wohnen müssen. Im Jahre 1820 kamen in Deutschland nur 48 Einwohner auf 1 Quadratkilometer; nach der Gründung des Reiches im Jahre 1871 war diese Zahl bereits auf 76 gestiegen, im Jahre 1905 betrug sie aber bereits 112! Deutschland ist somit eins der dichtestbevölkerten Länder der Welt geworden. Es wird in dieser Hinsicht nur von vier europäischen Ländern übertroffen: denn es entfallen auf 1 Quadratkilometer in Belgien 227, in den Niederlanden 151, in Großbritannien 132 und in Italien 113 Einwohner. Von den außereuropäischen Ländern ist China durchaus nicht so übervölkert, wie man im allgemeinen glaubt, denn nach der letzten Schätzung entfielen in ihm nur 37 Einwohner auf 1 Quadratkilometer. Wohl aber übertreffen darin zwei asiatische Länder das Deutsche Reich: die Insel Java mit 218 und Japan mit 122 Einwohnern auf 1 Quadratkilometer. Die Bevölkerungsdichte wird besonders anschaulich, wenn wir ermitteln, wie viel Raum, in Quadratmetern angegeben, einem deutschen Reichsbürger zur Verfügung steht. Mit dem geringsten Maß müssen sich natürlich die Bewohner der Großstädte begnügen. Am engsten zusammen wohnen die Berliner, denn in der Reichshauptstadt kommen nur 31 Quadratmeter auf die einzelne Person. Mehr kann man sich schon in Rixdorf und Schöneberg ausbreiten, wo dem einzelnen 67 Quadratmeter zu Gebote stehen. Dann kommen Charlottenburg und Breslau mit je 90 Quadratmetern, Hamburg mit 96, Essen mit 108 und Leipzig mit 131 Quadratmetern für die Person. Verhältnismäßig die größten Flächen weisen die Großstädte Straßburg i. E., wo 467 Quadratmeter durchschnittlich auf den Einwohner kommen, auf, dann Mannheim mit 404, Duisburg mit 368, Wiesbaden mit 357, Aachen mit 351 und Kassel mit 326 Quadratmetern auf die Person. Auf dem Lande kann sich die Bevölkerung natürlich mehr ausbreiten. Es gibt Bezirke, in denen auf den einzelnen bedeutende Flächen entfallen. So kommen z. B. im Regierungsbezirk Allenstein in Ostpreußen 22573 Quadratmeter auf die Person, im Regierungsbezirk Lüneburg 23369 Quadratmeter. Wenn das Land brüderlich unter seine Bewohner verteilt werden sollte und die Verteilung nach den Bundesstaaten sich richtete, so würde jeder Preuße, ob jung oder alt, ob Mann oder Frau, 9350 Quadratmeter erhalten. Größer wäre der Anteil eines Bayern mit 11629 Quadratmetern, während den Löwenanteil der Mecklenburg-Strelitzer mit 28358 Quadratmetern davontrüge; schlecht aber würde der Sachse mit nur 3325 Quadratmetern davonkommen, am wenigsten erhielten jedoch die Einwohner der Hansastädte: der Lübecker immer noch 2812 Quadratmeter, der Bremer jedoch nur 973 und der Hamburger gar nur 473 Quadratmeter. Würde man aber das Land gleichmäßig unter die Einwohner des Reichs verteilen, so könnte jeder Bewohner noch 8918 Quadratmeter sein eigen nennen.

Der Schillergarten in Jena. (Zu der Abbildung auf der folgenden Seite.) Der gewaltsam sich steigernde moderne Verkehr macht auch vor den geheiligten Stätten der Erinnerung nicht halt, sondern fordert so manches Opfer, das ungern und widerwillig nur gebracht wird. Jedenfalls aber sollte das heutige Geschlecht sorgfältig prüfen, ob eine

Bräunlich & Tesch, Jena, phot.

Eine geweihte Stätte in Gefahr: der Schillergarten in Jena.

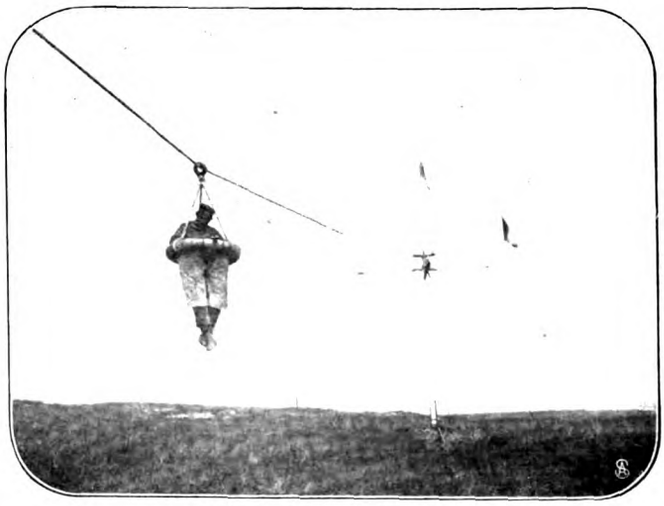
Nötigung zu solchem Opfer vorliegt, ob der Verlust an idealen Werten den praktischen Nutzen nicht weit überwiegt. So ist jetzt im lieblichen alten Burschenschafterstädtchen Jena ein heißer Kampf um Schillers Garten entbrannt, auf dem nach bereits vorliegenden Beschlüssen des weimarischen Staates ein Wohnhaus für den Direktor der dicht daneben liegenden Sternwarte erbaut werden soll. Die Aufregung in Jena über diesen „Staatsstreich" ist groß. Universität und Bürgerschaft, Gemeindebehörden wie auswärts wohnende Verehrer unseres großen Dichters wenden sich gleicherweise gegen den Plan, der in der Tat nicht zu begreifen, noch weniger zu rechtfertigen ist. Denn um einer bloßen Annehmlichkeit willen: um dem Direktor einen längeren Weg zur Sternwarte zu ersparen, opfert man keine Heiligtümer, wie Schillers Garten es nicht nur für Weimar, sondern für die ganze gebildete Welt ist. Schiller erwarb das Gartengrundstück mit Wohnhaus im Jahre 1795, und in diesem schlichten grünen Winkel sind viele seiner Meisterwerke entstanden. Hier schrieb er im Jahre 1798 die Wallenstein-Trilogie zu Ende, hier wurden „Der Taucher", „Die Kraniche des Ibykus", „Der Ring des Polykrates", „Die Bürgschaft" u. a. m. empfangen und zu Papier gebracht. In dem stillen Häuschen ward 1801 auch „Die Jungfrau von Orleans" vollendet. In dem Garten ließ Karl August auf Goethes Veranlassung eine Sternwarte erbauen. Fünfzehn Jahre später suchte Goethe mit Eckermann die ihm einst so lieb gewesene Stätte auf und sagte zu ihm: „Hier hat Schiller gewohnt. In dieser Laube, auf diesen jetzt fast zusammengebrochenen Bänken haben wir oft an diesem alten Steintisch gesessen und manches gute und große Wort miteinander gewechselt." An diese Worte Goethes erinnert eine im Garten angebrachte Tafel, und an der Stelle, wo einst das Arbeitshäuschen Schillers stand, erhebt sich ein hoher Steinblock mit der Inschrift: „Hier schrieb Schiller den Wallenstein."

Von den Salpeterlagern in Chile. In neuester Zeit wurde vielfach die Behauptung aufgestellt, daß die Salpeterlager in Chile in absehbarer Zeit erschöpft sein werden. In Wirklichkeit liegt aber die Gefahr der Erschöpfung jener Lager noch in weitem Felde. Die chilenische Regierung hat neuerdings nach dieser Richtung hin Untersuchungen veranlaßt. Es hat sich nun ergeben, daß auf staatlichen Ländereien Salpeterlager auf einer Flächenausdehnung von rund 1 Million Hektar vorhanden sind; sie enthalten gegen 1 Milliarde Zentner Salpeter. Gegenwärtig beträgt die jährliche Ausbeute Chiles an Salpeter weniger als 40 Millionen Zentner. Würde sich nun die Ausbeute verdoppeln und 80 Millionen Zentner betragen, so würde der Vorrat an Salpeter in den erwähnten Lagern noch für 175 Jahre reichen. Man muß aber noch die großen, in Privatbesitz befindlichen Salpeterlager in Anschlag bringen, und dann kommt man zu dem Ergebnis, daß die Erschöpfung erst in etwa 500 Jahren eintreten würde.

Eskimofrauen. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Ob sie schön sind, diese braunhäutigen Damen mit rabenschwarzem Haar? Wer in ewigem Eis und Schnee längere Zeit unter ihnen geweilt hat, der findet sie wirklich hübsch. Die berühmten Polarforscher Nansen, Rasmussen u. a. mögen es bezeugen. Ob sie aber völlig echt sind, das möchten wir bezweifeln. Es trägt zwar die eine noch immer ihr Kind nach alter Sitte auf dem Rücken, doch alteskimoisch dürfte die Kleidung doch nicht sein. Echt aber ist die Haartracht. Die Eskimofrauen drehen das Haar oben auf dem Schädel in einen Knoten, und dieser Knoten ist ihr Stolz; er muß so straff und aufrecht wie möglich in die Luft stehen. Über das Haarwasser, das sie zum Straffmachen des Haares verwenden, wollen wir lieber schweigen; es riecht nicht gut. Wie Nansen berichtet, umschnüren die Frauen der Ostküste den Haarknoten mit Lederstreifen, die der Westküste dagegen mit einem farbigen Bande. Junge Mädchen tragen Rot; haben sie ein Kind, so legen sie Grün an, Frauen wählen Blau und Witwen Schwarz. Wollen letztere wieder heiraten, so pflegen sie Schwarz und Rot zu verbinden. Ältere Witwen, die die Hoffnung, noch einen Mann zu bekommen, endgültig aufgegeben haben, pflegen das schwarze Band mit einem weißen zu vertauschen. Bei dieser Frisur drehen die Eskimodamen ihr Haar mit solcher Gewalt zusammen, daß es nach und nach von Stirn, Nacken und Schläfen zurücktritt und sie in verhältnismäßig jungen Jahren mehr oder weniger kahle Stellen bekommen, was nicht gerade ansprechend wirkt, aber einen sichtbaren Beweis für die Eitelkeit auch dieses Völkchens liefert. Auf unserem Bilde blicken die beiden Dämchen sehr lustig drein. Das sind sie aber nicht nur auf das „Bitte freundlich!" des Photographen, sondern in der Regel, trotz ihrer mühereichen Arbeit. Gerade der Humor der Eskimos, die mit der unwirtlichsten Umgebung so hart ringen müssen, gibt den Beweis dafür, daß der Mensch von Natur aus kein mürrisches und ernstes Wesen ist, sondern zu den heiter und fröhlich veranlagten Geschöpfen zählt.

Schönheiten aus dem Lande der Eskimos.

Rettung Schiffbrüchiger mit dem Raketenapparat. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Der heulende Sturm und die brüllende See haben das Schiff zum Stranden gebracht! Krachend saust es auseinander! Das Vor- und Mittelschiff kenterte und wurde von den Fluten verschlungen! Wie durch ein Wunder nur blieb das Hinterschiff mit dem dünnen, stählernen Signalmast stehen, und dort hinauf flüchtete sich der Rest der Besatzung, in banger Todesnot sehnsüchtig nach dem nahen Strande hinüberwinkend, wo eine hundertköpfige Schar von Zuschauern, zur Untätigkeit verdammt, dem Untergang des Schiffes zusehen mußte; denn bei der furchtbaren Gewalt der donnernden Brandung ist eine Hilfeleistung durch das Rettungsboot vollkommen ausgeschlossen. Zum Glück für die Schiffbrüchigen ist aber die Rettungsstation mit einem Raketenapparat ausgerüstet, und mit diesem gelingt es nach mehreren Fehlschüssen, eine



Rettung Schiffbrüchiger mit dem Raketenapparat.

dünne Leine so nach dem Wrack hinüberzuschießen, daß sie von den an den Mast Gellammerten erfaßt werden kann. Rasch wird sie eingeholt, bis eine stärkere Leine von Land zum Schiff hinüberreicht, und mit deren Hilfe gelingt es dann, wenn auch mühsam, da die Kräfte der Gestrandeten erschöpft sind, das starke Tau herüberzuholen und am Mast zu befestigen, auf dem der eigentliche Rettungsapparat, eine „Hosenboje", hin und her gleitet und vermittels eines sogenannten Zolltaues ohne Ende von Land nach Bord und von Bord nach Land gezogen werden kann. Einer nach dem andern der Leute steigt hinein und wird so aus seiner gefahrvollen Lage befreit, indem er hoch über den unter ihm tobenden und die nassen Fangarme nach ihm ausstreckenden Wogen sicher dahingleitet, bis an den Strand, wo er von den Rettern sorglich in Empfang genommen wird. Freilich gelingt es nicht immer, das starke Teilseil so straff und hoch zu befestigen, wie das Bild es zeigt; sondern oft hängt es selbst in tiefem Bogen bis fast auf das Wasser herab. Dann müssen sich die in der Boje Sitzenden noch auf ein kurzes Untertauchen oder Überspültwerden gefaßt machen. Aber das ist nicht so schlimm, denn naß sind sie sowieso, und schließlich zieht es doch jeder vor, wenn auch mit Untertauchen gerettet, als von der See verschlungen zu werden.

Japanische Zwergbäumchen. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Die Ansicht, die Japaner seien hervorragende Gärtner, die als solche uns Europäern als Vorbild dienen könnten, ist weit verbreitet, aber nicht zutreffend. Wohl ist Japan reich an Pflanzenschätzen, die uns zuerst der deutsche Arzt v. Siebold, der 1866 in München starb, erschlossen hat, wohl haben die Japaner ihre Nationalblume, das indische Chrysanthemum, zuerst zu hoher Vollkommenheit gebracht, aber an wirklichen gärtnerischen Glanzleistungen im modernen Sinne haben sie, abgesehen von den Kaiserlichen Gärten in Tokio, die unter Leitung eines in Frankreich ausgebildeten Japaners stehen, und von einem bedeutenden Gartenbauetablissement in Jokohama, das eine deutsche Gründung ist, nichts aufzuweisen. Trotzdem sind die Japaner große Gartenfreunde und in gewissem Sinne auch Gartenkünstler. Eine auch bei uns neuerdings bekannt gewordene japanische Kunst bildet die übrigens kaum nachahmenswerte Züchtung von Zwergbäumchen. Während wir bestrebt sind, das Wachstum unserer Pflanzen zu fördern, aus dem Sämling einen stolzen Baum zu erziehen, stellt die künstliche Verkrüppelung der Bäume, die übrigens mitunter auch auf Fälschung und Vorspiegelung falscher Tatsachen hinausläuft, ein Sondergebiet japanischer Gartenkunst dar. Durch Verdrehen des Stammes, Einschnüren, Einzwängen in kleine Gefäße, durch Aushungern, Verschneiden u. a. Maßnahmen werden verschiedenartige Pflanzen, meist Nadelbäume, derart verkrüppelt, daß sie oft noch im Alter von 200 Jahren kaum höher als 50 Zentimeter sind. Je älter und je verkümmerter diese Zwergbäume aussehen, um so teurer werden sie in ihrer Heimat und — neuerdings auch in Deutschland bezahlt. Man weiß nicht, soll man sich mehr über die Beharrlichkeit der japanischen „Gartenkünstler", die durch Generationen an der Verkümmerung von Bäumen arbeiten, oder über die fabelhafte Lebenszähigkeit ihrer unglücklichen Opfer wundern. Unsere Bilder zeigen typische japanische Zwerge, eine Ilex, eine Fichte und einen Lebensbaum, die beiden letzteren mit phantastisch gestaltetem Kronenbau.

Lebensbaum. (80 Jahre alt.)

Künstliche Zwerge der Pflanzenwelt.

Stechpalme. (50 Jahre alt.)

Einküchenhäuser. Nur vom Hörensagen oder aus Büchern kennen wir den alten Haushalt, in dem man noch Lichter goß und Seife bereitete, in dem fleißig gesponnen wurde, den Haushalt, in dem alle möglichen Bedarfsartikel von der Hausfrau selbst mit Hilfe der Mägde hergestellt wurden. Infolge der Arbeitsteilung und Massenerzeugung der Güter in Fabriken ist der neuere Haushalt weniger umfangreich geworden, ist sogar in den Großstädten auf einen winzigen Rest zusammengeschrumpft, denn man läßt hier auch die Wäsche in Anstalten waschen. Aber selbst das wenige, das noch übriggeblieben ist, das Kochen und Reinemachen, ist für viele eine schwer zu ertragende Last: denn die Frau der Neuzeit hat schwer unter der Dienstbotennot zu leiden. So vollzieht sich in weiten Volkskreisen allmählich die Auflösung der alten Familienwirtschaft. Leider wurde für diese bisher nur ein geringwertiger Ersatz im Gasthaus- oder Pensionsleben geboten. In der jüngsten Zeit hat man aber auch in dieser Hinsicht Neuerungen geschaffen. Anregungen dazu wurden schon früher gegeben, aber praktisch wurde die Sache zuerst vor drei Jahren in Kopenhagen angefaßt. Dort errichtete Otto Lick das erste Einküchenhaus, in dem die Hausfrau der Mühe des Kochens und Reinemachens überhoben ist. In diesem Hause wohnen 25 Familien. Je nach Bedarf und Anspruch haben sie abgeschlossene Wohnungen von drei bis fünf Zimmern. Als Nebenräume gehören noch zu jeder Wohnung ein Wirtschaftsraum mit Gasherd und ein Badezimmer, in dem stets heißes Wasser zur Verfügung steht. Die Parteien bringen ihre Möbel mit, im übrigen ist aber der Haushalt zentralisiert. Man verfügt über elektrisches Licht und Zentralheizung; vom Unternehmer angestellte Leute besorgen das Reinemachen und entfernen den Staub mit den neuen Staubsaugern, die Beköstigung wird aber von der im Keller gelegenen Zentralküche besorgt. Von dort aus führt in jede Wohnung ein elektrischer Speisenaufzug, in dem pünktlich zur angegebenen Stunde der Morgenkaffee, das Frühstück, das Mittagsmahl und das Abendbrot erscheinen. Auch das Geschirr liefert der Unternehmer. Im Grunde genommen ist ein solches Einküchenhaus eine Art Pensionat mit dem Unterschiede gegen früher, daß man trotz der gemeinsamen Wirtschaft in seiner Wohnung völlig für sich hausen kann, ebenso wie dies in den heutigen Privatwohnungen der Fall ist. Die Preise sind angemessen. Für eine Wohnung von drei Zimmern, für Beköstigung, Licht, Heizung und Bedienung zahlen z. B. zwei Personen etwa 2100 Mark, für eine Wohnung von fünf Zimmern und Verpflegung erhebt man von vier Personen etwa 3800 Mark im Jahr. Für Kinder ist ein billigerer Tarif vorgesehen, ebenso für Dienstboten, wenn man solche hält. Da die Wohnung mit der Zentralküche telephonisch verbunden ist, so kann man auch bei Besuch und dergleichen Extraspeisen und Getränke nach einem bestimmten Tarif jederzeit durch den elektrischen Aufzug erhalten. In einem derartigen Einküchenhaus ist die Hausfrau der Mühen und Sorgen der Wirtschaft fast völlig überhoben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in zahlreichen Fällen, in denen die Frau am Erwerbsleben teilnimmt oder auch schwächlich ist, das Leben in dem Einküchenhause ungemein bequem und vorteilhaft ist. Es werden auch darum gegenwärtig in verschiedenen Großstädten nach dem Kopenhagener Muster Einküchenhäuser eingerichtet. Selbstverständlich kann man diese Zentralhaushaltungen verschiedenen Ansprüchen anpassen; man kann sie für Wohlhabende und auch für Arbeiterfamilien einrichten.

Fichte. (Alter unbekannt.)

Reutlinger, Paris, phot

Jane Hading,
die gefeierte französische Schauspielerin.

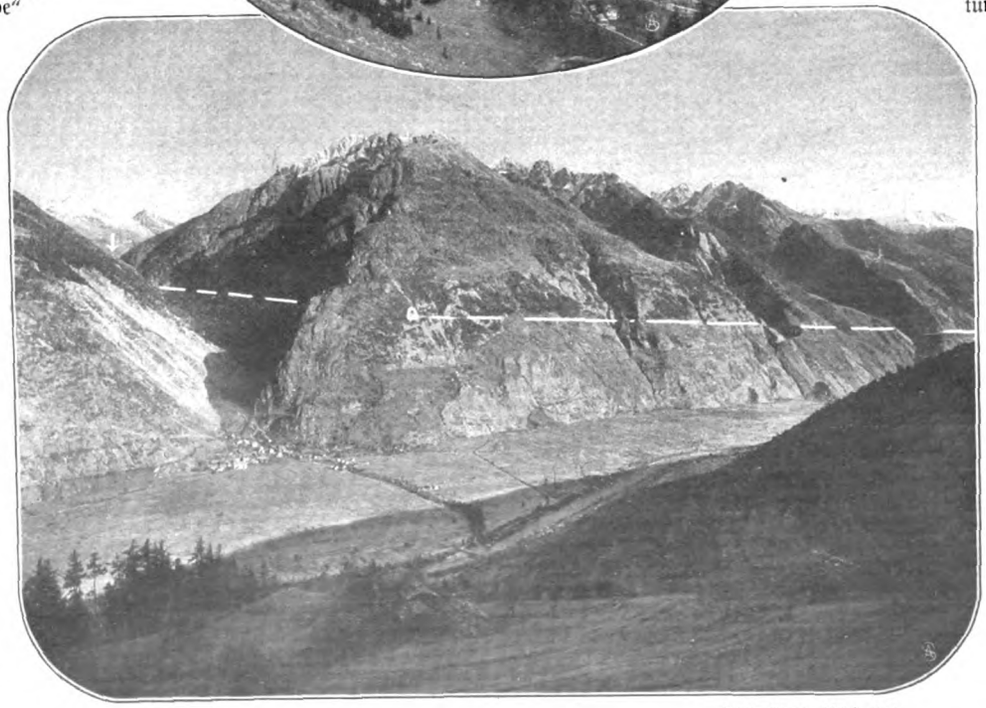
Sie werden dem Familienhaushalt in größeren Städten einen neuen Stempel aufdrücken. Ob sie aber alle Menschen befriedigen werden, das muß man dahingestellt sein lassen. In der Neuzeit ist noch eine andere starke Strömung vorhanden, die die Verallgemeinerung des Einfamilienhauses anstrebt. Das letztere eignet sich für kleinere Städte und das Land; es wird auch immer von denen bevorzugt werden, die an dem Grundsatz „mein Haus, meine Burg" festhalten. Die Bevölkerung der Großstädte wird immer mehr, wenn auch nur zeitweilig, in die Gartenstädte wandern, um dort in friedlicher Ruhe und im Naturgenuß neue Kräfte zu sammeln. So werden in Zukunft Einküchenhäuser und Einfamilienhäuser segensreich nebeneinander wirken können, und da beide sich allen Klassen der Bevölkerung anpassen können, da wir neben Villen auch Einfamilienhäuser mit Gärten für Arbeiter bauen, so kann man beiden eine fröhliche Entwicklung wünschen. C. F.

Jane Hading. (Zu dem obenstehenden Bildnis). Zum zweitenmal war die „pariserischeste aller Kosmopolitinnen", wie Jane Hading gern genannt wird, über die Grenze gekommen, um in diesem Winter in der deutschen Reichshauptstadt Offenbarungen ihrer Schauspielkunst, ihrer Schönheit und ihrer Toilettenpracht zu geben. Denn Jane Hadings Toiletten sind noch berühmter als Jane Hading selbst, und sie weiß sie in einziger Art zu tragen. Vornehme Dame vom Scheitel bis zur Sohle, bleibt sie schön auch im höchsten Affekt der Leidenschaft, die übrigens weniger als die ruhig lyrische Stimmung ihr Genre ist. Ihr Programm ist konservativ wie ihre Kunst, sie trat auch diesmal, wie 1898, zumeist in älteren Stücken auf. Das von der Generalintendantur genehmigte Programm umfaßte die Schauspiele „La Rafale", „Le Duel", „Demimonde" und „Sappho", doch hatte die Künstlerin auf vielfaches Verlangen ihr Gastspiel etwas verlängert.

Soldat Hermann Huber rettete in Konstanz drei Menschen vom Feuertode. (Zu dem rechts obenstehenden Bildnis.) In unserer lästernden, unzufriedenen Zeit, in der so viel von „Entartung" und „Verweichlichung" unseres Volkstums gesprochen wird, ist es doppelt erfreulich, Taten zu sehen, die solchen Pessimismus Lügen strafen, die beweisen, daß es auch heute Menschen genug gibt, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, und daß Heldentum und Mut und Selbstverleugnung nicht an das Kleid und den Stand des Mannes gebunden sind. Der schlichte Soldat Hermann Huber aus Lörrach, der zurzeit bei der 1. Kompagnie des Konstanzer Regiments seine Zeit abdient, ist solch ein Braver, der, ohne an sich selbst zu denken, mutig das Leben für den Nebenmenschen gewagt und nicht ein, sondern fünf Menschenleben von sicherem Tode gerettet hat. Vor seinem Dienstantritt schon war es ihm gelungen, zwei Menschen vor dem Ertrinken zu retten, drei weitere entriß er, wie schon oben erwähnt, mit eigener Lebensgefahr gelegentlich des letzten großen Konstanzer Brandes den Flammen, und zwar ein schon halb ohnmächtiges, vierundsiebzigjähriges Mütterchen und zwei Bäckergesellen, die er vom Dach bzw. aus dem Fenster des dritten Stockwerks trug. Vor versammelter Mannschaft ward er dafür von seinem Hauptmann belobt, der auch einen Bericht ans Regiment eingereicht haben soll, um dem Wackeren die Rettungsmedaille zu verschaffen; sein Name verdient aber auch von anderen gekannt und geachtet zu werden um solcher Tat willen.

Hermann Huber
aus Lörrach
rettete fünf Menschen das Leben.

Die Berner Alpenbahn. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Die gegenwärtig im Bau befindliche Berner Alpenbahn ist die natürliche Fortsetzung der eben erst vollendeten Simplonbahn nach dem Innern der Schweiz, die um so notwendiger ist, als die Hoffnungen auf das Zustandekommen der von französischer Seite in Aussicht gestellten Zufahrtslinien sich vermindern. Durch den Bau der Lötschbergbahn erhält der Simplon erst seine wahre Bedeutung als Abkürzung zwischen dem Nordwesten Europas und Italien. Das Einzugsgebiet der neuen Bahn liegt hauptsächlich in der Richtung des nördlichen Frankreich, Luxemburg, Holland, Belgien, England und der Rheinlande, aber selbst Paris-Mailand sind einander durch diese Linie nähergerückt. Am auffallendsten ist die Abkürzung für die Schweiz selbst. Von Bern bis Brig am Nordportal des Simplon sind bisher über Lausanne 244 Kilometer zurückzulegen gewesen. Die Berner Alpenbahn kürzt diese Distanz auf 113 Kilometer. Sie benutzt dabei die heute schon vorhandene Linie nach dem Berner Oberlande bei Spiez. Dort zweigt die 14 Kilometer lange Linie nach Frutigen ab. Von Frutigen geht es in das schöne Kandersteghochtal, an dessen hinterstem Ende der Eingang zum 13735 Meter langen Lötschbergtunnel liegt. Jenseits mündet dieser bei den Silberminen von Goppenstein in das wilde Lötschental aus, wo es dann auf der linken Bergseite nach dem Rhonetal und hoch über der Talsohle nach Brig geht. Die Länge beträgt von Frutigen bis Brig 78,77 Kilometer. Die ganze Anlage wird doppelspurig angelegt, und auf der ganzen Strecke Spiez-Brig wird der elektrische Betrieb eingeführt. Die Bausumme beträgt 103 Millionen Frank. Erbauerin ist nominell die Berner Alpenbahngesellschaft, in Wahrheit der Kanton Bern. Der Betrieb soll im Herbst 1912 eröffnet werden.



Anton Krenn, Zürich, phot

Oben: Blick vom Gemmisaumweg über das obere Kandertal. — Unten: Austritt aus dem großen Lötschbergtunnel.
Vom Bau der neuen Berner Alpenbahn.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: P. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Nr. 7 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Über steinige Wege.

(6. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Rose Arming und Ruth saßen im Eßzimmer des Herrenhauses, wo heute, des regnerischen Wetters wegen, in dem aus Backsteinen aufgemauerten Kamin ein Holzfeuer brannte.

Die beiden Damen nähten Kleider für ihre Kleinen. Erie hatte eben das Zimmer verlassen zur Begrüßung ihres Mannes, der jetzt unangemeldet zurückgekehrt war.

„Wo er nur gewesen sein mag?“ meinte Rose, „ich würde es Lutz übelnehmen, wenn er unter der Firma ‚Geschäfte‘ so mir nichts, dir nichts ins Blaue hinein reisen wollte. Du — Ru — wie denkst du darüber?“

„Heinz würde das nicht so machen“, antwortete Ruth und wandte den Kopf nach der Türe, denn Erie kam herein und machte sich etwas am Kaffeetisch zu tun.

„Nun,“ fragte Rose, „hat er bekannt, woher der Fahrt?“ Und sie ertappte Erie, die gerade einen kurzen, besorgten Blick auf Ruth warf.

„Wo Lutz war?“ fragte sie rasch, „er kommt gleich zum Kaffeetrinken — ich weiß es noch nicht, in Berlin keinesfalls, und eben kommt er aus der Stadt.“

Wenn man im Ilsteroder Herrenhause von der „Stadt“ sprach, dann war immer Ernstadt gemeint.

„So? Wie sonderbar!“ meinte Ruth.

„Er hatte etwas mit seinem Anwalt zu besprechen — glaube ich.“

„Ach!“ staunte Ruth. „Hat er Mutter oder Siddie gesehen?“

„Ich weiß es nicht“, antwortete Erie ausweichend, setzte sich an ihren Platz und sah unruhig über den Tisch hinweg. Sie war offenbar froh, als Lutz eintrat, der mit der Hausjoppe wieder ein etwas sorgenloseres Gesicht eingetauscht hatte gegen das, womit er vorhin seine junge Frau erschreckte. Fast auf dem Fuße folgte Martin mit der Kaffeekanne, und nach einer kurzen Begrüßung setzte man sich um den großen runden Tisch.

Rose neckte ihren Bruder mit der geheimnisvollen Reise und fragte, was denn für Krawatten in Berlin am modernsten seien.

Aber Lutz brachte, etwas unhöflich, das Gespräch auf andere Dinge, fragte nach den Kindern, klingelte und bestellte Martin, daß der Inspektor in einer Stunde zu ihm kommen solle, und Ruth sowohl wie Rose empfanden, daß das Ehepaar zum mindesten nicht recht genießbar sei. Ruth machte also schließlich den Vorschlag zu einem Spaziergange mit Rose, auf den diese mit Freuden einging.

Bald darauf schritten sie durch den Wald. So, mit dem beginnenden Herbst, sei er doch am schönsten, erklärte Ruth, sie liebe nichts so wie den Oktoberwald. Zwei Stunden wohl gingen sie durch die herbstliche Pracht des Geländes, und Rose erzählte währenddessen allerhand aus ihrer jungen Ehe.

Schließlich gingen sie auf der Ernstadter Chaussee Ilsterode wieder zu, dessen Schloßturm in ziemlicher Entfernung aus dunklen Baummassen auftauchte. Es war hier bedeutend heller als unter den Waldbäumen. Über den fernen Bergen lag eine dunkle Wolkenschicht, hinter der die Sonne unterging. Das schwarze Gewölk war von einem strahlenden Goldsaum eingefaßt, der der noch immer regentrüben Luft einen warmen, gelblichrosigen Hauch verlieh.

„Wie schön das ist“, meinte Ruth träumerisch und dachte an weiter nichts als: Wäre doch beim Nachhausekommen ein Brief für mich da von Heinz.

Dann sagte Rose: „Sieh doch mal, Ruth, ist denn das nicht der Wagen aus Ilsterode, der uns entgegenkommt? Ja, natürlich!“ beantwortete sie sich die Frage selbst. „Merkwürdig, die jagen ja so!“

Von der Wegbiegung weit hinten kam ein Break im schärfsten Trabe dahergefahren. Die Tiere flogen förmlich. Wer darin saß, konnte man noch nicht erkennen, aber dann schrie Rose: „Lutz fährt selbst — Herr Gott, es wird doch kein Unglück geschehen sein, Ruth — die Kinder — er will gewiß zum Arzt . . .“

Und die kleine Frau faßte den nächsten Chausseebaum und lehnte sich bleich und zitternd gegen den Stamm.

Ruth sah, bis in die Lippen erblaßt, dem Gefährt entgegen, das sich ihnen rasch näherte. Sie standen beide rufend und die Taschentücher schwenkend da, bis Lutz sie bemerkte und die aufgeregten Tiere parierte.

„Lutz, ich bitte dich, was ist's?“ fragte Rose Arming aufgeregt.

„Es ist — Karl Schreiber ist plötzlich — ganz unerwartet — erkrankt. Siddie hat telegraphiert. Erie wartet auf euch. — Ihr müßt euch fertighalten, um ebenfalls nach der Stadt zu kommen, falls es nötig wird — zu Hause erfahrt ihr das Nähere.“

„Erlaube, daß ich mitfahre“, bat Ruth und schwang sich trotz der unruhigen Tiere neben ihren Schwager auf den Bock. „Geh heim, Rose, damit Erie nicht wartet!“

Lutz erwiderte kein Wort. „Ich telephoniere“, sagte er nur noch zu Rose, die wie verständnislos die beiden in dem nämlichen Tempo wie vorhin abfahren sah.

„Jetzt sage mir die Wahrheit, Lutz", bat Ruth, mit dem linken Arm das Geländer des Sitzes fassend, um festeren Halt bei der raschen Fahrt zu gewinnen. „Was ist's mit Karl? Angst habe ich schon lange, daß es nicht mehr stimmt mit ihm und Siddie — Siddie wird doch nicht — fortsein — wie?"

„Ruth, du wirst's ja schon früh genug erfahren — aber — na ja — es ist doch nicht aufzuhalten — erschrick nicht Karl Schreiber ist tot — ganz plötzlich —"

Sie sank förmlich zusammen. „Tot?" stammelte sie, „wie denn? Nein — das ist ja gar nicht möglich, Lutz, ich . . ."

„Ja, Ruth, es ist so! Eben hat mir der alte Lindner, euer Prokurist, telephoniert, man habe Herrn Schreiber erschossen in seinem Privatkontor gefunden."

„Selbst?" rief sie im tiefsten Entsetzen.

„Wahrscheinlich!"

„Mein Gott, Lutz — warum denn? Warum? Ach, meine arme Schwester und meine arme Mutter — er . . ." Dann saß sie ganz still mit zusammengepreßten Lippen, und Lutz schwieg ebenfalls.

Als sie in die Allee einbogen, die außerhalb des Städtchens am kleinen Gebirgsfluß entlang dem Schreiberschen Etablissement zuführte, sahen sie auf dem Platz vor der Fabrik im Scheine der hohen Bogenlampen eine große Menge Arbeiter stehen, die stumm und stumpfsinnig sich zusammengerottet hatten.

Lutz fuhr vorüber und hielt dann vor der Villa.

Es seien verschiedene Herren in der Wohnung, berichtete der verstört aussehende Diener, der Herr Bürgermeister und der Kreisphysikus und auch wohl Herren vom Gericht. Die Frau Schreiber sei bei ihrer Mutter.

Ruth stieg ab und wandte sich sofort dem Garten zu, um durch diesen das väterliche Grundstück zu erreichen. Die Dunkelheit war herabgesunken, aber Ruth kannte Weg und Steg; sie fand die schmiedeeiserne Tür in der Mauer, die die Villengrundstücke trennte, und lief unter den Kastanienbäumen dem Hause zu, dessen Parterre zum Teil erleuchtet war.

Eine ältliche Person, die früher als Stubenmädchen bei Frau Anderhagen gedient hatte, öffnete und begann bei Ruths Anblick laut zu weinen. „Gott im Himmel, Fräulein — gnädige Frau wollt' ich sagen — es ist ja zu schlimm, daß die Frau Kommerzienrat auch das noch erleben muß!"

„Wo ist meine Mutter?" fragte Ruth.

„Im roten Salon. Soll ich's nicht erst melden? Frau Schreiber ist schon seit ein paar Stunden bei uns — wie von Sinnen kam sie her — ach liebe — gnä' Frau!"

Ruth ging schnell den Korridor hinunter und trat ohne Anklopfen in das Zimmer. An der Decke brannte eine Gasflamme des Kronleuchters; fast dunkel ließ sie den Raum. Ruths suchende Augen irrten eine Weile umher, ehe sie die Mutter erblickte, die hinter dem olivengrünen Kachelofen saß, regungslos, mit starrem vergrämten Antlitz.

Ruth trat zu ihr und beugte sich zu ihr hinunter. „Mutter," sagte sie ergriffen, „mein armes liebes Mutterchen! Wie konnte das so geschehen?"

Aber die alte Dame rührte sich nicht und sah zur Seite, nur so ein sonderbarer Laut, ein ersticktes Schluchzen kam über ihre Lippen.

„Mutter," bat Ruth wieder, „kann ich denn der armen Siddie nicht helfen? Wo ist sie denn? Wie trägt sie's? Siddie — " schrie sie dann auf und wich zur Seite mit ganz entsetztem Gesicht —

An ihr vorüber vom Sofa her war plötzlich eine helle Gestalt geflüchtet, hatte die Tür ungestüm aufgerissen und war verschwunden; mit lautem Krach fiel die Tür wieder zu.

„Mutter, warum läuft denn Siddie fort — was ist's denn?" fragte Ruth.

Frau Anderhagen zuckte stumm die Schultern.

„Soll ich ihr nachgehen?" fragte die Tochter.

„Nein," sagte leise die alte Dame — „ja nicht — um Gottes willen nicht — sie will dich nicht sehen."

„Aber sie braucht doch gewiß ein gutes Wort. M

„Von dir nicht!" kam es wie dumpfes Grollen v Lippen der alten Frau.

„Von mir nicht?" Ruth glaubte nicht verstan haben. „Warum denn nicht von mir?"

„Dein Mann hat dir wohl nicht mitgeteilt, was hatte? Den Rechtsanwalt hat er Karl heute über de geschickt, um Klarlegung unserer Verhältnisse, um Sicher deines Vermögens gebeten, kurz und gut, die Bücher inspizieren lassen" — sprach jetzt Frau Anderhagen u ihre Tochter mit vom Weinen geröteten Augen an. „I hat Karl den Kopf verloren, denn es sind schlechte Ze wesen für uns — und — und nun —"

„Mein Mann hätte —" stammelte Ruth, und ihr, als sollte das Herz stocken.

„Dein Mann — ja, dein Mann hat heute durc Rechtsanwalt Klarlegung verlangt über den Stand der weil er wissen möchte, ob dein Vermögen sicher steht — dein Mann!"

„Und deshalb erschoß sich Karl? Konnte er dem tun, was verlangt wurde?"

„Momentan nicht, aber er hätte sich sicher wieder h gearbeitet ohne dieses perfide Mißtrauensvotum, das ganze Stellung, seinen Kredit erschütterte."

Ruth begriff nicht. „Mutter," sagte sie, un Empörung über die Anklage ihres Mannes zitterte im Stimme, „Mutter, du weißt nicht, was du sagst! Entsetzen hat dich ganz wirr gemacht — Mutterchen, i dich — wie sollte Heinz denn dazu kommen?"

„Frage Lindner", grollte die alte Dame, und dann sie weiter, hart, mit schreiender Stimme: „Nun habt erreicht, nun hat ja wohl die liebe Seele Ruhe, und wi Bettler geworden, die Siddie und ihre Kinder, ich, wir alle, mit Ausnahme von Erie, die einen so klugen hat, einen viel klügeren noch als du, mein Töchte Deiner ist ein Stümper dagegen, der Herr v. Seeheim sich heute auf die vollen Taschen und lacht euch alle a der hat's sicher, und eures? Sucht's im Rinnstein."

Auch Frau Anderhagen erhob sich schwerfällig und sich an, das Zimmer zu verlassen. Als sie an Ruth vo ging, die wie fassungslos in einen Stuhl gesunken war, sie stehen.

„Du hast mir nicht glauben wollen, als ich warnte vor deiner Verlobung, dir sagte: Dein will er, weiter nichts! Wenn er auch noch so anspruc tat. Nun hast du den Beweis — er ist nicht um ein besser als Seeheim."

Sie ging zur Tür hinaus, ihrer Tochter Siddie nach, Ruth blieb allein in dem altvertrauten Raum und konnte fassen, was da alles über sie und ihr Haus hereingebrochen

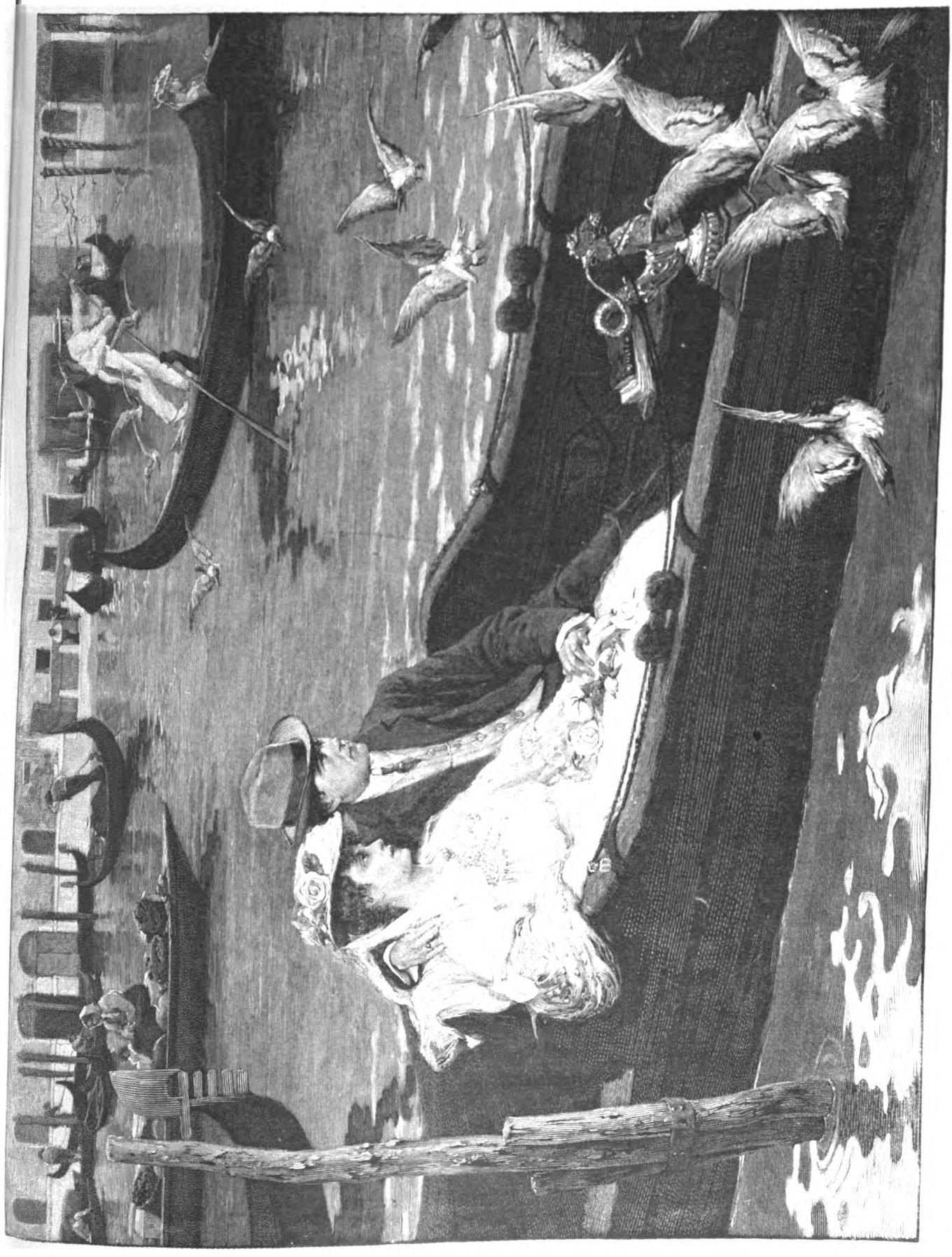
Dann kam Lutz und mit ihm Lindner, der Prokurist, wollten Frau Schreiber sprechen.

Ruth hob stumm die Schultern und wandte ihr gr volles Gesicht ab.

„Es ist eine unglaubliche Wirtschaft," schalt Lutz he aber leise, „die Kinder können nicht drüben bleiben, die He Handwerker stürmen fast das Haus, jeder will retten, was retten ist. Von der Arbeiterschaft hat sich eine Abordn eingefunden, alles fordert, bittet, droht, jeder behauptet, nächste Anrecht zu haben. Ein Hinhaltenwollen bis mor wäre ganz unmöglich gewesen. So schlimm hab' ich m nicht vorgestellt, der Zusammenbruch ist vollständig — Ru du hörst wohl gar nicht? Das Gericht ist drüben, der Bankr angesagt, und was für ein Bankrott!"

Er ging erregt in das Nebenzimmer, um Schwiegermut und Schwägerin zu suchen. Ruth wandte sich Lindner wie zu, der unbeweglich stehengeblieben war.

„Meine Mutter hat eben behauptet, die Katastrophe erfolgt, weil der Anwalt meines Mannes Klarheit verlan habe", begann sie mit versagender Stimme. „Sagen S



Honigmond.

Gemälde von L de Joncières

mir die Wahrheit, lieber Lindner!" Ihre Augen hingen bang und forschend an dem alten Mann, der schon zu Lebzeiten ihres Vaters in der Fabrik den Posten eines Prokuristen eingenommen hatte.

„Ja, gnädige Frau, als der Herr Rechtsanwalt heute gegen drei Uhr sich melden ließ, um im Namen des Herrn Oberleutnants mit unserm Herrn zu sprechen, war Herr Schreiber noch ganz ruhig, obgleich wir schwere Sorgen bereits hatten. Ich wußte ja auch nicht, was der Zweck des Besuches seitens des Herrn Notars sei. Herr Schreiber traf gerade Vorbereitungen zu einer Reise nach England, die er mit Frau Schreiber heute abend antreten wollte. Dann — nachdem der Herr Rechtsanwalt wieder gegangen war — kam er in mein Kontor und sah sehr beunruhigt aus. Ich merkte wohl, er wollte mir etwas sagen, konnte sich aber nicht dazu entschließen.

Ich erinnerte ihn daran, daß die Gelder, die er mir in Aussicht gestellt hatte zur Zahlung der Wochenlöhne heute abend, noch nicht von der Bank eingegangen seien. Da meinte er verdrießlich: ‚Ach Gott, ich hab' es ganz vergessen — vor morgen mittag können sie nicht da sein — sagen Sie's den Leuten'. Dann ging er durch das Zimmer, wo die Buchhalter sitzen, und verschwand in sein Privatkontor. — Da habe ich ihn dann gefunden, so nach einer halben Stunde, als ich ihn etwas fragen wollte vor seiner Abreise."

„Es stand also bereits schlecht mit der Fabrik?"

„Ja, gnädige Frau, leider!" gab der alte Herr zu, „längere Zeit hindurch schon haben wir unter großen Schwierigkeiten gearbeitet."

„Aber — es wäre doch möglich gewesen, wieder in die Höhe zu kommen, wenn mein Mann nicht — —?"

Der alte Herr fuhr sich verlegen über seinen glänzend kahlen Scheitel. „Gott — möglich ja, gnädige Frau," stotterte er, „es ist eben alles möglich — warum denn nicht? Ich denke mir, der Herr hat in England bei Freunden Hilfe suchen wollen, darum die Reise; er hat auch davon gesprochen, ein Aktienunternehmen aus der Fabrik zu machen — nun ja, möglich wäre es gewesen, aber" — er zuckte die Schultern — „wahrscheinlich kaum", setzte er leise und wie beschämt hinzu. „Die Verbindlichkeiten sind zu ungeheuer geworden, die Bestellungen zu knapp in letzter Zeit."

Ruth hörte das letzte nicht mehr, sie wiederholte nur mit zuckenden Lippen: „Möglich wäre es gewesen!"

„Sie versiegeln drüben, gnädige Frau," fuhr der Prokurist fort, „Herr Schreiber soll unmittelbar vor seinem Ende den Konkurs angemeldet haben. Ich weiß nicht, ob auch hier? Frau Anderhagen galt als Teilhaberin. — Wollen Sie nicht die Kinder holen und nach Ilperode mitnehmen, womöglich auch die Damen? Ich bin ja hier, ich werde tun, was ich kann."

„Warum haben Sie meinen Schwager nicht gewarnt?" fragte Ruth bitter.

„Gnädige Frau, ich bin von dem Augenblick an, als Herr Schreiber Chef wurde, nur noch Statist gewesen", verteidigte sich der alte Mann. „Wenn nicht der selige Herr Anderhagen bestimmt hätte, daß ich auf meinem Posten bleiben solle, solange ich arbeitsfähig bin, um nachher mit vollem Gehalt pensioniert zu werden, er hätte mich längst entlassen, der Herr Schreiber. Ich habe schon lange nichts weiter tun können, als den Kopf schütteln!"

Ruth hörte es kaum. Eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich ihrer jetzt; sie begann nach Mutter und Schwester zu suchen. Die Zimmer lagen sämtlich verlassen. Sie stieg nach oben und pochte ans Schlafzimmer der Mutter, ein Herein! kam nicht, wohl aber hörte sie leise den Schlüssel der Stubentür umdrehen; aus der auf den Flur mündenden Nebentür aber trat verlegen und rot übergossen die alte Dienerin und stotterte eine Entschuldigung.

„Frau Anderhagen lasse doch bitten, daß gnä' Frau nach Hause fahren sollten, denn sie wäre so sehr angegriffen, und ebenso die Frau Schreiber, und gnä' Frau sollten doch man bei Ihrem Kleinen bleiben, der ja, wie Frau Anderhagen wisse, nicht ganz wohl sei, und wenn Frau Mutter wieder Mut geschöpft habe und über alles sprechen könne, dann wolle sie es gnä' Frau wissen lassen."

Also — zurückgewiesen!

Ruth wandte sich schweigend um und schritt der Treppe zu; die alte Dienerin lief ihr nach und bot einen Imbiß an. „Gnä' Frau sehen doch so blaß aus — nur einen Schluck Wein —." Aber Ruth wollte nicht.

„Wissen Sie nicht, wo mein Schwager ist?" fragte sie.

„Doch! Doch! — Frau Anderhagen wollte ihn auch nicht sehen, da ist er hinüber zu Schreibers, um das Anspannen zu bestellen, er will gnä' Frau hier abholen."

Ruth holte sich schweigend Jacke und Hut, die Frau drängte ihr noch einen warmen Radmantel auf, der im Korridor hing. „Sie erkälten sich ja sonst, gnä' Frau, es ist so kühl heute abend." Als Ruth ihn umgelegt hatte, trat auch schon Lutz Seeheim in das Vestibül.

„Da bist du ja, Ruth — doch auch genügend verwahrt? Na, da komm nur, wir können hier nicht helfen. Das Unglück scheint den gesunden Menschenverstand der beiden Damen völlig gelähmt zu haben."

Er faßte die junge Frau, die halb betäubt war, unter den Arm und führte sie aus ihrem Vaterhaus, in dessen stolzes Gefüge heute ein so schweres Schicksal eingefallen war; sie verließ das Haus mit dem Gefühl: du kommst nicht wieder, denn über ein Weilchen sind die Deinigen daraus vertrieben, und fremde Leute gebieten hier!

Wie mit Messern schnitt's ihr durch die Seele, aber weinen konnte sie nicht, ein dumpfer Schmerz hielt sie im Banne. Die Fabrik lag finster und schweigend. Man hatte die Tore geschlossen, die aufgeregten Leute waren der einbrechenden Nacht gewichen und nach Hause gegangen, nur aus dem Portierhäuschen schimmerte Licht. Das war wie immer, wie Ruth es als Kind schon gesehen hatte, Abend für Abend, nach Fabrikschluß. Es hatte sie immer so traulich angemutet.

Ihre Gedanken flogen zurück in jene Zeit, als ihr lieber freundlicher Vater hier waltete, förderte und für seine Arbeiter sorgte, als wäre jedes einzelnen Wohlfahrt die seinige. Sie dachte, wie es sich so sicher und behaglich gelebt hatte in dem schönen Vaterhaus, und wie es bei allem Wohlstand doch so schlicht und einfach gewesen, und wie die einzige Sorge des alten Mannes die war, einen Nachfolger in seinem Sinne zu haben, einen Schwiegersohn, der in seinen Bahnen weiter schritte. Sie dachte, eine wie glückliche, stolze Frau die Mutter gewesen, dachte an das heitere Lächeln, mit dem sie durch ihr Haus schritt, und wie frohe, übermütige Kinder sie alle drei waren, die schöne, stolze Siddie, die süße, kleine Erie und sie — ja, sie auch — solange der Vater lebte . . .

Und nun, jetzt? Sie unterdrückte ein Schluchzen und preßte das Taschentuch an die Augen. Lutz saß stumm neben ihr.

Als der Wagen vor der Rampe hielt, kamen Erie und Rose mit blassen Gesichtern heraus und wagten kaum zu fragen: „Was ist geschehen?" Sie wußten nur durchs Telephon, daß Karl Schreiber verunglückt sei — so hatte Lutz sie verständigt. Als sie sich dann alle im Wohnzimmer befanden und Ruth matt und kaum fähig, sich aufrechtzu erhalten, in einem Fauteuil saß, sagte Lutz mit halblauter Stimme im verächtlichen, empörten Ton: „Der Lump hat sich erschossen, als ihm das Wasser bis an die Gurgel stieg!"

Die drei Frauen blieben stumm, nur Erie machte eine beschwichtigende Geste, aber er fuhr fort: „Ich hab's kommen sehen, ich habe Mutter gewarnt und bin dabei in den Fettopf getreten, ich habe es Ruth gegenüber, als sie verlobt war, durchaus nicht an den deutlichsten Anspielungen fehlen lassen! Da hat sie getan, als wäre sie taub. Ich habe Heinz gewarnt, auf die Gefahr hin, heimtückisch zu erscheinen. Karlchen, das liebe Karlchen, das solide Karlchen — an den durfte man nicht tippen, Jott

behüte! Na — dann hol's der Geier! habe ich gedacht, wer nicht hören will, muß fühlen. Dann habe ich vor kurzem Wind gekriegt, daß es bitterer Ernst wird mit der Geschichte, und bin zu Heinz gefahren, habe ihm gesagt, du mußt die Rechte deines Sohnes wahren! Hier — mal keine Pantoffelfurcht, sei mal ein Mann, du hast Pflichten! Na, endlich wurde er trätabel, aber leider zu spät. — Daß der Sumpf so tief sei, das hätte ich mir mit der ausschweifendsten Phantasie auch nicht vorstellen können.

Na, nun sind wir ja so weit — total bankrott! Die Gläubiger sammeln sich wie die Raben ums Aas; Gott mag wissen, wie das so rasch unter die Leute kam. Grad' als er mit Siddie ausrücken wollte, muß der Rechtsanwalt kommen mit Heinzens Aufforderung zur Darlegung der Verhältnisse. — Total bankrott — Erie! Nichts mehr — kein Ziegelstein auf dem Dache, kein Pflasterstein auf dem Hofe gehört euch! So mußte es kommen!"

Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Glaser klirrten.

„Und noch niederträchtig obendrein sind die Damen, haben mich aus dem Hause gewiesen, weil mein Eintritt in die Familie der Anstoß zur Katastrophe gewesen sei! Der Ruth haben sie sagen lassen, sie wollten sie nicht sehen, weil Heinz jetzt den Stein ins Rollen brachte und Karl damit die Möglichkeit geraubt habe, sich Hilfsquellen anderweitig zu verschaffen! — Na, mag's drunter oder drüber gehen, ich rühre keinen Finger mehr. Ich habe der alten Frau ein Unterkommen in Ilsterode angeboten, und dieses Angebot halte ich aufrecht, im übrigen — basta!"

„Hätte mich Heinz nur erst gefragt", sagte Ruth leise.

Lutz Seeheim fuhr leichenblaß herum und sah die junge Frau aus flackernden, drohenden Augen an. „Was? Was soll das heißen?"

„Daß ich ihn verhindert haben würde, den Rechtsanwalt zu schicken."

„Das hätte allerdings die ganze Sache aufgehalten," sagte Lutz Seeheim schneidend, „um acht Tage nämlich."

Ruth sah ihn groß an. „Das kannst du gar nicht wissen, Lutz — Lindner sagte auch — —"

Da fing der erregte Mann laut an zu lachen, ging aus dem Zimmer und warf die Tür krachend hinter sich zu. Erie lief ihm nach. Ruth erhob sich, sie sah sich im Zimmer um mit unsicherem Blick und schritt dann ebenfalls der Türe zu, Rose folgte ihr.

„Du, Ruth, Lutz hat es doch gut gemeint", bat sie.

„Ja! Aber siehst du — Heinz hätte doch so was nicht tun sollen ohne mich!"

„Heinz hat doch nur das getan, was er als dein Mann zu tun für durchaus nötig hielt, und zum Fragen war augenscheinlich keine Zeit mehr."

Ruth nickte wieder. „Ja," sagte sie mit sonderbarer Betonung, „er hat ja wohl das Recht dazu, er ist mein Ehemann und ich die Unmündige. Man lernt zu wenig Gesetzeskunde als junges Mädchen, man stolpert hinein wie ein Blindes in die Ehe, in der man machtlos ist. Gute Nacht, Rose."

„Laß mich bei dir bleiben," bat die junge Frau, ängstlich über so viel Bitterkeit.

„Ich danke, Rose — ich bin sehr müde!" war die Antwort. Dann verschwand sie in ihr Zimmer.

* * *

Am andern Morgen kam Ruth nicht zum gemeinschaftlichen Frühstück. Erie, im schwarzen Kleid, wollte zu ihrer Mutter fahren, und Rose hatte sich erboten, sie zu begleiten.

„Ruth sollte doch auch mitfahren", klagte Erie. „Was Mutter gestern gesagt hat, weiß sie ja heute selbst nicht mehr, in solch entsetzlichen Stunden wägt man die Worte nicht. Rose, klopf' doch noch mal bei Ruth, aber energisch!"

Rose ging hinauf, aber Ruth sagte nur durch die verschlossene Tür hindurch, es sei ihr unmöglich.

„Na, komm doch schon, Nu, an solchen Tagen rechnet man doch nicht!" ermahnte Rose.

„Ich bitte dich inständig, lasse mich!" klang es zurück.

Die beiden Damen fuhren allein, denn Lutz hatte erklärt, er setze seinen Fuß nie wieder in das Haus, wo man ihm so perfide Dinge nachgesagt habe.

Das Herrenhaus lag nach der Abfahrt der Damen wieder verlassen da; Seeheim war weggeritten, nachdem er die Zeitung, in der das gestrige Ereignis, genügend aufgebauscht, zu lesen war, mit einer Verwünschung zusammengeballt in den Papierkorb geworfen hatte.

Nun ritt er die einsamsten Pfade, die er in seinem Forst kannte, und suchte seiner Empörung Herr zu werden. Am meisten aufgebracht war er über Ruth, eine Person, die Verstand für zwei, einen ganzen Wust von Wissenskrempel im Kopfe hatte und in dem einen Punkt sich so hirnverbrannt gab. Nun — es wird ihr schon ein Talglicht aufgehen, wenn sie die Groschens erst zählen muß, dachte er bei sich, und — ob sie sich überhaupt werden halten können? Na, ich kann's nicht ändern! Als sie heirateten, hätten sie noch etwas herausgekriegt, und wenn Karlchen wirklich ein bißchen früher vor die Hunde ging, was hätte es geschadet?

Eine verdammte Schweinerei, die der Kerl angerichtet hat! Und die schöne Frau Siddie — Gott mochte wissen, was das Unglücksweib in den letzten Jahren gelitten hatte!

Als er nachmittags heimkam, sah er auf dem Speisetisch ein einziges Kuvert liegen und ein Briefchen mit seiner Adresse von Ruths Hand.

„Lieber Lutz!

Entschuldige, daß ich ohne Deine Erlaubnis Eries Coupé anspannen ließ. — Ich bekam gegen 11 Uhr einliegendes Telegramm und bin sofort abgereist.

Ich bitte Erie herzlich, sich um Bubi tunlichst kümmern zu wollen. Ruth v. Buchen."

Das Telegramm lautete:

„Bitte Sie, baldigst nach Bellingen zu kommen. Heinz kleines Malheur mit dem Pferde. Arming."

„So," sagte Lutz und schlug mit der Hand auf das Papier, indem er es auf den Tisch warf, „so! das hat nun grad' noch gefehlt!" (Fortsetzung folgt.)

Kindergerichtshöfe.

Von Dr. jur. Ernst Grüttefien.

Mit Beginn des neuen Jahres ist in einer Reihe deutscher Städte eine Neuschöpfung ins Leben getreten, die man mit freudiger Zukunftshoffnung begrüßen muß. Handelt es sich doch um nichts Geringeres als die Schaffung von Kindergerichtshöfen. Schon lange ist man nicht nur in den Kreisen der zünftigen Juristen, sondern auch in Laienkreisen, in den Kreisen einsichtiger Frauen und Männer, namentlich Seelsorger und Lehrer, zu der Überzeugung gekommen, daß die bisherige Methode der kriminellen Behandlung von Kindern, die sich eines Vergehens gegen die Strafgesetze schuldig gemacht haben, nicht nur inhuman, sondern auch völlig verfehlt ist. Die Kriminalstatistik der letzten 20 Jahre hat ein starkes Anwachsen der jugendlichen Verbrecher nachgewiesen, und, was noch schwerer wiegend ist, die Anzahl

der rückfälligen Übeltäter ist bei den Jugendlichen noch größer als bei den Erwachsenen. Im Jahre 1904 wurden 50 000 Jugendliche wegen Vergehen und Verbrechen (ungerechnet die Übertretungen) zu Strafe verurteilt. Muß uns nicht schaudern bei solchen Ziffern eines einzigen Jahres? Bedeuten sie doch gewissermaßen einen Verzicht auf die Hoffnung der Errettung so vieler jugendlicher Seelen. Denn ein Kind, das erst einmal im Gefängnis gesessen hat, ist zeitlebens mit einem Makel behaftet und wird sich nur sehr schwer wieder zu einem ordentlichen Lebenswandel aufraffen. Es ist eine alte Erfahrung: aus der großen Armee der jugendlichen Bestraften rekrutiert sich später die alte Garde der gemeingefährlichen Verbrecher und unverbesserlichen Zuchthäusler.

Dem Urgrunde des Übels nachforschend, fand man heraus, daß die von der Jugend verübten strafbaren Handlungen anders bewertet werden müssen, als es im Gesetz an und für sich schon vorgesehen ist, daß vor allem aber das verbrecherische Kind selbst oft am allerwenigsten schuld an seinen Verfehlungen hat. Auch das Verbrechen ist mehr oder minder eine soziale Frage, und die Umgebung spielt gerade bei Kindern eine so verhängnisvolle Rolle. Welchen üblen Einflüßen sind nicht namentlich die Großstadtkinder, die ja den Hauptanteil der jugendlichen Verbrecher stellen, in den allermeisten Fällen ausgesetzt gewesen, ehe sie gestrauchelt sind? Werden sie nicht oft von unwürdigen Eltern geradezu auf die Bahn des Verbrechens geleitet? Die Statistik lehrt, daß Kinder und Jugendliche von 12 bis 18 Jahren sowohl beim einfachen als auch beim schweren Diebstahl verhältnismäßig stärker vertreten sind als die Altersstufe der Erwachsenen.

Die deutsche Gesetzgebung kennt nun gegen jugendliche Übeltäter zwei Mittel: Zwangserziehung und Strafe. Nur Kinder unter 12 Jahren sind von einer Bestrafung ausgeschlossen. Schon lange geht das Bestreben dahin, diese Altersgrenze bis auf das 14. Lebensjahr hinaufzusetzen, denn Kinder, die noch schulpflichtig sind, gehören unter keinen Umständen ins Gefängnis. Die künftige Reform unseres Strafgesetzbuches wird hoffentlich diesen Wunsch erfüllen. Die Altersstufe von 12 bis 18 Jahren ist nur dann strafbar, wenn der Täter die zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderliche Einsicht besaß. Gegen solche jugendlichen Verbrecher wird auch ein besonderes Strafensystem angewandt. So sind Todesstrafe, Zuchthaus und alle Ehrenstrafen sowie Stellung unter Polizeiaufsicht ausgeschlossen. In besonders leichten Fällen kann auch auf einen Verweis erkannt werden. Bei der ersten Bestrafung kann auch die bedingte Begnadigung Anwendung finden, so daß die Strafe ohne Verbüßung als getilgt gilt, wenn innerhalb bestimmter Zeit kein Rückfall erfolgt. Wo die strafbare Einsicht fehlt, greift die Zwangserziehung Platz.

Aber der Grundgedanke unseres Strafgesetzbuches bleibt doch immer die Strafe. Schon die Aburteilung des Kindes vor dem Strafgericht ist ein Übel, ein fast noch schlimmeres aber die Vollstreckung der Strafe. Jedem Kinde, selbst dem verdorbensten, ist eine tiefe Scheu vor dem Gericht eingepflanzt. Je früher und je öfter es vor das Forum des Strafgerichts gezogen wird, desto eher lernt es diese Scheu überwinden. Je länger man umgekehrt ein junges Gemüt vor diesen Dingen bewahrt, desto länger wird ihm der Respekt vor dem Gericht und somit die Furcht vor dem Begehen der strafbaren Handlung erhalten bleiben. Leider hat die Praxis der Staatsanwaltschaften bisher fast nichts getan, um diesem Übelstand abzuhelfen. Selbst wenn der Staatsanwalt und das Eröffnungsgericht zur Überzeugung kamen, daß der Jugendliche die zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besessen habe, daß er also freigesprochen werden mußte, hat man ihm das Erscheinen vor dem Strafgericht nicht erspart aus dem rein formalistischen Grunde, weil § 56 des Strafgesetzbuches besagt, daß ein solcher Jugendlicher „freigesprochen" werden müsse. Also nur, um den formalen Freispruch herbeizuführen, schleppt man ein solches Kind vor den Stra und fügt ihm dadurch vielleicht nicht mehr gutzumac Schaden an Leib und Seele zu.

Und nun gar erst die Strafvollstreckung. Zwar be § 57 des Strafgesetzbuches, daß die Freiheitsstrafe an Ju lichen in besonderen, zur Verbüßung von Strafen jugen Personen bestimmten Anstalten oder Räumen zu voll sei. Aber wie spielt sich das in der Praxis ab? haben nur einige wenige Anstalten für Jugendliche. kurze Strafe wird daher meist in den gewöhnlichen G nissen vollstreckt. Dabei kommen die Jugendlichen mit möglichen Elementen trotz aller noch so strengen Vorsi in Berührung, die räumlichen Verhältnisse ermöglicher einfach. Aber selbst wenn der Jugendliche in der Ansta keinem erwachsenen Verbrecher in Berührung kommt, so es sich, ob die Anstalten einen günstigen Einfluß auf Ju liche ausüben können. Gegenüber der Forderung, man bei Jugendlichen durch die Strafe wie nach der S erziehen, wird wohl mit Recht eingewandt, daß bei eine nach Jahren berechnenden Erziehungsperiode eine kurze S überhaupt zwecklos ist. Kann Strafe überhaupt erzi Sie hat wohl noch nie einen Jugendlichen gebessert, es ist, wie Professor v. Liszt sagt, besser, einen Ju lichen laufen zu lassen, denn die Gefahr ist geringer, wenn er bestraft würde. Zum mindesten kommt das als „vorbestraft" aus dem Gefängnis und geht ge durch die Welt mit diesem Makel, den es sobald nicht n los wird.

Soweit, bis zur völligen Erkenntnis der Nutzlosigkeit der S gegenüber Kindern sind wir zwar freilich auch heute noch Immerhin bedeuten die neuen Kindergerichtshöfe einen w lichen Fortschritt. Soll doch durch diese Einrichtung der sch Mißstand beseitigt werden, daß Kinder vor das gleiche S gericht, das auch Erwachsene aburteilt, gestellt werden. Einrichtung der Jugendgerichtshöfe, wie sie in einer Reihe Städten jetzt versuchsweise eingeführt sind, ist folgende: Jugendgerichtshof ist eine Abteilung des Schöffengerichts arbeitet auch mit dem gleichen Apparat, also mit einem Ri als Vorsitzendem und zwei Schöffen. Aber der Jugendgericht ist von den sonstigen Räumen des Schöffengerichts vollstä getrennt, so daß die Kinder auch auf den Korridoren mit ält Angeklagten nicht in Berührung kommen. Den Vorsitz im Jug gerichtshof führt nicht mehr ein Strafrichter, sondern der V mundschaftsrichter. Bei der Verhandlung wird mit besond Sorgfalt geprüft, ob dem Jugendlichen bei der Begehung se Tat die zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderliche Ein innegewohnt hat. Muß diese Frage verneint werden, so trifft Richter in seiner Eigenschaft als Vormundschaftsrichter alsb die erforderlichen Fürsorgemaßregeln für den Jugendlic Wird die Frage nach der strafbaren Einsicht bejaht, so besonderer Wert auf die Feststellung gelegt werden, ob Tat der Verdorbenheit und der verbrecherischen Neigung Jugendlichen oder dem Leichtsinn, der Unerfahrenheit oder Verführung zuzuschreiben ist. In letzterem Falle wird d Gericht von der Möglichkeit der bedingten Strafaussetzu weitgehenden Gebrauch machen. Als ein Fortschritt wird auch zu bezeichnen sein, daß das Recht der Überweisung v Strafsachen an das Schöffengericht, die an sich zur Zuständi keit der Strafkammern gehören, ausgiebig angewandt werd soll. Das ist in kurzen Umrissen die Einrichtung der Kinde gerichtshöfe. Daneben hat man auch an einzelnen Orten ein Fürsorgeausschuß geschaffen. Es ist dies ein gutachtlich Organ, das bei der Feststellung mitwirken soll, ob ein Jugen licher bei Begehung der Tat die zur Erkenntnis der Stra barkeit erforderliche Einsicht besessen hat. Geistliche, Lehrer un Gemeindewaisenräte sind die geeigneten Persönlichkeiten fü einen derartigen Fürsorgeausschuß.

Aber mit diesem ersten schüchternen Versuch auf dem Ge biete der Kindergerichtshöfe sind wir Deutschen weder di Pfadfinder gewesen, noch haben wir uns damit bereits in di

erste Reihe der Kulturnationen gestellt. Unsere Vorgänger und Lehrmeister auf diesem Gebiete sind vielmehr unsere Nachbarn jenseit des großen Wassers. Die Amerikaner mit ihrem nüchternen, aber praktischen Gefühl haben längst erkannt, daß die strafrechtliche Behandlung jugendlicher Rechtsbrecher doch nicht richtig sein könne, weil deren Zahl und die der von ihnen verübten Verbrechen trotz aller Maßregeln stets und ständig wuchs. Es schien ihnen das Wichtigste, zunächst festzustellen, welchen Anteil die Umgebung und der böse Einfluß der Erwachsenen auf die Straftat der Jugendlichen gehabt habe, und so gelangten sie zur Schaffung von besonderen Kindergerichtshöfen. Sie haben damit ganz außerordentlich große Erfolge erzielt. Nicht weniger als 75 v. H. jugendlicher Übeltäter sind durch die Tätigkeit dieser Gerichtshöfe wieder nützliche Mitglieder der Gesellschaft geworden, die bei Anwendung des alten Straffystems in den meisten Fällen für sie verloren gewesen wären. In 19 Staaten und 26 Städten der Vereinigten Staaten von Amerika sind jetzt schon Kindergerichtshöfe errichtet.

Allerdings ist das Verfahren wie auch die Einrichtung nicht überall gleich. Das Verfahren jedoch ist überall nicht öffentlich, und nur die Eltern und die an dem Falle zunächst beteiligten Personen haben Zutritt. Es gibt auch keinen Staatsanwalt und keinen Verteidiger, und auch die Polizei ist nach Möglichkeit ausgeschaltet. Greift diese auf der Straße ein verwahrlostes oder verbrecherisches Kind auf, so übergibt sie es sofort einem der bestehenden Schutzhäuser, wo es unter Aufsicht bleibt, bis es vor den Richter kommt. Die Tätigkeit des Richters erstreckt sich nicht nur auf die Kinder, die sich gegen das Gesetz vergangen haben, sondern auch auf solche, die nur verwahrlost sind, weil sich ihre Eltern nicht um sie kümmern, oder die durch ihre Verwahrlosung sittlich gefährdet sind. Sind die Eltern an der Verwahrlosung ihrer Kinder schuld, so werden sie zunächst ermahnt. Über den Erfolg der Mahnung wacht ein Vertrauensmann. Hilft die Mahnung nicht, so bestraft das amerikanische Gesetz solche Eltern in verschiedenen Staaten mit Arbeitshaus oder Gefängnis. Handelt es sich jedoch um ein widerspenstiges Kind, mit dem die Eltern nichts anzufangen wissen, so bleibt es bei ihnen, wird aber unter Aufsicht eines Vertrauensmannes gestellt, bei dem es sich zunächst einmal wöchentlich zu melden und über sein Verhalten zu berichten hat. Über seine Erfolge hat der Vertrauensmann von Zeit zu Zeit an den Kindergerichtshof zu berichten, der den Vertrauensmann erst dann seiner Obhutspflicht enthebt, wenn das Kind vollständig gebessert oder sein Charakter derart gefestigt ist, daß es allen bösen Einflüssen widerstehen kann. Kinder, die infolge schlechter Umgebung oder Vernachlässigung seitens ihrer Eltern moralisch gefährdet sind, werden nach Möglichkeit bei einzelnen Familien, meist auf dem Land, untergebracht und bleiben auch hier unter Aufsicht eines Vertrauensmannes. Erst wenn dieser an den Kindergerichtshof berichtet hat, daß seine Bemühungen ohne Erfolg geblieben sind, werden seine Schützlinge einer Erziehungs-, nicht Besserungsanstalt übergeben. Das sind aber keine kasernenartigen Gebäude, sondern kleine Ansiedlungen. In kleinen Häuschen hat ein Ehepaar für je 15—30 Kinder zu sorgen. Nach zwei, höchstens vier Jahren ist der Charakter der Schützlinge meist so weit gefestigt, daß man sie beruhigt ins Leben hinaustreten lassen kann, doch behält sie der Kindergerichtshof auch dann noch eine Zeitlang im Aug. Eigentliche Strafen verhängen die Kindergerichtshöfe fast niemals.

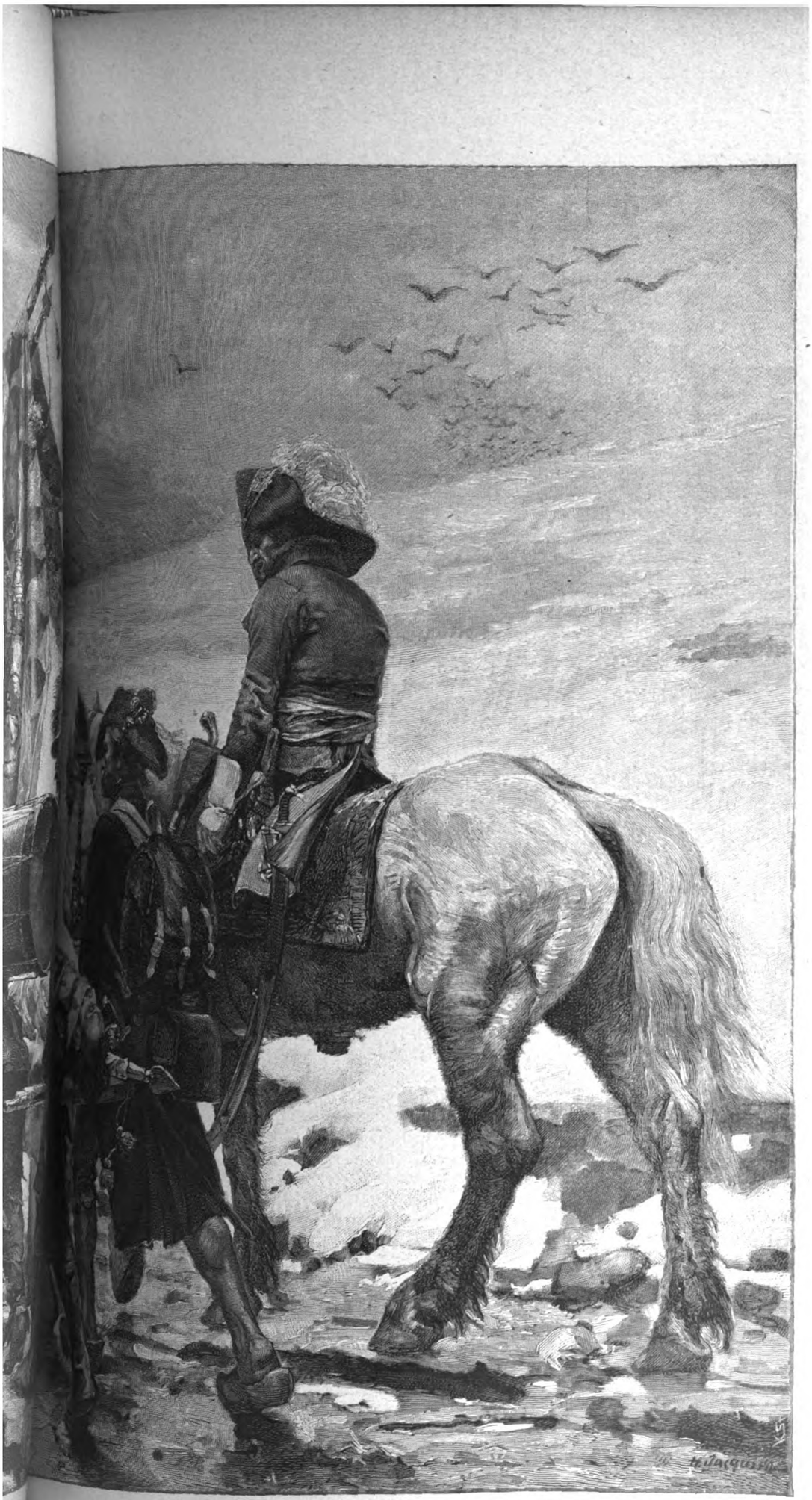
Einer der berühmtesten amerikanischen Kinderrichter ist Benjamin Lindsey in Denver, Kolorado. In seinen Augen ist der Kindergerichtshof die höhere Instanz, wenn Elternhaus und Schule versagt haben, eine Instanz jedoch, bei welcher der Begriff des Richtens und Vergeltens ausgeschaltet ist. Um mit Lindseys eigenen Worten zu reden, duldet der Gerichtshof den Gedanken nicht, daß ein Kind ein Verbrecher sei. Wie der Arzt an die Kranken, so tritt Lindsey an die sündige Jugend heran. „Um einen verkehrten Jungen zu bessern," sagt er, „muß man ihn vor allem verstehen. Man muß in sein Inneres gelangen, die Dinge durch seine Augen sehen, seine Beweggründe verstehen und, soweit als möglich, Teilnahme und Geduld in bezug auf seine Fehler haben, indem man sich vergegenwärtigt, daß sich durch Liebe mehr erreichen läßt als durch irgendeine andere Methode." So ruht denn Lindsey nicht, bis er ein klares Bild von der Seele des vor ihm stehenden Kindes gewonnen hat und in ein persönliches Verhältnis zu ihm treten kann. Er scheut kein Opfer an Zeit und Mühe. Er vertieft sich in das Leben seiner Schutzbefohlenen, eignet sich ihren Jargon an und verkehrt darin mit ihnen. Auf diese Weise wird Lindsey inmitten seiner Kinderschar zu einer lebendigen sittlichen Macht, der sich keiner leicht ganz entziehen kann. Er sorgt für Anlegung von Kinderspielplätzen, indem er darauf hinweist, wie oft Bubenstreiche und kleine Diebstähle ihre Ursache nur darin haben, daß der in engen Gassen zusammengepferchten Jugend keine gesunde Betätigung ihres natürlichen Spieltriebes möglich ist. Mit der Schule und allen humanitären Anstalten des Jugendschutzes bleibt er in steter Fühlung, vereinigt so in sich alle Fäden und wird gewissermaßen zur Zentrale der Jugendfürsorge.

Eine solche umfassende und zeitraubende Aufgabe kann jedoch ein deutscher Vormundschaftsrichter, angesichts seiner sonstigen Arbeitslast, nicht erfüllen. Es ist daher noch ein weiterer Ausbau der Kindergerichtshöfe bei uns unerläßlich, und die Richtung, in der sich dieser Ausbau am besten zu bewegen hat, hat uns Lindsey vorgezeichnet. Aber auch von unseren anderen angelsächsischen Vettern, den Engländern, können wir noch manches lernen, hier namentlich auf dem Gebiete der Strafvollstreckung gegen Jugendliche. Statt in Gefängnisse oder gar Zuchthäuser schickt man die Jugend in Schulen. Man unterscheidet reformatives schools für Jugendliche bis zu 16 Jahren, die mit Zuchthaus oder Gefängnis zu bestrafen wären, ferner industrial schools für gefährdete Jugendliche unter 14 Jahren und Kriminelle unter 12 Jahren, die nach englischem Gebrauch nicht bestraft werden. Daneben gibt es noch zweierlei Schulen zur Ergänzung: day-industrial schools für Kinder, deren Eltern sie tagsüber nicht beaufsichtigen können, und truant-schools für Jungen, die die Schule „schwänzen" wollen. In allen diesen Schulen werden die Kinder aufs beste für einen künftigen Beruf ausgebildet. Daneben treiben sie Musik und Sport, namentlich das so beliebte nationale Fußballspiel. Disziplinarstrafen werden nur äußerst selten angewandt, dagegen gibt es bei guter Führung Belohnungen. Die Erfolge sind überaus günstig. Zwischen 88 und 97 v. H. gehen als fertige Menschen in die Welt, als Farmer, Buchhalter, Seeleute usw.

Zum Schluß wollen wir nicht unterlassen, auch auf das uns so nahestehende und verbündete Österreich hinzuweisen. Österreich steht im Begriff, Deutschland auf diesem Gebiet einen Vorsprung abzugewinnen. Die österreichische Regierung hat dem Herrenhause kürzlich einen Gesetzentwurf über die strafrechtliche Behandlung und den strafrechtlichen Schutz Jugendlicher vorgelegt. Der Entwurf beabsichtigt, die auf dem Gebiet des Jugendstrafrechts und Jugendschutzes notwendigen Reformen in einer Novelle durchzuführen. Man will also damit nicht bis zur allgemeinen Reform des Strafgesetzbuches warten. Die Altersstufe der Strafunmündigkeit wird bis zum vollendeten vierzehnten Lebensjahre ausgedehnt, um die weder juristisch, noch pädagogisch zu rechtfertigende kriminelle Bestrafung von Kindern zu beseitigen. Jugendliche von 14 bis 18 Jahren werden von der strafrechtlichen Verantwortlichkeit entbunden, wenn sie infolge zurückgebliebener Entwicklung Unmündigen gleichstehen. Bei straffreien Jugendlichen werden Ausnahmen von der Bestrafung in den Formen des unbedingten und des bedingten Straferlasses und der bedingten Entlassung gemacht. Wichtig ist

Des Heli

Gemälde



Ihrengeleit.

die Einführung der Rehabilitation, wodurch die Härte beseitigt werden soll, daß ein Jugendfehltritt das ganze Leben eines seitdem rechtschaffen gewordenen Menschen belaste. Den Schlußstein bildet die Einführung von Jugendgerichten. Die Grundgedanken bilden hier der Ausschluß der Öffentlichkeit der Hauptverhandlung, die Vereinigung von vormundschaftlicher und strafgerichtlicher Rechtsprechung und die Erweiterung der notwendigen Verteidigung für Jugendliche, wobei auch an die Mitwirkung des Laienelements gedacht ist.

Das sind höchst beachtenswerte Fortschritte. Hoffentlich wird auch die deutsche Regierung diesem Beispiel bald nachfolgen und die so dringend notwendige Reform des Jugendstrafrechts nicht bis zur allgemeinen Reform des Strafgesetzbuches vertagen.

Sonderbarer Erwerb.

Von A. Oskar Klaußmann.

Im August des Jahres 1907 wurde in Norditalien ein Mann als Betrüger entlarvt, der sich gewerbsmäßig von Automobilen vermögender Leute überfahren ließ. Er warf sich dem Wagen absichtlich in den Weg, aber mit solcher Geschicklichkeit, daß er nur Fleischwunden davontrug. Er kam dann auf Kosten des Automobilbesitzers in das Krankenhaus und wurde hier sehr gut verpflegt. Außerdem erhielt er ein Entschädigungs- und Schmerzensgeld von mehreren hundert Lire. So war der Mann imstande, sich ein angenehmes Leben zu verschaffen und noch Geld zu sparen.

Er war aber nicht der erste, der diesen Trick anwandte. Schon in den achtziger Jahren brandschatzte in ähnlicher Weise in Berlin ein Betrüger die Droschkenkutscher, indem er sich ihren Gefährten in den Weg stellte und sich von ihnen anfahren ließ. Da die Kutscher große Umständlichkeiten mit der Polizei fürchteten, ließen sie sich herbei, dem Überfahrenen 20 bis 30 Mark Entschädigung zu zahlen.

In Paris wurde im Jahre 1904 ein derartiger Spezialist ebenfalls dingfest gemacht. Er fuhr mit einem Handwagen durch die Straßen und wußte so geschickt zu manövrieren, daß er von einem schweren Geschäftswagen oder einem Omnibus angefahren wurde. Wenn sein Wagen in Trümmern auf der Straße lag, erhob er ein jämmerliches Geschrei, klagte über innerliche Schmerzen und erregte zunächst das Mitleid der Vorübergehenden, die für ihn eine Sammlung veranstalteten. Die Omnibusgesellschaft oder der Besitzer des Geschäftswagens zahlte außerdem eine größere Entschädigung, um einen Prozeß zu vermeiden. Es wurde diesem Spezialisten nachgewiesen, daß er vom Dezember 1901 bis zum August 1903 acht derartige Zusammenstöße herbeigeführt hatte.

Dieser Mann hatte einen Vorgänger, der mit Vorliebe in nicht allzu schnell daherkommende Fahrräder hineinlief und dann ebenfalls die Radfahrer um Entschädigungssummen prellte. Eines Tages hatte der Mann Unglück, er wurde bei einem absichtlich herbeigeführten Zusammenstoß wirklich überradelt, und zwar so unglücklich, daß er starb.

Noch verschmitzter gingen zwei Gauner in Paris vor, die eine Beißmaschine angefertigt hatten, d. h. eine Zange, deren scharfer Griff eine Wunde hinterließ, wie sie durch den Biß eines Pferdes entsteht. In der Dunkelstunde schlichen sich die Gauner an Equipagen oder an die langen Reihen wartender Droschken heran, machten sich mit den Pferden zu schaffen, und plötzlich schrie einer der Gauner laut auf. Er wies eine frisch blutende Wunde am Arm vor, die ihm der rasch darauf verschwundene Genosse mit der Beißmaschine beigebracht hatte. Die Besitzer der Pferde zahlten 200 bis 500 Frank Entschädigung, bis man hinter das Geheimnis der Gauner kam. Es gelang der Polizei, die Beißmaschine zu beschlagnahmen und die Bande zu verhaften, deren Mitglieder zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt wurden.

Noch sonderbarer ist der Erwerb der Leute, die durch Selbstmordversuche Geld verdienen. Im Jahre 1899 starb in Berlin eine alte Frau, die den sonderbaren Namen „Selbstmord Marie" führte. Sie verübte nachts auf der Straße Selbstmordversuche, um das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen. Jahrelang war ihr dies gelungen; sie hatte nicht nur jedesmal eine Unterkunft im Krankenhaus und sofortige Hilfe der Vorübergehenden, sondern auch Unterstützung von Leuten, die sich ihrer annahmen, erhalten. Einmal aber trank sie eine zu große Portion Laugenessenz, deren sie sich bei ihren Selbstmordversuchen bediente; sie fiel in eine schwere Krankheit und gab infolgedessen dieses Geschäft auf. Sie handelte später mit Zündhölzern, ergab sich aber dem Trunk und fand schließlich doch ein frühzeitiges Ende infolge von Alkoholvergiftung.

Auch in London hat eine Zeitlang ein alter Matrose dadurch sich ein erkleckliches Einkommen verschafft, daß er in stillen Straßen der Außenbezirke es versuchte, sich nachmittags an den Gittern der Villen, die dort standen, aufzuhängen. Wenn man ihn abschnitt, klagte er über Not und Krankheit und erhielt reichliche Unterstützung.

Im Jahre 1905 erfuhr man in Neuyork, daß es einen weiblichen Deserteurfänger gäbe, und die Blätter brachten die Nachricht, daß die achtzehnjährige Edit King, eine kleine Person, Spezialistin im Einfangen von desertierten Soldaten sei. Das amerikanische Militär besteht wie das englische aus Angeworbenen, und da der Dienst sehr streng ist, versuchen die Unglücklichen, die sich leichtsinnig unter die Soldaten stecken lassen, zu entwischen. Zweihundert Mark nach deutschem Gelde sind auf die Ergreifung jedes Deserteurs gesetzt, und Edit King machte es sich zur Aufgabe, diese Prämie zu verdienen. Ihr Ruhm stieg zur höchsten Höhe, als sie im Jahre 1905 einen sechs Fuß zwei Zoll großen Kavalleristen namens Joseph Young in Philadelphia verhaftete. Mit dem Revolver in der Hand trat sie dem Deserteur entgegen und verblüffte ihn derartig, daß er sich von ihr Handschellen anlegen und fortführen ließ.

Der Handel mit Skeletten, durch den sich verschiedene Persönlichkeiten in Frankreich, Amerika, aber auch in Ostasien ernähren, liegt momentan sehr danieder. Die Skelette werden zu Studienzwecken von Kliniken und anderen Instituten, von Ärzten, aber auch von Liebhabern als absonderliche Dekorationsstücke aufgekauft. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts kostete ein tadelloses Skelett 120 bis 150 Mark. Durch den Burenkrieg wurde der Preis auf 70 Mark herabgesetzt, und durch den fürchterlichen russisch-japanischen Krieg ist der Preis noch weiter gesunken. Es sind eben zu viele herrenlose Leichen und dadurch Skelette zu haben.

Im Jahre 1904 erschien in einer englischen Fachzeitschrift die Anzeige einer angesehenen Farbenimportfirma, die eine gut erhaltene Mumie für hohen Preis zu kaufen wünschte. Das Alter sollte 2000 Jahre nicht übersteigen, das Geschlecht der Mumie war gleichgültig. Die Londoner Zeitungen wurden aufmerksam und schickten ihre Reporter zu der Firma, um hier zu erfahren, daß man die Mumien zu einer vortrefflichen braunen Farbe verarbeiten könne. Die Herstellung der Farbe war Geheimnis der Firma.

In Ägypten waren bekanntlich in einzelnen Städten, wie z. B. in Bubastis, die Katzen heilig, und man findet dort heute noch in Felsenhöhlen Hunderte von balsamierten Katzenmumien. Wer eine solche Felsenhöhle entdeckt, macht ein sehr gutes Geschäft, denn auch die balsamierten Katzenmumien werden in Fabriken zu einem vortrefflichen Braun verarbeitet.

Im Anfange der neunziger Jahre lebte im Norden Berlins ein Mann, der seinen Lebensunterhalt durch das Verarbeiten von Haifischen erwarb. Es war ein alter Seemann, der sich alle zwei Jahre als Matrose verheuerte und nach Westindien ging, wo er besonders in Kingston auf Jamaika sich für einige Zeit niederließ, um mit Hilfe von Negern den Haifischfang zu betreiben. Von den Fischen wurde nur das Rückgrat, das Fell, das so scharf wie eine Raspel ist, und das Gebiß abgeschnitten und in Fässer verpackt. Mit diesen fuhr dann der Haifischhändler, wenn er genug Rohmaterial hatte, nach Berlin und verarbeitete seine Vorräte. Besonders das Rückgrat des Haifisches gibt elfenbeinähnliche Spazierstöcke, die Gebisse werden für Museen und Schaubuden verarbeitet, einzelne Zähne dienen wohl auch als Berlocken, und die Haut wird in verschiedenen Industrien als Raspel gebraucht.

Daß es Fabrikanten von Ungeheuern gibt, die namentlich für Schaubudenbesitzer arbeiten, ist schon seit vielen Jahren bekannt. Sie sitzen in London und Paris und wissen durch geschicktes Zusammennähen oder durch andere Tricks ganz unglaubliche Tiere herzustellen, die sie entweder ausgestopft oder in Form von Gipsabgüssen an die Schausteller verkaufen.

Schon im Jahre 1888 errichtete ein pfiffiger Engländer in London ein Rätselauflösungsbureau, und heute gibt es derartige Bureaus in Menge. Die englischen Tageszeitungen, Wochen- und Monatsschriften suchen das Interesse des Publikums durch Preisausschreiben wachzuhalten, bei denen die ersten Preise oft Tausende von Mark betragen. Die Lösung der Preisaufgaben ist nicht leicht. Die Bureaus aber haben Leute an der Hand, welche die Lösung zu finden wissen. Die richtigen Lösungen werden in den Bureaus zu ziemlich hohen Preisen verkauft.

Die zahlreichen Varietés und ähnliche Etablissements brauchen beständig neue Kräfte, die mit ihren Darstellungen eine große Anziehungskraft auf das Publikum ausüben. Man findet unter den Artisten, die in diesen Etablissements in allen Städten Europas auftreten, oft höchst eigenartige Spezialisten, die rein zufällig in den Beruf, der ihnen viel Geld einbringt, hineinkamen, weil sie irgendeine Angewohnheit oder „brotlose Kunst" mit großem Eifer übten. Es ließen sich Dutzende solcher Artisten und Artistinnen anführen; es sei aber nur eine Pfeifkünstlerin genannt, die auch in Deutschland vielfach auftrat, eine amerikanische Dame, die es zu einer vollendeten Virtuosität im Pfeifen gebracht hatte, und die sich, nachdem sie durch den Bankrott ihres Vaters verarmt war, als Pfeifkünstlerin ihren Lebensunterhalt erwarb.

In England viel bewundert wurde eine Gesichterschneiderin, die durch große Übung ihre Gesichtsmuskeln derartig verrenken und verzerren konnte, daß sie öffentlich als Gesichterschneiderin auftrat.

Höher war die „künstlerische" Leistung des vor einigen Jahren auftretenden Apfelsinenschälkünstlers, der nicht nur Apfelsinen mit einer verblüffenden Geschwindigkeit schälte, sondern auch die Schalen jeder Frucht derartig abschnitt, daß die Schale ein zusammenhängendes Ganzes und eine bestimmte, stets wechselnde Figur bildete.

In Los Angeles in Kalifornien hatten sich die praktischen Ärzte zu einem Verein zusammengetan, der den Quacksalbern, die durch ihre Kurpfuschereien das Publikum schwer schädigten, zu Leibe gehen sollte. Sie hätten ihren Zweck nicht erreicht, wenn sich nicht eine Dame gemeldet hätte, die sich gewerbsmäßig von den Quacksalbern behandeln ließ, um diese dann bei dem Ärzteverein zur Anzeige zu bringen. Sie hatte die gefährlichsten Kuren an ihrem Körper von den Pfuschern probieren lassen.

Eine andere Amerikanerin war in einem medizinischen College dazu angestellt, die sehr schwierigen Halsuntersuchungen den Studenten vorzuführen und den Studenten selbst Gelegenheit zu solchen Untersuchungen zu geben. Die Frau hatte ihren Hals, besonders ihren Kehlkopf derart abgehärtet, daß es sie nicht genierte, wenn auch minutenlang selbst mit Instrumenten in dem Kehlkopf herumgearbeitet wurde.

Wie man sich bei einiger Intelligenz und unter dem Druck der Not einen Erwerb schaffen kann, das beweist der folgende Fall. Vor einigen Jahren ging ein stellungsloser Schneidergeselle in die großen Berliner Bureaus, in denen Hunderte von Angestellten tätig sind, und wo sich die Junggesellen in der Mehrzahl befinden. Der Schneidergeselle erbot sich, fehlende Knöpfe anzunähen. Er ließ sich für den Knopf einschließlich des Materials zwanzig Pfennig bezahlen und fand dadurch nicht nur seinen Lebensunterhalt, sondern konnte auch so viel Geld sparen, um sich später selbständig zu machen.

Emmy Destinn.

Von J. Lorm.

Unter den wenigen Bühnenkünstlern, die einen Weltruf genießen, noch ehe sie ihr fünfzigjähriges Künstlerjubiläum gefeiert haben, nimmt Emmy Destinn, die noch mehr als vier Jahrzehnte von jenem bedeutungsvollen Abschnitt trennen, die hervorragendste Stellung ein. Kaum zehn Jahre sind es her, als sie, damals eine kaum Zwanzigjährige, in Berlin auftauchte. Sie kam von Prag her, wo ihr bereits ein Lorbeer gegrünt hatte; er war dem „Wunderkinde" gereicht worden, das mit acht Jahren sich als Künstlerin auf der Violine erwies. Sechs Jahre später, und ihre Stimme wird entdeckt. Eine einst hervorragende dramatische Sängerin, die in den sechziger und siebziger Jahren in Pest, Wien und in Italien große Erfolge errang, Frau Destinn-Loewe, wird ihre Lehrmeisterin, und fünf Jahre hindurch währt das Studium, nach dessen Vollendung die Meisterin so voller Zuversicht in die Zukunft blickt, der ihr Zögling entgegengeht, daß sie sich damit einverstanden erklärt, daß dieser den Namen der Meisterin anstatt des eigenen (Kittl) für seine Laufbahn erwählt. Und alle Erwartungen werden übertroffen. Im Februar 1898 erscheint, nach einer Gesangsprobe vor dem damaligen Intendanten der Königlichen Schauspiele, Grafen v. Hochberg, auf der Bühne des Neuen Königlichen Opernhauses das junge Mädchen als Santuzza in Mascagnis „Cavalleria rusticana". Es ist ein erster

Aura Hertwig, Charlottenburg, phot.

Emmy Destinn in ihrem Napoleonzimmer.

theatralischer Versuch, und er gestaltet sich zu einem so großen Erfolg, daß vierundzwanzig Stunden nach jenem Auftreten die bisher Unbekannte durch einen fünfjährigen Vertrag an Berlins vornehmste Musikstätte gebunden wird. Aus der Unbekannten war über Nacht ein aufgehender Stern geworden.

Ein Kind des Glücks könnte man sie nennen, die nicht erst die Kämpfe der Wanderjahre kennen lernen durfte, die nicht erst schrittweise, Zoll um Zoll vom Geschick erbeuten, vom Zufall erhoffen mußte, was ihr auf ihrem ersten Gange beschieden wurde: freie Bahn zum Ruhm und alle Voraussetzungen zum Erfolg. Voraussetzungen, die sie durch unermüdliche Arbeit zu verwirklichen verstanden hat. Mit welchem ironischen Lächeln darf sie heute der Zeit zurückdenken, da man ihr am Dresdner Hoftheater noch vor ihrem ersten Auftreten kündigte, und der Ablehnung, die ihr bald nach jener Kündigung im Berliner „Theater des Westens" seitens der damaligen Direktion zuteil wurde!! — Trotz ihrer Jugend zählt sie heute nach einer Bühnenlaufbahn von einem Jahrzehnt zu jenen wenigen Künstlern, von denen man weiß, daß, welche Rolle sie auch darstellen mögen, sie immer eine vollendete Wiedergabe erfahren wird. Dazu besitzt Emmy Destinn die bei Sängerinnen nicht allzu häufige Gabe, auch eine vortreffliche Schauspielerin zu sein. Namentlich nach der naturalistischen Seite hin, wodurch Partien, wie die der Carmen, der Santuzza, der Aida, der Selika, der Salome, selbstverständlich eine glänzende Wiedergabe erfahren. In ihnen kann das hinreißende Temperament und die Ausdrucksfähigkeit leidenschaftlicher Akzente, über die die Künstlerin in reichstem Maße verfügt, zu vollster Entfaltung gelangen. Daß ihr aber auch die visionäre Senta, die rätselvolle Mignon mit einer Zartheit der Empfindung gelingen, wie sie einst zu den vielgepriesenen Vorzügen einer Lilli Lehmann und Minnie Hauk gehörten, das darf zu den bewunderungswerten Eigentümlichkeiten ihrer großen Künstlerschaft gerechnet werden. Man kann ihre Eigenart wohl nicht zutreffender bezeichnen, als indem man sie eine deutsche Ausgabe der genialen Gemma Bellincioni nennt — ein Lob, das um so bedeutungsvoller wird, als zur Zeit, da man es ihr zollte, die junge Künstlerin ihre italienische Kollegin noch niemals gehört hatte. Gleich der Bellincioni erfüllt die Destinn die von ihr dargestellten Charaktere mit warm pulsierendem Leben, und sie verkörpert vielleicht eins der deutlichsten Beispiele für die Unhaltbarkeit der von verschiedenen Bühnengrößen aufgestellten These, daß ein Künstler über seiner Aufgabe stehen müsse, also das von ihm Wiedergegebene nicht empfinden oder vielmehr nicht mehr empfinden dürfe. Daß er demnach gleichsam nur der persönlich kühlbleibende Interpret aller Stimmungen sein solle, die er darstelle. Diese Ansicht mag vielleicht für jene Geltung haben, die unter den Gesamtbegriff „Virtuosen" zusammenzufassen sind, für Künstler jedoch, in deren Adern jenes echte Theaterblut rollt, dem allein die Gabe zuteil wurde, die Hörer zu erwärmen, zu erschüttern, hinzureißen — für jene wird diese Anweisung eine leere Phrase bleiben, da im Leben wie auf den Brettern, die längst nicht mehr die Welt bedeuten, das alte Wort immer noch Geltung hat: „Nur was wir selber glauben, glaubt man uns!"

Und Emmy Destinn ist eine zu impulsive Natur, als daß sie — nur von der Darstellung und nicht vom Gesang sei hier die Rede — der kühl berechnende Interpret der leidenschaftlich bewegten Charaktere sein könnte, die sie verkörpert. Sie ist in jenen Rollen am vollendetsten, die sich mit ihrer Eigenart decken, die das Wesen eines außerordentlich warmblütigen Menschen voll tiefer Innerlichkeit umgreifen. Alles an ihr ist Impuls, himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt, aber in allen Stimmungen bleibt sie wahr. Vielleicht charakterisiert sie nichts besser als die Gedichte, die sie in freud- und leidvollen Stunden geschrieben hat, und die eigentlich ein Spiegelbild des klangreichen Instruments bieten, das eine Künstlerseele bedeutet. Eine Künstlerseele, die aus Träumen und Hoffnungen besteht, in der Verklungenes

E. Bieber, Hofphot., Berlin, phot.
Mignon.

D. Becker & Maaß, Berlin, phot.
Carmen.

G. Scheurich, Berlin, phot.
Eva in den „Meistersingern"

Aura Hertwig, Charlottenburg, phot.
Emmy Destinn.

F. O. Lundt, Hofphot., Berlin, phot.
Aida.

auf Augenblicke zu neuem Leben erwacht und die Sehnsucht nach dem Glück sich mit der Wehmut und der Klage um die Flüchtigkeit heiß empfundener Eindrücke verwebt:

„Es tönt in meinen Ohren
Ein seltsam müder Klang . .
Ein altes kleines Liedchen,
Das meine Mutter sang.

Ein Königskindermärchen,
Voll Sehnen und voll
Licht —
Das Lied von einer Rose,
Die im Erblühen bricht.

Ich seh' der Mutter Locken,
Seh' ihre bleiche Hand — —
Sie trällert leise das
Liedchen,
Das ich nie recht
verstand . . ."

Die Romantikerin offenbart sich in dem altrömischen Liebeslied, das mit den Worten endet:

„Heiß laß die Lippen auf die meinen sinken,
Mein Glaube ist die Lust und dann der Tod.
Sieh! . . . Blutig noch die roten Rosen winken.
Was soll uns Rom, was soll uns jetzt ein Gott!"

Stimmungen, die von Temperament beherrscht werden — Wünschen und Verzichten — Sturm und Drang — Mittagsgluten und Abendsonnenleuchten — wie in der Träumerei, die den Titel „Dämmerstunden" trägt:

„O gib mir deine jungen heißen
Hände — —
Neig still dein Haupt zu mir, an meine
Brust
Und küsse mich dann, ewig, ohne Ende,
Als hätten wir dies Wort noch nie
gewußt.

Nur heute noch! So werden heil die
Wunden,
Bin ich dann wieder einsam und allein:
O schenk mir deine jungen, heißen
Stunden!
Denn deine Jugend wird ja niemals mein!"

Aus allen diesen Stimmungsbildern spricht Empfinden, und wenn die Form des Ausdrucks zuweilen fremdartig anmutet, so liegt das in dem Umstand, daß die Sprache, in der die Destinn dichtet, nicht ihre Muttersprache ist. Daß sie, als Tschechin, sie dennoch in der Art meistert, wie sie es tut, spricht für ihr unleugbares Talent, das sich, entsprechend der Persönlichkeit der Künstlerin, fast ausschließlich auf dem Gebiete des Innenlebens bewegt. Dieser Veranlagung entspricht auch der etwas melancholische Zug, der sie die Einsamkeit dem geräuschvollen Gesellschaftstreiben vorziehen läßt und ihr die Möglichkeit bietet, ihren musikalischen und literarischen Neigungen nachgehen zu können. Zu den letztgenannten gehören auch Übersetzungen aus dem Deutschen ins Böhmische und umgekehrt, und ganz besonders sollen es slowakische Märchen sein, wie z. B. Zeyers „Naduz und Mahulena", denen sie in ihrer deutschen Übertragung den edlen Gehalt des Originals gewahrt haben soll. Daß sich in der Destinn als Böhmin die musikalische Veranlagung, die fast alle ihre Landsleute auszeichnet, in ganz hervorragendem Maße äußert, ist bei ihrer hohen Intelligenz selbstverständlich. So ist sie denn auch eine Art musikalisches Universalgenie. Sie komponiert Lieder, die in ihrem Vortrage des Erfolges immer sicher sein können, sie spielt ausgezeichnet Klavier und vortrefflich Orgel, ganz zu schweigen von ihrer bereits erwähnten Künstlerschaft auf der Violine. Aber mit diesen dreien ist die Summe ihrer musikalischen Talente nicht erschöpft, denn es gibt Mandolinen und Gitarren, Balalaikas und verschiedene andere exotische Musikinstrumente, die sie mit gleicher Vollendung beherrscht. Menschen, die keine Musikschwärmer sind, würden schreckensvoll vor dem Reichtum an Instrumenten zurückbeben, die einen Teil ihres Musikzimmers und seiner Wände füllen: ein Mozartflügel, ein Pianoforte d'amour, Bratschen und Waldhörner, Violas und Glastrompeten, Spinette und Orgeln, Geigen und Guslas, Trompeten und Klavecins und — Negertrommeln; davon ist, wie der Berliner sagt, „allens da!"

Atelier Victoria, Berlin, phot.
Mignon.

Und daneben, drauf und drum alles mögliche und unmögliche, was nur irgendeine mit Phantasie begabte Künstlerseele, die noch dazu vom Sammelteufel besessen ist, in ihrem Künstlerheim aufzustapeln imstande war: neben einem Napoleonzimmer und einem Gemach, das dem Andenken an Marat, das Opfer Charlotte Cordays, geweiht ist; was häuft sich da nicht alles an Empiremöbeln und venezianischen Spiegeln, Chinoiserien und französischen Fayencen, kristallenen Kronen und Wandleuchtern, Pendülen aller Größen und Epochen, elfenbeinernen Götzenbildern und Kupferstichen, Totenmasken und Waffen, seltenen Bronzen und Vitrinen, Fächern, Glaspokalen und allerlei Raritäten! Und zwischen allen diesen Dingen tauchen hie und da kleine Originalitäten auf, die von übersprudelnder Laune sprechen, von dem

Salome.

Übermut eines Augenblicks, in dem ein Blitz Ironie und liebenswürdigen Humors sie verleitete, dieser Dinge und vielleicht auch ein wenig ihrer selbst zu spotten. Da sträubt sich ein Überkater aus schwarzer Chenille auf einer wunderbaren Harfe Louis' XVI., deren goldglänzendes Gestell seine Pfötchen kaum zu berühren scheinen. Da prunkt eine große ausgestopfte Eule mit einer Anzahl Orden, die man ihr an die Brust geheftet, und ein origineller, von Künstlerhand verfertigter Nußknacker mit roten Bäckchen und unbeholfenen Gliedmaßen scheint mit seinen listigen Äuglein diese Kostbarkeiten um sich her sarkastisch zu betrachten. Diese eingelegten Kassetten, diese Brokate und Felle, japanischen Drachen und Puppen, diese Barock- und Rokokokuriositäten, zwischen denen ein modernes, die Künstlerin darstellendes Ölgemälde die halbe Rückwand des Musiksalons einnimmt! Schwermütig blicken die dunklen Augen in unbekannte Fernen, etwas Weltschmerzlerisches liegt über dem weichen Antlitz, als zögen ihr die Worte durch den Sinn, die zu ihrer Rechten leise aus dem Grün eines Lorbeerkranzes hervorleuchten: „Vita, somnium breve." — Das Leben, ein kurzer Traum. . .

Denkt dieses vom Geschick mit allen Gaben des Glücks beschenkte Menschenkind, dem alles zuteil wurde, was Menschenherzen beglücken kann, Ruhm, Ehre, Gold, Erfolge — denkt es wirklich dieser Worte, deren Pessimismus alle Lebensfreude zum Stocken bringen kann? Ist der Inhalt ihrer Lieder, die von Kämpfen und schmerzlichen Stürmen der Seele sprechen, mehr als Träumerei und Wortkunst? Ist es ein Echo jenes Fühlens, aus dem eine Weltmüdigkeit entstehen konnte, die sich als Motto auf den ferneren Lebensweg die drei Worte erwählte, die man sich eigentlich nur als Trost ins Gedächtnis zurückzurufen pflegt, wenn man im Schatten zu wandeln verdammt ist? . . .

Daß das Leben ein kurzer Traum sei, daran darf man nicht denken, wenn man auf der Sonnenseite des Glücks schreitet, wenn die Zukunft wie die Gegenwart in goldenem Licht vor einem liegt. — Noch wandelt diese Gesangskönigin von einem Triumph zum anderen, noch blühen ihr, die in der Vollkraft der Jahre und ihrer Kunst steht, ungezählte weitere. Zum Ehrenmitglied der Londoner Coventgarden-Oper erwählt, wird sie alljährlich zur Zeit der Season die Erfolge erneuern, die sie dort bereits wie auch in Paris und allerorten, besonders in Bayreuth, errungen hat, wo sie vor mehreren Jahren zum erstenmal die Senta unter Ovationen sang, wie sie selbst in jenen heiligen Hallen selten vernommen wurden. Jetzt rüstet sie sich zur Fahrt nach Amerika, von wo sie, nach einem Gastspiel, das ihr Gold und Ehren in Fülle verheißt, wieder nach Berlin, zur Stätte ihrer ersten Triumphe, zurückkehrt. Mag der Gedanke an die deutschen Stätten, an die sich für sie so viele unauslöschliche Erinnerungen verknüpfen, sie auf der Reise über den Ozean geleiten und sie im leisen Rauschen der Wogen das Echo des herzlichen Abschiedsgrußes aus ihrer zweiten, deutschen Heimat vernehmen.

Die Wolkenburg.

(Schluß.)

Novelle von Adelheid Weber.

Lori blieb bei Radwizek stehen und schaute mit ihm auf die Blätter, die er langsam umschlug. Eva — sie hatte im Vorbeigehen eine rote Rose gepflückt — hatte sich ihm gegenüber gesetzt und hielt sie spielerisch in ihren Fingern, aber Radwizek sah nur lächelnd einmal zu ihr hinüber und beugte sich gleich wieder über Loris Zeichnungen.

Endlich hielt er das letzte Blatt in den Händen, das leicht mit Pastellfarben skizzierte Porträt des Grafen.

„Famos!" rief er aus.

Der Graf bezog das Lob allein auf sein Bild.

„Nicht wahr," sagte er und schlug in seiner befriedigten Eitelkeit nun einen wärmeren Ton gegen Radwizek an, „die Skizze ist gut gelungen? Ich rede meiner Tochter sehr zu, sie regelrecht auszuführen."

Radwizek sah von dem Bild auf und den Grafen an.

„Regelrecht ausführen?" wiederholte er, „das kann die Komteß nicht, da fehlt's."

„Wie sagen Sie?" rief der Graf erstaunt. „Ich hatte Sie dahin verstanden, daß Sie meiner Tochter Talent zusprächen."

„Talent?" rief Radwizek im ehrlichsten Ton. „Aber die Komtesse ist einfach ein Genie, Herr Graf! Die Fortschritte, die sie in vier Wochen gemacht hat, sind geradezu unglaublich."

„In vier Wochen?" wiederholte der Graf verwundert.

Radwizek lächelte belustigt über seine Entgleisung. Er wandte sich an Beate. „Ich verstand die gnädige Komtesse doch recht, daß Komtesse Lori diese Skizzen in den letzten vier Wochen gemacht hat?"

Beate errötete wieder; der Blick des Malers, der so viel zu sagen schien, was der Mund verschwieg, nahm ihr wohl die klare Erinnerung an das, was sie gesprochen hatte.

„Ich glaube, ich sagte so", erwiderte sie.

„Dann ist es einfach ein Wunder, wie die Komtesse von Zeichnung zu Zeichnung wie mit Siebenmeilenstiefeln fortgeschritten ist", nahm Radwizek den Faden auf. „Solche reißend schnelle Entwicklung fußt auf einem außerordentlichen Talent und verheißt der jungen Malerin eine große Zukunft."

„Hm," machte der Graf geschmeichelt, „das hörst du gern, Lori, gelt, ja, daß ein so berühmter Künstler dir solche Schmeichelei sagt?"

„Ich bin Herrn Radwizek sehr dankbar für sein Lob," erwiderte Lori leise und errötend, „aber ich weiß zu gut, wie wenig ich noch kann."

„Gewiß fehlt's noch am regelrechten Können", sagte Radwizek. „Sie haben noch keine Methode. Man sieht, daß Sie keinen rechten Lehrer haben."

„Sie hat seit zwei Jahren Stunden", warf der Graf erstaunt ein.

„Ja, aber bei wem, Herr Graf? Bei einem Lehrer jedenfalls, über den die Komtesse mit ihrem Können schon weit hinausgekommen ist. Ein Talent wie dieses fordert einen Meister zum Lehrer."

„Den wir nicht herzaubern können", sagte der Graf ein wenig verstimmt.

„So muß die Komtesse zu dem Meister gehen. Ich mache mich anheischig, wenn mir das Talent der Komtesse anvertraut würde, sie in wenigen Jahren zu einer der ersten unter unseren Malerinnen auszubilden."

„Herr Radwizek!" rief Lori mit weißen Wangen und sah ihn beschwörend an. „Ist das wirklich wahr, ganz wahr, was Sie sagen?"

Radwizek begegnete den übergroßen, in diesem Augenblick wie von einem großen Leid vertieften Augen in diesem klugen Kindergesicht, und wieder zog etwas wie Rührung in seine alten Don Juan-Züge. „Ich glaube wirklich an Ihr Talent", antwortete er, ihren Blick beruhigend erwidernd.

„O Papa!" sagte Lori mit bebender Stimme; und plötzlich war sie um den Tisch herumgehuscht und stand nun vor ihm. Es sah einen Augenblick aus, als wollte sie vor ihm niedersinken, aber sie faßte sich, schlug nur in ihrer kindlichen Weise die Hände ineinander und bettelte mit ihren Augen.

Er strich ihr väterlich über das Haar. „Nun, nun, mein Töchterchen, es freut mich ja auch, daß du Talent hast", sagte er. „Das wird dir und uns das Leben sehr verschönen."

Sie bohrte sich mit den Augen an ihm fest.

„Laß mich nach München gehen", bat sie leise.

Der Graf lächelte freundlich. „Lori," sagte er, „welche kindische Idee! Was willst du in München?"

„Lernen, Papa, lernen!" bat Lori. „Denke, wenn Herr Radwizek mich zu seiner Schülerin annimmt!"

„Mein Kind, für eine Komtesse von der Wolkenburg kannst du genug!"

Über Radwizeks Gesicht lief ein malitiöses Lächeln. „Für eine Komtesse vielleicht, Herr Graf," sagte er, „aber nicht für eine Künstlerin."

Der Graf sah ihn an. Seine weichen Züge nahmen den Ausdruck großer Verwunderung an. „Eine Wolkenburg wird doch keine Berufsmalerin, die Bilder für Geld malt", erwiderte er freundlich.

Auch Radwizek wurde jetzt sehr freundlich.

„Verkauft eine Gräfin, wenn sie etwa verwitwet ist, nicht z. B. ihre Ochsen und ihr Korn, Herr Graf? Aber das Geld kommt doch erst in zweiter Reihe, die Kunst in erster. Ihre Tochter hat das Zeug zur Künstlerin."

„Meine Tochter wird keine Vagantin, Herr Radwizek."

Kurz und scharf kam die Antwort, die keiner von uns erwarten konnte. So schroff schlug die Art des Grafen um, als wäre etwas Unsichtbares, nur ihm Erkennbares zwischen zwei Atemzügen vor ihn getreten, was seine Haltung vollkommen verwandelte.

Radwizek reckte sich auf. „Sie verkennen doch wohl die Stellung des Künstlers in der heutigen Welt, Herr Graf", sagte er trocken. „Wenn sie vielleicht nicht so hoch ist wie zur Zeit der Renaissance, wo Kaiser Maximilian Dürer die Leiter hielt und geniale Päpste die Freundschaft ihrer Maler suchten, so kommt es einfach daher, daß wir weder Juliane und Maximiliane noch Dürers und Raffaels unter uns haben. Aber immerhin gibt es Grafen, die sehr schätzbare Maler sind. Sie haben nämlich, was den meisten fehlt: Talent."

„Ja, es gibt Entgleiste unter uns —"

„Papa," sagte Lori mit gefalteten Händen, „ich kann etwas werden in der Welt! Kann fort von diesem Felsen und etwas werden, Papa!"

Da blickte der Graf sie an, noch immer mit freundlichem Lächeln, aber seine Augen hatten Farbe und Härte des blauen Stahls. Lori hielt seinen Blick aus, doch ihr Gesicht veränderte sich erschreckend. Es sah aus wie das eines Weibes, das mit einem grausamen und vernunftlosen Tier den Verzweiflungskampf kämpft.

„Ich kann hier nicht bleiben", sagte sie mit kraftvoller Energie. „Ich gehe zugrunde auf diesem Felsen."

„Du bleibst in deinem Vaterhause wie deine Schwestern, mein Kind", sagte der Graf ruhig. „Das Heim einer Dame aus altem Geschlecht ist in ihrem Vaterhause, bis ein ebenbürtiger Gatte sie in das seinige führt."

„Ja, wie Eva und Beate", stieß Lori heraus. „Siehst du denn nicht, Papa, wie wir alle auf diesem Felsen zugrunde gehen — verdummen, verbittern?"

„Lori!" Der Graf erhob sich. „Du vergissest dich vor Fremden. Geh sofort auf dein Zimmer!"

Lori blieb stehen, wandte sich aber zur Seite und sah Radwizek an, als riefe sie ihn zu Hilfe in Todesnot.

Radwizek hatte sich erhoben. Auch ich war aufgestanden.

„Herr Graf," suchte ich zu vermitteln, „vielleicht über sehen Sie die Sachlage doch nicht ganz. Komtesse Lori würde sich durch ihre Kunst eine unabhängige, vielleicht glänzende Zukunft schaffen können, die ihren Anlagen und ihren Wünschen gerecht wird. Und unter besonders günstigen Bedingungen. Wenn ein Künstler wie Herr Radwizek für sie einsteht, ist ihre Zukunft schon von vornherein gesichert."

„Nun", erwiderte der Graf, und ich sah zum erstenmal sein wahres, unvernünftig grausames Gesicht unter den weichen Linien hervorkommen; „ich denke, es ist das Metier dieser Herren, Schülerinnen zu akquirieren, und eine Komtesse von der Wolkenburg würde ihnen noch dazu mit ihrem Namen und ihren Verbindungen Reklame machen."

Ein tödliches Schweigen folgte auf diese Worte.

Im nächsten Moment trat Lori zu Radwizek, ergriff seine Hand und küßte sie.

„Verzeihen Sie!" sagte sie ganz laut.

Wir standen alle wie erstarrt. „Lori!" schrie der Graf. Das brach den Bann; ich trat schützend vor das tapfere kleine Mädchen, das so schön die Abscheulichkeit des Vaters sühnte.

Radwizek war heftig zusammengezuckt; in seinem Gesicht arbeitete es. Er nahm Loris Hände in die seinen und preßte sie.

„Ich bin immer der Ihre. Rufen Sie mich, wann Sie wollen, wozu Sie wollen. Lassen Sie sich nicht zwingen. Adieu, Sie hochherziges Kind!"

Er ließ Loris Hand los, machte Beate und Eva, die bleich und zitternd standen, ohne ein Glied zu rühren, eine leichte Verbeugung, sagte zu mir: „Wir sehen uns noch, gnädige Frau", drehte sich, ohne den Grafen eines Blickes zu würdigen, um und verließ den Garten.

Lori stieß einen schwachen Schrei aus und taumelte. Ich fing sie in meinen Armen auf und leitete sie zu einem Stuhl. Noch immer standen Beate und Eva von fern.

Da sagte der Graf: „Du wirst nachher auf mein Zimmer kommen", verbeugte sich gegen mich und ging auch.

Nun trat Beate zu Lori, und auch Eva kam mit kleinen, zögernden Schritten herbei.

Ich hielt noch immer Lori umfaßt, und sie lehnte den Kopf an meine Hüfte. Beate strich ihr leise über das Haar.

„Liebling," sagte sie, „was hast du getan! Papa wird unversöhnlich sein."

„Ja," klagte Eva, „nun wirst du gar nicht mehr malen dürfen. Und was fang' ich dann an?"

„Du?" fragte Beate erstaunt.

„Du!" rief Lori. Sie lachte auf, ein bitteres, höhnisches, triumphierendes und doch so leidvolles Lachen.

„Was fang' ich an?" wiederholte sie Evas Worte. „Ich! ich! ich! So sind wir, wir Wolkenburger alle! Jeder sieht nur sein Ich, jeder ist ganz allein mit seinem Ich! Du kleine, dumme, verliebte Gans, du siehst gar nicht das Große, das ich will, kann, muß! Du hast nie an mich gedacht, nur immer an dein dummes, dummes Vergnügen. Du hast mich immer nur als Deckmantel benutzt, du fragst gar nicht danach, ob mein Leben auf dem Spiele steht — du denkst bloß daran, daß du vielleicht eine Woche lang fehlen mußt oder auf neue Lügen sinnen —"

„Lori, Kind, was sprichst du nur da?" flüsterte Beate ratlos und strich noch immer mechanisch über Loris Haar.

Lori zog den Kopf fort.

„Du auch! du auch! Bei aller deiner weichen Zärtlichkeit siehst du auch nur dich, siehst nichts, was um dich ist, lässest die eine Schwester —" sie stockte mit einem Blick auf Eva, die hilflos die Hände zu ihr aufhob, während ihr die Tränen übers Gesicht liefen — „lässest mich verschmachten und gehst beten", endete Lori.

Beate hatte die Hände herabsinken lassen und stand mit ratlosem, tief betroffenem Gesicht vor ihr.

„Kind," sagte sie endlich erschüttert, „Kind, was sagst du nur für Worte? Bist so lange neben mir gegangen und weißt nicht, wie ich dich liebe? Ich habe ja doch nichts anderes mehr auf der Welt als euch —"

„Du hast deinen Gott und deine Vergangenheit. An die denkst du. Nicht an uns. Streichelst mich und siehst mich nicht. Siehst nicht, daß ich umkomme vor Sehnsucht! Hilfst mir nicht, nun ich am Wendepunkte meines ganzen Lebens bin, nun die Erfüllung vor mir steht, die einzige Aussicht, von hier fortzukommen ins Leben hinein. Lässest mich von Papa mit dem Fuß ins Gefängnis zurückschleudern. Hast

Angst, nur den Mund aufzutun, und wenn er mich auch in seiner grundkalten Selbstsucht zu Tode quält."

„Kind! Kind!" wiederholte Beate immer ratloser, hilfloser. Sie stand noch immer mit herabgesenkten Armen wie vor einem unbegreiflichen, schrecklichen Bild, an das sie nicht glaubte, obwohl sie es vor sich sah. Abseits hatte Eva sich auf einen Stuhl sinken lassen und weinte vor sich hin. Lori stand aufrecht mit blitzenden Augen. Jeder Zug ihres Gesichtes war aufgestachelte Energie. Sie sah keinen von ihnen an; sie starrte ins Weite und sprach, als schleuderte sie ihre lang' aufgesammelte Bitterkeit ins Leere hinein. So standen die drei Schwestern, die so eng verbunden schienen, jede allein vor ihrem Schicksal, das sie mit keiner anderen teilte.

Aber Beate hielt das nicht aus. Sie trat wieder zu Lori.

„Ich will ja mit Papa sprechen, Lori, noch vor dir. Ich will ihn zu versöhnen suchen, umzustimmen — wenn ich nur wüßte wie! Aber wenn es sein muß — siehst du, ich habe ja von meiner Mutter ein kleines Kapital —"

„Gib dir keine Mühe, Beate", sagte Lori mit verzweifelter Kälte. „Er tut's nicht. Und weißt du warum? Ich weiß es — ah, ich hab' ihm ins Herz gesehen — ich kenne ihn! Weil die Geschichte Geld kostet — und wenn es auch dein Geld wäre, er will es nicht entbehren — kann's vielleicht auch nicht; was weiß ich. Darum läßt er uns auf diesem Felsen verschmachten, ohne Freude, ohne Zukunft, ohne Gesellschaft, läßt uns keinen Menschen kennen lernen, nichts Ordentliches erfahren, erleben, erlernen; darum nur, darum, nicht etwa aus verletztem Gefühl, aus kalter Berechnung heraus hat er Radwizek unversöhnbar brüskiert — er wollte eben jeden Weg zu sich versperren!"

„Kind!" Beatens Blick glitt zu mir herüber. Selbst in diesem Augenblicke des Jammers dachte sie daran, daß eine Fremde zuhörte.

Ich trat näher. „Lassen Sie's sich nicht gereuen, Komtesse, daß Sie mich in dieser Krisis zu Ihrer Freundin gemacht haben", sagte ich. „Meiner Diskretion sind Sie selbstverständlich sicher. Aber vielleicht kann ich auch helfen. Ihr Herr Vater denkt sich wohl die Verhältnisse schwieriger, als sie sind. Wenn ein Mann wie Radwizek sich zum Lehrer anbietet, nimmt er natürlich kein Honorar; er wird aber auch Lori die Wege in jeder Hinsicht ebnen; auch ich habe Beziehungen in München, die ihr nützen werden, so daß sie vielleicht bald selbst etwas erwerben kann."

Beate zuckte zusammen; aber Lori wandte mir ihre Augen zu, in denen ein freudiges Verstehen aufging.

„Ja!" rief sie, „das ist der Weg! Das ist er, ich werde auf eigenen Füßen stehen!"

„Lori!" rief Beate beschwörend, als wollte sie die Schwester zur Besinnung bringen, „das würde Papa als tödliche Beleidigung seines Stolzes ansehen — als Schimpf, den er dir nie verziehe!"

„So muß ich mit seinem Zorn fertigwerden", erwiderte Lori; der freudige Schimmer in ihren Augen war erloschen, sie blickten jetzt hart und kalt wie die ihres Vaters.

„Er läßt dich nicht fort, Lori. Ich bitte dich, rechne mit der Wirklichkeit, um deinet- und um unser aller willen, Liebling!"

„Um euretwillen — immer um euretwillen! Um euren faulen Frieden nicht zu stören, um nicht zu verschulden, daß ihr euch darauf besinnt, wie schrecklich unwürdig ihr euer Leben hinschleppt. O, nein! Ich bin ich und nicht ihr — ich will auch leben — wahrhaft leben und für mich!"

Ich legte meinen Arm um ihre Schulter und küßte sie.

„Ich gehe jetzt, Lori. Sobald Sie mich brauchen, kommen Sie zu mir. Ich bin immer bereit, Ihnen zu helfen."

Sie umhalste mich. Plötzlich brach sie in Tränen aus. Sie schluchzte fassungslos. Ich zog sie nach einem Stuhl und auf meinen Schoß.

„Es tut so weh! so weh!" schluchzte sie an meinem Halse.

„Ja, es tut weh, sich loszulösen von allen, lieben Banden", sagte ich leise, „und klar zu sehen, daß jeder von uns allein steht. Wir stehen alle allein, Kind, einmal geht die kenntnis einem jeden von uns auf — aber für Sie sie früh, liebes Kind. Halten Sie ihr stand und las sich von ihr stählen. Adieu! Kommen Sie sehr bald Wenn Sie's nicht können, rufen Sie mich."

„Adieu, liebste Frau, adieu!" Sie küßte mich auf die auf die Hände, als müßte sie alle die Zärtlichkeit, die jetzt an zurückdrängen wollte, noch einmal über mich er

Nach kurzem Abschied von den ratlosen Schweiter ich von der Wolkenburg. An jeder Wegbiegung sah ihr hinauf, die so trotzig und einsam dastand, immer n immer höher in den Wolken, je tiefer ich abstieg. Für M zu hoch und zu einsam in den Wolken . . .

Am nächsten Morgen weckte mich ein lautes Klopf unerquicklichem Halbschlaf. Mein Zimmermädchen trat

Die älteste Komtesse von der Wolkenburg sei da und mich sofort sprechen zu dürfen.

Ein jäher Schreck ermunterte mich. Ich streifte mein Morgengewand über und ließ die Komtesse bitten.

Gleich darauf trat Beate ein.

Sie sah sehr blaß aus und sehr aufgeregt. Ihre überflogen alle Ecken des Zimmers. Sie sah aus, als sie im nächsten Augenblick umsinken.

Ich schob ihr einen Stuhl hin und schloß hinte neugierigen Mädchen die Tür.

„Was ist geschehen?"

„Lori!" stieß sie heraus. „Wo ist Lori?"

„Lori ist fort?"

„Sie ist nicht bei Ihnen? Um Christi Barmherzigk ist nicht bei Ihnen? Sie wissen nicht, wo sie ist?"

„Nein, liebe Komteß. Aber ich bitte Sie, beruhige sich, Lori kann ja nicht aus der Welt sein. Ein Meni sie geht nicht verloren. Vielleicht tritt sie im nächsten M schon hier ein."

Beate war im Stuhl ganz zusammengesunken. richtete sie unwillkürlich die Augen auf die Tür. Aber schüttelte sie matt den Kopf.

„Nein," sagte sie, „sie ist schon zu lange fort; ihr war unberührt."

„Erzählen Sie", bat ich.

„Sie hatte gestern noch einen schlimmen Auftritt meinem Vater. Er drohte, sie in ein Kloster zu schicken. suchte vergebens zu versöhnen. Er nahm sie zuletzt beim und zerrte sie in ihr Zimmer, das er von außen verschloß. wissen, es hat einen zweiten Ausgang nach dem Salon; von dort gelangt man nur durch eins unsrer Zimmer Freie. Als ich glaubte, daß Vater zur Ruhe gegangen wollte ich mich eben mit nackten Füßen leise durch den S zu Lori schleichen, denn ich bangte um das Kind; da die Tür auf, und sie stand vor mir. Im Nachtkleid. Si zum Erbarmen blaß und hohläugig aus. Ich nahm si mein Bett, und sie schlief in meinem Arm ein. Zuletzt auch ich vor Erschöpfung in Schlaf und wachte nur auf, als sie sich von mir löste und aufstand, schlief aber g wieder weiter. Da ist sie denn in ihr Zimmer gegangen, sich reisefertig gemacht — ihr grauer Dreß, Hut und H tasche fehlen. So ist sie durch mein Zimmer gegangen, auf meinen Tisch diesen Zettel gelegt und ist ins Freie gelan

Beate reichte mir den Zettel. Es standen nur we Worte drauf:

„Lebe wohl, liebe Beate, vergiß meine harten We Ich habe sie heute nacht von Deinen Lippen fortgeküßt.

Deine Lori."

Wir sahen uns ratlos an.

„Hat sie Geld mitgenommen?" fragte ich. Beate zu die Achseln.

„Ihr stand ja so wenig Geld zur Verfügung", antwort sie. „Vielleicht hat sie ihre Schmucksachen mitgenommen. hatte ihr alle die meinen geschenkt, weil sie Freude am Gl

der edlen Steine hatte. Die mögen ihr für eine Weile fortheilfen. — Aber wo ist sie, gnädige Frau, wo ist sie?"

Sie rang die Hände.

Ich legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Ruhig, liebe Komteß", bat ich. „Weiß Ihr Vater —?"

„Nein, nein. Ich bin ja gleich hierher gestürzt, als ich die Entdeckung machte — glaubte sie hier — glaubte, einen irreparablen Bruch mit Papa noch verhüten zu können —"

Sie weinte herzbrechend. „Das Kind! Das arme, irregeführte Kind! Allein in der Welt ohne mich!"

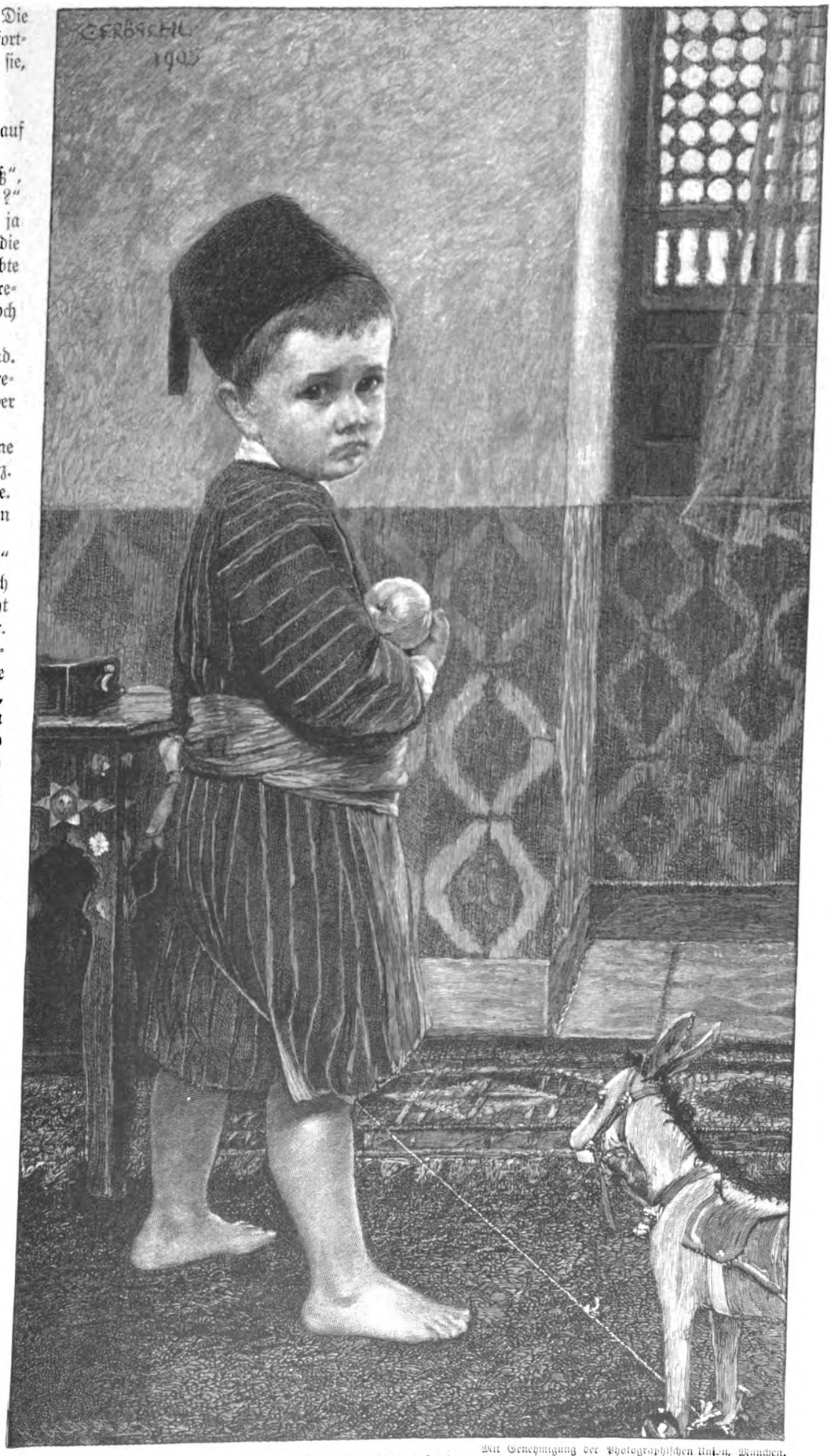
Diese Klage, liebevoll, ohne Vorwurf, erschloß ihr mein Herz. Ich umarmte und küßte Beate. Sie sah mich mit trübgeweinten Augen an.

„Es ist meine Schuld," flüsterte sie; „sie hat ja recht, ich habe zu viel an mich gedacht und zu wenig an die Kinder. Eva — Gott, die ist gleichmütigen Temperaments, über die brauchte ich nicht zu wachen, aber dieses Kind mit seinem Feuer, mit seinem Talent und seiner Sehnsucht, das hätte ich gar nicht aus meinen Augen lassen dürfen. — Aber wenn ich nur erst weiß, wo sie ist! Helfen Sie mir, sie suchen, liebe Frau! Und wenn ich sie erst gefunden habe, lasse ich sie nicht mehr von mir."

Arme kurzsichtige Beate, die ein Wässerlein zu hüten gedachte und ein Feuer!

— — — — — — — —

Wir fanden Lori — in München. Sie malte ganz offen in Radwizeks Atelier. Wir trafen sie in einem Dachstübchen, wo sie wohnte und sich selbst ihre Mahlzeiten auf einem kleinen Spirituskocher bereitete. Ernst und etwas hohläugig, aber sehr entschieden und klar in ihrem Wollen, trat sie uns gegenüber. Radwizek hatte ihr schon Arbeit verschafft — sie zeichnete Illustrationen für Blätter — sie konnte leben, wie sie mit glänzenden Augen sagte. Und durfte neben ihm malen, durfte von ihm lernen! Als ich, während sie das sagte, in ihre Augen sah und auf ihren Mund, erschrak ich bis ins Herz. Es ließ mir keine Ruhe, ich ging zu Radwizek.



Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.

In der Kinderstube.
Gemälde von C. Fröschl.

„Halten Sie mich denn für einen Schuft?" erwiderte er. „Dies Kind ist mir heilig. In seinen Augen war ein gerader Blick, um seinen Mund ein weicher Zug, die ihm sonst nicht eigneten. Ich war aber doch nur halb beruhigt.

„Sie sind dessen gewiß, daß Loris Talent jedes Opfers wert ist?" fragte ich.

„Gewiß? Wer kann über einen Unfertigen, Werdenden mit Gewißheit urteilen? Ich halte ihr Talent für sehr bedeutend. Aber, gnädige Frau, wir beide wissen aus Erfahrung, die Hälfte des Talents liegt im Charakter. Und sie hat den Charakter. Aus der wird was. Im übrigen, wäre nicht jede Existenz, in der sich ihre Energie und ihr Lebensdrang betätigen kann, der vorzuziehen, die ihr auf ihrem Felsen drohte?"

„Beate — ihre älteste Schwester — will bei ihr bleiben", sagte ich.

Er zuckte die Achseln.

„Wenn sie klug ist, lehnt sie das Opfer ab. Sie hätte einen ewigen Kampf mit liebevoller Rückständigkeit zu führen. Es wäre, als ob einer auf anstrengender Wanderung einen Müden mitschleppen müßte, der sich an seinen Arm hinge. Lassen Sie sie die Schwester zurückschicken. Dann ist sie ganz frei. Denn der Herr Vater, wie ich ihn beurteile, wird sich mit Pomp von ihr lossagen — dann braucht er ihr keine Geldhilfe zu gewähren — und die niedliche kleine Katze, die junge Schwester, ist ja viel zu träge und zu verliebt, um sich im Ernst mit andern Schicksalen zu befassen. Nur diese schöne, gute älteste Schwester wäre eine Fessel für Lori. Lassen Sie alle die Hände von dem Kinde, gnädige Frau; es macht seinen Weg besser allein."

„Mit Ihrer Hilfe", sagte ich ernst.

Er gab mir die Hand. „Ja," erwiderte er, „sie steht unter meinem Schutz; Sie können ruhig sein, gnädige Frau."

Und, was ich nie vorher gedacht hätte, ich war ruhig; ich vertraute ihm.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Er hat dieses Vertrauen gerechtfertigt. Lori ist etwas geworden. Sie ist jetzt schon eine gesuchte Porträtmalerin und steht im Aufstieg ihrer Bahn; sie lebt noch immer in München, und wir sehen uns zuweilen, wenn auch nicht für lange, denn sie braucht alle ihre Zeit und Kraft für die Arbeit. Sie ist sehr schön geworden, ruhiger, voll gesammelter Kraft und gehaltenem Feuer.

Viele Männer bewerben sich um sie; aber sie sagt lachend, sie habe zu viel zu tun, um zu heiraten. Wenn sie von Radwizek spricht, der täglich die Abendstunden in ihrem einfachen Hause zubringt, hat sie noch immer den kindlich gläubigen Blick von damals. Und um seinen Mund liegt dann noch immer die gleiche Weichheit. — Warum er sie nicht zu seiner Frau macht — denn gewiß würde sie „Ja" sagen, vielleicht hofft sie sogar noch immer auf seine Werbung — weiß ich nicht. Vielleicht will er seine Freiheit nicht verlieren, vielleicht fühlt er sich zu alt für ihre Jugend, und die Erfahrung seines Alters sagt ihm, daß auch für sie noch einmal die Zeit voller leidenschaftlicher Hingebung an einen Mann kommen werde, der ihr an Frische des Leibes und des Herzens gleichsteht. Vorläufig lebt sich ihr Temperament in der Arbeit aus.

Auf der Wolkenburg ist Lori nie mehr gewesen, obwohl, seit sie eine Stellung in der Welt hat, eine äußerliche Versöhnung mit dem Vater stattgefunden hat. Aber jedes Jahr verlebt Beate einige Wintermonate mit ihr.

Und Eva?

Im vorigen Sommer traf ich sie in Berlin auf dem großen Gartenfest, das die Prinzessin zu Sain-Sain zugunsten irgendeiner Krippe gab. Da kam eine kleine, etwas üppige, sehr elegante, sehr reizende junge Dame, am Arm eines vornehm, liebenswürdig und unbedeutend aussehenden jungen Mannes, mit weichen Bewegungen und etwas schleppendem Gang auf mich zu und reichte mir mit bezauberndem Lächeln ihre beiden Hände.

„Wie ich mich freue, Sie wiederzusehen und Ihnen meinen Mann vorzustellen", sagte Eva und nannte mir den Namen eines der ältesten und begütertsten Adelsgeschlechter.

„Wie wir beide zueinander gekommen sind, das ist komisch," plauderte sie weiter, „denken Sie, Lori — Sie erinnern sich Loris? — sie ist eine berühmte Malerin geworden, aber wir haben uns nicht wiedergesehen, seit sie nach München ging; Papa erlaubte mir nicht, sie zu besuchen — Sie wissen, ich wurde überstreng behütet. Aber Lori hatte noch damals auf der Wolkenburg eine Skizze von mir gemacht, wie ich aus der Hängematte herausgucke, die sah Alex und verliebte sich Hals über Kopf in mich. Oder in mein Bild. Nicht wahr, Schatz, du warst gehörig enttäuscht, als du dann auf der Wolkenburg das Original sahst?"

Sie schmiegte sich mit weicher Koketterie an den Gatten, dem die Verliebtheit deutlich auf dem Gesicht stand.

„Ja, ich bin sehr glücklich", erwiderte sie lächelnd auf meinen Glückwunsch. „Ein Wunder ist's nicht — Alex ist ja meine erste und einzige Liebe — Denken Sie, die Wolkenburg, wo man nie einen Mann sah, die hat mich wohl behütet, bis ich den Einzigen erblickte, der für mich geschaffen ist."

Und sie sah so liebeglühend zu ihm auf, daß ich überzeugt bin, sie glaubte selbst an das, was sie sagte.

Karl v. Voit. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Die Ernährung des Menschen ist eins der wichtigsten Probleme, das zu allen Zeiten Ärzte, Staatsmänner und Volkswirte beschäftigte. Lange Zeit waren aber die Gesetze, nach denen die Nahrungsmittel in unserm Körper verarbeitet werden, völlig unbekannt. Nur auf Grund einer allgemeinen Beobachtung und eigenen Erfahrung bildete man sich Ansichten darüber, welche Nahrung dem Menschen am meisten zusagt, und wie viel er essen muß, um gesund und leistungsfähig zu bleiben. Nach dem Aufschwung der Chemie im Anfang des vorigen Jahrhunderts mußten aber auch die Physiologen, die die Verrichtungen des menschlichen Körpers erforschten, genauere Untersuchungen anstellen. Sie ermittelten zunächst, welche Bestandteile der Nahrungsmittel von dem Körper wirklich aufgenommen, zu seinem Aufbau und zur Entwicklung von Kraft verwertet werden. Heute lernen schon die Kinder in der Schule, daß Eiweiß, Fett und Kohlehydrate und einige Salze diese Nährstoffe bilden, die in den Nährmitteln in verschiedenen Mengen enthalten sind. Jeder, der sich mit der Volksernährung irgendwie beschäftigt, weiß, wie viele dieser Nährstoffe der Mensch täglich erhalten sollte. Auch in den Haushaltungsschulen, in guten Kochbüchern, in volkstümlichen Aufsätzen werden diese Regeln gelehrt, und sie sind Tausenden und aber Tausenden geläufig. Ein Mensch, der körperlich arbeitet, braucht täglich 118 Gramm Eiweiß, 50 Gramm Fett und 500 Gramm Kohlehydrate. Menschen, die körperlich nicht arbeiten, reichen mit einem Kostmaß von etwa 80 Gramm Eiweiß, 30 Gramm Fett und 300 Gramm Kohlehydrate aus. Das sind knappe Zahlen, aber es bedurfte einer unermüdlichen Arbeit, jahrelanger Versuche, zahlloser chemischer Untersuchungen, bis sie festgestellt wurden. Unter den Forschern aber, die diesen Zweig der Forschung am meisten gefördert haben, gebührt Karl v. Voit der erste Platz. Von ihm sind auch die obenangeführten Zahlen angegeben worden. Am 31. Januar ereilte nun den hochverdienten Physiologen der Tod in dem hohen Alter von 77 Jahren. Karl v. Voit wurde am 31. Oktober 1831 zu Amberg in Bayern geboren; er studierte zu München und Würzburg Medizin, verzichtete aber bald auf die praktische Ausübung der Heilkunde und wandte sich der Physiologie zu. Um die verwickelten Vorgänge im menschlichen Körper besser ergründen zu können, suchte er sein chemisches Wissen noch besonders zu vervollkommnen und studierte im Jahre 1855 zu Göttingen Chemie. So ausgerüstet

F. Müller, München, phot.

Karl v. Voit †

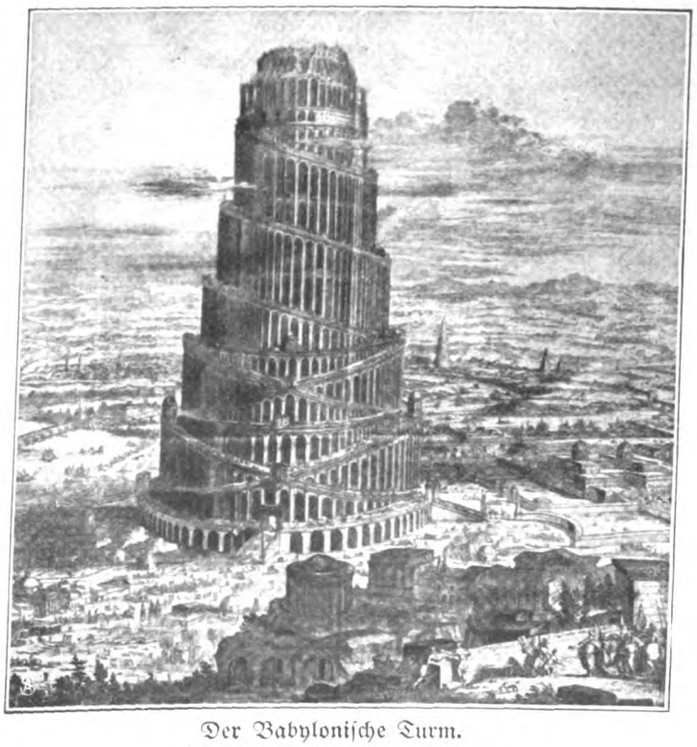
trat er im Jahre 1856 als Assistent in das Physiologische Institut in München ein. Dieses wurde damals von Wilhelm Bischoff geleitet, dem man sehr wertvolle Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte der Säugetiere und des Menschen verdankte. Mit Eifer begann Bischoff damals auch neue Untersuchungen über den Stoffwechsel im tierischen Körper, und auf diesem Gebiete wurde Voit bald sein bester Mitarbeiter, der später das gemeinsam begonnene Werk selbständig fortsetzte. Die Ergebnisse seiner Forschungen legte Voit hauptsächlich in den Werken nieder: „Die Gesetze der Ernährung des Fleischfressers", „Über die Theorie der Ernährung", „Untersuchung der Kost in einigen öffentlichen Anstalten". Mit Bühl und von Pettenkofer gründete er die „Zeitschrift für Biologie". Im Jahre 1860 wurde er außerordentlicher und im Jahre 1863 ordentlicher Professor der Physiologie in München, später auch Direktor des Physiologischen Instituts. Mitte Januar d. J. ersuchte er um Enthebung von seinen Ämtern wegen Krankheit; bald darauf beschloß der Tod die verdienstvolle Laufbahn des Gelehrten. C. F.

Ein „Rubens" in Frankfurt a. M. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Die herrliche Gemäldegalerie von Rudolph Kann in der Avenue de Jéna zu Paris ist zum Preise von 20 Millionen Mark an die Londoner Kunsthändler Duveen Brothers veräußert worden. Ausgenommen waren nur drei Meisterwerke, über die der verstorbene Sammler schon bei Lebzeiten anderweitig verfügt hatte: ein Porträt Th. de Keyzers war dem Pariser Louvre, ein Rembrandt seinem Bruder vermacht, und das dritte, ein herrlicher „Rubens", soll dem Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt a. M., der Vaterstadt Kanns, zufallen. Der Direktor Dr. Swarzenski hat sich das „Porträt eines alten Mannes", über dessen Ursprung und Bedeutung unter den Sachverständigen erhebliche Meinungsverschiedenheiten herrschen, selbst ausgewählt. Während es nämlich der französische Kunstkritiker Emil Michel einfach für das Bild eines Würdenträgers am flandrischen Hofe erklärt, wird es im Katalog der Kannschen Sammlung als Bildnis des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien-Nassau († 1647) aufgeführt, und wieder andere halten es für ein Porträt des Kaisers Matthias Corvinus. Wie dem auch sei — das herrliche Bild ist eine Perle Rubensscher Kunst, außerordentlich fein in Kolorit und Zeichnung; es stammt aus des Meisters bester Zeit und ist ganz wunderbar erhalten.

Der neue „Rubens" des Städelschen Kunstinstituts in Frankfurt a. M.

Der Turm von Babel. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) „Etemenanki, dessen Spitze an den Himmel reichen sollte" heißt in den neuentdeckten Keilinschriften das Bauwerk, von dem die alte Genesis sagt: „Wolauff / lasst vns eine statt vnd thurn bawen / des spitze bis an den himmel raiche / dass wir vns einen namen machen". Zum vornehmsten babylonischen Heiligtume des letzten Jahrtausend vor Christus, zum Tempel Esagila, dessen Grundmauern aus Lehm bis zu dreieinhalb Meter dick waren, gehörte Zigguratu Etemenanki, der Stufenturm, das „Haus des Grundsteins von Himmel und Erde." Diese terrassenförmige Pyramide wurde mehrmals zerstört und wieder aufgebaut. Wer sie zuerst errichtete, ist nicht festgestellt, doch ihre Stätte gilt heute noch den nomadisierenden Arabern für heilig. Der Turm bestand aus sechs riesigen Stufen, deren Durchmesser nach oben zu abnahmen. Die unterste Stufe bestand aus einem Kern von lufttrockenen Ziegeln und einer mehrere Meter dicken Backsteinverschalung. Die Forschung ergab, daß die beiden untersten, die mächtigsten Stufen, verschiedene, die vier oberen gleiche Höhe hatten. Auf der sechsten Stufe erhob sich das Heiligtum des Gottes. Die Gesamthöhe der Zigguratu betrug etwa hundert Meter. Eins der vier Tore hieß Kamunkalamma, „das hehre Tor des Alls". Zum Heiligtum hinan führte entweder eine Rampe oder eine Treppe — genau ist es nicht festzustellen — da nur noch das weite Loch übrigblieb, in dem die Fundamente des Turmes standen. In Babylonien gab es fast in jeder größeren Stadt Stufentürme, die nicht nur religiösen Zwecken, sondern auch als Spähtürme der militärischen Sicherung dienten. Auch der mit der Religion jener Zeiten eng verknüpfte Sterndienst machte von diesen Höhen seine Himmelsbeobachtungen, denn die Plattform einer Zigguratu überragte alle sonstigen Bauten der Stadt und gab den ganzen Himmelsraum bis zum Horizont frei. Der biblische Bericht vom Turmbau stammt wohl aus einer Zeit, da der Wiederaufbau der Zigguratu durch Krieg oder Geldnot gestört war. Herodot verbreitete schon vor über 2300 Jahren in seinen Vorträgen und Schriften den Ruhm dieses Wunderwerks. Es gehörte zum Heiligtum des Belos und „war noch zu meiner Zeit zu sehen" erzählt er. „Und in der Mitte war ein Turm gebaut, ganz von Stein, eine Stadie lang und breit, und auf diesem Turm stand ein anderer, und auf diesem wieder ein anderer, und so acht Türme, immer einer auf dem andern. Auswärts aber, um alle Türme herum, ging eine Wendeltreppe hinauf, und wenn man die Treppe halb hinauf ist, da sind Ruhebänke angebracht, wo sich die hinsetzen und ausruhen, die hinaufsteigen. Und in dem letzten Turm ist ein großer Tempel, und in dem Tempel steht ein großes, schön bereitetes Bett, und daneben steht ein goldener Tisch. Die Leute

Die Verlegung des Schwerpunktes der Erde durch den Babylonischen Turm.



Der Babylonische Turm.
(Nach der Abbildung von A. Kircher.)

erzählen auch, ich glaube es aber nicht, der Gott komme zuweilen in den Tempel und schlafe auf dem Bett". Später plante der große Alexander, den inzwischen wieder verfallenen Turm zu erneuern, damit der Bau seinen Namen der Nachwelt verkünde, doch der Tod des jugendlichen Helden hinderte die Ausführung. Zwischen Sage und Geschichte schwanken dann die Angaben über den Babylonischen Turm. Ein schreibseliger Gelehrter, Athanasius Kircher (1601—1680), widmete ihm ein dickes Buch, dem unsere beiden Abbildungen entnommen sind. In großer Breite stellt er auch den Turm samt der Erdkugel dar und berechnet, um wie viel unser heimatlicher Stern aus dem Schwerpunkt gekommen wäre, wenn man diesen Bau „bis an den Himmel" vollendet hätte. Als arabische Antiquitätensucher vor zwanzig Jahren auf das unter dem Erdboden noch vorhandene Mauerwerk stießen, verdingte die türkische Regierung die Ausbeutung dieses „Steinbruchs" an einen Unternehmer, der hier auch gründlich aufräumte. Wo einst das stolze Babel gestanden hat, breiten sich jetzt Schutthaufen und Trümmerhügel aus; der Euphrat muß durch ein künstliches Wehr am Versiegen gehindert werden, und im alten Stadtgebiet lauern sich ein paar ärmliche Dörfer. Manche stolze Inschrift babylonischer Herrscher ist in die Umgegend gewandert, um in irgendeinem Stall oder einer Lehmhütte mit Füßen getreten zu werden. Die biblische Erzählung von der Sprachverwirrung zwischen den Menschen, die den verwegenen Turm bauten, scheint auf eine falsche Volksetymologie zurückzugehen. Hebräisch heißt nämlich Balbel, das ähnlich wie Babilu, Babel klingt, so viel wie „verwirren". Einige rechneten den Turm von Babylon auch zu den „Wundern der Welt", über die in Nummer 4 des laufenden Jahrgangs der „Gartenlaube" eine ausführliche, mit Abbildungen geschmückte Schilderung erschienen ist.

Manuel II., König von Portugal.

Das Drama in Lissabon. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Mit einer Schreckenstat hob unser Jahrhundert an, mit der Ermordung des von einem Feste heimkehrenden Königs Humbert von Italien, und blutbefleckt schritt es weiter, über die Greuel des Königsmordes in Belgrad, am 10. Juni 1903, zu dem Doppelmord von Lissabon, unter dessen erschütterndem Eindruck die Welt noch steht. Wie ein Blitzstrahl traf die Nachricht, daß König Karl und Kronprinz Louis Philipp erschossen, Prinz Manuel am 1. Februar verwundet seien, die Gemüter, denn wenn die Gärung und politische Unzufriedenheit Portugals auch seit langem Unruhen erwarten ließen — an solch eine furchtbare Katastrophe hatte niemand gedacht. Die königliche Familie war gegen Abend des 1. Februar mit der Bahn aus der Villa Vicosa heimgekehrt, hatte das Fährboot am Ufer des Tajo ohne Unfall verlassen und den Wagen zur Heimfahrt ins Schloß bestiegen, nachdem die Begrüßung der zum Empfang erschienenen Minister und offiziellen Persönlichkeiten vorüber war und Königin Amalie einen Blumenstrauß entgegengenommen hatte. Wenige Schritte weiter, am Eingang der Arsenalstraße in den Handelsplatz, wo eine große Volksmenge sich eingefunden hatte, umdrängte eine Gruppe Bewaffneter den Wagen und gab Schüsse auf den König und den Kronprinzen ab. Vergeblich suchte Königin Amalie mit ihrem Leib den Sohn zu decken — er hauchte wenige Minuten später im Arsenal, wohin man die königliche Familie gebracht hatte, an der Seite seines schon toten Vaters den Geist aus. Auch Prinz Manuel war, wenn auch glücklicherweise nur leicht, verwundet. Inzwischen ist die Zeit, die auch über Leichen schreitet, unerbittlich ihren Weg gegangen. Prinz Manuel hat als Manuel II. den unsicheren verwaisten Thron bestiegen, ein Achtzehnjähriger, für dessen junge Schultern die Bürde dieser Königswürde fast zu schwer ist. Aber der am 15. November 1889 geborene König — dessen Namensvorläufer „Manuel der Große" genannt ward und in seiner Regierungszeit, 1495—1521, Portugal zum Gipfel der Macht und des Reichtums erhob — ist von der besten Absicht beseelt, seinem heißblütigen, unruhigen Volke ein guter Herrscher zu werden. Aus der Proklamation, die er erließ, spricht ein fester ehrlicher Wille. Freilich sind die Folgen des Königsmordes noch gar nicht abzusehen. Wenn auch die Diktatur des früheren Ministerpräsidenten Franco, der die Erregung des Volkes hauptsächlich zuzuschreiben ist, von König Manuel gestürzt und ein neues Ministerium gebildet ward, das wohl das geordnete parlamentarische Regime wieder aufnehmen wird, so sind die Verhältnisse doch viel zu unsicher, um zuverlässige Zukunftsbilder entwerfen zu können. Es wird sich zeigen, ob hinter den Mördern, von denen einige getötet sind, nur die Anarchistenpartei oder die Hauptmasse des Volkes steht, und ob die republikanisch Gesinnten siegen, nachdem König Karls' Händen das Zepter der Braganza entglitten ist. Der arme König! Er hat sich nie viel mit Politik befaßt, ist viel lieber seinen menschlichen und künstlerischen Neigungen nachgegangen und soll sich bei Lebzeiten manchmal mit Abdankungsideen getragen haben. Geboren am 28. September 1863 als ältester Sohn des Königs Ludwig I. und seiner Gemahlin Pia (geb. Prinzessin v. Savoyen) und seit dem 22. Mai 1886 mit der am 28. September 1865 geborenen Prinzessin Amalie, der Tochter des Grafen von Paris, vermählt, folgte er am 19. Oktober 1889 seinem Vater in der Regierung, auf die noch ein zweiter Prätendent Ansprüche machte: Prinz Miguel von Braganza, der Sohn des Exkönigs Miguel, der vor 74 Jahren zur Abdankung gezwungen ward. Seinem ganzen Wesen nach erinnerte der lebenslustige König Karl an die deutschen Duodezfürsten vergangener Jahrhunderte, und die harte, finstere Diktatur, die das Volk so gegen ihn aufgebracht hat, war gewiß nicht seinem Haupte entsprungen, dessen Grundsatz „Leben und Lebenlassen" war. Sein furchtbarer Tod hat über dies heitere Lebensbild einen düstern Schleier gezogen.

Copyright by Ch. Trampus, Paris.

Die Königin Amalie — König Karl † — Kronprinz Louis Philipp †

Die königliche Familie.

Der Handelsplatz (Praza do Commerçio).

Der Königsmord zu Lissabon.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner. für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Unterm Schleier.

Gemälde von Gustav Marx.

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Über steinige Wege.

(7. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Ruth kam gegen Abend auf der kleinen Station für Bellingen an, niemand außer ein paar Bauernweibern, die vom Markt aus der nächsten Stadt heimkehrten, stieg sonst aus. Das Stationsgebäude schien das einzige Haus zu sein, und ein spärliches Gärtchen das einzige Grüne; sonst nichts in der Runde als ebene, endlose Ackerflächen, durch welche die mit Sauerkirschbäumen bepflanzte Landstraße führte. Niemand hier zu ihrem Empfang.

Sie lenkte eben die Schritte nach dem Wartesaal, um den Ausgang zu gewinnen, als Arming eilig den Perron betrat und ganz bestürzt um Entschuldigung bat, daß er sich verspätet habe, „denn wissen Sie, Ruth, wir liegen einige Meilen von hier ab, ich bin wie der Deibel geritten, um rechtzeitig hier zu sein.“ Dann sah er erschrocken ihr blasses, verändertes Gesicht und zog ihre Hand an seine Lippen. „Arme Ruth, was kommt alles über Sie!“

Sie nickte und sah an ihm vorüber. „Was ist's mit Heinz?“ fragte sie, und er merkte, wie schwer ihr das Sprechen wurde.

„Na, kommen Sie nur erst in den Wagen, dann erzähle ich Ihnen — es ist ein so ekelhafter Zug hier auf dem Perron. Ist das Ihr Koffer? — Bitte,“ wandte er sich an einen einfach, aber tadellos gekleideten Diener, „nehmen Sie das Ding mit auf den Bock und sorgen Sie, daß mein Gaul abgerieben und sonst versorgt wird; in einer Stunde reite ich wieder fort.“

Er führte die junge Frau zu einer herrschaftlichen Equipage, und nach wenigen Augenblicken fuhren sie auf der Chaussee dahin.

„Bitte, sagen Sie mir doch —“, wandte sich Ruth gequält an ihren Begleiter.

„Na — also, der Wahrheit gemäß — er hatte ein Renkontre mit einem Herrn und ist verwundet worden. — Sie müssen nicht so erschrecken, Ruth, es ist zwar eine ziemlich schmerzhafte Sache, aber — nicht gefährlich; der Arzt hofft bestimmt, daß es ohne jeglichen bleibenden Schaden abgehen wird.“

Ruth hatte unwillkürlich die Hände ineinander geschlungen. „Ein Duell? Warum denn? Mit wem? Wie ist er denn verwundet?“ überstürzten sich die Fragen von ihren zitternden Lippen.

„Warum — Ruth? Na, wissen Sie, wie das so ist, wenn man eben mal aneinander gerät“, wich der Rittmeister aus. „Die beiden haben sich, glaube ich, früher schon mal angeekelt und gerieben. Ein Rittergutsbesitzer, den Heinz von früheren Zeiten her schon im Magen hatte —, da spitzen sich dann im Umsehen Dinge zu, die sich auf einfache Weise eben nicht beilegen lassen. Mehner heißt er, wenn Sie der Name interessiert; sein Gut liegt in der hiesigen Gegend. Ein bißchen die Lunge hat er dem Heinz angeknallt; nun, wie gesagt, es ist nichts Gefährliches, auf Ehre nicht, aber durch die Blutung etwas Resorptionsfieber mit Delirien — er ruft beständig nach Ihnen.“

„Mein Gott! Um nichts — um nichts hat er sich dem ausgesetzt, Leben und Gesundheit einzubüßen! An mich, an Bubi hat er nicht gedacht dabei!“ Sie blickte zum Fenster hinaus, wo die Chausseebäume vorübertanzten, und sprach kein Wort mehr.

Arming wußte auch nicht, was er sagen sollte. Er wollte ihr erzählen, daß die Baronin Saddler sofort, als sie von der auf ihrem Grund und Boden stattgehabten Affäre gehört hatte, hinausfuhr nach Franzenshof, um den Bewußtlosen in ihr Haus überzuführen, da dort der Platz knapp war; wollte ihr auch sagen, in welch vorzüglichen Händen der Kranke sich befände, in den Händen einer Pflegerin, die den Baron Saddler während seiner Todeskrankheit pflegte und von seiner Witwe aus Dankbarkeit im Hause behalten worden sei; sie helfe für gewöhnlich der Baronin bei Werken der Barmherzigkeit im Dorf. Er murmelte aber nur etwas von dem außerordentlich teilnahmsvollen Verhalten der Baronin, obgleich sie ja keine Ahnung habe, daß der arme Kerl ihretwegen . . . Dann schwieg Arming erschrocken — ja so, das durfte freilich weder die eine noch die andere wissen!

Aber Ruth saß, als wäre sie taub und stumm, neben ihm und starrte durch das Wagenfenster. Sie war wohl in Gedanken daheim bei den Ihrigen, in dem Hause, wo der Tote lag, der Deserteur, der Lump! Eine andere Bezeichnung fand auch Arming nicht. Er hatte von Rose heute früh ein Telegramm mit der Nachricht über Karl Schreibers Tod erhalten. Und nun dies — arme, kleine Ruth!

Der Wagen fuhr jetzt in gemäßigtem Tempo durch das Dorf, bog dann in ein weit geöffnetes Tor, ein Weilchen ging's durch eine Kastanienallee, deren Laub schon zu fallen begann, eine Rampe hinan, und unter einer bedeckten Auffahrt hielt der Wagen vor einem aus Stein gemeißelten reichverzierten Portal.

Arming sprang hinaus und reichte Ruth den Arm; sie folgte, ohne ein Wort zu sagen; sie dachte nicht darüber nach, wo sie ihn finden werde, sie stand völlig unter der Furcht, Heinz schwer verletzt, sterbend anzutreffen. Nur ihn erst sehen! Nur wissen, daß er noch lebt!

Eine ältere Dame begrüßte sie höflich und führte sie einen langen Korridor hinunter, sie sprach davon, daß Frau Baronin später die Ehre haben werde, die gnädige Frau zu begrüßen.

„Der Herr Oberstabsarzt ist eben bei Ihrem Herrn Gemahl", flüsterte sie und ließ Ruth in einen großen Salon eintreten. Die Flügeltür der ihnen gegenüberliegenden Wand hatte man weit zurückgeschlagen, und im Hintergrunde dieses Zimmers standen um ein Bett eine Krankenschwester in weißer Spitzenhaube und der Oberstabsarzt. Er wandte den Kopf zur Tür und kam Ruth sofort entgegen.

„Meine arme gnädige Frau — so ein Schreckschuß — was? Aber, keine Sorge, es wird alles gut werden."

„Herr Doktor, sagen Sie mir die Wahrheit", bat Ruth.

„Ich sage Ihnen, Frau v. Buchen, was ihm am meisten fehlt, sind Sie! Sie werden sehen, er beruhigt sich, wenn Sie hier sitzen und seine Hand halten. Ruhen Sie sich aus, essen Sie, schlafen Sie ein wenig und dann — ach, Arming, auf ein Wort!" Er gab hinter Ruths Rücken der Schwester einen Wink, sie solle sich entfernen, und ging mit Arming in das andere Zimmer, die Tür leise hinter sich schließend.

Ruth blieb regungslos stehen und sah auf den fiebernden, schwer atmenden Mann, der mit geschlossenen Augen dalag, die rechte Hand mit gespreizten Fingern auf die schmerzende Brust gepreßt. Er sprach leise vor sich hin, ein rasches unzusammenhängendes Sprechen war es — dann ganz deutlich: „Ru! Ru! Herzens-Ru!"

Da machte sie ein paar schwankende Schritte nach dem Bette zu, riß ungestüm den Hut ab und legte ihren Kopf dicht neben den seinen auf das Kissen.

„Heinz — warum nur — warum denn nur?" schluchzte sie.

Aber er konnte ihr keine Antwort geben, nur einen Augenblick ließ das Stöhnen nach, und ein freundlicher Schimmer glitt über sein Gesicht, für einen Augenblick nur, und sie sah es vor Tränen nicht.

Als der Kranke gegen Abend schlummerte, brachte die Schwester seine junge Frau fast mit Gewalt zur Ruhe. Linkerhand war ein Zimmer für sie hergerichtet. Unter dem beständigen Zureden der Schwester legte sie sich, in der Tat so übermüdet, daß sie körperlich und geistig wehrlos war. Ein Schlafmittel half die verstörten Nerven vollends beruhigen. Sie schlief fest und tief.

Sie erwachte nach einem dumpfen langen Schlaf, unfähig im ersten Augenblicke, sich zu erinnern, wo sie sich befinde.

Ein großes, etwas düsteres Gemach war's, die Wand mit alten Kupferstichen geschmückt, bis zur halben Höhe Eichenschränke, hinter deren Glasscheiben unzählige Bände standen; Ledersofas zu beiden Seiten des Kamins, eine Menge Fauteuils, die überall aus dem Wege geschoben waren. Mitten im Zimmer, dem Kamin gerade gegenüber, stand ihr Bett, ein Messingbett, blau dekoriert, das man wohl eben nur für sie hineingestellt hatte, ebenso wie den zierlichen Waschtisch, den großen Spiegel. Die Fenster hinter ihr sahen ihr aus dem Spiegel entgegen, große, hohe, vorhanglose Fenster in schön geschnitzter Umrahmung. Draußen vor ihnen hohe Linden, deren Äste der Wind bewegte, hie und da gelbe Blätter wirbelnd; ein trüber Himmel lugte durch die Äste.

Neben dem Bett stand auf einem Tischchen eine elektrische Klingel an langer Schnur, die man vom Schreibtisch drüben herübergeleitet hatte; im Kamin brannte ein leichtes Feuer.

Ja, wo war sie denn eigentlich? Sie hatte gestern nicht einmal gefragt — daneben lag Heinz, verwundet? Sie war hergefahren gestern in grenzenloser Aufregung. Natürlich dies war Bellingen, das Schloß der Baronin Saddler — ja natürlich — daß sie auch gestern daran nicht dachte!

Sie sprang mit einem entsetzlich bangen Gefühl auf — Gott im Himmel, das war das allerpeinlichste! In fliegender Hast machte sie Toilette und pochte dann an die Tür, hinter der sie Heinz vermutete. Die Schwester öffnete geräuschlos und legte den Finger auf die Lippen. „Leise, gnä' Frau, er ist erst gegen Morgen eingeschlafen."

Ruth zog sich zurück, die Wärterin folgte ihr.
viel Schmerzen," berichtete sie „jetzt ist er ruhiger."

Ruth nickte und nestelte an ihrem Kleide.
schuldigen Sie, ich muß fragen, wo bin ich eigen
dies Schloß Bellingen?"

„Jawohl, gnä' Frau!"

„Aber mein Mann war doch zuletzt in . . .?"

„Ja, in Ladenberg, gnä' Frau — ganz recht
Franzenshof fand das Duell statt —"

„Wo ist das? Ist es ein Dorf oder . . ?"

„Ach, gnä' Frau wissen das nicht? Franzenshof ist
chen am Walde mit großen ausgedehnten Wiesen; es
kannte Gestüt — des verstorbenen Baron Saddlers Ste

„Und dort fand der Zweikampf statt?" fragte

„Ja! Aber Frau Baronin hat, als der Herr Di
der Verwundung Ihres Herrn Gemahls berichtete d
reitenden Boten, sofort einen Krankenwagen hinge
den Herrn Oberleutnant hierher bringen lassen."

„Warum? War dort kein Platz für meinen M

„Ich glaube — nein!"

„In einem ganzen Schloß?" sagte Ruth leise und

„Im untern Geschoß wohnt der Gestütsinspektor Zi
mit drei Töchtern und einer leidenden Frau, und
lebt ja doch Herr v. Sandow, der Bruder des
Besitzers von Bellingen und Franzenshof; er hatte
Verkauf die Wohnung vorbehalten bis an das
seines Bruders. Der Herr lebt sehr zurückgezogen.
schwer gewesen, den Herrn Oberleutnant dort unterzu

„So," warf Ruth ein, „aber in der nächsten S
doch vielleicht ein Krankenhaus gewesen? Ich — es
setzte sie verlegen unter den vorwurfsvollen Blicken der
hinzu — „doch sehr peinlich, jemand so ganz und
Last zu fallen . . ."

„O, das tun Sie gewiß nicht! Die Frau B
glücklich, helfen und erfreuen zu können", sagte die
fast beleidigt. „Das Krankenhaus in der Stadt w
in Frage gekommen; es ist alt, und seine zwei bis dre
zimmer sind stets besetzt. Der sehr tüchtige, dort
Arzt aber hat die Behandlung übernommen und besu
Herrn Gemahl täglich. Der Herr Oberstabsarzt wir
selbst sagen, daß er den Kranken in den besten Händ
Und auch Herr Rittmeister Arming hat das Anerbieten
Baronin dankbar ergriffen . . . Ihr Herr Gemahl selb
natürlich nicht erst befragt werden, denn er war be
Ich hoffe, gnä' Frau werden noch selbst erkennen, i
günstiger Umgebung und Pflege Ihr lieber Patient sich
Darf ich gnä' Frau vielleicht in das Frühstückszimmer ge

Ruth schüttelte heftig den Kopf. „Nein, danke
Sie mir nur etwas Tee hierher bringen."

„Aber dann doch wenigstens in den vorderen
Bitte, gnä' Frau, hier ist noch nicht aufgeräumt, und e
düster hier; bis morgen früh, wo die Einquartierun
geht, war kein anderes Schlafzimmer für gnä' Frau frei
kleine Bibliothek, wie Sie sehen. — Bitte, wir könn
hinaus, wir brauchen nicht durch das Krankenzimmer zu

Sie öffnete rechterhand eine kleine Tapetentür und
Ruth durch ein weiß getünchtes Vorzimmer, in dem nur
hohe, ebenfalls weißgestrichene Schränke standen, in den

„Diese vier Räume wurden von dem Herrn Bar
wohnt," erklärte sie, „gnä' Frau wissen wohl, daß der
Herr vor einem Jahr in Wiesbaden gestorben ist?"

Ruth antwortete nicht, sie starrte zu einem Bilde hi
einem lebensgroßen Frauenbildnis.

„Das ist unsere Frau Baronin", sagte die Pflegerin.
werde jetzt das Frühstück bestellen — gnä' Frau befehlen
nicht wahr? Dann gehe ich schleunigst wieder zu
v. Buchen. Wenn gnä' Frau später die Güte haben w
ein wenig an seinem Bette zu sitzen, bis ich mich ein bi
ausgeruht habe, wenn der Herr Oberstabsarzt und der
Sanitätsrat kommen, bin ich wieder zur Stelle."

Ruth nickte zerstreut, und als die Pflegerin gegangen war, trat sie mit hastigen Schritten wieder vor das Bild.

Das war sie? Ja das? Mein Gott, wie reizend! Ein Frauenantlitz von entzückender Frische, große, ein wenig traurige dunkle Augen, um den Mund mit den schön geschwungenen Lippen ein Zug von Leidenschaft, von Eigenwilligkeit und das Ganze von betörendem Liebreiz; die kleinen Grübchen in den Wangen verrieten, daß in einem Augenblick die Geister des Mißmutes sich in ein schalkhaftes Lachen verwandeln könnten. Die schöne Frau war in schweren gelben Atlas gekleidet, über den wie ein Hauch ein schwarzer, durchsichtiger, reichgemusterter Stoff sich breitete, aus dessen duftigen Wogen der schöne Nacken leuchtend auftauchte. Sie saß in einem mattlila Sofa, gelbe Rosen an der Brust, im tief gescheitelten Haar seitwärts über dem feinen Ohr ebenfalls eine gelbe Rose.

So, das war Heinzens erste Liebe! Und doch — sie faltete die Hände krampfhaft ineinander — er hatte sie verschmäht, weil er nicht ihr Sklave werden wollte, weil es seine Mannesehre nicht erlaubte, seinen Beruf ihres und ihres Geldes wegen aufzugeben.

Ein großer Stolz für Heinz überkam sie schwindelnd und triumphierend ein paar Augenblicke lang. Die gleiche Bewunderung von dereinst, die sie sich ihm zuneigen ließ in dem Bewußtsein, daß er kein Mitgiftjäger war, daß er sie, die er nun begehrte, um ihrer selbst willen erwählte. Ja freilich, das hatte ihr Gefühl für ihn geweckt, der einfache kurze Satz von Rose, ausgesprochen in ihrer drastischen Art: „Der macht sich 'nen Quark aus dem vielen Mammon, und wie sie ihn angeln wollten, schnappte er einfach ab."

Ja, das war der Anfang ihrer Liebe zu Heinz gewesen, denn sie suchte nach der ersten trüben Erfahrung den Mann, der über solchen Interessen stand. Und nun hatte dieser Mann dennoch gezeigt, daß er vor nichts zurückschreckte, um seine materiellen Interessen zu wahren, rücksichtslos über sie alle hinweg! Der aufflammende Stolz erlosch jäh in ihr. Sie trat von dem Bilde fort in die tiefe Fensternische und starrte nach dem Garten hinunter. Die ganze Wucht der letzten Erlebnisse in ihrem Vaterhause überfiel sie, die blasse Not starrte sie an. — Wie würde Heinz es aufnehmen, daß sie von nun an bettelarm vor ihm stehen mußte? Wie ein Schwindel packte sie die hirnverwirrende trostlose Gegenwart.

Hinter ihr klapperte jetzt jemand mit Tassen und Tellern, dann erscholl eine männliche Stimme in ihr Ohr: „Gnä' Frau ist bedient!" Mechanisch wandte sie sich um und setzte sich an den zierlich gedeckten Tisch. Unwillkürlich flogen ihre Blicke zu dem gegenüberhängenden Bilde und dann nach seitwärts — da schaute eine blasse übernächtige Frau aus dem bis zur Erde reichenden Spiegel herüber und sah ihr aus ein Paar dunkel umrandeten, trostlosen Augen entgegen — um zehn Jahre schien sie gealtert, seit sie die Nachricht von Karl Schreibers Tod empfangen hatte.

Traurig wandte sie den Blick ab und setzte sich so, daß sie weder Bild noch Spiegel sehen konnte. Überall würde sie ihres Unglücks leichter Herr werden, nur nicht hier — nicht hier! Das fühlte sie. —

Sie genoß kaum etwas außer dem Tee; von all den leckeren Dingen auf dem Tische nur ein Scheibchen Semmel, das sie mechanisch zwischen den Fingern zerbröckelte.

Die Schwester kam jetzt und schalt ein wenig: „Das geht nicht so, gnä' Frau!" Sie strich resolut ein paar Brötchen und belegte sie mit kaltem Fleisch. „Das heben wir für nachher auf, und jetzt essen Sie noch ein Ei! Wie wollen gnä' Frau denn Kräfte behalten für die Pflege?"

Ruth tat es gehorsam, bat sich dann eine weiße Schürze aus, die sie über ihr hellblaues Flanellnegligé band, und begab sich ans Bett des Schlummernden nebenan in den tiefen Fauteuil, den man ihr dorthin geschoben hatte. Wie lange sie dort saß, das wußte sie selber nicht. Gleich einer Hetzjagd flogen die Sorgen und Gedanken durch ihr gequältes Hirn, während sie Heinz unverwandt im Auge behielt.

Es war so furchtbar still in diesem Haus oder wenigstens doch in diesem Teile des Schlosses. Nichts weiter zu hören als das rasselnde Atmen des Kranken, das Stoßen und Flattern eines Schmetterlings, der an den großen Scheiben sein ängstliches Wesen trieb. Diese Stille in dem verdunkelten Zimmer hatte etwas spukhaft Unheimliches, ihre Nerven zitterten vor Aufregung und Grausen. Einmal schreckte sie auf, sie glaubte ganz deutlich Bubis Stimmchen „Mama!" gehört zu haben. Ach Gott — Bubi — der arme kleine Kerl, wie er sie wohl suchen würde! Hätte sie ihn doch gleich mitgebracht! Dieses hier — sie sah auf Heinz — würde lange dauern, das sah sie ein. Aber — sie konnte doch nicht, hier in diesem Hause, gerade in diesem! — dann packte sie ein Zorn. Was ging diese Frau es an, wo Heinz krank lag? Mit welchem Recht ließ sie ihn hierher bringen? Warum hatte man ihn nicht lieber in sein altes Quartier zum Kantor Dägebull gebracht, wenn in Franzenshof kein Platz war? Sie hätte es ihm schon behaglich gemacht. O, dieses Duell! Das hätte er ihr nicht antun dürfen, das nicht! Warum? fragte sie. Ihre schlanken Hände ballten sich zu Fäusten, und sie bog sich vor zu Heinz, als wollte sie die Antwort von seinen blassen Lippen lesen.

Wie ein schwerer Bann fiel es von ihr ab, als sie Stimmen hörte und die Ärzte eintraten, der Sanitätsrat aus Ladenberg und der Oberstabsarzt, gefolgt von der Schwester. Die Herren begrüßten Ruth sehr freundlich, baten sie aber dann, das Zimmer während des Verbandwechsels zu verlassen.

Still schritt sie darauf in den Salon. Und da ging sie nun in qualvoller Unruhe auf und ab, verfolgte das türkische Muster des prachtvollen Teppichs und blickte weder rechts noch links, nur um das Bild nicht zu sehen. Wie furchtbar, daß sie gerade diese Zimmer bewohnen mußte! Eben kehrte sie von der Fensterseite zurück, da stockte ihr Fuß — die Flügeltür vom Korridor her hatte sich leicht geöffnet und eine Dame war hereingetreten, im Reitkleid, die Gerte noch in der Hand. Die schönen dunkeln Augen sahen Ruth mit ehrlicher, warmer Teilnahme an, eine Hand streckte sich ihr entgegen, und eine weiche und doch klangvolle Stimme sagte: „Liebe gnädige Frau, herzlich willkommen in meinem Haus! Ich freue mich so sehr, Sie kennen zu lernen, aber — daß es unter solchen Umständen sein muß, das ist traurig."

Ruth legte zögernd ihre Rechte in die dargebotene Hand. Wie sie so dastand, empfand sie einen feinen körperlichen Schmerz in der Brust. „Sie sind sehr gütig, Frau Baronin!" sagte sie mühsam.

„Aber, ich bitte Sie, es ist ja Menschenpflicht! Ich kann doch einen so Schwerkranken nicht in dem weltvergessenen Neste, dem Franzenshof, lassen; die einzigen verfügbaren Räume dort liegen nach Norden, es ist feucht hinter den dicken Mauern, die reine Champignonluft, versichere ich Sie. Und hier ist ja Platz, trotz der massenhaften Einquartierung. Ich hoffe nur, daß Sie so fürliebnehmen, Frau v. Buchen, bis die Zimmer frei sind, die mehr Licht haben. — Sagen Sie mir nun aber rasch, wie geht's dem Patienten? Hat er Sie schon erkannt, oder ist er noch immer ohne Besinnung?"

„Er war ohne Besinnung, als ich gestern kam, und heute früh schläft er", antwortete Ruth, gequält von der Gegenwart der Baronin und ihrer lebhaften Art.

„Lassen Sie uns sitzen, Frau v. Buchen," bat die junge Witwe, „ich sehe, Sie sind müde und aufgeregt." Sie zog Ruth zum Kamin, schob ihr einen Sessel hin, und indem sie selbst Platz nahm und ihre Füße, die mit hohen Reitstiefelchen bekleidet waren, gegen das Feuer hielt, sagte sie teilnehmend und warm: „Sie dürfen sich nicht allzu große Sorgen machen, Frau v. Buchen, es sieht mit Ihrem Gatten schlimmer aus, als es ist; Lungenverletzungen heilen bekanntlich sehr gut — und bedenken Sie doch seine Kernnatur, seine Frische! Aber", fragte sie und sah Ruth unbefangen an, „hätte das alles denn sein müssen? Warum müssen die Männer denn immer gleich raufen, verstehen Sie das? Gewöhnlich ist's um ein Nichts oder um ein Etwas, das sie im Grunde gar nichts angeht!

Ich gäbe viel darum, wenn ich wüßte, weshalb der arme Heinz Buchen da so jämmerlich zugerichtet liegt."

Ruth saß steif aufgerichtet mit einem undurchdringlichen Gesicht und sah an der Baronin vorüber. „Ich weiß nichts Näheres, Frau Baronin, und . . .", dann brach sie ab und blieb stumm.

„Und wenn ich's wüßte — ich würde es Ihnen nicht sagen", ergänzte die Baronin, und die Grübchen ihrer Wangen vertieften sich ein wenig. „Sie haben recht, ich bin auch sonst nicht neugierig und begreife mich gar nicht, daß ich — oder doch . . . ich kannte Ihren Mann ja schon vor Jahren — Sie werden es ohne Zweifel wissen, liebe Frau v. Buchen, oder — sollte er es nicht gebeichtet haben?"

„Ich weiß nichts, gnädige Frau", erwiderte Ruth abweisend, fast unhöflich.

„Ah, pardon!" Es glitt etwas wie ein Schatten über das Gesicht der schönen Hausherrin.

Eine kleine, aber schwere Pause entstand. Dann erhob sich Nelda v. Saddler, reichte Ruth die Hand und sagte im Weggehen: „Wenn Sie einmal Lust haben sollten, spazieren zu gehen oder zu plaudern, verfügen Sie über mich in jeder Minute, auch über die Equipage, bitte! Es wäre lieb von Ihnen, wollten Sie sich erinnern, daß es mir eine sehr große Freude ist, Ihnen dienen zu können, wie ich irgend kann. Ich bitte Sie, auch mich nach dem Fortgange der Ärzte wissen zu lassen, wie es Ihrem Gatten heute ergeht. Adieu!"

Sie grüßte mehrmals freundlich und verließ das Zimmer. Ruth starrte finster die Tür an, hinter der ihre Gestalt verschwunden war, und erschrak fast, als diese sich rasch noch einmal öffnete und die Baronin abermals erschien.

„Ich vergaß zu sagen, daß von morgen mittag an die obere, ganz abgeschlossene Wohnung für Sie und den Kranken zur Verfügung steht; sie ist weit heller und gemütlicher als diese. Mein Mann ließ sie für meine Mutter einrichten, sie hat sie nur einen Sommer hindurch bewohnt, dann starb sie in ihrem Leipziger Hause."

„Sie sind sehr gütig", sagte Ruth zum zweitenmal an diesem Tage, aber es klang nicht so sicher und kalt wie vorhin. Im nächsten Augenblick war sie wieder allein; ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen.

Ich ertrage es nicht! dachte sie, muß ich denn alles hinnehmen? Wenn Heinz doch fortgebracht werden könnte . . . Nur hier nicht bleiben, hier nicht! (Fortsetzung folgt.)

Die Irrenanstalt von einst und von heute.

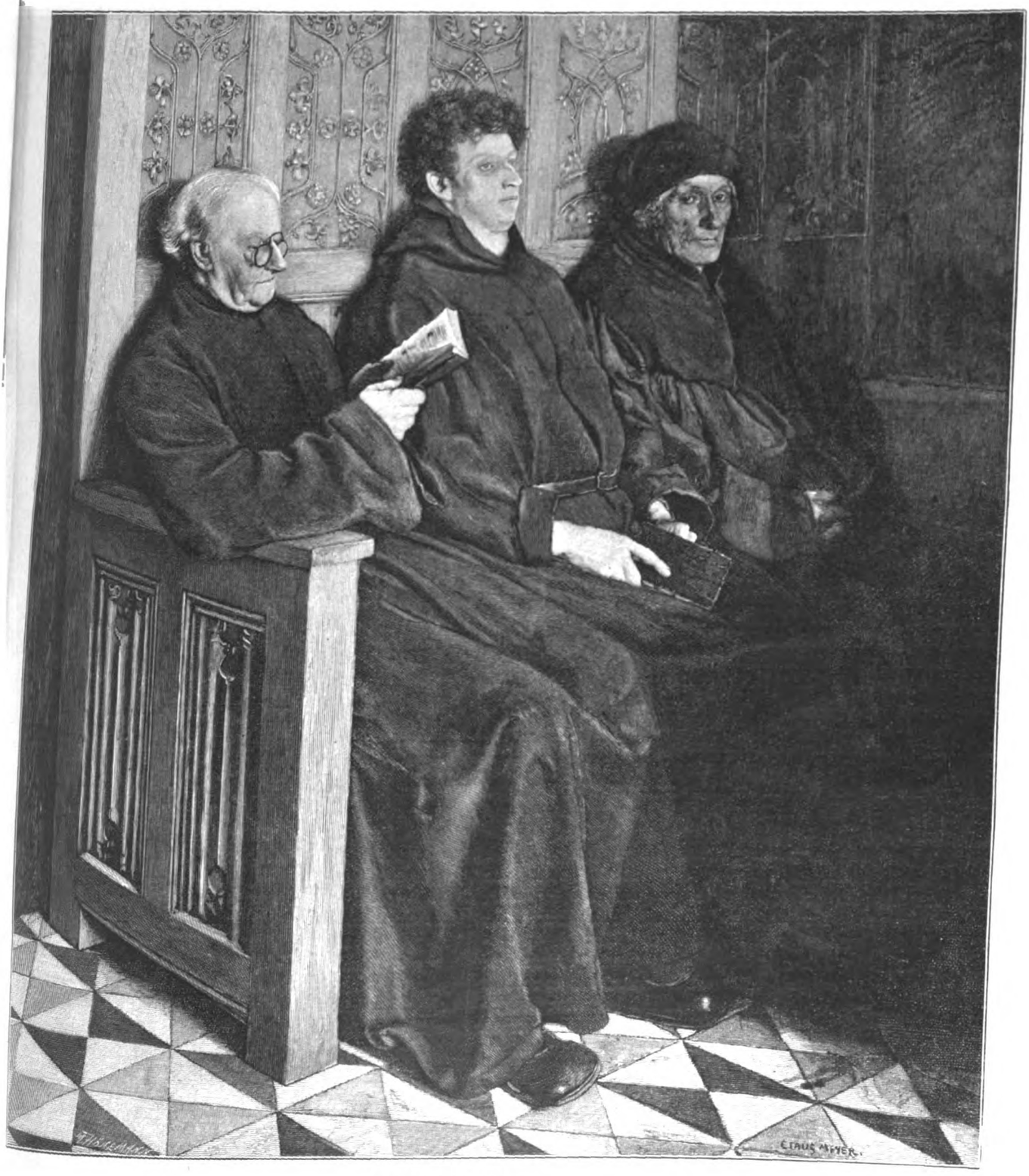
Von Dr. med. Hans Haenel.

I.

„Mancherlei Unglück kann über einen Menschen kommen; am schrecklichsten aber muß es sein, als Verrückter unter Tobsüchtigen in einem Irrenhaus eingesperrt zu sein." Dieses Urteil kann man heute, wenn man auf diesen Gegenstand zu sprechen kommt, noch hundertfach zu hören bekommen, und es lohnt wohl der Mühe, einmal nachzuforschen, wie sich eine solche Meinung im Volke bilden konnte. Wer wegen eines körperlichen Leidens ins Krankenhaus muß, wird bedauert; selbst dem Strafgefangenen, der doch bewußt durch seine Handlungen selbst aus dem Kreise der Gesellschaft herausgetreten ist, wird meist eine gewisse Teilnahme, selbst Mitleid entgegengebracht; bei dem Gedanken aber an die Irrenanstalt und ihre Insassen überwiegt in den meisten Fällen ein Gefühl des Grauens, sie ist der Ort aller Schrecken. Der zu lebenslänglichem Kerker Verurteilte ist „bestraft", „unschädlich gemacht"; wer aber die Schwelle der Irrenanstalt überschritten hat, der ist „lebendig begraben!" Was hat den Irrenanstalten diesen Ruf eingebracht? Ist er berechtigt?

Um der Frage näher zu kommen, müssen wir ein Stück in der Kulturgeschichte rückwärts wandern. Heute ist es uns geläufig, die beiden Begriffe „Irrsinn" und „Geisteskrankheit" als gleichbedeutend zu gebrauchen; es ist aber nötig, sich zu erinnern, daß dies eine Errungenschaft erst verhältnismäßig recht kurzer Zeit ist. Theologie und Medizin sind von alters her Hand in Hand gegangen, in primitivsten Kulturzuständen war und ist noch heute jedes Fieber, jedes innere Leiden ein böser Feind, ein Teufel, der in den Kranken hineingefahren ist und durch Beschwörungen wieder vertrieben werden muß. Und gerade bei Störungen des seelischen Verhaltens hat diese Auffassung eine Jahrhunderte, ja Jahrtausende überdauernde Lebensfähigkeit bewiesen. Christus hat den Lahmen, den Blinden, den Gichtbrüchigen „geheilt"; dem in Krämpfen zuckenden und tobsüchtigen Kranken aber „trieb er den Teufel aus" und ließ ihn in eine Herde Säue fahren. Dieser fundamentale Unterschied blieb das ganze Mittelalter hindurch bis selbst in den Anfang des 19. Jahrhunderts herrschend. An der Krankenbehandlung und -pflege bildete sich die christliche und allgemein menschliche Liebestätigkeit zu den schönsten Blüten aus; für die „Geisteskranken" fiel aber nichts von ihren Früchten ab, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht zu den Kranken gezählt wurden. Nicht einmal das Wort gab es für sie: man nannte sie die Narren, die Tollen, die Besessenen, Verrückten; manche der Unglücklichen, die als Hexen oder Zauberer unter Qualen ihr Leben lassen mußten, sind sicher arme Geisteskranke gewesen.

Daß bei solchen Anschauungen von einer „Behandlung" der Geisteskranken in unserem Sinne nicht die Rede sein konnte, ist ohne weiteres verständlich. Der Gedanke, daß es eine Pflicht der Gesellschaft gegen die Irren gebe, konnte nirgends aufkeimen. Die Gesellschaft erkannte nur eine Pflicht an, ihre vernünftigen und gesunden Mitglieder gegen die Irren so gründlich wie möglich zu schützen. Ein Irrer bildete eine Gefahr für seine Umgebung oder konnte wenigstens zu einer solchen werden; ein Verbrecher stellte ebenfalls ein solches gefährliches Element dar; was lag näher, als beide nach den gleichen Gesichtspunkten zu behandeln? Die Folge war, daß man die Unterbringung der Irren mit der der Verbrecher vereinigte, und wir sehen deshalb, daß bis in den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die Irrenhäuser oder Irrenabteilungen den Zuchthäusern und Gefängnissen angegliedert sind. Allerdings fand nur ein kleiner Teil der Geisteskranken dort Unterkunft; eine große Zahl wurde in ihren Heimatsorten von Verwandten oder anderen Personen aufbewahrt, — „verpflegt" kann man nicht wohl sagen — und verkam in abgesonderten Löchern oder Ställen, viele andere, die den Eindruck der Harmlosigkeit machten, wurden von den Gemeinden über die Grenze abgeschoben, sie irrten schutz- und hilflos als Narren durch das Land; wo sie einkehrten, suchte man sich ihrer möglichst bald wieder zu entledigen. Wurden sie unangenehm oder verursachten sie Störungen, so wurden sie eingesperrt oder mit Ruten gepeitscht. Erregte und Gefährliche wurden, wenn sie nicht in die Zucht- und Korrektionshäuser kamen, in transportablen Käfigen, den sogenannten „Stöcken", verwahrt, in beiden Fällen den Mißhandlungen und der Verspottung ihrer Aufseher — die häufig aus der Zahl der anderen Sträflinge genommen wurden — ausgesetzt. Sie bildeten einen beliebten Gegenstand der Belustigung für das Publikum; an Sonn- und Festtagen wurde es, oft gegen Eintrittsgeld, zur Besichtigung der hinter Gittern angeketteten Geisteskranken zugelassen, so wie heute die Väter ihre Familie Sonntags in den Zoologischen Garten führen, um sich an dem Spektakel im Affenkäfig zu ergötzen. Aus dem Jahre 1791 ist uns eine „Schilderung der merkwürdigsten Zuchthäuser Deutsch-



Die drei Gelehrten.

Gemälde von Claus Meyer.

lands" von Wagnitz erhalten, die zeigt, welch mittelalterliche Zustände noch vor nicht viel mehr als hundert Jahren hier herrschten. Bei der Schilderung des Zuchthauses in Celle bei Hannover schreibt er folgendes: „Die Rasenden sind in sehr festen, dicht nebeneinander liegenden Kojen eines Zellenganges untergebracht, auf deren Fußboden die Schlafstätten eingerichtet sind. Am Griff der eisenbeschlagenen Türen sind kupferne, verzinnte Kellen an Ketten befestigt, worin die Speisen und nachher die Getränke gegeben werden. — Sehr oft sind aus Mangel an Raum mehrere Irre in einem Behältnis zusammen eingesperrt. In diesem Höllengang, wo immer einer den anderen durch fürchterliche Töne zu überschreien und zum Schweigen zu bringen versucht, sind die Irren gewiß auf ewig für die Menschheit verloren." Wie es auf dieser Abteilung zugegangen sein mag, kann man auch daraus entnehmen, daß Zuchthäusler, die sich eines Disziplinarvergehens schuldig gemacht hatten, zur Strafe in diesen Gang eingeschlossen wurden. Die ruhigeren Geisteskranken wurden auf die Arbeitsstuben der Gefangenen verteilt, dort geneckt und geärgert, bis sie erbittert, tückisch und boshaft wurden, um dann wieder von den Aufsehern, den sogenannten „Zuchtknechten", bei jeder Gelegenheit angefahren, geschlagen und mißhandelt zu werden. Der bedeutende Gehirnanatom und Irrenarzt Reil in Halle sah sich noch 1812 veranlaßt, dringend davor zu warnen, Geisteskranke, ehe man nicht von ihrer Unheilbarkeit überzeugt sei, in „diese Kerker des Elends und der Barbarei zu bringen", und schreibt an anderer Stelle: „Die meisten Tollhäuser sind Anstalten, die man nur zur Sicherheit für andere eingerichtet hat, und worin man die Verirrten als Inventarstücke aufhebt oder als seltene Bestien einsperrt, damit sie keinen Schaden tun, in der Hoffnung, die Leute sobald wie möglich dem stillen Grab zu überliefern. Man legt sie wie Ungeheuer an die Kette, behandelt sie mit barbarischen Schlägen und läßt sie in ihrem eigenen Unrat verfaulen." Und nicht besser als in Deutschland war es in den anderen Ländern. In Frankreich erließ z. B. 1819 das Ministerium auf einen Bericht des großen Psychiaters Esquirol eine Verordnung, die bestimmte, „daß jede Irrenzelle ein Fenster haben müsse, daß die Nahrungsmittel mehrmals am Tage zu geben seien, daß die Wärter nicht mit Stöcken, Ochsenziemern, von Hunden begleitet, ihren Dienst tun dürften, daß die eisernen Ketten und Halseisen abzuschaffen seien usw." Wenn eine derartige Verordnung nötig war, kann man sich denken, wie es vor ihr in den Irrenabteilungen ausgesehen haben mag. — Die Trennung der Irren- von den Strafanstalten vollzog sich allmählich im Beginn des 19. Jahrhunderts. In Paris waren die Irrenabteilungen schon zur Zeit der Revolution den Krankenhäusern angegliedert worden, ohne daß das Los der Geisteskranken besser gewesen wäre, denn es bedurfte erst der mutigen Tat des Arztes Pinel im Jahre 1798, der im großen Hospital zu Bicêtre die Geisteskranken von ihren Ketten befreite. Sein Denkmal steht auf öffentlichem Platz in Paris vor der Salpêtrière, und er verdient es, denn in der Geschichte der Menschheit und damit der Menschlichkeit muß seine Tat als eine der segensreichsten genannt werden. Erst Pinel lehrte die Menschen einsehen, daß man in den Wahnsinnigen Kranke, Leidende vor sich hat, die der Pflege und Behandlung, oft der Besserung und Heilung ebenso zugänglich sind wie körperlich Kranke. Aber schwer nur brechen sich große Gedanken und Reformideen Bahn, wenn ihnen eine Jahrtausende alte Überzeugung entgegensteht. Als Kranke lernte man nun ja allmählich die armen Irren betrachten, aber in dem sich erhebenden Streit um die Ursachen und das Wesen dieser Krankheit lebten die alten Anschauungen in neuer Form wieder auf. Vielerorts gewann die theologisierende Richtung Anhänger, auch unter namhaften Ärzten, die die Sündhaftigkeit des Menschen für den Ursprung der Krankheit erklärten und mit dem Rüstzeuge des Beichtstuhls, der Bußübungen und der Kirchenstrafen dagegen ins Feld zu ziehen für nötig hielten. Die Tatsache, daß bei vielen, besonders melancholischen Krankheitsformen Versündigungsideen, Selbstvorwürfe, Gewissensqualen das Bild beherrschen, mußte dieser Lehre immer von neuem Nahrung geben. Daneben entwickelte sich eine mehr moralisierende Richtung, die das Irresein als eine durch Bosheit und Leidenschaft entstandene Verirrung des Geistes ansah, eine durch Hartnäckigkeit festgehaltene Versenkung in krankhafte Gedankengänge, die nur durch mächtige Mittel und strenge pädagogische Leitung wieder ins rechte Gleis gebracht werden könne. Die Hauptaufgabe der Behandlung wurde deshalb jetzt die Erregung von Furcht, von Einschüchterung und Unterjochung des Kranken. Die Anstalt sollte mit ihren Behandlungsmitteln den Kranken imponieren, ihn durch Überraschung, Schreck, Ekel und andere starke psychische Einwirkungen erschüttern und alle krankhaften Äußerungen mit Zwang und heilsamer Strenge unterdrücken. Je kräftiger ein Mittel wirkte, um so besser. Der Periode der völligen Vernachlässigung der Kranken folgte jetzt eine, in der man, in der besten Absicht, ihnen zu helfen, sie neuen Quälereien unterwarf, die oft noch schlimmer als die alten waren. Derselbe Reil, der den Satz aussprach: „Der Zweck der Behandlung der Irren ist einzig und allein, sie zu heilen und ihnen so viel Freiheit und Vergnügen zu verschaffen, als sie zu genießen fähig sind und mit ihrer und der öffentlichen Freiheit vereinbar ist", dieser gleiche Psychiater erfand die allersonderbarsten und grausamsten Apparate und Maschinen, mit denen er die Kranken traktierte in der Überzeugung, ihre Heilung damit herbeizuführen. Seine von vielen Anstalten damals nachgeahmten Behandlungsmethoden gehen manchmal geradezu ins Phantastische. Um gleich im Anfange der Kur recht drastisch auf die Sinne zu wirken, empfahl er, den Kranken mit Zimmerraketen, Pistolenschüssen, Kanonendonner, Klarinetten und Orgelpfeifen zu empfangen, ihn quer über einen Wassergraben zu ziehen, zur Spitze eines Turmes zu erheben und dann plötzlich in ein dunkles Verlies, „am besten zwischen Kröten und Schlangen", hinabzulassen. Sehr beliebt waren die „Überraschungsbäder", bei denen der Kranke aus seinem Bett mit Flaschenzügen in die Höhe gehoben und rasch in ein kaltes Bassin getaucht wurde; auch Sturzbädern von 20 bis 30 Eimern eiskalten Wassers aus großer Höhe über den nichtsahnenden Kranken wurde eine sehr heilsame Wirkung nachgerühmt. Von weiteren schmerzhaften oder unangenehmen Heilmitteln seien erwähnt Blasenpflaster, Bestreichen der Sohlen mit Brennesseln oder Glüheisen, Auftröpfeln von Siegellack auf die Haut; selbst ein Mullsack mit Ameisen, auf den bloßen Rücken gebunden, sollte ausgezeichnet sein, die Kranken durch das fortwährende Kribbeln „aus ihrer Tollheit herauszureißen". Eine ganz besondere Erfindung, teils zur Einschüchterung und Bezwingung, teils zur absichtlichen Erzeugung von Übelkeit oder Brechreiz, waren Schaukeln und besondere Drehapparate. Die weitverbreitete Hornsche Maschine war ein Drehbrett, auf dem der Kranke in horizontaler Lage festgeschnallt und das dann um eine am Fußende befindliche Achse in schnelle Umdrehung versetzt wurde. Ein „Drehstuhl" hatte vor dieser Maschine noch den Vorzug, etwa doppelt so rasch, d. h. bis zu 120mal in der Minute, herumgedreht werden zu können. Ähnlich wirkte ein großes, hohles Rad, in das der Kranke hineingeschoben wurde, und das durch die Bewegungen des Eingeschlossenen so lange wie der Triller im Eichhörnchenkäfig in Bewegung versetzt wurde, bis er erschöpft oder vor Übelkeit stillhielt. Es ist ohne weiteres glaubhaft, daß diese Apparate die „wertvollen Bändigungsmittel" gewesen sind, als die sie gerühmt wurden: der Unglückliche, der aus einem solchen Stuhle oder Rade wieder herausgeholt wurde, dürfte für längere Zeit zu selbständigen Bewegungen unfähig gewesen sein.

Solche Schilderungen muten uns an, als ob sie nur aus dem finstersten Mittelalter stammen könnten, und es fällt uns schwer, zu glauben, daß noch im Jahre 1846 in der Irrenanstalt Sorau in der Lausitz der Drehstuhl als „furchterregendes Zwangsmittel für Kranke, die auf andere Weise nicht zu bändigen sind", als im Gebrauche befindlich aufgeführt wird. Erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts sind also, wie wir sehen, diese „Heilmittel".

die über ein Menschenalter lang die Irrenanstalten zierten, aus ihnen verschwunden; ebenso lange dauerte es, bis im Jahre 1848 in der Feste Leuchtenstein in Sachsen-Altenburg die letzte Irrenabteilung von der dortigen Strafanstalt losgelöst wurde; die erste Anstalt in Deutschland, die ausschließlich zur Aufnahme von Geisteskranken bestimmt war, war 1810 in Neu-Ruppin errichtet worden.

Mit der Beseitigung jener Einschüchterungs- und Schreckapparate waren aber die Zwangsmittel überhaupt noch lange nicht abgeschafft. Zwar wurden die Kranken nicht mehr an Ketten gelegt, dafür wurden aber andere, nicht minder wirksame Mittel zur Behinderung der freien Bewegung erdacht. Am bekanntesten ist von diesen dem Renommee nach noch heute die Zwangsjacke oder Zwangsweste, ein Habit aus unzerreißbarem Drillich, mit langen, blindsackartig endigenden Ärmeln, die über der Brust gekreuzt und dann auf dem Rücken zusammengebunden wurden; auch solche gab es, wo die Ärmel an den Seiten des Rockes und die Hosen an ihrer Innenseite zusammengenäht waren. Das Festschnallen aufgeregter Kranker im Bett galt noch als mildes Mittel, unbequemer war schon der „Trog" oder „englische Kasten", eine Art richtiger, gepolsterter Sarg, der nur dem Gesichte des Kranken gegenüber eine Öffnung eingeschnitten enthielt, oder der ähnlich konstruierte, nur aufrecht stehende „Zwangsschrank". Stulpärmel, Zwangshandschuhe aus festem, hartem Leder für zerreißende und schmierende Kranke, Drahtmasken für solche, die zum Beißen und Spucken neigen oder allerhand Schmutz in den Mund zu stecken pflegen, metallene oder Lederknebel für Schreier und andere Zwangsapparate mehr, die dem erfinderischen Kopf der damaligen Ärzte entsprangen, waren in jeder Irrenanstalt zu finden.

Die Wirkung aller derartiger Mittel auf den damit „behandelten" Kranken kann man sich ohne Mühe ausmalen. Der Zwang mäßigte nicht die Erregung, sondern steigerte sie nur. Statt sich zu beruhigen, mühten sich die Kranken unter Schimpfen und Schreien — die Zunge konnte man ja nicht immer mit festschnallen — ab, ihrer Fesseln sich zu entledigen, sie brauchten ihre Kräfte in nutzloser Anstrengung auf, wurden erbittert gegen Wärter und Ärzte, und für die Momente, wo sie einmal losgebunden waren, waren sie doppelt gefährlich gegen ihre Umgebung. Dazu kam, daß auf die Wärter die Zwangsmittel ebenfalls verrohend wirkten.

Um die Reinlichkeit stand es unter diesen Umständen natürlich schlimm, und die Abteilungen waren ebenso wie durch ihren Lärm oder fast noch mehr als durch diesen durch die unbeschreiblichen Düfte, die in ihnen herrschten, ein Ort der Qual für alle, die sich darin aufhalten mußten.

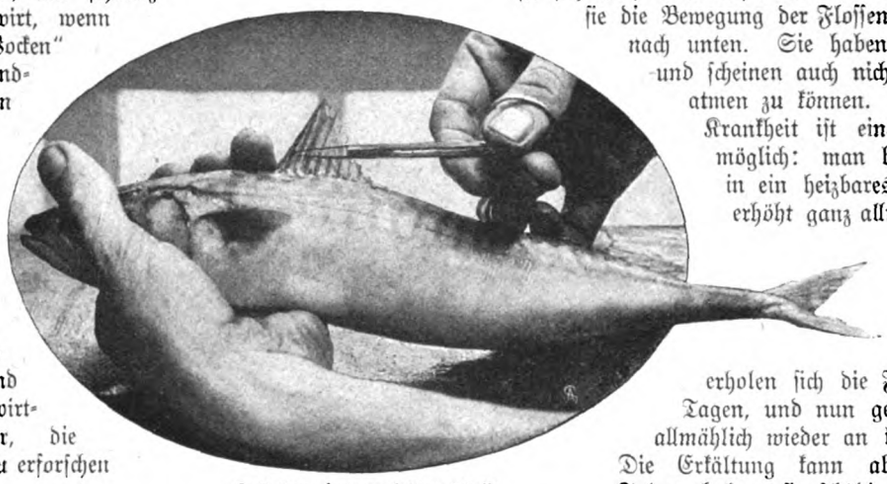
Ein Franzose war es gewesen, der den großen Schritt zur Befreiung der Geisteskranken aus der Gemeinschaft der Verbrecher und Jahrmarktsbelustigungen tat; einem Engländer war es vorbehalten, ihnen zum zweitenmal die Ketten abzunehmen. Conolly war in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts Leiter der damals größten englischen Irrenanstalt in Hanwell, und er unternahm es 1839, binnen drei Monaten das ganze Arsenal von über 600 verschiedenen Zwangsapparaten und -mitteln, das in seiner Anstalt bis dahin im Gebrauch gewesen war, abzuschaffen. Es bedurfte seiner unermüdlichen Ausdauer und seiner felsenfesten Überzeugung von der Durchführbarkeit seines Gedankens, um das sogenannte „No-Restraint"-System in England nach und nach einzuführen; auf dem Kontinente war der Widerstand gegen die neue Lehre stärker, und es mußten fast 30 Jahre vergehen, ehe sie in Deutschland als auf der ganzen Linie siegreich anerkannt werden konnte. Die Ärzte waren zur „tunlichsten" Einschränkung der Zwangsmittel bereit, ihre gänzliche Abschaffung wurde aber für ein Ding der Unmöglichkeit erklärt. So fest war man von ihrer Unentbehrlichkeit und Zweckmäßigkeit überzeugt, daß man lange Zeit blind war selbst gegen die offenkundigsten Vorzüge des neuen Systems. Auf die Kranken wie auf den ganzen Geist der Anstalt wirkte die Abschaffung der Zwangsmittel als eine wahre Wohltat. Die Erregungszustände milderten sich; die Kranken wurden fügsamer, friedlicher, ihre Zerstörungssucht wurde geringer, die Angriffe gegen Wärter und Mitkranke wurden seltener, das Verhältnis zur Umgebung vertrauensvoller, das ganze Anstaltsleben nahm einen ruhigeren und behaglicheren Charakter an. Die Durchführung des „No-Restraint" hatte zur unumgänglichen Bedingung, daß die Fürsorge für den einzelnen Kranken ganz andere, humanere, verständnisvollere Formen annahm, und die Folge war die Einführung zahlreicher Verbesserungen in der Pflege und den ganzen Anstaltseinrichtungen. Ärzte und Pfleger mußten lernen, durch Milde, freundliches Zureden, Unterhaltung, Ablenkung oder Beschäftigung mit den Kranken fertigzuwerden. Das Lager, die Ernährung, Kleidung, der körperliche Zustand der Kranken und hundert wichtige Kleinigkeiten, an die früher niemand gedacht, oder die man für undurchführbar gehalten hatte, gewannen jetzt an Bedeutung und wurden gründlicher erwogen. Als Ziel stand jetzt nicht mehr sowohl die Sicherheit vor den Kranken als vielmehr ihre eigene Behaglichkeit und Zufriedenheit vor Augen.

Und mit der Stetigkeit eines Naturvorganges entwickelte sich im Laufe der Jahre dieses Prinzip der Humanität weiter. Alte Irrenärzte, die die Zwangsjacke früher täglich „verordnet" hatten, hielten es kaum für möglich, welches Maß von Freiheit dieselben Kranken jetzt ohne Schaden für sich und die Umgebung vertrugen. Aus der zwangsfreien Behandlung entstand das „Offen-Tür-System", und damit trat eine einschneidende Veränderung auch der ganzen äußeren Anlage der Irrenanstalten ein. Ihr Bauplan hatte jahrzehntelang die ursprüngliche Verschwisterung mit den Zuchthäusern nicht abstreifen können. Wie diese, bestanden sie fast ausschließlich aus Einzelzellen; es waren finstere, massige Gebäude, von hohen Mauern umschlossen, an langen, schmalen Korridoren lagen die Zellen, in die man durch dicke, eisenbeschlagene Türen eintrat, und die von einem hoch angebrachten, vergitterten und außerdem oft noch mit Draht verwahrten Fenster spärliches Licht erhielten. Die Isolierung des einzelnen Kranken war die Regel. In diesen Anstalten kam auch die berühmte Gummizelle oder Matratzenzelle vor, die zwar den und jenen Kranken vor Selbstbeschädigung bewahrt haben mag, dafür aber genug andere Nachteile an sich trug; der Zerstörungssucht, die durch jede Isolierung befördert wird, wirkten beide nicht entgegen, und besonders die Matratzenzelle bot in den Wandpolstern einen idealen Anhäufungsplatz für zersetzte Unreinlichkeiten und üble Gerüche. Seit zwanzig bis dreißig Jahren hat sich nun das Gepräge der Irrenanstalten geändert und seinen gefängnisartigen Charakter immer mehr abgestreift, um sich im gleichen Maße dem Aussehen der allgemeinen Krankenhäuser zu nähern. Die großen, düsteren Gebäudekomplexe mit den hohen Mauern haben sich in zahlreiche kleine, freundlich im Grünen zu ebener Erde gelegene Pavillons aufgelöst, niedere, mit Pflanzen bewachsene Drahtzäune oder Hecken begrenzen mehr das Gartengebiet, als daß sie es absperren, der Blick sowohl hinein als heraus ist nicht behindert, hohe, unvergitterte Fenster, Balkone und Veranden lassen Licht und Luft ungehindert eintreten. Auf den ruhigern Abteilungen treffen wir einen behaglichen Komfort der Ausstattung, Polstermöbel, Tischdecken, Blumen an den Fenstern und auf den Tischen, freundliche Bilder an den Wänden, ja selbst Bücher und Musikinstrumente. Mancher Angehörige, der heute einen Kranken auf einer solchen Abteilung besucht, wird ihn beneiden um diese fast luxuriös erscheinende Umgebung, in der er lebt. „Und suchst du nach den Tobzellen — du findest sie nicht mehr." Es gibt heute schon eine ganze Anzahl von Anstalten, die sie überhaupt abgeschafft haben. Auf jeder Irrenärzteversammlung, in jeder Ausgabe von Jahresberichten mehren sich die Angaben, daß die Direktoren überhaupt nicht mehr oder im ganzen Jahre nur drei-, viermal einen Kranken isoliert haben, daß die noch von früher her vorhandenen Isolierzellen als Wäschemagazine, Aufwaschküchen, Sonderzimmer usw. Verwendung gefunden haben. Ein zweiter Artikel wird über die Folgen dieser Änderungen berichten.

Fischkuren.

Von C. Falkenhorst.

Nicht immer ist es wohlig den Fischlein auf dem Grund. Auch in den Tiefen der Gewässer tobt der Kampf, und da setzt es Wunden, wenn auch das Leben gerettet wurde. Ebenso hausen dort Krankheiten aller Art, selbst schlimme Seuchen, die oft ein großes Fischsterben verursachen. Das war den Menschen von jeher bekannt, und schmerzlich berührte es den Teichwirt, wenn unter seinen Karpfen die „Pocken" ausbrachen oder durch irgendeine andere Epidemie sein reicher Fischbestand vernichtet wurde. Um das Wesen dieser Fischkrankheiten bekümmerte man sich aber wenig; die Wissenschaft wandte sich zunächst anderen Zielen zu. Es gab ja so viel noch am Menschen selbst zu erkennen und zu studieren, und dann erschien es auch von wirtschaftlicher Seite wichtiger, die Krankheiten der Haustiere zu erforschen und zu heilen.



Zustutzen einer verletzten Flosse

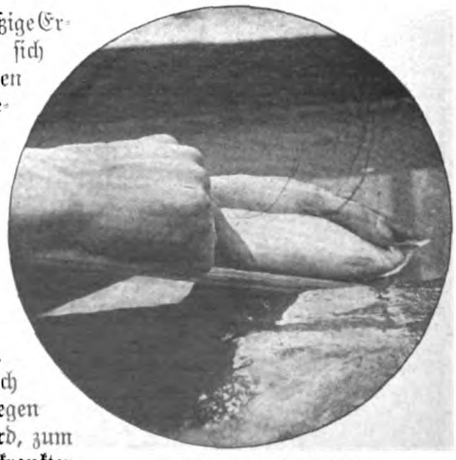
Erst in der neueren Zeit hat man dem Leben in unsern Gewässern erhöhte Beachtung geschenkt und begann auch nach dem Wesen und den Ursachen der Fischkrankheiten zu forschen. Verschiedene Gelehrte, wie Nitsche, Zacharias, Hofer, haben in dieser Hinsicht unser Wissen bedeutend gefördert, und nicht wenig trug dazu die Aquarienliebhaberei bei. Der Teichwirt und Fischpächter kann sich um einzelne Fische nicht gut kümmern, er muß immer die Allgemeinheit im Auge behalten; sein Streben wird also zunächst auf die Verhütung und die Bekämpfung der Fischseuchen gerichtet sein. Anders der Aquariumbesitzer; ihm ist oft ein einzelner Fisch so kostbar, daß er alles versuchen wird, ihn, wenn er krank oder schwach geworden ist, am Leben zu erhalten. So sind denn im Kreise der Liebhaber Fischkuren an der Tagesordnung.

Öffnen einer Beule beim Aal.

Woran erkranken die Fische? Fast wie wir, an allem möglichen. Da gibt es zunächst äußere Verletzungen, die chirurgische Hilfe nötig zu machen scheinen. Diese ist aber nur sehr selten möglich. Man kann dem Fisch, der im Wasser lebt, die Wunden nicht gut verbinden, man kann desinfizierende Stoffe nicht für die Dauer auf die verletzten Stellen einwirken lassen. Aber man versucht es wenigstens mit zeitweiligen Bepinselungen. Sind aber die Verletzungen derart beschaffen, daß herumhängende Fetzen, geknickte Flossen und dergleichen den Vorgang der Heilung erschweren, so kann man durch Entfernung dieser schon an sich verlorenen Teile den Fischen doch helfen, und dann greift der „Fischarzt" zur Schere und versucht seine Kunst.

Wir benutzen Schwimmbäder zur Abhärtung, und da müßte man meinen, daß die Fische, die immerfort schwimmen, sehr abgehärtet sind. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Im Gegenteil, die Fische sind gegen plötzliche Temperaturschwankungen sehr empfindlich, gewisse Arten erkälten sich aber auch, wenn sie dauernd in zu kühlem Wasser gehalten werden. Der Aquariumfreund weiß auch, daß man beim Wasserwechsel im Aquarium das frische Wasser höchstens 1—2 Grad Celsius kühler geben darf. Die Erkältung bewirkt bei den Fischen häufig Störungen in der Tätigkeit der Schwimmblase. Die erkrankten Fische schwimmen nicht flott umher, sondern liegen auf dem Boden und auf den Pflanzen, unbeholfen nur können sie sich nach oben emporarbeiten und sinken, sobald sie die Bewegung der Flossen einstellen, sofort nach unten. Sie haben wenig Appetit und scheinen auch nicht ergiebig genug atmen zu können. Im Beginn der Krankheit ist eine Heilung noch möglich: man bringt die Fische in ein heizbares Aquarium und erhöht ganz allmählich die Temperatur bis auf +30 Grad Celsius. In diesem „Warmbade" erholen sich die Fische in einigen Tagen, und nun gewöhnt man sie allmählich wieder an kühleres Wasser. Die Erkältung kann aber noch andere Folgen haben; sie schädigt die Haut der Fische, die oberste Schicht wird zuerst milchig trübe und löst sich dann in langen Fetzen ab; bringt man die Fische sogleich in wärmeres Wasser, so pflegen sie sich zu erholen. Die krankhaften Veränderungen können aber auch in die Tiefe greifen, bis auf das Fleisch und die Gräten, dann sind die Fische rettungslos verloren. Sind die so entstandenen Wunden und Geschwüre kleiner, so bringen sie dem Fisch doch Gefahr, denn in dem Wasser leben unzählige Pilze, Bakterien und winzige Parasiten tierischer Natur, die sich an den offenen Stellen der Haut ansiedeln, fortwuchern, die Heilung der Wunde erschweren und schließlich den Fisch derart schwächen, daß er eingeht. Diese Gefahr besteht auch bei kleinen Verletzungen, die durch Scheuern an spitzen Steinen, im Kampf mit anderen Fischen und dergleichen entstanden sind. Werden die Wunden infiziert, so heilen sie schlecht. Man empfiehlt darum, sie mit einer ein- bis zweiprozentigen Höllensteinlösung zu bepinseln und den Fisch nachher in einem Wasser zu baden, dem man auf ein tausend Gewichtsteile sechs bis sieben Gewichtsteile Kochsalz zugesetzt hat. Solche Wunden können sich mitunter in Geschwülste umgestalten, man hilft dann dem Fisch durch eine kleine Operation, indem man die Beule mit einem scharfen Messer öffnet. Häufiger werden solche Beulen durch allerlei Parasiten erzeugt; auch dann pflegt, wenn sie nur vereinzelt sind, eine Operation zu helfen.

Durch unzweckmäßige Ernährung verderben sich auch die Fische den Magen, in der Gefangenschaft wohl häufiger als im Freileben, und darum kommt bei Aquarienfischen die Verstopfung nicht selten vor. Für manche Fischarten, wie z. B. die Schleierschwänze, ist sie recht gefährlich und führt, wenn dagegen nicht eingeschritten wird, zum Tod. Ein derart erkrankter



Massieren eines Fisches.

Ein geduldiger Patient.

Fisch leert seinen Kot nicht aus, er zeigt anfangs wenig Appetit, später frißt er gar nicht. Er liegt zumeist flach auf dem Boden oder an der Oberfläche des Wassers, und sein Leib ist aufgetrieben. Gegen dieses Leiden hat man Verschiedenes versucht, so z. B. die Massage, in der Meinung, daß sie den Fischen ebenso nützen kann wie den Menschen. Zu diesem Zweck legt man den Fisch auf ein unter Wasser schräg gestelltes Brett, hält ihn mit der einen Hand fest und massiert mit der andern. Ob das nützt, und ob auch bei andern Krankheiten die Massage den kaltblütigen Patienten bekommt, möchten wir dahingestellt sein lassen. Gegen die Verstopfung aber hat man ein gutes Heilmittel gefunden: man gibt dem Fisch ein Klistier von Rizinusöl. Dazu nimmt man ein Glasröhrchen, das an einem Ende zu einer feinen Spitze ausgezogen wurde, bricht die Spitze ganz oben ab und schmilzt die Ränder der kleinen Öffnung über der Spiritusflamme glatt. An das dickere Ende des Röhrchens befestigt man einen dünnen Gummischlauch, der in einen Gummiballen endet. Nun saugt man einige Tropfen Rizinusöl, je nach der Größe des Fisches mehr oder weniger, in das Röhrchen an, führt es vorsichtig in den After ein und drückt dann auf den Gummiball. Das Rizinusöl wird in den Darm eingespritzt, und nach drei bis sechs Stunden hat der Fisch die gewünschte Entleerung. Hat das erste Klistier nicht geholfen, so gibt man dem Patienten nach sechs bis acht Stunden ein zweites. Man setzt dann den Fisch auf Diät, d. h., man gibt ihm wenig und leicht verdauliche, womöglich lebende Nahrung.

Ein widerspenstiger Kranker.

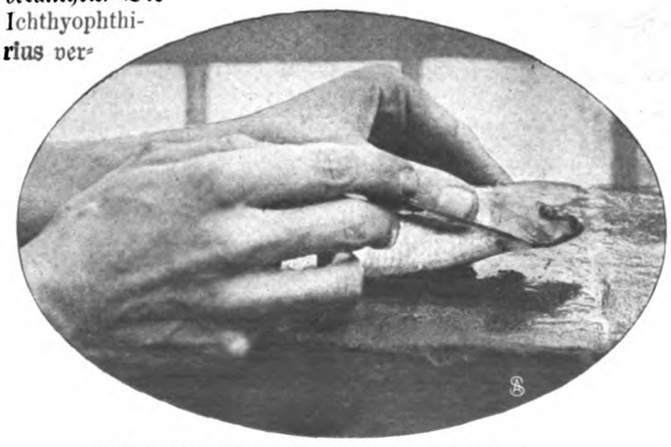
Diese Prozedur kann man nicht unter Wasser vornehmen, man legt den Fisch am besten auf einen mit weichen Decken belegten Tisch, damit er sich bei etwaigem Entschlüpfen aus der Hand und Fortschnellen nicht verletzt. Es gibt unter den Fischen verschiedene Temperamente, gerade so wie unter den Menschen. Und die „Fischärzte" loben die gefügigen Patienten, die sich ohne Wehr halten lassen, also von selbst stillhalten, und klagen über widerspenstige, unter denen die glatten Aale obenan stehen. Selbst der Geübte muß sie mit beiden Händen fassen, um sie zu meistern.

Am schlimmsten sind aber für die Fische die Krankheiten, die durch Parasiten pflanzlicher und tierischer Art hervorgerufen werden. Ihre Zahl ist Legion; es gibt darunter große und mikroskopisch kleine Feinde. Professor Hofer hat 14 Fischkrankheiten beschrieben, die allein durch verschiedene Bakterien verursacht werden. Zu ihnen zählt die Schuppentrübung, ein schlimmes Leiden, das ungemein ansteckend ist und seuchenartig auftritt. Die Schuppen der von ihm befallenen Fische liegen dem Körper nicht glatt an, sondern stehen vom Körper ab, weil infolge entzündlicher Vorgänge die Schuppenlaschen geschwollen, mit einer wasserhellen Flüssigkeit angefüllt sind. Der Bazillus, der diese Krankheit verursacht, ist durch eine deutsche Naturforscherin Marianne Plehn sichergestellt worden. Helfen kann man dabei den Fischen nicht, um so mehr muß man bedacht sein, alle derart erkrankten Fische aus dem Aquarium schleunigst zu entfernen und sie zu vernichten.

In lange bewirtschafteten Teichen findet man unter unseren Fischen wirklich „bemooste Häupter", das „Moos", das auf ihren Schädeln wächst, ist oft ganz gutartig, es schädigt die Gesundheit nicht besonders. Von solchen Algen- und Pilzwucherungen kann man den Fisch befreien und wird es ohne Zaudern tun, namentlich wenn die Massen die Kiemen zu verstopfen drohen. Die Operation ist auch nicht schwierig, fraglich bleibt es nur, ob die wunden Stellen, die dann zum Vorschein kommen, auch glücklich abheilen. Es gibt aber auch recht schlimme pflanzliche Parasiten, namentlich aus den Gattungen Saprolegnia und Achlya. Sie setzen sich in der Haut der Fische fest, wuchern in ihr fort, treiben aber auch Ausläufer in das den Fisch umspülende Wasser. Da sieht man aus dem Fische bald mollig weiche, bald starre büschelige Fäden hervorsprießen; sie wachsen in die Breite und bilden zusammenhängende Massen. Erreichen diese eine größere Ausdehnung und dringen sie durch die Haut bis ins Fleisch hinein, so gehen die Fische manchmal schon in wenigen Tagen ein oder quälen sich wochenlang und sterben an Entkräftung. Man empfahl dagegen Waschungen der kranken Fische mit Lösungen von Sublimat (1:1000) und übermangansaurem Kali (1:1000); der Nutzen kann aber nicht groß sein, da ja die Pilze tiefer in der Haut sitzen, also von den desinfizierenden Flüssigkeiten nicht erreicht werden. Dagegen hat man die Erfahrung gemacht, daß die Krankheit häufig zu erlöschen pflegt, wenn man das Aquarium dunkel stellt und für vollkommen reines, sauerstoffreiches Wasser sorgt.

Aus der großen Zahl der tierischen Parasiten sei ein Geißeltier Costia necatrix erwähnt. Es lebt auf der Haut der Fische; zunächst zeigen sich auf den Seiten, dann auch auf dem Rücken des Fisches trübe Flecken. Untersucht man diese Stellen, so findet man, daß in einem Fleck von kaum Hirsegröße Tausende dieser Schädlinge sich befinden. Die Fische gehen an dieser Krankheit zumeist zugrunde.

Ein mikroskopisch kleines Urtierchen, Ichthyophthirius, spielt den Fischen böse mit. Es lebt in der Haut und bildet in ihr kleine, einen halben bis einen Millimeter im Durchmesser haltende Pusteln. Sie erscheinen anfangs vereinzelt, später werden sie zahlreicher, und schließlich kann der ganze Fisch auch an den Flossen, Kiemen und im Maule von ihnen übersät sein. Ist das geschehen, dann hebt sich die Haut in Fetzen ab, der Fisch wird mager und schwach und geht in kurzer Zeit zugrunde. Nicht immer ist aber das Leiden so heftig, manchmal überstehen die Fische, wenn nur wenige Pusteln sich zeigen, die Krankheit. Der Ichthyophthirius ver-



Entfernen der Pilzrasen am Kopf und an den Kiemen.

mehrt sich auf verschiedene Art, und zwar auch durch immerwährende Teilung; ein Tierchen zerfällt zunächst in zwei, aus den 2 entstehen 4, aus diesen 8, dann 16, 32 usw. Dabei hängen die Tiere fest zusammen; sind einige hundert oder gar eintausend voll, dann löst sich der Klumpen, die jungen Ichthyophthirius schwimmen fort und suchen Fische auf. Die Vermehrung aus einem Tiere bis auf 1000 kann schon in 24 Stunden erfolgen, da sie aber außerhalb der Haut des Fisches im Wasser sich vollzieht, so bildet der Aufenthalt des Fisches in fließendem Wasser ein natürliches Heilmittel.

Man hat sich unendlich viel Mühe gegeben, Heilmittel zu finden, die diese Krankheitserreger bei Fischen vernichten würden, ohne den Fischen selbst zu schaden. Trotz zahlloser Versuche und Preisausschreiben ist das aber nicht gelungen. Wohl haben wir Gifte, die jene Parasiten töten; wenn wir sie aber in der nötigen Stärke anwenden, so gehen an diesen Mitteln auch die Fische zugrunde. Sehr häufig werden den kranken Fischen Kochsalzbäder in verschiedener Stärke verordnet. Von verschiedenen Seiten werden die damit erzielten Heilerfolge gerühmt; es gibt aber auch Fachleute, die behaupten, daß jene Fische nicht durch die Salzbäder, sondern trotz dieser gesund geworden seien, und daß man mit den Salzbädern die Süßwassergeschöpfe nur unnötig quäle.

Operation an der Schwimmblase.

Wir haben schon bei der Besprechung der Erkältungskrankheiten hervorgehoben, daß die Schwimmblase der Fische schlecht funktionieren kann. Das ist auch bei anderen Leiden der Fall, und dann zeigen manche Fische, namentlich die überzüchteten Schleierschwänze, sonderbare Gleichgewichtsstörungen. Die Fische können den Körper nicht in normaler Stellung erhalten, schwimmen, auf dem Rücken liegend, den Bauch nach oben oder auch mit senkrecht nach unten gerichtetem Kopf. In solchen und ähnlichen Fällen glaubten verschiedene Fischfreunde durch „Operationen" an der Schwimmblase, durch Anstechen der Blase eine Heilung oder Besserung herbeizuführen. In günstig verlaufenen Fällen kann die Heilung vermutlich auch trotz dieses Eingriffes geschehen sein.

In der Erkennung der Fischkrankheiten sind wir schlimm dran; die sich durch äußerliche Veränderungen an der Haut kennzeichnen, können wir am leichtesten beurteilen. Im übrigen ist der Fisch als Wasserbewohner und Kaltblüter in seiner Organisation so sehr von dem Menschen verschieden, daß wir keine Schlüsse von dem Verhalten des einen auf das des andern ziehen können. In diesen Fehler verfallen aber viele Fischfreunde. Sie meinen es gut mit ihren Operationen und Bädern, aber das viele Herumdoktern ist auch bei Fischen nicht zweckmäßig. Das Studium der Fischkrankheiten ist jetzt gerade in Fluß gekommen, wir werden gewiß noch große Fortschritte auf diesem Gebiete machen; aber vorläufig sind „Fischkuren" zum großen Teil nur tastende Versuche auf einem dunklen Gebiete. Wohl aber sind unsere Kenntnisse über die Lebensbedingungen der Fischwelt derart gediehen, daß wir eine Hygiene der Fische schaffen können. Richten wir uns nach dem, was die Natur den Fischen zu ihrem Gedeihen geboten hat, sorgen wir dafür, daß diese Bedingungen jedem Fisch, den wir halten, zuteil werden, so wird es uns gelingen, viele Krankheiten zu verhüten. Und dieses ist leichter, als Krankheiten zu heilen, sowohl im Aquarium als auch im Freien, im Nutzteich und in Seen und Flüssen.

Milchen, Malchen und die Glasservante.

Erzählung von Else Franken.

Der Sigi stand im Garten und schleuderte seinen großen lederbraunen Gasball in die Lüfte. Der Ball war einer seiner besten Kameraden, und der Junge kniff, sooft der Ball stieg, seine blauen Augen zusammen, denn die Morgensonne stand blendend am Himmel. So schaute er dem Fluge nach.

„Wenn ich der ‚Argos' wär'" — so hieß sein Ball — „ich käm' gar nicht wieder runter."

„Na, du hast's ja gut vor. Was wollt'n da dein Papa machen. —" Robert, dem Gärtner, schuckelten die Schultern vor verhaltenem Lachen. Die beiden Leute standen auf dem großen Rasenplatz, und Robert schnippelte mit der Baumschere an den Rosenhochstämmen herum, die sich vor Blütenpracht nicht zu lassen wußten.

Das helle Haus, breit und wohlig in Grün gebettet, prunkte mit seinen weißroten Markisen und blumenbestandenen Balkonen.

Sigi stand mit seinen kräftigen, braunen Beinen — er trug gelbe Schuhe und kurze Wadenstrümpfe zu seinem weißen Matrosenanzug — gerade vor der Parterreveranda.

Er hatte eine plötzliche Geringschätzung gegen diesen servilen Ball, der so gar keine eigene Initiative kannte, und so ließ er ihn aus den Händen gleiten. Und weil er augenblicklich nicht wußte, was er mit sich anfangen sollte, so legte er seine beiden kräftigen Hände an den Mund und schrie zum großen Mittelfenster hinauf: „Theo, Theo!"

Der Papa erschien sofort am offenen Fenster. Er stak auch in einem weißen Waschanzug und sah flott und jugendlich aus. Wenn man aber näher zuschaute, sah man freilich um seine Schläfen ein Gekrabbel kleiner Fältchen, und in seinem dicken Buschen dunkelblonder Haare schimmerten schon ein paar Silberfädchen.

Der Freiherr von Palm war schon seit einem Jahrzehnt Major a. D.; daher kamen die Mißmutfältchen. Und seit neun Jahren, seit der Klapperstorch den Buben gebracht hatte, war er Sigis einziger Erzieher. Daher kamen die vergnügten Lachfältchen, und die beiden Sorten liefen kraus durcheinander.

„Willste mit mir bummeln kommen, Theo?" schrie der Junge.

„Nee, Sigi —" antwortete der Papa — „komm lieber mal rauf, wir wollen mal was zusammen besprechen, ganz was Neues."

„Wenn das Neue nur auch immer das Gute wär' —" schrie der Junge zurück, und nun lachten die beiden Palms, Vater und Sohn, denn sie hatten eine ganze Menge solcher ernsthaften Floskeln, die sie gelegentlich von guten und pedantischen Leuten aufschnappten.

Der Papa lachte aus der Ungebundenheit seines unverwüstlich heiteren Temperaments, und der Sigi lachte doch oft rein wie ein Äffchen. Und auch wieder nicht ganz wie ein Äffchen, denn er hatte so eine Art verständnisahnenden Feingefühls für die vielen Dinge, die der Papa vorbrachte, und die vorläufig noch außerhalb seines Horizontes lagen.

Der Major wandte sich in das Zimmer zurück, wo seine bildhübsche kleine Frau mit gekreuzten Füßchen in einem langen hellen Bambusstuhl lag. Von der Mama hatte der Junge die Fülle feiner, schwarzer Löckchen und die saphirblauen Augen im bräunlichen Gesicht.

„Kitti" – bat Herr von Palm – „du könntest mit dem Sigi reden, mir drückt's ja das Herz ab."

„Bewahre," meinte sie mit einem gelassen mokanten Lächeln – „der Mensch ist frei geboren – das hast bekanntlich du ihn gelehrt, nicht ich; nun sieh zu, wie du mit ihm fertigwirst."

Sie hörte schon des Knaben Schritte im Nebenzimmer; der flog wie eine Kanonenkugel auf seine Mama zu, aber der Vater fing ihn auf. „Sachte, junger Herr; die Mama ist kein Sturmbock, die ist fein und zart und jetzt sehr der Schonung bedürftig."

„Na, will ich sie denn fressen?" fragte Sigi – „ich hab' sie doch seit gestern abend nicht gesehen, nicht wahr, Kleines, wir bangen uns schon alle beide?"

Die Sonne war durch Stores und Efeugitter vom großen hohen Zimmer abgehalten; aber ihre Strahlen huschten durch die kleinsten Lücken und Spältchen und hefteten sich als zitternde Flecken auf farbige Seidenpolster und gleißendes Schmuckgerät.

„Hör mal, mein Junge," sagt der Major langsam, „die Mama ist doch recht krank gewesen, nicht wahr?"

Sigi nickte und schob nachdenklich seine kleine Unterlippe vor. Die beiden saßen nun auf niedrigen Hockern neben dem Ruhebett.

„Jetzt wird es hier heiß, das kann sie schlecht vertragen. Sie soll Höhenluft haben, verstehst du, auf einen hohen Berg soll sie."

„Wo schlafen wir denn da?" fragte Sigi erstaunt.

Die Eltern sahen sich halb lustig, halb bekümmert an.

„Weißt du, auf solchen Bergen stehen große Hotels, in denen immer viele Fremde wohnen."

„Famos!" schrie Sigi.

„N' ja", meinte der Papa und machte eine Verlegenheitspause. „Aber der Onkel Doktor sagt, wir sollen allein reisen, die Mama und ich, damit sie es ganz ruhig und still hat, und darum sollen wir dich nicht mitnehmen."

„Aber, Theo, der Mann hat wohl 'nen Klaps?" fragte Sigi erstaunt, „ich werd' mich doch wohl ruhig und anständig halten können?"

„Nee, Sigi, sag das nicht. Sieh mal, 'ne Weile geht's. Aber so auf die Dauer, da wirst du uns am Ende selber noch krank, denn wie lautet der oberste Leitsatz?"

„Der Mensch ist frei geboren", sagte Sigi kleinlaut. Die Stimme klang ein bißchen unsicher. Noch nie war er von den Eltern getrennt gewesen.

„Und darum sollst du so lange zu Tante Eberhardine."

So, nun war es 'raus.

„Die kenn ich doch gar nicht, wer ist 'n das?"

„Das ist meine Großtante."

„Jung?"

„Nee." Der Major mußte lachen. Das Freifräulein Eberhardine von Gladingen-Krux war „übriggeblieben". In ihrer Jugend waren sie und ihre Schwestern arme Mädchen gewesen, mittellose Offizierstöchter. Zwei waren ins Stift gegangen, eine hatte geheiratet – Eberhardine hatte sich, bald als Gast, bald als Pflegerin, in vornehmen Familien herumgeschoben, viele, viele Jahre. Dann, ganz allmählich, hatte sie geerbt, von verschiedenen Seiten. Das hatte sich so zusammengeläppert. Nun war sie relativ reich, aber es war zu spät gekommen; an ihrem Leben konnte es nichts mehr ändern. Denn alle waren tot, mit denen sie jung gewesen war. Sie aber hatte der Tod vergessen, auch da war sie übriggeblieben.

Die lebte nun in einem alten ererbten Hause im Weichbild einer kleinen, verschlafenen Stadt. Mit den Verwandten hielt sie nur noch brieflichen Verkehr, und auch das nur noch zu den hohen Festen. Aber man verehrte sie sehr und nannte sie das „Familienarchiv", weil sie so getreulich Buch führte über alle Glieder ihrer weitverzweigten Sippe.

„Nee," sagte also der Major, „jung ist sie ja nicht . . ."

„Dann fällt's mir gar nicht ein", sagte Sigi und schlug sich auf sein Knie, daß es klatschte.

„So," sagte bedenklich der Papa, „eigentlich schade, da ist nämlich sehr viel Hübsches in dem alten Hause."

Sigis Mama räusperte sich bedeutsam, und der Junge rief: „Fang bloß nicht an zu flunkern, Theo!"

„Nee, wirklich nicht", sagte der Papa und sah höchst nachdenklich aus, denn er war als junger Dachs mal bei der Tante gewesen und sann nun angestrengt zurück, aus welchen Besitztümern der alten Gnädigen sich wohl ein Köder für seinen Jungen gewinnen lassen werde.

„Weißt du," erzählte er endlich, „das ist ein sehr altes Haus, da hängen Ahnenbilder und alte Waffen . . ."

„Pöh!" machte Sigi geringschätzig.

„Und 'n Spinnrad ist da, und 'ne Glaskugel, in der's schneit, wenn man schüttelt."

„Nu flunkerst de ja doch!"

„Parole d'honneur" – hier fühlte der Major sicheren Boden; die Glaskugel hatte er ja doch selbst in der Hand gehalten.

„Und da sind Wilchen und Malchen."

„Wer?" fragte Sigi interessiert.

„Wilchen und Malchen, die zwei Dackel!"

Des Jungen Augen blitzten. Immer und immer hatte er sich einen Terrier gewünscht oder einen Dackel; aber die nervöse Mama hatte eine Abneigung gegen alle Hunde im Hause.

„Und dann ist da noch etwas sehr Interessantes, nämlich eine Glasservante."

„Was ist 'n das für 'n Ding?"

„Nee, mein Alter," sagte der Major und stand von dem Hockerchen auf, der ihm unbequem wurde, „wenn ich dir alles haarklein vorher beschreibe, dann bleibt ja keine Überraschung übrig. Es ist ja auch nur für vier Wochen."

Hier räusperte sich die Mama wieder, denn für ihre Reise war eine bedeutend längere Zeit in Aussicht genommen.

„Und die Tante Eberhardine schreibt auch schon, daß sie sich sehr auf dich freut. Und nun komm mal ein bißchen bummeln; zu Tisch erklärst du dich dann, ob du willst."

„Und wenn ich nu nich will?"

„Dann mußte."

„Denn der Mensch ist bekanntlich frei geboren", rief die Mama den beiden nach und schüttelte lachend den Kopf. Die alte Dame hatte nämlich geschrieben, daß der Himmel in ihrem langen Leben manche Prüfung über sie verhängt habe; so wolle sie auch diese neue für Bestimmung halten und sich ihr unterwerfen.

Ehe sie ihren Morgenbummel antraten, einen Rundgang durch den ganzen Wirtschaftsbetrieb, bei dem der Major scharf um sich sah, denn er hatte alle seine Angelegenheiten in fester, straffer Hand, schlüpfte Sigi für einen Augenblick in die Schulstube. Die lag zu ebener Erde, weil man so am bequemsten gleich aus dem Fenster ins Freie springen konnte.

Und das hielt „Theo" für sehr nötig, denn sein Bub' sollte nun wirklich einmal „in Freiheit" dressiert werden. Es paßte ihm auch gar nicht recht, das Kind für eine Weile aus der Hand zu geben. Aber die Mama ging augenblicklich vor, und wenn schon, dann schon lieber in die völlige Rückständigkeit jenes verlorenen Weltwinkels. Am Ende war es sogar ein ganz lustiges Experiment, wie der Sigi sich da aus der Affäre ziehen werde. Sigi, der bei seiner Mama halb spielend Französisch lernte, und der viel weiter war als seine Altersgenossen,

schlug im Wörterbuch „servante“ auf: servante = die Magd, die Dienerin.

Der Vater hatte ihm von Vaucanson gesprochen, dem Pariser Mechaniker, der die herrlichen Automaten gebaut hatte, künstliche Menschen, die gehen, sprechen, singen konnten. Daß man so was bloß mit Federchen und Räderchen zuwege bringen konnte, nee, das glaubte er nicht. So 'n ganz klein bißchen Seele mußten solche Kunstmenschen doch wohl in sich haben. Auslachen wollte er sich aber nicht gern lassen. Drum behielt er diese Ansicht schon lieber still für sich.

Als er aber mit seinem seidnen Jockeimützchen auf dem dunklen Krauskopf beim Vater anlangte, erklärte er sich bereit, zur Tante Eberhardine zu reisen. Milchen, Malchen und die Glasservante hatten gesiegt. Und der Major nickte still vor sich hin, es freute ihn, daß der Junge dieses Novum ohne eine Spur von Sentimentalität behandelte.

* * *

Ganz so ruhig sah es in des Kindes Herzen aber doch nicht aus.

„Weiber schwatzen —“ hieß der zweite Lehrsatz bei den Palms; die Mama war natürlich ausgenommen.

Der Major, der in seinen frühen Kinderjahren in den leiblichen und geistigen Drill des Kadettenhauses eingezwängt gewesen war, wollte für seinen Jungen keinen schematischen Drill, keine Theorien, keinen Formel- und Regelkram — mindestens für das erste Jahrzehnt unbedingt nicht. Was seine Augen schauten, seine Sinne eintranken, was sein Herz so ganz von selbst bewegte, das sollte auf ihn wirken — sonst nichts.

Ganz von selbst hatte der Sigi Lesen und Schreiben gelernt, hatte sich die Buchstaben erfragt, bei den Eltern, in der Küche, im Stall, wie es sich traf. Nun grub er sich in Dichtungen ein, deren Bilder — der Major hatte eine Vorliebe für schön illustrierte Werke — ihn zunächst anzogen. Die Abenteuer des Helden von la Mancha, des Don Quixote, Gullivers Reisen hatte er verschlungen. Immermanns „Münchhausen“ war ihm in die Hände geraten und Fouqués „Undine“. Nun arbeitete sein geschontes Denken mit besonderer Kraft nach der Seite des Phantastischen.

Weiber schwatzen! — der Sigi trug seinen Kummer still in sich. So leicht also trennten sie sich von ihm.

Sie reisten auf den hohen Berg, wo in den Säulenhallen eines weißen Marmorschlosses die vielen Fremden ein und aus gingen. Die konnte die Mama ertragen — aber ihren kleinen Sigi nicht!

So mußten es wohl stille, feierliche Menschen sein. Er dachte an einen alten Kupferstich in einer der Fremdenstuben, oben im Giebel des Hauses. Der stellte ein antikes Gastmahl dar. So, in feierlichen Faltengewändern, Kränze auf den dunklen Haaren, mochten vielleicht die Fremden auf dem hohen Berge schreiten.

Auch Adler horsteten droben, und Nebel und Wolken schifften vorüber, greifbar nahe, wenn man erst oben stand.

Da sollte die kleine Mama hin, die immer weiße Kleider und dünne Seidenschuhe trug — und er selbst sollte zu einer alten, alten Frau, die mit zwei Dackeln und einer Glasservante hauste. Robert würde sich seine Livree anziehen, die er immer trug, wenn er mit bei Tafel bediente. Und der würde ihn hinüberbringen nach Wüstenfelde.

Komischer Name. Direkt zum Graulichmachen!

Vor dem Kinde dehnte sich eine unübersehbare Feldbreite, tauüberperlt unter schwerem Gewitterhimmel, über der ganze Züge schwingenschlagender Raben krächzten.

Sein Herz war ihm schwer, denn er fürchtete sich vor der Fremde, und darüber schämte er sich.

Aber Weiber schwatzen! — Jungen schweigen über so was. Und so bohrte er die Fäuste in die Hosentaschen, schob seine Unterlippe vor und trug seine ganze kleine Person so fest und hochmütig, als ob er sagen wollte: Kommt an — den Sigi schmeißt ihr noch lange nicht.

Und so stand er auch beim Abschied vor den Eltern, mit denen zusammen er die ersten zwei Stunden in der Bahn gefahren war. Die Eltern schlossen ihn zum Abschied in die Arme, taten aber sonst, als ob diese erste Trennung das Einfachste und Alltäglichste wäre. Das hatten sie sich vorher als ganz besonders vernünftig überlegt.

Es ging auch alles so schnell. Den Sigi hob ein Schaffner, sehr zu seiner Entrüstung, in den Wagen — der Zug mit Papa und Mama war schon längst seinen Blicken entschwunden.

Die Eltern hätten das Kind zur Tante bringen können, aber sie wollten der alten Dame keine Unruhe ins Haus tragen. So kletterte der Robert schwerfällig nach. Es roch im alten Wagen der kleinen Sekundärbahn nach Kohlendampf, Maschinenöl und brüchigem alten Leder, und der Sigi trug in seiner Brust ein Herz, das flatterte doch sonst wie ein lustiger, leicht beschwingter Vogel. Heute aber war es, als läge es in einer derben Faust, und die drückte es aus Leibeskräften plump zusammen.

Der Robert schwatzte, und das Bummelbähnchen hielt alle naselang. Die Gegend war eben wie ein Teller. Feld grenzte an Feld, und das Korn fing an zu gelben. Über den blauen Sommerhimmel schifften weißgoldene leichte Wölkchen, und auf den Stationen stiegen die Reisenden aus und ein. Es waren fast lauter bäuerliche Gestalten, behäbige Frauen in Blaudruckkleidern mit Tragkörben auf dem Rücken, und Männer, denen man die ländliche oder handwerkerliche Hantierung ansah.

Das war alles so urgesund und alltäglich, daß sich das Kinderherz allmählich beruhigte und dann sogar interessiert wurde. Denn der Sigi war ein Menschenfreund, und sein Vater hatte ihm niemals hineingeredet, wenn er die Leute für ganz vorzüglich und unbedingter Wertschätzung für würdig erachtete.

* * *

In ihrem geräumigen Wohnzimmer saß das Freifräulein Eberhardine von Gladingen-Krux in einer der zwei tiefen Fensternischen. Sie saß gerade aufrecht trotz ihrer hohen Jahre und hatte ein veilchenfarbenes Seidenkleid an, das bei jeder Bewegung leise raschelte. Vor ihr, auf einem polierten Tischchen mit Messingbeschlägen, lag eine große Strickarbeit. Aber ihre vornehmen mageren Hände, an denen das Netz der Sehnen und violetten Adern hervortrat, lagen müßig im Schoße.

Das große Zimmer war mit altmodisch behäbigem Hausrat fast überfüllt, und von der Tapete sah man nicht viel, so dicht waren die Wandflächen mit alten Bildern behängt.

Für die alte Dame waren diese ehrwürdigen und pompösen Porträte von so frischem Leben erfüllt, daß sie gar nicht besonders vieler Beschäftigung bedurfte. Sie wurde nie müde, den alten Geschichten zu lauschen, die diese vornehmen Herren und Damen ihr erzählten, die ihr nach ihren Kräften die Geschichte mehrerer Jahrhunderte repräsentierten.

Der Gegenwart und ihren Interessen stand die Freiin Eberhardine skeptisch gegenüber, sie fand sie „vulgär“.

Daß da aber dieser kleine Sigismund von Palm in ihren Gesichtskreis treten würde, das interessierte sie, nachdem sie den ersten Mißmut über die Störung überwunden hatte. Leider war ja der kleine Palm kein Gladingen-Krux — aber immerhin, es gab auch hier Blutsgemeinschaft, und der Familienkultus war die letzte und zäheste Passion der alten Gnädigen.

Auf dem Land aufgewachsen, wird er ein kleiner Dorftölpel sein — dachte die alte Dame, und ihre feinen Nasenflügel blähten sich hochmütig — oder ein Zierpflänzchen, vom Hofmeister gedrillt. Sie hielt nichts von der heutigen Kindererziehung: kein Respekt vor der Vergangenheit, kein Feingefühl für Distanzen, keine Gottesfurcht, keine Konduite.

Der alte Zenker in seiner goldbordierten, lederfarbenen Livree trat leise herein.

„Freiherr Sigismund von Palm-Everdingen —" meldete er mit seiner ruhigen, ebenen Stimme, aber es glimmerte ein wenig in seinen alten trüben Augen. Er war in der Familie ergraut, er kannte jedes Reis am alten Stamm.

Im nächsten Augenblick stand der Sigi, sein blaues Seidenmützchen in der Hand, vor seiner Urgroßtante; und weil sie stumm blieb und ihm nur scharf und forschend in die Augen sah, so tat er einen kleinen Seufzer und sagte, sich gleichsam vorstellend: „Ich bin der Sigi Palm — aber das hast du dir wohl schon selber gedacht."

„Warum seufzest du, Sigismund?" fragte die alte Dame und strich mit ihrer schmalen, kühlen Hand die Löckchen aus der steilen Knabenstirn. Sie meinte, aus der Schädelbildung den Charakter ziemlich richtig beurteilen zu können. Es lag also nicht eigentlich Wohlwollen in der Bewegung der alten Hand.

Sigi lachte plötzlich — „Wenn man das immer so wußte" — er sah sehr anziehend aus, wenn er lachte.

„Und du willst nun eine lange Weile bei mir bleiben, in dem stillen Hause hier?"

Sigi seufzte wieder, ohne daß er selbst eine Ahnung davon gehabt hätte: „Theo sagt ja, daß du dich sehr auf mich gefreut hast — da wird es schon ganz gut gehen."

„Wer ist Theo?"

Nun lachte Sigi aber ganz ungescheut. „Weißt du denn nicht, Tante Eberhardine, daß dein Neffe, der Major von Palm, Theo heißt?"

„Deinen Vater nennst du Theo?" fragte die alte Dame mit erschrocken aufgerissenen Augen. Es war richtig. Der Junge sah prachtvoll aus, kräftig, intelligent und völlig eigenartig — aber er hatte keinen Respekt und keine Konduite — absolut keine Konduite!

„Wie kommst du denn dazu, Sigismund, empört das deinen Vater nicht, wenn du ihn beim Vornamen nennst, oder tust du es nur hinter seinem Rücken?"

„Nee," sagte Sigi völlig gleichmütig, „hinter Theos Rücken brauch' ich gar nichts tun, denn Theo ist mein Freund. Mein bester auf der ganzen Welt. Darum, hat er gemeint, wollen wir uns beim Vornamen rufen, das ist gemütlich. Findest du das nicht?"

„Und wenn du eine Dummheit machst?"

„Dann erzählt mir Theo noch eine größere aus seiner Dummenjungenzeit. Und dann lachen wir und schämen uns ein bißchen, und dann ist's wieder gut."

Die Urgroßtante versank in tiefes Nachdenken und vergaß den kleinen Jungen, der still neben ihr stehenblieb und seine saphirblauen Augen spazieren schickte über die dunklen Ölbilder und den mächtigen Kronleuchter aus Tausenden vergilbter Tropfen und Tränen von Kristall und über die vielen abgeblaßten Kissen, auf die Wappen und Blumenstücke in unbegreiflich feinen, kleinen Stichen gestickt waren.

Er fühlte, daß der Gedankenfaden zwischen ihm und der alten Dame für den Augenblick abgerissen war. Er schob seine Unterlippe vor, zog die Brauen zusammen und starrte aus dem Fenster.

Die Sonne ging hinter einer schwarzen Wand von alten Bäumen unter. Ganz oben, wo die letzten Strahlen noch hintrafen, sah das Laub aus wie flüssige Bronze, und nichts rührte sich weit und breit.

Sigi fühlte mit einem Mal heftigen Hunger. Er war froh, als die Urgroßtante aus ihrem Sessel aufstand. Sie war eine große, schlanke Frau, die sich für ihre hohen Jahre mit leichter Anmut bewegte.

„Wir wollen zu Tisch gehen —" sagte sie, und da erscholl von nebenan der Klang eines feinen silbernen Glöckchens.

Das Eßzimmer war auch in dunklen Farben gehalten, aber der gedeckte Eßtisch funkelte dem Kinde verlockend entgegen; ein hoher Silberleuchter mit drei gelben Wachskerzen stand in der Mitte des Tisches. Eben verließ der alte Diener geräuschlos das Zimmer.

Sigis Gedeck war dem der alten Dame gegenüber aufgelegt. Die hatte Tee und feine dünne Zwiebäcke. Der Sigi hatte ein Brötchen, ein Ei und ein Glas Milch.

„Willst du das Gebet sprechen, Sigismund?" fragte die Freiin Eberhardine.

Der Knabe schwieg und errötete bis hinauf unter sein dunkles Kraushaar.

„Betest du nicht, Sigismund?" Das klang streng.

Das Rot flammte noch stärker. „Nur wenn ich ganz allein bin —" sagte er stockend und fügte leise hinzu: „und auch nicht so sehr oft."

„Nicht täglich —?" Der dunkle Blick lag wie ein Bleigewicht auf dem Knaben. Aber die strenge Fragerin imponierte ihm, sonst hätte er auf solche indiskrete Frage gar nicht geantwortet.

„Theo sagt, den lieben Gott belästigt man nicht mit Kleinigkeiten. Ich bete nur, wenn ich sehr froh bin oder sehr betrübt. Aber dann hört er auch hin."

„So ist das —" sagte Eberhardine v. Gladingen langsam. Eigentlich gefiel ihr das. Sie hatte so oft das müde, zerstreute Pflichtgestammel betender Kinder mißbilligt. Aber sie zog ihre Brauen hoch, als der Junge noch hinzufügte: „Beten ist überhaupt Privatsache; vor andern Leuten, das schickt sich nicht, da würd' ich mich schämen."

Kurioses Pflänzchen; Konduite hat er schon, aber ganz anders als wir — dachte die Urgroßtante und forderte Sigi zum Essen auf. Sie selbst füllte sich ihre papierdünne Chinatasse mit dem stark aromatischen Trank und krümelte mit ihren langen, schmalen Fingern etwas Gebäck hinein.

„Laß dir's schmecken, Kind —" sagte sie gemessen freundlich und versank wieder in Schweigen. Ihre Gedanken bewegten sich im versonnenen Paßgang des Alters um diesen kleinen Menschen, der seinen Vater Theo nannte, und der den lieben Gott nicht mit Bagatellen behelligen wollte. „Vulgär" war das nicht.

Sigi hatte seine kleine Mahlzeit unglaublich schnell beendigt. Er sah sich um. Ob wohl die alte Tante arm war? Dann wäre er ja ganz gern hungrig zu Bett gegangen.

Aber auf der großmächtigen Palisanderkredenz stand schweres Silbergerät, und die Tante trug sich wie eine ganz vornehme Dame. Arme Leute sahen anders aus. Immerhin leicht war es nicht, zu bitten, wo er eben erst ins Haus getreten war.

„Du hast wohl nie einen kleinen Jungen gehabt?" fragte er.

„Nein," sagte die Urgroßtante, „als ich jung war, habe ich immer unter alten Leuten gelebt."

„Ganz schrecklich", meinte Sigi unbefangen.

Nun senkte sich wieder die Stille nieder. Der Junge pickte mit dem Zeigefinger ein paar Krümchen auf und ließ wieder seine Augen wandern. Dann lächelte er plötzlich listig und sagte unvermittelt: „Aber in der Bibel lese ich manchmal."

„Wie kommst du jetzt darauf, Sigismund?"

„Ich dachte gerade an die fünf Brote und die zwei Fische, mit denen der Herr Jesus die fünftausend Mann gespeist hat. Und kam auf jeden einzelnen doch wohl mehr als so ein Brötchen."

Der kluge, alte Blick forschte erstaunt in den hellen, schwarz umsäumten Kinderaugen. Allmählich zog ein Lächeln des Begreifens über das greise Antlitz. Das Lächeln tat ihr wohl, denn sie hatte seit langen Jahren nur das herbe Spottlächeln über diese neue Zeit gekannt.

Sie drückte auf die kleine silberne Glocke und bestellte Brot, Fleisch und Früchte.

Sigi rief dem alten Zenker noch nach: „Bitte um ein schönes dickes Stück Schwarzbrot."

„Darfst du hineinreden, Sigismund," fragte stirnrunzelnd das Freifräulein, „wenn große Leute sprechen?"

„O ja, Tante Eberhardine, das ist nicht schlimm. Theo sagt, die kleinen Leute merken öfters erst zu spät, wenn sie

was Unpassendes tun, weil ihr Herz mit ihnen durchgeht. Das gibt sich später, wenn sie groß werden."

„Ach ja!" die greise Frau seufzte, und dann wurde es wieder still. Sigi machte sich mit großer Befriedigung über sein Abendbrot her, und die Tante überlegte, ob diese merkwürdige Erziehung jetzt allgemeiner üblich oder ob sie eine Schrulle ihres Großneffen Palm sei, den sie als einen übermütigen Leichtfuß in der Erinnerung hatte.

Als sie aber eben in ihrem Innern die Methode gründlich verurteilt hatte, fiel ihr Blick wieder auf den blühenden Knaben, der so merkwürdig frei aufwuchs: wie fest muß der Kern eines Kindes sein, das die Freiheit verträgt!

Nach dem Abendessen saß Sigi noch ein halbes Stündchen und durfte die Bilder in der Dorébibel ansehen, die er schon kannte. Dann küßte ihn Tante Eberhardine auf die Stirn, und der alte Zenker bekam den Auftrag, dem jungen Herrn sein Zimmer zu zeigen. Das lag am Ende eines langen Ganges, der nur schwach erleuchtet war.

Der Diener trug wieder solchen schweren Silberleuchter und stellte ihn auf den Nachttisch neben das große, dunkle Bett. Die Tapeten der Stube, die kassettierte Holzdecke und die schweren Möbel, alles war in finsteren Farben gehalten; hell blinkten nur die blütenweißen Bettkissen und der gewaltige goldgerahmte Trumeau zwischen den zwei Fenstern.

Sigis Koffer war schon fürsorglich ausgepackt, und Zenker fragte, ganz wie man zu den Großen spricht, ob der junge Herr noch etwas zu befehlen hätte.

„Bitte, sagen Sie doch Sigi und du zu mir, ich bin ja noch ein kleiner Junge."

„Das würde sich wohl nicht schicken und würde die Gnädige nicht erlauben." Aber dem alten Manne lief ein gerührtes Lächeln durch seine verwitterten Züge.

Und dann war der Sigi ganz allein. Er hätte gern die Tür abgeschlossen — so ein altes, finsteres Haus — man konnte doch niemals wissen. Aber wenn er das tat, dann kam vielleicht etwas aus dem drohend mächtigen Eichenspind. Das Bett war zum Glück ganz niedrig, da konnte und konnte nichts drunter stecken. Aber da war noch ein kleines Tapetentürchen — das war eigentlich eine ganz eklige Geschichte — wenn die Glasservante etwa in der Nacht durch diese Tür zu ihm käme! Sigi drückte auf den Knopf des Glöckchens, das auf dem Nachttische stand. Gleich kam der alte Zenker, und Sigi entschuldigte sich vielmals, daß er so spät noch um ein Glas Wasser bäte.

Als nun das schön betaute Glas auf einem Silbert vor ihm stand, fragte er mit geheuchelter Gleichgü „Wie viel Dienerschaft ist eigentlich hier im Hause?"

Der Alte zog verwundert die Augenbrauen hoch. sind wir, junger Herr. Ich, die Frau Drießen, d Haushalt besorgt, und Tina, die Magd."

Er wollte schon das Zimmer verlassen, da klang Bette her: „Die Tina — ist das so 'n ganz nat Mädchen — so eine richtig mit Fleisch und Knochen?"

„Aber gewiß," sagte der Alte höchst erstaunt, „sie die grobe Arbeit; sie ist eine sehr kräftige Person, hab junge Herr besondere Aufträge für sie?"

„Ach nein —" klang die kleine Stimme wie v aus dem Hintergrunde des großen Zimmers — und war der Sigi wieder allein.

Wie ein Pantherkätzchen sprang er zur Tapeten riß sie auf. Stak da was Unheimliches, dann war Zenker noch ganz in der Nähe und mußte ihn hören. kleine Kabinettchen enthielt nur eine blitzblanke zinken wanne und einen sehr vollständig ausgestatteten Toile

Gut, daß keiner weiß, wie mir zumute ist — d Junge und schämte sich in seiner Bangigkeit. Er h lebelang neben Papa und Mama geschlafen in einem freundlichen Zimmerchen mit einem hübschen, englischen bett und weißen Lackmöbeln. Immer hatte er t reichlich Bewegung im Freien gehabt, hatte geturnt, und gelacht; und oft waren ihm schon die Augen zu wenn er noch auf dem Bette saß und noch einen S am Bein hatte. Dann war der Vater noch gekommen, ihn richtig gelegt, dabei wurde man wieder ein bißchen Und Theo hatte dann solche Art, ihm die Decke festz und ihn auf beide Schultern so ein bißchen derb in die M drücken. Dabei hatte man noch geblinzelt und gelächel fühlte man immer einen Starken und Guten über sich.

Langsam legte der Sigi seine Kleider ab, schlüpfte die Decke und blies tapfer sein Licht aus. Dann s sich im Bett aufrecht und besprach sich eingehend m lieben Gott. Zuerst war es nur ein Sehnsuchtsgeb nach seinem Theo, aber dann folgte eine präzis formu Bitte um Schutz gegen die Fährlichkeiten der Finsterni ihn her. In den Bäumen vor dem Fenster sang und der Nachtwind. Sein Rauschen wurde dem einsamen zum Schlummerlied. (Schluß folg

Schwindende Volksstämme in Ostpreussen.

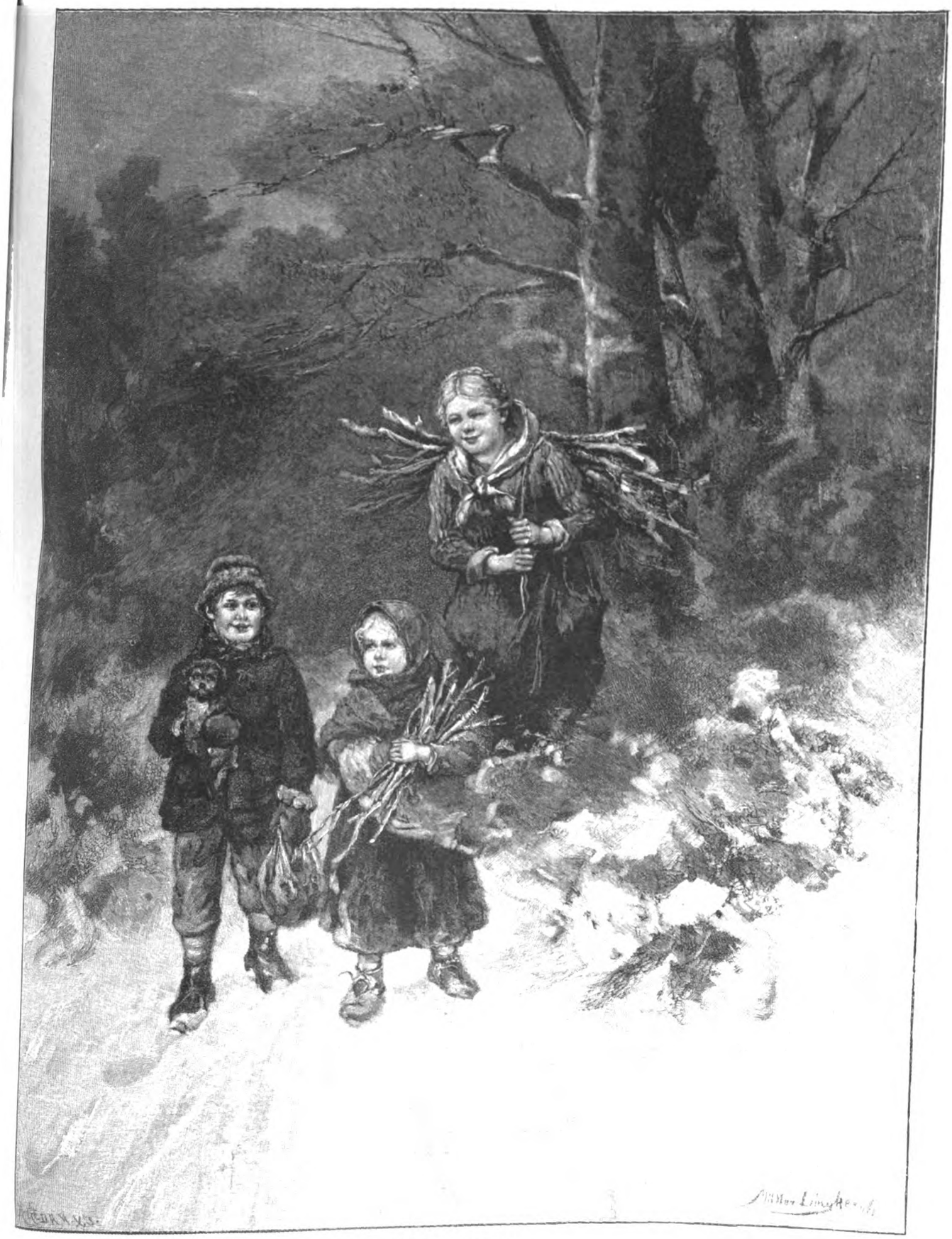
Von Fritz Skowronnek.

Von der slawischen Volkswelle, die im frühen Mittelalter das jetzige Norddeutschland bis zur Elbe überflutete und später bis über die Oder zurückgedrängt wurde, sind, abgesehen von den zweieinhalb Millionen Polen in Posen und Westpreußen, nur winzige Reste zurückgeblieben. Am weitesten westlich sitzen im Königreich Sachsen bei Bautzen die Obersorben und im Spreewald die Niedersorben, meistens Wenden genannt, zusammen etwa 110 000 Köpfe stark. In Schlesien gibt es noch 13 000 Tschechen und 57 000 Mähren, in Pommern 200 Slowinzen und Lebakaschuben, während die Hauptmenge dieses Volkssplitters, etwa 137 000 Seelen, im nördlichen Westpreußen wohnt. Die Polaben, die im Regierungsbezirk Lüneburg wohnten, sind seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts restlos im Deutschtum aufgegangen. Nur ihre Siedlungen sind noch an den Dorfrundlingen zu erkennen.

Die beiden größten fremdsprachigen Volkssplitter finden sich in Ostpreußen, die Litauer mit etwa 200 000 und die Masuren mit 300 000 Köpfen. Außerdem behaupten sich dort noch ungefähr 1000 Letten, meistens Kuren genannt, und die 400 Filipponen, die erst im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts aus Rußland einwanderten. Schon diese vier gr verschiedenen Volksstämme lassen die Buntscheckigkeit der preußischen Bevölkerung deutlich erkennen. Um das Bild vervollständigen, muß darauf hingewiesen werden, daß deutsche Bevölkerung sich aus Nachkommen der alten Pru und aus Siedlern zusammensetzt, die der Deutsche Ritteror ins Land zog.

Die Pruzzen pflegt man zu den Slawen zu rechnen, ob Recht, mag dahingestellt bleiben, denn es läßt sich nicht mehr kennen, wie weit Goten und Heruler, die ehemals dort siedelt an der Entstehung des Volksstammes beteiligt sind.

Zu der Besiedlung Ostpreußens während und nach Eroberung des Landes durch den Deutschen Ritterorden hab alle deutschen Stämme ihren Anteil geliefert. Zu den Kreu zügen, die von der Kirche gepredigt wurden, sammelten Tausende waffenfähiger Pilger, meist wohl schon mit der A sicht, im eroberten Lande sich anzusiedeln, denn sie wußte daß der Orden sie für ihre Dienste mit reichlichem Grundbes und Gerechtsamen entlohnte. Noch mehr Siedler führten d Hochmeister ins Land, die der Orden wohl nicht ohne Absic



Beim Reisigsammeln.

Gemälde von A. Müller-Lingk.

aus dem hohen Adel der verschiedenen deutschen Volksstämme erwählte.

Später, unter den Kurfürsten und Königen, erhielt Ostpreußen starken Zuzug von Niederländern, französischen Hugenotten und Salzburgern. Sie sind völlig zu einem einheitlichen Volkstum zusammengeschmolzen. Die Mischung muß aber gut sein, denn sie besitzt die Kraft, auch die beiden großen, fremdsprachigen Volksstämme der Litauer und Masuren in sich aufzunehmen. Unaufhaltsam schwindet sowohl die Sprache wie die Eigenart in Sitten, Tracht und Gebräuchen, und jetzt bereits ist die Zeit abzusehen, wann diese Volksreste völlig aufgesogen sein werden.

Etwa bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts vollzog sich der Germanisierungsprozeß ohne jede staatliche Einwirkung. Sowohl Masuren wie Litauer fühlten sich von jeher als gute Preußen. Der Krieg von 1870/71 stärkte dies Nationalitätsgefühl so sehr, daß in beiden Stämmen sich eine förmliche Sucht kundgab, die heranwachsende Generation Deutsch lernen zu lassen. Dazu kam der wirtschaftliche Aufschwung und die Erschließung der beiden Landstriche durch Verkehrswege, die mehr als alles andere zur Vernichtung der Volkstracht und der alten Sitten beitrugen.

Erst der alsdann einsetzende Übereifer der Behörden hat einen kleinen Rückschlag herbeigeführt. In Masuren fing man plötzlich an, Ortsnamen, deren Aussprache den Herren Regierungsräten Schwierigkeiten machte, durch komische Phantasienamen, wie „Wiesenheim" usw., zu ersetzen. Nun muß man wissen, daß die masurischen Ortsnamen schon seit langem deutsche Endungen tragen. Ein Dorf, das über der Grenze in Russisch-Polen Guski ausgesprochen wird, heißt hier Gusken. Viele Orte tragen den Namen der ältesten und wohlhabendsten Bauernfamilie. So sitzen die Sparkas in Sparken, die Pietrzyks in Pietrzyken usw. Diese Familien wurden durch die Umwandlung der Ortsnamen aufs tiefste verletzt. Sie wurden dadurch erst auf den Gedanken gebracht, etwas für die Erhaltung ihres Volkstums zu tun.

Noch stärker ist der Widerstand der Litauer gegen den Übereifer der Behörden. Sie haben sich zu einer politischen Partei zusammengeschlossen, um ihrer Hauptforderung: Erhaltung der Sprache in Schule und Kirche, Nachdruck zu geben. Diese Bewegung ist in den siebziger und achtziger Jahren durch einen Sonderling, den Sprachforscher Professor Sauerwein, stark gefördert worden. Er hatte sich in die litauische Sprache förmlich verliebt, und nicht ohne Grund. Denn sie ist die flexionsreichste indogermanische Sprache, die noch lebt und ihre alten Formen erhalten hat. Außerdem bewahrt sie einen äußerst wertvollen Schatz uralter Sagen, Märchen und Volkslieder, um dessentwillen allein schon die Erhaltung der Sprache wünschenswert erscheint. Trotzdem gibt es schon jetzt ja nur noch wenige Gebiete, wo die Litauer nicht neben ihrer Muttersprache das Deutsche beherrschen. Es ist mir sogar zweifelhaft, ob selbst durch den Schulunterricht das Litauische zu erhalten ist. Es wird so unaufhaltsam schwinden wie die eigenartig schöne Volkstracht.

Einen staatlichen oder nationalen Rückhalt besitzen weder Litauer noch Masuren. Zwar wohnen über der Grenze in Rußland noch einundeinhalb Millionen Litauer, die ihr Volkstum bewußt zu wahren suchen und den Werbeversuchen der Polen energischen Widerstand entgegensetzen. Aber die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses — die russischen Litauer sind römisch-katholisch — verhindert jede Annäherung. Ja noch mehr! Die deutschen Litauer sehen mit einer gewissen Verachtung auf ihre unter russischer Herrschaft lebenden Stammesgenossen, die allerdings wirtschaftlich stark zurückgeblieben sind, herab.

Anders liegt die Sache bei den Masuren. Auch sie werden von den Polen eifrig umworben, ebenfalls ohne Erfolg. Man gründete in Lyck, der Hauptstadt des Landstrichs, eine polnische Zeitung, die in den Masuren das Interesse an der Erhaltung ihrer Sprache erwecken sollte, man schickte zur Wahlzeit Agitatoren ins Land, die für einen polnischen Kandidaten Stimmen warben, alles vergeblich. Nun haben die Polen einen anderen Weg eingeschlagen: sie bringen Güter und vor allem Bauernhöfe durch Kauf an sich. Der Boden ist dort billig, und es gibt genug Grundbesitzer, die bei einem hohen Gebot zum Verkauf ihres Hofes bereit sind. Schon jetzt sind einige Teile von Masuren stark mit Polen durchsetzt. Am meisten bedroht ist der Kreis Ortelsburg, der sich lang und schmal zwischen der russisch-polnischen Grenze und dem katholischen Ermland hinzieht. Dort sind in den letzten Jahren auch mehrere katholische Kirchen erbaut worden.

Es liegt also die Gefahr vor, daß in einzelnen Teilen die evangelischen, deutschgesinnten Masuren durch katholische Polen verdrängt werden. Allzu groß braucht man aber die Gefahr sich nicht vorzustellen. Die Masuren sind in allen wirtschaftlichen Tugenden den Polen zum mindesten ebenbürtig, sie sind fleißig, sparsam und bedürfnislos, sonst könnten sie dem größtenteils sandigen Boden nicht den Unterhalt abringen. Die Branntweinpest, die früher unter ihnen fürchterlich wütete, haben sie überwunden, wenn sie auch noch ab und zu einen soliden Rausch zur Erhöhung ihres Wohlbefindens für nötig halten. Und darin werden ihnen die Polen nichts nachgeben. Es ist also nicht zu befürchten, daß die Masuren im wirtschaftlichen Kampf unterliegen.

Man muß sich nur vorstellen, daß weder Litauen noch Masuren ein in sich geschlossenes Volks- oder Sprachgebiet darstellt. Überall, nicht nur in den Städten, wohnen zahlreiche Deutsche, neben einem masurischen oder litauischen Bauernhof liegt ein deutscher, und nirgends macht sich auch nur der leiseste Gegensatz geltend. Überall wird Deutsch gesprochen, daneben allerdings auch in manchen Kreisen noch Litauisch oder Masurisch. Die Zahl von 2- und 300000 Köpfen ist dadurch ermittelt, daß man alle, die noch in ihrer Muttersprache Gottesdienst abhalten, gezählt hat. Würde man nur die zählen, die nicht die deutsche Sprache beherrschen, dann kämen noch nicht 2000 Masuren und höchstens 10 000 Litauer zusammen.

Aber auch die Zahl derer, die den Gottesdienst in ihrer Muttersprache verlangen, nimmt reißend ab. Fortwährend steigt die Zahl der Kinder, die sich deutsch einsegnen lassen und damit zur deutschen Gemeinde übertreten. Diese Bewegung läßt sich deutlich verfolgen und mit Zahlen belegen. Etwa um das Jahr 1800 war alles Land nördlich des Pregels und an der Ostgrenze ein Zipfel, der die Kreise Darkehmen und Goldap enthielt, rein litauisch. Heute geht die Grenze der Kirchspiele, in denen noch Litauisch gepredigt wird, von der Südostecke des Kurischen Haffs nach Eydtkuhnen, und der Anteil der Litauer an der Gesamtbevölkerung schwankt zwischen 3 und 19 v. H. Ja, selbst in der Gegend, die noch als rein litauisch gilt, in den drei nördlich von der Memel gelegenen Kreisen Tilsit, Heydekrug und Memel, gehören nach Abzug der drei Städte nur 38, 47 und 61 v. H. der Landbevölkerung zu den litauischen Gemeinden.

Diese wenigen Zahlen müssen noch dahin erläutert werden, daß sie vor etwa 10 Jahren festgestellt sind und sich inzwischen wieder zuungunsten der Litauer verschoben haben. Bei den Masuren ist eine Angabe von Zahlen weitaus schwieriger. Sie sind sehr kirchlich gesinnt und halten an ihrer Muttersprache im Gottesdienst viel zäher fest als die Litauer. Deshalb schwanken die Schätzungen zwischen 105000 und einer halben Million Köpfe. Beide Zahlen sind richtig und falsch, je nachdem man sie betrachtet. Denn der Masure, der eben in der Kirche die Predigt in seiner Muttersprache gehört hat, spricht mit dem Pfarrer, wenn er ihn in seiner Wohnung aufsucht, Deutsch. Er liest deutsche Zeitungen und kauft sich einen deutschen Kalender. Und wenn bei einer Volkszählung alle, die Deutsch sprechen und lesen, festgestellt werden könnten, dann würden, wie gesagt, nicht 2000 Masuren übrigbleiben.

Noch schneller als die Sprache ist die Tracht geschwunden. Auf den Wochenmärkten sieht man bei schlechtem Wetter noch manchmal einen dunkelgrauen Mantel mit sieben Kragen. Der ist dann sicherlich mindestens zwanzig Jahre alt. Hin und

wieder findet man noch bei ganz alten Frauen die weiße, mit einem schwarzen Tuch überbundene Haube. Der unbezogene Schafpelz, den vor dreißig Jahren noch jeder Bauer trug, ist verschwunden. Die Eigenart der Litauer scheint auch nicht viel widerstandsfähiger zu sein. Südlich der Memel ist nicht nur die Tracht, sondern auch die eigentümliche Bauart des Gehöfts völlig geschwunden. Nur in dem schmalen Streifen zwischen Memel und der Grenze hat sich noch beides erhalten. Die alte Tracht ist kleidsam und malerisch. Die Frauen und Mädchen tragen etwa zehn bis zwölf steif gestärkte Unterröcke und darüber entweder einen grellbunten oder schwarzen, vielfach gefältelten Rock. Die Brust deckt ein ärmelloses, reich verschnürtes Mieder. Der Halsteil des Hemdes und die Ärmel sind bunt oder schwarz gestickt. Sandalen und kreuzweise um die Waden geschnürte Bänder sieht man bei den Männern schon ziemlich selten, nur noch den dunkeln Rock mit langen Schößen und die Mütze mit breitem Boden.

Das alte litauische Gehöft bestand aus dem Wohnhause, sieben bis acht Nebengebäuden und einem Speicher, der außer dem Schüttboden noch die Schlafzimmer für Knechte und Mägde enthielt. Ein Vorratshaus diente gleichzeitig zur Aufbewahrung der Kleider, Netze und Werkzeuge. Dazu kam ein Keller, ein Waschhaus, in dem auch die Räucherkammer und Geflügelställe untergebracht waren, Scheune, Stall und Futterhaus. Die Umzäunung umfaßte außerdem noch einen Obstgarten und ein kleines Gehölz, das meistens aus Birken bestand. Bei einem Neubau verschwinden regelmäßig die kleinen Nebenhäuser; sie werden zu einem langgestreckten Gebäude vereinigt. Auch die Anordnung folgt deutschem Muster. Wohnhaus, Speicher, Stall und Scheune werden rechtwinklig zueinander gestellt, so daß sie den Hofraum einschließen.

Immerhin hat sich bei den Litauern noch eine ganze Anzahl alter Gebräuche erhalten. Am verbreitetsten sind die Talkas, die man am besten durch „Arbeitsfeste" verdeutscht. Zu bestimmten Arbeiten in der Wirtschaft, zum Dungfahren, Mähen, Einfahren und Flachsbrechen vereinigt sich die ganze Gemeinde, um bei jedem Besitzer nacheinander die Talka abzuhalten. An die Stelle der Bezahlung tritt eine reiche Bewirtung. Das gemeinsame Dungfahren, Mähen und Einfahren des Getreides ist schon ziemlich außer Gebrauch gekommen, dagegen wird an der Linutalka, dem Flachsbrechen, noch überall festgehalten.

Der eigenartigste Volkssplitter, den Ostpreußen beherbergt, sind entschieden die Kuren oder richtiger Kurischei, wie sie von den Litauern genannt werden. Die Sprache ist lettisch, stark mit Litauisch untermischt. Der Abstammung nach sind die Kuren Finnen. Vielleicht tut man gut, „gewesen" hinzuzufügen, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß die ursprünglichen Kuren von Letten, Litauern und Deutschen völlig aufgesogen oder ersetzt sind. Dafür sprechen die Familiennamen. Da findet man neben litauischen die deutschen Ewald, Meißner, Scheffler, Schmidt, einige polnische, wie Kalkowski und Kaminski, und sogar den französischen Fornaçon! Es wäre also vielleicht richtiger, zu sagen, daß zu einer Zeit, die sich nicht mehr feststellen läßt, ein finnischer Volksstamm, dessen einzige Beschäftigung die Fischerei bildete, die Kurische Nehrung und einen schmalen Saum an der samländischen Küste besiedelte. Die Sprache, die er mitbrachte oder später annahm, war Lettisch. Im Laufe der Zeit sind die wenigen Kuren bis auf winzige Reste geschwunden, aber die Litauer und Deutschen, die sich zwischen ihnen ansiedelten, nahmen ihre Sprache und Gebräuche an. Das ist ein merkwürdiger Vorgang, aber doch zu erklären. Bei der Beschränktheit des Bodens ist der Zuzug ohne Zweifel sehr spärlich gewesen. Die zuziehende Familie mußte sich dem Volkstum und der Sprache der Ureinwohner anbequemen. Diese Erklärung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man weiß, daß in den außerhalb der Nehrung gelegenen Kirchspielen Bommelsvitte, Melneragen und Krottingen sich etwa 2500 Litauer der kurischen Sprache bedienen. Sie ist eben das Idiom, in dem die Fischer dieses ganzen Bezirkes sich verständigen. Man könnte sie ebenso gut den 1000 Kuren zuzählen, die auf der Nehrung wohnen. Daß diese auch Litauisch und meistens sogar Deutsch sprechen, ist ziemlich selbstverständlich.

Von den Filipponen wäre trotz ihrer geringen Kopfzahl, die jetzt etwa 300 beträgt, vieles zu berichten. Es sind Russen, die ihres Glaubens wegen die Heimat verließen und in den Jahren 1829 bis 1832 nach Ostpreußen einwanderten. Sie wurden in der Johannisburger Heide angesiedelt, wo sie sechs Ortschaften gründeten. Lange Zeit hindurch wollten sie sich den preußischen Gesetzen nicht fügen, und auch jetzt noch entziehen sich die jungen Leute der Militärpflicht durch die Flucht nach Rußland. Der Ackerbau scheint nie ihre Lieblingsbeschäftigung gewesen zu sein. Die Wohlhabenderen pachteten Seen, um sie zu befischen, wobei sie einige ihrer Glaubensgenossen als Inspektoren anstellten, die anderen zogen im Sommer weit umher, um auf Gutshöfen oder in Städten Obstgärten zu pachten. Es blieben aber noch einige zurück, und die genügten gerade, um als Wild- und Fischdiebe den Forstbeamten und Fischereiaufsehern das Leben sauer zu machen. Noch vor zehn Jahren waren blutige Zusammenstöße zwischen Filipponen und Beamten keine Seltenheit.

Im Jahre 1895 trat eine Spaltung zwischen den Filipponen ein. Ein Teil kehrte in den Schoß der griechisch-katholischen Kirche zurück. Seitdem hat die Rückwanderung der Filipponen nach Rußland begonnen. Über die Zurückgebliebenen ist der Hauch der Neuzeit gefahren. Sie haben das Hemd, das früher wie ein Schurz um die Hüften hing, beseitigt, trinken und rauchen und sprechen Deutsch. Man erkennt sie nur noch an der hohen Gestalt, dem starken hellblonden Bart und den weiten Beinkleidern, die unterm Knie ein Stück über die Schaftstiefel herabfallen. Ihre Eigenart ist in wenigen Jahren schnell geschwunden, ja, es kommen bereits Heiraten zwischen Filipponen und Masuren vor. Die Kinder werden evangelisch getauft und in die deutsche Schule geschickt.

So bietet Ostpreußen im Gegensatz zu Posen und Westpreußen ein sehr erfreuliches Bild, obwohl es vier fremdsprachliche Volksstämme zu überwinden hat. Allerdings sind sie seit Jahrhunderten mit dem preußischen Staat verbunden und haben mit ihm Freude und Leid getragen.

Blätter und Blüten.

Das kranke Meer. In unsern Seen und Teichen zeigt sich zuweilen die „Wasserblüte". Dabei färbt sich das Wasser grün, rötlich oder braun oder bedeckt sich mit einer ähnlich gefärbten Haut. Die mikroskopische Untersuchung zeigte, daß diese Erscheinung durch ein massenhaftes Auftreten winzig kleiner Lebewesen, namentlich der Algen, verursacht wird. Nach einiger Zeit verschwindet die Wasserblüte, die Algen sterben ab, und wenn sie in Verwesung übergehen, kann das Wasser verpestet werden und Fischsterbe eintreten. Ähnliches wird auch im Meere beobachtet. Von Zeit zu Zeit bedeckt sich z. B. im Golf von Triest die See mit dichten Schleimmassen. Diese Erscheinung wird von den Naturforschern „Meeresverschleimung", von den italienischen Fischern aber „Malatia del mare", Meerkrankheit, genannt. Auch in diesem Falle handelt es sich um ein massenhaftes Auftreten kleiner Lebewesen; denn die Schleimmassen bestehen aus Ansammlungen von Peridineen, namentlich von Peridinium ovatum. Unter gewissen Umständen kapseln sich diese Lebewesen ein und umgeben sich mit einer schleimigen Hülle. Ist dies einmal geschehen, so sieht man zunächst auf der Oberfläche des Meeres ungeheure Schleimmassen treiben. Nach einiger Zeit beginnen sie zu sinken, und dann sieht man sie in einer Tiefe von fünf bis sechs Metern im Meere schweben. Der Seefahrer hat dann den Eindruck, als ob

ein mit Wolken bedeckter Himmel sich in dem Meere spiegelte. In der Nacht aber zeigen die Schleimfetzen ein prächtiges Leuchten in grünem Licht, sobald sie durch Ruder- oder Wellenschlag gereizt werden. Schließlich sinken die Massen auf den Grund, und der Schleim wird hier nach und nach aufgelöst. Diese Meereskrankheit hat für verschiedene im Meer lebende kleinere Tiere üble Folgen, denn sie fangen sich in dem Schleim und gehen in ihm zugrunde; so findet man auch in den schleimigen Massen Leichen von Krebsen und Jungfischen. Aber auch der Fischer leidet darunter, denn der Schleim verklebt derart die Maschen der Netze, daß man sie nicht benutzen kann. Der Fischer fürchtet also diese Erkrankung des Meeres, um so mehr, als sie hauptsächlich im Sommer, während der Zeit des Sardellenfanges, eintritt. Glücklicherweise vergeht immer eine Reihe von Jahren, bis das Meer wieder einmal krank wird. F.

Jungmann & Schorn, Baden-Baden, phot.

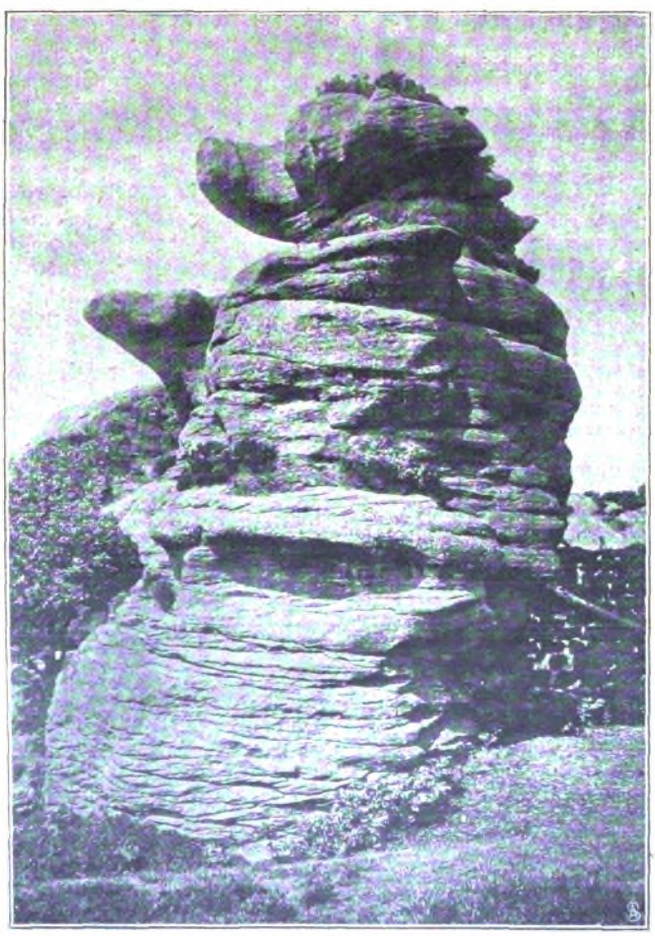
Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg †

Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Auf und ab war das Zünglein der Wage in den letzten Krankheitstagen des Herzogs Ernst von Sachsen-Altenburg gegangen, aber alle, die um das Krankenlager versammelt waren, wußten, daß dem Leben des greisen Fürsten ein Ziel gesetzt war — der am 7. Februar erfolgte Tod überraschte sie nicht. Denn selten wird es einem Fürsten vergönnt, so lange auf seinem Posten zu bleiben wie Herzog Ernst, der sein fünfzigjähriges Regierungs-, sein sechzigjähriges Militärjubiläum und seinen achtzigsten Geburtstag unter der Teilnahme aller Landeskinder gefeiert hat und bis zuletzt sich geistiger und körperlicher Frische rühmen durfte! Als Sohn des Prinzen Georg von Hildburghausen und der Prinzessin Marie von Mecklenburg-Schwerin am 16. September 1826 zu Hildburghausen geboren, hatte Prinz Ernst zunächst keine Anrechte auf den altenburgischen Thron. Erst als Herzog Joseph am 30. November des Sturmjahres 1848 die Regierung in die Hände seines Bruders Georg legte, ward er Erbprinz von Altenburg. Er besuchte als solcher vom 17. April 1849 bis März 1851 die Universität Leipzig — nachdem er auf der Akademie von Lausanne und der Universität Breslau schon einige Semester studiert hatte — und trat am 14. Juni des gleichen Jahres als Premierleutnant in die Leibkompagnie des Königlich Preußischen Garderegiments zu Fuß in Potsdam ein. Am 3. August 1853 folgte er seinem Vater, den er krankheitshalber schon in der Leitung der Regierungsgeschäfte vertreten hatte, auf dem Thron, und als das Kriegsjahr 1859 kam und die Lage der Dinge in Deutschland immer kritischer ward, stellte er sich fest auf die Seite Preußens. Ein treuer Bundesfürst des jungen Reiches ist Herzog Ernst allezeit gewesen, und auch ein Fürst, dem das Wohl seines Landes vor allem am Herzen lag. Streng gläubig und doch von weitestgehender Toleranz, warmherzig anderer Leid und Freude mitempfindend, ein eifriger Förderer von Wissenschaft und Kunst, besaß der Fürst für militärische Dinge doch eine ganz besondere Vorliebe. Er nahm seiner Zeit in der Armee des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin am Kriege gegen Frankreich teil und holte sich dort das Eiserne Kreuz nach den Belagerungen von Toul und Soissons. Als General der Infanterie, Chef des 2. Schlesischen Jägerbataillons Nr. 6 und des 8. Thüringischen Infanterieregiments Nr. 158 stand er seit 1891 auch à la suite des Thüringischen Husarenregiments Nr. 12 und hat auch in Friedenszeiten sein militärisches Interesse nie verleugnet. Schicksalsschläge waren bei allen äußeren Erfolgen demselben nicht erspart! Er verlor am 23. Oktober 1897 seine Gemahlin, die Herzogin Agnes, und am 8. Oktober 1898 seine Tochter Marie, Prinzessin Albrecht von Preußen, durch den Tod.

Neuerwerbungen des Zeughauses. Das glänzende Bild, das die Paroleausgabe im Zeughaus zu Kaisers Geburtstag alljährlich bietet, hatte diesmal noch eine Erhöhung erfahren. Vor der Kolossalstatue der Borussia, inmitten des herrlichen Lichthofes, waren die beiden prächtigen Rüstungen aufgestellt worden, die unter anderen kriegerischen Erinnerungsstücken vom Zeughaus neu erworben wurden. Beide gehören dem 16. Jahrhundert an und sind hoch zu Roß wieder aufgebaut worden, und zwar zeigt die eine den Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg (1525 bis 1598) in kostbarem Brustharnisch aus lichtem Stahl, der im Geschmack der Frührenaissance mit Aetzeisen verziert ist. Er mag eine Wittenberger Arbeit sein, während der Degen das Ehrenzeichen des Clemens Horn aus Solingen trägt. Aus dem offenen Visier des Helms, der ebenso wie die Roßstirn reich mit Federn geschmückt ist, schaut ein vom Bildhauer Lange modellierter Porträtkopf, mit dem ein ungenannter Gönner des Zeughauses dem Kaiser eine besondere Freude bereiten wollte! Prunkvoller als dieser erste Ritter mutet der zweite, hier abgebildete, fast an, der den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach-Bayreuth (1535 bis 1603) in Turnierausrüstung darstellt. Zum Harnisch aus silberglänzendem Stahl, der mit seinen 35,2 Kilogramm nur 15 Kilogramm schwerer ist als der vorige, gehören noch sechs getrennt gruppierte Wechsel- und Verstärkungsstücke, z. B. Sturmhaube und leichter Helm mit Verstärkungsstück usw. — außerdem Stechstange, Brechscheibe, Degen und kostbare Roßausrüstung. In diesem herrlichen Harnisch, einer Nürnberger Arbeit des Wilhelm von Worms des Jüngeren aus dem Jahre 1560, ist der Markgraf nachweislich zu dem Turnier geritten, das zu Ehren der Hochzeit Wilhelm I. von Oranien mit Anna von Sachsen 1561 in Leipzig stattfand. Beide Rüstungen sind von schönster Vollständigkeit, es fehlt auch nicht das kleinste Stück.

Turnierausrüstung des Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach-Bayreuth.

Ein neues Schaustück des Berliner Zeughauses.



Der Tanzbär. (Brimham Rocks.)

Ein wunderlich geformter Fels.

Der Tanzbär. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Seltsamen Berg- und Steinformationen begegnet man hier und dort in der Welt: die Charakterköpfe berühmter Männer werden oft mit wunderbarer Porträtähnlichkeit von den Linien der Gebirge oder einzelner Felsen gebildet, auch Gestalten und Gruppen drolliger Art kommen vor, und es ist leicht begreiflich, daß die Volksphantasie sich dieser Gebilde

bemächtigt und allerlei bunte Sagen darum webt. Auch unser Bild veranschaulicht solch einen Scherz der bildenden Natur, es stellt den sogenannten „Tanzbär“, einen Felsen der Brimham Rocks bei Papeley Bridge in Yorkshire, dar. Von weitem und in dem leichten Dunst der Abenddämmerung gesehen, mag der Koloß gespenstisch genug wirken, man kann wohl glauben, einen versteinerten, verzauberten Bären vor sich zu haben, der Jahr um Jahr auf Erlösung harrt.

Der Schatz von Touk-el-Garmous. (Zu den nebenstehenden Abbildungen). Nicht die Sonne, sondern ein ägyptischer Esel hat ihn an den Tag gebracht, den Schatz von Touk-el-Garmous, zu dessen schönsten Stücken die hier abgebildeten gehören. Vor kurzem trabte ein Fellah mit seinem Grautier durch die Wüste nach den Ruinen von Touk-el-Garmous. Plötzlich klirrte das Hufeisen des Esels an einen Scherben, es blitzte goldig zwischen dem fahlen Sande auf, und der überraschte Fellah sah, daß der Esel eine Vase zertreten hatte, deren Inhalt: Schmuck- und Räuchergefäß, Trinkhorn und Münzen nun nach zweitausendjährigem Vergessen wieder unter die Menschen kam. Ein Dieb mag den Schatz seiner Zeit hier vergraben haben und durch irgend etwas verhindert worden sein, ihn zu bergen, denn die kaum abgenutzten Münzen tragen das Bildnis des ersten Ptolemäers, der im Jahre 307 n. Chr. regierte. Von wundervoller Arbeit ist das hier abgebildete große Armband aus lauterem Golde, das nach außen gewölbt und durch ein Zierat von verschlungenen Linien und Blumenwerk geschmückt ist, in dessen Mitte das Figürchen des Liebesgottes in lächelnder Anmut steht. Auch der kleinere Armring mit den persischen Greifenköpfen als Abschluß ist von feinstem Geschmack. Man hat es jedenfalls mit Erzeugnissen der griechischen Kunst zu tun, jedes einzelne Stück verrät, auf welcher Höhe sowohl der Geschmack als die Goldschmiedekunst zu jener Zeit standen.

Das Zierstück des großen goldenen Armbandes.

Der Goldschatz von Touk-el-Garmous.

Armring mit persischen Greifenköpfen.

Das große goldene Armband.

Militärfrommes Jungafrika. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Kinder sind Kinder — ob ihre Haut schwarz oder weiß ist! Das gleiche eifrige Interesse, das unsere deutsche Jugend allem Soldatischen entgegenbringt, das sich in jeder neuen Generation in dem gleichen Soldatenspiel äußert, das scheint auch den kleinen Afrikanern nun schon in Fleisch und Blut übergegangen zu sein. So gut es gehen will mit den Säbelbeinchen ihrer Rasse, stehen auch sie „stramm“, sobald ein weißer Offizier sich blicken läßt, und legen grüßend die Hand an den wolligen Krauskopf. Und wenn der „weiße Mann“ irgend Sinn für Humor und ein Herz für Kinder im Leibe hat, so dankt er freundlich auf die „Honneurs“, wie der „Vorgesetzte“ unseres Bildes es tut, und tätet sich wohl, den kleinen schwarzen Rekruten, die dereinst von Wichtigkeit sein werden, das deutsche Soldatenleben zu verleiden!

Wie die Alten sungen . . .

Drei Gelehrte. (Zu dem Bild auf Seite 161.) Wir sehen im Chorgestühl einer gotischen Kirche drei Teilnehmer am Gottesdienst, die offenbar nur dem Körper nach anwesend sind: geistliche und weltliche Professoren in würdiger Haltung, aber in Gedanken wohl weit genug von den Zeremonien am Hochaltar entfernt. Sie gehören dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an, wo der Zusammenhang von Kirche und Wissenschaft noch nicht gelöst, der Sieg des Humanismus über die unfruchtbare scholastische Gelehrsamkeit noch nicht entschieden war, aber ein gewaltiges Sehnen nach geistiger Freiheit, nach eigenem Denken durch die Welt ging und auch die alten, kirchlich organisierten Universitäten ergriff. Draußen verbreiteten begeisterte Humanisten die neuen italienischen Errungenschaften der griechischen Sprache und lebendiger Erkenntnis des Altertums sowie des beginnenden medizinischen Studiums. Also wendeten auch die zünftigen Gelehrten sich von der alten trockenen Dialeltik ab und der Fülle des neuen Wissensstoffes zu. Bald gab es auch unter ihnen ungestüm vorwärts strebende Idealisten, ruhige Tatsachenbeobachter und überschauende, zusammenfassende Geister, eine Dreiheit, die überall in der Geschichte der Wissenschaften wiederkehrt, den Fortschritt verursachend, befestigend und seine Ergebnisse dem großen Besitz der Menschheit an richtiger Stelle einordnend. Es ist ein glücklicher Gedanke des Künstlers, uns diese für alle Zeiten charakteristischen Gelehrtentypen hier schon ganz ausgeprägt, wenn auch noch im ungestörten Frieden mit der alten Mutter Kirche zu zeigen. Der Beschauer mag unschwer aus ihren Zügen ihre innere Art und Richtung herauslesen und dabei vielleicht auf den Gedanken kommen, daß hier in den mittelalterlichen Umhüllungen von Talar und Mönchskutte vielleicht schon frühe Geistesverwandte eines Rousseau, Darwin und Ranke vor ihm sitzen!

Schädigung der Pflanzen durch den Kohlenrauch. Der Rauch, der durch Holzfeuerung erzeugt wird, beeinträchtigt die Pflanzen nur wenig. So sieht man auch, daß in der unmittelbaren Umgebung von Köhlereien die Waldbäume völlig gut gedeihen. Anders verhält es sich aber mit dem Kohlenrauch. In Steinkohlen ist etwa 1 v. H., in Braunkohlen 0,5 v. H. Schwefel vorhanden; beim Verbrennen der Kohlen bilden sich nun schweflige Säure und Schwefelsäure, die verheerend auf die Pflanzen einwirken. Aber nicht alle Pflanzen sind gleich empfindlich. Am leichtesten erliegen den Rauchgasen die Nadelbäume, weil sie Sommer und Winter dem schädigenden Einfluß ausgesetzt sind. Die Laubbäume sind widerstandsfähiger. Obenan steht in dieser Hinsicht die Eiche, hart sind auch die Ulme, der Ahorn und die Esche. Erle, Pappel und Linde sind

empfindlicher, am leichtesten erliegen aber dem Kohlenrauch die Birke und die Buche. Leider sind auch unsere Obstbäume wenig rauchbeständig, am schwersten leiden die veredelten Sorten, vor allen die Pflaumen. Wird die Blüte stärker vom Rauch getroffen, so setzen die Bäume keine Früchte an. In unserm Garten werden von strauchartigen Gewächsen die Rose und der Weißdorn am meisten vom Kohlenrauch gefährdet. Viel mehr können dagegen die zwei- und einjährigen Pflanzen aushalten, aber auch bei ihnen erliegen die zarten jungen Triebe nicht selten den giftigen Gasen. So werden in der Nähe von Kohlenrauchquellen die Spitzen des Getreides häufig rötlich verfärbt. Unter den Nutzgewächsen unserer Gärten vertragen Erbsen und Bohnen den Rauch besonders schlecht. Ihre Blätter zeigen dann durchscheinende Flecken; sie rollen sich ein, und die Ranken trocknen ein und gehen bald zugrunde. In dieser Hinsicht sind noch weitere Ermittlungen sehr wünschenswert, denn sie ergeben Winke für die Bepflanzung der Gartenanlagen in Großstädten oder in deren unmittelbarer Nähe. Es gibt nur wenige Städte, in denen man auf den Pflanzenschmuck verzichten muß, wie in Manchester, wo kein Baum in den Straßen gedeiht, und wo man um die Town-Hall im Sommer Pappeln in riesigen Kübeln aufstellt, um durch etwas Grün das Auge zu erfreuen. F.

Japanerin, Tauben fütternd. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Die Situation, die der Photograph hier so geschickt festzuhalten wußte, paßt so ganz zu dem Bilde, das wir uns von den anmutigen, immer lächelnden Töchtern des fernen Ostens machen. Blumen und Tauben bilden die liebste Gesellschaft der harmlosen Geschöpfchen, die der Daseinskampf bis heute kaum gestreift hat, die von klein auf nur dazu erzogen wurden, mit Anmut im Hause zu walten als demütige Gattinnen und liebevolle Mütter. Sanftheit, Beherrschung, das waren seit Jahrtausenden die Ideale der japanischen Frauennatur, und so wirkt die Taube, der wir ja — ob mit Recht oder Unrecht — Sanftmut ohne Falsch zuschreiben, auf unserem Bildchen wie ein Symbol.

From Stereograph copyright 1905 by H. C. White Co., Neuyork.

Ein Idyll aus dem Lande der aufgehenden Sonne.

Verein Frauenheim. Aus dem dreiunddreißigsten Jahresbericht über die Tätigkeit des Vereins „Frauenheim", der das Ziel verfolgt: achtbaren, alleinstehenden Frauen eine dauernde, ihrer gesellschaftlichen Stellung entsprechende Wohnstätte mit allen zur Wahrung der Sittlichkeit und des häuslichen Behagens wünschenswerten Einrichtungen mietweise zu gewähren, geht ein nur allmählich, aber doch sicher aufsteigender Erfolg hervor. Die beiden hübschen Villen in Groß-Lichterfelde mit ihren etwa 26 Wohnungen sind gut besetzt, und zwischen den Insassinnen greift ein immer verständnisvolleres, herzlicheres Zusammenleben Platz. Die Häuser sind, was sie sein sollen: zwei Gemeinwesen ohne Zwang, aber mit natürlicher Zugehörigkeit. Ein gutes, kräftiges Essen, von den Kastellansleuten für 65 Pf wochentags, 70 Pf. Sonntags geliefert, gemeinsame Lese- und Speiseräume, eine kleine Bibliothek und ein Garten mit schattigen Lauben bieten alleinstehenden Damen Annehmlichkeiten, die gerade in der Großstadt nicht hoch genug anzuschlagen sind. Und da für einen Mindestbeitrag von 6 Mark jährlich oder eine einmalige verzinsbare Einzahlung von mindestens 300 Mark bzw. ein Geschenk von mindestens 75 Mark die Mitgliedschaft errungen werden kann, die Unterhaltskosten aber sehr gering sind (die teuerste Wohnung z. B. kostet nur 230 Mark), so können auch Minderbemittelte sich den Luxus eines sorgenfreien gemütlichen Lebens leisten. Die Hausordnung übt keinen Zwang aus, nur ist im Interesse des Ganzen bei längerer Abwesenheit eine kleine Entschädigung an den Kastellan zu zahlen. Übrigens können auch Nichtmitglieder der Wohltat des Gesellschaftshauses teilhaftig werden, doch haben die Mitglieder den Vorzug. Herr Kommerzienrat Fritz Kühnemann, Berlin-Reinickendorf, Verlängerte Kolonieſtraße, nimmt Anmeldungen zur Mitgliedschaft entgegen, wie er auch zu jeder gewünschten Auskunft gern erbötig ist.

Das Gift des Taumellolches. Auf unsern Getreidefeldern wächst als Unkraut eine Grasart, der Taumellolch. Die Pflanze hat darum den Namen erhalten, weil der Genuß ihrer Körner beim Menschen Schwindel, Kopfschmerzen und Betäubung verursacht. Ebenso werden bei verschiedenen Tieren Vergiftungserscheinungen nach Verfütterung des Taumellolches beobachtet. Früher, da man zum Reinigen des Getreides die guten Radensiebe noch nicht kannte, gelangten Taumellolchkörner viel öfter unter das Korn, wurden mit vermahlen, und das aus diesem Mehl bereitete Brot machte die Menschen krank. Heute kommen diese Vergiftungen weit seltener vor. Bei der mikroskopischen Untersuchung des Mehls auf Verfälschungen hatte man öfter Gelegenheit, auch Bruchteilchen der Taumellolchkörner zu prüfen, und machte dabei die Entdeckung, daß die Frucht dieser Pflanze mit Pilzfäden durchsetzt war. Man forschte weiter und fand zunächst, daß der Pilz in allen Lolchkörnern vorkam; weiterhin wurde festgestellt, daß beim Keimen des Samens und weiterem Wachstum der Pflanze der Pilz in dem Halm sich mitverbreitet, bis in die Blüten und Fruchtanlagen vordringt und sich seinen Platz in den Körnern sichert. Da es aber bis jetzt nicht gelungen ist, den Pilz künstlich zu züchten und zur Fruchtbildung zu bringen, so weiß man nicht, um was für einen Pilz es sich handelt. Inzwischen wurde aber die Entdeckung gemacht, daß es hin und wieder pilzfreien Taumellolch gebe; in der Regel sind nur 90 bis 95 v. H. der Taumellolchpflanzen verpilzt. Man säte nun die pilzfreien Körner aus und prüfte den Ernteertrag auf Giftwirkung. Sie blieb aus, und auch die chemische Untersuchung konnte den eigenartigen Giftstoff, das Temulin, nicht nachweisen. So ist die interessante Tatsache ermittelt worden, daß der Taumellolch an sich keine Giftpflanze sei, erst wenn der erwähnte Pilz unbekannter Art sich in ihm festsiedelt, kommt es zur Giftbildung. Diesen gefährlichen Lebensgenossen hat aber der Taumellolch wahrscheinlich schon aus der alten Heimat der Getreidearten, aus Zentralasien, mitgebracht, als er mit der Ausbreitung des Getreidebaues gleich der Kornblume als Unkraut mit verschleppt wurde; denn man findet den Taumellolch als Begleiter des Getreides fast überall auf der Erde, in Europa, in Persien, in Afghanistan, in Syrien, in Afrika und in Amerika. Taumellolchkörner wurden auch in den ägyptischen Mumiengräbern gefunden, und die mikroskopische Untersuchung zeigte, daß sie gleichfalls verpilzt waren. Also schon vor 4000 Jahren lebten der Taumellolch und der Giftpilz in inniger Gemeinschaft. F.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Nr. 9 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Über steinige Wege.

(8. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Seit drei Tagen war Ruth nun im Schlosse der Baronin Saddler. Die Ärzte hatten die Kugel, die in der Nähe der Wirbelsäule festsaß, entfernt, und der Kranke lag jetzt in der oberen Wohnung des Schlosses, in modern behaglich eingerichteten Räumen, und neben seinem Krankenzimmer wohnte Ruth; die Türen standen weit geöffnet zwischen den beiden Stuben auf. Weiche, helle Teppiche bedeckten die Fußböden, lichte Tapeten die Wände; ein traulicher Salon vervollständigte diese behagliche Einrichtung nebst Bade- und Dienerzimmer.

Heinz war sehr schwach, aber von heute an bei voller Besinnung. Ruth saß am Bett und hielt seine Hand.

Er hatte gleich gefragt, wo er sich befände. Und sie kniete nieder und zog seine Finger an ihre Augen. „Die Baronin Saddler hat uns aufgenommen", sagte sie leise.

Er zuckte zusammen, sie fühlte es. „Beunruhige dich nicht, Heinz, es wird nicht lange dauern, dann kehren wir in unser Heim zurück."

Er seufzte, sagte aber nichts, er versuchte nur in ihre Augen zu sehen. Aber als sie seine Hand freiließ, hatte sie zu tun, die Decke glatt zu streichen und ihn zu bitten, recht stille zu liegen. Er dürfe durchaus nicht viel sprechen.

„Bist du mir böse?" fragte er trotzdem.

Sie schüttelte den Kopf, legte den Finger, zum Zeichen, daß er schweigen solle, an ihre Lippen und zog sich hinter die spanische Wand zurück. Dort setzte sie sich wieder ans Fenster, wischte die Tränen aus den Augen und nahm eine Handarbeit vor; nach einem Weilchen aber warf sie diese wieder hin, zog einen Brief aus der Tasche und las ihn zum drittenmal:

„Liebe Ruth!

Vorgestern nachmittag haben wir Karl in Gotha bestattet, Rose und ich waren hinübergefahren, denn, denke Dir, Siddie hatte sich die Anwesenheit von Lutz verbeten.

Lutz nahm die Sache kühl auf, aber ich gräme mich schrecklich, Ruth, und besonders über die furchtbaren Dinge, die so nach und nach ans Tageslicht kom-

Nach der Schule.
Gemälde von F. G. Waldmüller.

men, den Bankrott betreffend. — Wenn Du Dir das Schwärzeste ausdenkst, so ist es noch lange nicht schwarz genug. Und, Ruth, erschrick nicht, arme liebe Seele — es ist alles verloren!

Wir haben gestern nach der Verbrennungszeremonie bereits im Coupé während der Rückfahrt beratschlagt, was mit Siddie und Mutter werden soll, denn auch sie hat alles zugesetzt! — Das natürlichste wäre doch, daß Mutter zu uns käme, aber — sie sagt, sie wolle Siddie nicht verlassen. In Wahrheit aber, sie will nicht nach Ilsterode — wegen Lutz.

Siddie ist eiskalt und stumm, aber Mutter verriet mir, als ich sie einen Augenblick allein sprach, daß sie daran denken, eine Familienpension in Dresden anzufangen, wenn ihr die Möbel, wenigstens teilweise, gelassen würden, und da will Mutter mittun. Es sei auch wegen der Schule für die Kinder, meinte sie noch.

Ich sorge mich so sehr, ich kann sagen am meisten um Euch, Ruth — wie werdet Ihr's nur machen, um auszukommen? Hoffentlich könnt Ihr Euch bis zum Rittmeister so durchbringen? Ich weiß ja nicht, wie viel Ihr noch auf der Bank habt. Es wird furchtbar schwer sein für einen Kavallerieoffizier. Rose sagt sogar, es sei unmöglich. Sei versichert, Ruth, was ich tun kann für Dich, das geschieht, und wenn weiter nichts, dann schicke ich dir Naturalien, alles, was irgend sich verschicken läßt.

Wenn nur Heinz nicht einen Knacks weghat! Ahnst Du nicht, worum das Renkontre stattfand? Dies hatte ja gerade noch gefehlt! Schreibe doch mal über das Wieso? Warum? Und wie es ihm geht.

Morgen schicke ich Dir Deine wärmeren Sachen. Rose will in drei Tagen abreisen und erbietet sich, Deine Wohnung zu revidieren oder sie instand zu setzen für den Fall Eurer baldigen Rückkehr, armes Herz.

Ach, Ruth, daß es so enden sollte mit unseres Vaters Geschäft! Wer hätte das gedacht? Stelle Dir nur vor, der Pferdehändler Nippton in Kreutzberg tritt allein mit einer Forderung von fünfzigtausend Mark auf, vom Wagenbauer und Sattler ganz zu schweigen und von dem Pariser Atelier, wo Siddie ihre Toiletten arbeiten ließ. Am meisten hat der Bankier Beschatz zu fordern. Mutter hat, als Du heiraten wolltest, eine dritte Hypothek auf ihr Grundstück genommen zu enormen Prozenten! Lutz hat immer gefürchtet, daß es so kommen könnte; er hat so oft den Kopf geschüttelt über das verschwenderische Leben im Schreiberschen Hause.

Genug davon. Die ganze Stadt und Umgegend sind in Aufregung über den Skandal, Du kennst die Ernstädter!

Ein Glück, daß Karl verbrannt sein wollte und die Beerdigung auf dem Ernstädter Kirchhof unterblieb. Ich glaube, die Arbeiter hätten eine böse Szene gemacht. So war die Leiche nachts nach Gotha gebracht worden, und wir fuhren hinterdrein. Der alte Lindner sprach ein paar Worte, der Pfarrer nur ein Vaterunser. Es war trostlos, und Siddie hat mir namenlos leid getan; zur Hauptsache war doch er schuld.

Deinem Bubi geht's gut, der liebe kleine Kerl! Sorge Dich nicht, er ist mir keine Last. Aber Sehnsucht nach ihm wirst Du haben, arme Seele. Adieu!

Sei tausendmal geküßt

von Deiner treuen Erie."

Ruth las das alles, aber es drang ihr kaum zum Bewußtsein. Die gegenwärtige Lage lastete mit solcher Wucht auf ihr, daß alles andere sie nichts dünkte gegen die Qual, die sie jetzt empfand.

Wenn sie erst mit Heinz von hier fortkönnte, aus diesem Hause fort! Nur die Nähe dieser Frau nicht mehr, nur nicht diese Gastfreundschaft annehmen müssen.

Ihr Unbehagen wuchs von Stunde zu Stunde, es wuchs, je mehr die Gewißheit an sie herantrat, daß Heinz noch ein langes Krankenlager vor sich habe, je bestimmter der Arzt ihr versicherte, daß an einen Transport des Kranken jetzt nicht zu denken sei.

„Und dann, meine gnädige Frau," hatte er hin „wenn es soweit ist, daß er außer Bett sein kam direkt nach dem Süden und dort bleiben bis ins hinein! — Wäre es nur erst soweit!"

Sie schlug wie verzweifelt die Hände vor dem zusammen. Wie sollten sie das machen? Woher so Mittel kommen, um ihm diese Reise zu ermöglichen, sein mußte? Sie stöhnte auf wie unter einem Traum. — Es konnte nicht wahr sein! In Wirklic sie ja doch friedlich und glücklich in ihrem geliebten roten Hause daheim, Heinz war gesund — ein leich spielend kleines würde es sein, den Vermögensve überwinden, wenn er nur gesund wäre, lachenden wollten sie beide dem Schicksal trotzen!

Sie ging zum Schreibtisch, um frei zu antwor schrieb, daß Heinz zwar bei Bewußtsein, aber noch sehr sei, und daß sie Sehnsucht nach dem Kinde habe, a weshalb dieses Duell stattgefunden, ahne sie nicht, f auch Heinz nicht fragen, er werde ihr gewiß späte erzählen. Und dann schloß sie ganz eilig, denn wie e war es ihr in die Seele gedrungen: Wird er es tun du noch sein Vertrauen, nach allem, nach dem, was du e Oder muß er dir etwas verschweigen?

Sie sprang empor und warf den Brief i Schreibtisch, den sie verschloß. Es war ihr, als die Wände sie erdrücken. Sie raffte das Tuch v Stuhllehne, sah um den Bettschirm auf den reg Daliegenden und schlüpfte aus dem Zimmer. Mit Schritten durchmaß sie den Korridor, huschte die hinunter und lief in den Park. Nur Luft, nur Himmel über sich haben, um nicht zu vergehen vor An

Gottlob, die Baronin war nicht um den Weg g Ruth hatte sie seit jenem Morgen, an dem sie fa Bewußtsein unartig war, nicht wieder gesehen. Sie verstanden haben. — Aber, es übergoß sie doch wie Scham, sie erschien sich unvornehm. Geben ist leicht, leicht, aber — das richtige Nehmen, das können nich Ja, ja, sie würde es können, wenn nicht die Vergan den verwirrenden Schein über diese Gastfreundschaft würfe, Frau Nelda eine Fremde wäre, eine ganz Fremde.

Unter diesen immer wiederkehrenden und widerstrei Gedanken ging Ruth dahin in der Allee. Gegen die des Parkes bog die breite Fahrstraße gegen Westen ab, bis zu der Einfahrt führte; dort unten stand das schmiedeeiserne Gittertor gastlich weit geöffnet, an de Landstraße vorüberführt in die Felder hinein, auf den zu. Ruth verließ an der Kurve die Allee und schritt Fußpfad entlang, einen einsamen, schattigen, trotz des nah Herbstes noch üppig belaubten Pfad. Hier und da zur eine Ruhebank, eine alte Sandsteinstatue, die aus dem Gest leuchtete, manche schon defekt — dem flötenspielenden fehlte ein Horn, der Flora gegenüber die Hand, die ein Füllhorn gehalten haben mochte.

Die junge Frau beachtete dies alles kaum, sie wollte Bewegung, nur allein sein. Vor ihr lag jetzt ein Brück das über einen winzigen, raschen Bach direkt auf eine Tür in der hohen Mauer zuführte, die den Park um Langsam ging sie hinüber und den Weg entlang zum Pfort und erfaßte den eisernen Ring, der in der Mitte befestigt kaum in der Hoffnung, daß der Ausgang offen sei. ihrem Erstaunen bewegte die schwere, eisenbeschlagene Tür ihr entgegen, und Ruth sah sich gerade gegenüber, von ei hohen Linde überschattet, ein kleines, altes, hellgetünchtes Fa werkhaus mit Vorgärtchen, über dessen Zaun Georginen allen Farben lugten, und eine dicht mit purpurrotem wild Wein überwucherte Laube.

Aus dem geöffneten Fenster klang Klavierspiel, und R dachte, dies könne möglicherweise das Kantorhaus sein, dem Heinz während zweier Tage Quartier gefunden hat Sie wußte selbst nicht, warum es sie trieb, hinüberzugeh

und zu fragen, ob dort der Kantor Tägebüll wohne. Die bimmelnde Hausglocke ließ sofort das Klavierspiel verstummen, mitten in einer schmelzenden Variation über das Lied „An Alexis send ich dich", und in die Tür linkerhand trat Fräulein Amalie Tägebüll, in grauem Wollkleide mit schottischem Besatz und weißem Tändelschürzchen, und starrte aus ihren runden, von ebensolch runden Brauen überwölbten Augen überrascht auf die schlanke, dunkelgekleidete Frauengestalt.

„Bitte," sagte Ruth, „bin ich hier recht im Kantorhause?"

„Ja!" entgegnete Fräulein Tägebüll geziert, „was steht in Ihrem Belieben?"

„Hat hier nicht Herr Oberleutnant v. Buchen gewohnt?"

„Ja, drüben — in der guten Stube."

„Kann ich das Zimmer sehen?"

„Bitte sehr!" Fräulein Tägebüll kam herüber, öffnete und ließ Ruth eintreten. Ein kleines, mit feuchter Luft erfülltes, blautapeziertes Zimmerchen, in dem die übliche Garnitur Polstermöbel, mit braunem Rips bezogen, stand; vor dem Sofa ein Teppich mit schreiendem türkischen Muster, darauf der ovale Tisch; über dem Sofa der Regulator, rechts und links von ihm Bilder — Luther, der die Bannbulle zu Wittenberg verbrennt, und die kaiserliche Familie in Potsdam —; ein Vertiko, eine Kommode zwischen den Fenstern, darauf, unter dem Spiegel, der segnende Christus von Thorwaldsen und unter einem Glassturz der silberne Brautkranz der Frau Kantorin und überall gehäkelte Decken.

„Hier stand das Bett," sagte Fräulein Tägebüll, auf die Wand dem Fenster gegenüber weisend, „bitte, nehmen Sie Platz, gnädige Frau, ich werde Tante rufen — ich habe wohl die Ehre, mit der Frau Gemahlin des Herrn Oberleutnants v. Buchen zu sprechen?"

Ruth nickte. „Ja, aber, bitte, stören Sie die Frau Kantor nicht, ich wollte lediglich einmal das Zimmer sehen, wo mein armer Mann gewohnt hat."

„Ja," meinte Fräulein Tägebüll, „es tut uns auch so leid, und er sah so furchtbar aus, als sie ihn brachten, ganz voll Blut. Ich sah es, als ich im Schlosse nähte, vom Fenster aus, wo ich saß, die Frau Baronin hat ordentlich aufgeschrien, als sie es — —"

Sie sah mit einem lauernden Blick zu Ruth hinüber, deren traurige Augen noch immer im Zimmer umherwanderten.

„Mein Mann hat mir geschrieben, er habe sich sehr wohl in Ihrem Hause gefühlt", murmelte Ruth, von dem Gespräch ablenkend. „Ich danke ein andermal Ihrer Frau Tante für die gute Aufnahme."

„O, bitte — ist gern geschehen; es ist sehr liebenswürdig gewesen vom Herrn Oberleutnant, hier bei uns fürlieb zunehmen, wo er's doch auf dem Schloß viel schöner hatte haben können. Tante sagt auch, wie er nur dazu gekommen wäre, durchaus hier wohnen zu wollen? Aber er hat bei Tante richtig gebettelt darum. Ja, und was ich noch sagen wollte, wie befinden sich denn der Herr Oberleutnant?"

„Danke — besser —" antwortete Ruth kaum verständlich, indem sie das Haus unter dem Geklingel der Türglocke verließ. Sie nickte dem knirenden Fräulein noch einmal zu und ging wieder die Straße hinüber durch das Pförtchen in den Park.

Hat nicht drüben bleiben wollen im Schloß, hat um das schreckliche Stübchen ordentlich gebettelt, dachte Ruth, und ist doch so nahe. Dort das Haus und hier der Park, der dunkle, unheimliche Park. Und dann errötete sie, sie schämte sich ihres unreinen Denkens. Was war aus ihr geworden! Wohin hatte sie sich bereits verirrt! Diese sinnenberaubende Eifersucht, woher kam sie?

Sie ging so rasch, als wollte sie dieser Qual entfliehen. Gerade in dem Augenblick, als sie in die große Allee einbog, kam eine Equipage im schlanken Trabe von der Einfahrt her. Ruth trat zurück, aber es war zu spät, sich seitwärts in den Fußweg zurückzuziehen, und dann verharrte sie in sprachloser Verwunderung — da drinnen im Wagen, der jetzt dicht neben ihr hielt, saß die Baronin v. Saddler in grauer Reisetoilette und hielt auf dem Schoße, sorglich in Mäntelchen, Schleier und Decken gehüllt, ein Baby — und dies Baby — —

„Guten Morgen, Frau v. Buchen!" rief die Baronin, und die Grübchen in den Wangen verschönerten ihr Lächeln.

„Scheen juten Morjen auch, gnache Frau!" meckerte Ruths alte Kinderfrau. „Bubi — guck doch, die Mama — die Mama —"

Da streckte Ruth beide Arme aus und ergriff das Kind, das ihr entgegengehalten wurde, fast hastig.

„Bubi — du?" stammelte sie.

Die alte Kinderfrau krabbelte aus dem Wagen, und die Baronin, die wohl eine Frage oder ein Wort von seiten Ruths erwartet hatte, nickte dieser freundlich zu und ließ den Kutscher weiterfahren. „Auf Wiedersehen!" rief sie in herzlichem Tone zurück.

„Ja, um Gottes willen, liebe Riechen, wie kommen Sie denn hierher? Was soll denn das Kind hier, wie kommt denn meine Schwester dazu, ohne mich zu fragen, das Kind herzuschicken? Es ist ja doch ein sträflicher Leichtsinn, daß Sie solche Reise allein unternehmen mit dem Kerlchen!" zürnte Ruth und hielt Bubis Gesicht an das ihrige gepreßt und faßte seine Handchen und drückte ihn an sich, als müßte sie sich vergewissern, ob alles an ihm heil und unzerbrochen sei.

„Hätt' ich auch nich, gnäche Frau — aber Frau Baronin hat uns ja doch abgeholt von Ilsterode."

„Wie?" rief Ruth, mehr erzürnt als erstaunt.

„Frau Baronin haben Bubchen und mich abgeholt," beteuerte die Alte, „gestern nachmittag sind sie gekommen, die gnäche Baronin, und heute früh um fünfen sein Bubi und ich mit sie abgereist; gnäche Frau v. Seeheim haben uns selbst an die Station gebracht und haben gestern alles eigenhändig gepackt gehabt." Die alte Frau meckerte und wischte sich unaufhörlich mit der Hand über die Stirn, so benommen war sie noch von dem Erlebnis.

Ruth antwortete nicht, sie trug ihr Kind auf dem Arme, nachdem sie es von der Pelzdecke befreit hatte. Das Kind patschte mit beiden Händen ihre Wangen und drückte sein weitgeöffnetes rundes Mäulchen gegen ihre Lippen, offenbar ganz beseligt „Mam — Mam!" rufend. Im stürmischen Schritt eilte sie in der Allee dahin, die Riechen hatte Mühe, ihr zu folgen.

„Und fein sind wir gereist," schwatzte die Frau weiter, obgleich das rasche Gehen ihr beinahe den Atem nahm, „sehr fein, in ein reserviertes Kouweh, wo kein anderer nicht herein durfte. Frau Baronin hatten an alles gedacht, an Käßen, Milch und Spirituskocher und alles, und Bubi hat ruhig geschlafen in einer süßen, kleinen Hängematte, sone bunte, gnäche Frau, mit Troddels dranne. Und dann hat se mit Bubi gespielt, daß er man so gekrietscht hat, und zu gnäche Frau Erie hat se gesagt, sie hätt eigentlich wollen die Frau Schrötern schicken — was die nu is, weiß ich nich — aber dann hätte sie sich doch das überlegt, daß es woll besser wäre, sie käme selber wegen die große Verantwortung, und gnäche Frau sollte überrascht werden — nee, sone gute Frau! Ich habe se auch gesagt, so was dhäte nich jedes, und daß Sie ein bißchen Freude so nötig hätten wie die armen Leute ein Stückchen Brot."

In Ruths Augen standen Tränen, aber es waren keine Freudentränen. „Es wäre viel besser gewesen, liebe Riechen, Sie wären mit dem Kinde bei meiner Schwester geblieben", sagte sie. „Es ist unrecht, so ohne mich zu fragen, das Kind hierherzuschleppen!" Und dann blieb sie stehen und sah die Riechen an, die reinweg empört die Hände rang.

„Aber — nee!" schrie die Alte, krebsrot um den Kopf, „nee, is denn so was bloß menschenmöglich? Aber das is ja undankbar, gnäche Frau, wo doch das Scharlach in Ilsterode so arg is, daß se de Schule geschlossen haben. Und weil doch im Schlosse schonst 'ne Stubendeern krank daran liegt und gnäche Frau v. Seeheim vor Angst an de Wände hoch ging und gesagt hat: Was soll ich bloß machen, wenn der

Bubi krank wird!' Und da hat Herr v. Seeheim ganz einfach depeschiert an Frau Baronin — so un so, aber sie sollt Ihnen nicht ängstigen, un sehen Sie, stantapeda is die Frau hergefahren und hat uns fortgeholt, un nu kriegen wir noch die Schelte dafür."

Ruths Gesicht brannte plötzlich. Sie drückte das Kind an sich und ging schnell die Treppen hinauf in ihr Zimmer, und dort nahm sie das Kind auf den Schoß, riß ihm das Kleidchen auf, sah Hälschen und Ärmchen an und bedeckte dann die gesunde, weiße Haut des Kindes mit Küssen und begann bitterlich zu weinen. Sie schluchzte noch, als die Schwester kam mit der Riechen, die ihr den Kleinen abnahmen und in den zum Kinderzimmer hergerichteten Raum trugen.

Niemand störte sie in ihrem langen, leidenschaftlichen Verzweiflungsausbruch. Als sie nach ein paar Stunden an das Bett ihres Mannes trat, öffnete er die Augen und sah sie klar und bewußt an. Da nickte sie ihm zu, lief rasch zurück und holte das schlafende Kind und kniete mit ihm an seinem Lager nieder, indem sie das kleine Gesicht an das seine preßte.

„Heinz," flüsterte sie leidenschaftlich, „hast du uns lieb, Heinz — wie früher — ganz so?"

Er sah verwundert das Kind an und ihre verweinten Augen. Mühsam und leise flüsterte er, mehr mit dem Blick als mit der Stimme: „Weißt du es nicht?"

Und dann: „Wo kommt der Bengel her? War er schon immer hier —?"

„Nein — die Baronin —" sprach sie zögernd.

Ein Weilchen schwieg er, Mutter und Kind mit innigen Blicken umfassend. Aber Ruth sah es nicht, sie hatte ihre Augen im Lockenköpfchen des Kleinen vergraben.

„Ru — danke ihr — danke ihr auch von mir!" klang es an ihr Ohr.

Da krampfte sich abermals ihr Herz in hartem Schmerz zusammen; sie konnte nicht antworten, sie nickte nur, am liebsten hätte sie aufgeschrien.

* * *

Vor den Fenstern des Franzenshofer Herrenhauses wehten die Zweige der alten Eichen im Herbstwind; sie hatten alle noch ihre grünen Blätter, obgleich es Mitte Oktober geworden war. Hinter einem der großen, in viele kleine Scheiben geteilten Fenster des Schlößchens saß ein Mann und schrieb.

An einem mächtigen, mit grünem, bereits schadhaft gewordenem Tuch belegten Schreibtisch im Empirestil, dessen Platte bedeckt war mit Büchern, Landkarten, Mikroskop und dem verschiedensten, zum Schreiben nötigen Gerät, so daß kaum noch das Heft Platz fand, saß Jochen Freiherr v. Sandow und schrieb. Das Gemach war ein Eckzimmer, mäßig groß und mit allerhand alten Möbeln ausgestattet. Am Seitenfenster stand der Schreibtisch, dahinter an der Wand ein großer Gewehrschrank mit vorzüglichen Waffen. Wenn der Schreibende den Kopf hob, sah er durch die Frontfenster sich gegenüber auf eine weite, grüne, ungefähr fünfzig Morgen große, waldbegrenzte Wiese hinaus, die durch weitläufige Stangenzäune in Boxen abgetrennt war, in denen sich die Mutterstuten mit ihren Fohlen tummelten, und die Ein- und Zweijährigen.

Zuweilen stützte der etwa vierzigjährige Mann seinen feingeschnittenen Kopf in die Hand und sah halbe Stunden lang dem Treiben der Tiere zu, wobei er wie im Traum die Rechte nach dem Feldstecher ausstreckte, um schärfer sehen zu können. Weit da unten seitwärts, in den schützenden Wald gebaut, tauchten die Gebäude der Paddocks auf, deren immer zwei unter einem Dache vereinigt waren, dann die Ställe für die Zwei- und Dreijährigen, die Scheuern und die Gebäude für das Wärterpersonal. Die Ziegeldächer leuchteten noch frisch und neu aus dem Grün, ebenso die roten festen Backsteinmauern, als wären sie erst vor kurzem fertig geworden. Sie standen erst drei Jahre, erst nachdem Saddler hier erhaltend und neugestaltend eingegriffen hatte.

Neldas Mann, der verstorbene Baron Saddler, der ein großer Sportsmann war, hatte dieses Bellingen und das dazu gehörige Gestüt Franzenshof mit seiner Frau in die Ehe bekommen; es hatte den Sandows gehört, der alte Rothenburg hatte es bereits aus dritter Hand gekauft.

Aber damals, als die schönen Güter noch Sandowsch waren, obgleich es schon schlecht stand, hatte doch noch die Hoffnung ihre grüne Fahne flattern lassen von den Zinnen des Schlosses, es sollte und mußte nochmals besser werden auf den alten Stammgütern Bellingen und Franzenshof! Da war der Thure, der älteste, ein so vernünftiger Kerl gewesen und hatte beruhigend zu ihm, dem jüngeren Bruder, gesprochen: „Laß dir man keine grauen Haare wachsen, alter Kerl, gondele ruhig los! Wir sind nicht zum Amüsieren auf der Welt, ich weiß, was meine Schuldigkeit ist. Nur so 'n Weilchen möchte ich noch ein bißchen wild drauflosmachen, man lebt doch nur einmal. Übers Jahr nehme ich den Abschied und heirate Mieze Dobbertin, und ein Schuft will ich sein, wenn ich dann kein Musterehemann und Gutsherr werde. Geh mit Gott, mein Junge, und vergiß deine eklige Affäre."

Und wie war alles geworden!

Als er sich dann, vor nunmehr zehn Jahren, in Genua eingeschifft hatte, da war es eben unter dem Einfluß dieser Trostrede einigermaßen beruhigt geschehen, er schleppte ja auch so genug mit sich an Schmerz und Verzweiflung ohne die Klitsche. Der Deibel auch — wen packt das Schicksal gleich so! Er hatte wahrhaftig nicht zu viel Ansprüche gemacht an das Leben und war glücklich gewesen, daß er, statt die übliche Offizierskarriere zu machen, ein Forstmann werden konnte. Zum Leichtsinn besaß er keine Spur Talent, er brauchte auch bloß an seinen Vater in der Irrenhauszelle zu denken, da verging ihm alles; Schulden hatte er niemals, eigentliche Dummheiten nie gemacht — bis auf die eine, daß er sich in seine Cousine Wies Sandow verliebte.

Er hatte ewig hier in Franzenshof gesteckt während seines Urlaubes, wo Onkel Bim, der Bruder seines Vaters, ein alter, gichtbrüchiger Kavallerieoberst a. D., lebte, der das halb verlotterte Gestüt seines Bruders gegen ein mäßiges Gehalt und freie Wohnung, so gut es ging, mit vielem Fluchen und Donnerwettern über Wasser hielt, und die Wies half ihm dabei. Er war Witwer, der Onkel Bim; die Tante, seine Frau, überlebte die Trennung von der fröhlichen Heimat nicht lange, die Abgeschiedenheit des weltfernen Domizils machte sie sterben. Das Wies, wie die rheinische Mutter sie, der Sitte ihrer Heimat nach, nannte, wuchs auf wie ein Füllen da draußen, so frei, so wild und so gesund. Ein paar Jahre hindurch war eine Erzieherin dort, aber diese wurde entlassen, als Wies kaum sechzehnjährig war, und von da ab spielte sie die Herrin auf dem Franzenshof. Da war's denn geschehen, gelegentlich eines Urlaubes, den Jochen Sandow bei Onkel Bim verlebte — leidenschaftliche Liebe gegenseitig, Schwüre für alle Ewigkeiten, denn lange konnt's dauern, ehe eine Heirat möglich wurde bei der gegenseitigen Armut. Und dann, wie der Blitz aus heiterem Himmel, das Furchtbare, das ihn in die Welt hinaustrieb — die Entdeckung, daß die schöne, wilde Wies treulos war, daß sie mit dem vermaledeiten Schurken, dem glattrasierten englischen Reitknecht, der die Manieren eines Lords kopierte, angebandelt hatte. Mit einem Reitknecht! Unter ihrem Stande und aus Langweile, aus einem zügellosen Temperament heraus, und weil das wilde, leidenschaftliche Ding keinen zur Seite hatte als den Onkel Bim, der es abgöttisch liebte und verzog, und der von der Gicht in seinem Lehnstuhl wie angeschmiedet war; die junge Magd, die der Engländer verließ, als das gnädige Fräulein sich ihm geneigt zeigte, und die dieser vor Eifersucht Petroleum in den Kaffee goß, um sie zu vergiften, die zählte nicht als Schutz.

Er hatte den Engländer damals im Walde fast totgeschlagen mit der Jagdpeitsche — wie es in seiner Seele aussah, das hätte er heute nicht mehr schildern können — tot und leer und eine entsetzliche, nervöse Unruhe als letzte Konsequenz

Copyright 1905 by Franz Hanfstaengl.

Theodora.

Gemälde von F. Wobring.

dieser Affäre, die das Leben, die Heimat ihm vergällte. — Da ging er fort, in der Tasche einen Kreditbrief von der Höhe seines kleinen Kapitals, des Erbteils seiner Pate, auf den großen Indienfahrer, den er in Genua bestieg, und dort atmete er zum erstenmal wieder frei auf. Briefe aus der Heimat hatte er nicht erhalten während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit, auch nicht erhalten wollen; hatte auch keine Nachricht von sich gegeben. Der alte Vater im Irrenhause — was nutzte die Kundschaft ihm? Die Mutter war tot, und Thure hatte genug mit sich zu tun. Zehn Jahre war er da draußen umhergefahren, fünf davon in Japan, das waren die besten gewesen, die übrigen in Australien und Afrika. Dann war er wiedergekommen aus übergroßer Sehnsucht nach Deutschland, und da war's ihm gegangen, wie's im Volksliede heißt:

Als ich wiederkam, als ich wiederkam —
War alles leer.

Der Vater war seinem Leiden erlegen, Bellingen und Franzenshof verkauft, und Thure, der alte gute Thure, der damals so vernünftige Lebensideen entwickelt hatte — verweht wie ein Blatt, das der Sturm abgerissen, verschollen, verdorben. Nicht Mieze Dobbertin hatte Thure gefreit, wie's vernünftig gewesen wäre, sondern ein armes Mädchen, in das er sich Hals über Kopf verliebte. — Na, das konnte natürlich nicht gehen, wie die Sachen einmal mit Bellingen lagen, und wenn sie sich den Bast von den Händen gearbeitet hätten, die beiden. Auf seine Erlaubnis zum Verkauf konnten sie auch nicht warten, die Gläubiger drängten. Eine landwirtschaftliche Bank kaufte die Güter, das Gericht vertrat Jochens Ansprüche und legte das kleine, ihm zukommende Kapital fest; Thure aber ging auf dem nächsten Woermanndampfer nebst Frau und Kind nach Südwestafrika, um sein Leben von neuem aufzubauen. Dort war ihm die Frau während des Krieges am Typhus gestorben und, wie man in Ladenberg wußte, das einzige Kind auch.

Jochen wurde auf dem Gericht in Ladenberg, mit seinen paar Groschen zugleich, ein Brief von Thure eingehändigt, worin dieser vor seiner Abreise nach Afrika schrieb: es sei kein Tag vergangen, ohne daß er an Jochen gedacht hätte. Warum er denn niemals Nachricht gegeben habe? Vielleicht lebe er gar nicht mehr? Nun, dann sei ihm eben ein großer Schmerz erspart. „Ich konnte Bellingen nicht halten," las Jochen weiter, „allein ich habe Ersatz der Heimat in meiner Frau; aber, armer Kerl — der Du gleich alles so schwer empfindest — ich habe an Dein Wiederkommen gedacht, Du sollst ein Stückchen Heimat finden. Beim Verkauf habe ich Dir das Recht ausgewirkt, falls Du wiederkehrst, zeitlebens im Franzenshofer Schlößchen den oberen Stock bewohnen zu dürfen. Willst Du nicht — dann auch gut, aber ich wollte Dir wenigstens das Zipfelchen Heimat erhalten."

Ja, sein Bruder kannte ihn gut! Seiner Sehnsucht waren allmählich gewaltige, starke Schwingen gewachsen, sie trugen ihn alltäglich, ja stündlich in das Land seiner Kindheit und fächelten den Schmerz um das Verlorene groß und quälten ihn unablässig; seine Herzensaffäre war längst verblaßt, als das Leben ihm gezeigt hatte, daß es doch nichts Außergewöhnliches gewesen war, was er erlebte, denn die Untreue einer Frau — liebe Zeit — eine Bagatelle war schließlich daraus geworden für ihn. Und eines Tages konnte er nicht anders, er schiffte sich ein ohne jegliches Bedenken, um die alte Heimat wiederzusehen.

Eine kaum bezwingbare Neugier hielt ihn im Banne während der Überfahrt; er malte sich tausend Situationen aus, wie er das Daheim wiederfinden werde — und fand von allem nur noch die vier Zimmer in Franzenshof und die Aussicht nach dem Wiesenplan und den Pferdekoppeln.

Baron Saddler war nach dem Tode seines Schwiegervaters mittlerweile Besitzer von Bellingen und Franzenshof geworden. Jochen wurde von ihm und seiner schönen, jungen Frau liebenswürdig aufgenommen, als er sich als den vorstellte, der sein Wohnungsrecht in Franzenshof zu benutzen gedachte, und Baron Saddler hatte sogar ein großes Interesse für ihn gewonnen, war ein eifriger Bewunderer gebrachten Sammlungen. Ihm, Jochen, erschien lästig, er mied Bellingen soviel wie möglich und seitwärts in die Büsche, sooft er konnte, wenn da Saddler vor Franzenshof anfuhr; nur wenn er mußte, suchte er das Haus seiner Väter auf, z. B. Saddler begraben wurde, da hatte er — wohl ode der Witwe sein Beileid ausdrücken müssen.

Er hatte auch wahrhaftig keine Zeit zu Be Plauderstunden, er wollte seine Sammlungen ord Reiseerinnerungen schreiben, die zehn Jahre durften loren sein; er wollte bald fertig werden damit wieder hinaus und womöglich da draußen bleiben in Dchaggaland am Kilimandjaro oder in Südam Peru oder so wo — na ja, weil hier — —

Er sprang plötzlich empor, riß an einem Gloc böhmischen Perlen, den seine Großmutter eigenhändi hatte, während sie hier als Witwe lebte, und als r los ein Mann in mittleren Jahren mit blauer Leinw hereinstürzte, einen Antilopenschädel in der Hand hal er gerade präpariert haben mochte, schrie er diesen a

„Ich bin ausgegangen, Heinrich, verstehst du? J vor nachts zwölf Uhr nicht zurück! Hast du begriff

Heinrich, der Diener und Reisegefährte, war ei aus dem Frontzimmer und entdeckte die Zuckerschin Baronin Saddler mit der Viktoria, weit da unten Ställen, brummte ein verständnisvolles: „Ach — verschwand.

Jochen Sandow riegelte hinter ihm zu und verich die beiden andern Türen, trat dann aber tro Vorsichtsmaßregeln hinter die Gardine und sah dem entgegen, die Arme gekreuzt, den Kopf erhoben. von Entschlossenheit lag über seinem energischen braunen

Die Baronin Saddler fuhr jetzt dicht unter den des Schlößchens vorüber und blickte hinauf. Er hö klare frische Stimme mit dem etwas singenden Dial Vaterstadt Leipzig, aber nur gerade so viel, um allerl wirlen: „Nun, guten Abend, mein lieber Herr J wie steht's — wie geht's — was macht Ihre Frau?" Weitere entzog sich seinem Gehör. Aber Jochen sah darauf an der Seite des alten Bärbeißers über die gehen, den Ställen der Dreijährigen zu.

Er verschlang die schöne Frau ganz selbstvergessen Augen: das Gefühl eines tiefen Mitleids, meinte er, besseres Wissen — na ja, die deutsche Luft, die so Sentimentalität ist. — —

Vom ersten Augenblick an, als er sie erblickte neben Gatten, der einen so ruinenhaften Eindruck machte, war Mitleid in ihm erwacht. Wie ist diese Frau zu Lose gekommen, fragte er sich damals schon, und heute wieder, mit ihrer Schönheit, ihrem Reichtum? in einer Anwandlung von Verzweiflung! Und seine danken begannen sich mit ihr zu beschäftigen, mit einer dringlichkeit, die ihn an vergangene Zeiten erinnerte, Tage der Wies. Das muß an dem verwünschten Re liegen, sagte er sich zuweilen, und das darf nicht sein!

In solchen Augenblicken kamen ihm dann die Ged zur Heimatflucht für immer. Diese Frauen! Wie die sind sie, werfen ihre erste heilige Liebe einem Reitknecht einem abgelebten Greis zu, dachte er, Nachgedanken habe nicht — keine fragt sich in solchem Moment: Was tu mit deinem Reichtum, für den du ebenfalls Schätze an eintauschen könntest. Aus Schwachsinn, Gedankenlosigkeit stehen sie, aus weiter nichts! Nur eine nahm er aus, Mutter, die so jung gestorben war, die nach dem Lobe, alle früh Verblichenen ernten, so außergewöhnlich lebens gewesen sein sollte. Es war ihm wie ein Trost, daß er trüben Beigeschmack an sie denken konnte. Aber im übri Gott soll ihn bewahren — und deshalb — er war nicht Hause, basta!

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Mädchen.

Ranke Mädchen, am Seegestade
Schritten sie auf überschattetem Pfade,
Immer seh' ich die drei.
Ferne ein Segel wie Silber blinkte,
War wie ein Märchen, das lockte und winkte,
Langsam strich es vorbei.

Dachte die erste, mit Augen wie Sterne:
So in die rätselumschauerte Ferne
Glitt mir davon das Glück.
Ach, nun füllt all meine Tage ein Warten,
Doch meinem sonneverlassenen Garten
Kehrt nicht der Lenz zurück.

Dachte die zweite, mit Augen voll Sehnen:
Könnt' ich die Schwingen gleich rauschenden Schwänen
Breiten, breiten gen West!
Fänd' wohl das Glück in den schimmernden Weiten,
Würde es jauchzend mir beimgeleiten,
Dicht an mein Herz gepreßt.

Dachte die jüngste, die ganzüberglänzte,
Wie sie das Blondhaar mit Rosen sich kränzte:
Komm, schon steh' ich geschmückt!
Ja, du wirst kommen und all meine Träume
Wandeln in früchtebeladene Bäume,
Drunter wir schreiten beglückt.

Ilse Hamel.

Die Irrenanstalt von einst und von heute.

Von Dr. med. Hans Haenel.

II.

Wie ist der in den Ausführungen der letzten Nummer geschilderte Umschwung in dem ganzen Wesen der Irrenanstalten möglich geworden?

Hat sich die Zahl der Tobsüchtigen vermindert? Wir lesen und hören doch oft genug von der besorgniserregenden Zunahme der seelischen Erkrankungen! Hat sich in der Verlaufsweise dieser Erkrankungen eine Änderung vollzogen? Sind die Geisteskranken im ganzen kultivierter geworden? Nein, den erstaunlichen Fortschritt können in diesem Falle die Ärzte sich zum Verdienst anrechnen; er ist ermöglicht worden in der Hauptsache durch zwei sehr einfach erscheinende Maßnahmen: die Errichtung von Überwachungsabteilungen und die Bettbehandlung. Die ersteren wurden Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre in Deutschland zuerst eingeführt, die letztere folgte etwa ein Jahrzehnt später nach. Jetzt erst konnte die Verwirklichung des Gedankens ins Auge gefaßt werden: aus den Irrenhäusern wirkliche Krankenhäuser zu machen.

Treten wir heute in eine Irrenanstalt – es braucht gar nicht eine der allermodernsten zu sein, die Wachabteilung fehlt jetzt auch in den noch aus ältester Zeit stammenden nirgends mehr — so kommen wir nach dem Passieren des Aufnahmezimmers meist in einen Krankensaal, in dem, genau wie in jedem Spital, eine Reihe Betten die Wände entlang steht, sauber weiß überzogen, in denen die Kranken liegen. Ein oder zwei, nach Bedürfnis noch mehr Pfleger sind dauernd, Tag und Nacht, zur ununterbrochenen Aufsicht und Wartung der Kranken anwesend. Das eine oder andere der Betten hat erhöhte Seitenwände, wie wir sie bei Kinderbetten kennen, um das Herausfallen zu verhindern; das ist aber auch das einzige, was noch von ferne an ein „Zwangsmittel" erinnern könnte. Ich bin nicht selten, wenn ich Besucher oder Nichtärzte durch diese „Wachabteilung" führte, etwas ungläubig gefragt worden, ob die, die da in den Betten lägen, schon die „Verrückten" seien — so ruhig, gesittet und unauffällig geht es im allgemeinen hier zu. Natürlich kommt es auch vor, daß ein Kranker singt oder vor sich hinschwatzt, daß dort einer die Decken durcheinanderwühlt und sich an das Ende des Bettes hinkauert oder hier einer zu seinem Nachbar hinübersteigen will und wieder zurückgebracht werden muß — aber im ganzen: welch ein Unterschied gegen früher, wo die unruhigen Kranken auf den Sälen, den Korridoren und in den Gärten durcheinanderwirbelten, sich gegenseitig aufregten, tanzten und skandalierten, die Frauen mit aufgelösten Haaren oder mit bunten Fetzen phantastisch aufgeputzt! Ja, bleibt denn wirklich ein Tobsüchtiger einfach im Bett liegen, wenn man ihn hineinlegt? wird man fragen, und haben sich anfangs auch die Ärzte gefragt. In der Tat, in überraschend zahlreichen Fällen bleibt er liegen, fühlt sich wohl im Bett, wird einfach durch diese Maßnahme ruhiger und lenksamer. Die Fälle, die heute wohl allgemein der Bettruhe im Wachsaal zugewiesen werden, sind einmal alle neu Aufgenommenen, deren Verhalten erst beobachtet werden muß, und denen dadurch auch vom ersten Moment an deutlich gemacht wird, daß sie als Kranke angesehen und behandelt werden. Dies letztere Moment ist von größter Wichtigkeit, denn im Kranken ein Krankheitsbewußtsein, womöglich eine Krankheitseinsicht zu wecken, ist eine der ersten, wenn auch oft schwersten Aufgaben des Psychiaters. Der Laie hat vorher meist die Frage der Geisteskrankheit dem Erkrankten gegenüber aufs ängstlichste umgangen; der Psychiater weiß aber, daß erst, wenn der von Sinnestäuschungen, Verfolgungen, Angst oder Bewegungsdrang Gequälte zu merken und einzusehen beginnt, daß es sich dabei um eine Geisteskrankheit handelt, daß erst dann die Möglichkeit einer Besserung oder Wiederherstellung winkt. Alles also, was in diesem Sinn auf den Kranken einzuwirken geeignet erscheint, wird in der Anstalt begünstigt; man sieht, welcher Gegensatz zu den Grundsätzen der alten Irrenärzte, die durch starke Sinneseindrücke, Schreck, Furcht, Unterwerfung den Geisteskranken wieder zur Vernunft zu bringen suchten. Der Bettbehandlung im Wachsaal werden ferner unterworfen alle Aufregungszustände, weiter alle Melancholischen und ängstlich Deprimierten, die wohl weniger ihrer Umgebung lästig fallen, dafür aber in um so höherem Maße sich selbst gefährlich sind und oft Tag und Nacht an nichts denken als an eine Gelegenheit zum Selbstmord. Früher wurden auch solche Kranke gern in die Zwangsjacke gesteckt und brachten es dabei trotzdem fertig, sich, manchmal mit den Ärmeln der Jacke selbst, zu strangulieren; jetzt ist ständige Überwachung an die Stelle der mechanischen Behinderung getreten, so daß jeder Selbstmordversuch schon vor der Ausführung verhindert werden kann. In die Wachabteilung gehören weiter alle unreinlichen und körperlich hinfälligen Kranken, die Nahrungsverweigerer und viele, die zu einer regelmäßigen Beschäftigung nicht zu gebrauchen sind. Kurz, das Schwergewicht der ganzen Anstalt hat sich nach und nach immer mehr hierher geneigt, und im gleichen Maße, wie diese Abteilung sich ausbildete, schrumpfte die Zahl der Einzelzellen ein. Während noch vor etwa zwanzig Jahren auf zehn Kranke eine Isolier- oder Tobzelle gerechnet wurde, sind jetzt, wie schon erwähnt, manche Anstaltsleiter, die 4- bis 500 Kranke zu versorgen haben, schon seit einigen Jahren ohne oder fast ohne jede Isolierung ausgekommen. Allerdings ist damit nicht gesagt, daß immer alle Kranken in gemeinsamen Sälen sich aufhalten: es gibt viele, die durch die verschiedenen Eindrücke ihrer Umgebung aufgeregt werden, und die um ihrer eigenen Ruhe willen abgesondert werden müssen. Oft genügt dazu schon

eine spanische Wand, die um das Bett herumgestellt wird, in anderen Fällen ist es nötig, sie in einen Einzelraum zu bringen, dessen Tür aber offenbleibt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß damit durchzukommen ist, und man kann wohl heute mit Sicherheit sagen, daß in einigen Jahren die Isolierzelle ebenso zum alten Eisen, zu den historischen Raritäten gehören wird wie die Zwangsjacke und der Drehstuhl.

Eine Errungenschaft der letzten Jahre, die als Ergänzung der Bettbehandlung angesehen werden kann, ist die ausgedehnte Anwendung der Bäder. Von den Sturzbädern und kalten Strahlduschen, die wir in den alten Anstalten fanden, und die, wie vielleicht noch erinnerlich ist, vor 8—9 Jahren in dem Prozeß gegen die Alexianer-Brüder in Mariaschein eine so große Rolle spielten, unterscheiden sich die heutigen Badeabteilungen allerdings wesentlich. Nicht als Schreck-, Straf- und Bändigungsmittel wird das Wasser mehr gebraucht, sondern man hat die außerordentlich beruhigende Wirkung des warmen Vollbades erkannt und nützt sie jetzt systematisch aus. Erst ließ man den Kranken nur für kurze, halbe oder ganze, Stunden im Bade verweilen; die Wirkung war aber so wohltätig, daß man es immer mehr ausdehnte, und heute ist jede moderne Irrenanstalt mit einer Einrichtung für Dauerbäder versehen, d. h. Bäder, in denen die Kranken, natürlich unter stetiger Überwachung, tagelang, ja für Tag und Nacht sich aufhalten. Das Dauerbad hat sich für die unruhigen Kranken als der beste Ersatz der Zelle erwiesen und die gänzliche Vermeidung und Abschaffung der Zelle erst ermöglicht. Treten wir in einen solchen Baderaum, in dem etwa 6 bis 8 Wannen stehen — so viele kann ein einzelner Wärter noch zur Not überwachen — so sehen wir, daß es dort zwar gewöhnlich auch noch lebhaft genug hergeht: der eine oder andere planscht und spritzt nach Herzenslust in seinem Wasser herum oder räsoniert und verlangt hinaus, aber auch die Widerstrebenden gelingt es meist mit Geduld schließlich ans Bad zu gewöhnen. Ihr Bewegungsdrang tobt sich unschädlich am Badewasser aus, für ihre Zerstörungslust finden sie kein Objekt mehr, die gleichmäßige Wärme gibt ihnen das Gefühl der Behaglichkeit, und, was nicht hoch genug angeschlagen werden kann, allen unsauberen Gewohnheiten und Schmierereien ist von vornherein ein Riegel vorgeschoben. Daß die Wärter gegen einige Spritzer und unfreiwillige Duschen nicht empfindlich sein dürfen, versteht sich; aber mancher, der die früheren Zustände noch miterlebt hat, sagte mir, daß ihm dieser Dienst zehnmal lieber sei, als wenn er einen in der Isolierzelle über Nacht eingeschlossenen Tobsüchtigen am andern Morgen mitsamt der Zelle wieder in menschenwürdigen Zustand zu bringen hatte.

Überhaupt darf bei unserem Gange durch die moderne Irrenanstalt das Wartepersonal nicht übersehen werden. Es leuchtet ein, daß die vielfältigen Reformen auf die Pfleger einen tiefgreifenden Einfluß gewinnen mußten. Im gleichen Maße, wie die Irren von Gefangenen zu Kranken wurden, wurden ihre Hüter von „Zuchtknechten", wie sie der schon genannte Wagnitz so bezeichnend nannte, zu wirklichen Pflegern. Vor allem mußte natürlich ihre Zahl erheblich erhöht werden, und es gibt jetzt manche, besonders Privatanstalten, in denen die Zahl der Pfleger die der Kranken fast erreicht. Natürlich mag im Anfang nach Beseitigung der Zwangsmittel mancher feste Faustgriff und mancher harte Stoß an Stelle der Schnallenriemen getreten sein, und die blauen Flecke und Beulen werden zu Anfang kaum seltener an den Kranken aufzufinden gewesen sein; aber nach wenigen Jahren schon hatten auch die Wärter umgelernt, sie verstanden, den Kranken in ihren Eigenheiten besser nachzugehen, sie besser zu beobachten, Erregungsausbrüchen vorzubeugen, ihren Widerstand mehr psychisch als physisch zu brechen. Wie weit diese humane Art der Irrenpflege schon fortgeschritten ist, wie sehr der Geist der Anstalt auch den ganzen Charakter der Kranken zu verändern imstande war, kann man am besten daraus entnehmen, daß in einer ganzen Reihe englischer Irrenanstalten auch auf den Mannerabteilungen weibliches Pflegepersonal eingeführt ist; die Erfolge sind so ausgezeichnete, daß die deutschen Anstalten z. T. schon daran gegangen sind, diesem Beispiele zu folgen. Des weiteren muß bedacht werden, daß auch dem Arzte durch die Bettbehandlung, durch die Einkehr von Ruhe und Ordnung und Sauberkeit erst die Möglichkeit gegeben wurde, die Kranken wirklich zu beobachten, zu studieren, die Verlaufsformen festzustellen, feinere Unterschiede zwischen den einzelnen Krankheitsbildern aufzufinden, die früher in dem allgemeinen Radau untergegangen waren, sie zu gruppieren, zu verwerten und so erst die Wissenschaft von den Geisteskrankheiten, die moderne Psychiatrie, zu schaffen. Manche Vorwürfe, die die Psychiatrie als Wissenschaft über ihre Rückständigkeit, Zerfahrenheit usw. gelegentlich heute noch zu hören bekommt, würden milder ausfallen, wenn man immer bedächte, daß ihr klinischer, d. h. krankenhausmäßiger Betrieb noch kaum länger als seit einem Menschenalter möglich ist. Die relative Kürze der Zeit, die seit der Reform der Irrenpflege verstrichen ist, ist wohl auch daran schuld, daß in den Köpfen der meisten Laien auch heute noch die Begriffe „Irrenanstalt" und „Gummizelle, Zwangsjacke, Tobhof usw." so ziemlich identisch sind. Die Anschauungen des breiten Publikums müssen sich aber darin ändern, sie müssen sich den tatsächlichen Verhältnissen anpassen, und das früher wohl berechtigte, seit zwei Menschenaltern aber nicht mehr begründete Vorurteil vor jeder Irrenanstalt muß weichen.

Unser Gang durch die Anstalt hat uns bis jetzt fast ausschließlich zu den unruhigen und Wachabteilungen geführt, und zwar nicht nur zufällig, denn hier springt der Fortschritt der modernen Psychiatrie wohl am auffälligsten in die Augen. Wir wollen aber nicht in den Fehler der Laien verfallen, die in der Irrenanstalt nur den Bewahrungsort für die Tobsüchtigen sehen. Kommen wir in der Morgenstunde an das Tor einer der großen Landes- oder Provinzialanstalten, wie Alt-Scherlitz, Hubertusburg, Dösen oder Groß-Schweidnitz, so können wir fast zu jeder Jahreszeit einem größeren oder kleineren Trupp Feldarbeiter begegnen, die mit Hacke und Spaten ausrücken; nur die Begleitung durch einen Wärter erinnert uns daran, daß wir hier Geisteskranke vor uns haben, die so weit gebessert sind, daß ihnen das wunderbare Heilmittel der Arbeit zugänglich gemacht werden kann. Vereinzelte Irrenärzte hatten zwar auch schon in früheren Zeiten auf den großen Wert methodischer Beschäftigung der Kranken hingewiesen, aber als allgemeine Einrichtung wurde sie doch erst nach Einführung des No-Restraint in die Behandlungsmittel aufgenommen. Sollten die aus den Zellen und Zwangsjacken befreiten Kranken nicht neuen Unfug beginnen, so mußte man ihnen etwas anbieten, woran sie ihren Bewegungsdrang in unschädlicher, vielleicht sogar nützlicher Weise betätigen konnten, und da war die Bearbeitung des Bodens eins der nächstliegenden Objekte. Außerdem galt es aber den Versuch, die große Zahl der Schwachsinnigen, geistig Invaliden, harmlos Verrückten, Deprimierten oder Gehemmten usw., die früher in den Korridorecken oder auf den Gartenbänken herumgehockt oder gesessen hatten, und deren körperliche Leistungsfähigkeit oft kaum beeinträchtigt ist, irgendwie im Anstaltsbetriebe zu verwerten. Soviel wie möglich werden jetzt die Pfleglinge aus passiven Objekten der „Pflege", wie ihr Name sagt, zu aktiven Mitarbeitern umgewandelt. Wie viele Insassen beherbergt eine Anstalt, die zu freier Lebensführung, zum selbständigen Broterwerb nicht fähig sind, die im Kampf ums Dasein im Rahmen der Gesellschaft Schiffbruch leiden müssen und selbst im wohlwollenden Kreise der Familie unmöglich geworden sind; im Betriebe der Anstalt, wo ihnen die eigene Verantwortung abgenommen ist, wo ihr Tageslauf in genau geregeltem Gange sich abspinnt, wo auf ihre Eigenheiten, Schwächen, auf ihre Leistungsfähigkeit in geistiger und körperlicher Hinsicht, die Schwankungen ihres Befindens und alles andere sorgfältig Rücksicht genommen wird — hier füllen sie ihren Platz in zahlreichen Fällen vorzüglich aus, sie fühlen sich glücklich und sind zufrieden, aus dem Alltagsleben, das für sie ein fortwährender, aufreibender, mit

steten Niederlagen endigender Kampf war, in dem geordneten Kreise, dem Hafen der Anstalt Ruhe gefunden zu haben. Sie widerstreben nicht, drängen nicht auf Entlassung, machen keine Fluchtversuche, sie sind so recht die Objekte der „Offen Tür Behandlung". Wessen Zustand es einigermaßen erlaubt, der wird mit aufs Feld geschickt; für die anderen sind Werkstätten verschiedener Art eingerichtet: da machen sich etliche durch Flickschusterei nützlich, Schneider haben reichlich zu tun und finden bald neue Kollegen, an einer andern Stelle ist eine Tischlerwerkstatt im Betrieb. Gehen wir in die Küche, in die Wäscherei, auf den Holzhof, selbst ins Bureau und in die Apotheke — überall finden wir neben dem Personal „Patienten" beschäftigt, die wir oft nur mit zweifelndem Kopfschütteln als solche anerkennen wollen. Auf der Frauenseite geht in den Nähstuben durch ausbesserungsbedürftige Kleider und Wäschestücke ebenfalls die Arbeit nie aus. Natürlich sorgt ununterbrochene Aufsicht überall dafür, daß keine Ungehörigkeiten vorkommen, und daß ungeeignete, störende Elemente wieder entfernt werden; aber das gute Beispiel regt auch hier zur Nacheiferung an, und man ist oft erstaunt, wie leicht sich ein Kranker, der vorher durch kein Zureden und keine Vorstellungen zu geordnetem Verhalten zu bewegen war, in die Arbeit fügt. Man hat die Geisteskranken manchmal mit Kindern verglichen; darin ähneln sie ihnen in der Tat oft, daß sie leichter durch geschickte Ablenkung als durch Nötigung und Strafen von unerwünschten Gewohnheiten abzubringen sind. Neben der Arbeit kommt die Erholung zu ihrem Rechte; auf den ruhigen Abteilungen hören wir abends Gesang und Ziehharmonika, zu Weihnachten und anderen Festen werden ganze Musik und Theateraufführungen mit den Kranken eingeübt, und mancher Regisseur hatte seine Freude an dem Eifer dieser Schauspieler haben.

Man wird vielleicht meinen, diese Schilderung sei zu rosig angehaucht; aber wer einmal Gelegenheit hat, eine moderne Irrenanstalt zu sehen, wird sich überzeugen, daß sie nur den Tatsachen entspricht. Die Zahl der Ruhigen, äußerlich Geordneten oder nur wenig auffallend sich Benehmenden ist erheblich größer als die der Verwirrten oder Erregten; schon äußerlich ist dies aus der Menge und Größe der Räumlichkeiten, die beiden zugemessen sind, zu schließen: die geschlossene Abteilung mit dem Wachsaal usw. verschwindet fast neben den Villen, Einzelwohnhäusern und offenen Stationen.

So ist aus dem alten Irrenhause nach und nach die landwirtschaftliche Kolonie geworden, und unser Bild wäre nicht vollständig, wenn wir nicht noch einen Blick würfen auf den jüngsten Zweig der freien Behandlung Geisteskranker, die Familienpflege. War in der Kolonialanstalt das Prinzip der Zentralisierung schon durchbrochen, so ist es hier fast völlig aufgelöst. Nach vorübergehendem Aufenthalt in einer Zentralanstalt werden die einzelnen Kranken, sobald sie einigermaßen traktabel geworden sind, in den umliegenden Dörfern in Familien verteilt, die sich gegen Entgelt zur Aufnahme bereit erklärt haben und nach einiger Anleitung und unter regelmäßiger Kontrolle von Wärtern und Ärzten bald lernen, mit den Kranken in sachgemäßer Weise umzugehen. Das Vorbild für diese auf den ersten Blick etwas sonderbar anmutende Form der Irrenpflege ist das Dorf Gheel in Belgien, dessen Bewohner seit Jahrhunderten Geisteskranke aufnehmen und eine tiefwurzelnde Tradition hierin pflegen. Gheel war nämlich ein berühmter Wallfahrtsort für Irre, wo bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts vor dem Gnadenbilde der heiligen Dymphna die Priester mit Beschwörung und Exorzismus ihre mittelalterliche Psychiatrie trieben. Den Bewohnern war dadurch der Verkehr mit den Kranken, die oft viele Monate am Orte verweilten, zur zweiten Natur geworden, und Gheel war jahrhundertelang der einzige Ort in Europa, wo die Irren ein menschenwürdiges Dasein führen konnten. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde dort eine kleine Zentralanstalt mit 50 Plätzen errichtet, die als Durchgangsstation für Neuaufnahmen, als Lazarett und Überwachungsabteilung diente, während etwa 1000 Kranke in den Familien untergebracht waren. Die Gheeler Kolonie, von den Psychiatern als Kuriosum, als eine Art Sehenswürdigkeit betrachtet, galt als einzigartig und unnachahmbar; man hielt es für unmöglich, daß ohne die lange Überlieferung Bauern und einfache Handwerker sich zu einer derartigen Einrichtung verstehen würden. Schließlich machte man aber doch hier und da den Versuch, gab erst Kranke den in der Nähe wohnenden Pflegern in Pension, deren Nachbarn wurden auf den lohnenden Nebenerwerb neidisch, übernahmen bald freiwillig auch einen solchen stillen und nur wenig unbequemen Pensionär, bei anderen mußte erst etwas Zureden helfen — schließlich waren ein, zwei Dutzend Kranke außerhalb der Anstalt untergebracht, und damit war das Eis gebrochen. Heute hat schon eine ganze Anzahl größerer Anstalten ihrem Betriebe eine Familienkolonie angegliedert, andere sind von vornherein direkt nach dem Gheeler Muster neu angelegt worden, und die Erfolge sind bisher so befriedigend, daß die Familienpflege heute schon mit gewissen Einschränkungen als das System der Zukunft bezeichnet werden kann. Damit wäre der letzte Schritt getan auf dem Wege, die Geisteskranken so weit wie irgend möglich von dem Makel zu befreien, der ihnen noch immer anhaftete: daß sie aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen seien, für die Gesunden ein Gegenstand des Schreckens, mit denen man keine Gemeinschaft mehr haben könne.

Unser Gang durch die Irrenanstalt ist zu Ende. Das Bild, das wir vorüberziehen sahen, ist natürlich nicht überall gleich; Stadtasyle müssen andere Zwecke erfüllen als die Landesanstalten und werden deshalb in manchen Punkten ein anderes Gesicht tragen usw., aber der leitende Gedanke bei allen, der heute herrschend geworden ist und nie wieder verloren gehen kann, ist wohl deutlich zum Ausdruck gekommen: die Gesellschaft, die früher nur Pflichten gegen sich selbst und Rechte gegenüber den Geisteskranken anerkannte, stellt heute in erster Linie ihre Pflichten gegen die Kranken und daneben deren Rechte gegenüber der Allgemeinheit; der Gedanke der Humanität hat in seinem Siegeslaufe sich auch den am längsten mißhandelten Stiefkindern der Menschheit gegenüber durchgesetzt. Noch ist der Sieg erst kurze Zeit errungen, und es ist vielleicht verständlich, daß das Urteil früherer Generationen über die Irrenanstalt als Vorurteil noch heute in manchen Kreisen des Volkes fortlebt. Sollte es gelungen sein, dieses Vorurteil hie und da zu zerstreuen, so würde unser Gang durch die Irrenanstalt nicht erfolglos gewesen sein.

Wie entsteht die Maske?

Von H. Reiter.

Mit Abbildungen nach Photographien von Jacques Boyer in Paris.

Masken! Wie Schellengeläut klingt's aus dem Wort, wie Schellengeläut und Schelmenlachen und rauschende, prickelnde Liebesmelodien! Farbenfreudige Bilder steigen auf, Erinnerungen und Gegenwartsbilder aus der lustigen Faschingszeit, aus der flüchtigen Welt des gefälligen Scheins, der sprühenden Laune, die alljährlich einmal die wirkliche Welt überstrahlt. So sehr ward die Maske uns Symbol leichten Scherzes, daß kaum der Wissende mehr ihres düsteren Ursprungs gedenkt — von all den naiven Verehrern des tollen Mummenschanzes aber kaum einer glauben würde, daß sie je andern als fröhlichen Zwecken gedient!

Und doch gerät, wer Sinn und Ursprung des Maskentragens nachspüren will, in dunkle Tiefen des Menschen- und Völkerlebens hinein, in die Nacht finstern Dämonenglaubens

und barbarischen Totenkults! Denn die Maske, der wir in seltener Übereinstimmung bei allen Naturvölkern begegnen, war dem auf niedrigster Stufe stehenden Menschen nichts anderes als das Bild der Gottheit, deren verderbliche Macht er fürchtete, und hinter dem er sich nun versteckte, um seine Feinde und böse Dämonen zu schrecken, oder das des Ahnen, dessen Seele und übernatürliche Kräfte er durch die Maske — sein Ebenbild — in sich hinüberzuleiten glaubte!

Den Gott selber glaubte er mit der Maske anzuziehen, deshalb ward sie ihm heilig, und seine primitive Kunst gestaltete sie mit allen Schrecknissen einer grotesk schauerlichen Phantasie. Ekstatischer Taumel kam über ihn, wenn er zu Ehren der Gottheit unter der furchtbar verzerrten Maske aus Flechtwerk oder Rinde seine wilden Tänze aufführte.

Zwischen jenem rohen Kult und den Maskenaufzügen und -chören der alten Griechen aber war nur ein Unterschied des Grades, nicht der Art, und folgerichtig entstand aus der Idee der durch die Maske bewirkten Wesensübertragung später die Schauspielermaske, die die Römer dann von den Griechen übernahmen. Sie war ein unentbehrliches Requisit antiker Schauspielkunst — nach Tragödie, Komödie, Satyrspiel und Chor streng in der Form geschieden — das unter der alles veredelnden Hand hellenischer Kunst zu hoher Schönheit kam und dann mit der Antike begraben ward.

Als eine ganz andere, närrisch verwandelte, feierte die Maske Jahrhunderte später Auferstehung, wenn sie gelegentlich auch immer noch fromm und ehrbar tat und selbst in die christlichen Kirchen, in Mysterien und Prozessionen sich einzuschleichen wußte. Aber ein Schellchen hing ihr an, das immer lauter und ausgelassener zu bimmeln begann, bis sie ganz weltlich und spielerisch ward, die, die wir heute noch kennen.

Im ganzen Mittelalter hat sie ihr fröhlich Regiment geübt, und wenn auch der schwere Ernst der Reformationszeit sie unterdrücken zu wollen schien, sie war zu fest eingebürgert, um wieder zu verschwinden. Die eigentliche Heimat der Maske und Maskenfreude sind naturgemäß die katholischen Länder, wo vor der strengen Fastenzeit noch einmal die ganze laute Lebenslust sich Luft machen und unter der schützenden Verkleidung sich austoben will, die Weinländer, wo das Blut schneller und heißer durch die Adern der Menschen fließt: Italien und Frankreich, Österreich und Rheinland.

Und die Glanzzeit der Maske war das übermütig graziöse, das leichtsinnig schöne und tolle Rokoko! Wie ein Märchen muten uns Heutigen die Beschreibungen der Maskeraden am Hofe Ludwigs XIV. an. Diese Feste, die Millionen kosteten, und die das Lächeln einer Pompadour und La Vallière, und wie sie alle heißen die leichten Schönen, erhellte.

Unser Jahrhundert der ernsten Arbeit, des Kampfes bis aufs Messer, ist harmlosem Maskentreiben nicht hold. So prächtig hier und dort noch der Karneval gefeiert wird, so viel glänzende Maskenbälle noch abgehalten werden, die Herrschaft der Maske ist unwiederbringlich dahin. Auch in Italien, auch in Frankreich. Besonders die „oberen Zehntausend" haben sich mehr und mehr von der Gesichtsmaske emanzipiert, erstens, weil die fast übertriebenen Forderungen moderner Hygiene diese luftabschließende, erhitzende Hülle vor dem Gesicht als gesundheitsschädlich verwerfen, und dann wohl auch, weil unter dem Schutze der Maske sich leicht mißliebige, nicht zugehörende Elemente in den exklusiven Kreis einschleichen können. Mehr und mehr ist darum die Mode der maskenlosen „Kostümfeste" aufgekommen, und wer einmal sah, wie reizvoll ein für gewöhnlich gar nicht besonders schönes Frauenantlitz unter einem glücklich gewählten, fremdartigen Kopfputz hervorschaute, wie sehr eine charakteristische Schönheit durch ein ihr angepaßtes Gewand gehoben wird, der vermutet — wenn er nur im geringsten Frauenkenner ist — noch einen dritten, und zwar ausschlaggebenden Grund gegen das Maskentragen! Nämlich den: diese erhöhte Wirkung eines Frauengesichts nicht unter der Maske zu verstecken. Und doch wird sie wohl nie ganz verschwinden, denn sie kommt dem Spieltrieb im Menschen entgegen, dem Trieb, anders zu scheinen, als er ist! Und dies Fremdartige, das die Maske noch immer umspielt, das auch das Läppchen aus Seide und Spitze noch umweht wie einst die Götter- und Schädelmaske der Wilden, knüpft die Fäden zwischen einst und jetzt, ist das letzte Überbleibsel einer dunklen, versunkenen Zeit.

Das Pressen und Ablösen der Masken.

Gleich der Bedeutung, dem Aussehen und Material der Maske hat sich im Laufe der Zeit ihre Herstellung gewandelt. Was der Wilde mit primitivem Werkzeug und kunstlosem, nur aufs Grausige gerichtetem Sinn sich gefertigt, ward bei den Alten ein Erzeugnis hoher Kunst, bei uns ein Massenprodukt der Fabriken. Und trotzdem ein unaufhörlicher Rückgang des Maskentreibens an sich zu verzeichnen ist, lebt doch eine ganze Industrie nur von der Herstellung der verschiedenen Maskenformen.

In eine dieser Fabriken führen unsere Bilder uns hinein. Ein kaltes, grauweißes Tageslicht fällt durch die unverhüllten Fenster und beleuchtet Haufen von fertigen und halbfertigen Masken, von Gipsformen und Farbennäpfen. Es scheint, als fülle ein seltsames Leben die sonst so nüchternen Arbeitsräume: das Leben dieser grotesk phantastischen, oft schreckhaft ausdrucksvollen Gebilde, die von Tischen und Wänden, von Etageren und Fußböden uns entgegenstarren.

Und in Wahrheit besteht die Seele dieser sprechend lebendigen Fabelwesen doch nur aus ein paar Fetzen geleimten Papiers und all das Lächeln, Drohen und Fürchtenmachen aus einem geschickt gezogenen Pinselstrich. Gleich der erste Raum enthüllt uns das innerste Geheimnis dieser Existenzen von Pappes Gnaden — wir brauchen nur der jungen Arbeiterin zuzusehen, unter deren schnellen, gewandten Händen das „Menschenbilden" leicht wie ein Kinderspiel sich ausnimmt. Daß diese Gewandtheit erst durch lange Übung, durch ewiges Wiederholen der gleichen mechanischen Griffe erreicht wird, weiß der Kundige wohl, auch, daß es bei der einfachen Arbeit doch mehr zu beobachten gibt, als der oberflächliche Zuschauer sich denkt.

Das Wichtigste für das Gelingen des Werkes ist freilich die Form. Eine gute Hohlform aus Gips, die nach einem Bildhauermodell gegossen und bis ins kleinste ausgearbeitet

wurde. — Jede einschlägige Fabrik besitzt eine große Auswahl solcher Formen und muß ihren Vorrat alljährlich ergänzen, denn Geschmack und Mode wechseln auch auf diesem Spezialgebiet — jede Saison wirft Neuheiten an charakteristischen Maskenmodellen auf den Markt.

Aber wenden wir uns nun wieder der fleißigen Arbeiterin zu! Sie hat eine dieser Hohlformen zur bequemeren Handhabung auf den Schoß genommen und drückt, mit den Fingerspitzen sorgfältig allen Vertiefungen folgend, mehrere Lagen weichen, aufeinandergelegten Papieres in sie hinein. Die nachgiebige Masse nimmt jeden Eindruck an und halt ihn während des Erstarrens fest. Nach kurzer Zeit schon kann man die Gipsform entfernen und hat nun die Pappmaske gewonnen, die ein getreues Relief der vertieften Gipsform darstellt.

Das Ausstanzen der Augen, Nasenlöcher und Mundoffnungen.

Freilich zeigen diese auf Drahtgittern und hölzernen Hürden zum Nachtrocknen ausgebreiteten Pappmasken in ihrem jetzigen rohen Zustande noch nichts von der späteren Eleganz und Glätte! Sie müssen bis dahin erst noch verschiedene Entwicklungsstadien durchlaufen.

Zunächst werden sie gleichmäßig mit einem Grundton angestrichen — eine Arbeit, die von Frauen und Mädchen mit unglaublicher Fixigkeit besorgt wird. — Ganze Serien in Grün, Rot, Blau oder Schwarz gehen unter ihren geschickten Händen hervor und werden, nachdem sie einen zweiten Trockenprozeß durchlaufen haben, mit Leimwasser getränkt, damit der später aufgetragene Lack die Farben nicht löse.

Nun tritt bei den also Vorbereiteten die Maschine in Kraft, eine denkbar einfache und doch sinnreiche Stanzmaschine, die eine einzige Arbeiterin bedient. Die Maske wird unter eine auswechselbare Metallmatrize (Stanzform) geschoben, die am äußersten Ende eines Eisenarmes eingeschaltet ist. Ein Zug am Schwungrad, und die Matrize fährt nieder, um Augen, Mund oder Nasenlöcher durchzustoßen — schneller, sicherer, als die geübteste Menschenhand es vermöchte.

Der Ausdruck kommt hinein.

Aber die Maschine kann die Menschenhand nie dort ersetzen, wo es nicht rein mechanische, sondern Überlegungsarbeit gilt. Schon das Anpinseln der Lippen und Augenbrauen, das Malen von Falten und Schnurrbärten wie das Lackieren der Masken — von denen die wohlfeilen nun fertig sind — besorgen wieder Frauenhände. Die teueren Masken aber durchlaufen erst noch eine Art künstlerischen Ateliers, in dem sie frisiert, dekoriert und mit all den kleinen Details ausgestattet werden, die ihnen erst Charakter und Eigenart geben.

Diese feinere Arbeit wird nur den erprobtesten Arbeiterinnen anvertraut. Es ist ein amüsantes Schaffen, das der Phantasie freien Spielraum läßt und viel Beobachtungsgabe und Sinn für das Komische wie für das Wirksame überhaupt erfordert. — Da schneiden die einen Roßhaarbärte von jeder Farbe und Form, vom langwallenden Patriarchen- bis zum zierlichen Henriquatre- oder dem modernen „Zahnbürstchenbart" auf der Oberlippe; die andern bringen Schönheitspflästerchen, Warzen und Muttermale, Runzeln und einzelne Zähne an, wieder andere setzen den so Herausstaffierten Hauben aus Stoff oder Seidenpapier oder andere Kopfbedeckungen auf. Und der Erfolg ist oft überwältigend komisch.

Statt des Papiers wird für die besseren Sorten häufig auch in vierfacher Stärke übereinandergeklebtes Wachstuch genommen, das gleich jenem in die Gipsform gepreßt und dann getrocknet wird.

Die letzte Hand wird angelegt

Einer besonderen Färbung bedarf es nicht, da es an sich schon rosa getönt ist, dagegen werden solche Masken geschminkt, mit gemalten Lippen, Augenbrauen usw. versehen und in ein Bad von reinem, geschmolzenem Wachs getaucht, das auf 50 bis 60 Grad erhitzt ist. Und sobald dieser zarte Wachsüberzug erstarrt ist, wandern auch sie in das Putzmacher- und Frisierkabinett.

Für die in Frankreich unter dem Namen „loups" und „dominos" bekannten Halbmasken aus Perkal, Satin, Atlas oder Samt bedient man sich einer Prägemaschine größeren Stils mit Fußbetrieb. Der zur Verwendung bestimmte Stoff wird zunächst in Streifen geschnitten, die man auf eine dreifache Unterlage von Steifgaze klebt und trocknen läßt, um sie fünf, sechs Stunden, bevor sie der Maschine übergeben werden, wiederum anzufeuchten. — Eine übereinandergreifende Metallform, deren oberer Teil mit Gas geheizt wird und sich mit Hilfe eines Hebels senkt und hebt, prägt die Maske, die sofort die Form des Modells annimmt und infolge der Hitze gleich getrocknet aus der Maschine hervorgeht. Es erübrigt nur noch, sie an den Rändern zu beschneiden und Spitzen wie Gummiband daranzunähen. — In gleicher Weise wie die gewöhnlichen Masken werden die großen Tier- und Menschenköpfe aus

Pappe hergestellt. Nur benötigt man für jeden zwei Formen, und die beiden so gewonnenen Hälften werden durch überklebte Papierstreifen aneinandergefügt.

Die Maskenindustrie wird namentlich in Paris besonders gepflegt. Dort beschäftigt jede Fabrik eine gewisse Anzahl von Heimarbeiterinnen, die außerhalb arbeiten dürfen. Alle drei Wochen holen sie sich neues Material und liefern die fertigen, rohen Masken ab, an die in der Fabrik selbst dann die letzte Hand angelegt wird.

So entbehrt selbst die Maske — wie alles, was Brot und Arbeit gibt — einer gewissen ethischen Berechtigung nicht, wenn nicht schon die flüchtige Freude allein, die sie dem armen, gehetzten Menschen verschafft, ein vollauf genügender Frei wäre. Daß diese tolle, übermütige Maskenlust gerade vor tritt der strengen Fastenzeit ihren Höhepunkt erreicht, ist zeichnend für die Menschennatur! Sie ertrüge die Gebur heit und graue Härte dieser Zeit nicht, ohne sich vorher f lich vollgesogen zu haben an Freude und glänzendem L ebenso wie sie erdrückt würde von der Last eines frei nüchternen Alltagslebens, wenn es keine Sonntage dazwi gäbe, keine Hoffnung und Erinnerung! Darum die T und Herzen weit auf, wenn des Karnevals silbernes Na schellchen klingt, und mit einem Sprung mitten hinein in tolle, berauschende Faschingslust!

Heimatschutz.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Zuweilen hat doch der Wohlmeinende den Trost, daß es alle Tage in Deutschland besser wird, wenn wir nur Geduld haben. Und daß es schon hilft, wenn man mit einiger Ausdauer harmlose Umtriebe macht, Vereine gründet, Ehrenmitglieder ernennt, gegen die Behörden höchst rücksichtsvoll ist und um ihre Hilfe und bessere Einsicht fleißig petitioniert. Es wird aber auch deswegen besser, weil in den amtlichen Stellen nicht so vereinzelt mehr Männer, die Persönlichkeiten sind, die Geschmack haben und etwas Eigenes oder Gutes denken, zur Geltung kommen oder gar in sie berufen werden.

Dies im allgemeinen vorweggesagt, nicht um es als etwas Besonderes zu preisen, sondern um es mit einiger Erleichterung und Hoffnung anzuerkennen. Auch das Kapitel Heimatschutz ist ein erfreuliches Beispiel.

Wer vor zwanzig Jahren schon etwas von dem im Busen trug, was heute unter die öffentliche Rubrik Heimatschutz fällt, der lief damit als ein einsam Unverstandener, Verwunderung Erregender, im besten Falle Mißverstandener umher. War er ein naives Gemüt, so machte er aus seinen Leiden einen Entrüstungsschrei an die wohlgesinnte Zeitung der Stadt, der pünktlich unter „Eingesandt" oder „Sprechsaal" abgedruckt wurde, und damit war es dann gut. Der Redakteur wusch sich, wie Pilatus, die Hände in skeptischer Gleichgültigkeit, der gute Bürger dachte: es gibt doch immer gallige Leute, die über das quängeln müssen, was sie nichts angeht.

Es ist aber eine subalterne und ungebildete Meinung, was uns nicht unmittelbar betrifft, gehe uns nichts an. Subaltern deswegen, weil unsere Freiheit und Staatsbürgerlichkeit denn doch noch etwas mehr einschließt, als daß wir nicht zu sehr geschurigelt werden: deswegen, weil wir ein persönliches Anrecht an dem Bilde unserer Heimat, am Schutz des Besonderen und Schönen haben, auch wo uns privatrechtlich nichts davon gehört, weil es mit anderen Worten — beinahe war's vergessen! — Werte und Güter gibt noch außer denen, die im Kataster und auf der Liste der Grundstücksspekulanten stehen. Und ungebildet war es aus dem gleichen Grunde auch, wie man ohne weiteres ersieht.

Es soll hier nun nicht der „Industrialismus" einseitig angeklagt oder der Erhaltung des einmal vorhandenen Landschaftsbildes um jeden Preis das Wort geredet werden. Wo das arbeitsam Lebendige, Tätige, Vorwärtsführende freie Bahn braucht, muß weichen, was ihm von Überlebtem störend im Wege steht. Notabene, wenn es wirklich im Wege steht, und wenn es wirklich keinen lebendigen Inhalt, vielleicht nicht für jeden sichtbar, mehr hat. Ebensowenig soll für die blinde Altertümelei eingetreten werden, unter der feinere Auffassungen und Sinne heute schon wieder leiden. Es ist oft sehr unsinnig, wenn dem Neuen, Praktischen, innerlich ganz Modernen ohne echten Anlaß der Anstrich des Historischen gegeben wird; es kann dann nur als Maskerade wirken, die man außer beim Kostümfest doch nicht gut erträgt. Mir z. B. — ich habe nicht das Recht, im Namen aller zu sprechen — m es ein Unbehagen, wenn ich jemand ein funkelne neues Schloß bauen sehe mit viel zu wenigen und en mittelalterlichen Fenstern, unbequemen Treppen, unbenutzb engen Türmchen und über dem Toreingang mit „Pechnai aus denen man im Mittelalter Steine, kochendes Wasser, und noch anders riechende Dinge auf die Angreifer schüt Das sind heute Kinkerlitzchen. Da solche Verschönerun aber beliebt sind, mögen die betreffenden Architekten da erinnert werden, daß genau die Form dieser Pechne auch die zur Außenmauer der Burg herausführenden Klo hatten, um sie mit diesem Fremdwort übertrieben anstän zu bezeichnen. Naheliegende Verwechslungen solcher machen doch die schönste neue Burg etwas peinlich. — Se mit den modischen vielteiligen Sprossenfenstern der jetzi Biedermeiermanier ist es nicht viel anders. Wir sollen d froh sein, daß man heute große, klare Glasscheiben herzustel versteht, und wir verlangen ehrlicherweise auch nach viel m Luft und Licht, reinlicher Gesundheit und nach herzhafte Fröhlichkeit unabhängiger Menschen, als die Biedermeierz haben konnte. Um noch ein drittes Beispiel zu geben: es ein Unding, wenn man für möglichst deutsch und heim geschichtlich das altnordische Drachen- und Bänderorname ansieht. Unsere deutsche Kultur und Geschichte ist unvergleic lich viel reicher und weiter als die der heringsfangende Nordländer, und sie läßt sich unmöglich in eine Wikinge stilgebung hineinpressen Luther, Goethe, Bismarck mit de Wikingersteuer in der Faust, das ist herzlich gut gemeint, ab es ist fürchterlich! Ägir — das geht.

Was nun aber der „Heimatschutz" anstrebt oder schütze will, ist keineswegs Romantik, Gefühlsdusel, unterscheidungs lose Deutschtümelei, sondern es ist Geschmack und gutes richtiges Empfinden. Aus solchem heraus verlangt er da Unterlassen von groben Geschmacklosigkeiten und sucht ein all gemeines Gefühl für Stil zu erziehen, ohne das ja jede Kultur und Bildung ein peinliches Stückwerk bleibt. Erzogenes Stilgefühl ist aber längst nicht das gleiche wie blinde Vorliebe für Stileinheit, Stilreinheit oder gar Stilfexerei. Davon nachher.

Unter dem Namen Heimatschutz sammelt sich die Abwehr von unzähligen Vergewaltigungen jeder Art, die unserem guten Geschmack weh tun, unserer Naturfreude, unserem feineren geschichtlichen Sinn, unserer Anhänglichkeit an bestimmte Gegenden und Städtebilder, unserer Pietät für Einzelheiten der heimatlichen Weise in Stadt, Dorf und Land. Diese Vergewaltigungen können rein gedankenlos sein, und sie sind es sehr oft. So wütete man in einer von vielen gebildeten Fremden bewohnten süddeutschen Stadt vor zwei Jahrzehnten in auffälliger Weise gegen alte, kerngesunde, als Einzelerscheinungen wundervolle Bäume. Fragte man nach Gründen, so hatten sie nicht in eine neu anzulegende Zukunftsstraße

gepaßt, obwohl sie nicht in der Straße, sondern im Garten eines der Grundstücke gestanden hatten, oder ein fadengrades Gatter hätte ihretwegen oben ein wenig eingeschnitten werden müssen, oder die Betreffenden hörten zum erstenmal, daß Bäume etwas Schönes seien, und derlei mehr. Immer das Fadengrade als Vertilger des freiwüchsig Schönen: das gleiche Lineal vom grünen Tisch, das ja auch alle neueren Stadtviertel bis auf die allerjüngste Zeit so trostlos geometrisch und die modernen Straßen so gänzlich ohne jede Eigenart und bildlos machte. Dies im Gegensatz zu den mittelalterlichen Straßen, deren jede eine besondere, unterscheidende Seele hat, und die durch ihre fein bedachte Krümmung und Schwingung so reizvolle Bilder geben, als Ganzes sowohl, wie dadurch, daß man die künstlerisch erbauten, ziervollen Häuserfronten auch wirklich sieht. In unseren fadengraden Straßen sieht man vom Bürgersteig aus Laternen, Geschäftsschilder und rennende Menschen. Es ist ja freilich meistens ganz gut, daß man die Fassaden nicht sieht.

Die gleiche süddeutsche Stadt, die auch ihre meisten schönen alten Tore ohne viel Grund abgebrochen hatte, machte sich später bedenklich berühmt durch ein wildes Restaurieren der zwei übriggebliebenen. Sie wurden mächtig über ihren in sich proportionierten Bau erhöht, ungefähr so, als wenn ein normal gewachsener Mensch seinen Kopf auf einer Verlängerung trüge; darin war zwar noch eine Logik, weil die neuen Häuser in der Nähe so sehr in die Höhe geschossen waren. Aber die neuen Oberbauten der Tore hatten auch eine übermäßig spielerische Üppigkeit bekommen, die weder zu diesen Toren paßte, noch zu der baulichen Eigenart der Stadt.

Das sind einzelne Beispiele. Aber sie bieten sich bei allem, vom Schloß bis zum Bauernhaus, vom Anblick einer ganzen Landschaft bis zum einzelnen Garten oder See. Und sie sind zahllos, sowohl in der Weise, daß Überflüssiges geschieht oder das an sich Vernünftige auf eine aufdringliche und aufreizende Weise. Zu den Verunstaltungen der Landschaft gehören die nur erst in einzelnen Gebieten untersagten großen Reklametafeln, die insbesondere den Anblick des Rheins eine Zeitlang sehr verdarben. (Freilich spart ja der Staat auch mit allerlei Tafeln nicht.) Nicht minder die großen Jahreszahlen, die mit blauen Ziegeln in rote Dächer von neuen Bauernhäusern eingelegt sind, und ähnliche zwecklose Dinge tun kilometerweit weh. Viel blinder Eifer entspringt der besten Absicht. Ein Gebirgsverein denkt Wunder, wie verdient er sich macht, wenn er jeden dritten Baum mit Farbe markiert, so daß man gar nicht vom Gängelbande des Vereins loskommt und niemals richtig in der freien Natur sich fühlt. Oder ein Aussichtsturm wird gebaut, der wie ein Bierglas mit daraufgesetztem Teller aussieht, wie der auf dem vorderen Heiligenberg bei Heidelberg, oder der sonst durch seine Form das Bergprofil verdirbt, soweit er nicht mit seiner Ausstattung von Musikautomaten und anderen Höllenmaschinen auch noch die übrige Stimmung des Einkehrenden verbittert.

Allbekannt sind die jüngeren Erlebnisse des Heidelberger Schlosses, die Schmerzen oder Befürchtungen um den Meißner Dom und andere an die ganze gebildete Öffentlichkeit sich wendende Erörterungen, wohin auch die Art der Auslieferung der Laufenburger Stromschnellen an die Kraftübertragungsindustrie gehört. Diese Anläße haben außerordentlich zur Verbreitung des Verständnisses für den Schutz der Heimat beigetragen.

Man fürchtet tatsächlich allerorten die „fachkundigen" Restaurierungen schon mehr, als man sie noch begrüßt. Wobei in keiner Weise auf die Kosten Bezug genommen sein soll, die man ja opferwilliger als früher dem guten Zweck darbringt. Man fürchtet sie erstlich wegen der allzuoft erprobten Betätigungslust der Architekten, die ganz merkwürdig leicht vergessen, daß sich in der Beschränkung der Meister zeigt, und die, wo derlei nie gewesen war oder paßte, ein Übermaß von Ausbauten, Erkern, Balkonen, Aufsätzen, Spitzen, Dachluken, Windfahnen und anderem Schmiedeeisen, von Pinseleien, Sprüchen, steinernen und gemalten Reverenzen vor Fürstlichkeiten, Ministern, oder Selbstverherrlichungen des Restaurierwerks anhäufen. Zweitens scheut man sie, weil die noch so berühmten Oberbauverständigen oftmals in einer einzigen bestimmten Manier stecken, aus der sie nicht heraus können, und in die sie dann gewaltsam das arme Opferlamm des betreffenden Bauwerks pressen. Drittens, und das ist fast das am meisten zu Betonende, gibt es, wenn auch die Stilreinheit verbürgt ist, noch sehr wichtige, ganz andere Empfindungsinhalte als die vollendete Stilmäßigkeit. Beispielsweise das Straßburger Münster. Es hat von den vor Jahrhunderten geplanten Türmen nur einen erhalten, der an der einen Seite steht; diese eine Turmspitze ist nicht vollkommen stilrein, sondern unter nachträglichen Abänderungen und Kürzungen ausgeführt, und endlich zeigt die Fassade eine nachträgliche Zwischenausfüllung in der Höhe, die sie so majestätisch macht. Aber genau so ist das Straßburger Münster uns lieb und schön und jedem Deutschen ins Herz gewachsen, genau so, wie es dasteht; ein Ausbau nach den ursprünglichen Plänen würde als gewaltsame Neuerung das Gefühl auf das heftigste empören. Solche Beispiele ließen sich noch viele häufen.

Der Ruf nach Stilreinheit und Stileinheit ist überhaupt schon im Abnehmen. Man verhehlt sich nicht mehr, was man früher noch nicht einsah, daß sie kein unbedingtes Ideal ist. Damit wird denn auch die Frage der Umgebung stilistisch monumentaler Gebäude angeschnitten. Es ist gewiß abscheulich, wenn neben einem so herrlichen und besonderen Bauwerk wie dem Heidelberger Schloß Villen stehen, die in der Farbe und in aufdringlichen Bauspielereien selbstgefällig von ihm abweichen. Aber es ist auch eine sehr zu erwägende Sache, wie weit die Umgebung monumentaler Bauwerke sich nach diesen richten soll. Ein schöner romanischer Dom, in dessen Nähe nun alle neuen Privathäuser, Wirtshäuser, Zigarrenläden, Bedürfnisanstalten und Bogenlampengalgen ebenfalls romanisch sind, verliert dadurch vielleicht mehr, als er gewinnt, er wird sozusagen verzettelt. Das gleiche gilt davon, wenn man die neuen öffentlichen Gebäude einer Stadt im Stil ihres geschichtlichen Charakters hält. Diese Frage kann hier jedoch nur erst aufgeworfen werden. Es kommt sehr viel auf den Takt im einzelnen bei der Ausführung an, damit man nicht ein ähnliches Gefühl bekommt, als ob altes Gold und modernes Talmi zusammengesetzt würden.

Die Stilreinheit hat auch noch eine andere Seite. Der Kölner Dom ist gewaltig, aber er ist, etwas kraß gesagt, bei der Einzelbetrachtung langweilig. Hat man sein Portal, so hat ein sicherer Formensinn ihn eigentlich schon ganz und gar, es gibt keine Überraschung mehr, es stimmt nur noch alles. Wir fangen heute an, wieder zu begreifen, welcher Reiz in den älteren Bauwerken mit ihren uneinheitlichen Einbauten und Zutaten, ihren Winkeleien, ihren Kapricen, ja selbst ihren Stilwidrigkeiten steckt. Deshalb, weil diese dann doch niemals peinlich wirken; dafür war der Geschmack und die Feinheit dieser alten Bauleute viel zu groß. Das gotische Freiburger Münster z. B. birgt in sich ein ganz romanisches Mittelschiff, das übernommen ist von einem älteren Bau. Und dabei macht dieses Münster den Eindruck einer Geschlossenheit, der nicht übertroffen werden kann, und gehört zum vollendetsten, schönsten, ja herzbewegendsten, was gesehen werden kann.

Auch der kaum zu beschreibende Reiz des Stephansdoms in Wien beruht in seiner Eigenwilligkeit. Oder, um ein ganz starkes Beispiel zu wählen: die frühgotische Lübecker Marienkirche mit ihrem Durcheinander von spätgotischen und reichen Renaissancestühlen, ihren gleißenden Grabdenkmälern und Dekorationen aus der Barockzeit, der auch die Kanzel entstammt: alles das ist doch nur ein wundervolles Bild zusammen, und es wäre die fürchterlichste Barbarei, hier eine Stilsäuberung vorzunehmen.

Nicht ein Prinzip, sondern der besondere Fall entscheidet in Sachen des Geschmacks. Das gilt in jeglichen Dingen, auf die sich der Heimatschutz erstreckt. Es können überhaupt gar

keine Grundsätze aufgestellt werden, es kann nur erzogen werden zu verfeinertem Sehen und zu richtigem, lieber noch nüchternem als unklarem Denken über das Sachgemäßeste im Einzelfall. Der klare Sachsinn wird nicht immer Anmutiges erzeugen, aber er wird selten Dummheiten begehen.

Es gibt Landschaftsbilder, die schlechtweg zerstört werden, wenn man eine eiserne Brücke, womöglich mit aufdringlichen Fialen, durch sie hindurchlegt, während eine schönbogige Steinbrücke das Bild sogar noch zu ergänzen vermag. Und wieder gibt es Gelegenheiten, wohin nur die Eisenbrücke in ihrer Leichtigkeit und Modernität paßt: da wo nicht die Natur, sondern wo das kühne und werktätige Menschengebilde an sich vorherrschend ist, in der Nähe von Fabriken, in den neueren Quartieren der Großstädte. Aber nun wieder: wenn es auch die richtig gewählte Brücke ist, so ist sie darum noch nicht sogleich geschmackvoll, es kommt alles noch wieder auf das feine Verhältnis ihrer Form zu der Umgebung an.

Es läßt sich stofflich nicht auf alles eingehen, was unter die Gesichtspunkte des Heimatschutzes fällt. Eben deswegen nicht, weil es sich um keine Schablonen, nicht um bestimmte Regeln des Richtigen handelt. Es lassen sich nur Einzelthemata behandeln. Vor allem sei deshalb verwiesen auf die einschlägigen Abhandlungen und Schriften von Professor Schultze-Naumburg, der um die Verfeinerung der Fragestellung und der Auffassungen ein hervorragendes Verdienst hat. Ferner sei verwiesen auf die „Mitteilungen des Bundes Heimatschutz". Hervorgegangen ist letzterer aus den Bemühungen des feinsinnigen Musikprofessors Rudorff, der zuerst vor manchem Jahr das Büchlein „Heimatschutz" in die sandte, und des auf diesen Gebieten rühmlich bekan und den Lesern der „Gartenlaube" durch manchen wertv Beitrag längst vertrauten Schriftstellers Robert Mielke, deren ersten Besprechungen auch Heinrich Sohnrey, Geher Hoßfeld und andere, darunter der Verfasser dieser Zeilen, nahmen. Durch die Genannten wurde der Bund auf Beine gebracht, der schon so viel Gutes gewirkt sowohl die Meinung der Öffentlichkeit wie der Behö auf die Dringlichkeit eines entschiedenen Vorgehens gedrängt hat.

In letzterer Beziehung ist mit höchstem Dank zu begr der Erlaß zur Förderung des Heimatschutzes, den neuerd das preußische Ministerium des Innern an die Verwaltu behörden hat ergehen lassen. Vielleicht abgesehen von Zuschüssen aus öffentlichen Mitteln zu geeigneten Bauten was immer ein fragwürdiges Mittel bleibt und zusammen so vielen ähnlichen Freigebigkeiten aus öffentlichen Mitteln Steuerzahler nicht mehr recht erfreut — kann man den E nur rühmen. Gerade deswegen, weil er sich von hölze Vorschriften fernhält, und weil in ihm die Hauptsache der der Erziehung zum Verständnis ist.

Eine feststehende Lehre, was auf dem Gebiete des Hei schutzes geschehen müsse, gibt es nicht, und selbst die gemeinten allgemeinen Forderungen sind noch wieder der fei Nachprüfung unterworfen. Aber der gute Wille ist nu weiten Kreisen da. Und das ist das wichtigste und ist l erfreulich.

Milchen, Malchen und die Glasservante.

(Schluß.)

Erzählung von Else Franken.

Am anderen Morgen fiel ein gerader eintöniger Regen in dichten Schnüren herab.

In Sigis Morgentraum herein plätscherte ein quickes Bächlein. Aber als er die Augen aufschlug, dauerte das Plätschern fort. Die Trina machte nebenan das Morgenbad zurecht. Die Schuhe standen blitzblank vor dem Bett, ein Fensterflügel war geöffnet.

Der Junge schleuderte die Decke zurück. Fein, daß der Tag da war. Fein, so nach Herzenslust in der Wanne zu planschen.

Und als er in die große Stube zurückkam, stand da der alte Zenker und ordnete auf dem Tisch das Frühstück, denn die Gnädige, sagte er, schliefe in der Nacht doch wenig, das müsse sie am Morgen nachholen.

Die Türen zu dem großen Schrankungetüm standen offen. In den Fächern der linken Seite hatte man alle seine Habseligkeiten eingeräumt. Rechts befand sich eine Fülle von Spielzeug. Baukasten und Soldaten, Geduldsspiele und Bilderbücher hatte die Urgroßtante für ihn angeschafft.

Ne — sagte sich Sigi — ne, solange es da draußen Menschen gibt und Tiere und Bäume und Wasser, so lange rühre ich die Holz- und Zinnpuppen nicht an.

Er nahm eins der schön gebundenen Knabenbücher heraus und fing an, während er sich Milch und Honigbrot schmecken ließ, in dem einen zu blättern. In der ersten Geschichte hatte eine Knabe genascht, hatte sich überfuttert, mußte Pein leiden und nahm sich nun vor, nie wieder zu naschen. Sigis Kunsturteil bestand in einem geringschätzigen: „Pöh —!"

In den anderen Geschichten war es genau dasselbe. Immer hatte ein Junge gelogen oder Tiere gequält oder Geld gemaust. Es waren, nach Sigis Auffassung, immer ziemlich schäbige Naturen, die dann aber durch ganz geringfügige Umstände sehr schnell und von Grund aus gebessert wurden.

In einem anderen Buche wurden ländliche Vorgä dargestellt: ein Gewitter, ein Erntetag, die dörfliche Spi stube und der Tageslauf in einer Thüringer Spielzeugfal Aber da war nun ein schrecklich klug redender Vater, seinen drei Jungen alle diese Sachen zeigte und erklä und die artigen Jungen ließen sich die Weisheit nur so löffeln. Immer Sonntags ging der Vater mit ihnen ü Land, und dann sagten sie zum Schluß: Wir dan dir, Vater Biedermann, für diesen genußreichen Sonnt nachmittag.

Ne, sagte sich Sigi, wollen lieber bißchen bumm gehen. Er fand sich ganz gut durch das einsame Treppenha die blank gebohnte Stiege hinab. Unten in der Flurha stand eine derbe Person, die Trina, im Blaudruckrock ü einen Eimer gebückt, in den sie ihre Scheuerbürste eintauch denn sie reinigte die schwarz-weißen Fliesen des Fußboden In dieser gebückten Stellung traten ihre derben Formen augenfällig hervor, daß selbst der harmlose Sigi lächelte u sich sagte: Ne, von Glas ist die nicht, vielmehr ganz sich von Fleisch.

Sigi fragte nach seinem Robert. Der hatte im Gasth geschlafen und war in erster Morgenfrühe abgereist.

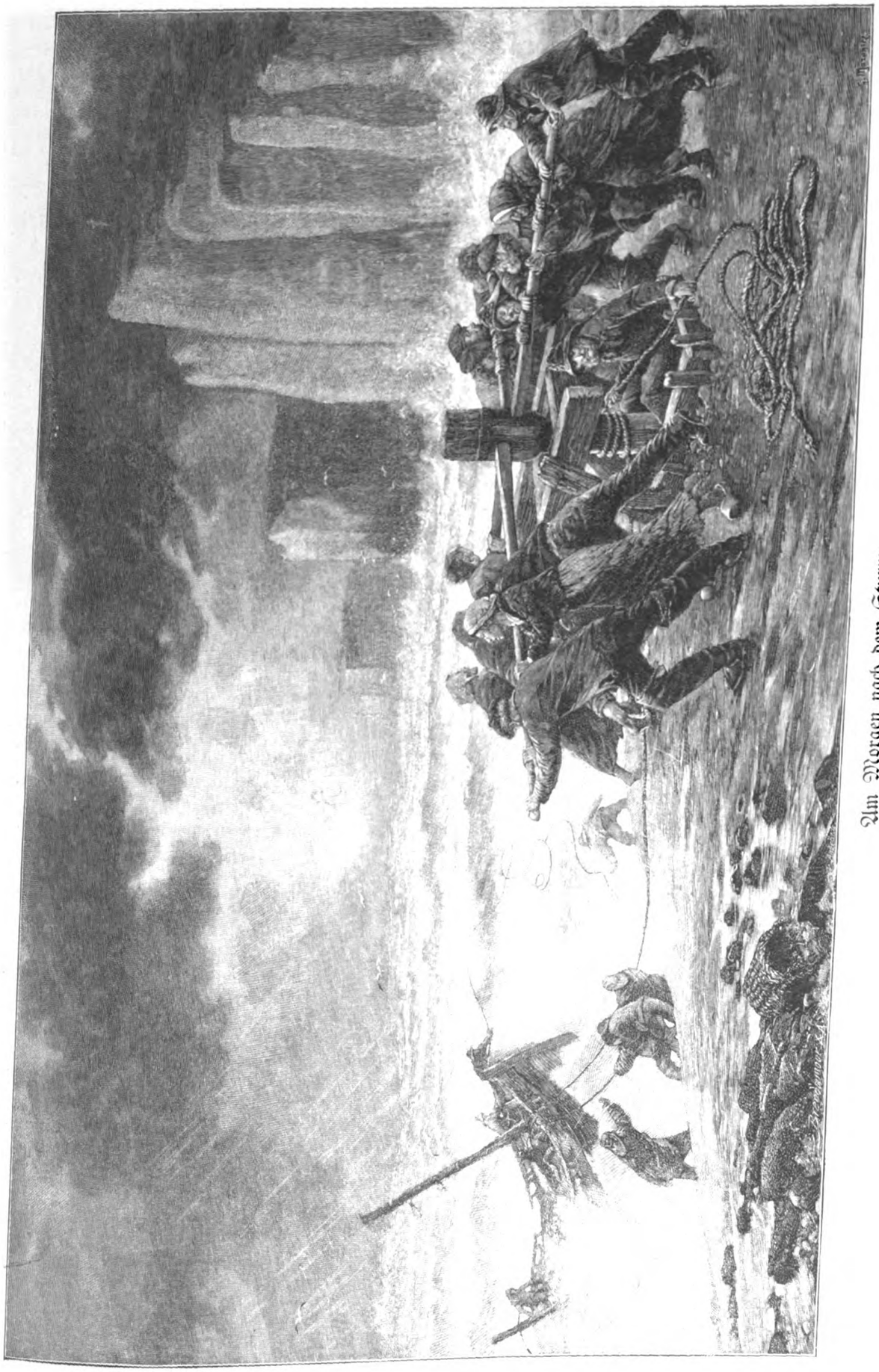
Der Junge stand da in seinem kleinen Regencape un hatte den tütenförmigen Capuchon über den Kopf gezogen So sah er wie ein Gnömchen aus.

Da stand nun die Trina aufgerichtet und lachte über di putzige Kinderfigur mit ihrem gutmütig dummen Lachen Im ganzen Hause rührte sich nichts.

Bei der Stille fielen dem Sigi Milchen und Malchen ein. Schon gestern abend hatte er angestrengt gehorcht, ob er nicht so 'nen verlorenen Blaff von ihnen hören könnte.

„Wo sind denn die beiden Dackel, Fräulein?" fragte der höfliche Sigi.

Das Mädchen lachte wieder ihr breites Lachen: „Hunde bei uns? — die Gnäd'ge leid't ja nich mal 'nen Vogel."



Am Morgen nach dem Sturm.
Gemälde von G. Maroniez.

Gerade kam der alte Zenker mit den Postsachen.

„Hier sind doch früher zwei Dackel gewesen, Milchen und Malchen?“ fragte der Junge ihn kleinlaut.

„Nein, niemals, junger Herr! Solche Hundezucht paßt doch gar nicht in unser stilles Haus.“

Sigi errötete heiß vor Aufregung: „Aber eine Glaskugel ist da — nicht wahr, Herr Zenker, in der's schneit, wenn man schüttelt?“

Der alte Zenker begriff nicht den flehenden Angstblick in des Knaben voll aufgeschlagenen Augen.

„O ja!“ sagte er, „so'n Ding liegt auf der Gnädigen Schreibtisch, wenn's der junge Herr sich ansehen wollen?“ Und er öffnete die Tür zu einer hübschen Gartenstube gleich unten im Erdgeschoß. Die hatte eine freundliche Blumentapete und helle Seidenpolster von blaß verschossenen Farben. An der Hauptwand stand ein Schrank, wie der Sigi noch keinen gesehen hatte. An den Ecken hatte er dünne gedrehte Holzsäulen, aber sonst bestanden alle vier Wände aus durchsichtigen Glastafeln. Tassen, hohe Pokale und allerlei zierlicher Kram schimmerten dahinter.

Schräg, in ein Fenster gerückt, stand ein großer alter Schreibtisch von Mahagoni. Auf dessen Platte lagen viele Dinge, Kontobücher und Schreibmappen, Bilderrahmen standen dahinter, immer mit den Bildern alter Leute, von denen Sigi nichts wußte.

Ganz vorn, zum Beschweren eines Haufens loser Papiere, lag eine große Glaskugel. Sie lag ganz fest, denn ihre Unterseite war abgeplattet. Darin war, aufrecht stehend, eine kleine, sehr bunte Landschaft aufgebaut mit sehr grünen Bäumen und sehr roten Ziegeldächern.

Die Kugel nahm der alte Zenker diensteifrig in die Hand und schüttelte. Da fing es an, in der Kugel von weißen Flöckchen zu stieben. Aber der Sigi sah gleich, daß es nur zerschnippelte und vom Alter vergilbte Federchen waren. Sie fielen ja auch sofort ganz stumpfsinnig zu Boden und bildeten da eine trübselige, kleine Schicht. Schnee! Der Sigi wußte doch wohl, wie Schnee ist — tausendmal schöner mit seinen glitzernden Eiskristallen als alles Spielzeug da oben.

„Ich danke vielmals, Herr Zenker.“ Der Alte sah dem Kinde nach, das sacht aus dem Zimmer und aus der Haustür ging. Die Stimme des Kleinen hatte so eigen geklungen.

Draußen stand das Gnömchen zögernd still und schaute sich nach allen Seiten um. Das alte Patrizierhaus der Gladingen, die hier vorzeiten das Land besessen hatten, so weit das Auge schauen konnte, lag ganz am Ende der kleinen Stadt. Die wand sich mit ihren krummen und verwinkelten Gassen rings um den Marktplatz, den eine schöne alte Kirche beherrschte. Der Landbesitz der Familie hatte sich im Laufe von mehr als zwei Jahrhunderten völlig zersplittert, nur noch ein ins Wüste verwucherter alter Garten gehörte dazu. Dafür lagen vor der Stirnseite des Hauses die schweren Laubmassen des Forstes, der auch schon seit Jahrzehnten in Kronbesitz übergegangen war.

Zu den Menschen in der kleinen Stadt zog es den Sigi nicht. Ganz allein wollt' er sein mit seinem schweren Herzen — und so schlenderte er langsam den Bäumen zu, folgte einem schmalen, moosigen Weg und fand auch einigen Schutz vor dem peitschenden Regen.

Noch nie war das Kind allein im Walde gewesen, immer nur an der Seite des Vaters. Nun war das einsame Schreiten so geheimnisvoll, und die grenzenlose Stille machte ihm sein Herz noch schwerer. So eigen eins war ihm sein Herzschlag mit dem Pulsschlag dieser Waldesstille. Nur ein leises Rieseln lief durch die Baumkronen, ein zitterndes Wehen durch Gräser und Farne, und der Specht pickte und hackte.

Die Eltern waren so weit, so unbegreiflich weit fort von ihm. Und der Vater hatte ihn — o Gott, nein — lügen tat er selbst ja nicht einmal, er, der Sigi, der doch so viele Fehler hatte. Aber Sachen versprochen hatte ihm der Vater, die es gar nicht gab, nur damit er sich gutwillig fortschicken ließ. Milchen und Malchen, solche klugen Dackel, n furchtbar schön waren die mit ihren krummen Beinen.

Er lächelte. Ihm sahen die langen Leiber der k Kerle immer aus, als ob sie eigentlich sechs Bein müßten, noch so ein paar in der Mitte des Leib geschroben. Und die lustigen Ohren, die ihnen um di flogen — beim Domänenrat Feddersen, wo Theo i den Jagden war, hatte er sich in die braunen verliebt. Und wenn sie was ausgefressen hatten, wie heranschliefen, furchtbar komisch.

Und nun gab es gar keine Dackel bei Tante Eber nun war es so still bei ihr wie in der Kirche. Wärc chen und Malchen inzwischen gestorben, schlimm wär's gewesen, aber schließlich gegen den Tod ist kein Kraut ge

Aber so — erst kam für Theo die Mama — ur kam also der Sigi noch lange, lange nicht. Der Jun eifersüchtig auf seine eigene kleine Mama, und das fr an seinem Herzen.

Bald schlenderte er weiter, bald saß er auf einem stubben, stundenlang, ließ sich ablenken von all dem ri emsigen Leben in Moos und Kraut, vergaß sein Leid, sich wieder über ihn herstürzte.

Er war tief in den Wald hineingeraten und hörte Ferne Axtschläge; dem Klange schritt er nach. Er k eine Waldblöße, wo ein Alter und seine zwei halbw Söhne unter einem primitiven Schutzdach von Klobc Brettern ihre Arbeit taten. Sie zersägten Stämme, vie die Kloben, und der eine der jungen Burschen klaite Scheite zu Haufen. Der Regen hatte nachgelassen, u grelle Sonne eines Tages von Gewitterstimmung fiel a krautigen Waldboden und das blanke, nasse Buchenlaub

Der Sigi hing sich sein Cape über den Arm, de war es ihm zu heiß geworden. Er strolchte langsam und es wurde ihm ein bißchen leichter in der Näh Menschen. Denn die Seele auch solches kleinen Me ist ein Instrument mit vielen empfindlichen Saiten. nur klingt eine einzelne Saite; das Leben mit allen Eindrücken und Reizungen läßt immer volle Akkorde erkli in denen der einzelne Ton sich ersterbend auflöst.

Sie hielten einen Augenblick in der Arbeit inne und sich den kleinen Jungen in seinem weißen Habitchen an.

„Ich möchte sehr gerne helfen, darf ich?“ fragte

„Immer helf du,“ sagte der Alte, „da wer'n mer ehender fertig.“ Er lachte den Jungen freundlich an. die großen Buben grinsten mit einem Ausdruck, als o über seine Hilfe „pöh“ sagen wollten.

Das stachelte. Er fing an, Holzscheit über Holz auf die großen Haufen zu tragen. Er schuftete, daß ihm Schweiß die Stirn und den Nacken näßte. Alle seine Mus strafften sich, die kleine Brust arbeitete, der Atem flog, das war schön, da vergaß man sein Leid.

Der gutmütige Alte gebot die Frühstückspause. Er s sich auf einen Buchenknorz und nahm umständlich Brot, S und ein paar Flaschen mit kaltem Kaffee aus einer Kiepe.

„Willst d' mithalten, Kleener?“

„Furchtbar gern“, sagte Sigi strahlend. Die zwei gro Lümmel hatten ihre Jacken ins Gras gelegt und sich dar geworfen. Er tat's ihnen nach, so forsch und nachdrückli daß ihm seine kleine Kehrseite weh tat. Aber das mac nichts, denn das Speckbrot, das der Alte mit einem stumpf Taschenmesser absäbelte, schmeckte prachtvoll.

„Sind Sie hier alle Tage?“

„Nu, mir ziehen 'rum, wo grade Arbeit is, Kleener. D da is woll 's erste selbstverdiente Brot?“

Sigi lachte, und dann besah er sich, eifrig kauend, d hochgeschichteten Haufen und fragte: „Was wird denn nu aus all dem vielen Holze?“

Der eine Junge, Willem, grinste: „Das fahr'n mer alle zum Konditer am Marchte, und der gibt uns davor Kersch kuchen und Besingfladen, einen großen Leiterwachen voll.“

Auch der Alte lachte und öffnete zutraulich seine schwarze, zahnlose Mundhöhle: „Glaub das nich, Kleener. Wir arbeiten vor den Herrn Oberförster den ganzen Sommer durch, un das Holz wird hernachen verauktioniert."

Und dann wandte er sich an den Willem: „Mußt keen Kind nich was vorflunkern. Zu enem Kinde muß man immer die reene Wahrheit reden. So e Wärmchen glaubt een ja alles, und solchen Glauben soll mer nich zuschanden lassen werre."

Da stand der Sigi von seinem Baumstumpf auf. Ganz blaß war er geworden, preßte die eine Hand aufs Herz; sein Mäntelchen vergaß er und ging langsam tiefer in den Forst hinein. Er hörte nur noch, wie der Willem einwarf: „I nu, Spaß wird er doch verstehen."

Sie riefen ihm aber nicht nach, denn weil sein Mantel bei ihren eigenen Sachen lag, so dachten sie, er werde nach ein paar Minuten zurückkommen.

So ä Wärmchen glaubt em ja alles. — Ja gewiß, wenn Theo was sagte, dann glaubte der Sigi ihm alles. Natürlich, ein Leiterwagen voll Besingladen, das wußte er ja, das war nur Scherz, so dumm war er ja nicht mehr. Aber wenn's nicht so ein handgreiflicher Spaß war, nun, dann glaubte man eben, was der Vater sagte, denn der kam gleich nach dem lieben Gott; oder für ihn sogar noch — nein, der Sigi bemühte sich, rasch an etwas ganz anderes zu denken.

Der Regen setzte wieder ein und prasselte so dicht, daß er durch die Blättermassen schlug und den Jungen bis auf die Haut näßte; seine Bluse klebte ihm an wie eine klatschnasse Bedhose. Da stand er still und sah sich um, wie er aus dem Walde käme, und sah von fern auf einer breiten Schneise einen wohlbeleibten, rüstigen Fußgänger daherkommen, der einen gewaltigen Regenschirm über sich aufgespannt hielt.

„Alle guten Geister," rief der, als er dem nassen, kleinen Menschen näherkam, „du wirst doch wohl nicht gar der kleine Sigi von der alten Gnädigen sein?"

„Ja, lieber Mann," sagt der Sigi zähneklappernd, „können Sie mir nicht den Weg aus dem Walde zeigen?"

„Ei gewiß, Menschlein," sagte der Herr Doktor aus Wüstenfelde, der ein frischrotes und menschenfreundliches Gesicht hatte, „da wollen wir mal laufen und springen, daß wir ein bißchen warm werden. Weiß denn die Tante Gladingen, wo du steckst in dem Heidenwetter?"

Aber der Sigi konnte nicht antworten, weil ihm die Zähne zu arg aufeinanderschlugen.

So nahm der Hofmedikus der guten Wüstenfelder das Häuflein Unglück auf den Arm und schlug seinen weiten, warmen Havelock herum.

Das Freifräulein von Gladingen war von schwerer Sorge befreit, als man ihr das Kind in die Arme legte. Sie brachte den Sigi selbst in sein Bett, denn er fing an zu fiebern. Seine Bäckchen brannten, und seine Stirn glühte.

Doktor Grundmann legte dem Kinde Eiskompressen auf den Kopf. Da riß Sigi die Augen auf: „Bitte, die Trina, die Trina soll kommen."

Die Trina fühlte sich sehr geniert unter dem Blick der Herrschaft, in deren Gesichtskreis sie sonst niemals kam. Der Junge griff hastig nach ihrem Arm und betastete ihn mit seinen heißen Händchen. — „Nein," murmelte er, „von Glas ist sie nicht und hat nur Gelenke; Scharniere und Federn hat sie nicht." Dann ließ er erschöpft die derbe rote Hand fahren. Er fiel in Schlaf, aber er sprach unruhig vor sich hin, unverständliche, verworrene Sachen, dünkte es den Lauschern, von einem Leiterwagen voll Kirschkuchen, von Milchen und Malchen. Oft kam eine Glasservante vor. Der Junge hatte offenbar Angst, sie könnte zu ihm ans Bett kommen. „Vater!" rief er, „Vater, ein Kind glaubt ja alles!"

„Sein Gemüt ist schwer bedrückt —" sagte Doktor Grundmann kopfschüttelnd.

Allmählich verstummte das Phantasieren, die Temperatur sank, das Kind fiel in ruhigen Schlaf. Der Arzt empfahl sich: „Ein Kernbub', Gnädigste, ich sehe morgen früh wieder vor."

Das Fräulein Eberhardine saß noch lange in ihrem tiefen Sessel am Bett ihres Urgroßneffen. Sie lächelte und schüttelte wiederholt den greisen Kopf. Wie konnte einem ein Kind nach einem einzigen Beisammensein so fest ins Herz wachsen, in ein altes Herz, das sich schon von allem Weltlichen losgelöst geglaubt hatte.

Am andern Morgen lachte die Sonne am blauen Sommerhimmel. Der Sigi war bloß ein bißchen heiser, sonst fühlte er sich kräftig zum Bäumeausreißen. Heute saß er schon früh am Eßtisch und frühstückte mit der Tante Eberhardine. Er war wortkarg und schob die Unterlippe vor. Als die Tante dann ihre Tasse von sich schob, fragte er wie aus der Pistole geschossen: „Tante Eberhardine, hast du eine Glasservante?"

„Gewiß —," sagte sie und erhob sich, „die wollte ich dir gerade zeigen, komm nur mit."

Der Sigi hielt den Atem an — nun also!

Die Tante schritt aus dem Zimmer und stieg langsam die Treppe hinab. Sie trat in die Stube mit der dummen Schneekugel und zog sich einen Schemel vor den glasernen Schrank. Sigi mußte sich auch ein Stühlchen heranrücken.

„Du weißt doch, Sigismund, daß früher viele Leute solche Glasschränke hatten, und daß man sie Servante nannte?"

„Eine Servante ist eine Dienerin", sagte Sigi mit zusammengezogenen Brauen.

„Daher mag der Name vielleicht kommen. Solche Glasservante diente zum Aufheben von Sachen, die der Familie wert und teuer waren."

Sigi warf einen verlorenen Blick auf die blitzenden Herrlichkeiten hinter den Scheiben; aber seine Augen glitten scheu und trotzig wieder ab.

„Sieh einmal," sagte die Tante und tat, als ob sie die Stimmung des Kindes gar nicht bemerkte, „hier bewahre ich alle Andenken an unsere Familie, und hier" — sie zog ein Ebenholzkästchen heran, das sehr zierlich mit Silber und Elfenbein ausgelegt war — „hier habe ich allerlei von deinem lieben Vater. Ich bin nun mal die Sammlerin in der Familie, ich habe mir von allen Seiten so kleine, liebe Sachen schenken lassen."

Das Kind schwieg finster. Die alte Dame forschte in seinen Mienen und ließ den Deckel des Kästchens aufspringen.

„Sieh mal, da ist sein erstes Schuhchen, ganz abgewetzt die kleine Spitze. Und da ist sein erstes Zähnchen, dein Großvater hat mir davon ein Anhängerchen an die Uhr machen lassen. Und da ist das Diplom, daß er die Rettungsmedaille bekommen hat."

„Theo?"

„Ja gewiß, als blutjunger Leutnant. Da hat er einen Rekruten gerettet aus dem Wasser, der hat sich an ihn festgekrallt, es war ein Kampf auf Leben und Tod. Hat er dir nie davon gesprochen? Der Mann war euer Gärtner Robert. Und sieh mal, wie nett das kleine Bild ist, deine Eltern als Brautleute."

Der Knabe zuckte nur mit den Augen darüber hin; das hübsche Bildchen kannte er.

„Und sieh mal hier — es waren viele Schulden auf eurem schönen Gut, als es dein Vater übernahm. Mancher hätte nicht schlafen können vor Sorgen. Aber dein Vater ist so ein fester, froher Mensch. Da ist ein alter Brief an mich, da steht — lies du mal mit —: ‚Ich danke Dir, liebe Tante Eberhardine, für Deine Aushilfe. Ich schicke Dir hierbei das Geld zurück. Ich bin nun schuldenfrei; die Arme habe ich frei und kann von nun an für mich und die Meinen arbeiten.'"

Die Tante sah seitwärts auf den kleinen Jungen herab. Der besah sich die Spitzen seiner gelben Schuhe. Er konnte sich bei der letzten Geschichte eigentlich nicht viel denken. Aber er fühlte ganz gut, daß die Tante seinen Vater hochhielt, und daß sie seine Gefühle erraten hatte. Etwas sträubte sich in ihm gegen weichere Gefühle. Da saß irgendeine Scham, die er selber nicht verstand.

„Und sieh mal hier den Brief. Da warst du erst drei Jahre alt und warst auf den Tod krank gewesen" — Sigi mußte mit in das Briefblatt sehen, die alte Dame zog ihn dicht an sich heran — „sieh mal, da schreibt mir dein Vater: ‚Nun ist er gerettet, der Bub. Hätt' ich ihn hergeben müssen, ich hätt' mich am liebsten mit ins Grab gelegt. Nun ist er wieder genesen, und wir wollen frische und frohe Kameraden sein durchs ganze Leben —.'"

Eberhardine von Gladingen wartete geduldig; sie sah, wie sich in dem niedergeschlagenen Kindergesicht eine Weichheit durcharbeitete.

„Was dachtest du denn, was eine Glasservante sei?" fragte sie endlich leise.

Der Sigi versteckte sein Gesicht an ihrer Schulter, er schämte sich.

„Ich dachte, es wär' eine Kunstfigur, so ein Automat", flüsterte er endlich.

„Hat dir das vielleicht dein Vater im Spaß gesagt?"

„I wo! Keine Silbe!" die Stimme klang entrüstet — „nee, die Dummheit ist ganz allein von mir. Kinder sind ja öfter so dumm", fügte er zur Erläuterung für die Tante zu. Die lächelte fein.

„Dann zieh dir dein hübsches blaues Tuchjäckchen an, das du auf der Reise getragen hast. Doktor Grundmann war heute früh hier, als du noch schliefst. Er fährt in die Oberförsterei und will dich mitnehmen."

Vor dem Hause knallte der Kutscher mit der Peitsche. Sigi stürzte davon.

Die Doktorkalesche war ein hartleibiger, alter Kasten, der Doktorkutscher seit acht Tagen nicht rasiert. Aber das machte nichts, denn Doktor Grundmann selber sah urgemütlich aus, mit dem ließ sich schön schwatzen und necken. Und die Fahrt war herrlich; mitten durch den Wald schnitt die Fahrstraße. Die Oberförsterei erkannte man gleich an dem Hirschgeweih über der grün gestrichenen Haustür. Und so, mit hohem, rotem Ziegeldach, hatte sich Sigi immer ein Forsthaus vorgestellt.

Oberförster Hansen kam an den Wagenschlag, ein famoser Graubart in schmucker Forstuniform: „Na, 's ist Zeit, Doktor, daß du dich mal nach mir umschaust. Was hast du denn da für ein Rehkitzchen mitgebracht?"

Der Sigi sprang in die entgegengestreckten Arme des alten Herrn, und der Doktor kletterte etwas mühsam hinterdrein.

Sie setzten sich unter die geschorenen Buchen, die einen Laubengang der Hausfront entlang bildeten. Doktor Grundmann stellte den Sigi vor.

„Schade, daß keine Kinder hier sind, mit dir zu spielen, aber an Kameraden fehlt's drum doch nicht —" und der alte Hansen rief mit seinem dröhnendem Baß: „Milchen, Malchen, ihr Rabenviecher, wo steckt ihr denn?"

Da kamen mit Freudengeheul, Japsen und Belfern zwei halbwüchsige Dackel um das Haus hervorgeschossen. Es waren die scheußlich niedlichsten kleinen Dackel, die je ein Weidmannsherz entzückt haben. Die Schlappohren flogen ihnen um die Köpfe, und das letzte Ende schliefen sie vor Wonne platt den Boden entlang.

„Wie heißen sie?" fragte Sigi atemlos.

„Milchen und Malchen, mein Junge —" antwortete der Oberförster vergnügt. „Seit zweihundert Jahren sitzen die Hansen hier auf der Oberförsterei, und seitdem hat es hier immer ein Milchen und ein Malchen gegeben. Das ist so unser Dackelwahrzeichen."

„Ist mein Vater vielleicht mal bei Ihnen gewesen?" Dem Jungen leuchteten die Augen.

Der Oberförster lächelte: „O ja, gewiß. Vor längeren Jahren war hier bei der Gnädigen ein junger Leutnant von Palm. Das war im Herbst, der hat hier manchen Hasen niedergeknallt und hatte auch seinen Spaß an den beiden Dackeln. Das war also dein Papa?"

Im nächsten Augenblick wälzte sich der Sigi mit Milchen und Malchen auf dem grünen Rasen zu Füßen der beiden alten Herren. Sie kullerten durcheinander und bellten und schrien und lachten, jedes auf seine Art — man mußte sie endlich mit Gewalt auseinanderbringen.

Der Sigi lief ein Endchen fort am Hause entlang, dahin, wo dichtes Haselgebüsch die Regentonne verbarg. In den grünen Winkel schlüpfte er und sah zum Sommerhimmel hinauf. Er verschränkte fest seine beiden Hände und stammelte: „Ich danke dir, lieber Gott, daß du Milchen und Malchen geschaffen hast, und daß du mir meinen Papa gegeben hast, und sag ihm, daß ich an ihn denke alle Stunde, und daß ich immer so sein will, daß ich auch mal in Tante Eberhardinens Glasservante komme und — und", da übermannte es das Kind. Gerade wollte er aus der Ergriffenheit seines Herzens anfangen zu schluchzen, da strudelten Milchen und Malchen heran, und da mußte er lachen aus der Fülle seiner Freude.

Ignaz v. Plener. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Er war längst zu einer Art von legendärer Persönlichkeit geworden, der „alte Plener", wie der ehemalige österreichische Finanz- und Handelsminister zum Unterschied von seinem ebenfalls schon in den Sechzigern stehenden Sohn Ernst — dem „jungen Plener" — genannt wurde. Die Welt hatte ihn vergessen, lang, ehe der Tod ihn am 17. Februar abrief, aber vieles, was er geschaffen, wird ihn ehrend überleben. Ignaz Freiherr v. Plener war am 21. Mai 1810 zu Wien geboren worden und trat nach Abschluß des Studiums der Rechte im Jahre 1836 in den Staatsdienst. Zum Oberfinanzrat ernannt, erhielt er 1851 eine außerordentliche Mission nach Budapest, um die Einführung der indirekten Steuern in Ungarn zu leiten. Schon 1854 trat er dann an die Spitze der Finanzlandesdirektion in Preßburg, war von 1857 bis 1860 als Ministerialrat und Finanzlandesdirektor in Lemberg tätig und übernahm im April des gleichen Jahres an Stelle des eben verstorbenen Bruck die Leitung des Finanzministeriums, die er auch unter dem neugebildeten Kabinett Schmerling behielt. Mit diesem zugleich nahm er im Jahre 1865 seine Entlassung, trat aber 1867 mit Herbst, Giskra, Brestel und Hasner als Handelsminister wieder in das sogenannte „Bürgerministerium" ein, das Fürst Carlos Auersperg gebildet hatte, und legte sein Amt erst nieder, als 1870 der System- und Regierungswechsel in Österreich erfolgte. Als Abgeordneter von Eger gehörte Ignaz v. Plener dem Böhmischen Landtage und dem Abgeordnetenhause des Reichsrates an und ward am 13. Oktober 1873 als lebenslängliches Mitglied ins Herrenhaus berufen. Plener hat die Grundlage zu dem System direkter und indirekter Steuern in Österreich-Ungarn gelegt, das dann in den späteren Jahrzehnten ausgebaut und entwickelt ward. Als er seinerzeit im Kabinett Schmerling das Amt eines Finanzministers übernahm, fand er eine völlig zerrüttete Finanzwirtschaft vor, und nur seiner Nüchternheit und Strenge im Budget, seiner eisernen Energie und seinen gediegenen fachwissenschaftlichen Kenntnissen gelang es, diese trostlosen Finanzzustände nach neuen, modernen Gesichtspunkten zu regeln. Popularität erringt man als Finanzminister und Treber der Steuerschraube nicht — das hat auch Plener erfahren müssen; aber der bis in seine letzten Tage bewundernswürdig lebhafte alte Herr, der bis vor einem Jahre noch täglich die vielen Treppen zu seiner im uralten „Schottenhof" belegenen Wohnung erstieg, dachte ohne Bitterkeit an die ehemaligen Anfeindungen.

Ignaz Freiherr von Plener †
Österreichischer Staatsminister a. D.

Holger Drachmanns Grab. (Zu der Abbildung auf nebenstehender Seite.) Auf den äußersten Dünen von Skagen, wo er so oft im Sturmwind saß und

Des Skalden letztes Heim.
Holger Drachmanns Gruft in den Dünen von Skagen.

sein Haar im Winde wehen ließ, um hinauszuschauen über das weite ewige Meer, ist Holger Drachmanns Grab. Keiner liebte wie er die Erde in Sturm und in Sonnenschein, und wie in mütterlichem Arm wird seine Aschenurne im Dünensand ruhen, dem schlafenden Dichter aber, der klingende Liederperlen ausgestreut, wo immer er ging, wird nun die See ein heiliges Schlummerlied singen! Eine große Lyra — von seinem Freunde, dem bekannten Maler Kroyer, in Stein gegraben und mit der einfachen Aufschrift „Holger Drachmann" geschmückt — bildet die Tür dieser einzigartigen Grabkammer, in der man den toten Dichter bestattete; und stimmungsvoll wie der Ort war die Weiherede, die Dr. Wilhelm Andersen über der Urne sprach. Ein unstetes Wanderleben, eine rastlose Sehnsucht kamen nun in dem winzigen Hafen zur Ruh.

Louis Kühn. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Im Alter von 92 Jahren ist Louis Kühn, der Nestor der deutschen Schauspieler, am 12. Februar nach ganz kurzem Krankenlager verschieden, eine fast mythische Persönlichkeit, trotzdem er noch immer „aktives Mitglied" des Berliner Deutschen Theaters war und hie und da noch in kleinen Rollen beschäftigt wurde! Seit 40 Jahren war er der „alte Kühn", und er wie seine alten Verehrer zehrten von den Erinnerungen seiner Glanzzeit, die in die fünfziger Jahre fiel, in die Tage, da Emil Devrient der Mittelpunkt jenes deutschen Ensembles war, das im In- und Ausland glänzende Triumphe feierte. Wenn er auf diese Zeiten zu sprechen kam, geriet der „alte Kühn", der 74 Jahre lang aktiver Schauspieler gewesen ist, in Feuer, und als er vor vier Jahren, inmitten eines Kreises namhafter Kollegen, Freunde und Gönner mit seinem 88. Geburtstage zugleich sein siebzigjähriges Schauspielerjubiläum feiern durfte, erzählte er auch von diesen Tagen des Glanzes und blickte launig auf „junge Leute" wie den alten Friedrich Haase herab. Louis Kühn ward am 24. April 1816 in Glatz geboren und betrat schon 1834, als ein Achtzehnjähriger, die Bühne, der er erst als Liebhaber, dann als Charakterspieler sein ganzes langes Leben hindurch treu bleiben sollte. Hier hin und dorthin verschlug ihn das Schicksal, bis er im Jahre 1879 an das Nationaltheater und Viktoriatheater in Berlin und von dort aus ans Deutsche Theater kam. Er war der erste der deutschen Verwandlungskünstler — eine Spezialität, die er wohl infolge englischer Anregungen pflegte — und vielleicht ist der billigere Ruhm eines solchen den Mitlebenden eher im Gedächtnis geblieben als die starken Leistungen seiner Kunst in der Darstellung eines Franz Moor und Mephisto, Wurm und Marinelli!

Der Nestor deutscher Schauspielkunst Louis Kühn †
Nach einem Gemälde von Emil W. Herz.

Was bei Hagenbeck zum Bau gehört. Schon mehrfach im Laufe der Jahrzehnte hat die „Gartenlaube" ihren Lesern von „Hagenbeck" erzählt, dem ganz eigenartigen Geschäftsbetriebe, der in Deutschland nicht nur, nein, in ganz Europa, überhaupt auf dem gesamten Erdball seinesgleichen nicht hat. Die allbekannte Handlung mit Menagerietieren, zugleich Lehrakademie für die Dresseure und Dompteure des Zirkus und des Varietétheaters sowie Rekrutierungsplatz für Zoologische Gärten (sogar merkwürdigerweise für diejenigen der neuen Welt, denn Nord- wie Südamerika sind stete gute Kunden) ist noch gegenwärtig im Besitz ihres eigent

Elefanten und Kamele als Arbeitstiere
in Hagenbecks Tierpark zu Stellingen

Schaul, Hamburg, phot.

lichen Gründers Karl Hagenbeck, geboren am 10. Juni 1844 zu Hamburg; sein Vater betrieb den Tierhandel nur im kleinsten Maßstabe. Als nach und nach der Tierpark in St. Pauli, an sich von gewaltigem Umfange, zu klein für die Massenbeherbung ward — denn außer den Tieren waren oft noch „völkerkundliche Schaustellungen", Lappen, Abessinier, Eskimos usw. unterzubringen — beschloß Hagenbeck, ein neues geräumiges Heim zu errichten, und zwar in Stellingen, einen Katzensprung von Altona. Die Besucher können auf einem Gelände von 9 Hektaren Größe anschauen und bewundern, was hierzu geeignet ist; daneben dienen $4^3/_4$ Hektar zur Unterbringung von Pferden und Maultieren, Wagen und Transportkasten sowie zu Wohnungen für die Angestellten und zu Reservestallungen; 10 weitere darangrenzende Hektar sind für künftige Vergrößerung zurückbehalten. Was auf den vorhin erwähnten 9 Hektaren geschaffen worden, ist erstaunlich; die ehemaligen Kartoffelfelder, glatt wie ein Brett, sind zum Teil sogar in eine Gebirgslandschaft umgewandelt worden, mit Gipfeln von 17 bis 27 Metern Höhe, über einem Gerippe von Mauerpfeilern, Holzmasten und Bohlen, Drahtgewebe, mit 10 bis 25 Zentimetern dicker Zementschicht belegt. Doch diese neue Schweiz sowie die Wasserfälle und Schwimmbassins, die Höhlen, Grotten usw. seien heute nicht veranschaulicht. Wohl aber dürften unsere zwei Bildchen aus dem Werdegang des Tierparks interessieren. Der Bauherr hat nämlich als praktischer Mann die Elefanten und Kamele, die stets zu so und so viel Dutzenden vorrätig sind, weil „gangbare Ware", mitarbeiten lassen. Jene Dickhäuter, in der Manege „Zugstücke", wußten hier gleichfalls famos zu ziehen, und daneben bewährten sie sich als Handlanger, richtiger Rüssellanger, denen es auf das Schieben ansehnlicher Findlingsblöcke nicht ankam. Die Kamele brachten gleichfalls recht ansehnliche Lasten von Baumaterial zur Stelle. G. K.

Bambusse in Ostindien.
Riesen der Pflanzenwelt.

Riesenbambus. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Es gibt Gräser, die so hoch wachsen, daß in ihnen Roß und Reiter verschwinden. In südlichen Ländern schießen der Mais und das Zuckerrohr sogar bis zu fünf und sechs Metern empor; aber zwerghaft erscheint ihr Wuchs dennoch gegenüber den Bambusgewächsen, die unter den Gräsern den königlichen Rang einnehmen. Einzelne Arten des Bambusrohres, wie z. B. die in Ostindien wachsende Bambusa arundinacea, erreichen in der Regel eine Höhe von 25 Metern, während ihr Stamm einen Durchmesser von 30 Zentimetern und mehr aufweist. Unter günstigen Bedingungen schießen aber die Riesenhalme zu 30 und selbst 40 Metern empor und wetteifern an Größe mit den höchsten Waldbäumen. Auffällig ist auch das rasche Wachstum des Bambusrohres; etwas langsam treiben die jungen Schößlinge empor, haben sie aber einmal die Höhe von 60 bis 90 Zentimetern erreicht, so streben sie hastig in die Höhe; um 8 bis 10 Zentimeter wachsen sie in 24 Stunden; so kann man dieses Riesengras beinahe wachsen sehen, und in wenigen Wochen hat es häufig seine volle, gigantische Höhe erreicht. In vier bis fünf Jahren ist das Bambusrohr reif geworden, seine Halme werden strohgelb und trocken und durch Kieselablagerung so hart, daß Funken sprühen, wenn man sie mit der Axt bearbeitet. Um diese Zeit wird der Bambus geschlagen und zu allen möglichen Dingen verwertet. Er dient zum Häuserbau, allerlei Hausgeräte und selbst Kochtöpfe werden aus ihm gefertigt, und die jüngeren Schößlinge liefern schöne Möbel und Spazierstöcke, die auch in Europa beliebt sind.

Das Kreuz im Venn

von

Clara Viebig.

In der nächsten Nummer der „Gartenlaube" beginnen wir mit der Veröffentlichung eines neuen Romans von Clara Viebig: „Das Kreuz im Venn". Die kraftvolle Dichterin der Eifel, die wie keine andere den Zusammenhang zwischen der heimischen Landschaft und den Seelen ihrer Bewohner zu künden weiß, steht in diesem Roman auf der Höhe ihres Schaffens. Sie malt auf jenem interessanten Hintergrunde mit Meisterhand das Bild einer glaubensstarken Bauernbevölkerung, die der Kultur einer neuen Zeit verständnislos und mißtrauisch gegenübersteht und doch nicht verhindern kann, daß deren Segnungen in die Abgeschlossenheit ihres ärmlichen Daseins eindringen. Der Kampf, den ihr Haupt, der Bürgermeister eines Eifeldorfes, gegen die neuen Ideen führt, seine Selbstqual und seine Zweifel sind die treibenden Kräfte der spannenden, reichen Handlung. Wir sind überzeugt, daß wir mit diesem Roman, dem reifsten Werk einer unserer größten Schriftstellerinnen, den Lesern der „Gartenlaube" eine wertvolle Gabe bringen.

Neben diesem neuen Roman wird der Heimburgsche Roman, der so viel Beifall gefunden hat, noch in einer ganzen Reihe von Fortsetzungen weitergeführt, so daß unseren Lesern nunmehr in jeder Nummer zwei vorzügliche Romane dargeboten werden.

Redaktion der „Gartenlaube".

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Im Grünen.

Gemälde von Julius Adam.

Original im Besitze der Kunsthandlung von Ludwig Schames, Frankfurt a. M.

Nr. 10 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Das Kreuz im Venn.

Roman von Clara Viebig.

In die Enge der Gassen war die Sonne noch nicht hinabgedrungen. Oben auf der Ley, wo das Kapellchen beim Kirchhof steht und Tannen ihre Wipfel über den Garten des Todes recken, glänzte sie schon. Hell beschien sie die geweihten Ruhestätten derer, die man hier hinaufträgt in Frühlingsluft, in Sommerglut, in Herbstschauern wie im Winterschnee. Jeden einzelnen auf den Schultern. Denn tief unten im Talspalt liegt die Stadt, neben den Fluß gequetscht, ein Haufe altersgedunkelter Schieferdächer. Zwei schmale Längsstraßen nur hat sie. Finster blickt der verfallene Wachtturm auf Kirche und Apotheke am Markt nieder. Und von der anderen Seite, am jenseitigen Berghang, schaut die alte Burg die schiefrigen schlüpfrigen Treppenplatten herunter, die aus dem Märchen des Mittelalters hineinführen in die enge Wirklichkeit, in den Alltag der Bürgerhäuser und der klingelnden Ladentürchen, der rauchenden Fabrikschlote, des Pfiffs der Dampfpfeife, des murmelnden Betens der Lumpensortiererinnen, des regelmäßigen Geklappers vieler nagelbeschlagener Schuhe auf spitzigem Pflaster, des gemütlichen Johlens der Statbrüder beim Schoppen, des Weibergeträtsches und des Sporenklirrens, wenn die Herren vom Schießplatz sich den Sonntag zunutze machen und herunterkommen zu einer Flasche Sekt und einem guten Diner bei der schönen Helene im Hotel „Weißer Schwan". Der „Weiße Schwan" war heute so wie immer der Sammelplatz. Vor seiner verschnörkelten Barocktür, darüber der Schwan, kunstvoll aus Kupferplättchen geschmiedet, schon ein Jahrhundert sich schaukelt, drängten sich die Herren. Alle in Zylindern und schwarzen Röcken; einige Uniformen waren auch unter dem feierlichen Schwarz.

C. J. v. Dühren, Berlin, phot.

Clara Viebig.

Der Wirt vom „Schwan" war gestorben, noch ein junger Mann, der einen guten Wein und eine gute Küche geführt hatte.

„Armer Kerl", sagte Adjutant v. Scheffler, der eigens vom Platz herunterbeordert worden war, das Offizierkorps zu vertreten. „War immer höchst fidel und wußte sich doch dabei in den ihm zukommenden Grenzen zu halten. Gar kein störender Mann! Engherzig in keiner Weise — nee, wahrhaftig nicht!" Er lächelte flüchtig.

Der junge Leutnant Abeking lächelte auch. Die Augen halb schließend, blinzelte er in den jetzt schnell in die Gasse niedersteigenden Sonnenschein; er konnte das Lächeln nicht unterdrücken, das ihm kam, wenn er der vorigen Sonntagnacht gedachte, in der die schöne Helene bei einer fröhlichen Bowle ihm Blicke zugeworfen hatte — Blicke! Und neben ihn war sie gerückt, ganz dicht, hatte sich gar nicht mehr um die anderen gekümmert und

hatte ihm zugetrunken! Noch jetzt fühlte er, wie der Strom Leben, der von ihr ausging, ihm durch den Körper gerieselt war. Und der dicke Wilhelm hatte sein behagliches Lachen dazu gelacht und listig geblinzelt und noch an kein Arg gedacht. Daß der so schnell hatte sterben müssen!

Ein plötzlicher Schauer überrann den jungen Offizier. Scheußlich, so aus dem vollen Leben und von einem so famosen Weibe wegzumüssen!

„Am Suff ist er gestorben", sagte jetzt plötzlich jemand ganz laut. Das war der Tierarzt. Verschiedene lächelnde und auch einige unwillige Gesichter blickten zu dem kleinen, untersetzten, immer erhitzt aussehenden Mann hin. Natürlich, der Dreiborn konnte wieder seinen Mund nicht halten! Aber diesmal hatte er recht!

Und nun wußte der Apotheker auch Näheres: Herz und Nieren waren längst krank gewesen, der Doktor hatte ihm immer schon Wein und Bier verboten. Aber beides im Keller und dann nicht davon trinken dürfen! Der dicke Wilhelm hatte eben weiter getrunken, bis ihn die Helene, als sie vergangene Sonntagnacht sehr spät — na, eigentlich erst am grauenden Montagmorgen — nach oben kam, röchelnd im Bette fand.

„Pardon," der junge Leutnant trat näher, „hat jemand von den Herren sie schon gesprochen? Ob sie sehr unglücklich ist?"

„Unglücklich?!" Der Tierarzt ließ ein Lachen vernehmen.

Abeking zuckte verletzt zusammen: „St — nicht so laut!" Er sah sich verlegen um, aber heute schien der Tierarzt bei niemand Anstoß zu erregen. Überall gleichgültige, wenn nicht gar heitere Mienen; man unterhielt sich zwanglos. Nur als jetzt der Landrat vom Amt her eilig über die Gasse schwenkte, zusammen mit dem Bezirkskommandeur, legten sich die Gesichter in ernstere Falten. Man grüßte.

Der Landrat dankte verbindlich. Aber es war eine gewisse Unsicherheit in seinem Gruß; sein kluges, vornehm geschnittenes Gesicht zeigte einiges Unbehagen. Das war eine recht mißliche Geschichte, zu diesem Leichenbegängnis zu gehen! Der Landrat hinter dem Sarg eines notorischen Säufers! Aber die schöne Helene würde ihm sein Fernbleiben nie verzeihen, und dann — er warf einen rasch orientierenden Blick über die Gasse — sie waren ja alle gekommen! Da war der Kreisphysikus, der zweite Arzt, der Bürgermeister, der Notar, der Amtsrichter, der Bauinspektor, der Apotheker — eh, sieh da, selbst Schmölder von der Tuchfabrik! Und dann die Herren vom Militär!

Das gab ihm Sicherheit. Er richtete flüchtig ein paar Worte an die Ärzte, den Bürgermeister, den Notar, den Amtsrichter, den Bauinspektor, den Apotheker usw., um dann mit dem Fabrikanten, dem reichsten Mann im Ort, ein paar Schritte zur Seite zu treten. Sie unterhielten sich eine Weile halblaut, langsam auf und nieder gehend. Sie mußten lange warten.

„Geht es denn noch nicht bald los?" fragte plötzlich der Fabrikant. „Zum Donnerwetter, nun hab' ich't aber bald satt, hier zu stehen!"

„St!"

In diesem Augenblick fingen die Glocken der Kirche dumpf an zu läuten; es öffnete sich die verschnörkelte Barocktür. Beide Flügel wurden weit aufgeschlagen, von innen drang ein Schluchzen heraus auf die Gasse. Die Herren vor der Tür gaben den Durchgang frei. Wie sich die Helene hatte!

Hinter der Geistlichkeit, die mit Kreuz und Weihrauchduft die Stufen des „Schwans" herabschritt, schleppten die Träger den Sarg heraus. Er war lang und breit, kaum konnte er durch die Tür, der Verstorbene war groß und schwer bei Leibe gewesen. Die vier, die ihn trugen, blickten schier bänglich: würden sie's schaffen, bis die vier anderen sie ablösten? Sie hoben den Sarg auf die Bahre, der Zug setzte sich in Bewegung, Kinder mit Kränzen gingen vorauf. Dicht hinter dem Sarg trug der Deputierte des Schützenvereins das Kissen mit sämtlichen Preisen und Ehrenzeichen. Wilhelm aus dem „Schwan" war, ehe noch seine Hand so zitterte, ein berühmter Schütze gewesen, todsicher hatte er allemal getroffe hatte der Tod ihn sicher getroffen. Die Witwe aufgekreischt, als der Deputierte des Schützenvereins diesen Worten, wohl gesetzt, seine Kondolation darb

„Gegrüßet seist du, Maria,
Gebenedeite unter den Weibern —"

— — — — — — — — — — — —

„Heilige Maria, bitte für uns,
Jetzt und in der Stunde unseres Todes!"

— — — — — — — — — — — —

Unablässig, sich immer wieder erneuernd, erk murmelnde Beten. Die Glocke dröhnte mächtig gemessenen, schweren Anschlagen. Vor einer lang schwarzgekleideter Frauen her wankte die Witwe. M ihr Gesicht nicht sehen, sie hielt es doppelt verborge hinter dem schwarzgeränderten Taschentuch, das sie die Augen preßte, dann noch hinter dem dichten Kre der vorn und hinten lang bis zum Saum des sch Kleides niederfiel.

Sie schien wirklich aufrichtig betrübt! Der kleine machte einen langen Hals, aber er konnte nichts vo blicken als über der Boa von Pelz ein Streifchen im Nacken, die trotz des schwarzen Schleiers weiß id und ein weniges von dem blonden Haar, das ein der Morgensonne jetzt vergoldend küßte.

„Heilige Maria, bitte für uns,
Jetzt und in der Stunde unseres Todes!"

Die Chorknaben schwangen den Weihrauchkesse Sonnenglast drückte nieder, es war trotz früher eine schwere Luft in der Gasse. Der Weihrauchdunst nicht höher steigen als bis zum ersten Stockwerk der bekleideten, hochgegiebelten Häuser, die in zwei Reihen sich so nahe gegenüberstehen, daß sie sich bis sehen können.

An allen Scheiben Neugierige. Über Töpfen mit den Zimmerblumen weg reckten sich Mädchenköpfe au neten Fenstern. „Ha, 'ne feine Leichezog, 'ne feine Die Helene konnte sich wirklich was einbilden, wer mitging! Sie machten sich gegenseitig aufmerksam und jenen: „Jesses Maria un Jusep, nee, ooch der La Ein hübscher Herr und sehr vornehm, der v. Mühl Ein schöner Mann! Beinahe so schön wie der v. mit dem aufgedrehten ‚Schnurritz'! Der kleine L konnte dagegen nicht an; von den anderen gar nicht zu

Als fühlte Landrat v. Mühlenbrink alle auf ihn ge Blicke, so ging er, behutsam, mit kleinen Schritten. nicht auf. Es war ihm doch ein wenig peinlich, hinter Sarge herzugehen — aber was tut man nicht?! Hier hieß den Wölfen heulen. Des war er sicher, heute würde seine larität erheblich steigen. Auch hierdurch machte ma Stellung. Und er wollte sich Stellung machen, um Preis. Ein Landrat, der in seinem Kreise populär ist, ein König. Und dieser Kreis war interessant genug, e Anforderungen, er brauchte eine ganze Kraft. Und denn nicht die Kraft? Gewiß. Sonst hätte man ih nicht hierhergesetzt. Er war noch jung, es war eine zeichnung, einen so großen Kreis zu verwalten! Es gab hier zu schaffen, zu allererst einmal mit dem alten Schlendrian räumen, in diese teils kleinstädtische Enge, teils verdu Bäuerischkeit Licht und Luft zu bringen. Und dann — ? hob den Kopf. Wenn es erst hieß: das hat unser La ins Leben gerufen, das haben wir dem zu verdanken Landrat, unser Landrat — ah, was ließe sich auf diesen lange verabsäumten Boden nicht noch alles scha Ein tiefer Atemzug wölbte seine Brust. Ah, eine segensreicher Einrichtungen! Unwillkürlich reckte er sich: er vergab sich nichts; hinter diesem Sarge herzuschreiten, schaffte Vertrauen, und Vertrauen muß sich einer erwerben, wirken will! Sie gingen ja auch alle mit — wahrhaftig, hinten ja auch der Bürgermeister von Heckenbroich!

Er hatte sich flüchtig umgesehen; ihm war's, als ruhte ein langer, fester Blick ihm im Rücken, und er hatte sofort den Mann bemerkt, der die andern, die vor und neben ihm schritten, um Hauptes Länge überragte. Den mußte er doch gleich nachher einmal abfassen! Der machte sich ja so rar hier unten!

Der Zug, unter Gebet und Glockengeläut, war jetzt zur Stelle gelangt, wo der Weg sich teilt. Rechts steigt das Gäßchen zum Kirchhof hinauf. Hier, wo die Träger wechseln, pflegen die abzuschwenken, die der Höflichkeitspflicht Genüge getan haben, und nur die näheren Leidtragenden folgen in schmaler Prozession, wie ein schwarzer Wurm unter den fast überhängenden letzten ärmlichen Häusern des Städtchens hinkriechend, der Leiche die steile Felsstiege hinan. Jetzt drückte sich hier einer und dort einer; man pflegte das meist heimlich zu tun, wie unabsichtlich ein wenig zurückbleibend, aber heute verstellte ein Trupp Männer die rettende Ecke.

Da standen sie und gafften mit stumpfen Augen den Zug an. Fünfzehn Männer in Drillichkitteln, einer wie der andere mit geschorenem Kopf. Und bei ihnen, mit dem Falkenauge sie überwachend, stand ein schwarzer Kerl, nicht vertrauenerweckender als sie, auch in eine der Farbe ihrer Kittel ähnelnden Drillichjacke gekleidet, aber in Militärhosen und mit einem Karabiner über dem Rücken.

Aha — der Landrat kniff die Augen halb zu und trat dann rasch näher — da war ja der avisierte Kolonisationstrupp, die Gefangenen und ihr Aufseher! Schon? Er hatte die Leute eigentlich etwas später erwartet. Aber gut so, das Wetter war ja fast frühlingsmäßig, als ob es schon April wäre und nicht erst März — es konnte begonnen werden! Mit der Miene des Vorgesetzten musterte er den Mann mit dem Karabiner. Der gab ruhig seinen Blick zurück.

Mühlenbrink räusperte sich. „Ich bin der Landrat. Wie heißen Sie?"

„Bräuer."

„Sie kommen soeben mit dem Morgenzuge von Aachen?"

„Ich habe mich bei der Polizeibehörde zu melden." Eine gewisse Unlust knurrte in des schwarzen Mannes Stimme, man merkte es ihm an, er liebte es nicht, ausgefragt zu werden.

„Ich bin die Behörde", sagte der Landrat scharf. Er ärgerte sich über die knappe Art dieses Menschen und winkte hochmütig. „Sie können jetzt gehen. Ich werde mich bald da von überzeugen, wie die Sache vorangeht!"

„Sehr wohl!" Des Schwarzen scharfes Auge, das hell war, graugrün, mit einem dunklen Ring wie bei einem Falken, flog über die Drillichkittel; mit einem einzigen Blick umfaßte er sie alle — „Marsch!"

Die fünfzehn, ohne einen Moment des Besinnens, schulterten ihre Bündel, die sie im Stehen hatten sinken lassen. Trapp, trapp. Hart klapperten ihre groben Schuhe auf dem Steinpflaster. Wie ein bissiger Hund, der seine Herde bewacht, bald nebenher, bald hinterher, lief der Aufseher. Finster waren die Blicke, die er auf neugierige Gaffer in der Straße schoß. Was blieben sie denn stehen und glotzten ihn und seine Kerls an? Es lief mancher Halunke noch frei in der Welt herum, der eigentlich hier zwischen die Drillichkittel gehörte!

„Voran, marsch"! sagte er noch einmal und schlug einen noch schärferen Trab an. Gehorsam fiel seine Schar in den gleichen Tritt.

Der Landrat stand noch und besann sich, ob er den Mann nicht noch einmal zurückrufen und ihm noch einige Instruktionen geben solle, als auch schon der Trupp um die Krümmung der Längsstraße verschwunden war.

„Stramme Kerls, was?" sagte der Platzkommandant und stellte sich neben dem Landrat auf. „Und gedrillt wie Rekruten. Der Schwarze ist natürlich Unteroffizier gewesen; merkt man gleich, noch gute militärische Zucht drin!"

„Mag sein, aber ein sackgrober Kerl!" Es war etwas Gereiztes in Mühlenbrinks Ton.

Der andere lachte. „Alle Unteroffiziere sind grob, müssen grob sein, sonst sind sie nicht zu gebrauchen. Ich gehe jetzt zum Frühschoppen, kommen Sie mit? Fatal, mit dem ‚Schwan' ist's heute nichts, wir müssen uns schon mit der ‚Gans' begnügen!" Der gemütliche Herr belachte seinen Witz. „Sie sind ja heute so schlechter Laune, Mühlenbrink, was ist denn los?"

„Geschäfte!" Der Landrat krauste die Stirn.

„Ah was, Geschäfte! Adieu!" Der alte Major schwenkte hinüber in das andere Gasthaus, dessen Wirt schon in der Tür stand und sich heute, da der „Schwan" geschlossen blieb, guten Zuspruch erhoffte.

Einer der Leidtragenden nach dem andern verschwand im Bierlokal. Nur der, auf den Mühlenbrink, langsam die Gasse hinabschlendernd, wartete, spazierte noch immer nicht in die Wirtshaustür. Wo steckte denn der Bürgermeister von Heckenbroich? War der am Ende mit bis zum Kirchhof hinauf geklettert?

Der Landrat war schon ein paarmal bis zum Gäßchen zurückgegangen und hatte ungeduldig den Weg emporgesehen, der, teils in Treppenstufen, teils über schiefrige Platten führend, zur Kirchhofsley anstieg. Ein paar Eidechschen schlüpften, vom stechenden Frühlingsschein hervorgelockt, über die Gasse und verschwanden schwänzelnd in den Spalten des bröckligen Mauerwerks, über den das Obergeschoß der Häuschen weit vorsprang.

Mit rüstigem Schritt, den rauhhaarigen Zylinder in der Hand tragend, kam jetzt der Bürgermeister von Heckenbroich die Gasse herunter. Man sah es, er war mit bis oben gewesen, seine Stirn war feucht.

„Endlich! Na, wo stecken Sie denn so lange, lieber Herr Bürgermeister?" Der Landrat schüttelte ihm die Hand.

„Ich hab' dem Wilhelm noch die letzte Ehr' erwiesen", sagte ernst Bartholomäus Leykuhlen.

„Eine halbe Stunde warte ich auf Sie. Sie machen sich ja so rar! Ich wollte doch nicht versäumen, Ihnen wenigstens einmal guten Tag zu sagen!"

„Zuviel Ehre für mich!" Der bäuerliche Mann wischte sich ruhig mit der flachen Hand den Schweiß von der Stirn und setzte dann den altmodischen Zylinder wieder auf. „Darf ich fragen, was der Herr Landrat von mir wissen möchte?" Das frische Gesicht unter dem schon ergrauenden Haar blieb ganz unbewegt. In den klaren Augen, die den anderen frei ansahen, konnte man nur eine gewisse erstaunte Frage, aber nichts von der Ironie bemerken, die doch das mißtrauische Ohr aus dem Ton der Stimme zu hören geneigt war.

„Ich — ich? Wissen?!" Mühlenbrink lachte ein wenig nervös. „Nein, wissen will ich gar nichts von Ihnen, mein Lieber! Aber wie steht's denn eigentlich bei Ihnen oben? Was denken Sie, wird es viel Futter geben dies Jahr? Und wie ist der Gesundheitszustand?"

„Sehn Sie, da wollen Sie ja als wat wissen." Leykuhlen lachte ungenier. „Und wat viel auf einmal! Herr Landrat, das weiß nur der Himmel! Das Frühjahr läßt sich trocken an, diesen Winter haben wir auch ausnahmsweis wenig Schnee gehabt; das Gras braucht Feuchtigkeit. Wird wohl knapp mit Wasser werden dies Jahr!"

„Aha, sehen Sie, lieber Freund! Sagte ich's Ihnen nicht längst? Wasserleitung müßten Sie anlegen!"

„Was tut das zur Sach'? Wasserleitung — wat soll die wohl unserm Gras nützen?! Ob wir viel Futter kriegen oder wenig, da ändert kein Wasserleitung wat dran!"

„Aber für den Gesundheitszustand ist sie doch höchst wichtig. Ich bitte Sie, lieber Freund, diese veralteten Brunnen! Bauen, bauen, nicht so rückständig sein! Eine Wasserleitung bauen, schleunigst!"

„Wir haben kein Jeld", sagte trocken der Bürgermeister.

Der andere triumphierte. „Sie haben aber doch eine so große Kirche gebaut — für ein Dorf solche Kirche! — schöner Unsinn! Für die hundertfünfundsiebzigtausend Mark — oder wie viel war es doch gleich, was die Gemeinde vom Militärfiskus für Abtretung des Weidelandes bekommen hat? — na, eine anständige Summe jedenfalls, die Gemeinde konnte auf einen grünen Zweig kommen! Statt dessen — zu dumm, zu dumm!"

„Sie waren eben damals noch nicht unser Landrat, Herr v. Mühlenbrink", sagte Bartholomäus Leykuhlen mit einem Lächeln. Der andere nahm das als Schmeichelei.

„Übrigens ist die Kirche nicht von dem Jeld jebaut, Sie irren, Herr Landrat! Dafür haben wir jespart, jespart, schon seit Jahrzehnten; aus freiwilligen Beiträgen ist sie erbaut. Es ist uns Herzenssache jewesen. Das Jeld vom Militärfiskus haben wir noch!"

„Sie sind wirklich der einzig vernünftige Mensch hier", sagte der Landrat halblaut und legte vertraulich dem großen Mann seine Hand auf den groben Tuchrockärmel. „Kommen Sie ein bißchen mit mir, wir trinken ein Glas Wein bei mir zu Haus. Hier wird einem ja aus jedem Fenster zugehört!"

„Ich danke, Herr Landrat!" Leykuhlen machte sich frei und lüftete den Zylinder. „Aber ich bin heut zu sehr pressiert. Die beste Kuh will kalben, da muß der Uehm* selber zu Haus sein. Empfehle mich!"

Fort war er. Wie ein verdutzter Knabe sah der andere ihm nach. Wieder ausgewichen! Eine Röte stieg ihm in die Stirn. Im Grunde ein eingebildeter Patron — wenn man ihn nur nicht so nötig brauchte! Kein Mensch hier, bei dem man sich bessere Informationen über Land und Leute holen konnte. Und keiner, der so viel Einfluß hatte bei diesen Bauern. Man mußte ihn für die Wasserleitung zu gewinnen suchen — die war durchaus nötig — das Geld hatte die Gemeinde also doch noch nicht ganz verplempert — die Regierung würde zusteuern — es wäre wirklich ein kolossaler Erfolg, könnte man das durchsetzen! — — —

Mit starken Schritten weit ausholend, hatte Bartholomäus Leykuhlen das Pflaster bald hinter sich. Gott sei Dank, da war er wenigstens in der Au! Er schüttelte sich und atmete auf. Noch einmal schaute er, tief Luft schöpfend, zurück, wie etwas Unangenehmem glücklich entronnen. Er schlug den Fußweg nach Heckenbroich ein. Zwischen gewaltigen Tannen, in deren Ästen lange Bärte von Moos hängen, führt der steinige Pfad jäh bergan, während die Fahrstraße noch unten im Tal bleibt, um erst bei der Schmölderschen Fabrik in großen Kehren langsamer nach oben zu steigen. Unten im engen Tal, in den Felskessel eingepreßt, blieb das Städtchen zurück mit seiner überragenden Burg, mit seinen Treppen und Treppchen, seinen Winkeln und Gäßchen, mit seinen hoch an dem Felsen hängenden, auf Ziegenpfaden nur erreichbaren Gartenflecken, mit seiner ganzen mittelalterlichen Aufeinandergebautheit, mit seinem düsteren Blau und Grau von altersgedunkeltem Schiefer und verwittertem Felsgestein.

Der Landmann schüttelte den Kopf: wie man das nur schön finden konnte und malerisch! Ihm konnte das gar nicht gefallen. Wenn es nicht wegen dem Wilhelm gewesen wäre, den er doch schon gut gekannt hatte, als der als Junge mit seinem Vater selig zur Kirmes oben auf den Hof gekommen war, um ein Stück Reiskuchen zu essen, weiß Gott, er wäre heute nicht da heruntergekrochen. An so einem lichten Tag erst recht nicht!

Der grauhaarige Mann fing an zu pfeifen wie ein Knabe. Wie warm das schon war! Wunderschön! Der Himmel rein blau, ohne Wolken, wie gefegt, und immer klarer der Sonnenschein, je weiter man von dem Neste abkam. Böses Pflaster! Und was dem v. Mühlenbrink nun schon wieder einfiel! Leykuhlens Stirn umwölkte sich. Fing der schon wieder an zu tripelieren?! Gesundheitszustand — veraltete Brunnen — ja wohl! Leykuhlen lachte auf und fing dann an laut zu sprechen, als ginge einer neben ihm: „Wat de sich denkt! So dumm sind wir nit. Unser jut Jeld eso eraus zu schmeißen. Wasserleitung — ha ha!" Er lachte wieder. „Der is woll jeck! Unsere Brunnen sind jut, Wasser is drin, kalt und klar. Un wenn et mal knapp is — no, Wasserleitungswasser wird doch kein Bauer trinken, wer weiß, wat da vor'ne Dreck drin is! Jesundheitszustand! Natürlich, krank wird wohl emal einer; aber jesund un krank, dat steht in Jottes Hand. Dat vergißt de Herr Landrat!"

*) Hauswirt.

Der Bürgermeister von Heckenbroich blieb stehen und ließ seine Augen mit Wohlgefallen schweifen. Wie schön war dieses Land, diese mißachtete Eifel! Und auch gesund! Fünfzig Jahre stand er nun schon auf dieser Erde, hatte die langen Winter und die noch längeren Regenzeiten über sich hingehen lassen, hatte vom einsamen Hof, weit draußen im Schieferbruch, auf dem er aufgewachsen war, täglich eine Stunde Marsch zur Dorfschule gehabt und eine Stunde wieder zurück, sowohl im Sonnenbrand, als wenn der Westwind schnaufte; war tropfnaß geworden und wieder trocken und war doch allzeit gesund gewesen bis auf den heutigen Tag. Er streckte den Arm aus, an dem die Muskeln kraftvoll schwollen, und schlug sich dann auf die Brust. Das war ein Brustkasten! Noch einmal. Der Arm hier konnte frei in der Schwebe an die hundert Pfund halten, ohne zu zittern — das Mariechen war ihm nicht zu schwer! Er freute sich an der eigenen Kraft.

„Sie müllern wohl?" fragte plötzlich eine Stimme.

Leykuhlen sah sich um.

An der Wegseite, hinter einem großen Felsbrocken, den die Ley, deren Nase schroff über die Tannenwipfel ragte, herunterspuckt zu haben schien, saß ein Mann. Er sprang jetzt lebhaft auf. „Tag, Leykuhlen, kennen Sie mich noch? Ich habe Sie schon von weitem erkannt!"

„Tag, Joseph!" Leykuhlen streckte seine Hand hin. „Biste wieder hier? Ich hatt et als jehört!"

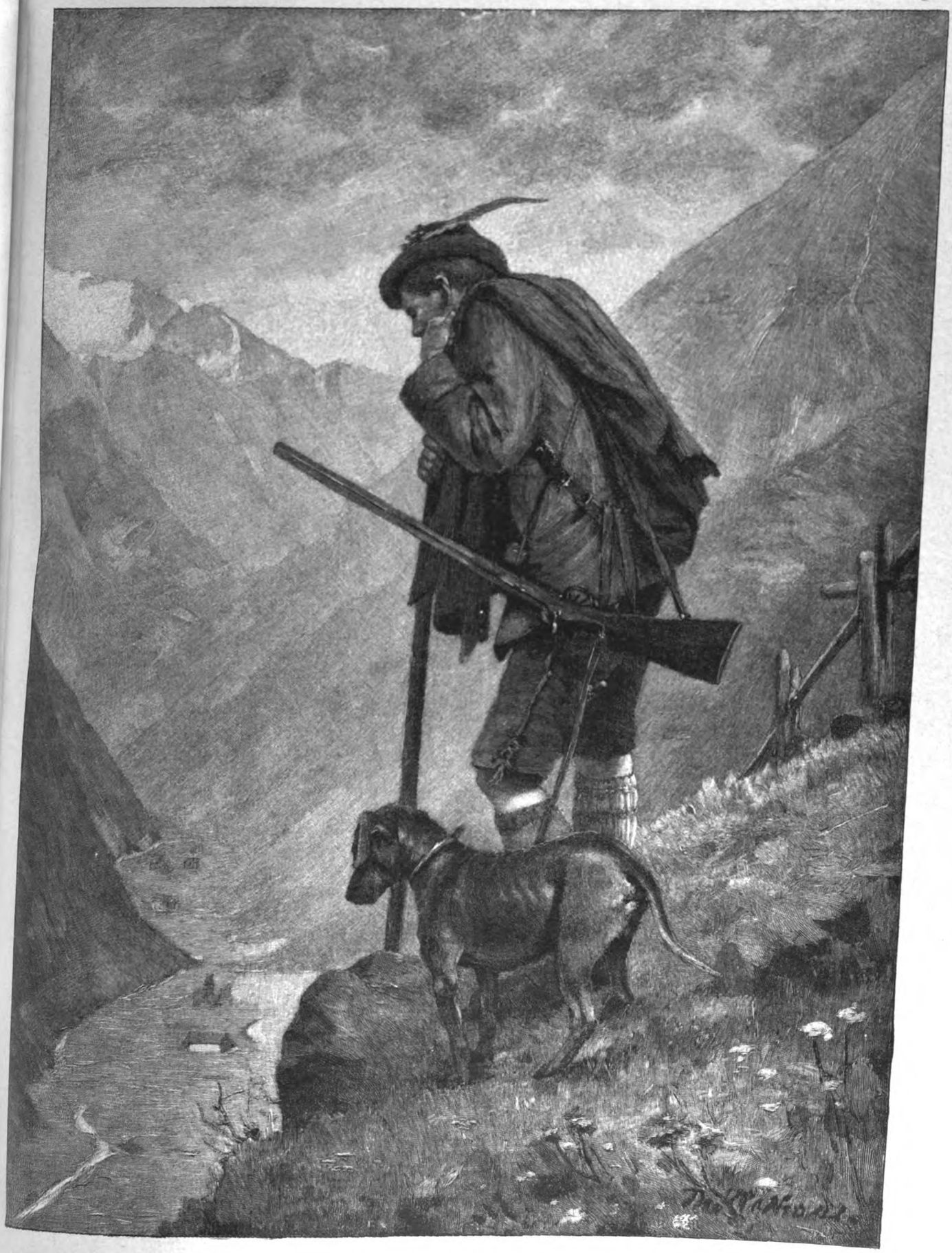
Der andere blickte einen Augenblick verwundert; das „du" war ihm doch ungewohnt, nachdem man sich so viele Jahre nicht gesehen hatte. Aber er fand sich in den Ton. „Bärtes," sagte er herzlich, und ein liebenswürdiges Lächeln verschönte sein Gesicht, „das ist wahrhaftig nett von dir, daß du mich noch kennst. Mich haben nicht viele mehr hier gekannt — oder sie wollten mich nicht kennen!" Das letzte sagte er mit einiger Verbissenheit. „Es ist eine verflucht schwere Situation, der Vetter eines reichen Mannes zu sein und selber kein Geld zu haben." Er starrte zur Seite hinunter in das Tal, wo zwischen dem weißen Band der Chaussee und dem Bach, der hier mit starkem Gefälle die Au durchströmt, die Tuchfabrik aufragt. „Da hat der Heinrich nun mit seinem Kasten das schöne Tal verschimpfiert — der Banause! Sieh an, Bärtes, wie der Schornstein sich frech gegen die Tannen reckt! Und der Rauch stinkt — stinkt nach Lumpen, pfui!" Er spuckte aus. „Und nach Geld!"

Leykuhlen nickte. „Dat is wahr, zur Verschönerung trägt die Fabrick jrad nit bei. Ich hab' mich als oft jenug drüber jeärgert. D ekönnt' drin im Nest bleiben. Aber mer darf doch nix sagen" — er zuckte die Achseln — „so wat jibt Brot!"

„Brot, Brot — trauriges Brot das! Morgens um sieben anfangen, abends um sieben aufhören — Lumpen, Gestank, erstickender Rauch — nicht mal Zeit am Mittag, was Warmes essen zu gehen. Ich hab's gesehen, von hier oben — schon seit ein paar Tagen lungere ich hier herum — siehst du, Bärtes? Jetzt, jetzt!"

Aufgeregt ergriff er den andern beim Ärmel und zerrte ihn dicht bis zum Rand des Absturzes. Unten, kerzengerade unter ihnen, lag die Fabrik. Es hatte eben Mittag geläutet. Die Tür des Saales hatte sich geöffnet, heraus strömte ein ganzer Schwarm, ein Summen drang bis zu ihnen herauf.

„Siehst du, Bärtes, siehst du die Mädchen mit den roten Kattuntüchern um die Köpfe? Da!" Er wies mit unruhigen Fingern hinab. „Da — eine, zweie, dreie — da sitzen sie nun auf den Lumpenballen, und mit denselben Fingern, die eben noch Lumpen sortiert haben — fremde Lumpen, Gott weiß woher, Lumpen, an denen die Pest sitzt, Tuberkulose, Krebs — was weiß ich für scheußliche Krankheiten — mit diesen selben Fingern brechen nun die armen Dinger ihr Brot! Ich habe zu Heinrich gesagt: ‚Du bist ein Volksvergifter', da hat er mich ausgelacht — ‚Volksbeglücker willst du sagen! Was sollten die Leute denn anfangen, wenn sie meine Fabrik nicht hätten? Aus allen Ortschaften, drei Stunden weit,



Auf sonniger Höhe.

Gemälde von Theodor Kleehaas.

kommen die Mädchen gerannt, sie reißen sich um den Verdienst. Laß sie sich doch waschen, wenn ihnen meine Lumpen nicht rein genug sind, ein Brunnen steht im Hof, und im Bach ist Wasser genug.' So spricht mein Vetter — was sagst du dazu, Bärtes?!" Mit Dringlichkeit blickte der Aufgeregte dem andern ins Gesicht.

„Ja" — Leykuhlens heiteres Gesicht war ernst geworden — „dat is freilich mit den Lumpen en schmierige Sach', und ans Waschen sind die Leut' nit so recht dranzukriegen. Sie sind et eben jewöhnt, mit Arbeitshänden ihr Brot zu essen. Dat macht auch nix, sie werden nit jleich Pest und Cholera kriegen. Und der Heinrich hat auch janz recht, wenn der sagt, dat seine Fabrik Verdienst in de Dörfer bringt. Und doch wär't besser, sie ständ' nit da. Et is wahr, nit alle können zu Haus bleiben, Kinder und Alte sind jenug da, um dat Vieh zu hüten. Mögen die Jungens jehen, meinswegen, laß die in die Fabricken nach Aachen, nach Düren, über die Jrenz nach Verviers jehen, aber dat die Mädchen auch in die Fabrick jehen, dat is mir leid!"

„Die Schwindsucht rennen sie sich an den Hals", schrie der andere. „Sieh dir die Mädchen an, sehen die etwa stark aus? Spitznasig, schmalwangig, engbrüstig, nicht wie Landmädchen, deren Wangen leuchten sollen wie rote Äpfel, deren Brüste das Mieder schwellen sollen, prall und rund!"

„No, no!" Lächelnd klopfte ihm Leykuhlen auf die Schulter. „Biste noch immer der Alte, Joseph? Immer noch der alte Haselebaues, der du in der Klass' schon warst? Haben dich zwanzig Jahr noch nit klein jekriegt? Wir haben aber doch hübsche Mädchen, wenn ich auch sagen muß: Fabrickarbeit taugt ihnen nix. Was sie da lernen, ist kein jute Sitte — un dat is dat schlimmste!"

„Sitte hin, Sitte her! Aber sind das Mädel, die kräftige Kinder gebären können, die einem neuen Geschlecht das Leben geben sollen?"

„Oh, Kinder haben wir jenug im Dorf", sagte trocken der Bürgermeister. „Beruhig' dich, Joseph! Besuch du uns bald emal, da sollste wat zu sehen kriegen. In jedem Haus ihrer fünf oder sechs — mindestens — da is der Jörres Huesgen, der Weber, der hat en janze Heck voll. Acht Stück, und dat neunte is unterwegs!"

„Um Gottes willen!"

„No, siehste! So bald stirbt die Eifel noch nit aus! Und wat die Mädchens anbelangt, die haben fast alle en Schatz, und die werden auch bald —"

„Genug davon, Bärtes!" Joseph Schmölder legte ihm hastig die Hand auf den Mund. „Ich mag nichts mehr davon hören. Es beelendet mich. Überall das gleiche! Und ich dachte, hier würde es anders sein, besser. Hier auf dieser Höhe, der der Himmel so nahe ist!" Mit Schwärmerei im Blick sah er sich um und breitete dann plötzlich beide Arme aus. „Mensch, was hast du es so gut, hier oben immer gelebt zu haben! Wie schön, wie unbeschreiblich schön!"

Sie waren im Gespräch weiter gegangen, nun standen sie auf einer Lichtung, deren trockene Heidegräser versilbert zitterten in einer Flut von Licht. Kein Haus, kein höherer Berg hemmten hier die Aussicht. Wie verklärt vom ersten Sonnenschein des jungen Jahres zeigte sich rundum die Ferne, sie enthüllte sich schleierlos; und die Luft war leicht, von jeder irdischen Schwere befreit und durchsichtig klar, klarer als das reinste Glas. Da lagen unendliche Züge einsamer Heide mit schweigenden Tannenwäldern und tief einschneidenden Schluchten; im Grunde der Schluchten flossen Bäche, man sah nicht bis zu ihnen hinab, aber man sah den von der Sonne vergoldeten Duft, der von ihnen zu den Schluchträndern aufstieg. Noch zeigten die Matten von Heckenbroich nicht ihr saftiges Sommergrün, und noch stieß der braune Rücken des Venns schwer und tot gegen die Helle des Horizonts, aber doch regte sich schon heimlich das Leben in der Natur. Jene Wälder, deren Blau den ganzen Winter kalt und stumpf die Wellenlinie des Hochlandes gesäumt hatte, zeigten nun tieferes, wärmeres, ein besonntes Blau. Die Weidenbüsche an den Moorlachen trugen weiche, grausilbrige Kätzchen, der Haselstrauch schüttelte lange, goldbepulverte Blütenräupchen.

„Es will lenzen", sprach der Landmann froh.

Joseph Schmölder seufzte. Er stand in sich gekehrt; das, was ihn eben noch so entzückt hatte, schien ihm jetzt nicht mehr zu gefallen.

„Du hast heut kein juten Dag", sagte Leykuhlen teilnahmsvoll. Ihn faßte plötzlich ein Mitleiden, als er den andern betrachtete, der, vornüber geneigt, mit grauem Gesicht und gegen den Wind hüstelnd, neben ihm stand; arg mitgenommen sah der Joseph aus, als ob er ebenso hoch in die Fünfzig zählte, wie er noch in den Vierzig war! Aber was sie im Städtchen über ihn klatschten, daß er sein Leben verliedert und daß er nun, dem reichen Vetter zum Possen, heimgekehrt sei, nein, das glaubte er nicht! Dem alten Kameraden, mit dem er ein paar Jahre unten in der Lateinschule zusammen gesessen hatte, die Hand auf die Schulter legend, sagte Leykuhlen herzlich: „Laß die Jrillen, Jung! Und wenn sie dir unten zu viel Fisematenten machen, denn kömmste erauf bei uns. Du bist herzlich willkommen, Joseph, und Mariechen wird sich auch sehr freuen!"

„Danke, danke!" Joseph Schmölder drückte Leykuhlen die Hand, aber kein erfreutes Lächeln erhellte sein abgespanntes, von vielen feinen Kritzchen frauenhaft verfälteltes Gesicht. „Du bist ein guter Kerl, Bärtes! Aber ich glaube an Freundschaft nicht mehr. Du mußt mir das nicht übelnehmen. Ich habe viel Freunde in meinem Leben gehabt — wo sind sie?!" Er spitzte den Mund und blies in die Luft, wie man ein Stäubchen fortbläst. „Es mag an mir liegen. Ich tauge eben zu nichts. Ich kann mich nicht in den Alltag schicken. Ich möchte alles anders haben, als es ist, besser, schöner; nenn' es Egoismus, nenn' es Menschenliebe — wie du willst. Ich weiß es selber nicht. Jedenfalls gefällt es mir nicht auf der Welt. Ich habe mich da und dort versucht. Erst war ich in London, dann in Neuyork, sollte Propaganda machen für Schmölder und Kompagnie — damals lebte der Alte noch, und Heinrich war Kompagnon — ich konnte den Leuten nicht das Lumpentuch anschmieren. Tuche, aus Lumpen gemacht! Haha — 's ist nichts wert' — ich glaube, das habe ich gesagt!"

Leykuhlen sah ihn ganz verdutzt an. „Aber, Joseph, sie machen ja jar kein Hehl draus, daß sie Lumpen zur Fabrikation verwenden! Ihre Tuche sind eben billiger, und manchem tun sie's auch."

„Lug und Trug darin wie in allem!" Heftig stampfte Joseph Schmölder mit dem Fuß auf. „Ich tauge nicht zum Kaufmann. Das haben sie auch eingesehen. Gelernt hab ich nichts anderes, Talente hab ich weiter auch nicht, meine Gesundheit ist zum Teufel, nervös bin ich — ha, so nervös!" Er faßte sich an den Kopf mit beiden Händen und hielt ihn sich. „Geld hab ich keins, nie hab' ich was in der Tasche halten können, die Finger haben mich gejuckt, bis es raus war, rausgeschmissen, wie man so sagt. Nun bin ich untergekrochen. Nun esse ich das Gnadenbrot." Er lachte bitter auf. „Wenig stolz, wirst du sagen! Hast recht, ich bin ein Lump, ein Feigling, ein — ein," er suchte nach einem noch stärkeren Ausdruck, fand ihn aber nicht und sagte dann kleinlaut: „ein gänzlich reduzierter Mensch!"

Leykuhlen stand betroffen. Also, es war doch wahr, was sie unten sagten? Verjuxt hatte der Joseph alles, und nun war er heimgekommen. Schön war das weiter nicht und dem Heinrich Schmölder nicht zu verdenken, daß er ein schiefes Gesicht zog. Aber schlecht war der Joseph nicht, nein, wahrhaftig nicht! Er hatte Herz; er hatte nur keine Willenskraft! Und sich selber in seiner ganzen bäuerischen Kraft reckend und die breite Brust frei gegen den hier oben stärker wehenden Wind kehrend, schrie er laut: „Jung, du machst dich viel schlechter, als du bist! Du bist kein Lump und auch kein Feigling, dir fehlt nur das, was uns stark macht und frei und aufrecht, zu zufriedenen Leut'! Und du hast auch kein rechtes Zuhaus. Siehste, ich sag et ja immer: am jlücklichsten die, die daheim bleiben können.

Ein eigen Haus, ein eigen Stück Land, und sei et noch so jering, et jibt en Stolz, en Jefühl: hier stehe ich auf meinem Jrund, nur Jott über mir!" Er hatte sich in Feuer geredet. Es war etwas Leidenschaftliches über den ruhigen Mann gekommen; man sah es an seinen Augen, ihr Graublau war dunkler geworden, und es sprühte darin. „Weißte, Joseph," er schlug dem Jugendfreund mit einem so kräftigen Schlag auf die Schulter, daß diesem fast die Knie einknickten, „besuch' mich nächsten Sonntag. Da hab' ich Zeit. Da wollen wir weiter über die Sach' reden. Et interessiert mich, wat du dajegen zu sagen hast!"

„Ich habe ja gar nichts dagegen zu sagen!" Plötzlich erheitert, lachte der andere fast. „Aber", sein Gesicht verdüsterte sich rasch wieder, „es ist eben nicht jedem vergönnt, auf eigener Scholle zu sitzen. Man möchte hadern gegen den Gott, wenn es einen gibt, der die Lose so ungleich verteilt hat!"

„Nu hör' aber auf!" Der Bürgermeister wurde grob. „Wenn du mit Philosophieren anfängst, dann haste verspielt. Da kömmt nix bei eraus. Du bist wohl rein jeck — wenn etw' Jott jibt — da schlag doch en Donnerwetter drein! Jewiß jibt es einen Jott, wenn wir ihn uns auch nit so vorstellen können, wie die Kinder ihn sich denken: mit einem langen weißen Bart auf einem joldnen Stuhl. Jott ist über uns, er sieht uns und kehrt bei uns ein im heiligsten Sakrament — den Jlauben soll mir keiner nehmen, nee!"

„Du Glücklicher!" Joseph Schmölder lächelte trüb, und dann streckte er dem Jugendfreund die Hand hin. „Adjüs, Bärtes! Ich komme dich besuchen. Grüß deine Frau — und nichts für ungut!"

Sie schüttelten sich die Hände und wollten sich eben trennen — lange genug hatten sie hier oben auf zugiger Höhe gestanden, der noch nicht an die starke Luft Gewöhnte fühlte, wie der Wind ihm erkältend alle Knochen durchblies — als sie von einem Mädchen gestreift wurden. Eiligen Schritts, fast im Laufe, stürmte die junge Person den Fußpfad herauf.

„No, Bäreb," sagte Leykuhlen, „wo kömmst du dann her? Jehst du dann nit mehr nach der Fabrick?"

Die schwarzen Augen blickten nur rasch von der Seite. „Dag zusammen!" sagte das Mädchen atemlos.

„Wat läufst du dann so den Berg erauf?" Der Bürgermeister hielt sie auf. „Willste dir die Lung aus'm Hals rennen?"

Das Mädchen schien das für einen Witz zu nehmen, es kicherte in sich hinein, aber dann machte es sich, ernst werdend, rasch wieder frei. „Laßt mich jonn, Hähr! Die Motter is arg krank, seit diese Morje. Da konnt ich nit nach der Fabrick jonn. Mir hant de Frau jehollt, die sagte: ‚hollt der Dokter'. Da bin ich jeloofe, han en äwer nit anjetroffen, de wor no'm Bejräbnis, on dann bei der Witfrau, der wor et schlecht. Da bin ich no'm angere jerannt, de wor beim Frühschoppe, de will nu diese Nomittag kommen!"

„Wie is et dann mit der Motter, Bäreb? Is dat Kind alls da?"

„Jo, 'ne düchtige Jong, Hahr Burjermeester", sagte das Mädchen mit Stolz. „Awer mi Motter es sehr schwach. Se liegt janz still un sagt nir."

„Wer is dann bei ihr?"

„Der Tünnes on as Trückche, der Jilles on der Dores, de angeren sin nach der Schul'."

„Bist jeck?" Ganz wütend fuhr Leykuhlen das Mädchen an. „Läuft dat fort und laßt die kranke Frau mit den kleinen Kindern janz allein liegen!"

Das Mädchen brach in Tränen aus. „Wat sollt ich denn machen?! Der Vatter is in Aachen, de kömmt nit bis Samstag Awend. Uns Doresche kriegte jestern de Krämpf, dorüwer hat de Motter sich esu erschreckt, se hätt jut drin bliewe könne, hat de Frau jesaat!"

„Dat es en Jeschicht'!" Der Bürgermeister wischte sich über die Stirn. „Lauf ens flott, Bäreb! Lauf bei mein Frau, se soll jleich mit dir jehn; un aus dem Keller soll se de Flasch Champagner holen — Champagnerwein, Bäreb, verstehste mich? — Davon jebt der Motter alle halb Stund 'ne Löffel ein. Ich hol' den Dokter!"

„Laß mich! Geh du mit dem Mädchen — das ist besser!" Rasch entschlossen hielt Schmölder den Freund zurück. „Ich möchte auch was tun — helfen! Ich bitte dich, geh mit ihr! In zwanzig Minuten bin ich schon unten — oh, ich kann rennen — adieu — ich schicke ihn sofort herauf!" Er wartete gar keine Entgegnung mehr ab. Er hörte kaum mehr, daß der andere hinter ihm drein schrie: „Zu Huesgen, Weber Huesgen am grünen Klee!" In elastischen Sprüngen, plötzlich jünger geworden, setzte Joseph den steilen Pfad hinunter. Loses Geröll prasselte hinter ihm her.

(Fortsetzung folgt.)

Die Haftpflicht der Lehrer.

Von Amtsrichter Dr. Thiesing.

Von Zeit zu Zeit stößt man in der Tagespresse auf Mitteilungen gerichtlicher Entscheidungen, wonach ein Lehrer zum Ersatz des Schadens verurteilt ist, den einer seiner Schüler etwa bei einem Schulausflug oder einer ähnlichen Gelegenheit angerichtet hat. So machte vor mehreren Monaten ein Erkenntnis des Reichsgerichts die Runde durch die Zeitungen, dem folgender Sachverhalt zugrunde lag: In einem pommerschen Dorfe hatte die Volksschule ein Schulfest im Freien veranstaltet, wozu die Knaben auf Veranlassung des Lehrers Pusterohre mitbrachten, um nach der Scheibe zu schießen. Einer der Jungen, der außerhalb des eigentlichen Wettschießens mit dem Pusterohr unvorsichtig hantierte, schoß einem neunjährigen Mitschüler in das rechte Auge, das erblindete. Für den dem Verletzten hierdurch entstandenen Schaden wurde der Lehrer mit der Begründung in Anspruch genommen, daß er seiner Aufsichtspflicht nicht genügt, insbesondere nicht dafür gesorgt habe, daß die Knaben nicht mit den Pusterohren außerhalb des unmittelbar von ihm beaufsichtigten Schießens spielten. In Übereinstimmung mit der Vorinstanz machte das Reichsgericht in der Tat den Lehrer hierfür verantwortlich.

Daß die Folgen dieses Urteils für den Lehrer wirtschaftlich sehr drückend sind, ist klar, wenn man erwägt, daß er dem Verunglückten zum Ausgleich der geminderten Erwerbsfähigkeit von der Erreichung des erwerbsfähigen Alters an eine jährliche Rente zu zahlen hat. Und so erhob sich denn auch, wie gewöhnlich in solchen Fällen, ein Rauschen im deutschen Blätterwald, aus dem ein sehr vernehmlicher Unwille gegen die unbillige Härte einer „weltfremden" Rechtsprechung oder aber, wenn man dieser in Anerkennung des einmal geltenden Rechts keinen Vorwurf machen zu können glaubte, der Ruf nach einer Änderung solcher grausamen Gesetze erscholl. Dies ist nicht unverständlich, da es der menschlichen Natur und dem ungeschulten Blick des Laien entspricht, die Dinge nur von der einen, sozusagen in das hellere Licht gerückten Seite zu betrachten. Mit dem Lehrer, der so schwer für eine kleine Nachlässigkeit an seinem Geldbeutel gestraft wird, hat jedermann Mitleid, aber an den armen Jungen, der infolge dieser Nachlässigkeit ein Auge eingebüßt und, von allen anderen Nachteilen abgesehen, im späteren Kampf um seine wirtschaftliche Existenz — zahlenmäßig ausgedrückt — um etwa 25 v. H. geschwächt ist, denkt niemand. Aber wenn man sich einmal in die Seele des Verletzten oder seiner Eltern versetzt, so wird man es nicht mehr so ungeheuerlich finden, daß der, den immerhin eine Schuld trifft, den schuld-

los an seiner Gesundheit Geschädigten wenigstens pekuniär schadlos halten muß.

Formuliert man den abstrakten Satz, daß jeder, der schuldhaft und widerrechtlich eines andern Rechtsgut verletzt, zum Ersatz des daraus entstehenden Schadens verpflichtet ist, so wird auch der Laie nichts dagegen einzuwenden haben. Er sträubt sich nur, wenn die Umstände danach angetan sind, eine Gefühlssaite in ihm mitklingen zu lassen, gegen die aus jenem Grundgedanken im konkreten Falle gezogenen Folgerungen. Solche Umstände liegen aber vor, wenn die Schuld gering, der Schaden jedoch unverhältnismäßig groß ist, und in verstärktem Maße, wenn der eigentliche Schadensstifter, wie in obigem Beispiel, ein anderer ist, mit anderen Worten, wenn es sich um „die Haftung für fremdes Verschulden" handelt.

Auf den ersten Blick scheint eine solche Haftung über den Rahmen unseres Grundsatzes weit hinauszugehen. Und in der Tat kennt unser Recht dieses Einstehenmüssen für einen Schaden, ohne daß man selbst auch nur die geringste Schuld daran trägt. In gewissen Fällen nimmt dies auch jeder als selbstverständlich hin. Wer zweifelt, daß eine Damenschneiderin den ihr zur Anfertigung eines Kostüms übergebenen Stoff ersetzen muß, wenn ihn ihre Nähmädchen verschneiden oder beim Ausplätten versengen; daß ein Uhrmacher die ihm zur Reparatur anvertraute Uhr bezahlen muß, wenn sein Gehilfe sie durch Ungeschicklichkeit völlig verdirbt! — Dies entspricht allgemeiner Anschauung, und unser Bürgerliches Gesetzbuch legt denn auch diese Haftung für fremdes Verschulden mit der Formel fest: „Ein Schuldner hat ein Verschulden . . . der Personen, deren er sich zur Erfüllung seiner Verbindlichkeit bedient, in gleichem Umfange zu vertreten wie eigenes Verschulden."

Immerhin ist die Schadenersatzpflicht ohne eigene Schuld eine Ausnahme. Und auch da, wo man gesetzlich für fremde Handlungen aufkommen muß, ist in der Regel ein mitwirkendes eigenes Verschulden der eigentliche Grund der Haftung. So auch in dem Pusterohrfall! Hier begründet das Reichsgericht seine Entscheidung damit, daß der Lehrer fahrlässig gehandelt habe, da er bei der großen Zahl von Menschen auf dem Festplatz und dem zarten Alter der Knaben diese nur dann zum Mitbringen der Pusterohre hätte veranlassen dürfen, wenn er wirksam dafür sorgte, daß kein Mißbrauch damit getrieben werden konnte. — Allein eine Abweichung von der gewöhnlichen Haftung für eigenes Verschulden besteht in solchen Fällen doch. Sie liegt in folgendem: In dem Regelfall kann der Schadensstifter mit Erfolg nur dann in Anspruch genommen werden, wenn ihm sein Verschulden nachgewiesen wird. Anders hier! Das Gesetz geht davon aus, daß ein solcher Beweis dem Verletzten sehr häufig nicht gelingen würde, und dreht deshalb die Beweislast um, d. h., der für fremde Schuld Verantwortliche gilt so lange auch selbst als schuldig, bis er das Gegenteil beweist. So läßt das Gesetz z. B. jeden, der „einen anderen zu einer Verrichtung bestellt", für den Schaden haften, den dieser „andere in Ausführung der Verrichtung einem dritten widerrechtlich zufügt". Es gewährt ihm aber die Möglichkeit, sich dieser Verpflichtung zu entschlagen, wenn er dartut, daß er bei der Auswahl und Überwachung der bestellten Person „die im Verkehr erforderliche Sorgfalt beobachtet hat, oder daß der Schaden auch bei Anwendung dieser Sorgfalt entstanden wäre" (§ 831). Der Eigentümer eines Automobils ist daher grundsätzlich verpflichtet, den von seinem Chauffeur schuldhafterweise überfahrenen und verletzten Spaziergänger schadlos zu halten, wenn ihm nicht der Nachweis gelingt, daß er beim Engagement sich über Eigenschaften und Fähigkeiten, Zuverlässigkeit, Nüchternheit des Chauffeurs u. dgl. genau unterrichtet und ihn auch später daraufhin genügend beobachtet hat.

Ähnlich steht es nun auch mit der Haftpflicht des Lehrers, wenn er für den von seinen Schülern angerichteten Schaden ersatzpflichtig gemacht wird. Er muß bluten, wenn er nicht den Beweis führt, daß „er seiner Aufsichtspflicht genügt hat, oder daß der Schaden auch bei gehöriger Aufsichtsführung entstanden wäre". Die gesetzliche Bestimmung Bürgerliches Gesetzbuch), aus der dies folgt, ist a etwa bloß für die Lehrer gegeben, so daß diese gestellt wären als andere Sterbliche, sondern sie be ohne die Lehrer überhaupt nur zu nennen, ganz auf alle Personen, die „kraft Gesetzes (oder Vertr Führung der Aufsicht über eine Person verpflichtet sind wegen Minderjährigkeit oder wegen ihres geistigen od lichen Zustandes der Beaufsichtigung bedarf". Dies allem die Eltern, ferner an ihrer Stelle stehende Vormünder, Pflegeeltern, Pensionsmütter, Prinzip Handwerksmeister (bezüglich ihrer Lehrlinge), Ärzte und personal der Nervenheil- und Irrenanstalten (bezüg ihrer Obhut anvertrauten Kranken) usw. — Die vi der Presse und in Lehrerkreisen vertretene Auffassung, Lehrer unter einem Sonderrecht ständen, ist also unzutreffend. Ebenso unzutreffend freilich auch die von Juristen aufgestellte Behauptung, die fragliche Bes könne auf Lehrer überhaupt keine Anwendung finden. es kann nicht zweifelhaft sein, daß dem Lehrer die A pflicht über die Schüler obliegt. Dies ergibt sich Natur der Sache, mögen auch die hierfür maßgeblichen gesetze der einzelnen Bundesstaaten dies nicht ausdrück sprechen. Und zwar erstreckt sich die Aufsichtspflicht so weit, als es die in erster Linie stehende Aufg Schule, eine gute Wirkung des Unterrichts zu erfordert, sondern sie hat auch, wie es das Reichsg dem Pusterohrfall ausdrückt, „den Zweck, Beschäd anderer Personen zu verhüten". Sonst würde sich die merkwürdige Lücke ergeben, daß für einen durch während der Schulzeit angerichteten Schaden ein vera licher Aufsichtspflichtiger überhaupt nicht vorhanden Denn die Eltern können während der Dauer des Un oder sonstiger Veranstaltungen zu Schulzwecken ihre Kind beaufsichtigen, also auch für sie nicht haftbar gemacht da sie sich mit Recht darauf berufen könnten, daß sie ihr sichtspflicht durchaus genügt hätten, indem sie die Kind Schule anvertrauten. An ihre Stelle tritt eben der

Das Maß der vom Lehrer aufzuwendenden Sorgfalt sich natürlich nach den jeweiligen Umständen, sie ist grö kleinen Kindern und in außergewöhnlichen Verhältnissen fahrten, Ausflügen, Wettspielen) als bei größeren Schüle während der gewöhnlichen Unterrichtsstunden. Jedenfalls vom Lehrer nur das verlangt werden, was nach Alter Individualität der Kinder an Aufsicht erwartet werden kann was daher ein besonnener und pflichtgetreuer Mann üb weise zu tun pflegt. Daß er es hierin nicht hat fehlen muß er nachweisen, wenn er für einen von einem seiner S verursachten Schaden gerichtlich in Anspruch genommen Diesen Entlastungsbeweis wird er auch fast stets mit Le keit führen können, wenn er nicht wirklich leichtsinnig und lässig gewesen ist. Und man kann nach dem bisherigen S der Rechtsprechung nicht behaupten, daß die Gerichte einen strengen Maßstab anlegten. Jedenfalls hat der Lehrerstand Anlaß zur Beunruhigung, er ist nicht mehr gefährdet als andere Beamtenkategorien auch, die sich bei Ausübung ihrer A tätigkeit haftpflichtig machen können, ohne daß sie sich durch Furcht vor Regreßklagen in ihrer Berufsfreudigkeit beeint tigen ließen. Einige Beispiele aus der Rechtsprechung un höheren Gerichte in den letzten Jahren mögen dies belegen; sollen auch solche über die Aufsichtspflicht der Eltern ergang Entscheidungen herangezogen werden, deren grundsätzl Standpunkt auch für die Lehrer von Bedeutung ist.

Da heißt es z. B. in einem Urteil des Oberlandesgeri Kiel, daß es, um die Ersatzpflicht des § 832 BGB. au schließen, nicht der fortdauernden Beaufsichtigung eines s wohlerzogenen Kindes bedarf, daß dagegen ein sofortiges E schreiten des Aufsichtspflichtigen erforderlich wird, wenn Kenntnis davon bekommt, daß das Kind ein für andere P sonen gefahrdrohendes Spiel treibt. — Überhaupt wird

Frage, wie weit die Aufsichtspflicht geht, ganz besonders beim Spielen der Kinder schwierig. Das Reichsgericht hat einmal die Eltern ohne weiteres für haftbar erklärt, weil ihr vierzehnjähriger Sohn im elterlichen Garten unter Benutzung eines mit einer Schrotkugel geladenen Gewehrs nach der Scheibe schoß, wobei die Kugel an der Gartenmauer abprallte und ein Kind im Nachbargarten verletzte. Dies ist vielleicht etwas hart, allein mit Rücksicht auf die fortwährend schwieriger sich gestaltenden modernen Verkehrs- und Lebensverhältnisse darf die Aufsichtspflicht auch nicht zu leicht genommen werden. So hat denn auch das Oberlandesgericht Hamburg eine genügende Erfüllung der Aufsichtspflicht eines Vaters verneint, der seinem fünfzehnjährigen Sohne jederzeit Zutritt zu einem Tesching gewährt und sich nur darauf beschränkt hatte, ihn mit Worten zu ermahnen, nicht außerhalb des väterlichen Grundstücks damit zu schießen.

Bezüglich der Aufsichtspflicht der Lehrer auf Schulausflügen, worüber in Lehrerkreisen ganz besonders übertriebene Vorstellungen zu herrschen scheinen, so daß vielfach diese die Bande zwischen Lehrer und Schüler fester knüpfenden Veranstaltungen leider aufgegeben sind, hat das Kammergericht sich vor nicht zu langer Zeit dahin ausgesprochen, daß der Lehrer hierbei, da er sich nicht auf einen kleinen Kreis seiner Schüler beschränken, sondern alle seiner Obhut anvertrauten zur Teilnahme heranziehen müsse, selbstverständlich nicht jeden einzelnen Schüler fortdauernd überwachen könne. Er handle also durchaus nicht fahrlässig, wenn er sich darauf verlasse, daß die Schüler seinen allgemeinen Anweisungen Folge leisten werden. — Ähnlich hat auch das Oberlandesgericht Zweibrücken kein beständiges persönliches Aufpassen, sondern nur allgemeine Vorkehrungen, die nach der Auffassung des Lehrers zur Sicherung der Beaufsichtigung geeignet sind, für erforderlich gehalten und in einer anderen Entscheidung ausgesprochen, daß unter normalen Verhältnissen Eltern keine Veranlassung hatten, ihren elfjährigen Sohn auf der Straße beim Spielen zu beaufsichtigen oder beaufsichtigen zu lassen. Immerhin muß der Aufsichtspflichtige auf das Spielzeug Obacht geben und, wenn damit Schaden angerichtet werden kann (Peitsche, Armbrust, Flitzbogen), die Kinder ernstlich ermahnen und dazu anhalten, keinen Mißbrauch damit zu treiben. (So das Oberlandesgericht Stettin.)

Man sieht, wie die höheren Gerichte die Anschauungen des Lebens zur Geltung bringen, das verständige Ermessen sorgsamer Erzieher zugrunde legen und die Grenzen der Möglichkeit innehalten. Es ist deshalb für die Lehrerschaft auch kein größerer Anlaß als für Eltern, Lehrherren u. dgl. vorhanden, sich durch eine Haftpflichtversicherung gegen die angeblichen Gefahren ihres Berufs zu schützen. Die krassen Fälle, die in die Öffentlichkeit gebracht werden und allerdings geeignet sind, ein Gruseln in den Lehrern hervorzubringen, führen eben nicht zur Verurteilung, wenigstens nicht in der höheren Instanz. Sie scheinen allerdings manchmal geflissentlich ausgebeutet zu werden, um die Lehrer zum Abschluß einer Versicherung gefügiger zu machen. So haben denn auch Lehrervereinigungen mehrfach bei städtischen Körperschaften beantragt, daß diese eine Haftpflichtversicherung für die angestellten Lehrpersonen abschließen möchten, und auch wohl hie und da Erfolg damit gehabt. Die Behörden verschiedener Städte dagegen haben das als eine höchst unwirtschaftliche Verausgabung öffentlicher Mittel bezeichnet, da die Haftpflichtsfälle außerordentlich selten seien, jedoch zugesagt, einen Lehrer schadlos zu halten, der rechtskräftig für haftpflichtig erklärt werden sollte. So hat sich z. B. der Magistrat der Stadt Osnabrück hierzu bereitfinden lassen, um der „tatsächlich vorhandenen Beunruhigung den Boden zu entziehen und zu verhüten, daß Ausflüge, Turnfahrten und Turnspiele eine Einschränkung erführen"; er hat aber dabei ausdrücklich ausgesprochen, daß er nach nochmaliger sorgfältiger Prüfung zu der Überzeugung gelangt sei, „daß die Befürchtungen der Lehrer nicht gerechtfertigt seien". Den gleichen Standpunkt nahm auch die Berliner Schuldeputation ein, die noch obendrein feststellte, daß die in die Öffentlichkeit gebrachten Nachrichten über Verurteilungen von Lehrern, die damals gerade solches Aufsehen erregt hatten, auf blanker Erfindung beruht hatten. Selbst das preußische Kultusministerium hat vor Jahren in einem amtlichen Erlaß die Lehrer dahin aufzuklären unternommen, daß „die Vorschriften des BGB. keinen hinreichenden Anlaß zur Beunruhigung der Lehrer böten".

Dazu kommt noch, daß die Lehrer als Beamte einen erheblichen Schutz durch die Möglichkeit der Konfliktserhebung genießen. Wird nämlich der Lehrer mit einer Klage in Anspruch genommen, so kann die vorgesetzte Behörde die Frage, ob er fahrlässig gehandelt, d. h., sich einer Unterlassung der ihm obliegenden amtlichen Beaufsichtigungspflicht schuldig gemacht hat, vorab zur besonderen Erörterung vor das Oberverwaltungsgericht bringen. Dann kann die gerichtliche Klage überhaupt nur weitergeführt werden, wenn dieser Gerichtshof das Vorhandensein einer Verletzung der Amtspflicht festgestellt hat. So hat z. B. das Oberverwaltungsgericht in einem Falle den Konflikt für begründet erachtet, wo zwei Schüler, während der Lehrer mit dem Ordnen der Hefte beschäftigt war, sich um einen Federhalter zerrten und der eine dabei unglücklicherweise den andern damit so ins Auge stieß, daß dessen Sehkraft zerstört wurde. Als gegen den Lehrer auf Zahlung einer Jahresrente von 600 Mark Klage angestellt war, entschied auf erhobenen Konflikt das Oberverwaltungsgericht dahin, daß der Lehrer nicht lässig in seiner Aufsicht gewesen sei, und daß er, während er mit dem Ordnen der Hefte beschäftigt war, den unglücklichen Zufall nicht habe vorhersehen können. Damit war die Sache erledigt.

Was nun den Umfang der Haftpflicht anlangt, wenn sie im einzelnen Falle wirklich begründet sein sollte, so geht das Gesetz davon aus, daß der Beschädigte grundsätzlich völlig schadlos zu halten, mit anderen Worten wirtschaftlich in die gleiche Lage zu bringen ist, in der er sich ohne Eintritt des schädigenden Ereignisses befunden haben würde. Beschädigte Sachen (z. B. eingeworfene Fensterscheiben, zertretene Blumenbeete, zerbrochene Stühle) sind wiederherzustellen, oder es ist der Geldbetrag dafür zu zahlen, wie auch für einen sich an die Beschädigung etwa anschließenden weiteren Schaden Geldersatz zu leisten ist. Bei Verletzung von Personen würden außer den Kurkosten alle Nachteile, die für den Erwerb und das Fortkommen des Verletzten sich ergeben (verminderte Erwerbsfähigkeit, gesteigerte Bedürfnisse) auszugleichen sein, und zwar regelmäßig in Gestalt einer Geldrente. Auch der sogenannte immaterielle Schaden (der nicht Vermögensschaden ist) muß hier ausnahmsweise berücksichtigt werden, indem als Entschädigung ein sogenanntes Schmerzensgeld verlangt werden kann.

Es fragt sich nun aber, ob denn der Lehrer ganz allein die Sünden seiner Schüler auf sich nehmen muß und diese frei ausgehen. Das wäre offenbar eine große Ungerechtigkeit. Selbstverständlich haftet auch der wirkliche Übeltäter, vorausgesetzt, daß er vom Gesetz überhaupt als zurechnungsfähig angesehen wird. Dies ist allerdings nicht der Fall bei Kindern unter sieben Jahren; ältere Kinder hingegen sind nur dann nicht verantwortlich, wenn sie „bei Begehung der schädigenden Handlung nicht die zur Erkenntnis der Verantwortlichkeit erforderliche Einsicht hatten" (§ 828 BGB.). Die Entscheidung hierüber hat das Gericht unter Berücksichtigung aller Umstände zu treffen, insbesondere hat es das Maß der Entwicklung und Verstandesreife des Kindes, aber auch die konkreten Verhältnisse des Falles daraufhin zu prüfen, ob sie so einfacher Natur sind, daß sie auch schon von einem Kinde des bestimmten Alters bezüglich ihrer Gefährlichkeit richtig gewürdigt werden können. So hat z. B. das bayrische Oberste Landesgericht die Verantwortlichkeit eines zwölfjährigen Knaben bejaht, der auf einem Fahrrad zwischen andere Schulkinder gefahren war und eins der Kinder erheblich verletzt hatte.

In solchen Fällen haften Lehrer und Schüler gemeinsam für den Schaden, sie können jeder von dem Geschädigten auf

vollen Ersatz belangt werden, aber natürlich nur so, daß dieser den Ersatz nur einmal bekommt. Diese Gesamtschuldhaftung gilt aber nur im Verhältnis zu dem Geschädigten, der eben dadurch möglichst sichergestellt werden soll, daß er sich an zwei Personen halten kann. Anders liegt es im inneren Verhältnis der beiden Haftpflichtigen zueinander. Hier macht sich die Erwägung geltend, daß doch nur der Schüler der eigentliche Schadensstifter ist, und deshalb kann der Lehrer nach § 840 BGB. für das, was er dem Geschädigten hat leisten müssen, an dem Schüler Regreß nehmen. Natürlich hilft ihm das nur, wenn der Schüler Vermögen hat oder später, etwa durch eigene Erwerbstätigkeit, solches erlangt.

Wenn im vorstehenden nur von derjenigen Haftpflicht des Lehrers die Rede gewesen ist, die ihm für schadenbringende Handlungen seiner Schüler auferlegt ist, so muß doch zum Schluß auch noch darauf hingewiesen werden, daß eine zivilrechtliche Verantwortlichkeit auch noch in anderer Richtung in Betracht kommt. Nach der allgemeinen Vorschrift des § 823 BGB. hat jedermann für einen Schaden einzustehen, den er schuldhafterweise einem anderen durch widerrechtliche Verletzung des Lebens, Körpers, der Gesundheit, Freiheit usw. zufügt. Ein solches schuldhaftes Verhalten kann nun nicht bloß in einem positiven Tun, sondern auch in einem Unterlassen gefunden werden, nämlich dann, wenn ein Handeln im gegebenen Falle Pflicht gewesen wäre. Auf den Lehrer angewandt, heißt das: erleidet ein seiner Obhut anvertrautes Kind einen Schaden, so ist der Lehrer haftbar, wenn er durch Anwendung der im Verkehr erforderlichen Sorgfalt die Entstehung des Schadens hätte verhüten können, was ihm allerdings bewiesen werden muß. Kommt z. B. in der Turnstunde ein Schüler infolge einer schwierigen Übung oder wegen eines defekten Gerätes zu Schaden, so ist der Turnlehrer verantwortlich, wenn er nicht genügend aufgepaßt oder den erkennbaren Fehler des Gerätes nicht beachtet hat.

Ähnliches gilt, wenn sich der Schüler in der Unterrichtsstunde, bei der Spielpause, auf Ausflügen verletzt. Eine Haftpflicht des Lehrers tritt jedoch immer nur ein, wenn er die pflichtgemäße Sorgfalt außer acht gelassen hat. Wenn daher, wie es vor Jahren in einer Berliner Gemeindeschule vorkam, ein Schüler bei einem vom Lehrer in der Chemiestunde ausgeführten Experiment durch eine Explosion ein Auge einbüßt, so kann der Lehrer nicht in Anspruch genommen werden, wenn er beim Experimentieren mit der erforderlichen Sorgfalt vorgegangen war. Der Berliner Lehrer soll allerdings eine bei solchen Experimenten übliche Vorsichtsmaßregel unterlassen und deshalb im Vergleichsweg eine Entschädigung bezahlt haben.

Daß der Lehrer selbst unter Umständen in die Freiheit oder die körperliche Integrität des Schülers eingreift, indem er ihn nachsitzen läßt oder ihn züchtigt, und sich gleichwohl dadurch nicht schadensersatzpflichtig macht, beruht darauf, daß er dadurch nicht widerrechtlich handelt, weil ihm die Befugnis zur Anwendung angemessener Zuchtmittel zusteht. Hier wird er nur verantwortlich, wenn er sein Züchtigungsrecht überschreitet. Wann das der Fall ist, welche Grenzen er innezuhalten hat, zu erörtern, würde den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten, bei dem es nur darauf ankam, ein Bild von der Haftpflicht des Lehrers als solcher zu geben.

Meisterwerke älterer englischer Kunst

in der Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste in Berlin. — Von Hans Rosenhagen.

Einer Reihe glücklicher Umstände, unter denen der vorjährige Besuch des Kaisers in England und seine persönlichen Bemühungen um die Sache ohne Zweifel die wirksamsten waren, verdankt die Reichshauptstadt den Vorteil, daß sie zum Schauplatz eines noch nie dagewesenen und fast für unmöglich gehaltenen künstlerischen Ereignisses geworden ist. Dieses besteht in einer Ausstellung von Meisterwerken der älteren englischen Kunst, die die Königliche Akademie der Künste zu Berlin zur Feier des kaiserlichen Geburtstages in ihrem schönen Gebäude am Pariser Platz veranstaltet hat. Man muß freilich den Gegenstand und die Verhältnisse ein wenig näher kennen, um zu begreifen und voll würdigen zu können, was mit dieser Ausstellung eigentlich geleistet ist. Sie verschafft — und das ist das Wichtigste — dem deutschen Publikum, das nicht in der Lage war und ist, an Ort und Stelle Studien zu machen, zum allererstenmal die Gelegenheit, ausgiebige Bekanntschaft mit einigen Kunstwerken der für die Entwicklung der europäischen Malerei so wichtigen großen englischen Meister aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu machen. Sodann darf man in ihr eine außerordentliche Freundschaftsbezeigung für Deutschland von seiten der englischen Besitzer sehen; denn diese geben Kostbarkeiten aus der Hand, deren unersetzlicher Kunstwert nirgends höher gilt als in England, und die zum erstenmal den Boden der Heimat verlassen, um dem Kaiser und dem deutschen Volke zu zeigen, wie viel Sympathien man jenseit des Kanals für sie hegt. Unter den Verleihern der Gemälde findet man mehrere Träger der klangvollsten englischen Namen, wie die Herzöge von Devonshire, Westminster, Rutland und Wellington, den Marqueß von Londonderry, die Lords Burton und Swaythling; ferner den amerikanischen Milliardär J. Pierpont Morgan, die Londoner Akademie der Künste und die Händler Agnew, Colnaghi und Wertheimer. Übrigens haben auch deutsche Fürstlichkeiten und Sammler, an ihrer Spitze der Kaiser, von ihrem Besitz an englischen Kunstwerken der Ausstellung beigesteuert.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Marqueß of Granby.

Gemälde von Joshua Reynolds.

Mit Recht ist den Hauptmeistern der englischen Malerei, Reynolds und Gainsborough, in diesen Sälen der breiteste Raum gegönnt; denn mit Hogarth und ihnen beginnt das, was man englische Kunst nennen darf, überhaupt erst. Bis zu ihrem Erscheinen war man genötigt, Künstler vom Kontinent nach England zu berufen, um Schöpfungen von höherer Qualität im Lande herstellen zu lassen. Hans Holbein d. J. war einer der ersten ausländischen Maler, die jenseit des Kanals ihr Glück machten. Van Dyck feierte dort seine größten Erfolge, und Peter Lely und Gottfried Kneller ernteten noch von seiner Saat. Inzwischen aber hatten sich im lustigen alten England die Verhältnisse ein wenig verschoben. Neben dem früher alles beherrschenden Adel war ein kraftvolles Bürgertum herangeblüht, das allmählich auch Kunstbedürfnisse zu fühlen begann. Diese wurden zunächst anscheinend befriedigt durch Bilder erzählenden und moralischen Inhalts, wie man sie etwa von Hogarth kennt, und durch Miniaturporträte oder durch Erwerbung ausländischer, besonders holländischer Kunstschöpfungen. Der wachsende Wohlstand verlangte dann aber sehr bald nach Bildnissen, wie man sie in den Palästen der Vornehmen sah; und hier setzte dann wohl ziemlich schnell die Bewegung ein, an deren Spitze bald die kraftvolle, durch ihre Tüchtigkeit, gesunde Rücksichtslosigkeit und große Intelligenz völlig national wirkende Erscheinung von Joshua Reynolds (1723—1792) bemerkbar wird. Sir Joshua war als Maler keineswegs ein selbständiges Talent. Mit Bewußtsein hatte er sich den großen Meistern der Vergangenheit angeschlossen, verehrte er in Tizian, Correggio, Tintoretto, aber auch in Rubens, Rembrandt und Frans Hals seine Lehrer. Jedoch dieser gewandte Eklektiker benutzt nicht nur die Werke der alten Kunst für seine Zwecke — er gleicht auch in der Beziehung seinen Vorbildern, daß er nervenlos ruhig, im sicheren Besitz eines hochentwickelten, allen Ansprüchen gewachsenen Handwerkes schafft und sich bemüht, das ursprüngliche Wesen seines Gegenstandes möglichst natürlich wiederzugeben. Indem er nicht daran denkt, aus einem massiven englischen General eine schwungvolle und idealisierte Heldengestalt, aus einem wohlgenährten Landpfarrer einen geistreich lächelnden Kirchenfürsten, aus einem vierschrötigen reichgewordenen Kaufmann einen eleganten Edelmann zu machen, sondern die Leute so malte, wie sie aussahen, sich hielten und gaben, verleiht er seinen Bildnissen einen Charakter, der sie fernhält von allen Werken, die anderswo entstanden sind. Er produziert mit künstlerischen Mitteln, die aus Italien und den Niederlanden stammen, durchaus nationale Kunstwerke. Es ist bezeichnend für die unmittelbar auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Kunst von Reynolds, daß den noch für keinen besonderen Beruf interessierten Jüngling die Lektüre von Richardsons Abhandlung über die Malerei veranlaßte, sich dieser Kunst zuzuwenden. Seinem aufnahmefähigen Geist hat sie sich allerdings in ihrer ganzen Fülle erschlossen. Er kann und weiß alles. Die Produktion hat alle Schwierigkeiten für ihn verloren, und da er selbst ein überragender Geist ist, wirkt das Psychologische seiner Bildnisse tiefgründig und eindringlich.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.
Master Jonathan Buttall. (The blue boy)
Gemälde von Thomas Gainsborough.

Erscheint Reynolds' Talent so als das Erzeugnis einer planvollen Selbsterziehung, so hat das von Thomas Gainsborough den feineren Reiz der Ursprünglichkeit. Reynolds hat sich aus eigener Kraft zum Künstler gemacht, Gainsborough (1727—1788) ist als solcher geboren. Er war nie in Italien und in den Niederlanden, er hat vielleicht nie das Bild eines großen Meisters kopiert und sich sicherlich wenig Sorgen darüber gemacht, wie irgendein Künstler diese oder jene Wirkung auf seinem Bilde herausgebracht. Er hat von seinem fünfzehnten bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr irgendeine dürftige Londoner Kunstschule besucht und sich dann in seinem Heimatstädtchen Sudbury auf eigene Faust weitergebildet. Und schließlich ist er doch der gefährlichste Konkurrent für Reynolds geworden, freilich ohne ihn je im Besitz von äußeren Ehren und Gütern erreicht

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin
Georgina Herzogin von Devonshire mit ihrer Tochter, nachmaligen Countess of Carlisle.
Gemälde von Joshua Reynolds.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Bildnis eines Mannes.
Gemälde von Henry Raeburn.

zu haben. Gainsborough begann als bescheidener Provinzmaler in Ipswich, dem Geburtsort seiner Frau, die er mit neunzehn Jahren zum Altar führte, und wenn er nicht zufällig nach dem Modebad Bath gekommen wäre, wo ihm ein Bekannter Gelegenheit verschaffte, das in dieser Ausstellung befindliche Reiterbildnis des Generals Honywood zu malen, das 1765 in London ausgestellt wurde und großen Beifall fand, wäre er vermutlich in dieser Lage bis zu seinem Tode geblieben. So aber machte man ihm Mut, seinen Wohnsitz nach der Hauptstadt zu verlegen. Zu seinem Glück; denn hier, unter der Sonne des Erfolges, entfaltete sein Talent erst seine prächtigsten Blüten. Weil Gainsborough keine Vorbilder besaß und die Wirklichkeit daher unbefangener sah als Reynolds, kommt in seinen Bildnissen der Zeitcharakter ursprünglicher oder wenigstens reiner heraus. Und er war unstreitig der feinere Maler, besonders als Frauenschilderer ist er unvergleichlich. Nicht gerade, weil er ein tiefer Seelendeuter war, sondern weil er die sicherste Empfindung für das Wesen der Frau, für ihre Schönheit und Anmut, für ihr Bedürfnis nach Bewunderung und Zärtlichkeit und für den reizvollen Wechsel ihrer Stimmungen besaß. Auf diese Weise ist es ihm als erstem gelungen, die eigene Art der englischen Frauenschönheit, scharf unterschieden von dem Charme der Französin, künstlerisch festzustellen. Und er konstatiert diese Art um so überzeugender, als er ihr, wie Reynolds auch, den Hintergrund jener nationalen Kultur gibt, die sich nach der Revolution von 1650 immer selbständiger entwickelt hatte. Diese Kultur ist nicht höfisch, sie ist die des unabhängigen Grundbesitzers und des reichen Bürgers, die zwar noch voll derber Sinnenlust, aber doch schon mit moralischen und ästhetischen Empfindungen durchtränkt ist und die „Rückkehr zur Natur" bereits ohne Rousseaus Ermahnung angetreten hat. Wie heute noch in England, steht die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts und die Liebe zur Natur, verkörpert in der Lust am Landleben, im Mittelpunkt dieser nationalen Kultur. Zu ihr bekennen sich diese Maler, wenn sie die mit ihrem Kinde spielende junge Mutter, zärtliche Geschwister, den Vater als Reiter oder Jäger und die Gestalt einer liebreizenden Lady vor ihrem Lieblingsplatz im Park darstellen.

Während in der Kunst von Reynolds und Gainsborough einerseits das Rokoko mit seiner Eleganz und Zierlichkeit, mit seiner Kleiderpracht und Pudergöttlichkeit ausklingt, kündigt sich anderseits darin das Zeitalter der Wissenschaft und kühlen Nüchternheit, des schlichten Tuchrocks und der groben Physiognomien an. Aber vielleicht übt gerade die fernere Zeit auf die Gegenwart die stärkere Anziehungskraft aus, schon, weil sie der Kunst des Malers den freieren Spielraum gewährt und den nach Schönheit hungernden Augen des heutigen Geschlechtes durch ihren Aufwand an geschmackvoll zusammengestimmten Farben die größere Genugtuung bereitet.

Es ist wahrlich nicht bloß das historische Interesse, das uns in dieser Ausstellung vor Reynolds' „Marqueß of Granby" haltmachen läßt, der, das Getümmel einer Schlacht hinter sich, neben seinem von dem Kammermohren bedienten Pferde, barhäuptig mit dem spiegelnden Panzer unter dem geöffneten Waffenrock steht. Und nicht als bloße Amateure für alte Bilder verweilen wir vor dem Porträt der auf einer roten Ottomane in einem schwarzen Seidenkleide sitzenden und mit ihrem jauchzenden Kinde tändelnden Herzogin von Devonshire. Wir begeistern uns auch aufrichtig für den Maler, der diese Szenen mit nicht alltäglichen koloristischen Vorzügen auszustatten wußte. Wir bewundern die Meisterschaft Reynolds', mit der er im Bilde der munteren Mrs. Froude das Blau eines Kleides mit dem Rotbraun einer Gitarre zusammenstimmte, oder erfreuen uns daran, wie er in dem Porträt des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe nach dem Rezept der Spanier eine Harmonie von kühlen grüngrauen Tönen liefern konnte. Und noch höher steigt unsere Teilnahme vor Gainsboroughs berühmtem Bildnis des jungen Jonathan Buttall, das in den Kunstgeschichten unter dem Namen „The blue boy" (der blaue Junge) als Hauptwerk des Meisters gefeiert wird,

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Lord Burghersh.
Gemälde von George Romney.

und das zum erstenmal seinen Platz im Drawing-Room der Herzogin von Westminster in Grosvenor-House verlassen hat, um vor den Augen des deutschen Publikums zu erscheinen. Es bildet übrigens einen klassischen Beweis dafür, wie viel die englische Malerei van Dyck verdankt, ohne daß man darüber die Kunst geringschätzen dürfte, mit der Gainsborough das gefährliche Blau in dem Gewand und in den Strümpfen des hübschen Burschen in die braune landschaftliche Umgebung hineinstimmte, indem er weniger den materiellen Reiz der schimmernden Seide als ihre immaterielle Lichtwirkung hervorhob. Wir stehen entzückt vor Gainsboroughs oft mehr anmutigen als schönen Frauengestalten, die er gern in Blau und Weiß kleidet, vor dieser seelenvoll blickenden Gräfin Ligonier, vor der ätherischen Miß Sparrow und besonders vor der schönen Miß Linley, der späteren Gattin des Parlamentariers und Dichters Sheridan, mit den glänzenden dunklen Augen, in die der Maler selbst mit Blicken der Liebe geschaut.

Das Künstlergeschlecht, das Reynolds und Gainsborough folgte, zeigt mit wenigen Ausnahmen in seinen Leistungen mehr Routine als Feinheit. Am meisten Eigenart offenbart noch der Schotte Henry Raeburn (1756—1823), der besonders in Männerbildnissen — die Stuttgarter Galerie besitzt eins der vorzüglichsten von seiner Hand — glänzt und in solchen Reynolds nicht selten erreicht. Auch weiß er wie dieser höchst wirkungsvoll mit Rot zu arbeiten, wofür z. B. das Bildnis des Sir William Maxwell in scharlachrotem Uniformrock mit malvenfarbener Feldbinde ein beredtes Zeugnis ablegt. Aber auch in den Bildnissen älterer Damen — das Porträt seiner Gattin — und in Kinderbildnissen liefert er Vorzügliches. George Romney (1734—1802), obschon noch ein Zeitgenosse der beiden Hauptmeister, erscheint ganz abhängig von ihnen. Er ist durch seine dekorativen und reichlich verallgemeinerten Bildnisse schöner Frauen, unter denen das der Mrs. John Johnson zu seinen Meisterstücken zählt, berühmt, bleibt aber in seinen Kinderbildnissen — Lord Burghersh im gelblich braunen Anzug mit seinem Hündchen — weniger äußerlich. John Hoppner (1758—1810) und Thomas Lawrence (1769—1830) erliegen schon den Einflüssen des Klassizismus und führen durch ein skrupelloses Fabrizieren diese hochentwickelte Porträtkunst schließlich zur völligen Flachheit. Und doch haben auch sie noch Meisterwerke schaffen können, wie Hoppner das viel bewunderte Bildnis der Kinder Godsal, die in einer Herbstlandschaft einen Sonnenuntergang beobachten, oder wie Lawrence das durch zahllose Reproduktionen bekannt gewordene Porträt der pikanten Miß Farren, in dem noch einmal die ganze Grazie des englischen Rokoko aufleuchtet, um für immer zu verschwinden. Gleich einer duftigen Frühlingswolke erscheint die blonde Schönheit in Weiß vor einem blauen Himmel, den, wie ein Abglanz von ihr, weiße Wölkchen durchziehen. Lawrence ist durch seine Tätigkeit auf dem Kontinent der künstlerische Vater jener deutschen Repräsentationsmalerei geworden, die Stieler, Winterhalter und Angely im neunzehnten Jahrhundert betrieben haben.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Mrs. John Johnson.
Gemälde von George Romney.

Von höherer Bedeutung für die Kunst im allgemeinen als selbst die besten dieser Porträtmaler ist ein anderer, hier ebenfalls vertretener englischer Künstler, der Landschafter John Constable (1776—1837). Ihm hat kein alter Meister geholfen, er suchte die Natur von Angesicht zu Angesicht zu sehen und sie so darzustellen, wie er sie sah, farbig, leuchtend, mit ihren wahren Farben, mit ihrem ganzen Reichtum an Licht und Bewegung. In seinen Schöpfungen kommt das Naturgefühl des Engländers zum klassischen Ausdruck. Er gibt keine heroisch aufgefrischte Wirklichkeit, sondern die, die sich ihm in der Heimat mit ihren Wäldern und Weihern, mit ihren Dörfchen, Hütten, Feldern und Bächen bot. Er ist der Lehrmeister der ganzen neueren Kunst geworden. Die Künstler von Fontainebleau und deren Nachfolger in Holland und Deutschland fußen ebenso auf seinen Errungenschaften wie Menzel oder Liebermann oder die französischen Impressionisten. Und wenn die in dieser Ausstellung vertretenen übrigen englischen Maler durch den besonderen Reiz der englischen Kultur fesseln und durch das Historische ihrer Erscheinung, wirkt er durch das unvergänglichste und über-

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Landschaft.
Von John Constable.

zeugendste aller Mittel, durch das Leben und durch eine Kunst, die über jeden, über den stärksten wie über den zartesten Ausdruck gebietet, und die ohne besondere Vorbereitung jederzeit von jedem empfindenden Menschen genossen werden kann. Er ist der bescheidenste aller dieser englischen Meister und doch der reichste unter ihnen. Die beiden großen hier befindlichen Landschaften geben den vollkommensten Begriff von dem Geist und der Kraft seiner herrlichen Kunst.

Durch die Bilder Constables ist eine Brücke geschlagen von den imposanten Anfängen der englischen Malerei zum heutigen Kunstschaffen. Doch sollte man nie vergessen, daß die Periode, die hier die Werke der großen englischen Pe verkörpern, vollkommen abgeschlossen und erledigt i zwar für die Engländer sowohl als für uns. Diese sind die Dokumente einer Kultur, die vergangen ist, keine Macht der Welt wieder ins Leben zu rufen Während man nur wünschen kann, daß sich unsere M den Schöpfungen Constables anregen lassen, muß dringend davor warnen, in die Bahnen der Reyno Gainsborough zu lenken. Was einem so großen T Lenbach zum höchsten Schaden gereicht hat, kann an zur Selbstvernichtung führen.

Der Defraudant.

Skizze von Hans Hyan.

„Faber & Co.!“ rief der Bankkassierer.

„Hier!“ sagte Henri Burrian mit ruhiger, fester Stimme.

„Wie viel?“

„Zweiunddreißigtausendfünfhundert.“

Er stockte nicht, als er diese Zahl aussprach, seine Stimme und sein Gesichtsausdruck blieben kalt und gleichmütig. Dann erwiderte er auf die Frage des Kassierers, wie viel er in Gold haben wollte: „Tausend Mark!“

Steckte die Doppelkronenrolle in die Jackettasche und schob die Scheine in sein altes abgegriffenes Portefeuille, das ihm einst die Klara geschenkt hatte, seine Braut. Und ein Lachen stieg in ihm auf, eine harte Freude, daß er das alles noch rechtzeitig von sich abgetan hatte. Das wär' ihm so was gewesen, mit einer Frau dazusitzen, die schon verblüht war, eh' er sie heiratete, und womöglich 'ne Schar Kinder um sich, denen er die Mäuler stopfen konnte, mit hundertzwanzig Mark Gehalt monatlich! Nein, hundertfünfundzwanzig! Sie hatten ihm ja Zulage gegeben, ganze fünf Mark den Monat! Haha! Was dieser Schafskopf von Direktor für ein Gesicht machen würde, wenn er's erfuhr! Morgen sicher noch nicht! Und übermorgen am Ende auch noch nicht . . . Er hatte es ja so schlau eingefädelt . . . Den Scheck hatte er schon vor drei Tagen herausgerissen aus dem Scheckbuch, in dem Augenblick, als Direktor Wartenberg einen Moment das Privatkontor verlassen hatte . . . Hatte natürlich auch nichts gemerkt, dieser Idiot! Und wenn er's gesehen hätte, na, dann wäre eben alles andere unterblieben, aber drauf gekommen wäre auch nichts. Inzwischen waren schon die folgenden Formulare aus dem Heft herausgenommen, an den fortlaufenden Nummern konnte jetzt also auch nichts mehr gemerkt werden, wenigstens im Bureau nicht . . . Die notwendigen Stempel standen ihm jederzeit zur Verfügung, und Wartenbergs Unterschrift hatte Henri Burrian schon seit Monaten täglich geübt — genau so lange, als er den verbrecherischen Plan mit sich herumtrug. Und nicht einmal hatte ihm in dieser Zeit das Gewissen geschlagen; das Gefühl, er sei im Begriff, ein schweres Unrecht zu tun, das Gefühl kam ihm gar nicht. Nur die Angst überwältigte ihn hin und wieder, es könnte etwas schief gehn dabei. Denn seine Furcht vor dem Gefängnis war beinahe so groß wie sein Haß gegen die Arbeit.

Warum hatte er eigentlich nicht eine „56 500“ oder „83 000“ auf den Wisch gemalt?! Ein leiser Ärger wollte das gehobene Gefühl in ihm herabdrücken — zehntausend Taler waren doch eigentlich eine Lappalie im Verhältnis zu dem Risiko, das er einging! Aber die Überlegung der Sicherheitsmaßregeln, die er jetzt treffen mußte, sein scharf an der nächsten Zukunft arbeitender Verstand hinderte ihn, sich solch unfruchtbaren Betrachtungen hinzugeben.

Den Teibel auch! Gerade heute mußte mitten im Oktober ein Wetter wie im Hochsommer sein. Keine geschlossene Droschke zu finden. Nein, ehe er sich einer Elektrischen anvertraute, lieber wollte er zu Fuß gehen. Da, da kam eine Gepäckdroschke! Er rief sie an und hinein. Drin lehnte er einige Augenblicke mit gesc Augen in den Polstern. Ach, Geld haben! Geld! . tausendmal hatte er sich so glühend danach gesehn nun, nun war's soweit, er hatte Geld, er besaß 3 Er riß die Augen auf und fuhr zusammen: hielt 1 Droschke? . . Was war denn? — — Aber dann Henri Burrian und strich vorsichtig über sein glattgesc oben schon recht dünnes, schwarzes Haar. Der 1 zweite Buchhalter des Hauses Faber & Co. sah gewo mäßig über den modefarbigen steifen Filzhut, den er Linken hielt, und über seinen tadellosen Jackettanzug 1 schnipste ein Stückchen Faden vom Beinkleid . . ach sein Äußeres hatte er stets sehr gehalten, lieber vers sich ein Glas Bier und eine Zigarre, ehe er mit sc Stiefeln oder in salopper Kleidung umherlief. Die sache war, daß er seine Verwandlung jetzt rasc geschickt bewerkstelligte.

Weshalb fuhr denn die Droschke auf einmal so la Er hatte bisher absichtlich, tief in den Sitz gelehnt hinausgesehen. Nun beugte er sich vor, das war c ein Leichenzug, der zwang seine Droschke, vor de ein Lastwagen herging, zum Langsamfahren. Gleichgül Henri Burrian auf die schwarzgekleideten Menschen. T eine im kurzen Jackett mit dem Chapeau claque sah genug aus. Aber plötzlich fuhr Henri Burrian zurü Bekannter von ihm ging da, ein Töpfermeister, den im Hause seiner Braut gesehen hatte; es hieß damals i Herr Müller würde sich längst um Klara beworben 1 wenn er nur Aussicht gehabt hätte, angenommen zu werd ah, das war am Ende auch nur leeres Gerede ge Jetzt schob sich die Droschke vor, an der letzten T equipage vorbei; vorsichtig hineinlugend, sah Henri Bu den dicken Herrn Fleischermeister Reißmehl. Das war Metzgers Onkel, er hatte oft genug Skat mit ihm ge Herr Reißmehl saß neben einem anderen, in dessen 1 unbedeutender Figur der Buchhalter den Kalkulator Lenz Vetter seiner Braut, zu erkennen glaubte; im Fond Kutsche saßen sicher die beiden Frauen, aber Henri Bu wagte nicht, seinen schmalen Körper so weit vorzurecken, er sich danach umsehen konnte. Im nächsten Wagen 1 auch Verwandte von Klara, der Buchhalter kannte sie Und nun im anderen, im ersten hinter dem Sarge? H Burrian fühlte, wie ihm das Blut ins Herz trieb, und er erblaßte. Jetzt, jetzt reckte er mit der größten Behutsam den Kopf vor, und jetzt sah er hinein in den schwarz a geschlagenen Wagen: auf dem Rücksitz saßen Else und F Klaras jüngere Geschwister, und hinten — er mußte sich einen Augenblick ganz weit vordrehen — da saßen i Eltern, und der Mann, den er so oft schon mit „lie Schwiegervater“ angeredet hatte, hielt die schluchzende, v zweifelte Frau in den Armen. Klara? . . Klara . . war t

Wie Eisesfinger krallte sich's um des Verbrechers Herz; wenn das auch schon Jahre her war, er hatte sie doch mal sehr liebgehabt, und sie waren fast fünf Jahre miteinander gegangen; später freilich, als er sie überhatte, da war's schrecklich gewesen, diese gezwungenen Besuche in ihrer Familie! Henri Burrian aß dort jeden Abend und beinah auch jeden Mittag, ohne dafür zu bezahlen, bis das Verhältnis mit der Natalie, der kleinen Krausköpfigen, anfing, dann gab's Tränen und Eifersuchtsszenen mit Klara, er kam seltener, und eines Tages war's ganz aus, er ging nicht mehr hin, und wie sie kam und ihn aufsuchte, da ließ er sich einfach verleugnen. Und nun war sie tot, da in dem silberbeschlagenen, mit weißem, myrtenübersätem Tüll bezogenen Sarge lag sie. Den Defraudanten fröstelte es, ein Gefühl, als streckten sich aus den Palmenzweigen und Kränzen heraus eine Paar schmale, weiße Hände, die nach ihm griffen und ihn festhalten wollten. Gott sei Dank, daß die Droschke jetzt wieder Raum hatte! Der Buchhalter schüttelte sich, so ein niedertrachtiger Zufall . . sah beinahe wie ein böses Omen aus!

An der Ecke der Gollnowstraße ließ er halten und machte den Rest des Weges zu Fuß. . . Ach was, so geschickt, wie er alles vorbereitet hatte, da konnte ja gar nichts passieren . . . Aber ihn quälte die Erinnerung an Klara, sie war die einzige, die eine Photographie von ihm besessen hatte. . .

Heute früh hatte er eine Rohrpostkarte in den Kasten gesteckt, daß er sich krank fühle und deshalb nicht ins Geschäft kommen könnte. Dort würde also heute und morgen kaum jemand Argwohn schöpfen. Nach der Bank war er oft hingeschickt worden und hatte zu verschiedenen Malen namhafte Beträge abgehoben; seine Scheckpräsentation konnte da also auch nicht auffallen . . . nein, wahrhaftig, vorläufig brauchte er sich noch keine grauen Haare wachsen zu lassen!

Die Wohnung, in der er ein bescheidenes Zimmerchen bewohnte, war um diese Zeit leer — er hatte das alles ganz genau vorausberechnet — und ehe seine Wirtin zurückkam, die ihrem Manne das Mittagbrot in die Fabrik trug, war er zehnmal über alle Berge!

Vor allen Dingen nahm er sich nun den schwarzen Spitzbart ab, dabei die größte Vorsicht gebrauchend. Kein Haar durfte hier liegen bleiben! So, jetzt sah sein starkkinniges, etwas fahles Gesicht mit der fleischigen Nase und den flachliegenden Augen von unbestimmter Farbe durchaus dem eines Schauspielers ähnlich. Den Rasierapparat packte er in die Handtasche und etwas Wäsche, Kamm und Bürste; dann hing er den schon vor längerer Zeit in einem Trödelgeschäft erstandenen Havelock um — bisher hatte er ihn sorgfältig verschlossen in seinem Koffer gehalten — und setzte, kühn ins Gesicht gedrückt, den breitrandigen Schlapphut auf. Nun stand er vorm Spiegel und dachte: In dem Aufzug würd' ich mich selbst nicht wiedererkennen! . . .

Dann sah er noch einmal seinen Koffer nach; was ihn irgendwie kompromittieren konnte, hatte er verbrannt und vernichtet . . . nur das Album mit den Photographien seiner Geliebten nicht, das ließ er recht sichtbar liegen, da hatten die Zeitungen, die ihn ja sowieso mit ihrer ganz besonderen Aufmerksamkeit beehren würden, wenigstens was zu schreiben! In seiner Eitelkeit, sich als Don Juan und Herzensbrecher hingestellt zu sehen, vergaß er ganz, daß jedes dieser Mädchen, denen er seine Liebe beteuert hatte, eine neue Auskunftsstelle für die Polizei über ihn und sein Vorleben sein würde. Aber wie er das Album schon aus der Hand gelegt hatte, nahm er es noch einmal auf, da lag ganz hinten in einem Kuvert aus Seidenpapier Klaras Bild. Das hatte sie ihm im Anfang ihrer Bekanntschaft gegeben, wie sie noch „Sie" zueinander sagten. Auf der Rückseite des Bildes hatte sie in ihren feinen, grundstrichlosen Schriftzügen hingeschrieben: „Herrn Henri Burrian zur freundlichen Erinnerung."

Er sah das Bild eine Weile an, und in sein unruhiges, gewiß nicht weiches Herz kam beim Betrachten des zarten, schwermütigen Mädchenkopfes doch etwas wie Bedauern und Reue. Sie war immer gut zu ihm gewesen, hatte all seine Launen ertragen und hatte ihm treulich mit ihren paar Groschen, die sie sich durch feine Stickereien verdiente, geholfen, wenn er nichts hatte oder gar stellungslos war. An all diese lieben und guten Stunden dachte er jetzt wieder, und für Augenblicke quälte ihn die ängstliche Frage, ob es nicht doch besser gewesen wäre, wenn er bei ihr geblieben und sie geheiratet hätte. Aber sie war ja doch tot . . .

Ach was! Er machte eine unwillige Bewegung, jetzt, wo er Geld hatte wie Heu . . . wo die ganze Welt ihm offenstand! Rasch steckte er die Photographie in die Tasche und trug den Brief, den er auch schon am Abend vorher geschrieben und in dem er seinen Wirtsleuten mitgeteilt hatte, er verreise für ein paar Tage, in die Küche und legte ihn auf den weißgescheuerten Tisch. Dann nahm er seine Handtasche und ging festen Schritts die Treppe hinunter auf die Straße.

Nachmittags war Henri Burrian schon in Dresden, und mit dem Fünfuhrzug fuhr er über Leitmeritz nach Wien. Dort hatte er ein Jahr konditioniert, kannte die Gelegenheit und beherrschte sogar den Dialekt ein wenig. Er hatte das Gefühl, daß er da am sichersten sei. Natürlich war sein erstes, den Anzug zu vertauschen. Er kam sich anfangs ein wenig affektiert vor in dem Glockenrock und dem vorn offenen, weit ausgebogenen Stehkragen mit flatternder Binde, aber sein jetziges Aussehen war von dem früheren dadurch so grundverschieden, daß er ganz zufrieden war mit dieser Verwandlung. Und bald merkte er, daß er damit noch mehr gewonnen hatte, das nämlich, worauf in seinem Leben eigentlich alles ankam: die Aufmerksamkeit der Frauen. Sie hielten ihn höchstwahrscheinlich für einen Mimen. Die ersten Tage war der Buchhalter noch zu vorsichtig, um sich in ein Abenteuer einzulassen. Und als am dritten Morgen sein Bild in den deutschen und bald auch in einigen Wiener Blättern erschien, da verkroch sich Henri Burrian ängstlich in dem kleinen Hotel, wo er vorläufig Wohnung genommen hatte.

Er hatte es nicht gewagt, solch eine Zeitung zu kaufen, nur im Café hatte er sie eingesehen. Und voll blassen Entsetzens getraute er sich im ersten Augenblick gar nicht, den Kopf hinter dem Blatt hervorzuheben. Denn seinem Empfinden nach sah er genau so aus wie das Bild in der Zeitung, das nach jener Photographie hergestellt war, die er seiner Braut geschenkt und die Klaras Familie inzwischen wohl der Polizei übergeben hatte. Aber allmählich wurde der Buchhalter ruhiger, und das Fieber, das in all seinen Pulsen hämmerte, hörte auf, als er sich klarmachte, daß er jetzt ja ein ganz anderer sei als damals bei Begehung der Tat. Sein Verantwortlichkeitsgefühl war an sich gering, aber mit der Zeit bekam er es fertig, die Person, die jene Scheckfälschung vorgenommen hatte, von der andern, die jetzt in ruhiger Gemächlichkeit von dem Raube lebte, so zu trennen, daß er sich selbst mit dem gesuchten Defraudanten gar nicht mehr identisch fühlte.

Schon am nächsten Tage ging er hin und kaufte sich, allerdings an verschiedenen Zeitungskiosken, alle Blätter, die irgend etwas über seinen Fall brachten. Die Sache fing an, ihn außerordentlich zu interessieren, und die verschiedenartigen Vermutungen der Zeitungsleute, wohin der Defraudant sich wohl gewandt haben könne, belustigten ihn. Er fand sogar, sein Fall werde nicht mit der nötigen Gründlichkeit behandelt. Am ersten und zweiten Tag standen längere Artikel in den Spalten, nachher kaum noch eine flüchtige Erwähnung. Für den jungen Mann lag darin etwas wie eine unverdiente Zurücksetzung. Auch daß so gar nichts über sein Verhältnis zur Familie Metzger zu lesen war — merkwürdig! Na, sie wollten offenbar die arme Klara schonen! Deren Bild trug der Defraudant immer bei sich. Zu der Toten war sein Verhältnis wieder lieber und inniger geworden. Ihm war's, als lebte sie noch, als wäre sie der einzige Mensch, zu dem er eine gewisse innerliche Beziehung habe. Das war wie eine Freundschaft über das Grab hinaus, zusammengehalten durch ein kleines Bild, das Henri Burrian nicht aus seiner Tasche ließ.

Im übrigen hielt ihn das nicht ab, sich nach Kräften zu vergnügen. Er wechselte von Zeit zu Zeit sein Hotel, das war aber auch die einzige Vorsicht, die er noch übte. Eine Sorglosigkeit hatte ihn überkommen, die höchstens vor der Anknüpfung eines festen Verhältnisses zu irgendeinem Mädchen zurückschreckte. Aber das hatte er ja auch gar nicht nötig, es gab ja doch so viele, die ihm zulächelten!

Erst heute vormittag hatte er im Prater wieder eine ganz allerliebste Bekanntschaft gemacht. Nun stand er, es mochte sechs Uhr sein und es dunkelte schon, und wartete auf die Kleine, die ihm ein Rendezvous gegeben hatte. Da kam sie, fesch wie alle diese Mädel, die den Tag über arbeiten und des Abends am Arm ihres Kavaliers die Genüsse Wiens in vollen Zügen kosten. Sie wollte in ein Café, und das war dem Buchhalter, der erst Theater vorgeschlagen hatte, auch recht.

Zigeuner spielten. In dem grellen Lichte der Bogenlampen standen ihre schlanken Silhouetten auf dem Podium, hoch über den Köpfen der vielen, die an runden Marmortischen zechten. Die Musik strich wie eine weiche Hand über die Herzen der Leichtlebigen. Henri Burrian fühlte, wie sich der runde Arm seiner Begleiterin in den seinen preßte. Er sah sie blitzend an und formte die bartlosen Lippen zum Kuß — sie lachte. Und dann saßen sie und tranken. Er kaufte ihr Rosen. Aber wie der Zigeuner kam, gab er ihm nur zwei Kreuzer.

Das Mädchen foppte ihn, er hätte wohl nichts bei sich? Ob sie ihm nicht „ein paar Sechserln" vorstrecken sollte?

Den Buchhalter, der schon tüchtig getrunken hatte, den packte die Großmannssucht; er holte seine Brieftasche heraus, um die Kleine hineinsehen zu lassen in seinen Reichtum. Dabei fiel ihm, ohne daß er es gewahr wurde, Klaras Photographie zu Boden.

Sie, mit ihrem scharfen Blicke, bemerkte sofort, daß das ein Frauenbildnis sei, das da am Fuß des Marmortischchens lag. Und von eifersüchtiger Neugier gepa sie das Blatt unauffällig empor, behielt es aber c Schoß, um es ungestört betrachten zu können.

Er hatte den Kopf gegen den grauen Plüsch de gelehnt und sah, von der Musik gewiegt, träumer Rauchringen seiner Zigarre nach. Da sagte sie auf „Ich denk', du heißt Eduard Leitgeber . . . und hier st ‚Henri Burrian'?"

Dabei hielt sie ihm die kleine Photographie in eini fernung vors Gesicht.

Ihm schlugen Angst und Wut wie eine rote W Antlitz. Aufspringend stürzte er über sie her, um Kartonblatt zu entreißen, das sie, sich hintenüberwerfe die Hand, soweit sie konnte, nach hinten haltend, wollte.

Die Leute wurden aufmerksam, und gerade jetzt die Musik.

Er gab nach. „Gib mir das Bild wieder!" flehte

Sie gab's nicht. „Du heißt Burrian," sagte si „wer weiß, was du für ein Hallodri bist!"

Totenbleich sah er sich um.

Da sagte jemand hinter ihm: „Burrian?" . . .

Das übrige verstand der Buchhalter nicht mehr, e sich erhoben und wollte fort, ohne Hut. Indem lla Stimme wieder in unverfälschtem Berlinisch:

„Ach, det is ja der Scheckfälscher! . . . Halt ihm Halt ihm!" . . .

Und da hatten sie ihn auch schon. Geschoben, g flog er zurück auf seinen Platz, bis die Polizisten kame sah sich haßerfüllt nach dem Mädel um, aber die wa Nur die Photographie lag auf dem Marmortisch, und ihm als blickten ihm Klaras Augen mit einem schmerzlichen nach, als er gefesselt abgeführt wurde.

Die Stellung der Frau in Gesellschaft und Staat.

Von Dr. Gertrud Bäumer.

Zum erstenmal ist von Reichs wegen anerkannt worden, daß die Stellung der Frau zu Gesellschaft und Staat im Laufe der letzten Jahrzehnte einschneidende Veränderungen erfahren hat, denen mit der Zeit auch die Gesetzgebung in irgendeiner Weise wird folgen müssen. Diese Anerkennung nämlich findet sich in der Begründung des Entwurfs zu einem Reichsvereinsgesetz, der im Dezember v. J. in erster Lesung vor dem Reichstag verhandelt worden ist. Das Reichsvereinsgesetz macht keinen Unterschied zwischen der Vereinsfähigkeit von Männern und Frauen und löst damit jene aus der Reaktionszeit stammenden Fesseln der verschiedenen Landesgesetzgebungen, die Frauen, ebenso wie Schülern und Lehrlingen die Teilnahme an politischen Vereinen und Versammlungen verboten. Die Aufhebung dieser Bestimmung, die ja eigentlich so ungeheuerlich war, daß man ihren Sinn Ausländern überhaupt immer nur schwer begreiflich machen konnte, ist vielleicht nicht einmal so wichtig wie die Begründung, die von seiten der Reichsregierung offiziell für diese Neuerung gegeben ist. Da heißt es: „Die Entwickelung der letzten Jahrzehnte hat dahin geführt, daß die Teilnahme der Frauen an öffentlichen Angelegenheiten eine erhebliche Steigerung erfahren hat. Ihre Betätigung ist nicht nur im Handel, im Gewerbe und in der Industrie, sondern auch im übrigen öffentlichen Leben in aufsteigender Bewegung begriffen. Infolge dieser erweiterten, zum Teil selbständigen und mit Verantwortung verknüpften Tätigkeit sind die Frauen an der Lösung öffentlicher Aufgaben in der Gegenwart in weit höherem Maße beteiligt als früher. Die Frauen, die auf den selbständigen Erwerb ihres Lebensunterhaltes angewiesen sind, haben durch ihre wirtschaftlichen auch politische Interessen und müssen sich über diese auch in der Form von Ve und Versammlungen verständigen können."

Die beiden Tatsachen, aus denen hier die Reichsregi ein ganz neues Verhältnis der Frau zum öffentlichen ableitet, nämlich einerseits ihre wachsende Beteiligung Berufsleben, anderseits ihr steigender Anteil an kommun und staatlichen Verwaltungsaufgaben, diese beiden Tats beleuchtet in einem soeben erschienenen knappen Grundriß* Frauenbewegung auch Helene Lange im sechsten Kapitel, die Überschrift „Die Stellung der Frau in Gesellschaft Staat" trägt. Das Kapitel gibt so wie das ganze einen Einblick in die politischen Theorien der Frauenbeweg die sich in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr von naiven sogenannten Frauenrechtelei zu einer tieferen Begründ ihrer Forderungen aus dem gesamten modernen Leben gewandelt haben.

In früherer Zeit haben die Frauen ihren Anspruch Beteiligung am öffentlichen Leben rein ethisch und recht begründet. Die Frauenbewegung älterer Art, wie sie der französischen Revolution ausgegangen ist und sow unter den germanischen wie vor allem den angelsächsisd Völkern gezündet hat, argumentiert ganz einfach: politis Rechte sind Menschenrechte; die Frau ist ein vollwertig Mensch, also muß sie politische Rechte haben. In laienhaftesten, kindlichsten Form findet sich diese Auffassu in der von den amerikanischen Frauen 1848 aufgestellt „Declaration of Sentiments", die der Unabhängigkeitserklärun der amerikanischen Republik nachgebildet worden war, und d

*) „Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen." Verl von Quelle & Meyer, Leipzig.

als ein merkwürdiges Dokument auch in dem erwähnten kleinen Buch von Helene Lange abgedruckt wird. Es ist eine lange Anklageschrift über die Tyrannei, Ungerechtigkeit und Gewaltherrschaft des Mannes, der die Frau durch das Mittel politischer Rechtlosigkeit ganz in seine Gewalt gebracht habe und diese Gewalt in jeder Weise zu ihrer Unterdrückung ausnutze. Es schließt mit dem pathetischen und fabelhaft naiven Satz: „Angesichts dieser gänzlichen Knechtung der einen Hälfte unseres Volkes, ihrer sozialen und religiösen Erniedrigung, angesichts der obenerwähnten ungerechten Gesetze, und weil die Frauen sich beleidigt, unterdrückt und betrügerischerweise ihrer heiligsten Rechte beraubt fühlen, bestehen wir darauf, daß sie sofort zu allen Rechten und Privilegien zugelassen werden, die ihnen als Bürger der Vereinigten Staaten gehören."

Über dieses „sofort" ist nun mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen, und doch sind es erst wenige, ziemlich belanglose Weststaaten der amerikanischen Union, die den Frauen „ihre heiligsten Rechte" zurückgegeben und ihre politische Gleichheit in vollem Umfange ausgesprochen haben. Aber etwas anderes ist mittlerweile geschehen: die wirtschaftliche und soziale Veränderung, aus der in gewissem Sinn auch schon jenes Programm hervorgegangen ist, ist mit solcher Kraft und Geschwindigkeit vorwärts geschritten, daß sich heute wohl niemand mehr darüber verblenden kann, daß die Stellung der Frau zum öffentlichen Leben ohne ihr Zutun und ohne ihren Willen eine ganz andere geworden ist als früher.

Es hängt das zunächst mit einer Erscheinung zusammen, die den Mann in ganz gleichem Maße trifft wie die Frau, der Erscheinung, daß die Privatsphäre im Leben eines jeden Menschen durch das Anwachsen der öffentlichen Interessen und öffentlichen Aufgaben immer mehr eingeschränkt wird. Das gilt nicht nur von der Beschaffung der Nahrungsmittel und und der Gebrauchsgegenstände, die früher in so weitgehendem Maß innerhalb der Familie besorgt wurde, sondern das gilt auch in bezug auf vielerlei andere Obliegenheiten. Die Armenpflege, die früher eine private, rein charitative Angelegenheit war, wird zur öffentlichen Funktion; ein Kinderschutzgesetz entzieht den Eltern die freie Verfügung über Arbeitskraft und Gesundheit ihrer Kinder, um diese Güter dem Staat, der Gesamtheit zu erhalten. In bezug auf Sanitätspflege werden dem einzelnen von der Gesellschaft Pflichten auferlegt, die sich der Bürger alter Zeiten nun und nimmer hätte gefallen lassen. Die Statistik dringt in die Wohnungen und sucht von den Menschen zu erkunden, was sie verdienen, und wie sie ihr Geld verwenden, was sie essen und trinken, und was sie dafür bezahlen usw. Alles im „allgemeinen Interesse" — weil unsere modernen wirtschaftlichen Verhältnisse in viel höherem Maß als früher nur durch Kollektivaktionen, durch allgemeine Maßnahmen gebessert werden können. Wir haben uns schwer an diese Veräußerlichung des Privatlebens gewöhnt. Es hat eine Zeit gegeben, da sträubte man sich noch dagegen, Geburten oder Todesfälle öffentlichenorts anzuzeigen, weil man Sterben und Zurweltkommen für etwas hielt, das niemand außer den Betroffenen etwas angehe. Und wenn man sich heute dagegen wehrt, wenn selbst liberal denkende Männer mit Widerstreben daran denken, der Frau eine öffentliche Mission zu übertragen, so steckt darin auch ein Stück jener Liebe zum alten eingehegten Fürsichsein, das einem im unausweichlichen Wandel der Verhältnisse nun einmal Stück für Stück entrissen wird.

Und doch ist das ein falscher und vergeblicher Weg, alte Schätze in eine neue Zeit hinüberzuretten. Denn man verurteilt die Frau auf diesem Wege dazu, sich ein Stück Arbeit, ein Lebensinteresse nach dem andern entgleiten zu lassen, ohne daß ihr etwas Neues dafür geschenkt wird. Alle diese Funktionen, die dem Hause entzogen und von der Öffentlichkeit übernommen werden, gehörten ursprünglich zur Frauensphäre; bei der Arbeitsteilung, die durch die moderne Entwicklung zwischen Mann und Frau getroffen wird, würde die Frau ganz entschieden zu kurz kommen, wenn man ihr nicht wieder einen Anteil geben wollte an all den Aufgaben, die früher, als sie noch vom Haus besorgt wurden, ihr eigenstes Gebiet waren. Durch die neue Gestalt, die diese Aufgaben jetzt annehmen, werden sie ihrem Wesen nach doch nicht verändert. Sie bleiben ihrer Art nach doch immer Frauenarbeit. Es ist nur die neue Technik, die äußere Form, in der sie geleistet werden, die sie dem oberflächlichen Blick als vorzugsweise männliche Kraft erfordernde Arbeit gestempelt hat. Man findet es natürlich, daß die Frau, wie schon zu ihrem Preise im Jesus Sirach gesagt wird, den Hungrigen speist und den Armen bekleidet; aber es wird „unweiblich", wenn sie diese Aufgaben im Auftrage der städtischen Gemeinde tut als Organ der öffentlichen Armenpflege, und wenn sie gar mit darüber zu beraten und zu bestimmen haben sollte, wie die öffentlichen Mittel für armenpflegerische Aufgaben am besten verwendet werden. Wir machen diesen ganzen Kreis der Wohlfahrtsaufgaben bei ihrem Hinaustreten aus dem Haus in die Öffentlichkeit aus Frauenarbeit zu Männerarbeit, wenn eben die Frau nicht auch in der Öffentlichkeit wieder mit ihren alten Pflichten in neuer Form betraut wird. Wenn man bedenkt, daß diese Entwicklung mit Notwendigkeit immer weiter fortschreitet, daß der Anteil öffentlicher Körperschaften an der Fürsorge für den einzelnen notwendig immer mehr wachsen muß, daß damit eine immer größere Fülle von Gebieten rein privater Fürsorge in den Kreis von Gesetzgebung und Verwaltung hineingezogen werden, so wird diese Erwägung die allerstärkste Stütze für die Forderung, die Frau am öffentlichen Leben in wachsendem Umfange zu beteiligen. Und wenn man einmal zusammenstellt, welcher Art Aufgaben bei uns in Deutschland im letzten Jahrzehnt die Gesetzgebung beschäftigt haben, so wird ganz klar, daß auch bei uns die Politik in wachsendem Maße durch solche Aufgaben erweitert wird, die tief in das Leben der Familie, in innere soziale Zustände eingreifen und die Frauen fast mehr angehen und entscheidender treffen als die Männer.

Das ist überhaupt der moderne Standpunkt, von dem aus man die ganze Frage einer öffentlichen Mission der Frau betrachten muß, der Standpunkt der Zweckmäßigkeit im allerhöchsten und feinsten Sinne. Wenn mit der alten, aus den Menschenrechten abgeleiteten Begründung die politischen Forderungen der Frauenbewegung nur dem annehmbar erscheinen konnten, der, auf dem Boden des Liberalismus stehend, politische Rechte für Menschenrechte hielt, so ist die Anerkennung dieser Zweckmäßigkeitsgründe von keiner politischen oder religiösen Parteimeinung abhängig.

Die Hausfrau des Mittelstandes wird nun freilich seufzend einwenden, daß sie gerade genug damit zu tun habe, im Hause für Behagen, Ordnung und Ausschmückung zu sorgen — bei einer wohlgefüllten Kinderstube, eingeschränkten Mitteln und zunehmenden Dienstbotennöten. Und damit hat sie ohne Zweifel recht. Auf der Frau, die in solchen Verhältnissen steht, liegt trotz aller technischen Erleichterungen des modernen Haushalts noch eine Pflichtenlast, die für eine Durchschnittskraft schwer genug ist. Denn wenn auch die mechanische Arbeit im Haushalt sich vermindert hat, so sind doch — Helene Lange weist in dem schon mehrfach zitierten Buch auch darauf hin — die häuslichen Aufgaben schwieriger und komplizierter geworden. Kinder, die in einem Haushalt alten Zuschnitts aufwuchsen, im Garten tollten und unbedenklich auf die Straße gelassen werden konnten, beanspruchten die Mutter weniger als Etagenkinder, die spazieren geführt und im Hause den Ruhebedürfnissen von Unter- und Überwohnern entsprechend beschäftigt werden müssen. Die Schule stellt immer wachsende Ansprüche, die das Haus immer stärker in Mitleidenschaft ziehen. Das Großstadtkind durch die überwältigende Masse von Eindrücken und Einflüssen, denen es preisgegeben ist, gesund hindurch zu steuern, erfordert steigende Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Ernährung und Körperpflege haben den Schädigungen gegenüber, denen der Mann in einem immer intensiveren Berufsleben, die Kinder durch die unabänderliche Unruhe und Unnatur

der äußeren Lebensverhältnisse ausgesetzt sind, einen Kampf zu führen, zu dem die einfachen Künste früherer Zeiten nicht mehr ausreichen. Man darf das alles nicht vergessen, wenn man der Frau mit neuen Pflichten außerhalb des Hauses kommt. Man darf nicht vergessen, was die „deutsche Hausfrau" für die Lebenskraft unseres Volkes bedeutet.

Also wir wollen gewiß dies Fundament unserer Volksgesundheit nicht untergraben, indem wir die Kräfte der deutschen Frauenwelt, die im Hause wirklich gebraucht werden, für andere Aufgaben anwerben. Wenn wir nur die Kräfte alle bekämen, die frei sind und heute vertrödelt oder in Scheinpflichten verausgabt werden, alle die Kräfte, die auf überflüssige Handarbeiten, überflüssige kulinarische Kunstwerke, überflüssige Geselligkeit verwendet werden. Und wer könnte leugnen, daß die deutsche Hausfrau des Mittelstandes, weil ihre wirklichen Pflichten ihr so mannigfach erleichtert sind, sich vielfach Scheinpflichten aufgeladen hat, mit deren Erfüllung sie sich selbst in eine unfruchtbare Geschäftigkeit stürzt und ihre Familie an allerlei sinnlose Ansprüche gewöhnt. Im ganzen ist, trotz aller Aufgaben, die geblieben sind, der „Hausfrauenberuf" leichter geworden; es gibt viel freigewordene Kraft, der andere Aufgaben gestellt werden könnten, ja müßten, damit sie nicht verloren geht.

Wie soll das geschehen? Dazu haben die Frauen in allen modernen Kulturländern selbst den Weg gefunden. In dem Maß, als die häusliche Arbeit leichter und einfacher wurde, haben die tüchtigsten von ihnen, die den Verlust an lohnenden Lebensaufgaben am lebhaftesten fühlten, ihre frei werdende Kraft in außerhäuslicher Tätigkeit zu verwerten gesucht. Neben den Scharen von Frauen, die, zugleich durch wirtschaftliche Not gezwungen, sich den Zugang in das Berufsleben erkämpften, stehen andere, die sich den neu entstehenden sozialen Aufgaben der öffentlichen Körperschaften zuwandten — der Krankenpflege, der Fürsorgeerziehung, der öffentlichen Hygiene, dem Gefängniswesen — und die auf diese Weise zwischen den Frauen und der Gesamtleistung des Volkes neue, nicht durch die Familie vermittelte Fäden spannen. So ist die Frau, die ihrem Volke früher nur durch die Familie angehörte und innerhalb der Familie diente, in zwiefache direkte Beziehungen zur Öffentlichkeit getreten: durch einen selbständigen Beruf und durch ihren Anteil an den öffentlichen sozialpolitischen Funktionen, an gemeindlicher und staatlicher Wohlfahrtspflege. Auf beiden Wegen ist die Entwicklung schon recht weit vorgeschritten, und ihr Tempo steigert sich von Jahr zu Jahr.

Wir hatten in Deutschland schon im Jahre 1895 $6\frac{1}{2}$ Millionen erwerbstätiger Frauen. Das ist mehr als ein Viertel aller erwerbsfähigen Bürger des Deutschen überhaupt. Diese Frauen sind es, von denen die Be zum Reichsvereinsgesetz sagt, daß sie „durch ihre n lichen auch öffentliche Interessen" haben. Denn all in unseren modernen sozialen Verhältnissen ein St Berufsgruppe sich selbst erkämpfen muß an Spiel Anerkennung, an Förderung durch die Gesetzgebung die berufstätigen Frauen sich selbst erringen. Kreisen dieser Frauen gewinnt deshalb zuerst die nach politischen Rechten, die früher nur aus th Gründen der Gleichberechtigung erhoben wurde, eine Bedeutung. Die Frau, der die Waffe des Wahlrecht ist, wird auf die Dauer auch ihre beruflichen Inter mit halber Kraft und geringem Nachdruck fördern. Überall sind daher die berufstätigen Frauen Vorkäm Frauenwahlrechts geworden.

Aber auch auf dem Wege der freiwilligen Beteiligu öffentlichen Wohlfahrtsbestrebungen — vor allem der haben die Frauen zu den Pflichten, die sie auf sich allmählich auch die Rechte bekommen. So hat man tischen Armenpflegerin und Waisenpflegerin nach Stimmrecht in den Kommissionen, ja hier und da auch der Zentralbehörde, dem Armenrat, gegeben. Man hat zu städtischen Schulkommissionen, zur Wohnungsinspekt öffentlichen Säuglingsfürsorge herangezogen, und fast jed bringt eine Erweiterung, fast jede Woche zeigt einen neu Posten, einen weiteren Schritt aus der alten Frauensp die neue Frauensphäre hinein. Die Stellung der F Staat und Gesellschaft verschiebt sich — unbeschad Kommentare, die verstimmte Parteigänger des Alten an Vorgang knüpfen — fast automatisch von Jahr zu Ja

Wer sich die Unabänderlichkeit dieser Verschiebung klargemacht hat, wird daraus die Konsequenz ziehen, Mädchenerziehung dieser Tatsache angepaßt werden mu sie in Volksschule und höherer Mädchenschule das der heranwachsenden weiblichen Jugend in stärkerem auf diese neuen, von den Verhältnissen geschaffenen lichen Pflichten hinlenken sollte. Nur wenn auf diese die Frau durch Erziehung und durch ein allmähliches wachsen in verantwortliche, öffentliche Tätigkeit „politisiert" wird, können wir ihrer äußeren Politis ihrer Umwandlung zur vollberechtigten Staatsbürgerin Hoffnung entgegensehen, daß sie auch in ihrer neuen „Mittelpunkt der Ordnung, Balsam des Trostes und der Schönheit" sein wird.

Über steinige Wege.

(9. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Jochen v. Sandow trat vom Fenster zurück, setzte sich an den Arbeitstisch und begann unter dem beruhigenden Einfluß einer Zigarette zu schreiben. Die rote Abendsonne traf eben das sonderbare indische Götzenbild, das als Briefbeschwerer neben dem Tintenfaß stand, als es an seiner Tür pochte.

„Herr v. Sandow," rief draußen die helle Stimme der Baronin, „ich weiß, daß Sie zu Hause sind, machen Sie auf, ich muß Sie sprechen — ich habe eine Bitte — öffnen Sie!"

Jochen Sandow rührte sich nicht.

„Sie sind ungalant, mein Herr!" rief die Baronin draußen. „Öffnen Sie, es handelt sich um einen armen Kranken."

Jochen Sandow warf die Feder zornig hin, ging hinüber und öffnete. „Pardon, Baronin, ich bin bei der Arbeit."

„Ich habe um Verzeihung zu bitten," sagte sie lächelnd, ohne auf seinen Zorn zu achten, „ich komme übrigens auch gar nicht hinein zu Ihnen. Ein andermal fangen Sie es aber schlauer an, mein Herr; erstlich sieht man es da dra wenn Sie Streichhölzchen anzünden, und zweitens riecht Ihre Zigaretten durch das ganze Haus."

Er verbeugte sich mit frostiger Höflichkeit.

„Heute müssen Sie aber Zeit für mich finden", fuh fort. „Kommen Sie hinunter, und gehen Sie mit mir Stückchen Weg — ich habe Ihnen etwas zu sagen."

Er nahm eine Mütze vom Haken und folgte ihr stu

„Verehrter Herr v. Sandow," begann Frau Nelda, „ wissen, daß ich einen Kranken im Hause habe."

„Ja, Baronin, und schon ziemlich lange — glaube — wie?"

„Fast sechs Wochen", gab sie zu. „Der Ärmste ist allmählich Rekonvaleszent geworden, sitzt im Lehnstuhl langweilt sich."

„Bei Ihnen, Baronin — das ist ja wohl gar u möglich!" sagte ein wenig lächelnd Jochen Sandow.

In Kriegszeit.

Gemälde von Thom. Faed.

Mit Erlaubnis der Liverpool-Corporation.

„Spotten Sie nicht, sondern seien Sie lieb und nett, und kommen Sie heute mit mir hinüber, ich möchte Sie mit ihm und seiner Frau bekanntmachen."

„Ist Madame auch bei Ihnen? Ja? Und das Kleine ebenfalls? Sie sind eine Samariterin im großen Maßstabe!"

„Ich habe meine Gründe dafür", antwortete Frau Nelda.

„Es leuchtet mir ein, daß Sie einen Beweggrund haben, so zu handeln", gab er zu.

„Wieso leuchtet Ihnen das ein?" fragte sie, und ohne eine Antwort abzuwarten, setzte sie ärgerlich hinzu: „Sie werden mich gar nicht lange zu sehen bekommen, nur bei Tisch — weil —" sie hielt inne, „aber das kann Sie nicht interessieren. Ich bitte Sie nur, haben Sie die Güte, erzählen Sie den beiden sorgenvollen Leuten etwas, bringen Sie sie ein wenig auf andere Gedanken."

„Wenn Ihnen das nicht gelingt, Baronin, wie könnte ich es denn?" rief er aus.

„Mir? Bin ich etwa neun Jahre bei den Hottentotten, Zulus und Indern gewesen? Ich bitte, sagen Sie ja, Herr v. Sandow, bitte!"

„Und heute muß es schon sein?"

„Heute — ja! Ich habe die Buchens heute abend zu Tisch gebeten — Sie könnten doch gleich mit mir fahren?"

„Unmöglich heute, Baronin — ich muß erst meine heutige Arbeit abschließen. Sagen wir — morgen." Er sah in ihre fragenden, vorwurfsvollen Augen, „Sie wollen nur nicht", las er in ihnen, aber ihr Mund schwieg, sie schien verletzt.

„Na, denn meinetwegen", sagte er nach einer Pause nachgebend. „Entschuldigen Sie mich, ich muß mich erst umziehen."

Er kam zehn Minuten später im Besuchsanzuge zurück, einen leichten Mantel über dem Arm.

Als er neben der Baronin im Wagen saß, der auf dem Waldwege schnell in den sinkenden Abend hineinfuhr, begann er: „Nun erzählen Sie mir wenigstens etwas von den guten Leuten, damit ich nicht irgendwie hineinfalle. Oberleutnant v. Buchen ist doch der Herr, der hier in Franzenshof das Duell hatte da bei den Saddelsteinen?"

„Ja, und er wurde dabei in die Lunge geschossen", antwortete die junge Frau. „Er ist geheilt, aber der Arzt gibt leider wenig Hoffnung auf Wiederkehr einer so festen Gesundheit, daß sie ihm das Weiterdienen ermöglicht."

„O weh," sagte Jochen Sandow teilnahmsvoll, „aber die Leute haben doch das Nötige?"

„Das ist's ja eben! Während er krank lag, verlor Frau v. Buchen ihr Vermögen, das heißt, die Fabrik, in der ihr Kapital steckte, machte Bankrott."

„Das ist ja an und für sich ein alltägliches Vorkommnis", meinte Jochen Sandow. „Aber was wird denn nun werden?" Er sprach das alles mit der Miene eines Mannes, der die ganze Welt gesehen hat, dem weder etwas besonders Trauriges noch Wunderbares mehr imponieren kann.

„Mein bester Herr v. Sandow, wenn ich das nur wüßte! Zunächst soll der Ärmste nach dem Süden gebracht werden; er wäre auch schon unterwegs, wenn nicht Frau v. Buchen durch ihr Kindchen, das vor vierzehn Tagen erkrankte — noch gefesselt wäre."

„Da soll er doch allein gehen", brummte Jochen.

„Ist das Ihr Ernst?" fragte die Baronin.

„Gewiß! Ich, zum Beispiel, müßte doch auch allein reisen, wenn es nötig wäre, und bin jahrelang solo gereist. Man reist überhaupt immer besser allein, meine Gnädigste, auch auf dem sogenannten Lebenswege."

„Sie sind ein ganz unhöflicher Geselle da draußen geworden", schalt sie lachend, aber sie wurde rot dabei.

„Ich red' nur die Wahrheit, denn ich gönne dem Armen das Allerbeste, obgleich ich nicht die Ehre habe, ihn zu kennen. Für einen Mann aber — mir fällt eben die trostlose materielle Lage des Ärmsten ein, die Sie andeuteten, der für Sie, Baronin, sein Leben in die Schanze schlug, könnten Sie doch im übrigen etwas tun — Sie könnten . . ."

„Was sagen Sie eben? — für mich hätte er . . brach sie ihn, sich vorbeugend und ihn erschrocken „Phantasieren Sie eigentlich, Herr v. Sandow?"

„Nein! Aber hineingetappert bin ich ja wohl, scheinen nicht zu ahnen, weshalb die beiden Herr ander geplatzt sind? — Sie allein, Baronin, denn so alle Welt davon."

„Herr v. Sandow — ich bitte Sie, mich aufzu ich bin — ich habe . . ." Alle Farbe war aus de Antlitz gewichen, ihre Augen hingen mit gequältem, Ausdruck an den seinen.

„Die Sache ist jetzt nicht mehr einzudämmen, da ein, also los! Wie fange ich es denn nun am b Na — er soll ja wohl eine alte, durch Ihre Verlo unterbrochene Anbetung Ihrer reizenden Persönlichk heftig wieder aufzunehmen versucht haben, eines Ab Sie nichts ahnend Ihres Weges kamen im träumerisch schein. Auf jeden Fall sei Ihnen der Überfall so gewesen, daß Sie Ströme von Tränen vergossen h muß ein arger Herzensbedränger sein trotz des C Na — sehen Sie, da haben wir es —"

Die Baronin hatte in heller Empörung einen Sc gestoßen. „Welche Infamie! Wie können Sie behaupten — hier — vor mir behaupten?"

„Ich behaupte das doch nicht, Baronin!" sagte mütig. „Beruhigen Sie sich, und bleiben Sie logi wollten doch eben Aufklärung — ich erzähle Ihnen die Leute reden, ich selbst weiß von nichts, kenne wed v. Buchen noch Ihr Leben, Ihre früheren Beziehu einander und diesen ganzen Klatsch nicht, denn wen täte" — er brach ab — „Ach was, ich glaube gru niemals das, was alle Welt sagt, besonders dann nic es etwas Gehässiges ist, nur daß diese Behauptung d Herrn Rittergutsbesitzers Mehner, seinen Gegner betreffe Herrn v. Buchen, die Ursache des Duells war, das genau, denn der alte Oberförster Meisterling, der es mir war zugegen, als die Redensarten fielen und Herr v. den taktlosen Burschen wegen seiner Behauptung gestell

„Das ist ja furchtbar!" stammelte die Baronin, natürlich bin ich gewissermaßen die Schuldige, denn i Herrn v. Buchen an jenem Abend angesprochen."

„Baronin," unterbrach er sie beinahe drohend, ur sein scharfgeschnittenes Gesicht glitt ein Ausdruck heftig schreckens, „es ist Klatsch, es muß Klatsch sein — ich nicht anders hören."

„Doch! Sie wissen ja nicht — wissen nicht, daß und ich heimlich verlobt waren, daß meine Eltern uns g haben, perfide getrennt haben, daß meine Mutter alle Briefe an Buchen unterschlagen hat; nicht einer, der hätte rechtfertigen können, daß ich an der scheinbaren losigkeit unschuldig sei, ist in seine Hände gekommen. Mutter tot war, fand ich alle meine Schreiben an Buch einem Päckchen zusammengebunden in ihrem Schreibtisch. erleben Sie nur erst, Herr v. Sandow, und dann n Sie begreifen, daß ich gierig auf eine Gelegenheit ge habe, um mich zu rechtfertigen und den Mann, der andächtige, heiße Jugendliebe war, aufzuklären über was mich damals beinahe vernichtet hat; er sollte mich für herzlos, leichtsinnig, für oberflächlich halten, was er verständlich tun mußte, und was ich wahrhaftig nicht schloß sie mit tränenerstickter Stimme.

Sie wickelte sich fester in ihren weichen, warmen M und sah in den Wald hinein, zwischen dessen Stämmen die Dunkelheit schlich. Eine lange Pause entstand.

„Warum erzählen Sie mir das?" — fragte Jochen en mit heiserer Stimme.

„Warum? Weil ich nicht will, daß Sie falsch über d Angelegenheit denken sollen —"

„Ich denke schon richtig jetzt — und bedaure, daß so traurige Erfahrungen in Ihrem jungen Leben machen muß

— Erfahrungen, die Sie wahrscheinlich niemals vergessen können, wie ich mir denke —" Es klang wie fragend — aber sie antwortete nicht.

„Nun, Baronin," fuhr er fort mit seltsam schwerer Zunge, „glauben Sie denn, daß irgendeinem Menschen Kinderkrankheiten erspart worden sind? Keinem, sage ich Ihnen, aber die Folgen sollen uns nicht in den Sommer des Lebens begleiten. Da sollen alle Wunden ausgeheilt sein. Im Sommer gibt's ganz andere Stürme und Erschütterungen, da ist's viel leichter, ein Menschenleben aus den Fugen zu bringen, als im Lenz . . ."

Er hörte nur ihr leises Schluchzen und fuhr fort: „Weinen Sie nicht, helfen Sie dem armen Kerl lieber zu einer neuen Existenz, Baronin, aber nicht hier, nicht in Ihrer Nähe — die Welt ist weit. Nichts heilt besser als die Fremde, ich weiß es aus eigener Erfahrung. Da ist z. B. Südwestafrika, man kann ein kleiner König dort werden, wenn's Glück gut ist; auf jeden Fall vergißt der arme Kerl und lernt das schätzen, was er besitzt, und Ihnen, Baronin, wird es auch leichter werden."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte die junge Frau entsetzt, „was denken Sie eigentlich? Sie meinen wohl — ?"

Aber Jochen Sandow antwortete nicht darauf. „Ich gedenke jedenfalls, nächster Zeit auch einmal wieder diese Radikalkur zu gebrauchen," sprach er ruhig weiter, „und dann kehre ich erst zurück, wenn ich so alt bin, daß ich in diesem verwünscht sentimentalen Lande auf keinerlei Dummheiten mehr kommen kann. Sterben will ich hier! Der Kirchhof in Wölmen, die Heimaterde soll mich doch einmal haben."

Sie wandte ihm das Gesicht zu und lächelte unter Tränen, aber er konnte ihre Züge nicht erkennen.

„O!" sagte sie, und ihre Stimme hatte den alten schalkhaften Klang, „sollten Sie zu jenen gehören, die zweimal die Masern bekommen, Herr v. Sandow?"

„Möglich! Und das beteure ich Ihnen, das zweitemal ist's auf Tod und Leben, Baronin", sagte er ernsthaft. Er griff nach ihrer Hand und küßte sie. „Genug davon, Baronin!"

So fuhren sie schweigend weiter, bis das Licht der Laternen am Eingange des Parkes sie streifte.

* * *

In dem Salon oben bei Buchens brannte die Lampe. Heinz saß in einem der tiefen Sessel, die Tür zu dem Kinderzimmer stand offen. Ruths Handarbeit lag auf dem Tisch, über dem die elektrische Lampe brannte; sie war vor einem Weilchen aufgestanden und zu dem kranken Bübchen hineingegangen.

Heinz, der ungemein blaß aussah, rechnete in seinem Notizbuch. Als Ruth wiederkam, sagte er leise: „Unter tausend Mark wird es nicht möglich sein, Ru, und wenn du mich begleitest, werden es zweitausend . . ."

„Ich kann ja doch gar nicht, Heinz", sagte ihre müde Stimme.

„Ich will es aber," murmelte er, „deinetwegen und meinetwegen. Du weißt gar nicht, wie elend du aussiehst, und — ob man die paar Groschen hat oder nicht — das ist schnuppe."

„O, ich erhole mich schon, wenn ich nur erst wieder daheim bin," antwortete sie nervös; „in drei Wochen kann ich mit dem Kleinen abreisen, du aber hast gar keine Zeit zu verlieren. Die Herbststürme können jeden Tag einsetzen, du mußt vernünftig sein, Heinz, und bald nach Arco gehen."

Eine fliegende Röte wechselte mit jäher Blässe auf ihrem schmalen Gesicht, während sie dies sagte, ein Beweis, daß sie ihre Nerven kaum noch bezwang, die der Aufenthalt in diesem Hause, ihre innere Selbstqual fast zerrüttet hatten, und sie kannte doch das Schwerste noch nicht, die Befürchtung des Arztes, daß Heinz nicht würde Soldat bleiben können.

Die Kunde von dem Zusammenbruch des Anderhagenschen Vermögens hatte Heinz nicht länger erspart werden können im Verlaufe des Gerichtsverfahrens. Er hielt sich so tapfer, wie er konnte, beim Empfang dieser Nachricht, die Ruth, vor seinem Bett auf den Knien liegend, ihm, anscheinend ruhig, zuflüsterte; er hatte nur ihre Hand geküßt und sie festgehalten, das Sprechen war erstickt worden in einer Blutung, die ihm die plötzliche Erregung verursacht hatte, der Schrecken über diesen völligen Vermögenszusammenbruch. Ruth schien wie gebrochen, und an ihrem Leid erstarkte er wieder, und das Bewußtsein, der einzige Stab seiner Familie zu sein, ließ ihn den Anfall rascher überwinden, als er selbst gehofft hatte. Er mußte leben — und es ging vorwärts. Den Aufenthalt im Süden indes meinte er sich nicht ersparen zu können, er fühlte, daß ein Übergang vom Krankenlager zum Dienst nötig sei; möglicherweise taten Wärme und Sonne Wunder, machten ihn ganz genesen; dann — mußte man versuchen, sich bis zum Rittmeister durchzuschlagen mit dem wenigen, was geblieben war — als Major dereinst würde es schon gehen.

Ruth machte ihm große Sorge, sie grämte sich zuviel um diese Dinge; sie müßte das leichter nehmen. Sie aber hatte dann nur einen fragenden, traurigen Blick für ihn, der ihm die Seele zerschnitt und ganz anderen Dingen galt.

An der Tür wurde geklopft, und auf das „Herein!" von Heinz erschien Joseph, der Bediente von unten, und meldete, die Frau Baronin sei zurückgekehrt und erwarte die Herrschaften binnen einer halben Stunde zu Tische.

Ruth hatte es ganz vergessen, daß sie heute unten erwartet wurden. Gestern war es ausgemacht worden, Heinz müsse doch allmählich etwas ans Reiseleben, an gemeinschaftliches Essen usw. gewöhnt werden; Ruth selbst hatte zugeredet, aber sie gedachte, Heinz allein hingehen zu lassen. Ihr dünkte es schon gestern schwer, heute unmöglich, mitzugehen.

Als der Diener gegangen war, erhob sich Heinz; Ruth unterstützte ihn und führte ihn nach seinem Schlafzimmer. Und während sie ihm dort in sein Jackett half, sagte sie flehend: „Ich kann nicht mitgehen, Heinz — entschuldige mich bei der Baronin".

„O, ja, dann" — stammelte er, „dann muß ich natürlich auch oben bleiben!"

„Nein — warum denn?" fragte sie.

„Siehst du das nicht ein? So harmlos ein Zusammenkommen von uns Dreien wäre, so unpassend und peinlich wäre ein Tete a Tete zwischen der Baronin und mir. — Komm, Liebchen, zwinge dich mal ein wenig, wir sind der Frau so viel Dank schuldig geworden."

„Wenn du darauf bestehst — — "

„Ich bestehe nie auf etwas, das dir unsympathisch ist, Ruth, also bleiben wir oben. Bitte, schicke hinunter und laß absagen. Daß es aber unhöflich ist — wirst du einsehen."

„Also — ich werde mich anziehen", sagte Ruth und verließ das Zimmer.

Der kranke Mann ärgerte sich; Ruth verstand es nicht, sich in einmal gegebene Verhältnisse zu finden. In der ganzen weiten Welt war ihm dieser Platz gewiß der peinlichste, um krank zu liegen, aber was konnte er dafür, daß ihn das Schicksal hierhin geworfen hatte! Und als er endlich Ruths stummem Flehen vor vierzehn Tagen nachgegeben hatte und trotz der Warnung des Arztes und des Gefühls körperlicher Schwäche die Italienfahrt wagen wollte, da erkrankte das Kind, und sie saßen abermals fest.

Im übrigen, was wollte Ruth? Unter den obwaltenden Umständen war ihre — ja, mein Gott, was konnte es anders sein? — ihre Abneigung gegen die Baronin torhaft bis zum Äußersten, überhaupt torhaft, geradezu unerhört! Auf eine taktvollere Art hätte niemand Gastfreundschaft üben können wie diese Frau! In den langen, schweren Stunden seines Krankenlagers war er zum Nachdenken gekommen über das, was ihn im Wesen der Baronin verletzt hatte, als sie sich wiedersahen und sie ihn offen und ehrlich an das „Früher" erinnerte. Warum denn eigentlich sollen sich zwei Menschen scheu und wie Verbrecher aus dem Wege gehen, weil sie sich einstmals liebten? Das mochten zwei tun, die ihre Liebe noch nicht zu Grabe getragen hatten! Hier lag es anders, seine Liebe war tot, das wußte die Baronin. — Er kam langsam in den Salon zurück; Ruth stand dort in dem schwarzen, schlep-

penden Trauerkleide, das sie angelegt hatte, sobald ihr Mann um das Ableben Karl Schreibers wußte. Er mochte dieses tiefe, starre Schwarz nicht, aber Ruth hatte geantwortet, diese Kleidung entspräche ihrem jetzigen Empfinden, und so hatte er geschwiegen.

Auf ihren Arm gestützt, verließ Heinz zum erstenmal, in kleinen, langsamen Schritten, die abgeschlossene Wohnung und wanderte den Korridor hinunter, der schönen, alten Treppe zu.

„Siehst du, Ru, es geht schon ganz famos", scherzte er und drückte ihren Arm.

In der Halle drunten brannte das Kaminfeuer, und sein Schein spielte auf dem dicken roten Smyrnateppich, der die weißen Marmorfliesen bedeckte. Die Türen zum Salon der Baronin standen weit geöffnet, der Diener ging vorauf und meldete sie an. Nelda v. Saddler kam ihnen strahlend liebenswürdig entgegen, auch sie noch in tiefer Witwentrauer, nur daß sie elegante, dünne Stoffe trug, während Ruths Kleid auch für die Straße berechnet war.

Die junge Witwe begrüßte beide äußerst herzlich, gratulierte, wie üblich, zum ersten Ausgang und stellte Herrn Joachim v. Sandow, „den Weltreisenden", vor, wie sie in Ermanglung eines Titels sagte. Das Gespräch hakte auch sofort in diesen Punkt ein. Jochen Sandow sprach viel und lebhaft und verstand wirklich, Heinz Buchen zu fesseln. Die Baronin hing mit teilnehmenden Blicken, fast selbstvergessen, an dem blassen Gesicht des jungen Offiziers — ihr ganzes Wesen war von einer sonderbaren und starken Erregung durchtränkt, so wie mühsam beherrschtes, jubelndes Glück.

Ruth, die das sofort bemerkte, saß kerzengerade und beobachtete; langsam begann eine starre Kälte sie zu erfüllen, und ihre Augen wurden brennend und trocken.

Wie eine Erlösung war es für sie, als Frau Schröter, die Hausdame, erschien, und als der Diener meldete, daß serviert sei. Die Baronin trat auf Heinz zu. „Bitte um Ihren Arm, Herr v. Buchen." Joachim Sandow folgte mit Ruth, Frau Schröter war bereits vorangegangen und stand an ihrem herkömmlichen Platz am oberen Ende des Tisches, vor sich ganz familienhaft gemütlich die Suppenterrine und Teller; die beiden Paare reihten sich ihr an zu beiden Seiten, Ruth kaum fähig, sich aufrecht zu halten.

Ihr Nachbar versuchte umsonst, sie in ein Gespräch zu verwickeln. Sie sprach „ja"! und „nein"! und ihre grauen Augensterne irrten hin und her zwischen Heinz und der Baronin.

Sie ist wahnsinnig eifersüchtig, sagte sich Joachim Sandow mitleidig. Endlich fragte er nach ihrem Kinde, und als er auch von ihr hörte, daß der Kleine krank sei, redete er wie ein Buch von Kultur- und Naturkindern, von der höchst primitiven Kinderstube der Australneger. Wirklich gelang es ihm, Ruth zu einem Lächeln zu bewegen. Das machte ihn beinahe froh. „Sie lächeln, gnädige Frau," sagte er freundlich, „wie gut Sie das kleidet, Sie müßten immer lachen."

Ruth lachte wirklich ein bißchen, dann sagte sie: „Ich habe in letzter Zeit wenig Grund zum Lachen gehabt, Herr v. Sandow."

„Aber nun? Aber jetzt? Sehen Sie doch, wie Ihr Mann da sitzt, so angeregt und frisch, passen Sie auf, er läßt eine Rede steigen."

Heinz stand wirklich auf, sein Sektglas in der Hand; der Wein hatte ihn angeregt, und er fühlte, daß er irgendwie einen Dank stammeln müsse. Es war sehr schlicht, was er sagte, aber das Gefühl einer großen Dankbarkeit gab seinen Worten einen warmen Ton, das verhaltene Zittern der Schwäche wirkte wie mühsam beherrschte Leidenschaft.

Jochen Sandow saß mit gerunzelter Stirn, Ruth hatte die Augen gesenkt, auf ihren Wangen brannte eine hohe Röte. Sie hatte zuerst das Gefühl, ihn bitten zu müssen: Sprich nicht, Heinz, ich bitte dich, kein Wort, wenn du mich nicht verzweifeln lassen willst. Aber dann stieg ihr überwältigend das Bewußtsein auf, daß es verlorne Mühe sei, daß er ihr längst entglitten war.

Sie stieß mechanisch mit den andern an und wandte sich höflich Jochen Sandow zu, aber sie hörte nicht, was er sagte; über seinem Sprechen schwebte die Stimme der Baronin wie ein leises schmeichelndes Glöckchen über dem gleichmäßigen Rauschen eines Wasserfalles, und jedes Wort traf wie ein tödlicher Streich ihre Seele.

„Sprechen Sie nicht von Ihrer Dankbarkeit, Herr v. Buchen — ich muß danken! Sie haben so viel für mich getan, und ich ahnte es nicht — Sie wissen, was ich meine — wir sprechen noch darüber — —"

Ruth schnellte plötzlich empor. „Gestatten Sie mir, Baronin — ich glaube — es geht meinem Kinde schlechter —" In der nächsten Sekunde schon eilte sie dem Ausgang des Speisesaales zu und verschwand in der Halle.

Die kleine Tafelrunde war im selben Moment aufgelöst. Die Baronin folgte Ruth, Frau Schröter bot Heinz den Arm, um ihn hinaufzuführen — er war leichenblaß geworden.

Jochen stand allein im Eßsaal vor dem verlassenen Tisch und betrachtete nachdenklich das Stück Krammetsvogelpastete auf seinem Teller.

Ein Drama — dritter Aufzug — höchst aufregend, zog es ihm durch den Kopf; eine Löwenjagd ist nichts dagegen. Gehen wir bald, Jochen Sandow, alter Pechvogel, sonst spielst du noch mit — na ja — o verdammt!

„Joseph, mein Sohn, bringen Sie mir den Überzieher, sagen Sie der Baronin, ich sei nach Franzenshof gegangen —"

Ich meine, diese dreistündige Promenade ist das Beste für meine Nerven, dachte er. Dann besah er noch einmal mit kritischer Miene seine dünnen Stiefel, reichte Joseph, der ihm die Tür in die Halle öffnete, ein Trinkgeld und verschwand in der Dunkelheit.

(Fortsetzung folgt.)

Professor v. Esmarch. (Zu dem Bildnis auf nebenstehender Seite.) Seit Friedrich v. Esmarch im Jahre 1894 das Amt eines ordentlichen Professors an der Kieler Universität niedergelegt und sich als „Wirklicher Geheimer Rat" mit dem Prädikat „Exzellenz" ins Privatleben zurückgezogen hatte, um in seinem Tuskulum der wohlverdienten Ruhe zu pflegen, war der gefeierte Mann seltener und seltener in der Öffentlichkeit genannt worden. Am 23. Februar aber trug die Kunde von Esmarchs in Kiel erfolgtem Tode ihn noch einmal durch alle Lande und weckte allen Ruhm und alle Erfolge dieses reichgesegneten Menschen- und Gelehrtenlebens noch einmal auf. Johann Friedrich August v. Esmarch, der Altmeister der deutschen Chirurgie und Gründer des deutschen Samariterwesens, war eine der anziehendsten Gestalten unter den deutschen Ärzten. Seine fast patriarchalisch anmutende Erscheinung mit den klugen, klaren und doch oft wie verträumt blickenden Augen, seine wohltuend ruhige, sichere Art und eine stets sich gleichbleibende Liebenswürdigkeit machten den Zauber erklärlich, den er auf die Menschen ausübte. Er war kein Nurmediziner! So hoch seine Wissenschaft ihm stand, so sehr er mit Leib und Seele bei dem gerade behandelten „Fall", dem Stoff eines Vortrages war — höher noch galt ihm allzeit das Menschliche, und so hatte selbst seinem chirurgischen Metier, das wir für den Inbegriff kühler Sachlichkeit zu halten geneigt sind, immer das Merkzeichen warmen menschlichen Mitempfindens an. Auch durch all seine Schriften zieht sich wie ein goldener Faden der humanitäre Gedanke, und wie eine hohe Mission erachtete er das — von kleineren Gelehrten als „der Wissenschaft" nicht würdig bezeichnete — Streben, die Ergebnisse seiner großen Kunst in populär gehaltenen Vorträgen und Büchern auch der Laienwelt zugänglich zu machen! Als ein klassisches Beispiel solcher volkstümlicher Wissenschaft können seine schönen „Samariterbriefe" und der in mehr als zwanzig Sprachen übersetzte Leitfaden für Samariter gelten! Esmarchs äußeres Leben spielte sich fast ganz im

Ferd. Urbahns, Kiel, phot.

Professor Friedrich v. Esmarch †

Rahmen seiner nordischen Heimatsprovinz ab. Am 9. Januar 1823 zu Tönning in Schleswig-Holstein geboren, erhielt er seine wissenschaftliche Ausbildung als Mediziner unter Stromeyer und Langenbeck an den Universitäten von Kiel und Göttingen und ward 1846 der Assistent des berühmten Chirurgen von Langenbeck im Kieler chirurgischen Hospital. Am 7. Oktober 1848 promovierte er dann dortselbst, und die Erhebung Schleswig-Holsteins, die in die Zeit seiner eben vollendeten Studien fiel, riß ihn — zunächst als Offizier, dann als Arzt mit in die Reihen der Kämpfer. Auf jenen Schlachtfeldern reifte in ihm wohl der Plan zu der großartigen Ausgestaltung des deutschen Samariterwesens, die sich schon 1864 und dann 1870/71 so glänzend bewährte. 1849 habilitierte sich Esmarch, der mit einer Tochter Stromeyers vermählt war, als Privatdozent in Kiel, übernahm 1854 die Direktoriatsstelle der chirurgischen Klinik und wurde im Jahre 1857 zum ordentlichen Professor und Leiter des Hospitals ernannt. Infolge seiner hervorragenden Verdienste auf dem Kriegsschauplatz ward Esmarch, der noch 1866 schon die Oberleitung der chirurgischen Tätigkeit im Berliner Lazarett übernommen hatte, zum Generalarzt und konsultierenden Chirurgen der Armee ernannt, das Jahr 1889 brachte ihm den Rang eines Generalmajors, und als im Jahre 1887 der Grundstein zum Kaiser-Wilhelm-Kanal gelegt ward, hob Kaiser Wilhelm den inzwischen weltberühmt Gewordenen in den erblichen Adelstand. Die Feier des achtzigsten, des fünfundachtzigsten Geburtstages, die Jubiläen seines Berufslebens trugen dem großen Gelehrten weitere Ehrungen ein, ein Denkmal ward ihm schon zu Lebzeiten in seinem Geburtsstädtchen gesetzt, und die Verwandtschaft mit dem deutschen Kaiserhaus, in die er durch seine zweite Ehe mit Prinzessin Henriette zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, einer Tante der Kaiserin, getreten war, trugen in sein Dasein auch höfischen Glanz. Aber heller als all diese äußeren Ehrungen umstrahlt den Namen des nun Verstorbenen der Ruhm eigenen Schaffens. Esmarch hat nicht nur bahnbrechend auf dem Gebiet der Samariterpflege gewirkt und klassische Berühmtheit durch seine Schrift „Die erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen" erlangt, sondern er hat durch die geniale Erfindung der nach ihm benannten, künstlich geschaffenen Blutleere bei Operationen der Chirurgie unendliche Möglichkeiten eröffnet. Durch diese Erfindung, die infolge Anlegung einer elastischen Binde eine derartige Abschnürung der Gliedmaßen ermöglicht, daß starker Blutverlust bei operativen Eingriffen vermieden wird, ist schon manches Menschenleben gerettet worden! Sie macht den Namen v. Esmarch unsterblich.

Gesamtansicht.

Die neue Anatomie in München.

Hanako. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Eine gefährliche Rivalin ist der größten japanischen Schauspielerin Sada Yacco in ihrer eigenen Schülerin, der „kleinen Hanako", erstanden, und es wäre zu begreifen, wenn sie dem bevorstehenden Auftreten Hanakos in Berlin mit gemischten Gefühlen entgegensähe. Hanako, deren Impresario der japanischen Tragödin nach den glänzenden Erfolgen in London und Paris augenblicklich den Weg in die deutsche Reichshauptstadt ebnet, wird als hervorragende Darstellerin gerühmt. Wenn ihr auch das Heitere besser liegen soll als das ausgesprochen Tragische, so wird doch behauptet, daß sie den Todeskampf nicht minder realistisch und schaudervoll nachahmt als ihre berühmte Lehrerin, und daß ihr „Harakiri" den Zuschauern kalte Schauer über den Rücken jagt. Auch unser Bild stellt die Künstlerin in einem Todeskampfe — während einer Erdrosselungsszene — dar.

Die neue Anatomie in München. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Zwischen der Schiller- und Pettenkoferstraße erhebt sich der Monumentalbau der neuen Anatomie, die am 18. Februar durch einen feierlichen Einweihungsakt ihrer Bestimmung übergeben ward. Nicht nur Universität und Stadt München, sondern das ganze bayrische Land darf mit Stolz auf diese wissenschaftliche Schöpfung blicken, die — was Schönheit und Zweckmäßigkeit der Anlage betrifft — ihresgleichen auf dem Kontinent nicht hat und auch von den verschwenderisch ausgestatteten Instituten der Vereinigten Staaten nicht übertroffen wird. Hervorgegangen aus den Entwürfen Professor Max Littmanns und mit einem Aufwand von nahezu zwei Millionen Mark unter der bautechnischen Oberleitung des Oberbaurats Stempel und des Bauamtmanns Maxon hergestellt, umfaßt der herrliche Bau all jene Räume, die künftig der seit 1879 auf das Sechsfache gestiegenen Zahl von Studierenden dienen sollen. Er ist der Doppelaufgabe jedes wissenschaftlichen Instituts gemäß: Lehre und Forschung zu fördern, in zwei große Abschnitte gegliedert: in die Laboratorien und die eigentlichen Unterrichtssäle. Nach der Schillerstraße zu springt, in mächtigem Radius gehalten, eine hohe Trommel mit fünf Apsiden vor — ein architektonisches Meisterstück, das den wichtigsten Raum der Anatomie: den Präpariersaal enthält. Blau glasierte, bayrische Tonplatten verleiden den mächtigen Raum, in dem 600 Menschen zugleich arbeiten können, ohne einander „im Licht" zu stehen, denn er wird nicht nur durch stockwerkhohe Fenster, sondern auch durch Oberlicht erhellt. Vom Präpariersaal aus — über dem sich in Höhe des dritten Stockes der große Mikroskopiersaal befindet — gelangt man zu beiden Seiten in die sogenannten „kalten Küchen", in die aus den Leichenkonservierungsräumen her Aufzüge münden. Ehedem waren die Leichenkeller eine Stätte des Grauens und des Ekels — hier sorgen Lindesche Kühlanlagen, Ventilatoren usw. dafür, daß dem Ort jeder Schrecken genommen wird. Die Leichen lagern in einem stets auf zwei bis sechs Grad Celsius gehaltenen Kühlraum auf schwarzen geneigten Granitplatten oder in riesigen Feuertonwannen, die durch nickelplattierte Deckel luftdicht abgeschlossen werden. Die südliche Seite des Mittelbaues bildet der reich mit den modernsten Apparaten eingerichtete große

Präpariersaal.

Eine Künstlerin des fernen Ostens.

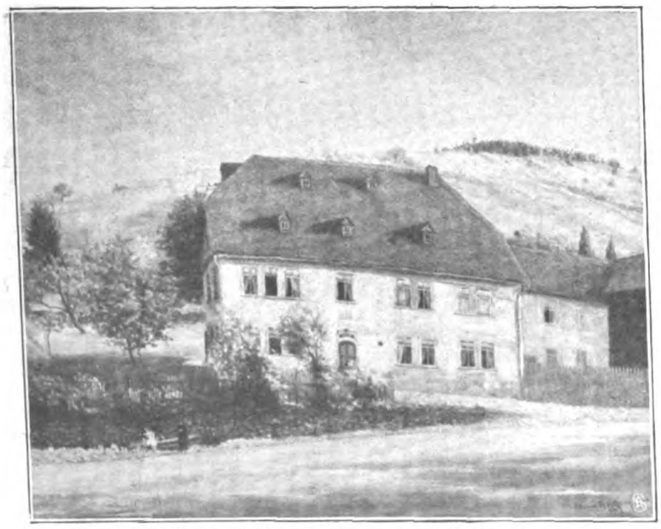
Die japanische Schauspielerin Hanako.

Hörsaal, das Schmuckkästchen des Hauses aber ist der im zweiten Stock gelegene kleine Hörsaal, dessen intimen Reiz eine von Professor Mollier zusammengetragene Kupferstichsammlung noch erhöht. Das zarte Grau der Wände, die blauen Zugvorhänge und die Verhältnisse des schönen Raumes üben eine Wirkung aus, die nur von günstigstem Einfluß auf die Freudigkeit der Studierenden und Lehrenden sein kann.

Ein seltenes Zwillingspaar. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Wie ein beglückter Vater sieht er hier aus, der bekannte Tierbändiger Havemann, der in der Reichshauptstadt ein oft und gern gesehener Gast ist, und es sind auch wirklich Vatergefühle, die er den beiden zärtlich an die Brust gedrückten Zwillingen entgegenträgt. Nicht nur, weil sie — als Kreuzung zwischen einem Löwen und einer Königstigerin — selten und kostbar sind, sondern weil die drolligen kleinen Geschöpfe, die wie junge Hündchen mit sich spielen lassen, durch ihre Zutraulichkeit alle aufgewandte Mühe reichlich lohnen. Bis jetzt sind es wahre Musterkinder, die sich auch im Redaktionssaal und photographischen Atelier höchst wohlerzogen und gesittet benahmen, aber auch für sie kommen die Flegeljahre, in denen es nicht immer mit Güte abgeht — ihr Temperament ist lebhaft genug, um allerlei erzieherische Schwierigkeiten in dieser Kinderstube ahnen zu lassen. Nun, Herr Havemann ist kein Neuling in seinem Fache. Seine glänzenden Vorführungen und ein paar recht ernst aussehende „Narben" beweisen, daß er die Gefahren, die der Umgang mit Raubtieren mit sich bringt, kennt und meistert. Übrigens hat er versprochen, unsern Lesern demnächst einiges von seinen Dompteurerlebnissen zum besten zu geben.

Die jungen Löwenbastarde des Tierbändigers Havemann.

Das Geburtshaus Friedrich Fröbels. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Wieder soll eine durch die Erinnerung geweihte Stätte, an die ein unserm Volke teurer Name sich knüpft, „der Neuzeit" zum Opfer fallen. Das heißt, es sieht beinahe so aus, als ob es nicht diese vielgescholtene Neuzeit, sondern eins der berüchtigten Dekrete vom „grünen Tisch" her wäre, durch das Friedrich Fröbels Geburtshaus in Oberweißbach (Schwarzburg-Rudolstadt) bedroht wird. Der dortige Kirchen- und Schulvorstand soll nämlich auf Betreiben des Generalsuperintendenten Dr. Braun am 1. Februar erneut den Beschluß gefaßt haben, das alte Pfarrhaus, in dem Fröbels Wiege stand, und das im Jahre 1889 schon einmal in Gefahr stand, niedergelegt zu werden, nunmehr einzureißen und an der gleichen Stelle ein neues aufzubauen, trotzdem das Fröbelhaus-Komitee der Gemeinde 1000 M. für die Erhaltung des Hauses beizusteuern gewillt war. Als Erklärung für diese dem gewöhnlichen Laienverstand unbegreifliche Maßnahme dient die Erwägung, daß der Kirchenbesuch möglicherweise nachlassen würde, wenn das neue Pfarrhaus nicht genau auf dem gleichen Platz wie das alte stände! Wieso Herr Generalsuperintendent Dr. Braun zu dieser doch mindestens auf sehr unsicheren Füßen stehenden Befürchtung kommt, ist nicht ersichtlich — ein schwerer Fehler aber wäre es, um einer vielleicht nur vagen Annahme willen ein Erinnerungsgut preiszugeben!



Fröbels Geburtshaus in Oberweißbach.
Nach einem Gemälde von Eduard Hartung, Jena.

Richard Wagners letzte Tage. Die fünfundzwanzigste Wiederkehr von Richard Wagners Todestag am 13. Februar hat eine ganze Flora von „Wagnererinnerungen" um des toten Meisters Bild aufblühen lassen, Anekdoten, Episoden und Charakterzüge dieses reichen unerschöpflichen Lebens. Von besonderem Interesse und vielen wohl unbekannt war ein Bericht des „Corriere della Sera", den eine Persönlichkeit aus Wagners näherer Umgebung geschrieben hatte. Wagner, der den Sommer 1882 in Palermo verbrachte, hatte sich im September mit seiner Familie nach Venedig begeben, der Ruhe und Stille halber, die nirgends in der Welt so zu haben ist wie dort. Er mietete für ein halbes Jahr das Mezzanin des schönen Renaissancepalastes Vendramin-Colerzi am Canale Grande, eine aus dreißig Räumen bestehende Wohnung, in der, außer der Familie, auch der kleine Hofstaat des Meisters wohl Platz hatte. Wenige Freunde nur fanden Zulaß zu diesem Buen Retiro. Pünktlich um sechs Uhr erhob sich Wagner täglich und legte nach dem Bad einen der drei berühmt gewordenen Schlafröcke an, den weißen, den schwarzen oder den roten. Dann schritt er, das gleichförmige Barett auf dem weißen Haar, mit den gleichförmigen Schuhen an den Füßen, in den großen Empfangsräumen des Palastes auf und ab, innerlich wohl mit der großen Oper „Die Büßer" beschäftigt. Um 12 Uhr ließ er sich rasieren und fuhr dann mit seinem Faktotum „Gannaseta" — wie der Gondoliere Luigi Trevisen von allen genannt ward — zu irgendeiner Kirche oder Galerie. Ebenso pünktlich nahm er um 2 Uhr die Mahlzeit ein und setzte sich zur Arbeit, bis ihn um 5 Uhr die Familie zum Spaziergang abholte. So gleichmäßig wie immer hob auch der 13. Februar an, der Todestag Wagners. Er stand auf und spazierte im roten Senatorenmantel auf und ab, er ließ auch den Gondoliere rufen, um eine Fahrt mit der Gondel anzuordnen. Aber plötzlich sah der treue Gannaseta den Meister umsinken und hatte nicht mehr Zeit, „die Frau" und „den Arzt" zu rufen, wie Wagner geflüstert, denn das heiße Herz hatte zu schlagen aufgehört, dies große, gesegnete Leben hatte seinen Abschluß gefunden.

J. Baruch, Hofphot., Berlin, phot.

Adolf L'Arronge.

Adolf L'Arronge, der erfolgreiche und vielgefeierte Bühnendichter, begeht am 8. März die Feier seines siebzigsten Geburtstages. In Hamburg ist L'Arronge geboren, und in Köln, Stuttgart und Pest war er als Kapellmeister tätig, ehe er sich in Berlin dann der Theaterschriftstellerei zuwendete. Auf diesem Felde aber hat er sich mit seinem Volksstücke „Mein Leopold", mit den Lustspielen „Hasemanns Töchter", „Doktor Klaus" u. a. m. bald einen der ersten Plätze unter den Theatermännern unserer Tage erworben.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Birkhahnbalz

Gemälde von Christian Drathmann.

Nr. 11 — Die Gartenlaube — 1908

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Das Kreuz im Venn.

Roman von Clara Viebig.

(1. Fortsetzung.)

Es hatte lenzen wollen, zu früh im Jahr. Nun kam der Schnee noch nach. Kein tiefer, fester Winterschnee, der unter den Tritten knarrt und die breiten Äste der Tannen belastet mit glitzernder Pracht, der Wochen und Wochen in flaumweiche, schützende Decken Heide und Weide einwickelt und erst schmilzt, wenn wahrhaftiger Frühling kommt und die Schneelasten zu tauenden, befruchtenden Quellen wandelt, die die Bäche füllen, die Brunnen versorgen, jede Graswurzel tränken. Flüchtig weilende Flocken wirbelten dahin, aber sie näßten, erkälteten, durchschauerten bis ins Mark. Atemraubend fauchte der Wind in Stößen, zerrte an den Kleidern, raffte Schnee zusammen und warf ihn wütend denen ins Gesicht, die sich ihm entgegenzustemmen wagten.

Hinter seinen hohen Hainbuchenhecken, die sich giebelhoch, mit mauerfestem Astgefüge schützend vor jedes Haus im Dorfe stellen, duckte sich Heckenbroich. Aber weiter hinauf, oben auf dem Vennbuckel, gab's keine schützenden Hecken mehr. Überhaupt keinen Schutz; ein Ungeheuer, gierig, zischend, pfeifend, schnaufend, bellend, brüllend, tobte der Nordweststurm. Gewaltige Wolkengebilde rollten ihre schweren Leiber übers raschelnde Kraut. Keine Ahnung von Himmelsblau, kein Durchblick auf die Ferne; alles grau, erloschen, verhangen, stumpf, tot. Und trostlos.

Und doch bauten sie. Die Fünfzehn unter Simon Bräuer. Wie aus Stein stand der schwarze Kerl, die Beine breitgesetzt, den Kopf steil aufrecht; der Wind tat ihm nichts, er zwinkerte nicht einmal, wenn ihm eine Ladung Schnee wie nasser Sand gegen die Augen flog und sich ihm an die Wimpern klebte. Mit dem Auge des Raubvogels, dem runden, weitsichtigen, stoßsicheren, beäugte er seine Leute. Und sein Ton war hart, wenn er kommandierte. O, so ein bißchen Windrumoren und Nebelspreuen, was macht das?! Es konnte hier noch ganz anders blasen! Er kannte das. Nicht umsonst hatte er als verwaister Junge hier oben den Bauern das Vieh gehütet und Beeren zwischen den Mooren gesammelt und später Torf gestochen und aufgesetzt und das Vennheu gemäht, knöcheltief im Wasser stehend. Hier war er herumgestoßen worden von einem Bauern zum andern, hier hatte er gefroren und oft auch gehungert, und doch, und obgleich es ihm beim Militär so gut gegangen war — satt essen und trinken, warme Montur, freie Wohnung in den Kasematten von Köln, nie Arrest — er hatte sich doch immer hierher zurückgesehnt. Hier war seine Heimat!

Simon Bräuer, dem langgedienten Unteroffizier, der dann Aufseher zu Siegburg gewesen war, hatte man es gern bewilligt, als Pionier voranzugehen. Es hatten sich ohnehin nicht viele gemeldet zur Kolonisation oben im Venn; er hatte sich dazu gedrängt. Seine Frau hatte zwar geweint, seine Kinder hatten sich an ihn gehängt — nein, dahin wollten sie nicht mit ihm gehen — aber er hatte kurz gesprochen: „Ich jeh'!" Wenn die Geschichte hier oben erst ordentlich im Gange war, zum Sommer vielleicht, dann konnten sie nachkommen.

Und nun atmete Simon Bräuer wieder Vennluft. Die Nasenflügel gebläht, die unter dem Schnauzbart sonst so fest aufeinandergesetzten Lippen halb geöffnet, schlürfte er den feuchten Schneedunst ein. Das tat ihm gut. Er hatte nicht einmal den dicken Uniformrock angetan, er ging im Leinenkittel; ihm war warm. Was froren denn die Kerle, warum klapperten sie mit den Zähnen?! Er fuhr sie an: hier würde nicht geschnattert wie alte Weiber und auch nicht gehustet. Hier würde frisch drauf los geschafft, nicht in die Hände gepustet und mit den Füßen gestampft! Er lachte. „Frieren dir die Poten ab?" sagte er zu einem jungen Menschen, der, blau vor Kälte, in seinen Holzklumpen schlotterte. „Wenn du arbeitest, frierste nicht — voran!"

Einen bösen Blick, unter gesenkten Lidern hervor, schoß der Sträfling, nur einen einzigen, Sekunden dauernden, kurzen Blick, aber der Aufseher schrie ihn an: „Hier wird nicht gemuckst!"

Nein, sie hätten ja auch kein Wort gewagt. Mit gesenkten Köpfen, wie eine Herde, betäubt von Unwetter mit Blitz und Donnerschlag, so duckten sie stumm unter. Vor ihnen lag das Venn, ohne Schranken, frei und offen; sie hatten zwei Beine, Füße zum Laufen, wer wollte sie hindern, davonzurennen, dahinzuschießen wie ein Pfeil, vom straffen Bogen geschnellt — dieser einzelne Mann doch wohl nicht?! Und doch rannte keiner. Sie waren wie geschlagen, wie gelähmt.

Nun arbeiteten sie schon ein paar Wochen; vom ersten Tagesstrahl an bis in den sinkenden Abend, bis die Nebel so dicht übers Venn krochen, daß sie wie in Wolken standen, daß keiner zehn Schritte weit den andern sehen konnte. Es war jetzt selber eine Hast über sie gekommen, es war doch ein zu schlechtes Kampieren in dem alten Torfschuppen, der an der Chaussee stand, die das Venn quer durchschneidet.

Dort schloß der Aufseher sie des Nachts ein; er selber schlief im nächsten Hause des Dorfes, machte nur unvermutet einmal die Runde. Er hätte auch das nicht nötig gehabt. So oft er aufschloß und mit der Laterne die fernsten Winkel der Strohschütte beleuchtete, sie waren alle da, und keiner von

Published 12. III. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Clara Viebig.

ihnen rührte sich. Man hatte die kräftigsten unter den Gefangenen ausgesucht, es hatten sich auch viele unter ihnen dazu gemeldet, mancher mochte wohl gedacht haben: da kannst du gut weglaufen — jetzt lagen sie hier, ganz gleichgültig, wie Hunde in sich zusammengekrochen, und was sie sich auch gedacht und erwartet haben mochten von der größeren Freiheit, jetzt hatten sie nur das eine Verlangen: schlafen, schlafen. Sie waren todmüde und kalt.

Ein Stück Land war schon gerodet und planiert, man hatte Strünke und Heidegestrüpp abgebrannt, einen Zaun aufgeführt, roh aus Fichtenstangen zusammengeschlagen, und nun erhob sich in halber Mannshöhe bereits der Bau.

Die Dörfler hatten etwas zu bereden und zu besehen; sie standen von weitem, halb neugierig, halb scheu. Man hatte Frauen und Kindern verboten, nahe heranzugehen — rumorten die nicht da wie die bösen Geister des Venns, die den Sümpfen entsteigen?! Mit unheimlichem Druck lastete diese Nachbarschaft auf Heckenbroich.

Der Bürgermeister bekam in der nächsten Gemeinderatssitzung etwas anzuhören: wofür war er denn Bürgermeister und hatte das Wohl der Gemeinde zu vertreten, daß er so was zustande kommen ließ? Nicht sicher war man jetzt mehr im eigenen Hause, man mußte zuschließen. Und wie sollte das erst werden, wenn die Beeren reiften im Herbst? Konnte man dann noch Frauen und Kinder sammeln schicken aufs Venn, wo die Verbrecher, die Halunken — Mörder wohl gar — sich herumtrieben?! Lange Jahre hatte man in Frieden gelebt, nun aber hatte man zur einen Hand das Lager — schlimm genug, daß die Soldaten den Mädchen nachpfiffen und man sich fürchten mußte auf dem eigenen Acker, wenn Scharfschießen war — aber schlimmer noch war das Haus, das sie da dem Dorf im Rücken bauten. Das würde man sich nicht gefallen lassen. Hundert Jahre und darüber hatte das Venn dem Bauer gehört, er hatte sich Holz gehauen, wenn's ihm beliebte — ganze Tannen waren verschwunden in den Öfen von Heckenbroich — Torf hatte man sich gestochen und Streu sich geholt, und nun kam auf einmal die Regierung, die sich sonst einen Dreck um das Venn geschert hatte, und legte die Hand darauf und setzte einem Gesindel hin, vor dem man sich grausen mußte. Steine sollte man den Kerlen nachwerfen, wenn sie Sonntags durchs Dorf zur Kirche getrieben wurden — mochten sie beten, wo sie wollten, nicht hier!

Der Bürgermeister hatte viel zu beschwichtigen. War es etwa seine Schuld, daß man ihnen die Strafkolonie so auf den Hals gerückt hatte?! Da hätte man sich eben selber daran machen müssen, das Venn anzubauen! Ganz verschließen konnte man sich denn doch der Einsicht nicht, daß die Neuanforstungen, gegen die man sich auch erst so mächtig gewehrt hatte, schon das Klima verbessert hatten, dem Wilde Schutz gewährten und dem Wanderer, der ohne diese Schonungen sich ganz und gar verloren haben würde, wenigstens in etwas die Richtung angaben. Diese weiten öden Strecken von Sumpf und Heide — verlorenes Land — konnten sie der nächsten Generation nicht schon vielleicht Wiesen und Kartoffel- und Roggenacker bieten?!

Bürgermeister Leykuhlen machte viele Worte, aber er überzeugte nicht. Es gab ein dröhnendes Gelächter im Gemeinderat. „Dat sind woll ooch esu neumodsche Ideen, Hähr Burjermeester? Für esu jet sind mir nit zo han. Ihr seid im Jrund jo ooch nit dafür!" sagte der Bauer Balthasar Adams vom Hof am grünen Klee, einer der gewichtigsten von Heckenbroich und der höchste Steuerzahler. Er wurde ganz energisch: „Nee, mir bliewe beim alten. Mir trecken uns' Vieh, mir mähen uns' Jras, un wann mer zo wennig han, dann wollen mer uns' Venn behaalden für uns uszuhelfen. Uns' Ältere woren domit zofridden, uns' Jrußältere ooch — nu hammer als die Iserbahn, dat is mehr wie genug!"

Wahrhaftig, da hatte der Adams ganz recht! Es war gar kein Glück, wenn immer alles anders wurde, als es früher gewesen war! Wenn die Regierung helfen wollte, sollte sie lieber dem armen Mann ein Sümmchen vor bar, gegen geringe Zinsen oder gegen gar keine, daß noch eine Kuh zukaufen und sein Anwesen ausbauen Und in Futtermangelzeiten sollte sie Heu liefern u Gemeinde überhaupt von den Steuerlasten abhelfen war der Eifel gedient, dann würde bald nicht mehr werden: „Arme Eifel!"

„Aber wir sind ja gar nit arm!" Leykuhlen sch der Faust auf den Tisch, daß der Federhalter, d Tintenfaß lag, zu rollen anfing. Er ärgerte sich. könnt ihr dat nu immer nachsprechen: ‚arm, arm' dat sagt, kennt unsre Verhältniss' jar nit. Weil wir allem esu voranjejangen sind, darum sagen sie ‚arm ‚rückständig'!"

„Oho, nit mit voranjejangen? Rückständig?! — Nun wurde der Adams noch hitziger, und er war do ein ruhiger Mann. „Wer sagt dann immer, uns Kinde nit nach der Fabrick jonn?!"

„Hm!" Der Bürgermeister räusperte sich; er war ü selber einen Augenblick im Zweifel. Richtig war's, er er hatte immer gegen das Fabrikenlaufen geredet, auch dem Landrat schroff begegnet, wenn dieser ih Wasserleitung usw. gesprochen hatte, er schätzte das gebrachte und hing an dem von Eltern und Voreltern kommenen wie nur einer. Und doch — er warf de in den Nacken — er mußte gegen das eigene Herz s von „rückständig" mußte auch er sprechen. Denn es w Kurzsichtigkeit, offenbar eine Dummheit, sich gegen die nisation da oben zu sperren. Erstens gehörte das V gar nicht der Gemeinde, sondern dem Fiskus; so war überhaupt nichts anzufechten. Zweitens hatten die Geia den Simon Bräuer über sich, einen Aufseher, der sie sich Banden hielt als Schloß und Riegel; Mörder waren sowie unter ihnen. Drittens konnte es der Gemeinde nur vo teil sein, wenn kolonisiertes Land ihre Ländereien begrenzt es mußte einem doch wohl einleuchten: hat man gutes V land neben sich, so ist die eigene Wiese auch besser; hat man land neben sich, so weht einem der Wind keinen Unkraut ins Korn. Es ging nicht anders, man mußte die Leute in harter Fron harte Arbeit taten, doch wohl dulden!

Aber er sprach vor tauben Ohren. Kaum konnte sich erinnern, daß eine Gemeinderatssitzung je so stü geendet hätte. Die Bauern schimpften. Ohne Hand ging der Bürgermeister von ihnen fort. Sie blieben stehen in einem Trüppchen vor der Schule und disput laut und heftig untereinander. Leykuhlen sah sich nicht nach ihnen um, obgleich er wußte, daß sie ihn beree Ja, wie sollte das hier noch einmal werden?! O, sie r durchaus nicht dumm, sie hatten es auch gelernt, beim handel ihren Vorteil wahrzunehmen und sich durch den schl Käufer von auswärts nicht überlisten zu lassen! Aber das eine Klugheit, die nur das Naheliegende sieht und auch weiter in die Zukunft?! Die Stirn gerunzelt, gin langsam heim.

„Mariechen!" rief er übers halboffene Gatter in Flur hinein.

Es war ein altes Haus, in das er trat. So wa schon zu Lebzeiten von Mariechens Eltern gewesen, Großeltern hatten so gewohnt und deren Eltern so. I stand, aus hölzernen Buchstaben gefügt, über dem niedri Eingang, durch den vor nunmehr zwanzig Jahren auch eingegangen waren, ein junges, glückliches Paar. Er h nichts ändern mögen am alten Familienhaus der Endepol So wie einst reichte auch heute noch das Dach an der S fast bis zur Erde herab, nur daß man das dick bemooste, gr braun gewordene Stroh entfernt und statt seiner Schief platten gelegt hatte; das war nun nicht mehr so schön früher, als die bunten Feldblumen, Weidenrose und Klatsc mohn, Klee und die weißen Sterne der Wucherblume lus auf dem alten Dach geblüht hatten. Ungern hatte sich Leykuhl

dazu entschließen müssen. Aber das Gatter war noch keiner modernen Haustür gewichen, es zeigte noch sein kraftiges Tiefgrün mit den weißen Schnörkelverzierungen und dem schweren eisernen Klopfer in der Mitte. Der Backofen bauchte sich noch aus der Wand heraus wie ein Bienenstock, Kapuzinerkresse und ein Zentifolienstrauch klammerten sich im Sommer an ihn und putzten die zartblaue Tünche mit feurigem Gelbrot und sanftem Rosa. Noch so wie einstmals waren die Balken der Länge und Quere nach braun gestrichen und karierten die Außenwände. Stall- und Scheuertüren leuchteten im freudigen Tiefblau. Farbenfroh lag das alte Haus hinter der mehrhundertjährigen Hecke; diese war die schönste im Dorf. Leykuhlen hatte sie nicht niedergelegt, obgleich sie ihm das Licht nahm, denn wer hielte ihm sonst Wind und Schnee vom Haus ab? Und sie war der Stolz der Vorfahren gewesen. So hielt er sie sorglich; fein gerade geschoren auf den Strich, ragte sie wie eine Mauer, nur oben das Giebelfensterchen, Dachfirst und Schornstein guckten über sie weg.

„Mariechen!" Leykuhlen war aus dem dunkeln Flur in die Küche getreten; auch hier war die Frau nicht. Einsam standen die silberblanken Melkeimer auf der weißgescheuerten Bank, der große, weitbauchige Milchkessel glanzte wie Gold daneben. Zerstreut sah er die vielen buntblumigen Teller an der Wand — „Zum Andenken" — „Sei glücklich" — „Aus Freundschaft" — „Aus Liebe" — wo war sie denn nur?! Wenn sie doch käme! Er sehnte sich nach ihr, heute mehr denn sonst. „Bärtes," würde sie sprechen und ihm die Hand warm auf den Ärmel legen, „was ärgerst du dich? Hast du dich nicht schon oft über sie geärgert? Aber ruhig, sie kommen dir schon wieder, sie können ja gar nichts machen ohne dich oder ärgerst du dich am Ende über dich selber?!" Ja, da hatte sie recht, wie immer, wie in allem! Das Herz wallte ihm plötzlich auf wie einem ganz jungen und noch verliebten Ehemann. Er rief noch lauter, noch ungeduldiger: „Mariechen!"

Die Seitentür, die aus der Küche gleich in den Kuhstall führte, öffnete sich, aber es war nur die Magd, die den schwarzhaarigen, glattgescheitelten Kopf hereinstreckte. „Se is nach Huesgens gangen. Der Dores hat widder de Krämpf; dat Kathrinche kam se 'holen!"

Also bei Huesgens war sie? Nun, da ging er ihr eben dorthin nach! Es litt den Mann nicht mehr allein im Hause; was sollte er so einsam in der Stube sitzen und sich Gedanken machen, die sie mit einem Wort vertreiben konnte? Rascher, als er gekommen war, ging er wieder zum Hause hinaus. Eben, als er wieder in den Heckenausschnitt trat, rasselte ein Wagen übers holperige Pflaster vorüber; so rasch es ging, er erkannte doch den Landrat im Fond und trat unwillkürlich hinter seine Hecke zurück. Jetzt mochte er den nicht sprechen. Wo fuhr der hin? Zur Strafkolonie natürlich! Schon ein paar Briefe hatte er von ihm erhalten, worin er ihn aufforderte, doch einmal mit ihm dorthin zu fahren. Der Landrat interessierte sich ja sehr für die Kolonisation — wie eben für alles! Mit einem Seufzer, der mehr nach Unlust als nach Befriedigung klang, trat Leykuhlen wieder hinter seiner Hecke hervor und sah dem Wagen nach. Nein, das war heute nicht die Hotelequipage vom „Schwan", die der Landrat sonst immer zu seinen Ausfahrten benutzte, es war der Krümperwagen oben vom Platz, den hatten sie wohl heruntergeschickt; der Landrat fuhr zum Diner ins Offizierkasino. Richtig, die Pferde bogen links um, nicht weiter die lange Dorfstraße hinunter.

Leykuhlen ging die Dorfstraße abwärts, die so lang ist, weil kein Haus dicht neben dem andern steht, sondern jedes, mit Weide und Gärtchen und Gemüseland, ganz abgetrennt für sich allein liegt hinter seiner Hecke. Er atmete auf; nun, wenigstens der Landrat kam ihm heute nicht in die Quere! Hatte vielleicht, daß Mariechen Lust hatte? Dann wollte er doch einmal mit ihr zur Strafkolonie gehen und sehen, wie es mit die Leute da waren. Es war ja nicht weit, von Huesgens Haus eine halbe Stunde. Und das Wetter war lind und gute, angenehmer als all die letzten Wochen.

Schon schwollen die Knospen dick und braun und wie glanzend lackiert an den Hainbuchenhecken. Wo es ganz geschützt war, geduckt unter dem knorrigen Hauptstamm, wagte sich allerlei Kraut hervor; noch schliefen die Farne, die im Sommer so üppig unter den Hecken emporschießen, zu braunen Schnecken zusammengerollt. Es war nur Unkraut, was jetzt grünte, aber es hatte gelbe Blütchen wie winzige goldene Sternchen, und jetzt kam ein Kind gelaufen, hatte die ganze Faust voll davon und streckte sie dem Mann entgegen. „Dag, Hähr Burjermeester!"

Er nahm die Blümchen aus der Kinderhand und sah die Kleine freundlich an; sie war sehr hübsch, ein rundes Gesichtchen mit großen, sanften, tiefschwarzen Augen. Aber das runde Gesichtchen war blaß, und die Augen hatten keinen blanken Glanz. Es war etwas Ernstes in dieser Kindheit. Dieses Kind kriegte sicher Kartoffeln und Kaffee und wieder Kaffee und Kartoffeln und ein Stück Brot und weiter nichts. „Ah, du bis et, Kathrinchen", sagte Leykuhlen, die Kleine jetzt erkennend. Es war die Elfjährige von Jörres Huesgen.

Er griff ihr unters Kinn und hob so das blasse Gesichtchen zu sich auf. „Sag' ens, kocht deine Motter auch alle Dag wat?"

Kathrinchen nickte stumm.

„Wat dann?"

„Kaffee", sagte sie leise.

„Und Erdäppel?"

Sie nickte wieder.

Aha, gerade so, wie er sich's gedacht hatte! „Nichts andres?" Schade, dieses zarte Ding würde auch bald in die Fabrik laufen wie die ältere Schwester, die Bäreb, und würde schmalbrüstig werden und den Husten kriegen beim Rennen durch Wetter und Wind. Schade! Der Huesgen-Jörres, der seine Not hatte, eins satt zu machen, hatte ihrer acht — nein, neun lebendige Kinder, da war ja erst neulich wieder eins angekommen — und mancher wohlhabende Mann, der sein halbes Besitztum gern dafür hingegeben, der hatte keins! Es zog eine schmerzliche Erinnerung über des kräftigen Mannes Gesicht; wie in einen Traum verloren sah Leykuhlen in das weiche Kindergesicht.

Die Kleine stand starr da, das Gesichtchen durch seine Hand emporgehalten; sie wagte nicht, sich zu rühren. Da gab er sie endlich frei. Er holte tief Luft. „So is et!" und dann, wie sich besinnend: „No, Kathrinchen, sag' ehs, wat kocht deine Motter als noch?"

„Nichts!" Das Mädchen sah ihn ganz verwundert an: das war doch wohl gut, Kaffee und Kartoffeln und ein Stück Brot, wenn man nur immer genug davon hätte! „Meine Motter es immer krank", sagte sie schüchtern und tief errötend. „On uns Bäreb jeht nach der Fabrick. Ich koche dat. Dat kann ich schon!"

Leykuhlen strich ihr übers Haar. „Komm, Kathrinchen", sagte er und nahm sie an der Hand. Er hielt sie so ganz fest; die kleinen kalten Finger erwarmten zwischen den seinen und fingen an zu schwitzen. Sie gingen miteinander immer weiter die lange Straße, aber sie sprachen nicht mehr; der Mann war in Gedanken, und das Kathrinchen traute sich kein Wort zu sagen. Es wäre gern davongesprungen, aber erst vor der halb eingegangenen Hecke, hinter der ganz niedrig, wie zusammengesunken, das Huesgensche Häuschen lag, wagte es, sein Händchen dem festen Griff zu entziehen. Hurtig und lautlos wie eine Maus huschte es in die dunkle Hütte und war verschwunden.

Sich tief bückend, um den Kopf nicht zu stoßen, folgte Leykuhlen dem Mädchen. Die Tür nach der Stube stand offen, er konnte aus dem Flur, der als Küche diente, gerade dort hineinsehen. Dunstig wie in einem Stall war die Atmosphäre, eine überwarme, dicke Luft in selten gelüftetem Raum. Er konnte sich nicht zu seiner ganzen Größe aufrichten, die schiefe Balkendecke hing ihm dicht überm Scheitel; er fühlte, wie ihm das Blut in die Stirn schoß — oder machte ihn das, was er

sah, so seltsam heiß?! Drinnen in der Stube neben dem Ehebett, auf dem die Huesgen lag, saß Mariechen auf dem Schemel. Sie hatte das Kleinste auf dem Schoß, ausgebündelt, ganz splitterfasernackend, als sei es eben geboren, und blickte darauf nieder mit einem Lächeln, wie er es nur einmal an ihr gesehen hatte, einen einzigen Tag lang — den einzigen, den ihr eigenes Kind gelebt hatte.

Mariechen! wollte er rufen, aber er hielt an sich: nein, er wollte sie nicht stören, er durfte sie nicht stören. Auf den Zehen ging er langsam rückwärts hinaus und sah dabei noch immer hin, obgleich er eigentlich gar nicht sehen wollte. Sie selber würde ja niemals mehr ein Kind bekommen, das hatte ihnen der berühmte Arzt in Aachen gesagt; sie hatten sich auch drein geschickt, aber — er seufzte — es war doch schwer! Zögernd nur entfernte er sich, ihr Lächeln bannte ihn. Und als er schon längst draußen war, sah er noch immer sein Mariechen vor sich mit diesem stillen, seligen und zugleich doch ein wenig schmerzlichen Lächeln.

Ohne daß er es wußte, hatte er den Weg höher hinauf zum Venn eingeschlagen. Er wurde dessen erst inne, als er die letzten Hecken hinter sich hatte und auch das Weideland, das ein dunkler Tannenbusch begrenzt. Er sank plötzlich tief in weichen, schwarzen Moorboden. Jetzt war alles naß hier, die verdorrten Heidekrautbüschel ragten wie Schöpfe aus den Lachen, man mußte Obacht geben, wohin man trat. Das stöberte ihn aus seinem Sinnen auf, er sah um sich. So oft er auch hier schon gestanden hatte, hinter sich die unermeßliche Weite des Venns, vor sich die Hecken des friedlichen Dorfes, dahinter die Häuser zu schlafen schienen, er empfand immer wieder die Wohltat dieser Unbegrenztheit, die Beruhigung dieser ungeheuren weltentrückten Stille. Daß er so lange nicht hiergewesen war! Wie sah es jetzt hier aus? Nun, viel war noch nicht zu sehen! Es war hier noch nicht viel anders als sonst, nur daß dort, wo der einsame Baum steht, der Galgenbaum, der wie ein dürrer Pfahl ragt und nur im Sommer einen kurzen, nach der Seite gewehten Schopf zeigt, daß sie dort jetzt rohe Balken aufeinandersetzten. Ein primitiver Bau! Hui, mußte der Wind durch die Lücken pfeifen! Er ging darauf los.

Ein harter Zuruf hielt ihn an: „Halt!"

Mit starken Schritten kam der Aufseher heran. „Was wollen Sie?" Das klang drohend, und selbst, als jetzt Simon Bräuer den Heckenbroicher Bürgermeister erkannte, wurde sein Gesicht nicht viel freundlicher. Der Landrat war so und so oft schon hier gewesen und hatte ihn aufgehalten mit seinen Vorschlägen und Verbesserungen, nun kam der Bürgermeister auch noch angerannt! Widerwillig gab er Auskunft: nun ja, sie waren am Arbeiten, das mußte ja auch so sein, das kostete dem Staat eine Masse Geld hier oben und würde noch mehr kosten, noch viel mehr. Dräniert mußte der Boden zu allererst ordentlich werden, wo sollte sonst all die Nässe hin?! Aber dann — ein freundlicher Strahl huschte jetzt über das finstere Gesicht — dann konnte es hier wohl was werden! Es mußte was werden!

Leykuhlen hörte die große Energie heraus in Worten und Ton. Bräuer war ihm nie sonderlich angenehm gewesen: ein verschlossener, unzugänglicher, finsterer Mensch. Er hatte ihn schon gekannt, als er noch ein Junge war und andere Jungen, die ihn auf der Weide täppisch neckten, mit Steinen blutig geworfen hatte; aber jetzt interessierte er ihn. Das war doch ein Kerl, mit dem was anzufangen war! Wie kam dieser arme Junge, der nie ein Bröckelchen Land zu eigen besessen, der seine zwölf Jahre in den Kasematten von Köln verbracht und dann noch ein paar dazu als Aufseher hinter den Mauern von Siegburg, zu diesem lebhaften landwirtschaftlichen Interesse?!

„Wenn wir nach dem Dränieren den Boden umbrechen, schiffeln und kalken, dann sollen wir wohl was herauskriegen. Wo Vennheu wächst, is am End auch Kleeheu zu kriegen, man darf nur nit die Jeduld verlieren", sagte Bräuer jetzt. Man merkte es ihm an, daß diese Idee seine eigene war und ihn ganz erfüllte. Mit einem scharfen Blick sah er sich um, hob seine Rechte und machte eine weitumfassende Bewegung. „Un wer hat dat je erlebt, Roggen un Hafer auf dem Hohen Venn?!"

„Oha!" Leykuhlen lächelte; das waren denn doch noch weitaussehende Pläne!

Aber wie beleidigt fuhr der andere auf. „Da is nix zu lachen. Wenn Sie et nit jlauben, wat kommen Sie dann hier hin? Und ich sag' Ihnen: hier wächst Hafer!" Er hob wiederum die Hand und zeigte wie ein Gebieter über die unwirtliche Fläche. „Und hier wächst Roggen! — — — — Voran, ihr Kerls!" Unsanft fuhr er ein paar Gefangene an, die langsam, schlorrenden Schritts eine schwere Karre voll Steine zum Bau hinschafften.

Der eine hatte sich vorgespannt, der Strick klemmte ihm die Brust ein, er zerrte mit vorgestrecktem Halse, die Augen waren ihm herausgequollen, die Sehnen zum Reißen angespannt. Tief sank das schwerbelastete Gefährt in den schwammigen Boden ein. Der andere stieß von hinten gegen, den Kopf ganz tief zwischen die Schultern ziehend, wie ein Tier fast auf den Vieren laufend. Man konnte sein Gesicht nicht sehen, man hörte nur sein Keuchen. Jetzt blieben sie stecken.

„Voran!" Simon Bräuer hob befehlend den Arm. „Voran, ihr Faulenzer!" Da duckte sich der hintere, der für ein paar Augenblicke sein blasses, schweißbedecktes Gesicht emporgehoben hatte, rasch wieder, und der vordere ruckte an, wie ein marodes Pferd zu letzten verzweifelten Anstrengungen angepeitscht. Der Karren schwankte weiter.

„Schwere Arbeit hier", sagte Leykuhlen. Dies hier war wahrhaftig Pferde-, aber keine Menschenarbeit! „Bräuer, werden Ihnen die Leute dann nit krank?"

Das unerbittliche Gesicht verzog sich zu einem verächtlichen Lächeln. „Fünf Schwachmatikusse hab' ich als nach Aachen retourgeschickt, hab' andere Kerle dafür gekriegt; es sitzen ihrer ja jenug hinter Schloß und Riegel, die wollen jern heraus. Is hier doch noch immer besser in freier Luft — was, Jacobs?" schrie er den jungen Menschen an, der den Karren geschoben hatte und jetzt, am Bau angelangt, sich emporrichtete und die steifgewordenen Arme umeinander schlug. „Is doch besser hier als im Kaschöttchen?"

Es kam keine verständliche Antwort, ein heiseres Husten erstickte sie. Aber der Sträfling nickte und gab sich dann daran, die Steine abzuladen.

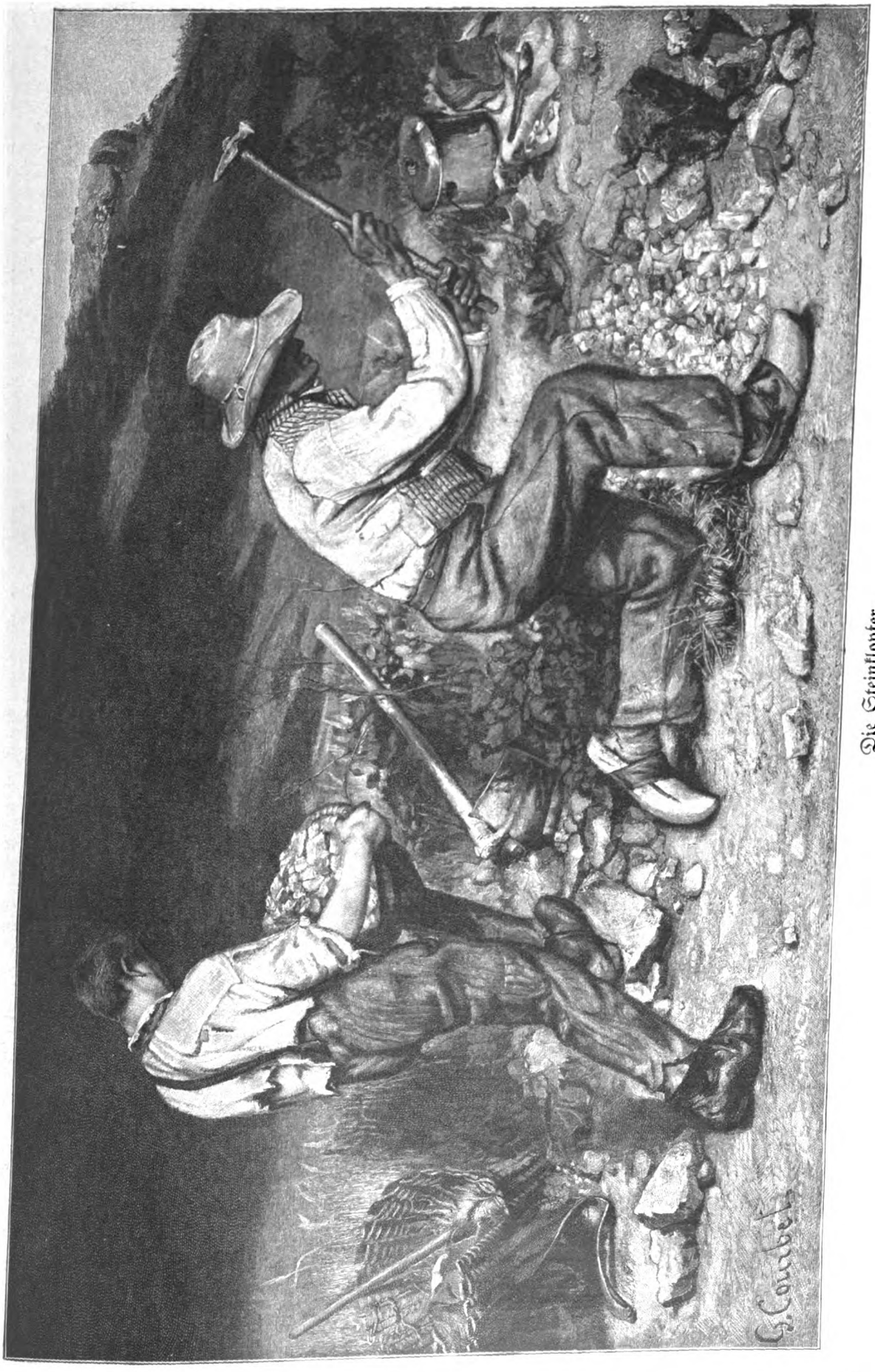
Sah der Mensch elend aus! Und ein unangenehmes Gesicht, die richtige Verbrecherphysiognomie! „Wat hat der dann pekziert?" fragte Leykuhlen halblaut. Es überlief ihn plötzlich eine schaurige Empfindung: dem möchte man nichts Wehrloses in den Weg schicken auf einsamem Venn! Diese roten Haare, diese abstehenden Ohren, diese unsteten Augen in dem abgezehrten, sommersleckigen Gesicht! So konnte sich ein ängstliches Gemüt wohl einen Mörder vorstellen. „Wat hat der dann verbrochen?"

„Der —?" Bräuer zuckte gleichgültig die Achseln. „Wird wohl nur wegen Wechselfälschung oder Diebstahl oder wegen Sittlichkeit seine paar Jährchen gekriegt haben — ich weiß nit — wer kann dat all' behalten! Aber wenn Sie et jern wissen wollen — Jacobs!" Er winkte.

„Nee, nee!" Leykuhlen legte ihm die Hand auf den Arm. „Fragen Sie ihn nit selber! Nee, nit vor mir!"

„No, dann nit!" Der Aufseher lachte grimmig. „Daraus macht sich so'n Kerl doch nix. Der hat so oft seine Sünden anzuhören jekriegt, bis auf Herz und Nieren ist der ausjezogen worden im offenen Gerichtssaal, dat et dem janz Wurscht is, wat ich ihn hier frag', oder Sie un ich. Dem is dat viel ärjer, wenn Ihre Dorfmädchens ihn anjaffen wie ein wildes Tier un die Jungens hinter ihm drein kreischen — Mädchens, mit denen er sonst poussieren würd', Bengels, mit denen zusammen er Kegel schieben würd'. Dat is viel schlimmer für so einen, als wenn wir ihn fragen. Wir wissen doch auch, wat Versuchung is!"

„Sie haben recht!" Ganz betroffen sah Leykuhlen den Aufseher an — der Bräuer war doch nicht so roh, wie es den Anschein hatte! „Sie haben Verständnis für Ihre Leut'!"



Die Steinklopfer.
Gemälde von G. Courbet.

„No, wenn ich dat nit hätt'! Ich bin doch drei Jahr in Siegburg jewesen. Beim Militär is dat auch nit viel anders — pariert muß werden — nur die Montur is besser. Herr Bürjermeister, wenn Sie sich aber interessieren, so schaffen Sie mer doch ein paar Bund Stroh!" Es kam etwas wie eine Bitte in die harte Stimme. „Die Kerls liegen hundsmiserabel. Und wenn ich 'wat alte Leinwand kriejen könnt'! Die Halunken verschweinigeln sich die offenen Frostbeulen mit Absicht, sie denken, wenn sie humpeln, dann brauchen sie nit so zu arbeiten — ja wohl, ich werd' ihnen! Aufjepaßt!" brüllte er einen Sträfling an, der sich eben verstohlen bückte, um mit der hohlen Hand Wasser aus einer Lache zu schöpfen. „Hab' ich nit befohlen, jetrunken wird nit?!"

Erschrocken fuhr der Sträfling zurück; er stammelte etwas von „Durst". Es klang wie ein Winseln.

„Wenn du Bauchschmerzen kriegst, scheuer ich dir noch die Hucke!" schrie der Aufseher böse.

„Sie sind sehr streng", sagte Leykuhlen vorwurfsvoll. Es stieß ihn plötzlich wieder etwas von dem Manne zurück.

Aber der Aufseher zuckte die Achseln. „Wenn ich nit streng wär', könnten wir nur einpacken hier. Entweder, sie gingen mir alle ein, oder sie schlügen mich tot. Adjüs!" Damit drehte er sich kurz um und ließ den anderen stehen.

Leykuhlen sah ihm nach, wie er mit starken Schritten auf die andere Seite des Bauplatzes ging und dort ein paar Sträflinge aufjagte, die sich in einem wärmenden Sonnenstrahl auf einem Balken niedergekauert hatten und ein wenig rasteten. Er sah sie auseinanderfahren wie Hühner, zwischen die der Habicht stößt. Arme Teufel! Es war nun schon Ende April, aber es war doch noch recht kalt!

Ein Wind ging, der selbst den an Vennluft Gewöhnten durchschauerte; Leykuhlen knöpfte seinen Rock zu. Die in Leinenkittel Gekleideten ragten wie schlotternde Vogelscheuchen, denen der Wind die Fetzen abzerren will, aus der baumlosen Fläche auf. So braun, so dürr noch das einsame Land! Eine von ihm selbst nicht verstandene Traurigkeit senkte sich plötzlich auf Leykuhlens Seele. Der Himmel trüb, schwere Wolken hatten jetzt jedes Strählchen von sonnigem Licht verjagt; die Luft war wie Rauch, voll von beklemmendem Nebeldunst, die Ferne so fern. Wo waren Städte und Menschen, fröhliche Menschen, und fruchtbare Felder?! Weit fort, sehr weit fort! Noch war kein Frühling im dunklen Moorland. (Fortsetzung folgt.)

Entwicklung der neueren physikalischen Tiefseeforschung.

Methoden und Ergebnisse der Messung von Temperatur, Salzgehalt usw.*)

Von Prof. Dr. Gerhard Schott.

Wie sieht es in den gewaltigen tiefen Becken und Mulden der Weltmeere aus? Welche Wärmeverhältnisse herrschen da unten in vier-, fünf-, ja achttausend Metern Tiefe? Unter welchen sonstigen physikalischen und chemischen Zuständen und Bedingungen lebt die Tierwelt der Tiefsee? Wie beantwortet die neuere Tiefseeforschung diese und andere sich aufdrängende Fragen?

Zunächst stellen wir als wichtigste Tatsache fest, daß ganz allgemein das Ozeanwasser um so kälter wird, je tiefer es sich befindet, und zwar ist es merkwürdigerweise einerlei, ob wir uns dabei in den Tropen befinden oder in der gemäßigten Zone. Das Bodenwasser am Grunde von Tiefen, die 4000 Meter überschreiten, ist durchweg eiskalt, seine Temperatur schwankt etwa zwischen 0 Grad und 2,5 Grad Celsius. Gehen wir dagegen auf dem Festland in die Tiefe, wie in Bergwerken, in Bohrlöchern, so steigt die Temperatur, und wir müssen annehmen, daß in 4000 Metern unter dem Festlandsboden schon die außerordentlich hohe Temperatur von rund 140 Grad Celsius herrscht. Es besteht somit ein fundamentaler Unterschied zwischen der senkrechten Wärmeverteilung im Meer und der in der festen Erdrinde. Aber auch in den Zwischentiefen der Ozeane ist die Wassertemperatur meist erstaunlich niedrig, zumal in den Tropen, so daß die hohen Temperaturen der Oberfläche nur in sehr dünner Schicht nach unten reichen; schon in 400 Metern Tiefe beobachtet man z. B. unter dem Äquator des Atlantischen Ozeans nur 8 bis 9 Grad, denen 26 bis 27 Grad an der Oberfläche gegenüberstehen!

Mit gewöhnlichen Thermometern kann man begreiflicherweise diese Tiefentemperaturen nicht messen, es würden ja die gewöhnlichen Thermometer während des Heraufholens durch die warmen oberen Schichten wieder die Temperatur dieser Schichten annehmen. Am gebräuchlichsten sind vielmehr sogenannte „Umkehr- oder Kipptherm ometer", von denen jedes einzelne Stück mehr als 100 Mark kostet. Die gegen den gewaltigen Druck der Wassermassen der Tiefsee geschützten Thermometer werden in einer Metallröhre befestigt, die ihrerseits an einem metallenen Rahmen drehbar angebracht ist. In dieser Lage geht das Instrument in die Tiefe hinab; ist es in der gewünschten Tiefe, in der man die Wasserwärme messen will, angelangt, dann kippt die Metallröhre, in der das Thermometer sich befindet, um, sobald man die Leine einzuhieven beginnt, und es reißt im Moment des Umkippens der Quecksilberfaden in einer der Tiefentemperatur proportionalen Länge ab, und dies abgerissene Stück des Quecksilberfadens verändert sich auch während des weiteren Heraufholens nicht nennenswert. Eine ähnliche Einrichtung wird auch bei den Wasserschöpfern benutzt, die eine Probe von unvermischtem Tiefseewasser heraufbringen sollen, damit man dies Wasser in bezug auf seinen Salzgehalt oder auch auf seinen Gehalt an absorbierter atmosphärischer Luft usf. untersuchen kann.

Bei den Tiefseethermometern sowohl wie bei den Wasserschöpfern handelt es sich um die Bewegung von erheblichen Gewichten, besonders weil man, um Zeit zu sparen, auf den Forschungsfahrzeugen in einem Zuge mehrere Tiefentemperaturen mißt und mehrere Wasserproben aus verschiedenen Tiefen entnimmt, also genötigt ist, einer Leine jeweils eine ganze Anzahl solcher Apparate anzuvertrauen. Begreiflicherweise verbietet sich unter diesen Umständen für diese ozeanographischen Arbeiten die Benutzung des in unserem Aufsatz bei den Lotungen (1905, S. 784) erwähnten Klaviersaitendrahtes; man muß vielmehr ein aus mehreren Drähten zusammengeflochtenes Stahlkabel von zwei bis drei Millimetern Durchmesser benutzen, um gegen Verluste gesichert zu sein. Das Kabel wird in einer Länge von mehreren tausend Metern auf eine Winde aufgewickelt.

Leider fehlt der Tiefseeforschung noch heute ein Apparat, der bequem und sicher die Strömungen der Tiefsee, sowohl ihrer Richtung wie ihrer Schnelligkeit nach, beobachten läßt. Bis jetzt muß man sich daher in der Hauptsache dadurch helfen, daß man aus der geographischen Verteilung von Wärme und Salzgehalt des Tiefenwassers mittelbar und indirekt die Bewegungen des Tiefenwassers abzuleiten oder zu berechnen versucht.

Immerhin steht eine stattliche Reihe von höchst eigentümlichen Tatsachen bereits fest. Dazu gehört zunächst der schon eingangs erwähnte Umstand, daß nahezu überall in den großen Tiefen der Weltmeere, auch unter dem Äquator, das Wasser eisfalt ist. Die niedrigen Temperaturen von nur 8 bis 9 Grad in 400 Metern Tiefe, von 1 bis 2 Grad am Meeresgrund in 4- bis 6000 Metern Tiefe können nicht an Ort und Stelle ihren Ursprung haben, da in den Tropen jahraus, jahrein an der Oberfläche des Meeres die Wärme der Luft sowohl wie die

*) Vgl. den Aufsatz über Tiefseelotung im Jahrgang 1905, S. 784 der „Gartenlaube".

des Wassers fast nirgends und niemals unter 20 Grad herab geht, meist sogar zwischen 25 und 28 Grad Celsius liegt. Man kann sich in ganz schematischer Weise diese Sachlage so erklären: während an der Oberfläche der Ozeane viele schnellfließende, aber nur seichte, d. h. wenig tiefreichende Oberflächenströmungen warmes Wasser von der heißen Zone nach der gemäßigten und kalten Zone führen — man denke nur an den Golfstrom — ziehen in der Tiefsee umgekehrt sehr langsame, aber sehr mächtige Unterströmungen von polaren Gegenden zu den äquatorialen Gebieten, wodurch das auch in den tropischen Meeren kalte Bodenwasser seine Erklärung findet. Dabei dürfte der größte Teil des kalten Tiefenwassers vom südlichen Eismeere stammen. In der gleichen Weise wie in dem Luftmeer Unter- und Oberwinde von sehr verschiedener, ja oft entgegengesetzter Richtung wehen, besitzt auch der Ozean Oberflächen- und Tiefenströmungen von wesentlich verschiedener Richtung, Stärke, Temperatur usf. Man kann also von einem Kreislauf des Wassers reden; an der Oberfläche geht es von den Tropen polwärts, wird dort abgekühlt, sinkt daher, weil spezifisch schwerer geworden, unter und kehrt in der Tiefe zu den Tropen zurück, wo es allmählich wieder zur Oberfläche aufsteigt. Ein schlagender Beweis für die Richtigkeit des Satzes, daß am Meeresgrund eiskaltes Wasser von hohen geographischen Breiten nach dem Äquator fließt, wird durch manche Binnenmeere geliefert, die vom offenen Ozean abgeschlossen sind; in ihnen steht nämlich die Wassertemperatur bis zum Boden hoch, weil der kalte Tiefenstrom des offenen Ozeans nicht hineindringt. So hat das Mittelmeer, obschon es in einzelnen Teilen bis 4000 Meter tief ist, doch eine Bodentemperatur von 13 Grad; die Straße von Gibraltar ist nur seicht.

Ganz so einfach, wie hier schematisch angedeutet, liegen nun freilich die Verhältnisse im einzelnen nicht. So ist jetzt für die mittleren Schichten der Tiefsee, im besonderen für die Wasserlagen zwischen etwa 150 und 800 Metern Tiefe nachgewiesen, daß ihre Temperatur in den tropischen Gegenden viel niedriger ist als in der gemäßigten Zone. In diesen mittleren Tiefen kann also der eben beschriebene, von den Eismeeren kommende kalte Unterstrom noch nicht vorhanden sein; diese mittleren Tiefen bilden ein Grenzgebiet zwischen Oberstrom und Bodenstrom. Ein Beispiel wird die Absonderlichkeit der Sachlage klarmachen. Angenommen, ein Schiff befände sich auf dem Äquator mitten im Atlantischen Ozean, sagen wir halbwegs zwischen Brasilien und Kamerun, und die unter der lastenden Schwüle der Tropensonne bei 28 bis 30 Grad Celsius leidenden Passagiere wollten sich eine Flasche Sekt kühlen, so können sie dies durch das Versenken der Flasche bis auf 400 Meter Tiefe derart gut erreichen, daß das Getränk eine Temperatur von nur 8 bis 9 Grad annimmt. Würde der gleiche Versuch aber weiter polwärts gemacht, z. B. halbwegs zwischen den Azoren und den Bermudasinseln, wo man doch die Tropen schon verlassen hat und die Lufttemperatur viel leicht nur 20 Grad im Jahresdurchschnitt beträgt, so würden unsere Passagiere trotz Hinablassens der Flasche wiederum auf 400 Meter Tiefe doch nur eine Abkühlung des Getränkes bis auf 16 oder 17 Grad erreichen, der Sekt bliebe lauwarm!*) Ist das nicht merkwürdig? Man sollte doch vielmehr annehmen, daß, gleiche Tiefen ins Auge gefaßt, das Wasser von der heißen Zone nach der gemäßigten Zone hin immer kälter würde.

In diesen mittleren Schichten der Tiefsee von 150 bis 800 Metern ist aber das Gegenteil, wie eben gezeigt, der Fall; und zwar ist diese auffällige Wärmeverteilung für alle Ozeane nachgewiesen. Es kommen offenbar verwickelte, auch auf- und absteigende, also senkrechte Bewegungen in Verbindung mit den oben erwähnten wagerechten Strömungen hierbei in Betracht.

Neben der Erforschung der Wärmeverhältnisse spielt in der modernen Tiefseeforschung die Bestimmung des Salzgehaltes eine sehr wichtige, ja geradezu eine beherrschende Rolle. Es hat sich nämlich von Jahr zu Jahr deutlicher gezeigt, daß der verschiedene Betrag des Salzgehaltes ein außerordentlich feines Kennzeichen für die Herkunft der verschiedenen Wasserarten ist, und zugleich, daß diese Verschiedenheit der „Konzentration" des Meerwassers von mittelbarem Einfluß auf die Verbreitung der Tierwelt, besonders der Nutzfische ist. Ein guter Durchschnittswert für den Salzgehalt des Meerwassers ist 3,5 v. H. oder 35 v. T., d. h. in 1 Kilogramm Meerwasser sind 35 Gramm aufgelöste Stoffe vorhanden. Man beziffert die örtlich und zeitlich auftretenden Abweichungen von diesem Mittelwert nach 0 v. T. und Bruchteilen dieser 0 v. T., weil diese Abweichungen für das Wasser des offenen Ozeans ungemein geringfügig sind. Anders z. B. in solchen Meeresgebieten, die wie das Skagerrak und das Kattegatt die Verbindung herstellen zwischen einem ungefähr normalsalzigen Meere (der Nordsee) und einem schwachsalzigen Meere (der Ostsee): während in der offenen Nordsee 35 v. T. Salzgehalt häufig und weitverbreitet ist, sinken die Werte im Skagerrak auf 30 v. T., im Kattegatt bis auf 15 v. T., bei Rügen bis auf 8 v. T. (also schon weniger als 1 v. H.) an der Meeresoberfläche. In der Tiefe aber hat man auch in der Ostsee noch vergleichsweise salzreiches Wasser, das von einem Unterstrom durch den Sund und die Belte hereingeführt wird, und es ist nun eine Hauptaufgabe der neueren Forschung, die besonders die internationale meereskundliche Vereinigung in Kopenhagen beschäftigt, darin gegeben, daß man die örtlichen und zeitlichen Verschiebungen des schwachsalzigen Oberflächenstromes gegen den starksalzigen Unterstrom in diesen unseren heimischen Gewässern fortlaufend beobachtet. Denn es scheinen die Nutzfische, z. B. die Heringsschwärme, Wasser von ganz bestimmtem Salzgehalt zu bevorzugen. Die an der sogenannten bohusländischen Küste nördlich von Göteborg im Herbst und Winter vor sich gehende große schwedische Heringsfischerei und die norwegische Heringsfischerei müssen nach allem, was man weiß, damit rechnen, daß der Hering verschwindet, sobald das Meerwasser weniger als 32 v. T. Salzgehalt aufweist. Ein Beispiel von vielen ist das folgende: im Winter 1879 war die bohusländische Fischerei mit großem Erfolge bis zum 11. Januar in Gang, da stürmische westliche Winde das verhältnismäßig warme und starksalzige Nordseewasser bis in den innersten Winkel des Skagerraks hineintrieben und dort festhielten. Als aber mit dem 13. Januar südliche und südöstliche Winde einsetzten und anhielten und hierdurch das kalte und schwachsalzige Ostseewasser vom Sund her nordwärts geführt wurde, da hörte vom 15. Januar ab die Heringsfischerei zunächst an der Oberfläche auf, ertragreich zu sein, weil der Salzgehalt daselbst auf 30 v. T. gesunken war; in der Tiefe, wo das Wasser noch 33 v. T. enthielt, stand noch der Hering. Mit dem 16. Januar, einem Tag, an dem auch in der Tiefe das schwachsalzige Wasser zur Herrschaft gelangt war, hörte die Fischerei ganz und gar auf.

Die großen periodischen Schwankungen in dem Kommen und Gehen der Fischschwärme scheinen also von periodisch sich wiederholenden Änderungen in den Wasser- und Stromverhältnissen unserer nordischen Meere bedingt zu werden, ein höchst wertvoller Ausblick, wenn man bedenkt, von welchen geradezu verhängnisvollen wirtschaftlichen Folgen für manche Küsten das Ausbleiben der Fische begleitet ist. Vielleicht wird man in späteren Jahren solche Schwankungen auf Grund der physikalisch-chemischen Tiefseebeobachtungen voraussagen und sich dann darauf einrichten können. Zu diesen Ausführungen muß aber noch ein wesentlicher Zusatz gemacht werden. Es darf nicht ohne weiteres angenommen werden, daß die Nutzfische, in unserem Beispiel der Hering, aus physiologischen

*) Ärgerlicherweise muß bemerkt werden, daß der Versuch in dieser Form überhaupt nicht ausführbar ist, da der gewaltige Wasserdruck (40 Atmosphären in 400 Metern Tiefe) jeden Pfropfen, auch den einer Sektflasche, in die Flasche hineintreibt — Sekt und Salzwasser will aber gekühlt trinken. Es genügt schon das Versenken auf erheblich geringere Tiefe als 400 Meter, um jede gewöhnliche verschlossene Flasche entweder zum Bersten zu bringen oder den Kork hineinzutreiben.

Gründen an Wasser von ganz bestimmtem Salzgehalt und bestimmter Temperatur gebunden seien, daß sie also nicht anpassungsfähig seien; leben doch in der eigentlichen Ostsee wieder bestimmte Heringsarten in weiter Verbreitung. Vielmehr schiebt sich ein Mittelglied ein, das Plankton, d. h. die Summe der im Meere schwebenden, willenlos treibenden kleinen und kleinsten Organismen pflanzlicher und tierischer Natur, welche die Nahrung der Nutzfische darstellen. Diese Organismen sind sehr genau abgestimmt auf bestimmte spezifische Gewichte des Meerwassers und sind also an bestimmte Temperaturen und Salzgehalte gebunden, wenn sie in den ihrem Wachstum günstigen Tiefenschichten schweben bleiben wollen; denn die vereinigte Wirkung von Temperatur und Salzgehalt ist maßgebend für das spezifische Gewicht des Wassers. Treten demnach Änderungen in Temperatur und Salzgehalt ein, so ändert sich das spezifische Gewicht und damit auch die Verbreitung des Plankton; der Hering wird aber immer seiner Nahrung, diesem Plankton, möglichst folgen, und so wird es erklärlich, warum der Hering vorzugsweise in Wasser von bestimmtem Salzgehalt sich aufzuhalten scheint.

In den offenen Weltmeeren ist der Unterschied zwischen dem Salzgehalt des Oberflächenwassers und dem des Bodenwassers meistens verschwindend klein, daher sind die entsprechenden Unterschiede des spezifischen Gewichtes fast nur von der Temperatur und der geringen Zusammendrückbarkeit des Meerwassers bedingt; nehmen wir an, das Wasser der Meeresoberfläche sei 20 Grad Celsius warm bei 35 v. T. Salzgehalt, so ist die Dichte dieses Wassers rund 1,025; das Wasser des Meeresbodens in 5000 Metern Tiefe an dieser Stelle sei 1 Grad Celsius warm, ebenfalls bei 35 v. T. Salzgehalt, so ist die Dichte rund 1,028, korrigiert für die Kompression rund 1,051. Es bedeuten diese Zahlen, daß an dieser Stelle das Oberflächenwasser 1028 Gramm fürs Liter wiegt, das Tiefenwasser 1051 Gramm. Die Gewichts- und Dichtevermehrung ist also vergleichsweise unbedeutend. Hiernach beantwortet sich die Frage nach der Zeitdauer des Sinkens der im Meer untergehenden Gegenstände ziemlich leicht. Sehen wir von der inneren Reibung des Seewassers und dem Einfluß der verschiedenen Gestalt der untergehenden Körper (dem sogenannten Formwiderstand) ab, so ist die Sinkgeschwindigkeit eines Körpers lediglich abhängig von der Differenz zwischen dem Gewichte des Körpers und dem Gewichte des Meerwassers, also von dem „Übergewicht". Dies Übergewicht bleibt aber nahezu konstant, da ja das Tiefenwasser nur wenig schwerer und dichter ist als das Oberflächenwasser.

Wenn es dem Menschen möglich wäre, in größere Tiefen hinabzusteigen, so würde er, von den obersten 40 bis 50 Metern abgesehen, sich überall in völliger Finsternis finden. Die in das Meer eindringenden Lichtstrahlen werden in so hohem Grade verschluckt, daß schon in 2 Metern Tiefe nur etwa die Hälfte der Stärke des Tageslichtes herrscht. Die weiße Gaze der feinen, etwa 40 bis 50 Zentimeter im Durchmesser großen Planktonnetze verschwindet, vom Schiffe aus betrachtet, dem menschlichen Auge im klaren Wasser der küstenfernen Ozeane bei rund 40 bis 50 Metern Tiefe. Die blauen, violetten, chemisch wirksamen Teile des Spektrums dringen tiefer, sie haben bis zu Tiefen von 500 Metern photographische Platten in einzelnen Fällen noch deutlich geschwärzt: aber was will dies gegenüber den mächtigen Tiefen von 5000 Metern, ja nahezu 10000 Metern besagen? Nicht nur kalt, eiskalt, sondern auch finster sind die Tiefseegründe, und doch holt aus diesen schier endlos sich dehnenden Wasserwelten der Tiefseeforscher überall eine Fülle von Organismen heraus, und diese Lebewelt zeigt so eigenartige, ja meist bizarre Formen und weist solche absonderliche Anpassungen an die physikalischen Zustände der Tiefsee auf, daß sie eine besondere Beschreibung aus sachkundiger, zoologischer Feder verdient.

Ein albanisches Tantalidengeschlecht.

Von Stabsarzt a. D. Dr. E. Schulz-Hamburg.

Wenn Kaiser Wilhelm den Blick vom „Achilleion", seinem neuen Besitz auf der sagenumsponnenen Phäakeninsel Korfu, zum nahen Festlande schweifen läßt, so grüßen ihn vom Norden her die weißschimmernden Häupter des albanischen Hochgebirges, der „Prokletija" (des „verfluchten Gebirges"), wie die Südslawen es nennen. Hier haust ein wildes, fast gänzlich unzivilisiertes Volk in einer Ursprünglichkeit, daß man glauben könnte, 1500 Jahre Kultur hätten vor diesen unzugänglichen Bergen haltgemacht. Die Blutrache fordert unter den nur dem Namen nach zur Türkei gehörigen Stämmen Oberalbaniens noch jährlich Hekatomben von Menschenleben, und 3000 Morde aus Blutrache sind die niedrigsten Ziffern, die man jährlich annehmen muß.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich im verflossenen Sommer durch alle Stämme der Gehgen (im Norden) und der Tosken (südlich des Schkumbi) die Kunde, daß der Deutsche Kaiser der albanischen Küste gegenüber ein Schloß gekauft habe. In Skutari, der Hauptstadt Oberalbaniens, ist man fest von dem Besuche der Stadt durch das Oberhaupt des Deutschen Reiches überzeugt.

Fürst Prenk Bib-Doda.

Niemand aber wartet sehnsüchtiger auf die Ankunft Wilhelms II. in den Wässern der blauen Adria als eine dem Grabe zuwankende Fürstin, die letzte aus einem hochberühmten, untergehenden Geschlecht und die letzte anerkannte erbliche Fürstin in der europäischen Türkei. Denn die Familie der benachbarten Buschatlija von Skutari ist seit 70 Jahren bereits von der Türkei depossediert, nachdem sie fast 150 Jahre lang das Paschalik von Skodra (albanischer Name für Skutari) erblich besessen hatte.

Es ist die Fürstin Marzella, deren Gatte und Sohn bis 1884 über die Miridithen, den angesehensten und gefürchtetsten Stamm Oberalbaniens, geboten. Ihre feste Hoffnung ist eine Begnadigung des verbannten einzigen Kindes, des Fürsten Prenk (Peter) Bib-Doda, durch die Fürsprache des Kaisers beim Sultan.

Nie ist das Bibelwort: „Ich will die Sünden der Väter an ihnen heimsuchen bis ins vierte Glied" schrecklicher zur Wahrheit geworden als in den Schicksalen der miridithischen Fürstenfamilie. Die Blutrache hat dieses alte Geschlecht, das als Vorbild des ganzen Stammes mit seinen ehernen Anschauungen über „Giak" (Blut)

und seine Rache gelten kann, nach und nach gefressen. Woher die Miridithen stammen, wissen wir nicht; wahrscheinlich sind sie ein Zweig der Dukatschin. Sie sind plötzlich da und wehren sich gegen die türkische Eroberung (1467) mit einer solchen Wut, daß die Osmanen schließlich ihre Unabhängigkeit anerkennen mußten.

Die verstorbene Prinzessin Davidika.

Auch die Herkunft ihres Fürstenhauses ist in Dunkel gehüllt. Als Stammvater der Dynastie gilt Dschon-Marku (um 1700), der zuerst vom Papste mit dem Titel „Princeps" in einem Schreiben angeredet wurde. Dschon-Marku ist der Stammesheld der Miridithen, und noch heute ist sein Andenken in Liedern und Gedichten des Volkes lebendig. Er lebte nur für den Krieg und starb bei der Erstürmung eines festen Platzes (Pekinj). Sein Sohn und Nachfolger war ihm ähnlich und fiel ebenfalls im Kriege. Durch seine kluge Politik brachte es das Fürstenhaus zu solchem Ansehen, daß alle Paschas der angrenzenden Provinzen sich mit ihm gut zu stellen suchten. Sogar der furchtbare Tyrann Unteralbaniens, der berühmte Ali-Pascha Tepelén von Janina, trat mit den Miridithenfürsten in freundschaftliche Beziehungen. Im griechischen Freiheitskampfe (1821—1829) spielten sie eine sehr große Rolle. Leider scheuten sie sich dabei nicht, mit den Türken gegen ihre eigenen südlichen Stammesgenossen, den griechisch-katholischen Stamm der Sulioten, die als toskische Albanesen den Heldenruhm des griechischen Freiheitskrieges begründet haben, zu kämpfen. Es sind Suliotinnen, die, von den Türken auf einem steilen Felsen eingeschlossen, Heldengesänge anstimmend und Kriegsreigen tanzend, sich in die Tiefe stürzten, nachdem sie vorher ihre Kinder in die Schluchten geschmettert hatten, um nicht mit ihnen dem fanatisierten turko-albanischen Heere zu grausamen Orgien ausgeliefert zu werden. Im Zelte des Miridithenfürsten Lesch-i-Zij (= Alexander der Schwarze) wurde später der berühmteste Held des ganzen griechischen Freiheitskampfes und Führer der Sulioten, Marko Botzaris, getötet. Lesch-i-Zij war damals das stellvertretende Haupt des Geschlechts, da sein älterer Bruder durch eine Türkin vergiftet wurde und nur einen unmündigen Sohn, Kola, hinterlassen hatte. Als wilder und grausamer, aber auch tapferer Krieger beteiligte er sich an einem Aufstande des Paschas von Skutari und wurde mit ihm, gefangen genommen, nach Janina verbannt (1831). Während seiner Abwesenheit trat sein herangewachsener Neffe Kola die Regierung an, kämpfte, den Überlieferungen seines Geschlechtes treu, mit den Türken gemeinsam in Kleinasien und wurde von ihnen mit Ehren überhäuft. Neidisch trachteten ihm deshalb die drei Söhne Lesch-i-Zijs nach dem Leben. Um endlich Ruhe vor ihnen zu haben, ließ Kola, wohl auf Anstiften seiner wilden Gattin, alle drei an einem Tag ermorden. Damit erhebt die furchtbare Blutrache ihr Gorgonenhaupt in der Familie. Die Türken kannten den Charakter der ihnen zu mächtig gewordenen Miridithen und ihre Anschauungen über Blutrache zu genau. Um den Bürgerkrieg zu entfesseln, ließen sie Lesch-i-Zij frei. Racheschnaubend kam er zurück. Aber in Voraussicht des Kommenden zwangen ihn der Bischof und die gesamte Geistlichkeit, seinem Neffen den Mord der Söhne zu verzeihen und Kola öffentlich zu umarmen. Der „Schwarze Alexander" fügte sich scheinbar ins Unvermeidliche. Kola ließ sich dadurch in Sicherheit wiegen und — büßte seine Vertrauensseligkeit mit dem Tode. Denn nach einiger Zeit (1837) stieß ihn Lesch-i-Zij von hinten nieder, als er sich vor dem Essen die Hände wusch.

Waren es bis dahin nur die Männer des Geschlechts gewesen, die mit dem Blute der Familie sich besudelt hatten, so greifen jetzt die Frauen ein. Nicht lange sollte sich Lesch-i-Zij seiner Untat freuen. Kolas Witwe meuchelte ihn ein Jahr später. Rachebrütend dang des Schwarzen Alexanders Gattin, die den Mann und alle Söhne durch Kola bzw. dessen Gattin verloren hatte, ihrerseits Mörder und ließ drei männliche Verwandte von Kola, darunter einen Knaben, umbringen. Die Megäre hätte alle männlichen Verwandten umgebracht, wenn es nicht treuen Dienern gelungen wäre, den damals zweijährigen Sohn Kolas, den 1870 verstorbenen Gatten der Fürstin Marzella, in einer Kiste zu verstecken und zu retten. Kolas Witwe flüchtete für zwei Jahre mit ihrem Söhnchen Bib-Doda in eine Höhle, die sie aus Furcht vor der Rache ihrer Feindin nicht zu verlassen wagte. Allmählich beruhigten sich die Gemüter. Man hatte sich so zerfleischt, daß nur noch vier männliche Mitglieder der Dynastie am Leben waren. Auf beiden Seiten waren gleich viel Männer der Hydra von Blutrache zum Opfer gefallen und damit der Ehre Genüge geschehen. Beide Witwen, die Urheberinnen dieser Untaten, schlossen Frieden und bezogen gemeinsam jenes Haus, dessen greuelbefleckte Schwelle Zeugin der meisten Morde gewesen war. Sie verkehrten in der Folge miteinander, als ob niemals die blutigen Manen des Geschlechts zwischen ihnen gestanden hätten. Und solche Anschauungen über Blutrache herrschen heute noch im größten Teile Oberalbaniens.

Bib-Doda, Kolas Sohn, übernahm trotz junger Jahre die Regierung (etwa 1855), unterstützt von seiner Mutter. Ein Engländer, der sie damals sah, beschreibt sie als eine Frau mit brennend rotem, borstigem Haar und stechenden grauen Augen, die vergeblich sich bemühte, die Wildheit ihres Charakters durch eine gewisse Würde des Auftretens zu verdecken.

Es gelang ihr nur zu schlecht:

„Niemand kann seiner Natur entsagen —
Was die Katze gebiert, muß Mäuse jagen"

sagt ein Sprichwort der Albanesen.

Es war eine alte, merkwürdige Sitte, daß die Fürsten der Miridithen sich ihre Frauen von einem mohammedanischen Stamme erst rauben mußten; diese Frauen wurden dann gezwungen, zum christlichen Glauben überzutreten. Denn die Miridithen sind so strenggläubig, daß sie wohl den Übertritt zum Islam freigeben, den Renegaten aber das Wohnen im Lande untersagen.

Fürstin Marzella Bib-Doda.

Bib-Doda raubte sich nun gleichfalls seine Frau, entsprechend den Überlieferungen seines Geschlechtes. Leider blieb seine Ehe mehrere Jahre kinderlos. Eine Scheidung war nach den Kirchengesetzen ausgeschlossen. Den Konflikt löste seine rothaarige Mutter in

ihrer Weise. Sie nahm eines Tages eine Pistole von der Wand und schoß die unglückliche Schwiegertochter, die ihr keine Enkel bescherte, nieder. Das fürchterliche Weib lud so zum Blute Lesch-i-Zijs noch das einer unschuldigen Schwiegertochter auf ihr Haupt. Es ist, als ob seit dieser Zeit ein Fluch auf dem Geschlechte ruhte. Der Stamm verdorrt.

Die zweite Schwiegertochter, eben unsere noch lebende Fürstin Marzella, gebar zwar einen Sohn Prenk Bib-Doda und eine Tochter Davidika. Prenk Bib-Doda aber suchte sich Mitte der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts mit Hilfe Montenegros zum unabhängigen Fürsten zu machen und die Oberhoheit der Pforte abzuschütteln. Der Plan mißlang, Prenk wurde zuerst nach Samsum in Kleinasien verbannt und lebt jetzt in einer Art ehrenvoller Haft in Konstantinopel. Da er bereits im fünfzigsten Lebensjahre steht und unvermählt bleiben will, so stirbt mit ihm das Geschlecht aus. Die alte Fürstin Marzella, die im Winter ein sehr geräumiges Haus mit großem Garten in Skutari bewohnt, und während des heißen Sommers in die Berge der Miriditha hinaufzieht, vergeht vor Sehnsucht um ihr letztes und einziges Kind. Denn um das Maß des Jammers voll zu machen, raubte ihr vor einigen Jahren ein Erdbeben in Skutari ihr anderes Kind, die Prinzessin Davidika. Sie hatte sich geweigert, die gramgebeugte Mutter zu verlassen, und war unvermählt geblieben. Während des letzten, heftigen Erdbebens wurde die Tochter von einem derartigen Entsetzen gepackt, daß eine Herzlähmung ihrem Leben ein Ende machte. Dieser Schlag brach die alte Fürstin vollends, und nur Werke der Frömmigkeit vermögen ihr noch einigen Trost zu spenden. Es wirkte erschütternd auf mich, als ich im vergangenen Sommer ihren Pavillon im Garten des Skutariner Hauses betrat und als einzigen Wandschmuck ein Bild der Mater dolorosa mit dem toten Sohn auf den Knien fand. Das Unglück der alten Fürstin rührte selbst ihre ehemaligen Glaubensgenossen, die ungemein fanatischen Mohammedaner von Skutari. Ist sie in der Stadt anwesend, so wetteifern Moslemin und Christen miteinander, der Schwergeprüften ihre Teilnahme und Hochachtung zu zeigen. Dazu trägt allerdings der Umstand wesentlich bei, daß die Fürstin Marzella sich gänzlich von dem unduldsamen Glaubenseifer, den Konvertitinnen nicht selten an den Tag legen, freigehalten hat. Keine vornehme, mohammedanische Familie versäumt es deshalb, ihrem Haus einen Besuch abzustatten. Der blinde politische und religiöse Haß hat vor ihrem Unglück haltgemacht. Und jetzt hofft sie wieder. Die Nachricht, daß der Kaiser nach Korfu komme, hat das alte, müde Mutterherz noch einmal schneller pochen lassen. Ihr Entschluß steht fest. Sie will die Gebrechen des Alters niederzwingen und unter allen Umständen den Kaiser persönlich um Hilfe oder Fürsprache anflehen. Von ihm erwartet sie, schon am Grabesrande, ihr letztes Glück auf dieser Erde, nämlich, in den Armen des Sohnes zu sterben. Denn einer Albanesin blüht im Leben selten oder nie die Liebe des Gatten, nur Kindesliebe erhellt ihr meist hartes Los. Deshalb will sie den Kaiser anflehen, dem Sohne durch Fürsprache beim Sultan die Erlaubnis zur Rückkehr in die Heimat zu erwirken, um die letzte Spanne ihres Niobidenlebens durch seine Gegenwart zu erhellen. Einsam und verlassen steht sie unter ihrem Volke; Gift, Dolch und Kugel raubten ihr alle Verwandten. Eine geborstene Säule aus stolzem Palaste. Die blutigen Schatten ihres Tantalidengeschlechts will sie bannen, wenn sie und der einzige Sohn, die letzten einer ruhmreichen, kriegerischen Dynastie, im Schatten der urwaldbedeckten Berge Miridithas, von der Anhänglichkeit des Stammes getragen, die müden Lider zum ewigen Frieden schließen und heimgehen zu den Ahnen bei der Kirche von Droschi. Dort wird der Tod sie alle vereinen, die im Leben so grauenhaft kaltblütig sich gegenseitig das Liebste auf der Welt mordeten.

Wunderbare Heilmittel.

Von Dr. L. Sofer.

Ein trauriges Kapitel der menschlichen Kulturgeschichte ist die Kurpfuscherei. Diese, die den Spruch: Mundus vult decipi, ergo decipiatur — Die Welt will betrogen sein, also sei sie betrogen! — zu ihrem Wahlspruch erkoren zu haben scheint, hat wohl zu allen Zeiten und in allen Zonen geblüht, denn sie war immer ein einträgliches Gewerbe. Bekannt ist das Lebenselixier des Grafen von Saint-Germain. Dieser Abenteurer tauchte am Hofe Ludwigs XV. von Frankreich auf und stellte aus Sennesblättern, Süßholz und heilbringenden Nichtigkeiten das „Elixir ad longam vitam“ her. Der Graf von Saint-Germain, dessen berühmterer Schüler Cagliostro war, spielte auch als Alchimist eine bedeutende Rolle, behauptete, daß er 2000 Jahre alt sei und die 12 Apostel gekannt habe; sein hohes Alter verdankte er natürlich seinem Elixier.

Des Grafen von Saint-Germain Schüler leben auch heute noch; besonders Amerika scheint ein fruchtbarer Boden für sie zu sein. Auch in dieser Beziehung ist Amerika das Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“. So fand in Baltimore jüngst eine Verhandlung gegen einen Mann namens Theodore White statt, der sich Doktor und Professor nannte und eine „Hochschule der geheimen Wissenschaften“ gründete. Durch Zeitungsanzeigen empfahl er sich zu schriftlichem Unterricht in Spiritismus, Hypnotismus und Hellsehen. Er versprach, seine Schüler zu befähigen, Geister zu beschwören und Schätze zu finden. Das letztere gelang den Schülern freilich weniger als dem Lehrer, der in manchen Monaten eine Einnahme von 5000 Pfund Sterling hatte. Besonders auf das weibliche Geschlecht übte er eine große Wirkung aus; viele Damen opferten ihr ganzes Vermögen, um sich die geheimen Kenntnisse anzueignen. Der Herr Professor verkaufte unter anderem sogenannte ägyptische Brustplatten, die, auf der Brust getragen, „Gesundheit, Glückseligkeit und Erfüllung aller Wünsche“ bringen sollten. Diese Platten wurden über ganz Amerika versandt. Außerdem handelte er mit einer Wurzel, die er „Adam- und Eva-Wurzel“ nannte. Diese Wurzel, die er angeblich aus Zentralafrika bezog, und die er das Stück für eine Guinee verkaufte, sollte die merkwürdigsten Fähigkeiten verleihen. Zu dem Prozeß waren über 200 Zeugen geladen. Die Voruntersuchung ergab, daß eine ganze Anzahl von Leuten nicht nur materiell, sondern auch geistig durch den Verkehr mit dem „Professor“ White geschädigt wurden. Andere Schüler vernachlässigten ihre Berufsgeschäfte und suchten nur nach verborgenen Schätzen. Der Herr Professor war sehr freigebig mit der Verteilung von Doktordiplomen. Eine Zeugin, eine alte Negerin, erhielt von ihm den Professortitel. Die Vizepräsidentin der Hochschule war eine Miß Rose Hannan; die junge Dame gab zu, Hunderte von Doktordiplomen ausgestellt zu haben. Bezeichnend für die, die nicht alle werden, ist es, daß verschiedene Zeugen energisch für White eintreten. Sie behaupten, durch seinen Unterricht tatsächlich befähigt worden zu sein, Geister zu beschwören und mit den Verstorbenen zu verkehren.

In Neuyork ist auf Betreiben der „County Medical Society“ das Verfahren gegen einen anderen Helden namens Hilgert eingeleitet worden. Der gute Mann, der natürlich sich auch Professor nannte, verkaufte „magische Stiefel“, von denen er in Zeitungsanzeigen behauptete, sie heilten Paralysis, Neurasthenie, Herzkrankheiten, Lungenkrankheiten, Veitstanz und noch vieles andere. Den Patienten wurde gesagt, die Stiefel seien mit Elektrizität geladen. Die Untersuchung ergab aber, daß die Ladung aus weißem Pfeffer bestand. Für Hilgert kamen

nur wohlhabende Patienten in Betracht, da er für ein Paar seiner Wunderstiefel gewöhnlich 1000 Dollar forderte. Zu denen, die auf diesen Stiefel hereinfielen, gehörte unter anderen Charles Schwab, ein Haupt des Stahltrusts; Schwab zahlte sogar für ein Paar magische Stiefeln 5000, Bischof Potter 1500 Dollars.

Durch die Bemühungen eben dieser Gesellschaft wurde ein anderer Schwindel aufgedeckt, der nur mit dem Lebenselirier des Grafen von Saint Germain verglichen werden kann. Die „Force of Life Co." (Lebenskraftgesellschaft) hatte großartig eingerichtete Sprechzimmer und Laboratorien in einer vornehmen Gegend Neuyorks und pries in marktschreierischer Weise ihre epochale Entdeckung auf dem Gebiete der Heilkunde an. Mit Hilfe einer geschickten Reklame verkaufte sie einer Menge von Leuten ihre auf Gelatinekapseln abgezogene Lebenskraft. Die Herstellung der Wundersubstanz kostete eine halbe Million Dollar für das Pfund; sie konnte nur in ganz minimalen Dosen abgegeben werden; der Patient empfing eine sorgfältig verpackte Kapsel, deren Inhalt, gleich dem Radium, die Eigenschaft haben sollte, durch Ausstrahlung alle Krankheitskeime zu töten, besonders den „bacillus senilis", der die Gefäßwände sprod macht und von der Gehirnsubstanz zehrt. Die „Force of Life Co." machte riesige Geschäfte, das Geld der Gimpel kam scheffelweise an, und die Kapseln wurden über das ganze Land versandt, bis die Medizinische Gesellschaft den Schwindel aufdeckte. Der Chefarzt der „Force of Life Co." wandte jedoch nicht in allen Fällen seine Kapseln mit der ausstrahlenden Lebenskraft an. Leute, die den vollen Preis nicht bezahlen konnten oder wollten, erhielten andere Vorschriften. Der Saft der Zwiebel, innerlich und äußerlich angewendet, eine Speckschwarte, auf der bloßen Haut zu tragen, und vor allem Isolierung des Bettes gegen die magnetischen Erdströme, bewirkt durch Unterlegen von Glasscheiben, waren beliebte Vorbereitungsmittel, um in dem Patienten das Verlangen nach dem um so viel kostspieleligen Allheilmittel, den Kapseln mit der Lebenskraft, zu erwecken; diese Kapseln teilten, wo immer man sie trug, dem morschen Leibe unfehlbar neues Leben und neue Lebenskraft mit und sollten, wenn sie ganz und gar verschluckt wurden, sogar die Toten wieder lebendig machen können, nur schade, daß die Toten nicht schlucken können!

Natürlich gehört zu diesem Schwindel auch ein Heer von Agenten; diese werden durch Anzeigen geködert, in denen dem Leser ohne jedes Kapital der Weg zum Reichtum versprochen wird. Vor mir liegt eine „Vertrauliche Mitteilung" eines M. A. Winter in Washington, in der auseinandergesetzt wird, „wie man erfolgreich und unabhängig werden kann".

Zuerst kommt eine allgemeine Abhandlung über die heutigen schwierigen Erwerbsverhältnisse: „Wir wissen gar wohl, wie schwierig es ist, heutzutage selbst ein nur halbwegs anständiges Auskommen zu finden, falls man dem Berufe des einfachen Landwirts, des Maschinisten oder des gewöhnlichen Handwerkers, Tagelöhners usw. folgt. In allen diesen Berufszweigen kann man sich vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein für einen knappen Verdienst abplagen, ohne auch nur einen Zollbreit in der Welt vorwärts zu kommen. All dem kann abgeholfen werden, wenn Sie nur den Entschluß fassen. Sie werden imstande sein, das Leben zu genießen und es von einer heiteren Seite aufzufassen, und dabei noch im Ansehen Ihrer Umgebung steigen (sic), wenn Sie nur wollen. Wer möchte nicht in ein Geschäft eintreten, das einen sehr guten Gewinn abwirft und gestattet, sein eigener Herr und Meister zu sein, über seine eigene Zeit zu verfügen und zu gleicher Zeit unabhängig, frohen Mutes zu sein, mit einem Worte das Leben zu genießen? Wenn Sie das reiflich erwägen und den Entschluß fassen, für uns zu wirken, so steht Ihnen sicherlich eine bessere Zukunft bevor. Ohne große Anstrengung können Sie (die Krone rund zu 25 Cent) täglich von 10 Kronen (2 Dollar) bis 50 Kronen (10 Dollar) verdienen, wenn Sie sich — endlich platzt die Bombe (Anm. d. Verfassers) — dem Verkaufe unseres wundervollen, berühmten Heilmittels, Natürlicher Gesundheitsherstellers genannt, mit Energie widmen.

Unter unseren zahlreichen Agenten haben wir einen, der in einem Jahr an die 20000 Pakete dieser wundervollen Medizin verkaufte; ein anderer setzt nicht weniger als 10000 ab und eine große Anzahl nicht weniger als 5000 im Jahre. Für den Agenten, der die 20000 Pakete verkaufte, bedeutet dies ein Einkommen von 50000 Kronen (10000 Dollar). Nun können Sie selbst ebenso viel und noch mehr als jene Agenten verdienen. Unsere Agenten sind einfach entzückt über ihre Erfolge. Es ist kaum möglich, einen sich selbst besser empfehlenden, preiswürdigeren Artikel zum Verkauf zu finden als unseren Natürlichen Gesundheitshersteller; selbst wenn man über die ganze Welt suchen möchte. Seine Erfolge in Wiederherstellung geschwundener Gesundheit, von Krankheiten, aus unreinem Blute herrührend, sind geradezu staunenswert. Wir besitzen ein Werkchen, in welchem unser natürlicher Gesundheitshersteller ausführlich beschrieben ist. Sie werden darin auch einige der vielen Tausende von Zeugnissen finden, die uns stetig zugehen, und worin die wohltätigen Wirkungen unseres vorzüglichen Mittels dankbar und bereitwillig anerkannt werden, ganz besonders aber in Fällen von Rheumatismus, Nieren- und Leberleiden, Verstopfung, nervösen Kopfschmerzen, Nervenleiden, Unverdaulichkeit, Fieber und Frostschütteln, Skrofeln, Frauenkrankheiten, Entzündungen, nervösen Anfällen, Katarrh, Geschlechtskrankheiten, Kinderkrankheiten und vielen anderen mehr. Es wirkt nicht nur erfrischend und belebend, sondern ist, mit einem Wort gesagt, das berühmteste Blutreinigungsmittel, das je entdeckt worden ist.

Es ist eine wohlbekannte Tatsache, daß man hierzulande in einer Apotheke für 5 Kronen nie mehr als etwa einen halben Liter irgendeiner Medizin erhält, die angeblich (sic) alle aus unreinem Blut herrührenden Krankheiten kurieren soll, gleichviel ob ein solches Heilmittel in Deutschland oder in irgendeinem anderen Lande hergestellt worden ist. Unser natürlicher Gesundheitshersteller ist in dieser Beziehung allen voraus. Denn für fünf Kronen (einen Dollar) erhält der Käufer eine Schachtel mit drei Paketen, die volle sechs Pints (über drei Liter) der besten flüssigen Heilmittel abgeben. Ihr Kunde erhält somit für nur fünf Kronen den Vollwert von 30 Kronen des besten Blut- und Leberreinigungsmittels der Welt . . ."

Doch genug von dieser Reklame für ein natürlich vollkommen wertloses Mittel; wir wollten nur durch dieses Zitat dem Leser einen Einblick in den Geschäftsbetrieb einer solchen amerikanischen Medizinfabrik gewähren, das nebenbei eine allerdings ungewollte, unwiderstehliche Komik entfaltet.

Amerika macht sogar auf diesem Gebiete Schule. So machte der Kurpfuscher Martin Glünicke in Amerika eine Kräuterkur durch, ohne jedoch von seinem Leiden befreit zu werden. Nichtsdestoweniger schuf er ein „Heilsystem", und nach Deutschland zurückgekehrt, versprach er, mit seinen giftfreien Pflanzensäften alle Krankheiten zu heilen. Durch Schimpfen auf die „Schulmedizin", die durch ihre giftigen Arzneien zu der alten Krankheit noch die Medizinkrankheit hinzufügt, wußte er Reklame für seine Heilmethode zu machen. Das Geschäft blühte bald, und in seinen letzten Lebensjahren erzielte Glünicke Jahreseinnahmen von 120 000 Mark, ein Beweis aus vielen, daß auch wir kein Recht haben, stolz uns in die Brust zu werfen. Überdies geht mit dem Aufblühen der amerikanischen Universitäten, das durch große Geldspenden ermöglicht wird, auch in Amerika das Kurpfuschertum zurück und verschwindet von der Oberfläche, um im Dunkeln, wie leider überall, weiter zu wuchern. Einer Sorte des amerikanischen Kurpfuschertums wurde allerdings ein Ende gemacht, weil sie es gar zu arg trieb, nämlich den unterschiedlichen Ankündern von Mitteln, um Neger weiß zu waschen oder zu schmieren: in dem sonst so sorglosen Amerika, wo individueller Betätigung keine Schranken gesetzt werden, ist die Reklame dieser Art gesetzlich verboten.

Über steinige Wege.

(10. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Oben vor dem Kinderbettchen lag Ruth auf den Knien, die Stirn an das kalte Eisen gepreßt. „Lieber Gott," flüsterte sie vor sich hin, „gib mir Ruhe, laß mir meine Besonnenheit — es ist, um den Verstand zu verlieren!"

Das Kleine schlief fest, aber es atmete schwer, sein Gesichtchen schimmerte rötlich bei dem schwachen Scheine der verhängten elektrischen Lampe; die kleine Faust hielt ein Bauklötzchen, mit dem er gespielt haben mochte. Die Luft in dem Zimmer war dick und verbraucht; in jedem andern Moment würde Ruth hingestürzt sein, um die Fenster aufzureißen, heute bemerkte sie es nicht, sie zitterte und fieberte.

Die alte Riechen lag im Lehnstuhl, schnarchend und im Schlaf stöhnend. Als sie sich ermunterte, stöhnte sie ein paarmal: „O Jott, o Jott! Ich kann ja nich mehr — ich kann ja nich mehr!" Dann saß sie aufrecht, blinzelte aus ihren alten Augen nach der Herrin und sagte unter Räuspern und Krächzen: „Ach Jott, gnä Frau, ich war man so ein bißchen eingedrusselt — sein Sie nicht böse — mich is gar nicht recht, schon seit ein paar Tagen — Ach, gnä Frau, wenn Sie doch einen Ersatz for mir hätten, ich hab' ja eine so große Sehnsucht nach Hause."

Ruth sprang empor. So ging's ihr ja auch — sie konnte die alte Frau so gut verstehen. Sie starrte in das runzelvolle, bekümmerte Gesicht, über das spärliche Tränen liefen; aber sie schwieg.

„Gnäche Frau — unser Bubchen is ja doch aus alle Gefahr, und ich hab's wirklich so im Kopfe, ich vergesse so viel, meine Besinniß wird immer schwächer — wär' es denn nich möglich, daß ich? — — Seit ein paar Tagen schonst wollt' ich's gnäche Frau immer sagen, Sie sollen mich gehen lassen, ich hab' auch immer so 'ne Angst, wenn ich mit dem Kind sollt' allein bleiben bei gnäche Frau Erie in Ilsterode, und meine Dochter will's ja das auch nich haben, weil daß gnäche Frau so weit verreist, wegen die Verantwortung. Ich wüßte auch einen Ersatz, so zur Not wenigstens, was Kanter Dägebülls Nichte is — die hat ja Kindergärtnerin gelernt, die möchte gern zur gnäche Frau und dem Kleinen."

Ruth stand da, unbeweglich, und hörte das Klagelied der alten Frau an. Als diese endlich verstummt war, sagte sie: „Ja, liebe Frau Riechen, es tut mir freilich leid, aber verdenken kann ich es Ihnen nicht. Sie mögen reisen, morgen, übermorgen, wann Sie wollen, und schicken Sie mir Fräulein Dägebüll morgen her."

„O Jott! Jott!" begann nun die Alte zu weinen, „Sie haben's doch wol nich übelgenommen, gnäche Frau — so eilig braucht es ja gar nicht zu sein!"

Aber die junge Herrin antwortete nicht mehr, sie stand hoch aufgerichtet und sah zur Tür hinüber, an der sich leise die Klinke bewegte. Rings im Zimmer fuhren ihre Augen umher, als suchten sie einen Ausweg, die Arme hingen ihr schlaff herunter.

Draußen wurde jetzt halblaut ihr Name gerufen: „Ruth so mache doch auf!"

Mit einem raschen Entschluß schob sie den Riegel zurück und trat auf die Schwelle des Salons, in dem sämtliche Flammen des elektrischen Kronleuchters brannten.

„Aber, Ruth, was hast du nur?" klang ihr die Stimme des Gatten entgegen. Weiter kam er nicht, denn das blasse Gesicht der jungen Frau entsetzte ihn fast, obgleich es lächelte, ein sonderbares, verzerrtes Lächeln, das die Zähne halb entblößte und die Augen starr ließ. Die Baronin, die ihr die Hand entgegengestreckt hatte, ließ betroffen den Arm sinken.

„Ich muß sehr um Entschuldigung bitten," sagte Ruth mit klangloser Stimme, „ich glaubte nämlich, vorhin bei Tische ganz deutlich Bubis Stimme zu hören, die ‚Mama!' rief — da bin ich in heller Angst heraufgelaufen. Aber, ich bitte Sie dringend, lassen Sie sich nicht stören, Baronin, ich würde wirklich untröstlich sein; Herr v. Sandow sitzt dort unten allein und verlassen und würde — —

Heinz," wandte sie sich dann an ihren Gatten, „ich bitte dich, begleite die Frau Baronin, wenn dir die Treppen nicht zu schwer werden — möchten die Herrschaften mich nur entschuldigen, meine Nerven sind noch nicht ganz wieder auf der Höhe."

„In der Tat, Frau Baronin, Sie dürfen sich Ihrer Pflicht als Wirtin nicht entziehen," sagte Heinz, „nur bitte ich sehr, Sie wollen auch mich entschuldigen."

Die schöne Frau stand zwischen dem Ehepaar und sah das Zittern der Schwäche in der Hand des Mannes, die die Lehne eines Stuhles umfaßt hielt, und das veränderte blasse Antlitz der Frau, die ruhig scheinen wollte und es doch nicht war. Die schwarze bebende Chiffonschleife an ihrem Halse verriet das stürmische Pochen ihres Herzens.

Die Baronin begriff, daß sie hier nicht helfen konnte, und zwang sich zu einem liebenswürdigen „Guten Abend!", wünschte Ruth, daß ihre Nerven sich beruhigen möchten, und Heinz ein gutes Bekommen seines ersten Ausganges und verließ dann das Zimmer, von Heinz bis zur Treppe begleitet.

Die Tür zum Korridor blieb offen, Ruth setzte sich in einer Anwandlung von Schwäche; ein rasendes Herzklopfen überfiel sie, als sie Heinz mit langsamen Schritten zurückkehren hörte. Er schloß die Tür hinter sich und kam zu ihr herüber. Sie hatte die Augen gesenkt und saß, als ob sie friere, mit etwas gehobenen Schultern. Nun stand er dicht vor ihr.

„Ruth," sagte er, „was war das vorhin? Bist du wirklich so nervös, Kind?" Und als sie schwieg, fuhr er weich fort: „Sprich dich doch aus, Ru — war es wirklich nur die Angst um den Buben, oder —?"

„Es war Angst, ja!" unterbrach sie ihn, das Taschentuch zusammenballend, ohne aufzusehen.

„Aber, Ru — was soll denn werden, wenn du dich weiter so ängstigst? Deine Nerven sind total hin, es ist die höchste Zeit, daß du hier hinauskommst. Wäre es denn nicht möglich, daß wir etwas früher reisen könnten? Der Sanitätsrat sagte doch bestimmt, daß Bubi aus jeder Gefahr sei. — Ich meine, die Riechen ist doch so zuverlässig, daß wir das Kind ihr überlassen könnten unter Aufsicht der Schwester, der Frau Schröter und schließlich der Baronin."

Ruth fuhr empor, ihre sonst so ruhigen Augen blitzten vor Empörung. „Ich verlasse Bubi nicht", sagte sie kurz.

„Jetzt nicht? Oder — soll das heißen, daß du überhaupt nicht mitgehen willst?" fragte er erschrocken.

„Überhaupt nicht! Du mußt allein nach Arco gehen."

„Auch wenn das Kind gesund wäre?"

„Auch dann!" erklärte sie hochmütig und spielte mit den Fransen des Schals.

„Und ich — ich kann ja sehen, wie ich fertig werde!" sagte er vorwurfsvoll.

„Ich kann mich leider nicht teilen."

„Die Erie und die Riechen würden aber doch ihre volle Schuldigkeit tun! Erie würde den Bengel sicher abholen, wenn du sie darum bätest, und die Riechen — —"

„Die Riechen geht morgen nach Hause!" fiel sie ihm ins Wort, „also du siehst, es geht nicht, daß ich dich begleite. Sie hat mir vorhin erklärt, daß sie krank sei."

„Na, so was!" sagte er, ehrlich erstaunt. „Was machen wir denn da?"

„Ich sehe mich nach einem Ersatz um für die Zeit, die wir noch hier sind; Fräulein Dägebüll hat sich angeboten durch die Riechen."

Narrentreiben.

Gemälde von P. C. Chocarne-Moreau.

Copyright 1907 by Chocarne-Moreau.

„Danke ergebenst — das Alf!“ schimpfte er.

„Um so schlimmer. Allein kann ich das Kind ihr nicht überlassen.“

„Na, das stimmt.“

„Nun — also!“

„Aber — muß es denn ausgesucht gerade die sein?“ fragte er erregt.

„Ich weiß keine andere für den Moment, und sobald ich wieder daheim bin, kann ich sowieso keine Extrawärterin mehr halten, da müssen ich und die Köchin uns in die Wartung des Kleinen teilen. Für jetzt aber, solange er krank ist — ich kann ihn nicht den ganzen Tag tragen, ich bin so sehr — müde“, schloß sie.

Heinz ging mit schleppenden Schritten im Zimmer auf und ab. Er sann und grübelte, und endlich blieb er vor ihr stehen.

„Das ist mir ganz egal,“ sagte er, „die Gesundheit ist und bleibt die Hauptsache. Mit mußt du, und da du ohne Bubi nicht gehen willst, nehmen wir ihn einfach auch mit, meinetwegen — samt dem Zieraffen, der Dägebüll.“

Sie sprang empor und sah ihn an; in ihren Augen war plötzlich ein Aufleuchten — nur einen Moment, dann blickte sie zur Seite. „Nein!“ sagte sie tonlos und wehrte ihm, als er sie überredend in seine Arme ziehen wollte.

„Nein, Heinz, laß mich, ich muß meinen Verstand zusammenhalten — es geht nicht — es ist ja nur ein qualvolles Hinziehen —“

Das letzte Wort erstarb in einem undeutlichen Murmeln, das Heinz nicht verstand.

Er ließ sie frei. „Das heißt, du willst nicht“, sagte er verletzt.

Sie senkte den Kopf und stand mit gefalteten Händen vor ihm, ohne zu antworten.

„Gut! Ich werde dich mit keinem Wort mehr quälen, Ruth, ich werde allein reisen. Gute Nacht!“

„Soll ich dir nicht die Schwester schicken?“ fragte sie hinter ihm her. „Ich denke doch, es wäre richtiger, wenn sie dich auf der Reise begleitete und für den Anfang bei dir bliebe?“

„Danke!“ rief er zurück. „Sorge dich nicht, ich werde allein fertig.“

Als er gegangen war, flüchtete sie in ihr Schlafzimmer, und dort saß sie zitternd und bebend auf dem kleinen Sofa in der tiefen Fensternische. Die Dunkelheit der Herbstnacht stand vor den Fenstern, raunend zog der Wind in den Parkbäumen.

Nun war es so weit, nun war der erste Schritt getan — weg von ihm, von allem, was Leben für sie bedeutet hatte! Eine furchtbare Bangigkeit ergriff sie; sie wollte aufspringen und hinübergehen zu ihm, aber da stand eiskalt der Stolz in ihrer Seele auf. Nur sich nicht anhängen an ihn — als schwere Last — jetzt — wo er so selbstvergessen sein Herz enthüllt hatte, da vorhin, bei Tische! Sie hatten ja Blicke füreinander gehabt, tränenfunkelnde, heiße Blicke, die ein Dankesstammeln von beiden Seiten begleitete! Wofür denn hatte die Baronin ihm zu danken?

Aber, das war ja am Ende gleichgültig! Wenn nur Heinz erst über diese Schwelle gegangen wäre, wenn sie diese Luft nicht mehr zu atmen brauchte, dann mochte ja das Schwere hereinbrechen über sie! Aber es konnte doch nicht sein — vielleicht besann er sich im Augenblick der Trennung? O ja, besinnen würde er sich wohl auf seine Pflicht, dessen war sie sicher — auf seine Liebe zu ihr und Bubi sicher nicht, die war untergegangen in der alten, heißen Leidenschaft. Siegreich war die nie erstorbene Neigung auferstanden — stärker als je — bereit, jede Fessel zu brechen!

Sie wollte zu Erie gehen vorerst mit dem Kinde, wollte ruhig abwarten, nur keine Szenen, keine Anklagen, vor allem Ruhe! Sie würde viel zu stolz sein, ihm ein Hindernis in den Weg zu legen, viel zu stolz!

Aber vielleicht — vielleicht — ach, wenn es doch alles nicht wahr wäre, wenn sie sich das alles nur einbildete?

Dann schüttelte sie den Kopf. Heiße, brennende Tränen stahlen sich aus ihren Augen.

Sie stand auf und schloß das Fenster, durch das eben ein Windstoß fuhr und die gestickten Mullgardinen blähte.

Nein! Nein! Sie schritt in das dunkle Zimmer hinein. Es war alles Wahrheit, bittere, klare Wahrheit! Sie tastete nach den Zündhölzern und blieb doch wieder im Dunkeln, denn ein Gedanke hielt sie plötzlich im Banne.

Es wäre so schön gewesen, hätte es sich verwirklichen lassen, was er vorschlug in einer Anwandlung von Mitleid. Alle drei — er, sie, Bubi, zusammen ein paar selige Monate drunten im Süden; Heinz — aufleben, gesundwerden sehen, das Bübchen — braun von südlicher Sonne und Luft — allein mit ihm und dem Kind, im sichern Besitz seiner Liebe! Und dann zu Weihnachten heim in das kleine märkische Städtchen und den Tannenbaum schmücken!

Ach, wie oft hatte sie sich das ausgemalt in den letzten schweren Wochen! Das wäre eine Entschädigung gewesen — für alles, was sie gelitten. Und — nein, es ging nicht, es ging nicht! Sie wußte zu viel, sie konnte sich nicht täuschen, und dann — wenn sie den Kampf um seine Liebe hätte aufnehmen wollen? Das elende Geld hätte ihr den Mut gelähmt, sie hatte keinen Pfennig zu verschleudern, wenn sie an ihre Zukunft dachte, gleichviel wie diese sich gestalten würde.

Sie stöhnte auf und preßte die Hände gegen die Augen — entsetzliche Qual. War's nicht genug mit dem einen Unglück, mit dem Verlust des Geldes? Mußte auch diese Qual noch kommen mit allen ihren Begleiterscheinungen? So um nichts, nur um einen unpassenden Ausdruck in der Hitze eines Wortwechsels, wie Heinz ihr erzählt hatte? Er hätte es nicht ungeahndet hinnehmen können, hatte er ihr versichert — und von solch einem einzigen Wort kam all ihr Unglück — —

Und sie saß immer noch in der Dunkelheit und grübelte über die Zukunft, die ebenso lichtlos war wie die Nacht da draußen.

* * *

Am folgenden Tage telegraphierte Heinz seinem Regiment, daß er den schon seit einer Woche bewilligten Urlaub nunmehr antreten werde, und empfahl dem Rittmeister Arming noch einmal seine Pferde und sein Haus. Ruth packte den Koffer ihres Mannes. Sie war besorgt um ihn, ruhig und freundlich. Heinz war wortkarg, fühlte sich elend und hatte Reisefieber; er sollte den Nachtzug benutzen, der die kleine Stadt um Mitternacht passierte und einen direkten Münchner Wagen hatte.

Als alles vorbereitet war, saßen sie beim Tee in dem behaglichen Salon; Ruth hatte Bubis Bettchen neben sich stellen lassen, damit er bis zuletzt mit den Eltern zusammen sei. Der kleine Kerl war müde und verdrießlich und schrie zuweilen.

„Sei artig, Schätzchen, verdirb deinem Vater nicht die letzte Stunde mit dir“, sagte Ruth und hob den Kleinen aus seinem Bettchen auf ihren Schoß.

„Wenn wir uns wiedersehen, ist's zu Hause, du Stift, und dann mußt du die ersten Hosen anhaben — das verlange ich, Nu, hörst du wohl?“ versuchte Heinz zu scherzen, obgleich ihm nicht so zumute war.

Sie beugte sich zu dem Kind und flüsterte etwas, aber sie vermied zu antworten.

Die Riechen kam nach einiger Zeit, um das Kind wieder zu holen; auf Wunsch ihrer Herrin sollte sie erst übermorgen reisen. Die Baronin hatte ein Abschiedsbriefchen geschrieben, Frau Schröter, die es brachte, sagte, die gnädige Frau liege zu Bett mit heftiger Migräne.

Heinz sprach sein Bedauern aus und trug Frau Schröter noch einmal Dankesgrüße auf; er werde von Arco schreiben.

„Ach Gott,“ sagte die alte Dame arglos, „wer weiß, wie bald Sie die Frau Baronin sehen, sie reist ja jeden Herbst nach dort unten, in diesem Jahre sprach sie von Bellaggio.“

„So? Es würde mich freuen", erwiderte Heinz, und seine Blicke flogen zu Ruth. Sie stand, ihm den Rücken wendend, und schnallte eben die Reisedecke in den Riemen, wandte sich auch nicht um, aber Heinz hatte das blitzartige Zucken ihrer Schultern gesehen, gleich wie unter einem heftigen Schrecken.

Als sie endlich fertig war und wieder zu ihm trat, war sie wieder so sonderbar blaß wie gestern abend, und das verzerrte Lächeln lag ebenfalls um ihren Mund.

„Reisen Sie mit, Frau Schröter?" fragte sie.

„Nein, gnädige Frau, ich muß hier nach dem Rechten sehen. Frau Baronin reist stets allein, nur mit der Jungfer. Aber, was ich fragen wollte, Sie begleiten doch Ihren Herrn Gemahl auf die Station, gnä' Frau?"

„Selbstverständlich."

„Um neun Uhr ist der Wagen vor der Tür, um acht Uhr fährt Joseph mit dem Koffer voran, Billette und Gepäckschein halt er bereit", meinte Frau Schröter.

Die nette alte Dame empfahl sich mit einem Händedruck und dem Wunsche einer glücklichen Reise und guter Erholung bei Heinz und versprach unaufgefordert, für Frau v. Buchen und das Bübchen beste Sorge tragen zu wollen. Dann waren sie wieder allein — die Uhr auf dem Kamin schlug mit feinem, silbernem Klange.

Heinz drehte ein paar Flammen der Deckenbeleuchtung ab, so daß nur noch ein gedämpftes, trauliches Licht in dem Raume war, dann nahm er Ruth an die Hand und führte sie zu einem Fauteuil am Kamin, einen zweiten dicht heranziehend, auf dem er ihr gegenüber Platz nahm, und sie bei beiden Händen fassend, sagte er herzlich und warm: „Sollen wir so auseinandergehen, Ruth, so kalt und so förmlich?"

„Ich weiß nicht, was du meinst, Heinz."

„Ein liebes Wort, mein ich, einen guten Kuß — ein bißchen Trauer in deinen lieben Augen!"

Sie schwieg, aber um ihren Mund zuckte es.

„Siehst du," fuhr er fort, „schließlich hast du ja recht, hier zu bleiben — das Kind geht vor, und unsere jämmerliche pekuniäre Lage macht eine Reise zu dreien unmöglich, aber — trotzdem, es wäre doch gut gewesen, wir hätten ein paar elende Groschen weniger und dafür viel Schönes und Gutes gehabt. Glaube mir, es wird mir schwerer, als ich es beschreiben kann, dich hier lassen zu müssen, denn ich werde mich jammervoll einsam fühlen!"

Es quoll ihr warm zum Herzen, aber der Schrecken von vorhin dämpfte diese Regung — die Baronin wollte nach dem Süden!

„Vielleicht" — sie würgte es undeutlich heraus, „leistet sie dir in Venedig Gesellschaft — von — Bellaggio aus — es ist ja nicht so weit. Die Baronin, meine ich."

Er fuhr zurück und starrte in ihr Antlitz. Ein ärgerliches Lachen drängte sich auf seine Lippen. Mühsam beherrschte er sich, aber er ließ ihre Hand fallen und setzte sich zurück. „Du schaffst dir in törichtem Wahn viel schwere Stunden!" murmelte er.

Sie verstand ihn nicht, so leise hatte er gesprochen. Aber sie empfand ihre Kleinlichkeit tief und beschämend. In ihren Augen standen Tränen, sie drängte sie gewaltsam zurück, und mit einer Lebhaftigkeit ohnegleichen begann sie jetzt: „Du wirst mir doch nicht böse sein, Heinz — ich habe nämlich Lutz gebeten, daß er dich auf der Reise begleite; er ist auch gleich bereit gewesen dazu, wir haben den ganzen Tag Depeschen gewechselt. Wir treffen ihn schon in Ladenberg auf dem Bahnhof; er telegraphiert mir, er könne die ersten acht Tage bei dir bleiben — dann bist du ja schon so ein bißchen eingerichtet. Lutz macht solche Reise in keiner Weise Unbequemlichkeiten — ich meine, was die Ausgaben betrifft, und er wird gewiß wie ein Bruder zu dir sein; du bist doch nicht böse?" schloß sie fragend, „es ist doch auch eine Beruhigung für mich!"

„Es ist sehr freundlich von Lutz," antwortete Heinz, gerührt von ihrer Vorsorge, „aber, warum beunruhigst du dich? Man findet überall Hilfe, wenn man sie braucht."

Eine lange Pause entstand. „Heinz!" sagte sie endlich stockend, „ich glaube, es wird Zeit — "

„Ich fände es viel vernünftiger, wenn du hierbliebest. Nu", sagte er aufstehend. „Diese lange Nachtfahrt im Wagen zur Bahn — du konntest erst um zwei Uhr nachts wieder hier sein und weshalb solltest du dich einer Erkältung aussetzen ?"

Sie legte sofort den Pelzmantel, den sie bereits ergriffen hatte, wieder hin. „Wenn du es meinst", sagte sie heiser und verletzt. „Freilich es hat auch keinen Zweck."

Sie half Heinz in den Überzieher und reichte ihm den weichen Filzhut. Ein Diener war eingetreten, der Tasche und Plaidrolle holte. Als er gegangen war, standen sie sich nochmals allein gegenüber. Heinz schaute sie aus traurigen Augen an.

„Leb' wohl, Ruth", sagte er und zog ihre Hände an die Lippen.

„Addio, Heinz werde gesund da draußen." Und nach einem langen Blick in seine Augen warf sie plötzlich die Arme um seinen Hals. „Vergiß alles, was dich drückt," schluchzte sie, „werde gesund an Leib und Seele!"

Da küßte er sie heiß und stürmisch, dann ließ er sie jäh aus seinen Armen und eilte aus der Tür.

Ruth hörte noch, wie die Schwester, die ihn auf dem Korridor erwartet hatte, Adieu zu sagen, bat, ihn hinunter führen zu dürfen und eine Minute später das Rollen eines Wagens.

Nun war er fort.

Lange saß sie wie betäubt, dann fuhr sie auf, weil das Kind schrie. Sie ging ins Nebenzimmer, nahm es auf den Arm, trug es beruhigend umher und nannte es „ihr Einziges!" Das einzige, das ihr noch geblieben zu ihrem Seelentrost!

* * *

Am andern Tag erklärte der Arzt, in einer Woche etwa könne der Kleine reisen. Ruth hatte zuerst beschlossen, bis dahin die Frau Riechen zu behalten, aber die Alte war tatsächlich elend und schien für die Reise eher eine Last zu sein als eine Hilfe, und so schickte Ruth sie zur Frau Schröter und ließ diese bitten, zu ihr zu kommen.

Als die alte Dame erschien, erkundigte sich Ruth zunächst nach dem Befinden der Baronin, die bereits wieder, wie sie erfuhr, als erprobtes Heilmittel gegen das nachlassende Kopfweh eine Spazierfahrt unternommen hatte, und fragte dann, ob sie einen Wagen haben könne, um das alte Frauchen nächsten Tages auf die Station zu bringen, und ob die Frau Baronin wohl gestatten würde, daß sie sich an Stelle der Riechen für die noch kurze Zeit ihres Hierseins Fräulein Dägebüll als Kindergärtnerin engagiere.

Frau Schröter machte ein erstauntes Gesicht. „Die Amalie Dägebüll? Ja — was sollte die Frau Baronin wohl dagegen haben, gnä' Frau — wenn es Ihnen konveniert?"

„Es ist das Haus der Frau Baronin, und ich möchte fragen, bevor ich eine Fremde hereinbringe", antwortete Ruth.

„Ja, gewiß ist Frau Baronin einverstanden, die Amalie kommt ja doch auch zum Ausbessern der Wäsche ins Schloß, wenn sie auch nicht gerade beliebt ist bei uns. Ich werde sie rufen lassen, um mit ihr reden zu können, Frau v. Buchen."

Am Nachmittage bereits trat Fräulein Dägebüll im hellen Kattunkleidchen und weißer Latzschürze ihr Amt an, und die Hauptperson, der Bubi, schien mit dem Wechsel einverstanden. Die neue Wärterin konnte singen, ihn unermüdlich umhertragen, konnte Mäuschen mit ihm spielen, ihn tanzen lassen, und das behagte ihm. Ruth, die sich viel in der Kinderstube aufhielt, war befriedigt.

Am folgenden Morgen, in aller Herrgottsfrühe, reiste die alte Riechen in Begleitung der Schwester ab, und Ruth vertrieb sich die Bangigkeit, indem sie einen Koffer mit überflüssigen Sachen packte, den sie als Frachtgut fortschicken wollte.

Die Baronin war oben gewesen, aber Ruth hatte sie nicht empfangen; Amalie Dägebüll mußte sie entschuldigen — sie

sei bei der Toilette. Als die Hausherrin gemeldet wurde, war Ruth in eine so sonderbare Aufregung geraten, daß es ihr als Unmöglichkeit erschien, der Baronin ins Gesicht zu sehen.

Wären doch die nächsten acht Tage erst vorüber! war ihr einziger fieberhafter Wunsch.

Gegen Abend kam Joseph, ob gnä' Frau nicht mit Frau Baronin und Frau Schröter zu Abend speisen wolle?

„Nein! Frau v. Buchen danke herzlichst, sei aber zu angegriffen, sie wolle sich früh zur Ruhe legen." Abermals bestellte es Amalie Dägebüll, und da sie aus dieser doppelten Abweisung den Widerwillen ihrer nunmehrigen Herrin gegen die Baronin erkannte, den sie aus einem ihr selbst unklaren Grunde teilte, so fiel die Ablehnung dem Joseph ins Gesicht sehr spöttisch aus.

Ruth aber saß bis spät in die Nacht und schrieb Briefe an ihre Mutter, an Rose Arming und an Schwester Erie. An alle das gleiche, daß sie in etwa acht Tagen abreisen werde, und zwar vorerst direkt nach Dollenburg in ihr Heim; später aber werde sie voraussichtlich auf einige Zeit die Ilsteroder Gastfreundschaft in Anspruch nehmen — bis sich einiges in ihrem Leben entschieden habe, was jetzt noch in Frage stehe. Und Rose Arming bat sie, ihre Köchin anzuweisen, das Haus instand zu setzen.

Dann ging sie zu Bett, fand aber keine Ruhe, denn in ihrem Kopfe tobte eine Welt von Schmerz, Sorgen und Sehnsucht, und erst als sie beide Fenster geöffnet hatte und die kühle Luft der Novembernacht in die Stube dringen konnte und sich um ihre Schläfen legte, entschlummerte sie.

Die Baronin saß an jenem Abend mit Frau Schröter zusammen und ärgerte sich ein wenig über Ruths Unnahbarkeit.

Die schöne Frau war ein Kind des Augenblicks, sie mußte sich aussprechen über das, was sie just bewegte, sonst wäre sie erstickt. Frau Schröter war ihre Vertraute in allen mißlichen und in allen frohen Dingen, die ihre Herrin aufrichtig liebte, so daß das Verhältnis zwischen ihr und der jungen Frau dem von Mutter und Tochter glich, wobei die erstere auch ganz offen warnen, raten und selbst tadeln durfte.

„Schröterchen," sagte die Baronin, „diese Ruth v. Buchen hat etwas Unverständliches, ewig reserviert, ewig weltschmerzlich und gegen mich nicht ein bißchen nett, und ich bin doch wahrhaftig stets zu ihr freundlich gewesen."

„Frau Baronin, die arme Seele wandelt eben nicht auf Rosen — wer weiß, wie Sie oder ich in ihrer Lage wären!"

„Ach was!" beharrte Frau v. Saddler, „sie hat einen so netten Mann und ein so süßes Kindchen, sie sollte Gott dafür danken und vergnügt sein!" Und dabei schälte sie eifrig einen Gravensteiner Apfel und wurde ein bißchen rot.

„Ja, aber zum Vergnügtsein gehört mehr. Sie wissen nicht, Schloßfrauele, was es heißt — verarmt zu sein."

„Ja, mein gutes Schröterchen, das ist wahr, das habe ich mal wieder verdient zu hören. Lange haben Sie mich nicht daran erinnert, daß ich des Guten — nach Ihrer Meinung — zu viel besitze. Warten Sie mal — ja — seitdem Baron Saddler tot ist" — sie sprach von ihrem Mann immer nur mit Namen und Stand — „haben Sie es mir nicht mehr vorgeworfen; glauben Sie mir aber, Schröterchen, ich fühle das ‚Zuviel' selber ganz gehörig, besonders gewissen Personen gegenüber — und in letzter Zeit mehr als je. Aber, sehen Sie, Liebste, man kann leider nicht so einfach ein Kapital nehmen, um es einem andern, den man gern sorgenfrei wüßte, in die Hand zu drücken, man liefe Gefahr, es augenblicklich wieder an den Kopf geworfen zu fühlen, und Sie werden mir zugeben, daß das höchst eklig wäre, wenn auch begreiflich. Ich würde z. B. den fürstlich belohnen, der mir sagen wollte, wie — — —"

Sie verstummte und sah Frau Schröter von der Seite an, aber diese saß da und badete eine köstliche Weintraube im Traubenspüler und schien vom verlegenen Abbrechen des Gesprächs gar nichts gemerkt zu haben.

Die junge Frau schwieg ein Weilchen, und dann brachte sie die Rede auf ein anderes Thema. „Liebes Schröterchen, wissen Sie etwas Neues? Morgen ziehe ich mein schwarzes Kleid aus."

„Es sind vier Wochen und ein Jahr seit des Barons Tode verstrichen," sagte Frau Schröter ein bißchen erstaunt, „aber wenn Ihnen die Trauer lästig ist — Frau Baronin —"

„Ja, ‚lästig' ist das rechte Wort, denn man trauert nicht mit den Kleidern, Schröterchen. Der verstorbene Baron hat in meinem Herzen gewiß einen treuen, unverrückbaren Platz, denn ich habe ihn verehrt, er war mir ein Freund, ein brüderlicher Freund, und ich traure ihm ehrlich und dankbar nach. Die Witwenschnebbe aber und der entsetzlich lange Schleier sind mir halb und halb wie eine Heuchelei vorgekommen. Liebe Freundin, ich tue ihm kein Unrecht, wenn ich das schwarze Kleid ausziehe. Ich hätte es übrigens schon längst abgelegt, wenn nicht gerade das Manöver mir scharenweis Herren ins Haus führen mußte — ich glaube, meine Witwentracht hat mir mancherlei erspart —"

„Aber, doch nicht alles?" meinte, ein wenig lächelnd, Frau Schröter.

„Nein, alles nicht", gab Nelda Saddler zu. „Seit vier Wochen erhielt ich heute den dritten Heiratsantrag."

„Das ist ja abscheulich!" rief die alte Dame aus, „diese Männer haben sich ja wohl gar das Trauerjahr ausgerechnet? Sie tun mir leid, mein armes Schloßfrauele, denn — —"

„Ja, ja — Sie brauchen's gar nicht zu erläutern warum, Schröterchen. Ich weiß ganz genau, was sie alle lockt —" und indem sie das silberne Messerchen hinwarf und sich in den hohen Lehnstuhl zurücklehnte, fügte sie mit einem Zucken um den schönen Mund hinzu: „Ach, Schröterchen, es gab eine Zeit — schon in meinen Mädchenjahren — da habe ich Gott täglich gebeten, er solle meinen Vater zum armen Mann machen, weil mir mein schönster, reinster Jugendtraum durch das brutale Geld ruiniert worden ist — —"

Die alte Dame nickte ihrer jungen Herrin wehmütig zu. „Ja, Baronin, ein armes Mädchen weiß wenigstens, daß es Liebe ist, wenn man um sie freit; aber diese Liebe stirbt oft an eben diesem Armsein."

Eine lange Weile schwiegen die beiden, dann fing die Baronin wieder an: „Schröterchen, mir ist das Herz so schwer! Heute früh war ich in der Stadt und habe im Spittel, wo ich die Oberin aufsuchte, den Geheimrat gesprochen, und — wissen Sie, was ich erfuhr?"

„Nein, Frau Baronin — doch nichts Schlimmes?"

„Ach — — furchtbar! Er meint bestimmt, daß der arme Buchen nicht wieder diensttauglich wird." Und in einer raschen Bewegung sprang die junge Frau auf und verließ mit Tränen im Auge das Zimmer.

Frau Schröter blieb sitzen, sie wagte nicht, ihrer jungen Herrin zu folgen, aber der ausbrechende Schmerz gab ihr zu denken. Solange sie hier in Bellingen weilte, hatte sie die Herrin nicht so bewegt gesehen wie seit den letzten Tagen, und sie war doch schon hier, als Nelda von der Hochzeitsreise heimkehrte. Immer lebhaft, immer offenherzig und wenn irgend möglich von einer gehaltenen Heiterkeit, hilfbereit, gutherzig, so kannte sie die junge Frau — ernst, als Schicksalsschläge sie trafen, aber stets den Kopf oben und erst seit letzterer Zeit nervös, ungleich.

Einmal, während der Manöverzeit, hatte sie ihre Herrin verweint gesehen, abends, als die Baronin aus der Gesellschaft bei Pastors zurückkehrte, aber natürlich taktvoll nichts bemerkt, und ein andermal erblickte sie ihre junge Herrin fast gelähmt vor Schrecken, als sie mit ihr, bei einem zufälligen Aufenthalt in Franzenshof, den Ausgang des Duells erfuhr.

Frau Schröter hatte mancherlei gesehen und mancherlei erfahren in ihrem Leben, das Unglaublichste, das Bunteste in den Dingen der Leidenschaften und der Liebe. Ach Gott, ja — es ging wunderlich zu auf der Welt! Daß das Herz ihrer schönen Baronin einmal sprechen würde, das war ja zu

erwarten, das mußte kommen, so sicher wie die Sonne aufgeht — aber für wen?

Seitdem der Name Buchen hier erklang, von jenem Tag an, wo der Träger dieses Namens als Verwundeter in das Haus gebracht worden, war die schöne Frau wie ausgewechselt, unstet und unfroh, mit fragenden Augen umhersehend.

Gott im Himmel, dachte die gute Seele, noch neulich abends, als die Buchens und der Herr v. Sandow hier aßen, was der nur gedacht haben mag, wie die beiden sich angeschaut haben? Rein auseinander war meine Frau Baronin und dann — die arme Frau v. Buchen, wie die plötzlich fortlief! Wer weiß, ob Herr v. Sandow wiederkommt, er ist so schon kaum herzubringen, und ich hab' so immer mein Plänchen gehabt mit ihm, es wäre so schön. — — Und seufzend verließ sie das Zimmer, um im Souterrain mit dem Koch über das morgige Mittagsessen zu sprechen. (Fortsetzung folgt.)

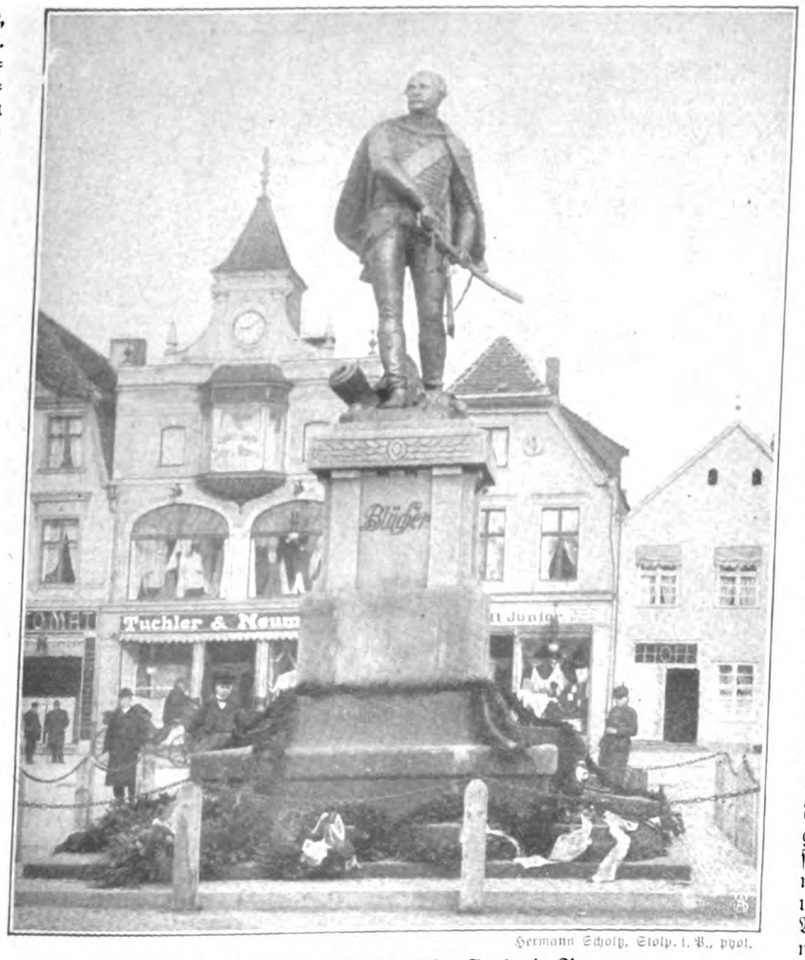
Pauline Lucca. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Der Name, der einst wie ein Rausch und Zauberklang wirkte — noch einmal klingt er auf und ruft eine Kunstepoche voll strahlenden Glanzes zurück, die Zeit, da Pauline Lucca, die Einzige, die Unvergleichliche, als Diva wirkte und Abend für Abend die Hörer hinriß. Nun ist sie tot, gestorben als alte, kränkelnde Frau, in der Einsamkeit, die Alter und Leiden auch um das gefeiertste Leben schaffen. Aber wir gedenken heute nicht der Siebenundsechzigjährigen, die in Wien ihren Schmerzen erlag — wir gedenken der Lucca von einst, auf deren Weg das Schicksal Rosen streute. Ein Kind des Glücks war sie, die verwöhnte große Künstlerin mit der zierlichen Stimme und den strahlenden Augen und mit der Nachtigallenkehle, ein Kind des Glücks, das keine andern Götter neben sich duldete und leidenschaftlich war in Liebe, Ehrgeiz, Haß und Eifersucht. Sieghaft, wo immer sie auftrat, der Liebling des Publikums, dem alles verziehen ward, so lebt sie in der verzückten Erinnerung derer, die ihre hinreißende Stimme noch hören, ihr temperamentvolles Spiel noch bewundern durften. Ein Wiener Kind, am 25. April 1841 geboren, mit einem unwiderstehlichen Drange zum Theater in sich, betrat sie die Bühne zuerst als Choristin, rückte aber bald zur Solistin auf und erregte in Prag solches Aufsehen, daß der Berliner Hoftheaterintendant Botho von Hülsen, der sie dort hörte, sie von 1861 ab für die Berliner Königl. Oper verpflichtete. Bis 1873 blieb sie dort, enthusiastisch gefeiert, und kehrte nach einem Streit, zu dem ihr Temperament sie hingerissen, 1880 auch reuig zu ihren Berlinern zurück. Als sie sich dann von der Bühne zurückzog, um — zuerst mit dem Baron v. Rhaden und, nach Trennung dieser Ehe, mit dem Baron von Walhofen vermählt — in der Ehe ihr Glück zu finden, wandte sie ihre große Kunst der Lehrtätigkeit zu: aber trotzdem sie sich mit allem Eifer ihrer Aufgabe widmete und in Gmunden, wo sie den Sommer mit ihren Schülerinnen verlebte, sogar ein eigenes Theater für ihre Zwecke erbauen ließ, ist kein großes Talent aus ihrer Schule hervorgegangen. Und keine Sängerin nach ihr hat den Ruhm und die Beliebtheit der Lucca erreicht; es fehlte ihnen das Genie, das aus jedem Ton, aus jeder Geste jener Begnadeten sprach. Seit sie im Jahre 1899 ihren zweiten, innig geliebten Gatten in seiner letzten Krankheit durch ihre herrlichsten Lieder und Arien entzückte, hat Pauline Lucca keinen Ton mehr gesungen. Sie hat die große Kunst verstanden, den Nimbus, der wie eine Gloriole ihr Bild umgibt, zu wahren, indem sie zu rechter Zeit ging, ehe der Verfall an die wundervolle Stimme gerührt hatte. Nun stehen ihre „Zerline" und „Carmen", ihr „Cherubim" und all die anderen Glanzrollen wie etwas Unerreichtes, fast überirdisch Vollkommenes in der dankbaren Erinnerung fest.

Pauline Lucca †

Professor Kirchhoff. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) In seinem stillen Gelehrtenheim in der Matthäikirchstraße zu Berlin ist am 27. Februar Professor Dr. Adolf Kirchhoff, der bekannte Alt-Philologe und Sprachforscher, im Alter von 84 Jahren gestorben. Als Sohn eines geschätzten Malers und einer hochgebildeten Mutter am 6. Januar 1826 in Berlin geboren, ist Kirchhoff, mit Ausnahme größerer Reisen, das ganze Leben hindurch seiner Vaterstadt treu geblieben, hat zunächst die Königl. Realschule in der Kochstraße, dann das mit dieser vereinigte Friedrich-Wilhelms-Gymnasium besucht und bezog schon als Sechzehnjähriger, mit dem Reifezeugnis in der Tasche, die Universität, um philologische, historische und pädagogische Kollegs zu hören. Er promovierte 1846 zum Doktor der Philosophie und trat noch im selben Jahr als Adjunkt in das Joachimsthalsche Gymnasium ein, wo er es bald zum Oberlehrer und 1855 zum Professor brachte. Beinahe zwei Jahrzehnte wirkte Kirchhoff an der berühmten Anstalt, dann zog seine Mitarbeit an dem von der Berliner Akademie herausgegebenen griechischen Inschriftenwerk ihm die Aufmerksamkeit der Fachgelehrten und 1860 die Ernennung zum Akademiemitglied zu, der wenige Jahre später die Berufung an die Universität folgte. Ohne akademischer Dozent

J. Baruch, Hofphot., Berlin, phot.

Professor Dr. Adolf Kirchhoff †



Hermann Scholz, Stolp. i. P., phot.

Das neue Blücher-Denkmal in Stolp i. Pom.
ausgeführt von Professor Kuno von Uchtritz.

Christus und die Samariterin.
Gemälde von Rembrandt im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin (aus der Sammlung Kann).

gewesen zu sein, wurde er 1865 zum ordentlichen Professor der Universität ernannt und 1867 auch als Mitdirektor an das philologische Seminar berufen — eine Stellung, in der er beinahe vier Jahrzehnte hindurch segensreich tätig war. Das Schwergewicht von Adolf Kirchhoffs Bedeutung lag aber allzeit in der wissenschaftlichen Forschung, und zwar waren es drei Gebiete, die er hervorragend beherrschte: die vergleichende Sprachforschung, die Inschriftenkunde und die Kritik der griechischen Schriftsteller. Hier setzte auch seine schriftstellerische Tätigkeit ein, von deren Werken wir nur „Die Homerische Odyssee und ihre Entstehung", „Die Komposition der Odyssee" und „Die umbrischen Sprachdenkmäler" nennen.

Das Blücher-Denkmal in Stolp i. P. (Zu der Abbildung auf Seite 237.) Der Ehrentag der in Stolp stehenden Blücher-Husaren, die Mitte Februar das 150jährige Regiments- und 145jährige Garnisonsjubiläum begingen, erhielt durch die Enthüllung des von Stolper Bürgern und Angehörigen des Vereins ehemaliger Blücher-Husaren gestifteten Blücher-Denkmals eine ganz besondere Weihe. In Gegenwart des Kommandierenden Generals des XVII. Armeekorps, als Vertreter des Kaisers, und einer nach Tausenden zählenden Zuschauerschar fiel die Hülle von dem Monument, das den alten „Marschall Vorwärts" in lebensvoller Wiedergabe zeigt. Zu der hellen Bronze der Gestalt, deren natürlicher Patinierung auf Wunsch des Bildhauers, Professor v. Uchtritz, nicht künstlich vorgegriffen werden soll, stimmt die schwarzgrüne Färbung des rheinischen Tuffsteins, der das Postament bildet, gut zusammen. Nur der Name „Blücher" ist darauf angebracht.

Christus und die Samariterin. (Zu der obenstehenden Abbildung.) Zu den Neuerwerbungen, die das Berliner Kaiser-Friedrich-Museum aus der berühmten Galerie Kann in Paris erstanden hat, gehört auch der heute hier wiedergegebene Rembrandt, der Christus im Gespräch mit der Samariterin zeigt. Das herrliche Bild, das das Zeichen Rembrandt f. 1655 trägt, fällt in das Jahr, in dem auch ein anderes, ebenfalls dem Museum gehörendes Gemälde „Potiphars Frau verklagt Joseph" entstanden ist, und es ist, als liege ein Hauch all der Bitterkeit darüber, die der Meister in jener unglücklichen Zeit seines Lebens durchkosten mußte. Ergreifend kommt in dem von verfallenem Gemäuer umgebenen Hof, in dem schon die Abendschatten nisten, wie in den dunkeln Silhouetten der Gestalten die ernste Stimmung zum Ausdruck, die diese Erzählung des Johannes-Evangeliums kennzeichnet, und doch steckt auch wieder der ganze Rembrandt in dem üppig gezeichneten Weibe, das die Züge der Hendrikja trägt, wie in der zarten Erscheinung des Herrn, die aus weichem Halbdunkel herausgeistert.

Der Storchentag in Haslach im Kinzigtal. (Zu den untenstehenden Abbildungen.) Das schöne alte Volksfest, von dem unsere Bilder Kunde geben, erinnert an eine Zeit der Not, die vor Jahrhunderten über das liebliche Kinzigtal hereingebrochen war. Massenhaft auftretende Schwärme von Ungeziefer, Schlangen, die bis in die Wohnhäuser drangen, zerstörten die Feldfrucht und die Blütenpracht der Obstbäume, so daß eine Teuerung oder gar Hungersnot unvermeidlich schien, wenn nicht bald Hilfe eintraf. Da taten die von allen am schwersten heimgesuchten Haslacher das Gelübde: Wenn der Himmel diese Plage von ihnen abwende, so wollten sie alljährlich einmal die Armen aus Stadt und Umgebung speisen, und siehe, kaum war das Versprechen gegeben, so kamen ganze Scharen von Störchen ins Kinzigtal und vernichteten binnen kurzer Zeit das räuberische Geschmeiß. Die glücklichen Haslacher aber hielten den Schwur, den sie dem Himmel getan, bis heute. Alljährlich am 22. Februar, wenn bald die Störche vom Süden kommen, versammelt sich eine große Zahl Haslacher Kinder, mit Säcken, Taschen und Körben ausgerüstet, in der vor dem Städtchen gelegenen „Mühlenkapelle" um einen Bürger, den „Storchenvater", über dessen hohem Zylinderhut zwei aus Karton geschnitzte bemalte Störche aufragen. Als Zeichen seiner Würde trägt er einen langen Stab, und sobald alle versammelt und einige Gebete um gutes Gedeihen der Feldfrüchte gesprochen sind, setzt sich der Zug, mit dem „Storchenvater" an der Spitze, in Bewegung, um mit dem ohrenbetäubenden Ruf: „Heraus! Heraus! Apfel und Birnen zum Laden 'raus!" von jedem einzelnen Haus die aus Obst, Backwerk oder Kupfermünzen bestehenden Gaben einzuheimsen. Auch der Storchenvater erhält in der „Stadtmühle" einen Laib Brot und dann unterwegs auch Zigarren und Wurstwaren. Man hat versucht, auch diesen Brauch, als nicht mehr „zeitgemäß", abzuschaffen, aber die Haslacher haben aufbegehrt, denn der „Storchentag" ist ein Volksfest geworden, an dem alt und jung mit gleicher Zähigkeit hängt!

Die Sandschakbahn. (Mit der Karte auf S. 239.) Wie der Funke im Pulverfaß

Emil Grüninger, Haslach i. K., phot.

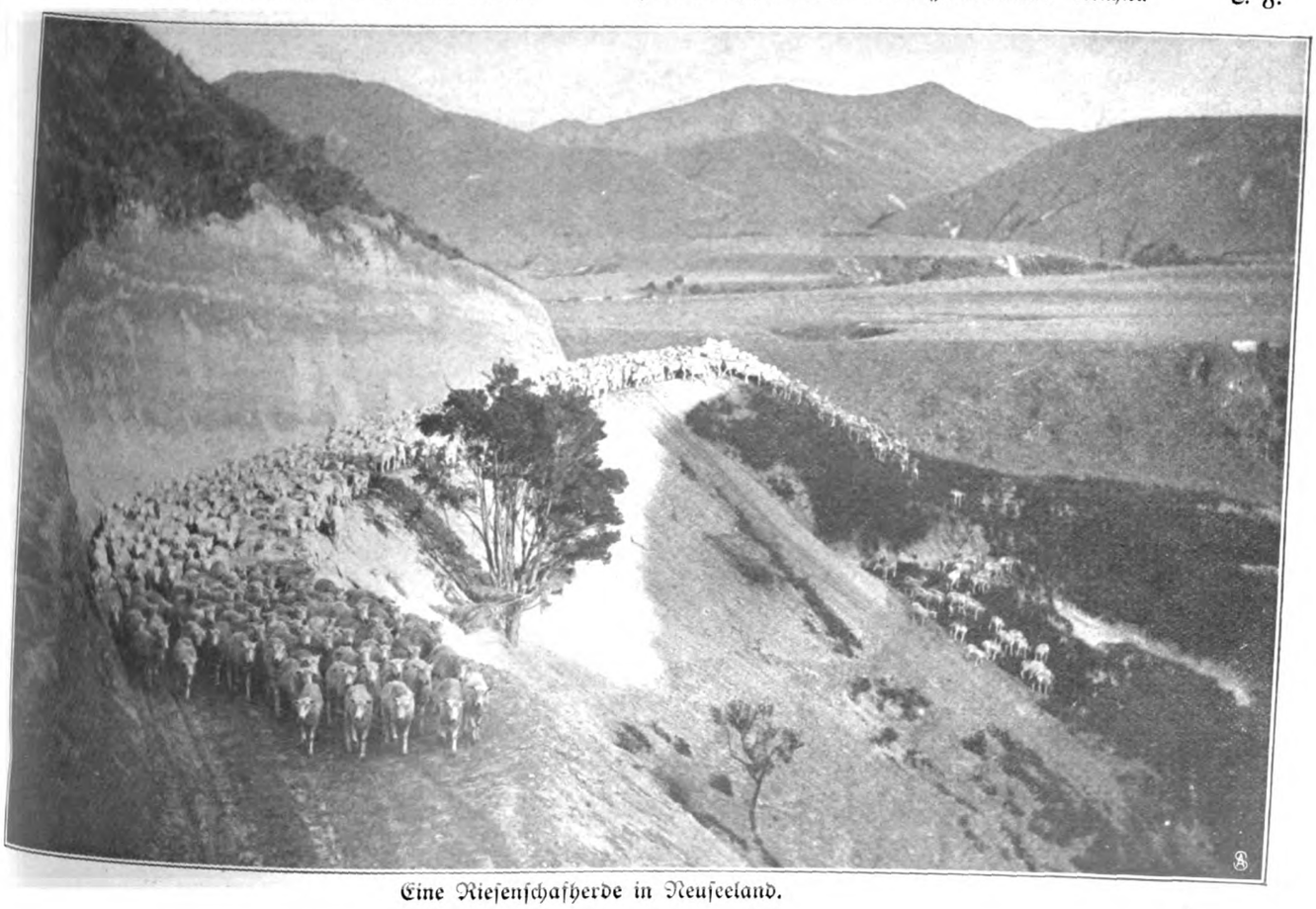
Die Kinder im Zuge. — Oben der Storchenvater.

Vom Storchentag in Haslach im Kinzigtal.

hat Österreichs Projekt gewirkt: die „Anschlußbahn" durch den Sandschak-Novibazar nun wirklich auszuführen, und der Zankapfel Europas, der unruhige Balkan, steht wieder einmal im Mittelpunkt des Interesses. Von dem Projekt konnte eigentlich niemand überrascht sein, denn es war schon durch den Berliner Vertrag vorgesehen, dessen Artikel 23 Österreich ausdrücklich das Recht zugesteht, im Einvernehmen mit dem Sultan eine Bahn auf dem Balkan zu bauen. Jedenfalls soll die vielumstrittene Sandschakbahn einzig und allein den wirtschaftlichen Interessen Österreichs dienen, für dessen Levantehandel sie geradezu eine Lebensfrage bedeutet, und deshalb wird sie auch gebaut werden, den andern Eisenbahnplänen zum Trotz, die wie die Pilze aus der Erde schossen. Die von Österreich geplante Strecke, die Uvac mit Mitrovica verbinden, also den Schienenstrang Sarajevo-Saloniki vollenden soll und den ganzen Balkan durchzieht, ist etwa 120 Kilometer lang. Sie stellt eine direkte, etwa 1000 Kilometer lange Verbindung von Wien nach dem Mittelmeer her, würde also für den Handel von unübersehbarem Vorteil sein. Dieser Linie steht erstens ein russisches Projekt entgegen, das — die österreichische Linie durchschneidend — von Turnu-Severin in Rumänien nach Kladovo und dann längs der serbisch-bulgarischen Grenze nach Niš und Pristina führen würde, um bei Veduna, das zum Hafenplatz ausgebaut werden müßte, ebenfalls das Adriatische Meer zu erreichen. Und ein dritter, von Bulgarien aufgestellter Plan will durch die Strecke Köstendil-Komanovo die schon vorhandenen Bahnstränge miteinander verbinden. Beide Bahnen sollen natürlich der österreichischen Konkurrenz machen, werden aber wohl, da ihre Rentabilität von Fachleuten stark bezweifelt wird, Pläne bleiben, während die österreichische Sandschakbahn, die übrigens gerade von der bosnischen Handelsbevölkerung gewünscht und vom Sultan gefördert wird, sich hoffentlich — anstatt eines Friedensstörers — als das beste Mittel zur Herstellung der Ruhe in Mazedonien erweist.

Karte der Sandschakbahn.

Schafherde auf Neuseeland. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Neuseeland, das sich frühzeitig als Insel gebildet hatte, besaß zur Zeit der Entdeckung eine eigenartige Tierwelt. Vor allem fiel der Mangel an höher entwickelten Tieren auf; denn außer zwei Fledermausarten gab es auf Neuseeland keine Säugetiere. Schon der Weltumsegler Cook hatte den Eingeborenen einige Nutztiere zurückgelassen, darunter das Schwein und das Schaf. Die Schweinezucht gedieh so gut, daß das Borstenvieh bald zum Haustier der Maori wurde. Das Schaf ging aber zunächst zugrunde. Im Jahre 1815 wurde es von neuem durch die Missionare eingeführt. Die Zucht entwickelte sich allmählich und gewann namentlich in den Steppen und Bergen des Inlandes mehr und mehr an Ausdehnung. Begünstigt wurde sie durch die milden Winter, die es möglich machten, die Tiere auch während der rauhen Jahreszeit im Freien weiden zu lassen, und nicht wenig trug zu ihrer namhaften Entwicklung auch das Fehlen jeglicher Raubtiere bei. Die Schafe gediehen prächtig, ebenso wie die aus Schottland eingeführten Hirsche, die in Neuseeland stärker werden als in der Heimat. So bildete die Schafzucht mit der Zeit eine wichtige Einnahmequelle der Ansiedler; zuletzt wurde nicht nur Wolle ausgeführt, sondern man schickte auch frisch geschlachtete Hammel auf Kühlschiffen nach England. Leider erhielten die Schafe auch auf Neuseeland allmählich Feinde und Konkurrenten. Die Einführung der Kaninchen erwies sich als ein arger Mißgriff, und unter der Kaninchenplage hatten Schafzüchter und Farmer viel zu leiden. Der Fuchs, den einige Sportsleute einführten, vermehrte sich gleichfalls in unerwünschter Weise, so daß man sogar ein Gesetz erließ, wonach jeder, der einen Fuchs ins Land brächte, mit zwei Jahren Gefängnis bestraft werden sollte. Schließlich lernte auch der in den Bergregionen Neuseelands einheimische Keapapagei Schafe überfallen und fressen. Wir haben darüber schon einmal in der „Gartenlaube" berichtet. C. F.



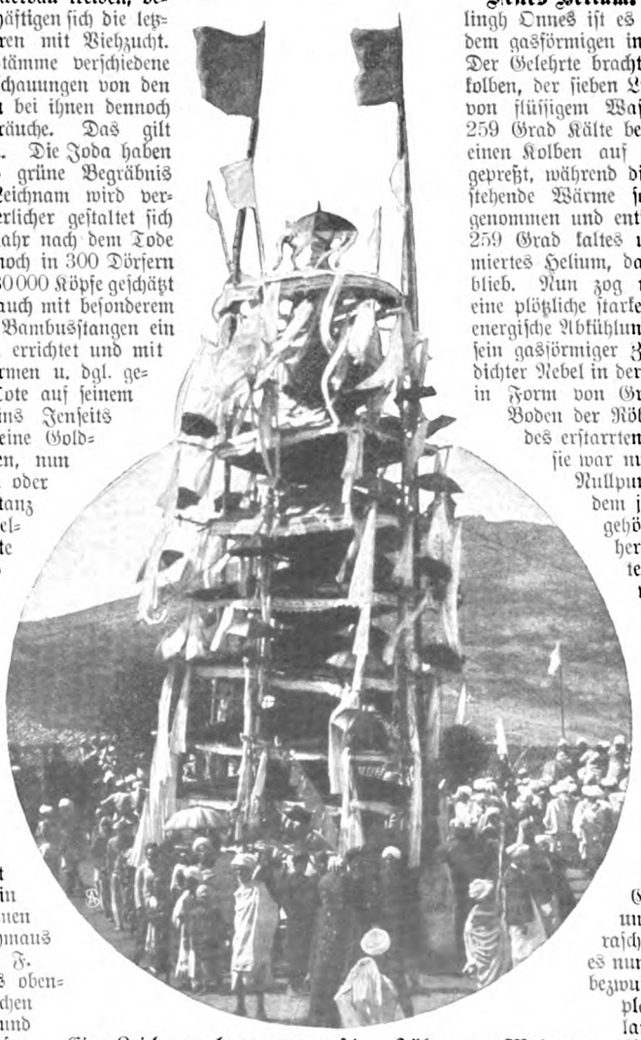
Eine Riesenschafherde in Neuseeland.

Hansi Niese. (Zu dem untenstehenden Bildnis.) Seit langen Jahren gehört Hansi Niese, die bekannte Wiener Charakterkomikerin, zu den liebsten Gästen der deutschen Reichshauptstadt. Diesmal, wo sie am Berliner Theater ein Gastspiel absolviert, will sie den Berlinern „spanisch" kommen, d. h. als ein Fräulein aus der Rokokozeit, das von einem Fürsten geliebt und dann verlassen wird — so ein echtes rechtes Wiener Volksstück mit viel herzlichem Lachen und einem Schuß Rührseligkeit. Aber Hansi Niese mag spielen, was sie will: sobald sie ihre abgrundtiefe Stimme erklingen läßt und eine ihrer überwältigend komischen Bewegungen macht, wird alles hingerissen sein und ihr zujubeln. Sonderbar, daß sie so spät erst ihr eigentliches Fach entdeckte. Jahrelang hat die am 10. November 1875 zu Wien geborene Künstlerin, die schon mit fünfzehn Jahren zur Bühne ging, die „Naive" spielen müssen und sich gewundert, wenn das Publikum bei den ernstesten Stellen zu lachen begann, bis sie dann merkte, wo ihre stärkste Begabung lag. Seit ihrer Verheiratung mit Joseph Jarno gehört Hansi Niese dem Theater in der Josephstadt an.

Charles Scolik, Hofphot. Wien, phot.

Die gefeierte Wiener Schauspielerin Hansi Niese.

Ein Begräbnis auf den Höhen. (Zu der untenstehenden Abbildung.) In dem Berglande der Nilgeris, im Süden von Vorderindien, leben unter den Hindus noch zersprengte Reste der Urbewohner des Landes: die Badagas und die Joda. Während die ersteren vorwiegend Ackerbau treiben, beschäftigen sich die letzteren mit Viehzucht. Obwohl im Laufe der Zeiten beide Stämme verschiedene Sitten und zum Teil auch Religionsanschauungen von den Hindus übernommen haben, findet man bei ihnen dennoch manch: uralte und eigenartige Gebräuche. Das gilt besonders von den Begräbniszeremonien. Die Joda haben z. B. zwei Arten von Begräbnis; das grüne Begräbnis erfolgt sofort nach dem Tode, der Leichnam wird verbrannt und die Asche gesammelt. Feierlicher gestaltet sich das trockene Begräbnis, das erst ein Jahr nach dem Tode gefeiert wird. Auch die Badagas, die noch in 300 Dörfern leben, und deren Zahl auf 20000 bis 30000 Köpfe geschätzt wird, begraben ihre Toten einfach oder auch mit besonderem Pomp. Im letzteren Falle wird aus Bambusstangen ein etwa 15 Fuß hohes Gerüst, der Turm, errichtet und mit Tüchern, Fahnen, Brot, Orangen, Schirmen u. dgl. geschmückt. Auf dem Gerüst wird der Tote auf seinem Sterbebette gelagert. Für die Reise ins Jenseits hat man schon den Sterbenden eine kleine Goldmünze als Wegzehrung schlucken lassen, nun legt man neben ihn auch seine Waffen oder Handwerkzeuge. Während ein Trauertanz bei dumpfem Hörnerschall und Trommelklang aufgeführt wird, erhält der Tote die letzte Wegzehrung. Eine Kuh wird herbeigeführt, dreimal um das Gerüst geführt, und dann flößt man dem Toten frischgemolkene Milch in den Mund ein. Zum Schluß erlöst der Priester den Verstorbenen von den Sünden, indem er seine Hand auf ein Kalb legt und dadurch die Sünden des Toten auf das Tier überträgt. Das Kalb gilt fortan als ein geweihtes Tier und darf weder verkauft noch gekauft werden. Nach dieser Zeremonie tragen kräftige Männer das Gerüst zum Scheiterhaufen, dann steckt ein Bruder des Toten den Turm in Brand, und wenn die letzten Flammen verloschen sind, beschließt ein Leichenschmaus die Trauerfeier. C. F.



Eine Leichenverbrennung auf den Höhen von Madras.

Ein Weißwal. (Zu der rechts obenstehenden Abbildung.) Vier Wochen lang hatten die Fischer Gewildis und Lorenz auf ihn Jagd gemacht im sog. Memeler Tief, vier Wochen lang war er ihren schwerfälligen Booten immer und immer wieder entwichen, um bald hier bald dort hellschimmernd aus der dunklen Flut zu tauchen, als wollte er die Verfolger zum besten halten. Und nun hat das Schicksal den weißen Wal dennoch erreicht. Am 25. Februar brachten die glücklichen Jäger ihn zur Strecke, und ganz Memel ist voll von dem Ereignis, denn es kommt nicht oft vor, daß ein Weißwal gefangen wird. Der jetzt erlegte, den unsere Abbildung wiedergibt, hatte bei einer Länge von 4,12 Metern einen Rumpfumfang von 2,80 Metern und ein Gewicht von ca. 20 Zentnern.

Gustav Oldenburg, Memel, phot.

Ein im Memeler Tief gefangener Weißwal.

Festes Helium. Dem holländischen Physiker Kamerlingh Onnes ist es kürzlich gelungen, das Helium aus dem gasförmigen in den starren Zustand überzuführen. Der Gelehrte brachte zu dem Zweck einen starken Gaskolben, der sieben Liter Heliumgas enthielt, in ein Bad von flüssigem Wasserstoff, der eine Temperatur von 259 Grad Kälte besaß. Nun wurde das Helium durch einen Kolben auf 100 Atmosphären Druck zusammengepreßt, während die bei dieser Zusammenpressung entstehende Wärme sofort von dem Wasserstoffbad aufgenommen und entfernt wurde. Man hatte also jetzt 259 Grad kaltes und auf 100 Atmosphären komprimiertes Helium, das indes noch immer ein reines Gas blieb. Nun zog man den Kolben zurück. Es trat eine plötzliche starke Druckverminderung und eine weitere energische Abkühlung des Heliums ein, und dabei ging sein gasförmiger Zustand verloren. Es zeigte sich ein dichter Nebel in der Heliumröhre, aus dem festes Helium in Form von Graupeln oder Schneeflocken auf den Boden der Röhre fiel. Dabei sank die Temperatur des erstarrten Heliums auf 272 Grad Kälte, d. h., sie war nur noch 1 Grad von jenem absoluten Nullpunkt von minus 273 Grad entfernt, bei dem jede Wärmeschwingung überhaupt aufgehört hat, bei dem eisige, absolute Ruhe herrscht. Schritt für Schritt ist die Kältetechnik der physikalischen Laboratorien weiter gegangen. Bei 160 Grad unter Null gelang es, die Luft in eine wasserartige Flüssigkeit zu verwandeln. Bei minus 259 Grad mußte der Wasserstoff dran glauben, und schon damals hatte man sich also dem absoluten Nullpunkt bis auf 14 Grad genähert. Nun ist das Helium, jenes feinste und leichteste aller bekannten Gase, noch einen Grad vom absoluten Nullpunkt entfernt aus dem gasförmigen sofort in den festen Zustand übergegangen. Diese Entdeckung ist eine Großtat auf dem Gebiete der physikalischen Wärmelehre und bietet des Interessanten und Überraschenden viel. Andererseits freilich erscheint es nun, nachdem auch das letzte bis dahin unbezwungene Gas in die Banden eines interplanetaren Frostes geschlagen wurde, für lange Zeit ausgeschlossen, an den absoluten Nullpunkt selbst heranzukommen. H. D.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Am Brunnen in Genzano.

Gemälde von C. A. Brendel.

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Das Kreuz im Venn.

Roman von Clara Viebig.

(2. Fortsetzung.)

Im Städtchen, auf jeder Kaffeevisite und abends am Stammtisch, von Männern und Frauen mit gleichem Interesse, wurde die Strafkolonie oben hinter Heckenbroich besprochen. Wie der Landrat, der alle paar Tage hinauffuhr und sich sogar Besuch dazu eingeladen hatte, Herren von der Regierung aus Aachen, so machten es viele. Man spazierte zu Fuß hinauf oder nahm einen Wagen an; die Ausgabe lohnte sich schon, nun bekam man doch einmal einen wirklichen Einblick in das Verbrecherleben! Kerle, Kerle! Was die für Arme hatten, hager und sehnig! Und tätowiert waren alle über und über — Arme, Brust! Jetzt stach die Maiensonne um die Mittagszeit schon heiß oben auf der ungeschützten Höhe, wenn's in den Nächten auch noch Eis fror. Sie trugen die Leinenkittel offen, man konnte alles sehen. Einige von ihnen waren weiß und fett, andere mager und haarig wie die Wölfe. Die Damen erschauerten.

Simon Bräuer hatte zu tun, die Neugierigen abzuhalten. Bis in die innersten Winkel des Hauses, dessen Gebälk jetzt schon fertig gerichtet stand, hätten ihm die Frauenzimmer dringen mögen. Zwar stand ein Pfahl am Zaun mit einem Schild: „Eintritt verboten!" — aber wer kehrte sich hieran? In hellen Kleidern, wie Sommerfalter, kamen die Weiber — sie machten den Mann kribblig. „Da schlag ein Donnerwetter drein!"

Schon wieder kam heute ein Wagen langsam die Vennchaussee heraufgekrochen, eine Equipage. Am alten Torfschuppen mußte jedes Fuhrwerk halten; von da an mußte man zu Fuß das Venngestrüpp, die Ginsterbüsche und allerlei versteckte Löcher durchqueren. „Daß sie doch all' ins nächste Torfloch plumpsten bis an den Hals! Verdammt!" Bräuer fluchte. Er sah, wie seine Kerls die Köpfe von ihrer Arbeit hoben und hinstierten mit ihren großen, hungrigen Augen.

Ein hellgekleidetes Mädchen lief den anderen vorauf. Bräuer brummte in sich hinein, die mache ja Sprünge wie ein junges Kalb! Wieder Weiber! Die sollten ihm wohl vom Halse bleiben! Das Gewehr über die Schulter hängend, ging er den Kommenden entgegen.

„Papa," sagte gerade Fräulein Schmölder, „hier steht es ja: ‚Eintritt verboten!'"

„Für uns nicht!" Der Fabrikant wollte seine Damen vorangehen lassen — seine Frau war auch neugierig gewesen, die Kolonie zu sehen, und Hedwig brannte auf die Verbrecher — aber breit stellte sich jetzt der Aufseher vor den Zaueneingang. Sein Blick war so zurückschreckend, daß Heinrich Schmölder unwillkürlich „Guten Tag!" sagte und an den Hut faßte. „Wir wollen uns das hier mal ansehen!"

„Es ist nicht erlaubt." Der Aufseher gab den Eintritt nicht frei.

„Ich bin der Fabrikant Schmölder. Sie kennen mich doch?" Dem reichen Manne stieg das Blut in die Stirn. Das war denn doch keine Art! Und dazu war noch Vetter Joseph dabei, der sowieso über alles und jedes seine Bemerkungen machte! „Wenn Sie uns nicht hineinlassen, werd' ich mich beschweren beim Landrat, bei unserm Bürgermeister!"

„Das können Sie tun. Das jeht die Herren aber jar nix an. Ich habe nach meiner Instruktion zu handeln."

„Nun, dann eben bei der zuständigen Behörde!" Heinrich Schmölder wurde heftig, er glaubte hinter sich ein spöttisches Lächeln seines Vetters zu sehen.

Der Aufseher zuckte die Achseln. „Tun Sie das. Wenn Sie 'n Erlaubnisschein vorzeigen, können Sie jederzeit passieren. Sonst nicht!"

„Gib ihm was, gib ihm was", wisperte Frau Schmölder hinter ihrem Gatten.

Heinrich Schmölder griff in die Tasche. „No, Sie werden wohl mal ein Auge zudrücken!" Ein verständnisvoller Händedruck — das Dreimarkstück brannte Bräuer zwischen den Fingern. Das bessere Teil in ihm empörte sich, er hätte es fortschleudern mögen — Herr, was unterstehen Sie sich, bestechen ist nicht! — und er nahm es doch. Der Eintritt war frei.

Mit finsterem Gesicht, an der Lippe nagend, schritt der Aufseher vor den Eindringlingen her. Er hätte sie umbringen mögen. Was das Fräulein schwatzte, lachte, dumm fragte: „Sind Sie ganz allein hier?"

„Ja."

„Wie viel Gefangene sind denn hier?"

„Vierzig!"

„Sind auch Mörder drunter?"

„Nein!"

„Haben Sie aber nicht doch Angst?"

„Nein!"

Zum Donnerwetter, das Frauenzimmer konnte einen verrückt fragen! Hätte er ihnen doch das Geld vor die Füße geworfen! Ein wütender Zorn gegen sich selbst überkam den Mann, er hatte nicht widerstehen können, Trinkgeld genommen. — Geld! Geld — er hatte es entbehren müssen die ganze Zeit seiner Jugend! Er hatte auch jetzt noch nicht viel, das Gehalt war

Published 12. III. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Clara Viebig.

nicht groß, und seine Familie wollte doch leben — drei Mark waren immerhin drei Mark! Aber nein, nein, pfui! Ihm ekelte vor sich selber.

„Sehen Sie sich um", stieß er rauh heraus. Er konnte es nicht mehr ertragen. Ohne ein weiteres Wort sprang er über einen aufgeworfenen Graben und rannte, ein paar der Sträflinge, die gaffend dagestanden hatten, mit rauhen Scheltworten vor sich hertreibend, immer weiter vom Bau ab ins Venn hinein.

„Ein greulicher Mensch! Ordentlich unheimlich!" Frau Schmölder raffte ihr Kleid hoch auf und setzte vorsichtig die Füße, sich immerfort ein wenig scheu dabei umsehend. „Was ist denn nun eigentlich zu sehen, Heinrich? Ich sehe hier doch gar nichts Besonderes. Das war wirklich eine komische Idee von dir!"

„'ne Kateridee", sagte Joseph Schmölder.

„Wieso?" Der ohnehin schon Gereizte wurde noch gereizter: da war ja richtig das infame Gesicht, das Joseph zuzeiten zu schneiden beliebte! „Hättest du weniger Kateridee in deinem Leben gehabt, wäre es besser für dich gewesen und — "

„Und für uns", ergänzte Joseph. Er nahm's heute humoristisch. Der Himmel blaute, das Wetter war herrlich, richtiges Frühlingswetter, und da — sieh da — er hielt die Hand über die Augen — da schimmerte schon ein ganzes Stück Venn helleuchtend wie Gold! Das waren die gelben Narzissen, die blühten jetzt im üppigsten Flor.

„Ärgere dich nicht, Onkel Joseph", wisperte die Nichte und hing sich an seinen Arm; sie mochte glauben, er lege die Hand vor die Augen, weil die Anzüglichkeit ihres Vaters ihn verletzt habe.

„I wo, Hedde!" Er fing an, leise zu pfeifen. „Sieh mal an, da, die Narzissen!" Und dann breitete er plötzlich die Arme aus. „Kind, das ist ein Meer von Gold, in dem ich wohl ertrinken möchte. Sonst pfeife ich aufs Gold, es macht hart, egoistisch, ungerecht — aber dieses Gold ist schön, es ist ein Trost fürs Auge, ein Labsal fürs Herz. Und daß diese armen Schlucker das immer so vor Augen haben, ordentlich darin waten können, das ist ein Ausgleich der barmherzigen Natur!"

„Sehr poetisch!" sagte Heinrich trocken.

Aber Frau Schmölder nickte freundlich. Sie war dem Vetter eigentlich ganz gut — wo so viele aßen, konnte er auch noch mitessen — ein bißchen „verstiegen" war er freilich zuweilen!

Joseph sah und hörte nicht. „Komm, Hedde, wir wollen Narzissen pflücken! Einen goldenen Strauß!" Er riß die Nichte mit sich fort. Leichtfüßig liefen die beiden durchs struppige Heidekraut; der Mann schien nicht minder jung als die Siebzehnjährige, deren Zopf mit einer himmelblauen Schleife noch kindlich lang auf den Rücken baumelte.

Heinrich Schmölder war sehr schlechter Laune, und er war doch so gut gestimmt gewesen, als er heute aus dem „Schwan" zum Mittagsessen nach Hause gekommen war und die Fahrt zur Strafkolonie vorgeschlagen hatte. Der Joseph verdarb einem eben immer die Stimmung! „Verrückter Mensch!" sagte er zu seiner Frau.

Sie suchte ihn abzulenken. „So, nun zeig' mir doch auch mal was hier. Nun sei doch nicht so brummig, nun bist du ihn ja los!"

„Auf wie lange?" Die gute Frau hatte nicht das Richtige getroffen. Heinrich Schmölders Stirn zog sich in immer ungeduldigere Falten. „Mit dem Menschen ist nicht zu leben. Er macht einen selbst ganz verdreht mit seiner fahrigen Art. Ein Mann wie ein Weib. Ein Mensch, der in seinem Leben nie auf seinem Platze gewesen ist. Nun geht er aufs Ende der Vierzig los und hat noch nichts vor sich gebracht. Aber, was soll man da machen!" Er seufzte. Ehe man den Jungen in der Welt herumbummeln ließ und Dummheiten machen auf den Namen Schmölder, eher wollte man sich denn doch die Strafe auferlegen und ihn bei sich halten, so fatal es auch war, die Bummelei mit anzusehen!

„Gott, Heinrich," sagte die Frau gutmütig, „er stört dich doch nicht!"

„So — er stört mich nicht? Was du weißt!" Heinrich Schmölder konnte recht grob gegen seine Frau werden, wenn er es auch nicht immer so böse meinte. Sie ist ihm zu beschränkt — das hatte die schöne Helene aus dem „Schwan" schon längst herumerzählt.

Frau Schmölder hatte eine gute Art zu schweigen. Sie war bequem geworden mit den Jahren, behäbig und bequem; und so war es am behaglichsten. Auch jetzt war es ihr lästig, hier noch mehr zu sehen, sie hatte schon genug. „Laß uns gehen!" sagte sie und zupfte ihren Mann am Ärmel.

Aber er brummte: „Drei Mark rausgeschmissen! Ich dachte, der Kerl würde uns was 'erumführen, einem die ganze Idee der Anlage was erklären. Nee, ich interessiere mich auch gar nicht für die Geschichte hier — ist mir ganz Wurscht, was sie hier machen! Ja, wir gehen jetzt — ruf' Hedde — Dummheit mit den Blumen — es ist höchste Zeit!"

Frau Schmölder rief nach der Tochter. Aber erst als der Vater ganz energisch sein: „Hedwig, komm sofort!" ins Venn hinausbrüllte, dahin, wo ihr helles Kleid im Sonnenglanz schimmerte, bald im Kraut untertauchte und bald aufflatterte, kam sie angeflogen.

Ihre runden Wangen waren dunkelrot, ihre Augen glänzten, sie war ganz atemlos. Einen großen Strauß hastig abgerissener, im Eifer des Pflückens schon halb zerdrückter Narzissen trug sie in der Hand. Und ein Sträußchen hatte sie im Gürtel. „Die hat mir Onkel Joseph angesteckt", sagte sie mit heimlichem Stolz. „Er sagt, das sehe hübsch aus!"

„Dummheit!" Der Vater riß ihr die Blumen aus dem Gürtel und warf sie fort. „Da, siehst du, lauter Flecken von den zerquetschten Stengeln!"

Die Tochter ließ den Mund hängen. Mit den Tränen kämpfend, ging sie hinter den Eltern her, tupfte mit dem Taschentuch bald an dem hellen Bandgürtel herum, bald an ihren Augen.

„Wo ist denn eigentlich der Joseph?" fragte die Mutter.

„Er sagte, wir sollten nur fortfahren, er käme zu Fuß nach Haus. Es wäre viel netter, er wäre mitgefahren!"

Heinrich Schmölder drehte sich um nach seiner Tochter und warf einen raschen Blick in deren schmollendes Gesicht — na, das wäre! Sollte die sich etwa gar in den alten Sünder vergafft haben?! Einem überspannten Backfisch war alles zuzutrauen. Und der Joseph hatte immer Glück bei Weibern gehabt — viel zu viel Glück! Hatte nicht selbst Lenchen neulich gesagt: „Bring' doch mal deinen Vetter her, Schmölderchen!" Jawohl, er würde sich schwer hüten! Daß die Helene mit dem zu poussieren anfing und er den Sekt dazu bezahlen durfte! „Frag' doch nicht nach ihm", sagte er grob zu seiner Frau. „Ich möchte wohl wissen, warum du dich so um ihn kümmerst. Laß ihn kommen oder nicht kommen. Der Joseph hat eben immer Eindruck auf dämliche Frauenzimmer gemacht. Aber es steckt nichts hinter seinen irgendwo angelesenen Redensarten — alles Mumpitz, wie der Berliner sagt!" Dabei beobachtete er seine Tochter scharf, aber aus dem ausdruckslosen Jung-Mädchengesicht mit dem blühenden Mund war nichts herauszulesen. „Hier, komm' neben mich", sagte er zu ihr und behielt sie an seiner Seite, bis sie das Stück Venn durchstampft hatten und sicher in ihrer Equipage saßen, ohne Joseph, die Tochter allein auf dem Rücksitz, den Eltern gegenüber. —

Joseph Schmölder lag weit drinnen im Venn zwischen den blühenden Narzissen. Eben war der Aufseher von ihm fortgegangen; sie hatten eine ganze Weile zusammen gesprochen. Der Aufseher war ordentlich etwas aufgetaut, als Joseph ihm auseinandergesetzt hatte, welch vorteilhaften Einfluß es auf die Gemütsverfassung der Sträflinge haben müsse, hier unter freiem Himmel arbeiten zu können. „Den freien Blick hier kann ihnen niemand nehmen, den Blick zum Himmelsblau, den Blick auf die Blumen und die Tannen, den Blick in die Weite, in unbegrenzte Weiten — die Natur ist die einzige Erbarmerin, die einzige Trösterin und Heilbringerin!"

„O ja, das Venn is wohl schön", hatte Simon Bräuer dazu gesagt. „Man muß es nur kennen wie ich, von klein auf!"

„Nun, sehen Sie, ich bin nicht hier in der Gegend geboren und finde es doch auch schön, unendlich stimmungsvoll! Ich bin hier bei meinen Verwandten, unten in der Stadt — Schmölders, die kennen Sie wohl?"

„O ja — und Sie kenn' ich auch! Sie sind der Vetter, der nit jut jetan hat!" Simon Bräuer lachte, ein etwas grimmiges Lachen, bei dem er die Oberlippe von den scharfen, weißen Eckzähnen hob und den andern, der faul im Heidekraut lag, mit seinen Falkenaugen anblitzte. „Waren Sie nit 'n vornehmer Herr und hätten was Besseres vor sich jesehen, Sie jingen vielleicht jetzt auch zwischen denen da!" Er nickte nach seinen Kerlen hinüber.

Das war denn doch noch ein Mensch, recht geradezu! Joseph Schmölder zog das elegante Etui von rotem Juchten, das ihm Cousine Schmölder zum Namenstag verehrt hatte, aus der Brusttasche und bot dem Mann eine Zigarre an. Aber da fixierte ihm dieser mit einem fast wilden Blick ins Gesicht. „Nee, ich nehm' nix mehr an!" Und dann war er davongerannt wie einer, der ein schlechtes Gewissen hat.

Nun war Joseph allein. Mit halbgeschlossenen Augen träumte er. Gleichsam durch einen Schleier sah er fernhin, gleich Schafen, die da weiden, die hellen Kittel auf der Fläche. Und der Hüter, der Hirt, stand dabei, so hochaufgerichtet, so licht umflossen in der unbeschatteten Helligkeit des Venns, daß er größer erschien, als er eigentlich war, alles überragend. Joseph hatte immer das Entschlossene, das Energische bewundert wie dieser Mann in die Natur hier paßte! Verschlossen, herb wie sie; und doch Größe in beiden. Wer doch so sein könnte!

Eine haltlose Traurigkeit überkam plötzlich den ins Venngras Hingelagerten. Ihm war es, als müßte er mit beiden Händen in dies karge, zähe Grün fassen und sich daran halten, sich anklammern — Mach mich stark, du! Lehr' mich zu sein wie du, Stürmen zu trotzen, standzuhalten! Er seufzte tief.

Solche Stunden hatte Joseph Schmölder oft; sie kamen ihm mitten im Lachen. Dann machte er sich Vorwürfe über Vorwürfe: konnte er denn nun und nimmer aus sich heraus, blieb er stets ein Halber, ein immer Wollender und nie Vollbringender? Hätte er nicht auch Weib und Kind haben können wie Vetter Heinrich, einen guten Ruf und viel Geld dazu? Es brauchte ja nicht gerade in Lumpen verdient zu sein. Wenn er jetzt Geld hätte, wie würde er andere glücklich machen! Diese armen Fabrikmädchen! Sie sollten nicht mehr auf den Lumpensäcken ihre Happen verzehren mit schmutzigen Fingern, die Kehle trocken vom gefährlichen Staub; eine Küche würde er einrichten, sie daraus zu speisen — gutes, warmes, ausgiebiges Essen — und einen Raum würde er ihnen bauen, groß und luftig und licht, darin sie sich erfrischen könnten und ausruhen. Wie gut hätten sie's da! Und diese Schafe, die hier weideten, die sollten auch nicht irregehen fürdermehr! Wie ein guter Herr wollte er sie um sich sammeln und nimmer fragen: wo bist du gewesen, was hast du getan? Ah, wie vieles hatte ich schaffen, wie vieles gutmachen, was die Gesellschaft verbrochen hatte! Diese Gesellschaft, diese satten Philister, die hier herumkamen, die armen Kerle anzugloßen! War es etwa ihr Verdienst, daß sie da unten ehrlich in ihren Häusern saßen?!

Joseph war aufgesprungen, die Faust schüttelte er in die Luft. So eng wie ihre Gassen, so eng, so verbaut in ihren Gefühlen wie ihre verschnörkelten Häuser waren sie. Über ihren Vorgrand sahen sie nicht weg! Da war Cousine Schmölder, eine herzensgute Frau, aber — nur ihr Haus, nur ihre Familie. Und das Mädel — na, Hedde war allerliebst, Jugend, und sei noch so nach der Schablone, ist doch immer reizend — aber wurde ja nur allzubald den Konkurrentensohn aus Aachen heiraten und genau so werden, wie ihre Mutter jetzt war. Sie sah ihr jetzt schon zuweilen erschreckend ähnlich. Oder vielleicht den Oberleutnant aus dem Lager, den Adjutanten Scheffler, von dem sie ihm schon mehrmals mit tiefem Erröten erzählt hatte — na, was ging's ihn an?! Er mußte lachen, mitten aus seinem Ernst heraus. So ging es ihm immer, er konnte sich eben selbst nicht ernst nehmen. Und er, er wollte andere glossieren?! Das spöttische Lachen schwand rasch von seinem Gesicht; er sah auf einmal wieder alt aus und müde und traurig, als er jetzt das Antlitz nach jener Seite kehrte, wo die Sonne groß und leuchtend überm Vennrand hing und das Kreuz auf der Marienley, dem einsamen Felsen mitten im Heidemeer, in einen Glorienschein hüllte.

Langsam, fast widerwillig das Auge losreißend, das doch die Fülle des Lichtes nicht ertragen konnte und zu tränen begann, schickte er sich zur Heimkehr an. Er hatte lange getraumt. Wie viel Uhr es wohl sein mochte? Nun, Feierabend noch nicht! Noch immer irrten die Schafe übers Heidemeer, und der Hirt trieb sie vor sich her. So früh gab's keine Rast für die Arbeiter auf dem Venn. Halbgebückt standen sie — die einen hackten, die anderen gruben — o weh, denen mußte doch der Rücken fast brechen! Dort war ein Feuer angezündet, langsam schwelend fraß die Flamme Wurzel und Gestrüpp, ein schwerer Rauch kroch über den Moorboden und stieg an gegen die Sonne. Das war ein Kampf wie der Kampf der Finsternis gegen das Licht. Aber der schwarze Rauch war der Stärkere, er verschlang das Licht. Pfui, wie er stank! Unangenehm berührt, rümpfte Joseph Schmölder die Nase. Und dann schauerte er zusammen, hu, kalt war das mit einem Male, nun die Sonne verschwunden war und die Nebel über dem Vennrücken lagerten! Nur um das Kreuz der Marienley war es noch hell, als habe sich alles Licht des scheidenden Tages darum gesammelt. Schwarz hob sich die Kreuzesform vom Goldgrund ab. Ob die Blicke jener Elenden sich jetzt wohl auch dorthin richteten? Ob sie es wie einen Trost, wie eine Verheißung ansahen, oder ob es ihnen drohend erschien, grausig und blutig, eine Mahnung an das eigene Geschick?! Sie alle waren ja ans Kreuz geschlagen. Wer im Leben wäre das nicht?!

Mit einem Seufzer schickte sich Joseph Schmölder nun zum Gehen an. Er stapfte durchs struppige Kraut der Chaussee zu. Was sollte er hier oben? Wenn er den armen Teufeln noch helfen könnte! Dicht kam er an zweien vorüber. Er grüßte sie aus seiner leidvollen Stimmung heraus mit einem weichen: „Guten Abend!"

Die blassen verschwitzten Gesichter starrten ihn einen Augenblick an. Dann wandten sich die Sträflinge wieder ihrer Arbeit zu, kein Gegengruß, kein Zug der stumpfen Gesichter verriet, daß sie das „Guten Abend" verstanden hatten.

Wie wenig Freundlichkeit mußten diese erfahren haben! Ein ungeheures Mitleid schwellte Joseph die Seele.

Da hörte er ein Lachen hinter sich; rasch blickte er sich um. Sie standen und gafften ihm nach — zwei häßliche, rohe, gemeine Gesichter. Der Rothaarige, dem die Ohren so weit vom Kopf abstanden, lachte hinter ihm drein. Es war nur ein kurz herausgestoßenes, sekundenlanges Auflachen, ein heiseres Keuchen, aber Joseph fühlte wohl, dieses Hohnlachen galt ihm. Sie lachten über den Herrn, der mit hellen Hosen, mit braunen Schuhen, mit steifem Hut hier oben bei ihnen herumspazierte. Und er schämte sich plötzlich seiner Kleidung — die waren halbnackt, er ging wie ein Stutzer!

Mit hastigen Schritten lief er weiter. Nur rasch! Übrigens — denen hätte er nicht begegnen mögen ganz allein im stillen Wald oder noch weiter draußen auf dem Venn, außer jeder Rufweite! Hätten sie da nicht ein gewisses Anrecht gehabt zu sagen: Her mit dem Rock, mit den Stiefeln, mit dem Hut?! Nackt wie sie war auch er auf die Welt gekommen — alle gleich — das Schicksal hatte nur mit ihnen gespielt, hatte den einen besser angezogen, den andern mit Lumpen behangen. Eigenes Zutun war verflucht wenig dabei!

Joseph fühlte: wenn jetzt so einer gekommen wäre, er hätte sich ausgezogen bis aufs Hemd, dem alles gegeben. Freiwillig. Aber doch gut, daß keiner kam! Gut auch, daß er jetzt die harte Straße, die ohne Chausseebäume, ohne menschliche Behausung rechts oder links, als einzige Verkehrsader

das Venn in zwei Teile scheidet, unter seinen Sohlen fühlte. Er lüftete den Hut und wischte den Schweiß von der Stirn. Ah, jetzt ging sich's gemächlicher bergab! Durch grüne Matten schlängelte das Flüßchen, dem Vennsumpf entsprungen, sein jetzt schon ganz klares Wasser und ließ die Forellen sehen, die silbern aufschnellten und im Abendstrahl nach Mücken schnappten. Vom alten Torfschuppen an war alles schon Weideland von Heckenbroich.

Friedlich klang die Abendglocke, und über die Hecken stiegen kerzengerade zarte Rauchsäulchen in den silbrigen Äther. Die harte Vennchaussee war zur gepflasterten Dorfstraße geworden. Hinter den Hecken brüllte das Vieh, und Melkeimer klapperten, und Stalltüren knarrten. Von Menschen nichts zu sehen, alles wie ausgestorben und doch belebt von einem heimlichen Leben, das sich hinter jenen Hecken abspielt, die wie Schutzwehren gegen alles Ungemach stehen, wie Hüterinnen eines bescheidenen, weltfernen, friedvollen Glücks. Wer doch so wohnen könnte!

Vorhin, als sie in der Equipage durchgerasselt waren, hatte Joseph den Zauber des stillen Dorfes nicht so empfunden wie jetzt. Leykuhlen war wahrhaftig ein beneidenswerter Mensch, daß er hier herrschen konnte! Warum hatte er den eigentlich noch nicht aufgesucht? Seit jenem lichten Vorfrühlingstag, an dem sie sich begegnet waren auf dem Fußpfad oberhalb der Fabrik, glaubte Joseph schon alle Tage den Wunsch zu diesem Besuch gehabt zu haben, aber er war eben nie dazu gekommen. Es war noch nicht zu spät, wenn es auch nicht gerade Besuchszeit mehr war, er konnte jetzt wirklich einmal bei Leykuhlen vorsprechen. Aber wo lag dessen Haus? Rechts oder links hinein oder geradeaus auf die Kirche zu? War niemand hier, den man fragen konnte? Er schaute sich um. Da hörte er Kinderstimmen.

Ein kleines Mädchen kam hinter einer schlechtgehaltenen Hecke hervor; die Füßchen der Kleinen traten leicht und lautlos, obgleich sie einen Jungen auf dem Arme schleppte, dessen dicker Kopf größer war als der ihre.

Der Junge greinte, als der Fremde auf sie zutrat. „Kinder, wo wohnt denn der Herr Bürgermeister?"

„Still, bis still, Doresche", flüsterte die Kleine und drückte den dicken Kopf des Jungen mit der Zärtlichkeit einer Mutter an ihren Hals. Dann hob sie die Augen zu dem Herrn. Joseph war ganz überrascht von dem Blick dieser sanften schwarzen Augen. Wo hatte er solch ähnliche nur schon einmal gesehen? Er konnte sich nicht entsinnen. „Nun, Kleine?" sagte er freundlich und klopfte ihr das blasse Bäckchen.

Unmerklich zog sie sich zurück wie ein scheues Tierchen. Der Junge mit dem dicken Kopf aber kreischte so laut auf, daß Joseph einen Schritt zurückfuhr; warum brüllte der Bengel denn so, er tat ihm doch gar nichts!

Die Kleine wurde rot. „Bis still, Doresche, bis still!" Und dann sagte sie leise wie zur Entschuldigung: „Der Bruder ist nicht an Fremde jewöhnt. Und er ist immer krank!" Sie mühte sich, hochdeutsch zu sprechen, jeden Konsonanten scharf betonend, besonders das r; fast fremdartig mutete dadurch ihre Sprache an, fremdartig wie ihre ganze Erscheinung. Was für ein schönes Kind war das, feingliedrig und zart, nicht so wie Kinder aus anderen Dörfern! Joseph betrachtete sie mit Interesse. Auch der Junge war nicht häßlich trotz seines dicken Kopfes; er wäre hübsch gewesen, wäre ihm der Speichel nicht über die hängende Unterlippe geflossen, und hätten seine dunklen Augen nicht so glanz- und verständnislos geblickt.

„Was fehlt denn deinem Brüderchen?" fragte Joseph. Der Junge war wohl blöde? Schlaff lagen die welken Hände um der Schwester Hals; er mußte dem zarten Kind eine fast unerträgliche Last sein. „Ich will dir den Jungen tragen. Wo willst du denn hin?"

Die Kleine schüttelte den Kopf. „Der Dores jeht nicht bei fremde Leute. Ich will Euch zeigen, wo Ihr jehen müßt. Der Dores ist mir nicht zu schwer!" Sie schritt leichtfüßig vor ihm her, verstohlen den greinenden Bruder tröstend. Joseph hielt sich dicht hinter ihr. Unverzagt schritt sie aus; ihr Köpfchen mit dem hellen Kattuntüchelchen, unter dem sie das Haar verborgen trug, schmiegte sich bald links, bald rechts an den dicken Kopf. Wie eine Klette hing ihr der Junge am Halse; sie schleppte sich redlich.

„Wie weit ist es denn noch?" fragte Joseph ungeduldig; ihn dauerte die Kleine. „Sage mir nur, wo es ist, ich finde schon hin!"

„Ich jehe auch dorthin", sagte sie verschämt, und ein leicht schelmisches Lächeln erhellte ihr ernsthaftes Gesichtchen.

Er war ganz entzückt. Wenn sie nur mehr plaudern möchte! Er machte sich an ihre Seite. Sie hatten wohl noch einen weiten Weg, das Dorf war ja endlos lang! Aber es gelang ihm nicht, viel aus ihr herauszubekommen, nur daß der Dores, wie er noch ganz klein gewesen war, schon die Krämpfe bekommen hatte, daß er nun schon sieben Jahre war, aber noch immer nicht in die Schule gehen konnte, das erfuhr er. Auch daß der Vater schon einmal und die Mutter schon zweimal bitten gegangen waren nach Mariawald.

„Betest du auch für ihn?" fragte er.

„O ja!" Sie nickte wichtig. „Ich jehe all Sonntag zur Maria im Stein nach der Ley. Aber —" sie seufzte auf, und ihr Hochdeutsch vergessend, sagte sie traurig: „Et notzt nühst!"

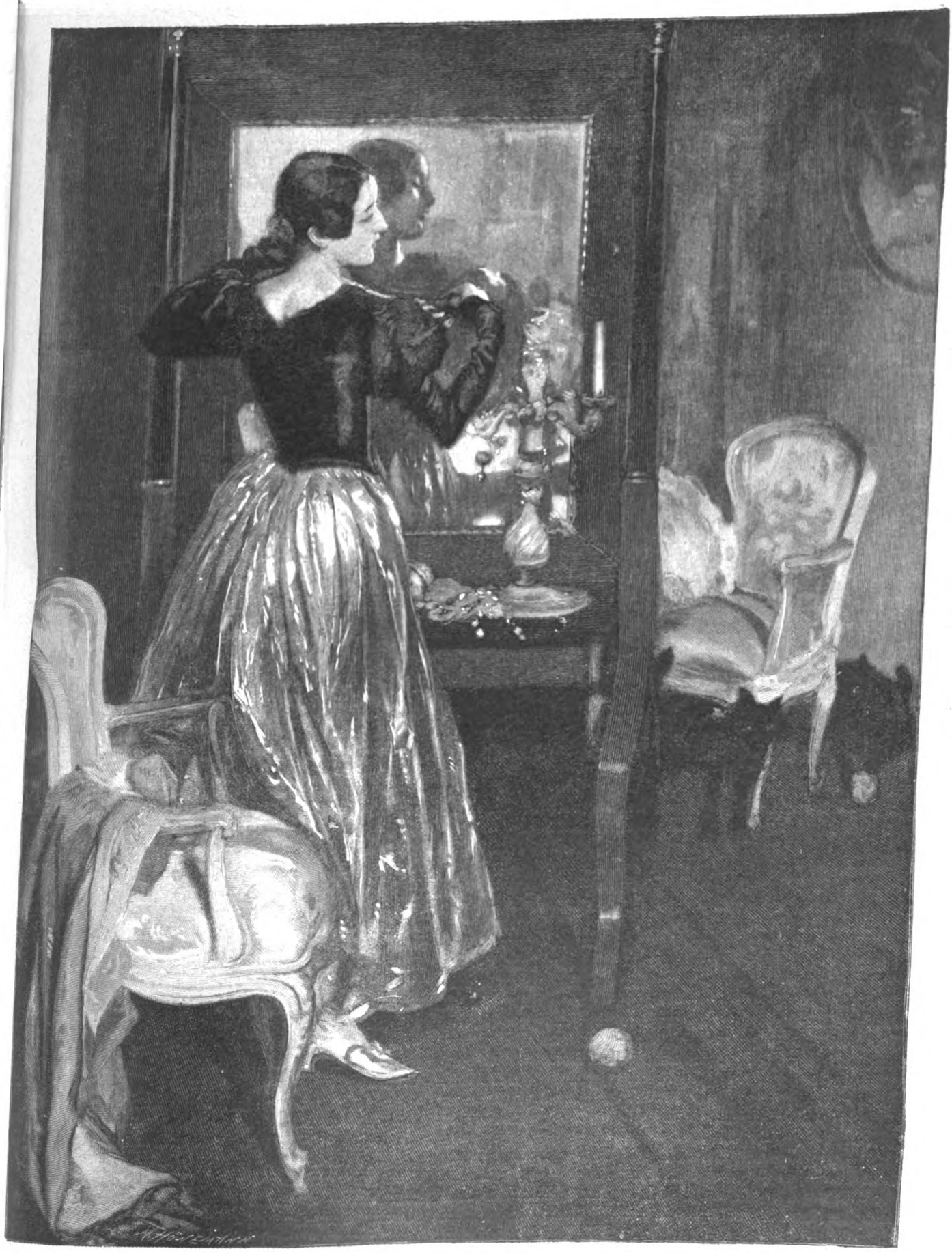
Er lachte auf. Das klang so komisch! Komisch und rührend zugleich. Er wollte sie streicheln, aber sein Lachen hatte sie scheu gemacht; nun sprach sie auch nicht mehr. Eiliger als zuvor lief sie wieder vor ihm her, bis sie die hohe Hecke gegenüber der Kirche erreicht hatten, die schönste Hecke in ganz Heckenbroich. Da drehte sie sich um und nickte bedeutsam, und dann verschwand sie so rasch hinter der Hecke, daß er nicht einmal Zeit hatte, ihr die Groschen, die er ihr geben wollte, ins Händchen zu drücken. (Fortsetzung folgt.)

Der Stein der Weisen.

Von Siegmund Feldmann.

Zurzeit sitzt in Paris ein Mann namens Lemoine im Gewahrsam, der sich vermaß, der Schöpfung eine Nase zu drehen, wenn man so sagen darf. Er hat auf künstlichem Wege wirkliche Diamanten erzeugt. Allerdings tat er diese zur Vereinfachung gleich fertig in den Tiegel, denn ehrlich währt am längsten. Diese löbliche Vorsicht beugte jedem Zweifel an der Echtheit seiner Erzeugnisse vor. Und nur weil er seine „Erfindung" für zwei Millionen an einen Londoner Minenmagnaten verkaufte, muß er jetzt zähneklappernd abwarten, was die strafende Gerechtigkeit von seinem Talent hält.

Der verkannte Biedermann heult natürlich wie ein Gepfählter. Er ist unschuldig; er kann allen Ernstes Diamanten machen! Sein „Geheimnis" könne er zwar noch nicht preisgeben, allein man möge ihn nur freilassen, dann werde er vor aller Welt sein unfehlbares Pulver anwenden. Dieses „Pulver" kennen wir längst; man hat es den Gimpeln oft genug in die Augen gestreut. Es ist das Pulver oder der Stein der Weisen, das fabelhafte „Magisterium", das alle Krankheiten heilt, das sogar nach einigen den Tod für immer bannt und vor allem die unedlen Stoffe in edle, den Kiesel zum Juwel, das Eisen in Gold wandelt. Dieses Phantom hat zwei Jahrtausende hindurch die Menschheit genarrt, und die Jagd danach hat in die Kulturbewegung mit einer Macht eingegriffen, deren Wirkungen, die nützlichen wie die verderblichen, bis zum



Venezianisches Glas.

Gemälde von J. Blanche.

heutigen Tage fortleben. Und bis zum heutigen Tag ist es unter den verschiedensten Namen und Formen, über alle Religionen hinweg, das dauerhafteste und deutlichste Symbol der Sehnsucht nach dem Wunder gewesen, das in der Seele aller Erdenkinder schlummert.

Herr Lemoine nun hat diesem Wunder ein bißchen nachgeholfen. Wenn er dabei nur etwas mehr Phantasie entwickelt hätte, könnte man ihm vielleicht eher verzeihen. Aber sein Pulver ist alt wie der Hunger und auch sein Kniff mit den fertigen Steinen nicht viel moderner. In genau der gleichen Weise arbeitete Alexander Dubuisson, der 1749 dem Herzog von Olonne für den Preis von hunderttausend Franken einen herrlichen Smaragd im Werte von dreitausend fabrizierte — eine wahre „Gelegenheit" — und schon dieser Zauberkünstler ahmte bloß ein vor ihm vielfach erprobtes Verfahren nach. Am 10. Februar 1404 empfing der Pariser Polizeimeister die Meldung, daß des Nachts die acht Kadaver gestohlen wurden, die an den Galgen von Montfaucon baumelten. Er brauchte nicht lange nach den Missetätern zu fahnden. Die „Magier" Larnold und Maudan hatten den Gehenkten die Herzen herausgeschnitten und damit zwei gekaufte Säuglingsleichen gewürzt, die sie auf freiem Feld im Beisein eines alten holländischen Kaufherrn kochten, der, in dicke Pelze gewickelt, die Veranstaltung gespannt verfolgte. Vierzig Stunden lang schürten die Magier unter erschütternden Beschwörungen das Feuer; hierauf streuten sie ein Pulver auf den Sud, ließen ihn abkühlen und forderten schließlich ihren Holländer auf, in den Kessel zu fassen. Der Greis stieß einen Schrei aus: keinen Schrei der Freude, einen Schrei des Schreckens. Der Diamant, den er herausgefischt hatte, war geschliffen und funkelte in der Wintersonne! Jetzt erst ging ihm ein Licht auf, und er lief racheschnaubend zum Präfekten. Die beiden Halunken hatten ihm Unsummen herausgelockt, sie sollten es büßen! So geschah es auch. Und der Vollständigkeit halber wurde der Betrogene mitsamt den Betrügern äußerst stilvoll von unten nach oben gerädert.

* * *

Einen Menschen gab es immerhin, der vielleicht Diamanten zu erzeugen verstand, den großen spanischen Mystiker Ramon Lull oder Raimundus Lullus, der nach einem seltsam bewegten Dasein 1315 als Heidenbekehrer in Afrika starb. Wenigstens besitzen wir ein Zeugnis dafür in einem seiner Briefe an den König von England. „Gnädiger Herr, Sie haben", heißt es darin, „den mirakelhaften Guß gesehen, den ich in London mit dem Quecksilber machte, das ich auf den geschmolzenen Kristall schüttete. Ich formte einen sehr feinen Diamanten, Sie ließen daraus Säulchen für ein Tabernakel schneiden."

Welche Bewandtnis es mit diesem Diamanten hatte, wissen wir nicht. Ein richtiger wird es wohl doch nicht gewesen sein, sonst hätte man kaum Säulchen für ein Tabernakel daraus schneiden können. Aber auf eine Täuschung hatte es Lull gewiß nicht abgesehen; er war selbst der Getäuschte. Dafür bürgt uns die ganze Laufbahn dieses noch von Leibniz gepriesenen, fanatisch frommen und asketisch lebenden Gelehrten, der einer der merkwürdigsten Universalgeister des Mittelalters war. Zudem liefert seine Verwendung von Quecksilber den besten Beweis für seine Ehrlichkeit. Er blieb damit in den Überlieferungen, die die Alchimie geschaffen hatte, solange sie noch reine Erkenntnisziele verfolgte. Auf die Goldgewinnung war sie allerdings immer aus, allein sie suchte dabei weniger das Gold selbst als die Bestätigung der aristotelischen Lehre von der Transmutation der Metalle. Die Wissenschaft des Mittelalters hatte diese Lehre weitergebildet. Sie betrachtete alle Metalle, die edlen wie die unedlen, als nach den gleichen Prinzipien zusammengesetzte Körper. Und nach den damals gültigen Anschauungen entfernte sich jedes Metall mehr oder weniger vom Golde, je gröber seine Beimischung von Schwefel und Quecksilber war. Die differenzierende Anwesenheit dieser beiden Stoffe in allen Erzen, in allen Mineralen überhaupt, wurde als feststehend angenommen. Darum beruhten suche und Berechnungen der Alchimisten ausnahm einem Spiel von Quecksilber und Schwefel; darum a Lull mit Hilfe des Quecksilbers seinen Diamanten ihm weniger wert schien als die dabei errungene Ei die vermeintliche Entschleierung einer Absicht Gottes.

Erst im 15. Jahrhundert begann die Alchimie zu und wurde der Tummelplatz von Hochstaplern, die Habgier der Menschen spekulierten. Es ist ein langer halsiger Gesellen, grotesker Gestalten voll Flausen und und wohin sie kommen, laufen ihnen jene, die b nicht alle werden, mit Begeisterung zu. Jeder ist im Besitz des wahren und wirklichen Geheimnisses; jeder sich, seine „Pulver" durch übernatürliche Einflüsse er haben. Unter den Gaunern, die in Deutschland ihr trieben, tat sich namentlich gegen Ende des 16. Jah der Grieche Bragadino hervor, der, seiner Versicher dem Teufel selbst gebot und zwei „gefesselte Dämone Gestalt riesiger Bulldoggen hinter sich herzotteln ließ. schon in vielen Städten reiche Beute errafft, bis er e München entlarvt und auf Befehl des Kurfürsten vergoldeten Gewand an einen vergoldeten Galgen wurde, „damit er gestraft werde, womit er gesündigt goldene Galgen wurde seitdem die Regel für diese Herr Auch einer der nächsten Nachfolger des Griechen, der Honnauer, verfiel ihm, der zu Stuttgart den Herzog Honorar von 30000 Gulden das Goldmachen lehr Schüler war jedoch sehr mißtrauisch, er operierte sel den ihm erteilten Anweisungen und schloß, nachdem a bereitet war, das Laboratorium hinter sich ab, so daß eindringen konnte. Honnauer richtete sich auch darauf e versteckte vorher ein zartes Knäblein in einer Kiste, es hervorschlüpfte, um den Goldstaub auf die Pfe schütten. Und wenn sich nicht eines Tages das Knab dem Höschen an einem Nagel der Kiste verfangen schwämme heute ganz Württemberg in purem Golde.

Mit Vorliebe stellten sich die Zauberer an den Höfe bedürftiger Fürsten ein, und da so ziemlich alle Fü der Klemme waren und es damals nirgend einen Häufen davon gab als im Heiligen Römischen Reiche, w es in Deutschland von diesem Gelichter. Auch die ita Kleinstaaterei bot den Alchimisten einen günstigen Boden keiner Stadt aber betätigten sie sich eifriger als in Par schon zu jener Zeit die gleiche Anziehung auf alle Gaun Abenteurer ausübte wie heute. Im Louvre war der macher fast eine ständige Figur. Karl IX. hatte seine de Galans, der ihm nach achttägigen, einsamen „Z mit dem Vorschuß von 120000 Franken durchbrannte, erwischt und hingerichtet wurde. Mehr Glück hatte später Guy de Crusembourg, ein Gefangener der Bastil nach drei Monaten großartiger Experimente mit den 2 Talern, die Maria de Medicis ihm gegeben hatte, auf Ni wiedersehen verschwand.

Der Verwegenste und Gerissenste der Bande war jedoch Zweifel Dubois, dem selbst der große Richelieu auf den ging. Dieser Dubois, ein ausgekniffener Kapuziner, hatte sich in der ganzen Welt umhergeschlagen, war i Levante Mohammedaner und hierauf in Deutschland Luthe geworden, was ihn keineswegs verhinderte, nach seiner Rü in die Heimat unter einem falschen Namen ein kathol Mädchen zum Altar zu führen. Die Sache wird ruchbar, um seinen Hals aus der Schlinge zu ziehen, eilt Dubo seinem ehemaligen Ordensbruder, dem Pater Joseph, mächtigen Günstling des Kardinals Richelieu, dem er anvert der Himmel habe ihm die Kunst, Gold zu machen, in e Traum offenbart. Der Pater hinterbringt die Freudenk dem Kardinal, dieser meldet sie dem König, und Ludwig X verfügt, daß der Himmelsbote in seiner und des ganzen staats Gegenwart die Wahrheit seiner Behauptungen dartun Von diesem lehrreichen Schauspiel hat uns ein Zeitgen

Mercier, in seinem „Mercure de Paris“ eine sehr anschauliche Schilderung hinterlassen.

Eine königliche Karosse holte den mohammedanisch-lutherischen Kapuziner nebst seinen Geräten und Gefäßen ab und brachte ihn in eine Halle des Louvre, woselbst er inmitten einer glänzenden Versammlung das Feuer entzündet. Als es loht, sagt er mit feierlicher Stimme: „Möge Seine Majestät gnädigst befehlen, daß einer seiner Soldaten zwölf Musketenkugeln in den Schmelztiegel werfe. Ich werde sie zu Gold läutern.“

Auf einen Wink wirft ein Soldat die Bleibohnen in den Herd. Dubois deckt Asche darüber und facht mit unheimlichem Ernst die Flamme an. Eine halbe Stunde voll andächtigen Schweigens und fiebernder Erwartung verrinnt. Dann ruft der Kapuziner: „Das Gold ist fertig!“

Wie ein Löwe springt Ludwig XIII. von seinem Sitz. Niemand darf die Asche wegblasen, er selbst will das besorgen. In seiner Aufregung bläst er so heftig hinein, daß sie in alle Winkel fliegt und der Königin in die Augen dringt. Und plötzlich fährt er geblendet zurück: beim heiligen Gott, da liegt das Gold!

Ein gewaltiger Jubel bricht aus. Der Monarch, außer Rand und Band, umarmt Dubois, küßt ihn auf die Wangen und erhebt ihn auf der Stelle zum Ritter. Den Soldaten, der die Kugeln hergab, beschenkt er mit achttausend Franken. Nur die Königin läßt sich nicht verblüffen und fordert eine sorgsame Prüfung. Ein herbeigerufener Goldschmied erklärt, daß das Gold einen Feingehalt von 22 Karat habe, genau den „Grad“ der königlichen Münze. In dem allgemeinen Taumel stößt sich niemand an dieser Feststellung. Ein paar Karat mehr oder weniger, wer wird auch so kleinlich sein! Der König gewiß nicht, der dem „Chevalier“ Dubois den Auftrag erteilt, ihm wöchentlich achtmalhunderttausend Franken Gold zu liefern. Der Chevalier verzieht das Gesicht. Für eine so schwere Menge genüge das Öfelein nicht, da müßte man schon eine Fabrik haben, und das koste Geld. Man gibt es ihm, so viel er nur will, und er vergeudet es natürlich auf die vergnüglichste Art. Vom Hof und der Stadt umschmeichelt, brüstet er sich immerzu mit seiner Geheimkunst, aber macht sich nie an die Arbeit. Von der Fabrik wächst keine Spur aus dem Boden. Eines Morgens verliert Richelieu, nach wiederholten Ermahnungen, die Geduld. Dubois wird im Schloß von Vincennes festgesetzt mit der strengen Weisung, Gold zu machen, in welchem Quantum immer, nur Gold müsse es sein. Allein es erging ihm gerade so wie heute seinem Jünger Lemoine, er brauchte die Freiheit. „Sire, die Sklaverei hat die Tugenden meines Pulvers zerstört“, jammert er in einem Gesuch an den König. Das half ihm freilich wenig. Man beförderte ihn von Vincennes nach der Bastille, und um die Unfehlbarkeit der Majestät sowie die Eitelkeit des Kardinals zu schonen, wurde er nicht des Betruges, sondern bloß des Bruchs seiner Ordensgelübde und anderer kirchlicher Vergehen angeklagt. Das genügte übrigens. Und am 25. Juni 1673 strömte ganz Paris zum Richtplatz, um den großen Goldmacher auf den goldenen Galgen hissen zu sehen.

* * *

Nur der gedankenlose Sprachgebrauch rechtfertigt es, daß man „die“ Alchimie sagt. Es ist der gleiche Schnitzer wie etwa „ein“ Eldorado. Chemie und Alchimie sind eins, die Vorsilbe „al“ ist nichts als der arabische Artikel des einer ägyptischen Wurzel entsprossenen Wortes. Allein sie decken sich nicht nur in der Bezeichnung, sondern auch im Wesen, und der Unfug auf dem Jahrmarkt klappernder Scharlatane entwürdigte nur diese, nicht die Wissenschaft, der sie zu dienen vorgaben. Der Lärm ihrer Taschenspielerstücklein störte den Frieden der Studierstuben nicht, in denen ernste, selbstlose, überzeugte Forscher mit dem Schöpfungsrätsel rangen und an den alten, ererbten Problemen weiterbauten. Denn die Lehre von der Umwandlungsfähigkeit der Metalle war Jahrhunderte hindurch unerschüttert geblieben; nur wirtschaftete sie nicht mehr ausschließlich mit dem Quecksilber und dem Schwefel. Aber daß die Metalle transmutieren, daß man dem einen die Eigenschaften des andern mitteilen und sie mit Hilfe einer noch unbekannten Beimischung, die man den Stein der Weisen oder anders nennen mochte, in Gold verwandeln könnte, daran glaubten die erleuchtetsten und genialsten Köpfe. Auch Spinoza, auch Leibniz. In diesem Glauben beschritten die Gelehrten unverdrossen den beschwerlichen Weg, der kein Ziel hatte. Ergebnislos war darum ihre Beharrlichkeit doch nicht. Sie fanden die Schwefel-, die Salz und die Salpetersäure; sie fanden das Ammoniak, den Äther, den Alkohol und das Berliner Blau (blausaures Eisenoxydulosyd); sie fanden die Basen und — vom Schießpulver zu schweigen — andere anständige Verbindungen, die uns heute sehr zustatten kommen. Aber sie fanden kein Gold.

Ab und zu fand es einer dennoch. Nur ergab sich sofort, daß der Glückliche einer Selbstsuggestion unterlegen oder das Opfer eines auf Oberflächlichkeit beruhenden Irrtums geworden war. Und daß dieser Irrtum nicht einmal selbstverschuldet sein mußte, lehrt die Geschichte des Professors Semler, der in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts an der Universität Halle höchst verdienstvoll wirkte.

Johann Salomon Semler, ein hervorragender Theologe und einer der Hauptgründer der historischen Bibelkritik, beschäftigte sich auch mit Chemie und erlebte eines Tages die ungemeine Freude, ein Stückchen lautern Goldes aus seinem Schmelzapparat hervorzuziehen. Bei der ersten Kunde von diesem Ereignis zuckte man nur die Achseln. Aber als auch ein zweiter und ein dritter Versuch den gleichen Erfolg hatten, wurde man aufmerksam. Der Charakter und das glänzende Ansehen Semlers bannten jeden Gedanken an eine Unaufrichtigkeit, und gerade sein Rationalismus, der ihm von so vielen Fachgenossen verübelt wurde, seite den nüchternen Denker gegen den Verdacht, sich einer krankhaften Phantasterei überlassen zu haben. Man folgte daher seinem Rufe zu einer Vorstellung in der Goldmacherkunst, zu der sich Gelehrte aus allen deutschen Gauen einfanden. Aus Berlin war Klaproth, der Entdecker des Uran, des Tellur und der Strontianerde, erschienen, um den Hergang zu überwachen. Mit siegessicherem Lächeln, unangefochten durch die kaum verhehlten Zweifel ringsum, vollführte Semler alle Riten und legte nach einer Stunde sein kostbares Erzeugnis strahlend in Klaproths Hände, der sie sofort entsetzt über dem Kopf zusammenschlug. Es war Chrysocal, eine ganz gemeine Legierung von Kupfer, Messing und Zinn, die als „Mannheimer Gold“ zur Anfertigung billigen Trödels in den Handel kommt.

Der große Erfinder starrte fassungslos auf die Bescherung, die dem Ahnungslosen sein — Diener bereitet hatte. Dieser Diener liebte ihn abgöttisch. Bei seinen langen Versuchen nun hatte der Professor ihm anvertraut, welche stolzen Hoffnungen ihn erfüllten, und in der treuen Seele keimte der rührende Gedanke auf, seinem lieben guten Herrn die Genugtuung des Triumphes zu verschaffen. Er kaufte daher jedesmal von seinen kargen Ersparnissen ein dünnes Blättchen echten Goldes, das er unbemerkt in die Masse schob. Leider mußte er wenige Tage vor der großen Probe eine Reise antreten. Um dem Professor eine Enttäuschung zu ersparen, weihte er seine Frau, die Küchenfee des Hauses, in sein Geheimnis ein. Das einfältige Weiblein meinte jedoch, daß der Spaß zu teuer sei, und ersetzte das Goldblättchen durch ein solches von Chrysocal. Ihr Geiz hatte das schwere Unheil angerichtet, das ihre Beichte wieder gut machte. An Semlers Ehrenschild haftete kein Makel. Aber den Spott, der sich an seine Fersen heftete, verwand er nie. Er war empfindlicher gegen das öffentliche Urteil als sein Zeitgenosse, der Doktor Karl Arnold Kortum in Bochum, der sich gleichfalls der Verwandlung der Metalle ergeben hatte. Und als der Verfasser der „Jobsiade“ 1789 seine „Verteidigung der Alchimie“ drucken ließ, bekümmerte es ihn wenig, daß darüber ein noch heftigeres Schütteln des Kopfes entstand als über die Antworten seines berühmten Kandidaten.

Man durfte den Kopf schütteln. Semler wie Kortum schienen, hinter ihrer Zeit zurückgeblieben, in überwundenen Irrtümern befangen gewesen zu sein. Denn als sie sich mit ihrem Gold abquälten, hatte Lavoisier bereits das ganze Gebäude der alchimistischen Theorien für immer zerschmettert. So lesen wir in allen Lehrbüchern und Nachschlagewerken. Wirklich für immer? Vor dem spähenden Auge des Menschengeistes dämmert heute an den kosmischen Horizonten das Bild eines Kreislaufs der Wissenschaft herauf, der das letzte, gegenwärtige Ende unserer Erkenntnis deren erstem, poetisch-intuitivem Anfange verschwistert. Aristoteles nahm einen allen Dingen gemeinsamen Urstoff an, und wir müssen an der Einheit der Materie festhalten, seitdem uns die Spektralanalyse über die Gleichartigkeit aller Weltkörper belehrte. Aristoteles führte die Verschiedenheit der Bildungen auf das wechselnde Verhältnis der vier Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde zurück, und wir lassen heute die Hypothese gelten, daß das Leben nichts als Materie in Schwingung, daß es ein physikalisch-chemisches Phänomen sei, das sich in einer unendlichen Reihe atomistischer Kombinationen der vier Körper Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Kohlenstoff entwickelt. Verschiedene Ausdrücke, verwandte Anschauungen. Lavoisier hätte mithin gar nichts zerschmettert. Und sein größter Nachfolger, der seit kaum einem Jahr im Pantheon ruhende Berthelot, hatte ein Recht zu sagen, daß das „platonische Prinzip der alchimistischen Philosophie" durch die Entdeckungen der modernen Chemie in keiner Weise entkräftet wurde.

Berthelot beurteilt allerdings nur das Prinzip der Alchimie, nicht ihre praktischen Ziele. Diese Ziele sind in einem Satz zusammenzufassen: Aus Menschenkraft in einigen Stunden etwas zuwege zu bringen, wozu die Natur ungezählte Jahrtausende gebraucht hat. Das ist auch genau das Ziel der chemischen Synthese, wie sie heute geübt wird. Die Synthese schleicht noch, so vieles wir ihr schon verdanken, in den Kinderschuhen einher, aber sie verheißt uns Ungeheures. Jeder Tag entreißt der Natur eine Enthüllung, jeder Tag spendet eine Überraschung, die ein altes Rätsel löst oder uns vor ein neues stellt, was einen fast gleichen Fortschritt bedeutet. Und jeder Fortschritt ermutigt, immer weiter ins Unerforschte zu dringen. Nur rechnen wir hierbei weniger auf himmlische als auf irdische Hilfsmittel; weniger auf ein Wunder als auf eine Temperatur von 3000 Graden.

Bei diesem Hitzegrad hat bereits Moissan wiederholt Diamanten erzeugt. Das ist unbestreitbar, das steht fest, er hat sogar dafür den Nobelpreis erhalten. Es ist richtig, seine Diamanten waren nur unter dem Mikroskop wahrnehmbar, und keine Dame hätte ein Lächeln daran verschwendet. Wenn ihm trotz angestrengtester Mühen keine größeren gerieten, so rührt dies daher, daß der Diamant ein Kohlenkristall und daß die Kristallisation ein Vorgang voller Schliche, Launen und Unbegreiflichkeiten ist. So gelang es beispielsweise niemals, das Glyzerin zu kristallisieren; so mächtiger Kälte man es auch unterwarf, es verdickte sich bloß. Da ereignete es sich im Winter 1867, daß ein Faß Glyzerin von Wien nach London geschickt wurde, und als man es öffnete, starrte es von Kristallen. Seitdem können alle Glyzerinkristalle nur durch diese Mutterformen angeködert werden. Es liegt auf der Hand, daß hier eine Kleinigkeit, ein Ungefähr entscheidet, ein Zufall, dessen Gesetzmäßigkeit noch nicht erklärt ist. Warum sollte man nach so vielen anderen nicht auch auf diese Erklärung hoffen dürfen? Und warum sollte nicht auch einmal ein Blitz das Dunkel erhellen, in dem sich die Synthese des Diamanten noch birgt? Warum nicht?

Die Antwort auf diese Frage wird die Zukunft geben. Sie kann morgen, sie kann erst in Jahrhunderten kommen. Aber bevor sie nicht in vollster Bestimmtheit vor uns steht, wird man weise handeln, mit den Lemoine und Genossen so zu verfahren wie Papst Leo X. mit dem Alchimisten, der begierig seines Lohns harrte. Er reichte ihm eine leere Börse und sprach: „Da du dir die Dukaten selbst machen kannst, brauchst du nur den Beutel."

Bei den Wanderlappen in Tromsö.

Eine Reiseerinnerung von Anna Ritter.

Die beiden flinken Barkassen der „Oceana" hatten uns über den Sund gezogen. Nun lagen sie, wie atemlos vom schnellen Lauf, pustend und fauchend am Landungssteg, indes die Boote ihren buntfarbigen Inhalt ans Ufer ergossen.

Langsam entwirrte sich das Gekribbel der schwatzenden, lachenden Passagiere, und paarweise oder in Gruppen, wie der Zufall es fügte — dem hier und da wohl ein wenig unter die Arme gegriffen ward — zog alles auf der gutgehaltenen Straße dahin.

Mir hatte ein freundliches Geschick (ohne Nachhilfe!) den erwünschtesten Begleiter zugesellt, unseren verehrten Kapitän, der im Dienst der Hamburg-Amerika-Linie schon ein gut Stück von der Welt gesehen und Land und Leute mit hellen Seemannsaugen betrachtet hatte. — Wie auf stillschweigende Verabredung blieben wir ein wenig zurück, um, unbehelligt von Lärm und Lust der anderen, diese Feiertagsstunde zu genießen. War doch das Wandern durch grünes, lebendiges Land an sich schon ein Hochgenuß, nachdem man seit Tagen nur die Schiffsplanken unter den Füßen gehabt hatte. Und welch herrliche, im Spiel der Wolken beständig wechselnde Szenerie umgab den Weg, der zunächst noch den Fjord begleitete, um dann seitlich abzubiegen in das schmale, vom gewaltigen Tromsdalstind überragte Tal, in dem das Ziel unserer Wanderung lag.

Tromsö, vom Hafen aus gesehen.

„Besuch des Lappenlagers" stand auf dem Vergnügungsprogramm, das die Reisegesellschaften Karl Stangen-Beyer für die Passagiere der Hamburg-Amerika-Linie aufgestellt hatten, und wir durften nach den bisherigen Erwartungen mit Sicherheit etwas besonders Interessantes erwarten.

Nur störte mich der Gedanke, daß die Sache „arrangiert" war, daß man wie zu einer Schaustellung, einem Jahrmarktsvergnügen, zu diesen versprengten Resten eines aussterbenden Volkes pilgerte. Denn die Ureinwohner Skandinaviens, die von den jetzigen Norwegern etwa mit der Geringschätzung behandelt werden, die der Nordamerikaner dem Neger oder Indianer entgegenbringt, erliegen — wie so mancher andere, einst kraftvolle Volksstamm zu einem Teil den „Segnungen" der Kultur, zum anderen der infolge von Lastern und Schmutz immer mehr um sich greifenden Degeneration.

Daß dergleichen zu unserer „Belustigung“ dienen sollte, daß so ein Häuflein fremden Elends „kontraktmäßig“ verpflichtet war, seine paar Fetzen, sein dürftiges Lagerleben vor unserer Neugier auszubreiten, war eine unbehagliche Vorstellung. Aber vielleicht konnte man ja die Geschichte auch „andersrum“ ansehen, so, daß wir die Vorgeführten waren, die, geleitet von ihrem Impresario, vor dem gelben Völkchen sich produzieren sollten. Ich traute ihm den Humor solcher Auffassung schon zu, seit ich in Hammerfest meinen ersten lebendigen Lappen gesehen. Ganz plötzlich hatte er vor mir gestanden, als ich nach weitem Rundgang über die stillen Höhen, noch ganz erfüllt von den Bildern einer erhabenen Ferne, wieder eingebogen war in die Straßen der „nördlichsten“ Stadt der Welt. — Der vom Hafen her auf mich eindringende Trangeruch, den ich in meiner Weihestimmung fast als persönliche Kränkung empfand, schien ihm Gefühle lieblichster Art zu wecken. Die Flügel der breiten, wie plattgedrückten Nase dehnten sich schnuppernd, das schlitzäugige Gesicht nahm einen verklärten Ausdruck an.

Tromsö.

Übrigens war das Kerlchen von einer ganz unecht wirkenden Sauberkeit gewesen. Das Rot der vierzipfligen Tuchmütze, die in der Form sehr an die bekannten „Narrenkappen“ erinnerte, hatte mit den „von zarter Hand“ an Gürtel und Tabaksbeutel genähten Wollquästchen in den schreiendsten Farben förmlich um die Wette geleuchtet, und selbst die plumpen, aufwärts gebogenen Schuhe von Seehundsfell hatten so neu ausgesehen, als wären sie noch nie durch Schnee und Moor und Steingeröll geschritten.

All meine emsig gesammelten ethnologischen Kenntnisse hatten mich diesem Vertreter seiner Rasse gegenüber im Stich gelassen. Weder der Schmutz noch die von Kennern den Lappen nachgerühmte Habgier traf bei ihm zu. In der Erwartung, angebettelt zu werden, hatte ich in der Tasche nach kleiner Münze gesucht — aber er streckte die Hand nicht aus. Freundlich grinsend ging er vorüber, eine kümmerliche, kleine Gestalt, deren fest eingeschnürte Beinchen bei jedem Schritt einknickten, als würde der Oberkörper in seinem steif abstehenden, ungefügen Pelzwerk ihnen zu schwer, und ehe er hinter der Tür eines bescheidenen Hammerfester Lädchens verschwand, dessen Schaufenster als Prachtstück eine — Thüringer Puppe in Lappentracht zeigte, wandte er sich noch einmal um und nickte mir zu mit dem gleichen, halb blöden, halb verschmitzten Lächeln.

A. B. Wilse
Christiania, phot.

Karriol.

Nein — einen „tragischen“ Eindruck hatte der kleine gelbe Mann wirklich nicht hinterlassen. dabei beruhigte ich mich noch in der Erinnerung, wie wir uns ja so gern und so geschickt jeder unbequemen Einsicht des Lebens gegenüber mit einer gewissen Wurschtigkeit und Dickfelligkeit wappnen, um uns in unserm Vergnügen nicht stören zu lassen.

Der Tag war auch wirklich zu schön für grüblerische Gedanken! Kein strahlend blauer Sommertag, trotzdem wir hoch im Juli standen, sondern einer jener verschleierten Frühlingstage, die voller Geheimnisse sind und das Köstlichste noch zu versprechen scheinen. — Lind und doch herb strich der Wind von den Berghängen her und trieb Wellen und Trangeruch — der Weg ins Tromsdal führt hart an der über den Sund verlegten Transiederei von Tromsö vorüber — freundlich von uns ab, hinüber nach Westen, wo jenseit der großen, schimmernden Wasserfläche des einen halben Kilometer breiten Tromsfjordes die Stadt Tromsö liegt, das alte „Thrumu“ des Mittelalters, das an der Grenze des sagenumschleierten „Nordlandes“ lag.

Die malerischen Pfahlunterbauten der aus dem Wasser aufsteigenden Speicher, die mich am Morgen so entzückt hatten, waren aus der großen Entfernung nicht zu erkennen; um so klarer überblickte man die Form der terrassenförmig sich aufbauenden Stadt, die ihre Fühlhörner längs der Ufer auszustrecken beginnt und mit kleinen weißen Häusern lustig bergan klettert, stracks in den grünen Birkenwald hinein

Im Hafen ragten mit höheren und niedrigeren Spitzen die Masten all der fremden Schiffe auf, die sich in der Fischstadt ein Rendezvous geben — der Russe, der vor uns eingefahren war, lag schwarz und schwerfällig im Hintergrund als beste Folie für unsere schlanke, weiße „Oceana“ — aus den Wolken aber schauten die Berge nieder, Schulter an Schulter, in langer, ernster Reihe. Die schmalen Schneebänder leuchteten wie Priesterbinden um ihre düstern Stirnen. Gewiß — wir hatten im Verlauf der Reise schon großartigere Landschaftsbilder gesehen! Das jäh aus dem Nebel auf-

Lappländer auf Skis.

tauchende, vom Wellengischt umschäumte schwarze Felsentor der „Vestmänner" vor Island, die Insel „Thule" selbst mit der grenzenlosen Schwermut und Öde ihrer schweigenden Moore, die unirdische Schönheit von Spitzbergens Eisgefilden — das waren Eindrücke, die nicht mehr erreicht, geschweige denn übertroffen werden konnten! Aber hier war Lieblichkeit und Größe zugleich, hier war Anmut ohne Weichlichkeit und Ernst ohne Starrheit — man wurde still und froh wie daheim zur Frühlingszeit, wenn die Stürme verbraust sind und man sich des kommenden Blühens getrösten darf . . .

Am Eingange des Tromsdals, das sich wie eine Sackgasse zwischen die rechts und links steil aufragenden Felswände schiebt, stand die lange Reihe der Wagen, die von spekulativen Tromsöern so recht einladend an unserm Weg aufgestellt waren. Da gab es leichte, kleine „Karriols" (einsitzige Wagen) für einsam Gesinnte und „Stolkjärren" für gesellige Leute, alle mit den hübschen, drallen norwegischen Pferdchen bespannt, die so ausdauernd die oft sehr starken Steigungen der Straßen überwinden und talwärts in einem Tempo laufen, daß einem Hören und Sehen vergeht.

Die meist sehr jugendlichen Rosselenker, die zu ihren Ponys in einem durchaus persönlichen Verhältnis stehen und eigentümliche Kose- und Schnalzlaute für sie haben, boten bescheiden ihre Dienste an — ich verglich ihre Art unwillkürlich mit der unglaublichen Keckheit und Beharrlichkeit neapolitanischer Droschkenkutscher — aber die Nachfrage war nur gering; fast alle zogen das Wandern vor. Auch ich wies eine liebenswürdig fragende Geste des Kapitäns nach den Wagen hin mit sittlicher Entrüstung zurück.

„Fahren? Jetzt? Wo's zum erstenmal wieder durch einen richtigen Laubwald geht?" — Und schon schritt ich schneller aus auf dem schmalen Fußpfade, der hier die Straße verläßt, um ihre vielen Windungen mühelos abzuschneiden.

Der Wald nahm uns auf. Nicht die goldene Dämmerung unseres deutschen Hochwaldes mit seinem majestätischen Wipfelrauschen und den hie und da zwischen dem jüngeren Nachwuchs noch verstreuten Vorzeitrecken gewaltiger Eichen und Linden, sondern die lichte Heiterkeit eines Birkenwäldchens, dessen weiße Stämme aus einem von Moos und Farnen dicht gewebten Teppich aufstiegen. Denn der Waldboden war durchtränkt von einer Unzahl feiner und stärkerer Wasseradern, die, aus schmelzendem Schnee zusammenrieselnd, in der Talsohle den Gletscherbach speisten. Manchmal lief solch ein Rinnsal auch quer über den Weg. Dann geriet der Menschenstrom, der wie eine lange bunte Schlange durch das Waldesgrün sich aufwärts wand, einen Augenblick ins Stocken; es gab ein ängstliches Kichern und Rufen und Röckezusammenraffen, bis das „Hindernis" mit kokettem Sprung genommen war.

Ob es der Klang der Menschenstimmen war, der die Stimmen des Waldes zum Schweigen brachte? Soviel ich auch lauschte, ich hörte nichts von dem hundertfältigen Singen, Locken, Flöten und Pfeifen, das daheim so lieblich aus den Laubtiefen dringt; nichts als das kurze, unmelodische Zirpen gefiederter Proletarier. — Sonst war es still . . .

Aber nun drang ein anderer Ton an mein Ohr, ein seltsam scharfes Knacken und Schnappen.

„Flink, flink"! rief der Kapitän. „Sie versäumen sonst das Schönste, das Anstürmen der Renntierherde." Und er zog mich kraftvoll den letzten Hang hinauf, der nun, nach Verlassen des Waldes, noch vor uns lag.

Es war wirklich „höchste Zeit" gewesen! Schon brachen die ersten der schnellen Tiere, den mit dem eigentümlichen Lasso der Lappen, dem „Snoppan", zuvor eingefangenen Leittieren freiwillig folgend, in die aus dürren Zweigen geflochtene Umzäumung, die das Lager im Kreis umschrieb, und unaufhaltsam drängte die Herde nach, von den klugen Hunden immer wieder umrast. Ein paar hundert Stück mochten es sein, die nun, drei, vier Glieder stark, innerhalb der schnell geschlossenen Umzäumung in flüchtigem Laufe die Runde machten. Dabei ging von den Hufen jenes eigenartige Knacken aus, das in der Nähe genau wie das Knistern elektrischer Entladungen klang.

C. Chusseau-Flaviens, Paris, phot.

Familienidyll.

Von den Tieren selbst war ich zuerst enttäuscht — ich hatte sie mir größer, stattlicher vorgestellt. Sie schienen mir von sehr niedrigem Bau, und der noch nicht abgestoßene Bast des Geweihes wie der Pelzwechsel — große Büschel des hellen, dicken Winterhaares hingen locker zwischen dem glatten Sommerfell — gaben ihnen ein recht ruppiges Aussehn. Aber ich vergaß die Enttäuschung des ersten Anblicks bald über dem Ausdruck der schönen, sanften Augen, die so zutraulich auf die Fremden blickten, und besann mich voll Hochachtung auf die Vielseitigkeit der Dienste, die das Renntier seinem Herrn leistet. Nicht weniger als alles gibt es für ihn her — kein Wunder, daß es nicht nur als Haustier geschätzt wird, sondern sozusagen „Familienanschluß" genießt bei den einfachen Menschen, die noch, von keiner Kultur beleckt, das uralte Nomadenleben der Hirtenvölker führen.

Wanderlappen aus dem nördlichen Schweden waren es, die wir da vor uns sahen. Ich entsann mich, in einer trefflichen Reiseschilderung der Schiffsbibliothek gelesen zu haben, daß ein vertragsmäßiges Austauschrecht zwischen den skandinavischen Völkern besteht; die schwedischen Lappen dürfen im Sommer mit ihren Herden den besseren Weiden der norwegischen Küsten nachgehen — dafür finden die norwegischen Stammesgenossen dann im Winter Unterschlupf in den geschützteren Teilen Schwedens.

Nur wenige „Gammen" (Hütten) standen auf dem freien Plan. Der Zahl der Renntiere nach, die bei ihnen als Gradmesser des Wohlstandes gilt, konnten es also keine armen Lappen sein, die hier hausten. Und doch — in welch jämmerlichen Tiefstand der Lebensführung, in welche für uns Kulturmenschen geradezu unfaßbare Bedürfnislosigkeit gewann man da Einblick! Schon die Gammen selbst, aus Steinen und Rasen aufgeschichtete Behausungen ohne Fenster und Fußböden, durch deren obere Öffnung nur ebensoviel

Licht hereinkam, als der beizende Qualm des stetig brennenden Feuers gestattete, waren für unsere Begriffe ein menschenunwürdiger Aufenthalt. Und nicht der kleinste Versuch war gemacht worden, ein wenig Freundlichkeit in den düsteren Raum zu tragen. Nicht einmal die einfachsten Möbelstücke waren vorhanden. Ich sah nicht Tisch, nicht Stuhl, ja, nicht einmal eine richtige Lagerstatt. Auf dem sumpfigen Erdboden, gegen dessen Nässe eine Schicht trockner Reiser nur notdürftig schützte, lagen unordentlich verstreut ein paar unsäglich schmutzige Bettstücke, Decken und Felle, in die sich nachts wohl groß und klein teilen mochte.

Unschlüssig stand ich vor einer der niederen Türen und warf zweifelhafte Blicke auf das schmutzstarrende Weib, das innerhalb des Eingangs hockte. Ich wäre sterbensgern mal hineingekrochen, aber die Angst vor Ungeziefer schreckte mich . . .

Lappen vor der Hütte.

„Wagen Sie's ruhig", sagte einer der Mitreisenden lachend, der liebenswürdige Korrespondent eines Hamburger Blattes. „In dieser Beziehung haben Sie nichts zu fürchten; den Flöhen ist's drin — zu schmutzig! Es ist sogar ‚wissenschaftlich' festgestellt, daß die Lappen, wahrscheinlich infolge ihrer penetranten Ausdünstung, frei von Ungeziefer sind."

Da griff ich mein Kleid zusammen und schlüpfte hinein. Eine ekelerregende Luft schlug mir entgegen, trotzdem die Hütte fast leer war. Außer der schon erwähnten Alten am Eingang — die übrigens ebensogut jung sein konnte mit ihrem stumpfen Gesicht — kauerte nur noch eine Mutter mit ihrem Kind in der rauchigen Dämmerung. Sie hielt das Kind auf dem Schoß, ohne es aus seiner „Kumse" zu nehmen, jener eigentümlichen, tragbaren Wiege, die die Form einerlänglichen Holzschachtel hat. Am Kopfende mit einem Schutzdach versehen, verläuft sie nach unten spitz und wird über dem eingebetteten Kindchen kreuz und quer so fest verschnürt, daß man sie umstülpen könnte, ohne das Kind zu verlieren.

Beim Melken.

Wie oft — oder vielmehr wie selten — wohl so ein Würmchen herausgeschält und frisch gewickelt werden mag? Ich wartete jedenfalls vergeblich auf diese Prozedur. Mutter und Kind schien es zu genügen, daß es seine Mahlzeit bekam; sie achtete gar nicht auf mich, sondern schob mit ruhiger Selbstverständlichkeit die dicken Tücher, die Pelzjacke beiseite und beugte sich über ihr Kind, und das Kleine sog in tiefen seligen Zügen an der Brust, die weiß und zart aus dem schmutzstarrenden Rock hervorsah.

Was war in dem Augenblick alle „Kultur"? Wo waren all die Unterschiede und Entwicklungsstufen, die mir eben noch die Europäerin in schwindelnder Höhe über der armen Lappenfrau gezeigt? War diese hier nicht Mutter? Sie erschien mir plötzlich so menschlich nahe, als sähe ich ihre Seele offen vor mir liegen. Was tat's, daß diese Seele schlummerte — sie war auch als Träumende durch alle Höhen und Tiefen des Lebens gegangen.

Draußen empfing mich ein lustiges Treiben. Die Amateurphotographen waren in fieberhafter Tätigkeit — hier wurde „gestel't" und dort „geknipst", gab's doch „Modelle" in Hülle und Fülle, denn hier war Häßlichkeit Trumpf. Nur unter den Hunden gab es wahre Prachtexemplare, schöne, kluge Tiere, die sich das „Getyptwerden" ruhig gefallen ließen, als kämnten sie von früheren Fremdenbesuchen her den Rummel schon.

Wer nicht im Besitz eines Apparates war, vergnügte sich beim Handel. Das Geschäft blühte — die Lappen hatten nicht umsonst ihren ganzen Vorrat an alten silbernen Löffelchen primitiver Arbeit, an selbstgefertigten Tabaksbeuteln, Messern und Renntiergeweihen u. dgl. mehr herbeigeschleppt, sie erzielten trotz alles versuchten Feilschens und Herunterhandelns doch noch weit höhere Preise als bei den Ladeninhabern von Tromsö! Besonders begehrt waren Renntierstangen mit jenen nicht ohne Geschick eingeritzten Zeichnungen, deren Motive — dem Lappenleben entnommen — seit Jahrhunderten gleich sind. Überhaupt — was war in diesem Leben nicht geblieben, wie es von Urzeiten her gewesen war? Ragte es nicht wie ein Stück Kindheitsgeschichte des Menschentums hinein in unsere flüchtige, schnellebige, weiche Zeit?

Wir brauchten uns nur selbst hinwegzudenken, uns Eindringlinge aus einer anderen Welt, und mit uns schwänden zwei Jahrtausende. Und es bliebe auf freier Höhe, rauhgewöhnt und noch brüderlich mit dem Tiere zusammenhausend, nur ein friedlich einfältiges Volk und rings mit stürzenden Wasserbächen und schneebekrönten Bergen, mit grünen Halden und wiegenden Waldbäumen die ewige Natur!

Vergiftete Waffen.

Von C. Falkenhorst.

Hier modernes Geschütz und Magazingewehre — dort ein Häufchen behauener, zugespitzter und geschärfter Steine, das sind der Anfang und das Ende der bisherigen Entwicklungsgeschichte der Waffen des Menschen. Zeugen seines Ruhms, Werkzeug seiner Siege werden sie besungen und gepriesen. Hoch in Ehren hielt man stets die steinerne Axt, das Schwert von Eisen und das donnernde Rohr, aber mit Abscheu nur sprach man und spricht man von der heimtückischen Giftwaffe. Der listige Odysseus fuhr nach Efyra, um von dort menschentötende Säfte zu holen, mit denen er die Spitzen seiner befiederten Pfeile vergiften wollte. Aber der Behüter dieser gab sie ihm nicht, weil er den Zorn der Götter fürchtete. Und der Römer Plinius klagte: „Wer außer dem Menschen taucht seine Waffen in Gift. Kein anderes Geschöpf streitet mit fremdem Gifte.“ Doch nicht immer denken die Menschen ritterlich, und es gab Zeiten, in denen alle Mittel zur Vernichtung des Feindes und zur Erlangung der Beute benutzt wurden.

Der wilde Mensch der Steinzeit beneidete gewiß verschiedene Tiere um ihre giftigen Waffen. Die Schlange war ihm vor allem verhaßt, aber er sann und sann darauf, wie er ihr Gift sich nutzbar machen sollte. Und er löste auch dieses Problem. Noch heute gibt es barbarische Völker, die mit Schlangengift kämpfen. Die Neger am oberen Nil fangen gefährliche Giftschlangen, binden sie am Schwanz an einen Stab fest, den sie in der Nähe des Wassers auf dem Wechsel der Tiere in die Erde stecken. Schreiten nun Büffel und Antilopen zur Tränke, und kommen sie in die Nähe der teuflischen Falle, so werden sie von dem Reptil gebissen, sterben und werden zur leichten Beute des lauernden Fallenstellers. Diese Neger bestreichen auch ihre Pfeile mit dem Schlangengift. Ähnliche Künste sind den Indianern von Nordamerika bekannt. Die Moqui im Grenzgebiete von Vereinigten Staaten und Mexiko reizen die Klapperschlangen, daß sie sich selbst beißen; aus ihrem Blute bereiten sie dann die Giftsalbe „Tikilaliwi“, mit der sie die Spitzen ihrer Pfeile bestreichen. Sie fangen auch eine Bienenart (Flumble bea), reizen sie bis zur Wut, töten sie dann, zerreiben sie zu Brei und gewinnen aus ihm ein Pfeilgift, das gefährliche und besonders schmerzhafte Wunden erzeugt. In den Urwäldern von Neugranada fangen die Chocoindianer eine dort einheimische giftige Kröte und hängen sie an einem Zweig über Feuer. Bald bedeckt sich das gequälte Tier mit einem gelben Saft, der langsam abtropft und in einem Schälchen aufgefangen wird. Mit diesem Gifte werden die Spitzen der kleinen Pfeile bestrichen, die der Indianer mit dem Blasrohr abschießt. Getroffen, stirbt der kleine Hirsch in zwei bis vier Minuten, der Jaguar in vier bis acht Minuten. In anderen Erdteilen, wie z. B. in Südafrika, werden Käferlarven zur Gewinnung des Pfeilgiftes benutzt, in anderen wieder dient das Leichengift zu den gleichen Zwecken, oft werden die Waffenspitzen einfach in faulende Leichen gestoßen.

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß die ersten Giftwaffen, die der Mensch benutzte, mit tierischen Giften so furchtbar gemacht wurden. Später aber wurde es anders. Allmählich lernte der Mensch Pflanzengifte kennen, die rasch und tödlich wirkten, wenn sie in Wunden gebracht wurden und von diesen in das Blut übergingen. Es ist geradezu erstaunlich, wie sehr die Kenntnis solcher Gifte unter den Naturvölkern in allen Erdteilen verbreitet ist, und schon diese Tatsache läßt darauf schließen, daß auf einer bestimmten Kulturstufe die Giftwaffe ein Gemeingut aller Menschenrassen war.

Die Bereitung des Pfeilgiftes ist aber nicht überall gleich. Sie bildet eine Geheimkunst, die zumeist nur wenigen Leuten des Stammes, Häuptlingen und Priestern, bekannt ist und vom Meister auf Schüler sich forterbt. Immer werden mehrere Pflanzen verwendet; davon ist nur eine wirklich giftig, die anderen sind nebensächlich oder haben nur den Zweck, der giftigen Abkochung eine klebrige Beschaffenheit zu verleihen.

Von besonderem Interesse ist unter den afrikanischen Pfeilgiften das Strophantusgift. Livingstone war der erste, der sichere Kunde darüber brachte. „Am Nyassasee“, schrieb er, „traf man eine Art Gift an, von dem man angab, daß es ausschließlich zur Tötung von Menschen gebraucht werde. Es wurde an kleine hölzerne Pfeilspitzen gebracht und sorgfältig durch ein darum gebundenes Stück Maisblatt geschützt. Es verursacht Erstarrung der Zunge, wenn man nur das kleinste Teilchen davon kostet.“ Gewonnen wird das Gift aus dem ölhaltigen Samen von Strophantus hispidus, einem Kletterstrauche, der wie Weinreben bis zu den höchsten Wipfeln der Bäume emporsteigt und nach der Regenzeit sich mit blaßgelben Blüten schmückt.

Als einmal Kirk, der Begleiter Livingstones, seine Zahnbürste gebrauchte, die in einer Tasche gewesen war, die etwas von diesem Gifte enthielt, bemerkte er einen bitteren Geschmack, schrieb ihn aber dem Umstande zu, daß er den Griff bisweilen benutzt hatte, wenn er Chinin einnahm. Obgleich die Menge gering war, zeigte das Gift dennoch augenscheinlich seine Wirkung. Es ließ den Puls sinken, der damals bei ihm infolge einer Erkältung erhöht war. Der Gedanke, es als ein Heilmittel zu verwerten, lag nahe, Livingstone sprach ihn bereits in seinem Reisewerk aus, und heute wird Strophantus in der Tat bei Herzleiden verwendet. Später hatte es sich aber herausgestellt, daß dieses Pfeilgift auch zu Jagdzwecken verwendet wird; die getroffenen Tiere gehen dadurch rasch zugrunde, nur Elefanten und Flußpferden kann durch die primitiven Pfeile kaum eine genügend große Menge beigebracht werden.

Viel wirksamer ist dagegen das Pfeilgift der Mkamba, eines zwischen dem Kenia und Kilimandjaro hausenden Negervolkes. Der Reisende Hildebrandt sah z. B. ein mächtiges Flußpferd, von dem Pfeil eines Mkamba in den Bauch getroffen, nach wenigen wankenden Schritten zusammenbrechen. Um diese Wirkung zu erzielen, ist aber ein etwa bohnengroßes Stück des Giftes nötig. Ähnlich ist das gefürchtete Pfeilgift der Somali, das Wabajo oder Waba genannt wird. Zu seiner Bereitung werden verschiedene Pflanzen genommen, den wirksamen Bestandteil bilden aber Wurzeln des Wabajobaumes, der Acokanthera Oubaïo. Vier bis fünf Meter hoch, kommt er gruppenweise an Flußufern vor, hat dunkelgrüne, lederartige Blätter, weiße Blüten und violettrote Früchte. Zur Bereitung des Waba begibt sich der Somali, wie Professor C. Lewin berichtet, allein in das dichteste Waldversteck. Das Auge eines anderen, besonders eines Weibes, darf den Prozeß nicht sehen, sonst könnte durch den bösen Blick die Wirkung geschwächt werden. Das Holz wird in möglichst kleine Splitter zerkleinert und in einem irdenen Topfe viele Stunden, selbst tagelang mit Wasser gekocht, bis der Extrakt eine pechartige Dicke angenommen hat. Individuelle Neigung veranlaßt noch Zusätze zu diesem Gift, das in der Furchtbarkeit seiner Wirkung dadurch keinenfalls verstärkt, vielleicht sogar gemindert wird. Zur Probe der Kraft des fertigen Giftes bringt sich der Hersteller einen Schnitt am Arme bei, so daß Blut herausrinnt. An das untere Ende des Blutrinnsels hält er nun das Gift und sieht zu, ob das Blut nach oben fortschreitend gerinnt, was ein Zeichen guter Beschaffenheit ist. Man schmiert es dann auf die eiserne Pfeilspitze und umwickelt sie, um das Abbröckeln zu verhüten, mit pergamentartig zubereiteten Ziegenhautstreifen oder Pflanzenfasern. Diese Hülle wird vor dem Abschießen der Pfeile gelöst. Der wirksame Bestandteil des Wabagiftes erhielt den Namen Ouabain; er ist ebenso wie das Strophantin ein Herzgift, aber bedeutend stärker als dieses; auch mit ihm wurden in jüngster Zeit Versuche zu Heilzwecken angestellt.

Beim Netzflicken auf Rügen.

Gemälde von Rudolf Possin.

Die afrikanischen Pfeilgifte sind für uns insofern von besonderem Interesse, als viele Eingeborenenstämme in unseren Kolonien sich noch vergifteter Waffen bedienen. In Ostafrika werden die gefährlichsten benutzt, sie sind ähnlich dem Waba zusammengesetzt und töten durch die herzlähmende Wirkung des Ouabains. In Westafrika findet man vorwiegend Pfeilgifte der Strophantusgruppe, die etwas weniger gefährlich sind, wohl aber Menschen in einer halben bis einer Stunde töten können. Außerdem werden in beiden Gebieten noch Gifte von anderen Pflanzen auf die Pfeile gestrichen; sie wirken bald lähmend auf das Nervensystem, bald nur örtlich, indem sie sehr schmerzhafte Wunden erzeugen. In Deutsch-Südwestafrika dagegen ist die vergiftete Waffe fast gänzlich in den Hintergrund getreten. In früheren Zeiten haben alle Bewohner Südafrikas mit Giftwaffen gejagt und sich dieser auch im gegenseitigen Kampfe bedient; aber die südafrikanischen Gifte wirkten nur langsam. Man bereitete sie vorwiegend aus einer Giftzwiebel (Haemanthus toxicarius), aus dem ätzenden Saft einer Euphorbie. Hier und dort wurde diesen noch Schlangengift hinzugefügt. Außerdem wurden dort aus Käferlarven besondere Pfeilgifte gewonnen. Mit allen diesen Mitteln konnte ein rascher Erfolg nicht erzielt werden, die getroffenen Tiere konnten noch stundenweit laufen, ehe sie zusammenbrachen; manchmal verendeten sie erst am zweiten Tage. Die Verfolgung der Spur war darum für den Jäger mit vielen Mühen verbunden. Als die Europäer tiefer ins Land vordrangen, lernten auch die Eingeborenen den Gebrauch der Feuerwaffen, die doch ganz anders, augenblicklich wirken konnten. Wer nun in den Besitz einer Flinte gelangte, ließ den giftgetränkten Urväterhausrat beiseite. Heute benutzen vorwiegend nur noch die Buschmänner Pfeil und Bogen und sind noch bewandert im Zusammenbrauen der Gifte. „Die Zeit liegt jedoch nicht fern," sagt ein Kenner der Zustände, „wo gerade in diesem Teil Afrikas der letzte Giftpfeil verschossen sein und die Kenntnis der Giftbereitung aus dem Gedächtnis der Buschmänner-Epigonen getilgt sein wird."

In noch höherem Grade berüchtigt wurden die südasiatischen Pfeilgifte. Namentlich in den von der malaiischen Rasse bewohnten Erdstrichen werden verschiedene Pflanzen zum Vergiften der Waffen benutzt. Am meisten wird jedoch das Tieuté oder Tjettik gefürchtet, das man auch Upas radscha, d. h. das „fürstliche Gift", nennt. Es wird hauptsächlich aus der Wurzel eines im Innern Javas wachsenden Klimmstrauches Strychnos Tieuté durch Abkochung unter Zusatz aromatischer Stoffe bereitet. Es enthält 60 v. H. Strychnin und tötet durch Krämpfe; so sollten javanische Verbrecher, die man früher mit Tieutédolchen hinrichtete, in zehn bis fünfzehn Minuten nach der Verwundung unter den heftigsten Konvulsionen sterben.

Nächst diesem ist das Antschar das wichtigste Pfeilgift Südasiens. Es wird so genannt nach dem Antscharbaum, aus dem es gewonnen wird. Man schneidet dessen Rinde an, sammelt den weißen oder gelblichen Saft und läßt ihn an der Sonne trocknen; später werden ihm noch andere unbedeutende Stoffe zugesetzt. Der wirksame Bestandteil ist ein Herzgift, das den Namen Antiarin erhielt. Es wirkt auch innerlich genommen, und ein Milligramm davon genügt bereits, um ein Kaninchen in wenigen Minuten zu töten. Menschen sollen nach Verwundung mit Antscharpfeilen in einer halben Stunde zugrunde gehen.

Verschiedene Pfeilgifte werden noch von den Eingeborenen in Hinterindien, den Bergstämmen in China, den Ainos in Japan gebraucht, ihre Zusammensetzung ist noch nicht erforscht, in einigen von ihnen bildet aber der Sturmhut, Aconitum ferox, den wirksamen Bestandteil.

In Südamerika wurde von den Indianern am Orinoko und Amazonas ein überaus heftiges pflanzliches Gift zum Bestreichen der Pfeile verwendet. Es wurde aus verschiedenen Leguminazeenarten bereitet und Curaré genannt, was soviel wie Pfeilgift überhaupt bedeutet. Seine Zusammensetzung ist aber schwankend. Die früher nach Europa gebrachten Proben enthielten einen Stoff, der auf die Nerven lähmend wirkt und durch Stillstand der Atmung tötet. Das Curaré, das gegenwärtig in den Handel gebracht wird, enthält dagegen mehr herzlähmende Gifte.

Überblicken wir die Gesamtheit der bis jetzt bekanntgewordenen und erforschten Pfeilgifte, so sehen wir, daß ihre Wirkung nicht gleichmäßig und sicher ist. Das kommt daher, daß die Bereitung nicht immer gleich ist, sondern von Stamm zu Stamm wechselt. Dann kommt es auch auf das Alter des Präparates an; frisch wirkt es natürlich am kräftigsten, mit der länger andauernden Aufbewahrung büßt es seine furchtbare Kraft ein. Viele Pfeilgifte werden schon in zwei bis drei Jahren unwirksam, andere aber erst in 10 bis 15 Jahren, einige besitzen eine erstaunliche Haltbarkeit. So erwiesen sich z. B. ein Buschmanngift noch nach 90 Jahren und ein Curarégift noch nach 100 Jahren völlig wirksam.

Eine Anzahl der Pfeilgifte besitzt, ähnlich wie das Schlangengift, die Eigenschaft, daß sie nur dann lebensgefährlich werden, wenn sie unmittelbar ins Blut gelangen; vom Magen aus bleiben sie mehr oder weniger unschädlich. Solche Gifte eignen sich ganz besonders zu Jagdzwecken. Aber wenn man auch die vom Mund und Magen gleichfalls wirkenden Gifte zu diesem Zwecke verwendet, kann man doch das Fleisch der mit ihnen erlegten Tiere ohne Schaden für die Gesundheit genießen, wenn man nur die Stelle um die Wunde herum ausschneidet. Überhaupt dienen die Pfeilgifte vorwiegend zu Jagdzwecken, und das war immer der Fall. Mit den gewöhnlichen Pfeilen war es nicht immer leicht, ein Tier derart zu verwunden, daß es in absehbarer Zeit zusammenbrach; anders mit den vergifteten. Der Spur des angeschossenen folgend, konnte es der Jäger doch nach einigen Minuten oder Stunden in seine Gewalt bekommen.

Im Kampfe des Menschen gegen den Menschen konnte das Pfeilgift nicht entscheidend wirken, der Nahkampf entschied immer, und da mußte man Waffen benutzen, die den Feind augenblicklich kampfunfähig machten. Aber die vergifteten Pfeile waren ein willkommenes Hilfsmittel, das in den Reihen der Feinde Schrecken verbreitete und ihre Ansturmslust lähmte. Sie hatten auch eine moralische Wirkung. Darum erhalten sich die Pfeilgifte am längsten bei schwachen, von mächtigeren Nachbarn bedrohten und verfolgten Völkern.

Auch in Europa waren vergiftete Waffen bis tief in die geschichtliche Zeit hinein bekannt. Es wurden zu diesem Zwecke die giftige Ranunkel, die Eibe, die Nieswurz, das Bilsenkraut und der Sturmhut verwendet. Die Kelten schossen mit vergifteten Pfeilen und ebenso die Germanen. Im Bayrischen Gesetz vom Jahre 630 n. Chr. und im Salischen vom Jahre 798 wurden besondere Strafen festgesetzt, so jemand eines andern Blut mit vergiftetem Pfeile vergossen hat. Bis in das vierzehnte Jahrhundert hinein wurden vergiftete Pfeile benutzt bei Jagden auf Hirsche, Rehe und Wildschweine. Aus der gleichen Zeit haben wir Nachrichten über vergiftete Schwerter, und bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein beschossen sich mit solchen Waffen die Mauren und die Spanier.

Als nun die Feuerwaffen eingeführt wurden, wußten die Feldchirurgen, die schon damals den Fähnlein folgten, nicht, wie sie die Schießwunden behandeln sollten. Waren das reine oder vergiftete Wunden? Das Blei war ja giftig und nach den alchimistischen Lehren auch der Schwefel und Salpeter entzündungserregend. Also hielt man die Schießwunden für giftig und behandelte sie danach, indem man sie mit siedendem Öl ausgoß. Da folgte ein junger Barbier, der später als Chirurg so berühmt gewordene Ambroise Paré, König Franz I. als Wundarzt in den Krieg. Nach einer Schlacht war ihm sein Vorrat an Öl ausgegangen, und er konnte nur die Hälfte seiner Verwundeten nach den Regeln der Kunst behandeln. Es bangte ihm um die andern, die nur mit einem einfachen Verband versehen wurden. Aber siehe da, ihre Wunden heilten besser, glatter ab als die geölten.

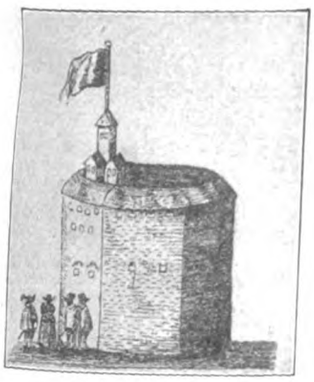
Da erschütterte Ambroise Paré die Lehre von der Giftigkeit des Pulvers. Freilich kam es auch später nur zu oft vor, daß die durch Kugeln verursachten Wunden sich entzündeten, eiterten und Blutvergiftung hervorriefen. Da trat im siebzehnten Jahrhundert der Chirurg Fabry von Hilden mit der Behauptung auf, jene Wunden heilten darum so schlecht, weil der Feind mit absichtlich vergifteten Kugeln geschossen hätte. Seit jener Zeit wurde diese Beschuldigung nur allzuoft in den häufigen Kriegen erhoben, bis man in den Bakterien die Ursachen der Wundeiterung und Blutvergiftung erkannte. Seitdem sind in der Kriegsgeschichte der Kulturvölker auch die Klagen über vergiftete Kugeln verstummt. Selten, höchst selten greift seitdem in Europa auch ein verruchter Meuchelmörder zu dem vergifteten Dolche; ist doch die Kunst, Pfeilgifte zu bereiten, bei den Kulturvölkern völlig in Vergessenheit geraten. Und das gleiche Schicksal steht ihr in den ferneren, von Barbaren bewohnten Ländern bevor.

Wir sehen aber bei diesem Überblick, welche Bedeutung die Giftwaffe auf einer bestimmten Kulturstufe für die Menschheit gehabt hat. Die Schlange war die Lehrmeisterin des ringsum von Gefahren bedrohten Menschen. Von ihr lernte er, den schwachen Pfeil aus Holz, Stein und Knochen zu einer furchtbaren Waffe zu gestalten. Sicherer noch wurde die Wirkung, als er sich auf das rohe Studium der Pflanzengifte verlegte. Mit der Zeit lernte er aber, seinen Waffen, die er aus Eisen schmiedete, Schärfe und Wucht zu verleihen. Immer mehr sank die Bedeutung der Giftwaffe, und das schreckliche Mordwerkzeug warf er endlich beiseite, als er ein noch vernichtenderes ersann, da er göttergewaltig zu kämpfen anfing mit dem Blitz und dem Donner.

Alte Theater in London.

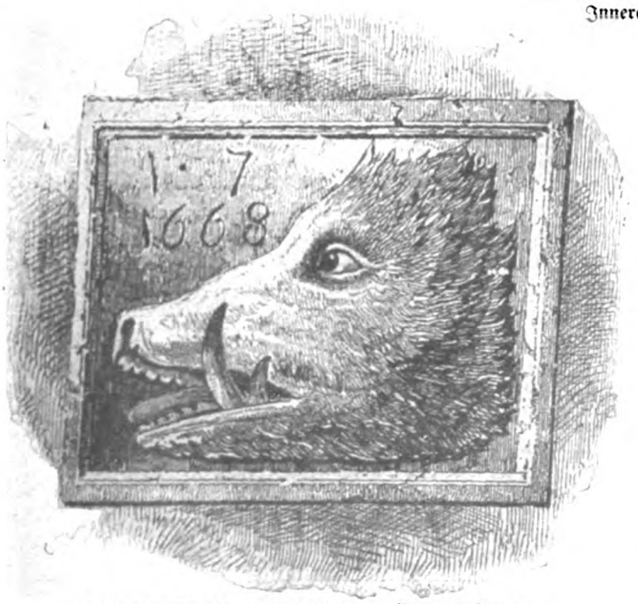
Von Dr. Rudolf von Gottschall.

Die englischen Shakespeareforscher und die in ihre Fußtapfen tretende deutsche Shakespeareforschung haben dem altbritischen Theaterwesen die größte Aufmerksamkeit zugewendet; wenn man den Wirkungskreis eines bedeutenden Dichters näher kennen lernte, so fand man darin einen beachtenswerten Kommentar zu seinen Werken. Das Theaterleben in London war damals rege genug; das heutige London hat achtmal mehr Einwohner als das damalige, von dem die Illustration auf S. 256 ein Bild gibt, das die heutige Welt- und Riesenstadt in bescheidenen Anfängen zeigt, und doch hatte Alt-London unter der Königin Elisabeth zwölf bis dreizehn Theatergebäude; später, unter König Jakob, zählte man deren siebzehn. Als Shakespeares Werke zuerst auf der Bühne erschienen, 1585, waren erst zehn Jahre seit der Gründung des ersten Theaters verflossen, und das ganze Schauspielwesen hatte mit den heftigsten Anfeindungen zu kämpfen. Geistliche, wie Northbroke, hatten gegen das Würfeln, Tanzen und die Schauspiele geschrieben; wirksamer noch waren die Verfolgungen, mit denen der engherzige puritanische Magistrat der Stadt London 1575 die Theater heimsuchte; er duldete keins „innerhalb der Freiheiten" und wies sie in die Vorstädte hinaus, und selbst die Truppe des Lord Leicester, der die Königin Elisabeth ein Patent ausgestellt hatte mit der Bewilligung, in London und in den anderen Städten zu spielen, wurde von dem gestrengen Lord-Mayor und seinen Aldermen nicht in London geduldet. James Burbadge, einer der privilegierten Schauspieler, erstand auf dem Grundstück des ehemaligen Blackfriarklosters, das außerhalb der städtischen Machtsphäre lag, ein großes Haus, das er 1576 zu einem Theater umschuf, und dieses erste stehende Theater Londons wurde später die Hauptbühne für Shakespeares dramatische Dichtungen. Zwei andere Theater, „The Theatre" und das Curtain-Theater, wurden in Shoreditch gegründet, ebenfalls außerhalb des Machtbezirkes der städtischen Behörden, denen für ihre Ausweisungsbefehle von dem Volkswitz übel mitgespielt wurde. Da heißt es in einem Flugblatt, der Lord-Mayor und die Aldermen hätten die Narren verjagt, weil sie auf ihr Vorrecht eifersüchtig wären, selbst allein die Narren zu spielen. Doch gegenüber der Begünstigung der Schauspieler durch die Königin und ihre Granden konnte der puritanische Eifer der städtischen Machthaber sich nicht längere Zeit behaupten; bald entstanden wieder Theater innerhalb des Weichbildes der Stadt, darunter vor allem das Globe-Theater, die Sommerbühne der Gesellschaft des Lord Cham-



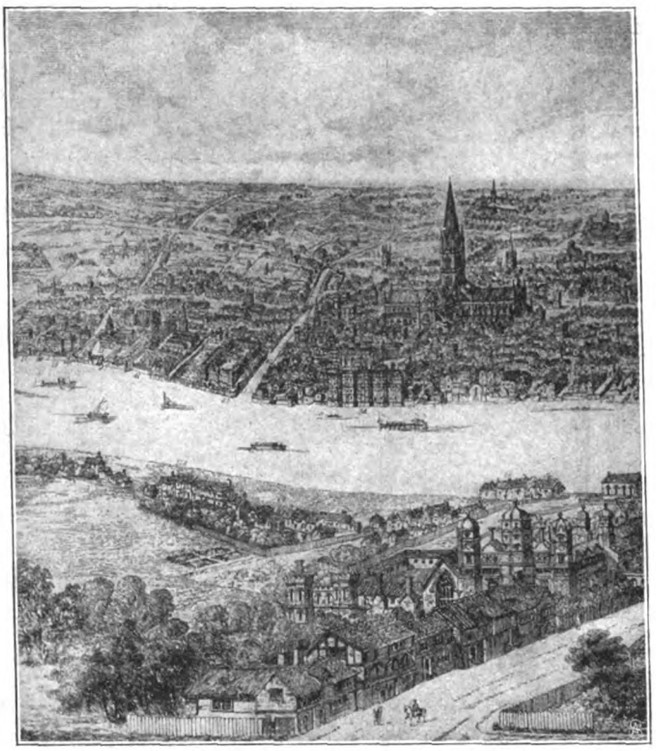
Das Globe-Theater.

Inneres des Red-Bull-Theaters um 1650.

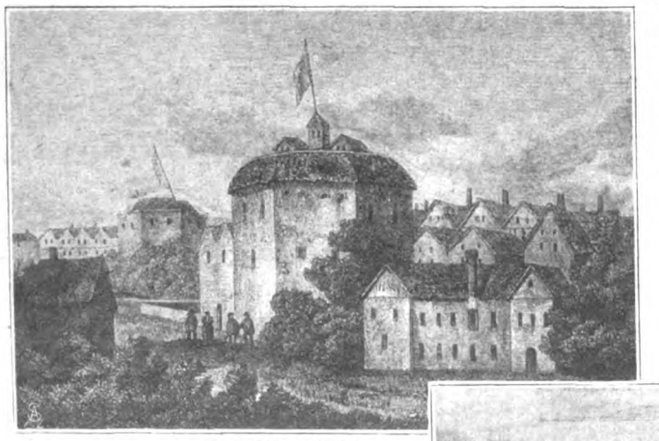


Schild des Wirtshauses John Falstaffs in Eastcheap

berlain und die Kunststätte der Shakespearedramen neben dem Blackfriars-Theater. Es wurde von Richard Burbadge 1594 erbaut und war ein schmuckloser hölzerner Kasten, ein Sechseck von außen, innen zirkusförmig. Der Zuschauerraum war unbedeckt; nur die Bühne hatte ein Rohrdach; das Theater war fast ganz ohne Fenster, und es wurde bei Tage darin gespielt. Sein stolzer Schmuck war die Figur des Herkules als Träger der Weltkugel und mit der Unterschrift: Totus mundus agit histrionem, die die Bühne als Spiegelbild des Lebens, des Komödienspiels der ganzen Welt bezeichnet. Die innere Einrichtung des Theaters war ganz gleich wie die des Red-Bull-Theaters, wie sie unsere Illustration S. 255 zeigt. Das Globe-Theater brannte am 29. Juni 1613 nieder während der Vorstellung des Shakespeareschen „Heinrich VIII.“ Im nächsten Frühling nach dem Brande erstand es als „Phönix“ aus der Asche. Dieses Phönix-Theater hatte statt des Strohdachs ein Ziegeldach, doch nach 1647 war es ganz verschollen. Der Erbauer des Globe-Theaters Richard Burbadge war ein ausgezeichneter Schauspieler, der besonders in den Shakespearedramen als Lear, Othello, Hamlet, Romeo glänzte. Einen ebenbürtigen Nebenbuhler fand er in Eduard Alleyn, der wieder in den Rollen der Dramen von Marlowe

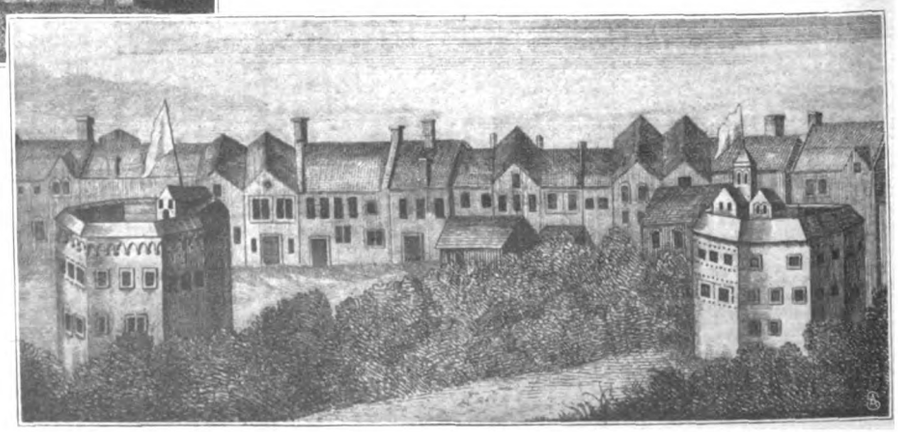


Das alte London im 16. Jahrhundert.



Das Globe-Theater.

als Tamerlan und Jude von Malta Triumphe feierte. Marlowe galt damals für den größten Dichter seiner Zeit. Alleyn hatte das Fortune-Theater in der Nähe von Golden Lane, St. Giles, erbaut; er war übrigens nicht nur ein bedeutender Künstler, sondern auch einer der edelsten Menschen, von denen die Theatergeschichte berichtet. Sein Theater war aus Lehm und Lattenwerk erbaut, und eine am Eingang angebrachte gemalte Fortuna gab ihm den Namen. Alleyn war der Stiefeidam des größten Impresario seiner Zeit, Philipp Henstowe, der, ursprünglich Färber und Stärkefabrikant, auch Theaterunternehmungen in den Bereich seiner Spekulationen zog; er war an dem Fortune-Theater mit beteiligt, hatte außerdem das Rose-Theater gegründet und leitete auch die Vorstellungen in dem Bärengarten, dem etwas grobkörnigen Varieté der damaligen Zeit, wo das Publikum sich an Bären-, Bullen- und Eselshetzen ergötzte. Unsere letzte Abbildung zeigt, wie dieser Bärengarten ganz in der Nähe des Globe-Theaters seine für die Schaubühne gefährliche Konkurrenz eröffnet hatte. Die bildliche Skizze aus dem Red-Bull-Theater S. 255 zeigt uns ungefähr die damalige Einrichtung der Bühnen. Dieses Theater zum „roten Stier“ war ein geräumiges offenes Schauspielhaus. Die künstlerische Bedeutung des Theaters wurde sehr niedrig angeschlagen; es hieß, daß dort keine Zunge einen Vers von ernsthaftem Sinn zu sprechen vermöge. Der „rote Stier“ gehörte wie das Globe-Theater zu den öffentlichen Theatern, die mehr für das große Publikum bestimmt waren; die privaten Theater, zu denen Blackfriars gehörte, waren kleiner, hatten keinen unbedachten Mittelraum, sondern waren ganz bedacht; sie mußten mit Lichtern erleuchtet werden, hatten höhere Preise, geschlossene Logen und Sitzplätze im Parterre. Die Logen standen mit der Bühne in unmittelbarer Verbindung. Die vornehmen Besucher dieser Plätze hatten das Recht, sich auf das Proszenium zu begeben, wo sie auf Stühlen saßen oder auf Binsenmatten lagen; auch die Dichter sahen von hier aus ihren Geschöpfen und die Kritiker ihren Opfern aus nächster Nähe ins Gesicht. Die ganze Ausschmückung der Bühne bestand in einer Teppichbekleidung. Der Ort der Handlung wurde durch ein Brett mit dem Namen des Landes und der Stadt angezeigt, das bei einer Verwandlung mit einem andern Brett vertauscht wurde; auch als man später Dekorationen verwendete, wurde das Brett beibehalten, da keine Verwandlungen stattfanden und dabei die gleichen Dekorationen oft für verschiedene Gegenden stehen blieben. Im Hintergrunde der Bühne befand sich ein Balkon,



Der Bärengarten. Das Globe-Theater.

getragen von zwei Saulen, zu denen Stufen in die Höhe führten; er konnte durch einen Vorhang geschlossen werden; von der Bühne aus konnte man auf zwei Treppen rechts und links zu dem Balkon gelangen. Ludwig Tieck sagte: „Auf diesen Treppen schritt Macbeth hinauf sowie Falstaff in den Lustigen Weibern'; oben auf dem Balkon standen die Bürger, parlamentierten mit dem König Johann und Philipp August; unten, an den Stufen erhöht, saßen König und Königin und Hamlet; hier war Macbeth' Tafel, wo Banquos Geist erschien; hier ohne Zweifel auch Desdemonas Schlafgemach, wo Othello sie ermordete, während Julias Gemach, wo sie mit Romeo spricht und ihn nach der Brautnacht entläßt, der Balkon repräsentierte." Bei den Maskenspielen bei Hofe fehlten indes glänzende Dekorationen und Kostüme nicht. Die Kostüme waren auch bei den anderen Theatern oft prächtig. Die Gebrüder Alleyn hatten sich 1591 einen Samtrock für 20 Pfund Sterling (400 Mark) gekauft, während ein anderer Darsteller sich rühmte, daß sein Anteil an der Theatergarderobe sich auf 200 Pfund (4000 Mark) belief. An Versatzstücken: Grabmälern, Felsen, Türmen fehlte es nicht, ebensowenig an Maschinerien, Rollen, Winden und an jeder Art von Requisiten; ja in einem Garderobenverzeichnis gehörten zu diesem Inventar selbst die Glieder des Titus Andronicus, die dem schwarzen Unhold auf der Bühne von Folterknechten ausgerissen wurden. Wenn diese primitiven Shakespearebühnen einigen Dramaturgen der romantischen Zeit und auch einigen neuen Reformatoren als das Ideal erschienen, zu dem wir zurückkehren müssen, so ist dies doch eine seltsame Verirrung.

Das Modell eines Shakespeare-Denkmals findet sich in dem neuerrichteten Valworth-Museum in Southwark, dem Stadtteil, wo das Globe Theater und Shakespeare sein Heim hatte. Das Originalporträt des berühmten Schauspielers Richard Burbadge befindet sich in Dulwich College. In Southwark ist auch die St. Saviour's Church, auf deren Kirchhof mitstrebende und nachstrebende Dichtergenossen des Schwans von Avon, der geniale Marlowe und Massinger, der maßvollste unter den altbritischen Stürmern und Drängern, begraben liegen. Der Seite 255 abgebildete Eberkopf ist das Wirtshausschild der Kneipe in Eastcheap, wo der unvergleichliche Sir John Falstaff mit den Genossen und mit dem jungen Prinzen Heinrich sein Wesen trieb und mit Dortchen Lakenreißer Sekt trank.

Über steinige Wege.

(1. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Die Baronin Saddler saß an diesem Abend lange an ihrem Schreibtisch und schrieb doch nicht. Es war ein traulichs Zimmer, ihr Mann hatte es für sie eingerichtet mit dem ihm eigenen vorzüglichen Geschmack. Die Wände waren mit Tuch von gelber Farbe bespannt, das an blasses Gold erinnerte, die Möbelbezüge aus grauer, diskret mit Gold durchwirkter schwerer Seide, hie und da Vasen, Rippes in Nuancen von Lila — fast immer lila Blumen, Orchideen, Flieder, Klematis oder Malven, wie die Jahreszeit sie gab. Hinter dem reich mit Perlmuttereinlagen verzierten Schreibtisch erhob sich die fast lebensgroße, wunderbar modellierte Bronzefigur einer nackten weiblichen Gestalt, die in der vorgebeugten Stellung einer Suchenden eine Laterne trug. Das warme Licht der vier elektrischen Glühkörper darin beleuchtete die Gegenstände mit einem durch Opalgläser gedämpften Licht.

Nelda hatte den linken Arm aufgestützt und ließ ihren Kopf in der Hand ruhen, indem sie das Bild ihres Mannes anstarrte; sie war in sehr nachdenklicher Stimmung. Als sie heute früh in dem kleinen Städtchen gewesen war, hatte sie auch ihren Freund, den Leib Elkeles besucht, der Antiquitäten kaufte und verkaufte und damit einen schwunghaften Handel nach Berlin betrieb, während seine Frau, Veilchen, Dienstbotenstellen vermittelte und auf Pfänder lieh.

Bei Leib Elkeles in dem winzigen Häuschen, das bis unters Dach vollgepfropft war mit altem Gerümpel, hatte die junge Frau schon manches wertvolle Stück gefunden und erstanden, und es gehörte zu ihren besten Zerstreuungen, in dem aufgestapelten Urväterhausrat umherzukramen, mit dem alten, klugen jüdischen Manne zu schwatzen, zu handeln und zu bieten und die Augensprache seines Veilchen zu beobachten, mit der sie ihren Eheherrn warnte, ermunterte, höher zu fordern, oder ihm riet, nachzulassen.

Heute früh hatte Veilchen, die eine kohlschwarze Perücke aus Seide oder Zwirn trug, und deren mandelförmige Augen noch groß und jung aus dem runzelvollen Gesicht leuchteten, vor einem Stoß Leinen gesessen, von dem sie jedes einzelne Stück gegen das Licht hielt, um es auf seine Tüchtigkeit oder Schadhaftigkeit zu prüfen.

Leib Elkeles war nicht zu Hause gewesen, aber die alte Jüdin hatte gemeint: „Wären Sie nicht gekommen zu uns, war' der Elkeles gekommen zu Ihnen heut nachmittag, Frau Baronin, vielleicht könnten wir machen ein Geschäftche? Sehen Sie, Frau Baronin, diesen Damast habe ich gefunden in der Truhe von meinem verstorbenen Schwager Ruben, als wir haben geholt seine Sachen aus seinem Haus in unser Haus nach seinem Tode. Diese Bescherung war dabei. Er hat damals viel gekauft in Vellingen, auf der Versteigerung, dieser Damast gehört zu Vellingen wie der Turm auf dem Dache vom Schloß. Die ganzen Staatsgedecke von den Sandows, und alles mit dem Wappen eingewebt, der feinste Damast, den Sie können denken!"

Sie hatte eine der altmodischen großen Servietten auseinander gebreitet, silbrig glänzend lag das Gewebe vor der Baronin und zeigte das von reichem Deckenschmuck umgebene Wappen mit den drei Radern der Sandows.

Ohne Besinnen hatte die Baronin es gekauft und in den Gasthof bringen lassen, wo ihr Wagen stand. Seitdem aber Frau Schröter mit heimlich erfreuten Blicken ihren Einkauf bemerkte und sie ganz gleichgültig dazu gesagt hatte: „Gott, die alte Veilchen quälte mich so, und ich ließ mich richtig beschwatzen, das unnütze Zeug zu kaufen!" — hatte sie ein eigentümliches Gefühl. Sie wollte sich zwar einreden, daß sie ihrer alten Freundin die Wahrheit gesagt habe, und erschrak über die unbestechliche innere Stimme, die sie Lügen strafte.

Sie hatte also die kostbare Wäsche ganz eilig in einen Schrank in der Leinenkammer verschlossen, und die Röte ihres Antlitzes verlor sich erst, als sie den Schlüssel wohlverwahrt in ihrer Schatulle wußte.

Nun saß sie vor dem Bild ihres verstorbenen Mannes und dachte, während sie dem feinen Greisenkopf in dem ziselierten Bronzerahmen zunickte: Ich wollte, du wärst noch bei mir geblieben; ich weiß nicht ein noch aus!

Die Geschichte ihrer Ehe ging in einzelnen markanten Zügen durch die Erinnerung, ein dankbares, warmes Empfinden umwob die Gestalt des verstorbenen Gatten. Ein Glück im landläufigen Sinne war es nicht gewesen, dieses Zusammenleben mit dem viel älteren Gefährten, aber doch ein Glück.

Sie hatte den Baron Saddler kennen gelernt, als sie eines Tages, halb unsinnig vor Schmerz, mit leeren Händen von der Post in Mentone kam, wo sie an jenem Tage, zum drittenmal, nach einem Brief gefragt hatte, einem Brief von Heinz, der abermals ausgeblieben war. Sie saß auf einer

Bank an der Strandpromenade und starrte auf das Meer, das klatschend gegen die Ufermauern schlug. Da hatte plötzlich ein sehr vornehm aussehender älterer Herr neben ihr gesessen und sie angesprochen, in ihre zitternde Aufregung hinein war seine Stimme ruhig und milde geflossen:

„Mein gnädigstes Fräulein — verzeihen Sie, ich bin schon tagelang Zeuge Ihres vergeblichen Fragens auf der Post, Ihres Leids — kann man Ihnen denn nicht helfen? Gestatten — Baron Saddler — Ihr Nachbar im Speisesalon des Hotels, am Nebentisch. — Ich werde gewiß alles tun, um Ihnen Beruhigung zu verschaffen, soweit ein gänzlich Fremder dies kann; haben Sie Krankheit daheim oder irgendeine Sorge, die Sie Ihrer Frau Mutter verheimlichen müssen?“ Und so verlassen hatte sie sich gefühlt, so verzweifelt war ihre junge Seele gewesen, daß sie vor dem fremden Mann in fassungsloses Schluchzen ausbrach und ihm erzählte, was sie betroffen hatte, „und kein Brief, keine Nachricht auf all mein flehendes Schreiben!“ war der Schluß gewesen. — Er hatte getröstet mit all der Güte und Zartheit, die sie später so beglückte. Sie hatte plötzlich ein Herz gefunden, das teilnahm an ihrem Leid. Sie trafen sich dann, wenn Mutter schlief, und sie wanderten im Hotelgarten miteinander umher. Baron Saddler wurde bald der Tischgenosse der Damen, der unzertrennliche Gefährte auf Ausflügen und Spaziergängen.

Neldas wilde Verzweiflung legte sich unter der Milde seines abgeklärten Wesens, dem beruhigenden Einfluß seiner gereiften Lebensanschauung. Er sprach davon, daß auch trotz eines verlorenen Liebesglückes das Leben noch unendlich viel des Schönen biete, daß ihre Jugend sie spielend hinwegtragen werde über diese erste große Enttäuschung. Als die Trennungsstunde von ihrem alten Freunde nahte, war sie voll leidenschaftlichen Bedauerns, ihn zu verlieren.

Auf den letzten einsamen Spaziergängen ohne die Mutter kam es zu einer Aussprache. Sie war durchaus nicht überrascht, als er sie zaghaft bat, ihm ihre Hand zu reichen, in einer bescheidenen und doch stolzen Art, die ungefähr sagte: Ich bin Ihnen zwar im Alter und in Lebenserfahrung unendlich weit voraus, aber ich kann Ihnen Verständnis bieten, Sie auf Höhen hinaufführen, die Sie in der Atmosphäre Ihres Elternhauses niemals kennen lernen werden. Ihre Seele ist zu fein und zu vornehm für das, was Sie umgibt; ich aber will Sie hüten und beschützen wie ein Kleinod.

Für einen Augenblick nur fuhr etwas wie lähmender Schrecken durch ihr Gehirn — das sollte die Erfüllung ihrer Träume sein? Im zweiten Augenblick aber wußte sie, daß sie eine sogenannte Liebesheirat unter dem Schmerze des verlorenen Glückes nicht würde machen können, daß andernfalls ein Weiterleben mit den Eltern, deren harte Bedingungen sie um ihre Jugendliebe betrogen hatten, zu den Unmöglichkeiten gehören würde, und im dritten Augenblick sprach sie ein ehrliches, herzliches: „Ja! — Wenn Sie mich wollen mit meiner großen Herzenswunde.“

Und sie hatte es nicht zu bereuen.

Herrgott, war das ein Spektakel geworden, als ihr Entschluß kundwurde! Einen Abenteurer hatte ihn die Mutter genannt, einen Glücksjäger, einen Roué — Gott weiß noch — wie! Vater war angereist gekommen in hellster Aufregung, an alle Auskunftsbureaus war telegraphiert, um Näheres über den sonderbaren Freiersmann zu erfahren, aber alle Antworten liefen auf das gleiche hinaus, der Baron sei ein Kavalier von tadellosem Ruf, sein einziger Fehler sei seine Armut infolge allzu leidenschaftlich betriebener Passionen des Pferdesports. Er sei in seinen Kreisen geachtet und beliebt und trete anständig auf trotz seiner geringen Rente.

Als Nelda trotz aller Vorstellungen und Bitten festblieb, gaben sich die Eltern zufrieden. Der Vater erstand Bellingen, das Baron Saddler selbst in Vorschlag gebracht hatte, und das ungleiche Paar zog nach der Hochzeit dort ein. Nelda bemerkte sehr wohl alle die spöttischen Mienen, das Bedauern über ihre Jugend, die an der Seite des alternden Mannes vergehen sollte, hörte alle die Redensarten von dreisten Lip[illegible] eine Rosenknospe an der Brust eines Schneemannes [illegible] machen wollten.

Nein, kein jugendseliger Liebesrausch, kein lan[illegible] Eheglück, aber so viel Gutes, Schönes, Herzliches w[illegible] seiner Seite zuteil geworden. Er hatte sie erst erzo[illegible] ausgehoben aus der Atmosphäre des satten zufriedenen [illegible] des Vaterhauses, das keine andere Sorge kannte [illegible] Wie lege ich mein Geld am vorteilhaftesten an? [illegible] die teuersten Hotels? Die besten Schneider? [illegible] was hatte sie gewußt, ehe ihr Mann sie bekannt m[illegible] den Herrlichkeiten alter und neuer Kunst auf ihren [illegible] Was von den Wundern der Natur in Wald und Fel[illegible] dem Zauber einsamer Spaziergänge?

Und wie freudig hatte sie ihm zur Seite gesta[illegible] dem Aufbau und der Verschönerung ihres herrlichen [illegible] Eine gleichmäßig heitere, zufriedene Frau war sie [illegible] neben ihm! Oft hatte er gefragt: „Reut es di[illegible] noch nicht, daß du den alten Freund zur Seite hast[illegible]

Dann hatte sie ihm lachend die Hand auf die [illegible] legt und ihm gesagt: „Nein, Eberhard, du bist [illegible] gewesen, du hast mich gerettet damals, gerad', weil [illegible] erfahrener bist, weil du das Leben kennst. Du hast [illegible] Mitleid gelehrt und das Verstehen und die Güte — [illegible] mich erzogen —“

Aber eines Tages kam die erste Unruhe, der erst[illegible] an ihrem bisher so wunschlosen Glücke. Sie war [illegible] Mann nach Franzenshof gefahren; die schöne S[illegible] „Silberlicht“ hatte ihr erstes Fohlen bekommen. [illegible] stand in seinem Stall und bog bei ihrem Eintritt seine[illegible] Hals wie schützend um das Kleine, das neben ihr [illegible] wackligen Beinchen, und sah aus großen, vertrauend[illegible] den Menschen entgegen, die sich näherten.

Nelda hatte vor Jubel leicht aufgeschrien: „Sieh [illegible] Eberhard, wie stolz sie aussieht, stolz vor Mutterli[illegible] glücklich!“ Und als sie sich umwandte, war ihr [illegible] mitleidsvoller Blick begegnet aus zwei braunen M[illegible] und das waren Jochen Sandows Augen gewesen, [illegible] am Pfosten der Tür lehnte. Vor kurzem erst w[illegible] seiner Weltreise zurückgekehrt und hatte ihren Au[illegible] Sie hielt zuerst verwundert seinen Blicken stan[illegible] mußte sie die Wimpern senken, denn ein Verstehen [illegible] sie. Sie ward rot unter seinem Mitleid. Er ge[illegible] lich, sagte irgend etwas Sachgemäßes über das [illegible] Saddler und verließ den Stall. Aber seine Augen [illegible] sie noch immer zu spüren; sie hatten etwas auf[illegible] ihr, das nicht wieder einschlafen wollte, ein S[illegible] Bangen, ein Gefühl des Ausgeschlossenseins, und [illegible] Heimfahrt an jenem Abend hatte sie plötzlich weine[illegible]

Ihr Mann hatte sie endlich sanft an sich ge[illegible] geflüstert: „Mein Liebling, weine nicht, dein Somm[illegible] noch, dein blütenschwerer Sommer, wer weiß wie [illegible] weine nicht!“

Sie hatte fragen wollen — was meinst du? [illegible] wollte nicht heucheln, sie wußte es zu genau, er be[illegible] seinen Tod, und daß sie dann frei sei.

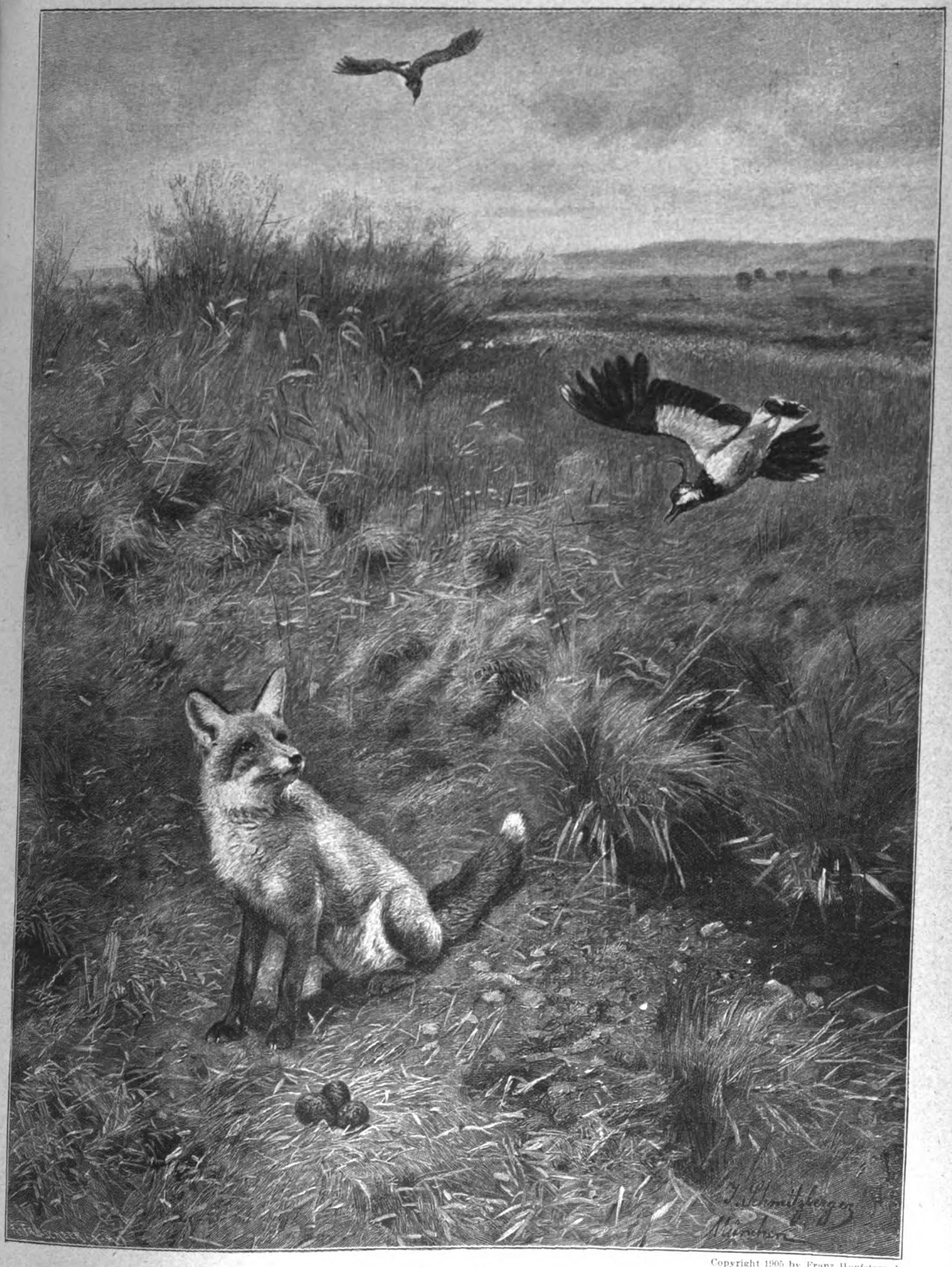
Er sprach dann des öfteren in solchen Andeutungen [illegible] einmal hatte er gesagt: „Liebling, wenn ich nicht [illegible] hätte, es wäre bestimmt nicht auf lange, ich hätte dich [illegible] gefragt um dein Ja!“

Da hatte sie wild und heiß geschluchzt und hatte ge[illegible] „Was soll ich ohne dich — ich will nicht ohne dich le[illegible]

Er war stumm geblieben darauf, aber die gütigen [illegible] hatten aus seinem blassen, gealterten Antlitz in die [illegible] geschaut, fast schalkhaft, und dann war seine Hand übe[illegible] schönes Haar geglitten, und er hatte sie hinausgeschickt [illegible] irgendeinem Vorwand.

Das Ende war bald darauf eingetreten. — —

Nein, ein Glück im herkömmlichen Sinne war es gewesen, und doch — und doch, sie wollte, er wäre noch



Copyright 1905 by Franz Hanfstaengl.

Das Kiebitznest.

Gemälde von Josef Schmitzberger.

ihr, denn das Erwarten „ihres Sommers“, das ging durch Stürme und Kämpfe und Not, und wer konnte wissen, ob es sich jemals erfüllen würde.

Sie tupfte mit dem Taschentuch gegen die Augen und sah wieder auf das Bild ihres Mannes. Es war eine Stunde, in der sie in der eigenen Seele auf Entdeckungsreisen ging. Aber in ihrer qualvollen Unruhe, die sie seit des Barons Tode nicht verlassen hatte, war das Verlangen nach einer Rechtfertigung, nach einer Aussprache vor Heinz v. Buchen wieder in ihr reger geworden, und nun wußte sie ja, daß die eigene Mutter sie betrog um ihre Liebe, und als er nach Bellingen kam und sie mied, da litt sie es nicht, da mußte sie ihm das sagen — und dann das Duell!

Sie kannte den Zusammenhang nicht, aber — ihretwegen hatte es stattgefunden! Sie wußte es von Jochen Sandow — Heinz v. Buchen blieb ein kranker Mann um sie, durch ihre unvorsichtige Annäherung!

Sie biß auf die Lippen, sonst hätte sie laut geschluchzt. Sie hätte Vergangenes nicht berühren dürfen. Jochen Sandow hatte sie so sonderbar angesehen in der letzten Zeit, so zweifelnd, mißtrauisch, er tat ihr weh mit seinen Unbegreiflichkeiten, und sie hatte doch neulich so bestimmt zu wissen geglaubt, daß er — Ach! Um Gottes willen, nein! nein! Sie hatte sich geirrt, wie konnte sie ihn nur so mißverstehen!

Sie hätte auf Ansuchen des Gestütsinspektors heute schon hinüberfahren müssen nach Franzenshof, aber sie konnte nicht, es war ihr, als täte sie etwas Unerlaubtes damit, als dürfte es ihr Stolz nicht leiden. Und sie hatte es nur für ein paar Tage vergessen, daß bei ihrem Anfahren vor Franzenshof jemand die Vorhänge der Fenster zuschleudern würde, um sich zu verleugnen; daß selbst sein Diener sie mit spöttischen Augen beobachten würde!

Und trotzdem, sie mußte hinüber, sie mußte morgen früh mit dem Roßarzt sprechen, es war eins der einjährigen Fohlen unter verdächtigen Anzeichen erkrankt. Der Roßarzt war bereits einmal dagewesen, kam morgen wieder — sie mußte hinüber, sie würde dann aber nur zu den Ställen fahren, das Schlößchen ganz vermeiden.

Aber es konnte doch sein, daß sie ihn zufällig träfe? Ja, wenn das wäre, und wenn sie ihn fragen könnte: Warum sind Sie fortgegangen, Herr v. Sandow, ohne Abschied — neulich abend, wissen Sie? Hatten Sie Angst, mit mir allein zu bleiben?

Und dann packte sie ein Gedanke wie mit Zangen, hart, unbarmherzig: Wenn sie käme, und man sagte ihr: Herr v. Sandow? Der ist abgereist, Frau Baronin — nach Afrika auf lange — auf immer!

Sie zuckte zusammen wie unter einem heftigen körperlichen Schmerz, ihre Augen wurden starr, ihre Mundwinkel zuckten. Langsam richtete sie sich auf.

Aber auch jetzt, in diesem Augenblick, klang wieder der Ton seiner gedämpften Stimme in ihrem Ohr, mit dem er an jenem Abend gesprochen hatte, als sie durch den Wald fuhren, und den sie seitdem nicht wieder verloren hatte: „Aber das zweitemal, Baronin, da geht es auf Tod und Leben.“

Und sie fühlte, er würde recht haben.

* * *

Ruth erwartete oben in ihren Räumen mit fiebernder Ungeduld die Zeit ihrer Abreise. Sie hatte die Baronin nicht wiedergesehen.

Amalie Dägebüll war ein für allemal angewiesen, sie mit Kopfweh zu entschuldigen, und schlau, wie diese war, kundschaftete sie nun aus, zu welchen Zeiten die Baronin ausfuhr oder ausritt, um es ihrer Dame mitzuteilen, und freute sich, wenn Ruth solche Zeiten zu ihren Gängen ins Freie benutzte.

Die Sachen waren bereits gepackt. Ruth fühlte sich schwach und elend.

Eine Postkarte war in diesen acht Tagen aus Arco eingetroffen, weiter nichts, eine flüchtige Bestätigung der Ankunft, mitunterschrieben von Lutz, und daß er sich noch vierzehn Tage dort aufhalten wolle. „Unserm Patienten ist die Puste ausgegangen auf der langen Reise,“ drückte er sich aus, „er soll sich in die Klappe legen für ein paar Tage und die Strapazen ausschlafen.“

Ja, das hatte man ja denken können — natürlich!

Heute früh war der Doktor dagewesen und hatte Ruth erklärt, von morgen an stehe der Heimreise nichts mehr entgegen, und Amalie Dägebüll trug alsbald ein Briefchen zu Frau Schröter, das die Anfrage enthielt, ob für morgen zu dem Elfuhrzug ein Wagen verfügbar sei, und wann es Frau Baronin genehm wäre, Frau v. Buchen zu empfangen zu einem Abschiedsbesuch.

Das war das Schwerste noch!

Amalie kam zurück, Frau Baronin sei ausgefahren und werde erst gegen Abend mit einbrechender Dunkelheit zurückkehren.

Es war gegen drei Uhr, der Kleine schlief, Ruth saß am Fenster und sah auf die kahlen Bäume hinaus, deren Laub naß und mißfarben am Boden lag, und an deren Ästen der Nebel in schweren Tropfen hing. Eine düstere Stimmung lag über dem weiten, einsamen Garten.

Ein Flug Krähen kam mit schweren Flügelschlägen vom Felde herein und hockte auf den Ästen nieder unter heiserem Geschrei. Ruth beobachtete sie, wie sie zu Hause bei sich diese schwarzen Gäste betrachtet hatte, vor ihren Augen stand das behagliche Vaterhaus und die stolze Kastanienallee des Gartens. Nun saß Mutter in einer Dresdner Mietskaserne, im einfenstrigen Stübchen, wo gerade ein Bett und ihr Lehnstuhl Platz hatten, und sah auf die lärmende Straße und führte um Mittag herum die Enkelkinder spazieren, damit die Kleinen an die Luft kämen, denn ein Kindermädchen hatten sie nicht mehr, und Siddie verbrauchte alle ihre Kräfte in der Pension.

Für jetzt hätten sie alle Zimmer besetzt, schrieb Erie neulich, aber was Ordentliches erübrigen würden sie kaum, denn die Wohnung und die Lebensmittel seien sehr teuer, und die Engländer und Amerikaner wären ungemein anspruchsvoll, aber das Mitwohnen und Mitessen für sie alle käme dabei heraus, wenn die Zimmer sämtlich vergeben seien.

Lieber Gott, ein Leben, das von solchem Wenn und Aber abhängig ist, dieses Jammerleben!

Und wie würde es mit ihr werden? Damit war sie wiederum bei dem Punkt angelangt, der wie eine wunde Stelle im Gehirn wirkte und Schlaflosigkeit, Angst, Verzweiflung oder dumpfes Hinbrüten ausstrahlte.

Amalie Dägebüll kam eben mit leisen Schritten in den Salon, um den Tee zu bringen. Als sie ihre Herrin so versunken in Gram am Fenster sitzen sah, fragte sie mit ihrem spitzen Dialekt im Flüsterton: „Haben denn gnädige Frau schon wieder Kopfweh? Soll ich nicht das Licht anstecken?“

Ruth schüttelte den Kopf und nahm die Tasse aus der Hand des Mädchens. „Kopfweh nicht, die Dämmerung ist mir angenehmer.“

Amalie ging hinaus, gleich darauf aber kam sie noch einmal herein und brachte einen Brief. „Den hat mir Joseph gegeben“, sagte sie und drehte eine Flamme auf.

Ruth sah auf den Brief — er trug eine italienische Marke, und die Handschrift war die von Lutz Seeheim.

In dem gleichen Augenblick rief Bubi drinnen sein: „Malie — Malie!“ und das Mädchen schlüpfte in die Kinderstube.

Vor Ruths Augen tanzten die Buchstaben, als sie las:

„Meine liebe, verehrte Schwägerin!

Du wirst hoffentlich nicht erschrecken, wenn Du meine ungelenken Buchstaben siehst an Stelle der eleganten Handschrift Deines Gatten. Der arme Kerl ruht mal wieder von einer Reisestrapaze aus — wir sind nämlich weiter südwärts gezogen, haben ziehen müssen — will das heißen.

Der Arzt in Arco sagte uns nämlich, daß Heinz besser gleich ordentlich in die Wärme hineingehen möge, da er doch, ohne etwas Bedenkliches zu haben, sehr zart sei und äußerst geschont werden müsse. Nun sind wir hier an der Riviera und hören das Meer rauschen und sehen die Palmen sich im

Winde wiegen. — Ein ganz winziges Nest hat uns aufgenommen, in dem das Sanatorium liegt.

Der Arzt und die ganze Einrichtung sagen Heinz sehr zu, es gibt nette Menschen hier und Einsamkeit, je nachdem. Auch eine Eisenbahnlinie gibt's, die uns links hinüber nach Genua, rechts hinauf nach Nizza oder — wenn wir leichtsinnig sein wollen, nach Monte Carlo bringt. Aber beunruhige Dich nicht, Ruth, wir sind tugendhafte und solide Hausväter.

Da es keinen Zweck hat, noch ferner in dem ohnehin sehr besetzten Sanatorium zu bleiben, da Heinz vorderhand viel Ruhe und Stille gebraucht, sich auch in bester Pflege befindet — so werde ich unsern lieben Rekonvaleszenten nun doch schon morgen verlassen und hoffe dann, bei meiner Rückkehr Dich, liebe Ruth, in Ilsterode zu finden, in dem es sich recht wohnlich zu machen ich Dich bitte, da Heinz, auf Rat des Arztes, sich ein halbes Jahr hindurch à la suite stellen lassen soll, um sich ganz auszuheilen.

Das ist aber nicht zum Verzweifeln. Erie und ich werden alles tun, um Dich zu erheitern, und später, wenn alles geordnet und klipp und klar ist für Eure Zukunft, reist Du und holst Deinen lieben Patienten selbst zurück.

Daß wir Dir in jeder Weise zur Verfügung stehen, liebe Ruth, brauche ich wohl kaum noch zu versichern.

Und nun — Kopf hoch! Du bist eine so besonnene, mutige Frau, und alles wird gut werden.

Es küßt, mit dem Wunsche auf baldiges, gesundes Wiedersehen, Deine liebe Hand

Dein ergebenster Schwager Lutz v. Seeheim."

Das alles las sie in abgebrochenen Sätzen und fühlte dabei, wie der Schreck sie kaum fähig machte, bis ans Ende zu lesen. Nicht länger imstande, sich zu beherrschen, schrie sie auf und warf sich in den Sessel zurück, die Hände vor das Antlitz schlagend.

Amalie Dägebüll stürzte herzu und begann zu jammern: „Ogottogottogott! Was ist denn bloß, gnädige Frau — kommen Sie doch man zu sich — was ist denn geschehen?" Sie holte Wasser und wollte die krampfigen Hände vom Gesichte Ruths herabziehen, aber die junge Frau stieß sie zurück mit den Worten: „Nichts! — Mein Mann ist kränker, als ich dachte — mein Mann ist —"

Dann brach sie ab und versuchte aufzustehen und blieb doch, wie gebrochen, sitzen. „O, dieses unselige Duell!" murmelte sie halblaut.

Amalie Dägebüll hatte sich vor ihr aufs Knie geworfen und hielt noch immer das Glas Wasser in der Rechten und streichelte mit der Linken das Kleid der jungen Frau. „O ja," jammerte sie, „das is auch wahr, da haben Sie ja wohl recht, gnä' Frau, das abscheuliche Duell, und um so was — wenn man bedenkt, um so was! Eine Sünde, eine Schande ist's!"

Dann wich sie erschrocken zurück, denn ihre junge Herrin hatte sich mit jähem Ruck in die Höhe geschnellt und schaute sie aus entsetzten Augen an.

„Was denn, gnä' Frau?" stotterte Amalie, „was denn? Was wollen Sie denn?"

Ruths Lippen bewegten sich, sie wollte fragen, aber ihre vornehme Natur, die gute Erziehung wollten die Vertraulichkeiten mit der Fremden nicht zulassen.

Heinz war ihr immer ausgewichen; er hatte sie mit ihren Fragen nach dem Grunde des Zweikampfes stets auf später vertröstet, er dürfe nicht davon reden. Es schien ihr, als wäre es ein Geheimnis, ein militärisches, und sie hatte ihre Begier, den Grund zu erfahren, der ihm die Pistole in die Hand zwang, zur Ruhe gewiesen. Jetzt sprach dieses Mädchen ihr „um so etwas" aus, und wenn die es wußte, so wußten es viele, das ganze Schloß und das ganze Dorf wußten es.

Sie stierte in das Zimmer hinein, ohne etwas zu sehen, ihre zitternden Finger spielten mit der Schleife ihres Hauskleides, und plötzlich fragte sie, nur die Augen zu Amalie Dägebüll wendend: „Sie sagen: ‚Um so etwas'? Was erzählt man sich denn unter den Leuten?"

„O, gnä' Frau wissen ja doch selbst —" erwiderte das Mädchen, ohne aufzublicken.

„Gewiß! Aber ich möchte auch erfahren, was die Leute —" Sie hatte plötzlich ihre Kraft wieder, sie lauschte mit allen Sinnen. „Also, bitte — was sagen die Leute? Weshalb schlug sich mein Mann?"

„Gnädige Frau — sie sagen ja all', daß unsere Baronin da schuld an is, und weil der Herr Mehner Ihrem Herrn Gemahl Vorstellungen gemacht hat darüber — ich glaube ja woll — Frau Baronin und Herr v. Buchen haben sich — —"

„Was haben sie sich ?" forderte Ruth laut.

„O Gott, gnä' Frau — ich würd's ja nie nachsagen, wenn ich's nicht selbst mit eignen Augen hätt' angesehen, wie Ihr Herr Gemahl und Frau Baronin sich getroffen haben an der Parktür, unserm Haus gegenüber, und Frau Baronin haben so schrecklich geweint — so, o Gott, gnä' Frau — und was Herr Rittergutsbesitzer Mehner ist, das hab' ich auch gesehen, der kam gerade an unserm Gartengitter vorbei den oberen Dorfweg herunter und wollte wohl in den Gasthof gehen — und — und da —"

Ruth sprang auf und stieß das Mädchen so heftig von sich, daß es taumelte. „Schweigen Sie!" herrschte sie es an, „es ist Lüge! Gehen Sie zu Bubi, er ruft nach Ihnen!"

Leichenblaß, an allen Gliedern zitternd, suchte Ruth ihr dunkles Schlafzimmer auf und warf sich auf das Bett. Nun wußte sie es! Nun wußte sie es — geahnt hatte sie es längst! Um dieser Frau willen — um diese Frau — belogen, betrogen, schon monatelang betrogen! O, Lügen wurden ihm ja nicht schwer, sie wußte es schon lange, Lügen und Hinterlist! Sie hatte es erfahren bei der Rammeschen Angelegenheit, wiederholt erlebt bei dem schmählichen Zusammenbruch ihrer väterlichen Fabrik; überall hatte er die Hand im Spiele gehabt und das war ihr Mann, war der Vater ihres Kindes — ein Treuloser, ein Lügner! Ihr stolzes Glück in den Sumpf gezerrt und zertreten — um diese Frau — und er ein gebrochener, elender Mann!

Und plötzlich sprang sie empor. Ins Gesicht wollte sie es ihr schreien, daß sie eine Ehrlose sei, in das schöne, lachende Gesicht, und mit zwei Sprüngen war sie, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, an der Tür und eilte den Korridor hinunter über die matt erleuchtete Diele und stürzte in die offenstehende Tür des Eßzimmers, aus dem ihr das Klirren von Silbergeschirr entgegenklang.

Ihre irren Blicke flogen über den Raum und blieben an der Gestalt der alten Hausdame haften, die auf dem Eßtisch Silber ordnete, um es in einen großen, mit sämischem Leder ausgeschlagenen Koffer zu legen.

„Die Baronin? Wo ist die Baronin?" stieß Ruth hervor.

Die alte Hausdame war zu Tode erschrocken über die irre Erscheinung der jungen Frau. „Um Gottes willen!" stammelte sie, „Frau v. Buchen, was ist denn? Was haben Sie denn?"

„Wo ist die Baronin?" wiederholte Ruth schreiend, und ihr Atem ging keuchend.

„Ich wollte just hinauf zu Ihnen", stotterte die alte Dame, „und Frau Baronin entschuldigen bei Ihnen — Frau Baronin ist ganz plötzlich — sie mußte abreisen — vorhin, mit nur einem Handköfferchen ist sie fort."

„Wohin?" schrie Ruth und stützte sich schwer auf die Tischkante, ihr ganzer Körper zitterte; mit weitgeöffneten starren Augen schien sie das Entsetzlichste zu erwarten.

„Ich glaube — nach Genua, Frau v. Buchen — Joseph sagte wenigstens — Sie sehen —"

„Nach Genua?" wiederholte Ruth tonlos, „ach ja — ich danke Ihnen."

Sie wandte sich um, tat ein paar Schritte gegen die Tür und fiel zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

Eine Veteranin von 1848. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Unter außergewöhnlicher Teilnahme der Bürgerschaft wurde Anfang März in Sonderburg eine Greisin zur letzten Ruhe getragen, in deren Leben die großen Ereignisse ihrer schleswigschen Heimat bedeutsam hineingespielt hatten. Frau Michelsen, die ein Alter von 88 Jahren erreichte, war eine Art moderner „Gustel von Blasewitz", ihr ganzes Interesse, ihre liebsten Erinnerungen gipfelten in ihrer Marketenderzeit, und auch in den Augen der Leute war und blieb sie die „Soldaten"-mutter, eine vollstümliche, verehrte Gestalt. Das Jahr 1848 hatte ihrem Leben diese ungewöhnliche Wendung gegeben. Als damals in den letzten Märztagen die Kieler Jäger und Freischärler Flensburg besetzten, fing Frau Michelsen an, allmorgentlich mit ihren Frühstückskörben zum Truppenübungsplatz zu gehen, um den kriegerisch gewordenen Söhnen der Alma mater Marketenderdienste zu tun. Bei solcher Gelegenheit wurde sie am 9. April des Revolutionsjahres inmitten der Freischar in das Gefecht von Bau verwickelt und erzählte später gern davon, wie nahe sie damals dem „Heldentod" gestanden. Der soldatische Beruf ließ sie auch nicht wieder los, sie nahm nach dem Kriege von 1848/50 bei dem in Flensburg stehenden 21. dänischen Bataillon Marketenderdienste und folgte der Truppe im Jahre 1864 nach dem Danewerk. Nur mit Mühe und auf großen Umwegen über Friedrichstadt und Tondern gelangte sie nach dem Rückzug der Dänen in ihr Heim zurück. Aber weit entfernt, sich durch diese Erlebnisse abschrecken zu lassen, trat Frau Michelsen, als die Preußen in Flensburg einzogen, bei dem 5. westfälischen Infanterieregiment Nr. 53 ein und machte die Belagerung von Düppel und den Übergang bei Alsen mit. Und als der Friede geschlossen war, ließ sich die Soldatenmutter in Sonderburg nieder, um zunächst das 9., dann das 2. Fußartillerie-Bataillon als Marketenderin zu verpflegen. Sie konnte im Jahre 1888 ihr vierzigjähriges Jubiläum als Marketenderin begehen, und „ihre Westfälinger" wußten, was sie der Alten schuldig waren, sie schenkten ihr zu dem Ehrentage das große Bild Kaiser Friedrichs, das ihr bis ans Lebensende eine liebe Erinnerung an die kriegerische Zeit ihres Lebens blieb.

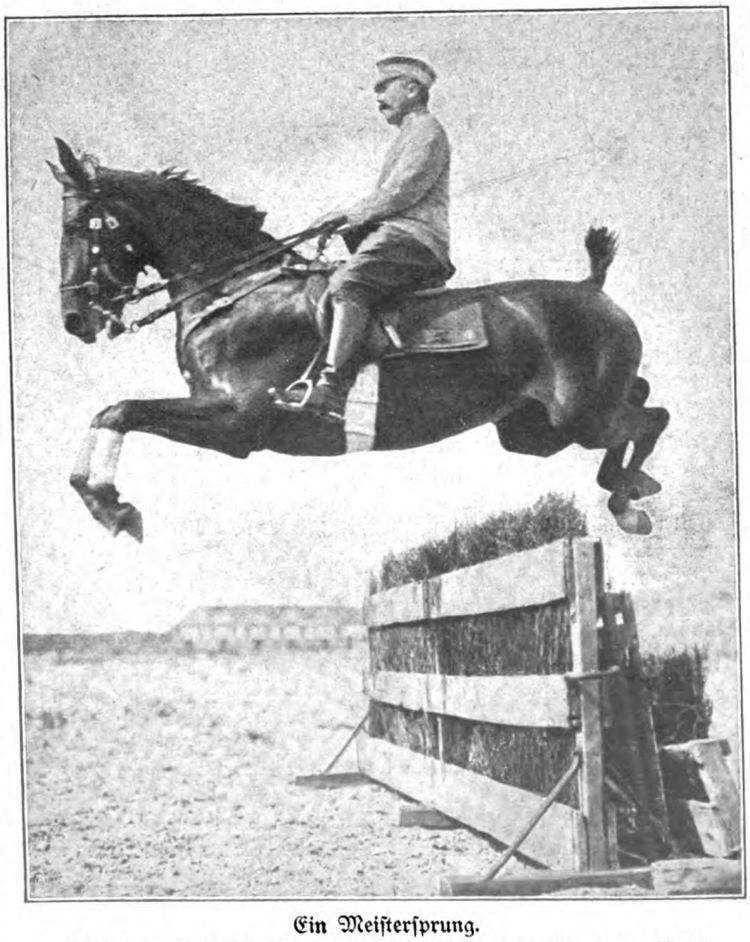
Hans Breuer, Hamburg, phot.

Eine Veteranin von 1848, Christine Michelsen †

„Papa Geis". (Zu dem rechts obenstehenden Bildnis.) Am grauen Aschermittwoch, der so viel Lust und Lachen düster beschließt, kam die Kunde von dem Abschluß eines Menschenlebens, das wie eitel Frohsinn und Sonnenschein aussah. Papa Geis in München ist tot! Der lustige Papa Geis, der mit seinem goldnen, nie verletzenden Humor seine Münchener so oft zu lärmenden Heiterkeitsausbrüchen hingerissen hat. Diese Todeskunde wird viel ehrliche, herzliche Trauer wecken, wenn der einst so Gefeierte auch eines Herzleidens wegen schon seit dem Jahre 1904 nicht mehr aufgetreten ist und selten nur noch in den Straßen Münchens gesehen ward. Aber vergessen war er darum nicht, denn kein anderer hatte seinen Platz ausgefüllt, und keiner machte es ihm nach, weil kein anderer so von der Pike auf die Volkskunst erlernt hatte. Im sonnigen Griechenland war Jakob Geis am 27. Dezember 1840 zur Welt gekommen, als Sohn eines im Dienst des Königs Otto stehenden Bereiters; aber schon als siebenjähriger Knabe kehrte er mit den Eltern nach München zurück, um sein ganzes Leben dort zu bleiben, und so ist die Isarstadt doch seine eigentliche Heimat geworden, wenn er scherzweise auch gern darauf hinwies, daß man an seinem „klassischen Profil" und an der griechischen Sprache den „Griechen" erkennen müsse. Jakob Geis sollte eigentlich „geistlich werden", hat auch als Zögling des Holländischen Instituts und des humanistischen Gymnasiums „drauf studiert" — aber es wurde nichts damit. Und auch als „Sänger" errang er keine Erfolge, sondern fiel kläglich durch, als er seine erste Oper — sprach. Dann entdeckte er seinen eigentlichen, wahren Beruf, den zum Coupletsänger und -dichter und ließ sich auch durch anfängliche Mißerfolge nicht irremachen, sondern erzog sein Publikum zu seinem feinen Humor, dem jede Zote und Schlüpfrigkeit verhaßt war. Papa Geis war kein Komiker im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Er machte keine besonderen Mätzchen und Anstrengungen, um „komisch zu wirken", sondern er brauchte nur aufzutreten mit seinem freundlich milden Vollmondsgesicht, und — alles lachte. Was er aus dem Refrain zu machen wußte durch die Betonung, war erstaunlich, auch verstand er es meisterhaft, in Andeutungen zu dichten. Aber seine Kunst beschränkte sich nicht auf Couplets, sondern war auch in Ausarbeitung und Darstellung von Soloszenen und humoristischen Einaktern wie von Bauernepisoden groß. Dreißig Jahre lang stand Geis als „Stern" und Direktor jener Singspielgesellschaft vor, die im Restaurant Oberpollinger ihr Heim hatte, und — ob Einheimischer oder Fremder — den Papa Geis mußte man gehört haben. Nun ist er am 3. März in seinem vier Treppen hohen Münchener Tuskulum „den Sternen nah", gestorben, als einer von denen, die die Neuzeit nicht mehr hervorbringen kann, die nur gedeihen konnten in der „guten alten Zeit".

H. Traut, München, phot.

Ein Schöpfer heiterer Stunden, „Papa Geis" †



Ein Meistersprung.

Oberleutnant König (25. Drag.) nimmt bei dem Preisreiten zu Frankfurt a. M. auf „Galizierin" einen Koppelrick mit Hürde

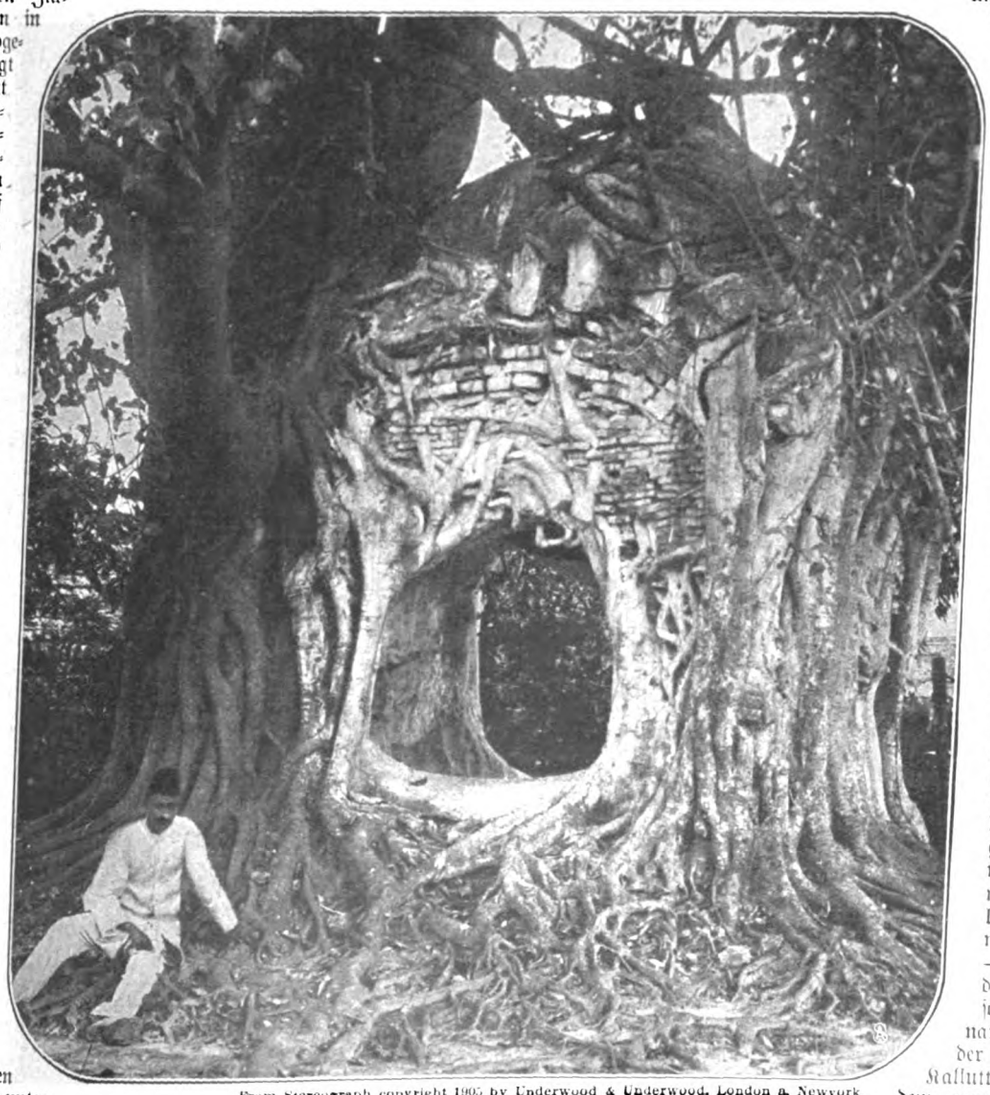
Ein Meistersprung. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Das Preisreiten in Frankfurt a. M., das für den 15. und 16. Februar anberaumt war, hatte eine Menge glänzender Reiternamen und ein herrliches Pferdematerial in der alten Kaiserstadt vereinigt, die seit über 50 Jahren einen guten Ruf als Rennplatz genießt und seit etwa einem

Jahrzehnt die reiterlichen Wettbewerbe — den deutschen „Concours hippique" — veranstaltet. Wie immer brachten auch diesmal die Spring- und Reitkonkurrenzen allerlei Überraschungen. Viele sonst berühmte Springer enttäuschten oder versagten gar völlig, und unbekannte schossen den Vogel ab. Es bewährte sich eben wieder die alte Erfahrung, daß nicht nur Geschick, sondern vor allen Dingen — Glück dazu gehört. Nun, an Glück hat es dem hier von uns wiedergegebenen Reiter, Herrn Oberleutnant König vom 25. Dragonerregiment, nicht gefehlt. Nicht weniger als drei Pferde seines Rennstalles wurden in scharfer Konkurrenz bei der Sichtung des Pferdematerials prämiiert, außerdem siegte er bei der Qualitätsprüfung des zweiten Tages, wie in der Reitprüfung mit seiner „Irish Girl" und holte sich auch in der Kaiserpreis-Springkonkurrenz mit seiner „Galizierin" einen Preis. Unser Bild zeigt das schöne Tier, wie es in tadellosem Sprung über Koppelrick und Hürde setzt — eine Verkörperung sicherer Kraft und Eleganz.

Ein wertvolles altes Stück. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Welche Summen heutzutage von Liebhabern für einzelne Erzeugnisse mittelalterlichen Kunstgewerbes, überhaupt für Kuriositäten aller Art bezahlt werden, bezeugt die hier abgebildete Bowle, die gelegentlich einer in London abgehaltenen Auktion den enormen Preis von 2300 Pfd. St., d. h. 46000 Mark erzielte. Das schöne, aus Ahornholz gefertigte Gefäß, dessen erhöhte Verzierungen versilbert sind, war einst im Besitz Heinrichs VIII. von England. Wer weiß, auf welchen Zickzackwegen es dann in die Braikenridge-Sammlung gelangt ist, um nun mit vier andern Stücken dieser Sammlung öffentlich meistbietend verkauft zu werden. Diese fünf Stücke brachten zusammen 200000 Mark ein.

Eine kostbare alte Bowle.

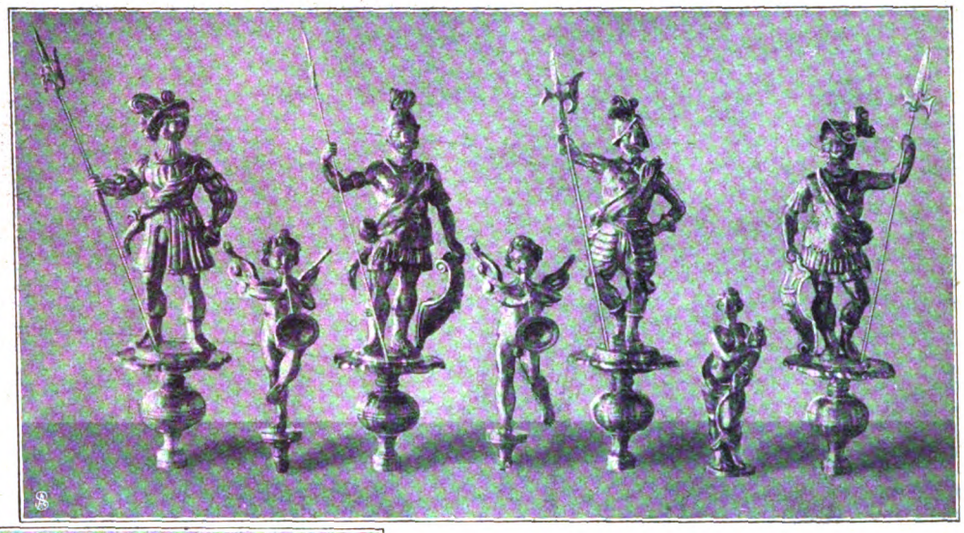
Der indische Götzenbaum. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Angeekelt von den Freuden dieser Welt, floh vor 2500 Jahren der indische Prinz Gautama Palast und Weib. In Entbehrungen suchte er Glück und Heil zu finden und forschte nach der Ursache des Übels, das dem Menschen das Dasein vergällt. Unter einem Asvatha, einem Feigenbaum, kam ihm die Erkenntnis, er wurde Buddha, der Erleuchtete, und predigte den Menschen seine große Lehre vom Vernichten der Schmerzen und Leidenschaften, vom Verlöschen und Verwehtwerden. Bei Buddha Gaja in Indien steht heute noch ein uralter Feigenbaum, die Buddhisten meinen, es sei der, unter dem Buddha seinen Beruf erkannt hatte. Aber nicht nur dieser Asvatha ist ihnen heilig; ebensolche Feigenbäume pflanzen sie vor ihren Tempeln, andere Sekten pflegen ähnliche Bäume in der Wildnis und halten sie für natürliche Tempel Gottes. Es ist ein Baumkultus, der in ferne Zeiten zurückreicht und allen arischen Völkern gemeinsam ist. Warum aber die Indier gerade diese Ficusart zum heiligen oder Götzenbaum gestempelt haben, ist leicht erklärlich, denn sie ist wunderbar in ihrer Entwicklung, ein Sinnbild urwüchsiger Lebenskraft. Die heilige Feige (**Ficus religiosa**) zählt zu den Bäumen, die Säulenwurzeln erzeugen. Die Äste des jungen Baumes treiben Luftwurzeln, die sich zur Erde niedersenken, sich dort verbreiten und in dieser Weise, indem sie erstarken, nicht nur die Äste des Baumes stützen, sondern auch selbst neue Zweige treiben und zu einem neuen Baume werden. So bildet ein einziger Baum oft einen Hain, unter seiner dichten Laubkrone sieht es dann aus wie in einer Halle, deren Decke von Säulen gestützt ist, und das unheimliche Dämmerlicht, das hier selbst am hellen Tage herrscht, läßt in empfänglichen Gemütern leicht das Gefühl des Mysteriösen aufkommen. Die Sage erzählt, daß in den Hallen eines einzigen solchen Baumes einmal ein Heer von 5000 Mann habe lagern können. Auf Ceylon steht noch heute ein Asvatha, in dessen Schatten ein Dorf von hundert Hütten Platz fände. Göppert berichtet in seinen „Riesen des Pflanzenreichs" von einer Ficus, die in Nerbudda eine Waldinsel für sich allein bildete und vor ihrer Beschädigung durch einen Orkan aus 1300 um den Hauptstamm gereihten Nebenstämmen und 3000 kleineren Luftwurzeln bestand; der Hauptstamm erreichte einen Durchmesser von 10 Metern. Andere Ficusarten treten als kletternde Stämme auf, mit ihren Ranken umklammern sie einen zur Stütze gewählten Baum, den sie mit der Zeit erwürgen. Sie selbst leben noch lange fort, indem sie nun pfeilerförmige Wurzeln zum Boden aussenden. Sterben sie schließlich ab, so bleiben ihre Wurzeln und Stammgebilde, und vom dunklen Hintergrund des tropischen Urwaldes heben sich ihre seltsamen Formen unheimlich ab; die erregte Phantasie vermeint in ihnen abenteuerliche Gespenster und riesenhafte gefräßige Ungeheuer zu erkennen. Diese Bäume werden namentlich von den Brahmanen verehrt. — Unsere Abbildung zeigt einen solchen eigenartigen natürlichen Tempel, der in der Nähe von Kallutta steht und zu dem ganze Scharen von Gläubigen zu pilgern pflegen.

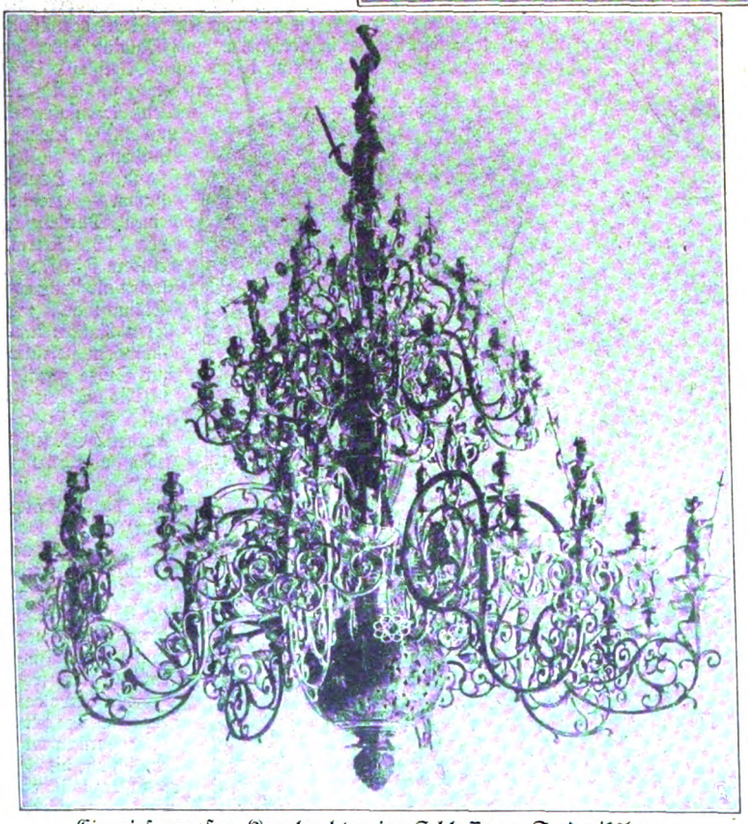


From Stereograph copyright 1905 by Underwood & Underwood, London & Newyork.

Der indische Götzenbaum.

Berühmte Kronleuchter. (Zu den untenstehenden Abbildungen.) Wie ein Märchen spiegelt sich das in holländischer Renaissance gehaltene dänische Schloß Frederiksborg in grünen Wasserwogen, und die majestätischen Buchenwälder Seelands bilden einen Hintergrund, wie er schöner nicht gedacht werden könnte für diese prachtvolle Fassade mit ihren Giebeln und Türmen, die nach dem großen Brande von 1859 in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder hergestellt worden ist. Solche Pietät hat auch bei der Einrichtung des jetzt als Nationalmuseum dienenden Schlosses gewaltet, besonders der mächtige Ritterjaal ist, der Pracht und Größe seiner Verhältnisse entsprechend, würdig ausgestattet worden. Die drei von den Schweden schon im 17. Jahrhundert entführten Kronleuchter, die einst seine Hauptzierde bildeten, konnte man ihm freilich nicht wiedergeben, aber der Bildhauer Thomas Baerentzen aus Kopenhagen, Stephan Sindings talentvollster Schüler und selber schon durch eine Reihe vorzüglicher, zum Teil im Frederiksborger Museum aufgestellter Kunstwerke bekannt, wurde mit der Ausführung der Einzelheiten und der Modellierung sämtlicher Figuren betraut für drei neue, vom Architekten Karl Brummer architektonisch in großen Zügen entworfene Kronleuchter. Diese Detailarbeit Thomas Baerentzens ist sehr kunstvoll und hat über zwei Jahre in Anspruch genommen. Unsere Abbildungen geben





Ein riesengroßer Kronleuchter im Schlosse zu Frederiksborg.

sowohl von ihr und der Feinheit der schmückenden, vielfältigen Gestalten, wie von der Gesamtwirkung des einen Kronleuchters einen Begriff, und zwar ist es der, der bewaffnete Kriegergestalten auf den Hauptarmen trägt und von einer Schwert und Wage haltenden Justitia bekrönt wird. Musizierende Genien sowie allegorische Figuren sind außerdem in verschwenderischer Fülle über das verwirrende Geäst der Nebenarme verteilt, und doch wirkt das Ganze, wie jedes echte Kunstwerk, harmonisch. Von gleicher Schönheit ist der zweite und dritte Kronleuchter; der eine ist ganz von beflügelten Amorinen belebt, während auf dem anderen Jupiter dargestellt ist, wie er die Giganten unter die Füße tritt. Jeder dieser Kronleuchter wiegt etwa 1300 Pfund, hat eine Höhe und Breite von drei Metern und wird von neunzig Einzelfiguren geschmückt. Diese riesengroßen und plastisch überaus reich verzierten Bronzekronleuchter, in denen die phantastische Pracht, der kühne, kräftige Humor der deutschen und nordischen Renaissance ihren herrlichen Ausdruck gefunden haben, diese Wunderwerke von erhabener Schönheit und edler Harmonie nehmen unter den übrigen Kunstwerken und Schätzen des Museums einen ganz hervorragenden Platz ein und erregen mit Recht die Bewunderung eines jeden, der das berühmte Schloß Frederiksborg besucht.

„Langschlafen ist gesund!“ verkündete Herr Woods Hutchinson vor kurzem im „American Magazine“ und rannte mit dieser ganz neuen Weisheit Sturm gegen die in vielen Sprichwörtern festgelegte Tradition, daß nur der Frühaufsteher weise sei. Nicht eine Schwächung des Körpers ist nach Ansicht des amerikanischen Physiologen der lange Schlaf, nicht ein Aufhören der physischen Tätigkeit, sondern im Gegenteil eine aufbauende, die die zerstörende Wirksamkeit des Wachens ersetzt. Und darum — so folgert Hutchinson — schlafen Kinder viel, weil ihr Schlaf im höchsten Maß aufbauend ist, Alte dagegen wenig, weil sie die Kraft zum Wiederaufbau nicht mehr haben. Es ist eine völlig logische Forderung, wenn er im Anschluß an diese Theorie, die manchem Langschläfer willkommen sein wird, den Frauen rät, eine halbe oder ganze Stunde mehr zu schlafen als der Mann, und den Kindern, in den Kissen zu bleiben, solange sie irgend können. Ob die „Überstunden“ auf die Zeit vor oder nach Mitternacht fallen, ist, Hutchinsons Meinung nach, gleich; der Schlaf sei zu jeder Zeit gut, und es sei direkt ein Verbrechen, die süß schlafenden Kleinen aus dem besten Schlafe zu reißen, um sie pünktlich zur Schule zu schicken. Mit dieser letzten Behauptung hat der Amerikaner die Mütter auf seiner Seite. Denn welche Mutter hat nicht schon mit sich gekämpft im Anblick des schlummernden Lieblings, ob sie dem Gebot der Schule oder dem der Mutterliebe und -einsicht folgen solle. Die Forderung nach späterem Schulanfang wird immer allgemeiner. Leider wird in den meisten Fällen das Gebot Hutchinsons, neun Stunden zu schlafen, an der bittern Notwendigkeit scheitern, einen Teil dieser Zeit der Arbeit zu opfern, dem Erwerb. Wer aber in der glücklichen Lage ist, seinen Neigungen folgen zu können, darf künftig also ruhigen Gewissens in den hellen Tag hinein schlafen — er tut's ja für seine Gesundheit.

Nicht zu übersehen! Mit der nächsten Nummer schließt das erste Vierteljahr dieses Jahrgangs der „Gartenlaube“; wir ersuchen die geehrten Leser, ihre Bestellung auf das zweite Vierteljahr schleunigst aufgeben zu wollen. — Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß der Bezugspreis (2 Mark für die Ausgabe ohne „Welt der Frau“, 3 Mark 25 Pf. für die Ausgabe mit „Welt der Frau“) bei Bestellungen, die **nach Beginn des Vierteljahrs** bei der Post aufgegeben werden, sich um 10 Pfennig erhöht.

Einzelne Nummern bzw. Hefte der „Gartenlaube“ liefert auf Verlangen gegen Einsendung von 25 bzw. 35 Pfennig in Briefmarken direkt franko die Verlagshandlung:

Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Fischer, für die „Welt der Frau“: Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Küchenstück.

Gemälde von R. B. Willmann.

№ 13 — 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**, mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Das Kreuz im Venn.

Roman von Clara Viebig.

(3. Fortsetzung.)

Joseph stand vor Bürgermeister Leykuhlens Haustür. Das angelehnte Gatter aufstoßend, trat er in den Flur, der dunkel war wie in allen Häusern. Aber nun öffnete sich eine Tür im Hintergrund, im schmalen Lichtstreif stand eine schlankgewachsene Frau. „'n Abend!"

Er nahm den Hut ab; aha, das war wohl die Frau Bürgermeister, das Mariechen?! Er glaubte, sie nie früher gesehen zu haben.

Sie aber kannte ihn. Freundlich reichte sie ihm die Hand. „Mein Mann is noch nit zurück. Aber die Sitzung muß jleich aus sein. Bitte, treten Sie so lang' als ein, Herr Schmölder! Nehmen Sie so lang' als Platz!" Sie führte ihn in die Stube und bot ihm einen Sitz auf dem Ledertuchsofa an, über das sie zuvor rasch mit der Schürze wischte. Das wäre nicht nötig gewesen, es war so sauber in der Stube, trotz des Dämmerlichts blinkten Stühle, Tisch, Schrank und Kommode wie neu poliert. Bunte Tassen und Näschen standen auf der weißen Kommodendecke; vor der kleinen Statue der Mutter Gottes über der Stubentür brannte hinter rotem Glas das ewige Lämpchen. Am Spiegel geweihte Palmzweige; am Fensterplatz, wo der Nähtisch stand, ein porzellanenes Weihwasserkesselchen. Und über dem Sofa, breit eingerahmt, in schwarzer Seide und Perlen gestickt:

„Erkannt, gelobt, gebenedeit, geliebt, verehrt, verherrlicht allezeit das göttliche Herz Jesu und das reinste Herz Mariä!"

Der aus der freien Luft Gekommene sah sich um. So sauber, so wohlgeordnet war es hier, es roch nach ,,ischem Wasser und ein wenig nach gutem Heu — ein angenehmer Geruch, und doch beklemmte ihn etwas. Seine Augen hafteten auf dem gestickten Spruch über dem Sofa — warum hatten die Leute da nicht lieber ein schönes Bild hängen? Es gab so gute Reproduktionen! Es überkam ihn wie eine leichte Verlegenheit: was sollte er mit dieser Frau nun reden?!

Da sagte sie schon: „Sie werden sich wundern, Herr Schmölder, daß ich Sie jleich jekannt hab! Der Bärtes hat mir aber neulich von Ihnen erzählt. So mußten Sie aussehen und nit anders. Wie jeht et Ihnen dann, jefällt et Ihnen jetzt besser unten? Ich hab' als oft daran jedacht, wat Sie zum Bärtes von unsern Fabrikmädches jesagt haben!"

Er sah sie verwundert an.

Da lächelte sie. „Wissen Se, Herr Schmölder, in unsre Still' fällt so'n Wort wie 'ne Stein in den Brunnen. Man hört dat weit und noch lang' hernach. Et is nett von Ihnen, Herr Schmölder, dat Sie Intreff' für unsre Leut haben!"

Sie reichte ihm die Hand. „Sie würden sich 'ne Jotteslohn verdienen, wenn Sie Ihrem Vetter sagen täten, er soll den Mädchen mittags wat mehr Zeit jeben, dat sie in de Stadt ereinjehen könnten; da haben doch viele Bekannte oder Verwandte, da könnten sie doch en warme Supp' kriejen, wenigstens im Winter!"

Eine nette und ganz verständige Frau! Joseph setzte an, ihr seine Pläne, die ihm jetzt auf einmal wieder so lebendig wurden, als hätte er sie erst gestern ausgeheckt, mitzuteilen, als ein Kraspeln draußen auf dem Flur hörbar wurde. Und jetzt ein Singen, zart und fein.

„Aha, dat Kathrinche mit'm Doresche, Huesgens Kinder — arme Leut'!" Die Frau sprang auf.

Draußen erklang es noch zaghaft, aber doch schon ein wenig stärker:

„O Maria, sei gegrüßt,
Die du voller Gnade bist!
Sei gegrüßt, du schönste Zier,
Gott, der Herr, ist selbst mit dir.
Du bist hoch gebenedeit . . ."

Der Gesang verstummte jäh, Frau Leykuhlen hatte die Tür geöffnet. „He, wo steckt ihr dann?"

Das Kathrinchen war erschrocken in den dunkelsten Winkel entwichen. Es traute sich nicht vor, weil der fremde Herr es so anlachte. Erst auf ein zweites Geheiß kam es heran mit gesenktem Kopf, immer den Dores auf dem Arm, und hielt stumm der Frau Bürgermeister den blechernen Henkeltopf hin, darein es alle Mittag und Abend eine Suppe für die Mutter kriegte.

„Du singst ja so hübsch", sagte Joseph.

„O ja, dat Kathrinche kann schön singen", sagte die Frau und strich der Kleinen eine dunkle Haarsträhne unters Kopftüchelchen. „Setz doch de schwere Jung hin, drag den nit ümmer, Kind!" Und als die Kleine zögernd flüsterte: „Da kriescht he!" nahm sie kurz entschlossen den Jungen selbst auf den Arm. „Bis still, Dores, laß dat Kathrinche dem Hähr jet singe! Sing' ens, Kind, sing' ens, Kathrinche, wat de Christdag jesunge hast in der Schul'!"

Das Kathrinchen stellte sich in Positur, es wagte nicht zu widerstehen. Es faltete die Hände, ergeben, demütig.

Ah, das würde mal eine, die ihr Kreuz trüge ohne Murren! Eine Rührung überkam den Junggesellen.

Nun öffnete das Kind das Mündchen, in die dunklen Augen unterm Kopftüchelchen kam ein hellerer Strahl; es schlug sie weit auf.

Published 26. III. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Clara Viebig.

„O du liebes Jesuskind,
Laß dich vielmals grüßen,
Alle Kinder, die hier sind,
Fallen dir zu Füßen.
All um deine Liebe bitten,
Die so viel für uns gelitten.
Schenk uns deine Liebe!“

Die kindliche Stimme stieg hell und klar in die Höhe. Joseph nickte wohlgefällig — hübsch musikalisch, sicher und rein!

„O ja, die kann et jut“, sagte die Frau, und dann hielt sie dem Dores den Mund zu. „Bis doch still, Jüngelche!“ Der Dores wollte durchaus mitbrummen.

„O du liebes Jesuskind,
In der Kripp' im Stalle
Wehte gar so kalt der Wind,
Litt'st du für uns alle.
Aber jetzt sollst warm du liegen,
Jetzt soll unser Herz dich wiegen,
Komm in uns're Herzen!“

„Du brauchst dat janze Liedche nit zu singe“, sagte die Bürgermeisterin; sie konnte den Dores kaum bändigen, eigensinnig stieß er immer ihre Hand weg von seinem Mund und trat ihr mit den welken Beinen gegen den Leib. Schon fing er an, falsch in den Gesang hineinzukrähen.

Aber Kathrinchen, stärker und heller als zuvor, die Augen unverwandt emporgerichtet, sang die Schlußstrophe:

„O du süßes Jesuskind,
Höre unser Flehen:
Laß die Kinder, die hier sind,
In den Himmel gehen,
Daß sie mit den Engeln droben
Dich und deine Mutter loben,
Jesum und Maria!“

Joseph Schmölder sagte kein Wort; er hatte gelauscht mit geneigtem Kopf. „Laß die Kinder, die hier sind, in den Himmel gehen“ — das hatte ihn tief gerührt. Er fühlte, wie ihm Tränen in die Augen stiegen; unter einem Scherz suchte er seine Stimmung zu verbergen. Musikalisch, wie er war, pfiff er die Melodie des eben gehörten Liedes nach, und dann sagte er: „Ich denke, es gibt keinen Singvogel im Venn? Da hätten wir ja aber doch einen!“ Er versuchte, die zurückweichende Kleine in die Wange zu kneifen.

Aber die Bürgermeisterin blieb ernst. „Der heilige Schutzengel behüte dich!“ sagte sie und legte dem Kinde die Hand auf den Kopf. „So, Kathrinche, nu komm, nu kriegste de Supp'. Entschuldigen Sie 'ne Augeblick!“

Sie ging mit den Kindern in die Küche. Als sie nach kurzer Zeit wiederkam, fand sie ihren Gast zum Aufbruch gerüstet, er hatte den Hut aufgesetzt und den Spazierstock wieder zur Hand genommen.

„Wollen Sie nit auf meinen Mann warten?“

„Nein, Frau Bürgermeister“ — er warf einen raschen Blick durchs Fenster — „es wird mir sonst zu dunkel!“

„Aber 'n Iläsche Wein — nee, Sie müssen doch 'ne Schluck trinken!“ Sie nötigte ihn; sie hatte eine Flasche unterm Arm mit hereingebracht und auf einem Tablett ein paar Gläser.

Aber er nahm nichts an, und er wollte auch nicht länger warten. „Ich komme wieder, ich komme bald wieder, grüßen Sie den Bärtes einstweilen vielmals!“ Er drückte ihr die Hand.

Und nun war er draußen. Es war ihm auf einmal eng geworden in der dämmerigen Stube. Nun das kleine Mädchen mit den tiefdunklen Augen fort war, fehlte ihm der poetische Anreiz. Eine gute Frau, das Mariechen, nett, sauber, aber nüchtern wie ihre wohlgeordnete Stube mit dem vielen heiligen Krimskrams drin. Huesgen — Huesgen — wo hatte er doch den Namen schon einmal gehört? Huesgen — er konnte sich nicht entsinnen.

Es war schon spät. Unten in der Stadt war es sicher schon ganz dunkel, wenn hier oben der Himmel auch noch einiges Licht spendete. Alles, die Weiden mit den vereinzelt ragenden Hainbuchen, die Dachgiebel, die Hecken, die gepflasterte Straße, die Kirche, die Schule, das Wirtshaus, war von silbrigem Grau umzittert. Nur ein Hauch noch von zartem Rosenrot war in diesem Silbergrau; bald würde alles Licht tot sein. Doch da — unwillkürlich hatte er sich nach der Richtung umgedreht, aus der er vorhin gekommen war — wie wunderbar! Da brannte es. In höchster Glut. Als sei das Venn ein Meer von Glanz und Farbe, das den Sonnenball in sich geschluckt hatte und nun selbst eine Quelle des Lichts war. Der Horizont, der seinen Scheitel begrenzte, war tiefrot. Wie Flammen leckten feurige Zungen in den bleiernen Nachthimmel hinauf. Ein Glanz kam von dort her, eine Farbenpracht, daß jetzt die Dorfstraße mit ihrem Grau von Steinen und Staub zum rosigen Bande wurde und die weiße Wand der kahlen Kirche wie ein Spiegel den Vennglanz auffing und widerstrahlte.

Vom Blute des Abends getränkt, erschien alles verklärt. Frommen Pilgern gleich, zogen Männer und Frauen des Weges. Das waren die müden Arbeiter und Arbeiterinnen, die jetzt nach Hause kamen aus Schmölders Fabrik. Die Tür der Kirche stand weitgeöffnet; von der Straße aus sah man die glimmende Lampe vorm Hochaltar. Die Männer zogen die Hüte im Vorüberziehen, von den Weibern aber wäre keins vorbeigegangen. An ihren Strümpfen unablässig strickend, waren sie bergan gestiegen; nun ruhten die rasselnden Nadeln, dafür wurden rasch die Rosenkränze aus den Taschen gezogen. Die Kügelchen rollten. Müde, hungrige Gesichter neigten sich über gefaltete Hände. Es war schon spät, dunkel war's auch schon in der Kirche, die Magen knurrten, aber ein paar Ave oder ein Vaterunser mußten hier doch noch gebetet werden.

Des Huesgen-Jörres Bäreb war als letzte in die Kirche getreten. Langsamer als die anderen war sie gegangen; die Füße waren ihr dick, sie hatte die ganze Nacht zu waschen gehabt, beim ersten Sonnenstrahl schon hatte sie aufgehängt, und dann, ohne das Bett zu berühren, das sie mit dem Kathrinchen und dem zweijährigen Drückchen teilte, war sie zur Fabrik hinuntergewandert, als der Tau noch gefroren die Gräser bereifte und es sie eisig durchfröstelte nach durchwachter Nacht. Brennend hatten ihre Augen nach Schlaf verlangt den ganzen Tag.

Während die anderen Mittagszeit machten, ihr Brot verzehrten und von ihren Liebsten sich was erzählten, hatte sie sich zwischen den Lumpensäcken lang hingestreckt. Sie mochte nicht essen, und von einem Liebsten zu erzählen hatte sie auch nichts. Die junge Bäreb hatte noch keinen Schatz. Was erzählten die anderen nicht alles in diesen langen Stunden, die man zusammenhockte bei der Arbeit, zu der man nicht Herz und Gedanken, kaum Sinne brauchte, nur die Finger.

Die Anna von der Lämmerheck', die war voller Jubel; der ihr Schatz kam jetzt bald frei vom Militär, dann wollten sie heiraten. Und die Angenieß, deren Bruder als Hausknecht unten im „Schwan“ diente — Jesus nee, was wußte die nicht alles zu erzählen! Erst leise kichernd und dann vor Lachen fast berstend, hörten die Mädchen zu, was die Angenieß von der Madam für Stückelchen erzählte. So ging es immer.

„Ba!“ stieß dann wohl die Bäreb heraus und wandte die Augen ab. Ein glühendes Rot des Schrecks färbte ihr bleiches Gesicht; was, der Herr Schmölder auch, der Fabrikherr selbst ging zu der Madam im „Schwan“? Das war nicht fein! Und doch durchrieselte es sie von Kopf bis zu Füßen mit einem seltsam heißen, unruhigen Fluten. Mit zitternden Händen mechanisch ihre Arbeit tuend, blickte sie starr auf diese, und ihre Lippen, die sie sich blutrot gebissen hatte, zuckten wie von verhaltenem Weinen. Gut, daß die Angenieß dann mit der Litanei anhub:

„Heiliges Herz Mariä
— — — — — — — — — — —
Herz Mariä, ohne Sünde empfangen —“

und sie dann alle murmelnd einzufallen hatten:

„Bitte für uns!“
— — — — — — — — — —

Mit einem Seufzer sah Bäreb von ihrem Rosenkranz auf — die Kirche war leer. Nun war auch sie mit dem Beten fertig. Den Rock herunterstreifend, den sie zum Knien schon sam vorn aufgeschlagen hatte, tunkte sie die Finger in den Weihwasserkessel an der Tür, betupfte sich Stirn und Brust und trat dann hinaus.

Draußen war alles Rot erloschen; nur ein gelblicher Streifen über der purpurnen Finsternis des Vennrückens kundete, daß es noch nicht tiefe Nacht war. Sonst war es dunkel; keine Laterne brannte die lange Dorfstraße auf und ab. Fast wäre die verspätete Beterin in ihrer Eile gegen eine Männergestalt gerannt, die auf den Kirchstufen stand, unbeweglich, den Kopf zum Venn hingewendet. Sie prallte zurück — „Hoppla!" hatte der Mann gesagt und eine Bewegung gemacht, als wolle er sie auffangen — sie bekam einen großen Schreck.

Joseph Schmölder war es. Er, der so rasch hatte heimgehen wollen, hatte sich erst überm Anblick des Sonnenunterganges verzögert, und dann hatte er sich nicht losreißen mögen von den leisen Stimmen der Nacht, denen zu lauschen er hier auf den Stufen stehengeblieben war. Die Schwalben, die unterm Dach der Kirche Nest bei Nest angekleckst hatten und mit immerwährendem, jauchzendem Abendschrei ihre Wohnstätten umsegelten, schwiegen jetzt; dafür ließen die Unken ihre Stimmen hören. Hier unter den großen Steinplatten vor der Kirchtüre mußte die eine sitzen und drüben am Kirchhof die zweite. Sie antworteten sich unausgesetzt. Wie das leise Anschlagen eines silbernen Glöckchens hörte es sich an. Lieblich und doch in seiner Monotonie wehmütig. Warum klagten die Tierchen so?!

Joseph war nicht minder erschrocken als das Mädchen, das gegen ihn anlief. Zwei schwarze Augen blickten ihn an — er sah sie ganz deutlich in einem plötzlichen Mondstrahl — und nun schob der Mond völlig das Nachtgewölk beiseite, das ihn bis jetzt verdeckt hatte, kalt und klar stand er mit einem Mal über dem Kirchhof, die einzelragenden Bäume mit ihren wehenden Schöpfen kitzelten ihm das rundliche Gesicht.

Ei — Joseph blickte in ein verlegenes, ihn scheu anlächelndes Mädchengesicht — war das nicht das Mädchen, für dessen Mutter er damals den Doktor heraufgeholt hatte?!

Auch Bäreb erkannte den Herrn wieder, dessen sie so oft im Gebet gedacht hatte. Wie oft hatte sie danach verlangt, ihm sagen zu können: Unser Herrjott jeb' Üch der Lohn! Ihre Schüchternheit überwindend, streckte sie ihm die Hand hin; sie schüttelte die seine fast aus dem Gelenk. Und dann wurde sie rot über die eigene Kühnheit und wußte nicht mehr, wie loskommen. Sie hielt noch immer des Herrn Hand gepackt, ihre Augen, zutraulich und doch scheu, schauten auf zu ihm mit einer gewissen Andacht; ja, wäre der gute Herr damals nicht hinuntergelaufen so geschwind und hatte den Doktor heraufgeschickt, wer weiß, die Mutter wäre damals sicher gestorben!

Joseph lächelte, nun wußte er auf einmal, an wen des Kathrinchens Augen ihn erinnert hatten. „Du," sagte er und hielt die arbeitsharte Hand fest, „sag' mal, hast du eine Schwester, die Kathrinchen heißt?"

„Ja, uns Kathrinche!" Das Mädchen lächelte; Grübchen vertieften sich ihm in Wangen und Kinn.

„Und einen Bruder, den Dores?"

Da wurde das hübsche Mädchengesicht trüb.

Joseph klopfte ihr die Wange. „Na, dann weiß ich Bescheid: deine Mutter ist noch immer schwach, der Dores ist auch noch immer nicht besser, und du und das Kathrinchen, ihr habt eure liebe Not!"

Fast entsetzt, mit offenem Munde starrte Bäreb ihn an; woher wußte der Herr denn das alles? Wußte er am Ende auch, daß sie heimlich oft, oh, sehr oft seiner gedacht hatte und immer gewünscht, sie möchte ihn noch einmal wiedersehen?! Sie stotterte, sie stammelte etwas Unverständliches. Dann aber riß sie ihre Hand aus der seinen mit einem hastigen „Adjüs!" Jesus Maria, was hielt der Herr sie wohl für dumm und ohne Manier! Mit hartem Geklapper ihrer Nägelschuhe trabte sie davon. Ganz außer Atem und aufgeregt hemmte sie ihren Lauf erst, als sie schon ein weites Stück von der Kirche entfernt war. Nun wagte sie es, sich noch einmal umzudrehen. Aber sie sah ihn nicht mehr. Kahl und weiß schimmerten die leeren Kirchenstufen im Mondenlicht.

* * *

„Et is en Skandal", sagte Bürgermeister Leykuhlen zu seiner Frau, als er auf dem Ledertuchsofa in der Stube den Sonntagsnachmittagskaffee trank.

Sie sagte nichts, sie bestrich ihm nur ein Stück Platz mit Butter, schenkte ihm noch einmal ein und setzte sich dann auf ihren Stuhl am Fenster. Da lag auf dem Nähtisch, sorgfältig in sauberes Leinen gesteckt, die Altardecke, die bald fertig werden sollte, zu Pfingsten, an der sie stickte, oft halbe Nächte, damit sie aufliegen konnte, wenn die Waller auszogen, zu Prozessionen nach Heimbach und Mariawald oder anderswohin zu heiligen Orten. Aber heute stickte sie nicht, so sehr es auch drängte, heute war es Sonntag, heute hielt sie ein Andachtsbuch in den Händen.

„Et is en Skandal, Marieche", sagte Leykuhlen wieder; und dann, als sie noch nichts darauf erwiderte, zum drittenmal: „En Skandal, Marieche!"

Sie hob den Kopf und sah ihn einen Augenblick an. Was war denn ein Skandal? Sie wußte nicht genau, meinte er seinen jetzt ständigen Ärger mit dem Landrat oder seinen Ärger mit den Gemeindeältesten, oder ärgerten ihn draußen das Wagenrollen und Hufegeklapper auf der früher stets so sonntäglich stillen, nur zur Zeit des Hochamts oder des Vesperläutens belebten Straße?

Eben rasselte schon wieder ein Wagen vorüber, er streifte fast die Hecke.

„Dat Fraumensch!" Der Bürgermeister fuhr vom Sofa auf. „Zapperlot, sind se denn all jeck?"

Seit das Lager oben voll Militär war, war dieses Vorbeirasseln des Bürgermeisters steter Ärger. Was ging es ihn an, wenn die Herren sich unten volltranken und ihre Taler ausgaben, als wären es Pfennige! Aber das wurmte ihn, daß hier im Land eine sich finden ließ, die den Herren so gefällig war, daß die es sogar riskierten, sich die Hälse zu brechen, wenn sie toll und voll durch die Nacht heimritten oder fuhren. Leykuhlen lachte zornig auf; das fehlte noch, daß sich noch bald mehrere fänden, die es der da unten nachmachten! O ja — er seufzte — es war alles leider nicht mehr so wie früher! Im Rücken die Sträflingskolonie — von der einen Seite das Lager — von der anderen die Helene — eine böse Umzingelung für Heckenbroich! Daß der Teufel sie alle miteinander hole!

„Du mußt nit so auf dat Lenche schimpfen, Bärtes", sagte die Frau. „Janz allein is die et nit schuld. En lustge Flieg' war die als in der Schul'; aber hätten wir dat Lager nit herjekriegt, eso wär dat nit mit ihr jeworden. Dat Militär is dran schuld. Unsren Mädches kucken se auch als nach — un die?! Du solltest emal sehen, wat dat is, wenn die Soldaten hier langs kommen! Alle sind se am Tor. Un die Kerls lachen un pfeifen un werfen Kußhändcher, un uns Mädches machen 'ne Hals — eso lang! Du mußt et dem Herr Pastor sagen, dat de ens davon predigt. Wo Militär hinkommt, da is auch leicht Malör!"

„No, Marieche! Hätten wir den Platz nit hier oben und dat viele Jeld für unser Land jekriegt, wir hätten auch unsre neue Kirch nit bauen können, unsre schöne neue Kirch. Dat war uns ja wie 'ne Jnad von Jott, dat viele Jeld, und jeder hat jern jejeben — aus freien Stücken, aus Dankbarkeit für den heiligen Zweck. Und wat mein Vater sich immer jewünscht hat, un wat er immer zu mir jesagt hat, als ich noch 'ne dumme Jung war — ‚En neue Kirch, et is en Schand, dat wir noch kein neue Kirch han' — und wat dein

Vater, unser alter Bürjermeister, anjestrebt hat zeit seines Lebens, dat hat sich nu realisieren lassen, dat haben wir nu!" Er war über dem Sprechen rot geworden in einer freudigen Erregung.

Ja, freilich, die Kirche war schön, die war ein Werk, auf das man stolz sein konnte, weit ins Land ragte sie, ein stolzer Dom, stattlicher, als manche Stadt sie aufwies, aber — ein leichtes Sinnen ging über das Gesicht der Frau — hatte man denn nicht auch in der alten und kleinen Kirche gut beten können? Sie stand auf und legte mit einem Lächeln ihrem Manne die Hand auf die Schulter. „Bärtes, wenn ich drüber nachdenk', die heilige Jungfrau, die Heiligen alle haben uns auch in der alten Kirch noch erhört!"

Da sah er sie ganz bestürzt an — das sagte Mariechen?! Da kam die ja bald mit dem Landrat überein, der ihm immer und immer anzuhören gab, wieviel vernünftiger es gewesen wäre, statt die Aufwendungen für die große Kirche zu machen, lieber eine Wasserleitung zu bauen, eventuell ein Krankenhaus oder sonst anderes Gemeinnütziges. Er lachte bitter auf — „für das viele Geld", sagte der Landrat! Gelangt hatte das Geld doch noch nicht, Schulden waren doch noch übriggeblieben vom Kirchenbau. Aber Strich darunter und gesehen, wie man die Schulden bezahlen konnte mit der Zeit! Er ärgerte sich heute fast zum erstenmal über seine Frau, wie konnte die nur so etwas Dummes sagen?!

Er verließ die Stube und ging eilenden Schrittes über den Kirchplatz hinüber zum Pastorat. Beim Pastor, hinter der dicken Mauer, hörte man das verdammte Wagengerassel nicht so!

* * *

Nicht nur zu Wagen und zu Pferd, auch zu Rad und zu Fuß kamen die Herren vom Platz die lange Dorfstraße herab. Man mußte hinunter, auf jeden Fall, es war zum Blödsinnigwerden hier oben auf der Heide, rein stumpfsinnig wurde man bei dem steten Einerlei! So viel Übles man auch schon vom Truppenübungsplatz hatte murmeln hören, so trostlos hatte man es sich doch da nicht vorgestellt. Das war ein Sibirien, eine Verbannung. Nichts als Venn, endloses Venn, Moor und Himmel. Und die Mädchen, die man ab und zu bei Ritten durchs Dorf vor Augen bekam, waren blöd und unzugänglich, stupide Kreaturen. Ein Glück nur, daß die lustige Witwe unten auf einen so guten Keller hielt und auch auf die nötige Laune. Sie setzte zwar etwas reichlich an, mit der Zeit würde sie zu fett werden, auch konnte sie mitunter fast lästig sein in ihrer Liebenswürdigkeit, aber —! Wenn die Helene nicht wäre, weiß Gott, man hätte sich aufhängen können am krummen Ast. Ein Teufelsweib, so blond sie war, und so naiv sie tat. Achtung, sonst kam man ihr nicht wieder aus den Krällchen!

Egon v. Scheffler gab dem kleinen Abeking einige Verhaltungsmaßregeln. Sie hatten sich mit einem Stabsarzt zusammen und mit noch einem Leutnant, dem abkommandierten Schmidt von den Deutzer Kürassieren, das Break vom Wirt an der Bahn gemietet; sämtliche Krümperwagen waren längst vorher vergriffen gewesen. Der Wirt würde wieder gehörig schinden, o ja, es kam heute schon was zusammen mit der Rechnung von Helenchen, aber — na, man mußte den Leuten doch was zu verdienen geben! Nicht nur Manieren, auch Geld brachte man in diesen entlegenen Erdenwinkel.

„Das Militär ist ein Hauptfaktor der Zivilisation!" Exzellenz hatten das neulich in seiner Rede beim Liebesmahl im Kasino sehr energisch betont.

Abeking hatte anfänglich ein wenig beklommen dagesessen, er hatte weder so viel Geld wie der reiche Schmidt, der Sohn eines Großindustriellen, noch war er so leichtlebig wie der Adjutant v. Scheffler. Aber die Sonne schien hell, Sonntag war's, und — na, man konnte sich doch nicht gut ausschließen, wenn die so viel älteren Kameraden aufforderten! Und dann — zwar hätte er's nicht einmal sich selbst eingestanden — klopfte sein Herz, wenn er des schönen Weibes im „Weißen Schwan" gedachte. Es verdroß den jungen Leutnant immer, wenn er die andern in so leichtem Ton von Helene sprechen hörte. Der Respekt verbot ihm, ihnen über den Mund zu fahren, aber, weiß Gott, kalten Blutes hätte er den Scheffler niederknallen können, respektloser konnte man von einer Viehmagd nicht reden. Wenn ihnen Helene nicht salonfähig erschien, warum rannten sie denn alle hin?! Mochten sie doch wo anders hingehen und ihm das Feld allein überlassen!

„Warum starren Sie denn so finster drein, Abeking?" fragte Scheffler. Und lachend sagte der Kürassier: „Er ist schon eifersüchtig!"

„Keine Spur!" Der junge Leutnant bemühte sich, das ganz ruhig zu sagen, aber er warf die Lippen auf wie ein schmollender Knabe; die beiden Gewitzten lasen ihm die Gedanken vom Gesicht ab wie aus einem offenen Buche. Heiliges Kanonenrohr, Abeking war wirklich ernsthaft in die Helene verliebt! Wie finster er immer die Brauen zusammenschob, wenn von ihr die Rede war, und Blicke schoß, die Dolchstößen gleichkamen! Nun machten sie sich ein Vergnügen daraus, immer wieder und wieder von Helenchen zu reden. Alle die Liebhaber, die sie schon gehabt hatte — Militär und Zivil — wurden der Reihe nach aufgezählt. Der Stabsarzt hatte auch zu ihnen gehört; wenigstens ließ er sich's ruhig gefallen, als man in der langen Reihe auch seinen Namen nannte, und widersprach nicht. Hier oben war wenigstens das eine Gute, hier, fern aller Zivilisation, brauchte man sich nicht den gleichen Zwang aufzuerlegen wie anderswo — na, und wie man auch über die Helene denken mochte — „Abeking!" schrie Scheffler laut, um sich im Rasseln der Räder, die mit einem furchtbaren Lärm über die schlecht gepflasterte Dorfstraße polterten, verständlich zu machen, „nichts für ungut, 'nen famosen Geschmack haben Sie aber doch entwickelt! Beichten Sie mal, wie weit sind Sie mit ihr? Schreibt sie Ihnen auch schon Briefchen? Vorigen Sommer, Radebruk, konnte ein paar Dutzend aufweisen!"

„Radebruk — Radebruk?" stammelte der Eifersüchtige nach und sah wild um sich.

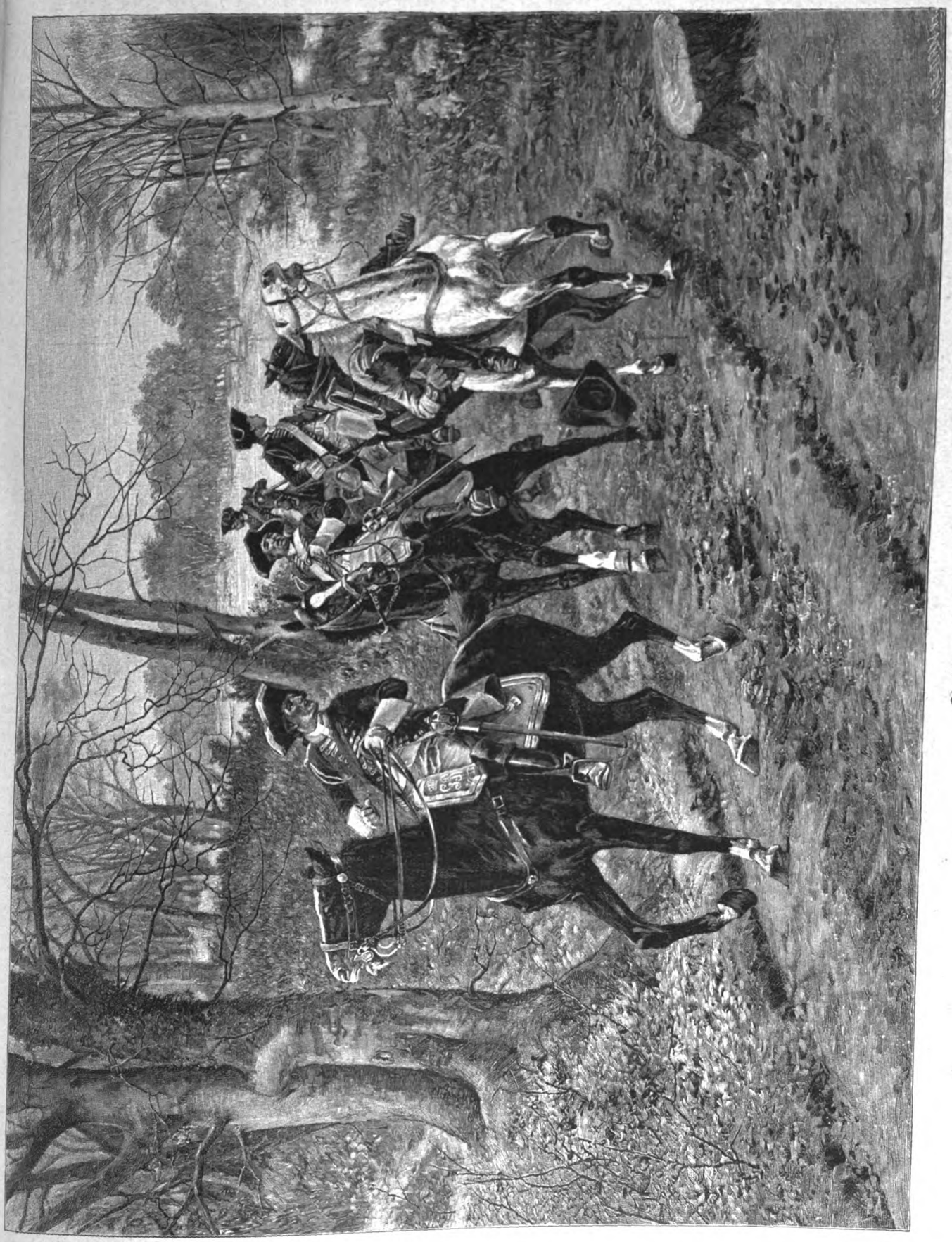
„Jawohl, Radebruk, Hauptmann v. Radebruk! Sie wissen doch, der bei den Saarlouisern."

„Der?!" Abeking atmete erleichtert auf. „Der ist ja verheiratet!"

„Na, wenn schon!" Scheffler brach in ein Gelächter aus, und dann wechselte er mit den beiden anderen Herren Blicke: o diese Unschuld! Aber sie sagten nichts mehr, kränken wollten sie den jüngeren Kameraden denn doch weiter nicht.

Nun waren sie auf weicherem Boden, das Rädergerassel hatte aufgehört, das Dorf lag in ihrem Rücken; in großen Kehren schlängelte sich die Chaussee zwischen mächtigen Tannen und Mattengrün hinab zur Au. Noch verdeckten die Riesentannen den ragenden Schornstein der Schmölderschen Fabrik. Wild, scheinbar noch von keinem Fuß betreten, reckten Felsklippen ihre grauen Fratzen vom Wandhange jenseits; silbern, in Sprüngen und Sprüngchen, plätschernd, murmelnd, gluckend hüpfte ein Forellenbach zu Tal. Die Landschaft war wild und doch lieblich; aber keiner der Herren im Wagen hatte heute ein Auge dafür.

Selbst Abeking nicht; wenn er auch nicht schlief wie der Stabsarzt oder gelangweilt gähnte wie Schmidt und Scheffler, die eine Zigarette nach der andern ansteckten. Er überlegte, wie er es anfangen sollte, mit der schönen Helene einmal allein zusammenzusein. Ob er's versuchte, die anderen zu überdauern? Aber wie kam er dann wieder hinauf, ins Lager zurück? Nun, so schlimm würde das nicht sein, zu Fuß einfach. Er verkrümelte sich eben ein bißchen, ließ sich nicht eher finden, als bis die anderen abgefahren waren — um eins spätestens, hatte Scheffler dem Wirt versprochen, ständen seine Gäule wieder im Stall. Er hatte sie ja ewig nicht mehr unter vier Augen gesprochen, seit dem Tod ihres Mannes überhaupt noch nicht. Er hatte ihr einen Kondolenzbrief geschrieben, ein schweres Stück Arbeit — kondolieren



Auf dem Rückzuge.
Gemälde von W. H. Wollen.

konnte man ihr ja eigentlich nicht, es war doch eine Erlösung für sie, daß sie den Säufer losgeworden war — aber sie hatte ihm nicht darauf geantwortet. Nun würde er sie fragen: warum nicht? Hatte er sie etwa beleidigt dadurch? Sie war doch sonst stets für Offenheit; eine gerade Natur, die sich gab, wie sie war, nicht besser, nicht schlechter. Das eben imponierte ihm ja so an ihr.

Ein Husten Schefflers und ein Schimpfen von Schmidt schreckten Abeking aus seinen Gedanken auf; auch der Stabsarzt fluchte. Sie waren in eine Wolke von Staub geraten, wie graues Mehl flog er, von Rädern und Hufen aufgewirbelt. Hier mußte ja die reine Völkerwanderung gewesen sein! Und nun kam auch noch ein Tuten den Berg herab. Wie ein Ungetüm sauste ein belgisches Automobil hinter ihnen drein, kaum daß der Bauernbursche auf dem Bock noch zur Seite lenken konnte. An den entsetzten Pferden flog es vorbei im Hui. Unwillkürlich waren die Herren im Wagen aufgesprungen: das fehlte auch noch, ein Auto! Und natürlich auch zu Helene. Verdammt! Sie schimpften laut hinter dem Automobil drein, das längst nicht mehr zu sehen war, ihnen nur einen pestilenzialischen Benzingestank hinterlassen hatte.

„So fahren Sie doch zu, Kerl, fahren Sie zu in drei Teufels Namen!" brüllte der Adjutant den Kutscher an.

Der Wallone antwortete nicht, er tat, als könne er kein Deutsch verstehen; ganz gemächlich setzte er sich wieder in Fahrt. Lange nach dem Automobilisten kamen sie im Städtchen an.

Im „Weißen Schwan" war es sehr lebhaft. Die tiefen Fenster des Speisesaals standen geöffnet, die Gardinen blähten sich im Zugwind; Tür und Fenster gegeneinander auf, denn es war drinnen voll und heiß. Es hatten schon welche zu Mittag gegessen und waren jetzt, zwischen Mokka und Maibowle, beim Skat; andere wollten noch dinieren, und viele bestellten schon Abendbrot. Und zu trinken, alle zu trinken.

Ein Aushilfskellner im schmierigen schwarzen Jackett und der Hausknecht mit groben Fäusten rannten gehetzt hin und her. Jean, der Oberkellner, der jeden Gast kannte, empfing mit vertraulichem Nicken die Wünsche der Kunden.

„Unverschämter Kerl!" brummte Scheffler, als er, die Achseln zuckend, sagte: „Bedaure sehr, Herr Oberleutnant, hier alles besetzt", zugleich aber mit bedeutungsvollem Augenzwinkern auf ein verstecktes Türchen neben dem Büfett wies.

„Dreister Halunke!"

„Wie der Herr, so's Gescherr", sagte der Stabsarzt. Aber sie stapelten doch durch das versteckte Türchen in einen engen und dunklen Gang und durch diesen auf das heimliche Zimmer los.

Es war nicht leer, wie sie dies Privatgemach der schönen Helene zu finden erwartet hatten. Der kleine Sofatisch war in die Mitte gerückt, sechs Einjährige zwängten sich um ihn. Und zwischen ihnen, dicht, Schulter an Schulter, die Ellbogen auf den Tisch gestemmt, die schöne Helene. Eine Riesenbowle stand auf dem Tische, der Sektkühler auf dem Boden — aha, die mußten es sich hier ja schon recht wohl haben sein lassen!

Vor dem musternden Blicke der Offiziere sprangen die sechs auf wie ein Mann. Hand an der Hosennaht, den Hals steif wie in Eisen, standen sie so stramm, wie sie nur konnten. Ihre vom Wein geröteten Gesichter wurden jetzt noch röter.

Der Adjutant winkte ab, aber er tat es mit Wut — grüne Jungen, wie konnten die sich unterstehen, sich hier so breit zu machen! Ein zorniger Blick streifte die Wirtin.

Helene saß auf ihrem Stuhl und lachte, lachte, daß sie sich schüttelte. Der Schreck von den armen Jungen! Haha, das war zum Totlachen, so ein Spaß! „Hahahaha!" Sie konnte gar nicht aufhören mit Lachen. Keine Spur von Verlegenheit zeigte sie. Schefflers zornigen Blick mit einem ganz harmlosen erwidernd, sprang sie jetzt auf und ging den Neugekommenen entgegen: „Tag zusammen, Tag, Tag!" Dann machte sie den Einjährigen einen Knicks und zeigte ihnen lachend ihre weißen Zähne. „Adjüs, meine Herren!" Ihnen den Rücken kehrend und die Zungenspitze zwischen den Zähnen vorstreckend, sagte sie dann ziemlich laut: „Jott sei Dank, die Jüngeskens wurden mir als langweilig. Na, Kinder, nu kommt!"

Die Tür mit dem Fuß aufstoßend und ihre Freunde vor sich hinausschiebend, schwatzte sie: „Laßt mir aber die armen Jüngeskens in Frieden, die wollten sich auch mal en juten Tag machen. No, Herr v. Scheffler, sind Sie bös mit mir, Sie kucken mich heut ja jar nit an?" Sie wollte sich an ihn heranmachen.

Er raunte verlegen und ärgerlich: „Ruhig doch, ruhig! Du bist ja schon beschwipst!" Und laut sagte er: „Gehen wir wieder, meine Herren, hier ist ja kein Platz. Sehen wir zu wo anders unterzukommen!"

Das wollte sie nun aber um keinen Preis zugeben. Ehe sie die Herren gehen ließ, schmiß sie lieber die Einjährigen, „die dummen Jungen", hinaus. So leid es ihr auch tat, und so gut die auch verzehrt hatten, ihre Herren Offiziere ließ sie nicht. „Nee, nee, nee!" Fast weinend verstellte sie ihnen den Weg.

Abeking fühlte seinen Ärger hinschmelzen, den er empfunden hatte, als er sie so intim mit den Einjährigen hatte dasitzen sehen. Aber Scheffler und Schmidt blieben hart, bis der Stabsarzt einen Vergleich vorschlug: „Die Helene hat in unsere Stube Fremde reingelassen, Einjährige noch dazu, zur Strafe darf die Helene sich heute an keinen andern mehr kehren, sie muß sich verpflichten dazu. Und bei uns sitzenbleiben soll sie, 'nen Schwank aus ihrem Leben erzählen — was, Helenchen, das paßt Ihnen so? Und trinken soll sie mit uns, 'ne Pulle Sekt trinken, was?"

„Och, warum nit? Jern!" Die hübsche Frau lachte hell auf; sie blitzte mit ihren kecken Augen ihren einstmaligen Verehrer zärtlich an. „Wahrhaftigens Jott, der dicke Stabsarzt is doch der Allernettste, jar nich jleich so krabitzig wie jewisse andre Leut'!" Sie machte ein Mäulchen.

Der junge Leutnant hätte ihr am liebsten einen Kuß darauf gedrückt — so lange hatte er keine weichen Lippen unter den seinen gefühlt. Nervös zwirbelte er an seinem schüchternen Schnurrbärtchen, sein hübsches Gesicht wurde knabenhaft rot.

Scheffler und Schmidt aber waren gewiegte Diplomaten; so leicht ließen sie sich nicht herumkriegen, da mußte die Helene erst noch ganz andere Saiten aufziehen.

Es war ein langes Parlamentieren auf dem engen, fensterlosen Gängelchen zwischen Privatgemach und Eßsaal. Keiner konnte den anderen recht sehen. Aber Abeking glaubte zu fühlen, daß Helene sich dichter an ihn drückte, als suchte sie bei ihm den nötigen Beistand. Verstohlen legte er den Arm leicht um ihre Taille; da trat sie ihm bedeutungsvoll auf den Fuß. Der ganze enge Gang war voll von ihrer Wärme, ihr gekraustes Haar kitzelte ihn unter der Nase.

„Na, denn man los"! sagte Scheffler und stieß die Tür nach dem Eßsaal auf. „Blödsinnige Luft hier in dem engen Loch!"

Abeking fand das gar nicht.

Aber wo sollten sie nun Platz nehmen? Helene schlug den Tisch draußen an der Haustüre vor, der war noch frei; aber Scheffler sagte ziemlich unverblümt: „Sie sind wohl verrückt, ich werde mich doch nicht mit d . .", das „dir" unterdrückte er noch rechtzeitig, räusperte sich und verbesserte: „. . . mit meinem Wein auf die offene Gasse setzen!"

Helene hatte einen roten Kopf bekommen, sie hatte wohl gemerkt, was er eigentlich sagen wollte, aber sie zeigte keine Empfindlichkeit: Sie rief den Hausknecht; der mußte die großen Eisenwände herbeischleppen, die in Ermanglung eines Gartens mit ihrem verstaubten Grün die Wände eines winzigen dumpfen Höfchens mastierten. Jetzt wurden sie vor dem Tisch auf der Gasse aufgestellt, man saß dahinter wie in einer versteckten Laube. Und sogleich war die nötige Stimmung hergestellt. Der übelgelaunte Scheffler ließ seine Mißstimmung

fahren, Schmidt erzählte Anekdoten aus seiner Vaterstadt Köln, nicht gerade salonfähige, aber höchst scherzhafte; der Stabsarzt, ein Pommer, blieb an Derbheit nicht zurück. Der kleine Leutnant verwunderte sich eigentlich, daß Helene darüber so lachen konnte — nun, sie war eben noch recht naiv, verstand er doch sogar die Pointen nicht einmal alle!

Um die hochgegiebelten alten Schieferdächer mit ihren vorgebauten Bodenluken, zu denen einst der überall auch jetzt noch vorhandene Kran die Warenballen aufgehißt hatte, fingen die Fledermäuse an zu flattern. Sie hatten hier Schlupfwinkel genug. Lauter schien der Fluß in seinem engen Bett, eingepreßt zwischen Fels und Häuserzeile, dahinzugrollen. Oben auf der Kirchhofsley lag noch Sonnenglanz, man sah die Kreuze der Gräber scharf umrissen in den Äther ragen; hier unten in der Gasse vor der Wirtshaustüre war es schon ganz dämmerig. Das helle Gesicht der Frau über dem schwarzen Trauerkleide schimmerte nur noch wie ein weißer Fleck.

Den jungen Offizier fröstelte es plötzlich wie damals, als er hier zum Begräbnis gewesen war — sterben, ach, schrecklich! Ob denn keiner hier an den einstmaligen Wirt mehr dachte? Der lag nun dort oben, und seine Frau lachte hier unten — noch nicht viel länger als ein Vierteljahr war's her — wie rasch man vergessen wird! Er dehnte sich mit einem Seufzer, lehnte sich im Stuhl hintenüber und starrte in die Höhe; an dem hohen Giebel des „Schwans", um den wie unruhige Gedanken im Zickzackflug fortwährend dunkle Fledermäuse flatterten, empor und weiter hinauf in den dunstigen Abendhimmel. Der Abendstern zeigte sich im Gewölk, aber er rutschte fort hinter das alte Burggemäuer droben am Berg. Kein Stern stand über diesem Hause.

„Sind Sie müd, Herr Leutnant?" Helene legte ihm die Hand auf den Arm.

Abeking war blaß geworden; nun erschrak er. „Ah, Pardon, was sagten Sie?"

„Ob Sie müd sind?" Ganz nahe reckte die Helene ihr lächelndes Gesicht an das seine, aus nächster Nähe sah er ihre glitzernden, schwimmenden Augen. Unterm Tisch fühlte sie nach seiner Hand; er preßte die ihre mit heftigem Druck und hielt sie fest.

Was fehlte ihm denn? War er schon betrunken, oder war er plötzlich toll geworden? Die älteren Kameraden sahen nach ihm hin.

Er war aufgesprungen. Das Sektglas hoch hebend, den Kopf hintenüber geworfen, rief er laut: „Ein Pereat den Toten! Wir leben und lieben — prost, schöne Frau, auf Ihr Spezielles!"

„Pröstchen, pröstchen!" Die Sektgläser klangen.

„Sie sind en janz höll'schen Kerl", sagte der Pommer.

Die Helene fühlte sich sehr geschmeichelt, sie zeigte ihre weißen Zähne; das war ein netter Jung', den sie wohl leiden mochte!

Sie waren schon mit der zweiten Flasche am Ende. Helene klatschte in die Hände, da erschien auch schon die dritte, in Eis gekühlt.

„Wenn das so weiterjeht, sind wir all voll bis Mitternacht", sagte der Kölner lachend.

„Ich empfehle mich für ein halbes Stündchen, meine Herren!" Der Adjutant stand auf. „Ich muß noch einen Besuch bei Schmölders machen. Ich habe es versprochen. Ich muß mich erkundigen, wie den Damen neulich ihr Besuch im Lager und die Besichtigung bekommen ist." Er grüßte leicht die Kameraden, drohte Helene mit dem Finger und ging dann davon; schneidig, eine elegante Offiziersersscheinung. Seine schlanke Gestalt verschwand schnell im dunkelnden Gäßchen.

Der Stabsarzt und Schmidt spöttelten hinter ihm drein: na, der Schwiegervater in spe würde auch keine besondere Freude haben, wenn der mit dem roten Kopf ankam. Und so spät, um acht Uhr fast. Aber freilich, hier brauchte man's nicht so genau zu nehmen — Entfernung, Dienst, Überbürdung selbst am Sonntag es ließen sich so viele Entschuldigungen finden. Die Spießer freuten sich am Ende immer noch, wenn der schöne Adjutant v. Scheffler erschien.

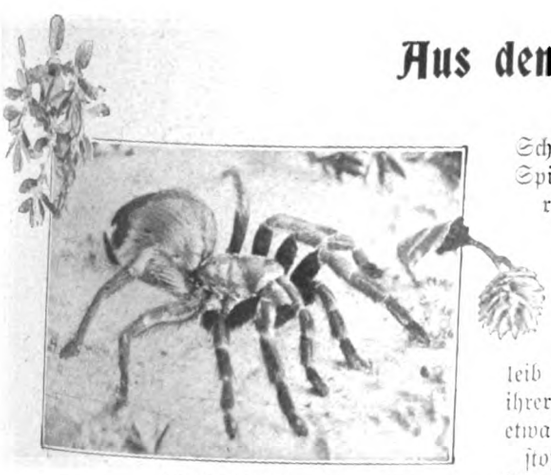
„No," sagte Helene und warf die Lippen auf, „das weiß ich doch noch nit so jenau. Der Heinrich Schmölder is lang' nit so dumm, als ihr denkt. Helau!" Sie legte den Daumen an die Nase und spreizte die übrigen Finger der Hand. „Der weiß janz jenau, dat dat auf sein Portemonnaie abjesehen is! Der Ladewig, der Ladewig" — sie fing plötzlich an zu singen — „de hat dat jrößte Portemonnaie!"

Keiner machte „Sst!" Nun Scheffler fort war, nahmen sie gar keine Rücksicht mehr; die Helene hatte sowieso schon einen Spitz, und dann war sie am alleramüsantesten. Bald war die dritte Flasche Sekt geleert. Nun trank man Bowle.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Spinnen.

Von M. Hagenau.

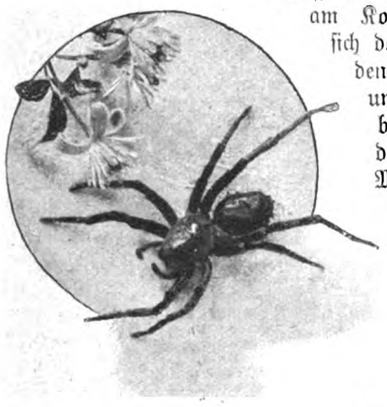


Die Vogelspinne.

Schön sind die Spinnen gerade nicht; die langen Beine, der dicke Hinterleib verleihen ihrer Gestalt etwas Abstoßendes. Daraus erklärt sich zum Teil die Abneigung, welche die meisten Menschen gegen diese Tiere empfinden. Wer sie aber fleißiger beobachtet, für den werden sie hochinteressante Geschöpfe. Sie bilden eine bunte, mannigfaltige Gesellschaft, denn in Deutschland allein sind gegen 500 Arten von Spinnen bekannt, während auf der ganzen Erde mehr als 5000 Arten vorkommen sollen. Wie sehr sie sich aber in der äußeren Gestalt voneinander unterscheiden, so haben doch alle gemeinsame Charakterzüge. Ohne Ausnahme sind sie Räuber, die bald im Sprung ihre Beute erhaschen, bald ihr auflauern oder sie listig in den ausgeworfenen Netzen fangen. Ihre Mordgier geht so weit, daß sie einander nicht verschonen, so daß der Ausdruck „spinnefeind" Menschen bezeichnen soll, die sich bis auf den Tod hassen. Abstoßend ist auch der Anblick, wie die Spinnen ihre Beute umstricken oder mit ihrem Gift töten. Anziehender dagegen erscheint ihre fürsorgliche Brutpflege, und die Künste, die verschiedene Arten im Weben und Spinnen entfalten, rufen unsere Bewunderung hervor. Da lohnt es sich fürwahr, bei diesen eigenartigen Geschöpfen etwas länger zu verweilen.

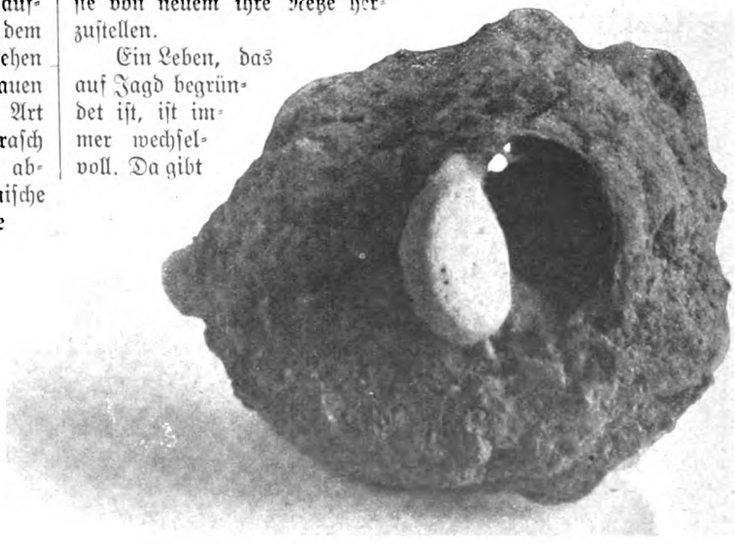
Bevor wir aber ausführlicher auf ihre Lebensweise eingehen, müssen wir uns etwas näher ihren Körperbau ansehen. Bei den Spinnen ist der Kopf nicht abgegliedert, er bildet mit der Brust eine Masse, die Kopfbruststück oder Kephalothorax genannt wird, an dieses gliedert sich der rundlich geformte Hinterleib an.

Vorn an dem Kopfbruststück sitzen sechs bis acht unbewegliche, einfache Augen; an den Seiten des Kephalothorax sind die acht Beine befestigt, von denen jedes aus sieben Gliedern besteht. Sie enden in Klauen; bei den Arten, die spinnen, sind die Endstücke aber außerdem noch mit Kämmen und Bürsten zum Ordnen und Glätten des Gewebes ausgerüstet. Zum Laufen benutzt die Spinne ihre Beine derart, daß sie zunächst das erste und dritte, dann aber das zweite und vierte Beinpaar in Bewegung setzt. Ein sehr wichtiges Organ, die Waffe der Spinne, befindet sich vorn am Kopfbruststück. Es befinden sich dort vier Fortsätze. Die beiden unteren sind Kiefertaster und beinartig gestaltet. Die beiden oberen nennt man dagegen Kiefernfühler oder Mandibeln. Sie verdienen unsere besondere Aufmerksamkeit. Jeder der beiden Kiefernfühler besteht aus zwei Gliedern. Das am Körper angesetzte ist kräftiger gebaut und besitzt einen gezahnten Rand, das obere Glied bildet eine scharfe Klaue, an deren Spitze wir eine feine Öffnung entdecken; sie ist die Mündung eines feinen Kanals oder Röhrchens, das durch die Kiefernfühler bis zu einer Drüse läuft, in der die Spinne ihr Gift erzeugt. Dieses obere Glied kann wie die Klinge des Taschenmessers gegen das untere auf und nieder geklappt werden. Mit diesem Werkzeug „beißt" die Spinne das gefangene Opfer; das Gift dringt durch die feine Öffnung in die Wunde, und in kürzester Zeit ist die Beute betäubt oder getötet. In aller Ruhe kann nun die Jägerin ihren Hunger sättigen. Das geschieht wieder auf eine besondere Art; denn die Spinne kann nicht fressen. Ihr Mund bildet nur ein feines Röhrchen, das mit einer Saugvorrichtung versehen ist. So kann die Spinne nur saugen, nur flüssige Nahrung aufnehmen. Aber nicht immer begnügt sie sich nur mit dem Blut, den Körpersäften der Beute. Viele Arten verstehen auch das „Fleisch" sich nutzbar zu machen. Sie zerkauen die Beute mit ihren Kiefern und sondern dabei eine Art Speichel ab, der die Eigenschaft besitzt, das Eiweiß sehr rasch zu verdauen, d. h. zu verflüssigen. Doch wir wollen hier abbrechen, es würde zu weit führen, eine genauere anatomische Beschreibung des Spinnenkörpers zu geben. Nur auf die Spinnorgane müssen wir noch hinweisen. Sie liegen am Hinterleib und bestehen aus sechs kegel- oder walzenförmigen Warzen. Ihr äußerstes Ende ist wie die Brause einer Gießkanne mit feinen Öffnungen versehen, aber diese Öffnungen verlaufen nicht glatt, wie dies bei der Brause der Fall ist, sondern bilden kurze, in einer äußerst feinen Spitze endigende Röhrchen. Aus diesen Öffnungen quillt die Masse hervor, die an der Luft erhärtet und von der Spinne zum Faden ausgezogen wird. Je mehr Einzelfäden zu einem vereinigt werden, desto stärker fällt das Spinngewebe aus. Wie zart und fein die Einzelfäden sind, davon kann man sich schwerlich eine Vorstellung machen. Man benutzt als Maßstab für solche winzige Größen das Mikron, den tausendsten Teil eines Millimeters. Das menschliche Haar pflegt 50 bis 100 Mikron stark zu sein, der Faden des echten Seidenspinners ist nur 15 bis 20 Mikron dick, der Einzelfaden der Spinne mißt aber im Durchschnitt nur 1 Mikron. Die Spinnorgane sind übrigens nicht bei allen Spinnarten gleich gut ausgebildet. Bei einer vorzüglichen Weberin, unserer Kreuzspinne, hat man z. B. an den Spinnwarzen insgesamt 400 Öffnungen gezählt, während man bei Springspinnen nur 14 Öffnungen finden konnte. Das ist kein Wunder, denn das Spinnen und Weben war der Spinne von Anfang an nicht angeboren, wenigstens nicht in dem Sinne, wie so viele Arten es heute zum Beutefangen, zum Lebensunterhalt benutzen. Verschiedene Verwandte der echten Spinnen, wie z. B. die Weberknechte oder Kanker, haben ganz ähnliche Organe wie die Spinnwarzen, aber in ihnen wird nicht Spinngewebestoff, sondern nur ein Kitt erzeugt, der zur Brutpflege, zur Befestigung der Eier dient. Und der Brutpflege wegen haben die Spinnen zu spinnen begonnen, als sie sich im Laufe der Jahrmillionen weiter entwickelten. Da gab es Spinnen, die die Eier umspannen, um sie in einem Säckchen mit sich herumzutragen, damit sie ihre Brut stets verteidigen könnten. Viele Spinnen tun es noch heute. Andere, des Herumtragens müde, hingen das Eiersäckchen in einem Versteck auf, zu dem sie aber häufig zurückkehrten; sie erweiterten dann den Sack durch neues Gewebe und versteckten sich selbst darin, wenn sie von ihren Jagden ausruhten. Auch heute ist das bei gewissen Arten üblich, das Spinngewebe wurde so zur Wohnung der Spinnen. Da aber in solchen Bauten sich häufig genug Insekten und andere kleinere Tiere verfingen und zur leichten Beute der Spinne wurden, so lag es nahe, das Spinngewebe größer anzulegen, es zu einem Fangapparat auszubilden. Das war aber von großem Einfluß auf die Lebensgewohnheit dieser Tiere. Die hurtige Spinne wurde träger, legte sich dauernd auf die Lauer; ihre Muskeln wurden schwächer, dafür wuchsen ihre Spinnorgane. So kam die Trennung der Spinnen in zwei Klassen zustande, die Trennung in die Vagabondae und Sedentariae, d. h. in umherschweifende Spinnen und Spinnen mit lauernder, sitzender Lebensweise. Das Jagen, Beschleichen der Beute ist aber in der Spinne das Ureigentümliche. Das lehrt eine schöne Beobachtung. Man pflegte Webespinnen, die zum Teil ihre Beine verloren hatten und darum nur sehr unvollkommen spinnen konnten. Sie ließen das Spinnen sein und legten sich auf Beschleichen der Beute nach Art der Jagdspinnen. Erst wenn nach mehreren Häutungen, denen auch die Spinnen unterworfen sind, die Beine neu nachgewachsen waren, begannen sie von neuem ihre Netze herzustellen.



Die Apulische Tarantel.

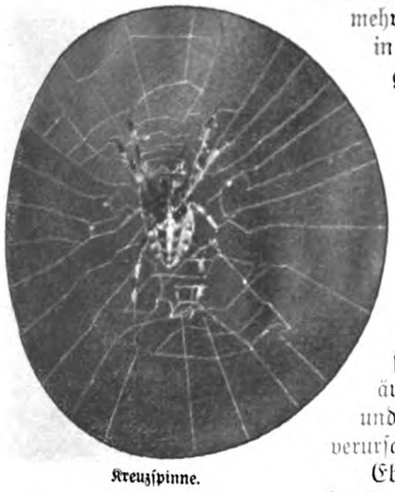
Ein Leben, das auf Jagd begründet ist, ist immer wechselvoll. Da gibt es bald gute, bald schlechte Zeiten, bald Überfluß, bald Mangel an Nahrung. Dem sind die Spinnen trefflich angepaßt. In ihrem Hinterteil befindet sich ein zelliges Gewebe, in dem Fett abgelagert werden kann. Bei reichlicher Ernährung ist auch der Hinterleib der Spinne groß und voll. Von dem Fette zehrt sie nun in schlechten Tagen, zehrt oft so lange,



Nest der Tarantel.

daß der Hinterleib nur auf ein Viertel des früheren Umfanges zusammenschrumpft. So kann sie monatelang hungern. Gerade die hungrigen Spinnen entfalten die größte Tatkraft; sind sie gesättigt, so ruhen sie meist träge in irgendeinem Versteck.

Zu einer bedeutenden Leibesgröße haben die Spinnen es nicht gebracht. Die größten Vertreter dieser Tierordnung leben in den Tropen. Es sind dies die Buschspinnen, von denen eine, die in Südamerika heimische Vogelspinne (Mygale wicularia), auf Seite 271 abgebildet ist. Sie erreicht eine Größe von fünf bis sieben Zentimetern; ihr Leib ist schwarz, aber fuchsrot behaart. Ihrer Lebensweise nach ist sie eine Vagabonda; sie macht keine Netze, ihr Spinnen beschränkt sich darauf, daß sie ihre Wohnung, die sie in hohlen Bäumen oder unter der Erde aufschlägt, mit einem feinen weißen Gespinst austapeziert. Ihren Namen hat sie daher, daß sie junge Vögel mitunter nachts im Nest überfällt und aussaugt; zuweilen überwältigt sie auch kleinere Amphibien, in der Hauptsache aber ernährt sie sich von Insekten. Im Tierreich findet sie Feinde in den roten Ameisen und Schlupfwespen, die ihre Brut vernichten und die Vermehrung der Vogelspinnen in Schranken halten; die große brasilianische Jägerwespe (Marimbondo cassador) greift übrigens auch erwachsene Vogelspinnen an und tötet sie rasch mit ihrem Giftstachel. Diese Spinnen werden auch vom Menschen gefürchtet, weil ihr Biß äußerst schmerzhaft ist und heftige Entzündungen verursacht.



Kreuzspinne.

Ebenso wurde früher die in verschiedenen Gegenden Südeuropas heimische Apulische Tarantel (vgl. Abb. S. 272) gefürchtet. Über die Folgen ihres Bisses beim Menschen werden wir später berichten. Sie gehört zur Familie der Wolfsspinnen, ist also eine Verwandte unserer Gartenfuchsspinne (Pardosa saccata), die unter den Gliedertieren mit am zeitigsten im Frühjahr sichtbar wird. Die Tarantel überwintert in Erdhöhlen, die sie mit Gespinst austapeziert, und nährt sich von Heuschrecken und anderen Insekten. Sie wird bis 3½ Zentimeter lang und zeigt eine hellbraune Farbe mit schwarzen und rötlichen Zeichnungen.

Fortgeschrittener in dem Ausbau ihrer Wohnung sind die Röhren- oder Minierspinnen. Dies zeigt schön unsere oben stehende Abbildung, die das Nest einer Röhrenspinne aus Natal wiedergibt. Das Tierchen gräbt eine regelrechte Röhre in den Erdboden hinein, die mittels einer Klappe kunstgerecht verschlossen wird. Im Inneren ist die Röhre mit einem seidenweichen Spinnenwebsel austapeziert, die Klappe ist aber so angebracht, daß sie als Falltür dient. Äußerlich ist dieser kreisrunde Deckel rauh und uneben und der Umgebung täuschend ähnlich gemacht. Auf der inneren Seite jedoch ist er mit dem gleichen Webfel, mit dem die ganze Röhre ausgekleidet ist, überzogen. Außerdem sind an der Innenseite einige feine Löcher angebracht. In diese schiebt die Spinne bei drohender Gefahr die Spitzen ihrer vorderen Beine, während sie sich mit den Hinterbeinen fest gegen die Wandungen der Röhre stemmt.

Nest einer Röhrenspinne aus Natal.

Dadurch ist sie imstande, ihre Burg für Feinde ihrer Art uneinnehmbar zu machen. Diesen sicheren Aufenthalt verläßt die Minierspinne nur nachts, wenn sie auf Raub ausgeht. Am Grunde der Röhre werden die Eier gelegt, und auch den jungen Spinnen dient sie im ersten Lebensalter als schützende Behausung. Eigenartig sind auch die Nester verschiedener Wasserspinnen; sie werden unter Wasser gebaut, das Netz hat Glockenform und wird von der Spinne mit Luft gefüllt. In diesem silberglänzenden, feenhaften Bau wird die überschüssige Beute aufbewahrt, vor allem aber werden in ihm die Eier untergebracht und die junge Brut gehütet.

Unsere Haus- und Winkelspinne (Tegenaria), der Ärger der Hausfrauen, bildet einen Übergang zu den Spinnen, die Fangnetze bauen. Wohl weben sie noch ein Säckchen oder eine Röhre, die irgendwo im Winkel der Wände verborgen ist; daneben spannen sie aber gleich ein horizontales Netz, in dem sich die Beute fangen soll. Viel Kunstsinn wird dabei nicht entfaltet. Ebenso verfertigen die auf Wiesen und Feldern häufigen Kleinweber (Theridium, Millicryphantes u. a.) und die im Gebüsch hausenden Linyphiaarten Netze, die aus unregelmäßig hin und her gezogenen Fäden bestehen. In irgendeinem Winkel dieses Gewebes lauert die Spinne.

Die Meisterschaft im Netzbau haben die Radspinnen erlangt, als deren geschickteste Vertreterin bei uns die Kreuzspinne (vgl. die nebenstehende Abbildung) bekannt ist. Das schöne, regelmäßig ausgeführte Netz kennt jeder aus eigener Anschauung. Es ist ein wahres Kunstwerk, und doch frißt die Kreuzspinne es bei günstiger Witterung allnächtlich auf und spinnt dann ein neues. Die Arbeit fleckt ihr; denn ein Netz, das etwa einen Fuß im Durchmesser hat, macht sie in einer halben Stunde fertig. Das Spinnen liegt den Kreuzspinnen im Blute, denn schon ganz kleine, eben aus dem Ei geschlüpfte Tierchen spannen geschickt ihre Netze aus, die kaum die Größe eines Pfennigs haben. Größere Netze verfertigen die großen Radspinnen der Tropen, wie z. B. eine in Kamerun vorkommende Art (vgl. die untenstehende Abbildung). In fernen Ländern prunken die Spinnen auch mit bunten Fäden. So hat man in Amerika eine Spinne beobachtet, die Fäden von dreierlei Farben, schwarze, rote und gelbe, in ihrem Netze hat. In den heißen Ländern gedeihen die Spinnen besser, und verschiedene von ihnen, wie z. B. die großen, 3 bis 5 Zentimeter messenden Nephilaarten (vgl. die Riesenspinne von den Marquesasinseln, Abb. S. 274), erzeugen Fäden von bedeutender

Radspinne aus Kamerun.

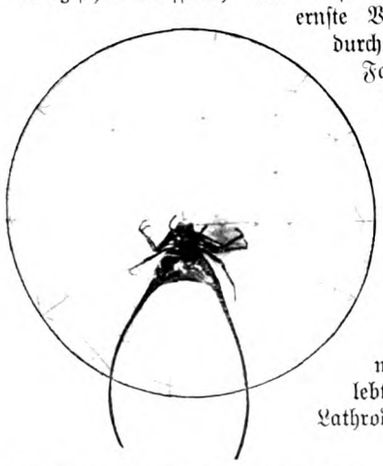
Die Riesenspinne Nephila gigantea von den Marquesasinseln.

Dicke. Freilich ist die Masse des Spinngewebes auch bei unseren Spinnen nicht gering. Man braucht nur am sonnigen Herbstmorgen einen Blick auf unsere Wiesen und Felder zu werfen. Da glitzern und schimmern wagerecht ausgebreitete Netze in ungezählter Menge, Myriaden der Kleinweber sind da am Werk. Und sie merken selbst, daß sie zu dicht nebeneinander hausen. Die Konkurrenz ist groß, und in Ermangelung eines anderen Fanges stürzt sich die kräftigere Spinne auf die schwächere. Da heißt es, auswandern! Und da schießen die jungen Spinnen ihre Fäden in die Luft ab, der Wind zieht sie aus, länger werden sie und länger, wirken wie Luftdrachen, und schließlich läßt sich die Spinne vom Winde forttragen in die weite unbekannte Welt, in neue Quartiere, in denen es nach erfolgter Überwinterung hoffentlich weniger Konkurrenten gibt. Altweibersommer, Marienfäden! Sie zeigen uns, daß das Gespinst der Spinnen auch als Fortbewegungsmittel dienen kann.

Die Natur gefällt sich in Bildung mannigfaltiger Formen. Das zeigt sie auch an den Spinnen. Manche von ihnen haben eine sonderbare, abenteuerliche Gestalt erhalten. Und wiederum sind es die tropischen Länder, in denen wir auf solche Originale stoßen. Unsere beiden nebenstehenden Abbildungen zeigen einige Beispiele dieser Art, „Dornleiber", wie die Argyope coquereli von Majunga auf Madagaskar oder die Zangenartige Dornspinne Gasteracantha arcuata von Java. Dürrem Reisig ähnlich sieht auch Ocypede melanogaster aus Barranquilla in der südamerikanischen Republik Kolumbien (vgl. Abb. S. 275). Einen Zweck haben diese Gestaltungen gewiß. Die Dornspinnen sehen oft dornigen Zweigen, welken Blättern ähnlich. Wer da flüchtiger hinschaut, hält sie nicht für Spinnen. Und das ist für sie von Vorteil; denn auch die Spinnen haben ihre Feinde, vor denen sie sich verbergen müssen. Unter anderem sind die Affen große Liebhaber von Spinnen, die sie als Delikatesse verzehren.

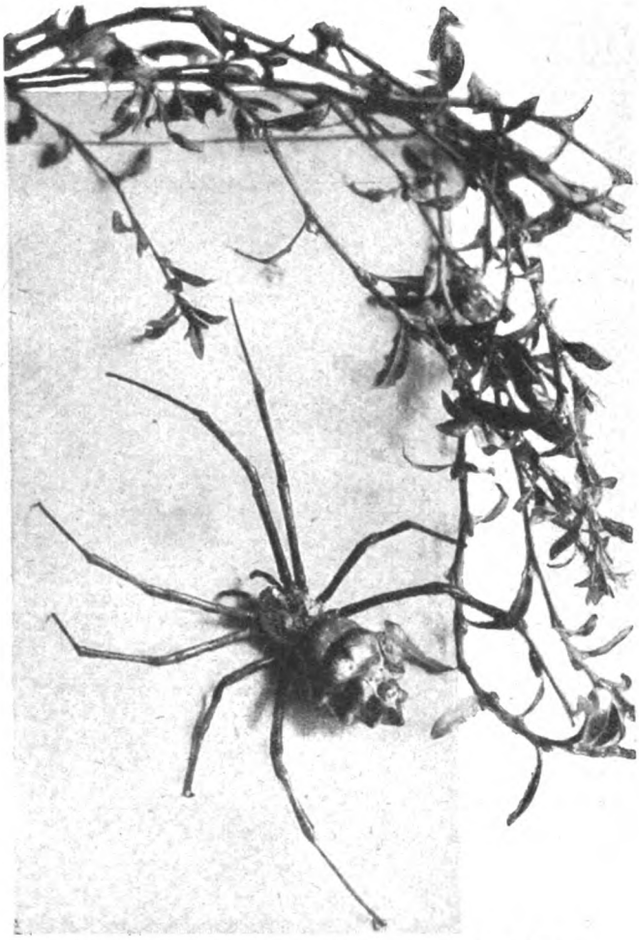
Bei einer Tierklasse, gegen die eine so große Abneigung in weitesten Kreisen herrscht, muß der Naturfreund die Frage nach ihrem Nutzen und Schaden besonders reiflich erörtern.

Da wird der Abscheu gegen die Spinnen zunächst damit begründet, daß sie giftig sind. Daß aber das Spinnengift den Menschen irgendwie ernstlich bedrohen sollte, dagegen erhoben bis vor kurzem die meisten Naturforscher einen energischen Einspruch und wiesen tödliche Verletzungen oder ernste Vergiftungen der Menschen durch Spinnen in das Reich der Fabel. Dank den trefflichen Untersuchungen von Professor Dr. Kobert ist diese Frage neuerdings geklärt worden.



Die Zangenartige Dornspinne Gasteracantha arcuata von Java.

Es gibt allerdings Spinnen, die dem Menschen und großen Säugetieren sehr gefährlich werden können. In den Steppen Südrußlands und weiter nach dem Osten hin lebt eine kleine Spinne der Lathrodectusgattung, die von den Kirgisen Karakurte, d. h. Schwarzer Wolf, genannt wird. Die deutschen Ansiedler in Südrußland nennen das Tier „Schwarze Witwe". In diesen Gebieten ist nun allgemein bekannt, daß der Biß dieser Spinne sehr gefährlich ist. Tritt die Karakurte in größeren Massen auf, so kann sie den Herdenbesitzern einen empfindlichen Schaden zufügen, denn von den gebissenen Kamelen pflegen etwa 30 v. H. zugrunde zu gehen; Pferde und Rinder vertragen den Biß besser, immerhin erliegen ihm noch immer 12 bis 16 v. H. der gebissenen. Die Schafe werden dagegen gar nicht gebissen; sie verzehren vielmehr die Karakurte mit großem Appetit, ohne daß es ihnen schadet. Was nun den Menschen anbelangt, so ruft bei ihm der Karakurtenbiß sehr schwere Erscheinungen hervor. An der Bißstelle bemerkt man nur zwei rote Punkte; eine Entzündung oder Anschwellung an der Wunde tritt nicht ein. Dagegen stellen sich alsbald äußerst heftige brennende Schmerzen in



Die Dornspinne Argyope coquereli von Majunga auf Madagaskar.

verschiedenen Körperteilen ein, die sich namentlich in den Gelenken und im Kreuz festsetzen. Der Puls ist beschleunigt, die Atmung wird unregelmäßig, der Kranke kann nicht gehen, es tritt Harnverhaltung ein, und die Haut des Vergifteten bedeckt sich mit kaltem Schweiß. Die furchtbaren Schmerzen dauern tagelang an, rauben dem Kranken den Schlaf und erschöpfen ihn im höchsten Maße. Dagegen erweisen sich Opium und andere betäubende Mittel unentbehrlich. Mitunter aber tritt nach zwei bis drei Tagen der Tod ein.

Die Gattung Lathrodectus, was „die heimlich Beißende" bedeutet, ist aber nicht allein in Südrußland vertreten. Sie scheint vielmehr in allen Erdteilen vertreten zu sein, und alle ihre Arten besitzen ein dem Menschen gefährliches Gift. Zu ihnen zählt die Malmignatte von Korsika, deren Biß ähnlich wirkt wie der der Karakurte. Die Korsen benutzen als Volksheilmittel dagegen die Backofenschwitzkur; vereinzelt kommen diese Spinnen auch in Italien, Frankreich und Spanien vor. Als sie sich einmal in Katalonien stark vermehrten, richteten sie nicht nur

unter dem Vieh großen Schaden an, sondern verursachten auch zahlreiche Erkrankungen von Menschen und selbst einige Todesfälle.

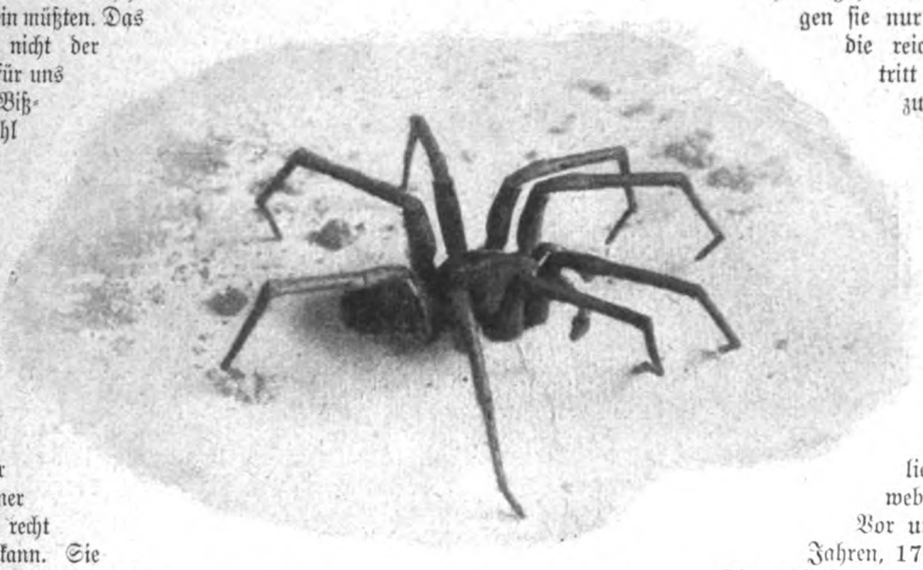
Früher wurde auch der Biß der Apulischen Tarantel für gefährlich gehalten; er sollte ein eigentümliches Krankheitsbild, den Tarantismus, hervorrufen, gegen den Musik und Tanz als Heilmittel galten. Genaue Untersuchungen erwiesen aber schon vor langer Zeit, daß der Biß der Tarantel dem Menschen nicht schädlicher ist als etwa ein Bienen- oder Wespenstich. Die bei den abergläubischen Süditalienern angeblich nach dem Biß sich einstellenden Krankheitserscheinungen waren durch Suggestion verursacht und bildeten eine Art geistiger oder nervöser Epidemie.

Man sollte meinen, daß die Riesenspinnen, wie die Busch- und Vogelspinnen, dem Menschen besonders gefährlich sein müßten. Das ist aber durchaus nicht der Fall; ihr Gift ist für uns nicht so heftig. Die Bißstelle schmerzt wohl und schwillt an, glaubwürdige Berichte über Todesfälle liegen aber nicht vor.

So unheimliche Spinnen, wie die Lathrodectus, kommen glücklicherweise in Deutschland nicht vor. Hin und wieder begegnet man aber einer kleinen Spinne, die recht unangenehm wirken kann. Sie ist so selten, daß sie keinen deutschen Namen hat, die Zoologen nennen sie Chiracanthium nutrix. Professor Kobert fand sie einmal auf dem Rochusberg bei Bingen und wurde von ihr dreimal gebissen, der Biß erfolgte in den Finger. Der Schmerz war ungemein heftig brennend und verbreitete sich fast augenblicklich über den Arm und auf die Brust, am stärksten war er an der Bißstelle und in der Achselhöhle. Eine halbe Stunde nach dem Biß erfolgte ein kurzer Schüttelfrost, sonst trat keine Änderung des Allgemeinbefindens ein. Der Schmerz verschwand am andern Tag und ging an der Bißstelle, die unter Eiterung abheilte, ins Jucken über.

Über die Wirkung des Kreuzspinnengiftes auf den Menschen hat man viel gestritten. Verschiedene Zoologen haben den Biß als ganz harmlos hingestellt, er sollte nicht heftiger als etwa ein Wanzenstich wirken. Professor Kobert hat jahrelang mit Auszügen aus dem Körper der Kreuzspinne experimentiert und gefunden, daß sie für Warmblüter sehr giftig waren. Der Tod erfolgte leicht, wenn das Gift in die Blutadern von Katzen, Kaninchen oder Hunden eingespritzt wurde. Die Wirkung ist dann so heftig, daß man nach Koberts Aussage mit einer einzigen erwachsenen weiblichen Kreuzspinne ungefähr tausend halbwüchsige Katzen vergiften könnte. In der Natur und im Leben kommt aber diese Art der Vergiftung nicht vor. Immerhin dürfte vor der Kreuzspinne gewarnt werden, namentlich Kinder sollten sie nicht anfassen, weil sie deren zartere Haut leichter zu durchbeißen vermöchte; die Folgen könnten dann unter Umständen recht unangenehm werden.

Den übrigen deutschen Spinnen läßt sich aber Schlechtes nicht nachsagen, ihr Gift ist dem Menschen unschädlich. Wohl aber bringen sie uns großen Nutzen, indem sie viele Insekten, die unsere Kulturpflanzen schädigen, gründlich vernichten. Namentlich in den Wäldern führen sie einen unablässigen Kampf gegen Schild- und Blattläuse, Rüsselkäfer und andere Schädlinge; aber auch im Garten bringen sie nur Nutzen. In Jahren, die reich sind an Spinnen, tritt die Insektenplage sehr zurück. Unser Abscheu vor den Spinnen ist darum durchaus nicht berechtigt. Einen unmittelbaren Nutzen können wir aus ihnen nicht ziehen. Man hat zwar versucht, die fleißigen Spinnen ähnlich wie die Seidenraupen zu verwerten. Technisch ließe sich das Spinnweb wohl ausnutzen. Vor ungefähr zweihundert Jahren, 1709, schickte Le Bon, Finanzdirektor zu Montpellier, ein Paar Handschuhe und Strümpfe aus Spinnweb an die Pariser Akademie mit einer Abhandlung über die Verwendung des neuen Webstoffes. Ähnliche Vorschläge wurden auch später wiederholt, aber die Zucht der Spinnen im großen ist kaum durchführbar; die Raubtierfütterung ist kostspielig, wie sollte man die vielen Fliegen und sonstigen Insekten zur Ernährung der Spinnen verschaffen?



Ocypede melanogaster aus Barranquilla in Kolumbien.

So bleibt die Verwertung der Spinnfäden nur auf ein kleines Gebiet beschränkt, aber ein hochachtbares ist es. Die Männer der Wissenschaft benutzen die feinsten Spinnfäden zur Herstellung der Fadenkreuze in astronomischen Fernrohren und Mikrometern. So ist die Spinne eine Gehilfin des Menschen bei der Durchforschung des Weltalls.

Nehmt alles nur in allem! Wir haben wohl Grund, unsere Spinnen zu schonen, und alle Spinnenverfolger seien an Goethes Worte erinnert:

„Als ich einmal eine Spinne erschlagen,
Tacht' ich, ob ich das wohl gesollt?
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Seinen Anteil an diesen Tagen."

Wundervögel.

Schlafe nur, Heimat, und träume.
Es streichen leise und sacht
Über die schweigenden Bäume
Die Wundervögel der Nacht.

Es leuchtet ihr dunkles Gefieder
Und ist doch so schattend und schwer,
Sie wissen verschwiegenste Lieder
Vom Berg und vom rauschenden Meer.

Schlafe nur, Heimat, und träume:
Sie ziehen so leise und sacht — —
Es lauschen die schauernden Bäume
Dem Märchen der dunkelsten Nacht.

W. Sachen.

Über steinige Wege.

(12. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

In der gemütlichen Wohnstube des Ilsteroder Herrenhauses brannten die Lampen über dem runden Tisch und ließen die zwei zierlichen Kaffeetassen mit ihrem Zubehör verlockend aufblinken; Frau Erie ordnete noch dieses und jenes und rückte den Strauß bronzefarbener Chrysanthemen in die gewünschte Beleuchtung. Dann wandte sie den hübschen Kopf nach der Uhr zurück — drei Viertel auf fünf; der Wagen konnte gleich kommen, der Wagen, der Ruth nach so langer Abwesenheit bringen sollte.

Es würde wohl ein trauriges Wiedersehen werden! Erie wußte schon aus einer Depesche ihres Mannes, daß Heinz Buchen infolge seiner Lungenverletzung Invalide sei und voraussichtlich auch bleiben werde. Da würde sie viel zu trösten haben und würde nicht wissen, womit. Ruth hatte freilich bis jetzt nur erfahren, daß ihr Mann auf ein halbes Jahr à la suite gestellt werden müßte, aber — das war auch schon schlimm genug bei diesen jämmerlichen pekuniären Verhältnissen.

Und Ruth dazu, diese sonderbare Ruth, der Geldgeschichten stets so maßlos untergeordnet erschienen waren, wie würde sie das alles tragen?

Erie fürchtete sich vor dem allem; sie hatte schon rechtschaffen ihr Teil gelitten unter dem Zusammenbruch ihres Vaterhauses, dem höchst gespannten Verhältnis, das zwischen ihrer Mutter und ihrem Manne herrschte, und sie erschrak jedesmal, wenn der Briefbote ein Schreiben abgab mit Mutters oder Siddies Handschrift. Aber sie hatte immer ihren Mann bewundert den Ausfällen der beiden Damen gegenüber, die, mehr oder weniger deutlich, ihm galten. Gewöhnlich sagte er gar nichts, des öftern quittierte er ihre Bosheiten mit Edelmut, indem er dem Haushalte der Pension Schreiber Kartoffeln, Äpfel, Wild und Gott weiß welch sonstige gute Dinge schickte. „Laß sie doch, Erie, nichts tröstet den Menschen mehr, als wenn er sein Unglück einem andern in die Schuhe schieben kann; wenn es Mutter Spaß macht, in mir den Sündenbock zu sehen — bon! — es soll mich freuen ihrethalben."

Guter Kerl, mein kleiner, dicker Lutz, dachte sie eben, als Anton, der Diener, der sich in den letzten Monaten sehr vervollkommnet hatte, in der Tür erschien und meldete: „Soeben fährt unser Wagen in den Hof, gnädige Frau."

Erie eilte auf den Flur hinaus, riß ein Tuch vom Kleiderständer, das sie sich umband, und lief auf die Freitreppe, vor der der Landauer hielt.

„Ruth!" rief sie der Aussteigenden entgegen, „endlich! Das ist aber schön — sei willk . . ."

Das Wort erstarb ihr auf den Lippen. War denn das Ruth? Diese lange, abgemagerte Gestalt mit dem blassen, gleichsam verzerrten Gesichte, das unter dem schwarzen Krepphut zu ihr aufschaute beim Emporsteigen der Treppe.

„Na, Ruth!" stammelte Erie und zog die Schwester in die Halle und begann verlegen an ihrem Mantel zu nesteln und wollte nicht weinen und konnte es doch kaum verbeißen.

„Ich freue mich ja bloß, Ruth," sagte sie endlich, in Tränen ausbrechend, „daß du hier bist, und wir wollen einen schönen Winter miteinander haben, und wo ist der Bubi?"

Sie nahm das Kind von Antons Arm, der es aus dem Wagen getragen hatte, und rief: „Herrje! Ist der Bengel gewachsen! Wo hast du denn deine alte Riechen, Herze, daß sie dich gleich nach oben bringt in dein Bettchen?"

Aber Ruth, die sich ihres Mantels entledigt hatte, nahm das Kind ihr vom Arm, und — es war das erste Wort, das sie sprach, als ob das Kind antwortete: „Ich habe keine Kinderfrau mehr, Tante Erie, ich bin schon ein großer Junge, ich kann schon laufen — Mama ist meine Kinderfrau, die hat in der Gotteswelt weiter nichts vor."

„Desto besser," gab Erie zu, „und kommt her Lieben — erst eine Tasse Tee, ehe du mit dem Ki oben gehst, Ruth. Wir setzen ihn in Ludchens Stuhl" chen war der älteste der Zwillinge, und für ihn w Lutzens ehemaliger Kinderstuhl hergerichtet.

Im Zimmer reichte Ruth der Schwester die Wa Kuß. „Ich danke dir, Erie, daß ich kommen darf," matt, „ich hätte sonst nicht gewußt — wohin. Ich nicht mehr — dort sein — ich —"

Erie, die das Kind versorgt hatte, das nun verg Tische mit ihnen saß, verstand Ruth nicht.

„Ach, Ruth," antwortete sie herzlich, „ich freue mi auf dein Hiersein, und Lutz freut sich auch; nimm m weißt ja, wie's bei uns ist — ein bißchen lang bißchen spießbürgerlich und einerlei, aber alles ve Übrigens kommt Lutz morgen früh, d. h. in dieser vier Uhr. So, nun trink, du wirst erfroren sein. — denn deine schöne Baronin fortlassen?" plauderte „Hör mal, Ruth, die ist ja rein entzückend, ich war zaubert, als sie hier erschien, um den Buben zu hol du nicht eifersüchtig gewesen? Ich für mein Teil, Lutz da so gehätschelt wäre von ihr wie der Heinz, nicht, aber — um Gottes willen — was machst Gesicht —?"

Ruth saß wie abwesend und starrte sie an.

„Hast du Schmerzen? Was ist dir denn? So sprich

„Ich bitte dich," sagte Ruth stockend, „sprich ihr — ich will dir später alles erklären, nur jetzt — jetzt nicht." Sie nahm ihr Teelöffelchen, um in zu rühren, ließ es aber schnell wieder sinken, weil so sehr zitterten.

Erie hatte plötzlich begriffen. „Ruth," bat sie, der Schwester ergreifend, „was soll das heißen? dich, du mußt dich irren! Laß nur nichts Törichtes in Kopf Wurzel fassen — dein alter, prächtiger Heinz! dich, Ruth!"

Statt der Antwort löste sich die furchtbare Spa Ruths durch einen Strom von Tränen. Sie schüttelte nur den Kopf zu den tröstenden, ermutigenden Worte Schwester und schluchzte unaufhaltsam in ihr Tasch „Laß mich! Ach, sag doch nichts, es ist ja alles wahr!"

„Und ich glaub's doch nicht, bevor ich Lutz nicht gesp habe! Lutz ist doch jetzt täglich und stündlich mit Hei sammen gewesen," erklärte Erie, „da hätte er doch etwa merkt. Weine dich ruhig aus, es wird dir wohler werden, aber stemme dich mit aller Kraft gegen den Ver Ruth — erst einmal Beweise!"

„Die habe ich leider", stieß Ruth hervor und w der Schwester das ganz verschwollene Gesicht zu. „ Lutz, weshalb Heinz sich geschlagen hat, frage alle Le Bellingen und Umgegend, jedes Kind wird dir sagen: die schöne Baronin Saddler' — alle wissen sie es, nur mir es verborgen, bis gestern, wo mir das Kinderfräulein, ich an Stelle der Riechen nahm, in ihrem Mitleid die schichte berichtete, daß Heinz von einem Herrn, der ihn ab zuvor mit der Baronin gesehen hatte an der Parkmauer, Rede gestellt worden ist — daß das wahr ist, wahr gewiß — ach Gott — schweigen wir davon. Und Schlimmste" — setzte sie nach einer langen Pause wie loren hinzu — —

„Das Schlimmste?" fragte Erie atemlos.

„Die Baronin ist ihm nachgereist, gestern, Hals über K Als ich hinunterging, um sie zu fragen, ob es wahr sei, Heinz sich ihretwegen schlug, da war sie fort. Erie, ich

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Im Gebet.

Gemälde von Hermann von Engelhardt.

— — daß ich nicht den Verstand verloren habe — bitte, bitte, sprich nicht, Erie, wolle nicht trösten — es gibt keinen Trost für mich."

Und Erie schwieg. Sie trug das schreiende Bübchen, das bei seiner Mutter Weinen ängstlich geworden war, auf dem Arm und gab ihm leise Kosenamen, und am Tisch saß Ruth, und der Kopf lag in ihren Armen, und der ganze Körper bebte im Sturm des Schmerzes.

Und Erie, die kleine, glückliche, gute Erie, wußte weiter nichts zu beginnen, als in des Kindes Ohrchen zu flüstern: „Es ist nicht wahr — es ist gar nicht wahr! Deine Mama ist krank, sonst würde sie die Leute, die ihr so etwas erzählen, ohrfeigen. Es ist nicht wahr — es ist nicht wahr — sei nur gut, sei nur still!"

Und ein grenzenloses Mitleid mit ihrer einst so stolzen, aufrechten Schwester überkam sie: was ist aus ihr geworden! Was muß sie gelitten haben!

„Komm, Ruth," sagte sie endlich, „du bist krank und übermüdet, ich bringe euch zu Bett und den Bubi in unsere Kinderstube zur Muhme, damit er dich nicht stört. Du mußt schlafen — ich wette, du hast seit Monaten die Nächte wach gelegen."

Ruth stand auf und trocknete die Augen. „Verzeih nur, Erie, ich konnte nicht anders, ich mußte es einmal von der Seele haben."

„Du nimmst jetzt etwas ein zum Schlafen, Ruth, und dann, morgen, werden wir weiter reden, dann ist auch Lutz da, und die Sonne scheint, und du bist bei deinen Leuten, die dir kein Haar krümmen lassen. Bitte, ich trage den Buben schon hinauf; mach den Schleier herunter, daß man dein verweintes Gesicht nicht sieht — komm, Herz!"

Gegen fünf Uhr früh, im Stichdunkeln, kam Lutz Seeheim zurück. Erie hatte ihn erwartet, und nach den ersten Wiedersehensküssen, noch ehe er den Pelz auszog, fragte sie sofort: „Lutz, was ist's mit Buchen? Die Ruth kam hier an wie ihr eigenes Gespenst, hat entsetzliche Dinge erzählt."

„Entsetzliche Dinge?" fragte er, sich an den Tisch setzend und sofort eine Zervelatwurst in Angriff nehmend, denn er gehörte zu den Leuten, die zu jeder Tages- oder Nachtzeit essen können. „Entsetzliche Dinge? Ich will nicht hoffen — du siehst ja ganz konsterniert aus, Mausi! Ach, Gott sei Dank, mal wieder eine ordentliche Ilsteroder Wurscht; Käse ist gut da unten, Schatz, aber von Zervelatwurst verstehen sie absolut nichts. Also, was ist's mit Ruth?"

„Lutz," sagte Erie, sich neben ihn setzend, „du mußt es ja wissen — ist es wahr, daß Heinz sich wegen der Baronin schlug?"

„Ja, es ist wahr", sagte Lutz und nahm noch einen zweiten Kognak, denn Kaffee mochte er nicht, weil er noch schlafen wollte.

„Ist es wahr, daß der Herr Mehner ihn mit der Baronin zusammen gesehen hat und daraufhin seine anzüglichen Redensarten losließ?"

„Auch wahr! — Ist das alles?"

„Hat es dir Heinz erzählt?"

„Ja, haarklein, die ganze Sache, und vorher schon Fritze Arming. Es ist Pech, daß der arme Junge es gerade hören mußte von dem Schandmaule, nun konnte er freilich nicht anders, als den Hansnarren vor die Pistole zu kriegen."

„Warum hat er denn Ruth den Zusammenhang verschwiegen?"

„Weil deine liebe Schwester etwas schwierig ist, wie du selbst weißt, und imstande gewesen wäre, die schrecklichsten Sachen daraus zu folgern; — aber — es wäre freilich besser gewesen, ihr die Wahrheit zu sagen, denn nun hat sie es von anderer Seite erfahren, und jetzt ist der Teibel los!" ergänzte Lutz. „Na, das kann ja heiter werden. — Die Ruth ist eine Meisterin darin, weiße Dinge schwarz zu sehen —"

„Wenn es aber doch nicht so harmlos wäre, wie du denkst?" sagte sie unsicher.

„Kind, bestärke sie nur nicht in solchem Blech!" ärgerlich ein.

„Wenn ich dir aber nun sage, daß die schöne Fr über Kopf an die Riviera gereist ist, unserm Heinz n

Lutz ließ die Gabel sinken und starrte seine Frau f los an. „Rede nicht solchen verfluchten Unsinn, Erie er barsch.

„Es ist aber so, Lutz. — Ruth hat es mir erz ist außer sich."

Lutz wurde nachdenklich, legte die Serviette zusam erhob sich. Der Appetit war ihm vergangen. „ danke!" hörte Erie ihn murmeln — „so ein Satan

„Wie war denn nur Heinz?" fragte Erie.

„Sehr niedergeschlagen — schauderhaft elend — nichts mit ihm anzufangen, besonders auch seit der Rü mit dem Doktor. — Den Teufel auch! Eine schöne fürs Leben — Geld futsch, Gesundheit futsch und ein die sich in die Wirklichkeit nicht hineinfinden will!"

„Ich danke für diese Wirklichkeit," erklärte Erie, „ich mich meinerseits auch nicht hineinfinden."

„Wetter — noch mal! Darum war der arme K so gedrückt."

„Der arme Kerl?" fragte Erie empört. „Eine hackt der andern die Augen nicht aus. Schäme di kannst du ihn nur noch in Schutz nehmen?"

„Kann er dafür, wenn ihm ein verrücktes Weibsbil läuft?" schrie er heftig.

„Du glaubst wirklich an seine gänzliche Harmlosi fragte Erie spitz.

Aber Lutz antwortete nicht darauf. „Hundemüde! an weiteres glaube ich jetzt nicht", sagte er nur. Mit Worten ging er der Türe zu.

Erie folgte ihm mit gesenktem Kopfe.

Nun zankte sie sich wohl noch gar mit ihrem und hatte sich doch so kindisch auf sein Nachhausek gefreut!

„Lutz", bat sie in seinem Zimmer. „Lutz, sei nic böse; ich bin ja so furchtbar unglücklich über Ruth, du sie nur sehen! Nicht wahr, Lutz, du bist nett zu ihr, u hilfst ihr, wenn es zur Scheidung kommt?"

„Bin ich denn ein Kannibale?" fragte er unwirsch zurü „Aber so weit sind wir noch lange nicht."

„Nein, du bist immer gut und nett zu den Meinen gleich sie —"

„Na, also! Nur heute nicht, und wenn die Ge wahr ist —"

„Sie ist ja wahr", schluchzte Erie und warf die um seinen Nacken.

„Na, dann muß man in Gottesnamen sehen, wie sie wieder auseinanderfitzt", sagte er nach einem Weil „Es kommt viel über das arme Weib — Schwerenot mal! Aber nun hör' auf zu weinen, bitte, morgen werd mit Ruth sprechen."

* * *

Aber wenn sich der Hausherr von Ilsterode auch wi vorgenommen hatte, mit seiner Schwägerin zu sprechen, in Hoffnung, daß ein paar verständige Worte genügen wür die seiner Meinung nach künstlich emporgeschraubte Situa zu klären, so hatte er die Rechnung ohne den Wirt geme denn Erie wurde noch vor Tage wieder aus dem kaum funden Schlaf geklopft durch die alte Kindermuhme, die weinerlicher Stimme vor dem Schlafzimmer rief: „J jnädige Frau, kommen Sie doch nur zu uns 'nauf, kleene Buchen schreit in einer Dour und läßt sich gar nich ruhigen."

„Dann holen Sie doch seine Mutter, zum Kuckuck brüllte Lutz wütend.

„Die hört ja auch nich, wenn ich klopfe", murmelte Alte draußen.

„Mein Himmel, Lutz, sei doch nicht so! Ruth wird wie tot schlafen", beschwichtigte Erie. „Ich habe ihr eine Veronaltablette beigebracht gestern abend."

„Nee!" mäckerte draußen die Stimme der Muhme, „das ist's ja eben, sie schläft nich und macht aber auch nich auf, und ich höre sie immerzu sprechen."

„Ich komme schon", rief Erie geängstigt, die hastig ein Morgenkleid überwarf und im Hinauseilen Lutz noch zurief: „Ich fürchte, Ruth ist krank geworden."

Und so war es, Ruth lag in heftigem Fieber und sprach irre.

Als Erie vom Nebenzimmer aus in ihre Schlafstube drang — man hatte erst einen Schrank wegrücken müssen, der die Tür verstellte — glaubte die Kranke, es wäre die Baronin Saddler, schrie entsetzt auf und flüchtete aus ihrem Bette hinter eine spanische Wand. Erie, die Muhme und ein schleunigst geweckstes Stubenmädchen hatten Mühe und Not, die Ärmste auf ihr Lager zurückzubringen, vor dem Erie sitzenblieb, bis der eiligst herbeigerufene Sanitätsrat aus Ernstadt erschien und seine Verordnungen traf.

Unter dem Eisbeutel ward die Kranke allmählich ein wenig ruhiger; aber der alte Herr, der Ruth schon als Kind behandelt hatte, zog die Stirne kraus, er sprach von einer heftigen Gehirnaffektion und von baldigem Wiederkommen und kam dann auch am Nachmittag und Abend. Und als nach zwei in hohem Fieber durchrasten Tagen und Nächten keine Besserung eintrat, meinte er, es wäre Pflicht, den Herrn Gemahl zu benachrichtigen.

„Ausgeschlossen!" fuhr Lutz auf, der zugegen war, als der Sanitätsrat, der im Wohnzimmer etwas frühstückte, diese Eröffnung machte — „es sei denn, daß sie beide miteinander begraben werden sollen. Nicht einmal erfahren darf der arme Kerl die Krankheit seiner Frau."

„Aber wir — wir können doch die Verantwortung nicht allein übernehmen, Lutz, das dürfen wir nicht", sagte Erie zaghaft; „ich telegraphiere wenigstens, daß Mutter kommt, Ruth schreit ohnehin immer nach ihr."

„Schön! Telegraphiere du an deine Mutter," sagte Lutz Seeheim resigniert, und für sich setzte er hinzu: Wenn's noch nicht verwickelt war, wird's ja nun wohl werden.

Zwei Tage später kam Frau Anderhagen in Ilsterode an. Wie die in Stein verwandelte Niobe schritt sie im Haus umher; den Schwiegersohn völlig übersehend, saß sie am Bette der todkranken jungen Frau und sagte, mit dem steinernen Antlitz vor sich hinblickend, aber laut genug, daß jedermann es hören konnte: „Das hab' ich alles kommen sehen, das hab' ich Ruth an ihrem Verlobungstag alles vorher gesagt."

„Was denn?" — fragte Lutz nervös, „daß einer eine Gehirnentzündung hat und schwer krank ist? Das kommt in den besten Familien vor."

„Sie stirbt an ihrer Heirat," prophezeite Frau Anderhagen, an ihm vorübersehend, „meine Schwiegersöhne haben das Unglück über mich und meine Kinder gebracht!"

„Da hast du teilweise nicht unrecht, Mutter, zu einem Drittel wenigstens stimmt's", gab Lutz zu, und seine Stirn übergoß sich mit dem Rot des Ärgers.

Erie hatte ihre liebe Not, den Ehemann bei Tische zu beschwichtigen und den offenen Bruch zu verhindern. Sie trat ihm auf den Fuß, sah ihn flehend an und begann von ihren Kindern zu erzählen, und die dicken Angsttränen in den Augen der kleinen Frau ließen ihn immer wieder ausharren.

„Mutter ist so außer sich, daß du gar nichts unternimmst in Ruths Angelegenheit", sagte Erie eines Abends.

„Die sie natürlich haarklein kennt?" fragte er.

„Ja, Schatzi", meinte die kleine Frau. „Ruth schwatzt doch in ihren Phantasien immerzu davon, da kannst du dir ja denken, daß Mutter das Nötige heraushört."

„Herrgott, Erie, es ist zum Verzweifeln!" stöhnte er.

„Erkundige dich doch wenigstens mal, ob die Baronin Saddler in seiner Nähe ist."

„Wie soll ich denn das machen? Soll ich der Dame einen Detektiv auf die Hacken setzen? Ganz abgesehen davon, was so etwas kostet — — —"

„Dann frag' Heinz selbst auf Ehrenwort!" schlug sie vor.

„Nee, mein Kind! Der arme Kerl soll sich die Schwindsucht nicht vollends an den Hals ärgern; wenn da was nicht in Ordnung ist, rückt er schon selbst mit der Sprache heraus — dafür ist er ein anständiger Junge."

„Aber warum soll er denn nicht auch sein Teil Sorge um Ruth tragen? Vielleicht ist ihm das sehr heilsam, falls er wirklich ein bißchen rückfällig geworden wäre in puncto Nelda Saddler."

„Den Rückfall bezweifle ich — einen Rekonvaleszenten schont man; Heinzens Gesundheit, seine völlige Erholung ist bitter notwendig. Du kannst dir doch denken, daß der leidende Mensch sofort abreisen würde, wenn er von Ruths Krankheit hörte. Eine nette Begebenheit könnte daraus werden — er ist tatsächlich sehr schonungsbedürftig. Und wenn du etwa gar, kleine Frau — was ich eben deinem trotzigen Gesichtel ansehe — hinter meinem Rücken an ihn schreiben willst, so machst du dir unnütze Mühe; es gelangt kein Brief in seine Hände, alle geschlossenen Kuverte werden auf meinen Wunsch fein säuberlich aufbewahrt, bis er wieder Püffe vertragen kann; nur offene Karten erhält er, und die sowohl wie Telegramme sind kontrollierbar. Merk's dir — zu dem armen Kerl geht augenblicklich der Weg sozusagen über meine Leiche."

„Hurrje!" machte Erie empfindlich, „meinetwegen setze ihn in Spiritus, aber das sage ich dir, einen Zank mit meinem Mann ist mir die ganze gräßliche Geschichte nicht wert!"

„Na, da wären wir ja einig!" Er lachte vergnügt und zog sie an sich.

„Wie immer, du alter, alter lieber Grobian du", sagte sie weich.

Die Krankheit ging ihre Wege, es gab furchtbar bange Stunden. Weihnachten kam heran, bis Ruth wieder einige Zeichen des vollen Bewußtseins, der Teilnahme gab. Aber wie schwach war sie! Sie wurde gleich sehr aufgeregt, als sie die Mutter an ihrem Bett erblickte, es war so ein mühsames Besinnen in ihr, und immer, wenn ihr die Erinnerung dämmerte, trat ein Entsetzen in ihre Augen. „Nicht! Nicht!" stieß sie hervor und blickte suchend umher. Dann fragte sie nach Heinz, und ob er schon geschrieben habe, daß er sie verlassen wolle.

Sie überhörten solche Fragen.

„Er schreibt oft, wir lesen dir alles vor, wenn du es erst hören darfst", sagte Erie.

„Nein, nein!" schrie sie auf. „Nicht! Nicht!"

Man brachte ihr das Kind, sie lächelte ihm flüchtig zu, dann winkte sie heftig, man solle es entfernen.

„Ob Heinz wisse, daß sie krank sei", fragte sie später.

„Nein!"

„Das ist gut", lispelte sie.

Lutz war das schwierige Amt geworden, etwas Glaubwürdiges zu erfinden, um Heinz über Ruths Schweigen zu beruhigen. So schrieb er denn eines Tages kurz und bündig an Heinz:

„Bei Ruth ist jetzt die Reaktion eingetreten über den Zusammenbruch ihres Vaterhauses. Sie ist ganz und gar nervös, der Doktor hat ihr sogar Lesen und Schreiben verboten. Sie würde Dir nur ein melancholisches Beispiel sein, deshalb schlug ich ihr vor, einstweilen alles Briefschreiben zu unterlassen, dafür gehörigst spazieren zu gehen, damit Du eine gesunde Frau vorfindest bei Deiner Heimkehr.

Ruth ist natürlich nur zögernd auf diesen Vorschlag eingegangen, sieht aber auch ein, daß ich recht habe. Schreibe, bitte, auf Deinen Postkarten nur Heiteres!" —

„Wahrhaftig, der arme Kerl da unten im Süden, der auf die blaue Flut hinausstarrte wie ein Schulbub, der in Pension

getan wurde, ist imstande und glaubt es," sagte Lutz zu seiner Frau, „aber Gott weiß, wie schwer dieses Lügen mir wird —"

Und dann erhob sich auch immer wieder in Lutz' verschwiegenstem Innern die Frage, ob er wohl allein sei. Ob wirklich die schöne Frau dem Nievergessenen nachgeeilt wäre, vielleicht nur, um ihn zu pflegen? Imstande wäre sie es! Die hatte das nötige Temperament dazu, das merkte er damals, als sie ein paar Stunden in Ilsterode weilte, um Bubi zu holen. Und hätte denn eine andere all das getan für einen verflossenen Bräutigam, was sie getan hatte, als er siech und elend geworden?

Kaum! Zum Donnerwetter, sie sah mitunter verdächtig genug aus, diese Geschichte, aber er wollte sie nun mal nicht gelten lassen, er glaubte an Heinz. (Fortsetzung folgt.)

Die Weddas.

Von E. v. Dewitz. — Mit der nebenstehenden Abbildung.

In den ältesten Schriften, die mir während langer Monate unfreiwilligen Aufenthaltes an Ort und Stelle über Ceylon nach eifrigem Fahnden in die Hände fielen, spielen stets die Ureinwohner dieser sagenumwobenen Perle des Indischen Ozeans eine große Rolle.

Das Taprobane der Griechen, the isle of spices, das Wunderland, von dem König Salomon seine Saphire und Rubine, sein Elfenbein und seine Pfauen erhandelte, ist von jeher ein wertvolles Streitobjekt gewesen. Es war des Schweißes und Blutes der Edlen wert. Wie oft hat es nicht seinen Besitzer gewechselt, wie oft wogte nicht grimmer Kampf an seinen Gestaden. Besonders seit Buddha in Anaradjapura den heiligen Bobaum gepflanzt hatte, erzählen die noch übriggebliebenen Aufzeichnungen der königlichen Hofhistoriker von indischen Eroberungszügen blutigster Art. Dies öftere Wechseln der Herren, mannigfaches Unterjochtsein haben den Küstenbewohnern Ceylons, den Sinhalesen, einen Zug gleichgültiger Servilität aufgeprägt, der dem Besucher dieser Insel heute noch auffällt.

Anders die Weddas. Die alten vergilbten Palmyradokumente erzählen von unbezwingbarem Kampfesmut. In die dunklen Wälder und Schluchten des Oberlandes hat, bis die Engländer durch die Bahn Colombo-Kandy Meister des Landes wurden, nie ein fremder Despot seinen Fuß setzen können. Diese kleinen, sehnigen Hochlandbewohner waren gefürchtet wegen ihrer Schießfertigkeit mit Pfeil und Bogen. Ear-archer hießen sie, weil sie im Dunkel der Nacht durch haarscharfes Hören Feind oder Wild festzustellen und mit sicherem Schuß zu treffen imstande waren.

Der Wedda stirbt aus, aber er ist unverändert geblieben, wie er von grauer Urzeit an geschildert wird.

Forscher durchstreifen jetzt das Dunkel des Urwaldes, wo sie früher gehaust haben sollen, nach verlassenen Stätten, um nach Schädeln zu suchen, an denen sie eine engere Verwandtschaft mit den Anthropomorphen feststellen wollen.

Was heute noch von Weddas lebt, ist wenig genug. Man unterscheidet jetzt drei Arten, die Fischerweddas, die Dorfweddas und die Felsenweddas. Das Bild zeigt die Dorfweddas. Ganz ähnlich gestaltet, aber nur durch Zufall sichtbar, mit Pfeil und Bogen, mit winzigem, sehnigem Körper und mächtigem lockigen Haupt ist der Felsenwedda. Wenn irgend etwas noch heute auf einen Wilden paßt, für ihn trifft das Dichterwort zu: „Scheu, in des Gebirges Klüften, barg der Troglodyte sich."

Die Gegend um Bintenne, am Minneriesee in der Provinz Badulla, birgt die herrlichsten Jagdgründe und die Heimat der paar noch lebenden Weddas, die, wie schon erwähnt, heute noch so leben wie vor Tausenden von Jahren.

In Felsenhöhlen oder in Baumwipfeln finden sie ihren Unterschlupf gegen Gewitter und Regen, gegen Raubzeug und — Europäer, sonst wären die letzten schon längst nach einigen Monaten in irgendeiner Schaubude in die Jagdgefilde der Seligen hinübergewechselt.

Von Buddha wissen sie nichts, von Christus noch viel weniger, Jagen ist ihre Lust, Jagen ihr Lebenszweck. Wem es vergönnt war, diese kleinen Kerle pirschen zu sehen, der merkt erst, was für ein elender Stümper der moderne Jäger ist, und arbeite er auch mit Gummisohlen und Fernrohr. Wie eine Schlange kriecht der Wedda durch die dichteste Dschungel, dem scharfen Raubtierauge entgeht nichts, die feine Nase wittert das nahe Wild, und die sichere Hand sendet den tödlichen Pfeil ebenso sicher, wie heute die moderne Expreßbüchse die Kugel schickt.

Wie allen Naturvölkern, so werden auch ihnen die wunderbarsten Heilkünste nachgerühmt. So sollen sie gegen Knochenbrüche, wie mir ein alter indischer Forstbeamter erzählte, ein Mittel haben, das ebenso schnell wie einfach wirkt. Sie legen von irgendeinem Baum die frische Rinde auf die Bruchstelle, packen Fell darum, und nach 24 Stunden soll das gebrochene Glied wieder arbeitsfähig sein. Selbstverständlich besitzt jeder den snake stone, jenen porösen Stein, den man auf die Bißstelle legt, und der das Schlangengift herauszieht.

Der Wedda streift ruhelos in dem ihm durch stilles Übereinkommen mit seiner Familie zugewiesene Revier. Hier weiß er einen wilden Bienenstock, der ihm Honig liefert, dort hat er in einem hohlen Baum überflüssiges Wildbret versteckt, d. h. mit Lehm luftdicht aufbewahrt, so daß er, sollte es mit dem Weidmannsglück hapern, vom alten Vorrat zehren kann.

Ist der Wedda heiratsreif, so sucht er den nächsten Familienvater auf, geredet wird nicht viel, ein stummes, kurzes Mienenspiel und:

„Komm mit, mit mir zu wohnen im grünen Waldrevier,
Aus immer grünen Zweigen kau ich ein Hüttchen dir . ."

Die Pulsadern eines Ozeanriesen.

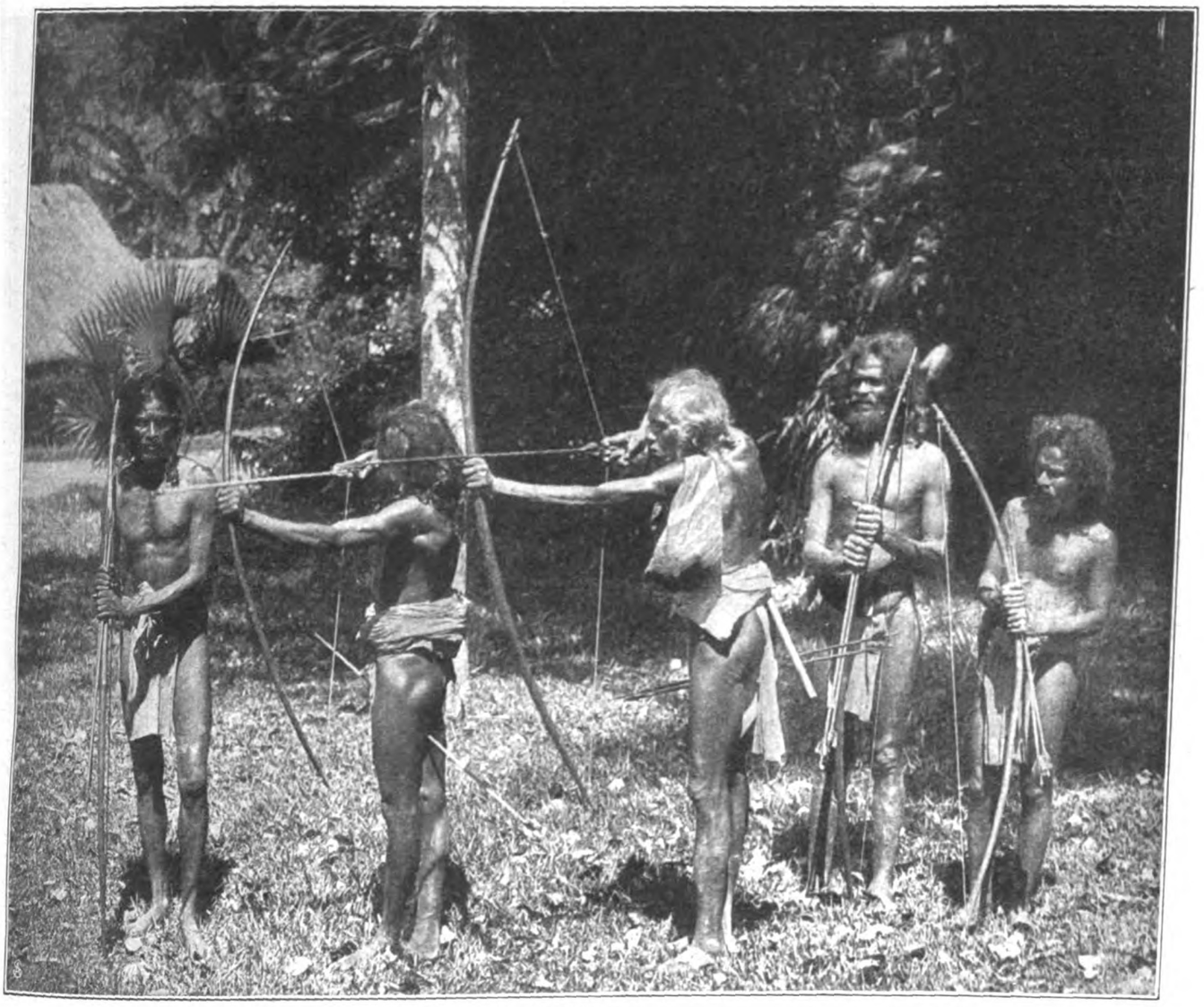
Von Friedr. Ernst.

Wenn manche der modernen Dampfer der nordatlantischen Route als „Riesen" bezeichnet werden, so ist damit landläufig nur der Begriff des Großen und Starken verbunden, und kaum denkt man dabei an den Ursprung des Wortes, das zwar auch ein übergroßes und starkes Wesen verdeutlicht, in dem aber organisches Leben herrscht. Die wenigsten, selbst unter den gewohnheitsmäßigen Ozeanreisenden, machen sich einen Begriff davon, welch eine lebendige, vielgestaltige Individualität im Inneren des Ozeanriesen lebt, und wie unendlich verschiedenartige und verwickelte Daseinsfunktionen und Kreisläufe in dem Organismus des ungeschlachten Körpers erfüllt werden.

Die genauere Kenntnisnahme von den „Lebens"formen in einem solchen Riesen gewährt tiefe Einblicke in das Gebiet der alles bezwingenden Technik und öffnet der Phantasie des Vorwärtsschauenden neue Bahnen, auf denen mögliche Entwickelungen und Ziele der Zukunft erscheinen.

* * *

Die Hauptmaschinen, die den regelmäßigen Herzschlag des Riesen darstellen, sind jedem in ihrem Wesen noch am geläufigsten. Der Strom dieses Pulses wird durch die Kessel genährt, von denen aus sich die dünneren Dampfadern von Heizraum zu Heizraum zusammenfügen zu den dicken stählernen Schlagadern, den Hauptdampfrohren, die sich dann in den Maschinenräumen wieder verzweigen und teilen, um zwei, drei oder vier Herzen zu speisen, je nach der Zahl der Maschinenkomplexe. Ein fast unheimliches Gefühl ist es, an solch einer



Dorfweddas.

dumpf vibrierenden Hauptschlagader eines Riesenschnelldampfers zu stehen und zu wissen, daß die Kraft von 20000 Pferden sich darin spannt. Aber noch anderem Leben führen die zahlreichen Zweige der Dampfadern Nahrung zu. Sie speisen die mächtigen Kreiselpumpen auf den unteren Plattformen, die kaltes Meerwasser von draußen hereinsaugen und es hineinwerfen in die Kondensatoren, wo der verbrauchte ermattete Dampf zu Wasser verdichtet wird, um durch wieder andere Pumpen nach den Heizräumen zurückgedrückt und durch scharfblasende Injektoren in die Kessel zurückbefördert zu werden. Was auf dem Wege dieses Kreislaufs an Wasser verloren geht, dafür wird Ersatz aus den tiefen Zellen des Doppelbodens, wo der Reservestoff lagert, durch ächzende Pumpen heraufgesogen und in die Vorwärmer und von da in die Kessel befördert, um diese stets auf gutem Wasserstande zu halten. Denn der in seiner Speisung vernachlässigte Kessel nimmt leicht die grausamste Rache und vollzieht sein vernichtendes Urteil schnell an sorglosen Wärtern.

Die Quelle der Kraft, die den Stahlleib fast mit Eisenbahngeschwindigkeit durch die Wogen drängt, nährt auch das Organ, das aus dem ungeschlachten Körper einen geschmeidigen, lenkbaren Renner macht. Das mächtige Ruderblatt von 20 Quadratmetern Fläche bedarf bei voller Geschwindigkeit der Kraft von mehr als 50 Pferden, um aus der Fahrtrichtung gedreht zu werden und so das Schiff selbst zu drehen. Eine dünne Dampfader verbindet die Maschinerie, die das stählerne Joch der Ruderspindel bewegen kann, mit der Kesselzentrale. Unsichtbare Hände scheinen dort hinten im Dampfsteuerhause die Ventile der Maschine zu bewegen. Nur ein blankes Kupferrohr mündet, wo der Hebel gefaßt werden müßte. — Dieses Rohr führt — glyzerinerfüllt — wie ein fadendünner Nerv durchs ganze Schiff, bis hinauf zur Kommandobrücke, wo der Steuermann durch Drehen des zierlichen Messingrades den Mechanismus betätigt, der das Glyzerin im Rohre vorwärts stößt und dessen fortgepflanzte Stoßkraft zur Handhabung der Ventile benutzt. So kann der Koloß von 40 Millionen Kilogramm Gewicht durch den leisen Druck einer Menschenhand gelenkt werden!

Fahrt und Lenkung bilden mit ihren Bewegungsorganen die sichtbarsten Zeichen äußeren Lebens. Doch zu weit mehr Diensten noch muß Kraft hergegeben werden von der gewaltigen Zentrale dort unten in dem stählernen Leibe.

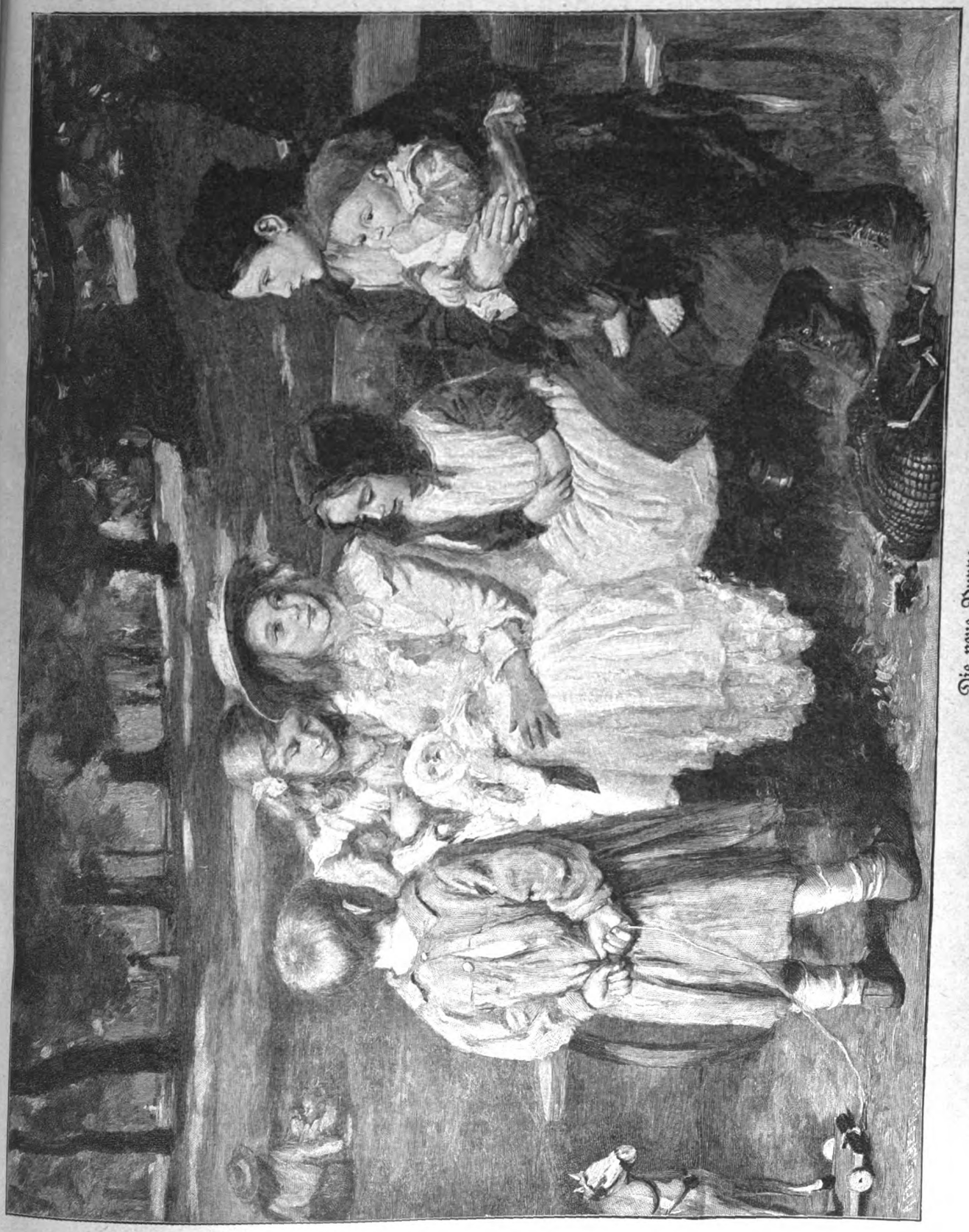
Unzählige Menschen wollen Licht. Strahlen sollen die fürstlichen Prunksalons, wo Hunderte zu Tische sitzen, im Schein ungezählter Glühkörper. Die Kandelaber in den Treppenhäusern, die Vorräume der Fahrstuhlschächte, die hohen Kuppeln und die Kronleuchter der Gesellschaftsräume, die teppichbelegten Korridore — alles soll festlich strahlen und den Gedanken vergessen machen, daß man sich über tausend Meilen von jeder Küste entfernt befindet, und daß unendliche dunkle Wassertiefen von unten drohen. Die traulichen Rauchsalons, das Wiener Café, die Kneipstuben und all die Hunderte von einzelnen Kammern sollen wohnlich und heiter leuchten. — Tief unten im Raume, hinter den großen, stampfenden Hauptmaschinen, da brummen die Dynamogeneratoren, reihenweise aufgestellt wie in der Zentrale einer kleinen Stadt. Um die Wette sausen die Kurbeln der Erzeugermaschinen, blaue Funken stieben an den Generatorbürsten, und an dem marmornen Schaltbrett zeigen die Strommesser Leistung und Verbrauch.

Wie ein Netz feiner Nerven, durchs ganze Schiff verzweigt, erscheint das Labyrinth der Stromkabel, deren letzte Ausläufer sich bis in die äußersten Winkel des Schiffsraumes und bis in die höchsten Spitzen der Masten erstrecken, wo sie die Topplichter speisen, die nachts wie Sterne über dem dahineilenden Kolosse leuchten. Das Kabelsystem wird von dem vielmaschigen Gewebe der Telephonanlage durchkreuzt, deren Fäden in der Telephonzentrale zusammenlaufen, von wo der Verkehr aller mit allen in dieser kleinen Stadt vermittelt wird.

Bei der Erzeugung des Lichts verwandelt der Dampf seine Energie in Elektrizität und strömt in dieser Form durchs Schiff. Einen andern Kreislauf aber vollführt der unsichtbare Lebensgeist noch weiter im Schiff, wo er bei seinem Strömen wichtige Funktionen verrichtet, ohne Arbeit zu leisten: kein Riesenhotel der Erde könnte auch nur entfernt eine derartige Dampfheizungsanlage aufweisen, wie sie hier arbeitet. Es gilt, eine schwimmende Stadt von mehreren tausend Einwohnern durch den atlantischen Wintersturm zu tragen, und es soll sich der erste wie der letzte davon gleich warm und zu Hause fühlen diesseit der Stahlwände, an denen abwechselnd eisige Sturzwellen, Sturmböen und Schneewolken branden. — Es kreist der Dampf geschäftig und wärmestrahlend durch die Gänge und Kammern, er verbreitet sich in den Radiatorenöfen der Speisesalons, bereitet warme Bäder im ganzen Schiff, kocht Essen für mehr als tausend Menschen vorn im Zwischendeck, wärmt die Wohnräume der Auswanderer, breitet Behagen um die altertümlichen Kamine der Gesellschaftszimmer und Rauchsalons — in denen lodernde Holzscheite frühere und einfachere Zeiten herbeitäuschen sollen — und strömt schnell noch hinauf ins Kartenhaus der Kommandobrücke, um den erstarrten Wachoffizieren bei minutenkurzem Ausspannen von schwerem Dienst ein wenig Wärme mitzuteilen.

Wie sich die Kreisläufe der Kraft und der Wärme durchs Schiff ziehen und teilnehmen am Verbrauch der gewaltigen Energie, so bedarf es noch weiterer Kraftabgabe, um den ganzen Bereich dieses dichtbevölkerten Eilandes mit Wasser zu versorgen und die Dienste der Kanalisation und Dränage zu leisten. Der Kreislauf des Dampfes spielt sich hier auf dem kurzen Wege zwischen Kesselräumen und den kraftvollen Pumpen im Maschinenraum ab. Von der Pumpenzentrale aus wird das Süßwasser aus den fernsten Doppelbodentanks und Frischwasserzellen herangesogen und mit Druck verteilt an die großen Komplexe der Bäder und Toiletten, der Küchen-, Aufwasch- und Anrichteräume. Mächtige Dampfpumpen zum Feuerlöschen sind dort auch aufgestellt, die in zahlreiche, mit Schläuchen und Mundstücken dienstbereit ausgerüstete Hydranten allen Wohndecks Wasserdruck entsenden. Andere Pumpen fördern auch Seewasser nach oben, um die freiliegenden Decksflächen nach Seemannsbrauch jeden Morgen sintflutartig zu überschwemmen und zu säubern. Starke Ballastpumpen dienen dazu, Seewasser in die Doppelbodenzellen zu werfen, wenn die Gleichgewichtslage Ballast erfordern sollte. — Allen diesen Funktionen zu dienen, durchzieht ein Rohrnetz von mehreren Kilometern Länge das Schiff in allen Räumen, Rohre aus Blei, Schmiedeeisen, Gußeisen, Kupfer und Stahl, je nach Zweck und Verwendung, mit einem Gesamtgewicht von weit über hunderttausend Kilogramm Material. — Neben den Pumpenkreisläufen, die dem Organismus des Betriebes dienen, steht noch ein anderer Kreislauf, der stärkste, dessen Kraft und Leistung in schwerer Seenot über Sein oder Nichtsein des Ganzen entscheidet, das System der Lenzpumpen, deren Rohrnetz das schwerste und umfangreichste des Schiffes ist, und das seine Ausläufer in jede wasserdichte Abteilung entsendet. Seine Bedeutung beginnt in dem Augenblick, wo der Riese verwundet worden ist und das feindliche Meerwasser durch die Wunde hereindringt. Dann kämpfen die Lenzpumpen mit rasender Kraft um das Leben des Schiffes. In langen, mächtigen Zügen saugen sie das Wasser aus dem verletzten Raum und stoßen es durch ihre Druckrohre nach draußen. Gelingt es ihnen nicht, im Kreislaufe des einströmenden und des ausgeworfenen Wassers Gleichgewicht zu halten, so füllt sich die wunde Zelle mehr und mehr, und der Koloß beginnt zu sinken. Doch noch lange nicht gibt er sich verloren. Die stählernen Querwände, die in ihm 20 wasserdichte Zellen schaffen, halten das Verhängnis noch fern. Jede dieser Schotten hat freilich Türen für den Verkehr im Schiff, die für gewöhnlich offen sind und dann leicht die Ursache zur Überflutung mehrerer Räume nach Verletzungen werden könnten. Doch im Augenblicke der Gefahr beginnen alle Türen gleichzeitig, wie durch Zauberhand, ihre Öffnungen zu schließen. Ein schrilles Alarmsignal warnt alle, die noch von Raum zu Raum eilen, vor der unerbittlich niedergehenden Falltür. Ein ächzender Kolben zwingt die schwere Stahlplatte in ihrer Schienenführung herunter, bis sie fest in ihren Dichtungen sitzt und keine Gefahr des Wasserdurchbruchs mehr befürchten läßt. Die Quelle dieser geheimnisvollen Kraft, durch die mehr als zwanzig stählerne Türen auf einen Fingerdruck des Wachoffiziers von der Kommandobrücke aus geschlossen werden können, entspringt tief unten in einer Ecke des Maschinenraumes. Dort steht eine knorrige hydraulische Pumpe, die scheinbar untätig und faul dem unermüdlichen, emsigen Schaffen ihrer Umgebung zuschaut, in Wirklichkeit aber schon Kraft genug gesammelt hat, um ihre volle Schuldigkeit jeden Augenblick tun zu können. Ausstrahlend von ihr reichen Wasserdruckrohre wie Polypenarme nach allen Schottentüren hin. Ein Ventil, dessen Gestänge bis zur Kommandobrücke reicht, vermag sie alle in einem kurzen Momente mit dem aufgespeicherten Druck zu erfüllen, der dann sein Werk an dem Schließmechanismus der Türen in wenigen Sekunden vollbringt.

Alle die zahlreichen Organe zum Betriebe und zur Erhaltung des Schiffes empfangen ihren Lebensstoff aus der Kraft der Kohle, die in den weiten Bunkerräumen haushoch geschichtet liegt zu Tausenden von Tonnen. — Scharen geschwärzter wilder Gesellen tummeln sich dort, fieberhaft schaffend und schaufelnd im Dämmerlicht spärlicher Glühlampen. Kommandorufe und Geschrei hallen durcheinander, vermischt mit dem Rasseln der Kohlenwagen auf den Gleisen und dem Poltern und Dröhnen nachstürzender Kohlenmassen. Die Luft ist dick von Kohlenstaubschwaden. — Ununterbrochen wechseln leere und volle Züge von Kohlenwagen. — Die leeren sind im Nu wieder besetzt, die vollen stieben davon wie in verzweifelter Hast, um den nimmersatten Feuerschlünden Nahrung über Nahrung hinzuschaffen. — Und in den Heizräumen schüren und stacheln Hunderte halbnackter Gestalten mit langen eisernen Stangen die Gluten und sintern die Asche aus den Rosten und beschicken die Feuer immer aufs neue mit Kohlen. — Die Flammen fliegen von den Rosten auf wie scharfgeblasene Schmiedefeuer. — Der starke Odem aber, der die Flammenkraft so mächtig belebt, ist ihr eigenes Werk: dort oben, zwischen den Kesselschächten, da rotieren metergroße Schaufelräder in geschlossenen Gehäusen — dampfgetrieben. Sie saugen sauerstoffreiche Luft in langen Kanälen von oben herunter und stoßen sie durch Druckkanäle in die Feuerrohre und schüren die Gluten mit unablässigem, gigantischem Odem. Aus den turmdicken Schloten wälzt sich der Qualm — unverdaute Nahrung, zu schnell durch den fieberhaft arbeitenden Organismus des Riesen hindurchgejagt. Aber die zitternden Manometer zeigen am Dampfdruck, daß die Kraft, die hier Leben und Bewegung zeugt, in dem stählernen Leibe auf voller Höhe bleibt, solange in die zahllosen Feuerschlünde geopfert wird ohne Unterlaß — Kohle über Kohle. Dann pulsiert heißes, gewaltiges Leben durch die Schlagadern; die mächtigen Bronzepropeller pflügen das Meer; die stählerne Schwanzflosse, das Ruder, dreht und erzeugt schäumende Wasserwirbel; Lichtkraft pulsiert in den Kabelnetzen; Wärme durchflutet das Adergeäst der Kupferleitungen. Es stampfen und ächzen die Pumpen in der Tiefe, fern vom Gehör der Wohnstätten; das Wasser gurgelt in den Zisternen und strömt in den Rohren, hierher und dorthin, wo der Organismus Wassers bedarf. Es ist ein unablässiges Fluten von Energien, gebannt in feste Kreisläufe und Formen, den Menschen dienstbar und jeder Lenkung unterworfen.



Die neue Puppe.
Gemälde von W. R. Symonds.

Lerchenpoesie.

Von C. Schenkling.

Wenn die Frühlingssonne mit ihren milden Strahlen die junge Saat aus dem dunkeln Schoß der Erde hervorlockt, dann stellen sich auch die Lerchen wieder bei uns ein. Und diese Erscheinung packt wohl neben einer anderen in unserer heimischen Tierwelt, ich meine die Abreise der Schwalben, den Menschen am meisten. Die letzte scheidende Schwalbe und die erste singende Lerche! Melancholischer Rückblick auf entschwundene bessere Zeiten — freudvolle, tapfere Zuversicht auf schöne kommende Tage, Symbole für den langsam bergab wandernden Greis und für den werdenden, auf- und vorwärts strebenden Jüngling; aber

„Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt."

Der Landmann steht still mit seinem Pfluge, der Spaziergänger hält Umschau, und auch Bruder Straubinger gönnt sich eine Ruhepause, um mit scharfem Auge die jubellaute Frühlingssängerin hoch oben im blauen Äther zu erspähen. Singend ist sie mit schnellen, gleichmäßigen Flügelschlägen allmählich schräg in die Luft emporgestiegen, an ihren bunten Liedern selig in die Luft geklettert, singend schwingt sie sich langsam so hoch, daß ihr das Auge kaum zu folgen vermag, singend senkt sie sich abwärts, bis sie schließlich, jäh wie ein Pfeil, lautlos zur Erde niederschießt. Das Lied, das sie vorträgt, ist zwar arm an Strophen, aber ungemein reich an Abwechselung. Da die Lerche aber die Gabe besitzt, fremde Laute und Gesänge aufzunehmen, vermag sie wenige Töne hundertfältig zusammenzufügen und zu einem immer wieder neuem Ganzen zu verschmelzen. Fast noch melodienreicher als das Lied der Feldlerche ist das ihrer kleinen, zierlicheren Schwester, der Heidelerche. Wenn über die schweigende Welt die duftige Frühlingsnacht den Sternenmantel ausgebreitet hat, wenn alles tierische Leben im Schlafe zu ruhen scheint, nur hier und dort ein Käuzchen klagt, ein Ziegenmelker spinnt, ein Wachtelkönig schnarrt — da erhebt sich plötzlich auf öder Gebirgsheide die Heidelerche, und ihre Weisen klingen durch die Nachtluft. Während die Feldlerche beim Aufstieg ein Liri, liri ruft, vernehmen wir von der Heidelerche ein sanftes Dadidal-didl-didl. Mit vollem Recht hat man ihr den Namen Waldnachtigall gegeben, denn das Lied der Heidelerche hat einen ungemein sanften Charakter. Es besteht nur aus reinen, vollen Flötentönen, die in reizender Abwechselung miteinander verschmelzen. Selten stört eine harte Note den lieblichen Einklang, jeder Ton ist edel und schön. Der Sang der Heidelerche hat etwas tief und wehmütig Ergreifendes für eine gemütvolle Seele. Und wem wäre bei eisigem Frost und hohem Schnee das einfache Liedchen unserer dritten Lerchenart, der Haubenlerche, nicht genehm? Zur Brutzeit singt das Männchen von einem Dachfirste herab oder auf einem Zaun oder einer Erdscholle sitzend das nunmehr volltönende Lied vom Morgen bis zum Abend, bei Mondenschein oft noch mitten in der Nacht.

Weit übertroffen im Gesang werden die heimischen Lerchen aber von der südeuropäischen Kalanderlerche, von der Cetti sagt: „So wie die Kalanderlerche alle übrigen Mitglieder der Familie Lerche an Größe übertrifft, so überbietet sie alle an Gesang. Sie kann mit jedem anderen Vogel hierin um den Vorrang streiten. Ihre natürliche Stimme scheint ein Geschwätz von nicht großer Annehmlichkeit zu sein; ihre Einbildungskraft aber faßt alles, was sie zu hören bekommt, und ihre dichterische Kehle gibt alles verschönert wieder. Auf dem Land ist sie ein Echo aller Vögel, man braucht sozusagen anstatt der anderen nur sie zu hören. Sie verwendet ebenso das Geschrei der Raubvögel wie die Weise der Sänger und, in der Luft schwebend, Tausende ineinander geflochtene Strophen, Triller und Lieder. Sie lernt so viel, wie man ihr vorspielt; das Flageolett hat keine bessere Schülerin als sie. Ihre erlangte Geschicklichkeit macht sie nicht eitel; sie, die Künstlerin, singt vom Morgen bis zum Abend. Eine vor dem Fenster hängende Lerche dieser Art ist hinreichend, die ganze Gegend zu erheitern. Sie ist die Freude und der Stolz des Handwerkers, das Entzücken der Vorübergehenden." Und alle übrigen Beobachter sind einstimmig in diesem Lobe. „Ihr Lockton", sagt Graf Gourcy, „gleicht, einen tiefen Ton ausgenommen, der Lockstimme der Haubenlerche sehr. Ihr Gesang ist herrlich und wegen seiner außerordentlichen Abwechselung wirklich wunderbar. Ihre Nachahmungskunst setzt die seltene Gabe voraus, die Stimme nach Willkür verändern zu können; denn nur dadurch ist es möglich, bald jene hohen kreischenden, bald jene hellen Töne hervorzubringen, welche den Hörer in Erstaunen setzen. Wenn sie ihren Lockton einige Male hat hören lassen, folgen gewöhnlich einige Strophen der Bastardnachtigall; dann kommt der langgezogene, sehr tiefe Ruf der Amsel, in welchem sich namentlich das ‚Tack—tack' sehr gut ausnimmt. Hierauf folgen Strophen, ja zuweilen der ganze Gesang der Rauchschwalbe, der Singdrossel, des Stieglitzes, der Wachtel, der Finkmeise, des Grünlings, des Hänflings, der Feld- und Haubenlerche, des Finken und Sperlings, das Jauchzen der Spechte, das Kreischen der Reiher — und dies alles wird in der richtigen Betonung vorgetragen."

Hühnerartig führt die Lerchenmutter wenige Tage nach dem Ausschlüpfen die in gelbe Daunenkleider gehüllten Jungen durch den frischgrünen Ährenwald. Das trippelt ängstlich hinter der Alten her, und noch scheint das Ersteigen der Jakobsleiter für sie ein unerreichbarer Traum zu sein. Allmählich erst finden Flugversuche statt, die Strecke ist noch kurz, wird aber bald größer und der Aufschwung kühner. Es entwickelt sich jetzt das lustige Lerchenspiel über den Feldern, und bald steigt der Erstgeborene, ein kühner Jüngling, im stolzen Sonnenfluge dem Vater nach, derweil die Mutter besorgt: Ikare! Ikare! schreit. Man erkennt die jungen Lerchen leicht an ihrem abgehackten Flug und an ihrem zusammenhangslosen, aber unermüdlichen Geschrei; es ist nicht einmal ein Gezwitscher, und man fürchtet schier, daß die wilde Bande nie etwas lernen werde. Aber bei ihrem talentvollen Vater machen sie eine gute Schule durch, und übers Jahr bewundern wir sie wie heute den Lehrmeister, denn die meisten der Lerchen sind gute, einige ganz vortreffliche Sänger.

Was Wunder, wenn zahllose literarische Dokumente, von der ehrwürdigen Bibel bis zum klassischen Dichter und herab bis zum modernsten, leichtsinnigsten Feuilletonisten, mit gleicher Entschiedenheit die Gesangsgabe „derer von Lerche" bezeugen? Schon als Abcschützen lernten wir die hübsche Heysche Fabel „Wandersmann und Lerche"; auch Krummacher, Dieffenbach und Fröhlich haben die Jugendliteratur durch herrliche Beiträge in diesem Sinn erweitert. Eichendorff, Lenau, Arndt, Rittershaus, Joh. Gabriel Seidl und viele andere sind Sänger der Sängerin geworden. Das Volk legt der Lerchenmelodie aber seine eigenen Worte unter. Das jubelnde Lob- und Danklied, das das Vöglein in der Morgenfrühe dem Schöpfer darbringt, deutet es: „Dir! Dir! Dir!" Das bunte Lied, an dem die Lerche selig emporklettert, deutet es: „Mein Vater ist im Himmel, da wollt ich auch gern sein!" während die absteigende Lerche singt: „Doch ist's zu weit, weit, weit!" Aber auch auf den Menschen, namentlich auf den von Kummer und Herzeleid gedrückten, scheint ihr Lied Bezug zu haben, denn ihm ruft sie zu: „Jubilier! Jubilier! Jubilier!" und teilnehmend singt sie dem Landmanne zu:

„Pip, pip, pip,
Körnchen rip!
Haben die armen Leute auch was;
Ich auch was, ich auch was!"

In einem altmärkischen Liede, das Lerche und Schwalbe schalkhaft zusammenstellt, beginnt die Lerche in raschem Tempo den Wettgesang also:

„Alle Jungfern sind schöne, sind schö—ne, sind schö—ne,
Wenn ich se seh, wenn ich se seh, wenn ich se seh!
(gedämpfter): Wenn se int Feld gahn, wenn se int Feld gahn, wenn se int Feld gahn,
(wieder gehobener): Dann sind se schöne, dann sind se schöne, dann sind se schö- ne!"

Darauf antwortet die Schwalbe im Prestissimo:

„Aber du sollst se sehne,
Wenn eck se seh, wenn eck se seh, wenn eck se seh,
Wenn se in die Küche gahn, unn biem Pott stahn, unn biem Pott stahn,
Dann soll'te sick watt schä—me!"

Es ist ein herrlicher Zug der germanischen Volksseele, daß kein Geschöpf auf Gottes weiter Erde so innig mit ihren besten Teilen verflochten ist wie der Singvogel. Wir verstehen den kleinen Sänger, die Töne seiner melodieenreichen Kehle finden in unserem Herzen Widerhall, und ein tief sympathischer, halb unbewußter Zug bringt ihn uns gemütlich näher als irgend ein anderes Tier. Wir vergessen eben das Tier in der schlagenden Nachtigall, in der jubilierenden Lerche und ahnen in ihnen den Dichter, dem Menschen physisch nahe verwandt. Der Deutsche und sein Singvöglein gehören zusammen seit Jahrhunderten, und so möge es bleiben noch tausend und aber tausend Jahre!

Und ist es in der eigentlichen Heimat der Lerchen, in den Steppen und Wüsten etwa anders? Nein! Das einfache Liedchen der Múka, wie der Araber die Wüstenlerche nennt, konnte für ihn nicht eindruckslos bleiben. Meisterhaft hat er es verstanden, um die Töne seines Lieblings, wie um das herrliche Gebilde selbst, den Märchenzauber zu weben:

Einst kam gleißnerisch glänzend die Viper zur Múka und bot ihr Treue und Freundschaft an. Harmlos ging das Vögelchen auf das Anerbieten ein und lebte glücklich und zufrieden mit der Schlange. Da entbrannte diese voll Glut und Leidenschaft zum Vogel. Sie knüpfte das eheliche Band mit ihm, und glücklich ob der Frucht der Liebe baute die Múka ihr Nest neben dem Schlupfloche des gleißnerischen Gemahls. Eifrig brütete sie die Eier und zeitigte die Jungen. Als sie auf Nahrungsuche ausging, bat sie ihren Gatten: „Bleibe hier und hüte meine Kinder", was die Schlange auch treulich zu tun versprach. Aber sie war böse in ihrem Herzen. Als sich die Múka weit genug entfernt hatte, fiel sie über die Jungen her und verschlang sie. Die heimgekehrte Mutter erriet sofort an dem listigen Blick der Léfa, was diese getan hatte. Voll Schmerz stieg sie in die Luft und klagte bitter über das Leid, das ihr widerfahren war. Noch heute kann sie den Schmerz nicht verwinden, und ihr Lied ist ein Klagelied über die Untreue und Ruchlosigkeit der Léfa.

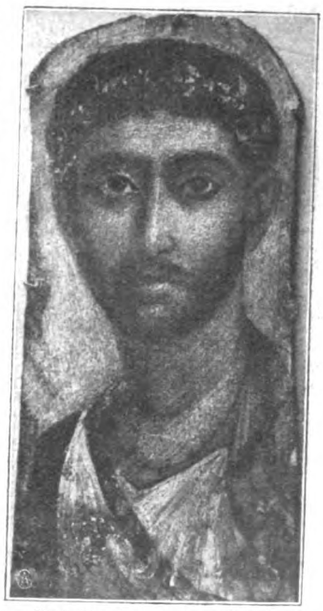
Wie deutlich spricht nicht aus diesem Märchen die Beobachtungsgabe, die dem braunen Sohn der Wüste eigen ist! Fällt doch kein Tier der Sahara durch seine klagenden Töne als Spiegel der Reinheit und Unschuld so auf wie die Lerche, und hebt sich doch kein Tier durch seinen unheimlichen, stechenden Blick von der gesamten Fauna in der Weise ab wie die Léfa, die Hornviper. Meisterhaft hat es der Beduine verstanden, Harmlosigkeit und List einander gegenüber zu stellen und diese Eigenschaften gerade durch jene Wesen zu verkörpern, die als besonders und typisch die sonst öde und tierarme Wüste bewohnen.

Professor Julius Lessing. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Abermals haben die Kunstinstitute der Reichshauptstadt einen schmerzlichen Verlust zu verzeichnen: Geheimrat Professor Julius Lessing, der verdienstvolle Direktor des Königlichen Kunstgewerbe-Museums ist am 14. März seinen Leiden erlegen. 35 Jahre lang hat er an dieser vornehmen Kunststätte gewirkt und sie in geradezu mustergültiger Weise neu organisiert. — Dr. v. Falke, der bisherige Direktor des Kölner Kunstgewerbe-Museums, der zum Nachfolger Lessings ernannt ist, findet ein wohlvorbereitetes Arbeitsfeld. Professor Julius Lessing war am 20. September 1843 in Stettin geboren, hatte in Berlin und Bonn Archäologie und klassische Philologie studiert und 1866 in Bonn promoviert. Nach jahrelangen Studienreisen ward er im Jahre 1870 als Lehrer für Geschichte des Kunstgewerbes an der Königlichen Bau- und Gewerbeakademie in Berlin seßhaft, leitete 1872 die Ausstellung älterer kunstgewerblicher Gegenstände im Zeughaus und ward im selben Jahre noch zum Direktor des Kunstgewerbe-Museums ernannt. Ein Anhänger der historischen Richtung und doch auch verständnisvoll und vorurteilslos gegenüber den modernen Strömungen in der angewandten Kunst, war er — dank seines gereiften Geschmacks, seines umfassenden Wissens — für sein Amt befähigt wie selten einer. Und seiner Arbeit fehlte auch die Anerkennung nicht. Als es bekannt wurde, daß er infolge eines schweren Leidens — Lessing war Diabetiker — am 1. April dieses Jahres aus dem Amt scheiden würde, ward ihm überall eine ehrende Würdigung seines Wirkens zuteil. Professor Lessing hat den „wohlverdienten Ruhestand" nicht mehr antreten können, zwei Jahre der Krankheit hatten seine Kräfte aufgezehrt, aber zu einer anderen, tieferen Ruhe ist er eingegangen, und die dankbare Erinnerung seines Lebenswerkes folgt ihm nach.

Prof. Dr. Julius Lessing †

Aus Theodor Grafs antiker Porträtgalerie.

Die „Grafsche Sammlung". (Zu den beiden untenstehenden Abbildungen.) Die Nachricht, daß die Besitzer der Grafschen Galerie uralter Mumienporträte in Wien mit einem amerikanischen Milliardär wegen Verkaufs der Sammlung in Unterhandlung stehen, hat eine Flut von bedauernden Äußerungen hervorgerufen, nicht nur in österreichischen Künstlerkreisen, sondern bei all denen, die der Nation solche Kunstschätze erhalten zu sehen wünschen, und man fordert energisch ein Gesetz, das — ähnlich wie die Lex Pacca in Italien — das Land vor derartigen Beraubungen sichert. Um unsere Leser über die genannte Galerie zu unterrichten, sei in Kürze folgendes gesagt: Vor etwa 20 Jahren brachte ein einfacher Wiener Kaufmann, der wiederholt in Ägypten gewesen war, Herr Theodor Graf, von dort etwa hundert Porträte mit, die Araber in den Felsenhöhlen von Rubajjat bei Roda — etwa vier Stunden vom alten


Aus Theodor Grafs antiker Porträtgalerie.

Krokodilopolis — gefunden und an ihn verkauft hatten. Die Archäologen und Kunstkenner stellten dann fest, daß man es mit sehr wertvollen alten Porträten aus der Zeit von 150 vor bis 150 nach Christo zu tun habe, die zwar aus Ägypten stammten, jedoch der griechischen Kunst angehörten und der ägyptischen Sitte, am Kopfende des Sarges das Bild des Verstorbenen aufzustellen, ihre Erhaltung verdankten. In der griechisch-römischen Epoche Ägyptens treten an die Stelle konventionell kunstloser Gemälde dann wirkliche Porträte, die, auf dünnes Holz gemalt, über das Gesicht der Mumie gelegt und von den Binden mit festgehalten wurden. Und als die meisten Gräber später nach Gold und Wertsachen durchsucht wurden, warf man die Bilder in den Wüstensand, der sie tadellos konservierte. Man kann es kaum glauben, daß diese Bilder, deren Schönheit und Technik jeden entzücken, 2000 Jahre hinter sich haben, so frisch und lebendig wirken sie. Leider sind einzelne wertvolle Stücke der Sammlung schon hierhin und dorthin veräußert worden, aber noch ist ein Stamm von etwa 50 Bildern beisammen, der unter allen Umständen für Österreich erhalten werden sollte. Es wäre tief beschämend, wenn auch diese Kunstschätze den Weg „übers große Wasser" antreten müßten, weil man im nüchternen Amerika bereitwilliger Opfer bringt in Sachen der Kunst.

Die Kommandeuse.

Kastanienschnitzereien. (Zu den Abbildungen auf dieser Seite.) Die Spielerei, aus Kastanien allerlei kleine Kunstwerke zu schnitzen, ist wahrscheinlich sehr alt, denn so gut, wie heute der Hirt, der Landmann zu solchem Zeitvertreib greift, um Stunden notgedrungenen Müßiggangs fröhlich auszufüllen, werden zu allen Zeiten mehr oder minder geschickte Hände in gleicher Absicht zu den schön gezeichneten, leicht zu bearbeitenden Früchten gegriffen haben. In der Tat bietet die Kastanie — nur von der wilden, der sogenannten „Roßkastanie" ist natürlich die Rede — ein vorzügliches Material für das Schnitzmesser, und ihre Eigenschaft, sich im Eintrocknen stark zusammenzuziehen, kann vom Künstler benutzt werden, um die Wirkung der geschnittenen Karikatur bis zum Überwältigenden zu steigern. Freilich nur, wenn wirklich ein Künstler das Schnitzmesser handhabt. Andere wissen aus dieser später eintretenden Veränderung keinen Vorteil zu ziehen. Und nur zur Karikaturenschnitzerei sollte die Kastanie benutzt werden, denn hierauf scheint ihre Unregelmäßigkeit, das Unvorhergesehene ihrer Form geradezu hinzuweisen. Zunächst sollte der Künstler diese unregelmäßige Form und die vielen Höcker, Anschwellungen, Eindrücke usw. seinem Zweck dienstbar machen, sich von ihnen geradezu inspirieren lassen in der Darstellung des ihm vorschwebenden Kopfes. Aber die Schnitzerei allein, so geschickt auch der Künstler verfahren und die natürlichen Hilfsmittel der Form benutzen mag, übt noch keine Wirkung aus — die Hauptsache ist die Aufmachung. Das haben die Maronenschnitzereien der Herren Silvain Dufour und Lionel Le Conteux in der Malerei- und Skulpturenausstellung des künstlerischen und literarischen Kreises der Volneystraße zu Paris vor kurzem bewiesen. Diese sonst nur für ein gewähltes, kleineres Publikum bestimmte Ausstellung hat, dank der ganz eigenartigen Schnitzereien, diesmal ein besonderes Interesse gehabt, und die genannten Herren erscheinen als Schöpfer einer sehr amüsanten Neuheit, der künstlerischen Kastanienkarikatur. Beides Künstler von Beruf und Ruf — Le Conteux ist als Graveur eine Pariser Berühmtheit, er arbeitet vornehmlich Goldschmuck — trafen sie im vergangenen Sommer, selbst befreundet, bei Freunden zusammen, und Le Conteux, der die lustigen Kastanienschnitzereien Dufours sah, sagte zu ihm: „Sie würden noch viel stärker wirken, wenn sie kostümiert und hergerichtet wären. Allerdings nicht wie Puppen, sondern in ganz besonderer Weise. Wenn ich einmal Zeit habe, werde ich einige zurechtmachen." Gesagt — getan. Nach Paris zurückgekehrt, erinnerte sich Le Conteux seines Versprechens und verwandte seine ganze geniale Begabung auf diese scheinbar unnütze Spielerei, und diese von Silvain Dufour geschnitzten, von Lionel Le Conteux „bekleideten" Karikaturen, von denen wir einige der gelungensten hier wiedergeben, hatten einen gewaltigen Lacherfolg. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die Kunst, die der Natur nachgehend die köstlichsten Physiognomien aus dem weichen Material hervorgezaubert hat, oder die andere, die mit den unscheinbarsten Fetzchen und Abfällen das „Drum und Dran" herstellte und so erst ein Vollendetes gab!

Bruder Wellermeister.

Karikaturen aus Kastanien.

Serenissimus.

Hachette & Co., Paris, phot.

Le Conteux bei der Arbeit.

Die Geschwister Wiesenthal. (Zu der oberen Abbildung auf nebenstehender Seite.) Barfußtänzerinnen, Traumtänzerinnen, Indische Tänzerinnen, alle sind sie an uns vorbeigezogen und haben, wenn auch keine „Offenbarungen", so doch vielfache Anregung und einen frischen lebendigen Zug in die seit Jahrzehnten stagnierende Tanzkunst gebracht. Nun hat auch die Kaiserstadt an der schönen blauen Donau uns ein Kleeblatt tanzfroher Jugend geschickt, die drei Schwestern Wiesenthal, die selbst das feierliche Publikum der feierlichen Kammerspiele im Deutschen Theater zu Berlin zu lautem Beifall hinrissen. Es ist aber auch wirklich ein lieblicher Anblick, diese mädchenhaft zarten, schlanken Gestalten mit Blumen im Haar und duftigen Kleidchen bald antike Reigen schlingen, bald im Rokokoschritt zierlich schreiten zu sehen, und wenn sie gar anfangen, sich zu wiegen und zu biegen und unter dem hinreißenden Rhythmus der Wiener Walzermelodien mehr und mehr zu entflammen, so bieten sie eine Verkörperung dieser Tanzweisen, die sich restlos mit dem, was die Klänge ausdrücken, deckt. Sie sind wie lebendig gewordene Altwiener Kultur, diese schmiegsamen Mädchenkörper mit dem feinen

General Bum-Bum

Eine Medicceerin.

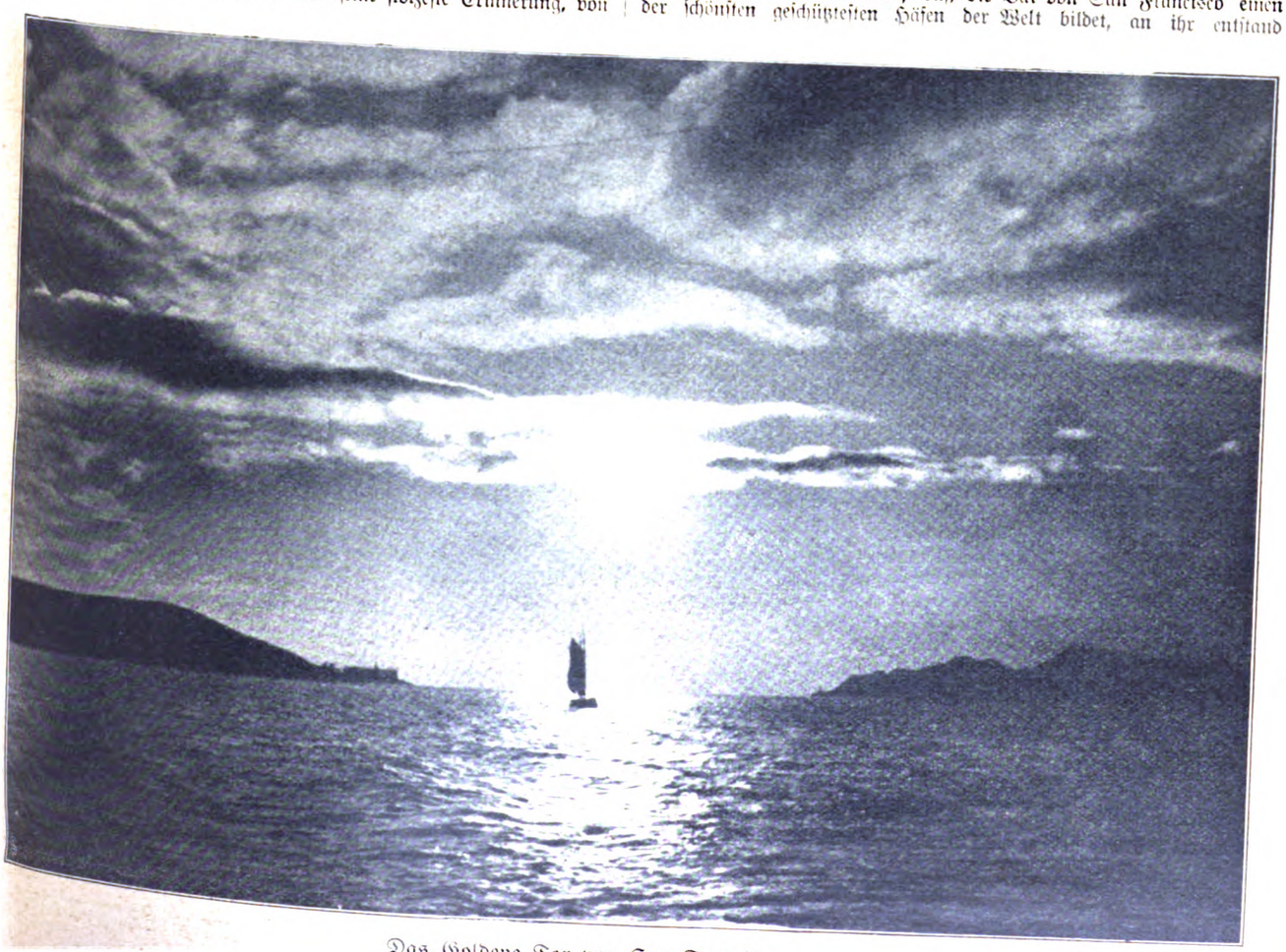
Die Tänzerinnen Geschwister Wiesenthal.

Gefühl für Schönheit der Linie, Farbe und Ton, und doch auch wieder wie der quellfrische Frühling, der von keiner „Kunst“ weiß, sondern nur immer sich selbst gibt in seligem Überschwang.

Ein „Gehilfe“ Alexander v. Humboldts, der Pflanzensammler Friedrich Liedtke. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) „Der alte Liedtke“, der mit seinem Pflanzen- und Kräuterkorb am Arm an jedem Werktage „vor Kisling“ stand, um seine Ware an den Mann zu bringen, war in den Straßen von Osnabrück und Münster eine wohlbekannte Persönlichkeit, ein Original, wie man deren nur noch wenige sieht in unserer gleichmachenden Zeit. Bei jedem Wind und Wetter stapfte er, das grüne Jägerhütchen auf dem schneeweißen Haar, den Rücken gebeugt vom vielen Bücken, in den Waldgründen bei Halen und Versen oder in der Uffelner Gegend herum, um allerlei Kräuter und Pilze zu sammeln, und war mit der Zeit ein „Sinnierer“ geworden, der gut zu beobachten wußte, wenn seine Schlußfolgerungen auch nicht immer stimmten. Daß der Alte, der aus Schöneberg im Westfälischen stammte, noch der Begleiter Alexander v. Humboldts in den Jahren 1842—1846 gewesen war und mit ihm den Harz, die bayrischen Alpen durchstreift hatte, war seine stolzeste Erinnerung, von der er sein Leben lang zehrte. Im übrigen lebte er schlecht und recht von seinem bescheidenen Verdienst — ein Igelbraten zum Sonntag war schon ein Leckerbissen in dem sonst ganz vegetarischen Menü — und ließ keine Schätze zurück, als ihn der Tod vor kurzem abrief, im Alter von 89 Jahren.

Das Goldene Tor. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Nach der Eroberung von Mexiko hatten die Spanier wenig Glück mit ihren gegen den Norden gerichteten Unternehmungen. Sie drangen auch nach Kalifornien vor, durch die breite Kluft des Goldenen Tores fuhren ihre Schiffe in die große Bai von San Francisco hinein und entdeckten die Mündung des Sacramentoflusses; aber die Schönheit dieses Landstriches machte auf diese Entdecker keinen Eindruck, auch die Fruchtbarkeit des Landes würdigten sie nicht; diese Eroberer wollten ja nur ernten, Gold den Eingeborenen abjagen; damals war aber Kalifornien noch kein Goldland, und seine Bewohner bildeten wilde umherschweifende Horden, bei denen wenig oder nichts zu holen war. So gründeten am Südufer des Goldenen Tores nur die Franziskanermönche eine Mission, der sich später einige Ansiedler anschlossen. Das war nun und blieb eine armselige Niederlassung, von der man in der weiten Welt nicht viel wußte. Erst als im Jahre 1848 in Kalifornien die Goldfelder entdeckt wurden, änderte sich die Sachlage. Einwanderer kamen ins Land; Abenteurern folgten Ackerbauer. Nun fand man, daß die Bai von San Francisco einen der schönsten geschütztesten Häfen der Welt bildet, an ihr entstand

Friedrich Liedtke †
Begleiter Alexander von Humboldts auf dessen Reisen in den Jahren 1842—46.



Das Goldene Tor von San Francisco.

der Stapelplatz für alle aus- und eingehenden Waren des Landes. Aber noch vor 50 Jahren war die Stadt nur ein Haufen von Bretterbuden, in denen das Feuer von Zeit zu Zeit erbarmungslos aufräumte. Von da ab setzte jedoch der Fortschritt mit Riesenschritten ein, und „Frisco", wie der Amerikaner abgekürzt die Stadt nennt, wurde zur „Königin des Stillen Ozeans", zu einem der wichtigsten Knotenpunkte des Handels, Endstation der Pacificbahn, Ausgangspunkt des Verkehrs mit Japan und China; die Erschließung des fernen Ostens

Die Verkündigung des Zacharias.
Freskogemälde von Jacopo del Conte im Oratorium von San Giovanni Decollato zu Rom.

in der Alten Welt läßt heute seine Bedeutung noch größer erscheinen. Nun ist „Frisco" berühmt geworden, und man preist es als eine der schönsten Städte Amerikas; herrlich findet man seine Lage an der See am Fuße des Küstengebirges und nennt es das Neapel der Neuen Welt. Und wenn heute der Weltreisende der Weltstadt sich nähert, so findet er die Landschaft bedeutungsvoller, und im Goldenen Tor erblickt er eine Riesenpforte, welche die Natur für tatkräftige Völker geschaffen hat.

Neue Bildnisse von Michelangelo. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Unter den Kunstgelehrten war neuerdings ein Streit über ein paar angebliche Bildnisse Michelangelos entbrannt, die von den einen für echt erklärt, von den andern abgelehnt wurden. Es wird unsere Leser interessieren, Näheres über eine Sache zu hören, die den gewaltigen Meister der Renaissance zum Helden hat. Professor Ernst Steinmann, der genaue Kenner und Deuter der Sixtinischen Kapelle, hatte in einer neuen Kunstzeitschrift aufsehenerregende Mitteilungen über erst jetzt entdeckte Porträte Michelangelos gemacht, von dem man bis jetzt nur drei beglaubigte Bildnisse kannte, nämlich zwei auf Fresken Vasaris und eins von Daniele da Volterra in der Kirche Sa. Trinita dei Monti zu Rom. Nun sollte ein halb vergessenes, vielleicht dem Ammanati zuzuschreibendes Basrelief des Cinquecento im Vatikan, das die Erneuerung Pisas durch Cosimo I. darstellt, den Meister in einem der Köpfe, links im Hintergrunde neben dem Manne mit dem Wasserkrug, wiedergeben, und in der Tat zeigt dieser Profilkopf die charakteristische, eingeschlagene Nase Michelangelos. Idealisierter wäre das zweite, von Steinmann designierte Porträt Michelangelos, das sich auf einem Fresko des berühmten Porträtmalers Jacopo del Conte, „Die Verkündigung des Zacharias", linker Hand am Rande befindet und en face gehalten ist. Aber obwohl die Huldigung an das Genie des Florentiners, die der Maler auf diesem Fresko angebracht hat, Professor Steinmann recht zu geben scheint, tritt der Universitätsprofessor Karl Frey, dessen Michelangelowerk in Fachkreisen großes Aufsehen erregte, dieser Ansicht entschieden entgegen und behauptet, daß das fragliche Relief nicht von Ammanati, sondern erst nach des Meisters Tod entstanden sei. Wir müssen die Entscheidung den Gelehrten überlassen.

Die Erneuerung Pisas durch Cosimo I.
Basrelief von B. Ammanati in der Skulpturengalerie des Vatikans zu Rom.

Ein gemeinnütziger Verein, der schon unendlich viel Gutes gestiftet und im Laufe der Jahre so manchem jungen Kaufmann das Tor der Zukunft aufgeschlossen hat, ist der „Verein für Handlungs-Kommis von 1858" in Hamburg, der jetzt auf eine fünfzigjährige Tätigkeit zurückschauen kann. Eine kleine Schar von Handlungsgehilfen gründete ihn einst, mit dem Ziel, dem Unwesen der gewerbsmäßigen Stellenvermittlung zu steuern, und obwohl es im Anfang viel Schwierigkeiten zu überwinden gab, gelang es dem jungen Verein doch, unter allen gleichartigen, später ins Leben gerufenen Vereinigungen die erste, führende Stelle zu bewahren. Zahlen überzeugen! Nicht weniger als 21 826 gehilfensuchende Firmen und 18 820 stellesuchende Handlungsgehilfen haben sich im letzten Jahr an den jetzt 80 000 Mitglieder zählenden Verein gewendet, und 7352 Stellen wurden von ihm aus besetzt. Er verdankt das Ansehen, das er in kaufmännischen Kreisen genießt, der streng rechtlichen Geschäftspraxis seiner Selbsthilfe-Einrichtungen und der Zuverlässigkeit der von ihm ausgestellten Empfehlungen. Im Geschäftsleben bedeutet er heute eine Macht.

Vom Kraftwagenbau. Im Jahre 1906 wurden in der Welt bereits gegen 200 000 Autos gebaut. Den meisten Anteil daran haben die Vereinigten Staaten von Amerika; es wurden dort in dem genannten Jahre rund 58 000 Autos hergestellt. Das ist um so erstaunlicher, als man mit dem Bau von Automobilen in Amerika erst im Jahre 1902 begann und die Gesamtproduktion in jenem Jahre nur 314 Autos betrug. Frankreich, das jahrelang in der Automobilindustrie der Größe der Produktion nach die führende Stellung einnahm, ist auf die zweite Stelle gerückt, immerhin hat es im Jahre 1906 rund 55 000 Autos hergestellt. An dritter Stelle steht England mit 27 000 und an vierter Deutschland mit 22 000 Kraftwagen. Wichtig für die Industrie sind noch Italien und Belgien, deren Erzeugung 1906 sich auf 18 000 bzw. 12 000 Autos belief. In den letzten zehn Jahren erblickten in Deutschland gegen 70 000 Autos das Licht der Welt, und in der ganzen Welt wurden in dem gleichen Zeitraume mehr als 550 000 Kraftwagen losgelassen. F.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Der Stammhalter.

Gemälde von L. A. Tessier.

Nr. 14 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Das Kreuz im Venn.

(4. Fortsetzung.)

Roman von Clara Viebig.

Der Adjutant v. Scheffler saß bei Schmölders. Die Familie hatte sich eben zum Abendbrot setzen wollen, er wurde eingeladen mitzuspeisen. Es gab Rehbraten; Herr Schmölder hatte das Reh selbst geschossen, er war ein großer Nimrod. Oben der Waldbestand um die Fangeuse war sein eigenes Revier, leider nur ein zu kleines. Er hätte gern alles oben dazu gepachtet, aber ein Teil des Forstes gehörte dem Fiskus, der andere der Gemeinde Heckenbroich, und mit den Kerls war ja nichts zu machen, die forderten ja jetzt eine Pacht — eine Pacht! Schmölder zitterte vor Ärger, als er dem Offizier von den habgierigen Bauern erzählte.

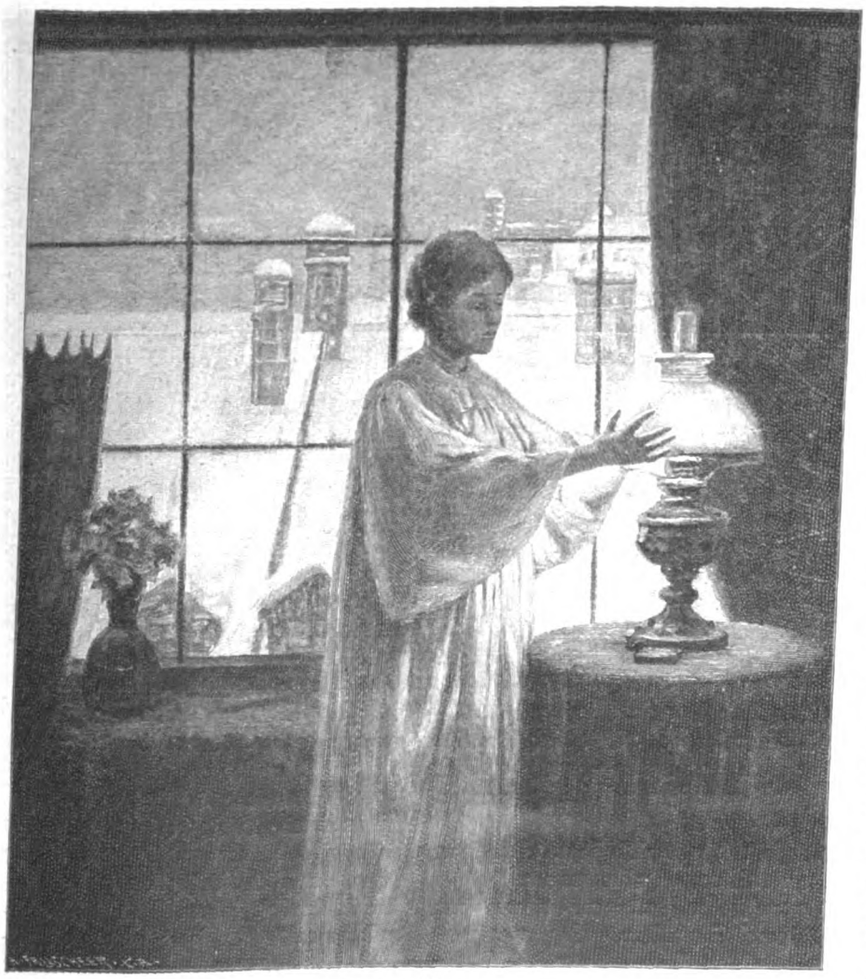
„Und da ist der Leykuhlen dran schuld, niemand anders als der! Für ein Butterbrot hat mein Vater früher die Jagd gehabt — aber der, der möchte Gott weiß wie viel Geld zusammenschrapen für seine Gemeinde. Nur um die Schulden zu bezahlen, die sie haben von dem verfluchten Kirchenbau her!"

„Aber, Schmölder!" Ganz erschrocken starrte ihn seine Frau an; es war ihr schrecklich, daß ihr Mann so sprach.

„Na ja, ja!" Er lenkte ein, als er das entsetzte Gesicht seiner Frau und die flehenden Blicke seiner Tochter sah. „Na, was ich sagen wollte — na ja, seit die Bauern oben die Riesenkirche gebaut und sich deswegen Schulden auf den Hals geladen haben, soll ich der dumme Peter sein, der sich von ihnen über den Löffel barbieren läßt. Aber ich biete nicht mit bei der Jagdversteigerung — nee — sie werden ja sehen, wie sie sitzen bleiben."

„Das ist aber doch schade, zu schade um die famose Jagd!" Herr v. Scheffler bedauerte. Das hatte er sich schon so fein ausgedacht, mit dem Schwiegervater auf diesem großartigen Terrain zu jagen. Betroffen sah er auf seinen Teller nieder, das war entschieden eine Lockung weniger! Aber dann dankte er mit verbindlichem Lächeln der Frau des Hauses, die ihm noch einmal Rehbraten anbot: „Danke sehr, gnädigste Frau — o nein, ich esse gar nicht wenig, aber bei der Hetzerei oben gewöhnt man sich eben das Essen etwas ab. Man hat ja nie Zeit!"

„Haben Sie denn so viel zu tun, Herr Oberleutnant?"



Dämmerstunde.
Gemälde von Klothilde Tschuppik.

Published 2. IV. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Clara Viebig.

fragte errötend Hedwig. Sie errötete heute in einem fort. Ohne jeden Grund, wie Joseph feststellte. Sonst mochte er die junge Nichte gern, sie hatte sich mit offener Zuneigung ihm angeschlossen, aber heute gefiel sie ihm nicht. Wie konnte ein Mädel wie Hedwig, das mal gewiß seine drei, vier Millionen kriegte und vor allem ein gutes, hübsches Kind war, gleich so den Kopf verlieren, wenn eine bunte Jacke mit aufgewichstem Schnurrbärtchen auf der Bildfläche erschien?! Das war doch zu dumm! Er nahm sich vor, ihr einmal ins Gewissen zu reden. Aber vorderhand war nichts zu machen.

Wenn auch beide Vettern Schmölder mit ziemlich verdrossenen Mienen die brillante Unterhaltung des Leutnants über sich ergehen ließen — er sprach von Bällen, von Ritten, von Vorgesetzten, von Kameraden, vom Avancement — die Tochter errötete, lächelte und strahlte, und auch die Mutter schien lebhaftes Wohlgefallen an dem hübschen Offizier zu finden. Das war doch kein oberflächlicher grüner Junge mehr, das war ein ernsthafter, tüchtiger, liebenswürdiger Mensch, aus gutem Hause, trotz seines Adels strebsam und solide gesinnt!

Als sich Scheffler bald nach dem Abendbrot empfahl — er bedauerte unendlich, aber er mußte fort, morgen in aller Frühe schon Dienst, er hatte nur nicht versäumen wollen, in der ihm so knapp zugemessenen Zeit den Damen wenigstens seine Aufwartung zu machen — gaben ihm Mutter und Tochter das Geleit bis zur Gartentür.

Der Vater war abgerufen worden, der Verwalter oben von der Fangeuse war da, er hatte den Herrn Schmölder dringend zu sprechen verlangt.

Joseph war hinter den Damen hergeschlendert, kein Mensch bekümmerte sich um ihn; er kam sich überzählig vor. Am Himmel, den man hier nur wie in einem Ausschnitt sah zwischen Tannen, Felsen und alten Giebeln, flimmerten jetzt die Sterne. Dies reichbestickte Tuch würde sonst sein Auge entzückt haben, heute sah er es nicht an. Der Garten, der im Schutz der Felswand, die jeden Mittagssonnenstrahl auffing, grünte und blühte und duftete in fast südlicher Fülle, eine Oase mitten im herben Eifelland, konnte heute Joseph nicht verlocken, seine Nase in die üppigen Fliederbüsche zu stecken; den roten Apfelbaumzweig, der sich über den Weg streckte, stieß er unsanft beiseite. Er war verdrießlich, unangenehm von allem berührt, so tödlich gelangweilt vom Geschwätz am Abendtische, daß er am liebsten auf und davon gelaufen wäre. Aber wohin?! Kein Geld, keine Stellung, kein Platz, der sein eigen war — es war zum Verzweifeln! Und das Geschwätz ging an der Gartentüre noch immer weiter fort. Zornige Ungeduld übermannte ihn; es war ein Aufbäumen in ihm gegen die Enge, gegen die Kleinlichkeit, und doch fühlte er's mit schmerzlicher Heftigkeit: nie, nie kam er wieder hier heraus, hier wurde er festgehalten durch eigene Schuld, hier war er begraben mit Haut und Haar, mit allem, was in ihm war an höherem Flug, und er selbst hatte sich die Grube gegraben. Drin liegen bleiben mußte er nun, verrotten bei lebendigem Leibe! Dieses verdammte Geschwätz!

Des Leutnants Rede ergoß sich, Cousine Schmölder sagte nur zuweilen: „Ah" und „Oh" und „Wie nett!" und das kleine Mädchen lachte glückselig verlegen dazu.

Joseph drehte kurz um und ging ins Haus zurück. Lieber den Garten missen, als sich so die Laune verderben lassen. Pfeifend, die Hände in den Taschen seines braunen Samtjacketts, schlenderte er ins Wohnzimmer. Dort saß Heinrich auf dem Sofa in seiner alten grünen Tuchjoppe, und der Mann von der Fangeuse stand vor ihm und drehte verlegen seinen Hut in den Händen.

„Also, kurz, warum kündigt Ihr mir?" sagte Schmölder knapp. „Macht nicht so viel Worte — also, warum?"

„Herr Schmölder, Ihr müßt entschuldigen, et wird mir schwer, Euch zu kündige, Herr Schmölder. Ich war ooch janz jern oben, ich hatt' nühst zu klage. Äwer dat Settche will'd nu absolut nit mieh, et sagt, et wär ihm zu affjeleje da. On der Schollweg es zu weit für ose Jong. Im Winter kann hä jo jar nit hinjonn. On zo Ostere kommt uns Mädche ooch in' Scholl. Drei Johr hammer et da uhsjehalde, länger, als de vorige da 's bliewe. Do is keen Dorf und keen Haus, keene menschliche Seel'! Bis Heckenbroich es et so weit, jut drei Stund hammer no 'r Kirch. Nit emal Erdäppel könne mer baue, de Säu wühlen alles up. On de Hirsch jehen bis in 'ne Jarten — Herr Schmölder, Ihr wißt doch noch, dat Ihr selwer eine jeschossen habt aus dem Kammerfenster? Nix für unjut, Herr Schmölder, ich hätt' Euch nit jekündigt, äwer dat Settche will absolut nit mieh bliewe. Et sagt, mer sind zo weit von Kirch un Scholl, dat jeht nit mieh, wegen de Kinder!"

„Zum Kuckuck, so laßt se doch nit nach Kirch und Schul jehen", schrie Schmölder; er fuhr den Mann an, als habe der was verbrochen. War das eine Art, ihm zu kündigen, einfach, weil es dem dummen Weibsbild nicht mehr paßte? Nun ging die Sucherei wieder von neuem an! Einen Menschen mußte er doch oben im Moorhaus wohnen haben, der Obacht gab, sonst fiel die Bude noch über Nacht mal zusammen. Und wenn er zur Jagd heraufkam, im Winter auf Sauen, im Sommer auf Böcke, im Herbst auf Hirsche, da wollte er doch sein Bett gemacht haben, die Stube geheizt und den Kaffee gekocht. Die Frau vom Jilles hatte das immer besorgt, auch die Rehleber, mit Tannennadeln gespickt, nach Weidmannsart gebraten. So genau Heinrich Schmölder sonst mit dem Geld umging, hier mußte etwas springen.

„Ich will Euch wat sagen, Jilles," lenkte er ein, „ich will Euch jetzt zulegen, den Monat zehn Mark, macht aufs Jahr hundertzwanzig — einhundertundzwanzig Mark, dat ist ein Wort! Und die Frau soll auf Christtag en anständig Präsent von mir kriegen und Ihr und der Jung Buckskin zum Anzug. So, un nu is et jut!"

Er schien die Sache für abgemacht zu halten, aber der Mann von der Fangeuse räusperte sich und blieb noch stehen. In hilfloser Verlegenheit zerknüllte er seinen Sonntagshut. Über sein hartes Gesicht zuckten Begehren und Abneigung — einhundertundzwanzig Mark, das war ein Stück Geld! Er sah nieder an seinem ärmlichen Rock und gedachte einer Kuh, die er zu Heckenbroich in einem Stall gesehen hatte, und die zum Verkauf stand. „Herr Schmölder," sagte er gedrückt, aber nach und nach wurde seine Stimme sicherer, „ich kann nit, wahrhaftijens Jott nit, et jeht nit. Dat Settche kriegt mir dat arm Dier (wird melancholisch). Nit Kirch, nit Laden, nit Straß, zweimal die Woch nur der Briefdräger, dann un wann 'ne Camis' (Grenzjäger), sonst keen Mensch. Un kömmt ens einer, da muß mer de Dür noch verschließe, wir sind eso nah an der Jrenz, en halw Stund bis Belligen, wer weiß, ob et nit einer von denen is" — er deutete mit dem Daumen über die Schulter und machte ein verächtliches und zugleich doch verängstigtes Gesicht — „von denen da! Seit die im Venn sin, könne wir nit mieh ruhig schlaafe. Kömmt letzthin 'ne Kerl, stößt de Dür up on saat: ‚Jude Morje!' un ob er en Flasch Bier krieje könnt. Mudderselig allein war dat Settche zu Haus, die kriegt 'ne Schrecke. Herr Schmölder, un de Kerl wollt nit jonn!" Er machte eine Pause und sah erwartungsvoll seinen Herrn an: was würde der nun sagen?!

„Nun — und?" Joseph, der, am Büfett lehnend, alles mit angehört hatte, beugte sich interessiert vor. „Nun?!" War das wirklich so ein armer Teufel von Sträfling gewesen, hatte es einer riskiert, auszurücken, der Grenze zuzueilen durch dick und dünn?!

„Et war ene Torfstecher, ich kam drüber heem", fuhr der Mann fort. „Aber et konnt doch jrad so jut einer von denen sein, so 'ne Räuber und Mörder. Nee, nee, Herr Schmölder—" ganz energisch schüttelte er den Kopf und ließ all seine Schüchternheit fahren — „sucht Euch ne andere. 'N Abend zusammen!" Er setzte seinen zerknüllten Hut auf und trabte aus dem Zimmer.

Heinrich Schmölder öffnete schon den Mund, ihm noch einmal nachzuschreien, aber dann besann er sich: ein Schmölder

bittet doch solch einen dummen Kerl nicht! Wenn der Esel nicht wollte, nahm er sich eben einen anderen Verwalter. Aber selbst für Geld und gute Worte ging keiner so leicht aufs Moor hinauf. „Da haben wir's", sagte er grimmig laut und schlug auf den Tisch, daß der Aschbecher stäubte. „Mußte uns die verdammte Regierung auch ihre Verbrecher so auf die Nas' pflanzen — so 'ne Unverschämtheit! Natürlich, wegen der Nachbarschaft bleibt mir der Zilles nicht. Und verdenken kann ich's ihm nicht mal. Dem Landrat werd' ich aber mal meine Meinung sagen, der soll mir noch kommen mit seiner Kolonisation! Was fang' ich nu an?"

„Heinrich, setz mich doch hin!" sagte Joseph rasch. Es war über ihn gekommen wie eine Erleuchtung.

„Dich?!" Schmölder sah den Vetter an, als habe der gesprochen: Setz mich auf den Mond! „Laß doch die Dummheiten", sagte er unwirsch. „Ich mach' jetzt nit Spaß, ich bin wirklich in Verlegenheit. Janz leerstehen kann ich die Bude nit lassen, und hin jeht mir so leicht keiner!"

„Heinrich, es ist mein Ernst!" Joseph war näher herangetreten und legte ganz entschlossen und kräftig die Hand auf den Tisch. „Setz mich dahin, ich gehe mit Freuden!"

„Ich, du bist ja verrückt!" Heinrich sah Joseph an und lachte dann unbändig. „Wieder janz Joseph! Immer was Neues und dann kein Bestand! Nee, da laß du die Finger von. Die Fangeuse hat's an sich. Schon mein Alter hat seine liebe Not jehabt; und jetzt werden die Leut' ja mit Jewalt raffiniert gemacht — da will sich keiner begraben. Schnee im Winter, zum Ausschaufeln hoch, ewige Stürme — dat braust von der belgischen See her, aus Nordwest, im Winter wie im Sommer fast immer egal. Und im Fruhjahr Wasser im Venn fast bis an 't Haus, da kannste Kahn fahren!" Er lachte noch einmal amüsiert auf, fast vergaß er seinen Ärger darüber. „Du hast jar keine Ahnung, mein Sohn!"

Mit einem geringschätzigen Blick maß er des Vetters schlanke, etwas schwächliche Gestalt. „Bist du überhaupt schon mal oben jewesen auf der Fangeuse? Nee?!" Joseph hatte verneint. „No, dann halt's Maul jefälligst!"

Joseph zuckte zusammen: wie grob Heinrich wieder war! Er fühlte, wie der andere ihn mißachtete, und das tat ihm weh.

„Am liebsten schlüg ich die Barack los mit allem, wat drum und dran ist, die janze Fangeuse. Viel wert ist dat sumpfige Dreckloch doch nit. Wenn nur nit die Jagd dort so jut wär'! Und wer würd's mir auch abkaufen?!"

„Heinrich, ich sage dir noch einmal, ich ziehe hinauf", sagte Joseph bestimmt. Es war ihm plötzlich heilig ernst mit seinem Entschluß, und je mehr der andere ihn höhnte, desto ernsthafter wurde es ihm darum. „Ich fühle mich hier höchst überflüssig. Und ob ich das Gnadenbrot nun da oder dort esse, kann dir doch gleich sein. Mir aber wird es nicht so — so" — er suchte nach einem Ausdruck — „nicht so drückend sein, wenn ich weiß, daß ich doch irgend etwas dafür leiste. So gut wie ein anderer kann ich auch aufpassen oben. Und ich fürchte mich nicht. Heinrich, laß mich doch!" Es war Joseph, als hinge seine Seligkeit davon ab. Die Fangeuse — Fangeuse, die Sumpfige — wie geheimnisvoll das klang! Nein, ihm graute nicht vor Sumpf und Einsamkeit. Ihm würde es eine Erlösung sein, nur Moor und Tannen und segelnde Vennwolken um sich zu sehen — endlich einmal keine Menschen im Alltagskleid! Seine Stimme wurde immer dringender. „Ich bitte dich, versuche es doch mit mir! Ich bitte dich herzlich! Heinrich, du sollst sehen, da halte ich aus, das ist was für mich. Ah" — er atmete tief auf — „endlich das Rechte! Ich liebe die Natur, ich verstehe die Natur, sie beruhigt mich, sie beglückt mich." Er redete sich immer mehr in Begeisterung hinein, sein Gesicht rötete sich. Wie er so im Lampenschein dastand, den Kopf frei gehoben, den Blick wie suchend in die Ferne gerichtet, erschienen seine Züge fein und edel und merkwürdig jung.

„Dat is all' exaltierter Blödsinn," sagte Heinrich Schmölder trocken, „daraus kann nix werden. Du mußt schon wo anders Beglückung und Beruhigung suchen, ich —" er stockte, das plötzlich matt und blaß werdende Gesicht vor ihm ließ ihn seinen Spott aufgeben. Diesmal tat ihm der Joseph ordentlich leid. „Alter Junge, red' dich doch nit in so was rein! Wenn du jern en bißchen raus willst, kannst du ja mit Sophie und der Hedwig diesen Sommer vierzehn Tage nach Ostende reisen. Sie wollen absolut hin, Toiletten sehen. Jeh meinetwegen mit, chaperoniere sie — ich danke, ich bleibe lieber hier. Wat denkst du denn eigentlich, wer sollt' dir denn auf der Fangeuse haushalten? Du mußt doch essen und trinken, und wer soll dir das Bett machen und die Stub' kehren? Dat kannst du doch nit? Und wenn ich komm' zur Jagd, wer soll mir das Bett machen und was zu essen kochen, he? Dat kannst du doch auch nit!"

„Nein, das kann ich nicht." Kleinlaut ließ Joseph den Kopf hängen. „Selbstverständlich müßte ich eine Person haben, eine Magd, die das alles besorgt!"

„Such dir eine!" Heinrich Schmölder lachte schallend auf. „Und wenn du eine hast, dann komm wieder zu mir, dann kannst du auf die Fangeuse ziehen, mir soll't recht sein!"

* *

Bartholomäus Leykuhlen war im Kampfe mit seinen Bauern. Das war wieder einmal eine erregte Gemeinderatssitzung. Sie schrien alle gegen ihn an. Es war, als wären diese ruhigen, gesetzten, nüchternen Leute plötzlich ein Schwarm von Hornissen geworden, die, durch einen Steinwurf aufgescheucht, mit Summen und Brummen über den Feind herfallen.

„Seid Ihr jeck?" sagte gerade der Adams vom Hof am grünen Klee und ließ allen Respekt vorm Herrn Bürgermeister beiseite, „solle mir uns Pötze (Brunnen) untersuche laße, uns jut Wasser?! Uns Aldere, uns Jrußäldere han't daraus jedrunke, on nu soll et up eemol nit tauge? Ich laoßen et mer nit jefalle. Wenn de Kommissiun kömmt, schmeißen ich se eraus!"

„Dat werdet Ihr nicht tun, Baltes", sagte Leykuhlen ernst. „Dat wär ja noch schöner. Wenn die Kommission kömmt, von der Regierung geschickt, werden wir sie höflich empfangen. So gehört sich dat!"

„Höflich, höflich?!" Der reiche Bauer gab sich nicht drein. „Wat kömmt dann eraus derbei? Nix als Kosten und Ärjer. Nit ene Pennig jeb ich für minge Pötz aus, de is noch lang' jut!" Der Zorn und die Angst, vielleicht zu einer Reparatur des Brunnens gezwungen zu werden, raubten ihm seine sonst so kühle Überlegung. „Ihr mit Euren ‚Höflichkeiten'! Ihr solltet lieber nit mit dem Landrat unter einer Decke stechen, Ihr solltet mich mit uns haalde! Dat han mir nu von Eurer Freundschaft mit dem von Mühlenbrink — nix als Verdruß. Verdruß on Unkosten — eso is et!"

Leykuhlen verlor die Fassung noch nicht. „Ihr seid un jerecht", sprach er ganz ruhig. „Der Landrat is mein Freund jar nit — durchaus nit, wenigstens ich bin nit der seine, ich hab ihn nie jesucht — aber ich muß euch die Verordnung bekannt jeben, dat is meine Pflicht. Wat ich derbei denke, tut nix zur Sach'. Ich hab et euch vorjelesen, dat bald nach nächstem Ersten eine Kommission kommen wird, die das Wasser sämtlicher Brunnen im Dorf, auf jedem Jrundstück, einer genauen Inspektion unterzieht. Man befürchtet Typhus. Wir liegen im Venn, et sind eine Menge Truppen auf dem Platze, die Gefahr liegt nah. Sie werden sich ja davon bald überzeusen, dat unser Wasser reines Quellwasser ist. Laßt sie doch ruhig nachkucken, wat schadt' euch dat?!"

„Nee, nee, nee!" Der Baltes schlug sich auf die Knie, daß der Staub aus dem dicken Buckskin flog. „Ich jeb et nit zu. Auf meine Hof kömmt mir keen Spürnas'! Dat se mir in meine Mist erumstochere on noch am End' sage, de Jauch' läuft in meine Pötz'! Dat es immer eso jewesen, de Brunnen un de Mist — en Meil' kann doch nit derzwischen sin!"

„Dat schadt ooch jar nix", bekräftigte ein anderer. Es war der Nachbar des Balthasar Adams, der Bettes Zum städtchen, auch ein vermöglicher Mann mit stattlicher Hecke;

es trennte den Baltes und den Bettes nur das erbärmliche Anwesen des Webers Huesgen.

Die beiden Nachbarn wechselten Blicke. „Wat maache mir dann, Herr Burjermeester," sagte der Bettes schlau, „wenn se nu sagen, dat Wasser taugt nit? Trinken muß doch der Mensch, he jebrucht doch dat Wasser!" Er zwinkerte den Adams auffordernd an, ihm zuzustimmen. „Da hätt' Ihr eben die Kirch nit baue solle, die feine Kirch! Da hätte mir jetzt en Wasserleitung, wie de Hähr Landrat sagt, on keine Typhusjefahr!"

Ein Murmeln der Zustimmung ließ sich vernehmen. Die zwölf Gemeindeältesten, die seinerzeit nichts anderes gewußt hatten, als eine Kirche zu bauen, die mit ihrem Bürgermeister so einverstanden gewesen waren wie eine Familie mit ihrem Haupt, waren nun anderer Meinung. Nun es an den eigenen Hals ging, machten sie Vorwürfe. Da war auch nicht einer, der seinem Brunnen ganz traute, die Mauerung war schon so alt, die Erde gelockert, wer weiß, ob nicht doch was durchsickerte!

„Ruhe!" donnerte Leykuhlen; nun wurde er zornig. „War't ihr selber denn nit für den Kirchenbau — ja oder nein?"

„Jo, dat waren mir schon, Hähr Burjermeester, äwer Ihr hatt' et doch vorjeschlagen, Ihr seid de Hauptschuld dadran. Uns alde Kirch wär' noch net zo klein jewesen, äwer Ihr un de Hähr Pastor, de Kirchenvorstand, Ihr habt uns die jroße auf den Hals jeredt. Nu sitze mir drin, nu hammer Schulden, Jott weiß wie viel!"

„Sie sind nit so jroß!" Leykuhlen biß sich auf die Lippen, er schaute vor sich nieder, das Herz schlug ihm hart. Ganz so unrecht hatten die Bauern nicht: wenn der Kirchenbau nicht gewesen wäre, die Gemeinde stände ohne Schulden da. Nun aber —?! Das Geld von dem Schießplatz hatten sie freilich noch, aber das war angelegt, auf Zinsen geliehen, es ging nicht so leicht an, es wieder flüssig zu machen.

„Ihr hatt' vill zu jroß jebaut", sagte der Zumstädtchen vorwurfsvoll, und die anderen nickten Beifall. „Uns Jeld, uns schön Jeld, alles verpulvert!"

„Nit verpulvert, jut angelegt, am besten!" Leykuhlen fuhr auf. Die Freude, die er damals empfunden hatte, eine hohe und heilige Freude, als ganz Heckenbroich geschmückt und bekränzt gewesen, als Hunderte aus Dörfern und Höfen herbeigeströmt waren, das Fest der Einweihung mitzufeiern, diese Freude ließ er sich auch heute noch nicht verkümmern. Die Geistlichen des Orts, die Geistlichen der Nachbargemeinden, der Bischof selbst vor dem neuen Altar. Es war der stolzeste Tag von Heckenbroich gewesen. Mochten die Kurzsichtigen doch schwatzen, was sie wollten! War ihnen nicht das Geld, das viele Geld für den Schießplatz wie vom Himmel in den Schoß gefallen? Ödland war das meiste gewesen, gar nichts wert, sie aber hatten Geld, schweres Geld dafür bekommen. War es nun nicht recht und billig, dem Himmel dafür einen Dank zu entrichten? Die Kollekte für den längst geplanten Kirchenbau war wieder einmal rundum gegangen, und siehe da, unerwartet, fast unbegreiflich groß waren die Spenden gewesen. Man hatte angefangen zu bauen in Gottes Namen, im Vertrauen auf seine weitere Hilfe. Und er würde nun auch von den Schulden abhelfen!

Leykuhlen richtete sich kräftig auf, in seiner ganzen stattlichen Mannhaftigkeit. Und jetzt sollten die Quengler und Quereler schweigen! Mit der ganzen Wucht seiner Stimme donnerte er in die Versammlung, die niedrige Stube war zu eng für den starken Klang: „Wat jeschehen is, is jeschehen, et is nix dran zu ändern, un et is jut so. Die Kirche steht, Jott sei Dank! Wenn unsere Leiber als lang' zu Staub zerfallen sind, wird sie noch stehen. Die überdauert uns all. Die wird aber auch Zeugnis jeben, daß selbst in einer armen Eifeljemeinde, oben im Venn, Menschen lebten, die ihre kleinlichen Sonderinteressen unterzuordnen verstanden dem jroßen Wohl!"

Er ließ seine blauen Augen scharf blickend und feurig von Mann zu Mann blitzen. Mochten sie nun nach Hause gehen und sich das bedenken! „Für heut sind wir fertig. Ich erkläre die Sitzung für aufgehoben!" Er schlug den blauen Aktendeckel zu, darein er die Verordnung der Regierung verwahrt hatte, und ging zur Tür. „Adjüs zusammen!"

Ein undeutliches Brummen nur sagte ihm „Adieu"; sie waren alle wie vor den Kopf geschlagen, teils verdutzt, teils empört. Er kehrte sich nicht daran. Im frohen Gefühl eines Siegers ging er über die Straße. Was scherte es ihn, daß sie brummten? Sie würden schon wieder gut werden!

Über der Kirche stand ein goldener Stern, mit Wohlgefallen sah er hinüber; es war schon spät abends, der Stern leuchtete hell, mit sicherem Licht, wie eine Verheißung. Eine große Ruhe kam in des Mannes Seele, der ganze Ärger ließ ihn jetzt kühl. Was man für das Beste erkannt und getan hat, muß man niemals bereuen. Wenn eine Wasserleitung wirklich so nötig täte, wie der Landrat behauptete und auch der Kreisphysikus, dann konnte die später immer noch gebaut werden, wenn die Gemeinde dazu in der Lage war; jetzt hieß es sparen, erst die Schulden abtragen! Schade, daß die Kirche noch keine Uhr hatte. Er sah wieder hin. Der Platz dafür war schon vorgesehen, aber traurig und häßlich, wie eine Augenhöhle ohne Auge, blickte jetzt noch die leere Rundung aufs Dorf herab.

Als Leykuhlen hinter seine Hecke trat, sah er Lampenschein drinnen in der Stube. War Mariechen denn noch auf, trotzdem es bald Mitternacht war?

Er wollte die Tür aufdrücken und war erstaunt, sie verschlossen zu finden. Warum das? Aha, seit die Sträflinge oben im Venn waren, war es Mode geworden, im Dorfe die Türen zur Nacht zu verriegeln, selbst Mariechen tat das.

Er rappelte mit dem Klopfer. Da kam sie und machte ihm auf. Sie war völlig angekleidet, hatte noch bei der Arbeit gesessen; um den Hals hing ihr die seidene Glanzgarnsträhne, ihre Augen waren leicht gerötet vom angestrengten Sehen, aber sie blickten doch nicht müde, ein Glanz war in ihnen.

„Als wieder an der Altardeck'?" sagte er. Es lag kein Vorwurf in seiner Frage, im Gegenteil, eine heimliche Freude.

Sie war hastig und rot, die ruhig kühle Frau, von einer fast bräutlichen Wärme.

Was war ihr denn nur? Er hatte ihr einen derben Kuß auf beide Wangen gegeben.

„Du kömmst jo so spät!" sagte sie, und er glaubte zu fühlen, daß sie vor Ungeduld bebte.

„Ja, et hatt' lang' jedauert, wir haben uns tüchtig erumjezankt," er lachte heiter, „aber ich bin ihrer doch Meister jeworden!"

Zu anderer Zeit hätte sie ihn gefragt, was für einen Streit es denn in der Sitzung gegeben habe — Leykuhlen hatte sich durch Jahre daran gewöhnt, mit seiner Frau zu besprechen, was eigentlich über den Weiberhorizont ging — aber heute zeigte sie kein Interesse für das, was im Gemeinderat verhandelt worden war.

„Bärtes," sagte sie und drückte sich fester an ihn, „ich han dir wat zu verzähle!"

„So?" Er hatte noch keine Neugier.

„Komm in die Stub!" Sie zog ihn hinein, wo im Scheine der beschirmten Lampe die Altardecke halb fertig auf dem Tische lag, weiß und rein wie Blütenschnee. Er setzte sich in das Kanapee, sie nahm die Arbeit wieder auf und zog lange Fäden, aber nur für Minuten, dann sanken ihr die Hände in den Schoß.

„Ich kann nit mieh," flüsterte sie, „et läuft mir alles rund. Bärtes, wat sagste nu?" Sie ergriff seine Hand und sah ihn an mit ein wenig unsicheren und doch strahlenden Blicken. „Die Huesgen-Annelies hat eine Jeist jesehen!"

„Eine Jeist?" Was redete doch Mariechen für dummes Zeug!

„Eine Jeist is nit richtig", verbesserte sie sich rasch. „Et sagt, et hat en Erscheinung jehatt — och, ich muß et dir verzähle!" Sie war so aufgeregt, daß ihre Stimme zitterte; ein fliegendes Rot bedeckte ihre Wangen. Die Frau war heute eine andere schier.

Wenn es auch kaum zu glauben war und sie anfänglich auch ein wenig hatte lächeln wollen, als die Annelies gelaufen gekommen war — sie unterbrach sich — war das denn nicht schon ein Wunder, daß die schwache Frau, die heute schon bis nach der Ley gewesen war, daß die leichten Füßes noch bis hierher laufen konnte durchs ganze Dorf?! „Och, Bärtes," Mariechen faltete die Hände, in einem heiligen Schauer bewegten sich ihre Lippen, „et sagt, et wär eine Dam' gewesen, eso fein wie

Vor dem Austriebe.

Gemälde von Otto Gebler.

aus 'm Himmel! Un so freundlich hat sie zum Annelies jesprochen, wie dat nit weit von der Marienley — weißte da, wo die Tannen so dick stehen — auf enem Stein saß un am Weinen war. Et war so müd. Et wollt selber de Bittjang tun, eine Kranz aufhängen vor der Maria im Stein, den die Kinder jeflochten hatten aus lauter Maiblumen. Aber et konnt nit bis hin kommen, et war sterbensmüd. Da hat die Dam' zu ihm jesagt, et soll nit eso kreischen, wat et denn eijentlich drückt, et soll sich aussprechen. Dat Annelies sagt, et hätt' reden jekonnt wie nie zuvor, und dat wäre ihm jewesen wie en Erlösung, wie en jroße Erlösung. Du weißt et doch, Bärtes, die Leut klagen sonst nit!"

„Dat soll wohl sein!" Der Bürgermeister nickte.

Mit glühenden Wangen fuhr die Frau fort zu reden: „Et sagt, un je mehr et der feinen Dam' erzählt hätt, desto leichter wär ihm um't Herz jeworden. Et hat ihr alles jesagt, wie arm sie sind — nur en einzig Kuh, die jetzt dazu noch so wenig Milch jibt, un eso viel Kinder, un alles wär so teuer, un bloß ein Verdienst. Aber dat wär ja all so schlimm nit, wenn — dat Annelies sagt, et hat sich dabei so recht satt jeweint — wenn et nur selber wieder zu Kräften kommen könnt, et wär eso schwach, och, so sehr schwach! Da hat die Dam' jesagt: ‚Betet Ihr auch recht andächtig?' Un hat eine Rosekranz aus der Tasch jezogen — eine einfache Rosekranz mit 'm Kreuzche dran — un en Bildche: ‚Heiligste wundertätigste Mutter Gottes von Lourdes!' un hat der Annelies dat jeschenkt un jesagt: ‚Betet nur mit Euren Kindern alle Abend den Rosenkranz zur Heiligsten wundertätigsten Mutter Gottes von Lourdes, dann wird Euch geholfen!' Dat Annelies saat, et hat jleich jefühlt, et war en Wunder. Et hat sich bekreuzt, un wie et dat Bildche jeküßt hat, da is et so froh jeworde, eso froh, un hat auf einmal Kraft jespürt in allen Jliedern. Ich hab' selber dat Bildche jesehen, Bärtes — klein nur, so für in 't Jebetbuch zu lejen — aber ich hab der Huesgen versprochen, ich will et ihr unter Jlas in en Rähmche machen lassen für über ihr Bett — nit wahr, Bärtes?" Erregt stand sie vor ihm, vom raschen Erzählen ganz atemlos.

„Es wird eine jewesen sein, die auffordern wollte, für nach Lourdes zu pilgern", sagte er. „Um diese Zeit reisen wohl welche durchs Land, überall herum, um Lust zu machen für die Wallfahrt dahin."

„Nee, och nee!" Sie schüttelte energisch verneinend den Kopf. „Wat redst du doch, Bärtes, dat jlaubst du doch selbst nit! So jemand war dat nit!" Ihre Stimme wurde leiser, sie raunte geheimnisvoll: „Nee, Bärtes, dat muß jemand janz anderes jewesen sein. Als sie vom Annelies nu fortjehen wollt', fiel der plötzlich ein: Jesus, uns Dores! Und sie kriegt die Dam' noch hinten am Kleid zu packen und schreit hinter ihr her: ‚Uns Doresche, och, uns Doresche! De hat eso vill de Krämpf, de kann nit nach Scholl jehn, de is wie 'n janz klein Kind, un dat is dat schlimmste!' Da dreht sich die Dam' noch einmal erum — freundlich gelächelt hätt' se, sagt et Annelies — un spricht: ‚Warum geht Ihr denn nicht nach Echternach springen?' Un eh sich det Annelies dat noch bedenkt, is se auch schon fort un nit mich zu sehen!"

„Hm!" Der Mann blickte ernsthaft; von Zweifel war nichts auf seinem Gesicht zu sehen, wohl aber von Rührung. Wer weiß, was die Huesgen sich zurechtphantasiert hatte — aber selig war das Weib doch in seinem Glauben, das war gewiß! Er nickte seiner Frau zu.

Sie nickte ihm wieder zu, ein Glanz heiterer Freudigkeit verschönte ihr Gesicht. „Un denk ens an, Bärtes, als dat Annelies noch hier bei mir is — et konnt sich ja jar nit jenug tun mit Erzählen — da kömmt de Herr Schmölder, de Joseph. Er kömmt in de Tür erein un frägt nach dir, er wollt' dich was fragen, er hatt' doch sicher jehofft, dich diesen Abend an zutreffen. Ich bot ihm 'ne Stuhl an. Ich konnt nit jut anders — mer war doch zu voll dervon — ich erzählt ihm wat von dem Annelies seiner Jeschicht. Siehste, Bärtes —" sie triumphierte laut lachend vor Glück — „un dat war nu schon was von der Hülf, die der Huesgen versprochen wurd — kaum sieht er die an — se sieht ja noch sehr erbärmlich aus — da zieht er auch schon sein Portemonnaie aus der Tasch und schüttet ihr alles, wat er drin hatt, in den Schoß. Einen Taler un Jroschens, ja, zusammen jewiß an die zehn Mark, un noch en Joldstück extra! Et Annelies traut seine Augen nit, et war wie verstört. Er klopft ihr äwer auf de Schulter und sagt: ‚Nun gehen Sie, liebe Frau, tun Sie sich und den Kindern was an dafür!' Bärtes, ich jlaub, ich hab ihm auch kaum ‚Danke' jesagt ich war wie dat Annelies janz verstört. Och, dat is doch 'ne jute Mann!"

„Ja, dat soll wohl sein," sagte Leykuhlen, „'ne jute Mensch, sehr jut — aber —" er seufzte in einem gewissen Mitleid. „Äwer nu komm, Mariechen, laß uns jetzt nach oben jehn. Ich werd heut nacht jut schlafen."

„Ich will auch beten für ihn", sagte die Frau.

Sie stiegen zur Giebelstube hinauf, in der die Betten unter dem Kruzifix an der Wand standen. Das Fensterchen war offen, die ganze Kammer war hell von blinkender Sauberkeit und von Mondenschein. Er konnte nicht widerstehen, ehe er das Fenster schloß, lehnte er sich hinaus und guckte hinüber zur Kirche.

Die ragte mit ihrem mächtigen Turme wie ein Wahrzeichen des Dorfes weit in die Gegend hinein. Wo man auch stand, ob auf der Höhe, ob im Grund, überall sah man sie.

Ein Gefühl der Glückseligkeit durchdrang den Mann. In Tagen, in Wochen, im ganzen Leben war oft so viel Ärger, oft so viel Verdruß, aber ein Abend wie dieser, der machte alles wieder gut! Er rief seine Frau neben sich und schaute Schulter an Schulter mit ihr hinauf in den hellen Himmel der Mainacht. Mariechen konnte es doch nicht lassen, sie mußte noch einmal von dem Ereignis anfangen. „Wie et dem Annelies nu wohl zumut sein mag?"

„Haste ihr jesagt, sie soll nit so viel davon trätschen?"

„Nee, dat hab ich nit! Warum soll se denn nit dervon erzählen? Wer jut is, freut sich doch drüber. Laß die bösen Leut nur sagen: et is nit wahr — aber, Jott sei Dank, so haben wir keine hier im Dorf!"

Er nickte zustimmend: da hatte sie recht. Im Dorf würde man die Wundermär aufnehmen, so wie sie erzählt ward, mit frommer Andacht. Nur draußen gab's Zweifler und Spötter!

„Die jeht nu sicher nach Echternach", sagte leise Mariechen. Eine Sehnsucht durchzog ihr Herz. War sie nicht auch wallfahrten gewesen, damals, als sie noch hoffte?! Da hatte sie fast Jahr um Jahr die Prozession mitgemacht, nach Heimbach und nach Mariawald, dem Trappistenkloster im Kermeter. Wie die anderen, jeder in seiner besonderen Angelegenheit, war auch sie gegangen durch den Staub der Pilgerstraße, hügelauf, hügelab, laut im Chor und noch inbrünstiger heimlich bei sich betend. Ihre Bitte hatte nicht die Gewährung gefunden; die Heiligen allein wußten, warum sie ihr Geschenk gleich wieder fortgenommen hatten. Aber Mariawald kam ja auch längst nicht an gegen Echternach. Was für Frankreich Lourdes, das war für die Deutschen Echternach. Aus hiesiger Gegend war schon mancher dort gewesen und hatte die große Entfernung ins Luxemburgische nicht gescheut. Jetzt gingen auch Pilgerzüge dorthin, man brauchte den weiten Weg nicht mehr zu Fuß zu machen wie früher. Ach ja — die in die Mondnacht Hinausträumende seufzte auf einmal tief auf — die Mutter würde ihr Doreschen zu Echternach schon gesund kriegen, das Kind, das, weil es ein unglückliches war, ihr am meisten am Herzen lag!

Bürgermeister und Bürgermeisterin blieben stumm. Als ob er die Gedanken, die die Seele seiner Frau bewegten, heute wie damals in erster Ehezeit, geahnt hätte, legte er den Arm fest um ihre Schultern und zog sie näher zu sich heran.

Es war ein heiliges Schweigen in der Mondnacht. Stiller konnte kein Dorf sein und stiller auch keine Menschen. Traumhaft wob das Mondlicht um Hecken und Giebel; wo ein Stückchen weiße Hauswand hervorlugte, glänzte sie, und die breite Dorfstraße blinkte wie Schnee. Alle Fenster waren

dunkel, alle Leute lagen und schliefen. Die Sonnabendnacht kündigte den Sonntag an, eine Sabbatruh auf Höhen und Tiefen. Ein andächtiger Frieden über Häusern und Hecken. Wächtern gleich standen die Hainbuchen, heute nicht zerzaust und zerschüttelt und die schlanken Stämme gebeugt unterm sausenden Sennwind, es war eine windstille Nacht. Kein lauter Atem. Wie Säulen aus Marmor ragten die schlanken Schäfte der Bäume, ihre Schöpfe hingen ruhig herab wie sanftgeglättetes Haar. Um das große Missionskreuz standen, weiß beschienen, friedlich die Kreuze des Kirchhofs; dort schliefen die Toten des Dorfes in ihren geweihten Gräbern ruhig dem Jüngsten Gericht entgegen. Hier war der Tod wie ein Schlaf, der Kirchhof nur eine Beruhigung mehr im stillen Dorfe.

Plötzlich schreckten Mann und Frau zusammen, ein Lärmen kam die Straße herauf, ein Rasseln und Rollen, ein Poltern und Trappeln, das doppelt laut wirkte in der todstillen Nacht. Von der Chaussee her jagte ein Wagen. Nun kam's übers Pflaster mit Geknall und Gejohle. Zwei auf dem Bock, die Kutsche gerappelt voll, so voll, daß noch je einer quer lag und die Beine zum Wagenschlag hinaushängte.

So fest schliefen die Bauern von Heckenbroich denn doch nicht, daß sie das nicht gehört hätten. Überall, wo die Kutsche vorbeirasselte, fuhr rasch ein Kopf aus dem Fenster. Das waren die Offiziere! Von der Stadt herauf kamen sie.

Wie wachsame Augen brannten die Laternen rechts und links vom Bocke des Wagens; die drinnen saßen, konnten selbst nichts mehr sehen; auch der Soldat, der kutschierte, war nicht sicher mehr, die Wirtin vom „Weißen Schwan" hatte ein Herz auch für die Burschen. Während die Herren im Speisesaal tranken, wurde der Kutscher in die Küche gelassen.

Leykuhlen schlug sein Fenster zu. So lange würde das noch gehen, bis sie einmal gehörig umwarfen oder sich festfuhren im Sumpf! Wenn sie doch wenigstens stille wären, das war ja ein wüstes Gegröhle! (Fortsetzung folgt.)

Aus der Hexenküche der Elektrizität.

Plauderei von Hans Dominik.

Was immer die Alchimisten und Goldmacher während der Jahrhunderte des Mittelalters in ihren lateinischen Küchen gebraut und gesotten hatten, das erschien unbedeutend und belanglos, sowie der galvanische Strom seinen Einzug in das chemische Laboratorium hielt. Die alten Goldmacher hatten gemischt und gemengt, hatten destilliert und extrahiert, das blanke Edelmetall aber, nach dem sie so eifrig suchten, war nie aus dem Schmelztiegel gekommen. Nun hielt der galvanische Strom, die Elektrizität ihren Einzug in die Chemie unter den geschickten Händen des englischen Physikers Humphry Davy. Seit 1802 untersuchte Davy als erster das Verhalten verschiedener Erden unter dem Einfluße des elektrischen Stromes. Alle jene Mineralien, die der bisherigen Chemie als einfache Körper galten, und mit denen sie nichts Rechtes anzufangen wußte, also das Natron, das Kali, der Kalk und eine große Reihe anderer, wie Baryt, Strontian und so weiter, wurden der Einwirkung des Stromes aus einer sehr kräftigen Batterie unterworfen. Und nun vollzog sich ein Wunder. Wie das Aschenbrödel im Märchen, so warfen alle diese unscheinbaren Stoffe den schlichten, grauen Mantel ab, in den der böse Zauberer Sauerstoff sie gezwängt hatte, und eine Reihe neuer silberglänzender oder goldig schimmernder Metalle entstieg dem elektrischen Bad. Aus dem Natron gewann Davy im Jahre 1807 das Natriummetall. Das gleiche Jahr brachte die Gewinnung des Kaliummetalles aus dem Kali. Im Jahre 1808 mußte eine noch größere Anzahl sogenannter Erden dran glauben. Aus dem Kalk wurde das Kalzium, aus dem Baryt oder Schwerspat das Barium, aus dem Strontian das Strontium, aus dem Borax das Bor usw. hergestellt. Die chemische Anschauung gewann dadurch ein ganz anderes Gesicht. Man wußte jetzt, daß alle erdartigen Körper als Sauerstoffverbindungen irgendeines Metalles aufzufassen waren, wenn auch vorläufig die Metalle selbst nur wissenschaftliches Interesse beanspruchen konnten. Der elektrische Strom hatte sich als das allermächtigste chemische Trennungsmittel erwiesen, als ein stärkeres Scheidemittel als alle bisher bekannten Säuren und Scheidewässer.

Was Davy so glücklich begonnen hatte, das wurde von seinen Nachfolgern getreulich weitergeführt. Heute kennen wir die Metalle eines jeden Minerals, und dafür enthält die Liste unserer chemischen Elemente eine Fülle von Metallen, die der gewöhnliche Sterbliche nie zu Gesicht bekommt, obwohl er ihre Sauerstoffverbindungen, ihre Erden, tagtäglich um sich hat. Wer denkt z. B., wenn er einen Blick auf die Wände seines Zimmers wirft, daran, daß die Mauersteine dieser Wände in der Hauptsache aus dem silbergrauen Aluminiummetall in Verbindung mit Sauerstoff bestehen, daß die Kalkfugen gewaltige Mengen des silberweißen Kalziummetalles enthalten, daß in den Farben der Tapete, die diese Wand bedeckt, die Metalle Kadmium, Chrom, Blei und Zink enthalten sind, obwohl doch alles zusammen so gar nicht metallisch aussieht?

Doch die Elektrizität kann nicht nur scheiden, sie kann auch verbinden, und damit kommen wir zu einem zweiten Teil der Elektrochemie und müssen uns mit dem elektrischen Ofen bekannt machen. Davy und seine ersten Nachfolger hatten vornehmlich mit galvanischen Bädern gearbeitet. Sie lösten die Erden auf und zersetzten die kalte und nasse Lösung durch den Strom. In späteren Jahrzehnten brachte man die zu untersuchenden Stoffe in einen sehr feuerfesten Behälter, schmolz sie zunächst durch die Stromwärme und zersetzte dann das weißglühende, flüssige Bad. So wird noch heute das Aluminium aus der Tonerde gleichzeitig erschmolzen und geschieden. Nun aber zeigte sich noch etwas anderes. In der ungeheuren Glut des elektrischen Ofens bei 3000 und mehr Grad Wärme konnte die Elektrizität nicht nur trennend wirken. Es traten vielmehr ganz neue Reaktionen und Verbindungsweisen ein. Es zeigte sich, daß die Wahlverwandtschaft der verschiedenen Stoffe bei verschiedenen Temperaturen ganz verschieden ist. Nehmen wir einmal den Sauerstoff, der ja in unserer Luft enthalten ist, die Kohle und irgendein Metall, z. B. das Kalzium oder Eisen. Bei der gewöhnlichen Lufttemperatur ist die Verwandtschaft zwischen Sauerstoff und Metall am größten. Das Metall rostet, oxydiert, während die Kohle Jahre hindurch unverändert bleibt. Bei Rotglut lieben sich Kohle und Sauerstoff besonders innig, die Kohle verbrennt in wenigen Minuten zu Kohlensäure, während das Metall nur langsam angegriffen wird. Bei der Temperatur des elektrischen Ofens endlich führt die wechselnde Wahlverwandtschaft die Kohle in die Arme des Metalles, z. B. des Kalziums, und es entsteht eine Metallkohlenstoffverbindung, ein Metallkarbid, in diesem Falle Kalziumkarbid, während der Sauerstoff als überflüssiger Dritter in Gestalt von Kohlenoxyd abziehen muß.

Diese Vorgänge gaben der Geologie wertvolle Anregungen. Zweifellos ist ja auch unsere Erdkruste einmal durch das Stadium der 3000 Grad geschritten, und es müssen sich daher in größerer Erdtiefe gewaltige Metallkarbidlager befinden, Lager, die für kommende Jahrtausende dem Menschengeschlecht vielleicht unvergleichlich größere Energiespeicher sein werden als heute die Steinkohlenlager.

Diese Karbidlager der Erdrinde wurden naß, als die ersten Regengüsse sie trafen, und bis in große Tiefen hinein sind diese Karbide jedenfalls in einer späteren Erdperiode zersetzt worden. In größerer Tiefe geht diese Zersetzung noch lang-

sam weiter, und höchstwahrscheinlich werden die Gasquellen von Baku und Pennsylvanien aus solcher Karbidzersetzung gespeist, höchstwahrscheinlich auch ist unser Petroleum in der Hauptsache ein Zersetzungsprodukt irgendwelcher Metallkarbide.

An das Kalziumkarbid hat sich in den letzten Jahren eine ganz neue Industrie angeschlossen, die Nutzbarmachung des Luftstickstoffes. Der Stickstoff ist chemisch überaus träge, und auf magerem Boden können die Pflanzen an Stickstoffhunger zugrunde gehen, obwohl die Luft, die sie umweht, zu vier Fünfteln aus reinem Stickstoff besteht. Der Pflanzenkörper kann eben den Stickstoff nur aufnehmen und verdauen, wenn er in Form von Ammoniak oder Salpetersäure bereits irgendwie chemisch gebunden ist, ebenso wie der menschliche Körper von reiner Kohle und reinem Wasser nicht leben kann, während die Verbindungen von Kohle und Wasser, Zucker und Stärke, wertvolle Nahrungsmittel für ihn sind. Zunächst schien nur der elektrische Funke stark genug zu sein, um den trägen Stickstoff an Sauerstoff und Wasser zu binden und Salpetersäure herzustellen. Es wurden an den Niagarafällen chemische Werke errichtet, woselbst in einzelnen Trommeln hunderttausend kräftige Funken in der Sekunde überschlugen und den Stickstoff der Luft zu Stickoxyd bzw. Salpetersäure verbrannten. So interessant diese Einrichtungen waren, so vermochten sie doch keineswegs dem natürlichen Stickstoffdünger, dem Chilisalpeter, wirtschaftlich Konkurrenz zu machen. Nach wie vor zahlte die deutsche Landwirtschaft etwa 80 Millionen Mark jährlich für Chilisalpeter an das Ausland.

Das Heil kam auch hier erst von einem andern Erzeugnis des elektrischen Ofens, vom Kalziumkarbid. Der Chemiker Professor Frank entdeckte zuerst, daß das pulverisierte und rotglühende Kalziumkarbid auf allerlei Gase wie ein gewaltiger Schwamm und ein chemisch höchst regsamer Körper wirkt. Der Stickstoff, sonst so schwerfällig und unbeweglich, wandert sofort in das Kalziumkarbid ein und bildet mit ihm einen neuen, in seiner chemischen Zusammensetzung zuerst von Dr. Rothe richtig erkannten Stoff, das Kalziumcyanamid, kurzweg Kalkstickstoff genannt. Damit aber ist ein äußerst wertvolles und preiswertes, billiges Düngemittel gewonnen, denn unter dem Einfluß von Wasser zerfällt der Kalkstickstoff wieder in Kalk und in Ammoniakverbindungen, beides für den Ackerboden nützliche und die Vegetation fördernde Stoffe. Bereits jetzt sind an den Wasserkräften der skandinavischen und italienischen Alpen mit deutschem Gelde gewaltige Fabriken errichtet worden, die den Kalkstickstoff in großen Mengen nach einem Verfahren der Cyanidgesellschaft herstellen, das unter der technischen Leitung der bekannten Firma Siemens & Halske und deren Oberingenieur Dr. Gg. Erlwein für den Großbetrieb ausgebildet worden ist. Das Kalziumkarbid wird dabei zuerst in üblicher Weise durch Zusammenschmelzen von Koks und Kalk im elektrischen Ofen gewonnen und dann in besonderem Verfahren in Form eines feinkörnigen Pulvers bei Rotglut mit Stickstoff zu Kalkstickstoff verbunden.

Auf andere Gase wirkt das glühende Kalziumkarbid ähnlich. So hat der bereits erwähnte Professor Frank vor einigen Wochen ein neues Verfahren zur billigen Herstellung von technisch reinem Wasserstoff herausgebracht, das wohl berufen erscheint, auf vielen Gebieten umwälzend zu wirken. Durch eine starke Schicht hellrotglühenden Kokses wird Wasserdampf geblasen. Es entsteht das bekannte Wassergas, ein Gemenge von Wasserstoff, Kohlenoxydgas und kleinen Mengen Stickstoff. Dieses Gas passiert das rotglühende Kalziumkarbid, und bis auf den Wasserstoff werden alle Gase gebunden. Es entsteht dabei etwas Kalkstickstoff, während das Kohlenoxyd unter Bildung von Ätzkalk und Kohlenstoff in graphitischer, technisch faßbarer Form gespalten wird.

Richten wir unsere Blicke vom elektrischen Ofen wiederum auf vergangene Jahrhunderttausende zurück. Große Schichten unserer Erdoberfläche mögen aus hellrotglühendem Karbid bestanden haben. Das umspülte die damalige Atmosphäre, zum größten Teil aus Stickstoff, zum anderen Teil aus Kohlenwasserstoff bestehend, wie wir sie heute noch in der Hülle anderer rotglühender Sterne und der Kometen in Menge finden. Der gleiche Prozeß muß sich abgespielt haben wie heute in den Öfen der Kalkstickstoffwerke und Wasserstoffanlagen, und als nach vielen Millionen Jahren der erste Regen auf diese Stellen fiel, da gab es nicht mehr reinen Kalkschlamm und irgendein Kohlenwasserstoffgas, sondern Kalk und Ammoniakwasser und fein verteilten Graphit- und Kohlenstaub, kurz, alle Vorbedingungen für organisches vegetatives Leben waren gegeben. Auch hier ist der elektrische Ofen wieder, wie es scheint, das Spiegelbild vorgeschichtlicher irdischer Vorgänge.

Lassen wir den knatternden Funken durch die Luft schlagen, so gibt es Salpetersäure, und der Stickstoff wird eingefangen. Bringen wir dagegen die beiden Hochspannungspole an zwei Metallplatten, stellen diese einander gegenüber und isolieren sie noch durch zwei Glasplatten voneinander, so kann der Funke nicht mehr überschlagen. Ihren Weg sucht sich die Elektrizität aber trotzdem. In geheimnisvollem blauen Glimmlichte schimmern die Glasplatten, und der Strommesser verrät, daß beträchtliche Energiemengen sich auf dem Wege dieser stillen blauen Entladungen ausgleichen. Dabei aber muß diesmal der Sauerstoff dran glauben. Er wird zu beträchtlichem Teil ozonisiert, d. h. in aktiven Sauerstoff verwandelt. Während bisher das kleinste physikalische Sauerstoffteilchen, das Molekül, aus zwei Sauerstoffatomen bestand, sind jetzt deren drei verkuppelt. Das dritte fühlt sich bei dieser Gruppierung aber nicht wohl, es möchte bei der ersten Gelegenheit wieder ausbrechen, und so ist denn der ozonisierte Sauerstoff ein sehr energischer Geselle, der seinen Kraftüberschuß gern an allerlei anderen Dingen ausläßt. Das haben zuerst die bösen Bakterien erfahren müssen. Die elektrische Trinkwasserreinigung durch Ozon hat heute bereits, wie die Ozonwasserwerke Paderborn und Wiesbaden zeigen, erhebliche Bedeutung gewonnen. Das zu reinigende Wasser rieselt in einem Rieselturm nach unten, während die frisch aus dem elektrischen Ozonapparat kommende Luft nach oben streicht. Wasser, das vor der Ozonisierung im Kubikzentimeter 600000 Bakterien enthielt, hatte nach dem Passieren des Turms kaum noch zwei bis drei.

Das Ozon tut aber auch an anderer Stelle mancherlei Dinge, die ans Wunderbare grenzen. Das Isoengenol, der Hauptbestandteil des Nelkenöls, verwandelt sich bei einer Ozonbehandlung in einen ganz anderen und sehr viel wertvolleren Stoff, nämlich in Vanillin, den Hauptbestandteil der Vanille. Das Terpentinöl wird ebenfalls veredelt, es ergibt reinen echten Kampfer. Auch zur Beseitigung von schlechten Gerüchen hat es sich in der Ventilationstechnik sehr gut bewährt. Hier ist die Liste der Umwandlungen noch bei weitem nicht abgeschlossen, und namentlich auf dem Gebiete der Duftstoffe bringt jeder Tag beinahe neue Überraschungen.

Indes, die Elektrizität kocht sich ihre Suppen nicht nur aus Kalk und Kohle, aus Nelkenöl und Terpentin. Auch Stahl und Eisen schmilzt und verbraut sie und nimmt in der Metallurgie von Jahr zu Jahr eine bedeutendere Stellung ein. Beinahe alles Kupfer, das wir heute in Gebrauch nehmen, wurde im elektrischen Bade gereinigt. Molekül um Molekül des roten Metalles schleppte der Strom durch das Bad und lud es an einer Stelle zur massiven Kupferplatte ab, während alle Verunreinigungen zu Boden sanken. Beinahe jeder Stoff, jedes Metall wird im elektrochemischen Laboratorium untersucht und auf seine Verwendbarkeit für irgendwelche Aktionen und Reaktionen geprüft, und so viel auch bereits des Erstaunlichen und Überraschenden entdeckt wurde, so wenig läßt sich doch heute bereits die zukünftige Entwicklung überblicken. Vielleicht ist alles dies nur ein Vorspiel. Vielleicht bringen kommende Jahrzehnte und Jahrhunderte auf dem Gebiete der künstlichen Lebensmitteldarstellung erst noch die größten Verdienste des elektrischen Stromes!

Kleidertollheiten.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Im Menschen liegt wie in anderen Lebewesen der Drang, sich auszuzeichnen, andere zu überbieten, ihnen mindestens nicht nachzustehen. Aus der Zusammenwirkung solcher Bestrebungen der Persönlichkeit entsteht als Wichtigstes und Hauptsächlichstes der Fortschritt des Ganzen, unsere gesamte Kultur. Eine geringere Hervorbringung, eine Nebenwirkung und zugleich ein Mittel, ist die Mode. Sie entsteht dadurch, daß, obwohl jenes Bestreben rein persönlich ist, die allermeisten doch immer für Parolen dankbar sind, wie sie sich äußerlich zu verhalten haben.

Geteilte Tracht. (Wams ohne Schoß, auf der Brust geöffnet und durch farbigen Latz ergänzt.) 15. Jahrh.

Was hierbei häufig zurückbleibt, ist freilich die Vernunft. Durch den gemeinsamen Eifer aller einzelnen, mit vornedran zu bleiben und den Nächsten womöglich um eine Linie zu überholen, wird alle Mode bis ins Unsinnige weitergehetzt. Erst wenn es nicht mehr möglich ist, sie noch weiter zu übertreiben, schwenkt das Ganze im Bogen um, und das Spiel geht in neuer und entgegengesetzter Richtung genau so weiter.

Unbequemlichkeiten, die wir selbst mitmachen — z. B. das System der wohlerzogenen neueren Männertracht, das an Vernünftigkeit die Frauen neuerdings bemerkenswert überholt haben — nennen wir immer nur Mode und sind zur Verteidigung bereit. Aber Moden älterer Zeiten, die ähnlich wenig zweckbegründet sind, wirken auf uns als Narrheiten. Dementsprechend geht leicht, sobald ein nicht ganz erfrorener Autor sich mit Kostümgeschichte beschäftigt, durch seine Betrachtungen ein ironischer Ton. Immerhin kann man die wissenschaftliche Linie auf die Weise halten, daß man auch die Narrheit noch aus ihrer Entstehung, dem ursprünglichen Motiv, begründet.

Wenig im Vergleich bietet das Altertum, die Geschichte des Kostüms bei Ägyptern, Assyrern, Israeliten, Griechen, Römern, Anlaß zum Bespötteln. Einfach war auch noch das ältere Mittelalter; aber im Spätmittelalter wurden die italienischen und deutschen Städte, diese mit Einschluß der niederländischen, sehr reich, durch den Levantehandel einerseits und andererseits durch den hansischen und niederländischen Austausch mit England, Skandinavien und dem Osten. Die Bürger, auch die kleineren, waren nun sehr viel rascher wohlhabend und reich geworden, als daß ihre Bildung oder gar ihre geistige Selbständigkeit schon damit Schritt halten konnte. Und Ähnliches gilt von der Gesellschaft der Höfe, der die so sehr gehobene Steuerfähigkeit der Bürger zugute kam. Solche Verhältnisse sind der beste Nährboden für die Übersteigerungen, Tollheiten auf dem Gebiete der Moden.

Gugel. (Schecke mit Dupfing.) 14. Jahrh.

Keineswegs brauchen deren Trägerinnen immer die Frauen zu sein. Auf bestimmten Stufen ist der männliche Teil putzsüchtiger, geschmückter. Und erst dann, wenn er selbst der naiv prahlenden Schmuckfreude entwächst, beginnt er eitel zu sein durch die Art, wie er seine Frau mit schönen Kleidern und Kostbarkeiten behängt, oder wie er sonst ihre Schönheit zur Schau zu stellen versucht.

Aber es wird keineswegs immer nur mit der Fülle und der Kostbarkeit des Kostüms um den Siegeskranz der Mode gestritten. Es handelt sich vielmehr, wie gesagt, darum, Parolen zu erfüllen. Und diese können ganz auf das Gegenteil von Eleganz und Reichtum lauten. So gefielen sich die Stutzer der großen französischen Revolution und der Jahre danach, die Incroyables, in einer absichtlichen Verwilderung, mit plumpen schweren Röcken und Kragen, knüppelhaften Spazierstöcken, bäuerisch stickigen Halstüchern und ungekämmt ins Gesicht zottelnden Haaren.

Eine sehr bezeichnende geschichtliche Kostümextravaganz fußt auf der Absage an die Stattlichkeit einer größeren Kleiderfülle. Das ist jene Moderichtung des 14. und 15. Jahrhunderts, deren ganzes Sinnen und Streben die enganliegende Knappheit der Kleidung war. Auch bei der damaligen Kulturlage sind durchaus noch die Männer diejenigen, die den

Landsknecht. (Rechtes Bein nackend.) 15. Jahrh.

Reiter um 1400. (Schnabelschuhe, sehr weite Hängeärmel.)

Landsknecht. (Gewand gepufft, geschlitzt und gestreift.) 16. Jahrh.

Schellentracht. (Langer Mantel mit Hängeärmeln.) Ende des 14. Jahrhunderts.

Grundgedanken bis zur Unvernunft und Narrheit übersteigert haben. Von der mittelalterlichen Aszese, die schmale, dürre und dürftige Erscheinungen als fromm und wohlgefällig verlangte, kam dieses Ideal her. Aszetisch war man nun zwar durchaus nicht mehr, aber desto weniger behindert gefiel man sich darin, das, was einst ein lästiges Gebot der Kirche gewesen war, in ein Betätigungsfeld des Modewetteifers umzubilden und der körperfeindlichen Kirche den Schabernack zu tun, daß man nun ihr eigenes Ideal so recht in ein vorbehaltloses Bekennen des Körpers verkehrte. Zunächst macht sich dies Kostüm durchaus nicht so übel mit seinen enganliegenden Beinlingen aus genähtem feinen Tuch und mit dem knappen Wams, das sich mit seinem unteren Rande bis an die Hüften zurückgezogen hatte. Aber sehr bald kommt dann, aus dem gleichen Grundprinzip, auch schon die Unnatur, das Schnüren, hinzu, und ist eine Kostümperiode erst einmal so weit, so ist es immer, als ob es nun kein Halten in Widersinn und Vergewaltigen mehr gäbe. Nicht lange, da beginnt die Narrheit, da binden die Herren der Schöpfung — es ist ums Jahr 1367 — sich baumwollene Wattierungen von derb weiblicher Form auf die Brust und auf den Leib, nur, um sie dann mit aller Gewalt plattzuschnüren!

Eine Folgerichtigkeit einfacherer Art ist es ferner, wenn man die Enge und Schmalheit der körperlichen Figur nun noch mehr ins Längliche auszuziehen sucht. Daher werden das 14. und 15. Jahrhundert die hauptsächliche Zeit der spitzen Schnabelschuhe, welche die natürliche Länge des Fußes um das Zwei- und Dreifache überbieten. Sie werden vorne mit Werg ausgestopft, oder es wird auch wohl ein Draht hineingelegt, der ihnen Halt gibt. Dabei sind diese Schnäbel vielfach gar nicht eigentliche Schuhe, sondern sie sind überhaupt ein Teil des Beinlings, aus dem gleichen Stoff, unter den dann oft nur eine Ledersohle genäht wurde.

Es handelte sich, wenn man auf eigentliche Schuhe häufig und am liebsten verzichtete, eben darum, die Füße auch auf diese Weise so lang wie möglich erscheinen zu lassen. Ferner erhielten, womit man aus lauter Konsequenz das Grundprinzip schon vernichtete, die Arme eine flatternde Verlängerung, indem entweder die Ärmel lange, halboffene Gehänge am Handgelenk bekamen oder auch einheitlich so lang gemacht wurden, daß sie bis an die Erde reichten, wobei dann durch einen Schlitz am Ellbogen der Arm im schlanken Untergewand aus jenen Modeärmeln herausgesteckt wurde.

Aber auch der Kopf sogar mußte irgendwie verlängert werden. Das geschah durch einen langen Schwanz an der Kapuze oder sogenannten Gugel, der zwar das Ärgernis der behördlichen Kleiderordnungen erregte, aber immerhin doch auch von ihnen bis auf eineinhalb Ellen Länge erlaubt wurde. Damit lag dann wieder ein anderer Einfall nahe. Wenn man einmal solche Chinesenzöpfe aus Stoffhülsen trug, warum dann nicht gleich Haarzöpfe am Kopf? Und so gesellt sich zu jenen falschen Wattierungen, die wir vorhin erwähnt haben, gar noch ein falscher weiblicher Zopf der Männer hinzu, für den man wiederum ein kostbares Etui machen ließ. Auf Grabsteinen oder Kirchenglasfenstern sieht man heute, wie es Landesvätern jener Jahrzehnte wichtig gewesen ist, sich der Nachwelt vor allem mit dem angenestelten Zopf im stummen Bildnis über den Kirchengrüften zu erhalten.

Neben all diesen schönen Dingen geht ein anderes Bestreben her, das nach Buntheit. Der modische Mann dieser höchst weltlichen und leichtherzig üppigen Zeit ist einmal in eine Art Ekstase des beflissenen Auffallens geraten, und da darf die Farbe nicht unbenutzt gelassen werden. Aber selbst, daß man vom Gugelschwanz bis zur Fußspitze feuerrot, wie der Teufel, oder goldgelb, himmelblau, grasgrün daherkommt, auch das reicht bald nicht mehr, ist noch nicht grell genug. So „teilt" man denn die Farben, und zwar übers Kreuz, macht also etwa das rechte Bein, dazu die linke Brust- und Armseite rot, die umgekehrten Teile blau oder gelb oder grün. Aber das ist nur der Anfang. Nun beginnt man zu streifen und schachbrettartig zu quadrieren,

Schellentracht. (Schnabelbeinlinge, Hängeärmel.) Ende des 14. Jahrhunderts.

Schellentracht. (Enge Hose und Wams mit Hängeärmeln.) Ende des 14. Jahrhunderts.

Zaddeltracht. (Verlängerung der Figur durch Wulsthaube, Schnabelschuhe und Trippen.) 14. Jahrhundert.

Schaube mit Sackärmeln. 15. Jahrhundert.

vermehrt die Farben, und obendrein nimmt man diese ganze Musterung so unregelmäßig, launenhaft und ungleichseitig wie möglich vor, in äußerster Konsequenz der zum Grundsatz erhobenen Verschiedenfarbigkeit. Das eine Bein ist etwa ruhig einfarbig, das andere hat verschiedene Farben und Streifen oberhalb und unterhalb des Knies, und auf dem Schenkel ist vielleicht noch ein besonderes Schachbrettmuster aus grellen Flicken eingesetzt. Und man dehnt diese Ungleichseitigkeit auf den Schnitt, die Form des Gewandes aus. Der eine Ärmel hängt bis an die Erde, der andere schließt am Handgelenk, oder der eine ist dabei eng wie ein Darm, der andere wird schon teilweise zum Schinkenärmel gestopft und gepufft. Noch um 1520 haben die Landsknechte neben vielen anderen Geckereien diesen Sport der ungleichen Seiten betrieben, mit Hinzunahme der bei diesen verschwenderischen und groben Stutzern beliebten protzenden Entblößungen und stilisierten Zerschlissenheiten des „harten" Kriegsmanns. Das trieben sie besonders gern auf die Weise, daß das eine Bein, bunt und kostbar bekleidet, geschlitzt und überbändert, im Schuh steckte und das andere zur Hälfte oder sogar von oben bis unten nackt, zuweilen auch noch barfuß war.

Noch immer nicht genug! Mit all dem Gehänge und auch schon mit dem grellen bunten Farbenwechsel, zu dessen Beginn wir ins Spätmittelalter zurückkehren, ist das Prinzip der knappsten körperlichen Enge nun schon durchbrochen oder wenigstens ins Nebensächliche gerückt. Es veraltet, und das Hängende und Schleppende wird die Hauptsache. So sehr, daß Gugel und lange Ärmel nicht mehr genügen, daß vielmehr in rascher Entwicklung manchenorts der männliche Rock nun bis an die Erde verlängert und zur Schleppe wird. Dazu nimmt dann die Kleidung auch anderweitig zu, steigt am Hals und bildet eine Art Kelch, auf dem der Kopf liegt. Damit ist der weibliche Eindruck für uns unanfechtbar geworden. Besonders England hat diese Mode vollgültig durchgeführt. Shakespeares Richard II. und Heinrich IV., die Könige um 1400, müssen wir uns vorstellen als Herren im langen, schleppenden Damenmantel mit Ärmelflügeln, gegürteter Taille, hoher Halskrause und einem uns ebenfalls nur für Damen denkbaren Hut. Höchst seltsam und geradezu peinlich sieht dann am Kinn der spitze Bocksbart dieser Erscheinungen in den alten Pergamentmalereien uns an. Dieser Bart ist neu. Lange Jahrzehnte war wieder einmal der Bart nicht anständig gewesen, und wer ein schweres Versprechen tat, der schwur nicht selten zur Bekräftigung der Dringlichkeit, daß er den Bart nicht scheren wolle, bis es erfüllt sei. Jetzt kommt seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts der Bart allmählich wieder in Aufnahme. Es ist gleichsam, als ob sich ein beschämendes Gefühl geregt habe, wenigstens durch ihn den Mann zu bekennen bei so viel Feminismus in der Tracht, wozu auch noch eine hier nur flüchtig zu erwähnende, öfter auftauchende, doch erst im späteren 15. Jahrhundert durchgedrungene Neigung zum Dekolletieren der Männer an Hals und Schultern, wenn sie im bloßen Wams gingen, gehört.

Das fußlange Schleppkleid der Männer hat, wie gesagt, am meisten in England triumphiert. In Deutschland vollzieht sich allgemeiner nur eine langsame Entwicklung zur langen „Schaube", die genau so getragen wird wie ihr letzter Ausläufer — der Schlafrock, nämlich von den Seiten her umgeschlagen, mit wenigen großen Schließen befestigt und mit weichem Gürtel gebunden. Die Schaube tragen aber in dieser langen Form wesentlich die vornehmeren und älteren Leute, und auch diese nur bei entsprechender Gelegenheit als kostbares Obergewand aus großgemustertem Brokat, Seidendamast und ähnlich schweren Stoffen. In der Hauptsache bleibt, außer kurzen Schaubenformen der jüngeren Männer, das eigentliche Kleid die Schecke oder Jacke. Und diese erlaubt es bereits gegen 1400, jenen Modehang zum Hängenden und Flatternden auf eine neue Art zu befriedigen, durch die sogenannten Zaddeln, das rundzackige Randeln der stoffreichen Hängeärmel und des verlängerten Rockes, dazu natürlich auch der Gugel. Hierdurch wird die einst so eng und glatt anliegende Tracht dem aufgeplusterten Gefieder eines bunten Vogels wesentlich näher gebracht, eines Vogels, der zwar nicht singt, wohl aber — klingt. Denn wenn irgend etwas den Charakter des beweglich Anhangenden hat, so werden dies Glöckchen und Schellen sein, deren silberner Ton bei jeder Bewegung mitläutet. Schon trug man im späteren 14. Jahrhundert so schweren silbernen, auch wohl vergoldeten — oder bei den geringen Leuten zinnernen Halsschmuck, daß man, wie eine Chronik sagt, den Schäferhunden glich, denen solche metallene Halsbänder zum Schutz gegen die Wölfe umgehangen wurden. Jetzt nahm man also noch die Schellen des Pferdebehangs — der bei den schmalen, lautlos tiefen Wegen nötig war — hinzu. Zuerst trug man sie, silbern oder vergoldet, mit Ketten am Gürtel; rasch genug saßen sie aber auch an der Gugel, an deren Schwanzzipfel, am Halsschmuck, am Rocksaum oder an den Zaddeln, am Knieband, das ihretwegen allgemeiner wurde, und namentlich auch auf den nun mit Draht aufgebogenen Schnäbeln der Schuhe. Drei viertel Jahrhunderte, bis über 1460 hinaus, ist jedermann mit diesen Schellen gegangen, vor 1480 erlischt dann diese dauerhafte Sitte in ihren Ausläufern und bleibt fortan den — Narren.

Ordenstracht der Zopfritter.
14. Jahrhundert.

Fast gleichzeitig erlischt sie mit den Schnabelschuhen, an deren Stelle nun plötzlich die vorne runden und breiten, geschlitzten „Kuhmäuler" der Zeit um 1500 treten und ungefähr ein Menschenalter nach den Zaddeln.

Diese endigen gegen 1450 in Überdruß. Sie hatten aber bewirkt, daß man nicht mehr auf knappe, glatte Wämser hielt. Und nunmehr vermag das neue Modemotiv erobernd vorzudringen, breite, volle Kleidung um den Rumpf. Hier geht Italien voran. Und zwar Oberitalien diesseit des Po, wo man immer beflissener, extravaganter in den Moden gewesen ist als die feinen, nur gelassen mittuenden Florentiner oder andere Mittelitaliener.

Hier im Norden Italiens beginnt schon um 1400 ein kunstvolles Fälteln der Stoffe, über die man gleichzeitig bunte Streifen setzt, und dazu ein immer gewaltiger anschwellendes Füttern mit Pelz und anderen kostbaren Materialien. Sehen wir die Gemälde dieser Herkunft an, wir müssen beim Anblick dieser an ganz exotisches buntes Federvieh erinnernden vornehmen Herren, die dort als „Könige aus dem Morgenland" oder deren Begleiter auftreten, zugestehen, daß die reichen Menschen der Lombardei oder von Verona reichlich die Höchstleistung der Kleidernarrheit mit den deutschen Rittern oder Kaufherren gehalten haben.

Rüstung mit englischen Schnabelschuhen.
Ende des 15. Jahrhunderts.

Es ist nur ein Kapitel aus der Geschichte der Modeübertreibungen, das wir hier, auch nur recht summarisch, vorführen konnten. Aber eins, dem ein schwerwiegender Ernst, eine Tragik nicht fehlt. Jene grundlegende, enggenähte Tracht des 14. Jahrhunderts, welche die Glieder zwängte und den Rumpf einschnürte, und die nur anzuziehen schon eine angstvolle Geduldprobe war, sie trugen, wie Hofleute und Patrizier, mit nicht minderer Standesbeflissenheit gerade die Ritter. Eine Tracht, in der man weder sich bücken konnte, noch laufen, mit dem Speer werfen, geschickt mit dem Schwert fechten oder überhaupt sich richtig bewegen. Es um so weniger konnte, als genau den Verhältnissen dieser Mode die Panzerrüstungen angepaßt waren, bis zur verengten Taille und den langen Schnabelspitzen des Eisenschuhes hin. Und das hat seinen verhängnisvollen Einfluß auf die ganze Waffenübung und Kriegsfähigkeit nicht verfehlt. Mode und einseitige Ausbildung für den vornehmen Turniersport haben gemeinschaftlich bewirkt, daß die Ritter schließlich als kaum bewegbare Puppen in den riesigen Bocksätteln saßen und für nichts mehr taugten als für das gegenseitige Anrennen in ganzen Fronten mit steif eingelegten Lanzen. Das ging gut, solange man auf beiden Seiten so focht, aber es war schlimm gegenüber jeder andern Gefechtsweise. Verzweifelt haben die Ritter gelegentlich die langen Blechschnäbel der Schuhe mit dem Schwert — dazu reichte es — abgehauen, um sich, notgedrungen abgesessen, bewegen zu können. Dieses eine Beispiel enthält natürlich keine Abhilfe, sondern nur ein Symptom. Fürchterlich haben Schweizer Bauern und Städter, Hussiten und Türken des 15. Jahrhunderts, lauter leicht gewaffnete, ja primitiv bewaffnete Leute, die Ritterheere zusammengehauen. Und was auf solche Weise gerichtet worden ist, so schwer, daß darüber ein ganzer großer Stand für lange Zeit beruflos geworden ist, das ist in letzter Linie ein Standesgefühl, das blindlings in das Spielerische und Tuerische der Zeit abgeirrt war, und das nicht beachtet hatte, daß modern nicht ist, wer im Strom der äußerlichsten Moden und Geckereien mitschwimmt, sondern wahrhaft nur der, der in den Zeiten ihre Bedingungen erkennt und diesen die eigenen Möglichkeiten anzupassen vermag.

Hangeärmel und Schellengürtel.
Um 1400.

Über steinige Wege.

(13. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Am Tage, bevor Ruth von Bellingen abreiste, fuhr Nelda Saddler früh nach Franzenshof. Sie hätte eigentlich schon längst hinüber gesollt, weil ein besonders von ihr geliebtes einjähriges Fohlen schwer erkrankt war, ein weiß geborenes Tier, das versprach, etwas ganz Außerordentliches zu werden, das Ebenbild seiner wunderschönen Mutter arabischer Abkunft.

Das Tier lag matt und kraftlos auf seinem Lager und wollte seine Nahrung nicht nehmen. Als die Baronin zu ihm trat, versuchte es aufzustehen, blieb aber doch liegen und ließ sich ergebungsvoll streicheln. Nelda Saddler war nahe am Weinen.

Der alte Henning, der viel erprobte Wärter im Krankenstall, zuckte die Achseln. „Wenn's bloß keine Lähme wird," meinte er, „aber Frau Baronin können sich darauf verlassen, daß Hungern am besten täte — das Diert kriegt ja zu viel Hafer, es ist ein Unsinn mit dem Erhaltenwollen der Kräfte, das Diert kann das viele Futter nich verwerten. Was der Herr Landstallmeister von Tischenbein war, der hat sie fast alle durchgekriegt mit Hungern, man immer bloß Luzerne, nichts weiter."

Nelda kauerte noch ein Weilchen neben dem kranken Tiere, dann erhob sie sich und reichte dem alten, sorgsamen Manne die Hand.

„Henning, ich wollte nur, ich verstände mehr davon, aber ich bin ganz und gar unerfahren, und ich fürchte — —"

„Ach, gnädige Frau Baronin, seit der selige Herr Baron starb, ist manches anders geworden. Der Herr fehlt, sehr fehlt er — o Gott, ja! Unser Herr Inspektor — ich will dem Manne ja nicht schaden, er hat ja auch seine Meriten,

aber ich hab' schon immer gedacht, könntest du es bloß einmal der Frau Baronin beibringen, man bloß so andeutungsweise, daß der Herr Inspektor nicht mehr das ist, was er unter dem seligen Herrn war, daß es hier, mit Erlaubnis gesagt, bergab geht, die Ordnung fehlt, weil, daß -- na ja -- eben weil der Herr Inspektor keinen mehr über sich weiß, der kontrolliert und was versteht, indem er nun tags zweimal in die Stadt an den Stammtisch muß und zweimal angedunt nach Hause kommt demzufolge. Und weil, daß unser ganzes Stallpersonal kein Respekt mehr vor ihm hat, ich auch nich --. Entschuldigen Sie man die Andeutung, Frau Baronin — ich will weiter nichts gesagt haben."

Na, das war ja gerade genug!

Nelda stand mit gesenktem Kopfe, dann nickte sie dem Alten zu und schritt den Weg hinter dem Remontestall zurück, um zu ihrem Wagen zu gelangen. Es war ein düsterer Strich mehr in dem grauen Zukunftsbilde, was sie da eben hörte, aber das war ja doch nicht die Hauptsache. Sie empfand Ruths ablehnendes Wesen täglich schmerzlicher, sie sorgte sich bitter um die Zukunft von Heinz Buchen, der ihretwegen seine Gesundheit eingebüßt hatte, und auch das war nicht die Hauptsache.

Sie blieb stehen und sah die endlose Wiese hinab, an deren Rande dort unten das Schlößchen lag; es hob sich an diesem grauen Novembertage besonders hell und deutlich von den schwarzen Tannen ab, die hinter ihm standen.

Und plötzlich weiten sich die Augen der jungen Frau schreckhaft.

Im oberen Stock hingen, grau und gleichmäßig, die leinenen Vorhänge vor den Fenstern herab, wie zu jener Zeit, als Jochen Sandow noch nicht wieder heimgekehrt war. Und diese Tatsache ließ die schöne Frau plötzlich die Hand ausstrecken nach dem Stamm der großen Buche, neben der sie gerade stand, als suchte sie einen Halt. Wie schwindelnd neigte sie den Kopf, Jochen Sandow war fort, ohne Abschied von ihr! Er würde nicht wiederkommen, nie, das wußte sie jetzt! Ein ungeheurer Schmerz, ein unsagbares Entsetzen hatte sie erfaßt und trieb sie plötzlich vorwärts.

Sie eilte ihrem Wagen zu, schwang sich hinauf und fuhr so hastig an, daß der Diener beim Aufspringen fast gestürzt wäre. Der Waldweg war steinig und ausgefahren, sie lenkte auf die Wiese hinüber und raste den schmalen Fußweg hinunter dem Schloß entgegen, bog um das Gebäude herum und hielt ihre zitternden Tiere vor dem Eingang an. Eine der Töchter des Inspektors kam herausgestürzt, ein großes, etwas nachlässig gekleidetes Mädchen, Totenblässe auf dem Angesicht.

„O Gott, Frau Baronin -- ist etwas mit Vater -- ?"

„Nein -- warum?" fragte die Baronin.

„Weil -- er ist in der Stadt", stotterte das Mädchen.

Die Baronin verstand: das arme Ding ängstigte sich, daß dem Vater in seiner Betrunkenheit etwas zugestoßen sein könne. „Nein," wiederholte sie, „ich komme nur, ich möchte", und in dem Gefühle, daß ihre Ahnung richtig sei, setzte sie rasch hinzu: „Wann ist Herr v. Sandow abgereist?"

„Um neun Uhr heute früh", erwiderte das Mädchen.

„O! So -- --" stieß die Baronin, sich gewaltsam fassend, hervor.

„Herr v. Sandow hat einen Brief zurückgelassen für Frau Baronin, ich sollte ihn aber erst morgen früh zur Post geben."

„O, geben Sie nur gleich", forderte Nelda.

Fräulein Zimmermann verschwand und kam mit einem Brief zurück, der in kräftigen, großen Zügen die Adresse Neldas trug.

„Sie wissen, wohin Herr v. Sandow gereist ist?"

Das Mädchen machte ein erstauntes Gesicht. Hatte denn die gnädige Frau gar nichts davon gehört, daß Herr v. Sandow wieder nach Afrika geht? dachte es . . .

„Ja — doch wohl — nach Afrika", sagte es dann unsicher. Die Baronin wechselte die Farbe. „Natürlich, nach Afrika," sprach sie, „ich meinte nur, Herr v. Sandow sei vorerst nach Berlin, um seine Reiseausrüstung zu ergänzen, und käme noch einmal hierher zurück?"

„Nein, Herr v. Sandow ist, glaube ich wenigstens, direkt gereist; ich weiß nur, daß Heinrich heute früh sagte: ‚Diesmal geht's nach Südwestafrika, wir besuchen den Herrn Bruder, kann sein, wir bleiben da, wenn ich man bloß erst mit den Beinen aufs Schiff stehe, dann wird mir auch wieder besser, das Schrecklichste von der ganzen Reise ist die Rungelei bis Genua; Gott sei Dank — drüben lernt man's Laufen wieder.'"

„Adieu, Fräulein, ich danke Ihnen."

Nelda lenkte die Tiere um, gab dem Diener die Zügel und las den Brief. Mit einer raschen Gebärde steckte sie plötzlich das Papier in die Brusttasche ihres Paletots, nahm die Zügel wieder und fuhr im schlanken Trabe nach Bellingen zurück; dort suchte sie ihr Zimmer auf, schloß hinter sich ab und las noch einmal:

„Franzenshof, 4. November.

Gnädigste Baronin!

Verzeihen Sie, gnädigste Baronin, wenn ich nur durch diese Zeilen Ihnen ein Lebewohl zurufe bei meiner Abreise nach Südwestafrika.

Bei plötzlichen Entschlüssen pflegt man wenig Zeit zu haben, und Abschiednehmen ist ein häßliches Geschäft. In diesem Fall ist es mir einfach nicht möglich. Dem Gedanken -- reisen zu wollen — zu müssen — folgt die Tat.

Als ich die Ehre hatte, Sie das letztemal zu sehen an jenem Abend, an dem auch Herr und Frau v. Buchen den Vorzug hatten, Ihre Gäste zu sein, kam mir die Idee, wieder in die Fremde zu gehen, mit unwiderstehlicher Gewalt während des Heimwandelns in der Dunkelheit auf dem altvertrauten Wege, den ich in meiner Kinder- und Jugendzeit so tausendmal geschritten bin in guten und bösen Stunden und immer mit der gleichen Lust — an diesem Abend aber meinte ich plötzlich ersticken zu müssen in der Luft meiner alten Heimat.

Schon einmal in meinem Leben habe ich jene Beklemmung empfunden vor langer Zeit, und nur die Flucht half mir gesunden. Halten Sie mich für feig, Baronin?

Ein paar Tage habe ich noch gekämpft, aber nun ist's entschieden — ich kehre nicht mehr zurück. Jemand aber, der dies sagen muß — ist er nicht wie ein Sterbender? Und ein solcher darf an sein Abschiedswort für die Überlebenden doch noch eine Bitte knüpfen, das ist ein altes, gutes, überkommenes Recht.

Baronin, haben Sie die todesbangen Blicke der Frau v. Buchen gesehen, die an jenem Abend zwischen Ihnen und deren Gatten hin und her wanderten?

Achten Sie darauf, ehe Sie . . . Ach, Baronin, es ist doch sehr schwer — verzeihen Sie, ich finde keine Worte!

Leben Sie wohl!

Ihr ergebenster J. v. Sandow."

Sie stand ein Weilchen, die geballten Fäuste an die Schläfen gepreßt, die Augen geschlossen; ein schwaches Lächeln zuckte um ihren Mund, und ein paar Tränen rollten langsam über die Wangen. Dann war sie plötzlich wie umgewandelt, und mit dem plötzlichen Entschluß kam zugleich eine große Ruhe, ein zielbewußtes, energisches Handeln über sie.

Sie ließ Frau Schröter kommen, eröffnete ihr, daß sie genötigt sei, auf der Stelle zu verreisen, bat sie, einen der kleinen Koffer mit etwas Wäsche und einer Bluse zu füllen, und händigte ihr eine größere Summe Geldes ein; auf die bestürzte Frage der alten Dame, wohin die Frau Baronin zu gehen gedenke, erwiderte sie, daß sie vom Ziel aus alles Nähere schreiben werde, auch wie lange sie ausbleibe, und schnitt damit allen weiteren Fragen nach Ursache und Zweck den Faden ab.

„Soll die Jungfer mitkommen?“ fragte nur noch schüchtern die alte Dame.

„Nein — ich reise allein.“

Sie hatte eilig ihr verspätetes Mittagsessen zu sich genommen, war, wie sie ging und stand, in ihrem tailor made mit einem warmen Reisemantel nebst Filzhütchen in den Wagen gestiegen und hatte auf dem Bahnhof in Ladenberg zunächst ein Billett nach München verlangt. Joseph, der mit der Handtasche und dem Mantel hinter ihr am Schalter stand, hörte dann noch, wie seine Herrin sich telegraphisch in München ein weiteres Billett nach Genua bestellte oder, wenn nicht erhältlich, nach Mailand.

Joseph behauptete daheim, es sei Frau Baronin sichtlich unangenehm gewesen, daß er das hörte, sie habe ihm ein ärgerliches Gesicht gemacht, aber freilich nichts gesagt.

Als Nelda im Coupé erster Klasse saß und der Zug mit ihr in den sinkenden Abend hineinraste, überkam sie ein großes Zagen. — Wie würde das enden? Sie saß mit starren Augen und sah gegen Abend die Sonne hinter den Hügeln des lieblichen Frankengaues versinken, Dörfer und Städte, Wälder und Felder in tief roter Beleuchtung, die allmählich ins Violette überging; dann war die Dämmerung da, und die ersten Lichter blitzten auf, und in irgendeiner Station kam der Schaffner und zündete Licht an.

Sie begann zu frösteln und nahm den Mantel um. — Jochen Sandows Brief trug sie in der Brusttasche ihres Kleides, es war, als brennte er sie bis in die Seele. O, sie verstand alles, was er meinte, und sie mußte sich reinigen von seinem Verdacht, und sie konnte ihn nicht hinauslassen in die Fremde, wollte ihn nicht verlieren, bevor sie ihm gesagt hatte: Glauben Sie an mich, ich bin keine Diebin; nichts als der Wunsch, mich zu rechtfertigen, trieb mich, Heinz v. Buchen anzusprechen, der sich vor mir versteckte, wie mich jetzt der gleiche Wunsch treibt, Ihnen zu folgen. Ich weiß mich frei von der Sünde, deren Sie mich zeihen.

Und wenn er ihr nicht glauben würde? Oder wenn sie ihn nicht fände in Genua? Es erstarrte etwas in ihr bei diesen Gedanken, denn dann würde sie nicht mehr leben wollen. Zum zweitenmal eine Enttäuschung erleben müssen — das wäre zu viel, das ginge um Tod und Leben; so hatte Sandow selbst gesagt an jenem Abend.

Der Zug schien zu kriechen; wie furchtbar lang dehnte diese Reise sich vor ihr; in eintöniger harter Melodie klangen die eilenden Räder. Sie dachte plötzlich an Ruth, ihre todesbangen Augen verstand sie jetzt und das Wesen erst recht. Im Leben wäre sie nicht von selbst darauf gekommen, daß diese Ruth eifersüchtig sei. — Warum nur?

Hatte sie sich denn wirklich so unbedacht benommen, daß man sie einfach einer Niederträchtigkeit für fähig hielt? Es war ihr doch alles so selbstverständlich gewesen, ihre Gastfreundschaft, ihre Teilnahme. Es hatte ihr eine so große, ehrliche Freude gemacht, daß sie diese beiden aufnehmen konnte. Und von dem Augenblick an, wo sie wußte, daß Heinz v. Buchen ihretwegen verwundet wurde und litt, da hatte sie nur noch darauf gedacht, ihn und die Seinen einem ungewissen Dasein zu entheben —

Sie hätte dies alles wohl nicht tun dürfen? Das war wohl nicht alltäglich genug? Möglich! Was aber konnte sie dafür, daß sie so geartet war, daß nichts von dem ehrbaren, philiströsen Spießbürgerblut ihrer Familie in ihren Adern floß? In Neldas Augen hatte das Geld keinen Wert, wenn man es nicht ausgeben konnte, um Freude zu bereiten, Not zu lindern.

Weiter klapperten die Räder in eintönigem Takte, zuweilen gab's einen Ruck, wenn die Bremse einsetzte, oder ein sausendes Geräusch, wenn der Zug eine kleine Station durchfuhr, und endlich ging alles in einem undeutlichen Summen verloren; die übermüdete, junge Frau schlief. —

Am Donnerstag sollte der nächste Dampfer „Wilhelm der Große“ in See gehen, und heute ist Dienstag — nein, Mittwoch früh schon, ganz früh. Sie war aufgewacht, fröstelnd und ungemütlich fühlte sie sich. Der Zug fuhr zwischen hohen, mit frischem Schnee bedeckten Bergen dahin, ein Fluß rauschte zur Seite, das mußte die Etsch sein. Ganz früh war es, die Nebel dampften noch über dem Tal. Als der Zug der Niederung entgegenfuhr und Verona zueilte, zuckten die ersten Sonnenstrahlen über die noch dunstige Landschaft.

Sie hatte die Fahrt über den Brenner verschlafen und machte nun ein wenig Toilette, öffnete die Fenster des Coupés und ließ die herbstliche Luft ihr müdes Gesicht streifen, dann ging sie nach dem Speisewagen. — Kopfschmerzen hatten sich eingestellt, furchtbare, in beiden Schläfen, ganz trostlos fühlte sie sich, und die Angst, sie könnte die Spur des Gesuchten nicht finden, peinigte sie schwer. Und je mehr diese Angst stieg, um so deutlicher trat die Gewißheit vor sie hin, daß sie ein unglückliches, freudloses Geschöpf sein werde ohne ihn — daß sie nicht leben könne, wenn nicht mit ihm, daß sie liebte wie nie bisher.

Das war keine Liebe, die mit Sturmesgewalt gekommen war, um Besitz von ihr zu ergreifen, keine überschwengliche Leidenschaft wie jene, die sie zu Heinz dereinst gezogen hatte, langsam war sie gewachsen in ihrer sehend gewordenen Seele, aus dem Interesse an der geliebten, eigenartigen Persönlichkeit heraus, bis sie sich allmählich zur aufrichtigen Herzensneigung, zu der einen tiefen, großen Frauenliebe gestaltet hatte.

Sie gestand es sich zum erstenmal ohne Vorbehalt ein, daß sie ein trostloses Geschöpf bleiben werde, wenn es ihr nicht gelänge, ihn zu überzeugen.

Und der Zug raste weiter, die Reisfelder der lombardischen Ebene durchflog er, Dörfer und Städte leuchteten auf unter der südlichen Sonne. Nelda war nicht mehr allein, mehrere Damen mit Riesenhutkartons, Plaidhüllen und sonstigem Handgepäck waren in Verona an der Porta nuova eingestiegen; eine von ihnen verbreitete einen entsetzlichen Geruch von Peau d'Espagne, der Nelda unerträglich wurde. Auf dem Korridor des Wagens schritten einige Herren auf und ab und warfen neugierige Blicke in das Coupé.

Nelda trat auf den Gang hinaus und öffnete das Fenster, die grauen Vorhänge flatterten im Winde, die Damen schwatzten hinter ihr und suchten ihr Handgepäck zusammen, das Kopfweh wurde immer stärker — Gott sei Dank, endlich Mailand!

Die junge Frau lehnte am Fenster und sah in das ameisengleiche Gewühl der Menschen auf dem Perron des großen Bahnhofes. Eine halbe Stunde Aufenthalt hatte der Zug hier. Sie erinnerte sich, daß sie in früheren Zeiten hier auf dem Bahnhofe, wenn sie mit ihrer Mutter nach dem Süden ging, gespeist hatte.

Vielleicht kamen ihre Kopfweh ganz einfach von dem Hunger? Ihr gesunder Magen war nicht gewöhnt, ohne Abendessen zu bleiben, wie es gestern der Fall gewesen — sie hatte das Souper im Speisewagen versäumt und das heutige pranzo ebenfalls. Sie beschloß auszusteigen und drüben im Speisesaal zu essen, ordnete ihre Sachen im Coupé, legte die Handtasche unter die Reisedecke, damit sie nicht gleich in die Augen falle und der Platz ihr gesichert bleibe, und trat abermals in den Korridor des Wagens, um dem Ausgange zuzugehen.

Im Augenblick, als sie den Fuß auf den Wagentritt setzte, zuckte sie und wich zurück — dort, gar nicht weit von ihr, das Getümmel der Reisenden um Haupteslänge überragend, stand Jochen Sandow und musterte die Coupés. Dann wandte er sich zurück zu Heinrich, der mit Gewehretui und zwei Reisetaschen hinter ihm stand, zeigte auf Neldas Wagen und schritt dem Eingange zu, an dem sie eben noch gestanden hatte.

Die junge Frau floh in ihr Coupé zurück und stieß die Tür zu, dann setzte sie sich an das jenseitige Fenster und sah

By permission of Messrs. C. W Faulkner & Co., London

Der Liebesbrief.

Gemälde von E. Scannell.

eifrig durch die Scheiben nach einem eben eingelaufenen vollbesetzten Zug hinaus. Sie war jetzt ganz allein, die Damen hatten sämtlich den Wagen verlassen.

Ein rasendes Herzklopfen überfiel sie — Schritte stockten jetzt vor ihrem Coupé, dann gingen sie weiter; sie wußte nicht, was sie wollte in diesem Augenblick, ob sie seinen Eintritt wünschen sollte oder nicht — nein, jetzt nicht, jetzt konnte sie ihn nicht sehen, in dieser trostlosen Verfassung nicht!

Er mußte einen andern Platz gefunden haben, er kam nicht zurück. Eine laute Gesellschaft füllte bald darauf den kleinen Raum, elegante Damen, ein paar Herren — sie hörte, daß sie von Pavia sprachen; Gott sei Dank, sie würden bald wieder aussteigen.

Sie zerrte ihren Gazeschleier vom Hütchen, der ihre Züge fast verhüllte, setzte sich bequem zurecht und war froh, als endlich der Zug weiter fuhr.

Nach einer Stunde etwa war sie wieder allein. Sie empfand keinen Hunger, keine Schwäche mehr, ihre Kopfschmerzen waren der starken Erregung gewichen, kaum das starke Zittern empfand sie, das ihren Körper durchbebte.

Die Luft war trübe, denn ein feiner Regen schlug gegen die Fenster, die Dämmerung brach früher herein als sonst, und Nelda Saddler zog wiederum den Schleier vor ihr Gesicht, richtete sich langsam auf und ging auf den Korridor hinaus. Sich mit der Hand an die Coupéwände stützend, schritt sie in dem schwankenden Gange vorwärts, dann blieb sie stehen — dort saß er, die Lampe beleuchtete sein energisches Gesicht; er hielt die Zigarette zwischen den Fingern, hatte das linke Bein über das andere geschlagen und sah in das leere Nichts hinaus.

Sie fand, daß er in der unsicheren Beleuchtung älter erschien als sonst, die Züge schlaffer, als habe er nächtelang in schwerer Sorge schlaflos gelegen. Er blickte einmal flüchtig zu ihr hinüber, ohne sie zu bemerken, dann wieder vor sich hin, wie wenn seine Gedanken schwer und unerfreulich wären. In der gegenüberliegenden Ecke schlief ein Herr, ein korpulenter Mann, der seine Beinchen auf das Polster gezogen hatte und in Form eines Mehlsackes dalag.

Sie schritt noch einmal zurück und band den Schleier ab, entschlossen, Jochen Sandow anzureden. Aber dann zögerte sie wieder, halb ohnmächtig lehnte sie sich an die Mahagoniwand des Korridors. Ein Schaffner ging vorüber, ein junger, hübscher Italiener, der mit einem „scusi Signora" vorbeigehen wollte. Sie rief ihn an und bat ihn in fließendem Italienisch, dem Herrn dort im Abteil, dem großen blonden Herrn — nein, schon ein wenig meliert war er wohl — in der karierten Reisemütze, zu sagen, eine ihm bekannte Dame, die im Nebencoupé sitze, wünsche ihn zu sprechen, ob der Herr Baron einen Moment herüberkäme?

Der Schaffner sah sie erstaunt von oben bis unten an, dann trat er lächelnd in das Coupé und machte seine Bestellung.

Nelda entwich in ihr Abteil, und im nächsten Augenblick stand Jochen Sandows schlanke Gestalt im Rahmen der Coupétür und lugte mit einem äußerst mißtrauischen Gesicht herein.

Langsam wandte sich die junge Frau zu ihm um, und während eine Purpurglut über ihr schönes Gesicht flog, die bei der ungestümen Eile, mit der Jochen Sandow die Gaslampe aufschraubte, sich noch vertiefte, sagte er im Tone maßlosen Staunens: „Baronin — sind Sie es denn wirklich — wo wollen Sie hin?"

Sie fühlte plötzlich, daß ihre Knie versagten, sie setzte sich und sagte ganz kurz und leise: „Zu Ihnen!"

„Zu mir?"

„Ja!"

Er saß ihr gegenüber. „Was? Ja, in aller Welt, was wollen Sie denn von mir, und wie erfuhren Sie — "

„Ihr Brief — Fräulein Zimmermann gab ihn mir gestern schon — nein vorgestern — auf meine Bitte. — Ich will nicht, daß Sie mit dem Gedanken nach Afrika gehen, ich sei — "

Die Stimme versagte ihr vor Schwäche, sie de ihren Hals und schüttelte den Kopf. Bleigraue flogen über das schöne Gesicht, aber sie schwieg. (plötzlich aus dem Coupé und kam mit seiner Reiseflaſ

„Hier — Kognak und Kaffee — Sie sind krank, 2

„Nein, ich habe nur seit — vorgestern nichts Dr genossen — ich — kgnnte nicht vor Aufregung — dar

Er sah sie angstvoll an. „Und nur, um mir daß Sie —?"

„Daß Sie mich gänzlich mißverstehen," sprach erregt, „daß ich ein ganz und gar harmloser M ganz und gar nicht auf das zugeschnitten, was Sie dichten wollen — kurz und gut, daß ich die tol Augen deshalb nicht verstand, weil mir nicht einen 2 der Gedanke gekommen ist, diese Frau, die der L Mannes so sicher sein muß, könnte meine Teilnahm freundliche Sorge mißverstehen. Von dem Moment v. Sandow, wo ich mein Jawort dem Baron Sad gab ich ihm auch die Treue, und in meiner Ehe ist Gedanke zu Heinz Buchen hinübergegangen, der uner wesen wäre. Nur das eine brannte mir wie Feuer Seele, daß er mich für perfide und oberflächlich u süchtig halten mußte bei Aufhebung unserer Verlobu konnte der Versuchung, ihn über meinen Charakter au nicht widerstehen, als ich ihn während des Manövers 1 Aber es ist nicht üblich, daß eine Frau den Mann mit dem sie einst verlobt war — wie? Sie hat a erzogene Dame ihn einfach zu übersehen, es mag ja Richtige sein. Und weil die Leute alles unbegreiflich fi nicht von alters her Brauch ist, weil sie gar nicht de machen, sich hineinzuversetzen in das Handeln eines a muß dieser natürlich etwas Unerlaubtes im Schilde f

Und solch kompromittierte Person muß man flie habe sie eine ansteckende Krankheit — nicht wahr?"

Jochen Sandow wollte etwas sagen, aber sie nicht zu Worte kommen.

„Und so denken Sie auch, trotzdem Sie zehn Je länger aus dem Lande der Vorurteile und der fl Denkungsart herausgewesen sind und in goldner Freihe konnten. — Und nun, zum zweitenmal begehe ic Unpassendes. — Über Hals und Kopf bin ich Ihne gereist, weil ich nicht will, daß Sie mein Bild in Il innerung mit einem Makel behaftet mitnehmen. Sie sich mit der Tatsache abfinden, daß ich eine in gewi ziehung entsetzlich nüchterne, prosaische, jeglicher Roman Persönlichkeit bin, der das Bewußtsein, ein anständiger zu sein, in aller — allererster Linie steht. Ich stehl und wenn ich über dem Verlangen nach dem, was gehört, sterben müßte. So, und nun, Herr v. S reisen Sie glücklich — ich habe weiter nichts zu sagen

Er blieb regungslos sitzen, den Oberkörper vorg die Hände auf den Knien gefaltet.

Sie hatte ruhig bleiben wollen, aber ihr warmb Temperament hatte sie fortgerissen, und nun reute es si hätte dies alles gehaltener, stolzer sagen können, u wurde nun so hilflos bange, daß sie am liebsten hätte. Minuten verstrichen so, dann richtete er den hoch. „Ich mache den Vorschlag, daß Sie vor einmal etwas essen", sagte er in seelenruhigem Tone. werde einen Tisch im Speisewagen belegen lassen, Ba es wird bald serviert werden."

Sie sah ihn erstaunt an unter den zusammengeze Brauen hervor. War das der Effekt ihrer Rede? Un er jetzt gelassen hinausging, da war er wieder so ganz gar der Weltreisende, der Mann, den nichts mehr raschen konnte, der vor allen Dingen an das Notwe denkt, der überlegene, ruhige Mensch, dem man in schlichten Natürlichkeit recht geben muß. Sie hatte zu Sinn für Humor, sie mußte lächeln, obgleich das Herz immer so stürmisch klopfte, daß es ihr weh tat.

Er kam nach wenigen Minuten zurück.

„Darf ich bitten, Baronin?"

Von seiner Hand sorglich gestützt, ging sie durch den engen Korridor des Wagens in den Speisesalon; gleich linkerhand, den Rücken gegen die Wagenwand, der erste Tisch war reserviert, ein winzig kleines Tischchen für zwei Personen, er ihr gegenüber. Nicht allzu viel Leute waren versammelt, in dieser Weihnachtszeit reisten wenige. Eine behagliche Wärme füllte den Raum, überall frische Blumen, auf dem tadellos gedeckten Tisch blinkendes Silber, feine Gläser, und ein Diener in der kleidsamen Livree der Schlafwagenkompagnie brachte die Suppe.

In ihrem Leben hatte die junge Frau nicht mit mehr Appetit die sonst verhaßte Bouillon gegessen; und er, Jochen Sandow, betrachtete sie mit einem melancholischen Lächeln.

„Befehlen Sie Rotwein, Baronin?"

„Ja!" sagte sie, „Chianti — wir sind ja in Italien. Mein Gott, wie habe ich mich zuweilen nach Chianti gesehnt." Ihre Hand zitterte noch vor Schwäche und Aufregung, als sie das Glas zum Munde führte.

Dann kam pesce persico aus dem Lago Maggiore, diese wunderbaren pfirsichfarbenen, zarten Fische. „Zum letztenmal habe ich sie vor fünf Jahren auf der Isola bella gegessen," sagte sie, „da lebte mein Vater noch. Wir frühstückten im ‚Delfino'. — Saddler mochte Italien nicht. Wenn wir reisten, ging er meistens nach England; der Pferde wegen", fügte sie hinzu.

„Apropos" — sie richtete ihre wunderschönen, dunkeln Augen auf ihr Gegenüber — „warum haben Sie mir niemals eine Andeutung gemacht, daß Inspektor Zimmermann ein recht unzuverlässiger Mensch geworden ist? Ich erfuhr es erst durch den alten Henning — er soll trinken, er verbringt seine Zeit in den Kneipen der Stadt, anstatt sich um die Pferde zu bekümmern."

„Ich — Baronin? Sie vergessen, daß ich in Franzenshof keinerlei Rechte besitze."

Sie wurde verlegen. „O — ich dachte, aus altem Interesse an Ihrer Heimat", sagte sie.

„Hätte ich mir das erlauben dürfen, Baronin? Aber, da Sie die Rede darauf bringen — ja, der brave Zimmermann ist der Geeignete nicht, es wäre gut, Sie schafften Wandel."

Sie sah, ohne zu antworten, durch die Scheiben, an denen jetzt Lichter und Bäume vorbeihuschten. Wir fahren schon bergab, dem Meere zu, dachte sie, und plötzlich sagte sie, der Situation sich erinnernd, in der sie sich befand: „Wie sonderbar glücklich hat doch der Zufall gespielt, daß ich Sie noch vor Genua traf, Sie überhaupt gefunden habe."

„Ja, ein merkwürdiger Zufall", pflichtete er bei, sein Glas füllend. „Ich habe in Mailand noch einen alten Freund aufgesucht, um ihn zum Mitreisen zu bewegen, aber er will nicht — oder er kann nicht, wer weiß, was —"

Ihre Augen forschten in den seinen mit einer bangen Frage, während sie Messer und Gabel weglegte, ohne das Poulardenstück zu berühren, das er ihr vorgelegt hatte.

„Sie sollten essen, Baronin", ermahnte er.

„Ich kann nicht."

„Bei Gott — Sie müssen, Baronin!"

Da fügte sie sich und aß tapfer ihren Braten auf, dann das Orangeneis und den Gorgonzola und Früchte.

„Befehlen Sie den Kaffee hier oder in Ihrem Coupé?"

„Drüben", sagte sie. Dann saßen sie sich an dem Klapptischchen in ihrem Abteil gegenüber.

„Und nun, Baronin, was soll ich Ihnen antworten auf Ihre Vorwürfe?" eröffnete er das Gespräch.

„Ah, verteidigen Sie sich, wenn Sie können", antwortete sie.

„O ja, das könnte ich, Baronin." Er sah nach der Uhr. „Noch zwei Stunden bis Genua, dort werde ich Sie zu Ihrem Omnibus bringen oder, wenn Sie dicht am Bahnhof im ‚Grand Hotel' wohnen wollen, zu diesem, und dort, im Vestibül, sagen wir uns Lebewohl, denn wenn Sie morgen früh eben erwachen, wird wohl gerade die Ankerkette meines Steamers rasseln. Also — meine Verteidigungsrede! Unter der Bedingung, daß ich sprechen darf, wie mir's ums Herz ist, und daß Sie, Baronin — "

„Sie dürfen frei reden, ich bin in jedem Fall ungemein für Klarstellung der Situation, und in diesem besonders!" unterbrach sie ihn; „aber bevor Sie beginnen, noch eine Frage: Warum gehen Sie fort, und weshalb — ohne Abschied von mir?"

„Das hängt alles zusammen, Baronin."

„Schon, also beginnen Sie Ihren Bericht", forderte sie in ihrer alten wiedergewonnenen anmutigen Sicherheit.

„Dann bitte ich Sie, Baronin," sagte er sehr langsam, als spräche er plötzlich mit schwerer Zunge, „sich zuerst in meine Lage hineinzudenken, was Ihnen vielleicht nicht ganz leicht wird; fangen wir mit dem Signalement an: Alter — fünfundvierzig Jahre . . ."

„Das beste für einen Mann!" warf sie ein.

„Berufslos, von einem harten Schicksal ein Jahrzehnt und darüber in der Welt umhergetrieben und — arm. Nichts weiter besitzend als ein Manuskript, das vielleicht einmal einen Verleger findet, das aber, da es der Weltreisenden in Massen gibt, niemals eine zweite Auflage erleben wird, denn von diesen Massen schreibt jeder einzelne und höchstwahrscheinlich besser und sachgemäßer als ich, der ich immer wieder in Schwärmerei gerate und das Gemüt zu Worte kommen lasse. Ferner — meine Sammlungen, die ich übrigens vor ein paar Tagen in Bausch und Bogen verkauft habe — allzu billig — aber ich brauchte den Mammon zu meiner Reise . . ."

„Das ist empörend leichtsinnig von Ihnen gewesen", fuhr die Baronin auf, und sie ertappte sich dabei, daß sie in ganz heimlichen Träumen für eben diese Sammlungen bereits einen Saal in Vellingen bestimmt hatte, wenn — ja — wenn.

Er sah, wie sie jäh errötete, und wußte es sich nicht zu erklären. „Es hilft sich ein jeder, wie er es vermag, Baronin", sagte er einfach.

„Warum haben Sie mir diese Sammlungen nicht angeboten?"

„Der Grund liegt nahe," erwiderte er, „Sie sind sehr impulsiv, Baronin; in der ersten Aufwallung Ihres Edelmutes hatten Sie zu allem ‚ja' gesagt, und wenn ich einen schwindelnden Preis gefordert hätte; solchen Leuten darf man nicht geschäftlich kommen — und überdies —

Na, also, Sie haben da den ganzen Kerl — alt, arm, unstet, ein Asyl bewohnend, nur durch die Gnade und Güte der Besitzer seiner angestammten Heimat, die so an die sechshundert Jahre hindurch seiner Familie zu eigen war . . ."

„Und stolz", schaltete Nelda Saddler ein, indem sie aufsprang und die Lampe verdunkelte, die mit grellem, zuckendem Glanz den kleinen Raum erleuchtete und ihren Augen wehe tat.

Er neigte den Kopf. „Ja, Baronin — auch das! Und da sitzt er nun, sitzt er alle Tage in Franzenshof, und die alte Heimat spinnt ihren Zauber um ihn, stark und stärker, so daß er fühlt, diese Fäden zu zerreißen, wird täglich, stündlich schwerer, und zu dem alten Zauber ist noch ein neuer gekommen: sein Herz ist noch einmal erwacht, seine Tage sind eitel Sehnsucht, und die Nächte bringen Träume, die sich nie erfüllen können, Träume, in denen er die Heimat wieder sein eigen nennt, in denen er seinen edlen Stamm aufs neue Blätter treiben sieht, in denen er über die alte Sandowsche Flur reitet, der geliebtesten Frau zur Seite. Aber dann kamen die Ernüchterung und der alte brave Verstand und sagten: Bist du verrückt, du, der alte Weltenbummler, der bettelarme Kerl? Als wahrhaftiger und stolzer Mensch — diese beiden Eigenschaften haben selbst die elendesten Tage mir nicht rauben können — sagte ich mir — schweige und mach, daß du fortkommst! Und als mißtrauischer Mensch, den schwere Erfahrungen gewitzigt haben, sagte ich mir ferner: Du irrst dich, Jochen, alter Esel — der Funken, den du sprühen gesehen hast in ihren Augen, er leuchtet nicht für dich, den hat ein anderer aus dem Stein geschlagen, ein anderer, der vor dir dagewesen ist.

So bin ich hin und her geschwankt, Baronin, und — dann kam der Abend, wo Sie mich abholten und mir, harmlos

wie ein Kind, von Ihrer ehemaligen, großen Liebe zu dem Manne sprachen, der sich vor kurzem für Sie aufgeopfert hat. Ich habe Ihre Augen aufleuchten sehen, als Sie ihm gegenüber saßen bei der Tafel, habe die stumme Verzweiflung der armen Frau gesehen und habe mir noch einmal wiederholen müssen: Schweige und mache, daß du fortkommst, bald fortkommst, ehe dich das Leben zum zweitenmal vergiftet!

Und so habe ich über Hals und Kopf gepackt und bin abgereist, und morgen fährt das Schiff, und ich hoffe, Baronin, Sie geben dem Träumer Ihre Verzeihung mit auf den Weg.

Eine große Last haben Sie mir ja schon von der Seele genommen mit Ihrer offenen Erklärung; ich werde in ungetrübtester Verehrung Ihrer gedenken — aber Sie werden auch einsehen, daß ich gehen muß."

Er setzte sich zurück, schlug das Bein über und wandte das Gesicht dem Fenster zu, hinter dem die Regennacht dunkelte.

„Ich danke Ihnen, Herr v. Sandow", hörte er die Baronin leise sagen. Und nach einer ganzen Weile fügte sie hinzu: „Und wenn ich nicht begreife, nicht begreifen kann und will, daß Sie notwendig fort müssen?"

Sie bog sich vor zu ihm, und ihre Augen, in denen es feucht schimmerte, sahen in die seinen, bittend und herzlich. „Wenn ich Sie bitte, Jochen Sandow, gehen Sie nicht fort, nehmen Sie Ihre Heimat und — — — auch mich unter den Schutz Ihres alten Wappenspruches: ‚Sandow aller Wege, und Sandow immerdar!'"

„Baronin, das ist wieder eine ganz spontane Äußerung Ihrer phänomenalen Güte," sagte er hart und laut, „schweigen Sie lieber, lassen Sie uns etwas anderes sprechen."

„Nein," erwiderte sie leise, aber fest, „denn ich habe Sie lieb, Jochen, seit — —"

„Seit zehn Minuten, Baronin! Der arme Kerl, der da in halber Verzweiflung auf Nimmerwiedersehen in die weite Welt zieht, dauert Sie. Aber, so von Gott verlassen ist's doch nicht um mich bestellt, daß ich, mir nichts, dir nichts, ein solches Geschenk aufraffen sollte, um eines Tages einzusehen, daß es im Rausche des Mitleids hingeworfen war."

Die junge Frau schwieg, aufs tiefste betroffen. Unwillig rückte sie zur Seite, so daß der Platz ihm gegenüber plötzlich frei war, lehnte den Kopf gegen die Polster und suchte den Sturm in ihrem Innern zu beruhigen.

So schwiegen sie lange Zeit. Der Zug raste immer noch bergab, dem Meere zu, man spürte die Bremsen und Kurven, der Wagen stöhnte und zitterte, und der Regen floß an den beschlagenen Scheiben herab.

In der Seele Neldas ward es ganz plötzlich stiller, eine Art Erstarrung hielt sie im Bann, ein weher Stolz war erwacht; zum Erbarmen blaß sah sie aus.

Was war es nur, das ihn so sprechen ließ? Glaubte er ihr nicht, oder war es, weil sie so ehrlich und ohne Hinterhalt ihre Liebe gestand?

Das verträgt wohl kein Mann? Aber, wie es auch sein mochte, der Traum war aus, der Traum, den sie gehegt und gehätschelt hatte, der sie und ihn beglücken sollte. Glühend kam die Scham über sie, sie biß die feinen Lippen in qualvoller Verlegenheit. Wenn er nur wenigstens das Abteil verließe! Aber er saß da, als gehörte er hinein, und in seinen Wangen zuckte die innere Bewegung. Einmal merkte sie, wie er lange zu ihr hinüberschaute, aber sie hob den Blick nicht, der Schleier tat auch diesmal seine Dienste. Dann sah er nach der Uhr, und plötzlich saß er neben ihr, und seine Hand zog ihre Rechte empor an seine Lippen. „Verzeihen Sie mir," sagte er weich, „es war zuviel, es hat mich erschreckt."

Sie hob ein wenig die Schulter und zog die Hand zurück.

„Es ist zu schön, um es zu glauben, Baronin," sprach er weiter, „kann nicht Wahrheit sein, ich muß es erst fassen lernen. Nelda! Lassen Sie uns Abschied nehmen jetzt, für — sagen wir — für ein halbes Jahr, dann will ich an Ihrer Schwelle stehen und erwarten, was Sie beschlossen haben — und wenn Sie dann noch ebenso denken über mich wie in dieser Stunde, dann — aber das ist ja gar nicht möglich, wie wären Sie imstande, noch ebenso zu denken, wenn diese Stunde zerronnen ist? Und dennoch . . .

Lassen Sie mir diese Frist! Vor mir selbst kann ich nur bestehen, wenn ich in dieser Stunde so spreche und fordere, wie ich spreche, da — es ist ja ein zu großes, zu wunderbares Glück, als daß es wahr sein kann!"

Sie richtete sich auf und nahm den Schleier zurück. „Was soll ich dagegen sagen, lieber Freund?" antwortete sie ruhig. „Ich habe mal wieder anders gehandelt, als es hergebracht ist, und Sie sind erschreckt dadurch. Aber — wenn der Mann, den man liebt, im Begriff ist, für immer zu entschwinden, nachdem er ziemlich deutlich ausgesprochen, daß auch er liebt und aus lauter Zartgefühl, Stolz und Mißtrauen nicht wagt zu fordern, dann darf man doch in seiner Angst, ihn zu verlieren, das erste Wort sprechen — nicht? Das habe ich getan, wie man einen Notschrei tut in Lebensgefahr, und hätte dafür ein solch entsetztes Zurückweichen nicht verdient. Aber, Herr v. Sandow, wie Sie wollen — trennen wir uns! Was mich betrifft, ich werde Ihrer in Treue warten, unverändert, denn ich habe nichts Voreiliges behauptet. Nun sehen Sie, wie Sie fertig werden mit Ihrem Mißtrauen und Ihrem Stolz. Aber das eine — seien Sie nicht grausam, nicht eine Stunde länger dürfen Sie ausbleiben als bis heute über sechs Monate."

Er saß ganz still. „Nelda," sagte er dann, „ich kann meinen Stolz nicht mehr finden — wo ist er geblieben?"

„Aber ich halte den meinigen fest, mein Herr!" sprach sie lächelnd, „Gehen Sie — gehen Sie, Jochen Sandow, Sie haben ganz recht gehabt mit Ihrem Vorschlag der Trennung und der gegenseitigen Prüfung."

„Und Sie wollen?"

„Ich kehre nach Bellingen zurück — und warte."

„Nelda, ich kann nicht fort!" Er wollte sie an sich ziehen.

„Nein! Nein!" wehrte sie. „Das haben Sie nicht verdient, Jochen — o — nicht doch!"

Er aber hielt sie umfaßt und drückte seine Lippen auf die ihren in einem langen Kuß.

„War's ein Abschiedskuß — oder ein Verlobungskuß?" fragte er leise und hielt ihre Blicke mit den seinen fest.

„Das werd' ich erst nach einem halben Jahre wissen", sagte sie streng, aber ihre Augen lachten. (Fortsetzung folgt.)

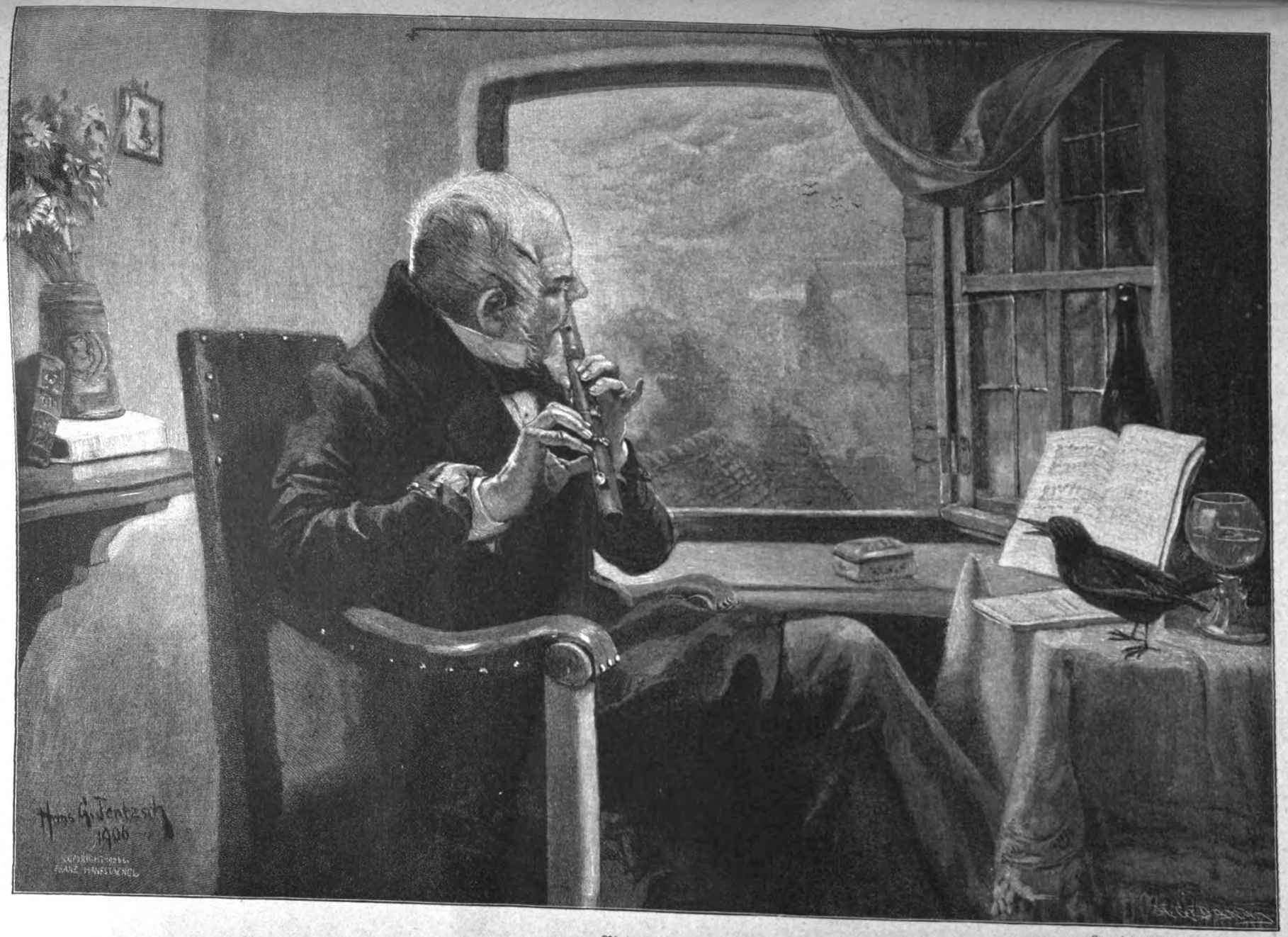
Mein Tag.

Mein Tag, wie ich dich immer schau:
Du kamst mir grau und gingst mir grau,
Und zwischen Grau und Grau geschmiegt
Ein bißchen helle Sonne liegt.

Das bißchen heller Sonnenschein
Soll mir, will's Gott, ins Herz hinein,
Tief, tief, recht tief, daß Wärm' und Licht
Die lange, graue Zeit durchbricht.

Nicht immer, daß es so gelang,
Und daß mein Herz die Not bezwang.
Oft war es dunkel drin, und oft
Hab' keinen Glanz ich mehr erhofft.

Leo Heller.



Ein Duett.

Gemälde von Hans Gabriel Jentzsch

Copyright 1906 by Franz Hanfstaengl.

Ein Geächteter.

Jägerisches von Anton Freiherrn von Perfall.

Wenn wir die Sympathien und Antipathien ehrlich prüfen, die wir gegen Tiere empfinden, werden wir über manche psychologische Seltsamkeiten Aufklärung erhalten, die uns im Verhalten gegen unsere Nebenmenschen begegnen.

Wir nennen den Löwen königlich, legen ihm eine gewisse Vornehmheit bei, einfach aus Ehrfurcht vor der Kraft und der absoluten Rücksichtslosigkeit seines Raubes, in der er keinen Gegner scheut, alles, was da kreucht und fleucht, als seine Beute betrachtet.

Wir nennen den Hirsch edel, weil sein ganzes Gebaren den unwillkürlichen Eindruck des Hochmuts macht, weil sein ganzer Körper wohlgeformt, seine Läufe schlank, seine Flüchten sehnig, sein Geweih eine ständig kampfbereite Waffe versinnbildlicht, alles Attribute einer kriegerischen, also adeligen Rasse.

Wir ekeln uns vor Schlangen, Fröschen und allen kaltblütigen Tieren, weil die Kälte bei ihrer Berührung unsern Gefühlsnerven widerspricht, die gewohnt sind, Leben und Wärme als untrennbare Begriffe zu betrachten. Alles natürlich nur vorgefaßte Begriffe uralter Traditionen, die uns verwirren.

Und nun der Fuchs. Es ist gar nicht zu leugnen, er besitzt, sine ira et studio besehen, unbedingt unsere Sympathie. Der ausgemachte Schleicher, rücksichtsloseste Mörder, der Todfeind alles Waldgetiers — gleichviel, er besitzt sie, und zwar aus dem gleichen Grund, aus dem wir — wohlgemerkt in unserm Allerinnersten — einem ganz besonders abgefeimten Diebe, dessen Kühnheit und Schlauheit, Vorherberechnung, Ausnutzung der Umstände das höchste Maaß erreicht haben, ja selbst einem schweren Verbrecher, einem Räuber, der an Mut und Todesverachtung das Höchste leistet, einen gewissen Grad von Bewunderung, trotz allen Abscheus, nicht versagen können, wenn auch gegen unsern Willen. Beispiele hierfür gibt es zur Genüge im Laufe der Geschichte, die Räuber- und Banditenromantik aller Zeit, bis herab zum Hauptmann von Köpenick.

Immer wieder das alte Urmotiv, das Fuchs- und Löwenmotiv, die brutale Anbetung der Kraft, gleichviel auf welchen Gebieten sie liegt. Kommt dazu noch wie beim Fuchs der Sieg durch die Schlauheit, seine im Vergleich zum Menschen völlig versagenden Kraftmittel, der Humor, die drollig physische Verwandtschaft mit einer gewissen Menschenklasse, die Verherrlichung Reinekens durch die Dichtung, dann ist der Volksliebling fertig, und das ist er geworden trotz aller weidmännischen, auch berechtigten Gegnerschaft.

Ich rechne mich selbst zu den letzteren, gehe aber in meinem Grimme doch nicht so weit, dem Rotschwanz meine Freundschaft völlig zu kündigen, bin überhaupt ein ausgemachter Gegner dieser immer mehr zunehmenden Übertreibung betreffs jagdgefährlicher Tiere. Was ginge von Poesie des Waldes, mehr an Kenntnis von der Natur für unsere Nachkommen verloren, wenn jeder jagdliche Heißsporn recht bekäme!

Ich kenne welche, die ganze Wutanfälle bekommen, wenn von Geier, Krähe oder Fuchs die Rede ist, von dem verhaßten Räubergesindel; eine Flut von Schimpfwörtern ergießt sich darüber, die im Munde des Menschen für mich immer etwas Komisches haben.

Meine Sympathie stammt allerdings noch aus der Jugendzeit. Die weidmännische Zucht, die ich erfuhr, war gewiß nicht schlecht, aber der Fuchs galt damals und dort, wo ich aufgewachsen, im Sommer wenigstens, als gefeit, und es ist mir unvergeßlich, wie mich mein Vater einmal abtanzelte, als ich im August mit einem ganz schäbigen paar solcher Gesellen von der Pirsch heimkam, voll Freude über mein wirksames „Anmäuseln". „Soll ich mich im Oktober dann vor meinen Jagdgästen blamieren, wenn nur ein paar Füchs auf der Strecke liegen? Und der Balg ist nichts wert, ha? Natürlich für den jungen Herrn ist das kein Grund, aber für mich . . ."

„Aber, Papa — die Hasen —"

„Ich pfeife auf deine Hasen — ich will keine Hasen, die sollen die Stadtjäger schießen auf ihren Mordjagden."

Ich habe damals schon nicht seine Ansicht geteilt, ich teile sie jetzt noch weniger. Also Krieg gegen ihn, Krieg bis aufs Messer, aber ehrlichen Krieg, keine Vernichtung! Er ist ja so lustig, so abwechslungsreich, ich möchte ihn nicht ganz missen um Hekatomben von Hasen.

Da ist der Anstand an dem Bau, der, mit Fleiß und Ausdauer betrieben, sicheren Erfolg bietet.

Die Morgenzeit ist unbedingt vorzuziehen, da der Jäger sich viel leichter unbeobachtet nähern kann und der zur Dämmerungszeit von seinem Raubzuge zurückkehrende Fuchs diesen viel weniger eräugt, als wenn ihm Gelegenheit geboten ist, vom Innern des Baues aus schon die ganze Umgegend scharf auf jede Gefahr zu beobachten.

Reizvoller ist für mich immer der Abendanstand, wenn die Lage des Baues den Schuß bei genügendem Licht zuläßt. Man hat sich vorher schon einen gesicherten Stand zurechtgemacht — ich habe selten die Kanzel benutzt — geheimnisvoll liegt der Bau im mächtigen Wurzelwerk einer Buche, drei, vier Röhren führen heraus. Aus welcher kommt er? — Immer dämmeriger wird's, immer schwärzer gähnen die Rohrmündungen — Amseln zanken, Meisen nesteln — der Blick schweift von Mündung zu Mündung — kein Laut mehr — kaum noch Büchsenlicht . . . Da leuchtet etwas in dem Schwarz unter der großen Wurzel. Man schlägt die Augen nieder, blinzelt nur . . . hält den Atem an — jetzt blinkt etwas Weißes . . . der Fuchskopf, dicht an den Boden gedrückt — er windet — die Lauscher spitzen und drehen sich . . . Jetzt gilt's! Die Büchse bereit — ein dunkler Wischer — da muß er liegen. Der Augenblick des Reizes ist kurz, gegen Stunden Mückenqual oder erstarrenden Frost — aber um dieses Ausgenießen des Augenblicks handelt es sich ja überhaupt bei der Jagd.

Mehr Anforderungen an den Jäger stellt das Passen zur Winterszeit vor dem „ausgelegten Luder". Da werden wahrhaftig Heldentaten an Ausdauer und Ertragen von Frostqualen geleistet. Wer nicht auch der starrenden Winternacht und ihrem großen Schweigen einen Reiz abgewinnen kann, wem nicht trotz allem Prickeln und Beißen in Händen und Füßen das Blut wallt, wenn er den roten Schleicher in seiner ganzen Pracht durch die Weiße ringsum nahen sieht, sich an seinen Schlichen ergötzt und dann aufjauchzen kann, wenn der Schuß glücklich bricht und die weiße Quaste zittert an der vollen Rute, der lasse solch mühsames Unternehmen.

Nur ein Passen mache ich nicht mehr mit, so unvergeßlich mir der Anblick ist, das Passen vor dem Bau mit einem Geheck junger Füchse. Wie ich hinkam, fuhren zwei von ihnen flüchtig in die Röhre. Keine zehn Minuten, und sie waren schon wieder da, gefolgt von weiteren dreien, und nun begann ein Spiel von solcher Anmut, solchem bezaubernden Reiz jeder Bewegung, daß ich den Jäger längst über den Beobachter vergaß; plötzlich raschelte es irgendwo hinter mir — das Spiel war aus, nur die kleinen Schwänzchen wedelten, und jeder Blick war in das Dickicht hinter mir gerichtet.

Die Mutter kam, eine starke „Fähe", etwas Unerkenntliches im Fang; sie warf sich auf den Boden, überkugelte sich, die fünf Jungen über sie her. Sie ließ sich den Balg zerzausen, teilte zärtliche Ohrfeigen aus, ahnte keine Gefahr in ihrem Mutterglück. Der zerzauste Federball, den sie gebracht, lag achtlos daneben, ein Huhn oder ein junger Fasan.

Jetzt erst erwachte der Jäger wieder in mir — etwas spät, nicht wahr? — Eine Fähe laufen lassen, den Mord in die Zukunft projizieren, das geht doch nicht — ich schoß, die Mutter und zwei Junge verzagelten auf dem Sande, die übrigen flohen.

Froh war ich nicht dabei, ich gestehe es, dem höhnischen Lächeln aller „wilden Jäger" zum Trotz — die Idylle war zu schön, die grasse Vernichtung im jetzt goldigen Buchenlicht ein zu drastischer Gegensatz.

Die Fuchsjagd, an die sich meine schönste Erinnerung knüpft, ist gut bayrisch, das „Klopfat" (Riegeln, Drücken, Treiben). Das Klopfat im herbstlichen Wald, in dessen bunte Palette er sich so trefflich einfügt — der Rote, in der ganzen Pracht seines Felles.

Einen Hymnus möchte ich darüber schreiben. Ein frischer reifiger Morgen, zarte Nebel flattern um den Wald, von goldigem Licht verdrängt; flammend die Buchen, in sanft verschlungenen Linien vermählen sich ihre Kuppeln, dazwischen leuchtet der goldene Ahorn und trotzt die grüne Eiche zu frühem Schlafe. Nie ist die Luft kraftvoller, nie sind die Farben so intensiv, nie steigen solche Wohlgerüche auf von der überreifen Erde.

Die Jagdgesellschaft ist klein und intim, verständnisvolle Fuchsjäger, man spricht nur von „ihm". Die Dakl lechzen vor Gier an den Leinen, sie wissen es genau, daß es heute „ihm" gilt. Heute ist der Hase verachtet, nicht einmal auf den Rehbock zielen die Wünsche. Mit Indianerschritten naht man dem ersten Bogen, der an das Feld grenzt, eine Fichtendickung; nur mit Winken werden die Stände verteilt, die Treiber angewiesen.

Ich stehe auf einem Fuchsriegel. Der Erfahrene kennt ihn sofort: wo sich das Dickicht zum nächstliegenden zuspitzt, möglichst schmaler freier Raum. Die Treiber lärmen nicht, dann und wann der Ton der Holzklapper, ein Stockschlag gegen einen Baum. — Ein Sprung Reh wird kaum beachtet, ein Hase völlig ignoriert; jetzt blitzt es auf in dem Gestänge vor mir, ein langer roter Streif, die Rute streift den Boden, es verschwindet. Bei dem Boschen muß er erscheinen — langsam angebackt — er kommt nicht.

Die Treiber nähern sich schon, da ein roter Funke, der über die Blöße blitzt Knall und Ende. Nur die weiße Quaste zittert noch am Ende der Rute.

Gar keine besondere Kunst, aber doch eine köstliche Spannung! Ein anderer schlägt im Feuer um und verschwindet im Bogen — wieder ein anderer kommt im Saus, den kläffenden Dakl hinter sich, da heißt es schon, flinker sein und den Augenblick erhaschen. Fünf bis sechs Schuß, und der Bogen ist zu Ende. Vier Füchse — doch eine schöne Strecke! Man verzeiht dem Räuber manchen Hasen in diesem Augenblicke.

Ich habe einmal in den Lechauen bei Landsberg fünf auf einen Stand geschossen, ich erinnere mich nicht leicht eines schöneren Weidmannsheils. Der Hase ist und bleibt doch immer das Massenwild, völlig individualitätslos, eine leere Zahl; wie anders der Fuchs dagegen, in seinem stattlichen Wams, das letzte Raubtier, das sich erfrecht, uns Konkurrenz zu machen! Wäre es wirklich schön, wenn's nur noch Hasen und Fasanen gäbe und so zahmes Zeug, ich nähme gern noch ein paar Bären und Wölfe mit in Kauf, selbst auf Kosten eines Rückganges der großen Hasenkessel, in die auch der Unberufenste hineinschmecken kann.

Nichts für ungut, ihr Jäger, aber den Rotrock ganz ausrotten im deutschen Walde, dafür kann ich mich nicht begeistern.

Der Fuchsjäger ist bei uns im Süden noch nicht ausgestorben, ich kenne noch manchen Graubart, der ihn nicht missen will. Zur ganz besonderen Leidenschaft aber wird, wie ich mich oft überzeugte, der Fang; der Fuchs scheint fast mit der ihm schädlichen Technik vorgeschritten, an ihr gelernt zu haben, so unglaublich schwierig ist sein Fang, so sicher rächt sich jede kleine Vernachlässigung im Aufrichten des Eisens, gleichviel, ob es sich um eine gewöhnliche Schlagfalle, um ein Tellereisen oder um einen sogenannten „Schwanenhals" handelt. Einzelne Ausnahmen, daß dann und wann einmal ein junger Fuchs recht töricht auch einem Anfänger im Fach ins Eisen geht, ändern daran nichts; es wird eben auch unter den Füchsen zerstreute Leute, blinde Sixe und ausgemachte Tölpel geben.

Vor allem ist die „Witterung", das heißt der Geruch, der vom Eisen ausgeht, maßgebend. Die leiseste menschliche Witterung, und der Erfolg bleibt aus. So hat sich unter den Fuchsfängern eine ganze Lehre von Witterung neben einer Fülle von Aberglauben ausgebildet. Heringsbrühe, mit der die Hände oder Handschuhe und das Eisen selbst behandelt werden, steht immer noch an erster Stelle, es genügen aber meiner Ansicht nach auch Fichtennadelabsud oder im Notfalle Abreibungen mit Waldmoos und Erde. Auch das Schuhwerk

Ein Fuchsfänger.
Nach einer Naturaufnahme in Holz geschnitten von Heinrich Scheidner.

des Eisenlegenden muß auf diese Weise behandelt werden. Die zweite große Kunst ist, das Eisen „fängisch" zu stellen, das heißt so, daß der Fuchs nicht die geringste Veränderung am Boden bemerkt, daß das Eisen, in dessen Mitte das „Luder" steckt, bei der leisesten Berührung zuschlägt, aber doch so gestellt ist, daß es nicht durch eine leise Erschütterung des Bodens zum Losgehen gebracht wird oder anderseits durch irgendein Hindernis seinen fängischen Schlag abzuschwächen. Der kleinste Umstand spielt dabei eine Rolle.

Der Fuchsfänger muß ein scharfer Beobachter sein, der ein instinktives Gefühl in der Auswahl des Ortes besitzt, an dem er sein Eisen legt, jeden Wechsel kennt, jeden Bau, er darf keinen Weg scheuen, nicht Frost, nicht Schnee. Gerade die Winterszeit, in der der Schnee jede Fährte zeigt, ist die Zeit seiner Ernte. Die Eisen, oft stundenweit voneinander entfernt, müssen täglich nachgesehen werden, ob nicht ein Vogel, eine Maus eins abgelassen, ein Anblick, der dem Fänger viel öfters zuteil wird als der des gefangenen Fuchses.

Im Gebirg, in dem die Mehrzahl der Baue in völlig unzugänglichem Felsterrain sich befindet, mit Drücken und Treiben aber bei der Größe und Vielgestaltigkeit des Geländes dem Fuchs erst recht nicht beizukommen ist, ist der Fang die einzige Möglichkeit, seiner Herr zu werden, abgesehen von dem wenig weidmännischen Giftbrocken, der allerhand Gefahr und Nachteil mit sich führt und von dem echten Fänger mit tiefster Verachtung zurückgewiesen wird. Hier findet man auch die echten Exemplare des Fuchsfängers, Jäger, Holzknechte, auch Bauern und Waldleute, die von Jugend auf das Handwerk treiben und ihm leidenschaftlich ergeben sind. Der „Fuchsfänger" von Scheidner ist ein solches, treu der Wirklichkeit entnommen; nur das Hütl mit der Spielhahnfeder weist auf seinen jagdlichen Nebenberuf, während Gewand und Schuhwerk den Holzer markieren. Der stattliche „Rüd", den er am Bergstock trägt, hat ihm wohl manchen Tropfen Schweiß gekostet. Der scharfbeobachtende Blick, verbunden mit dem ruhigen Gehaben seines ganzen Wesens, gibt trefflich die Charakteristik seiner Übung.

Mag der Vernichtungskampf gegen den Fuchs noch so sehr gepredigt werden, mag ich ihn, wie jeder Weidmann, bis zu einem vernünftigen Grade auch billigen, ich werde stets etwas übrig behalten für den Rotschwanz, der unserm deutschen Wald als letzter Ausläufer wilden Getiers trotz allem zur Zierde dient.

Übrigens hat schon die Natur in ihrer rastlosen Sorge für die Erhaltung einer Art reichlich dafür gesorgt, daß sein Ende nicht so nahe bevorsteht.

Reineke sagte zum Dachs:

„Bekennt mir, Oheim, ich habe
Kinder trefflicher Art, sie müssen jedem gefallen,
Sagt mir, wie euch Rossel gefällt und Reinhard der Kleine."

Eduard Zeller. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) In der schwäbischen Heimat, die den des großen Treibens Müden seit Jahren wieder ans Herz genommen hatte, in seinem friedlich schönen Gelehrtenheim zu Stuttgart ist Professor Dr. Eduard Zeller, der Nestor der deutschen Philosophen, am 19. März im Alter von über 94 Jahren gestorben. Ein reiches, begnadetes Gelehrtenleben hat damit seinen Abschluß gefunden, aber das Licht der Wahrheit und Erkenntnis, das von ihm ausgegangen ist, leuchtet sieghaft weiter über Tod und Grab hinaus. — Als Sohn eines Pfarrers wurde Eduard Zeller am 22. Januar 1814 im Dorfe Klein-Bottwar bei Marbach in Württemberg geboren und blieb bis zum 13. Lebensjahre, von seinem Vater unterrichtet, im Heimatdörfchen, das er dann mit dem berühmten evangelischen Seminar zu Maulbronn vertauschte. Hier legte er — als ständiger „Primus" — den Grund zu jener philologischen Durchbildung, die nachmals die Bewunderung aller Fachgenossen erregte, und bezog 1831 wohlvorbereitet die württembergische Landesuniversität Tübingen, um Theologie und Philosophie zu studieren. In diese Studienzeit fielen, angefacht durch David Fr. Strauß' Streitschrift „Das Leben Jesu", die Anfänge des großen theologischen Prinzipienkampfes, in den auch Zeller gleich anderen bedeutenden Köpfen hineingezogen wurde. Aber neben den theologischen Studien beschäftigte sich Zeller viel mit dem griechischen Altertum; seine Doktorarbeit aus dem Jahre 1836 handelte „Über den Zusammenhang der griechischen Geistesbildung mit der ägyptischen", und drei Jahre später erschienen seine „Platonischen Schriften". Eine Studienreise durch norddeutsche Universitäten führte ihn mit Berühmtheiten des vormärzlichen Berlin zusammen und brachte ihm eine reiche Förderung seiner geistigen Interessen. Auch ließ ihm die zunächst übernommene Repetentenstelle am niederen Seminar zu Urach, wie später am Stift zu Tübingen, Zeit zu schriftstellerischer Tätigkeit, und kurz, nachdem er sich 1840 in Tübingen habilitiert hatte, übernahm er die Leitung der „Theologischen Jahrbücher", in denen viele seiner berühmtesten Arbeiten erschienen, wie „Die Apostelgeschichte, kritisch untersucht" (1854), die heute noch als eine Musterleistung gilt. Aber in dem orthodoxen Tübingen hatte Zeller es nicht zu einer Professur bringen können, und so nahm er 1847 gern das sich ihm bietende Schweizer Asyl an, indem er als außerordentlicher Professor der Theologie nach Bern ging. Es war aber auch hier seines Bleibens nicht, ebensowenig wie in der 1849 angetretenen theologischen Professur in Marburg, die er, um einen Eklat zu vermeiden, mit der philosophischen vertauschen mußte. Indessen, was unter äußerem Zwange geschah, erwies sich als innerer Segen; mit Eifer ergriff Zeller die Gelegenheit, einen weitausschauenden Plan zu verwirklichen, er schrieb mit unermüdlichem Interesse und nie versagender Arbeitskraft die „Geschichte der griechischen Philosophie", deren erster Band 1844 erschienen war. Im Jahre 1902 hat Zeller selbst noch die 4. Auflage des letzten Bandes besorgt. Dieses gewaltige fünfbändige Werk, das auf lange hinaus diesem Gebiet den Stempel aufdrücken wird, ist eine leuchtende Geistestat, eine nach Form und Inhalt vorbildliche Arbeit, die Zeller durch regelmäßige Nachträge und Neuauflagen vor dem Erstarren behütet und immer auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung erhalten hat. Seine hervorragende Darstellungsgabe ist auch anderen Gebieten zugute gekommen, zahlreiche bedeutende Schriften zeugen dafür, und wenn auch in der philosophischen Forschung der Schwerpunkt seines Schaffens lag, so hat er doch auch als Selbstdenker Großes geleistet und fand bei alledem noch Muße, sich für Zeitfragen zu interessieren und durch Wort und Schrift wiederholt entscheidend einzugreifen. Auch seiner biographischen Arbeiten muß gedacht werden, besonders des pietätvollen Denkmals, das er 1874 seinem Freunde David Fr. Strauß in einer meisterhaft geschriebenen Skizze und in der von ihm besorgten Sammlung seiner Schriften gesetzt hat. In Zellers Leben zog nach dem vielen Hin und Her der ersten Mannesjahre der Frieden ein. Nachdem er dreizehn Jahre lang in dem lieblichen Lahnstädtchen Marburg der stillen Forschung sich gewidmet hatte, trat er 1862 als ordentlicher Professor der Philosophie in Heidelberg in regen Verkehr mit bedeutenden Männern der Wissenschaft, die er zum Teil in Berlin wiedersand, als er zehn Jahre später als Nachfolger Trendelenburgs den ersten philosophischen Lehrstuhl des Reiches bestieg. Zellers Bedeutung lag nicht in seiner akademischen Lehrtätigkeit — er war kaum ein guter, geschweige denn ein blendender Redner, aber der Glanz seines Namens zog viele an, und Ehren über Ehren häufte das Leben über sein Haupt. Doktor aller vier Fakultäten, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, zeitweilig Rektor der Berliner Universität, Inhaber des

J. Baruch, Berlin, phot.

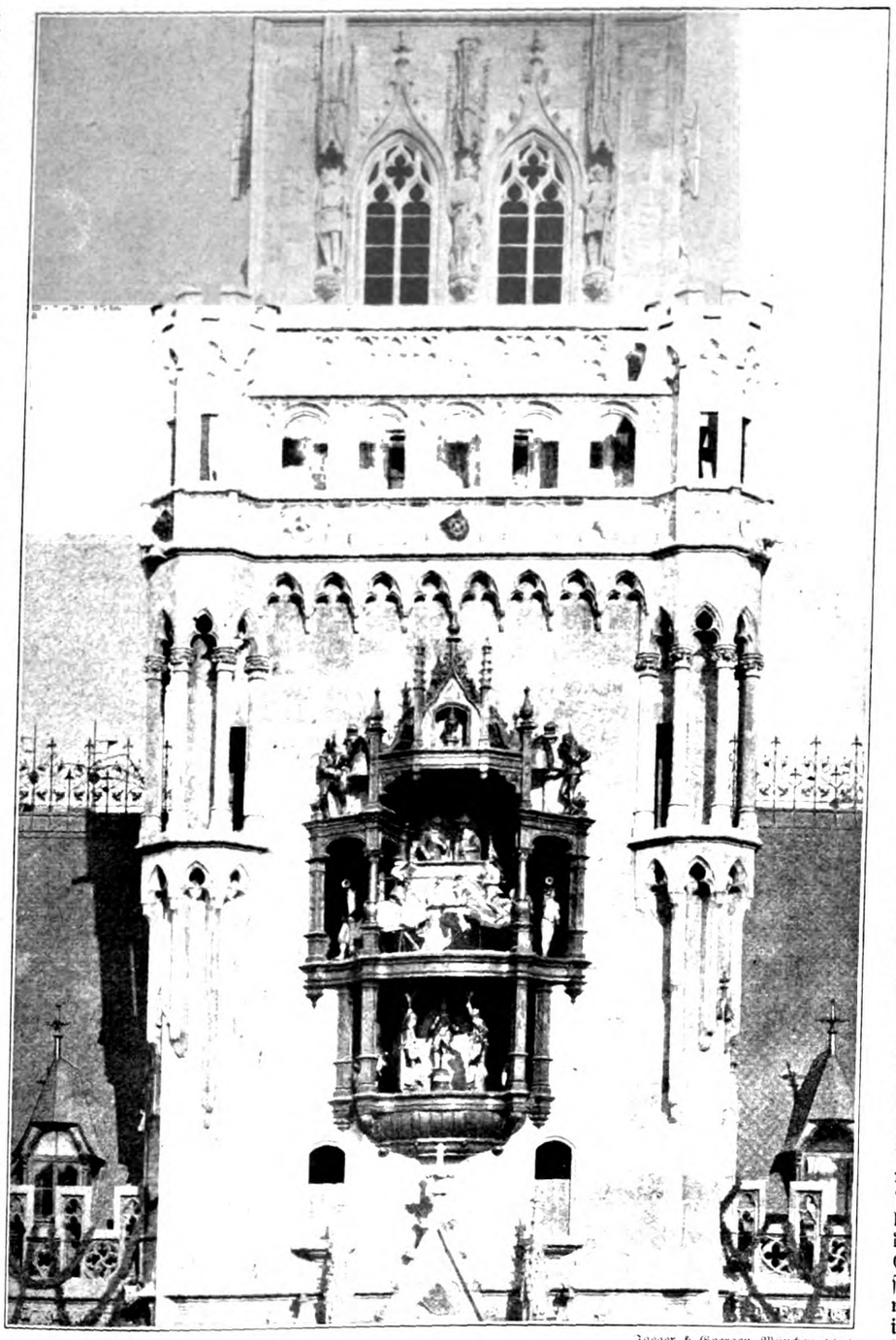
Eduard Zeller †

Protestmünze aus der Zeit Karls II. von England.

Ordens Pour le mérite und seit 1894 Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Exzellenz, bei Lebzeiten schon durch ein Denkmal in Marmor (die Porträtbüste am Denkmal der Kaiserin Friedrich vor dem Brandenburger Tor) verewigt, hatte er sich eines Erfolges zu erfreuen wie selten ein Sterblicher.

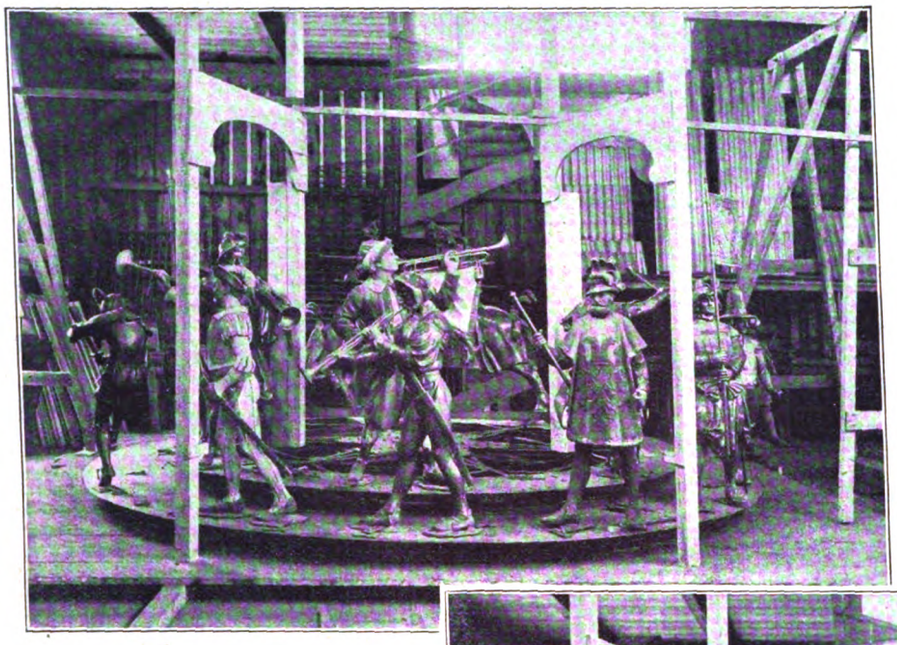
Protestmünze. (Zu der Abbildung auf der nebenstehenden Seite.) Die Numismatiker unter unsern Lesern wird die hier abgebildete Münze interessieren, eine der seltensten und wertvollsten aller uns bekannten, die sogenannte Protest- oder Bittschriftskrone. Das interessante Stück, das im Jahre 1889 schon einen Wert von 10000 Mark darstellte und Mitte März d. J. zum Verkauf ausstand, ist unter der Regierung Karls II. geprägt worden als Protest gegen die von einem Holländer vorgeschlagenen Münzen. Thomas Simon, der sie im Jahre 1663 schlug, gravierte in den Rand eine Bittschrift an den König, deren zwei Linien lauteten: Thomas Simon bittet Se. Majestät untertänigst, dieses Probestück mit dem holländischen vergleichen zu wollen und, wenn es wirklich besser gemünzt und getrieben, zierlicher angeordnet und genauer geprägt ist als jenes, ihm den Vorzug zu geben. Das seltene Stück, das dem Werte nach an zweiter Stelle aller bekannten Münzen steht, ist vorzüglich erhalten.

Der Spielerker am neuen Rathaus in München. (Zu den Abbildungen auf dieser und der folgenden Seite.) Am 12. März fand in München zu Ehren des siebenundachtzigsten Geburtstags des Prinzregenten die erste öffentliche Spielprobe der von Professor Hauberrisser, dem Rathausbaumeister, erdachten sinnvollen Turmspielwerke statt. Trotzdem man die Stunde des Probespiels aus Verkehrsrücksichten geheimgehalten hatte, war doch genug durchgesickert, um zur Mittagsstunde eine große Zuschauermenge vor den prunkvollen Rathausbau zu locken, und alles blickte gespannt und voller Erwartung zu dem Erker empor, der bis vor kurzem noch sein Bretter-gerüst getragen hatte und nun in einem dunkelerzenen Rahmen ein paar seltsam bemalte Figuren zeigte. Im Hintergrunde der obersten Nische schaute ein mittelalterliches Fürstenpaar vom „hohen Ballon" herab reglos auf eine Bühne mit grellbunten Narren, und ebenso unbewegt hielt der Hanswurst im Hintergrund der unteren Nische seine Pritsche, reckten zwei rotbefrackte Schäfflergesellen sich auf einem Bein und hielten den grünen Laubreifen hoch in die Luft. Da intonierte an Stelle des noch nicht angebrachten Glockenspiels eine Bläserkapelle die Königshymne, und siehe, unter deren bekannten Klängen kam auf einmal Leben in all diese Herrschaften aus Kupferblech. Zwei erzene Ritter schlugen mit ihren Klöppeln auf zwei Glocken, und während die Hymne in das prächtige Reiterlied „Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" überging, begann in der oberen Nische das Puppenspiel. Die Narren näherten sich einander, Hornrufe und Trompeten verkündeten das Turnier, das zweimal vorüberzog, und der silberne Ritter fiel programmäßig vom Pferde, von der Lanze des goldenen aus dem Sattel gehoben. Und abermals setzte, nach einer Pause, die Musik ein. Die lieben, zärtlichen Klänge des Schäfflertanzes erklangen, und die Schäffler drehten sich zierlich mit den Reifen im Tanz und um sich selbst, während der Hanswurst mit der Pritsche den Takt dazu schlug. Hiermit war das Programm des für die Tageszeit vorgesehenen Puppenspiels erledigt, aber zur Feier des Tages folgte auch noch das „Nachtspiel" nach. Der Nachtwächter erschien mit der brennenden Laterne in der Hand und gab sein Hornsignal, während er „links um die Ecke" ging; dann trat von rechts her der Friedensengel auf und führte sorgsam das Münchener Kindl, und schließlich krähte auch noch der schwarze Hahn zwölfmal deutlich sein Kitiriti. „Bravo" schrieen die Münchener, und alt und jung klatschte rasenden Beifall. Wie viele aber dachten daran, welch ein Wunderwerk der Technik dies in wenigen Minuten sich abhaspelnde Spiel bedeutet und wie viel Gedankenarbeit darin steckt? Die mechanischen Spielwerke im Turmwerk stehen in einer gewissen Abhängigkeit von der



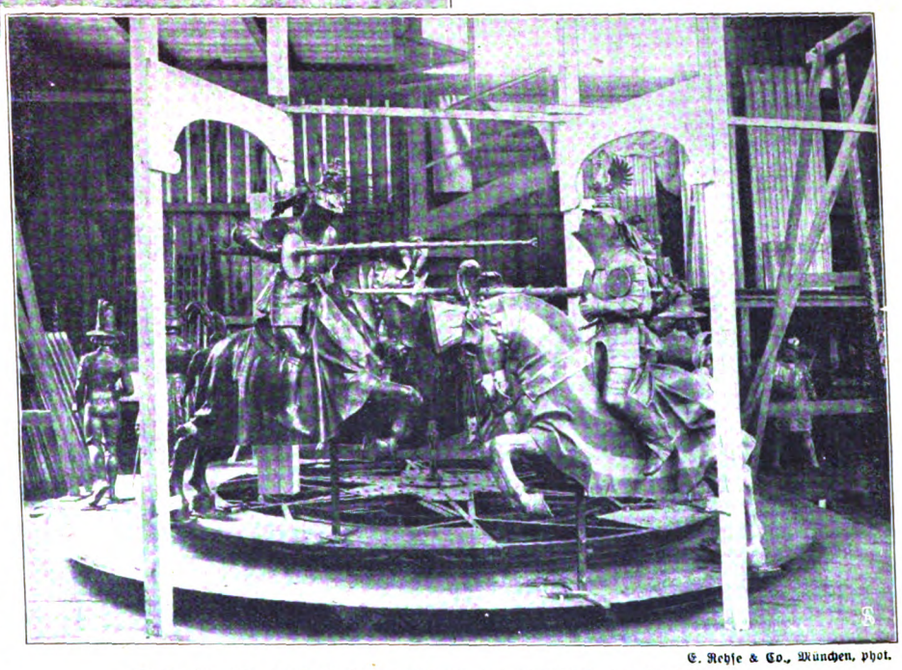
Jaeger & Goergen, München, phot.

Der Spielerker am neuen Rathaus in München.



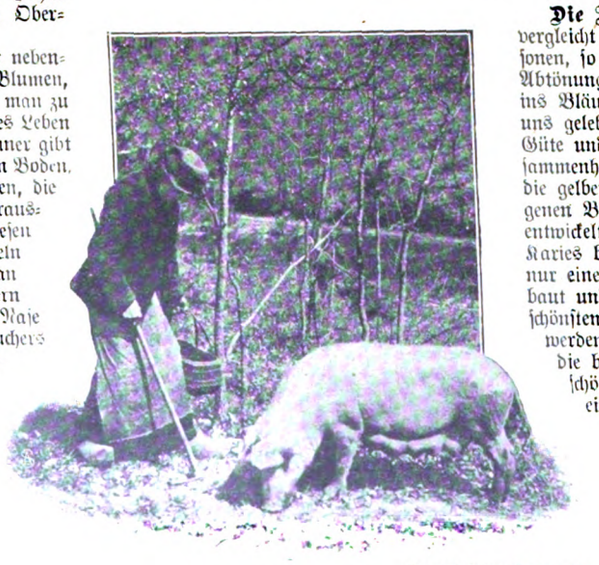
ebenfalls im neuen Rathaus aufgestellten Normaluhr, die zunächst eine elektrische Nebenuhr treibt; ein in sie eingebautes dreifaches Kontaktwerk löst auf elektrischem Wege das Glockenspiel wie das Spielwerk von Turnier, Schäfflertanz und Erkerfiguren aus, während zur Betätigung von Hahn, Hanswursten und Glockenschlägen eigene, durch Motoren betriebene Apparate aufgestellt sind. Da alle Figuren sich automatisch bewegen, war ein ausgedehnter, komplizierter Schalt- und Abstellmechanismus notwendig, dessen Seele die sogenannte „Kontaktwalze" bildet; von ihr aus werden sämtliche Bewegungen eingeleitet, und die Einleitung der Bewegung der Kontaktwalze selbst besorgt eben die im Turme befindliche Uhr. Sie schließt zur festgesetzten Stunde einen Stromkreis, der den Motor der Walze durchfließt, und nun beginnt alles selbsttätig zu spielen; hat eine Figur ihre Funktion erfüllt, so wird durch einen Hebel ein Ausschalter in Bewegung gesetzt, der Stromkreis ist unterbrochen — die Figur steht still. Es würde zu weit führen, auf alle Einzelheiten des verzwickten Mechanismus hier einzugehen, nur die **Namen der bei der Ausführung Beteiligten seien rühmend genannt. Es sind dies die Firmen Wilh. Sedlbauer, J. Neher Söhne und F. S. Kustermann, wie die Oberingenieure Höchtl und Jucht.**

Auf der Trüffeljagd. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Man sammelt Blumen, sucht Pilze, aber die Trüffeln pflegt man zu jagen. Sie führen ja ein verborgenes Leben unter der Erde, und nur wenige Kenner gibt es, die aus verschiedenen Anzeichen am Boden, aus den Schwärmen von Trüffelmücken, die über dem Waldboden tanzen, herausbringen können, daß man an diesen Stellen mit Erfolg nach Trüffeln graben kann. Seit Jahren hat man darum in den trüffelgesegneten Ländern Frankreich und Italien die feine Nase der Tiere in den Dienst des Trüffelsuchers gestellt. In Italien dressiert man zu diesem Zwecke den Hund. In Frankreich gibt man dem Schwein den Vorzug. Auch dieses wird zu dieser Jagd dressiert, indem man ihm nur feines Futter mit Trüffeln bereitet und es nach und nach lehrt, es aus der Erde herauszuscharren. Ist das Vieh fern, so bindet ihm der Trüffeljäger eine Leine an den Hinterfuß, bewehrt sich mit einem tüchtigen Stock und legt wohl mitunter dem Tier eine Rüsselangel an, damit es die gefundenen Trüffeln nicht verzehren kann. Außerdem nimmt er eine Weinbergshacke mit, einen Sack für die Trüffeln und etwas Mais für das Schwein. So wandert er mit seinem vierfüßigen Gehilfen in den Wald, in dem Trüffeln wachsen. Es dauert nicht lange, da steht die „Trüffelsau", beginnt mit dem Rüssel in der Erde zu wühlen, und wenn sie merkt, daß sie wirklich in der Nähe der Trüffellager sich befindet, so stößt sie ein behagliches Grunzen aus. Doch in dem gleichen Augenblicke versetzt der ungalante Trüffeljäger dem Tier einen kräftigen Stockhieb auf den Rücken, reißt es an der Leine zurück und streut ihm eine Handvoll Maiskörner vor. Das Schwein nimmt mit diesem Futter vorlieb und sucht die Körner auf. Der Mann macht sich aber an der aufgewühlten Stelle mit Stock und Hacke daran, die Trüffeln vollends aufzuwühlen und die „Amoretten", wie man sie in Südfrankreich nennt, in seinem Sack zu bewahren.



E. Rehse & Co., München, phot.

Das Getriebe des Spielwerkes am neuen Rathaus in München.



Jacques Boyer, Paris, phot.

Trüffelsuchendes Schwein.

Die Farbe der Zähne. Die Zähne sind weiß: vergleicht man aber die Zähne verschiedener Personen, so findet man, daß dieses Weiß verschiedene Abtönungen aufweist, die bald ins Gelbliche, bald ins Bläuliche hinüberspielen. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß diese Farbenabstufungen mit der Güte und der Dauerhaftigkeit der Zähne eng zusammenhängen. Obenan stehen in dieser Hinsicht die gelben Zähne, die zumeist einen kurzen, gedrungenen Bau aufweisen. Sie sind stark und kräftig entwickelt, sitzen fest und werden nur selten von der Karies befallen. Die glänzend weißen Zähne, die nur einen gelblichen Anflug zeigen, sind größer gebaut und regelmäßiger entwickelt, sie gelten als die schönsten, sind aber nicht so fest wie die gelben und werden leichter kariös. Eine dritte Sorte bilden die bläulich weißen Zähne; sie glänzen nicht so schön wie die zuerst genannten, haben auch einen viel dünneren Schmelz, sie erliegen leicht schädlichen Einflüssen und gehen außerdem schnell zugrunde. Am schlechtesten aber sind die fleckigen Zähne. Sie zeigen Flecke, weil ihr Schmelz nicht gleichmäßig gut ausgebildet ist. Diese Zähne werden daher am frühesten von der Karies befallen und verderben in unverhältnismäßig kurzer Zeit.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Nr. 15 — 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Das Kreuz im Venn.

(5. Fortsetzung.)

Roman von Clara Viebig.

„Wat ich dir noch sagen wollt," sprach die Bürgermeisterin am anderen Morgen zu ihrem Mann, als sie miteinander in der Küche den Kaffee tranken, „der Joseph kam darum erauf, weil er dich fragen wollt, ob du nit en Magd für ihn wüßtest. Ich bin et jestern janz verjessen. Er will en Magd nehmen, für auf die Fangeuse wohnen zu jehn, Bärtes!" Man merkte ihrem Ton an, wie sehr sie sich darüber verwunderte.

Leykuhlen legte sein Butterbrot hin und fing laut an zu lachen. „Wat der für Ideen hat!"

„Mir scheint, der fühlt sich sehr unglücklich unten bei seinem Vetter. Nu hat der Zilles oben im Moorhaus dem Schmölder jekündigt, un er hat Lust jekriegt, anstatt dem Zilles nach oben zu ziehen. Aber er braucht doch en Magd — weißt du eine, Bärtes?"

Leykuhlen schüttelte den Kopf: das würde schwer halten. Sämtliche Witwen und ältliche Frauenspersonen im Dorfe ließ er in seinen Gedanken vorüberziehen: da war die Witwe vom May aus der Tuchfabrik, der letztes Jahr an der Schwindsucht gestorben war, die war aber selbst nicht fest auf der Brust, die hielt oben die Stürme und Nebel nicht aus. Da war zweitens die Witwe vom Johann Peter, der Anno siebzig als junger Kerl sein Bein verloren hatte, die war noch rüstig und stark, aber die hatte zehn Kinder, die jüngsten mußten noch in die Schul' — mit der war es auch nix. Da war die Hoesen, die war blind auf einem Auge geworden, und auf dem andern sah sie fast auch nichts mehr vom Weinen; deren Mann war vor zehn Jahren ausgezogen mit Karren und Gaul ins wallonische Venn, um Torf zu stechen, und war nicht mehr gesehen worden seit jenem Tage. Da war auch die alte Frau, die Lenzen Tring, aber die war fünfzehnmal Großmutter schon, die hatte zu viele Enkel zu wiegen. Das Bertchen, die ledige Näherin, die nicht mehr in die Fabrik gehen konnte und jetzt nähte und flickte und Kinder das Stricken lehrte, die hatte zu feine Knochen für so was. Das Lieschen, das Bückelchen, das von der Gemeindewohltätigkeit lebte, die würde sich gewiß gern was verdienen — aber da hinauf — nein, da würde die auch nicht hinziehen!

Leykuhlen schüttelte den Kopf. „Ich weiß keine!"

„Et müßt eijentlich en Junge un Kräftige sein", sagte Mariechen nachdenklich.

„Eine Junge? Dat würd sich doch schlecht schicken. Dat leidt auch unser Pastor nun un nimmer, selbst wenn die Eltern et zugäben!"

„Och!" Sie lachte ihn hell aus ob dieses Bedenkens. „An so wat denkt doch de Joseph nit mich, da is der doch viel, viel zu ältlich für!"

„Zwei Jahr jünger als ich!" Leykuhlen lachte auch, streckte prüfend die kräftigen Arme aus und zog seine Frau plötzlich an sich. „Dat sag nit, Mariechen, zwei Jahre jünger noch is der Joseph als ich — mer soll nir verschwören!"

Errötend wie eine ganz Junge machte sich die Frau von ihm los und gab ihm einen Klaps. „Och, Bärtes, ich bin doch deine Frau, dat is doch wat janz anderes! Un denn, du bist doch auch 'ne janz andere als de Joseph!" Sich mit beiden Händen den Scheitel wieder glatt streichend, den er ihr verwirrt hatte, musterte sie mit Stolz und Liebe im Blick ihres Mannes Kraftgestalt. „Wat bist du für 'ne Kerl — und wat is de für ein'! Recht erbärmlich — so schwach — janz jries is sein Haar schon!"

„Meins ist ja auch schon grau", sagte er neckend.

„Och, deins!" Sie fuhr ihm mit beiden Händen auf den ein wenig strubbligen Kopf. „Du bis ja noch akkurat so, als ob du noch schwarz wärst!"

* * *

Es war ein heller Morgen. Kein Morgen freilich, wie er am 1. Juni in anderen Dörfern zu sein pflegt. Hier schoß noch keine Saat in die Halme und neigte und wiegte sich in einem Winde, der schon Sommerwärme in sich hatte. In der Rheinebene hatten die Obstalleen längst abgeblüht, zwischen dem dunkelnden Sommerlaub kündeten schon kleine Früchtchen die künftige Ernte, aber zu Heckenbroich waren eben erst die Hecken grün geworden. Die Hecke vor Huesgens armseligem Hause zeigte sogar noch viel braunes und dürres Winterlaub, nur wo die Sonne so recht herankonnte, grünten schwächliche Sprießer.

Heute brauchte Weber Huesgen nicht in die Fabrik zu gehen. Gestern abend mit dem letzten Arbeiterzuge war er von Aachen gekommen, staubig, verwahrlost und verdrossen dazu. Das war doch ein schweres Leben! Nun, da er anfing, seine Jahre zu fühlen, wurde ihm die Woche oft sauer. Immer arbeiten und kein Familienleben dazu. Mit den ledigen Kerlen in der Herberge umherliegen, und wenn man einmal die Woche nach Hause kam, dann zu allem noch eine kranke Frau! Nun hatte er auch gar kein Pläsier mehr. Spät am Abend noch hatte sich Huesgen scheren lassen — die blaugrauen Stoppeln überwucherten ihm das Gesicht wie

Published 9. IV. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Clara Viebig.

ein Gestrüpp — dann hatte das Kathrinchen den Zober herbeigeschleppt, um ihm die Füße zu waschen, und Bäreb hatte sich gleich an des Vaters Sachen gemacht, um sie zu flicken. Die Frau aber saß bei ihrem Ehemann auf dem Bettrand, den schlafenden Säugling an der Brust, und hielt seine schwielige Hand in der ihren. Sie hatte ihm ja so viel zu erzählen. Und unter ihrem Wunderglauben richtete sich sein gesunkener Mut auf wie ein schnellwachsender Baum. Er ließ seine Müdigkeit und Verdrossenheit fahren und wurde so vergnügt, als hätte er einen Schoppen getrunken. O, und die Frau war ja so viel besser als letzten Samstag! Ordentlich Rot hatte sie auf den Backen, sie war wie verjüngt. Er hatte kräftig geschmaust; sie hatte Eier mit Speck gebraten, und sie, die vorher nichts hatte essen mögen, teilte heute mit ihm, und die Kinder, die großäugig zusahen, bekamen vom Vater auch, eins nach dem andern, einen Happen Brot, in Fett getunkt, in den Mund gesteckt, der gierig zuschnappte. Weber Huesgen lachte darüber und klopfte ihnen die Köpfe — hübsche Kinder doch alle, staatse Kinder! Und mit dem Dores würde sich das ja nun auch bald bessern! Er betrachtete väterlich den schlummernden Säugling; die Frau mußte den auswickeln und ihm zeigen, wie stark er gebaut war. Nein, es waren der Kinder nicht zu viele, die waren ein Geschenk von Gott selber im Himmel!

Draußen zog der Mond friedlich seine Bahn, hier am Ende des Dorfes kam kein Lärmen vorüber. Es ward eine glückliche Nacht unter dem armen Dach. Nun aber läuteten die Glocken. Weber Huesgen ging mit seiner Frau zum erstenmal zum Hochamt. Jetzt traute sie sich das schon.

In einer ununterbrochenen Reihe, zu zweien und dreien, strebten die Dörfler zur Kirche hin. Viele hatten einen weiten Weg, denn oft, wo man's gar nicht mehr vermutete, ganz draußen, lag noch ein Häuschen hinter seiner hohen Hecke versteckt.

Auch die vom Venn waren heute gekommen, sie wurden heruntergetrieben zu zweien und dreien; Simon Bräuer hatte sie gut im Zug. Los und ledig gingen sie wie andere Leute; aber wenn sie auch nicht gebunden waren, sie gingen doch wie gefesselt, die Köpfe gesenkt, die Blicke zu Boden geschlagen. Trapp, trapp. Harte Tritte hatten sie in grobgenagelten Schuhen. Sie waren heute im Sonntagsstaat, in reingewaschenen Kitteln und dunkeln Mützen; sie sahen ganz ordentlich aus. Aber mißbilligende Blicke streiften dennoch die Kolonie; es blieb ein großer Abstand zwischen ihr und der übrigen Schar der Kirchgänger. Die Frauen guckten scheu; sie eilten sich noch mehr, daß sie in die Kirche kamen.

Wie ein Beet von bunten Tulipanen prangten, dicht gefüllt, die Bänke der Weiber. Alle hatten ihre besten Kopftücher um — rot und gelb, grün und violett, blau und orangefarben — Wolle, mit Seide durchschossen, in großblumigen Mustern.

Von ihrem Platze sah die Frau Bürgermeisterin nach jenen Bänken hin; sieh da, mitten zwischen frischeren und gesünderen Gesichtern das blasse der Huesgen. Ah, das war recht, daß die heute nicht fehlte, die hatte doppelten Grund, hier zu knien! —

„In nomine patris et filii et spiritus sancti,
Amen!"

In tiefer Andacht neigte sich die Gemeinde. Der Herr Pastor, trotz seiner Siebzig noch im Amt, hielt das Staffelgebet. Und Confiteor und Introitus folgten. Die hohe Wölbung verschluckte die lateinischen Worte; die hohle Stimme des greisen Priesters am Altar und die etwas näselnde des ihm vom Chor antwortenden Dieners gaben ein immerwährendes Echo. Man konnte nicht viel verstehen. Aber der Weihrauch duftete, die Chorknaben knirten, die ewige Lampe ergoß blutrot dämmernden Schein auf den Leib des Erlösers, der lebensgroß, in natürlichen Farben angemalt, der Gottesmutter im Schoße ruhte.

Das Sonnenlicht war draußen geblieben, durch die bunten Scheiben brach nur ein einziger Strahl herein; wie eine goldene Leiter, auf der Millionen von flimmernden Sternchen auf und nieder tanzten, leitete er hin zur Monstranz, die auf dem weißgedeckten Altar erstrahlte.

„Gloria in excelsis Deo!"

Kein Räuspern war mehr hörbar, kein Scharren mit den Füßen. Alles lag auf den Knien. Das war wie ein reifes Ährenfeld, das lautlos fällt in dichten Schwaden.

Trotz der kellerigen Kühle des hohen Gewölbes ward es schwül. Hunderte schwitzten in emsiger Andacht. Männer und Weiber und Kinder dazu, das ganze Dorf war hier versammelt; nur die Gichtbrüchigen fehlten und die Uralten, die nicht mehr vom Bett aufkonnten, die Wöchnerinnen und die ganz kleinen Kinder. Es roch nach Seife, nach der Pomade der glattgestrählten Köpfe, nach den Sonntagskleidern, die man nur einmal vorholte in acht Tagen aus dem alten, wurmstichigen, nie gelüfteten Schrank, der das Beste verwahrte; nach der Tünche der Wände, deren neuer Bewurf noch nicht völlig getrocknet war in diesem Frühjahr. Die Luft wurde dick, die Gesichter wurden rot, die Füße wurden eiskalt. Ein heiliges Schauern zog durch die Seelen und ein Frösteln durch Mark und Bein.

„Dominus vobiscum!"

Der Greis am Altare kehrte sich gegen seine Gemeinde, er breitete die Hände aus und schloß sie wieder. War Gott nahe?!

Ein Seufzer ertönte aus den Bänken der Frauen. Trotz der Andacht drehten alle die bunt verhangenen Häupter sich um. Wer seufzte da? Fast klang's wie ein Stöhnen. Unwillige Blicke bohrten sich in das noch blasser werdende Gesicht der Huesgen-Annelies. Wär's nicht besser, die ginge aus der Kirche, ehe sie schwach wurde? Flüsternd neigte sich die Nachbarin zu ihr, aber Annelies schüttelte den Kopf; nein, ihr war nur auf einmal so kalt geworden, ihr war schon wieder wohl! Sich einen Augenblick niedersetzend, um sich zu erholen, und dann doch wieder gleich hinkniend auf das schmale Bänkchen, betete sie eifrig im Oremus.

Die Epistel ging vorüber, nun das Credo; nun kam bald die Opferung.

Die Huesgen hatte heute noch nichts genossen. Brot und Wein waren ja da auf dem Tische des Herrn. Nun opferte der Priester die Hostie, nun vermischte er Wein und Wasser, nun wendete er sich zu allen und doch zu jedem einzelnen:

„Orate! — —
Sursum corda!"

und die Gemeinde antwortete murmelnd:

„Habemus ad dominum."

Unruhig blickte die Huesgen um sich, vor ihren Augen schwankte das Schiff der Kirche; war es noch nicht bald aus — noch nicht? Der Schweiß fing ihr an zu rinnen. Noch nicht bald — noch nicht?! Sie hörte kaum etwas mehr. Endlich ein Klingeln! Dreimal anschlagend. Ah, die Wandlung! Der Priester erhebt die heilige Hostie und dann den Kelch; tief anbetend schlägt alles die Brust. Wieder das silberne Glöckchen und wieder.

Die Huesgen riß weit die Augen auf, vor ihren Ohren ward das Klingeln zum gewaltigen Läuten. Es erschütterte die Leere ihres Leibes, es schwieg nicht, es betäubte sie schier. Es läutete immerfort in feierlich rhythmischem Dröhnen. Vor ihren Augen erstand ein Flimmern — so wie jetzt im goldenen Strahl, so hatte die Mutter Gottes gestern vor ihr gestanden! Jesus, Maria und Joseph! Jetzt erst fühlte sie einen tödlichen Schreck. Sie schloß aufseufzend die Lider. — —

Man hatte die Huesgen mehr aus der Kirche getragen als geführt. Das Hochamt war doch noch zu anstrengend für sie gewesen; sie war in Ohnmacht gefallen. Jetzt lag sie daheim auf dem Bette; der Mann saß ganz betreten bei ihr. Er war verlegen und unglücklich und kam sich schuldig vor — das hatte er doch nicht gedacht, daß sie noch so schwach wäre! Und — er warf einen schweren Blick auf den Dores, der beschmutzt und greinend auf dem Estrich herumkroch und dem Kathrinchen, das ihn aufheben wollte, sich ungebärdig widersetzte — nun würde es auch mit dem Dores nicht anders werden. Wie sollte die Frau nach Echternach springen gehen?!

Das übermannte ihn schier. Er ging hinaus von der Frau aus der Stube, und da er nicht wußte wohin, um

seinen Kummer zu verbergen — was sollten die Kinder wohl denken, wenn sie ihren Vater weinen sahen? — ging er zur Kuh in den Stall.

Die stand trächtig. Ihr großer und runder Leib füllte fast den ganzen winzigen Stall aus. Er klopfte sie seufzend, er konnte sie nicht recht sehen im dumpfen, lichtlosen Raum, aber sie war doch eine Hoffnung. Wenn die Kuh ein Kalb bekam, dann war das ein großer Segen. Man konnte es aufziehen, oder man konnte es auch bald verkaufen, je nachdem. Die Kuh stand unruhig, sie machte einen Satz.

„He, Maiblum!" Liebkosend lehnte er seinen Kopf an die breite Stirn des schnaufenden Tieres und stand so, gebückt, ein Weilchen. Das gab ihm Ruhe. Morgen früh, ehe die Sonne noch aufgegangen war, mußte er wieder fort nach Aachen, die ganze Woche wegbleiben. Ihm bangte. Aber saß denn nicht die heilige Dreifaltigkeit im Himmel?!

Bäreb, die Älteste, hatte den Vater in den Stall gehen sehen. Nun kam sie ihm nach. Auch sie mußte sich bücken — sie war noch gewachsen in letzter Zeit.

„Wat willste?" Er richtete sein hageres, schlecht rasiertes Gesicht von der Stirn der Kuh auf und sah sie erschrocken an. „Is et schlechter mit der Mutter?"

„Nee!" Sie schüttelte den Kopf; sie hatte noch nicht das Sonntagskleid austun können, aber sie hatte es hochgeschlagen.

„Ich muß Euch ens sprechen", sagte sie und errötete tief.

Warum wurde sie denn so rot? Der Vater bekam einen förmlichen Schreck; die Bäreb war jung, auch hübsch — sollte noch neues Unheil dazu kommen? „Nu sag et als rasch", sagte er müde und matt.

„Ich will nach Echternach jonn — über vierzehn Tag springen!" Sie hatte sich Mut gefaßt — warum sollte der Vater denn auch dawider sein? Und sie hatte sich schon fleißig umgehört, jeder im Dorfe wußte davon zu erzählen, sie war ganz genau unterrichtet. Teuer war's nicht sehr nach Echternach, die Eisenbahn war ermäßigt, es kostete vierter Klasse nicht viel. Und viele würden wallfahrten, sie war nicht allein, sie fand Anschluß genug. Ihr brauchte nicht zu grauen. Und zu Haus mußten sie sich eben ein paar Tage ohne sie helfen, das Kathrinchen war ja auch so verständig schon, und wenn sie den Dores gar mitnehmen würde zum heiligen Willibrord — ja, das war das beste, dann sah der ihn gleich selber — dann war ohnehin die größte Last aus dem Hause.

„Ich jonn", sagte sie entschlossen. „Ich denk, Ihr werdt nix derjegen han, Vatter, ich wollt et Euch bloß sagen. Die Motter hält de Bittjang doch nit uhs. Ich bin die Nächste derzu — hui, on ich kann springe!"

Die Lust dazu flammte in ihr auf, ihre Augen blinkten.

Der Alte sagte nicht viel, er nickte nur. „Wenn de meinst?"

Da sagte sie, das aussprechend, was ihr nun schon den ganzen Tag, seit die Mutter wieder so elend dalag, im Kopf herumsummte: „Ich will ooch janz jenau eso springe, wie et vorjeschriewen is. Ich machen et mir nit kommod. Ich bin jo jung, ich kann dat jut uushaalde. Fünnef Schritt vor un vier zurück! On den Dores, wenn de nit mich laufe kann, dann will ich ihm drage. Heiliger Willibrord, bitt' für uns!" Sie bekreuzigte sich, und dann lachte sie, heiter und zuversichtlich. „Dann hilft de uns Motter un unsem Doresche ooch. Dat is janz sicher!"

Der Weber nickte. Er hatte sonst gegen den Plan der Tochter nichts einzuwenden. Aber Arbeitstage würde sie versäumen, den Mittwoch sicherlich, wenn nur nicht auch noch den Donnerstag!

Bäreb rechnete an ihren Fingern ab: Sonntag und Montag waren Feiertage, da hatte sie übrig genug Zeit hinzukommen, konnte schon Montag mittags an Ort und Stelle sein. Am dritten Feiertag, am Dienstag, war die Prozession. Da konnte sie dann abends noch ein Stückchen wieder zurückkommen, und Mittwoch abends war sie zu Hause; nur ein Arbeitstag brauchte also versäumt zu werden. Donnerstag war sie schon wieder in der Fabrik, als wäre nichts gewesen! Ihre ganze Kraft, ihr ganzer Jugendmut lag in dieser Rechnung. Wie konnte sie müde werden, was brauchte sie auszuruhen?!

Die Kuh muhte dumpf, ihr Leib zitterte, als empfände sie Schmerzen.

„Maiblum, no?" Das Mädchen sah besorgt nach ihr hin, dann gab es ihr einen Schlag mit der flachen Hand, kräftig, liebkosend. „Maiblum, ich sagen der, wart, bis ich wieder daheem bin, maach keen Sachen!"

Der Weber schmunzelte, in aller Not hatte er doch noch ein großes Glück, brave Kinder hatte ihm der Herrgott gegeben!

Im dumpfen Stall, drin sie beide gebückt stehen mußten, so niedrig war er, legte der Vater der Tochter die Hand auf die Schulter. Eine gewisse Würde war in dem Tone, mit dem er sprach: „Da jeh denn in Jottes Namen!"

* * *

Die lang' angedrohte Kommission war ins Dorf gekommen, hinter jede Hecke schnüffelte sie. Der Kreisphysikus war bei den Herren, er geleitete den Wasserbauinspektor und einen Brunnenmeister. Da hatte der Adams vom grünen Klee, der in der letzten Gemeinderatssitzung so ein großes Maul gehabt hatte, doch nicht das Herz, der Kommission den Zutritt auf seinen Hof zu verwehren. Und sein Kamerad, der Zumstädtchen, sagte auch kein Wort mehr. Freilich, eines sehr guten Empfanges konnten sich die Herren überall nicht rühmen. Freundlich die Mütze lüftend, stand keiner der Bauern am Heckeneingang, keiner machte selbst den Führer zum Ziehbrunnen hinterm Haus, auf dem schmalen Pfadchen die Stallwand entlang, wo kaum zu treten war vor Brennesseln und Jauchepfützen. Die Frauen mußten heran, die waren wortreicher, die versicherten wiederholt, wie gut das Wasser sei, immer kühl und gesund seit Menschengedenken. Die Herren verstanden nichts vom Schwatzen der Weiber, einzig der Kreisphysikus kannte sich aus: wo die Weiber so arg viel redeten, da lag der Brunnen gewiß dicht bei der Jauchegrube.

„Es ist eine Schande," sagte der Wasserbauinspektor zum Kreisphysikus, „daß die Leute hier keine Wasserleitung anlegen, so ein großes Dorf und auch eine ganz wohlhabende Gemeinde!"

„Sie haben erst kürzlich die Kirche gebaut!" Der Kreisphysikus zuckte die Achseln.

„Alles in Ehren," sagte der andere wieder, „die Kirche — hm — aber eine Wasserleitung hätte nötiger getan! Acht Brunnen haben wir nun schon als verdächtig geschlossen; ein Brunnen genügt schon, die ganze Gegend zu verseuchen. Ich würde hier kein Wasser trinken; nicht 'nen Tropfen!"

„Ich auch nicht!" Die Herren hatten sich in ihrem Wagen das Frühstück mitgebracht, er hielt beim Wirtshaus; sie gingen dorthin zurück, aber das dünne Bier, das die Bauern am Sonntag tranken, mundete ihnen nicht — konnte das nicht auch mit Wasser versetzt sein? Sie beschlossen, beim Bürgermeister anzuklopfen, der hatte sicher einen trinkbaren Tropfen im Keller.

Leykuhlen schien sie erwartet zu haben, die Frau kam schon mit Gläsern.

Den ganzen Morgen war Leykuhlen im Hause hin und her geschritten, er hatte nicht hinaus mögen; er hatte zwar keine Angst, das Wasser war ja gut, aber doch trieb ihn eine heimliche Unrast um. „Nun?" fragte er jetzt gespannt.

„Schon so viele!" Der Kreisphysikus hielt acht Finger in die Höhe.

„Wie?!" Der Bürgermeister wurde rot. „Haben Sie denn da schlechtes Wasser jefunden?"

„Genaues läßt sich natürlich jetzt noch nicht feststellen, das wird die mikroskopische Untersuchung ergeben. Aber verdächtig, immerhin sehr verdächtig, nicht wahr, Herr Wasserbauinspektor?"

Der Wasserbauinspektor machte ein ernstes Gesicht. „Ich mache Sie darauf aufmerksam, Herr Bürgermeister, daß Ihre Gemeinde in einer ernstlichen Gefahr schwebt. Der Herr Kreisphysikus hat mir mitgeteilt, daß Sie hier im vergangenen Herbst zwei Typhusfälle hatten, das Jahr vorher sogar drei. Hier sind ganz unzulässige, gesundheitswidrige Einrichtungen. Beim Bauer Adams am grünen Klee — soll ja sogar 'n reicher

Kerl sein — läuft entschieden von den Abflüssen der Ställe in den Brunnen. Da ist ja da alles so dicht beisammen — und die Erde ist durchlässig — es ist gar nicht anders möglich. Bei dem Nachbar ist's auch nicht geheuer. Und so in vielen Fällen. Sagen Sie mal, Herr Bürgermeister, was würden Sie denn machen, wenn wir Ihnen nun hier sämtliche Brunnen schlössen?"

„Wir würden aus unsern Bächen Wasser schöpfen", sagte Leykuhlen gelassen. Ihm war plötzlich eine Verachtung dieser Besserwisser gekommen. „Menschenweisheit und Menschenhand können doch nicht allem vorbeugen."

„Na," der Kreisphysikus lachte hell auf, „das muß mich aber doch von Ihnen wundern, Leykuhlen, daß Sie so 'was sagen. Natürlich, wenn so ein dummer Bauer das sagt!"

„Ich bin auch ein Bauer, Herr Kreisphysikus! Wir haben seit Jahren und Jahren aus unseren Brunnen jetrunken und sind jesund jeblieben — ein Krankheitsfall kommt eben überall mal vor — warum sollten wir nicht auch aus unseren Bächen trinken, wenn's sein müßte? Ich weiß wohl, ich weiß wohl, was Sie sagen wollen," fuhr er fort, ohne sich unterbrechen zu lassen, „Vennwasser ist Vennwasser, ich warne ja auch davor, aber im jeheimsten Winkel meines Herzens denk ich, wer jesund bleiben soll, bleibt doch jesund. Wir stehen alle in Jottes Hand."

Die Herren wechselten einen Blick: der war in der Tat ein Bauer, kein Jota aufgeklärter!

Leykuhlen sah und verstand den Blick, aber er ärgerte sich nicht darüber. In ihm war eine große Ruhe — mochten sie reden, was sie wollten! Er stieß mit den Herren an: „Auf jute Jesundheit!"

In diesem Augenblick rasselte draußen jenseit der Hecke ein Wagen und hielt an. Frau Mariechen, die jedes geleerte Glas sofort aufs neue wieder gefüllt hatte, sich sonst aber ganz stumm in der Stube zu schaffen gemacht hatte — ihr war's, als dürfte sie ihren Mann heute nicht verlassen — ging hinaus und kam gleich wieder mit einem roten Kopf. Sie flüsterte ihrem Mann etwas zu.

Leykuhlen stand langsam auf. „Der Landrat!"

Mühlenbrink hatte es sich nicht versagen können, selbst nachzusehen, es war ihm denn doch zu wichtig, was die Herren konstatierten. Nun triumphierte er: aha, wer hatte nun recht gehabt?! Hatte er's nicht hier dem verehrten Freund schon mehr als ein dutzendmal gesagt: eine Wasserleitung muß gebaut werden! Das war wirklich ein Glück, daß er sich so dahintergesetzt hatte. Angenehm war freilich die Mission, Besserung der Verhältnisse und höhere Kultur zu schaffen, nicht; man erntete selbst nie Dank — er sagte das nicht ohne Bitterkeit, der allzu Rührige hatte schon seine Erfahrungen gemacht — aber als Landrat erachtete er es eben für seine Pflicht. „Ein schöner Kreis, ein interessanter Kreis, aber wie vieles noch im argen!" Er seufzte. „Den Typhus werden wir hierzulande ja nie ganz los, die Verdummung der Leute geht eben über die Hutschnur. Als ich aus meinem Kreis in Ostpreußen hierherkam, war ich ganz baff. Ich bin doch auch ein rechtgläubiger Christ, aber so etwas wie hier ist mir denn doch noch nicht vorgekommen — das ist schon verbohrt!"

„Und wir werden doch nicht die Wasserleitung bauen, und wenn uns die Rejierung sojar die Hälfte dazu jäb'", sagte Leykuhlen energisch und reckte sich unwillkürlich. Alles, was in ihm war, empörte sich. Dieser junge Mann, dieser Hans in allen Gassen, dieser nannte sich einen rechtgläubigen Christen und wagte es doch, so zu reden?! „Ich will Ihnen was sagen, Herr Landrat," sprach er geradezu, und der Trotz, der sich in ihm rührte, gab seinem Ton Härte und Schärfe, „Herr Landrat, Sie haben ja jar keine Ahnung, was unser Bauer bedarf, und was er nicht bedarf. Das muß ich besser wissen. Sein Jlaube macht ihn jlücklich und zufrieden — Ihre Wasserleitung kann ihn weder jlücklich noch zufrieden machen. Ich pfeife auf Ihre Wasserleitung und all das, was drum und dran hängt!"

Das war stark! Ein saugrober Eifler! Die Herren sahen sich einen Moment ganz verdutzt an. Der Landrat wurde blutrot, aber dann faßte er sich gewandt, nur es nicht mit dem Mann verderben, der war doch zu wichtig! Einlenkend legte er dem Erregten die Hand auf den Ärmel: „Lieber Herr Bürgermeister, Sie scheinen zu glauben, daß mir das Wohl und Wehe des Bauern hierzulande nicht ebenso am Herzen liegt wie Ihnen. Da sind Sie sehr im Irrtum. Ich denke Tag und Nacht darüber nach, wie man eine glückliche Wandlung schaffen könnte. Es ist nötig, glauben Sie's nur! Sie selbst sind doch von einer viel zu hohen Intelligenz, um nicht einzusehen, daß der Eifler nicht so fortwirtschaften kann wie vor dreißig Jahren. Um Gottes willen, nur keine Mißverständnisse, lieber Leykuhlen!" Er nahm sein Glas und führte es an das Glas des andern. „Wir alle sind hier ja Pioniere, Apostel — wie Sie's nennen wollen — wir alle wollen das Beste bringen. Das öde Venn, es wandle sich in fruchtbare Gefilde! Prosit! Auf unser Vennland!"

Der Bürgermeister konnte nicht anders, er mußte anstoßen, aber er tat's mit einem so starken Stoß, daß der Wein verschüttete. Die Frau kam rasch mit einem Tuch, das Naß von der Decke zu wischen, er wies sie zurück: „Laß nur, Mariechen!"

Er war blaß geworden; man sah es trotz des gesunden Braunrots, das sein Gesicht sonst gleichmäßig überzog. Er biß sich auf die Lippen. „Herr Landrat," sagte er dann ruhiger, aber man spürte in seinem Tone noch den Groll, „Sie sind redejewandter als ich, Sie wissen Ihre Worte zu setzen. Herr Landrat, aber janz herausreden können Sie sich doch nicht. Jewiß, Sie mögen et jut meinen, ich verkenn' das jar nicht, Sie denken drüber nach, was besser hier sein könnt — vieles, das sag ich auch. Aber wir hängen nu mal am Herzebrachten, dat hängt auch viel zu eng mit dem zusammen, was unser Teuerstes ausmacht, als daß sich dat herausreißen ließ ohne Schaden. Sie sagen, Sie lieben unser Land hier — jut — Herr Landrat, Sie lieben es, aber mit dem Verstand. Sie wollen schaffen, erneuern, sich betätigen, ausjestalten, Ihre Ideen ins Werk setzen. Ich, Herr Landrat," — er schlug sich auf die Brust mit Heftigkeit — „ich aber liebe es mit der Seele. Und darin liegt der Unterschied. Und darum versteh ich Sie manchmal nicht und Sie mich nicht. Nichts für unjut, Herr Landrat!" Ein Beben war in seine starke Stimme gekommen; er streckte, sich selbst überwindend, dem soviel jüngeren Manne die Hand hin.

Mühlenbrink schlug ein, wenn auch mit einer gewissen Bittersüße. Sie schüttelten sich die Hände. Die Debatte war geschlossen, aber eine angenehme Unterhaltung wollte doch nicht in Fluß kommen. Die Herren tranken aus und empfahlen sich; sie hatten heute noch viel zu tun, in einem Tage war's ohnehin kaum zu schaffen. Der Landrat begleitete sie, er forderte auch den Bürgermeister auf mitzukommen. Dieser lehnte ab; aber als sie eine halbe Stunde fort waren und er am Fenster gestanden hatte und auf das Glas getrommelt, ging er ihnen doch nach. —

Es wurden mehr Brunnen im Dorfe geschlossen, als man anfänglich vermutet hatte, gut die Hälfte der vorhandenen. Die Heckenbroicher waren außer sich; nun mußten sie Gott weiß wie weit laufen und die schweren Eimer mit Wasser schleppen, während sie es sonst so bequem gehabt hatten, gleich hinter dem Stall. Und das war noch weniger angenehm, immer beim Nachbar darum ansprechen zu müssen — jeder für sich — man mochte es bei aller getreuen Nachbarschaft auch nicht gern, wenn einem immer einer hinter die Hecke gelaufen kam.

Die Höfen, die halbblinde Witwe, fiel den Bürgermeister förmlich an, als er eines Tages an ihrem Hause vorbeiging und sie, gerade vom Nachbar kommend, einen Eimer Wasser hinter ihre Hecke schleppte. Jesus Maria, da hatte der Gendarm ihr gerade einen Brief ins Haus gebracht — „Maria Jusep, so'n Onjlück, so'n Onjlück!" Nun sollte sie ihren Brunnen ausschachten lassen und ummauern, sonst bliebe er für immer geschlossen und sie dürfte nie, nie mehr daraus trinken. Ihr Brunnen! Ihr Jusep selig hatte das Wasser immer so gerühmt, grad noch hatte er sich daran gelabt, ehe er mit dem Gaul ins Venn gefahren war. Ihre Mutter selig hatte daraus

Unter der Sonne des Südens.

Gemälde von E. Dinet.

getrunken, ihr Sohn, ihre Tochter, die an der Krankheit gestorben waren — die Lieben alle, die sie auf dem Kirchhof liegen hatte — der Lennerd auch, der jetzt in Amerika war, und ihre Bill, die nach Köln weggeheiratet hatte! Und nun sollte sie nicht mehr daraus trinken?! Aus ihren erblindenden Augen flossen Tränen.

Es erbarmte Leykuhlen. Aber was sollte er machen? Überall der gleiche Verdruß. Aus diesem Haus und aus jenem gingen ihn die Besitzer an, er solle doch machen, daß die Sperre aufgehoben würde, man brauche das Wasser, jetzt, da Pfingsten so nahe war, doppelt, man wolle waschen und scheuern und Brotteig einmachen, man habe zu tun und könne es nicht von weither schleppen.

Aber der Landrat blieb fest. „Mein lieber Bürgermeister, dabei kann ich gar nichts machen, so gern ich Ihnen auch gefällig sein möchte!"

„Und daran sind Sie schuld!" Leykuhlen war sehr verstimmt; er hatte sogar Stunden, in denen er sich Vorwürfe machte, doch nicht lieber die Wasserleitung statt der Kirche gebaut zu haben. Aber wenn er diese dann aus dem Giebelfenster seines Hauses wieder ansah, war es ihm, als habe er in seinen Gedanken ein Unrecht begangen. Das Geläut der Glocken dröhnte ihm wie eine Mahnung — zu bezahlen waren sie ja noch, aber wenn man die Gemeindejagd gut verpachtete, trug man die Schuld schon ab. Sie läuteten ihm Friede und Freude ins Herz; sie läuteten das heilige Pfingstfest ein. Überall war geschmückt mit Maien. Am Kircheneingange standen zwei ganze Bäume, ihre silberigen Stämme und das zarte Blattgrün zierten wunderschön das dunkle Portal.

* * *

Birken gab's genug auf den Ödländereien, auf hungrigem Boden, wo kein anderer Baum mehr fortkommen wollte. Nach dem Schießplatz zu waren ganze Trupps zu finden, die ihre langen Haare im streichenden Winde wehen ließen.

Auf einer etwas erhöhten Erdwelle stand dort eine ganz besonders große Birke, ganz einsam, weit hinragend, hoch wie eine Stange. Den einzigen starken Ast, der sich vom Wipfel abkrümmte wie ein gebogener Arm, streckte sie weit von sich. Hier war immer der Platz des Kommandierenden, wenn sich auf der weiten Heidefläche die Parade entwickelte und die verschiedenen Truppenkörper in ihren verschiedenen Uniformen die endlose Monotonie belebten. Hier standen auch die Offiziere, um die Wirkungen der neu zu erprobenden Geschütze festzustellen, und hier, „am krummen Ast", stand Hans Abeking, am Abend des großen Schießens, als seine Leute das Gelände nach verlorenen Geschossen und auf Blindgänger absuchten.

Er starrte träumerisch in den sinkenden Sonnenball. Von hier aus gesehen war die Heide wie ein Meer mit Wellen und Wellchen, und die Sonne tauchte unter wie ins große Wasser, die ganze Flut rotfärbend mit ihrer Glut. Die Augen gingen ihm über. Heute dachte er an seine Mutter und an seine Schwester, die mit einem ebenso jungen Leutnant, wie er einer war, verlobt war, und er ärgerte sich, daß er unten bei Helene so viel Geld ausgab, sich so gänzlich verausgabte und doch noch Schulden hatte bei seinem Freunde Scheffler und sogar bei dem dicken Stabsarzt. Das war scheußlich! Die Mutter knappte sich die Zulage ab; er wußte das, wenn sie's ihm auch nie sagte. Er machte sich die größten Vorwürfe — wahrhaftig, er war es wert, an diesem krummen Ast aufgehängt zu werden! Mit verschleierten Blicken maß er den einsamen Baum.

Aber dann sah er hinüber zum Lager, dessen Wellblechbaracken jetzt im sinkenden Licht all ihre Nüchternheit verloren hatten; ihre platten Dächer sprühten nicht mehr Funken wie unterm erbarmungslosen Mittagsstrahl, sie erglänzten jetzt gleich mattem Silber, und freundlich aus den paar Tannen heraus blinkte das weiße Kasino. Bei aller Knappheit war es doch famos, Offizier zu sein!

Abeking seufzte auf, nein, er hätte sich in keinen anderen Beruf hineindenken können. Sein verstorbener Vater war Militär gewesen, Großpapa auch — warum sollte nicht auch er Karriere machen, wie die beiden sie bei verhältnismäßig jungen Jahren doch schon gemacht hatten?! Und Schulden würden die auch gehabt haben — überhaupt, was machte das, 'n paar kleine Schulden? — Es ging gar nicht anders!

Sein Blick strahlte auf, morgen, Pfingstsonntag, fuhren sie wieder hinunter! Es fanden sich jetzt immer noch einige Kameraden hinzu, in Helenens Zimmer wurde zuweilen ein Spielchen gemacht, ein höchst harmloses; aber man konnte doch höllisch dabei verlieren. Helene gewann immer; sie setzte oft da und dort, geschwind hineinguckend und sich für ein paar Augenblicke über die Schulter dieses und jenes Herren lehnend. Aber an seiner Schulter hatte sie doch am längsten gelehnt! Noch glaubte er den Schlag ihres warmen Herzens zu fühlen; sie hatte sich vor Freude über den Einsatz, den er für sie getan, stürmisch über ihn geneigt und mit lachenden Augen den Fall der Karten beobachtet. Sie war so ganz beim Spiele, sie hatte gar nicht acht, daß sie ihn fast zerdrückte mit ihrer weichen Fülle.

Der junge Mann seufzte wieder, nein, morgen würde er doch nicht mittun, und wenn es nur zehn Mark wären, die man verlieren könnte! Er hatte sie nicht dazu. Die Feiertage würden ohnehin viel verschlingen. Lieber Gott, man konnte doch das Fest nicht hier in der Heide vertrauern! Es war ja nicht immer Sonnenuntergangsstunde, die alles verklärt und in dieser Öde, in der sie alle seufzten, in der man gewaltsam Zerstreuung suchen mußte, um nicht melancholisch zu werden, Bilder zeigt, reizvoll lockend wie die Fata Morgana, die der Wanderer in der Wüste sieht.

Röter und röter erglühte die Heide. Ihr Braun war jetzt tief purpurn, von einer solchen Kraft des Leuchtens, daß der Himmel blaß und farblos dagegen erschien. Von der Sonne war nichts mehr zu sehen, sie war gesunken; aber röter, noch röter flammte das Heidekraut, alle Lachen im Venn flammten mit. Wie in einem gewaltigen Brand lohte das ganze Moorland. Und nun stieg auch Dampf auf; schier ein Rauch wie bei einem Brand. Er wurde dicht und dichter, schnell und schneller sich aus der kriechenden Stellung zu Mannshöhe erhebend.

Der Leutnant gab das Zeichen zum Aufbruch. Jetzt war die geeignetste Stunde, sich das Fieber zu holen, die Kerls sahen ja ohnedies nichts mehr. Teufel, wie schneidend kalt es auf einmal war! Fröstelnd, unwillkürlich in einen starken Trab verfallend, trottete die Kolonne in die Baracken zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Todesfahrt.

Stromabwärts treibt mein Boot. Ums Knie geschlungen
Die Hände, sitze ich und sinn' und schau,
Aus Schilf hat sich ein Vogel aufgeschwungen,
Der Tag verglüht, die Winde werden rauh.

Noch sind die Ufer nahe. Um zu landen,
Braucht's weniger Ruderschläge nur, und doch,
Mich lockt kein Hafen. In der Ferne branden
Wie rollend Silber alle Wellen noch.

Drein taucht der Himmel seine Wolkenflore,
Und Wellen, Wolken, Funken, Rosen glühn
Nun auf. Mir ist's, als öffnete die Tore
Ein Land, in dem nicht irdische Blumen blühn.

Stromabwärts treibt mein Boot. Viel Stimmen schweben
Vom Ufer her: „Lass deine Irrfahrt sein!"
Winkt rechts und links auch tausendfach das Leben,
Mein Schiff, treib' in den Strahlentod hinein.

Grete Massé.

Einiges Neue über Augengläser.

Vom Augenarzt Dr. Oppenheimer.

Trotz aller aufklärenden Worte und Schriften der Ärzte herrscht leider auch in unseren Tagen noch immer ein Vorurteil und eine weitverbreitete, allen Schichten der Bevölkerung anhaftende Abneigung gegen das Tragen von Augengläsern. Der Laie fürchtet, daß er sich an das Glas „gewöhnt", und verschiebt daher die Korrektion seiner fehlerhaften Augen solange wie nur irgend möglich, anstatt möglichst frühzeitig die allerkleinsten Kinder sollten unter Umständen Gläser tragen danach zu trachten, durch beständiges Gläsertragen wenigstens normale Sehverhältnisse herbeizuführen. Es muß sich doch jedermann sagen, daß ein schlecht oder gar nur mit Anstrengung sehendes Auge erst durch das Augenglas zu einem normalen, gesunden wird, daß es sich demnach um eine gute und keine schlechte Gewöhnung handelt, die das Auge nur kräftigen kann, das Sehvermögen erhält und sehr oft ungeahnte Vorteile und Genüsse schafft. Wie glücklich wäre doch mancher, wenn es auch für die anderen Sinnesorgane ähnliche Stützen gäbe wie für das Auge die Brille!

Dem Auge förderlich ist, abgesehen von allem anderen, ein Augenglas aber nur dann, wenn es richtig verschrieben wurde, d. h., wenn die Nummer stimmt, und zweitens, wenn es richtig sitzt. Die erste Vorbedingung trifft für die von Augenärzten verschriebenen Gläser wohl meistens zu, die zweite aber viel seltener, denn das Publikum kümmert sich bedauerlicherweise viel zu wenig um den Sitz des Glases. Eine Dame schaut sicherlich in den Spiegel, wenn sie sich einen Hut kauft, befragt auch andere, ob der Hut richtig sitze; wer sich aber ein Augenglas kauft, hält dies für eine überflüssige Arbeit. Es genügt dem Durchschnittsmenschen vollkommen, wenn beispielsweise der Klemmer fest genug auf der Nase sitzt, um nicht in die Suppe zu fallen, das Wie ist ihm sonst Nebensache, wohl, weil die wenigsten Menschen bedenken, daß ein unrichtig sitzendes Glas eine völlig unerwünschte Wirkung ausübt. Wem also an der Erhaltung der Sehkraft liegt, der möge sorgsam darauf achten, daß jedes Glas richtig sitze, und zwar so, daß der Blick senkrecht und mitten durch das einzelne Glas hindurchgeht (das Glas muß daher je nach dem Zwecke gerade oder mehr oder weniger geneigt sein, usw.). Durch sorgfältige Betrachtung im Spiegel läßt sich der Sitz ungefähr feststellen, noch besser kann ein Dritter ihn beurteilen. Am besten freilich kaufe man nur bei anerkannt tüchtigen Fachleuten, die gerade auf den Sitz besonderen Wert legen.

Gegen das Tragen von Klemmern im Gegensatz zur Brille läßt sich vom augenärztlichen Standpunkt im allgemeinen wenig einwenden, sofern der Klemmer wirklich richtig sitzt. Manch einer, der vor der Zumutung, eine Brille tragen zu müssen, Schüttelkrämpfe bekäme, greift resigniert zum Klemmer, und es ist hygienisch entschieden besser, wenn derartige Patienten beständig Klemmer tragen, als wenn sie überhaupt keine Gläser hätten und so die Zahl der Leute mit ungenügender Sehschärfe zu vermehren hülfen. Denn es ist unsäglich traurig, wie viele Patienten man kennen lernt, die aus purer Eitelkeit oder Verständnislosigkeit es vorziehen, halbblind in der Welt umherzutappen, statt ein Glas zu tragen. Solche Maulwurfsexistenzen werden mit Recht auf jedem Gebiete den kürzeren ziehen und nach außen hin gewiß geistig verkümmern.

Gar oft wird der Arzt befragt, welchen Klemmer er am meisten empfehle, welcher denn am besten sitze. Darauf ist zu antworten, daß jede Art von Klemmer gut sitzen kann und seinen Zweck erfüllt, vorausgesetzt, daß er vom Verkäufer mit genügender Sorgfalt der Nasenform angepaßt wird. Die zahlreichen neueren, großenteils aus Amerika stammenden Stegformen — hierzu gehören z. B. die „Gänsefußchenstege" — lassen sich jeder Nase entsprechend biegen; ein solcher Klemmer muß also sitzen, wenn der Fachmann sich die Mühe gibt, ihn anzupassen. Derartige Stege kennt man auch in Deutschland neuerdings in so stattlicher Zahl, daß es nicht angeht, sie hier einzeln anzuführen. Auch Klemmerfedern gibt es in mannigfaltiger Art. Von den neueren, ebenfalls aus Amerika stammenden Formen erwähne ich die horizontal verlaufenden; ein Klemmer mit wagerechter Feder öffnet sich in anderer Richtung als der übliche mit senkrechter Feder. Horizontale Federn sind in vielen Ausführungen bekannt. Der sogenannte orthozentrische Klemmer hat ebenfalls eine horizontale Feder, er sitzt, wenn er richtig herausgesucht wird, wohl ebensogut wie ein anderer gut angepaßter, er hat aber keine Vorteile vor diesem voraus. Die vielen neueren Klemmerarten, die zum Teil recht empfehlenswert sind, muß ich Raummangels wegen hier übergehen.

Abb. 1

Betrachten wir nun die Fortschritte, welche die Brillengläser selbst in den letzten Jahren gemacht haben, etwas ausführlicher. Vorausschicken will ich eine kurze kritische Erwähnung der verschiedenen Materialien der Gläser.

Während in früheren Jahrhunderten, selbst noch vor hundert Jahren, fast ausschließlich Flintglas gebräuchlich war, werden heutzutage Brillengläser im allgemeinen nur aus dem weit härteren und zweckmäßigeren Crownglas, und zwar aus einem Tafelglas (Spiegel-, auch Kristallglas genannt) hergestellt. Nur aus besonderen Gründen wird zuweilen Flintglas verwendet, z. B. stark bleihaltiges zur Herstellung von Röntgenbrillen, durch welche die dem Auge schädlichen ultravioletten Strahlen fast gänzlich ausgeschaltet werden, oder als Zusatzgläser zu anderen Gläsern, da Flintglas das Licht stärker bricht.

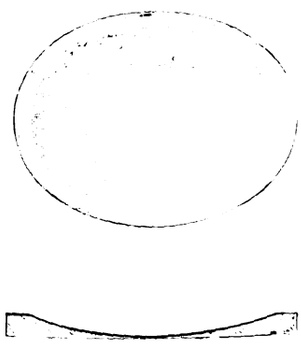


Abb. 2.

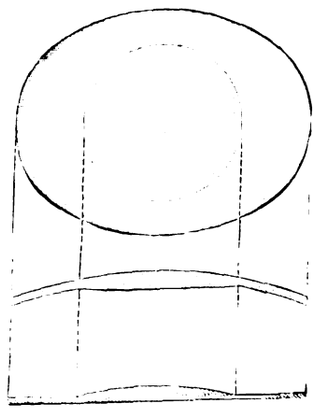


Abb. 3.

Die Bergkristallgläser (Quarzgläser) besitzen meines Erachtens weniger Vorteile als Nachteile, so daß ihr fünffacher Preis von der Anschaffung abhalten sollte, wenn man nicht gerade einen besonderen Wert auf die Tatsachen legt, daß sie weniger leicht verkratzt werden und bei Temperaturwechsel weniger rasch anlaufen. Isometropgläser bestehen aus einem stärker brechenden Crownglas, das aus Paris stammt; wissenschaftliche Untersuchungen ergaben, daß sie praktisch keine Spur besser sind als Brillengläser, die aus einem einfachen guten Crownglas hergestellt sind.

Es wäre interessant, zu verfolgen, wie sich die Anschauungen über farbige Gläser in dem letzten Halbjahrhundert gewandelt haben. Denn es sind so ziemlich alle Farben des Regenbogens früher empfohlen worden, und zwar nicht allein zum Schutz gegen grelles Licht, sondern auch gegen bestimmte

Augenleiden. Das Heiterste auf diesem Gebiete leisten Rosalingläser, einfache rote Gläser, welche die böse Seekrankheit aus der Welt schaffen sollten. In andern Fällen freilich können gewisse Schutzwirkungen dem farbigen Glase keineswegs abgeleugnet werden. Nach den allerneuesten Untersuchungen sind es jedoch weder die allgemein beliebten blauen, noch die scheinbar mit mehr Recht bisher verordneten rauchgrauen Gläser, die am besten vor Licht schützen, sondern graugrünliche, zur Not auch graugelbe Schutzgläser. Grüne Gläser wurden bereits vor 30 Jahren von dem Augenarzt Javal warm empfohlen, fanden aber, wie es scheint, wenig Anklang. Mir erzählte eine Patientin aus Persien, daß man dort auf den Ritten in den Sandwüsten allgemein grüne Gläser seit langer Zeit trage. Man ersieht daraus, wie sehr wir in der Kultur zurückgeblieben sind.

Wenig Wert pflegt der Laie auf die Ausführungsart des Glasschliffs zu legen, weil es sich um Dinge handelt, die ihm freilich fernliegen. Und doch sind solche Kenntnisse wünschenswert. Jedes Glas hat zwei Flächen, die beide mit einer Krümmung versehen sind; die optische Wirkung des Glases besteht also aus der Summe beider Krümmungen. Daraus folgt, daß man die gleiche Wirkung auf die verschiedenste Weise erzielen kann, indem man die beiden Krümmungen verschieden wählt, aber die Summe beider nicht ändert. Die meisten Gläser werden so geschliffen, daß sie innen und außen gleich stark gekrümmt sind. Obwohl man nun über die beste Form der Schleifart noch keine volle Einigkeit in wissenschaftlichen Kreisen erzielt hat, so dürfte doch feststehen, daß für viele Fälle die sog. perisskopische Schleifart zweckmäßiger ist als die eben geschilderte. Ein perisskopisches Glas ist innen hohl, außen konvex, wie aus der Abbildung 1 hervorgeht. Dadurch kommt das Glas näher an das Auge heran und sieht vielfach auch besser aus; außerdem bietet diese Schleifart gewisse optische Vorteile. Die Krümmung der Außenfläche wird verschieden stark genommen. Die Gläser sind ganz unwesentlich teurer als die gewöhnlichen. Ist ein Patient infolge Hornhautverkrümmung (Astigmatismus) gezwungen, Zylindergläser zu tragen, so lassen sich diese ebenfalls nach perisskopischer Art schleifen. Man nennt sie dann torische Gläser. Für die perisskopischen und torischen Gläser haben einzelne Optiker, namentlich in Berlin, besondere irreführende Namen erfunden, um besser Reklame damit zu machen. Torische Gläser sind um einiges teurer als Zylindergläser, aber in vielen Fällen entschieden zweckmäßiger. In Deutschland werden sie bedauerlicherweise viel weniger als in Amerika getragen.

Abb. 4.

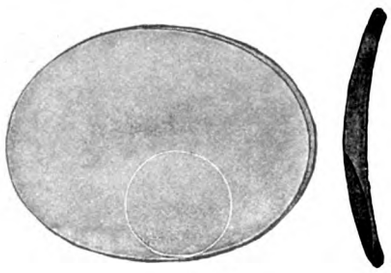


Abb. 5.

Die eben besprochenen sowie die sonstigen, allgemein üblichen Gläser haben die maßgebenden, gekrümmten Flächen über das ganze Glas verteilt. Ebensogut kann man aber die Krümmungen nur im mittleren Teile des Glases anbringen und das übrige Glas plan, d. h. mit der Wirkung von Fensterglas, belassen. Derartige Gläser werden neuerdings nach meinem Vorschlage Lentikulare genannt. Der mittlere gekrümmte Teil kann rund (Abb. 3) oder oval (Abb. 2) sein, letzteres aber nur bei Konkavgläsern; außerdem sind verschiedene Schleifmöglichkeiten gegeben.

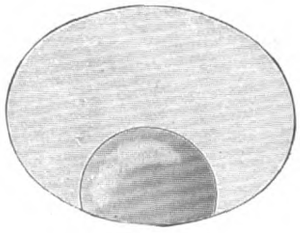


Abb. 6.

Abbildung 2 stellt ein zierliches Lentikular mit ovalem Ausschliff dar, von vorn und von der Seite aus gesehen; dieses Glas ist konkav und für die höheren Grade von Kurzsichtigkeit bestimmt. Abbildung 3 stellt ein neues englisches Lentikular (der Uni-Bifo-Gesellschaft) für hochgradig Übersichtige, z. B. Staroperierte, dar. Die beiden unteren Profilansichten veranschaulichen die gewöhnliche und die perisskopische Ausführung des Glases. Zum Vergleich ist Abbildung 4 beigegeben, die ein gewöhnliches Konvexglas zeigt. Es dürfte ohne weiteres ersichtlich sein, daß letzteres wesentlich dicker, schwerer und häßlicher ausfällt als das Lentikular. Die Vorteile der Lentikulare bestehen in deren relativer Leichtigkeit und dem gefälligeren Aussehen des Glases; auch dürfte die Kleinheit der Sehfläche von Nutzen sein.

Zum Schluß komme ich auf eine Gläserart zu sprechen, die in jeder Hinsicht viel Interesse bietet; es sind Gläser, die erst in neuester Zeit in Deutschland genügend gewürdigt werden, während sie sich in Amerika seit Jahrzehnten fest eingebürgert haben, so sehr, daß ich wiederholt sehen konnte, wie sogar die einfachsten Arbeiter und „coloured gentlemen“ aus dem Volke solche Gläser trugen, ohne irgendwie aufzufallen. Es handelt sich um Bifokalgläser, eine Kombination von Fern- und Nahe-glas, bei welcher der obere Teil des Glases der Fernsicht, der untere Teil nur dem Nahesehen dient. Für ältere Leute, die sehr oft zweierlei Gläser benötigen oder benutzen sollten, namentlich für gewisse Berufsarten, wie Maler, manche Beamten, Lehrer, Musiker usw., bedeuten diese Doppelgläser einen großen Fortschritt und eine Annehmlichkeit. Freilich zu verschweigen ist nicht, daß etwas Geduld und Verständnis für diese Art des Sehens vorausgesetzt werden muß, indem es zuweilen einige Tage dauert, bis der Patient sich daran gewöhnt hat, das Nahe-glas gänzlich zu ignorieren. Auch ist ein gewisser Übelstand der Bifokalgläser ihrer starken Ausbreitung in Deutschland bisher hinderlich gewesen: die besseren Gläser dieser Art sind ziemlich teuer. Ich meine aber, daß der vernünftige Mensch ebensoviel für seine Augen einmal auslegen kann, wie er es für seinen Magen wohl öfters tut. Daß gebildete Leute sich einen Klemmer für ganze 45 Pfennig im Basar kaufen, wie es vorkommt, muß einer bedauerlichen Gleichgültigkeit zugeschrieben werden, die wohl im Laufe der Jahre verschwinden dürfte.

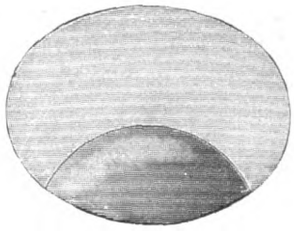


Abb. 7.

Der Erfinder der Bifokalgläser soll angeblich der amerikanische Botschafter am französischen Hofe Benjamin Franklin gewesen sein, der bei seiner etwas mangelhaften Kenntnis der französischen Sprache es als große Unannehmlichkeit empfand, daß er nicht gleichzeitig die Lippen seines Gegenübers und den Inhalt seines Tellers studieren konnte; daher trug er zweierlei Gläser in seiner Fassung, oben ein halbes für seine Kurzsichtigkeit, unten ein halbes für seine Altersichtigkeit. Die von ihm verwendete primitive Brillenart ist schon lange überholt worden. Auch die vielen anderen Änderungen, welche die Bifokalgläser in den letzten fünfzig Jahren des verflossenen Jahrhunderts erfahren haben, bieten fast nur noch geschichtliches Interesse. Wir verdanken die meisten Fortschritte auf diesem Gebiet amerikanischem Erfindungsgeiste, was erklärlich ist, wenn wir bedenken, daß das Bedürfnis und die Nachfrage lange Zeit nur in Amerika vorhanden waren. Von den neuesten Bifokalgläsern möchte ich die drei nachfolgenden, meines Erachtens empfehlenswertesten, einer kurzen Schilderung unterziehen.

Abb. 5 veranschaulicht ein Bifokalglas, das der amerikanische Optiker Borsch in Philadelphia vor etwa zwanzig Jahren

angab und anfertigte. Das Glas wird zurzeit auch in Deutschland vielfach getragen, da es vor einigen Jahren in Basel — ob unabhängig oder nicht, weiß ich nicht — wieder erfunden wurde und mit viel Geschick fabriziert wird. Die aus der Abbildung ersichtliche kleine runde Nahelinse besteht aus dem stärker brechenden Flintglas (das mittels Kanadabalsams dem Fernglas eingekittet wird), wodurch die größere Schärfe des Naheglases zustande kommt. Abb. 6 stellt das neue Kryptokglas der amerikanischen Kryptok-Gesellschaft dar. Anstatt daß die Nahelinse wie beim vorigen eingekittet wird, ist sie mit dem Fernglas fest zusammengeschmolzen, was entschieden vorteilhafter ist. Beide Gläser haben jedoch gewisse optische Nachteile. Bei beiden ist aber das Naheglas kaum sichtbar, namentlich trifft dies für das amerikanische zu.

Abb. 7 veranschaulicht eine Form des Uni-Bifo-Lurglases, das in London von der Uni-Bifo-Gesellschaft hergestellt, aber auch in Deutschland vertrieben wird. Das Glas besteht aus einem einzigen Stück Crownglas, was mancherlei Vorteile mit sich bringt. Leider wird es nur in den konvexen Nummern hergestellt und ist wie auch das Kryptokglas ziemlich teuer (das Einzelglas zu etwa 20 Mark). Dafür ist es zweckmäßiger als alle anderen. Ihm ähnlich und um die Hälfte billiger sind die ebenfalls empfehlenswerten Uni-Bifogläser dieser Gesellschaft, die sich in allen Formen anfertigen lassen.

Der heilige Taischan und sein Kult.

Von E. von Salzmann.

Alle Völker der Erde errichteten seit Urzeiten auf hohen Bergen ihren Idolen Kultstätten oder dachten sich wenigstens die Berge selbst von ihren Göttern bewohnt, wie die Griechen den Olymp oder die Mexikaner den heiligen Berg, den Cortez und seine Begleiter als erste zu besteigen wagten, oder die alten Germanen den Brocken. Alle Gipfel haben Geschichte und Sage mit einem mystischen Nimbus umgeben, jedoch zu keinem ist durch Jahrtausende hindurch mit mehr ehrfürchtiger Scheu aufgesehen worden, und keinem ist von dem jeweiligen Staatsoberhaupte bis herab zu den breiten Massen des Volkes mehr Verehrung entgegengebracht worden als dem heiligen Taischan im Herzen der Provinz Schantung, dem heiligsten unter der heiligen Fünfzahl der Opferberge Chinas, dessen alles überragende Würde niemals angezweifelt worden ist. Auf seiner Höhe wohnen Chinas Götter, und wer ihn besteigt und auf ihm betet, dem werden alle Wünsche erfüllt. Den Steinen, die von seinen Hängen stammen, wohnt die Kraft inne, das Unheil abzuwenden und das Glück herbeizuführen. Nicht selten sieht man solche Steine an Brücken eingemauert oder in Tempelchen über des Hauses Pforte als Talisman angebracht. Von jeher haben sich die Kaiser und Literaten bemüht, passende Namen für den Berg zu finden, und die ältesten schriftlichen Aufzeichnungen der Chinesen nennen ihn „Tai tsung", den „Altvorderen aller Berge". Man muß den Ahnenkultus, die konfuzianische Pflichtenlehre begriffen haben, um zu verstehen, wie viel dieser Name bedeutet. Der Taischan ist der Anfang, der Urahne aller Berge, von dem alle andern Berge ihr Dasein ableiten. Seit undenklichen Zeiten wird der verkörpert gedachte Taischan als Gottheit verehrt. Die sagenhaften Kaiser aus der legendären Zeit des chinesischen Volkes, unter ihnen der berühmte Tschen nung, sollen zu ihm gepilgert sein. Um die Mitte des dritten Jahrtausends vor Beginn unserer Zeit verrichtete der Kaiser Yü das erste Opfer auf seinem Gipfel. Er ist der Gründer der ersten erblichen Dynastie und zog zum Taischan, um sich auf ihm als „Sohn des Himmels" anerkennen zu lassen. Alle nachfolgenden Gründer neuer Dynastien beeilten sich, ein gleiches zu tun und so ihr Ansehen bei Volk und Vasallen zu kräftigen, denn noch war China nicht ein einiges großes Reich, sondern ein lockerer Staatenbund, den nur wenige kräftige Kaiser zusammenzuhalten vermochten. Fürstenbünde und Feudalherren rangen Jahrhunderte um die Obermacht und regierten neben den schließlich zu Schatten herabgesunkenen Kaisern oder wohl besser an ihrer Stelle. Auch der Taischan und sein Kult litten unter den unsicheren Zuständen, denn keiner der Gewaltherren wagte es, sich längere Zeit von seinem festen Sitze zu entfernen, um die Opfer zu bringen.

Da trat im Jahre 246 v. Chr. Tschi-Hoang-Ti, der tatkräftige Herrscher des Staates Thsin, ein Mann von Stahl und Eisen, dessen Gestalt weit aus der chinesischen Geschichte herausragt, auf und setzte sein Haus als Thsin-Dynastie auf den Drachenthron Chinas. Die Feudalstaaten wurden unterjocht und China zu dem absoluten, zentralisierten und einheitlichen Reiche gemacht, das es bis heute geblieben ist. Tschi Hoang-Ti nahm statt des bisher gebräuchlichen Titels Wang „König", den Titel Ti „Kaiser" an. Er war es, der im Jahre 213 v. Chr., um jede Erinnerung an die alte Zeit zu vernichten, in wahnsinniger Verblendung jene allgemeine Bücherverbrennung anordnete, die die Geschichtsnachrichten und das Wissen von Jahrtausenden unwiederbringlich begrub. Noch heute ist er der von den chinesischen Literaten und überhaupt allen Gebildeten, besonders den Konfuzianern, am meisten verabscheute Kaiser. Auch er zog zum Taischan. Sein kurzes Wort, vor dem die asiatische Welt zitterte, schuf den ersten Weg auf den Berg, auf dessen Höhe er opferte. Sein Besuch ist einer der interessantesten Erinnerungen in der an Kaiserbesuchen und prunkvollen Festen nicht armen Geschichte des Berges. Der Himmel sollte seinen Segen dazu geben, daß sein Haus sich für immer auf Chinas Herrscherthron behaupten könnte. Eitler Wahn! Nach nur elfjähriger Regierung starb er, und schon sein Sohn verlor nach weiteren drei Jahren die Krone an die Hans, die glänzendste Dynastie, die China je gesehen, deren fünfter Kaiser dem Reiche den größten Umfang gab, und unter der die chinesische Literatur ihre Wiedergeburt feierte. Die alten Klassiker wurden wieder aufgefunden. Das „Schuking", das Buch der unveränderlichen Lehre (2000 v. Chr.), das „Liking", das die Gebräuche der alten Zeit darstellt, und das „Schiking", eine Auslese von 331 der schönsten Volkslieder, erzählten wieder von der alten hohen Idee der feierlichen Anerkennung der Kaiserwürde durch den Himmel bei der Wallfahrt auf den heiligen Taischan, welcher der verkörperte Vertreter des Himmels ist und als Geist im guten und im bösen Sinn an den Geschicken der Menschen teilnimmt. Wenn sein Ansehen auch unter den Hans nicht mehr das gleiche war wie unter den alten sagenhaften Kaisern, so wurden ihm doch immer wieder Opfer dargebracht und reiche Geschenke überwiesen. Seine mächtige bizarre Gestalt, oft von Wolken bedeckt, aus denen mit Donner und Blitz die Stimme des Himmels furchtbar zu den Menschen sprach, regte die Phantasie der das Bizarre liebenden Chinesen immer wieder von neuem an. Die Legende schuf ihm nun sogar eine Gattin und schließlich auch Söhne, die Halbgötter waren. An den dritten von diesen Söhnen wandte sich der auf seinem Throne wankende Kaiser Mingti aus der Tang-Dynastie im Jahre 982 n. Chr., um von ihm den Sieg zu erflehen. Dem Volke wurde befohlen, zu ihm zu beten, und sein Kultus verbreitete sich in der Zeit der Not schnell im Lande. Weihgeschenke und große Opfer halfen zwar nichts, die Dynastie mußte den Thron räumen, trotzdem lebte die Verehrung des neuen Gottes im Volke weiter, und bald erzählte man, daß er sich vermählt habe und ihm ein Töchterchen geboren sei, die im 11. Jahrhundert den Namen Pi Hia Yüen Kün bekam. Vorher hieß sie nur Yüen Kün, d. h. „das weibliche, alles

erzeugende Urprinzip". Ein Kaiser der Ming-Dynastie fügte die beiden ersten Worte hinzu, die ungefähr soviel bedeuten wie „hehre, lichtstrahlende Göttin". Diese Göttin also, die Enkelin des heiligen Taischan ist es, der heute die höchste Verehrung gezollt wird, und deren Kult den des Taischan selbst seit Jahrhunderten in den Hintergrund gedrängt hat. Die Chinesen stellen sie sich als eine aufs schönste herausgeputzte zarte, schlanke Jungfrau vor; so ist sie wenigstens in ihrem Heiligtum auf der Spitze des Berges dargestellt. Das Volk, dem die Entstehung und das Werden dieser Göttin fremd ist, nennt sie kurzweg „Tien nai nai", die „gute himmlische Mutter". Die mit diesem Namen verbundene Vorstellung ist dem einfachen Sinne verständlicher als die spitzfindige Bezeichnung der Literaten. Sie ist es, die in allen Fällen hilft, und von der manche bekümmerte Mutter für ihr krankes Kind Hilfe und Erhörung erhofft. Sie ist es, die dem Menschen die Kinder gibt, diese gedeihen läßt und den Kranken helfen kann, so recht eine Göttin für das schwer geplagte Volk. Tschen tsung, der kaiserliche Träumer aus der Sung-Dynastie, war es, der den Kult der Göttin aufs neue belebte und ihr im Jahre 1008 auf dem Taischan an der Stelle einen Tempel errichtete, wo eine Quelle entsprungen war. Damals war sie nur die Yünü, das Nephritfräulein, der er eine kleine hübsche Statue aus dem Yü, dem Nephritstein, in einer kleinen Pagode errichten ließ, an deren Stelle jetzt das große Heiligtum steht. Diesem Kaiser hat der Taischan überhaupt viel zu verdanken, er erhob seinen Geist zur Würde eines Königs und gab später ihm und seiner Frau die kaiserliche Würde; er ließ ihm sogar die Ernennung durch einen Gesandten mit eigenhändigem Schreiben mitteilen. Ferner schenkte er dem Taischan große Liegenschaften und zwanzig Familien, die für die Instandhaltung der Tempel zu sorgen hatten. Seine Dynastie mußte jedoch bald den Kin weichen und diese wieder den von Westen hereinbrechenden Mongolen. Unter diesen galt die Göttin wieder wenig. Hung wu, der Gründer der Ming-Dynastie, war der erste, der als kluger Fürst, um die öffentliche Meinung zu gewinnen, den Heiligtümern des Taischan wieder sein Interesse zuwandte. Der von befruchtenden Wolken umgebene Gipfel des Taischan wurde zum verkörperten weiblichen Prinzip, das in Verbindung mit dem Himmel, dem männlichen Prinzip, Leben und Befruchtung spendet. Die Personifizierung des Taischan wurde nun allmählich weiblich, der Kult wurde zu dem des weiblichen Prinzips, der Göttin Pia Hia Yüen Kün. Alle nachfolgenden Ming-Kaiser, unter denen Handel und Wandel zu nie geahnter Größe emporblühten, hielten den Kult der Göttin in Ehren; besonders blühte er auf, als im Nordosten die Mandschugefahr zu drohen anfing und reiche Weihgeschenke, Verleihung von Inschriften und neue hochtönende Titel das drohende Unheil abwenden sollten. Gegen 1600 sollen Millionen von Pilgern, wie die chinesischen Geschichtsschreiber melden, jährlich zum Taischan gezogen sein. Wan Li ließ 1608 das Heiligtum auf dem Berge neu aufbauen, bedeutend vergrößern und ausschmücken. Von ihm stammen die noch jetzt vorhandenen prachtvollen bronzenen Gefäße und Gedenksteine, die wir im Heiligtum auf dem Berge sahen. Alle Felswände am Wege zum Gipfel wurden mit den eingegrabenen Worten der unsterblichen Dichter bedeckt, und Geld und Kostbarkeiten flossen von allen Seiten zusammen, es war wohl die Glanzzeit der Göttin.

Auch die Mandschus hielten den Kult hoch, wie sie ja überhaupt geschickt verstanden, sich den Sitten und Gebräuchen des von ihnen überwundenen Volkes anzupassen. Kang Chi verlieh ihr bei seinem Besuch im Jahre 1684 die Inschrift: „Des weiblichen Urprinzips große Wohltaten sind unzählig, da sie alles bewilligt, um das man sie bittet." Sein Enkel Kien-Lung, der große Schöngeist, Dichter, Kalligraph und Reisende, war der letzte Kaiser, der höheres Interesse für den Kult der Göttin zeigte und sie elfmal selbst in ihrem Heiligtum aufsuchte. Manche der von ihm gewidmeten, mit Anspielungen auf die Klassiker versehenen Inschriften werden noch heute von den Literaten angestaunt, besonders seine Parallel-Inschriften, in denen Substantiv dem Substantiv, Verb dem Verb und Präposition der Präposition entsprechen müssen, und deren Sinn vieldeutig sein muß, damit er viel zu denken gibt. Auch ein weniger Kluger soll einen Sinn darin finden, während den eigentlichen tieferen Sinn nur der die Klassiker vollkommen beherrschende Gelehrte finden kann. Jetzt gibt es keine Kaiserbesuche mehr, und die Dichter suchen nicht mehr wie in früheren Jahrhunderten ihren Ehrgeiz darin, ihre unsterblichen Worte auf den Felsplatten der Hänge des Taischan der Nachwelt zu überliefern. Die neue Zeit ist auch für China angebrochen, in die der alte Taischan mit seinen unzähligen steinernen Zeugen einer großen Vergangenheit wie ein vom brandenden Meer umspülter trotziger Felsen hineinragt.

Über steinige Wege.

(14. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Weihnachten und Neujahr waren vorüber, und in Ilsterode saß noch immer das Gespenst Melancholie mit dem langen, grauen Schleier in Ruths Zimmer. Kein frohes Kinderlachen, kein gutes, treues Wort der Schwester, kein jovialer Zuspruch von Lutz konnte es verjagen.

Ein schwaches Lächeln, das schnell verflog, war die ganze Antwort, das Leben der jungen Frau war ein dumpfes Hinbrüten.

Am liebsten mochte sie die Mutter um sich haben, die auch von der kranken Tochter nicht wich und wankte, als ob das Leid, das über beide hinweggegangen war, sie zueinander geführt habe. Die alte Dame hatte viel von der Würde einer Königinmutter eingebüßt, welchen Titel ihr Lutz ehemals verliehen hatte; sie sprach nur noch mit leiser, klagender Stimme, witterte Unglück über Unglück und überschüttete die Kranke mit den düstersten Prophezeiungen.

Ruth saß dabei in ihrem Lehnstuhle, von Decken und Kissen umgeben, und starrte hinaus in den winterlichen Garten. Mitunter fuhr sie entsetzt aus ihrer Teilnahmlosigkeit auf, dann ging sie ruhelos im Zimmer auf und ab und sprach ununterbrochen vor sich hin: „Wie soll's nur werden? Wie soll's nur werden?"

Als sie erst wieder die Treppe steigen konnte, schritt sie hinunter in das Zimmer des Hausherrn, zur Zeit, da der Bote mit den Postsachen kommen mußte, und sah mit begierigem Blick auf die schwarze Ledermappe, bis Lutz sich beeilte aufzuschließen, um die Briefe durchzusehen. Dann nahm er die Karte oder den Brief, der etwa von Heinz dabei war, und las ihr vor, was er geschrieben hatte, und regelmäßig fragte Lutz: „Na, Ruth, möchtest du nicht endlich einmal dem armen Kerl schreiben — oder wünschest du eine direkte Nachricht von ihm? Nachgerade könnte doch das Schweigen unter euch ein Ende kriegen. Ich wäre gar nicht böse, wenn ich meine Stellung als Geheimsekretär aufgeben könnte!"

Und ebenso regelmäßig schüttelte Ruth den Kopf. „Nein! Nein! Ich kann noch nicht schreiben — mein Kopf — ich kann nicht!"

Im Kontor.

Gemälde von E. van Hove.

„Schön, da warten wir noch," sagte er seufzend, „freue dich, daß es ihm besser geht von Tag zu Tag, und fasse du auch den Mut zu gesunden!"

Wenn Lutz Seeheim allein mit seiner jungen Frau war, verhehlte er ihr sein Mißbehagen und seine Sorgen nicht.

Was da werden solle mit den beiden, ahne er in der Tat nicht, die Lage wäre so trostlos wie nur möglich! Fast in jedem Briefe schrieb Heinz, daß er nicht wisse, wie sich dereinst sein und der Seinen Dasein gestalten solle, und daß es doch wohl in der Hauptsache die verzweifelte Lage sei, in der er sich befinde, die ihn nicht rascher genesen lasse.

Eines Tages schrieb er, daß er die Todesnachricht seines Vaters erhalten habe, und ob es nicht angängig sei, daß Ruth seiner alten Mutter beistehen könne in diesen schweren Tagen.

Bedrückten Herzens setzte sich Lutz auf die Bahn und fuhr zu dem Begräbnis, denn Ruths Gesundheitszustand schloß zurzeit eine derartige Mission noch völlig aus. Er fand ein altes, ganz gebeugtes Mütterchen vor, das kopf- und ratlos dem Ereignis gegenüberstand und nicht wußte, um wen sie mehr Schmerzen litt — um den kranken Sohn oder um den verlorenen Gatten.

Ein Dienstmädchen war da, nicht viel jünger als die Herrin und ebenso kopflos. Lutz tat, was er konnte, und am Begräbnisabend saß er mit der ruhiger gewordenen alten Dame und tat, was Heinzens Amt gewesen wäre: er schrieb von dem Ableben des alten Offiziers an die zuständige Behörde und packte die Orden des Heimgegangenen ein.

Die alte Frau war ungemein gesprächig gewesen. Sie klagte über schlechte Zeiten und über das teure Begräbnis, über Ruths Zurückhaltung und das Unglück der Anderhagenschen Familie, und wenn doch Gott sie auch hinnehmen wolle, dann könne doch Heinz für die nächste Zeit sorgenfrei sein, denn sie hinterlasse ihm doch bare fünftausend Taler.

„Ach Gott, ja, nur nicht so lange leben müssen ohne meinen alten, guten Mann."

Das waren ihre letzten Worte gewesen. Am anderen Morgen, als die alte wacklige Therese ihrer Herrin den Kakao ans Bett bringen wollte, lag diese tot auf ihrem Lager neben dem leeren Bett ihres Gatten, ein friedliches Lächeln um die welken Lippen.

Nun hatte Lutz ein zweites Begräbnis zu besorgen, hatte, auf Wunsch von Heinz, die Erbschaftsangelegenheit zu ordnen und besondere Stücke des alten Haushaltes für ihn beiseite zu stellen, da eine Versteigerung abgehalten werden mußte, und hatte zuletzt noch die alte Magd in das städtische Altfrauenstift zu bringen, allwo sie von ihrer Herrschaft schon seit langem eingekauft war, und obendrein noch tausenderlei Schreibereien und Gänge.

Er war zehn Tage in dem kleinen Nest gewesen, bis er wieder an seine Heimkehr denken konnte. Mit einem Seufzer der Erleichterung hatte er den Ort verlassen. Na, Gott sei Dank, wenigstens wäre für die Zeit der Rekonvaleszenz des armen Kerls gesorgt — dachte er — und kommt Zeit, kommt Rat — irgendwas muß sich finden für ihn.

Als Lutz wieder daheim war und seine Frau und die Kinder abgeküßt hatte, sagte Erie: „Du, denke dir, Lutz, Mutter und Ruth sitzen jetzt immer beisammen und reden über die Scheidung; Ruth soll dann mit nach Dresden und sich an Siddies Pension beteiligen."

„Weiter fehlte ja nichts, das ist ja heiter! Du — deine Mutter können wir unter diesen Umständen hier nicht gebrauchen, sie muß das Lokal verlassen — wie in aller Welt fangen wir das an, Erie?"

„Gott, es ist gräßlich," seufzte Erie — „ich weiß es auch nicht!"

„Aber du mußt doch einsehen, daß Mutters Einfluß auf Ruth nicht gerade gut ist?"

„Ja, freilich sehe ich das ein!"

„Na — also —"

„Ist dir's gleich, Lutz, wenn's ein paar Mark kostet?"

„Na, auf ein paar Mark mehr oder weniger — weißt du, Erie —"

„Gut! Dann muß sie mit mir nach Berlin zum Zahnarzt reisen, ich brauche ihn sowieso."

„Also — bon! Reist nach Berlin!"

Das Mittel wirkte, Frau Anderhagen sehnte sich selbst nach einer Abwechslung. Die Damen fuhren also ab, und die Mutter war wie aufgelebt, als sie mit der jungen Frau im Coupé saß. Aber schon nach drei Tagen hatte sie Berlin über bekommen und wollte wieder zu Ruth.

„Aber, Mutterchen," flehte Erie, „ich denke, wir fahren erst mal nach Dresden, ich möchte mir eure Pension auch ansehen."

Die junge Frau hoffte in Siddie einen Beistand zu finden, daß diese die Mutter festhalten würde.

Sie fuhren also nach Dresden. Erie hätte weinen mögen über die mangelhaft möblierten Stuben der großen Mietwohnung, über Siddie, die umherging mit großer Hausschürze, staubwischend oder in der Küche das Mädchen belehrend, wie es aus vier Tauben ein Frikassee für zwölf Personen bereiten müsse. Das Herz drehte sich ihr um, die einst so elegante, schöne Frau abgearbeitet und müde zu sehen — sie, die sich noch vor kurzem von der Wirtschaftsdame ihres Hauses allmorgendlich einige Menüs vorlegen ließ zur beliebigen Auswahl, um sich dann in Dinertoilette an den Tisch ihres stilvollen Speisezimmers zu setzen.

„Mehr Tauben darf ich nicht verwenden," erklärte Siddie der Schwester, die traurig neben ihr stand, „sonst bleibt kein Verdienst."

Die Kinder kamen aus der Schule, lang aufgeschossen, blaß, in vertragenen Kleidchen. Sie jubelten, daß Großmutter wieder da sei, und fragten nach Mitgebrachtem. Sie waren es so gewohnt. Bei Tische hatte Erie Gelegenheit, die Pensionäre zu sehen; einen Schriftsteller und Journalisten mit sehr nachlässigen Manieren gab es und einen Violinkünstler mit mähnenartigem Haarwald, dann zwei ältere Damen, welche die Dresdener Oper genießen wollten, ferner zwei Konservatoristen, die täglich fünf Stunden übten, eine Malerin und zwei Studenten vom Polytechnikum. Siddie führte den Vorsitz. Das Tischtuch war fleckig, die Servietten waren zerknüllt. Man trank Zitronenlimonade oder Milch zum Essen.

Das Gesprächsthema bezog sich auf die plötzliche Ausweisung einer Pensionärin, die das beste und schönste Zimmer gemietet hatte, Zigaretten in Massen rauchte, Herrenbesuche empfing und sich schließlich als zu einem Varieté dritten Ranges gehörig entpuppte, wo sie als Jongleuse auftrat. Natürlich würde Siddie von ihr kein Geld bekommen nach Meinung aller Anwesenden.

Frau Anderhagen fiel fast in Ohnmacht, als sie nachträglich davon hörte. „Aber, du mußtest doch ihre Papiere angesehen haben!" sagte sie vorwurfsvoll zu Siddie.

„Ich sah nur, daß sie Marion de Lupi hieß", erwiderte Siddie achselzuckend.

„So ein Name!"

„So eine Frechheit!" riefen die Damen durcheinander. Die Herren lächelten und schwiegen sich aus. Erie wurde es völlig unheimlich, welchen Unzuträglichkeiten waren die Damen ausgesetzt!

Nach der Mahlzeit warf sich Siddie auf ihr Bett und schlief wie tot; Stubenmädchen und Köchin sprachen in der Küche beim Geschirraufwaschen von „Bettelwirtscha nebenan übte eine Dame Czernys „Schule der Geläufig dem Piano.

„Wenn Ruth kommt, kann sie das Eckzimmer Erker bekommen, wo die Person gewohnt hat", sagt beim Kaffee in ihrer Privatstube, wo die Kleinste sp die anderen ihre Schulaufgaben machten.

„Aber, um Gottes willen, bestärke doch nur Ruth solchem Unsinn!" bat Erie.

„Wo soll sie denn sonst hin?" erkundigte sic „kann sie bei dir bleiben?"

„Zu Heinz soll sie zurückkehren, vernünftig we sie!" rief Erie erbittert.

„Ruth kann doch nicht zu ihrem Mann gehen, k einfach nicht, sage ich", betonte Siddie. „Und wer dich so hinterginge, so bliebest du höchstwahrschein nicht, Erie."

„Beweise das doch erst!" entgegnete Erie.

„Na, das wäre wohl nicht schwer. Erst schlägt für die ehemalige Braut, dann nimmt sie ihn zu pflegt ihn, und Ruth wird als Elefant eingeladen, u — reist sie ihm nach Italien nach —"

„Beweise doch erst," wiederholte Erie, „beweise, Baronin bei ihm gewesen ist!"

„Was wird sie nicht? Sie ist anstatt nach wohin sie angeblich wollte, direkt an die Riviera ge

„Warum sollte sie nicht an die Riviera gehe Riviera ist groß."

„O, sie ist nur kurze Zeit geblieben und wenig später seelenvergnügt wieder in Bellingen angekommen sie nur zu ihrem Vergnügen gereist wäre, würde sie länger aufgehalten haben — sie ist bei Buchen gewe hat etwas mit ihm abgekartet."

„Um Himmels willen — woher weißt du das fragte Erie erstaunt.

„Man muß sich doch nach dem Tun und Treiben Herrschaften erkundigen", erklärte Siddie; „einen kann weder Mutter noch Ruth bezahlen, aber Mutter das Kinderfräulein geschrieben, das zuletzt bei Ruth w die schrieb es uns."

„Und das weiß Ruth?" fragte Erie entsetzt.

„Nein, sie ist ja in Unfrieden von der Person ge und wozu soll sie das auch wissen? Ihr nach Möglic helfen, ist die Pflicht ihrer Angehörigen, und sobald genug da sind, ist Ruth auch imstande, auf Scheidu klagen.

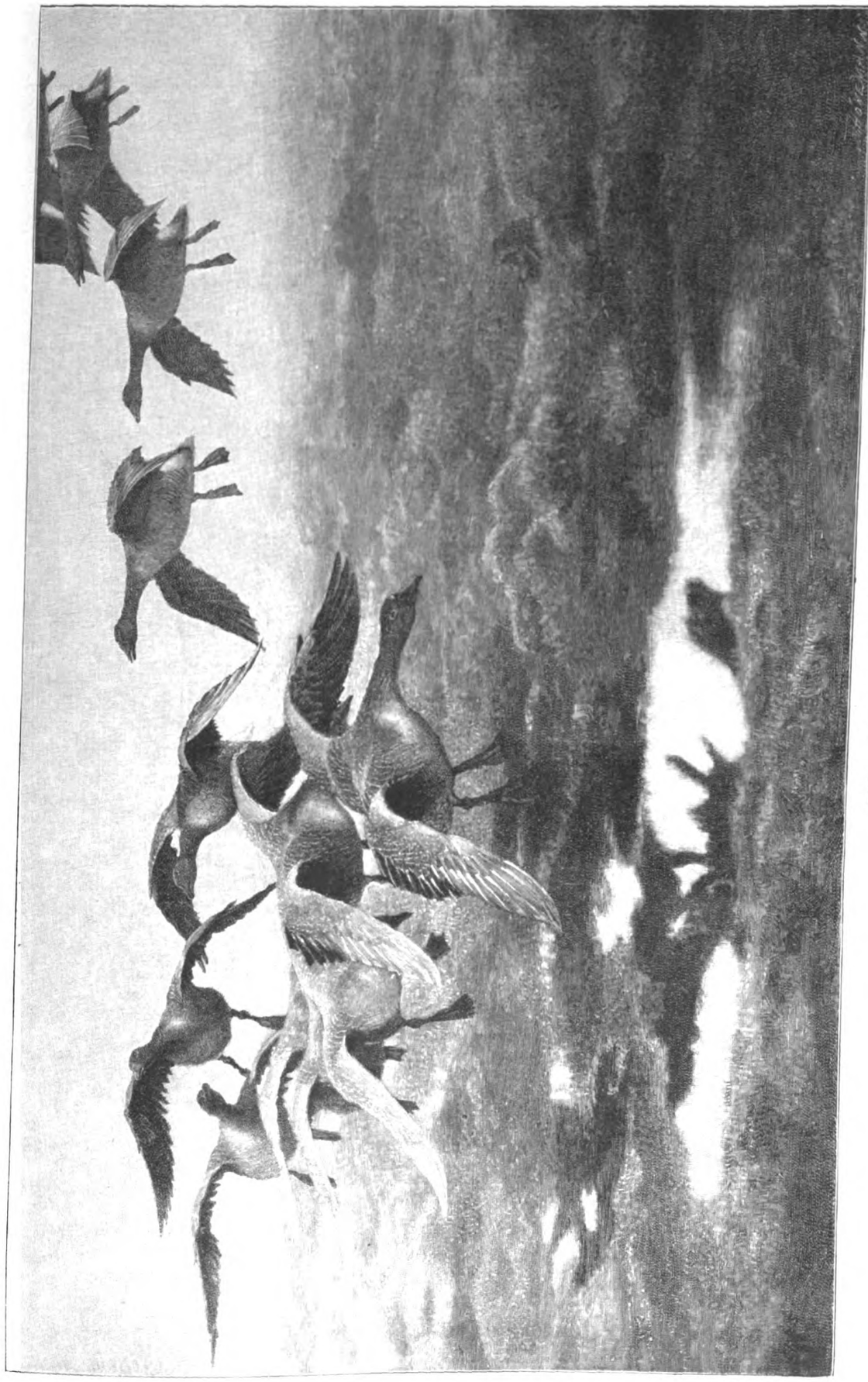
Übrigens," sie erhob sich und ging an ihren Ne dem sie einen Brief entnahm, „da lies —"

Verwirrt nahm Erie den in ungewandter Schri schriebenen Brief, der auf Linienpapier wohl acht Seite faßte. Sie überflog die einleitenden Zeilen, die vo gebenheit und Respekt überflossen, dann überlas sie ei angestrichene Stelle:

„Wie die Frau Baronin aus Italien zurückgekommen sind sie sehr fröhlich gewesen, Frau Baronin haben Klavierstimmer kommen lassen und singen und spielen wieder, und wie ich mit der Frau Hahnen, der Weißnä in der großen Schrankkammer genäht habe, ist Frau Ba einmal hereingekommen, hat den Schrank aufgeschlossen lange davor gestanden, und mit der Hand ist sie streichelnd über ein Packen Wäsche gefahren, und al wieder zuschloß, hat sie sich zu uns gewandt und hat ge ‚Wenn das Frühjahr kommt, liebe Hahnen, müssen Sie den alten schönen Damast bleichen, ich hoffe, er soll w zu Ehren kommen.'

Und die Hahnen sagte: ‚O ja! Warum nicht? Frau Baronin sind ja noch jung genug, und das Leben vor ihr.'

Alle Welt weiß, Frau Baronin haben Heiratsgedan nur weiß niemand, bis auf den Joseph, wer der Auserwä



Wildgänse beim Einfall.
Gemälde von W. Lilljefors.

ist, der sagt: ‚Es kann man einer in Betracht kommen, und ich weiß, was ich weiß.‘

So viel steht fest, Frau Baronin haben Herrn v. Sandow die Wohnung gekündigt und lassen in Franzenshof das ganze Schloß umbauen, mit Zentralheizung und elektrischem Licht, und Joseph sagt, das wollte sie ihrem Zukünftigen zur Hochzeit schenken samt allen Einkünften, damit er nicht so arm neben ihr stände."

Mehr las Erie nicht; sie warf den Brief auf den Tisch mit einer Gebärde des Ekels. „Und auf das hier? Siddie, ich bitte dich, wie bist du nur geworden!" stammelte sie entsetzt.

„O du — dem Heinz gönne ich es!" fuhr die vergrämte und abgearbeitete Frau fort, und ein Strahl des Hasses blitzte aus ihren Augen. „Der hat uns alle auf dem Gewissen, der und dein Herr Gemahl; der Lutz hat die Bolzen geschmiedet, der Buchen hat sie abgeschossen, da er zu ersterem nicht pfiffig genug ist. Du kannst ein bißchen stolzer sein auf deinen, als Ruth auf ihren Mann, wenn sie sich auch einander würdig sind. Der Zusammenbruch unserer Existenz, der hätte sich aufhalten lassen, mit Sicherheit aufhalten lassen, wenn nicht zwei solche Geister zusammengearbeitet hätten."

Erie stand auf. „Du weißt es genau so gut wie ich, daß ein Aufhalten nicht mehr möglich war," sagte sie eiskalt, „ganz genau. — Daß du Partei für deinen verstorbenen Mann nimmst, ist verzeihlich. Du gehörst übrigens zu den Leuten, die bei allem, was ihnen Unangenehmes geschieht, einen Sündenbock suchen und auch finden. Übrigens nimmst du es wohl nicht übel, Siddie, wenn ich mich bereits heute nachmittag empfehle," fuhr Erie fort; „ich kann unmöglich Gehässigkeiten anhören, die meinem Mann gelten."

Siddie zuckte die Schultern. Frau Anderhagen sagte weinerlich: „Zankt euch doch nicht — es ist doch einmal so, wie es ist, kein Meinungsaustausch kann uns unser Vermögen oder den Karl wiedergeben. Wenn nun auch noch Zank und Verbitterung entsteht, so oft ihr zusammenkommt, wird ja das Leben noch entsetzlicher."

„Da hast du recht, Mutter," antwortete Erie, „aber ich habe wahrhaftig nicht angefangen. — Ich denke, wir reden von anderen Dingen, nur übelnehmen darfst du's nicht, wenn ich nachher um sechs Uhr abreise."

„O je! Des Nachts — und ich bin so müde — vor vier Uhr früh sind wir ja nicht in Ilsterode", jammerte die alte Dame.

„Aber, Mutterchen, du willst doch nicht etwa wieder mitreisen?" fragte Erie.

Frau Anderhagens Gesicht ward eiskalt. „Ach, du hast nicht weiter auf mich gerechnet?" fragte sie.

„Ehrlich gestanden — nein, liebes Mutterchen. Ich bitte dich, nimm's nicht für ungut, wir denken nämlich — Lutz und ich — es ist besser, Ruth einmal allein zu lassen; sie muß sich auf sich selbst besinnen, unbeeinflußt, bevor Heinz zurückkehrt —"

„Ausgenommen durch euer Zureden", höhnte Siddie.

„Dann verzeih' nur, Erie," sagte Frau Anderhagen, „ich hatte es Ruth versprechen müssen wiederzukommen — du entschuldigst mich dann wohl bei ihr?"

„Ja, Mutter, und hoffentlich kommen wir bald einmal froher in Ilsterode zusammen — ich bitte dich, verstehe mich nicht falsch."

Aber die alte Dame hörte nicht mehr. Sie hatte ihre halbgeleerte Kaffeetasse stehen lassen und war aus der Stube gegangen.

Siddie erhob sich ebenfalls, setzte sich ans Fenster und nahm ihre Näharbeit wieder auf. „Ich habe mich schon lange gewundert, daß Mutter sich einer so ausgedehnten Gastfreundschaft auf Ilsterode erfreuen durfte", sagte sie.

Erie antwortete nicht. Sie kam sich hilflos vor wie ein Kind, ging ins Schlafzimmer und packte ihr kleines Koffer, dann trat sie, in Hut und Mantel, wieder ein.

„Kann mir dein Stubenmädchen eine Droschk Siddie?" fragte sie.

Siddie warf einen Blick auf die Uhr. „Du l massenhaft Zeit, aber, wie du willst — bitte, klingl

„Ellen," wandte sich Erie an das kleine Mädd mit großen traurigen Augen den Vorgängen gefo „Ellen, frage Großmama, ob ich ihr Adieu sagen do

Das Kind ging betrübt hinaus und kam verlegen „Großmama hat sich eingeschlossen", sagte es.

* * *

Ruth verbrachte ihre Zeit zwischen Kinderstube u Zimmer während Eries Abwesenheit; Lutz hatte sie b sonst aber nur flüchtig zu sehen bekommen, wenn e Zeitung brachte. Sie mied ihn offenbar, weil er re fragte: „Ruth, schreibst du heute an Heinz?"

Wie kam sie dazu, ihm zu schreiben? Wäre i seine Sache gewesen? In ihrem armen Kopfe stand so felsenfest, wie es kommen mußte, wozu denn noch kämpfen? Sie brauchte ihre Kräfte so nötig für spä die Zeit, in der sie würde erwerben müssen, doppe sie den Kleinen behalten durfte. Er würde ihr n gesprochen werden, Mutter meinte es bestimmt — H doch allein der Schuldige — — — —

Ihr Kopf war so angegriffen, und sie hätte gern um Rat gefragt, aber sie wußte keinen. Sie dachte Arming, aber die stand höchstwahrscheinlich auf Seite, sie und ihr Mann. Mutter wollte in Dre einem Rechtsanwalt reden, das hatte sie versprochen sie es nur nicht vergaß!

Heinz und Lutz schworen aufeinander, und Er ging ganz in ihrem Mann auf. Ach, sie wünschte, ein so genügsames Gemüt wie diese Erie, die sich an der Hand führen ließ wie ein vertrauendes Kind gemachten Augen. Es wäre ihr auch besser, sie wäre trauensselig, es müßte schön sein, sehr schön, aber das hatte ihr früh die Augen geöffnet. Es war ihr entsetz wesen, als die Mutter neulich sagte: „Kind, denke ne hatte dich gewarnt, mir kannst du keinen Vorwurf m

Ach, sie hatte nicht daran gedacht, der Mutter Vorwurf zu machen. Sie hatte überhaupt nicht viel geip wenn Mutter die Rede auf ihr Unglück brachte und schläge zur Trennung von Heinz machte. — Es w stets gewesen, als ob sie, wenn sie die Lippen öffnen schreien müßte, laut schreien vor Angst und Weh.

Die jetzige Abwesenheit der alten Dame, die tiefe die sie plötzlich umgab, empfand sie sehr wohltuend. hatte viel nachgedacht und weniger geweint.

In den Garten hinunter hatte sie sich auch einm schlichen; was war das Ankleiden aber für eine Mühe ge in ihrer Schwäche, wie schwer drückten sie Pelz und Hut, so köstlich war die Luft, diese herrliche Schneeluft, als sie dann oben wieder in ihre Stube trat, wa von Luft und Kälte wie berauscht. Sie warf die Sache legte sich auf ihr Bett und schlief, wie sie seit Monaten geschlafen hatte. Sie erwachte erst, als Anton derb a Tür pochte und meldete, daß serviert sei.

Bei Tisch, im Tete-a-tete mit Lutz, verschmähte sie erstenmal ihre Krankensuppe und nahm ein Scheibchen dem köstlichen rosa Schinken und ein halbes Ei. — drängte das „Bravo", das er auf der Zunge hatte, zurück, sie nicht auf sich selber aufmerksam zu machen. „E Feuchtigkeit wäre gut, da du keine Suppe ißest, Ru meinte er und goß ihr ein Weinglas voll Münchener L

„Glaubst du, Lutz? Ich habe freilich Durst —"

„Nur zu, Ruth, das Bier macht einen Toten wi lebendig, und man schläft famos danach."

Dann erzählte er von den Tagesereignissen, von der d nächst auf Ilsterode stattfindenden Treibjagd, von den E ladungskarten dazu, die er von der großen Papierhandlung

Berlin zur Auswahl bekommen habe, und bei deren Durchsicht er sie ein wenig zu helfen bitte, d. h., wenn es ihr Spaß mache. In der Tat gelang es ihm, der bisher seit ihrer Erkrankung so teilnahmlosen Frau einiges Interesse für sein Geplauder abzugewinnen.

Ich werde mit Ruths Verstimmung — oder richtiger Spleen — wahrhaftig noch am besten fertig, dachte Lutz, als er aus dem Flur zurückkehrte, durch den er Ruth bald nach Tisch bis zur Treppe geleitet hatte. Demnächst muß sie doch dran glauben, den Brief von Heinz zu lesen, er wird mir sonst zu altbacken; aber erst muß Erie wieder da sein, und hoffentlich kommen Armings zu der Jagd. Es sollte doch mit dem Teufel zugehen, wenn man die Karre nicht wieder ins Gleis brächte!

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon in Compiègne.

Von Ludwig Dach.

Hundert Jahre sind am 20. April verflossen, seit Napoleon III., der Kaiser der Franzosen, als Sohn des Königs Ludwig Bonaparte von Holland und der Königin Hortense in Paris geboren wurde. Der Gedenktag löst in den Teilnehmern des großen Krieges und in denen, die Frankreich gern und oft besucht haben, eine lange Kette von Erinnerungen aus. Wir sehen dabei von jeder weitern politischen Erwägung vollkommen ab und begnügen uns mit rein menschlichen und gesellschaftlichen Betrachtungen.

Napoleon III.

Nur die Älteren unter uns entsinnen sich wohl noch der Zeit, da die ganze Welt gespannt nach Paris hin sah, nach den neuesten Moden und Anregungen spähte und begierig den Worten lauschte, die der damalige „Herrscher des Erdballes", Louis Napoleon III., am Neujahrstage sprechen würde. Die Stimmung und die Form, in welcher der Kaiser der Franzosen zu Beginn des neuen Jahres das diplomatische Korps empfing, die Art und Weise, in der er allen Kulturvölkern seine Anweisungen für die nächste Zeit zu erteilen geruhte, die Richtung, die er ihrer Politik, Kultur und Entwicklung zu geben für gut befand — alle diese Winke und zart eingekleideten Befehle ware bestimmend für das Schicksal der Völker. In dieser Zeit der höchsten Macht und des strahlenden Glanzes, der von dem prunkvollen Pariser Hofe ausging, stieg auch die zur Kaiserin erhobene spanische Gräfin die Stufenleiter der Macht und des maßgebenden Einflusses hoch empor. Die Besuche des Kaiserpaares an fremden Höfen, die führende Rolle, die Eugenie bei der denkwürdigen pomphaften Eröffnung des Suezkanals spielte, die erste große Weltausstellung zu Paris im Jahre 1867 und ähnliche, Aufsehen erregende Augenblicke kennzeichneten die Stellung, die das Paar selbst den ältesten Dynastien gegenüber einnahm.

Während weniger Wintermonate residierte der kaiserliche Hof zu Paris in den Tuilerien, brachte dann einen großen Teil des Jahres in dem wundervoll gelegenen Schlosse St. Cloud zu, und nur in späteren Jahren war der Kaiser seines schnell fortschreitenden, quälenden Leidens wegen gezwungen, die Wasser zu Vichy aufzusuchen. Weitaus am liebsten aber weilten die Herrschaften zu Compiègne, wo während des Frühjahres und Herbstes die weltberühmten, in Beziehung auf wirklich edles Weidwerk einzig dastehenden Parforcejagden auf Rothirsche abgehalten wurden; und alle großen Herren, die höchsten französischen und auswärtigen Würdenträger und Diplomaten, ja selbst Monarchen, bemühten sich, Einladungen nach Compiègne zu erhalten, wo die glanzvollsten Sommernachtsfeste, idyllische Waldpartien, Fasanen- und Hochwildjagden die Anlässe zu den großartigsten Vergnügungen gaben. Der Rahmen dafür ist wahrlich einzigartig schön.

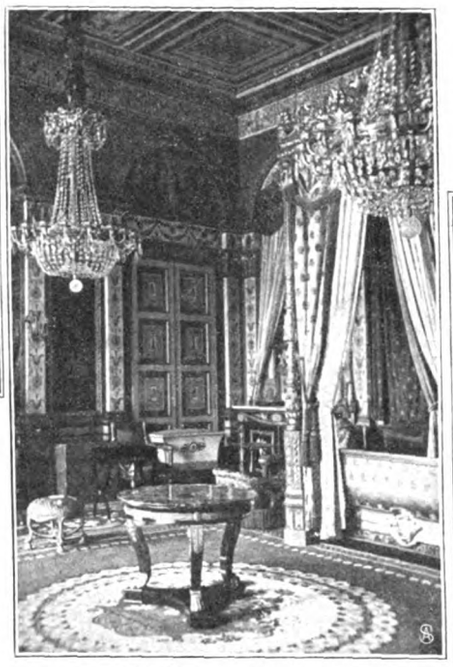
Kaiserin Eugenie.

Das jetzige Schloß Compiègne ist ein langgestreckter, vielgliedriger Bau, der aus der alten Blockhütte, die schon zu den Zeiten der Merowinger in den unabsehbar weiten Eichenforsten stand, durch zahllose Um- und Anbauten allmählich entstanden ist. Ludwig XV. gab dem nunmehrigen Prachtbau seine jetzige Gestalt, und auch der größte Teil der kunstvollen Möbel, Bilder und anderer Kunstschätze stammt vornehmlich aus den Zeiten der Bourbons. Nur das Erdgeschoß des Hauptbaues, das ausschließlich von der kaiserlichen Familie bewohnt wurde, ist durchweg im edelsten Empirestil gehalten. Unsere Abbildungen sind die letzten Darstellungen, die kurz vor dem Ausbruche des Krieges 1870 in Compiègne angefertigt wurden — mithin wohl so ziemlich die letzten Photographien, die während der kaiserlichen Zeit hergestellt wurden — und geben uns u. a. Einblick in die Gemächer der Familie im Compiègner Schloß. Das Schlafzimmer des Kaisers zeigt weiße Damastgardinen, mit goldenen Sternen bestickt, und ebenso prächtig und reich war die übrige Ausstattung. Das Gemach der Kaiserin war in dunkelroter Seide gehalten, die Stickereien bestanden in goldenen Blumen. Das Zimmer des kaiserlichen Prinzen war verhältnismäßig einfach. Alle diese Räume wurden auch während der deutschen Besetzung respektiert und, soviel es anging, nicht bewohnt. Wundervolle Festsäle und unsagbar bequeme Fremdenzimmer, eine stimmungsvolle

Der kaiserliche Prinz.

Schlafzimmer des Kaisers.

Kapelle, auch ein freundliches Theater und alle die zahllosen Räume, die zu einer derartigen Hofhaltung gehören, waren in dem Schloß in der geschicktesten Art untergebracht. Das untenstehende Bild zeigt die Einfahrt zu dem Hauptbau, die Säulenhalle, welche die Cour d'honneur abschließt, und die Schilderhäuser, die sowohl für die Infanterie- als auch für die Kavalleriepoften, die zu Pferde aufzogen, vorgesehen waren. Das Regiment der Carabiniers de la Garde, das zu Compiègne garnisonierte, hatte den Ehrendienst zu versehen und auch die Herrschaften bei ihren Ausfahrten zu begleiten.



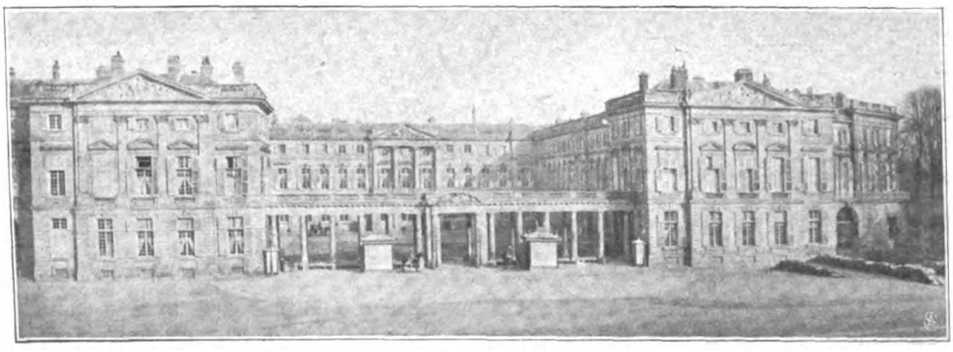
Schlafzimmer der Kaiserin.

An den Tagen der Parforcejagden, die die glänzendsten Feste zu Compiègne sahen, staute sich eine vielhundertköpfige Menge auf der weiten, lindenumsäumten Place du Palais, auf der dann der mit allem mittelalterlichen Pomp auftretende große Jagddienst aufgestellt war. Eine ganze Anzahl von Jägermeistern, Jagdjunkern, Pikören und Läufern war aufgeboten. Der gesamte Dienst war in grüne Samt- oder Tuchgewänder gekleidet, alles reich in Gold und Silber gestickt. Die dreieckigen Hüte sah man mit Federn und kostbaren Agraffen geziert; die Pferde mit geflochtenen Mähnen und Schweifen. Auch der Hofjagdanzug für die Gesellschaft war die Tracht aus der Zeit Ludwigs XV., bei der die kostbarsten Stoffe und Ausrüstungen, seidene Spitzenjabots und viel anderer Prunk den Glanz des Aufzuges erhöhten.

So ging es dann hinaus in die gewaltige Eichenforst, die sich heutzutage noch in einer Ausdehnung von über drei Quadratmeilen in dem Gebiete des Oise- und des Aisnestromes ausbreitet. Die wesentlich als ein Schmuckwald behandelte Forst diente bis 1870 nicht der Nutzung und bot daher nicht nur für den Forstmann, sondern auch für jeden Naturfreund die wundervollsten Bilder dar. Das berühmte atlantische Klima und der ausgesucht gute, niemals zu trocken und auch niemals allzu naß werdende Boden hatten dort Wälder erzeugt, die tatsächlich ihresgleichen suchen.

Von der breiten Terrasse auf der Parkseite des Schlosses aus führt eine mehrere hundert Meter breite, gewaltige Avenue nach dem höchsten Punkte der Forst hin. Dieses einzigartige Prachtgestell ist wohl an sechs Kilometer lang, so daß man die Höhen der Beaux monts nur in blauer Ferne verschwimmen sieht. Der Boden ist durchweg mit Rasen bedeckt, der nur auf dem ersten Kilometer geschoren, dann aber eine üppige Wildwiese ist. Es gibt keinen Anblick wieder, der gleichzeitig ein so herrliches Landschaftsbild liefert und dabei doch den Charakter des Jagdschlosses und der freien Wildbahn so ausgesprochen und geschickt festhält. Von den Beaux monts aus überblickt man den größten Teil des Revieres. Es blinken aber noch aus dem wechselnden Grün der Baumwipfel zwei Punkte hervor, die das Interesse des Beschauers besonders erregen. Da gewahren wir zunächst nicht weit von uns die Erker und Terrassen eines lieblichen, kleinen Schlößchens im normannischen Stil. Seine schneeweißen Mauern und Spitzbogentore spiegeln sich freundlich in den Fluten eines Sees, der inmitten der Baumbestände liegt. Das Gestade umsäumt lediglich ein breiter Rasengürtel; kein Gatter, keine Gartenanlagen aber rauben diesem friedlichen Sitze die Eigenart eines Waldhauses. Den Namen Ermitage de l'Impératrice führt das verborgene Haus mit vollem Recht.

Schlafzimmer des kaiserlichen Prinzen.



Schloß Compiègne (Vorderseite).

Setzt der Wanderer seinen Weg fort, so gelangt er nach dem kleinen Badeorte Pierrefonds, in dessen Mitte ebenfalls ein kleiner See liegt, den aber hier eins der prächtigsten mittelalterlichen Schlösser Frankreichs überragt. Der Kaiser schenkte seiner Gemahlin, bald nach der Vermählung, die großartige, mit mehreren Höfen,

Türmen, Galerien und Zugbrücken versehene Burg, die damals in Trümmern lag. Solange das Herrscherpaar auf dem Thron war, ist Pierrefonds ausgebaut worden; doch fand der Krieg die Wiederherstellung noch nicht vollkommen abgeschlossen. Einige märchenhaft schöne Repräsentationsräume in weißer Seide, mit der kaiserlichen goldenen Biene bestickt, die hoch gewölbte, mit den seltensten Kostbarkeiten angefüllte Waffenhalle waren zwar vollendet; indessen fehlten in zwei Flügeln und in der dem heiligen Michael geweihten Kapelle noch mancherlei Arbeiten der Ergänzung und Ausschmückung.

Napoleon und sein Stab im Jahre 1870.

Geschichtlich war damals wohl einer der schwerstwiegenden Augenblicke der, als Napoleon mit seinen obersten Generalen zusammentrat, um Pläne für die ersten Kriegsaktionen festzustellen. Auf der obenstehenden Abbildung ist das kaiserliche Hauptquartier dargestellt, wie es von seinem Herrn und Meister zusammengerufen war, um den Abmarsch nach Berlin einzuleiten. Neben dem Kaiser gewahren wir das „Kind von Frankreich" und auf der andern Seite des Tisches den Prinzen Plon-Plon. Die Ähnlichkeit, die der wunderbare Herr mit seinem großen Oheim hatte, liebte er durch eine besondere Pose zu unterstützen, um auch seine eigene geistige Größe wahrscheinlicher zu machen. Wir sehen ferner, links am Tische, hart nebeneinander stehend, die Marschälle Mac Mahon, die Hand zwischen die Rockknöpfe geschoben haltend, und Bazaine. Im Vordergrunde steht mit untergeschlagenen Armen Trochu und hinter ihm der breite, vierschrötige Ladmirault. Auf der andern Seite des Kaisers schaut hinter dem kaiserlichen Prinzen General Douay vor, der bei Weißenburg fiel, und an dessen Leiche Kronprinz Friedrich Wilhelm in menschlicher Teilnahme nachher sinnend weilte.

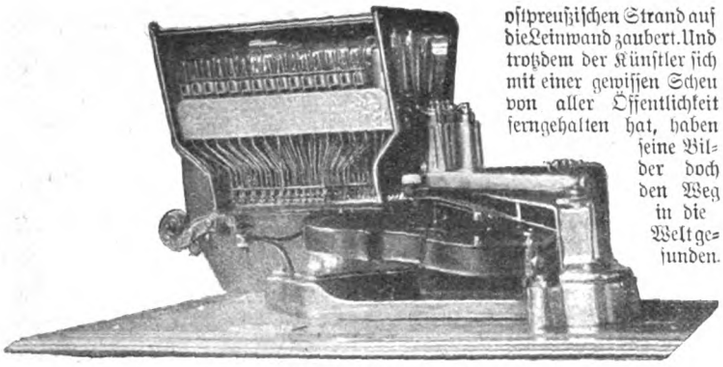
Bei aller Lieblichkeit von St. Cloud, bei der unsagbaren Großartigkeit und Erhabenheit von Versailles bewahrt Compiègne für den Naturfreund und den Jäger doch immerhin einen eigenartigen Reiz. Wie alle ihre Vorgänger auf dem französischen Thron, so konnte sich auch die dahingegangene kaiserliche Familie dem eigenartigen Zauber dieses Waldschlosses nicht entziehen. Und jeder Besucher, der diese historische Stätte betritt, der unter den uralten, breitästigen Eichen dahinwandelt und sich in die Pracht des Wildstandes und in die Reize der atlantischen Waldflora vertieft, wird es verstehen, weshalb die Kaiserin, ihr Gemahl und Sohn so an dem alten Merowinger Forste hingen.

Der Hamburger Bürgermeister Dr. Mönckeberg. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Der am 27. März erfolgte Tod des regierenden Bürgermeisters Dr. Johann Georg Mönckeberg bedeutet für die Freie und Hansestadt Hamburg den gleichen Verlust wie anderwärts das Ableben eines gekrönten Herrschers, und die Trauer der Mitbürger an dieser Bahre ist stark und tief. War doch die staatsmännische Bedeutung des Verstorbenen, besonders auf finanzpolitischem Gebiete, so groß, daß man geradezu von einer „Ära Mönckeberg" sprechen kann, und diese Ära, die mit dem Zollanschluß begann, umschließt die gewaltige Entwicklung der Stadt zur Handelsempore eines großen Reiches. Dr. jur. Georg Mönckeberg ward am 22. August 1839 in Hamburg geboren als Glied einer Familie, die seit 150 Jahren in der Geschichte der Stadt eine Rolle gespielt und dem Gemeindewesen so manchen bedeutenden Bürger und Senator geschenkt hatte. Er besuchte das Johanneum und das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte in Heidelberg und Göttingen, erhielt 1862 den juristischen Doktorgrad und ließ sich bald darauf als Associé des bekannten Advokaten Dr. Brandis in Hamburg nieder. In kurzer Zeit ward er Syndikus und Mitglied des Aufsichtsrats der Berlin-Hamburger Eisenbahngesellschaft, 1871 auch Mitglied der Bürgerschaft, und im Jahre 1876 erfolgte seine Wahl zum Senator, die ihn gleichzeitig zum Präses der Oberschulbehörde machte. Das Amt eines Präses der Finanzdeputation, das ihm 1885 übertragen wurde, und das er bis zum Tode bekleidete, bot Mönckebergs überragender finanzpolitischer Begabung Gelegenheit, sich hervorzutun: besonders in den Budgetberatungen der Bürgerschaft, denen er als Kommissar des Senats beizuwohnen hatte, trat diese Bedeutung hervor, und sie war es wohl auch, der er 1889 die Wahl zum Zweiten und ein Jahr später zum Ersten Bürgermeister und Präsidenten des Senates verdankte. Wiederholt hat er in der üblichen Reihenfolge diese Stellung bekleidet, und was er in ihr gewirkt und geleistet hat, wird seinem Namen für immerdar ein ehrendes Andenken sichern. Unter Mönckeberg hat sich die Reorganisation und Modernisierung des gesamten Hamburger Staatslebens vollzogen, ihm verdankt Hamburg seinen hohen Staatskredit, seine glänzende finanzielle Lage, und der Ausbau der Freihafenanlagen, das rasche Anwachsen des Fonds für das Bismarck-Denkmal u. v. a. m. sind vorwiegend sein Werk gewesen.

C. Bieber, Hofphot., Hamburg, phot.
Dr. J. G. Mönckeberg †

Professor Karl Scherres. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Am 31. März beging der bekannte Schilderer ostpreußischer Landschaftsreize Professor Karl Scherres in Berlin seinen 75. Geburtstag. Seit über 40 Jahren lebt der Künstler, der von Geburt ein Königsberger ist, nun in der Reichshauptstadt, die er einst seinem Freund Eduard Hildebrandt zuliebe aufsuchte, und mit Ausnahme seines allerersten Bildes „Der Vierwaldstätter See bei Sissicon" ist er auch im Schaffen seiner nordischen Heimat treu geblieben. Wenige nur haben wie er den Zauber der märkischen Landschaft erfaßt, wenige den Stimmungsgehalt des herben nordischen Frühlings, der lautlosen Moor- und Dünenlandschaften so restlos ausgeschöpft. Ein Lyriker unter den Malern ist Karl Scherres, ein Poet der Palette, welcher der Natur bis ins innerste Herz geschaut, ihre tiefsten Geheimnisse ihr abgelauscht hat, einerlei, ob er die zarten Schönheiten der Weichsellandschaft, die Kieferwaldungen der Mark oder den

C. Becker & Maaß, Berlin, phot.
Professor Karl Scherres
feierte seinen 75. Geburtstag.



Eine mechanische Violine.

ostpreußischen Strand auf die Leinwand zaubert. Und trotzdem der Künstler sich mit einer gewissen Scheu von aller Öffentlichkeit ferngehalten hat, haben seine Bilder doch den Weg in die Welt gefunden. Viele sind nach England gegangen, viele — wie Scherres' berühmtestes Bild „Überschwemmung in Ostpreußen", das Kaiser Wilhelm I. der Nationalgalerie schenkte — blieben im deutschen Vaterlande, die meisten von ihnen in Danzig, wo der Künstler von 1859 bis 1866 auf die Bitten der Stadt hin lebte. Der Porträtkunst und dem Genrebild hat Scherres sich nur selten zugewandt, nur in ganz besonderen Fällen, wie damals, als er seine Frau, die bekannte Pianistin Flora Friedenthal, in einem „Erholung" genannten Bildchen, im blühenden Garten sitzend malte, oder ihren rassigen Kopf in einer sprechend ähnlichen Kreidezeichnung festhielt.

Eine mechanische Violine. (Zu der obenstehenden Abbildung.) Nachdem die Mechanik das Klavier erobert und es dem ganz Unmusikalischen ermöglicht hat, Beethovensche Sonaten und Brahmssche Tänze mit virtuoser Geläufigkeit und richtigem „Gefühl" zu spielen, bemächtigte sie sich jüngst auch der Violine, dieses zartesten, der Menschenstimme am nächsten kommenden Instrumentes. Die Maschine übernimmt die Arbeit der Hand und lockt aus den Saiten jene schmelzenden, singenden Töne, die so zum Herzen sprechen. Wie unser Bild es zeigt, wird eine gewöhnliche Geige mit einem elektrisch betriebenen Apparate verbunden, der durch automatische Stahlstifte die Fingergriffe und durch rotierende Scheiben den Bogenstrich ersetzt. In ähnlicher Weise wie bei den automatischen Klavierspielapparaten wird durch eine perforierte Papierrolle die Reihenfolge der Griffe geregelt — je nach der Notenfolge der gerade vorliegenden Komposition. Die von einer englischen Firma konstruierte Maschine kostet die Kleinigkeit von 6000 Mark — vorläufig also lohnt sich das altmodische Geigenspielen noch!

Pikör.
(Meißner Porzellan.)

Wildgänse beim Einfall. (Zu dem Bild auf Seite 325.) „Wohl seh' ich sie in langgedehnten Zügen hoch über mir am Saum der Wolken fliegen, und kraftlos rauscht das sonst so sich're Blei mit mattem Flug an seinem Ziel vorbei." — Nach keiner in Deutschland vorkommenden Wildgattung — wie sie auch immer heißen mag, wird wohl so viel Pulver und Blei erfolglos verschossen wie nach den Wildgänsen. Als Vorboten des herannahenden Winters ziehen die Gänse im Spätherbste hoch in den Lüften über den Jäger weg. Er weiß, daß sie für Schrote, selbst für die allergröbsten, fast unerreichbar sind, er weiß, daß kein einziges Korn, selbst wenn es hinaufreicht, imstande sein wird, den dichten Federpelz, der Brust und Bauch dieser Vögel bedeckt, zu durchdringen; er weiß das alles, und dennoch wird geschossen, wäre es auch nur in der unbestimmten Hoffnung, zufällig einen Flügelknochen, den Kopf oder Hals zu treffen. Treffend hat Forstmeister von Nordenflycht in Diezels „Niederjagd" die unbezähmbare Schießwut fast aller Jäger gezeichnet. Es ist ein stattliches Wild, das in Deutschland überwintert und auch teilweise brütet. Naturgeschichtlich gehört es zur Ordnung der Schwimmvögel, jagdlich zur niederen Jagd. Für Deutschland kommen in Frage nur die Graugans und die Saatgans; wenn ja auch ab und zu Zwerg-, Ringel- und Brandgänse zur Strecke gebracht werden. Mit vollem Recht steht die Wildgans in dem Ruf, eine der scheuesten und vorsichtigsten Arten Flugwild zu sein. Erfahrungsgemäß kommt der Jäger am leichtesten beim Treiben oder beim Anfahren zum Schuß, und je trüber und windiger das Wetter ist, um so besser. Das erwünschteste Wetter für den Anstand ist aber starker Nebel, der die überaus scharfäugigen Vögel ihren Feind entweder gar nicht erkennen läßt oder erst, wenn es zum Ausweichen zu spät ist. Die Jagd auf Wildgänse ist recht mühsam und auch wenig lohnend. Ich selbst rechne auf jede von mir zur Strecke gebrachte Wildgans mindestens zehn Fehlschüsse. Und wenn man nun wirklich mal so einen seltenen großen Gänsevogel vor sich liegen hat und auf den Einfall kommen sollte, der treuen Gesponsin eine Abwechslung für den Küchenzettel anzuraten, dann kann ich nur warnend rufen: „Wehe, Wehe!" Das Wildbret der Jungen ist — na, meinetwegen — wohlschmeckend, das der Alten jedoch zum Heulen. Geräucherte Brüste junger Gänse sollen nach Herrn von Nordenflychts Ansicht deliziös schmecken; ich habe sie noch nicht versucht, bin aber mißtrauisch, seit ich die „vielgerühmten" Brüste junger Reiher gekostet habe. Schon der Gedanke an einen sechsunddreißigjährigen Gänserich! — bei Danzig wurde nämlich 1836 eine Gans geschossen, der 1800 in Holland ein Ring um den Hals gelegt worden war. Eine seidene Steppdecke, mit den feinsten Daunen der Saatgans gestopft — das ist und bleibt das Beste, was uns die nordischen Wanderer zurücklassen können. Möge dem Jäger, der auf den einfallenden Flug ansteht, Weidmannsheil erblühen! G.

Das Kaiserpaar in Venedig. (Zu den Abbildungen auf der nebenstehenden Seite.) Länger, als ursprünglich vorgesehen, hat sich der Aufenthalt des deutschen Kaiserpaares und seiner Kinder in der Lagunenstadt ausgedehnt, und eine Reihe unvergeßlich schöner Bilder nahm es, gleich allen Augenzeugen jener Tage, als bleibenden Erinnerungsschatz aus Venedig mit. Die Ankunft der „Hohenzollern" am 25. März ging zwar leider im Regen vor sich, und auch die Einfahrt des Kaiserpaares mit König Viktor Emanuel, die herrliche Ausschmückung der Straßen und Plätze, die Illumination der Schiffe wurden etwas verdunkelt durch die Unbill des Wetters; dennoch waren ungeheure Menschenmassen unterwegs, um dem großartigen Schauspiel beizuwohnen, und die „Evviva"- und „Hurra"-Rufe nahmen kein Ende. Inmitten eines Schwarmes bunter Staatsbarken und der vier goldstrotzenden Bissonen mit ihren blauen und roten Schleppen zogen die Hofgondeln mit den deutschen Majestäten und dem König dahin, umdröhnt vom Salut der Schiffe, und die Menge wartete dicht gedrängt auf dem Markusplatze, bis die gelandeten Herrscher am Fenster des Marmorpalastes Sansovinos sich zeigten. Glücklicherweise hellte sich schon am folgenden Tage das

Schattenriß von Hilmar Sieveke.

Phot. Adeniacar.

Zug der Barken und Gondeln auf dem Canale grande vor der Rialtobrücke.

Wetter etwas auf, und als es dann allmählich in strahlenden Frühlingssonnenschein überging, ward die Abreise des deutschen Kaiserpaares immer und immer wieder verschoben, und aus dem kurzen Besuch ward ein tagelanger genuß- und abwechslungsreicher Aufenthalt in der alten, wunderbaren Lagunenstadt.

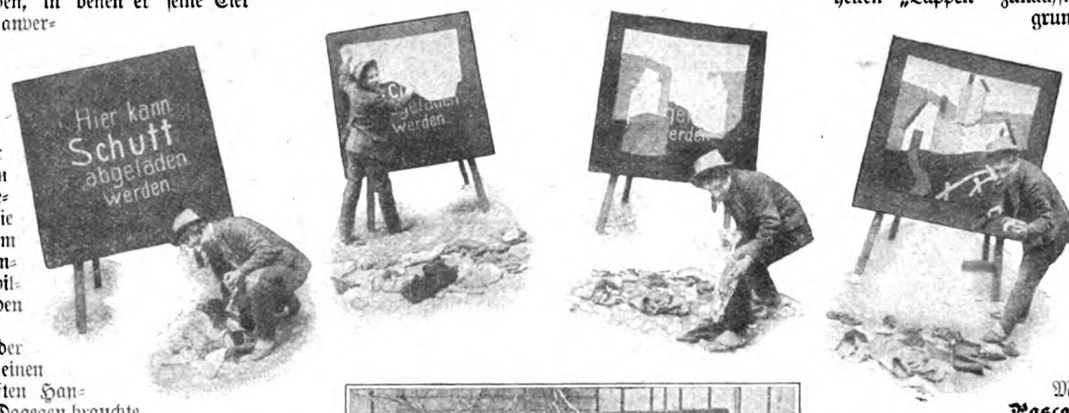
Schutz den Kiebitzeiern. Mit dem Star und der Feldlerche stellt sich bei uns der Kiebitz ein als einer der frühesten Lenzboten. Immer beweglich, trägt er viel zur Belebung unserer nordischen Landschaft bei; eigenartig ist ja sein auf dem Turnplatz häufig nachgeahmter Flug; der Kiebitz ist ein wahrer Gaukler in den Lüften, und man kann ihm stundenlang zusehen und an dem abwechselnden Spiele seine Freude haben. Bald nach der Ankunft in der Heimat schreitet er zur Brut. Auf den Nestbau verwendet er keine Mühe, denn er legt seine Eier in eine flache Mulde am Boden, die kaum mit einigen Grasstengeln ausgekleidet wird; aber mit äußerster Treue behütet er das Gelege und die Jungen. Wenn aber die munteren und nützlichen Kiebitze bei uns immer seltener werden, so trägt dazu das meiste der Mensch bei.

Der Zug der Gondeln im Canale grande. — Auf dem Mittelbilde: Deutsche Matrosen auf dem Markusplatze.

Vom Besuch des deutschen Kaiserpaares in Venedig.

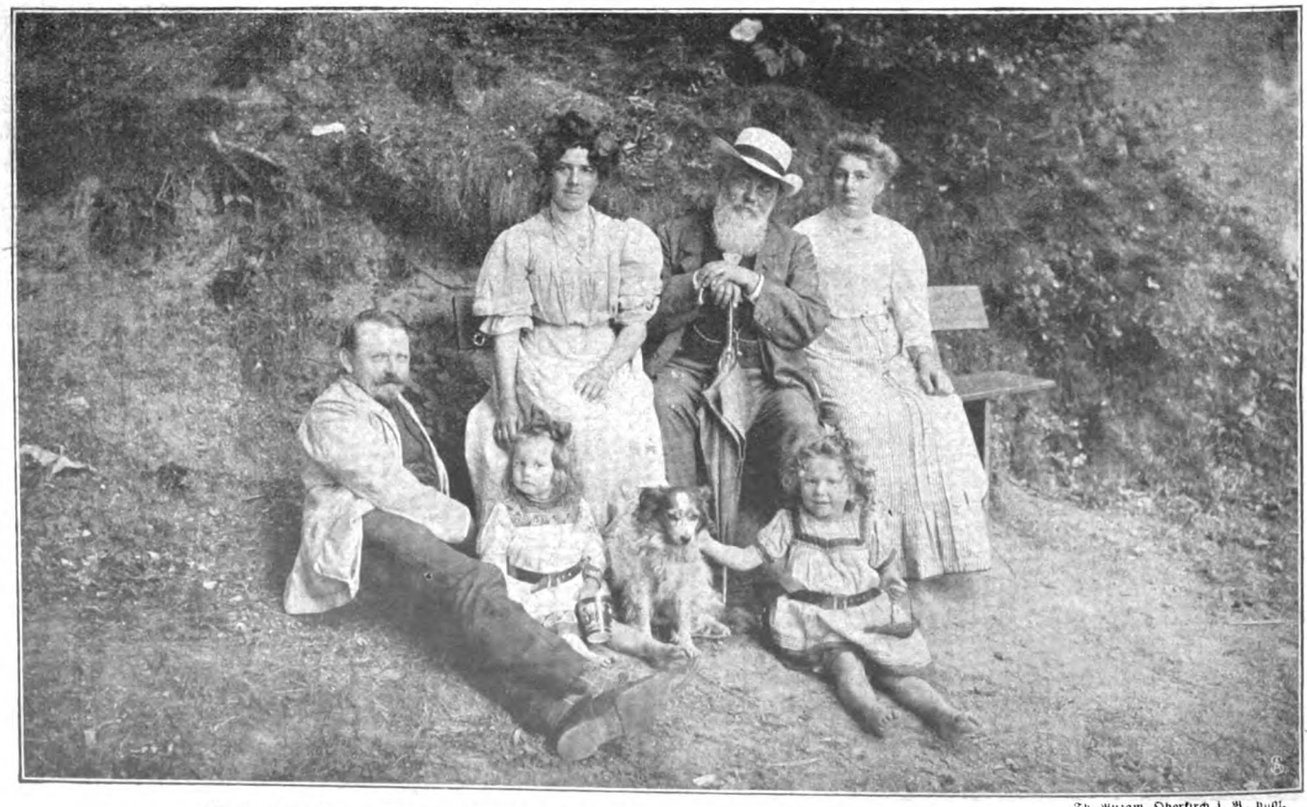
Mit Pulver und Blei verfolgt man sie nicht, denn das Wildbret ist nicht schmackhaft; auch sonst erfreut sich der Vogel einer gewissen Beliebtheit, und in Thüringen zum Beispiel erzählte man sich früher, daß Gegenden, in denen er seine Eier dem Boden anvertraute, vom Hagelschlag verschont blieben. Die Menschen haben leider an den Eiern Geschmack gefunden; sie werden darum eifrig gesammelt und bilden in den Delikateßgeschäften der Großstädte einen gern gekauften Handelsartikel. Dagegen brauchte man nun nicht viel einzuwenden, wenn alle Eiersucher wenigstens verständig vorgingen. Dies ist aber nicht der Fall. Bereits bebrütete Eier sind für die Küche wertlos, trotzdem werden sie häufig weggenommen und finden auch unerfahrene Käufer. Ist das erste Gelege zugrunde gegangen, so schreitet der Kiebitz regelmäßig zum zweiten. Wenn man ihm dieses beließe, so könnte sich der Vogel wohl vermehren, da ihm aber in der Regel auch dieses weggenommen wird, so treten jährlich nur wenig Junge zu den alten Stämmen hinzu. In dieser Hinsicht sollte man in Gegenden, in denen der Kiebitz heimisch ist, belehrend wirken.

„Gemälde" aus Tuchflicken. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) In den Varietés wird jetzt ein neuer Trick gezeigt, der ebenso originell wie verblüffend ist. Der Urheber der neuen Glanznummer nennt sich Rolf Raphaeli. Die Bühne zeigt eine öde, mit allerlei Lumpen bestreute Straßenstelle, hinter der eine schwarze Tafel mit der Aufschrift: „Hier kann Schutt abgeladen werden", steht. Bild 2, 3 und 4 stellen nun dar, wie der Künstler mit einem hellen „Lappen" zunächst den Hintergrund schafft und allmählich — mit Hilfe der verschiedenartigsten Lumpen, die er selbst sortiert und zurechtreißt — weiter „malt", bis zuletzt eine eindrucksvolle Landschaft vor der lachenden Menge steht.



Malerei aus Flicken.

Pascal David. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Mit Pascal David, der in den letzten Tagen des März dahingeschieden ist, hat nicht nur der deutsche Journalismus einen seiner besten Männer, mit ihm hat Elsaß-Lothringen und damit das Reich einen der getreuesten Verfechter und Vertreter deutschen Wesens und deutscher Art auf dem Boden der Reichslande verloren. Denn David, der als Achtundfünfzigjähriger gestorben ist, hat, seit er im Jahre 1882 die „Straßburger Post" gründen half, also seit über einem Vierteljahrhundert, in unermüdlicher Arbeit dazu beigetragen, der nationalen deutschen Sache in den wiedergewonnenen Provinzen die Herzen der Bevölkerung neu zu gewinnen. Von echt liberalen Grundsätzen geleitet, hatte David sein Ziel darauf gerichtet, versöhnlich im Meinungsstreite der Parteien zu wirken, vermittelnd und ausgleichend einzugreifen, wo die Gegensätze in dem von ihm mit vollem Herzen geliebten Lande zu entflammen drohten.



Th. Bugam, Oberkirch i. B., Phot.

Der verstorbene Chefredakteur der „Straßburger Post" Pascal David mit seiner Familie.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Unter Blütenbäumen.

Gemälde von Adolf Thamm.

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Das Kreuz im Venn.

(6. Fortsetzung.)

Roman von Clara Viebig.

Es war Nacht. Eine Nacht, so bitterkalt, daß man nicht glauben konnte, im Juni zu sein. Als könnte es frieren, so hellweiß schimmerte der Mondenschein und machte die dunklen Lachen zu blitzblanken Schilden, mit denen das Moorland die Pfeile des Himmels auffing. Wie grausame Augen, unbarmherzig, spähten die Sterne herab auf den Galgenbaum und das Haus, das, todeinsam und gemieden wie ein Pesthaus zu mittelalterlicher Zeit, vor den struppigen Kusseln eines Buschrandes lag.

Das Venn fror es nicht, und weder sein saures Gras noch seine Blumen, die gelbe Narzisse, die weiße Maiglocke, die rote Orchis mit den schwarzen Flecken und die zarten rosa und weißen Glöckchen der Venn-Erika froren. All das blühte hier noch zusammen, nicht so streng geschieden nach Sippe und Blütezeit wie anderswo, froh, überhaupt erblühen zu können, und hart gewohnt.

Nur die Menschen unter dem Ziegeldach des einsamen Hauses fror es. Das heißt, Simon Bräuer fror nicht. Der war ins Dorf gegangen, der kalte, harte Mann, heulte heiß vor Freude — sein Weib war im Wirtshaus von Heckenbroich abgestiegen. Nun ging er, sie zu küssen. Sie war gekommen für die paar Feiertage, an denen es weniger Arbeit für ihn gab, ein Hilfsaufseher konnte ihn dann wohl einmal vertreten, und im übrigen schloß er seine Vierzig ein.

In langen ungeduldigen Sätzen sprang der frohe Mann in der geradesten Richtung durchs eiskalt betaute Kraut. Und wenn er es auch sonst nicht so zeigte, er liebte sie doch. Und gerade weil er sie so lange hatte entbehren müssen, liebte er sie doppelt, viel mehr denn je. Er glaubte es jetzt kaum länger mehr ertragen zu können, von ihr getrennt zu sein. Es half nichts, sie mußte her, und wenn sie auch anfänglich nicht wollte! Bei der Höfen war Platz zu finden, die blinde Witwe brauchte nur ein Stübchen vom Hause, da konnte die Therese wohl unterkommen mit den Kindern. Ach ja, die Kinder! Ein weiches Gefühl faßte den Dahinstürmenden, wie lange hatten sie den Vater entbehrt! Den Vater, der sie zwar streng hielt und oftmals prügelte, und dem sie doch teurer waren als sein Herzblut. Ob das Johannchen auch brav lesen und schreiben lernte in der Schul'? Ob der Anna ihre Zöpfchen schon ein Stück länger gewachsen waren? Ob das Peterchen schon die ersten Hosen trug? Und ob das Kleine, das ganz Kleine, etwa schon „Papa" sagen konnte?!

Im einsamen Venn, in der eiskalten Nacht, glaubte der Vater ein lallendes Stimmchen zu hören. Hätten die Sträflinge jetzt Simon Bräuers Gesicht gesehen, sie hätten sich nicht mehr geduckt in hündischer Furcht; jetzt war er einer, dessen Mund lächelte.

Im Schlafsaal, dem langgestreckten Schuppenanbau, wälzten sich die Vierzig unterm tiefhängenden Dach. Seine Ziegel schlossen nicht fest aufeinander, sie ließen Hitze und Kälte gleich unbehindert durch. Die Vierzig konnten nicht Ruhe finden, obgleich sie todmüde waren. Der Aufseher hatte heute mehr denn je kommandiert; das neue Haus hatten sie scheuern müssen vom obersten Dachsparren bis zur untersten Stufe des Eingangs, er hatte mit scharfen Augen jedes Stäubchen gesehen, jedes Fleckchen. Die einen hatten Wasser geschleppt, weither aus dem Tümpel, darinnen die Frösche sprangen und heute quarrten, als wär's eine Sommernacht; andere hatten gefegt mit den Birkenbesen, die sie selbst gebunden hatten, wieder andere mußten Maien schneiden und mit ihnen das Haus rund umstecken. Die Therese würde ja sonst einen Schrecken kriegen, den sie gar nicht verwand! So sah es viel weniger kahl und unfreundlich aus.

Sie hatten alle weidlich geschafft; einen Kalender hatten sie nicht, aber an der doppelten Arbeit hatten sie gemerkt, daß morgen Pfingsten war. Den breiteren Weg hatten sie noch vollends geschwind abstechen müssen, ausschaufeln und festtreten vom Haus bis nach der Chaussee hin. Eine Pferdearbeit war das gewesen im beschleunigten Tempo; am Mittag hatte die Sonne auf den Buckel geprickelt wie mit Nadeln, und morgens und abends hatten die steifen Finger kaum Spaten und Hacke regieren können.

Und all das für das Frauensmensch, das er erwartete! Sie hatten wohl gehört, was der eilfertige Bote, der Hütejunge, gestammelt hatte: „Se is nu da! Se läßt Euch jrüße!" Sie hatten das glühende Rot wohl gesehen, das über sein Bronzegesicht schoß. In den Schlafsaal hatte er sie früher denn je getrieben, sie da eingesperrt ganz ohne Licht; nur der Mond, der durch die Ziegel fiel und durch die Ritzen zwischen den rohbehauenen Steinen, gab ein wenig Helle. Er selbst war davongerannt. Wie grinsende Affen hinter Käfigstäben hatten sie am Eisengitter des Fensterchens ihm nachgeglotzt.

Wie er rannte, wie er rannte, er konnte es nicht abwarten, bis er bei seinem Frauensmensch war! Mit höhnischem

Lachen drehte Jacobs, der Rotfuchs, sich vom Fenster ab und hüstelte heiser.

Der Jacobs war hier oben immer erkältet, die Vennluft tat ihm nicht gut und auch nicht die Landarbeit. Er war seines Zeichens Kunsttischler. Drei Jahre hatte er nun gekriegt — vielzuviel. Was hatte er denn der Trine groß getan, die er antraf, als er die Landstraße auf Köln zutippelte?! Die war am Rübenausziehen im Felde gewesen. Verwünschtes Frauenzimmer! Erst hatte sie sich gar nicht gemuckt, dann aber hatte sie geschrien ganz mörderlich. Es war ihm blutrot vor den Augen geworden, er hatte gefühlt, wie es in seinen Händen zuckte, wie es ihn hinriß gegen seinen Willen. Ha, zupacken, zudrücken, die kalten, zitternden Hände um die weiße Kehle klammern! Fest, noch fester — warum schrie die Trine auch so?! So . . .! Sie würde das verdammte Schreien jetzt wohl sein lassen! . . . Aber er hatte sie ja gar nicht gewürgt. Leute waren gekommen, die Steine brannten, er hatte sich auf die Flucht gemacht; laufen konnte er nicht so rasch wie die Verfolger, der Atem war ihm ausgegangen, sie griffen ihn. Und er hatte seine drei Jahre gekriegt. Es wären nicht drei geworden, wäre ihm nicht eine ähnliche Geschichte schon einmal vorher passiert. Daß der Teufel all das Weiberpack hole! Hier oben, Gott sei Dank, hier gab's keine Weiberröcke! Weit war das Dorf, hier war er sicher vor Weibervolk. Wahrhaftig, und wenn's auch entsetzlich hier oben war, man war doch sicher — bis jetzt! Er erzitterte. Ein Gedanke war ihm plötzlich gekommen, der ihn packte und schüttelte und ihn nicht locker ließ — wie der Bräuer rannte, rannte! Er stellte sich vor, wie er sie umhalste, wie das Frauenzimmer ihm in die Arme fiel. Wenn das Frauensmensch nur nicht bis ganz hierher kam!

Ein Grausen schüttelte den Sträfling. Es fielen ihn die gierigen Gedanken an. Da half kein Wehren.

Der bleiche Mensch, der auf der harten Eisenbettstatt lag, stöhnte auf; ihn fror trotz der härenen Decke, er zog sie sich schlotternd höher an den Hals. Sie war sehr dünn, und doch fing er jetzt an zu glühen und mächtig zu schwitzen. Mit feuchten Händen strich er sich über Stirn und Augen. Teufel, könnte er doch aufwachen wie aus einem bösen Traum! In seinen Schläfen stach und hämmerte es, vor seinen Augen tanzte es rot im Dunkeln. Er fühlte sich sterbenselend. Wieder stöhnte er auf.

Der „Torfdrücker", der in dem Bett dicht über ihm lag, schob vorsichtig seinen Kopf über den Bettrand und blinzelte zu ihm herunter. Auch der „Süßchenbäcker", rechts im Nebenbett, und der „Betnoster" zur Linken wurden aufmerksam. Sie flüsterten. Sie waren so an das Flüstern gewöhnt, daß sie selbst heute, wo sie den Aufseher fort wußten, wo nichts um sie war als die Nacht und das Venn, daß sie selbst jetzt kein lautes Wort wagten. „Was ist los?"

„Nix", sagte Jacobs heiser und unterdrückte sein Stöhnen. Der Rotfuchs war immer unfreundlich und borstig wie seine Haare, sie mochten ihn alle nicht leiden; da war der Süßchenbäcker und selbst der Torfdrücker — pfui, ein Gannew, ein Dieb, ist was Verächtliches! — doch noch besser zu haben. Aber die Kameradschaft regte sich jetzt doch in ihnen. Der Rotfuchs sah immer elend aus, war der am Ende krank geworden?

„Was haste für'n Schlamassel?" fragte leise der Dieb von oben herunter.

„Kümmer dich um deine eignen Masematten!" war die verbissene Antwort.

Aber der alte Landstreicher, der Betnoster, wie sie ihn nannten, weil er morgens und abends und mittags sich bekreuzigte und betete, fragte treuherzig: „Haste Hunger, meine Sohn?" Ihm selber schmeckten Suppe und schwarzes Brot immer so köstlich, er hatte sonst niemals so satt gekriegt. „Da!" Er zog aus seinem Strohsack einen Kanten Brot hervor und langte ihn dem andern hinüber. „Iß — Leben — da kriegste neue Kurasch!"

Der Rote nahm die Gabe nicht — pah, Hu nicht, was ihn quälte! Er dankte nicht einmal. der Achelpeter? Ohne Laut stierte er geradeaus hochgezogen im Bett sitzend, die Ellbogen aufge Kopf zwischen die Fäuste gequetscht wie zwis Schrauben. In der falben Helle, die ein Mond schimmerte sein Gesicht totenbleich. Er knirschte Zähnen.

Der Torfdrücker und der Süßchenbäcker gaben auf; wenn der nicht reden wollte, sollte er's ble ihnen war es egal. Aber sie waren nun einmal Unterhaltung gekommen; am Tag draußen bei redeten sie kein Wort, jetzt konnte man sich ja ein sprechen.

Von Bett zu Bett fing ein Tuscheln an, ein Lispeln. Auch andere nahmen bald teil daran, d erst, dann auch die übernächsten.

Im bleichen Monde saßen sie aufrecht in ihren struppigen Haaren und verdunsenen Gesichtern; des Venns, die erbarmungslosen Quälgeister, hatt weidlich zerstochen. Hier huschte ein Mondesstrahl, d bläulich schimmerten tätowierte Brüste — dann Augenblicke wieder ein neues, verquollenes Gesi struppigen Haaren und stieren Augen.

Sonst waren sie stumm, die heutige Nacht hatt gemacht. Sie dachten alle an den Aufseher, de seiner Frau war, und sie beneideten ihn, die Ledi als auch die Verheirateten. Es waren genug Ehem ihnen. Der Roßschlächter, der Süßchenbäcker sagte Teufel soll ihm ein Bein stellen, wenn er zu jeht! So'n Hannes, so'n Blechseppel! Ich ha Frau zu Haus. Mer sollt' den Kerl abf en Sau!"

„De hat schon emal einen totjeschlagen", flüste aus der entferntesten Ecke, ganz leise, aber der R brüllte: „Jickesjackes, totjeschlagen! Redt kein S jetippt hatt ich de nur in der Besoffenheit, da w Mus. Wat kann ich davor? Wenn dat wat jewesen wär, hätt mich der Zwicker schon um 'ne K jemacht. Et hat noch emal jut jegangen!" Er l „Bald bin ich eraus. Wie lang' hatt ihr dann n

Sie sagten alle ihre Strafzeitdauer. Der L rieb sich dabei schmunzelnd die Hände. Er hatte Weile; er wollte auch gar nicht fort von hier, es ja so gut hier, wenn er auch arbeiten mußte. doch immer satt, und Sattessen war das Beste!

„'ne komische Kauz", sagte lachend einer, der von ihnen ab lag. Aber dann fuhr er wild auf acht Tag hungern als in't Kittchen — nur nit in't Er wollte die Fäuste recken — frei sein, nur frei! unsanft stieß er gegen das Bett, das wie in einer dicht über dem seinen war. Mit einem Fluch le wieder hin.

„He," sagte der Roßschlächter, „wie heißt du?"

„Ohligs!"

„Von welcher Sorte?"

„Schuster!"

„Äh, du Pechhengst, so mein ich dat nit! sagst, ‚nur frei sein' — komm, lasse mir Schibes

„Süßchenbäcker, biste meschugge?" sagte irgendwo Stimme. „Dat is nit so leicht!"

Aber der Süßchenbäcker nahm den Mund voll, e gewaltig: „Ich bin stark, stärker wie'ne Jaul, zehnmo als der Bräuer, den schmeiß ich um. Und dann kä wir auf und davon. Zwei Kochemer wie wir, duste kommen überall durch. In 'ner Stund oder zwei über der Jrenz, wir drehen den Blauen 'ne lang wir sind frei, frei!" Er dehnte den gewaltigen Körpe

„Dann kannste nie mehr nach Haus", sagte eintö Landstreicher. „Tu dat nit, ich rat dir!"

„A wat, armer Pracher! Du Schnorrer, halt deine Brotlade!" Die beiden Kerls lachten roh.

„Tippeln, immer tippeln, dat is en schlecht Jeschäft!" Der Landstreicher schüttelte traurig den Kopf. „Ich kann en Lied dervon singen. Hätt ich dazumal en Stück Brot jehabt, ich hätt beim Bauer die Eier nit aus dem Stall holen müssen und wär nicht trinken jegangen an die Kuh. Ich war nachher als noch öfter da, o ja. Den janzen Sommer hab ich dicht derbei im Feld jeschlafen, en Hohl hatt ich da. Aber hätt ich dat Jlück nit jehabt, dat der Blaue mich jekriegt hätt, ich hätt doch wieder landauf, landab streichen müssen, wenn der Winter kam und meine Höhl zujefroren wär im Feld. Nee, Jungens, nee, frei sein is nur schön, wenn mer auch wat zu acheln hat und nit immer zu tippeln braucht, zu tippeln von Städtchen zu Stadtchen, von Dorf zu Dorf!"

„Du Schlemihl!" Sie lachten ihn aus, aber sie sprachen nicht mehr vom Freisein. Die Unterhaltung, die lauter geworden war im Eifer, verstummte wieder; nun flüsterten sie nur noch, scheu, ängstlich. Wie Windesgelispel und wie Geseufz ging's durch den wüsten Raum unterm nackten Sparrengebälk.

Selbst der Süßchenbäcker hatte sein lautes Prahlen gelassen, er hatte sich zu dem Schuster auf den Bettrand gesetzt; die Köpfe zusammensteckend, tuschelten sie ganz heimlich miteinander.

Der Landstreicher neigte sich zu Jacobs hinüber. „Rotfuchs," sagte er, „warum bist du hier?"

„Darum!" sagte der patzig.

Er hätte aufschreien mögen in Wut und Qual, er warf sich mit einem Ruck auf die andere Seite herum und unterdrückte ein Wimmern. Aber es wurde doch hörbar in der todstillen Nacht.

„Halt dein Bonum," schrie einer, der jetzt schlafen wollte, „oder ich schmeiß dir meine Holzklumpen drauf!" Es polterten ein paar Holzschuhe nieder.

„Bet dich, bet dich, meine Jung," flüsterte der alte Landstreicher, „dann kannste jut schlafen!" Er selbst bekreuzigte sich und legte sich dann zurecht, die Hände auf der Brust faltend. „Morjen is Feiertag, da kriejen wir Wurst oder Speck bei die Linsensupp und nachmittags Schmalz auf 't Brot — un vielleicht Kaffee!"

Das letzte hatte er schon undeutlich gemurmelt wie in einem glücklichen Traum; nun schlief er bereits fest wie ein Kind.

Aber der Rotfuchs fand keinen Schlaf. Sollte er beten, wie der alte Paternapgacker es ihm angeraten hatte? Pah, das half ja doch nichts! Das Fluchen, sich mit den Fäusten gegen die Stirn schlagen, gegen die Brust, sich mit scharfen Zähnen in die emporgestreckten Arme beißen, sich verbeißen darin wie ein wildes Tier, das half aber auch nicht.

Bittere Tränen fing der Ruhelose an zu weinen. Wie weh ihm die Brust tat! Kein Atemholen ohne Stich. Der trockene Husten hatte die anderen schon manche Nacht gestört, heute kam ein ganz besonders starker Hustenreiz. Mit fliegender Brust, hoher Röte auf den Backenknochen saß der Sträfling da. Wenn doch der Morgen käme! Würde es denn nie, niemals mehr Tag? Er erwartete das Licht mit sehnsüchtiger Gier.

* * *

Gegen die Stunde des Sonnenaufgangs ist es am kühlsten auf dem Hohen Venn, und wenn der Tag noch so warm wird. In einer bleichen Kühle, vom Tau genäßt, lagen Strafkolonie und Heiderücken, Weide und Dorf und die ragenden Hainbuchen. Hinter den Hecken hervor tönte das Muhen der eben aus dem Schlaf erwachten Kühe, ein Ochse brüllte, ein Hahn krähte, ein Kalb blökte.

Beim Bauer Adams am grünen Klee war die ganze Nacht Licht gewesen, und auch jetzt, da das ganze übrige Dorf noch schlief, war man schon auf den Beinen. Man erwartete den Tierarzt, der Knecht war schon vor Morgengrauen hinuntergefahren, den Treiborn zu holen. Der Hausherr selbst war im Stall aufgeblieben, aber noch zeigte sich kein Absehen der Qual. Sollte die Braune, das schönste Stück Vieh, eingehen? Ihr schmerzliches Muhen ging den Menschen durch Mark und Bein. Bis hinüber zu Huesgens war es gut zu hören, trotzdem die Stalltür geschlossen blieb und die Hecke, die der stolze Bauer als Trennungsschranke auch an der Nebenseite seines Hofes aufrechthielt, hoch und stark und dicht war.

In die schmalen Lücken ihres knorrigen Astgefüges hatten sich die kleinen Huesgens gezwängt; ihre schmalen Körper schlüpften überall durch. Sie waren früh vom Strohsack geklettert und lauschten nun mit ängstlich neugierigen Augen. Ihre Kuh, die liebe Maiblum, die sollte auch bald kalben, wenn es der nur nicht ebenso schlimm erging wie der großen Braunen vom Bauer Adams!

„Du," sagte das Kathrinchen zum Bruder Tünnes und zum Truckchen und tupfte den kleineren Geschwistern einem nach dem anderen auf den Kopf, „du, bet dich für uns' Maiblum! Wie dat arm' Tier sich quale muß!"

Das dumpfe Brüllen und Angstgestöhn nebenan gingen immer weiter und erfüllten die Herzen der lauschenden Kinder mit banger Furcht. Mitunter kam eine Pause, aber dann setzte das Angstgebrüll um so stärker wieder ein.

„De Mathes is de Dokter hohle", sagte der Tünnes. „Mir han keen Jeld, for de Dokter zu hohle!"

Kathrinchen nickte bekümmert, freilich, die Mutter hatte schon so viel gekostet! Sie konnten nichts weiter tun als beten. Unter dem dünnen Schürzchen, das sich im Morgenwind blähte, faltete die Kleine die Hände; ach ja, das würde sie der Bäreb noch ans Herz legen, wenn die heute nach Echternach springen ging für die Mutter und den Dores, da konnte die auch gut bitten für die liebe Maiblum! Wie von einem glücklichen Gedanken freudig erregt, ließ das Kathrinchen die Geschwister an der Hecke zurück und lief hinein zu Mutter und Schwester.

Drinnen bei Huesgens war rege Bewegung. Auch hier hatte fast die ganze Nacht das Lämpchen gebrannt; Bäreb hatte als sie aus der Fabrik heimgekommen war, die Kirche besucht und dann noch die halbe Nacht in der Küche aufgesessen, geflickt und genäht und sich gerüstet. Wenn sie auch keinen großen Staat machen konnte mit ihrem Anzuge, sauber und ganz mußte der Rock wenigstens sein, wie sollte sie sonst wohl bestehen beim heiligen Willibrord?! Auch auf die Hosen des Dores, die er immer durchscheuerte beim Rutschen, hatte sie einen neuen Flick hinten aufgesetzt und Flecke verwaschen und gebürstet und glatt gestrichen, so gut es anging. Kaum hatte sie eine Stunde bei den Geschwistern gelegen, dann hatte beim Morgenrot sie schon das Brüllen der Kuh von nebenan aufgeweckt. Bange Sorge erfüllte ihr Herz; auch die Maiblum war die letzten Tage so unruhig, brüllte so viel und fraß nicht wie sonst! Jesus Maria, es würde doch nicht schlimm werden mit der Kuh?!

Es war ihr recht, daß die Geschwister hinausliefen, um an der Hecke zu lauschen. Der Tünnes war schlau, der würde schon dahinter kommen, wie's mit der Kuh vonstatten ging! Bäreb vergaß fast ihre Reise darüber, und was sie alles vorhatte am heutigen Tage. Mit der Bahn mußte sie bis Ettelbrück kommen, da hatte die Mutter eine Base wohnen, bei der kam sie wohl an mit dem Dores für diese Nacht. Und anderen Tags würde sie aufbrechen nach Echternach, so früh, daß sie dort eintraf zu rechter Zeit, zur Vorfeier schon in der Pfarrkirche oben an der steilen Treppe, die man Pfingstdienstag hinaufspringt. O, sie wußte ganz genau Bescheid zu Echternach, als wäre sie zehnmal schon dort gewesen!

Mit großer Sorgfalt kleidete Bäreb sich heute an, wusch und kämmte sich dreimal so tüchtig als sonst. Aber der Dores wollte sich durchaus nicht waschen lassen, sein Geschrei weckte die Mutter.

Frau Huesgen kam im Unterrock angeschlichen; man sah es ihr an, wie schwach sie war, sie hielt sich kaum auf den Füßen. Sie weinte, als sie den Dores sich wie ein Tier gebärden sah; er wälzte sich auf dem Estrich und stopfte sich brüllend Sand und was er sonst an Unrat fand in den Mund. Jesus, barmherziger Heiland, würde es denn nie und nimmer besser werden mit ihm? Niemals?! Sie jammerte laut.

„Mutter," sagte die Tochter vorwurfsvoll, „ich jeh jo springe!"

Aber Frau Huesgen war heute kleinmütig. Die Kraft, welche die wundersame Begegnung ihr verliehen hatte, hielt nicht immer vor; wenn es auch besser, viel besser mit ihr geworden war, heute fühlte sie doch wieder die Schwäche. Das schreckliche Brüllen der Kuh nebenan verstörte sie ganz. Wenn's mit der Maiblum nun ebenso ginge? Jesus Maria! Die war ihr einziges Hab und Gut.

Das Kathrinchen kam jetzt herein, hinter ihr her stürmte der Tünnes.

„De Dokter is do," kreischte er atemlos, „nu jeht er im Stall! Ich muß kucken!" Wie der Wind fegte er wieder hinweg, um draußen an der Hecke aufs neue zu lauschen.

Das Kathrinchen aber faßte die große Schwester um den Hals und flüsterte ihr emsig etwas ins Ohr, und Bäreb horchte und nickte verständnisinnig und lächelte dann. Sie lächelten beide. Dann lauschten sie alle; selbst der Dores, als ob er die ängstliche Spannung, die Erwartung, verstünde, ließ jetzt sein Schreien. —

Der Bauer Adams kraute sich in Verzweiflung den Kopf, das Kalb kam verkehrt herum, drum konnte es nicht heraus. Es hatte sich mit den Beinen verfangen, es verletzte die Kuh.

Frau Adams hielt sich die Schürze vor und weinte wie bei einer Leiche. „Eso en feine Kuh, uns feinste Kuh! Jesus Maria, Jusep!"

Ihr Gejammer machte den Tierarzt nervös. „Schmeißt Eure Frau raus!" sagte er grob zu dem Bauer.

Das tat der nicht mehr als gern. Hatte er ihr nicht schon zehnmal gesagt, sie sollte in die Stube gehen und beten?! Er selbst war auch kaum fähig, andere Hilfe zu leisten, als daß er im dunklen Stall die Laterne hielt und dabeistand mit leise sich bewegenden Lippen, während der Doktor und der Knecht an der stöhnenden Kuh hantierten.

Der Dreiborn war ein geschickter Mann, geschickter als mancher Menschendoktor. Aber während er fast blindlings sein Geschäft verrichtete, denn zu sehen war kaum etwas bei dem erbärmlichen Lichtgefunsel, räsonierte er laut: längst hätten sie ihn holen müssen, aber immer erst, wenn's zu spät war! Diese Bauern, diese verdammten Dickschädel, nichts weiter konnten sie als beten und plärren! „Halt dat Licht ruhig!" brüllte er den Adams an, „wenn Ihr so wackelt, komm ich nit zustand. Wat hatt Ihr dann mit der Kuh jemacht? Dat Kalb stirbt ab, dat krieg ich nu un nimmer lebendig eraus — dämliches Bauernpack!"

Der kleine Mann pustete vor Wut; er war komisch anzusehen, aber heute hatte der große Bauer doch einen Respekt vor ihm. „Mir han nir jemaacht, mir han nur jebet", sagte er ganz kleinlaut.

„A wat, jebet, nur jebet — dat is et ja jrad!" Dreiborn pustete immer zorniger; er war ein aufgeklärter Mann, „ein Mann der Wissenschaft", wie er von sich selber sagte. „Leben wir im neunzehnten Jahrhundert oder im Zeitalter des dunkelsten Aberglaubens? Fast möcht man's meinen. Aber so seid ihr, alles wird bebetet; so, da sorgt nu der liebe Jott für! Der hätt viel zu tun, wenn er all euer Jeplärr hören wollt. Und heut wollt ihr Regen und morgen schon wieder Sonnenschein, oder umgekehrt, akkurat wie ihr't braucht. Dat war ja en nette Jeschicht, wenn euer Beten immer jehört werden würd! Paßt auf, lernt was, nützt die Zeit und stellt euch auf euch selber — alles andere ist Unsinn!"

Der Knecht riß das Maul auf und grinste dumm war was ganz Neues, was er da zu hören kriegte Bauer kniff die Lippen zusammen, am liebsten hätte Dreiborn eins auf den Mund gegeben — sich so was zu müssen, noch dazu im eigenen Stall! Aber seine Kuh stöhnte so kläglich; er konnte nur schweigen und Heiligen bitten, ihm das Anhören dieser Gottlosigkeit als Sünde anzurechnen. —

Es war bald die zehnte Stunde, als Dreiborn am grünen Klee verließ. Das Kalb hatte er nicht retten können, die Kuh hoffte er jedoch durchzubringen das arme Tier war gewaltig matt. „So'n Unverstand Unverstand", brummte er vor sich hin, als er aus trat, und brummte noch immer weiter, als er sie lä sich hatte. Schon geriet er in den Strom der Ki und das besserte seine üble Laune nicht. Mit seine Äuglein musterte er die einzelnen Gestalten. Da, de Alte, der am Stecken schlorrte, täte auch besser, ins Bett zu legen! Und da die Frau, die alle niederkommen konnte, gehörte auch nicht mehr in die Kirche! Und hier die Kinder, Dreikäsehochs, die lieber draußen herumspringen lassen beim schönen schein, als ihnen mit unverständlichem Singen u den klaren Kinderverstand verwirren!

Den Kopf vorgestreckt, die Augen herausgedrückt, im Gesicht, rannte der Cholerische weiter; nur he dieser Herde, die um ihn trappelte! Die Leute grüß sie alle kannten den Dreiborn. Schon manches St hatte er ihnen gerettet, aber sonst war er ein Herr! Sie tippten auf die Stirn und warfen sich same Blicke zu, als er vor ihnen herlief mit seine Beinchen, die Hände auf dem Rücken, den Hut u haltend, einzig durch ein kurzes Nicken die Gr widernd, die ihm zuteil wurden, und nach jedem Blick, den er um sich warf, aufs neue halblaut vor räsonierend.

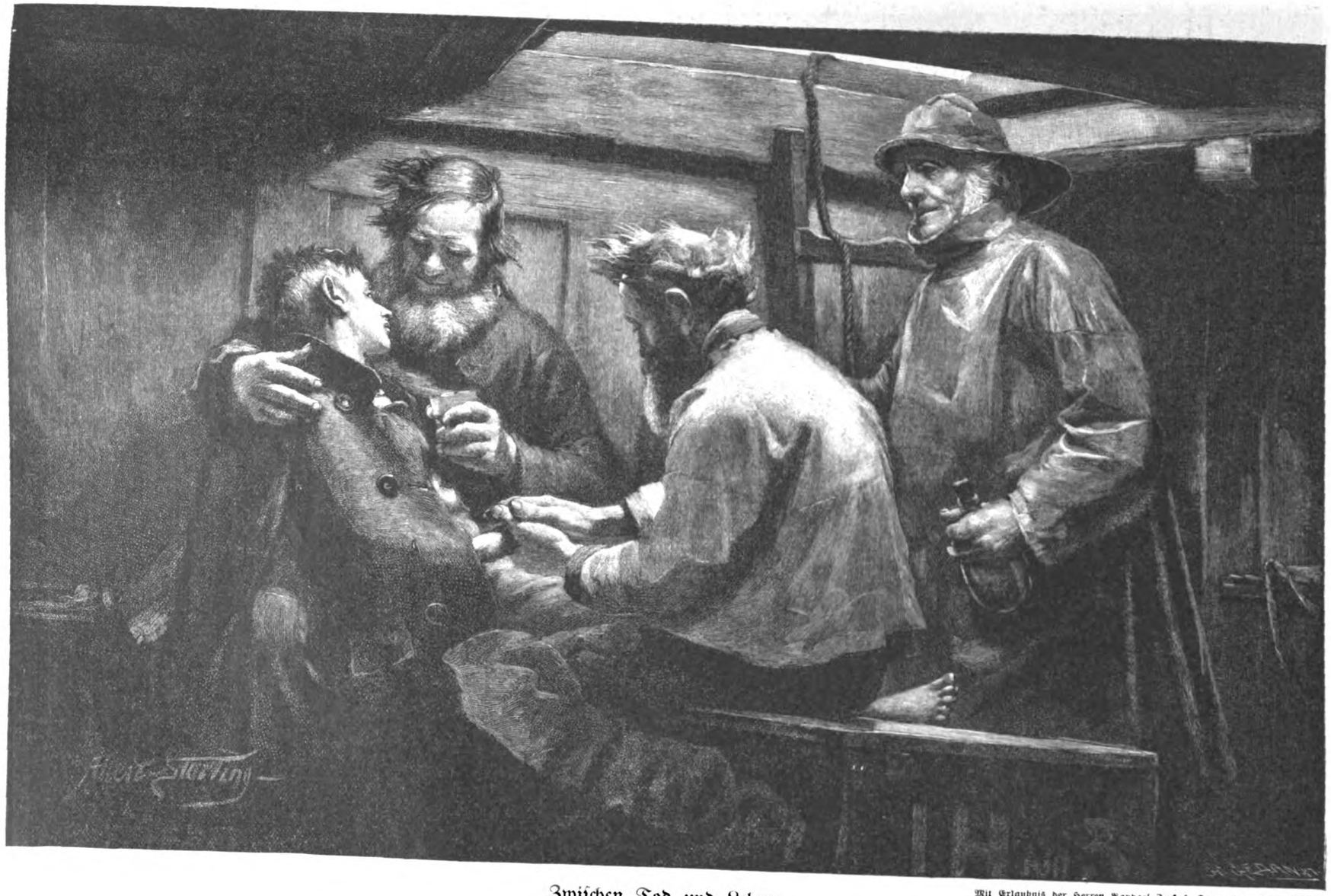
Der ununterbrochene Strom der Kirchgänger, au es ihm nicht gelang, herauszukommen, versetzte ihn in größere Erregung. Dieses verdammte Gerenne! sie nicht ruhig daheimbleiben und ihre Wirtschaft be Aber das Vieh konnte brüllen, die Kinder weinen, de bettlägerig sein, die Mutter im Sterben liegen, Glocken an zu beiern fingen, mußte gelaufen werden!

Der Bürgermeister kam ihm gerade recht. Leyku eilig, Mariechen war schon vorauf, nun hielt ihn der am Rockknopfe fest. Es gab kein Loskommen. kannte den Mann seit Jahren schon und schätzte tüchtig in seinem Berufe; nun aber wurde er un Ins feierliche Getön der Glocken hinein, in die Lau der andächtigen Waller, die wie Wellen dem Felsen zuströmten, sprudelte der ihm seine törichte Lebensau ins Gesicht. Nein, er wollte sich nicht den heiligen tag verkümmern lassen! „Ich muß jehen, ich komm spät", sagte er und suchte sich freizumachen.

Aber der andere hielt ihn fest. „Ich sag Ihnen, meister, Sie sind auch so 'ne Art Doktor. Für die Schäden Ihrer Gemeinde sind Sie verantwortlich Arzt für die Gebrechen des Körpers. Sie müssen Sie haben doch auch an der Wissenschaft Brüsten jesogen. immer 'ran und die Leute aufjeklärt, damit wir kein von Idioten züchten, sondern denkende Wesen!"

„Da fangen Sie nur erst mal bei Ihren Patienten an, Herr Tierarzt", sagte Leykuhlen. Er nahm den Viehdoktor nur noch komisch — nein, über den konnte sich wirklich nicht ärgern! Freundschaftlich legte er ihm Arm um die Schultern und patschte ihn herzhaft. „Und sag Ihnen, Dreiborn, behalten Sie Ihre Weisheit für Oder tragen Sie sie Ihren Ochsen und Kühen vor — sind hier kein Rindvieh!" —

(Fortsetzung folgt.)



Zwischen Tod und Leben.
Gemälde von Albert Starling.

Mit Erlaubnis der Herren Raphael Tuck & Sons G. m. b. H. Berlin.

Das Frühlingsrätsel.

Eine kosmische Betrachtung von Wilhelm Bölsche.

Der liebe Gott hatte die Erde geschaffen. Als ein Geist der Ordnung hatte er sie hübsch gerade aufrecht geschaffen, und so stolzierte sie um die Sonne. Mephisto aber gefiel die Sache natürlich nicht, und als der liebe Gott gerade anderswo zu tun hatte, stieß er heimlich an das neue blanke Kügelchen, daß es auf einmal erbärmlich schief dahin rannte wie ein Junge, der eine Ohrfeige bekommen hat. „Nun," sagte der liebe Gott, als er nach einer Weile den Schaden besah, „es geht auch so. Du hast da etwas gemacht, woran noch so mancher Spaß haben wird. Du hast nämlich den Frühling geschaffen."

Die naturwissenschaftliche Umdeutung dieser kleinen Legende ist, daß ihr Scherz als solcher stimmt. Auf der Tatsache, daß die Erde schief auf ihrer Sonnenbahn steht, beruht wirklich im wesentlichen unser Jahreszeitenwechsel und mit ihm hier oben im Norden die Existenz unseres lieben, heimischen Frühlings. Stände unsere alte Erde kerzengerade auf ihrer Bahn, so fielen alle die periodisch wechselnden Beleuchtungs- und Erwärmungsverhältnisse fort, die heute nötig sind, um uns durch Winterkälte mit kurzen Tagen wieder zum Sommer mit so viel mehr Licht und Naturheizung zu führen. Und wäre dieser Kontrast nicht, so gäbe es kein Gefühl des Umschwunges, des Erwachens vom einen zum andern. Dieser Umschwung aber ist der holde Lenz, den wir alle lieben, und in dem die ältesten Denkvölker schon die Auferstehung des Licht- und Sonnengottes rührend gefeiert haben. Wenn die Haseln stäuben und der erste Schmetterling sich wiegt — wer wollte diese schiefe Linie nicht rühmen, die uns, selbst um den Preis des Winters, dieses köstliche Geschenk verleiht, uns Menschenkindern, die nun einmal nach Urgesetz unseres Empfindens nur durch Gegensätze recht froh werden können?

Und doch, das alles wohlverstanden um einer schiefen Linie willen! Seitdem mit unsäglich viel Mühe dem kleinen Häuflein der Astronomen das Faktum unumstößlich aufgegangen ist, daß die Erdachse wirklich schief steht, hat es immer und immer auch wieder allen Freunden und Nachrechnern der großen Weltmechanik scheinen wollen, als liege hier an sich ein Lapsus, ein Zufall, eine Dummheit vor. In meinem Arbeitszimmer steht ein großer Erdglobus, der richtig, also mit der ganzen Schiefe, montiert ist. Mein kleiner Junge fragt mich: „Vater, warum läßt du deine schöne bunte Kugel nicht reparieren, sie ist ja ganz schief geworden?" Der Kleine hat's erfaßt. Mehr als 2000 Jahre vor ihm hat der alte Pythagoras im schönheitsfrohen Griechenland schon gelehrt, die Erde, diese Stätte von so viel Erhabenem, müsse auch im ganzen das Ideal aller harmonischen Formen besitzen, nämlich eine Kugel sein. Das war wirklich so, die nüchternste Astronomie hat es bestätigen müssen. Kopernikus fügte zu dieser Kugel die herrlichste Bewegung; frei zugleich und doch auch in ein Maß künstlerischer Harmonie gebunden, rollte sie ohne Stütze durch den Raum. Was könnte selbstverständlicher sein, als daß dieses Gebilde höchster Harmonie auch mit seiner Kugelgestalt stolz aufrecht auf dieser seiner fessellosen Schwungbahn wandelte! Statt dessen ist es hier wie ein Sparren, wie ein Span im Uhrwerk. Die Kugel kippt über. Wenn wir einmal von der Höhenentwicklung menschlicher Kultur aus ihre Nordwölbung als das Haupt, in dem das Gehirn sitzt, nehmen wollen, so schaut dieses Haupt nicht mit klarem, geradem Antlitz gegen die Sonne. Bald hängt es in übertriebener Unterwürfigkeit vor, bald wieder kehrt es sich wie in launischem Schmollen ganz ab. Der Sparren hemmt ja das große Uhrwerk nicht. Aber immer wieder spielt er mit, stoßen wir darauf, wir, die wir eben auf diesen schiefen Turm genagelt sind. Für die Astronomen ist es von Anfang an ein wahres Kreuz gewesen, daß sie gerade von dieser schiefen Sternwarte aus beobachten mußten. Als Kopernikus schon den ganzen Grundstamm der Himmelsbewegungen glücklich begriffen hatte, war das Hineindenken in diese verflixte separate Erdschiefe und ihr Verhältnis zu der Erdbahn um die Sonne das Letzte, woran selbst sein Scharfsinn noch scheiterte. Zur Erschwerung mußte man auch noch feststellen, daß der schiefe Turm in seiner Kipprichtung wackelte. Für gewöhnlich kippte er wenigstens stets nach der gleichen Seite, etwa wie der berühmte schiefe Turm von Pisa, und sein Vorbeugen oder Abkehren des Kopfes richtete sich bloß nach dem einfachen jährlichen Umlauf des Ganzen um die Sonne. Aber wenn man jahrtausendelang beobachten sollte, wie die Astronomie allmählich doch mußte, so zeigte sich, daß auch noch diese Kipprichtung langsam im Kreise herumging. Die schiefe Sternwarte drehte sich allmählich, schief wie sie war, wie ein Brummkreisel. Wo sie früher in devoter Beuge gestanden, drehte sie sich nach so und so viel Jahrtausenden vielmehr trotzig ab und umgekehrt. Das hatte nun wieder besondere Ursachen. Hauptsächlich lag es daran, daß auch die Erdkugel selbst noch einen kleinen Schönheitsfehler besaß. Innerhalb ihrer Kugelform war sie, streng mathematisch, etwas zu dickbäuchig. Es ist eben nichts aufs Tüpfelchen ganz ideal. Auf diese Dickbäuchigkeit wirkten nun die großen Zerrgewalten des Systems während ihrer Sonnenumtänze allmählich so ein, daß jene ihre allgemeine Tanzschiefe in Mitleidenschaft kam und das Kippen periodisch nach verschiedenen Seiten herumgezerrt wurde. Das gab neue astronomische Nöte. Hatte man das Kippen überhaupt begriffen, so mußte man nun noch lernen, daß es nicht stets nach der gleichen Himmelsseite ging. Hatte man in der Kipprichtung, wie sie gerade war, sich einen Fixpunkt am Himmel zur Orientierung erwählt, den sogenannten Polarstern, so mußte man umlernen, daß dieser Polarstern, auf längere Zeiten fixiert, nicht paßte, sintemalen die Kipprichtung allmählich abschwenkte und die Erde mit ihr zu anderen Sternen senkrecht schief stand, also neue Sterne Polarstern wurden. Eine Not, mit der die Astronomie jetzt schon seit den Tagen des alten Hipparch auf ihrem schiefen Wackelturm kämpft, ohne daß freilich der Laie, der sich nach seinem Bären und Polarstern da oben orientiert, als sei das der festeste Nagel in der gesamten Weltordnung, davon zu wissen pflegt.

Seit man indessen anfing, sich alle diese höchsten Himmelsdinge im Sinne auch eines „Werdens", einer allmählichen Entwicklung, zu deuten, mußte die Frage sofort auch hier brennend einsetzen: woher denn bloß dieser schiefe Hammerschlag im großen Mechanismus stamme, der uns gerade zu solcher schiefen Sternwarte verholfen. Die berühmteste Weltentstehungstheorie, die sogenannte Kant-Laplacische, sagt nun dazu leider gar nichts. Nach ihr sind alle Planeten ehemalige Ringe der Sonne, die sich in annoch nebelhaftem Urstande von dem Sonnenkörper in seiner Gürtelgegend wie eine Reihe zu weit gewordener Leibgurte abgelöst und nachher zu Knoten oder Knäueln aufgerollt haben — Knäueln, die dann die Kugeln bildeten. Aus diesem Hergang erhellt nicht, daß die Knoten sich so schief schürzten, daß die Kugeln notwendig nachher überkippen mußten. Und es kann nicht erhellen, denn es taten und tun es ja gar nicht alle Planeten. Der riesige Jupiter, der im Verhältnis zur Sonne immer noch so kolossal ist, daß man die beiden mit einigem Recht heute als einen Doppelstern fassen möchte, steht wirklich nahezu genau kerzengerade aufrecht auf seiner Bahn. Auf ihm kann es keinen Frühling geben, aber auch keine Not der Astronomen mit einer Sternwarte von Pisa. Die Theorie hat denn auch von jeher die Achsenschiefe, wo sie, wie bei der Erde, bestand, achselzuckend unter den Tisch geworfen. Jede Theorie hat solche „Höllenlappen", mit denen sie als logischer Schneider nichts anfangen kann. Hergebrachte Ausrede ist, hier sei wohl später noch etwas Besonderes, etwas von der Ringbildung

Unabhängiges passiert, das unter andern gerade die Erde nachträglich noch betroffen habe. Mephistos Schabernack in der Legende! Aber was soll das naturwissenschaftlich sein, dieses Nachträgliche?

Jene Ringbildungstheorie, die eigentlich immer nur sehr gleichartige Verhältnisse in dem ganzen System gebrauchen kann, hat ja auch sonst, wenn man herumschaut, ein bißchen bedenklich viel Ausnahmen. Da sind die Monde der Planeten in ihrem Sinn ebenfalls Produkte aufgeknoteter Leibbinden, die bloß diesmal die einschmachtenden Planetenleiber selbst freigegeben, statt des ursprünglichen Sonnenbauchs. Jener aufrechte riesige Jupiter hat nun solcher Monde einen ganzen Haufen, mindestens sechs glaubt man neuerdings zu sehen; alle aber sind im Verhältnis zu ihm winzigste Zwerge. Die schiefe Erde dagegen hat nur einen einzigen Mond, der aber ist dafür ein wahrer Riese neben ihr; wie der Jupiter mit der Sonne, so bildet auch er mit seiner Erde viel eher einen Doppelstern unter den Planeten, als daß man ihn einen bloß abhängigen Vasallen nennen könnte. Wiederum die Venus scheint überhaupt keinen Mond zu besitzen, obgleich sie der Erde frappant ähnelt. Ich weiß mir diese Sachlage kant laplacisch nicht zu deuten. Seit wir wissen, was für ein großes Nest mondhaft winziger Planetchen zwischen Mars und Jupiter läuft, wie gemacht, aus seinem Vorrat gerade Monde in unerschöpflicher Auswahl zu liefern — seit wir von einem dieser Liliputer im Sonnenreich, dem Eros, gelernt haben, daß er seine Spaziergänge ganz gewohnheitsmäßig quer durch die Bahn des im Verhältnis gigantischen Mars ausdehnt — seitdem, meine ich, könnte man wohl auch mit der Möglichkeit rechnen, daß die wirklichen Planetenmonde bloß solche Planetoiden seien, die gelegentlich einem der großen Planeten fürwitzig zu nahe kamen, abgefangen wurden und nun zu Monden in dauernder Abhängigkeit degradiert sind. Der nahe Jupiter hätte oft Gelegenheit gehabt zu solchem kleinen kosmischen Beuteglück, die Erde nur einmal, aber mit einem allerdings energischen Fange, die sehr ferne Venus noch nie.

Inzwischen gibt es aber auch Astronomen, die sich aus allerhand mechanischen Gründen denken, jedes dieser Mondsysteme — einerlei jetzt, woher es stamme — sei in sich auf die Dauer nur ein zerbrechlich Ding. Sie vermuten, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit („kurz" natürlich immer noch mit kosmischen Maßstäben gemessen) die Mondbahnen sich verengen und die Monde ihrem Besitzer also näher kommen. Wo mehrere Monde nahe hintereinander sind, sollen sie sich nach diesem Prinzip allmählich zu einem einzigen vereinigen. So könnte unser großer Erdmond schon ein solches Einigungsprodukt sein. Zuletzt aber ginge das Ganze, ob einzeln oder noch gesondert, unabänderlich auf den Planeten selbst herab. Ein Mond, der vom Himmel fällt — das Ereignis müßte doch immerhin noch ziemlich bedenklich sein. Und wenn man sich dächte, daß im Lauf unserer Erdgeschichte so etwas schon früher vielleicht einmal passiert wäre, so könnte man sich ausmalen, hier sei der nachträgliche Stoß am Ende gegeben, der „Zufall", die „Mephistotücke", die unsere ehemals kerzengerade Erde zum Kippen gebracht hätte. Die Geschichte selbst müßte früh passiert sein, vor Beginn der uns bekannten Lebensentwicklung, die von einer solchen Katastrophe nichts verrät. Und es läßt sich nicht leugnen, daß unsere Erde manchmal verführerisch den Eindruck macht, als habe sie gelegentlich einmal einen derben Puff erhalten. Daß solide Massen aus dem Weltraum auf sie stürzen können, lehren uns die Meteorsteine fast alltäglich. Mit Eisen, mit Olivingestein, das sogar Diamanten bergen kann, mit höchst seltsamen Glasscherben (Moldaviten) und anderem mehr bombardiert uns dieser Raum. Die Erdkugel selbst aber zittert geheimnisvoll, als sei so etwas irgendwann einmal ernst geworden. Ich meine dabei jetzt nicht jenes erwähnte Kreiselschwanken der Achsenbeuge, das seine feinen Ursachen ja, wie gesagt, im großen Uhrwerk des Systems selbst hat. Sondern die kuriose Sache, die vor jetzt bald zwei Jahrzehnten zuerst auf der Berliner Sternwarte so ganz gelegentlich und unbeabsichtigt festgestellt wurde. Die Berliner Sternwarte erlaubte sich eine unerhörte geographische Extravaganz: sie verharrte nicht auf ihrem Breitengrade. Sie kroch in bestimmter Periode sozusagen mit ihrer geographischen Breite hin und her, mit einem Ausschlag von etwa 15 Metern. Wenn das nicht ausgesucht wieder ein kosmischer Schabernack gerade für diesen Fleck, wo alles auf größtmögliche Ruhe ankam, war — und es war, wie in der Folge festgestellt wurde, in der Tat eine allgemeine Erscheinung, die auf die geographische Lage aller Orte der Erde ebenso zutraf — so konnte die Ursache nur im Firpunkt unserer ganzen Breitenberechnung, im Pol, stecken. Der Pol mußte eigentlich das sein, was auf einem Flächenraum von 15 oder noch mehr Metern Durchmesser periodisch herumkroch und dabei unser ganzes geographisches Gradnetz so verschob, wie sich alle Schatten verschieben, wenn man eine brennende Kerze hin und her rückt. Der Pol ist aber wieder nichts anderes als die Spitze der mathematischen Drehachse der Erdkugel. Wenn diese Spitze kroch, so hieß das: die Achse schwankte, sie pendelte in kurzen Perioden um so viel Meter hin und her. Die ganze Erde wackelte in sich selbst! Heute steht die Sache selbst unumstößlich fest. Woher aber dieses Wackeln kommt, ist eine Streitfrage. Ein Ding schwankt, wenn es ungleich belastet wird. So nimmt man an, daß der Luft- und Wasserdruck, der über den verschiedenen Erdgebieten zweifellos im Jahre stark hin und her schwankt, hier sich steigert, dort abnimmt, zu einseitigen Belastungen führen müsse, groß genug, die ganze ungeheure Kugel zu einem leichten Erzittern zu bringen. Andere denken auch an Verschiebungen in der Gesteinsmasse der Erde selbst, von denen wir aber vorerst leider wenig wissen; das Innere der Erde ist uns in den letzten Jahrzehnten immer geheimnisvoller geworden anstatt durchsichtiger. Aber es gibt endlich auch Leute, die an eine historische Ursache glauben. Könnten diese „Polschwankungen" nicht das letzte Nachzittern eines Stoßes bedeuten, den die Erde einmal erlitten hat?

Hier setzen aber noch andere Theorien wieder ein. Die Frage ist längst aufgeworfen worden, ob nicht in früheren geologischen Epochen dieses Zittern noch viel heftiger gewesen sei, so heftig, daß in langen Perioden die Pole ganz auf die Wanderschaft gingen und damit das gesamte Erdbild durcheinander wirrten. Die Geologie berichtet uns von Zeiten, da dicht an den Polen Farnbäume und später Buchenwälder grünten und im Meere wärmeliebende Korallentiere ihre Riffe bauten, während ebenfalls zu einer gewissen Zeit ganz Nordeuropa unter kompaktem Polareis lag. Sind das nicht die Spuren solcher gewaltigen Polpendeleien? Der Leipziger Zoologe Simroth hat neuerlich in einem höchst interessanten dicken Bande die ganze Geschichte der Tierwelt unter dem Gesichtspunkte aufzubauen versucht, daß ihre Entwicklung Hand in Hand gegangen sei mit ursprünglichen enormen Schaukelbewegungen der Erdachse, die auch er sich am liebsten mit dem Aufsturz eines früheren zweiten Erdmondes in ganz uralten Tagen erklären möchte. Wenn aber ein derartiges ungeheures Geschaukel der Erde denkbar sein soll, so würde der Gedanke schließlich auch zu der ganzen Achsenschiefe überhaupt zurückkehren und fragen dürfen, ob sie nicht ein (etwa noch älteres) Ergebnis eines solchen Planetoidenstoßes sein könnte, vielleicht nicht eigentlich hervorgebracht durch einen Planetoiden, der schon Mond geworden war und in einer Spirale herabkam, sondern in grauester Erdenvorzeit durch einen solchen noch frei heranwandernden Duodezplaneten selbst. Das dann wieder näherte sich der Idee, daß in der Schiefe uns ganz allgemein ein letztes Zeugnis noch vor Augen stehe einer Periode urältester Reinigungs- und Daseinskämpfe unter vielen ursprünglich wild einander kreuzenden planetarischen Massen in unserm System, aus dem sich die heutige verhältnismäßige Harmonie des großen Uhrwerks erst langsam hergestellt hätte. In diesem Kampfe hätte die Erde sich zwar zuletzt behauptet, so daß auch sie heute auf annähernd reiner Bahn harmonisch kreisen könne, ein Auslese-produkt des „himmlischen Kampfes ums

Dasein", wie unsere Tier- und Pflanzenarten von heute nach Darwin eine Elite des „Überlebens der Passendsten" darstellen. Aber wie diese organischen Wesen doch noch so manche Spur, so manchen Puff des alten Entwicklungskampfes an sich tragen, so würde auch die Achsenschiefe unserer Mutter Erde vor uns ragen als das Mal einer letzten derben Karambolage, die sie ganz zuletzt noch einmal beinahe zum Entgleisen gebracht hatte. Und so bliebe der Frühling doch schließlich wirklich hängen an etwas Mephisto-Werk, wenn schon einem, das den großen Weg zur Harmonie und Stabilität hier dauernd nicht mehr aufhalten konnte.

Die Schwierigkeit all dieser Theorien liegt darin, daß immer ein Unsicheres darin erst ein zweites Unsicheres holt, um sich zu stützen. Um die Achsenschiefe und die Polschwankungen zu erklären, wird ein Gewaltsames, ein nicht im Gesetze der Erde selbst liegender äußerer Stoß erdacht; um diesen Stoß aber zu begründen, wird etwa ein zweiter Erdmond und sein Sturz oder sonst eine himmlische Karambolage erfunden, die selbst erst zu erweisen wären, wenn der gewaltsame Stoß feststände, da wir doch sonst keinen Anhalt dafür haben. So ist die Pforte dieser Dinge überall einstweilen noch bewacht von der Sorte Drachen, die der Logiker Zirkelschlüsse nennt, Schlüsse, bei denen das zu Beweisende heimlich wieder als Beweis eingeschmuggelt wird. Wenn man aber schon so schwierige Wege gehen soll, so muß auch das gesagt sein: die Sache könnte auch ohne Gewalt sich vollzogen haben. Es könnte sein, daß in der Achsenschiefe doch ein Geheimgesetz steckt, das auch ohne so wilde Dinge wie einen abstürzenden Mond allen Planeten von innen heraus und deshalb ganz friedlich und langsam einen ganz bestimmten Weg vorgeschrieben hätte und weiter vorschreibt. Wenn man nämlich die verschiedenen Planeten unseres Sonnensystems einmal der Reihe nach auf ihre Achsenstellungen hin anschaut, so erhält man noch ein höchst eigenartiges Bild, das unsere Betrachtung bisher noch gar nicht gestreift hat. Der große Jupiter steht, wie gesagt, fast genau aufrecht, die kleine Erde bedenklich schief. Aber der große Saturn und der gegen die Erde noch kleinere Mars stehen ebenfalls schief, und zwar beide noch ein Stück schiefer als die Erde. Der Uranus aber hat sich gar völlig auf seine Bahn herabgesenkt, sein Äquator ragt dort, wo der Jupiter die Pole hat, und die Pole liegen auf der Bahn; im Sinn eines Stoßes wäre er vollkommen entgleist, vollkommen umgekippt. Bei dem Rest größerer Planeten schwankt unsere Kenntnis von der Achsenlage noch, aber was wir bereits sehen, paßt auch weiter noch in das gleiche Spiel. Neptun scheint noch weit über die Uranussituation hinuntergekippt zu sein, so daß seine Polarachse sich der Kopfstellung nähert. Venus und Merkur deuten umgekehrt wieder nur Varianten der Erdschiefe an. Also im ganzen hätten wir für die Achsen als gegebene Varianten: aufrecht, schief, ganz eben, köpflings. Sieht das aber nicht völlig so aus wie Stationen einer einzigen regelmäßigen Handlung, wie verschiedene grade konservierte Stufen einer überall im Gange befindlichen Drehbewegung, die überall allmählich den Pol rund um die Kugel treibt? Denken wir uns die Achse einmal als Uhrzeiger: bei Jupiter stände er auf zwölf, bei Erde, Mars, Saturn wäre der Zeiger schon ein Stück vorgerückt, bei Uranus deutete er auf drei, bei Neptun ginge er auf sechs an. Wenn nun die Planetenachsen sämtlich allen Ernstes von dem geheimen Uhrwerk eines Gesetzes so wie ein Uhrzeiger rund getrieben würden — in großen Zeiträumen, ganz langsam, aber eben im Banne eines eigenen Gesetzes doch unaufhaltsam, immer wieder die ganze Skala abtickend . . .? Unsere Erdenschiefe wäre dann nur eine völlig gesetzmäßige, normale Station in einem streng geregelten Ablauf. In einer mehr oder minder langen Periode würde sie all den andern Situationen Platz machen, die wir dort bei den andern Planeten heute gerade erblicken: der Lage des Uranus wie der des Jupiter. Zu den großen Flügen der Planeten um die Sonne, den Drehungen um die eigene Achse, den ganzen übrigen und bekannten Bewegungen des Systems käme noch über sehr weite Zeiträume verteilt diese Uhrzeigerbewegung der Drehachse selbst als eine feste Eigenschaft aller Systemglieder. Die Idee hat den Vorteil der Ruhe. Sie verknüpft eine Reihe sonst dem Zufall ausgelieferter tatsächlicher Bilder: der vorhandenen Verschiedenheiten der Achsenstellung der Planeten, die als solche ja nicht erfunden sind und eine Erklärung fordern. Aber das geheimnisvolle Naturgesetz jener Achsendrehung, das sie braucht, also gerade das, mit dem sie ihre Ruhe und ihre Verknüpfung erlangt, ist schließlich ohne engere Begründung auch nur wieder eine Forderung an der Stelle, wo wir eine Folgerung suchten. Wir kommen mit keinem Mittel ganz darum, doch immer und immer wieder für das Geheimnis, das wir lösen möchten — ein Geheimnis zu setzen.

Und so stehen wir also vor dem Fazit, daß das lieblichste Erlebnis unserer Erde, das, mit dem wir stärker als mit irgendeinem andern Licht Glück, Hoffnung zu verbinden pflegen, das Erlebnis, das gleichsam Kern und Ausgang immer wieder des ganzen Liebeslebens in uns und um uns bildet — der Frühling, in seinem höchsten kosmischen und astronomischen Zusammenhange für unsere Forschung noch ein völlig weißes Feld, eine Terra incognita, ein vollendet unbezwungenes Rätsel umschließt.

Frühlingslied.

Nun zieht mit seinem Lichtgewand
Der Frühling lachend durch das Land,
Die Erde streift er warmen Blicks,
Daß sie im Hauch des neuen Glücks
Erschauert.

Wo sich im Wind der Flieder biegt,
Da sitzen, Brust an Brust geschmiegt,
Zwei Vögel — und mit hellem Klang
Probieren sie den Lenzgesang
Zusammen.

Auch mir floß einst ein Liederquell,
So frühlingsjung, so sonnenhell,
So voller Märchenseligkeit —
Und so voll Märchentrug — und Leid
Am Ende. — —

Nun sitzt der Vogel stumm allein,
Als wär' er müd' von Klang und Schein. —
Und wenn ihm auch ein Liedlein käm' —
Er wüßte längst nicht mehr — mit wem
Es singen. — — —

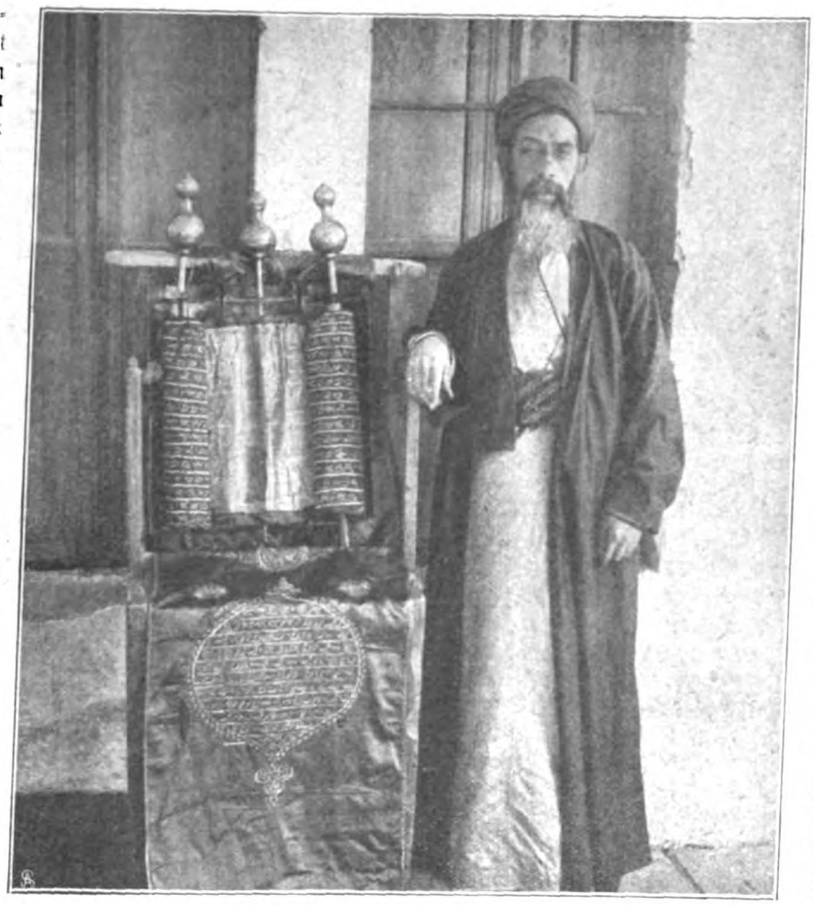
Margarete Steiner.

Die Samaritaner.

Von Dr. Paul Rohrbach. – Mit Abbildungen nach Stereographs copyright by Underwood & Underwood, London

Wer in Palästina gewesen ist und den Ritt von Damaskus oder von Nazareth nach Jerusalem gemacht hat, wird sich an die zwischen den beiden alttestamentlichen Bergen Ebal und Garizim in einem engen Tal hingelagerte Stadt Nablûs erinnern. Der Name Nablûs ist entstanden aus Flavia Neapolis, dem römischen Namen des alten Sichem. An Sichem knüpft sich eine lange Reihe großer Erinnerungen aus der israelitischen Geschichte. Nach der Überlieferung des Alten Testaments liegt Joseph, der Sohn Jakobs, dort begraben. Hoch über der Stadt, am Abhang des Garizim, springt ein mächtiger Felsblock wie eine natürliche Kanzel hervor. Von dort soll Jotham den Sichemiten die berühmte Fabel vom Dornstrauch und Weinstock erzählt haben. Jerobeam, der König von Israel, hielt hier Hof. In der Geschichte des späteren Judentums spielt aber Sichem-Nablûs noch eine besondere Rolle als das religiöse Zentrum der sogenannten Samaritaner. Der Garizim, der Berg des Segens, trug ihren Tempel, von dem die Samariterin Jesus am Jakobsbrunnen vor dem Tore der Stadt fragte, wo es recht sei, anzubeten, dort oben auf dem Berg oder im Tempel zu Jerusalem?

Zwischen Samaritanern und rechtgläubigen Juden bestand seit dem babylonischen Exil bittere Feindschaft. Die assyrischen Könige hatten den Adel und die besitzenden Klassen aus dem Reiche Israel nach der Eroberung des Landes nach Assyrien mitgeführt; das Landvolk und alle niedrigen Leute waren aber zurückgeblieben. Im Austausch gegen die Fortgeführten wurden Babylonier nach Samaria gebracht und dort angesiedelt, und aus der nationalen Mischung der zurückgebliebenen Juden mit den neuen Zuzüglern entstand auch ein Religionsgemenge aus altisraelitischen und heidnisch babylonischen Elementen. Ursprünglich eine überwiegend heidnische, mit zügellosen kultischen Gebräuchen ausgestattete Neubildung, wie ihrer auf dem Boden des alten Orients so viele geworden und vergangen sind, entwickelte sich der Samaritanismus allmählich dem orthodoxen Judentum immer ähnlicher, ohne daß darum doch die Feindschaft zwischen Juden und Samaritanern aufhörte. Die Samaritaner nahmen auch den Hauptbestandteil der Heiligen Schrift der Juden, den Pentateuch oder die fünf Bücher Mosis, an, verwarfen dagegen die Propheten und die übrigen Schriften des Alten Testaments als nicht kanonische Bücher. Übrigens ist der samaritanische Text des Pentateuch keineswegs älter oder zuverlässiger als der gewöhnliche hebräische; er weist vielmehr verschiedene jüngere Einschiebungen und Entstellungen auf. Ebenso ist es natürlich eine Fabel, daß die mit althebräischen Lettern geschriebene Gesetzesrolle, die der sogenannte Hohepriester der Samaritaner den Besuchern in ihrer Synagoge zu Nablûs vorzeigt, von Abischua, dem Sohne des Phineas, des Sohnes des Eleasars, des Sohnes Aarons, geschrieben ist — die Samaritaner haben vielmehr ihren Pentateuch erst im Jahre 370 vor Christo aus Judäa in hebräischer Sprache erhalten, und viel später ist er ins Samaritanische, eine aus Hebräisch und



Der Hohepriester in der Samaritaner-Synagoge zu Nablûs.

Der Berg Garizim mit den Zelten der Samaritaner.

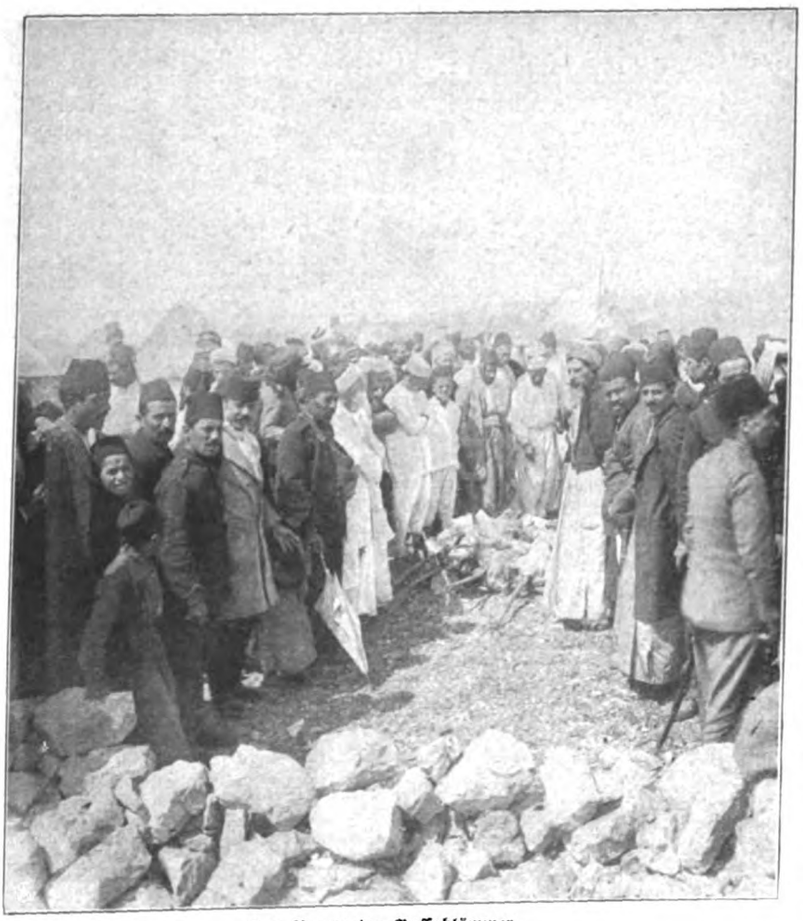
Samaritaner beim Passahgebet.

Aramäisch entstandene Mischsprache, übersetzt worden. Heutigestags spricht niemand mehr von den Samaritanern jene alte Mundart, sondern sie bedienen sich durchweg der allgemeinen modernen Verkehrssprache in Syrien und Palästina, des Arabischen.

Am interessantesten ist es, wenn man Gelegenheit hat, die Samaritaner zur Zeit ihres Passah, das mit dem jüdischen zusammenfällt, zu besuchen. Sie ziehen dann auf den Gipfel des Berges Garizim und wohnen dort in Zelten. Eine kleine Gruppe der weißen Leinwanddächer beherbergt den ganzen, heute noch vorhandenen Überrest des Volks, der sich nur auf etwas über 130 Seelen beläuft. Zur römischen Kaiserzeit waren sie als Volk wie als Religionsgemeinschaft noch zahlreich; sie nahmen auch an dem großen jüdischen Aufstand unter Vespasian und Titus teil und verteidigten sich gegen die Römer in einer ausgedehnten Verschanzung um den Tempel auf dem Garizim. Die Römer erstürmten den Berg und hieben nach dem Bericht des Josephus gegen 12 000 Samaritaner nieder. Während aber die Masse des jüdischen Volks, soweit sie nicht schon diesem ersten Strafgericht der Römer zum Opfer gefallen war, nach dem zweiten großen Aufstande des Bar-Kochba im zweiten Jahrhundert nach Christo aus Palästina in alle Länder der Welt zerstreut wurde, hielten sich die Samaritaner in ihrer Heimat und machten sich noch unter dem Kaiser Justinian durch ihre Feindschaft gegen die Christen bemerkbar. Wie ihre nächsten Verwandten, die Juden, zeichneten sie sich durch Erwerbssinn und weite Ausbreitung in den Städten des Orients aus; so hatte z. B. Alexandria noch im Mittelalter und selbst bis in die neuere Zeit eine kleine samaritanische Gemeinde. Jetzt gibt es keine Samaritaner mehr, außer in Nablûs. Der Passahgottesdienst wird an der Stelle auf dem Gipfel des Berges gefeiert, wo der Überlieferung nach das alte Heiligtum stand. Dort ist jetzt ein aus losen Steinen einige Fuß hoch aufgehäufter Ringwall vorhanden, innerhalb dessen sich die männlichen Mitglieder der Gemeinde versammeln. Nur Samaritaner dürfen diesen inneren Kreis betreten. Ähnlich wie auch an den christlichen Heiligtümern in Jerusalem und Bethlehem türkische Wachen stehen, um den Fanatismus des Konfessionsgezänks wenn nötig mit Kolbenstößen zu dämpfen — bei den großen Kirchenfesten wäre sonst Mord und Totschlag die Regel — so ist auch beim Passahfest der Samaritaner auf dem Garizim ein Kommando türkischer Soldaten zugegen, das Fremde daran hindern soll, das Innere des Steinwalls zu betreten. Im übrigen nehmen die Leute diesen Wachdienst mehr gemütlich und harmlos und sind bei der Zeremonie selbst interessierte Zuschauer. Um Mittag versammeln sich die Samaritaner, und der Hohepriester in einem langen losen Kaftan aus grüner Seide rezitiert die Passahgebete. Dann werden die Passahlämmer geschlachtet. Die geschlachteten Tiere werden an Stangen aufgehängt, die je zwei Männer auf den Schultern tragen, und in dieser Lage geöffnet und ausgenommen. Die rechte Schulter, zusammen mit Leber, Herz und allen Eingeweiden, wird verbrannt. Dieser Teil des Ritus ist wahrscheinlich ein Nachklang altheidnischer Elemente des Opferdienstes. Über einen ausgehobenen Graben wird ein Rost gelegt, und auf diesem erfolgt die Verbrennung der Opferstücke.

Das rituelle Rüsten der Passahlämmer.

Die zum Passahmahl bestimmten Tiere werden danach nicht weiter zerlegt, sondern an lange hölzerne Spieße gesteckt und in einem loſe, nach Art eines Ofens aufgebauten Haufen erhitzter Steine geröſtet. Ungeſäuertes Brot und bittere Kräuter ſind bereitgelegt, und ſobald das Röſten des Fleiſches beendet iſt, was gewöhnlich bis Mitternacht dauert, verſammelt ſich wiederum die ganze männliche Gemeinde innerhalb des Walles um den Röſtofen. Die Steine werden dann auseinandergeriſſen und die geröſteten Lämmer an den Holzſpießen, auf die ſie geſteckt ſind, hervorgezogen. Der Ritus des Mahles ſelbſt geht wörtlich nach der Schrift vor ſich — nur daß die Frauen nicht daran teilnehmen, ſondern in den Zelten bleiben. In weniger als zehn Minuten iſt alles Fleiſch verzehrt; Frauen und Kinder erhalten ihren Anteil ins Zelt getragen. Nach dem Mahl werden alle Überreſte ſorgfältig aufgeſucht und verbrannt — damit „nichts übrigbleibe bis zum Morgen“, wie die altteſtamentliche Vorſchrift lautet.



Das Braten der Paſſahlämmer.

Da die Samaritaner nur untereinander heiraten und daher alle Familien ſchon ſeit langer Zeit in naher Blutsverwandtſchaft zueinander ſtehen, ſo ſind die Ausſichten für die nationale Erhaltung des noch vorhandenen Reſtes begreiflicherweiſe ſehr wenig günſtig. Im übrigen ſind ſie ein durchaus harmloſes Völkchen, das es auch ganz gut verſteht, das neugierige Intereſſe der Fremden, namentlich der wenig kritiſchen engliſchen und amerikaniſchen Touriſten, durch Erzählungen über alles mögliche, die mehrtauſendjährige Geſetzesrolle, das Hoheprieſtertum uſw., zu einem klingenden Backſchiſch auszubeuten. Die Synagoge, in der der Pentateuch aufbewahrt wird, iſt ein kleines, modern gebautes und häßliches Gebäude, und auch die Wohnungen der Samaritaner ſelbſt unterſcheiden ſich nicht weiter von denen der durch ihren Fanatismus und ihre Fremdenfeindſchaft ziemlich berüchtigten mohammedaniſchen Bevölkerung von Nablûs.

Postalische Wanderung durch deutsche Lande.

Wenn wir der Großſtadt den Rücken kehren und eine Wanderung durch deutſche Lande antreten — eine Wanderung mit Ränzel und Stab, fern von den großen Verkehrsſtraßen, ſo werden wir auf dem Lande manche Bequemlichkeit vermiſſen; da wird Verſchiedenes fehlen, auch für teures Geld nicht zu haben ſein. Die Poſt wird uns aber überall treu bleiben, uns nicht im Stiche laſſen; denn ſie hat das Netz ihrer Anſtalten dicht über das Land geſpannt; in der Regel werden wir ſchon nach einem Marſche von wenigen Kilometern ein Poſtamt erreichen. Kein Wunder, denn nach der jüngſt erſchienenen „Statiſtik der Deutſchen Reichs-Poſt- und Telegraphenverwaltung für das Kalenderjahr 1906“ ſind in Deutſchland 39782 Poſtanſtalten vorhanden, es entfällt alſo eine auf die Fläche von nur 13,3 Quadratkilometern und auf 1530 Einwohner. Leichter iſt aber noch der blaue Poſtbriefkaſten ausfindig zu machen, beſitzen wir doch davon in Deutſchland 141259 Stück!

Die Poſt hat viel zu tun; 296738 Perſonen ſind bei ihr angeſtellt, und ſie bewältigen eine Rieſenarbeit, denn in dem genannten Jahre betrug die Geſamtzahl der beförderten Sendungen rund 7 Milliarden 920 Millionen, wovon 2½ Milliarden Briefe und 1½ Milliarden Poſtkarten waren. Rieſige Geldſummen gehen durch die Poſt; wurden doch für Poſtanweiſungen allein rund 12 Milliarden Mark ausgezahlt, während der Geſamtbetrag der Wertangaben und des vermittelten Geldverkehrs 33½ Milliarden betrug. Dazu kommen noch 52 Millionen beförderte Telegramme und 1 Milliarde 352 Millionen vermittelte Geſpräche.

Man kann nicht ſagen, daß unſere Poſt bei allem Entgegenkommen und bei aller Schnelligkeit in der Bedienung ihre Kunden überteuert, aber die Maſſe bringt es auch bei ihr. Bei einer Jahreseinnahme von 639 Millionen Mark erzielte ſie einen Jahresüberſchuß von nahezu 76 Millionen Mark.

Doch genug dieſer Zahlen; wir wollen uns mit ihnen nicht weiter brüſten, denn wir könnten Gefahr laufen, die Größe unſeres Poſtverkehrs dem Leſer ſchier unfaßbar zu machen; es gehört ſchon etwas dazu, um ſich in Millionen und Milliarden ſo ohne weiteres zurechtzufinden, und dieſes Etwas iſt nicht jedem gegeben. Darum wollen wir intimer, perſönlicher werden und einmal darüber Betrachtungen anſtellen, in welchen Beziehungen ein Durchſchnittseinwohner des Deutſchen Reiches zur Poſt ſteht.

Geben wir dem Berliner den Vortritt. In der Zweimillionenſtadt pulſiert ja ein ungemein reges Leben, und da wird auch die Poſt wohl ganz beſonders in Anſpruch genommen. Da erfahren wir zunächſt, daß die Poſt von unſerem Durchſchnittsberliner im Jahre 1906 33,60 Mark eingenommen hat; ferner hat dieſer Großſtädter im Jahre 251 Briefſendungen empfangen und 331 aufgegeben; er hat weiter 6,2 gewöhnliche Pakete erhalten und 13,1 verſandt; auf Poſtanweiſungen hat er 381 Mark eingezahlt, bekam dagegen 608 Mark ausbezahlt; er hat im Jahr 128 Geſpräche geführt, aber nur 2,6 Telegramme erhalten und ebenſoviel aufgegeben.

Und doch ſteht in dem poſtaliſchen Verkehr der Berliner anderen Bewohnern des Reiches durchaus nicht voran. Faſſen wir zunächſt nur die Großſtädte ins Auge. Die Poſt nimmt von einem Einwohner Frankfurts am Main etwas mehr ein, genau 36,2 Mark im Jahr, ebenſo von einem Hamburger eine Kleinigkeit mehr: 33,8 Mark. Es gibt aber Großſtädte, in denen die Poſteinnahme für den Kopf der Bevölkerung recht niedrig ausfällt; ſie beträgt z. B. in Stettin 15,2 Mark, in Königsberg 14,2 Mark, in Eſſen 11,5 Mark und in Charlottenburg nur 11,2 Mark.

Im Briefverkehr bleibt Berlin an der Spitze der Großſtädte, den zweiten Platz nimmt Hamburg ein. Während der Stettiner

im Hintertreffen bleibt, indem er nur 109 Briefsendungen erhält und 153 aufgibt. Im Paketverkehr aber muß der Berliner wieder zurücktreten. Der Frankfurter mit 8,6 erhaltenen Paketen, ferner der Kölner, der Hannoveraner, der Leipziger und der Düsseldorfer laufen ihm den Rang ab. Im Ausliefern der Pakete steht aber der Leipziger obenan, und zwar mit 15,8 Stück im Jahr; hier gibt ohne Zweifel der Buchhandel den Ausschlag.

Und nun zu dem Geldverkehr durch Postanweisungen! Nach auswärts verschickt der Berliner nicht das meiste Geld. Den 381 Mark, die er einzahlt, stehen von seiten des Frankfurters 415 und des Kölners 386 Mark gegenüber; andere Großstädter sind im Geldverschicken sehr zurückhaltend; so zahlt der Chemnitzer 257, der Hamburger 255 und der Charlottenburger gar nur 171 Mark im Jahr ein. Dagegen zahlt die Post das meiste Geld dem Frankfurter aus, 664 Mark im Jahr, Berlin steht mit 608 Mark immerhin an zweiter Stelle, reicher Goldsegen trifft auch den Leipziger, 594 Mark, während der Essener nur 157 Mark erhält. Für den Volkswirt sind diese Zahlen gewiß besonders interessant; er kann den Gründen nachspüren, warum hier der Postanweisungsverkehr bevorzugt, dort aber vernachlässigt wird; in der einen Stadt wird er durch Versandgeschäfte gehoben, in einer anderen durch die Neigung zum Scheckverkehr heruntergedrückt.

Wie wir schon bemerkt haben, führt der Berliner im Jahre 128 Gespräche durch Vermittlung der Post. Hierin wird er nur ein wenig von dem Hamburger übertroffen, der mit 133 Gesprächen in der Statistik ausgezeichnet ist. Diese hohe Entwicklung des Fernsprechwesens zeigen unter den deutschen Großstädten nur noch Charlottenburg mit 121 und Frankfurt a. M. mit 120 Gesprächen auf den Kopf der Bevölkerung im Jahre; bei den anderen Großstädten ist der Abfall gleich sehr groß; denn an fünfter Stelle steht Düsseldorf mit nur 75 Gesprächen, an sechster Breslau mit 63, und so geht es abwärts bis zu 40 Gesprächen für das Jahr und den Kopf.

Was nun die Telegramme anbelangt, so steht der Berliner in der Benutzung dieses Verkehrsmittels an vierter Stelle. Der Hamburger gibt die meisten Telegramme auf, 3,6 im Jahr, und empfängt auch die meisten, 3,7 im Jahr; während der Chemnitzer und Charlottenburger sich mit einem einzigen Telegramm begnügen.

Während nun der Hamburger 3 bis 4 Telegramme im Jahr aufgibt, werden in Nauheim auf den Kopf der Bevölkerung deren 6,5, in Pyrmont 8,1 und in Emden sogar 18 abgesandt. Die Pyrmonter und Emdener erhalten auch die meisten Telegramme, d. h. 7,6 und 8,9 im Jahr.

Allgemein ist man der Ansicht, daß der Postverkehr in den Großstädten am größten ist. Legt man aber sein Verhältnis zu der Zahl der Einwohner als Maßstab an, so gelangt man zu anderen Ergebnissen. Unsere Großstädte stehen in dieser Hinsicht selbst hinter sehr kleinen Orten zurück. So lehrt uns die Statistik, daß St. Ludwig im Elsaß eine Einnahme der Post von 60 Mark für den Kopf der Bevölkerung aufzuweisen hat, Niedersedlitz in Sachsen 66,9 und Pyrmont gar 70,4 Mark.

Briefsendungen sind für jeden Einwohner eingegangen in Nauheim 560, in Neuenahr 628 und in Pyrmont 769, aufgegeben worden sind dagegen in Nauheim 637, in Neuenahr 839 und in Pyrmont 877. Und was Pakete anbelangt, so sind auf den Kopf der Bevölkerung in Eydtkuhnen 30 und in Pyrmont 42 eingegangen, während in Kaldenkirchen 46,5 aufgegeben wurden.

Und erst die Unterschiede im Postanweisungsverkehr! Frankfurt am Main mit 415 eingezahlten Mark wird von Wollstein in Posen mit 838 Mark, von Ölynhausen mit 1176 und Pyrmont mit 1701 Mark übertroffen. In Pyrmont entfallen auch an ausgezahlten Postanweisungen auf den Kopf der Bevölkerung mit 1327 Mark die höchsten Durchschnittsbeträge.

Auch in dem modernsten Verkehrsmittel, in der Benutzung des Fernsprechers, sind viele kleinere Orte den Großstädten über. Überraschend ist wohl die Mitteilung, daß in Ölynhausen von jedem Bewohner 144 Gespräche im Jahre geführt worden sind. Und Ölynhausen wird noch von Wilmersdorf mit 185, von Blankenese mit 266 und von Niedersedlitz mit 315 Gesprächen weit übertroffen.

Unsere Spezialstatistik kann nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben; es müßten noch die Postämter in Bayern und Württemberg nach dieser Richtung hin geprüft werden. Die herangezogenen Beispiele dürften aber genügen. Sie zeigen uns, wie das allgemeine Verkehrsleben sich in der Tätigkeit der Post spiegelt. In den kleineren Orten bedingen besondere Unternehmungen und Eigenarten das Anschwellen des Postverkehrs. Namentlich sieht man das in Bädern und den unmittelbar an der Grenze gelegenen Orten, die zugleich wichtige Übergangsstationen für den Handelsverkehr bilden.

Man könnte noch andere derartige postalische Wanderungen unternehmen, die Industriestädte in verschiedenen Bezirken, die Residenz- und Universitätsstädte miteinander vergleichen und gar über das Meer nach unseren Kolonien steuern. Wir wollen aber dem Leser nur einen Einblick in das vielseitige Getriebe der Post, in das Anschwellen des Verkehrs in bestimmten Orten gewähren, und das Gesagte dürfte für diesen Zweck genügen. Sonst könnte die Wanderung zu einer Reise sich ausgestalten, die den Statistiker erquicken, den Durchschnittsmenschen aber vielleicht doch ermüden würde.

S.

Über steinige Wege.

(15. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Acht Tage später. — Gestern hatte die Jagd stattgefunden; der heutige Morgen sah die Ilsteroder Herrschaften sämtlich ein wenig verkatert, wie Lutz sachlich bemerkte, indem er mit beiden Händen seinen runden Kopf preßte — aber trotzdem ließ er Ruth einen Brief von ihrem Mann überreichen.

Erie hatte das Schreiben Bubi in das Händchen gegeben und dem Kinde gesagt: „Trag's zu Muttern, 's ist von Väterchen!" Dann hatte sie die Tür geöffnet und den kleinen Hugen Kerl, der mittlerweile ganz selbständig laufen konnte, in Ruths Zimmer gelassen. Die andern saßen indessen, etwas abgespannt und müde, im Wohnzimmer und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Anfänglich hatten sie spazierengehen wollen, aber das eingetretene Tauwetter mit Glatteis hielt sie in den Stuben. Lutz, der vom Hof hereinkam, sagte: „Es riecht wie Frühling draußen."

„Na ja, Ende Februar wird's auch Zeit", meinte Arming.

„Weißt du, was in dem Brief an Ruth steht?" fragte Rose Arming ihren Bruder.

„Ja — Heinz will, sie soll ihn aus Ospedaletti abholen, sie wollen dann noch ein paar Wochen irgendwo anders da unten umherbummeln."

„Mein Gott," warf Erie ein, „das können sie doch gar nicht, Lutz . . ."

„Er hat doch geerbt, Schatz, es ist die beste Kapitalsanlage, wenn sich die beiden, fern von allem, was irritiert und quält, einmal aussprechen können."

„Ob sie gehen wird?"

Sie sahen einander zweifelnd an. Dann saßen sie still da und warteten auf Ruths Entscheidung, wie man am Lager eines Kranken auf den Ausgang einer Krise wartet. Als der Abend mehr und mehr sank und Ruth nichts von sich hören ließ, auch das Gespräch über alle Verhältnisse mit beklommenem Herzen noch einmal durchgesprochen war, stand Lutz auf und drehte die Lampe über dem runden Tisch in der Mitte des Zimmers auf. „Kinder, wißt ihr was, wir machen ein paar Robber — Erie, wo hast du die Karten?"

Als sie eine halbe Stunde gespielt hatten, trat Ruth ins Zimmer, wollte jedoch zurückgehen, als sie die Spielenden sah.

Aber Lutz legte gleich die Karten aus den Händen und wandte sich zu ihr. „Sag, Ruth, hast du etwas auf dem Herzen, willst du mich sprechen, dann können wir in mein Zimmer gehen."

„O, es sind keine Geheimnisse", stotterte Ruth und wurde rot.

„Na – denn los!" ermunterte Arming.

„Ich denke ja – ihr wißt alles, was Heinz mir geschrieben hat – ich wollte nur sagen, ich kann seine Bitte nicht erfüllen."

„Warum denn nicht?" fragte Arming schroff, der längst die Geduld mit ihr verloren hatte.

Und Rose sagte begütigend: „Ruth, er hat das Recht, dich zu fordern – bedenke es doch!"

„Kinder," bat Lutz, „Du ist eine verständige Frau – sie wird reisen, laßt sie erst darüber schlafen."

„Komm, Ruth," bat auch Rose, „wir setzen uns in Eries Stübchen und sprechen darüber." Und damit zog sie Ruth mit sich aus dem Kreise der anderen fort, die nun mit ernsten Augen einander gegenübersaßen.

„Herrgott von Bentheim, was soll aus den beiden werden!" meinte Arming nach einer Weile. „Ich gebe dir mein Wort, Lutz, der arme Kerl, der Heinz, konnte nicht anders der frechen Revolverschnauze gegenüber."

„Nun muß er wohl auch noch brummen, wenn er wiederkommt?" erkundigte sich Lutz.

„Ach, das wird voraussichtlich nicht schlimm, wird wohl mit vier Wochen abgemacht sein, d. h. auf dem Wege der Begnadigung; die Geschichte ist noch nicht aus dem Kabinett heraus."

„Aber wenn er ausgebrummt hat, was dann? Uf'n Jaul kommt er nich wieder, Fritze."

„Schwerlich! s' ist ein Jammer! Ruth ist freilich das Schwerste bei der ganzen Sache. Einen lebensmutigen, verständigen Kameraden sollte er an der Seite haben in seinem scheußlichen Pech, und sie ist nichts weiter für ihn als eine grenzenlos schwere Last."

„Ja, wer hätte das gedacht von der ruhigen, sonst so gescheiten Frau," fügte Lutz noch hinzu, „es hat eben jeder seinen Tollpunkt."

„'ne verdammt eklige Situation war's ja für sie," meinte Arming, „die Saddler ist eine entzückende Frau, aber trotzdem, ich kenne ja doch Heinz, der ganze Kerl ist aus Anstandigkeit und Pflichtgefühl zusammengesetzt."

Nebenan saßen währenddessen Rose und Ruth eng aneinandergeschmiegt auf dem kleinen, mit blaßblauer Seide bezogenen Rokokosofa. „Und dann denke", sagte Rose eben, „an alle die glücklichen Stunden, Ruth, in deinem roten Häuschen, an all das, was du Schönes und Gutes mit ihm geteilt hast – "

Ruth schwieg, aber in der Dunkelheit hörte man ein leises Aufschluchzen.

„Und dann, selbst wenn er, ich halte es ja für ausgeschlossen, selbst wenn er wankelmütig geworden wäre – wozu bist du da? Um ihn zu stützen, ihn auf den rechten Weg zurückzuführen! Und wenn das Schwierigkeiten macht, dann kämpfe um ihn, dann laß nicht ab mit Ringen. Glaubst du, ich gäbe Fritz auf, kampflos auf? Ruth, ich sollte in deiner Lage sein, ich würde, ich —! Aber, Gott sei Dank, so liegt die Sache gar nicht, er will dich haben, er denkt gar nicht an ein Ausbrechen!"

Ruth schwieg noch immer. Was wußte Rose von dem, was sie gelitten hatte?

„Geh, Ruth, sei gescheit! Nach dem ersten Kuß ist alles wieder in Ordnung", sagte sie neckend.

Aber Ruth schwieg weiter.

„Ich kann das nicht", sagte sie endlich stockend. „Ich glaube ja, daß Heinz ein starkes Pflichtgefühl besitzt, daß er vorläufig noch nicht daran denkt, uns zu verlassen — das Verlangen hierzu wird erst wachsen in einem Zusammensein mit mir, der innere Zwiespalt wird ihn hindrängen zu einer Entscheidung, denn solche Kämpfe hält keiner lange aus. Aber wenn er selbst die Kraft fände, ich könnte solch Leben nicht leben, Rose. Ich weiß nicht, ob du mich verstehst – ich meine – ich käme mir tief gesunken vor – das ist doch keine Ehe — so — bloß, weil er sich gebunden fühlt, und mit den Gedanken wo anders — das ist Zwang, das ist Schmutz – das ist – verstehst du mich denn nicht?"

„Ehe ist Treue, ist ein Zusammenwandern durch dick und dünn, auch über steinige Wege, Ruth! Und nun sprich: reisest du, oder reisest du nicht?"

„Und wenn es über meine Kräfte geht?" fragte Ruth.

„Dann bleibst du eben am Wege liegen und hast das Bewußtsein – getan zu haben, was du tun konntest. Immer besser, als die Hände in den Schoß legen und den Mann, den man liebt, in sein Unglück rennen sehen. Jetzt ist alles, was du fürchtest, noch Dunst und Nebel, aber wenn du dich nicht aufzuraffen versuchst – konnte es Wirklichkeit werden. Wann willst du also reisen?"

„Ich weiß noch nicht – ich bitte dich, habe Geduld!" stieß Ruth hervor.

Rose fühlte, wie sie am ganzen Körper zitterte. Sie stand auf, um die Freundin mitzuziehen.

„Nein! Nein!" bat Ruth, „ich bitte dich, laß mich allein."

„Fasse dich, Ruth, wir drängen dich ja nicht, beruhige jetzt deine Nerven, gewöhne dich erst an den Gedanken."

Sie küßte die Freundin auf die Wange und ging in das Wohnzimmer zurück.

„Es war doch wohl zu früh," sagte sie traurig, „sie ist noch nicht stark genug; aber sie hat wenigstens versprochen, sich langsam vorzubereiten für ein Wiedersehen mit ihm."

„Na," meinte Fritz Arming seelenruhig, „dann werde ich nun einmal mit Ruth sprechen." Er erhob sich und ging trotz Abratens seiner Frau und seines Schwagers aus dem Zimmer in das Boudoir Eries.

„Sind Sie noch hier, Ruth?" fragte er in die Dunkelheit hinein.

„Ja!" tönte es ihm entgegen.

„Man sieht hier die Hand nicht vor Augen — bleiben Sie nur sitzen, sonst rempeln wir noch. Also, Ruth, kurz gesagt – es wäre gut, wenn Sie sich recht bald wieder zu Heinz bekennen wollten. Es wäre auf jeden Fall nötig — seinethalben — Ihrethalben – des Kindes wegen. Am vorteilhaftesten wäre es nach meiner Meinung sogar, Sie kehrten in Ihre Häuslichkeit zurück, noch vorteilhafter als diese Reise, die Sie nicht lockt offenbar — und erwarteten Heinz dort.

Wenn Sie sich jetzt augenfällig zurückziehen, schaden Sie ihm in der öffentlichen Meinung sowohl als in derjenigen seiner Vorgesetzten, es hängt für ihn viel ab von Ihrem Benehmen. Eine Begnadigung oder ein gänzliches Freisprechen wäre ausgeschlossen, wenn Sie weiter schmollten, denn selbstverständlich sagt sich dann jedermann, es muß doch wohl etwas daran sein — die Frau selbst läßt ihn fallen."

Sie war ganz still. Er wartete ein Weilchen, dann sagte er weich: „Na, nichts für ungut, Ruth, überlegen Sie sich das", und schritt wieder in die Wohnstube zu den übrigen.

* * *

Rose blieb auf Eries Bitten noch eine Woche in Ilsterode. Unter dem Einfluß der vergnügten jungen Frauen, die mit ihren Kindern umhertollten, unter dem Erwachen des Frühlings draußen, der einige wahrhafte Sommertage spendete und alle Knospen schwellen ließ, schien Ruth langsam zu erstarken.

In der Abenddämmerung, am Tag vor Roses Abreise, saßen sie alle in dem Wohnzimmer, da sagte Ruth plötzlich: „Rose, wenn es dir nicht unangenehm ist, begleite ich dich; ich glaube, es ist das allerbeste, ich erwarte Heinz in unserer Wohnung. Nach Ospedaletti zu reisen — dazu kann ich mich nicht entschließen, ich will mich von Bubi nicht trennen, und ihn mitzunehmen, wäre ein unerhörter Luxus. Ich werde Heinz in Tollenburg erwarten."

Rose fiel der jungen blassen Frau vor Freude um den Hals und küßte sie, Eric lief zu ihrem Mann, der am Schreibtisch saß und rechnete: „Du — Lutz – Lutz — die Ruth reist morgen mit dem Kleinen nach Tollenburg – was sagst du dazu?"

Er wandte ihr das Gesicht zu. „Jott sei getrommelt und gepfiffen, Erie; und es freut mich für die beiden, denen es ohnehin schon nicht an Sorgen fehlt — und für uns auch. Man sehnt sich mal wieder danach, unter vier Augen zu sein, so gern ich Ruth und Heinz auch habe."

„Pfui — Lutz!".

„Ach, den Deibel auch!" scherzte er.

„Nein — nein — ich weiß schon, wie du's meinst, aber sage, Lutz, wie ist sie nur so schnell umgeschwenkt?"

„Fritz hat ihr ein bißchen eingeheizt und die Rose dazu. Kind, Ruth muß man noch wie eine Kranke behandeln, denn sie ist tatsächlich noch nicht genesen. Sie wird uns schon noch Rätsel aufgeben, Erie, das glaube mir."

* * *

Ruth fuhr andern Tages mit Rose und dem Kleinen ab. Merkwürdig wenig Gepäck hatte sie mitgenommen, einen Koffer für sich und das Kind, die andern Sachen hatte Anton auf ihren Befehl in eine Mansardenstube schaffen müssen, Kinderwagen und Bettchen ausgenommen.

Rose wunderte sich, sagte aber nichts. Sie hat ja doch schließlich allerhand zu Hause in den Schränken, dachte sie.

Ruths Köchin war auf dem Bahnhof in Dollenburg, eine dicke ältere Person, die höchst mürrisch aussah. Es war gegen acht Uhr und die Dunkelheit bereits hereingebrochen.

Arming stand auf dem Perron und hatte seinen Ältesten an der Hand, der trug nun schon Höschen.

„Ich habe den Krümperwagen bestellt für Sie, Ruth!" sagte er, „willkommen im alten Nest!" Er überreichte ihr einen Veilchenstrauß. „Und hören Sie, Ruth, wenn Sie sich zu einsam fühlen, dann kommen Sie jeden Augenblick zu uns. — Sie wissen ja. Morgen vormittag trete ich bei Ihnen an und frage, wie Sie geschlafen haben."

Sie schüttelten sich die Hände, und Ruth fuhr mit dem Jungen und der alten Köchin nach ihrem Heim. Als sie vor der kleinen Gitterpforte stand, überfiel sie ein furchtbar wehes Gefühl; mit welcher Seligkeit war sie damals in diesen Garten getreten und mit Heinz unter den dunkeln Bäumen zu dem Hause gegangen, das wie eine Stätte trautesten Friedens mit seinen leuchtenden Fenstern wirkte. Und nun? Alles leer, alles hin!

Sie nahm Bubi hoch, preßte das Kind fest an sich und schickte sich an, der voraneilenden Köchin zu folgen. Als sie die Gartentür wieder schloß, sah sie etwas Weißes an dieser, einen Zettel, ein Plakat, und sich näher beugend, las sie beim Schein der Straßenlaterne: „Dieses Grundstück ist zu kommendem Juli zu vermieten, fünf Zimmer, ein Salon, Bad, Souterrain und Stallung."

Da kam ein neuer Jammer über sie. Das greifbare Gespenst ihres Unglücks. Es war vorhin trotz des Schmerzes doch etwas wie wehmütige Freude in ihr gewesen, nun empfand sie ein scharfes, fast körperliches Weh. Am liebsten wäre sie umgedreht und gelaufen, so weit sie ihre Füße trugen. Und als sie in das Haus trat, als sie der nette Flur umfing und der Bursche die beiden Teckel losließ, die ihr mit Freudengebell und Sprüngen entgegen rasten, als sie in ihr erleuchtetes Wohnzimmerchen trat und das Kind auf das Sofa setzte, überfiel sie ein Schwindel, so daß sie neben dem Kinde hinsank und den Kopf in die Polster barg.

Es war doch wohl zu viel gewesen, was sie sich zugemutet hatte. Sie wehrte den freudetollen Tieren nicht, sie ließ Bubi herzerweichend schreien, bis die Leute hereinstürzten und sahen, daß ihre Herrin blaß und starr, in halber Ohnmacht, zusammengesunken war.

Die alte mürrische Person wußte Rat, sie holte Kognak und flößte Ruth etwas davon ein.

„Man zu, man zu, gnä' Frau, das hilft! Gnä' Frau hat aber auch gar so viel durchgemacht! O Gott, o Gott, wer hätt' das nu man bloß gedacht, als Sie fortgingen."

Und Ruth erholte sich und hielt sich aufrecht; sie oben in ihrem Schlafzimmer lag und nebe Heinzens großem Bette, das kleine Kerlchen so süß schlief, als das Nachtlicht brannte und die bekannten an die weiße Zimmerdecke warf, als die kleine Uhr Wecker so hastig tickte wie einst in glücklichen Nä erst weinte sie, heiß, herzbrechend, lange.

Es war ein Glück, daß sie viel Arbeit vorf Tage vergingen doch darüber, das Kind nahm si Anspruch, und die wenige freie Zeit verbrachte Schreiben an Heinz. Vor allen Dingen aber r um. In die Logierstube, wo Bubi mit der R schlafen hatte, wurde die Kinderstube verlegt, sie Bett hinüberschaffen und sagte zu Minna: „Der noch zu angegriffen, der Kleine könnte ihn stören; mal in jeder Nacht kommt der kleine Wicht, die R ihn so verwöhnt."

Das leuchtete Minna vollkommen ein.

Besuch ließ Ruth abweisen, die jungen Fr Regiments und die älteren, alle — außer Ro niemand vorgelassen. Als nach etwa zwei Wo Dortseins ein junger Offizier, der erst ins Regim war, mit seiner Braut und Schwiegermutter bat, die besichtigen zu dürfen, nahm sie hastig Bubi auf und ging durch die hintere Gartenpforte hinaus einsamen Feldweg, und dort blieb sie, bis sie die Ein wieder das Grundstück verlassen sah.

Am Abend sagte Minna, als Ruth in d stand, um Bubis Süppchen zu kochen: „Nu is l kat fort von unserer Gartentür, gnä' Frau, der H nant hat gemietet."

Ruth zuckte zusammen — jetzt war es gewi Anfang vom Ende war da; sie wurde ganz niederg

„Aber, Ruth, ich bitte dich, es ist doch keine auf euch gekommen, es ist doch nur Unglück", tad die ein wenig im Vorbeigehen hereinkam.

„Wann hat Heinz denn eigentlich gekündigt? Ruth einmal den Rittmeister, der, wie fast täglich, war, um nach ihr zu sehen.

„Den Tag, nachdem der Doktor ihm gesagt h es mit der Reiterei aus sein müsse. Er kann a zur Infanterie, man braucht eben starke Lungen zu Metier, Ruth!"

„Aber wir haben doch kein anderes Unterk warf sie ein.

„Das muß er schaffen, Nu", antwortete Fritz A

„Ist denn irgendeine Aussicht?" forschte sie. wenn ich nur wüßte, was er vorhat — —" leise hinzu.

„Wir haben uns schon tüchtig umgeschaut, Nu heißt — ich für ihn. Hoffentlich glückt es mit der kollekte."

„Wie?" Ruth machte große Augen.

„Eine Stelle als Lotteriekollekteur", wiederholte

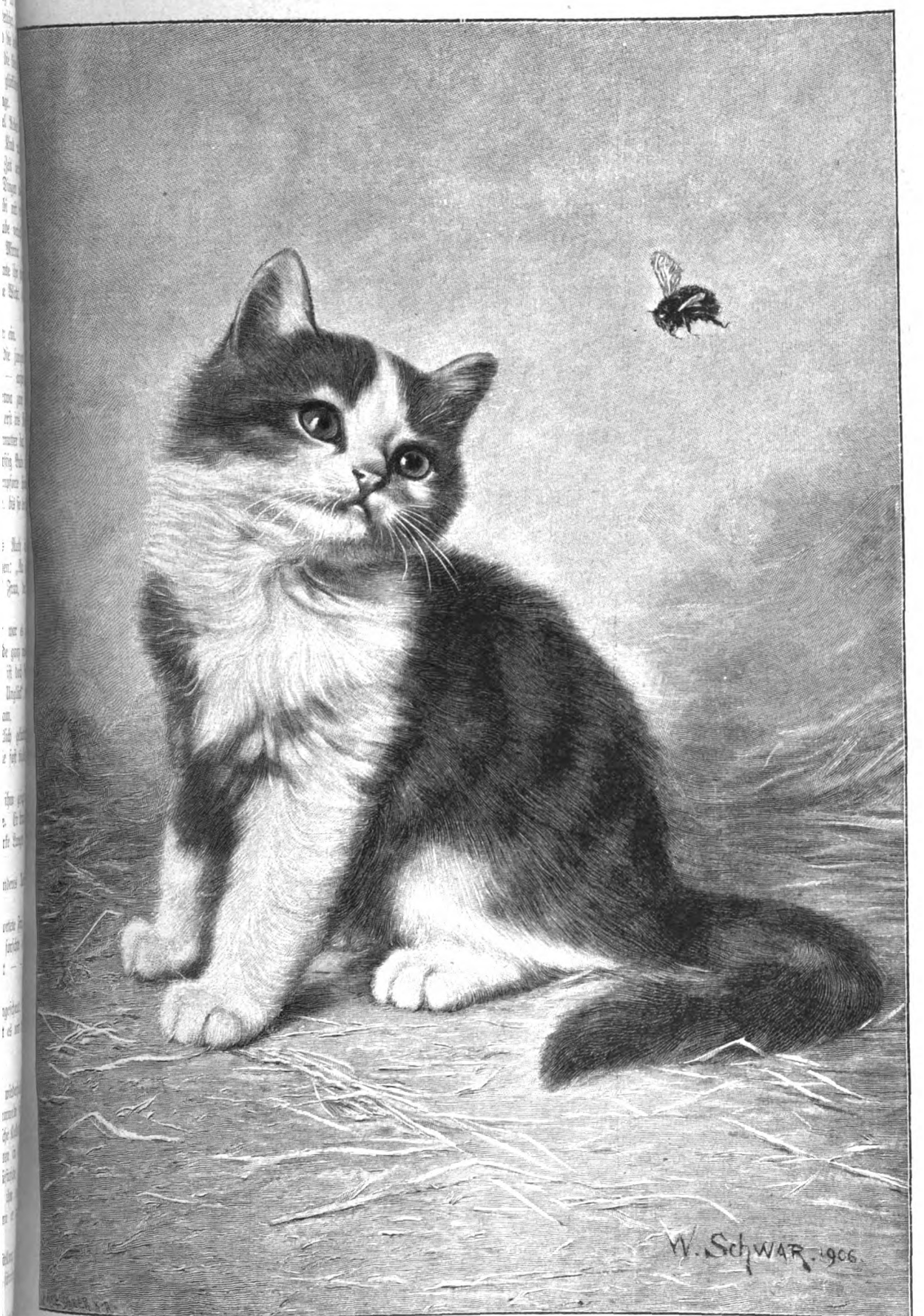
„Das — ist doch nicht möglich!" stammelte sie, ihren Augen stand urplötzlich der alte jüdische Kollekteur in Ernstadt, der sozusagen zu den Leuten in die hausieren ging mit seiner schmierigen Brieftasche, der Lose entnahm. Sie sah die Kinder, die ihm nachg waren und ihm Spottnamen zuriefen, denn er trug langen, kaftanähnlichen schwarzen Rock.

„Na, Ruth, ich nähme gleich solche Stellung, w mal abgehen muß, aber es ist verdammt schwierig, kriegen. Wollen froh sein, wenn's glückt."

Er bemerkte, wie sie blaß wurde und auf einen Fl

„Ich verstehe das nicht", sagte sie nach einem We und nun hatte sie wieder die starren, entsetzten Bli letzten Zeit, die ihre Umgebung so beängstigten.

„Hat Heinz Ihnen heute geschrieben, Ruth?" frag Rittmeister. „Ich bin neugierig, wie er aussieht, we



Mit Genehmigung der Photographischen Union, München

Der Störenfried.

Gemälde von Wilhelm Schwar

eintrifft, ich hoffe, er hat sich recht erholt. Kommen Sie nicht abends ein bißchen zu uns, Ruth?"

„Ich kann nicht — Sie wissen ja, Fritz, ich muß bei dem Jungen bleiben."

„Lassen Sie ihn doch von dem Drachen hüten!"

„Minna erklärte mir gestern, daß sie sich nicht als Kindermädchen vermietet habe, sie geht Punkt halb zehn Uhr zu Bett, Fritz, Sie sehen also — ich kann nicht — Rose hat mich so oft schon aufgefordert."

„Na, aber Sie werden uns nicht los, dann kommen wir zu Ihnen, Nu, die Rose und ich, so nach Tische — dürfen wir?"

„Das wäre nett, Fritz," sagte sie teilnahmlos, „kommt nicht zu spät." — —

Sie saß abends neben dem Wagen des Kindes in ihrem Zimmer und wartete auf Armings. Vielleicht kämen sie gar nicht bei dem Wetter, dachte sie, es stürmte und regnete entsetzlich. Sie wäre es zufrieden gewesen.

Nun hörte sie ein ganz schwaches Klingeln. Die Teckel, die neben dem Ofen gelegen hatten, erhoben sich und begannen ein leises Jauchzen und Wimmern. Ruth beschwichtigte sie und zog den Vorhang leise hinter sich zu, damit Bubi nicht durch die Stimmen und die Tritte gestört werden sollte. Die Hunde aber hatten sich an ihr vorbeigedrängt und sprangen jetzt laut heulend und außer sich vor Freude an der Tür hoch.

Was haben sie denn? dachte die junge Frau, die hören sicher Fritzens Sporen klingen und denken, es ist ihr Herr.

Sie ging hinüber und öffnete, um Rose beim Ablegen behilflich zu sein; wie wahnsinnig schossen die Teckel vorauf, und Ruth stützte sich gegen den Türrahmen, die Arme fielen ihr herunter. „Heinz!" stammelte sie. Und da riß er sie auch schon an sich und trug sie fast in das Zimmer zurück.

„Nu — meine Nu — meine liebe, einzige Nu!"

Sie ließ den Sturm der Zärtlichkeit wehrlos über sich ergehen, dann strebte sie leise aus seinen Armen.

„Nu," sagte er und hielt sie etwas von sich ab an ihren beiden Händen, „Nu, du bist ja so furchtbar blaß und so mager, armes Seelchen — so krank bist du gewesen?"

Sie nickte leise. „Ja, aber du, du siehst — du siehst ja beinahe aus wie früher, Heinz!"

„Du sagst es ja so traurig!"

„O nein, ich freue mich doch."

Es ging wie Kälte von diesen leisen Worten der jungen Frau aus — eine Kälte, die ihn erschauern und alle die Freude und die selige Unruhe erstarren machte, mit der er gekommen war — ohne Aufenthalt die lange, lange Reise. Er sah plötzlich elend und müde aus.

„Aber willst du dich nicht setzen und vor allen Dingen — lege doch ab — und dann Bubi — willst du nicht vor allem Heinz Günther sehen?"

„Ach nein, jetzt nicht — laß den Bengel schlafen", wehrte er. „Waschwasser wäre so das einzige — bitte, bemühe dich nicht, ich weiß ja hier Bescheid."

Und wieder faßte er mit suchendem Blick ihre Hand.

„Sieh mich doch an, Ruth — mach' nicht so furchtbar traurige Augen — es wird ja doch nun alles gut!"

Und wieder wollte er sie an sich ziehen — da erscholl die Klingel, und sie wich eilig zurück.

„Es kommt wohl gar noch Besuch?" sagte er verdrießlich. Der Bursche trat ein und meldete: „Herr und Frau Rittmeister v. Arming!"

„Herrje!" rief Heinz, nachdem er dem Manne bedeutet hatte, die Herrschaften einzulassen, „na, die werden sich hoffentlich recht bald trollen."

Die ehrliche offene Freude über die Heimkehr des Freundes tat Heinz jedoch sichtlich wohl, er küßte Frau Rose die Hand und schüttelte lange die Rechte des Kameraden.

„Nun verzeiht nur einen Moment," sagte er dann, „ich muß erst den Reisestaub abwaschen." Er lief aus der Tür, und die Zurückbleibenden hörten ihn auf der Treppe.

„Nee — so was!" sagte Arming, „der Kerl ist ja wie neu!"

„Freust du dich denn nicht, Ruth?" fragte Rose und küßte die blasse junge Frau. „Wie lange seid ihr denn getrennt gewesen, ein halbes Jahr doch wohl?"

„Ja!"

„Du, Fritz, aber nachher spazieren wir sofort wieder ab."

„Ja doch, aber ich will ihn nur noch fragen, ob er meinen letzten Brief noch bekommen hat, in dem ich ihm schrieb — na, später — ich denke, wir setzen uns, es ist so verdammt ungemütlich, wenn man so ständert."

Sie saßen noch und sprachen von der überraschenden Heimkehr, und Rose wollte wissen, ob Ruth es nicht geahnt habe, daß Heinz zu ihr unterwegs sei. Sie war ein bißchen abergläubisch.

Es dauerte lange, ehe Heinz wiederkehrte. „Da kommt er endlich", sagte Arming, als Schritte über den Flur hallten, langsame schwere Schritte —

Heinz v. Buchen trat ein in seinem Reiseanzug, mit frischer Wäsche, nach Eau de Cologne duftend. „Verzeiht nur, aber ich konnte mich da oben gar nicht zurechtfinden", entschuldigte er sich und sah seine Frau groß und vorwurfsvoll fragend an. Seine strahlende Heiterkeit schien verschwunden.

Ruth errötete jäh. Ja, nun hatte er bemerkt, daß sie — —

„Du vergißt — ich bin jetzt Bubis Kinderfrau", stotterte sie.

Er antwortete nicht, es lag wie ein tiefer Schatten über ihm —

Arming überfiel ihn jetzt mit der Frage, ob denn sein Brief noch angekommen sei, den er über den Pferdeverkauf geschrieben habe.

Jawohl, aber die Sache sei so gut wie erledigt, denn in der Stellung, die er in Aussicht habe, werde er die Tiere behalten.

„Du hast eine Aussicht, und das kriege ich erst jetzt zu wissen?" schrie Arming ihn an. „Mensch, wir alle ringen sämtliche Hände um einen Hoffnungsschimmer, und du — na, dann brauche ich mich ja nicht zu ängstigen. Dann kann ich dir's ja auch gleich sagen, mit der Kollekteurstelle ist's nichts, da ist ein Infanteriemajor, der im Dienst verunglückte, hereingekommen; die acht Kinder, die der Ärmste hat, gaben den Ausschlag. Aber, nun heraus mit der Sprache — was ist's — wo ist's? Oder willst du erst mit Ruth allein sprechen?"

„Ja, ehrlich gestanden, Fritz, ich möchte vor allem Ruths Meinung hören — aber morgen sollst du es erfahren."

„Aber nein!" wehrte Ruth gelassen, „ich bitte dich, vor Fritz und Rose kannst du es ja sagen, es wird doch kein Geheimnis sein?"

„Na, ich will mir's noch überlegen", meinte er zögernd und Ruth ansehend. „Weißt du, Ruth, lasse den Burschen erst einmal in den Keller steigen und eine Flasche Wein heraufholen, wir müssen auf unser Wiedersehen anstoßen."

Ruth erhob sich, nahm das Schlüsselkörbchen und kehrte nach wenigen Minuten mit ein paar schlanken Moselweinflaschen zurück. Nun nahm sie vier langstielige schöne Gläser aus dem Büfett und trug das alles auf einem japanischen Teebrett herbei.

Heinz nahm den Pfropfenzieher, der neben der Flasche lag, dann sah er sich um und sprang auf. „Der Bursche soll die Flasche aufziehen", sagte er.

„Ach, das tut mir leid, Heinz, ich hatte ihn für heute abend beurlaubt — wenn ich gewußt hätte, daß du kommen würdest —" entschuldigte sich Ruth.

„Na, gib doch her!" rief Arming, „das kann ich auch!" Er nahm eine der Flaschen und öffnete sie.

„Danke, Fritz! Ich muß mich immer noch ein bißchen schonen, es gibt noch zu leicht wieder Stiche hier innen", er zeigte auf seine Brust. Dann füllte er die Gläser und reichte jedem eins.

Sie setzten alle die Gläser an die Lippen; als die schlanken Kelche aber wieder auf dem Tische standen, da hatte Arming ausgetrunken, in Roses Glas war nur noch die Hälfte des

Weines, und die Gläser von Heinz und Ruth wiesen kaum das Fehlen des kleinsten Schlückchens nach.

„Ich darf noch nicht," entschuldigte sich Heinz, „gemeint ist's ebenso ehrlich; aber du, Ruth, ist's dir auch verboten, kleine Frau?"

„Ich kann nicht trinken heute abend", antwortete sie mit verschleierter Stimme.

„Na, nun schieß' aber los mit deiner Neuigkeit, Heinz!" forderte Arming.

„Nun also — wie ich vor acht Tagen vom Spaziergang heimkam — ich hatte meine Lunge erprobt, indem ich nach Coldirodi hinaufgekraxelt war, nur in großen Ruhepausen natürlich — gibt mir der Hausdiener einen Brief, und in diesem Briefe wird mir das Anerbieten gemacht, die Stelle eines Gestütsdirektors zu übernehmen — freie Wohnung, Licht, Feuerung und neuntausend Mark Gehalt, außerdem Wagen und Reitpferde, Nutzung des großen Gartens usw."

„Donnerwetter!" murmelte Arming erstaunt und erfreut, „wo denn da?"

„Der Justizrat Lehrfeld in Ladenberg ist es, der mir im Namen seiner Klientin, der Baronin Saddler, dieses Anerbieten macht. Was sagst du, Ruth?"

Ruth war im Begriff gewesen, aufzuspringen, setzte sich aber sofort wieder. Sie hatte die Augen gesenkt, die Hände hielt sie krampfhaft verschlungen, eine hohe Röte färbte ihr schmales Gesicht.

Heinz hatte aufgehört zu sprechen, er blickte sie besorgt an, eine Falte zwischen den Brauen; war denn seine Frau noch immer so nervös? Rose aber hielt erschrocken den Arm ihres Mannes und mühte sich vergeblich, Heinz durch ein Kopfschütteln zu bedeuten, er solle nicht weiter sprechen.

Arming, im Gefühle, den Freund unterstützen zu müssen, sagte laut: „Hast du einen Dusel, Heinz — neuntausend Mark!"

„In meiner Lage ist's, wie wenn ich das große Los gewonnen hätte," gab Heinz zu, sein Auge von Ruth zu dem Freunde wendend, „das kannst du wohl denken." Roses Kopfschütteln und Augenblinkern bemerkte er erst jetzt und biß sich betroffen auf die Lippen. Ruth saß da, als wäre sie versteinert.

„Es wäre für den April," setzte Heinz hinzu und wandte den Blick wieder zu seiner Frau, „vorausgesetzt also, daß Ru damit einverstanden ist."

Durch die Gestalt der jungen Frau flog ein Beben, ihr Mund zuckte wie leise, schmerzliche Verachtung, aber sie antwortete nicht.

Er hielt inne, dann sagte er: „Vielleicht auch erst im Mai — später nicht. Ein Weilchen geht es wohl so — Inspektor Zimmermann liegt nämlich mit schwerer Gicht und kann seine Stellung nicht mehr ausfüllen."

„Da mußt du wohl bald umlernen?" bemerkte Arming möglichst unbefangen, „es ist ja freilich nicht zu leugnen, daß diese Sache dir besser liegen wird als eine Kollekte."

„Ja," antwortete Heinz, „dies liegt mir besser, ich müßte dann auch in eins unserer renommierten Gestüte gehen, wo möglich — nach England —" Er brach ab und blickte ratlos von Ruth zu Arming, und von ihm zu Rose. Ruth war aufgestanden und ging in ihre Stube hinüber.

Ein beklommenes Schweigen herrschte in der kleinen Gesellschaft.

„Na, Rose, wir müssen wohl ans Heimgehen denken", sagte endlich der Rittmeister aufstehend. Rose erhob sich ebenfalls und ging zu Ruth hinüber. Die stand an Bubis Wagen und rührte sich nicht.

„Sei doch lieb, Ruth — der arme Heinz ist ja so glücklich, dich wieder zu haben und für euch alle drei eine sichere Zukunft zu wissen."

„Gute Nacht, Rose!" erwiderte Ruth mit seltsam leerem Blick und reichte ihr wie ein Automat die Hand. Dann ging sie neben Rose wieder in den Saal zurück, wo sie Arming auch die Hand reichte.

Fritz Arming drängte Heinz an der Salontür zurück. „Nicht mit hinaus, Heinz, auf keinen Fall; es ist ein tolles Wetter, und im Flur zieht's. Du mußt dich erst akklimatisieren, du kannst dir eine Lungenentzündung holen."

Ruth schien sich plötzlich auf ihre Wirtinpflichten zu besinnen und begleitete die Freunde hinaus.

„Ruth," sagte Arming draußen, als er den Paletot mit Hilfe seiner Frau anzog, „es handelt sich um Ihrer aller Zukunft! Werfen Sie Ihre törichten Einbildungen in den Tollensee, wo er am tiefsten ist."

Sie antwortete nicht.

„Laß doch dein gräßliches Mißtrauen, Kind," wisperte Frau Rose, „du hast's wahrhaftig nicht nötig!"

Ruth hob die Wimper nicht, es huschte nur ein verirrtes mitleidiges Lächeln um ihren Mund. Sie nahm ihren Regenmantel, der dort am Ständer hing, und warf ein Schleiertuch über den Kopf. „Ich muß euch die Gartentür aufschließen, die Köchin geht mit den Hühnern zu Bett," sagte sie, „und der Bursche ist fort."

Arming wehrte ihr und machte den Vorschlag, er wolle selbst aufschließen, und den Schlüssel, nachdem er die Tür von draußen gesperrt habe, zurück auf den Weg werfen. „Dort kann ihn morgen früh der Bursche aufheben."

Aber Ruth lachte statt einer Antwort kurz auf; wie eine Drohung klang das Lachen. Da ließen sie sie gewähren; stumm gingen sie alle drei durch den Garten. Der Wind zauste die Bäume über ihnen und riß an ihren Kleidern aber die Luft trug einen feinen Wohlgeruch von Blüten und Knospen.

„Südsturm", sagte Arming. „Ruth, hüten Sie Heinz, er darf nicht heraus bei solchem Wetter!"

„Ja," sagte sie murmelnd.

„Und, Ruth, — keine Aufregung! Sie ahnen nicht, welch schwere Sorgenlast das Anerbieten der Baronin von dem armen Jungen genommen hat. Er muß es annehmen, unter allen Umständen annehmen, wenn Sie ihn nicht müde und abgehetzt eines Tages zusammenbrechen sehen wollen."

„Natürlich!" sagte Ruth, „das muß er — annehmen — gute Nacht!"

Die Freunde blieben unter der flackernden Gaslaterne draußen auf der Straße stehen und sahen über das Gitter hinweg ihr nach, wie sie zurückkämpfte gegen den Sturm dem Haus entgegen. Sie verschwand dann in der Dunkelheit.

Arming bot seiner Frau den Arm, sie gingen schweigend die Straße entlang, dann blieben sie plötzlich stehen und sahen sich an.

„Du," sagte er, „die Frau war sonderbar, wir hätten vielleicht noch bleiben sollen?"

„Das wäre doch nur ein Hinausschieben des Aufeinanderplatzens gewesen, Fritz, und daß es zu einem Krach kommt, das habe ich vom ersten Moment an geglaubt, als der Unglücksmensch von dieser Offerte der Baronin sprach. Er hätte doch wissen müssen, wie tief ihr Mißtrauen ist!"

„Gewitter reinigen die Luft," meinte Arming, „einmal müssen sie sich doch klar werden über die ganze Situation. Übrigens ahnt der arme Kerl tatsächlich nicht, bis zu welchem Stadium sich Ruths Eifersucht gesteigert hat. Er mag ja wohl vermutet haben, daß sie ein bißchen daran krankt, aber schließlich hat Lutz ihm auch nur geschrieben, daß Ruth deshalb nicht korrespondiert habe, weil sie über den ganzen Familienspektakel noch nicht hinüberkäme und reinweg melancholisch geworden sei."

„Das, was Lutz und Erie mit ihr durchgemacht haben, scheint er allerdings nicht zu wissen", sprach Rose und zog ihren Mann weiter. „Hätte man nur gewußt von seinem Kommen, man würde ihm doch zur Vorsicht geraten haben."

Sie waren zu Hause angelangt, Arming gänzlich verstummt, Rose aufgeregt. „Gott, wenn nur nichts passiert", meinte sie, als sie schon halb im Einschlafen war.

„I! Nein! Laß dir keine grauen Haare darüber wachsen; die beiden sind vielleicht schon ein Herz und eine Seele. Es ist aber doch ein seltsamer Dusel, den der Heinz hat, märchenhaft!"

„Fritz," flüsterte Rose, „sag mal, aber ehrlich, glaubst du, die Saddler wäre imstande, dem Heinz die Stelle anzubieten, um ihn in der Nähe zu haben?"

„Ihr Weiber!" sagte Arming. „Die eine traut der andern nicht. Schäme dich! Sie will ihm eine Existenz schaffen in Erinnerung daran, daß er für ihre Frauenehre eingetreten ist und dabei einen Knacks weggekriegt hat. Es ist so gräßlich einfach, aber ihr macht gleich einen Roman daraus."

„Fritz, schimpfe nicht," bat Rose, „und jetzt prophezeie ich dir etwas, denke an mich, die Ruth will nicht . . ."

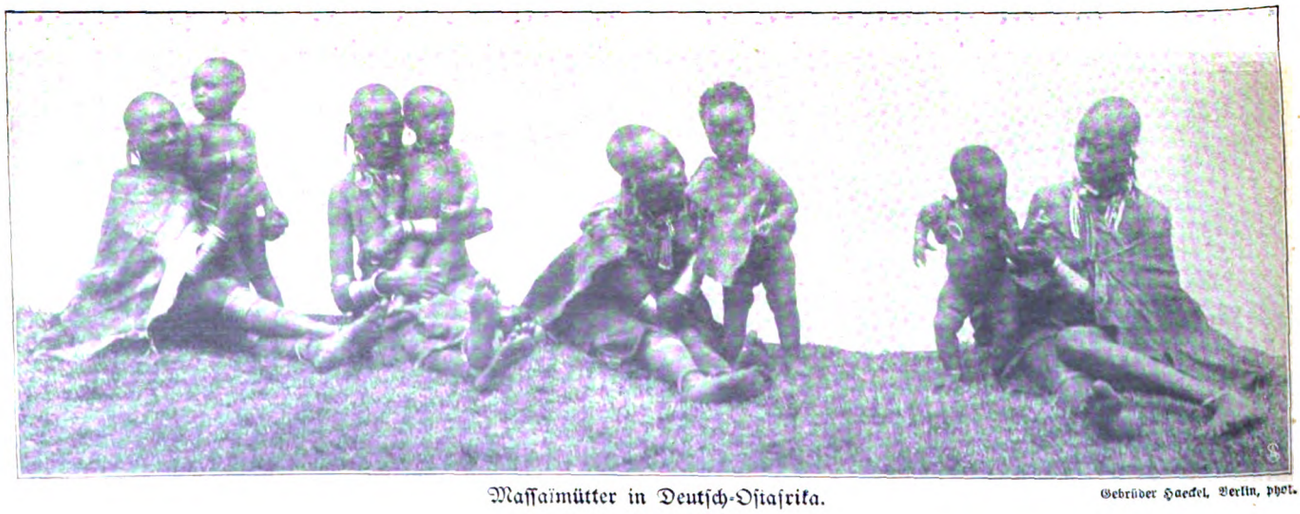
„Na, da würde ich ihr mal zeigen, wessen Wille gilt", schalt der erzürnte Rittmeister.

„Ich kriege Herzklopfen, wenn ich an die beiden denke", meinte Rose seufzend. (Fortsetzung folgt.)

Hedwig Franzillon-Kauffmann. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Die echten Koloratursängerinnen sind selten geworden in unserer Zeit — kein Wunder, daß sie „hoch im Preise" stehen; und wenn solche Königinnen des Trillers und der Kadenzen auch noch über Körperschönheit und Temperament des Spiels gebieten wie Franzillon-Kauffmann, der Stern der Berliner Komischen Oper, dann dürfen sie ungestraft das Zepter schwingen, es beugt sich alles vor so viel Liebreiz. Dennoch hat die Reichshauptstadt die jugendliche Künstlerin nicht zu halten vermocht, weder an der Königl. Oper, der sie im Laufe der letzten Jahre zweimal angehörte, noch an der Komischen Oper, deren Hauptanziehungspunkt sie bis heute war. Hedwig Franzillon-Kauffmann geht demnächst in die österreichische Heimat zurück, als Mitglied der Wiener Hofoper, an der sie gewiß Triumphe feiern wird. Denn der wundervoll leicht anschlagende helle Sopran übt, im Verein mit der reizenden Erscheinung der Sängerin, einen großen Zauber aus, wenn auch alle Vorzüge nicht über einen gewissen Mangel an Wärme und Innerlichkeit hinwegtäuschen können. Franzillon-Kauffmann wurde am 30. Dezember 1879 zu Wien geboren und machte in der sangeslustigen Donaustadt auch ihre dramatischen und musikalischen Studien durch. Schon als Achtzehnjährige trat sie am Stadttheater in Stettin zum erstenmal auf, und die Kaiserfestspiele zu Wiesbaden lenkten im Jahre 1900 die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie. Die drei verschiedenen Gestalten in „Hoffmanns Erzählungen", die Rosine im „Barbier von Sevilla", die Musette in Leoncavallos „Bohême" usw. sind Glanzrollen der Künstlerin.

Hedwig Franzillon-Kauffmann.

Massaïmütter. (Zu der untenstehenden Abbildung.) In den weiten Steppengebieten Ostafrikas am Fuße des Kilimandjaro haust das Volk der Massai. Hamitischen Ursprungs, von den Bantunegern verschieden, treiben sie Viehzucht und führen eine nomadische Lebensweise; durch ihre Kriegszüge und räuberischen Überfälle haben sie in früheren Zeiten sowohl den Deutschen wie den Engländern viel zu schaffen gemacht. Ihre Macht ist nicht gebrochen, aber noch jetzt lassen sie sich schwer dazu bestimmen, sich fest anzusiedeln und Ackerbau zu treiben. Unsere Abbildung zeigt uns einige Massaifrauen mit ihren Kleinsten, echte, von der Kultur noch nicht beleckte Gestalten. Man erzählte früher, daß die Massaï ihre Frauen sehr grausam behandelten und für kleine Verfehlungen allmählich zu Tode marterten, indem sie ihnen nach und nach die Finger und dann einzelne Glieder abhackten. So schlimm geht es aber dort in Wirklichkeit nicht zu, obwohl die Frau, wie bei so vielen wilden Völkern, auch bei den Massaï eine Sklavin des Mannes ist und harte Arbeiten verrichten muß. Ihre Jugend verlebt sie allerdings in etwas wilder Freiheit im Kriegsraal der jungen Männer, und erst später pflegt man an die Heirat zu denken. Die Frau wird von den Eltern gekauft. Dann folgen einige Zeremonien; die Braut, die als Mädchen den Kopf sich glatt scheren ließ, läßt einige Zeit die Haare wachsen, bis sie wie eine Bürste auf dem Schädel stehen. Bei der Hochzeit werden sie wieder geschoren, und die junge Frau ändert ihre Tracht, indem sie anstatt mit einer Ochsenhaut, die sie als Mädchen trug, sich mit zwei Ochsenhäuten kleidet. Der Mann muß dagegen während der Flitterwochen die



Massaïmütter in Deutsch-Ostafrika. Gebrüder Haeckel, Berlin, phot.

Ausschnitt aus dem Wohlgemuthschen Gemälde mit dem Jugendbildnis Albrecht Dürers.

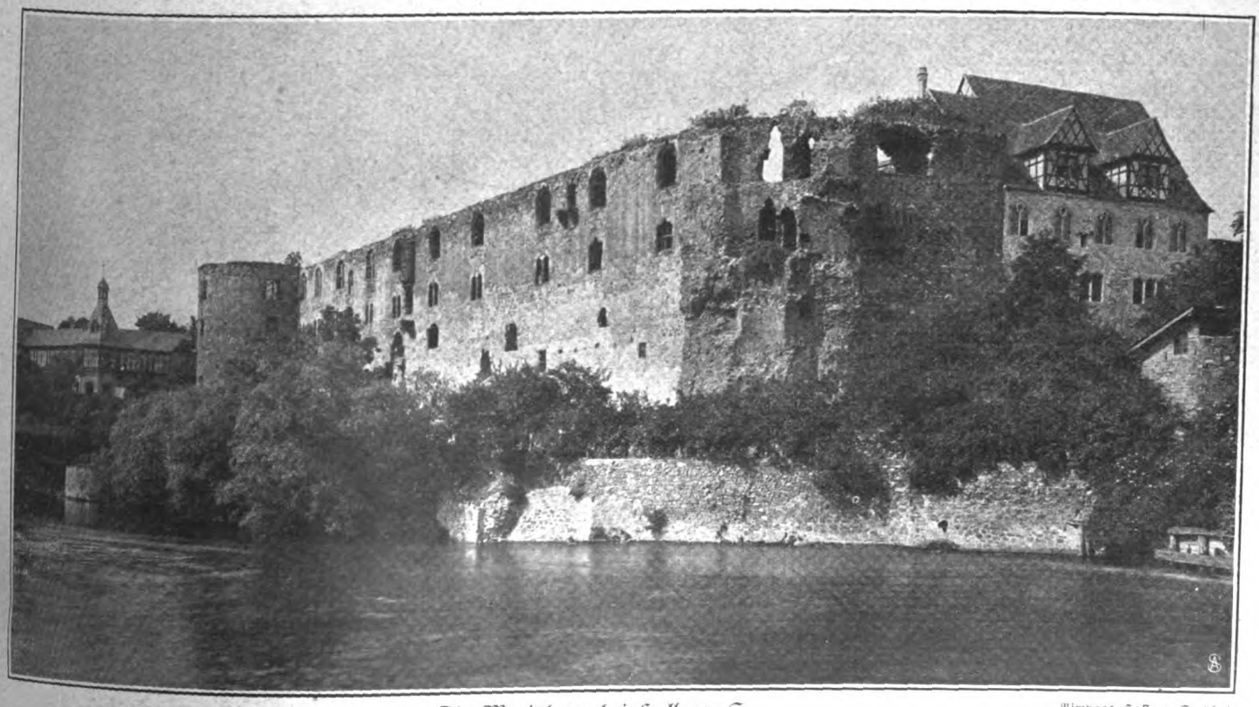
Kleidung seiner neuen Gattin tragen. Den Schmuck, auf den die Massai großen Wert legen, bringt die Frau zumeist schon in die Ehe mit. Er ist sehr eigenartig und gewichtig. Er besteht nicht nur aus Perlenschnüren und Metallketten, die um den Hals getragen werden, sowie schweren Ohrgehängen, sondern auch noch aus Eisendraht, der hauptsächlich um die Unterschenkel gewunden wird. Wir sehen ihn auch bei den Frauen auf unserer Abbildung. Der Draht wird in Spiralen fest umwickelt, so daß die einzelnen Windungen dicht aneinander liegen. Darum ist die Anlegung dieses Schmuckes umständlich und schmerzhaft; er wird auch in der Regel nicht gewechselt, sondern bleibt fürs Leben am Leibe. Freilich erzählen böse Zungen, daß, wenn der Massai eine zweite Frau hinzuheiratet, manchmal der Schmuck der ersten Frau abgenommen und der zweiten angelegt wird. Auch die Arme werden mit Eisendraht umwickelt, manchmal auch der Hals. Eitle Frauen können von diesem Zierat nicht genug bekommen, so daß sie mitunter eine Schmucklast von dreißig Pfund mit sich herumschleppen. Trotzdem besorgen sie die „Hauswirtschaft", das Melken der Kühe und Ziegen, das Herbeischleppen von Holz und Wasser, das Kochen für den Hausherrn usw. Die geringste Bürde sind den Massaifrauen die Kinder. Diese dunklen Kleinen brauchen weder Wiege noch Windeln oder andere Kinderwäsche, und sie gedeihen doch an der Mutterbrust als echte Naturkinder.

C. F.

Ein Jugendbildnis Dürers. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) In dem von Thode und Tschudi herausgegebenen Repertorium für Kunstwissenschaft weist Albrecht Weber in ausführlicher Besprechung auf ein Bild hin, das den Frühwerken Albrecht Dürers zuzurechnen ist und um so größere Beachtung verdient, als es, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein Jugendbildnis des großen Künstlers umschließt. Es handelt sich um eine der beiden Tafeln im Lichtgange des Germanischen Museums zu Nürnberg, die Teile des einst von Sebald Peringshöffer für die Augustinerkirche gestifteten Altarwerkes waren, und zwar um die Darstellung der Teufelsaustreibung von Kaiser Diokletians Sohn durch den heiligen Veit, und der im Hintergrunde des Bildes vor einem Schranke stehende Jüngling mit langem blonden Haar zeigt allerdings eine so auffallende Ähnlichkeit mit den uns bekannten Selbstbildnissen des Meisters, daß man Albrecht Webers Beweisführung überzeugt beistimmen muß. Die Entstehungszeit des Gemäldes wird wohl in das Ende des Jahres 1487 fallen. Dürer war um diese Zeit seit etwa einem Jahr in der Lehre Wohlgemuths tätig und zählte 16½ Jahre — wir würden es also, die Richtigkeit der Annahme vorausgesetzt, mit dem ersten aller Dürer-Porträte zu tun haben. —

Gemälde aus der St. Veitlegende von Michael Wohlgemuth
im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg

Die Moritzburg bei Halle a. S. (Zu der untenstehenden Abbildung.) „An der Saale kühlem Strande" steht inmitten des stetig wachsenden Häusermeeres von Halle ein machtvoller und malerischer



Die Moritzburg bei Halle a. S.

Bimpage, Halle a. S., phot.

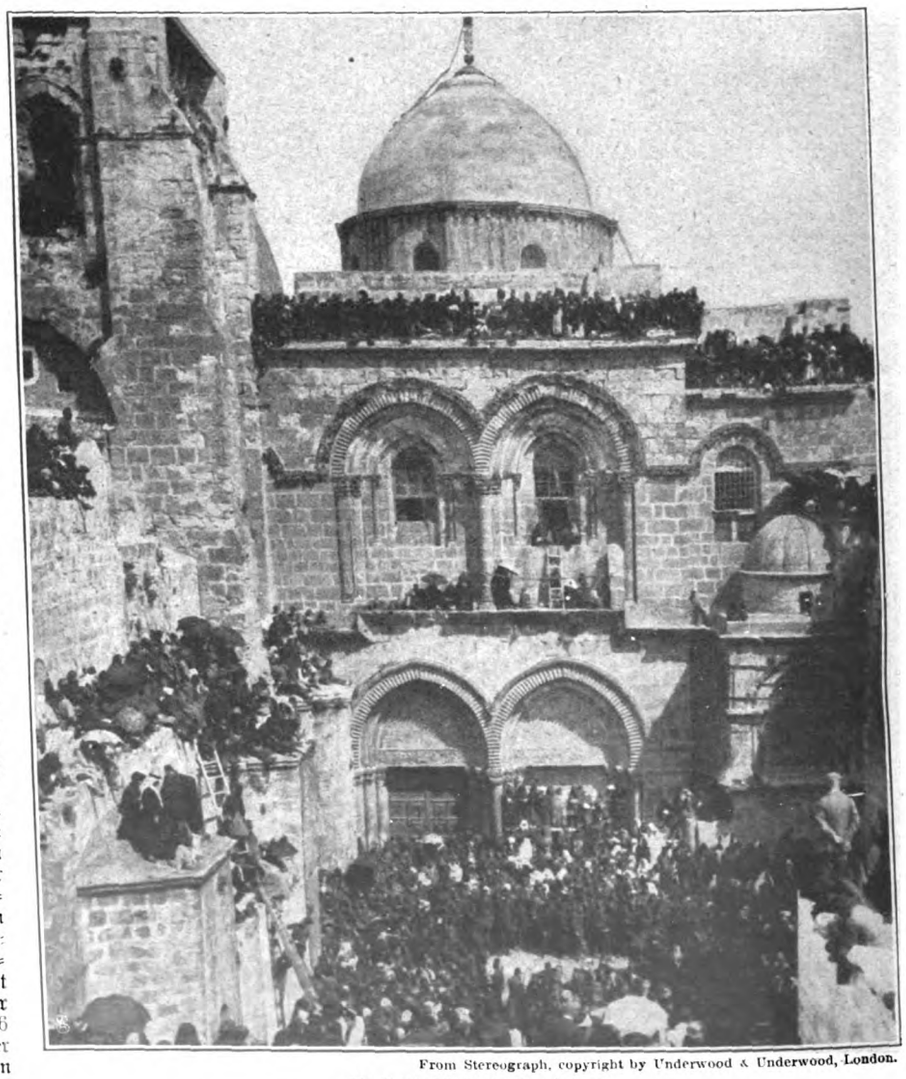
From Stereograph, copyright by Underwood & Underwood, London.

Russische Pilger waschen sich im Jordan.

die später von den Kreuzfahrern erneuert wurde. Der Bau verfiel mit der Zeit und wurde im Laufe der Jahrhunderte wiederholt restauriert, zuletzt von den Griechen in den Jahren 1809 und 1810. Sein Äußeres ist etwas nüchtern geblieben, eigenartig ist aber das Innere, das aus einer Reihe von unterirdischen Grotten, Höhlen und Gewölben besteht. Das vordere Gemach heißt die Engelskapelle, das Innere enthält das heilige Grab und wird von 43 kostbaren Lampen erleuchtet. Es ist ein gemeinsamer Besitz der griechisch-orthodoxen, armenischen und römisch-katholischen Kirche. Als Ordnungswächter fungieren an dieser Stätte nach wie vor türkische Soldaten. Unser Bild zeigt uns den Augenblick, in dem der griechische Patriarch in der heiligen Woche die Grabeskirche aufsucht. — Ein wichtiger Wallfahrtsort ist auch die Stelle im Jordan, an der Christus der Überlieferung nach getauft wurde. Die Pilger schöpfen hier Jordanwasser in Flaschen, um es in die Heimat zu bringen, wo es vielfach zu Taufzwecken benutzt wird. Besonders eifrig wird diese Stätte von russischen Pilgern aufgesucht; denn die gläubigen Russen setzen alles dran, um einmal im Leben eine Wallfahrt nach den heiligen Stätten unternehmen zu können. Keiner von ihnen versäumt es, im Jordan zu baden. Ihre in das heilige Wasser getauchten Hemden bewahren die Pilger in der Heimat aufs sorgfältigste, denn sie sollen als Sterbehemden dienen, die der Tote ins Grab mitnimmt. C. F.

Bau: die alte „Moritzburg", das Wahrzeichen der Stadt. Erzbischof Ernst von Magdeburg hatte sie nach dem Sieg über die übermütigen Salzjunker oder „Pfänner" in den Jahren 1484—1503 als eine Zwing- oder Fronfeste aufgebaut; an der gleichen Stelle, wo nach uralten Überlieferungen die Burg der Karolinger, das „schwarze Schloß", stand, und bis zum Jahre 1637, als das Wachtfeuer der eigenen Besatzung sie in Asche legte, diente sie fortdauernd als Residenz der Erzbischöfe und ihrer protestantischen Nachfolger. Jahrhundertelang dachte niemand daran, die mehr und mehr verfallende Ruine, die von Friedrich Wilhelm IV. für den Staat angekauft wurde, wieder aufzubauen, nur die schöne Kapelle, die für den akademischen Gottesdienst benutzt wurde, blieb vor dem Untergange bewahrt. Als aber Kaiser Wilhelm II. der Stadt auch den westlichen, südlichen und östlichen Teil überließ, begann man unter freudiger Beihilfe begüterter Mitbürger, die Ruinen zu einer großen Museumsanlage umzubauen, in der nach dem Vorbilde des Berliner Kaiser-Friedrich-Museums die vorhandenen Gemälde und Kunstwerke in Räumen ausgestellt werden sollen, die im Stil desselben Zeitalters gehalten sind. Vorläufig ward der Südteil des alten Baues so umgestaltet und bildet, dank der kunstsinnigen Tätigkeit des Stadtbaumeisters Rehorst, jetzt eine Sehenswürdigkeit der Stadt Halle mit den aus dem früheren Talamt hierher verpflanzten Gerichts- und Hochzeitsräumen der alten Pfänner. Es gibt freilich auch Leute genug, die einer völligen „Restaurierung" der schönen Ruine mit Grausen entgegensehen.

Osterbilder aus Palästina. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Viele Tausende von Christen besuchen alljährlich die heiligen Stätten in Palästina, am größten wird aber ihr Andrang in der heiligen Woche, denn besonders weihevoll ist es, das Osterfest an den Stätten zu verbringen, an denen Christus gelitten hat und begraben wurde. Den Mittelpunkt des geistigen und kirchlichen Lebens bildet alsdann namentlich die Grabeskirche. Unter der Regierung Konstantins des Großen (306 bis 337) forschte man in Jerusalem nach der Stätte, an der Christus begraben wurde. Man fand sie und in ihrer Nähe auch das Kreuz Christi. Konstantin ließ hier eine Kirche bauen,



From Stereograph, copyright by Underwood & Underwood, London.

Die Grabeskirche in Jerusalem.

Osterbilder aus Palästina.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Nr. 17 — 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Das Kreuz im Venn.

(7. Fortsetzung.)

Roman von Clara Viebig.

Die Bäreb saß im Eisenbahnzug und fuhr durch Gegenden, die sie längst nicht mehr kannte. Zwar schien es ihr noch Venn, aber nicht mehr so, wie sich's um Heckenbroich dehnte. Die Ginsterstäucher, die jetzt um die Ley und am Truppenübungsplatz wie goldene Flammen leuchteten, standen hier schwarz, soweit das Auge sehen konnte. Hatte man sie angebrannt, um sie dann umzugraben und mit ihrer Asche den Weideboden zu düngen? Nein, auch die vielen kleinen Schonungen waren angekohlt, die Nadeln, sofern noch welche an den Tännchen hafteten, dürr und rostbraun. Über dem Strich Venn, den ein Waldbrand abgerast hatte, flimmerte ein Sonnenglast, der es noch viel trauriger zeigte.

Bäreb seufzte, es war doch viel schöner um Heckenbroich! Hier war ja auch gar kein Weideland mehr!

Langsam keuchend und bimmelnd kroch der Zug noch immer bergan, immer weiter hinauf bis St. Vith. Da hieß es, ein paar Stunden warten.

Die Bäreb hatte nichts davon gewußt, daß sie umsteigen mußte, alle Mitfahrenden in der vierten Klasse waren ausgestiegen, sie aber saß noch immer ganz geduldig am einen Ende der Bank, ihr Bündel zu Füßen, den Dores auf dem Schoß. Ein Glück, daß der Schaffner noch einmal in den Wagen sah.

„Echternach?" hatte sie schüchtern gefragt. Sie war des Fahrens schon herzlich satt. War es noch weit bis dahin? War man nun bald da?

Der Mann hatte sie ganz empört angeschrien: „Aussteigen!" und hatte sie am Arm gegriffen, sie gerade noch herausgerissen, sie und das Kind und das Bündel, ehe der Zug abfuhr, der sie mit davongeführt hätte, weiß Gott wohin in die fremde Welt.

In den Wartesaal traute sich Bäreb nicht, da mußte man was verzehren; auch schrie der Dores, den das „Aussteigen!" des Schaffners erschreckt hatte, so mörderlich, daß sich das Mädchen gar nicht in Menschennähe traute. Sie ging den Bahnsteig zu Ende bis zum Güterschuppen, setzte sich da auf eine der herumliegenden Kisten, lehnte den Rücken gegen die von der Sonne beschienene Schuppenwand und wärmte sich.

Bäreb wurde sehr müde, nun spürte sie doch die durchwachte Nacht. Sie liebkoste den Bruder und versuchte, mit ihm zu spielen, aber der Schlaf war stärker als der gute Wille. Wie im Traum hörte sie plötzlich die Mutter sprechen, die Maiblum brüllen, die Geschwister spektakeln — vor ihr lag das Haus hinter der Hecke — ein Gefühl der Wohligkeit durchrieselte sie, die Augen fielen ihr zu. . . .

Als sie erwachte, lag der Dores vor ihr im Kies und schlief. Die Sonne war fort, aber auch ihr Zug.

„Nach Echternach, nach Echternach!" Der Mann mit der roten Mütze, gegen den sie verzweifelnd anrannte, zuckte die Achseln, ja, da hätte sie eben besser aufpassen müssen, der Zug war schon eine Weile fort.

Jesus Maria — sie brach in heiße Tränen aus — was nun?! Ach, sollte sie nicht lieber umkehren? Es ging doch gewiß noch ein Zug zurück nach Heckenbroich! Aber dann schämte sie sich und nahm sich zusammen, sie mußte ja springen gehen, sie hatte so vieles zu erbitten, sie durfte nicht umkehren. Ganz vernünftig erkundigte sie sich, ob's denn nicht noch einen weiteren Zug nach Ettelbrück gäbe. Ei gewiß, auf den Abend noch! Da ward sie wohlgemut. Und der Dores war ja auch so lieb — wenn sie nur hinkamen, wenn sie nur hinkamen! Keinen Gedanken mehr schickte sie zurück in die verlassene Heimat, all ihr Sinnen, ihr Herz und ihren Verstand richtete sie voran.

Sie hatte ein Büchlein bei sich, das „St. Willibrordus-Büchlein", enthaltend das Leben des Heiligen, die besonderen Gebete zu seiner Verehrung und zur Wallfahrt nach Echternach. Das hatte die Frau Bürgermeister der Mutter für sie gegeben. Nun las sie darin. Sie las vom heiligen Willibrord, dem Vorbild der Demut, dem Muster des Gehorsams, vom Glaubenseifer des heiligen Willibrord, von seiner Liebe zu Gott und seiner Nächstenliebe, von seinem Gebetseifer, von seinem Bußgeist, von seiner Sanftmut und endlich von der reinen Absicht des heiligen Willibrord bei allen seinen Werken. Mußte das ein guter Heiliger sein! Sie las mit leuchtenden Blicken, las sich immer mehr in die feste Überzeugung hinein, daß er allen half, die zu ihm kamen nach Echternach. Heiliger Willibrord, bitt' für uns! — das schwebte ihr immerfort auf den Lippen.

Sie hatte ihren alten Platz auf der Kiste wieder eingenommen und las eifrig, halblaut jedes Gebet, das sie herausbuchstabierte, mitmurmelnd; erst als sie die Buchstaben nicht mehr erkennen konnte, merkte sie, daß es Abend ward.

Es war kühl hier auf dem Bahnsteig der höchstgelegenen Station; von allen Seiten konnte der Wind ankommen, hohe

Zäune aus Latten mußten die Schienenstränge schützen gegen die Schneewehen des Winters. Es war nicht gut mehr auf der Kiste zu sitzen. Nun Bäreb nicht mehr vom heiligen Willibrordus las, fühlte sie sich auf einmal allein und verlassen; der Dores war doch so gut wie niemand.

„Pä, pä", sagte er jetzt und riß sie am Kleide. Sie gab ihm eine Semmel, dann hob sie ihn auf aus dem Kies und ging langsam mit ihm zum Bahnhofsgebäude. Es half nichts, nun mußte sie doch in den Wartesaal hinein, es war zugig draußen und kalt. Ein Glück, daß der Dores heute so lieb war, er hatte sich noch nicht seine Hosen beschmutzt, er spielte mit ein paar Steinchen ganz stillvergnügt und schrie nicht.

Den Bruder fest an sich pressend, betrat sie den Wartesaal. Sie konnte nichts sehen vor Qualm und Tabaksrauch; mit niedergeschlagenen Blicken tappte sie zum entlegensten Plätzchen.

Mit großen Augen starrte der Dores drein. „Pä, pä", sagte er wiederholt und riß die Schwester am Ohrzipfel. Ein Soldat hatte ihm vom Nebentisch mit einem Bierglas gewinkt. Er strebte hin, er wollte mal trinken. „Pä, pä, pä!"

Die Soldaten, die um den Tisch saßen, lachten laut. Vier muntere stramme Kerle, die Urlaub hatten über die Pfingstfeiertage, und die sich nun freuten, nach Hause zu kommen. „Komm, komm her!" sagte einer und winkte ihm mit dem Finger.

„Pä, pä, pä!"

Bäreb konnte den Jungen kaum halten, er wollte von ihrem Schoß, und als sie ihm wehrte, biß er sie.

„Fräulein, lassen Sie doch dat Kind!" sagte einer von den Soldaten. Und als sie den strampelnden Jungen doch nicht losließ, war der Soldat mit zwei Schritten bei ihr im Winkel zwischen Ofen und Wand, nahm ihr das Kind vom Schoß und ließ es an seinem Bierglas trinken. Ei, wie der Bengel schmatzte! Die Vier wollten sich ausschütten vor Lachen.

Bäreb wurde blutrot. Aber böse konnte sie den hübschen Soldaten nicht sein, die waren ja so freundlich. Verstohlene Blicke ließ sie zu dem Tisch hinübergleiten.

„Fräulein, wohin reisen Sie denn?" fragte einer.

Sie wollte erst nicht antworten, aber dann besann sie sich, die hatten ihr doch nichts getan! So antwortete sie verschämt leise: „Nach Echternach!"

„So, Sie wollen wohl springe gehn?"

Sie nickte.

Die Soldaten zwinkerten sich zu; drei von ihnen hatten Lust zu lachen, doch der vierte sagte ernsthaft: „Aber, Fräulein, da kommen Sie heut abend nit mehr hin!"

Ja, das wußte sie wohl! Sie erzählte von ihrem Malheur mit dem Zug. Ach, es tat ihr so gut, mit einem freundlichen Menschen zu sprechen. Sie genierte sich gar nicht mehr; das waren ja welche, die ihre Heimat kannten. Sie waren vom „Platz".

Es dauerte nicht lange, so saß Bäreb bei den Soldaten am Tische. „Kommen Sie doch raus aus Ihrem Loch da", hatte der hübscheste gesagt. Einer so freundlichen Aufforderung hatte sie nicht widerstehen können. Und Durst hatte sie auch. Sie ließen sie alle einmal trinken. Der Dores wanderte von Schoß zu Schoß. Ei, es war doch ganz schön, auf Reisen zu gehen! Das Bunt der Uniformen, die roten Kragen, die blanken Knöpfe zogen ihre Blicke unwiderstehlich an. So nah hatte sie noch nie einen Soldaten gesehen. Und als der hübscheste sagte, nun wäre er ganz zufrieden, den ersten Zug, der aus der Lausegegend hier fortfuhr, wo man nachts frieren und mittags braten mußte, versäumt zu haben, lächelte sie glückselig und litt es, daß er den Arm auf ihre Stuhllehne legte und ihr näher rückte. Schade, daß sie nicht einen Weg zusammen hatten! Nur eine Strecke konnten sie noch zusammen fahren, bis Ulflingen; sie waren alle aus Dörfern an der Grenze zu Hause.

Bäreb fühlte eine lebhafte Freude, Gott sei Dank, nun brauchte sie nicht so ganz allein in die Dunkelheit hinein! Die Lustigkeit der Vier steckte sie an. Solch eine F hatte sie noch nicht kennen gelernt in ihrem Leben; rauschte sie ganz. Zu Haus war man so anders, man immer zu sorgen und zu bedenken, man war ernsthaft. Als habe sie nicht vor Stunden noch d der Marienley über die Tannen ragen sehen, war ihr mute. Das lag jetzt alles so weit, so weit; sie h mehr die Mutter sprechen, die Maiblum brüllen, die G spektakeln; der Arm des Burschen, der bis jetzt Stuhllehne geruht hatte, legte sich nun um ihre Sie trank aus seinem Glas und lachte aufgeregt. so hübsch in ihrer strahlenden Freude, daß alle Vi tranken: „Prost, Schätzchen!" und sich darum ri wessen Glas sie trinken sollte. Sie machten ihre Kon die feinsten waren es nicht, aber sie nahm's nicht damit, und wenn einer zu ihr sagte: „Du, Mäd Kuß krieg ich aber von dir", antwortete sie frischweg: um dies Ziet!" und zeigte lachend ihre gesunden Z

Hätte das ein Mensch von der Kleinen gedacht, so fidel sein könnte! Erst hatte sie kein Auge auf hatte im Eckchen gesessen wie eine Quiesel, und nur auf jeden Spaß ein. Sie fragten neckend: „Frä is doch Ihre Jung?" Und sie antwortete blitzgesch nicht um die Antwort verlegen: „Davor bin ich zu jung. De Dores is als sieben un ich achtzehn, jrad meine Namesdag!"

Ein possierliches Mädchen! Und gar nicht dum hätte gedacht, daß hinter den Hecken von Heckenbroid stecken könnte?! Die Vier, die lange mit keinem poussiert hatten, zeigten sich heftig entflammt; beso hübscheste machte ihr Augen, daß es Bäreb übern einem Schauer von Glück.

„Heiliger Willibrord, bitt' für uns!" betete sie hei wenn der es zu allem noch vermochte, daß sie einen und braven Schatz von der Wallfahrt mitbrachte?! –

Das war eine Fahrt durch die dämmerig und mild Höhenlandschaft zwischen Venn und Ardennen! D schlief auf der Bank, und Bäreb bekam so viel Sch Liebes zu hören, daß ihr die Ohren summten und schwirbelig wurde. Aber es war ein seliger Schwirb erwachte auch noch nicht aus ihm, als die Vier in ausstiegen, um ihre Straße zu ziehen. Die Hände i gefaltet, das Gesicht mit den geschlossenen Augen, w Ferne lauschend, gehoben, saß sie still. Noch immer die verliebten Küsse, die ihr die aufgedrückt hatten, noc hörte sie das schmeichelnde Flüstern: „Lieb Mädchen!" Schätzchen!" „Allerschönst Bärbchen auf der Welt!" kerzengerade auf der Bank. Jesus, sie hörte in süßem das alles immer noch: Schön Schätzchen, lieb und dazwischen: Heiliger Willibrord, bitt für uns — Willibrord — heiliger Willibrord!

Nein, das war keine Täuschung mehr! Längs de strangs hin, auf dem der Zug jetzt langsamer fuhr, es mit eiligem Beten. Sie fuhren in einen Bahn die Türen der vierten Klasse wurden aufgerissen, herein sich in Hast ein Menschenschwall. Man trat ihr auf d man stubste den kreischenden Dores von der Bank; alle nicht Platz, man drängte sich, man stand fast aufeinand war schon spät abend, man mußte bis Ettelbrück, um beizeiten in Echternach zu sein.

Bäreb erschrak; sie fand, das waren schon viel Menschen, es war ja fast gar kein Platz mehr für Man bedrängte sie hart. Auf einem Knie hielt sie den auf dem andern saß ihr ein dicker Mann. Eine Fr riesigem Kropf, ihr gegenüber, stieß mit dem großen Hen den sie auf dem Schoße hatte, immerfort gegen sie an. im Rücken spürte die Eingeklemmte das Gedränge. lehnte sich von hinten fest gegen sie, man drängte sie vom Sitze herab. Sie klebte nur noch am Ba Und so ungebärdig war der Dores noch nie gewesen

[illegible] der Frau mit dem Kropf mit seinen Füßen gegen [illegible]kelkorb, und diese fing an, sich empört zu beklagen: [illegible] Eier Könd doch bei Euch, Fraumensch! Es dat [illegible]nier, fremde Leit zu troten, ein'm de Saachen zu [illegible]ren, dat Sonndagsklaad?! Esu'n Biwak, esu'n [illegible]ind!"

[illegible]reb verstand die Frau nicht gut, die sprach anders, [illegible] daheim bei ihr zu sprechen pflegte; aber sie [illegible] doch, daß die Frau mit dem Kropf ihrem Doreschen [illegible]. „Bis still, Dorescha, bis still", flüsterte sie dem [illegible] ins Ohr und hielt seine strampelnden Beinchen mit [illegible]er Hand fest. Der Traum war verflogen. Sie hätte [illegible] mögen, fassungslos, hilflos, aber der heilige Willibrord [illegible] ihr wieder Mut. Sie hörte ringsum seinen Namen. [illegible]reisenden sprachen von ihm. Es waren welche unter [illegible], die waren schon voriges Jahr oder vor Jahren bei ihm [illegible], die belehrten jetzt die Neulinge, die zum erstenmal [illegible] gingen. O, der Wunder, die da geschahen, waren [illegible] viele!

[illegible] dicke Mann auf Bärebs Knie, der schwerer war als [illegible] von zwei Zentnern Gewicht, wußte was zu erzählen: [illegible]er Krankheit war er so dünn geworden, so dürr wie [illegible]spaziergange, das Fleisch war ihm von den Knochen ge[illegible] und kein Essen schmeckte ihm. Selber springen konnte [illegible]; er hatte ja keinen Schritt gehen können, so schwach [illegible]; aber seine Frau, die war hingefahren nach Echternach [illegible]ar für ihn gesprungen, und als sie wieder heimkehrte [illegible] Pilgerfahrt, da hatte er ihr schon entgegengehen können [illegible] das Haus, und Fleisch hatte er auch wieder ein paar [illegible]chen gekriegt, daß er nicht mehr war wie lauter Knochen. [illegible]nächste Jahr hatte er wieder springen lassen, d. h., seine [illegible] war nicht hingefahren, die war gestorben derweil, aber [illegible]te jemand dort gedungen — zwei Mark war der Satz. [illegible]ren hatte das auch wieder sehr!

[illegible]bäreb schielte ihn von der Seite an, ja, der war gut [illegible]rbe!

„Nu nu," fuhr der dicke Mann ganz glücklich fort, „nu [illegible] ich kerngesund, ich sein stark und dick. Nu will ich zum [illegible] letzter springen!" Er pustete und rang nach Luft, die [illegible]ge Erzählung hatte ihm gänzlich den Atem genommen, [illegible]sich blaurot wurde sein glänzendes Fett; er wischte sich [illegible]er wieder den Schweiß ab.

[illegible]ah, das war noch gar nichts! Die Erzählung des Dicken [illegible] den Hörern noch gar nicht so wunderbar, sie wußten [illegible] ganz anderes zu berichten. Da war einmal eine gewesen, [illegible] war lahm und krumm und litt grausige Schmerzen, die [illegible] sich tragen an des Heiligen Grab und betete daselbst fünfzig[illegible] die Litanei zum heiligen Willibrord; da konnte sie auf [illegible] ihre Glieder wieder bewegen und sprang sogar mit in [illegible]Prozession im nächsten Jahr. Und ein Jüngling aus [illegible]ern, der mit allen Gliedern geschlenkert, den Kopf nicht [illegible] in die Höhe halten können, sondern ihn baumeln lassen [illegible] bald rechts, bald links, der war voriges Jahr auf der [illegible] geheilt worden, als er nur das braune Bußkleid des [illegible], das hinter Glas beim Altar der Pfarrkirche hängt, [illegible]sehen hatte im stummen Gebet. Den würde man sicher [illegible] wieder zu sehen kriegen in diesem Jahre, kerzengerad, [illegible]echt und ohne Schlenkern.

[illegible]reb riß Augen und Ohren auf, den Mund konnte sie [illegible] mehr zubringen, ein Ruf wollte sich ihm entringen, [illegible] Schrei der Entzückung und der inbrünstigen Bitte: [illegible]eiliger Willibrord, bitte für uns! Den Dores drückte sie [illegible], ganz fest an ihr heftig pochendes Herz. Ach, die garstigen [illegible], die er zuzeiten so oft gehabt hatte, und die auch [illegible] noch zuweilen wiederkehrten, diese Krämpfe, die ihm alle [illegible] durcheinander warfen, die ihn hoch aufschmissen und [illegible] wieder lang reckten, in denen er die Daumen einkniff, [illegible] Augen verdrehte, die Zähne aufeinanderbiß, diese Krämpfe [illegible] ihn nun bald nicht mehr plagen! Er würde nicht [illegible] so blöde dreinschauen, ein gesunder Junge würde er werden, wie die Brüder auch. Und der geschwächten Mutter wurde wieder neue Kraft gegeben!

Die Frau mit dem Kropf und dem Henkelkorb ihr gegenüber riß den Mund weit auf: das war alles noch nichts gegen das, was sie wußte! Sie kam von Roth, in ihrem Dorf waren reiche Leut, zwanzig Kühe hatten sie auf der Weide, vier Pferde im Stall, eine große Ackerwirtschaft — und denen ihre Tochter war blind. Aber sie waren mit ihr nach Echternach gefahren und hatten ihr mit dem Wasser des St. Willibrordusbrunnen die Augen gewaschen, hatten auch ein Dutzend Flaschen am Brunnen gefüllt und mit heimgebracht und sich darangehalten, dem Mädchen alle Morgen und Abend die Augen damit zu waschen. Am dritten Morgen schon sprach das Kind: „Ich sehe was glimmern" — das war die Sonne, die sah es, wie hinter grauen und dichten Wolken. Am dritten Abend aber sprach es: „Ich sehe was flimmern" — das war die Sonne, die goldigrot unterging. Am vierten Morgen sprach es: „Es tut mir weh in den Augen, was sticht da so?" — das war die Sonne, die vom Himmel strahlte. Am fünften Morgen sprach es: „Ich sehe es flammen, was brennt da so?" Am sechsten Morgen sprach es: „Ich sehe was leuchten — ah, wie ist das so schön!" Aber am siebenten Morgen schrie es laut: „Ich sehe, ich sehe — da steht sie, die Sonne!" „Seit dat sich zujedraon hat in unsem Dorf, giehn mir ahl nao Echternach", schloß die Frau. „On eweil giehn eich aach für zo springe. Kucktelhei," — sie band das Tuch ab, das sie um den Hals trug, und entblößte ihren ganzen schrecklichen Kropf — „bän gänn eich eweil quitt — bitt' für uns, heiliger Willibrord!"

Irgendeine Stimme hob mit der Litanei des heiligen Willibrord an, und bald vereinten sich alle Stimmen im Wagen:

„Heiliger Willibrord, bitt' für uns!
Heiliger Willibrord, ein Lehrer der Wahrheit,
— — — — — — — — — — — — —
Heiliger Willibrord, ein Zertrümmerer der Götzen,
Heiliger Willibrord, eine Zierde der römischen Kirche —"

und immer noch weiter:

„Heiliger Willibrord, eine Blume der Demut,
Heiliger Willibrord, eine Lilie der Keuschheit,
Heiliger Willibrord, ein Muster der Geduld,
Bitte für uns, heiliger Willibrord!"

Bäreb wunderte sich im stillen, wie die Leute das alles so herschnurren konnten — ja, so mußte man's können! Wenn nur ein wenig mehr Licht im Wagen gewesen wäre, sie hätte ihr Büchlein hervorgeholt und daraus die Litanei mitgebetet; so aber mußte sie sich darauf beschränken, nachzumurmeln, was die anderen vorbeteten.

Die Fahrt wurde ihr gar nicht lang. Als ob das gemeinsame Gebet sie alle miteinander bekanntgemacht hätte und freundlicher und verträglicher gesinnt, so wurden die vorhin Rücksichtslosen teilnehmender. Der dicke Mann sagte: „Er kusört, eich drücken Euch wohl" und rutschte zur Seite, und die Frau mit dem Kropf stellte ihren Henkelkorb vom Schoße zu Boden und zog dafür die Beine des Dores, der gern schlafen wollte, sich auf den Schoß. „Lägt dat schwer Könd noren unscheniert hin — esu — der Läng lang, dat dat arm Könd eweil ebbes Schlaof kriet!"

Die Sterne standen am Himmel. Je weiter sie abkamen von den Eifelhöhen, desto weicher wurde die Luft. Es fuhr sich schön mit dem Bummelzug in die Sternennacht hinein. Der Dores schlief, der Bäreb Kopf war dem Dicken nebenan auf die Schulter gesunken, er ließ sie ruhig da liegen.

„Ob dat dat Kind von dem Mädche da is?" fragte eine Neugierige und zeigte mit ausgestrecktem Finger auf den Dores.

„Ihr seid wohl geckig?" Der dicke Mann wurde ordentlich grob. Sah sie denn nicht, was für ein junges Blut das noch war, die konnte doch nicht so einen Jungen schon haben?! Er taxierte ganz richtig: das war ihr Brüderchen, das brachte sie hin zum heiligen Willibrord, man sah's ja gleich auf den

ersten Blick, der Junge war krank, er hatte seinen richtigen Verstand nicht!

Alle setzten die Augen ein. Viele neugierige Blicke hefteten sich auf das schlafende Geschwisterpaar. Die Bäreb mit ihrem hübschen Gesicht, das noch schmaler erschien in der Müdigkeit, mit den schwarzen Wimpern, die wie Schatten auf den Wangen lagen, fand Gnade vor den Augen der Männer. Den Frauen gefiel der Dores besser, trotz seines dicken Kopfes und der hängenden Unterlippe. Sie bedauerten ihn: warum war seine Mutter nicht bei ihm? So eine ledige junge Person weiß ja gar nicht mit einem Kind umzugehen. Wie ungeschickt sie es hielt — da — beinahe hätte sie's fallen lassen! Bäreb hatte von den hübschen Soldaten geträumt, unwillkürlich hatte sie die Arme geöffnet, der Dores wäre ihr vom Schoße gerutscht, hätten nicht barmherzige Hände zugegriffen. Und so lange wurde am Dores gezupft und gezogen, zurechtgerückt und gestreichelt, bis er die müden Augen aufriß, die fremden Gesichter entsetzt anstarrte und in ein lautes Gekreisch ausbrach. Es wollte nicht enden, trotz allen Zuredens. Die freundlich Besorgten wurden zuletzt unwillig — das war eine Plage mit dem Kind, eine schlechte Zugabe im überfüllten Wagen!

Die arme Bäreb wußte nicht, wo hinsehen vor Verlegenheit, sie fühlte, wie der Junge sie durchnäßte in seiner Angst. Ach, wären sie nur erst an Ort und Stelle! Da — der Zug verlangsamte jetzt seinen Lauf — er pfiff und verschnaufte sich — „Ettelbrück!" Der Schaffner riß die Waggontüren auf. Gottlob, Ettelbrück, Ettelbrück! Aber Echternach noch so weit! — — —

Es war einmal vorgekommen, daß Leute, die gelobt hatten, zu springen vorm heiligen Willibrord, ihr Gelübde nicht hielten. Da wurden ihre Kinder und ihr Vieh in dem Stalle von einer Krankheit befallen, in der sie die Köpfe warfen und mit den Gliedern schlenkerten, unfreiwillig alle die Sprünge und Bewegungen machen mußten, alle Gebärden der Springer zu Echternach. Aber wenn Bäreb auch diese Erzählung nie gehört hätte, sie wäre doch ihrem Gelübde nicht untreu geworden, sie wäre nicht umgekehrt, und wäre es ihr noch viel schlechter ergangen.

Es war viel zu spät gewesen, die Base der Mutter aufzusuchen; alle Häuser von Ettelbrück lagen dunkel in der Ferne, man sah nirgends ein Licht mehr glänzen. Wie die meisten der Wallfahrer war sie auf dem Bahnhofe, draußen weitab im Felde, geblieben; in eine Herberge zu gehen, kostete zu viel, und wo wäre denn auch eine gewesen? Sich der Frau mit dem Kropf anzuschließen, die noch in den Ort hineinging, traute sie sich nicht, sie hielt sich lieber an den Dicken, der war so gutmütig; er kaufte ihr sogar am Morgen, als sie fröstelnd und übernächtig recht erbärmlich dasaß, am Büfett einen tüchtigen Kornschnaps. Sie wollte erst nicht, sie hatte noch nie Schnaps getrunken; aber nun trank sie doch, und er tat ihr gut. Wenigstens glaubte sie so; denn daß ihr der Kopf schwer wurde, das kam nicht vom Schnaps! Das kam von all dem Ungewohnten, von dem schlechten Schlafen auf der Bahn, von der Hitze und Fülle im Wartesaal! Selbst auf den Boden hatten sich welche hingestreckt, das Bündel unterm Kopfe.

Wenn Bäreb geglaubt hatte, das seien schon viele Menschen, die sich im Wartesaal angesammelt hatten, so wurde sie jetzt noch eines anderen belehrt draußen auf dem Perron. Da waren Menschen, Menschen, Menschen! Hier kam wohl die ganze Welt zusammen?!

Seit es Morgen war, rasselten immer wieder neue Züge auf dem Bahngleise vor. In den Wartesaal war nicht mehr hineinzukommen, draußen auf dem Bahnsteig stand es Kopf an Kopf. Mit Fahnen, mit Kreuzen, mit ihren Musikkorps und ihren Geistlichen standen da ganze Dorfgemeinden.

„Heiliger Willibrord, eine Flamme der göttlichen Liebe,
Heiliger Willibrord, ein besonderer Schützer hiesiger Gegend!"

Heiliger Willibrord, — heiliger Willibrord, wohin man sah, wohin man hörte. Nur ein Gedanke belebte all diese Köpfe, all diese müden Gesichter, all diese Seelen: Echternach!

Bäreb sah manchen Kranken, vor dessen Anblick ihr grauste. Es kamen Blöde und Taube, Stumme und Lahme, Blinde und mit Geschwüren Behaftete; und solche, die äußerlich nicht so ihre Krankheit zeigten, zeigten ihr Leid doch in blassen, abgezehrten, verhärmten Gesichtern. Bäreb ging abseits, um nicht all das zu sehen. O, so schlimm war ihr Dores doch lange nicht! Sie küßte ihn, und er patschte sie mit den welken Händchen ins Gesicht; je näher sie Echternach kamen, desto lieber wurde er.

Besonders eine war in der Menge, vor der es Bäreb graute; sie wußte nicht recht warum, aber es gruselte sie. Und doch glitten ihre Blicke immer wieder hin in ängstlicher Neugier: was fehlte der nur?! Die sah ja so gesund aus, stark und dick; sie mochte in gleichem Alter mit ihr stehen, aber sie hatte viel mehr Fleisch an sich. Auf einer Seite wurde die von ihrer Mutter geführt, einer behäbigen Bäuerin, auf der anderen von einer ältlichen Frau, wohl auch einer Anverwandten.

Mit unruhig flackernden Augen sah das Mädchen um sich, es drängte immer voran, die Frauen konnten es kaum zurückhalten. Und in Absätzen schrie es ganz laut: „Heiliger Willibrord, heiliger Willibrord!" Beinahe wäre es unter die Räder gekommen; vor den einlaufenden Zug drängte es sich hin, es wollte durchaus zuerst hinein, vor allen anderen. Es konnte es gar nicht abwarten.

Das war der Zug mit den Wagen vierter Klasse nach Echternach. In einem Tumult, der etwas Beängstigendes hatte, stürmten die Wallfahrer die Coupés. Es war ein Durcheinanderschreien, ein Trappeln, ein Stoßen, ein Stürmen, ein Drängen, ein Drohen, ein Brüllen, ein Schelten und ein Sichbeklagen, daß Bäreb selber nicht wußte, wie sie eigentlich auch in einen Wagen gekommen war. Zu ihrem Schrecken sah sie das Mädchen sich gegenüber. Es hatte starke hellblonde Zöpfe um seinen Kopf liegen und war gut gekleidet — ei, war die blaue Taille fein mit Samtbesatz und der Rock mit Volants! Das Mädchen war eigentlich sehr hübsch. Es lächelte Bäreb an, aber diese traute sich nicht, wieder zu lächeln. Jesus Maria, das blonde Mädchen lächelte wohl freundlich, aber seine Augen blieben so leer dabei!

Mit großer Gesprächigkeit fing die Mutter eine Unterhaltung an. Sie fragte Bäreb, ob sie auch springen wolle zu Echternach. Sie und ihre Angela und die Base Piette wollten auch springen; sie kamen aus dem Luxemburgischen, der Knecht hatte sie bis zur Bahnstation gefahren, sie hatten Wagen und Pferd. Die Angela war krank. Von Kind an war sie anders gewesen als andere Mädchen; selbst bei den lieben Nönnchen, wohin man sie zwei Jahre in „Penßjohn" getan hatte, war es nicht besser geworden mit ihr. Einen teueren Arzt in der Stadt Luxemburg hatte man auch zu Rate gezogen, der hatte die Krankheit mit einem gelehrten Namen benannt. „Aber dat is all nit wahr, uns Anschela —" die Frau dämpfte die Stimme und raunte der lauschenden Bäreb ganz geheimnisvoll ins Ohr: „mit der is dat nit richtig!"

Nicht richtig?! Bäreb riß ihre Augen weit auf und hielt sich unwillkürlich zurück, daß der Atem der Blonden sie nicht streifte. Nicht richtig? Sie hatte wohl schon gehört: wenn die Kühe keine Milch gaben, dann sagte man, da ist was nicht richtig — aber bei Menschen?! Scheu richtete sie ihre Augen auf das Mädchen.

Das war sehr vergnügt; es schwatzte in einem fort und preßte mit beiden Händen die blaue Taille herunter, damit sie straff und glatt über der vollen Brust saß. Ab und zu betete es auch ein Sätzchen. Aber dann wurde sein rundes, blühendes Gesicht jedesmal ein ganz anderes. Zwischen den Brauen grub sich dann eine tiefe Falte ein, die vollen Lippen wurden schmäler und erschienen blässer, die flackernden Augen hoben sich empor und starrten unbeweglich auf einen Punkt.

Morgengruß.

Gemälde von Adolf Echtler.

„Herr, erbarme Dich unser,
Christe, erbarme Dich unser!“

Es stöhnte laut, seine Züge verzerrten sich wie bei einem heftigen Schmerz; es schlug sich an die Brust, unruhig scharrten seine Füße —

„Heiliger Willibrord, bitte für uns!“

Leiernd und sich bekreuzigend fielen Mutter und Base ein: „Wir bitten dich, heiliger Willibrord, erhöre uns!“

Unwillkürlich fiel Bäreb auch ein; wenn alle beteten, sollte sie da nicht mitbeten? Der ganze Wagen, alle Leute, die darin saßen, hatten teilgenommen.

Wie eine Vorbeterin, mit erhöhtem Ton, begann das Mädchen aufs neue. Es hatte etwas Heißes, etwas gewaltsam mit sich Fortreißendes. Bäreb konnte nicht widerstehen, mit Mühe nur hielt sie an sich; wenn sie sah, wie das Mädchen an allen Gliedern zuckte, wie es sich bäumte in seinem Gebet, konnte auch sie kaum ruhig bleiben. Aufspringen hätte sie mögen von der Bank, wie jetzt das Mädchen tat, hinein schreien in das Rasseln und Schnauben des Zuges, das überbieten mit der Stimme.

„Heiliger Michael, heiliger Gabriel, heiliger Joseph,
Heiliger Petrus, heiliger Andreas, heiliger Jakobus,
Heiliger Thomas, heiliger Matthäus, heiliger Barnabas,
Heiliger Stephanus, heiliger Fabian und Sebastian,
Heiliger Gervasius und Damianus, heiliger Silvester,
Alle heiligen Chöre seliger Geister, bittet für uns!“

Die blonde Angela schrie alle Engel und Erzengel, alle Jünger des Herrn, alle Propheten und Märtyrer, alle heiligen Bischöfe und Beichtiger, Priester und Leviten, Mönche und Einsiedler in unendlicher Reihe auf sich herab.

Es schwindelte Bäreb. Wie war es möglich, die ganze Litanei zu allen Heiligen im Kopfe zu behalten, all diese Namen so rasch herzusagen?! Sie fing an, das Mädchen zu bestaunen; auch die andern Waller hefteten bewundernde Blicke auf die Beterin. Wahrhaftig, das war keine Kranke, das war eine besonders Begnadigte!

Die Mutter, die zuerst verlegen dreingeschaut hatte, die versucht hatte, durch ein Zupfen am Ärmel die Tochter zu leiserem Beten zu bestimmen, verzog nun den Mund in geschmeicheltem Stolz. Ja, das war wahr, ihre Angela war ein sehr frommes Kind, die sollte auch ins Kloster gehen, sowie die gesund war. Jetzt ermunterte sie die Tochter zu weiterem Beten noch.

Wo die nur all diese Worte her hatte?! Das war ein Schwall, ein Erguß, ein Strömen, ein Fließen von heiligen Worten, daß es schier betäubte. Bäreb, der schon am Morgen der Kopf schwer gewesen war, fühlte ihn immer schwerer werden. Sie war wie im Rausche. Wieder im Rausche, wie am Tage vorher, da die hübschen Soldaten ihr so viel Verliebtes ins Ohr geflüstert hatten. Gestern so wie heute — heute so wie gestern! Sie konnte gar nicht mehr klar denken.

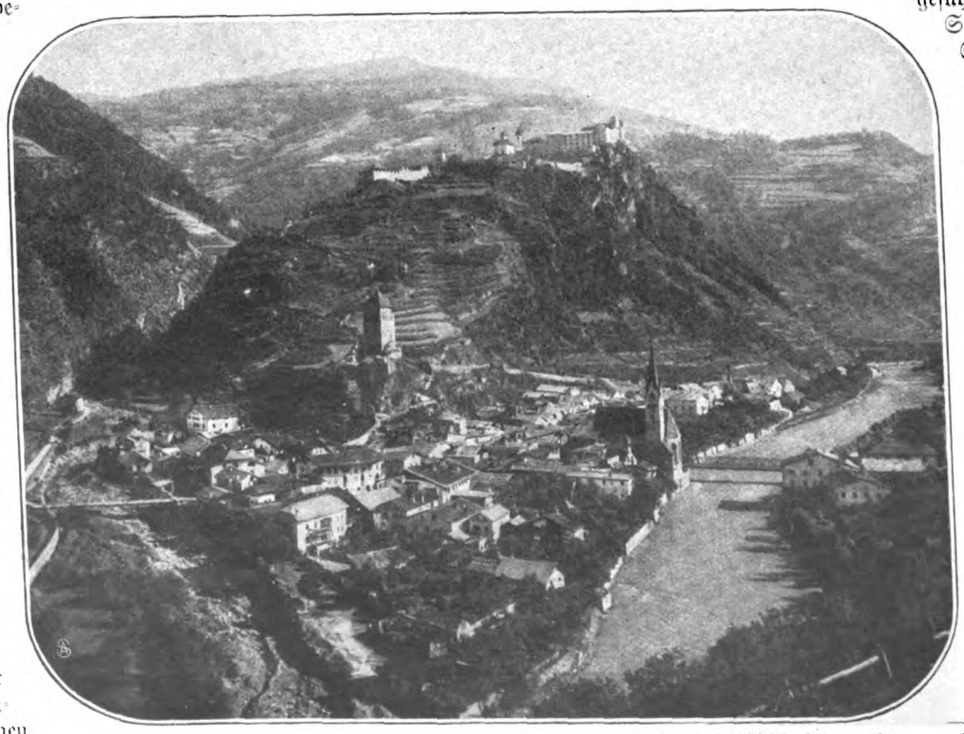
(Fortsetzung folgt.)

Aus Klausen in Südtirol.

Von Adalbert Ruth.

Klausen muß man malen; denn was ist ein nüchternes Lichtbild, ein Druck im Vergleiche zu all dem Lieblichen, farbig Harmonischen, das die Natur und jahrhundertelanger Menschenfleiß in diesem Städtchen und um dieses geschaffen hat! Schon um 1500, als der große Dürer es besuchte, mag es nicht die geringste unter den Städten Süddeutschlands gewesen sein, sonst hätte er es ganz gewiß nicht als Landschaft für sein bekanntes Bild „Das große Glück“ verwendet. Und daß die Maler der alten Stätte treu geblieben, kann jedermann heute noch daraus ersehen, daß zur schönen Frühlings- und noch weit angenehmeren Herbstzeit überall in Klausens engen Winkelgäßchen arbeitsfrohe Künstler aus aller Herren Ländern sitzen.

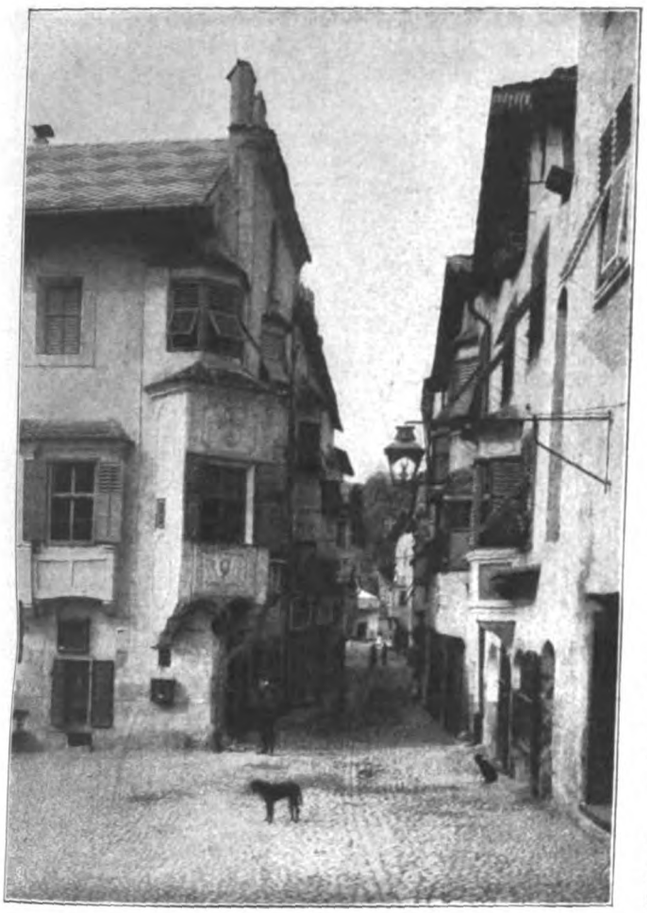
Weil Klausens Vergangenheit eng verwachsen mit der Geschichte Säbens, „des heiligen Berges“, ist, so will ich zurückgreifen in die Zeit, da noch dort droben hoch auf ragendem Fels, überm tosenden Eisack der Tempel der Myrionyma Isis, der Tausendnamigen, stand, und vom König Arostages beginnen, der, wie das allerdings nicht ganz historische glaubwürdige „Ehrenkränzlein“ erzählt, 220 v. Chr. am Säbener Berge geherrscht habe. Von seinen Vettern an die Römer verraten, sei er samt seiner Tochter von diesen gefangen weggeführt worden. 866 Säme*) Gold, Silber und Edelgestein sei die Beute der Verräter gewesen und von diesen aus Furcht vor der Goldgier der Römer im Tinnebachtale vergraben worden. Und nach den Römern kamen in bunter Reihe germanische Stämme, Langobarden, Franken, Bajuvaren. Von ihnen allen findet man heute noch Spuren, Geräte und Waffen, und manch altes Gemäuer mag noch aus jenen Tagen



Frau M. u. Th. Würthle, Salzburg, phot.

Klausen mit dem Kloster Säben.

*) Ein Säm ist eine Maultierlast.



Am Pfarrplatz.

in unsere Zeit hereinragen, und gibt's nicht greifbare Schätze und Andenken, so sind's oft Namen, Wörter des täglichen Lebens, die dem Kenner und Freunde der Vergangenheit auf Schritt und Tritt jene fernen Zeiten vorzaubern, da noch graues Heidentum dem Wotan und der Frigga dort Heiligtümer schuf, wo heute St. Georg und St. Verena, Barbara verehrt werden. Und so wich auch am Säbener Berge die Isis der Gottesmutter.

Heute zeigt man als den Rest der alten Räterburg in Säben den Turm, in dem man St. Cassian, den ersten Verkünder christlicher Lehre, einkerkerte; doch war diese wohl schon von Drusus, dem Eroberer Rätiens, ebenso wie Hoch-Eppan und Juval im Vintschgau, gebrochen worden. Doch der Römer stolzes Reich zerfiel, die Burg kam an die Ostgoten unter Theoderich und nach dessen Sturz an die Bojaren, die Langobarden, deren Herrschaft der große Karl 788 ein Ende machte. Schon Ende des sechsten Jahrhunderts finden wir Säben als Sitz des heiligen Bischofs Ingenuin. Karls Sohn, Ludwig der Fromme, gab den Bischöfen von Säben reiche Geschenke und erhob Klausen mit seinem festen Schlosse 831 zur Hauptzollstation. Die Bischöfe siedelten nach Brixen über und setzten eigene Burggrafen auf ihre Burg, die sich dann das Stadtschloß Branzoll bauten, das die Klausener heute noch das Hauptmannsschloß nennen, trotzdem es bereits seit 1652 als Brandruine dasteht.

Mächtige und reiche Ritter entstammen dem Geschlechte Merbotos, des Ahnherrn der Säbener; einer von ihnen, Ortulf II., Kaiser Rotbarts Hofkaplan, ging mit diesem ins Heilige Land und starb als reicher Propst von Innichen. Damals sang auch der ritterliche Leuthold auf Säben seine Minnelieder:

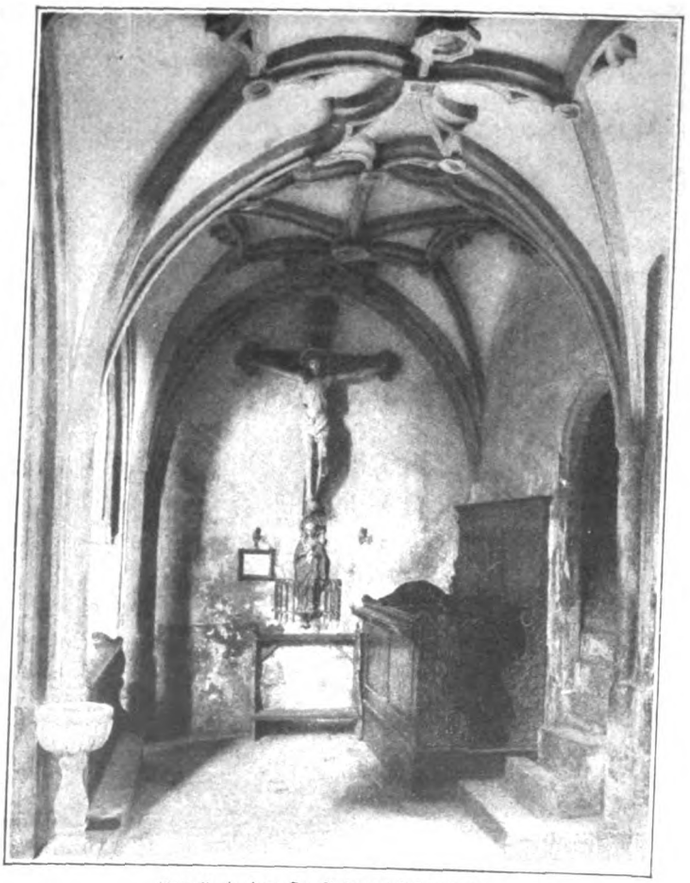
„Ihr sollt mir nicht die Frauen schelten,
Ob auch mal eine missetut."

Auf der anderen Seite des Tales war die Heimat seines Zeitgenossen Walters, „des süßesten Sängers deutscher Frauen"; hoch droben, im Layener Ried, stand der Edelhof der Vogelweider, dem Geschlechte der Edlen von Layen gehörig, die auf der Layenburg saßen.

Oswald, der letzte Säbener, liegt in Neustift bei Brixen. Ihre Burg, vom Blitz gezündet, verbrannte, und erst Mathias von Jenner, einem reichen und berühmten Klausener Geschlechte entstammend, erbaute auf ihren Ruinen ein Kloster und holte vom Nonnberg bei Salzburg fromme Frauen, das wundertätige Gnadenbild zu hüten. Die Jennerischen waren es auch, welche die sagenhaften Säbener Schätze aus dem Pfundererberg und von der Rotlahn holten und das prähistorische Bergwerk im Tinnebachtale zu großer Blüte brachten.

Heute steht nun auf stolzer Zinne, hoch überm Tale, das Nonnenkloster, ein geschmackloser Kasernenbau mit Zementdach und einer noch recht hübschen Kirche aus der Jennerischen Glanzzeit, die leider auch bereits zur gründlichen Renovierung bestimmt ist, was wohl ihrem Untergange als Denkmal christlicher Kunst gleichkommt. Ihr Turm ist der letzte Rest der alten Burg. Ein zyklopisch gepflasterter Weg führt an der äußeren Mauer herum zu einer etwas tiefer liegenden Gnadenkirche, von wo man durch einen gut erhaltenen Torturm mitten in die Weingüter des Bischofbauern kommt, der den Dioritfelsen jedwedes Fleckchen Erde abgerungen hat und dort in windgeschützter Südlage einen prächtigen „Rötel" zieht. Einstmals gehörte er zum Stadtschloß, das seit dem letzten Jahre wieder zeitweilig seinen Besitzer, den bekannten Burgenforscher und Gelehrten Dr. Piper, beherbergt, der, die ursprüngliche Einfachheit wahrend, einige Räume bewohnbar machte.

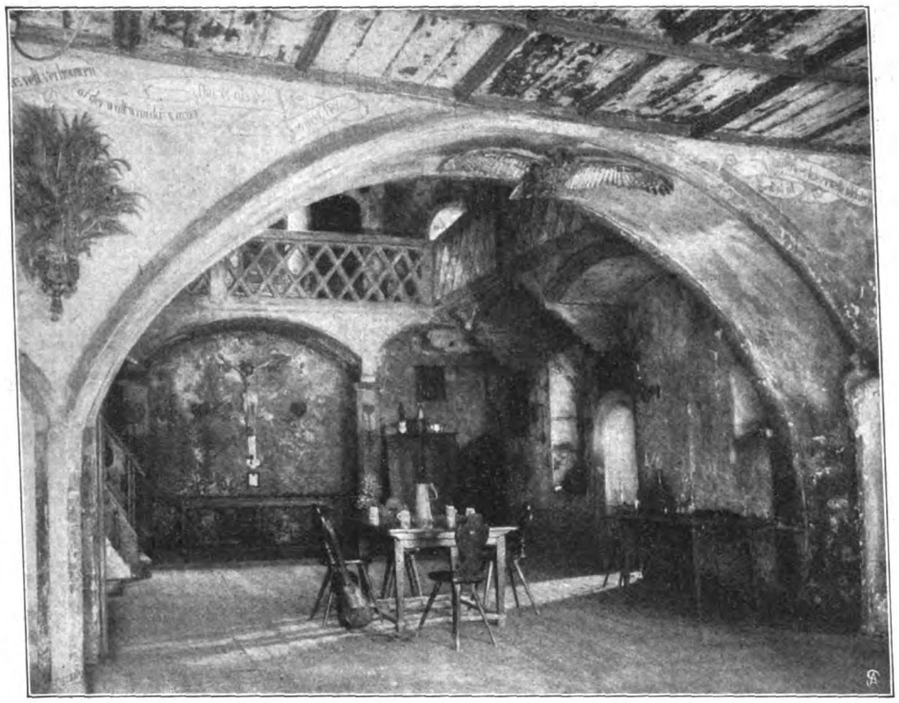
Der Verdienste dieses Mannes um die Erforschung und Erhaltung tirolischer Burgen sei an dieser Stelle dankbar gedacht. Durch einen geheimnisvoll dunklen Schlupf, für einen Dickeren kaum passierbar, treten wir mitten in die Stadt auf den Kirchplatz, von dem nach Nord und Süd die einzige Straße Klausens, zugleich Südtiroler Reichsstraße, sich öffnet. Das Pflaster wird wohl noch das gleiche sein, das Bischof Ullrich Putsch 1429 den Klausenern schenkte, weil seine Weinfuhren im Schmutz der Straße steckenblieben. Die moderne



Kapelle in der St. Andreas-Pfarrkirche.

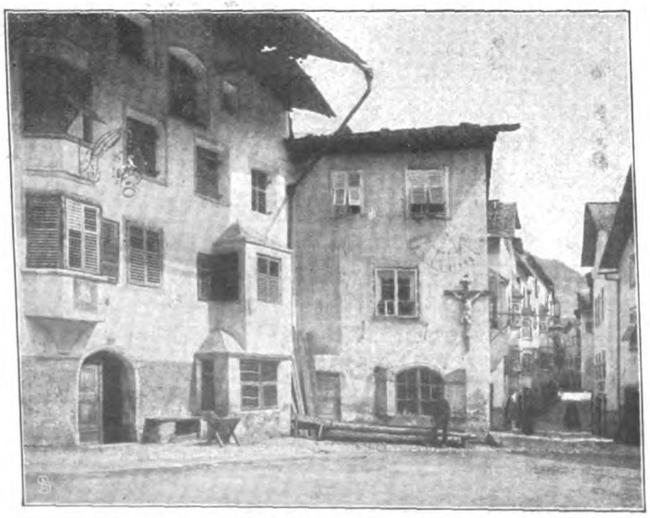
Eisenbrücke nach Grießbruck jenseit des Eisack ist ein zwar bequemer, aber wenig stilvoller Ersatz für die alte Holzbrücke mit ihrem Torturm, deren Schwestern uns noch in einigen Eisackbrücken südwärts von Klausen erhalten sind. Die Pfarrkirche, dem heiligen Andreas geweiht, ist um so besser erhalten und weist an ihrer Außenseite interessante Grabsteine der Familie Jenner und der Herren von Lutz zu Ansheim und Glatsch auf. Heute sitzen letztere noch beim „Kalten Keller" oberhalb Waidbruck als Alttiroler Edelbauern, der letzte Jenner aber starb verarmt in Wien.

Wenden wir uns nordwärts gegen Brixen, so wollen wir gleich Meister Gallmetzers Schnitzlerstube besuchen, aus der manch schönes Figürlein in alter und neuer Gotik hervorgeht; doch ist er nicht der einzige seiner Art in Klausen, auch ein Altarbauer Meraner und ein Maler Sturm tragen rühmlich mit ihren Werken kirchlicher Kunst den Namen Klausen in ferne Gegenden. Und weil wir schon einmal bei der Kunst verweilen, wollen wir auch gleich zum „Kantioler" gehen. Dort war's „fein", wie der alte Professor Zingerle erzählte, als noch die selige Wirtin lebte und die große Schar der Kunstjünger wie die Schwalben im Lenz gezogen kam; da gab's viel Kurzweil, und auch der Großen und Größten wurde gedacht, man feierte Goethe, Herrn Leuthold von Säben, Walter von der Vogelweide und andere. Zum Schlusse malten die übermütigen Gesellen den hochinteressanten Flur, eine architektonische Sehenswürdigkeit, schön mit allerlei Sprüchen und Bildern aus, machten aus Pappe und Holz „schmiedeeiserne" Altertümer und Beschläge und beherzigten zweifelsohne Walters Spruch: „Ezzet hüener unde trinket win."



Der Flur beim „Kantioler".

Das Hausbuch, ein hochinteressantes Stück, vermerkt öfters Namen mit gutem Klange bei solchen Anlässen. Leider versucht man heute jedem Fremden den Bären vom „Ratsaal aus dem XIV. Jahrhundert" aufzubinden. Gegenüber bietet ein dazugehöriges Haus prächtige Motive zum Studium der Architektur des mittelalterlichen Hauses und schließt den Waltergarten von der Straße ab. Eine hier längs des Eisack führende Strandpromenade dürfte wohl eine mißglückte Nachahmung ähnlicher Wege in Bozen und Meran sein. Die etwas weiter am Brixner Tor gelegene, einst gotische Apostelkirche, 1208 vom Bischof Konrad in der Au gestiftet, 1470 wegen Wassereinbruchgefahr jedoch zur genannten Kirche in die Stadt verlegt, ist noch ganz Mittelalter, und es würde niemand wundern, wenn der Reformator Karlstatt, den sich die seinerzeit lutherischen Klausener zum Prediger erwählt hatten, plötzlich aus dem Tore träte, oder daß Kriegsleute der freisingischen Bischöfe ins Gröden durchzögen; war doch gerade Klausen der Eingangspunkt dorthin, weil man über Albions, Layen, Tanürz den Troi-payan, zu deutsch Heidenweg, den nächsten Weg nach Ulrich in Gröden hatte. Und Anno 9 kamen die Franzosen unter General Pery über das Grödner Tal, als dem einfachsten und kürzesten Weg von Italien her, ins Eisacktal. Da nutzte auch die Trostburg nichts mehr, die einst der als vaterlose Waise in Ingolstadt streng katholisch erzogene Wolkensteiner Engelhard Dietrich, als er sein Vaterland von der lutherischen Gefahr bedroht fand, zu einer Feste umwandelte, die den Venezianern und damit dem neuen Unglauben den Weg verlegen sollte. So bietet das Städtchen gleich beim Eintritt dem Beschauer ein liebliches Bild mit seinen Erkern



Das „Weiße Rößl" und der Marktplatz.

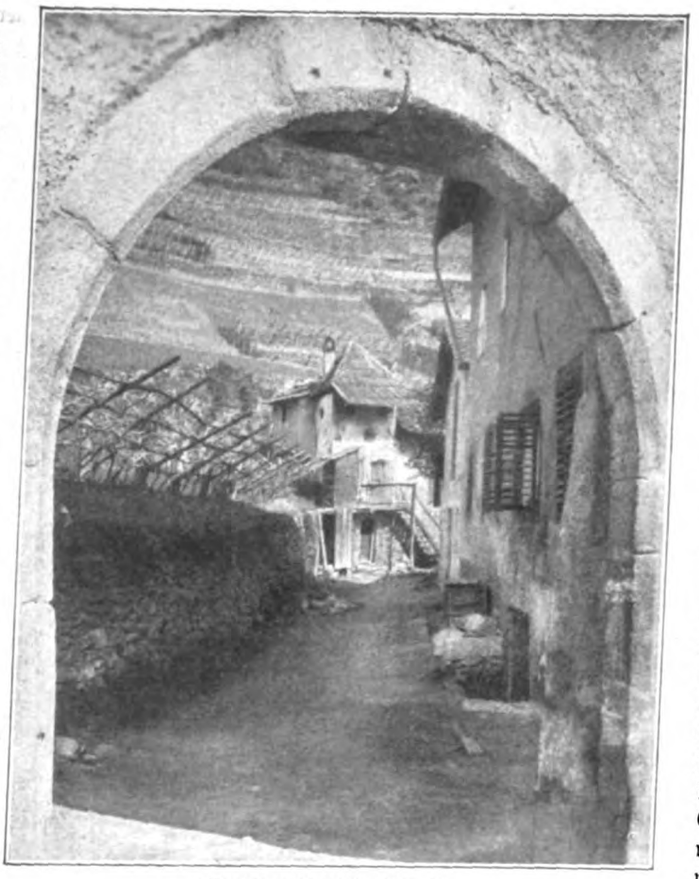
In der Frag.

und schmiedeeisernen Schnörkelgittern, die letzte deutsche Stadt südwärts des Brenners, deren Eigenart erhalten blieb.

Und weil die Stadt hier ein Ende hat, gehen wir wieder zum Kirchplatz zurück und wandern geradeaus nach Süden, am Künstlercafé zum Kranz vorbei, der zweiten Verbreiterung der Hauptstraße Klausens, dem Marktplatze zu, denn die Künstlerstube beim Rauter wollen wir uns auf ein anderes Mal sparen.

Vor dem Rösselwirt am Platz mag früher wohl täglich ein Getriebe geherrscht haben wie jetzt an den ziemlich häufigen Markttagen; zur Zeit, als noch die großen Weinfuhren vom Etschland herauf die Stadt passierten, oder wenn viel Kriegsvolk gegen Welschland zog.

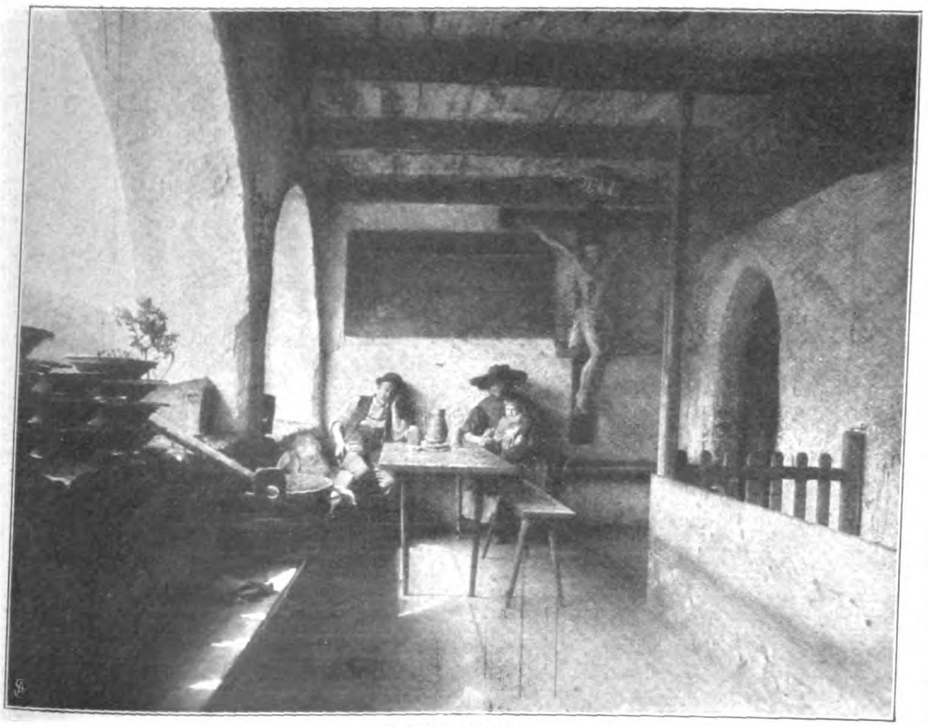
Heute ist's gewöhnlich ruhiger, und man kann sich gemächlich unter den fünf Wirtshausschildern das freundlichste auswählen. Zum Rößl, zum Engl, zur Gans oder Alten Post, oder zum Bötl und beim Stampfl. Besondere bieten die größtenteils modern renovierten Häuser wohl nichts außer einer ziemlich reichen Auswahl Klausener Landweine.



Eingang zum Ansitz Ansheim.

Über den Thinnebach führt natürlich eine neue Eisenbrücke, der sich seit kurzem das links gegen den Eisack zu liegende Kapuzinerkirchlein durch ein neues Zementplattendach anzupassen sucht. Wir sind in der Frag, der Vorstadt von Klausen. Am Thinnebach entlang kommen wir zum Pocher, dem Verarbeitungsorte der im Pfundererberg gefundenen Erze, und am Talschluß nach Schloß Gerstein, einem Normannenbau, der gar zu wenig in die Gegend paßt. Einst, als im zwölften Jahrhundert Heinrich Garro von Gerstein des reichen Säbeners Reginbert Tochter Gisela zur Frau nahm, sah es dort wohl kriegerischer aus, denn die Burg schützte den Saumweg über Latzfons nach Villanders und auf den Ritten. Der heutige Bau stammt aus dem letzten Jahrzehnt. Einsame alte Räterwege führen hier zu den Höhen, auf denen die ersten Siedelungen heute noch in ihren Namen fortleben. Es saßen die Wolkensteiner in Pardell als Pfleger, die Villanderer in Eratvetsch, später die Lachmüller auf Rabenstein und Kobach, die Flaschen auf Doß in Villanders. Von Klausen über Säben und dann auf einem schmalen Pfade nach Pardell und Verdings führt uns der alte Saumweg durch prächtige Edelkastanienwälder nach Velthurns, dem alten Volaterra in Etrurien, oder Volturnus jedenfalls nahe verwandt; das Schloß mitten im Dorfe war ein Sommersitz der Bischöfe von Brixen, berühmt wegen seiner wertvollen alten Holzarbeiten, Intarsien, Täfelungen und Möbel, und gehört seit einigen Jahren der Stadt Bozen, die ein Museum daraus gemacht hat. Etwas unterhalb, beim Ansitz der Edlen von Teutenhofen, bietet sich eine der herrlichsten Gebirgsaussichten. Es grüßt von der andern Seite des Eisack der Wächter Ladiniens, der Peitlerkofel, herüber, und die gigantischen Türme der Geisler- und Fermedagruppe ragen am Talschluß des Villmöß wie Riesenzähne zum Himmel empor. Von dort nach Tschötsch führt der Weg weiter hinab nach Brixen, mitten durch Weingärten und Kastanienhaine.

Neben dem vorhin erwähnten Kirchlein und Kloster der Kapuziner reiht sich ein adeliger Familiensitz an den andern, Ansheim, Rechegg, Glatsch und Fragsburg. Nicht umsonst wird gerade diese Gegend des Städtchens von Künstlern besonders besucht, denn nach Süden eröffnet sich ein völlig harmonisches Landschaftsbild, im Talgrunde der tosende Fluß, von saftgrünen Matten und Angern umsäumt, nach oben beiderseits dunkle Waldhänge, von grünen Fleckchen mit zerstreuten Höfen und Kirchlein gesprengelt, rechts Villanders, Barbian und Dreikirchen, links die Gelände des Layener Rieds, darüber das herrliche Blau des Südtiroler Himmels. In der Richtung gegen die Stadt überragt der mächtige Aufbau des Säbenerberges das Massiv der Ruine Branzoll, und wie ein scheues Kind liegt an seinen Fuß geschmiegt das alte Städtchen. Im Vordergrund ein freier Platz mit von Weinreben umsponnenen Vordächern und Gärten, ein alter, großer Dorfbrunnen und rechts, über einige Stufen, der Aufgang zur Lorettokapelle.



Beim Brugger.

Klausen besuchen, ohne den Kapuzinerschatz gesehen zu haben, wäre unverzeihlich, und darum wollen wir beim Bruder Pförtner die Erlaubnis erwirken, den Schatz, der als Eigentum der Gottesmutter von den Mönchen verwahrt wird, besichtigen zu dürfen.

In einem kleinen, feuersicheren Gewölbe wird der Schatz verwahrt, gleich hinter dem Altare der Lorettokapelle, und man erzählt uns dort über Herkunft und Wert der einzelnen Schatzstücke ungefähr folgendes: An derselben Stelle stand einst, es war zu Beginn des 17. Jahrhunderts, das Vaterhaus P. Gabriel Pontifesers, des Beichtvaters der Königin Maria Anna von Spanien. Sie war, eine Prinzessin von Pfalz-Neuburg, im Jahre 1692 an den letzten spanischen Habsburger Karl II. verheiratet worden, und als der König, ein Schwächling, 1700 bereits starb, beschloß sie ein Kloster zu stiften und sandte einen Teil des Schatzes der königlichen Hauskapelle in Madrid nach Klausen und ließ auf Wunsch ihres Beichtvaters an der Stelle seines Geburtshauses die Lorettokapelle und das Kloster bauen. Neben einer Reihe von echten Bildern berühmter alter Meister, wie Velasquez, Murillo, Lionardo und anderer, finden sich viele kirchliche Geräte aus edlen Metallen mit echten Edelsteinen verziert, darunter eine Garnitur aus großen Bergkristallen geschnitten, gestickte Prunkgewänder, bei denen die Spenderin selbst mit gearbeitet hat. Das Wertvollste aber ist unzweifelhaft der Feldaltar Kaiser Karls V., der als Mittelstück eine Kreuzigungsgruppe aufweist, die nach glaubwürdigen Aufzeichnungen der Spenderin selbst von Michel Agniolo Buonarotti (Michelangelo) in Silber getrieben wurde. Ein Kunstwerk allerersten Ranges. Die bayrische Regierung ließ Anno 1809 eine Anzahl wertvoller Bilder nach München bringen, wo sie sich heute noch befinden. Ein kurzer Spaziergang über den Eisack führt nach Griesbruck, zum Ansitz der Wolkensteiner, Griesburg und dem heutigen Bergamt, einem Schloß der Herren von Jenner, einst Säbegg genannt; dort zeugt ein gut erhaltener schöner Rittersaal vom Reichtum und Kunstsinn dieser Familie. Auch hier klimmen alte steile Räterwege, grob gepflastert, zur Höhe nach Albions und über Layen nach Gröden, anderseits wieder nach Fonteklaus und ins Villnößertal, ins Herz von Tirol, nach Ladinien.

Und gerade Tiroler Sitte und Eigenart sind es, die den Freund der Berge immer und immer wieder ins Eisacktal ziehen, wo die Kastanie als nährender Freund jedem Hause Schatten spendet und der Mensch im steten liebevollen Pflegen der Traube, des edelsten unter den Gewächsen, selbst veredelter, natürlicher ward. Im Herbste dann, wenn traubenschwer die „Pergeln" prangen, geht jung und alt, froh überall die Fülle, mit der die dankbare Natur den Fleiß und die Mühe ihrer Pfleger lohnte, zum „Törggelen" hinaus. Auch die Klausener Bürger ziehen mit Kind und Kegel ins Leitach, den neuen Wein mit gebratenen „Kästen" zu versuchen und die zusagenden Sorten auszuwählen; zum Brugger oder Zigieler und, wer es besonders gut mit sich meint, der geht zum Spitaler, den einmal einer seiner Freunde eine Mischung von Sokrates, Goethe und Lionardo nannte. Das ist zwar zuviel gesagt, aber es steckt etwas in dem alten Bauernschädel, und wenn jemand etwas von Bauernphilosophie hören will, so ist er hier an einer Quelle.

Leider wird auch für Klausen, das heute noch ein gutes Stück Mittelalter beherbergt, der Tag kommen, wo der ganze Schimmer, der Edelrost der Vergangenheit überall von ihm geschwunden sein wird, die ganze Poesie der alten Häuser und Winkel durch blasse Nüchternheit ersetzt ist. Aber einstweilen läßt's sich hier noch gut hausen und träumen.

Gartenglück.

Veilchen und Primeln blühen schon
Auf unserm kleinen Beet.
Im Winde schwimmt ein heller Ton,
Wie eine Glocke geht.

So leise ... und ich hör' es kaum,
Rauscht mir dein helles Kleid
Und spielt mit seinem Spitzensaum
Über die Herrlichkeit.

Die Hyazinthen rot und blau
Sind süßer Düfte schwer.
Da kommst du, himmelsschöne Frau,
Zwischen den Blüten her.

So leise ... und ich fühl' es kaum,
Dein junger Atem weht.
Die Drossel singt im Tulpenbaum
Über das Blütenbeet.

Du schöne Frau ... wie fern das Land,
Wo unsre Sehnsucht blieb.
Ich küsse deine Gnadenhand,
Der Frühling hat uns lieb.

Robert Walter-Freyr.

Nervöse Kinder.

Von Dr. Erwin Kobrak.

Die Zunahme der Nervosität unter den Erwachsenen, die in einen immer schärfer werdenden Kampf um Güter und Ehren dieser Welt gedrängt werden, ist eine der leider nur zu bekannten Schattenseiten unserer Kultur. Nicht genügend verbreitet ist jedoch sehr zum Schaden des heranwachsenden Geschlechts die Kenntnis, daß auch die Kinder in immer größerer Zahl dieser Krankheit anheimfallen.

Die ganze Auffassung von dem Wesen der Nervosität ist in weiten Kreisen fehlerhaft. Zwischen nervöser und eingebildeter Krankheit besteht nach Ansicht der Menge kaum ein großer Unterschied, ein Irrtum, der darin seinen letzten Grund hat, daß es der Wissenschaft bisher noch nicht gelungen ist, in den Organen, die der Sitz der Krankheit sein müssen (Gehirn, Rückenmark und Nervensträngen), körperliche Veränderungen nachzuweisen. Das liegt aber nicht an dem Nichtvorhandensein solcher Veränderungen, sondern an der Unzulänglichkeit der für solche Untersuchungen der Wissenschaft bisher zur Verfügung stehenden Methoden.

Die kindliche Nervosität findet sich bei arm und reich in gleichem Maße. Die Großstadtkinder, die auf der Straße dauerndem Lärm und einem sie verwirrenden Treiben ausgesetzt sind, stellen ein größeres Kontingent als die Landkinder,

die eine Entwicklung in Ruhe in Feld und Wald nehmen. Die Krankheit äußert sich beim Kind ebenso wie beim Erwachsenen in einer übermäßigen Reizbarkeit, abwechselnd mit rascher Ermüdung. Mit dieser kurzen Erklärung ist aber das vielgestaltige Wesen der Erkrankung durchaus nicht beschrieben. Wir werden einen besseren Eindruck erhalten, wenn wir uns einmal eine Reihe von Typen vorführen lassen, wie sie in der Sprechstunde des Arztes vorkommen. Da sehen wir Kinder, die gleich bei der ersten Bekanntschaft in übertriebenster Weise dem Arzt ihre Zuneigung bezeigen, an ihm wie ein Hündchen, das seinen Herrn wiedergefunden hat, freudig in die Höhe springen und ihn mit Küssen überhäufen wollen. So erfreulich dieses Entgegenkommen der Kinder erscheinen mag, es wird den Arzt zum Nachdenken veranlassen; denn die Erfahrung lehrt, daß dieses Benehmen nur nervös erregte Kinder, die auch anderweitige Zeichen von Nervosität bieten, an den Tag legen. Sehr bald schlagt übrigens während der Fortdauer des Zusammenseins diese Freude, der man etwas Krankhaftes anmerkt, in kaum stillbares Weinen um, bis irgend eine Kleinigkeit vermag, die Stimmung ebenso plötzlich wieder ins Freudige zu verkehren. Mit diesem beängstigend raschen Stimmungswechsel pflegt eine übergroße Geschwätzigkeit Hand in Hand zu gehen. Nicht schüchtern, wie es Kinderart ist, wird eine einfache Frage beantwortet, nein, weitschweifig, vom Hundertsten ins Tausendste kommend, sprudeln die Kinder die Worte hervor.

Eine weitere Gruppe nervöser Kinder sind die hypochondrischen. Diese bitten die Mutter, sie zum Arzt zu bringen, weil sie bald da, bald dort Schmerzen spüren, bald fürchten, sich den Magen verdorben oder sich erkältet zu haben, ohne daß die genaueste Untersuchung Anhaltspunkte dafür ergibt.

Es ist merkwürdig, daß schon ganz kleine Kinder im Alter von drei bis vier Jahren derartige hypochondrische Vorstellungen haben können, die sich immer häufiger einstellen, je ängstlicher die Eltern auf die Beschwerden eingehen. Beim Arzt lassen sich diese kleinen Patienten stets, ohne sich irgendwie zu wehren, und ohne daß es gütlicher Zurede bedarf, sehr ausführlich, ohne die Geduld zu verlieren, untersuchen. Sie berichten — auch dies ist für den Kundigen kennzeichnend — bereits frühzeitig selbst in frühreifer Art über ihre Beschwerden. Ein solches Kind vermag mit seinen hypochondrischen Leiden die ganze Familie zu tyrannisieren. Bald macht ihm diese Speise, bald jene so heftiges Bauchweh, daß die verängstigte Mutter mindestens eine Blinddarmentzündung oder ein Magengeschwür fürchtet und sich genau all die Nahrungsmittel merkt, die das Kind nicht „verträgt". Oder nach kurzem Laufen stellen sich in den Beinen Schmerzen ein, für die ein Anlaß nicht gefunden wird. Auch schwer stillbarer Schluckreiz nach geringer Abkühlung oder leichte Neigung zu rasch vorübergehendem Durchfall ohne Darmerkrankung gehören unter anderem zu dieser Gruppe der Nervosität. Ich erinnere mich eines sechsjährigen Knaben, der im Hause seiner sehr nervösen Mutter wegen ausgesprochener Neigung zu Durchfällen dauernd streng diät gehalten wurde. Als er, von der Mutter getrennt, einige Zeit bei dem Arzt in Pension lebte, kam es, trotzdem jegliche Kost ohne Einschränkung gegeben wurde, nicht zu den geringsten krankhaften Darmerscheinungen. Ähnlich ging es mit einer fünfjährigen kleinen Patientin, die häufig über so schwere Magenschmerzen klagte, daß die Eltern ganz außer sich vor Angst waren und selbst der Arzt sich lange nicht darüber klar war, ob nicht ein Magengeschwür die Ursache der Anfälle sei. Auf Grund sorgfältiger Untersuchung wurden die Schmerzen als rein nervös erkannt, und die Verpflanzung des Kindes in andere Umgebung, zu einer dem Kinde zwar mit großer Liebe entgegenkommenden, sonst aber bestimmt auftretenden Tante genügte, um die Anfälle zum Schweigen zu bringen.

Als weiterer Typ wären die übermäßig schreckhaften Kinder zu erwähnen, Kinder, die beispielsweise sich vor dunklen Räumen entsetzen, die bei Geräuschen besonders leicht zusammenfahren oder in der Nacht plötzlich aufschrecken und Schreie ausstoßen. Bei allen diesen geschilderten Formen sticht eine übermäßige Reizbarkeit des Nervensystems hervor.

Zum Bilde der Nervosität gehören aber auch jene zahllosen Kinder, deren Nervensystem durch eine besonders rasche Ermüdbarkeit und Erschlaffung ausgezeichnet ist. Solche Kranke bekommen nach kurzer Arbeit Kopfschmerzen und verlieren sehr schnell die Fähigkeit, ihre Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Gegenstand zu konzentrieren. Meist ist bei ihnen auch die körperliche Leistungsfähigkeit herabgesetzt. Sie sehen blaß und blutarm aus, haben dunkle Ringe unter den Augen, welkes Fleisch und essen ohne Appetit.

Im vorausgegangenen ist selbstverständlich nur eine kleine Anzahl von Typen aus dem vielgestaltigen Bilde der kindlichen Nervosität flüchtig skizziert. Die Typen kommen nie so scharf umschrieben vor, wie sie hier der Deutlichkeit halber beschrieben wurden, vielmehr greift ein Bild in das andere ein, und der einzelne Krankheitsfall bietet eine Mischung von Erregungs- und Erschlaffungserscheinungen. Das Krankheitsbild wird überdies auch noch dadurch kompliziert, daß außer den nervösen Erscheinungen sehr häufig organisch krankhafte Störungen, wie Skrofulose, Blutarmut, Drüsenvergrößerungen und Wucherungen im Nasenrachenraum u. a. m., mit hineinspielen.

Unter den Ursachen der nervösen Erkrankungen ist als wesentlichste die erbliche Belastung durch nervöse Eltern zu nennen. Es vererbt sich entweder diese ganze fehlerhafte Anlage des Nervensystems, diese leichtere Reizbarkeit oder Ermüdbarkeit, oder es pflanzen sich auch unter Umständen ganz bestimmte nervöse Erscheinungen, nervöse Kopfschmerzen, eigenartige Zuckungen oder dgl. fort. Hierbei ist der Umstand besonders traurig, daß die schon mit minderwertigem Nervensystem geborenen Kinder von den nervösen Eltern erzogen werden. Der nervösen Mutter fehlt die bei der Erziehung unbedingt notwendige Stetigkeit und Geduld, und so kommt in das Wesen des Sprößlings leicht auch etwas Fahriges und Zerstreutes. Klagen der Eltern über die verschiedensten Beschwerden hört das Kind gleichfalls mit an, und so erwachsen unwillkürlich leicht hypochondrische Vorstellungen und Krankheitsgefühle auch bei ihm.

Von den äußeren Ursachen der kindlichen Nervosität ist außer dem allgemein unruhigen Leben und dem Hasten der Großstadt vor allem der unzureichende Schlaf anzuführen. Jedes Organ und so auch das Zentralnervensystem bedarf nach getaner Arbeit der Ruhe. Das Ruhebedürfnis nimmt allmählich mit dem Alter ab. Der Neugeborene verfällt nach wenigen wachen Minuten wieder in Schlummer. Kinder von einem Jahr bedürfen noch mindestens einer 12—13 stündigen Ruhe. Mit sechs Jahren sind noch 10—11 Stunden Schlaf erforderlich. Sehr lebhafte Kinder sollte man an recht langen Schlaf, vor allem auch an einen 1—1½ stündigen Mittagsschlaf, zumal in der ersten Zeit des Schulbesuchs, gewöhnen.

Auf das inhaltreiche Kapitel Schulbesuch und Nervosität näher einzugehen, würde hier zu weit führen. Nur auf folgende Momente sei hingewiesen. Nervensystem und Seelenleben des Kindes erfahren mit dem Moment des Schulanfangs einen plötzlichen Umschwung. Statt Spiel und ungebundener Freiheit herrschen jetzt plötzlich ernste Beschäftigung und Pflicht; statt uneingeschränkter Bewegungsfreiheit jetzt stundenlanges Stillsitzen! Zudem lernen die Kinder jetzt zum erstenmal kennen, was Sorge ist!

Doch es wäre töricht, darum die Schule zu schelten! Das Leben ist hart, und wer gewöhnt wird, einen Puff zu vertragen, der klappt später, wenn die Püffe dichter regnen, nicht gleich kraftlos zusammen und geht an der großen Landstraße des Lebens widerstandslos zugrunde. Aber mehr allmählich könnte der Übergang von der schulfreien Zeit zur Schulzeit gestaltet werden. Darum ist die Einrichtung der Kindergärten gar nicht so übel, es ist ganz gut, wenn die Kinder dort bereits spielend langsam an eine gewisse körperliche und geistige Zucht gewöhnt werden.

Auch an der angeblichen Überlastung der Schüler in den untersten Klassen ist die Schule nicht allein schuld. Die

einzelnen Schulen müssen naturgemäß auf ein Mittelmaß von Begabung zugeschnitten sein. Dieses Mittelmaß wird für die Volksschulen geringer als für die Mittelschulen, für die letzteren niedriger als für die höheren Schulen sein müssen, die schon nach drei Jahren die Kinder reif zum Lateinlernen haben sollen. So wird schon in den Volksschulen das untere Drittel mit größeren Anstrengungen zu kämpfen haben als die zwei Drittel der Begabteren. Wie viel mehr wird der Mißstand in den mittleren und höheren Schulen sich geltend machen! Wird doch die Auswahl der höheren Schulen nicht nach der Begabung der Schüler, sondern nach dem Geldbeutel der Eltern getroffen. Wie oft muß der Arzt mit ansehen, wie Kinder, deren geistige Fähigkeiten beispielsweise in einer Mittelschule das erforderliche Pensum gut bewältigen könnten, infolge eines falschen Ehrgeizes der Eltern das Lerngebiet der höheren Schule durcharbeiten müssen!

Der dann notwendig werdende Privatunterricht verkürzt nun die sonst für Spazierengehen und Erholung bestimmte Zeit, und wenn dann noch Musikunterricht, der gerade bei Nervösen doppelt nervenangreifend wirkt, hinzukommt, so ist es nicht wunderbar, wenn die vorher gut entwickelten Kinder trotz Eisen- und aller gerade in Mode befindlichen Nähr- und Blutbildungspräparate blaß und blasser werden, an Kopfschmerzen und Appetitlosigkeit leiden und schließlich, da sie doch infolge ihres schlechten Allgemeinbefindens alle paar Wochen aus der Schule bleiben müssen, nicht in die höhere Klasse aufrücken.

Aber nicht nur die aufs Lernen gerichteten Anstrengungen sind es, die den Nerven des heranwachsenden Geschlechtes schädlich sind. Häufig, besonders in der Großstadt, ist es ein Übermaß von Vergnügungen und ein Teilnehmen an den Zerstreuungen der Erwachsenen. Die Unsitte der Kindergesellschaften, die nicht mehr ein harmloses Zusammenspielen der Kinder, sondern ein Aufbieten einer Reihe das Kindesalter blasiert und frühreif machender Zerstreuungen bedeuten, greift immer mehr um sich. Theater und Zirkus werden den Kleinen zu einer Zeit geboten, da das Gehirn noch nicht so rasch die schnelle Folge der Darbietungen hintereinander zu verdauen befähigt ist.

Hierher gehören die der Mode der Zeit folgenden Versuche, in Kindern schon frühzeitig Kunstempfindung und Sinn für künstlerische Schönheit erwecken zu wollen. Man lasse lieber die Schönheiten der Natur auf sie einwirken; der Zauber des wirklichen Waldes, wie die Erhabenheit des wirklichen Gebirges, sie tun mehr für ein späteres Erwachen von Kunstliebe und Kunstverständnis als Museenbesuche und Betrachtung der schönsten Bilder, in denen sich die Natur spiegelt.

Auch das Erzählen schauriger und die Phantasie stark beschäftigender Geschichten ist für reizbare Gemüter von Übel. Schlechte Träume, Furcht und Entsetzen vor dunklen Räumen sind die Folge solcher ungeeigneter Erzählungen.

Wir können selbst die andeutungsweise Aufzählung der für das kindliche Nervensystem in Betracht kommenden Schädigungen nicht schließen, ohne die verderbliche Wirkung des größten Feindes der in der Entwicklung begriffenen Nerven, des Alkohols, zu besprechen. Wie weit der Erwachsene sich dem Alkoholgenusse hingeben kann, darüber läßt sich allenfalls streiten; daß der Alkohol aber in jeder Form, sei es in der Gestalt des „unschuldigen", selbstabgezogenen Malzbieres, sei es als Wein zur „Stärkung", gar nicht zu reden von Likören und dergleichen, eine die geistige und körperliche Entwicklung des Kindes direkt aufhaltende Wirkung entfaltet, das merkt nicht nur jeder Arzt, sondern auch jeder Vater und jede Mutter, die Augen haben zum Sehen.

Solche Kinder sind es fast immer, die bei jeder fieberhaften Erkrankung gleich an den die Eltern sehr schreckenden Fieberphantasien leiden. Solche sind es, die besonders häufig des Nachts wegen schlechter Träume aufschrecken oder gar das Bett verlassen und, im Schlafe Selbstgespräche haltend, umherwandeln. Am Tage werden die unglücklichen Kinder allmählich immer unlustiger zur Arbeit, sie werden unaufmerksam, kommen auf dumme Gedanken, und wenn die Alkoholdosen immer größer werden, so entwickeln sich vornehmlich bei ihnen schlechte, wenn nicht gar verbrecherische Neigungen.

Nun zum Schluß! Was soll geschehen, um das Umsichgreifen der vielgestaltigen Nervosität einzudämmen?

Sorgt, ihr Eltern, daß die Kinder in gleichmäßig geregeltem Leben heranwachsen und ihre Mahlzeiten regelmäßig zu gleicher Zeit einnehmen; Brot und ähnliche mehlige Kost, Butter, Gemüse, Obst, sie bilden den Grundstock der Nahrung. Fleischnahrung, die erfahrungsgemäß auf das Nervensystem stärker reizend wirkt, werde bei nervösen Kindern mehr noch als bei gesunden eingeschränkt. In welcher Weise sich die Nahrung gerade bei Nervösen der Eigenart des einzelnen anzupassen hat, und wie überhaupt die Lebensweise für das einzelne Individuum zuzuschneiden ist, das kann nur mit einem Arzte besprochen werden, und zwar mit einem solchen, der die Lebensweise des Kindes von Anfang an kennt; das nervöse Kind muß mit seinem Arzte vertraut sein, wenn es dem Arzte sein Wesen richtig offenbaren soll, und wenn dieser anderseits heilsamen Einfluß auf den kleinen Patienten gewinnen soll. Nirgendwo kann der ständige Arzt so viel und der Spezialarzt, wenn er nicht ständig behandelt, so wenig leisten als gerade bei nervösen Kindern.

Oft gelingt es, wie schon erwähnt, nur dann eine Besserung herbeizuführen, wenn man die Kinder in eine andere Umgebung verpflanzt. Der Erfolg kann dann oft in überraschend kurzer Zeit festgestellt werden, besonders wenn die Kinder vorher von selbst hochgradig nervösen Eltern erzogen wurden.

Vielfache medikamentöse Mittel sind zur Beruhigung und Stärkung des Nervensystems in Gebrauch. Sie blindlings ohne ärztlichen Rat anzuwenden, ist ebenso verwerflich wie die Einleitung einer Wasserbehandlung, die genau so dem Einzelfall angepaßt werden muß wie innere Mittel, da sie genau wie diese auf den Gesamtorganismus eingreifend wirkt und bei mangelhafter Anpassung an die Eigenart des Kindes aufregen kann, wo sie beruhigen soll, und erschlaffen kann, wo eine anregende Wirkung erwünscht ist.

Auch mit der Art, wie Kinder ins Freie geschickt werden, wird viel gesündigt. Langes Spazierengehen, namentlich wenn es sich um leicht ermüdbare, blasse Kinder handelt, ist, so wesentlich gerade für Nervöse gute Luft ist, oft nicht das Rechte. Sitzen, noch besser Liegen im Freien, auf dem Balkon oder im Zimmer mit offenen Fenstern wäre hier viel mehr am Platze.

Vor allem aber ist es wünschenswert, abzugehen von jeder gekünstelten Erziehung. Man sei darauf bedacht, mehr die Ursprünglichkeit der Kinder zu bewahren, keine Kunstprodukte aus ihnen machen zu wollen, sondern Menschen, die sich so entwickeln, wie sie angelegt sind, und die so sprechen, wie ihnen der Mund gewachsen ist!

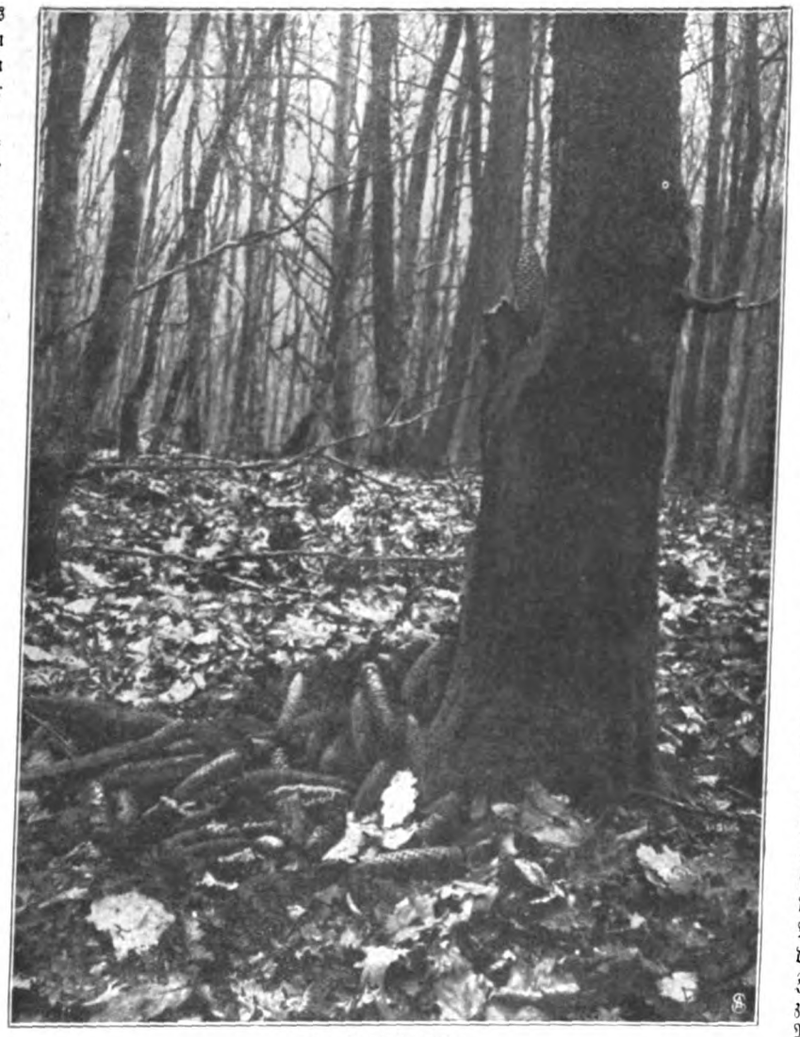
Eine Spechtschmiede.

Von J. Olt-Michelstadt.

Der östliche Höhenzug des Odenwaldes ist fast ausschließlich mit großen Waldungen bedeckt. In einem dieser weltentlegenen Forste fand ich im Frühjahr vorigen Jahres eine vielgebrauchte Spechtschmiede. Den Forstleuten sind diese eigenartigen Werkstätten größtenteils bekannt, städtische Leser werden aber nur wenig von ihnen gehört haben. Diese Schmieden hängen mit der Ernährungsweise des Vogels zusammen. Vorwiegend leben die Spechte von Kerbtieren, sie lieben aber namentlich im Herbst und Winter auch Haselnüsse, Bucheckern und die Samen der Nadelhölzer als Beikost. Das gilt vor allem von dem großen Buntspecht oder Rotspecht. Um die Kieferzapfen auszuklauben, pflegt er in der Rinde des Baumstammes ein kleines Loch auszumeißeln; dann bricht er von einem nahestehenden Baum mit Schnabel und Fuß einen Zapfen ab, steckt ihn mit der Spitze nach oben in das vorbereitete Loch und

schlägt nun den Samen aus den Schuppen. An solchen Plätzen findet man dann ganze Haufen ausgeklaubter Zapfen.

Eine ähnliche Spechtschmiede fanden wir in der Nähe des Gräflich Erbachschen Jagdschlosses Eulbach im Odenwald in einem jungen, von Menschen nur selten betretenen Buchenbestande, der mit einzelnen älteren Rottannen (Fichten) durchsetzt war. Schon von fern erblickte man an dem Stamm einer jungen Eiche eine Menge Fichtenzapfen angehäuft. Etwa ein Meter über dem Boden blieb nach einer früheren Durchforstung des Waldes ein Aststumpf an der Eiche stehen, der zum Einklemmen der Fichtenzapfen wie geschaffen war. Ihn hatte sich ein findiger Specht zunutze gemacht und gleichsam als Schraubstock erwählt. Beim ersten Betrachten der Stätte glaubte man, ein Tannenzapfenbrecher hätte hier die Früchte seiner beschwerlichen Arbeit aufgeschüttet, aber der in dem Winkel zwischen Aststumpf und Stamm aufrecht eingeklemmte Tannenzapfen verriet sogleich die Arbeitsstätte eines Spechtes. Wohl an dreihundert der größten Zapfenfrüchte hatte er im Laufe des Winters dahin getragen, aufrecht eingeklemmt und dann ausgehämmert. Ein Festhalten des Zapfens mit den Füßen war hier nicht erforderlich, denn dieser steckte sich mit jedem Schnabelhieb fester in den Astwinkel, so daß der Vogel wohl Mühe hatte, ihn nach der Bearbeitung wieder herauszuziehen. Durch die täglich fortgesetzte Arbeit war die Rinde um den Aststumpf vollständig verschwunden, das freiliegende Holz mit Öl getränkt und förmlich geglättet. Geradeso wie um den Amboß des Schmiedes Eisenstücke, -splitter und Hammerschlag zerstreut liegen, fanden wir hier Zapfenschuppen, Samenflügel, Federn und Exkremente des Vogels auf und zwischen dem Hügel der entleerten Früchte. Wahrscheinlich war es der große Buntspecht, dessen Findigkeit und Klugheit wir in der Ausnutzung der hier gegebenen Verhältnisse bewunderten, denn von ihm ist bekannt, daß er mit Schnabel und Fuß die Zapfen abbricht und an geeigneten Orten ihren Samen ausklaubt.



Eine Spechtschmiede.

Von gewisser Seite wurde behauptet, daß der Vogel durch diese Tätigkeit forstlichen Schaden verursache. Die aufgenommene Menge dieser zeitweiligen Beikost des Spechtes ist aber doch nur verschwindend klein gegenüber der großen Fruchtmenge der Nadelhölzer und der Tatsache, daß die Hauptmasse aller Zapfen in unseren Wäldern zwecklos zugrunde geht. Der Nutzen des Spechtes dagegen ist um so höher anzuschlagen, als sich seine Aufräumungsarbeit unter den Baumschädlingen nicht nur auf die Sommermonate, sondern auf das ganze Jahr erstreckt. Alle Spechte verdienen unseren eifrigsten Schutz und unbedingte Schonung.

Über steinige Wege.

(16. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Es war eine Stunde, nachdem Arming schlafen gegangen war, als er fluchend aus dem Bette sprang und ans Fenster lief. Rose, die noch wach gelegen hatte, richtete sich entsetzt auf ihrem Lager auf. Ein Strom von Zugluft fuhr ins Zimmer; dann hörte man das Klirren einer zerbrochenen Fensterscheibe drunten auf dem Straßenpflaster.

„Verfluchte Klappe! Wer ist denn da?!“ schrie Fritz mit aller Kraft seiner Lungen in wahrer Wut. „Wer ist denn da?“ Dann noch zweimal: „Wer? Du, Heinz? Ich komme gleich!“

Er warf das innere Fenster zu und fuhr in die Kleider. „Heinz — hier!“ knirschte er durch die Zähne, „Gott mag wissen — was — und bei dem Wetter! Steh nur auf, Rose!“ rief er hinauseilend zurück.

Unten stand Heinz vor der Haustür in Militärmantel und Mütze, zitternd vor Aufregung.

„Vor allen Dingen 'rein aus dem Wetter da,“ schrie Arming, „und was ist's, was hat's gegeben?“

„Ist Ruth hier?“ stieß der geängstigte Mann hervor.

„Ruth, wie soll Ruth hier sein?“

„Sie ist fort — seit sie mit euch hinausging, ist sie nicht wiedergekommen!“

„Hast du schon gesucht — das Haus abgesucht?“

„Das kannst du dir denken!“

„Komm mit nach oben; was glaubst du, wo sie sein kann? Was meinst du, was wir tun sollen?“

Sie stolperten die Treppe hinauf, Heinzens Atem klang pfeifend vor Aufregung. „Ich denke nichts, ich weiß nichts — — ich hatte mich an das Wägelchen des Kindes gesetzt,“ erzählte er, „um auf Ruth zu warten; und weil der Kleine wachte und zu weinen anfing und auf mein Klingeln und Rufen niemand kam, so habe ich den Wurm zu beruhigen gesucht, das Wägelchen hin und her geschoben, bis er wieder schlief. Und dann habe ich mich gewundert, wo Ruth blieb, und habe sie gesucht, gerufen. Aber keine Antwort, Totenstille im ganzen Hause! Ich habe den Garten abgeleuchtet, und dort fand ich das kleine Pförtchen halboffenstehend, und die Hausschlüssel blinkten mir entgegen, sie lagen auf dem Kies. Ich bin eine Strecke weit auf dem Feldwege gelaufen, habe gerufen und geschrien, bin dann klatschnaß wieder nach Haus in der Hoffnung, sie wäre inzwischen zurückgekommen. — Ich habe Mine geweckt und sie an Bubis Bette gesetzt und bin nun hierher —. Was kann sie denn nur haben? Ist sie denn wahnsinnig?! Wenn sie nur nicht — Fritz, laß uns nach der Polizei gehen —“

Sie waren oben im Wohnzimmer angekommen, der Rittmeister zündete die Lampe an und überließ Heinz seiner Frau, die im Morgenkleid angelaufen kam. Heinz saß in seinem nassen Mantel wie leblos im Fauteuil, hatte seine Hände um die Lehne gekrampft, sein Gesicht zuckte in verhaltener Aufregung.

„Rose," sagte er mühsam — „was denken Sie? Glauben Sie, daß Ruth —"

„Beruhigen Sie sich, Heinz!" redete sie zu, „es wird nichts sein; schlimmstenfalls ist sie nach Ilsterode gefahren oder nach Dresden, jedenfalls hat sie die Plötzlichkeit Ihres Kommens erschreckt, und das Projekt mit Franzenshof — Sie ist sehr krank gewesen, Heinz; denken Sie, was alles über sie hereingebrochen war. Lutz hat Ihnen natürlich nicht alles schreiben können und wollen. Wir haben Zeiten gehabt, wo wir sehr für sie fürchteten — ja, ja!"

„Sie ist so krank gewesen?" fragte er langsam, „und das hat man mir verschwiegen? So krank? Ich dachte, ich fände sie gesund und froh, sie schrieb mir so klar und verständig, warum sie nicht nach Ospedaletti kommen wollte. Mein Gott!" rief er aufspringend, „Rose, was beginne ich, wenn sie sich ein Leid angetan hat? —"

„Denken Sie nicht an solche Dinge, Heinz, seien Sie ruhig, lassen Sie Fritz nur machen; wenn es einen gibt, der mit Ruth gut fertig wird, zu dem sie Vertrauen hat, so ist er es. — Kommen Sie, lieber Freund — ein bißchen zusammennehmen, Kopf oben!"

Er kämpfte die Bewegung zurück, die ihm die Augen feucht gemacht hatte, und murmelte undeutlich: „Sie sind so gut, Rose!"

Nach einem Weilchen hörte man die Entreetür schließen; Fritz Arming war fortgegangen, um Ruth zu suchen. Er wird sich den Wachtmeister mitnehmen, dachte Rose, die sich nicht klarmachen konnte, wo er suchen wollte. „Nein, nein, Heinz, Sie bleiben hier", sagte sie dann, als Buchen aufsprang, um ihm nachzueilen. „Geben Sie Ihren nassen Mantel her und setzen Sie sich an den Ofen, lassen Sie sich unterdes erzählen, was Ruth uns für Sorgen gemacht hat."

Und nun berichtete sie von der tiefen Eifersucht der jungen Frau, und wie Ruth so schwer erkrankt sei, als sie erfuhr, daß ihr Mann sich der Baronin wegen geschlagen hatte, und wie sie völlig kopflos wurde, als Frau v. Saddler, kurz nach seiner Abreise, ebenfalls nach Italien gereist sei; daß die schwere Krankheit Ruths, die ihm verschwiegen werden mußte, in Ilsterode aufgetreten wäre, und daß Ruth erst seit kurzer Frist auf aller Zureden den Beschluß gefaßt habe, wieder zu ihm zu kommen.

Heinz sprang wieder auf. „Sie hat gedacht, die Frau sei mir nachgereist?" rief er mit einem kurzen Auflachen, „und jetzt glaubt sie, sie ziehe mich in ihre Nähe? Großer Gott, welch ein Wahnsinn!" Er lief im Zimmer umher, die Röte einer großen Entrüstung auf seinem hager gewordenen, energischen Gesichte.

„Ja, da ist's freilich kein Wunder, daß sie flieht, wenn ich ihr mit der Tür ins Haus falle — halb trunken vor Glück über das Wiederkommen und die Freude, ihr eine gesicherte Zukunft bieten zu können. Meine Zärtlichkeit hat sie für Komödie, die Stellung, die ich anzunehmen im Begriff bin, für eine Niedertracht halten müssen, denn die Saddler und ich —" er lachte laut auf, stellte sich ans Fenster und sah in die Regennacht hinaus.

Rose wagte nicht mehr zuzureden, sie hätte auch nicht gewußt, womit sie hätte trösten können.

Und in der Seele des Heimgekehrten tobten Schmerz und Zorn. Er verstand jetzt in der Erinnerung Dinge, die er allein als Ausfluß der Erschütterung Ruths über den schweren Zusammenbruch ihres Vaterhauses angenommen hatte.

Was sollte nun werden? Die unglückliche Frau — krank in ihrem Seelenleben; er, ein körperlich noch Schwacher, und die Aussicht auf die schöne Stellung — ja, konnte er denn das arme Geschöpf unter solchen Umständen nach Franzenshof schleppen?

Dann siegte sein Zorn, seine Entrüstung — wenn sie nicht mitkommen wollte, mochte sie zurückbleiben, er konnte und durfte ihr nicht nachgeben. Nein, er würde die Stellung nicht aufgeben, die seiner Neigung zusagte, und die ihm reichlichen Lebensunterhalt versprach. Er hatte ein gutes Gewissen und die Pflicht, Frau und Kind zu erhalten; er mußte festhalten, was ihm wie ein Geschenk in den Schoß gefallen war.

Als jetzt sporenklingende Schritte den Korridor entlang kamen, wandte er sich um — was würde er hören? Das Herz tobte in seiner Brust mit schweren Stößen, so, daß es ihn schmerzte. Was hatte der Freund gefunden, der doch so bald schon zurückkehrte?

Nun war Arming eingetreten und schloß die Tür hinter sich; an seinen Mienen sah Heinz, daß es wenigstens nichts Tragisches war, was er zu berichten hatte.

„Na, Heinz," sagte er, und seine Stimme klang beruhigend, „da bin ich wieder, und Ruth ist auch da — auf dem Bahnhof fand ich sie, im Wartesaal. Sie hatte ein Billett nach Magdeburg in der Hand und gedachte wohl noch weiter zureisen. Sie weigerte sich übrigens nicht einen Augenblick, als ich sie unter den Arm faßte, sie hinausführte und den Weg nach der Stadt mit ihr einschlug; kein Wort von ihrer Seite, wie ein Kind ist sie neben mir hergegangen. Ich konnte ihr in aller Seelenruhe auseinandersetzen, daß sie im Begriff gewesen war, eine große Dummheit zu begehen, sich und dich zu blamieren usw. Als wir aus dem hellen Umkreise des Bahnhofs kamen, fing sie auch an zu sprechen. Ich sage dir, Heinz, ich hätte fast geheult, so rührend war die Herzensnot der armen Frau. Sie hätte ja schon Reue gespürt, als sie das Billett genommen, gestand sie, denn Bubi sei ihr eingefallen und — auch, daß sie dir schaden könne, jetzt, wo doch erst das Ehrengericht entscheiden soll über dich, und sie hätte ja den besten Willen, bei dir zu bleiben, bis alles entschieden sei, wenn du nur die Schranken respektieren wolltest, die sie ja doch notwendig aufrichten müsse zwischen dir und ihr, wenn sie ihre Selbstachtung behalten wollte — ich — würde sie doch gewiß verstehen. Sie bitte dich durch mich inständig, ihr darin nachzugeben. Auf lange sei's ja nicht, und sie würde sich sonst in alles fügen, auch nach Franzenshof mitgehen, solange es nötig sei, um einen Skandal zu vermeiden.

Ich habe ihr", fuhr er fort, „in deinem Namen bedingungslos alles versprochen, was sie wollte, habe sie nach Hause begleitet und durch Minna ins Bett bringen lassen, und nun bitte ich dich, Heinz, habe Geduld mit ihr, sie ist krank, aber — glaube es mir — sie wird gesunden."

Heinz stand erschüttert vor dem Freund, er sah vor sich hin. Dann griff er nach Mantel und Mütze. „Verzeiht nur," sagte er, „eure Nachtruhe ist hin durch uns."

„Hoffentlich hast du dir nicht geschadet, armer Kerl", meinte Fritz Arming mitleidig.

Aber Heinz wehrte mit einer Gebärde ab, küßte Rose die Hand und ging. Mit langsamen, schleppenden Schritten wanderte er durch die Regennacht seiner Wohnung zu. Es hatte aufgehört zu regnen, zerrissene Wolken jagten am Monde vorüber. Naß und fröstelnd, durchschüttelt von Schreck und Angst, verletzt bis in die tiefste Tiefe seiner Seele, schlich er dahin. Mit welch stürmischer Freude war er vorhin diesen Garten hinaufgeeilt, und jetzt — — — Seine Frau hatte vor ihm fliehen wollen, hatte ihm die Gemeinschaft aufsagen lassen, wollte, nur um des Kindes willen und um ihm nicht zu schaden, das äußere Einvernehmen aufrechterhalten! Wie hatte sein Glück nur so ganz und gar zerbrechen können?

Er hatte seine ganze Beherrschung nötig, um nicht in wehem, rasendem Zorn die Haustür ins Schloß zu werfen, daß das Gebäude erschütterte, und stieg doch gleich darauf auf Zehen die Treppe empor und an der Türe vorbei, hinter der sie und das Kind ruhten, und ging in sein Zimmer.

Arming aber sagte in der nämlichen Minute im Wohnzimmer, in dem er neben dem warmen Amerikanerofen saß, zu Rose, die ihn mit entsetzten Augen anstarrte: „Ich kommt's

By permission of the Autotype-Company, 74 New Oxford Street, London.

Auf der Flucht.

Gemälde von Bernard F. Gribble

dem armen Kerl nicht sagen, Rose — es hätte ihn zu Boden geworfen — die ganze Geschichte von dem Bahnhof und der Abreise habe ich gelogen — am Dollensee habe ich sie gefunden; sie kroch auf Händen und Füßen dem Wasser zu — eine einzige Minute später — und es war geschehen. — Sie war halb ohnmächtig, ich habe sie nach Hause gebracht, habe sie ins Bett bringen lassen, sie beruhigt und ihr klargemacht, was sie für ein Verbrechen habe tun wollen. — Da packte sie die Reue und die Scham — und dann hat sie gebeichtet, wie ich es Heinz erzählt habe. — Gott gebe, daß sie wachgerüttelt ist!"

* * *

Bellingen blühte in heller Maienpracht. Die Gärten wären nie so schön gewesen wie in diesem Jahre, sagte der Obergärtner mit einem Stolze ohnegleichen.

Über der großen Terrasse, die sich vor den Gemächern der jungen Schloßherrin hinzog, war das blauweiße gestreifte Sommerdach aufgerollt. Der leise warme Wind bewegte dessen Fransen und wehte weißen Blütenschnee auf die zierlichen Bambusmöbel, die auf bunten japanischen Matten standen, mit denen der Mosaikfußboden belegt war. Ganz in einer Ecke hinter einem japanischen Paravent saß Nelda Saddler und las eine Reisebeschreibung von Südwestafrika. Vor ihr auf dem Tischchen stand ein Schreibzeug und lag ihre Briefmappe, und eben brachte Frau Schröter die ersten Treibhauserdbeeren nebst Zucker in silberner Schale.

„Das schickt Ihnen Günter, Frau Baronin", sagte die alte Dame, ihre Herrin nicht ohne Sorge betrachtend, denn Nelda Saddler sah bleich aus; das schöne Gesicht war schmaler geworden, und um die feingeschwungenen Nasenflügel zitterte und zuckte es nervös.

„Schröterchen, ich bin böse auf Sie," zürnte sie, „ich habe Ihnen ausdrücklich verboten, den Geheimrat kommen zu lassen, und vorhin erscheint er doch! Ich brauche ihn nicht, was sollen mir solche Verordnungen wie: ‚Gehen Sie mal hinaus, Baronin — ein bißchen nach Baden-Baden oder an die Bergstraße oder dergleichen', und ich will Bellingen endlich mal in Ruhe genießen, ich —"

„Ich dächte, Frau Baronin, Sie hätten dieses Genießen von Bellingen den ganzen Winter durch ausgiebig gehabt", meinte Frau Schröter.

„Sommer und Winter sind eben verschieden," antwortete die junge Frau, „im Winter das Schloß, im Sommer die Gärten!" Sie lachte die alte Dame spitzbübisch, mit all ihren Grübchen, an.

„Gott sei Dank, Frau Baronin," sagte diese, „Sie können noch lachen; ich hatte schon gemeint, Sie hätten es ganz verlernt!"

„Ach, Schröterchen, Sie müssen mich nicht immer so unter die Lupe nehmen", klagte die junge Frau. „Aber, setzen Sie sich doch, ich habe allerhand Briefe heute bekommen, mit deren Inhalt ich Sie bekannt machen muß. Zuerst ein Schreiben von Herrn v. Buchen, in dem er mir meldet, daß er Anfang Juni von Trakehnen aus eintreffen werde, um seinen neuen Posten anzutreten. Sonderbar kurz und gemessen. — Frau v. Buchen hingegen werde schon in den allernächsten Tagen kommen, um die Wohnung einzurichten; aber sie sei noch immer etwas leidend, und er bitte für seine Frau um Nachsicht, wenn sie sich vorderhand nicht bei mir blicken lasse, sie würde aber gleich nach seinem Eintreffen mir einen Besuch machen.

Und, liebes Schröterchen, das gibt mir zu denken, besonders wenn . . ."

Sie verstummte plötzlich, denn das Verlangen, sich auszusprechen, wich plötzlich wieder. Frau Schröter kannte dieses plötzliche Abbrechen, das in letzter Zeit besonders hervorgetreten war im Wesen der jungen Frau. Sie tat also, als ob sie gar nichts bemerkt hätte, und meinte nur: „Soll ich beim Gärtner Blumen bestellen für Frau v. Buchen? Man könnte vielleicht den Tag ihrer Ankunft in Franzenshof erfahren."

„Ja, vielleicht", erwiderte die Baronin zerstreut, und schließlich sagte sie: „Es hätte auch nichts geschadet, wenn Herr v. Buchen erst mit seiner Frau in ein Bad gereist wäre, ehe er sich hier anschmieden läßt; ich denke mir, er will das nur nicht sagen. Nun hat er sich da nach seiner Rückkehr aus dem Süden in die Information seiner neuen Stellung gestürzt, war froh, daß ihm die Festungshaft geschenkt wurde, und ist sicher mitsamt Frau Ruth gar nicht imstande gewesen, sich zu besinnen vor all dem Neuen in seinem Leben. Wissen Sie was, Frau Schröter, setzen Sie sich hin und schreiben Sie ihm in meinem Namen, er solle sich noch einen Monat Zeit lassen. Ist's so lange ohne Direktor mit Franzenshof gegangen, geht's auch noch weitere vier Wochen."

„Ich soll das schreiben, Frau Baronin?" klang es erstaunt.

„Ja, Sie! Die Adresse kennen Sie und — heute noch, bitte!"

Nelda war aufgesprungen, nahm ihren Hut, raffte ihr weißes langschleppiges Kleid von weicher, leichter Japanseide und ging die Verandatreppe hinunter nach dem Garten.

Sie fieberte förmlich vor zorniger Ungeduld, das einzige, was sie beruhigen konnte, war noch die Einsamkeit des Parkes oder des Waldes. Wieder keine Nachricht, seitdem sie ihm, Jochen v. Sandow, en passant geschrieben hatte:

„Franzenshof lasse ich jetzt renovieren, der obere Stock wird vom April oder Mai ab, mit Ausnahme Ihres Wohn- und Schlafzimmers, von Herrn v. Buchen bezogen, dem ich die Stellung als Gestütsdirektor übertragen habe. Den Vorschlag einer Auswanderung nach Afrika ihm zu machen — wie Sie mir rieten, Jochen, fand ich doch zu grausam."

Weiter nichts. Und sie hatte sich gesagt, wie sie das Kuvert schloß: So, mein Freund, das soll eine kleine Probe für dich sein, nun gebe ein freundliches Geschick, daß du sie bestehen mögest. Das hatte er doch verdient, das mußte er noch hinnehmen, ehe er Herr und Gebieter hier wurde.

Anfangs war sie sehr guten Mutes gewesen. Wenn sie daran dachte, wie er das lesen würde, zuckten die Schelmengrübchen auf den Wangen; allmählich aber, als die gewohnte Post ausblieb, wurde sie nachdenklich. Wußte er denn nicht, wie sehr sie ihn liebte?

Sie stürzte sich mit Feuereifer in die Umgestaltung einer Reihe von drei bis vier Zimmern, die an die ihrigen grenzten, und die sie sich für Jochen gedacht hatte, wenn — mein Gott, dieses Wenn! Er war so wunderlich, sie hätte am Ende doch vorsichtiger sein sollen, aber — nein, wenn er sich hierin nicht einsichtsvoll bewies, dann wäre er kein Gefährte, wie sie ihn sich erträumt hatte, dann —

Sie lief förmlich Sturm in den grünenden Wegen des Gartens, in denen es herb nach den jungen Blättern der wilden Rosen roch und blühende Dornbüsche wie große weiße Flecke in dem lichten Grün erschienen.

Wenn doch die Tage Flügel hätten bis zum sechsten Juni, denn die schlimmste Gewißheit erschien ihr als eine Wohltat gegen dieses Warten, Zweifeln und Bangen.

Hatte sie unrecht getan, indem sie Heinz v. Buchen eine Lebensstellung gab? Sicher nicht! Sie konnte vor sich selbst bestehen, und sie wollte sich nicht binden an einen mißtrauischen Mann. Wenn Jochen ihr nicht glaubte, dann — ja, dann würde sie todunglücklich sein, aber doch nicht so, als wenn sie in seiner Gemeinschaft leben sollte.

Wenn sie nur schlafen könnte nachts!

Rückwärts eilten ihre Gedanken. Sie malte sich schreckliche Möglichkeiten aus: wenn Heinz v. Buchen im Duell gefallen wäre? Sie trüge doch die Schuld — ihr ungestümes Verlangen, ihm zu sagen, daß sie nicht die Treulose war. Jenes Abends erinnerte sie sich sehr deutlich, sie war in einer arg erregten Stimmung gewesen, Heinz v. Buchen hatte das Schloß verlassen, in dem er quartieren sollte wie die Offiziere des ganzen Regiments, und Jochen Sandow, der von Pastors zum Abendessen mit ihr zusammen eingeladen war, hatte einfach abgesagt, obgleich er wußte, daß sie kommen würde. Der Herr Pfarrer hatte sich über die Absage des Herrn v. Sandow bei ihr beklagt mit den Worten: „Und ich schrieb doch extra, daß Sie uns die Ehre geben würden, Frau Baronin."

Als ob sie damals nicht schon längst gemerkt hätte, daß er vor ihr davon lief! — Und in dieser vergrollten Stimmung war ihr Heinz in den Weg gekommen, und der innere Vulkan, der nach einem Auswege verlangte, brach ungestüm aus. Aber wie viel Schweres und Bitteres hatte ihr Ungestüm nicht im Gefolge gehabt! Was hatte sie nicht gelitten und die anderen und Jochen Sandows Schweigen, war es nicht auch noch die letzte Konsequenz der Geschichte? Immer gewisser wurde es ihr, daß er an ihr zweifelte, weil sie den armen Buchen in ihrer Nähe behalten wollte. — Er gönnte ihm wohl eine Lebensstellung, aber weit fort von Bellingen — in Afrika etwa

Vielleicht wäre es richtiger gewesen — aber konnte sie ihm denn zureden, die Heimat zu verlassen? War sie imstande, an Ruth gutzumachen, was sie ihr unwissentlich zu leide getan, wenn sie Tausende von Meilen weit war? Sie müßte sie in ihrer Nähe haben, um das tun zu können.

Nelda war aus dem großen Parktor getreten, das auf die Landstraße führte. Leuchtend breitete sich der Frühlingstag über die weiten, grünenden Felder, die in sanften Wellen hügelan stiegen bis nach dem Walde, der am Horizont geheimnisvoll blauschwarz stand; zur Seite die blühenden Bäume der herrlichen Obstgärten, aus denen die Giebel der Häuser herauslugten, auf der kleinen Berglehne das Kirchlein mit seinem nadelspitzen Turm. Friedliche Einsamkeit ringsum, kein Mensch auf den Feldern, nur hoch oben im blauen, wolkenlosen Äther jubilierten die Lerchen, ununterbrochen, ohne Aufhören.

Die schöne, junge Frau in dem hellen Sommerkleide stand mitten auf dem Weg und lauschte andächtig. Wenn so ein Friede ihr eigen wäre und sie davon verschwenden könnte mit vollen Händen, dann lohnte es sich zu leben! Ach, sie wartete sehnsüchtig auf diesen Frieden, auf die Stunde, die ihn ihr bringen sollte. Wenn Jochen Sandow kam, dann kam der Frieden; dann würde ihr Leben sein wie diese Feierstunde auf der blühenden Flur.

Was hatte sie nicht geträumt von der Zukunft, welches Glück hatte sie sich ausgemalt in den langen, langen, schlaflosen Nächten, an den langen, einsamen Abenden des vergangenen Winters — es war undenkbar, daß es nicht in Erfüllung gehen könne!

Sie seufzte hoch auf und wanderte weiter.

Auf dem Anger, der sich neben der Chaussee hinzog, kam ihr ein junges Mädchen in Trauerkleidung entgegen. Beim Näherkommen erkannte Nelda Saddler die Tochter des kranken Gestütsinspektors Zimmermann, die stehenblieb und grüßte.

„Nun, Fräulein? Sie sind ja in Trauer? Es ist doch nichts bei Ihnen geschehen?" fragte die Baronin.

„Mein Vater ist heute nacht gestorben, Frau Baronin", antwortete das große blonde Mädchen und preßte das Taschentuch gegen ihre Augen.

Die junge Frau ergriff die Hand des Mädchens und schritt neben ihr nach dem Schlosse zurück, freundlich redend. „Armes Kind! Sie wollten zu mir und mir den Tod anzeigen?"

„Ja, Frau Baronin, ich bin auf dem Omnibus gekommen und muß noch zum Herrn Pastor und dem Totengräber —"

„Ich werde Sie zurückfahren lassen. Wie lange halten Sie sich hier noch auf?"

„Eine Stunde vielleicht; ich bin der Frau Baronin sehr dankbar."

Nach einer Stunde fuhr Nelda mit dem Mädchen nach Franzenshof. Das Mädchen weinte still vor sich hin, und Nelda, die selbst fuhr, war traurig, gedrückt und sann in ihrem Kopfe nach Plänen, wie sie der gebrechlichen Witwe einen einigermaßen sorglosen Lebensabend bereiten könnte.

„Eine von Ihnen, Sie oder Ihre Schwester, werden doch wohl bei der Mutter bleiben müssen", sagte sie freundlich.

„Ja, meine Schwester, Frau Baronin. Ich habe ja doch Kindergärtnerin gelernt und mich gestern als solche bei Frau v. Buchen vermietet."

„Wie denn? Ist Frau v. Buchen schon hier?" fragte die Baronin überrascht.

„Seit drei Tagen, gnädige Frau."

Merkwürdig, daß ich das nicht erfahren habe, grübelte die junge Frau, daß mir auch Heinz Buchen nichts schrieb, aber er wußte es vielleicht selbst nicht.

„Frau v. Buchen richtet schon fleißig ein," fuhr das Mädchen fort, „es ist mir recht leid, daß ich nicht helfen kann, aber wo es nun so gekommen ist — es gibt so vieles zu ordnen."

Als das Gig vor dem Schlößchen anfuhr, erblickte Nelda Saddler zwei Möbelwagen, von denen eben die Sachen abgeladen wurden. Zwischen all dem Heu und Stroh und den bepackten Mannern schlüpfte sie in das Gebäude, um zunächst Frau Zimmermann ihr Beileid auszusprechen.

Die hustelnde, gänzlich von der Last der letzten Jahre zu Boden gedrückte etwa sechzigjährige Frau saß im Lehnstuhl an dem altmodischen, weißen Kachelofen, ohne eine Träne zu vergießen, sie schüttelte nur immer mit dem Kopf, als wollte sie ihr Unglück gar nicht glauben.

Nelda bot ihre Hilfe an, aber die alte Frau meinte, sie wollte vor allen Dingen versuchen, durch recht viel Arbeit über das Schwere, das ihr auferlegt sei, hinwegzukommen. Die Christel habe Putzmachen gelernt, und sie sei aus früheren Tagen her gar keine ungeschickte Arbeiterin. Sie gedenke in Ladenberg ein kleines Geschäft zu eröffnen, und wenn Frau Baronin hin und wieder einmal einen Hut bei ihr bestellen wolle, werde sie sehr glücklich sein und gewiß viel Vorteil davon haben.

Nelda versprach es aufs liebenswürdigste und bestimmteste, und da sie sah, daß sie nicht weiter trösten konnte, ging sie zu Ruth, denn es drängte sie, ihr ein Wort des Willkommens zu sagen.

Die Tür zu dem großen mittleren Zimmer oben, dem sogenannten Saal, stand weit geöffnet, Männer gingen ab und zu mit Geräten und Möbeln und stellten sie dort ab. Suchend spähte Nelda von einem Gemach ins andere, bis sie plötzlich Ruth v. Buchen erblickte, die, halb von ihr abgewendet, in einem Lehnstuhle saß, der gegen das Fenster stand. Sie mochte sich dort niedergelassen haben, weil sie sich angegriffen fühlte. In ihrer Haltung lag in diesem Augenblick etwas Müdes, Apathisches, die Arme hingen schlaff herunter über den Seitenpolstern, der Kopf war zur Brust gesenkt, die Augen halb geschlossen.

Nelda Saddler erschrak bei dem Anblick, so widerstandslos, so gebrochen wirkte Ruth v. Buchen — so völlig hoffnungslos. Unwillkürlich wollte die Baronin sich wieder entfernen, da sah Ruth zu ihr hinüber und erhob sich.

Nelda Saddler schritt ihr entgegen und reichte ihr die Hand. „Herzlich willkommen, Frau v. Buchen! Ich hatte keine Ahnung, daß Sie schon eingetroffen seien, sonst würde ich Sie früher begrüßt haben."

Ruth dankte und erzählte, sie habe einige Tage früher von Tollenburg abreisen müssen, weil das junge Paar, das in ihre bisherige Wohnung ziehe, gern einige Änderungen im Hause vornehmen lassen wollte. Sie sprach ganz ruhig und langsam und wies auf den Sessel, von dem sie sich eben erhoben hatte.

Nelda dankte, und Ruth wiederholte ihre Aufforderung nicht — ihre Augen hatten etwas unendlich Gleichgültiges, nichts Fragendes, Todesbanges mehr — nur die Ergebung in ein schweres Los sprach aus ihnen.

Nelda Saddler wollte etwas Freundliches sagen, wollte von recht guter Nachbarschaft und regem Verkehr sprechen, aber sie brachte kein Wort über ihre Lippen. Sie suchte nach einem Übergange zu etwas Harmlosem und fragte endlich: „Gefällt Ihnen die Wohnung, Frau v. Buchen?"

Ruth fuhr wie aus einem Traum empor. „Die Wohnung? Gewiß, sehr gut, sie — ist nur viel zu schön und zu groß —"

„Ich hätte Sie so gern nach Ihren Wünschen gefragt bei Auswahl der Tapeten," fügte die Baronin hinzu, „aber —"

„Mich? Aber ich — Baronin — ich habe — es ist alles recht, so, wie es ist", schloß sie.

„Die drei Eckzimmer konnte ich Ihnen leider nicht überlassen, Frau v. Buchen, die gehören Herrn v. Sandow, ich hoffe aber, er wird Sie nicht allzu sehr stören, falls er — wiederkehrt.“ Sie fühlte, wie sie rot wurde, als sie das letzte sprach.

„Herr v. Sandow ist auf Reisen?“ fragte Ruth, um das Gespräch nicht einschlafen zu lassen.

„Er ist in Südwestafrika.“

„Auf lange?“

„Ich weiß es nicht; ich will Sie aber nicht länger stören, gnädige Frau, Sie werden wenig Zeit übrig haben zum Plaudern. Wie geht's Ihrem Kleinen?“

„Er schläft eben — danke sehr!“ antwortete Ruth, ohne ein Wort des Bedauerns über den raschen Aufbruch oder eine höfliche Bitte, noch ein wenig zu verweilen.

Sie begleitete die Baronin bis zur Treppe, grüßte noch einmal stumm und wandte sich rasch zurück.

Nelda hatte das Gefühl, als käme sie aus einem Eiskeller, als sie bald darauf im Sonnenschein des herrlichsten Maitages über die Wiesen nach den Stallungen schritt.

Herrgott, was ist aus der Frau geworden! dachte sie, und ein großes Verlangen überkam sie, Ruth Buchen zu fragen: Warum sind Sie noch immer so traurig? Ich bitte Sie, verbannen Sie doch Ihre trüben Gedanken — es ist ja alles so anders, als Sie glauben! Morgen, übermorgen, spätestens in drei Tagen, werden Sie den Beweis erhalten, daß — —

Sie schritt weiter.

Kurz vor dem Wiesenplan, auf dem die Dreijährigen sich tummelten, wandte sie sich plötzlich um. — Was wollte sie denn eigentlich hier?

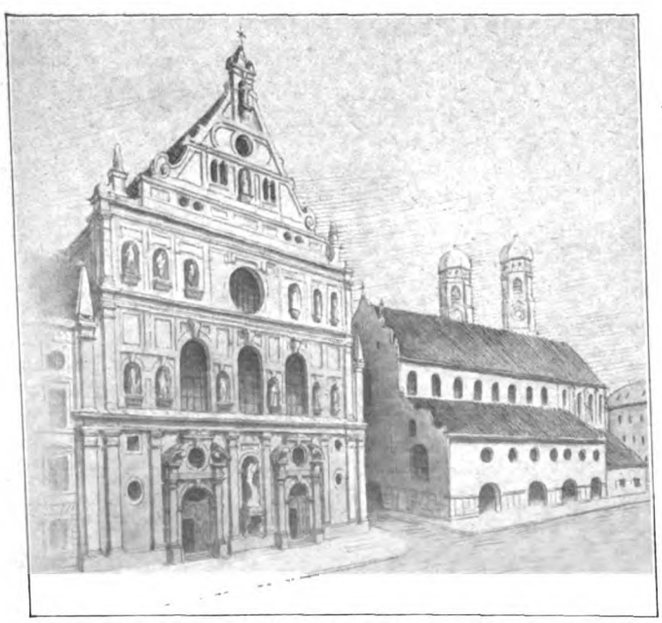
Sie fuhr in der Kühle des Maiabends heim. Als sie in ihr Zimmer trat, spähten ihre Augen gierig nach der Platte des Schreibtisches, wohin täglich die Postsachen gelegt wurden, die in ihrer Abwesenheit eingingen. Auf dem silbernen Tellerchen lagen ein paar Briefe, zwei davon zeigten am Kopfende aufgedruckte Firmen, das dritte Briefchen die Handschrift einer Pensionsfreundin — sonst nichts.

Wie sie die entnervende Zeit des Wartens noch ferner ertragen werde, das ahnte sie nicht. Ein doppelt schweres Warten war es jetzt, wenn sie an Ruth dachte. Die kaum zur Ruhe gebrachten Zweifel packten und schüttelten sie aufs neue. Es war ja klar, Jochen zürnte, weil sie Buchen in ihre Nähe rief. Hätte es denn keinen andern Ausweg gegeben, um Heinz Buchen zu helfen, als diese Berufung hierher? Sie hatte einmal wieder ihr Herz durchgehen lassen, ohne zu überlegen, nun war es zu spät . . .

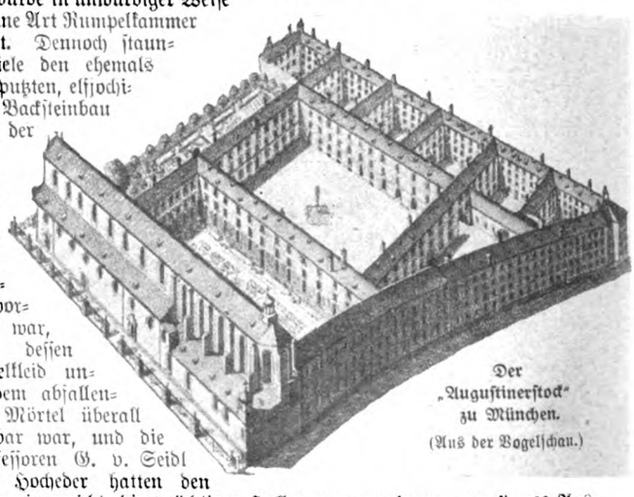
Wenn sie geschrieben hätte: Wie denken Sie darüber, lieber Freund, würden Sie einverstanden sein, wenn ich dem Buchen Franzenshof anbiete? Vielleicht. — Aber damit hätte sie sich ihm untergeordnet, ihn als Herrn anerkannt, bevor er es wirklich war.

Nelda Saddler weinte wieder einmal die Nacht hindurch in die Kissen. (Fortsetzung folgt.)

Die dem Abbruch verfallene Augustiner Klosterkirche zu München. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Mit der alten Augustiner Klosterkirche in der Neuhauser Straße, die auf Beschluß des Landtages demnächst dem modernen Verkehr zum Opfer fallen wird, schwindet ein schönes Stadtbild Alt-Münchens dahin. Sie bietet mit ihren malerischen Dachformen und originellen Giebelsilhouetten einen herrlichen Anblick und vereinigt sich mit dem prächtigen Renaissancebau Sankt Michaels, den vornehmen Linien der Akademie der Wissenschaften, zu einem Gesamtbilde, wie man es so abgeschlossen nur selten noch in modernen Großstädten treffen mag. Auch von historischer Bedeutung war das alte Gotteshaus. Als der Sarg Kaiser Ludwigs von Bayern im Jahre 1347 in ihm beigesetzt werden sollte, verweigerte Abt Nikolaus de Luna dem toten Kaiser den Eintritt. Dennoch vermutet man, daß Ludwig von Bayern, wie es sein Wunsch gewesen war, dort Ruhe gefunden hat — der Privatgelehrte Faßl glaubte in einem der in den verschütteten Kellern in den siebziger Jahren aufgefundenen Körper eine auffallende Ähnlichkeit mit den Bildnissen jenes Kaisers zu erkennen. Der schöne Kirchenbau, der aus dem Ende des 13. Jahrhunderts stammt, war seit langen Jahren äußerlich und innerlich arg zerfallen und wurde in unwürdiger Weise als eine Art Rumpelkammer benutzt. Dennoch staunten viele den ehemals unverputzten, elfjochigen Backsteinbau an, der 1448 und 1620 bedeutend erweitert worden war, und dessen Ziegelkleid unter dem abfallenden Mörtel überall sichtbar war, und die Professoren G. v. Seidl und Hocheder hatten den Plan eingereicht, die prächtigen Hallen zu renovieren, um sie als Ausstellungs- oder Museumsräume zu verwenden, wie es auch an anderen Orten mit Erfolg geschehen war. Diese Vorschläge fanden leider keinen Beifall, und so werden binnen kurzem auch die Mauern der Augustiner Klosterkirche fallen, nachdem ihre Kunstschätze und wertvollen Bilder längst verschleppt oder zerstört worden sind.



Die Michaels- und Augustiner Klosterkirche zu München.



Der „Augustinerstock“ zu München. (Aus der Vogelschau.)

Die „Gesellschaft der Waisenfreunde“ konnte am Schluß des letzten Kalenderjahres auf ein dreißigjähriges Liebeswerk zurückblicken; wenigstens ist es so lange her, daß der Geschäftsführer des Vereins, Herr Schuldirektor a. D. Mehner, das schöne Ziel verfolgte, armen, verlassenen Kindern Schutz und Schirm zu sein. In aller Stille tut die Gesellschaft der Waisenfreunde ihre gesegnete Arbeit. Einhundertunddreißig Kinder wurden im Laufe der Zeit versorgt — davon fünf im Vorjahr, und sechs Adoptionen glücklich zustande gebracht — scheinbar ein kleiner Erfolg, in Wahrheit eine Segenstat, die viel Elend verhütet oder doch gemildert hat. Das Interesse für die Tätigkeit des Vereins ist glücklicherweise noch im Wachsen, trotzdem müssen sich noch viel, viel helfende Hände ausstrecken, viel Herzen und Beutel sich auftun, eh' all den armen Kleinen, die schutzlos zurückgeblieben sind in der rauhen

grausamen Welt, eine Heimat geboten werden kann. Möchten doch alle, denen eigene Kinder versagt wurden, und die in der Lage sind, solch ein hungerndes, frierendes Seelchen bei sich aufzunehmen, alle, die ein Herz für Kindesnot haben, sich an die Gesellschaft der Waisenfreunde, bzw. Herrn Karl Otto Mehner, Weinböhla bei Meißen, Maxstraße 28 I, wenden. Sie werden des lieblichsten Lohnes gewiß sein, der dankbaren Liebe geretteter Kinder!

Neue Erwerbungen des Kaiser-Friedrich-Museums. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Das herrliche Christusbild Rembrandts gehörte der berühmten Galerie Kann in Paris an, über deren Kunstschätze und kürzlichen Verkauf wir unseren Lesern wiederholt berichtet haben. Es stammt aus der Zeit von 1656 bis 1658. Es schaut uns vertraut aus schwermütigen Augen an, denn der Kopf dieses jungen Juden ist der gleiche, den wir aus vielen Bildern des Meisters kennen, wenn auch die reiche phantastische Kunst des Meisters ihn ewig anders sah und malte. „Schon in den dreißiger Jahren", sagt Adolf Rosenberg in seinem prächtigen Rembrandtbuch, „hatte er teils aus rein malerischem Interesse, teils in der Überzeugung, daß er biblische Szenen nicht lebenswahrer gestalten konnte, als wenn er sich die Juden seiner Zeit zum Muster nahm, Studien nach besonders charakteristischen Köpfen gemacht . . ." und ganz gewiß entspricht dieser orientalisch dunkle, träumerische Männerkopf mit größerer Wahrscheinlichkeit dem Juden Jesus als die oft unerträglich verweichlichten, blondlöpfigen, rosigen Christusbilder, die unsere Phantasie so oft irregeführt haben. — Der neue Roger van der Weyden stellt ein entzückendes Frauenbildnis des großen Brüsseler Stadtmalers dar, dessen Autorschaft freilich erst durch den Direktor des Berliner Kupferstichkabinetts, Herrn Dr. Friedländer, festgestellt ward. Gleich andern in London, Brüssel, Antwerpen und Berlin hängenden Bildern des Meisters war es lange unerkannt in Privatbesitz, Herr W. Grétor entdeckte es in einer russischen Privatsammlung, und das Wappen, das in grauem Renaissancekranz auf den rötlichen Grund der rückseitigen Eichentafel gemalt ist, weist auf einen noch früheren italienischen Besitzer hin. Nun wird das liebliche Werk, das eins der besten niederländischen Bildnisse aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist, als Gegenstück des Rogerporträts „Karl der Kühne" die kleine Spezialsammlung „Roger van der Weyden" im Kaiser-Friedrich-Museum aufs schönste und in glücklicher Weise erweitern.

Der heutige Stand der deutschen Segelschiffahrt. In den Jahren 1875—1907 zeigte die deutsche Handelsflotte, im Einklang mit dem deutschen Wirtschaftsleben überhaupt, das Bild einer glänzenden Entwickelung. Ihr Nettoraumgehalt stieg von etwas über eine auf etwa zweizweidrittel Millionen Registertons, während freilich als Folge der technischen Entwickelung, die den Bau immer größerer Schiffseinheiten ermöglicht, die Zahl ihrer Schiffe von 4602 auf 4430 zurückging. Allerdings ist seit Mitte der neunziger Jahre auch die Zahl der Schiffe wieder im Wachsen begriffen, besonders infolge des damals stärker einsetzenden Baues von Fahrzeugen für die Hochseefischerei. Jene erfreuliche Zunahme kommt indessen ausschließlich auf das Konto der deutschen Handelsdampfer, die sich im angegebenen Zeitraum von 299 mit 190000 Registertons netto auf die riesige Zahl von 1833 mit 2,1 Millionen Registertons netto vermehrten. Die Zahl der Segelschiffe ging dagegen von 4303 mit 878000 Tons auf 2597 mit 532146 Tons zurück, in welch letzter Zahl noch 279 Schleppschiffe mit 89000 Tons eingeschlossen sind, die im wörtlichsten Sinn ein Anhängsel der Dampfschiffahrt bilden. Die eigentlichen Segelschiffe sind also nach Anzahl und Tonnengehalt auf die Hälfte zurückgegangen. Dieser Rückgang aber entfällt ausschließlich auf das Ostseegebiet. Die Seglerflotte der deutschen Nordseehäfen weist nur hinsichtlich der Zahl ihrer Schiffe, nicht auch im Gesamtraumgehalt, eine Abnahme auf. Unter Einrechnung der Schleppschiffe zeigt letztere sogar eine Zunahme. Um so auffälliger erscheinen die Zahlen für das Ostseegebiet. 1875 verfügten die dortigen Reeder über 1985 Segler mit 438000 Tons, genau den halben Anteil an der gesamten deutschen Seglerflotte. 1907 waren es nur noch 377 Schiffe mit armseligen 16356 Tons, also weniger, als ein einziger moderner Dampfer enthält! Es ist schon wiederholt darauf hingewiesen, wie bedenklich diese Erscheinung für den Nachwuchs seemännisch vorgebildeten Mannschaftsersatzes der Kriegsmarine werden muß, ist doch, wie allgemein anerkannt, das Segelschiff eine hohe Schule für den Seemann! Demgegenüber mag es als ein gewisser Trost erscheinen, daß infolge bedeutender technischer und nautischer Fortschritte das Segelschiff, das in der von der Ostsee aus betriebenen kleineren und mittleren Fahrt auf dem Aussterbeetat steht, für gewisse Zwecke seinen Platz in der großen Fahrt erfolgreich behauptet. Durch den Bau gewaltig großer Segelschiffe, deren vier oder fünf Masten so viele Segel zu tragen vermögen, daß dadurch eine früher nie geahnte Ausnutzung der bewegenden Kraft des Windes erzielt werden kann, durch die Nutzbarmachung der Fortschritte der Meteorologie und Ozeanographie, die dem Schiffer in sehr weitgehendem Maße die Möglichkeit an die Hand geben, sich Luft- und Meeresströmungen dienstbar zu machen, haben einzelne Reedereien, an ihrer Spitze die Firmen Laeisz (Hamburg) und Rickmers (Bremen) es erreicht, daß sie mit ihren Segelschiffen, besonders in der Salpeterfahrt nach Chile und in der Reisfahrt nach Hinterindien, sich noch vorteilhaft gegen den Dampf zu behaupten imstande sind. Die Schiffe der erstgenannten Firma haben sogar nicht nur Welthöchstleistungen des Schnellsegelns auf größere Strecken aufzustellen vermocht, sie haben auch Geschwindigkeiten

Christuskopf. Gemälde von Rembrandt.

Frauenbildnis. Gemälde von Roger van der Weyden.

Neuerwerbungen des Kaiser-Friedrich-Museums zu Berlin.

erreicht, gegen welche die meisten Dampfer zurückstehen müssen — ein glänzendes Zeugnis sowohl für die Leistungsfähigkeit der deutschen Schiffbauindustrie als auch besonders für die nautische Tüchtigkeit der deutschen Segelschiffskapitäne. Die Aufstellung des Weltrekords für Schnellsegeln bedeutet ja in nautischer Beziehung noch mehr als die gleichfalls durch deutsche Schiffe schon oft geschaffenen neuen Schnelldampferrekorde, an deren Ruhm in höherem Maße Schiffskonstrukteure und Maschineningenieure ihren Anteil haben. G.

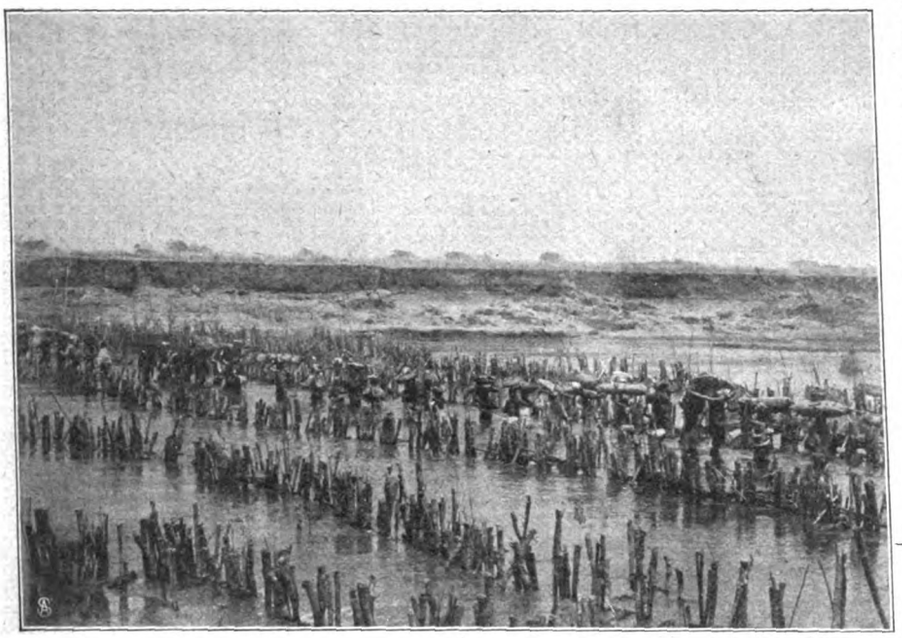
Früchte ohne vorausgegangene Befruchtung. Vor kurzem brachten wir an dieser Stelle eine Mitteilung über „Früchte ohne vorausgegangene Befruchtung" und legten, anknüpfend an die Nachricht, daß ein amerikanischer Gärtner kernlose Äpfel und Pflaumen gezüchtet habe, dar, daß kernlose Früchte von Mispeln, Johannisbeeren usw. schon längere Zeit vorhanden seien. Wir erhalten von zuständiger Stelle hierzu eine Bemerkung, daß ein völlig kernloser Apfel schon seit über hundert Jahren existiert; es ist dies der in Braubach gezüchtete und dort — auch wohl hie und da in der Umgegend — viel vorkommende „Vaterapfel ohne Kern", der schon dem um 1800 lebenden berühmten Pomologen Oberpfarrer Christ in Cronberg bekannt und von diesem sehr geschätzt war. Dieser Apfel hat nicht bloß die Neigung, sogenannte Jungfernfrüchte zu bilden, wie es bei dem Apfel „Collini", den Birnen „Clairgeau" und „Gute Luise von Avranges" der Fall ist, die neben kernlosen Früchten immerhin auch einige mit Kernen versehene erzeugen; es hat vielmehr der „Vaterapfel" niemals irgendeinen fruchtbaren Kern, sondern in einem verkümmerten Kerngehäuse nur die Rudimente von Kernen, zusammengeschrumpfte, punktähnliche Kernschalen ohne keimfähigen Inhalt. Der Verfasser dieser Zeilen hat unzählige Früchte des Vaterapfels zum Genusse und zur Untersuchung des Kernhauses zerschnitten und nie darin einen wirklichen Kern gefunden. Der sehr wertvolle „Vaterapfel ohne Kern" ist eine schöne, lachende Frucht, weiß mit zartroten Backen; er hält sich bis zum Frühjahr auf dem Lager und ist, lagerreif, eine sehr wohlschmeckende, von jung und alt geschätzte Frucht der Gegend, in der fast nur hervorragende Sorten gezüchtet werden. Es wäre wohl zu empfehlen, daß dieser ebenso interessante wie wertvolle Apfel weiter über die nächsten Grenzen seines Ursprungsortes verbreitet würde, zumal er auch ein überaus dankbarer Apfel ist und durch Okulieren, Pfropfen usw. leicht fortgepflanzt werden kann. Der Schriftführer des Obstbauvereins in Braubach a. Rh. ist sicher gern bereit, auf rechtzeitiges Ersuchen Pfropf- und Okulierreiser gegen mäßige Vergütung zu versenden. J.

Hugo Kotschenreiter. (Zu dem obenstehenden Bildnis.) Ein erst vierundfünfzigjähriger, aber durch längere Krankheit schwer geprüfter Mann, ist der bekannte Münchener Genremaler Hugo Kotschenreiter Anfang April gestorben. Sein Name ist unseren Lesern wohl vertraut, hat er doch viele seiner anmutigen Bilder in den Spalten der „Gartenlaube" veröffentlicht. Sich bescheidend in seinem Wollen und Können, hat der nun Verstorbene nichts Unmögliches angestrebt, sondern seine eigentliche Begabung zum Genrehaften, Erzählenden klug verwertet und viele Freunde und Gönner sich erworben mit seiner ansprechenden Kunst. Eines seiner letzten Werke befindet sich in der Neuen Pinakothek zu München. Kotschenreiter war Süddeutscher von Geburt, er war am 6. Januar 1854 zu Hof geboren und studierte erst an der Kunstschule zu Nürnberg, dann unter Piloty in München.

Karl Hahn, München, phot.

Hugo Kotschenreiter †
Kunstmaler.

Verkehrsbilder aus Innerafrika. (Zu den untenstehenden Abbildungen.) Der moderne Verkehr dringt erst allmählich in das Herz des dunklen Weltteils ein. Dort wird noch der Handel und Wandel in uralter Weise betrieben. Auf schmalen, durch den Negerfuß getretenen Pfaden ziehen noch immer die langen Karawanen, in denen der Mensch die schweren Lasten von der Meeresküste bis tief in das Innere des Kontinentes auf dem Kopfe trägt. Brücken kennt man nicht; über tiefe Ströme setzt man in Kähnen und Fähren, wo es aber irgend geht, sieht man auch von diesem Hilfsmittel ab und passiert die Ströme in altbekannten Furten. Nur zu oft aber sind solche Übergänge mit unliebsamen Unfällen verknüpft; denn nach Regengüssen schwellen die Flüsse an, und ihr Lauf wird reißend. Mit Mühe und Not erreichen dann die Träger das jenseitige Ufer, mancher aber stolpert unterwegs auf dem schlüpfrigen Grunde; dann fliegt natürlich die Last ins Wasser, versinkt in die Tiefe oder wird von den Wellen fortgetragen. Da gibt es oft recht peinliche Verluste. Man hat sich an verschiedenen Orten dagegen zu schützen versucht. Ein einfaches, aber recht wirksames Hilfsmittel benutzt man z. B. in der Umgegend des Viktoria Njansa. Unsere obere Abbildung veranschaulicht es. Da ist der reißende Gori, der an der nördlichen Grenze von Deutsch-Ostafrika in den Viktoriasee mündet. Um die Kraft des Stromes zu brechen, hat man einige Reihen von Pfählen in den Grund eingerammt. Zwischen diesen Zäunen watet nun die Trägerkolonne in ruhigerem Wasser nach dem gegenüberliegenden Ufer. Die Pfähle gewähren bei etwaigem Schwanken den Trägern Halt, und wenn eine Last ins Wasser fällt, so wird auch ihr Fortschwemmen verhütet. Sie kann eher herausgefischt und aufs Trockene gebracht werden. C. F.



Trägerkolonne im reißenden Goristrome.

Überschreiten eines Flusses. Gebr. Haeckel, Berlin, phot.

Verkehrsbilder aus Innerafrika.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

U of M

Mutter und Kind.

Studie von Artur Kampf.

Nr. 18 — 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Das Kreuz im Venn.

(8. Fortsetzung.)

Roman von Clara Viebig.

Willenlos, gedankenlos war Bäreb der führenden Menge ins Städtchen Echternach hineingefolgt. Sie sah nicht, wie lieblich das lag, mitten zwischen Gärten und Apfel- und Birnbäumen und sich rötenden Kirschen, wie sie noch nie hatte welche reifen sehen.

An die Spitze der einziehenden Wallfahrer hatte sich ein Musikkorps gestellt, dahinter reihten sich die Gemeinden; die geistlichen Hirten ordneten ihre Herden. Viele, viele gläubige Schäflein aus vielen Ortschaften, aus Nähe und Ferne, Staub auf den Schuhen, Staub auf den Kleidern, aber im Herzen Seligkeit; nun war es erreicht, zu Fuß und zu Wagen, mit Not und Ermüdung, mit Anstrengung und Kosten, aber daran dachte jetzt niemand. Hier war gelobtes Land, hier war man endlich in Echternach!

Das vorderste Musikkorps spielte, andere Musikkorps wollten nicht zurückbleiben, jede Gemeinde hatte ihren Ehrgeiz; sie spielten zum Einzug das Willibrorduslied, und tausend Kehlen stimmten jubelnd an:

„Schau, heiliger Apostel, o Willibrord,
Herab auf die Scharen der Beter,
O sei uns des Landes mächtiger Hort,
Beschirme den Glauben der Väter.
O heil'ger Patron, komm, hilf uns in Not,
In Ängsten, Gefahren und Leiden
Und stehe uns schützend bei in dem Tod,
Daß siegreich von hinnen wir scheiden!"

Die abgespannten Gesichter wurden erwartungsvoll rot; ah, da ragte vom höchsten Punkte der Stadt die Pfarrkirche, darinnen lag unterm Hauptaltar der wundertätige Heilige begraben! Glocken läuteten, aus allen Giebeln wehende Fahnen, um alle Mauern grüne Girlanden, in allen Fenstern der heilige Willibrord als Bild, als Statue, als Photographie, und sei's nur auf Postkarten. Die Echternacher begrüßen die Waller, die ihnen Ruhm und Gewinn und Verdienst und Getriebe ins sonst so weltabgelegene Städtchen bringen.

„Heiliger Willibrord, bitt' für uns!
Bitte für uns, heiliger Willibrord!"

Das ist der Gruß, mit dem Städter und Waller sich begrüßen. Von Gasse zu Gasse pflanzt sich das Gemurmel fort. Nun ist man am Marktplatz, Schaubude, Würfelbude, Schießbude, Schaukel, Karussell, Glücksrad, Pfefferkuchenstand, Menagerie, Wahrsagerin — ei, was gibt's da alles zu sehen, zu kaufen, zu naschen, zu belachen! Und dazwischen Kinder, Knaben und Mädchen, und auch viele erwachsene Leute, die sich an den Fremden heranmachen, ihn förmlich bedrängen:

„Wellt'er mech dangen,
Fir mat ze sprangen?"

Unsanft fühlte sich Bäreb vom Bruder an der Nase gerissen, sonst hätte sie noch lange gestanden und mit verwirrten Augen in das Marktgewimmel gestarrt. So etwas hatte sie noch nie gesehen, so etwas gab's nicht in Heckenbroich, nicht einmal in der Kreisstadt. Eine neue Welt war das. Noch konnte sie sich nicht hineinfinden. Die Herrlichkeiten des Marktes waren es weniger, die ihren Sinn verwirrten, als das Läuten der Glocken, die geschmückten Straßen, die Fahnen, die Kränze, die brennenden Lichter um Heiligenbilder. Und dann die Melodie, diese unruhige, hüpfende Melodie, die, von Querpfeifen gepfiffen, von Trompeten geblasen, von Leierkasten gedudelt, überall zu vernehmen war.

Ein Trupp spielender Kinder kam gezogen, ein Kleiner voran, den Mund beschmiert mit Kirmeskuchen; er schlug den Takt, und die Kameraden pfiffen und parpten, schlugen mit Deckeln und sangen dazu:

„Adam hatte sieben Söhn',
Sieben Söhn' hatt' Adam,
Sieben Töchter muß er han,
Eh er sie bestaden kann!"

Aus einem geöffneten Fenster drang in rauschender Reihenfolge von Tönen, auf die Tasten getrommelt, die gleiche Weise an Bärebs Ohr.

Sie hätte sich die Ohren zuhalten mögen. Nun fiedelte noch irgendwo eine Violine. Ein Quinquilieren ohn' Ende, ein Hämmern, ein Tuten, ein Dudeln, ein Kratzen — man wurde taub davon. Was war das?! Man konnte nicht sagen, woher es kam — Bäreb drehte sich bald hierhin, bald dorthin — ganz Echternach war voll von der Melodie. Von den schwarzgrauen Dächern kam sie nieder, aus dem zerstampften Pflaster stieg sie auf, um alle Ecken zog sie, aus allen Fenstern flog sie, die Luft war dick davon.

„Pä, pä!" Dores hob lauschend das Fingerchen, er mochte Musik gern leiden, er fing an zu hüpfen auf der Schwester Arm.

Was war das, was war das?! Bäreb riß die erschrockenen Augen noch größer auf, in ihren Schläfen stach es, in ihren Ohren surrte es, ihr ganzer Kopf dröhnte, als schlüge drin einer mit Hämmern auf Eisen, und in ihren Füßen zuckte es. Jesus Maria, was war das denn? Das quälte ja so!

Sie wollte entfliehen und war doch froh, daß sie gegen den dicken Mann anrannte, den sie kannte. „Wat es dat? Hört doch!“ sagte sie und drängte sich an ihn.

Er lachte glücklich. „Dat is de Springprozessionsmarsch, Mädche, da springen mir all morjen nach! Adam hatte sieben Söhn'“, fing er an zu trällern und probierte mit seinen dicken Beinen einen flotten Hüpfschritt.

War der nicht recht bei Trost, oder hatte er sich betrunken? Ganz scheu guckte Bäreb ihn an.

Er aber strich ihr freundlich die Wange. „No, Mädche, du kuckst ja ganz verdattert? Wo gehste eweil hin mit'm Brüderche? Komm noren, ech will dech traktiere!“

Gutmütig führte er die Willenlose mit sich fort. Ja, essen wollte sie gern etwas, und sie war auch sehr müde. Er führte sie in ein Bierhaus am Markt. Da gab's den ganzen Tag warme Würste, und dem Dores, der schon alles mit den Augen verschlang, ließ er eine Suppe bringen und ein großes Stück Kirmeskuchen. Bäreb aß und trank, trank mehr, als sie aß; Hunger hatte sie eigentlich doch nicht, sie hatte Brot genug mitgehabt, aber Durst quälte sie, ein furchtbarer Durst, der ihre Kehle ganz austrocknete. All der Staub, den sie hatte schlucken müssen, saß ihr noch darin. Auch der Dicke hatte einen gewaltigen Durst, und so alle, die um sie her saßen.

Wie durch einen Schleier sah Bäreb die roten Gesichter, und dann sah sie an den Wänden Gestalten sich drehen, Frauen mit Hauben, Ritter mit Schwertern, langzopfige Mädchen, von jungen Burschen umschlungen —

„Adam hatte sieben Söhn',
Sieben Söhn' hatt' Adam —“

die tanzten alle im Marsch der Springprozession, und St. Willibrord, die Fahne im Arme, die Bischofsmütze auf dem Kopfe, hob zwei Finger seiner Rechten und segnete sie. So war es an die Wände gemalt, aber Bäreb sah es, als wäre es wirklich.

Mechanisch führte sie die Hand ans Glas, mechanisch hob sie das Glas zum Munde, mechanisch dankte sie dem guten Dicken, mechanisch nickte sie, als er ihr anempfahl, sich nach einer Herberge umzusehen. Die Stadt war voll, an dreißig bis vierzigtausend kamen hier zusammen — wo wollte sie nächtigen, wenn sie nicht Verwandte am Orte hatte oder gute Bekannte?

Stumpf trottete sie von dannen. Sie irrte durch die Straßen, eine Herberge fand sie nicht, sie war ja auch zu müde, jetzt eine zu suchen; der Dores schlief schon, schwer lastete er ihr auf der Schulter. Unwillkürlich suchte sie einsame Wege, sie war das nicht gewohnt hinter ihren Hecken, das Lärmen und die Musik waren zu viel für sie. Jetzt schoß man noch mit Böllern. Ganz betäubt wankte sie einem grünen Dickicht zu am Ufer der Sauer. Sie trat durch ein Gatter — verschlossen war es nicht — ein alter Park mit Bäumen, die höher waren als die Tannen im Venn, umrauschte sie. Ah, hier war's gut sein! Sie fragte nicht: ist's erlaubt? Sie sah sich nicht weiter um — gepriesen sei der Schutzengel, der sie hierhergeführt hatte! Das Lärmen war verstummt, sie legte den Bruder ins Gras und sich daneben.

In dem einsamen Parke, der abends verschlossen wird, weil die Liebespaare sich sonst darin verkriechen und die Landstreicher, alle, die das heimliche Dunkel lieben, schliefen die müden Geschwister. Um sie flatterten Schmetterlinge, gaukelten im Liebesspiel und setzten sich ermattet auf die wilden Blumen im Schatten. Jasminbüsche dufteten berauschend, wie weiße gewölbte Glocken standen sie mit der Blütenlast ihrer hängenden Zweige im dunkelnden Laubgewirr. Hier war eine Wildnis. Faune mit abgeschlagenen Nasen grinsten aus dichtverwachsenen Bosketten, Nymphen mit ausgestreckten Armen fingen mit dem Marmorweiß ihrer nackten Leiber verstohlene Sonnenstrahlen auf. Verschlafen rauschte die Sauer vorüber am verfallenen Pavillon; dessen Stuck war abgefallen, seine Malereien waren entblättert, aber noch schützte das Dach, und noch sah man innen im Kuppelgewölbe die Amoretten sich tummeln um die schaumgeborene Göttin der Liebe.

Fern war das Treiben des Marktes und die vielen Füße. In der Stille der schützenden Bäume schlief Bäreb tief, aber nicht sanft. Es verfolgte sie etwas in ihren Traum, das saß ihr im Ohr, das quälte sie selbst im Schlafen. Sie warf sich unruhig, atmete laut und zog die Stirn kraus. War es der Jasminduft, der sie belästigte, oder eine Erinnerung? Mit einem Schrei wachte sie auf. Graudämmerig war's im Blättergewirr — wo war sie? Mit beiden Händen faßte sie sich an den Kopf — war sie in Echternach?! Ein Läuten hub an, das sie erschreckte. Sie riß den noch schlafenden Dores auf. Zur Vesper, zur Vesper! Es läutete schon!

Die Maximiliansglocke läutete mit feierlichem Dröhnen das Fest des heiligen Willibrord ein, sie lud die Pilger zur Abendandacht an seinem Grabe. Von allen Seiten kam das gelaufen, was schon in der Stadt versammelt war; Scharen, Scharen, Scharen. Bäreb sah viele, die sie schon gestern und am Morgen gesehen hatte, aber noch Hunderte und aber Hunderte von neuen Gesichtern dazu.

„Heiliger Willibrord, bitt' für uns —
Bitte für uns, heiliger Willibrord! —“

Da war es wieder, das gewohnte Gemurmel! Mit ausgeruhter Stimme fiel Bäreb ein. Dabei glitzerten ihre Augen rastlos umher; was konnte sie dafür, daß sie betete und ihre Seele nicht dabei war? Es gab so viel, zu viel zu sehen beim heiligen Willibrord!

Da waren Buden am Fuße der großen Treppe, Buden über Buden mit Rosenkränzen — solche aus weißen Perlen, solche aus blauen Perlen, duftende braune aus Rosenholz — und Weihwasserkesselchen und Betbücher und Heiligenlegenden mit bunten Bildern und Willibrordusstatuen aus Porzellan und Stuck. Und so noch viel mehr der heiligen Andenken an Echternach.

Sie raffte sich gewaltsam aus ihrer Zerstreuung auf. In die Pfarrkirche sich drängend zwischen allem Volk, kniete sie nieder, wo es gerade war, schlug ihr Büchlein auf und begrüßte den Heiligen demütig.

Rote und blaue zuckende Lichter fielen durch die bunten Kirchenfenster aufs St. Willibrordus-Büchlein; geblendet stierte Bäreb hinein, sie konnte nicht weiterlesen. Das war keine Andacht, die war ja nicht möglich! Mit Scharren und Trappeln, mit Murmeln und Seufzern zogen tausend bei ihr vorüber. In endloser Prozession zu zweien und dreien. Väter und Mütter mit ihren Kindern, Greise und Greisinnen wankend am Stab, Arme und Kranke, Junge und Alte, Aufrechte und Verkrüppelte; alle zogen sie hintereinander durchs Kirchenschiff zum Grabe des heiligen Willibrord.

Bäreb stellte den Dores auf die Beine: hin, hin! Er stolperte eilig auf seinen wackligen Füßen, er kam sich selber nicht rasch genug voran. „Pä, pä!“ Er riß sie vorwärts mit ungeduldigem Straucheln.

Da lag St. Willibrordus auf seinem vergoldeten Sarg, aus Holz geschnitzt, wie ein Bischof angetan, ein wenig aufgerichtet, gerade so, als wäre er lebend. Im Schauer der Ehrfurcht neigte sich jedermann.

„Heiliger Willibrord, bitt' für uns!“

Das Schiff der Kirche war erfüllt vom steigenden Murmeln, hundertfach, tausendfach; die Wölbung, gegen die es anstieß, hallte es noch dreifach zurück. Um das Grab herum, hinter dem Altar her, immer:

„Heiliger Willibrord, bitt' für uns,
Heiliger Willibrord, heiliger Willibrord!“

Bäreb hätte noch gerne länger am Grabe verweilt. Ach, wenn der Dores nur das äußerste Eckchen des Sarges an rühren könnte! Aber die Menge stieß sie weiter, um das Grab herum, hinter den Altar und hinein in die Sakristei.

Da saßen am Tische die Priester, feierlich ernst, ohne Wort und ganz vertieft in ihr Geschäft. Hunderte, Tausende

von Händen streckten sich aus — eine Hand nach der anderen legte die Opferspende dem heiligen Willibrord fromm auf den Tisch.

„Heiliger Willibrord, bitt' für uns,
Wir bitten dich, heiliger Willibrord, erhöre uns'"

Zur einen Tür herein, zur anderen Tür hinaus, es entstand kein Gedränge. Alles ging still vor sich, nur das Geld klapperte und klingelte auf dem Tische.

Auch Bäreb nahte dem Tische. Nah vor ihr war die Frau mit dem Kropf, sie konnte gut sehen, was die opferte, einen harten Taler. Und andere gaben nicht weniger. Da, die Frau mit dem blonden Mädchen legte ein blinkendes Goldstück hin, und dort ein Herr gar ein paar solcher goldenen Dinger. Bäreb erschrak bis ins innerste Herz, so viel hatte sie nicht! Aber am Ende besann sie sich: wer nicht viel hat, kann nicht viel geben, auch geringere Scherflein nahm der heilige Willibrord.

Mit Mut und Entschlossenheit fuhr sie in die Tasche — da hatte sie die Mark, ihre einzige Mark, die ihr noch übrig geblieben war, erfaßt. Mit der Linken ihr Brüderchen an sich ziehend, trat sie vor und legte mit der zitternden Rechten ihre Mark auf den Opfertisch. Sie klimperte nicht hell wie ein größeres Silberstück. Bäreb wurde rot und dann blaß, ob's wohl genug war?! Ihr war es, als habe der geistliche Herr sie einen Augenblick streng angesehen. Hatte sie denn nichts, gar nichts mehr, hatte sie denn auch alles, alles geopfert? Heiliger Willibrord, heiliger Willibrord! Noch einmal fuhr sie mit Hast in die Tasche — da, noch ein Fünfzigpfennigstück! Sie gab auch dieses.

Zur einen Tür herein, zur andern Tür hinaus, alles ging wohl geordnet, ohne Gedränge. Bäreb stand draußen, sie wußte selbst nicht wie rasch. Innen verhallten die Klänge; die Vesper zu Ehren des heiligen Willibrord neigte ihrem Ende zu. Sie faltete die Hände beim Bimmeln des Betglöckleins, das von unten aus dem Kloster „Zum guten Kinde Jesu" zur mächtigeren Schwesterglocke hinaufrief. Und noch andere Glöckchen beierten, es waren so viel geistliche Stifte zu Echternach. Bäreb betete noch geschwind das Salve regina: „Sei gegrüßt, o Königin, Mutter der Barmherzigkeit!" Die war ihr doch vertrauter als der heilige Willibrord!

Sie fühlte jetzt auf einmal ihre ganze Verlassenheit. Der Bruder weinte vor Müdigkeit, auch ihr kamen beinahe die Tränen. Wo sollte sie hin?! Der Abend brach herein, um das alte Gemäuer der Pfarrkirche wischten die Fledermäuse. Und Menschen, Menschen, Menschen eilten in Scharen mit lautem Geschwatz, in hastiger Eilfertigkeit die steile Treppe zur Stadt hinab. Das waren Tausende, und alle wollten sie unterkommen.

Jetzt beschleunigte auch Bäreb ihre Schritte; wie aus einer Erstarrung erwacht, eilte sie flüchtigen Fußes die Treppe hinab. Sie hatte das Kind wieder auf den Arm genommen, sie durchirrte mit ihm die Gassen. War es denn so schwül, so unerträglich schwül in der Enge zwischen den grauen Häusern, oder trieb nur der rasche Lauf ihr den Schweiß auf die Stirn — oder die Angst? Überall Herbergen; fast jedes Haus hatte seine Tür geöffnet, die Fenster waren erleuchtet, Stimmengewirr schallte heraus, alles war voll, voll bis unters Dach. Vom Markte Gedudel; es ging laut her, das Karussell drehte sich mit seinen Flittern und glitzernden Glasbehängen bei Drehorgelmusik, am Schießstand zerkrachten die Tonpfeifen, und der große Löwe, das Hauptziel der Schützen, sperrte brüllend den Rachen auf. Auf der Rampe der Schaubude schwang ein wilder Mann mit Geheul seine Keule, er fraß Feuer, und eine dicke Frau, die Arme und Beine ganz nackend hatte, die nichts, gar nichts anhatte als ein rotes Atlasmieder und ein kurzes Samtröckchen, zeigte sich der Menge.

Junge Burschen zu fünfen und sechsen hatten sich untergefaßt und versperrten die Straße; ängstlich wich Bäreb den Halbtrunkenen aus und quetschte sich dicht an den Häusern vorbei. Wo es ihr nicht so überfüllt erschien, fragte sie schüchtern um Nachtquartier. Sie hatte kein Glück; die einen achteten ihrer gar nicht, hörten kaum ihre Frage, die andern zuckten die Achseln: längst alles besetzt. Endlich, todmüde und ganz verzagt, fand sie eine Alte in einem winzigen Kramlädchen, die ihr wohl Unterkunft geben wollte für die Nacht; sie könnte auf dem Stuhl vorn im Laden sitzen, wenn zugemacht war, und das Kind unter den Ladentisch legen — aber eine Mark kostete das, und im voraus.

Schon fuhr Bäreb in die Tasche, ja, ja, nur unterkommen, nur ein Dach über sich haben, was es auch kostete. Da fiel ihr plötzlich ein: sie hatte kein Geld, aber auch gar kein Geld mehr. Entsetzt starrte sie drein, das Herz stand ihr still. O weh, wenn sie nicht schon die Eisenbahnkarte zur Rückfahrt gehabt hatte, sie wäre nicht einmal mehr nach Hause gekommen! Plötzlich hörte sie die Maiblum brüllen, die Mutter sprechen, die Geschwister spektakeln, und eine heiße Sehnsucht fiel sie an nach der Stille der Heimat, nach dem Geborgensein hinter der Hecke.

Sie stolperte fort übers Pflaster, blind vor rinnenden Tränen. Ach, wenn ihr doch nur ein Mensch begegnete, den sie kannte! Wo war der gutmütige dicke Mann, der sie heute mittag so freundlich gespeist hatte?! Er war nicht zu finden. Aber ein Tuten kam jetzt vom Marktplatz her, das sie entsetzte. Die dunkle Gasse ward plötzlich hell. Brannte es wo? Das war ja Feuerschein! Um die Ecke bog's ihr entgegen — johlende Jungen vorauf, johlende Jungen hinterdrein — der wilde Mann, jetzt ohne Keule, aber lodernde Fackeln hochschwingend, daß Funken flogen, fletschte grinsend die Zähne, und das dicke Weibsbild im kurzen Samtröckchen verzog das traurige Gesicht zu einem Lächeln, winkte mit den Augen und warf Kußhände. Auf dem Markte war die Bude geschlossen, sie luden ein verehrliches Publikum zur Vorstellung im Freien am Platz vor der Brücke ein; gleich würden sie dort beginnen.

Auch Bäreb folgte, willenlos, getrieben von der Menge; wo die hinging, ging sie eben nach. Aber sie sah nichts von dem, was der Mann verschlang — nicht bloß Feuer, nein, auch Glas und Eisen hatte er versprochen zu fressen, rostige Nagel und zerbrochene Fensterscheiben — sie sah kaum das Seil, das weit über mannshoch zwischen zwei Pfählen gespannt war, auf dem „die berühmteste Seiltänzerin der Welt", die dicke Frau, ihre Kunst jetzt zeigen sollte. Ein Trupp junger Bursche hatte Bäreb aufgespürt und umkreiste sie beständig. Sie ließen ihr keine Ruhe, sie neckten sie unablässig. Und sie, so zag heute abend in ihrer Obdachslosigkeit, floh.

Jesus Maria, nur ein Mensch, ein Mensch, bei dem sie sich sicher fühlte — es brauchte ja gar nicht einmal ein Bekannter zu sein!

An den Ufern der Sauer hinab und hinauf nächtigten viele. Wie Schatten bewegten sich Gestalten um lodernde Feuerchen; ganze Familien kampierten da. Sie kochten Kaffee; in Hotten und Kärrchen und Bündeln hatten sie das Nötigste mitgebracht. Weit, weit kamen sie her zu Fuß, sie hatten nicht Geld gehabt, um zu fahren. Ein Geruch der Armut durchwehte die Sommernacht, ein Geruch, der stärker war als der weiche Duft des Jasmins und der Lindenblüten, ein Geruch des Elends, ein Geruch der bittersten Leibes- und Seelennot.

„Heiliger Willibrord, bitt' für uns,
Bitte für uns, heiliger Willibrord!"

Da waren so manche, die kein Dach über sich hatten diese Nacht. Bäreb fühlte etwas wie Trost, ei, so konnten sie ja auch draußen schlafen. Vertrauend näherte sie sich einem Feuerchen. Da wurde sie aufs neue gescheucht, ein verwildert aussehender Mann schrie sie grob an, und ein Weib kreischte in höchsten Tönen: „Hei, dat is unsen Platz, unsen, wat will dat Frechmensch hei?!" Auch hier war ihres Bleibens nicht.

Verwirrt, verstört, von überall verjagt, rannte Bäreb sinnlos weiter. Wohin, wohin? Schon glaubte sie wieder

die Quälgeister von vorhin hinter sich zu vernehmen — „Hetz, hetz, hussa, fangt sie, die Katz, ß ß!“ Sie rannte davon, atemlos, rannte, daß sie keuchte, rannte vom Ufer hinauf, wieder den Straßen zu — menschenleer lagen die jetzt, still, wie ausgestorben, alle Läden geschlossen — rannte blindlings gegen die Ecke einer Mauer an und — rannte dann einem Mann in die Arme.

* * *

Die Sauer rauschte sanft gegen die Ufer an, die Sterne schienen nieder auf die Stadt des heiligen Willibrord. Flußauf, flußab tiefes Schweigen. Erschöpft, ermüdet von Wanderung, Gebet und Marktgetriebe schliefen die Pilger.

Auch Bäreb schlief, den Dores im Arm; sie schlief, sanft und wohlbehütet. Die dunklen Wimpern waren noch feucht von den Tränen, die sie in ihrer Verlassenheit geweint hatte, aber ihr Mund lächelte. Sie hatte es ja so gut getroffen, St. Willibrord hatte sie in seiner Stadt doch nicht zuschanden werden lassen! Nun hatte sie einen Beschützer gefunden, einen, der jung war wie sie selber, einen, der gekommen war, gläubig wie sie; warum sollte der heilige Willibrord nicht auch dazu verhelfen können, daß man nicht zu dienen brauchte beim Militär? Es hatte zwar noch keiner gehört, daß St. Willibrord sich auch ums Nicht-Soldat-werden-Müssen verdient gemacht hätte, aber wer Wunder vollbringt, so große Wunder, der kann auch dieses vollbringen!

Treuherzig, offen und der Mitteilung froh, hatte der Jüngling das dem jungen Mädchen erzählt. Er war auch ganz fremd in der Stadt, hatte keine Bekannte, und sehr viel mehr Geld als Bäreb hatte auch er nicht in der Tasche. Flüsternd hatten die beiden jungen Menschen ihre Geschichten ausgetauscht. Sie war aus der Eifel, er war aus der Eifel, wenn sie auch nun und niemals früher den Namen seiner Ortschaft gehört hatte. Sie hörte auch jetzt den kaum, er war nur ein Schall, an ihrem Ohr vorübergleitend; aber den Namen des jungen Burschen behielt sie: Niklas. So hießen auch viele in Heckenbroich — Klas! Man war gleich gut bekannt miteinander, das machte die Landsmannschaft. Niklas hatte ihr den Dores abgenommen, und der ließ sich auch von ihm tragen, als ob er's gefühlt hätte in seiner Schlaftrunkenheit, wie gut der Klas war. Und die Bäreb hatte der freundliche Bursche an die Hand genommen und gesprochen: „So, eweil komm, Bärbche, eweil suche mir uns en Platz für zu schlaofen. Brauchst kein Angst mieh zu han, ech schützen dech!“

Er war noch so jung, nicht viel älter als achtzehn, er fühlte sich stolz, eines Mädchens Beschützer zu sein. Sie teilte ihm von dem Brote mit, das sie noch in ihrem Bündel hatte, er hatte noch ein Stück Wurst. Mit ihren jungen Zähnen bissen sie in das vertrocknete Brot und in die Wurst, die im Rauchfange so lange gedörrt hatte, bis sie hart geworden war wie ein Knochen. Es schmeckte ihnen vortrefflich; so hatte es Bäreb heute mittag in dem großen Wirtshaus am Markt lange nicht gemundet, sie fühlte sich jetzt so sicher. Schulter an Schulter saßen sie platt auf der Erde, hinter sich die schlafende Stadt, vor sich den im Sternenlicht leise gleitenden Fluß. Er hatte sie ein wenig abseits geführt, noch weiter den Fluß hinauf dem Parke zu, aus dessen umfriedetem Dickicht in langen Trillern die Nachtigall schlug. Zu trinken hatten sie nichts, aber mit geblähten Nasenflügeln, den Mund in eifrigem Kauen halb geöffnet, sogen sie zu Brot und Wurst den feuchten, laulichen Wasserdunst ein und den Tauduft des Grüns und den süßen Geruch des Jasmins. Unablässige Duftwellen strömten vom Parke her, der die Schatten seiner uralten Bäume schwer und schwarz bis über den Fluß hin legte. Wie Glühwürmer glimmten die Feuerchen der Pilger hüben und drüben an beiden Ufern der Sauer; mählich verlöschten sie. Eine Turmuhr in der Stadt schlug dumpfschnarrend zwölf.

„Schlaof eweil, schlaof,“ hatte der Niklas gesagt, „leg dich der Läng lang, dat de de Glidder ruhst, morje müsse mir springe!“

Sie seufzte auf; sie litt es in wohligem Behagen seine Flauschjoppe über sie und den Dores breitete dann selbst dicht neben sie streckte. Sein Atem be Jedes von ihnen hatte den Kopf auf sein Bündel ge Gesicht zu den Sternen gekehrt, so ruhten sie ganz g gut, dachte Bäreb.

Plötzlich fiel's ihr ein: „Ich han mich noch nit „Bet doch, bet doch“, flüsterte er.

Sie bekreuzigte sich.

„O heiliger Schutzengel mein,
Laß mich dir stets empfohlen sein,
In allen Nöten steh mir bei
Und halte mich von Sünden frei.
In dieser Nacht, ich bitte dich,
Bewahre, schütze, führe mich!“

Der Bursche kannte das Abendgebet, er hatte es mit ihr gebetet. Nun bekreuzigten sie sich noch einm „Amen. Schlaof wohl, Bärbche!“

„Amen. Du ooch, Klas!“

Und sie hatten die Gesichter von den Sternen ab und sie, lächelnd im Dunkeln, einander zugekehrt. —

Noch war die Sonne nicht lange aufgegangen, Bursche erwachte. Er war das Frühaufstehen ge arbeitete als Knecht, sein Vater und seine Mutter wo Leut' — wenn er zum Militär müßte, würden sie

„Bitt' für uns, heiliger Willibrord!“

Schon hörte man wieder das alte Gemurmel, tönigkeit des gleichen, des immerwährenden Anrufs. Ufern der Sauer war schon Bewegung; die dort hatten, wuschen und kämmten sich und packten ihre keiten zusammen.

Die grüne Höh, drüben auf der preußischen S Sauer, war eben vergoldet, die weißen Häuser vo nacherbrück wurden eben rosig bestrahlt, als auch sch Prozessionen eintrafen. Die waren die Nacht durch g von ihren Ortschaften her, nun begrüßten sie das S brorduskreuz unweit des schwarzweißen Grenzpfahls, Kanzel errichtet ist und der Priester die Gläubigen Beginn der Springprozession. Sie begrüßten Kreuz un mit frommem Gesang:

„Zu Deiner Ehr, Gott, wallen wir,
Kyrie eleison!
All unsre Not wir klagen Dir,
Alleluja, alleluja,
Bitt' Gott für uns, Sankt Willibrord!“

Der Niklas hatte sich auf den Ellbogen gestützt trachtete im goldhellen Morgenlicht das Gesicht des schl Mädchens neben sich. Gestern hatte er ihr Gesicht g mehr gut erkennen können, er hatte nur die junge Stimme gehört, das dankbare Schmiegen an seine S fühlt, heute sah er erst, wie hübsch Bäreb war. Er be sie lange und mit Wohlgefallen. Das war ein liebes M ein arg hübsches Mädchen, eins, wie er daheim no gesehen hatte!

„Bärbchen!“ Flüsternd sprach er ihren Namen au sie schlief noch fest, sie rührte sich nicht. Was sie für Bäckchen hatte, zart gelblich und rot drauf in einem F wie die Frucht ihn hat, wenn sie reifen will. Und Wimpern hatte sie wie schwarze Seide — schwarze mußte sie haben, die mochte er gern. Er konnte ni warten, daß sie sie aufschlug. Vorsichtig nahm er die wär Joppe von ihr und dem Knaben und sprach leise: „Bä mußt ufstehen, et is eweil höchste Zeit!“ Er wagte e mit der Hand die Wange zu streicheln.

Da schauerte sie zusammen, seufzte, schlug die Augen und sah ihn an. Ihre schwarzen Augen erglänzten. sie wußte gleich, wo sie war, da war ja der Klas! Sie ihn an, sie war so froh, ihn zu sehen; nun war sie nicht allein in aller Christenheit, sie waren zu zweien.

„Jute Morje, Klas!“

Copyright J. Caswall Smith The Gainsborough Studio, 309 Oxford-Street, London W.

Vor dem Waffenstillstande.

Gemälde von J. Pettie.

„Gude Morge, Bärbche!"

Dann bekreuzigte sich Bäreb und sprach ein Morgengebet, und der Bursche bekreuzigte sich auch und sprach mit, sie froh betrachtend:

„Es segne mich die Jungfrau rein
Mit ihrem lieben Kindelein.
Amen!"

Er half ihr, den Dores wach machen. Der sah blaß aus und schlief wie ein Toter; unter seinen geschlossenen Äugelchen lagerten die Schatten schwarzblau, und sein Mund war schmerzlich verzogen.

„Wenn et eso ene heiße Dag wierd, dann es hen immer nit eso jut", sagte Bäreb seufzend. Aber dann lächelte sie, ob heiß oder kalt, bald würde er keinen Unterschied mehr empfinden, bald war er ja gesund! Sie machte das Zeichen des Kreuzes über dem Brüderchen.

„Bitt' für uns, heiliger Willibrord!
Wir bitten dich, heiliger Willibrord, erlöse ihn!"

Dann wusch sie ihn mit dem Wasser des Flusses und wusch sich auch selbst Gesicht und Hände.

Ohne Scheu vor dem gaffenden Burschen löste sie ihr langes Haar und strählte es mit dem Kamm aus ihrem Bündel. Puh, wurde es aber mächtig heiß! Sie lüftete sich das Kleid am Halse. O weh, schon stach die Sonne, als wollte es ein Gewitter geben.

Hinter der Berglinie starrten Wolken wie Spitzen. Das Sauertal war voll von glimmerigem Duft.

Als die Maximiliansglocke ihr Dröhnen anhub und man aus der Stadt das Veni Creator der Geistlichkeit schallen hörte, die von der Kirche zur Brücke hinabzog, war es noch zeitig am Morgen; aber schon trockneten sich viele den Schweiß ab, man sah große Regenschirme zum Schutz aufgespannt gegen den Sonnenbrand. Doch der Gendarm befahl, sie zuzumachen.

„Paß up, dat de mech nit verlierst!" flüsterte Niklas noch rasch der Bäreb zu im wilden Gedränge. „Nach der Prozession unner de Trepp am St. Willibrordusbrunnen, dao stiehn ech!"

Sie nickte nur, sie wagte nicht mehr zu sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rangordnung in der Tierwelt.

Von Dr. Th. Zell.

Gewöhnlich nimmt man an, daß die Einteilung der Menschen in verschiedene Rangklassen nur eine Ausgeburt des menschlichen Gehirns sei, und daß die Tierwelt von einer solchen künstlichen Unterscheidung zu ihrem Glücke nichts wisse. Bei näherer Betrachtung zeigt sich jedoch, daß diese Annahme irrig ist, indem auch hier gewisse Tiere von ihren Genossen ein Vorrecht beanspruchen. Natürlich kann sich ein solcher Kastengeist nur bei Herdentieren zeigen, hier ist er aber auch häufig genug beobachtet worden, wie nachstehende Fälle beweisen dürften.

Da die Affen den Menschen am nächsten stehen, so läßt sich vermuten, daß bei denen, die in Herden leben — was bei den Affen die Regel ist — der Heerführer besondere Rechte für sich beansprucht. Das ist auch in der Tat der Fall. „Das stärkste oder älteste, also befähigtste männliche Mitglied einer Herde", sagt Brehm, „schwingt sich zum Zugführer oder Leitaffen auf. Diese Würde wird ihm aber erst nach sehr hartnäckigem Kampf und Streite mit anderen Bewerbern, d. h. mit sämtlichen übrigen alten Männchen, zuerteilt. Die längsten Zähne und die stärksten Arme entscheiden. Wer sich nicht gutwillig unterordnen will, wird durch Bisse und Püffe gemaßregelt, bis er Vernunft annimmt. Der Leitaffe verlangt und genießt unbedingten Gehorsam, und zwar in jeder Hinsicht. Ritterliche Artigkeit gegen das schwache Geschlecht übt er nicht. Kein weibliches Glied der Bande darf sich einer albernen Liebschaft mit irgendeinem Grünschnabel hingeben. Seine Augen sind scharf, und seine Zucht ist streng; er versteht in Liebessachen keinen Spaß. Auch die Äffinnen, die sich oder besser ihn vergessen sollten, werden gemaulschellt und zerzaust, daß ihnen der Umgang mit anderen Helden der Bande gewiß verleidet wird; der betreffende Affenjüngling, der die Haremsgesetze des auf sein Recht stolzen Sultans verletzt, kommt noch schlimmer weg. Die Eifersucht macht diesen furchtbar.

Wird die Herde zu groß, dann sondert sich unter der Führung eines inzwischen stark genug gewordenen Mitbruders ein Teil vom Haupttrupp ab und beginnt nun für sich den Kampf und den Streit um die Oberherrschaft in der Leitung der Herde und in der Liebe.

Im übrigen übt der Leitaffe sein Amt mit Würde aus. Schon die Achtung, die er genießt, verleiht ihm Sicherheit und Selbständigkeit, die seinen Untergebenen fehlt; auch wird ihm von diesen in jeder Weise geschmeichelt. So sieht man, daß selbst die Äffinnen sich bemühen, ihm die höchste Gunst, die ein Affe gewähren oder nehmen kann, zuteil werden zu lassen. Sie beeifern sich, sein Haarkleid stets von den lästigen Schmarotzern möglichst rein zu halten, und er läßt sich diese Huldigung mit dem Anstand eines Paschas gefallen, dem eine Lieblingssklavin die Füße kraut. Dafür sorgt auch er treulich für die Sicherheit seiner Bande und ist deshalb in beständiger Unruhe. Nach allen Seiten hin sendet er seine Blicke, keinem Wesen traut er, und so entdeckt er auch fast immer rechtzeitig eine etwaige Gefahr."

Kommen verschiedene Affenarten im Käfige zusammen, so bildet sich sofort ein Klassenstaat, worüber beispielsweise Dr. Meyer im „Zoologischen Garten" berichtet. Der Gelehrte hat seine Beobachtungen im Zoologischen Garten zu Hannover angestellt. Im Affenstall herrscht danach immer der stärkste, gesundeste und kräftigste Affe. Er ist gewissermaßen der Häuptling, dem sich die anderen willig fügen. Der Affenhäuptling ist sich denn auch seiner Würde bewußt und nimmt sich und erhält jede Freiheit. Auch die übrige „Affenbande" ist in die verschiedensten „Rangstufen" geordnet. Der Affenstaat ist ein Klassenstaat par excellence, und von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ist gar keine Rede darin. Die Makaken z. B. werden von den Pavianen als Parias der Gesellschaft betrachtet und demgemäß behandelt.

Ähnlich wie Garner nimmt auch unser deutscher Forscher eine Affensprache an. Er will zwar von Garners „Vokalsprache" der Affen nichts wissen, behauptet aber doch, daß jede Affengattung ihre eigene Sprache hat und sich untereinander leicht verständigt, während die Mitglieder verschiedener Gattungen sich nur schwer verstehen lernen. Irgendwelche „höhere Regungen" sind den Affen vollkommen fremd, sie zeigen kein Mitleid mit kranken Genossen, sondern quälen sie im Gegenteil geradezu bestialisch. In schroffem Gegensatz hierzu steht ihre Liebe zu den Jungen. Sie pflegen nicht nur ihre eigenen Kinder, sie nehmen sich auch verwaister Kleinen liebevoll an, und es kommt gar nicht selten vor, daß ein männlicher Affe, dem selber Vaterfreuden versagt sind, ein mutterloses Waisenkind adoptiert und mit treuester Sorgfalt großzieht.

Auch Affen, die sonst nicht in Herden leben, wie z. B. der Gorilla, beanspruchen unter anderen Affen eine besondere

Stellung. Von dem jungen Gorilla im Berliner Aquarium schreibt beispielsweise Direktor Hermes: „Von allen Anthropomorphen der vornehmste aber ist der Gorilla. Es ist, als habe er ein Adelspatent mit auf die Welt gebracht. Unser etwa zwei Jahre alter männlicher Gorilla hat eine Höhe von fast drei Fuß erreicht. Im allgemeinen Affenkäfig spielt er gern, und hier ist er der unbedingte Beherrscher, selbst der Schimpanse ordnete sich ihm widerstandslos unter. Er behandelte diesen aber ebenbürtiger, indem er ihn fast ausschließlich als Spielgefährten erwählte und ihn, wenn auch manchmal etwas derb, liebkoste, während er rücksichtslos mit dem gemeinen Affengesindel verkehrte."

Unter den Hunden können wir Ähnliches beobachten. Von den Eskimohunden berichten uns beispielsweise die Polarforscher: In jeder Koppel wirft sich der stärkste, nach dem Siege über seine Nebenbuhler, zum „Bas", d. h. zum Herrn auf, entscheidet Streitigkeiten, straft beim Schlittenziehen die faulen, indem er sie beißt. Jeder Hund, der mit dem Leithund zusammentrifft, läßt den Schwanz sinken. Andernfalls wird er ebenfalls gebissen. Kommen zwei Koppel miteinander in Streit, so muß jene weichen, deren Bas besiegt wird, selbst wenn sie die stärkere wäre. Altert der Bas, so reißt oft nach heftigem Kampf ein jüngerer Hund die Herrschaft an sich, und der alte verkriecht sich in einen Winkel, ohne weiter den geringsten Dienst zu tun, und stirbt dort vor Kummer.

Auch bei Wölfen beansprucht der stärkste Wolf, daß man ihn respektiere und seinen Anordnungen Folge leiste.

Ganz besonders ausgeprägt ist die Rangordnung bei dem Rindvieh. Ein deutscher Landwirt, der zehn Jahre lang in Brasilien Viehzucht trieb, erzählte mir, daß von den halbwilden Rinderherden sich unweigerlich immer der Stärkste zuerst erhob, dann der Zweitstärkste usw. Das geschah selbst dann, wenn die Sache eilig war oder der Hirt die Herde rief. Niemals wagte es ein schwächeres Glied der Herde, von dieser Rangordnung abzuweichen und dem Stärkeren den Vortritt zu versagen. Das erinnert uns daran, wie mancher Subalternbeamte, dem sein Chef eine Prise angeboten hat, nicht eher zu niesen wagt als sein Vorgesetzter.

Stiere kämpfen bekanntlich gern untereinander, und zwar pflegen sich gewöhnlich gleich starke miteinander zu messen. Mein Bekannter erlebte in dieser Hinsicht folgenden merkwürdigen Fall. Es waren schon verschiedene Paare seiner Herde „angetreten" und hatten miteinander gekämpft, als sich auch ein kleiner weißer Stier, der den Namen „Blando" führte, erhob und sich nach einem Rivalen umsah. Aber kein Gegner tat ihm den Gefallen, was sonst bei einem andern Stiere gewöhnlich sofort der Fall ist. Alle schienen es unter ihrer Würde zu halten, mit einem so schwächlichen Gegner zu kämpfen, dessen Besiegung ihnen keine Ehre verschafft hätte. Zu seinem großen Kummer mußte deshalb Blando auf einen Waffengang mit einem Genossen verzichten.

Diese Erzählung stimmt ganz genau mit dem überein, was wir sonst von dem Ehrgeiz in der Rinderwelt wissen. Nicht nur die Stiere, sondern auch die Kühe kämpfen wütend um den Vortritt. Das geschieht namentlich da, wo es üblich ist, der größten und stärksten Kuh, der sog. Heerkuh, eine Schelle umzubinden und sie die Herde führen zu lassen. Schiller hat ganz recht, wenn er den Kuoni sagen läßt:

„Das weiß sie auch, daß sie den Reihen führt,
Und nähm ich ihr's, sie hörte auf zu fressen."

Tschudi bestätigt diese Ansicht, indem er folgendes schreibt: „Sehr ausgebildet ist namentlich bei dem schweizerischen Alpenrindvieh jener Ehrgeiz, der das Recht des Stärkeren mit unerbittlicher Strenge handhabt und danach eine Rangordnung aufstellt, der alle sich fügen. Die Heerkuh, die die große Schelle trägt, ist nicht nur die schönste, sondern auch die stärkste der Herde und nimmt bei jenem Umgang unabänderlich den ersten Platz ein, indem keine andere Kuh es wagt, ihr vorzugehen. Ihr folgen die stärksten Häupter, gleichsam die Standespersonen der Herde. Wird ein neues Stück hinzugekauft, so hat es unfehlbar mit jedem Gliede der Genossenschaft einen Hörnerkampf zu bestehen und nach dessen Erfolgen seine Stelle im Zug einzunehmen. Bei gleicher Stärke setzt es oft böse, hartnäckige Zwiegefechte ab, da die Tiere stundenlang nicht von der Stelle weichen. Die Heerkuh, im Vollgefühl ihrer Würde, leitet die wandernde Herde, geht zur Hütte voran, und man hat oft bemerkt, daß, wenn sie ihres Amtes entsetzt und der Vorschelle beraubt wurde, sie in eine nicht zu besänftigende Traurigkeit fiel und ganz krank wurde."

Noch heute wird Ähnliches beobachtet. Im Kanton Wallis besteht besonders in der Nähe von Sitten noch eine alte Sitte, die mit großem Eifer aufrechterhalten wird. Alljährlich, wenn das Vieh auf die Hochweiden getrieben werden soll, was gegen Ende Juni oder Anfang Juli geschieht, wird ein Rangstreit zwischen den Kühen ausgefochten, der dem einen Tiere die Oberherrschaft über die ganze Herde für den Sommer sichert. Abgesehen davon, daß es für den Bauern eine Ehre ist, unter seinen Kühen die Siegerin „Königin" heißt sie dann zu haben, so hat er dadurch auch mehrere höchst reelle Vorteile. Seine Kuh ist mit den Begleiterinnen aus ihrem Stall überall die Anführerin, erhält somit auch immer das beste Futter. Baud Bovy beschreibt einen solchen Wettkampf, wie er 1903 stattgefunden hat, in den Genfer „Archives de Pinchologie", da er aus der Art und Weise, wie sich die Tiere bei dem Vorgange benehmen, auf eine gewisse bewußte Geistestätigkeit schließen zu dürfen glaubt. Am Festmorgen also herrscht frohes Gewimmel im Dorfe. Die Walliserinnen kommen in ihren Landestrachten mit den mit hohen Bändern geschmückten Hüten, und auch die Hirten haben ihre Festtagskleider an. Die Tiere werden mit Namen herbeigerufen und stellen sich dann auf. Um gefährliche Verwundungen zu verhindern, werden die Hörner etwas abgestumpft, und zwar so, daß man einen Fingerhut ohne Boden über die Hornspitze stülpt und das, was daraus hervorguckt, abschneidet. Dann ziehen alle auf eine große benachbarte Wiese, die Hirten setzen sich auf Felsstücke, die in der Wiese liegen, die Zuschauer, Mensch und Vieh, im weiten Kreise ringsherum. Zuerst traten etwa 30 stattliche Kühe auf den Plan, sahen sich um, brüllten, stießen mit den Köpfen gegen die Erde und wühlten Gras und Erde auf. Nach und nach fanden sich dann die Gegner, die den Kampf miteinander wagen wollten. Einige jüngere Tiere versuchten einige Stöße und zogen sich dann aber, als ob sie sich der Aufgabe nicht gewachsen fühlten, wieder unter die Zuschauer zurück. Besonders zeichnete sich eine prachtvolle Kuh aus; sie hatte schon drei Gegner geschlagen und jedesmal, wenn einer wieder abgetan war, mit mächtigem Gebrüll einen weiteren herangerufen. Endlich stellte sich ihr die „Königin" vom vorigen Jahr entgegen. Es war ein harter Kampf. Erst nachdem die verflossene Königin zweimal zu Boden geworfen, und nachdem sie die Siegerin noch einmal lange und prüfend betrachtet, als ob sie irgendwie noch eine Schwäche erspähen könnte, die sie noch ausnutzen könnte, zog sie sich langsam zurück, der andern das Feld überlassend. Ganz ohne weiteres erkennen dann die andern Kühe ihre „Königin" an, folgen ihr überallhin nach, und es kommt nur selten einmal vor, daß sich eine aus dem Gefolge Rechte anmaßt, die nur der Königin gebühren; sie wird aber auch von dieser gleich zurückgewiesen.

Was Schiller von der Heerkuh sagt, trifft auch in gewissem Sinn auf die Maultiere zu, von denen ein Namensvetter des genannten Tschudi folgendes berichtet: „Ein Leittier, Madrinha genannt, führt die ganze Tropa an. Es ist das schönste, kräftigste und erfahrenste Maultier von allen und auch äußerlich durch sein prächtiges Geschirr ausgezeichnet. Auf dem Kopfe trägt es einen roten oder bunten Panasch von Baumwolle, auf dem Stirnriemen ein großes silbernes Schild mit dem Namenszuge seines Eigners; an einem eigentümlichen Gestell ist eine Anzahl helltönender Glöcklein angebracht, die bei jeder Bewegung des Kopfes lustig klingen, und das ganze

Leder des Kopfzeuges und Brustriemens, zuweilen auch des Hinterzeuges ist mit großen oder kleinen silbernen Zieraten bedeckt. Das Tier ist sich seines Wertes bewußt und daher stolz auf seinen Platz; Tropeiros versichern, daß das Leittier, dem sein Schmuck und seine Glöcklein genommen werden, traurig und oft krank werde. Alle übrigen Maultiere gewöhnen sich an die Glöckchen der Madrinha und folgen ihr in der Regel freiwillig nach."

Auch bei den Steinböcken scheint es eine gewisse Rangordnung zu geben. „Gelegentlich meiner Beobachtungen des Steinwildes", so bemerkt Mützel, der, um die Schönbrunner Steinböcke zu zeichnen, zehn Tage nacheinander jedesmal mehrere Stunden in dem von ihnen bewohnten Gehege sich aufhielt, „ist mir die Ordnungsliebe der kleinen Herde aufgefallen. Die Tiere scheinen sich gewissen selbstgegebenen Gesetzen unterzuordnen und diese streng zu befolgen. Bei den Schönbrunner Gefangenen äußerte sich der Ordnungstrieb darin, daß fast jedes einzelne der älteren Stücke seinen bestimmten Ruheplatz sowie seine Stelle an der Heuraufe behauptete. An der hohen Umfassungsmauer, welche vormittags von der brennenden Sonne getroffen wird, ruhen dieselben Böcke und eine leicht kenntliche Geiß immer auf demselben Platze. Sie standen öfters auf, um ein Maul voll Heu zu nehmen oder mit den Besuchern zu verkehren, und es kam dann vor, daß eines der jüngeren Tiere auf dem schon eingedrückten muldenförmigen Lager sich wohl sein ließ; sobald jedoch der alte Herr wieder nahte, erhob sich der Eindringling, um jenem sein Recht einzuräumen. Dies geschah bestimmt nicht aus augenblicklicher Furcht vor dem älteren; denn dicht neben oder vor ihm tat sich der jüngere Bock wieder nieder, ohne den Nachbar weiter zu beachten oder von diesem belästigt zu werden."

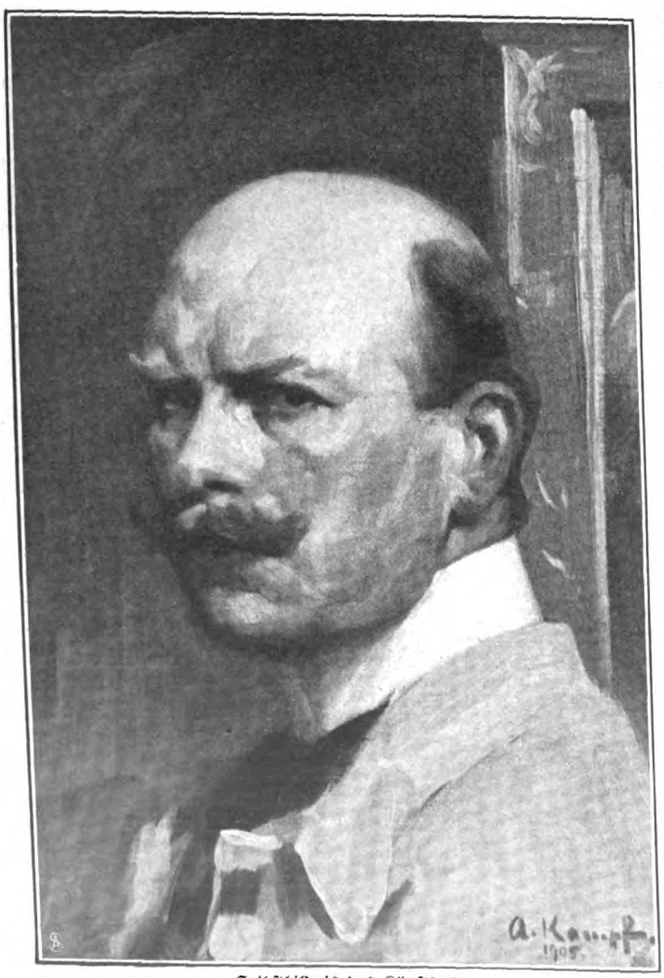
Man darf wohl mit Sicherheit annehmen, daß auch bei anderen Herdentieren eine solche Rangordnung vorhanden ist, nur hat man bisher zu wenig darauf geachtet.

Beruht die Rangordnung der Tiere naturgemäß allein auf der Stärke, so darf nicht vergessen werden, daß bei den Naturmenschen die Vornehmheit ursprünglich ebenfalls darauf begründet war.

Arthur Kampf.

Von Theodor Volbehr. — Mit Abbildungen nach Werken des Meisters.

Es ist nicht so ganz leicht, den richtigen Maßstab für die Kunst des Mannes zu finden, dem kürzlich die Ehre zuteil wurde, bereits in seinem dreiundvierzigsten Lebensjahre Präsident der



Selbstbildnis des Künstlers.

Königlichen Akademie der Künste in Berlin zu werden: für die Kunst Arthur Kampfs. Es ist deshalb schwer, weil dieser Künstler schon mit 22 Jahren auftrat wie ein fertiger und trotzdem kaum ein anderer Künstler unter den Zeitgenossen so häufig dem Publikum der großen Kunstausstellungen und selbst der Kritik, die ihn von Grund aus zu kennen glaubte, durch die Neuheit seiner Motive und durch die Neuheit der Darstellungsweise Überraschungen bereitet hat.

Wenn man die Kritik seiner Kunst in den Zeitschriften der letzten beiden Jahrzehnte verfolgt, dann stößt man immer wieder auf Ausrufe des Erstaunens; sogar bis in die letzten Jahre hinein. Noch im Jahre 1901 schreibt Momme Nissen von dem erstaunlich Neuen des Bildes „1812", eines Bildes, das „wie ein erratischer Block innerhalb der jetzigen Ausstellungskunst" wirke. Und im Jahre 1906 spricht Georg Fuchs von der „großen Überraschung" der Ausstellung, die das Werk „Die Schwestern" gebracht habe, und meint: „Das Sensationelle dieses Bildes war für den Kunstfreund die Farbe, war seine Malerei," außerdem aber habe „der Gegenstand gefesselt, sowohl an und für sich durch die Absonderlichkeit als durch den Stimmungsreiz und die psychologischen Finessen." Und als im letzten Jahre die Ausstellung der Akademie weder ein Historienbild des Künstlers, noch ein eigenartig gesehenes Genrebild brachte, sondern ein sich bäumendes Roß in Lebensgröße, da war wieder des Staunens kein Ende.

Im Grunde liebt aber das große Publikum nicht, so fortgesetzt in Erstaunen gesetzt zu werden. Es möchte sich in der Kunst einige Kennerschaft erringen, wenigstens insoweit, daß es auf zwanzig Schritte Entfernung in den neuen Werken vielgenannter Meister sofort das Typische ihrer Kunst erkennt. Das aber gelingt bei Kampfs Werken fast niemals. Daher haben wohl einzelne Kunstwerke Arthur Kampfs der Menge imponiert, aber er selbst gehört als künstlerische Persönlichkeit noch keineswegs zu den „gekannten" Künstlern.

Unter solchen Umständen ist es doppelt interessant, zu untersuchen, ob Arthur Kampf in seinem künstlerischen Wollen — wie es den Anschein haben könnte — ein schwankendes Rohr ist, oder ob hinter all der Wandelbarkeit die Einheit eines festgefügten künstlerischen Charakters steht.

Ein Blick auf das nebenstehende Selbstbildnis Arthur Kampfs könnte eigentlich schon die Antwort finden. Was spricht aus diesem breit und sicher hingemalten Kopfe? Doch unzweifelhaft eine Energie von nicht gewöhnlicher Stärke, ein fester, unbeugsamer Wille. Gleichzeitig aber haben die Augen den charakteristischen Blick des scharfen Beobachters. Es liegt in diesem Blicke fast etwas Inquisitorisches, das Verlangen, durch die Oberfläche hindurch in die Tiefe, in das Wesen der

Studie zum Gemälde „Volksopfer".

Dinge zu dringen. Und noch von etwas anderem spricht dies Porträt, von einer schroffen Wahrheitsliebe. Es ist nichts in dieser Selbstdarstellung, das auch nur im entferntesten als „Schönheitelei", wie Goethe sagen würde, gedeutet werden könnte.

Da haben wir denn in der Tat schon sehr wesentliche Züge seines Künstlercharakters, und zwar lauter Züge, die uns fühlen lassen, daß in dieser Natur von Wandelbarkeit im Sinn einer inneren Unbeständigkeit nicht die Rede sein kann, Züge, die vielmehr alle von einer starken Mannheit sprechen.

Und dieser Eindruck wird verstärkt, wenn wir Kampfs Werke in ihrer historischen Folge an unserem inneren Blicke vorüberziehen lassen, und wenn wir gleichzeitig — wie flüchtig auch immer — den Gang seines Lebens beobachten.

Als Arthur Kampf mit 22 Jahren sein erstes Bild, „Die letzte Aussage", ausstellte und unmittelbar darauf den „Choral nach der Schlacht von Leuthen" als Fresko im Hause des Geheimen Kommerzienrats Leopold Peil in Düren malte, da war man nicht nur über die künstlerische und technische Frühreife des jungen Meisters überrascht, sondern auch über die Gegensätzlichkeit solcher Motive. Im ersten Bilde sah man so etwas wie „Armeleut-Malerei", in enger Dachstube das Verhör eines im Streite verwundeten Mannes; im zweiten dagegen ein echtes und rechtes Historienbild, einen Hymnus auf die Siege des großen Friedrich. Wie reimte sich das zusammen? Man hätte nicht so erstaunt gefragt, wenn man die Jugend des Malers gekannt hätte.

Arthur Kampf wurde am 26. September 1864 in Aachen geboren, in Aachen, der Stadt reichster, historischer Erinnerungen und großer historischer Kunst. Bis zu den Zeiten Karls des Großen wurde der Blick des Knaben zurückgezwungen durch die Münsterkirche und durch die grandiosen Fresken Alfred Rethels. Da mußte der Historiker in ihm lebendig werden, wenn die Anlagen zu einem solchen nur irgend vorhanden waren.

Der Vater Arthur Kampfs aber war Photograph und ein Künstler dazu. So wurde das Auge des Jungen für das scharfe Beobachten jeder Wirklichkeit erzogen und für eine künstlerische Auffassung zugleich.

An bedeutender Kunst aber trat neben Rethels machtvolle Fresken die erlesene Sammlung Dr. Sträters, in der die Niederländer — vor allem der unvergleichliche Rembrandt — vernehmlich genug zu dem Herzen des Knaben sprachen und ihn seiten gegen die Einflüsse aller Süßlichkeiten gleichzeitiger Kunst.

So wuchs der Sinn für das Heldenhafte in der Geschichte, für die Wirklichkeiten des Tages und für eine herbe Auffassung der Dinge in ihm zu einer Einheit zusammen. Und als Arthur Kampf mit 15 Jahren in die Kunstakademie nach Düsseldorf kam, da war in seinem Innern schon ein eigener Boden bereitet für die Saat seiner Lehrmeister Peter Janssen und Eduard von Gebhardt.

Nach sieben Jahren unermüdlicher Arbeit entstanden die ersten großen Bilder. Und sofort offenbart sich der Eigenwuchs seiner Kunst; neben dem tiefen, unverbrüchlichen Ernst der Auffassung und neben der frühen Sicherheit der Zeichnung macht sich die Freude an einer einfach wirkungsvollen Komposition bemerkbar. In dem Fresko „Choral nach der Schlacht von Leuthen" hat der Künstler die ganze Fläche des Bildes durch eine Diagonale in Hälften geteilt und in die eine Hälfte die Menge des singenden und betenden Heeres zusammengedrängt, während die linke Hälfte leer und verlassen wirkt: das Totenfeld.

Auch in den Werken seiner nächsten Jahre folgt der Künstler ähnlichen Prinzipien, nur daß er die kompositionelle

Studie zu dem Wandgemälde „Siegeszug Ottos des Großen".

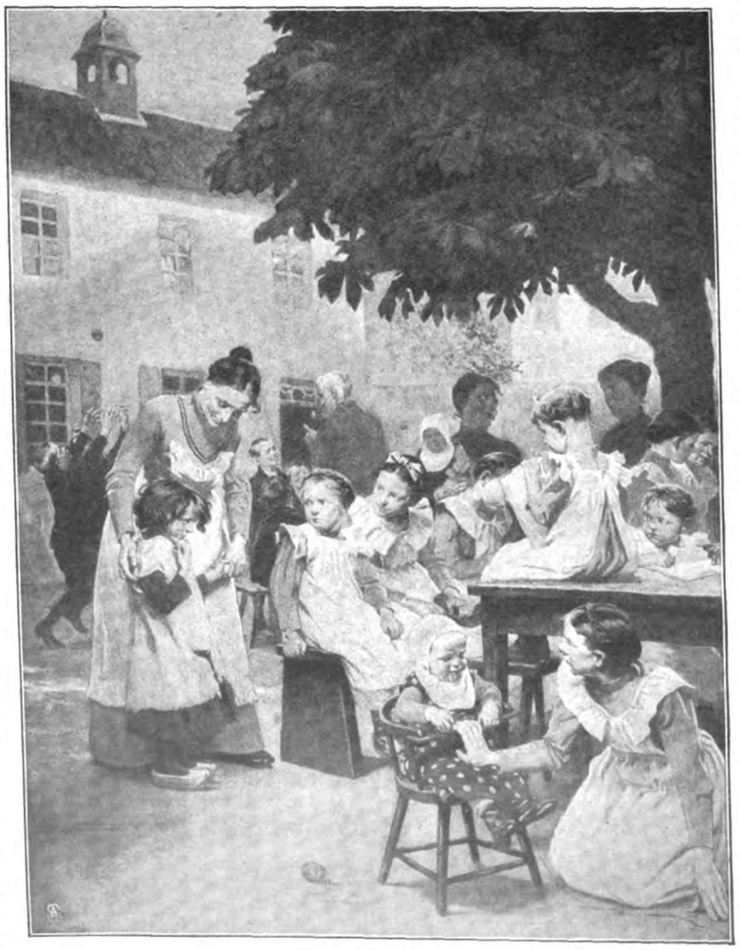
Gegensätzlichkeit der beiden Bildhälften noch durch einen dramatischen Gegensatz steigert. So stellt er in einem Gemälde des Jahres 1891 dar, wie Professor Steffens 1813 seine schlesischen Hörer zur Volkserhebung begeistert, in einem Gemälde von 1893, wie Friedrich der Große seine Generale in Köben an der Oder zu neuen Taten anzufeuern sucht. Und in beiden Fällen stellt er den Redner nicht in die Mitte der Hörer oder in die Mitte des Bildes, sondern er isoliert ihn in der linken Bildhälfte und schließt in der rechten die Hörenden zu einer Einheit zusammen. Die dramatische Wucht des Vorganges wächst durch diese Art der Disposition zur höchsten Kraft, und der Redner wird zum kämpfenden Helden.

Golgatha (Skizze).

Die künstlerische Bedeutung solcher Arbeiten wurde schnell erkannt. Mit 26 Jahren ward Arthur Kampf Hilfslehrer an der Akademie, mit 29 Jahren ordentlicher Lehrer mit dem Titel Professor. Aber lehrend suchte er weiter zu lernen. Und gerade jetzt, da er selbst als Meister anerkannt war, suchte er bei den großen Meistern der Vergangenheit zu lernen. Die Jahre 1894 und 1895 führten ihn nach Italien und nach Belgien. Überraschend war die Frucht dieser Reisen. Seine deutsche Eigenart wahrte er sich im Norden wie im Süden, und doch wurde er ein anderer. War's der Blick in fremdes Volkstum hinein, oder war es die Anregung volksreicher Szenen in der Kunst des 16. und des 17. Jahrhunderts, oder erkannte er vor der großen Kunst der Vergangenheit doppelt klar das Wesen der neuen Zeit, ihre Bedingungen und ihre Forderungen: so viel ist sicher, in seiner Kunst drängte sich jetzt das soziale Interesse in den Vordergrund, auch in den historischen Bildern.

Im Jahre 1895 schuf Arthur Kampf das Werk „1812" über das Thema: „Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen." Es erzählt von der Heimkehr der fast vernichteten französischen Armee aus den russischen Schneefeldern. Hier ist der Einzelheld verschwunden. Das Volk ist in den Mittelpunkt des Interesses gerückt: auf der einen Seite sehen wir das geschlagene Heer, auf der anderen die ergriffenen Zuschauer. Die Bühne, auf die wir blicken, gibt nicht mehr die Kampfszene, in der wir beobachten, wie der Held „den Widerstand der stumpfen Welt" besiegt oder zu besiegen sucht, sondern wir sehen das Vorbeifluten der Weltgeschichte, und wir sehen in Gedanken stromauf und stromab und erkennen den Wandel des Schicksals. Aus dem Dramatiker scheint ein Epiker geworden zu sein.

Die gleiche Art der künstlerischen Auffassung bleibt dem Künstler in den folgenden Jahren, auch in dem Gemälde des Jahres 1897, „Volksopfer", das sich im Leipziger Museum befindet, und von dessen Inhalt uns die drei Studienköpfe (auf S. 381) erzählen. Der Künstler läßt uns in eine seltsame Szene hineinblicken: Männer, Frauen und Kinder treten in einen weiten Raum und opfern vor dem Kommissar des Königs Gold und Silber und was sie sonst an wertvoller Habe besitzen, um das Vaterland wehrhaft zu machen für den großen Kampf gegen den Korsen. Jene drei Köpfe gehören drei Menschen, die sich schon dicht an den Tisch herangeschoben haben, und die auf ihre Abfertigung warten. Schon diese Studienköpfe lassen den tiefen Ernst des Künstlers und die sichere Kraft seines Pinsels erkennen.



Kinderfürsorge.
Wandgemälde im Kreishause zu Aachen.

Dann kam wieder ein bedeutungsvolles Reisejahr für den Künstler. Er ging nach Spanien. Und die bezwingende Kunst eines Velasquez bezwang auch ihn. Man geht wohl nicht fehl, wenn man es auf diesen Eindruck zurückführt, daß sich von hier ab, vom Jahre 1897 ab, bei den Werken, die keinem bestimmten Auftrag ihre Entstehung verdanken, eine auffallende Vereinfachung in der Komposition bemerkbar macht.

Typisch ist dafür die feine Skizze „Golgatha". Einfacher und zugleich eindringlicher kann der Vorwurf kaum gefaßt werden: ein letzter Sonnenstrahl ruht auf dem fernen Jerusalem und auf dem Leichnam des Gekreuzigten; fast verloren im Raume steht

Vor der Hufschmiede.

der einsame Wächter; und nun braust das Unwetter daher über menschliche Stumpfheit und göttliches Sterben.

Das Jahr 1897 brachte Arthur Kampf zu seinen spanischen Eindrücken die Freuden des Landlebens; unweit des Rheines erwarb er sich ein Bauernhaus mit einem weiten Garten. Die Wirkungen zeigten sich schnell, auch in seiner Kunst. Nicht nur, daß ihm die neue Welt, die ihn umgab, manches neue Thema brachte, sondern vor allem: in seine schwerblütige Kunst kam hin und wieder die sonnige Wärme ländlichen Friedens. So schuf er im „Sonntagnachmittag" die rechte Ausruhstimmung des Feiertages in der Familie eines Landmannes.

Derlei Arbeiten ließen ihn besonders geeignet erscheinen für die Aufgabe, im Kreishause zu Aachen Wandbilder zu malen, die von der Arbeit der Menschen, aber auch von dem Sonnenschein sozialer Fürsorge erzählen sollten. Arthur Kampf erhielt 1898 die Aufgabe und vollendete sie bis zum Jahre 1901. In zwei Bildern wurden Landarbeit und Fabrikarbeit dargestellt, in zwei anderen Altersfürsorge und Kinderfürsorge (siehe die Abb. Seite 382 und die farbige Beilage). Auch hier bewährte sich der vielerprobte scharfe Künstlerblick, auch hier der Sinn für eine klare und einfache Disposition; aber zu dem allem war in der Tat so etwas wie Sonnenschein in die Bilder gekommen. Bezeichnend aber ist es, daß er auch hier weder in Form noch in Farbe irgendwelche Konzessionen an ein weichliches Empfinden macht.

Das Jahr 1899 brachte dem Künstler den Ruf an die Berliner Akademie als Vorsteher eines Meisterateliers für Figurenmalerei.

Und wieder brachte dieses Neue in seinem Leben auch seiner Kunst ein Neues. Nicht sofort. Denn zunächst harrten verschiedene Aufträge der Erledigung, jene Aachener Wandbilder und dann ein Wandbild für das Posener Gymnasium. Dann aber kam für ihn die Zeit, in der er wieder einmal nach Herzenslust neuen Eindrücken nachgehen konnte.

Und nun ist es Paris gewesen, das auf ihn wirkte. Wiederholt suchte er die für jeden Künstler so unglaublich anregende Stadt auf. Aber er blieb auch hier ein Eigener. Wohl fand er in Paris den Stoff zu den „Beiden Schwestern" und zu manchem anderen Bild, aber es dürfte schwer sein, einen Pariser Künstler zu nennen, der ihn bei einem dieser Werke beeinflußt hätte. Nur der Sinn für Licht und Luft und für farbige Probleme war in ihm zu einem stärkeren Leben erweckt, und leichter, geistreicher wurden Zeichnung und Pinselstrich. Es war, als sei in das schwer fließende Germanenblut seiner Kunst ein wenig französisch leichtes Blut hineingeflossen.

Wie trefflich das seiner Historienmalerei zustatten kam, zeigte das Gemälde, das Arthur Kampf im Jahre 1905 für Aachen schuf, „Aachener Bürger bitten General Jourdain um Schonung der Stadt". Frei und leicht ist die Komposition, von größter Lebendigkeit die Bewegung und der Ausdruck jeder einzelnen Figur, und dabei ist die farbige Stimmung von prickelndem Reiz.

Und als nun wieder ein großer Auftrag kam, der Auftrag, für das Kaiser-Friedrich-Museum der Stadt Magdeburg drei große Wandgemälde aus dem Leben Ottos des Großen zu malen, zeigte es sich, daß auch der Monumentalmaler in ihm ein anderer geworden war, ein anderer in bezug auf die Komposition, ein anderer in bezug auf die Farbe.

Bisher hatte Arthur Kampf seine Wandbilder angesehen, als seien es Staffeleigemälde, als seien sie unabhängig von dem Raum, für den sie geschaffen werden sollten. Jetzt diente ihm die Linienführung seiner Gruppierungen zur organischen Gliederung der Wand, und die Farbe diente den gleichen Zwecken. Daß aber darunter der psychologische Ausdruck seiner Menschen nicht litt, mag die Studie zu der Mutter mit ihrem Knaben (siehe die untere Abb. S. 381) beweisen, die im Wagen der Gefangenen — wie erstarrt im Schmerz — dem Siegeszug Ottos folgt.

Die drei umfangreichen Bilder wurden 1906 fertiggestellt. Aber auch sie bedeuteten keinen Abschluß.

Wie die neuesten Werke Arthur Kampfs zeigen, arbeitet er unermüdlich weiter, stellt er seiner Kunst immer neue Probleme. Das „störrische Pferd" der letzten Akademieausstellung in Berlin mag ebenso wie die nebenstehende Studie „Vor der Hufschmiede" ein Hinweis darauf sein, wie der Künstler die großen Bewegungen gesteigerter Kraft studiert;

Dolcefarniente.

die „Zirkusreiterin im Rampenlicht“ erzählt von der Freude an dem Beobachten aller Finessen künstlicher Beleuchtung; wir sehen hier also die Beschäftigung mit Problemen, die außerhalb der Grenzen der früheren Stoffe des Künstlers liegen. Man darf billig gespannt sein, welchen neuen Taten auf solchen Wegen seine Kunst entgegenstrebt.

Denn das sieht man unzweifelhaft, daß in aller Arbeit Arthur Kampfs nicht nur das große technische Können, nicht nur der große Sinn für das Heldenhafte steckt, sondern ein künstlerischer Wille, der sich nie genugtut, der immer wieder auf künstlerische Eroberungen ausgeht.

Der neue Präsident der Königlichen Akademie der Künste, der hundertfältig bewiesen hat, was er kann, ist kein „Fertiger“ und will es nicht sein. Er ist immer noch ein Vorwärtsdrängender. Das aber ist das höchste Lob, das man einem schaffenden Menschen zollen kann.

Über steinige Wege.

(17. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Ruth hatte rastlos gearbeitet. Die schönen großen Räume mit den stuckverzierten Plafonds, das spiegelnde Parkett, hatten etwas sehr Wohnliches. In der neueingebauten Küche residierte Mine, die sich entschlossen hatte, ihrer Herrschaft zu folgen. Bubi bewohnte mit seinem Fräulein zwei schöne Zimmer nach Osten hinaus, gleich daneben lag Ruths Schlafzimmer; Wohn- und Schlafzimmer, für Heinz bestimmt, grenzten an das Eckzimmer, das Jochen Sandow gehörte, die Verbindungstür war vermauert worden. Dann kamen Salon und Speisezimmer.

Nun war nichts mehr zu tun. Mit einer Handarbeit saß die stille Frau an dem Fenster ihres Zimmers und sah von Zeit zu Zeit über den weiten Wiesenplan hinweg, auf dem vereinzelt wahre Prachtexemplare von Buchen und Eichen standen, auf dem, durch Zäune voneinander getrennt, die Stuten weideten mit ihren Fohlen. Die Kleinen jagten umher und spielten, wie es Kinder tun — die Mütter zupften bedächtig das junge kurze Gras. Es war ein anziehendes Treiben — aber immer konnte man doch nicht dasitzen und hinausschauen.

Der Tag schien hier mehr Stunden zu haben als irgendwo anders.

Sie ließ Bubi von Fräulein Zimmermann zum Spazierengehen anziehen, aber der lebhafte Junge wollte nicht still an der Hand seiner gedankenschweren, stummen Mutter hingehen, er wurde unartig und weinte. Da ließ sie ihn auf dem Kiesplatze vor dem Schloß mit seiner Bonne auf den steinernen Bänken spielen und schlich allein auf den einsamen Waldpfaden umher.

Sie wollte Briefe schreiben, aber wenn sie vor dem Papiere saß, griff sie zu einer Ansichtspostkarte und war froh, wenn sie Erie oder Rose in ein paar Zeilen mitgeteilt hatte, daß sie und das Kind gesund seien. — Aber wenigstens war man hier vor Besuchern sicher. — Niemand kannte sie, und niemand sprach sie an, ausgenommen ihre Leute. Das Leben stand still um sie; keine Hoffnung, keine Freude! — In kurzer Zeit mußte Heinz kommen. Wie sollte es dann werden? Nach dem Tage seiner Heimkehr, der ihr die furchtbarsten Stunden ihres Lebens brachte, war sie still geworden. Da hatte dieses sonderbare Dasein begonnen — wie unwirklich waren die Tage an ihr vorübergezogen.

Heinz war gut und freundlich zu ihr gewesen, als er ihr am Morgen nach ihrem verzweifelten Beginnen gegenübergetreten war. Er wußte das Schreckliche nicht, Arming hatte ihr ja Schweigen versprochen, sie war seiner sicher.

Nachsichtig und schonend, wie man einer Kranken begegnet, so behandelte Heinz sie in der Folge. Dann hatte er abreisen müssen, um seine vierwöchige Strafe anzutreten, deren Rest ihm nach vierzehn Tagen erlassen wurde. Darauf nahm er Urlaub, reiste für vier Wochen nach England, um sich über Vollblutzucht zu orientieren, und ging von dort nach Trakehnen. Er hatte ihr fast regelmäßig täglich eine Karte geschrieben, die sie ebenso regelmäßig beantwortete, und endlich kamen die Packer, und sie war hierher übergesiedelt.

Sie hatte sich gewaltsam gezwungen, aufrecht zu bleiben in Dollenburg, hatte Besuche gemacht und empfangen, die vielen aufrichtigen Worte des Bedauerns freundlich beantwortet, hatte auf die Fragen, ob sie gern in die Einsamkeit von Franzenshof gehe, ja geantwortet. Gegen Abschiedsfeierlichkeiten schützte sie die Trauer um die Schwiegereltern, aber sie konnte es nicht hindern, daß das ganze Offizierkorps mit den Damen am Bahnhofe war, als sie abreiste, und ihr Coupé mit Blumen füllte.

Dann, als die Türme von Dollenburg hinter ihr versanken, sank auch sie völlig zusammen und fühlte weiter nichts als eine Art von dumpfer, finsterer Neugier: welcher Zukunft fahre ich entgegen, wie wird es in Franzenshof werden?

Sie fragte sich: wie lange wird Heinz Geduld haben mit dem Leben, wie es für ihn und mich geworden ist? Wann wird die Stunde kommen, in der wir uns endlich die Hand geben zum Abschied, weil seine Leidenschaft zum Sieger geworden war über die Pflicht — zum Abschied? —

Nelda Saddler war nicht wieder nach Franzenshof gekommen. Ruth sagte sich, daß sie die schöne Frau verändert gefunden habe, unruhig in ihrem Wesen. Sie war magerer geworden, die wunderschönen, sonst so lachenden Augen blickten ernst, melancholisch.

Ach, natürlich! Es würde auch an ihr nicht spurlos vorübergehen, dieses Warten auf Entscheidung im Hause Buchen, denn die schöne Frau war im Grunde eine edle Natur, gütig und hilfsbereit, was konnte sie für ihr stürmisches Temperament! Ruth war längst davon zurückgekommen, die Frau zu hassen, um derentwillen sie litt. Es war ein Unglück für sie, Ruth, gewesen, daß sie Heinz Buchen begegnen mußte im Leben, sie war die Rechte für ihn nicht gewesen. Ihre Ehe war doch eigentlich, wenn sie es sich recht überlegte, eine zusammengekuppelte Geschichte, in der Rose und Fritz Arming die Hände gehabt hatten — bei ihr nicht, nein! Bei ihr war es die eine tiefe, plötzliche Neigung gewesen, aber er —

Aus verschiedenen Äußerungen ihrer Mutter, die Rose förmlich haßte seit ihrer Verlobung, aus harmlosen Zugeständnissen Roses mußte sie schließen, daß man Heinz auf sie aufmerksam gemacht habe. So hatte Rose einmal zu ihr gesagt: „Den Heinz hat man wirklich erst mit der Nase auf sein Glück stoßen müssen —“

Aber sie war ja damals so verblendet, so blind verliebt gewesen, daß sie gar nicht darüber nachgedacht hatte. — Nun rächte sich die „gemachte“ Verbindung.

Sie hatte ganze Tage hindurch in Dollenburg gesonnen, was mit ihr werden solle, wenn sie eines Tages allein stehen werde. — Und war doch zu keinem Ende gekommen. Nur das eine stand fest, sie wollte klare Luft um sich haben, nicht diese drückende Schwüle, nicht diese quälende Leidenschaft, die so heißen, inneren Kämpfe, diese Fieberhitze, die mit Frostschauern durchsetzt waren —

In Dollenburg war ein Loslösen nicht gelungen, aber hier — hier — . Wer würde es denn merken, wenn sie aus diesem Hause ging, in dem außer ihr und Heinz kein Mensch weiter wohnte als das Kind und die Dienstboten und unten im leeren Parterre der Gärtner mit seinem alten verwachsenen

Weiblein. Die Bäume draußen, die erzählten es niemand wieder, wenn sie unter ihnen dahinschritt mit blutendem Herzen, um nicht wiederzukehren; nur Bubi — wenn sie an ihn dachte —

Ach, diese nichtendenwollenden langen Tage jetzt, diese große Einsamkeit, dieses betäubende Duften der blühenden Bäume und Sträucher und des Nachts das Singen und Schluchzen der Nachtigallen.

Sie wollte lesen und konnte nicht den Faden der Erzählung festhalten; sie wollte mit Bubi spielen und vergaß mit ihm zu sprechen, hielt ihn auf dem Schoße, legte ihre Stirn auf sein Blondköpfchen und verfiel in Sinnen. Oder sie preßte das Kind an sich und sagte mit zitternder Leidenschaftlichkeit: „Du hast doch Mutter lieb? — Sag's — daß du Mutter am liebsten hast auf der Welt!" Dann fing der kleine Bursche gewöhnlich an zu schreien und trabte von ihr fort.

Fräulein Zimmermann, Bubis Gefährtin, versuchte zuweilen der jungen Frau zuzusprechen, erzählte ihr von der neuen Heimat der verwitweten Mutter in Ladenberg und fragte, ob die gnädige Frau schon wisse, daß Bubis ehemaliges Fräulein nach Australien gehen werde. Sie habe sich verlobt mit dem Herrn Mehner, dem ehemaligen Gutsbesitzer — nun, gnädige Frau wissen ja — er habe sein stark verschuldetes Gut verkauft, und sobald er aus der Haft entlassen sei, wollten sie auswandern. Gestern habe die Verlobung im Wochenblättchen gestanden.

Ruth horchte einen Augenblick auf bei Nennung dieses Namens. „Sie war mal Hausfräulein bei Mehners, da lebte die Frau noch bei ihm. Ich glaube, wegen der Amalie Tägebull ist sie fort von ihm", fügte Fräulein Zimmermann noch hinzu.

Die junge Frau runzelte die Stirn; was ging sie es noch an, wann und wen diese Person heiratete? Und Fräulein Zimmermann nahm den Kleinen an der Hand und ging verlegen aus dem Zimmer.

So ward aus Morgen der Abend und aus Abend Morgen. Die Blüten des Gartens nahm ein einziges Frühlingsgewitter hinweg. Einen Tag blieb es regnerisch, dann lachte die Sonne wieder. Eines Abends kam eine Karte von Heinz, er werde am Pfingstsonnabend in Franzenshof eintreffen. Und mit dieser zugleich ein Brief von Siddie, ob nicht Mutter und die Kinder bei ihr die Pfingstferien verleben dürften. Die Würmer seien so blaß, und Mutter sorge sich so sehr um Ruths Zukunft. Es sei ihr, Ruth, vielleicht auch angenehm, einen Rückhalt in der Mutter zu haben, wenn Heinz zurückkomme.

Es war da etwas in Ruth, das sie eiskalt werden ließ. Um keinen Preis wollte sie beeinflußt werden, ganz allein wollte sie ihren Kampf bestehen. Die Andeutungen, die Siddie noch machte, widerten sie an. Siddie schrieb, Fräulein Tägebüll lebe seit ihrer Verlobung in Siddies Pension in Dresden und habe ihr und der Mutter noch einmal alles erzählt, Heinz und die Baronin betreffend, und wäre jetzt, wo sie im Begriff sei zu heiraten, imstande zu sagen, daß sie mit ihrem Bräutigam an jenem Abend in der Laube des Kantorgartens gesessen habe, und daß dieser sich später in animierter Stimmung habe hinreißen lassen, das Geschehnis im Kreise der Offiziere zu erwähnen.

Fräulein Tägebüll habe auch erzählt, wie die arme Frau v. Buchen im Hause Saddler behandelt worden sei. Ruth müsse ja Unmenschliches erduldet haben.

Sie setzte sich auf der Stelle hin und schrieb, sie sei jetzt nicht in der Lage, Besuch zu empfangen, und wäre es auch die Mutter. Sie schlage vor, daß die Kinder und die alte Dame nach Ilsterode gingen, wohin sie, wie sie von Erie wisse, eingeladen seien. Einen Rückhalt an der Mutter brauche sie nicht, sie sei inzwischen gesund geworden, in jeder Hinsicht erstarkt und werde sich von Heinz trennen, ohne daß eine dritte Zunge ein einziges Wort dazu sagen brauche, wie es unter anständigen Leuten Sitte sei.

Sie atmete ganz frei und tief, als sie die Marke auf den Brief klebte. Um Gottes willen — nur das nicht! Sie hatte Heinz doch geliebt, sie hatten beide die Pflicht, still und unauffällig zu scheiden um des Kindes willen.

Sie trug den Brief selbst hinunter nach dem Postkasten am Schlößchen, dann ging sie spazieren.

Als sie zurückkehrte, sagte die alte Minna: „Gnä Frau, morgen kommen Arbeiter ins Haus — die Frau Baronin lassen Telephon anbringen."

„Nach Ladenberg?" fragte Ruth, um nicht abweisend zu erscheinen.

„Ja, auch nach dort, aber vor allem nach Bellingen. Früher gab es nur im Beamtenhaus ein Telephon nach Ladenberg, wegen dem Roßarzt sagt Hennige, aber jetzt hat Frau Baronin den Anschluß an unsere Wohnung befohlen, und das ist man gut, denn nun kann man doch beim Kaufmann und Schlachter nachbestellen, wenn man etwas vergessen hat, ohne daß man nach dem Gestüt runter braucht, wo man Redensarten kriegt von die alten frechen Bengels da." So schloß Minna.

Ruth ging mit fest aufeinander gebissenen Lippen in ihr Zimmer zurück. Ja, warum sollte sie nicht telephonisch hierher sprechen, die Relda? Es würde so manches zu sagen und zu bestellen sein in der nächsten Zeit.

Das war ja nun der erste Vorgeschmack von den kommenden Kämpfen, dem kommenden Weh.

Am anderen Tag erschienen die Arbeiter, und zwei Tage später war alles fertig. Mittags klingelte es bereits am Apparat, Ruth wurde von der Köchin hinausgerufen, es wünsche sie jemand zu sprechen. Das alte Mädchen stand dabei mit offenem Munde, höchst verwundert; sie kannte die Mysterien dieser Einrichtung noch nicht aus eigener Erfahrung.

„Guten Tag, Frau v. Buchen," klang es an Ruths Ohr, „wie geht es Ihnen? Und wann kommt Ihr Gatte?"

Ruth nannte genau die Zeit, wie Heinz geschrieben hatte, Pfingstsonnabend acht ein halb Uhr in Ladenberg.

„Das ist schön! Wollen Sie nicht beide am ersten Pfingstfeiertag bei mir essen?" klang es wieder.

Ruth wußte nicht, was sie antworten sollte, aber ablehnen konnte und wollte sie auch nicht, denn dann würde Heinz betrübt sein, der doch sicher hinstrebte.

„Sehr liebenswürdig!" antwortete sie, „wir werden kommen — um wieviel Uhr?"

„Fünf Uhr. Beste Grüße, Schluß!"

So, nun begann es!

Ruth war fest entschlossen nicht mitzugehen; sie würde krank sein, Zahnschmerzen, Migräne, vielleicht auch wirklich vor lauter Gram und Weh.

Apathischer als je vergingen die Tage. Am Freitag vor dem Feste pflanzte der alte Gärtner zwei große Maien vor der Pforte des Schlößchens ein, Fräulein Zimmermann füllte alle Vasen und Schalen mit blauem und weißem Flieder, und Minna buk Kuchen, Mandelkuchen, Heinzens Lieblingsgebäck. Die Bauernfrauen brachten Eier und junge Hühner zum Verkauf. Auf der Leine hing Bubis Sonntagsstaat, der kleine, weiße Matrosenanzug mit dem blauen Aufknöpfkragen.

Ruth fühlte sich entsetzlich schwach und gedrückt. Ob es nicht doch zuviel war, was sie da in guter Haltung ertragen wollte, wie sie es sich in den letzten Wochen in stetem Sichselbstzureden gelobt hatte?

„Denken Sie nur, gnä Frau, die Frau Baronin soll ganz krank sein!" erzählte Fräulein Zimmermann. „Joseph, der heute früh hier war, hat gesagt, Frau Schröter wäre fast verzweifelt, sie wisse nicht mehr, wie die gnädige Frau zu behandeln sei. Bald sei sie zornig, und bald weine sie, und dann wieder lasse sie die Koffer vom Boden holen und spräche von einer langen Reise, die sie auf ein Jahr hindurch fernhalten werde."

Ruth stand am Fenster und antwortete nicht, aber sie nickte leicht mit dem Kopf, und über ihr blasses Gesicht flog

eine zarte Röte, als quälte sie ein peinlicher Gedanke. Ja, ja, auch sie litt, auch sie kämpfte und bangte vor der Entscheidung, und Ruth dachte: Ich möchte sie nicht sein, jetzt, in diesem werdenden Wirbel.

„Was wollte denn der Joseph hier?“ fragte sie dann.

„Ach, ich glaube, er sollte wohl nachsehen, ob der Herr gekommen wäre.“

„Der Herr?“ Ruth wandte sich hastig um.

„Ja, so verstand ich“, sagte das junge Mädchen.

Ruth antwortete nicht und schaute wieder durch das Fenster. Eine sonderbare, unbeherrschte Art hatte diese Frau. Wenn nur Heinz sich rasch entschließen, wenn er nur nicht Vorstellungen und Bitten aussprechen würde bezüglich ihres Zusammenbleibens im Kampfe mit seinem Pflichtgefühl, das wäre unmöglich — unmöglich; ein solches Hinausziehen und Zögern wäre wie Gift.

Ruth war nicht imstande zu essen. Sie saß im Saal am geöffneten Balkon im Dämmern der sinkenden Nacht; Junimächte sind so hell und warm, und sie lauschte der unendlichen Stille der Natur.

Nichts, kein Laut ringsum als das Bellen eines Hundes dort unten bei den Ställen; es klang traulich und irdisch hinein in die majestätische Ruhe der Nacht, die über dem einsamen Haus ihre Schwingen breitete.

Einmal glaubte Ruth, Schritte zu hören auf dem Kies, vielleicht der Bräutigam von Bubis hübschem Fräulein, der Bereiter Schmidt.

Dann war alles still.

Aber plötzlich flog doch ein Laut wieder empor — ein Laut wie ein Kuß. Ruth trat auf den breiten Balkon hinaus, der sich in der ganzen Länge des Saales vor den drei französischen Fenstern, die zugleich als Türen dienten, ausbreitete; die große, mit Steinplatten belegte Fläche war von einer Sandsteinbalustrade geschützt, die vor jedem Fenster von einer urnengeschmückten Säule unterbrochen wurde. Ruth stellte sich hinter eine dieser Säulen und spähte hinab.

Dort unten, vom Garten her, der von drei Seiten das Gebäude umgab, kamen ein paar schattenhafte Gestalten, eng aneinander geschmiegt. Im langsamen Wandeln gingen sie jetzt unter dem Balkon an der kurzgeschnittenen Hecke entlang, welche die Wiese von dem breiten Kiesplatz vor dem Schlosse trennte. Als sie näher kamen, sah Ruth, daß es ihr Kinderfräulein nicht wohl sein könne, denn auf dem Kies schleppte ein langes, weißes Kleid wie Schaum im Kielwasser eines Schiffes, und ein leichtes, silbernes Frauenlachen klang herauf, das in einem Flüstern verging.

Ruth stand das Herz still — sie kannte dieses eigenartige Lachen, das so unsäglich glücklich, so harmlos ansteckend wirkte, so, als gäbe es kein Herzeleid in der Welt.

Sie sank auf die Knie hinter der Säule, sie mit beiden Händen umklammernd, und legte den schwindelnden Kopf an den Sandstein. „Heinz! Heinz!“ — Heinz war schon früher gekommen und ging dort unten mit Nelda Saddler!

Sie suchte die Dämmerung zu durchdringen mit ihren entsetzten Augen und sah das lichte Gewand um die Ecke des Hauses verschwinden. Sie suchte taumelnd ihren Weg in das Schlafzimmer, und dort verriegelte sie die Tür hinter sich. Kein Gedanke an eine mögliche Verwechslung beirrte sie — es war Heinz! Er mußte es sein! Wer sonst? Nun würde er kommen, nun sollte sie ihn begrüßen — lieber sterben!

Er hatte wohl geglaubt, sie schliefe schon? Sicher hatte er die Baronin benachrichtigt, und sie hatte ihn empfangen in Ladenberg am Bahnhof, ihn hierher gefahren durch den dunkeln, einsamen Wald — sie hatten sich verständigt, wie es nun werden sollte mit ihr — mit Ruth! Und so sicher waren sie, daß sie, nicht fähig, sich schon wieder zu trennen, in zärtlichen Gesprächen unter den Fenstern dahingingen, hinter denen sie schlief und das Kind!

Die alte Stelle im Kopfe, die sie so sehr gequält hatte während ihrer Krankheit, begann zu brennen, halb besinnungslos lief sie in ihr Schlafzimmer und warf sich angekleid Kissen und saß auch gleich wieder lauschend aufrec jetzt deutlich, ganz deutlich leise, schleichende Tritte der Richtung nach dort, wo Heinzens Zimmer lag.

Nebenan in der Wohnstube fuhren die Teckel kn Ruth hörte ihr Schnuppern an der Türschwelle und Winseln. Sie wittern ihn, dachte sie; aber plötzli die Tiere stumm und suchten ihr Lager wieder auf. wohl in sein Zimmer gegangen, er hatte sie nicht stören natürlich nicht!

Wenn's doch kein Morgen gäbe — kein Aufw

Sie war nicht fähig, aufzustehen am andern T ließ sich nicht wie sonst Bubi ans Bett bringen, schickte Fräulein Zimmermann zu Minna mit der den Teetisch für den Herrn in dessen Zimmer zu de

Das alte Mädchen erschien sofort und fragte wundert: „Ja, ist denn unser Herr gekommen?“

„Gestern abend, Mine — er schläft noch, wecke nicht!“ befahl Ruth.

Fräulein Zimmermann, die beide Fenster in de zimmer Ruths geöffnet hatte, um das goldene und die würzige Waldluft einziehen zu lassen, wandte sich um. „Ich glaube, gnädige Frau irren sich“, sagte voll. „Es ist zwar ein Herr angekommen, aber da v. Sandow gewesen. Der Gärtner hat mir erzählt, Baronin habe ihn selbst abgeholt in Ladenberg und gefahren, und die Leute meinten, die Frau Baron Herrn v. Sandow verlobt.“

Ruth lag ganz still; die dunkeln Wimpern zu bebend auf den schmalgewordenen Wangen; ihre Hä sich fest ineinandergefaltet.

Wie ein elektrischer Schlag hatte sie diese Nachri zuckt — wie eine goldene Welle war es über sie ge eine Welle von Hoffnung und Erlösung.

Und dann sank sie zurück, das Spielzeug e tieferen Mutlosigkeit als vorher.

Wie würde er es ertragen, abermals getäuscht z dieser Frau? — Was sollte nun werden?

Mit schwacher Stimme bat sie Fräulein Zim die Jalousien wieder zu schließen und die Stube zu Und nun lag sie und sann mit schmerzverzerrtem M brennenden Augen. Kein Gedanke kam ihr, daß sie könne.

Und sie litt — litt unbeschreiblich in der Se Mannes, und nur das eine stand in ihr fest, daß sie nicht mehr verlassen könne und dürfe, daß sie ihm Seite bleiben müsse, und wenn es ihr das Leben ko seinen Gram und seinen Schmerz mit anzusehen!

Sie preßte die Hände an die schmerzende S stöhnte leise auf; ihr heftiger einseitiger Kopfschm plötzlich ein. — Mit einer Art von Grauen dacht Nelda Saddler, mit Grauen und einem Gefühl, Haß nahekam.

Was war dieser Frau Menschenglück und Ruhe?

Sie sah noch immer die glänzenden, trunkenen, Augen, mit denen sie Heinz umfaßte an jenem Sou an dem ja auch der Herr v. Sandow teilnahm.

Nein, nein, ein Irrtum war ausgeschlossen. — Ob Nelda das Aufsehen vermeiden, das eine Scheidung brachte? Suchte sie sich zu beherrschen, wollte sie ihrer schaft durch neue Ehefesseln Herr werden? — Das w spät sein. — Wer löschte denn das Feuer in Heinzens das sie entzündet hatte, das schon seine Ruhe und di Familie eingeäschert hatte?

Mein Gott, wenn sie nur nicht dabeisein sollte, n die Nachricht von „ihrer“ Untreue empfing! Und war ihre Pflicht, als die einzige, die ihn wahrhaft liebte, diesen Moment an seiner Seite zu sein? Durfte sie es daß ein Fremder ihm, dem Ahnungslosen, diesen D versetzte? Sie allein konnte es — sie allein durfte i

Auf fremder Weide.
Gemälde von J. Dupré.

Augen sehen in dieser Schmerzensstunde — und sie wußte schon jetzt ganz genau, wie sie erst starr und ungläubig auf den vermeintlichen Verleumder starren würden, um dann nach und nach dunkel zu werden — furchtbar, den ganzen ungeheuren Schmerz in diesen Augen aufsteigen sehen zu müssen! — Ach, lieber Gott, lieber Gott — und dann so ein Weiterleben neben dem Manne, der sich bestreben würde, äußerlich aufrecht zu bleiben, um sich innerlich langsam zu verbluten an seiner Wunde. Und sehen zu müssen, wie er gefesselt blieb an diese Stellung, die aufzugeben sein gekränkter Stolz ihm verbietet. Jetzt konnte er nicht von hier gehen. Es hieß, hier weiter vegetieren im stumpfen Nebeneinander — in verhaltener Sehnsucht — so lange weiter leben, bis sie beide nicht mehr wissen würden, was alles sie entbehrten, und jene dumpfe Zufriedenheit Besitz von ihnen nehmen würde, die so viele, viele Seelen unter ihrem Banne festhält, die alle einmal nach goldenem Sonnenlicht und einem Wandern auf der Höhe geschmachtet hatten.

Ja, so würde es kommen — sie würden sich aneinander gewöhnen, und ihr Kind würde in einem Haus aufwachsen, über dem ein ewig grauer, gleichgültiger Himmel sich spannte, ohne große Stürme, aber auch ohne Sonne.

(Schluß folgt.)

Bauopfer und Hauszauber.

Kulturgeschichtliche Plauderei von Dr. Adolf Heilborn.

Unter den Beweisen für die von ihm behauptete Arteneinheit des Menschengeschlechts führt Darwin auch die merkwürdige Übereinstimmung im Denken und Empfinden der gesamten primitiven Menschheit an. Diese Gleichförmigkeit des menschlichen Geistes ist in der Tat geradezu erstaunlich; in der gleichen Lage, unter den gleichen oder ähnlichen Bedingungen hat der primitive Mensch aller Länder und Zeiten fast stets das gleiche gedacht und getan, ja, er ist sogar in die gleichen Irrtümer verfallen. Und so fest haften solche einmal gefaßten Urgedanken im Gedächtnisse der Menschheit, daß sie nie wieder verloren gehen, daß sie immer wieder einmal aus den dunklen Schächten tiefsten Erinnerns zutage steigen, daß sie immer wieder von neuem gedacht werden. Bei den Naturvölkern, der primitiven Menschheit unserer Tage, in ihren mystischen Beziehungen und ihrer naiven Logik noch heute deutlich erkennbar, gleichsam nackt noch, haben sie bei den Kulturvölkern im Laufe der Jahrtausende mancherlei Wandlung erfahren; jeweilen hat die Kultur verschämt ihnen dieses Mäntelchen umgehängt oder jenes, sie aufgeputzt oder eingehüllt, sie verschönert oder zu beschönigen versucht, und so wurden sie allgemach zu jenen „automatischen Begriffsreihen", die wir bald „Sitte und Herkommen" nennen, bald „Aberglauben" schelten, und die der Kulturforscher als „Überlebsel" der Kultur kennzeichnet.

Mit Kulturüberlebseln *) haben wir es nun auch in den mannigfachen Zeremonien des Bauopfers und Hauszaubers zu tun, die noch heute teils unverhüllt, teils sonderbar bemäntelt, ja, ihrem Wesen nach selbst verkannt, in der ganzen Welt geübt werden. Um den all diesen verschiedenartigen Bräuchen zugrunde liegenden Gedanken recht verstehen zu können, bedarf es eines Eingehens auf die religiösen Anschauungen der primitiven Menschheit.

Der im Naturzustande lebende Mensch, unfähig, tiefer in das Wesen der Dinge einzudringen, wähnt sich auf Schritt und Tritt von unsichtbaren Geistern umgeben, deren Werk alles ist, was besteht und was geschieht. Und diesen durchaus wirklich und meist recht menschlich gedachten Geistern gehörten Luft, Wasser und Erde. Jedes Zolls Breite muß ihnen abgerungen, durch Opfer erkauft oder sonstwie streitig gemacht werden. Für ihre Geneigtheit fordern sie oft das Liebste, die Erstgeburt, das Erste, und vernachlässigt man sie, so rächen sie sich. Jeder Tote, mag er nun an Altersschwäche oder an einer Krankheit gestorben, mag er gewaltsam aus dem Leben geschieden sein, vermehrt ihr Reich; denn die den Körper verlassende Seele wird zum Geiste. Wer es versteht, solche Seele sich geneigt zu machen, wer eine Seele sich dienstbar zu machen weiß, hat im Geisterreich einen mächtigen Fürsprech. Aber auch durch mancherlei Zaubermittel vermag man den Geistern beizukommen; durch Beschwörungsformeln, durch Amulette kann man sie bannen, man kann sie auch betrügen — der dumme, geprellte Teufel ist nicht nur eine Gestalt christlicher Sagenkreise.

*) Vgl. auch meine Studie „Überlebsel der Kultur" in Nr. 34 des Jahrganges 1905 der „Gartenlaube".

Das also ist der Elementargedanke, der dem Bauopfer und Hauszauber zugrunde liegt; auf ihn gehen letzten Ursprungs alle jene oft recht seltsamen Zeremonien zurück, die wir im folgenden kennen lernen werden.

Da der Erdboden als Eigentum irgendwelcher Geister gedacht wird, ist die Wahl des Bauplatzes schon oft von großer Bedeutung. Wie die Maravineger (westlich vom Njassasee) das Geisterorakel derart befragen, daß sie an dem erwählten Bauplatz ein Häufchen Mehl auf die Erde schütten und, falls die Muzimo, die Geister, „davon gegessen" haben, an deren Zustimmung glauben, so läßt der südslawische Bauer, der an einer Berglehne ein Haus errichten will, einen eigens zu solchem Orakel radrund gebackenen Fladen den Hang hinabrollen; fällt das Brot auf die obere Seite, so gestattet der „Erdgeist" den Bau an der bezeichneten Stelle, andernfalls muß das Orakel an anderm Orte von neuem versucht werden. Im Aargau hütet man sich, ein Haus an oder gar auf einer Grenze zu bauen, sonst „geht alles darin unglücklich".

Ist die Wahl des Platzes getroffen, so gilt es, die Geister des Ortes zu entschädigen, sie durch eine Gegengabe, durch ein Opfer zu versöhnen oder einen Schutzgeist für das Haus und seine künftigen Bewohner zu gewinnen. Das vornehmste Opfer aber, das der Mensch darzubringen weiß, ist der Mensch selbst, zunächst ein dem Opfernden blutsverwandter oder sonst nahestehender, späterhin ein geraubter oder erkaufter Mensch, ein Sklave, ein Fremder.

John Jackson sah auf Fidschi, wie beim Bau eines Häuptlingshauses Sklaven in die Gruben für die Grundpfeiler stiegen und verschüttet wurden. Bei den nordwestamerikanischen Tlinkitindianern wird ein Gefangener unter einem der Eckpfosten des Neubaus lebendig begraben. Auf Tahiti wurde früher jede Tempelsäule in die Leiche eines Erschlagenen gerammt. In Japan pflegten noch vor nicht langer Zeit Bettler sich als freiwillige Bauopfer bei der Errichtung von Mauern zu erbieten. In Siam wurden die zu Schutzgeistern neu erbauter Stadttore bestimmten Opfer durch niederstürzende Balken getötet. Auch das klassische Altertum weiß vielfach von menschlichen Bauopfern zu berichten. So sollen beispielshalber die phönizischen Stadttore auf Leichen errichtet worden sein, soll Alexander bei der Gründung der nach ihm benannten Stadt eine Jungfrau geopfert haben, usf. In einem altchristlichen Nomokanon heißt es: „Die, welche Häuser erbauen, pflegen zuerst als Grundstein menschliche Leiber zu legen. Wer das tut, soll zur Strafe zwölf Jahre Kirchenbuße tun und dreihundert Körperbewegungen. Lege du vielmehr als Grundstein einen Widder, Bock oder Stier." Im christlichen Europa erzählen zunächst zahlreiche Sagen von menschlichen Bauopfern. So heißt es, der heilige Columban, der Apostel der Alemannen, habe seinen Glaubensbruder St. Oran lebendig unter den Fundamenten des Klosters Luxeuil in Burgund begraben, um die Erdgeister zu versöhnen, die nachts zerstörten, was der Heilige tagsüber erbaut hatte. Vom Bau des Straßburger Münsters erzählt sich das Volk, daß der

Bau des auf unterirdischen Quellen stehenden Turmes erst dann geglückt sei, als ein Jüngling sich freiwillig geopfert habe. Im Jahre 1463 brach der Nogatdamm; alle Bemühungen, der Überschwemmung Herr zu werden, erwiesen sich nutzlos, bis man einen trunken gemachten Bettler an der Stelle des Dammbruchs lebendig begrub. Noch vor etwa fünfzig Jahren wurde Lord Leigh öffentlich beschuldigt, einen anrüchigen Menschen — andere berichten sogar von acht — unter den Pfeilern der Brücke von Stoneleigh eingemauert zu haben. Besonders häufig sollen unschuldige Kinder, die man entweder geraubt oder von der unnatürlichen Mutter gekauft hatte, als Bauopfer begraben worden sein. Bekannt ist die rührende Sage vom Bau der Burg Liebenstein in Thüringen. Man hatte einer Landstreicherin das Töchterchen abgekauft, gab dem Kind einen Wecken in die Hand und begann, es dann einzumauern. Als die Steine um das Kind in die Höhe wuchsen, rief es: „Mutter, ich seh dich nur noch ein klein wenig", und nach einem Weilchen flehte es: „Ach, Mann, laß mir doch ein klein Guckloch!" Da weigerten sich Meister und Geselle, weiter zu mauern, aber ein Lehrling griff zu Stein und Kelle, und das Kind klagte: „Mütterchen, jetzt seh ich dich gar nicht mehr". Noch im Jahre 1841 glaubte das Volk, als die Elisabethbrücke zu Halle gebaut wurde, man bedürfe eines Kindes zum Einmauern. In seiner außerordentlich kenntnisreichen Studie über das Bauopfer (Zeitschrift für Ethnologie, Bd. XXX) führt Sartori, dem ich hier mehrfach folge, zahlreiche ähnliche Sagen und Volksüberlieferungen an.

Es ist nun zweifellos festgestellt, daß solchen phantasievollen und poetischen Berichten in vielen Fällen nackte Tatsachen zugrunde liegen. In den Fundamenten mittelalterlicher Burgen, Stadtmauern, Brückenpfeiler usf. hat man mehrfach Särge und auch bloße Gerippe aufgedeckt. Als im Jahre 1861 die Mauern des alten Rathauses zu Glarus niedergelegt wurden, fand man darunter ein vollständig erhaltenes Kinderskelett, und ein ebensolches wurde 1879, in das Fundament eines Bauernhauses vermauert, zu Dierberg gefunden.

An Stelle des ganzen Menschen kann nun auch ein Teil seines Körpers, namentlich der edelste, das „geheimnisvolle Gefäß der Seele", der Schädel, weiterhin das Blut und jeder beliebige Körperteil als vollwertiges Opfer treten.

In Kassandische (Zentralafrika) wird beim Bau eines Königspalastes Sklaven der Kopf abgeschlagen. In Polynesien gräbt man Schädel, vornehmlich aber das für besonders „gottgefällig" gehaltene Auge in Tempelfundamente. In Siam und Kambodscha fundamentiert man Tempelbauten ganz allgemein auf Menschenknochen. Die Siebenbürger Sachsen vergraben den kleinen Finger eines totgeborenen Kindes unter der Hausschwelle; das schützt vor Blitzgefahr. In vielen Gegenden Deutschlands geschieht oder geschah noch das gleiche mit dem Finger oder sonst einem Knochen eines „armen Sünders"; das schafft Glück ins Haus. Vielfach wird dem Lehm oder Mörtel zum Hausbau Menschenblut beigemischt, und wiederum ist es das Blut Gerichteter, d. h. im gewissen Sinne wirklich Geopferter, das hierbei besonders wirksam ist. Wie vielerlei Zauber übrigens gerade bei uns mit dem Blut und den Körperteilen Gerichteter getrieben wird, das lese man einmal in Wuttkes umfangreichen Werk über den „deutschen Volksaberglauben der Gegenwart" nach. Daß man in Deutschland des öfteren Schädel in Hausfundamente eingemauert hat, haben uns manche Funde dargetan, so beispielshalber vor wenigen Jahren noch ein solcher zu Rakel. Von einstigen blutigen Bauopfern sprechen auch — ein Ersatz, eine Ablösung des ursprünglichen Opfers — die eingemauerten Köpfe, die man hier und dort an alten Häusern findet. So ist z. B. im Nordgiebel der alten Kirche zu Müllenbach (im Bergischen) ein rohbehauener Steinkopf eingemauert, und das Volk erzählt, es sei das Haupt des beim Bau verunglückten Maurers. Ein im Jahre 1588 erbautes Haus zu Hilden (Düsseldorf) zeigt, etwa in Mannshöhe über der Erde, neben dem Eingange den Kopf eines Mannes und einer Frau eingemauert.

Als eine Ablösung, einen Ersatz des ursprünglichen Menschenopfers bezeichneten wir eben diese steinernen Menschenköpfe, und sie sind ein Ersatz, wie ihn erst eine höhere Kulturstufe ersinnt. Zunächst wird überall das Menschenopfer durch das Tieropfer abgelöst. Man opfert ein Haustier, ein Tier also, das zu dem Opfernden ein gewisses näheres Verhältnis hat, einen Wert für ihn darstellt, oder man bringt der Gottheit ein ihr besonders wohlgefälliges, ein heiliges Tier an Stelle des Menschen als Opfer dar.

Tierische Bauopfer sind noch heute außerordentlich verbreitet. Wie man vielfach in Deutschland, in Siebenbürgen usw. Pferdeschädel den Fundamenten einfügt, so liegt nach dem Volksglauben der Tanen unter jeder Kirche ein lebendig begrabenes Pferd. Das Gespenst dieses Tieres ist das dreibeinige Totenroß, das nachts zu dem Hause hinkt, darin einer sterben muß. Das Schaf wird im Orient besonders häufig als Bauopfer dargebracht. In seinen Briefen aus der Türkei erzählt uns Moltke von solchem Schafopfer beim Bau der Brücke zwischen Konstantinopel und Galata. Hunde und Katzen hat man bei uns namentlich in der Grafschaft Ruppin in Fundamente vermauert gefunden. In einem so geweihten Hause herrscht nach litauischem Glauben stets Friede und Eintracht. Eine Harzsage berichtet, daß der Teufel einmal in seiner Wut ein großes Loch in die Mauer der Kirche zu Goslar gerissen habe; erst nachdem eine schwarze Katze lebendig mit eingemauert worden war, blieb die Mauer unversehrt. Beim Abbruch des aus dem 16. Jahrhundert stammenden „Kunstpfeiferhauses" zu Berlin fand man (1877) in den Fundamenten ein Hasenskelett und ein Hühnerei. Hahn und Huhn dürften heute die verbreitetsten tierischen Bauopfer sein. In Rußland begeben sich Hausvater und Hausmutter heimlich mit einem Hahn zur Baustelle, hacken hier dem Tiere den Kopf ab und vergraben diesen dort, wo der Eckpfeiler des Hauses zu stehen kommen soll. Bei Ausgrabungen in Pompeji hat man jüngst mehrfach Schildkröten in den Fundamenten vermauert gefunden; mit Schildkröten pflegte man auch die Hauspfosten zu verzieren. Schlangen, Kröten, Eidechsen, Maulwürfe, d. h. Tiere, die, wie Sartori betont, „gewisse besondere Eigentümlichkeiten entweder ihres Körperbaues oder ihrer Lebensweise, etwas Geheimnisvolles haben", sind bei uns vielfach als Bauopfer verwendet worden. Als im Jahre 1853 in Lichtenberg (Oberfranken) das Fundament des ehemaligen Schlosses aufgedeckt wurde, saßen, wie Leoprechting berichtet, „zwei lebende Enziankrotten" darin, die „demnach mindestens 153 Jahre alt" waren . . .

Dem Tieropfer folgt in weiterer Ablösung das Pflanzenopfer — namentlich in Getreide, zauberkräftigen oder späterhin kirchlich geweihten Pflanzen, Palmwedeln usf. bestehend — dann, indem der uralte Opferbrauch immer mehr ein Kulturüberlebsel und mißverstanden wird, der Ersatz durch irgendwelche Dinge von Wert, namentlich Münzen und Geld, oder solche, denen man eine gewisse mystische Bedeutung, eine gewisse Heiligkeit beimißt, wie Kruzifixe, Bibeln, Gesangbücher usf. Ein originelles Bauopfer dieser Art schildert uns Goethe in den „Wahlverwandtschaften". Durch ein „dreimaliges Pochen" wird hier zunächst „die Verbindung des Steins mit dem Grunde ausdrücklich gesegnet". „Zum Zeugnis für eine entfernte Nachwelt" — und so deuten wir heute mißverstehend ganz allgemein das moderne Bauopfer, dessen feierliche Zeremonie noch leise auf das alte Opferfest hinweist — wird verschiedenes in das Fundament eingesenkt. „Diese metallenen, zugelöteten Köcher", spricht der Maurer, „enthalten schriftliche Nachrichten; auf diese Metallplatten ist allerlei Merkwürdiges eingegraben; in diesen schönen gläsernen Flaschen versenken wir den besten alten Wein, mit Bezeichnung seines Geburtsjahres; es fehlt nicht an Münzen verschiedener Art, in diesem Jahre geprägt". Und auf die Aufforderung des Sprechers hin spendet nun ein Offizier ein paar Knöpfe seiner Uniform. „Die Frauenzimmer säumten nicht, von ihren kleinen Haarkämmen hineinzulegen; Riechfläschchen und andere Zierden

wurden nicht geschont, nur Ottilie zauderte, bis Eduard sie durch ein freundliches Wort aus der Betrachtung aller der beigesteuerten und eingelegten Dinge herausriß. Sie löste darauf die goldene Kette vom Halse, an der das Bildnis ihres Vaters gehangen hatte, und legte sie mit leiser Hand über die andern Kleinode hin . . ." Das ist ein Bauopfer in aller Form.

Dem Bauopfer in seiner mystischen Bedeutung verwandt ist jener gleichfalls in der ganzen Menschheit verbreitete Brauch, durch gewisse Dinge, denen irgendwelche geheimnisvolle Kraft zugeschrieben wird, oder die als geweiht, heilig, gottgefällig angesehen werden, das Haus und seine Bewohner vor den bösen Einflüssen überirdischer Mächte zu schützen. Zu diesen den Menschen feindlich gesinnten Geistern werden in christlichen Ländern fast stets die Götter des alten heidnischen Glaubens, und aus der Symbolik des Abwehrzaubers spricht so deutlich uralter Kult.

Solcher Abwehrzauber ist bei uns noch durchaus gang und gäbe, und nicht nur die überhaupt noch tief in altheidnischen Vorstellungen befangene Landbevölkerung*) übt ihn, sondern auch der Masse der Gebildeten sind viele dieser Bräuche noch heute geläufig.

Wenn wir eine neue Wohnung beziehen, so tragen wir vor allen Dingen entweder selbst „Brot und Salz" — die „mola salsa" der Römer, uralte Opfergaben — hinein, oder unsere Freunde senden uns dieses „Symbol des Glücks", das neuerdings in Großstädten derart nochmals symbolisiert wird, daß man es aus Kuchenteig und Zuckerwerk fertigt. —

Zu Pfingsten pflegen wir ganz allgemein das Heim mit „Maien" zu schmücken, dem jungen Grün der Birken, die, wie der Folklorist uns bedeutet, zur Sommersonne in geheimnisvoller Beziehung stehen und ein uralter wirksamer Zauberschutz sind. — Das auf der Straße gefundene und dann mit der Öffnung nach außen auf die Schwelle genagelte Hufeisen ist gleichfalls ein dem Städter noch durchaus vertrauter Hauszauber. Es steht zu Wodans, des wilden Jägers, Roß in geheimer Beziehung. Und selbst die mächtigsten Herrscher der Erde haben diesem Aberglauben gehuldigt. In dem Landsitz des Kaisers von Rußland, dem einfachen Sommerhause zu Livadia am Schwarzen Meer, ist an der Türschwelle eines jeden Zimmers ein solches Hufeisen angenagelt. — Die „wilde Jagd", das „wütende Heer", der verhallende Ausklang der Wodansmythe, hat überhaupt mancherlei Zauberschutz geschaffen. Wohl der bekannteste Abwehrzauber gegen den in den „Zwölfnächten", den Frühlings- und Herbststürmen, tobenden Spuk und zugleich eine wirksame Wehr gegen Gewitterschaden und Blitzgefahr sind die in vielen Gegenden am Hausgiebel befestigten Rinder- und Pferdeschädel. Das Pferd, bei unseren heidnischen Vorfahren „fast zur Familie gehörig und wie eine Person behandelt", geisterschauend und wahrsagend, das vornehmste Opfertier — daher noch heute unsere Scheu vor dem Genusse seines Fleisches — steckt voller Zauberkräfte. So schreckt sein Haupt, von hohem Pfahl, von der „Neidstange", herabdrohend, die Feinde, die bösen Geister. Auf dem Wege zum Kulturüberlebsel ward dann das Roßhaupt aus Holz geschnitzt, zum Doppelkopf und so zur Giebelzierde zumal des sächsischen Bauernhauses. Zum Architekturschmuck wandelte sich auch ein andrer Blitz- und Feuerabwehrzauber, der Donner- oder Hexenbesen, eine auf Nadelhölzern schmarotzende, besenartig gestielte und verfilzte Flechte (Usnea), die, ursprünglich auf den Giebel des Hauses gesteckt, nun im Rohziegelbau der Giebelfelder im Braunschweigischen, Hamburgischen und anderswo unbewußt nachgeahmt wird.

Es ließen sich viele Seiten mit der bloßen Aufzählung der noch heute in Deutschland geübten Hauszauberbräuche füllen. Hier seien nur noch einige besonders interessante erwähnt. In vielen Gegenden pflanzt man auf Dächer, Hausmauern, hohe Pfähle (ehedem auch auf das Haupt der Rolandssäulen) usf. den Hauslauch, die Haus- oder Dachwurz (Sempervivum tectorum), die, dem Donar heilig, vom Volksmunde Donnerwurz oder Donnerbart geheißen wird. Ihre große Verbreitung verdankt diese Sitte einer Verfügung Karls des Großen, der, die mythischen Beziehungen verkennend, die Pflanze für ein wertvolles Medikament hielt und den Brauch so zu einem Kulturüberlebsel stempelte. — Der Storch, der „Herrgottsvogel" der Norddeutschen, oft ein verzauberter Mensch, bringt nicht nur die Kinder, sondern schützt vor allem das Haus, auf dem er nistet, vor Blitz und Feuersgefahr. Er ist ein ausgesprochener Gewittervogel, sein roter Schnabel deutet ja auch darauf hin, und das Wagenrad, das man ihm als Nestunterlage auf das Dach nagelt, ist ein uraltes Symbol der Sonne und des Feuers. Dem Storch steht an mythischer Geltung und Zauberkraft die (an der Unterseite rostgelb gefärbte) Schwalbe nahe. In Hessen wurde früher die Ankunft der ersten Schwalbe vom Turmwächter angezeigt und von der Dorfbehörde öffentlich bekanntgemacht; in Westfalen ging der Hausvater mit der ganzen Familie den ankommenden Schwalben bis ans Gehöfttor entgegen und öffnete ihnen feierlich die Scheune. — In katholischen Ländern, namentlich in Bayern und Tirol, sind in allen Wirtshäusern, Bauerwohnungen usf. die Türen mit drei Kreuzen und meist auch den Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige (Kaspar, Melchior und Balthasar) geschmückt. Dieser christliche Abwehrzauber wird „am Epiphaniastage, häufiger am Abend vorher, auch am Abend vor dem Thomastage, vom Priester, Schullehrer oder vom Hausvater selbst, der dabei mit Pulver von heiligen Kräutern, die an Mariä Himmelfahrt geweiht sind, und mit Wacholderbeeren das ganze Haus durchräuchert, meist mit geweihter Kreide" an den Türen angebracht. Und die protestantischen Nachbarn haben den Brauch vielfach als wirksamen Hauszauber von den Katholiken übernommen!

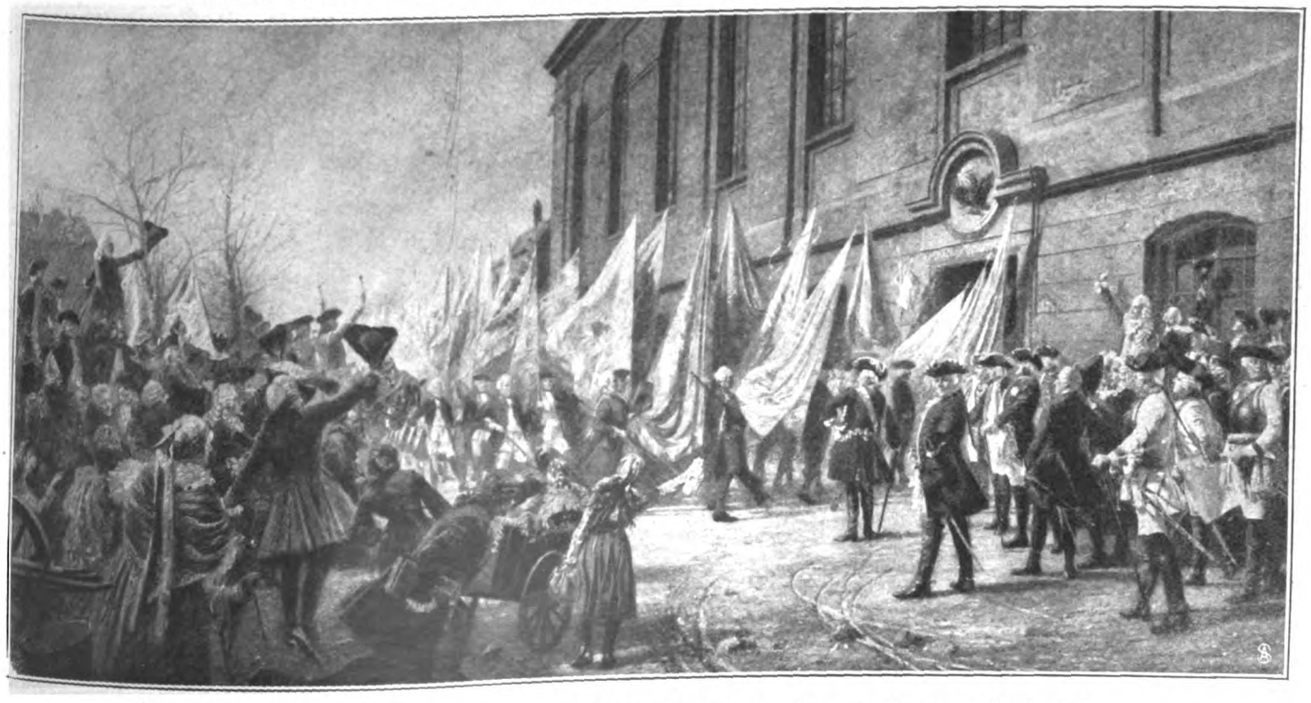
*) Ich möchte auch an dieser Stelle und zum Beweise für meine Behauptung auf Wuttkes klassische „Geschichte des deutschen Volksaberglaubens der Gegenwart" hinweisen, die jetzt der Freiburger Germanist Elard Hugo Meyer neu bearbeitet hat. (Berlin, 1900.)

Bismarck-Büste in der Walhalla. In seinem gegen Ende des Vorjahres in den Spalten der „Gartenlaube" veröffentlichten Artikel: „Die Walhalla bei Regensburg als Eigentum Deutschlands" sagte Professor Dr. Eduard Heyck: „1908 ist Bismarck zehn Jahre tot. An diesem Beispiel wird sich zeigen müssen, ob Bayern, wenn nicht mit juristischem, so doch mit moralischem Recht die Walhalla den Deutschen verwaltet, oder ob nicht . . ." und wies damit auf eine Frage hin, die nachgerade brennend geworden war, wie die überall in der Presse sich erhebenden, mahnenden und fordernden Stimmen bezeugten. Der greise Prinzregent Luitpold von Bayern hat in diesen Tagen die schöne und würdige Antwort darauf gegeben. In einem Handschreiben an das bayrische Staatsministerium des Innern heißt es: „Es ist mein Wille, daß die Walhalla mit der Büste des ersten Reichskanzlers Fürsten Otto von Bismarck geschmückt werde", und begeistert rüstet sich nun das deutsche Volk, diesen am 30. Juli, dem Todestage des großen Kanzlers, stattfindenden Akt schuldiger Pietät und Verehrung zu einem Nationalfeste zu gestalten. Dem Prinzregenten aber, der die Reichstreue Bayerns so hochherzig bekundet und den Anlaß zu dieser Nord und Süd in gleicher Bismarckverehrung einenden Gedenkfeier gegeben hat, gebührt der warme Dank aller national Gesinnten. Es hätte der Absicht des königlichen Walhalla-Erbauers Ludwigs I. — des Vaters des Prinzregenten Luitpold — „daß dieses Baudenkmal der Erstarkung des deutschen Sinnes förderlich sein möge" gewiß nicht schöner entsprochen werden können.

Die alte Garnisonkirche zu Berlin. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) „Die Garnisonkirche brennt!“ — schneller fast als die Flammen setzte am Abend des 13. April der Schreckensruf sich fort durch die Straßen Berlins, und bald rasselten die Wagen der Feuerwehr mit ihren mächtigen Dampfspritzen und Leitern vorüber, und Tausende von traurig erregten Menschen drängten der Neuen Friedrichstraße zu, in die Nähe des altehrwürdigen Baues, der so fest mit der Geschichte Preußens verwachsen war. „Ein Heiligtum des preußischen Heeres“ hat Militäroberpfarrer Goens sie einmal genannt, und das war sie wirklich, die noch vom Soldatenkönige Friedrich Wilhelm I. gegründete Kirche, deren Gruft über ein Jahrhundert lang die großen Toten der Armee, deren Schiff die ruhmreich erbeuteten Fahnen barg. Es sind stolze Erinnerungszeichen kriegerischen Ruhms, und einer der unvergeßlichen Ehrentage des alten Gotteshauses war der 11. November 1745. An diesem Tage wurde ein großer Teil der Trophäen von Hohenfriedberg und Soor, bestehend in Kesselpauken, Fahnen und Standarten nach Berlin gebracht und in der Garnisonkirche aufgestellt. Der Historienmaler G. Schoebel hat die Szene im Bilde festgehalten. Die Fahnen defilieren vor dem großen König, der die Feldzeichen mustert. — Mit tiefem Schmerz sieht die ganze Berliner Garnison nun auf die rauchende Trümmerstätte, an die sich so viel glänzende und feierliche Erinnerungen knüpfen. Die Kirche ward auch in der Vergangenheit schon von so manchem Schicksal heimgesucht. Am 1. Januar 1703 eingeweiht — nachdem am 24. September 1701 der Grundstein gelegt worden war — wurde das Gotteshaus schon am 12. August 1720 durch eine furchtbare Pulverexplosion wieder zerstört, bei der 72 Menschen ums Leben kamen, und aus den Trümmern ging dann im Jahre 1722 die Garnisonkirche hervor, wie sie ungefähr in der gleichen Gestalt bis vor kurzem allen Berlinern lieb und vertraut war. Kleinere oder größere Veränderungen und Umbauten hat sie allerdings nach 1722 noch öfter erfahren. Zuerst nach der Franzosenzeit im Jahre 1817, als Friedrich Wilhelm III. die angerichteten Verwüstungen, so gut es mit geringen Mitteln ging, beseitigen ließ, dann unter Friedrich Wilhelm IV., unter Kaiser Wilhelm I. und zuletzt im Vorjahr, als der alte Bau einer gründlichen Renovierung unterzogen wurde. Eigentlich schön ist die Garnisonkirche niemals gewesen, aber sie wirkte doch durch ihre Größenverhältnisse und durch den verklärenden Nimbus bedeutsamer Erinnerungen. Schon daß Hofprediger Frommel von ihrer Kanzel aus 25 Jahre lang zu den Berlinern gesprochen und Generation um Generation in seiner unvergleichlich warmen, hinreißenden Art gepredigt hat, gab ihr einen Erinnerungswert, der unersetzlich ist, und sie barg außerdem so manches liebe Altertum und Kunstwerk, das pietätvoll bewahrt und dem Beschauer stolz gezeigt ward So den einfachen, hölzernen Kirchenschemel des Soldatenkönigs, die kostbare, alte Orgel mit ihren 50 klingenden Stimmen und 3214 Pfeifen, die kunstvoll restaurierte Kanzel und prächtiges Altargerät, das die preußischen Könige gestiftet hatten. Das letztere konnte erfreulicherweise geborgen werden, ebenso der allerdings stark angekohlte Schemel, aber die Fahnen aus Preußens Ruhmeszeit und das ganze Kircheninnere sind von den Flammen zerstört worden, das Haus, an dem die Könige Preußens gebaut, ist unwiederbringlich dahin.

Die alte Garnisonkirche zu Berlin
vor dem Brande.

Das Innere der alten Garnisonkirche zu Berlin
nach dem Brande.



Friedrich der Große läßt die Fahnen von Hohenfriedberg in die Garnisonkirche zu Berlin bringen.
Gemälde von Professor Georg Schoebel.

Paula von Rosthorn. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Die immer unsicherer werdenden Zustände in Persien, denen die Regierung machtlos gegenübersteht, haben kürzlich ein Attentat gezeitigt, dessen Kunde die ganze gebildete Welt mit tiefer Empörung vernommen hat. Einer der persischen Soldaten, die infolge des rückständigen Soldes aus aller Disziplin geraten sind, schoß in der Nacht des 9. April auf Frau Paula von Rosthorn, die Gemahlin des österreichisch-ungarischen Gesandten in Teheran, und nur ihrer Unerschrockenheit und Geistesgegenwart ist es zu danken, daß wirkliches Unheil verhütet wurde; die tapfere Frau entriß dem Buben die Waffe, ehe er sie ein zweites Mal, und diesmal vielleicht mit mehr Erfolg, auf sie anlegen konnte. Paula von Rosthorns Name war schon vordem rühmlich bekannt. In den Schreckenstagen des Boxeraufstandes, 1900, die sie, als Gattin des damaligen Legationssekretärs, in der französischen Gesandtschaft in Peking verlebte, hat sie sich als eine Heldin erwiesen, deren Mut ein leuchtendes Beispiel für die in schwerer Bedrängnis ausharrenden Soldaten war. Der französische Schiffsleutnant Daren, Befehlshaber des tapferen französischen Detachements, stellt ihr in seinen Aufzeichnungen über jene Zeit das Zeugnis aus: „Für die österreichischen und französischen Matrosen war die entzückende junge Frau mit dem Heldenherzen ein Schutzengel", und Pierre Loti, der berühmte französische Schriftsteller, widmet ihr in seinem Buche „Die Schreckenstage von Peking" begeisterte Worte. Kaiser Franz Joseph aber dekorierte die nach Wien Zurückgekehrte mit dem kurz vorher gestifteten Elisabeth-Orden, und die Wiener Gesellschaft wetteiferte in der Bewunderung und Verehrung der lieblichen, noch nicht dreißigjährigen Frau, die trotz aller Heldentaten so schlicht und natürlich geblieben ist.

Atelier Adèle, Wien, phot.

Frau Paula von Rosthorn.

Neue Jongleurkünste.

Vor dem Waffenstillstande. (Zu dem Bilde Seite 377.) Man gedenkt bei diesem Bild unwillkürlich der Weiber von Weinsberg, die es verstanden haben, durch ein entschlossenes Wagestück die Belagerung ihres Städtleins in eitel Freude und Lustbarkeit zu verwandeln. So hoffnungsvoll steht die Sache hier wohl nicht für die königlich gesinnte Besatzung, die von einer Abteilung Cromwellscher Soldaten und Kanonen belagert wird. Auch würden sich die Männer wohl bedanken, auf Frauenrücken herausgetragen und der Gnade der Sieger überliefert zu werden. Aber daß die Not groß sein muß und starke Geneigtheit zu einem vorläufigen Waffenstillstande besteht, das läßt sich aus dem die ganze Straße erfüllenden Frauenstrom nicht weniger schließen als aus den Mienen der Parlamentäre, die sich eben anschicken, ins feindliche Lager abzugehen. Der alte Bürgermeister mit der goldenen Kette bringt es nicht übers Herz, die aufgeregten, klagenden Weiber zurückzuscheuchen, er duldet ihren Handkuß mit väterlicher Miene und hält in der anderen das Dokument mit den geschriebenen Bedingungen. Dem begleitenden Ratsherrn aber ist das massenhafte Weibergeleite sehr anstößig, er wirft einen mißbilligenden Blick rückwärts und ein scharfes Wort dazu. So treten sie ihren kurzen Weg an, der Fahnenträger mit dem an einer Lanze festgeknoteten weißen Tuche voran, und werden ihr Bestes tun, unter dem Schutz dieser Friedensflagge den Waffenstillstand zu erhalten, dem dann nach dem endgültigen Siege des Cromwellschen Heeres der ersehnte Frieden folgen wird.

From Stereograph copyright by Underwood & Underwood, London.

Ein Prachtexemplar der Familie Bulldogg.

Ein neuer Jongleurtrick. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Ein Jongleur, der mit Bällen, Messern und Tellern wirft oder auch eine Stange, Flasche usw. auf der Nase balanciert, „zieht" nicht mehr — er muß schon auf verblüffendere Kunststücke sinnen, um das Publikum in Atem zu erhalten. Etwa wie Herr Henry Taylor Care, der zurzeit in Deutschland auftritt und mit seinen nahezu unglaublichen Produktionen wahre Beifallsstürme entfesselt. Unsere Abbildungen zeigen ihn auf der Höhe seiner Kunst, wie er ein brennendes Stearinlicht auf der Nasenspitze balanciert und seine Zigarre daran anzündet, und wie er ein Tablett mit Weinflasche auf dem Kopfe balanciert, die Flasche durch eine ruckartige Bewegung umwirft und ihren Inhalt in ein auf dem Munde getragenes Glas laufen läßt. Selbst dem Laien geht wohl eine Ahnung von den unerhörten Schwierigkeiten dieser Kunststücke auf, die alles bisher Dagewesene in Schatten stellen.

Neue Jongleurkünste.

Aus der Statistik der Patente. Die Entwicklung der modernen Technik wurde wesentlich durch den Patentschutz gefördert, der dem Erfinder die Verwertung seiner Erfindung dadurch ermöglicht oder erleichtert, daß dieser für sie ein gewerbliches Monopol erhält und andere von dem Wettbewerb ausgeschlossen werden. Als Vorläufer des Patentschutzes im modernen Sinne des Wortes ist die vom englischen Parlament im Jahre 1623 angenommene Statute of monopolies zu betrachten. Das erste Patentgesetz in Deutschland war das bayrische vom Jahre 1791; Preußen schuf ein ähnliches im Jahre 1815. Wie Professor Max Geitel in dem im Erscheinen begriffenen Werke „Der Siegeslauf der Technik" (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) mitteilt, sind im Deutschen Reiche seit 1877 bis zum 31. Dezember 1906 458682 Patentanmeldungen und 181275 Patenterteilungen erfolgt. Die Zahl der Geschäftsnummern des Kaiserlichen Patentamtes in Berlin belief sich im Jahre 1906 auf 553771; die Ausgaben dieser an tausend Beamte umfassenden Behörde stellten sich im Jahre 1906 auf 3932650 Mark, während die Einnahmen sich auf 8040056 Mark beliefen. Zur Vertretung vor dem Patentamt waren am Ende des Jahres 1906 243 Patentanwälte zugelassen. Man hat wohl mit Recht behauptet und zum Teil bewiesen, daß der gesamte großartige Weltverkehr von heute im letzten Grund auf patentierten Erfindungen beruht, beträgt doch die Zahl der bis zum Ende des Jahres 1905 in der gesamten Kulturwelt erteilten Patente 2503588!

C. F.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Das Kreuz im Venn.

(9. Fortsetzung.)

Roman von Clara Viebig.

Die Prozession nahte. Das war etwas Gewaltiges, etwas Herrliches, etwas nie Geahntes!

Vorn mit blitzenden Piken drei Männer in langen, leuchtend roten Gewändern; ein Trupp von Chorknaben ihnen nach mit Kreuz und Fahne. Und dann singend und betend viel tausend Männer.

„Heiliger Willibrord, ein Lehrer der Wahrheit,
Heiliger Willibrord, ein eifriger Ausleger der Lehre Christi,
Heiliger Willibrord, hell glänzender Stern unseres Landes, eine unerschütterliche Grundsäule des wahren Glaubens,
Heiliger Willibrord, bitte für uns!
Erhöre uns, heiliger Willibrord, erhöre uns!"

Hohe Weiberstimmen mischen sich zeternd ein, gellende Kinderstimmen kreischen im höchsten Diskant.

Mächtiger schwellen die Stimmen der Psalmodierer an, ein Strom von Anrufungen wälzt sich vor der Geistlichkeit her; mit der Fahne des heiligen Willibrord, mit der prächtig strahlenden, folgt die den Sängern.

Geistliche Herren und immer wieder geistliche Herren, ihr Zug nimmt kein Ende. Große und kleine, dünne und dicke, schwarze und blonde, alte und junge; von weit her, von nah her, aus Klöstern, aus Kirchen, aus Städten, aus Dörfern, aus Deutschland, aus Frankreich, aus Belgien, aus England, aus Holland, aus Italien, aus aller Herren Ländern, aus aller Welt.

Von den Bergen hallt es im Echo, alle Glocken der Stadt rufen es dröhnend, durch die heiße Luft zittert es in stetem Vibrieren, im Auf- und Abschwellen; bald hoch und bald tief, bald laut und bald leise, bald jauchzend, bald klagend, bald freudig, bald schmerzvoll, hundert- und tausend- und aber tausendfach, und zum hundertsten und tausendsten und aber tausendsten Male:

„Heiliger Willibrord, bitt' für uns!
Erhöre uns, heiliger Willibrord!"

Die Stadtmusik hebt den Springprozessionsmarsch an — wer könnte still stehen?!

„Adam hatte sieben Söhn',
Sieben Söhn' hatt' Adam — — —"

Bäreb fühlte sich mit fortgerissen im hüpfenden Wirbel. Fünf Schritte vor, wieder drei Schritte zurück — so sprangen alle.

In langen Reihen hüpften die Schulkinder, die Waisenkinder, die Zöglinge aus all den Klöstern; die Knaben in Hemdärmeln wie zum Spaß, wie Bachstelzen zierlich die Mädchen. Denen wird es leicht, noch zieht die Bürde von Leib und Seele sie nicht zu Boden.

„Sieben Töchter muß er han,
Eh er sie bestaden kann!"

Das ist eine Musik! Sie dreht einem die Seele im Leib um, sie lockert alle Gelenke, die Füße heben sich wie von selbst im Takt; es geht gar nicht anders, man muß mit, muß hüpfen, springen, da hilft kein Widerstand. Alte werden zu Jungen, Gichtgeplagte zu munteren Böcklein — fünf Schritte vor und drei zurück — man kommt nicht aus der Stelle und springt doch so hoch, springt, springt, springt — fünf vor und drei zurück.

„Heiliger Willibrord! Heiliger Willibrord!" Hinter Bäreb schrie eine gellend laut. Das war die Blonde! Bäreb erkannte die Stimme gleich; sie mußte sich umwenden, sie verfehlte dadurch einen Sprung, sie kam aus der Reihe — nun war sie nahe der Schreienden. Widerwillig guckte sie hin und war doch gezwungen, unverwandt hinzusehen. Was schrie die so laut, was sprang die so hoch?!

Über das rote Gesicht der Blonden lief stromweise der Schweiß, den Hut hatte sie verloren. Alle die großen Haarnadeln spießten ihr aus dem Haar, jetzt fielen die mächtigen Zöpfe herunter, bei jedem Sprunge peitschten sie auf den Rücken. Die Eifrige hatte keine Zeit, sie wieder aufzustecken; sie hatte sich mit Mutter und Tante angefaßt, aber nicht an den Händen, sie hielten je ein leinenes Handtuch zwischen sich.

Und Bäreb sah, daß viele so taten; die Schuljungen hielten die Kittelchen zwischen sich, die Mädchen Taschentücher, viele Männer benutzten ihre Röcke dazu, die Weiber ihre Schürzen, was sie gerade hatten, nur mußte es stark sein, daß es nicht riß beim gewaltigen Zupfen und Zerren. Wie in einer Schaukel ging's auf und nieder. Bald wuppte die Welle der Springer zur Linken und bald zur Rechten; straff wurden die Tücher gespannt; wo einer strauchelte, riß man ihn daran wieder in die Höhe.

Bäreb sprang ganz allein; sie hatte sich mit niemand angefaßt, sie hätte ja auch gar keine Hand frei gehabt, der Dores hing ihr am Halse, schon wurde ihr der rechte Arm, auf dem er saß, schwach, sie mußte die linke Hand noch dazu gebrauchen, um sie stützend unterzuhalten. Fünf Schritte vor und drei Schritte zurück. Sie machte gewissenhaft den vorgeschriebenen Sprung — ach, daß sie nur besser dabei beten könnte!

Ihre Lippen bewegten sich; sie murmelte, wie alle unausgesetzt murmelten, aber ihre Gedanken fuhren umher. Sie hatte den Heiligen so inbrünstig bitten wollen, nun war sie gar nicht recht beim Gebet. Die Schreie der Blonden gellten ihr im Ohr.

War die denn nicht bei Troste, daß sie so hopste? Von Mutter und Tante hatte sie sich losgerissen, Sprünge machte sie eine halbe Elle hoch, den Mund hielt sie offen, die Augen drückte sie heraus, ihre Zöpfe waren jetzt aufgegangen, die losen Haarsträhnen züngelten wie Schlangen bei jedem Sprunge.

„Heiliger Willibrord, bitt' für uns!
Bitte für uns, heiliger Willibrord!"

Ah, sieh da, die ganz alte Frau mit dem uralten Mann! Ein altes Pärchen überholte Bäreb. Sie mit schlohweißem Haar, und er mit schlohweißem Haar; sie hielten sich an den Händen, sie sprangen so sicher im gleichen Takt, sie brauchten keinen anderen verbindenden Halt. Ordentlich schön sah sich das an. Die alten Gesichter unterm weißen Haar stachen so freundlich ab gegen die glühenden, verschwitzten rund um sie her — ei, die konnten es gut, die sprangen gewiß schon zum hundertstenmal!

Bäreb fühlte sich lahm werden. So jung sie war, sie war doch müde, der Dores war schwerer, als sie gedacht hatte. „Heiliger Willibrord!" Sie tat einen Stoßseufzer. Das blonde Mädchen war ihr schon aus dem Gesicht, auch der Greis und die Greisin; andere Gesichter tauchten auf und tauchten unter um sie herum, andere Gestalten.

Mit Schnedderengteng spielte die Musik den Springprozessionsmarsch; die Gemeinden hielten sich zusammen, vorn ein Musikkorps, hinten ein Musikkorps. Keins stimmte zum andern, wenn das eine den Anfang blies, fiedelte das andere gerade den Schlußsatz. Aber im Wirrwarr der Töne, im Durcheinander der Instrumente — Pfeife und Geige, Trompete und Flöte, Trommel und Harmonika, Pauke und Zimbel — rang doch die Melodie sich siegreich durch, sprangen doch die tausend und aber tausend Füße gemeinsam.

An den Fenstern der Häuser drängten sich Zuschauer; sie hingen zu den Fenstern heraus, förmlich übereinander. Bäreb sah nicht hinauf zu ihnen, sah nicht, daß viele nach ihr hingafften. Es blieb ein wenig Platz hinter ihr und ein wenig vor ihr, sie sprang so ganz für sich allein, das willenlose Haupt des Knaben baumelte ihr über die Schulter; in einem schmerzlichen Erstaunen waren ihre dunklen Augen weit aufgetan, sie bemerkte es gar nicht, daß sich blitzgeschwind mehr als ein Kodak auf sie richtete. Man photographierte einzelne Gruppen der Springprozession, man photographierte auch sie.

„Heiliger Willibrord, bitt' für uns!"

Mit starkem Anruf stürmten neue Springer heran.

Ein Brummen von Tönen, ein Summen von Gebeten umschwirrte Bäreb. Sie sah bekannte Gesichter, die Frau mit dem Kropfe, den dicken Mann. Die Frau mit dem Kropfe sprang an der linken Flanke einer Reihe von Weibern, ihren Henkelkorb hatte sie noch am Arme, mit der freien Hand hielt sie sich an der Nachbarin; sie jappte und ächzte, ihr dicker Kropf schütterte bei jedem Sprung, er baumelte ihr am Halse wie ein schweres Säckchen. Ah, und der Dicke! Joseph Maria, wie sah der denn aus?! Bäreb fühlte ein heftiges Mitleid; sie hätte ihm gern ihren Arm zur Stütze geboten, aber sie konnte ja nicht, sie hatte genug am Dores zu schleppen.

Sie kam dem Dicken jetzt vor. Ah, der konnte es nicht einmal so rasch wie sie! Sie wendete den Kopf noch ein paarmal nach ihm. Der freundliche Mann, der sie mit Bier und Wurst traktiert hatte, jetzt sah er gar nicht mehr freundlich aus. Den Kragen riß er sich vom Hals, als würgte ihn der, den Rock riß er sich voneinander, als quetschte der ihm den Leib ein. „Heiliger — Willi - - brord — bitt' — für — uns!" hörte sie ihn ächzen. Er stammelte immer nur ein Wort zwischen zwei schnappenden Atemzugen. Der war zu dick, um zu springen bei solcher Hitze! Er trocknete sich nicht einmal das Gesicht ab; das rotgelbe Sacktuch hielt er wohl in der Hand, aber gebrauchen tat er's nicht mehr, er ließ das rinnen, was wie ein Bächlein von ihm ablief an Angstschweiß. Auch Bäreb schwitzte.

Schon versagen ein paar. Eine junge Frau wankt, schwach werdend, aus ihrer Reihe; man lehnt sie gegen ein Haus, man labt sie, man setzt ihr einen Stuhl vor die Haustür, aber sie nimmt ihn nicht an, sie rafft sich auf. Schon springt sie wieder, sie schließt sich einer neuen Reihe von Weibern an.

„Heiliger Willibrord, bitt' für uns,
Bitte für uns, heiliger Willibrord!"

Fester umklammern die verschwitzten Hände die verbindende Brücke, zu Stricken sind Röcke und Tücher zusammengedreht, die gesteiften Hemdärmel der Männer sind schlapp geworden, die Hüte der Frauen sind ins Genick gerutscht, das Haar hängt in Strähnen. Erschöpfung, Ermüdung auf allen Gesichtern, aber —

„Adam hatte sieben Söhn',
Sieben Söhn' hatt' Adam —".

fünf Schritte vor, drei Schritte zurück, wer den Sprung nicht gewissenhaft tut, findet keine Erhörung! Und doch sind so viele Sprünge zu springen, ehe man den Willibrordusbrunnen erreicht hat und die Treppe zur Pfarrkirche, die der steilen Stufen dreiundsechzig zählt. Ein Weg, zwölfhundertundfünfzig Meter lang, dreifach, nein, fünffach zu machen!

Wenn die Musikanten Luft schöpfen, den Speichel aus ihren Trompeten schütteln, wenn das sinnverwirrende Chaos von Tönen ein paar Augenblicke schweigt, dann verschnaufen sich auch die Springer. Sie ringen nach Luft, sie stöhnen beim Atmen, sie zittern, sie ächzen: „Heiliger Willibrord!" Wasser und Wein in Krügen und Eimern, Limonade in Kübeln wird gereicht aus den Häusern, die Bürger von Echternach laben die Springer; mit Gier reißt man dem Spender den Krug aus der Hand, man schluckt, man schüttet das Naß in sich hinab, man säuft wie ein Tier, das am Verschmachten ist, ohne Besinnen, man gießt sich das Wasser schier über den Kopf. Volle Eimer sind in Augenblicken geleert, nichts ist kühlend genug, nichts ist durstlöschend. Feuer vom Himmel, Feuer in der Kehle, Feuer im ganzen Gebein, aber auch Feuer im Herzen.

„Adam hatte sieben Söhn' —"

kaum daß die Melodie sich wieder erhebt, so tritt man auch schon zum Tanz an, man ist entbrannt zu springen, man ist entflammt zum heiligen Willibrord.

Lauter erheben sich die Gebete. Je matter die Füße werden, desto inbrünstiger die Litaneien. Die Sonne gibt keinen Schein mehr, unter dem bleiernen Himmel gellen die Anrufe:

„Heiliger Willibrord, höre uns!
Heiliger Willibrord, erhöre uns!
Heiliger Willibrord, erlöse uns!"

Die Röte der Gesichter ist verblichen; heiß sind sie noch wie eben, aber blaß sind sie geworden, sehr blaß. Hier wankt einer halb ohnmächtig, vom Nebenmann rechts und vom Nebenmann links unterm Arm gehalten, er hat die Augen geschlossen, er sieht nicht mehr, er hört nicht mehr, aber er springt — springt.

Bäreb fühlte ihr Herz klopfen, als hämmerte ein Hammer darin. „Heiliger Willibrord!" Sie schrie es laut vor Angst. Kam denn noch immer der Brunnen nicht? Und dann die Treppe? Wie lange sollte das Springen noch währen? Sie konnte nicht mehr. Wie Blei drückte der Bruder auf ihrer rechten Schulter, sie warf ihn auf ihre linke herum — heiliger Willibrord, hilf! — so ging's wieder ein Weilchen. Wie Schwalben im eiligen Fluge den Gewitterhimmel durchqueren, so durchschossen Gedanken ihr betäubtes Hirn: warum sprangen denn all die Leute hier wie die Tollen? Tat's denn nicht ein Wallen zum Gnadenbild auch oder ein frommes Gebet zu Gott oben im Himmel? Nein, nein — fünf vor

und drei zurück — heiliger Willibrord — Adam hatte sieben Söhn', sieben Söhn' hatt' Adam — wer nicht sprang bis zuletzt, die Treppe hinauf, bis zur Kirche hinein, durchs linke Schiff bis zum Chore hin, bis zum Grabe des Heiligen und um das herum und weiter, immer weiter, durchs rechte Schiff der Kirche wieder hinaus und unter die Kastanien und Linden, die draußen stehen, und dreimal ums große Missionskreuz herum, der hatte seine Wallfahrt nicht wohl getan!

Bäreb nahm all ihre Kräfte zusammen; jetzt zog nichts, weder rechts noch links, weder vorn noch hinten, ihre Gedanken mehr ab.

„Heiliger Willibrord, bitt' für ihn, heiliger Willibrord, erlöse ihn!" An ihrem Halse greinte der Bruder. Sie preßte ihn krampfhaft mit beiden Armen fest. So wollte sie ihn emporheben, so dem Heiligen hinhalten, daß der ihn auch sah!

„Heiliger Willibrord, heiliger Willibrord!" Der Schrei steckte an; sie schrie wie die anderen. Wie Rasende stürmten die Weiber dahin, sie wollte die letzte nicht sein. Voran, zum heiligen Willibrord, wer sich ihm naht, den erlöst er! Einer Trunkenen gleich stolperte sie sinnlos voran; sie waren alle im Rausche. Die schwirbelnde Tanzmusik hatte alle erfaßt, sie riß auch die zum Tode Matten mit weiter.

Heiliger Willibrord, heiliger Willibrord!

Sie konnte nichts denken, sie konnte nichts fühlen, sie konnte nur springen. Keine Ermattung empfand sie mehr, nicht mehr die Last des Dores, federleicht dünkte der Knabe sie schier, sie sprang wie ein Fohlen.

Heiliger Willibrord, heiliger Willibrord! Jetzt war sie ihm nahe!

— — — —

über ihnen von der zerfallenden Kuppel herab die Göttin der Liebe.

Die kannten sie noch nicht.

* * *

Dem „Weißen Schwan“ hatten die Pfingsttage keinen geringen Trubel gebracht. Seit die Automobile aufgekommen waren, war es bei den Belgiern Mode geworden, von Verviers über die Baraque in sausendem Tempo über Heckenbroich bis hinunter in die Kreisstadt zu fahren.

Leykuhlen hatte im Fest viel Ärger ausgestanden. Nicht nur, daß tagsüber das Gerassel in einem fort abwärts ging, auch nachts fand er vorm Rollen der Räder, vorm Rumoren der Heimkehrenden, vorm Hallo der Angeheiterten, vor ihrem lauten Sprechen und Durcheinanderschreien und vor dem huschenden Laternenschein nicht Ruhe. Oder quälte ihn etwas anderes so, daß er nicht schlafen konnte? Wenn er die Kirche ansah, ärgerte er sich, und wenn er die verschlossenen Brunnen ansah, ärgerte er sich erst recht. Noch war kein endgültiges Ergebnis der Wasseruntersuchung eingetroffen — nun, sie würden ja auch nichts finden, das Heckenbroicher Wasser war alles gut! So verschloß er seine Ohren, wenn er hörte, daß nachts an den Brunnen hantiert wurde; die Eimer rappelten, die Kette, die sie heraufzog, klirrte, die verrosteten Angeln der Tür quietschten. Wer konnte es den Leuten verdenken, daß sie sich heimlich ein paar Eimer voll ins Haus holten, um nicht am Festtage weither das Wasser schleppen zu müssen?! Zudem war es warm, es drohte, ein heißer Sommer zu werden, und ein heißer Sommer heißt ein trockener fürs Venngebiet.

Der Kellner und der Aushilfskellner, der Hausknecht und die Magd im „Schwan“ konnten nicht genug Getränke herzuschleppen. Wer Selter verlangte, dem machte die schöne Wirtin ein unfreundliches Gesicht — selbst Bier schenkte sie nicht gern aus — nein, Moselwein, Rheinwein, Bowle und Sekt; So war sie es von ihren Stammgästen, den Herren Offizieren, gewohnt. Einen kleinen Chartreuse, einen Kognak oder Benediktiner hinten nach, das ließ sie auch gelten. Es waren Erdbeeren aus Metz zur Bowle gekommen, französische Treibhauspfirsiche, in Watte verpackt; die kostbaren Früchte wurde sie schon alle los, darum war ihr nicht bange. Sie hatte sich zum Pfingstfest ein neues Kleid machen lassen, in Aachen, bei einer guten Schneiderin mit Brüsseler Geschmack; sie konnte doch nicht hier in dem Nest arbeiten lassen, wenn der Schmölder auch die Geschmacklosigkeit besaß, seine Tochter solche Kleider anziehen zu lassen. Wie er die Kleine verschimpfierte! Und die sollte nun bald dem eleganten v. Scheffler seine Braut sein?!

„Hihi!“ Die schöne Helene lachte hinter Schmölder her, der, wie fast täglich, zum Frühschoppen bei ihr gesessen und ihr sein Herz ausgeschüttet hatte. Der v. Scheffler, der würde das Geld schon unter die Leute bringen! Sie wußte aber nicht recht, warum sie das dem Heinrich eigentlich gönnte. Er war doch ihr ältester Freund, er hatte ihr schon die Backen gekniffen, als sie noch in die Schule ging. Sie zuckte die Schultern, die unter dem neuen schwarzen Kleide, das dünn wie ein Flor war, glatt und weiß in ihrer ganzen appetitlichen Fülle durchschimmerten. Ihr Rock, auf Seide gearbeitet, rauschte und raschelte; sie lehnte die Arme auf das rote Kissen im geöffneten Speisesaalfenster und gaffte ihrem langjährigen Verehrer nach. Ha, der Heinrich wurde alt! Wie vorsichtig er zutrat, die Jagd machte ihn steif in den Beinen. Den Hut trug er in der Hand, es war ihm heiß, obgleich die Haare dünn waren. „Hihi!“ kicherte sie wieder, warum saß er nicht in der Kirche bei seiner Frau und der Hedwig, da war's ja hübsch kühl. Einen Bauch kriegte er auch, bah! Sie hielt eine grausame Musterung. Dabei zog sie die kurze Oberlippe noch kürzer herauf, daß man hinter dem feuchten Rot die spitzigen Zähne sah. Wenn der sich einbildete, daß sie ihn leiden möchte! So ein Alter! Immer hatte er was zu grämeln. Auf den v. Scheffler schimpfte er; „ein Windhund“, sagte er. Ja, ein Windhund war der, da mußte sie ihm recht drin geben, aber ein famoser! Frau Helene nahm's dem schönen Adjutanten gar nicht übel, daß er von ihr abgeschwenkt war zu dem kleinen Goldfisch; so was wurde sie mit der Zeit gewohnt, sie behielt sogar immer eine gewisse Fürsorge für ihre früheren Verehrer. Warum wollte der Heinrich dem schneidigen Menschen denn nicht seine Tochter geben? Na warte, sie würde die Sache mal in die Hand nehmen, sie würde es schon fertigkriegen! Das hatte sie auch dem v. Scheffler versprochen.

„Warum willst du denn nit?“ hatte sie vorhin zu ihrem ältesten Freunde gesagt und ihn mit ganz bösen Augen angeblitzt. „Bist du denn kein Windhund? Deiner Frau redste was vor, janz notwendig haste immer was zu tun. Nach Ostende jehste auch nit mit, deine Jesundheit verträgt die See nit — haha — und denn sitzte bei mir! Och du!“ Sie zupfte ihn am Ohrläppchen. „Mach du dich nit mausig, lieber Alter!“

Er hatte böse auffahren wollen, aber eins, zwei, drei saß sie ihm auf den Knien. Sie waren allein im großen Speisesaal, in dem die Tische noch mit den saucenbefleckten Tüchern vom vorhergehenden Abend gedeckt waren und ganze Massen von Tellern und Gläsern umherstanden. Es war noch nicht aufgeräumt — wer sollte auch sonst wohl so früh kommen? Heinrich Schmölder, der zu Hause jede kleinste Abweichung von der gewohnten Ordnung streng rügte, sah hier nichts von der Unordnung. Er schmunzelte, als die flinken Finger der molligen Frau ihm auf dem Schädel herumkrabbelten. „Du kriegst en Glatz!“ sagte sie, spitzbübisch lachend.

Er wurde verlegen. „Laß, Lenchen, laß! Laß die Dummheiten!“ Aber dabei hielt er sie doch fest; es kostete ihr Mühe, sich ihm zu entwinden. Ihr neues Kleid, das sich so prall über dem Busen spannte, zog seine Blicke unwiderstehlich an. Er war rot und heiß. Sie hatten in aller Frühe schon miteinander einer schweren alten Flasche Rheinwein den Hals gebrochen und einen Kognak vorabgeschickt.

„Was sagste nu, wenn de nu nach Haus kömmst, woher du so heiß bist?“ fragte sie boshaft und schlug ihm auf die verlangenden Finger. Sie gab sich dann selbst die Antwort, indem sie ihm nachäffte, wobei sie das Kinn und die Mundwinkel herabsinken ließ und die Stirn krauste: „Jeschäfte. Selbst am Sonntag hat man keinen freien Moment!“

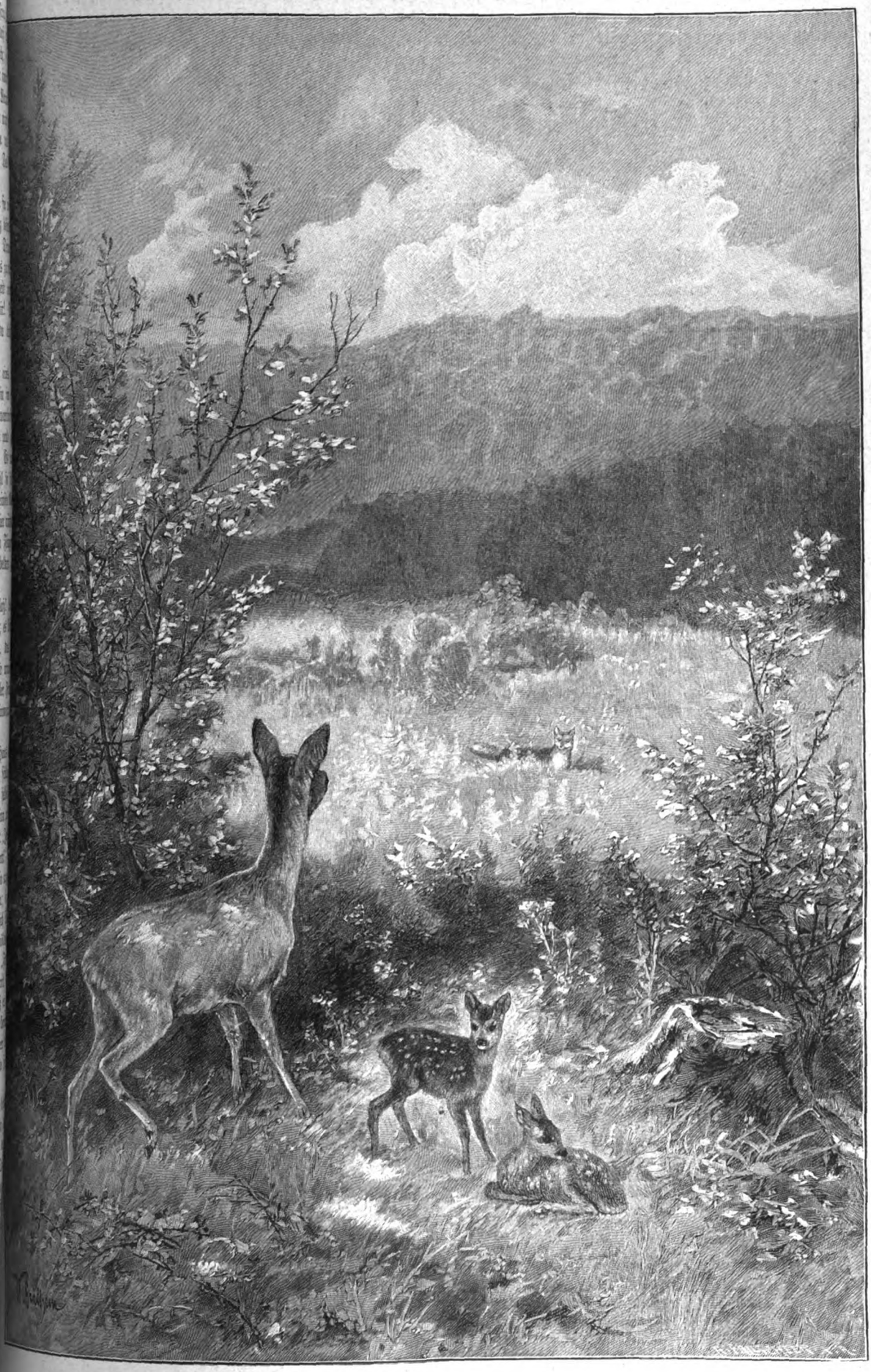
Er wußte nicht, sollte er lachen oder sie ungezogen finden. Lachen war das Klügere, so lachte er denn; in der Tat, so pflegte er zu seiner Frau zu sagen. Heinrich Schmölder war nicht ohne Humor; den hatten die Schmölders alle, dafür waren sie aus dem Rheinland gebürtig. „Frech Dingen“, sagte er schmunzelnd. Er betrachtete sie mit Wohlgefallen. Ja, das Lenchen! Wenn er daran dachte, daß er einmal seinen Frühschoppen ohne sie hier trinken müßte, konnte ihm jede Lust dazu vergehen; das ganze Nest war leer und öde ohne diesen lustigen Vogel. O, und Verstand hatte sie auch! Sie traf den Nagel auf den Kopf!

Die Helene hatte nicht geflunkert, wenn sie behauptete, der Heinrich Schmölder bespräche alles mit ihr. In der Tat war es so; sie bestimmte, was für Anordnungen in der Fabrik getroffen wurden — o, sie verstand auch was von der Tuchbranche — was für Anordnungen im Hause getroffen wurden, ob Hedwig in Pension kommen sollte oder nicht, ob Frau Schmölder ins Bad reisen sollte oder nicht, ob andere Kutschpferde gekauft werden sollten oder nicht, und jetzt endlich, ob Hedwig Frau Oberleutnant v. Scheffler werden sollte oder nicht.

„Na, nu mal ernsthaft, Lenchen, was rätst du mir?“ hatte Schmölder besorgt gefragt. Man wollte doch nicht seine einzige Tochter hingeben, sie nur geheiratet sehen ihres Geldes wegen. Man wollte sie doch geliebt wissen, wirklich geliebt!

„Jesses, er liebt sie ja!“ Sie schrie es lachend. „Du altes Schaf, er liebt sie ja, siehste das denn nit?“

Nein, das hatte er nicht gesehen. Galant war Scheffler gegen die Hede, aber das war doch noch keine Liebe!



In Gefahr.

Gemälde von Wilhelm Gräbhein.

„Lehr' du mich die Lieb' kennen!" schrie sie ganz erbost und lachte sich doch gleich darauf eins. Ja, dumm war der Heinrich noch lange nicht, der hatte es im Gefühl, daß es seinem Beutel galt; aber sie, sie wollte ihn schon dumm machen! Beide Grübchenellbogen, die der kurze Ärmel freiließ, auf den Tisch stemmend, das Gesicht in die Hände gestützt, so, sich nahe, ganz nahe zu ihm hinüberneigend und ihm einen Blick zuwerfend, unter dem es ihm heiß wurde, sagte sie weich, fast träumerisch: „Och, ich weiß, was Liebe ist! Und ich sag dir, der v. Scheffler liebt sie. Er hat sie janz schrecklich jern. Hier," sie zeigte auf irgendeinen Stuhl, „hier hat er jesessen, abends, als sie all fort waren, janz allein . . ."

„So, janz allein?" unterbrach er sie eifersüchtig. „Und wo warst du?"

„Jott im Himmel, der Mann! Du, laß mich doch mal ausreden! Hier —" sie verfiel wieder in den vorigen pathetischen Ton — „hier hat er jesessen, janz allein, und hat jeseufzt, daß sich mir dat Herz im Leibe rumjedreht hat. Wir waren auch müd, wir wollten jern zumachen. ‚Herr v. Scheffler', sag ich zu ihm — er hört nit. ‚Herr Oberleutnant', sag ich zu ihm — er hört nit. Ich ward schon kribbelig. ‚Herr Adjutant' — er hört wieder nit. ‚Herr Hauptmann' — da hört er endlich. ‚Haben Sie Zahnweh?' ‚Nein!' Er wird ganz rot. ‚Herzweh?' Ich hab ihn jenau beobachtet, ich wußt doch von dir um die Jeschicht mit der Hedwig. Ich sag dir, man sah et ihm an, wie schlecht dat et ihm zumut war! ‚Herzweh?' — er nickte. ‚Ach, werte Frau, was bin ich so unglücklich!' Und dann legte er los, er hat sich emal ordentlich sein Herz ausjeschüttet. Nee, die Hedwig wäre so reizend, so süß, und er möcht sich so schrecklich jern mit ihr verloben, et wär' ihm so, als könnt' jede Stund ein anderer kommen, der sie ihm wegschnappt. Und sie wäre ihm auch gut, das wüßte er wohl. Weißte das dann, Heinrich," — sie beobachtete den verdutzten Vater unter halb zusinkenden, blinzelnden Lidern — „wenn er sie ansieht, schlägt sie die Augen nieder, wenn er ihr die Hand drückt, drückt sie wieder, und wenn er sie auf den Fuß tritt, tritt sie —"

„Das ist nit wahr", brüllte Schmölder und schlug auf den Tisch, daß die Gläser zu klirren anfingen. „Das tut meine Hedwig nit! Das denkst du dir aus — das tust du bloß!"

„No, denn — —" sie zuckte die Achseln. Sie sah ein, sie hatte da was Dummes gemacht, und zog geschwind zurück. „Was du dir auch jleich denkst", schmollte sie. „Wenn de mich nit ausreden läßt! Ich sag dir, er sprach so, als ob sie 'ne Engel vom Himmel wär'! ‚So gut, so rein, so unschuldig — riesig wohlerzogen' — ich sag dir zum Heulen schön! Aber du, du wärst immer so garstig zu ihm, so abweisend, so mißtrauisch, als wollt er dich bestehlen — und dann hat er jeweint!"

„Och, Dummheit! 'ne Mann, de weint, den mag ich nit", sagte Heinrich Schmölder trocken. „Tränen — ich pfeif drauf! Da steckt nix hinter als die Angst: wie krieg ich meine Schulden bezahlt?!"

„Das is aber jemein von dir!" Nun wurde sie wirklich böse, sollte all ihre Mühe an den Dickkopf hier so verschwendet sein?! Wütend stieß sie gegen den Tisch, daß die geleerte Flasche herunterpolterte und auf der Diele zerklirrte. „Dann jeh wo anders hin, wenn du mir nit mehr jlauben willst — ich bin beleidigt!" Sie warf die Lippen auf und den Kopf in den Nacken. Ihr Kleid raschelte der Saaltür zu.

„Was fällt dir denn ein, was tu ich dir denn? Lenchen!" schrie er hinter ihr her, sprang auf und wollte sie halten, aber sie war geschwinder — fort war sie. (Fortsetzung folgt.)

Kaiser Franz Joseph I.

Zur Huldigung der deutschen Fürsten. — Von August Fournier.

Festlich frohe Tage soll dieses Jahr für Österreich noch bringen. Das ganze Land rüstet, das sechzigjährige Regierungsjubiläum des allverehrten greisen Kaisers Franz Joseph als ein Fest inniger Liebe, als eine Feier herzlicher Huldigung zu begehen. Und schon in diesen Frühlingstagen hat der ehrwürdige Monarch, der einsam auf dem stolzen Throne der Wiener Hofburg sitzt, so manches Zeichen treuer Verehrung empfangen — als köstlichstes wohl die Beglückwünschung, die Kaiser Wilhelm, sein treuer Bundesgenosse, ihm im Vereine mit anderen Bundesfürsten des Deutschen Reiches dargebracht hat! So sieht der Kaiser von Österreich und König von Ungarn sich am friedlichen Abend seines reichen Lebens von Liebe und Treue umgeben.

Das war vorzeiten anders gewesen. In den Jahren der Reaktion, nach der Umwälzung von 1848, als der Kaiser im Zug einer allgemeinen Strömung der Staatsbürgerschaft jeden Anteil an der Gesetzgebung versagte und als absoluter Herrscher, vorwiegend militärischen und kirchlichen Einflüssen hingegeben, regierte, da war er unpopulär und nicht sehr beliebt. Als aber dann, in den sechziger Jahren, Österreich und Ungarn ihre Konstitutionen wieder erhielten, zu denen sie ehedem bereits gelangt waren, und als dann der Monarch aus dem Dunkel unkontrollierbarer Alleinherrschaft heraus seinen Völkern im Licht bürgerlicher Freiheit gegenübertrat, da lernte man an ihm sehr wertvolle Eigenschaften kennen und schätzen, die bis dahin nur vertrauten Ratgebern und den wenigen Fremden bekannt geworden waren, die Staatsgeschäfte nach Österreich führten.

Unter diesen war auch Bismarck gewesen, der sich im Jahr 1852 in Wien einfand und von dort über den jungen Herrscher schrieb: „Die Persönlichkeit des Kaisers macht mir einen sehr guten Eindruck; er faßt schnell auf und hat eine Zutrauen erweckende Einfachheit und Offenheit in seinem Wesen." Und was ihm besonders auffiel, das war ein stark entwickeltes Pflichtgefühl: „Die eigene angespannte Pflichterfüllung läßt ihn eine gleiche Anstrengung als etwas Selbstverständliches bei andern voraussetzen, und jeder Mangel daran setzt ihn in Erstaunen." Damals war Franz Joseph erst 22 Jahre alt. Er war am 18. August 1830 geboren worden und hatte gegen Ende des „tollen Jahres", am 2. Dezember 1848, in Olmütz den Thron bestiegen. Unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen. Kurz vorher, im Oktober, hatten revolutionäre Vorgänge in Wien und Pest strenge Maßregeln zur Folge gehabt. Wien ward bezwungen, aber in Ungarn tobte der Aufruhr weiter; er sollte erst im nächsten Jahr, und zwar mit fremder Hilfe, besiegt werden. Auch in Italien unterbrach nur eine kurze Waffenruhe den Krieg mit Sardinien. Der neue Monarch hatte allen Grund auszurufen: „Leb wohl, meine Jugend!" Und es war eine so frohe Jugendzeit gewesen! Der Erzherzog hatte sich, voll Lebenslust, mit gesunden Nerven begabt, als schneidiger Reiter, glänzender Tänzer, vortrefflicher Schütze, ja sogar, im engsten Hofkreis, auch als tüchtiger Schauspieler (Fritz Hurrlebusch in Kotzebues „Pagenstreichen") zur Geltung gebracht. Aber seine Frohnatur hatte nicht uneingeschränkt gewaltet. Jenes starke Pflichtgefühl, von dem Bismarck nachher sprach, war schon im Knaben aufgelebt und hatte ihn zu einem gewissenhaften und fleißigen Schüler gemacht, der seinen tüchtigen Lehrern im Jus und in der Heereskunde — die andern ließen zu wünschen übrig — viel Eifer und Verständnis entgegenbrachte. Eine rasche Aufnahmefähigkeit und ein ans Fabelhafte grenzendes Gedächtnis unterstützten seinen Fleiß, wie sie später die Tätigkeit des Monarchen nicht unwesentlich gefördert haben. Erzherzog Franz — so hieß er bis zu seiner Thronbesteigung und nahm erst dann den Namen Joseph hinzu — hat fast

alle Völkersprachen des großen Donaureichs neben den europäischen Kultursprachen erlernt.

Neben dem starken Pflichtgefühl, das Franz Joseph sein Leben lang zu rastloser Arbeit spornte, hat sich frühzeitig in seinem Charakter ein zweites Moment vor andern durchgesetzt, eine sehr hochgespannte Empfindung für Takt und Ehre. Sie hat seiner Handlungsweise stets eine strenge Korrektheit vorgeschrieben und seinem ganzen Wesen einen ritterlichen Zug aufgeprägt. Als im Frühjahr 1848 Sardinien den Krieg begann, da ruhte er nicht eher, als bis man ihn zu Radetzky ins Lager sandte. Der greise Feldherr war nicht sonderlich erbaut darüber, denn die Anwesenheit des Erzherzogs, der schon allgemein als Thronfolger galt, legte ihm eine große Verantwortung auf, und er äußerte sich unumwunden gegen den Prinzen. Dieser antwortete bescheiden, aber bestimmt: „Herr Feldmarschall, es mag eine Unvorsichtigkeit gewesen sein, mich hierhergeschickt zu haben; nun ich aber einmal da bin, verbietet es mir meine Ehre, unverrichteterdinge zurückzugehen.“ Dieses starke Ehrbewußtsein trug der Kaiser später vielfach in seine Regierungshandlungen hinein. Nur daß er es auch in der großen Politik der Mächte durchaus zur Geltung kommen ließ, hat mancherlei Nachteil mit sich gebracht, und ein Gegner brauchte es bloß mit Geschick in seinen Kalkül zu ziehen, um seines Erfolges sicher zu sein. Die Vorgeschichte und der Verlauf des Kriegs von 1866 lassen sich gar nicht verstehen, wenn man dieses psychologische Moment nicht würdigt. Als man sich damals in Wien von einem Doppelkrieg im Süden und im Norden bedroht sah, entschloß man sich, um die Italiener loszuwerden, Venetien zu opfern. Nur dünkte es den Kaiser wenig ehrenvoll, mit dem Sardenkönig geradezu in Verhandlungen einzutreten und ihm so gleichsam seine Feindschaft durch eigenes Land abzukaufen. Er überließ es Napoleon III., der es, vermittelnd, weiter geben sollte. Aber Napoleon spielte seine Rolle schlecht. Österreich hatte Venedig so gut wie verloren und war doch zu einem Krieg mit zwei Fronten gezwungen. Als dann das Ringen in Böhmen begann und auf den Sieg bei Trautenau bald sehr verlustreiche Einzelgefechte folgten, so daß der österreichische Feldherr Benedek die Lage der Hauptarmee als höchst gefährdet ansah und den Kaiser telegraphisch um Frieden bat, da konnte Franz Joseph den Gedanken, klein beizugeben, ehe man einen entscheidenden Schlag versucht hatte, mit seiner Vorstellung von militärischer Ehre nicht vereinigen; er antwortete mit der Frage, ob denn eine Schlacht geschlagen wurde. Benedek nahm die Frage für einen Wunsch, den Wunsch für einen Befehl seines Herrn und wagte zwei Tage darauf die Bataille von Königgrätz.

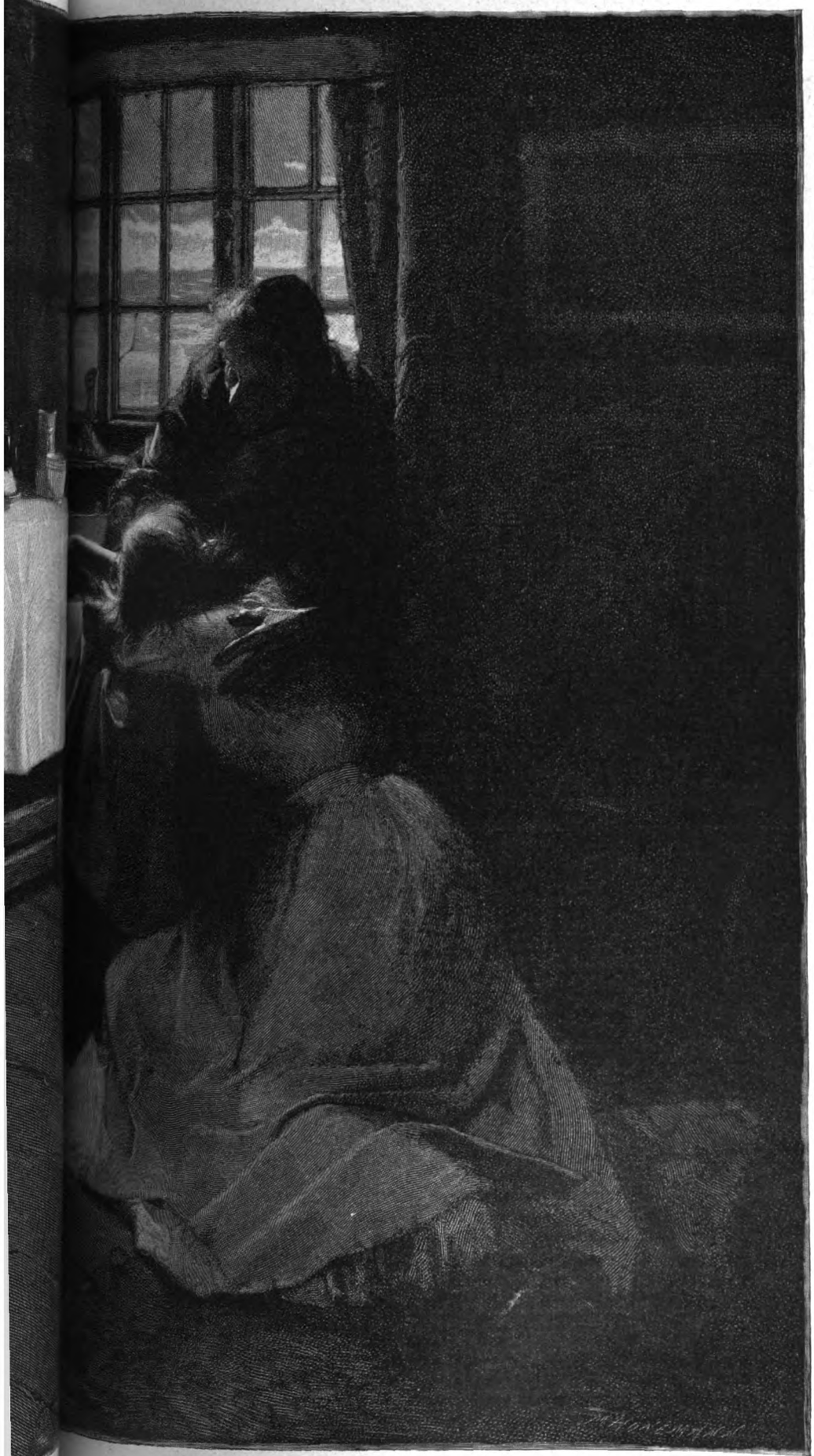
Die schweren Niederlagen im Feld, denen die Triumphe bei Custozza und Lissa kein politisches Gegengewicht zu bieten vermochten, und die der Monarchie die italienischen Länder raubten, trafen den Kaiser sehr hart. Er war mit Leib und Seele Soldat und hatte nach den Erschütterungen des Jahres 1848 und nach Radetzkys Siegen große Hoffnungen gerade auf die Armee gesetzt, sie als eine der Stützen seines Regierungssystems ganz besonders begünstigt. Jetzt war diese Stütze zusammengebrochen. Und gleich ihr hatte auch eine zweite Säule des absoluten Regiments den Dienst versagt. Franz Joseph ist ein treugläubiger Katholik. Seine Hingebung an die Kirche in Verbindung mit der politischen Erwägung, sie werde ihren besänftigenden Einfluß bei den widerstrebenden Völkern der Monarchie, den Italienern und Ungarn, geltend zu machen wissen, hatte im Jahre 1855 ein Konkordat mit Papst Pius IX. zustande kommen lassen, das wichtige Staatsrechte auf die Schule und die Ehegerichtsbarkeit der Geistlichkeit überantwortete. Aber die Kirche hat jene Erwartungen nicht gerechtfertigt; weder Italiener noch Magyaren fügten sich in die einheitliche Staatsordnung; jene wurden von Österreich unabhängig, diese errangen eine staatliche Sonderstellung im Jahr 1867, die nur wenige mit dem Komplex der übrigen Länder gemeinsame Ressorts anerkannte. So war das zentralistisch absolute System gescheitert und mußte durch ein anderes, ein dualistisch konstitutionelles abgelöst werden. Kaiser Franz Joseph ließ nach all den Schlägen, die Österreich getroffen hatten, den Mut nicht nur nicht sinken, sondern wußte auch seine Völker mit neuer Zuversicht zu erfüllen. Noch im Jahr 1866 sprach er vom Thron herab die aufrichtenden Worte: „Nicht der geheime Gedanke der Wiedervergeltung sei es, der unsere Schritte lenkt, eine edlere Gesinnung sei uns beschieden, wenn es uns gelingt, durch das, was wir leisten, Ungunst und Feindschaft in Achtung und Zuneigung zu verwandeln.“ Daß dieses Ziel nur auf der Bahn des Fortschrittes zu erreichen war, war fortan auch die Überzeugung des Kaisers, und er hat nicht gezögert, sie zu betreten. Franz Joseph wurde ein konstitutioneller Monarch und ist es seitdem treu und fest geblieben. Die der Kirche gemachten Konzessionen wurden zurückgenommen, und ein neues Volksschulgesetz, das der Reichsrat im Jahr 1869 beschloß, hob die breitesten Volksschichten auf eine höhere Stufe der Kultur.

Und Macht und Wohlstand stellten sich in der Tat wieder ein, und so empfindlich auch der österreichische Staatskörper unter der Abneigung nichtdeutscher Völkerschaften gegen dessen deutsche Verwaltungsbasis zu leiden hatte und noch zu leiden hat, so heftig auch radikale magyarische Fraktionen gegen das Bollwerk der gemeinsamen Reichsangelegenheiten anstürmten und es noch tun — die Grundlagen der Monarchie konnten dadurch nicht erschüttert, ihr Aufschwung konnte nicht verhindert werden. Sie hat ihre Armee reformiert und an Schlagfertigkeit den andern europäischen Heereskörpern gleichgestellt. Sie hat die zerrütteten Finanzen durch Sparsamkeit und Steuerwilligkeit in Ordnung gebracht, ihr Geldwesen geregelt, moderne Justizgesetze geschaffen und ihre geistigen Kräfte zur Konkurrenz mit denen der großen Kulturnationen durchaus würdig und fähig gemacht. Sie ist darum auch nicht lange isoliert geblieben. Das Deutsche Reich bot ihr 1879 ein Bündnis an, dem sich auch Italien anschloß, ein Kräfteverein, der jahrzehntelang Europa die Ruhe und den Frieden sicherte. So waren neben Macht und Wohlstand auch „Achtung und Zuneigung“ wieder errungen. Sie gebühren vor allem dem Kaiser, der mit seiner festen Zuversicht und mit seiner unermüdlichen Tätigkeit am Werke der Restauration seines Reichs ein glänzendes Beispiel gegeben hat.

Der rechtsgelehrte Ministerpräsident Hasner, der Schöpfer des Volksschulgesetzes, hat Franz Joseph den „fleißigsten Mann der Monarchie“ genannt. Und das war nicht zu viel gesagt. Er ist es wirklich. Schon als junger Herrscher schlief er nur fünf Stunden und war schon am frühesten Morgen an der Arbeit. Und so ist es heute noch. Im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr sitzt Franz Joseph am Arbeitstisch und erledigt die schriftlichen Vorträge seiner Minister, die, wenn nicht eine persönliche Rücksprache nötig ist, binnen kürzester Frist abgefertigt werden. Diese Übung wird auch auf Reisen, bei den Manövern, ja selbst auf der Jagd beibehalten, die der Kaiser leidenschaftlich liebt, und in der er, von kleinen Spaziergängen im Park von Schönbrunn, in Ischl und einigen Ausflügen zu seiner Tochter Marie Valerie nach Wallsee abgesehen, seine einzige Erholung sucht und findet. Das einfache Mittagsmahl wird im Arbeitskabinett gereicht und unterbricht seine Tätigkeit oft nur für Minuten. Zwischen 5 und 6 Uhr wird die Hauptmahlzeit eingenommen, die auch nur aus wenigen Gängen besteht, es wäre denn, daß der Kaiser hohen Besuch oder seine Geheimen Räte oder Generale oder die Abgeordneten zu Tisch ladet, wo dann Küche und Keller, namentlich dieser an edlem Johannisberger und Tokaier, das Beste liefern. Freilich nur für kurze Zeit, denn der Kaiser liebt es, nicht allzulange an der Tafel zu verweilen. Er selbst ißt überaus mäßig, lebt sehr regelmäßig und erhält damit seine kräftige Natur gesund. Wie sein Tisch, ist auch des Kaisers Wohnung in der Wiener Hofburg einfach und anspruchslos und entbehrt noch so mancher Bequemlichkeit, die heute in einem wohlhabenden Bürgerhause kaum fehlen dürfte. Es dient seinem körperlichen Wohlbefinden,

Hoff

Gemälde vor



By permission of the Autotype Company, London.

daß er, wenn nicht Hoffestlichkeiten oder der eine oder andere große Ball ihn etwa bis vor Mitternacht in Anspruch nehmen, in der Regel schon nach 9 Uhr zu Bett geht. Das Theater besucht er seit dem Tode der Kaiserin nur noch sehr selten.

Franz Joseph ist überaus pünktlich. Er läßt niemand warten, und es kommt selten vor, daß eine Minute über die für sein Erscheinen angesagte Zeit verstreicht. Er fordert aber auch die gleiche Pünktlichkeit von seiner Umgebung. Mit seinen Arbeiten nimmt er es sehr genau, wobei ihn sein außerordentliches Gedächtnis wesentlich unterstützt. Die Beispiele sind nicht selten, wo er die Minister auf vorher entschiedene Einzelfälle oder auf Widersprüche aufmerksam machte, die ihnen entgangen waren. Dieses starke Gedächtnis läßt ihn auch jede Person, die ihm einmal vorgestellt wurde, festhalten und wiedererkennen, und damit verbindet er die nicht allzu häufige Gabe, jedem einzelnen auch wirklich etwas zu sagen. Die Teilnehmer an Gelehrtenkongressen z. B., die er in die Hofburg einlud, wissen es nicht genug zu rühmen, wie er an die fünfzig Personen und darüber ins Gespräch zog, deren Berufsfeld ihm nicht eben nahelag. Seine Äußerungen in Kunstsachen zeugen von gutem Geschmack und Verständnis, wenn auch nicht gerade von Vergnügen an modernsten Richtungen, obwohl er gern auch hier die Bahn freigibt. Bei den Audienzen liebt er offene, kurze und prägnante Antworten. Weitschweifige, von dem Thema, das er zur Diskussion gestellt, abweichende Ausführungen begegnen bald seiner Ungeduld, die sich zunächst in einem raschen Griff an die Schnurrbartspitze kundgibt. Ein tapferes Wort und eine echte Gesinnung sind ihm, wenn sie sich in die angemessene Form kleiden, lieber als willenlose Unterwürfigkeit und ein unausgesprochenes Wesen. „Nun hab' ich zwei Jahre mit dem Manne verkehrt", äußerte er einmal über einen geschiedenen Würdenträger, „und nie erfahren können, was er eigentlich meint."

Nur die völlige Hingabe an seinen Herrscherberuf, seine Unermüdlichkeit in der Erfüllung seiner Arbeitspflicht ließen Franz Joseph die unendlich schweren Schläge ertragen, mit denen ein grausames Geschick ihn heimgesucht hat. Er war noch kaum zum Mann gereift, da verwundete ihn schon im Jahr 1853 der Mordstahl eines ungarischen Fanatikers; im Jahr 1857 starb ihm sein erstes Kind aus der Ehe, die er drei Jahre zuvor mit der blühend schönen Elisabeth von Bayern geschlossen hatte; im Jahr 1867 streckten jenseit des Weltmeers den Bruder, Kaiser Max von Mexiko, die Kugeln seines aufständischen Volkes zu Boden; am 30. Januar 1889 raffte ein dunkles Verhängnis den einzigen Sohn, den reichbegabten, deutsch- und freigesinnten Kronprinzen Rudolf dahin, und als ob es an alledem nicht genug gewesen wäre, wurde ihm am 10. September 1898, eben als man sich in Österreich zur Feier seiner fünfzigjährigen Regierung rüstete, die Gemahlin durch die Untat des Anarchisten Luccheni entrissen. „Seine Frau", wie er sie in einer öffentlichen Kundgebung an die Wiener Bürgerschaft nannte, hatte ihm damals, als der Tod des Sohnes sein Herz in seinen tiefsten Tiefen traf, den namenlosen Schmerz tapfer tragen helfen. Jetzt war er damit allein. „Mir soll auch nichts erspart bleiben", rang es sich hervor, als man ihm die Kunde brachte, wie er sie verloren hatte. Drei Tage lang schloß er sich von allem ab; dann aber nahm er sein Tagewerk wieder auf wie ein guter Soldat, dem der Tod den liebsten Kameraden von der Seite gerissen hat.

Seit diesen harten Prüfungen umgibt den Kaiser von Österreich nicht nur dankbare Ehrfurcht derer, für die er unermüdlich und unverdrossen sorgt und schafft, sondern auch liebevolle Sympathie, wie sie nur dem innigsten Mitgefühl entstammt. Im Munde der Völker seines Reiches ist das „Gott erhalte" des alten Haydnschen Liedes ein ehrlicher, treugemeinter, aufrichtiger Wunsch.

Die Heimarbeitausstellung in Frankfurt a. M.

Von Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner.

Plakat der Heimarbeitausstellung in Frankfurt am Main.

Schon bei der ersten deutschen Heimarbeitausstellung, die im Februar des Jahres 1906 zu Berlin in den nunmehr vom Erdboden verschwundenen Räumen der Alten Kunstakademie stattfand, zeigte es sich, daß das große Publikum gar nicht ahnt, wie viele von den Dingen, die ein jeder von uns im täglichen Gebrauch hat, unter oft menschenunwürdigen, allen gesundheitlichen Anforderungen hohnsprechenden Bedingungen innerhalb des Heims der Arbeiter entstehen. Auch die Frankfurter Heimarbeitausstellung, die sich, im Gegensatz zur Berliner, nicht auf das ganze Deutsche Reich erstreckt, sondern sich auf das Rhein-Main-Gebiet, d. h. auf diejenigen Gebietsteile Hessens, Nassaus und Bayerns beschränkt, die in der Hauptsache Taunus, Rhön, Vogelsberg, Spessart und Odenwald umfassen, liefert wieder den Beweis dafür, wie groß die Menge von Gebrauchsartikeln ist, die in unserem Vaterlande noch hausindustriell hergestellt wird. Die Wäsche, die wir tragen, von der einfachsten bis zur elegantesten, unsere Oberkleidung, Strohhüte, Mützen, Pelzwaren und Schirme, die glänzenden Flitterbesätze unserer Ballkleider, Glacé- und Filethandschuhe, die Brieftaschen und Portemonnaies, die wir in dauerndem Gebrauch haben, die hölzernen Kochlöffel, mit deren Hilfe wir unsere Nahrung herstellen, die Zigarren, die wir rauchen, das Spielzeug, an dem sich unsere Kleinen erfreuen, sie alle und noch vieles andere mehr sind zum großen Teil Produkte der Heimarbeit.

An der Hand typischer Heimarbeiterzeugnisse aus allen genannten und einer Reihe nicht näher angeführter Gewerbezweige bringt die Frankfurter Ausstellung die tatsächlichen Verhältnisse in der Heimarbeit in möglichst großer Mannigfaltigkeit dadurch zur Darstellung, daß sie jeden ausgestellten Gegenstand durch Anheften einer ausführlichen Etikette zum Träger seiner eigenen Biographie macht, die den Besucher darüber unterrichtet, unter welchen Lohn- und Arbeitsbedingungen er hergestellt worden ist. Wer die Ausstellung wirklich nutzbringend besuchen will, muß sich selbstverständlich in das Studium dieser Etiketten vertiefen, die in ihrer Gesamtheit ein ziemlich objektives, wir möchten sagen wissenschaftliches Bild von den Verhältnissen in der Heimarbeit des Rhein-Main-Gebietes liefern dürften, da sich an den Vorarbeiten für die Ausstellung, neben wissenschaftlich geschulten Kräften, Arbeitgeber und Arbeitnehmer in gleich großer Zahl beteiligt haben, im Gegensatz zu der seinerzeit hier besprochenen Berliner Ausstellung, für die das Material fast ausschließlich durch Arbeiter beschafft worden war.

Wir können heute schon sagen, daß es der Ausstellungsleitung durch die günstige Zusammensetzung des Mitarbeiterkreises gelungen ist, ein verhältnismäßig einwandfreies Material zusammenzutragen. Daß trotzdem hier und da sich Lücken zeigen und Irrtümer vorkommen, ist bei der Eigenart gerade dieser Form von sozialer Forschung, wo jede einzelne Mitteilung naturgemäß persönlich gefärbt ist, unvermeidlich. Da aber allen Mitarbeitern immer wieder strengste Unparteilichkeit ans Herz gelegt worden ist, so sind unsachliche Übertreibungen nach der guten wie nach der schlechten Seite hin soweit wie möglich vermieden worden.

Um so erfreulicher ist es, feststellen zu können, daß die Lohn- und Arbeitsverhältnisse in dem untersuchten Gebiet in vielen Hausindustrien nicht ganz so ungünstig liegen, wie es nach den Ergebnissen der Berliner Heimarbeitausstellung der Fall zu sein schien.

So beträgt in der Schirmnäherei der durchschnittliche Nettolohn für die Stunde 24 Pfennig, in der Herrenkonfektion in Frankfurt a. M., Mainz und Umgegend 22 bis 30 Pfennig, in der Wäschekonfektion zwischen 12 und 20 Pfennig, in der Kartonnageindustrie 25 bis 30 Pfennig, in der Gürtelnäherei 25 Pfennig, in der Herstellung von Papierfächern und der Anfertigung von Christbaumschmuck etwa 14 Pfennig. Es kommen aber vor allem bei Frauenarbeit auch außerordentlich niedrige Stundenlöhne vor, so beispielsweise in der Perlkranzflechterei und in der Filetstickerei im Hohen Taunus,

Zigarrenwicklerinnen.

wo sie zwischen 2½ und 10 Pfennig schwanken, sowie in der Tütenkleberei in Fulda, wo die Heimarbeiterin in der Stunde einen Verdienst von 4 bis 5 Pfennig erzielt.

Die Ausstellungsleitung hat übrigens dafür gesorgt, daß auch solche Besucher zu ihrem Recht kommen, denen Zeit und Lust zu einem gründlichen Studium der Etiketten fehlt. Wie die Ausstellung als Ganzes eigentlich nichts anderes ist als eine Art von Anschauungsunterricht im großen, so ist man in einzelnen Abteilungen in dem Bestreben, recht anschaulich zu werden, so weit gegangen, daß man nicht nur den Herstellungsvorgang in seinen einzelnen Teilen an der Hand zerlegter Modelle zeigt, sondern sogar in Schauwerkstätten die Heimarbeiter die Herstellung selbst vorführen läßt.

Diese Schauwerkstätten üben auf das große Publikum zweifellos die stärkste Anziehungskraft in der ganzen Ausstellung aus. Und in der Tat ist es außerordentlich lehrreich und ergötzlich zugleich, zu beobachten, wie unter den geschickten Fingern eines Töpfers aus dem Vogelsberg mit ungeheurer Schnelligkeit erst ein Krug, dann eine Schüssel, dann ein Teller hervorgeht, wie eine Perlkranzflechterin aus dem Taunus die Perlen über die feinen Drähte gleiten läßt und diese zu kunstvollen Blumen und Rosetten zusammenfügt, und wie unter der geübten Hand eines Kunstschnitzers aus dem Eisenacher Oberland ein Auerhahn oder ein Zweig mit Kienäpfeln entsteht, die der Schmuck eines Jagdzimmers zu werden bestimmt sind.

Veranschaulichen diese Werkstätten dadurch, daß sie aus ihrer gewohnten Umgebung herausgenommen sind, eigentlich nur die Handfertigkeit der Arbeiter, so beabsichtigt man durch die Ausstellung einer großen Anzahl von Photographien, die das Innere von Heimarbeiterwohnungen wiedergeben, die so entstandene Lücke nach Möglichkeit auszufüllen. Die Abbildungen sind nach Landschaften geordnet und gewähren Einblick in die verschiedensten Hausindustrien. Hier sehen wir einen Töpfer an der Drehscheibe, dort eine Familie aus dem Odenwald beim Verfertigen von Spielwaren, einen Korbflechter, der beim gemütlichen Pfeifchen allein seiner Arbeit obliegt, und einen Mützenmacher, der in seiner Werkstatt eine größere Anzahl von Hilfskräften beschäftigt. Hier blicken wir in eine enge Stube, in der Frauen mit Zigarrenwickeln beschäftigt sind, dort haben wir eine Dorfstraße vor uns, in der fast vor jeder Tür eine Frau am Stickrahmen sitzt. Wir belauschen eine andere Frau, welche die Nähmaschine in die Küche gerückt hat und dort, umgeben von einer großen Kinderschar, tagaus, tagein endlos erscheinende Nähte steppt, und wir sehen auch das Gegenstück dazu, eine helle, freundliche Zwischenmeisterinnenwerkstatt, in der drei junge Mädchen ohne gleichzeitige Sorge um den Haushalt und bei fabrikmäßig geregelter Arbeitszeit für ein großes Geschäft weiße Wäsche nähen.

Eine weitere Vertiefung des Anschauungsunterrichts bezweckt eine im Eingangsraum aufgehängte wirtschaftsgeographische Karte, auf der die örtliche Verteilung der Heimarbeit des untersuchten Wirtschaftsgebietes kenntlich gemacht ist.

Wenn der Berliner Heimarbeitausstellung seinerzeit der Vorwurf gemacht worden ist, daß sie tendenziös sei, so kann die Frankfurter einer solchen Absicht jedenfalls nicht bezichtigt werden. Schon wenn man die Plakate der beiden Ausstellungen miteinander vergleicht, von denen das Berliner eine völlig abgezehrte, verzweifelnde Frau mit totenkopfähnlichem Gesicht darstellt, während wir auf dem Frankfurter nur eine emsige Näherin beim Scheine der Petroleumlampe arbeiten sehen, ist dieser Unterschied, der die ganze Unternehmung kennzeichnet, deutlich wahrnehmbar. Die Frankfurter Ausstellung setzt nichts voraus, sie will nichts Bestimmtes beweisen, sie will nur darstellen. Das Urteil soll der Besucher selbst fällen.

Der Hauptzweck der Frankfurter Ausstellung ist aber ganz gleich wie der ihrer Berliner Vorgängerin. Sie will das Publikum zum Nachdenken über das Problem der Heimarbeit aufrufen und in den Käufern das soziale Verantwortungsgefühl wecken. Mag das Ergebnis dieses Nachdenkens eine gänzliche Verwerfung der Heim-

Zwischenmeisterinnen in der Wäschekonfektion.

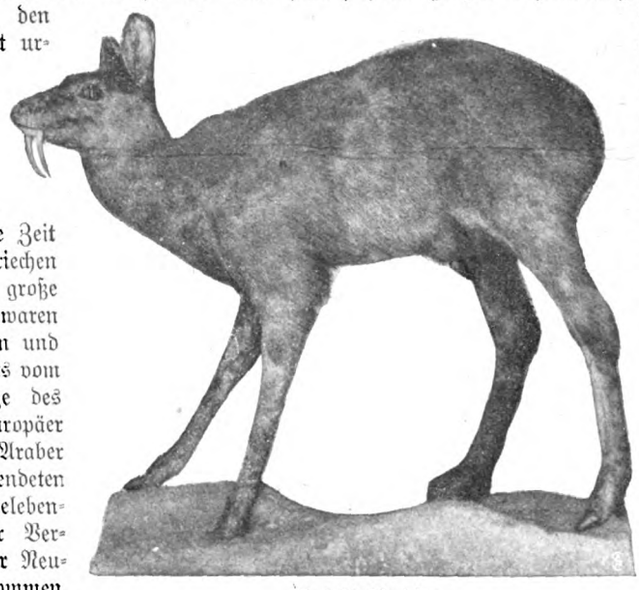
arbeit als eines überlebten Betriebssystems, mag es die Erkenntnis ihrer sozialen Berechtigung sein, die Ausstellung hat ihren Zweck erreicht, wenn sie die hier vorliegenden ungelösten Fragen in den Bewußtseinskreis einer großen Masse von Menschen bringt, die auf diesem Wege zu sozialem Verständnis erzogen werden.

Berühmte Parfümspender.

Von C. Falkenhorst.

In den Hochgebirgen Innerasiens lebt ein munterer Wiederkäuer, der in der Größe etwa unserem Reh gleichkommt. Im Klettern über Felsen und Grate wetteifert er mit unserer Gemse, in der Sicherheit des Sprunges steht er dem Steinbocke nicht nach. Man traut es dem Tiere kaum zu, wenn man es während seiner Ruhe beobachtet; denn es ist doch etwas plump gebaut, der Hinterkörper ist unverhältnismäßig stark entwickelt, auch sonst zeigt es merkwürdige Absonderheiten, es trägt weder Geweih noch Hörner, dagegen ragen beim Männchen die Eckzähne des Oberkiefers nach unten hervor. Es ist darum nicht leicht, das Moschustier in eine der bekannten Tierfamilien unterzubringen; am nächsten ist es wohl den Hirschen verwandt, in Wirklichkeit aber bildet es einen Stamm für sich. Es ist ein Überlebsel aus uralten Zeiten; früher hat es noch

andere, ähnlich gestaltete Wiederkäuer gegeben, aber sie sind längst ausgestorben. Das macht unser Moschustier dem Naturforscher besonders interessant; darum aber ist es nicht weltberühmt geworden. Auch seines Fleisches und Felles wegen stellt ihm der Asiat nicht nach, zu Tausenden und aber Tausenden wird es alljährlich erlegt, um ein Parfüm dem Menschen zu spenden; denn das Männchen besitzt am Bauche zwischen dem Nabel und den Geschlechtsteilen eine Drüse, die eine stark duftende Masse absondert, den Moschusbeutel, aus dem seit uralten Zeiten der Mensch das Moschusparfüm darstellt. Die Chinesen haben es zuerst würdigen gelernt, denn sie kannten den Moschus schon vor Jahrtausenden. Den Völkern Europas ist er lange Zeit unbekannt geblieben. Die Griechen und die Römer, die sehr große Freunde von Wohlgerüchen waren und viele davon aus Arabien und Indien bezogen, wußten nichts vom Moschus. Erst im Anfange des Mittelalters wurden die Europäer durch die Vermittelung der Araber mit ihm vertraut und verwendeten ihn zunächst vor allem als belebendes Heilmittel. Von dieser Verwendungsart ist man in der Neuzeit mehr und mehr abgekommen, dagegen behauptete der Moschus in der Parfümerie nach wie vor seinen Rang.



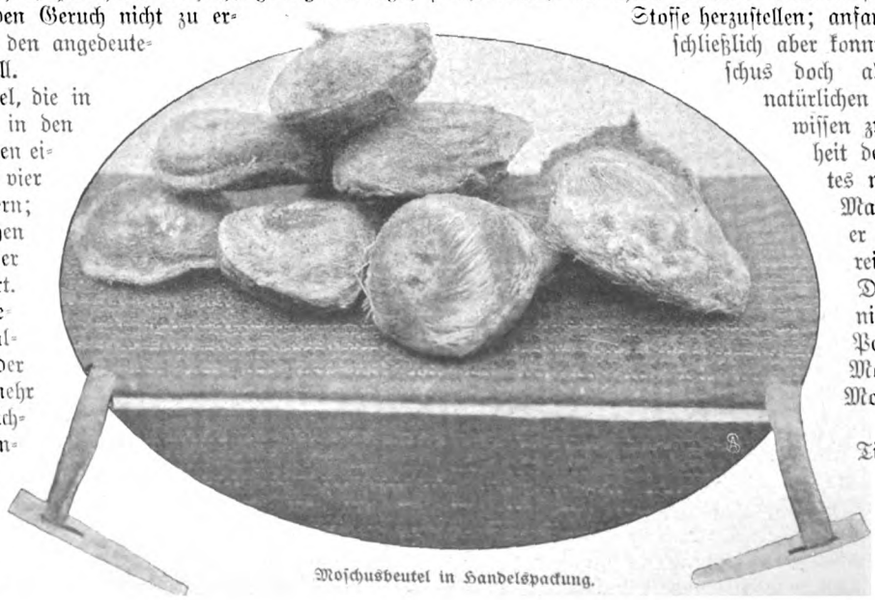
Das Moschustier.

Leider! — werden wohl dazu viele unserer Leser und Leserinnen sagen, denn einer allgemeinen Anerkennung erfreut sich dieses Parfüm durchaus nicht; recht vielen Menschen fällt der Moschus buchstäblich auf die Nerven, sie können ihn nicht vertragen und wünschen ihn zum Kuckuck. Ein wohlerfahrener Parfümfabrikant lächelt dazu; er weiß wohl, daß diese Abneigung nur durch eine unzweckmäßige Verwendung des Riechstoffes erzeugt wird. Der Moschus gehört zu den stärksten Riechstoffen, die überhaupt bekannt sind. Man muß ihn also mit weisestem Maße gebrauchen. Allein für sich taugt er nicht viel. In geringen Mengen anderen geeigneten Wohlgerüchen zugesetzt, besitzt er aber die wichtige Eigenschaft, den Geruch der Mischung zu fixieren, ihn dauernder zu machen und weit kräftiger und angenehmer hervortreten zu lassen. Die meisten flüssigen Parfüme, die feinsten Toilettenseifen, sagt ein Fachmann, enthalten Moschus, jedoch nur in höchst geringer Menge; er selbst darf durch den Geruch nicht zu erkennen sein, wenn er den angedeuteten Zweck erfüllen soll.

Die Moschusbeutel, die in getrocknetem Zustand in den Handel kommen, haben einen Durchmesser von vier bis fünf Zentimetern; zwischen den Häutchen in ihrem Innern ist der Riechstoff abgelagert. Zu Lebzeiten des Tieres bildet er eine salbenartige Masse, in der Handelsware ist er mehr oder weniger zu rötlichbraunen Körnchen eingetrocknet. Nun ist aber ein Moschusbeutel dem andern durchaus nicht gleichwertig. Auch unter den Moschustieren scheint es Rassen zu geben, die ein verschieden nuanciertes Parfüm erzeugen. Als besonders fein gilt bei den Kennern die Ware, die aus dem Tibet kommt und tunkinischer Moschus genannt wird; ferner unterscheidet man noch einen bengalischen, einen Yünnan- und Taupimoschus, die auch gut sind, während der kabardiner oder russische Moschus geringer bewertet wird. So ist auch der Preis großen Schwankungen unterworfen, er beläuft sich auf 500 bis 3000 Mark für das Kilogramm. So wird der Moschus mitunter buchstäblich mit Gold aufgewogen. Ein so kostbares Produkt reizte daher unlautere Händler von jeher zu Verfälschungen, und es ist in der Tat erstaunlich, mit welchem Geschick allerlei wertlose Stoffe in die Beutel hineinpraktiziert werden. Andererseits zeigte sich auch beim zunehmenden Verbrauche des Moschus und in Anbetracht der Tatsache, daß China die meiste Ware im Lande verbraucht, frühzeitig das Bestreben, Ersatzmittel für diesen Riechstoff ausfindig zu machen.

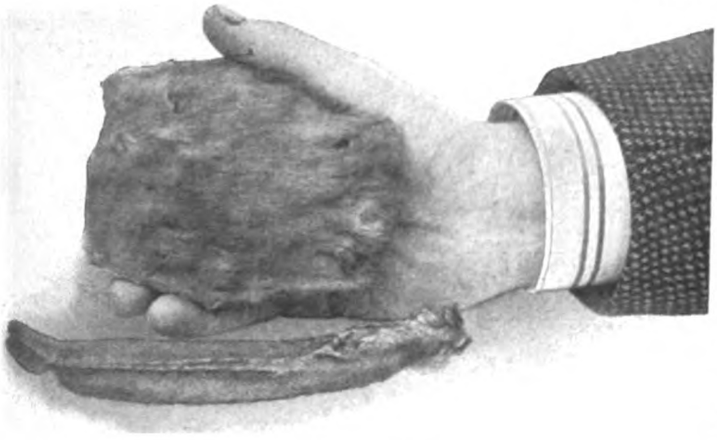
Dazu eignete sich nach der Meinung der Händler nicht übel die Moschus- oder Bisamratte, eine große Wasserratte, die in Nordamerika, namentlich in Kanada, heimisch ist. Sie wurde schon ursprünglich viel wegen ihres Pelzes gejagt, und noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden jährlich gegen drei Millionen Bisamfelle erbeutet. In der Nähe des Schwanzansatzes besitzt diese Ratte zwei Drüsen, die eine moschusähnliche Masse absondern. Man brachte nun die Schwänze der Moschusratte als amerikanischen Moschus in den Handel. Die Drüsen werden zerschnitten und mit Alkohol behandelt, der Auszug riecht dreimal so stark wie der gewöhnliche Moschus, ist aber von diesem doch sehr verschieden.

Einen ähnlichen Geruch verbreitet auch der Alligator, dessen Weibchen vier Drüsen unter der Kehle und am Unterleibe zur Abscheidung einer scharf riechenden, gelblichen Masse besitzen. Die Eingeborenen in Brasilien nennen dieses Parfüm „Eidechsengeruch". Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde auch dieser Alligatormoschus mehr und mehr in Verwendung genommen. Indessen gelang es aber den Chemikern, in ihren Retorten dem Moschus ähnlich riechende Stoffe herzustellen; anfangs waren diese teuer, schließlich aber konnte der künstliche Moschus doch als Nebenbuhler des natürlichen auftreten. Kenner wissen zwar, daß er die Feinheit des natürlichen Produktes nicht erreicht, in der Massenfabrikation findet er jedoch gegenwärtig reichliche Verwendung. Daraus erhellt aber, daß nicht alles in unseren Parfümen, was nach Moschus riecht, auch echter Moschus ist.



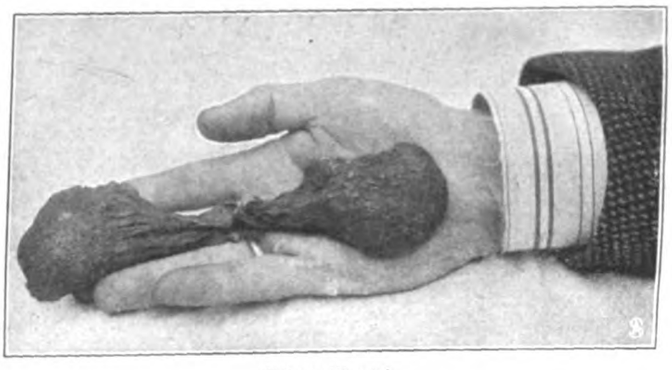
Moschusbeutel in Handelspackung.

Unter den heimischen Tieren stand früher der Biber im Ruf eines vorzüglichen Parfümlieferanten. Im Unterteile der Bauchhöhle nahe der Aftermündung



Haut und Schwanz der Moschusratte

haben sowohl männliche als auch weibliche Biber zwei eigentümliche Drüsen, die sogenannten Kastorsäcke, die eine salbenartige, durchdringend riechende Masse absondern. Dieses Bibergeil wurde einst auch zu Heilzwecken, namentlich als krampfstillendes Mittel, sehr häufig verwendet. Man bezahlte es teuer, und das hatte zur Folge, daß der Biber in Mitteleuropa fast gänzlich ausgerottet wurde. Lange Zeit versorgte Rußland die Welt mit diesem kostbaren Artikel, und die moskowitischen oder sibirischen Bibergeilbeutel wurden immer am höchsten geschätzt, selbst als die Beutel des kanadischen Bibers im Handel erschienen. Da auch der Pelz des Bibers hoch gewertet wird, stellt man dem klugen Tiere mit besonderem Eifer nach. Die Bestände sind selbst in den entferntesten Schlupfwinkeln derart gelichtet, daß das Bibergeil in kurzer Zeit aus unseren Parfümen verschwinden wird.



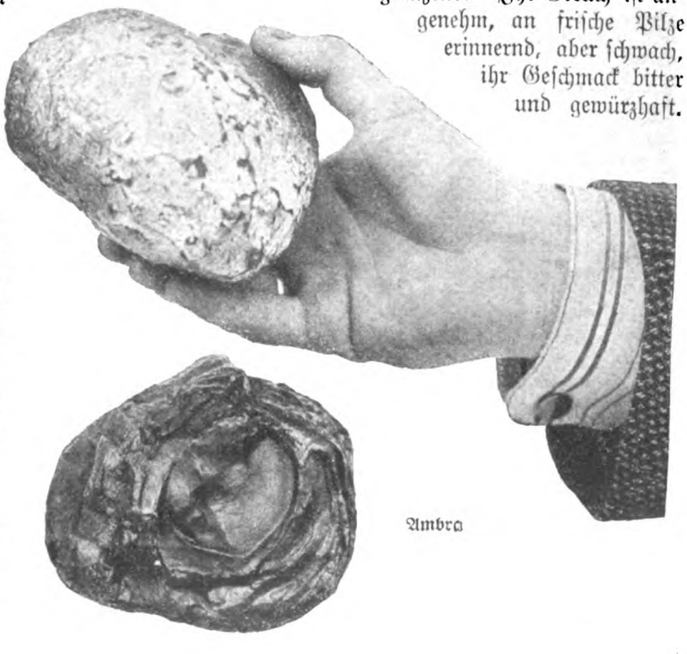
Bibergeilbeutel.

Noch ein anderer aus dem Tierreich stammender Riechstoff wird von Jahr zu Jahr seltener und teurer. Es ist dies der Ambra, den man auf dem Meere schwimmend antrifft, und der namentlich in den Gewässern von Java, Surinam und Madagaskar gefischt wird. Er ist ein Erzeugnis des Pottwales (Physeter macrocephalus); über seine Entstehung konnte aber die Forschung bisher keine Klarheit bringen. Mitunter findet man Klumpen von 20 bis 50 Kilogramm Gewicht, in der Regel aber nur kleine Stücke. Er bildet eine unregelmäßige, wachsartige, undurchsichtige Masse von grauer Farbe, die häufig von lichteren Streifen durchzogen wird; sie erweicht, wenn man sie zwischen den Fingern knetet, und verliert dann ihre Sprödigkeit. In der Masse ist der Geruch des Ambra durchaus nicht angenehm, in großer Verdünnung wird er aber sehr ausgezeichnet und nimmt dann die Mitte zwischen Benzoe und Moschus ein. Zu Parfümeriezwecken wird er nur in Mischungen verwendet, um andere Gerüche länger anhaltend zu machen. In der letzten Zeit ist der Preis für Ambra sehr gestiegen und betrug zeitweilig 7000 Mark und mehr für das Kilogramm.

In nicht zu ferner Zukunft werden alle diese kostbaren, von Tieren stammenden Riechstoffe nicht mehr zu erlangen sein. Die Fabrikanten der Parfüme werden aber dadurch nicht in Verlegenheit geraten, denn die Hauptspenderin der köstlichsten Wohlgerüche ist doch die Pflanzenwelt. Weder Moschus noch Ambra können wetteifern mit den Düften der Rose, des Veilchens, des Jasmins, der Orangeblüte usw., und dazu kommen noch die balsamischen Harze und die aromatischen Kräuter. Wie man den Duft der in Europa einheimischen Blütenpflanzen für Parfümeriezwecke festhält, wie man aus ihnen die ätherischen Öle auf verschiedene Weise gewinnt, das haben wir erst neulich in dem Artikel „Im Lande der Wohlgerüche" den Lesern der „Gartenlaube" geschildert. Heute möchten wir noch auf einige berühmte, aus fernen Ländern kommende pflanzliche Riechstoffe hinweisen.

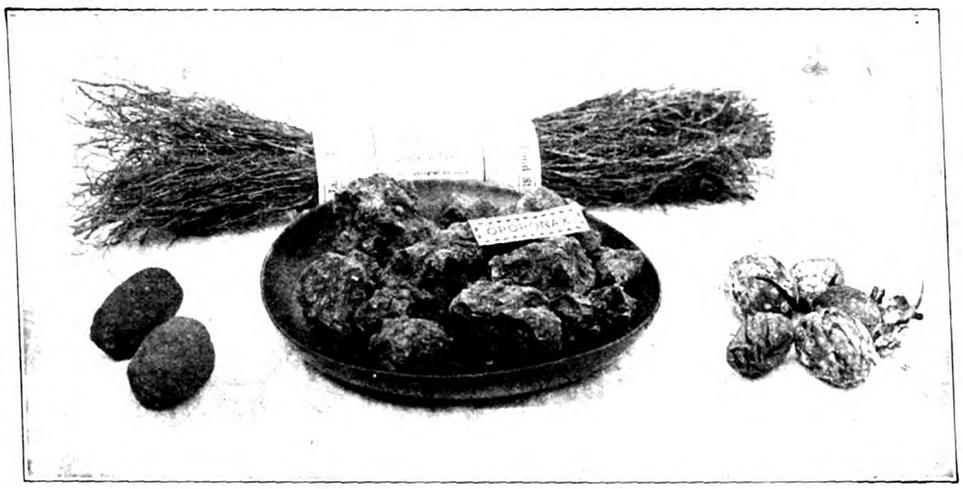
Ungemein lieblich ist der Waldmeisterduft. Er ist an das Kumarin gebunden, einen Stoff, der in kleinen weißen Prismen kristallisiert. Außer im Waldmeister kommt er auch in der Gartenraute, dem Steinklee und anderen einheimischen Pflanzen vor, immer aber nur in sehr geringen Mengen. Da war es für die Parfümerie von höchster Bedeutung, daß man in den Wäldern von Guayana einen stattlichen Baum Cumarana oder Dipterix odorata entdeckte, dessen Samen größere Mengen des herrlichen Riechstoffes enthalten. Sie kommen in den Handel unter dem Namen Tonkabohnen, die 3—4 cm lang, 1½ cm breit und etwa 1 cm dick sind. Ihre zerbrechliche Schale ist schwarz, netzrunzelig und mehr oder minder mit den weißen nadelförmigen Kumarinkristallen bedeckt. Ein Kilo dieser Bohnen ergibt 14 bis 15 Gramm Kumarin. Lange Zeit beherrschte dieser Artikel den Markt, und aus den Tonkabohnen wurden nicht nur Parfüme, sondern auch Maitrankessenzen bereitet, bis die Chemiker kamen und das künstliche Kumarin lieferten, das gleich im Anfange viermal billiger war als das aus den Tonkabohnen gewonnene.

Waldmeisterduft weht uns auch von der Wiese entgegen, wenn das Gras gemäht wurde und trocknet. In anderen Ländern gibt es aber Gräser, die immerfort duften. Namentlich sind es die asiatischen Bartgräser oder Andropogonarten. Das Narden- oder Zitronenbartgras wird auf Ceylon besonders angebaut, und man destilliert aus ihm das Limongrasöl, das einen angenehmen rosenartigen Geruch besitzt. Zu den gleichen Zwecken verwendet man auch das in Ostindien einheimische Khus-Khus oder Vetvergras, aus dem das Vetveröl gewonnen wird. In der Parfümerie wird es vielfach verwendet, leider auch unredlicherweise zur Verfälschung des Rosenöls. Auf unserer obersten Abbildung Seite 406 sehen wir auf einer Schale Stückchen des Gummiharzes von Opopanax oder Opoponax. Sie sind von gelblichroter bis brauner Farbe und auf dem Bruche wachsglänzend. Ihr Geruch ist angenehm, an frische Pilze erinnernd, aber schwach, ihr Geschmack bitter und gewürzhaft.



Ambra

Das Harz wird von der Opopanax, einer zu den Doldengewächsen zählenden Pflanze, gewonnen, die in Kleinasien und in Griechenland einheimisch ist. Verletzt man ihren Stengel oder ihre Wurzel, so quillt aus der Wunde ein dicker, gelber Saft hervor, der an der Luft zu dem genannten Harz erhärtet.



Oben Khus-khus, unten in der Mitte Opoponaxharz, links Muskatnüsse, rechts Tonkabohnen.

In der Neuzeit hat das Harz viel von seiner Bedeutung eingebüßt, während es früher nicht nur als Parfüm, sondern auch als Heilmittel gegen allerlei Krankheiten benutzt wurde.

Und neben dem Harz sehen wir zur Linken auf unserer Abbildung noch ein paar der wohlbekannten Muskatnüsse. Aus ihnen wird das Muskatnußöl gewonnen, das ebenso wie das Zimtöl in der Parfümerie in Verbindung mit anderen Stoffen Verwendung findet. Berühmt ist die Muskatnuß wohl, denn sie hat eine hochinteressante Geschichte. Große Reisen wurden unternommen, um die Heimat des Muskatnußbaumes, die Molukkeninseln, zu erreichen. Später setzten die Holländer alles dran, um allein im Besitze dieser Kulturen zu bleiben und die aromatischen Samen für überteures Geld zu verkaufen. Vergebens! Heute gedeihen die Muskatnußbäume auch auf Reunion, in Brasilien und auf den Antillen.

Neue Entdeckungen stellen den Ruhm der älteren in den Schatten. So kamen auch im Laufe des vergangenen Jahrhunderts neue Einführungen zur besonderen Geltung. Man berichtete, daß in Indien und Ostasien eine krautartige Pflanze der Pogostemonart ein vortreffliches Parfüm, das Patschuli, liefere. Häufig wird damit die chinesische Tusche wohlriechend gemacht, häufiger noch die indischen Schals. Im Jahre 1844 kamen die Patschuliblätter in den Handel, und man begann aus ihnen ein aromatisches Öl zu gewinnen; die Fabrikanten fanden, daß es, in sehr geringen Mengen beigemengt, anderen Ölen ein sehr gutes eigentümliches Parfüm verleiht, und seitdem ist ihnen Patschuli unentbehrlich geworden.

Ilang-Ilangfrüchte.

Später noch, im Jahre 1864, kam das Ilang-Ilangöl aus Ostasien nach Europa. Es hatte einen eigenartigen, etwas an Narzissen erinnernden, aber viel feineren Geruch. Es stand sehr hoch im Preise, man fand aber, daß es sich ausgezeichnet zur Bereitung gemischter Taschentuchparfüme eignete, indem es ihnen einen neuen feinen Grundton gab. So bürgerte es sich bald auch in Europa ein. Über die Pflanze, von der es stammt, wurden anfangs ungenaue Berichte in Umlauf gesetzt. Wir wissen nun, daß ein 15 bis 18 Meter hoher Baum, der auf den malaiischen Inseln einheimisch ist, uns diesen Duft spendet. Die Eingeborenen nennen ihn Bonga Cananga. Er trägt sehr süße und höchst aromatische Früchte; zur Parfümbereitung dienen aber vor allem die Blüten. Merkwürdigerweise geben nur die in Kultur genommenen Bäume den köstlichen Duft; die Blüten der im Walde wild wachsenden Bäume sind fast geruchlos. Cananga odorata wächst auch auf Neuguinea, und es verlohnte sich wohl, in unserer Kolonie eine Kultur dieses ausgezeichneten Duftspenders zu versuchen.

So werden auch in der Zukunft auf den Gebieten der Wohlgerüche gewiß neue Berühmtheiten auftauchen; denn auch hier waltet die Mode und erfreut die Abwechslung. Neues, immer Neues sehnt der Mensch herbei, und wenn die Duftschätze der Natur in ihrer Gesamtheit bekannt und alltäglich geworden sind, dann wird die Chemie das Bedürfnis zu befriedigen wissen. Jetzt bemüht sie sich erfolgreich, die natürlichen Wohlgerüche nachzumachen, später wird sie völlig neue Wohlgerüche schaffen, Düfte, die keinem Tier und keiner Pflanze eigentümlich sind. Verlockende Aussichten? Freilich nach der Fülle der Wohlgerüche Arabiens, Indiens und des chemischen Laboratoriums wird der Mensch auch in Zukunft nicht selten froh sein, wenn es ihm vergönnt sein wird, einfache, aber köstliche reine Luft zu atmen.

Über steinige Wege.

(Schluß.)

Roman von W. Heimburg.

Langsam machte Ruth ihre Toilette; gerade als sie im Speisezimmer ihren Tee nahm, schellte es draußen an der Korridortür, und gleich darauf kam Fräulein Zimmermann und meldete die Baronin Saddler. Ruth erfaßte einen Moment lang eine Art Schwindel. Mit aller Gewalt nahm sie sich zusammen. „Ich lasse bitten", murmelte sie. Als die Tür im Salon drüben gegangen war, betrat sie den Raum von dem Eßzimmer aus.

In dem großen, luftigen, durch die halbaufgestellten Jalousien mit kühlem Dämmerlicht erfüllten Raume stand die Baronin, weiß gekleidet in Japanseide und Spitzen, sie lachte mit all ihren Wangengrübchen, und ehe Ruth es sich versah,

fühlte sie sich umfaßt und geküßt, und die klingende Frauenstimme flüsterte an ihrem Ohre: „Von Ihnen muß ich den ersten Glückwunsch haben zu meiner Verlobung, das erste gute Wort, liebe Frau v. Buchen; und gute, treue Freundschaft wollen wir halten fortan! Liebe Frau Ruth, ich bin ja so glücklich!"

Ruth war nicht imstande zu antworten. Sie stand rot und fassungslos und rang nach Atem, als habe der Überfall der schönen Frau Zunge und Denken gelähmt.

„Darf ich mich setzen?" rief Nelda Saddler und sank in einen Fauteuil. „Sie haben keine Ahnung, wie furchtbar heiß es ist — und ich habe trotz der Hitze hierhergewollt, vor allem zu Ihnen, Frau Ruth. Ich mußte Ihr verwundertes Gesicht sehen. Gelt, Sie hatten keine Ahnung?"

„Ich sah Sie gestern abend auf dem Kiesplatz vor dem Schlößchen", sagte Ruth kühl.

„Ja? Sehen Sie, da hätten wir Sie doch nicht gestört! Ich bat Jochen gestern abend: ‚Komm, laß uns doch zu Frau v. Buchen gehen und ihr unser großes Geheimnis offenbaren' — aber er wollte nicht. — Was haben Sie nun wohl gedacht von unserer zärtlichen Promenade?" setzte sie lächelnd hinzu. „Natürlich, daß es eine Hochzeit gibt in Bellingen, nicht wahr? Hatten Sie wirklich nichts davon geahnt, Frau v. Buchen?"

„Nein", antwortete Ruth lakonisch und sah an der schönen Frau vorüber.

„Nicht wahr? — Niemand! — Niemand!" sagte Nelda leise. „Aber wie sollten Sie auch? Wenn — einer von den Liebesleuten in Afrika sitzt und der andere hier. — Übrigens — nun kommt eine Bitte, Frau v. Buchen. Nämlich — mein gutes, altes Schröterchen weiß noch nichts — und ich habe mir vorgenommen, sie zu überraschen. Wenn sie mich heute mittag wie alle Tage aus meinem Zimmer zu Tisch abholen will, dann soll sie Jochen neben mir finden auf dem kleinen gelben Sofa, Hand in Hand. Es ist ja dieser Bund seit langer Zeit ihr heimliches Hoffen und Erwarten, sie hat, glaube ich, jeden einzigen Abend darum gebetet, nicht mehr als ich selbst — aber doch ihr redlich Teil, und da Jochen fortging, hat sie ihr teures Projekt als gänzlich verloren angesehen. — Ich schlechte Seele habe sie dabei gelassen, obgleich ich mit Jochen bereits — na ja, aber ich wollte und konnte doch nicht davon reden. — Also — bis Jochen heute mittag erscheint, könnte ich nicht stillsitzen drüben, möchte ihn auch gern vorher sprechen. Darf ich Ihren Salon auf ein Weilchen haben, liebste Frau v. Buchen, um meinen Bräutigam zu empfangen? Sie sind ein Engel, Liebste — ich habe ihm gestern abend gesagt, ich sei Punkt 11 Uhr hier — und jetzt — jetzt — ah, hören Sie — er kommt —"

Ruth flüchtete, konnte aber nicht, so schnell sie wollte, die Tür zum Speisezimmer gewinnen und sah noch Jochen Sandow eintreten mit ausgebreiteten Armen und die junge Frau ihm entgegenfliegen mit einem halbunterdrückten Jubellaut.

Ruth saß mit pochendem Herzen gleich darauf vor ihrem erkalteten Tee, und in ihr war nichts wie bitteres Weh und bange Zweifel und widerstreitende Empfindungen — und über allem das große Bangen, das tiefe Mitleiden für Heinz.

Sie schlich sich ans Telephon und klingelte den alten Hennige an. Wenn der Wagen heute abend zur Bahn fahre, solle er am Schlößchen halten, um sie mitzunehmen. Und der alte Mann antwortete: „Ich werde selbst die Ehre haben, den Herrn Direktor abzuholen, gegen 7½ Uhr pünktlich werde ich zur Stelle sein mit die Goldfüchse, um gnä' Frau mitzunehmen."

Dann legte Ruth sich wieder nieder in das verdunkelte Zimmer.

Im dämmerigen Salon saß indessen ungestört und glücklich das neuverlobte Paar, und sie sprachen von ihrer Liebe, ihrer Sehnsucht und ihrer Zukunft.

„Und nicht ein bißchen erstaunt warst du," fragte die schöne Frau, „als du lasest, daß ich Heinz Buchen die Stelle hier anbot?"

„Nein —"

„Warum nicht?" fragte sie ihn, der ihre Hand hielt und sie zwischen ein paar Worten immer einmal an seine Lippen zog. „Warum nicht? Bist du gar nicht eifersüchtig?"

„Nein, in diesem Falle ganz und gar nicht, Nelda, denn wenn ich glauben müßte, Grund zu Eifersucht zu haben, wäre ich einfach nicht zurückgekehrt! Das siehst du ein?"

„Sehr einfach — ja! — du hast es dir also doch ein klein wenig überlegt, ob du nicht am Ende drüben bleiben wolltest?"

„Nein, Nelda, gewiß nicht."

Sie beugte sich zu ihm und küßte ihn auf die Stirn.

„Du glaubst wirklich an mich? Und ich habe mich totgeängstigt, daß du auf meine Eröffnung hin mindestens an mir zweifeln würdest, mußte mich ängstigen, als ich so gänzlich ohne Nachricht blieb."

„Ich sagte dir gestern gleich, ich war sehr krank drüben, und sobald ich reisen konnte, habe ich es getan; daß ich nochmals am Hafenplatz einen Rückfall der dummen Geschichte bekam, stand auch nicht im Programm. Alles in allem, ein Brief mit der wahren Ursache des Schweigens hätte dich in Angst versetzt, etwas anderes als Tatsachen schreibe ich grundsätzlich nicht. Hast du, Liebste, dich ein wenig geängstigt, so ist das eben der Fluch der bösen Tat, denn gestehe — du wolltest mich mit dieser Mitteilung einer Probe unterwerfen, einer Charakterprobe."

Sie nickte ihm lächelnd zu. „Ja, denn wenn du eifersüchtig geworden wärst, dann —"

„Nelda!" rief er vorwurfsvoll und erschrocken.

„Nein, nein, das hätte ich nicht ertragen können, dann wäre ich lieber vor Sehnsucht nach dir gestorben, ehe ich deine Frau geworden wäre," und leiser fügte sie hinzu: „du glaubst nicht, wie weit die Eifersucht einen Menschen bringen kann; die Hölle auf Erden verschafft sie dem, den sie plagt, und dem andern Teil dazu — ich sehe es ja an Ruth Buchen — und hör' zu, Jochen, ich meine, damit diese arme Seele Ruhe bekommt, müssen wir fort, gleich nach unserer Hochzeit, auf eine längere Zeit. Darum wollte ich dich gestern abend schon bitten. Ich schlage vor, du führst mich mit deiner Virtuosität im Reisen um den Weltball, ganz vollständig rund herum. Sie hätte dann Zeit genug, die blasse Ruth, sich auf sich selbst zu besinnen und neues Vertrauen zu Heinz zu fassen."

„Fällt mir gar nicht ein, Schatz. Wir bleiben daheim", antwortete er seelenruhig. „Nicht von der Stelle rühr' ich mich ferner, nicht mal die sogenannte Hochzeitsreise wird stattfinden. Ich will endlich wieder die Heimat fühlen, die alte, angestammte, in der jeder Baum, jeder Steinhaufen an der Chaussee, jedes flachsköpfige Gör zu mir alte, unvergessene Laute redet. Und mit dir zusammen will ich diese Sprache hören. Die Tage von dazumal sollen wiederkommen, als ich ein Kind war, wo Vater und Mutter auf Bellingen saßen und abends, bevor sie sich niederlegten, Arm in Arm die Runde machten um das Schloß, das ihre Welt umfing. — Ich will des Morgens in halbem Erwachen, wenn du noch schläfst, vom Wirtschaftshof herüber den Hufschlag der Pferde und die Rufe der Knechte hören und das Abfahren der Ackerwagen auf dem Pflaster — ich will von meinem Lager aus in die Sonne blinzeln, die hinter dem Kirchberg aufgeht, und Gott danken, der sie scheinen läßt über unsere Felder — ich will mit dir beim Frühstück sitzen an der offenen Saaltür und in den alten Park schauen — und mit dir auf die Felder reiten oder fahren — die altberühmte Bellinger Musterwirtschaft will ich zu Ehren bringen — für dich — für mich — für die, die nach uns hier glücklich sein sollen. Und wenn ich heimkehre nach kurzer Abwesenheit, dann will ich den Hut abnehmen beim Passieren unserer Grenze, um die alte Scholle zu grüßen, die seit Jahrhunderten den Sandows gehört und sie ernährt hat, wie mein Großvater es tat, wenn er über die Feldscheide heimkam. — Im Ernst, Nelda — ich gehe

nicht wieder hinaus — schicke dich drein. Um einer nervösen Grille halber, wie Frau Ruth sie hegt, will ich die Sehnsucht nicht wieder erleiden, die mich umhergetrieben hat da draußen jahrzehntelang in banger Qual und doch niemals schlimmer als während der letzten sechs Monate, wo sie tiefer und schmerzensvoller war als je, weil sie dich im Mittelpunkt hatte."

Sie war niedergekniet, während er so sprach, und hatte den Kopf an seinen Arm gelegt.

„Warum weinst du, Nelda?" fragte er weich. „Glaubst du, daß unser Weggang nötig ist, um einen kranken Frauenkopf zu heilen? — Ich sage dir, wenn Ruth v. Buchen gesunden kann, gesundet sie an unserer Gegenwart, an unserem Glück, das wird überzeugender zu ihr sprechen als dein Verschwinden, wo sie die Angst doch nicht überwinden kann vor deinem Wiederkommen. Meinst du nicht, Nelda?"

„Ja", sagte sie leise, vertrauend zu ihm emporsehend, und aus ihren nassen Augen strahlte die Freude über des Mannes festen, klaren Willen. Unendlich geborgen fühlte sie sich in diesem Augenblick. Wie er nun ihr Antlitz in seine Hände faßte und ihr ernst und zärtlich in die Augen sah, flüsterte er, als wollte er sie trösten, weil er den ersten Wunsch, den sie aussprach, ihr hatte verweigern müssen: „Aber später, wenn alles hier gefestigt und geordnet ist, wenn wir uns treue Beamte, zuverlässige Leute erzogen haben und eigentlich nur noch so oben darüber schweben, dann — falls dir dann der Sinn noch ins Weite steht, Nelda — dann wollen wir den südwestafrikaner Bruder besuchen auf seiner einsamen Farm drüben, die er eben wieder mühsam aufbaut auf den Trümmern seines durch den Krieg zerstörten Hauses. Da sollst du sehen, daß die alte schwarzgelbe Flagge der Sandows auch lustig im afrikanischen Winde zu flattern versteht, und kannst mit den Schwägersleuten einen Treck mitmachen ins Blaue hinein, mit sechzig Ochsen meinetwegen —"

„Ach, ich fürchte, ich werde dann nicht mehr wollen," sagte sie lächelnd, „ich fürchte, ich habe Bellingen bis dahin so liebgewonnen, als säße mir die sechshundertjährige Zugehörigkeit zu ihm im Blute, so fest, wie sie dir sitzt —"

„Das hoffe ich", sagte er gelassen und küßte ihre schönen Augen.

Und nach einem Weilchen flüsterte sie lächelnd: „Du, ich habe von Veilchen Elkeles alle eure wundervollen Wappengedecke zurückgekauft — die liegen frisch gebleicht und gewaschen im Leinenschrank und —"

„Und?" fragte er lächelnd.

„An unserem Hochzeitstage decke ich sie auf."

„Ja," sagte er mit den freudigen Augen eines großen Kindes, „aber nur einen kleinen Tisch lasse decken, wir wollen doch keine Feier im Stil einer Bauernhochzeit."

„Allerdings — nur Pastors und Buchens und das alte, liebe Schröterchen", sagte sie.

„Und dann wir zwei eine Fahrt über unsere Flur", malte er weiter aus, „und eine Heimkehr im Sternenschimmer. Und bald, Nelda . . ."

„Und bald", wiederholte sie leise. „Sprich du mit Frau Schröter . . . und nun komm, sie wird mich suchen und erwarten."

„Einen schönen Schrecken wird sie kriegen", sagte er lächelnd, indem er neben Nelda stand.

„Ihr liebster Wunsch geht in Erfüllung", widersprach sie und setzte ihren Sommerhut mit den gelben Rosen vor dem Kaminspiegel auf.

Ein paar Minuten später fuhren sie mit dem Dogcart nach Bellingen.

* * *

Ruths Kopfschmerz wollte heute auch gegen Abend nicht weichen — trotz aller Mittel, die sonst halfen. Sie sah zum Erbarmen blaß aus, als sie aus dem Portal des Schlößchens trat, um mit Hennige nach Ladenberg auf den Bahnhof zu fahren.

Eine schwüle Luft umfing sie. Hennige hatte die Viktoria angespannt und sich furchtbar fein gemacht. Er grüßte mit der Peitsche, sagte aber dabei zutraulich: „Ich will man hoffen, gnä Frau, daß das olle Gewitter nich vor Zehnen kommt. Bis dahin sin wir ja woll wieder hier. Man weiß freilich nich, ob die Ziege nich alle Verspätijung haben. So an Pfingsten is' ja gräßlich auf der ollen Eisenbahn."

Ruth fragte, ob die Pferde ruhig seien.

„Ja, da steck' ich nich in," antwortete er, „mit Droschkenkleppers fahren die Franzenshofer nich, aber haben Se man keine Angst, gnä Frau, ich bring' Ihnen schon wieder her mit heilen Knochens."

Ruth saß während der raschen Fahrt durch den Wald wie betäubt von ihren Kopfschmerzen. Eine sonderbare gelbe Beleuchtung schwebte über den Bäumen und ließ sie grüner aufleuchten als je — ein starkes Duften ging von den Millionen junger Buchen- und Birkenblätter aus. Der sonst so einsame Weg war belebt. Städter, die den Pfingstsonnabend zu einem Ausflug benutzt hatten, um dem eigentlichen Festtrubel zu entgehen, zogen auf dem Fußpfade jenseit des Chausseegrabens dahin; Liebespaare, welche die Einsamkeit suchten, tauchten zwischen den Stämmen der Bäume auf; Schüler in den weißblauen Mützen des Ladenberger Gymnasiums kamen die große Schneise herauf, ein Lied singend.

„Die haben alle noch den richtigen Zipfel erwischt, gnä' Frau", meinte der alte Hennige, indem er sich auf dem Bock umwendete; „denn morgen is Uhlenpingsten, da gießt's mit Kannen, und wenn's über den Franzenshofer Wäldern regnet. regnet's drei Tage länger als wo anders."

Ruth nickte. „Wenn's nur erst regnete", sagte sie leise und faßte an ihren schmerzenden Kopf.

„Gnä' Frau," schlug Hennige vor, „wozu wollen Se eigentlich in die dunstige Stadt mitfahren, bleiben Se im Franzenshofer Forsthause. Die Leute kenne ich — sie is 'ne betuliche Seele, die alte Rienecken, und gibt Ihnen 'ne Loschierkammer mit 'nen frischbezogenen Bette, da können Se sich ein bißchen vermunstern, bis wir retour kommen. Auf dem ollen rustrigen Bahnhof wird's ja schon 'nem Gesunden übel."

„Ja," sagte Ruth schwach, „fahren Sie mich dahin."

Vor der an der Straße gelegenen Försterei herrschte buntes Leben. Der Ladenberger Gesangverein mit Namen „Liedhoch" war dort gelandet und wollte seine heutige Pfingstpartie mit Maibowle und einem Tänzchen beschließen.

Die Frau Försterin aber, die von der Haustreppe aus den Franzenshofer erspäht hatte, kam hochrot vor Arbeitseifer und Aufregung herbeigestürzt. Hennige setzte ihr auseinander, um was es sich handelte, und sogleich wußte die behäbige Fünfzigerin Rat.

„Die herrschaftliche Stube oben — sie ist ja immer so hergerichtet, daß jeden Augenblick einer von den Herrschaften hier wohnen kann, noch von den Sandowschen Zeiten her. Es ist ganz ruhig da — vom Saal her kommt kein Ton bis dahin" — sie deutete auf die angebaute Restauration — „gnä' Frau wird gar nicht gestört."

Ruth stieg aus, trug dem Alten auf dem Kutschbock Grüße auf und fragte, wann er auf dem Rückwege wieder hier zu sein gedächte.

„Wenn's richtig zujeht mit die ollen Ziege un' das Gewitter nich' losbricht, denn um Punkte halbzehnen, gnä' Frau — un' wenn's Gewitter gerad ausbricht, indem ich abfahren möchte, so ängstigen sich gnä' Frau man nich', denn fahre ich ins Hotel derweilen mit dem Herrn un' komm etwas später her."

Im nächsten Augenblick war er schon fortgefahren, und Ruth folgte der Försterin durch einen kleinen Hausflur, in dem es still und kühl war, über eine Treppe mit weißgescheuerten Stufen nach oben, wo die Führerin die Tür zu einem ziemlich großen, aber niedrigen Zimmer öffnete. — Es war schon ziemlich dunkel hier, aber Ruth konnte noch erkennen, daß die weißgetünchten Wände ganz mit Hirschgeweihen und Rehkronen behangen waren, und daß ein riesiger Kachelofen in den Raum ragte, der ein trauliches Eckchen für ein Sofa im Biedermeierstil bildete. — In der Mitte, unter einem Kronleuchter

aus Hirschgeweihen, ein runder Tisch, einige Stühle, an den Wänden Kommoden, Kleiderrechen und die alte Bettlade, das war alles. —

Aber die Luft war gut, denn die Balkontür stand offen zu einem winzigen Austritt, der über der Frau Försterin Gemüsegärtchen schwebte. Gleich dahinter ragte duster und schwarz der Wald.

„Wünschen gnä' Frau vielleicht noch etwas außer dem Zitronenwasser?" fragte die Försterin.

Und als Ruth sich erschöpft auf dem Sofa niederließ und meinte, sie wolle weiter nichts wie Ruhe, — fügte sie teilnehmend und mitleidig hinzu: „Gnä' Frau liegt das Gewitter in den Gliedern — als junge Frau hat's mich auch immer so herumgerissen. 's sind die Nerven aber mit den Jahren gibt sich alles. — Gleich komme ich mit frischer Wäsche und der Limonade."

Aber Ruth wollte sich nicht auf das Bett legen, nur sitzenbleiben hier ganz allein und ja kein Licht.

Als die Frau das Getränk gebracht hatte und wieder gegangen war, umfing Ruth eine große Stille. Sie trat auf den kleinen Balkon; der Sommerabend lag lautlos und ruhig über dem Walde, nicht ein Blättchen rührte sich in der schweigenden Luft, als wartete die Natur in stummer Angst auf das, was kommen mußte.

Aus dem anstoßenden Gesellschaftsgarten klang jetzt ein mehrstimmiges Lied; — wie aus weiter Ferne kam es — so dämpfte das vorgelagerte Restaurationsgebäude den Schall.

„Wie wunderschön ist doch die Welt im Maien, — im Maien", klang es jetzt zu der einsamen Frau herauf. Sie verharrte noch ein Weilchen und sah in die tiefe Dämmerung hinaus, die zeitweilig von anwachsendem Wetterleuchten erhellt wurde. Dann ging sie ins Zimmer zurück. Völlig dunkel war es jetzt da, wenn nicht ein greller Blitz es minutenlang mit rötlichem Licht erfüllte.

Blitz auf Blitz folgte.

Ruth stand auf und schob einen Stuhl gegen die offene Tür, damit sie nicht zuschlage bei dem Sturm.

Im Schein der schneller und schneller aufeinanderfolgenden Blitze stand der Wald deutlich und jugendgrün da drüben, und deutlich sah auch Ruth neben dem Wohnhause das Schindeldach eines Wirtschaftsgebäudes, mit Mauerpfeffer und Efeu überwuchert, auf dessen First ein Storchennest.

Ein dumpfes Brüllen und Kettenrasseln aus jener Richtung ließen erraten, daß unter dem bemoosten Dache Kuhstall und Scheuer der Försterei vereinigt seien.

Ich wollte, er wäre erst hier! dachte Ruth, während sie zu ihrem Sofa zurückkehrte. Und doch stand ihr das Herz still vor Bangigkeit bei dem Gedanken, ihm gegenüberzustehen. Wie sollte sie ihm sagen, was sie doch sagen mußte? Was würden die nächsten Stunden bringen an Aufregung und Schmerz?

Aber so rasch würde er nicht kommen. Hennige würde gar nicht abgefahren sein.

Was wohl Bubi daheim machte? Wenn dort etwas passierte? Aber die Leute waren so zuverlässig; er war in guten Händen. —

Plötzlich brach das Gewitter in vollem Zorne los. Ein entsetzliches Wetter mit tobender Windsbraut. Man hörte Frauenstimmen kreischen, Fenster und Türen schlagen — Blitz folgte auf Blitz.

Ruth war aufgesprungen, um die Balkontür zu schließen. Mit aller Wucht mußte sie sich dagegen stemmen.

Ein Hagelschauer flog prasselnd gegen die kleinen Scheiben — dann das Klirren von Glas, jammernde Stimmen aus dem Hause unten — und plötzlich ein Blitz und Donner zugleich — ein entsetzliches Krachen und Knattern — und gleich darauf der laute Ruf einer Männerstimme: „Feuer, Feuer!"

Ruth stand unfähig, sich zu rühren. Sie sah nur, auf der Diele floß Wasser, mit großen Hagelstücken untermischt, und horchte mit einem entsetzten Ausdruck in die Ferne hinaus. Ob ihr Mann unterwegs war?

Ein flackernder Feuerschein riß sie aus ihrer Betäubung, ein Schreien und Jammern von Menschenstimmen in das Heulen und Toben, das Prasseln und Donnerrollen hinein — das angstvolle Brüllen und Meckern von Kühen und Ziegen. — Sie stürzte die Treppe hinunter und aus dem Haus in das Wetter hinaus.

Da stand die Scheune in hellen Flammen, eine Menge Männer — wohl der Gesangverein — war dabei, zu helfen, zu löschen, zu retten.

Was vermochten die paar Eimer Wasser aus dem Brunnen diesem lohenden Flammenmeer gegenüber, das der Wind zur Seite peitschte, dem Walde zu?

Ruth war plötzlich neben der Försterin. Die stand aufrecht mitten unter den lärmenden Menschen, die Hände unter die Schürze gesteckt, und starrte mit entsetzten Augen zu dem brennenden Gebäude. „Meine Hühner — meine Hühner!" hörte Ruth sie murmeln, und fast im selben Augenblick lief die alte Frau, die Flammen nicht achtend, auf die Giebelseite des Hauses zu, wo die Treppenleiter hinaufführte zu der einzigen Klappentür des Hühnerstalles. Ein Wahnsinn von der Frau, denn die Lohe hielt das ganze Gebäude umfangen wie ein züngelndes Gewand, und Ruth sprang, ohne sich zu besinnen, mit einem Schreckensruf hinter ihr her, um die alte Frau an ihrem Tun zu hindern.

„Zurück! Der Giebel kommt!" schrie eine laute, heisere Männerstimme.

Ruth fühlte sich ergriffen und rückwärts geschleudert. Mit Prasseln und Krachen stürzten Giebelwand und Dach herunter, alles in Rauch und Flammen hüllend.

Ruth lag am Stamme der alten Linde, die dicht am Wohnhause stand, auf den Knien. Sie sah Menschen aus dem Rauch eilen, zwei Männer trugen die verletzte Försterin. Ein Mann trat an Ruth heran, hob sie ohne weiteres auf den Arm und trug sie ins Haus, die Treppe hinauf, in das Zimmer, das sie vor kurzem verlassen hatte.

„Es is nichts da unten für Sie — nichts für ungut, gnä' Frau!"

Er war schon wieder davon, ehe sie sich recht besinnen konnte.

Ob denn die Försterin schwer verletzt war?

Sie wollte wieder zur Tür, aber ein jäher Schmerz am Knöchel ließ sie am Ofen verharren. Mühsam schleppte sie sich zum Sofa zurück und kauerte sich darauf nieder.

Draußen klang noch immer verworrener Lärm, das scharfe Zischen eines Wasserstrahls. Es mußte Hilfe gekommen sein. Das Toben des Wetters schien sich zu mindern. Der grelle Flammenschein, der das Zimmer mit zuckendem Licht erleuchtet hatte, wich einer rötlichen stillen Glut.

Ruth verlor den Maßstab, wie rasch oder langsam die Zeit verginge. Es fror sie, und die Schmerzen ließen sie aufstöhnen.

Der Schrecken, den die Feuersbrunst hervorgerufen hatte, und die Angst um die Försterin und über allem die zitternde Erregung, mit der sie dem Wiedersehen mit Heinz entgegenbangte, raubten ihr fast die Besinnung. Einmal hörte sie auf dem Flur eine Frauenstimme rufen: „Alte, weiche Leinwand, hörst du — wenn nichts da ist, reiß ein Laken entzwei . . ." und sie sagte sich, gewiß habe jemand Brandwunden. Ach, ja — die Försterin, dachte sie. Lieber Gott, die Hühner, die waren gewiß erstickt. Schrecklich so etwas! In peinlichem Mitgefühl preßte sie die gefalteten Hände gegen die Lippen. Warum das alles, warum?

Und plötzlich schrak sie zusammen und richtete sich auf. Wie aus weiter Ferne klang eine Stimme: „Wo ist meine Frau? Was ist meiner Frau geschehen? Wo ist sie?" und ganz nahe ihren Namen: „Ruth! — Ruth, wo bist du denn?!"

So aufgeregt, so angstvoll war dieses Rufen, daß Ruths Herz wie rasend zu klopfen anfing. Sie wollte rufen: Hier! Hier! Aber sie brachte keinen Ton über ihre Lippen. Dieser

wehe Klang, diese Verzweiflung in der Stimme, die sie so über alles liebte, brachten blitzschnell eine Erinnerung in ihrer Seele wach — die Erinnerung an die heiligste, große Stunde ihres Lebens, damals, als sie ihrem Kinde das Leben gab. Da hatte sie die gleichen Töne der Angst und Liebe aus seinem Ausruf gehört: „Herr Doktor, wie steht's mit meiner Frau? Herr Doktor, was soll ich anfangen, wenn sie mir genommen wird?!" . . .

Und dann stürmte Heinz in die von der sinkenden Feuersglut draußen noch rötlich erhellte Stube.

„Ruth — Ru — was ist geschehen? Kind, mein armes, liebes . . !" Er hielt sie umfaßt, und ihr Kopf lag an seiner Schulter.

„Herr Gott!" murmelte er, sie fester an sich pressend, „was hätte ich nur angefangen, wenn du — wenn ich dich — —"

„Es ist nichts," flüsterte sie, „nur der Fuß."

„Armes Kind! Nach Hause vor allen Dingen! Fühlst du dich stark genug?"

Und ohne eine Antwort abzuwarten, hob er sie empor und trug sie aus dem Zimmer hinaus, über den Flur, die Treppe hinunter vor die Tür, wo Hennige mit der Viktoria wartete. Niemand kümmerte sich um sie — ein jeder war noch auf der Brandstätte beschäftigt.

Ungeduldig zogen die Pferde an. Wie im Traum und doch mit völlig wachen Sinnen fuhr Ruth dahin, an die Schulter ihres Mannes gelehnt, unter seinen geflüsterten, bangen Fragen, seinen guten, ach, so besorgten Worten.

„Da sind uns in der Nähe der Signalfichte Leute entgegengekommen", erzählte er, „und haben von dem Feuer erzählt, und die junge Frau von dem neuen Gestütsdirektor sei von einer herabstürzenden Giebelwand getroffen worden — man habe sie ins Haus tragen sehen — man wußte nicht, ob sie noch lebte . . . Ruth — liebes — liebes, geliebtes — wäre das eine Heimkehr geworden — so — sein ganzes Glück mit einem Schlage vorbei . . . für das man gelebt und geschafft hat — ach — du — diese halbe Stunde Fahrt bis zur Försterei — mein Lebtag vergesse ich sie nicht! — Und das — nach all der innerlichen Freude, die in mir wach geworden war, als Hennige mir am Bahnhofe sagte: ‚Die gnä Frau wartet in der Försterei auf uns.' — Sprich ein Wort, Ruth — sage, daß du nicht gern gestorben wärst in dieser Stunde — daß du dich freust zu leben — daß du so glücklich bist wie ich — daß unser altes, liebes Glück als drittes wieder mit uns fährt!"

„Heinz," sagte sie schwach, „ich muß dir noch etwas erzählen —"

„Nun? — Was? — Gehört's dazu?"

Sie zögerte. Sie wollte sagen: Armer Heinz, die Nelda Saddler hat sich verlobt — aber sie schämte sich plötzlich — angesichts seiner großen, wahrhaftigen Freude über ihr Wiederhaben. „Nein," sagte sie tapfer, „es gehört nicht dazu."

„Dann lasse es! — In dieser Stunde soll nichts sein — als du und ich . . ."

Da senkte sie reuevoll den Kopf und begann bitterlich zu weinen.

Henry Dunant. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Weitab von allem Lärm der Welt lebt im Ortskrankenhause des Dörfchens Heiden im Kanton Appenzell ein Mann, der einst die ganze Welt durch eine gewaltige Idee erregt und ein Werk von größter Bedeutung geschaffen hat: Henry Dunant, der Urheber des Roten Kreuzes und der Genfer Konvention. Als Sproß eines alten Geschlechtes am 8. Mai 1828 in Genf geboren und aufgewachsen in einem Elternhause, in dem die Wohltätigkeit eine Heimat hatte, erwuchs im Knaben schon das Mitgefühl für die Armen und Elenden, und in dem Einundzwanzigjährigen tauchte — allerdings noch in verschwommenen Umrissen — zum erstenmal der Gedanke an eine große, internationale Vereinigung zur Linderung des menschlichen Unglücks auf. Die selbstlose Tätigkeit der bekannten englischen Krankenschwester Florence Nightingale, die Nachrichten von den Greueln des 1854 ausgebrochenen orientalischen Krieges, von der Mangelhaftigkeit der Verpflegung und Verwundetenfürsorge übten dann den mächtigsten Einfluß auf Henry Dunant aus: er eilte — dem Beispiel der Engländerin folgend — 1859 auf eigene Kosten zum Kriegsschauplatz in Italien, wo die französisch-sardinische Armee den Österreichern gegenüberstand, und die blutige Schlacht von Solferino, in der am 24. Juni über 40 000 Mann fielen oder verwundet wurden, reifte, was er so lange schon unklar in der Seele getragen, zum klaren Entschluß. In der Schrift: „Souvenir de Solferino" schilderte er, was er gesehen hatte, und schlug zum Schluß einen Vertrag der Staaten untereinander zur Neutralisation der Verwundeten und Organisation freiwilliger Hilfsvereine für Krieg und Frieden vor. Das Büchlein erregte ungeheures Aufsehen. General Dufour, Präsident der Genfer Gemeinnützigen Gesellschaft, vermochte den ihm befreundeten Kaiser Napoleon III., das Protektorat über einen nationalen Verein zur Pflege Verwundeter zu übernehmen, Holland wurde für die Idee gewonnen, und die Königin Augusta von Preußen wurde eifrige Anhängerin des Plans. 1864 traten auf Einladung des schweizerischen Bundesrats die Delegierten von 16 Staaten zum Genfer Kongreß unter Dufour zusammen, und die Genfer Konvention wurde proklamiert, der bis zum Jahre 1868 alle Staaten Europas beitraten. Heute gehören ihr 38 Staaten an. Der Mann aber, der so Herrliches geschaffen, der geehrt und berühmt war wie wenige und in Königs- und Fürstenschlössern verkehrte, hatte für sich selbst nicht zu sorgen gewußt. Henry Dunant lebte schließlich, halb vergessen, jahrelang im Elend, bis die Kaiserin von Rußland ihn durch eine kleine Rente sicherstellte und er im Jahre 1901 den Nobelpreis erhielt. Nun steht sein 80. Geburtstag bevor, und die Welt rüstet sich, den Mann zu feiern, dem sie so Großes, Unvergängliches verdankt. Eine Dunant-Medaille ist zur Erinnerung an diesen achten Mai geprägt worden, die auf der Vorderseite Dunants Bild mit der Inschrift: Joannes Henricus Dunant, natus 8. V. 1828, und auf der Rückseite außer den Jahreszahlen 1828—1908 das Genfer Kreuz mit den Worten: „Joannes Henricus Dunant, Fundator Operis Crucis Rubrae 1863, Promotor Conventionis Genevensis 1864" zeigt.

Dunant-Medaille,
gefertigt von Wilh. Mayer und Frz. Wilhelm in Stuttgart.

H. v. Berckhammer, Meran, phot.

Theodor Ritter von Sickel †

Theodor v. Sickel. (Zu dem linksstehenden Bildnis.)

Adolf Spieß,
Der Gründer des Schulturnens.

Enthüllung des Denkmals für Johanna Stegen zu Berlin.

Vor etwas mehr als Jahresfrist konnte Theodor v. Sickel, der Nestor der deutschen Historiker Österreichs, in großer körperlicher und geistiger Frische den Ehrungen seines achtzigsten Geburtstages standhalten, ein langer, glücklicher Lebensabend schien ihm noch beschieden zu sein; um so jäher und unerwarteter kam am 22. April die Kunde seines Todes aus dem lieblichen Meran, das er seit Jahren zum Aufenthalt gewählt hatte. Am 18. Dezember 1826 als Sohn eines bedeutenden Pädagogen zu Aken im Kreise Kalbe a. d. Saale geboren, ergriff er, äußerer Verhältnisse wegen, das Studium der Theologie, ließ sich aber in der Berliner Studienzeit durch seinen väterlichen Freund, den Philologen Karl Lachmann, nur allzugern zur Philologie bekehren, und die Altphilologie war wiederum der Boden, auf dem seine Liebe zum Studium der Geschichte erwuchs. Als einer der ersten Deutschen ging Sickel dann im Jahre 1850 nach Paris, um an der von Augustin Thierry gegründeten Ecole des Chartes Paläographie und Diplomatik zu studieren, die auf deutschen Universitäten noch nicht gelehrt wurden. Dann ließ er sich im Jahre 1855 als Privatdozent in Wien nieder, wo ein Jahr zuvor Albert Jäger das Institut für österreichische Geschichtsforschung gegründet hatte, mit dem Sickel bald in Verbindung trat. Auch nachdem er 1869 zu ihrem Vorstand erwählt worden war, wirkte er für die Aufgabe, hier die geeigneten, in historischen Disziplinen geschulten Lehrkräfte für Hochschulen usw. und Museen heranzubilden. Im Jahre 1892 wurde er der Leiter des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung in Rom und regte die Herausgabe einer großen Reihe von Schriften aus den Urkundenschätzen des vatikanischen Archivs an, bis er sich im Jahre 1901 ins Privatleben zurückzog. Auch schriftstellerisch ist Sickel für die geliebte Wissenschaft rastlos tätig gewesen. Sein Werk: „Monumenta graphica medii aevi“ ward bald als vortrefflicher paläographischer Lehrbehelf anerkannt, die von ihm gegründete Zeitschrift „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung“ nimmt in der historischen Literatur einen ersten Rang ein.

Adolf Spieß. (Zu dem Bildnis auf der nebenstehenden Seite.) Im Leben der modernen Jugend nehmen die Leibesübungen einen so breiten Raum ein, und die Überzeugung von der Bedeutung des Turnens für die Gesundheit unseres Volkes ist so allgemein, daß man sich kaum noch vorstellen kann, es sei einmal anders gewesen. Und doch hat vor wenigen Jahrzehnten noch der Widerstand gegen die Schulgymnastik bekämpft werden müssen, und es ist eine Pflicht der Pietät, jener einsichtsvollen Verteidiger des Turnunterrichts dankbar zu gedenken. Adolf Spieß, der am 3. Februar 1810 in Lauterbach am Vogelsberg geborene, am 9. Mai 1858 verstorbene Gründer einer neuen Richtung des Schulturnens, war einer der verdienstvollsten darunter. Er hat nicht nur die Frei-, Ordnungs- und Gemeinübungen für die Turnkunst erschlossen und systematisch geregelt, sondern auch dem Mädchenturnen entscheidend Bahn gebrochen. — Das Schulturnen ist recht eigentlich erst sein Werk. Unermüdlich hat er in Wort und Schrift für die Durchführung des Schulturnens gewirkt. Außer seinem Hauptwerk über die systematische „Lehre der Turnkunst“ und dem für den Schulunterricht bestimmten „Turnbuch für Schulen“ finden sich in seinen „Kleinen Schriften über Turnen“ die prächtigen „Gedanken über die Einordnung des Turnwesens in das Ganze der Volkserziehung“ u. a. m. So sehr war Adolf Spieß durchdrungen von seiner Mission als Vorkämpfer des Schulturnens, daß er den Beruf eines Theologen, zu dem er bestimmt war, nach kaum vollendetem Studium an den Nagel hing, um erst in den Schulen von Burgdorf im Kanton Bern, dann in Basel seine erfolgreiche Tätigkeit als Turnlehrer aufzunehmen. Und als er im Jahre 1848 zur Leitung des hessischen Schulturnens nach Darmstadt berufen worden war, wirkte seine Persönlichkeit, sein begeistertes Eintreten für die Turnsache weit über die Grenzen des Landes Gutes. Leider zwang ihn ein Lungenleiden schon 1855 zum Rücktritt von seinem Posten und brachte ihm drei Jahre später den Tod, aber heute, 50 Jahre nach seinem Heimgang, ist erst der volle Umfang dessen, was er geleistet hat, zu erkennen, und sein Werk blüht und gedeiht.

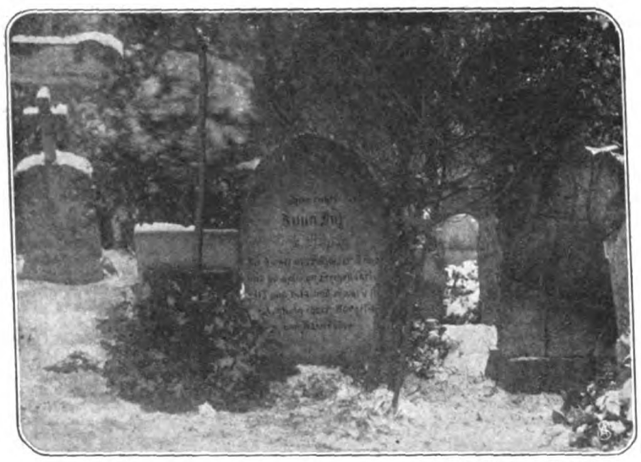
Enthüllung des Denkmals für Johanna Stegen. (Zu der obenstehenden Abbildung.) Am 26. April fand auf dem Sophienkirchhofe zu Berlin eine erhebende Feier statt, deren nationale Bedeutung schon durch die Fahnenabordnungen zahlreicher Kriegervereine bezeugt ward. Es handelte sich um die Enthüllung des Denkmals für Johanna Stegen, das Heldenmädchen von Lüneburg, das am 2. April 1813 unter dem Kugelregen der Feinde den Jägern und Füsilieren des 1. Pommerschen Infanterieregiments Nr. 2 die Munition in der Schürze zugetragen und den glücklichen Ausgang des Gefechts gegen General Morand mit entschieden hatte. Wie unsere Leser sich erinnern werden, ist die „Gartenlaube“ s. Z. warm für diese Ehrung einer tapferen deutschen Frau eingetreten. Das Denkmal ist eine Arbeit des Bildhauers Moritz Wolff und besteht aus einem Granitblocke von zwei Metern Höhe, der das Bronzerelief Johanna Stegens zeigt.

Gebr. Haeckel, Berlin, phot.

Bakuliaweiber auf dem Felde.

Bakuliaweiber auf dem Felde. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Bei Menschen, die von der Jagd leben oder als Nomaden herumziehen, bei Völkern auf tieferer Kulturstufe hat sich eine eigentümliche Art des Tragens des Kindes ausgebildet. Das Kleinste wird in Fellen, Tüchern, Körben oder ähnlichen Behältern von der Mutter auf dem Rücken getragen. Das ist weniger schön, aber zweifellos praktisch, da die Frau beide Arme frei behält und leichter alle möglichen Hantierungen verrichten kann. So begegnen wir auch dieser Sitte in allen Weltteilen am häufigsten, und zwar nicht nur bei sogenannten wilden oder Naturvölkern, sondern auch in den östlichen Kulturreichen, in China und Japan. Bei den Negern in

Afrika herrscht sie völlig vor. So ist das Bild der beiden Frauen der Bakulianeger, die im Osten vom Viktoria Njansa hausen, für jene Gebiete typisch. Die Tracht der Bewohnerinnen der weiten Massaisteppe, die sich vom Kilimandjaro bis nahe an den Viktoriasee erstreckt, haben wir in der „Gartenlaube“ schon wiederholt geschildert. Rindshäute und Felle dienen als kleidsamer Überwurf; gewundener Eisendraht, Perlschnüre und Kupferringe bilden den Schmuck. Das Kind wird in einem Säckchen auf den Rücken gebunden. So bleibt es ein steter Begleiter der Mutter auf ihren Gängen und Wanderungen und auch während der Arbeit. Man sieht in Afrika die Frauen mit der lieben Kinderlast bei allen möglichen Hantierungen, beim Holzsammeln, beim Wassertragen, beim Behacken des Bodens, beim Ernten und Kornmahlen.



Karl Hansen, Hamburg phot.

Denkmal des „Heldenmädchens von Bremen“ Anna Lühring
verehel. Lux † 25. 8. 1866.

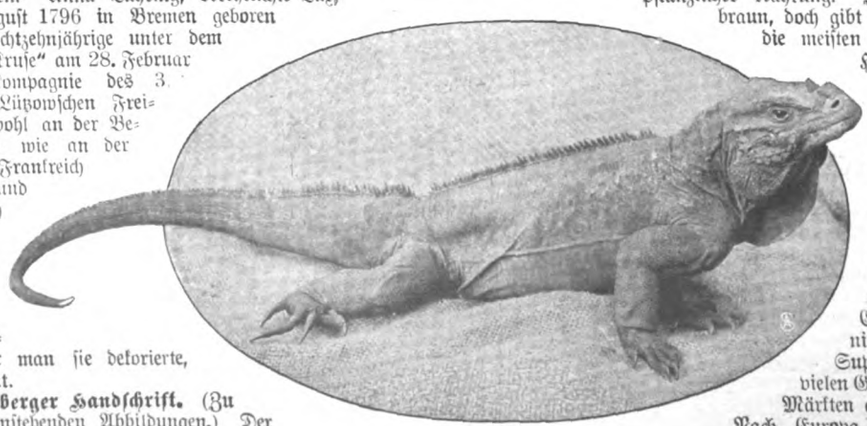
Anna Lühring, das Heldenmädchen von Bremen. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) In der großen Zeit der Erhebung, die der Schmach der napoleonischen Knechtschaft folgte, hat neben den Söhnen unsers Volkes auch manches deutsche Mädchen zu den Waffen gegriffen, um mit zu fechten für die deutsche Sache. Einzelne Frauennamen sind berühmt geworden um solcher „männlichen“ Taten willen, andre aber blieben unbekannt oder wurden vergessen im Laufe der Zeit. An eine dieser Vergessenen erinnert uns Major z. D. Noël in Berlin, Vorstandsmitglied für die Geschichte Berlins, der nach dem Hügel des sogenannten „Heldenmädchens von Bremen“, Anna Lühring, gesucht und ihn endlich auf dem neuen Friedhofe der Hammer Kirche in Hamburg an der Wandsbeker Chaussee gefunden hat. Sie ruht dort in einem gemeinsamen Grabe, das mit der einfachen Inschrift: „Hier ruhet Anna Lux, geb. Lühring“ geziert ist, und es wäre eine nationale Pflicht der Dankbarkeit, Grab und Denkmal würdig zu erhalten. Anna Lühring, verehelichte Lux, ward am 3. August 1796 in Bremen geboren und trat als Achtzehnjährige unter dem Namen „Eduard Kruse“ am 28. Februar 1814 der 5. Kompagnie des 3. Bataillons des Lützowschen Freikorps bei. Sowohl an der Belagerung Jülichs wie an der Kampagne in Frankreich nahm sie teil und erwarb sich durch ihr Verhalten die Achtung von Kameraden und Vorgesetzten. Die Kriegsdenkmünze, mit der man sie dekorierte, war wohlverdient.

Walter von der Vogelweide.
Aus der Heidelberger Handschrift.

Die Heidelberger Handschrift. (Zu den beiden obenstehenden Abbildungen.) Der größte Teil dessen, was uns von den Minneliedern des 12. und 13. Jahrhunderts erhalten worden ist, befindet sich in drei Haupthandschriften: der sogenannten Heidelberger, der Weingartner und der Manessischen Handschrift. Letztere, die berühmteste und wichtigste von ihnen, ward s. Z. von den Franzosen nach Paris geschafft, kam aber im Jahre 1888 nach Deutschland zurück — ein unersetzlicher Schatz für die Kunde des höfischen Minnesanges. Älter noch als sie ist die Heidelberger Handschrift, der unsere beiden Abbildungen entnommen sind. Sie stammt aus dem 13. Jahrhundert selbst und ist wie die andern mit herrlichem Schriftschmuck und allerlei bunten Bildnissen ausgestattet. Zumeist wohl Phantasiebilder, obwohl es nicht unmöglich ist, daß die kindlich steifen, ungewandten Porträte zum Teil den Originalen nachgeahmt worden sind, wie das Bildnis Leutholds von Säben oder die Darstellung Walters von der Vogelweide, die als Illustration seines berühmten Liedchens: „Ich saß auf einem Steine — und deckte Bein mit Beine“ gedacht ist.

Froschleguan. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Wir sehen hier einen Vertreter der artreichen Familie der Leguane oder Kammeidechsen, die in Amerika heimisch ist. Von ihren Verwandten unterscheiden sich diese Echsen zunächst durch die Stellung der Zähne, die nie am Kiefer, sondern stets am Gaumen sitzen, ferner durch einen Kehlsack und schließlich durch einen zackigen Kamm, der auf dem Rücken verläuft. Man kennt gegen 300 Arten Leguane und unterscheidet Baumleguane, die in feuchten Wäldern auf Bäume klettern und das Wasser aufsuchen, und Erdleguane, die das trockene Element vorziehen. Die meisten Leguane sind muntere, sehr klettergewandte und auch streitbare Tiere; die einen leben von Insekten, wie Schmetterlingen, Käfern u. dgl., die anderen begnügen sich mit pflanzlicher Nahrung. Ihre Färbung ist vorwiegend braun, doch gibt es auch buntere Abarten, und die meisten besitzen die Eigenschaft, ihre Hautfärbung zu verändern. In freudiger Erregung prangen sie dann in einem wundervollen grünen metallischen Glanze. Die Leguane können eine Größe von 1,50 Metern und darüber erreichen, wovon aber der größte Teil auf den langen, dünn auslaufenden Schwanz entfällt. Das Fleisch der Leguane ist außerordentlich zart und schmackhaft; aus ihren Eiern, deren Eiweiß beim Kochen nicht gerinnt, bereitet man treffliche Suppen, darum werden die Tiere in vielen Gegenden eifrig gejagt und auf den Märkten als Delikatesse teuer verkauft. — Nach Europa werden lebende Leguane seit lange eingeführt. F.

Leuthold von Säben.
Aus der Heidelberger Handschrift.



Ein Froschleguan.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau“: Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Heimweh.

Gemälde von Fritz Genutat.

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Das Kreuz im Venn.

(10. Fortsetzung.)

Roman von Clara Viebig.

Erst als Schmölder gegangen war, unwirsch, unzufrieden mit sich selbst und verstimmt über den unangenehmen Abschluß seines gewohnten Frühschoppens, war Helene wieder zum Vorschein gekommen. Sie machte eine lange Nase hinter ihm drein — was der jetzt lief! Er wollte gewiß noch vor seiner Frau zu Haus sein! Sie lachte in sich hinein; als ob das was machte, wenn die es merkte, daß er hier bei ihr gesessen hatte! Freilich, zuerst hatte Frau Schmölder sie geschnitten, den Kopf weggedreht, wenn der Weg sie am „Schwan" vorüberführte, aber jetzt —!

Die Glocken fingen an zu läuten, das Hochamt war aus. Helene blieb im Fenster liegen und ließ die Kirchgänger bei sich vorüberpassieren. Alles mußte hier vorbei, der „Weiße Schwan", das breite Eckhaus, beherrschte zwei Straßen, die beiden Hauptstraßen der Stadt; außer diesen gab's nur noch ein paar winzige Gäßchen, durch die niemand ging. Die Wirtin vom „Schwan" bekam viele Grüße, da war nicht einer unter den Herren, der nicht den Hut gezogen hätte. Der Platzkommandant machte sogar förmlich Front; sie nickten sich vertraulich zu, eine lange Rechnung hatte der schon bei ihr, aber mochte er das Fuder Rotwein nur leer trinken, er brachte ihr immer brav alles heran, was ins Städtchen kam!

Auch der Landrat grüßte, ein wenig steif, ein wenig förmlich; wie immer korrekt. Sie errötete leicht — o, sie konnte auch grüßen wie eine Dame, nicht nur nicken! Aber dabei stieß es sie inwendig vor Lachen; den hatte sie auch schon anders gesehen, nicht immer war er so unnahbar! Ein schöner Mann, ein feiner Mann!

Jetzt kam Frau Heinrich Schmölder vorüber. Aha, sie rauschte in Seide! Puh, wie nobel, aber doch kleinstädtisch! Die Blicke der beiden Frauen trafen sich. Jede zögerte einen Augenblick — wer mußte zuerst grüßen? Dann nickte die Besitzerin des „Schwans", und Frau Heinrich Schmölder nickte wieder, ganz gleichgültig, nein, nicht gleichgültig, recht freundlich, so daß Helene sich gedrungen fühlte zu rufen: „Angenehme Feiertage, Frau Schmölder!"

„Danke sehr, gleichfalls!"

Hedwig war nicht bei der Mama. Sie kam ein ganzes Weilchen später, sie war noch beim Konditor gewesen, um an die Rahmtorte zu heute mittag zu erinnern. Wer weiß, vielleicht machte „Er" heute am Feiertag doch einen Besuch! Papa konnte ihn dann doch unmöglich hinauswerfen, Mama würde ihn sicherlich auffordern, zum Essen dazubleiben. Hedwigs rundes Kindergesicht war ein bißchen schmäler geworden; wenn sie sich jetzt im Spiegel besah, seufzte sie immer. Ach, er war doch so nett — warum Papa nur eigentlich durchaus nicht wollte? Onkel Joseph war auch so eklig! Früher hatte sie den schrecklich gern leiden gemocht, förmlich für ihn geschwärmt — er war doch so besonders, ganz anders als Papa — aber nein, nun mochte sie ihn gar nicht mehr, er hatte neulich zu Papa gesagt, als der so loswetterte über den unvermuteten Abendbesuch des Herrn v. Scheffler: „Du hast ganz recht, Heinrich. Diesmal bin ich deiner Meinung!" Wie scheußlich von Onkel Joseph, ganz greulich, daß der nun auch noch gegen sie Partei nahm. Ach, lieben heißt leiden. Ach ja, alles war gegen ihre Liebe. Sie hatte schon so viele Tränen darum vergießen müssen!

Hedwig Schmölder glaubte oft, sehr unglücklich zu sein. Und dazu kam noch die Ungewißheitsqual: liebte er sie denn wirklich? Papa war so gräßlich verletzend, der sagte: „Ach was, Liebe! Dein — will sagen, mein Geld hat er im Auge!" Und Onkel Joseph sagte was Ähnliches, wenn auch nicht ganz so grob; aber es schmerzte darum nicht weniger. Die Siebzehnjährige seufzte im strahlenden Pfingstsonnenschein, als sie niedergeschlagenen Blickes über das spitzige Pflaster der uralten Gasse schritt, im blaßblauen Kleide zarter erscheinend als sonst, zart wie die blaue Blume des Flachses im goldenen Korn und blütenjung.

„Nanu, Hedchen?"

„Guten Tag!" Hedwig errötete; eigentlich mochte sie die da, die aus dem Fenster so lustig auf sie herunterlachte, gar nicht leiden. Aus verschiedenen Gründen nicht. Erstens war die immer so dreist — Onkel Joseph hatte sie mal mit einem schrecklichen Wort benannt; zweitens war es eine Unverschämtheit, immer „Hedchen" zu sagen, und drittens hatte Scheffler einmal gesagt: „Die schöne Frau im ‚Weißen Schwan'" — Schön, schön? Die war doch nicht schön?! Und viertens — nun, viertens mochte sie sie überhaupt ganz und gar nicht leiden. Warum eigentlich nicht, darüber wurde sich Hedwig nicht ganz klar, aber es stieß sie immer etwas zurück von der blonden Frau, die von aller Welt gekannt war, die eigentlich alle Welt gut leiden mochte. Aber heute konnte sie nicht mit knappem Gruß vorüber. Die Frau sah sie mit einer so bedeutungsvollen Miene an, daß es ihr war, als habe ihr die etwas zu sagen. Was war es denn?! Wie bezwungen trat sie dem Fenster näher, erwartungsvoll hob sie ihr junges Gesicht.

Published 14. V. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Clara Viebig.

Helene lehnte sich weiter hinaus, das volle Weiß des Busens quoll fast zum Ausschnitt des Kleides heraus; sie zwinkerte die Kleine an — „No, Hedchen, so traurig heut?"

Hedwig wurde rot, sie fühlte es und ärgerte sich über sich selbst; unwiderstehlich schossen ihr Tränen in die Augen.

„No, no," tröstete die andere, „man macht doch kein so'n trübselig Jesicht, wenn die Sonn so hell scheint! Hat der Papa als emal wieder jeschimpft? Laß doch den Alten reden — wat de will!" Sie schlug ein Schnippchen. „Jejen die Lieb is nix zu machen, die setzt doch ihren Kopf durch!"

„Meinen Sie?" Unsicher sah das junge Mädchen zu der Frau empor.

Jetzt lachte die Helene spöttisch hell auf; war die noch dumm! Aber dann kam ihr die Gutmütigkeit; wahrhaftig, ein lieb Dingelchen, mit der würde der Scheffler grad machen können, was er wollte! Sie streckte ihre weiße Hand aus, an der die zwei Eheringe breitgolden glänzten, und streichelte das erwartungsvoll zu ihr aufgehobene Gesichtchen. „Besuch mich doch mal, Hedchen — Pardon, besuchen Sie mich doch mal!" Sie lachte neckend. „Ich muß doch nu ‚Sie' sagen, wenn eine bald Braut wird, nit wahr?"

„Ich — ich bin ja gar nicht bald Braut", stammelte die Verwirrte.

Die lachende Frau gab ihr einen freundschaftlichen Nasenstüber. „Tu doch nit so, mir macht ihr kein X fürn U. Ich weiß Bescheid. Ich kenn doch den Scheffler als lang' genug — de brennt lichterloh!"

Hedwig stockte der Atem: war das wahr, wirklich wahr, liebte der sie wirklich so sehr? Ein freudiger Schreck durchrieselte sie. Sie fragte nicht, woher die Frau das wußte, es fiel ihr auch gar nicht ein, sich darüber zu wundern. Glückselig, von einem Rosenschimmer überstrahlt, der ihr unbedeutendes Gesichtchen verschönerte, sagte sie leise: „Ist das auch wirklich wahr?"

„Auf Ehre!" Die warme, mollige Frauenhand drückte kräftig die ganz kalt gewordenen Mädchenfinger. „Ich gratuliere, Kind! Der Scheffler ist reizend, so jibt's keinen zweiten mehr!"

„Aber Papa will doch nicht!" Schon wieder senkte die Kleine betrübt den Kopf. „Er schilt immer so, wenn Egon Besuch macht — wann soll sich denn Egon erklären?"

„Och, de!" Die schöne Witwe schlug eine helle Lache auf. „De findt schon immer en Jelegenheit!" Und dann flüsterte sie vertraulich: „Heut kommt er her — janz bestimmt — um zwei Uhr hat er Diner bestellt — kannste nit mal vorkommen, so janz wie von ungefähr?"

Er kam, er kam! Selig strahlte Hedwig. Aber hier vorkommen?! Nein, das tat sie doch nicht.

Helene zuckte die Achseln. „Jott nee, so etepetete?!" Aber sie wollte mal gut sein und dem Liebespaar helfen. Was tut man nicht für verliebte Leut! „Der v. Scheffler ist ja ein alter Freund von mir, und — weißt du was, Hedchen?" Flüsternd neigte sie ihr hübsches Gesicht so dicht auf das des Mädchens herunter, daß dieses den ganzen warmen Duft, den ganzen süßlichen Parfümgeruch einatmete, der die schöne Frau immer umwogte. „Weißt du was, sei heut nachmittag, so um fünf herum, in eurem Garten — mach die Gattertür auf, daß er nit zu schellen braucht — ich schick ihn hin — dann könnt ihr euch jut aussprechen. Wenn ihr erst einmal einig seid, muß der Alte auch ‚ja' sagen. Hast mich verstanden? Um fünf — nach dem Diner — das is heut sehr fein, Sekt trinkt er auch — ich schick ihn — "

Sie fuhren auseinander. Es kamen gerade Bekannte vorbei, und der erste Wagen mit Gästen fuhr vor dem „Schwan" auf. Hedwig hatte nur noch gerade Zeit, bedeutungsvoll „ja" zu nicken. Hier gab's keine Bedenken mehr! — — — —

Eine Stunde später strömten die Gäste schon herbei. Wagen auf Wagen und die verhaßten Automobile. Wie Ungetüme saßen die Automobilisten darauf, um sich dann zu entpuppen als elegante Kavaliere aus Belgien, die mit ihren sehr schicken Damen das Pfingstfest hier zu feiern gedachten.

„Hören Sie mal, Donnerwetter, Helene, so hören Sie doch mal!"

Die Herren vom Lager fühlten sich heute etwas hintenangesetzt, es waren zu viel Fremde da, die auch gut dinierten und die Sektpfropfen springen ließen. Die schöne Frau Wirtin wußte nicht, wem sie zuerst ihr Lächeln schenken sollte.

„Die Frau muß 'nen Docht haben, 'nen höllschen Docht!" Der Stabsarzt konnte nicht umhin, dies bewundernd anzuerkennen. Nun ging es schon auf fünf Uhr, und sie war noch auf keinen Sitz gekommen. Bald hierhin, bald dorthin; bald wurde da was gewünscht, bald da. Der ganze Saal rappelvoll, Tisch eng an Tisch gerückt, kaum zum Durchwinden, und dabei eine Hitze, ein Lärm, ein Geklapper! Und sie immer mitten dazwischen, immer lächelnd, immer fidel, nicht ein bißchen müde, appetitlich zum Anbeißen, nett in dem klaren Kleide, das unter seinem dünnen schwarzen Flor den Busenansatz und die weiße Atlashaut schimmern ließ.

Wo's not tat, griff Frau Helene, sie, die sonst so Träge, heute selbst mit an; heute galt's. Das war eine Ernte, nicht nur an Geld, nein auch an bewundernden Blicken. Mit ihren schönen Armen hob sie eine Schüssel, reichte sie über Tische und Stuhllehnen, trug sie ein wenig erhoben, trotz ihrer Schwere; sie fühlte es, daß sie sich so gut machte. Das gab ihr die Lust, selbst einzugreifen, mit ihren Blicken die Kellner zu jagen.

Wie eine Königin, dachte Abeking. Nein, wie ein Bild! Er stieß den Stabsarzt an. „Sieht sie nicht aus wie Tizians Tochter?"

„Nanu!" Der gemütliche Stabsarzt lachte sich eins. „Die Dicke, in der Tat, die haben sie beide!"

„Von wem reden Sie denn?" Scheffler wußte nichts von Tizians Tochter, er war im Kadettenkorps erzogen, er hatte nicht Zeit gehabt, Galerien zu besuchen. „So so, ganz recht", sagte er zerstreut, als Abeking, empört über den Stabsarzt, der von „Dicke" sprach, den Streitfall vorlegte. „Sehr nett, ja, ja!" Was kümmerte es Scheffler, ob Helenchen dick oder dünn war! Das ließ sich ja später ergründen. Heute legte er sich in Gedanken eine Liebeserklärung zurecht. „Um fünf," hatte ihm die Helene vorhin zugeflüstert, „um fünf ist die Hedwig Schmölder janz allein im Garten. Das Tor steht auf. Ran, immer ran an die Jewehre! Die Kleine ist verliebt bis über die Ohren — na, nu macht schon, ihr zwei!" Ja, in der Tat, Helene hatte ganz recht, es war Zeit! Wie lange noch, und das Kommando auf dem Platz hatte vielleicht ein Ende, er kam in die Garnison zurück, und wenn er wohl auch nächstes Jahr wiederkam, die Kleine schwamm schon vielleicht in eines anderen Teich! Verdammt! Er zerknickte einen Zahnstocher in winzige Stückchen und grübelte vor sich hin. Es war doch schwer, schwerer, als er sich's gedacht hatte, sich so hinterrücks der Tochter zu versichern, wenn man weiß, daß einem der Vater nicht grün ist. Es vertrug sich nicht so recht mit dem Begriff von Ehre. Aber was half's, machten's andere Kameraden nicht auch so? Wie sollte man sonst zu einer reichen Frau kommen? Und die mußte er haben!

Energisch den Stuhl zurückstoßend, stand der Offizier auf. Er zog die Uniform recht herunter, preßte die Brust heraus und zwängte die Handschuhe an. „Komme nachher wieder", murmelte er gepreßt zwischen den Zähnen. „Es ist mir zu heiß hier — unerträglich! Adieu, auf Wiedersehen — nein, Kaffee will ich nicht, nachher Bowle!" Er schlug die Hacken zusammen, er hatte nicht den Mut, die Kameraden anzusehen.

Leutnant Schmidt machte einen seiner Witze hinter ihm drein. Der Stabsarzt lächelte ein wenig malitiös. Sie wußten schon, wohin Scheffler stapelte.

Der kleine Abeking blieb ganz ernsthaft; das war doch immerhin eine ernste Sache, sich so fürs Leben zu binden, ein großer Schritt, ein gewagter Schritt! Auch er hatte einstmals von Verloben geträumt mit einem jungen Mädchen in weißem Kleide, dessen Seele noch so weiß, so ungetrübt, so rein war wie dieses weiße Kleid; er hatte sich das immer entzückend gedacht, jetzt langweilte ihn das zum Sterben. Er gähnte und

trommelte auf den Tisch — wie konnte Scheffler nur? Sein Blick suchte Helene. Ob sie denn nun nicht bald Zeit fand, hier an den Tisch zu kommen? Er winkte ihr mit den Augen, sie sah gerade her zu ihm und lachte, eine stürmische Bitte sprach aus seinem hübschen Gesicht. War er denn dazu hier heruntergekommen, gab er denn dazu so viel Geld aus, noch dazu Geld, das nicht einmal das seine war, um sie mit so vielen zu teilen? Die Röte des Zorns und der Eifersucht schlug ihm zu Kopf; er hatte auch hastig getrunken, bei der Hitze wirkte alles doppelt. Er hätte alle diese hier, die sie mit den Blicken verfolgten, niederknallen mögen und Helene dann in seine Arme reißen und küssen — ha, küssen! Seine Blicke verschlangen sie.

Schelmisch abwehrend, schüttelte die schöne Frau den Kopf. Dabei aber spitzte sie doch den Mund wie zum Kuß. Ihre Lippen bewegten sich jetzt leise, er glaubte ein „Nachher" oder „Später" von ihnen abzulesen. Unruhig rutschte er auf seinem Stuhl; es war unsagbar öde. Die Anekdoten von Schmidt kannte er schon alle, oder wenn er sie noch nicht kannte, wußte er doch, worauf sie hinausliefen; wie konnte der Stabsarzt nur darüber so lachen! Zu blöd'! Seine Gedanken folgten wieder Scheffler, der verlobte sich nun — auch gräßlich — wie konnte sich ein Mann, ein Offizier, nur mit solch einer törichten kleinen Person verloben, die noch von nichts eine Ahnung hatte, die kalt war wie eine Blüte im Schnee, ohne Glanz, ohne Duft!

Sein Blick suchte wieder die schöne Frau. Jetzt sah er sie an einem Tische stehen und mit ein paar Belgiern scherzen — unerhört, unerträglich! Er hielt es nicht mehr aus. Wie Scheffler vorhin, so stieß auch er jetzt seinen Stuhl zurück und hörte nicht darauf, daß die Kameraden sagten, er sollte doch noch sitzenbleiben, sie kämen nachher auch mit an die Luft. Er rannte aus dem Saal.

Ah, diese Qualen! Er glaubte, nie ähnliche empfunden zu haben. Er hätte weinen mögen. Und doch konnte er ihr nicht böse sein, ihr nichts vorwerfen, es lag ja in ihrem Geschäft, mit jedem freundlich sein zu müssen. Ach, daß sie dazu verdammt war, Wirtin im „Weißen Schwan" zu sein! Würde sie denn nicht auch wo anders hinpassen? Nein, nein — doch, ja natürlich, ja, ja, ganz entschieden! Wer sagte da „nein"? Wie ein Wilder sah er sich um. Auch in anderer Lebenslage, in jeder Situation würde Helene am Platze sein, besser als hier; für hier war sie viel zu schade! . . . Wenn sie nun herauskäme aus dieser Sphäre? Ein Gedanke, so groß und ungeheuerlich, schoß ihm plötzlich durch den brausenden Kopf, daß er vor sich selber davonrannte.

Er rannte die Gasse zu Ende, über Treppen und Treppchen, den steilen, schmutzigen, zwischen zerbröckelnden Mauern verborgenen Engpaß empor, der zur Burgruine hinaufführte. Dort war er ganz einsam. Aus dem Städtchen herauf kam ein Summen, aber es wirkte hier oben nicht anders wie Bienengesumm.

Den Kopf in die Hand gestützt, saß der Leutnant auf einem Mauerrest und blickte starren Auges hinab in die Enge der Gäßchen, die kerzengerade unter ihm lagen. Auf das hochgegiebelte Schieferdach des „Weißen Schwans" — die Wetterfahne, ein sich ringelndes Weib mit dem Fischschwanz, stand gerade auf ihn gerichtet — hätte er spucken können. Er stierte auf den im Nachmittagssonnenlicht glitzernden und glimmernden alten Schiefer. Da unten wohnte sie — ah, eine Nymphe, eine Nixe, von den Drachen bewacht, die an den Ecken der Dachrinnen das Wasser auf die Straße spien! Er seufzte und starrte, bis ihm die Augen übergingen. Wenn er nun den Abschied nähme, ihr zuliebe — ?!

Das war ein abenteuerlicher Gedanke, ein ganz verrückter Gedanke, der nirgendwo anders entspringen konnte als auf dem Moorgrund des öden Schießplatzes, als hier in der Enge der versunkenen Stadt, aber er hatte ihn behext, das fühlte er wohl. Er wurde ihn nicht los. Und ihm war's, als hätte er erzählen gehört, der Helene wegen hätten sich schon einmal zwei Offiziere duelliert. Warum auch nicht? Sie konnte schon junges Blut dazu bringen. Man war doch kein Fisch, wenn man hier auch kaltgestellt war — ah, so kalt! Mit einem Laut des Unmuts reckte sich der junge Offizier und heftete dann den Blick auf seine blanken Stiefelspitzen — er konnte nicht mehr da hinabsehen, es zog ihn sonst hinunter mit Allgewalt.

Das war doch schon manches Mal vorgekommen, daß Offiziere einer Heirat wegen den Abschied nehmen mußten! Erst kürzlich war ein Bekannter von ihm zu Krupp gegangen — es ging ihm da sehr gut — sie lebten sehr glücklich. Warum sollte nicht auch er bei Krupp ankommen?!

Wahrheit und Dichtung vermischten sich in des jungen Mannes Kopf; dabei war er benommen vom hastig getrunkenen Wein, seine Augen sahen nicht klar mehr, der blinkende Schein, der auf dem besonnten Schieferdache lag, machte ihn ganz verdreht. Er schloß die Augen, um nicht mehr hinsehen zu müssen. Er schlief ein, aber in seinen Träumen spukte die schöne Helene, viel schöner, viel hübscher noch, als sie es in Wirklichkeit war. Mit einem lauten Ruf fuhr er auf und streckte die Arme aus — ah, eben war sie ihm im Traum an die Brust gesunken!

* * *

Es war nicht möglich, noch länger auf Scheffler zu warten. Abeking war zwar sehr dafür. Er war so unbefriedigt, so unglücklich — sollte er wirklich so gehen?! Helene hatte noch immer nicht Zeit gefunden, sich zu ihnen zu setzen; nur einen zärtlichen Blick hatte sie ihm dann und wann zuwerfen können, und es war ihm gelungen, ihr hinter dem Büfett, das gegen die Blicke aus dem Saal schützte, einen Kuß zu rauben. Er hatte bis zum Morgengrauen geharrt. Aber die anderen beiden, die übergenug hatten, fanden es rücksichtslos von Scheffler, so unpünktlich zu sein. Sie bestanden darauf, anspannen zu lassen; Schwiegervater würde Egonchen schon in der Equipage nach Hause schicken.

Wie ein Träumender bestieg Abeking den Wagen. Helene hatte ihm eben ein Zeichen gegeben, ein Zeichen! Was meinte sie damit? Als sie aufgebrochen waren, an den Kellner gezahlt und mit Geklirr und Gerassel das Lokal verlassen hatten, war sie ihnen gefolgt in den Hausflur. Dort brannte nur eine einzige Lampe; es war viel zu wenig Beleuchtung für den tiefen und hohen, wie in einem Kloster gewölbten Gang. Aber ihnen war's heute gerade recht so. Während der Stabsarzt und Schmidt scheltend nach ihren Mänteln suchten, hatte Helene sich dicht an ihn geschmiegt, er fühlte ihre weiche Hand an seiner Wange. Sie war heiß und erregt, er roch den Weindunst ihres Atems, aber das, was ihn bei einer anderen zurückgestoßen haben würde, fiel ihm bei ihr nicht auf oder störte ihn doch nicht. Arme Frau — sie hatte so vielen zutrinken müssen! Er fühlte sich plötzlich wie ihr Erretter, ihr Ritter.

Und sie hatte heute nichts von der Schnippigkeit, von dem neckend überlegenen Tone, mit dem sie sonst die jungen Leutnants abzufertigen pflegte. Der kleine Abeking mit den treuherzigen Augen gefiel ihr gut — so jung — so jung — ah, so ein ganz junger war doch tausendmal netter als so ein alter „Knopp" wie Schmölder zum Beispiel! Netter auch als der Stabsarzt seligen Angedenkens, netter selbst als der schöne Egon, als viele, viele andere. Er war schüchtern, er traute sich nicht so wie die anderen, das gefiel ihr am allerbesten an ihm. Ein Gesicht hatte er fast wie ein Mädchen, fein und zart, trotzdem er schon braun gebrannt war wie eine Haselnuß, und was er für ein niedliches Schnurrbärtchen hatte! Wenn er daran herumzwirbelte, während seine Blicke an ihr hingen, hätte sie immer sein hübsches Gesicht zwischen beide Hände nehmen mögen — „Da haste en Bützken, lieber Jung'!" Aber heute kam er ihr männlicher vor und so viel unternehmender. Als er ihr vorhin hinter dem hohen Büfett einen heftigen Kuß aufdrückte, hatte sie etwas von einer Leidenschaft gefühlt, die auch ihr immer bereites Herz mit in Flammen setzte. Als sie sich jetzt im dunkelnden Flur an ihn drückte, mit weichen Fingern seine Wange streichelte, war Verliebtheit in ihrem Tun, wahrhaftig, das war kein

dummer Junge mehr, mit dem man ein bißchen liebäugelte, den man hinhielt von einem Mal zum andern — das war ein Mann, ein richtiger Mann! „Komm wieder!“ flüsterte sie und streifte mit ihren Lippen sein Ohr.

Weiter hatte sie nichts sagen können; die Kameraden rissen ihn mit fort. „Kommen Sie, kommen Sie, Abeking, wollen in die Klappe!“

Nun fuhren sie alle drei schweigsam zum Lager hinauf. Solange sie noch übers Pflaster des Städtchens holperten, hatten sie von Scheffler gesprochen — der übte sich ja nun in Bräutigamsgefühlen — aber als der Wagen ruhiger und langsamer die steigende Chaussee hinanrollte, verstummte die Unterhaltung. Die beiden gähnten und wickelten sich in ihre Mäntel. Abeking, ihnen gegenüber, machte einen langen Hals und spähte ihnen ins Gesicht; aha, sie schliefen schon! Wenn er nun aus dem Wagen spränge, das Endchen zurückliefe? Eine halbe Stunde kaum, und er wäre bei ihr! Nein, es war noch zu früh, längst noch nicht Mitternacht, der „Schwan“ war noch voller Lärm und Lichter. Schade! Eine glühende Sehnsucht packte ihn, die schöne Frau zu umarmen. „Komm wieder“, hatte sie in sein Ohr geflüstert — was meinte sie damit? Morgen? Übermorgen, oder — heute noch?!

Während die Kameraden schon fest schliefen, fand er keinen Schlaf, obgleich die Augen ihm fast zufielen und der Kopf ihm verworren war. Sie hatten ihm so oft eingeschenkt; sie hatten's gut damit gemeint, aber er konnte nicht viel vertragen. Nun hörte er in einem fort, wie aus weiter Ferne und doch nahe, ganz nahe, das „Komm wieder!“ Verdammt noch mal, wie sollte er das denn machen?! Er maß den Sprung vom Wagen herab auf die Straße. Merken würden die beiden es jetzt nicht, aber nachher — wenn sie ausstiegen — nachher! Nein, jetzt ging es nicht!

Mit einem Seufzer der Ungeduld zwirbelte der junge Mann sein Bärtchen. Er atmete zitternd beklommen, in seinen Adern floß es wie Feuer, er hatte kaum die Beherrschung, ruhig sitzenzubleiben. Mit brennenden Augen stierte er über den Wagenrand. Aber er sah nichts von dem Zauber der schönen Nacht, er sah nur gespenstische Umrisse. Daß da links vom sich windenden Band der Straße tief unten im Tälchen der silberne Bach glänzte und goldene Sterne sich in ihm spiegelten, sah er nicht. Er sah nur immer die begehrlichen Augen der schönen Frau. In dem Murmeln und Plätschern, das der über Steine rasch fallende Bach zu ihm heraufsandte, hörte er nur die flüsternde Stimme: „Komm wieder!“

In dieser Nacht brauchte es keiner Nachtigallenlockung — stumm waren die Vögel hier — diese Stimme lockte genug: „Komm wieder!“

Der junge Mensch fieberte. Es klopften ihm alle Pulse. Er mußte zu ihr — „Komm wieder“ — er mußte, es litt keinen Aufschub! Wenn er nun mit diesen hinauffuhr bis vor das Lager, wenn er dann, während sie schlaftrunken davonwankten, dem Kutscher ein Zeichen machte, ihm einen Taler in die Hand drückte, sich einen Gaul beim Zügel langte, sich hurtig aufschwang und noch einmal hinuntergaloppierte ins Städtchen? Zu ihr! Und

„Hurre hurre, hopp, hopp, hopp,
Gang's fort im sausenden Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.“

Das Gedicht fiel ihm immerwährend ein, er konnte den Rhythmus gar nicht los werden: hurre hurre, hopp, hopp, hopp. Drunten war's still, die Lichter alle erloschen, an den Laden schlug er, klirrend stieg er ab — trapp, trapp, trapp — des Rosses Hufe dröhnten — sie würde ihn hören. Sie wartete ja schon auf ihn. Hurre hurre, hopp, hopp, hopp — haha, das war eine Idee, ein toller Streich — ein toller Ritt, aber — — wenn die Sonne aufging, war er wieder oben im Lager. Niemand merkte etwas, das Pferd stand im Stall, er selbst lag in seinem Bette — nur zum Schein — was braucht es der Rast, wenn man beim Liebchen gewesen ist?!

„Und hurre hurre, hopp, hopp, hopp“ — er murmelte es in das dumpfe Rollen des Wagens, in das gleichmäßige Schnarchen der Kameraden hinein.

Die Pferde schnauften; der müde Kutscher trieb sie nicht mehr an, aber sie trabten von selbst, sie witterten den Stall. Der Mond fing an zu scheinen, jedes Hälmchen am Wege zitterte taubeperlt. Die großen Tannen am Chausseerande, die riesenhaft vom Bachtal bis hier heraufragten, schimmerten silberig und fingen den Mondglanz mit ihren Ästen auf.

Mit weit offenen Augen fuhr der Trunkene in den huschenden Glanz hinein. Wie Leichensteine, weiß und gespenstisch, ragten die Meilensteine am Rande der steil abstürzenden Böschung. Sein Gesicht schimmerte geisterbleich; er lächelte in sich hinein.

* * *

Egon v. Scheffler war glücklicher Bräutigam. Es hatte schwere Mühe gekostet, den Alten herumzukriegen, vieler Tränen des Töchterchens hatte es bedurft und vieler Versicherungen des Offiziers. Aber die Helene hatte das höchst schlau eingefädelt — was sollte der Vater jetzt noch machen?!

Es war eine unangenehme Überraschung für Heinrich Schmölder gewesen, als am hellen Pfingstnachmittage seine Hedwig plötzlich zu ihm in die Stube stürzte, wo er auf dem Sofa lag und rauchte, hastig, mit glühenden Wangen und glänzenden Augen sich auf ihn stürzte, die Arme um seinen Nacken schlang, ihr Gesicht an das seine preßte — „Ach, Papa, Papachen, ich bin ja so glücklich!“ Was hatte sie sich denn so? Er wußte nicht, wie ihm geschah. Aber als er, sich ein wenig vom Sofa aufrichtend, den Herrn v. Scheffler in der Tür stehen sah, etwas verlegen lächelnd, aber doch mit einer gewissen Siegermiene, da wußte er alles. Zum Donnerwetter, wie war der denn hereingekommen? Er hatte es doch gar nicht klingeln hören!

Auch Frau Schmölder war, trotzdem ihr der Offizier so wohl gefiel, von der Plötzlichkeit der Sache nicht sehr erbaut. Hedwig war noch so jung, man hätte doch noch erst überlegen sollen! Sie sah ihre Tochter so böse an, wie sie nur konnte; fragt man nicht erst seine Mutter um Rat? — und Heinrich sah wiederum seine Frau böse an, sie war an allem schuld, hatte sie die Sache nicht protegiert? Aber Hedwig schien ja so glückselig, und sie war das einzige Kind! Schulden hatte übrigens Scheffler nicht; er hatte sofort, nachdem ihn Schmölder zu einer Unterredung in sein Privatkontor gebeten hatte, seine Verhältnisse unumwunden klargelegt. Vermögen hatte er nicht, nur eine Zulage gehabt, aber ein gutes Avancement hatte er vor sich, und er war auch niemand etwas schuldig. Dies gab den Ausschlag.

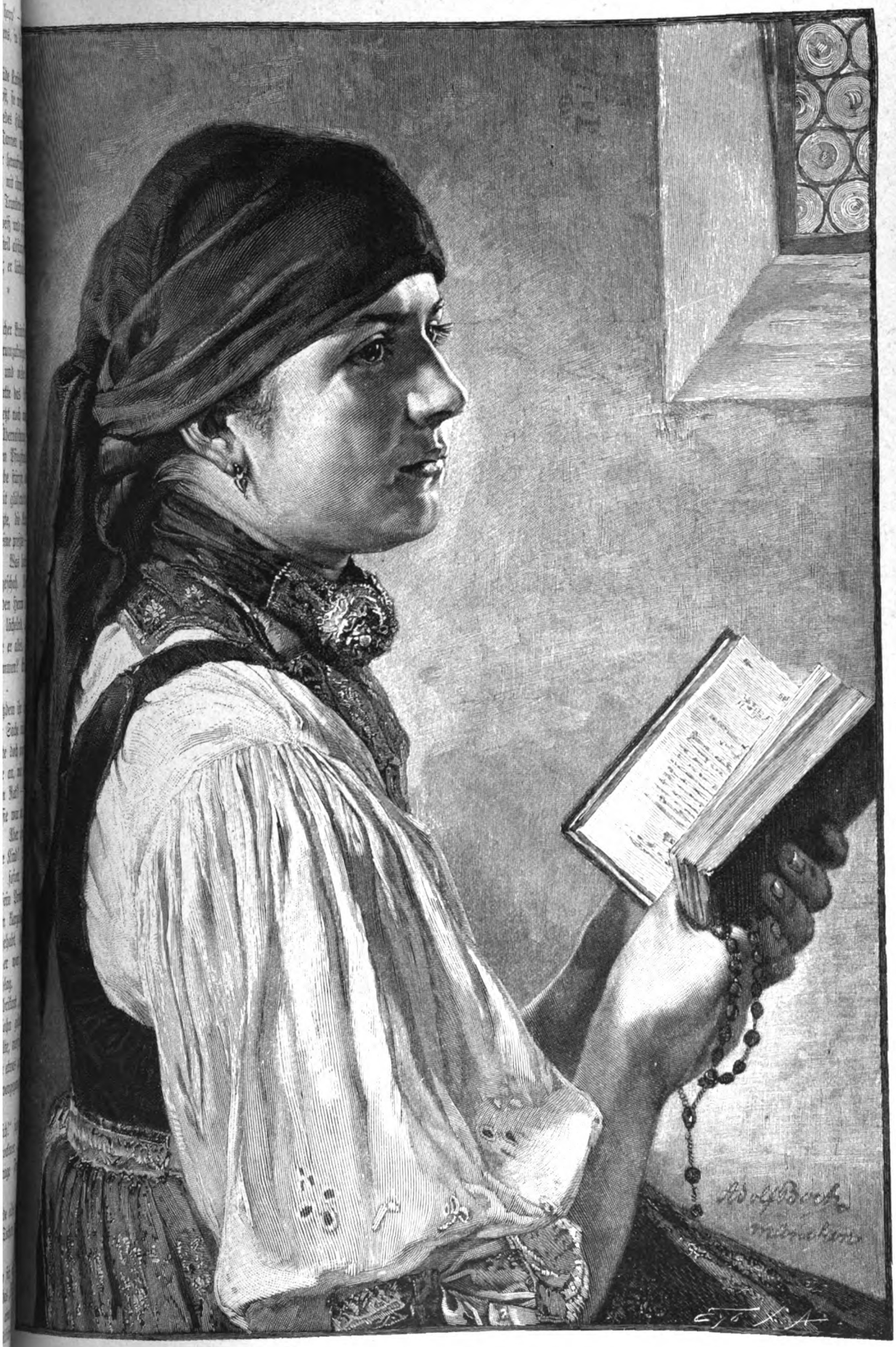
Mit umwölkter Stirn sagte der Fabrikant „ja“. Er hätte lieber jeden anderen zum Schwiegersohn gehabt als einen Offizier; aber wenn er gerecht sein wollte, mußte er sich selbst eingestehn, daß der, an dem er so gern etwas zu tadeln finden wollte, untadelig aus seinem Verhör hervorgegangen war. Die beiden Männer reichten sich die Hände.

„Machen Sie meine Hedwig glücklich!“ sagte der Vater. Es lag eine Bitte in dem sonst so trockenen Ton Heinrich Schmölders und zugleich eine leis bange Frage, die der Bräutigam wohl heraushörte.

Er verbeugte sich gehalten. „Ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht, Ihr Fräulein Tochter glücklich zu machen — mein Ehrenwort!“

Ein paar Stunden später nannte man sich schon „Egon“ und „Schwiegerpapa“, wenn auch vorerst das „Sie“ noch beibehalten wurde. Heinrich Schmölder hatte einen feinen Wein heraufbringen lassen; es wurde ein ganz fröhliches Abendbrot. Die Eltern sahen immer wieder ihr Kind an und das Kind den Bräutigam.

Scheffler selbst war in einer strahlenden Laune, es war alles so glatt gegangen, es hatte gar nicht vieler Worte bedurft in dem blühenden, lauschigen Garten zwischen den Felsen, und das kleine Mädchen war ihm an die Brust gesunken, errötend



Andacht.

Gemälde von Adolf Bock.

zitternd, und er hatte ihr einen zarten Kuß aufgedrückt. Nun hielt er die Hand der Braut beständig in der seinen. Er sah wohl den immer wiederkehrenden, schier ängstlich forschenden Blick des Vaters, der ihn über den Tisch weg fast durchbohrte, aber er lächelte zuversichtlich, ja, er hatte dies kleine Mädchen wirklich lieb, herzlich lieb, viel lieber, als er eigentlich gedacht hatte. Es würde schon ganz gut mit ihr gehen!

Es wurde spät, bis der Bräutigam sich verabschiedete, und als ihm dann die Braut das Geleit gab und er sie noch einmal küßte, seine Lippen auf die warmen jungen Lippen drückte, mischte sich in diesen Kuß ein aufflackerndes Begehren, wahrhaftig, das hatte er sich doch nicht so reizend gedacht, ein so junges Ding die Liebe zu lehren!

Der Schwiegervater hatte ihn mit der Equipage hinaufgeschickt. In der bequemen, weichgepolsterten Ecke lehnte träumerisch der Offizier, er dachte daran, daß der Alte doch eigentlich ein famoser Kauz sei, der, der Tochter zuliebe, auch dem Schwiegersohn nie etwas abschlagen würde. O, wie klug hatte er doch daran getan, der kleinen Hedwig Schmölder, die die anderen Kameraden etwas unbedeutend fanden, den Hof zu machen! Zufrieden lächelte der Offizier in sich hinein. Nun würden sie ihn beneiden! Er strich sich den schönen Schnurrbart. Gedanken, angenehme Gedanken strömten ihm in Menge zu; er war ganz in sie vertieft. Da merkte er doch auf, wie ein Schatten flog etwas an ihm vorüber, ein beschlagener Huf, der einen harten Stein traf, sprühte Funken, ein Pferdeatem, heiß und keuchend, schnob am Wagen vorbei. Was war das?! Er wollte sich erheben, sich umsehen — da — da war auch alles schon verschwunden. Ein Traum, eine Halluzination, eine Täuschung der Sinne. — —

(Fortsetzung folgt.)

Das Frühlingsrätsel*).

Eine kosmische Betrachtung von Wilhelm Bölsche.

Die Erdachse stand, wie wir wissen, schief, und das bedingte den Frühling. Mephisto hätte in unserer Legende aber doch das Spiel gewonnen, wenn nicht noch ein anderes gegeben war: — das Leben. Eine Planetenlandschaft, wo bloß starres Granitgeklüft zu den Gestirnen ragte, war im Frühling nicht verschönert. Wo nur diese elementaren Mächte der Natur, die Zyklopen gleichsam, die den feineren Oberbau erst tragen sollen, herrschen — Fels und Welle und Himmel — da ist der Lenz noch kein Zauberer, der die Dinge verklärt, er erscheint sogar als ein Rückschritt gegen die monumentale Pracht des Winters. Wenn der Stein klingt und sich spaltet vor Kälte, wenn im Schneekristall die wunderbarste Leistung des anorganischen Daseins herabwirbelt, wenn die großartigen Sternbilder des Winterhimmels, vor allem der herrliche Orion, die Augen der Nacht bilden, dann ist zweifellos die größte Stunde des Nichtlebendigen, unvergleichlich viel erhabener als das Zwitterspiel der Atmosphärilien eines launischen Apriltages. Darum ist die Sternwarte im Winter so schön, das verschneite Hochgebirge, über dem der Sirius funkelt, so unvergleichlich — zwei Orte, wo man nicht die zarte Farbenhülle des Lebens, sondern gleichsam die große Nacktheit der bloß elementaren Natur sucht. Die Magie des Frühlings liegt in diesem farbigen Leben, diesem feinen Reife, der sich um die Fruchtkugel der Erde webt, so fein, als müsse ein herberer Moment ihn fortwischen können wie den blauen Duft von einer Pflaume — und der doch der eigentliche Wert und Inhalt unseres Planeten ist. Wie das Leben sich mit der Schiefe der Erdachse auseinandergesetzt hat, das erst ist auch der wahre Inhalt und Wert des Frühlings. Wo das Leben herrscht, da bedeutet dieser Frühling nicht das Zerschmelzen schöner Kristallformen in formlose schmutzige Wasser, nicht das Abblassen prachtvoller Gestirne hinter treibenden Nebeln: das Leben tritt in diesem Zeichen in ein jähes, überquellendes Stadium gestaltender, schaffender Kraft. Die Schneekristalle sind von einem Kirschbaum heruntergetaut; einen Augenblick stand er wie geschändet, kahl und arm; da plötzlich strahlt er wieder weiß, überpudert mit Lebensschnee, in einer Krone von Blüten; und eine solche Blüte ist doch noch ein ganz ander Ding als ein kalter, starrer Schneekristall. Wie Feuer rinnt diese zeugende Blütenkraft aber jetzt von Baum zu Baum. Bald taucht eine ganze Landschaft in diesem Brautschleier jungen Lebens auf. Wer ist nicht einmal an der Bergstraße im Obstschnee hingefahren oder durch die Kirschblüte von Werder bei Berlin und hat den Triumph des Lebensfrühlings empfunden, wie er die alte Erde, Scholle wie Flur, Berg und Tal einheitlich verschwinden macht unter seiner höheren Kristallform der lebendigen Blüte. Oder in einem Gelände nasser Wiesen, wo meilenweit bis zum Horizont alles, alles Gold war der Sumpfdotterblumen; an einem Vorgebirgshange, der von großen haarigen Berganemonen überblaut stand. Dazu wie fliegende Blumen prächtige Schmetterlinge. Eine Fülle plötzlich auftauchender Vögel, mit Farben, mit Gesang. Einen Tag habe ich den märkischen Müggelsee unter meinem Fenster mit dem Fernrohr abgesucht: alles noch kahl, nur graues Wasser und zitternde Luft; plötzlich am nächsten Schwärme von Vögeln darauf, Haubentaucher mit langen Hälsen und rotbraunem Schopfe, porzellanhaft schneeweiße, schwarzgestreifte Gänsesäger, weißschnäbelige Teichhühner, Reiherenten mit schwarzen Köpfen. Und am Strande überall flötende Stare, die Erlen über Nacht violettbraun von Kätzchen, der Uferwall, den das vordrängende Wintereis geschaffen, voll goldener Sterne des Huflattichs und purpurspitziger Gänseblümchen. Eine kurze Frist jetzt noch — und die Blätter sind da; schon keimen sie mir im Glas am Fenster. In jedem Strauße rollt mir diese ungeheure Kraftwelle entgegen, aufgespart für die Wendezeit der Erdachse, diese Kraft, die in wenigen Tagen da draußen eine Offenbarung von Grün schaffen wird, daß man es vom Mond aus schon mit bloßem Auge sehen müßte. Ja, diese Kraft des Lebens, das ist erst der Schachzug, der Mephisto mit seinem Trick der schiefen Erdachse matt gestellt hat. Wie aber ist es dem Leben geglückt, diese ungeheure Konzentrierung als Reaktion gegen den schiefen Turm, auf den es gestellt war, durchzusetzen und so gegen eine astronomische Dummheit einen — Lenz zu stellen, einen Lenz mit allen konzentrierten Liebesgluten des höchsten Erdendaseins, einen Lenz, wie ihn seit Jahrtausenden alle Dichter besungen haben, und wie er doch — eingestandenes Bekenntnis aller dieser Dichter — nie mit etwas Schönerem überboten worden ist in drei so schlichten Offenbarungen als einer blauen Frühlingsblüte am grünen Rain, einem zwitschernden Star im blühenden Kirschbaum und einer lieblichen jungen Menschenblüte, die aus schönen sehnsuchtsvollen Mädchenaugen in diesen Frühlingstraum hineinträumt?

Die Wege der Natur sind einfach. Sie beginnt ein Gebirge mit einem unsichtbaren Kalkstäubchen, das in einem Wassertropfen wie in seinem Weltmeer schwimmt. Sie baut einen Planeten um ein Eisenkügelchen, das zwischen Sonnenentfernungen im Raum schwebt und so klein ist, daß Tausende auf ein Schrotkorn gingen. Die Natur, waltend in der Entwicklungsform der lebendigen Zelle, hat den Kampf mit der schiefen Erdachse zunächst gewonnen mit einer scheinbar simpelsten Ur-, Ureigenschaft solcher Zelle. Wir Menschen als denkende Gehirnzellen kennen sie in den Begriffen „Schlaf" und „Wachen". Die Zelle in ihrer Urform, von der alles

*) Vgl. Nr. 16 des laufenden Jahrgangs der „Gartenlaube".

höhere Leben einstmals ausgegangen ist, und die uns heute noch die einzelligen Geschöpfe, die Bakterien und Konsorten, vor Augen stellen, besitzt und verwertet den darin ausgesprochenen Gegensatz aber in viel weiterem Maße. Sie kennt zwei Stadien des Daseins innerhalb ihres Lebens, absolut ruhendes Leben, wo der ganze Apparat stillsteht wie eine nicht tickende Uhr, ohne doch irgendwie an seiner Lebensmöglichkeit zu leiden, im Gegenteil — und arbeitendes, aktives Leben. Unendlich sind die Vorteile dieser doppelten Möglichkeit, die bald so, bald so jederzeit ausgespielt werden kann. Im Stadium der Ruhe, der sogenannten Trockenstarre, einem extremen Schlafzustande, der an vollkommenen Scheintod erinnert, werden Todfeinde des Lebens gemächlich ertragen: vollkommener Wasser und Nahrungsmangel, furchtbare Kältegrade, bis 200 Grad unter Null, dörrende Hitze, Fehlen von Licht und Luft oder auch zu viel Licht, zu viel Luft. Natürlich muß das Grenzen haben. Aber es hat sehr weite. So wunderbar weite oft, daß man sich mit dem Gedanken um älteste Geheimnisse der Lebensgeschichte müht, die da mitspielen könnten. Warum erträgt ein Bazillus schlafend 200 Grad Kälte? Hat er in Urverknüpfungen der Dinge schon einmal selbst mit solchem Kontraste rechnen müssen? Einem Kontraste der Weltraumkälte gegen Erdentemperatur? Genug, der Spielraum ist groß. Liegt in ihm allein eine gewaltige Versicherung, so kommt aber nun noch hinzu, was wir Menschen an unserm Schlafe besonders schätzen. Auch er hilft ja über manche Not. Denken wir bloß an den künstlichen der Narkose bei schmerzhafter Operation. Aber was wir am regelmäßigsten an ihm ehren, ist, daß er Ruhepausen des Kräftesammelns schafft. Nach einem nervös überreizten Abend eine Nacht mit Schlaf — welches Jungbad, wie konzentriert danach die gesparte Kraft! Hier liegt etwas mehr noch als bloß die zeitweise Ruhe des still gestellten Uhrwerks. Und auch das bewährt das einzellige Leben schon, hat es von je bewährt, solange es besteht, also solange Leben überhaupt existiert. In Stadien der zeitweisen Ruhe, des Lebensschlafs, treten Bakterien auch ein, ehe sie den großen Akt ihrer Zerspaltung, ihrer Vermehrung vollziehen. An diesem Akt hing aber aller Fortschritt des Lebens. Er ist die Urform aller Liebe. Wer wollte leugnen, daß in der Liebe die höchste Kraftkonzentrierung, höchste Leistung des Lebens bestehe. Es muß doch auch hier schon die Ruhe die Sammlung auch zu dieser Steigerung geben. So wunderbar liegen ja bei diesen Einzellern die Dinge, daß oft dieser Konzentrierungsschlaf sogar ihr einziger Todesschlaf innerhalb der Generationenfolge ist: die Steigerung der Fortpflanzung und das Ende des individuellen Lebens fallen in dem Schlafmoment ideell zusammen, ein wirklicher Tod existiert hier gar nicht, sondern höchstens ein solcher Scheintod. Das Individuum fällt in Schlaf, und es erwacht zerstreut, vermehrt in einer Schar von Kindern, ohne Riß des Lebens selbst. Doch das nebenbei. Die Hauptsache bleibt: schon in den Urelementen des Lebens lag diese Gabe, den „Schlaf" auszuspielen als Schutz, und wiederum auch, wenn er eintrat, in ihm gerade einen Jungbrunnen zu sehen zu erhöhter konzentrierter Kraft hinterher. Und mit dieser Gabe haben belebte Schleimpünktchen, einzeln durchweg winziger, als daß unser einfaches Sehvermögen sie überhaupt je erreichte, zarte Gebilde, die das Wunder ihrer Formkraft und ihres Empfindens und selbsttätigen Bewegens nach urgegebenem Weltgesetz offenbar nur hatten erreichen können durch eine unendliche innerliche Zartheit und Zerbrechlichkeit ihres winzigen Körperuhrwerks, der schiefen Achsenneigung eines Weltkörpers von über zwölf Millionen Metern Durchmesser — Schach geboten. Haben diese Schiefe beantwortet durch die Tat des Frühlings. Sie haben den Gegensatz von Sommer und Winter, wie ihn diese Achsenschiefe schuf, überwunden durch eine jahreszeitliche Regelung von Wachen und Schlaf. Und sie haben diesen langen Winterschlaf zugleich zu einer Epoche der stillen Sammlung, der Kraftkonzentration gemacht. So konnte der Moment des Erwachens einsetzen mit einer wahren Explosion an Kraft, einer höchsten Steigerung. Ihm danken wir die Farben und die Triebe, die Energien und die Schönheiten des Lebensfrühlings, also eben das, was den indifferenten astronomischen Frühling aus einem Datum zu einer Offenbarung für uns macht.

Von den Bakterien und Verwandten, wo wir noch heute die Fähigkeit des zeitweisen Schlafs so extrem entwickelt finden, ist sie dann streng vererbt worden auf alle höheren Organismen, und zwar gleichmäßig in beide großen Entwicklungslinien des Stammbaumes hinein, auf die Pflanzen wie die Tiere. Und Pflanze und Tier gerade auf ihren vorgeschrittensten, vielzelligen Stufen haben mit der alten Waffe dann erst recht eigentlich den Frühlingskampf ausgefochten.

Es ist in höchstem Grad erstaunlich, wie weit die Schlafmöglichkeit als Schutzmittel auch bei sehr hohen Pflanzen, hohen Tieren überhaupt noch geht. In den künstlichen Eiskammern Raoul Pictets haben Kürbissamen und Erbsen in getrocknetem Zustand über hundert Stunden einer Kälte von 192 Grad Celsius getrotzt, ohne die Fähigkeit des Erwachens, des Keimens zu verlieren. Rettichsamen hat sie nicht verloren bei 16 Monaten des Aufenthalts in luftleer gepumpten und zugeschmolzenen Glasröhren. Man hat noch vollkräftige Pflanzen erzogen aus Samen, die, zufällig in Herbarien eingelegt, im Trockenschlaf 150 Jahre überlebt hatten. Aber auch ausgewachsene Schnecken überdauerten lebendig in der Starre eine Temperatur von minus 100 Grad, als man sie ähnlichen Experimenten unterwarf. Spinnenähnliche Tiere (Bärtierchen) und Krebse wehen mehrere Jahre lang wie trockenster Staub mit anderem Staub im Wind und wachen doch wieder auf, wenn ein glücklicher Zufall sie in eine Pfütze wirft. Ein warmblütiges Säugetier wie unsere Fledermaus verfällt alljährlich im Winter in einen Zustand tiefster Ohnmacht, in dem die Bluttemperatur mit der Außentemperatur bis auf den Nullpunkt sinken kann, die Atmung nahezu ganz aussetzt, venöses Blut das Herz durchströmt und der Herzschlag um mehr als ein Drittel gegen sonst verlangsamt ist. Deutlich merkt man an solchen Beispielen, wie die alte Gabe überall dauert, bereit einzuspringen. Nun hat sie allerdings offenbar von Anfang an mehreren Zwecken gedient. Die älteste Verwertung, die wir uns noch genau vergegenwärtigen können, und die heute noch sowohl bei den Bakterien als auch in vielen jener höheren Beispiele die Hauptrolle spielt, ist das Überwinden des zeitweisen Gegensatzes von trockener Wüste und feuchtem Element gewesen. Der Schlaf wurde benutzt, um über das zeitweise Austrocknen hinwegzukommen. Noch heute sehen wir selbst hochentwickelte Landtiere der Tropen, wie die Borstenigel Madagaskars, statt des Winterschlafs einen Sommerschlaf halten, der ihnen über die grellste, glühendste, dürreste Sonnenzeit hinweghilft. Einen besonderen Nachdruck muß gerade dieser Kampf aber in urweltlichen Tagen gehabt haben, als die Lebewesen überhaupt zum erstenmal vor die Alternative von feuchtem Element (dem sie ursprünglich alle entstammten) und trockenem Land sich gestellt sahen. Sicherlich ist das Festland lange geologische Zeiträume hindurch vom Leben lediglich im Intermezzo des Trockenschlafs bestanden worden. Noch in der sogenannten Devonzeit, die der Bildungsepoche unserer gebräuchlichen Steinkohle voraufging, macht ein ungeheures Festland der Nordhalbkugel der Erde, wo sich der älteste rote Sandstein ablagerte, typisch den Eindruck eines fast absoluten Wüstengebiets ohne Busch und Wald und ganz oder fast noch ohne echte Landtiere. Erst allmählich von den Rändern aus haben dann Sumpfpflanzen und amphibienartige Tiere auch „wachend" das Landgebiet erobern gelernt. Um diese Zeit war aber bereits in den oberen, erhellten Schichten der Wasserheimat selbst längst ein anderer Konflikt angelegt worden, der ebenfalls die alte Schutzstarre als Helfer heranzurufen geeignet war, sobald er akut wurde.

Der ganze pflanzliche Teil des großen Lebensstammbaumes hatte sich auf den Lichtstrahl eingestellt. Sonnenlicht mußte er haben, damit seine Lebensuhr tickte. Nicht bloß Sonnenwärme, sondern vor allem Sonnenlicht als solches. Es war die ganze Seite der belebten Natur, für die die Farbe „Grün" Trumpf wurde. Diese Farbe stand in einer geheimen Beziehung zu dem chemischen Prozeß, in dem diese Pflanzenwesen das Sonnenlicht verwerteten für die Speisung ihrer Lebensmaschine, sie war der Anstrich gleichsam des Laboratoriums, wo sich dieser Prozeß vollzog: des grünen Blattes. Das begann, wie gesagt, schon im Wasser, wo heute noch in den obersten paar hundert Metern Myriaden pflanzlicher Chemiker dieser Art, vom mikroskopischen einzelligen Diatomeen-Urpflänzchen bis zum hundert Meter langen grünen Riesentang, ihr Laboratorium mit Sonnenenergie treiben. Ich bin aber der Ansicht, daß es wesentlich dieser Lichthunger gewesen ist, der schließlich auch die Pflanze auf das wirkliche sonnenhelle Land heraufgetrieben hat, das sie zuerst mit Farnkränzen im moorigen und wattenhaften Ufergebiet umgürtete, um ihm endlich den Gesamtcharakter der roten Wüste überhaupt zu nehmen zugunsten lichtgrünen Waldgebietes. Wo aber dieses Lichtproblem auftauchte, da mußte zuerst der Wechsel von Tag und Nacht (der, zweifellos an die einfache Drehung der Erde geknüpft, als solcher so alt war wie das Leben auf der drehenden Kugel überhaupt) als bedeutsam empfunden werden. Es gibt Urwesen und Tiere genug, die in vollkommener Finsternis, in Höhlen oder lichtloser Meerestiefe, ohne jedes Hindernis fröhlich gedeihen. Die echte Pflanze, seit sie sich jene Lichtküche eingerichtet, vermag es nicht mehr. Daß es aber auch an den sonnigsten Stellen dieses Planeten keinen dauernd belichteten Fleck gab, sondern immerzu nur zeitweisen Tag in regelmäßigem Wechsel mit Nacht, mußte sie zu Hilfsmitteln, Schutzauswegen zwingen. Von der Pflanze ist zuerst der Schlaf nicht als Trockenheits-, sondern als Dunkelheitsreaktion benutzt worden! Die grünen Blätter sind die ersten Nachtschläfer gewesen. Wenn Klee- und Wickenarten, Mimosen und Gleditschien mit Einbruch der Dunkelheit allabendlich ihre Fiederblättchen zusammenfalten, ganz wie ein Mensch, der zur Nachtruhe die Augenlider schließt, so pflegt auch der Laie hier einen „Schlaf der Pflanze" zu ahnen. Diese äußerlichsten Anzeichen, die zum Teil sicher auch noch auf ganz andere Zwecke zielen, sind aber dafür viel weniger wichtig als der nur durch genaueste Experimente nachweisbare wirkliche Umstand, daß jede grüne Pflanze in ihren grünen Teilen vom Moment ab, da das Licht schwindet, auch mit dem Hauptteil ihrer eigentlichen aufbauenden Lebenstätigkeit radikal aufhört und sich bloß noch auf einfache Atmung beschränkt. Ihr wichtigstes chemisches Laboratorium stockt, tritt in den Zustand der Latenz, des Schlafes, und erst der neu auffallende Lichtstrahl weckt die ruhenden Arbeitsgeister wieder auf, läßt die Rädchen wieder schnurren, die Mörser wieder stampfen, die Federn wieder ticken. Immerhin ein gewaltiger Gegensatz! Pflanzenleben wäre auch dem geregeltsten Lichtwechsel gegenüber, wie ihn ein beständig gleichbleibender Tag von zwölf Stunden gegenüber einer Nacht von zwölf Stunden darbietet, wohl von Anfang an nicht durchführbar gewesen, wäre nicht jene alte Gabe, den intensiven Lebensprozeß ohne Schaden immer einmal wieder durch Ruhepausen zu unterbrechen, als jederzeit disponibles Erbteil vorhanden gewesen. Die notorisch ältesten Landpflanzen, Farne und etwas später Nadelhölzer, sehen wir bereits deutlich an diesen ständigen Wechsel der Lichtpausen angepaßt, er war eben eine Urgabe des Planeten.

Nun aber ist da in der Folge noch etwas hinzu passiert. Es muß notwendig erst im Verlaufe der uns übersehbaren geologischen Zeit selbst geschehen sein, und zwar erst in einem späteren Akte. Denn ganz offensichtlich haben die grünen Landpflanzen erst von einer ganz bestimmten Wende an auch darauf noch einmal besonders mit Hilfe ihrer famosen Urväterkunst des zeitweisen Schlafs geantwortet. Es muß das eingetreten sein, was jener Mephistostoß gegen die Erde in Gestalt der Achsenschiefe noch einmal besonders zu dem einfachen Wechsel von zwölf Stunden Licht mit zwölf Stunden Dunkelheit für alle den Polen näheren Landgebiete hinzufügte, nämlich eine über lange Monate ausgedehnte Unregelmäßigkeit der Tages- und Nachtdauer mit höchstem Nachteil für den Tag innerhalb einer ganzen Jahreshälfte, Umstände, die sich dann kombinierten mit den Wärmeverhältnissen und so zuletzt auf den ganzen herben Wechsel von Sommer und Winter mit einem Umschlagsmoment im Frühling hinausdrängelten. Nicht der einzelne Tag sonderte sich in dieser Steigerung in eine helle, warme, eigentliche Tag- und eine kalte, finstere Nachthälfte, sondern das Jahr zerriß in ein lichtes Reich und ein Reich der kalten Finsternis. Wer dem begegnen wollte, der mußte aus seinem Nachtschlaf einen Winterschlaf machen. Der Moment, wo das eintrat, liegt aber für uns, wie gesagt, innerhalb der Erdgeschichte und sogar innerhalb ihres späteren Teils. Denn wir lesen das mit wohl so gut wie untrüglicher Sicherheit aus dem unanfechtbaren Faktum ab, daß zu einem ganz bestimmten Zeitpunkte der späteren Erdgeschichte die grünen Landpflanzen eben zum erstenmal diesen weitergehenden Schachzug wirklich getan und sich urplötzlich nach einer neuen Decke, und zwar ausgespart gerade dieser der schiefachsigen Jahreszeiten, gestreckt haben. Der Wendepunkt liegt in der Kreidezeit. Damals zum erstenmal traten auf der Erde grüne Laubbäume auf, die das machten, was seit Menschengedenken am auffälligsten den Frühling gekennzeichnet hat: nämlich einmal im Jahr, und zwar eben zum Lenztermin, sich einen ganzen Neubau ihres bewußten grün lackierten Lichtlaboratoriums leisteten — sich völlig neu aus Knospen heraus in Blätter einkleideten. Die unumgängliche Voraussetzung dazu war, daß sie am Gegenpol des Frühlings, also im Herbst, die vorjährigen Blätter abgeworfen, ihr ganzes Lichtlaboratorium wie ein grünes Gartenhaus abgebrochen und sich für die gesamten Wintermonate aller damit unmittelbar zusammenhängenden Arbeit entschlagen hatten zugunsten eines langen Schlafs. Nicht die Pflanzenwelt hat damals erst begonnen, nicht das Leben, nicht in diesem Leben jene wunderbar glückliche Möglichkeit zeitweisen Schlafes, der ein Jahrhundert überdauern konnte, wie viel mehr ein paar Monate, der 200 Grad Kälte bestehen konnte, wie viel mehr etwa einen deutschen Normalwinter. Aber daß auf den Frühling reagiert worden ist von so begabtem Leben, das ist damals zum erstenmal geschehen. Der Zusammenstoß von Leben und Frühling hat einen geschichtlich sichtbaren Anfang, gegeben durch das Auftauchen der ersten blätterwechselnden, also sicher winterschlafenden Laubbäume in der Kreidezeit. Wieder ein Frühlingsrätsel, dunkel herüberdeutend aus dem Grün des Lebens jetzt in jene problematischen Perspektiven astronomischer Frühlingstheorie . . .

Schneeglöckchen.

„Weißes Glöckchen, weißes Glöckchen,
Warum läutest du so traurig?"
„Weil wir beide, weißes Mädchen,
Weil wir beide sterben müssen,
Eh' der Lenz im Lande webt!"

„Weißes Mädchen, warum lächelst,
Warum lächelst du so heimlich?"
„Weil ich einen Falter sehe,
Einen schönen blauen Falter,
Der im Maienlichte schwebt!"

Reinhard Volker.

Operationen an Tieren in Zoologischen Gärten.

Von Dr. Ernst Schäff, Direktor des Zoologischen Gartens in Hannover

Es gibt Leute, die der Ansicht sind, ein Oberförster habe nicht viel mehr zu tun, als mit der Büchse im grünen Wald umherzustreifen, und ebenso gibt es Menschen, die glauben, der Direktor eines Zoologischen Gartens gehe zur Hauptsache zwischen seinen Tieren umher, begucke sie und mache interessante Beobachtungen. Das wäre ungefähr so, als ob der König den ganzen Tag mit der Krone auf dem Kopf auf dem Thron säße und regierte. Etwas anders verhält sich denn doch die Sache in allen drei Fällen. Gewiß ist, daß der Leiter eines Zoologischen Gartens täglich ein oder mehrere Male seine Pflegebefohlenen besichtigt, und bei dieser Tätigkeit wird er vom Publikum natürlich am meisten gesehen. Aber unsereiner hat so vielerlei Verschiedenes zu bedenken und zu besorgen, daß sich zu wirklichen Beobachtungen, die, wenn sie wissenschaftlich exakt sein sollen, oft recht viel Zeit erheischen, kaum eine Möglichkeit bietet. Neben viel mechanischer und viel rein geschäftlicher Arbeit kommen aber auch allerlei interessante Momente vor, wie Zuchterfolge, Erwerbung neuer, bisher noch nicht gehaltener Tierarten usw. Abwechslung bieten allerlei unvorhergesehene Ereignisse, teils erfreulicher, teils unerfreulicher Natur, und zu letzteren gehören die unvermeidlichen Todesfälle und Krankheiten im Tierbestande. An ersteren ist natürlich nichts mehr zu ändern, Krankheitsfällen aber sucht man nach Möglichkeit zu begegnen, teils mit, teils ohne Erfolg. Am häufigsten, glaube ich behaupten zu dürfen, kommen bei den Insassen der Zoologischen Gärten Erkrankungen der Atmungs- und der Verdauungsorgane vor; erstere, zu denen nur zu oft der Keim schon von den Tieren mitgebracht wird, spotten meistens der Behandlung, wogegen bei Magen- und Darmerkrankungen, die häufig durch zu vieles Füttern oder durch Darreichen von ungeeigneten Dingen seitens des Publikums, oft durch veränderte Diät hervorgerufen sind, durch Hungern oder auch wohl Medikamente Heilung zu erzielen ist. Auch bei äußeren Verletzungen, Wunden, Knochenbrüchen u. dgl. kann man oft mit Erfolg einschreiten. Wer als Direktor in der glücklichen Lage ist, am Ort eine tierärztliche Hochschule zu haben, wie es z. B. in Berlin, Dresden und Hannover der Fall ist, oder eine Universität mit Kliniken, wie in Breslau, Leipzig, Halle, der weiß das zu schätzen, denn die Leiter der tierischen oder menschlichen Kliniken und Spitäler pflegen in entgegenkommender Weise den Zoologischen Gärten Rat und Hilfe angedeihen zu lassen.

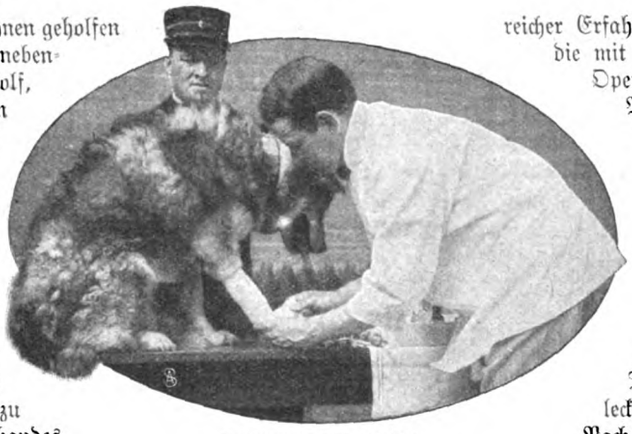
Operation an einem jungen Löwen in der Narkose.

Zuweilen gibt es allerhand kniffliche und eigene Fälle. So brach sich vor einigen Jahren hier im hannoverschen Zoologischen Garten ein schöner Silberreiher den Oberschnabel in der Mitte ab, so daß er in der Nahrungsaufnahme stark behindert war und jedenfalls elend zugrunde gegangen wäre, wenn ihm nicht ein geschickter Zahnarzt, dem ich den Fall erzählt hatte, einen künstlichen Oberschnabel aus Aluminiumbronze angesetzt hätte. Der Vogel konnte wieder fressen und wäre vielleicht noch lange am Leben geblieben, wenn ihm nicht ein Käfiggenosse einen tödlichen Schnabelstoß versetzt hätte. Von der Operation unseres Elefanten „Marly", bei dem zum erstenmal — bei Elefanten überhaupt — die Narkose mittels Morphiums angewendet wurde, habe ich im Jahrgange 1902 der „Gartenlaube" berichtet. Teilweise Narkotisierung oder vielmehr Einschläferung habe ich zweimal bei einem widerspenstigen Zebrahengst vorgenommen, dessen Hufe beschnitten werden mußten. Chloroformiert wurde vor längeren Jahren hier ein jüngerer Löwe, bei dem eine Augenoperation nötig war, weil die Augenlider nach innen umgeschlagen waren und das Auge beständig zum Tränen reizten. Die obenstehende Abbildung, die übrigens, ebenso wie die anderen, nicht im hannoverschen Zoologischen Garten aufgenommen ist, zeigt uns eine Operation an einem etwa zweijährigen Löwen in der Narkose, ohne die einem solchen Tier nicht beizukommen ist. Verhältnismäßig leicht sind Operationen und Hantierungen an jungen Tieren selbst größerer Arten, wie dies aus den untenstehenden Abbildungen hervorgeht. Bei der Abbildung zur Linken handelt es sich um das Anlegen einer Bandage bei einem jungen afrikanischen Elefanten, das andere Bild zeigt eine offenbar einfache Operation an einem ganz jungen Nashorn, wahrscheinlich das Öffnen eines Geschwüres. Manche sonst nicht ungefährliche und bissige Tiere lassen sich bei schmerzhaften Verletzungen allerlei gefallen,

Anlegen einer Bandage bei einem jungen Elefanten.

Leichte Operation bei einem Nashorn.

offenbar in dem Bewußtsein, daß ihnen geholfen werden soll. So sehen wir in der nebenstehenden Abbildung einen Wolf, dem ein Verband am rechten Vorderbein angelegt wird. Dem Tier ist nicht einmal ein Maulkorb angelegt worden. Ruhig und ergeben sitzt es auf dem Operationstische, nur von seinem Wärter an einem starken Halsbande gehalten. Da verbundene Tiere vielfach den Verband nicht sitzen lassen, sondern ihn abzureißen suchen, so ist man bisweilen genötigt, Vorkehrungen zu treffen, um das Abreißen des Verbandes zu verhindern. Die untenstehende Abbildung zeigt einen Kapuzineraffen mit hölzernem Halskragen, der es dem Tier unmöglich macht, mit den Zähnen an den Verband zu kommen. Auch bei Papageien wird der Halskragen gelegentlich angewendet, da sie sonst mit dem Schnabel geschiente Beinbrüche oder ähnliche Verletzungen angreifen würden.



Verbinden eines Wolfes.

Der Affe auf der untersten Abbildung (ich halte ihn für einen Schweinsschwanzaffen) muß ein sehr vernünftiges und gutmütiges Individuum sein, denn sonst würde er dem Zahnarzte, der ihn in Arbeit hat, nicht so stillhalten. Ich glaube nicht, daß wir bei irgendeinem Mitglied unserer Affengesellschaft es wagen könnten, Kreolin und sonstige Flaschen so nahebei auf dem Operationstische stehen zu lassen. Zahnoperationen haben wir in Hannover mehrfach an Affen ausgeführt. Dabei handelte es sich aber nur um das Verkürzen und Unschädlichmachen der langen gefährlichen Eckzähne bei alten Raufbolden, die ihre Käfiggenossen durch schwere Bisse malträtierten. Wir fangen dabei die Tiere in einem Netz ein, in dem sie ziemlich wehrlos sind, und durch dessen genügend weite Maschen mittels einer scharfen Beißzange die Zähne rasch und sicher abgekniffen werden, ohne daß das Tier besondere Schmerzen leidet.

Kapuzineraffe mit hölzernem Halskragen zum Schutz des Verbandes.

Mit einem ähnlichen Netze wird auf der Abbildung zur Rechten mit einem kleineren Raubtier, anscheinend einem Serval, verfahren. Eng eingehüllt in das Netz, im Nacken und hinten im Rücken gehalten, ist ein solches, sonst äußerst geschmeidiges und bewegliches Tier nicht imstande, von seinen Waffen Gebrauch zu machen. Bemerken muß ich übrigens, daß wir in Hannover keineswegs bei jeder Verletzung oder Verwundung, besonders bei Haut- und Fleischwunden, gleich zu doktern anfangen. Sonst gesunde Tiere pflegen eine „gute Heilhaut" zu haben; selbst schlimm aussehende Wunden heilen meist leicht, wenn das Tier sie mit der Zunge erreichen und lecken kann.

Aber auch ungünstiger gelegene schließen sich oft in überraschender Weise. Ich stehe sogar auf Grund ziemlich reicher Erfahrung auf dem Standpunkte, daß die mit dem Einfangen, Festhalten und Operieren verbundene Aufregung den Patienten oft direkt verhängnisvoll wird, und wo es irgend angängig scheint, da überlasse ich die Heilung der Natur. Vor einigen Monaten wurde z. B. einem Pardelroller, einem kleinen, etwa mardergroßen Raubtiere, von seinem Käfignachbar, einem Ichneumon, ein Vorderfuß arg zerbissen. Das Tier lag tagelang danieder und leckte unermüdlich seine Wunde. Nach etwa 14 Tagen war alles glücklich verheilt und der Fuß wieder völlig gebrauchsfähig. Ähnlich war es mit einem Schakal, dem eine Vorderzehe abgebissen war.

Geradezu wunderbar ist bei Vögeln die Fähigkeit, Knochenbrüche auszuheilen, wobei es allerdings nötig ist, daß sich die Tiere ruhig verhalten. Wiederholt habe ich Kranichen, Störchen usw. gebrochene Beine geschient, die Patienten in einen kleinen, zunächst verdunkelten Stall gesetzt, wo jede Störung von ihnen fernzuhalten war, und fast jedesmal gelang die Heilung. Selbst ein komplizierter Oberarmbruch bei einem australischen Keilschwanzadler, hoch oben an der Schulter, wo keine Bandage halten wollte, heilte nach einigen Wochen tadellos aus. Der Fall spielte vor sechs bis sieben Jahren, und der Adler lebt noch heute, ohne daß ihm etwas von der schweren Verletzung anzumerken ist.

Antilopen, Hirsche und verwandte Pflanzenfresser gelten meistens als harmlos und gutmütig, sind es aber sehr oft nicht. Männliche Hirsche, die über das Jugendalter hinaus und im Besitz ihres Geweihes sind, zeigen sich besonders zur Fortpflanzungszeit oft höchst wütend, sogar gegen die Weibchen ihrer Art, wovon ich selbst bei den sonst ziemlich dämlichen Damhirschen mehrfach tragisch verlaufende Beispiele erlebt habe.

Verbinden eines Raubtieres im Netze.

Unter Umständen ist man genötigt, solchem bösen Burschen einfach die Waffe zu entwinden, d. h., ihm das Geweih kurz über den Rosen abzusägen, eine Prozedur, die auf unserer letzten Abbildung an einem Aristoteleshirsche dargestellt ist. Ich habe im vergangenen Sommer an einem bösartigen Axishirsche die gleiche „Kur" vornehmen müssen.

Der Hirsch wurde mit Futter an das Gitter gelockt, geschickt legte ihm ein Wärter eine starke Schlinge um das Geweih dicht am Kopf; im gleichen Augenblicke sprangen drei Leute, die sich verborgen gehalten hatten, auf den ungebärdig werdenden Hirsch zu und hielten ihn fest, worauf

Zahnoperation bei einem Affen.

eine scharfe Säge in weniger als einer Minute ihr Werk vollbrachte. Wir dachten nun, daß der Hirsch nach dem Loslassen schleunigst die Flucht ergreifen würde — aber weit gefehlt. Rechts und links teilte er mit den kurzen Geweihstummeln Stöße aus, warf seinen Wärter buchstäblich in die Luft, und dann erst zog er sich funkelnden Auges zurück.

Bei inneren Erkrankungen ist den Tieren schwerer beizukommen, teilweise aber überhaupt nicht. Einem größeren Raubtiere z. B. irgendein auch nur etwas besonders schmeckendes Medikament beizubringen, ist meistens unmöglich. Da muß man denn gelegentlich schweren Herzens ratlos zusehen, wie ein schönes und wertvolles Tier unrettbar zugrunde geht und das ist eine von den dunkeln Seiten unseres Berufes als Leiter eines Zoologischen Gartens.

Absägen des Geweihes bei einem bösartigen Hirsch.

Um ein Vierkleeblatt.

Novelle von Jassy Torrund.

Zwölf Uhr zehn Minuten.

Die europäische Post. Stühlerücken, Scharren von ungeduldigen Füßen, die doch ruhig an ihrem Platz ausharren müssen. Dann erwartungsvolle Stille.

Der jüngste Clerk nimmt dem schmächtigen kleinen Boy die gewichtige Posttasche ab, schüttet die vollgestopfte auf den leeren Mitteltisch und beginnt in seinem wunderlichen Kentucky-Englisch eintönig die Namen der Empfänger aufzurufen.

Heydenhein, Wood, Johnstone, Heydenhein, Heydenhein, — drei-, viermal, — eine ganze Handvoll Briefschaften trägt ihm der Boy hinüber. Briefe aus der Heimat.

Ein dicker von Vater Dönnebrink; der — von einem ehemaligen Kollegen aus Heydenheins nordschottischer Zeit. —

Der dritte — eine fremde Handschrift. Fremd? — Das ist doch des guten alten Joachimke steile, wenig veränderte Jungenschrift. Was will denn der? Auch gratulieren?

Er reißt den Brief auf. Vor allen übrigen. Und tut einen Blick hinein — wendet das Blatt, unterdrückt nur mühsam einen Laut des Staunens, einen wunderlich stammelnden, vielsagenden Laut, der die Blicke der Nächstsitzenden auf ihn lenkt. Sekundenlang nur — in dieser Viertelstunde der Geschäftspause, wenn die europäische Post ankommt, hat jeder genug mit sich zu tun.

Joachim Mahlens Brief, der unbeachtet aufs Pult flog, umschloß einen anderen, von zitternder Frauenhand geschriebenen. Paul Heydenhein — dem Vertrauensmann und Abgesandten der großen Bergischen Gußstahlwerke Peter Dönnebrink u. Co., Generalvertreter für die United States — erging es, wie es in dem Liede vom kleinen Hydriot heißt: „. . . und die Wange ward ihm wie Blut so rot . . .“

Nicht eine Zeile las er, sondern barg das Blatt in seiner Brieftasche wie etwas Köstliches, Heiliges — etwas, das man den neugierigen Augen so und so vieler Modellzeichner, Clerks und Schreibmaschinenfräulein nicht preisgibt.

In tiefer Nacht, allein in seiner einsamen boarding-house-cabin, hoch über der schlafenden City, las er. Und las den Brief immer wieder. Bis die Vergangenheit vor ihm heraufstieg, bezwungen von seiner starken Sehnsucht. Bis vieles ihm klar wurde, was seinen Augen bisher verschlossen gewesen war.

„Was einem Menschen beschieden ist, das erwischt ihn allemal, ob am Nordpol, ob am Südpol“, hatte seine Großmutter, die kluge alte Juristenfrau, oft gesagt. —

Bei einer Landhochzeit war's, wo sie sich das erstemal sahen. „Sahen“ ist vielleicht nicht ganz der richtige Ausdruck. Verstohlen zueinander hinblinzelten, müßte man wohl sagen.

Und er griff tiefer — obgleich es ihm heut' noch wie damals vor sieben Jahren eine peinvolle Erinnerung war — und faßte den Schicksalsfaden vom Anfang an.

Drei junge Cousinen der Braut und drei Kameraden ihres Bruders waren zu Kränzelpaaren bestimmt. Im langen Korridor des Seitenflügels lagen die Fremdenzimmer sich gegenüber, ganz gleiche, weißlackierte Türen, sieben an der Zahl.

In einem davon logierten die jungen Offiziere, im gegenüberliegenden die drei Kränzeljungfern. Zwei von ihnen, in dem süßen Alter zwischen sechzehn und siebzehn, schliefen schon, die dritte und ihr Vater sollten erst mit dem Nachtzug eintreffen. „Schließt also eure Tür ja nicht ab“, mahnte die erschöpfte Hausfrau, als sie die jungen Mädchen zu später Nachtruhe entließ.

Sie hatten sich müd' getanzt und schliefen wie tot. Grabstill war's auf dem langen Korridor, nur hinter der letzten Türe dröhnte das sägende Schnarchen eines alten Onkels Seebären, der die übermütige Jugend hier oben bemuttern sollte. Auch hinter den anderen verschlossenen Türen ruhten würdige und schwerwiegende Onkel und Tanten und sammelten Kräfte für den anstrengenden morgigen Tag.

Die männliche Jugend konnte sich auf der Veranda von Mondschein und Waldmeisterbowle nicht trennen; zuletzt schleifte der Haussohn einen nach dem andern hinaus und hinauf. Mit dem letzten, seinem liebsten Kameraden schon von der Schulbank her, saß er dann noch lange und schwärmte von der blonden Ros' Marie, seiner Cousine — „Rosmarin“ hieß sie im Verwandtenkreise — die er für sein Leben gern als Tischdame gehabt hätte. Als Opfer verwandtschaftlicher Beziehungen und mütterlicher Bestimmung gemäß sollte er jedoch „die fromme Helene“, des Bräutigams dicke, ältliche Schwester, führen. Das kam ihn hart an.

„Und du bist nun der Glückliche, Paul. Aber das sag' ich dir, komm' mir nicht ins Gehege!“

„Soll ich schwören?“

„Nicht nötig. Du bist ein ehrlicher Kerl, dir vertrau' ich sie an. Auf was wir lieben, prost! — Paule, sie ist 'n süßer Käfer!“

Weinselig taumelten auch diese letzten Zwei lange nach Mitternacht von der Veranda. Die Bowle, die der alte Onkel Seebär gebraut, hatte es in sich. Der Haussohn stolperte auf der Treppe, setzte sich nieder und begann mit gerührter Stimme zu singen: „Komm' herab, o Madonna Theresa . . .“, was sein Leib- und Magenlied noch von der Schule her geblieben war. Feierlich schallte es durch das schlafende Haus.

„Menschenkind, schweig' doch stille! Mach', daß du in die Klappe kommst“, mahnte der andere. „Ich finde schon allein.“

Da tappte der junge Mensch den Gang entlang nach seinem improvisierten Nachtlager auf dem Diwan in Vaters Schreibzimmer. — Paul Heydenhein hörte noch, wie er den stillen Wänden beteuerte: „Aber 'n süßer Käfer is sie doch . . .“

Dann ging er hinauf und suchte seine Tür. Die zweite links, hatte sein Freund Joachim nachmittags gesagt — da waren sie die Haupttreppe heraufgekommen. Jetzt begann er von der Seitentreppe aus zu zählen: Eins, zwei — leise klinkte er auf. An dem einen Fenster waren die Vorhänge dicht zugezogen, die Längswand herunter standen zwei Betten in tiefem Schatten. Durch das unverhüllte andere Fenster schien hell der Mond auf ein drittes, einladend aufgedecktes, leeres Bett.

„Stimmt jenau!" Fünf Minuten später dehnte sich der Leutnant Paul Heydenhein behaglich in den weichen weißen Kissen. Der Mondschein genierte ihn nicht im mindesten. Er drehte sich auf seine Schlafseite und war im Handumdrehen hinüber. —

Wie das lebendig wurde! Zum Greifen deutlich stand die Situation vor ihm. Und das Stückchen Dichter, das in jedem steckt, wurde wach und spann den Faden weiter. Wo eine Lücke klaffte, half Dame Phantasie und baute schimmernde Brücken.

Draußen lockten Nachtigall und Pirol um die Wette, und der Mond schien über blühende Wiesen und auf blühenden Flieder. Dabei wanderte er lautlos weiter und warf ein halbes Stündchen später seinen letzten schrägen Abschiedsblick auf die Betten an der linken Seitenwand, die bisher im Schatten gestanden.

Da machte er große Augen und lachte — lachte, daß sein Mund sich von einem Ohr zum andern bog.

Was da so mattgolden wie reifender Weizen in seinem Licht gleißte, war doch ein langer blonder Mädchenzopf?

Nanu! sagte der Mond.

Wie dies wohl morgen früh wird? Da muß ich meine Frau, die Sonne, fragen. Und zog sich die Gardine vors Gesicht und huschte vollends um die Ecke. Ein bißchen genierte es ihn doch.

* * *

„Else, Else — wach auf!"

Ganz leise nur, flüsternd, von zitternden Mädchenlippen, die nicht wußten, ob sie lachen oder weinen sollten in der überwältigenden Panik der Situation.

Aber Else wachte nicht auf.

Die Blonde kroch bis ans Fußende ihres Bettes und weckte die Schläferin im andern, das gegen die Tür zu stand. Sie hielt ihr die Hand vor den Mund und erstickte einen unbesonnenen Aufschrei.

„Um Gottes willen schrei' nicht! Ein Mann ist in unserm Zimmer. Guck, da liegen seine — seine Ho—sen!"

Mit einem Ruck war die andere wach.

„Jesus, Jesus — ein Einbrecher!"

„Du bist nicht klug! Der legt sich doch nicht ins Bett und schläft! Einer von Joachimkes Freunden, der zu viel Bowle getrunken und das Zimmer verfehlt hat", sagte sehr verständig die Blonde.

„Was tun wir bloß?" jammerte die zweite. „Herrgott, ich schäm' mich tot! Wenn meine Mama das wüßte. Sie wollte mich so nicht gern herfahren lassen, sie meinte, bei einer Landhochzeit ging's oft recht gemischt her."

Die Blonde lachte lautlos. Jedes Kind in der Verwandtschaft wußte, daß Else von Mahlens Großvater mütterlicherseits in jungen Jahren ein kleiner Handelsmann in einem elenden polnischen Grenznest gewesen war, der, durch einen unerwarteten Glücksfall reich geworden, seine einzige Tochter an den über beide Ohren verschuldeten Leutnant von Mahlen — von der jüngeren, der westpreußischen Linie — verheiratet hatte. Und diese Frau Eleonore von Mahlen, geb. Schimonski, sprach von den altangesessenen, den echten Mahlens als „gemischt" — lächerlich!

„Deine Mama hat ja so recht", sagte „Rosmarin", die ihren Humor längst wiedergefunden hatte. „Gemischt genug logieren wir hier — aber daß dies nicht Tante Leontinens Absicht war, darauf kannst du Gift nehmen."

„Ja — aber was sollen wir machen?"

„Abwarten, uns schlafend stellen. Einmal muß er ja aufwachen, dann werden wir ja sehen, wie er sich aus der Affäre zieht."

„Du — welcher ist's denn?"

„Weiß ich nicht. Ich hab' überhaupt keinen einzigen Namen verstanden. Getanzt aber hat er fein."

„Erkennst du ihn wieder?" fragte die andere atemlos, hob sich auf die Ellbogen und spähte voll brennender Neugier hinüber. Man sah indes nichts als ein hochgebauschtes weißes Federbett und darüber einen runden dunklen Männerkopf.

„Nee — ihn nicht — aber seine gelben Schuhe. — Du — ob Liese Nostiz, die heut' nacht kommen sollte, dafür wohl drüben zwischen die Leutnants geraten ist?"

Kichern. Pause. Zwischen den beiden Wettsängern draußen entstand eine Meinungsverschiedenheit, der Pirol überschrie sich gewaltig und lärmte so nah und dicht unter den Fenstern im Fliederboskett, daß den Mädeln angst wurde ums Erwachen ihres Schlafkameraden und jede von ihnen sich tief unter ihre Bettdecke verkroch. Da lagen sie nun atemlos auf der Lauer und kamen sich vor wie ein Rudel versprengter Rehe, unter die der Wolf geraten.

Auf dem Hofe krähten die Hähne, gegen sieben Uhr rumpelte der Milchwagen unter den Fenstern vorbei — da fährt der Schläfer auf, reckt und dehnt sich, gähnt herzhaft: „J—a—ah!" Kein biederes Grautier kann's besser — der blonde und der braune Mädchenkopf ducken sich ins Kissen. Als Paul Heydenhein sich aufrichtet, um nach der Uhr und seinen Schlafkameraden zu sehen, sieht er zu seinem grenzenlosen Erstaunen einen langen, blonden Zopf übers Kissen hängen — so lang und dick, wie er noch keinen gesehen. „Ih du mein Dittchen!" sagt er laut, reibt sich die Augen und blinzelt — die Sonne scheint ihm grad' ins Gesicht, so hell und blendend, als wolle sie den Langschläfer auslachen. Und der Zopf tanzt so sonderbar hin und her — träumt er denn? Herrgott, nein! Das ist mein rechter Daumen und das mein linker.

Aber da drüben auf dem Stuhl — heiliger Nepomuk — ich seh' da immer ein Korsett? Is doch nicht die Möglichkeit! Und irgend etwas Rätselhaftes mit hellblauen Seidenschleifen — und weiße gestickte Unterröcke —?

Und jetzt sieht er's genau, der Zopf wippt bloß deshalb so aufgeregt, weil seine Besitzerin lacht, daß sie sich schüttelt, die gestickte Halskrause im Nacken zittert konvulsivisch. Ja, wie in aller Welt kommt sie — heiliger Sebastian — da im zweiten Bett steckt ja noch eine! Alle sieben heiligen Nothelfer — oder sind's vierzehn? — wie kommen die beiden Mädel — nein, er — wie kommt er . . .? Hat er sich verlaufen? Ist er, bei nachtschlafender Zeit und süßen Weines voll, in den heiligen Frieden dieses Jungfernstübels eingebrochen? Tausend Fragen auf einmal bestürmen ihn, purzeln in seinem noch etwas dumpfen Hirnkasten wie toll durcheinander. Und dazu wippt immer dieser Zopf — gibt's wirklich so dicke blonde Zöpfe? Das muß die bewußte „Rosmarin" sein, Joachimkes angebetete Cousine; ihm ist das wundervolle aschblonde Haar gestern schon aufgefallen.

Allmählich wird ihm die Lage klar. Die Racker tun, als schliefen sie. Tu' ich also auch — abwarten, wer's länger aushält. Es liegt sich ja nicht schlecht — im Gegenteil. Er schmunzelt. Laß sehn, was sie anfangen werden. Junge Mädel sind ja oft so gerissen — gescheiter und findiger als unsereins. Die andere schläft wirklich, der Unschuldsengel, man hört sie atmen. O, das können wir auch — ein Leutnant hat warten gelernt. Und Paul Heydenhein beginnt tief und ruhig wie ein Festschlafender zu atmen. So vergeht eine Stunde. Oder zwei?

Die vielbeschäftigte Hausfrau erwartet unten am Kaffeetisch ihre Gäste. Zwei von Joachims Freunden haben längst gefrühstückt und sind nach den Ställen hinübergegangen — wo mag der dritte stecken? Die sämtlichen Onkel und Tanten

sind nach und nach auf der Bildfläche erschienen, und die Hausfrau hat ihnen bei Kaffee, Tee, Schokolade und diversen feinen Likören erzählt, daß spät in der Nacht noch ein Telegramm gekommen sei, Liese Nonnz hätte die Masern gekriegt und könne nicht reisen. Nun muß man doch eine andere Tischordnung machen — wo steckt denn Joachim und sein dritter Freund? Gewiß auf der Fohlenkoppel. Und wo bleiben die jungen Mädel? Es geht ja auf neun!

Sie fragt das Stubenmädchen. Ja, die jungen Damen schlafen noch. Bei den jungen Herren hat Lisbeth schon aufgeräumt — es waren doch ihrer drei? — und haben nur in zwei Betten geschlafen.

„Ach, Unsinn!" sagt die Hausfrau.

„Ganz gewiß, gnä' Frau. Sind auch nur zwei Paar Stiefel da."

Kreideweiß wird die blühende Frau. Sie hat nachts auf der Hintertreppe poltern gehört. Gott im Himmel — er wird doch nicht . . .? Dicht an der Hintertür fließt der Bach vorbei, der ist tief und reißend — er wird doch nicht hineingetaumelt sein im Rausch? Sie schickt das Stubenmädel, um ihren Sohn zu suchen, und ruft ihr nach: „Und klopf' nur noch mal bei den jungen Damen, es wird hohe Zeit für sie!"

Lisbeth verschwindet, kommt nach einer Weile wieder, hochrot im Gesicht, tritt hinter den Stuhl der Gnädigen und macht eine Meldung — kaum kann sie sprechen — und ist wie der Wind hinaus, sonst wär' sie erstickt. Hinter der Tür hebt sie den Schürzenzipfel und biegt sich und lacht, lacht unter Tränen, prustet nur so heraus.

Ihr nach stürzt die Hausfrau. „Da soll doch gleich . . .! Du bist wohl verrückt, Mädel?" Sie hastet die Treppe hinauf mit zitternden Beinen, äugt oben durch den Türspalt, übersieht verstehenden Auges die Situation. Völlig schwach wird ihr — was man in seinem eigenen Hause erleben muß! Aber als resolute Frau faßt sie sich schnell, greift nach ihrem Schlüsselbund. „Komm, Lisbeth, und weh' dir, wenn du unten nur einen Muck tust!" und geht ihr voran in die Bodenkammer, um eine seit Jahren ausgediente uralte spanische Wand mobil zu machen. Die wird mit Lisbeths Hilfe ins Fremdenzimmer geschleift — und wie Gottes Schöpferhand einst Meer und Festland schied, so trennt der Hausfrau energisches Eingreifen den unfreiwilligen Eindringling von den kichernden Jungfräulein.

Sie beugt sich über den heuchlerischen Schläfer und flüstert: „Nehmen Sie mir's nicht übel, Heydenhein, ich bin ja eine alte Frau — Sie müssen augenblicklich aufstehen und sich so schnell wie möglich beeilen, daß Sie hinauskommen! Das ist ja eine schöne Bescherung — wie machen wir das bleß wieder gut?" Und tritt hinter den Schirm zurück und wacht wie eine treue Glucke über ihre vom Habicht überfallenen Küken.

Wie machen wir's wieder gut? Das hat auch Paul Heydenhein sich während der letzten Stunde hunderttausendmal gefragt. Was anfangs nur ein unfreiwilliger guter Witz schien, ist durch die unerquicklich in die Länge gedehnte Situation förmlich zur Pein geworden. Und klar ist's ihm: blamiert ist er auf alle Fälle. Schweigen werden ja die zwei Racker nicht, und wiederkennen tun sie ihn heilig, und hätten sie auch weiter nichts von ihm gesehen als seine große Zehe. Das wird ein schönes Hohnipeln und Sticheln und Gelächter geben bei den gewichtigen Onkeln und Tanten! Und bei dem spottlustigen Jungvolk erst recht. Dem aber fühlt er sich nicht gewachsen, nicht schlagfertig genug, um ihre Sticheleien zu parieren. Und wenn er's recht bedenkt — für die jungen Mädel ist die Geschichte doch erst gar fatal, die werden ja aus dem Rotwerden nicht herauskommen. Durch seine Schuld, seine gräßliche Eselei verpfuscht er ihnen die ganze Hochzeit — am besten wär's schon, er verduftete. Heimlich, ohne Sang und Klang. Und während er sich mit rasender Hast hinter der staubigen, vielfach zerfetzten spanischen Wand ankleidet, verdichtet sich der letzte Gedanke immer mehr. Bis zum festen Entschluß. Wär' er nur erst hinaus! Von seinem Bett bis zur Tür sind gut drei Meter, die er unterm Kreuzfeuer beleidigter Mädchenaugen überschreiten soll. Schnell entschlossen nimmt er die spanische Wand und rückt etappenweise damit vor, immer hübsch in Deckung. Und von der andern Zimmerseite her kichert's und quiekt's vor Vergnügen über den grotesken Anblick der wandelnden Tapetenwand. Macht nichts — hoppla! — draußen ist er. Sein Freund Joachim hat schon auf ihn gewartet.

„Na, Paule, weißt du — das hätt' ich als Vetter mir ja nicht mal erlaubt!"

Feuerrot ist der arme Flüchtling, in Schweiß gebadet, über und über voll Staub und Spinnweben.

„Menschenkind, laß mich bloß, ich seh' ja alles ein, ich will fort, mit dem nächsten Zuge . . ."

Joachim will ihn erst nicht fortlassen, muß dann aber selbst zugestehen, daß der andere recht hat, und benachrichtigt den Kutscher, der sowieso noch Gäste von der Bahn holen soll. Heimlich hinten bei den Ställen steigt der zerknirschte Sünder auf, sein Freund Joachim gibt ihm noch eine Strecke Wegs das Geleite.

„Laß dich's nicht anfechten, Paule", tröstet der. „Schlimmstenfalls trete ich sie dir ab, und du heiratest sie, nachdem du sie einmal so . . ."

„Herrgott, Mensch, ich hab' ja nichts von ihr gesehen! Nicht mal ihre Nasenspitze. Einzig und allein den Zopf, der war freilich entzückend — "

Mit Schweigen und Diskretion ward die heikle Angelegenheit begraben. Heimlich flüsterten zwar die Mütter davon, lauter und mit humorvollem Behagen die Väter, Joachim aber und die Kameraden hielten dicht, und die jungen Mädel ahnten nicht einmal den Namen ihres nächtlichen Schlafgenossen. Es focht sie auch weiter nicht an. Er war fort, und sie atmeten auf. Brauchten wenigstens vor keinem rot zu werden.

Es wurde die fidelste Landhochzeit auf zehn Meilen in der Runde. Zugestanden oder nicht — des armen Paul Heydenhein Abenteuer hatte alle in Stimmung gebracht. Längst vergessene uralte Geschichten wurden wieder aufgefrischt und belacht, jeder und jede dieser würdigen Onkel und Tanten entsann sich, einmal im Leben in ähnlicher Klemme gesessen zu haben, und laut und leise kamen die Beichten jetzt zutage.

Rosi Marie bekam als Tischherrn ihren Vetter Joachimke, der seinem „süßen Käfer" nach Herzenslust die Cour schnitt. Die ältliche Schwägerin mußte mit dem Hauslehrer fürliebnehmen, und noch denselben Tag ließ der alte Mahlen die Fremdenzimmertüren numerieren. Wegen der 'rausgestellten Stiefel hieß es, damit sie nicht verwechselt würden. Und die folgende Nacht hielt der Onkel Seebär, der sich bowlenschuldig fühlte, eine geschlagene Stunde vor der Türe des Jungfernstübels Wache, was gar nicht not tat, weil sie diesmal verschlossen war.

Rosi Marie amüsierte sich königlich. Sie war noch in dem glücklichen Stadium, wo ihr ein Tänzer so lieb war wie der andere, und da gegen Mittag noch ein ganzer Krümperwagen voll Leutnants aus der kleinen Nachbargarnison gekommen war, gab es ja deren genug. Als echte Evastochter bohrte sie zwar ihren Vetter an, indem sie mit gut gespielter Harmlosigkeit fragte: „Du, sag' mal, gestern waren doch drei Leutnants hier — wo ist denn der dritte hingeraten, und wie hieß er eigentlich?"

Joachim murmelte etwas von einem Telegramm und einen Namen, den sie nicht verstand, und sie vergaß dann die Geschichte. Sie wollte nur tanzen und lustig sein. An andere Dinge dachte sie überhaupt nicht, so wenig wie sie ahnte, daß ihr verwitweter Vater sie bloß zu dieser Landhochzeit geschickt und auf weitere vierzehn Tage beurlaubt hatte, weil er selbst auf Freiersfüßen ging.

Gleich am ersten Tage hatte Rosi Marie ein Vierkleeblatt gefunden und behauptete, das brächte ihr Glück. Denn aber-

gläubisch war sie über die Maßen — auch an Träume glaubte sie, und in der ersten Nacht unter fremdem Dache hatte ihr geträumt, sie ginge am Strande spazieren und sähe in weiter Ferne ein Schiff mit Sturm und Wellen kämpfen. Und immer dunkler und stürmischer ward die Nacht. Zuletzt kam eine haushohe Woge und stürzte sich über das Schiff. Und riß es hinab in die dunkle, fürchterliche Tiefe. Da weinte sie bitterlich, wachte auf und fand ihr Gesicht naß von Tränen. Aber sie war jung und fröhlichen Herzens, schlief wieder ein und träumte von weißen Kleidern, von Schleier und Myrtenkranz, ging Hand in Hand mit einem, den sie nicht kannte, sich doch so leicht und froh, als möchte sie durch die Luft Und zu ihren Häupten sang ein Vogel und sang so süß Nacht. Davon wachte sie auf — und vergaß im S den unverhofften Eindringling ihren nächtlichen T war jung und froh, lachte, tanzte und sang, wie von siebzehn Jahren es tun, die noch keinen Kummer der Erde Leid nicht kennen. (Fortsetzung

Spiel und Sitte im Wonnemonat.

Von Anna Ritter.

Das tiefe Naturgefühl, das aus Religion und Sitte, Sprache und Poesie unserer Ahnen spricht, ist einer der schönsten Züge im Charakterbild unseres Volkes. Es hat die Zeiten überdauert und ist als ein heiliges Erbe uns überkommen, aber Erkenntnis, Christentum und Kultur haben es gewandelt und seiner dämonischen Elemente entkleidet — es äußert sich anders als zu den Tagen, da ein Urvolk noch „am Busen der Natur" lag und mit Liebe und schauernder Ehrfurcht zugleich zu dieser bald vertrauten, bald schreckhaft fremden und rätselvollen Mutter aufblickte. Herb und rauh war die Natur, in der die Kindheit unseres Volkes sich abspielte, und herb wie die Natur waren auch die Götter der Germanen: gewaltig im Kampfe, furchtbar im Zorn, keusch in der Liebe! Um so rührender aber hebt von dem düstern Hintergrunde der lichte Frühlings- und Liebesmythus sich ab, um so heller erklingt nach der ahnungs- und unheilsvollen winterlichen Schweigezeit das kurze, jauchzende Sommerlachen. Was nur an Freude und ungestümem Lebensdrang in der Brust des einzelnen wie im Wesen des Volkes sich barg, das brach hervor mit dem brausenden Lenzsturm; und die Sehnsucht sprang noch der Sonne vorauf.

Denn spät kam der Frühling ins nordische Land! Wohl war im April schon der böse Winter als Strohpuppe verbrannt worden, man hatte Ostara, der Lieblichen, die heilige Opfergabe der Eier gebracht und sich jubelnd des wachsenden Lichts gefreut, aber auf dem Anger, dem Festplatze von jung und alt, lag frühmorgens noch wochenlang Nebel und Reif, und der Wind strich rauh über die knospenden Zweige. Erst im Mai hob das Frühlingsleben an. Die große Volksversammlung tagte, der „Thing", es wurde gekämpft und Recht gesprochen, geherzt und gefreit und den Göttern gehuldigt im maigrünen Hain.

Denn sinnvoll waren die Wechsel der Jahreszeiten und ihre Feste mit dem Walten der Götter verknüpft. Es waren die Höhepunkte des Volkslebens, und so stark wurzelten diese Beziehungen im germanischen Gemüt, daß selbst die Kirche sie nicht auszurotten wagte. Da goß sie in das alte köstliche Gefäß dieses Naturgefühls einen neuen Gehalt, sie wandelte die uralten Feste zu eindrucksvollen Gedächtnis- und Verkündigungsfeiern des christlichen Glaubens um. Aber neben diesen verwandelten Festen lebte, entstellt und entartet, manch heidnische Sitte im Volke fort, deren schöne Bedeutung bald keiner mehr kannte, und hie und da weht es uns Heutigen noch aus einem Volksspiel oder fast sinnlos scheinenden Kinderverse wie Urzeitodem seltsam an.

Eins der ältesten dieser Spiele war das Einholen des Frühlings am ersten Mai — gewöhnlich „Sommer-ins Land Reiten", „Maireiten" oder „Mairitt" genannt. In diesem von Schweden und Gotland bis nach Südbayern und der Schweiz geübten Spiele kam die Idee vom Kampfe des knabenhaften, bewaffneten Frühlings mit dem grimmen Winter, wie sie im alten Naturglauben lebte, noch rein zur Darstellung. Die Obrigkeit der Ortschaften rüstete zwei Reiterscharen aus, davon die eine dem pelzvermummten „Winter", die andere dem „Frühling" zu folgen hatte; vor dem Dorfe kam es zum Kampfe; der in lichte Gewänder gekleidete Frühling schlug den Winter mit Laub- und Blütenzweigen in die Flucht jauchzte dem Sieger zu.

Leider gelang es den rastlosen Angriffen der das harmlos schöne, symbolische Spiel als „teuflischen auszurotten, es schlief allmählich überall ein. 15 Hildesheim das letzte Maireiten statt, und auch vielfach geübter Brauch, das nächtliche Mailäuten, gestellt, infolge hoher weltlicher Strafen. Aus dem aber ging ein anderes Spiel hervor, das Fest grafen", wie das Sommereinholen in Dänemark ge Dieses blieb, in etwas veränderter Form, bis in Zeit im Schwange.

Ursprünglich fand es in vielen Orten Mittel in der Art statt, daß am ersten Mai die Jung dem erwählten „Maigrafen" hinaus in den Wald ihn von dort auf einem mit „Maien" geschmü zurückbrachten ins festlich gezierte Dorf, damit e nannten „Holzerben" bewirte. Neuerdings aber sich, z. B. in Berg, im früheren Herzogtum, am abend die jungen Burschen der Landgemeinde un — die hier den grünen Maiwald vertrat — un Chor den Maiengesang, dem vom Dorfe herüber der Mädchen antwortete, und wählten aus ihrer „Maikönig", der sich dann selbst die Königin Hilfe zweier „Maigrafen" gab er alsbald auch Burschen und Mädchen zusammen, und am näch zogen die Paare, die sich mit Spruch und Maiblu singend zum Hause der Königin, um sie zu h Nachmittags aber trat alles zum Tanzen an, un grafen wachten darüber, daß etwaige Liebeshänd Frieden geschlichtet würden, denn der Maispruch ganze Jahr, und oft ward er bindend fürs ganze

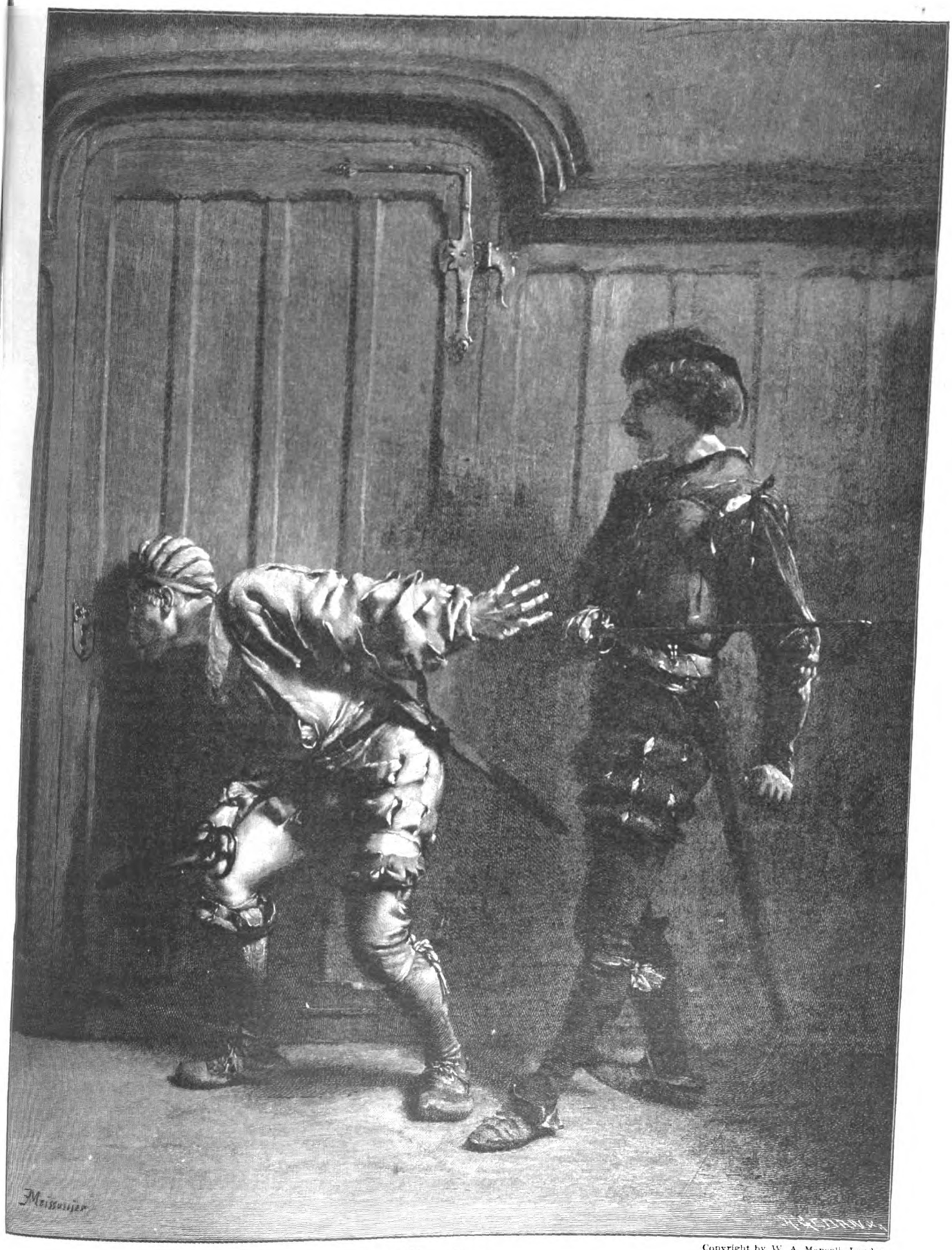
Als ein Nachklang göttlicher Liebe, der Braut und Freias, die die nordische Mythe in die Zeit ersten Maitage verlegte, lebt in der Lahn- und Sch Hessens das „Mailehn" oder „Lehnsausrufen" noch unter Peitschenknall, Pistolenschüssen und Freuden findende — Versteigerung der heiratsfähigen Mädch junge Mannschaft des Orts.

Im Ziegenhainschen wird hierzu die Walpurgis wählt. Die Burschen ziehen unter Gesang auf e vor dem Dorfe, wo ein Holzstoß errichtet und angezü und während die Scheite flammen und glühen, sch der stärkste oder der angesehenste der jungen Männer Stein, um nach hergebrachter Weise das Lehn au Er tut es mit den uralten Worten:

„Hier steh ich auf der Höh'
Und rufe aus das Lehn,
Das Lehn, das Lehn,
Das erste (zweite, usw.) Lehn,
Daß es die Herren wohl verstehn!
Wem soll es sein?"

Und antwortend ruft der Chor der andern den Namen Burschen und eines Mädchens mit dem feststehenden Z

„In diesem Jahre noch zur Eh'!"



Copyright by W. A. Mansell, London.

Die Banditen.

Gemälde von J. L. E. Meissonier.

Es wird ganz regelrecht auf die Mädchen geboten, und zwar sucht der Bursche, der schon eine Bestimmte im Auge hat, diese um jeden Preis zu „erstehen" — „er läßt sich's was kosten", wie man so sagt — so daß oft große Summen einkommen, die dann im Wirtshause verjubelt werden. — Ist ein Mädchen mit seinem Käufer zufrieden, so steckt es ihm eigenhändig den „Lehnstrauß" an den Hut, und sie selbst findet am folgenden Sonntag auf ihrem Kirchplatz einen schönen Strauß.

Auch beim „Mailehn" gehören sich, wie beim „Maigrafen", die Paare ein ganzes Jahr an und dürfen nur miteinander tanzen. Und eine dritte Abart des Spiels, an der Ahr und in der Eifel zu Hause, verläuft fast in der nämlichen Weise. Nur daß hier die versteigerten Mädchen „Maifrauen" heißen und nicht den üblichen Maiblumenstrauß erhalten, sondern einen Maibaum gesetzt bekommen. Mit bunten Bändern behangen oder auch nur im Schmucke seines zarten Frühlingslaubes, ragt er hinein in die Maiennacht, und seine Blätter flüstern seltsame Dinge. Vorzeitweisheit — Vorzeittorheit. Denn der „Malbaum", der einst auf der „Malstätte" stand und im sogenannten „Kreuzbaum" der Wenden noch lange sein Leben fristete, ist sein Ahne — wenn jener auch ein für allemal stehenblieb, während der Maibaum alljährlich erneuert wird. Diese kompromittierende Abstammung war es auch, die dem noch zu Bonifazius' Zeiten in ganz Deutschland, Böhmen und Frankreich eingebürgerten Maibaum den bittern Haß der Geistlichkeit eintrug, und als später dann noch die Sorge um die durch Raubbau schon stark geminderten Forsten hinzukam, war die Ausrottung der Sitte nur noch eine Frage der Zeit. Schon Ludwig der Heilige verbot sie im Jahre 1257 für Frankreich.

Der aus den großen Städten Vertriebene fand jedoch auf dem freien Lande noch eine Zuflucht. Auf alle Weise suchte man ihn zu erhalten, denn er war der Künder und Werber heimlicher Liebe, und durfte man keine großen Bäume hauen, so putzte man kleine Stämmchen heraus und behing sie mit Bändern und sinnvollen Versen.

„Grüß dich Gott durch eine Hand voll Seider,
Alle frische Herzen will ich deiner wegen meiden"

heißt solch ein schöner alter Liebesspruch. Denn nur der Treuen, Reinen ward die Ehre des Maibaums zuteil — die Verführte fand einen dürren Strohpopanz, wenn sie frühmorgens das Kammerfenster öffnete.

Glattgeschälte und aufgeputzte Stämmchen, auch Zweige der rotbeerigen Eberesche hing man über die Dorfbrunnen, daß sie klar und hell das Jahr über fließen sollten, und auch diesen altheidnischen Brauch hat die Kirche später als „Brunnenweihe" ins Christliche übertragen. Gleich einer andern, nicht minder ehrwürdigen Sitte, dem „Flurumreiten". Einst war es, nächst der Ernte, der Dörfler liebstes und wichtigstes Fest und schloß sich vielerorten an das Viehaustreiben an, das, wie in den Alpen, in den Seeniederungen und den schmalen Tälern Westfalens, im Riesengebirge usw., alljährlich im Frühjahr stattfand. Selbst die Städte pflegten die Sitte, ihr Gebiet zu umgehen, unter dem Namen „Bannbeschreitung", ließen sie aber, der hohen Kosten wegen, die sich allmählich mit dem Fest verbunden hatten, seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts fallen. Die Landgemeinden dagegen nahmen regelmäßig am ersten Mai die Flurumgänge vor. Die ganze männliche Bevölkerung, jung und alt, hatte „von Rechts wegen" daran teilzunehmen, und mancher alte Bericht erzählt, wie handgreiflich man die Knaben „Heimatskunde" lehrte, indem man sie bei jedem Markstein am Ohr gezaust oder mit der Nase darauf gestoßen habe.

„An diesem Tag", so erzählt der Schreiber einer berühmten alten Chronik, „reit man auch an viel orten umb den fluor, das ist umb das Korn, mit vil kertzen, stangen . . . Die junkfrawen gehn schoen geschmuckt in einer procession auch mitt, singen und lassen jnen wol sein." Und derselbe Chronist berichtet weiterhin, mit welch köstlicher Naivität das lindliche Gemüt des Volkes sich rächte, wenn ihm solch ein Fest durch schlechtes Wetter etwa verdorben ward. Urban, Mai 25," so schreibt er, „ist umb pfingsten der weinhaecker heylig, den werffen sy jaemerlic koth oder dreck, so es an sein Tag regnet. Z schoen, so tragen sy jn zuo dem wein in das setzen jn hindern tisch, bringen jhm offt ein trunck es von seinetwegen."

Von einem Umreiten anderer, weltlicher Art, da im Mai stattfand und noch in neuester Zeit unter d „Der Graskönig von Groß-Vargula" geübt ward Fr. R. Reimann in seinem Buche „Deutsche Festb

Am dritten Pfingstfeiertage, so erzählt er, ve sich die jungen Männer zu Pferde um den Aufm Tanz, der an diesem Tage die Rolle des Gra spielen hatte. Ein vorher in der Scheuer verfert pyramidenförmiges Gestell, in der Art jener H darunter man die Küchlein füttert, oben spitz zul so mit Zweigen durchflochten, daß nur für das Öffnung blieb, ward über den reitenden ‚Graskön der nun, von zwei geputzten Burschen mit we geleitet, von den andern paarweise gefolgt, unter Ort geführt ward. Unter der stets wiederholten es gestattet sei, nach alter Sitte den Graskönig ging der Zug zu den Honoratioren, und jeder der mußte einen Trunk bezw. auch Kuchen spenden, d auf dem Platz ‚Die sieben Linden' endlich die armen, wie in einem Schwitzkasten sitzenden, gelöst und der Kern des Gestells zum Amtman Die einzelnen Pappelzweige aber steckte man in di um ‚langen Flachs' aus dem Boden zu ernten.

Viele Kulturhistoriker, auch Reimann führen auf den im achten und neunten Jahrhundert geü brauch zurück, den Troßbuben und Knappen zum harte Jahresarbeit eine Lustbarkeit zu geben, l faulen Hüter zum Gespött der Menge mit B Zweigen gebunden wurden. Doch das „grüne Ge zerschnitten ward, die in den Acker gesteckten, Ähnlichkeit mit dem Spiel der „Maigrafen" u auf eine viel ältere Zeit, und es ist ohne weiteres e wenn andere Forscher all diese Spiele als Nac uralten „Sommereinholens" betrachten. Auch mit l männchen", einem Kinderspiel in der Ruhl, w gleiche Bewandtnis haben. Denn auch hier wur der Wald zu grünen begann, einer mit Laubzweige und unter Absingung eines späteren Geschlechtern ü nenden Verses ins Dorf gebracht.

An eine wirkliche Begebenheit aber knüpfte e Maispiel an, die „Reiter zu Fuß". — Es liegt di barkeit", die in Molschleben — einem Ort des Gotha — alljährlich am zweiten Pfingstfeiertag stattfan innerung trauriger Art zugrunde. Furchtbar hatten i jährigen Kriege die Kaiserlichen im Gothaische hatten gesengt und geplündert und das Land bis zu ausgesogen. Besonders die Einwohner von Molsch der Besitzer des Guts, das vordem einer Famili Namens — der Patin des Orts — gehört hatte, w geraubt bis auf die Haut, so daß sie es fast als lösung betrachteten, als die Kaiserlichen von den unter General Königsmarck geschlagen wurden. Z zogen sie hinaus in das Tal, das nach der Fülle fallenen heute noch „das Totental" heißt, und die Kin auf ihren Weidenruten mit. Zum Gedächtnis dieser aus großer Not gab der Gutsbesitzer den geschädigt leuten, vornehmlich aber den Kindern, dies Fest, und späteren Besitzer gingen davon nicht ab. Jahrhun zogen die Knaben, die sich als eine Kompagnie „ Fuß" anmelden ließen, auf ihren langen, bunt Weidenruten mit den Musikanten vor die Honoratioren zerbrachen vor dem Backhaus dann ihre „Pferde" un mit den Schulmädchen zum Tanz an.

Und ein weiteres Maifest, der noch vor wenig Jahrzehnten in jedem württembergischen Städtchen gefeierte „Maientag", für den allerorten kleine Stiftungen bestanden, gehörte gar völlig den Kindern. Wettlaufen und Umzüge, Spiel und Tanz verschönerten den Tag, von dem die Kleinen wochenlang träumten. Heute ist das harmlose Fest vergessen oder des treuherzigen Zaubers entkleidet, wie so manches andere, das den Lenzmonat einst gleich einem bunten Bande der Freude durchwob. Von Generation zu Generation schwinden die schönen alten Maibräuche hin, und wir alle sind mitschuldig, denn wir vergeuden gedankenlos so manche Erinnerung der eigenen Kinderzeit, anstatt sie pietätvoll weiterzugeben.

Wer von uns allen ist z. B. nicht einmal „im Flügelkleide" hinaus in den „Mairegen" gesprungen, um groß und stark zu werden durch das zauberkräftige Naß? Freilich wußten wir nicht, daß wir uralten Brauch damit übten, daß schon das blonde Germanenkind sein Haupt in die sprühenden Tropfen gehalten hat, damit ihm der Maitau Schönheit, Kraft und Langlebigkeit gäbe. Wir wußten auch nicht, daß man im Vintschgau am 1. Mai die „Madlen gebadet", d. h. jede junge Dirne, die grad des Wegs kam, zum nahen Bach oder Brunnen gezogen und begossen oder gar untergetaucht hat. Oder daß hieraus gewiß das liebliche „Tau- oder Minnetrinken" entstanden ist, das vor 30, 40 Jahren noch auf dem öffentlichen Platz des Arthursitzes in Edinburg begangen ward.

Den Volkskenner aber jammert es des kostbaren Erinnerungsgutes, das durch Gleichgültigkeit oder Engherzigkeit unserm Volke verloren ging, und spät, viel zu spät wird auch bedacht, daß mit dieser starken gemeinsamen Maifreude eine Quelle des gegenseitigen Verständnisses, der Eintracht und Heimatliebe versiegte, ein Born, der aus dunklen tiefen Gründen sprang und Geschlecht um Geschlecht mit seinem reinen Naß erquickte.

Prinz Emil von Schönaich-Carolath. (Zu dem nebenstehenden Bildnisse.) Am 30. April ist Prinz Emil von Schönaich-Carolath in Haseldorf bei Utersen nach langem, schwerem Leiden gestorben. Vielleicht wird der Tote in vollem Umfange nun die Würdigung erfahren, die dem Lebenden bei der großen Menge versagt blieb, versagt, weil diese stille, vornehm zurückhaltende Natur das Tamtam des eigenen Ruhmes nicht zu schlagen vermochte, vielleicht auch, weil ihm der Name im Wege stand, der Fürstentitel, der für den Künstler nicht Förderung, sondern Hemmnis bedeutet. Denn Schönaich-Carolath war, auch wenn seine Gemeinde kleiner ist als die manches unbedeutenden Talentes, einer unsrer größten Lyriker, ein Mensch mit tiefem, warmem Empfinden und glühender Phantasie, ein Künstler, dem ein Gott zu sagen gab, was er litt. Von seinen persönlichen Erlebnissen ist wenig in die Öffentlichkeit gedrungen. Nur ein paar kärgliche Daten wissen wir: daß er am 8. April 1852 in Breslau geboren ward, frühzeitig seine Eltern verlor, in Zürich unter Scherr und Kinkel studierte, dann als Leutnant ins Kurmärkische Dragonerregiment Nr. 14 eintrat, den bunten Rock aber bald wieder an den Nagel hing, um sich auf seine dänische Besitzung Paulsgaard zurückzuziehen oder in weiten, langen Reisen Länder und Meere zu befahren. Auch sein späteres Leben, als Gutsherr von Haseldorf im Holsteinischen, verlief schlicht und still im Kreise der Familie, nur wenige Bevorzugte kannten aus eigener Anschauung sein Gatten- und Vaterglück. Aber alles, was der Biograph verschweigt, das erzählen dem, der Ohren hat zu hören, Schönaich-Carolaths herrliche Lieder. Diese Lieder, in denen ein für alles Große und Schöne schlagendes Herz sein Sehnen und Leiden, sein Lieben und Hassen in wundervollen Tönen singt. Es gibt keinen persönlicheren Lyriker als ihn, keinen, bei dem sich Leben, Empfinden und Schaffen harmonischer deckten. Und doch stand Schönaich-Carolath im Leben wie im Schaffen zwischen zwei Zeiten, und keiner jener schweren Konflikte, die solch unsicher gärende Zwischenzustände mit sich bringen, ward ihm erspart.

H. Kaiser, Hofphot., St. Palaien, phot.

Prinz Emil von Schönaich-Carolath †

Fürsorge für die schulentlassene Jugend. Ende Februar d. J. traten Abgesandte der Deutschen Turnerschaft, des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele und des Deutschen Turnlehrervereins in Sachen der Fürsorge für die schulentlassene Jugend in Berlin zu einer Konferenz zusammen, um zu beraten, wie sie in gemeinsamer Arbeit am besten und sichersten das Ziel erreichen könnten, die schulentlassene Jugend im Alter von vierzehn bis achtzehn Jahren vor sittlichem Verderben und körperlicher Verkümmerung zu schützen. Sie kamen dabei zu folgenden, in voller Einmütigkeit gefaßten Beschlüssen: Erstens: Die Körperpflege ist mit dem Verlassen der Volksschule nicht als abgeschlossen zu betrachten, sondern fortzusetzen. Zweitens: Das einzige Mittel, alle Angehörigen der genannten Altersstufen in diese körperliche Ausbildung einzubeziehen, ist die Durchführung der Pflicht-Fortbildungsschule für alle Knaben und Mädchen des vierzehnten bis mindestens siebzehnten Jahres und die Einfügung körperlicher Übungen in den Plan dieser Schule. Drittens: Zu diesem Zweck ist notwendig a) ein Reichsgesetz, das in Abänderung des § 120 der Gewerbeordnung den Erlaß des dort erlaubten Ortsstatuts für Gemeinden mit mehr als 20 000 Einwohnern verbindlich macht, b) der Erlaß von Landesgesetzen in sämtlichen Bundesstaaten, wodurch der Besuch dieser Fortbildungsschule für alle aus der Volksschule Entlassenen gefordert wird. Viertens: Im Lehrplan dieser Schulen ist die Pflege von Leibesübungen mindestens 2 Stunden obligatorisch. Fünftens: Um den Gemeinden die Einführung der Leibesübungen in den Fortbildungsschulen zu erleichtern, sollen für dies Fach, im selben Maße wie für für die anderen, staatliche Zuschüsse erfolgen. Sechstens: Durch freiwillige Tätigkeit ist das Interesse der schulentlassenen Jugend für alle Arten gesundheitlicher Übungen zu wecken. A. Fortbildungsschüler, die in Vereinen und unter sachgemäßer Leitung solche Übungen schon ausreichend betreiben, können in der Fortbildungsschule davon befreit werden. B. Wenn diese Vereine über ausreichende Lehrkräfte und Einrichtungen verfügen, kann ihnen die regelmäßige Fürsorge für die Körperpflege der schulentlassenen Jugend übertragen werden. C. Orts- bezw. Kreisausschüsse, deren Gründung die Regierung anregen und unterstützen soll, können durch Veranstaltung von Volks- und Jugendfesten, Wettkämpfen und Spielen und auf andere Art das Interesse der Jugend für Körperpflege und Turnen steigern. — Diese Bestrebungen sind direkt als nationale Maßnahmen zum Schutz und zur Förderung der Volksgesundheit anzusehen, denn sie wollen — in erster Linie durch Selbsthilfe — eine gedeihliche Gesamtentwicklung von Körper und Geist herbeiführen. Es wäre darum zu wünschen, daß Staat und Gemeinden helfend einschritten. Die auf der Konferenz zusammengetretenen Korporationen aber wollen, als natürliche Verbündete, jeder an seinem Teil zur Erreichung des schönen Zieles beitragen.

Die Kohle in Deutschland. Nach den neuesten Mitteilungen zur Statistik des Deutschen Reiches war die Steinkohlenförderung in Deutschland während des Jahres 1906 die höchste bisher dagewesene; sie betrug 137 117 926 Tonnen. Gegen das Vorjahr ergab sich ein Mehr von rund 16 Millionen Tonnen. Da der Durchschnittswert einer Tonne am Ursprungsorte sich auf 8,93 Mark belief, so ergibt sich als Gesamtwert der deutschen Steinkohlenförderung in dem genannten Jahre die runde Summe von 1225 Millionen Mark. Im Lande selbst wurden 127 Millionen Tonnen verbraucht, es kommen also auf den Kopf der Bevölkerung 2067 Kilogramm Steinkohlen. Ebenso war bei den Braunkohlen eine Mehrförderung zu verzeichnen. Im Jahre 1906 wurden 56 419 567 Tonnen Braunkohlen gewonnen, deren Wert am Ursprungsort sich auf 131 Millionen Mark belief. Es wurden aber noch achteinhalb Millionen Tonnen von Österreich-Ungarn eingeführt, so daß der Verbrauch an Braunkohle rund 65 Millionen Tonnen betrug, was auf den Kopf der Bevölkerung 1057 Kilogramm ausmacht. Es wurden also in Deutschland für den Kopf der Bevölkerung in dem genannten Jahr an Stein- und Braunkohlen zusammen 3124 Kilogramm verbraucht, eine bedeutende Steigerung, wenn man bedenkt, daß noch im Jahre 1900 dieser Verbrauch nur 2 662 Kilogramm betrug. F.

Ein neu entdeckter „Correggio". (Zu der obenstehenden Abbildung auf S. 430.) Dem Direktor der Galerie von Parma, Professor Testi,

wurde vor kurzem ein in Triest aufgefundenes altes Gemälde zum Kauf angeboten, von dem zunächst nichts feststand als seine eigentümliche Schönheit. Eingehende Untersuchungen veranlaßten den erfahrenen Kenner oberitalienischer Schulen, das Bild in die Jugendwerke Correggios einzureihen und dem italienischen Staate seinen (inzwischen auch erfolgten) Ankauf dringend anzuraten. Auch die naturgemäß unzulängliche schwarzweiße Wiedergabe vermag von dem hohen Reiz des Bildes einen Begriff zu geben, der es zu einer wertvollen Erwerbung macht, gleichviel ob die Taufe auf Correggios Namen aufrechterhalten bleibt oder nicht. Für sie sprechen neben der ganzen Anlage und dem dichtbelaubten Hintergrunde, der auf einem sicheren Correggiobild ebenfalls zu finden ist, vor allem die Konturen und der ganze Charakter der beiden Kinder, während der Typus der Madonna ebensowie Details der Lichtführung und wohl auch der Farbengebung auf strengere Meister Oberitaliens hinweisen, unter deren Einfluß aber Correggio ja in der Tat gestanden hat — lange freilich, bevor der lächelnde Liebreiz seiner Frauen- und Kindergesichter und der zarte Duft seiner lichtgetränkten Farben ihm den Namen des „Grazienmalers" eingetragen haben.

Ein neu entdecktes Werk von Correggio.

Taucher der Kaiserlichen Werft in Kiel. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Das Amt eines Tauchers ist schwer und gefahrvoll, gleichwohl melden sich immer wieder unerschrockene Männer dazu, die gerade der Kampf mit dem unheimlichen Element dämonisch lockt. Und es ist gut, daß auch dieser Beruf seine Liebhaber findet, denn unsere Marine könnte der Taucher nicht entraten. Auch ist die moderne Technik bemüht, die Taucherapparate und -ausrüstung so zu vervollkommnen, daß die Gefahr für Leib und Leben des Tauchers auf ein Mindestmaß herabgedrückt wird. Unser Bild veranschaulicht einen solchen in „modernster" Weise ausgestatteten Taucher, und zwar den 1892 bei der Marine ausgebildeten und für die Kaiserliche Werft in Kiel tätigen Herrn O. Suhrbier. Auf der Schulter des vorschriftsmäßigen Taucherkostüms sieht man das sogen. „Schulterstück", das aus dem vor der Brust getragenen „Herz" und einem Tornister mit angeschraubtem Schlauch besteht. In der linken Hand hält Herr Suhrbier den Helm, in dem sich der Sprech- und Hörapparat befindet, in der rechten die Signalleine, die mit dem Telephonlabel verflochten und am Gürtel befestigt ist. Ein Messer dient ihm als Waffe und Werkzeug, und ohne die vor ihm stehende Taucherpumpe mit dem Gabelschlauch, ohne den Luftkessel mit aufgeschraubtem Manometer, der ihm die gereinigte trockene Luft zuführt, wäre er verloren in der grausigen Tiefe, in der sein Arbeitsfeld liegt. Herr Suhrbier hat schon eine erfolgreiche Tätigkeit hinter sich; ihm gelang es z. B., den verloren gegangenen Buganker der „Württemberg" zu heben. Er wirkte auch bei den Bergungsarbeiten des untergegangenen Torpedobootes S. 126 mit und barg die Leiche des Obermatrosen Ewald Meyer aus dem Heizraum der Rammstelle mit eigener Lebensgefahr; auch fand er die Leiche des Obermatrosen Kanzler auf der Kommandobrücke.

Ein Taucher der Kaiserlichen Werft in Kiel.

Eine Kanakenreiterin auf Hawai. (Zu der untenstehenden Abbildung.) „Das Paradies des Pazifik" hat man die Hawai- oder Sandwichsinseln genannt, und mit Recht, denn die Natur hat dort verschwenderisch ihre Gaben ausgeteilt. Von Palmen und Tropenhainen und üppigen Zuckerrohrfeldern, vom blauen Spiegel des Großen Ozeans schweift dort der Blick zu den höchsten Berggipfeln Polynesiens, zu gewaltigen Vulkanen, zu dem merkwürdigen Kilauea, dessen Krater einen feurigen Lavasee bildet. In diesem Paradiese wohnten von alters her eigenartige Menschen, der schönste Menschenschlag auf den Inseln der Südsee. Die Berührung mit den Weißen hat aber den Kanaken wenig genutzt. Das leichtlebige Volk nahm gern die Zivilisation, lieber aber noch mit ihr die Laster der Fremden auf. Es wurde dezimiert, verlor seine Unabhängigkeit. Unter dem Banner mit Sternen und Streifen stehen heute nur noch 20000 bis 30000 Kanaken — auf dem Aussterbeetat. Weiße aller Nationen, Amerikaner, Engländer, Deutsche, Portugiesen, Franzosen haben sich auf den Inseln niedergelassen, und

Kanakenreiterin auf Hawai.

in noch größerer Zahl kommen vom Ostrande Asiens die Gelben herbei, der Chinamann und der Jap. Ein Rassenkampf beginnt dort emporzuglimmen — aber das ficht die Kanaken wenig an. Längst amerikanisiert, leben sie heiter und fröhlich dahin. Stattlichere Männergestalten als diese Kanaken kann kaum ein Volk der Erde aufweisen. Die Frauen sind dagegen weniger gut entwickelt, und ihre groben sinnlichen Gesichter sind nach unseren Begriffen durchaus nicht schön. Aber Lebenslust sprüht aus ihren Augen, und nach alter Sitte schmücken sie sich nur zu gern mit Blumen. Blumenkränze tragen sie um den Hals, Blumen im Haar; aber das ist das einzige, was sie aus der alten Tracht noch in die Gegenwart herübergerettet haben. Sonst kleiden sie sich vorzugsweise nach amerikanischer Mode; lose bequem sitzende Gewänder sind am meisten beliebt. Die Kanakenfrauen sind eifrige Tänzerinnen, die reichen unter ihnen aber auch passionierte Reiterinnen. Sie sitzen nach Männerart hoch zu Roß. Der lange bunte Reitrock hängt zu beiden Seiten fast bis auf die Hufe der Pferde hinab; um den Gürtel pflegen sie eine breite rote oder gelbe Schärpe zu winden. Wie aus Erz gegossen sitzen sie fest im Sattel. Manche lassen ihr rabenschwarzes Hauptthaar frei im Nacken herabfallen. Wenn diese Reiterinnen dann im sausenden Galopp dahinsprengen, wenn ihr Haar im Winde flattert, wenn das herabwallende Kleid einer Doppelfahne gleich selbst über den Schweiß des Rosses emporweht, dann hat man einen wundersamen Anblick; denn es ist ein Kunstreiten der jüngst zwilisierten Wilden, das nur auf Hawai zu schauen ist. C. F.

Schülerheime. In der Osterzeit fand die Eröffnung der staatlich gegründeten Schülerheimkolonie des Arndtgymnasiums in Dahlem bei Berlin statt, was — den Erfolg dieses Versuches vorausgesetzt — auf dem Gebiete des Alumnat- und Erziehungswesens vielleicht von umwälzender Bedeutung sein dürfte. Es handelt sich dabei nicht um eine Besonderheit des Unterrichts — der Lehrplan entspricht dem eines humanistischen Gymnasiums alter Art — sondern um eine Reform des Schullebens, in dem den Körperübungen nicht nur ein größerer Spielraum als bisher gewährt, sondern auch besondere Anlagen für sie geschaffen werden sollen. Vor allem aber unterscheidet sich die neue Anstalt von allen ähnlichen Instituten durch die Dezentralisierung der Wohn- und Schlafräume. An Stelle des großen eintönigen Alumnatsgebäudes sind freundliche kleine, in Gartengrün versteckte Landhäuser getreten, die außer der Familienwohnung des als Hausvater wirkenden Oberlehrers etwa 15 Schülern Raum bieten, d. h. die nötigen Arbeits-, Spiel-, Schlaf- und Badezimmer enthalten. Es liegt auf der Hand, daß diese der Familie möglichst nahekommende Einrichtung, die ein enges, stetes Zusammenleben von Lehrern und Schülern ermöglicht, den erziehlichen Einfluß der Schule in günstigster Weise fördern kann, und die vielfachen Auslassungen in der Tagespresse haben gezeigt, daß vom Publikum in der Tat auf diese günstige Einwirkung der Schülerheime gerechnet wird. Viele Tausende von Eltern, die auf dem Lande leben, sind ja gezwungen, ihre Söhne frühzeitig in Pensionen und Alumnate zu geben; sie würden es freudig begrüßen, wenn nach dem Muster der Dahlemer Anstalt auch in den Provinzen solche Schülerkolonien gegründet würden, in denen — entsprechend den billigeren Verhältnissen — statt der für Dahlem angesetzten 1600 Mark der Pensionspreis vielleicht auf 1200 Mark festgesetzt würde. Diese in günstiger Gegend angesiedelten Schülerheime sollten nicht allzuweit von der Provinzialhauptstadt entfernt sein, damit nicht nur die nötigen Hilfskräfte immer zur Verfügung ständen, sondern den Zöglingen durch Besuch von Theatern, Museen und Vorträgen auch jede geistige Anregung geboten werden könnte.

Lummen auf der Klippe. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Nördliche Meere sind die Heimat der Lummen. Die Salzflut bietet ihnen die Nahrung, und sie bleiben ihr treu. Nur ungern erheben sie sich zeitweilig zu raschem Flug, um neue Jagdgründe aufzusuchen. Wenn aber im Frühling die Liebe erwacht, dann eilen die geflügelten Scharen nach den von Meereswogen umtobten Felsen und Klippen, um hier der Brutpflege obzuliegen. Nester bauen sie nicht, auf den bloßen Fels legt das Weibchen ein einziges Ei, das abwechselnd von ihr und von dem Männchen bebrütet wird. Steil aus dem Meer aufragende Felsen, die an Vorsprüngen und Zacken besonders reich sind, werden bevorzugt. Jeder Sims und Spalt wird hier ausgenutzt, und der Berg erscheint mit brütenden Pärchen besetzt wie ein Bienenstock, umschwirrt von den ab- und zufliegenden Vögeln. Solche Vogelberge, die Brehm in seinen Vorträgen so anschaulich geschildert hat, sind noch heute im hohen Norden zu sehen. Samtbraun sind der Kopf, Hals und Oberkörper der Lumme, während die Brust weiß gefärbt ist; die Flügel zeigen eine weiße Binde. Auf dem Land ist der Vogel unbeholfen; in ihrer eigentlichen Heimat haben die Lummen in dem Menschen ihren schlimmen Feind noch nicht so recht erkannt; so harmlos und vertrauensselig treten sie ihm entgegen, daß man den Vogel einfach die dumme Lumme genannt hat. Anders in Gebieten, in denen sie häufiger von Menschen heimgesucht werden; da werden sie scheu und flüchtig und legen dann auch für den Herrn der Schöpfung Klugheit an den Tag. Seit uralter Zeit sind die Nistplätze der Lummen für den Menschen willkommene Jagdgründe, wobei es vor allem auf die Eier und Jungen abgesehen wird. Die letzteren werden für den Winter eingepökelt, die ersten nicht nur im Haushalt verbraucht, sondern auch auf weite Strecken versandt. Kein Wunder, daß der Verbreitungsbezirk der Lummen mehr und mehr gegen den unwirtlichen Norden zurückgedrängt wird. Freilich ist das Ausnehmen der Nester auf den steilen Klippen keine leichte Arbeit. Die nordischen Vogelfänger müssen mühsam die Felsen erklettern, an schwankendem Seil sich zu den von Lummen besetzten Vorsprüngen herablassen und so mit Lebensgefahr ihre Beute erhaschen, aber von jeher hat das Wagnis den Mut des Menschen gesteigert, und auf den nordischen Inseln

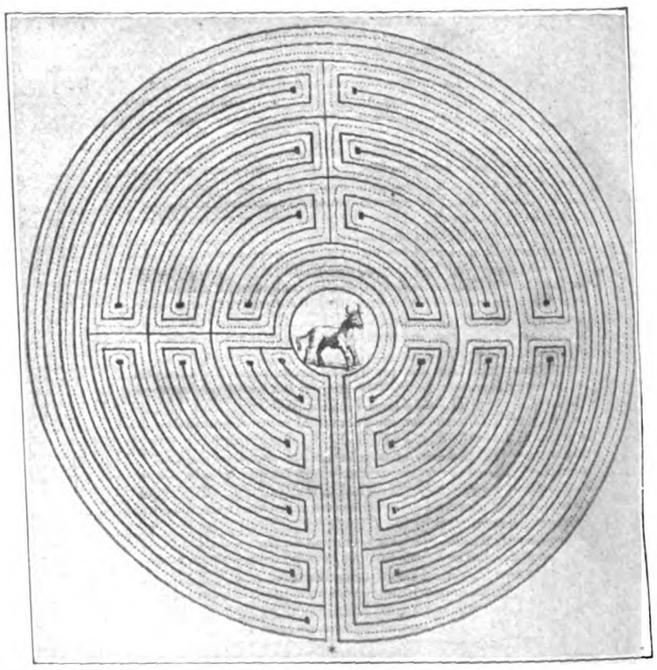
Lummen auf der Klippe.

sind solche kühnen Vogelsänger durchaus nicht selten. In Meeren der gemäßigten Zone erscheinen die Lummen nur in kleineren Scharen; so nisten sie z. B. noch auf Helgoland und an den Klippen der englischen Küste. Unser Bild zeigt einen Nistplatz der Lummen auf einer Klippe bei Flamboroughhead, dem wildromantischen Vorgebirge in der englischen Grafschaft Yorkshire, wo außer den Lummen noch andere Seevögel ziemlich reich vertreten sind. C. F.

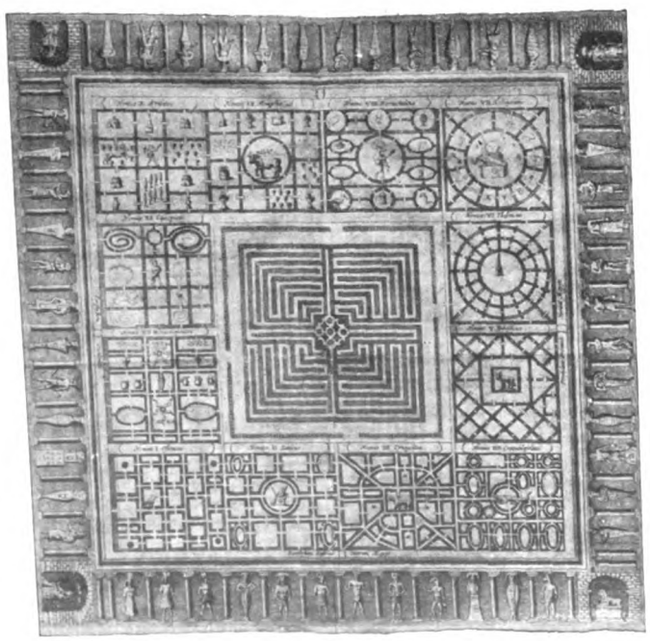
Ein Lump. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) „Ich bin zu früh geboren. — wo heute ich hinkomm, — mein Glück, das kommt erst morgen, — hätt ich den Schatz im Dom, — dazu den Zoll am Rhein — und wär Venedig mein, — so wär es all verloren — es müßt verschlemmet sein." — Das alte Vagantenlied aus „Des Knaben Wunderhorn" kommt einem unwillkürlich in den Sinn, wenn man diesem bierfrohen fahrenden Bruder von der Straße in die „verschwiemelten" Augen sieht! Die alte Holzbildhauerei, einst Stolz und Freude der Altvordern, die ihr im Hausgestühl wie in der Kirche, überall, wo feste Mauern das Material einigermaßen vor Unbill behüteten, den Ehrenplatz neben Erzguß und Steinbildern wiesen, hat in Prof. Franz Zelezny in Wien einen der begabtesten und — was mehr ist — begeistertsten Vertreter gefunden. Als Bildhauerssohn von klein auf mit allen einschlägigen Techniken vertraut, ist der jetzt einundvierzigjährige Meister trotz der Ablenkung, die sich durch größere monumentale Aufgaben immer mehr und mehr ergab, stets wieder zu seiner liebsten Kunstbetätigung zurückgekehrt. Wie an seinen eigenartigen holzgeschnitzten Adam- und Evastatuen, die vor einigen Jahren in der Wiener „Sezession" auffielen, zeigt sich auch an der hier wiedergegebenen Büste eine tiefinnerliche Freude an der Wiedergabe des einfach Natürlichen, die doch auch wieder Größe genug besitzt, um diese Wirklichkeit künstlerisch, über sich selbst hinaus, zu steigern. Zynismus und Verschmitztheit zugleich sprechen aus den verwitterten, von des Lebens Unrast stark mitgenommenen Zügen des skrupellosen Glücksritters, den Zelezny mit geradezu verblüffender Realistik und virtuoser Technik herausgearbeitet hat.

Ein Lump.
Holzbüste, modelliert vom Professor Franz Zelezny in Wien.

Labyrinthe. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Mit dem Wiedererwachen der Altertumswissenschaft im 17. Jahrhundert zerbrach man sich den Kopf darüber, wie die berühmten Labyrinthe des Altertums ausgesehen hätten. Besonders ein deutscher Jesuit, Athanasius Kircher, gab sich viele Mühe, den Zweck und Bau jener alten Irrgänge zu erforschen. Das berühmteste Labyrinth des Altertums stand auf der Insel Möris in Ägypten. Es war ganz aus Marmor erbaut, und es soll in seinem Innern 3000 Gebäude, die sich zu 12 palastartigen Gruppen zusammenschlossen, enthalten haben. Unsere Abbildung gibt das Bauwerk im Grundriß wieder. Innerhalb der reich mit Statuen geschmückten Umfassungsmauern sieht man im Kranz die 12 Gebäude, die aus unzähligen Gebäuden, Gärten und Laubhölzern aufs komplizierteste zusammengestellt sind. Die Trennungsmauern dieser einzelnen Teile bestehen aus unzähligen kleinen Türen, so daß eine Orientierung in dem Ganzen fast unmöglich ist. Inmitten der 12 Paläste liegt ein großer Irrgarten, der nur einen Eingang besitzt. Virgil spricht von einem andern „Kunstlabyrinth vormals in der felsigen Kreta, blinder Gewölb' Ausschweif' und tausendfache Verwicklung", das angeblich Dädalus für den Minotaur erbaut hatte. Auch dieses Bauwerk versuchte Kircher wiederzugeben. Wer sich die Mühe machen will, in das Innere zu dem Minotaur zu gelangen, muß bei dem kleinen Sternchen am unteren Rande des Bildes anfangen und der punktierten Linie mit Geduld folgen. Auch auf der Insel Lemnos und in Italien gab es im Altertum Labyrinthe. Die Kircherschen Arbeiten hatten übrigens zur Folge, daß man die Labyrinthe auch in die französische Gartenbaukunst aufnahm. Besonders berühmt waren die Irrgärten zu Versailles und Scheveningen sowie der unterirdische Höhlengang bei Maastricht, den man über zwei Meilen lang verfolgen konnte. Neuere Forschungen von Much, Wilser, Carus Sterne und Pastor haben gezeigt, daß die Labyrinthe altgermanischen Ursprungs sind. Nördlich nämlich vom Polarkreise, wo die Sonne lange Zeit nie



Labyrinth auf Kreta.
Nach Kircher.



Labyrinth auf der Insel Möris.
Nach Kircher.

untergeht, beschreibt sie am Himmel eine Spirale und kehrt am Sonnenwendepunkt auf dem gleichen Wege scheinbar wieder zurück. Diese Linien des allbelebenden Gestirns finden sich in den urgermanischen Spiralmotiven, besonders in Zieraten der Bronzezeit wieder. Gleichfalls in den Trojaburgen, in denen die Sonnenfeste gefeiert wurden, ist der spiralförmige Sonnenweg wiederzufinden. Auch das Labyrinth auf Kreta wird als eine Sonnenburg der nach dem Orient wandernden Arier erklärt. In der griechischen Architektur heißt eine dem Labyrinthgang ähnliche Verzierung im Gesims: Labyrinth. F. N. F.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Nr. 21 — 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Das Kreuz im Venn.

(11. Fortsetzung.)

Roman von Clara Viebig.

Am folgenden Morgen pochte der Bursche vergebens an Abekings Tür. Der Herr Leutnant hatte mal einen festen Schlaf, aber wenn auch noch Festtag war, er mußte doch Appell abhalten! Der Bursche räusperte sich und scharrte mit den Füßen, zuletzt donnerte er mit der Faust gegen die Tür. Diese war nicht verschlossen; als er sich endlich ohne „Herein" hineintraute, war sein Leutnant nicht darin, das Bett gar nicht berührt. Er stieß unwillkürlich einen Laut des Erstaunens aus, der die ganze Enge der Offiziersbaracke durchhallte.

Adjutant v. Scheffler steckte den Kopf mit der Schnurrbartbinde und den mit Cold-cream gesalbten Wangen zu seiner Tür heraus, aus einer anderen fuhr der Stabsarzt, auch Leutnant Schmidt und noch mehrere zeigten sich im Negligé. Was war denn los? Was brüllte der Kerl denn so und glotzte wie ein abgestochenes Kalb?

Wenige Stunden später erschienen verschiedene der Herren in Heckenbroich. Die Landleute, die in Hemdsärmeln unter ihrem Heckentor standen, den zweiten Pfingsttag anrauchten und sich des warmen Wetters freuten, wurden ausgefragt: hatten sie heute nicht etwa einen Herrn vom Lager gesehen, einen Leutnant von der Artillerie? So und so sah er aus. Man gab ein genaues Signalement. Aber keiner der Bauern wollte ihn gesehen haben.

Kopfschüttelnd kehrten die Herren wieder ins Lager zurück. Donnerwetter, wo steckte der Abeking denn? Vom Platz kann man sich doch nicht so mir nichts, dir nichts entfernen. Heute gegen Mitternacht war er mit Schmidt und dem Stabsarzt heimgekommen, sie hatten sich alle schlafen gelegt, und nun war er auf einmal nicht mehr da, und kein Posten hatte ihn sich entfernen gesehen. Es ging nicht anders, man mußte Meldung machen.

Scheffler übernahm diese heikle Mission. Er entledigte sich ihrer mit der ihm eigenen Gewandtheit und Delikatesse, aber er entging doch nicht dem Donnerwetter der Ungnade. Man liebte es sowieso nicht, daß die Herren soviel umherstreiften, in der Nacht erst nach Hause kamen — der Offizier hat ein Vorbild zu sein, sowohl was Pünktlichkeit anbelangt als Solidität — und nun diese Geschichte! Erst als es Scheffler gelang, die vertrauliche Mitteilung seiner Verlobung beim Höchstvorgesetzten anzubringen, wurde dieser gnädiger. Er gratulierte seinem Adjutanten in schmeichelhaften Worten: war wirklich nett, sehr nett, diese Verlobung, Schmölders sehr nette Leute, alteingesessenes Patriziergeschlecht, wenn nur alle Kameraden immer so das Richtige träfen!

„Aufrichtigen Glückwunsch, lieber Scheffler. Nun, wenn Sie Hauptmann sind, wird wohl geheiratet, was?"

„Zu Befehl, Herr General!"

Der kleine Abeking war wieder in den Hintergrund gerückt. Die Verlobung Schefflers wurde allgemein besprochen; aber als es Mittag wurde und Nachmittag und der Leutnant noch immer nicht da war, fingen die Kameraden doch wieder an, und zwar ernstlicher, auf ihn zu harren. Es war ihm doch wohl nichts passiert?

Eine glühende Sonne, viel heißer noch als die gestrige, brannte dörrend aufs Lager herab. Die Wellblechbaracken sprühten. Die meisten der Offiziere lagen bei verhängten Fensterchen auf ihren Betten und dösten, einige gähnten im Kasino; alle hatten sie noch einen gewissen Katzenjammer von gestern. Es war das beste, man schlief erst einmal ordentlich aus; zu morgen war ohnedies Felddienstübung anberaumt. Es war keinem Menschen behaglich.

Es war schon spät, als es an Bürgermeister Leykuhlens Tür klopfte. Ein paar erhitzte Radfahrer standen draußen. Bis zum Dunkelwerden hatte man im Lager noch geduldig auf Leutnant Abeking gewartet; aber nun es Nacht zu werden anfing, zudem ein Gewitter drohte — fernes Wetterleuchten durchzuckte ab und zu den sternenlosen Himmel — hatte man es plötzlich mit der Angst bekommen. Es mußte Abeking irgend etwas passiert sein, nicht anders war sein unerklärliches Verschwinden möglich. Sämtliche Leute wurden ausgefragt, Unteroffiziere wie Gemeine, Infanterie wie Kavallerie und Artillerie; sie kannten ihn längst schon alle, aber wenn sie ihn auch nicht gekannt hätten, jetzt kannten sie ihn, bis aufs Tüpfelchen wurde er ihnen beschrieben. Das ganze Lager war aufgestört. War das eine Geschichte! Es surrte wie im Bienenschwarm. Diese gottverfluchte Gegend, diese verdammte Ödenei! Was einem hier alles passieren konnte! Wie in Südwestafrika, schlimmer war's in den Wüsten und bei den Hottentotten auch nicht als hier in der Heide im Moor. Vielleicht, daß der Leutnant nicht hatte schlafen können vor Hitze, 's war ja auch in den Käfterchen unterm Wellblech zum Ersticken. Er mochte eingebrochen sein im Halbdunkel, der arme Kerl, irgendwo in ein tiefes Loch, vielleicht bis an den Hals. Er hatte sich nicht mehr herausarbeiten können. Oder ob ihn

Published 21. V. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

einer überfallen hatte, Geld bei dem Offizier vermutend? Vielleicht lag er irgendwo erschlagen hinter einem Busch, ins Dickicht einer Tannenschonung verschleppt? Die Kolonie der Verbrecher im Venn, zwischen Lager und Heckenbroich, war nicht weit. Was hatte so ein Kerl denn noch zu verlieren? Wenn er entdeckt wurde, Kopf ab — das war auch nicht viel schlimmer, als da oben zu hacken und zu roden!

Die abenteuerlichsten Gerüchte schwirrten über den Platz; wer zuerst solch grausige Befürchtung ausgesprochen hatte, wußte man nicht. Aber wo zwei, drei zusammenstanden, sprach man nur davon. Jetzt war die Befürchtung fast zur Gewißheit geworden. Krank war Leutnant Abeking ja nicht gewesen! Nein, ganz normal bei Kräften und bei Sinnen! Gesund und munter war er gestern mit Schmidt und Scheffler und dem Stabsarzt zum Diner in den „Schwan" gefahren, mit Schmidt und dem Stabsarzt auch wieder gesund und munter heraufgekommen. Nicht mit dem Krümperwagen waren sie gefahren, sondern mit dem Break vom Bahnhofswirt. Ob der vielleicht etwas wüßte? Man mußte doch einmal hören. Es gingen einige hin.

Aber der Bahnhofswirt zuckte die Achseln. Er wußte nichts, jedoch dienstbeflissen wollte er gleich einmal seinen Knecht befragen, den Kutscher, der die Herren gefahren hatte. Vielleicht, daß der eine Ahnung hatte! Die Herren tranken derweil am Büfett einen Kognak, der Wirt ging in den Stall zum Knecht. Er blieb lange aus, endlich kam er mit einem ganz eigentümlichen Gesicht wieder. Er war blaß, und heftige Erregung zitterte in seiner Stimme; da wäre ihm ja bald sein Pferd ruiniert worden, sein bestes Pferd, eben hatte der Wallone es eingestanden, als er das Tier zerschunden und blutrünstig im Stall stehen fand, ganz lahm und abgetrieben. Bei den Ohren hatte er den Burschen gepackt, es aus ihm herausgeschüttelt: was war mit dem Gaul passiert? Da hatte der Junge geheult, der Herr Leutnant, den er gestern abend bis vors Lager gefahren hatte, der war noch einmal umgekehrt, gerade als er die Pferde in den Stall führen wollte, hatte ihm, ehe er sich dessen versah, den einen Gaul aus der Hand gerissen, selbst Decke aufgeschnallt, Halfter angelegt, sich aufgeschwungen — heidi — auf und davon. Vergebens war er ihm nachgelaufen, vergebens hatte er „Halt!" geschrien. Die ganze Nacht hatte er deswegen nicht schlafen können: was geschah mit dem Pferde? Aber am Morgen, eine Stunde nach Sonnenaufgang, zur ersten Futterzeit, da hatte der Gaul sich wieder vorm Stall eingefunden gehabt — und so sah er aus! Der Knecht hatte sich nicht getraut, seinem Herrn etwas zu sagen, er hatte dem Tier die geschrammten Stellen gekühlt und war froh gewesen, daß nicht noch Schlimmeres passiert war.

Nun verlangte der Wirt aber sehr energisch eine Entschädigung; das ginge denn doch nicht an, daß ihm die Herren Offiziere die Pferde so kujonierten und zurichteten! Schwer genug mußte man sich's hier werden lassen, alles anschaffen für die gesteigerten Bedürfnisse der Herren, und wenn diese abgezogen waren, dann blieb man mit dem übrigen sitzen, und dann wurde immer noch geredet über „hohe Preise" und „Geldschneiderei"!

Die Herren vom Lager bekamen einige sehr unangenehme Wahrheiten zu hören. Der Bahnhofswirt wurde ausfallend; daß man ihm sein Pferd so mir nichts, dir nichts entführt hatte, das brachte ihn aus der Fassung.

Die Herren straften ihn mit der „gebührenden Verachtung", aber sie schrieben ihren Ärger Abeking aufs Konto; wie konnte der Mensch solch unglaubliche Geschichten machen?! Sie waren geradezu wütend auf ihn; erst betrank sich der Junge und benahm sich dann wie ein Toller! Wahrscheinlich lag er nun irgendwo und schlief seinen Rausch aus!

Fast hätte man Lust gehabt, das Suchen aufzugeben; Patrouillen waren schon längst ausgeschickt worden, ein paar andere Trupps suchten den Schießplatz ab und das ganze anstoßende Gelände, zwanzig Mann waren ins Venn hinaufmarschiert mit der Order, jede Schonung zu durchstöbern, jeden Tümpel zu durchforschen, besonders in der Nähe der Strafkolonie. Aber es wurde nichts gefunden.

Scheffler mußte jetzt zu seiner Braut, der Krümperwagen wartete schon; aber der Stabsarzt wollte sich noch nicht zufrieden geben; man hatte so oft mit dem jungen Kameraden fröhlich zusammengesessen, sollte man ihn nun in irgendeiner Patsche stecken lassen? Er war ein guter Radfahrer, Leutnant Schmidt auch. Die beiden befuhren nun jede Strecke, die nur irgendwie zu befahren war, rechts vom Lager, links vom Lager, in weitem Bogen immer um dieses herum, sie riefen, sie schrien: „Abeking! A—a—beki—i—ing!"

Das Echo am Krummen Ast spottete ihnen nach; auch aus den Tannen äffte sie eins. Es wurde dunkel, sie konnten nicht überall fahren, sie mußten absteigen und drücken, sie fluchten und schwitzten. Wie verflogene Glühwürmer irrten ihre Laternen durch die todstille Einsamkeit. Auch sie hatten ihn nicht gefunden. Nun waren sie noch einmal nach Heckenbroich gekommen.

„Meine Herren, waren Sie denn als nach der Stadt erunter?" fragte Leykuhlen, als sie jetzt erhitzt, die dampfenden Stirnen sich wischend, in einer gewissen Nervosität vor ihm standen. Nach der Stadt?! Sie belächelten fast die Frage. Da war der Kamerad ja gerade hergekommen, dahin konnte er nicht sofort wieder umgedreht sein. Und übrigens hätte man von dort längst Nachricht erhalten. Abekings Verschwinden war jedenfalls dort ebenso bekannt geworden wie hier.

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf. Nun, hier im Dorf erregte das weiter kein großes Aufsehen, die Leute saßen hinter ihren Hecken. Aber wenn es den Herren darum zu tun war, wollte er noch einmal mit ihnen suchen gehen.

Er rief nach seiner Frau: „Bring mir en Latern, Mariechen!"

Und dann gingen sie, die Offiziere ihre Räder führend, er ihnen voran mit starkem Schritt. Er schlug die Richtung nach der Stadt ein.

Die Nacht war sternenlos, das zuckende Leuchten am Himmel kam näher und näher. War es so schwül, daß ihnen immer wieder und wieder der Schweiß von der Stirne rann, oder machte die seltsame Unruhe, die wohl durch das lange Umherirren hervorgerufen worden war, ihnen so unangenehm heiß? Die beiden Offiziere sprachen flüsternd zusammen.

„Fangen Sie auch an, etwas unruhig zu werden, Doktor?" fragte leise Schmidt.

„Na, und ob!" Der Dicke wischte sich den Schweiß ab; dann sagte er lauter: „Herr Bürgermeister, wirklich sehr freundlich von Ihnen, daß Sie mit uns gehen!" Und der andere setzte hinzu: „Ja, ganz famos!"

Der Bürgermeister gab keine Antwort. Er hatte von dem Verschwinden des jungen Offiziers heute vormittag schon gehört, nun war es Nacht, jener noch nicht wieder da — sollte irgendein ernstlicher Unfall ihm zugestoßen sein? Oder steckte da ein Frauenzimmer dahinter? Seine Mundwinkel zogen sich herab in einem leis geringschätzigen Lächeln; kein Mädchen von Heckenbroich würde sich zu so etwas hergeben, aber es gab ja noch andere Frauenzimmer! Es durchzuckte ihn plötzlich, er schlug sich vor die Stirn: die Helene?! Fast hätte er's laut hinausgeschrien, zu der müßte man gehen, die einmal ordentlich ins Verhör nehmen! Aber er biß sich auf die Lippen; still, was ging's ihn an, mochten sie selber ihre Klugheit erweisen, die Herren vom Lager, er hatte sie nur zu führen.

Jetzt war es nicht an der Zeit, harte Worte zu sprechen — warum mußten die auch immer da herunter und erst zurückkommen bei Nacht und Nebel und den Frieden des Dorfes stören mit Rädergerassel und Hallo? Nein, jetzt nichts von dem, jetzt galt es, einen Menschen zu suchen, der sich verloren hatte, der — er stockte in seinen Gedanken — am Ende war er doch verunglückt! Ein toller Ritt bei der

Nacht auf ungesatteltem Pferde?! Er schüttelte nachdenklich den Kopf.

Sie waren jetzt an der ersten scharfen Biegung der zu Tal führenden Straße angelangt. Heute schimmerte das sich windende Band der Chaussee nicht so weiß wie gestern im Mondschein. Unsicher ging man durchs Dunkel, die Laternen warfen nur einen kleinen Lichtkreis; fratzenhaft tauchte für Augenblicke ein abgehauener Strunk darin auf oder ein Meilenstein am jäh abstürzenden Rand. Unten rauschte das Wildwasser, heute lauter denn sonst, weil kein Windhauch die Tannenwipfel rührte. Regungslos standen sie, Urwaldbäume, gewaltige Riesen, die Dunkelheit noch verdunkelnd durch ihre schwarz ragende Wand.

„Glauben Sie, daß ihm etwas Ernstliches zugestoßen sein könnte, Herr Bürgermeister?" fragte plötzlich der Stabsarzt. Beklommenheit war in der Frage. Und gleich darauf erhob er seine Stimme: „Abeking! A—a—be—ki—ing!"

„Schreien Sie doch nicht so! Warum schreien Sie denn so wie 'n Kind im Dunkeln!" wollte Schmidt spötteln. Aber der Spott kam nicht heraus; in seinen Ton mischte sich etwas anderes. War das Angst?

Ein Huhuh ging durch die Tannen, jetzt ein schriller Pfff. Man sah nichts, aber man hörte etwas. Allerlei Nachtgevögel, durch den Ruf aufgeschreckt, ließ sich vernehmen.

„A—a—beki—i—ing!"

„Doktor, was fällt Ihnen de . . ."

„Halt!" sagte plötzlich Leykuhlen. Seine Hand legte sich mit eisernem Griff dem Offizier auf den Arm. Er hatte seine Laterne gehoben und dann wieder gesenkt; ihr Strahl fiel auf den weißen Meilenstein, der gespenstisch ragte wie ein Grabmal, auf das der Mond scheint. Er leuchtete rundum und bückte sich dann nieder; die schmale Grasnarbe, die noch zwischen Straße und Absturz lief, hier an der schärfsten Biegung, die wie ein Vorsprung über der Bachschlucht hängt, war aufgewühlt. Hier hatte ein Pferd gescharrt — gescheut. Man sah noch den Schlag des Hufes wider den Meilenstein.

Alle drei Männer sahen es und schwiegen. Es durchfröstelte die Offiziere. Das Wildwasser rauschte herauf durch die Dunkelheit.

Jetzt ein Brechen, ein Knacken von Zweigen. Leykuhlen fing an, von der Chaussee die Böschung gerade abwärts hinunterzuklettern. Die andern folgten ihm.

„Hören Sie nichts?"

Leykuhlen drehte sein Gesicht nach den ihm Folgenden herum. Nein, sie hörten nichts, aber der Ton ihres Führers machte sie stutzen. Ihre Räder hatten sie am Chausseerande hingeworfen, die Laternen waren erloschen; seine Laterne allein leuchtete ihnen notdürftig durch Gestrüpp und Dorngerank und Strünke und Schiefergeröll. Immer steil abwärts ging es, ein böser Absturz. Sie rutschten und kletterten; hätte man sich nicht an den tiefen, hängenden Ästen der Tannen anhalten können, man wäre unbarmherzig gestürzt.

„Donnerwetter!" ächzte der Stabsarzt. Aber dann wurde sein Ton plötzlich noch besorgter, er stieß hastig heraus: „Hier scheint schon einer vor uns heruntergerutscht — Achtung! A—a—be—king!"

„Rufen Sie, rufen wir noch emal", befahl Leykuhlen. „All zusammen!"

Sie schrien jetzt alle drei: „A—a—be—ki—ing! A—a—be—ki—ing!" Langgezogen und klagend hallte die jenseitige Steilwand der Talschlucht ihre Rufe zurück. Nachtvögel fuhren um sie auf, hinter ihnen prasselten dumpf die Steine und schossen dann nieder, bis sie aufklatschten unten im Bache.

Jetzt vernahmen die Offiziere noch etwas anderes; es klang wie ein schwacher Ruf. Ein Stöhnen hintennach. Ihr Kamerad — war er das?

„Abeking, sind Sie da? Wo? Geben Sie Antwort! Wo?"

In rücksichtsloser Eile stürzten sie abwärts, die Mützen wurden ihnen durch die Zweige von den Köpfen gerissen, an ihren Uniformröcken zerrten die Dornranken; eine fieberhafte Aufregung hatte sich ihrer bemächtigt: war's Abeking? Er gab jetzt keine Antwort mehr! Wo, wo?

„Hier", sagte jetzt Leykuhlen und kniete rasch nieder.

Seine Laterne beleuchtete den Gestürzten — das Gesicht war totenbleich, die Augen geschlossen, das blonde Haar klebte an der Stirn. Als Leykuhlen ihm den Kopf ein wenig hob und sich in den Schoß bettete, rann es ihm feucht über die Finger.

Und jetzt kam das Gewitter herauf, das schon lange gedroht hatte; aber es war doch wie eine Erlösung, die Beklemmung wich, es brachte Licht. Der Schein der Blitze leuchtete ihnen, als sie den Besinnungslosen ein Stück weiter bachabwärts trugen und dann hinauf an einer weniger steilen Böschung bis zur Chaussee. Sie brachten ihn zu den Rädern; diese wurden mit Taschentüchern zusammengebunden, der regungslose Körper quer über die Sättel gelegt. Die Riesenkraft Leykuhlens hielt ihn fest, der eine Kamerad führte, der andere drückte.

„'ne traurige Fuhre", sagte der Stabsarzt.

Lebte er? Ja, er lebte. Aber ob er sich nicht so ernstlich verletzt hatte, daß er sein Leben lang daran zu tragen hatte, das war in der Eile, bei der nur flüchtigen Untersuchung unter unsicherer Beleuchtung, nicht festzustellen. Eine niederdrückende Bestürzung lag über den Kameraden und eine quälende Unklarheit; wie war das nur zugegangen, Abeking war doch ein so guter Reiter? Aber freilich, bei Nacht und auf einem fremden Gaul ohne Sattel! Herr des Himmels, wie war der Junge überhaupt auf die Idee zu einem solchen Ritt gekommen? Warum?

Leykuhlen sagte kein Wort. Er fühlte ein Mitleid, das er sich selbst nicht eingestehen mochte. Dies hier war ja noch schlimmer, am Ende viel schlimmer noch, als die beiden, die sich gegenseitig mit Fragen bestürmten, jetzt ahnten. Wer weiß, ob es nicht besser wäre, der Mund des jungen Offiziers, der jetzt so stumm war, bliebe für immer geschlossen! Was würde man zu hören bekommen — nicht viel Gutes! O du Frauenzimmer! Der Bürgermeister machte eine Faust im Sack. Aber neben seinem geheimen Zorn regten sich auch Stolz und Scham in ihm, nein, nichts von seinen Vermutungen sagen, Fremde brauchten es nicht zu erfahren, was die da unten für ein Schandfleck war im Lande!

Stumm und langsam rückten die Männer mit dem Gestürzten die Chaussee hinan. Die Offiziere sprachen jetzt auch nicht mehr; die Lust zum Reden war ihnen vergangen. — —

Als Adjutant v. Scheffler um Mitternacht mit dem Krümperwagen von seiner Braut zurückkehrte, rief ihn auf der Dorfstraße jemand an. Hinter seiner Hecke kam der Bürgermeister hervor, er mußte da gewartet haben, und trat an den Schlag.

„Steigen Sie aus, Herr Oberleutnant, wir haben als auf Sie gelauert. Sie können ihn mitnehmen, er liegt da drin!" Er winkte mit dem Kopfe nach dem Hause hin.

„Was — wer — Abeking?!" Hastig sprang Scheffler aus dem Wagen; er war bleich und nervös. Als er jetzt in die Stube trat, wo auf dem Kanapee, den Kopf mit nassen Kompressen bedeckt, die von Frau Leykuhlen unablässig erneuert wurden, der junge Leutnant lag, zuckte er zusammen. Am Tische saßen der Stabsarzt und Schmidt, die Köpfe gesenkt; sie sagten kein Wort. Scheffler nickte ihnen zu, und dann trat er näher zum Kanapee und betrachtete das scheinbar leblose, entstellte Gesicht mit seltsamen Blicken unter halb geschlossenen Lidern. „Bös', bös'!" Er runzelte die Brauen. Und dann winkte er dem Stabsarzt. „Einen Augenblick, Doktor, wenn ich bitten darf!"

Er führte ihn hinaus vor die Hecke und ging dann mit ihm, außer Hörweite des wartenden Kutschers, langsam auf und nieder. Sie sprachen heimlich. „Zu unangenehm, mir riesig fatal", sagte dann Scheffler lauter. „Wenn nur mein Schwiegervater nichts davon erfährt! Er könnte ja einen netten Begriff kriegen!"

„Wenn nur der andere Herr Schmölder — nicht wahr, es ist der Vetter von Ihrem Schwiegervater, der es Ihnen erzählt hat? — nicht weiter darüber spricht!"

„Ich habe sein Ehrenwort verlangt!"

„Na, hoffen wir denn das Beste, sonst . . ." der Stabsarzt zuckte die Achseln und machte ein bekümmertes Gesicht, „sonst ist der arme Junge geliefert. Dann wäre es besser gewesen, er hätte lieber gleich den Hals gebrochen!"

* * *

Joseph Schmölder hätte sich prügeln können, daß er heute wider Willen den Verräter gespielt hatte. Wer hatte ihn nur geheißen, als er den glücklichen Bräutigam sein Spätkommen damit entschuldigen hörte, daß ein Kamerad sich verloren habe — Leutnant Abeking — daß man den ganzen Tag sich abgehetzt und nach ihm gesucht habe, in der Furcht, er sei verunglückt — was hatte ihn da nur getrieben, ein wenig zu lächeln und eine jener Bemerkungen zu machen, die ihm schon so oft einen vorwurfsvollen Blick der Cousine, ein verschämtes „Aber" und von Heinrich ein „Donnerwetter" eingetragen hatten?! „Cherchez la femme!" Weiter hatte er nichts gesagt; aber Scheffler hatte ihn bald nachher beiseite gezogen und ihn dringend gebeten, wenn er nur irgendwelche Vermutung habe, sie ihm, ihm ganz allein, anzuvertrauen — des Kameraden wegen, den sie alle sehr liebhätten, der fast noch ein Knabe sei, und um den sie sich aufs schwerste beunruhigten.

Joseph konnte freilich nicht sagen, ob der, den er gestern in der Nacht in einer so seltsamen Situation gesehen hatte, der Leutnant Abeking gewesen war; aber er fühlte sich doch jetzt verpflichtet, seine Beobachtungen mitzuteilen. Fast ein Knabe noch — wer weiß, ob er da nicht helfen konnte?! Er hatte erzählt. Aber als er alles erzählt hatte, fortgerissen von der eigenen Schilderung, war ihm das kalte Gesicht des Offiziers auf einmal wieder so unangenehm gewesen, daß er es bereute, nur ein Wort verloren zu haben. Arme Hedwig, dummes, kleines Mädchen! So kalt, so kalt war dieses Gesicht! Wie würde dieser jetzt so liebenswürdige Mann einst rauh und hart zu der kleinen Frau sein und — nun, hoffentlich würde er sie nicht auch noch betrügen!

Joseph fühlte einen immer mehr sich steigernden Widerwillen gegen den Bräutigam. Vom ersten Tag an hatte er den gehabt, vom ersten Abend an, als er diesem lächelnden, sich an den Händen haltenden Brautpaar gegenübergesessen hatte. War denn Heinrich ganz verblendet? Tappten denn Vater und Mutter blind zu? Und das sollte man mit ansehen, alle Tage?!

Joseph hatte schon gestern — am Abend der Verlobung — sich kaum mit einem Wort in die Unterhaltung gemischt, er hatte nur beobachtet. Er hatte die blitzschnellen Seitenblicke wohl bemerkt, die der Offizier nach dem Schwiegervater warf — ah, wie gewandt der sich den Interessen dieses Hauses anzupassen wußte!

Es war Joseph, als wäre die Enge dieses Hauses noch unerträglicher geworden durch den Eintritt dieses neuen Elements, denn nun kam auch noch die Berechnung dazu.

„Du machst ja 'n Jesicht, 'n Jesicht — wahrhaftig, das ist doch kein Jesicht, wenn sich Hedde verlobt hat!" hatte Heinrich geschrien, als der Bräutigam sich endlich verabschiedet hatte. „Was soll der Mann denn von unserer Familie denken, massakriert dich hier einer?"

„Gute Nacht", hatte Joseph gesagt und war aufgestanden. „Ich will mich heute nicht mit dir zanken — ein andermal!"

„Bleib!" hatte der Vetter geschrien und versucht, ihn am Rock festzuhalten. „Sag mal, wie jefällt dir denn eigentlich der Scheffler?" Und als keine Antwort gekommen war, hatte er gereizt hinzugesetzt: „Mir sehr jut!"

„Leider!" Es hatte Joseph förmlich auf der Zunge gekrickelt, er hatte dies „Leider" heraussagen müssen. Was schadete es denn auch, er war mit Heinrich allein im Zimmer, Hedwig hatte dem Bräutigam das Geleit gegeben, und die Mutter war ihnen nachgegangen.

Aber Heinrich hatte es sehr übelgenommen. „Neidisch", „hämisch", „vielleicht selbst auf Hedwig spekuliert", das alles hatte sich Joseph an diesem ersten Abend sagen lassen müssen. Und dann war er hinausgegangen, er hatte sich nicht ärgern lassen wollen, und doch hämmerte es ihm in den Schläfen.

„Ah!" In einem tiefen, erlösenden Seufzer hatte sich seine Brust gedehnt, als die Luft des Gartens ihn bestrich. Aber sie war ihm noch nicht frei genug. Mehr Luft, freiere Luft, hinaus aus der Enge, höher hinauf! Er schloß ein Seitenpförtchen auf und trat auf die Straße, er ging sie zu Ende und immer weiter, bis in die Au hinein, schlug dann, ehe er an die Fabrik kam, den Fußpfad nach Heckenbroich ein und stieg ihn langsam, öfter stehenbleibend und tief aufatmend, hinan.

Wie herrlich! War das eine Nacht! Eine Nacht, geschaffen wie zum Lieben und Glücklichsein! Ein Hauch von Erinnerungen war in der linden Luft — von süßen Erinnerungen — ach, das war jetzt alles vorbei, er war alt geworden, wenigstens zu alt für die Torheiten der Liebe!

Er seufzte auf und sah sich um. Weit hinten, in ihrem Kessel schon ganz versunken, lag die Stadt; nur die Burg war noch im Mondlicht zu sehen und die Felsen, die wie ein Tor die Chaussee umbauten. Noch stand der Mond nicht hoch, aber nicht lange mehr, und er würde ganz hinter der jenseitigen Höhenwand hervorgewandelt sein, senkrecht über dem Tale stehen und es übergießen mit vollem Licht. Dann mußte die Nacht noch herrlicher werden, noch traumhaft schöner, noch überirdischer. Es galt zu warten. Wer vermißte ihn denn auch? Die im Hause schliefen, er konnte hier nächtigen, wenn er wollte, keiner würde es gewahr!

Eine schier jungenhafte Seligkeit überkam ihn, heute noch einmal seine Freiheit auszukosten. Wenigstens hier war er frei, frei, jetzt konnte er ganz er selber sein! Mit einem tiefen Aufatmen warf sich Joseph auf den Boden und dehnte sich lässig in fauler Wonne. Als Kopfkissen diente ihm das Moospolster, das sich zwischen den herausstehenden Wurzeln einer Riesentanne eingebettet hatte. Von dem glatten Schiefergerutsch, auf dem er lag, fühlte er es noch warm aufsteigen. Oben auf der Höhe mochte es wohl kühl sein, aber hier zwischen den Talwänden saß noch die ganze Wärme und Lauheit der Sonne. Eine köstliche Behaglichkeit überkam ihn, wie er sie lange nicht gefühlt hatte — da noch nie! Er drehte den Kopf dahin, wo das Städtchen versunken lag. Gott sei Dank, man sah nichts mehr davon! Hier war er allein, allein mit der Natur, die er immer geliebt hatte, geliebt und begehrt wie eine, um die man wirbt, und die man doch nie ganz sein eigen nennen kann. Er seufzte, lächelte, verschränkte dann die Arme hinter dem Kopf und blinzelte in den Mond. Daß die Welt so schön sein konnte! Er hatte das ganz vergessen gehabt; aber jetzt war alle Bitterkeit weggespült und alles Häßliche, Niedrige und Gemeine, alles, was ihn quälte, und auch das, was ihn traurig machte. Unten in der Au lag die Fabrik jetzt still, ohne Dampf und Gestank; nur das einsame Lichtchen des Wächters, der die Runde durch die Säle machte, blinzelte wie ein Sternchen zu ihm herauf. So weiß glänzte jetzt die rußige Stätte der Arbeit, so ruhevoll und freundlich, als wäre sie eine Stätte der Freude. Traumhaft ragte darüber die jenseitige Talwand, der Mond beglänzte die Leyen, daß sie alles Krasse und Fratzenhafte verloren und zu Gesichtern wurden von wohlwollenden Riesen, die über den Tannenwald herüberlugten. Tief unten rauschte der Bach. Sein Rauschen, das immer stark war, denn er floß ständig bergab mit starkem Gefälle, hatte jetzt etwas unsagbar Mildes, Einlullendes.

„Rausche, rausche", murmelte Joseph und schloß die Augen. Er hörte die Stimme der Natur. Ah, sie spricht zu

Mit Genehmigung des Kunstverlags von Fritz Grandt in Berlin.

Vater und Sohn.

Gemälde von A. Weczerzia.

denen, die Ohren haben zu hören, und Herzen, um noch zu glauben an alles Schöne und Gute! Es war Joseph, als wäre er auf einmal wieder stark und jung und gesund und stände noch einmal an jenem Punkte, da das Leben noch jauchzt um den jungen Menschen und willenskräftig frohlockt sein starkes „Werde!"

Wie lange er so dagelegen und geträumt hatte, wußte er nicht. Als er die Augen wieder aufschlug, stand der Mond ganz voll überm Talgrund. Es war so hell, so hell, daß jeder Tannenzweig sich abhob, daß man jede Welle im silbernen Bergwasser hüpfen sah, jeden Stein im Bachbett zu erkennen glaubte — oder sah man ihn wirklich? Da war noch ein zweiter Mond. Der droben am Himmel stand, der spiegelte sich tief unten im Bache — Mond oben, Mond unten. Joseph lächelte; in Neuyork hatte er herrliche Theaterdekorationen gesehen, aber keine von ihnen wäre dieser hier gleichgekommen. Und sieh, die Staffage fehlte ja auch nicht!

Das wundersame nächtliche Landschaftsbild hatte sich belebt.

Joseph reckte den Hals, eine plötzliche Neugier war in ihm aufgewacht: wer war denn das?! Wie im Märchen! Träumte er, oder wachte er wieder?! Er rieb sich die Augen. Und dann richtete er sich aus seiner lässigen Lage ein wenig auf, um besser hinabblicken zu können auf die beglänzte Straße unten zwischen den Tannenwänden.

Langsam, fast feierlich trottete ein schwerer Ardenner Gaul daher. Als trüge er Prinz und Prinzessin ins Zauberreich. Der Mann saß hinten, die Frau vor sich; man sah ganz deutlich, wie er den Arm um ihren Leib hielt, daß er sie jetzt an sich preßte und sie küßte, und wie sie den Kopf an seine Schulter legte und das weiße Gesicht zu ihm aufhob und er sie noch einmal küßte, und noch einmal, und noch einmal.

Der Mond beschien hell die Reitenden. Ein Bauernbursche und sein Mädchen waren das nicht! Der Beobachtende sah blanke Uniformknöpfe unter den neugierigen Strahlen aufblinkern. Aha, ein Soldat! Aber wie kam der jetzt hierher — nein, so saß auch kein gemeiner Soldat zu Pferd! Es war ein Offizier, schlank und biegsam; und sie saß auch gut, keck und unerschrocken.

Ein leises Lachen drang an Josephs Ohr, es mischte sich in das Rauschen des Baches und verklang.

O, war das schön, war das schön, wie die beiden dahinritten! Ein Bild, ein ganz wunderbares Bild! Man brauchte kein Wort von dem zu verstehen, was sie flüsterten, man wußte es, sie sprachen von Liebe. Und Liebe atmete die ganze Natur, die Mondnacht, die Einsamkeit, die Tannen, der Wildbach. Niemand auf der Welt, als nur diese zwei. So mochte es damals im Paradiese gewesen sein, so einlullend schön, so verführerisch still, als Adam den Apfel nahm, den Eva ihm bot, und davon aß.

Jetzt waren die Reitenden gerade unter dem Lauscher, er beugte sich vor über den Rand des Pfades mit weitgeöffneten Augen. Der Mond beschien hell zwei blonde Köpfe, die ohne Mütze, ohne Hut, ohne Tuch die Stirnen dem kühlenden Atem der Nacht preisgaben. Denen machte die Liebe heiß. Es trabte der Gaul — trapp, trapp — er hatte einen Hackenstoß bekommen, sein Huf schlug hart das Gestein der Straße, daß Funken aufsprühten. Trapp, trapp. Jetzt ein jäher Halt. Der Reiter hatte sich abgeschwungen — da war ein kleines verstecktes Pfädchen, das von der Chaussee zum Bache niederwärts führt zum samtigen, duftigen Grase, zur weichsten Ruhestatt — der Reiter hob die Geliebte herab.

An eins der kleinen, neuangepflanzten Ahornbäumchen hatte er den Gaul gebunden. Der scharrte ungeduldig, man hörte die Hufe klappern; es plagten ihn die Mücken in der lauen Nacht. Ah, den würden sie noch lange plagen, der hatte gut warten!

Wie vordem lag die nächtliche Landschaft, wundersam beschienen, ein herrliches Bild, die schönste Dekoration zu schönstem Spiel. Aber Joseph behagte sie jetzt nicht mehr. Was klapperte der Gaul denn so ungebärdig und schlug nach den Mücken und stampfte und schnaufte! Dies störte den Frieden.

Langsam, zögernd machte sich Joseph auf den Heimweg. Noch ein paarmal schaute er sich um, der Gaul stand noch immer einsam, riesenhaft groß im Märchenschein, und scharrte die Straße. Was ging's ihn an, wer die da waren, woher sie kamen, wohin sie gingen? Sie gehörten in diese mondbeglänzte Nacht, die ihre Netze spann, in die alle Kreatur sich verstrickt. Er aber gehörte nicht mehr hierher.

„Joseph, geh du nach Haus, leg du dich ins Bett", sagte er, jetzt plötzlich ernüchtert, laut zu sich selber. Da — er nieste — schon ein Schnupfen! Mit lächelnder Selbstironie zuckte er die Achseln, das Liegen im Tau bekam einem eben nicht mehr! Er beschleunigte seinen Schritt, bald war er im Städtchen. Die Turmuhr schlug zwei. Alle Lichter waren längst erloschen, unter dunklen Dächern schliefen die Bürger. Der Nachtwächter schlief, auch der Mond ging jetzt schlafen. Joseph hatte leise die Haustür hinter sich zugemacht. Kein Mensch mehr draußen.

Aber einsam stand noch immer der Ardenner Gaul auf der dämmerig und dämmeriger werdenden Chaussee. Immer ungeduldiger schlug sein Huf die Steine, er zerrte am Halfter, daß das junge Bäumchen sich bog; nicht viel fehlte, und er hätte es ausgerissen. Er wollte nach Haus, in den Stall, er wollte an die Raufe. Wütend schlug er mit Schwanz und Huf nach dem Geziefer. Er konnte nicht traben, nicht galoppieren, es durch den Luftzug verscheuchen; es bohrte sich ihm ins Fell, bald vorn an der Brust, bald hinten auf den Schenkeln, unterm Bauch, auf der Kruppe. Er schnaufte, er prustete, seine Flanken schäumten. Er blähte die Nüstern, sie schienen Feuer zu sprühen durch die Nacht. Er stieß ein Wiehern aus, daß die Stille sich erschreckte, und machte dann wieder einen entsetzten Satz, bei dem er die Hinterfüße hoch in die Luft warf, den Kopf fast vorn bis zur Erde stieß, ein Wiesel war vor ihm hergehuscht, ein Fuchs, ein Iltis oder sonst irgendein Nachtgetier.

Er zitterte schreckhaft und zerrte am Halfter in nervöser Ungeduld.

(Fortsetzung folgt.)

Eine falsche Jungfrau von Orleans.

Jeanne des Armoises.

Von E. Gramming.

So allgemein verbreitet die Kenntnis vom Auftreten der falschen Demetrius, Smerdis, Balduin, Ludwig XVII. ist, so wenig bekannt ist die Geschichte jener Abenteuerin, die bald nach dem Tode der Jungfrau von Orleans mehrere Jahre hindurch die Rolle der wiedererstandenen „Pucelle de France" zu spielen versuchte und nicht ohne Erfolg durchzuführen vermochte.

Am 30. Mai 1431 hatte das heldenmütige Hirtenmädchen von Domremy auf dem Marktplatze von Rouen im flammenden Scheiterhaufen seine Seele ausgehaucht. Die Volkslegende hat schön gedichtet; aus dem brennenden Holzstoße sei — als Johanna ausgeatmet hatte — eine weiße Taube gegen den Himmel geflogen. Bei dem Zauber, der von der Persönlichkeit der Jungfrau ausging, und dem Umstande, daß ihre Mission

noch nicht erfüllt war — noch stand der Feind ja im Lande — war es nur zu natürlich, daß in der zu Wunderglauben geneigten Masse Legendenbildung und das Hoffen auf siegreiche Wiederkehr des Heldenmädchens zu endgültiger und voller Befreiung des Landes von den fremden Eindringlingen fruchtbaren Boden fand. Bald tauchte das Gerücht auf, nicht Johanna selbst sei zu Rouen verbrannt worden, sondern eine Puppe oder eine ihr gleichende andere Frau. Wie der Gedanke, dessen Trägerin Johanna gewesen, nach ihrem Tode fortlebte, so schien auch die Gerechtigkeit das Wiedererstehen der Verurteilten zu schließlichem Triumphe zu fordern.

In der Tat tauchte wenige Jahre nach Johannas Hinrichtung plötzlich die Kunde ihres Wiedererstehens auf und fand bald weite Verbreitung. Es war da am 20. Mai 1436 in La Grange aux Ormes in nächster Umgebung von Metz vor einigen aus dieser Stadt dort anwesenden Rittern ein junges Mädchen in Männerkleidung erschienen, das sich für die „Pucelle de France" ausgab, dessen Alter mit jenem der Jeanne d'Arc wohl übereinstimmen konnte, wie auch seine äußere Erscheinung große Ähnlichkeit mit dieser zeigte. Die Täuschung gelang um so leichter, als einige Anwesende, die seinerzeit an der Königskrönung zu Reims teilgenommen hatten, die Pucelle mit aller Sicherheit wiederzuerkennen behaupteten. Solcherweise überzeugt, rüsteten einige der anwesenden Lothringer Herren die Erschienene auf eigene Kosten mit Mütze, Schuhen (sogenannten Houzels) und Schwert aus und kauften ihr auch ein Pferd, auf das sie sich mit großer Gewandtheit schwang.

Über ihre Pläne befragt, antwortete sie geschickt, aber ausweichend; von einigen Zweiflern aufgefordert, die Johanna eigen gewesene Macht zu Wundern zu beweisen, gab sie vor, daß ihre Kraft ihr erst am Fest Johannes' des Täufers wiedergegeben werde.

Mag nun die geglückte Täuschung der Anwesenden erklärlich scheinen, da manche von ihnen wohl nur eine oberflächliche Erinnerung an Jeanne d'Arcs äußere Erscheinung oder diese überhaupt nie gesehen haben mochten, so bleibt immerhin rätselhaft, daß Johannas auf die rasch verbreitete Kunde sofort herbeigeeilte Brüder, die bis dahin vom Tod ihrer Schwester vollkommen überzeugt waren, in der Abenteuerin die Schwester sogleich wiedererkannten. Die Frage, ob auch die Brüder einer Täuschung zum Opfer fielen oder im Einverständnis mit der Abenteuerin handelten, ist nicht zu lösen. Doch ist ersteres wahrscheinlich, und jedenfalls steht aktenmäßig fest, daß die Wiedererkennungsszene nicht in das Gebiet erst nachträglich entstandener Legende zu verweisen ist.

Jedenfalls nahmen die Brüder die Wiedergefundene, über deren Herkunft volles Dunkel schwebt, mit sich nach Vacquillon, wo sie ungefähr eine Woche, bis zum Pfingstfest, verblieb und sich dann nach Marieulle begab. Dorthin strömten in Menge die Bewohner von Metz, um sie zu sehen und überzeugt heimzukehren.

Nun unternahm die angebliche „Pucelle de France" einen Pilgerzug nach Notre Dame de Liesse und von da nach Arlon in Luxemburg. Die Herzogin Elisabeth, eine Nichte Philipps von Burgund, nahm die Abenteuerin herzlichst auf. Vielleicht wollte sie den Schandfleck, der auf Burgund durch die Auslieferung Johannas an die Engländer durch ihren Vetter, den Herzog von Burgund, lastete, tilgen. Neben ihrer Gönnerin fand die Betrügerin bald auch einen männlichen Beschützer in dem jungen Grafen Ulrich von Württemberg, der sich für sie begeisterte, ihr einen prächtigen Panzer fertigen ließ und sie nach Cöln brachte. Durch ihre ersten leichten und raschen Erfolge sorglos und zuversichtlich gemacht, scheint diese nun aber dort aus ihrer Rolle gefallen zu sein und sich den Freuden und Vergnügungen ihrer Umgebung mehr als klug und billig hingegeben zu haben. Wenigstens berichtet ein Zeitgenosse, der ehemalige Theologieprofessor Kalt-Eysen, der ihr argwöhnisch und scharf auf die Finger sah, daß sie ohne Scheu mit den Rittern getanzt, geschmaust und gezecht habe, mehr, als ihrem Geschlecht anstand. Als sie dann auch durch einige Gauklerkunststücke ihre Kraft, Wunder zu wirken, zu beweisen begann, bewirkte Kalt-Eysen Untersuchung gegen die „Zauberin". Der durch die Inquisition drohenden Gefahr, ins Gefängnis geworfen zu werden, entriß sie ihr Beschützer Graf Ulrich, indem er sie wieder nach Arlon zurückbrachte.

Hier vermählte sie sich mit einem Ritter aus vornehmem Geschlechte, Robert des Armoises, wahrscheinlich auf Betreiben und durch Begünstigung seitens des Hauses Luxemburg. Von da ab führte die Abenteuerin den Namen Jeanne des Armoises, den ihr auch alle Zeitgenossen beilegen. Die durch ihre Verheiratung erlangte glänzende Stellung vermochte jedoch ihren unruhigen Sinn und ihren Hang zum Abenteuerlichen nicht zu zügeln. Von Metz aus, dem Wohnsitz ihres Gemahls, suchte sie ihren Betrug weiterzuspinnen. Während sie selbst mit den Bürgern von Orleans in schriftlichen Verkehr trat, arbeitete ihr Bruder Johann persönlich an ihrer Anerkennung, indem er im August 1436 eine Zusammenkunft mit dem in der Touraine befindlichen König anstrebte. Hatte dieser Versuch auch nicht den gewünschten Erfolg, so scheint ihn doch der König freundlich empfangen zu haben, wie ihn auch die Stadt Orleans bestens aufnahm und mit Reisemitteln für sich und seine Begleiter versah. Hier ist nun die merkwürdige Tatsache zu verzeichnen, daß diese Stadt, die mehrere von Jeanne des Armoises an sie gerichtete Schreiben als authentisch und von der wirklichen Pucelle herrührend aufnahm und erwiderte, nichtsdestoweniger die Jahrestage der Hinrichtung der Jeanne d'Arc in gewohnter Weise mit Trauerfeiern beging. Oder gab es doch noch Zweifelnde und Argwöhnische genug? Auch richtete Jeanne des Armoises Briefe selbst an den König, deren Inhalt zwar nicht bekannt ist, aber vermutlich ebenfalls die Erlangung einer Zusammenkunft mit diesem bezweckte. Vorerst blieben aber diese Schreiben jedenfalls ohne Erfolg.

Ein längerer Aufenthalt in Italien unterbricht nun die Fortführung ihrer Bestrebungen. Die Ehe mit Robert des Armoises scheint nicht glücklich gewesen zu sein. Wenn dem erwähnten Kalt-Eysen zu glauben ist, soll Jeanne des Armoises das eheliche Haus bald verlassen und mit einem Kleriker in Metz zusammengelebt haben. Wahrscheinlich um für einige Zeit den Folgen ihres kompromittierenden Wandels zu entgehen und ihren Ruf nicht weiter zu schädigen, verließ sie Frankreich, angeblich, um beim Papst Absolution für einen „reservierten" Fall, eine frühere Verfehlung, zu erlangen. Was wirklicher Zweck und Erfolg ihrer Romfahrt gewesen, steht nicht fest. Sicher scheint, daß der ihr eigene Geschmack am Waffenhandwerk, an kriegerischer Pracht und Abenteuerlust sie bewogen hat, in Papst Eugens IV. Dienste in dessen Fehden mit einigen italienischen Fürsten und den aufrührerischen Untertanen zu treten, und sie soll in diesen zwei Gegner eigenhändig niedergemacht haben.

Trotz ihrer freien und ihrer Rolle wenig entsprechenden Lebensführung verlor sie gleichwohl nicht allen Anhang. Durch welche Mittel immer sie ihr bereits schwankend gewordenes Ansehen wieder zu festigen vermochte — jedenfalls fand sie, als sie im Juni 1439 wieder in Frankreich erscheint, in Orleans begeisterten Empfang und ward durch die Stadt mit Banketten, Geschenken und Ehrungen gefeiert „für das Gute, was sie der Stadt während der Belagerung getan".

Die da und dort zu findenden Angaben oder Andeutungen über ihre nun folgenden Taten und Erfolge gegen die Engländer, über die auf ihre Bitte an den König von Kastilien erfolgte Entsendung eines spanischen Hilfsgeschwaders usw. beruhen teils auf Irrungen, teils auf Ungenauigkeiten. Feststehen dürfte übrigens, daß sie in Poitou mit Hilfe eines Teils der dort verbliebenen spanischen Truppen sich des einen und anderen festen Platzes bemächtigt hat.

Jedenfalls scheint bald nach ihrer Rückkunft ihr Ruf gewaltig gewachsen zu sein, so gewaltig, daß sich Universität und Parlament der Angelegenheit bemächtigten. Als Jeanne

Lie

Gemälde von

eslied.

von Czachorski.

Copyright Messrs. L. Wolff & Co. Ltd., London.

des Armoises sich nämlich im August 1440 in der Nähe von Paris aufhielt, forderten die beiden Körperschaften sie auf, dahin zu kommen. Nur ungern leistete sie dieser Aufforderung Folge, da sie fühlte, daß die Hauptstadt kein günstiger Boden für ihre Sache sei. Ihr Gefühl täuschte sie nicht. Im großen Hofe des Justizpalastes ward sie öffentlich den zahlreichen Einwürfen der Theologen der Sorbonne, dem Vorhalte, daß sie nicht Jungfrau, sondern Mutter zweier Söhne des Grafen des Armoises sei, sowie den Vorwürfen ausgesetzt, daß sie für eine schwere Verfehlung die päpstliche Absolution habe nachsuchen müssen, daß sie in Italien Söldlingsdienste getan und zwei Gegner im Kampfe getötet habe. Sie konnte sich schließlich glücklich schätzen, wieder heil aus den Mauern der Stadt zu entkommen.

Einen Erfolg hatten die ihrem Ansehen wenig förderlichen Vorgänge in Paris immerhin gehabt. Durch die Kunde von ihnen wurde des Königs Neugierde gereizt. Er wollte nun die angebliche Pucelle mit eigenen Augen sehen und je nach Befund ihr die Larve der Betrügerin abreißen oder, falls kein Betrug vorlag, sich der Wiedergefundenen wieder im Kampfe bedienen. Jeanne des Armoises' längst gehegter Wunsch sollte demnach in Erfüllung gehen. Da der Kreis ihrer Freunde und Anhänger bis in die Umgebung des Königs reichte, glaubte sie leichtes Spiel zu haben. Für den Fall, daß der König sie der gleichen Probe unterwerfen sollte, wie er sie einst Jeanne d'Arc gestellt hatte, war sie durch die Mitteilung besonderer Kennzeichen in des Königs äußerer Erscheinung vorbereitet.

In der Tat griff der König auf die seinerzeit bei der ersten Begegnung mit der Jungfrau angestellte Prüfung zurück. In eine Laube im Hintergrunde des Gartens zurückgetreten, befahl er einem seiner Edelleute, der Eintretenden entgegenzugehen, als sei er der König. Jeanne des Armoises, durch die erhaltenen Winke sicher gemacht, ignoriert den Empfangenden und geht geradeswegs auf den König los. Betroffen stutzt der König, faßt sich aber unter einer plötzlichen Eingebung und spricht unter höflichem Gruße: „Pucelle, meine Freundin, seid herzlich willkommen im Namen Gottes, der das Geheimnis kennt, das zwischen Euch und mir besteht."

Und nun trat eine Wendung ein, für die bei der Geistesgegenwart, Schlagfertigkeit, Geriebenheit und Gewandtheit der Abenteuerin vergeblich eine Erklärung gesucht wird. Nicht begreifend, was der König mit seinen Worten sagen will, verliert sie alle Fassung, fällt plötzlich dem Könige zu Füßen und bittet um Gnade, indem sie ihren Betrug gesteht. Berichtet wird dieser Auftritt von Pierre Sala, der die Erzählung aus dem Munde des Kämmerers und vertrauten Günstlings des Königs Boisy selbst haben will, in seinem Werke „Hardiesses des grands Rois et Empereurs".

Mit diesem Auftritte, der wahrscheinlich in der Nähe von Paris sich abspielte, während der König die Belagerung von Creil betrieb, endete die Rolle der Dame von Armoises als wiedererstandene Pucelle de France.

Es mag auffallen, daß, während einige ihrer Helfershelfer nach Gebühr bestraft wurden, sie selbst jeder gerichtlichen Verfolgung entging. Offenbar hat der König angesichts ihres aufrichtigen Geständnisses und ihrer reumütigen Bitte um Vergebung von einer Bestrafung abgesehen. Der Möglichkeit beraubt, nach Metz zurückzukehren, wo sie nur zu berechtigten Anfeindungen ausgesetzt gewesen wäre, nunmehr auch des Schutzes ihrer Luxemburger Gönnerin verlustig, nahm sie, ihrer Neigung und ihrem Geschmack am kriegerischen Leben entsprechend, wieder Söldlingsdienste und führte solcherweise noch längere Zeit ein abenteuerliches und unstetes Leben. Später verheiratete sie sich nochmals mit einem Manne namens Jean Douillét, von dunkler Herkunft, aus Anjou. Aber weder diese neue Ehe noch die zunehmenden Jahre vermochten ihren ränkesüchtigen Sinn zu mildern. Zwistigkeiten mit einer Familie de Sammoussay brachten sie ins Gefängnis von Samour. Nach drei Monaten freigelassen, wurde sie aus Stadt und Provinz verbannt. Ein späterer Gnadenerlaß des Königs von Sizilien hob diese Maßregel wieder auf und gestattete ihr freie Bewegung in Anjou, jedoch vorerst nur auf fünf Jahre, mit dem Vorbehalte, die erteilte Begnadigung zu erneuern, falls sich die Begnadigte „keine Ungehörigkeit zuschulden kommen lasse". Dieser Vorbehalt und die ausdrücklich ausgesprochene Bedingung, daß sich die „besagte Dame nur nach ehrbarer Frauen Art gekleidet tragen dürfe", läßt durchblicken, daß noch nicht jedes Mißtrauen gegen die Abenteuerin geschwunden war. Die ihr so auferlegte Einschränkung und wohl auch das zunehmende Alter — sie mochte nun etwa 45 Jahre zählen — scheinen sie zur Aufgabe ihres früheren unsteten abenteuerlichen Treibens bewogen zu haben. Wenigstens finden sich keine Aufzeichnungen über ihr ferneres Leben.

Ein eigentümliches Schicksal fügte es, daß zu der Zeit, als sie vom Schauplatze der Geschichte in die Vergessenheit zurückzusinken begann, das Gedenken an die Persönlichkeit der wahren Pucelle zu neuem und unvergänglichem Glanz erstand durch die 1455 mit Genehmigung des Papstes Calixtus III. eröffnete Rehabilitierung, deren Ergebnis die volle Ehrenrettung der unschuldig und brutal Gerichteten war, indem das Verdammungsurteil des Inquisitionstribunals von Rouen „förmlich und feierlich umgestoßen wurde als aller Weisheit und allem Recht entgegen".

Die Dampfmaschine der Zukunft.

Technische Plauderei von Hans Dominik.

Einer der bekanntesten und erfolgreichsten englischen Schriftsteller, der Ingenieur H. G. Wells, durch seine phantastischen Erzählungen, wie z. B. „Die Riesen kommen", „Die Zeitmaschine" u. a. m., auch in Deutschland kein Fremder, hat vor kurzem in einem sehr ernst gehaltenen Werke, den „Ausblicken", die technische und soziale Entwicklung vorgezeichnet, die wir für das kommende Jahrhundert aus mancherlei triftigen Gründen erwarten dürfen. In einem besonderen Kapitel dieses Buches wird die mechanische Fortbewegung im zwanzigsten Jahrhundert besprochen und dabei eine Geschichte der Dampfmaschine und der Eisenbahnen gegeben, die mancherlei Zutreffendes enthält. Nach diesen Ausführungen verdankt die alte Kolbendampfmaschine ihre Entstehung einer Reihe von Zufälligkeiten, die sich in England um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zusammenfanden. Zufälligerweise waren die englischen Kohlen- und Eisengruben so gelegen, daß ständig Wasser in sie hineinlaufen mußte. Es lag also das Bedürfnis vor, dauernde und recht erhebliche Pumparbeit zu leisten. Dabei konnte man aber nicht an die Aufstellung von Wasserkünsten denken, wie sie beispielsweise in den Bergwerken des Harzes bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein gang und gäbe waren, weil es in England derartige freifallende Tageswässer, die man zum Auspumpen der Gruben hätte benutzen können, nicht gibt. Man konnte auch nicht auf Windmühlen oder Windräder zurückgreifen, wie dies die Holländer so ausgiebig für ihre Entwässerungszwecke taten, weil in England oft Wochen völliger Windstille kommen. Während dieser Zeit wären die Kohlengruben sicherlich ersoffen, und die Belegschaften hätten brotlos am Schachtrande sitzen können. In England also, in dem die Kohlen- und Eisenindustrie soeben zum Blühen kam, war das dringende Bedürfnis nach maschineller Pumparbeit vorhanden, und es fand seine Befriedigung durch die

Dampfmaschinen des achtzehnten Jahrhunderts, jene schwerfälligen Kolbenmaschinen mit hin und her gehender Bewegung, die für den Pumpenbetrieb nicht einmal in eine drehende Bewegung verwandelt zu werden brauchte. So sagt Wells sehr zutreffend: „Das Wasser, das in die Kohlenlager rieselte, wirkte ähnlich wie Wasser, das auf Chemikalien fließt, die lange trocken und träge miteinander gemischt dagelegen haben. Sofort wurden die latenten Reaktionen in Bewegung gebracht, deren Ergebnis die Dampfmaschinen der Savery, Newcomen und Watt waren."

Verdanken wir also die Entstehung der Dampfmaschine Zufälligkeiten, so trägt nun unser Verkehrsleben weiterhin ein ganzes Jahrhundert hindurch den Stempel menschlicher Trägheit und geistigen Stillstandes. Man spürte wohl das Bedürfnis, den alten Postkutschenverkehr durch einen maschinellen Betrieb zu ersetzen, aber man konnte sich nicht dazu verstehen, für den besonderen Zweck sofort eine Spezialdampfmaschine herzustellen. Man setzte die alten Pumpmaschinen, in ihren Einzelheiten durch Trevithik, Stephenson u. a. zweckmäßig modifiziert, einfach auf Räder, und so entstand die Lokomotive. Die alte Pumpmaschine war ungeheuerlich schwer, und diese Schwere hat die Lokomotive als Erbteil erhalten und durch ein Jahrhundert mitgeschleppt. Wohl ist man von Kompromiß zu Kompromiß gegangen, um Verbesserungen, Erleichterungen oder Beschleunigungen zu erzielen, aber allenthalben, sowohl im Eisenbahnbetrieb als auch auf dem Gebiete der Dampfschiffahrt, tönte uns bereits während der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Ruf entgegen: die Kolbendampfmaschine ist am Ende ihrer Leistungsfähigkeit angelangt.

Diese neunziger Jahre zeigten aber auch bereits erfreuliche Spuren zu einer Lösung der bestehenden schwierigen Verhältnisse, zeigten die Ansätze zu einem völligen Bruch mit den alten Pumpmaschinen, die uns bisher, mehr oder weniger schlecht maskiert, überall auf Lokomotiven und Dampfschiffen, in Fabriken und anderen Orten entgegengetreten waren. Gleichzeitig bereits zum Ausgange der siebziger Jahre faßten der Engländer Parsons und der Schwede de Laval die Idee, eine Dampfmaschine herzustellen, die zu den altbewährten Grundsätzen der Wind- und Wasserräder zurückkehrte, bei der der Dampf ähnlich wie dort Schaufel- oder Flügelräder unmittelbar in drehende Bewegung versetzte. In harter, fünfundzwanzigjähriger Arbeit haben der Engländer sowohl wie der Schwede alle Schwierigkeiten überwunden und ihre Ideen zum Siege geführt.

Schwierigkeiten boten sich freilich in Menge. Gegenüber dem auspuffenden Dampfstrahl war ja der stärkste Sturm ein harmloses Lüftlein. Die gebräuchlichen Windräder arbeiteten ja bei Windgeschwindigkeiten von etwa zwei bis höchstens zehn Metern in der Sekunde; sobald indessen der Wind in Sturm überging und Geschwindigkeiten von 15 und mehr Metern annahm, klappten die Windräder ihre Fittiche vorsorglich zusammen und stellten den Betrieb ein. Der auspuffende Dampf wies dagegen Kanonenkugelgeschwindigkeiten von 1000 bis 1200 Metern in der Sekunde auf. Die Technik stand vor der neuen und unerhörten Aufgabe, diese Geschwindigkeiten, die man bisher nur kannte, wo es sich um grobe Zerstörungszwecke handelte, sicher einzufangen und in nutzbare Arbeit umzuwandeln. Es kam praktisch auf das gleiche hinaus, als ob man eine eben aus dem Laufe fliegende Kanonenkugel ohne Bruch und Splitter hätte auffangen sollen.

Es darf nicht wundernehmen, wenn diese abnormen Bedingungen auch zunächst abnorme Verhältnisse schufen. So liefen die ersten Turbinen Lavals mit 30 000 Umdrehungen in der Minute oder mit 500 Touren in der Sekunde. Waren die alten Kolbendampfmaschinen für viele Antriebe zu langsam, so waren diese ersten Dampfturbinen viel zu schnell. Selbst für die schnellstlaufende aller zu betreibenden Maschinen, für die Dynamomaschine, mußte ihre Umdrehungsgeschwindigkeit durch ein Zahnradvorgelege erst auf den zehnten Teil herabgemildert werden.

Es war der Engländer Parsons, der hier den richtigen Weg zur Abhilfe fand. Er ließ den Dampf nicht mehr auf einmal auspuffen, sondern nahm ihm seine Kraft stufenweise. Bei der Parsonsturbine wird der Dampf in ein Gehäuse geleitet, in dem sich ein Zylinder befindet, der mit 100 und noch mehr Schaufelkränzen besetzt ist. Auch das Gehäuse trägt Schaufelkränze, die zwischen die Kränze dieses drehbaren Zylinders hineinragen. Der Dampf pufft nun in den Raum, aber er verliert seine Spannung nicht auf einmal, sondern in vielen Stufen, entsprechend der Zahl der Schaufelkränze. Er sinkt beispielsweise zunächst einmal von 10 Atmosphären auf 9 ½. Der so entstehende Dampfstrom leistet in einer Reihe von Schaufelkränzen Arbeit und verliert dabei wieder seine angenommene Geschwindigkeit, um dann weiter von 9 ½ auf 10 Atmosphären zu steigen, dabei wieder Geschwindigkeit anzunehmen, diese an die folgenden Schaufelkränze abzugeben, und so weiter, bis schließlich dem Dampf die ganze Arbeit entzogen ist. Durch diese glückliche Lösung der vielstufigen Expansion ist die Dampfturbine eine vorzüglich brauchbare Maschine geworden, die mit geringen Tourenzahlen herunter bis zu 150 Umdrehungen in der Minute läuft und der alten Kolbendampfmaschine sowohl hinsichtlich des Gewichtes und des Preises, als auch der leichten Bedienung überlegen ist, alles Eigenschaften, die ihrer schnellen Verbreitung sehr förderlich waren.

In den folgenden Jahren, etwa von 1890 an, befaßten sich nun auch zahlreiche andere Maschinenbauer und -fabriken mit dem Bau der Dampfturbine, es entstanden weitere Systeme, wie beispielsweise die amerikanische Curtisturbine, die A. E. G.-Turbine, die Zoellyturbine u. a. m., auf die hier näher einzugehen sich erübrigt. Ziemlich ausnahmslos sind diese Turbinen vorzügliche Maschinen für Kraftwerke, Fabrikanlagen und dergleichen, kurz überall dort, wo es sich darum handelt, gleichmäßig und mit gleichbleibender Tourenzahl zu arbeiten. Auf diesen Gebieten ist die Kolbendampfmaschine bereits seit 5 Jahren hoffnungslos von der Dampfturbine geschlagen, die ihr hinsichtlich des Wirkungsgrades ebenbürtig, hinsichtlich der Billigkeit in Anschaffung und Betrieb sowie der Dienstbereitschaft überlegen ist.

Ein Gebiet indessen konnte die Turbine lange Zeit nicht erobern, nämlich die Dampfschiffahrt. Beim Schiff wird ja neben allem Sonstigen auch eine weitgehende Manövrierfähigkeit verlangt. Bei der Ausfahrt aus den Häfen, ebenso wie bei der Einfahrt müssen die Maschinen bald schnell und bald langsam laufen, müssen sie gelegentlich sogar rückwärts schlagen. Alle diese Dinge konnte die alte Kolbendampfmaschine vorzüglich, während die Dampfturbine ihrem ganzen Wesen nach nur für gleichmäßigen, stetigen Vorwärtsgang geeignet war. Es hat harte Kämpfe gekostet, bevor hier endlich Erfolge erzielt wurden. Durch eine sinnreiche Unterteilung der Turbinenaggregate und damit zusammenhängende Dampfschaltungsarten, derart, daß eine Maschine bald einmal Frischdampf, bald einmal den Abdampf einer anderen Maschine bekam, ist es indessen gelungen, auch diese Aufgaben der Manövrierfähigkeit und des Rückwärtsganges zu lösen, wie das ja die modernen Turbinenschiffe sattsam beweisen. Damit hat sich auch die Turbine ein zweites, hochwichtiges und weit ausgedehntes Arbeitsfeld erobert und steht im Begriff, die alte Kolbenmaschine daraus zu verdrängen.

So ist die Dampfturbine, deren erste und wenig vollkommene Ausführungen nur etwa 20 Jahre alt sind, gegenwärtig im Begriff, auf dem Gebiete der Dampfkraftversorgung die Alleinherrschaft anzutreten und die alte Kolbenmaschine endgültig zu entthronen. Die Dampfturbine für den Dampf und vornehmlich für ortsbewegliche Betriebe, wie die Schiffahrt, und die Wasserturbine für ortsfeste Anlagen und für die Ausnutzung der nach Millionen zählenden Wasserkräfte dürften der Technik in den kommenden Jahrzehnten die Signatur geben, beide Turbinen heute bereits auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit, aber beide noch vor unbegrenzten Möglichkeiten stehend und somit recht eigentlich die Maschinen der Zukunft.

Tunis einst und jetzt.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Gerade ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seit Mohammed es Saddock, der letzte unabhängige Bei von Tunis, seine bis dahin unumschränkte Herrschaft über das Reich an die Franzosen abgeben mußte. In dieser kurzen Zeitspanne hat sich Tunesien in ungeahnter Weise entwickelt. Es ist zu einem zweiten Ägypten geworden, und mehr noch als in Algerien haben die Franzosen in dieser einstigen altrömischen Kolonie gezeigt, daß sie mit den von ihnen unterworfenen Völkern umzugehen wissen.

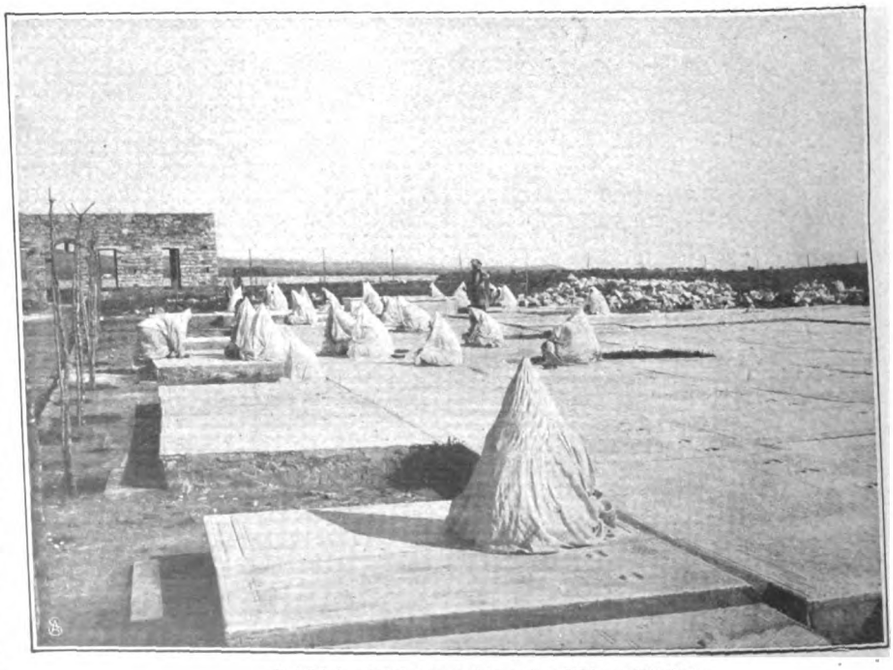
Platz beim Suikator.

Heute ist Tunis vom westlichen Europa leichter, rascher, bequemer zu erreichen als Griechenland oder die Länder der Adria. Sein Winter- und Frühjahrsklima ist vortrefflich, und die Verkehrs- und Hotelverhältnisse haben sich so verbessert, daß man Tunis als ein Stück der Riviera auf afrikanischem Boden betrachten könnte. Ein entzückender Aufenthalt für jene, welche die warme Sonne suchen, und gleichzeitig ein Land, das an malerischem Reize, fremdartiger Kultur und Denkmälern aus vergangenen Zeiten fast ebensoviel bietet wie das vielbesuchte Ägypten. Der Zuzug von Fremden, besonders von Deutschen, ist auch von Jahr zu Jahr im Zunehmen begriffen, und geht es so weiter, dann wird die afrikanische Mittelmeerküste bald die europäische als Winterquartier und Touristenland übertreffen, wie einst das alte Karthago an Größe, Glanz und Bedeutung das alte Rom übertroffen hat.

Kaum war Tunesien von den Franzosen als „Schutzstaat" unter ihre Fittiche genommen worden, so begannen sie sich auch häuslich einzurichten, die alte Schreckensherrschaft des Bei und seiner habsüchtigen, bestechlichen Minister zu beseitigen und den Handel für sich in Beschlag zu nehmen; die Compagnie Transatlantique richtete gleich nicht weniger als drei Dampferlinien wöchentlich nach Tunis ein, und jene Schiffe, die jeden Montag mittags von Marseille abfahren, sind am folgenden Abend schon in Tunis. Auch die italienischen Gesellschaften stellten vortreffliche Schnelldampfer in Dienst, um den Wettbewerb mit den Franzosen aufrechterhalten zu können, und der Verkehr ist so bedeutend geworden, daß besonders im Frühjahr alle Dampfer schon lange im voraus voll besetzt sind. Diese größeren Dampfer bedingten nun bessere Hafenverhältnisse. Früher mußten sie draußen vor der Hafenstadt Goletta vor Anker gehen, und die Passagiere waren genötigt, in kleinen Ruderbooten bei mitunter recht stürmischer See, wie es heute noch in Jaffa oder in Tanger geschieht, das Festland zu erreichen. Eine schlechte Eisenbahnlinie, die sich rings um den weiten, seichten Bahirasee zog, verband Goletta mit Tunis. Die Franzosen verbreiterten und vertieften den kleinen Kanal, der bei Goletta den Bahirasee mit dem Meere verbindet und aus der Zeit der Phönizier stammt. Dann wurde mitten durch den Bahirasee ein 11 Kilometer langer Schiffahrtskanal ausgebaggert, und die großen Dampfer fahren heute von Marseille oder Neapel bis unmittelbar an die neuerstandenen Kais der alten Maurenstadt. So ist Tunis durch die Franzosen ein wichtiger Seehafen geworden. —

Das aus dem See gebaggerte Material wurde zur Ausfüllung des Sumpfes benutzt, der sich zwischen Tunis und dem See ausbreitete. Früher der Aufenthalt vieler Tausende von rosabeschwingten Flamingos, ist dieser Küstenstrich heute mit Docks, Bahnhofsanlagen und Warenhäusern überbaut. Ja, der ganze Landstreifen zwischen dem See und den alten Ringmauern von Tunis ist zu einer modernen Stadt geworden, mit breiten gepflasterten Straßen und imposanten Häuserreihen. Eine prachtvolle Avenue, viel breiter als die „Linden" in Berlin, mit mehrfachen Baumreihen und wohlgepflegten Gartenanlagen, Marina genannt, durchschneidet diesen ganz europäischen Stadtteil vom Seeufer bis zu der Porte de France, dem Hauptor der alten Maurenstadt. Hier könnte man sich ebensogut in Nizza, Neapel oder Marseille denken, denn selbst in dem bewegten Straßenleben sieht man das einheimische Element nur an Festtagen vertreten.

Die Marina war wohl schon zur Zeit meines ersten Besuches vorhanden, doch gab es nur wenige Häuser, darunter, nahe dem Stadttore, den Palast des damaligen französischen Generalkonsulats. Heute thront darin der allmächtige französische General-



Andächtige Jüdinnen auf dem hebräischen Friedhofe.

resident, gleichzeitig Minister des Äußern Sr. Hoheit des Bei. Es ist aber weniger der Bei, der dem Minister, als der Minister, der dem Bei zu befehlen hat. Rings um diesen Mittelpunkt aller Gewalt ist natürlich alles französisch geworden. Die Straßen, in regelmäßiger Schachbrettform ausgelegt, führen die Namen aller Länder Europas und sind mit mehrstöckigen, anspruchsvollen Gebäuden, hübschen Villen und Kaufhäusern besetzt; elektrische Bahnen führen durch das ganze Europäerviertel, das sich halbmondförmig um die Stadtmauern zieht, nach allen Richtungen, bis weit hinaus in die entzückenden Sommerfrischen der Umgebung, und vom Bahnhof von Tunis aus kann man die ganze Regentschaft bis nach Algerien, die Sahara oder nahe an die tripolitanische Grenze bereisen.

Bei meinem ersten Besuche brauchte ich zu Pferd oder Kamel Tage und Wochen, um nach Biserta, Tebessa, Susa oder nach der heiligen Stadt Keruan, dem Mekka des westlichen Afrika, zu gelangen. In den Gegenden jenseit dieser Städte war es überhaupt nicht geheuer, herumzuspazieren. Die Berberstämme und Beduinen hatten dort die schlechte Gewohnheit, Reisende einfach bis auf die nackte Haut auszuplündern und dann laufen zu lassen. Diesmal brauchte ich, um durch Tunesien zu reisen, kaum doppelt so viele Stunden als damals Tage; denn nach allen größeren Städten führen jetzt Eisenbahnen, überall liegen französische Garnisonen, und die Sicherheit im Inland ist größer als auf den äußeren Boulevards von Paris.

Stoffbasar.

Das einzige Hotel, das es vor der Franzosenherrschaft gab, war eine Herberge mit wenig Komfort, aber viel Ungeziefer, darunter auch Skorpionen. Heute besitzt diese interessanteste Stadt der Afrikaküsten ebenso vortreffliche Fremdenkarawansereien wie Nizza oder Mentone, ja eine darunter, das Tunicia Palacehotel, sucht sogar an der italienischen Riviera seinesgleichen. Ein riesiger Palast im maurischen Stil, von einem Minarett überhöht, von dem man die entzückendste Aussicht über das schneeweiße Tunis mit seinen vielen Kuppeln und Minaretten, bis weit hinaus in die grüne Umgebung und auf das tiefblaue Meer genießt. Daran schließt sich ein großes Kasino, eine Art Kursaal mit weiten Hallen, in dem Operetten- und Varietévorstellungen französischer Truppen stattfinden, endlich das neue, prächtige Théâtre municipal, in dem tagtäglich große Opern oder französische Dramen gegeben werden. Bei schlechtem Wetter braucht man das Hotel gar nicht zu verlassen, um morgens seine Promenade durch den riesigen Wintergarten zu unternehmen, nachmittags im Café Zeitungen zu lesen oder einem Konzert zu lauschen, des Abends eine Oper anzuhören und nachher im Cercle des Etrangers sein Geld zu verlieren. Ist das Wetter aber schön, und das ist hier viel häufiger der Fall als an der Riviera, dann bietet die Umgebung dieses früheren Piratennestes mehr als irgendein Winterkurort des Mittelmeeres, selbst Kairo nicht ausgenommen. Mit der elektrischen Bahn kann man in wenigen Minuten den herrlichen Belvederepark erreichen, eine Schöpfung der letzten Jahre mit Cafés, maurischen Kiosken und einem Velodrom; binnen einer halben Stunde die alte Prachtresidenz der früheren tunesischen Herrscher, den Bardo oder die Residenz des jetzigen Bei, La Marsa, oder das reizende Judenstädtchen Ariane, wo besonders an Sonnabenden die weibliche Welt in ihren seltsamen farbenprächtigen Kostümen, jenen unserer Ballettmädchen nicht unähnlich, prangt, oder die maurische Sommerfrische Sidi bu Said, oder . ., ich könnte noch ein Dutzend ähnlich interessanter Orte nennen, die kolossalen Schutthaufen und Ruinen des alten Karthago nicht zu vergessen. Auf dem höchsten Schutthügel vor der Kapelle des heiligen Ludwig, Königs von Frankreich, der hier seinen Tod gefunden, ist in den letzten Jahren ein ganz annehmbares Hotel entstanden mit der entzückendsten Aussicht auf Land und Meer, den tiefblauen Golf von Karthago und den von tunesischen Schlössern umgebenen alten Hafen der Phönizier. Auf der Stelle, wo sich einst das Kapitol dieser größten und reichsten Stadt der damaligen Welt, mit ihren 700 000 Einwohnern, ihren Schätzen und ihrem Handel, selbst Rom übertreffend, erhob, steht heute die von Kardinal Lavigerie geschaffene Kathedrale, mit ihren weißen Mauern und hohen Türmen das Wahrzeichen der europäischen, christlichen Herrschaft über das mohammedanische Königreich.

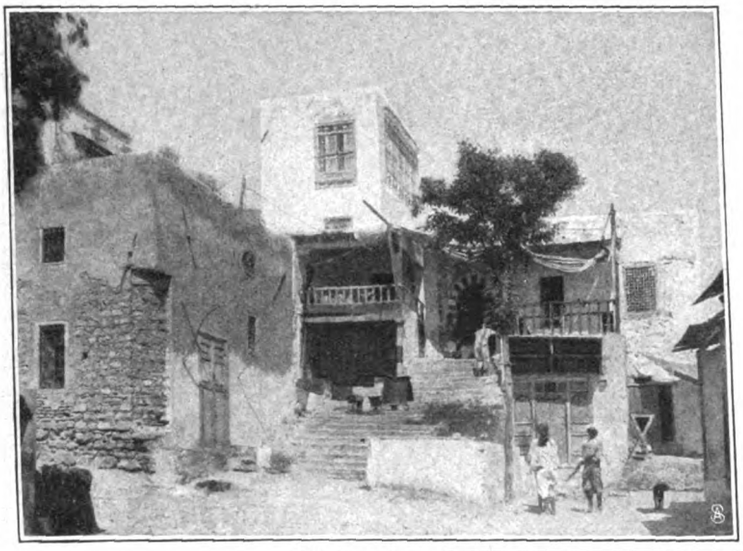
Von Karthago führen gleich zwei Eisenbahnen und verschiedene Fahrstraßen durch die Schutthügel nach La Marsa. Die bei den Ausgrabungen beschäftigten Arbeiter stoßen mit jedem Spatenstich auf allerhand Gemäuer, Statuen, Mosaik-

böden, Glasflaschen, Tongefäße, Münzen usw., die in dem Museum von Karthago sorgfältig gesammelt werden. Marsa ist das Versailles von Tunis, die Residenzstadt des heutigen Bei, der aber in Wirklichkeit über nicht mehr Land und über nicht mehr Menschen regiert, als die Mauern seines Palastes umfassen. Alles andere ist in die Hände der Franzosen übergegangen, die im Namen Seiner Hoheit das Land verwalten. Sogar an dem großen Haupt- und Staatspalast des Reiches, dem berühmten Bardo, haben sie nicht haltgemacht. Als ich dort vor einem Vierteljahrhundert von dem damals noch in recht orientalischer Pracht und Verschwendung lebenden Herrscher empfangen wurde, war dieser umfangreichste und stolzeste Königspalast von Afrika von dräuenden Ringmauern und Bollwerken umgeben, eine Art maurisches Windsor. Die Franzosen haben einen Teil dieser sarazenischen Festungswerke niedergelegt und an ihrer Stelle prächtige Gärten geschaffen; die weitberühmte Löwentreppe mit den hinter ihr liegenden Säulenhöfen, die mit berberischer Pracht ausgestatteten Thron-, Audienz- und Gerichtssäle im unteren Stockwerk und der riesige Ballsaal im oberen Stockwerk sind so geblieben, wie sie früher waren, aber die feenhaft schönen Haremsräume sind nach der Flucht der Odalisken vor dem Franzmann in ein Museum umgewandelt worden, eins der großartigsten der Erde. Statt der verführerischen Mädchengestalten von Fleisch und Blut, mit wogendem Busen und glühenden Augen, bevölkern die Hallen und Säulenhöfe jetzt solche aus Marmor und Alabaster, als wären die Haremsschönen, wie Lots Weib, ihrer Neugierde wegen zu Stein erstarrt worden. Zu diesen oft kopf- und armlosen Statuen altrömischer und griechischer Kolonialkultur kommt auch ihre ganze steinerne, bronzene und goldene Umgebung, die den Menschen hier gedient hat, als noch Trajan auf dem römischen Kaiserthrone saß. Die Franzosen haben diese Massen von Gerätschaften, Schmuck, Gebrauchsartikeln aus dem Wüstensand und dem Schutt der Jahrtausende gegraben und hier im Bardo zu dem vollkommensten Bilde der phönizischen, punischen, römischen und byzantinischen Zeitalter vereinigt.

Die Marina.

Was neben der herrlichen Umgebung von Tunis seinen bedeutendsten Reiz bildet, ist die ganz einzig interessante Maurenstadt selbst. Jenseit der Stadtmauern ist dieser Hochsitz des Sarazenentums rein und unberührt von europäischem Wesen geblieben, das außerhalb von ihnen rings umher wogt, die engen, vielfach gewundenen Gäßchen, das Winkelwerk der düsteren verschlossenen Häuser, die Moscheen, Schulen, das verzwickte Gemäuer der Pascharesidenzen, vor allem der fremdartige, malerische Basar. Er ist wohl der merkwürdigste aller Städte des dunklen Kontinents geblieben. Über das Labyrinth seiner Gassen wölben sich Kuppeln und Dome, sind Bretter und Stoffstreifen gelegt, um ja die Sonne abzuhalten, die der Europäer vor der Stadtmauer mit Vorliebe aufsucht.

Jeder der unzähligen Kaufläden hat nur seine bestimmte Art von Waren, ja ganze Gäßchen mit Dutzenden der kleinen Verkaufsnischen und beturbanten Verkäufer zeigen nur einen bestimmten Artikel. Jeder Pantoffelmacher, jeder Sticker oder Schmied verfertigt in der Hinterkammer alles das, was er im Vorderladen verkauft. So ist es gewesen seit der Invasion der Sarazenen durch viele Generationen hindurch bis zu jener der Franzosen, und gerade diese Zünftigkeit, diese Eigenart des Basarlebens verleiht dem dämmerigen Labyrinth im Herzen der schneeweißen Maurenstadt einen besonderen Reiz.



Sidi bu Said.

Die flachen Dächer von Tunis.

Der Brunnen.

Drei Tage waren die Zwei in der Schlacht,
Nun lagen sie da in Kerters Nacht.
Wie die Stiere hatten sie sich gewehrt,
Nun lagen sie da, gebunden, entehrt.

Dem Ravensberger, der sie sich fing,
Ihre blonde Jugend zu Herzen ging:
„Ergrabt mir einen Quellenmund,
Und ihr seid frei zur selben Stund!"

Sie gruben, das Blut aus den Händen drang,
Sie gruben und gruben, kein Wässerlein sprang.
Und tiefer und tiefer den Schacht hinab —
Ihr grabt euch heraus aus noch tieferem Grab!

Die Sonne hell im Mittag stand,
Kein Scheinchen den Weg in die Tiefe fand;
Die Nacht aufsteckte ihr Sternenlicht,
Sie gruben und gruben und sahen es nicht.

Wohl hundert Meter der Brunnen war
Hinunter im Stein, da rieselt es klar.
Das klang wie Silberglockengeläut.
Tot sanken sie hin. Sie waren befreit.

Albert Sergel.

Um ein Vierkleeblatt.

(1. Fortsetzung.)

Novelle von Jassy Torrund.

Arg hatte seitdem das harte Leben den Leutnant Paul Heydenhein herumgerissen.

Sein Vater, ein hoher Beamter, starb kurze Zeit nach jenem nächtlichen Abenteuer, und der jährliche Zuschuß an die drei Söhne fiel weg. Mit der Leutnantsgage aber verstanden sie nicht zu leben. Einer machte Schulden, verpfändete sein Ehrenwort, sah keine Rettung mehr und erschoß sich.

Der zweite ging zur Schutztruppe, wurde verwundet und lag monatelang siech im Lazarett zu Swakopmund.

Paul, der jüngste, hielt am tapfersten aus. Zu ihm, in das kleine Garnisonnest an der russischen Grenze, wohin er sich nach Vaters Tode versetzen ließ, kam eines Tages — kurz nachdem die Nachricht von seines Bruders schwerer Verwundung in allen Zeitungen gestanden hatte — ein entfernter Verwandter.

„Jung', du hast als siebenjähriger Knirps schon gebastelt und geklütert, was das Zeug hielt — hast als immer noch Lust und Liebe dazu?"

„Na ja —" sagte zögernd der Junge, der nicht wußte, wo der Alte hinauswollte.

„Dein Bursche hat mir erzählt, daß du in deiner eigenen Bude und bei verschiedenen Kameraden die elektrische Leitung angelegt hast — kein Mechaniker könnt's besser. Stimmt das?"

„Der Kerl ist 'n altes Schwatzmaul!"

„Ich hab's ihm abgefragt, und weißt du wohl warum?"

„Kann mir's eigentlich nicht denken."

„Jung', willst bei mir in die Lehr' gehn?"

„Ja — aber des Königs Rock?"

„Den ziehst du natürlich aus. 's ist für dich doch bloß ein Hungertuch."

Paul Heydenhein meinte im stillen, der steinreiche Muttersvetter könnte ihm ohne sonderliche Anstrengung wohl einen kleinen Zuschuß geben. Aber er tat keinen Muck. Das gefiel dem Alten, doch nach seiner Art packte er den Neffen keineswegs mit Samtpfötchen an.

„Drei Jahre in der Lehr', praktisch von der Pike auf. Mit Kesselsteinkloppen fängt die Geschichte an. Rußig wie'n Schornsteinfeger und abends hundemüde in die Fortbildungsschule. Nachher schick ich dich auf die Hochschule. Mein eigener Junge . . ." Der Alte schluckte und wandte sich ab. „Mein Otto hat'n Knacks weg seit der Lungenentzündung im vorigen Jahr. Vegetiert bloß noch so herum, von Davos nach Rapallo und Mentone und umgekehrt. Wird trotzdem nicht wieder. Schlag ein, Junge! Hast das rechte Zeug dazu, kannst einmal mein Nachfolger werden."

Da hatte Paul Heydenhein, dem mehr das Beispiel seiner Brüder als eigene Neigung den bunten Rock angezogen, und der sich in dem kleinen, gottverlassenen Grenznest, wo seine vielfachen Interessen keinerlei Betätigung und kein Verständnis bei den Kameraden fanden, erst recht doppelt unglücklich fühlte, sich nicht lange besonnen und als Einundzwanzigjähriger sich noch hinter den Schraubstock gestellt.

Das dritte praktische Lehrjahr erließ ihm der Alte und schickte ihn nach Hannover und Charlottenburg. Mit sechsundzwanzig bestand der junge Polytechniker sein Examen und erwarb sich durch seine hervorragende Arbeit über Ventilsicherung den Doktor-Ingenieur. Dann mußte er ins Ausland. Der Oheim war ein Mann von großem Stil und tat nichts halb. Sein jahrelang kränkelnder Sohn war gestorben, er aber, ein immer noch Rüstiger, dachte nicht daran, die Zügel sobald aus der Hand zu geben. Wer Peter Dönnebrinks Nachfolger und Besitzer der großen Dönnebrinkschen Werke im Bergischen Land werden sollte, mußte ein ganzer Mann sein, den inländischen Markt und das Ausland kennen.

So folgte der Studienzeit ein praktisches Jahr in England, um die Konkurrenz, und ein zweites in den Vereinigten Staaten, um neue Absatzgebiete kennen zu lernen.

Mitten darin gab es für den strebsamen jungen Ingenieur eine unfreiwillige Pause. Bei einem Hochbrückenbau in Schottland hatte er sich in naßkalten Frühlingswochen in zugiger Baracke einen Anfall von Gelenkrheumatismus zugezogen, zu dessen gründlicher Beseitigung der Arzt ihn in das kleine thüringische Bad Fichtenhausen schickte.

Mit Händen und Füßen hatte er sich gewehrt — er eine Badekur brauchen, jetzt mitten in der heißesten Geschäftszeit! Aber es half ihm nichts, Peter Dönnebrink sprach sein Machtwort, an dem sich nicht rütteln ließ.

Da ergab er sich in sein Schicksal und betrieb seine Kur mit dem gleichen zähen, stillen Eifer, womit er alles im Leben anfaßte. Am liebsten hätte er sich zweimal am Tage ins Moor gestürzt; mit seinen freien Stunden wußte er ohnehin nichts anzufangen. Der Gesellschaft hielt er sich fern, vergebens suchte man ihn für den Tennisplatz zu gewinnen, obgleich er seit seinem englischen Aufenthalt ein vorzüglicher Spieler war. Aber die jungen Damen und faulenzenden jungen Männer, deren einzige Lebensaufgabe Flirt und Sport zu sein schien, reizten ihn nicht. So knüpfte er keinerlei Bekanntschaft an, sondern ging durch das muntere Getriebe des kleinen Badeorts als ein Einsamer, nur darauf bedacht, die aufgezwungene Ruhepause so viel wie möglich zu kürzen.

Da trat eines Tages eine unerwartete Wendung in sein Leben.

In der Frühe, als er „frischverstahlt" aus dem Moor kam, sah er eine Dame mit zwei kleinen Kindern vor sich

hergehen. Er hätte vielleicht kaum auf sie geachtet, wenn ihm nicht das wundervolle Aschblond ihrer Haare aufgefallen wäre.

Sie mußte neuangekommen sein, er erinnerte sich nicht, dieser ins Auge fallenden Erscheinung zuvor schon begegnet zu sein. Von jeher hatte er eine wunderliche Vorliebe für blondhaarige Frauen; zuweilen, wenn er einer solchen begegnete, ertappte er sich auf dem kindischen Wunsche, dies weiche, schöne Blondhaar einmal streicheln zu dürfen —

Im Gehen überholte er die Dame, die in eifrigem Geplauder mit den Kindern ihn gar nicht beachtete. Es mochten Zwillinge sein, allerliebste blonde Geschöpfchen, Knabe und Mädchen von drei oder vier Jahren, fast gleich in schneeweiße Matrosenanzüge gekleidet. Sie plapperten unaufhörlich und hatten ihre noch sehr jugendliche Mama um hunderttausend wichtige Dinge zu fragen.

Seitdem traf er sie oft, stets in Begleitung der Kinder. Sie interessierte ihn, er wußte selbst nicht weshalb, und einmal fragte er einen der Badewärter nach ihrem Namen.

„Frau Oberstleutnant vom Ende."

Vom Ende? Der Name kam ihm bekannt vor, er mußte ihn irgendwann schon gehört haben, doch konnte er sich im Augenblick nicht darauf besinnen.

„Sie wohnt mit ihrer kranken Mutter und den zwei kleinen Kindern in der Villa ‚Elfriede'", setzte der Mann noch ungefragt hinzu.

Die junge Frau war eine schlanke, mädchenhafte, vornehme Erscheinung, nichts auffällig Schönes außer ihrem ungewöhnlich reichen und prächtigen Haar — aber für Paul Heydenhein etwas überaus Sympathisches. Er ertappte sich darauf, daß sie seine Gedanken weit mehr als nötig beschäftigte.

Einmal, als er im Korridor des Badehauses auf sein Bad wartete, streifte sein Blick im Vorübergehen eine offenstehende Zellentür. Der Bademeister bereitete gerade das Bad für eine Kranke, die er zuweilen in Gesellschaft der blonden Offiziersfrau und ihrer Kinder gesehen hatte. Auch heute stand diese neben dem Rollstuhl, den man soeben hineingefahren hatte, und plauderte mit der Kranken. Es war nur ein einziger flüchtiger und absichtsloser Blick, mit dem Heydenhein die offenstehende kleine Kabine streifte, und doch sah er über dem hellen Morgenkleide der Jüngeren zwei schwere wundervolle blonde Zöpfe bis fast über Kniehöhe herunterhängen. Sie mochte wohl eben selbst gebadet und ihr feucht gewordenes Haar gelöst haben.

Im gleichen Moment durchzuckte ihn eine Erinnerung: nur einmal in seinem Leben hatte er einen ähnlichen schweren blonden Zopf von der Farbe des reifenden Weizens gesehen — halbaufgelöst, über einem weißen Kissen hängen — in einer Nacht, an einem Morgen, an den er lange, lange Zeit nicht ohne peinvolles Erröten denken konnte, bis zuletzt die wandernden Jahre auch diese Erinnerung wie so viele andere ins Reich der Vergessenheit hinabgeschwemmt hatten. Und nichts war geblieben als der Name „Rosmarin", mit dem sich keine, auch nicht die flüchtigste Vorstellung von Gestalt und Antlitz seiner Trägerin mehr verband.

Doch nun stand plötzlich und in starker Lebendigkeit jene frühmorgendliche Situation wieder vor ihm. Es gab ihm förmlich einen Ruck, so daß er mitten auf dem Gange stehenblieb — denn der Name, wahrhaftigen Gott! — der Name stimmte ja auch!

Rosi' Marie vom Ende hieß das junge Mädchen, mit dem er an jenem Polterabend getanzt, das seine Tischdame werden sollte — in dessen Schlafzimmer er dann unwissentlich und unfreiwillig eingedrungen war.

Wieder wie in seinen Jünglingstagen stieg ihm das Blut heiß in die Schläfen.

Rosi' Marie vom Ende!

Aber wie denn? Das war doch ihr Mädchenname gewesen. Sie hatte also wohl einen Vetter gleichen Namens und Standes — er besann sich, daß auch ihr Vater Offizier war — geheiratet, der arme Joachim war also leer ausgegangen. Frau Oberstleutnant — alle Wetter, der mußte ein würdevoller, alter Herr sein, wohl mi doppelt so alt als das blutjunge Frauchen. Ein sont Gefühl, halb Neid, halb Bedauern, schnürte ihm d zusammen.

Da erschien der Bademeister und machte seinem ein Ende. Sein Moorbad wartete. —

Noch öfter wie bisher zog es ihn in die N blonden Frau. Das Gesichtchen von einst — wie lan es her? — sechs Jahre — hätte er nicht wieder Und ebenso fremd mochte er — der Tänzer eines Polterabends — der jungen Rosi' Marie gewordene Statt seiner weiten, langen, einsamen Spaziergänge nierte er jetzt häufig in der Nähe des Tenni wo Frau vom Ende sich als eine der gewandtesten Schlä erwies. Sie kam nicht oft, sie mochte ihre meiste kranken Mutter und den Kindern widmen. „Mutter der Portier damals gesagt? Konnte diese noch sehr liche Frau Rosi' Mariens Mutter sein? Flüchtig glitt Gedanken über diese Frage hinweg, desto mehr inte ihn die Kinder. Rosi' Mariens Kinder, die selbst - Gott, wie alt konnte sie sein? Ein Backfischchen sechzehn- oder siebzehnjährig, jetzt also kaum dreiundzwe ein halbes Kind noch mußte sie gewesen sein, als alten Mann heiratete

Ob sie glücklich war? Eine heimliche Schwerm oft in dem süßen Gesichtchen, etwas Gedrücktes i ihrem Wesen, selbst dann, wenn sie mit den Kinder und tollte. Immer hatten ihre Augen diesen ei tiefen, dunklen Blick wie verschwiegene Sehnsucht, weite Fernen wandert. —

Zehnmal am Tage konnte Heydenhein an de „Elfriede" vorübergehen und sich mühen, durch Gitterw Gebüsch einen Blick auf Haus und Garten zu er Der Kranken ging es schon besser, stundenlang sah in ihrem bequemen Liegestuhl an einem sonnigen P Garten. Einmal spielte die junge Frau mit ihren um den Rasen Haschen, und die Zwillinge jauchzten v gnügen, wenn sie den Händen der Mutter entwischten Rosi' Mariens langes flatterndes Kleid im entsche Moment an einem Busch hängengeblieben war. D Heydenhein, wie die Kranke mit schwacher Stimme Namen rief: „Rosi' Marie!"

Sie war im fernsten Teil zwischen den blühenden J büschen und hörte der Mutter Ruf wohl nicht. Da der kleine Junge quer über den Rasen auf sie zu, sein Kinderstimmchen gellte durch den Garten: „Rosi' Mar Mammi ruft dich!"

Wie sonderbar — „Rosi' Marie" rief das Kind Mutter?

Leichtfüßig kam die junge Frau um den Rasen näherte sich der Kranken. „Du wünschest, liebe Mama

Heydenhein fiel es auf, daß die Anrede so kal klang — keine Spur von töchterlicher Zärtlichkeit lag

Der Mutter Antwort entging ihm, weil ihn mit Gewalt ein neuer wunderlicher Gedanke packte, ein Ge der ihn lachen machte ob seiner eigenen Torheit, un ihm doch das Blut heißer und schneller durch die Adern Koste es, was es wolle, er mußte sich Gewißheit versch Er sah sich um, nicht weit von ihm harkte ein alter das geschnittene Gras vom Wegrande zusammen. Im beigehen blieb er wie absichtslos neben jenem stehen fragte auf gut Glück:

„Gehören Sie zu der Villa ‚Elfriede'?"

„Zu dienen, Herr."

„Sind noch Zimmer hier frei?"

„Ich glaube nicht, doch wenn der Herr mal selber f möchten — das Bureau ist gleich im Parterre links."

„Danke, es eilt noch nicht. Ich erwarte in vier Tagen einen Freund, für den fragte ich. Sie rauchen do

Er bot dem Gärtner eine Zigarre und zündete sich selbst umständlich eine zweite an — in diesem Augenblick trabte das Zwillingspaar mit lautem Hallo und Schellengeklirr am Zaune vorüber.

„Sagen Sie mal, wem gehören denn die zwei allerliebsten Kinder?"

„Der gnädigen Frau Oberst vom Ende."

„Der kranken Dame dort im Liegestuhl?"

„Ja."

„Und die junge, blonde, die neben ihr steht — das ist wohl die Schwester?"

„Die Tochter, Herr — die Stieftochter — von der ersten Frau nämlich. Ein liebes Fräulein, immer lustig und freundlich, obgleich sie nichts zu lachen hat, sagen die Mädel im Hause. Kranke Leute haben ihre Launen, Herr."

„Und der Vater lebt noch?"

„Der lebt. In Berlin, glaube ich. Doch sind wohl gerade jetzt die Manöver."

„So — so. Na, wegen des Zimmers sprech' ich noch mal vor. Und Dank für die Auskunft!"

Schmunzelnd ließ der Alte das Markstück in die Tasche gleiten und blickte dem jungen Manne nach, der langsam längs des Waldsaumes weiter ging.

Paul Heydenhein war zumute, als hätte ihm jemand etwas geschenkt, etwas Großes, Wunderschönes — und jetzt auf einmal hegte er gar keine Abneigung gegen den Tennisplatz mehr, stellte sich bei nächster Gelegenheit dem Ordner vor und ließ sich in den Klub aufnehmen.

Zwei Tage darauf kam Rosi Marie in ihrem fußfreien weißen Kleide, das fesche englische Hütchen auf dem blonden Haar, ihr Rakett in der Hand, flott und fröhlich des Weges daher.

Von nun an sah er sie täglich und hörte sie lachen und sprechen — hier auf dem Sportplatz unter lauter jungen fremden heiteren Menschen eine ganz Andere als daheim in ihrer häuslichen Umgebung — und eines Tages, da ihr gewöhnlicher Partner fehlte, wurde er als Ersatz berufen.

Sie zuckte nicht mit der Wimper, als der Ordner ihr seinen Namen nannte — den hatte sie wohl längst vergessen — aber als sie die Augen hob und ihn ansah, stieg eine feine Röte in ihre Wangen; sie mochte den Fremden wiedererkennen, der so oft den Waldweg an der Villa „Elfriede" vorbeischlenderte. Zwei Stunden durfte er mit ihr zusammen spielen, ohne daß sie mehr als das, was zum Spiel gehörte, miteinander redeten, aber ihr einsilbiges „Play" und „Out", das bloße Abrufen der Zahlen tönte ihm wie Musik in den Ohren.

Dann warf sie ihren Schläger auf die Bank, hob die Hände und strich sich die verwehten Haare hinter's Ohr. „Genug für heute! Ich muß heim, hab' den kleinen Rackern versprochen, noch heute abend Erdbeeren mit ihnen zu suchen."

„Dürfte ich mir erlauben, Sie zu begleiten, gnädigstes Fräulein? Mein Weg führt an der Villa ‚Elfriede' vorbei", fragte Paul ehrerbietig, indes ihm das Herz bis zum Halse herauf klopfte.

„Weshalb nicht? Der Waldweg ist für alle. Übrigens hab' ich mir gedacht, daß Sie in unserer Nähe wohnen, ich sah Sie schon manchmal vorübergehn", sagte sie mit entzückender Offenheit. „Und wissen Sie, was ich noch dachte?"

„Bitte sehr, gnädiges Fräulein!"

„Ich dachte, wer so elastisch ausschreitet, müßte eigentlich ein guter Tennisspieler sein. Nein, ohne Schmeichelei — wo haben Sie's gelernt?"

„In England, Gnädigste."

„Sehen Sie, das dachte ich mir."

So plauderten sie munter und zwanglos, bis die Villa „Elfriede" in Sicht kam. Am Gartentor empfahl er sich, ging noch ein Stückchen weiter bis zu den letzten Häusern und kehrte dann auf einem Umwege zu seiner Wohnung zurück, die tiefer drinnen im Badeorte lag.

Seitdem trafen sie sich fast täglich auf dem Tennisplatz oder zuweilen auch im Walde mit den Kindern, die wie die Kletten an ihr hingen, — und der Aufenthalt in dem kleinen Badeorte, der für Paul Heydenhein in den ersten acht Tagen eine Strafe gewesen, wandelte sich im Handumdrehen zu einer der entzückendsten und — quälendsten Erinnerungen seines Lebens.

Mit jedem Tage wurde er sich dessen deutlicher bewußt: er liebte das feine, stolze, vornehme Mädchen — und sie dachte nicht an ihn. Für sie war er nichts weiter als eine angenehme Abwechslung in dem Einerlei dieser stillen Tage.

So blieb der Verkehr ihrerseits durchaus harmlos, freundschaftlich, und auch er gab sich die größte Mühe, alle Tiefe und Innigkeit seiner Gefühle hinter einer scheinbaren Unbekümmertheit zu verbergen. Scherz und Lachen waren die einzigen Waffen, mit denen er sich gegen die heiße Leidenschaftlichkeit seines Empfindens wehrte. Er verspottete sich selbst — in vierzehn Tagen liegt der Kanal zwischen ihr und mir, dann werde ich sie ebenso schnell vergessen wie sie mich. Was die Zeit nicht tut, tut die Ferne! — und wußte doch nur zu genau, daß er dies süße, schwermütig fröhliche Gesichtchen mit den sehnsüchtigen Augen und dem unbeschreiblich schönen, weichen aschblonden Haar lange nicht vergessen würde.

Ach — es nur einmal, ein einziges Mal streicheln und liebkosen zu dürfen! Heißes Begehren, leidenschaftliche Vorstellungen, glühende Bilder eines unfaßlichen, über alle Maße und Begriffe wonnigen Glückes überkamen ihn wie ein Rausch.

Äußerlich aber blieb er immer der beherrschte ruhige, der gern ein wenig spöttelnde kühle Geschäfts- und Weltmann mit dem scharfen, erfahrenen Blick für die Schwächen seiner Mitmenschen. Wenn alle übrigen Waffen gegenüber Rosi Mariens herber unbewußter Lieblichkeit und dem Überschwang seines eigenen stürmischen Empfindens versagten, pflegte er sie — sich selbst und ihr zum Trotz — von seinem überlegenen Männerstandpunkt aus mit ihren kleinen Schwächen zu necken, ihrem Aberglauben, ihrer Schreckhaftigkeit, ihrem drolligen kleinen Ungeschick.

Auf dem Heimwege vom Tennisplatz, wobei er sie meist begleitete, konnte Rosi Marie zum Beispiel an keinem Kleefelde vorübergehen, ohne sich nicht wenigstens hundertmal auf der Suche nach einem vierblättrigen Kleeblatt zu bücken. Immer umsonst. So viele es auch deren geben mochte, und so eigensinnig, hartnäckig und brennend ihr Begehren danach war — noch nie hatte sie eins gefunden, sei es, daß sie zu hitzig suchte, oder daß ihre Kurzsichtigkeit sie hinderte. Er dagegen fand oft, ohne daß er's wollte, eins oder mehrere, die er ihr schenkte. Sie konnte dann ganz ungeduldig werden; einmal sogar, als er ihr gleich drei Vierkleeblätter auf einmal überreichte und dazu vielleicht wieder seine spöttische Miene machte, übermannten Ungeduld und Ärger über die eigene Ungeschicklichkeit sie dermaßen, daß zornige Tränen ihr in die Augen sprangen.

„Das nützt doch nichts, das nützt nichts — selber muß man eins finden, sonst bringt's einem kein Glück!" Heftig stieß sie die dargebotenen Vierkleeblätter zurück.

„Aber muß das denn durchaus sein? Kann man nicht glücklich werden auch ohne das?" erkundigte er sich ernsthaft.

Sie wandte sich ab und trocknete hastig ihre Tränen, sie schämte sich vor dem fremden Mann ihrer Heftigkeit und sagte, wie um sich zu entschuldigen: „Mir hat einmal vor Jahren jemand prophezeit, ein Vierkleeblatt werde mir Glück und Unglück bringen. Aber das Glück sei das größere."

„Dieser Jemand war natürlich ein altes Zigeunerweib?"

„Nun — ja — wenn auch!"

„Und daran glauben Sie?"

„Ich glaube nicht eigentlich daran — aber ich fürchte mich davor und möchte es dennoch finden — begreifen Sie das?"

Dem eigentümlich versonnenen Ausdruck ihrer Augen zuliebe unterdrückte er eine spöttische Bemerkung und fragte sehr sanft, wie man zu einem Kinde spricht: „Haben Sie denn noch nie eins gefunden?"

„O ja — einmal", sagte sie weicher und vertraulicher, als es sonst ihre Art war.

„Nun also — und hat es etwas genützt?"

„Es war am Vorabend der Hochzeit einer Cousine. Ich schenkte es der Braut — wir jungen Mädel hatten's so miteinander verabredet, wer eins fände, sollte es der Braut geben. Wir haben es nachher mit in ihren Myrtenkranz hineingebunden — und sie ist sehr, sehr glücklich geworden." Sie unterbrach sich: „Übrigens — Sie stammen ja auch aus der Lausitz, wie Sie mir sagten, vielleicht kennen Sie sie: Frau Hauptmann v. Gadebusch — der Mann stand lange in Görlitz."

Die Cousine also — und die Hochzeit, wobei er Ros' Marie kennen gelernt hatte!

„O ja, ich kannte Herrn v. Gadebusch", sagte er langsam.

„Auch die Frau?"

„Auch die Frau, eine geborene v. Mahlen, Joachim v. Mahlens Schwester — er und ich waren Jugendfreunde." Die Erinnerung hatte ihn fortgerissen — wie weit lag das alles hinter ihm, seine lustige Fähnrichszeit — die kurze, fröhlich schwere Leutnantsepisode — wie weltenweit hatte das Leben ihn und seinen kleinen lieben fidelen Joachimke auseinandergerissen. War seine Äußerung unvorsichtig gewesen?

Sie fuhr in großer Lebhaftigkeit herum. „Sie kennen Joachimke Mahlen, meinen Vetter? Waren sein Freund? — Ja, wie . . . wie . . .?"

„Sie meinen, wie kommt Leutnant v. Mahlen — Oberleutnant wird er jetzt wohl sein? — zu dem simplen Ingenieur?" persiflierte er ein wenig spöttisch.

Sie wurde dunkelrot.

„So meinte ich's nicht, ich wundere mich nur, daß ich nie Ihren Namen gehört habe, da ich doch oft in Mahlen war und die meisten von Joachims Freunden persönlich kenne."

„Unsere Freundschaft datiert von der Schulbank — später trennten sich unsere Wege", sagte er, die lustigen Fähnrichsjahre unterschlagend. Wozu brauchte sie auch nur zu ahnen, daß er, Leutnant Paul Heydenhein, der Missetäter war, der in jener Nacht den Einbruch in ihr jungfräuliches Schlafgemach verschuldet hatte.

Er brach das Gespräch kurz ab.

„Also seitdem haben Sie kein Vierklee mehr gefunden, aber das verschenkte hat doch Ihrer Cousine Glück gebracht, wie Sie sagen?"

„Weil sie daran glaubte."

„Sie aber nicht?"

„Ich glaube nur an selbstgefundene Kleeblätter — und selbstgezimmertes Glück."

„Und nichts könnte den Mangel eines Kleeblattes ersetzen? Gibt's keine Glücksboten, die auch kurzsichtige Augen erspähen könnten? — Ein Hufeisen zum Beispiel?"

Sie lachte. „Davon verlautet in meiner Prophezeiung nichts. Aber freilich, ein Hufeisen würd' ich mich schon trauen zu entdecken."

„Derer gibt's hier auf den Feldwegen doch gewiß genug."

„Ich hab' noch nie eins gesehen."

„Ich erst neulich — vorgestern."

„Wo?"

„Auf dem Wege nach Hasselrode, in der Nähe des . . ."

„Nein, sagen Sie, bitte, nicht wo — ich möchte es ganz allein finden. Vielleicht bringt's mir wenigstens das Glück, dann endlich auch mein Vierkleeblatt zu finden. Es wächst nämlich eins für mich — irgendwo, daran glaube ich fest."

„Ganz allein — das heißt, ich darf nicht einmal mitgehen? Zu dem Hufeisensuchen nämlich?"

„O ja, das dürfen Sie."

„Wann befehlen Sie?"

„Sagen wir: morgen. Um vier. Wollen Sie mich abholen? — Da kann ich Sie gleich meiner Mutter vorstellen, damit die sich nicht wundert."

Er war entzückt von ihrem Vorschlag — erst später kam ihm der bittere Nachgeschmack: wie sicher mußte Ros' Marie vom Ende ihrer selbst sein, daß sie ihn so ruhig aufforderte, auf dem einsamen Feldweg ihr Begleiter zu sein.

Trotzdem war er entschlossen hinzugehen — wo blieb sein Stolz in diesen Tagen? — Ros' Marie sollte ihr Hufeisen haben!

(Fortsetzung folgt.)

Fritz v. Uhde. (Zu dem nebenstehenden Bildnisse.) Am 22. Mai begeht Professor Fritz v. Uhde seinen 60. Geburtstag. Er begeht ihn als einer unserer bedeutendsten und berühmtesten Maler, als ein unbestrittener Meister seiner Kunst, und doch ist er ihr einst abtrünnig geworden und erst nach langer Unterbrechung zu ihr zurückgekehrt. Im Jahre 1848 zu Wolkenburg in Sachsen geboren, hatte er schon als Achtzehnjähriger die Kunstakademie in Dresden bezogen, den Pinsel jedoch bald wieder aus der Hand gelegt, da ihm die herrschende Richtung nicht behagte. Volle zehn Jahre gehörte Fritz v. Uhde dann der Armee an, und erst, als er als Rittmeister den Abschied nahm, griff er wieder zu Malstock und Palette, um in München, wo er seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, fortan ganz der Kunst zu leben. Gelegentlich eines vorübergehenden Aufenthalts bei Munkacsy in Paris, der den Werdenden sehr förderte, veröffentlichte Uhde sein erstes Bild: „La chanteuse". Es erregte sofort Aufsehen, und doch ließ sich der Künstler fortan mehr von den Niederländern beeinflussen, und der Weg, den er in seinem Schaffen ging, führte ihn weit ab vom Genre jenes Erstlings, weitab auch von dem, was bis dahin „Mode" war in der Malerei. Ein ganz Eigener ist Fritz v. Uhde geworden, einer, der ein begeisterter Vorkämpfer und Bekenner des Impressionismus und der Freilichtmalerei, ein Erneuerer und Befreier der Kunst unserer Tage war und doch niemals sich sklavisch unterordnete unter eine Idee, ein Dogma, ein Prinzip, sondern jede neue Form mit persönlichem Leben füllte. Es konnte nicht anders sein, als daß ein so starker Künstler und Mensch auch vielfach angefeindet ward, aber der einst sich so wütend gebärdende Widerspruch gegen Uhdes religiöse Malerei hat sich beruhigt, man zollt ihm heute willig die Bewunderung, die seine wunderbar stimmungs- und seelenvolle Kunst verdient. Von den Bildern seiner ersten, noch tastenden Zeit erinnern wir an „Die Nähstube", den „Leierkastenmann", von den späteren an sein berühmtes „Lasset die Kindlein zu mir kommen", „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast", „Bergpredigt", „Gang nach Bethlehem". Seit dem Februar veranstaltet die Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege anläßlich Fritz v. Uhdes sechzigsten Geburtstages im Albrecht-Dürer-Haus zu Berlin eine Ausstellung seiner Werke.

B. Dittmar, Hofphot., München, phot.

Fritz v. Uhde.

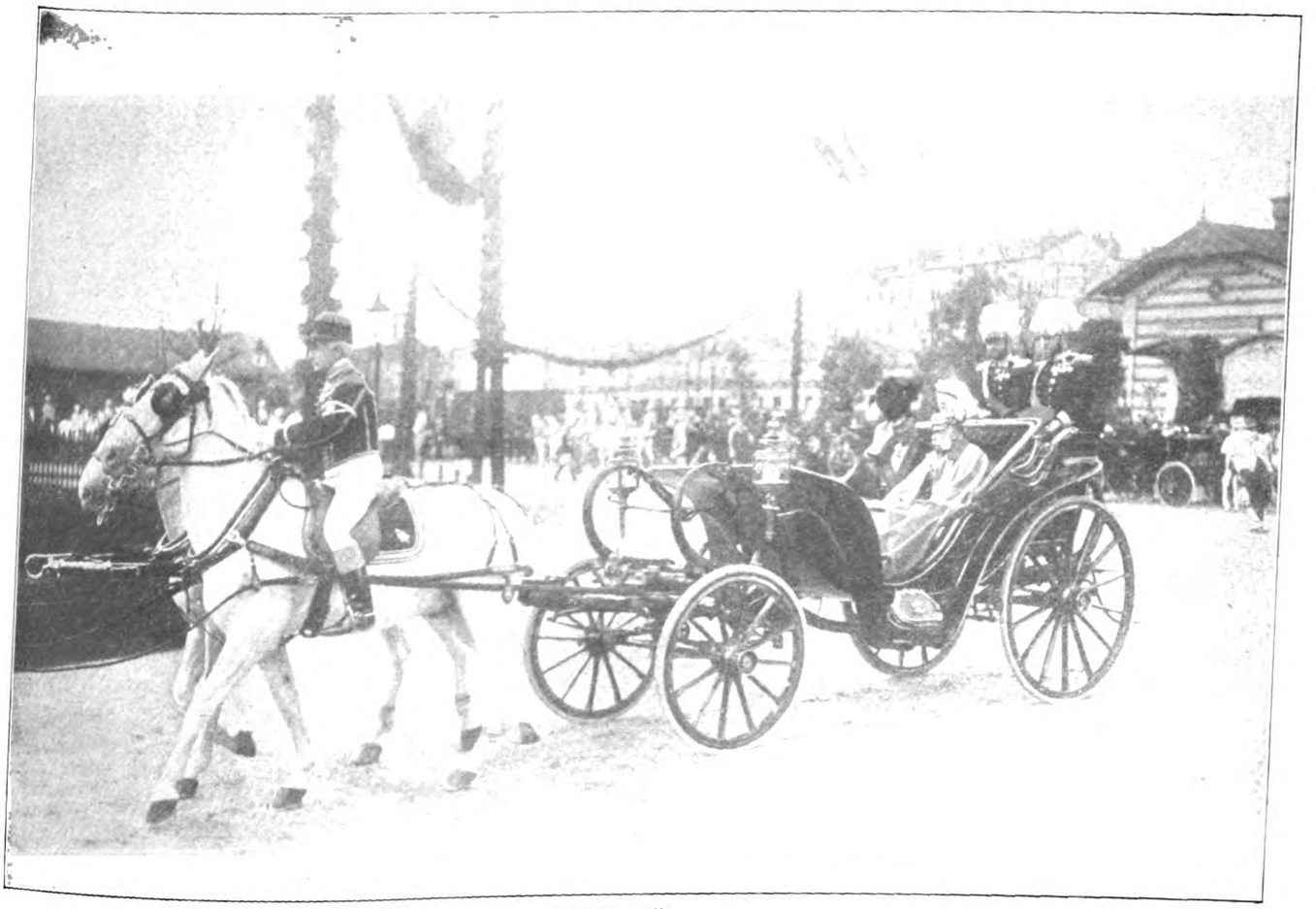
Das neue Brahms-Denkmal in Wien. (Zu der Abbildung auf der nebenstehenden Seite.) Nicht allzuweit von der Stelle, an der noch vor wenigen Jahren das Haus stand, in dem Brahms die Augen schloß, erhebt sich nun weiß und leuchtend das Denkmal, das ihm die große Gemeinde derer, die ihn lieben, in seiner Adoptivheimat errichtet hat. Breite Stufen führen empor zum noch breiteren, einfach profilierten Sockel, der Brahms' Namen trägt. Darüber hebt sich die sitzende Gestalt des Meisters. Er ist einfach und natürlich aufgefaßt — zu viele leben ja noch auch unter der jungen Generation, die ihn gekannt haben, und denen eine Steigerung ins Pathetische das lebendige Erinnerungsbild des allzeit Einfachen stören möchte. Der Künstler — Professor Rudolf Weyr — hat keinen Versuch gemacht, selbst unschöne Details in Brahms' äußerer Erscheinung irgend zu idealisieren. Nur in dem Ausdruck des in weicher Bewegung gesenkten Kopfes liegt es wie ein Horchen auf Unirdisches,

auf Töne, die weither aus der Heimat der Seelen durch dieses lauschende Irdische suchen. Auf der mittleren Stufe, zu Haupt den Weg ins Füßen der Brahmsfigur liegt — an den Typus monumentaler Darstellungstypen erinnernd — eine Frauengestalt, der für immer die Leier entglitten zu sein scheint, über der sie das gramerfüllte Gesicht emporhebt.

Die Huldigung der deutschen Bundesfürsten vor Kaiser Franz Joseph. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Einer Anregung Kaiser Wilhelms folgend, brachten am 7. Mai die deutschen Bundesfürsten und der Hamburger Bürgermeister als Vertreter der Freien Städte dem Kaiser Franz Joseph zu seinem sechzigjährigen Regierungsjubiläum — das eigentlich erst am 2. Dezember stattfindet — ihre Huldigung dar. Auch Wien, die alte Kaiserstadt, hatte dabei ihren großen Tag, denn nirgends ist wohl das Verhältnis von Fürst und Volk so herzlich, ganz persönlich, wie zwischen Franz Joseph und seinem Volk. Hat er doch zwei Menschenalter lang in Freud und Leid die Krone getragen, die oft schwer genug auf seinem Haupte gelastet haben mag, und ist ehrwürdig geworden, nicht nur durch den Purpur des Herrschers, sondern auch durch sein menschliches Schicksal, das ihm ein vollgerüttelt Maß der Schmerzen brachte. Am 7. Mai aber — so war die schön menschliche Absicht der prunkvollen Kundgebung — sollte der greise Herrscher nur die Liebe und Verehrung empfinden, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wird, nur die Freude und den Glanz einer Stellung, die ihn emporhob über Tausende.

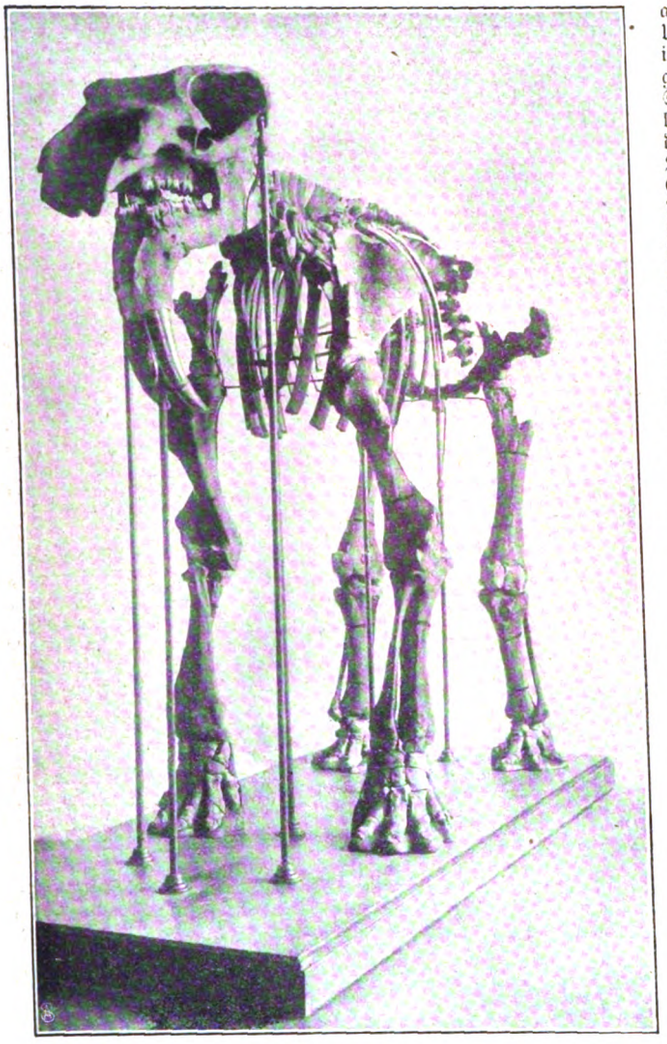
Das neue Denkmal für Johannes Brahms in Wien.
Ausgeführt von Rudolf Weyr.
R. Lechner in Wien, phot.

Das „Schreckenstier“. (Zu der Abbildung auf der umstehenden Seite.) Das Geschlecht der Elefanten ist im Aussterben begriffen; es weicht dem Menschen, und immer enger werden die Gebiete, in denen die Riesen der heutigen Tierwelt sich noch behaupten können. In grauer Vorzeit waren diese Rüsseltiere in allen Weltteilen, mit Ausnahme Australiens, verbreitet, allerdings als andere, heute nicht mehr lebende Arten. Das riesige Mammut, mit den gewaltigen spiralförmigen Stoßzähnen, hatte sich der Kälte angepaßt, es war über Europa, Sibirien bis nach China hin verbreitet, und seine



Die beiden Kaiser.

Von der Huldigung der deutschen Bundesfürsten in Wien.



Dinotheriumskelett im Naturhistorischen Hofmuseum zu Wien.

letzten Repräsentanten müssen erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit ausgestorben sein, da man noch Mammutleichen mit Haut und Haaren im Eise Sibiriens findet. Der Mensch hat noch gewiß das Mammut gejagt und wohl das meiste zu seiner Ausrottung beigetragen. Vor der letzten Eiszeit, als das Klima Mitteleuropas noch milder war und etwa dem Nordafrikas entsprach, lebte hier der Urelefant, der größte aller Elefanten. Wie zahlreiche Funde beweisen, hat der älteste Urmensch auf Europas Boden, z. B. in der Umgebung des heutigen Weimar, den Urelefanten gejagt. Aber noch weiter in die Vergangenheit zurück, bis in das Tertiär, reicht das Geschlecht der Rüsseltiere. Vielleicht noch gleichzeitig mit dem Urelefanten lebte das Mastodon, das vier gerade Stoßzähne besaß, zwei längere im Ober- und zwei kürzere im Unterkiefer. Ein älterer Zeitgenosse des Mastodon war das Schreckenstier, das Dinotherium giganteum, dessen Skelett wir in Abbildung unsern Lesern vorführen. Erst im Jahre 1835 wurde von den Darmstädter Gelehrten Klippstein und Kaupp ein meterlanger Riesenschädel in der Nähe von Eppelsheim bei Worms gefunden. Es war ein ungeheuerliches Gebilde. Der Unterkiefer war scharf nach abwärts gebogen, und die unteren Schneidezähne waren zu zwei nach abwärts gekrümmten Stoßzähnen verwandelt. Man wußte nicht, wohin mit diesem seltsamen Geschöpf, als man es klassifizieren wollte. Da nun bei dem Dugong, der Seekuh oder Seejungfer, der Oberkiefer in ähnlicher Weise abwärts gebogen und mit Stoßzähnen bewehrt ist, glaubte man, daß auch das Tier, dem der eigenartige Schädel angehörte, ein seekuhartiges, im Wasser lebendes Geschöpf gewesen sei. Wegen der Größe und Bewehrung des Schädels gab man dem Tiere den Namen Dinotherium, d. h. das Schreckenstier. Später wurden aber in verschiedenen Ländern Europas und in Ostindien andere Teile des Skelettes aufgefunden. Nach und nach konnte man einen vollständigen Überblick gewinnen, und es stellte sich nun heraus, daß das Schreckenstier und riesengroße Rüsseltier ein Vorläufer des Elefanten war. Über seine Lebensweise sind wir aber nicht näher unterrichtet, und rätselhaft ist es noch immer, wozu das Dinotherium die eigenartigen, nach unten gerichteten Stoßzähne gebraucht haben mag. Das Riesenskelett, das wir im Bilde bringen, befindet sich im k. k. Naturhistorischen Hofmuseum zu Wien. Es wurde im Jahre 1883 bei Franzensbad in Böhmen gefunden, gelangte in den Besitz des kaiserlichen Rates Heinrich Edler von Mattoni und wurde von diesem dem Museum geschenkt. Die schwierige Restauration des Skelettes wurde vom Leiter der paläontologischen Abteilung Professor Ernst Kittl ausgeführt. Das Skelett ist 3,2 Meter lang und 3,5 Meter hoch. Die gleiche Höhe erreicht annähernd der heutige afrikanische Elefant, während der indische etwas kleiner bleibt. Das Mammut war aber im Durchschnitt auch gegen 3,5 Meter hoch, während der Urelefant der größte von allen war und vom Fußende bis zum Scheitel eine Höhe von durchschnittlich 5 Metern aufwies.

Der Einsturz der im Bau begriffenen Musikhalle in Görlitz. (Zu den untenstehenden Abbildungen.) Der schwere Unfall beim Neubau der Musikfesthalle in Görlitz, der Einsturz des Daches, das unter

Straßenseite.

Das Innere. Robert Scholtz, Görlitz, phot.

Vom Einsturz der im Bau begriffenen Musikhalle zu Görlitz.

seinen Trümmern eine Anzahl Arbeiter begrub, ist in den Tageszeitungen ausführlich beschrieben worden. Unsere Bilder bieten den traurigen Anblick der Trümmerstätte, wie sie sich nach Aufnahme der Bergungs- und Räumungsarbeiten darstellte. Deutlich erkennbar ist auch der ruinenhafte Zustand der Umfassungsmauern, die in ihren oberen Teilen von der einstürzenden Dachkonstruktion mitgerissen wurden, aber auch in den unteren schwere Beschädigungen aufzuweisen scheinen. Ob die starken Sprünge, von denen diese stehengebliebenen Mauerreste durchzogen werden, die gänzliche Abtragung der Mauern bedingen oder nicht, ist zurzeit noch eine von den Sachverständigen umstrittene Frage, mit der auch die vorläufige Unübersichtlichkeit des entstandenen Schadens zusammenhängt. So groß dieser Schaden auch ist, schwerer wiegt in jedem Falle der traurige Verlust an Menschenleben, den die Katastrophe verursachte, und er vor allem schärfte die allgemeine Erbitterung gegen etwaige Fahrlässigkeit, die das Unglück verschuldet haben könnte, und führte zur Verhaftung des Charlottenburger Baumeisters Bernhard Sehring.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Der Durchbruch einer Torpedoflottille.

Gemälde von Hans Bohrdt.

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Das Kreuz im Venn.

(12. Fortsetzung.)

Roman von Clara Viebig.

Nun war das Pfingstfest vorüber. Vater Huesgen war mit dem Arbeiterzug in aller Frühe um vier schon nach Aachen gefahren; nun kam er erst nächsten Sonnabend wieder, aber wenn er dann heimkehrte, fand er die Mutter ganz munter, die Bäreb kehrte ja heute zurück! Darauf hofften sie. Gestern war sie gesprungen zu Echternach, und heute glaubte Frau Huesgen schon eine wohltätige Wirkung zu verspüren. Sie fühlte sich frischer; was sie lange nicht getan hatte, sie schürzte ihr Kleid und fing an, den Melkeimer zu scheuern, daß ihr der Schweiß rann, und dann die Eimerbank und das Fäßchen, in dem sie so lange keine Butter gedreht hatte. Wer weiß, wenn es ihr weiter so gut ginge, könnte sie bald Butter machen, ein paar Klütchen hinuntertragen zum Verkauf in die Stadt.

Von dem Sonnenschein des Festes lag noch über Hecken und Halden. Die Kinder zirpten noch lose wie sommerfrohe Spatzen zwischen den Hecken, sie hatten erst morgen Alltag, wenn die Schule anfing. Die kleinen Huesgens waren zur Eisenbahn gerannt, die Schwester zu holen, sie belagerten den Bahnsteig, bis der erste Zug aus St. Vit ankam; aber Bäreb war nicht darin. Das war eine Enttäuschung! Ein Teil der Kinder lief heim, um der Mutter zu verkünden, daß die Bäreb nicht angekommen sei, die anderen blieben unter dem Bahndamm sitzen, flitschten Steine in den vorüberquirlenden Fluß und warteten geduldig. Es kam ja noch ein Zug von St. Vit, freilich erst gegen den Abend. Hei, wer zuerst die Bäreb sah und den Dores und das der Mutter verkündete, der war König! Das Kathrinchen war nicht bei den Geschwistern, das hütete. Bartholomäus Adams, der Nachbar am grünen Klee, hatte viel Vieh, und der hatte sie gedungen für den ganzen Sommer. Nun brauchte sie nicht wie sonst in die Schule, das tat ihr eigentlich leid, es war so schön da, sie lernte so gern, aber der reiche Bauer gab fünfundzwanzig Mark für den Sommer und was zu essen und zum Herbst noch ein Paar neue Schuh. Und schön war's ja auch draußen, wo die Bienen am Rain summten und die Hirsche, wenn der Abend kam, ganz dreist aus dem Dickicht austraten und unterm Vieh grasten.

Der Bauer hatte Kathrinchen die Kühe auf die Seele gebunden; die schöne braune Kuh war ihm doch gestorben, trotz Dr. Dreiborn, und trotzdem man das Kalb in Stücke geschnitten hatte. „Paß op, dat se nit zu vill laufen, on schlag se nit met'm Stecke'. De Dreiborn, de Esel, verklagen müßt ich de Kerl! Awer de kömmt jo sowieso in die Höll'! Jibst du äwer nit acht, dat raten ich dir, dann kriehste de Huck jeschuert!" Kathrinchen hatte verständig genickt; ja, das war ein Verlust, die braune Kuh, da konnte man wohl drüber weinen. Aber sie würde schon Obacht geben, der „Uehm" konnte ganz ruhig sein, ihr kam keine zu Schaden, der liebe Gott war ja immer bei ihr und den Kühen. Der Bauer hatte geschmunzelt. „Dann kriehste ooch jet, wenn Markt is!" Nun freute sich das Kathrinchen. Es hatte sich aufgemacht im Morgentau, seine sieben Stück vor sich hergetrieben, zum Venn hinauf.

Die Marienley war nicht fern, auf dem großen Kreuz blinkerte so hell die Sonne, daß es strahlte wie in einem Glorienschein. Der Eisenbahndamm unten war ganz niedrig geworden, die Schienen waren nicht dicker als Haare, und der Fluß, der am Damm vorbeilief, war, von hier oben gesehen, dünn wie ein Faden. Und es war so still hier, gerade noch, als wäre es hoher Feiertag. Vom Dorfe herüber kam kein Laut, nur vom Truppenübungsplatze her hörte man das dumpfe Schießen.

Jetzt sah sie auch etwas von den Soldaten, zu Pferde trabten sie geschwind — Fähnchen flatterten im Morgenwind — Staubwirbel ballten sich zu Wolken — man sah mächtige Gäule, die Karren auf hohen Rädern hinter sich herschleppten. Das waren die Geschütze. Ei, das war lustig anzusehen hier aus der sicheren Entfernung. Kathrinchen setzte sich recht behaglich auf einen der Felsbrocken unweit der Ley. Sie fühlte sich ganz sicher hier in der Einsamkeit, von niemand gesehen, ihr selber erschienen die Menschen da unten, als wären sie kleine Puppen. Kein Gedanke von Furcht beschlich sie; die Mutter Gottes war so nah dort im großen Stein, den dunklen Felsspalt erhellend mit ihrer Lieblichkeit. Wer sollte ihr hier wohl etwas tun? Und Wölfe gab's schon seit vielen Jahren nicht mehr hierzulande; früher, ja früher, wie der Herr Lehrer erzählte, da waren sie aus den Ardennen herübergelaufen gekommen in die Eifel, ganz verhungert und gierig, und hatten Hühner gefressen und Lämmer gewürgt. Weinen hätte Kathrinchen mögen, als der Lehrer das erzählte — so ein Lamm, so ein armes, weißes Lämmchen zu Tode gewürgt!

Jetzt zog sie ihr Strickzeug aus der alten Strohtasche, die auch Bäreb schon umgehängt hatte, als sie noch hüten ging. Kathrinchen war immer fleißig, sie hatte dem Vater schon ein Paar Strümpfe gestrickt und den Brüdern je eins der Reihe nach. Nun war der Dores dran, aber für den brauchten sie

Published 27. V. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

nicht so lang und groß zu sein, mit denen ging's rasch. Ehe Kathrinchen anfing, mit den groben Nadeln zu rasseln, richtete sie die Augen zum Himmel auf, daß deren samtige Schwärze sich erhellte vom goldigen Lichte, das in sie niederfloß, und hub ein Morgenlied an zu singen:

„Im Namen Jesu wach ich auf,
Im Namen Jesu steh ich auf
Und ziehe sittsam an mein Kleid,
Im Namen der Dreifaltigkeit.

Hochheiligste Dreifaltigkeit,
Gott Vater, Sohn und Heil'ger Geist,
Ach schütze mich in aller Not
Vor Feuer, Wasser, schnellem Tod!"

Die klare Stimme klang hell und weit übers Feld. Es war, als ob ihr alles lauschte. Der Morgenwind hatte sein Wehen eingestellt, die Kühe hoben die Köpfe, guckten mit den schönen dummen Augen nach der Hirtin und ließen das kurze, harte Rupfen sein, mit dem sie das zähe Gras vom Boden abrissen. Immer höher stieg die Kinderstimme in die Luft und klang immer weiter hinaus:

„Auch bitt' ich Dich, o Gott, verleih'
Mir gnädiglich der Engel drei,
Die heute mir und jederzeit
Geleiter sei'n zur Seligkeit.

Der erste mög' mir Führer sein,
Der zweite Kraft im Kampf verleihn,
Der dritte schütz' mich immerdar,
Daß mir nichts Böses widerfahr!"

Kathrinchen konnte viele solcher Lieder, aber dieses Lied liebte sie am meisten. Sie hatte es heute beim Aufstehen und während sie im Herd das Feuer anblies schon vor sich hin gesagt, aber der Rauch war ihr in die Kehle geschlagen, sie hatte es nur in sich hineinmurmeln können, schon um die Mutter nicht zu wecken, die sich noch einmal niedergelegt hatte, nachdem der Vater fortgegangen war. Hier aber konnte sie nach Herzenslust singen. Hier kamen auch die Geschwister nicht immerfort gerannt, zupften sie hier, zupften sie da, wollten bald dieses, bald jenes. Ach, die Jungen! Kathrinchen schüttelte altklug das Köpfchen, wenn sie daran dachte, daß sich die großen Jungen noch immer nicht selbst einen Hosenknopf annähen konnten und ihr das Bein hinstreckten — „Da, bind mer ens de Riemw!" O, hier war es gut sein, hier hatte sie Ruh! Ihre Kühe fingen wieder an zu rupfen, aber es war, als ob sie im Takt rupften und dazu nickten, das machte ihr Spaß. Sie sang voller Lust und sang immer lauter und heller der Reihe nach alle Lieder, die sie wußte, und warf dabei den groben Wollfaden auf dem gestreckten rechten Zeigefinger so flink über die langen Nadeln, die sie unter die Arme gesteckt hatte, daß das Strümpfchen zusehends wuchs. Ei, der Dores hatte ja so dünne Bein', das war ihm bald maß!

Das Strümpfchen vor sich hinhaltend und freudig dazu blinzelnd, saß sie sonnenbeschienen auf dem Stein, mit ihren Füßen baumelnd. Man sah ihr Figürchen schon von weit her. Sonst war nichts Ragendes auf der Hochfläche als die Ley mit ihrem Kreuz im schwarzen Dickicht der Tannen. — —

Simon Bräuer kam von der Straikolonie her. Deren tiefgehendes neues Ziegeldach schrie wie Blut aus dem Braun des Moorlandes; noch blühte das Venn nicht überall, seine Farbe war noch eintönig. Zögernd hatte sich der Aufseher erst noch ein paarmal nach dem Hause zurückgewendet — würde der Hilfsaufseher auch gut aufpassen? Er war erst kürzlich angekommen, und die Kerls waren jetzt so renitent; am ersten Pfingstfeiertage war der Süßchenbäcker frech geworden, der Kerl proßte wohl auf seine Kraft? Hei, den hatte er zu Boden geduckt mit einem Blicke, daß er sich nicht mehr muckte; aber der Rotfuchs, der war wie ein Toller an dem Tage gewesen, hatte nicht mit zur Kirche gewollt, hörte auf kein Kommando, lief herum wie ein wildes Tier im Käfig, hatte sich auf sein Bett geschmissen, den Kopf gegen die Wand gekehrt, so daß er ihn zum Sichbesinnen mal ins Kaschöttchen hatte führen müssen, in das enge, stockdunkle Käfterchen hinter der schweren Bohlentüre mit den eisernen Haspen. Ohne Licht, ohne Beschäftigung, ohne Suppe hatte er darin gesessen, bis er zahm geworden war am andern Tage. Was fiel den Kerlen denn ein, steckte ihnen der Frühling im Blute, der aus dem elendesten Knorren Schößlinge treibt? Freilich — Simon Bräuer sah sich um, ließ seine Falkenaugen schweifen von Ost nach West, von Süd nach Nord — arme Teufel, jetzt war es lockend, die Ferne blaute im Duft, aus dem Moorgrund stieg ein kräftiger Geruch, bald würde hier alles rosa blühen von den Glöckchen der Vennheide. Jetzt hieß es aufpassen!

Er setzte die Zähne aufeinander. Aber die Frau brauchte keine Angst zu haben; sie war gestern hier oben gewesen, er hatte ihr rund ums Haus alles gezeigt, und sie hatte sich gegrault. Es passierte schon nichts! Was die Weiber so schreckhaft sind! Er hatte mit ihr draußen gestanden, ihr was erklärt, sie hatte an seinem Arm gehangen, da hatte sie plötzlich aufgeschrien und den Kopf an seine Brust gedrückt. Nun, was war denn? Sie hatte es nachher selbst kaum gewußt und sich geniert, daß sie so furchtsam war. An die Gitterstäbe des Schlafsaals hatte der Rotfuchs seine Nase gedrückt; nun ja, schön war der gerade nicht, es gab Schönere, aber zum Fürchten war er doch nicht! Der tat nichts, der war froh, wenn man ihn in Ruhe ließ! Aber sie hatte sich immer wieder geschüttelt, hu, sah der einen an! Sie war gar nicht davon abzubringen, immer wieder fing sie von dem Kerl an zu sprechen. Verwünscht! Beinahe hätte der verdammte Kerl ihren ganzen schönen Entschluß wieder über den Haufen geworfen! Auf einmal wollte sie sich nicht mehr recht entschließen, mit den Kindern herzuziehen, es wäre doch gar zu verlassen, zu einsam hier oben. Sie fürchtete sich aufs neue. Und sie hatte doch fest versprochen gehabt, zum ersten August spätestens oben zu sein. Er wollte dann darum einkommen, daß er ein Häuschen für seine Familie gebaut kriegte, nicht allzuweit ab, etwa auf halbem Wege zwischen Heckenbroich und der Strafkolonie, so daß man doch Weib und Kind sehen konnte, wenn es einen gar so gelüstete. Er hatte sich das so schön gedacht — und nun? Bräuer zog die Brauen zusammen, sein Gesicht wurde streng, sie mußte herauf! Sie waren Mann und Weib, und das Weib hat dem Manne zu folgen. Das wollte er ihr heute sagen zum Abschied.

Er zog die Uhr und sah finster auf sie: elf Uhr. Nur noch eine Stunde, und Thereschen war fort! Dann rollte sie da unten hin in dem schwarzen Zug über die Gleise, und er hatte das Nachsehen. Er seufzte auf. Unwillkürlich beschleunigte er seine Schritte; je früher er zum Bahnhof kam, desto mehr hatte er noch von ihr. Er lief fast Trab, und dabei grübelte er in sich hinein, wie sollte er's nur anstellen, sie sobald wie möglich hierher zu bekommen? Es dünkte ihn jetzt viel unmöglicher, ohne sie zu sein, als da er das erstemal von ihr geschieden war.

Eine bittende Stimme schreckte ihn auf. „Könnt Ihr mir sagen, wie vill Uhr et is?" Da saß eine kleine Hirtin auf einem Stein nicht weit von den Tannen und strickte. Jetzt rutschte sie von ihrem Sitze herab, legte ihr Strickzeug sorglich nieder und kam mit eiligen Schrittchen lächelnd auf ihn zu.

Sein finsteres Gesicht wurde ein wenig freundlicher; so würde sein Töchterchen vielleicht auch einmal aussehen, nur daß es Flachszöpfchen hatte, nicht so dunkle Haare wie die hier. Er antwortete: „Elf Uhr!"

„Merci. Dann muß ich baal naoh hem driewe. De Küh weiden äwer noch eso jut!" Sie nickte und wollte wieder zu ihrem Sitze zurück.

Er sah sie flüchtig an, dann betrachtete er sie interessierter, das ernsthafte Gesicht unter dem weißen, rot gepunkteten Kopftüchelchen gefiel ihm wohl. Daß die Eltern dies junge Kind so ganz allein in die Einsamkeit schickten! Er vergaß, daß er selbst auch einst draußen im Venn, noch viel weiter draußen, noch viel ferner von jedem Menschen, das Vieh gehütet hatte. Aber er war ein Junge gewesen, dies hier war nur ein Mädchen. „Büte nit bang?" fragte er.

Sie sah ihn groß an und schüttelte, ganz verwundert, verneinend den Kopf.

„Wem biste?"

„Huesgens -- ich bin jo dat Kathrinchen!" Sie nahm es als ganz selbstverständlich an, daß er sie nun kannte; jeder im Dorf kannte sie doch.

Aber er sagte: „Huesgen -- Huesgen?"

„Huesgen Jörres -- am grünen Klee, wo Ihr immer vorbeijoht, wenn Ihr naor Kirch jeht!"

„Kennst du mich denn?"

„O, ich kennen Euch sehr jut, Ihr sid der Herr Bräuer, von dem Haus dao!" Sie nickte nach dem roten Dache hin, das über eine Erdwelle hervorleuchtete. „Dat sieht mer ja eio weit. Un wenn Ihr mit Eure Leut' vorbeikommt, dann lieken ich immer hinger der Heck eruhs."

„Schmeißt du auch mit Steinen oder streckste de Zung eraus?" Sie wurde ganz dunkelrot; sie sagte kein Wort. „No, dann adjüs!" sagte er gutmütig und streckte ihr die Hand hin. Aber sie gab ihm die ihre nicht. „Adjus", sagte sie nur und nickte, sie war gekränkt; wie konnte er nur denken, sie würde mit Steinen schmeißen!

Er sah noch einmal nach ihr zurück, ehe er in die Senkung nach der Bahn hinabstieg. Ein Trupp seiner Strafgefangenen näherte sich jetzt der Ley, die Schaufeln geschultert; jetzt fingen sie nicht weit von dem Platz der Hirtin zu arbeiten an. Der Aufseher krauste die Stirn, er mußte doch wirklich den Huesgens mal sagen, daß die ihr Mädchen wo anders zum Hüten hinschickten, es gab ja noch Plätze genug, warum denn gerade hier?! Aber er dachte nicht mehr daran, als er jetzt oben an der Station stand und sein Thereschen im Arm hielt. Die Frau weinte bitterlich, viel heftiger, als da er abgezogen war diesen Februar. Jetzt war ihr Herz geteilt, sie hatte ihn ja so lieb und fürchtete sich doch so sehr. Ihr schöner, stattlicher Mann! Sein starker Arm würde sie nun so bald nicht wieder umfassen! Und doch: der Rotfuchs, der Rotfuchs, die Kerle alle, und dann das Venn!

Er sprach kein Wort von ihrer Übersiedlung hierher. Er stieß nur heraus: „Grüß die Kinder, grüß die Kinder!" und preßte ihr die Hand dabei so fest, daß sich ihr der Trauring schmerzhaft ins weiche Fleisch drückte. Als sie schon im Coupé saß, stand er noch auf dem Trittbrett und drückte ihr die Hand. Er sprang erst ab, als der Zug schon in Bewegung war. „Grüß die Kinder!" Ein Ruf, ein Winken, ein lautes Aufschluchzen im Coupé — fort war die Frau, und der Aufseher Simon Bräuer wieder allein mit seinen Vierzig auf einsamem Venn.

Festen Schrittes, aber den Kopf gesenkt, verließ der Mann den Bahnhof. Nun fiel es ihm ein, nun, da es zu spät war, was er ihr hatte sagen wollen: sie mußte herkommen, sie mußte, spätestens zum 1. August. Er machte eine Handbewegung, egal, es gab ja auch Feder und Papier. Und er glaubte auch zu fühlen — ja, er hatte es gefühlt an ihrem letzten Kuß, er brauchte kaum zu treiben, sie kam her, sie kam bald her, so schwer es ihr auch wurde!

Die Traurigkeit abschüttelnd, dachte Simon Bräuer daran, daß, nun er den Hilfsaufseher doch einmal bestellt hatte, es ganz gut wäre, wenn der sich mit den Kerls ein wenig einlebte. Wenn die Frau erst hier wäre, würde er doch mal öfter fort sein, und auch nachts. Er beschloß, auf einem andern Weg, unten herum, in einem Bogen durchs Dorf nach der Kolonie zurückzugehen. Bei der Gelegenheit konnte er sich gleich einmal nach einer Wohnung für Thereschen umsehen.

Oben auf dem Venn hatten sich die Strafgefangenen zerstreut. Heute waren sie nicht unter so strenger Hut. Der Roßschlächter und der Schuster hatten sich zusammengefunden; sie arbeiteten nebeneinander, sie stachen aber nur blindlings mit ihren Spaten drauf los, ihre Augen funkelten, sie besprachen angelegentlich etwas miteinander.

„Los, los, Pechhengst, lassen mir jetzt käpernicken, wat haste, wat kannste!" flüsterte der Süßchenbäcker. Pah, der Hilfsaufseher war ja nur ein schwacher Kerl, den schlug er mit einem Spatenhieb nieder!

Der andere wurde blaß und rot. Auch seine Nüstern blähten sich, er witterte schon die Freiheit, frei, frei! Er stöhnte, seine Hände umklammerten den Spaten wie eine Waffe; aber er erhob ihn noch nicht, er stürmte noch nicht los wie ein Wilder. Er traute sich doch nicht.

„Los, los!" hetzte der andere. „So jut treffen wir dat nie mehr wieder. Der Bräuer is sein' Frau fortbringen — voran, voran, bald kömmt de retour!"

Sein Flüstern hatte etwas Anfeuerndes; und etwas Betörendes hatte die Luft, die heute so warm, so lind wehte, als wollte sie Wangen und Stirn umschmeicheln. Und es war alles hell, man konnte sehen, wohin man trat, man brauchte nicht die Sumpflöcher zu fürchten. Ehe es dunkelte, war man bereits über die Grenze. Da - da -- sah man sie denn nicht?! Der Süßchenbacker machte „Pst!" und winkte dem Genossen mit den Augen, kaum merklich mit dem Kopfe hinnickend: da, wo das Venn und der Himmel zusammenflossen, als wären sie eins -- alles wie blaue Luft, da, wo der winzige Würfel in der blauen Luft sich abzeichnete und daneben drei Striche'chen, wie Haare so dünn, da war das Grenzhaus, die Baracke mit den drei Bäumen. Daran mußten sie sich vorbeischleichen -- Vorsicht, Grenzjäger patrouillierten da herum, um alles Zollpflichtige aufzuschnappen! Haha! Heimliches Lachen stieß den starken Mann; wofür war er denn ein Schlächter? Einen Knüttel würde er sich unterwegs schon aufleien, mit dem gab er dem Störenfried, der ihnen in den Weg trat, eins vor die Stirn, daß der betäubt zu Boden fiel. Und dann eins, zwei, drei über die Grenze weg! Da - da! Er puffte den Kameraden in die Seite und sagte fast laut: „Da is Belligen, da sind wir frei!"

Niemand hatte sie gehört. Der Hilfsaufseher hatte nicht so scharfe Ohren wie Bräuer und auch nicht so scharfe Augen. Er hatte genug zu tun mit dem Rotfuchs, der arbeitete nicht, wie sich's gehörte. Der stand und feierte.

Der Roßschlächter lachte. „Dat is jut, dat is jut, de Rotkopp kriegt de Huck voll! Los, Kamerad -- nu!" Er hob den Spaten, er wollte davonstürmen, er öffnete den Mund, als wollte er schon Hurra schreien, da hemmte ihn ein unterdrückter Fluch des andern.

Ohligs hatte den Kopf gehoben; frei sein, nur frei, schon atmete er die Freiheit, aber der Strahl in seinen Augen erlosch jäh. Ein unterdrückter Schrei der Wut und der Enttäuschung entfuhr ihm; da kribbelte es ja plötzlich in der Weite des Venns wie ein Bienenschwarm — es schwärmte dahin, es schwärmte dorthin -- Fähnchen wimpelten, Lanzenspitzen blinkerten, Pferdebeine trappelten durcheinander und stampften Staub aus dem Heidegrund — Kommandos schallten, scharf und schneidig - der Trupp schwenkte ab. Aber andere Trupps tauchten auf, woher? -- tauchten unter, wohin? -- und Fußvolk marschierte in einer Kolonne heran, man hörte aus der Ferne das dumpfe Stampfen, schnell formierte sich eine lange Linie, Bajonette vor -- bum, ein Kanonenschuß von irgendwo her -- und nun Geknatter, Kleingewehrfeuer. Eine Gefechtsübung.

„Verflucht!" Der Süßchenbäcker schleuderte seinen Spaten zu Boden, daß der vom Stiel abflog — da war nichts mehr zu wollen! Mit einem Wutgebrüll schmiß er sich auf den zerbrochenen Spaten hin und rührte sich nicht.

Der Hilfsaufseher kam eilig herbeigelaufen, was ging denn hier vor? Nun hatte er doch etwas gehört. Aber er war kein Simon Bräuer, ob er auch die Flinte umfaßt hielt; ganz umsonst gebot er, der Sträfling stand nicht vom Boden auf. Er gehorchte auch keinem Fußtritt und keinem Rippenstoß, vergebens fluchte der Hilfsaufseher und schrie, der Süßchenbäcker wälzte sich am Boden und heulte wie ein Besessener. Verzweifelt blickte der Hilfsaufseher aus: wenn doch der Bräuer käme! Aber der war noch nirgend zu sehen. Es blieb ihm nichts übrig, als den sich Wälzenden von ein paar stämmigen Genossen an Armen und Beinen packen und nach dem Hause hinschleifen zu lassen.

Der Sträfling widersetzte sich nicht mehr, wie ein Toter ließ er sich abschleifen und ins Kaschöttchen werfen; dabei lachte er heimlich in sich hinein; wenn er auch bei Wasser und Brot im Dunkeln sitzen mußte, der Kerl, der Hampelmann, die Bangbüx hier, die kam erst recht in Teufels Küche! Das machte ihm Spaß, fast so viel Spaß, daß ihm die Wut verging über die vereitelte Flucht.

Während der Hilfsaufseher drinnen im Hause zu schaffen hatte, die schwere Bohlentür vor dem dunklen Loch zuschlug und die Riegel vorlegte, irrte die übrige Herde draußen führerlos. Viele arbeiteten nach wie vor, stumpfsinnig, als wäre nichts geschehen; sie hatten bei dem Skandal nicht einmal die Blicke erhoben. Wie Lasttiere, das Joch auf dem Nacken, trotteten sie Schritt um Schritt weiter, stachen viereckige Ausschnitte aus dem Boden und stülpten sie auf. Was ging es sie an, wenn einer revoltierte?! Das verbesserte ihre Lage doch nicht; höchstens wurde der Bräuer noch strenger.

Der alte Kunde, der Paternoller, hatte sich an Jakobs herangemacht; seit der Rotkopf neulich so gestöhnt hatte, war es dem Alten, als müßte er dem Jungen etwas zugute tun. „Ruh dich aus, ruh dich jet aus", mahnte er. „Jetzt sieht dich niemand. Jung, du kannst ja nit mehr!"

Der Blasse hatte bis jetzt fortgearbeitet, Schweiß troff ihm von der Stirn, seine Brust zitterte unter angestrengtem Atem, nun, da der Alte ihn anredete, schreckte er auf. „Laß mich in Ruh!" Aber dann nickte er, wie sich besinnend, ja, er konnte nicht mehr! Scheu sah er sich um — niemand beobachtete ihn — und der Alte hier würde ihn nicht verraten! Mit ein paar Sätzen war er hinter dem nächsten Gebüsch, da warf er sich lang hin und keuchte sich aus. Aber bald, nun er ruhte, ließ das Arbeiten in seiner Brust nach, er fühlte etwas wie Wohlbehagen. Ah, die Luft war heute schön! Der Duft der großen Tannen an der Ley kam bis hier herüber und mischte sich mit dem strengen und doch wohltuenden Geruch des Heidekrautes. Blaßrosa Glöckchen in niedrigen kleinen Büschelchen blühten zwischen dem anderen höheren Kraut. Der Sträfling riß ein paar Stengelchen davon ab und steckte sie zwischen die Lippen. Er saugte daran, harzig und bitter schmeckte das, aber es tat seinem immer trockenen Munde doch wohl. Er schloß die Augen. Um ihn summte es — Bienen im Wind — oder war es der Wind selber in den Ästen der Tannen? Sonst nichts, nicht die harte Simme des Aufsehers — da, plötzlich ein Singen! Er erschrak; ein Anruf des Aufsehers hätte ihn kaum so erschreckt.

„Der dritte schütz' mich immerdar,
Daß mir nichts Böses widerfahr'!"

Er riß die Augen auf. Da stand ein kleines Mädchen nicht weit von ihm in der Heide, bückte sich und pflückte von den rosa Glöckchen. Einen dicken Strauß davon hielt es schon in Händen. Das Kathrinchen war gar nicht erschrocken über den Mann, der da plötzlich hinter einem Brombeergestrüpp vor ihm lag; ei, der war müd', der ruhte sich da aus! Emsig pflückte sie weiter, hier blühten die Glöckchen am allerschönsten, ein Kranz davon mußte die Mutter Gottes in der Ley herrlich kleiden!

Es war ihr plötzlich eingefallen, der Maria im Stein einen Kranz zu binden, als sie so still dagesessen und gestrickt hatte. Die Kühe waren ja brav, die liefen nicht weg, sie konnte schon um den großen Felsen und um die schwarzen Tannen im Bogen herumwandern und Blumen pflücken, draußen im offenen Venn, da, wo die Sonne so recht hintraf.

Sie lächelte den Mann an. Er sagte nicht „Guten Tag", er wies nur mit ausgestrecktem Finger auf ihren Rocksaum.

Sie guckte an sich herunter — o weh — mit Schrecken sah sie, was sie angerichtet hatte — ihr Strickzeug, Jesus, ihr Strickzeug! Sie schleifte es hinter sich her, der Wollfaden hakte an den scharfen Pinken ihrer Schuhe, er war nicht gerissen, aber ganz verwirrt, vom Knäuel abgewickelt und mit Strümpfchen und Nadeln und Zweiglein und allerlei dürrem Kraut unentwirrbar zusammengedreht. Sie stieß einen Jammerruf aus, ließ ihren Strauß fallen und faßte mit beiden nach ihrem Strickzeug. Der Faden hatte sich ihr wo mal ums Bein geschlungen, sie saß wie in einer Fe kam nicht heraus.

Der Mann lag auf dem Bauche, das Gesicht zwi Ellbogen gestemmt, und beobachtete sie. Er rührte si war die niedlich! Die blassen Lippen seines mageren verzogen sich, er zeigte in einem stummen Lachen d Gebiß. Solch niedliches kleines Dingelchen hatte er n noch nie zu sehen gekriegt! Und das Dingelchen ka Faden nicht los vom Bein, es verzog das Gesicht zum Er fletschte die Zähne. „Wart', ich helf' dir!"

Geschmeidig kroch er heran, immer auf dem Bauche kroch immer näher an sie heran und nahm ihr Beinchen in Langsam begann er den Faden von dem Beinchen ab

„Merci!" sagte Kathrinchen jetzt erleichtert. schlug sie die Hände zusammen, o weh, wie sah d zeug aus, die Maschen waren von den Nadeln geru kaputt! Geschwind kauerte sie sich nieder, schnell, s nur nicht noch mehr Maschen herunterrutschten! S blutrot, ihre Hände fingen an zu schwitzen, Träne ihr in die Augen; sie kam nicht mit der Arbeit zuf

„Heul' nicht", sagte der Sträfling und nahm Gestrick aus den Händen. Das Stricken hatte er ja als er das erstemal gesessen hatte; nun kam es ihm

Sie sah ihm zu mit großen Augen, ganz hing von seiner Geschicklichkeit. Er raffte die Maschen strickte ein paarmal herum — da sprang sie auf u hell jubeln. Er aber riß sie heftig am Rock wied „Halt's Maul!" rief er und winkte mit scheuen Au Venn hinaus. Der Galgenbaum ragte.

Da sah Kathrinchen erst, daß er Sträflingskleid Aber auch jetzt war sie nicht bange, der war ja g ständnisvoll nickte sie; er wollte sich wohl hier 'was von seiner schweren Arbeit, und nun mußte sie still sein, der Aufseher und holte ihn! Sie duckte sich ganz g wieder nieder zu ihm hinter den dichten Busch. Still, g

Sie blieben noch eine ganze Weile zusammen, er Bauche liegend, das Gesicht zwischen die aufgestemm bogen gestützt und sie immerwährend betrachtend. ihre Kühe vergessen, sie strickte eifrig, um das Versäum einzubringen. Und dabei unterhielten sie sich, ganz leise, damit niemand sie höre. So scheu Kathrinchen vor sonst war, so gesprächig war sie jetzt; sie erzählte von de von den Eltern, den Geschwistern und von der Maiblum Sie hatte ja schon den ganzen Tag still sein müssen.

Er hörte ihr zu mit offenem Munde. Plötzlich s auf, eine Stimme war übers Venn erklungen — de kam der schon wieder? Nun hieß es, sich davonmache auf ein andermal", flüsterte er heiser. Ob sie ihm Hand geben würde?

Sie gab ihm freiwillig die Hand.

O, wie tat ihm das wohl, daß dieses Kind sich n ihm fürchtete! Starr, unverwandt hingen seine Blicke die Furcht saß hinter ihm — da war ja schon der Br aber er konnte sich gar nicht trennen. Ein heißes Be kam ihm plötzlich, die Kleine hier zu küssen. Kaum h er sich, aber nur nicht sie erschrecken! Wenn er das in seine Arme packte, dann kam sie vielleicht nicht wied wieder — und sie sollte, sie mußte wiederkommen, sie

Als Kathrinchen diesen Abend nach Hause trieb, glücklich; der Tag war ihr gar nicht lang geworden. sieben Stück waren auch brav gewesen, hatten sich a satt gefressen, daß sie keine Seitensprünge mehr machten, bedächtig hintereinander gingen mit wackelnden Bäuchen bedurfte keines Knalls und keines Schlags mit der Peitsche, die noch einmal so lang war wie die Hirtin Der Bauer hatte dem Kathrinchen einen Hund mitgeben aber sie hatte keinen gewollt; sie hatte ein bißchen Ang Hunden, die bellten ja so laut.

Der Stadttrompeter.

Gemälde von Max Gaisser.

Die Hirtin sang leise vor sich hin während des ganzen Weges. Um das Kreuz der Ley verglühte das Abendrot, es hüllte auch sie mit in seinen Schimmer. Das Rot des Himmels strahlte weit; der Fluß im Talgrunde, das weiße Bahnhofsgebäude und die Gleise und oben das einsame Haus auf dem Venn und das Dorf, an Mattenhängen sich lang ziehend, die Hecken und der überragende Kirchturm, alles war rosig bestrahlt.

Holzarbeiter kehrten heim aus den Wäldern, ein Angler kam vom Forellenfang, die Torfstecher kehrten auch zurück; hier trieb ein Bauer seinen Ochsen zum Schmied weiter ins Dorf hinein, um ihn beschlagen zu lassen; durch die Heckenausschnitte sah man die Frauen auf den Türschwellen sitzen und Kartoffeln schälen. Kathrinchen grüßte, manch freundlicher Gegengruß wurde dem Hütekinde.

An der Hecke bei Adams stand schon die Bäuerin und nahm die Kühe in Empfang. Sie gab Kathrinchen ein Schmierchenbrot; gern hätte Kathrinchen das selbst gegessen, ganz verstohlen leckte sie einmal daran im Schutz der Hecke, ha, wie lecker! Aber sie gönnte es sich nicht. Das sollte die Mutter haben oder die Bäreb.

Aber Bäreb war noch nicht da. Den Geschwistern war es zu lang' geworden, auf den letzten Zug unten am Bahndamm zu lauern; wer weiß, am Ende kam die Bäreb auch mit dem noch nicht! Frau Huesgen war in einiger Unruhe, die Bäreb hatte doch so bestimmt gesagt, daß sie heute wiederkommen würde. Und morgen mußte sie ja wieder in die Fabrik. Und nun war es schon so spät!

Den Kindern, die um den Tisch saßen, glänzten die Augen — ha, Milchsuppe mit Brotbrocken drin — ha, wie lange hatte es keine so gute Suppe gegeben! Die liebe Maiblum! Wenn doch die Bäreb käme, was würde die dazu sagen! Sie platzten fast vor Begier, der Schwester was zu verkünden.

Es war dunkel in der niedrigen Küche, ein Lämpchen wurde jetzt nicht mehr angezündet wie im Winter, das sparte man. Man sah fast nichts mehr, nur mitunter glitzerten beim Fallen einiger Funken im Aschenloch die hurtig sich drehenden Augäpfel der Kinder. Der Suppennapf war geleert, die Blechlöffel waren auf den Tisch gesunken, müde gähnten die Kleineren. Wie spät mochte es wohl sein? Sie konnten den Himmel nicht sehen, hatten keine Uhr im Haus, und auch keine schlug von der Kirche. Ob die Bäreb nun noch kommen konnte?! Unruhig ging die Mutter zur Tür hinaus und kam ebenso unruhig wieder zurück. Es half nichts, man mußte ohne die Bäreb den Rosenkranz beten. Frau Huesgen kniete nieder, ihre Kinder knieten um sie her. Ein Ave reihte sich an das andere.

Obgleich das Fenster geschlossen blieb und draußen die Hecke hoch aufragte, hörte man doch das betende Murmeln bis auf die Straße hinaus. So hörte man's um diese Zeit, da die Nacht sich senken will und die Hecken schwarz ragen, fast aus jedem Hause von Heckenbroich. Die Mutter betete vor mit einigen Kindern: „Gegrüßet seist du, Maria," und im Zusatze: „der uns den Heiligen Geist gesandt hat!" Die anderen antworteten: „Heilige Maria, bitte für uns Sünder!"

In Frau Huesgens Seele zog Ruhe ein; was hatte sie denn, daß sie sich so aufregte? Ihre Kinder standen ja unter der Heiligen Schutz! Sie bekreuzigte sich fromm.

Da wurde die Tür aufgerissen — ein wohlbekannter Tritt — da stand ja die Bäreb! Ja, sie war's, obgleich man sie im Dunkeln kaum erkennen konnte. Der Dores greinte.

Die Mütter riß ihn in ihre Arme und küßte das übermüdete, weinende Kind. Dores, ihr Doreschen, nun war er wieder da, und so viel besser!

„'n Abend zusammen!" sagte Bäreb. Aber ihre Stimme klang gedrückt, es war nichts von der Freude darin, wieder daheim zu sein. Die Geschwister umringten sie, Kathrinchen schmiegte sich an sie, die Jungen rissen ihr fast den Rock vom Bunde, jeder wollte sie anfühlen, jeder wollte ihr die Wangen patschen und jeder ihr gleich ins Gesicht schreien: „Uns Maiblum, uns Maiblum! Die hat en Kalb jekrieht, eso en fein Kalb, en sehr fein Kalb!"

Bäreb war zusammengezuckt, sie sagte kein Wort, sie lachte auch nicht mit den Geschwistern. Langsam, schwer tappte sie hin zum Tisch und setzte sich auf die Bank. Sie stützte den Kopf, und dann brach sie plötzlich in ein heftiges, schluchzendes Weinen aus. Die Kinder standen verdutzt; die Bäreb weinte, weil die Maiblum ein Kalb gekriegt hatte?! Was fiel der denn ein? Aber Frau Huesgen nahm's als Freude, sie wußte, wie Bäreb an der Maiblum hing. Und konnte sie denn nicht auch vor Freuden weinen, daß ihre Wallfahrt so gut geholfen hatte?! Sie strich der Tochter übers Haar, von dem das Kopftuch heruntergeglitten war. Rauh und verwahrlost lagen die Haare an den Schläfen, und als Kathrinchen jetzt doch eine Lampe angezündet hatte, sah die Mutter, wie blaß und verstört die Bäreb aussah, gar nicht zum Wiedererkennen, förmlich alt und heruntergekommen vor übergroßer Müdigkeit. Ja, es war eine harte Tour gewesen, noch dazu mit dem Dores, aber der Herrgott im Himmel würde es der Bäreb schon lohnen, was sie aus Liebe zu den Ihren getan hatte! Und nun, wie war's denn gewesen, wollte sie denn gar nichts erzählen von Echternach?! Sie brannten alle darauf.

Aber Bäreb schüttelte stumm verneinend den Kopf.

Nun, morgen, bis morgen mußte man sich gedulden, dann würde man schon alles zu hören kriegen, jetzt war die Bäreb zu müde! Frau Huesgen trieb die Kinder zu Bett. Gleich darauf lag auch Bäreb neben dem Kathrinchen und schlief wie eine Tote. — — — —

So müde Bäreb auch gewesen war, am Morgen war sie doch schon wieder früh auf, so früh, daß sie bereits zur Fabrik gegangen war, als die Mutter erwachte. Und am Abend kam sie so spät wieder, daß es schon dunkel war in der Hütte, als sie eintrat. Und so ging es Tag für Tag, Woche um Woche, immer wieder das gleiche; und es war, als wäre die Bäreb nie fortgewesen, als wäre kein Echternach in ihr Leben getreten. Nur am Sonntag, wenn auch der Vater daheim war, dann hatte Bäreb Zeit, an Echternach zu denken; dann erzählte sie wohl auch Wunderdinge, ihre blassen Wangen röteten sich dabei, und Eltern und Geschwister lauschten, die Augen aufgerissen, in einer andächtigen Scheu.

(Fortsetzung folgt.)

Schutz dem afrikanischen Hochwilde!

Von Professor Paul Matschie.

Vor mir liegt ein Buch „Der Zauber des Elelescho" von C. G. Schillings, wohlbekannt und gern gelesen; es enthält Schilderungen des Tierlebens von Deutsch-Ostafrika, so liebevoll, so begeistert, wie sie seit unserem unvergeßlichen Richard Böhm kein anderer Reisender geschaffen hat. Und da lese ich folgendes: „Ein Bild von ganz unbeschreiblicher Pracht, an die alten Schilderungen der ersten Eindringlinge in die Steppengelände des Kaplandes erinnernd, sie aber weit übertreffend . . .

Das waren ja Mengen von Elefanten, Büffeln, Flußpferden und Zebras neben einer Unmenge von andern Bewohnern der Steppe, wie ich sie nie für möglich gehalten!"

Und all dieser Reichtum soll jetzt vernichtet werden, weil nach der Ansicht eines um die Bekämpfung afrikanischer Krank-

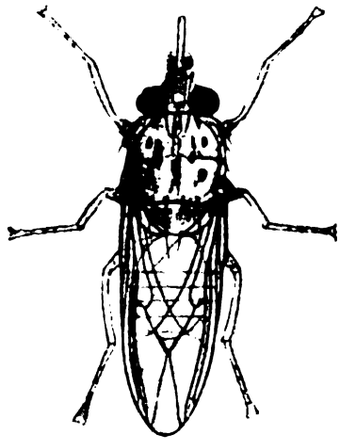
heitserreger hochverdienten Mannes, Seiner Exzellenz des Herrn Professor Dr. Robert Koch, das afrikanische Wild die Daseinsmöglichkeit einer sehr schädlichen Fliege bedingt, die jede Viehzucht in vielen Gegenden Afrikas unmöglich macht.

Die sogenannten Tsetsefliegen haben das Bedürfnis, Blut zu saugen wie unsere Stechfliegen; während aber bei unseren einheimischen Arten nur die weibliche Fliege solche unangenehmen Gelüste hat, saugen in Afrika beide Geschlechter. Sie fliegen von einem Tier zum andern und verbreiten so eine tödliche Viehseuche, die durch gewisse einzellige Wesen, die sogenannten Trypanosomen, verursacht wird. Eine Art der Tsetsefliegen, Glossina palpalis, ist als Überträgerin der Schlafkrankheit dem Menschen verderblich; die Haustiere werden dagegen durch die Glossina morsitans oder longipennis gefährdet. In ihrem Gesammteindruck ist sie unserer Haus- oder Pferdefliege ähnlich. Das graue Rückenschild ist mit schwarzen Längsstreifen gezeichnet, der Hinterleib ist gelblichweiß, mit dunkelbraunen Flecken punktiert, die Flügel sind grau, die Füße gelblich. — In der Ruhe legt sie die Flügel (vgl. die Abbildung) wagerecht übereinander.

Koch ist der Ansicht, daß diese Kulturfeinde verschwinden werden, sobald man ihnen die Möglichkeit, Blut zu saugen, nimmt. Er glaubt, daß die Tsetsefliegen besonders an Büffeln und Antilopen saugen, und daß man sie vernichten könne, wenn man das Hochwild in den von ihnen bewohnten Gegenden ausrotte.

In einem Vortrage, den Koch am 13. Februar d. J. in einer Sitzung des Deutschen Landwirtschaftsrates in Gegenwart des Kaisers gehalten hat, empfahl er, versuchsweise in einigen Gegenden das Wild zu vertilgen und allmählich größere Gebiete in Angriff zu nehmen, damit den Tsetsefliegen die Nahrung entzogen werde.

Er wies darauf hin, daß in Südafrika die Tsetsefliege einst sehr verbreitet gewesen sei, aber sich dort heute nicht mehr zeige, nachdem in jenen Gegenden das große Wild, die Antilopen und Büffel, durch das Eingreifen des Menschen verschwunden sind. —



Die Tsetsefliege (Glossina longipennis).

Wenn aber tatsächlich die Verbreiter der Viehseuchen auf diese Weise ausgerottet werden können, so muß man gewiß ernstlich prüfen, ob der durch die Ausrottung des Wildes gewonnene Nutzen, die Möglichkeit, Haustiere zu halten, dem Wert entspricht, den vielleicht die Ausnutzung des Hochwildbestandes in absehbarer Zeit unseren Schutzgebieten zuführen würde.

Aber die Ansichten, die Professor Koch ausgesprochen hat, werden doch nicht ohne Widerspruch bleiben dürfen. Seine Beweisführung wird angezweifelt, und mit Recht. Es ist keineswegs wissenschaftlich nachgewiesen, daß die Tsetsefliege früher in Südafrika sehr verbreitet war, ebensowenig, daß sie dort durch die Ausrottung des Wildes verschwunden ist. Ein englischer Gelehrter E. E. Austen hat im Jahre 1903 eine größere Arbeit über die Tsetsefliege veröffentlicht. Er erwähnt, daß diese Fliege keineswegs über ganz Südafrika verbreitet war, sondern in dem größeren Teil dieser Gegenden niemals vorhanden gewesen ist. Man hat sie noch niemals in allen den Gebieten nachweisen können, die südlich von Benguela zum atlantischen Weltmeere abwässern, und ebensowenig in dem eigentlichen Kaplande, südlich von der San Luciabucht im Zululande; sie fehlt also auch in Deutsch-Südwestafrika, mit Ausnahme des Okawangobeckens im Nordosten des Schutzgebietes.

Der Kaiserliche Veterinärrat W. Rickmann hat in seinem eben erschienenen Buche „Tierzucht und Tierkrankheiten in Deutsch-Südwestafrika" auf diese Tatsache besonders hingewiesen. Er schreibt folgendes: „Trotz zahlreicher mikroskopischer Blutuntersuchungen ist in unserer Kolonie bisher noch keine Abart der diese Krankheiten (d. h. Trypanosomiasen) verursachenden Erreger bei Haustieren und Wild gefunden worden. Die Erzählungen von Reisenden und Eingeborenen lassen das Vorhandensein einiger Seuchenherde (Tsetsekrankheit?) in den nördlichsten Teilen des Landes vermuten."

Daß die Tsetsefliegen tatsächlich dort im Norden des Schutzgebietes vorkommen, hat schon von François, wie Sander in seinem Buche „Die Tsetsen" erwähnt, für den Okawango nachgewiesen, C. J. Anderson fand sie am Ngamisee und Th. Baines am Teoge.

In allen andern Gegenden des eigentlichen Südafrika fehlen sie aber. Tsetsefliegen gibt es, wie gesagt, weder in Deutsch-Südwestafrika, abgesehen von dem oben erwähnten Ovamboland, noch in der Kalahari, weder im Kaplande noch in Kaffraria, Natal oder dem ehemaligen Oranjefreistaat.

Mit Recht sagt Austen: „In den Tagen, als Südafrika noch das Paradies des Sportmannes bildete, und das Feld, auf dem sich jetzt die Oranje River Colonie befindet, von Wild aller Art erfüllt war, da trafen die ersten Jäger, die auf diesen Ebenen ritten und jagten, die Tsetsefliege erst, als sie, weiter in das Land vordringend, die heißen, feuchten Klüfte des Limpopo erreichten."

Die Behauptung, die Tsetsefliege sei früher in Südafrika weit verbreitet gewesen, trifft also nur auf die zum Limpopo abwässernden Gegenden, also auf einen ziemlich kleinen Teil Südafrikas zu. Sie ist dort aber auch nicht verschwunden, nachdem das große Wild der Ausrottung anheimgefallen war. Einerseits gibt es, Gott sei Dank, heute noch in Südafrika recht gute Jagdgebiete. Es sei nur an die Etosa-Pan in unserem Schutzgebiet erinnert, wo man recht viel Wild beobachten kann, und an die von den Engländern eingerichteten Reservationen im Addo- und Kowiewalde, in den Bezirken von Uitenhage, Alexandria, Bathurst und Albany, die heute noch starke Büffelherden beherbergen; andererseits hat ihr Verschwinden aus Gegenden, wo sie früher lebte, wie wir später sehen werden, andere Ursachen als die Vertilgung des Wildes. Leider muß ja die Tatsache zugegeben werden, daß alles größere Wild in den meisten Gegenden Südafrikas vom Erdboden vertilgt ist. Man hatte früher nicht geahnt, daß die unendlich erscheinenden Mengen von Elefanten, Büffeln, Zebras, Quaggas, Elen-Antilopen, Nashörnern und anderem Großwild einmal verschwinden würden. Sorglos verschwendete man das kostbare Gut; Mordsucht und elende Prahlerei trugen in wüstester Weise zur Vernichtung der Wildbestände bei. Und schneller, als selbst die Warner voraussehen konnten, brach das Verhängnis über die südafrikanische Großtierwelt herein. Ein einziges Jahrhundert hat genügt, alles das zu vernichten, was seit vielen Tausenden von Jahren einer verständigen Ausnutzung seitens des die Erde beherrschenden weißen Mannes vorbehalten zu sein schien.

Wenn wir Deutsche aus diesem Trauerspiel und einem ähnlichen Vorgang in Nordamerika, wo die ungeheuren Bisonherden nunmehr auch fast vollständig ausgerottet sind, nichts lernen wollen, so ist uns nicht zu helfen.

Der Naturforscher sieht mit Bedauern, daß Männer des Stammes, der in Südafrika für den Wildbestand so unheilvoll gewirkt hat, von der deutschen Regierung in unsere herrlichen ostafrikanischen Jagdgründe verpflanzt worden sind, wo sie zum größten Teil ihren Lebensunterhalt durch die geschäftliche Ausbeutung der von ihnen abgeschlachteten Nashörner und Antilopen gewinnen. Sie kamen mit leeren Händen und leben gewissermaßen auf Staatskosten, da sie von dem für die Allgemeinheit kostbaren Wildbestand in unvernünftiger Weise zehren.

Die Buren haben in dem ehemaligen Transvaal es allerdings erreicht, daß dort die Tsetsefliege in den meisten Gegenden keinen Schaden mehr tut; ihrem Wirken ist es auch zuzuschreiben, daß dort kein Stück Wild, das größer als eine Katze ist, irgendwo noch gefunden wird. Man würde aber irren, wenn man diese beiden Tatsachen unmittelbar miteinander in Verbindung brächte, wie Professor Koch es getan hat. Das Wild erlag der mörderischen Tätigkeit der Buren, die Tsetsefliege verlor jede Möglichkeit zu leben, nachdem die Buren überall die Bäume und das Gestrüpp vernichtet hatten, um für ihr Vieh Weideflächen herzustellen. Alle Forscher stimmen darin überein, daß die Tsetsefliegen nur in schattigen Gegenden leben können; sie sind so auf Gesträuch und Baumwuchs angewiesen, daß sie sehr eng begrenzte Gebiete bewohnen, über die sie niemals hinausgehen. Man spricht von „Fliegengürteln", die namentlich die Flußläufe einsäumen, wo in Wirklichkeit reicherer Pflanzenwuchs auftritt. Außerhalb dieser Fliegengürtel gibt es in Ostafrika weite Flächen, wo keine Tsetsefliege vorkommt; sie fehlt in Deutsch-Ostafrika, in allen Hochländern des Innern, sie ist noch niemals in der Massaisteppe oder in Ruhanda oder in Uhehe nachgewiesen worden. Überall dort, allerdings mit Ausnahme der Gegenden, wo Buren gewirkt haben, gibt es noch Wild in Mengen.

Wir haben also gesehen, daß die Tsetsefliege in vielen Gegenden fehlt, wo recht viel Wild vorhanden ist; man darf daraus schließen, daß dort wenigstens Wild und Fliege in keinen Beziehungen zueinander stehen. Nun gibt es aber auch viele Gebiete, in denen es kein großes Wild gibt, aber recht reichlich Tsetsefliegen. Professor Koch hat ja selbst in einer solchen Gegend, auf den Sesseinseln im Viktoria-Nyansa, gearbeitet, wo keine einzige von allen den Wildarten lebt, die der Ausrottung anheimfallen sollen, wo aber die Tsetsefliege in mehreren Arten häufig ist. J. W. P. Mc. Clellan hat über das Vorkommen der Fliegen am Juba in wildarmer Gegend und ihr Fehlen in einem nahegelegenen, von Büffeln häufig besuchten Trockenbusch berichtet. Auch Radford, Stordy und der Elefantenjäger Neumann haben Beweise dafür gebracht, daß es weite Strecken gibt, die fast ohne Wild, aber voller Tsetsefliegen sind. Sander konnte nachweisen, daß zwischen Tanga und dem Kilimandjaro das Wild in den letzten Jahren außerordentlich abgenommen hat, die Tsetsefliege aber in immer größeren Mengen und an neuen, bis dahin freien Stellen auftritt.

Demnach darf man es wohl für sehr wahrscheinlich halten, daß die Tsetsefliege nicht verschwinden wird, wenn man das große Wild ausgerottet hat.

Im übrigen müßte doch wohl erst sorgfältig untersucht werden, welche Arten des Großwildes in den Gegenden, die Fliegen und zugleich Wild beherbergen, für die Tsetsekrankheit empfänglich und geeignet sind, als dauernde Quellen der Ansteckung zu dienen.

Ferner müßte man sich nicht darauf beschränken, die Antilopen und Büffel auszurotten, sondern auch allerlei anderes Wild, an denen Tsetsefliegen, wie längst bekannt ist, gern saugen, Wildschweine, Katzen, Affen, Ichneumons, Schakale, ja sogar Eidechsen, Fische und vielleicht auch Vögel. Alle diese Tiere zu vernichten, wird einige Schwierigkeiten machen. Und damit wäre immer noch nichts erreicht. Die Fliege würde ebensogern unsere Haushunde oder Ziegen, Schafe und in letzter Hinsicht die Menschen als Blutspender benutzen.

Der einzige Weg, die verderbliche Fliege fernzuhalten, besteht darin, daß man ihnen ihre Schlupfwinkel nimmt, das Gras und Gestrüpp abbrennt und die Bäume fällt.

Selbst wenn in gewissen Gegenden die Fliege nur an Wild saugen würde, dürfte man immer noch nicht an eine Vertilgung der Antilopen denken, wenn man nicht nachweisen könnte, daß der zu erhoffende Nutzungswert des Viehstandes den aus den Wildbeständen zu erzielenden Wert übertreffen wird. Das Wildbret bildet einen wertvollen Bestandteil der nutzbaren Naturschätze unserer Schutzgebiete und wird, je mehr die Kultur in Afrika vordringt, desto höher bewertet werden müssen. Es gibt noch viele Gegenden, in denen das Fleisch der großen Huftiere für die Ernährung der Karawanen eine große Rolle spielt. Aber auch in Kulturländern sind die aus dem Verkaufe des Wildbrets erzielten Summen keineswegs unbeträchtlich. Borchmann hat festgestellt, daß in der Berliner Zentralmarkthalle im Jahre 1906 von den städtischen Verkaufsvermittlern allein 33 407 Stück Schalenwild im Werte von 1 240 000 Mark umgesetzt worden sind. Bei einer zielbewußten Ausnutzung der afrikanischen Wildbestände wird es sich um ganz erstaunlich hohe Summen handeln, namentlich wenn man noch den Wert der Felle, Hufe und Hörner in Rechnung setzt. Das sinnlose Ausrotten des Wildes vernichtet für immer Einnahmequellen, deren Bedeutung jetzt noch sehr unterschätzt wird.

Wir wissen ja noch nicht einmal, ob nicht einige Wildarten in ganz anderer Weise als heute dem Menschen dienstbar gemacht werden können. Elen-Antilopen hat man schon mehrmals herdenweise gezähmt; sie geben viel Milch, haben ein sehr schmackhaftes Fleisch, und ihr Fell kann zu einem vorzüglichen Leder verarbeitet werden. Im Kongostaat wird der afrikanische Elefant längst als Arbeitstier benutzt. Zebras sind in Deutsch-Ostafrika als Reittiere verwendet worden. Daß der Büffel nicht zähmbar ist, muß doch erst bewiesen werden; in Südasien wird er heute noch gezähmt.

Außer diesen Arten könnten noch manche andere in Haustiere umgewandelt werden, wenn man sich nur ernstlich Mühe gäbe.

Es handelt sich hier um kostbare Bestände unseres Staatseigentums, deren Vernichtung von späteren Geschlechtern sehr bedauert werden würde!

Das Marionettentheater Münchner Künstler.

Von Wilhelm Michel.

„Die Marionettenbühne, der alte, schöne, weitverzweigte Stamm, ist abgestorben, darum mußte die Marionettendichtung, die Blüte, verwelken. Die neue Poesie hat Neues zu tun und Altes zu achten."

So schrieb 1899 Konrad Weichberger in seiner Einleitung zum Wiederabdrucke des Eichendorffschen Puppenspieles „Incognito", das Jahrzehnte hindurch verschollen war.

Er hat nicht lange recht behalten. Gewiß, 1899 glaubte unsere Dichtung noch viel, viel zu tun zu haben, um den ungebändigten, ungestalteten Rohstoff des modernen Lebens in eine neue, zeitgemäße Form zu bringen. „Modern sei der Poet, modern vom Scheitel bis zur Sohle!" Dieser überlaut heraus geschriene Kampfruf von Arno Holz gellte damals noch in den Ohren so sehr, daß die Belebung alter, verschimmelter Dinge wie des Marionettenspieles völlig aussichtlos erscheinen mußte. Man war dem Wahn verfallen, die Gegenwart unterhielte zu keiner Vergangenheit irgendwelche Beziehung, man war der Meinung, die Welt müßte von Grund aus neu geschaffen, neu gedichtet, neu gemalt werden.

Die Zeit hat diese Hoffart gewaltig gedämpft. Die formende Kraft, die man besaß, reichte doch nicht aus, restlos neue, künstlerische Ausprägungen der Welt zu liefern; gelang der große Wurf auf der einen Seite, so mußte doch anderen großen Aufgaben gegenüber der stolzen „Neuzeit" bei ihrer

selbstverliehenen Gottähnlichkeit bange werden. Was war die Folge? Auf das übermäßig gesteigerte „Epochenbewußtsein" der achtziger und neunziger Jahre folgte ein schier leidenschaftliches Streben, Anschluß nach rückwärts zu finden.

Der freundliche Biedermeier kam, möblierte unsere Wohnungen und malte unsere Briefbogen, Menükarten, Schatullen, unsere Kaffeetassen und Damenkleider, sogar unsere Häuser mit seinen altväterischen Blumengirlanden an. Die Literatur begab sich ans Ausgraben erblindeter und lange vergessener

Ansicht des Theatergebäudes.

Kleinodien mit solchem Eifer, daß die Verlegerberichte heute noch manchmal den Eindruck von Antiquariatskatalogen machen.

Und im Gefolge dieser Ausgrabungslust, im Gefolge der neuromantischen Literaturrichtung erlebte auch das Marionettenspiel eine Renaissance. Maeterlinck schrieb seine „Drames pour Marionettes", Schnitzler seine Puppenspiele. Das Jubiläum des Grafen Pocci, des wunderlichsten aller Zeremonienmeister, des liebenswürdigen Illustrators, des schalkhaften, köstlichen Puppenspieldichters, brachte gleich mehrere Neuausgaben seines „Lustigen Komödienbüchleins", in dem Kasperl Larifari den ganzen Umkreis der Welt und des Lebens mit krachender Pritsche unter derben, allzeit wohlgelaunten Späßen durchwandert.

Knapp zehn Jahre nach dem zitierten Ausspruche Weichbergers findet man die allgemeine Stimmung der Dichtung, wenn ich so sagen darf, dem Puppenspiel geneigter und günstiger als je zuvor. Wir lieben an den hölzernen buntbemalten Akteuren nicht nur wie die Völker aller Zeiten das Lustige, Putzige und Niedliche, sondern auch das leise, merkwürdige Grauen, das sie ausströmen. Schon die Romantiker mit ihren nach Sensationen begierigen Sinnen haben die Puppen so empfunden. Uns reizt wie sie der tolle, bizarre Humor, der immer dann auftaucht, wenn Totes die Allüren des Lebenden annimmt; uns reizt das lieblich gespenstische Element, das in den Bewegungen der Marionetten liegt. Auch findet die moderne Schicksalsidee, romantisch, wie sie nun einmal ist, und immer geneigt, weniger die individuelle Freiheit als die naturgesetzliche Gebundenheit zu betonen, in den von Drähten willkürlich bewegten Puppen ein deutliches, willkommenes Symbol Wenn der Mensch der Antike stolz ist auf seine menschliche Freiheit, so finden wir unsern Stolz und unsern Adel in der Knechtung, in den ewigen, ehernen Gesetzen, nach denen wir unseres Daseins Kreise vollenden müssen. Die Marionetten sind uns ein sehr vertieftes, vor dunklen Hintergründen sich entwickelndes Amüsement, in dem die eherne Notwendigkeit, die wir über unsern Häuptern fühlen, sich bespiegelt. Die tragischen Grundwidersprüche des Lebens, den Widerspruch zwischen empfundener Freiheit und erkannter Gebundenheit, finden wir in ihnen wieder unter der Maske des liebenswürdigsten, des heitersten und freundlichsten Humors.

Dr. Paul Braun,
der Gründer und Leiter des Marionettentheaters Münchner Künstler.

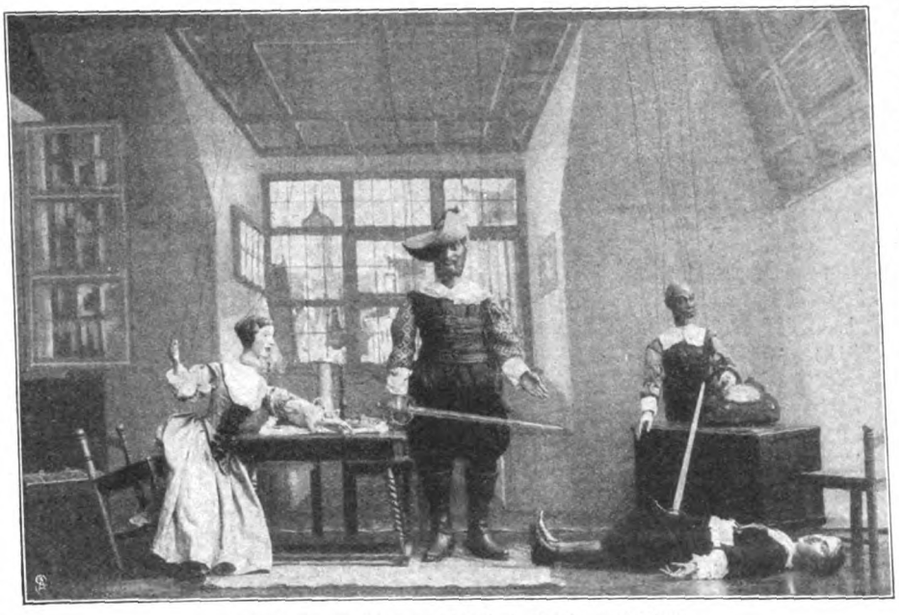
Genug davon! Tatsache ist, daß die Zeitläufte den unbelebten Akteuren höchst günstig sind — ich hätte dem Vorhergesagten noch hinzufügen können, daß heute viel mehr Marionettenstücke geschrieben werden, als man im allgemeinen glaubt, ja, als die Verfasser selbst glauben. Es gibt eine ganze Reihe Dramen von Strindberg, dem großen Schweden, die keineswegs für Puppen gedacht sind, deren eigentlicher Gehalt aber nur von Puppen an die Oberfläche getragen werden könnte. Hofmannsthal, Schnitzler und gar mancher weniger bekannte Name könnte hier genannt werden. Was bedarf es weiteren Zeugnisses? Darf man nicht auch in diesem Zusammenhang an die „Schwabinger Schattenspiele" erinnern, die in München eben auf ihre Art fast

Aus Poccis „Eulenschloß".
Figuren von Professor Jakob Bradl.

Szenenbild aus „Kasperl als Garibaldi".
Figuren von Professor Jakob Bradl.

Aus Poccis „Zaubergeige".
Figuren von Professor Jakob Bradl.

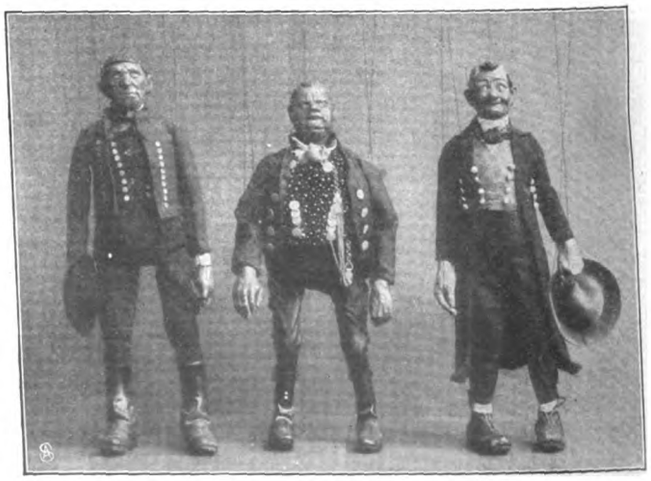
so sehr florieren wie das Hoftheater? Die moderne Marionettendichtung bestand bereits, als man noch lange nicht an eine moderne Marionettenbühne dachte. Verschiedene Versuche wurden unternommen, so unter anderem von den „Elf Scharfrichtern" in München, welche die Puppen in den Dienst der politischen Satire stellten, so später noch einmal von dem Münchner Bildhauer Becker, einem Mitgliede der „Elfe", der Maeterlincks „Tod des Tintagiles" mit Puppen aufführte. Auch in anderen deutschen Städten wird's wohl an solchen Versuchen nicht gefehlt haben. Aber Boden und Publikum gewannen sie nicht, vor allem auch nicht die Stütze eines festen Theaterunternehmens.



Schlußszene aus Arthur Schnitzlers „Tapferem Cassian".
Figuren von Professor Ignatius Taschner.

Die erste neudeutsche Marionettenbühne haben wir seit zwei Jahren in Paul Brauns „Marionettentheater Münchner Künstler". War es ein Zufall, daß die Sache des Puppenspieles gerade in München zu dieser festen Organisation gedieh? Ich glaube kaum. Mehrfach ist schon in diesem Zusammenhange der Name der Isarstadt genannt worden. Der heitere, freie spiritus loci, das Vorhandensein aller erforderlichen künstlerischen Kräfte waren günstige Vorbedingungen für ein solches Unternehmen; die verschiedenen genannten Versuche mußten gerade hier die Lust zur Verfolgung der eingeschlagenen Wege ständig wach erhalten. Und den mächtigsten Antrieb zur Gründung eines Marionettentheaters besaß und besitzt die Stadt seit Jahrzehnten in der altehrwürdigen Puppenbühne des „Papa Schmid", der einzigen alten Marionettenbühne Deutschlands, die in die neue Zeit herübergerettet wurde. In diesem einzigen Stadttheater Münchens — man pflegt zu scherzen, es verfüge über das beste Schauspielerensemble der Stadt — führt Poccis „Kasperl Larifari" seit Generationen sein lustiges Dasein. Unberührt von Münchens glänzender Epigonenepoche, unberührt von den gewaltigen literarischen Revolutionen der letzten Jahrzehnte, hat er dort in dem kleinen Musentempel an der Sonnenstraße seine Schalkspäße getrieben, den Kindern zum Ergötzen, den Erwachsenen ein willkommener Führer ins Kinderland der Märchen; und jetzt ist er durch Brauns Unternehmen wieder auf lange Zeit gegen Tod und Unfall versichert. Sollte ihm auch eines Tages sein bisheriger Kehlkopf, der alte Papa Schmid, oder gar sein „Schicksal", der gleichfalls schon bejahrte musterhafte Spieler Lentner, geraubt werden: schon ist er mit seinen besten Nummern dem Braunschen Repertoire einverleibt und hat somit alle Aussicht, ein wahrhaft „methusalemisches" Alter zu erreichen.

Papa Schmids Marionettentheater war die nächste Veranlassung — von den inneren, psychischen Gründen abgesehen — die Paul Braun zu seiner Gründung veranlaßte. Er hat die bildende Kunst im weitesten Umfange herangezogen. Bedeutende Bildhauer, wie Ignatius Taschner, Jakob Bradl, Josef Wackerle, der Schöpfer so manches köstlichen Stückes in Nymphenburger Porzellan, haben die Puppen geschnitzt; hervorragende dekorative Talente Jungmünchens, wie Robert Engels, Alexander Salzmann, Adelbert Niemeyer, sind bei der Innen- und Außengestaltung des Theaterbaues tätig gewesen. Brauns Repertoire weist eine Reichhaltigkeit auf, die verblüfft: neben den zugkräftigsten Stücken des Grafen Pocci („Eulenschloß", „Zaubergeige", „Kasperl als Prinz", „als Garibaldi", „als Porträtmaler" und „Kasperl wird reich"), findet man darin Maeterlincks „Tod des Tintagiles", Schnitzlers „Tapferen Cassian", Hofmannsthals „Tor und Tod" und eins oder das andere seiner Vorspiele. Von den alten deutschen Puppenspielen bringt das Theater den „Doktor Faust", den „Don Juan" und den „Verlorenen Sohn". Ja sogar vor Opern schreckt die kleine Bühne nicht zurück: Pergoleses „Servapadrona" hat sie mit größtem Erfolge gegeben, demnächst wird sie als besondere literarhistorische Kuriosität den „Dorfzauberer" von J. J. Rousseau mit Rousseaus eigener Musik zur Aufführung bringen. Ihre nächste große Spielzeit wird Brauns Marionettenbühne auf der „Ausstellung München 1908" haben, wo sie zweifellos nicht den geringsten Anziehungspunkt des wahrhaft glänzend ausgestalteten Vergnügungsteiles bilden wird. Selbstverständlich sind nicht nur die Puppen, sondern auch



Die Bauerndeputation aus Poccis „Eulenschloß".
Figuren von Professor Jakob Bradl.

die szenische Ausstattung der Stücke von Künstlerhand hergestellt oder entworfen worden; das bedarf in einer Zeit, die so mächtig an der Reformierung des szenischen Apparates arbeitet, kaum der Erwähnung. Schon unsere Abbildungen geben einen Begriff davon, wie fein und effektvoll die Figuren und der Hintergrund zur Erzeugung eines einheitlichen, künstlerisch wertvollen Gesamtbildes zusammenwirken.

Außenfries des Marionettentheaters.
Von Robert Engels.

Überall, wo die kleine Bühne hingekommen ist, in Düsseldorf, Wien, Dresden und Nürnberg, hat sie den begeisterten Beifall der Kenner, der großen wie der kleinen Genießer, gefunden. „Niemals ist Schnitzler so gut gespielt worden wie hier von den Marionetten", schrieb eine Wiener Zeitung; freilich hatten da auch Wiener Burgschauspieler als Sprecher mitgewirkt. Und überall war aus den kritischen Referaten, von denen mir einige zu Gesicht kamen, zu entnehmen, wie sehr das zutrifft, was ich oben von der „Aktualität" der Marionetten gesagt habe. Überall machte sich volles Verständnis bemerkbar für das reizvolle, stilistische Element des ganzen Apparates, für die feine, weltanschauliche Ironie, die in der putzigen Lebendigkeit der kleinen toten Akteure zum Ausdruck kommt. „Putzig" nenne ich dieses Leben; man kann es auch grotesk und unheimlich finden. Es ist kaum glaublich, welches Leben diese bemalten Holzköpfe trotz ihres starren Ausdrucks gewinnen, wenn sie auch nur wenig bewegt werden. Denn mit der Bewegung wechselt die Beleuchtung, und die wechselnde Beleuchtung täuscht Eigenbewegung der Mienen vor, ganz folgerichtig, da wir ja auch in den Gesichtern lebender Menschen das Lächeln, das Trauern, die Spannung, die Freude nur als Verschiebungen der Lichtwerte sinnlich erkennen. Die beteiligten Künstler haben das sehr wohl verstanden, durch kantige, reiche Formbehandlung der Köpfe haben sie dem Licht alle Gelegenheit gegeben, seine Zauberkräfte aufs reichste und mannigfaltigste zu zeigen.

Polizeidiener Schnuffler.
Von Professor Jakob Bradl.

Außenfries des Marionettentheaters.
Von Robert Engels.

Allen Ernstes: faßt man die Marionetten nur als Scherz für Kinder, so tut man ihnen bitter unrecht. Kinder haben die Freiheit, nur das Lustige, das Reizende und Puppenhafte an ihnen aufzufassen. Der Erwachsene, wenn er kultivierte Sinne besitzt, wird viel mehr an ihnen entdecken, nicht nur in weltanschaulicher, sondern auch in sinnlicher Hinsicht. Schon Kleist hat die fabelhafte, übermenschliche Leichtigkeit in den Bewegungen der Marionetten gepriesen, das Widerstandslose, das von allen Hemmungen, insbesondere von seelischen Hemmungen Befreite. Märchenhafte Leichtigkeit, unendliche Freiheit und Heiterkeit bilden das Wesen ihrer sinnlichen Erfolge. Was die Bewegungen der Somnambulen so zauberhaft schön macht, die willenlose Unterwerfung unter das Gesetz, das bildet den Hauptreiz der Marionetten. Wenn ein Kritiker die Puppen dabei „traumwandelnde Menschen" nannte, so hat er ihr Wesen gut bezeichnet.

Als Freiheit erscheint aber diese Unterwerfung deshalb, weil das Gesetz nur durch Unterwerfung überwunden wird. Die Marionetten sind, wie Kleist sich ethisierend ausspricht, „im Stande der Unschuld"

Um ein Vierkleeblatt.

(2. Fortsetzung.)

Novelle von Jassy Torrund.

Am gleichen Abend noch erhandelte Paul Heydenhein in der Schmiede für wenige Pfennig ein halb Dutzend zerbrochener alter Hufeisen und ging am nächsten Morgen vor Tau und Tag den Hasselroder Weg und verstreute bedächtig seine kuriose Saat. Eins von den sechsen mußte Rosi' Marie doch finden!

Beruhigt nahm er sein Bad. Er hatte es all diese Tage vermieden, zu der Stunde zu baden, wo er die Damen vom Ende im Badehause wußte. Er wollte nicht aufdringlich erscheinen, wollte Rosi' Marie auch nicht in die Zwangslage bringen, ihn ihrer Mutter vorstellen zu müssen.

Heute hatte er sich bei seinem Morgenspaziergange verspätet und mußte zudem noch lange auf sein Bad warten. So kam es, daß er gerade in dem Moment unter die offene Säulenvorhalle hinaustrat, als ein Diener aus der Villa „Elfriede" den Rollstuhl der Frau Oberstleutnant vor das Portal schob. Wie gewöhnlich begleitete Rosi' Marie ihre Stiefmutter.

Er wollte, ehrerbietig grüßend, vorübergehen, da rief ihn Rosi' Marie an: „Einen Augenblick, Herr Heydenhein!" Sie beugte sich und flüsterte der Mutter einige Worte zu, dann richtete sie sich auf, trat zwei Schritte auf ihn zu, der mit dem Hut in der Hand seitlich stehengeblieben war, und sagte in ihrer ruhig freundlichen Art ohne jede Spur von Erregung: „Darf ich Sie mit meiner Mama bekanntmachen? — Herr Ingenieur Heydenhein, mein Tenniskamerad und treuer Nachhausebegleiter."

„Auch ein Titel!" sagte die Kranke und sah ihn mit prüfenden Augen an. Dann reichte sie ihm gnädig die schmale, ringgeschmückte Hand, die er höflich an die Lippen führte. „Ich höre, Sie sind ein Jugendfreund unseres lieben Joachim v. Mahlen?"

Das also war der Titel, unter dem er repräsentationsfähig geworden war! Seine eigene Persönlichkeit galt hier nichts — nur der Name des adeligen Freundes warf einen schwachen Abglanz nach Jahren noch auf ihn.

„Die Zeit liegt weit zurück, gnädige Frau. Wir sind uns seitdem längst aus den Augen gekommen."

„Aber hoffentlich nicht aus dem Sinn", meinte sie liebenswürdig. „Joachim Mahlen ist noch ganz der lustige, gute, alte Kamerad von früher; Sie würden ihn sofort an seinen lachenden Kinderaugen erkennen, wenn Sie ihn wiedersähen. Wenn Ihr Weg Sie einmal über Hannover führt, sollten Sie ihn aufsuchen."

Paul Heydenhein verbeugte sich leicht. Mit keinem Wort ging er auf die Bemerkung ein, sondern erkundigte sich nach dem Befinden der Dame, ein Thema, das für Frau vom Ende dankbar und schier unerschöpflich war.

Nach einer Viertelstunde — Rosi' Marie war indes gegangen, das Bad für ihre Mutter zu bestellen — entließ ihn die Dame. Heydenhein gestand sich mit einigem Unbehagen, daß dies zwar nicht die böse Stiefmutter aus dem Märchen sei, die er sich nach der Andeutung des Gärtners und mancherlei auf

dem Tennisplatz aufgefangener Bemerkungen vorgestellt, aber leicht mochte Ros' Marie, das impulsive, warmherzige, lebenslustige, junge Geschöpf, neben dieser nervösen, egoistischen Frau mit den kühlblickenden Augen und den glatten, weltgewandten Formen es trotzdem nicht haben.

Kein Wunder, daß ihre Augen schwermütig blickten und ihre Sehnsucht in weite Fernen wanderte!

Gegen ihn zwar war Frau vom Ende die Liebenswürdigkeit selbst gewesen, vielleicht weil sie die Überzeugung gewann, diesem wohlerzogenen, höflichen jungen Manne ihre Tochter ruhig für ein paar Nachmittagsstunden anvertrauen zu können. Vielleicht auch aus ganz entgegengesetzten Gründen. Eine Stiefmutter, die am Ende froh war, ihre Stieftochter baldmöglichst zu verheiraten, und der der erste beste anständige Mensch gut genug dafür war! Wer kennt sich in den Gedanken einer klugen, zielbewußten Frau aus?

Paul Heydenhein wenigstens war sich über diesen Punkt noch längst nicht klar, als er fünf Minuten vor der bestimmten Zeit an der Gartentür der Villa „Elfriede" stand. Er war überhaupt in vielen Dingen nicht mehr mit sich im reinen. Er lebte wie im Traum und sprach und handelte oft wie unter einem innerlichen Zwange. Das hatten diese Fichtenhauser Tage aus ihm gemacht!

Das Haus lag mit geschlossenen Jalousien ruhevoll in der warmen Nachmittagssonne. Betäubend hing der Duft der Akazien darüber, stoßweise vom Winde verscheucht und wieder sich lagernd wie eine schwüle, schwere Duftwolke. Kein Laut rührte sich, kein Mensch zu sehen, nur im Durchschreiten des Gartens sah Heydenhein die Zwillinge einträchtig und eifrig in der Jasminlaube eine Riesenschüssel voll Kirschen verspeisen. Er rief ein Scherzwort hinüber und ging ins Haus, um einen dienstbaren Geist zu suchen, der ihn den Damen melden sollte. Fand aber keinen. Das Haus lag wie ausgestorben im tiefsten Nachmittagsschlaf. Der Klingelruf verhallte ungehört und ohne daß sich jemand blicken ließ. Erstaunt zog er die Uhr und erkannte, daß er sich um eine volle Stunde in der Zeit geirrt hatte. Ungeduld und Sehnsucht hatten ihm diesen Streich gespielt. Ärgerlich und ein wenig beschämt wollte er den Garten so schnell wie möglich wieder verlassen, aber als er zum zweitenmal die Jasminlaube passierte, rief ihn ein helles Stimmchen an: „Du, Herr Heydenhein, bleib' doch bei uns!"

Er war schon gut Freund mit den kleinen Kobolden und dachte, es sei nützlich und heilsam, ihre Kirschenesserei en gros ein wenig zu überwachen. Also eröffnete er die Debatte: „Woher habt ihr denn die vielen Kirschen?"

„Aus der Speisekammer distippst", belehrte ihn der vierjährige Helmut.

„Hat's die Mama erlaubt?"

„Die schläft ja doch."

„Oder . . . Ros' Marie? Schläft die auch?"

„Nee, die liest Büchers. Wir sollten bei Lene bleiben, aber die is so langweilig, da sind wir ausdaritscht."

„Erzähl' uns 'ne Geschichte!" schlug Gerda vor.

Heydenhein ließ sich nicht zweimal bitten, sondern erzählte das Blaue vom Himmel herunter. Er hatte Tiere und Kinder überaus gern — und Ros' Mariens kleine Zwillingsgeschwister hier dicht neben sich zu haben, darin lag ein eigener Reiz. Mit offenem Mund und glänzenden Augen hörte die kleine Gesellschaft zu — und dem Reiz und Zauber seiner wunderbaren Geschichten gelang es, die halbgeleerte Kirschenschüssel aus dem Bereich ihrer Gedanken und ihrer begehrlichen kleinen Fäuste zu rücken. Wie die mit Kirschkernen übersäte Laube bewies, hatten die Zwillinge auch wirklich mehr, als für ihre kleinen Magen dienlich war, vertilgt. So verging im Plaudern und Erzählen beinahe eine Stunde, wobei Gerda mit hunderttausend „Weshalb?" und „Warum?" für angenehme Abwechslung und endlose Ausdehnung des Stoffes sorgte.

Gegen vier Uhr stand Heydenhein auf, nahm die Kirschenschüssel und ging, vom zeternden Protest der Zwillinge begleitet, ins Haus, um sich melden zu lassen. Er fand aber wiederum niemand. „Wo zum Kuckuck stecken denn die Leute?" schalt er ärgerlich vor sich hin.

„Welche Leute meinst du eigentlich, Herr Heydenhein?" zirpte neben ihm ein dünnes Stimmchen — Helmut war ihm nachgeschlichen, um den Verbleib seiner Kirschen zu kontrollieren.

„Na — den Portier und das Stubenmädel, eure Lina und all die andern?"

„O, die s—tecken in der Plättstube, da is ein Mann, hat 'n großen Korb voll viele Sachen."

„Was für Sachen, Helmut?"

„Och, alles. Bänder und Pfeifen und bunte Tücher und Snupptabak und alles und alles."

„Ja, so. Weißt du, Helmut, da lauf mal in die Plättstube und hol mir den Portier."

„Was soll er?"

„Deiner Mama sagen, daß ich sie besuchen möchte."

„O, das kann ich ja sagen."

Heydenhein besann sich einen Moment, ob Frau vom Ende diese Art Meldung unpassend finden würde, aber ein Blick auf den Jungen, der schon wieder mit der Kirschenschüssel liebäugelte, die Heydenhein auf das Büfett der großen Hausdiele gestellt, ließ ihm die Ablenkung wünschenswert erscheinen.

„Schön, also dann lauf, mein Sohn! Wozu hätte der Himmel dir auch sonst deine zwei strammen Beine gegeben?"

Er sah dem kleinen Kerl nach, der behende die teppichbelegten Stufen hinaufrannte. — da zupfte ihn jemand beim Ärmel.

„Du, Herr Heydenhein, warum hast du das von Mutchens Beinen gesagt?"

Er nahm das kleine menschgewordene Fragezeichen bei der Hand und führte sie wieder vors Haus.

„Wozu hast du denn deine Beine, Gerda?" fragte er, den Spieß umdrehend.

„Zum Laufen", kam die prompte Antwort.

„Und die Augen?" forschte er weiter.

Sie saßen auf der Bank neben der Haustüre, Kletterrosen rankten zwischen den Fenstern hinauf und überwucherten die sonnige Wand. Tausende von blaßroten Kelchen hauchten ihren feinen aromatischen Duft aus.

„Na, doch zum Gucken!" sagte Gerda und schaute ihn mit großen glänzenden Augen an.

„Und die Ohren?"

„Zum Vögelsingen und alles viele hören."

„Und das hier, Gerda?" er tippte auf das erwartungsvoll hochgerichtete Stumpfnäschen.

„Das is 'n Nasenstüber!" kicherte die Kleine.

Er schüttelte den Kopf. „Das meine ich nicht. Wozu hast du deine Nase, Gerda?"

Pause. Besinnen. Endlich die nachdenkliche Antwort: „Zum — Snauben."

Er lachte — und dann regte sich sein pädagogischer Ehrgeiz. Sollte er dem Kinde nicht beibringen können, wozu Mutter Natur ihm das Näschen verliehen? Und wie neben ihm die Rosen leuchteten und dufteten, sagte er zu dem Kinde: „Mach' mal flink deine Augen zu, Gerda! So — ganz fest, mit beiden Händen halt' sie zu!" Er pflückte eine Rose und hielt sie dicht unter das Näschen: „Da, riech mal — was hab ich hier?"

„Eine Jose."

„Siehst du wohl — und woher weißt du das?" Befriedigt erwartete er nun die folgerichtige Antwort. Statt dessen platzte der Schelm heraus: „Ich hab' durch die Finger gekuckt!"

„Bravo, Gerda!" Zugleich hörte er über sich ein silberhelles Lachen.

Da gab er seine pädagogischen Versuche auf und wandte den Kopf — über ihm schaute Ros' Marie vergnügt zum Fenster heraus. Er sprang auf und grüßte.

„Bitte, kommen Sie herauf, Herr Heydenhein — erster Stock, Nummer fünf. Mama erwartet Sie!" Oben wurde er von Frau vom Ende sehr liebenswürdig empfangen. Der

[illegible] Herzen der Mutter geht über die Kinder — die [illegible] kleine Szene, die Ros' Marie und ihre Stiefmutter [illegible] aus mit angehört hatte, gab diesem ersten Besuch einen Stich ins Gemütliche.

[illegible] halb fünf begaben die zwei sich auf die Wanderung, [illegible] die Zwillinge gar so beweglich bettelten, wurden [illegible] kleine Elefanten mitgenommen.

[illegible] „[illegible] Entdeckerexpedition", scherzte Ros' Marie. In [illegible] stieg, als er so neben dem schönen, heimlich [illegible] Mädchen durch den lichtgrünen Buchenwald wanderte, [illegible] Kinder bald vor, bald hinter ihnen trabten und [illegible] Marie in ihrer gewohnten heiteren Art bemuttert [illegible] süßes Sehnen auf.

[illegible] Marie gab sich heut' anders als sonst — weniger [illegible] weniger kühl und sicher, schien es ihm. Trotz [illegible] Kinder dabei waren — oder hatte sie extra die [illegible] mitgenommen, weil sie fühlte, daß ihre ruhige [illegible] sie verließ?

[illegible] sprach heute wenig, veranlaßte dagegen ihn zum [illegible] Von seinem Leben, seinen Plänen, von Zukunft [illegible]enheit. Er tat es freimütig, wie man einem [illegible] erzählt. Nur die kurze Leutnantsepisode [illegible] er — sein Name in Verbindung mit dem Leutnants[illegible] Beziehungen zu Joachim Mahlen hätten ihr viel[illegible] verraten, wer damals der ahnungslose Einbrecher [illegible]. Die Pein der Verlegenheit wollte er sich und [illegible].

Marie pflückte im Gehen einen Strauß von Gräsern [illegible]blumen — der Kuckuck rief, grüngoldene [illegible] zwischen den hellen Stämmen, es lag so [illegible] und Frieden in diesem Wandern, daß es die [illegible] ein heimlicher Zauber umspann und Heydenhein [illegible] schmerzliche Glücksverlangen in seinem Herzen mehr [illegible] wellen fühlte.

[illegible] und wieder fiel eine verlorene Frage. Anders als [illegible] sachlich — beinah mit persönlichem Interesse. [illegible] er Schlüsse daraus ziehen? Sollte er's viel[illegible] sagen —?

[illegible] ist es auf Ihrer Uhr, Herr Heydenhein? [illegible] bald an den Hasselroder Weg?" fragte Ros' [illegible] in den Sinnen hinein.

[illegible] Minuten über fünf."

[illegible] Ihre Uhr richtig gehen?" fragte sie schelmisch.

[illegible] Minute. Wieso?"

[illegible] heute nachmittag?"

[illegible] er, daß sie um sein verfrühtes Kommen wußte. [illegible] gleich: „Ich saß auf der Veranda hinter den [illegible] und sah Sie kommen."

[illegible] lachten den Ungeduldigen aus, der die Zeit nicht [illegible] konnte!"

[illegible] — ich hörte zu, wie Sie den Kindern erzählten. [illegible] mir besser als mein Buch. — Übrigens — Sie [illegible] guter Mensch sein, Herr Heydenhein . . ."

[illegible]?" fragte er und fühlte, wie ihm das Blut zu [illegible]

[illegible] Sie so lieb zu den Gören waren. Dafür haben [illegible] viel Geduld."

[illegible] ist doch kein Kunststück, so drollige, aufgeweckte kleine [illegible] einem ja selber Spaß."

[illegible] auch gute Kinder, ich habe sie sehr, sehr lieb. [illegible] manchmal recht schwer für mich", setzte sie leise [illegible] Es war das erstemal, daß sie auf ihre häuslichen [illegible] anspielte.

[illegible] er jetzt den Mut zum Reden gefunden hätte! [illegible] wie es um ihn bestellt war. Was er begehrte, [illegible] — wonach er sich mit aller Kraft und Glut [illegible] sehnte!

[illegible] sprang ihm das nüchternste Wort auf die [illegible] Da ist der Hasselroder Weg." — Er hätte sich [illegible] können.

Mit einem Ruck war der Zauber zerrissen. Sie traten aus dem grüngoldenen Waldesdämmern in den grellen blanken Sommersonnenschein hinaus — blieben sekundenlang wie geblendet stehen — und wurden sich wieder bewußt, wozu sie ausgezogen waren.

Sie schlugen den Feldweg zwischen wogenden Kornfeldern ein, wo Heydenhein diesen Morgen seine Hufeisen ausgesät hatte.

Ausgesät war das richtige Wort.

Das erste hatten sie passiert, ohne daß Ros' Marie es bemerkt — jetzt blinkte das zweite schon von weitem in der Sonne.

Hilf Gott, daß sie nicht alle sechs fand. Er hätte sie doch besser im Sande verstecken sollen. Statt dessen hatte er sie gestern abend noch, weil sie ihm gar zu unästhetisch schmutzig dünkten, mit Seife und Bürste bearbeitet — Tor, der er war. Nun lagen sie da und gleißten so aufdringlich, ein Blinder hätte sie sehen müssen.

Und Ros' Marie war nicht blind. Mit einem Jubelruf stürzte sie vor, bückte sich, hob das blinkende Stück Eisen auf.

„Hurra — ich hab' eins gefunden! — noch dazu ein blankes, feines!" Sie drehte es in der Hand hin und her und betrachtete es mit glückstrahlendem Gesichtchen. „In Mahlen fanden wir mal eins, das war so entsetzlich schmutzig, daß keiner es anfassen mochte. Wir gingen erst ein Stück weiter in den Wald und suchten ein paar große Blätter — aber als wir zurückkamen, um das Glück aus dem Schmutz zu heben, fanden wir's nicht mehr. — Aber meines hier ist so blank und fein, das könnte man beinahe an die Uhrkette hängen!"

Ihr ungeheucheltes Entzücken machte ihm förmlich Gewissensbisse, da stürzten die Zwillinge herbei.

„Josmami, was hast du da?" schrie die kleine Gerda, die mit dem R noch ihre liebe Not hatte.

„Ich auch sehn!" brüllte Helmut und hing sich, schwer wie ein Klotz, an Ros' Mariens Arm.

„Ein Stück altes Eisen — weiter nichts."

„Ein Hufeisen, Kinder", sagten Heydenhein und Ros' Marie gleichzeitig.

„Was soll das? Wozu?" bohrte Gerda mit ihrer ewigen Wißbegierde.

„Das bringt Glück, Liebling."

„Glück? — Is das ganz — ganz was Wundersönes?"

„Zum Beispiel, so viel Süßes essen, wie du Lust hast."

„Kann ich auch ein wundersönes Glück finden?" fragte Gerda, und Helmut echote sofort: „Ich auch ein Glück!" und beide stürzten sich auf die Suche wie zwei junge Spürhunde, die Nase fast an der Erde, als handelte es sich um Nähnadeln statt um Hufeisen. Hätte er die verflixten Dinger doch bloß nicht so blank gerieben! Natürlich dauerte es keine fünf Minuten, da kam Gerda triumphierend angetrabt: „Josmami, ich hab' auch ein Glück — kuck mal, ein blankes!"

„Das ist aber zu drollig!" wunderte sich Ros' Marie. „Ein ganzes Leben lang findet man keins — und nun gleich zwei auf einmal."

„Ein Gaul, der eins verloren hat, büßt durch den ungleichen Tritt in der Regel auch bald das zweite und dritte ein", suchte Heydenhein den merkwürdigen Zufall zu erklären. „Übrigens ist der Weg hier sehr steinig, kein Wunder, daß die Nägel sich dabei schnell abnutzen." Ein wahres Indianergebrüll Helmuts, der weit vorausgelaufen, unterbrach ihn.

„Nun hat der auch eins, das Glück liegt hier wirklich wie gesät", sagte Ros' Marie; aber ihr Lachen klang nicht ganz so hell und frei wie sonst.

„Aller guten Dinge sind drei, wenn's so weiter geht, können Sie nächstens einen Alteisenhandel anlegen", scherzte Heydenhein mit Galgenhumor. „Ich dächte, wir hätten jetzt genug von der Sorte und könnten durch den Wald zurückgehn. Hier gleich links biegt ein Fußweg ab."

„Nein, nein!" protestierte Ros' Marie, „erst müssen Sie auch noch ein Glück finden. Vier Kleeblätter, vier Hufeisen!

Und der Weg ist so wunderhübsch, bis auf den Hügel gehn wir noch, dort muß ein schöner Blick sein."

Heydenhein hätte sich und ihr gern den schönen Blick geschenkt, denn gerade vor der Bank auf dem Hügel lag sein letztes Hufeisen, aber weiteres Widersprechen hätte nur ihren Verdacht erregt. So fügte er sich und verwünschte in Gedanken den gefälligen Schmied, der ihm für seine halbe Mark fünf Hufeisen verkauft und noch ein sechstes gratis obendrein gegeben hatte.

Richtig — entdeckten es auch die Zwillinge mit ihren alles erspähenden Spürhundaugen und erhoben zu gleicher Zeit ein Triumphgeheul.

„. . . aber das ist wirklich merkwürdig, finden Sie nicht, Herr Heydenhein?" und unter dem forschenden Blick dieser klaren, ernsten Augen wurde dem armen Säemann doch etwas unbehaglich.

„Sehr merkwürdig, gnädiges Fräulein, aber wie ich schon sagte, wenn so ein armer Ackergaul erst eins verloren hat . . ."

Da begriff sie, und ihr Stutzen wandelte sich in Zorn über seine Hinterhaltigkeit, und im Zorn sprangen ihr wie neulich die hellen Tränen aus den Augen.

„Man kann sie auch beim Schmied im Dorfe kaufen, nicht wahr, Herr Heydenhein? Und arglose Menschen mit dem sogenannten Glück betrügen!" stieß sie heftig hervor — und schleuderte ihr Hufeisen in weitem Bogen von sich.

So schön und feuer- und lebensprühend war sie in ihrem Zorn, daß er sich gar nicht sattsehen konnte an ihren blitzenden Augen und hochroten Wangen. Auch dünkte ihn sein Verbrechen nicht gar so groß, als daß er nicht hätte Vergebung erhoffen dürfen.

„Wenn Sie's denn schon erraten haben, gnädiges Fräulein, so muß ich meine Missetat wohl eingestehn", sagte er zerknirscht. „Ein harmloser kleiner Scherz, ich wollte Ihnen doch so gern eine Freude bereiten."

„Eine Freude? — indem Sie sich über mich lustig machen? Meinen kleinen dummen törichten Aberglauben an gefundenes Glück so hinterlistig ausbeuten? — Das hätte ich doch nicht von Ihnen gedacht, Herr Heydenhein!"

Sie wandte sich zum Gehen und rief die Zwillinge, die zwischen den Büschen nach Erdbeeren suchten, kurz und herrisch zu sich.

„Aber ich bitte Sie, gnädiges Fräulein," sagte er, aufs tiefste bestürzt, daß sein harmloser Scherz solch ein böses Ende genommen, „fassen Sie das doch nicht so auf! Ich hab' Sie weiß Gott nicht kränken wollen. Verzeihen Sie mir, bitte, daß ich meine gute Absicht, Ihnen ein Vergnügen zu bereiten, so ungeschickt ausgeführt habe."

„Sie hätten's bei dem einen bewenden lassen sollen, dann hätten Sie Ihre Absicht, mich zu täuschen, wenigstens erreicht", entgegnete sie herb. „Schad' um die vielen Unkosten, die Sie sich meinetwegen gemacht haben! Falsches, vorgespiegeltes Glück — und ich hab' mich so gefreut, ich glaubte so fest daran! Pfui, das war häßlich!"

Er konnte reden und bitten, so viel er wollte — Ros' Marie war keine Natur, eine Sache, durch die sie sich gekränkt und verspottet glaubte, von der humorvollen Seite aufzufassen. Er hatte das unbestimmte Gefühl: wenn ihr Vetter Joachim oder einer der Herren ihres Kreises ihr diesen Streich gespielt, sie hätte darüber lachen können. Aber den Fremden, der nicht zu ihrer Sippe gehörte, hatte sie zu ernsthaft genommen, von dem ließ sie sich's nicht gefallen — der hatte in ihren Augen einfach kein Recht zu solchem Scherz!

Der Spaziergang, auf den Heydenhein sich so unbeschreiblich gefreut, der so vielversprechend begonnen hatte, endete mit einer bösen Verstimmung, die nicht geringer ward, als Ros' Marie auf dem Rückwege — sie hatte eigensinnig abgelehnt, einen andern einzuschlagen — mit dem Fuß gegen ein wirkliches, echtes, von einem armen Ackergaul verlorenes Hufeisen stieß, das noch mit all seinem natürlichen Schmutz und seinen Nägeln zwischen dem Gras des schmalen Feldrains steckte, auf dem Ros' Marie seitlich vom Wege tief verstimmt heimwärts wanderte. Verächtlich stieß sie's beiseite.

„Ein komischer Gaul — der sogar fünf Füße hat!"

Er hob es auf. „Diesmal ist's aber wirklich ein echtes — auf Ehre, gnädiges Fräulein!" beteuerte er. „Sehen Sie, die andern hatte ich Ihnen zu Ehren eigenhändig abgewaschen, aber der Schmutz auf dem hier ist echt."

Sie glaubte ihm einfach nicht — und er konnte Gott danken, daß wenigstens die letzten zwei von seinen sechsen unentdeckt blieben.

Zu zornig war sie, zu bitter gekränkt. Sie wußte es selber kaum: diesem fremden Manne hatte sie aufs Wort geglaubt. Ihm vertraut wie vielleicht noch keinem. Und er hatte sie hintergangen und betrogen. Gerade er!

Er mußte daran denken, wie sie auf dem Herwege von dem bekannten Hemebergschen Bilde gesprochen hatte. Und kam sich vor wie jener tollkühne Reiter, der schon die Hand nach dem fliehenden Glück ausstreckt — die Brücke verfehlt und im Abgrunde zerschellt. Was nützte es, daß sich Ros' Marie zu guter Letzt noch zusammennahm, um wenigstens die Form zu wahren, daß sie in höflichem Ton ein paar nichtssagende Bemerkungen hinwarf — wie einem Hunde die mitleidigen Brocken, dachte er, nun auch seinerseits empört und gekränkt. Hätte sie lieber geschwiegen, das hätte weniger weh getan als ihre glatten, kühlen, höflichen Worte.

Zum Abschied reichte sie ihm nicht wie sonst die Hand und sagte kein Wort vom Wiedersehn beim Tennis — und er, den Hut in der Hand, bat noch einmal: „Verzeihen Sie meine Torheit, gnädiges Fräulein, und fassen Sie doch, bitte, die Sache so auf, wie sie gemeint war — als einen völlig harmlosen Scherz!"

Sie neigte nur stumm den blonden Kopf, rief die Zwillinge und nahm an jede Hand eins von ihnen. Als die Gartentür hinter ihr ins Schloß fiel, war ihm, der draußen stand, zumute, als hätte der Engel mit dem feurigen Schwert ihn für immer aus seinem Paradiese vertrieben. (Fortsetzung folgt.)

Vor den Geschworenen.

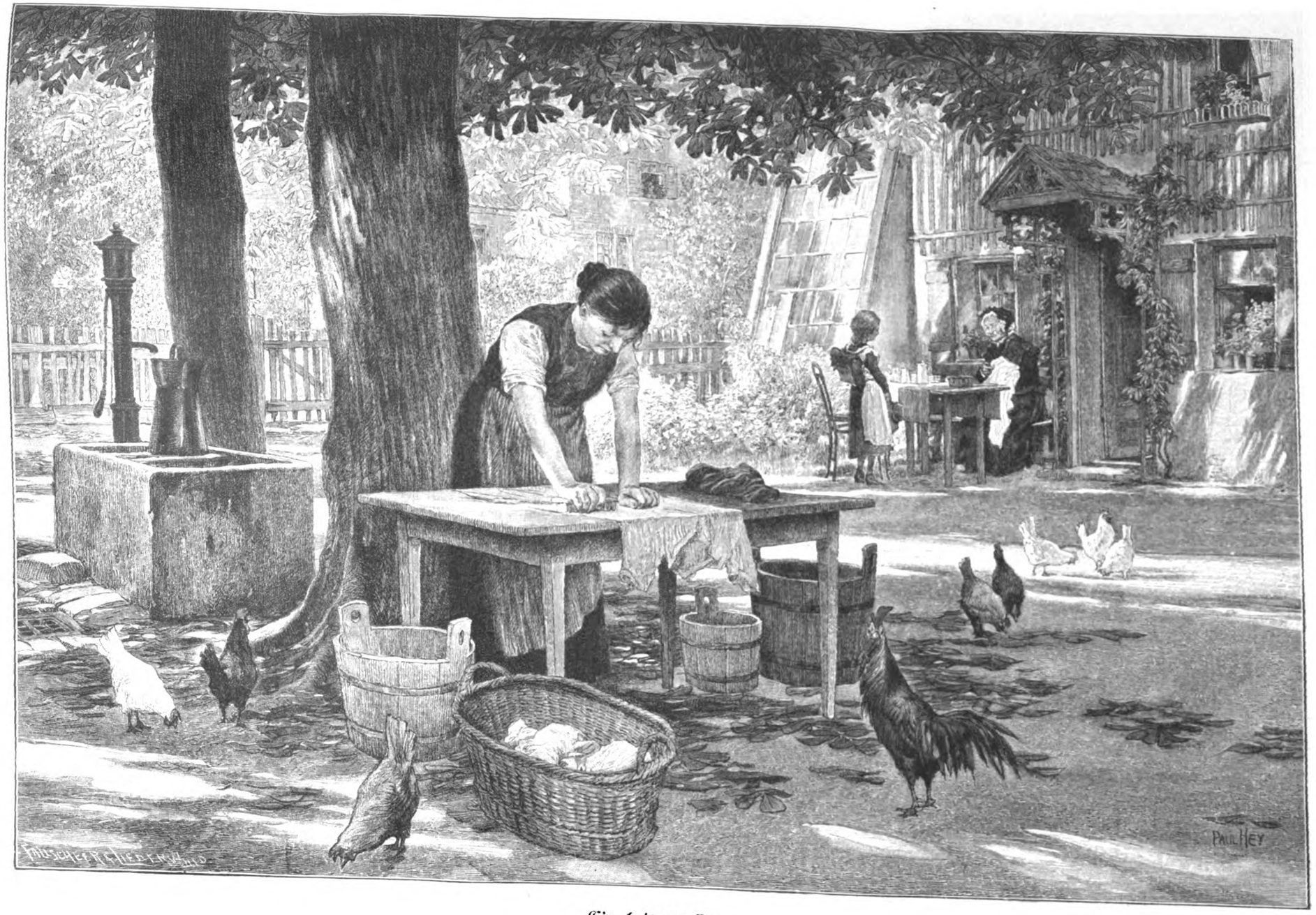
Skizze von Hans Hyan.

Der Gerichtssaal war überfüllt. Während des warmen Augusttages hatte der Vorsitzende mehr als einmal die hohen, buntverglasten Fenster öffnen lassen, aber die schier unerträgliche Hitze wollte nicht weichen. Schon der vierte Tag verging, und noch war es fraglich, ob man heute mit dem Prozeß gegen den Gattenmörder Thomas Rilke zu Ende kommen würde.

Da drüben auf der Anklagebank saß dieser von allen guten Geistern verlassene Mensch. Man sah nur die schmale, in sich zusammengefallene Gestalt und das schwarze Haar, und wenn er, wie jetzt bei der Frage des Präsidenten, den Kopf erhob, dann blinkte es auf wie Totenblässe, aus der die eingefallenen Augen wie dunkle Löcher starrten.

Max Pitzner sah immer wieder hinüber zu ihm; so recht konnte er das Gesicht des Angeklagten doch nicht erkennen. Er hatte aber auch 'nen zu schlechten Platz . . . natürlich, er war ja spät genug gekommen, er hatte sich erst Mut trinken müssen. Und wie dumm war das! Kein Mensch hatte 'ne Ahnung! . . .

Der Vorsitzende, ein großer Herr mit grauem Spitzbart und blitzenden Brillengläsern in dem strengen Gesicht, fragte



Ein heiterer Tag.

Gemälde von Paul Hey.

eben den Angeklagten. „Daß Sie bei Ihrer Frau an dem Nachmittage waren, das leugnen Sie jetzt also nicht mehr? Sie behaupten aber, Sie hätten Ihre Frau auf dem Teppich liegend erwürgt gefunden, hätten sofort Wiederbelebungsversuche angestellt, und wie Sie gesehen haben, die Frau ist tot, sind Sie davongelaufen, haben zu keinem Menschen ein Sterbenswort gesagt, weil Sie fürchteten, man würde Sie alsdann für den Täter ansehen? . . . nicht wahr, so ist es doch, wenigstens nach Ihrer Darstellung?"

Der Angeschuldigte nickte.

„Ja, Herr Präsident!"

„Aber haben Sie denn nicht selbst den Eindruck, Mensch, daß das alles furchtbar unwahrscheinlich klingt?"

Der Angeklagte schwieg, sein Kopf senkte sich noch tiefer.

„Sehen Sie mal, Rilke," der Vorsitzende machte den Versuch, einen gutmütigeren Ton anzuschlagen, „das geht doch nicht! Sie können dem Gericht doch nicht im Ernst zumuten, an solche Ammenmärchen zu glauben! Ich will Ihnen noch einmal kurz den Stand der Dinge rekapitulieren: Sie heiraten als achtundzwanzigjähriger Mensch eine Frau, die beinahe doppelt so alt ist. Sie sagen, Sie hätten lange Zeit vorher bei der Dame gewohnt, und sie sei immer wie eine Mutter zu Ihnen gewesen — schön, aber darum heiratet man doch nicht! Eine Mutter heiratet man doch nicht!"

Bei dieser Bemerkung erhob sich in dem Kopf an Kopf gedrängten Auditorium ein beifälliges Murmeln. Der Präsident wartete einen Augenblick, dann verbat er sich mit scharfer Stimme jede Äußerung seitens des Publikums und fuhr fort:

„Natürlich mußte diese Ehe bald in die Brüche gehen! So was kann ja nicht halten! Die Zeugen, die wir hier gehört haben, bekunden denn auch sämtlich, daß der Unfriede und Zank bei Ihnen nie aufgehört hätten; nicht wahr, Angeklagter, die Richtigkeit dieser Zeugenaussagen, die geben Sie selber auch zu?"

Der Angeschuldigte nickte unmerklich.

„Sie haben sich dann ganze Tage und manchmal sogar wochenlang nicht sehen lassen und haben, daran ist gar nicht zu zweifeln, ein sehr lockeres Leben geführt! Ja, Sie haben," die Stimme des Vorsitzenden bekam etwas dumpf Grollendes, „Sie haben es sogar verstanden, die Liebe und Zuneigung eines braven, jungen Mädchens zu gewinnen, dem Sie vorschwindelten, Sie wären in angesehener Stellung und verdienten so viel, daß Sie jeden Tag heiraten könnten . . . wie, wollen Sie das etwa in Abrede stellen, Angeklagter? Fräulein Terbrandt, treten Sie doch, bitte, noch einmal vor!"

Ein in der Tat reizendes Mädchen, blond, mit auffallend langen Wimpern, die sich tief über die blauen Augen senkten, kam zögernd an den Zeugentisch. Sie trug ein Kleid aus schwarzem Voile, mit halblangen Ärmeln, das den Hals und die feinen Arme sehen ließ.

Max Pitzner war ganz hingerissen. Einen Augenblick vergaß er sogar, weswegen er hier war. Er sah bloß die Blonde, die in ihrer Unbeholfenheit bezaubernd war, und die sich nicht enthalten konnte, einen raschen, furchtsamen Blick zu dem auf der Anklagebank Sitzenden hinüberzusenden. Wie Pitzner sich vorbog, stieß er mit der Schulter an einen alten Herrn, der sich entrüstet und durch den Alkoholgeruch des hinter ihm Stehenden wahrscheinlich schon lange belästigt umwandte. Ihre Blicke trafen sich, und der „Reisende", wie Pitzner in seinen Kreisen genannt wurde, lachte dem alten Herrn frech unter die Nase. Er war jetzt schon ganz gewöhnt an diese Atmosphäre, die ihn zuerst bedrückt und etwas ängstlich gemacht hatte. Und voller Interesse, das sich auf seinem breiten, ordinären Gesicht abspiegelte, folgte er den Äußerungen des Angeklagten, dem offenbar die Anwesenheit des geliebten Mädchens am allerpeinlichsten war. Rilke hatte sich mit einem Ruck emporgereckt und, ehe noch der Präsident eine Frage an die Blonde richten konnte, gerufen:

„Ich gebe ja alles zu! Das leugne ich ja gar nicht!"

„Was denn, daß Sie der Täter sind?"

„Nein, daß ich mit Fräulein Terbrandt verkehrt habe!"

„Ach so . . ."

Der Staatsanwalt, ein noch junger Jurist, fiel hier dem Vorsitzenden in die Rede:

„Pardon, eine Frage an die Zeugin! Wie Sie die bei den Akten liegenden Briefe von dem Angeklagten bekamen, waren Sie da nicht auch der festen Überzeugung, daß der Angeklagte nach dem ‚Ereignis', von dem er mehrmals so geheimnisvoll spricht, Sie heiraten wollte?"

„Ja," sagte das junge Mädchen leise, daß alle die atemlos lauschenden Zuhörer die Ohren spitzten, „ich habe ihn ja auch danach gefragt, aber er wollte es mir nicht sagen."

„Was er unter dem sogenannten ‚Ereignis' verstanden wissen wollte, nicht wahr?" fiel der Staatsanwalt, den Angeschuldigten mit drohenden Blicken messend, wieder ein. „Na, Angeklagter, was meinen Sie dazu? Sollte dies ‚Ereignis' vielleicht mit dem Tode Ihrer Ehefrau zusammenhängen?"

Der Mann in der braunen Eichenschranke litt offenbar Qualen beim Anblick des Mädchens, das er liebte, und das jetzt, Zeugnis gegen ihn ablegend, ebenfalls schüchtern den hübschen Kopf zu ihm hinwandte. Er setzte ein paarmal zum Sprechen an, aber er kam nicht vorwärts damit. Doch der Vorsitzende erlöste ihn, indem er sich an den Staatsanwalt wandte:

„Der Angeschuldigte erklärt dies sogenannte ‚Ereignis', das er in den fraglichen Briefen erwähnt, wie er meint, ganz einfach: er hätte das junge Mädchen sehr liebgehabt, sagt er, und hätte es ihr doch nun auf irgendeine Weise erklären müssen, daß er sie nicht heiraten konnte. Und da sei ihm eben nichts andres eingefallen, als die ganze Geschichte in ein mystisches Dunkel zu hüllen — er hätte eben selbst nicht gewußt, was das für ein ‚Ereignis' sein sollte."

Max Pitzner fing der linke Fuß an weh zu tun. Er hatte sich vor ein paar Tagen neue Stiefel gekauft bei einem Bekannten, der eine ganze Partie geschärft (gehehlt) hatte. Sie waren ja auch ganz hübsch und elegant, aber so recht paßten sie doch nicht, besonders der linke — natürlich, für'n Taler! Und es wurde ihm jetzt auch schon ein bißchen langweilig, hier zu stehen. Der arme Kerl da drüben, der konnte einem ja leid tun, aber . . . In der ersten Zeit danach hatte er ja eklige Maure (Furcht) gehabt, nicht bloß vorm Kappen (gefaßt werden), auch so, aber jetzt . . . Die Sache ging ihn ja jetzt eigentlich nicht mehr das geringste an — und wenn der dumme Kerl da drüben nicht so link (ungeschickt) wäre un nich so viel Stuß reden täte, dann könnten sie dem auch nischt anhaben! Am liebsten würde er gehen — aber nee, die Beweisaufnahme war ja so gut wie zu Ende, dann noch die Rede vom Staatsanwalt — der Dussel denkt Wunder, wie schlau er ist, un weeß gar nischt! Un der Rechtsanwalt — Offizialverteid'ger, wird sich die Lunge auch nich entzweireden! Un nachher war Schluß! Denn kam das Urteil — na, zum Tode verurteilen konnten se'n ja nicht, war doch bloß 'n Indizienbeweis! Max Pitzner lief es trotz der großen Hitze, die im Schwurgerichtssaale herrschte, eiskalt über den Rücken. Aber nee, das Urteil, das mußte er noch hören!

„Na, und nun kommen wir zu dem Gelde," sagte der Vorsitzende, „wenn Sie uns da nicht 'ne befried'gende Erklärung geben können . . . und ich fürchte, Angeklagter, ich fürchte, die werden Sie uns schuldig bleiben müssen . . . Bei Ihrer Verhaftung sind in Ihrem Besitz drei Hundertmarkscheine gefunden worden; den einen davon erkennt der Zeuge Zimmermann an einem besonderen Kniff mit absoluter Bestimmtheit als denjenigen wieder, den er der Frau Rilke, Ihrer Frau, am Morgen des Mordtages als Mietgeld gezahlt hat . . Sie behaupten, Sie hätten das Geld von früher besessen . . . es sei ein Geschenk Ihrer Frau . . ."

Noch während der Worte des Vorsitzenden hatte sich der Angeklagte erhoben und nach vorn gebeugt, zu dem vor ihm sitzenden Verteidiger hin, der etwas zur Seite rückte, als wollte er der allzunahen Berührung ausweichen. Dann erhob sich

der Referendar und sagte mit einer gewissen Befangenheit, als glaubte er selbst nicht an die Wirksamkeit dessen, was er vorbringen sollte:

„Mein Klient will eine Erklärung abgeben hinsichtlich der bei ihm gefundenen drei Hundertmarkscheine . . .“

Alle Hälse reckten sich, und tausend Augen hingen an dem verwüsteten Gesicht des Angeklagten. Dieser stand. Ein rasselndes Geräusch, das aus seiner Brust kam, zeigte den Kampf, den der junge Mensch mit sich selbst kämpfte, um die Worte herauszupressen: „Der Sekretär war offen“, sagte er endlich tonlos.

„Lauter!“ ermahnte der Vorsitzende, und, als der Angeklagte so gar nicht weiterkam, setzte er hinzu:

„Ja, das wissen wir übrigens, der Sekretär war offen, der Schlüssel steckte im Schloß. Es fragt sich nur, wer aufgeschlossen, oder wer der ermordeten Frau die Schlüssel abgenommen hat!“

„Ich nicht,“ sagte der Angeklagte mit einem Aufstöhnen, „so wahr mir Gott helfe!“

„Nun schön!“ Der Vorsitzende verbarg seine ärgerliche Miene gar nicht. „Sie wollten doch aber eine Erklarung abgeben!“

„Ja, das will ich auch. Also ich kam ins Zimmer und war ganz entsetzt, wie ich sie so liegen sah . . . und da dachte ich, um Gottes willen, und rannte wieder raus . . . nu wer'n sie glauben, du bist's gewesen . . und wollte fliehen . . Und da war ich schon in der Küche, nein, auf dem Korridor, da fiel mir erst ein, daß neben ihr auf dem Teppich Geld gelegen hatte, Hundertmarkscheine . . . Und da dachte ich, wenn ich weg will, dann brauch' ich doch Geld, sonst konnt' ich doch nicht weg . . . und da rannt' ich rasch noch 'mal zurück und nahm's auf, das Geld . . . ach, hätt' ich's . . . doch . . . man . . . lieber . . . liegen . . . lassen .“ Er fing laut an zu weinen.

„Nein, wenn Sie uns lieber sagen wollten, wo Sie das übrige gelassen haben!“ meinte der Vorsitzende mit schlecht verhehlter Unlust. „Sie muten unserer Leichtgläubigkeit wirklich ein bißchen viel zu . . . Aber das wundert mich auch gar nicht. Sie sind offenbar ein großer Optimist und waren der Ansicht, die Polizei, bzw. das Gericht würde sich mit dem Märchen zufrieden geben, das Sie uns da auftischen. Und nach ein paar Wochen würden Sie schön wieder draußen sein, um dann in aller Gemütsruhe die achttausend Mark, die Sie bei der Gelegenheit erbeutet und irgendwo versteckt haben, zu verzehren . . . Das hätte Ihnen so passen können, wie?“

Ehe der Angeklagte noch etwas erwidern konnte, kam ein gluckfender Lachton, der sich gleich hinter einem Räuspern verkroch, aus dem Zuschauerraum. Einen Augenblick zog sich die Aufmerksamkeit aller von den Vorgängen im Gerichtsraum ab und nach der Gegend hin, wo Max Pitzner stand. Der aber sah mit seiner strohblonden, etwas glotzäugigen Visage so dumm geradeaus, daß das vieläugige Ungeheuer sich gleich wieder interesselos von dem „Reisenden“ abwandte, dem Angeklagten zu, der, von Schluchzen geschüttelt, mit dem Kopf auf der Bank lag.

Er hat sich aber auch zu dämlich! dachte Max Pitzner, um gleich darauf doch wieder einzusehen, daß die Situation, in der sich der Schwarzköpfige, der von Beruf Musiker war, befand, wahrhaftig nicht beneidenswert schien. Die Sache mit den Hundertmarkscheinen glaubte man ihm ebensowenig wie alles andere. Und natürlich, wer konnte denn auch ahnen! Er, Pitzner, hatte ja selbst keinen Schimmer davon gehabt! Erst in den Zeitungen las er, daß drei Blaue runtergefallen waren . . . Aber 's war doch 'ne dolle Kiste von ihm, daß er hierher kam . . . Na, noch' ne Stundener zweie, dann hatte der Musikus seinen Knast (Strafe) wech, und denn war die Geschichte ein für allemal erledigt . . . Vorsichtig drehte Max Pitzner den Kopf — dieser niederträchtige, alte Kerl stand ja noch immer hinter ihm! . . . Wenn er bloß gewußt hätte, wieso ihm das olle Bulldoggengesicht mit dem Spitzbart so bekannt vorkam . . . Der Alte war offenbar schwer wütend, das sah man ihm an . . . . warum bloß? . . . weil ihn Pitzner vorhin gestoßen und sich nicht entschuldigt hatte? . . . Na, vielleicht war's doch besser, er machte sich jetzt dünn . . . aber nee, warum! . . . um den Ollen da hinten? . . . Nich in de lameng! . . . Er wollte uff jeden Fall wissen, wie die Chose hier auslief . . . Dann konnte er sich heute abend wenigstens mal janz beruhigt schlafen legen! . . . Daß ihm das Schicksal des Angeklagten doch gewissermaßen auch nahe ging, das wollte sich Max Pitzner nicht eingestehen . . . Die janze, olle Jeschichte war eklig! . . . un wenn's anders jejangen wäre, damals . . . aber 's hatte sich doch wenigstens jelohnt . . . un wenn's ihn die erste Zeit auch janz scheuslich jepiſackt hatte, allmählich kommt man ja drieber weg un jewehnt sich dran . . .

Der „Reisende“ hatte eine ganze Zeit nichts gehört von dem, was der Vorsitzende gefragt, und der Angeklagte, der nun wieder ruhiger geworden, geantwortet hatte. Jetzt kamen die Worte, noch wie hinter einem Vorhang hervorklingend, langsam wieder in sein Gehör. Der Präsident, tiefernst und augenscheinlich selbst in bewegter Stimmung, appellierte an die Reue und das Gemüt des Angeklagten.

„Sagen Sie's uns doch, Rilke!“ Er hob wie beschwörend seine beiden Hände. „Sie kamen nach Hause, nicht wahr? Und da trafen Sie Ihre Frau. Sie zankten sich! Die Zeugen haben es uns ja gesagt, daß Sie beinah' jeden Tag Streit miteinander hatten! Wir haben sogar von Frau Feige, die bei Ihrer Frau aufwusch, gehört, daß diese einmal dazu gekommen ist, als Sie Ihre Frau beim Halse packen wollten . . . Na, und so ist es an dem Tage auch gekommen: Sie wurden wütend, packten zu und würgten die Frau! . . . Nicht wahr, Angeklagter, so war es? . . . Gestehn Sie's doch ein! . . . Das erleichtert ja Ihre Situation! . . . Reden Sie doch!“

Der Angeklagte schluckte an den immer wieder empor quellenden Tränen.

„Ich kann nicht, Herr Präsident! . . . Ich bin unschuldig! . . .“

„Dann allerdings,“ die Stimme des Vorsitzenden war wie Eisen, „dann kann ich Ihnen auch nicht mehr helfen!“

„Pardon!“ sagte der Staatsanwalt von neuem, „ich meinerseits stehe auch auf dem Standpunkte, daß ein Geständnis, wie es der Herr Vorsitzende des hohen Gerichtshofs eben gefordert hat, für mich wenigstens . . . äh . . . für mich nicht ausreichend sein würde . . wir kommen über die Briefe an die Zeugin Terbrandt nicht weg . . . diese Briefe . . .“

„Verzeihung, Herr Staatsanwalt!“ unterbrach jetzt seinerseits, wenn auch im verbindlichsten Tone, der Vorsitzende, „das bliebe doch wohl richtiger dem Plädoyer vorbehalten! Der Gang der Verhandlung . . .“

„Ganz recht! . . . Sehr wohl!“ Der junge Jurist mit dem scharfgezeichneten Profil machte eine harte, eckige Verbeugung zum Vorsitzenden hin und setzte sich, um gleich darauf, da die Beweisaufnahme für geschlossen erklärt wurde, mit seinem Plädoyer zu beginnen.

Max Pitzner, dem das kleine Geplänkel zwischen den Gerichtsherren Spaß gemacht hatte, hörte gar nicht hin, wie der Staatsanwalt sprach. . . . Wat der schon zu sagen hat! Alles zurecht gemacht . . . grade wie's ihm in 'n Kram paßte . . . dadruff jiebt det Schwurgericht janischt . . . Erst als der Herr mit dem schwarzen Barett von der brillantenbesetzten Uhr redete, die der Ermordeten auch abgenommen und von dem Angeklagten wahrscheinlich beiseite gebracht worden wäre, da flog ein häßliches Lachen über Max Pitzners Gesicht, und heimlich und unbemerkt glitten seine Finger über die Westentasche hin. Dann, wie er hinter seinem Rücken eine Bewegung in der festgekeilten Menge merkte, wandte der „Reisende“ vorsichtig den Kopf . . . na endlich, jetzt war der Olle, der ihn so gestört hatte, weg! . . .

Der junge Referendar, der dem Angeklagten als Verteidiger gestellt war, gab sich wirklich Mühe. Aber Max Pitzner hätte's ihm voraussagen können: bei de Jeschworenen hilft det alles nischt! Die machen sich ihr Urteil janz

alleene! . . . Un hier . . . na jetzt wa's so weit, jetzt zogen se sich zurick . . . der Jerichtshof ging ooch raus . . . am Ende 'n Happen präpeln . . . ja, das hätte Max Pitzner jetzt ooch jerne jetan . . . aber nachher verpaßte er das Urteil . . . 't wa ja schlimm for den Musiker! Aber eener mußte doch ran! Das is nu janz ejal! . . . So'n Vabrechen, det erfordert 'ne Siehne!! . . . Wenn er sich bloß nich so furchtbar schlapp benehmen würde, damit verscherzt man sich de Sympathien von's Publikum! . . . Kopp hoch, Thomas! Wenn alle Stränge reißen, jibt's doch immer noch 'n Wiederaufnahmeverfahren! . . .

Ah, da waren sie schon wieder! Donnerlittchen, det hat aber schnell jejangen! . . . Da, ooch der Jerichtshof! . . . Der Angeklagte wa schon beinah dod, den brauchten se janich erst verurteilen! . . . Wie! . . . Was war denn da hinten los? . . .

Max Pitzner hatte den Kopf gewandt nach dem Geräusch, das hinter ihm an der Saaltür laut wurde. . . Und kaum sah er im Gedränge, das sich nun ergab, das Gesicht des alten Herrn wieder, so erfaßte ihn auch schon eine böse Ahnung . . . Er wollte sich drücken, aber dazu fehlte bei der gepreßten menschenerfüllten Enge zwischen Bank und Wand jede Möglichkeit . . . So tat der „Reisende", als wäre er ganz unbeteiligt, auch noch, als das ihm wohlbekannte Gesicht eines Kriminalkommissars neben ihm auftauchte und eine gedämpfte Stimme ihm ins Ohr klang: „Komm'n Sie ruhig mit raus, Pitzner, Sie sind verhaftet!"

Der Verbrecher sträubte sich nicht. Mit unendlicher Vorsicht langte er in die Westentasche, um einen kleinen Gegenstand hervorzuziehen und fallen zu lassen . . . Ha! Umbringen hätte er sich können, daß er diesen Dreck nicht längst irgendwo in den Kanal geschmissen hatte! . . . Jetzt, seine Linke öffnete sich . . . ein leiser Klang! . . .

„Da, da, er hat was fallen lassen!"

Die Stimme des alten Herrn war's, der den „Reisenden" hatte verhaften lassen, weil er in ihm den Einbrecher wiedererkannt hatte, der vor mehreren Monaten seine Wohnung ausgeräumt und, von ihm überrascht, den Alten mit einem Faustbiebe zu Boden geschlagen hatte.

„'Ne Uhr ist es! . . . 'Ne Brillantenuhr!"

Ein durch die Decke des Schwurgerichtssaales niederprasselnder Wetterstrahl hätte keine größere Verwirrung anrichten können als dieser Ausruf, mit dem der kleine alte Herr eine goldene, mit Brillanten besetzte Damenuhr hoch emporhielt.

Dem Gericht und den Geschworenen war die sich so ruhig abspielende Verhaftungsszene im Zuschauerraum anfangs kaum aufgefallen; jetzt stand alles in starrer Bestürzung . . . Drohte hier nicht der Finger Gottes in Menschenwitz und Menschenirrung hinein? In seiner Bank stand der Angeklagte, hochaufgerichtet, mit wirrem Haar, die Augen weit aufgerissen, als habe er eine Erscheinung . . .

Der Vorsitzende ließ sich den soeben Verhafteten vorführen. Und unter der furchtbaren Macht dieser gewaltigen Szene gestand Max Pitzner, daß er den Mord begangen hatte. Die Frau hatte geschlafen, während er, wie stets vor seinen Einbrüchen, klingelte. Als sie dann bei seinem Eindringen in die Wohnung, die er mit einem Dietrich öffnete, ihm schlaftrunken entgegenkam und schrie, hatte er sie beim Halse gepackt und erwürgt.

„Angeklagter Rilke, Sie sind frei!" sagte der Vorsitzende mit bewegter Stimme, als man den wirklichen Täter abgeführt hatte.

„Ja, frei . . ." wiederholte der Musiker leise. Aber von allen den vielen hier im Gerichtssaal suchte sein Auge nur die eine, die unter seinem Blick errötete und den blonden Kopf mit einem stillen Lächeln zu Boden senkte . . .

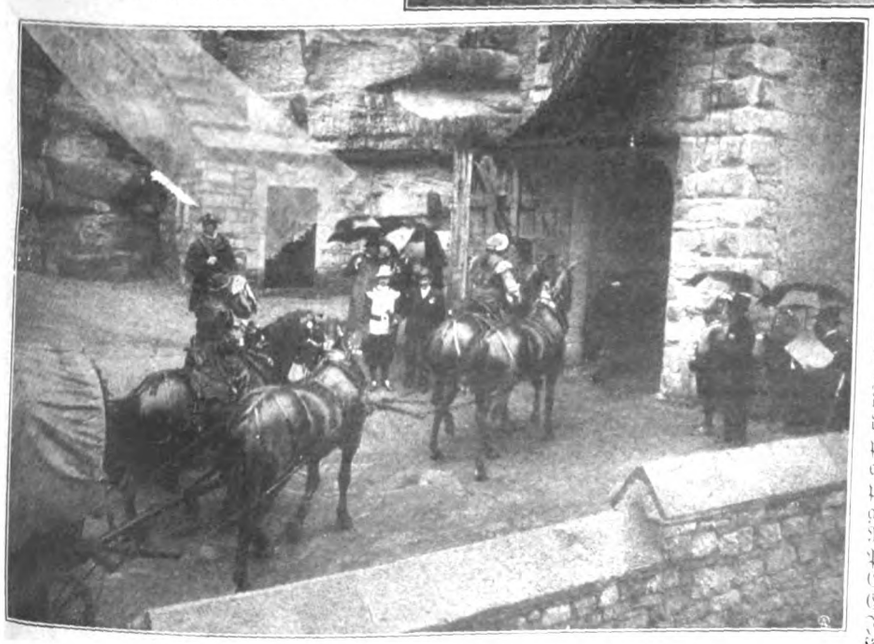
Der Deutsche Schillerbund, der das Ziel verfolgt, in Weimar ein „Bayreuth des Schauspiels" für unsere Jugend zu errichten, d. h. alljährlich einmal, in den Sommerferien, für alle Schüler und Schülerinnen der Oberstufe höherer Lehranstalten, einschließlich der Lehrer- und Lehrerinnen-Seminare, eine Festwoche zu veranstalten, deren eindringliche Erlebnisse in den Herzen der Jugend nachwirken und eine Erinnerung fürs Leben bleiben sollen [illegible] hat kürzlich ein Werbeheft versandt, um für seinen schönen Plan ner[illegible] reunde und Helfer zu gewinnen, und wir nehmen gern die Geleg[illegible] wahr, auch unsererseits auf dies wahrhaft nationale und ideale Vorhaben hinzuweisen. Unsere Größen in ihren Werken dem Volke nahezubringen, ihnen eine Stätte zu bereiten in den empfänglichen Herzen der Jugend, ist besser, wirksamer als die Errichtung von Denkmälern aus Erz und Stein, und zugleich könnte dem zerreissenden Pessimismus und Zynismus unserer Zeit kein festerer Wall entgegengesetzt werden, als wenn es gelänge, den blutlosen, weltfremden Idealismus wieder zu einer lebendigen, frohen Kraft zu machen. Einen Weg hierzu — gewiß nicht den aussichtslosesten — schlägt der Deutsche Schillerbund mit seiner „Festwoche" ein. Wer an sich selbst erlebt hat, wie lange und nachhaltig eine gute Klassiker-aufführung, eine stille Stunde im Goethe- und Schillerhaus, ein Besuch der Wartburg in der Seele nachwirkten, der wird berechtigte Hoffnungen an das Programm dieser Festwoche knüpfen und gern sein Scherflein dazu beitragen wollen, möglichst vielen unsrer Schüler und Schülerinnen diese großen Eindrücke zu bescheren. Es sind sechs Wochenzyklen von Meisterwerken der deutschen und der Weltliteratur vorgesehen, die während der großen Ferien alljährlich etwa fünftausend Teilnehmern zugänglich gemacht werden sollen; daran anschließend sollen die Weihestätten Weimars, die Luthersklöster der Umgebung, die Wartburg usw. besucht werden — ein Programm, das junge Herzen gewiß höher schwellen läßt in Erwartung und Freude. Um es aber verwirklichen zu können, ist es nötig, daß 40000 Deutsche im Reich und Auslande dem Deutschen Schillerbunde mit einem Mindestbeitrag von einer Mark beitreten, oder daß sich Gönner und Freunde finden, die um der großen nationalen Idee willen zu einem beträchtlicheren Opfer bereit sind. Wir zweifeln nicht am Erfolge, kennen wir doch von so manchem [illegible] Werke her die Gebefreudigkeit unseres Volkes! Alle Freunde [illegible] verweisen wir an die Geschäftsstelle des Deutschen Schil[illegible] Weimar, die Anmeldungen und Beiträge dankbar entgegennimmt.

Der Stadttrompeter. (Zu dem Bild Seite [illegible]) Der große feierliche Umzug der Schützengilde ist vorüber, die hochmögenden Herren haben sich zum festlichen Mahl in das Rathaus [illegible], aber auch die Herren Musikanten wissen Orte zu finden, wo eine gemütliche Ruhestunde winkt, vor dem Kruge mit schäumendem Bier und der höchst einladenden Platte Austern. Nicht zu verachten [illegible] höchsten Genuß, der damals noch ziemlich neu war: die Pfeife mit dem köstlich duftenden Rauchkraut, das die Schiffe der Spanier aus dem fernen Westen brachten. In kurzen Jahrzehnten eroberte es sich die ganze alte Welt, und wohin es wanderte, dort wurde auch die aus alten holländischen Bildern bekannte weiße Tonpfeife mitgeführt, die bei uns wohl seit hundert Jahren durch Porzellan, Holz und Meerschaum verdrängt wurde, aber in Holland heute noch ebenso allgemein zu sehen ist wie auf den Bildern von Teniers und Ostade in unseren Galerien. Ihre eigentliche Heimat soll England sein, worauf noch manche für die Anfertigung dieser Pfeifen gebräuchlichen Ausdrücke englischer Herkunft weisen. Dann aber bemächtigte sich die holländische Stadt Gouda dieser Fabrikation, die dort nun seit 275 Jahren besteht und Milliarden der guten, aber sehr zerbrechlichen Pfeifen in alle Welt versendet hat. Marlboroughs Soldaten rauchten sie, wie die Soldaten des alten Fritz, und während der französischen Revolution, wo man antike Tugendstücke mit Verachtung aller herkömmlichen Kulissenkünste aufführte, lagen bei einem „Tod des Sokrates" holländische Pfeifen auf dem Kamin seines Kerkers, als notwendiges Requisit eines sterbenden Philosophen. Auch Peter der Große von Rußland lernte während seines holländischen Aufenthalts die Tonpfeife schätzen, sie mußte ihm und seinen Nachfolgern von Amsterdam aus regelmäßig in großen Mengen geliefert werden. Damals gab es in Gouda 300 Pfeifenfabriken, die etwa 4000 Menschen beschäftigten, und eine dieser Fabriken befindet sich seit 1630 im Besitze der gleichen Familie.

Der Kaiser verliest seine Rede.

Die Einweihung der Hohkönigsburg. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Nicht im Sonnenscheine des herkömmlichen „Hohenzollernwetters“ und doch mit so viel Prunk und Pracht, daß der fein rieselnde Regen dem Bilde seine Farbenfreudigkeit nicht nehmen konnte, hat sich am 13. Mai mittags die Übergabe der Hohkönigsburg mit dem historischen Festzug abgespielt. Gegen 12 Uhr war, von Straßburg kommend, das Kaiserpaar in der aus dem Wasgenwald aufragenden, von Bodo Ebhardt wuchtig und gewaltig mit Zinnen und Mauern wieder aufgebauten Hohkönigsburg eingetroffen, begleitet von einem glänzenden Gefolge, und kurz darauf setzte sich der von Schlettstadt kommende Festzug in Bewegung, der eine getreue Nachahmung der 1533 erfolgten Übergabe der Burg durch den Kaiserlichen Burgvogt Hans v. Fridingen an die drei Sickingen, Schweikhard, Hans und Franz Konrad, darstellte. Wochen- und tagelang waren Hunderte von fleißigen Händen mit den Vorbereitungen zu diesem ritterlichen Schauspiele beschäftigt gewesen — kein Wunder, daß alles musterhaft „klappte“ und die dreizehn einzelnen Gruppen des Zuges Szenen von unbeschreiblicher Pracht boten, von denen unsere Abbildungen freilich nur einen schwachen Begriff geben können, da ihnen das Beste, die Farbe, fehlt.

Einzug in die Burg.



Der Troß.

Von der Einweihung der Hohkönigsburg.

Die Jungfernfrüchtigkeit der Obstbäume. Verschiedene unserer Kulturpflanzen besitzen die Eigenschaft, daß sie auch ohne Befruchtung einen Fruchtansatz bringen können. Die ohne jede vorhergehende Bestäubung entstandenen Früchte haben häufig eine charakteristische Gestalt, können den normalen in Größe und Geschmack vollständig gleichen, es fehlen ihnen aber die Kerne, was in der Regel für den Verbrauch sehr vorteilhaft ist. Man nennt diese Erscheinung Jungfernfrüchtigkeit oder Parthenokarpie; sie kommt auch bei verschiedenen Obstbäumen vor. Von Äpfeln bringen besonders die Sorten Cellini und Charlamowski, von Birnen Clairgeau, Esperine, Gute Luise u. a. bei Ausschluß der Befruchtung vollkommene Jungfernfrüchte hervor. Unter Umständen könnte der Anbau solcher Sorten dem Obstzüchter sehr erwünscht sein, da durch ihn die Gleichmäßigkeit der Ernteerträge erhöht werden könnte. Vorderhand ist es aber nötig, das Verhalten unserer Obstbäume nach dieser Richtung zu prüfen und mit geeignet erscheinenden Sorten Versuche anzustellen. Hierzu fordert Dr. Ewert in der „Proskauer Obstbauzeitung“ die deutschen Obstzüchter auf. Die Zeit der Obstbaumblüte ist da, und für viele Gartenfreunde dürfte es interessant sein, derartige Versuche anzustellen. Näheres erfahren sie aus der bei P. Parey in Berlin erschienenen Schrift „Die Parthenokarpie oder Jungfernfrüchtigkeit der Obstbäume“ von Dr. Ewert.

Das Frankfurter Bismarck-Denkmal. (Zu der Abbildung auf der umstehenden Seite.) Am 10. Mai, dem Jahrestage der Unterzeichnung des Frankfurter Friedens, ward in der alten deutschen Kaiserstadt Frankfurt unter dem bei solchen Gelegenheiten üblichen Gepränge Rudolf Siemerings Bismarck-Denkmal enthüllt. Mag man vom künstlerischen Standpunkt aus es anfeinden, teils, weil die dargestellte, bewegte Handlung mit statuarischer Ruhe im Widerspruch steht, teils, weil die Plastik nicht Illustration eines literarischen Gedankens sein soll, besonders aber, weil die Gestalt Bismarcks nicht im Brennpunkte des Interesses steht, sondern durch allerlei Nebensächlichkeiten die Aufmerksamkeit zersplittert wird — packend und eindrucksvoll ist diese von lodernden Patriotismus durchglühte Schöpfung

Rudolf Siemerings trotzalledem, ja, von all den „symbolischen“ und „allegorischen“ Bismarck-Denkmälern, die in deutschen Landen stehen, sicher eines der glücklichsten, wenn es auch an Lederers großartigen Bismarckroland in Hamburg nicht hinanreicht. „Setzen wir Deutschland sozusagen in den Sattel! Reiten wird es schon können!“ — dies am 11. März 1867 im Norddeutschen Reichstage gesprochene Bismarckwort hat Rudolf Siemering in einer bewegten Szene verkörpert. Auf hohem Sockel aus grauem Stein, der nur das eine Wort: „Bismarck“ trägt, erhebt sich die von Bismarck in den Sattel gehobene Germania, eine jugendlich schöne, stolze Frau, die in der Rechten das flatternde Reichsbanner hält. Und neben ihr steht, mit großer Gebärde die Richtung weisend, breit und schwer die Reckengestalt des ersten Kanzlers im Stahlhelm und der Kürassieruniform, wie er uns in der Erinnerung lebt. Das Sinnbild des geeinigten Deutschlands kommt klar und glücklich zum Ausdruck, und es ist dankbar anzuerkennen, daß der Künstler sich von der allegorischen Überladung freigehalten hat, die das Berliner Denkmal von Begas so peinlich belastet. Nur den „Drachen der Zwietracht“, der sich unter den Hufen des weit ausschreitenden Pferdes krümmt, hat Siemering als konventionelles Attribut beigefügt. Leider war es Rudolf Siemering nicht vergönnt, das Denkmal selber zu vollenden; er verstarb im Jahre 1905, und Professor Ludwig Manzel übernahm es, das schöne Werk im Sinne seines Meisters auszuführen. Das ganze Denkmal ist gediegene Kupfertreibarbeit, vom Werkmeister Göh der Firma Knodt nach Siemerings Modell gefertigt. Von dem Gesamtgewicht des Denkmals, das 160 Zentner beträgt, entfällt etwa die Hälfte auf das Kupfer, das in einer Haut von $2^1/_2$ Millimetern Stärke über die Eisenkonstruktion gelegt ist.

Das Bismarck-Denkmal in Frankfurt a. M.

Ausgeführt von Rudolf Siemering.

Wie alt wird ein Regenwurm? Das ist eine Frage, durch die man bis vor kurzem einen Naturkundigen leicht in Verlegenheit bringen konnte; denn wer hat sich wohl um die Lebensdauer eines Regenwurms gekümmert? Was man darüber behauptete, das beruhte nur auf bloßen Annahmen. Neuerdings hat Prof. Dr. Korschelt Wichtiges zur Klärung dieser Frage beigetragen. Er machte eigenartige Versuche, er zerschnitt die Regenwürmer, setzte die Stücke wieder aneinander, und sie heilten zusammen. Und das geschah nicht nur mit Teilen eines und desselben Individuums, selbst Teilstücke, die von verschiedenen Individuen stammten, wuchsen zu einem neuen Regenwurm zusammen. Diese neugeschaffenen Exemplare wurden nach der gelungenen Operation wohlverwahrt in der Gefangenschaft gehalten, um hier zu sehen, ob sie auch wirklich lebenskräftig waren. Und das waren sie in der Tat! Einer dieser Operierten lebte 9 Jahre 11 Monate, ein anderer 9 Jahre und 8 Monate, einige andere etwa $7^1/_2$ Jahre. Das Alter der Tiere zur Zeit der Operation schätzte Prof. Korschelt auf 4 bis 6 Monate. Es konnte also durch diese Beobachtung festgestellt werden, daß die Regenwürmer ein Alter von 8 bis 10 Jahren erreichen können, und vielleicht geht man nicht irre, wenn man annimmt, daß die nicht operierten, in der Natur freilebenden Regenwürmer noch älter werden. F.

Als nächster Roman erscheint:

„Waldrausch“ von Ludwig Ganghofer.

Zu unserer lebhaften Genugtuung können wir unseren Lesern mitteilen, daß wir schon in allernächster Zeit mit dem Abdruck dieser hervorragenden neuesten Schöpfung des gefeierten Erzählers beginnen werden.

Wie kaum in einem seiner früheren Werke entwickelt Ganghofer in seinem „Waldrausch“ all die glänzenden Fähigkeiten seiner edelen und reifen Erzählungskunst; erschütternde Tragik und reicher Humor schließen sich zu einem Kunstwerk von hinreißender Schönheit zusammen. Ein zartes Liebesidyll, das unter der Gewalt eines stärkeren Schicksals zerbricht, steht im Mittelpunkt der bewegten Handlung, um die sich der herzerfrischende Reiz der Alpenwelt als leuchtender Rahmen spannt.

Verlag und Redaktion der „Gartenlaube“.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau“: Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Das Kreuz im Venn.

(13. Fortsetzung.)

Roman von Clara Viebig.

Der Juli war auf seiner Höhe, die Matten um Heckenbroich waren in die Halme geschossen; zartes Reihgras, mit Tausenden von Blumen durchsetzt, stand in leuchtenden Farben. Bunten Teppichen gleich, in allen Schattierungen von Rot und Blau, von Gelb und Weiß, säumten die Wiesen den Fluß im Grund und stiegen an den Hängen hinauf, bis hoch zum Venn.

Das dörrte jetzt schweigend im Sonnenbrande. Wo sonst grünes Gras aus feuchtem Grunde gewuchert hatte, war es jetzt trocken, und das harte Sauergras war gelb und schilfig geworden. Die Rinnsale alle, die das Venn durchschleichen, die Bächlein, schmal, zwei Hand breit nur, die man kaum sieht im buschigen Grund, unterm Grün der Preiselbeere und der Moospolster, wollten jetzt versiegen. Nur im Tal der Fluß und der Bach in der Au hatten noch Wasser, aber auch sie rauschten und sprangen jetzt nicht in sprudelnder Frische über die Steine, langsamer zogen sie hinab, wie müde geworden.

Das Venn tat sein Maul auf. Der moorige Grund schrumpelte ein in unzähligen Falten und Fältchen, wie ein runzliges, altes Gesicht; und dann riß die Erde in handbreite Spalten. Stundenweit konnte man jetzt trockenen Fußes gehen, wo man sonst hatte waten müssen; nur die ganz tiefen Löcher hatten noch ihr Wasser, aber es war von einer trügerischen Grasnarbe zugedeckt. Die ganze Fläche war besetzt mit den schwarzen Haufen der Torfstücke, die die Torfstecher aufgestellt hatten zum Dörren; Totenhügeln glichen sie nach einer mordenden Schlacht.

Ab und zu ragte ein Kreuz, verwittert, kohlschwarz, schief auf die Seite gesunken, einem Toten zum Gedächtnis gesetzt, in dieser schattenlosen, angeprallten, atemanhaltenden Einsamkeit.

Regungslos standen die Grenzen der Tannenwälder. Das Wild trat hinaus am hellichten Tage, es wartete nicht mehr den Abend ab, es kam herab in Rudeln bis dicht vors Dorf, um in den beblümten Matten zu äsen. Es hatte Hunger, denn die zarten Farnwedel, die unter den Tannen stehen, waren längst geknickt von der Hitze, Moos und Gras versengt von den Strahlenschwertern, die an den nackten Tannenstämmen niederfuhren bis zum Grund. Erbarmungslos war jeder Stengel geköpft. Die Preiselbeere zeigte die Notreife, und die Heckenbroicher besprachen schon die Aussichten der Beerenernte, aber vorerst hatten sie noch ihre erste Ernte einzubringen, die Heuernte. Überall wurden die Wiesen gemäht, überall duftete es nach Heu. Zu rasch fast trocknete das, wie Pulver zerrieb es sich zwischen den Fingern, man konnte es nicht schnell genug wenden; das war ein jähes Dörren, fast dem Verkohlen gleich. In der glühenden Luft ging aller Saft verloren, alle Kraft, die doch darin bleiben muß, wenn das Vieh sich gut nähren soll. Und es wurde noch heißer, immer noch heißer. Jeden Tag die gleichmäßige, eintönige Bläue, die nicht das kleinste Wölkchen durchsegelt, ein Himmel von eherner Monotonie. Die Augen sehnten sich nach Grau, nach trübem Himmel, es tat ihnen weh, immer in die gleiche blinkernde, blendende Weite zu sehen.

Balthasar Adams vom grünen Klee kratzte sich bedenklich den Kopf. Er hatte die meisten und besten Wiesen, aber auch er hatte dieses Jahr zu klagen, das Heu hatte ja gar keinen Gehalt. Und noch immer keine Aussicht auf andere Witterung. Sonst hatte man den Regen in der Heuernte immer gefürchtet, jetzt hätte man ihn gern haben mögen; acht Tage hintereinander, das wäre nicht zu viel gewesen. Was sollte man machen, wenn das Wetter so beibliebe? Dann verbrannte auf den gemähten Wiesen die Grasstaude bis in die Wurzeln, sie trieb nicht mehr aus, es gab eine erbärmliche Weide fürs Vieh diesen Herbst. Und man hatte selber bald kein Wasser mehr; tief, tief mußte man jetzt schon den Eimer hineinlassen in den Brunnen, so tief als die Kette reichte, und brachte dann doch nur trübes und grundiges Naß herauf. Eine Dummheit war's von dem Leykuhlen gewesen, fast eine Fahrlässigkeit war's zu nennen, daß er, anstatt den Kirchenbau zu betreiben, nicht lieber eine Wasserleitung gebaut hatte! Er war der Bürgermeister — der Pastor war schon so alt — er, er mußte es doch wissen, was der Gemeinde am nötigsten tat. Wie lange würde es noch dauern, wenn das Wasser so gering wurde, und man hatte die Krankheit hier, die wie ein Gespenst sich zuzeiten immer wieder sehen ließ im Lande. —

Der Bauer Adams trank längst wieder aus seinem Brunnen. Was kümmerte es ihn, daß das verboten war! Sein Nachbar Zumstädtchen tat es ja auch. Aber ein gutes Gewissen hatte er doch nicht dabei. Ja, hätte man nun eine Wasserleitung, wie man sie hätte haben können, vom reinen Wasser des Aubachs, man wäre aller Unruh und allen Ärgers ledig gewesen. Der Leykuhlen, der Leykuhlen mit seiner Kirch', der Teufel sollte ihn holen mitsamt seinem Frommsein!

Published 4. VI. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Ein grimmiger Zorn gegen den Bürgermeister faßte den Bauern. Ein um so größerer, als er zu klug war, um sich nicht selber auch einen Teil der Schuld beizumessen. Er war der gewichtigste Bauer, hatte die meisten Weiden, das meiste Vieh, warum hatte er denn nicht das Maul aufgetan, als sie alle schrien: „En neue Kirch, en neue Kirch!" und dem Bürgermeister zustimmten?!

Seitdem man dem Adams seinen Brunnen verschlossen hatte, seinen eigenen Brunnen auf seinem eigenen Grund und Boden, daß er nur nächtens daraus schöpfen konnte, heimlich daraus stehlen mußte wie ein Dieb, seitdem hatte sich seine Meinung völlig gedreht. Eine Wasserleitung mußte her, eine Wasserleitung mußte längst sein, daß man nicht solchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt war! Seine Hände, die er in beiden Taschen der weiten Buckskinhose stecken hatte, ballten sich unwillkürlich zu Fäusten. Er sah den Leykuhlen hinten über seine Wiesen schreiten — aha, der sah nach seinen Knechten, die da mähten, der kam ihm gerade recht!

„Hela!" schrie er ihn an, und als der andere nicht gleich hörte, weil selbst diese starke Männerstimme in der großen Weite verflatterte wie ein schwacher Kinderruf, legte er die beiden Hände als Schallrohr an den Mund und brüllte hinüber mit Aufbietung aller Kräfte: „Hela!"

Da stutzte Leykuhlen und sah sich nach allen Seiten um. Jetzt hatten sie sich ins Auge gefaßt; der dürre Adams schwenkte die Arme und gestikulierte. Sie kamen aufeinander zu.

„Burjermeester," sagte der Bauer, „dat is jut, dat ich Euch ens treff! Wie es et dann mit der Wasserleitung? Sollen mir noch lange dat Wasser saufen aus unsre Pütze? De Frösch springen drin!" Er sah den andern blinzelnd an; das war ja ein bißchen übertrieben, aber das schadete nichts, der Bürgermeister sollte merken, daß es ihnen nun Ernst war, daß sie nicht damit einverstanden waren, daß das Geld, das schöne Geld der Gemeinde, so verbaut worden war. Er knurrte grimmig: „Hm, is dat en Trockenheit — Jeses, en Hitz! — und wenn mir kein Wasser meh hant, wat dann?"

Leykuhlen sah blaß aus, aber eine heiße Röte trat ihm jetzt auf die Stirn. „Bin ich der liebe Herrgott? Kann ich regnen lassen über Nacht und am Tag die Sonn scheinen? Akkurat so, wie et Euch passend wär?!" Er zuckte die Achseln und sah niedergeschlagen und abgespannt aus.

„Davon es ja kein Red'!" Adams brauste auf, was stellte sich der Bürgermeister denn so dumm? „En Wasserleitung hätt' Ihr bauen solle, dazumal, als wir so jut bei Kass' waren! Wat fange mir met der jrußen Kirch an? De alte war noch lang jut. Da brauchte mir jetzt kein Angst zo han, dat unsre Pütze zo End jehn. De Zumstädtchen hat heut nix wie Schlamm eropjeholt!" Mit bösen Augen sah er dem andern ins Gesicht.

Leykuhlen hielt den Blick ruhig aus. „Wat regt Ihr Euch eso op, Adams", sagte er dann. „Et is wahr, et is en schlimm Zeit, äwer de Sonn' hat uns noch nie jeschadt, der Regen aber oft!" Er schlug dem Bauern die Hand auf die Schulter und versuchte ein Lächeln. „Ihr seid doch ene kluge Mann, laßt doch nit jleich den Mut eso falle! Et is noch immer, immer jut jejangen. Wenn et so bleibt, müsse wir uns eben Wasser fahren, aus dem Aubach herauf, in Fässer, dat is dann nit anders!"

„So!?" Zornsprühend sah ihn der sonst so ruhige und gehaltene Bauer an. „So, und wer soll dann unterdes uns' Heu einfahren? Et hat nit jeder so vill Ochsen, wie Ihr habt, und zwei Perd — en halw Stund herunter, en Stund herauf — wat sollen die Leut maachen, die kein Fuhrwerk han?"

„Wir werden ihnen aushelfen, dafür sind wir Heckenbroicher. Mer soll von uns nit sagen, dat wir Brüder im Stich jelassen hätten."

„Ja woll, ja woll," höhnte Adams, „predigt Ihr nur so weiter, dat hört sich alles sehr schön an. Ihr hätt' uns nur früher nit im Stich laaße solle. Ja, Ihr — Ihr!" Er fuchtelte dem andern immer vor der Nase herum. jut fromm sein in ander Leuts Tasch'. So'n Dumm Unsinn, esu en jruße Kirch zo bauen, wenn dat N Dorf noch fehlt!" Er räusperte sich zornig und sp in großem Bogen.

Sie standen in der Prallsonne; die Hecke, die hir die Weide abschloß, gab nur einen schmalen Streifen Die Röte, die der Bürgermeister vordem nur auf gehabt hatte, zog sich immer tiefer herab über sei Gesicht. Er schwitzte, und dabei fror ihn; der sta schüttelte sich wie in einem inneren Froste; der Baue unrecht nicht, ja, es war schlimm, daß sie kein leitung hatten!

Unbarmherzig fuhr Adams fort: „So, um wen de Krankheit kriegen — mer soll doch nit dat Wa et wär' ja ungesund — die is doch nit dat erst wenn se nu wiederkömmt?!" Er sah dem Bürgern einem gewissen herausfordernden Triumph ins Gesicht- se nu wiederkömmt, he?!"

„Se is schon da", sagte der andere erbleichend.

* * *

Es war so. Bürgermeister Leykuhlen mußte es und er wußte es bereits seit zwei Tagen, drei Typhus waren im Lager. Man hatte erst Hitz genommen, die Leute waren bei einer Gefechtsübun Sonne ausgesetzt gewesen, sie hatte geprallt, als sch mörderischen Pfeilen, aber nun schüttelten die Ärzte Wo hatten sich nur die Kerle den Typhus geholt?! außerhalb des Lagers. Es war ja bekannt, die war verseucht; es gab ein Dorf hier nicht allzu weit der Typhus in einem Jahre so gemäht, daß der K klein geworden war und man flugs einen neuen legen müssen. Und Tage waren es jetzt, so heiß w Äquator, und die Nächte trotzdem kalt. Eine G Sibirien! Dazu die ablehnende Verschlossenheit völkerung gegen alle Neuerungen — wer weiß, Soldaten sich herumgetrieben hatten?!

Die strengsten Absperrungsmaßregeln wurden Platze durchgeführt, Urlaub gab's nicht, kein Soldi das Lager verlassen, die Posten wurden verdoppelt. Sitzen abends vor den Baracken, unter deren Wellbl gern hineinging, wurde den Leuten nicht mehr geste war die einzige Annehmlichkeit gewesen, abends, Dämmerung aufs rote Heidekraut sank und die N Moorland aufstiegen, sich draußen abzukühlen. Weit, ins Venn hinein war dann der Gesang der Soldaten e

„Es waren drei Soldaten,
Dabei ein junges Blut,
Sie hatten sich vergangen,
Der Graf nahm sie gefangen,
Setzt sie bis auf den Tod!"

Der junge Leutnant Abeking hatte den Gesänge gehört, sie gern gehört. Schön klangen sie, mehrstim den starken Kehlen gesungen, deren Ungeschultheit hi das Ohr Verletzendes hatte; in der großen Unbegrenzt klangen die Stimmen weich, die Sänge getragen.

„Des Abends kann ich nicht schlafen gehn,
Ich muß erst meine Herzliebste sehn —
Steh auf, mein Schatz, und laß mich ein —"
— — — — — — — — — — — — —

Das war wie ein Anruf, das pflanzte sich fort von zu Baracke, das ganze Lager war voll davon. Nat Sehnsuchtsklänge. Sie wurden eins mit dem Lod Bächleins, mit dem leidenschaftlichen Liebeskonzerte der

Nun war auch das Singen verboten. Wer drau sehen wurde nach Sonnenuntergang, bekam drei Tage arrest.

Auch die Offiziere fuhren längst nicht mehr so unter ins Städtchen; Leykuhlen brauchte sich nicht ül

ausgesetztes Radergerassel und spätes Heimkehren bei Nacht zu kränken — wenigstens vorderhand noch nicht, die Geschichte mit Abeking hielt noch vor.

Der junge Leutnant war fort. Seine Kopfwunden gingen nicht ans Leben, aber er war doch fort, nicht in seine Garnison zurück, er hatte Urlaub bekommen — auf unbegrenzte Zeit. Und der Abschied würde nachfolgen, das wußten alle mit den Verhältnissen Vertraute. Und das legte einen Druck auf alle Gemüter.

Schmidt und dem Stabsarzt war die Lust, im „Schwan" zu kneipen, vergangen; wenigstens bis jetzt hatten sie sich noch immer nicht dazu entschließen können. Höchstens, daß die Neugier sie einmal hinuntertreiben würde, um zu sehen, was die schöne Helene denn für ein Gesicht dazu machte. Es war ein Jammer um den Abeking — so ein netter Junge, ein lieber Mensch und Offizier mit Leib und Seele! Was fing er nun an? Der saß zu Hause bei Muttern. Einfach kaputt. Eine verkrachte Existenz, ein zerstörtes Leben, ehe es noch eigentlich recht angefangen hatte. Als Mann konnte man ihn ganz verstehen: es war ja nur eine Dummheit gewesen, eine verliebte Torheit, aber als Offizier! Diese Helene, dieses Teufelsweib! Daß sie es gewesen war, die der verliebte Junge zu einem Schäferstündchen im Waldesdunkel entführt hatte, von dem er dann wie im Rausche davongesprengt war, so blind und toll, daß der Gaul, erregt durch die Erregung des Reiters, wild wurde und scheute, das zirpten alle Spatzen von den Dächern. In den Augen ihrer Freunde hatte die schöne Frau darum nicht verloren — lieber Gott, sie war nun mal so!

„Ich seh's als kommen, lang' dauert das nicht, und wir sind wieder am Herunterfahren", sagte der Rheinlander. Und der Stabsarzt sagte ganz ernsthaft: „Dann wollen wir alle drei zusammen an Abeking 'ne Postkarte schreiben. Der arme Kerl!"

Vorläufig fuhr nur Scheffler hinunter, so oft der Dienst es ihm erlaubte; er war ein sehr verliebter Bräutigam.

„Bärtes, es ist nicht mit anzusehen", sagte Joseph Schmölder seufzend, als er heute heraufkam, seinen Freund zu besuchen. Es hatte ihn nach etwas anderem verlangt, er hatte es nicht mehr ertragen können, nur von Ausstattung, von Wäsche — Leibwäsche, Tafelwäsche, Bettwäsche — von Silber und von Möbeln reden zu hören. Scheffler drängte darauf, daß die Hochzeit schon zum Winter sein sollte, aber — „Gott sei Dank, da ist Heinrich doch fest geblieben", sagte Joseph. „Er gibt die Hedwig allerfrühestens nächstes Frühjahr fort. Der Herr Bräutigam ist zwar ganz unparlamentarisch geworden, und die kleine törichte Person hat geweint; aber es hilft ihnen alles nichts. ‚Mai frühestens, so wahr ich Heinrich Schmölder bin', hat er gesagt. ‚Und wenn Ihnen das nit paßt, so kann ich Ihnen nit helfen!' Dabei hat er dem Monsieur ganz unverfroren ins Gesicht gesehen." Joseph lachte. „Das hat mir ordentlich gefallen von Heinrich — er ist doch ein Hauptkerl! Es sei ihm drum manches verziehen, was er mir an den Kopf geworfen hat, der Grobian!"

Leykuhlen lachte nicht mit. Er war heute nicht wie sonst, seine Frische war nicht da. Joseph glaubte auf dem glatten braunroten Landmannsgesicht Furchen zu sehen, die ein Kummer gepflügt hatte.

„Was ist das heute mit dir, Bärtes?" fragte er herzlich und sah dem großen Manne, der vor dem Kanapee stand, in dessen ausgesessene weiche Ecke er sich gleich hineingedrückt hatte, von unten her in die Augen. „Hast du Ärger gehabt? Du bist auch traurig; das paßt gar nicht zu dir!"

„Er macht sich zu viel Jedanken", sagte die Frau, die aus dem Schrein die buntblumigen Kaffeetassen hervorholte und sie auf den mit weißer Serviette gedeckten Tisch stellte. Auch sie sah von unten her ihren Mann an; es war eine demütige Besorgnis in ihrem Blick. „Ach, sagen Sie et ihm doch, Herr Schmölder, dat er recht dran jetan hat, die Kirch zu bauen, und dat er doch nit davor kann, dat wir nu die Krankheit im Dorf haben!"

Wie, sollte der Typhus auch schon hier sein?! Joseph machte ein betroffenes Gesicht. Aber ehe er etwas fragen konnte, sagte Leykuhlen schon: „Wir haben bereits zwei Fäll im Dorf. Vorjestern der Peter Jans, unten in der Lämmerjaß', jestern der Mechernich am grünen Klee. Torfarbeiter, arme Leute mit viel Kindern — un wer kömmt nu an die Reih?" Mit einem tiefen Seufzer setzte er sich schwer auf einen Stuhl an den Tisch und stützte den Kopf in die Hand.

Frau Mariechen trat dicht neben ihn, sie legte den Arm um seinen Nacken. „Bärtes, wat machste dir für Jedanken — o, ich kenne sie all!" Sie klopfte ihm gegen die heiße Stirn. „Du denkst, wenn die Leut sterben, die Männer von den Frauen weg, die Ernährer von den Kindern, dann bist du dran schuld, weil wir noch kein Wasserleitung haben im Dorf, weil die Leut noch immer aus ihren Pützen trinken. Ach, dat is ja all dumm Zeug!" Sie versuchte zu lächeln; es gelang ihr auch, ihre Stimme klang heiter: „Bärtes, du hast zu schwer Blut! Herr Schmölder —" sie wandte den Blick ihrer klaren Augen jetzt Joseph zu — „ich kenn meine Mann jetzt jar nit mehr, er is doch sonst auf'm Platz, zu juter wie zu boser Zeit. Und er hat doch auch sonst immer jewußt, dat über uns einer is, der alles so macht, wie et jut is. Laß sie doch reden, Bärtes, laß se doch schimpfen und jetzt schreien: en Wasserleitung hätt' jebaut werden müssen! Laß se doch, Bärtes, ich, dein Frau, ich sag dir, du konntst nit anders, un recht haste jetan, janz recht!" Sie reckte ihre Gestalt mit dem sonst immer ein wenig geneigten Kopf zu ihrer ganzen schlanken Höhe auf. „Recht haste, Bärtes!"

War das eine Energische! Joseph hätte das gar nicht von der Zurückhaltenden erwartet, die sonst immer wenig Worte machte. Jetzt floß es ihr ja nur so vom Mund — und aus dem Herzen; das war die Hauptsache. Eine prächtige Frau, auch eine schöne Frau! Das war ihm vordem nie aufgefallen. Aber auf diesem Gesicht mit den einfachen Linien lag jetzt so viel Hingabe, so viel felsenfestes Vertrauen, daß es schön wurde und auch jung, ohne doch mehr jung zu sein. Und ihre Stimme klang frisch wie ein quellender Born.

Als Frau Mariechen jetzt ihre Wange auf die Stirn ihres Mannes legte, schien sie des Fremden Anwesenheit völlig vergessen zu haben. „Bärtes," flüsterte sie in ihn hinein, „Bärtes, sei doch nit eso bang!" Und dann wurde ihre Stimme ermutigend, das Anfeuernde lag noch mehr im Ton als in den Worten, sie faßte ihn bei beiden Schultern und sah ihm tief in die Augen. „Mann, Mann, wer ein rein Jewissen hat, der braucht doch keine Mensch zu scheuen — und du hast en rein Jewissen, Bärtes, so wahr Jott lebt!"

„Deine Frau hat ganz recht, Bärtes", sagte Joseph und nickte dem Freunde zu. Er wollte auch Frau Mariechen zunicken, aber sie hatte sich losgemacht und war rasch hinausgeeilt, errötend wie ein Mädchen, dessen Liebesgeständnis ein Unbefugter belauscht hat. „Du hast eine famose Frau, Bärtes!"

„Dat weiß ich, dat weiß ich!" Der Bürgermeister lächelte, aber es war nur ein flüchtiger Glanz, der über seine Züge huschte. „Sie glaubt an mich. Sie weiß ja auch, wie ich's jemeint hab — wenn ich nur andere davon auch überzeugen könnt! Aber ich mein' jetzt fast, ich hab doch nit dat Richtige jetan. Jott, Jott" — er verstärkte plötzlich seinen Ton, stützte beide Arme auf den Tisch und den schweren Kopf zwischen sie — „wenn ich dächt', dat durch en Wasserleitung die Typhusjefahr abjewendt wär, ich könnt mir die Haar aus'm Kopf reißen, dat se noch nit jebaut is!" Er faßte sich mit beiden Händen in die Haare und riß daran. „Ich Esel, ich Schafskopp, ich Doof Uhl!" Er stöhnte auf und schloß die Augen wie in einem Schwindel. Es war heiß und still in der Stube, man hörte das Fliegengesumm. „Joseph" — etwas ruhiger geworden, hob der Bürgermeister jetzt wieder von neuem an — „siehste, Joseph, mer meint et so jut un macht et doch immer alles verkehrt, un dat macht eso traurig. Is et dir auch als eso jejangen?" Fast hilflos sah er den anderen an, auf seiner Stirn perlte der Schweiß.

„Und ob!“ Joseph Schmölders Mund verzog sich zu einem leicht ironischen und doch auch bitter traurigen Lächeln. „Ob's mir so ergangen ist?!“ Er sagte mehrmals rasch hintereinander: „Immer. Öfter als dir, Bärtes, das kann ich dir sagen. Du bist doch en anderer Kerl. Dich möchte ich beneiden, jetzt doppelt, weil ich weiß, was du an deinem Mariechen hast. Ich habe niemand!“ Er seufzte. Aber rasch die Bewegung abschüttelnd, die ihn erfaßt hatte, lachte er auf. „Wir leben nun einmal, alter Junge, leben, um alles verkehrt zu machen. Das ist nicht anders. Wie's uns geht, geht's noch vielen, ich könnte dir Beispiele erzählen — o! Aber ich denke, wenn wir wenigstens das Gute anstreben, das, was wir als das Gute erkannt zu haben glauben, das ist doch schon immer etwas.“

„Das ist nicht genug“, sagte der Bürgermeister langsam und stand schwerfällig auf. „Ich will dir wat sagen, Joseph, et gibt en Lied in der Kirch — du kennst et jewiß nit mehr — dat lernt man schon in der Schul:

‚Unser Wissen und Verstand
Ist mit Finsternis umhüllet,
Wo nicht Deines Geistes Hand
Uns mit hellem Licht erfüllet.‘

Dat is gewißlich wahr, Joseph, dat is die einzige Erkenntnis, Joseph, die wir haben!“

* * *

Überall rührte sich der alte Feind. Die Fälle im Lager und die Fälle zu Heckenbroich waren der Anfang, andere folgten nach in den Dörfern, die wie Oasen, grünen Tellern gleich, im roten Heidemeer schwimmen, da und dort. Noch war es keine Epidemie, wie sie zu früheren Zeiten aufgetreten war, aber doch ging ein Grausen durch alle Gemüter.

Der Kreisphysikus erstattete Bericht nach Aachen; der Landrat runzelte die Stirn.

Bei der schönen Helene im „Weißen Schwan“ kamen die Herren zusammen; sie waren ganz ein und derselben Meinung, und auf Leykuhlen wurde viel geschimpft. Dieser dickschädelige Bauernbürgermeister! Es war kaum zu glauben, daß ein sonst doch ganz intelligenter Mann sich so gegen alle Neuerungen verschloß. Und der Kreisphysikus kannte die Bauern: natürlich soffen sie aus den geschlossenen Brunnen; am grünen Klee, wo das Wasser am schlechtesten war, war ja auch der erste Fall gewesen. Diese unvernünftigen Leute konnten es ja nicht lassen, sie glaubten es eben nicht, nachts wurde geschöpft, weil es am Tage verboten war, und der Bürgermeister drückte nicht nur ein Auge, nein, alle beide zu. Unerhört!

Es war an einem heißen Vormittag, als Kreisphysikus und Landrat beim Frühschoppen im „Schwan“ saßen und durchs geöffnete Fenster drüben auf der anderen Gassenseite den Bürgermeister von Heckenbroich vorübergehen sahen. Er ging langsam mit gesenktem Kopf und suchte den Schatten; sein Gesicht war hochrot, das Taschentuch, mit dem er den Schweiß wischte, hielt er in der Hand.

Helene mit ihren Luchsaugen war die erste gewesen, die ihn erspäht hatte. Sie hatte ihm „Pst!“ zugerufen und mit dem Finger gewinkt. Er mußte das wohl bemerkt haben, aber er tat, als hätte er nicht Auge noch Ohr. Erst als der Landrat ans Fenster trat, und der Kreisphysikus diesem über die Schulter weggrief: „Heda, Leykuhlen! Guten Morgen! Hören Sie denn nicht?“ blickte er zum „Schwan“ hinüber.

Die Herren winkten, nun konnte er nicht anders. Unwillkürlich hob er den Kopf — nein, das sollten sie nicht denken, daß er ihnen auswiche! Mit ein paar großen Schritten war er über die Gasse; nun stand er unter dem Fenster. „Tag zusammen!“

„Kommen Sie denn nicht herein?“

„Ich bin es nit gewohnt, hier 'ne Frühschoppe zu trinken!“ Aber wenn die Herren ihm etwas zu sagen hätten, käme er schon hinein. Er trat ein und setzte sich zu ihnen an den Tisch.

Der schönen Wirtin Augen funkelten; sie machte sich am Büfett zu schaffen und räumte, was sie sonst nie tat, zwischen den Gläsern auf. Das wollte sie doch auch gern mal hören, wie die den Bürgermeister zwischennahmen. Das gönnte sie ihm. Es regte sich etwas wie instinktiver Haß in ihr gegen diesen Mann, der ihr abgeneigt war; daß er das war, das fühlte sie seit langem schon. Was hatte sie ihm denn getan? Er war doch ein stattlicher, ansehnlicher Mann — warum war er denn so eklig gegen sie? Eine starke Röte stieg ihr in die weiße Stirn: der, der hätte am liebsten alle abgehalten, hier herunter zu kommen! Der, der war wohl gar am Ende daran schuld, daß der arme Junge, der Abeking, geschaßt worden war? Ob der sie und Abeking auf dem Gaul hatte reiten sehen in der Mondscheinnacht?! Mit unsicheren Blicken lauerte sie zu ihm hinüber.

Leykuhlen saß das Gesicht ihr zugekehrt, aber er achtete ihrer gar nicht. Das war sie nicht gewohnt, das boste sie gewaltig. Möchten sie ihm nur ordentlich die Hölle heißmachen! Sie hob sich unwillkürlich auf den Zehenspitzen und reckte den Hals vor, ihre Zungenspitze züngelte im Lächeln zwischen den Zähnen vor; aha, jetzt kriegte er's aber mal!

Der Landrat hatte gesprochen: „Wie steht's bei Ihnen oben, Bürgermeister? Noch sind mir keine neuen Fälle bekannt, aber mit dem einen Ihrer Erkrankten soll's ja sehr schlecht stehen. Ist dem so?“

„In der Tat!“ Leykuhlen hatte den Rücken von der Stuhllehne gehoben und saß nun da ohne Lehne, kerzengerade. Ah so, ein Verhör! „In der Tat, Herr Landrat, dem Mechernich wird et wohl an den Kragen jehen.“ Er tat gleichgültig, aber die Stimme konnte seine innere Erschütterung nicht verhehlen.

„Das ist der Fall am grünen Klee, da, wo die Brunnen besonders schlecht sind, Herr Landrat“, erklärte der Kreisphysikus.

„O, ich weiß, ich weiß, ich bin ganz genau orientiert!“ Der Landrat zog die Brauen hoch. „Es ist sehr bedauerlich. Das brauchte nicht zu sein. Die Familie brauchte nicht ihres Ernährers beraubt zu werden!“ Er wechselte einen raschen Blick mit dem Kreisphysikus und neigte sich dann mit einer impulsiven Bewegung zu Leykuhlen hinüber. „Bürgermeister, Bürgermeister, warum habt Ihr nicht längst eine Wasserleitung gebaut?! Nun heißt es wieder: Venn, Venn, Sumpf — aber das schlimmere, viel schlimmere Übel ist Eure Verbohrtheit! Ohne gesundes Wasser keine gesunde Bevölkerung. Und Licht, Luft in die Häuser, die Hecken nieder, die Fenster auf und Wasserleitung in jedes Haus!“

„Und ein Krankenhaus an den Ort“, ergänzte der Physikus. „Wie oft ist unser Spital hier überfüllt, so überfüllt, daß wir abweisen müssen!“

„Und . . .“, der Landrat wollte noch etwas sagen, um wiederum den Kreisphysikus zu ergänzen, aber der Bürgermeister schnitt ihm gegen alle Regeln der Höflichkeit die Rede ab.

„Ich denk', wenn wir en Wasserleitung hätten, wären wir all so gesund, daß wir kein Krankenhaus mehr gebrauchten“, sagte er ohne allen Hohn, aber mit Nachdruck. Und dann stand er auf. „Nu weiß ich ja Bescheid, nu kann ich wohl jehen, meine Herren!“ Er reckte sich in seiner ganzen Größe, dann ließ er seine blauen, jetzt so feurigen Augen rasch nach dem Büfett hinblitzen — wer hatte da gekichert?!

Die schöne Helene wurde dunkelrot, ein Blick der Verachtung hatte sie getroffen, einer so sprechenden, einer so deutlichen Verachtung, daß ihre Knie an zu wanken fingen. Sie stahl sich zum Türchen hinaus. Draußen im kleinen dunkeln Gange, der zu ihrem Privatgemach führte, stand sie, zitternd vor Wut und doch die Fäuste gegen den Mund gepreßt, um nicht laut herauszuweinen. Sie schämte sich auf einmal so — warum? Sie wußte es selber nicht. Unklare Empfindungen stürmten auf sie ein.

Die drei Männer am Stammtisch waren aufgestanden. Es war eine gewisse Kühle in dem Händedruck, mit dem die beiden Herren Leykuhlen verabschiedeten. Er fühlte die Kälte —

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

Aus der Jugendzeit.

Gemälde von Max Westfeld.

mochten sie! Den Nacken hielt er steif. Nun noch das Letzte gesagt! Und er sagte es mit einem tiefgeschöpften Atemzug, ohne mit der Wimper zu zucken: „Nu will ich Ihnen auch noch wat sagen, Herr Landrat, und Ihnen, Herr Kreisphysikus! Ich bin heruntergekommen, weil, weil — ich hab dem Doktor Bescheid jejeben — mich wundert, dat Sie et noch nit wissen — seit heut morgen is ein Knabe vom Weber Huesgen erkrankt — auch am grünen Klee. Et wird wohl auch Typhus sein. Morgen zusammen!"

Er ging, ohne sich noch einmal umzusehen, und sie riefen ihn auch nicht noch einmal zurück. Sie standen ein paar Augenblicke da und sahen sich stumm an, und dann setzten sie sich stumm wieder zu ihrem Wein nieder. Aber er schmeckte nicht mehr.

Bleiern lastete draußen der Himmel über der Gasse. Unter dem bleiernen Himmel schritt Leykuhlen hin. Solange er noch in der Stadt war, behielt er seine aufrechte Haltung bei; aber nun, da die hochgegiebelten Schieferdächer hinter der Felsnase des Burgfelsens untergetaucht waren, veränderte sich seine Haltung. Er sank förmlich in sich zusammen. An der steinernen Brüstung der Straße, hinter der große, rundgewaschene Felstrümmer das Flußbett füllen, stand er still. Ein Zittern war in seine starken Knie gekommen, er lehnte sich gegen das Steinmäuerchen. Ja, sie hatten ihn doch nicht klein gesehen! Aber kein Triumph war in seinem Innern, hier war er allein, und hier war er, ach, so klein! Einen schweren Blick ließ er rundum gleiten. Da war die liebliche Au, und über die Tannen der Höh guckte die Leyen, aber heute atmete er hier nicht auf wie so oft sonst, wenn er der Stadt entronnen war. Heute dünkte ihn der Sommertag unerträglich. O diese Hitze! Hier gaben die Talwände noch einigen Schatten, dort am Wasser war das Grün sogar noch grün, aber oben bei ihm waren die Matten längst gelb, die Wiesen verdorrt bis in die Wurzeln. Wie sollte das noch werden?! Dieses Jahr gab es keine Weide mehr, und wenn man jetzt schon vom eingebrachten Heu zehrte, womit sollte man das Vieh den endlosen Winter durchfüttern? Und wenn die Regierung auch aushalf wie schon in andern futterarmen Jahren, viel Vieh würde doch verkauft werden müssen, losgeschlagen werden um jeden Preis. Ganz zu helfen stand nicht in Menschenmacht — nur der, der da droben!

Die Sonne hatte sich für wenige Augenblicke hinter bleierne Wolken verzogen — ha, da war sie schon wieder! In geradezu quälender Helle strahlte sie nieder. Es schwamm Leykuhlen vor Augen, mit einem Seufzer drückte er die Lider zu — und wie sollte es mit der Krankheit werden? In dieser bleiernen Luft wurde es damit nicht besser. Nun war der Knabe erkrankt, der Dores — war es auch Typhus? Noch wußte man es nicht bestimmt, der Doktor sollte es erst feststellen, aber die völlige Bewußtlosigkeit, in der das Kind lag, ließ wohl kaum eine andere Deutung zu. Der blöde Knabe kroch überall herum, wer weiß, was er sich in den Mund gestopft hatte?! Mariechen war gleich zu den Huesgens gegangen, als das Kathrinchen die Erkrankung melden gekommen war, er war zum Doktor gelaufen — ah, es war doch eine Wohltat, sich wenigstens in etwas zu betätigen! Zu viel, allzuviel hatte er schon versäumt — konnte er es je wieder einbringen?!

Die Hände vor sich gefaltet, die Augen groß und starr geradeaus gerichtet, schritt der Bürgermeister bergan. Ein Kummer war in seiner Seele und ein Verzagen.

Die Sonne glostete ob seinem Haupte, wie ein tiefgefärbtes blaues Tuch spannte sich der Himmel, kein Regen in Sicht über Heckenbroich, ausgedorrt alles Land, so weit das sehnende Auge reichte. Müdes Schweigen zwischen Himmel und Erde. Da plötzlich ein Läuten — horch, das „Angelus"!

Der Wanderer hielt plötzlich an. Sieh, da war ja schon der Turm von Heckenbroich! Und sieh, plötzlich war sie voll da, sie, die Kirche, die man oben noch nicht hatte sehen können vorm letzten Anstieg! Zwischen den hohen Tannen ragte sie auf, schöner noch, viel höher als diese. Vom Dorfe war noch nichts zu sehen, das lag versunken hinter den Hecken, aber hier, im Ausschnitt der Tannen, die wie lebende Pfeiler das schöne Bild einrahmten, stand die Kirche von Heckenbroich, klar und deutlich auf dem Goldgrund der ewigen Sonne und grüßte weit übers Hochland.

Mit einem tiefen Aufatmen nahm der vom raschen Aufstieg Keuchende den Hut ab. Er neigte den Kopf; ein Aufleuchten ging über sein bekümmertes Gesicht: da war sie ja, die neue Kirche von Heckenbroich, der Eifler Dom! — —

(Fortsetzung folgt.)

Über den Schwindel.

Von Professor Wilibald Nagel.

Wenn ich von einem hohen Turm in die Tiefe blicke, befällt mich Schwindel; wenn ich, des Tanzens ungewohnt, doch einmal einen Walzer wage, folgt gleich heftiger Schwindel als Strafe nach. Zwei so verschiedene, scheinbar nicht zu vergleichende Vorgänge und doch der gleiche Effekt oder, richtiger gesagt, Wirkungen, die man mit dem gleichen Namen zu nennen pflegt. Prüfen wir freilich die Empfindungen näher, so finden wir sie in den beiden Fällen doch recht verschieden. Am klarsten liegt die Sache im zweiten der genannten Fälle, bei dem sogenannten Drehschwindel. Hat man sich genügend lange im Kreise gedreht und hält nun plötzlich still, so tritt eine eigenartige Sinnestäuschung auf: man hat das Gefühl, daß sich entweder der Körper noch weiter drehe, oder daß sich die Umgebung um den Körper drehe; die Wände und die umstehenden Personen scheinen gleichsam an uns vorbeizufliegen. Das ist das Subjektive am Schwindel, das Schwindelgefühl. Aber es gibt auch objektive Merkmale des Schwindels, d. h. auch andere Personen können es wahrnehmen, wenn es jemand schwindelt; er taumelt, dreht sich auch meistens noch einige Zeit unwillkürlich und unbewußt in der gleichen Richtung weiter, in der er sich vorher absichtlich drehte. Aber die Bewegungen sind unsicher, schwankend, nicht selten fällt der schwindlig Gewordene gegen eine Wand oder zu Boden. Sieht man ihn genauer an, so bemerkt man ein seltsames, ruckweises Hin- und Herschwanken der Augen.

Ganz anders ist es mit der zuerst erwähnten Art des Schwindelgefühls, die wir Höhenschwindel nennen können. Von äußeren Merkmalen sieht man da häufig nur einen ängstlich unruhigen Gesichtsausdruck, schon seltener ein Taumeln oder das krampfhafte Bestreben, sich irgendwo festzuhalten. Wenn man jemand, der an solchem Höhenschwindel leidet — viele sind ja frei davon — fragt, was er in solchen Augenblicken empfindet, so kann er in der Regel nichts Bestimmteres angeben als ein Gefühl des Unbehagens oder der Angst, die ihn fast lähmen, seine Bewegungen hemmen kann.

Höhenschwindel und Drehschwindel sind also zwei ganz verschiedene Dinge; hier wirkliche Zwangsempfindungen, die Empfindung der Drehung des Körpers oder des umgebenden Raumes, dort das bloße Gefühl des Unbehagens und, halb unbewußt, die Vorstellung einer Gefahr, einer Unsicherheit. Mit diesen Vorstellungen hat es eine eigene Bewandtnis; sie sind großenteils aus der Erfahrung abgeleitet, daß man am steilen Abgrund, auf hohem Turm einer Gefahr ausgesetzt ist. Kleine Kinder und die meisten Tiere werden vom Höhenschwindel nicht erfaßt, ahnungslos setzen sie sich oft der Gefahr aus, ebenso der Erwachsene, dessen Bewußtsein durch Gehirnkrankheit

dauernd oder im Zustande des Somnambulismus vorübergehend aufgehoben oder doch alteriert ist. Bekanntlich soll man ja Nachtwandler, die auf gefährlichen Wegen gehen, nicht wecken, weil mit dem plötzlichen Erwachen zu klarem Bewußtsein auch der Schwindel kommt. Andererseits drängen sich bei vielen Menschen die beängstigenden Gefühle und Vorstellungen ins Bewußtsein, auch wenn eine tatsächliche Gefahr ganz ausgeschlossen ist, z. B. beim Aufenthalt auf einem hohen Leuchtturm, dessen Galerie durch ein Schutzgitter so fest umschlossen ist, daß es unmöglich ist, hinunterzufallen, selbst wenn man taumelt und umsinkt.

Schweres Unrecht würde man den zu Schwindel neigenden Personen tun, wenn man annehmen wollte, sie gingen deshalb ungern an steile Abhänge und auf schroffen Graten im Hochgebirge, weil sie sich vor der Gefahr des Herunterfallens fürchteten. Das bestreiten die meisten, wie ich glaube, mit Recht; was sie fürchten, ist das unüberwindliche Angstgefühl, das Unbehagen, das ihnen jeden Genuß an der vielleicht zu erreichenden freien Aussicht nimmt. Bei nervenschwachen Personen kann sich das beklemmende Gefühl dadurch noch steigern, daß der unwillkürliche Drang sich einstellt, in die Tiefe hinabzuspringen. Dieser seltsam sinnlose Drang ist gar nicht selten, und ich glaube, daß so mancher Tourist, der, „vom Schwindel erfaßt", abgestürzt ist, nicht taumelnd fiel, sondern, dem unheimlichen Drange folgend, aktiv hinabsprang. Es wird öfters von solchen Fällen berichtet. Auch mancher unerklärte Selbstmord mag auf ähnlichen Dingen beruhen, das rauschende Wasser unter der Brücke, die schwindelnde Tiefe hinter der Fensterbrüstung zieht den Menschen mit zerrüttetem Nervensystem hinab, obgleich er bewußt den Tod nicht sucht.

Wie eigentlich der Höhenschwindel entsteht, weiß man nicht sicher. Wir betrachten daher lieber noch die anderen Arten des Schwindels etwas näher, über deren Entstehung man interessante Feststellungen hat machen können.

Den **Drehschwindel** kann man bei vielen Tieren leicht erzeugen, wenn man sie auf einer karussellartigen Vorrichtung einige Zeit dreht. Ganz wie der Mensch drehen sie sich dann nach dem Aufhören der passiven Drehung noch eine Weile aktiv weiter und zeigen auch die beschriebenen zuckenden Augenbewegungen. Sehr interessant ist es, daß diese Wirkungen ausbleiben, wenn ein in den Schädelknochen eingelagertes Organ zerstört ist, das mit dem Gehörorgan, dem sogenannten „inneren Ohr", eng zusammenhängt und den Namen Labyrinth führt, weil es aus einem sonderbar komplizierten System von gebogenen Gängen und kleinen Kammern besteht, die mit Lymphe gefüllt sind. Es gibt auch Menschen, die beim Drehen auf einer Drehscheibe keinen Drehschwindel bekommen, und das höchst Bemerkenswerte ist nun, daß das nur bei Taubstummen vorkommt, übrigens nicht bei allen. Bei in früher Jugend taub gewordenen Personen kann nämlich entweder nur das eigentliche innere Ohr durch Krankheitsprozesse zerstört sein oder außer diesem auch das erwähnte Labyrinth. Patienten der letzteren Art sind es, die als eine kleine Entschädigung für ihr Leiden wenigstens nicht unter Schwindel leiden. Freilich steht dem wieder ein anderer Nachteil gegenüber, indem diese Art von Taubstummen an einer auffallenden körperlichen Unbeholfenheit zu leiden pflegt.

Um diesen auf den ersten Blick überraschenden Zusammenhang zu verstehen, müssen wir uns etwas näher mit der Wirkungsweise des geheimnisvollen Organs im Schädel bekannt machen, das wir als Labyrinth bezeichnet hatten. Man hat dieses Gebilde wohl als Organ eines „sechsten Sinnes", des Gleichgewichtssinnes, bezeichnet. Sonderlich glücklich ist diese Benennung nicht, da die Gleichgewichtsregulierung des Körpers nur einen kleinen Teil der Funktionen des Labyrinths darstellt. Die feinen bogenförmigen Röhrchen im Labyrinth enthalten, wie gesagt, flüssige Lymphe und ihre Wand zarte Nervenendigungen. Wird der Kopf allein oder mit dem übrigen Körper zusammen rasch gedreht, so trachtet nach dem bekannten physikalischen Gesetz der Trägheit oder des Beharrungsvermögens die in den Röhren befindliche Flüssigkeit zurückzubleiben, sie macht die Drehung zunächst nicht mit. Das ist also so, als ob in den Röhren eine Flüssigkeitsströmung eintritt, die der Drehung des Kopfes entgegengesetzt gerichtet ist. Diese Strömung wirkt als Reiz auf die Labyrinthnerven und erzeugt in uns die Empfindung einer Drehung. Dauert die Drehung des Kopfes und Körpers längere Zeit an, so hört die Strömung im Labyrinth und damit auch die Empfindung der Drehung auf. Wird ein Mensch auf einer Drehscheibe ziemlich rasch um eine senkrechte Achse gedreht (bei geschlossenen Augen), so empfindet er die Drehung nur im Anfange, dagegen nicht mehr, sobald die Rotation gleichmäßig schnell andauert.

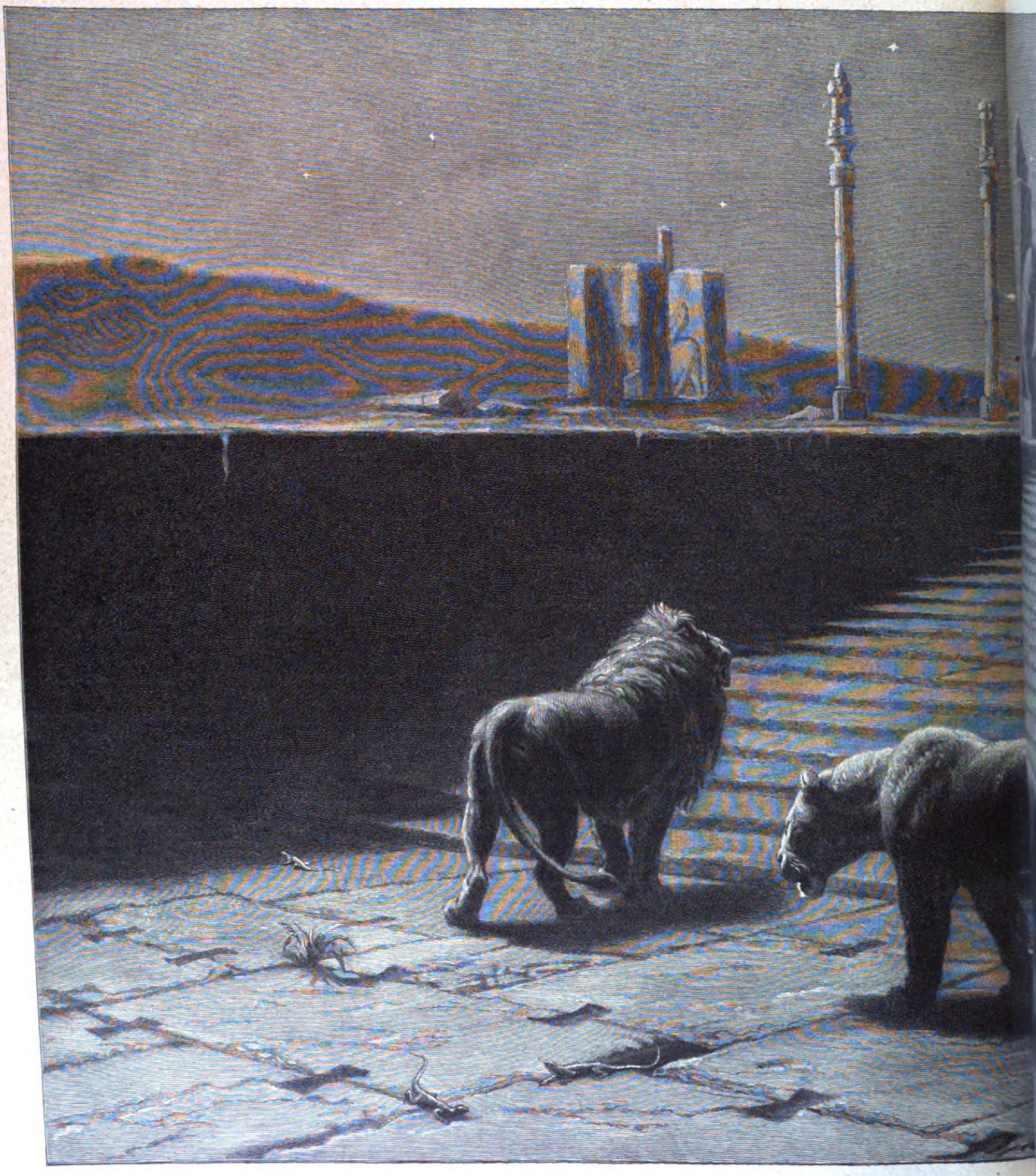
Hält dann die Drehung plötzlich an, so tritt das Umgekehrte ein wie im Anfange. Die Flüssigkeit in den Labyrinthröhrchen sucht wiederum durch das Beharrungsvermögen noch weiter sich in der gleichen Richtung zu bewegen, und dieses Andrängen der Lymphe auf die Nerven bewirkt in uns die Empfindung der Umkehr der Drehrichtung. Wurden wir vorher links herumgedreht, so haben wir als „Nachempfindung" nach dem Drehen den Eindruck, rechts herumgedreht zu werden.

Hiermit erklärt sich schon vieles an den Schwindelerscheinungen. Wenn, wie wir sahen, der ungewohnte Tänzer nach dem Aufhören des Rundtanzes unwillkürlich sich noch weiter in der bisherigen Drehrichtung dreht, so ist das die instinktive Reaktion auf die Sinnestäuschung, auf die scheinbare Umkehrung des Drehens; hat er vorher rechtsherum getanzt, so fühlt er sich nach dem Anhalten linksherum gedreht; dieser nichtgewollten scheinbaren Drehung arbeitet sein Körper entgegen, und der Effekt ist eine tatsächliche Rechtsdrehung.

Aus solchen Erfahrungen heraus erscheint wohl der Schluß gerechtfertigt, daß wir im Labyrinth ein Sinnesorgan zur Empfindung der Drehung haben wie im Aug und Ohr Organe zur Empfindung von Licht und Schall. Aber Tierexperimente und Beobachtungen an kranken Menschen haben gezeigt, daß im Labyrinth noch mancherlei andere wichtige Erscheinungen wurzeln, vor allen Dingen eine präzise Regulierung der gesamten Körpermuskulatur. Wird das Labyrinth durch Krankheit oder Operation geschädigt oder gar ganz zerstört, so tritt eine Schwäche aller Muskeln im Körper auf, und vor allem hört das bewundernswert fein abgestufte Zusammenarbeiten der Muskeln auf. Eine solche Schädigung des Labyrinths sehen wir auch nach seiner Überreizung durch lange, schnelle Drehung: darum das schlaffe Zusammensinken der schwindlig gemachten Menschen und Tiere. Den engsten Konnex mit dem Labyrinth haben die Bewegungsorgane im Körper, an deren Schnelligkeit und präzises Arbeiten die höchsten Anforderungen gestellt werden: die Augenmuskeln und die Kehlkopfmuskeln. So erklärt es sich, daß wir schon bei mäßigem Schwindel die Herrschaft über die Augenbewegungen verlieren — die Gegenstände um uns scheinen zu verschwimmen und sich zu bewegen — und daß wir auch den Kehlkopf nicht mehr in der Gewalt behalten und der im Schwindel Taumelnde oft nur unartikulierte Laute hervorzubringen vermag.

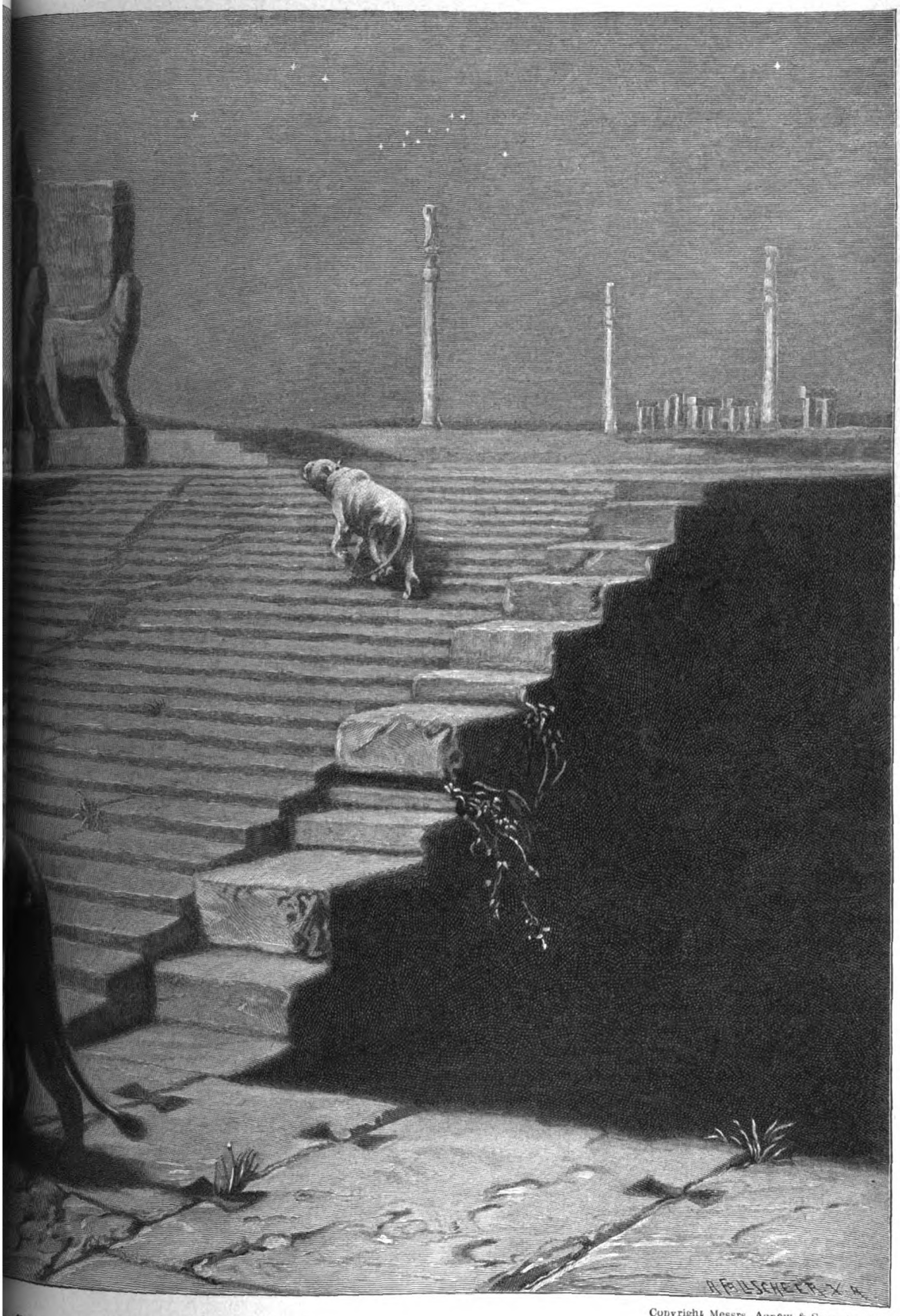
Der nahe Zusammenhang zwischen Augen und Labyrinth läßt auch begreifen, wie rein aus Gesichtseindrücken Schwindelgefühl entstehen kann. Hierfür gibt es eine Menge Beispiele. Wer auf ein Brückengeländer gelehnt in einen langsam strömenden Fluß blickt, wird sehr leicht nach einiger Zeit schwindlig. Das Tragen ungeeigneter Brillengläser, die plötzlich eintretende Lähmung eines der sogenannten schiefen Augenmuskeln sind nicht selten Ursachen für heftiges Schwindelgefühl. Gelegentlich bekommt man wohl einmal Blätter mit verunglücktem Buchdruck zu sehen, auf denen aus Versehen der gleiche Text zweimal gedruckt ist, mit geringer Verschiebung, so daß ein verschwommenes Aussehen herauskommt, bei dessen Betrachtung manche Leute ein deutlich schwindelähnliches Gefühl angeben.

Einer der interessantesten Fälle von rein optischem Schwindel ist der folgende: ich betrachte einen an der Wand oder Tür hängenden Spiegel und sehe in ihm etwa ein Fenster oder einen sonstigen Teil des Zimmers gespiegelt. Wenn nun ein



Mondnacht in den

Gemälde von



Copyright Messrs. Agnew & Sons, London.

n Babylon.

Luftzug den Spiegel, ohne daß ich es zunächst bemerke, in leise Bewegung versetzt, so machen für meine Augen die im Spiegel gesehenen Gegenstände alle eine Scheinbewegung. Dieser unerwartete Eindruck des Schwankens der als stabil bekannten Gegenstände wirkt, wenn er überraschend in unser Bewußtsein tritt, zwangsmäßig so, daß wir glauben, wir selbst schwanken, oder der Boden unter unsern Füßen schwankt.

Diesem rein von den Augen her ausgelösten „Gesichtsschwindel" steht als anderes Extrem der reine „Labyrinthschwindel" gegenüber, als dessen typisches Beispiel wir schon den Drehschwindel nach dem Rundtanz kennen gelernt haben. Hierher gehört auch das Schwindelgefühl, das beim Durchleiten eines elektrischen Stromes durch den Kopf entsteht. In solchen Fällen erzeugt die Reizung des Labyrinths durch die vorausgegangene schnelle Drehung oder durch die elektrische Durchströmung in uns die Empfindung einer Bewegung des Körpers, während uns alle übrigen Sinnesorgane, vor allem das Gefühl in der Haut, den Muskeln und Gelenken, nur sagen, daß der Körper in Ruhe ist. Umgekehrt täuscht bei der oben beschriebenen Beobachtung mit dem Spiegel das Auge Bewegung des Körpers vor, während alle andern Sinneswerkzeuge einschließlich des für die Bewegungsempfindungen so wichtigen Labyrinths „Ruhe" anzeigen.

Hiermit haben wir auch die allgemeinste Erklärung dafür gefunden, was der Schwindel überhaupt ist, und worauf er beruht: Schwindelgefühl tritt ein, wenn das Labyrinth oder die Augen einerseits und die übrigen Sinnesnerven des Körpers andererseits entgegengesetzte Empfindungen von dem Bewegungs- oder Ruhezustande des Körpers vermitteln. Besonders häufig ist die Ursache ein Widerspruch zwischen dem Eindruck des Gesichtssinnes und dem des Gleichgewichtssinnes im Labyrinth.

Gewiß sind manchem Leser noch andere Entstehungsarten des Schwindelgefühls bekannt als die hier besprochenen. Im Grunde laufen aber auch diese Schwindelformen auf das gleiche hinaus, und zwar deuten sie meistens darauf hin, daß mit dem Labyrinth etwas nicht in Ordnung ist. Daß dies bei heftigen Ohrenkatarrhen häufig vorkommt, erklärt sich bei dem engen Zusammenhange zwischen Labyrinth und Ohr von selbst. Es gibt eine zum Glück seltene Krankheit, bei der Blutergüsse im Labyrinth auftreten und die erkrankten Personen an so heftigem Schwindel leiden, daß es zu krankhaften Drehbewegungen des Körpers kommt, sobald der Patient zu stehen versucht. Leichte Formen des Schwindels kennt man z. B. unter dem Namen des Magenschwindels, der auftreten kann, wenn man sich einen heftigen Magenkatarrh zugezogen hat. Hierbei sind es wahrscheinlich giftige Stoffe, die sich in dem kranken Magen gebildet haben und ins Blut gelangt sind und nun das Labyrinth reizen. Man kennt auch eine ganze Menge Gifte, die Schwindel verursachen.

Wozu haben wir nun eigentlich dieses im Schädelknochen versteckte Sinnesorgan, das Labyrinth? Doch sicherlich nicht nur, damit wir gelegentlich Schwindel empfinden können? Solche Fragen liegen um so näher, als man tatsächlich weiß, daß bei den Taubstummen mit völlig zerstörtem Labyrinth die Störungen außer den durch die Taubheit bedingten nicht sehr erheblich sind. Man muß aber bedenken, daß hier wie in so vielen Fällen eine Erscheinung Platz greift, die man als das Vikariieren der Sinneswerkzeuge bezeichnet. Wenn auch jedem Organ des Körpers seine bestimmte eigene Aufgabe zukommt, so greifen die Arbeitsgebiete der einzelnen Organe doch vielfach ineinander, und die Zahl der Organe, die auf längere oder kürzere Zeit entbehrt werden können, ohne daß das Leben gefährdet wird, ist gar nicht so klein. So ist ja auch das Labyrinth keineswegs die einzige Quelle der Bewegungsempfindungen, im Gegenteil möchte es der Unbefangene eher für überflüssig halten, weil die Augen und das Gefühl der Haut und Muskeln anscheinend doch ausreichen. Das ist ganz richtig, aber wir müssen berücksichtigen, daß die Augen im Dunkeln versagen, und daß der sogenannte Muskelsinn und die Hautempfindungen zwar für die Bedürfnisse unter günstigsten und bequemsten Umständen ausreichen, nicht aber fü Regulierung bei komplizierteren Bewegungen. Darum auch, wie gesagt, die Taubstummen ohne Labyrinth merklich unbehilflich.

Gerade die Erfahrungen an solchen Leuten liefern üb ein außerordentlich interessantes Beispiel dafür, wie u hohe Wert eines Organs lange verborgen bleiben kann selten der Fall eintritt, daß man gerade dieses Organ ohne Hilfe anderer, braucht. Das Labyrinth ermöglic nämlich außer den Bewegungsempfindungen auch soge Lageempfindungen, d. h. das Gefühl davon, ob unse und unser ganzer Körper nach oben oder nach unten g ist. Ein besonderes Organ hierfür wird vielen höchst flüssig scheinen, da man ja sieht und fühlt und „üb weiß", wo „oben" und wo „unten" ist. Nun stelle m aber folgenden Fall vor: ein Mensch steigt ins Bad, die Augen und taucht völlig unter; damit ist erste Gesichtswahrnehmung ausgeschlossen, zweitens aber h durch, daß der Körper beim Eintauchen im Wasse Schwere verliert, der Druck der Fußsohlen auf den auf, kurzum, es fehlen die gewöhnlichen Hilfsmittel Erkennung von oben und unten. Trotzdem ist der Mensch, auch während er taucht, keinen Augenblick im über die Richtung der Schwerelinie, er weiß also au genau, in welcher Richtung er sich bewegen muß, um über Wasser zu kommen.

Von einigen intelligenten Taubstummen, die nicht sch gemacht werden konnten, also wohl an völliger Zerstöru Labyrinths leiden, weiß man nun aber, daß die Dinge be anders liegen. Beim Tauchen mit geschlossenen Auge es ja die meisten Menschen machen) verlieren sie die Orien völlig und sind in der für sie schrecklich beängstigenden nicht mehr zu wissen, wo oben und wo unten ist, wie also bewegen müssen, um wieder aus dem Wasser emporzuk sie kriechen eine für sie scheinbar lange Zeit auf dem des flachen Gewässers herum, ehe sie zufällig wieder m Kopf über Wasser kommen.

Dieses Beispiel zeigt in aller Deutlichkeit den We Empfindung, von deren Besitz wir uns für gewöhnli Rechenschaft geben. Dazu stimmt sehr gut noch eine Erfahrung, die man an Patienten gemacht hat, die d genannten Muskelsinn verloren haben: bei geschlossenen wissen diese nicht, ob ihre Beine angezogen oder gestreck ob die Finger ihrer Hand gespreizt oder zusammengeball Das alles sind also Empfindungen von dem Zustand Körpers, von denen der größte Teil der Menschen nichts die wir vielmehr nur durch besondere Versuche, wie di geschilderten, uns erkennbar machen können. Zusamme den vom Labyrinth vermittelten Empfindungen ermöglic es dem Körper, im Gleichgewicht und in sich selbst sta bleiben. Man macht es sich für gewöhnlich gar nicht klar es für eine ungeheuer verwickelte Aufgabe für das N und Muskelsystem ist, den aus so zahlreichen gegeneinand weglichen und zum Teil weichen Bestandteilen zusammenge Körper zu einem so stabilen Ganzen zu vereinigen, daß es a kleinen Unterlage der Fußsohle im Gleichgewicht feststehen ohne zusammenzuknicken. Und nun gar noch die Leistung der bilisierung des Körpers während aktiver oder passiver Bewe beim Laufen, beim Sprung, beim Turnen! Kommt in feinen Mechanismus eine Störung, erleidet z. B. das Labyr in einer der oben beschriebenen Arten eine Schädigung, der ganze Körper in Gefahr. Das Gefühl des Schwin das den Menschen in solchen Augenblicken befällt, ist Schutzmittel: es warnt ihn, indem es ihm meldet, das Gl gewicht sei gefährdet. Instinktiv greift der vom Schwi Befallene nach einer Stütze. Das Schwindelgefühl schließt damit eng an das Schmerzgefühl an, das ja auch Hauptbedeutung und seinen biologischen Nutzen darin hat, es uns vor Gefährdung des Körpers durch irgend Schädigung warnt und zu instinktiven Abwehrmaßregeln an

Pfingsten in Berlin.

Von Dorothee Goebeler.

„Maien! Maien!"

Durch den tosenden Lärm der Weltstadt, durch den wilden Chor rasselnder Wagen, tutender Autos, klingelnder Bahnen, stampfender Maschinen klingt es wie ein Jubelruf!

„Maien! Maien!" Rauhe Stimmen rufen es über die Straße, in die Häuser und Höfe hinein, und überall, wo sie klingen, wird es plötzlich hell und licht. Die kleine Näherin in der finstern Hinterstube hält einen Augenblick mit der Arbeit inne, und ein sonniger Schimmer breitet sich über ihr blasses Gesicht; der alte Schreiber im Kontor horcht auf und legt die Feder beiseite; der Backfisch im Salon jubelt laut; die Hausfrau schmunzelt still vor sich hin und winkt Augusten, der Fee für alles, und drückt ihr stillschweigend ein paar Groschen in die Hand.

Wozu? Auguste weiß es!

„Maien, Maien!" Durch Berlins Straßen rollen die Bauernwagen mit Kalmus und grünen Zweigen, an allen Ecken und Enden tauchen sie auf, draußen im eleganten Westen, in des Ostens Arbeitervierteln, in den entlegensten Straßen des hohen Nordens. Und überall werden sie belagert, bestürmt. Und es kommt Auguste, die Fee für alles, mit dem weißen Häubchen und der zierlichen Schürze, und holt große Zweige für Loggia und Salon, und es kommt der biedere Handwerker und die schlichte Frau aus dem Volk — und es kommt der Laufbursche aus dem Bureau und das kleine Nähfräulein aus der Arbeitsstube, vor allem aber kommen die Kinder, und alle jubeln sie und schwatzen und lachen und beladen sich mit jungen Birkenzweigen. Und als wären diese grünen, schwanken Zweige tausend und aber tausend Zauberstäbe, die eine gütige Fee über die Stadt geschwungen, so verwandelt sich Berlin mit einem Schlage.

„Kauft Maien!"

Berlin, dieses graue, prosaische Berlin, es legt im Handumdrehen ein hochzeitlich Gewand an, es macht Pfingsttoilette, es prangt in frischem Grün wie eine Braut im Myrtenkranz, von allen Seiten flattern und wehen und duften die jungen Maien. Sie wandeln die dunkelste Stube in eine grüne Laube um, sie tragen einen Hauch von Frühling in den Fabriksaal, in die Kontore, sie schmücken die Loggia der Grunewaldvilla und den winzigen Balkon der sogenannten Gartenwohnung. Sie bauen duftige Pforten um den Eingang zum Grünkramkeller und hängen am Büfett der „Destille" in die rauchgeschwängerte Kneipenluft hinein. Da ist nicht einer, der sie nicht mitnimmt: der Fuhrmann schmückt mit ihnen Roß und Wagen, der Postillion steckt ein Zweiglein an den Hut, selbst die Elektrische und das Ungeheuer von Autobus haben sich ein Sträußchen vorgesteckt.

Und wie die Stadt, so haben sich die Menschen verändert, ein anderer Geist ist in sie gefahren, der Pfingstgeist, der Geist des Frühlings, und wenn die Kinder auf Kalmus „piepen", und die jungen Mädchen bei der Alten unterm Torweg Pfingstkarten für den Herzliebsten kaufen — sie sind fast alle voller blühender Bäume, Maiglöckchen und Veilchen — so strahlen auch die Gesichter der Alten, und selbst um die welken Lippen der Allerältesten schwebt ein stilles Lächeln.

Pfingsten ist für den Berliner wirklich das „liebliche Fest", das „Fest der Freude" — es bedeutet viel mehr als Ostern und Weihnachten.

Weihnachten kann auch sehr schön sein, das ist unbestreitbar, es wird auch von dem Berliner mit ganzem Herzen gefeiert, es bringt neben aller Freude und Herzlichkeit aber doch auch wieder manches mit sich, was nicht gerade zu den angenehmsten Sachen zählt. Es ist ein Fest, das Geld kostet; wer es nicht hat, wird seine Wonnen selten voll genießen.

Flotter Absatz.

Ostern steht auf der Scheide von Winter und Frühling, es ist ein Fest, von dem man in Berlin eigentlich nie recht weiß, was damit anfangen. Von den Vergnügungen des Winters hat man gerade genug bekommen, man sehnt sich hinaus in den knospenden Wald, zu jungen Saaten und blauen Wassern. Geht der Ostermorgen wirklich so strahlend auf, daß die Lerche emporsteigt und „hoch im Blau verborgen" ein freudig Auferstehungslied hinausschmettert — ja, dann ist Ostern für den Berliner schön, dann ersetzt es ihm beinahe Pfingsten. Leider aber haben wir solcher Ostermorgen nicht viel, leider erheben sie sich meist so kalt über den Dächern, daß der Lerche das Schmettern und

dem Berliner die Lust zur Landpartie vergeht. Mit Pfingsten ist das ganz etwas anderes. Pfingsten kann auch verregnen, aber das schadet nichts, deshalb zieht man doch hinaus nach dem Grunewald, zur Woltersdorfer Schleuse und in die Müggelberge — und kann man nicht in den Wäldern spielen, so tanzt man in den Sälen der Sommerwirtschaften oder sitzt in den offenen Gartenhallen und atmet die frische würzige Luft ein.

Heimwärts.

Etwas trübselig ist das zwar, aber — man findet sich darein und hilft sich, so gut man kann, man ist doch wenigstens „draußen" gewesen. Und „draußen gewesen sein" muß der rechte Berliner zu Pfingsten, oder das Fest ist ihm kein Fest mehr.

Und so träumt denn alt und jung schon Wochen vorher von der Pfingstpartie, und wenn die Alten die Kursbücher und Fahrpläne studieren, so denken die jungen Mädels vor allen Dingen an ihr weißes Kleid, denn was ein echtes Berliner Kind ist, das will zu Pfingsten sein weißes Kleid haben und natürlich einen weißen Hut dazu und auch noch sonst allerhand — Kleinigkeiten.

Die Besorgung der Pfingsttoilette gehört für die Berlinerin zu den Hauptvorbereitungen für das Fest. In der Woche vorher, besonders aber am Pfingstsonnabend, drängen und schieben sich die Massen in den Großbasaren und Warenhäusern, und vielleicht ist dieses „Einkaufen zu Pfingsten" einer der besten Genüsse, die das Fest bringt. Es liegt solch eine Vorfreude darüber, solch ein heimliches Erwarten, und alles, was man ersteht, erweckt so viel fröhliche Hoffnungen. Dieser Blumenhut, den das junge Mädel in die braunen Wuschelhaare drückt, erzählt er nicht schon von wundervollen Wanderungen durch Wald und Feld? Die helle Bluse, wie wird sie kühl und luftig sein an heißen Sommertagen, wie werden die bunten Bänder flattern, wenn der Dampfer durch die Wellen streicht!

Straßenblümchen.

Und endlich — endlich geht dieser Morgen auf, und der Himmel lacht dunkelblau über Berlins Dächer, und die Sonne funkelt wie leuchtendes Gold und winkt mit ihren Strahlenfingern durch die Fenster: „Heraus, heraus!" Das läßt sich der Berliner nicht zweimal sagen, und so kommt es denn hervor aus den Häusern, in dichten Scharen, und stürmt die Elektrischen und die Autos und strömt nach den Bahnhöfen in dichten Reihen.

Die Berliner Pfingstfeier hat zwei Haupterscheinungen: das Frühkonzert und die Landpartie. Das Frühkonzert, das fast in allen größeren Gartenlokalen abgehalten wird, ist der Sammelpunkt derer, die sich zur Landpartie nicht entschließen können oder wollen. Wer aus irgendwelchen Gründen auch am Festtag in der Stadt bleiben muß, wer sich dem Gedränge auf der Bahn nicht aussetzen will, der geht zum Frühkonzert, und sein Vergnügen findet er auch dort.

Berlin hat wunderschöne Gartenlokale, an der Hasenheide liegen die großen Brauereien, deren alter Baumbestand die Nähe der Stadt fast vergessen macht. Im Zoo, in den Zelten, auf Tivoli, im Viktoriapark, in Halensee und in Wilmersdorf, überall winken große Gärten mit alten Bäumen, wie schön sitzt es sich da nicht in früher Morgenstunde, wenn die Sonne durch das Laubdach funkelt und die Musik ihre hellen Weisen schmettert . . .

Die Mütter kochen Kaffee und packen den selbstgebackenen Kuchen aus, die Kinder tollen umher, und die jungen Mädchen tanzen. Denn der Frühtanz gehört heute ebenso unabwendbar zum Berliner Frühkonzert wie die Musik selber. Und so flattern denn die weißen Kleider, und die Blumenhüte nicken und winken, und es ist überall eitel Freude und Lust . . . Zu Mittag aber wandert man nach Hause, hält sein Schläfchen — denn man mußte ja früh raus — und liegt am Abend aus dem Fenster oder sitzt wieder in einem Gartenlokal bei Musik, Theater und Feuerwerk.

Am Pfingstsonntag eröffnen die Sommertheater ihre Saison. — Der Berliner Ausflügler hat für diese Art Pfingstvergnügen allerdings wenig Sinn; es ist ihm zu spießbürgerlich, zu geringfügig. In einem Biergarten sitzen, zu Pfingsten? Nein, das kann man ja alle Tage haben — wo wird man denn — Pfingsten soll mehr bringen! Pfingsten muß man hinaus.

Angenehme Last.

Und so zieht man denn hinaus mit Kind und Kegel, und die Eisenbahnen sind zum Brechen voll, und alle Züge haben Verspätung draußen, aber im Grünen hört beinahe jede Waldeinsamkeit auf, Einsamkeit zu sein, auf allen Wegen flutet es in dichten Massen auf und ab.

In früheren Jahren war das Ziel der meisten Pfingstausflüge der Grunewald. Er war am bequemsten und billigsten zu erreichen. In langen Reihen folgten sich die Kremser auf den Wegen nach Schildhorn, nach Pichelswerder oder Wannsee. Jetzt ist das etwas anders geworden. Der Zustrom nach dem Grunewald ist zwar jetzt noch immer stark, aber andere Gegenden machen ihm doch

Ausverkauf.

erfolgreich Konkurrenz, neuerdings besonders der herrliche waldreiche Norden, dessen Naturschönheiten der Berliner lange Zeit ganz ungebührlich vernachlässigt hat.

Die wundervollen Wälder bei Stolpe, Hohen Neuendorf, Nikolaswald, die sich bis nach Oranienburg hinziehen und in dem neuen königlichen Jagdrevier eine meilenweite Fortsetzung finden, locken besonders die Touristen an, hat man ihnen doch, ihrer wachsenden Popularität zuliebe, schon den Namen Nordbahngrunewald gegeben.

Kleine Geschenke.

Und daneben winkt Potsdam mit seinen Schlössern und Parken, locken die blauen Seen der Oberspree, die Berliner „Gebirge" bei Woltersdorf und Rüdersdorf und am Müggelsee. Man kommt ja heute für wenige Groschen mit dem Dampfer so weit hinaus ins Land. Die Rüdersdorfer Kalkberge, nach denen der alte Fontane noch eine „Sommerreise" machte, erreicht man heute in einem Nachmittagsausfluge, Teupitz, das schon an der Grenze des Spreewaldes liegt, ist das Ziel einer Dampfertagestour, bei der man noch außerdem das Vergnügen hat, an vierzehn Stunden auf dem Wasser zu sein. Und wem das etwa auch noch zu nahe liegt, und wer zu Pfingsten noch weiter hinaus will, der hat auch dazu noch Gelegenheit. Buckow und die Märkische Schweiz, der Spreewald, Eberswalde, Freienwalde, das liebliche märkische „Bad" Chorin, die gewaltige Klosterruine in der Uckermark, sie alle sind mit „Extrazügen" in wenigen Stunden zu erreichen. Extrazüge tragen den Berliner auch bis an die See, bis nach Swinemünde und Heringsdorf, ja bis nach Rügens Kreidefelsen, bis auf den Gipfel des Königstuhls.

Pfingstgrüße.

So schwärmt denn der Berliner aus nach allen Seiten und genießt Pfingsten zu Wasser und zu Lande in vollen Zügen, bis der Abend des zweiten Feiertags sich mählich zu Ende neigt.

Dann hängt man die weißen Kleider wieder in den Schrank und legt die Blumenhüte beiseite und denkt seufzend der Freuden, die — gewesen sind.

Allein, wenn sie auch gewesen sind, sie kommen ja wieder, schon der nächste Sonntag kann sie wiederbringen und — wird sie wiederbringen.

Und das ist vielleicht das Beste an Pfingsten, daß es nicht aufblitzt und verschwindet wie die andern Feste, nein, daß es nur der Anfang ist einer langen Kette sommerlicher Freuden und fröhlicher Tage in Wald und Feld. Pfingsten ist für den Berliner so recht eigentlich der Anfang der Sommersaison; wie er für Pfingsten erst den eigentlichen Sommerstaat besorgt, so eröffnet Pfingsten auch die eigentliche Ära der Landpartien; was vorher war, sieht man nicht recht für voll an.

Kalmusverkäufer.

Und so hat denn der Berliner recht, wenn er sein Pfingstfest hochhält, und wenn er sich wünscht, was auch wir heute all unsern Lesern zurufen: „Fröhliche Pfingsten!"

Um ein Vierkleeblatt.

(3. Fortsetzung.)

Novelle von Jassy Torrund.

Zwei, drei Tage zürnte und trotzte Rosi Marie — ein sehr feiner Menschenkenner, der die subtile Mädchenseele genau gekannt, hätte in dieser übergroßen Empfindlichkeit vielleicht ein gutes Zeichen gesehen — Paul Heydenhein war nicht anspruchsvoll genug dafür.

Er war zuerst sehr zornig auf sie, redete sich ein, er habe sich bitter in ihr getäuscht, schalt auf ihre lächerliche Mimosenhaftigkeit, die nicht mal den harmlosesten Scherz vertrüge. Dann schlug seine Stimmung um, der Gedanke, ihr Vertrauen getäuscht zu haben, quälte ihn Tag und Nacht. War es nicht ein wahnsinniger Einfall, sich mit einem Mädchen, das man liebte, das man verehrte und hochschätzte wie keine andere, einen derartig albernen Scherz zu erlauben? Er sehnte sich unbeschreiblich, sie nur ein allereinziges Mal aus der Ferne wenigstens zu sehen, sie fehlte ihm auf Schritt und Tritt. Vergebens umkreiste er die Villa „Elfriede" wie ein Indianer auf dem Kriegspfade, kreuzte zwanzigmal am Tage den Kurplatz und die als Wartesalon dienende Vorhalle des Badehauses — keine Spur von Frau vom Endes Rollstuhl oder von Rosi Mariens hellem Kleide. Erst

recht nicht auf dem Tennisplatz. Und einmal, als er sie doch von weitem erspähte, hielt ihn eine lächerliche Scheu ab, sie zu begrüßen.

So vergingen in Zorn und Reue und sehnsüchtiger Unruhe drei, vier kostbare Tage — da wurde im „Deutschen Kaiser" bei Tisch erzählt, der Oberstleutnant vom Ende sei zum Besuche seiner Damen eingetroffen, und da es der Gnädigen besser ginge, hätte man einen gemeinsamen Ausflug auf das benachbarte Gut Wiesa gemacht, das einem alten Kriegskameraden des Oberstleutnants gehöre.

Erst kurz vor seiner Abreise — Heydenhein hatte die Hoffnung, Rosi Marie wiederzusehen, schon fast aufgegeben — traf er sie unvermutet auf dem Tennisplatz. Ganz die alte. Mit heiteren Augen kam sie auf ihn zu und gab ihm die Hand.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Herr Heydenhein, ich bin ganz aus der Übung gekommen, Sie werden eine schlechte Partnerin an mir haben, fürchte ich. Papa war da, mit ihm waren wir vier Tage in Wiesa, dem Gut seines liebsten und ältesten Jugendfreundes. Es war sehr nett dort, viel Gesellschaft, wir haben gerudert, gesegelt, geritten — alles, nur nicht Tennis gespielt."

Er kannte den Wisaer Besitzer vom Sehen, zwei Söhne waren Offiziere, der eine, der Westafrikaner, war jetzt auf Urlaub zu Hause. War der die Ursache, daß Rosi Marie so glänzende Augen hatte und — aus ihrem Glück heraus — ihm, dem armen Schächer, großmütig verzieh?

Den ganzen Nachmittag war sie wie sonst, doch meinte er, daß ihre Stimme noch nie so hell und übermütig wie heute ihr „Play" und „Out" gerufen. War er nun endgültig abgetan, sobald ein anderer, ein richtiger épouseur ihres Kreises, auf der Bildfläche erschien?

Auf dem Tennisplatz war wenig Zeit und Ruhe zum Plaudern. Als ihre Zeit um war, durfte er sie wie sonst nach Hause begleiten. Da erzählte sie warm und lebhaft von Wiesa, dem feudalen alten Herrensitz, seit Jahrhunderten im Besitz der Freiherrn von Erlekamp; von der sagenhaften grauen Schloßfrau, von geheimen Verliesen, Wendeltreppen, uralten, wappengeschmückten Truhen und geschnitzten Schränken; von ihrem Wiedersehen mit Norbert Erlekamp, dem Afrikaner, der ein Freund und Regimentskamerad ihres verstorbenen Bruders war. Erzählte von den Strapazen, die er „drüben" erlitten, von den heldenmütigen Kämpfen einer Handvoll Weißer gegen die zehnfache Überzahl der hinterlistigen und grausamen Buschräuber; erzählte von Hunger und Durst und Fieber und endlosen Ritten über die verbrannte, tote Steppe — mit einer Wärme und Begeisterung, daß man merkte, die Offizierstochter in ihr war wach geworden, deren Instinkte und Interessen von Jugend auf nach dieser Richtung hin geweckt und kultiviert worden waren.

Sie merkte es gar nicht, daß der Mann neben ihr ganz verstummte; daß sie ihm weh tat, ihn kränkte und quälte mit ihrem begeisterten Hymnus auf diesen einzigen, aller Müh' und Tapferkeit, aller Not und Gefahr werten Stand, dem auch sie angehörte mit Leib und Seele, auf den sie stolz war, den sie über alles liebte.

Unaufhörlich redete sie, ganz gegen ihre sonstige ruhige Art. Hatte sie Angst, daß der Schweigsame auch einmal zu Worte käme? War ihr das Herz so übervoll, daß es dem ersten besten geduldigen Zuhörer gegenüber rettungslos überfloß?

Als er sich verabschiedete und heimwärts ging, dachte er, es wäre besser, er hätte sie nicht mehr wiedergesehen. Was bedeutete er ihr? Den nächsten Tag blieb sie aus, obgleich sie wußte, daß er übermorgen reisen sollte.

Erst am letzten Nachmittage kam sie mit ihrem süßen jungen Gesicht, den schwermütigen blauen Augen, dem glänzenden wundervollen aschblonden Haar, das an das Gold der reifenden Ähren erinnerte. Als sie sah, daß der Tennisplatz stark besetzt war, warf sie ihren Schläger auf die Bank.

„Kommen Sie, Herr Heydenhein, heute plaudern wir zum Abschied noch einmal."

Sie saßen auf einer der Bänke, sahen dem Spiel der anderen zu und redeten oberflächliche Dinge, die alle Welt hätte hören können. Rosi Marie schien von einer sonderbaren Unruhe erfüllt, plötzlich sprang sie auf. „Hier ist's unerträglich heiß, und die Sonne blendet. Kommen Sie dort unter die Nußbäume, Herr Heydenhein!"

So — jetzt hatten sie die rufenden Spieler im Rücken und waren ganz allein. Hatte Rosi Marie das mit Absicht gewollt?

„Wir bleiben auch nicht mehr lange, nur noch acht Tage — dann ist die schöne, stille Friedenszeit um", sagte sie sinnend.

„Das klingt, als müßten Sie dann hinaus in den Krieg."

„Gott — Berlin! Sie haben 'ne Ahnung — das ist immer ein Kampf ums Dasein."

„Doch nicht für Sie, gnädiges Fräulein!"

„Was wissen Sie von mir und meinem Leben?" rief sie und verschränkte die schmalen Hände übers Knie.

Er lächelte. „Nicht mehr freilich, als was Sie selbst mir erzählt haben: Bälle, Konzerte, Theater, Vorträge, Diners, Vorstellung bei Hofe, Routs und Basarfreuden — alles Dinge, die wir armen Sterblichen, die mitten im erwerbenden, schaffenden Leben stehn, nur gelegentlich als Feiertagskosthappen genießen — manches, wie die Vorstellung bei Hofe und die Hofbälle, überhaupt nie."

„Daran hängt das Glück nicht", sprach Rosi Marie träumerisch.

„Sie würden das alles doch nicht missen wollen, gnädiges Fräulein."

Sie zuckte die Schultern und sah wie gebannt in die Ferne.

„Ich? — wer weiß . . .?"

Er streifte sie mit einem Seitenblick und spürte dem Ziel ihrer sehnsüchtig verträumten Augen nach. Und erkannte, daß es die ragenden Türme von Wiesa waren.

Er hätte sich's denken können. Trotzdem genoß er diese letzte Stunde, die sie ihm schenkte. Immerhin doch ihm allein. Ein Andenken. Ein Almosen.

„Sie gehen jetzt zurück nach England?" fragte sie ganz unvermittelt. „Haben Sie die englischen Frauen gern?"

Sie stritten lebhaft und launig über das Für und Wider. Sie kannte nur die in Deutschland übliche Dutzendware reisender englischer Familien; er hingegen hatte einige hervorragend kluge, energische, feingebildete Engländerinnen kennen gelernt, die er ihr gegenüber warm verteidigte. Vielleicht war's Revanche, vielleicht nur eine Waffe gegen sein immerfort rebellierendes Herz.

Da zwang sie sich zu einem blassen müden Lächeln.

„Passen Sie auf, was ich Ihnen prophezeie. Übers Jahr, wenn Sie heimkommen, werden Sie sich eine dieser gepriesenen englischen Frauen mitbringen, die so turmhoch über uns armen Deutschen stehen."

Er widersprach heftig, und zuletzt entfuhr ihm in der Hitze ein unbedachtes Wort: „Sie wissen es doch wohl selbst, gnädiges Fräulein, daß ich diese Fichtenhauser Tage nie vergessen werde!"

„Ich soll das wissen?"

„Ja — Sie!" Er blickte ihr tief in die schimmernden Augen, seine Sehnsucht tauchte hinab in diese Tiefe. Jetzt oder nie — sein Herzschlag setzte aus.

Sie wurde blutrot, wandte den Blick und wollte nicht verstehen.

„Ja — wo man seine Gesundheit wiedergefunden hat — freilich!"

„Es ist nicht um das — Rosi Marie — —" sprach er leise.

Da fuhr sie schreckhaft zusammen, zerrte ihre Uhr aus dem Gürtel, tat aber keinen Blick darauf, sondern sagte hastig: „Es ist spät, ich muß nach Hause, Mama wartet."

„Ich wußte es!" sprach er vor sich hin.

Scheu wie ein gescholtenes Kind blickte sie zu ihm auf. Zwei Gewalten kämpften in ihrer Brust, doch die eine war stärker. Was zwanzig Jahre lang in uns großgezogen, uns

[illegible] und Blut übergegangen, zur zweiten Natur geworden. Es reißt eine kurze Spanne Zeit, wenige Tage — seien [illegible] Tage voll tiefsten innerlichen Erlebens, Tage voll Verlangens ungeahnten, unaussprechlichen Glückes — nicht [illegible] Sein und Leben und Denken. Ros' Marie [illegible] mit all ihrem Trotze.

[illegible] wußten Sie?"

[illegible] es nur eine Episode war. Daß Sie von hier [illegible] werden und nie mehr an mich denken. Kaum noch [illegible] wissen. Ja, vielleicht eines Tages an mir [illegible] werden, ohne mich zu erkennen", sagte er mit [illegible] Bitterkeit.

[illegible] in vierundzwanzig Jahren bewußt und sorgsam [illegible] Adelsstolz fühlte sich stark und riesengroß und [illegible] kleine zitternde Pflänzchen sehnsüchtiger Liebe, das [illegible] Tagen aufgekeimt war. Mit banalem Scherz [illegible] er's.

[illegible] wird nie geschehn. Ich hab' ein gutes Namengedächtnis. — Wetten, daß ich Sie immer erkenne, [illegible] Gewühl der Leipziger Straße in Berlin?"

[illegible] Sie nicht, gnädiges Fräulein, es könnte eine [illegible] werden", widersprach er müde.

[illegible] gerade! Sie haben mich an einer schwachen Seite [illegible] Ich wette, daß ich Sie wo immer erkennen werde. [illegible]? — Topp!" Sie hielt ihm die Hand hin, er [illegible] und hielt die unruhige sekundenlang fest.

[illegible] warne Sie," sagte sie, und ihre Stimme klang [illegible] wieder freier, natürlicher, als hätte sie eine innere [illegible], „denn ich gewinne jede Wette. Und es [illegible] Geschenk, merken Sie wohl!"

[illegible] Ihr Sinn nicht zu hoch steht! Ein Krösus bin [illegible]

[illegible] Sie", der Schelm zuckte in ihren blauen [illegible] sie blinkten so verräterisch, einen Augenblick [illegible] eine heimlich zerdrückte Träne funkeln zu sehn. [illegible] sie immer noch nicht?

[illegible] nicht, daß sie zornig war über seine Zaghaftigkeit [illegible] Zaudern? Daß er ihr weh tat, wie noch [illegible] getan?

[illegible] — gewinnt. Sie entstammte einem uralten [illegible] Als Raubritter hatten ihre Ahnen auf ihren festen [illegible] der Weser gesessen, manch einer hatte wohl im [illegible] Kampf die Maid, die er liebte, gewonnen und [illegible] eigenen Willen zum Trotz — und hatte [illegible] die Zitternde wonneberauscht in seinen starken [illegible] gehalten. — — —

[illegible] Sie, Strafe muß sein, ein silbernes Hufeisen [illegible] als Uhrberlocke ist das mindeste." Es war das [illegible] sie auf jenen unglückseligen Spaziergang anspielte. [illegible]" unterbrach sie sich. „Ich weiß etwas viel [illegible] ein Vierkleeblatt aus grünem Email auf goldenem [illegible] ich ich einmal etwas Ähnliches. Wunderhübsch gemacht [illegible] — bekomme ich das?" Sie legte die Hände [illegible] und bettelte wie ein Kind; er hätte sie in seine [illegible] mögen und gleichzeitig von sich stoßen, so [illegible] und widerspältig waren seine Gefühle, so unklar [illegible] sein nüchternes Denken.

[illegible] Sie Ihre Wette gewinnen, sollen Sie beides [illegible] Fräulein."

[illegible] wenn ich Sie doch träfe!"

[illegible] deshalb . . .?"

[illegible] deshalb — natürlich!" rief sie, lief ihm leicht[illegible] vom Tennisplatz voran, holte ihr Rakett und war [illegible] wieder an seiner Seite.

[illegible] vom allerletztenmal — übermorgen sind Sie schon in [illegible] nicht wahr? Fürchten Sie sich nicht vor der Über[illegible] Zahnentheit muß gräßlich sein, mir wird schon un[illegible] wenn ich bloß von Greifswald nach Rügen fahre. [illegible] einen Sommer in Putbus. Wie muß es erst [illegible] man den Ozean überquert! Oder drei Wochen nichts als Himmel und Wasser, wie nach Südwestafrika. Mein Gott! Und doch gibt's Frauen, die ihre Männer dorthin begleiten. Und in der Wildnis mit ihnen wohnen — Tag und Nacht immer den Revolver neben sich, entsetzlich! Lasen Sie die Schilderungen der Frau von Prince?"

So plauderte sie vom Hundertsten ins Tausendste — und er hatte die Überzeugung, sie brächte das alles fertig. Für den Mann, den sie liebte, würde sie Hitze und Kälte und alle Unbilden des fremden wilden Landes ertragen. Bis ins Herz von Afrika hinein würde sie ihm folgen. Dann kamen die Akazien von Villa „Elfriede" in Sicht, berauschend wehte der Duft, sie gingen wie in einer Wolke von Wohlgeruch. So hatten sie noch in keinem Jahr geblüht, dünkte ihn. Warum singt nie ein moderner Dichter den Hymnus der blühenden Akazie? Deren Duft leidenschaftlich und betäubend wie südländische Liebesglut ist? fuhr es ihm durch den Sinn. Sie alle singen von Narzissen und Levkoien, von Jasmin und wildem Mohn — nur von dieser Blüte, die wie eine Wolke von Duft über menschlichen Stätten hängt, singt keiner.

Die Gartenpforte — der Traum war ausgeträumt.

„Leben Sie wohl, Herr Heydenhein! Es waren doch hübsche Stunden, nicht? Und vergessen Sie — vergessen Sie — Joachimken nicht, wenn Sie mal nach Hannover kommen. Adieu!"

Wieder glaubte er's zwischen den langen, dichten Wimpern verräterisch aufblitzen zu sehen. Aber sie wandte sich um und eilte wie gejagt den schmalen Steig hinunter. Er blickte ihr nach, bis sie hinter den Jasminbüschen verschwunden war. — Guter, ernsthafter, schwerfälliger Paul Heydenhein, der die Frauen noch so wenig kannte! Sonst wäre er ihr in diesem Augenblick nachgesetzt, hätte sie am Zipfel ihres weißen Kleides erwischt, die Widerstrebende in seine Arme gerissen und im Schutz der Jasminbüsche den süßen, widerspruchsvollen, trotzigen Mund tausend- und tausendmal geküßt, bis die herbverschlossenen Mädchenlippen sich geöffnet und seine Küsse heiß und sehnsüchtig und durstend erwidert hätten.

Er warf den Kopf zurück.

Macht nichts — es geht auch so!

Tief seufzte er auf und ging langsam den Weg hinunter, packte noch in der Nacht seine Sachen und fuhr mit dem Frühzug ins Bergische Land, um dem Oheim Peter Dönnebrink den gesunden Neffen, Doktor-Ingenieur und dereinstigen Geschäftsteilhaber vorzustellen und dessen Aufträge und Empfehlungen für Sheffield mitzunehmen. Seine Karten hatte er durch einen Boten in der Villa „Elfriede" abgeben lassen, während er beide Damen im Bade wußte.

* * *

Ein Jahr später — und das Gewühl eines großen westlichen Eisenbahnknotenpunktes an einem weltverlorenen kleinen Orte der norddeutschen Tiefebene. Reisende aus aller Herren Ländern. Heimgekehrte Indien und Amerikafahrer, die von Bremen kommen; Auswanderer, deren Ziel fern über den weiten blauen Wassern liegt; Alpenwanderer mit Rucksack, Wettermantel und Bergstock; elegantes, in die Bäder reisendes Publikum mit Kindern, Jungfern und ungeheuren Koffern, und in all dem Tohuwabohu schwerbeladener Gepäckträger, lautrufender Kellner, eiliger Stationsbeamten — legt sich eine schmale, feinbehandschuhte Mädchenhand auf Paul Heydenheins Arm, der im Begriff ist, den Schnellzug nach Hannover zu besteigen.

Eine fröhliche Stimme sagt: „Grüß Gott, Herr Heydenhein! — Schaun S', daß ich g'wonnen und Sie wiedererkannt hab'? Und war doch letzten Winter in Wien, hab' in der Hofburg getanzt und dem Kaiser Franzl mein Knixerl gemacht, fünf Monat Kaiserstadt und Routs und Fürstin — Metternich-Bazare und Gesindebälle mit und ohne Patronesse — bin fast selber ein Wiener Madl geworden. Wie geht's und wohin? Gelt — mein grüngoldenes Vierkleeblatt hab' ich mir jetzt doch verdient?"

Er, der schon mit einem Fuß im Coupé war, springt herunter und wechselt ein kräftiges Handschütteln mit Ros' Marie vom Ende und strahlt dabei vor Freude übers ganze Gesicht.

„Das ist mir aber ein gutes Omen für meine Auslandfahrt, gnädiges Fräulein!" sagt er warm und herzlich und drückt wieder und wieder die kleine, liebe Hand. „Wie kommen Sie hierher? Doch nicht allein?"

„Mama und die Kinder sind im Wartesaal. Ich wollte eine Karte in den Briefkasten werfen, da sah ich Sie. Und dachte an unsere Wette. Also gewonnen! Wir sind auf dem Wege nach Fichtenhausen, es hat Mama voriges Jahr so gut getan. Natürlich wieder Villa ‚Elfriede', aber auf dem Hasselroder Feldweg werden heuer wohl keine Hufeisen wachsen, schade! Wohin wollen Sie? Ins Ausland, sagten Sie nicht so? Wieder nach England?"

„Diesmal nach Nordamerika, Cincinnati. Morgen früh drei Uhr mit der ‚Undine' ab von Bremerhaven, mein Billett habe ich schon in der Tasche. Bis Mitternacht muß ich an Bord sein."

„O, so weit? Auf lange?"

„Mein letztes Dienstjahr. Zum April trete ich in Peter Dönnebrinks Geschäft und werde seßhaft im Bergischen Land." — „Ros' Marie!" schreit ein helles Stimmchen. Und neben dem rufenden Kinde — Heydenhein erkennt nicht mal, ob's Helmut oder Gerda ist, so wogt das Gewühl der Reisenden — taucht an der Tür des Wartesaals die hohe Gestalt eines Offiziers in Zivil auf. Ros' Marie, die seinem suchenden Blick gefolgt ist, wird rot.

„Herr von Erlekamp?" fragt er, fast ohne daß er's will oder weiß. „Schon wieder auf Urlaub?"

„Er wurde im Dezember schwer verwundet, lag drei Monate in Kapstadt im Hospital und soll sich daheim vollends erholen. Wir trafen ihn zufällig."

Von seiner Seite wohl kaum zufällig, dachte Heydenhein, und sein Herz, das eben noch so freudig geklopft, zog sich zusammen.

„Zum Donnerwetter, einsteigen!"

„Bitte einsteigen, die Herrschaften!"

Das galt der zweiten Klasse. Ein letzter Händedruck, und die Tür schlug hinter Paul Heydenhein zu.

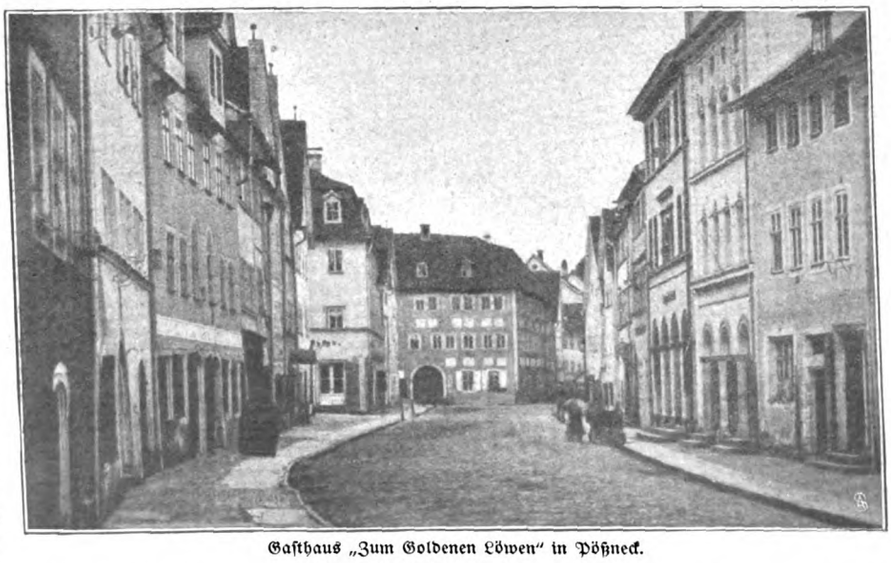
„Meine Empfehlung an die gnädige Frau! Und gute Kur und viel Vergnügen!"

„Glückliche Reise!" klang's noch hinüber und herüber. Dann sah Paul Heydenhein nur noch ein weißes Tuch winken. Zuletzt wie ein kaum sichtbares Pünktchen. Dann raste der Zug über die Heide. Die Funken flogen. (Schluß folgt.)

Der Dichter von „Hermann und Dorothea" in Pößneck.

Von J. Minor.

Auf der Reise von Jena nach Karlsbad hielt Goethe am 2. Juli 1795 in dem thüringischen Städtchen Pößneck seine erste Mittagsrast. In seinem Tagebuche schildert er den Eindruck mit den folgenden Worten: „Das Städtchen scheint einen guten Stadtrat zu haben, es ist eine Chaussee angelegt, sie denken auch das offene Wasser in der Stadt zu überwölben; überhaupt ist es ein nahrhaftes Städtchen, in dem sich viel Tuchfabriken befinden, auch sind Gerber daselbst. Ein Fabrikant baut außerhalb der Stadt ein großes Gebäude."



Gasthaus „Zum Goldenen Löwen" in Pößneck.

Unter den seltenen Lesern der Goethischen Tagebücher hat sich gewiß mehr als einer bei dieser Stelle an den Schauplatz von Goethes „Hermann und Dorothea" erinnert und, da die Dichtung nur ein Jahr später entstanden ist, auch an einen direkten Zusammenhang gedacht. Vor vier Jahren hat F. Sintenis solchen Gedanken im Goethejahrbuch (25. Band) Ausdruck gegeben und darauf aufmerksam gemacht, wie auch alle Einzelheiten in der Dichtung wiederkehren, der Chausseebau, die Kanäle, die Fabriken und der Neubau. Auch einen Gasthof „Zum Goldenen Löwen" fand er dort, also gerade den Mittelpunkt, um den sich die ganze Handlung dreht und um dessentwillen man bisher immer an Ilmenau gedacht hatte, wo sich nicht nur ein Gasthof mit dem gleichem Schilde nachweisen läßt, sondern auch der große Brand, dem 1760 mit dem größten Teile von Ilmenau auch der „Goldene Löwe" zum Opfer fiel. Daß aber Ilmenau zu Goethes Zeiten kein heiteres Landstädtchen, sondern ein elendes Dorf war und dem Dichter von „Hermann und Dorothea" gewiß weniger vor Augen stehen konnte als das freundliche Pößneck, wird nach den Schilderungen, die Stieda von Ilmenau neuerdings entworfen hat, niemand mehr leugnen können und wollen.

Durch Sintenis angeregt, hat sich bald darauf der Amerikaner Kullmer auf den Weg über das große Wasser gemacht; während eines mehrwöchigen Aufenthalts in Pößneck, von der Bevölkerung und den Behörden begreiflicherweise gern gesehen und eifrig unterstützt, hat er alte Urkunden befragt, Pläne und Grundrisse aus dem Staube hervorgezogen, Ausgrabungen nicht gescheut und die ältesten Einwohner, denen es ein sichtliches Vergnügen bereitete, ihm bejahend antworten zu können, einem hochnotpeinlichen Verhör unterzogen. Mit einem reichen Material scheinbar unanfechtbarer statistischer Tatsachen ist er dann wieder in seine Heimat zurückgekehrt und hat die Ergebnisse seiner Forschungen von dort aus 1907 in englischer Sprache veröffentlicht (in Deutschland durch den Verlag von Winter in Heidelberg zu beziehen).

Vergegenwärtigen wir uns einmal im einzelnen die Übereinstimmungen und die Abweichungen, das Für und das Wider in der Frage.

Was das äußere Stadtbild betrifft, so wird man den Chausseebau und die Fabriken gern als Übereinstimmungen gelten lassen, zwischen dem „überwölbten Wasser“ des Tagebuches und den „wasserreichen, verdeckten und wohlverteilten Kanälen“ der Dichtung keinen künstlichen Gegensatz schaffen und gern auch den weißen Turm im Bilde wiederfinden. Aber die Kirche kann Goethe 1795 noch nicht „wol erneuert“ gesehen haben, und das Pförtchen durch die Stadtmauer war nicht durch den kundigen Ahnherrn vor langer Zeit, sondern nach mehrjährigem Streit zwischen den Parteien gerade im Augenblick (1795) gebrochen worden. Wenn schon der Fabrikant, der laut Tagebuch außerhalb der Stadt einen großen Neubau aufführt, unmöglich mit dem Kaufmann des Ortes identisch sein kann, der innerhalb des Städtchens einen Umbau ausgeführt hat, so gehen die Übereinstimmungen in bezug auf die Umgebung des Städtchens so ins Allgemeine und ins Blaue, daß man, wie Kullmer selbst anführt, bei der großen Straße ebensogut oder noch besser an die berühmte Bergstraße und bei dem „säuerlichen und erquicklichen Brunnen, gesund zu trinken den Menschen“ an die berühmte Stahlquelle zwischen Darmstadt und Heidelberg denken kann, wo Goethe zuletzt 1793 durchgekommen war.

Aber auch mit dem „Goldenen Löwen“ hapert's, denn er liegt ebensowenig wie der in Ilmenau (Poststraße) auf dem Markt; und wenn er auch nur 250 Schritt weit davon entfernt ist, so ist doch eben das Bild ganz anders. Daß sich in dem Gasthof eine Gaststube findet, die man als den „hinteren Raum“ oder das „kühlere Sälchen“ bezeichnen kann, und daß auch der braune Tisch nicht fehlt, stimmt uns nicht günstiger für die Parallele; denn das findet sich in jedem deutschen Gasthof. Den Felderbesitz des Wirtes in „Hermann und Dorothea“ vermag Kullmer nicht nachzuweisen, wohl aber hinter dem Garten auf dem Hügel die Spuren des alten Birnbaumes; nach der übereinstimmenden Aussage der ältesten Dorfbewohner hat nämlich hier vor langer Zeit Ziermanns allen Pößneckern wohlbekannter Birnbaum gestanden. Die „berühmten Früchte“ aber, die der Dichter ihm zuschreibt, kann er nicht getragen haben, denn es waren Holzbirnen. Ob Ziermanns Birnbaum also wirklich der Goethische ist?

Die Apotheke zum „Goldenen Engel“ in Pößneck.

Mit den Menschen in Pößneck geht es uns nicht besser als mit den Örtlichkeiten. Der Löwenwirt Joh. Aug. Müller in Pößneck war zu Goethes Zeit nahe an 70, seine Frau nahe an 60 Jahre. Gar so alt brauchen wir uns die Eltern Hermanns nicht zu denken, so bedenklich der Dichter auch mit der Chronologie und besonders mit dem Alter seines Helden in Konflikt geraten ist, als er die Alten „vor nun zwanzig Jahren“ Hochzeit machen ließ. Kullmer glaubt sogar die Geschichte des Brandes und die durch ihn bewirkte Verbindung der Eltern Hermanns aus den Alten nachweisen zu können; aber es steht eigentlich von allem das gerade Gegenteil darin. Es ist allerdings 1758 in einem Haus in der Nähe des „Goldenen Löwen“ ein Brand ausgebrochen; aber er hat nicht die halbe Stadt eingeäschert, sondern er wurde bald gelöscht. Und die Heirat der Eltern kann nicht die Folge des Brandes gewesen sein, da sie schon seit November 1757 verheiratet waren und damals vielleicht noch gar nicht im „Goldenen Löwen“ gewohnt haben. Der Löwenwirt besaß allerdings einen einzigen Sohn, der aber bei Goethes Anwesenheit schon seit vier Jahren Ehemann war; und die ältere Tochter war nicht, wie Hermanns Schwester, früh gestorben, sondern nach auswärts verheiratet. Den Pfarrer hat zwar schon Sintenis in dem Pößnecker Pastor Bulle bestimmt wiedererkennen und so auf die einfachste Art auch die Frage, ob katholisch oder protestantisch, entscheiden wollen; aber so leicht geht die Sache doch nicht, und die beiden Pößnecker Lokalforscher widersprechen sich hier auch in den tatsächlichen Angaben. Goethe hat nämlich nicht einen, sondern zwei Pastoren in Pößneck vorgefunden, denn dem fast achtzigjährigen und seit mehr als 30 Jahren in Pößneck wirkenden Pfarrer Bulle war seit sieben Jahren sein jüngster Sohn als Substitut beigegeben worden, der ihm auch bald darauf (nach Kullmer 1797, nach Sintenis 1794) im Predigtamt gefolgt ist. Es ist ja nun freilich nicht bloß möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß Goethe den alten dienstunfähigen Pfarrer gar nicht mehr zu Gesicht bekommen hat; aber auch der junge war „kein Jüngling, näher dem Manne“, sondern ein Vierziger und seit einem Jahr verheiratet, was beides zu der Goethischen Gestalt nicht stimmt.

Ebensowenig wie im Pfarrhause finden wir uns in der Apotheke zurecht. Es gibt und gab in Pößneck freilich, wie an hundert anderen Orten, eine Engelapotheke; aber wie das Schild zweifellos dartut, war der Engel hier und dort ein ganz anderer. Die Apotheke in Pößneck war nämlich dem Schutzengel geweiht, die in Goethes „Hermann und Dorothea“ dagegen dem Erzengel Michael, der den Drachen erlegt. Auch der Garten des Apothekers war bekannt; es verändert aber die ganze Sachlage, wenn man erfährt, daß der Garten des Pößnecker Apothekers außerhalb der Stadt bei den Färberhäusern lag, der des Goethischen Apothekers dagegen neben der Apotheke. Hat es denn aber damals überhaupt einen Apotheker in Pößneck gegeben? Die Frage ist nicht so leicht zu beantworten, denn die Verhältnisse sind die verwickeltsten, die man sich denken kann. Ein Jahr vor Goethes Ankunft war mit 78 Jahren die Witwe des Apothekers Rink gestorben, der bis 1794 die Apotheke gehört hatte. Ihre einzige Tochter war mit dem Stadtphysikus Reinboth verheiratet, der aber die Apotheke nicht selbst, sondern durch einen Gehilfen geführt zu haben scheint. Nach seinem Tode (1797) fiel die Apotheke seinen Kindern als Erbe zu; die älteste Tochter heiratete 1798 den Apotheker Löber, den Sohn eines Jenaer Professors der Medizin, und dieser kaufte die Apotheke noch in dem gleichen Jahre den übrigen Geschwistern ab. Es ist nun allerdings wahrscheinlich, wenn auch keineswegs gewiß, daß Löber die Apotheke schon seit dem

Tode der alten Rink, also auch schon zu Goethes Zeit, auf Rechnung Reinboths geführt hat, und ganz äußerlich könnte er als fünfundvierzigjähriger Junggeselle ja wohl zu dem Apotheker der Dichtung Modell gestanden haben. Denkt man sich aber in die Lage des Pößneckers, der die Apotheke auf Kosten eines anderen führt und auf die Tochter spekuliert, die er ein paar Jahre später heiratet, so hat man nicht das Bild des ganz isolierten, ausgepichten Junggesellen in der Dichtung, der früher allein mit der Mutter gehaust hat. Der dichterischen Gestalt rückt man auch hier nicht näher, wenn man die Pößnecker Lokalquellen studiert.

Und ebensowenig ist das bei dem Kaufmann der Fall, bei dem eigentlich nur der Reichtum den Vergleichspunkt bildet. Aber einen Reichen, den Reichen, der alle anderen beherrscht, gibt es in jeder kleinen Stadt, mag er nun Trautmann heißen oder anderswie. Und unter dem „ersten Kaufmann des Ortes" stellt man sich doch keinen Lederhändler, sondern einen Krämer vor. Es bleibt keine weitere Ähnlichkeit übrig, als daß die Verglichenen mehrere Töchter haben, von denen eine Wilhelmine heißt und die älteste nicht mehr frei ist. Aber in Pößneck heißt die älteste Schwester, bei Goethe die jüngste Minchen; in Pößneck ist Wilhelmine verheiratet, bei Goethe Minchens älteste Schwester erst verlobt. Kullmer mag sich noch so viel Mühe geben, nachzuweisen, daß das Trautmannsche Haus in Pößneck vor 100 Jahren der Goethischen Beschreibung ganz ähnlich gesehen haben muß, er wird niemand überzeugen, daß Goethe nur dieses Haus gemeint haben könne.

Er kündigt auch wiederholt weitere Forschungen an! Ich fürchte aber, er ist auf diesem Wege selber schon viel zu weit gegangen. Goethe selber wenigstens würde ihm diesen Vorwurf gewiß nicht erspart haben.

Über die Entstehung von „Hermann und Dorothea" äußert sich der Dichter in dem Brief an den Kunstmeyer vom 5. Dezember 1796 mit den Worten: „Ich habe das rein Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht." Natürlich denkt er dabei nicht an eine besondere Kleinstadt; am allerwenigsten an Pößneck, wo er sich, da er von Jena kam und am gleichen Tage noch bis Schleiz weiterreiste, höchstens ein paar Stunden aufgehalten haben kann. Daß er auf der Rückreise von Karlsbad wieder durchgekommen sei, ist nicht ausgeschlossen, aber auch nicht bewiesen, da das Tagebuch aus dieser Zeit fehlt. Viel kann ihm also von der Existenz dieser kleinen Stadt nicht aufgegangen sein! Der äußere Eindruck war vielleicht das einzige. Ähnliche Zustände aber hat er vorher wiederholt zu beobachten Gelegenheit gehabt. Nur beispielsweise erinnere ich an die Harzreise 1777, als er nach dem Brief an die Stein vom 4. Dezember bei einem Wirt eingekehrt ist, der viel Väterliches hat, bei dessen schöner Philisterei es ihm ganz wohl wird, so daß er „neue Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nannte, die aber gewiß für Gott die höchste" sei. Gegen diejenigen aber, die hier durchaus auf den Grund sehen wollen, hat er sich schon bei Eckermann (27. Dezember 1826) ablehnend verhalten: „Da wollen sie wissen, welche Stadt am Rhein bei meinem ‚Hermann und Dorothea' gemeint sei. Als ob es nicht besser wäre, sich jede beliebige zu denken! Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie." Damals, als er so sprach, war sich Goethe eines bestimmten Modelles sicher nicht mehr bewußt, wenn er es auch früher je gewesen sein sollte. Er würde Eckermann gegenüber kaum ein Hehl daraus gemacht und sicher nicht unterlassen haben, zu sagen, daß überhaupt keine Stadt am Rhein, sondern eine in Thüringen gemeint gewesen sei.

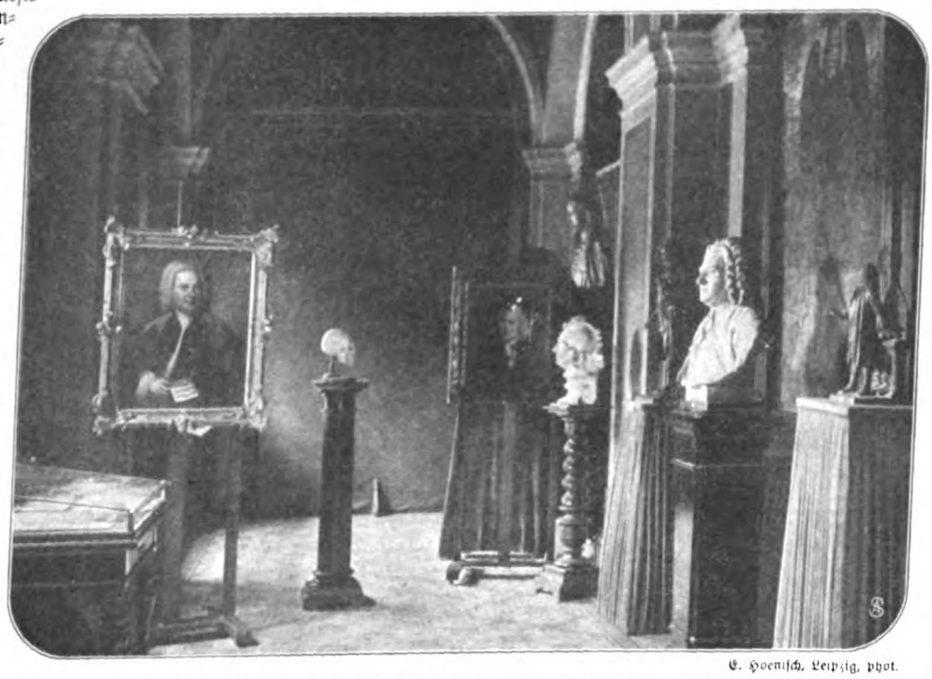
Man kann solche lokale Nachforschungen unter einem zweifachen Gesichtspunkt anstellen.

Erstens, um dem Geheimnis des dichterischen Schaffens näher zu kommen, indem man die Dichtung mit ihrem Urbild in der Natur vergleicht. Nun ist aber dieses Aufspüren der Modelle überhaupt ein recht undankbares Geschäft, das sogar im Falle zweifellosen Gelingens, d. h., wenn es wirklich und überzeugend gelingt, sichere Modelle aufzufinden, im Grunde doch nur einen recht kargen Ertrag abwirft, der sehr oft im umgekehrten Verhältnis zur aufgewendeten Mühe steht. Daß ein Dichter nach Modellen gearbeitet hat, ist ja für die Beurteilung seiner Kunst immer von Bedeutung und ebenso beachtenswert wie jede andere Tatsache, die wir über seine Art zu schaffen erfahren können. Wo aber diese Modelle zu suchen sind, das ist im Grunde ziemlich gleichgültig und oft nur von biographischem Wert. Tiefere Bedeutung hätte es nur dann, wenn man das Modell ganz mit den gleichen Augen sehen könnte wie der Künstler; wenn man alles genau so zu sehen und zu beobachten Gelegenheit hätte wie der Künstler selbst und dann beim Vergleich mit der Dichtung feststellen könnte, was er von dem Modell weggelassen und was er zu dem Modell hinzugefügt hat. Eine so glatte Rechnung gestatten uns aber die Quellen leider niemals; im allerbesten Falle können wir mit Sicherheit ein paar entscheidende Züge herausheben, die das Verhältnis des Künstlers zum Urbild mehr andeuten als kennzeichnen. Am allerunsichersten haben sich noch zu allen Zeiten die lokalen Forschungen erwiesen. Ein Lokal bleibt niemals unverändert, es hat nach hundert Jahren ein ganz anderes Gesicht. Man ist deshalb gar nicht in der Lage, die Dichtung mit dem Urbild als einer festen Größe zu vergleichen, sondern man muß von diesem erst wegnehmen und hinzusetzen, was während der hundert Jahre zugewachsen oder verschwunden ist. Fehlen darüber genaue und bestimmte Zeugnisse, so ist man auf ein beständiges Raten und Vermuten angewiesen, und es bleiben zuletzt nur ein paar allgemeine Resultate übrig, mit denen weiter nichts anzufangen ist. Von diesem wissenschaftlichen Standpunkt aus wird man wohl auch den Forschungen Kullmers schwerlich einen großen Wert einräumen können.

Man kann solche Forschungsreisen aber auch ohne gelehrte Ansprüche aus kindlicher Begeisterung, aus reiner Lust und Liebe zu dem Dichter und der Dichtung unternehmen. Es handelt sich dann um Wallfahrten, wie sie seit Tieck unzählige Male zu den Stätten der Großen unternommen worden sind, um einen Ausfluß der Heroenverehrung im Sinne Carlyles. Und unter diesem Gesichtspunkte hat das Unternehmen des Amerikaners wieder seine recht liebenswürdige Seite; der den Weg über das große Wasser nicht gescheut hat, um den Spuren von „Hermann und Dorothea" nachzugehen, war zwar kein Forschungsreisender, aber ein Wallfahrer. Dabei bleibt es sich völlig gleich, ob er das gelobte Land entdeckt hat oder nicht. Die sieben griechischen Städte, die den Homer für sich in Anspruch nahmen, waren gewiß auch alle Hauptstätten des Homerkultus; und das war für die Griechen wichtiger als die Kenntnis der einen Stadt, in der Homer wirklich geboren war. Die Deutschen wissen zwar bestimmt, daß Heine in Düsseldorf geboren ist; sie haben ihm aber weder dort noch anderswo ein Denkmal gesetzt. Es ist freilich sehr fraglich, ob Walter von der Vogelweide in Südtirol zu Hause war, man hat ihm aber doch in Bozen mit Recht ein Denkmal gesetzt; denn dort könnte man heute einen Mann, wie er gewesen ist, mehr als je brauchen. Das Schönste, was wir der Geschichte verdanken, ist die Begeisterung: so hat der Dichter von „Hermann und Dorothea" gesagt. Es ist aber ganz gleichgültig, wo man sich begeistert; die Hauptsache ist, daß man sich begeistert. Und so würde ich, wenn es mit Takt und ohne dreiste Reklamesucht geschieht, gar nichts dagegen haben, wenn die wackeren Pößnecker sich für die richtigen Landsleute des Goetheschen Hermann hielten und etwa die auf ihr Städtchen bezüglichen Worte des Tagebuches unter Glas und Rahmen auf dem Marktplatz anbrächten, mit dem Zusatz: „So schrieb am 2. Juli 1795 der zukünftige Dichter von ‚Hermann und Dorothea' in sein Tagebuch."

Blätter und Blüten

Das neue Bach-Denkmal in Leipzig. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Siebenundzwanzig Jahre, die erfolgreichsten seines Lebens, bis zu seinem am 28. Juli 1750 erfolgten Tode hat Johann Sebastian Bach, der große Meister deutscher Tonkunst, in Leipzig als Lehrer an der Thomasschule gewirkt. Seine bedeutendsten Schöpfungen entstanden in jener Zeit. Seine letzte Ruhestätte hat er in der Johanniskirche gefunden. Es durfte also als eine Ehrenpflicht für Leipzig angesehen werden, dem berühmten Manne, der so unendlich viel Schönes geschaffen hat, ein würdiges Denkmal zu setzen. Schon 1843 war auf Veranlassung von Felix Mendelssohn-Bartholdy, der Bachs Werke zu frischem Leben erweckte, ein einfaches Denkmal errichtet worden, das, von Bendemann entworfen, von Knaur ausgeführt, in den Anlagen des Thomaskirchhofs vor Bachs einstiger Wohnung stand. Im Jahre 1885 erfolgte die Anregung zu einem neuen, größeren Denkmal, ohne daß der Plan jedoch besonders gefördert worden wäre. 1894 fand man dann beim Umbau der alten Johanniskirche die Gebeine Bachs. 1750 war Bach auf dem Johannisfriedhof in Leipzig beerdigt. Allein die Spur seines Grabes war verloren gegangen, nur eine unverbürgte Nachricht, daß es nahe dem Südportal der Kirche zu suchen sei, bot einigen Anhalt. Auf diesen ungewissen Wink und eine Eintragung aus den Rechnungsbüchern des Johannisspitals hin: „4 Thlr. zahlte der Totengräber M. wegen Herrn Joh. Seb. Bachs eichenem Sarg" stellten Pastor Trenzschel und der bekannte Leipziger Anatom Professor Wilhelm His sorgfältige Nachforschungen an und stießen dann auch wirklich auf ein flaches Grab mit einem eichenen Sarg und dem gut erhaltenen Skelett eines älteren Mannes, dessen eigentümlich geformter Schädel nach His' Meinung mit den besten Bachbildnissen übereinstimmte. Professor Seffner unterzog sich dann der Arbeit, auf diesen Schädel eine Tonschicht aufzutragen, deren Stärke man nach den Ergebnissen zahlreicher Messungen festsetzte, und der Erfolg war überraschend: die so geschaffene Büste zeigte all die charakteristischen Eigenschaften der uns überlieferten Bachbildnisse, deren beste, die beiden Leipziger Porträte wie die Stiche von Sichling und Kütner, Professor Seffner während der Modellierung unterstützten. Nach Fertigstellung des Tonmodells wurden auch die Lithographie von Schlick und der Bollingersche Stich noch zum Vergleich herangezogen, und da auch das Alter des Skeletts dem Todesalter Bachs entspricht, da außerdem die Zähne — nach Professor Hesses Untersuchung — jene Abschleifung zeigten, die durch die merkwürdig vorspringende Stellung des Unterkiefers bedingt ist, darf man die Echtheit des aufgefundenen Schädels und somit der von Seffner geschaffenen Büste fast als gewiß annehmen. — Nun kam die Denkmalsangelegenheit in Fluß. Die ursprüngliche Idee eines größeren Grabdenkmals an der Johanniskirche wurde nach mancherlei Wandlungen fallen gelassen und die Errichtung eines großen, freistehenden Denkmals Bachs an der Stätte seines Wirkens, bei der Thomaskirche, beschlossen. Die Platzfrage wurde später endgültig dahin gelöst, daß das Leibniz-Denkmal von seinem damaligen Standort an der Südfront der Thomaskirche weg in den Hof des Paulinums kam und der so gewonnene Platz für das Denkmal Bachs bestimmt wurde. Hier ist nun das von Professor Seffner unter mancherlei Schwierigkeiten, aber mit unermüdlicher, liebevoller Arbeit geschaffene Kunstwerk, das Bach in überlebensgroßer ganzer Figur zeigt, und das in Bronzeguß ausgeführt ist, aufgestellt. Kraftvoll erhebt sich die Figur vor dem die Rückwand bildenden Stück einer Orgel. Der Charakterkopf Bachs ist von dem Künstler nach seiner erwähnten Büste modelliert. Der Entwurf zu dem $2^1/_2$ Meter hohen Steinsockel rührt vom Stadtbaurat Scharenberg her. Bei der feierlichen Enthüllung am 17. Mai, dem Kantatesonntag, hielt Geheimrat Wach die Festrede, und Oberbürgermeister Tröndlin übernahm das Denkmal im Namen der Stadt. Ein Festgottesdienst in der Thomaskirche war vorhergegangen. Aufführungen Bachscher Werke fanden vom 16. bis 18. Mai statt, unter anderen auch die ungekürzte Wiedergabe der Matthäuspassion in zwei Konzerten; eine höchst interessante Ausstellung der Vorarbeiten zum Bach-Denkmal war im Städtischen Museum vom 15. bis 20. Mai zu sehen. Das dreitägige Bachfest, zu dem sich die Denkmalsfeier ausgedehnt hatte, wird in den Annalen der Musikstadt Leipzig ein Ruhmesblatt bilden. J. S.



E. Hoenisch, Leipzig, phot.

Ausstellung der Vorarbeiten zum Bach-Denkmal im Städtischen Museum zu Leipzig.

E. Hoenisch, Leipzig, phot.

Enthüllung des Denkmals für Johann Sebastian Bach in Leipzig.

Heimatfest in Scheeßel. (Zu der oberen Abbildung auf der umstehenden Seite.) Vor ein paar Jahren haben wir an dieser Stelle in Wort und Bild auf das erste niedersächsische Trachtenfest hingewiesen, das zur Belebung und Stärkung des Heimatgefühls in dem zwischen Hamburg und Bremen gelegenen Kirchdorfe Scheeßel abgehalten wurde.

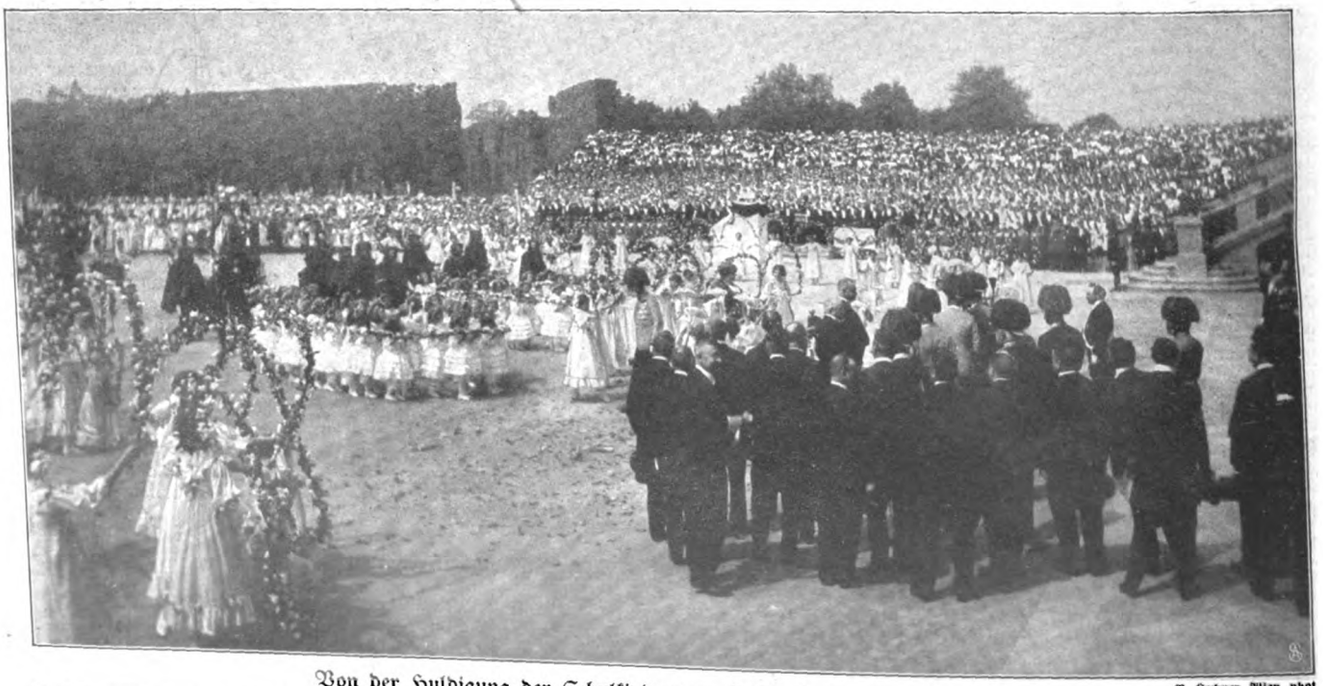
Nun hat sich zum zweitenmal, in etwas veränderter Gestalt, die schöne Feier abgespielt, und der große Zudrang schaulustiger Gäste aus der ganzen Provinz Hannover bezeugte klar, daß der Gedanke, der dieser Veranstaltung zugrunde liegt, schon festen Fuß gefaßt hat im Volk. Es war diesmal kein „Trachten“-, sondern ein echtes und rechtes Heimatfest, das die Scharen der Teilnehmer in der freundlichen alten Siedelung vereinigte, und wenn das regnerische Wetter auch störte, so konnte es doch die frohe Feststimmung nicht trüben, denn der Anregungen und schönen Eindrücke waren zu viele. „Upp Mettens Hof is de Utstellung“, rief einer dem andern zu, denn diese in einer geschickt hergerichteten Scheune eröffnete Kunstausstellung, zu der besonders die Worpsweder Künstler prächtige Werke beigetragen hatten, wie die in einem Nebengebäude untergebrachte reichhaltige Sammlung kunstgewerblicher Arbeiten, deren Hauptplatz die Ausstellung „Vereinigter Scheeßeler Handwerker“ einnahm, waren der Stolz der Festordner und wurden, ebenso wie die in einem Schuppen aufgebaute Ausstellung des Vereins für niedersächsisches Volkstum, viel besucht. Ganz gewiß ward im Schauen unmerklich auch der erzieherische Zweck erfüllt, dem diese Heimatfeste dienen sollen — es wird kaum einer die bis ins kleinste getreuen Nachbildungen alter niedersächsischer Bauernhäuser, stilreiner Wohnungseinrichtungen, Webereien, Filigranarbeiten u. a. m., sich angesehen haben, ohne etwas vom Geist echter Heimatkunst, Heimatliebe und Heimatart mit fortzutragen, und die Einblicke in das Leben der Landbewohner, die Theateraufführungen und lebende Bilder, „Dreitritt“ und „Ehrentanz“ in schönen, sinnfälligen Szenen gewährten, werden allen unvergeßlich sein.

John Thiele, Hamburg, phot.

Vom Heimatsfest in Scheeßel: Ein Brautpaar.

Badeanstalten für Eisenbahnbeamte. Die vereinigten preußisch-hessischen Staatseisenbahnen beschäftigten nach dem Etat des Jahres 1907 die stattliche Schar von 174 833 Beamten, 266 701 Hilfsbeamten und Arbeitern, insgesamt 441 534 Bedienstete. Bei einer so großen Anstalt ist die Fürsorge für das Wohl der Angestellten von höchster Bedeutung. Daß die Verwaltung in dieser Hinsicht ihre soziale Pflicht zu erfüllen bestrebt ist, ersehen wir aus der im preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten ausgearbeiteten Schrift über „Gesundheitspflege und Wohlfahrtseinrichtungen im Bereiche der vereinigten preußischen und hessischen Staatseisenbahnen“. Über einen wichtigen Gegenstand der Gesundheitspflege, die Badeanstalten, erfahren wir daraus folgendes: Fast in allen Zweigen des Betriebsdienstes ist infolge der Beschäftigungsweise, die den Körper den Einwirkungen von Dampf, Staub und Ruß aussetzt, das Bedürfnis nach körperlicher Reinigung groß. Aber auch als Erfrischungsmittel ist den Betriebsbeamten nach getanenem Dienst ein Bad unentbehrlich. Die Verwaltung hat deshalb in den Werkstätten und auf größeren Bahnhöfen mit zahlreichem Zug- und Lokomotivpersonal Wannen- und Brausebäder herstellen lassen. Der Bau der Bäder wird nach vorgeschriebenem Muster ausgeführt, ihre Ausstattung ist einfach, aber zweckmäßig. Die Badeeinrichtungen dürfen unentgeltlich von allen im Betriebsdienst, bei der Bahnunterhaltung, auf den Güterböden und in den Werkstätten beschäftigten Beamten, Hilfsbeamten und Arbeitern benutzt werden. Den übrigen Bediensteten ist im Fall ärztlicher Verordnung der Gebrauch der Bäder ebenfalls unentgeltlich gestattet, während sie im übrigen eine geringe Vergütung zu zahlen haben. Gegen die gleiche Vergütung können auch die Angehörigen der Bediensteten die Badeanstalten benutzen.

Huldigung der Schulkinder in Wien. (Zu der untenstehenden Abbildung) Das sechzigjährige Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josephs wird durch eine lange Reihe schöner, festlicher Veranstaltungen gefeiert, in denen die Liebe und Verehrung, die der greise Herrscher ohne Unterschied der Parteien bei seinem ganzen Volke genießt, einen bald stillen, bald rauschenden und prunkvollen Ausdruck findet. Eines der glänzenden Schauspiele aber, in denen die Schaulust der Wiener schwelgt, ist die rührende und eigenartige Huldigung, welche die Schulkinder am 21. Mai dem alten Kaiser darbrachten, und wer jenen ununterbrochenen Zug blumengeschmückter, freudiger Jugend an sich vorüberziehen lassen durfte, der wird das schöne Bild unvergeßlich im Herzen tragen. Über 80 000 Knaben und Mädchen waren es, die von 7 Uhr morgens ab dem Schönbrunner Park zuströmten, die Mädchen mit schwarzgelben Schleifen, die Knaben mit weiß-roten Bandeliers geschmückt, und der herrliche Park mit seinen Laubwänden, Springbrunnen und Blumenbeeten gab den prächtigsten Rahmen ab für all diese jubelnde, lachende Lust. In der Mitte der Terrasse aber stand, umgeben von den eigenen Enkelkindern, die vertraute Gestalt des greisen Kaisers, und immer wieder hob er das gütige Antlitz mit den großväterlich milden Augen den tücherschwenkenden, begeisterten Kleinen entgegen, von denen er gesagt hatte: „Die Kinder sind für mich das Schönste und Liebste; je älter ich werde, desto mehr liebe ich die Kinder.“ Das erinnerungs- und ehrenreiche Jahr wird ihm nichts Größeres bringen können als diesen spontanen Jubel der Jugend, die seines Landes und Volkes Zukunft ist.



R. Lechner, Wien, phot.

Von der Huldigung der Schulkinder vor Kaiser Franz Joseph in Wien.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau“: Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Antreiben zum Viehmarkt.

Gemälde von Georg Koch.

Nr. 24 — Die Gartenlaube — 1908

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Das Kreuz im Venn.

(14. Fortsetzung.)

Roman von Clara Viebig.

Es war am Tage des ewigen Gebetes; Feierabend — Mitternacht — die ganze Nacht hindurch das gleiche murmelnde Beten. Sie füllten das dämmernde Schiff der Kirche, sie knieten auf den schmalen Betbänkchen, die Hände mit dem Rosenkranz an die leise sich bewegenden Lippen gehoben, und beteten das Gebet der Bittwoche: „Ihr Heiligen insgesamt, flehet für uns am Throne Gottes!“

Auf seiner Betbank kniete der Bürgermeister. Wenn die anderen einmal wieder niedersaßen, ausruhten, kniete er noch immer ohne Unterlaß auf dem bretternen Bänkchen, das viel zu schmal war für seine Knie und viel zu niedrig für seine Größe. Er fühlte nicht, daß die gekrümmten Füße ihm abstarben, und daß seine Knie steif wurden. Das Gesicht hielt er in die Hände gedrückt, in seiner Seele schrie es:

Der Du ins Verborgene siehest,
Der Du Deine Sonne aufgehen lässest über Gute und Böse,
Der Du regnen läßt über Gerechte und Ungerechte,
Du unsere einzige Zuflucht und Hoffnung, sei uns gnädig!

Seine Augen schmerzten. Er hob das Gesicht aus den Händen, er bohrte den brennenden Blick durchs Dämmerlicht der Kirche hin zum Fenster überm Hochaltar, durch dessen Glas die Gestirne hereinleuchteten in unumwölkter Klarheit.

Überm Dach der Kirche stand der Mond, nicht silbern wie sonst, nein, rund und voll und rot, eine zweite Sonne, die die Sonne des Tages ablöste auf ihrer Bahn. Und um sie her stand der Chor der Sterne, flinzelnd vor blankem Glanz, wie sonst nur in eiskalter Winternacht.

„Schöpfer und Herr der Natur,
Alles zittert, alles dienet Dir.
— — — — — — — — — — — — —
Du machst die Wolken zu Deinem Wagen
Und fährest auf den Flügeln der Winde.
— — — — — — — — — — — — —
Herr Gott, ich bekenne vor Dir,
Daß ich ein Sünder bin!“
— — — — — — — — — — — — —

In das Murmeln mischte der Bürgermeister laut seine Stimme:

„Herr, straf uns nicht in Deinem Zorn,
— — — — — — — — — — — — —
Herr Gott, laß regnen, laß regnen!
Heilige Maria, du Stillung der Stürme,
Du Morgenstern, bitte für uns, sei uns gnädig!
— — — — — — — — — — — — —
Gegrüßet seist Du, Maria
— — — — — — — — — — — — —
Der Du uns die Früchte der Arbeit geben und erhalten wollest. —

Er wußte nicht, daß es nicht nur die Worte mehr waren, wie sie vorgeschrieben stehen im Andachtsbuch, er fügte eigenes hinzu in der Bedrängnis seines Herzens.

Es trieb ihn um bei Tag und Nacht. Es litt ihn nicht im Bett, er konnte ja doch nicht schlafen, vor Morgengrauen schon war er aufgestanden und hinausgeschritten auf die Höhe des Venns und hatte nach Osten gestarrt, wo die Wolken sich in leuchtendem Purpur färbten. Wenn sie doch, ach, wenn sie doch endlich, endlich einmal nicht mehr so strahlend erstände, die unbarmherzige Sonne!

Alle Quellen waren versiegt; in den tiefsten Brunnen stand nur noch ein Pfützchen trüben, schlecht riechenden Wassers. Kaum daß man das Vieh tränken konnte, es verschmachtete; denn auch kein Hälmchen saftigen Grüns war mehr zu finden. Und in den beiden Torfarbeiterhäusern lagen die Männer noch immer und quälten sich in wilden Delirien. Es war der Krankheit noch gar kein Absehen.

Was war das für ein Leid, was war das für eine Angst! Das Dorf lag geduckt wie unter einem dräuenden Alp. Alles atmete beklommen. Noch kaum je war so viel gebetet worden zu Heckenbroich; aber beklommener denn alle atmete Leykuhlen, er fühlte sich in tiefster Seele betroffen. Mariechen hatte viel zu reden, viel zu ermutigen: „Mach dir nix draus, Bärtes, laß sie reden! Wat kannst du dafür? Unser Herrgott schickt die Trockenheit und die Krankheit; wir müssen sie nehmen aus seiner Hand!“ Aber heimlich kränkte sie sich: wie sie ihren Mann verkannten! Und er hatte doch alles zu ihrem Besten getan! In heimlicher Sorge ging sie umher; nachts tat sie, als ob sie schliefe; aber sie schlief nicht, sie horchte auf ihres Mannes rastloses Wälzen und unruhiges Atmen, und sie wußte nichts anderes zu tun, als still bei sich zu beten. Gestern hatte jemand ganz laut draußen vor der Hecke auf den Bürgermeister geschimpft — wer war's gewesen? Sie hatte es nicht sehen können, aber das war ja auch gleich; wenn er nur, er es nicht gehört hatte!

Ganz besorgte Blicke warf die Frau auf ihren Mann, der im Kanapee saß, öfter denn sonst, und sich die Zeitung so vorhielt, daß sie sein Gesicht nicht sehen konnte. Es wollte sie dünken, als ob das leichte Blatt für seine starke Hand zu schwer wäre. Wenn er nur nichts von allem hörte! Jesus Maria, wenn er es wüßte, daß ihr, als sie zum grünen Klee gegangen war, die Kranken zu besuchen, ein Rudel Kinder nachgerannt war, erst mit schüchternem Gekicher, dann mit

Published 11. VI. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

dreisterem Lachen, zuletzt mit ungezogenen Redensarten. Das kam nicht aus denen, das waren ja Kinder, unverständige Kinder, sie sprachen nur das nach, was die Erwachsenen heimlich sagten. Wenn es nur regnen wollte, barmherzig, erquicklich, dann würden sie im Dorf auch einsichtiger werden und ruhiger! Die Bürgermeisterin kannte die Leute gar nicht mehr wieder. Aber sie, die sonst mit ihrem Mann alles besprochen hatte, sagte ihm kein Wort davon; er selber schwieg ja auch beharrlich.

Es war eine Nacht, so drückend heiß, daß keiner Schlaf finden konnte. Hinter den Hecken brütete die Schwüle. Leykuhlen und seine Frau saßen noch unten in der Wohnstube beisammen; er saß in der einen Ecke des Kanapees, sie in der andern. Die Lampe hatten sie nicht angezündet, selbst dies bißchen Licht war zuviel, man hatte nach all der Blendung des Tages eine Sehnsucht, fast eine Gier nach der Dunkelheit. Ach, daß doch Wolken hängen möchten, tief herab, und sich entlüden in Donner und Blitz, und sei es auch ein Ungewitter mit heulendem Sturm, wenn nur Regen dabei wäre, erlösender Regen! Schwül genug war es dazu. Aber wie sie die Ohren auch spitzten, kein Rauschen war draußen vernehmbar auf den Blättern der Hecke, nicht einmal ein Tröpfeln. Der Himmel war verschlossen. So ging es nun schon an die zwei Monate, es gab keinen Regen mehr. Die Welt mußte verdursten.

„Jesus Maria," sagte die Frau plötzlich und neigte sich gegen den Mann in seiner Ecke, „hörst du nix, Bärtes? Wär' et am End doch am Regnen?!"

Sie irrte sich. Jetzt war wohl ein Rauschen hörbar im Blattwerk der Hecke, aber so tat kein Regenguß. Das waren Hände, Arme, Füße, die sich durcharbeiteten durchs raschelnde Laubwerk, Körper, die sich durchwanden durchs dichte Gefüge. Von der Seite her brach's ans Haus heran.

Wenn jemand etwas wollte, warum ging er denn nicht vorn herum, offen und ehrlich durchs Heckentor?!

„Still, bis still, Mariechen!" sagte der Mann und legte der Frau die Hand auf den Mund. Sie hatte aufschreien wollen in plötzlichem Schreck.

Ein Stein war oben gegen das Giebelfenster gekracht, das, vom Mondschein hell beglänzt, wie ein Auge über die Hecke lugte. Die Scheibe brach und klirrte. Und nun klatschte es dumpf. Sie warfen mit Kuhdung, mit Dreckfladen, mit allerlei Schmutz und Unrat, was sie gerade aufrafften von Straße und Hof. Und ein Gequäk erhob sich, ein Gewieher und Gegrunze, ein Gemauze und Geknauze, als sei die ganze Tierwelt lebendig geworden. Ein Hund bellte, eine Katze miaute, ein Ochse brüllte, ein Esel iate — es war eine Höllenmusik.

Mit beiden Armen hielt Frau Leykuhlen ihren Bärtes umfangen; sie preßte ihn fest an sich — o, daß sie seine Ohren nur zuhalten könnte, verstopfen, daß sie nichts zu hören kriegten von dem abscheulichen Konzert! Sie brachten ihm eine Katzenmusik, wie man sie nur dem bringt, der sich Ungebührliches hat zuschulden kommen lassen. Dieses entehrende Ständchen ihm, dem Bürgermeister, von seinen Heckenbroichern selber dargebracht?! Die Frau zitterte, sie hätte in Tränen ausbrechen mögen. „O Bärtes, Bärtes, mach dir nix draus!"

„Bis still, Mariechen!" sagte er wieder wie vorhin. Er war ganz ruhig. Seine Stimme klang nicht einmal zornig, nur traurig, als er jetzt das Fenster aufriß und in die Nacht hinausschrie: „Jetzt is dat äwer jenug! Nu laaßt de Dummheiten! Jeht nach Haus!"

Einen Augenblick war es still; dann raschelte es wieder in der Hecke. Liefen sie hastig fort, beschämt, oder hatten sie es doch mit der Angst bekommen?!

Die Frau, die sich neben ihren Mann ins Fenster gedrängt hatte, fuhr plötzlich zurück — klatsch — ihr Bärtes, o, ihr Bärtes! Eine Ladung Kot war ihm ins Gesicht geflogen, sie wurde noch mit davon bespritzt. Und eine Stimme — es war nicht zu erkennen, wem sie gehörte, denn sie verstellte sich — äffte ihm nach: „Laaßt de Dummheiten, jeht nach Haus." Ein wieherndes Lachen erscholl — wieder ein hastiges Rauschen und Rascheln — die Nachtbuben rannten davon.

„Jesus Maria!" Entsetzt drückte die Frau den Kopf an ihres Mannes Brust. Jetzt konnte sie nicht anders, sie mußte laut weinen — daß man ihn so kränkte, ihn!

Er strich ihr über den Scheitel. „Bis still, Mariechen, bis still! Dat is mir ja janz ejal. Laaß se schreien. Wer kann sich an so wat kehren!"

War es wirklich so, war er wirklich so besonnen, wollte er nicht hinter ihnen drein rennen, sie einholen, sehen, wer es gewesen war?! Sie hob den Kopf und forschte angstvoll in seinem Gesicht. Es war zu dunkel, sie konnte seine Züge nicht erkennen, sie fühlte nur seine Hand, eiskalt trotz der Hitze, schwer auf ihrem Scheitel liegen.

„Jeh nach oben, Mariechen, jeh! Guck, wat die Nixnutze da anjericht' haben!"

Er machte nicht Miene, mit ihr hinaufzusteigen in die Giebelstube. Sie zögerte; aber sein Ton wurde heftig: „Jeh, jeh!" Da ging sie, ungern nur ließ sie ihn hier unten allein.

Mit zitternden Händen schaffte sie oben Ordnung, bis auf die Betten waren die Glassplitter geflogen, Boden und Wände beschmutzt; sie hatten gut gezielt durch das im Mondschein spiegelnde Fenster. Sie kehrte und wischte, die Knie bebten ihr; aber sie hätte die Magd nicht zur Hilfe rufen mögen. Gott sei Dank, daß die nach der anderen Seite hinaus schlief! Wie sollte die wohl sonst Respekt behalten, eine, die so was mit angesehen hätte! Eine tiefe Scham kam über die Bürgermeisterin; sie konnte nichts sehen vor den bitteren, gekränkten Tränen, die ihr unaufhaltsam über das heiße Gesicht rollten. Ach, ach, das waren keine Kinderstreiche mehr, keine Dummheiten, wie der Bärtes sagte, das waren Niederträchtigkeiten — wer hätte das je von den Heckenbroichern gedacht?! Ihr ganzes Leben war im Dorfe verflossen — vierzig Jahre sind lang — und nie hatte sie in all dieser Zeit geglaubt, es könnte hier einer sein, der sie so kränkte. Nicht sie — ach nein, es war ja nicht um ihrer selbst willen, daß ihr Tränen des Schmerzes, des Zorns und der Scham über ihr Gesicht liefen, es war um seinetwillen. Was er jetzt wohl machte? Was er wohl denken mochte so ganz allein bei sich?! Sie konnte es nicht lassen, sie schlich noch einmal nach unten. Behutsam öffnete sie die Tür, nur spaltbreit, nur so weit, daß sie einen Blick auf ihn erhaschen konnte.

Da lag er auf den Knien vor dem Tisch, eine dunkle Gestalt, hatte die Hände auf den Tischrand gelegt und das Gesicht auf die Hände. Sie sah nur seinen Rücken, aber sie sah doch, wie heftige Atemzüge ihn erschütterten.

Da zog sie sich leise zurück. Das fühlte sie, jetzt durfte selbst sie nicht stören.

In dieser Nacht schliefen sie nicht. Aber auch nur wenige im Dorfe schliefen; in den Häusern, eingeschlossen hinter den Hainbuchenhecken, war die Luft dick und schwül. Nur Regen, nur Regen! Mit offenem Munde lagen die Menschen auf ihren Betten und schnappten nach Luft. Die Kinder greinten, selbst sie fanden keinen Schlaf. Da und dort flinzelte Lämpchenschein, man hörte Stimmen, die Mutter vertröstete die Kleinen. In den dunstigen Ställen brüllte heiser das durstige Vieh. Der und jener schlich vor seine Heckentür und schaute sich prüfend den Himmel an — zog da nichts auf von Gewölk im Westen? Er blinzelte angestrengt, das harte Bauerngesicht erhellte sich für Augenblicke wie von einem Hoffnungsstrahl, aber enttäuscht sank der Blick gleich wieder — nein, das war kein Gewölk, das Regen brachte. Das war nur ein Rauch, ein Dunst, als wäre die Erde ein Feuerherd und pustete den Dampf ihrer Glut durch den Schlot zum Himmel.

Es war keine Nacht zum Schlafen. Es war eine Nacht, um wach zu liegen, sich zu wälzen in banger Sorge.

Eine müde, überwachte Stille lag mit dem neuen Tag über Heckenbroich. Feurig ging eben die Sonne im Osten auf,

rte es auf der Straße. Leykuhlen fuhr mit dem
m Schlafkammerfenster hinaus, es aufzutun brauchte er
nicht mehr, das klang ja so, als schellte der Meßner
ster her, der den Leib des Herrn über die Straße trägt.
— wer — wo? Wer sollte versehen werden? Der
ster riß die Augen weit auf, er stierte und starrte.
Schritt der junge Hilfsgeistliche, das Chorhemd über-
er ihm her schlorrte der Küster, müde noch, un-
m. angekämmt, man hatte ihn eilig aus dem Bette
Er klingelte mit dem allbekannten Glöcklein.
einen Arm das Fensterkreuz umschlingend, beugte der
sich weit aus dem Fensterchen über seine Hecke
Er mußte sich halten, er fühlte sich plötzlich schwach.
der, die seine Augen fast aus den Höhlen drängten,
den Dahinziehenden. Da gingen sie hin, Priester
— klingling — leise tönte das silberne Schellchen.
en sie und brachten einer scheidenden Seele die letzte
Aber wo gingen sie hin — zu wem — ach,
Leykuhlen wollte rufen und konnte nicht, der Mund
wie zugehalten, nur ein heiser herausgestoßenes „Herr,
Dich!" brachte er über die Lippen.
waren sie am Eckhaus. Gingen sie nun geradeaus,
Straße zu Ende, oder schwenkten sie links ab zum
ke? — — — Zum grünen Klee!
grünen Klee lag der Mechernich, mit dem war es
dem sehr schlecht gewesen; nun reichten sie ihm
m Sterbesakramente, daß er in Frieden abfahren
on dieser Welt. Aber ein verlassenes Weib schrie
her, eine Schar kleiner Kinder weinte nach Brot!
wer überrieselte den Bürgermeister. Und daran sollte
er schuld sein? Wasserleitung — eine Wasser-
der Kirche — ohne gesundes Wasser keine ge-
ung — die Brunnen taugten nichts — er hatte
daß sie doch daraus tranken — Gott im Himmel,
ich verantworten vor dem höchsten Richterstuhl?
Gedanke wälzte sich heran, Vorwurf auf Vor-
Der Mann war erdrückt, wie zu Boden geschmettert,
Händen faßte er sich nach der glühenden Stirn
Da innen saß ein sausendes Rad, das sich
unaufhörlichem Schwunge — wenn der Mechernich
dachte er dann — und wenn noch andere starben,
Er konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen,
nicht mehr, hatte er recht oder unrecht getan, war
einer Schuld, oder durfte er ihrer sich ledig
Sein Geist war verwirrt. O, wer sagte ihm, hatte
recht oder unrecht? Er krampfte die Hände ineinander,
Schweiß perlte ihm auf der Stirn. „Kommt zu
Heiligen Gottes! Herr, erbarme Dich, gib ein
Deinen Himmel auf, laß regnen! Vater unser . . .
seid du, Maria . . . laß regnen, gib ein Zeichen . . .
Gottes, welches hinwegnimmt die Sünde der Welt,
Dich!" — — —
Himmel glühte über Heckenbroich. Und das Venn flammte
im leuchtenden Rot seiner höchsten Blüte. Die Luft
über dem staubbedeckten Scheitel der sonnenflimmernden
Heute war Sonntag, der Tag des Herrn.
wie matte Fliegen, krochen die Menschen zum
waren in Sonntagskleidern, aber Sonntags-
hatten sie nicht. Niedergeschlagene Gesichter, ohne
ohne Freudigkeit. In einer stumpfen Resignation
sich zur Kirche. Nun hatte man schon so viele
gebetet, Kerzen gestiftet, Wallfahrten gelobt, und
umsonst sein?! Die Weiden waren hart wie
nicht konnte da Gras sprossen, und der Mechernich
Ein ängstliches Raunen ging von Mund zu
Sterbesakramente hätte er bereits empfangen. Wie
und mit dem andern Erkrankten ginge es ebenso.
an die Reihe? Und morgen früh wurde der
der kleine Junge vom Huesgen-Jörres —
der Vater!

Den Kopf gesenkt, den Blick unverwandt auf die gefalteten Hände geheftet, schritt Weber Huesgen zur Kirche. Aber es war nicht der Tod des Kindes allein, der sein Haupt senkte. Ein Woche voll rastloser Arbeit in grenzenloser Hitze lag hinter ihm; neue Runen waren zu denen seines arbeitsverfurchten Gesichts hinzugekommen. Regen, ach, nur Regen, Erlösung, Regen! Es trieb ihn in die Kirche; in dem dämmerig gehaltenen hochgekuppelten Raume war's noch am erträglichsten, daheim weinte das Weib, und die Geschwister schauten mit erschrockenen Augen auf die Leiche des Dores, die im Tannensärgelchen auf zwei Schemeln im Schuppen stand, mit einer Girlande geschmückt, die das Kathrinchen gewunden hatte aus Schlangenmoos und blühendem Heidekraut. Der Dores war nicht am Typhus gestorben, den hatte er ja gar nicht gehabt. Die Hitze hatte ihn mitgenommen, die hatte er nie gut vertragen können. Seit die Sonne alles verbrannte, war auch er verbrannt wie ein flackerndes Licht. Nun war das wächserne Gesichtchen ganz freundlich, die welken Händchen auf der Brust umfaßten das Kruzifixchen, das man ihnen zu halten gegeben.

Ein Kind weniger! Der Weber seufzte. Er war ein liebevoller Vater; aber daß der Herrgott den Dores zu sich genommen hatte, das war mehr eine Gnade als eine Heimsuchung zu nennen, wenn die Annelies auch jetzt noch bitterlich weinte. Sie würde sich trösten, sie hatte nun einen Engel im Himmel, der Fürbitte tat. Aber warum die Bäreb sich so arg anstellte?! Ordentlich ärgerlich war Jörres Huesgen auf seine Älteste. Statt der Mutter zur Hand zu sein, kniete sie immer bei der Leiche, starrte sie an mit den vom Weinen verschwollenen Augen und schluchzte dann auf, so heftig, daß es ihr fast das Herz abstieß. Freilich, Leben und Sterben ist ein ernstes Ding — wurde das die Bäreb erst jetzt gewahr?

Der Weber seufzte, als er beim Summen der Orgel auf der Betbank niederkniete, und trocknete sich mit dem roten Sacktuch den Schweiß ab. War das eine Hitze! Selbst hier war heute nicht die Kühle zu finden, die so wohltat wie in einem tiefen Keller, wenn draußen die Sonne glühte. Auch in die Kirche war die Schwüle gedrungen. Ein erstickender Dunst lastete im Raume, dessen Wölbung heute niedriger schien.

Und um den Weber seufzten und schwitzten noch viele, die Leiber der knienden Andächtigen dampften. Matt klang die Stimme des Priesters am Altar, fast erstickt durch die dicke Luft, matt die Responsorien des Dieners, matt der Gesang vom Orgelchor, kraftlos, ohne Frische und Fülle, und matt auch die Gebete. Hier schlief eine, dort schlief einer. Diese war auf die Bank zurückgesunken, legte den Kopf hintenüber und schnarchte mit offenem Munde, jener schlief gar im Knien, das Haupt war ihm haltlos aufs Gebetbuch genickt. Geknickten Blumen gleich hingen die buntbetuchten Köpfe der Frauen. Jetzt wurde eine gar ohnmächtig, es gab für Minuten ein Scharren, ein Poltern, man schaffte sie hinaus. Dann wieder die vorige bleierne, lähmende Stille.

Der alte Pastor bestieg die Kanzel, heute ließ er es sich nicht nehmen, selber in der Predigt zu seiner Gemeinde zu sprechen; es war eine schwere Zeit. Er redete mit zitternder Stimme von der weisen Anordnung Gottes, die alles, was da lebt, mit Segen erfüllt, die zur Zeit Regen und Sonnenschein gibt, die aber mit Entziehung des Segens heimsucht, wo sie Reue erwecken will und bußfertige Gesinnung.

Die Gemeinde hatte das Bußlied gesungen:

„O Gott, streck aus Dein milde Hand,
Erfüll mit Segen Leut und Land,
Halt ab in gütger Vaterhuld
Die Strafen für die Sündenschuld!"

Der Bürgermeister neigte sein Haupt tief und tiefer. Er wagte nicht aufzusehen; es war ihm, als müßten sich aller Blicke vorwurfsvoll auf ihn richten, als nagelten sie ihn alle fest mit ihren müden, umschatteten Augen.

Es brauste vor seinen Ohren, es hämmerte ihm in den Schläfen, es siedete ihm in den Adern, er hörte nichts weiter

mehr von dem, was der Pastor sprach, er hörte nur immer das Schellchen des Meßners, der vor dem Priester her zum Sterbenden schritt. Mußte der Mechernich wirklich sterben? War er am Ende schon tot?! Zwischen den Tönen des Schellchens hörte er Sterbeseufzer, das Jammern des Weibes, das Weinen der Kinder — Ströme von Schweiß rannen Leykuhlen über den Leib. Von einem Schwindel gepackt, wollte er die Augen schließen, aber es riß sie ihm wieder auf, er mußte sehen, alles das sehen, was er angerichtet hatte.

. . . „Ich begreife nicht, wie ein sonst so intelligenter Mensch sich so gegen alle Neuerungen verschließen kann" — „Eine Wasserleitung ist das Allernotwendigste, wir werden den Typhus sonst hier nie los" — so oder ähnlich doch hatten sie gesprochen! Schon lange, ach schon lange waren sie an ihm, aber er hatte — die Kirche gebaut! Er hatte die Gemeinde dazu bewogen! Hätte er nicht ebensogut sie zu etwas anderem bestimmen können? Sein, ja sein war die Schuld!

Wie ein Kranker wankte Leykuhlen aus der Kirche. Er bemerkte nicht, daß die Grüße, die ihm sonst ehrerbietig und willig zuteil wurden, heute anders waren. Man grüßte, weil es eben sein mußte, keine Freundlichkeit erhellte diese Grüße. Die Bürgermeisterin hielt sich dicht neben ihrem Mann, ihr war's, als müßte sie ihn schützen wie gestern abend — und doch fiel jetzt kein Stein.

Die reichen Bauern, der Adams und der Zumstädtchen, kamen jetzt zusammen an ihnen vorüber; sie taten, als sähen sie den Bürgermeister nicht. Stracks gingen sie hinüber auf die andere Straßenseite und sprachen so eifrig aufeinander ein, als hätten sie den wichtigsten Handel zu bereden. Sie waren grimmig. Nun hatten sie schon ein paarmal den Dreiborn nach oben holen müssen — was das kostete! — andere im Dorfe hatten ihn auch holen müssen. Der Tierarzt war noch röter gewesen als sonst und hatte noch mehr mit den Augen gekugelt als gewöhnlich und hatte noch mehr räsoniert als zu anderer Zeit: was verlangten sie denn, wie sollte das unvernünftige Vieh denn gesund bleiben, wenn der vernünftige Mensch sich krank säuft?! Er ereiferte sich sehr, weiß der Himmel, er wollte lieber Kaffern und Hottentotten kurieren als Eifler Vieh. Was nutzte ihm alles, was er gelernt hatte, was war überhaupt die ganze Wissenschaft nutze, wenn ihr hier eine solche Borniertheit entgegengesetzt wurde? „Ihr seid schwarz, schwarz bis in die Knochen, das ist euer Malheur!" Zu anderen Zeiten hätten sie über ihn gelacht: was ereiferte sich der Viehdoktor denn so?! Oder sie hätten sich auch geärgert: so einer, der doch auch aus der Eifel stammte und nun in keine Kirche mehr ging! So einer, der seinen ganzen Glauben verloren hatte überm Studieren! Gar nicht anhören dürfe man den. Aber in der Stimmung, in der sie jetzt waren, hörten sie ihn an; sie verstanden ihn nicht ganz, aber das hörten sie doch heraus, daß der Dreiborn, der doch immerhin ein kluger Mann zu nennen war und ums Vieh gut Bescheid wußte, nicht zufrieden war mit dem, wie es so war. Nein, sie auch nicht! Ganz und gar nicht! —

Völlig erschöpft kam Leykuhlen heim. Schwer ließ er sich in sein Kanapee fallen und stützte den Arm auf. Als die Frau ihn etwas fragte, schüttelte er nur den Kopf verneinend; weitere Antwort gab er nicht.

Jesus, ihr Mann würde doch am Ende nicht auch krank?! Mit tränenden Augen stand die Bürgermeisterin in der Küche und blies das Feuer an. Die Magd konnte damit nicht zurechtkommen, es wollte heute nicht brennen; die Sonne glostete über dem Schornstein, die drückende Luft schlug jedes Dampfwölkchen, das aufsteigen wollte, wieder hinab in den Kamin. Die Küche war voll von Rauch und von brenzligem Gestank des langsam schwelenden Torfs. Immer wieder stocherte die Frau im Feuerloch, ganz mechanisch, ihre Gedanken waren nicht bei diesem Werk. Sie merkte es nicht einmal, daß sie wie in eine Wolke von beißendem Dunst gehüllt stand, daß sie nichts sehen konnte vor Rauch und Tränen. Die Magd war dem erstickenden Qualm entwichen, sie war allein. „Jesus," seufzte sie aus tiefster Seele, „Jesus Christus, erbarme Dich!"

Da wurde plötzlich die Tür aufgerissen, der, um den ihre Gedanken kreisten in unablässiger Sorge, war plötzlich bei ihr mit zwei Schritten, mit seinen alten, kräftigen, er faßte sie um den Leib. „Mariechen, Jott sei Dank!" Es war wieder etwas in seiner Stimme von dem frischen Klange. „Denk ens an, Mariechen, mit 'm Mechernich steht et besser. Dat war die Krisis. ‚Den kriejen wir durch', sagt der Doktor. Eben war der bei mir, haste ihn nit jehört?"

Sie hatte nichts gehört, keinen Wagen, keinen fremden Schritt im Flur, sie war so ganz in ihren Sorgen befangen gewesen. „Wirklich?" fragte sie, noch ungläubig, und blinzelte ihren Mann an.

„Mit Jottes Hilfe", sagte er ernst. Aber dann drückte er sie an sich in einer jähen Aufwallung des Gefühls. „Jott sei jelobt, Mariechen, ich kann et dir nit sagen, wie jlücklich ich bin! Wenn der Mechernich durchkömmt, dann" — er lächelte sie an — „Mariechen, dann stift' ich die Uhr in der Kirch, die noch fehlt. Wenn et dir recht is, Mariechen!"

Ob es ihr recht war!

* * *

Seit der Mechernich am grünen Klee die letzte Ölung empfangen hatte, war es besser mit ihm geworden. Merkwürdig, und doch nicht merkwürdig. Vor dem Häuschen des Torfarbeiters standen die Leute und besprachen den Fall mit einer von ihrer sonstigen Verschlossenheit und Ruhe stark abstechenden Lebhaftigkeit. Ja, als das heilige Öl seine Stirn salbte, da hatte er die Augen, die er geschlossen gehalten hatte seit Tagen schon, auf einmal wieder aufgemacht! Und er hatte gesprochen, ganz vernünftig, gar nicht mehr wirres Zeug. Er hatte die Frau erkannt und die Kinder und hatte ihnen die Hand gegeben — nicht zum Abschied, nein, zum Willkommen. Und gesagt hatte er, daß er wohl gewußt hätte, es sei nicht gut, im Venn von dem Wasser zu trinken, daß sie aber so einen Durst gekriegt hätten beim Torfaufsetzen in der großen Hitz', und daß sie gedacht hätten, es würde ihnen schon nicht schaden, die Soldaten hätten ja auch getrunken, oft schon da oben im Venn.

Also die Brunnen waren doch gut! An denen hatte es nicht gelegen, daß der Mechernich und der Peter krank geworden waren. Vennwasser hatten sie getrunken, vom rostigbraunen, mit Schaumblasen bedeckten, das oben in den Gräben steht, und vor dem man oft, o sehr oft schon, ernstlich gewarnt worden war. Ei, wer nicht hören will, muß fühlen; recht war ihnen eigentlich geschehen, ganz recht, warum hörten sie nicht auf das, was ihnen gesagt wurde! Aber dem Leykuhlen war unrecht geschehen — wahrhaftig! Die Brunnen waren doch gut — gutes, reines, gesundes Wasser! Sie fühlten's alle wie Scham. Wozu eine Wasserleitung?! Das Geld für die brauchte man wahrlich nicht rauszuschmeißen, wenn man selber so gute Brunnen im Dorfe hatte! Ein befreiendes Lachen ging durch Heckenbroich.

Als die Bürgermeisterin am Nachmittag aus der Vesper kam, fühlte sie, wie schnell sich die allgemeine Gesinnung geändert hatte. Die Grüße waren ehrerbietig, fast ehrfurchtsvoll. Wieder streiften sie viele Blicke, aber jetzt hatten sie nicht die Unfreundlichkeit des Vormittags, es war wieder etwas von der alten vertraulichen Zuneigung in ihnen. Noch hatte in der Kirche die ganze Schwüle gesteckt, die der Vormittagsgottesdienst mit seiner Überfüllung darin zurückgelassen, aber man hatte sie jetzt nicht mehr in ihrer ganzen Unerträglichkeit empfunden. Ein befreiender Windstoß war in die bange Schwüle gefahren, die Brunnen waren gut, das Wasser von Heckenbroich war gesund, der Bürgermeister hatte recht getan, wer da von Wasserleitung noch redete, der sprach dummes Zeug!

(Fortsetzung folgt.)

By permission of Messrs. C. W. Faulkner & Co., London.

„Mit dir spiel' ich nicht mehr!"

Gemälde von H. M. Bennett.

Schulnot und Lehrermangel*).

Von J. Tews.

Unsere Volksschule ist der großen Mehrheit der Gebildeten ein unbekanntes Land. Man weiß nicht, welchen goldenen Schatz unser Volk in seiner ärmeren Jugend hat, und noch weniger, wie sorglos dieser Schatz verwirtschaftet wird. Man hört und liest hin und wieder in der Zeitung von Lehrermangel und Überfüllung der Schulklassen, von unzureichender Lehrerbesoldung, von Beschwerden über unzeitgemäße Schulaufsicht und anderes und findet sich damit ab wie mit manchem Unerfreulichen in der Welt, das man nicht verschuldet hat und nicht ändern kann. Je höher man auf der sozialen Leiter steht, um so weiter ist zudem das eigene Fleisch und Blut diesen Dingen entrückt. Mögen die andern, die es angeht und drückt, doch sehen, wie sie fertig werden.

So denkt der Durchschnittsphilister über die Volksschulfrage. Es besteht den Notständen im Volksbildungswesen gegenüber eine Unempfindlichkeit, die über das Erträgliche hinausgeht. Man sieht die Volksschule nicht mit dem Auge unserer sozial fortgeschrittenen Zeit an, sondern als ein Institut, das eigentlich in das Gebiet der Armenpflege gehört und darum mit anderen Bildungsanstalten nicht in Vergleich gestellt werden kann. Die Volksschule, die schon das Allgemeine Landrecht als „Veranstaltung des Staates" bezeichnet, wird in der Praxis auch heute noch in das Hinterhaus der Kirche und in das Armenhaus der Gemeinde verwiesen, und die Einrichtungen sind darum vielfach so elend, daß die Staatsregierung die direkte Verantwortung ablehnt und sich hinter die „leistungsunfähigen", „steuerschwachen" und „notleidenden" Gemeinden verschanzt. Es sind ja die Kinder der „andern", es kommt so genau nicht darauf an. Die „Massen" sind auch in jungen Jahren nicht so empfindlich, sie können schon einen herzhaften Puff vertragen, und Verzärtelung ist ihnen nicht dienlich!

Wenn einer der verehrten Leser eine Schulklasse mit 70, 80, 90, 100 und mehr nicht übermäßig sauber gekleideten, die Wohltat eines Bades selten genießenden und in ihren leiblichen Bedürfnissen oft recht naturalistisch veranlagten jungen Wesen niemals betreten hat, niemals dieses unergründliche Gemisch aller Art unreiner Luft genossen und darin die Lebensäußerungen einer solchen Kinderschar, die auf den denkbar altertümlichsten Schulbänken eng aneinandergedrängt sitzt und trotzdem nicht Platz findet, nicht beobachtet hat, dem ist eine Entdeckungsreise in die Schule eines großen Gutsdorfes oder eines schnell gewachsenen Industrieortes dringend zu empfehlen. In der Regel wird ein kurzer Besuch ausreichen, um zu der Erkenntnis zu kommen, daß die Ausübung des Lehrerberufes in solchen Verhältnissen kein anziehendes Geschäft sein kann, daß die Ergebnisse des Schulunterrichts nicht bedeutend sein können, und daß andererseits die größten Gefahren für Leben, Gesundheit und Moral der Lehrer wie der Kinder daraus entstehen müssen.

In den deutschen Volksschulen saßen im Jahre 1906 $9^3/_4$ Millionen Kinder, und es waren 166 597 Lehrer- und Lehrerinnenstellen eingerichtet. Für je 58, in Preußen für je 61 Kinder sollte eine „Lehrkraft" vorhanden sein. Aber ob die Stellen tatsächlich besetzt oder unbesetzt waren, ist nur aus den statistischen Mitteilungen der einzelnen Staaten, nicht aus den zusammenfassenden Tabellen der Reichsstatistik zu ersehen. Von den 102 764 preußischen Lehrerstellen, von denen noch 1713 Stellen, die mit technischen Lehrerinnen besetzt waren, also für den Hauptunterricht nicht in Betracht kommen, abgezogen werden müssen = 101 051, waren zur selben Zeit 3077 unbesetzt, so daß nur 97 974 Lehrkräfte tatsächlich vorhanden waren. Damit steigt die von einer Lehrkraft zu versorgende Kinderzahl schon von 61 auf 63.

*) Dieser Artikel enthält die wichtigsten Ausführungen eines von mir auf der Deutschen Lehrerversammlung in Dortmund am 10. Juni d. J. gehaltenen Vortrages. Der Verfasser.

In anderen Staaten steht es nach vorliegenden Einzelmitteilungen nicht besser, und die durchschnittliche Versorgung der Schulen mit Lehrern ist teilweise noch weniger befriedigend als in Preußen. Eine „Lehrkraft" kommt in Bayern auf 58, in Sachsen auf 61, in Württemberg auf 57, in Baden auf 64, in Hessen auf 57, in Sachsen-Altenburg auf 66, in Reuß ä. L. auf 77, in Lippe auf 75, in Schaumburg-Lippe auf 85 Kinder, immer vorausgesetzt, daß alle Stellen besetzt sind, was aber in der Regel nicht der Fall ist. Einige Staaten haben wesentlich günstigere Verhältnisse. In Mecklenburg-Schwerin, Elsaß-Lothringen und Bremen ist für 45, in Mecklenburg-Strelitz für 41, in Hamburg für 38 und in Lübeck für 35 Kinder eine Lehrerstelle errichtet.

Der Durchschnitt für ganze Staaten besagt aber nicht viel. Die Volksschulen in kleinen, abgelegenen Ortschaften und die Klassen in vorgeschrittenen Städten, die weniger als 30 Kinder haben, zählen nach vielen Tausenden, und die kleinen Konfessionsschulen mit weniger als 20 Schülern sind ebenfalls zu vielen Hunderten vorhanden.

Im Regierungsbezirk Posen hatte die preußische Unterrichtsverwaltung im Jahre 1906 für 2226 katholische Landschulklassen, in denen 133 694 Kinder saßen, 1333 Stellen für Lehrer und 40 Stellen für Lehrerinnen, zusammen 1373 Schulstellen, eingerichtet. Insgesamt waren zur selben Zeit 157 Landschulstellen in dem Bezirk unbesetzt. Man darf annehmen, daß mindestens zwei Drittel dieser unbesetzten Stellen, sagen wir 100, auf die katholischen Landschulen entfielen, so daß etwa 1275 Lehrkräfte in den katholischen Landschulen des Bezirks für 2226 (!) Schulklassen vorhanden waren. Es kamen also im Durchschnitt 105 Kinder auf jeden Lehrer und jede Lehrerin, und fast 1000 Klassen hatten keine besondere Lehrkraft. Einzelne Kreise des Bezirks stehen aber noch unter diesem Durchschnitt. In den Dörfern des Kreises Schroda waren 60 Schulstellen für 6633 katholische Kinder eingerichtet. Neun evangelische und katholische Landschulstellen waren unbesetzt. Rechnet man auf die starke katholische Mehrheit nur 6, so hatten 54 Lehrer 6633 Kinder zu unterrichten, im Durchschnitt also jeder 123 (!!). Im Kreise Posen-West gab es 60 Lehrerstellen für 6329 Kinder, im Kreise Samter 68 Lehrerstellen für 7305 Kinder, im Kreise Kosten 64 Lehrerstellen für 7149 Kinder in 120 Schulklassen, im Kreise Gostyn 61 Lehrerstellen für 6588 Kinder, im Kreise Ostrowo 49 Stellen für 5257 Kinder. Und in allen diesen Kreisen war eine erhebliche Zahl von Stellen verwaist; in keinem Kreise der Provinz Posen waren alle Stellen besetzt.

In anderen preußischen Provinzen steht es besser, aber in keiner gut. Auf einen erträglichen Durchschnitt kommt keine. Am günstigsten steht Schleswig-Holstein mit einer Lehrerstelle für je 51 Kinder, aber auch hier saßen noch 15 818 Kinder in stark überfüllten Klassen, die bis über 100 Kinder hatten.

Die ganze Misere, die in diesen Zahlen steckt, hat man aber erst vor Augen, wenn man den Unterrichtsbetrieb, die „lehrplanmäßigen Einrichtungen" der Volksschule kennt.

Es ist natürlich unmöglich, 6164398 Schulkinder, die zum großen Teil in kleinen Ortschaften mit geringer Einwohnerzahl sitzen, so unterzubringen, daß jede der vorhandenen 97974 Lehrkräfte nur eine Klasse hat. Um der Massen einigermaßen Herr zu werden, muß man Halbtagsschulen, dreiklassige Schulen mit 2 Lehrern und mehrklassige Schulen mit überzähligen Klassen einrichten, so daß den 97974 Lehrkräften 115902 Schulklassen gegenüberstehen. Für 17928, rund 18000 Klassen fehlt also eine besondere Lehrkraft, d. h., doppelt so viele Klassen, also 36000, müssen auf halbe Kost gesetzt werden, also immer je zwei Klassen mit einem Lehrer auskommen. Aber das ist noch nicht alles. Trotzdem 18000 Klassen mehr eingerichtet wurden, als Lehrer vorhanden

waren, blieben doch noch 13387 Klassen mit 1029889 Kindern überfüllt. Diese überfullten Klassen — eigentlich sind sie es ja alle — hatten zum Teil bis zu 120 und 150 Kinder.

Die rückständigen Verhältnisse unserer Volksschule sind oft auch von nicht direkt beteiligter Seite beanstandet worden. Vor zehn Jahren veröffentlichte Professor Rehmke, damals Rektor der Universität Greifswald, einen viel bemerkten Artikel mit der Forderung, keine Schulklasse dürfe mehr als 30 Schüler haben. Preußen hatte damals für 4916476 Schulkinder 82746 Klassen und 71731 Lehrerstellen. Rehmkes Forderung als berechtigt angenommen, hatten etwa 175000 Schulklassen und ebenso viele Lehrer vorhanden sein müssen. Rehmke selbst ging noch weiter. Er verlangte eine Verdreifachung des Erziehungs- und Unterrichtsapparates der Volksschule und zog auch die materiellen Folgerungen. Inzwischen haben andere Männer des öffentlichen Lebens eine grundliche Änderung dieser Verhältnisse oft verlangt, u. a. Friedrich Naumann und auch der gegenwärtige preußische Kultusminister, allerdings mit einem Abstrich von 50 v. H. von der Forderung Rehmkes. Der Minister Dr. Holle will sich mit der Reduktion der Klassenbesetzung auf 45 Schuler begnügen. Auch das wäre etwas. Aber auch bei der Durchfuhrung dieser recht bescheidenen Forderung müßte man in Preußen etwas über 50000 Lehrer und Lehrerinnen mehr anstellen.

Die Verhältnisse haben sich im Laufe der Zeit etwas, aber nicht viel gebessert. 1886 hatte der preußische Staat für je 75 Kinder eine Lehrkraft zur Verfügung, heute, 20 Jahre spater, für je 63 Kinder. Wenn die Zustände vor 20 Jahren schon befriedigend gewesen wären, dürfte man diesem Fortschritt seine Anerkennung nicht versagen. Aber gegenuber den geradezu trostlosen Zuständen von ehedem sind die Anstrengungen, die zur Beseitigung des Übelstandes gemacht worden sind, unzureichend. In dem gleichen Tempo könnte das vom Kultusminister Dr. Holle vorgezeichnete Ziel erst in etwa 40 Jahren erreicht werden. Wo vor 20 Jahren 21 Lehrer standen, stehen heute 25, während auch bei den bescheidensten Forderungen eine Verdoppelung des Lehrkörpers für die gleiche Kinderzahl, also ohne Rucksicht auf die Bevölkerungszunahme, hätte eintreten müssen.

Das ist der wirkliche Lehrermangel, unter dem die Volksschule auch zu leiden hatte, wenn zuzeiten einmal überzählige Volksschullehrer vorhanden waren. Wenn also auch der Lehrermangel im gewöhnlichen Sinne nicht existierte, d. h., wenn in Preußen 3000 und im Deutschen Reiche etwa 4500 bis 5000 Lehrer mehr angestellt wären, würde an den Verhältnissen des Volksschulwesens wenig geändert sein. Es würden dann in Preußen nicht 36000, sondern nur 30000 Schulklassen, oder nicht 2,2 Millionen, sondern nur 1,8 Millionen Kinder Tag für Tag wegen fehlender Lehrkräfte auf halbe Kost gesetzt sein, und an der daneben bestehenden Überfüllung der Schulklassen, die wiederum mehr als eine Million Kinder trifft, wäre nicht ein Jota geändert. Man sollte sich deswegen wirklich die Mühe sparen, darauf hinzuweisen, daß seit 1906 die Zahl der verwaisten Schulstellen hier und da abgenommen habe, denn nicht darin, sondern in der Unzulänglichkeit der Volksschuleinrichtungen überhaupt liegt die Misere, durch die Millionen von Kindern um einen vollwertigen Unterricht gebracht werden und Jahr für Jahr Tausenden von Lehrern Gesundheit und Berufsfreudigkeit geraubt wird.

Man kann es als ausnahmslose Regel hinstellen, daß das Erziehungsgeschäft um so unerfreulicher wird, je weiter die Zahl der Pflegebefohlenen über eine gewisse Zahl hinausgeht. Ein Lehrer, der 40 Kindern ein guter Erzieher ist, der mit ihnen auch harte Arbeit frohen Sinnes leistet, wird vor 70 und 80 leicht ein mürrischer, verdrießlicher, weil überlasteter und nervöser Schultyrann. Große Klassen bedingen schlechte oder harte Zucht. Die Disziplin, die das Kind emporhebt, es zum freudigen Mitwanderer auf dem Wege aufwärts und vorwärts macht, läßt sich im Massendrill und in der Massenzucht nicht herbeiführen. In der Massenschulklasse ist jede individuelle Regung und Betätigung ein „Vergehen gegen die Ordnung", und es werden Menschen erzogen, denen der freie Wille als unerlaubte Anarchie erscheint. Eine solche Kinderzucht ist eines auf sich selbst gestellten freien Gemeinwesens unwürdig, sie arbeitet nicht an der sittlichen Emporhebung des jungen Geschlechtes, sondern drückt nieder und macht den jungen Menschen zum willenlosen Lasttier oder zum heimtückischen Anarchisten.

Man muß es der Öffentlichkeit, muß es jedermann im Volke sagen, daß diese unwürdigen äußeren Verhältnisse auch das noch zerstören, was in unseren Schulen sonst gut ist. Unsere Schulen kosten Geld, aber je schlechter sie eingerichtet sind, um so weniger sind sie die dafür gebrachten Opfer wert. Ein Betrieb ist nur lohnend, wenn er auf der Höhe steht. Ein schlechter Betrieb ist immer unrentabel. Das ist auch in der Schule der Fall. Aber wer weiß das heute und wendet es auf die Volksschule an? Man klagt über die Schullasten und vergißt die Schullast und das Schulleid und das Schulelend, das auf Millionen von Kindern und Zehntausende von Lehrern gehäuft wird.

Weil ich den Lehrermangel nicht nur in den 3077 unbesetzten Stellen sehe, will ich auch die Maßregeln, die von seiten der preußischen Regierung zur Beseitigung ihres Lehrermangels angewendet werden, nur kurz besprechen.

Es werden weitere Präparandenanstalten und Seminare in weltentlegenen Orten gegründet, durch Kreisblattinserate, kirchliche Ankündigungen und hohe Stipendien die nötigen Schüler angeworben und, wenn eine Gegend nicht ergiebig genug ist, auch wohl ein Präparandenschub von Siegen nach Krotoschin vorgenommen. Und wenn alles nicht helfen will, muß die Lehrerin den Lehrer ersetzen. Auf etwas anderen Wegen ließen sich freilich tüchtige Kräfte für die Volksschule leichter gewinnen. Aber dabei ist einiges Unerwünschte mit in Kauf zu nehmen. Die abgehenden Realschulabiturienten sind dem preußischen Volksschuldezernenten D. Schwartzkopff bereits zu anspruchsvoll. Wer aus den höheren Lehranstalten kommt, ist, wie man in einer unrühmlich berühmt gewordenen Denkschrift eines Liegnitzer Schulrats lesen kann, überhaupt mehr oder minder verdächtig. An den großen und mittleren Städten ist man aus ähnlichen Gründen lange Zeit vorbeigegangen. Dort würden zwar tüchtige Kräfte zu haben sein, aber sie selbst oder ihre elterlichen Berater kennen den Marktpreis geistiger Arbeit, und mit ihnen käme vielleicht auch zuweilen ein unbequemer Geist in die Seminarklöster und in die Volksschulhäuser.

In Hessen haben sich unerwartet viele Abiturienten der Vollanstalten gefunden, die durch einen einjährigen Seminarkursus das Lehrerpatent sich erwarben. Auch in Preußen würde das geschehen, wenn statt der immer noch im Lehrerbesoldungsgesetz stehenden Gehaltsziffern (720 Mark Anfangsgehalt, 900 Mark Grundgehalt, in 31 Dienstjahren auf 1800 Mark steigend) den Lehrern eine einigermaßen zeitgemäße Besoldung (in Hessen 1200 bis 3000 Mark) zugestanden würde.

Die etwas gewaltsame Heranziehung der Lehrerinnen kann den Übelstand nur vergrößern. Ihre Anstellung erfolgt vorwiegend in größeren und mittleren, durchweg aber in Ortschaften mit günstigeren Verhältnissen. Den Lehrern bleiben somit alle Stellen in kleinen Ortschaften mit schlechter Besoldung und überzähligen und überfüllten Schulklassen. Von den 13327 Lehrern mit weniger als vier Dienstjahren, die 1906 in Preußen amtierten, waren 12243 auf dem platten Lande und nur 1084 in den Städten angestellt. Das Vorrücken in die Städte ist auch später nur in beschränktem Maße möglich. Fräulein Lehrerin ist draußen nicht zu verwenden, also . . . Diese in ihren Hoffnungen Getäuschten raten natürlich keinem fähigen jungen Mann, ihnen in den Lehrerberuf zu folgen, und das anscheinend so zweckmäßige Mittel gegen den Lehrermangel bewirkt das gerade Gegenteil.

Besteht aber überhaupt eine Möglichkeit, die nötige Anzahl von Volksschullehrern in absehbarer Zeit zu schaffen? Ich muß

darauf antworten: je mehr und je bessere Volksschullehrer die Unterrichtsverwaltung haben will, um so schneller ist die volle Besetzung nicht nur aller vakanten Stellen, sondern auch die Besetzung der überzähligen und die Verkleinerung der überfüllten Klassen möglich. Das mag paradox klingen, aber es ist buchstäblich so. Will man etwa behaupten, in einem Volke von über 63 Millionen Köpfen, in dem die geistigen Berufe zum großen Teil unter einem fast beängstigenden Zudrange leiden, wären nicht 100 000 Volksschullehrer mehr zu haben? Es treten alljährlich etwa 1 250 000 vierzehnjährige Knaben und Mädchen ins Leben. Unter dieser Zahl sollten nicht alljährlich 12—15 000 sein, die lehren und erziehen möchten? Von hundert nicht einer? Wenn das Schulhaus überall das schmuckste Haus im Dorf ist, wenn der Lehrer bei ausreichendem Gehalt als freier Mann eine mäßige Kinderzahl unterrichtet, wenn der Lehrerberuf auch den Schülern aller höheren Lehranstalten offen steht und nicht nur auf dem Wege durch die vorwiegend in kleinen, abgelegenen Ortschaften untergebrachten Präparandenanstalten zugänglich ist, wenn in den oberen Etagen des Volksschulwesens nicht überall Fremde sitzen, die dem Volksschullehrer den Aufstieg unmöglich machen, wenn der Volksschullehrer freie Bahn und freien Himmel hat, wenn er nicht mehr der Bediente des Geistlichen in niederen kirchlichen Ämtern ist, dann wird man den Zustrom tüchtiger Kräfte, ganzer Menschen, die auch Kraft und Lust zum Erziehen haben, nicht bewältigen können. Erziehen und Lehren ist ein herrliches Amt, aber nur für Menschen, die dazu den natürlichen Beruf haben, und unter Verhältnissen, in denen nicht alle Poesie zum Teufel geht.

Nichts aber wäre verkehrter, als lediglich eine quantitative Ergänzung der Lehrerbataillone zu verlangen. Damit wäre wenig erreicht. Zur Erziehung der Jugend taugen nur die Besten. Der jetzigen schlecht zahlenden und mit unzureichenden Kräften arbeitenden Firma dient der bessere Mann nur ungern und gezwungen.

Noch größer als die materielle Dürftigkeit ist die moralische Kränkung, die jeder seinem Beruf gewachsene Volksschullehrer Tag für Tag empfindet. Der Volksunterricht ist von alters her im Hinterhause der Kirche untergebracht, und der gegenwärtige preußische wie der bayrische Kultusminister erklären, daß es so bleiben müsse. Der Staat, so sagt Herr Dr. Holle, braucht Vertrauensmänner für seine Schule außerhalb des Lehrerstandes auch im letzten Dorfe. Das ist ja auch nur konsequent. Der Kultusminister besorgt den Unterricht. Zu Regierungsschulräten, Seminardirektoren, Kreisschulinspektoren beruft man in erster Linie Theologen, die ihres eigenen Berufes überdrüssig sind, und unter ihnen führt in jedem Ort ein aktiver Geistlicher das Schulzepter. Das Schulideal des katholischen Klerus, nach dem die Kirche die eigentliche Lehrerin und Erzieherin ist und das Laienelement in der Schule nur Handlangerdienste leisten kann, steckt auch in vielen andern Köpfen. Solange das nicht anders wird, kann die Schule nicht vorwärts kommen. Freie Bahn und freien Himmel! Dann wird es nicht an Persönlichkeiten fehlen, die sich dem wichtigsten Geschäfte, das wir Menschen treiben können, widmen wollen.

Wenn man die Katheder mit Kräften zweiten und dritten Ranges besetzt, die diese Zurücksetzung nicht fühlen, dann hat man das Steuer für die Fahrt in die Zukunft in ungeeignete Hände gelegt. Unser deutsches Volk hat keine große Auswahl unter den Mitteln seiner Existenz. Entweder muß es sich durch beste Arbeit auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und geistigen Lebens seinen Anteil an den Gütern dieser Erde sichern und dann vor allem die Jugenderziehung so ordnen, daß das Geschlecht, das morgen in der Arbeit steht, dem von heute überlegen ist, oder es muß schon in der nächsten Zeit wieder wie ehedem die überzähligen Hunderttausende als Kulturdünger in die Welt schicken. Die innere Politik eines Kulturstaates hat ihren Mittelpunkt in der Jugenderziehung. Das ist oft gesagt worden — hoffentlich entschließen sich die verantwortlichen Stellen auch, danach zu handeln, ehe es zu spät ist.

Im Pantheon zu Paris.

Von Siegmund Feldmann.

Nicht immer regierten die sündhaften Demokraten in Frankreich, wo es dereinst fromme und wehrhafte Könige gab, die ihre Macht nicht von dem blöden Stimmzettel, sondern von Gott selber empfangen hatten. Davon kann sich jeder überzeugen, der die Mühe nicht scheut, in der Weltgeschichte nachzuschlagen. Und sofern einer dabei bis zu den Tagen der Merowinger zurückblättert, wird er gewiß mit Staunen und Befriedigung erfahren, daß unter der Herrschaft der Chilperich in dem von der Seine beplätscherten Fischerdorfe Nanterre eine auf den Namen Genoveva getaufte Hirtenmaid lebte, die ein Ausbund von Demut und Reinheit war und durch die Kraft des Glaubens große, ungewöhnliche Taten zu vollbringen verstand. Auch die Gabe des Weissagens war ihr beschieden. Dies erwies sich zum erstenmal, als um das Jahr 450 Etzel mit seinen Hunnen ins Land einfiel und unter so höllischen Greueln auf die Hauptstadt loszog, daß die Pariser von einem tödlichen Schreck erfaßt wurden. Da verließ Genoveva ihre Lämmlein, eilte nach Paris und verkündete auf den Stufen des Baptisteriums dem aufgeregten Volke, daß der Feind sein Gebiet nie betreten und es vor jeder Heimsuchung bewahrt bleiben werde. Sie wußte es genau, ein Engel hatte ihr die frohe Botschaft eingegeben. Doch man schenkte ihren Worten kein Vertrauen, denn die Menschen waren damals noch töricht und zweifelten selbst an den natürlichsten Dingen. Sie schalten das Mädchen, das sie vom Bösen besessen wähnten, sie warfen mit Steinen nach ihr, und wäre der brave Bischof Stephanus nicht dazwischengetreten, so hätten die Leute sie auf dem Scheiterhaufen verbrannt, den einige schnellfertige Eiferer für sie bereits aufgeschichtet hatten. Hierauf wirkte sie Wunder über Wunder, und als sie, hochbetagt, in den Armen der Königin Klothilde gestorben war, bettete die Dankbarkeit der Bürger ihren Leichnam in einen silbernen, gar köstlich ausgezierten Schrein, der heute noch in der Kirche Saint-Etienne-Dunkont im lateinischen Viertel zu sehen ist. Und zu diesem Schrein flüchteten im Laufe der Jahrhunderte, betend und büßend, die Pariser, so oft die Hand der Vorsehung schwer auf ihnen lastete. Zumal bei Seuchen und sonstigen Leibesnöten riefen sie die Hilfe Genovevas an, die im Kalender ihre nimmermüde Schutzheilige geworden war. Und bis zu dieser Stunde pilgert mitunter ein Bresthafter zu dieser Stätte, um seinen siechen Körper mit einem Tropfen Öl aus ihrer Gruftlampe zu netzen, die, wie eine alte Inschrift in der Kapelle berichtet, aus der Apotheke des Himmels gespeist wird und alle irdischen Heilmittel an Segenskraft überbietet.

Als daher 1744 Ludwig XV. in Metz von einer schlimmen Krankheit befallen wurde, konnte er nichts Vernünftigeres tun, als seine Genesung von der heiligen Genoveva zu erflehen, und da er sich nichts schenken lassen wollte, versprach er, ihr zum Lohn einen herrlichen Tempel in Paris aufzurichten. Aber einmal hergestellt, vergaß er, die Rechnung zu begleichen, und erst zwanzig Jahre später, am Sterbebette der Marquise de Pompadour, erinnerte er sich seines Gelöbnisses. Der Tod der Favoritin rief ihm die eigene Vergänglichkeit mahnend ins Bewußtsein, und damit ihm die Fürsprache der heiligen Frau nicht fehle, wenn einmal auch sein letztes Stündlein geschlagen habe, legte er schon wenige Tage darauf, am 6. September

1764, begleitet vom Dauphin und den Großen des Reiches, umgeben von feierlichem Prunk und beseelt von tiefer Andacht, den Grundstein zur Kirche Sainte-Geneviève. Dieser Bau, so stolz und mächtig, wie er damals ersonnen ward, ragt noch auf einem der erhabensten Punkte des Pariser Weichbildes in die Lüfte; allein er hat seine Bestimmung, seine Bedeutung und seinen Namen gewechselt. Er ist heute das Pantheon. Und am 4. Juni soll sich wiederum das Oberhaupt des Staates mit den Großen des Reiches darin einfinden, um mit erneuertem Prunk und erneuerter Andacht die Reste Emil Zolas in diesem Mausoleum der Unsterblichen zur ewigen Ruhe beizusetzen.

Das Pantheon.

Wie lange wohl diese ewige Ruhe dauern wird? Im modernen Frankreich, wo die Ewigkeit sich in Legislaturperioden gliedert und die Unsterblichkeit von Mehrheiten verliehen wird, die den Mantel nach dem Winde drehen, ist man zu dieser komischen Frage wohl berechtigt. Sie wird auch seit Monaten mit gewaltigem Entrüstungsgetöse in den Zeitungen der Unversöhnten und Unversöhnlichen aufgeworfen, die allen, selbst Jaurès, Scheurer-Kestner und Clemenceau, verziehen haben, jedoch Zola mit einem unauslöschlichen Hasse verfolgen, der der beste Maßstab seines Wertes ist. Er wäre der einzige nicht, den man mit flammender Begeisterung in diese Ruhmeshalle trug, in deren Giebelfelde die Worte stehen: „Seinen großen Männern. Das dankbare Vaterland", um ihm bald darauf wie einem frechen Eindringling zornig die Tür zu weisen. Am 4. April 1791 war die Konstituante über den plötzlichen Tod Mirabeaus so heftig erschüttert, daß sie kein gewöhnliches Grab dieses unerschrockenen Vorkämpfers der Revolution für würdig erachtete und den Beschluß faßte, ihn als den ersten in der „neuen Kirche Sainte-Geneviève" zu bestatten, die fortan dem Zwecke dienen sollte, „die Asche der großen Männer der französischen Freiheitsepoche aufzunehmen". Als jedoch am 25. November 1793 die gleiche Ehrung Marat zuerkannt wurde, sprach das Dekret aus, daß „Größe ohne Tugend unmöglich" sei, weshalb die Reste Mirabeaus, „der mit dem Hof im Einverständnis war", an dem Tage von Marats Einzug aus der Kirche entfernt werden sollten. Lange durfte sich allerdings auch der von Charlotte Corday erdolchte „Freund des Volkes" seiner posthumen Apotheose nicht erfreuen. Nach dem Sturze der Thermidoristen folgte das Volk andern Freunden, und 1795 wurde Marat aus seinem Grab in Sainte-Geneviève wieder ausgehoben. Das gleiche Schicksal widerfuhr auch dem von einem royalistischen Fanatiker ermordeten Konventionalen Lepelletier de Saint-Fargeau, dessen Leichnam von seiner Familie übernommen wurde. Marat aber hatte keine Familie, und seine Gebeine wurden, einer Überlieferung zufolge, in einem Kanal der Rue Montmartre auf den Unrat geschüttet. Diese Überlieferung erhielt sich, bis vor ganz kurzem im Staatsarchiv ein amtliches Aktenstück vom 7. Ventôse des Jahres III ausgeschnüffelt wurde, das den „Inspektor des Pantheon" anweist, die Leiche Marats im „nächstgelegenen Friedhof" unterzubringen. Damit konnte nur der benachbarte Friedhof von Saint-Etienne-du-Mont gemeint sein, der zum Teil noch besteht. Und da die dritte Republik sich eben vorbereitet, dem von der ersten verleugneten Führer auf der Terrassenmauer des Tuileriengartens ein Denkmal aufzustellen, so ist vielleicht der Tag nicht fern, wo man die

Vom Fries des J. Blancschen Gemäldes „Schlacht von Zülpich" (Tolbiacum) im Pantheon.
Wunderliche Heilige.
Von links nach rechts: Clovis Hugues, radikaler Parlamentarier; Edouard Lockroy, 1898/99 Marineminister (mit einem Spieß in der Rechten); Joseph Reinach, Kabinettschef unter Gambetta 1881 (mit dem Kreuz in der Hand); Clemenceau, heute Ministerpräsident (sitzend); Paul Bert † 1886, Politiker und Mitglied der Akademie der Wissenschaften (Clemenceau stützend); Coquelin der Ältere, Schauspieler; Anatole de la Forge, Politiker (in der Mönchskutte); Eugène Henri Brisson, heute Kammerpräsident (schreibend); Léon Gambetta (den Zug eröffnend).

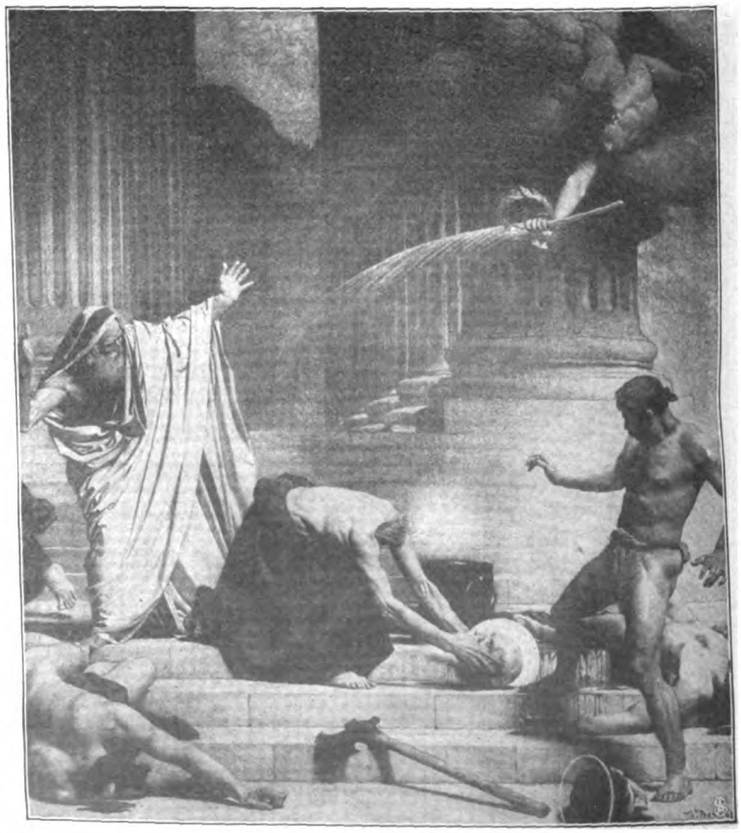
Das Innere des Pantheons.

sterbliche Hülle Marats wieder hervorsucht, um sie neuerdings zu den Unsterblichen zu versetzen. Und an diesem Tage käme er schwerlich allein zurück. Er käme in Begleitung des Tribunen, den er einstens vertrieb, ins Pantheon, unter dessen Wölbung sich demnächst das Riesenstandbild Mirabeaus von Jupelbert erheben wird. Der „Vater der Menschenrechte" wird sich in diese verspätete Genugtuung mit Cartesius teilen, dessen Monument seiner Enthüllung an der gleichen Stelle gleichfalls entgegengeht.

Wäre Cartesius kein Philosoph, der vom Gipfel seiner „Methode" auf die menschlichen Eitelkeiten erhaben herniedersähe, dann hätte er sich über die ihm angediehene Behandlung gewiß schon beklagt. Denn er besitzt längst den Anspruch nicht bloß auf ein Denkmal, sondern auf einen Schlafplatz im Pantheon, den ein Beschluß des Nationalkonvents ihm an dem gleichen Tage verbriefte, an dem unser Friedrich Schiller zum französischen Ehrenbürger ernannt wurde. Allein von all den Eideshelfern und Vorläufern der Revolution, denen diese Körperschaft ein Ehrengrab votierte, haben nur zwei, Voltaire und Rousseau, es bezogen. Rousseau kam erst am 11. Oktober 1794, nach Marat, dran, als die Begeisterungen des ersten Anlaufs bereits manchen Zweifeln und Enttäuschungen gewichen waren, und die Leichenfeier des Weisen von Genf, den das Epitaph als „Mann der Natur und der Wahrheit" bezeichnet, verlief einfach und still. Hingegen gestaltete sich die Übertragung Voltaires am 10. Juli 1791 zu einem großartigen, farbenprächtigen Schauspiel, in das sich der Schwung eines noch ungetrübten Idealismus ergoß, der den Aufgang einer neuen Sonne grüßt und in naiver Wallung das Glück aller Erdenkinder begründet zu haben wähnt. Daß es hierbei ein bißchen theatralisch herging, lag eben im gallischen Wesen und beeinträchtigte die Aufrichtigkeit dieser Kundgebung keineswegs. Darum lächelte keiner, der die Mitglieder der Nationalversammlung als Römer in weißen Togen und Palmenzweige schwingend hinter dem mit zwölf Schimmeln bespannten, auf ehernen Rädern rollenden „Wagen des Lichts" einherschreiten sah, unter dessen Blumenschmuck sich der Sarg barg. Und als die Gipsfigur Voltaires in priesterlichem Aufmarsch mehrmals über das Trümmerfeld der Bastille getragen wurde, um dem großen Toten das Werk seiner lebendigen Söhne zu zeigen, war des Jubels kein Ende.

Descartes aber und die andern, denen der Konvent eine ähnliche Huldigung zugedacht hatte, versäumten den Anschluß. Als die Reihe auch sie treffen sollte, gab es keinen Konvent mehr, und die Revolution war unter dem Kanonenstiefel Bonapartes zertreten, der, kaum Kaiser geworden, das Pantheon wieder zur Kirche machte, ohne sie jedoch ihres Charakters als Totenheim zu entkleiden. In echtem Despotensinne bestimmte er das Staatsbegräbnis in Sainte-Geneviève als Auszeichnung für die lammfrommen Senatoren, Minister und sonstigen Würdenträger, die sich seine besondere Gunst zu erringen wußten, und auf diese Weise gelangten von 1808 bis 1814 drei Dutzend Jaqueminot, de Viry, Mareri, Eustine und verwandte Schulze und Müller als „große Männer" in die Nachbarschaft Voltaires und Rousseaus. Im Jahre 1811 beauftragte der Kaiser seinen Leibmaler, den Baron Gros, die Kuppel auszuzieren. Gros stellte in seinem Bilde dar, wie Engel den Sarg der heiligen Genoveva zum Himmel emportragen, und verabsäumte als gediegener Höfling nicht, dem Herrscherpaar, das dieser Himmelfahrt beiwohnt, die Züge Napoleons und Marie Luisens zu geben. Doch noch waren die Farben nicht recht trocken, als den Korsen das Verhängnis ereilte, und Gros mußte auf allerhöchsten Befehl schleunigst wieder sein Gerüst erklettern, um den Kaiser in Ludwig XVIII. und die Kaiserin in die Herzogin von Angoûlême submissest umzupinseln.

In dieser kleinen Erinnerung zieht sich fast die ganze Geschichte des Baues symbolisch zusammen. Immer ist das Gerüst aufgerichtet, um die Spuren einer frischen Vergangenheit auszulöschen und die Zeichen einer frischen Wandlung einzuschreiben. So geschah es denn auch, daß nach der Restau-



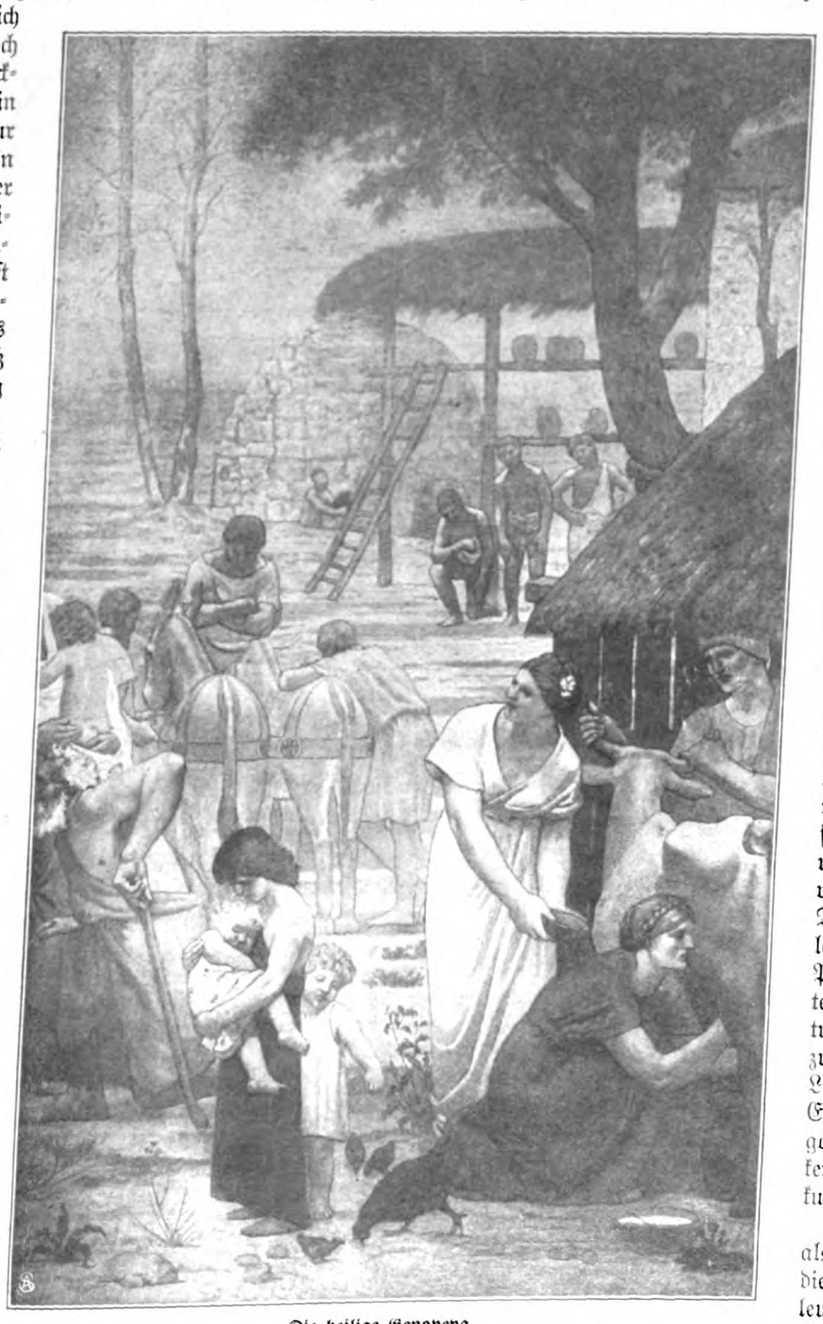
Das Martyrium des heiligen Denis.
Wandgemälde von L. Bonnat.

ration Ludwig Philipp den lieben Gott gleich wieder delogierte und aus der Kirche neuerdings einen Laientempel des nationalen Ruhmes machte. Der Bürgerkönig liebte solche Mätzchen, die ihm den Anschein eines unersättlichen Freiheitsboldes anschminkten, ohne ihm eine Verpflichtung aufzuerlegen. Nur fehlte es unter der Herrschaft seines legendarischen Regenschirms diesem Tempel an Bonzen wie an Betern, und das dankbare Vaterland vergaß so gründlich seines Pantheons, daß es kaum einer gewahrte, als Napoleon III. sofort nach dem Staatsstreich die heilige Genoveva noch einmal in ihr Haus zurückführte und ihr sogar ein eigenes Domkapitel zur Bedienung bestellte. In irgend etwas mußte der Dezembermann doch seinem großen Onkel gleichen! Verwunderlich ist nur, daß der Zusammenbruch von Sedan nichts daran änderte, und daß noch 15 Jahre lang die Kuppel von den Gesängen der katholischen Liturgie widerhallte. In dem vom Kriege gänzlich umgeschaufelten Lande mußten sich die Politiker vorerst um die Lebenden kümmern, um die Zukunft, und nicht um die Toten und die Vergangenheit. Erst 1885, als es galt, Victor Hugo, wie seinerzeit Mirabeau, feierlich zu bestatten, schlugen sie sich vor den Kopf und sagten: Richtig, wir haben doch das Pantheon! Und nach einer Pause von 70 Jahren erhob sich wieder einmal ein von keiner Priesterhand geweihter Katafalk zwischen den Pfeilern der Vierung.

Seitdem wurden, am 4. August 1889, noch Marceau, der bei Altenkirchen gefallene General der ersten Republik, sein Waffenbruder, der bei Oberhausen gefallene La Tour d'Auvergne, Lazar Carnot und der 1851 auf den Barrikaden von den napoleonischen Weißjacken erschossene Deputierte Baudin im Pantheon bestattet. Die Nation bereitete diesen vier glorreichen Schatten ein gemeinsames Gedenkfest, in das der Präsident der Republik den Weihrauch seiner Beredsamkeit streute. Er hieß Sadi Carnot und war der Enkel eines der Abgeschiedenen, denen er den Dank des Vaterlandes nachrief. Fünf Sommer später stand an der gleichen Stelle sein eigener Sarg. Dann wurde es wieder still in diesen Räumen, bis im vorigen Jahre der große Chemiker Berthelot, als der letzte der Reihe, in diese vornehme Herberge der Ewigkeit einzog.

* * *

Und nun bahrt man Emil Zola in diesem Bau auf, den so viele Abenteuer der Weltgeschichte gestreift, aber keines erschüttert hat. Als der in Rom geschulte Soufflot ihn entwarf, lag der Jesuitenstil in den letzten Zügen. Just, daß er noch die Kraft hatte, da und dort einen Architrav zu einer Volute zu verschnörkeln, eine Säule wie einen Pfropfenzieher zu drehen und pausbäckige Engel mit riesigen Tuben zwischen Himmel und Erde auf winzige Vorsprünge zu kleben, von denen ein ungeflügeltes Menschenkind sofort herabgepurzelt wäre. Aber was ein echter Künstler sein wollte, und gar einer, dem die Auszeichnung zuteil wurde, für Seine Majestät zu arbeiten, der lächelte damals bereits über diese „Geschmacklosigkeiten" und bemühte sich mit der Zeit, das will besagen: wiederum mit den alten Griechen, zu gehen und sich möglichst „antikisch" zu benehmen. Doch selbst in dieser falschen, technisch gesteigerten, aber seelisch ernüchterten Antike, die später als „Louis Seize" kodifiziert wurde, ist noch Schwung, Erhabenheit und Harmonie, wenn ein Meister die Formen in großen Verhältnissen nützen kann. Diese Möglichkeit hat Soufflot nicht gefehlt, der in seinem Peristyl 22 je 20 Meter hohe korinthische Säulen anordnen, die auf eine schlanke Trommel gesetzte elegante Kuppel kühn bis zur Höhe von 91 Metern emporführen und in allen Maßen und Gliedern aus dem vollen schöpfen konnte. Dies genügte einem Künstler seiner Art, um das Pantheon zu der bedeutendsten Pariser Architektur des 18. Jahrhunderts zu machen, deren äußere Linien, zumal in einiger Entfernung in der Diagonale gesehen, von starker monumentaler Wirkung sind.



Die heilige Genoveva.
Wandgemälde von Puvis de Chavannes.

Wie das Innere wirkte, als noch vom hohen Chor die Orgel klang, die Kronleuchter ihr Licht auf Kanzel und Altäre gossen und im Dämmer der niedrigen Seitenschiffe die Büßerinnen an den Beichtstühlen knieten, davon geben einige alte Stiche eine nur ungenügende Vorstellung. Jedenfalls war es in der Kirche Sainte-Geneviève wohnlicher, als es heute im Pantheon ist, dessen einziger Schmuck flach von den Wänden glänzt. Ein zum Teil recht kostbarer Schmuck allerdings, den die teuersten Historienmaler Frankreichs: Puvis de Chavannes, J. Blanc, H. Lévy, Cabanel, Jean-Paul, Laurens, Detaille u. a. geliefert haben. Allein, da es keine Fresken sind, sondern nachträglich eingepaßte, auf Leinwand gemalte Bilder, die jeder einzelne, ohne Rücksicht auf die Umgebung, auf seine Weise im Atelier geschaffen hat — der eine breit, flüssig, dramatisch und in koloristischen Posaunenstößen,

der andere wieder in streng gebundenen Linien und sanft abgetönten, kein Scheinleben heuchelnden Tinten — ermangelt diese Dekoration jeder Einheitlichkeit, so wertvoll, jedes für sich gesehen, einige Stücke auch sein mögen. Noch weit befremdender scheint jedoch die Wahl der Stoffe. Freilich, als das Programm verfaßt wurde, im Jahre 1874, war dieses Haus noch eine Kirche, und die Republik noch nicht gesetzlich festgelegt. Die Demokratie stand erst vor der Türe der Versailler Nationalversammlung, die mit der Rückkehr der Bourbonen in der Person des Grafen von Chambord rechnete. Da handelten die Regierenden des Tages nur folgerichtig, wenn sie das Werk Soufflots mit Szenen aus der christlichen Legende ausstatteten. Immerhin wird man heute beirrt, in diesem von der Revolution gestifteten Tempel des weltlichen Ruhmes bloß Märtyrern und Darstellungen mythologischer Wunder zu begegnen, die — mit Ausnahme des Zyklus der heiligen Genoveva — nicht einmal eine engere Beziehung zur Geschichte von Paris haben. Einige Künstler mochten in Erinnerung an die Vergangenheit und an die mögliche Zukunft dieses Baues den Widerspruch gefühlt haben und versuchten ihn dadurch zu mildern, daß sie für ihre Gestalten allerlei politische oder literarische Modegrößen zum Modell nahmen. Die Renaissance verfuhr nicht anders, nur wählte sie naiv nach bloß künstlerischen Erwägungen, und die also Konterfeiten erkannten in ihren Bildnissen nicht nur sich, sondern auch ihre Gesinnung wieder. Im Pantheon aber wurden Personen kanonisiert, die auf diese Ehre nicht den geringsten Wert legten, und wenn wir, wie beispielsweise in dem Fries über Blancs dreiteiligem Gemälde den heiligen Gambetta, den heiligen Clemenceau und den heiligen Coquelin mit tellergroßen Glorien um die Köpfe andächtig über Wolken schreiten sehen, so werden wir erst recht inne, wie sehr es dieser Riesenhalle, trotz alles Aufwandes, an Stimmung, Stil und Ausdruck fehlt.

Aber drunten bei den großen Männern fehlt noch mehr als der Ausdruck, es fehlt auch der Eindruck. Die Franzosen nennen zuweilen das Pantheon etwas großmäulig ihre Westminster-Abtei. Allein statt es den Engländern nachzutun, die ihren Toten ein edles, allen sichtbares Grab im Tageslicht bereiten, auf daß sie den Nachfahren zum Beispiel und zur Erweckung dienen, lassen die Pariser den stolzen, kuppelgekrönten Raum ganz leer und verstecken jene, denen im Grunde das Haus gehört, in einen engen, dumpfen und dunklen Keller von verzweifelter Schäbigkeit. So bleichen die Knochen Voltaires und Rousseaus seit bald 120 Jahren in immer noch „provisorischen" Sarkophagen aus fauligem Holz, auf das ein Anstreicher die Adern des Marmors gemasert hat, und der allegorische Schnickschnack aus Gips, der sich über den Deckeln türmt, ist der dürftigste Trödel. Und wer sich dennoch hinunterwagt, um den Stimmen der Geister zu lauschen, vernimmt nur den Ruf des Führers: „Achtung! Zwei Stufen!" und flieht aus dieser Rumpelkammer der Unsterblichkeit, ärmer um ein Gefühl und reicher um einen Schnupfen, der der pietätvollen Erinnerung mindestens eine Woche lang nachhilft.

Emil Zola läge also gewiß viel besser draußen auf seinem Hügel von Montmartre. Da flutet das Leben täglich erneut an ihm vorbei, und rings um seinen Stein breitet sich der grüne Rasen, aus dem jetzt die Frühlingssonne die Blumen hervorschmeichelt. Man will ihn dort nicht belassen; die Politiker leiden es nicht. Sei's denn! Für sein Andenken ist es gleich, wohin immer man ihn bettet. Er war einer, der sein Pantheon im Herzen aller rechtschaffenen Menschen hat.

Gamsbart und Trutzfeder.

Von Ludwig von Hörmann.

Am Sonntag setz i mei' grüns Hüterl auf,
Hullaidiä, Hullaidio!
An Gamsbart und drei krumpe Federn drauf,
Hullaidiä, Hullaidio!

So lautet eine Strophe des bekannten Volksliedes vom „Gemsenjäger in Tirol", und mancher, der dieses Liedchen singt oder singen hört, denkt dabei mit Stolz an seinen natürlich echten „Gamsbart", der neben Adlerflaum und Spielhahnfeder auf seinem Hute prangt, und den er um schweres Geld in der Stadt erstanden hat. Ja, wenn nur die Gemsen einen „Bart" besitzen würden! Das Bauernvolk sagt auch selten Gamsbart, sondern ganz richtig Gamsbarscht (Unterinntal), Gamsborst (Mittelkärnten und Pustertal), mitunter auch Gamsbürst und Gamsbürstling.

Diese Namensformen geben uns die Aufklärung über die Herkunft der sog. Gamsbärte, die einen Hauptschmuck von Jäger-, Schützen- und Touristenhüten bilden. Sie haben mit einem „Barte" nichts zu schaffen, sondern werden aus den langen, am Rückgrat der Gemsen aufstehenden Haaren (Borsten) gewonnen, und zwar aus denen des Gemsbockes. Die weiblichen Grattiere tragen wohl auch auf dem Rücken eine solche Haarborte, doch sind die Haare zu kurz, um hierzu verwendet werden zu können. Oben haben sie einen sog. Pfreim oder Reif, d. h. einen schmalen, hellen Randbesatz, Verbrämung. Man sollte also richtig nicht Gamsbart, sondern Gamsborst sagen. Der Umstand, daß der Städter die Gemsen ähnlich den Ziegen und Böcken mit einem Bart versehen glaubt, verbunden mit der sprachlichen Eigentümlichkeit, wonach man in den Alpengebieten bayrischer Mundart rt wie rscht ausspricht, begünstigte die Verwechslung von Gamsbarscht und Gamsborst.

Die schönsten Bärte liefern die alten Gemsböcke, deren lange Haare sich oft wie eine Mähne zu beiden Seiten des Rückgrates nach hinten hinlegen. Zur Brunftzeit richten sich diese Borsten senkrecht auf, so daß sie einen hohen Kamm über den ganzen Rücken bilden und im Winde hin und her wehen. Sie werden so zu einem guten Erkennungszeichen für den heranschleichenden Jäger, da der weiße Pfreim oder Reif des Borstenkamms wie ein helles Band leuchtet. Die Brunftzeit, die meist Ende Dezember fällt, ist auch die Zeit, in der der Bock den schönsten „Bart" trägt. Denn erst um diese Zeit, also in der zweiten Hälfte Dezember, erhält er sein volles Winterkleid und sind die Rückenhaare ganz ausgewachsen. In diesem Stadium heißt er dann „Bartbock". Die Haare erreichen oft eine Länge von 18 bis 20 Zentimetern, ja bis zu 22 Zentimetern, sind glänzend schwarz mit weißem „Pfreim". Will also einer einen solchen „Bartbock" schießen, so muß es Ende Dezember geschehen. Die Haare von den im Januar oder Februar geschossenen sind spröde und brechen leicht. In strengen Wintern ist eine solche Jagd des tiefen Schnees wegen sehr schwierig und gefährlich. Trotzdem treibt Passion und besonders Gewinnsucht manch waghalsigen Burschen nach solcher Beute.

Ihr Wert liegt fast nur im Barthaar. Denn da das Fleisch solcher Tiere um diese Zeit nicht schmackhaft ist, erhält der glückliche Schütze kaum 20 Kronen dafür, während ihm der Bart das Doppelte und Dreifache einträgt. Bemerken will ich noch, daß nach Ansicht mancher Gemsenjäger das Auswachsen des Gemsbartes von der Kälte unabhängig und nur der Brunftzeit zuzuschreiben ist. Oft wird es oben früher warm, und dann tritt die Brunftzeit früher, oft schon im November ein, und der Gemsbart entwickelt sich demgemäß auch früher. Auch glauben manche, daß Bärte, die man den Gemsböcken in leichten Wintern abnimmt, nicht schwarz, sondern mehr rötlich (fuchsfet) seien und keinen weißen, sondern einen gelblichen „Pfreim" besäßen. Mit ersterem

es kommen, daß auch das übrige Haar des Gemsbockes immer mehr rötlichbraun ist und erst in der kälteren Zeit braungrau und endlich bläulichschwarz wird.

Was nun die Fabrizierung, das „Fassen" der Gemsbärte, wobei ich die volkstümliche Handarbeit im Auge habe, ist diese sehr einfach. Das Material, die „Borsten", dient zum „Fassern", wie gesagt, von Gemsjägern und Bauern zu. Die Haare werden meist, gleich nachdem das Tier geschossen ist, aus dem „Flaum", der etwa 1 Millimeter hohen weißen und klebrigen Haarwurzel, in einem Sacke, mit der Hand ausgerissen und in Papier oder einem Behältnis aufbewahrt, da sie beim Heimtransport sehr leicht leiden könnten. Geschieht die Abnahme der Haare mit der Haute und mit der Schere, so werden sie ganz knapp am Fell abgeschnitten. Dann folgt gleich als erste Arbeit das „Sortieren", Auslesen der Haare nach der Länge. Es geschieht teils in der hohlen Hand, teils im offenen Glase. Man macht gewöhnlich zwei Sorten, eine aus längeren, die andere aus kürzeren Haaren. Dieses Auslesen ist die mühsamste Arbeit, da es sehr ermüdet. Die gleichlangen Haare werden dann, nachdem man den „Flaum" weggetan hat, entweder zuerst „gepecht", d. h. mit Pech zusammengeklebt, was übrigens selten geschieht, oder in meisten Fällen mit dünner Seide sorgsam umringelt und gebunden. Dann wird ein Stück feines Leder darüber und der so „gefaßte" Büschel in eine mehr oder weniger feine Hülse von Pappe oder Blech mit angelöteter Stecknadel gesteckt. Wenn man längere Gemsbärte faßt, nennt man diese häufig „eingekielt", d. h., es wird in den Kiel der langen Haare ein in eine Kielfeder gefaßter kürzerer Haare als Füllung gegeben.

Die geschilderte Verfertigung von Gemsbärten ist in Tirol nicht sehr verbreitet. Ein Hauptbezugsort ist das Dorf in Vorarlberg, wo sich unweit Schruns „in der Peter Künzle mit dieser Arbeit befaßt und sich eines Rufes weit über Land erfreut. Sogar aus dem Auslande kommen Käufer von Gemsbärten nach dem Montafon, um sie für den Wiederverkauf zu erwerben.

Die Preise richten sich natürlich nach der Ware. Ein Bart von 16 bis 18 Zentimetern Länge kostet in Schruns bei Peter 60 Kronen, kleinere 30 bis 50 Kronen. Viele gehen nach Wien in die Handelshäuser, wo sie sich zu bedeutend höherem Preise verkauft werden. Der Wert des Gemsbartes bemißt sich teils nach seiner Länge, teils nach der Farbe. Bei „Bartböcken" (Brunftböcken) hat er durchschnittlich eine Länge von 15 bis 18 Zentimetern, kann aber auch eine von 21 bis 22½ Zentimetern erreichen. Der Jäger Engel, Förster in Hall in Tirol, besaß einen Gemsbart von 23 Zentimetern Länge, so daß dieser verzierte Kumpan vom Hut vorn über das Gesicht hinaus ragte". Er verkaufte ihn in einer schwachen Stunde um 100 Kronen an den Tamenhändler Heinz Jenewein in Innsbruck, der er leider vor kurzem durch Vertauschen der Hüte verlor kam. Fast mehr noch als auf die Länge wird auf Dichtigkeit und auf Schönheit der Farbe gesehen. Guter Gemsbart muß dunkle, glänzende Haare und einen kleinen, möglichst hohen Pfreim besitzen. Letzterer kann 40 Millimeter hoch werden. Die Bärte mit gelblichem Pfreim werden nicht hoch geschätzt, sowie andererseits die dunklen Gemsbärte den Vorzug vor den mehr rötlichbraunen haben, welche Farbe und Mangel an Glanz überdies das Merkmal des Alters sind. Hinsichtlich der dunkeln Farbe zeichnen sich besonders die steirischen aus. Auch den Hut des österreichischen Kaisers, der bekanntlich ausgezeichneter Schütze ist, ziert bei der Jagd ein steirischer Bart mit Spielhahnfeder. Den schönsten, der mir unterkam, besitzt der obengenannte Heinz Jenewein in Innsbruck. Er erhielt ihn pfandweise aus Steiermark. Auch der bekannte Schriftsteller Dr. Ludwig Ganghofer soll im Besitz eines schönen und kostbaren Gemsbartes sein.

So ein tadelloser Gemsbart kostet natürlich auch entsprechend viel. Ist auch nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß hierzu oft die ausgesuchten Haare von fünf bis sechs Böcken benötigt werden. 60 bis 80 Kronen war früher der gewöhnliche Preis. Dieser ländliche Industriezweig erfuhr eine einschneidende Änderung, seit durch das riesige Aufblühen der Fremdenindustrie und des Sportwesens auch der Gemsbart ein beliebter Mode- und Handelsartikel geworden ist. Die gesteigerte Nachfrage erhöhte bedeutend den Preis, man zahlt nun für einen schönen echten Gemsbart bis zu 300 Kronen. Allerdings hat er dann auch ein verfeinertes Aussehen. An die Stelle der köcherförmigen Hülse aus Pappe oder Blech ist eine feine silberne oder wenigstens versilberte getreten, die Embleme und Reliefs, meist eine Gemse, eingearbeitet zeigt. Auch die Schnur oder der Tombakring, der beiläufig in der Mitte angebracht ist und das „Wachteln" und Auseinanderfallen des Haarbüschels und damit die schädliche Einwirkung des Staubes verhindern soll, ist durch einen verschiebbaren Silberring ersetzt.

Natürlich ist die Hälfte der Fabrikware unecht, und die meisten Gemsbärte, die man in allen möglichen Formen, sei es als Büschel, sei es in ganz- oder halbrunder Kokardenform mit Seide und Silberflittern garniert auf den Hüten der Touristen, Bergkraxler und Sonntagsjäger sieht, haben eine Gemse, geschweige denn einen „Bartbock" nie gesehen, sondern stammen von anderen Felltieren her. Man fabriziert sie aus Rehhaar und besonders aus den weichen Mähnen ungarischer Pferde. Sie sind gröber anzufühlen, wenn auch die Farbe der des schlechteren echten Gemsbartes ähnelt. Geschätzter sind die aus Dachshaar und die aus dem „Hirschbart", richtiger dem Haar der Wamme des Hirsches gewonnenen. Doch besitzen letztere keinen „Pfreim". Sehr glückliche Nachahmungen werden in neuerer Zeit aus den Fellhaaren des Skunks (Stinktier, mephitis Chinga) fabriziert, die oft nur ein geübtes Auge oder eine feine Hand von den echten unterscheiden kann. Den echten Gemsbart zeichnet das seidenweiche, etwas gewellte und vor allem zartgegliederte Haar aus.

Nächst dem „Gamsbart" bildet die Hui- oder Trutzfeder einen Hauptschmuck des bäuerlichen Burschenhutes. Es sind dies die glänzend schwarzen, gekrümmten Schweiffedern des edlen Spielhahnes, in anderen Gegenden Schild- oder Birkhahn (Tetrao tetrix) genannt. Sie haben daher auch den Namen Spielhahnfedern, Spielhahnschweif und Spielhahnstoß, obwohl letztere Bezeichnung „Stoß" strenggenommen nur dem blendendweißen, zwischen der Gabelung spitz zulaufenden Wulst der Bürzelfedern zukommt. Der volle Spielhahnschweif entwickelt sich erst im vierten Jahre, wenn die Männchen ausgewachsen sind. Im ersten Lebensjahre haben die Hähne nur je zwei kurze gerade Federn an beiden Seiten des Bürzels (Steiß-Endes). Mit den Jahren erhalten sie dann zehn bis zwölf hintereinandergesteckt, von denen jedoch nur die obersten vier gekrümmt sind, die äußerste am wenigsten. In der Balzzeit trägt sie der Spielhahn zu beiden Seiten des weißschimmernden „Stoßes" fächerförmig ausgebreitet. Für den Hutschmuck werden nur die krummen verwendet, die unteren kleinen meist weggerissen. Man unterscheidet doppelte und einfache Trutzfedern, je nachdem man den ganzen Spielhahnschweif oder nur den halben nimmt. Erstere ersteht man jetzt um 2,40 bis 3 Kronen, letztere für 1,20 bis 2 Kronen. Der verhältnismäßig geringe Preis erklärt sich aus dem zahlreichen Vorkommen dieser Alpenvögel, deren Vermehrung ziemlich stark ist. Obwohl die Jagd auf sie einen geübten Jäger voraussetzt, werden doch in manchen Tälern, z. B. Montafon, jährlich im Durchschnitt 60 dieser Tiere geschossen, allerdings nicht bloß wegen der Federn, sondern auch wegen des ungemein zarten und schmackhaften Fleisches. Zudem werden ungezählte aus Rußland geliefert, doch sind diese etwas kleiner und ihre Federn etwas schmäler.

Die Spielhahnfeder oder, wie sie der Älpler nennt, Trutz- oder Huifeder ist erst in neuerer Zeit allgemeiner Hutschmuck

auch der bürgerlichen Kreise geworden. Nur die österreichischen Feldjäger trugen ihn schon früher auf ihren grünen Mützen. Noch in den fünfziger Jahren hatte sie nur der Bursche auf dem Hute, der einen friedlichen oder auch blutigen Wettkampf nicht scheute, also der Robler und Raufer. Die „drei krummen Federn" vorn auf den Hut gesteckt sind in Gebirgstälern noch die herausfordernde Kokarde (Coq, der Hahn).

„A frischer Bua bin ih,
Han Federn aufg'steckt,
Im Raffen und Schlagen
Hat mih koaner derschreckt."

Das ist für den herausgeforderten Gegner deutlich genug, sonst kommt es noch kräftiger und übermütiger:

„Ist koaner im Land,
Der mih schmeißt, der mih fangt,
Der mih schmeißt, der mih schwingt,
Der mir d' Federn dernimmt."

Im Unterinntal gibt der Robler auch oft noch das „Schneid-" oder „Antenhackl", das ist das krumme Schwanzfederchen des Enterichs, dazu. Nimmt der Herausgeforderte den Kampf an, so ist es recht; wenn nicht, kann ihm der andere ohne Kampf die Trutzfeder herunternehmen und ihn als „Henneler" dem allgemeinen Gespött preisgeben. Der Sieger hat immer das Recht, dem Besiegten „das Federl herab zu tun". Dieses „Federnaufstecken" und „Federlnehmen" spielt im Leben der kraftstrotzenden Gebirgssöhne eine große Rolle und findet auch in unzähligen Schnaderhüpfeln und Trutzliedchen seinen Ausdruck. Wer sich über dieses bäuerliche Rauf-Rittertum des näheren unterrichten will, den erlaube ich mir auf meine „Tiroler Volkstypen" (Wien, Gerold) und hinsichtlich der dabei gesungenen „Trutzliedchen" auf meine „Schnaderhüpfeln aus den Alpen", (Innsbruck, Wagner) zu verweisen. Die Sitte des „Federnaufsteckens" muß übrigens in den Alpen weit verbreitet und alt sein, wenigstens finde ich in einem Bericht aus dem Ende des 17. Jahrhunderts die Mitteilung, daß die „Räiffer" oder „Räiffinger", wie die Robler im Lande ob der Enns und in Obersteiermark damals genannt wurden, „auf ihren Hüten eine Kranichfeder trugen, alsdann muß er sich auf zween seiner Gegner wagen und ihnen, wie sie es nennen, Bescheid tun". Seit das Robeln und Raufen gleich manchen anderen Äußerungen und Auswüchsen des alpinen Volkslebens ziemlich abgekommen ist, hat auch die Trutzfeder ihre ursprüngliche Bedeutung verloren, und die ungezählten Touristen, auf deren Hüten sie nebst Gemsbart paradiert, brauchen nicht zu fürchten, daß ihnen ein Robler die unbefugt getragene „Schneid" herabnimmt.

Der massenhafte Verbrauch dieses ebenfalls zum Modeartikel gewordenen Hutschmuckes hatte natürlich auch die Herstellung von gefälschten Spielhahnfedern zur Folge. Die echten lassen sich schon durch den schönen, bläulichschwarz „spi Glanz sowie besonders durch das noch anhaftende klei teil leicht erkennen. Beim echten Spielhahnschweif bleib das Stücklein Balg, in dem er steckt, dran. Dieses beim Gerben mit Alaun oder Pfeffer bestreut und Sonne getrocknet. Dann spannt man die Federn zwi Brettchen, wodurch sich der „Stoß" aufbläht und schönen Unterbau für die Federn bildet. Diese sorgf liche Bearbeitung liefert viel schönere Exemplare als Fabrik erzielte. Selten und daher sehr geschätzt Spielhahnschweife, durch deren Stoßfedern sich eine Querbinde zieht.

Dem Gemsbart und der Trutzfeder gesellt ma noch den silberweißen „Adlerflaum" bei, und zwar sie unten umkleidet. Doch wird er auch frei au gesteckt. Es sind die ungemein zarten Unterschwan des Steinadlers oder des Lämmergeiers, entsprechen weißen „Stoß" des Spielhahns, nur daß sie sich der erstgenannten weiter hinaufziehen. Nach Mitte alten Jäger-Michele besitzt der Adler zwei große Fla zwei mittlerer Größe und vier kleine. Hochgeschätz sonders die ersteren, die von den Beinen ausgehen äußersten Teil der Unterschwanzdeckfedern bilden. Si oft eine Länge von 18 bis 20 Zentimetern, so daß s überragen. Oben läuft der beiderseitige mehr lo Flaum in eine gedrängtere, lanzettförmige Spitze brauner Färbung aus. Solche Federn werden mit und noch mehr bezahlt.

Die Adlerfedern galten schon im Altertum als Art, und Thomas Cantimpratensis, der Schüler des Albertus Magnus, schreibt in seinem „Buch der Na 1250), daß nach Plinius Adlerfedern, mit anderer Vö vermischt, diese unedle Gesellschaft nicht dulden un fräßen. Auch bei unserem Gebirgsvolke steht der „Ad wegen der Kräfte, die ihm zugeschrieben werden, Ehren. Er verleiht dem Jäger, der ihn auf dem H Herzhaftigkeit und Schärfe des Gesichts. Auch d Schützen, wenn er das Hochwild anschleicht, dieser weiche Flaum, um die Windrichtung zu prüfen. Fr den „Flaum" des Adlers nur der Schütze, der ihn er auf dem Hut, oder der Robler, der sich von ihm sprach und ihn zugleich als Herausforderungszeichen In diesem Falle steckt er den „Adlerflaum" vorn Hut und läßt die Spielhahnfedern rückwärts stehen. das herausfordernde Trutzliedchen:

„Hinten auffi Federn
Und vorn auffi Pflaumen,
Und ih ließ' mir die hintern
Nit vorn auffi raumen."

Um ein Vierkleeblatt.

(Schluß.)

Novelle von Jassy Torrund.

Kaum vier Stunden später. Ja, ist's denn möglich? Wach' ich, oder träum' ich, oder bin ich verrückt geworden? fragt Paul Heydenhein sich und rast unaufhörlich in der kahlen, engen Zelle des Polizeigefängnisses in Hannover auf und ab. Eingesperrt haben sie ihn, fehlte bloß noch, Hände und Füße in Eisen gelegt, um eines lumpigen Kleeblattes willen, das er von ihrem königlich hannoverschen Parkrasen stehlen wollte.

Stehlen — für Rosi' Marie natürlich. Seinen Abschiedsgruß, bevor das Weltmeer zwischen ihr und ihm liegt. Wenn er jetzt zurückdenkt, begreift er kaum, wie das alles so im Handumdrehen kam.

In Hannover hatte er zwei Stunden Aufenthalt. Seelensgern hätte er Joachim Mahlen wiedergesehen, doch der war, wie er zufällig erfuhr, zu den Schießübungen nach Magdeburg abkommandiert.

Als er damals im Frühjahr aus England z hatte er ihn richtig aufgesucht — nicht aus alte kameradschaft allein — und den alten lustigen Jo wie die Frau Oberstleutnant prophezeite, fast unverä funden. Abends in der gemütlichen Weinstube hatten plaudert, ein Wort gab das andere, auch der Na Marie war gefallen. Joachim erwähnte den Adels Alten, der erst kürzlich einen Freier von allzu juge Adel abgewiesen, einen zweiten hatte Rosi' Mari gemocht — „das Mädel ist ja noch schlimmer als d die dreht jeden Bewerber erst dreimal in der Hand u sie ihn wegwirft. Obgleich sie, hol's der Geier, keine Tage daheim bei der gnädigen Stiefalten hat."

Ohne Ende mußte der gute Joachim erzählen. All er wußte und noch viel mehr dazu. Er tat es gern

Copyright 1905 by Franz Hanfstaengl

Kritische Lage.

Gemälde von Eduard Grützner.

und lächelte dabei so eigentümlich vielsagend vor sich hin. Mein Gott — seit er mit seinem eigenen herzigen kleinen Frauchen so unbeschreiblich glücklich war und sogar schon einen strampelnden Stammhalter besaß, dachte er anders übers Heiraten und gönnte auch seiner alten Jugendliebe den Richtigen.

Und wer das sei, glaubte er ganz genau zu wissen — aber davon sagte er natürlich kein Wort.

Diesmal wollte Paul Heydenhein seinen kurzen Aufenthalt benutzen, um sein Wettgeschenk für Rosi Marie zu kaufen. Sein Abschiedsgruß für sie sollte das sein. Er fand auch, was er suchte, fast genau so, wie sie sich's gewünscht hatte: ein naturgetreu gezeichnetes grünes Email-Vierkleeblatt, in Gold gefaßt — und auf einem der Blättchen lag wie ein Tautropfen ein einziger schimmernder Brillant. Die Rückseite bildete eine geschliffene Kristalllinse, die ein Medaillon umschloß.

„Wenn Sie ein Bild hineintun wollen, können wir es gleich befestigen", schlug der Juwelier vor.

„Ich habe leider keins bei der Hand", entgegnete Heydenhein ausweichend, in Gedanken setzte er hinzu: Und wenn ich eins hätte, wäre ich nicht arrogant genug, es Rosi Marie vom Ende zu verehren.

„Zuweilen tun die Herrschaften auch ein Vierkleeblatt hinein, das bringt dann Glück", meinte der höfliche Verkäufer.

Ein Vierkleeblatt, das hätte noch einen Sinn gehabt — obgleich Rosi Marie sich aus geschenkten ja nichts machte. Aber dies goldene hatte sie sich nun selbst gewünscht — da würde sie ein natürliches wohl mit in Kauf nehmen. Aber wo eins herbekommen in der großen Stadt?

Er steckte das kleine Etui in die Tasche, bezahlte und setzte seinen schlendernden Rundgang durch die Straßen fort. Aber immer lag ihm das Vierkleeblatt im Sinn. Plötzlich fiel ihm ein: Als er ein Sommersemester hier an der Hochschule studierte, war er oft durch den Georgenpark gewandert. Eine Stelle gab es dort, abseits vom Verkehr, eine richtige blühende Waldwiese voll Blumen und nickender Gräser, recht ein Dorado für Schmetterlinge und Bienen — dort hatte er als junger Student mehr als ein vierblättriges Kleeblatt gefunden. Nur so im Vorbeigehen, achtlos und zufällig. Es mußte unzählige dort gegeben haben. Wenn der verlorene Winkel noch existierte — — —?

Er sah nach der Uhr. In fünfviertel Stunden ging sein Zug — da rief er einen Taxameter an und ließ sich bis an die Mitte der Herrenhauser Allee fahren. Von dort war's nicht mehr weit — wenn er sich eilte, und wenn er — Glück hatte, konnte er in zwanzig Minuten sein Kleeblatt haben.

Ein eigener Reiz lag in dem Gedanken, diese Stätte seiner Jugend wiederzusehen, gerade dort das letzte grüne Blatt, das seine Hand auf deutscher Erde pflücken würde, dies Glückskleeblatt zu finden — als Abschiedsgruß für Rosi Marie.

Und nun war's ihm förmlich zur fixen Idee geworden: sein Kleeblatt mußte er haben, bevor er Europa verließ! Nicht nur ihr, auch ihm selbst sollte es Glück bringen.

Und ein Briefchen wollte er dazu schreiben — Abschiedsworte, wie Menschen sprechen dürfen, die ihre Schiffe hinter sich verbrannt haben. Zu hoffen hatte er nichts — mochte sie wenigstens wissen, wie's um ihn stand. Heut' nacht auf der „Undine" — das würde er dann morgen dem heimkehrenden Lotsen mitgeben, wenn sie die Außenreede und das Feuerschiff passiert hatten — und die Alte Welt hinter ihnen im Dämmern versank — — —

Immer hastiger trugen seine Füße ihn durch den belebten Garten. Dem einsameren Teile strebte er zu, ganz erfüllt von dieser einzigen fixen Idee. Da — das Georgendenkmal — er atmete auf — jetzt konnte es nicht mehr weit sein. Er bog um eine Taruswand — richtig, da lag der Platz — aber keine blühende duftende Waldwiese mehr, das Idyll der Einsamkeit, über der die Schmetterlinge gaukelten und der Bienen tausendstimmiges Gesumm ertönte — sondern ein künstlich gepflegter, blumenloser grüner Rasen, auf dem sicherlich keine Kleepflanze gedieh.

Langsam ging er den Kiesweg weiter und schalt sich selbst einen Toren, um einer lächerlichen Kleinigkeit willen so tief enttäuscht und ernüchtert zu sein. Schon wollte er umkehren, als ihn ein Geräusch in den dichten Taxushecken stutzen ließ. Wie ein Stöhnen oder Seufzen klang's, und er entsann sich, daß er beim Betreten des einsamen Platzes den Schimmer eines hellen Kleides zwischen dem dunklen Buschwerk zu sehen glaubte. Vielleicht war da ein Mensch in Not, ein Kranker oder Trauriger, der den stillen Fleck liebte, und den sein Eindringen vertrieben hatte?

Er ging den klagenden Lauten nach — da war wieder der helle Schimmer, hastig bog er das dichte Gezweig auseinander und stand vor der hellen Sandsteinfigur einer Venus, die ihr Gewand auf der Schulter löst und den schmalen Fuß schon hebt, um von ihrem Sockel hinunter ins Bad zu steigen, in das kleine, raunende Quellchen, das, halberstickt von üppig wucherndem Huflattich, das traumsüße Lied der Einsamkeit singt.

Wie ein Wunder war's, wie ein Traum aus Märchenland.

Hundertmal war er hier gegangen ohne eine Ahnung von dem Versteck der holdseligen Liebesgöttin.

Von Menschen keine Spur. Er horchte noch ein Weilchen, aber alles blieb still; da wandte er sich um und ging seinen Weg zurück und schüttelte den Kopf über sein wunderliches Erlebnis. Verloren streifte sein Blick über den Rasen — und mit einem Ruck blieb er stehen, einen Laut des Zornes und Unwillens auf den Lippen: hart vor ihm über Gras und Weg verstreut lag eine Handvoll der köstlichsten Rosen, räuberisch abgerissen und achtlos fortgeworfen, daß sie im schwülen Nachmittagssonnenschein schon zu welken begannen.

Wie jammerschade!

Und wie er noch mit dem ehrlichen Bedauern des Naturfreundes auf die bunte, schon leis welkende Pracht niederblickte, entdeckten seine scharfen Augen in dem hier üppiger und mit allerlei Unkraut durchsetzten Rasen eine blühende Kleepflanze und dicht neben einer abgebrochenen blaßroten Rose, deutlich sich abhebend, ein großes, schöngezeichnetes Vierkleeblatt.

Also dennoch!

Mit einem Satze war er drüben, bückte sich nach diesem letzten einsamen Sprößling des einstigen alten Wiesengeschlechts und fühlte dabei eine fast närrische Freude, als sei ihm etwas Großes und Köstliches geschenkt. Sorgfältig pflückte er's und wollte es eben liebevoll in seiner Brieftasche bergen, als eine harte Faust ihn packte, eine zornige Stimme ihn anbrüllte: „Hab' ich dich endlich, verdammter Lump!"

Er fuhr auf und wollte die Faust abschütteln, doch die lag eisenfest um seinen Arm, und herumfahrend sah er sich einem bewaffneten Gendarmen gegenüber.

„Na, erlauben Sie mal, was fällt Ihnen denn ein . . .?" brach er erzürnt los und erkannte im selben Moment und wie durch ein plötzliches Hellsehen die Verfänglichkeit seiner Lage.

Aber, mein Himmel, er war doch kein Rosendieb, er konnte sich ausweisen, hatte seine Papiere! . . . Guter Gott, der Zug! In einer halben Stunde mußte er auf dem Bahnhofe sein, das alles flog ihm mit Blitzesschnelle durch den Kopf.

„Den Teufel auch! Raus aus dem Rasen mit dir! Na wart' nur, Bürschchen, seit drei Tagen suchen wir dich . . . Hallo, wir haben ihn!" schrie der Mann des Gesetzes über die Schulter zurück. Sogleich war ein zweiter zur Stelle, der Parkgärtner wohl, ein alter Mann mit hochrotem Kopf und zornfunkelnden Augen.

„Wieder die schönsten Rosen, lauter Knospen! Der Schuft, der elende!" zeterte er schon von weitem, atemlos, beide Hände voll Rosen, die er eiligst hinwarf, um dem Beamten bei der Verhaftung des vermeintlichen Missetäters zu helfen.

Ein Hagel von Schimpfwörtern brach über den vor Schreck und Staunen fast Starrgewordenen herein.

Er wehrte sich nicht, es hätte ihm ja doch nichts genützt. Als er endlich zu Worte kam, sagte er mit einem erneuten Versuch, sich von den eisernen Fäusten loszumachen: „Nun hören Sie mir gefälligst zu, meine Herren! Verantworten

werden Sie sich später, daß Sie einen anständigen Menschen hier wie die Buschklepper überfallen. Zu langen Auseinandersetzungen hab' ich jetzt keine Zeit, in einer halben Stunde geht mein Zug — ich muß fort. Hier sind meine Papiere. Ganz klipp und klar! Ich bin der Ingenieur Paul Heydenhein aus Lüdingen im Bergischen Land — auf der Durchreise hier, im Begriff, mich in Bremerhaven einzuschiffen. Heute nacht geht mein Dampfer — hier ist mein Billett! Sie sehen also, ich muß fort! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich war nicht der Rosendieb. Wenn der Schein auch gegen mich ist. Hier . . ." er entnahm seiner Brieftasche einige Tausendmarkscheine und einen Scheck auf die Bank von Neuyork. „Sie sehen, ich habe Geld genug bei mir, um die Rosen von ganz Hannover aufzukaufen und noch einige mehr. Lassen Sie mich jetzt gehen — ich deponiere Ihnen auf dem nächsten Polizeibureau jede Summe, die Sie wollen."

„Immer besser, Geld bietet er auch noch! Herr, das ist Beamtenbestechung!" schrie der Gendarm, der bei Heydenheins sicherem Auftreten vielleicht schon zu merken begann, daß er einen Mißgriff getan, und sich dafür nur um so eigensinniger in seinen Verdacht hineinsteifte. „Hab' ich Sie nicht mit meinen eigenen Augen hier auf dem Rasen stehn sehn und sich nach den gestohlenen Rosen bücken?"

„Nicht nach den Rosen, sondern . . ." hier stockte Paul Heydenheins Stimme — war es nicht geradezu lächerlich, diesen beiden ungebildeten zornigen Männern gegenüber von einem Vierkleeblatt sprechen zu wollen? Sie hätten ihn ja doch nur ausgelacht, ihm nicht geglaubt, zumal das unglückselige corpus delicti vorhin bei den ersten Abwehrversuchen seinen Fingern entglitten und unter die Füße getreten war, im zerstampften Rasen unwiderruflich und spurlos verloren.

Voll gehässigen Rachedurstes fuhr jetzt der Alte auf ihn ein: „Sondern — sondern — Sie wissen ja selbst nicht, weshalb, wollten woll bloß mal dran riechen, wat?" hohnte er. „Mit so'ne dämlichen Redensarten fangen Se hierzulande keinen! 'n fremden Menschen, wat bloß 'ne Stunde auf der Durchreise hier is, und rennt vom Bahnhof extra nach'n Georgenpark, im allerhintersten Winkel, wo kein Mensch wat zu suchen hat — bloß um an 'ne abgebroch'ne Rose zu riechen — nee, dat machen Se andern Leuten weis! So sternhageldumm is hier keiner, daß er so'ne Fisematenten glaubt! — — Haben woll die Tafel nich gesehn, wo jedermann, der Blumen und Zweige abreißt oder auf die Rasens rumpaziert, dreißig Mark Geldstrafe oder drei Tage Kittchen zugesprochen wird, wat? Is woll nich groß genug, wat?"

Heydenhein ergab sich mit stiller Wut in das Unvermeidliche. Jede weitere Verhandlung mit diesen ebenso beschränkten wie durch ihr langes vergebliches Suchen erbitterten Männern war zwecklos. Sie führten ihn durch die Wege, immer knapp auf seinen Fersen, bereit, jeden Moment zuzuspringen und ihn festzuhalten. Das wenigstens hatte er erreicht, daß sie seine Schultern und Hände freiließen.

Wie er jetzt zurückdachte an jenen Weg der Schmach, kochte der Grimm in ihm auf.

Endlos der Weg durch den Park, weil sie die belebten Teile vermieden und auf stilleren Umwegen den Ausgang erreichten. Dann begehrte Heydenhein eine Droschke, die ihn und seine Begleiter in einer Viertelstunde auf das nächste Polizeiamt brachte. Es stellte sich heraus, daß der Kommissar nicht anwesend, soeben abberufen war. Mit den Schutzleuten war kein Verhandeln möglich. Er sollte warten — da übermannten ihn Zorn und Wut. Heftig und herrisch verlangte er, zum nächsten Polizeiamt geführt zu werden, zum Präsidium. Er wollte vernommen werden, seine Unschuld mit klaren Worten beweisen — er mußte ja fort! Für seinen Zug war's freilich längst schon zu spät. Aber um neun Uhr abends ging noch ein Schnellzug, der Bremen gegen elf Uhr erreichte und jedenfalls noch Anschluß nach Bremerhaven hatte. Er mußte heute noch aufs Schiff, sein Billett verfiel sonst, und überhaupt in acht Tagen sollte er seine Stellung in Cincinnati antreten.

Je zorniger er wurde, desto störrischer verhielten sich die Unterbeamten, die sich von vornherein auf seiten ihres beleidigten Kollegen stellten.

Zehn Minuten später saß der vor zorniger Empörung zitternde, schwergereizte Mann richtig im Kittchen und hatte Muße, über seine eigene Unvorsichtigkeit nachzudenken.

Er verwünschte seine blödsinnige Sentimentalität, in den Georgenpark auf Suche nach einem Kleeblatt zu laufen — solch eine hahnebüchene Dummheit, eine geradezu lächerliche Naivität, wert eines dreizehnjährigen verliebten Backfisches, aber nicht eines erfahrenen, nüchternen, smarten Geschäftsmannes, eines Diplom-Ingenieurs, Vertreters der Firma Dönnebrink in Bergischland und berufen, den heimatlichen Werken neue Absatzgebiete in den Vereinigten Staaten zu erschließen.

Was half's? Die Wartefrist ward dadurch um keine Sekunde gekürzt — und als der Kommissar nach einer guten Stunde endlich zu erscheinen geruhte, war Heydenhein, von Wut und zorniger Ungeduld übermannt, derart in Weißglühhitze geraten, daß seine Erklärung, die er seinen beiden Angreifern im Park so besonnen und ruhig und fast mit einer humorvollen Überlegenheit abgegeben hatte — jetzt ebenso verworren und unglaublich klang wie die Aussage des Gendarmen klar, unanfechtbar und belastend.

Der Polizeikommissar fand sichtlich keinen Ausweg aus diesem Dilemma, und Heydenhein wurde auf sein dringendes Verlangen mit Droschke zum Polizeipräsidium übergeführt, wo er nach langem, ungeduldigem Warten endlich ein Verhör vor dem diensttuenden Polizeiassessor zu bestehen hatte. Dieses begann — nach all den belastenden Vormeldungen — keineswegs glimpflich; schließlich aber war der Beamte ein gebildeter und verständiger Mann, dem der Angeklagte unter vier Augen den Vorgang wahrheitsgetreu schilderte, und gegen Zahlung einer hohen Kaution ward Heydenhein lange nach Mitternacht endlich auf freien Fuß gesetzt.

Vielleicht wäre auch dies sobald noch nicht geschehen, wenn man nicht bei einer erneuten Razzia im Georgenpark den wirklichen Rosendieb, eine arme Geisteskranke, auf frischer Tat ertappt hätte.

Paul Heydenhein war nach diesen Erlebnissen so zerschlagen, daß er ein Hotel aufsuchte, sich eine Flasche schweren Ungarwein aufs Zimmer bringen ließ und gegen Morgengrauen sich in den Kleidern aufs Bett warf und wie ein Toter schlief. In der elften Vormittagsstunde erwachte er mit wüstem Kopf und schweren Gliedern und hatte nur den einen Gedanken: Fort! —

Sein Lüdinger Rechtsanwalt, dem er vom Schiff aus schreiben wollte, würde diese kaum glaubliche Angelegenheit für ihn zum Austrag bringen. Er verlangte die Zeitungen und studierte die Schiffsliste. Nachmittag fünf Uhr ging ein Schnelldampfer von Rotterdam nach Neuyork — so würde er Cincinnati immerhin noch mit 24 Stunden Verspätung erreichen.

Am Abend dieses Tages war er auf hoher See.

Zu dem Abschiedsbrief an Rof' Marie vom Ende war ihm die Lust vergangen — weiß Gott, er mochte nicht mal an sie denken, er haßte sie in seiner verbitterten Stimmung beinahe. Sie allein und ihre kindische Wette, ihr törichter Aberglaube waren schuld an all dem ausgestandenen, noch längst nicht verschmerzten, peinlichen Ungemach, das er erlitten.

* * *

Als Paul Heydenhein sieben Tage später den Boden der Neuen Welt betrat, war die erste überwältigende Neuigkeit, die er im Zollschuppen von herumlungernden Hafenbummlern hörte: die „Undine" von Bremerhaven wäre im Nebel gegen die White sable Felsen nahe der englischen Küste gerannt und mit Mann und Maus zugrunde gegangen.

„Mit Mann und Maus" hieß es anfangs, als die Nachricht alle Gemüter mit blindem Entsetzen erfüllte. Später ergab sich, daß einige wenige Überlebende gerettet wurden.

Paul Heydenhein griff sich an den Kopf, ihn schwindelte, er faßte das Entsetzliche, das Unglaubliche nicht. Erst als sie

ihm in den Bureaus der großen überseeischen Dampfer die Nachricht bestätigten, begann er's zu glauben und begriff das kaum Denkbare, daß er, das Billett für die „Undine" schon in der Tasche, wie durch ein Wunder dem Tode entronnen sei.

Durch ein Wunder — um des Kleeblatts willen, das er für Ros' Marie vom Ende im Georgenpark in Hannover gesucht hatte. Er war kein sentimentaler Mensch, aber das ergriff ihn tief: Um ihretwillen gerettet!

Sein erstes war, daß er an Peter Dönnebrink telegraphierte. Vor sieben Tagen war das Unglück geschehen, — was für Tage voll Angst und Aufregung mußte der alte Mann um den Pflegesohn und Erben ausgestanden haben. Vierundzwanzig Stunden später stellte er sich seinem Chef in Cincinnati vor. Auch dieser hatte ihn totgeglaubt und kam trotz allen Yankeephlegmas doch ein wenig aus seiner stoischen Ruhe, als er einen der untergegangenen Passagiere der unglücklichen „Undine" heil und gesund vor sich stehen sah.

„Es sind schon drei Nachfragen eingelaufen", sagte er, suchte auf seinem Schreibtisch und überreichte Heydenhein die Kabeltelegramme.

Das erste vom Lloydbureau, ein zweites von Peter Dönnebrink, das dritte — Heydenhein stutzte, war unterzeichnet und Rückantwort erbeten unter Adresse: Oberleutnant Joachim Mahlen, Hannover, Ringstraße 7.

Was wußte Joachimken von seiner Amerikafahrt und seinem vermeintlichen Untergang mit der „Undine"?

Sofort kabelte er zurück. Mit drei Worten an den Lloyd, ausführlicher an den Oheim. Das meiste Kopfzerbrechen machte ihm das dritte Telegramm, — doch auch dieses ward schließlich im Geschäftsstil erledigt. Dann harrten seiner andere Aufgaben. Jeder Tag will sein Recht — das eiserne Gesetz gilt drüben im Dollarlande noch viel härter als bei uns.

Heydenhein fand es schwer, sich einzuarbeiten, mancher Tag forderte fast Übermenschliches von ihm. Er biß die Zähne zusammen und tat seine Schuldigkeit, wie und wo es von ihm verlangt wurde: vor den glutspeienden Hochöfen, neben sausenden Treibriemen, im öden anstrengenden Bureaudienst. Zwischen zwölf und ein Uhr brachte die europäische Post eine kurze Unterbrechung — und dann um so fieberhaftere Tätigkeit.

Zwölf Uhr, zehn Minuten. Der jüngste Clerk nimmt dem Boy die gewichtige Tasche ab, schüttet sie auf den Tisch aus und beginnt in seinem wunderlich eintönigen Kentucky-Englisch die Namen aufzurufen:

„Heydenhein, Johnstone, — Heydenhein — —", drei-, viermal.

Briefe aus der Heimat. Von seinem Onkel, der von einem guten Bekannten aus seiner englischen Zeit — haha, Quittungen für seine wunderbare Lebensrettung. Hier eine fremde Handschrift — fremd? — Das ist doch des guten alten Joachimke wenig veränderte steile Jungenschrift? Er reißt den Brief auf — vor allen übrigen — tut einen Blick hinein, wird blaß und rot, unterdrückt nur mühsam einen Laut des Staunens, einen stammelnden zitternden Laut, der die verwunderten Blicke des neben ihm Stehenden auf ihn lenkt. Sekundenlang nur — in dieser Viertelstunde hat jeder mit sich zu tun.

Joachim Mahlens Brief, der unbeachtet aufs Pult flog, umschloß einen anderen, einen von zitternder Mädchenhand geschriebenen. Keine Zeile las er, keine einzige gönnte er sich außer Datum und Unterschrift — zu heilig war ihm der Schatz, zu köstlich, um hier vor neugierigen Augen gelesen zu werden. Erst tief in der Nacht in seiner einsamen Boarding-House-Cabin tat er seinem klopfenden sehnsüchtigen Herzen Genüge.

Datiert war der Brief von jenem Tage, da die Drahtkunde vom Untergang der „Undine" wie ein Schreckensruf durchs deutsche Vaterland flog.

Da hatte eine, die im Vollgefühl des Lebens ihr eigen Herz nicht kannte, unter hereinbrechenden Todesschauern all ihren Stolz von sich geworfen und noch in derselben Nacht ein verworrenes Briefchen an ihren Vetter Joachim Mahlen geschrieben, ihn in heißer Angst um Auskunft, um eine kleine armselige Nachricht gebeten.

Und dieses Briefchen, aus dessen kaum leserlichen Worten die bebende Angst sprach, zwischen dessen Zeilen — weit mehr noch als die Angst — die lange zurückgedrängte, die von dem alten Endeschen Familienstolz unterjochte, mit Füßen getretene Liebe emporloderte, lag jetzt in den Händen des Totgeglaubten, des Heißgeliebten.

Und der las es nun wieder und wieder.

Las es wohl hundertmal.

„. . . ich kann's nicht glauben, Joachim, — ich will es nicht! Ich sah ihn ja noch vor zwei Tagen in Kreiensen heil und gesund, und fröhlich wie einen jungen Sieger. Und nun — —? O Gott, Gott, sag' mir, daß es nicht wahr ist, daß es nicht wahr sein kann, lieber, liebster Joachim! Erbarme Dich und gib mir Nachricht. Nimm Urlaub und fahre Du selbst nach Bremerhaven und frage, ob er wirklich mit der ‚Undine' am vierten Juli frühmorgens drei Uhr abgefahren, — ob kein Irrtum möglich ist! — Gott, und ich weiß doch, er hatte das Billett schon in der Tasche! — Aber ich will nicht, ich kann nicht daran glauben, mein ganzes Herz empört sich dagegen, daß Gott so grausam sein, so fürchterlich strafen kann! — Joachim, bei unserer fröhlichen Kinderzeit, tu mir die Liebe, biete alles auf! . . ."

Seit dem letzten Herbst, wo Joachim Mahlen die Verwandten in Berlin aufsuchte und Ros' Marie ihm von Fichtenhausen und von Paul Heydenhein erzählte, ahnte er, wie es um das Herz seiner einstigen Liebe bestellt war. Halb gefragt, halb erraten, mit List und Tücke hatte er ihr das Geständnis entlockt, daß Heydenhein ihrem Herzen nicht gleichgültig geblieben war. Doch auf sein gutgemeintes scherzhaftes Zureden war sie blaß vor Zorn aufgefahren, hatte sich in ihren alten bösen Hochmut versteift: „Nie — und nie — und in alle Ewigkeit nicht!"

Und als die Schreckenskunde kam, setzte dieselbe Ros' Marie vom Ende Himmel und Erde in Bewegung, verdrahtete ihr Taschengeld bis zum letzten Pfennig an den Bremer Lloyd, an Vater Dönnebrink, dessen Adresse sie nicht einmal genau kannte, und zuletzt in ihrer übergroßen Herzensangst an Vetter Joachim.

Und nachts setzte sie sich hin und schrieb — nun — wie's ihr eben ums Herz war.

Sieben lange furchtbare Tage hatten sie alle in Ungewißheit und wachsender Todesangst geschwebt, und in dieser Zeit kam ein zweites, noch verzweifelteres Briefchen aus Fichtenhausen.

Und endlich die Antwort auf Joachims Kabeltelegramm nach Cincinnati: Paul Heydenhein lebt.

Da hatte der brave Joachimke sich seiner Jugendzeit erinnert und seinem alten Schul- und Regimentskameraden und seiner ersten Fähnrichsliebe „Rosmarin" diesen Liebesdienst erwiesen und beide Briefchen an die richtige Adresse gesandt. Und hatte dazu geschrieben: „Sieh zu, daß Du mit ihrem Hochmutsteufel fertig wirst, den Alten bieg' ich schon zurecht."

In den folgenden vierundzwanzig Stunden kreuzten zwei Kabeltelegramme in englischer Sprache den großen Teich.

„Freifräulein Rose Marie vom Ende, Villa ‚Elfriede', Fichtenhausen, Thüringen, Germany. Teuerste Rose Marie, wollen Sie das Leben eines Mannes, dessen Rettung er Ihnen allein verdankt, für alle Zukunft mit ihm teilen? Kabelantwort erbeten. Brief folgt.

Paul Heydenhein, Cincinnati, Ohio, Westsquare."

Und die Antwort kam:

„Ja — ich will! Rose Marie vom Ende."

Blätter und Blüten.

Dr. Tröndlin, Oberbürgermeister von Leipzig. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Der greise Oberbürgermeister von Leipzig, Justizrat Dr. Tröndlin, ist am 27. Mai dieses Jahres in Dresden infolge eines Schlaganfalls plötzlich verschieden. Der Dreiundsiebzigjährige trug sich schon längere Zeit mit dem Gedanken, nach seinem langen Leben voll Arbeit endlich in den Ruhestand zu treten, und als sein Nachfolger wurde bereits der frühere Leipziger Stadtverordnetenvorsteher Dr. Junck genannt. Aber bei seiner unermüdlichen Arbeitskraft — er sprach noch am Tage vor seinem Tode in der sächsischen Kammer — dachte niemand an die Möglichkeit eines so baldigen Endes. — Dr. Tröndlin war ein Kind der Stadt, deren kommunales Oberhaupt er geworden ist: seine Vorfahren waren alte, erbeingesessene Leipziger Handwerkerfamilien. Das Oberbürgermeisteramt bekleidete Dr. Tröndlin seit 1899, nachdem er schon vorher als Zweiter Bürgermeister der Leitung der Stadt angehört hatte, die er vorübergehend auch im Reichstag vertreten hat (als Mitglied der nationalliberalen Partei). 1904 erfolgte die Wahl zum Oberbürgermeister auf Lebenszeit.

Dr. Tröndlin †
Oberbürgermeister von Leipzig.

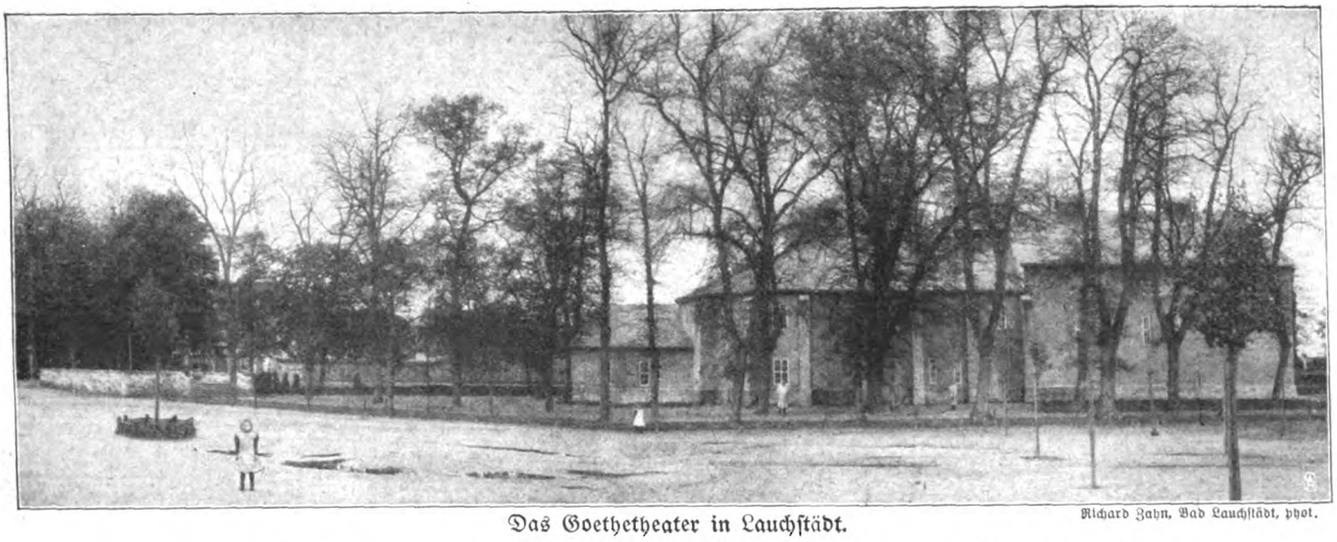
Die Jahrhundertfeier der Stadt Barmen. (Zu der untenstehenden Abbildung.) In unseren Tagen, da die Städte auch im alten Europa mit amerikanischer Schnelligkeit aus dem Boden schießen, ist die Jahrhundertfeier einer Stadtwerdung ein Festanlaß von nicht geringer Bedeutung. Und feierlich und schön hat denn auch die Stadt Barmen als hundertjähriges Geburtstagskind ihren Ehrentag zu begehen verstanden. Die Festlichkeiten begannen mit dem Empfang des Kronprinzenpaares, das am 23. Mai in die frühlingshaft geschmückte Stadt einzog. Auf dem Rathausplatz folgte dann, nach Fanfarengruß und Chorgesang, die Rede des Oberbürgermeisters Voigt, die einen historischen Rückblick über Barmens Entwicklung brachte, und die feierliche Grundsteinlegung des neuen Rathauses. Nachdem im Grundstein nach schöner, alter Sitte die Urkunde des Vorgangs und einige Münzen verschlossen worden waren, tat der Kronprinz die drei ersten Hammerschläge auf den Stein. Von da fuhr das Kronprinzenpaar zur Eröffnung der Ausstellung für altbergische Innenkunst und moderner Kunstwerke aus Privatbesitz und ließ dann den historischen, aus 37 Gruppen bestehenden Festzug, „eine Großtat von Kunst und Heimatliebe", an sich vorbeimarschieren. Ein Festmahl machte den Beschluß.

Der Palast des Odysseus. So oft im Laufe der Jahrhunderte der klassische Boden von Berufenen und Unberufenen auch schon durchwühlt worden ist, er birgt noch immer eine Fülle durch die Geschichte, die Kunst geheiligter Reste antiker Bauwerke, und immer mehr und mehr schließen diese Spuren sich zum Ring — was wir für eitel Sage hielten, für die Gebilde schöpferisch waltender Dichterphantasie, das verdichtet sich und wird zu greifbarer Wirklichkeit. Wer, der seine „Odyssee" im Kopfe hat, wird z. B. nicht jubeln bei der Nachricht, daß der lange gesuchte Palast des Odysseus, in dem Penelope das Gespinst der Treue wob und die Gelage der Freier durch den heimkehrenden Helden so schrecklich unterbrochen wurden, wahrscheinlich gefunden ward? Die Lage des Gebäudes, dessen Außenmauern 1,5 Meter stark sind, und das Wilhelm Dörpfeld für das größte vordorische Haus der Ebene Nidri hält, die Entfernung vom Meer sowie charakteristische Nebenfunde aller Art bestärken den Gelehrten, der über seine im Vereine mit Dr. Goeßler und Frl. A. Lisco im Sommer 1907 auf Leukas-Ithaka vorgenommenen Ausgrabungen in einem kürzlich erschienenen „vierten Brief" an seine Freunde und Gönner berichtet, darin, daß er wirklich den vielbesungenen Palast ausgegraben hat, und die Angaben der „Odyssee" decken sich seiner Meinung nach mit dem tatsächlichen Befunde. Die Forscher waren bei ihren Ausgrabungsarbeiten, zu denen Freunde ihnen die nötigen Mittel zur Verfügung gestellt hatten, auch auf einen schon im Grundwasserbereich gelegenen Begräbnisplatz vorhistorischer Zeit gestoßen, dessen Anlage völlig den neuerdings aus Tiryns, Orchomenos und bei Knossos bekannten Begräbnisstätten entspricht. Hier wie dort wölbte sich über den kleinen Plattengräbern, in denen die Leichen als liegende Hocker bestattet waren, der Erdhügel, Tymbos, und als Beigabe fand Dörpfeld monochrome Vasen und eine eigenartige Speerspitze aus Bronze, wie sie in gleicher Form nur noch in zwei Exemplaren bisher bekannt geworden ist. Der Forscher schließt aus all diesem, daß die ganze vorgeschichtliche Ansiedelung, die homerische Stadt Ithaka wie der Begräbnisplatz von Leukas, dem zweiten Jahrtausend v. Christo angehören. Nun sollen die Grundwasser, die die Arbeiten sehr erschweren, durch einen Abzugskanal ins Meer geleitet werden — vielleicht fördert der Eifer der Gelehrten dann noch weitere Überraschungen zutage.

Das Sommertheater in Lauchstädt. (Zu der obenstehenden Abbildung auf der nächsten Seite.) Im Juni dieses Jahres ist in Lauchstädt bei Halle ein Theater wiedereröffnet worden, dem in Weimars großer Zeit eine nicht unwesentliche Kulturrolle zugefallen war. Lauchstädt, damals ein beliebtes kleines Modebad, sah viele Sommer lang an dieser Stelle die Weimaraner Schauspieler unter Goethes Leitung wirken. Zwischen den Hallenser Studenten, die zu diesen Aufführungen besonders gern nach Lauchstädt kamen, und zwischen den Koryphäen der Universität Halle, zwischen den „Fremden von Distinktion" und der Creme der Einwohnerschaft sah man hier Schiller und Goethe und den Kreis dieser beiden nach und nach gewissermaßen heimisch werden. Aber — was für uns bedeutungsvoller ist — diese Lauchstädter Sommertätigkeit war für Goethe nicht nur eine Zeit freundlicher Erholung, sondern sie gab ihm durch diese eigenartige Zusammensetzung des geistig sehr anspruchsvollen Publikums sowie durch die Möglichkeit, das Theaterchen zu förmlichen Probeaufführungen für Weimar zu benutzen, Anregungen, die weit über seine Direktionstätigkeit hinaus wirksam geworden sein mögen. In Goethes Direktionszeit fällt auch der Neubau des jetzt restaurierten Theaters, der 1802 mit Goethes Vorspiel „Was wir bringen" und der Oper „Titus" eröffnet wurde. Und das kurze, vornehme Dankwort, das Goethe bei dieser Gelegenheit auf die ihm nicht ganz erwünschte Huldigung des Publikums fand, gäbe auch dem neuen Theater, in dem begeisterte Freunde ein künftiges Bayreuth des klassischen Dramas sehen wollen, ein schönes Programmwort. Es lautete: „Möge das, was wir bringen, stets einem kunstliebenden Publikum genügen." — Wie jener Neubau ausgesehen hat, davon gibt der jetzige eben vollendete Bau bei der Pietät, mit der alle Beteiligten das Alte zu erhalten oder nur durch würdigstes Neues zu ersetzen suchten, ein verhältnismäßig recht getreues Bild. Auch im Innern suchte man mit Erfolg dem Raum den schlichten Ausdruck wiederzugeben, den jene vornehme Zeit der Sachlichkeit ihm einst verliehen hatte. Die alte Ausmalung war zum Teil noch deutlich zu erkennen, nachdem eine spätere Tünche entfernt worden war, und konnte daher entsprechend ergänzt oder ersetzt werden. Die Bänke erhielten zwar Lehnen, die sie früher nicht hatten — wir sind be-

L. Stuting & Sohn, Barmen, phot.

Von der Jahrhundertfeier in Barmen. Der erste Postwagen (1784).



Das Goethetheater in Lauchstädt. Richard Zahn, Bad Lauchstädt, phot.

quemer geworden, wenn wir genießen! — aber der Bezug der Polsterung zeigt das Blaßrot der ursprünglichen Bezüge. Die alten Öllämpchen und der schlichte Kronleuchter aus Holz wurden an ihren Plätzen belassen, obwohl die Einführung des elektrischen Lichts schon der größeren Feuersicherheit wegen nicht umgangen werden konnte. Die Einrichtung der Bühne mit ihren „Kulissenwagen" und anderen jetzt altertümlich wirkenden Vorrichtungen geht direkt auf Goethes Sonderangaben für das Lauchstädter Theater zurück. Vor dem Theater geben weißgestrichene Bänke und ein paar neuangelegte Rasenflächen auch dem Theaterplatz etwas von dem zarten Reiz aus der Zeit jener Großen, deren „Wort und Tat" nun hier nach hundert Jahren den Enkeln wiederklingen soll.

Neue bayrische Briefmarken. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Das Königreich Bayern, das bekanntlich an seinem Reservatrecht der Markenprägung festhält, hatte vor Monaten einen Wettbewerb für neue bayrische Postwertzeichen ausgeschrieben und ansehnliche Preise für die besten Entwürfe ausgesetzt. Diese Entwürfe lagen einige Zeit im Bahnhofsgebäude zur öffentlichen Besichtigung aus und werden auch in der Münchener Ausstellung noch der Kritik des Publikums unterbreitet werden. Die volle Zufriedenheit der Jury hatten sie aber ebenso wenig gefunden wie nun die widerspruchslose Gunst der Öffentlichkeit, sondern sind in Ernst und Scherz, mündlich und schriftlich befehdet worden, und der erste Preis in Höhe von 1000 Mark gelangte überhaupt nicht zur Auszahlung. Allerdings muß man, um zu einer gerechten Würdigung der vorliegenden Ergebnisse zu kommen, auch die großen Schwierigkeiten in Betracht ziehen, die den Künstlern ihre Arbeit erschwerten, all die Rücksichten politischer, polizeilicher, technischer und künstlerischer Art, an die der Laie so oft nicht denkt. Unsere Leser vermögen sich nach den Abbildungen und Erklärungen selbst ein Bild der vielbesprochenen bayrischen Zukunftsmarken zu machen.

I.
Otto Hupp, Kunstmaler in Schleißheim.

II.
Wilhelm Schalk, Künstlerlithograph in München.

III.
Karl Throll, Kunstmaler in München.

I.-III.: 1. Gruppe (3 Preise zu je 400 M.). IV.-V.: 2. Gruppe (2 Preise zu je 275 M.).

IV.
Professor Max Dasio, Kunstmaler in München.

V.
Julius Diez, Kunstmaler in München.

VI.
Aloys Börsch, Münzmedailleur in München.

VII.
Rich. Daenert, Kunstmaler in Magdeburg.

VIII.
Jul. Jughart, Kunstmaler in München.

IX.
Jos. Mauder, Kunstmaler in München.

X.
Otto Ludw. Naegele, Kunstmaler in München.

VI.-XV: 3. Gruppe. (10 Preise zu je 175 M.).

XI. und XII.
Albert Naboldt, Kunstmaler, Friedenau b. Berlin.

XIII.
Gg. Roemer, Bildhauer, München.

XIV.
Fritz Scholl, Kunstmaler, Riesenfeld b. München.

XV.
Karl Staudinger, Kunstmaler in Dachau.

Die preisgekrönten Entwürfe zu neuen bayrischen Briefmarken.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

„Und schöne, weisse Wolken zieh'n dahin —"

Gemälde von Sophus Hansen.

Als nächster Roman erscheint:

„Waldrausch" von Ludwig Ganghofer.

Zu unserer lebhaften Genugtuung können wir unseren Lesern mitteilen, daß wir schon in allernächster Zeit mit dem Abdrucke dieser hervorragenden neuesten Schöpfung des gefeierten Erzählers beginnen werden.

Wie kaum in einem seiner früheren Werke entwickelt Ganghofer in seinem „Waldrausch" all die glänzenden Fähigkeiten seiner edelen und reifen Erzählungskunst; erschütternde Tragik und reicher Humor schließen sich zu einem Kunstwerk von hinreißender Schönheit zusammen. Ein zartes Liebesidyll, das unter der Gewalt eines stärkeren Schicksals zerbricht, steht im Mittelpunkte der bewegten Handlung, um die sich der herzerfrischende Reiz der Alpenwelt als leuchtender Rahmen spannt.

Verlag und Redaktion der „Gartenlaube".

Das Kreuz im Venn.

(15. Fortsetzung.)

Roman von Clara Viebig.

Es war ein Sonntagnachmittag, wie ein ähnlicher lange nicht zu Heckenbroich gewesen war. Die Bauern schritten wieder ihre Weiden ab; sie hatten bisher nicht den Mut dazu gefunden. Am Ende stand's doch nicht ganz so schlimm mit denen, wer weiß, wenn man jetzt bald Regen bekäme, schlugen die verdorrten Wurzeln doch noch einmal aus. Die Witwe Höfen trieb sogar ihre Kuh auf ihr Stückchen Grasland, und das Tier fand doch ein Hälmchen zu rupfen. Viele prüfende und sehnsüchtige Blicke richteten sich zum Himmel auf; alle Wetterkundigen ließen sich vernehmen. Aber noch war kein Regen in Sicht; wenn der kommen sollte, wehte der Wind ganz wo anders her, und dann stand das Kreuz der Marienley nicht so fern in goldigem Blinken, dann ragte es nah, zum Greifen nah, hob sich schwer aus den blauschwarzen Tannen auf einem weißwolkigen, unruhigen Hintergrunde. Noch war nicht an Regen zu denken!

Wie immer versank die Sonne flammend im roten Venn, der Himmel glühte bis zum fernsten Streifen mit Rosen- und Goldgewinden; purpurne Dämmerung sank nieder auf Heckenbroich.

Es kam die Nacht, heiß, unerquicklich wie jetzt immer, heute vielleicht noch dunstiger als all die anderen Nächte vorher. Die Sterne blinkten nicht so golden mehr, sie waren mit einem grauen Hauch überzogen.

Und doch schliefen die Leute von Heckenbroich; eine Ermattung war übers Dorf gekommen, die Ermattung der Beruhigung: wenigstens das Wasser war gesund, wenigstens die Brunnen waren tauglich!

Auch Leykuhlen schlief, nach vielen schlaflosen Nächten von einer tiefen Ermüdung befallen. Als Mariechen das Licht ausblies, hatte er noch mit ihr sprechen wollen, aber die Worte verloren sich ihm.

Es war ein köstlicher Traum, der seine Gedanken verwirrte — ah, wie es rauschte, so sanft und lind — himmlische Musik — es rauschte, als wollte es regnen. Er schlief, erquicklich wie lange nicht, von feuchtkühlenden Lüften bestrichen; vom gleichmäßigen Rauschen ward sein Ohr umschmeichelt. Er lag und atmete tief und gleichmäßig, die Stirn glatt und erhellt im beglückenden Traum. Er hörte nichts vom hellen Ausruf seiner Frau; erst als sie ihn kräftig rüttelte, wachte er auf. War es schon Morgen?!

„Bärtes, et regent! Hör', wie et am Regenen is!"

Da war er mit beiden Füßen auch schon aus dem Bett. Das war kein Traum — Jesus Maria, es rauschte nicht nur in den Lüften, als wollte es regnen, nein, es regnete wirklich schon, es ging rauschend nieder in gleichmäßig eindringlichem Fluß. Kein Donner und Blitz, kein plötzlicher Guß, der rasch wieder aufhört, wie er gekommen — das war Landregen. Der Himmel ohne Licht, alle Sterne verkrochen. Regen, Regen, Erlösung, Segen!

Beide Arme in den Regen hinausstreckend, gab der Mann seine offene Brust den schweren Tropfen und den kühlenden Lüften preis. Was nutzte alle Wetterkunde? Die Wetterkundigen hatten noch lange keinen Regen prophezeit, und nun war er doch da, ungeahnt gekommen über Nacht, weil Er, der

Published 18. VI. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

die Wolken macht zu seinem Wagen und dahinfährt auf den Flügeln der Winde, weil Er geboten hatte, und siehe, es geschah!

Der Bürgermeister fuhr in die Kleider. Auf der Straße war es schon lebendig. Das war ein Geschwatz und Gelächter, ein Rufen und Laufen, ein Rappeln, ein Schleppen mit Kübeln und Fässern im Morgengrauen. Die Leute fingen den Regen auf. Nur notdürftig waren sie bekleidet, aber mit Wonne ließen sich Männer und Frauen naß regnen bis auf die Haut. Das war eine Wonne. So hell hatten die Stimmen lange nicht geklungen. Man patschte durch die dunklen Regenpfützen, man öffnete die Stalltüren, ließ auch dem Vieh einen Mund voll der köstlichen Luft zukommen; trat einer in eine der Pfützen, die sich mit Zauberschnelle gesammelt hatten, so daß sie hoch aufspritzte, wurde sein Gelächter erst recht hell.

Ein Bann war gelöst. Die Dürre, die so lange Zeit mit eisernen Reifen Land und Leute umspannt hatte, war gewichen! Wie befreit dehnte sich die Brust und das Herz in ihr. Es regnete, es regnete!

Als Leykuhlen aus seiner Hecke trat, bemerkten sie ihn gleich: der Burjermeester, der Burjermeester! Sie umringten ihn. „Et regent, Hähr Burjermeester, et regent jo! Dat is jut!" In den rauhen Stimmen war's wie ein Jauchzen. Sie begrüßten ihn, sie machten sich an ihn heran, die Männer schüttelten ihm die Hände, die Weiber schwatzten auf ihn ein, es war ihnen allen die Zunge gelöst; daß sie ihm noch am gestrigen Tag ernstlich gegrollt hatten, davon wußte kein Mensch jetzt etwas. Sie sahen ihn an, als wäre er der, der den Regen gemacht hatte.

Leykuhlen stand unbedeckten Hauptes inmitten seiner Getreuen. Der Regenwind schnob daher und spielte mit seinen Haaren. Es überrieselte ihn, er empfand die Kühle wie einen heiligen Schauer. Sein Herz war übervoll von einer gewaltigen Freude; da war ja der Regen! Und das Zeichen, das er begehrt hatte! Über ihn rann der Guß und badete ihm Gesicht und Seele. Er mußte an sich halten, seine Würde wahren, sonst hätte er laut herausgeschrien wie ein Knabe in höchstem Jubel: die Brunnen waren doch gut, und er hatte doch recht getan, recht! Gott sei Dank! Er neigte die Stirn, die der Regen wusch; er fühlte den Finger Gottes.

Zur Kirche! Schon läutete es zur Messe. Die Fenster wurden hell vom ersten scheuen Morgenschein, der das feuchtdampfende Land, die triefenden Hecken, die getränkten Matten nur noch deutlicher zeigte. Wie mit freundlichen Augen lugte die Kirche von Heckenbroich; ihre Türen öffneten sich weit. Es eilten die Männer, die Frauen, die Alten und die Jungen, das ganze Dorf strömte heute herbei.

Weit ins morgendämmernde Land hinaus durchs offengebliebene Portal brauste Orgelklang. Der Bürgermeister hatte nicht erst beim Pastor angefragt, eigenmächtig hatte er den Lehrer auf den Chor hinaufbeordert, der Balgentreter mußte eilends herbei, nun hieß es, alle Register gezogen. Es rauschte und brauste mit Jubelgetön: Gott den Dank, allen Heiligen den Preis. Der Bürgermeister selber mit all seiner Lungenkraft intonierte das Te deum laudamus:

„Großer Gott, wir loben Dich,
Herr, wir preisen Deine Stärke!"

* *
*

Bürgermeister Leykuhlen hatte immer ein gutes Ansehen in Heckenbroich und Umgebung genossen, die ganze Gegend kam zu ihm und holte sich Rats, die Kreisstadt sowohl als das entlegenste Vendorf. Aber nun war es doch noch anders geworden. Er war in den Augen der Leute noch gewachsen. Man hätte sich kaum mehr getraut, etwas zu tun, ohne ihn zu befragen; er war doch der Klügste, einer, der so mit den Verhältnissen vertraut war, daß er immer Rat wußte, und ein gottesfürchtiger Mann war er dazu. Die Mützen flogen von den Köpfen.

„Der König von Heckenbroich!" Das hatte der Tierarzt mit einem gewissen Spott im Ton aufgebracht, und andere sprachen es nach. Der Landrat nicht ohne Ärger. Da war all seinem Eifer, mit all seinem guten Willen und Betriebsamkeit, mit der Vielseitigkeit seiner Interessen nic so weit gekommen wie dieser Bauernbürgermeister mit sei seitigkeit. Weiß Gott, wenn's wieder zu den Wahl stellten sie ihn noch als Abgeordneten für den Kr „Da sei Gott vor!" schrie Dreiborn in einem Entsetz so komisch war, daß seine Zuhörer lachten. Aber ih war's nicht komisch, ihm war ernst dabei zumute, sogar. Er hatte doch auch das Land lieb, auf sein Wenn doch einer käme und den Leuten ein Licht a So geriet man ja immer tiefer ins Mittelalter hine pustete und wurde rot und röter, wenn er von dem bürgermeister hören mußte, und doch konnte er der seine Anerkennung nicht versagen. Der Pfaffenknecht seine Weise das Beste — aber eben auf seine Weis

* *
*

Leykuhlen hatte keine Ahnung davon, daß in d stadt viel über ihn gesprochen wurde. Das Tedeum, so ganz aus eigener Machtvollkommenheit nach Aus großen Regens in der Kirche zu Heckenbroich hatt lassen, konnte nicht unbesprochen bleiben. So etwas nicht dagewesen. Aber nur wenigen war es ein Anstoß, die meisten standen ihm voller Sympathie

Auch Heinrich Schmölder erzählte davon zu Hau war es im Grunde ganz gleichgültig, er hatte den mit eigenen Angelegenheiten — sollte er Hedwig nicht lieber doch noch in Händen behalten und de Paar nur eine Rente geben? — aber Lenchen hatte gespöttelt und gehetzt, bis auch er von „Betbruder Dem Gatten so wenig wie möglich zu widersprechen, der Grundsätze von Frau Schmölder — wozu echauffieren? — aber jetzt sah sie doch dunkelrot werden Schoß; wie konnte sich Heinrich so bloßstellen, man lich annehmen können, er wäre kein guter Christ, we nicht besser wüßte! Und was sollte der Bräutigam denken, der mit am Tische saß?

Aber Scheffler lächelte nur verbindlich; er hatte gehört, was der Schwiegervater sagte, trotz seines z den Nickens, er tändelte mit der Braut. Hedwigs der seinen haltend, zog er ihr spielend den goldenen Finger und schob ihn ihr wieder auf. Das war ihn sehr unterhaltsam.

Joseph saß dabei und biß sich auf die Lippen; Gesicht vibrierte es nervös. Nun hielt er nicht mehr das verliebte läppische Getändel alle und alle Tage zusehen, das war zuviel. Gereizt fuhr er auf. „Ley durchaus kein Betbruder und auch kein Pfaffenknecht, gewisse Leute zu nennen belieben. Er ist ein M ganzer Mann, der genau selbst weiß, was er zu tun wollte, ich wäre so einer!"

„No, und wat dann?" fragte der Vetter mi breiten Lächeln.

„Dann stände ich auf und schöbe den Stuhl u Tisch — Prost Mahlzeit!" stieß der andere ohne allen lichen Grund heftig heraus. Er sprang auf. „Ihr gar keine Ahnung von Größe, keinen Schimmer! nur euren guten Tag lebt, damit basta. Aber der oben, der hat selbstlose Ideen. Der ist wohl auch der der einzige vielleicht, um Kreis und Land zu vertreten. kräftig, männlich, geradezu, unerschrocken —"

„Und dazu noch en jute Portion Selbstbewußtsein' halb tadelnd, halb anerkennend, der Fabrikant hinzu. physikus und Landrat können en Lied davon singen. Er amüsierte sich noch in der Erinnerung. Das hatte gehört, wie der Leykuhlen denen gegenübergetreten war

Joseph schob seinen Stuhl unter den Tisch. „G Mahlzeit", sagte er kurz. Seiner Cousine nickte er zu. Diner war sehr gut, Sophie, ausgezeichnet wie immer,

Aber ich äße lieber Brot und Kartoffeln oben auf der Fangeuse!" Und damit ging er zur Tür hinaus.

„Was hat er denn nun schon wieder?" fragte Frau Schmölder ganz erschrocken. „Rebhühner ißt er doch sonst so gern! Er war ja so ungemütlich!"

„Verrückt", sagte Heinrich, zuckte die Achseln und lachte hinter dem Vetter drein. Er nahm den Joseph jetzt immer komisch, was sollte er sich denn noch über den ärgern?

Dann sprachen sie von etwas anderem. Es war so selbstverständlich, daß das junge Paar die neuen Reitpferde, die Egon sich als demnächstiger Hauptmann anschaffen würde, auch einfahren ließ. Nur in welcher Farbe der Wagen ausgeschlagen werden sollte, oder ob ein Selbstfahrer eleganter wäre, darüber war man sich noch nicht einig.

Joseph stürzte hinaus. Er war ingrimmig, alles widerte ihn an; und doch sagte ihm der eigene Verstand, daß er eigentlich gar keine Berechtigung habe, so zu sein, kein Mensch hatte ihm ja etwas getan. Aber er konnte sein Gleichgewicht nicht wiederfinden, wie sehr er auch bergauf, bergab rannte. Wo sollte er hin? Einen Augenblick dachte er an Leyluhlen, Frau Mariechen hatte etwas so Beruhigendes, aber er schämte sich, dem Freunde so unter die Augen zu treten. Bärtes war so ruhig, so gleichmäßig, ein so ganz in sich gefestigter Mensch, was sollte er wohl zu so einem sagen, der heute noch, den Fünfzigen nicht allzu fern, war wie einer von achtzehn?!

Er spazierte ziellos umher den ganzen Nachmittag, er lief in sich gekehrt, mit gerunzelter Stirn; schon war er todmüde, aber er mochte noch nicht zurückkehren. Endlich fand er sich, oberhalb der Au, am Fuß der großen Tanne, zwischen deren Wurzeln er einmal so sanft geruht hatte in einer Mondscheinnacht. Heute war noch Sommerabendsonne, die Landschaft nicht so traumhaft verklärt wie im Mondschein, auch nicht so poetisch; wirklicher, leibhaftiger, kräftiger in den Farben, aber doch auch schön und vor allem beruhigend. Die Stille tat ihm wohl. Seine Mißstimmung verlor sich im Anschauen der Landschaft. Dunkel, so dunkel der Tannenwald, saftgrün das Wiesental. Schon schwebte ein leiser, silberiger Duft über Grund und Hängen, der Hauch des Herbstes. Bald würden die wenigen Laubkronen, die zwischen den dunklen Tannen verstreut ragten, sich rostbraun färben, und dann — ?! Es packte ihn noch einmal wieder: Himmel, der Herbst so nahe, und noch einmal ein Winter da unten — entsetzlich! Er schüttelte sich.

Harte Tritte klapperten; der steinige Boden leitete den Schall weit. Da kamen sie herauf, die müden Arbeiterinnen, die, nun die Dampfpfeife gepfiffen und das Glöckchen oben im Türmchen der Fabrik gebimmelt hatte, matt und hungrig den Heimweg antraten. Arme Dinger! Er sah ihnen entgegen, wie sie den Fußpfad heraufstiegen, zu zweien und dreien nebeneinander, die Breite des Pfades einnehmend; alle trugen sie ein Körbchen am Arm, alle neigten sie die glatt gestrählten Köpfe auf das Strickzeug, dessen grobe Nadeln in ihren Händen rasselten. Selbst jetzt noch fleißig! Er bewunderte sie. Sie sprachen miteinander, mitunter sagten auch ein paar das „Gegrüßet seist du" dazwischen her; als sie bei ihm vorüberkamen, grüßte er sie. Sie stießen sich an und kicherten, der Herr, der da auf dem Boden lag und sie zuerst gegrüßt hatte, erregte ihre Heiterkeit. Sie beguckten ihn rasch von der Seite, und dann lachten sie noch im Weitergehen: der war einmal närrisch.

Das war ihm peinlich. Warum lachten sie denn so? Eine jede lachte, die vorüberging. Dumme Dinger! Er sprang auf und kroch die Berglehne etwas höher hinan und lagerte sich dort hinter ein Brombeergestrüpp. Nun konnte er alle sehen, ohne selber gesehen zu werden. Ganz hübsche Mädchen, sahen nur alle älter aus, als sie wohl sein mochten! Die Stirnen alle nicht mehr glatt, Linien darin von Arbeit und Wetter und Entbehrungen — schade darum! Der Schönheitskenner rümpfte die Nase. Aber da — da kam eine hintennach, die war wirklich noch hübsch, vollkommen hübsch! So taufrisch, gänzlich unberührt!

Es war Bäreb. Sie kam als allerletzte. Langsam, wie sehr müde, ging sie; ein großer Abstand blieb zwischen ihr und den übrigen Mädchen. Sie strickte auch nicht wie jene, sie betete auch nicht, obgleich sie die Hände gefaltet vor ihrem Schoß hielt. Ihr schwerer Blick starrte geradeaus, weit, weit weg in den dämmernden Abend.

„Hela!" Es reizte Joseph, sie anzurufen.

Sie erschrak heftig. Als sie nach ihm hinsah, erkannte er sie: ah, dies hübsche Mädchen war ja die Huesgen! Schon einmal hatte er sie so erschreckt, oben vor der Kirche — war er denn so erschrecklich?! Schnell rutschte er den Abhang hinunter und stand mit einem Scherzwort vor ihr. Sie sagte: „Juten Abend", er merkte, daß auch sie ihn erkannte; aber sie lächelte nicht. Ihr mattes Gelblichweiß errötete nicht, sie sah an ihm vorbei mit einem verlorenen traurigen Ausdruck.

Nun, die machte ja ein so unglückliches Gesicht? Warum denn? War ihr der Schatz untreu geworden? Er fragte es scherzend.

Da schoß ihr das Blut jäh ins blasse Gesicht, und seine Hand fortstoßend, die ihr unters Kinn griff, sagte sie hastig: „Ich han keen Schatz. Ich will auch keen Schatz — uns' Dores iit dot, vorletzten Sonndag han mir ihn bejrawe!" Sie hielt sich die Hände vors Gesicht und fing an herzbrechend zu weinen.

Joseph war betroffen. Also der kleine Dores war tot? Er erinnerte sich des Kindes noch ganz genau. Aber war das denn so ein Jammer um den blöden Knaben? Er wurde ganz verlegen bei ihren Tränen. Was sollte er sagen?

Sie hielt sich die harten, braunen Finger vors Gesicht, und er sah die Tränen zwischen ihnen durchrinnen. Die mußte ein weiches und warmes Herz haben! Er fing an, ihr gut zuzureden. Sie weinte in einem fort, sie hörte nicht auf das, was er ihr zum Trost sagte; aber als er sie nach der Wurzel der großen Tanne hinzog, die wie eine Bank, mit Moos gepolstert, herausstand, ließ sie sich willenlos ziehen.

Er sprach recht väterlich. Er war fast erstaunt, wie gut er das konnte. Im stillen machte er sich über sich lustig, aber zugleich rührte ihn dieses bittere Weinen, die ganze Hilflosigkeit, die sich in der geknickten Mädchengestalt offenbarte. Und um den blöden Jungen weinte die so? Oder war da noch ein anderer Kummer?!

Der leis spöttelnde Zug, der seine Mundwinkel herabgezogen hatte, schwand; es war herzliches Mitgefühl in seinem Ton. „Warum weinst du denn so? Kannst du es nicht sagen?"

Da hob sie das verweinte Gesicht aus den Händen. Ein Blick traf ihn aus den dunkeln Augen, vor dem er stutzte.

„Nee", stieß sie schluchzend hervor. Ihr blasses Gesicht wurde flammendrot bis unter das schwarze, an den Schläfen ein wenig wellige Haar. „Nee, ich kann et nit sage — nee!" Sie schüttelte sich wie in einem inneren Krampf und warf den Oberkörper vornüber. Ihr Gesicht lag auf ihren Knien. Die Arme schlang sie um ihre Knie und preßte die so fest, als müßte sie sich so zusammenhalten, um nicht zu zerspringen im heftigen Schluchzen.

Und alles dies um den blöden Jungen? Das war ja kaum möglich! Aber wenn sie es denn nicht sagen wollte, wollte er sie auch nicht weiter ausfragen. Was ging's ihn auch an?! Aber er blieb doch noch neben ihr sitzen. Mit leichter Hand strich er ihr über den gebeugten Kopf. „Wein' dich aus, Anna, Maria, Lenchen — na, Mädchen, wie heißt du doch gleich?"

„Bäreb", flüsterte sie kaum hörbar.

Aber sein feines Ohr fing es doch auf. „Nun, Bäreb, wein' dich nur aus! So —!" Er klopfte ihr den Rücken. „Das tut wohl. Wenn man noch so weinen kann wie du, Kind, dann wird man auch bald wieder froh!"

„Och, Hähr?!" Sie hob den Kopf und sah ihn angstvoll fragend, ungläubig an.

Er nickte lächelnd. „Ja, auf mein Wort!"

Einen Augenblick huschte es wie ein Hoffnungsschimmer erhellend über ihr Gesicht, dann wurde es wieder trüb. „Ich jlöw dat nit", murmelte sie und ließ den Kopf wieder hängen. „Nee, nee!" In ausbrechendem Jammer, nicht mehr achtend, daß da ein Herr, ein Fremder neben ihr saß, warf sie den Kopf wieder auf ihre Knie und schluchzte aufs neue.

Was sollte er tun? Zu sagen war da nichts, er kannte ja auch nicht ihren Kummer; helfen konnte er auch nicht. Aber sie dauerte ihn so; armes, geplagtes Fabrikmädchen, gewiß hatte sie es auch noch schlecht zu Hause! Stumm legte er den Arm um ihre Schulter. Er fühlte ihre ganze Wärme. War das ein kräftiger, junger Körper, trotz all der mageren Schlankheit! „Tröste dich!" Er drückte sie leicht.

Da richtete sie sich hastig auf. Jetzt erst ward sie sich ihrer Unschicklichkeit bewußt. Errötend, den Blick erschrocken niederschlagend, sprang sie auf die Füße. O, was sollte der Herr wohl von ihr denken?! Sie war ganz verwirrt.

Joseph lächelte flüchtig; die Kleine sah so allerliebst aus in ihrer Beschämung. Aber dann wurde er ernst. Ein Gedanke war ihm plötzlich durch den Kopf geschossen, der sich seiner ganz und gar bemächtigte wie ein brennender Wunsch. Wenn die mit ihm ginge! Sie schien ja unglücklich hier zu sein, vielleicht, daß sie gern auf die Fangeuse zöge!

* * *

Es war nun ausgemachte Sache, daß Joseph Schmölder die Fangeuse bezog. Heinrich Schmölder schüttelte den Kopf; was der Joseph doch für einen Dusel bei den Weibern hatte, trotz seiner angegrauten Haare! Fand wahrhaftig eine, die mit ihm da hinaufzog, noch dazu eine, die blutjung war und die Hübscheste von allen in der Fabrik! Na, wenn das nur gut ging! Aber dem Joseph war ja nicht zu raten, der hörte ja doch nicht, und er, er hatte sich ja auch des Rechtes begeben, ein Veto einzulegen; hatte er nicht gesagt: wenn du eine Magd findest, dann zieh hinauf! Übrigens, für ihn selber war es ja auch ganz angenehm, wenn in den Jagdtagen ein so hübsches Mädchen ihm das Bett machte und den Kaffee kochte!

Joseph rüstete in fieberhafter Ungeduld; der frühere Hüter der Fangeuse war schon zum August abgezogen. Und nun färbten sich bereits die einzelnen Laubbäume gelb, und Astern und Georginen blühten im Garten. Wenn man jetzt nicht eilte, entging einem ja der Herbst oben, der köstliche Herbst mit seinen Nebelmorgen und den um so leuchtenderen Mittagen, mit seiner kristallenen Klarheit und dem lichten Himmel, der sich so leicht über die Erde spannt. Er lachte seine Cousine aus, die von wollenen Hemden sprach und eine ganze Ausrüstung für ihn zusammenstellte. Konserven aller Art, Würste, Schinken, Kolonialwaren wurden eingepackt. Wie zur Proviantierung einer Festung. Die gute Sophie! Es war wirklich nett von ihr, aber als ob man nicht jeden Augenblick herunterkommen könnte, wenn man etwas gebrauchte! Aber man würde nicht kommen.

Endlich war es erlangt, wonach er sich immer gesehnt hatte. Endlich würde er allein sein, endlich einmal ohne das Geschwätz des Alltags, das ihn nervös und traurig machte. Um ihn würde nur die Natur sein, die er so unendlich liebte, mit der man Zwiesprache halten kann wie mit der Geliebten, und die, je vertrauter man mit ihr wird, dem Glücklichen immer neue und immer noch größere Schönheiten offenbart. Joseph war in einer gehobenen Stimmung, er pfiff und trällerte den ganzen Tag.

„Wie'n Liwerlink" (Lerche), sagte Heinrich mit Spott; der war froh. Er war aber auch froh, der Joseph war ihm öfter doch recht unbequem gewesen. Frau Schmölder aber war ganz betrübt, daß der Vetter hinaufzog, er war immer galant, viel galanter als Heinrich.

„Du freust dich ja so, daß du von uns fortkommst", sprach sie, nicht ohne Vorwurf im Tone.

Da faßte er sie um die Taille und schassierte mit ihr ein paarmal durchs Zimmer, bis ihnen beiden der Atem ausging. „Sophie, nichts für ungut — haha — ja, Sophiechen, ich freue mich unbändig auf die Fangeuse."

„Erkälte dich nur nicht, du weißt, du bist nicht der Stärkste. Es ist rauh im Venn — hu, ich möchte im Winter nicht da oben sein!" Sie schauderte und sah ihn besorgt an; es würde ja nun hier unten viel friedlicher sein, es war immer so peinlich, wenn Heinrich und Joseph sich zankten; aber wenn er sich nur nichts holte da oben, sie sagten doch alle, das Venn sei nicht zum Spaßen! —

Nein, es war auch nicht zum Spaßen. Aber zum Bewundern. Stumm saß Joseph Schmölder auf dem Bocke neben dem Kutscher, der ihn hinauffuhr. Die Schmöldersche Equipage war dazu nicht tauglich, man hatte zwei Arbeitspferde vor einen Karrenwagen aus der Fabrik gespannt. Wo sonst die Ballen und Lumpensäcke aufgestapelt waren, lagen jetzt die Koffer und Kisten und Körbe, und hintenauf saß die Bäreb mit ihrer Lade und hielt noch ein Bündel auf dem Schoß.

Ihr Gesicht war ruhig und zufrieden. Die Mutter hatte zwar geweint beim Abschied und ihr noch viele Ermahnungen mitgegeben. Die Eltern hatten überhaupt anfänglich gar nichts davon wissen wollen, daß sie zu so einem einzelnen Herrn zog, und der Herr Pastor war auch dagegen gewesen, aber die Bäreb hatte es durchgesetzt. Ja, sie wollte, sie mußte auf einmal fort! Und war der Herr Joseph denn nicht schon so ein alter Mann, zudem der Vetter vom Herrn Schmölder? Der Bürgermeister und die Bürgermeisterin hatten die Eltern beruhigt. Und die Bäreb lachte, was sollte es ihr wohl da oben zu einsam sein? Ihr war es ganz recht, so einsam. Und verdienen tat sie ja bei dem Herrn ebensogut wie in der Fabrik, besser noch, denn sie kriegte ja auch Essen und Trinken. Da hatte niemand mehr etwas gegen ihren Entschluß sagen können. Kathrinchen konnte zudem der Mutter das Nötige helfen — ach, der Dores war ja nicht mehr da!

So stieg Bäreb wohlgemut auf den Wagen, der vor der Hecke der Eltern hielt. Auch bei Leykuhlens hatte Joseph noch halten lassen. Der Bürgermeister aber war gestern nach Mariawald gegangen, das tat er alle Jahre vor Winters, um bei den frommen Brüdern im Trappistenkloster zu beichten. Die Bürgermeisterin versprach, daß Bärtes bald kommen würde, den Herrn Joseph besuchen. „Aber werden Sie et auch da aushalten können?" fragte sie. „Bald kömmt der Schnee!"

Da lachte er sie aus.

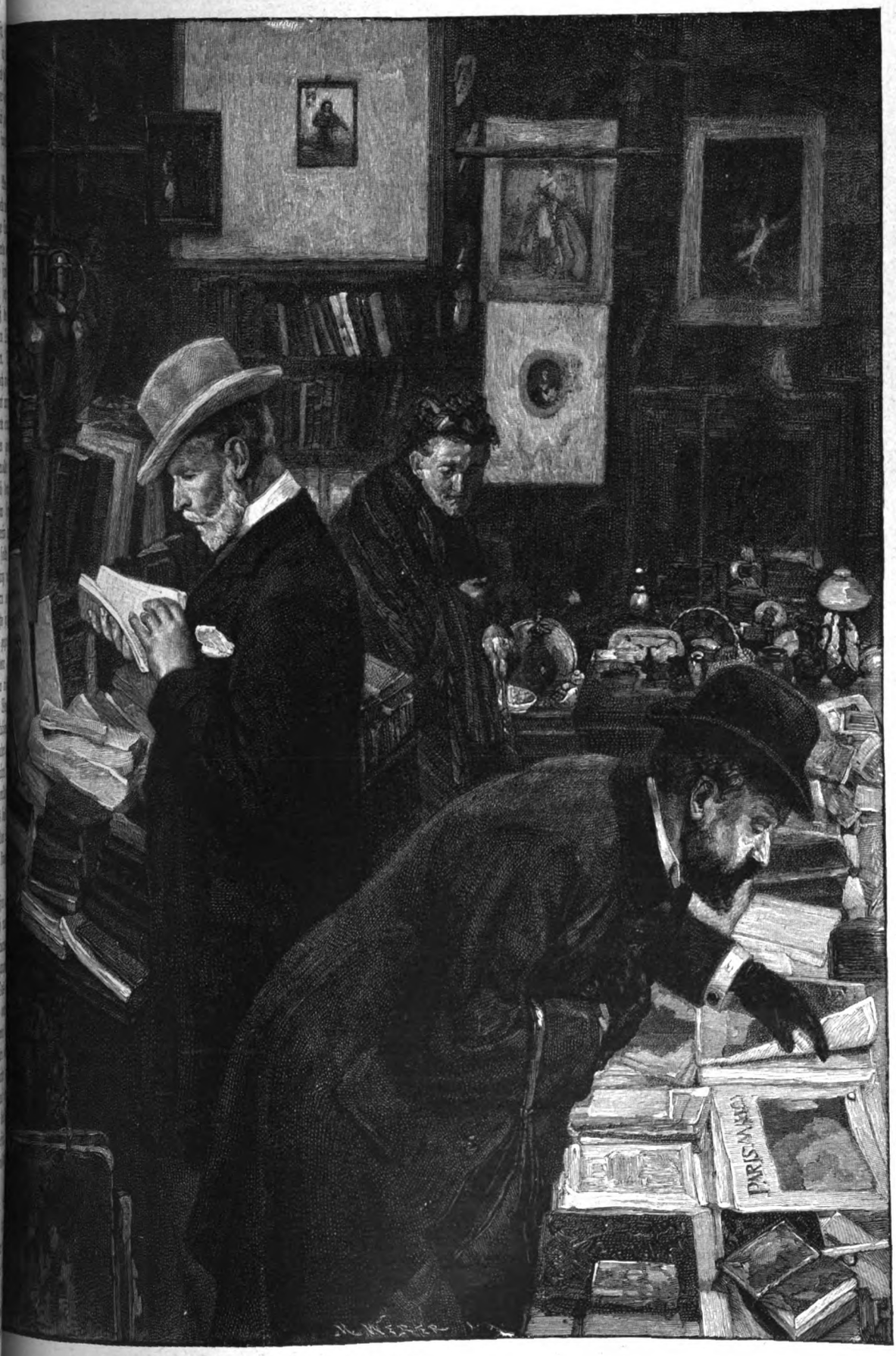
Und jetzt saß er und staunte mit großen Augen. So hatte er das Venn noch nicht gesehen. So doch noch nicht! Immer nur war er wenig über Heckenbroich hinausgekommen; jetzt aber breitete sich die Moorfläche in ihrer ganzen Unabsehbarkeit vor ihm, hinter ihm, rechts und links. Das letzte Haus, das sie sahen, war das der Strafkolonie; nun verschwand es auch hinter einer Erdwelle. Das rote, im klaren Herbstlichte weit leuchtende Dach war plötzlich weg, als wäre es gar nicht da, der Schopf des Galgenbaums wehte nicht mehr. Immer frischer wurde die Luft; Winde standen auf einmal auf aus der bräunlichen Heide, warfen den Pferden die Mähnen durcheinander und bliesen den Menschen ins Gesicht.

„Et is als kalt hie oben, Herr Schmölder", sagte der Kutscher.

Ja, die Decke war nun doch ganz gut, die Sophie mitgegeben hatte. „Brauch ich nicht, brauch ich nicht", hatte Joseph gesagt; nun breitete er sie doch über seine Knie und ließ sie sich von dem Kutscher an den Füßen einstopfen.

Es wehte. Hier oben weht es immer. Vom Meer her, von der Nordsee über Belgien weg, viele, viele Meilen weit kommen die Lüfte. Aber sie haben ihre ganze salzige Frische behalten.

„Ha", sagte Joseph tiefaufatmend und zog den starken Duft schlürfend ein wie einen köstlichen Wein. Man hatte förmlich den Geschmack auf der Zunge. Aber dann sagte er nichts mehr, er verstummte. Eben noch hatte er mit dem



Im Trödelladen.

Gemälde von Eduard Théibaut.

Aufseher der Strafkolonie ein paar Worte gewechselt. Jenseit der Chaussee arbeiteten die Gefangenen, sie standen bis an die Knie im Heidegestrüpp, sie hackten und schaufelten, gruben und rodeten wie immer, wie alle Tage, wie seit Wochen und Monaten, ob es regnete, ob die Sonne prallte. Für ein paar Augenblicke ließen sie ihr Handwerkszeug sinken und starrten an, was sich ihnen da nahte. Auch Simon Bräuer, der bei ihnen stand mit seiner Flinte, hatte den Kopf gedreht. Er war dann langsam, aber mit ein paar weitausholenden Schritten, die mehr schafften als die hurtigsten anderer, zum Wagen herangekommen.

„Schön hier oben," hatte Joseph zu ihm gesagt, „wunderschön!"

„Wie man's nimmt!" Der Aufseher ließ für einen Augenblick in einem grimmen Lachen seine weißen Zähne aufblitzen. „Aber nicht für jeden." Mit finsterem Ausdrucke starrte er dann wieder drein.

Ja, da hatte der Mann wohl recht, für die da sicher nicht! Joseph hatte den Sträflingen, deren Leinenkittel sich im Winde blähten, zugenickt, aber sie hatten seinen Gruß nicht erwidert. Sie starrten nur stumm.

„En schlechte Nachbarschaft, Herr Schmölder", hatte der Knecht gemeint, als sie dann außer Hörweite waren. „Da muß mer sich in acht vor nehmen!"

Aber Joseph drehte sich noch einmal um und blickte nach den Sträflingen zurück. Wieder dünkten sie ihn wie damals Schafe, die in der Irre wandern. Und die sollte er fürchten?! Er hielt dem Kutscher eine ordentliche Strafpredigt. Aber dann mochte er nicht mehr sprechen. Je weiter sie ins Venn hineinkamen, desto stummer wurde er; auch der Kutscher schwieg und das Mädchen hinten auf dem Wagen. Die schweigende Landschaft hieß alle schweigen.

Wie ein Meer mit Wellen und Wellchen, eine Flut, endlos, ohne Ufer, ohne Begrenzung dehnt sich das Venn, und der Wagen fährt wie ein winziger Nachen in die Unendlichkeit. Noch war das Heidekraut nicht verblüht, aber sein Purpur war blaß geworden, gebleicht vom Brande des Mittags und vom Reife der Nächte. Nicht schwärmten Tausende von Bienen mehr, matt nur taumelten noch einige; hier stürzte schon eine und sank hin ins Kraut, verklammt.

Simon Bräuer, der dem Wagen nachgeschaut hatte, lange, lange, gedankenlos, ganz verloren in eigene Gedanken, sah sie fallen. Nun war der Sommer dahin, das Thereschen war doch nicht gekommen! Nun würde sie auch nicht mehr kommen, und wenn er es gut mit ihr meinte, durfte er sie jetzt auch nicht mehr kommen heißen. Sein eisernes Gesicht wurde noch eiserner, er kniff die Lippen aufeinander, als wollte er einen Seufzer nicht herauslassen, der sie öffnen wollte. Verdammt! Erst die Hitze, die Dürre, der Mangel an Wasser, die Krankheitsgefahr — wie hätte er sie, die er liebte, herrufen können?! Und jetzt? Er sah rundum. Sein scharfes Auge, gegen dessen graue Pupillen mit den dunklen Ringen der Wind anpustete, als wollte er es zwingen, sich zu schließen, äugte in die Ferne. Weit, weit dort niederwärts in dem tiefblauen Duft, in dem die Täler liegen und die Stätten der Menschen, da wohnte sie! Ob sie auch an ihn dachte, bei Tag, bei Nacht, stündlich, immer?! Ach, sie hatte ja an so vieles zu denken, an die Kinder, an die Verwandten, an die Bekannten, an die Nachbarn rechts und links, er aber, er hatte nur sie.

Wenn er hier auf dem Venn stand, die Flinte im Arm, und in die ewige Weite starrte, dann hatte er Muße genug, an die Frau zu denken, viel zu viel Muße. Ragend wie ein einsamer Baum, von allen Seiten sichtbar, brauchte er nicht bange zu sein, daß ihm einer aus der Horde ausbrach. Wenn seine Kerle ihn nur von weitem stehen sahen, dann war's schon genug! Sie taten ihre Arbeit jetzt wie Maschinen, selten, daß er noch einen einsperren mußte oder den Stock gebrauchen; sie hatten gelernt parieren. Sie wußten, er setzte seinen Willen ein wie die eiserne Pflugschar, die unbarmherzig ins öde Brachland Furchen reißt. Aber hernach sat n auch Samen ins aufgerissene Land, auf daß dere Ernte zu erhoffen ist. Langsam ging das freilich, lan aber wer hatte überhaupt je früher daran gedacht, ein auf dem Hohen Venn?! Selbst diese armen Teufel, von dem genießen würden, was sie hier säten, hat eine gewisse Freude daran, eine Art Stolz. Ganz doch noch nicht Maschinen. Der Schleichert, der alt der hatte sich neulich an ihn herangemacht, ihm ganz an ein paar Stecklingen, aus denen einst eine Hec sollte, die ersten Knospen gezeigt. Der alte Landstre dabei gegrinst übers ganze Gesicht.

Simon Bräuer zuckte die Achseln, nein, gan waren sie nicht, seine Kerle! Wenn nur das There wäre! Wenn er die nur hätte, dann wäre alles g Pfingsten hatte er sie nicht zu sehen gekriegt. Ob ins Ehebett nun das Kleinste zu sich genomm Er dachte daran, wenn er abends auf der schmale Bettstatt den Schlaf suchte, und den Traum, in d wenigstens einmal zu sehen kriegte. Potz Kuckuck ein hartes Stück für einen verheirateten Mann, hie allein zu sitzen. Das halte einer auf die Dauer m er nicht!

Mit einem Ruck richtete sich der Aufseher nachdenklichen Stellung auf. Mit so großen Schri er im Kraut hin und her, so unruhig wie ein C trotz aller freien Weite, daß die Sträflinge verstc ihm guckten. Wenn er so war, dann mußte man von der Arbeit aufzusehen, dann war dem eine die Leber gelaufen. Sie grinsten in sich hinein, sie das wohl, er dachte an das Weib. War es Hübsche, Junge, die ihn geherzt hatte? Es lange her!

Simon Bräuer hatte die Stirn in tiefe Falten Das grimme Lächeln, in dem er vorhin, bei Bewunderung, seine blitzenden Zähne gezeigt hatte, zu auf. Ja, schön war es schon hier, mehr als hatte ihm ja auch so wohl hier gefallen, daß Jahre nicht hatte das Venn vergessen können, Zaudern, ohne Bedenken förmlich dazu gedrängt heraufzukommen. Nun war er hier. Noch wa gleiche Weite, der gleiche Himmel mit den fliehend daran, nach dem er immer den Kopf gereckt hatte u unten in der Enge der Städte; noch war es der gl Duft nach Moor, nach Heide, nach Wacholder, nad harz, nach der herben Preiselbeere, und wieder wo der Hüter, der Herr, wie dazumal, als er seine Pe dem Vieh schwang und seine Stimme scharf und gebot.

Was war es nur, das es nun so anders macht litt es ihn nicht mehr hier oben? Noch liebte Land ebensosehr; er fühlte es, indem es ihm ein Stein auf die Brust fiel, wie schwer es ihr würde, es zu lassen. Jenes Dach hatte er erri Haus gebaut, darin sie wohnten, Wege hatte er schon Acker eingeteilt und Gartenland gerichtet, He er angepflanzt, sogar einen Fliederbusch — und d er gehen. Man hatte ihm gesagt: „Vorderhand wir noch kein Haus für deine Familie bauen, man sehen, wie sich das hier oben gestaltet." Nun wohl, sie sich einen anderen suchen! Ob sie einen fanden, taugte?! Simon Bräuer war kein Bescheidener, e was er wert war. Wieder das grimme Lach Raubvogelauge blitzte dabei. Sie kriegten nie eine wieder. Wer kannte das Venn so wie er, und w es so wie er?

Sein greller Blick wurde milder, verschleierter; trübe rund umher und auf die weißen Kittel, die i winde flatterten. Die würden ihn auch vermissen! war Simon Bräuer immer gewesen, streng, sie hat

Strafe gekriegt, aber auch ihr Recht. Ob sie's wieder so kriegten? Und doch würde er gehen. Und wenn sie ihm auch für seine Frau ein Haus bauten hier oben, durfte er sie denn hier heraufnehmen, sie und die Kinder? Sie waren nicht Bennland und Bennluft gewöhnt!

Der Schweiß brach ihm aus. Wohin er sah, er fand keinen Ausweg. Er sah nur klar den Weg, auf dem er hinging zu ihr. Und den mußte er gehen, er hielt es nicht mehr aus ohne sie.

Es war ein bitteres Gefühl, mit dem Simon Bräuer sich diese Nacht auf seine Lagerstatt streckte. So weit hatte er's nun gebracht, sehr weit schon — was hatte ihm vor ein paar Tagen der Landrat nicht alles für Komplimente gesagt, ganz erstaunt war er gewesen und voller Lob, wie alles voranging — ja, so weit, und doch reichte seine Kraft nicht weiter mehr!

In der einsamen Dunkelheit seiner Lagerstatt stöhnte Simon Bräuer auf und ballte die Fäuste in einem Zorn über sich selber. (Fortsetzung folgt.)

Das Frühlingsrätsel*).

Eine kosmische Betrachtung von Wilhelm Bölsche.

Wenn der Frühling nichts weiter böte als das junge Blattgrün: für uns Menschen, als die doch eigentlichen Genießer und Kritiker der irdischen Natur, wäre das Spiel gewonnen. Aber Mephisto fand einen neuen Weg, auch diesen rein grünen Lenz zu stören durch einen Schabernack. Das Bäumchen grünt — da ist auch schon der Maikäfer, ist die Raupe da, es wieder kahl zu fressen. Das Tier bedroht die Pflanze, vor allem das kleine, aber durch Kopfzahl seiner Armee schier unbesiegbare Insekt. Um einen Morgen Wald vollkommen zu vernichten, sind guter Schätzung nach 300 000 Raupen des Nonnenschmetterlings nötig. Es ist aber vorgekommen, daß 10 000 Morgen im Verlauf weniger Tage solchem Raupenangriff erlegen sind. Die Schmetterlinge, als Voraussetzung dazu, erfüllten vorher das Forstgebiet wie dichtes Schneegestöber. Während die Raupen fraßen, bogen sich die Baumwipfel unter ihrer Last. Der Nahrungsabfall rieselte wie ein starker Regen herab und bedeckte den Boden vielfach sechs Zoll hoch. In solchem Falle hat auch das fressende Tier etwas von einer kosmischen Gewalt — wiederum jetzt aber einer negativen. Die Nonnenraupe wendet sich in dem Beispiel gegen die zähe, harzige Nadel der Fichte, eine geschichtlich ältere, in weiterem Sinn urweltlichere Pflanzenform als das mit der Jahreszeit wechselnde breite, grüne Blatt etwa der Buche oder Linde. Als dieses Blatt, das eigentliche Frühlingsblatt, auf der Erde hervortrat, war das fressende Insekt längst da. Wehe diesem neuen Opfer! Und es war zunächst ein negativ höchst sinnreicher Schachzug, daß dieses Insekt sich auch gerade dem Blätterwechsel, der selber die positive Anpassung an die Erdachsenschiefe darstellte, negativ wieder selbst anzupassen vermochte. Die Winterruhe, in der das so hart bedrohte Blatt über lange Monate fort ganz verschwand, hätte ja eigentlich ein guter Ausweg werden können, den bösen Fresser loszuwerden, indem man ihn „aushungerte". Ein Maikäfer im entlaubten Baum wäre ein kläglicher Anblick.

Die kühle Jahreszeit an sich brauchte das Tierleben noch nicht notwendig still zu stellen. Warmblütige Vögel und Säuger ertragen auch herben Frost. Aber auch das Insekt ist in diesem reinen Temperaturpunkte gelegentlich außerordentlich zäh. Jeder Obstzüchter kennt den kleinen Schmetterling, den man geradezu den Frostspanner und in einer Art die Brumata, das ist: das Insekt des kürzesten Tages im Jahr, getauft hat, da das Männchen in der eisigsten Winternacht um die kahlen Äste schwärmt und sich dort sein flohartig flugunfähiges Weibchen sucht, um in der unwirtlichsten Stunde seine Flitterwochen zu feiern. Die bedrohliche Spekulation dieses frühen Liebesbundes liegt für den Obstfreund darin, daß die Raupe des Frostspanners schon da ist, wenn später die erste Knospe an den Bäumen schwillt. Aber diese Frühlingsknospe ist eben auch hier vonnöten. Das zeitweise Versiegen der Nahrungsquelle im Winter mußte im großen und ganzen auch das Insektenvolk zu einem parallelen Schachzuge zwingen. Schlief die Herde, so legte sich einfach auch der Wolf schlafen. Hier aber kam gerade dem Insekt eine alte Gabe zustatten.

Wie alle Tiere, so war auch das Insekt ursprünglich aus dem Wasser erst ans Land gekommen. Eine große Masse älterer Insekten hatte immer erst wieder diesen Schritt in jedem Individuum neu tun müssen. Seine Jugend verbrachte es im feuchten Element. Dann erst, auf einer gewissen Reife, bestieg es die Feste. So machen es uns heute noch unsere Libellen, unsere Eintagsfliegen, unsere Stechmücken vor. Natürlich mußte der Übergang stets eine starke Formveränderung bedingen. Die Libelle in der freien Luft muß andern Bedürfnissen genügen als ihre Larve im Teichgrunde. So mußte zu jenem kritischen Moment bei jedem Einzeltier eine richtige „Metamorphose" eintreten. Und sie erhielt noch einen besondern Sinn dadurch, daß in der Arbeitsteilung des Lebens durchweg die Liebeszeit, die Zeit der Fortpflanzung, in die spätere, also die Landstation verlegt wurde: die Metamorphose verwandelte die Larve zugleich in das reife Geschlechtstier. Lange hat das so geblüht, und bei ganzen Insektengeschlechtern, wie gesagt, blüht es noch heute. Dann in der Folge glückte es allerdings einem Teil der Insekten, das Wasserstadium ganz abzuschaffen. Auch das junge Tier kroch bereits auf dem Land aus dem Ei. Aber die Metamorphose, einmal zäh eingewöhnt, blieb in der Mehrzahl der Fälle auch jetzt. Es gab ja auch auf dem Land immer noch Gegensätze genug für sie. Zum Beispiel konnte die Larve vor der Metamorphose bloß das Kriechen verstehen, das reife Tier nach ihr aber auch das Fliegen. So ist es heute genau bei fast allen Schmetterlingen. Und auch das konnte auf das Liebesleben eingestellt werden: das flugunfähige Stadium liebte noch nicht, die Liebe kam erst mit den Flügeln. Da die Geschlechter sich erst suchen mußten, konnte das gerade von Wert sein. Bei diesem ganzen Hergange der Metamorphosierung lag aber von Anfang an etwas auch noch nahe. Wenn im Märchen zauberhafte Verwandlungen sich vollziehen, der Frosch zum Prinzen, die Hütte zum Schloß wird, dann hören wir wohl, daß es über Nacht, im tiefen Schlafe aller, geschieht. Auch jene Insektenmetamorphose hatte Momente, wo die innere Neuordnung aller Organe, das „Aus-der Haut Fahren", gleichsam im eigenen Individuum gar sehr eine solche Schlafpause begünstigte. Wir kennen sie in ihrer deutlichsten Form alle vom Schmetterling als Puppenstand. Buchstäblich fährt die Raupe aus ihrer Haut. Aber was dabei ans Licht kommt, ist nicht gleich das fertige Schlußbild der Metamorphose, der Schmetterling; es ist zunächst die Puppe, ein vorübergehender Sarg, in dem erst diese Metamorphose sich im tiefen Schlaf vollzieht. Nicht überall ist der Vorgang aber so einfach. Es gibt Käfer, bei denen ein solcher Puppenstand zweimal die Metamorphose durchsetzt: aus der Larve wird eine erste Puppe, aus dieser kriecht aber noch einmal eine etwas verwandelte Larve, und erst diese zweite verpuppt sich, um aus der zweiten Puppe als fertiger Käfer zu erstehen. Aber auch bei den Schmetterlingen schieben sich noch mancherlei kleine Ruhestadien nebenher ein: jedesmal, wenn die Raupe sich auch lange vor ihrer Verpuppung häutet, verkriecht sie sich

*) Vgl. die Nummern 16 und 20 des laufenden Jahrgangs der „Gartenlaube".

und pausiert gleichsam eine Weile. Bei andern Insekten (wie den Heuschrecken) verteilt sich sogar die gesamte Metamorphose bloß über solche Häutungspausen. Wie das nun im einzelnen sei: auf jeden Fall war gerade mit dieser Metamorphose und ihren Pausen aber auch ein glänzender Ausweg gegeben, den Winter ebenfalls zu überschlafen. Es brauchte bloß auf ihn eine jener Ruhestationen gerade verlegt zu werden. Sei es, daß die Larve, die Raupe sich wie in einer Häutungspause für seine ganze Dauer zur Ruhe legte, sei es, wie es die meisten Schmetterlinge bevorzugen, daß der freiwillige Sargstand der Puppe gerade in ihn verlegt wurde. Sparte die Pflanze ihre Maschinenkraft des eigenen Lebensprozesses monatelang, um nachher um so rascher mit allen Rädern weiter zu haspeln, so legte sich das Insekt genau so lange aufs Hungern, um mit gespartem Appetit sein Zerstörungswerk im Frühjahr wieder aufzunehmen. Schon in der älteren Tertiärzeit muß das alles erfüllt gewesen sein. In dem zu Bernstein versteinerten Harze der Wälder von damals findet man neben Frühlingsknospen alle Stadien auch der höchsten Insektenmetamorphosen. Und jede folgende Verschlechterung des Klimas mit immer strengeren jahreszeitlichen Gegensätzen mußte den Parallelismus beider Taktiken, Mine wie Gegenmine des Feldzuges, fortan nur verstärken. Und im gewissen Sinn ist das auch wirklich geschehen bis heute. Aber die Zusammenhänge in der Natur sind doch nicht so einfach und eindeutig, wie es oft den Anschein hat. Auch in diesem Frühlingsvorgange hat Mephisto nochmals das Spiel verloren. Aus diesem Zusammenstoße zwischen Pflanze und Insekt inmitten des Frühlings und sozusagen unter dem Teufelsschatten der Erdachsenschiefe sollte abermals eine der höchsten ästhetischen Schönheiten dieses Frühlings hervorgehen.

Zunächst haben alle Maikäfer, Raupen und Heuschrecken trotz all ihres aufgesparten Frühlingshungers es ja doch auf die Dauer nicht wirklich fertiggebracht, die grünen Pflanzen umzubringen — dazu war denn doch die gesparte Frühlingswerdekraft dieser Pflanzen zu groß. Dann aber trat schon früh folgendes erst sachte, dann unaufhaltsam ein. Bei all ihrem grenzenlosen Blattfressen brachten die Insekten den Pflanzen doch auch einen Vorteil. Bis auf die Zeit etwa des ersten Blätterwechselns der Laubbäume waren alle Landpflanzen „Windblütler" gewesen. Sie hatten es gemacht wie unsere stäubenden Haseln: ihren Blütenstaub nämlich dem Winde anvertraut, der dieses köstliche Lebensmanna von den Kätzchen fort verwehte und die weiblichen Blüten damit einpuderte, so daß diese reife Früchte bringen konnten. Auch auf solche Kätzchen warfen sich nun die bösen Insektenmassen. Ihnen schmeckte der Blütenstaub sogar vielfach besonders lecker, und wenn irgend etwas, so hätte gerade das die Pflanzen nun bis in ihr Liebesleben, an dem doch die Arterhaltung hing, in Grund und Boden verderben können. Wunderbarerweise kam aber gerade hier die Regulierung. Indem die Insekten sich in das leckere Gericht richtig hineinaßen, überpuderten sie sich selbst ganz mit Blütenstaub. Und indem sie von Blüte zu Blüte zogen, vollführten sie mit den verschleppten Abfallbrocken, sozusagen den hängengebliebenen Bartkrümeln, viel sicherer als der losere, weit weniger gründliche Wind das, was die Pflanze eben brauchte zum Weiterbestehen: sie brachten den Blütenstaub auf die weiblichen Blüten. Mochten sie dabei nebenher noch so viel Material auffressen, diese Sicherheit der Übertragung bedeutete für die Pflanze mehr. Jenes konnte sie durch Überproduktion ersetzen; für dieses war ihr, die selbst nicht laufen, nicht fliegen konnte, das Insekt plötzlich ein unschätzbarer Helfer. Und so begann hier ein neues Kapitel, das Kapitel eines Waffenstillstandes (immer bildlich geredet), ja binnen kurzem eines wahrhaften Bündnisses zwischen Pflanze und Insekt. Daß es in allen Gegenden mit starkem Jahreszeitenwechsel vor allem ein Frühlingskapitel wurde, war dabei auch sofort unvermeidlich. Für Pflanze wie Insekt war die Winterpause als Liebeszeit ungeeignet, keine Zeit dagegen geeigneter als das explosionsartige Erwachen frischer, gesparter Kraft im Frühjahr. Bei vielen Pflanzen kommt die Blüte noch vor dem Blatt — die Liebe ist das erste der neuen Ära. Wo aber bei dem Insekt die Puppe überwinterte, da war der Lenz notwendig zugleich die Auferstehung des reifen Schlußstadiums der Metamorphose, des endlich auch zur Liebe geschaffenen Schmetterlings. Gerade diese Liebesstadien der Insekten pflegten aber, wie gesagt, zugleich die beweglichsten zu sein, vor allem die flugfähigen — und eben diese höchste Beweglichkeit gab wieder gerade das, was die Pflanze in ihrem Liebeswerk brauchte. Das fliegende Insekt wie der Schmetterling war für sie Trumpf. Die Dinge einmal so weit, ergaben in einfachster Logik jetzt zwei Folgen. Die zweckmäßige Entwicklung im Sinne der Lehre Darwins, die alles Lebendige stets nach der ihm zweckmäßigsten Seite zwangsweise sich einstellen läßt, mußte bei den Pflanzen dahin treiben, an ihre Blüten die Insekten jetzt heranzulocken. Statt Dornen und Giften erzeugten sie an diesen Stellen lebhafte, das Insektenauge anlockende Farben, weithin wirkende Düfte und süßen Nektar als köstlichste Näscherei, die zugleich den Doppelzweck hatte, von dem reinen Blütenstaubfressen möglichst abzulenken, indem sich wenigstens für feinere Bedürfnisse ein vollwertiger Ersatz darin bot, etwa im Sinne, wie wenn einer, um ein ihm besonders wertvolles Quellwasser zu retten, den Durstigen daneben gratis Champagner servierte. Das Ergebnis dieses Vorganges ist die Farbenschönheit und der Duft des Frühlings. Dieser friedliche Prozeß, in dem der wüste Daseinskampf durchbrochen ist zugunsten eines Lockens und Helfens, eines harmonischen Miteinanderlebens, lächelt uns an aus jeder Krokus- und Fliederblüte, duftet uns entgegen aus jedem Veilchenstand im Lenzgebüsch. Er ist der Zauberer, der die goldene Butterblumenwiese und den berauschenden Würzhauch des Thymianraines geschaffen hat — Herrlichkeiten, an denen nicht nur das ästhetisch wertende Auge mit Freude hängt, sondern von denen auch der Intellekt jetzt sagen darf, daß es wesentlich Friedensbilder aus einem schon eroberten Harmoniebereiche der irdischen Natur seien.

Eine andere Folge aber traf dann das Insekt selbst. Ein Poetenwort nennt den Schmetterling eine losgelöste, fliegende Blume. An sich ist die Idee einer Blüte, die sich von ihrem Stengel löst und davon flattert, gar nichts so ganz Abstruses. In der Tat schwimmen gewisse Blüten davon. Bei der Wasserpflanze Vallisneria steigen die männlichen Blüten selbsttätig an die Oberfläche und schwimmen dort frei herum, nachdem sie sich von ihrem Stengel in der Tiefe abgelöst haben; erst so erreichen sie, allerdings mit Hilfe des schaukelnden Wassers, die weiblichen Blüten, die an die gleiche Oberfläche inzwischen auf ihren Stengeln heraufgewachsen sind. Als Goethe, der intime Naturkenner, die Metamorphose der Pflanzen und der Insekten verglich, fiel ihm die Ähnlichkeit auf zwischen der Blüte, mit der die Pflanzenmetamorphose sich krönt, und die gleichsam das Liebesindividuum der Pflanze darstellt, und dem Schmetterling, der ebenso an der Spitze einer langen Metamorphose in seinem kurzen, aber reichen und hellen Dasein fast bloß der Liebe angehört und für diese Stufe gleich der Rose und Lilie mit den herrlichsten Luxusfarben geschmückt erscheint; und in diesem Sinne dünkte ihm, der Poet und Forscher zugleich war, der Vergleich wohl angebracht, daß bei der Insektenmetamorphose die Blüte, vom Puppen- und Raupenstand sich lösend, fortfliege. Die Idee jenes Wechselverhältnisses gerade von Rose oder Lilie und Schmetterling war dabei Goethe selbst (obwohl es in seinen Tagen schon der Rektor Sprengel zu Spandau entdeckt hatte) noch nicht sympathisch. Wir aber dürfen heute von ihm aus sagen, daß es in der Tat keinen Schmetterling in seiner heutigen Gestalt gäbe, wenn es nicht jene duftenden und bunten Blumen gäbe. Nicht auf ihnen, aber an ihnen in einem, man möchte sagen erzieherischen Sinn ist er erwachsen. Indem die Blüte ihm ihren Honig bot, entlastete sie ihn von aller gröberen Nahrung. Das rohe Raupengebiß für derbe Blattkost konnte

auf der höchsten Stufe der Metamorphose, die er darstellte, abgeschafft werden zugunsten des Rüssels – in dem oben gebrauchten Bilde gleichsam eines ganz feinen Schlürfkelches für den Champagner des Blütenhonigs. Erst damit trat aber überhaupt die höchste Verfeinerung und Ablösung gegen alles Niedere, Larvenhafte in dieser Liebesstufe innerhalb der Metamorphose hervor, eine äußerste Verfeinerung der Organisation, zu der nur ein Teil der Insekten es überhaupt gebracht hat, neben dem Schmetterling vor allem noch die Biene, die ja ebenfalls ein ausschließliches Blumentier ist. Das Aufsuchen der durch Duft und auffällige Farben bezeichneten Honigquellen steigerte zugleich die Sinnesorgane, die Seh- und Riechfähigkeiten dieser obersten Stufe. Diese Sinne waren als Orientierungsapparate zweifellos schon von Anfang an hier stark angelegt worden, da es sich ja um fliegende Stadien der Metamorphose handelte. Jetzt aber erhielten sie noch neue Aufgaben, und jede Aufgabe steigert im Anpassungsbereiche des Lebens nach unabänderlichem Gesetz alsbald die Kraft. Hier ist das geradezu unglaublich feine Geruchsvermögen des Schmetterlings, das vorzügliche Auge der Biene entstanden. Aber mehr noch. Es ist eine durchaus ernsthafte Vermutung, daß auch die blütenhafte Farbenpracht der Schmetterlinge selbst in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis stehe zu der lockenden Farbenpracht der Blüten. Geschichtlich macht es den Eindruck, als sei die Farbenpracht der Schmetterlinge erst entstanden, nachdem die Farbenpracht der Blüten längst vorhanden war. Man kann nun annehmen, daß die Schmetterlinge von früh an infolge ihrer zum Fluge wichtigen scharfen Sinnesorgane eine starke Gabe für das Unterscheiden greller Farben und Düfte gehabt hatten, lange schon, ehe sie selbst solche Farben am Leibe trugen. Auf diese Gabe hätte sich zunächst die Pflanze eingestellt, indem ihre Champagnerlockzelte am besten florierten, wenn sie mit recht viel farbiger Draperie und Parfüm arbeiteten. Es spricht für diesen ursprünglichen Hergang, daß die Biene ja noch heute in dieser Weise Farbensinn betätigt und die Blumen sozusagen beständig züchtend im Eifer hält, bis heute aber selbst keine Blumenfarben trägt. Bei dem Schmetterling müßte dagegen allmählich eine solche Gewöhnung an Buntheit und Duft entstanden sein, eine so extreme Verfeinerung der Sinne hier herüber, daß das auch bei der Liebeswahl der Schmetterlingsgeschlechter untereinander eine Rolle zu spielen begann. Bekanntlich ist es eine Idee Darwins, daß die Schmetterlinge sich ihre Luxusfarben selber herangezüchtet hätten, indem immer die farbigsten Individuen bei der Liebeswahl am meisten begünstigt und so immer farbigere Nachkommen erzielt wurden. In jenem Sinne wären es aber sozusagen die Blütenfarben auf dem Wege des an ihnen geschulten Auges gewesen, was die Schmetterlingspärchen sich dabei auf den eigenen Leib gezüchtet hätten. Kein Wunder, wenn sie zuletzt fliegenden Blüten glichen! Daß es mit dem Duft ähnlich gegangen sein mußte, sei nur nebenbei erwähnt; tatsächlich duften die verliebten Schmetterlinge nicht minder stark wie die Blüten, und ihr Duft hat in den kontrollierbaren Fällen durchaus Ähnlichkeit gerade mit Blumenduft, z. B. dem Hauch von Hyazinthen und Orangen. Diese Dinge sind noch nicht alle durchweg gelöst, aber es spricht eine hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß so oder ähnlich – sei es auch mit noch etwas mehr Komplizierung – auch dieser Hergang sich vollzogen habe.

Als die irdische Naturentwicklung den ersten blühenden Obstbaum geschaffen hatte, den ein Bienenvolk umsummte, goldene Schmetterlinge umgaukelten, da war das Spiel endgültig gewonnen. Das Geheimnis der schiefen Erdachse war positiv umgewandelt in eine Tatsache der Schönheit. Wobei auch noch gesagt sein muß, daß gerade diese zuletzt genannte Fugung der Dinge selbst noch gleichsam die letzte Feile erhalten hat eben durch den Menschen, diesen edelsten Schlußkritiker des Ganzen. Was die reine Naturzüchtung nur erst im Umriß herausgearbeitet hatte – – die ganze Entfaltung der in der Pflanzenblüte der Möglichkeit nach enthaltenen Formen- und Schönheitsfülle – – das hat die bewußte menschliche Gärtnerzüchtung in ihren Rosen, Tulpen, Nelken, Gladiolen erst zu vollenden begonnen. Der Mensch erst hat den künstlichen „Obstwald" gepflanzt, wie er uns in Werder bei Berlin oder an der Bergstraße entzückt, wenn er die Landschaft in lebenden Schnee taucht. Der Mensch hat die duftende Rebe an den Rhein, die Orange an die Riviera getragen. Der Mensch arbeitet gegen die überflüssigen Insekteninvasionen, er versucht Heuschrecke und Nonnenraupe als ein Helfer der Pflanze zu bannen. Sein Auge zum erstenmal schaut nicht bloß das kleine Spiel der egoistischen Vorteile und gegenseitigen Hilfen, es sieht den „Frühling" als Ganzes und liebt ihn. Mag der Frühling sein Rätsel haben. Er hat jetzt auch einen Helfer in der geistigen Leitung seines Planeten.

Das Meer.

Plauderei von Ida Boy-Ed.

Aus unserer ersten Geographiestunde nahmen wir eine irrtümliche Anschauung von unserem Erdkörper mit hinweg. Und in der Vorstellung der meisten Menschen bleibt sie für das ganze Leben so bestehen. Denn wer, der nur ein bißchen Gedächtnis hat, vergäße je diese große Karte, die an der Wand des Schulzimmers hing, wie ein straff gespanntes Laken, oben und unten in einen Rundstab geklemmt, an einer soliden Strippe baumelnd. Die bizarren Formen der Kontinente, von sehr kräftigen Farbenumrissen, machten sich protzig breit auf diesen Karten, und das bißchen weiße Papier drum herum, obschon ein paar Buchstaben darauf es als Ozeane benannten, konnte keine Phantasie bezwingen und sich nicht als bildliche Wiedergabe des Meeres in die Anschauung des Kindes schmeicheln.

Dumpf schlug der Stock des Lehrers gegen die Karte, und der seltsame Ton papiernen Rauschens, den sein deutender Stab erzeugte, sagte den kindlichen Schülern: das da ist Europa, das Amerika usw.

Ja, von dieser ersten Karte, die man uns zeigte, gewannen wir den irrtümlichen Glauben, daß die Erde die Hauptsache sei auf unserm Planeten.

Sie ist es aber keineswegs. Schon ein flüchtiger Blick auf den Globus lehrt, daß der Raum, den die Wasser auf unserm Stern einnehmen, weitaus größer ist als der des festen Landes. Nicht nur die südliche Halbkugel, auf der das bißchen Australien, das gebogene, letzte Endchen von Amerika und die wie Brotkrumen verstreute Inselwelt des Stillen Ozeans kaum noch das Auge stören, zeigt die größere Wassermasse; auch auf der nördlichen Halbkugel schiebt sich der gewaltige Atlantik mit imposanter Breite zwischen die Länder, als beanspruche er den ersten Rang bei der Verteilung des Platzes. Wenn man nun gar Seekarten studiert und die Welt sozusagen anders herum ansieht, da scheint alles Festland förmlich zu einer nebensächlichen, das freie Fluten der Wasser nur störenden Erscheinung zusammenzuschrumpfen. Und die 6 786 000 Quadratmeter Wassermasse, die den größten Teil der Erdoberfläche bedecken, triumphieren völlig.

Für uns, die wir auf der Erde leben, ist doch immer sie die Hauptsache, wird man einwenden. Alles intellektuelle Leben wurzelt in ihr, jede Kultur und aller Fortschritt. Denn es ist eben der Mensch, der sie bewohnt. Wahr, und dennoch ganz subjektiv menschlich empfunden.

Denn im buchstäblichsten wie im bildlichen Sinne der volkstümlichen Redensart würde die Erde „auf dem trocknen sitzen“ ohne das Meer.

Nichts hat die Phantasie und den Willen der Menschheit, insbesondere der nordischen, so angeregt und beflügelt wie das Meer. Es hat stärker als jede andere irdische Erscheinung den Wissensdurst schon der primitivsten Völker erweckt, und der heiße Drang zu erfahren, wie es denn hinter den Wassern am Horizont weitergehe, hat sicherlich die ersten Schiffe bauen helfen. Nur die vollkommenste Naivität in allen nautischen Dingen, nur die gänzliche Unkenntnis der Gefahren kann vorzeiten den Mut ermöglicht haben, daß Menschen sich auf dürftigen Fahrzeugen hinauswagten. Man stelle sich z. B. vor, daß heute jemand auf flachem, offenem Wikingerboot von Irland nach Island fahren und an der vom fürchterlichen Mistus umtobten, unbekannten Küste, das Treibeis durchdringend, zu landen versuchen wollte, wie es 795 die irischen Mönche taten, als sie die Eisinsel entdeckten. Oder man denke an die Kühnheit der Phönizier, die sich über die damaligen „Grenzen der Welt“, die Meerenge von Gibraltar hinauslocken ließen vom mystischen Ozean und seiner bedrohlichen Uferlosigkeit.

Alle Forscherfahrten und Forschertaten der Neuzeit haben andere technische Hilfsmittel und eine Vorstellung aller Möglichkeiten — in geographischer wie in ozeanographischer Beziehung — mit denen sie zu rechnen haben könnten. Heute ist „Forschen“ fast identisch mit „Berechnen“. Schon Kolumbus' Fahrt über das Atlantische Meer wurde auf eine Berechnung hin unternommen.

Die einstigen Pioniere des Wissens und des Handels aber ließen sich ihren Mut, ihre Phantasie nur vom Dämon Meer vorführen. Das bewegliche Element weckte im Menschen mit der Urkraft der Suggestion die Begierde nach Bewegung.

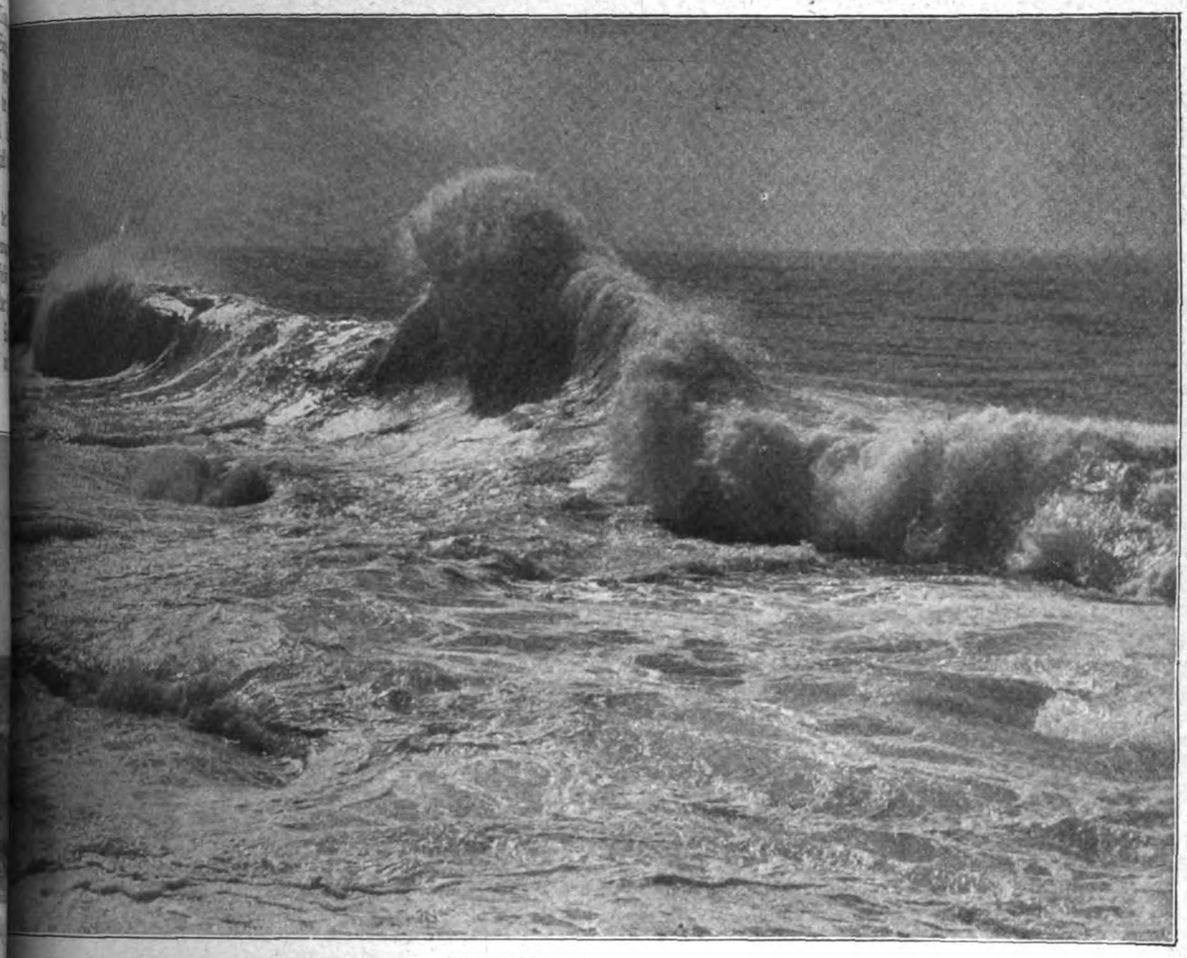
Aber nicht nur als Erweckerin unerhörter Energien sprach das Meer zum Menschen. Mit seinem Rauschen und Raunen, mit seiner Stille und seinem Donnern schmeichelte es sich ins Gemüt der Empfindsamen und der Dichter. Es schien von je dem Menschenherzen zuzuflüstern: Siehe, ich bin dir verwandt! Und mancher Dichter nahm seine schönsten Sprachbilder von den wechselnden Farben, den Wogen, der Unergründlichkeit, der Unruhe des Meeres. Auch in der alltäglichen, bürgerlichen Sprache ist die Zahl der dem Meer entlehnten Bilder sehr groß.

Als Symbol des Lebens erscheint der Ozean im Wechsel seiner Lichtstimmungen und seiner Bewegungsstärke. Seine geheimnisvollen Töne werden wie von selbst zum Lied für den, der zu horchen weiß. Und sein brausender Wogenschwall orgelt dem Ohr die grandioseste Musik vor. So mußte das Meer zur Befruchterin aller Künste werden, vor allem der drei: Dichtung, Musik, Malerei.

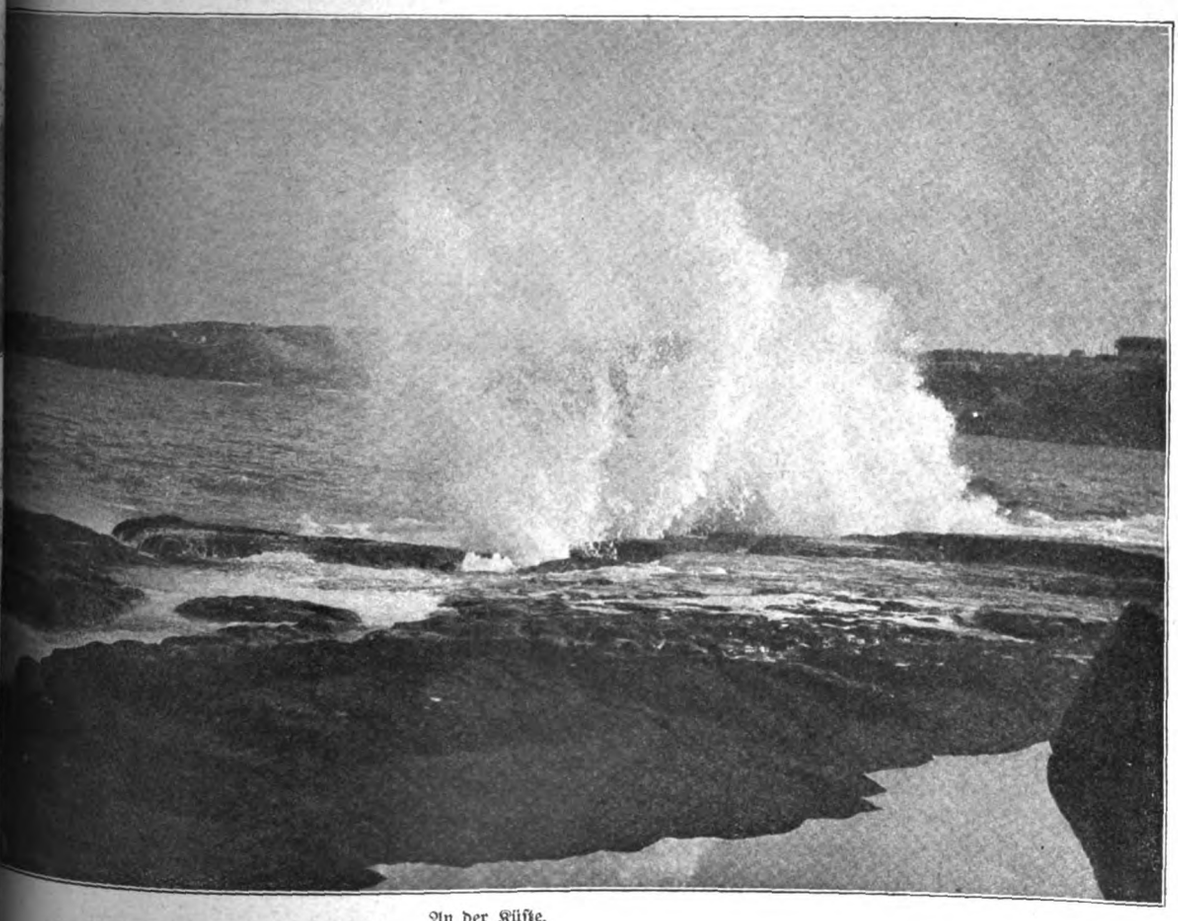
Schimmelreiter.

Zu welch wundervollen Schöpfungen hat sich Heine durch das Meer emporsteigern lassen! Nicht nur in seinen beiden Zyklen „Die Nordsee“, auch in seiner Lyrik kehren dem Meer entblühte Vergleiche und Stimmungen häufig wieder. Er ist ein ganz intimer Beobachter und Versteher des Wassers gewesen.

Daß der Ozean zu Weber und Richard Wagner mit bezwingender Kraft gesprochen hat, offenbaren „Oberon“ und „Der fliegende Holländer“. Als Wagner im Sommer 1839 auf einem kleinen Segelschiffe von Pillau nach London reiste, tauchte die Gestalt des „Holländers“, von der er ein Jahr vorher gelesen hatte, wieder auf vor ihm. „An Wagners eigner Lebenslage gewann nun diese Dichtung Lebenskraft; an den Stürmen, den Wasserwogen, dem nordischen Felsenstrand und dem Schiffsgetriebe Physiognomie und Farbe.“ Auch im „Tristan“ klingt und wiegt die Meeresfahrt mit bezwingender Eindringlichkeit in der Instrumentation wieder. Zwei der schönsten Seemannslieder der Weltliteratur stehen im „Holländer“ und im „Tristan“. Ohne Kenntnis des Meeres hätte Wagner diese unsterblichen Schöpfungen nicht hervorgebracht.



Sturzwellen.



An der Küste.

Daß das Meer im Volkslied und in der Sage seine feierliche Stimme erhebt, ist natürlich. Die See beherrscht das Gemütsleben und die Vorstellung aller Küstenbewohner zu allmächtig. Die Gefahren, die jeder mit dem Wasser verbundene Beruf in sich birgt, die Kühnheit und Charakterstärke, die er fordert, haben den Seemann zu einer heldischen Gestalt erhoben, die im Lied ihren Ruhm fand. Und die wunderbaren atmosphärischen Erscheinungen, die in den ungeheuren Lufträumen über dem Meer oft in unerklärlichen und grandiosen Formen und Farben sich abspielen, haben die Gemüter mit Furcht und Staunen erfüllt, und aus dem Bedürfnis des Menschen heraus, diese Erscheinungen zu deuten, entstanden die phantastischen Sagen.

Auch Ebbe und Flut ließen das Meer als ein geheimnisvolles Wesen voll zauberhafter, freiwirkender Kräfte erscheinen, ehe man wußte, daß sie ihre Gesetze vom Mond und der Sonne empfangen, und daß die Flut eine große, mit dem Monde von Osten nach Westen um die Erde laufende Welle ist, deren Schwall durch die Formen der Kontinente modifiziert wird.

Somit ist die Stärke der Flut an den verschiedenen Küsten mannigfach anders geartet. Am Strande der Ostsee beträgt sie nur wenige Millimeter. Wer sie aber einmal an den Ufern der Bretagne beobachten konnte und dort die Wucht der heranbrausenden Flut sah, bekommt erst den richtigen Eindruck von der Majestät des Schauspiels. Insbesondere um die normännischen Inseln herum entblößt sich bei Ebbe eine ganz wildzerrissene unterseeische Gebirgslandschaft, und man kann in der Bucht von St. Hélier dann zu Fuß nach dem Fort Elizabeth wandern, das zur Flutzeit als trotzige Insel von Wogen umbrandet daliegt. Die Niveauunterschiede betragen dort am Eingang zum Atlantischen Ozean zwischen Ebbe und Flut 10 Meter. Die höchste beobachtete Fluthöhe hat Puerto Gallegos in Patagonien mit 14 Metern.

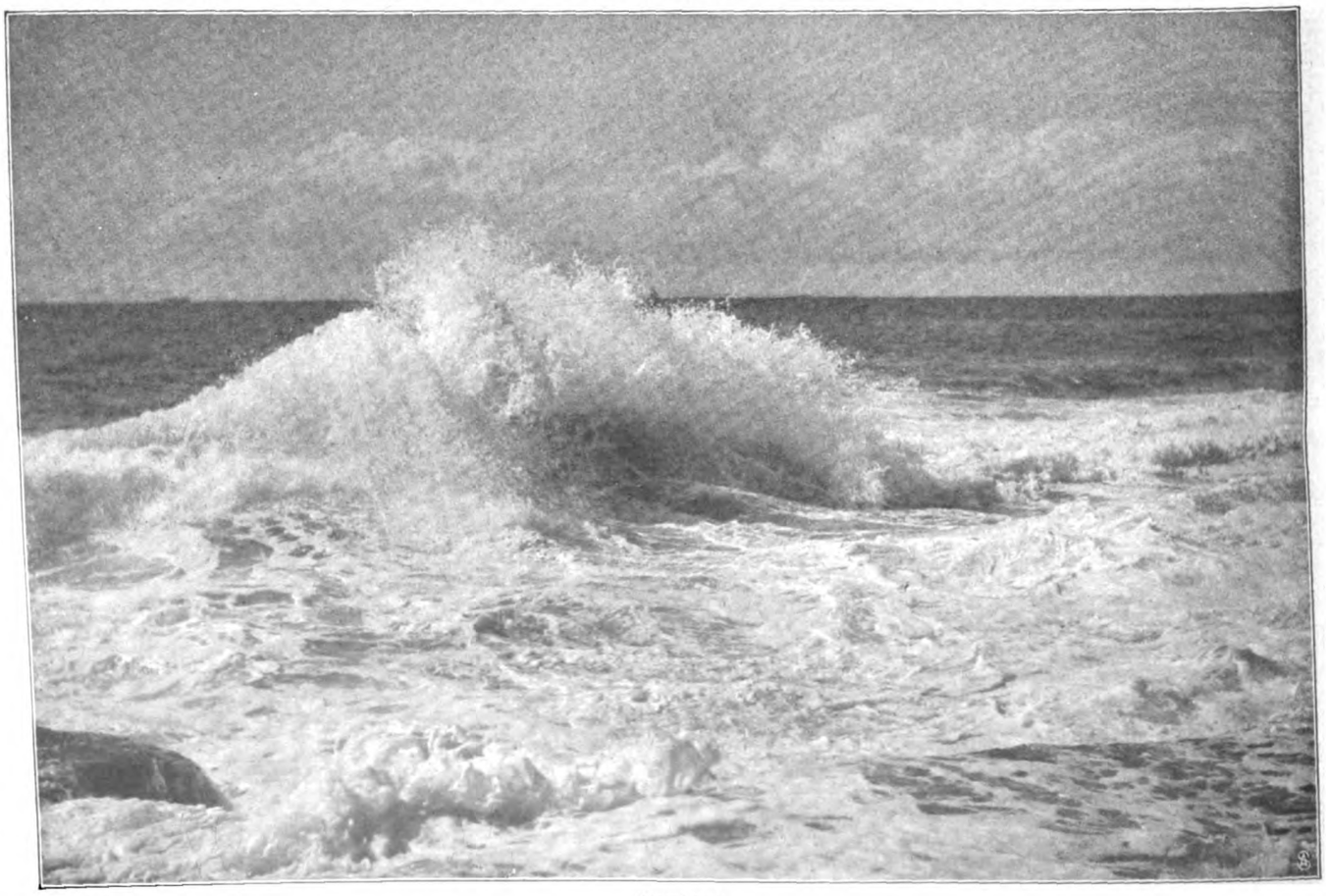
Das Hafenleben aller Handelsstädte mit Seeverkehr wird natürlich ganz und gar von Ebbe und Flut bestimmt, für die an der deutschen Waterkant der Ausdruck „Hafengezeit" üblich ist.

Die Bewegung der Wogen wird von naiven Beobachtern ganz falsch eingeschätzt. In Reiseberichten — und es ist ja so behaglich, beim warmen Ofen sich alle Gefahren zu erhöhen, durch die man gegangen ist — spielen „haus-" oder gar „turmhohe" Wogen eine imposante und dankbare Rolle. Die nüchterne Wissenschaft würde den Erzähler dahin berichtigen müssen, daß die höchste Wellenbewegung auf 15 Meter einzuschätzen und eine seltene Erscheinung ist. Und die Länge, die das Entstehen und Vergehen einer so mächtigen Woge beansprucht, ist auf 800 Meter berechnet worden.

An der Küste, besonders wo diese von felsigem Untergrund ist, spielt das Wasser förmlich kokett mit seiner eigenen Schönheit und wirft sich in weißschäumenden Kaskaden kraftvoll und anmutig empor, rollt zu immer neuen, vergeblichen Versuchen, sich aufs Land zu werfen, heran und muß immer wieder an den Hindernissen zerperlen. Wie man es auf den schönen Wellenstudien sieht, die diesen Zeilen eingefügt wurden.

Die Malerei hat sich immer wieder daran versucht, diese Bewegungen festzuhalten; ich nenne von jetzt lebenden Marinemalern nur den Altmeister Andreas Achenbach und die Bohrdt, Stöwer, Salzmann. Zu einer ganz wunderbaren Kunst, ja zur Helferin der Wissenschaft hat sich die Photographie der Wellenbewegung entwickelt. Sogar der Schiffsbau empfängt Belehrung durch sie, die beim fahrenden Schiff das Überkommen der Wasser festhalten und dadurch gewisse Konstruktionsfehler dokumentarisch belegen kann.

Immer schärfer und zudringlicher kommt die Wissenschaft dem Wesen des Meeres nahe. Aber daß es ihr je gelingen sollte, es seines Zaubers zu entkleiden, ist nicht zu fürchten. Im Gegenteil, wir erkannten es längst: die Entdeckungen der Wissenschaft haben uns darüber belehrt, daß die Wirklichkeit tausendmal abenteuerlicher und phantastischer ist, als Aberglaube und Phantasie je in kühnsten Träumen und in feigster Furcht sich ersinnen konnten. Man denke nur an die Erforschungen



Brandung.

der Tiefseefauna! Von welcher gräßlichen Furchtbarkeit sind die Formen dieser Tierwelt, die, in grauenvoller Tiefe und Dunkelheit lebend, oft nur aus Maul, schauderhaften Spinnenbeinen und selbstleuchtenden, weit herausquellenden Augen zu bestehen scheinen. In welcher zauberhaften Kunstlichkeit und Schönheit prangen die meisten Mollusken und Weichtiere. In den Aquarien in Neapel und Hamburg sieht man mehr Märchengebilde, als der erfindungsreichste Künstlerkopf je ersinnen konnte.

Ich glaube auch an die „Seeschlange". Nichts spricht dagegen, daß in den Wasserwüsten des Stillen Ozeans doch noch einige Überlebende einer aussterbenden Riesentierfamilie herumvagabondieren, alle Menschenalter einmal einem Schiff begegnend. Nichts ist unglaubhaft auf unserm Stern! Werden doch auch auf dem Festland, in Afrika und Australien, noch ab und zu Nachkömmlinge eingehender und bisher unbekannter Tierarten aufgefunden.

Und weiter: dieses wunderbare Plankton, die Unsumme der Lebewesen, deren Gesetz es ist, mit der Meeresströmung treibend, unbedingt an sie gebunden, schwimmend ihre teilweise oder ganze Entwicklung zu durchlaufen. Sie gehen mit den Triften und haben deshalb gewissermaßen auch eine führende und aufschlußgebende Bestimmung, wie ja nichts in der weisen Natur zwecklos ist.

Von all diesen Triften ist die rätselhafteste die Golfstromtrift. Dieser Golfstrom, der seine warmen Fluten aus dem Meerbusen von Mexiko heraus in der Geschwindigkeit von 30 Meilen in 24 Stunden nach Nordosten walzt. Daß er einst seine Richtung änderte und sich von Grönland abwandte, ward die Ursache der Vereisung der grünen Halbinsel. Diesem ungeheuren Vorgange scheint eine tiefe, sinnbildliche Bedeutung innezuwohnen; es ist, als ob das Meer an einem furchtbaren Beispiele dem Festlande zeigen sollte: was bist du ohne mich? Deine Lebensbedingungen kommen von mir, ich bestimme dein Klima und damit all deine Kultur!

Daß das Meer die Grenzen seiner Kraft bedeute, hat der Mensch von je erkannt. Und Kanut der Große wußte seinen ihn umschmeichelnden Höflingen keinen beredsameren Beweis seiner schwachen Menschlichkeit zu geben, als daß er sich ans Meer setzte und ihm vergebens befahl, seinen Fuß nicht zu benetzen.

Wie groß auch die Wunder der Technik sind, wie triumphierend die stolzen Geschöpfe der modernen Schiffsbaukunst durch die rauschenden Wogen eilen: wenn das Meer die Laune befällt, sich in seinem gigantischen Zorn tobend aufzubäumen, wird auch der schwimmende Hotelpalast, wird das von Waffen starrende Kriegsschiff zur bescheidenen Nußschale, mit der das Element spielt und es nach seinem Belieben vernichtet.

Und wenn man in der unendlichen Nacht des Ozeans, an die Reling gelehnt, still hinausträumt in die geheimnisvolle Finsternis, dem gleichförmigen Rauschen der Wogen nachhorchend, wie von Ewigkeitsschauern umweht, beschleicht auch den Mutigen zuweilen eine Empfindung, als eile man unbekannten Gefahren entgegen. Das Heine-Wort klingt im Gedächtnis wieder:

„O Meer!
Mutter der Schönheit, der Schaumentstiegenen!
Großmutter der Liebe! Schone meiner!"

Der Hexenkessel.

Eine lustige Tiroler Geschichte von Rudolf Greinz.

In dem stillen hochgelegenen Bergdörfl Brandenberg war man nicht wenig überrascht, zu dieser ungewöhnlichen Jahreszeit einen Fremden zu sehen. Anfang März war es, und überall lagerte noch Schnee und Eis. Die Kinder, die gerade aus der Schule kamen, blieben verwundert stehen, stießen einander an und kicherten. Auch beim Wirt riß die Kellnerin erschrocken die Augen auf, als der fremde „Hearrische" die niedere, braun getäfelte Stub'n betrat.

Es war düster, aber bacherlwarm in der engen Wirtsstub'n. Ein einziger Gast saß an einer Tischecke, tief über ein Stamperl Schnaps gebeugt, und schien ebenfalls eingeschlafen zu sein.

Der Hearrische ließ sich an einem andern Tisch nieder und bestellte sich nach dem frostigen Wetter draußen einen heißen Glühwein. Über eine Weile brachte die Kellnerin das Verlangte, setzte sich zu dem Neuangekommenen und fing zu plauschen an. Was ihn denn hereinführe. Ob der Weg schlecht gewesen sei. Von wo er komme.

Der Gast erzählte, er sei ein Professor aus Wien, er sammle Altertümer, alte Bilder, Zinnteller, Kästen und Truhen. Man habe ihn von Brixlegg aus nach Brandenberg hereingewiesen. Da gäbe es vielleicht noch so manches alte Stück für ihn. Ob sie ihm denn nicht vielleicht einige Bauernhöfe empfehlen könne, wo noch was zu finden wäre.

Der Herr Professor war ein Mann in den Fünfzigern, mit scharfen Brillengläsern, einem etwas unkultivierten Vollbart und einer beginnenden Glatze. Er sah sich jetzt prüfend in der Stub'n um.

„Dös kann schon i mach'n!" wurde auf einmal der stille Gast bei seinem Stamperl Schnaps lebendig. Es war ein altes, kleines, mageres Manndl mit einem pfiffigen Gesicht, das über und über mit grauen Bartstoppeln überwuchert war. Der Tschiderer Naz hatte es eigentlich sein Lebtag zu nichts gebracht, aber lustig war er immer gewesen, und getrunken hatte er auch immer gern. In jüngern Jahren brachte er sich als Bauernknecht oder sonst im Tagwerk durch. Als er älter wurde und die starren Knochen bei der harten Arbeit nicht mehr recht mittun wollten, da frettete sich der Naz halt auch durch. Der alte Haderlump hatte einen ganz merkwürdigen „Spuribus" für alle Gelegenheiten, wo für ihn ein paar Kreuzer herausschauen konnten. Er gab sich mit kleineren bäuerlichen Vermittlungsgeschäften ab, war ein Vertrauter aller Viehhändler usw. Es trug zwar nicht viel ein. Aber just zum Leben und zum Trinken für einen einzelnen Menschen pflegte es meistens zu reichen. Und wenn es einmal nicht reichte, dann machte der Tschiderer Naz eben Schulden. Da er doch immer in die Lage kam, in absehbarer Zeit zu bezahlen, genoß er einen ziemlich weitgehenden Kredit.

„Wißt's, Herr," fuhr der Naz fort, „i versteh' mi' drauf! Dös is mei' ganz speziell's Fach. I hab' no' unterm Radetzky gediant. I hab' was von der Welt g'sehen! Aber ganz umünicht halt konnt' i dö Sach' nit mach'n!"

„Alter W'suff!" brummte die Kellnerin und erhob sich, um in die Küche zu gehen.

„Halt, Nanni!" rief ihr der Tschiderer Naz nach. „Kannst a Halbe bringen! Der Herr zahlt schon? Gelt?" wandte er sich mit einem freundlichen Grinsen an den Fremden.

Dieser nickte zustimmend und war bald mit dem Alten in ein eifriges Gespräch verwickelt.

„Wißt's, Herr," erklärte der Tschiderer Naz, „da im Dörfl herum is nimmer viel los mit dö Altertümer! Da sein schon dö verflixten Sammler von Sprugg (Innsbruck) dag'wesen und hab'n alles durch, was sie kriagt hab'n. Aber i wisset schon no' a etliche Ort', wo's no' feine Sach'n gab'!"

„Wenn Sie mir die Häuser zeigen wollten, würde ich gerne erkenntlich sein!" versicherte der Hearrische.

„Da wär' amal der Jocher!" meinte der Naz. „Der hat, moan' i, den halben Dachboden voll ang'stellt mit dem

alten G'lump. Aber freili, soviel weit sein tuat's halt. A guating zwoa Wegstunden amal schon!"

„Das macht mir nichts!" versicherte der Fremde.

„Ja. Und nachher beim Stockhammer!" fuhr der Tschiderer Naz fort. „Der hat g'wiß eppas, was Enk g'fallen tät'. Und nit gar so weit wär' der aa nit. Grad' epper a halbe Stund' z'unterst von Brandenberg!"

„Da könnten wir ja gleich heute noch hingehen!" meinte der Fremde, der mit Leib und Seele bei der Sache war.

„Ja. Ös könnt's schon giahn von mir aus. Aber i kimm heut' nimmer mit. I bin schon a alter Kracher. Mir paßt's besser, da in der warmen Stub'n z'hocken!" Der Naz lachte und goß sich den Rest aus der Weinflasche ein.

„Ja — aber" — meinte der Herr Professor einigermaßen enttäuscht.

„Zoag'n will i Enk dös Haus schon!" sagte der Naz. „Und den Weg aa. Man sieht's prächtig vom Roan (Rain) aus. Und bis zum Roan geh' i schon mit. Nachher könnt's nimmer fahl'n!"

Sie machten sich auf den Weg. Ein Stückchen außerhalb des Dorfes, wo der Weg nach abwärts führt, trennten sie sich.

„Also seht's, Herr, der schiane Hof dorten, der ganz alloan steht und a kloane Kapell'n dabei, den hoaßt man ‚beim Stockhammer'. Ös könnt's nit fahl'n! Und iatz b'hüat' Enk Gott!" Damit machte sich der Tschiderer Naz, dem der Fremde ein paar Sechser zugesteckt hatte, davon und trottete langsam wieder in die warme Wirtsstub'n zurück . . .

Der Stockhammer Hannes und die Stina waren ein altes Geschwisterpaar. Die Stina hatte die Hosen an, und der Hannes fügte sich stets willig ihren Anordnungen. Es war schon spät am Nachmittag, als der Hearrische beim Stockhammerhof anlangte. Der Tschiderer Naz war ganz schlau gewesen, daß er seine Zuflucht wieder zur Wirtsstube genommen hatte. Der Weg war miserabel schlecht. Schier zum Versinken.

Die Stina machte gerade in der Küche die G'spual'n für die Facken (Schweinfutter) zurecht, als sie vor dem Hause Schritte vernahm. Der Hearrische machte die Haustür auf und stand nun im dunklen Hausflur.

„Ist niemand da?" rief er.

„Was wollt's denn?" fragte die Stina, die die über und über vom Rauch geschwärzte Kucheltür geöffnet hatte. Am offenen Herd brannte ein Feuer, und auf einem Dreifuß war ein großer kupferner Kessel zugesetzt. Der Fremde erkannte auf den ersten Blick, daß der Kessel ein wertvolles altes Stück sei.

„Ich möchte mit dem Stockhammer Bauer sprechen!" sagte er.

„Der is in der Stub'n drein beim Marend (Vesper)!" erwiderte die Stina, ein großes, hageres Weibsbild, Mitte der Fünfzig. Dabei stellte sie sich breitspurig unter die Kucheltür, musterte den Besucher kritisch von oben bis unten und wischte sich mit der dunkelblauen Arbeitsschürze die Nase.

„Wo ist denn die Stube?" fragte der Besucher, indem er versuchte, über die Gestalt der Stina hinweg mehr von dem schönen Kessel zu sehen.

„Grad' da eini!" Die Stina deutete auf eine Tür nebenan, die man bei der im Hausflur herrschenden Dunkelheit kaum unterscheiden konnte!

In der Stub'n saß der Stockhammer Hannes beim Ofen und rauchte. Er war ein großer, knochiger Mensch mit einem glattrasierten, feuerroten Gesicht und ganz weißen Haaren.

„Grüaß Gott!" begrüßte er den Eintretenden und schien sich nicht sonderlich über dessen Kommen zu verwundern.

Der Fremde setzte sich neben den Hannes auf die Ofenbank und betrachtete sich die gemütliche und warme Stube. Der Hannes rauchte ruhig weiter und sah angelegentlich in die Stubenecke, wo der Herrgottswinkel angebracht war.

Neben dem Kruzifix, das von blutroten Maiskolben flankiert wurde, war ein eigenartiges altes Muttergottesbild angebracht. Kein Kunstwerk. Echte vierschrötige Bauernmalerei.

„Sie haben da ein schönes Marienbild!" eröffnete der Hearrische das Gespräch.

„Es tuat si' schon", sagte der Hannes und sah flüchtig nach dem Bild. „Es is lei soviel alt!" setzte er über eine Weile hinzu.

„Wie alt mag es wohl sein?" fragte der Fremde interessiert.

„Mei'! A etliche hundert Jahr' alt! Dös Bild is da, solang i's gedenk'. Und mein Ahndl sei' Ahndl hat's aa schon g'habt!" berichtete der Hannes.

Es entstand eine Pause. Der Hannes qualmte weiter und besah sich den Fremden ab und zu von der Seite. „Seid's a Handler?" fragte er endlich.

„Nein — ja — eigentlich nicht!"

„Nit?"

„Händler keiner. Ich sammle nur."

„Sammeln? Was denn?" fragte der Hannes.

„Ich sammle Altertümer!"

„Iatz wol!" machte der Hannes und spie verächtlich auf den Stubenboden. „Woher seid's denn?"

„Aus Wien."

„Iatz wol!" sagte der Hannes, etwas aufmerksamer geworden. „Aus Wian, da is ja der Kaiser drunten."

„Allerdings."

„Da werdet's ös mit'm Kaiser wol guat bekannt sein?"

„Ja, bekannt nicht. Gesehen habe ich den Kaiser freilich öfters."

„Ah, nit bekannt? Lei g'sehen?" Der Hannes sagte das mit einer offenkundigen Verachtung für seinen Besucher.

„Man hat mich in Brandenberg an Sie gewiesen!" sagte dieser nach einer kleinen Pause. „Sie hätten noch schöne, alte Sachen!"

„Was für a Malefizer hat iatz dös g'sagt?" rief der Stockhammer Hannes zornig. „Ich hab' koane Altertümer nit. Wir da herinnen hab'n überhaupt nix Alt's!"

„Doch! Das Bild zum Beispiel," erwiderte der Fremde ganz eingeschüchtert, „ich würde schon sehr gut bezahlen!"

Der Hannes dachte nach. „Was tatest nachher biat'n?" fragte er.

„Was verlangen Sie dafür? Sie müssen fordern!"

„Laß' mi' aus mit dem notigen hearrischen Stadtfrack!" ertönte da auf einmal knapp neben den beiden eine schrille weibliche Stimme. Der Fremde fuhr erschrocken zusammen.

„Es is lei (nur) die Stina!" beruhigte der Hannes gutmütig seinen Besucher.

„Kimm einer in die Stub'n! Der Herr hat was zum Verhandeln!" forderte er die Schwester auf.

Die Stina hatte durch einen Schieber, der knapp neben der Ofenbank in der Holzwand angebracht war und zum Hereinreichen der Speisen aus der Küche diente, aufmerksam das Gespräch der beiden belauscht. Sie kam nun herein und maß den Fremden mit unfreundlichen Blicken.

„I kenn Enk schon, ös Handler, ös malefizischen!" belferte sie ihn an. „Den Bauern Zeug außerlock'n, dös möchtet's gern und nix geben dafür! Und nachher wieder verkafen um a Heidengeld! Da wird nix draus! Wir geben nix her!"

„Naa! Wir geben nix her!" bestätigte ihr Bruder in vollster Gemütsruhe.

„Ich bin aber kein Händler. Ich bin Professor und sammle zu meinem Vergnügen!" versicherte der Fremde.

„Dös glaub' i nit!" meinte die Stina, nun etwas milder gestimmt.

„Das können Sie mir schon glauben! Was ich kaufe, behalte ich für mich und richte mir damit meine Wohnung ein. Da habe ich zum Beispiel in der Küche draußen einen kupfernen Kessel gesehen, der mir prächtig passen würde!"

„Was?" rief nun die Stina aufs neue wütend. „Mein' Kessel für die G'spual'n wollt's hab'n? Wo soll denn i's Fackenfuatter kochen? Ha?"

„Ich will Sie ja gut bezahlen!" meinte der Professor. „Dafür können Sie sich schon einen neuen Kessel kaufen!"

„Könnt' mir einfall'n! An neuen Kessel! I bin den Kessel g'wöhnt, und die Facken sein ihn aa g'wöhnt! Da wird nix draus! Überhaupt, wir geben nix her! Gelt, Hannes?"

„Naa! Wir geben nix her!" bekräftigte dieser und zündete sich ein frisches Pfeifl an.

„Auch das Bild dort drüben nicht?"

„Naa, dös aa nit! Gar nix!" erwiderte die Stina unwirsch.

„Dann habe ich hier nichts mehr zu suchen, wenn Sie mir doch nichts verkaufen wollen!" sagte der Fremde verdrießlich und verabschiedete sich kurz.

Er machte sich auf den Heimweg nach Brandenberg. Dort angelangt, traf er noch den Tschiderer Naz in der Wirtsstub'n, der gerade ein frisches Stamperl Schnaps vor sich stehen hatte.

„A, wol nit hergeb'n hat sie den Kessel, die Stina?" grinste der Naz mit kaum verhehlter Schadenfreude, als er von der Aufnahme des Fremden am Stockhammerhof erfuhr. „Dös is oane! Sakra! Sakra! Wenn i dö heirat'n müaßt'!" Der Naz brach bei dieser Vorstellung in ein lautes Gelächter aus. „Aber drankriag'n möcht' i sie halt do' amal soviel gern, den Geizkragen, den verdammten! Wenn mir der Herr a extra Trinkgeld spendiart, nachher soll er den Kessel hab'n!" Der Naz hieb kräftig mit der Faust auf den Tisch. Dann hielt er dem Fremden die ausgestreckte Hand hin. Dieser drückte ihm einen blanken Gulden hinein. Der Naz erklärte sich damit vorläufig zufrieden. Er verabschiedete sich von dem Hearrischen und meinte, er wolle schon alles ins richtige Gleis bringen. Und dann lasse er sich halt auf ein weiteres Trinkgeld rekommandiert sein. Denn so einem harten Bauernschädel was beibringen, das sei weiters keine Kleinigkeit . . .

Am nächsten Tage machte sich der Tschiderer Naz auf den Weg gegen das Kaiserhaus. Er hatte sich mit einem dicken Stock versehen. Einen großen Rucksack trug er auf dem Buckel.

Es geschah nicht oft, daß man den Naz herumwandern sah. Als er sich dem kleinen Weiler in Unterbrandenberg näherte, wo der Stockhammerhof lag, erblickte er schon aus der Ferne die hagere Gestalt der Stina unter der Haustür.

„Bulliiii! Bulliiii! Bulliiii!" lockte die Stina die Hennen und warf ihnen Futter aus ihrer blauen Schürze zu.

„Grüaß Gott!" sagte der Naz, der sich inzwischen genähert hatte.

„Wo gehst denn du hin heut'?" fragte die Stina.

„In's Kaiserhaus eini!" erwiderte der Naz etwas geheimnisvoll.

„In's Wildern?" fragte die Stina boshaft.

„I bin no' nia nit wildern g'wesen!" sagte der Naz beleidigt. „Und a Kält'n hat's heut' da bei Enk!" Der Naz hauchte sich in die Handflächen. „Hast nit a Lackele Kaffee, Stina, daß i mi' a bissel einwärmen könnt'? I bin nimmer auf der jüngern Seit'n. Woaßt wohl, nachher friart man leicht!"

„Naa, Kaffee hab' i koan'. Aber du kannst di' ja in der Stub'n drein zum Ofen hocken. Da wird dir aa warm!" Damit ging die Stina in die Küche.

„Wart' a bissel!" Der Naz humpelte ganz steif hinter ihr drein. „I setz' mi' liaber zu dir in die Kuchl. Da kann i a wen'g hoamgart'n!"

Die Stina schob dem Tschiderer Naz in der Kuchl ein vom Rauch völlig geschwärztes Stockerl hin und machte sich daran, Feuer anzuzünden. Es war, obwohl draußen ein sonnenheller Märztag herrschte, dunkel in der Kuchl. An den Wänden standen dicke Rußkrusten. Das spärliche Kuchlg'schirr konnte man kaum unterscheiden. Das winzige Fensterl, das ziemlich hoch oberhalb des Herdes angebracht war, genügte kaum, daß man, ohne anzustoßen, herumgehen konnte.

Der Hannes hockte sich auf das Stockerl neben den Herd und sah der Stina zu. „Jessas, is's da iatz fein!" meinte er. „Und draußen a so kalt!"

„Bald oans arbeitet, hat oans nia z'kalt!" gab ihm die Stina bissig und anzüglich zurück. Dabei setzte sie den großen kupfernen Kessel über das Feuer.

Der Naz schaute nachdenklich in die Glut. „Wo is denn der Hannes?" fragte er endlich.

„Im Stall, ausmisten!"

„Daß ös zwoa Enk a so plagen mögt's! Geld habt's ja do' g'nuag!" fing der Naz nach einer Pause wieder an.

„Wir sein's Arbeiten g'wöhnt!" erklärte die Stina kurz angebunden.

„Ja, aber jung seid's do' aa nimmer. Und a so alloan da, ohne Knecht. Tuast di' nit fürchten?" fragte er die Stina auf einmal unvermittelt.

„Fürchten? Naa! Vor was denn?" erwiderte sie ganz erstaunt.

„Ja, halt aa!" sagte der Naz und zuckte die Achseln.

„I hab' mi' meiner Lebtag vor niamand g'fürchtet und fürcht' mi' no' nit! Und bald amal oaner kimmt, der was hab'n wellt', dem will i schon außi zünden!" Die Stina fuchtelte energisch mit einem Scheit Holz in der Luft herum, das sie dann unter den Kessel schürte.

„I moan' aa nit vor die Menschen. I moan' vor die Geister!" erklärte der Tschiderer Naz.

„Hör' mir auf! Geister, dös gibt's ja koane!"

„Moanst?" fragte nun der Naz mit geheimnisvoller Stimme.

„I hab' amal nia koane g'sehen nit!" sagte die Stina unwillig.

„Weil d' nit aufpaßt hast! Sinicht tatest anders reden!" beharrte der Naz.

„Nachher paß' i halt weiter aa nit auf und hab' mein' Frieden dabei!" erklärte die Stina.

„Und bald's Vieh hin wird, soll is dir gleich? Gelt?" Der Naz erhob sich ganz erbost von seinem Stockerl.

„Moanst, weil uns vor a paar Woch'n a Kalbl hing'worden is? Dös kimmt schon öfters für!"

„Ja. Und nachher, a Fack is Enk aa hing'worden vorigen Langes (Frühjahr)!" rief der Tschiderer Naz in dem Ton ehrlicher Entrüstung. „Umbringen tuast du's Vieh!"

„Sei so guat, ja! I und's Vieh umbringen!" Die Stina starrte ihn verwundert an. „Wia moanst denn du dös?" fragte sie ihn endlich, halb aufgebracht, halb neugierig.

„I moan', was i sag'! Und iatz muaß i giahn!"

„Naa, iatz bleibst!" Die Stina verstellte ihm den Weg. „Was moanst, frag' i!"

„Kochst du nit die G'spual und 's Fuatter für die Küah' in dem Kessel da?" Der Naz deutete auf den kupfernen Kessel.

„Freili! Alleweil! Solang' i's denk'!"

„Siehst es! I hab' mir's denkt. Aber i will nix g'sagt hab'n. Und iatz b'hüat' Gott! I muaß giahn!"

„Moanst — moanst, der Kessel is epper gar verhext?" fragte die Stina zweifelnd.

„I will nix g'sagt hab'n! Hexenkessel aus alter Zeit her werden schon mehr no' um die Weg' sein, als man glaubt! Paß' halt amal auf!" Damit war der Tschiderer Naz bei der Haustür draußen.

Die Stockhammer Stina betrachtete den Kessel geraume Zeit mit finster zusammengezogenen Brauen. Es war richtig. In den letzten Jahren hatten sie Pech gehabt mit dem Vieh. Auch mit den Hennen.

Als der Hannes vom Stall kam, erzählte ihm die Stina von dem Verdacht des Naz. Der Hannes lachte zuerst. Dann wurde auch er stutzig. Die Blaß, die beste Kuh, die nun bald kälbern sollte, gefiel ihm heute nicht. Ob vielleicht doch was Wahres dran war? — Man konnte nicht wissen! Woher nur der Naz auf den Gedanken gekommen war? Ob er vielleicht gar heller sehen konnte als andere Menschen?

„Bald er morgen z'ruckkimmt, paß' i ihm auf und frag' ihn, woher er's hat!" sagte der Hannes.

Nach dem Abendessen hockten der Stockhammer Hannes und die Stina bei dem kargen Schein des kleinen Öllamperls

noch eine Zeitlang in der Stub'n. Der Hannes hatte sich's bequem auf der Ofenbank gemacht, während die Stina am Tisch saß und alte ausgewaschene Socken stopfte.

„Hannes!"

„Joa!" brummte der gähnend.

„Hörst nix?"

„Naa!"

Eine Zeitlang tiefe Stille. Da war's, als ob's in der Kuchel draußen krachte. Die Stina fuhr zusammen.

„Hannes!"

„Joa!"

„Hörst no' nix?"

„Naa!"

Der Hannes setzte sich nun auf und horchte. Wieder eine tiefe Stille. Dann leises Knistern und Krachen nebenan.

„Jatz hör' i's aa!" bestätigte der Hannes.

„'s wird do epper der Blaß nix fahl'n?" meinte die Stina besorgt.

Der Hannes erhob sich und zündete die Stallaterne an, um beim Vieh nachzuschauen. Nach einer Weile kam er wieder. Die Kuh gefalle ihm wirklich nicht, berichtete er.

„Ob der Naz do' recht hat?" meinte die Stina ganz kleinlaut. „Am End' hat's do' mit dem Kessel a Bewandtnis!"

Die beiden erhoben sich und gingen in die Kuchel. Sie waren unruhig geworden. Der Naz voraus mit der Stallatern', die Stina hinterdrein.

Dort am Herd, wo nun das Feuer erloschen war, stand der zweifelhafte Kessel. Er kam den Geschwistern Stockhammer jetzt mit einem Mal ganz unheimlich vor. Bei dem Schein der Laterne leuchtete er so eigentümlich. Die Stellen des alten Kupfers, die nicht durch die Rußkrusten verdeckt waren, blitzten so merkwürdig auf. Auf der Oberfläche des Kessels befanden sich Figuren und Zeichnungen in getriebener Arbeit. Dem Hannes und der Stina war es noch nie eingefallen, sie zu betrachten. Und jetzt getrauten sie sich nicht mehr.

„Vielleicht is da gar a Hexenspruch drauf!" sagte der Hannes besorgt.

„Könnt' leicht sein!" erwiderte die Stina. „I hab' schon amal in an Kalender a G'schicht' g'lesen. Da is aa so a Hexenkessel vorkommen. Der hat ak'rat so g'spaßige Figuren g'habt! I hab' sie früher gar nia g'sehen dö Figuren auf dem sakrischen Kessel da!"

„Dös is eben die wahre Hexerei, daß sie früher unsichtbar g'wesen sein!" entschied der Hannes. „Alles Verhexte is zuerst unsichtbar! Erst, wenn's oan' beim G'nack hat, nachher kimmt man drauf!"

Der Hannes und die Stina schlichen in gedrückter Stimmung aus der Kuchel und begaben sich über die steile, knarrende Holzstiege in ihre Kammern . . .

Am andern Tage waren sie beide schon zeitlich auf der Lauer nach dem Naz. Der kam aber erst spät am Nachmittag vorbei. Der Blaß ging's noch immer nicht besonders.

Die Stina erwartete den Naz vor der Tür. Heute rief sie ihn an: „Kimmst nit a bissel einer?"

„I werd' völlig nimmer derweil hab'n!" gab der Tschiderer Naz zur Antwort.

„I hätt' heut' an Kaffee!" lud sie ihn ein.

„Ja, nachher kimm i schon! Hast epper aa an Schnaps?" fragte er und zwinkerte mit seinen listigen Äuglein.

„Ja, i moan' völlig, es wird no oaner da sein!"

Der Naz und die Stina gingen in die Kuchel. Die Stina wärmte in einer kleinen Messingpfanne den Kaffee. Der Kessel stand heute am Boden. In seiner unmittelbaren Nähe hatte der Naz auf dem alten Stockerl Platz genommen.

„So, da trink'!" forderte ihn die Stina auf und stellte eine große Schale voll Kaffee vor ihn hin auf den Herdrand. „Der Hannes wird glei' kommen. Er is im Stall nachschau'n!"

„Fahlt epper was?" fragte der Naz und schlürfte den Kaffee.

„Joa! Die Blaß is nit recht bei'nand!"

„Sakra! Sakra! Dö wird eingiahn!" Der Naz fuhr aufgeregt in die Höhe.

„Jessas! Maria und Joseph! Hast du mi derschreckt!" schrie die Stina auf.

Nun kam auch der Hannes. Er brachte dem Naz ein Stamperl samt einer ziemlich umfangreichen bauchigen Flasche Schnaps und goß ein. Die Stina spülte das Messingpfanndl ab und dann die Schale vom Naz.

„Moanst, dös mit dem Kessel hat a Bewandtnis?" fragte der Hannes und lehnte sich mit dem Rücken an die geschlossene Kucheltür an.

„I woaß nit. I moan halt nur a so!" sagte der Naz.

„Moanst wirklich, der Kessel könnt' verhext sein?" fragte der Hannes noch eindringlicher.

„Bei so an uralten Kessel kann man nia wissen, wia man dran is!" ließ sich der Tschiderer Naz in eine nähere Erklärung ein. „Kessel hat's seit Erschaffung der Welt her alleweil geben. Schon bei der Stiftung der Höll'. Daher die höllischen Sudkessel. Die besten Kessel sein freilich die Weihbrunnkessel. Aber a solcher Kessel is dös amal ganz g'wiß nit g'wesen. Erstens is er schon amal viel z'groß dazua, und zweitens hat er gar koa heilig's Zeichen. A alter Kessel is's. Und in alter Zeit haben halt die Hexenkessel meistens solchene Figuren g'habt, dö koa Mensch mehr versteht. Es is do' niamand finscht eing'fallen, auf an g'wöhnlichen Waschkessel Figuren aufiz'machen. Dös tuat ja heutzutag', wo die Leut viel noblicher worden sein, aa koa Mensch nit! Also is der Kessel da völlig ganz g'wiß a alter Hexenkessel aus a Hexenkuchel außer. Dös werdet's iatz wol einsehen?"

„Ei ja, wol!" sagte der Stockhammer Hannes, dem die zwingende Beweiskraft der vom Naz vorgebrachten triftigen Gründe vollkommen einleuchtete.

„Nit recht richtig is er mir schon öfters vorkommen, der Kessel!" behauptete jetzt die Stina.

„Habt's ös epper schon was g'merkt?" fragte der Naz.

„Naa, no' nit!" entgegnete die Stina und goß das Spülwasser aus dem Messingpfanndl in den Kessel.

„Tschschsch! Pschschsch! Gschschsch! Tschschsch! Gschschsch!" brauste, zischte und brodelte es da auf einmal aus dem Kessel herauf, als ob in dem unheimlichen Gefäß plötzlich eine ganze Hölle mit einer Unmasse helliachter Tuifelen losgeworden wäre.

„Heilige Muatter Gottes, bitt' für uns!" kreischte die Stina entsetzt und ließ das Messingpfanndl klappernd auf den Boden fallen.

Der Tschiderer Naz war von seinem Stockerl aufgesprungen und bekreuzigte sich einige Male hastig.

Der Stockhammer Hannes lehnte ganz blaß und regungslos an der Kucheltür und murmelte nur immer halblaut und ganz mechanisch vor sich hin: „Alle guat'n Geister loben Gott den Herrn!"

„Alle vierzehn Nothelfer! Alle vierzehn Nothelfer!" ließ sich die Stina kläglich vernehmen.

„Alle guat'n Geister!" der Hannes.

„Heilige Muattergottes von Absam!" die Stina.

„I moan', es is am g'scheutesten, wir schauen, daß wir aus der Kuchel kommen!" schlug der Naz vor. „Sinscht steigt am End' no' der höllische Schürmoaster selber aus dem verflirten Kessel und holt uns alle mitanander!"

„O du heilig's Kreuz!" schrie die Stina entsetzt auf, drängte den Hannes gewaltsam von der Kucheltür weg und eilte in den Hausflur. Der Hannes stürzte ihr gleich nach. Zuletzt kam der Tschiderer Naz.

„Giahn wir g'scheuter in die Stub'n eini!" sagte die Stina noch ganz verstört. Die drei gingen in die Stub'n und setzten sich um den Tisch. Keines sprach ein Wort.

„Jatz wissen wir's für g'wiß!" brach endlich der Stockhammer Hannes das Stillschweigen.

„Ja, für ganz g'wiß!" bestätigte der Tschiderer Naz feierlich.

Der Rat von Berlin
empfängt das Abendmahl zum erstenmal in beiderlei Gestalt
Gemälde von Hugo Vogel.

„Was taten wir iatz epper am g'scheutesten?" fragte die Stina. Der Hannes zuckte zweifelnd die Achseln.

„Der Kessel muaß mir aus'm Haus! Auf der Stell'!" erklärte die Stina nach einer Pause.

„I rühr' dir den Kessel nit an!" sagte der Hannes.

„I aa nit!" rief der Naz.

„Ja, wer denn nachher?" fragte die Stina.

„Trag' dir'n selber fort und wirf'n in Bach!" riet ihr der Naz.

„Kunnt' mir einfallen! Daß nachher i verhext wurd'!" entgegnete die Stina ganz entrüstet.

Alle drei schwiegen eine Weile und sahen einander ratlos an.

„Wann wir dös g'wißt hatten!" begann nun der Hannes wieder. „Wir hatten den Malefizkessel vorgestern guat verkafen können!"

„Ja, so a hearrischer Zapf'n aus Wian hatt' ihn gar a so gearn g'habt!" erklärte die Stina. „Wann i wisset, wo der Stadtfrack iatz is, nachher verkafet i ihm den Kessel!"

„Ah, moanst den Altertumssammler, der oben in Brandenberg umanander stakelt?" meinte der Naz.

„Ja, derselbige!" bestätigte der Hannes.

„Der kaft'n g'wiß!" rief die Stina erleichtert.

„I moan' nit!" Der Naz schüttelte bedenklich den Kopf.

„Wol! Wol!" beharrte die Stina auf ihrer Ansicht. „Gelt, Naz, bist so guat und richtest ihm aus, wir taten den Kessel verkafen!"

„Ja, dös tua i schon!" sagte der Naz bedächtig. „Aber i moan', er mag'n nimmer!"

„Brauchst ihm ja nix z'sagen davon!" redete ihm die Stina zu.

„Wol! Dös muaß i schon!" erklärte der Naz gewissenhaft. „Was wurd' denn da nachher draus, wenn den Hearrischen am End' der Teufel holet?"

„Dös macht nix!" mischte sich nun der Stockhammer Hannes in die Unterhandlung. „Die Hearrischen holt ja amerst (ohnedies) die meisten der Teufel, weil sie nix glauben tuan!"

„Da hast schon recht!" sagte der Tschiderer Naz. „Aber wann di' der Hearrische bei G'richt verklagt, sobald er draufkimmt, was es mit dem Kessel für a Bewandtnis hat!"

„Dös war' freili übel!" Der Hannes kratzte sich bedenklich hinter den Ohren.

„Wenn halt du den Kessel mitnehmen tatest!" wandte sich die Stina an den Naz.

„I? Den Hexenkessel? Naa! Im dreiheiligen Namen Naa! und Naa!" Der Naz tat ganz entsetzt.

„Du brauchst es nit umsinscht z' tuan! Wir zahlen dir an Gulden!" lenkte der Stockhammer Hannes ein.

„Grad' daß er über Nacht fortkimmt! Sinscht kann i wieder nit schlafen!" bat die Stina.

„Naa! Naa!" wehrte sich der Naz. „Dös tua i nit!"

„Geah', um zwoa Gulden kannst es schon tuan", bettelte die Stina.

„Trag'n lei selber durch!" rief der Naz.

„Schau', zwoa Gulden sein nit zu verachten! Kannst a ganze Woch'n Schnaps trinken!" redete ihm der Hannes gut zu.

„Ja, wenn mi' nit unter der Woch'n der Teufel holt!" erklärte der Naz trocken.

„Muaßt halt kräftig Reu' und Leid erwecken!" bearbeitete ihn die Stina. „Und alle Tag' an Rosenkranz beten! Und wir geben dir drei Gulden! Nachher tuast es schon? Gelt, Naz?"

Diesem lockenden Angebot konnte der Naz doch auf die Dauer nicht mehr widerstehen. Nachdem er sich noch etwas gewehrt hatte, kam er mit dem Hannes und der Stina überein, daß er für drei Gulden den Kessel mitnehmen wolle. Anfangen könne er damit, was ihm beliebe.

Zuvörderst ließ sich der Tschiderer Naz aber noch mit unterschiedlichen Stamperln Schnaps die gehörige Schneid' für seine Mission einflößen. Dann lud er sich den unheimlichen Kessel auf den Buckel und machte sich, zwar etwas schwankend in seinem Untergestell, aber sonst mutig und kreuzfidel, mit drei blanken Gulden im Sack, auf den Weg.

Als der Tschiderer Naz schon ein gutes Stück Weg zurückgelegt und den Stockhammerhof bereits aus dem Gesichtskreis verloren hatte, schlug er eine helle Lache auf. Und er hatte auch gut lachen, der alte Haderlump. Der Kessel gehörte nun ihm, auf den der fremde Hearrische gar so damisch spitzte. Drei Gulden hatte er noch extra, und der Stockhammer Stina, die er wegen ihres Geizes ohnedies nicht leiden konnte, hatte er einen sakrischen Streich gespielt.

Der Tschiderer Naz war am vorhergehenden Tage nicht ins Kaiserhaus gegangen, wie er vorgegeben hatte. Er war gemächlich nach Rattenberg hinausgetrottet und hatte von dem Gulden, den ihm der Fremde spendierte, in der Rattenberger Apotheke eine ganzes Dutzend Brausepulver gekauft. Die mischte er sorgfältig untereinander, tat sie in eine alte Tabakdose aus Birkenrinde, die er besaß, und leerte dann den ganzen „Teuxel", während ihm die Stina den Kaffee wärmte, heimlich in den verdächtigen Kessel. Als dann die Stina das Wasser in den Kessel goß, da ging das Gebrause von den zwölf Pulvern freilich ganz höllisch los. Der Naz mußte sich nur immer zusammennehmen, daß er seinen Ernst bewahrte und nicht aus der Rolle fiel. Das Lachen hatte ihn gar so viel gejuckt.

Dafür machte der Naz jetzt seinem Lachbedürfnis, da er außer Hörweite war, um so kräftiger Luft. Es beutelte ihn ordentlich unter seinem Kessel vor lauter Wonne und Schadenfreude. Ein paarmal versuchte er sogar noch mit seinen alten Knochen einen tüchtigen Luftsprung und jodelte dabei wie ein Junger. Wenn ihn der Hannes und die Stina in dieser Verfassung gesehen hätten, dann wären sie vielleicht auf den dringenden Verdacht gekommen, daß der Tschiderer Naz plötzlich übergeschnappt sei oder ihn am Ende gar schon der Gottseibeiuns beim Krawattel habe.

Daß der Naz seinen Kessel dem Hearrischen teuer genug angehängt hat, das versteht sich von selbst. Als der Fremde aber von ihm einige Aufschlüsse haben wollte, wie er es denn auch praktischer anfangen solle, um beim Altertumsammeln etwas mehr Glück zu haben, da ließ sich der Tschiderer Naz auf dieses Thema gar nicht näher ein, sondern meinte ziemlich kurz angebunden: „Dös lernt der Hearr do' nit! Man muß halt bei uns dahoam mit de Leut' z'reden wissen!"

Zu erwähnen ist nur noch, daß der Tschiderer Naz von diesem Tag an mindestens einen ganzen Monat nicht mehr aus den Freudenräuschen herauskam und von aller Frühe bis in die Nacht hinein beim Wirt daheim war. Zudem hatte ihn der Stockhammer Hannes und die Stina nachträglich noch gebeten, er möge von der Geschichte mit dem Kessel ja nichts weiter herumerzählen, da sonst der ganze Stockhammerhof in einen argen Verruf kommen könnte. Und sie, der Hannes und die Stina, könnten für den Kessel ja wirklich und wahrhaftig doch nix dafür. Wenn die Sache aber unter die Leut' käme, dann fänden sich gleich böse Mäuler, die es im ganzen Tal herumsprengen würden, daß beim Stockhammer einmal eine Urahndl eine Her' gewesen sei.

Der Tschiderer Naz versprach großmütig, über die Angelegenheit zu schweigen. Schon aus purer Freundschaft für die Stockhammerischen. Seitdem kehrt der Naz am Stockhammerhof öfters auf a Lackerl Kaffee zu. Alles aus purer Freundschaft. Auf den Kaffee drauf muß es jedoch auch jedesmal noch ein paar Stamperln Schnaps geben. Das tut der Naz aus purer Freundschaft auch nicht anders. Schließlich und endlich hätte den Naz ja doch der Teufel holen können, begütigt der Hannes regelmäßig seine Schwester, wenn für die Sparsamkeit der Stina die häufigen Gastbesuche des Tschiderer Naz etwas gar zu empfindlich werden.

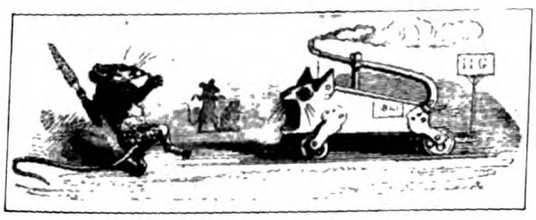
Karikaturen auf grosse Erfindungen.

Von Franz M. Feldhaus.

Als in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Automobildroschke des Franzosen Bollé in Berlin ihre Fahrproben machte, schrieb ein Berichterstatter in einem Artikel, der die Nützlichkeit solcher Kraftwagen erwog, eines der wichtigsten Bedenken gegen ihre Einführung sei doch die Tatsache, daß ein Droschkenhalteplatz ohne Pferde einen lächerlichen Anblick bieten müsse. So sehr wir heute berechtigt sind, über diesen Berichterstatter zu lächeln, so zutreffend war doch damals sein Urteil. Eine Droschke mit einem Pferd davor war etwas ganz Natürliches. Eine Droschke, die ohne Pferd davonlief, erschien im Widerstreite mit den Gesetzen der Natur und der Gewohnheit. Das Bild eines alleinlaufenden Wagens hatte nicht die gewohnte Gestalt, sondern es trat als eine Verunstaltung vor unsere Augen. Jede Verunstaltung aber hemmt unsere gewohnte freie Betrachtung und erscheint häßlich.

Wie alles auf der Welt sein Schicksal hat, so auch das Häßliche. Es kann sich nicht davor verbergen, komisch vorgestellt zu werden. Wo es verdeckt ist, muß es im Lichte der komischen Betrachtung entdeckt, wo es wenig oder kaum bemerkt wird, muß es hervorgeholt und so verdeutlicht werden, daß es klar und offen zutage tritt. Werden dann die einzelnen Züge stärker hervorgehoben, so grob und auffallend gemacht, daß sie deutlich hervortreten und sofort ins Lächerliche fallen, so entsteht die Karikatur.

Gemessen, oft kalt und gefühllos erscheinen uns die Werke großer Erfinder. Um so erfrischender wirkt es auf uns, sie einmal unter einem Streiflicht des Schalkes betrachten zu können. Bereits auf eine der drei großen Erfindungen des Mittelalters, auf die Erfindung der Schießpulvergeschütze, ist frühzeitig eine Karikatur gemacht worden. Merkwürdigerweise konnte ich über Karikaturen auf die beiden anderen damaligen Erfindungen, Bücherdruck und Kompaß, nichts Tatsächliches ermitteln.

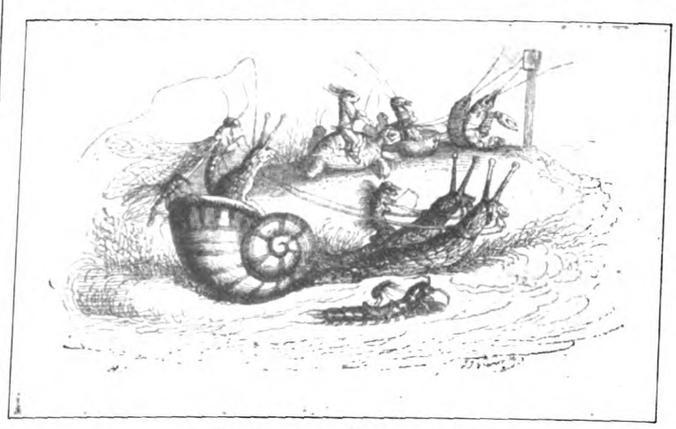


Die Dampfmaschine auf der Mäusejagd.

Der kleine Holzschnitt, den unsere erste Abbildung nach einem Original vom Jahr 1544 wiedergibt, knüpft an den Bericht alter Kriegsbaumeister, daß ein deutscher Mönch, genannt Berthold der Schwarze, der Erfinder der Schießpulvergeschütze sei, an. Neuere Forschungen haben ja auch ergeben, daß der schwarze Berthold ums Jahr 1380 irgendwo in Deutschland als wissenschaftlicher Reformator auf dem Gebiete der Artillerie tätig war. Aber noch jahrhundertelang waren die Chronisten und die Dichter dem Manne gram, der das „graußamn vnd erschröcklich pürengeschütz erfundten" hatte. Man erklärte seine Erfindung als eine Beeinflussung des Teufels und fluchte ihr noch lange. Wir sehen deshalb auf dem Bildchen auch den Teufel als den Urheber der Erfindung, den Mönch nur als sein willenloses Werkzeug. Das Bildchen zeigt zwei getrennte Vorgänge nebeneinander: rechts den Teufel und den Mönch beim Pulvermachen, links die beiden an einer Kanone beschäftigt. Beim Pulvermachen führt ein häßlicher fliegender Teufel mit dem Maul den Stößel. Am Geschütz umarmt ein Teufel liebevoll den Mönch, der beim Laden ist. Im Vordergrunde sitzt ein häßliches Tier, wie ein Dudelsack anzusehen, das mit seinem Rüssel Schießpulver aus einer Schüssel frißt. Es soll auf die unheimlichen Töne hindeuten, die das anscheinend harmlose Pulver zu geben vermag.

Die Erfindung des Schießpulvers.
Karikatur aus dem Jahre 1544.

Häufig findet man Karikaturen auf Feuerwaffen, die dadurch komisch wirken, daß sie die Handlung weit vor die Zeit der Erfindung des Schießpulvers zurückverlegen. Die beste Karikatur dieser Art findet man auf einem großen Altargemälde in der Nähe von Haarlem. Dort wird das Opfer Isaaks dargestellt, doch Abraham hat statt des Schlachtmessers eine jener gewaltigen Reiterpistolen des 17. Jahrhunderts in der Hand. Schon ist der Hahn gespannt, um den armen Isaak zur Strecke zu bringen, da erscheint hoch in den Wolken ein rettender Engel. Aber er hindert nicht etwa den Abraham durch göttlichen Zuruf, von seinem Opfer abzulassen, sondern verrichtet kurzerhand ein unaufschiebliches Geschäftchen geradeso, daß der nasse Strahl auf die Zündpfanne der Pistole niedergeht. Selbst in den ernst gemeinten Darstellungen der Renaissance, die es liebte, die Handlungen der Bibel oder der klassischen Sagen in den Kostümen des 15. Jahrhunderts wiederzugeben, wirkt die Beigabe von Feuerwaffen ungewollt als Karikatur. Es gibt z. B. ein Gemälde der Belagerung von Jerusalem, auf dem das Feuer der Kanonen und Mörser eine große Rolle spielt. Der Obergewaltige Titus, der auf dem Gemälde die Belagerung leitet, und die übrigen



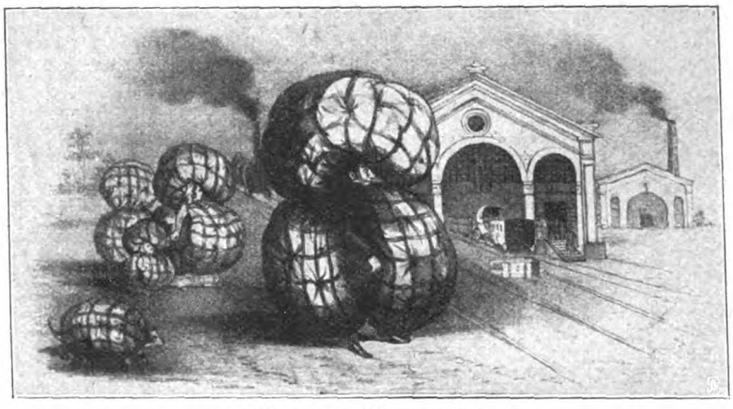
Langsame Beförderungsmittel.
Karikaturen von J. Grandville aus dem Jahre 1841.

Feldherren tragen große Reiterpistolen im Gürtel. Hier gibt also ein einfacher Anachronismus eine komische Wirkung.

Auch auf alten Geschützrohren selbst findet man häufig Grotesken und Karikaturen. Selbst in der Namensgebung der Geschütze griff man gern zum grausamen Spott. Groteske Darstellungen sieht man z. B. auf einem der schönsten Rohre im Berliner Zeughaus, und daneben liest man die Aufschrift: „Die schöne Taube bin ich genennt, Mich nit ein Jeder recht erkennt, Wann aus meinem Schlag Jungen fliegen, So thuen darob die Mauern klieben.“ Man zog also hier zwischen den Taubeneiern und den todbringenden Kugeln der Kanone eine komische Parallele.

Zahlreich sind die Karikaturen auf die Anwendung der Dampfkraft. Bei einem Barbier in Karlsruhe hängt ein englisches Flugblatt aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, auf dem selbst das Rasieren — eine der wenigen Erfindungen, die seit dem Altertum noch nicht durch die Maschine verändert werden konnte — karikiert wird. Neben den Rasierstühlen der Kundschaft sieht man eiserne Maschinen herausragen, an denen Zahnräder lange Hebel in Bewegung setzen, die fürchterliche Rasiermesser über die eingeseiften Gesichter der Kunden schwingen und so die Handarbeit des Bartkünstlers entbehrlich machen. Voll urwüchsigen Humors ist die Karikatur auf die Erfindung der Dampfkraft, die wir nach einer Darstellung des französischen Malers J. J. Grandville vom Jahre 1841 wiedergeben. Frankreich hatte damals seit vier Jahren Eisenbahnen, und es wurde natürlich lebhaft über den Nutzen und den Schaden dieser umstürzenden Erfindung gestritten. In solchen Zeiten tauchen stets die unsinnigsten Projekte auf, und deshalb griff der Künstler hier zum Stift, um seinen Zeitgenossen in einer Übertreibung zu zeigen, daß man von der Allerweltskraft Dampf sogar das subtile Mäusefangen verlangen könne. Die geschmeidige, schleichend vorgehende Katze ist hier zu einem plump daherrollenden Blechkasten geworden, der mit blinder Kraft auf die Maus losrollt. Diese aber hüpft neckisch vor dem fortschrittlichen Ungetüm beiseite und zeigt so dem Beschauer, daß allem spottfrohen Gelichter, das sich mit scharfer Feile an die menschlichen Schwächen heranwagt, trotz allen Fortschritts nicht beizukommen ist.

Von dem begabten Grandville, der in geistiger Umnachtung im Irrenhause starb, währenddessen seine Tierkarikaturen alle Menschen zum Lachen zwangen, stammt auch die dritte Abbildung unseres Artikels. Durch das Aufkommen der Dampfschiffe und der Eisenbahnen war im Verkehrsleben eine so große Umwälzung entstanden, daß mehr als ein aufgeklärter Geist sich zu den alten Zeiten, nach Wanderstab und Postkutsche zurücksehnte. Grandville geißelt deshalb in diesem Bildchen die Bestrebungen jener Leute, die schnelle Entwicklung des Verkehrs zu hemmen. Flinke Insekten läßt er von langsamen Schnecken in einem Schneckenhause davonziehen. Freund Lampe hat sich eine Schildkröte gesattelt, eine Heuschrecke zwei Krebse vor eine Nußschale gespannt und ein Floh sich gar in den Sattel eines Tausendfüßlers geschwungen. Wie herrlich weit werden sie alle mit ihrer Bedächtigkeit kommen, die nicht an den Pulsschlag einer neuen Zeit glauben wollen! Auch die große Ängstlichkeit der Menschen in den ersten Zeiten des Dampfes wird damals karikiert. Unsere nebenstehende Abbildung zeigt ein Blatt aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, auf dem die ganze Familie samt dem Haushunde vor Antritt der Reise dicke Polster anlegt, und trotzdem erscheinen die Gesichtszüge des Familienoberhauptes nichts weniger als beruhigt.



Schutz gegen Eisenbahnunfälle.
Karikatur aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Karikaturisten sind auf dem Gebiete der Erfindungen oft große Propheten gewesen. Sehen wir doch auf der untenstehenden und der folgenden Abbildung Automobile und Flugmaschinen schon vor 60 Jahren vorhergesagt.

Die erste dieser Abbildungen trägt die Unterschrift „Dampfwagen und Dampfpferde im Jahre 1942 im Prater in Wien.“ Allerdings, wenn es so weiter geht mit den Automobilen, mag der Künstler, der dies Blatt vor 66 Jahren entwarf, recht haben. Wie er den Dampf und den Rauch, die Geschwindigkeit und die Verwirrung so überaus prächtig getroffen hat! Da gibt's schon automobile Fahrräder, Automobilomnibusse mit Decksitzen und selbst wappengeschmückte Hofwagen mit Diener und Leibjäger, ganz wie bei uns.

M. Branger, Paris, phot.
Dampfwagen und Dampfpferde im Jahre 1942 im Prater in Wien.

In dem nächsten Blatt hat ein englischer Künstler noch weiter in die Zukunft gegriffen. Er hat die Siebenmeilenstiefel des alten Märchens für das Zeitalter des Dampfes wieder aufleben lassen. Wir sehen im Vordergrund einen Weltreisenden, der in die hohen Dampfstiefel gestiegen ist, um mit ihnen über Berg und Tal davonzuschreiten. Der Künstler, der einige Übelstände der neuen Kultur karikiert, gibt den Weltreisenden in der wenig beneidenswerten Situation

Automobile und Flugmaschinen.
Karikatur aus dem Jahre 1842.

W. Branger, Paris, phot.

wieder, als ihm das Feuer seiner Dampfmaschine ausging. Ein kleiner Junge, der dem Feuer mit einem Blasbalge nachhilft, beschwichtigt den Hilflosen vergebens. Links im Hintergrunde des Bildes explodiert ein Dampfwagen, trotzdem er die stolze Aufschrift „Sicherheitswagen. Verbürgt, nicht zu explodieren", trägt. Auf der rechten Seite des Bildes überholt ein Bauer, der mit seinen Produkten zu Markt fährt, mit seiner Dampfchaise einen Wagen mit vornehmen Herrschaften. Diese sind über den entsetzlichen Rauch arg erbost, und einer von ihnen ruft dem Bauer drohend zu: „Sie gemeiner Kerl, warum brennen Sie nicht gereinigte Holzkohle!" Der Bauer erwidert ruhig: „Die Sache ließe sich schon machen, wenn der andere es bezahlen wollte." Hoch in der Luft nahen auf diesem Bilde zwei Flugmaschinen. Wenn man sie genauer besieht, scheint der Dampfkessel wie ein Ballon und die Feuerung wie eine Gondel auszusehen. Mächtige, durch Dampfkraft angetriebene Flügel setzen die Maschinen in Bewegung; doch der Künstler ahnte schon damals, daß den Flugmaschinen nicht zu trauen sei. Das Gelenk eines Flügels lockert sich, und wir sehen den Luftschiffer Hilfe rufend in die Tiefe stürzen. Der Berliner Karikaturist Hosemann hat im Jahre 1847 das Zeitalter der Luftschiffahrt einmal treffend durch zwei Figuren angedeutet, die wir als Ausschnitt aus einem größeren Bild in der obenstehenden Abbildung wiedergeben. Vater und Mutter, recht altmodisch gekleidet, gehen auf Reisen, nehmen aber vorsorglich Fallschirm und Sicherheitshüte mit. Denn würde man auf der Reise ein Luftschiff besteigen und fiele herunter, so wären die Schirme durch ihre versteiften Drahtsysteme sogleich als Fallschirme brauchbar. Und käme einmal einer der Luftreisenden, der sich von oben herabläßt, gerade auf unserem Kopf an, während wir ruhig spazieren gehen, so würde der dickgepolsterte Hut ein ausreichendes Schutzmittel gegen die ungewollte Härte einer solchen Berührung sein. Am 2. Juni 1803 erschien in Paris sogar eine Karikatur, die eine Landung der Napoleonschen Armee mittels großer Luftballons in England darstellte. Die französischen Krieger stehen mit Pferden und Fahnen gerüstet in den Gondeln. Die Engländer nehmen unten schon Reißaus, noch ehe die Ballons überhaupt gelandet sind.

Mit Fallschirm und Sicherheitshüten.
Karikatur Theodor Hosemanns aus dem Jahre 1847.

Gegen den Erfinder direkt wendet sich eine Karikatur, die sich im Besitze des Mannheimer Altertumsvereins befindet und den Erfinder des Fahrrades, Baron v. Drais, zeigt. Weil er schon vor 90 Jahren so energisch für das schnelle Fahrrad als Verkehrsmittel eintrat, wurde er auf einem Flugblatt als Schnellrenner und Schnellfahrer samt seiner Erfindung verspottet.

Auch unser untenstehendes Blatt geht auf das Fahrrad und das Rennen hinaus. Elegante Herren sehen von einer Tribüne einem Rennen von Dampfrossen zu. Zwei dieser Dampfrosse sind zusammengestoßen, der eine Reiter liegt an der Erde, der andre wurde durch die Explosion seines Dampfpferdes hoch in die Luft geschleudert. Auf der Tribüne liegt im Vordergrunde Verbandzeug, und im Hintergrunde sieht man einen Wegweiser zur Versorgungsanstalt für untauglich gewordene Jockeis. Und doch, rennen nicht jetzt die Motorräder im wilden Tempo um die Bahn?

Unsere letzte Abbildung führt uns in das Berlin der guten alten Zeit, dort ans Wasser, wo noch heute die Jungfernbrücke die beiden Ufer fernab vom Getriebe der Großstadt

Wettrennen von Dampfrossen und Luftballonwettfahrt.
Karikatur aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

W. Branger, Paris, phot.

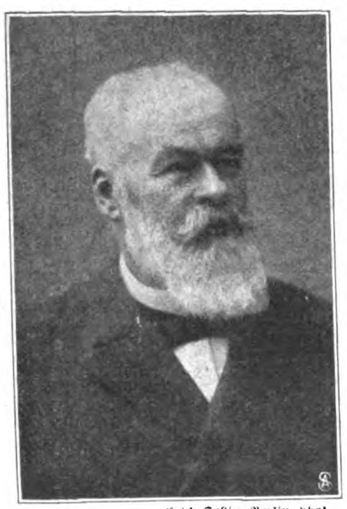
friedlich verbindet. Damals war dort bald das Ende der Stadt. Die Satire dieses Bildes geht auf die Umstürzung, welche die neue Gasbeleuchtung, die im Jahre 1816 bei einer Berliner Firma eingeführt worden war, hervorgerufen hatte. Das Aufsehen dieser Neuerung war so groß, daß eines Tages sogar der König mit den Prinzen in dem Geschäft erschien, um sich diese merkwürdige Beleuchtung anzusehen. Als die englische Gasgesellschaft die neue Beleuchtungsart in Berlin Unter den Linden eingeführt hatte, machte der Künstler dann die Reklame dieser Gesellschaft im Bilde dadurch lächerlich, daß er eine Spreewälderin mit zwei Trageimern, wie man sie damals zum Wasserholen benutzte, durch die Straßen laufen ließ, um die Neuerung auszurufen und zu empfehlen. Von den Eimern aus gehen gebogene Röhren nach oben, um die an ihrem Ende brennende Gasflamme jedermann zu zeigen und einen übertriebenen Beweis für deren Nützlichkeit zu liefern.

Tragbares Gas in Berlin.
Karikatur aus dem Jahre 1830.

So hat der Humor manche vermeintliche Erhabenheiten menschlichen Erfindungsgeistes von der eingebildeten Höhe wieder zurück in das richtige Gleis geführt. Auch im Reiche der Erfindungen müssen die Schwächen offenbart werden, um gerichtet zu werden. Und so sei der Humor hier willkommen wie Mephistopheles unter den Kindern des Lichts:

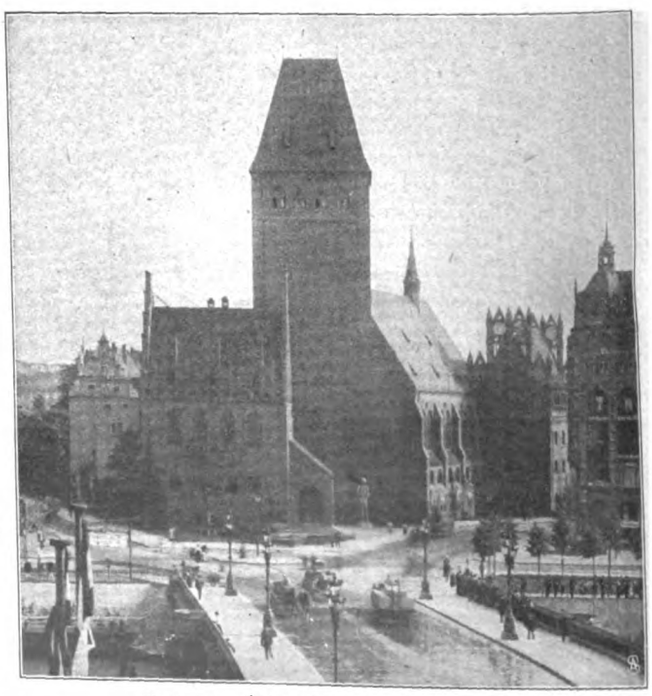
„Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last."

Gustav Schmoller. (Zu dem untenstehenden Bildnis). Gustav Schmoller, der berühmte Nationalökonom der Berliner Universität, vollendet am 24. Juni d. J. sein 70. Lebensjahr. Er kann auf ein Leben voll großer Erfolge zurückblicken. Niemand hat wie er der zeitgenössischen Nationalökonomie die Richtung gewiesen; die Mehrzahl der deutschen Lehrstühle dieser Wissenschaft ist mit seinen Schülern und Anhängern besetzt. Alle Ehren, die der Staat und die Universität zu vergeben haben, haben sich auf sein Haupt gehäuft: er ist Ritter des Ordens pour le mérite und als Vertreter der Berliner Universität Mitglied des preußischen Herrenhauses. Am 24. Juni 1838 zu Heilbronn geboren, wurde er bereits 1864, also im Alter von 26 Jahren, außerordentlicher und 1865 ordentlicher Professor in Halle als Nachfolger Eiselens, kam dann 1872 an die neu errichtete deutsche Universität Straßburg und folgte im Jahre 1882 einem Rufe zur Nachfolge Helds an die Berliner Universität, an der er seitdem in ungebrochener Kraft wirkt. Er hat also an die hundert Generationen künftiger Juristen, Staatsmänner und zünftiger Nationalökonomen mit seinem Geist erfüllt. Daraus mag man ermessen, welchen außerordentlichen Einfluß auf das geistige Leben Deutschlands er ausgeübt hat. Schmoller ist eine Kämpfernatur, und so kann es denn nicht wundernehmen, wenn die von ihm scharf Angegriffenen, wenn namentlich jene, die er aus der Stellung der beati possidentes verdrängte, die Anhänger der alten bürgerlichen sogenannten klassischen Theoretik, seine wissenschaftliche Auffassung ebenso scharf angegriffen haben und zum Teil noch angreifen. An diesen Angriffen dürfte das eine wahr sein, daß Schmoller mit einer gewissen Einseitigkeit, wie das in Kampfzeiten nicht anders möglich ist, seine abweichende Anschauung verfochten und durchgesetzt hat. Mit einem starken Tropfen sozialen Öls gesalbt, hat er gegenüber der erbarmungslosen Mechanik, in welche die Epigonen der klassischen Theoretik zuletzt eingemündet waren, der humanitären und ethischen Auffassung ihr Recht gewahrt. Er hat ferner, gegenüber der reinen Psychologik der Deduktion, die historische Auffassung in den Vordergrund gerückt; sein Ziel war, den wirtschaftlichen Menschen in seiner historischen Bedingtheit zu zeigen, die Wurzeln der einzelnen ökonomischen Tatsachen und Einrichtungen in der Geschichte bloßzulegen und ihre Entwicklung bis zur Gegenwart herauf aufzuzeigen. Vielleicht hat er, und gewiß haben einige seiner Schüler dieses an sich überaus fruchtbare Prinzip hier und da überspannt, haben nicht mit gleicher Liebe die Rückseite der Medaille betrachtet, das Problem nämlich, inwiefern die geschichtliche Handlung der Menschen wirtschaftlich bedingt ist. Aber unmöglich kann das ein Vorwurf genannt werden. Alle Wissenschaft vollzieht ihren Gang sozusagen in Pendelschwingungen; notwendig muß ein neues Prinzip sich selbst durch Übertreibung ad absurdum führen, muß ein neuer Gedanke gerade dadurch sich seiner Grenzen bewußt werden. Wenn heute die deduktive Methode wieder vordringt, wenn vielleicht diese ewige Pendelbewegung nach der anderen Seite auszuschlagen beginnt, so darf nie verkannt werden, daß Gustav Schmoller selbst grundsätzlich dieser Methode immer ihr volles Recht



Erich Sellin, Berlin, phot.

Gustav Schmoller
feiert seinen siebzigsten Geburtstag.



Das neue Märkische Museum zu Berlin,
erbaut vom Stadtbaurat Ludwig Hoffmann.

gewahrt hat; und es darf noch viel weniger verlannt werden, daß die neue Dedultion vor allen Dingen fußt auf dem gesicherten wirtschaftsgeschichtlichen Material, das die historische Schule unter Führung ihres Meisters gesammelt, gesichtet und bearbeitet hat. Das dürften heute, nachdem die Hauptschlacht geschlagen und der wildeste Kampflärm verhallt ist, auch die Gegner Schmollers anerkennen. Seine Schüler aber und Freunde freuen sich am heutigen Tage mit dem ganzen deutschen Volke seines Besitzes. Ein vorbildliches, echt deutsches Gelehrtenleben voll Hingebung und demutsvoller Arbeit krönt sich an diesem Tag. Es war Mühe und Arbeit, und darum war es köstlich. Mögen dem rüstigen Manne, dessen „Alter so frisch blüht wie greisender Wein", noch viele gesegnete Jahre beschieden sein! F. O.

E. von Brauchitsch, Berlin, phot.

Raum für Fischerei und Handel im neuen Märkischen Museum zu Berlin.

E. von Brauchitsch, Berlin, phot.

Die große Halle im neuen Märkischen Museum zu Berlin.

Das neue Märkische Museum in Berlin. (Zu den Abbildungen auf S. 534 und 535.) Am Ufer der Oberspree, mitten zwischen den modernen Geschäftshäusern Berlins mit ihren kühnen, aber nüchternen Eisenkonstruktionen, erhebt sich das Anfang Juni seiner Bestimmung übergebene „Märkische Museum", eine geniale Schöpfung des Stadtbaurats Hoffmann und langer, mühevoller Arbeitsjahre Werk. Die Reichshauptstadt ist arm an architektonisch schönen Gebäuden aus alter Zeit — um so dankbarer umschließt sie nun den prächtigen Backsteinbau mit seinen zierlich durchbrochenen Giebeln und seinem massig trotzigen Turm, der wie ein Wahrzeichen mittelalterlicher Kunst und alten städtischen Bürgerstolzes sich hoch in den nordischen Himmel reckt. Sein Anblick erinnert an die köstlichen alten Rathäuser und Klöster norddeutscher Städte, wie Stralsund und Brandenburg, Chorin und Lehnin, und dorther hat sich der Erschaffer auch seine Anregungen und Vorbilder geholt, um mit erstaunlichem Geschick aus all den romantischen Einzelheiten ein trotz seiner vielfachen Gliederung lebendiges und harmonisches Ganzes zu machen. Auch ein Rundgang im Innern des Baues bietet ungetrübten Genuß. In der großen gotischen Halle mit ihrer mächtigen Deckenwölbung, im Dämmerlicht des gotischen Kirchleins wie in der prächtigen Waffenhalle und den weiten Renaissance-, Barock- und Rokokosälen hat Aufstellung gefunden, was die an berühmten Künstlernamen und Werken nicht eben gesegnete Mark im Mittelalter hervorgebracht hat an Holzschnitzereien und Steinfiguren, an Malereien und Kupferstichen, an Berliner Porzellan und Silberarbeiten — das findet sich — bescheidener als in den Königlichen Sammlungen und doch auch hier in reicher Auswahl — in dem neuen Museumsbau vertreten. Und daß hier nur Heimatkunst beisammen ist, daß die Erzeugnisse märkischen Könnens nirgends durch eine fremde höhere Kunst verdunkelt werden, das gibt diesem neuesten Berliner Museumsbau ein ganz besonderes Gepräge, das macht ihn zu einem Weihetempel heimatlicher Erinnerungen.

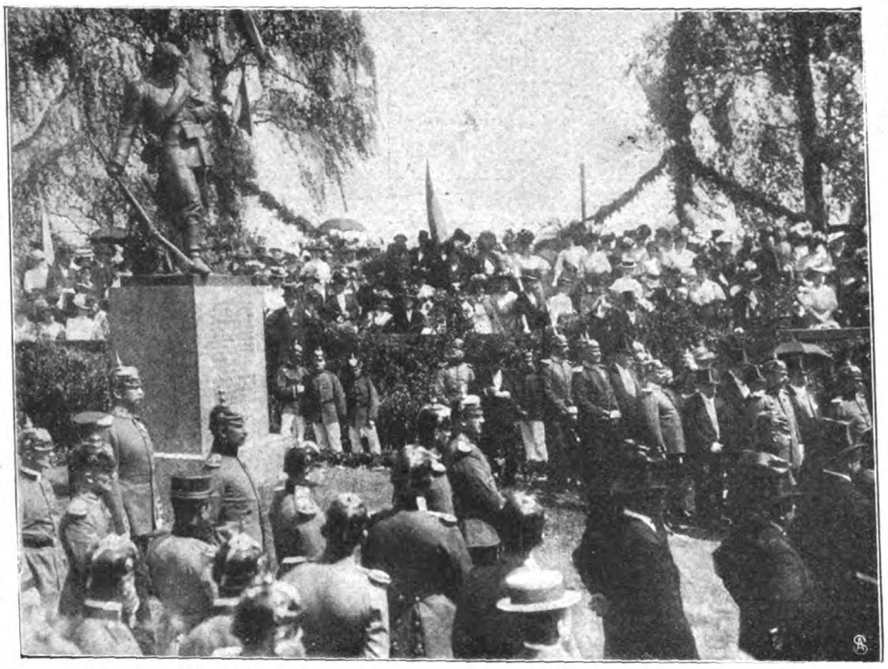
Riesen und Zwerge. (Zu der untenstehenden Abbildung). Die Extreme des menschlichen Wachstums sind auf der gelungenen Photographie in anschaulicher Weise vereinigt. Indien ist die Heimat dieser beiden durch ihre Körpermaße auffälligen Menschen. Der Riese stammt aus Kaschmir, und seine Körperlänge beträgt 235 Zentimeter, der Zwerg wurde in Patiala an der südwestlichen Grenze des Pandschab geboren und mißt nur 70 Zentimeter. Beide stehen im Alter von etwas über 20 Jahren. Diese Abnormitäten des Wachstums kommen bei allen Völkern und Menschenrassen vor. Riesen nennt man die hochgewachsenen Menschen erst dann, wenn ihre Körperlänge mehr als zwei Meter beträgt, während zu den Zwergen jene gezählt werden, die höchstens einen Meter oder nur wenig darüber hoch werden. Die Ursachen beider Erscheinungen sind ohne Zweifel krankhafter Natur. Bemerkenswert ist es, daß das Riesenwachstum erst in späteren Kindheitsjahren sich einstellen kann. So war der Riese Thomas Hasler aus dem bayrischen Gebirge bis zu seinem neunten Lebensjahre normal entwickelt. Um diese Zeit erlitt er einen Hufschlag an der linken Wange, und bald darauf fing er an, ungeheuerlich zu wachsen; er erreichte ein Alter von 25 Jahren, und seine Körperlänge betrug 235 Zentimeter, sein Körpergewicht 155 Kilo. Die große Körpermasse wird dem Riesen in der Regel zur Last, seine Kräfte stehen nicht im richtigen Verhältnis zu seiner Größe; die geistigen Fähigkeiten sind häufig gut entwickelt, mitunter aber ist das Zentral-

From Stereograph copyright by Underwood & Underwood, London u. New York.

Riese und Zwerg aus Indien.

nervensystem mangelhaft ausgebildet. Nicht selten zeigen auch die übermäßig entwickelten Knochen krankhafte Beschaffenheit, Verbiegungen, Verdickungen und große Brüchigkeit. Die Kolosse gehen in der Regel frühzeitig zugrunde. Die Zwerge befinden sich wohler. Ihr Gehirn ist meist nicht schlecht entwickelt; in einigen Fällen, wo man es nach dem Tode der Zwerge untersuchen konnte, betrug sein Gewicht ebensoviel wie nicht selten das Gehirngewicht normal gewachsener Menschen. Daß der Riese sehr viel essen muß, ist nicht zu verwundern, aber auch die Zwerge sind starke Esser. Ein normal gewachsener Arbeiter verbraucht täglich, auf 1 Kilo seines Körpergewichtes berechnet, 1,7 Gramm Eiweiß und 8,9 Gramm Fett und Kohlehydrate, ein Zwerg aber für das Kilo seines kleinen Körpers 2,9 Gramm Eiweiß und 14,9 Gramm Fett und Kohlehydrate. Da er klein ist, so kühlt sich sein Körper rascher ab als der eines größeren Artgenossen, er muß daher mehr Wärme erzeugen. Diese verkleinerten Modelle normal gewachsener Leute sind mitunter recht widerstandsfähig. Der kleinste Mann der amerikanischen Armee im Sezessionskriege war bei einem Alter von 24 Jahren nur 101 Zentimeter hoch, er ertrug aber, wie sein Oberst versicherte, die Strapazen des Dienstes ausgezeichnet. Das gleiche wurde von dem längsten Mann der Armee, der 210 Zentimeter maß, versichert, während vier andere Riesen, die 202 bis 205 Zentimeter hoch waren, im Marschieren weniger ausdauernd waren und häufiger auf der Krankenliste erschienen.

C. F.



Von der Einweihung des Denkmals für den Pionier Klinke in Spandau.

Das Klinke-Denkmal in Spandau. (Zu der untenstehenden Abbildung). „Mit Taten lohnt sich Treue, nicht mit Worten" steht als Motto auf der Rückseite des Spandauer Denkmals, das am 31. Mai enthüllt worden ist zu Ehren eines der Helden von Düppel, des braven Pioniers Klinke. Die „Kameraden" haben es ihm gesetzt, der Verein der Soldaten des Pionierbataillons v. Rauch (Brandenburgisches Nr. 3), das an der Erstürmung der Düppeler Schanzen am 17. April 1864 hervorragend beteiligt war, und einem jener tapferen Mitkämpfer verdanken wir auch die Erinnerung an die Vorgänge der denkwürdigen Tat. Etwa zwanzig Mann waren unter der Führung eines Offiziers dazu ausersehen, die Schanze 2 im Sturm zu nehmen. Sie wußten, daß es ein Todesgang war, von dem wohl nur wenige heimkehren würden, daß der Brief, den sie an ihre Angehörigen zu richten hatten, ein Abschied war von den Lieben daheim. Und sie gingen doch durch den Kugelregen der dänischen Schützen und nahmen die Schanze und machten 46 Gefangene durch ihre glänzende Tapferkeit. Auch Klinke fiel, in die Brust getroffen, und wenn auch nicht ihm, wie die Überlieferung erzählte, das Verdienst um die Sprengung der Schanze zukommt, sondern Pionier Kitto den Pulversack warf, den Unteroffizier Lademann angezündet, so starb doch auch er den Heldentod, und das Denkmal ist ihm zu Recht errichtet. Nur erscheint es als eine Ehrenpflicht, die Namen der beiden andern nicht zu verschweigen. Viele stille Heldentaten, die keiner weiß als die Toten, die nicht mehr reden können, mögen hier ihr Gedächtnis finden in der Gestalt des sterbenden Helden, die Professor Wilhelm Wandschneider so ergreifend lebensvoll dargestellt hat. Und wenn unsre braven Vaterlandsverteidiger von Spandau her durch die Schönwalder Allee ziehen, so wird an der Stelle, die „Düppelplatz" heißen soll, das Denkmal ihnen sagen, daß die Treue, die mit „Taten" spricht, ihres Lohns nicht verlustig geht.

Der Rat von Berlin empfängt das Abendmahl zum erstenmal in beiderlei Gestalt. (Zu dem Bilde Seite 529.) Eine der fünf großen Fresken, die Professor Hugo Vogel zur Ausschmückung des neuen Berliner Rathauses malt, gibt unser Bild wieder, und zwar diejenige, die einen bedeutsamen Moment aus der Einführung der Reformation in Preußen darstellt: „Die Austeilung des Abendmahls in beiderlei Gestalt an den Rat von Berlin und Coelln." Unaufhaltsam hatte die „neue Lehre" des Mönchs von Wittenberg auch in der Mark sich ausgebreitet, dem reformationsfeindlichen Kurfürsten Joachim I. zum Trotz. Die eigne Gemahlin des Kurfürsten, Elisabeth von Dänemark, bekannte sich zu ihr — sie konnte sich nur durch die Flucht nach Sachsen vor dem Zorn des Kurfürsten retten — und Rat wie Bürgerschaft waren längst protestantisch, als Joachim II., mit dem Beinamen Hektor, im Jahre 1539 die Reformation offiziell einführte. In jener Zeit religiöser Konflikte zwischen Fürst und Volk spielte sich der von H. Vogel behandelte Vorgang ab, und zwar in der alten, längst verschwundenen Domkirche, die an der Ecke der Brüderstraße gestanden hat. Das Kircheninnere mit seiner tiefen Farbenstimmung, dem Schwarz und Gold der Architektur, gibt einen prächtigen Rahmen für den feierlichen Vorgang ab. Vor dem Altar kniet der Rat, die Bürgermeister in der Mitte, während der amtierende Geistliche ihnen den Kelch darbietet und wenige Stufen höher ein zweiter Geistlicher die Hostie hält. Ergriffen schaut das Volk der heiligen Handlung zu, und wir erkennen in den lebensvoll gezeichneten Figuren so manches markante Berliner Gesicht: Hobrecht, Meubrink, Forkenbeck, Dunker u. a. m. Professor Hugo Vogel gehört zu unseren ersten lebenden Monumentalmalern großen Stils. Seine großen Wandbilder für das neue Stärdehaus, Motive aus der sächsischen Kaisergeschichte darstellend, wurden mit der Großen Goldenen Medaille für Kunst ausgezeichnet. Daß er auch als Porträtist Hervorragendes geleistet hat, ist allbekannt.

Der Deutsche Schulverein in Buenos Aires ließ uns vor kurzem seinen Jahresbericht von 1907 zugehen, der in seiner sachlichen Kürze schlagend sowohl die Notwendigkeit als die guten Erfolge dieser in Brasilien wirkenden deutschen Schule dartut. Es ist in der Tat erstaunlich und warmer Anerkennung wert, zu sehen, was alles sie mit ihren bescheidenen Mitteln im letzten Jahr erreicht hat. Da ist für den Kindergarten ein Saal gebaut, ein weiterer für den Zeichenunterricht eingerichtet worden, die Lehrmittel wurden — mit besonderer Berücksichtigung neuer physikalischer Apparate — ergänzt, die Schülerbibliothek erweitert und das Naturalienkabinett durch Schenkungen und Anschaffungen vervollständigt, außerdem Ausflüge erzieherischen und fortbildlichen Zweckes nach Fabriken und industriellen Anlagen, zoologischen und botanischen Gärten unternommen. Allerdings hat auch die Schule unter der Teurung der Zeit zu leiden, und immer drückender macht sich die Notwendigkeit geltend, vergrößerte, sichere Einnahmen durch Erhöhung des Schulgeldes zu schaffen. Solche Selbsthilfe wäre freilich ein zweischneidiges Schwert, denn viele der dort wohnenden Deutschen sind arm und würden der deutschen Kultur verloren gehen, wenn sie infolge eines unerschwinglichen Schulgeldes den einheimischen Schulen in die Arme getrieben würden. Der Deutsche Schulverein hofft deshalb auf die Unterstützung des alten Vaterlandes und der in Brasilien wohnenden Deutschen, und wir machen uns gern zum Anwalt der guten Sache, indem wir unsere Leser auf jenen vorgeschobenen Träger deutscher Kultur hinweisen.

Nicht zu übersehen! Mit der nächsten Nummer schließt das zweite Vierteljahr dieses Jahrgangs der „Gartenlaube"; wir ersuchen die geehrten Leser, ihre Bestellung auf das dritte Vierteljahr schleunigst aufzugeben. — Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß der Bezugspreis (2 Mark für die Ausgabe ohne „Welt der Frau", 3 Mark 25 Pf. für die Ausgabe mit „Welt der Frau") bei Bestellungen, die **nach Beginn des Vierteljahrs** bei der Post aufgegeben werden, sich um 10 Pfennig erhöht.

Einzelne Nummern bzw. Hefte der „Gartenlaube" liefert auf Verlangen gegen Einsendung von 25 bzw. 35 Pfennig in Briefmarken direkt franko die Verlagshandlung:

Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Die Marktfrau.

Gemälde von W. Witting.

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Das Kreuz im Venn.

(16. Fortsetzung.)

Roman von Clara Viebig.

Unter dem roten Dache, das tief übers rohe Sparrenwerk herunterhängt, stöhnte und wendete sich einer der Unglücklichen hin und her in ruheloser Qual. Alles schlief im scheunenartigen Raum. Ein Schnarchen, rauh wie das unablässige Schnarren und Schurren eines Sägewerks, vereinigte alle Schläfer. Mit glühenden, trockenen Augen starrte der einzig Wachende in die tiefe Dunkelheit.

Heute schien kein Mond draußen, der seine Strahlen wie blinkende Schwerter durchs Gebälk stach; finster war es. Aber der Rotkopf mit seinen brennenden, sich ins Finstere bohrenden Blicken sah das Venn draußen und hinter jedem Busch das Kind, das da hockte, das ihm zulächelte, den Kopf rasch vorstreckte und ihm winkte, ihm zunickte, so oft er mit seinem Spaten in die Nähe kam. Der Aufseher paßte jetzt lange nicht so scharf mehr auf wie vordem, man konnte jetzt ein wenig weiter hinausschlendern, den Karren, den man schob, weiter hinauskarren, als nötig tat, er rief kein „Halt!" O, wie das Kathrinchen so vertraulich war! Wenn er sich neben sie hinter dem Busche niederduckte, dann sah sie ihn immer so freundlich an mit ihren Augen. Ein hübsches Dingelchen, ein Kind noch!

Einen knurrenden, fauchenden Laut ausstoßend wie ein in die Enge getriebenes böses Tier, packte sich der Sträfling mit beiden Fäusten ins kurzgeschorene Haar. Wenn er die Augen auch zudrückte, so fest zukniff, daß ihm der Schweiß auf die Stirn trat, er sah sie doch — immerwährend. Gott im Himmel! Wenn der im Himmel sich wirklich um jeden einzelnen kümmerte, auch um einen, der hier in der Laushütte saß, dann mußte der ihm den Schutzengel schicken, den mit dem langen weißen Kleid und dem Lilienstengel in der Hand, von dem ihm das Kathrinchen einmal ein Bildchen gezeigt hatte — er brauchte ihn jetzt.

Die Hände ineinanderfaltend, sie zusammenpressend in krankhafter Hast, versuchte der Sträfling zu beten. Ah, wenn er jetzt der Schleichert wäre, der konnte paternollen! Er, er verstand das nicht so gut. Er hatte zu selten gebetet, die Gebete, die er als Knabe gelernt hatte, vergessen. Ob er den Kunden weckte? Der würde wohl mit ihm beten. Sein eigenes Gebet beruhigte ihn nicht. Ha, die kleine Trine, die verstand noch besser zu beten als der alte Paternapgacker, die konnte man fromme Lieder singen hören, wenn man die Ohren spitzte. Bis weit, weit ins Venn hinein klang ihr Gesang. Wenn man dem nachging, konnte man sie immer finden. Sie hütete das Vieh, sie sammelte von den roten Beeren, Tag für Tag, vom Morgen früh bis zum Abend spät, bis daß es dunkelte, bald hier, bald dort. Ihr Ruheplatz aber war hinter den schwarzen Tannen, ganz im Dickicht, im Busch am Fuß der Ley. Da war es so still, ganz verborgen. An Wochentagen kam kein Beter dahin, verlassen stand dann die Mutter Gottes im Stein.

Der Sträfling zuckte zusammen.

Er schwitzte; der klebrige Schweiß rann ihm in Strömen am Leibe herunter. Er betete wieder. Es war ein seltsames Gebet. Brocken von einst Gelerntem fand er noch zusammen, aber mit Verwünschungen vermengte er sie. Er fluchte sich und dem da oben. Warum war ihm das Mädchen in den Weg gelaufen, warum lachte ihn das immer so an?!

Die verwünschte Trine! Er fletschte die Zähne, er biß sie dann knirschend aufeinander. Die Augen rollten ihm, er bäumte sich jählings im Bett auf und wühlte sich dann wieder ein ins Stroh und richtete sich wieder auf und kauerte glühend und doch frierend, zitternd und mit den Zähnen klappernd, weinend auf seiner Bettstatt. Wann kam das Licht? Ach, helles Tageslicht! Kam es nicht endlich?

Ihm grauste in der Finsternis.

* * *

Nun war Joseph Schmölder schon vierzehn Tage oben auf der Fangeuse, und noch keine Stunde war ihm sein Entschluß leid geworden. Die erste Nacht freilich hatte er nicht schlafen können, er hatte wach gelegen in einer aufgeregten Neugier: was würde ihm die Nacht hier offenbaren? Wie ein Geheimnis schien es ihm in der Stille zu lasten. War das still, grabesstill hier! Eine tiefe, tiefe Ruh. Darin mußte man selber zur Ruhe kommen, die Seele mußte sich glätten wie ein stiller Bergsee, um den die schützenden Wände von Alpen stehen, und den kein Windzug mehr kräuseln kann. Er setzte sich im Bett auf und lauschte den Stimmen der Nacht.

In der Hecke, die das Haus völlig umgab, flüsterten die Winde; horchte man angestrengt hin, so konnte man auch das Rauschen der Tannen hören. Schwarz und hoch umstanden sie den kleinen Wiesenplan, auf dem die Fangeuse sich hinter die Hecke duckte. Hier war man wahrhaftig geschieden von aller Welt, hier konnte nichts, gar nichts von außen heran, man war hoch über all dem kleinen Getriebe.

Published 25. VI. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Mit einem großen Wohlgefallen blieb Joseph wach. Sonst war er ungeduldig, schier verzweifelt, wenn er nicht schlafen konnte — heute wachte er gern. Er malte sich das Leben hier oben so schön aus, daß er selbst nicht daran glauben konnte. Alle Tage in Frieden, kein Genörgel von Heinrich — die paar Tage, die er zur Jagd heraufkommen wollte, würden sich schon überstehen lassen — gar nichts von dem Spießbürgertum der kleinen Stadt, von den alltäglichen Sorgen und Besorgungen der Hausfrauen, welche die gute Sophie so gern umständlich besprach. Hier war er alles los. Die Bäreb würde ihn nicht weiter stören. Mochte sie machen, was sie wollte! Sie hatte ihm zwar am Abend eine Suppe vorgesetzt, vor der ihm noch grauste; aber er hatte sich mit Brot und Schinken begnügt und ein gut Teil Suppe verstohlen zum Fensterchen hinaus in die Hecke gegossen. Er wollte sie doch nicht kränken. Mochten die Mäuse des Feldes und die Raben, die, seit wieder Menschen eingezogen waren, über der Fangeuse lauerten, sich die Brocken herausholen. Ja, die Bäreb hatte sich augenscheinlich gefreut, daß er so viel von ihrer Suppe gegessen hatte. Sie schaffte voller Freudigkeit im Hause. Kaum, daß sie vom Wagen gestiegen waren und der Knecht die verschlossene Haustür und die verrammelten Läden geöffnet und all das Gepäck abgeladen hatte, hatte sie in der Küche ein Feuer angezündet, Wasser vom Brunnen herangeschleppt, das Kleid geschürzt, die Ärmel aufgestreift und angefangen zu scheuern. Die Möbel standen alle an ihrem Platz, aber dicker Staub lag darauf; die Fensterchen waren blind, nicht zum Durchsehen. Der Kutscher hatte ihr bei der Arbeit geholfen. Während sie also schafften, war Joseph hinausgegangen und hatte sein Reich umkreist in immer weiteren Linien; er konnte sich nicht satt sehen an dem blauen Duft der Ferne, in dem tief unten, meilen- und abermals meilenweit, weit jenseit der Grenze, die belgischen Städte und Städtchen auftauchten wie weiße Flecke, beglänzt vom Sonnenschein. Alle, alle sah er sie, und sie sahen ihn doch nicht!

Als er endlich zurückkehrte ins Haus, war der Kutscher fort. Das war ihm gerade recht, er wollte kein Alltagsgesicht mehr hier sehen; er hatte Feiertag gemacht. In der Stube prasselte ein Reisigfeuer, träumend saß er davor und sah die Funken springen.

So hatte er den ersten Abend hingebracht; er wußte nicht, daß es schon fast Mitternacht geworden war, bis er zu Bett ging, denn noch immer schaffte die fleißige Bäreb. Sie schlief dann aber auch gut. Die Zwischenwände im Hause waren nur dünn, er hatte ihre tiefen, ruhigen Atemzüge gehört.

Und die hörte er jetzt alle Nacht. Sie mischten sich mit dem Rauschen der Tannen, mit dem Säuseln in der Hecke; er hätte nicht ruhen können, hätte er sie nicht mehr gehört. Am Tage wurde er wenig von dem Mädchen gewahr. Er war immer draußen, die Tage waren so schön, herbstlich klar und doch noch warm hier oben, weil die Sonne hier am frühesten kam und am spätesten ging. Wenn unten die Schatten schon düsterten, war sein Wiesenplan noch golden beglänzt; er bedauerte, die da unten hausen mußten. Aber lagern konnte man nicht mehr draußen, die Wiese war Moorgrund und blieb tief innen feucht trotz aller warmen Bestrahlung. Er hatte es Bäreb anfänglich nicht geglaubt, er hatte sich hingelagert, zwar auf seinem Plaid, aber der hatte nicht abhalten können, daß er Schnupfen bekam und Rheumatismus. Wenn auch, diese Stunden, auf dem herb duftenden Wiesenplan in der Sonnenflut verdämmert, waren es wert!

„Ihr müßt ens schwitze, ich will Euch jet Tee holle jehn", sagte Bäreb, als er nieste und sich mit einem „Au!" den schmerzenden Rücken hielt.

Das war das erste, was ihn hier oben verstimmte; so alt war er denn doch nicht, daß sie ihm Tee zum Schwitzen kochen mußte — oder ergriff sie die Gelegenheit herunterzukommen, war's ihr schon zu langweilig hier oben bei ihm?! Er sagte es ihr in gereiztem Tone.

Sie sah ihn groß an, warum sollte sie nicht gern hier oben sein? Es ging ihr ja gut!

War es ihr denn nicht zu einsam?

Einsam? Sie sah ihn wieder verständnislos an, und dann lachte sie. „Wir sind dat ja jewohnt. Un Ihr seid ja auch da!"

Das versöhnte ihn. Aber er nahm sich doch vor, sich etwas mehr um sie zu kümmern, mehr mit ihr zu sprechen als das Allernotwendigste. Sie war so jung, immer allein — wer weiß, sie konnte doch Heimweh bekommen, oder am Ende bändelte sie aus Langweile mit einem der Grenzjäger an, die zuweilen hier vorüberstrichen!

So kam es, daß, als die Abende so früh herabsanken, daß sie lang erschienen, Bäreb beim Herrn in der Stube saß.

Sie hatte es anfänglich nicht gern gewollt, in der Küche gefiel es ihr ja so gut; aber nachdem sie ihre Scham überwunden hatte, erschien sie jeden Abend mit ihrem Strickzeug und setzte sich auf die Bank unterm Fenster.

Er las. Zweimal die Woche brachte der Landbriefträger Zeitungen — es war eigentlich rührend von Sophie, daß sie die für ihn sammelte und den ganzen Packen heraufschickte! Aber er wollte ja gar nichts wissen von der Welt. Und doch griff er aus Gewohnheit danach. Wenn er glaubte, etwas gefunden zu haben, was auch Bäreb interessieren konnte, las er es laut; sie saß ganz still, aber bald merkte er, daß sie doch nicht zuhörte. Und an einem Abend schlief sie über seinem Lesen ein. Fast freute er sich darüber; ja, ja, sie sollte lieber ganz so bleiben, wie sie war, das war ihr größter Reiz.

In den Wochen, die er oben wohnte, hatte Joseph außer mit Bäreb nur noch mit Bräuer gesprochen. Auf einer weiten Streiferei war er bis in die Nähe der Kolonie gekommen; sein altes Interesse für die Sträflinge erwachte wieder. Die gehörten ja nicht zur Welt, die standen jenseits. Er sah ihnen lange zu. Sie beachteten ihn nicht, selten, daß einer sich aus seiner gebückten Haltung aufrichtete, die heruntergerutschte Hose mit beiden Händen heraufzog und so ein paar Minuten, umflattert von den Fetzen des Kittels, stehenblieb und nach ihm hinblickte. Wie die Vogelscheuchen sahen die Kerle aus — ob sie denn nicht bald wärmere Kleidung bekamen?

Besonders der eine, ein schwächlicher Mensch mit käsigem Gesicht, mit abstehenden Ohren unter kurzgeschorenen rötlichen Stoppeln, schien einer wärmeren Jacke bedürftig. Er fiel Joseph auf. Wie heiser der Mensch hüstelte! Aber Bräuer, dem er davon sprach, wollte nichts von wärmerer Kleidung wissen. Es war ja noch gutes Wetter, wie sollten sie denn den Winter hinbringen, wenn man sie jetzt schon verzärtelte? Er war überhaupt abweisend. War das noch der gleiche Mann, mit dem es sich im Frühjahr so eingehend über die Gefangenen und das Kolonisationswerk hatte plaudern lassen? Freundlich war er ja auch damals nicht, aber voll innerer Anteilnahme bei der Sache; jetzt schien er verdrossen.

Fast feindlich blickte er Joseph an, der es wagte, ihn zu fragen: „Sie sind wohl nicht gern mehr hier?"

„Sein Se erst en Zeitlang hier, dann fragen Se nit mehr so dumm!" Und dann schrie er übers Venn, daß es hallte: „He, halt! Wohin will denn der Rotfuchs? Zusammenjeblieben! Hier wird sich nit von der Arbeit jedrückt! Verfluchtes Luder, fauler Schlingel!"

Der blasse Mensch mit dem roten Haar fuhr erschrocken zusammen; er hatte sich ein wenig von den andern entfernt. Hatte er sich davonmachen wollen? Jetzt kam er angetrottet, den Kopf gesenkt, und nahm die Arbeit wieder auf.

Sie schaufelten tiefe Gräben aus, in denen man sie kaum sehen konnte, wenn sie darin standen; da hinein sollten Dränröhren, noch diesen Herbst. Die Arbeit eilte.

Als Joseph nach Haus spazierte, fröstelte ihn. Der Wind schnob schon kräftig, obgleich die Sonne noch warm war. Überall im Venngrase blinkte es rot von den korallenen Träubchen der Preiselbeeren; in dichten Gebinden, Büschelchen bei Büschelchen, faßten sie all die Rinnsale und Rinnsälchen ein, die jetzt reichlich sickerten. Der ganze Grund war naß;

man mußte sich hüten, den schmalen Pfad zu verfehlen, ein Tritt daneben, und man sank knöcheltief. Joseph mußte ab und zu einen Anlauf nehmen, eine Lache zu überspringen; dann schwankte der Boden jedesmal unter ihm, die tiefen Tappen, die sein Tritt machte, füllten sich rasch mit Wasser. Hätte er den Umweg der Fahrstraße nicht gescheut, er wäre bequemer gegangen, aber es reizte ihn, das Venn zu durchqueren. Hier lief man geradeswegs auf die Fangeuse zu und auf die Grenze. Die Sträflinge hatten es doch eigentlich recht bequem, eine halbe Stunde hinter der Fangeuse, und man war überm Grenzfluß! Aber er hatte noch von keinem Fluchtversuche gehört. Ja, der Brauer war wohl der Mann, sie zu hüten; aber ein harter Mensch, ein grausamer Mensch. Wie er den armen blassen Kerl angeschrien hatte!

Ein Gefühl der Trauer beschlich den einsam Wandernden. Hier war nun die Natur, rein, groß, unverfälscht — noch ganz Natur — nichts von dem kleinlichen Gewese der Menschen, nicht ihre Wohnstätten mit Rauch und Geschrei. Eine Stille, hehr, überwältigend, fast erdrückend in ihrer Majestät. So mußte die Erde gewesen sein, als es hieß: „Sie war wüste und leer," als Gott erst sprach: „Es werde Licht!" Und doch war auch hier schon vom Leid der Menschheit hergedrungen! Joseph konnte die Jammergestalt des Sträflings nicht vergessen — der konnte einem ja im Traum erscheinen!

Naß, müde, etwas verstimmt kam er auf der Fangeuse an. Er traf Bäreb schon vor der Tür. Sie hatte Preiselbeeren gesammelt, einen mächtigen Steintopf voll; nun saß sie an der Hecke und verlas sie. Den schwarzen Kopf hielt sie emsig über das leuchtende Rot in ihrem Schoße geneigt; eine weiße Katze, die sich hier halbverhungert im Holzstalle vorgefunden hatte, rieb sich schnurrend an ihrem Ärmel.

Er stand unter den Tannen und betrachtete sie verstohlen eine lange Weile. Halblaut sang sie vor sich hin; sie hatte nicht die gleiche Stimme wie das Kathrinchen — unwillkürlich mußte Joseph der leichten, hohen Kinderstimme gedenken, die er in Leykuhlens Flur gehört hatte — hier der Erwachsenen Stimme war rauher, tiefer, aber es war trotzdem etwas darin, was an des Kindes Stimme erinnerte. Sie war ja auch noch ein Kind! Er betrachtete sie mit Wohlgefallen, und sein Gesicht erhellte sich.

Seine Stimme klang heiter, als er sie anrief: „He, Bäreb!"

„Sid Ihr als dao?" Sie lächelte, ohne zu erschrecken und ohne den Kopf von ihren Beeren zu heben. „Jeht als erin!"

Drinnen fand er schon den Tisch gedeckt, sein Feuerchen knistern und seinen Sessel, den einzig bequemen, der im Hause war, zum Feuer gerückt. Wie gut sie für ihn sorgte! Ein Gefühl der Rührung beschlich ihn; ja, er hatte ihr wirklich zu danken, ohne sie hätte er doch nicht hier sein mögen! Dann wäre es doch sehr einsam gewesen auf der Fangeuse.

* * *

Die Hirsche schrien. Nun war es völlig Herbst. Nebelschwaden lagerten auf dem Wiesenplan, der Wind hatte genug zu tun, sie aufzustöbern und den schwarzen Tannen wie Schleier an die Zacken zu hängen, erst die Mittagssonne verjagte sie ganz. An Tagen, an denen die Sonne nicht schien, verschwanden die Schleier gar nicht, dann blieben sie hängen von Morgen bis Abend.

Bäreb sang schallend in der Küche, der machten die Nebel nichts, sie kannte die. Aber Joseph saß verdrießlich innen, er konnte nicht hinaus, der nasse Nebel legte sich so unangenehm auf die Brust. Jetzt würde Heinrich bald heraufkommen, und das war auch ganz gut. Aus dem Fensterchen der Kammer, in der jetzt Bäreb schlief, vor dem in der Hecke ein kleiner Durchlug war, hatte Heinrich schon einmal früher einen Hirsch geschossen, einen Vierzehnender, der im Sternenschein auf der Wiese stand und in die Tannen hineinorgelte.

Brunftzeit; die Tiere wurden frech. Als achteten sie gar nicht des Hauses, so umkreisten sie es bei Nacht; man hörte ihre Hufe trappeln, die dumpf den Boden schlugen. Das war Joseph etwas ganz Neues, es regte ihn unbeschreiblich auf. Bei jedem heiseren Schrei, der nächtens und oft ganz aus nächster Nähe an sein Ohr drang, fuhr er zusammen. Dann lauschte er hinüber zu Bäreb, hatte sie es auch gehört?

Sie atmete ruhig, er aber blieb wach und horchte. Mit erregter Phantasie malte er sich das Bild draußen aus. Da stand, nur durch die Hecke von ihnen getrennt, das große Tier auf dem Wiesenplan, seine unruhigen Hufe scharrten den Moorgrund, seine Stangen wühlten ihn auf — Moos und Grasbüschel flogen — es stampfte wild, und dann hob es den zum Grund gesenkten, geweihbeschwerten, mächtigen Kopf, streckte den schwellenden Hals aus und schrie, schrie dumpf, drohend und begehrlich zugleich, schrie, daß das Echo zwischen den Tannen auftaumelte und nachschrie, daß die Ferne lebendig wurde. Das ganze Venn war voll Hirschgeschrei.

Sie saßen im Hause, schier belagert von den brünftigen Hirschen. Abends konnten sie nicht hinaus. Bäreb wäre gern am Sonntag zu den Ihren hinuntergegangen — so lange war sie nicht in der Kirche gewesen, und wie mochte es der Mutter gehen, wie den Geschwistern, und was wohl die Maiblum machte? Aber auch das ging nun nicht, denn kaum daß es dunkelte, hörten sie draußen ein Getrappel, ein Gestampfe von Hufen und dann ein heiseres Orgeln, so laut, so anhaltend, so gewaltig, daß sie erschraken.

Sie lugten durchs Fenster, sie sahen aber nichts. Waren da wirklich zwei Hirsche nur, oder waren's ihrer viele? Ein ganzes Rudel schien draußen. Das war ein Toben, ein Stampfen, ein Schnauben, ein Schnaufen wie von einer Herde Ochsen, die, toll geworden, blindwütend durcheinander rennt.

Das hielt an. Sie saßen im Zimmer zusammen und hatten nicht Lust, zu Bette zu gehen. Schlafen konnte man hierbei doch nicht. Bäreb fand zwar den Mut, vor die Haustür zu treten, in die Hände zu klatschen und laut zu schreien, das würde die Tiere verscheuchen. Aber erschrocken, mit einem gellenden Aufkreischen sprang sie zurück und schlug die Tür krachend zu. Etwas Dunkles, Gewaltiges war an ihr vorübergeschossen mit heiserem Keuchen, sie hatte einen glühenden Atem gefühlt. Nun hatte sie Angst, zitternd saß sie in der Stube.

Joseph wollte sie zerstreuen, er fing an, über die Ihren daheim mit ihr zu reden. Aber sie blieb einsilbig. Als er vom Dores sprach, rollten ihr ein paar dicke Tränen über die Wangen. Er nahm ihre Hand und streichelte sie, er behielt sie in der seinen.

Eng saßen sie beieinander in dem einsamen Haus, um sie nur Nacht und wildeste Triebe.

Sie hörten das Brüllen bis gegen den Tagesanbruch. Zuletzt einen röchelnden Schrei.

Als sie am Morgen vor die Türe traten, lag nahe auf dem zerstampften, blutigen Plan ein mächtiger Sechzehnender. Der Leib war ihm aufgeschlitzt, das schöne Haupt, das die Zunge herausstreckte, war zur Seite gesunken.

Da schrieb Joseph Schmölder an Heinrich Schmölder:

„Lieber Vetter! Komm jetzt herauf, die Hirsche schreien. Schieß ein paar von den Bestien ab, sie werden uns lästig."

Und Heinrich antwortete, schon beim nächsten Erscheinen des Zeitungspakets war sein Brief dabei:

„Lieber Vetter! Teile Dir mit wendender Post mit, daß wir nächsten Mittwoch, 20. Oktober, oben eintreffen werden, etwa 12 Uhr mittags. Zu essen schickt Sophie mit."

Wir — wir —?! Nun, hoffentlich kam doch niemand anders mit als Leykuhlen? Den pflegte Heinrich immer zu seinen Jagden einzuladen. Eine plötzliche Angst überkam Joseph, es war ihm, als sollte sein idyllischer Frieden unsanft gestört werden. Aber trotz schlimmer Vermutungen fühlte er doch etwas wie freudige Spannung, wer es auch sein mochte, er sollte ihm willkommen sein!

Draußen fiel Schnee. Es waren die ersten Flocken — so früh im Jahr? Aber Bäreb versicherte, daß es manchmal schon im September schneite, noch dazu gehörig, ganz Heckenbroich lag dann unter weißer Decke. Vergangenes Jahr waren um

diese Zeit längst alle Beeren im Venn erfroren gewesen. Nun blieb es wohl so bei; nun konnten sie auch unten nicht mehr hüten gehen, nun blieben die Kühe im Stall und die Menschen im Hause. Nun kam bald die Zeit, in der man sich ausschaufeln mußte, wenn man hinaus wollte.

Joseph ging vor die Hecke und sah sich erschrocken um. Ausschaufeln?! Nein, so schlimm konnte das hier ja nicht werden! Es hatte jetzt wieder aufgehört zu schneien, auf dem feuchten Wiesenplane waren die Flocken nicht liegen geblieben, nur auf den breiten Ästen der Tannen ruhte es noch wie Schwanenflaum. Das sah schön aus. Überhaupt, es mußte ganz herrlich hier sein, wenn Schnee lag. Eine Weiße, eine Reinheit, eine bräutliche Weihe über allem — anders als Schnee in den Niederungen! Nun hatte er keine Angst mehr.

Als am Abend Bäreb bei ihm in der Stube saß, neckte er sie mit ihrem Ausschaufeln. Aber sie blieb dabei; sicher, der Schnee lag oft fast so hoch wie die Hecke, und wenn er recht ruhig und gerade herunterfiel, dann stopfte er die Lücke zwischen Haus und Hecke so dicht zu, daß man nicht mehr aus dem Fensterchen sehen konnte, dann wurde es ganz dunkel im Hause, man mußte Licht brennen den ganzen Tag, und morgens konnte man die Tür nicht aufkriegen, so sehr man auch dagegen stemmte und stieß. Und hatte der Herr Joseph denn nicht die Kreuze im Venn gesehen? Von hier nicht weit, rechts und links von der großen Chaussee, da standen ihrer manche. Man konnte die Aufschriften nicht mehr lesen, und die Kreuze fielen auch bald um, sie waren ganz schwarz und vermorscht, aber sie waren gesetzt worden für solche, die versunken im Moor, im Schnee erfroren, im Nebel verirrt waren. Als sie noch ein Kind war und hüten ging, da hatte sie da manchen Kranz angehängt und ein Gebet gesprochen für die arme Seele.

Ja, er hatte die Kreuze gesehen. Unvermutet war einmal eins vor ihm aufgetaucht, halb eingesunken in den schwammigen Boden, er war fast darüber gestolpert. Er schauderte noch.

Bäreb aber saß und strickte und sprach mit lachendem Munde von all diesen Schrecknissen des Venns. Nun fehlte nur noch, daß es hier auch Wölfe gäbe!

Es war Joseph wie eine Beruhigung, daß der Vetter kam. Er selber war doch noch zu wenig vertraut mit den Verhältnissen, der wußte hier besser Bescheid. —

Am Mittwoch kamen sie, etwas unpünktlich, sie hatten Mühe gehabt durchzukommen; auf dem Moore, das man passiert, wenn man von der Chaussee abbiegt zur Fangeuse, waren sie zweimal auf dem schmalen Wege steckengeblieben. Sie hatten alle absteigen und die Räder mit anheben müssen, und wenn nicht zufällig noch ein Grenzjäger und ein Feldhüter drüben aus der Gemeindeforst ihnen zu Hilfe gekommen wären, so hätten sie es überhaupt nicht fertiggebracht.

„Tag, Joseph! Is dat en Dreck", sagte Heinrich, als er abstieg und dem Vetter die Hand schüttelte. „Siehst ja janz wohl aus — no, dat wird die Sophie freuen!"

Mit einem wahren Schrecken sah Joseph auch den Leutnant von dem hochrädrigen Jagdwagen absteigen. Auch der Landrat war mitgekommen, Aber die Freude, Heinrich zu sehen, ließ die unangenehme Empfindung nicht überwiegen. Doch wo steckte Leykuhlen?!

„Ja, der!" Heinrich Schmölder lachte. „Wat denkst du wohl, Jung, dein Freund is jetzt en Persönlichkeit, 'ne populäre Mann! Der zieht auf die Dörfer, der macht sich lieb Kind — o, reden kann der ja jut! Der wird jewählt, so sicher wie's Amen in der Kirch. Der kömmt durch, da is kein Zweifel dran!"

„Er wird unerhört poussiert von gewisser Seite", sprach der Landrat hinter der vorgehaltenen Hand und sah sich um nach dem Kutscher und dem Burschen des Leutnants, die Körbe und Decken vom Wagen trugen; man mußte heutzutage vorsichtig sein, es wäre doch unangenehm, wenn in streng ultramontanen Kreisen solche Äußerung des Landrats kolportiert würde! Das könnte seine Stellung sehr erschweren, ihn selber fast unmöglich machen!

„Kommt er denn nicht?" fragte Joseph enttäuscht. Eine plötzliche Sehnsucht nach dem Freund überkam ihn. „Kommt Leykuhlen denn wirklich nicht?" fragte er nochmals hastig.

„No, no, immer mit die Ruhe!" Heinrich lachte. „Immer noch der Alte. Die Fangeuse hat dich noch nit ruhig jekriegt, Joseph! Der Leykuhlen kömmt schon. Diesen Abend bestimmt noch; er hatte nur noch wat zu tun, er kömmt zu Fuß nach. So lang' warten wir noch. Dann aber jeht et los! Wir kriegen Mondschein. Nix für unjut, meine Herren" — er schmunzelte seine Gäste an — „aber der Leykuhlen is doch noch der sicherste Schütz — nach mir!"

Der Leutnant riß an seinem Schnurrbart, er ärgerte sich über seinen Schwiegervater, aber er schluckte den Ärger schweigend hinunter.

Joseph fand den Tag längst nicht so angenehm, wie er ihn sich vorgestellt hatte. Sophie hatte zwar ein ganzes Diner mitgeschickt, kalten Braten, Krammetsvögel in Gläsern und Hummern in Büchsen. Bäreb hatte nur die Kartoffeln zu kochen, der Bursche war bei ihr in der Küche und half ihr dabei. Joseph hörte die beiden lachen und war verstimmt; seine ganze Ruhe war gestört. Das Zimmer paßten ihm die Herren voll — und wo sollten sie nun schlafen? Es war so eng im Haus, ein Zimmer nur und zwei Kammern. Aber dann fiel ihm ein, sie würden ja die Nacht draußen auf dem Anstand zubringen. Und morgen würden sie wieder hinunterfahren — Gott sei Dank!

Draußen heulte der Wind. Über dem Wiesenplan hingen schwarze Wolken, aber der Wind ließ sie nicht lange stehenbleiben, er jagte sie immer wieder fort. Dann kam der Mond hervor, und sein bleiches Licht leuchtete kalt und fast tageshell. Die Jäger waren entzückt: gutes Jagdwetter! Bei der rasch wehenden, beständig umspringenden Luft bekam der Hirsch nicht so leicht die Witterung, man konnte ihn ruhig herankommen lassen vor den sicheren Schuß. Da — die Herren, die gedrängt um den kleinen Tisch der Stube saßen, fuhren auf — da, da orgelte wahrhaftig einer schon in der Ferne! Wie tiefes Gebell eines gewaltigen Hundes erklang es vom Bache herauf, der unten in der wilden Schlucht längs der Grenze fließt. Dort war nicht Schmöldersche Jagd; aber nicht lange mehr, und das Tier würde übertreten und auch hier schreien! Sie konnten kaum mehr ruhig bleiben, das Jagdfieber hatte sie ergriffen.

„Jetzt könnt' der Leykuhlen aber wahrhaftig bald kommen", brummte Heinrich Schmölder. „Um neun spätestens sollt' er hier sein!" Er sah nach der Uhr, öffnete vorsichtig den Laden und spähte ungeduldig hinaus.

„Es wird ihm doch nichts passiert sein?" Joseph war ängstlich.

Der Vetter lachte ihn aus. „Pah! Wer sich so jenau auskennt hier wie der, dem passiert nix! Et is ja auch kein Nebel, man sieht ja, wo man tritt!"

„Er hat wahrscheinlich etwas Wichtigeres vor", sagte der Landrat; eine kleine Gereiztheit war in seinem Tone. „Gehen wir doch immer hinaus, Schmölder!"

„Ja, das sehe ich auch nicht ein, warum wir auf den warten sollen, Papa!" Scheffler sprang auf und zog seine elegante Jagdjoppe stramm; auch der Landrat war in solch elegantem Jagdkostüm, desto schäbiger sah der Fabrikant dagegen aus. „Nee, wir warten noch!" Und dann — es mußte ihm wohl auch aufgefallen sein, wie sehr sein Anzug von dem der Gäste abstach — fing er an, ihnen lang und breit zu erzählen, warum seine Joppe so geflickt sei, und warum seine Hosen auch. Bei diesem Kittel hier hatte ihn eine verwundete Sau letzten Winter zu packen gekriegt, als sie ihn annahm und er nicht mehr Zeit genug hatte, um zu baumen. Aber er hatte ihr mit dem Genickfänger den Todesstoß in den Nacken versetzt. Und die Hose hatte ihm ein starker Bock so hübsch zugerichtet. Das eine Hosenbein hatte er ihm aufgeschlitzt von unten nach oben. „Haha!" Er lachte jetzt noch strahlend über dies Abenteuer. Mit Weidenruten und harten Gräsern hatte er sich die Fetzen ums Bein geschnürt, damit

Gefährliche Situation.
Gemälde von Gustav Marx.

er sich doch einigermaßen wieder sehen lassen konnte. Und dann hatte er sich den Bock auf den Rücken geladen und hatte ihn selber aus dem Busch herausgeschleppt, so weit, bis die Leute ihn finden konnten, die er nachher schickte, ihn holen. Dies, dies hier war noch sein Blut! Er wies auf die braunen eingetrockneten Flecken; eine ganze Traufe war den Rücken herunter.

Mit Widerwillen sah Joseph hin; ja, wenn Heinr die Jagd zu sprechen kam, war er ohne jedes Em ohne jegliches Mitleid mit der armen Kreatur. Was sie nun hier wieder für ein Blutbad anrichten! Und do er sie selbst heraufgerufen. Er hätte sich vor die Stirn mögen: o du Dummkopf! (Fortsetzung fol

Über Adernverkalkung.

Von Prof. Dr. Wilhelm Ebstein in Göttingen.

Der „ganz besondere Saft", den wir als Blut bezeichnen, kreist in zwei Kanalsystemen, die durch ein wunderbar verästeltes Netz von haarfeinen Gefäßen (Kapillaren) miteinander verbunden sind. Das eine dieser Kanalsysteme führt das Blut vom Mittelpunkt des Gefäßsystems, dem Herzen, zunächst den einzelnen Körperteilen zu, und das zweite Kanalsystem führt es nach Passierung des Kapillargebietes wieder zum Herzen zurück. Diesen Gesamtvorgang bezeichnet man als den Blutkreislauf. Die das zuletzt erwähnte Kanalsystem bildenden Gefäße nennt man Blutadern oder Venen, während die das Blut aus dem Herzen der Peripherie zuführenden Gefäße als Arterien, als Puls- oder Schlagadern bezeichnet werden. Den Venen allein kommt die Bezeichnung „Blutadern" nicht zu, denn auch die Arterien enthalten während des Lebens Blut. Nach dem Tode freilich enthalten sie keins, sie sind in der Leiche leer und verdienen dann allerdings den Namen „Arterien", der nichts anderes als deren „Luftgehalt" bezeichnet. Daher erklärt sich auch der in früherer Zeit gebräuchliche Name: „Rauhe (aspera) Arterie" für die Luftröhre mit ihrer im Gegensatz zu den Schlagadern unebenen Oberfläche. Dieser Irrtum betreffs des Luftgehaltes der Arterien während des Lebens wurde erst im siebzehnten Jahrhundert durch die Entdeckung des Blutkreislaufes beseitigt. Die Bezeichnung Arterien ist aber geblieben und wird sich voraussichtlich kaum noch aus der Welt schaffen lassen, obgleich wir zwei sachentsprechende deutsche Namen dafür besitzen, nämlich Puls- oder Schlagadern; denn nur die Arterien sind ständig pulsierende Gefäße, die Venen zeigen nur unter gewissen krankhaften Verhältnissen pulsierende Bewegungen. Manche wollen den Namen Arterien mit ihrer Eigenschaft zu pulsieren in Beziehung bringen, indem sie sich auf ein griechisches Wort, das „heben" bedeutet, stützen.

Die Adern unterliegen wie alle Organe und Gewebe des menschlichen Körpers Erkrankungen, von denen deren Verkalkung vielleicht die folgenschwerste ist. Sie hat außerdem aber in unseren Tagen ein besonders großes Interesse, das sich einmal dadurch bekundet, daß gewisse neue Bahnen in dem Studium der Theorie und Praxis sich eröffnet haben, deren Aufklärung viele tüchtige Fachmänner nachgehen, wodurch wohl auch das Interesse der gebildeten nichtmedizinischen Kreise auf diesen Gegenstand besonders gelenkt worden ist. Dieser ist ein geradezu populäres Thema geworden. Es ist daher wohl der Mühe wert, in Kürze die Lehre von der Adernverkalkung ins Auge zu fassen und zu prüfen, ob aus einem eingehenderen Verständnis der Sache sich ein Nutzen für die Menschen ergibt. Wenn wir von Adernverkalkung sprechen, so denken wir zuallererst an die Verkalkung der Schlagadern, und soweit ich es übersehen kann, knüpfen die Vorstellungen der Laien wohl ausschließlich an die in diesem Teile des Gefäßsystems sich abspielenden einschlägigen Krankheitsprozesse. Es kommen freilich auch in den Blutadern Verkalkungen vor, teils als Folgeerscheinung von gewissen Entartungen bzw. Entzündungen der Venenwand, teils bei Krampfadern. Auch Blutgerinnungen in den Venen, sogenannte Thromben, können gelegentlich verkalken und die als Venensteine bekannten Bildungen veranlassen. Diese Vorgänge in der Wand der Blutadern und in deren Innern können ja auch gelegentlich Unheil veranlassen, aber es handelt sich dabei um im allgemeinen recht seltene Vorkomm Vergleich zu den vielen analogen, in den Schlagadern spielenden krankhaften Vorgängen. Wir sehen uns natür die letzteren genauer an. Was hat es damit für eine Ben d. h., unter welchen Bedingungen kommt es zu Verk dieser Gefäße? Die Verkalkung der Schlagadern voll ebensowenig wie die der Blutadern an einer völlig Gefäßwand, sondern sie verlangt als unerläßliche Vorb eine, und zwar eine schwere Schädigung der W Gefäßes. Die Verkalkung der Schlagaderwand ist d stadium eines Krankheitsprozesses, den man mit d auch in Laienkreisen nicht unbekannten Namen „Arterie d. h. „Arterienverhärtung", bezeichnet. Damit kann sich eine ungefähre Vorstellung von der Sache ma durch die Erklärung, daß es sich bei diesem Prozeß „deformierenden", d. h. mit Mißgestaltung verbund zündlichen Prozeß handelt, vervollständigt werden kann man auch heute den ganzen Vorgang im wesentlichen Entartung, also den Untergang der betroffenen Ge mittelnden auffaßt, so sind doch alle Beobachter darü daß dadurch eine in vorgeschritteneren Graden ho Verunstaltung des Gefäßrohres sich vollzieht. Der zu dessen innerster Haut mit einer geringfügigen V sowie einer unerheblichen Versteifung und Verhärtung einsetzende Krankheitsprozeß kann ja dauernd au geringfügigen Grade stehenbleiben und harmlos Um solche einfache Dinge handelt es sich hier al sondern um die Formen der Schlagadererkrank zur Verkalkung führen. Diese kann als solche über das von der Erkrankung betroffene Gebiet der betreffenden aber ausgedehnt sein. Oft aber finden sich daneben die der Verkalkung vorhergehenden Veränderungen, die, von den erwähnten Verdickungen und Verhärtungen solchen Fällen gewöhnlich bereits längst die innere Ha schritten und die mittlere und sogar die äußere Haut krankten Teile der betreffenden Schlagadern ergriffen und die, nachdem sie sehr folgenschwere weitere Gewebswandlungen erzeugt haben, dazu beitrag Arterien nicht nur noch leistungsschwächer, sondern füllung ihrer Funktion vollkommen unfähig zu machen. der Verkalkung, die zunächst in der Ablagerung von K in Körnchenform besteht, sich später aber zur Bildu anfänglich kleineren, weiterhin aber größeren Platten aus so daß die Schlagaderwand statt einer elastischen Mem vollkommen starres, unnachgiebiges Rohr bildet, treten hier vorzugsweise in Betracht kommenden anderweitiger affektionen Entartungsprozesse auf, die im wesentlichen gebreiteten Verfettungen bestehen, durch welche die erkrank webe in einen grützähnlichen Brei umgewandelt werden die Arterienverkalkung begleitenden bzw. vorbereitenden artigen Entartungen befallen aber nicht in gleicher H sämtliche Abschnitte des Schlagadersystems. Im allgemein sich so viel sagen, daß sich die Erkrankung mit Vorlieb an dem Brustteile der großen Körperschlagader be macht, und besonders da, wo die zu den Zwischen räumen sich wendenden Schlagadern abgehen. Man h Reihenfolge aufgestellt, aus der sich ersehen läßt, wie

die einzelnen Teile des arteriellen Gefäßsystems dieser Erkrankung verfallen. Der Bauchteil der großen Körperschlagader z. B. erkrankt seltener als deren Brustteil. Es ist unmöglich, hier auf weitere Einzelheiten einzugehen. Jedenfalls soll aber an dieser Stelle, wo uns die Verkalkungsprozesse der Schlagadern besonders interessieren, hervorgehoben werden, daß gerade an den Gliedmaßen die Verkalkungen in der mittleren Haut der Schlagadern eine weit erheblichere Ausdehnung erreichen als an deren innerer Haut.

Nachdem wir uns eine ungefähre Vorstellung von den Veränderungen, die sich bei den uns hier interessierenden Prozessen vollziehen, verschafft haben, können wir uns die Frage vorlegen, unter welchen Bedingungen diese zustande kommen. Da wird die Antwort uns erleichtert, wenn wir erfahren, daß wir die Schlagadern von Tieren auf experimentellem Weg in hohem Grad in analoger Weise krank machen können. Man ist nämlich imstande, bei Kaninchen eine hochgradige Erkrankung der Körperschlagadern, und zwar besonders auch hier der großen Körperschlagader, zu erzeugen, wenn man in die Blutadern dieser Tiere Adrenalin einspritzt. Das Adrenalin ist ein aus den Nebennieren, über deren Funktion wir erst in der neuesten Zeit einen gewissen Aufschluß gewonnen haben, hergestelltes Produkt. Diese Substanz hat eine charakteristische gefäßverengende, das Herz erregende und den Blutdruck — d. h. also die Kraft, mit der bei jeder der unter gesunden Verhältnissen rhythmisch erfolgenden Zusammenziehungen des Herzens, der sogenannten Systole der linken Herzkammer, das Blut in die Schlagadern hineingepumpt wird — steigernde Wirkung. Die Veränderungen, die in den Schlagadern bei den Adrenalinversuchen erzeugt werden, sind in der Tat sehr erheblich; denn abgesehen von manchen anderen, finden sich nicht nur zerstreute Verdickungen, sondern auch kleinere und größere Verkalkungsherde der Wand der großen Körperschlagader des Versuchstieres. Das Adrenalin bewirkt, wie zur Genüge festgestellt worden ist, bekanntlich eine Überanstrengung des Schlagadersystems. Man gewinnt durch den Tierversuch, insbesondere, da das Adrenalin als Heilmittel beim Menschen die gleiche Wirkung auf die Kreislauforgane entfaltet, die übrigens noch durch andere Beweismittel sich ergebende Überzeugung, daß ohne Zweifel die schließlich, d. h. nach eingetretenem Gewebstode zur Verkalkung der Schlagaderwand führende Verhärtung im wesentlichen als die Folge einer stärkeren Inanspruchnahme der Arterien oder, wie es früher schon ein hervorragender medizinischer Forscher ausgedrückt hat, als das Ergebnis einer funktionellen Überanstrengung anzusehen ist. Natürlich aber werden die Schlagadern um so früher und um so mehr überangestrengt werden, je widerstandsloser sie von Haus aus, also z. B. infolge von Vererbung, sind oder im Laufe der Zeit infolge der Wechselfälle des Lebens werden.

Man hat, gestützt auf ausreichende Beobachtungen, wohl guten Grund anzunehmen, daß gewisse Krankheitszustände sehr wohl imstande sind, die die Schlagaderwand zusammensetzenden Gewebeelemente weniger widerstandsfähig gegen die durch deren erhöhte Inanspruchnahme gesteigerte Abnützung zu machen. Naturgemäß wird alles das, was den Organismus im allgemeinen schwächt, auch die die Schlagadern zusammensetzenden Gewebe vorzeitig schädigen und leistungsschwach machen. Es mag hier in erster Reihe an die Blutarmut, zumal an deren höhere Grade, ferner an gewisse infektiöse Zustände erinnert werden, die, wie wir wissen, eine außerordentlich ausgedehnte Arterienverkalkung bei den mit ihr behafteten Individuen schon in jungen Jahren zustande bringen können, außerdem die Fettleibigkeit, die Gicht und die Zuckerkrankheit, die ich unter dem Namen der vererbbaren zellularen Stoffwechselkrankheiten in eine Gruppe zusammengefaßt habe, welche die schwersten Ernährungsstörungen wie aller Gewebe und Organe, so auch der Schlagadern zu bewirken vermögen. In mindestens gleicher Stärke erweisen sich manche Gifte als verhängnisvoll. Es sei hier an die Bleivergiftung in allererster Reihe erinnert, ferner an den Mißbrauch mancher Genußmittel, wie des Alkohols, des Tabaks. Neuerdings fängt man auch mit besonderer Energie an, gegen den Kaffee- und Teegenuß vorzugehen. Das in ihnen und in dem Kakao enthaltene Koffein und Theobromin bewirken freilich eine Steigerung der Frequenz der Herztätigkeit und eine Verengerung der Gefäße, verbunden mit einer gewissen Erhöhung des Blutdrucks. Die aromatischen Getränke, Tee und Kaffee, rufen überdies eine ähnliche erregende Wirkung hervor wie die der geistigen Getränke, ohne daß jedoch ihr, wenn auch reichlicherer Genuß eine ähnliche schädliche Wirkung hervorruft wie der des Alkohols. Übrigens bestehen betreffs der schädigenden Wirkung der angeführten ursächlichen Momente sehr erhebliche Verschiedenheiten bei den einzelnen Individuen. Eins schickt sich nicht für alle! Sehe jeder, wie er's treibe. Es gibt z. B. gewisse sogenannte trinkfeste Menschen, die ungeheure Mengen Alkohol vertragen, ohne daß bei ihnen die gewöhnlichen Symptome des Rausches augenfällig werden; ob dabei aber ihre Organe — abgesehen vom Gehirn — insbesondere das Herz und die Gefäße, vornehmlich auch die Schlagadern derartige Exzesse auf die Dauer gut vertragen, ist eine andere Frage. Nur vereinzelten ist es beschieden, dabei ein biblisches Alter zu erreichen. Die meisten derartigen Individuen erliegen vorzeitig, und zwar nicht in letzter Reihe, weil ihre Kreislauforgane solchen Mißbrauch des Alkohols auf die Dauer nicht vertragen. Von den Zuckerkranken gehen viele bereits im mittleren Lebensalter zugrunde. Ihre Schlagadern werden dann oft in einem so verkalkten Zustand angetroffen, daß sie vollkommen starr und stachlig erscheinen. Die Syphilis ferner wirkt, wenn sie die Kreislauforgane befällt, geradezu verwüstend auf diese. Die Schlagaderverhärtung gilt tatsächlich als eine Alterskrankheit. Immerhin trifft man sie bei Leichenöffnungen, wenn auch nicht mit so ausgiebigen Verkalkungen wie bei syphilitischen Individuen, verhältnismäßig oft auch bei jüngeren Individuen an. Vor dem zwanzigsten Jahre beobachtet man sie eigentlich nur bei Personen mit angeborenen Fehlern des Herzens und der Gefäße, bei denen ungebührliche Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Schlagadern gestellt werden, wodurch sie vorzeitig abgenutzt werden, entarten und verkalken. Es gibt kein Organ und kein Gewebe, an deren Leistungsfähigkeit auch unter ganz normalen Lebensverhältnissen von vornherein so große Ansprüche gestellt werden wie an das Herz und an die Blutgefäße, insbesondere an die Schlagadern. Sie pulsieren bereits im Mutterleib, und sie wie das Herz hören erst auf zu schlagen, wenn die Lebenszeit verstrichen ist. Im vollsten Sinne des Wortes können sich die Kreislauforgane darüber beklagen, daß sie „keine Ruh' bei Tag und Nacht" haben. Nichtsdestoweniger halten sie und insbesondere die Schlagadern die rastlose Arbeit, wenn sonst keine der erwähnten Schädlichkeiten störend dazwischentritt, eine lange Reihe von Jahren aus, ohne zu entarten, und, wie es scheint, erweist sich das weibliche, sogenannte schwache Geschlecht dabei nicht weniger dauerhaft als das männliche. Es ist nur, soviel ich weiß, einmal behauptet worden, und ob mit Recht, vermag ich nicht zu sagen, daß der Bauchteil der großen Körperschlagader beim weiblichen Geschlecht eher der Schlagaderverhärtung verfalle als beim männlichen. Am gewöhnlichsten macht sich bei den Sektionen die Schlagaderverhärtung zwischen dem 40. und 60. Lebensjahre bemerkbar; von dieser Zeit an aber wird sie, wie die Anatomen angeben, so häufig angetroffen, daß sie zu den regelmäßigsten, wenn auch nicht notwendigen Befunden in den Leichen alter Leute zu rechnen ist. Wir ersehen daraus also, daß die Schlagadern immerhin eine recht erhebliche Dauerhaftigkeit besitzen, wofern keine angeborenen oder erworbenen, sie schädigenden Momente vorhanden sind.

Beim Lebenden kann man die Schlagaderverhärtungen bzw. -verkalkungen nur wahrnehmen, wenn sie der Besichtigung oder der Betastung zugängliche Arterien betreffen. Es gibt Menschen, bei denen sich diese Entartungen lediglich an solchen Arterien finden, während die von der Oberfläche des Körpers entfernter

By permission of Bovril Ltd. and Messrs. C. W. Faulkner & Co., London, Owners of the Original

liegenden und besonders die im Körperinnern befindlichen Schlagadern ganz oder fast frei von derartigen krankhaften Veränderungen sind. Auch das Umgekehrte kommt oft genug vor. Die Schlagaderverhärtungen im Innern des Körpers kann man entweder gar nicht oder nur mit einer größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit erkennen. Wenn der Arzt gefragt wird, ob Adernverhärtung bzw. -verkalkung bei einem Individuum vorhanden ist, bei dem er davon nichts fühlen oder sehen oder aus irgendeinem andern Grunde für wahrscheinlich erachten kann, so wird er diese an ihn gerichtete Frage doch nicht verneinen dürfen, denn es gibt Menschen genug, bei denen die Verkalkung der Arterien lebenswichtiger Organe völlig ungeahnt, versteckt und unseren diagnostischen Hilfsmitteln absolut unzugänglich verläuft, und wo auch die Leidenden keinerlei Erscheinungen zeigen, die darauf hindeuten, daß in ihrem Körper irgend etwas nicht in Ordnung sei. Das gibt der Sache natürlich etwas Unheimliches, was in den Fällen besonders gesteigert wird, wenn wir Personen vor uns haben, deren Vorfahren oder Geschwister an den Folgen von Schlagadererkrankungen edler Organe gewöhnlich plötzlich durch einen für sie beneidenswerten Tod meist vorzeitig dahingegangen sind. Schlagaderverhärtungen beziehungsweise -verkalkungen der der Besichtigung zugänglichen Arterien kann man häufig genug auf den ersten Blick erkennen. Ein derartiger Prozeß an der Schläfenschlagader fällt durch deren geschlängelten Verlauf und deren meist sehr auffallende Pulsation sofort in die Augen, die Arterie fühlt sich hart, knöchern an, setzt dem tastenden Finger einen großen Widerstand beim Druck entgegen.

Wer die Menschen auf solche kleine und doch vielsagende Dinge zu beobachten gelernt hat, wird sehr bald gewahr werden, wie verschieden sich die Menschen gleichen Alters und Geschlechts und unter sonst anscheinend gleichen Lebensbedingungen in dieser Beziehung verhalten. Diese Verkalkung der Schläfenarterien macht indessen den Individuen keinerlei Beschwerden. Anders ist es wenigstens häufig in den Fällen, in denen es sich um eine Verkalkung der Schenkelschlagadern handelt. Sind deren Wände in ausreichender Weise mit Kalksalzen durchsetzt, so kann man den Verkalkungsprozeß nicht nur beim Pulsfühlen an der Schenkelarterie und ihren der Betastung zugänglichen Ästen fühlen, sondern man kann auch bei der Durchleuchtung eines solchen Beins mit Röntgenstrahlen die wegen ihres Kalkgehalts diese nicht durchlassenden Gefäße als dunkle Streifen erkennen. Menschen, die an ausgedehnten derartigen Veränderungen leiden, werden häufig von Schmerzen geplagt, die den bei Neuralgien auftretenden vollkommen gleichen. An der Haut der befallenen Körperteile treten überdies mancherlei Ernährungsstörungen auf. Sind nun sehr viele der kleinen Schlagadern des Unterschenkels in dieser Weise geschädigt und verkalkt, so entwickelt sich infolge ihrer unzureichenden Versorgung mit Blut eine Beeinträchtigung der Bewegung, die man mit dem Namen des intermittierenden Hinkens belegt hat. Das gleiche besteht darin und erklärt sich dadurch, daß beim Gehen die vorhandenen krampfhaften Schmerzen in der Muskulatur sich wegen deren mangelhafter, unzureichender Versorgung mit arteriellem Blut steigern und eine derartige Stärke erreichen, daß die Kranken ihren Weg bereits nach kurzer Zeit unterbrechen und stehenbleiben müssen. Nach einiger Ruhe ist das Gehen zwar wieder möglich, um aber sehr bald aufs neue wieder unterbrochen zu werden. Das sind recht unangenehme Zustände, wobei aber ein hohes Alter erreicht werden kann. Ich kenne einen Achtziger, der seit beinahe zwei Jahrzehnten darunter seufzt. Weit schlimmer — und das tritt gar nicht selten plötzlich ein — gestalten sich die Verhältnisse, wenn die das ernährende Blut den Geweben zuführenden Arterien völlig verlegt oder verschlossen werden. Der Körperteil stirbt dann natürlich ab, er wird brandig, und weil dieser Vorgang am häufigsten bei alten Leuten vorkommt, bezeichnen wir ihn als Altersbrand. Einem solchen Absterben einzelner Gliedmaßen begegnen wir aber auch gelegentlich bei jüngeren Individuen, besonders wenn bei ihnen infolge der Zuckerkrankheit die Gewebe widerstandslos geworden, und wenn ihre Arterien in der angegebenen Weise erkrankt sind und demzufolge das in ihnen kreisende Blut nicht genügt, um die Ernährung in annähernd normaler Weise zu bewirken. Eine geringfügige Wunde, durch die Entzündung erregende Keime in die minderwertig gewordenen Gewebe eindringen, genügt, um in kürzester Frist die durch Arterienverkalkung und Zuckerkrankheit dazu disponierten Teile zum brandigen Absterben zu bringen. Die oberen Extremitäten verfallen einer derartigen Vernichtung durch Brand erfahrungsgemäß weit seltener, obwohl man an den sie mit Blut versorgenden Arterien außerordentlich häufig weit vorgeschrittene Verkalkungsprozesse sieht, und zwar gewahrt man sie hier sehr leicht beim Pulsfühlen. Die Schlagadern verlaufen dann nicht mehr in normaler Weise gerade, sondern mehr oder weniger geschlängelt, auch sind sie nicht weich und glatt, sondern zunächst in den früheren Stadien unregelmäßig verdickt und härtlich, bisweilen aber ganz starr und hart. Die verkalkten Speichen und die Armschlagadern können sogar an mageren Armen — und zwar beobachtet man dies gar nicht selten bei alten Leuten — als gewunden verlaufende, starre Rohre mit perlschnurartig aneinandergereihten Verdickungen, wie eine Gänsegurgel sich anfühlend, in größeren Strecken nicht nur gefühlt, sondern auch mit den Augen wahrgenommen werden. Solche Menschen können aber trotzdem ein hohes Alter ohne nennenswerte Beschwerden erreichen. Je länger das Herz imstande ist, die durch die Arterienerkrankung, insbesondere durch deren Verkalkung erwachsenden Schwierigkeiten zu ertragen und zu überwinden, desto länger wird das Leben trotzdem erhalten bleiben können. Immerhin bietet diese Krankheit so viele Tücken, daß sie als eine ernstliche Bedrohung des Lebens angesehen werden muß. Es gehört ein gut Teil ärztlicher Takt dazu, trotzdem und alledem die Kranken in einem förderlichen psychischen Gleichgewicht zu erhalten.

Über die Behandlung der Arterienverkalkung zu reden, ist nicht der Zweck dieser Zeilen, dagegen mag es nicht unangebracht sein, zum Schluß einige Bemerkungen anzuführen, die darüber unterrichten, was wir nach dem heutigen Stand unseres Wissens tun können, um dieser Krankheit aus dem Wege zu gehen. Am leichtesten wird dies den Menschen werden, die sich gesunder, langlebiger Voreltern erfreuen, sie sollten sich deren Lebensweise zum Vorbild wählen. Wirft ihnen das Leben keinen Knüppel zwischen die Beine, so können sie sich gesunde Arterien bis ins hohe Greisenalter bewahren. Aus den vorhin aufgezählten Ursachen, die der Entwicklung der Arterienerkrankungen, besonders auch deren Verkalkung Vorschub leisten, mag jeder sehen, welchen Dingen er am meisten aus dem Wege zu gehen hat. Dies ist aber nur bei einem gewissen Bruchteil dieser Schädlichkeiten möglich. Immerhin kann durch Selbstdisziplin, woran es bekanntlich vielen Menschen mangelt, etwas Ersprießliches in dieser Richtung erreicht werden. Keineswegs mögen jene, denen es beschert ist, die sogenannten Güter dieses Lebens zu genießen, meinen, daß sie betreffs der Gesunderhaltung ihrer Schlagadern unter allen Umständen etwas vor denen voraushätten, denen dies nicht zuteil geworden ist. Im Gegenteil, wer nicht den Genuß weise auf das rechte Maß einzuschränken weiß, ist nicht besser dran als der Entbehrende. Während die Arterien des schwer arbeitenden Menschen unter dem Einfluß der Überanstrengung und des Schnapses erkranken, beobachten wir oft genug, daß die des Reichen dem gleichen Schicksal infolge von Üppigkeit der Lebensführung bei Sekt und der tadellosesten Havanna ebenso frühzeitig entgegengehen. Dies den Individuen, die es angeht, immer wieder zum Bewußtsein zu bringen, ist eine der Hauptaufgaben des Arztes.

Die Sonderausstellung der „Woche" für „Eigenheime" und „Ferienhäuser"

am Wandlitzsee und in Neu-Finkenkrug bei Berlin.

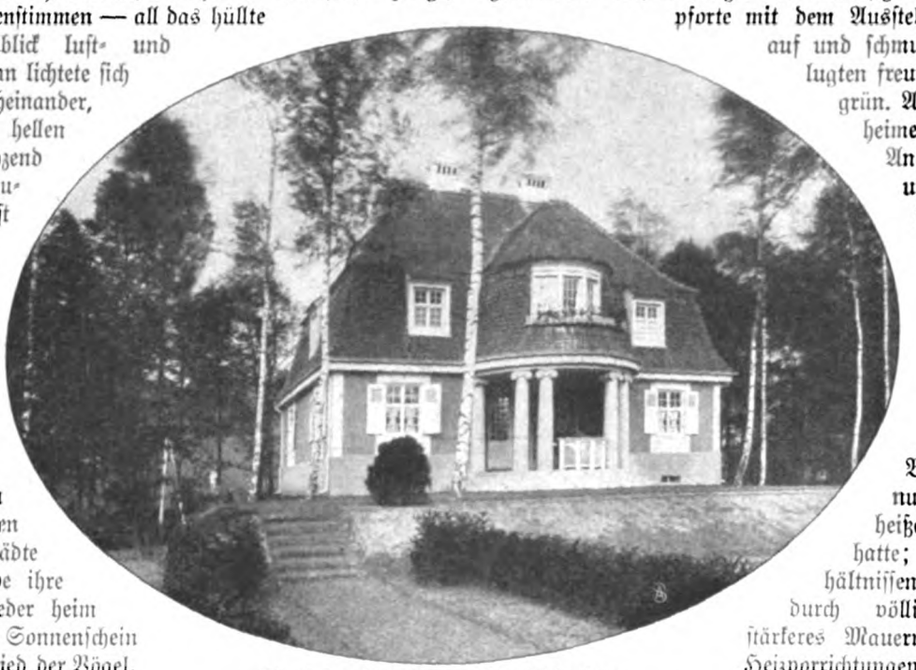
Von Anna Ritter.

„Finkenkrug . .". Eine helle Wolke umflatterte mich, wie ich aus der unerträglichen Schwüle der Vorortbahn herunterstieg in den schattenspendenden Schutz der langen Bahnhofswand. Weiße Mädchenkleider, wehende Löckchen, junge, zwitschernde Menschenstimmen — all das hüllte mich einen Augenblick luft- und lebensvoll ein. Dann lichtete sich das fröhliche Durcheinander, und der Zug der hellen Gestalten stob jauchzend nach rechts in den bläulichschimmernden Forst hinein.

Ich schaute ihm nach, bis er dann im Dunkel der Stämme verschwand, und mir war's wie ein Symbol, als sähe ich den Wald die Arme ausbreiten nach all den Menschen, die in den Steinwüsten der Städte verkümmern, als fände ihre Sehnsucht endlich wieder heim zu Wipfelrauschen und Sonnenschein und dem lieblichen Loblied der Vögel. In froher Erwartung wandte ich mich ab und schlug den Weg zur „Sonderausstellung der Woche" ein, welche die Möglichkeit einer „Rückkehr zur Natur" auch für die Minderbemittelten dartun will. Auch hier, wo das Land sich weithin dehnte, war schwere, lastende Sommerglut. Flimmernd tanzte die Luft überm Boden, und der Himmel spannte sich wie eine stählerne Kugel von Horizont zu Horizont. Aber der Duft von tausend Blüten zog wandernd mit dem Sommerwind, und der Odem der Freiheit und Weite drang wie berauschend auf mich ein. Heiße Wellen wogten an mich heran, einschläfernd, einlullend, und goldne Mittagsmärchen winkten.

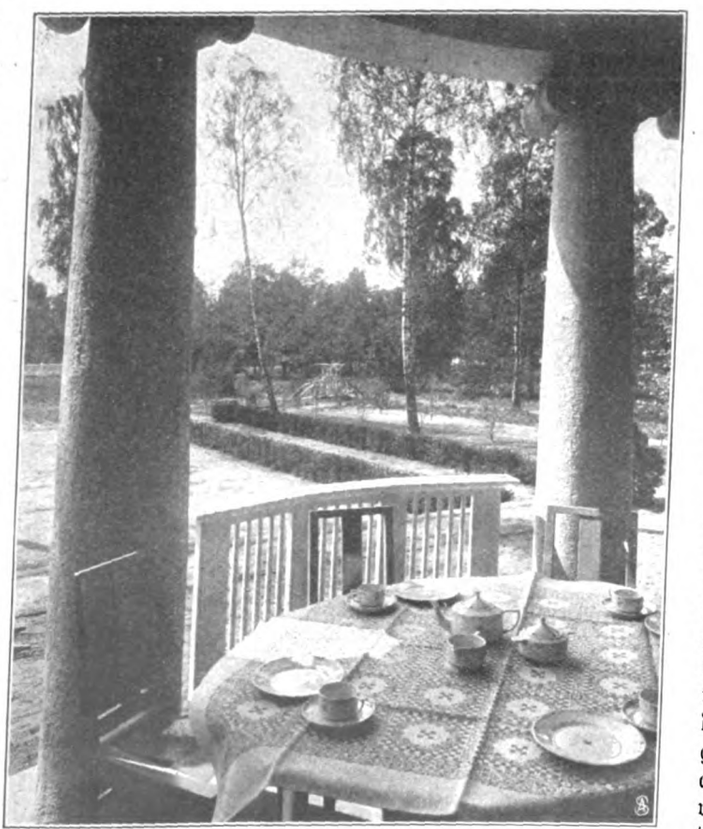
Weit hinter mir blieb der Schienenstrang, der vom Lehrter Bahnhof aus über Spandau nach Falkenhagen und Finkenkrug führt und die Siedler der jungen Kolonie mit dem großen Berlin verbinden soll. Hinter mir auch der Wasserlauf, der sonst nur verschlafen durchs Wiesenland schleicht, und die schmucken Häuschen zu beiden Seiten, die — einst die vorgeschobensten Posten — nun von den „Eigenheimen" überflügelt sind. Und immer enger drängte der Wald, dem all dies Kulturland entrissen ward, sich wieder an die Straße heran, die, breit und gepflegt und mit Linden bepflanzt, eine Wonne für Radler, Automobilisten und altmodisch einfache Fußgänger ist.

Kaum zehn Minuten mochten es sein, daß ich so fürbaß gewandert war, da ragte die vorläufig noch windschiefe Ehrenpforte mit dem Ausstellungsplakate vor mir auf und schmucke, rote Ziegeldächer lugten freundlich durchs Waldesgrün. Acht sogenannte „Eigenheime" hat die „Deutsche Ansiedlungsbank" hier unter Heinz Lassens künstlerischer Leitung auf dem Waldgrund der Mark emporwachsen lassen. Der äußeren Form nach liebe Bekannte aus den vorjährigen Sonderheften der „Woche", über deren Baurissen und Wohnungsplänen ich mit heißen Wangen gesessen hatte; in den Raumverhältnissen aber erweitert und durch völlige Unterkellerung, stärkeres Mauerwerk und reichliche Heizvorrichtungen auch für den Winter wohlverwahrt. Aus den „Sommer- und Ferienhäusern" waren hier Dauerheime geworden, und der aus dem größeren Aufwand an Material und Mühe erklärliche Kostenzuschlag erscheint gering im Hinblick auf die dauernde Nutzung.



Eigenheim „Am Fluß" in Neu-Finkenkrug.

Es war eine kleine Welt für sich, die hier, mit liebevollem Künstlersinn gehegt, der glücklichen Besitzergreifer harrte, eine Welt des Friedens und der sonnigen Ruhe, fern von der Großstadt und doch ihr angegliedert zu gesegneter Wechselwirkung. Auch eine „Kraftstation", um den großen Strom der Lebensenergien zu speisen, der weit dort drüben, unter dem rötlichen Dunstgewölk, Tag für Tag und Jahr für Jahr sich verzehrt und wieder erneuert. Noch freilich fehlte dieser Welt die Seele! Noch hatte kein sorglos springender Kinderfuß die Linie der haarscharf abgegrenzten Rasenflächen und Blumenbeete zerstört, noch zeugte kein vergessenes Spielzeug auf der Gartenbank, kein mütterlich blickendes Frauengesicht hinter den Scheiben, kein gastliches Rauchfähnchen über dem Dach vom Hausen der Menschen. Aber ein Heer geschäftiger Hände war fleißig am Werk, auch die letzte Spur vergangener Mühen zu vertilgen, Möbel und Blumen



In der Vorhalle des Eigenheims „Am Fluß" in Neu-Finkenkrug.

wurden getragen, Schübe und Kästen eingeräumt, der Handwerker durch die Hintertür ab, so rückten die Amazonen des Scheuertuches ein und behaupten mit Eimer und Besen das Feld.

Wenige Stunden noch, und aus all den reizenden Einzelheiten würde ein Ganzes geworden sein, dem man den Schweiß der Arbeit nicht mehr ansah; dann würden die Beteiligten, die sich wohl oft in den Haaren gelegen haben, einander gerührt die Hände drücken, und die Ausstellung würde eröffnet werden, so „fertig", wie nur je eine war. Heute aber gehörte das Reich mir allein, und ich konnte wählen nach Herzenslust und nach Belieben den Preis verteilen.

Still ging ich von einem Häuschen zum andern, ohne mich an die Weiser zu kehren, die künftigen Scharen die Wege weisen, und erfreute mich an den leuchtenden Farben, dem satten Grün und Tiefblau der Wände, die doch so fein und harmonisch wirkten, weil alles sorgsam abgestimmt war. Und geriet in helles Entzücken über die blanken Messingstangen und die lichten Scheibengardinen aus gepunktetem Mull oder buntem Druck. Wie paßten die glatten Linien der Möbel und ihre farbenfreudige Tönung so gut zu dem schlichten Charakter der Räume, wie war jedes Eckchen ausgenutzt, doch ohne ängstliche Sparsamkeit, und konnte nirgends was anders sein, und nichts war zu viel, und nichts war vergessen!

Alles so traulich und heimelig! Die und zog gewichtig lieben altmodischen Kachelöfen standen ehrpusselich und steif an den Wänden, und die Betten lockten schon weiß bezogen, und die Küchen winkten mit buntem Geschirr. Vom Boden bis in den Keller stieg ich, wo die Pumpe neben dem Kessel harrte, und saß am gedeckten Frühstückstisch und hörte im Geiste schon das Teewasser zischen. Kein geschmackloses Gerät und kein minderes Bild, sondern jedes Stückchen ein kleines Kunstwerk — man spürte Bruno Pauls Meisterhand und den Einfluß der „Vereinigten Kunstwerkstätten", die alles geschaffen und geliefert hatten.

Eigenheim „Insel Poel" in Neu-Finkenkrug.

O des lieben Lebens in solchem Haus, wo alles Schauen nur Freude ist! Da mag jeder Alltag zum „Feiertag" werden, wie das erste der kleinen „Heime" heißt. Und wie erst, wenn die acht Einzelanwesen, die noch kein Gitter feindlich trennte, die der Wald mit behütenden Armen umschloß, zu einer Gemeinde sich auswachsen würden, darin eins dem andern hilfreich wäre! Schon war jedes der Häuser in fester Hand — die Qual der Entscheidung blieb mir erspart. Ich brauchte also den „Traum am Bodensee" nicht gegen das „Haus am Fluß" abzuwägen und nicht schweren Herzens zu überlegen, ob der große Wohnraum der „Insel Poel" oder das Kinderzimmer im „Riesengebirge" gewichtiger in die Wagschale fielen! Ach dieses wonnige Kinderzimmer, welches das Halbrund des Oberstockes umschloß. Diese fünf weißen Fensterchen so hoch angebracht und so breit in der

Der erste Heilige Pfuhl mit den Sommerhäusern in Wandlitzsee.

Sommer- und Ferienhaus „Heimchen am Herd" in Wandlitzsee.

Brüstung, daß auch der waghalsigste Kletterfritz daran nicht zu Schaden kommen könnte! Geranien nickten ins Zimmer hinein, und Waldwipfel wiegten sich leis im Wind, und die Wolken flogen hoch oben vorbei. Glückselige Jugend, die dort erblüht!

Wohnzimmer des Sommer- und Ferienhauses „Auf 'm Berg" in Wandlitzsee.

Die Gärtchen waren noch Zukunftsmusik, doch alles besät und alles bestellt. Sie durften das Gras noch „wachsen hören", die hier einzogen zur Sommerzeit — es nahm ihnen keiner die Freude vorweg. Und der Wald mit dem lustigen Unterholz machte doch alles grün und dicht. Birken und Eichen beieinander und dicke Linden und schlanke Buchen und der Boden nicht kahl wie im Grunewald, sondern mit Moosen und Farnen bestickt und ganz überglänzt vom Sonnengesprenkel. Wie ein Stück Hessen- oder Thüringerwald.

Stundenlang lief ich kreuz und quer über die Brückchen aus Birkenholz und den goldgelben Sand der Gartenwege und freute mich, daß die „Eröffner" morgen nicht halb so viel sehen würden wie ich, und ahnte nicht, daß ich darunter sein würde, mitten unter den „Honoratioren", und daß die dicke Lorbeergirlande, die ich heute in einem der Keller entdeckte, mir morgen gewichtig zu Häupten baumeln und mich „offiziell" mitbegrüßen würde.

Und es war auch gut so, daß ich's nicht ahnte, daß ich dies stille, schöne Genießen mir kurz entschlossen vorweggenommen hatte. Denn ein Sonntagsgesicht und ein Alltagsgesicht, das sind zwei ganz verschiedene Dinge, und es sieht sich manches so anders an, wenn die bunten Ausstellungsfahnen wehen.

Hier freilich war am nächsten Tag alles nur noch schöner im Schmucke der vielen blühenden Pflanzen, die bei der Eröffnung selbst verschwenderisch überall angebracht waren, und der gute Eindruck, den ich gewonnen hatte, vertiefte sich nur und setzte sich fest als Sehnsuchts- und Erinnerungsbild. Auch kam ja wieder ein Neues hinzu: die Schwesterausstellung am Wandlitzsee, die zu interessanten Vergleichen die beste, bequemste Gelegenheit bot.

Sie liegt im Norden der Residenz, weiter entfernt als Finkenkrug, und wer sie zur Bahn erreichen will, muß vom Stettiner Bahnhof über Reinickendorf nach Wandlitz fahren.

Uns aber trug das Automobil in aller Frühe des Morgens schon in sausender Fahrt zum Wandlitzsee. Vorüber an stattlichen märkischen Dörfern, die alle halb städtischen Anstrich hatten, an alten Kirchen mit stumpfen Hauben, an Windmühlenflügeln und gackernden Hühnern. Dann blinkte der Seespiegel auf und die stillen Augen der Heiligen Pfühle, und wie eine Perlenschnur ums Ufer gereiht, lagen die zehn „Sommer- und Ferienhäuser" sichtbar auf freier Höhe. Im Hintergrund ein paar dunkle Kiefern, darüber der blaue Sommerhimmel und unabsehbar weit das Land mit seinen leisen Bodenwellen.

Unendlich verschieden das ganze Bild von der grünen Versteckheit der „Eigenheime" und doch nicht minder reizvoll und schön in dem wechselnden Spiel von Schatten und Licht, das die Wolken über die Landschaft warfen. Die Häuschen selbst — von der Firma Becker & Co. an der ihr gehörenden Bahnstrecke Basdorf-Wandlitzsee erbaut — sind nur als Erholungstätten gedacht; die Räume bescheidener, die Grundstücke kleiner, wie es für Sommerhäuser genügt. Doch leuchtende, helle Farben auch hier, die das alte Märchen Lügen strafen, daß nur der Süden Farbe vertrüge. Freilich: Sonne gehört dazu! Wenn die Novemberstürme hier brausen und der Schnee das tote Blachfeld umzieht, dann mag der Frost durch die Mauern beißen, die nicht für Kälte berechnet sind, und der eine Kamin im Wohngemach, so malerisch er im Oktober wirkt, wird den bösen Gast nicht verjagen können, der das Leben zurück in die Großstadt treibt.

Sommer- und Ferienhaus „Klärchen" in Wandlitzsee.

Noch stehen die Häuschen zu dicht beieinander, weil die grüne Kulisse der Pflanzen fehlt. Aber der wilde Wein wird schnell genug an den Spalieren zur Höhe klettern und die Ranken über den Dachfirst werfen und mildernde Scheidewände ziehen. Und das bunte Leben wird überall dem Neuen

seine Spuren aufdrücken und Wind und Regen die Patina der Wohnlichkeit über die Häuschen legen.

Auch die Kolonie am Wandlitzsee wurde während des Baues schon aufgeteilt. „Kaiserstuhl" und „Heimchen am Herd". „Waldwiese" und „Dreieck im Kreis", und wie die zierlichen Bauten alle heißen, die jedes ihren besonderen Schöpfer hatten, haben längst ihre Liebhaber gefunden. Braucht man doch lange kein Krösus zu sein, um in den Besitz dieser ebenfalls bis ins kleinste künstlerisch ausgestatteten und eingerichteten „Sommerfrischen" zu kommen. 18—20 000 Mark tun's zumeist, eine Summe, deren Zinsen man sonst „mit Kind und Kegel" verreiste, ohne mehr als ein paar Wochen der Unruhe und Unbequemlichkeit in irgendeinem teuren „Bad" dafür zu erstehen.

Es ist eine neue, anspruchslose und doch Verständnis und Feinempfinden verlangende Kunst, die mit diesem Landhausstil von England zu uns herüberkommt, und die meisten von uns müssen Auge und Sinn erst auf sie einzustellen lernen. Wer sich aber einmal in sie „hineingeschaut" hat, der versteht nicht mehr, wie er so manche der prunkenden „Villen", die unsere liebe deutsche Landschaft verschandeln, je schön und „gemütlich" gefunden hat!

Mahnung.

Willst du jemand Liebes tun,
Nie bis morgen laß es ruhn,
Geh' nicht schlafen, eh's vollbracht!
Keiner kennt die nächste Nacht:

Vor dem ersten Morgenrot
Ist vielleicht ein Herz verloht,
Eh' die Sonne tritt herfür,
Schloß der Tod vielleicht die Tür!

Reinhard Volker.

Eine Verhaftung.

Eine Detektivgeschichte von Balduin Groller.

Man hatte wie immer gut gespeist im Hause Grumbach und saß nun im Rauchzimmer beisammen beim kleinen Schwarzen. Eine kleine Gesellschaft: der Hausherr Andreas Grumbach, der verdienstvolle Präsident des Klubs der Industriellen, seine anmutige Gemahlin Frau Violet und der alte getreue Hausfreund Dagobert Trostler, der jahraus, jahrein wöchentlich zweimal regelmäßiger Tischgast im Hause war. Bei diesen Sitzungen im Rauchzimmer hatte Dagobert immer irgend etwas Kriminalistisches zu erzählen, wobei er namentlich an Frau Violet ein sehr dankbares Publikum hatte. Sie hörte ihm gern zu, wenn er von seinen ungewöhnlichen Erlebnissen berichtete, und er hatte deren mehr zu verzeichnen als sonst ein gewöhnlicher Sterblicher. Denn er war ein leidenschaftlicher Amateurdetektiv, und seine große Passion brachte ihn häufig in Verwicklungen, die sonst im allgemeinen gewöhnlichen Sterblichen erspart bleiben.

Heute gab es nichts Neues zu erzählen. Er hatte sich eine Zeit der Ruhe und der Erholung gegönnt, die er ja auch wohl verdient hatte, denn die letzten Wochen waren recht anstrengend gewesen und hatten seine geistigen und körperlichen Kräfte sehr in Anspruch genommen. Er hatte erst ein dunkles Verbrechen der Kindesunterschiebung und der damit verbundenen bedeutenden Vermögensentziehung, das vor nahezu sechzig Jahren begangen worden war, mit ungewöhnlichem Scharfsinn aufgehellt, und bald darauf war es ihm gelungen, einem groß angelegten verbrecherischen Börsenmanöver auf den Grund zu kommen, durch das alle europäischen Börsen erschüttert wurden, und das namentlich der Internationalen Kommission, deren Präsident ebenfalls Andreas Grumbach war, geradezu verhängnisvoll hätte werden können. Zu diesen Zwecken hatte er aber fast in ganz Europa herumkutschieren müssen. Da war es denn kein Wunder, wenn er sich hinterher ein wenig ruhebedürftig fühlte.

Ein leises Mißvergnügen ergriff die Hausfrau, als ihr die beiden Herren eröffneten, daß sie am nächsten Donnerstag — es wäre wieder der Tag Dagoberts gewesen — nicht bei und mit ihr speisen würden, da sie beide eine Einladung erhalten hätten, die nicht wohl abgelehnt werden konnte.

Frau Violet machte ein Mäulchen.

„Das sehe ich nun nicht ein," entgegnete sie ein wenig gekränkt, „warum das nicht möglich sein soll, wenn man selbst schon Verpflichtungen hat. Von meinem Mann hätte ich erwarten dürfen, daß er sich auf den korrekten Standpunkt stellen werde, eine Einladung für sich allein nicht anzunehmen!"

„Liebes Kind," beeilte sich der Hausherr sie zu beruhigen, „den korrekten Standpunkt habe ich sonst immer eingenommen, hier war es aber ein Ausnahmefall. Die Einladung lautete ausdrücklich für einen — Herrenabend."

„Ach sooo! Ja dann — natürlich!"

„Du hegst wieder gleich den schwärzesten Verdacht, Violet. Mit Unrecht. Die Einladung lautet auf einen Herrenabend — bei Tage!"

„Das ist mir sehr gleichgültig, ob die Herren die Nacht zum Tage oder den Tag zur Nacht machen wollen. Daß sie — angeblich — unter sich sein wollen, das ist das Entscheidende. Bei so pikanten Unterhaltungen müssen wir natürlich zurückstehen. Natürlich, ich begreife vollkommen!"

„Dein Verdacht ist wirklich unbegründet, Violet. Es soll eine sehr harmlose garden-party werden."

„Was es immer sei — du hattest die sehr triftige Entschuldigung, daß du selbst einen Gast hättest, und ebenso Dagobert, daß er bereits versagt sei. Aber ich werde natürlich sofort in den Hintergrund geschoben, wenn sich etwas ‚Besseres' bietet! Bitte, legt euch nur keinen Zwang auf, ich halte euch nicht!"

„Aber allergnädigste Frau Violet," legte sich nun Dagobert ins Mittel, „es ging wirklich nicht anders! Baron Weisbach hat uns eingeladen. Er ist, wie Sie wissen, der Vizepräsident der Internationalen Kommission, und er ist bei fast allen anderen Gesellschaften Vizepräsident, an deren Spitze Ihr Gemahl steht. Da konnte Andreas gar nicht absagen."

„Mein Gott — der neugebackene Baron!"

„Sie sollten nicht geringschätzig von ihm reden, Frau Violet; er verdient unsern Respekt. Mir hat er ein hübsches Wort auf meinen Glückwunsch geschrieben: Andere Aristokraten sind stolz auf ihren alten Adel, ich auf meinen jungen."

„Wie ist das eigentlich zugegangen mit seiner ‚Erhebung' in den Adelstand", fragte Frau Violet, nun schon halb versöhnt.

„Es war eigentlich sehr hübsch. In Wien wie vielleicht in allen großen Städten herrscht Not an öffentlichen Krankenhäusern, insbesondere an Kinderspitälern. Eines schönen Tags griff nun Herr Weisbach — damals nur noch kurzweg Herr Weisbach und sonst nichts — in die Tasche und widmete eine Million für den Bau eines Kinderhospitals. Als dieses aber aufgerichtet stand und eingerichtet nach den neuesten Vorschriften und Errungenschaften der Wissenschaft und der Menschlichkeit, da griff Frau Weisbach, seine Gattin, ihrerseits in

die Tasche und widmete ebenfalls eine Million zu dauernder Sicherung der Erhaltung und des Betriebes. Zur Eröffnungsfeier vor acht Tagen war auch der Kaiser mit Gefolge erschienen. Als ihm der Stifter und die Stifterin vorgestellt wurden, sagte er: ‚Herr Baron Weisbach, ich spreche Ihnen meine rückhaltlose Anerkennung, und Ihnen, Frau Baronin, meinen Dank für Ihre großherzige Tat aus.‘ Damit war die Nobilitierung vollzogen; in Österreich vielleicht der erste Fall der Nobilitierung vom Fleck weg."

Frau Violet fand alles sehr nett, sowohl das von Weisbachs wie das vom Kaiser. Sie war auch über das andere schon ziemlich getröstet, nur einen Ausfall machte sie noch.

„Ich gebe zu," sagte sie, „daß André nicht leicht absagen konnte, aber Sie, Dagobert, hätten sich ganz gut losschrauben können. Sie waren doch schon eingeladen!"

„Auch ich konnte mich nicht losmachen, Gnädigste. Denn eigentlich bin ich doch ein wenig schuld an allem."

„Woran sollen Sie schuld sein?"

„An allem, an der Spitalsgründung und an der Baronie und so. Ganz eigentlich sind aber Sie, Frau Violet, an allem schuld!"

„Wie käme ich dazu?!"

„Ganz einfach. Sie wissen sehr wohl, Frau Violet, daß ich in Ihrem Auftrag alle Augenblicke mal fechten gehen muß für Ihre wohltätigen Vereine."

„O, wenn Ihnen das eine Last ist, Dagobert — "

„Ich bitte — ich beklage mich nicht; ich stelle nur eine Tatsache fest. Mein erster Weg war immer zu Weisbach. Dort war ich immer sicher, etwas zu kriegen. Gewöhnlich tausend Kronen, manchmal auch zehntausend. Einmal haben wir ihm sogar zwanzigtausend Kronen abgedrückt. Dabei machte ich aber doch niemals ein so begeistertes Gesicht, wie er es wohl erwartet haben mochte. Einmal machte er mir auch eine spitze Bemerkung darüber, ob denn das gar so selbstverständlich sei, daß er mir das Geld in den Rachen stopfe. Ich erwiderte, daß das gar nicht so selbstverständlich, sondern sehr schön von ihm und lobenswert sei, im allgemeinen müßte ich aber doch sagen, daß unsern reichen Leuten bei ihren Wohltätigkeitsakten der rechte Schwung und der große Zug fehle. Er sagte darauf nichts und sah mich nur an, wie einer, der wirklich nichts zu sagen hat. Über diesen Punkt war dann nicht wieder die Rede zwischen uns. Bei der Eröffnung vor acht Tagen aber nahm er mich auf die Seite und fragte mit unverkennbarer innerer Befriedigung in den Augen, ob mir nun das an ‚Schwung‘ und ‚Zug‘ genug sei."

Frau Violet sah nun ein, daß allerdings auch Dagobert keine Absage schicken konnte, und fand sich darein, daß sie, wie sie scherzhaft bemerkte, am Donnerstag ihre Jugend einsam vertrauern solle. Dagobert antwortete ebenfalls scherzhaft mit einem seiner zwölf stehenden Witze: „Das Mittagsessen bleibt Ihnen deshalb nicht geschenkt, meine Gnädigste. Wie käme ich dazu? Mir schenkt doch auch niemand etwas. Ich werde mir also mein Teil, wenn's Ihnen recht ist, einen Tag später, am Freitag, herausessen."

Frau Violet war damit sehr einverstanden. Sie ging sogar noch weiter; sie machte noch einen letzten Vorstoß, um wenigstens etwas von ihrem Donnerstag zu retten: „Mein Mann sagte, daß der Herrenabend am Tag abgehalten werden solle. Da könnte ja der Abend vielleicht wirklich noch frei werden. Ich will keine Spielverderberin sein und will nicht drängeln, aber wenn es nicht zu spät werden sollte, könnten die Herren mir immer noch bei einer Tasse Tee Gesellschaft leisten. Bis zehn Uhr will ich gern warten."

„Das ist eine glänzende Idee, Gnädigste!" rief Dagobert begeistert. „Nach einem scharfen Gefecht, und es dürfte ein solches werden, trinke ich immer noch gern eine Tasse Tee, und einen besseren als bei Ihnen, Frau Violet, kriege ich doch nirgends. Auch wird es nicht so spät werden, wie Sie meinen. Auf der Einladung heißt es deutlich ‚10—6 Uhr‘. So klare Bestimmungen sind immer angenehm. Wir werden also ganz gut schon um sieben Uhr unseren Tee bei Ihnen nehmen und dabei gleich die Leut' ein bisserl ausrichten können."

* * *

Und so geschah es. Am Donnerstagabend — es war noch nicht einmal ganz sieben Uhr — traten die beiden Herren bei Frau Violet an und machten ungestüm ihre Rechte auf ihre Tasse Tee geltend. Sie waren sehr gut aufgelegt, insbesondere Herr Grumbach, der aus dem Lachen gar nicht herauskam. Ganz gegen seine sonstige ernste und würdige Gepflogenheit machte er massenhaft und wahllos „Witze", die doch sehr gut gewesen sein müssen, sonst hätte er unmöglich so laut und so herzlich über sie lachen können.

Der Tee war bald besorgt, und nun saßen sie wieder vergnügt beisammen im Rauchzimmer. Frau Violet war schon furchtbar neugierig, und ihre erste Frage war natürlich: „Nun, wie war es?"

„O, es war einfach großartig!" erklärte der Hausherr, der nun das große Wort führte. Es war erstaunlich, wie er redselig geworden war. „Es war übrigens vorauszusehen, daß Weisbach — ach, tausendmal um Entschuldigung! — Baron Weisbach — man wird sich doch daran gewöhnen müssen — eine elegante Wendung — was?!"

Die „elegante Wendung" schien ihm ausnehmend zu gefallen; er hörte gar nicht auf, über sie zu lachen.

„Sie können froh sein, Gnädigste," wandte sich Dagobert, während Grumbach in seinem geräuschvollen Lachen fortpolterte, leise und mit einem Seitenblick auf ihn an Frau Violet, „guter Wein macht fröhlich!"

„Daß also Baron Weisbach," nahm Grumbach wieder das Wort, „hahahaha — sehr gut — wo bin ich denn eigentlich stehengeblieben, und was habe ich nur sagen wollen?"

„Daß Baron Weisbach sich nicht lumpen lassen werde!" half Dagobert aus, der bei weitem mehr vertragen konnte als sein verehrter Freund.

„Richtig — sehr gut — das war's! Also alles großartig, fein, in großem Stile, seigneurial — gut gesagt, was?! — Der Mann versteht zu leben und Gäste zu empfangen. Und unterhalten haben wir uns — famos! Ich muß jetzt noch lachen." — Und er lachte. „Das beste war — du hättest dabei sein sollen, Violet — wie uns Dagobert mit seiner Detektivwissenschaft die Zähne lang machte, und wie er dann einging wie böhmische Leinwand, als der Kriminalkommissar Dr. Weinlich erschien und einen brillanten Fang machte und Dagobert dasaß wie ein Häufchen Unglück. So blamiert hat sich noch selten ein Europäer!"

Grumbach schüttelte sich vor Lachen, als er daran dachte. Frau Violet aber machte große Augen. Was?! Da hatte es auch etwas Kriminelles gegeben?! Es ist doch merkwürdig, wo Dagobert hinkommt, ist so was los. Sie war sehr gespannt, Näheres zu erfahren, hatte aber zu der Erzählungskunst ihres Gatten, zumal bei seiner momentanen Heiterkeit, kein besonderes Vertrauen. Sie wandte sich daher an Dagobert, daß er erzählen solle.

„Er wird dir nicht viel erzählen wollen, Violet," fiel ihr Grumbach ins Wort, „denn diesmal ist er kläglich reingefallen. Er hat etwas angestellt, und nun sollte Weinlich drauf reinfallen. Der ist aber nicht reingefallen, sondern hat gleich den Richtigen hopp genommen. Da hättest du Dagoberts Gesicht sehen sollen. Es war zu köstlich!"

„Ist's wahr, Dagobert," fragte Frau Violet, „haben Sie einmal Pech gehabt?"

„Im Gegenteil, Gnädigste, ich habe Glück gehabt. Ohne ein bißchen Glück geht es bei meinem Metier überhaupt nicht."

„Und doch ein Mißerfolg?"

„Wer sagt das?"

„Mein Mann sagte doch eben —"

„Er!" Dagobert widmete dem fröhlichen Hausherrn einen mitleidigen Blick. „Mein Gott, er versteht es eben nicht besser, der Arme!"

„Also dann erzählen Sie."

„Ja, er soll erzählen", stimmte nun auch der Hausherr zu. „Ich bin neugierig, wie er sich da herausschwindeln wird!"

Dagobert ging mit stiller Verachtung über diese beleidigende Insinuation hinweg und begann zu erzählen, indem er das Wort an die Hausfrau richtete und nur an sie. Das war die Strafe für Grumbach.

„Baron Weisbach hat sich, wie Sie vielleicht wissen, Frau Violet, eine herrliche Villa in Sievering erbauen lassen. Sie gehört eigentlich mit zu den Sehenswürdigkeiten von Wien. Den Hintergrund bilden die Höhen des Wienerwaldes, und wenn man den Blick diesem zuwendet, könnte man glauben, sich in einer stillen Waldeinsamkeit, viele Meilen weg vom lärmenden Weltverkehr, zu befinden. Eine halbe Drehung um die eigene Achse, und man sieht den glitzernden Donaustrom und die Millionenstadt in ihrer schimmernden Pracht zu seinen Füßen ausgebreitet. Die Villa ist von Otto Wagner erbaut, also auf den ersten Anblick ein wenig verrückt, in Wahrheit aber mit geradezu raffinierter Bedachtnahme auf alle einschlägigen Bedürfnisse und auf allen erdenklichen Komfort disponiert. Otto Wagners Kunstweise unterscheidet sich nämlich von den andern bisher gebräuchlichen Baustilen — Sie erlauben doch, Gnädigste, daß ich Ihnen das auseinandersetze —?"

„Nein, Dagobert, das erlaube ich durchaus nicht. Ästhetik und Kunstkritik kommen später; meinetwegen — ich will dann stillhalten, jetzt aber haben Sie bei der Stayge zu bleiben."

„Gut. Als Ästhetiker bin ich immer unterschätzt worden. Diese ungerechte Behandlung bin ich schon gewöhnt. Das eine darf ich aber doch wohl noch bemerken, daß zu der Villa selbstverständlich noch ein wohlgepflegter Garten und ein herrlicher Park gehören?"

„Ja, Dagobert, das dürfen Sie."

„Danke ergebenst. Das gehört nämlich mit zur Geschichte. Also Weisbach hatte uns eingeladen aus einem doppelten Grund. Erstlich einmal gewissermaßen zur Einweihung der neuen Villa und zweitens, um seinen Dank abzustatten für unsere Glückwünsche. Wir waren vierzehn Mann hoch, seine intimsten Freunde, die nun mit ihm sich über die ihm erwiesene kaiserliche Huld freuen sollten."

„Und warum nur — Herren?" fragte Frau Violet, deren leiser Ärger über den Punkt doch noch nicht ganz verwunden war.

„Weil nur noch ein Herr, er selber, im Hause war. Seine Frau, seine Söhne und Töchter waren alle schon ausgeflogen — nach der Nordsee, nach Paris, nach der Schweiz."

„Das hätte man mir aber gleich sagen sollen!"

„Jawohl, Grumbach, das hättest du gleich sagen müssen!" stimmte Dagobert zu, so alle Schuld kameradschaftlich auf die Schultern des Freundes wälzend. „Das Frühstück war für zehn Uhr angesagt, wir waren aber alle schon etwas früher da, und Weisbach begann damit, uns das Haus zu zeigen. Er machte den Cicerone und führte die Gesellschaft. Ich blieb etwas zurück, da ich ja alles schon wiederholt gesehen hatte. Vom Stiegenhaus aus warf ich als letzter der Gruppe zufällig einen Blick durch ein Guckfensterchen in das Vorzimmer im Erdgeschoß, wo unsere Überröcke hingen. Da war mir's, als hätte ich in dem Halbdunkel einen weißen Schimmer wahrgenommen. Ich mußte mir das erst zurechtlegen. Ein Arm, eine Hand, der helle Schimmer — da hatte jemand aus einem unserer Überzieher eine silberne Zigarettendose gestohlen."

„Halt, da habe ich ihn nun ertappt, Violet!" rief Grumbach mit besonderer Befriedigung dazwischen. „Glaube ihm nicht! Uns hat er die Geschichte ganz anders erzählt. Uns sagte er, daß er die Dose selber gestohlen habe, um damit eine Falle für Doktor Weinlich aufzurichten!"

„Das habe ich allerdings gesagt, weil ich meine Gründe dafür hatte. Sie werden ja sehen, Gnädigste, ob ich recht getan habe. — Ich lasse also die Gesellschaft ruhig die Stiege hinaufgehen und renne ums Haus herum, um meiner interessanten Persönlichkeit dann von der anderen Seite ganz unverdächtig begegnen zu können."

„Und ist Ihnen das gelungen?" fragte Frau Violet.

„Ganz nach Wunsch, nur hätte mir Weisbach selbst beinah einen Strich durch die Rechnung gemacht. Er hatte mich von einem Fenster des ersten Stockwerks aus erspäht und rief mich an, gerade als ich meinen Mann auf mich zukommen sah. Weisbach hatte es sehr dringend; ich sollte doch gleich hinaufkommen; es sei etwas da, was ich noch nicht gesehen hätte. Ich mußte dem Rufe wohl oder übel Folge leisten, sah mir aber erst meinen Mann gut an, der mich riesig interessierte. Zu meiner Beruhigung ließ mich sein ganzer Habitus gleich erkennen, daß er zum Hause gehöre. Ich ging also hinauf, in der Zuversicht, daß ich ihn später auch noch finden würde."

„Ja, aber eine schöne Gelegenheit wäre doch verpaßt gewesen," meinte Frau Violet, „er hätte dann vielleicht die Dose nicht mehr bei sich gehabt."

„Das ist sehr richtig bemerkt, Frau Violet; wie ich denn überhaupt wahrnehme, daß Sie weitaus mehr Talent für die edle Detektivkunst zeigen als Ihr sehr geschätzter Herr Gemahl. Nun kam es mir aber auf die Dose auch nicht im geringsten mehr an, da mich schon andere und wichtigere Dinge beschäftigten. Also ich ging hinauf. Was mir Weisbach zeigen wollte, das war ein Aquarell Rudolf Alts, ein wahrhaftiges Kabinettstück, das der greise Meister nur wenige Wochen vor seinem Tode gemalt hatte. Was die Besonderheit der Altschen Technik betrifft . . ."

„Wir haben ausgemacht, Dagobert: die Kunstkritik kommt später!"

„Gut. Ich geriet also mit Weisbach ins Plauschen, erfuhr, wie trefflich das Bildchen sei, und was es gekostet habe. Ich ließ das über mich ergehen und lenkte dann das Gespräch, wie ich es haben wollte. Ob er den Mann gesehen hätte, der mir unten eben begegnet sei.

‚Ach ja, das ist mein Gärtner — ein prächtiger Mensch!'

‚Warum ein prächtiger Mensch?'

‚In jeder Beziehung. Erstens einmal versteht er sein Geschäft aus dem Grunde. Wenn Sie sich meinen Garten, die Glashäuser und den Park ansehen werden, dann werden Sie schon darauf kommen, was das für eine Perle ist.'

‚Davon habe ich mich zum Teile schon überzeugt — und sonst?'

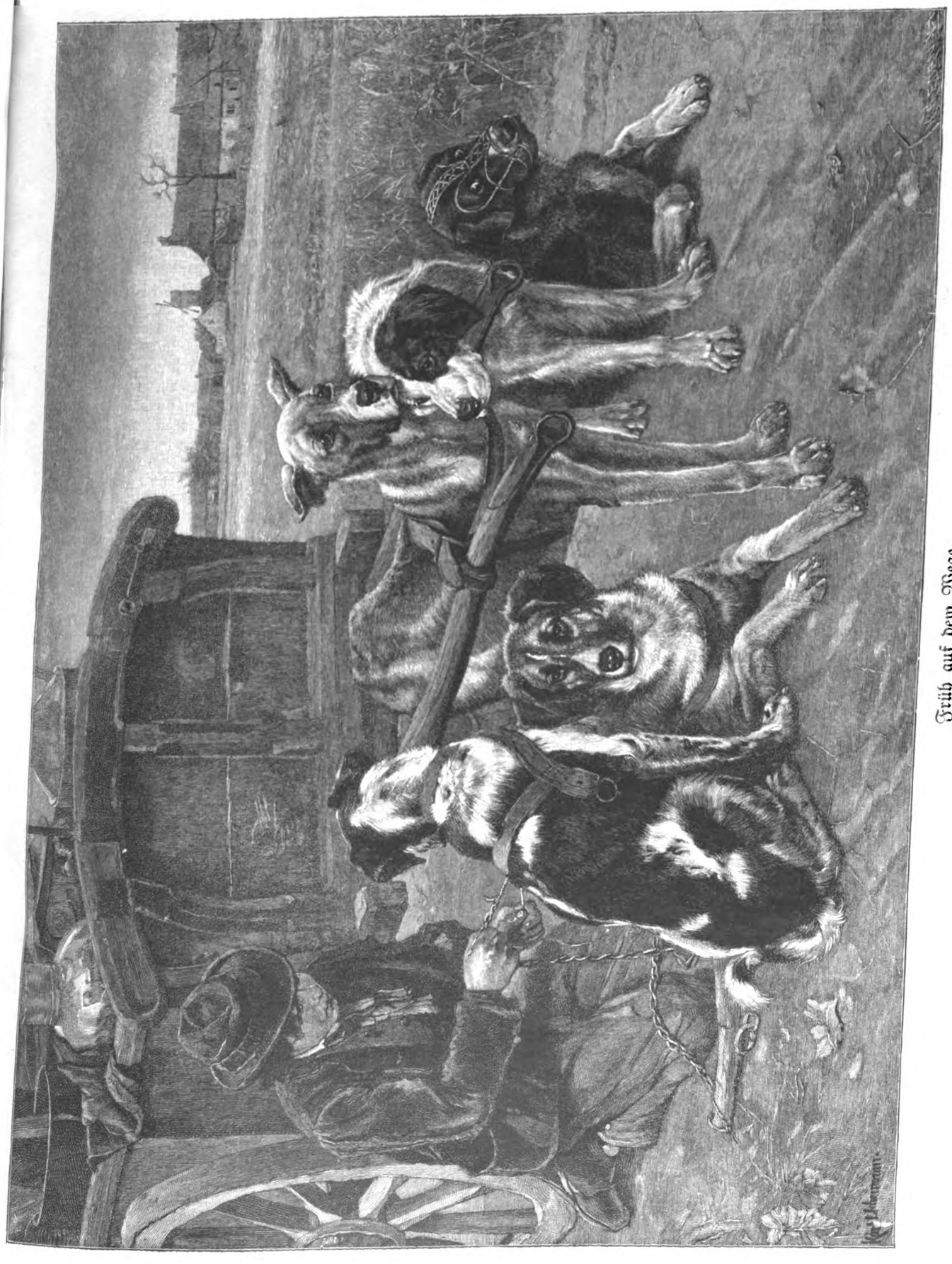
‚Die Hauptsache — treu wie Gold! Ein bißchen entlegen und einsam ist die Villa ja doch. Meine ganze Familie ist fort. Ich bin allein im Haus. Ich war niemals ein großer Held. Die Unsicherheit in den Villen um Wien herum ist sprichwörtlich. So allein in der Villa bei Nacht — ich könnte kein Auge zutun, und darum lasse ich, seit ich allein in der Villa bin, den Gärtner Trautwein bei mir im Zimmer schlafen. Seitdem schlafe ich königlich. Das ist doch ein beruhigender Schutz. Sehen Sie sich einmal, wenn Sie hinunterkommen, seine Hände an. Wenn dem einmal ein Einbrecher in die Hände gerät — der hat nichts zu lachen!'

Ich machte mich los, sobald ich nur konnte, um diese Seele von einem Menschen wieder aufzusuchen. Ich traf ihn auch bei den Glashäusern mit der berühmten blauen Wundergrotte beschäftigt, die ein einziger Stock der herrlichen Bougainvillanea bildete. Ich fand bestätigt, was ich vorhin schon beim ersten Anblick als bestimmt annehmen zu können geglaubt hatte. Ich kann Ihnen sagen, Gnädigste, ich habe da eine Stunde reiner, sinniger Freude verlebt."

„Von der berühmten Grotte habe auch ich schon gehört."

„Die meinte ich nun eigentlich doch nicht. Es war etwas anderes. Ich hatte da das wahrhaft seltene Glück, mich mit einem der nichtswürdigsten Raubmörder unterhalten zu können, von denen unsere Kriminalchronik zu berichten weiß."

„Ich verstehe. Das muß eine ausnehmend sinnige Freude sein!"



Früh auf dem Wege.
Gemälde von Karl Uchermann.

„So ist es, Gnädigste. Man kommt nur leider so sehr selten dazu. Ich gestehe, ich hatte Glück dabei. Das gehört zu allem, zu meinem Handwerk insbesondere. Es wäre geradezu trostlos, wenn man nicht gelegentlich auch etwas Glück hätte."

„Wie wußten Sie aber nur gleich, daß das ein Raubmörder sei, und dann — Leute, von denen man schon weiß, daß sie Raubmörder sind, die laufen doch nicht nur so herum?!"

Der Hausherr machte bei dieser Erzählung große Augen. Von alledem hatte er nicht ein Sterbenswörtchen gewußt, und er war nun durchaus nicht im klaren, ob auch er da etwas glauben dürfe, oder ob nicht etwa gar Dagobert seiner Frau nur einen ungeheuren Bären aufbinde. Die Erfahrung sprach gegen letzteres. Dagobert hatte früher in seinen Erzählungen niemals eine Unwahrheit oder eine Übertreibung eingeflochten. Nun aber klang die Sache doch furchtbar romanhaft, und wenn doch alles auf Wahrheit beruhen sollte, so war es für ihn recht beschämend, daß er, obschon er bei dem weiteren Verlaufe selbst dabei war, doch nicht das mindeste sollte bemerkt haben.

(Schluß folgt.)

Das Trancereden in unbekannten Sprachen.

Von Dr. R. Hennig.

Es ist zurzeit zweifellos ein Umsichgreifen mystischer und spiritistischer Ideen und Anschauungen zu beobachten, dessen symptomatischer, kultureller Bedeutung man sich nicht verschließen darf. Auch die wissenschaftliche Forschung und Erkenntnis, die auf Beseitigung aller mystischen Zutaten, auf Aufklärung hinzielen, haben zwar in den letzten zehn oder zwölf Jahren sehr erfreuliche Fortschritte gemacht und überaus wertvolle psychologische Ergebnisse gezeitigt, aber deren Kenntnis bleibt doch im wesentlichen nur auf eine kleine Zahl von Fachleuten beschränkt, und inzwischen verfallen immer weitere Kreise des Publikums aus allen Gesellschaftskreisen dem geheimnisvollen und unbegreiflichen Zauber, der vom Okkultismus, Mystizismus und Spiritismus aller Schattierungen ausgeht, und der den ohne kritisches Rüstzeug ihnen gegenübertretenden Jünger willenlos in seinen Bann zieht. — Namentlich der Spiritismus dürfte weniger gefördert werden durch die üblichen Vorführungen der eigentlichen „spiritistischen Séancen", obwohl auch diese eine beträchtliche Agitationskraft entfalten, als durch die abnormen psychischen Leistungen der sogenannten Trancemedien (sprich Tränns), die zuweilen so unbegreiflich und ungeheuerlich erscheinen, daß selbst der Kenner der Nachtseiten des menschlichen Seelenlebens zunächst vor einem Rätsel steht und eine übersinnliche Deutung für unvermeidlich hält.

Und dennoch können wir behaupten, daß die Rätsel des Trancezustandes gegenwärtig ohne Ausnahme, mindestens in großen Zügen, durchforscht und ihres mystischen Wesens entkleidet sind. Für die Detailforschung bleibt zwar selbstverständlich noch viel, unendlich viel zu tun, aber es gibt heute wohl keine einzige Leistung der Trancemedien mehr, für die man nicht eine ausreichende „natürliche" Erklärung kennt, und für die man eine enge Verwandtschaft mit wohlbekannten, nichts weniger als übersinnlichen, psychischen Erscheinungen nachgewiesen hat.

Vielleicht die wunderbarste und unbegreiflichste Leistung einzelner Trancemedien, die allerdings nicht häufig zu beobachten ist, ist das Reden des Mediums in einer unbekannten Sprache, von der es im normalen Wachzustande nicht das geringste weiß. Gleichviel ob es sich um eine wirklich existierende Sprache handelt, die das Medium außerhalb seines Trancezustandes durchaus nicht beherrscht, oder um eine vollkommen neue, nie gehörte Sprache — in jedem Fall erscheint diese Leistung des medialen Redens in fremden Sprachen so vollkommen verblüffend, daß auch der skeptischste Beobachter zunächst keine andere Erklärung zu finden weiß als: Betrug oder Wunder! — Und Betrug vermag man in vielen Fällen sicher auszuschließen!

Schon von der berühmten „Seherin von Prevorst", Katharina Hauffe, berichtet Justinus Kerner in seiner leider äußerst unkritischen Monographie über die Seherin, sie habe im somnambulen Zustand eine fremde, dem Hebräischen ähnliche Sprache gesprochen und unbekannte exotische Schriftzeichen gebraucht. In den Proben, die er von ihrer Trancesprache und Tranceschrift mitteilt, finden sich allerdings echte hebräische Worte und echte persische Schriftzeichen vor, und da es ganz ausgeschlossen erscheint, daß die einfache Försterstochter jemals hebräische und persische Sprachstudien getrieben hat, galten die Kernerschen Mitteilungen unter den Nichtmystikern Jahrzehnte hindurch als etwas Unbegreifliches, etwas Unmögliches, wenn man nicht zu dem billigen Auskunftsmittel einer absichtlichen Betrügerei der Seherin seine Zuflucht nehmen wollte.

Ähnliche Fälle sind in der Folge noch mannigfach beobachtet worden. In dem Hauptwerk des Spiritismus, Aksakows „Animismus und Spiritismus", ist eine große Reihe von einschlägigen Fällen mitgeteilt. Der weitaus berühmteste unter diesen ist von jeher der der Laura Edmonds gewesen, die in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach dem Bericht ihres spiritistisch allerdings durchaus einseitig verrannten und nicht übermäßig glaubwürdigen Vaters im Trancezustande Französisch, Deutsch, Polnisch, Spanisch, Griechisch, Italienisch, Portugiesisch, Ungarisch, Lateinisch und mehrere Indianerdialekte vollkommen gesprochen haben „soll", obwohl sie im Wachzustande nur Englisch und ein wenig „Mädchenschul-Französisch" verstand und sprach. Im Anschluß an dieses angebliche Vorkommnis veröffentlichte das führende amerikanische Spiritistenorgan „Banner of light" 1859 eine Menge von Zuschriften, die von ähnlichen Beobachtungen an vielen anderen „Sprechmedien" zu berichten wußten.

Wie soll man sich nun diese und ähnliche Geschichten erklären? Wenn sie sich wirklich so abgespielt haben, wie es zuerst den Anschein hat; wenn die betreffenden Medien wirklich im Trancezustand eine Sprache völlig beherrschten, von der sie im Wachzustand nichts oder nur ein paar Brocken verstanden, so ist es klar, daß man um die Annahme einer übernatürlichen Einwirkung, einer geisterhaften Kundgebung durch den Mund des Mediums nicht herumkommt. Bei genauerem Zusehen aber wird man stets finden, daß es mit der vollen Beherrschung der fremden Sprache gute Weile hat.

An sich freilich wäre theoretisch selbst der Fall denkbar, daß ein Medium in dem abnormen Seelenzustande der Trance, der als eine Art autohypnotischen Dämmerzustandes aufzufassen ist, tatsächlich eine existierende Sprache vollkommen beherrscht, die niemand von ihm im Wachzustande je gehört hat. Wir kennen analoge Vorkommnisse vereinzelt von anderen Zuständen gestörten Bewußtseins. Am bekanntesten ist der oft zitierte Fall einer alten Dienstmagd, die im Fieber plötzlich hebräische Worte und Sätze sprach, die sie vor langen Jahren einmal, als sie bei einem Hebräisch lernenden Pfarrer in Dienst stand, öfters gehört hatte, ohne in der seitdem vergangenen Zwischenzeit sich jemals an den gehabten Eindruck erinnert zu haben. Häufig herangezogen wird auch der von Benedikt mitgeteilte Fall, wonach ein englischer Offizier in Afrika in der Hypnose plötzlich eine ganz neue Sprache sprach, welche die Hörer weder von ihm noch sonstwo je gehört hatten. Es stellte sich dann heraus, daß es die wallisische Sprache war, die der Offizier als Kind gesprochen, später aber nie wieder gebraucht hatte. Lapponi erzählt ferner von einem jungen Mädchen, das in der Hypnose ein langes Stück einer lateinischen Rede zitierte,

In der Hängematte.

Gemälde von J. Lavery.

wovon es nicht ein Wort verstand. Man wies dann nach, daß das Mädchen einst vor mehreren Jahren ihren Onkel diese Rede hatte rezitieren hören, als es krank und fiebernd im Nebenzimmer lag.

Ähnliche Vorkommnisse bei Fiebernden oder Sterbenden oder Hypnotisierten kennt man noch in geringer Anzahl. Demnach wäre also der Fall theoretisch sehr wohl denkbar, daß auch im Trancezustande, wo nachgewiesenermaßen ebenso wie in der Hypnose und in allen andern normalen oder pathologischen Schlafzuständen die scheinbar längst vergessenen Eindrücke des latenten Gedächtnisses mit ganz besonderer Vorliebe wieder an die Oberfläche emportauchen, plötzlich fremde Sprachen mehr oder weniger vollkommen gesprochen werden, die das Medium früher einmal ganz oder teilweise beherrscht oder sprechen gehört hat, während das normale Bewußtsein sich des gehabten Eindrucks gar nicht mehr entsinnt. Wirklich beobachtet ist zwar bei Trancemedien ein derartiger Fall meines Wissens noch nicht, aber die Möglichkeit seines Vorkommens ist unter keinen Umständen von der Hand zu weisen.

In der Regel handelt es sich jedoch bei dem medialen Reden in fremden Sprachen gar nicht um eine wirkliche Beherrschung eines Idioms, sondern lediglich um das Auftauchen vereinzelter Brocken oder Wort- und Silbenfolgen, die einer dem Medium im Normalzustand unbekannten Sprache entstammen. Selbst Aksákow, der sonst in derartigen medialen Leistungen einen der vorzüglichsten Beweise für seine übersinnlichen Theorien, für die tatsächliche Existenz unsichtbarer Geistwesen und Intelligenzen sieht, gibt ehrlich zu, es seien „gemeiniglich Zitate aus Schriftstellern oder einige Wörter, von denen man immer behaupten kann, daß sie auswendig gelernt oder gehört oder abgeschrieben worden seien — gleichviel ob mit Bewußtsein oder nicht".

Tatsächlich genügt ein Einstreuen vereinzelter Wörter oder Phrasen einer bestimmten Sprache in ein sonst sinnloses, erdichtetes Kauderwelsch, wie es bei den sogenannten „Zungenrednern" in ihren ekstatischen Anfällen häufig vorkommt, um alsbald das Gerücht aufkommen zu lassen, das Medium habe diese oder jene „Sprache gesprochen". Wenn irgendein sprachenkundiger Zuhörer aus dem sonst unverständlichen Lamento des Mediums meinetwegen ein paar italienische oder hebräische Vokabeln mit Sicherheit herauserkennt oder zu erkennen glaubt, so wird eine solche Feststellung für das beim Mystiker besonders stark ausgeprägte, allgemein menschliche Übertreibungsbedürfnis vollkommen genügen, um das Gerücht in die Welt zu setzen: das Medium hat Italienisch oder Hebräisch gesprochen.

Nur ein einziges Mal sind bisher derartige mediale Kunstleistungen von einem echten Forscher gründlich bis in alle Einzelheiten durchforscht worden: der Genfer Psychologe Flournoy hat Jahre hindurch ein ungewöhnlich vielseitiges Trancemedium untersucht, das er Helene Smith nennt. Dieses Medium sprach zu wiederholten Malen in einer

unbekannten Sprache, die es als Sanskrit ausgab, und die auch tatsächlich als ein mit Sanskritbrocken reich durchflochtenes Idiom erkannt wurde, wenngleich von echtem Sanskrit keine Rede sein konnte. Ein Sanskritforscher, den Flournoy zuzog, erfand ein Pseudolatein, um für den Nichtkenner das angebliche Sanskrit im Sinn und Nichtsinn zu illustrieren: „Meate domina mea sorore forinda inde deo inde sini godio deo primo nomine.“ — Wie man diese Sprache bei flüchtigem Hinhören sicherlich für Latein ausgeben wird, obwohl die lateinisch klingenden Wortbildungen zusammen gar keinen Sinn ergeben, so erweckte auch die Trancesprache der Helene Smith den Eindruck, als ob wirkliches Sanskrit gesprochen würde, während sie in Wahrheit nur eine sinnlose Zusammenstellung von echten Sanskritvokabeln und sanskritähnlichen Klanggebilden war. Aber selbst so blieb die Produktion noch erstaunlich genug: denn woher hatte das Medium die Kenntnis von auch nur einigen Sanskritvokabeln? Helene Smith war Angestellte in einem großen Genfer Handelshause, hatte als solche natürlich keine Veranlassung, Sanskrit zu lernen, und hatte sich auch sonst, ihrer durchaus glaubwürdigen Angabe nach, nie um Sanskrit gekümmert. Sie selbst behauptete als Anhängerin der Lehre von der Seelenwanderung, sie sei im 15. Jahrhundert eine indische Prinzessin gewesen und habe sich aus dieser früheren Existenz her die Kenntnis des Sanskrits bewahrt (die überaus naive Vorstellung, daß man im 15. Jahrhundert und überhaupt von alters her in Indien das Sanskrit als Umgangssprache benutzt habe, ist ja bei Halbgebildeten sehr weit verbreitet!). Flournoy aber gelang nach sehr mühsamen Nachforschungen der sichere Nachweis, daß sie früher ein ganzes Jahr lang in einem Zimmer ein und aus gegangen war, in dem eine Sanskritgrammatik dauernd auslag; damit war in ausreichender Weise der Beweis erbracht worden, woher ihre unterbewußte Kenntnis von einigen Sanskritvokabeln (auch Schriftzeichen) stammte, denn daß sie in jener Grammatik gelegentlich geblättert haben mußte, war so gut wie sicher, obgleich sie selbst sich daran nicht erinnern konnte.

Der Beweis, daß die Kenntnis fremder Sprachen im Trancezustande bei Helene Smith lediglich auf vergessene Erinnerungen zurückzuführen sei, ließ sich aber auch noch in anderer höchst überraschender Weise erbringen. Eines Tags reproduzierte nämlich Helene in Trance eine Anzahl von überaus verwickelten arabischen Schriftzeichen, und als Flournoy die Schrift einem Kenner des Arabischen zeigte, erfuhr er zu seiner höchsten Überraschung, daß die Schrift absolut korrekt wiedergegeben sei, daß die zusammengestellten Schriftzeichen ein kurzes arabisches Sprichwort ergäben. Auch in diesem Falle ließ sich aber der durchaus einwandfreie Nachweis erbringen, daß gerade diese arabischen Schriftzeichen vor mehreren Jahren einmal von dem der Sprache mächtigen Hausarzt der Familie des Mediums niedergeschrieben worden waren, und daß Helene notwendig diese Schrift zu Gesicht bekommen haben mußte. Daß sie lediglich einen früher gehabten Gesichtseindruck mechanisch kopierte, ergab sich übrigens daraus, daß sie die arabischen Schriftzeichen, die richtigerweise von rechts nach links hätten aufgezeichnet werden müssen, von links nach rechts schrieb, also rückwärts und demnach ohne jedes Verständnis für ihre Deutung.

Mit diesen in ihrer Wichtigkeit gar nicht hoch genug zu schätzenden Nachweisen Flournoys darf man das Rätsel der Seherin von Prevorst und das Rätsel des Tranceredens in unbekannten Sprachen überhaupt als vollauf gelöst bezeichnen. Das Medium reproduziert eben in seinem abnormen Schlafzustande lediglich Brocken einer fremden Sprache, die es irgendwo einmal aufgeschnappt hat, und es verbrämt diese geheimnisvollen Kenntnisse mit einer sinnlosen Phantasiesprache, wie sie etwa Kinder miteinander sprechen, wenn sie sich auf der Straße wichtig tun und als „Ausländer“ die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden herausfordern wollen. Otto Siemens in Dresden hat einmal festgestellt, daß eine solche Phantasiesprache eines Trancemediums in nichts weiter bestand als in einem fortwährenden rasend schnellen Herunterplappern der Phrase: »si bua sidi ombrosio oterito ombrosii oteriti bu sidi so oteroto bo sidi bua ter liberté tom poto.»

Einen Beweis für die Wirksamkeit des latenten Gedächtnisses bei fremdsprachigen, angeblichen Geisterkundgebungen liefert übrigens auch der geistergläubige Aksákow in seinem schon genannten Werk. Er berichtet von einigen seiner Tischklopfséancen, in denen die vermeintlichen Geister mit Hilfe der Planchette ein griechisches Wort: „Γρηγόρει“, ein italienisches Sprichwort: »il più bel fior ne coglie» — und eine hebräische Phrase: »Emek habbácha» diktierten, Worte und Wortfolgen, die keinem Teilnehmer der Sitzung bekannt waren, und Sprachen, die keiner von den Anwesenden beherrschte. Später stellte sich heraus, daß alle jene Ausdrücke einer Sammlung von Devisen aller Völker entstammten: W. Wichmann, „Die Poesie der Sinnessprüche und Devisen“ (Düsseldorf 1882), die wenige Wochen vor den Tischklopfséancen (Februar 1882) publiziert worden war. Der sichere Beweis, daß die Kenntnis jener fremden Sprachbrocken notwendig dieser Sprachsammlung entstammen mußte, lag darin, daß einige Fehler und Flüchtigkeiten, die sich in dem Wichmannschen Buch fanden, ganz getreulich auch von Aksákows „Geistern“ übernommen worden waren, so z. B. »emek habbácha« statt »emek habbaca», ein Name B. Cardosio statt F. Cardoso usw.

Der wertvolle Einblick in die Werkstatt des unterbewußt arbeitenden menschlichen Geistes, den die geglückte Erforschung des Tranceredens in unbekannten Sprachen gewährt, hat übrigens noch eine ganz erstaunliche Erweiterung erfahren durch die Feststellung der psychologischen Gesetze, die bei der vereinzelt vorkommenden Schaffung vollständig neuer Sprachen durch ein Trancemedium obwalten. Auch hier hat Flournoy mit seinem Medium Helene Smith der Wissenschaft einen unschätzbaren Dienst geleistet. In den langjährigen, häufigen, fast täglichen Sitzungen, die Flournoy mit Helene Smith abhielt, erfand das Medium nach und nach eine Phantasiesprache, die ihrer Angabe nach auf dem Planeten Mars wirklich gesprochen wird, sowie eine dazu gehörige, originelle Buchstabenschrift*). Die Sprache sowohl wie das Alphabet zeichneten sich durch Originalität und frische Natürlichkeit aus; ja, man durfte ihnen geradezu einen durchaus einheitlichen Charakter und eine eigenartig weiche Klangschönheit zusprechen. Das Merkwürdigste aber war, daß diese Phantasiesprache eine absolut korrekte, bis in die kleinsten Einzelheiten einheitlich durchgebildete Grammatik besaß, so daß Flournoy in der Lage war, die Deklination der Substantiva und die Konjugation der Verba an Beispielen darzulegen wie nur bei irgendeiner Grammatik einer existierenden Sprache, die man einem Schüler in die Hand gibt. Helene beherrschte die Sprache nur in ihren Trancezuständen; im normalen Leben waren ihr die Wortbildungen und Schriftzeichen ihrer Marssprache völlig unverständlich. Aber nichts hätte gehindert, daß die wache Helene oder irgendein anderer Mensch die Sprache, von der nach und nach etwa 400 Vokabeln ermittelt wurden, ebenso hätte erlernen können wie irgendeine der auf unserer Erde vorkommenden lebenden oder toten Sprachen; Flournoy z. B. lernte allmählich, sich mit der Helene des Tranceschlafs in jener Sprache leidlich zu verständigen. Um aber jeder übersinnlichen Hypothese über die Herkunft der Marssprache die Spitze abzubrechen, sei zum Schluß noch erwähnt, daß Flournoy den deutlichen Nachweis führte, die angebliche Marssprache sei nichts anderes als ein umgestaltetes, geschickt maskiertes Französisch (Französisch ist die Muttersprache der Helene), indem einfach für jedes französische Wort ein anderes eintrat. Die Marssprache hatte genau die gleichen Laute, genau die gleichen Eigentümlichkeiten wie das Französische; die Aussprache der Marskonsonanten, Vokale und Diphthonge, z. B. des c, ch, z, u, ou, ai usw.,

*) Leser, die sich hierfür besonders interessieren, verweisen wir auf den im Jahrgang 1904 der „Gartenlaube“ erschienenen Beitrag „Geheimnisvolle Sprachen“ von Professor Dr. Max Dessoir. Die Red.

deckte sich vollständig mit der französischen; für die Stellung der Wörter im Satz, für die Frageform, die Bildung der Negation durch ein Doppelwort usw. galten durchweg die gleichen Regeln, ja selbst Wörter, die zufällig eine doppelte Bedeutung im Französischen haben, hatten auch in der Marssprache nur je eine Bezeichnung für die gleichen Doppelbedeutungen. Kurz und gut, die Marssprache war nichts weiter als ein in denkbar naivster Weise unkenntlich gemachtes Französisch, wobei die Konsequenz und das Geschick bei Schaffung der Neubildungen dennoch höchste Bewunderung für eine so beispielslos großartige Leistung des denkenden Unterbewußtseins wecken müssen. — Das Gesagte dürfte genügen, um den Beweis zu liefern, daß das Trancereden in unbekannten Sprachen, das zunächst zweifellos als eine der verblüffendsten und unerhörtesten Leistungen spiritistischer Medien wirkt, heute seines übersinnlichen, mystischen Charakters in jeder Beziehung vollständig entkleidet ist, und daß auch hier wie bei allen anderen ehrlichen Tranceleistungen nichts weiter vorliegt als ein psychologischer Vorgang von höchst verwickelter, aber auch ungemein reizvoller Eigenart, dessen Erforschung die dankbarsten und wertvollsten Einblicke in die verschiedenen Formen des abnormen Seelenlebens gestattet.

Das Kuhhirten-Denkmal in Bochum. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Am 29. Mai wurde auf dem alten Marktplatz in Bochum ein originelles Denkmal enthüllt, das wie ein Wahrzeichen aus vergangener Zeit inmitten der Hast und Kultur modernen Lebens steht, das Standbild des letzten Bochumer Kuhhirten. Auf dem Sockel aus rötlichem Meißner Granit ragt die Bronzegestalt des Hirten auf, den Stab in der Hand und das Horn vor dem Mund, als wollte er eben die Herde locken. Ihm zu Füßen steht witternd der Spitz, ganz Aufmerksamkeit und Beobachtung, ein zuverlässiger Kamerad. So sind die beiden zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, als das industrielle Bochum noch Ackerstadt war, Tag für Tag miteinander hinausgezogen, ein Bild beschaulichen, stillen Lebens, und das in den Granitblock gefügte Reliefbild zeigt an, wie der Marktplatz in alter Zeit ausschaute, als der Hirt, an der Propsteikirche vorbei, die von der „Böde" heimkehrende Herde führte. Prächtig ist dem Bildhauer Schmiemann das charakteristische Denkmal gelungen — ein Gegenstück seines „Kiepenkerl", der Münster, die malerische Hauptstadt Westfalens, schmückt.

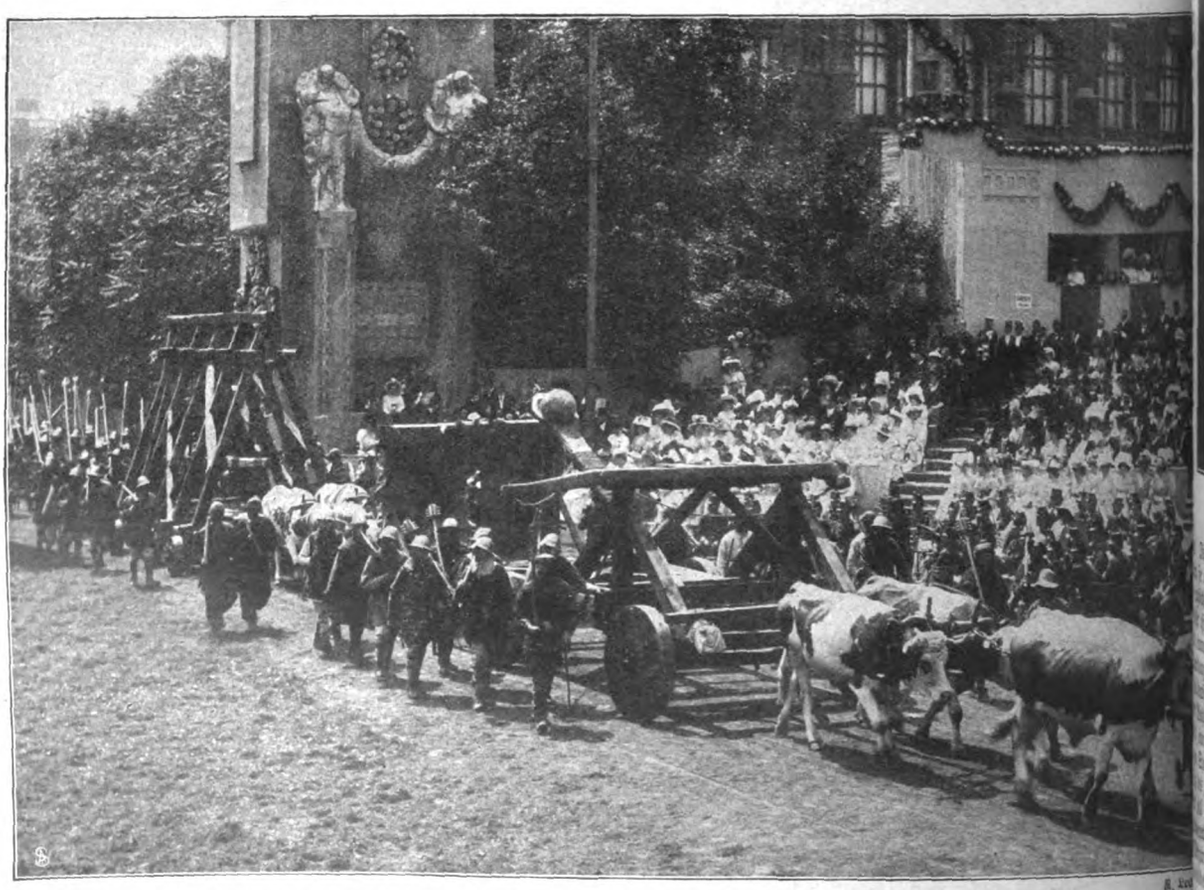
Standbild des letzten Kuhhirten zu Bochum.

Nach dem Entwurf vom Bildhauer Schmiemann.

Woher stammen unsere Ziergehölze? Die Zahl der Ziergehölze, denen wir in unseren heutigen Gärten und Parkanlagen begegnen, ist ungemein groß. Man hat berechnet, daß von ihnen gegenwärtig 700 Arten kultiviert werden. Die meisten sind aber Fremdlinge auf unserem Boden, denn die Flora von Mitteleuropa zählt überhaupt nur 150 Arten von Gehölzen. Davon sind aber nur etwas über einhundert zu gärtnerischen Zwecken verwendet worden. Um Abwechselung zu schaffen, hat man verschiedene auffallende Spielarten der einheimischen Bäume gezogen, wie z. B. die Blutbuche und die Bluthasel und den buntblätterigen Holunder; die gegenwärtig so überraschende Mannigfaltigkeit erzielte man aber erst durch die Einführung ausländischer Gehölze. Diese begann schon frühzeitig mit dem Vordringen der römischen Kultur in Deutschland und erhielt einen kräftigen Anstoß durch die Kreuzzüge. In jener Zeit kamen die Roßkastanie, die Syringe und der Jasmin aus dem Orient in unsere Gärten. Von größter Bedeutung waren aber in dieser Hinsicht die Entdeckung Amerikas und der bald darauf wachsende Verkehr mit Ostasien. Im siebzehnten Jahrhundert brachte man eine große Anzahl kanadischer und virginischer Zierhölzer nach Europa, darunter den Essigbaum, die Robinie oder Akazie und den wilden Wein. Anfangs wurden sie nur in botanischen Gärten gepflegt, fanden aber bald den Weg in Parkanlagen und Privatgärten. Im achtzehnten Jahrhundert gesellten sich zu diesen Einwanderern ostasiatische Ziergehölze, zuerst die Sibirier, wie verschiedene Kornelkirsch- und Spiräenarten, dann aber auch echte Ostasiaten, wie der Lebensbaum (Thuja orientalis), der Gingkobaum, die tatarische Heckenkirsche, der Toringoapfel, die frühblühende hängende Goldweide oder Forsythia und andere. Viele von ihnen sind besonders dankbare Frühlingsblüher und tragen ungemein zur Erhöhung des Lenzenflors in unseren Gärten bei. So ist gegenwärtig in unseren Anlagen die einheimische Gehölzflora sehr zurückgedrängt worden, denn nach einer Zusammenstellung von Professor Drude zählen jetzt unsere Gärten etwa 110 mitteleuropäische, 127 südeuropäische, orientalische, 207 ostasiatische und 286 nordamerikanische Holzgewächse. C. F.

Wiener Festzug. (Zu den umstehenden Abbildungen.) Nachdem wir den reizenden Festzug der Kinder aus den Wiener Jubiläumsfeiern gebracht haben, möchten wir unsern Lesern auch den glänzenden historischen Zug schildern, der in farbenprächtigen Einzelbildern die gesamte Geschichte des Kaiserreichs unter den Habsburgern verkörperte. Über 20 000 Teilnehmer, darunter Angehörige der ältesten Adelsgeschlechter Österreichs, hatten sich den Künstlern zur Verfügung gestellt, und Künstlerphantasie, Reichtum, Schönheit, patriotische Begeisterung haben da ein Ganzes geschaffen, dessen überwältigenden Eindruck keiner der ungezählten Tausende von Zuschauern vergessen wird. Rudolf von Habsburg eröffnete, umgeben von einer eisenklirrenden Schar, den Zug und neigte sich grüßend vor dem greisen Herrscher, der von seinem Prunkzelt aus stundenlang mit erstaunlicher Kraft und Energie dem anstrengenden Schauspiel zusah. Es folgten heitere Bilder von der Doppelhochzeit der Enkel Kaiser Maximilians I., von der Grundsteinlegung des Stephansdomes und rauhere aus den Türkenkriegen, dem Dreißigjährigen, den napoleonischen Kriegen, bis mit Prinz Eugen, „dem edlen Ritter", dann die heitere Pracht des Barocks und Rokokos vorüberzog. Mit dem Sturmjahr 1848 schloß der historische Zug, um den Nationalitätengruppen Österreichs Platz zu machen, deren Vielgestaltigkeit fast die reiche Gliederung des vorhergehenden in Schatten stellte. Und das Ganze klang aus in einem großartigen Schlußakkord: in das unter dem Geläut sämtlicher Glocken

Gruppe aus der Zeit Karls VI.: Prinz Eugen.



Gruppe aus der Zeit des Königs Albrecht I.: Auszug von Wiener Bürgern zur Belagerung einer Raubritterburg.

Bilder vom Huldigungsfestzug am 12. Juni in Wien.

von allem Volk mit sinniger Bedeutung gesungene „Gott erhalte Franz den Kaiser“.

Ein neuentdeckter Rembrandt. (Zu der nebenstehenden Abbildung). Da eine größere Anzahl bekannter Rembrandtbilder noch immer verschollen ist, müßte die gelegentliche Neuentdeckung solcher verloren geglaubter Schätze eigentlich nichts an sich Wunderbares sein. Dennoch macht die Menge dieser Neuentdeckungen aus den letzten Jahren nicht nur den Laien, sondern auch den Kenner stutzig, und auch dem hier wiedergegebenen jüngsten dieser Rembrandtfunde ist mißtrauischer Widerspruch keineswegs erspart worden. Aber mit ungewöhnlicher Übereinstimmung neigen jetzt die Sachverständigen dazu, dem Bilde tatsächlich den großen Namen zu belassen, auf den sein Entdecker Professor Hauser in Berlin es getauft hat. Es wäre nach Professor Martin in die fünfziger Jahre des 17. Jahrhunderts einzureihen, wäre also in jenem Jahrzehnt nach Saskias Tod entstanden, in dem der Künstler trotz der Sorgen um den ihm entgleitenden Wohlstand seines Hauses zu immer vollerem, tieferem und leuchtenderem Ausleben in seinen Werken gelangt zu sein scheint. Die größte Eigenschaft Rembrandtscher Porträtkunst, die Vereinigung inniger Erfassung der dargestellten Persönlichkeit mit reinsten malerischen Wirkungen, ist dem hier dargestellten Bilde jedenfalls zuzusprechen. Aus dem goldigen Braun des Hintergrunds taucht unter dem dunklen Barett das feine Jünglingsgesicht auf, umwogt von den goldigen Locken, deren Auffassung Martin an das Bruyningh-Porträt in Kassel erinnern läßt. Der Typus des Gesichts läßt mehr an die Darstellung von Rembrandts Sohn Titus (Wien, Hofmuseum) denken.

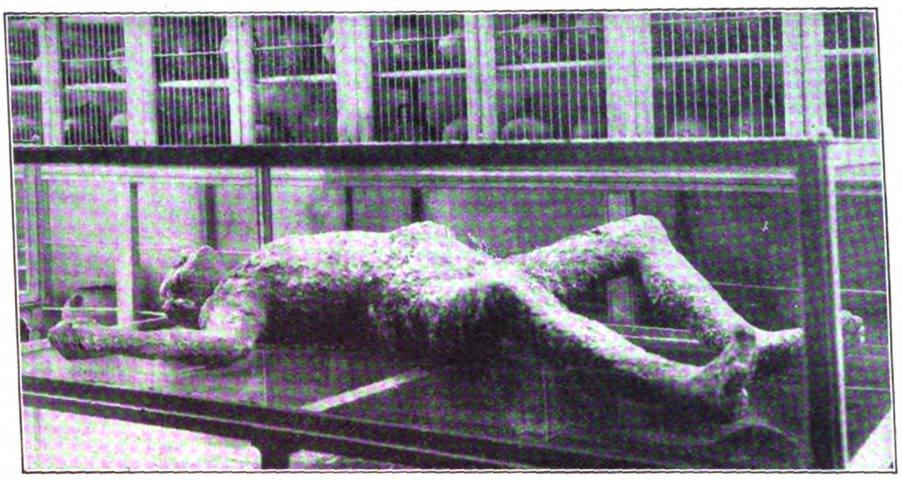
Ein neuentdeckter Rembrandt.

Das Deutsche Institut für ärztliche Mission. Die Erschließung der tropischen Kolonien ist zum großen Teil eine Gesundheitsfrage. Mehr und mehr ist man in der jüngsten Zeit zu dieser Überzeugung gelangt, und mit Recht sendet die Regierung nach unseren Schutzgebieten Ärzte hinaus. Die Erfahrungen, die sie gesammelt, und die Untersuchungen, die sie angestellt haben, sind für die Tropenhygiene und Verhütung und Heilung tropischer Krankheiten von hoher Bedeutung geworden. Die Zahl der Regierungsärzte kann aber naturgemäß nur klein sein, und da verdienen Bestrebungen, die ähnliche Zwecke auf privatem Wege verfolgen, tatkräftige Unterstützung. Seit längerer Zeit erstrebt dies die Mission. Der Arzt hat sich in den fernen Ländern nicht nur als Helfer in der Not, sondern auch als Pionier der Kultur und des Christentums bewährt. Die Mission pflegt mehr einen Zweig barmherziger Nächstenliebe, wenn sie neben den Missionaren auch Ärzte in die Kolonien sendet. Die englischen und amerikanischen Missionen sind aber uns Deutschen in dieser Hinsicht weit voraus. Ihren 700 Missionsärzten können wir nicht einmal 20 gegenüberstellen. Auf diesem Gebiete soll aber jetzt eine Wandlung geschaffen werden. Es hat sich ein Komitee gebildet, das für ein deutsches Institut für ärztliche Mission tätig ist. Es appelliert an den Wohltätigkeitsinn des deutschen Volkes, und sein Werberuf hat bereits einen Erfolg gehabt, da bis Ende vorigen Jahres aus freiwilligen Spenden rund 112 000 Mark zusammengeflossen sind. Als Sitz des Instituts ist die Universitätstadt Tübingen gewählt worden; dort soll ein zweckmäßiger Bau mit Hörsälen und Wohnräumen für Studierende errichtet werden. Hier sollen einerseits Studierende der Medizin zu Missionsärzten, anderseits Missionare zu Samaritern ausgebildet werden. Als Leiter des Instituts ist Dr. Max Fiebig aus Jena gewonnen worden, der 22 Jahre lang als Regierungsarzt in Niederländisch-Indien tätig war und über eine reiche Erfahrung auf dem Gebiete der Tropenkrankheiten verfügt. Mit dem Institut soll eine Klinik für Tropenkranke verbunden werden. In ihr sollen krank heimkehrende Missionare verpflegt werden, ferner aber auch Offiziere, Beamte, Kaufleute u. a., die Genesung von irgend einem durch den Aufenthalt in den Kolonien verursachten Übel suchen. Die Klinik ist für das Institut notwendig als Lehrstätte für die jungen Missionsärzte und Samariterschüler, denen man durch bloße Vorträge nicht den tiefen Einblick in die Tropenkrankheiten und deren Behandlung bieten könnte, den sie durch eigene Anschauung erwerben. Sollten die Mittel reichen, so würde noch ein Heim für weibliche Medizinstudierende sowie für Missionsschwestern und Bräute von Missionaren, die sich medizinische Kenntnisse aneignen sollen, errichtet werden. Mit dem Bau des Instituts soll begonnen werden, wenn die bis jetzt ersammelten 112 000 Mark auf mindestens 150 000 Mark angewachsen sein werden. Beiträge sind an Herrn Max Hartenstein in Firma Hartenstein u. Cie., Bankkommandite in Cannstatt-Stuttgart, zu senden.

Ein Schnelligkeitsrekord. Daß die Flugschnelligkeit der Schwalben schon im Altertum zum Nachrichtendienst benutzt ward, z. B. von den Römern, die sich Briefschwalben hielten und diesen kleinen geflügelten Boten geritzte Wachstäfelchen zur Beförderung umhingen, ist allgemein bekannt. Die Alten müssen also vor 2000 Jahren schon eine genaue Kenntnis von der Überlegenheit des Schwalbenflugs gehabt haben, die uns Heutigen noch nicht allzu lange klar geworden ist. Sehr interessant und überzeugend war das vor kurzem unternommene Experiment eines Antwerpener Geflügelhändlers. Er gab nämlich einem Manne, der eine Anzahl für einen Wettflug bestimmter Tauben nach Compiègne brachte, auch eine Schwalbe mit, die unter dem Dach seines Hauses nistete. Mit den Brieftauben zugleich wurde sie in Compiègne 7¼ Uhr aufgelassen und schlug sofort die Richtung nach Norden ein, während die Tauben, in augenscheinlicher Unsicherheit, erst ein paar Bogen machten, ehe sie sich zurechtfanden. Das Ergebnis war wunderbar. Denn die Schwalbe zwitscherte schon um 8 Uhr 23 Minuten wieder am heimischen Nest — hatte den 235 Kilometer langen Weg also in 1 Stunde 8 Minuten, d. h. mit der kolossalen Geschwindigkeit von 3355 Metern in der Minute oder 201 Kilometern in der Stunde zurückgelegt — die ersten Tauben aber kamen gegen 11½ Uhr an, über drei Stunden später.

Menschenfunde in Pompeji. (Zu der Abbildung auf der umstehenden Seite.) Immerfort noch graben und forschen die Menschen in Pompeji, um ein Stück verschollener Welt zutage zu fördern, das der grollende Vesuv vor mehr als 1800 Jahren in Staub und Asche begrub. Unter den zahlreichen Funden der alten Römerstadt erregen gewiß ein besonderes Interesse die Funde menschlicher Überreste. Die Leichen der bei der furchtbaren Katastrophe plötzlich Verschütteten sind im Laufe der achtzehn Jahrhunderte längst verwest; so entstand an der Stelle, auf der sie sich befanden, in der festgewordenen Asche eine Höhlung, welche die äußeren Formen des Körpers mehr oder weniger genau wiedergab. Vor etwa 50 Jahren kam der damalige Leiter der Ausgrabungen Gouverneur Fiorelli auf den Gedanken, solche Höhlungen mit Gips auszugießen und, nachdem die Masse erstarrt war, die so gewonnenen Abgüsse aus der Asche herauszuarbeiten. Der Versuch gelang, und im Laufe der Jahre wurden auf diese Weise zahlreiche Abgüsse gewonnen, die uns die Einwohner Pompejis in der Stellung vorführen, in der sie der Tod erreichte. Unsere Abbildung zeigt einen der neuesten dieser Menschenfunde, die im Museum von Pompeji aufgestellt sind. Eine derartige Höhle in der Asche entdeckt der kundige Arbeiter an dem veränderten Ton, den das Hacken und Graben in ihrer Nähe erzeugt. Wird dieser wahrgenommen, so arbeitet man vorsichtig, bis man eine kleine Öffnung in die Höhlung bloßgelegt hat. Durch diese wird mit langen Zangen aller Schutt, der in ihr etwa liegt, herausgeholt. Dann gießt man, wie gesagt, den leeren Raum mit Gips aus. Auf diese Weise hat man nicht nur Menschengestalten wiederhergestellt, sondern auch verschiedene Tiere, wie Hunde, Hühner usw., rekonstruiert. Man hat auch Abdrücke von Bäumen genommen, unter anderem auch den Abguß

eines Lorbeerbaumes mit Blättern und Früchten. Die Form und die Größe dieser Beeren sprechen dafür, daß die Früchte zur Zeit der Katastrophe bereits reif waren. Man wollte daraus schließen, daß der Untergang Pompejis nicht im August, sondern erst im November des Jahres 79 stattgefunden habe.



Neuer Gipsabguß aus Pompeji im Museum von Pompeji.

„Bols", eine Zierde der Familie Bulldogg. (Zu den untenstehenden Abbildungen.) Der Hund als Mimiker, das ist das Neueste auf dem Gebiet der Hundedressur und ganz gewiß eines der schwierigsten Kunststücke, die Geduld und Energie zuwege gebracht. Besonders schwierig in diesem Fall, da der „Künstler" eine englische Bulldogge ist, bekanntlich eine der ungelehrigsten und störrigsten aller Hunderassen. Und nun sehe man, was der Amerikaner Herr Frank Kern mit diesem ungefügen Tiermaterial erreicht hat, sehe sich diese köstlichen lebenden Karikaturen berühmter Vorbilder an. Diesen Li-hung-Tschang" und „Rekrut", „das alte Semester", den „ollen ehrlichen Seemann" und die scheinbar unvermeidliche „Schwiegerma—ma—ma". Kein Wunder, daß „Bols" auf seiner „Tournee" durch Nord- und Südamerika die glänzendsten Erfolge gehabt und monatelang schon der „Star" europäischer Varietés ist. Der überwältigenden Komik dieser Vorführungen ist nicht zu widerstehen, aber nur Herr Frank Kern weiß, wie viel unendliche Geduld und welches Eingehen auf die „Individualität" des Schülers dazu gehörte, um solche Resultate zeitigen zu können.

Li-hung-Tschang.

Rekrut.

Ein altes Semester.

Der olle ehrliche Seemann.

Schwiegermama.

Lehrer und Schüler.

Frank Kerns dressierte Bulldogge.

Die Zeitungen des alten Rom. Frankreichs Plan, eine „Hemerothek", d. h. Zeitungsbibliothek, zu gründen, wie wir sie seit 1885 in dem durch Oskar von Forckenbeck zu Aachen ins Leben gerufenen Zeitungsmuseum bereits besitzen, hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf solche für den Historiker wie Kulturhistoriker gleich wichtigen Institute hingewiesen, und der „Gaulois" gab gelegentlich der Empfehlung dieses Planes einen Überblick über die Geschichte und Entwicklung der Journalistik, aus dem wir unsern Lesern folgende bemerkenswerte Daten mitteilen. Schon das alte Rom besaß unter Cäsar (59 v. Chr.) eine Art Zeitung; es wurde nämlich dem Publikum mittels öffentlich aufgestellter Tafeln von allen interessanten Vorkommnissen regelmäßige schriftliche Mitteilung gemacht in den sogenannten „Acta diurna". Die Politik wurde in diesen „Acta diurna urbis" oder „populi" etwas stiefmütterlich behandelt, um so größeren Raum aber nahmen die Chronik, der Tagesklatsch und die Berichte über Theater, Faust- und Ringkämpfer und dergleichen mehr ein. Selbst kleine Bosheiten fehlten nicht, und es gab auch damals schon sowohl berühmte Journalisten, wie Chrestus, einen Zeitgenossen Ciceros, als auch Zeitungsenten in ereignisloser Zeit. So erzählt ein findiger Reporter des alten Rom von einem „sprechenden Hahn" im Haus eines gewissen Galerius in Ariminum (Rimini), siehe „den klugen Hans" von heute, und ein anderer von dem an einigen Orten niedergegangenen Milch- und Blutregen, während ein Theaterkritiker, der augenscheinlich amerikanisches Reklamewesen vorahnte, gar berichtet, daß der rasende Beifall einen Gladiatoren taub gemacht, und ein Gerichtsreporter allen Ernstes versichert, daß während der Gerichtsverhandlungen im Prozeß des Volkstribunen Milo nicht weniger als 52 Steine vom Himmel gefallen seien.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Im Sonnenschein.

Gemälde von Emil Rau.

Nr. 27 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Das Kreuz im Venn.

(17. Fortsetzung.)

Roman von Clara Viebig.

Joseph trat vom Tische zurück und lehnte sich tief verstimmt gegen den Ofen. Sie waren noch einmal auf Leykuhlen zurückgekommen.

„Ja, meinen Sie denn wirklich, dieser Bauernbürgermeister wäre als Abgeordneter ein Glück für den Kreis?“ Der Landrat schien sich noch immer nicht von diesem Thema losreißen zu können. „Er ist doch zu wenig gebildet, zu wenig weitsichtig, zu eng!“ Er sah sich um, als fürchtete er einen Lauscher, und sprach dann gedämpft: „Nun, unter uns gesagt, zu bigott!“

Schmölder lachte. „No, en Zentrumsmann wählen wir ja doch! Schwarz ist Trumpf. Und da ist der Leykuhlen am End eben so jut wie'n anderer! Mir is es übrigens janz wurscht! — Ich wünschte bloß, ich schöss' diese Nacht en Sechzehnender. Dat wär' wat!“

„Ich meinesteils würde es für höchst bedauerlich erachten und als ein betrübendes Zeichen für unseren Kulturzustand,“ sagte Mühlenbrink scharf, „wenn man keinen andern Mann fände als Leykuhlen. Ich lasse ihm volle Gerechtigkeit widerfahren, er hat sich ohne Zweifel so herausgemacht, wie sich so ein Bauer nur herausmachen kann. Aber ich bitte Sie, er ist ja ganz verbohrt. Ich nehme es ihm kolossal übel, daß er sich so gegen eine Wasserleitung sperrt, anstatt meine Bestrebungen mit all dem Einflusse, den er ohne Zweifel besitzt, aufs lebhafteste zu unterstützen. Die Typhusfälle will er nicht mit den Brunnen in Verbindung gebracht wissen — aber selbstverständlich, ganz natürlich kommen sie daher! Wissen Sie, was er mir sagte, als ich ihn deswegen interpellierte? Vor ein paar Tagen war es, da sagte er mir: ‚Wir stehen in Gottes Hand!‘ Selbstverständlich, das tun wir, aber man kann sich doch nicht einfach dabei beruhigen. Nein, mit solch einem Mann ist uns durchaus nicht gedient!“

Sepp.

Gemälde von Otto Wolff.

Published 2. VII. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

„No, warum denn nit?“ Heinrich Schmölder gähnte. „Ob der oder der! Solche sitzen en janze Meng in Reichstag und Landtag, und das sind die Schlechtesten noch nit. Wenn ich nur wüßt, wo der Leykuhlen bleibt! Da schreit schon wieder einer — Donnerwetter!“

Joseph war an den Tisch getreten, an dem der Landrat noch sitzengeblieben war. Er wußte selbst nicht, woher ihm heute die Kampfeslust kam, aber er war gereizt. Er glaubte zu fühlen, daß der Bürgermeister in dem Landrat einen Widersacher habe. „Leykuhlen ist mein Freund,“ sagte er, „und ich glaube ihn besser zu kennen als Sie, Herr Landrat. Pardon! Sie sehen ihn eben nur vom geschäftlichen Standpunkt aus, ich aber doch noch von einem andern. Er ist der beste, selbstloseste, edelste Mensch, den ich kenne. Und bei all seiner anscheinenden Rückständigkeit von einem scharfen und klaren Verstand.“ Er erhob immer lauter die Stimme: „Wenn Leykuhlen nicht wie einer dazu berufen ist, hier den Kreis zu vertreten, dann will ich nicht Schwarz von Weiß mehr unterscheiden können. Leykuhlen, der Land und Leute so genau kennt wie sonst keiner! Er, der sie so liebt, ist der berufene Mann.“

„Dank dir, Joseph“, sagte draußen eine Stimme. Es pochte an den vorgelegten Laden, und gleich darauf tappte der starke Tritt einer nägelbeschlagenen Sohle in den Flur.

„Da ist er!“ Lebhaft eilte Joseph zur Tür.

Leykuhlen trat ein. „'n Abend zusammen!“ Er begrüßte die Anwesenden ganz ohne Verlegenheit. Sein Gesicht war gerötet von der starken Luft und angeregt durch einen weiten und scharfen Gang; seine Augen waren hell, aber es war auch eine tiefinnere Genugtuung und Freudigkeit, die aus ihnen strahlte. Er sah um Jahre jünger aus als zur Zeit der Dürre. Einen Strom von Frische brachte er mit ins verqualmte Zimmerchen.

„Sie kommen ja so spät?“ brummte Heinrich Schmölder.

„Ich bin pünktlich, Herr Schmölder. Hier,“ er hielt ihm die Uhr hin, „Schlag neun. Ich wäre aber schon eher dajewesen, wenn ich den Bräuer nit anjetroffen hätt'. Wir haben lang' jestanden. Der Mann will weg. Er wollt schon zum Oktober, aber sie haben ihn nit jelassen. Nu jeht er April!“

„Ich weiß schon, ich weiß schon!“ Der Landrat nickte. „Schade, jammerschade! Die Sache ging unter ihm so wundervoll voran. Er war ganz der Mann, den wir brauchen. Wenn wir ihn nur halten könnten!“

„Den haiten Sie nit!“ Leykuhlen lachte. „Den zieht sein Weib. Sie müssen schon suchen, en anderen zu finden.“

„Aber wo?“ Der Landrat seufzte und stützte bekümmert den Kopf in die Hand; die Kolonisation lag ihm am Herzen, hatte ihm ganz besondere Freude gemacht; einen zweiten Bräuer, der das Gesindel so famos in Ordnung und zur tüchtigen Arbeit anhielt, fand man so leicht nicht wieder!

„Ich finde ihn roh“, sagte Joseph. Er gedachte des blassen Sträflings und der Schimpfworte des Aufsehers. „Etwas mehr Milde in der Behandlung könnte nichts schaden. Man schickt doch die Leute hierher, nicht allein, daß sie wie Lasttiere arbeiten, sondern auch, daß sie durch dieses Leben ganz in und mit der Natur selbst einen Vorteil haben — innerlich. Diese armen Kerle! Wie viel Qual, wie viel Verzweiflung mag sich unter diesen wehenden Leinenkitteln bergen! Wenn ihnen diese große, ungehindert strahlende Sonne täglich ins Gesicht scheint, ob sie ihnen da wohl zuletzt auch ins Herz scheint? Ich hoffe. Manches Dunkel soll sich da lichten. Ah, dieser Bräuer sollte nicht so schreien — es verletzt!“ Joseph hielt sich die Hände gegen die Ohren, noch immer gellte ihm der barsche Ton des Aufsehers darin. „Achtung vor diesen Leuten! Auch sie sind Kulturbringer. Wir dürfen sie nicht gering achten!“

„Sie sind ein Dichter!“ Der Landrat lächelte malitiös.

Leykuhlen legte dem heiß und rot Gewordenen die Hand auf die Schulter. „Dat ist sehr nett von dir, Joseph, dat du Mitleid mit denen hast, und dat du so'n jute Meinung von unserm Venn hast. Ich bin kein Dichter, ich kann dir nur sagen, mir wäre doch lieber, wir hätten die Nachbarschaft nit. So'n Sträfling — nee, nee! Unsere Heckenbroicher hatten bislang noch keinen zu sehen jekriegt. Und wat wußten unsere Leut' von all den Vergehungen und Verfehlungen, von all den Sünden, die sich jetzt da oben angesammelt haben wie ein Haufen Unflat. Pah, Joseph, du mit deinen Kulturbringern! Überhaupt, Kultur — wat redt man jetzt doch immer so viel von Kultur?! Das is jetzt ein Schlagwort.“ Er kehrte sich gegen Mühlenbrink. „Sie jebrauchen dat auch immer, Herr Landrat! Die höchste Blüte der Kultur ist die christliche Religion, Herr Landrat!“ Er hatte das ganz ruhig gesagt, aber mit einer gewissen triumphierenden Freudigkeit.

Und diese reizte den Landrat. Er fuhr auf. „Natürlich, von Ihnen habe ich das ja auch gar nicht anders erwartet, von Ihnen, der Sie grundsätzlich gegen jeden Fortschritt sind, sei's, wo es sei, in wirtschaftlicher wie in geistiger Beziehung. Sie wollen ja gar keine Aufklärung. Ebenso wie Sie an Ihren licht- und luftraubenden Hecken festhalten, ebenso halten Sie krampfhaft die Schranken aufgerichtet gegen jedes geistige Moment!“

Der Bürgermeister lächelte. „Warum soll ich das nit tun, Herr Landrat? Sagen Sie mir, wat wir eintauschen, Herr Landrat, ob dat den Eintausch wert ist, und dann will ich Ihnen jern recht jeben. Ich bin nicht verbohrt!“

„Doch sind Sie das!“ Der Landrat wurde blaß und dann glühend rot. „Sie lassen es ja auch noch zu, ja, Sie begünstigen es sogar, o, ich weiß es wohl, daß man bei Ihnen noch nach Echternach springen geht. In Heckenbroich läßt man sich nicht genügen mit Mariawald, mit Hainbach und anderen Wallfahrtsorten der hiesigen Gegend, man pilgert sogar bis nach Echternach, um da zu springen — eine Sache, die mir und auch anderen guten Katholiken eher ein peinlicher Anstoß ist als eine Erbauung. Wir dürfen uns doch nicht ins dunkle Mittelalter zurückschrauben. Das geht einfach nicht!“

„Dat wollen wir ja auch gar nit! Aber wenn Sie wüßten, wat für ein Segen Echternach in diesem Fall — wir können nur von einem Fall sprechen, nur die Barbara Huesgen aus unserem Dorf is springen jewesen — wat für ein Segen Echternach für diese Leut' geworden ist, Sie würden nicht von Mittelalter und von Dunkelheit sprechen. Aber sei dem, wie ihm sei“ — der Bürgermeister machte mit seiner großen Hand eine Bewegung, als striche er alles zu — „es kömmt mir nit zu, zu trennen: hier Glaube und da Aberglaube. Hier fängt das Wunder an und da der Humbug, spotten is immer billig, und man hat die Lacher auf seiner Seit' — ich sage nur: der Glaube macht selig. Und der Glaube schafft auch Wunder. Und hier hat er ein Wunder jetan. Den Huesgens ihr Dores, en blöd armselig Jüngelchen, von Krämpfen heimgesucht, von klein an en Plag' für die armen Leut, für den dat brav Mädchen in rührender Schwesterliebe springen jejangen is nach Echternach, den hat der Heilige nun zu sich jenommen in die Seligkeit. Und die Leute leben nun auf, die Mutter is jesund, sie —“

Ein lautes Aufschluchzen unterbrach Leykuhlen. Bäreb war eingetreten, ungehört; sie hatte nur melden wollen, daß der Waldhüter draußen sei, um nun mit den Herren zu gehen. Niemand hatte ihrer geachtet, selbst Schmölder, trotz seiner Jagdunruhe, hatte aufmerksam dem Bürgermeister gelauscht. Nun schraken sie alle zusammen, die Tür klappte hastig hinter ihr zu.

Was hatte die Bäreb?! Joseph eilte ihr nach. Als er den dunklen Flur entlang tappte mit ausgestreckten Händen, fühlte er sie an der Wand stehen, die Stirn gegen die kalte Mauer gelehnt.

„Bäreb, warum weinst du? Bäreb, was ist dir?!“

Aber sie gab keine Antwort. Förmlich besorgt wurde er. Sie weinte wie aufgelöst, wie hingenommen von einer großen seelischen Erschütterung.

ch, was ist dir geschehen? Hat dir jemand etwas
tan? Bäreb, Kind, Mädchen, so sage es doch!"
te sie förmlich; er mußte doch wissen, warum sie so
es Weinen ängstigte ihn.
ine direkte Antwort bekam er doch nicht. Sie stieß
n unter einem zitternden, wie befreienden Atemzug:
Burgermeester, unser Burjermeester! Och, dat is en
e weiß doch alles! Uns' Doresche, uns' Doresche, dem
nu doch jut! Et hat ihm doch jeholfen. Jelobt
Jesus Willibrord!"
hand sie nicht, das klang ja unter Weinen wie
! Aber er war froh, daß sie sich nun beruhigte.
Kürze wischte sie sich die Augen aus, und als sie
kam, um noch einmal den Waldhüter zu melden,
hochgerötetes Gesicht von einer so großen Freude,
ein seliges Glück zu verkünden hätte.
s Mädel", sagte Scheffler, sie fixierend. Heinrich
zog sie zu sich heran und kniff ihr die Wange.
m, wie jeht et dir dann hier?"
Schmölder, de Herr Joseph is ja sehr jut!"
te sich Heinrich halbtot lachen. „No, no!" Er
Vetter. „Du, du, sei nur nit zu jut, du alter
!"
wollte aufbrausen, aber Leykuhlen kam ihm zu
dich mit, Joseph, da braucht et ja kein Wort!
Herr Landrat" — er kehrte sich zu diesem hin
seine hohe Gestalt wie in stolzer Zuversichtlichkeit
— „sehen Sie, wo anders könnt dat wohl nit
so'n jung Mädchen unter den Verhältnissen hier
hier braucht man nit bang zu sein. So wat
en. Wir haben eben unsere Kultur!"
hast recht, Bärtes!" Joseph legte ihm den Arm
tern. „Das ist ein Mädchen, so lauter, so rein,
wie euere Natur hier — die Natur selber. Geht
er Kultur!" Enthusiastisch streckte er die Hand
war ich denn da unten? Hier bin ich erst Mensch
höheren Sinne. Hier liege ich an der Brust
nd gesunde. Du hast recht, Bärtes, daß du
gegen alles von außen! Ihr sitzt hinter euren
beschränktem Horizont, ich will es zugeben, ihr
von der Welt da draußen, aber ihr habt eine
hinter euren Hecken, eine reinere, edlere. Laßt
ten nicht niederreißen, erhaltet sie mit Bedacht!
m euch denn für die Reinheit eurer Herzen, für
er Sitten, für die Zufriedenheit eures Lebens?!"
die Gewißheit, zur ewigen Seligkeit einzugehen",
n lächelnd. „Mehr Kultur, denke ich, tut niemand
Landrat!"
ren sie wieder allein; Joseph sagte es sich mit
en. Aber ein bitterer Nachgeschmack war ihm
, er konnte sich nicht mit reinem Gefühl wie
Frieden seines jetzigen Lebens hingeben.
mmacklos von Heinrich, ihm noch beim Aufsteigen
n, als er Abschied nehmend am Tritte stand und
er Tür, mit dem Finger zu drohen und dann
ädchen hinzublinzeln: „Vorsicht, alter Junge!"
Scheffler hatte dazu gegrient. Gräßlich, gräßlich!
doch die Bäreb Heinrichs Anspielung nicht ver-
t.

unbefangen wie immer, aber Joseph war es
Zeit scheu ging er ihr aus dem Wege. Warum
immer herein und störte ihn und wollte schwatzen?!
nichts wissen. In Ruhe lassen sollte sie ihn! Zum
Spaß sie miteinander hausten, fuhr er sie unwirsch
Hinterdrein tat es ihm doch wieder leid, es kam ihm
Bäreb sie rotgeweinte Augen. Er entschuldigte sich.
stellte es sich heraus, daß sie gar nicht deswegen
weinte — o, der Herr Joseph konnte schelten mit ihr,
Herr, der hatte ja immer recht, akkurat wie ihr
Vater. Sah sie ihn mit ihren schönen Augen so treu-

herzig an, daß ihm das Blut zu Kopfe schoß. Sie war wirklich rührend in ihrer Demut, aber zugleich ärgerte er sich, daß sie ihn auf die gleiche Stufe mit ihrem Vater stellte. Zählte er vielleicht an Jahren auch nicht viel weniger als der Weber, es war doch etwas anderes mit ihm als mit diesem abgearbeiteten, verbrauchten Mann! Unwillkürlich richtete Joseph seine schlanke, noch sehr elastische Figur stramm auf und strich den Schnurrbart, dessen Blond noch nicht so wie das des Kopfes mit Grau untermischt war. Wenn sie nicht deswegen geweint hatte, warum denn? Da errötete sie und stammelte verlegen, daß sie gern wieder einmal hinunter zu den Ihren möchte. Und vor allem in die Kirche. Nun, seit sie den Herrn Bürgermeister gesehen und gehört hatte, stand das Dorf mit seinen Hecken, das Elternhaus mit all den Geschwistern, die Kirche mit ihrem Turm so lebendig vor ihr, daß es sie zog an Händen und Füßen. Die Tränen kamen ihr schon wieder.

Da stieß er rasch heraus: „Geh, geh, wenn du willst, ich habe dir doch nichts in den Weg gelegt. Geh!"

Sie war am Sonntag aufgebrochen in aller Morgenfrühe, noch war es nicht hell. Er hatte sie aufstehen und in der Kammer hin und her gehen hören. Es war ihm ganz recht, daß sie fortging, nun genoß er doch einmal die Einsamkeit ganz, aber auch ganz ungestört, in so vollen Zügen, als wäre die Natur nur einzig für ihn allein da. Er blieb noch eine Weile liegen. Sonst störten ihn oft am Morgen ihr Klappern in der Küche, das Knarren der Kaffeemühle, das Klirren der Herdringe; heute hörte er nichts. Nicht ein Atemzug war im Hause. Heute hätte er schlafen können bis in die Unendlichkeit, aber heute konnte er nicht. Gähnend raffte er sich auf, rasch nur jetzt auf und hinaus! Die Sonne schien, es war noch ein guter Tag. Und im Hause würde es heute wohl etwas frostig sein! Aber als er ins Wohnzimmerchen kam, knisterte dort das Feuer, und in der Küche stand sein Kaffee warm. Es war alles wie immer, nur das bräunliche Gesicht mit den schwarzen Augen fehlte, das ihm sonst alle Morgen zulächelte.

Wie man sich an jemand so gewöhnen kann!

Den ganzen Tag trieb sich Joseph draußen umher. An das Essen dachte er nicht; sie hatten zwar gestern verabredet, daß Bäreb es in die Herdröhre setzen sollte, aber er vergaß es. Nun war er Robinson, nun lebte er wie der auf einer wüsten Insel; er hatte sich das als Knabe immer gewünscht. Und doch wollte das knabenhafte Entzücken sich heute nicht so recht einfinden. Wohl fühlte er einen Schauer, als er allein, ganz allein auf dem kleinen Wiesenplan stand — weltenfern die Stätten der Menschheit — als er, einsam unter den schwarzen Tannen dahinschreitend, deren Wurzeln tief ins Moor hinabreichen, sich sagen konnte: wenn du jetzt rufst, es hört dich keiner! Aber es war ein leises Unbehagen in dem Schauer.

Hu, war das eine Öde! Er war durch eine Lücke aus den Tannen heraus ins Freie getreten. Hier war die Jagdkanzel oben auf dem Baum, von hier aus hatte Heinrich neulich den großen Hirsch geschossen, als der draußen im offenen Venn stand und ins Weite orgelte. Ein Blitz, ein Knall, das Tier hatte das stolze Haupt geschüttelt — ein Satz — hier, hier hatte es sich noch davongeschleift, eine tiefe Spur hatte der schwere Leib im Gestrüpp gezogen. Noch jetzt, nach Tagen, sah man die Fährte hundert Ellen weit. Und hier war der Hirsch zusammengebrochen. Ein brillanter Schuß! Der glückselige Schütze hatte gar nicht genug prahlen können.

Joseph sah das getrocknete Blut auf dem Moos und wendete sich rasch ab; die Lust war ihm vergangen, nach dieser Seite hin zu spazieren. Er kehrte in den Tannenwald zurück. Aber aus dem Dickicht grunzte plötzlich eine Wildsau, und wenn er sie auch nicht fürchtete, es war doch kein angenehmes Gefühl, ohne Flinte, ohne jegliche Waffe, selbst ohne Stock ganz allein hier zu sein. Wohin er sich heute auch wandte, es behagte ihm nicht. Er war unruhig, unzufrieden, von einer Nervosität befallen, die ihn bisher auf

der Fangeuse nicht heimgesucht hatte. Da war ja noch die gleiche unendliche Weite, die wie die Heide der Niederung erscheint, fast flach, nur leise wellenförmig bewegt, und auf der man doch nie vergißt, wie hoch, hoch oben man ist. Blauer Horizont grenzte ihr purpurnes Braun ein. Und da hinten, da weit, da ganz unten waren die Berge, die Flüsse, die Täler, Menschen wohnten da, lachten, freuten sich, stritten sich und litten! Das war alles noch wie sonst. Hier war nur die Einsamkeit. Aber sie ging wie eine graue Frau mit gesenktem Kopf über das dämmernde Moorland und wob am Netze der Schwermut, dem niemand entrinnt.

Heute fühlte Joseph eine tiefe Bangigkeit. Er stand und starrte, hätte sich gern losgerissen und konnte doch nicht. Es saugte ihm etwas an der Seele. Langsam, wie mit geschlossenen Füßen schob er sich voran. Ein Stein lag mitten im Heidebraun, halb eingesunken und doch noch fast groß wie ein Haus. Es gab deren viele im Venn, sie sollten einstmals vom Himmel heruntergefallen sein — so sahen sie auch aus. Hingeschleudert, hingeworfen wie Würfel von Riesen in plötzlichem Unmut. Er kroch auf den lagernden Block, den Regen und Stürme geschliffen hatten, setzte sich oben nieder und starrte in die Weite.

Eine ununterbrochene Kette von Gedanken, deren Schlußglied sich nicht einfand, quälte ihn. Was sollte werden?! Ewig konnte er doch nicht hier oben bleiben, denn wenn Bäreb einmal fortging von ihm, dann blieb auch er nicht mehr auf der Fangeuse. Nein! Er schüttelte, die Stirn in viele Falten ziehend, den Kopf, und dann lächelte er wehmütig; sie würde ja einmal fortziehen, sie mußte doch heiraten, solche Mädchen heiraten immer. Ob sie heute recht glücklich war unten bei den Ihren? Sicherlich. Er hatte ihr Geld geschenkt; das würde sie der Mutter schenken, und den Geschwistern würde sie etwas mitbringen, was sie nur Schönes im Dorfladen zu kaufen bekam. Es würde da unten ein Jubel sein. Er fühlte fast einen Neid, daß er das nicht mitansehen konnte. Bäreb konnte sich freuen wie ein Kind, nicht ganz so laut, nicht so heftig, aber ganz so unbefangen.

Ein plötzliches Frösteln überlief ihn, hu, war das kalt! Nun fühlte er, daß er ganz erstarrt war, Hände und Füße waren wie abgestorben, der Vennatem hatte ihn durchhaucht. Durch die graue Luft kam's angeflattert mit klatschendem Flügelschlag und klagendem Ruf. Das waren die Moorhühner — schwerfälliges, träges Gevögel — sie strichen ihm um den Kopf, trübselig und graufarben wie Venngedanken. Er sprang auf. Die Heide hatte abgeblüht, fort war der Schimmer. Fort, nur fort, daß er aus der endlosen Weite fortkam zu begrenztem Raum! Er kniff die Augen zu. Hier war zu viel Raum, zu viel Weite, zu viel Endlosigkeit. Er ertrug das heute nicht.

Wie ein Zerschlagener kam er heim. Und dann fing ihn an die Ungewißheit zu peinigen, ob sie nun bald kam oder erst spät auf den Abend? Oder ob sie gar am Ende erst morgen früh wiederkam? Wer weiß, die Ihren hatten sie nicht gelassen, es ward ja schon dunkel! Er sah nach der Uhr. Wenn sie nun nicht bald kam, ging er noch einmal hinaus und ihr entgegen. Der Wind, der den Tag über geweht hatte, war zum Sturm geworden. Mit einer Gewalt schnob er von Westen her, daß selbst die Hecke, so dicht gefügt aus armsdickem Astwerk, ihn nicht abhalten konnte. Das Haus erzitterte. Die Türen sprangen auf; im Schlot erhob sich ein Winseln und Heulen. Die Tannen ächzten; man hörte ihr Stöhnen bis hinein ins Zimmer.

Der Einsame stand am Fenster und versuchte den Himmel zu beobachten, aber die ragende Hecke schnitt ihm jeden Ausblick ab. Im Zimmer war es dunkel und dunstig. Rastlos schritt er auf und nieder; ihm war bange. Eine stumpfe Traurigkeit schien über diesem Erdwinkel zu lasten, eine plötzliche Trostlosigkeit machte seine Seele erschauern. Wie gejagt, wie vor sich selber fliehend, stürzte er zur Tür, er riß sie auf, draußen konnte es ja nicht unerträglicher sein, aber ein Zugwind klatschte sie wieder zu. Er saß drinnen wie Es fing an zu regnen. Er hörte die gepeitschte hart gegen die dürre Hecke rasseln. Von dieser war bald das letzte Blatt heruntergeschlagen, Sommer waren hin, der Winter war da — wie würde er dauern?!

Zum erstenmal kam auch ihm der Zweifel, anderen schon vor ihm gehabt hatten: würde er's halten hier oben?! Er lehnte sich niedergeschlagen kalte Wand im dunklen Flur und seufzte. lange Reihe öder Tage gähnte ihn an — da hörte draußen, in der atemschöpfenden Stille zwischen zwei Windstößen, einen hurtigen Tritt. Die Tür flog wehte herein mit zerzausten Haaren, das bunte Nacken, durchnäßt, erhitzt.

Ihre Augen strahlten ihn an, der dunkle Fl einmal nicht mehr so dunkel. „Da bin ich, Herr.

Er konnte nicht an sich halten, er war so fr zu haben, er riß sie heftig mit beiden Händen und küßte sie.

Sie ließ sich den Kuß gefallen, sie leis geringsten Widerstand, als er hastig, wie v Lippen auf ihren Mund drückte. War dieser den hatte noch kein anderer berührt! Das siedend zu Kopf, er fühlte sich auf einmal w verjüngt — — — aber dann wich ihm alles dem Gesicht, nein, das durfte nicht sein, durfte er nicht küssen! Alle, alle Mädchen im war kein Unrecht dabei, aber diese nicht, diese

Mit Mühe unterdrückte er das Beben sein zwang sich zu ruhigem Ton: „Nun, mein schön zu Haus?“ Und dann drehte er sich v zur Stube hinein und machte die Tür hinter

Aber sie kam ihm nach. Ihr Herz war mußte ihm doch erzählen, wie gut es der M wie das Kleine trefflich gedieh, wie die Maib Milch gab, daß sie alle Tage Suppe kochen daß das Kathrinchen vom reichen Adams zu noch ein Extratrinkgeld bekommen hatte, weil v die sie ihm im Sommer hüten gegangen, le gar keine zu Schaden gekommen war. N Kathrinchen nicht mehr hüten, nun ging es Schule. Und auf des Dores Grab war ein kommen, drauf stand zu lesen:

„Vater, Mutter, tröstet euch,
Ich bin jetzt im Himmelreich!“

Nun weinte die Mutter nicht mehr, sie b zur allerheiligsten Mutter von Lourdes un zum heiligen Willibrord; zu den zweien, denen zu danken hatte.

Bäreb lachte froh. Ja, wenn der Mutter gerade als es ihr am allerschlechtesten ging, d an der Ley begegnet wäre, wer weiß, ob s dann nach Echternach springen gegangen wäre es gedämpft, wie mit andächtiger Scheu. plötzlich ein nachdenklicher, ernsthafter Zug i Gesicht und ließ es älter erscheinen als sonst.

Joseph hatte gar nicht recht hingehört auf sagte. Im Lehnstuhl saß er, hatte den Arm lehne gestützt und beobachtete sie hinter der vorg Wie hübsch sie aussah, wie besonders hüb bräunlichen Wangen glühte ein tiefes Rot, ih feucht. Es gab vielleicht schönere! Jose Moment lächelnd die Augen, Gestalten huschte innerung vorüber — er hatte viele schöne F die Welt war weit, aber so wie dieses Mädchen ihm doch keine gefallen!

„Geh,“ murmelte er, er war ganz heiser, „g um, du bist ja ganz naß. Ich will allein sein!“

(Fortsetzu

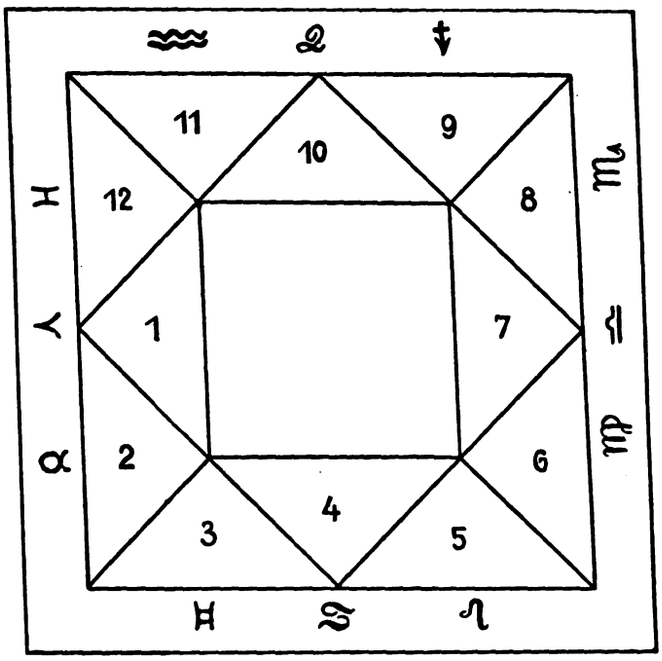
In Erwartung.

Gemälde von F. Martham-Skipworth.

Astrologischer Aberglauben.

Von Professor Dr H. J. Klein.

Der Anblick des Himmels, der sich wie ein ungeheures Gewölbe über dem Erdboden ausspannt und diesen doch nirgendwo berührt, die majestätische Sonne in ihrem Laufe bei Tage, der Mond und sein Wechsel sowie das Sternenheer bei Nacht, haben schon in den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gelenkt und zu phantastischen Deutungen Veranlassung gegeben. Der Himmel samt den an ihm sich bewegenden Sternen ist überirdisch, er wird von der die Erde beherrschenden Vergänglichkeit nicht betroffen, daher ist es natürlich, daß der Mensch auf niedriger Kulturstufe die Himmelserscheinungen in Zusammenhang mit religiösen und abergläubischen Vorstellungen brachte. Bei den Babyloniern, einem der ältesten Kulturvölker, von dem uns sichere Nachrichten erhalten sind, galten die Gestirne, besonders die Planeten, als Verkündiger des Willens der Gottheit, und man schrieb ihnen Einwirkungen auf das Geschick der Menschen zu, die je nach der Stellung der Sterne verschieden, günstig oder ungünstig, sein konnten. Deshalb beobachteten die babylonischen Priester den Lauf der Sterne, den Makrokosmos, und suchten einen Parallelismus mit den Vorgängen im Mikrokosmos, als welcher der Mensch selbst galt, zu ermitteln. Hier sind die Anfänge des astrologischen Aberglaubens zu suchen, und nicht mit Unrecht bezeichneten später die Römer alle Sterndeuter mit dem Namen Chaldäer.



Die astrologischen 12 Häuser des Himmels.
1. Haus des Lebens, 2. Haus des Reichtums, 3. Haus der Brüder, 4. Haus der Verwandtschaft, 5. Haus der Kinder, 6. Haus der Diener, 7. Haus der Ehe, 8. Haus des Todes, 9. Haus der Religion, 10. Haus der Würden, 11. Haus der Freundschaft, 12. Haus der Feindschaft.

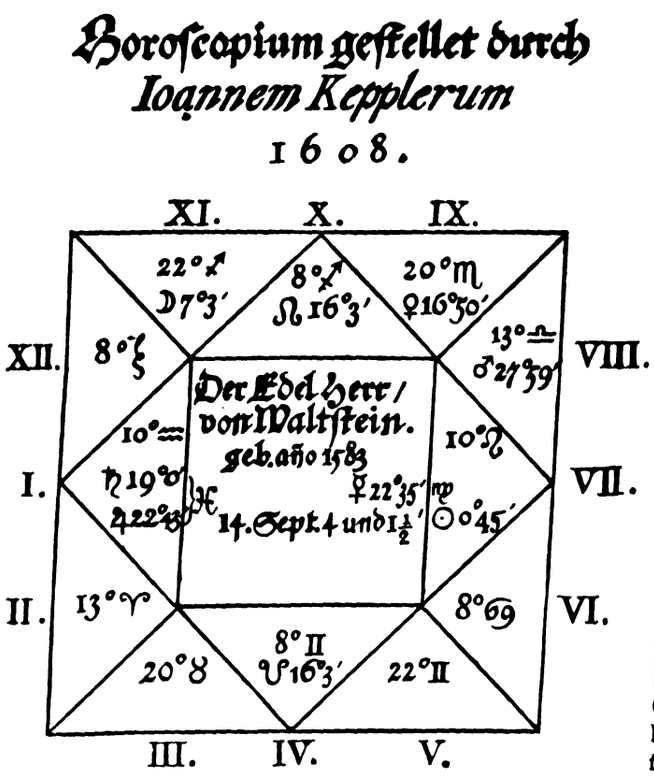
Neben Sonne und Mond waren es hauptsächlich die im Altertum bekannten Planeten Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn, deren Lauf und Stellung gegeneinander und zum Sternenhimmel als bestimmend für die Geschicke der Menschen galten. Außerdem wurde den zwölf Sternbildern des Tierkreises (Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische) großer Einfluß auf den einzelnen Menschen zugeschrieben. Solange man vom Wesen der Sterne durchaus nichts wußte, konnte es nicht als unmöglich gelten, daß die Gestirne einen gewissen Einfluß auf den Menschen ausüben möchten, aber um die Art und Weise dieses Einflusses zu erkennen, hätten doch unzählige Beobachtungen über menschliche Zustände und gleichzeitige Sternstellungen angestellt werden müssen, wovon aber nirgendwo die Rede ist. Von den Astrologen wurde behauptet, daß die Menschen, die zur Zeit, wenn die Sonne in das Sternbild des Löwen tritt, geboren sind, sich durch große Tapferkeit auszeichneten; stand aber gleichzeitig der Planet Mars auch im Sternbilde des Löwen, so sollten die dann geborenen große Helden oder berüchtigte Räuber werden. Worauf gründete sich diese astrologische Meinung? Lediglich darauf, daß gewisse Sterne in unbekannter Vorzeit als Sternbild des Löwen bezeichnet worden waren und ein rötlich strahlender Planet den Namen des Kriegsgottes Mars erhalten hatte! Weil der Planet Saturn in etwas grauweißem Licht glänzt und sich nur langsam unter den Sternen bewegt, sollten die unter seiner Herrschaft geborenen Menschen phlegmatischen Charakters sein, die unter der Herrschaft des Planeten Jupiter geborenen stolz und herrschsüchtig, die unter dem Regiment des Planeten Venus geborenen dagegen sehr verliebter Natur!

Mit solchen recht allgemein gehaltenen Schlußfolgerungen begnügten sich später die Astrologen nicht, sondern erfanden noch mancherlei Einrichtungen und Regeln, um ihre Prophezeiungen geheimnisvoll erscheinen zu lassen und ihnen das Aussehen zu geben, als gründeten sie sich auf tiefe Berechnungen. So erfanden sie die sogenannten zwölf Häuser des Himmels, deren Stellung während der Geburtsstunde jedes Menschen von Einfluß auf dessen Geschick sein sollte. Diese zwölf Häuser hatten teilweise absonderliche Namen, wie man aus der nebenstehenden Abbildung und den beigefügten Bezeichnungen ersieht. Aus der Angabe der Geburtsstunde wurde nach ganz willkürlichen Regeln festgestellt, welches Haus damals „herrschte", dann wurde der Ort der Planeten in jedem Hause für die nämliche Zeit ermittelt und nach deren gegenseitigen Lage, den sogenannten Aspekten, endlich das Horoskop gestellt. Im einzelnen waren die Regeln, gemäß denen der Einfluß der Gestirne angeblich wirken sollte, sehr kompliziert, und ein Astrolog widersprach in dieser Beziehung dem andern. Nichtsdestoweniger fanden die Sterndeuter im Altertum und im Mittelalter bei den Großen der Erde vielfach Glauben, ja die Fürsten hielten sich eigene Astrologen und folgten in schwierigen Fragen deren aus der Konstellation der Sterne abgeleiteten Ratschlägen. In manchen Fällen begünstigte der Zufall einen astrologischen Ausspruch, so z. B. die Prophezeiung, die der Sterndeuter der Katharina von Medici über den nahe bevorstehenden Tod des Herzogs von Biron machte, der in der Tat bald nachher im Kriege fiel. Einer der berühmtesten Astrologen und Hellseher war der provenzalische Arzt Michel Notre-Dame, dessen latinisierter Name Nostradamus lautet. Er veröffentlichte seine Prophezeiungen in Versen, zuerst in vier sogenannten Zenturien, denen später noch sechs folgten. Diese gereimten Aussprüche sind dunkel und vieldeutig, aber Nostradamus machte mit ihnen Glück, wurde vom König Heinrich II. nach Paris berufen und galt seitdem als eine Art Orakel. Er sagte von seinen Prophezeiungen selbst:

„Ich gebe dir ein Spiel von tausend dunklen Reimen,
Entdeckend und verbergend, was der Zukunft wird entkeimen
An Haupterlebnissen der größten Potentaten.
Der Neugier eine Folter, die sie nicht erraten,
Denn eine lange Reih' von Dingen ist verzeichnet,
Die man erst dann erkennt, wenn sich die Tat ereignet."

Unter solchen Umständen ist es nicht wunderbar, daß zu Ende des 18. Jahrhunderts abergläubische Gemüter behaupten konnten, Nostradamus habe die französische Revolution und das Kaisertum Bonapartes 200 Jahre vorher prophezeit, nur habe man diese Prophezeiungen nicht deuten können, bis sich „die Tat ereignete". Da war doch Kepler in seinen astro-

logischen Prognostiken deutlicher. In dem berühmten Horoskop, das er für Wallenstein stellte, hat er im Jahre 1608 den Friedländer treffend gezeichnet. Damals erhielt er den Auftrag, für einen böhmischen Edelmann das Horoskop zu stellen, wobei angegeben war, daß dieser am 14. September 1583 um 4 Uhr 1½ Minuten unter 51 Grad nördlicher Breite geboren sei. Auf Grund dieser Angaben berechnete Kepler ein Schema des Himmelstandes gemäß den astrologischen Regeln. Dieses ist hier abgebildet. Er gab dazu eine sehr lange Erklärung, aus der nur einiges mitgeteilt werden soll, um zu zeigen, daß Kepler im Grunde genommen sein Horoskopium mehr auf seine Kenntnis vom Charakter Wallensteins als auf die Stellung der Planeten gründete. Er sagt nämlich: „Welcher Astrologus seine Sache bloß und allein aus dem Himmel vorsagt und sich nicht fundiert auf das Gemüt, die Seele, Vernunft, Kraft oder Leibesgestalt desjenigen Menschen, dem es begegnen soll, der geht auf keinen rechten Grund, und so es ihm schon gerate, ist es Glücksschuld . . . Solchergestalt mag ich von diesem Herrn (nämlich von Wallenstein) sagen, daß er ein wachendes, emsiges unruhiges Gemüt habe, allerhand Neuerungen begierig, dem gemeines menschliches Wesen und Handel nit gefallen, sondern der nach neuen, unversuchten, seltsamen Mitteln trachte, doch viel mehr in Gedanken habe, denn er äußerlich uns spüren läßt. Der Saturnus im Aufgang macht müßige, melancholische Gedanken, Zauberei, Gemeinschaft zu den Geistern, Verachtung menschlicher Gebote und Sitten, auch aller Religionen. Es ist aber das Beste, daß Jupiter darauf folgt und Hoffnungen machet, mit reifem Alter werden sich die meisten Untugenden abwetzen und also diese seine ungewöhnliche Natur zu hohen, wichtigen Sachen fähig werden. . . Da diese Nativität viel gemeines hat mit der des gewesenen Kanzlers in Polen, der Königin in England u. dgl., so ist kein Zweifel, daß er (Wallenstein) zu hoher Dignität, Reichtum und auch zu stattlicher Heurath gelange. Und weil Merkurius in Opposition zu Jupiter steht, will es das Ansehen gewinnen, als werde er einen besonderen Aberglauben haben und dadurch eine große Menge Volks an sich ziehen oder sich etwa von einer Rott so malcontent zu einem Haupt- und Rädelsführer aufwerffen lassen." Wenn man es nicht genau nimmt, so paßt das Angeführte auf Wallenstein, aber von einem wirklichen Zutreffen ist die astrologische Prophezeiung doch völlig entfernt, denn sie deutet mit keiner Silbe den tragischen Ausgang Wallensteins an, was doch die Hauptsache gewesen wäre. Daß Kepler mehr oder weniger an die Zulässigkeit einer Art Astrologie geglaubt hat, kann nicht in Abrede gestellt werden, hat er doch auch geglaubt, die Planeten würden in ihren Bahnen durch Engel geleitet. Das sind Schwächen des großen Mannes, die er mit seinen Zeitgenossen teilte, von denen er sich aber befreit haben würde, wenn er die Kenntnis von der wahren Natur und Beschaffenheit der Himmelskörper erlangt hätte, deren wir uns erfreuen. Wer sich zugunsten der Astrologie auf Kepler berufen will, gleicht vollkommen einem Manne, der behaupten würde, Indien hänge mit Amerika zusammen, weil Kolumbus bis zu seinem Tode der Meinung war, er habe auf seinen Entdeckungsfahrten Indien erreicht. Der astrologische Aberglaube schwand dahin, als der große Newton das allgemeine Weltgesetz entdeckte, demgemäß die Planeten um die Sonne, die Monde um ihre Planeten und Sonnen um Sonnen laufen und demzufolge gleichzeitig der Stein zur Erde fällt. Wer davon Kenntnis hat, daß die Sonne ein glühender Ball ist, der die Erde 1 300 000 mal an räumlicher Größe übertrifft; daß der Mond einen erkalteten Himmelskörper bildet, klein im Vergleich zur Erde und an seiner Oberfläche mit unzähligen ausgebrannten Kratern und Ringgebirgen besetzt; daß der Planet Jupiter mehr als 1300 mal unsere Erde an Größe übertrifft, sich in etwa zehn Stunden um seine Achse dreht, dabei von vier großen und vielleicht ebenso vielen kleinen Monden umkreist wird, während er selbst seine Bahn um die Sonne beschreibt; wer sich diese kosmischen Verhältnisse versinnlicht, kann unmöglich so töricht sein zu glauben, daß durch diese Weltkörper, je nachdem sie bei der Geburt eines Menschen einander gegenübergestanden oder sonst eine willkürliche Stellung zueinander gehabt haben, das Schicksal dieses Menschen beeinflußt oder bestimmt worden sei!



Trotzdem ist in den letzten Jahrzehnten der längst begrabene Unsinn der Astrologie von verschiedenen Seiten wieder hervorgezogen worden, ja es gibt Leute, die sich den Titel „Astrolog" zulegen und in den Zeitungen dem Publikum gegen gute Bezahlung Vorhersagungen aus den Sternen anbieten. Solche Spekulationen auf die Dummheit der Menschen bilden eine traurige Schattenseite unserer heutigen Kultur. Natürlich sind es meist Menschen von abergläubischem Gemüte, die an einen Einfluß der Gestirne auf ihr Schicksal glauben, und die Leute, die diesen Unsinn unterstützen, wollen lediglich Geld verdienen, indem sie die Abergläubischen ausbeuten. Letztere finden sich nicht bloß unter der „Menge", sondern werden bis in die höchsten Gesellschaftskreise hinauf angetroffen.

Im Jahre 1894 hat der englische „Astrolog" Georg Wilde das Horoskop des Kaisers aller Reußen gestellt und aus der Stellung des Saturn prophezeit, daß der Stern der Romanows im Absteigen begriffen sei. Für April 1903 lag die Sache für den Zaren gemäß dem Horoskop besser, denn das Zusammenstehen glücklichster Sterne deutete nach Wilde auf „Konzessionen, die das Ansehen Rußlands vergrößern, und auf eine wissenschaftliche Unternehmung des Kaisers, die wahrscheinlich eine literarische Arbeit sein wird". Wie weit der „Astrolog" davon entfernt war, wirklich die Zukunft aus den Sternen abzulesen, beweist der Krieg Japans mit Rußland, der damals sich schon im Keime vorbereitete und Rußland an den Rand des Verderbens brachte. Trotzdem schämt sich ein Anhänger der Astrologie nicht zu behaupten, die Prophezeiungen Wildes bewiesen die ungeheure Wichtigkeit dieser „Arbeiten"!

Der Okkultist Karl Kiesewetter hat 1888 nach den Regeln der alten Astrologen den Lebensgang der drei Hohenzollernkaiser darzustellen unternommen. Er meinte, die Astrologie habe zwar keine theoretische Begründung, aber ihre Stichhaltigkeit sei durch die Angaben in den alten astrologischen Werken bewiesen, deshalb wolle er diese Lehren auf die genannten

Unve

Gemälde v

erlich.

erotnnat.

Herrscher anwenden und deren Lebensvorgänge aus dem Stande der Sterne bestimmen. Er stützt sich hierbei auf die Lehren des Astrologen Franz Junctinus, des Sterndeuters der Katharina von Medici, der bei dieser das höchste Ansehen genoß, aber leider sein eigenes späteres Elend nicht aus den Sternen zu lesen vermocht hat. Was Kiesewetter 1888 als rückwärtsschauender Prophet über die beiden ersten deutschen Kaiser aussagte, kann hier übergangen werden, weil es leicht ist, das Vergangene astrologisch zu beweisen; um so interessanter sind die Prophezeiungen, die Kiesewetter für das damals noch im Schoße der Zukunft liegende Jahr 1889 gab. Er las aus den Sternen, daß dieses Jahr Krieg bringen werde, und zwar sage der Stand der Sonne, daß das Blutvergießen im Westen stattfinden müsse. Die Stellung des Jupiter und Mars verheiße uns den Sieg, wofür auch noch andere Konstellationen sprächen. Am 9., 10. und 13. Februar war nach Kiesewetters astrologischer Rechnung auf schwere politische Verwicklungen zu rechnen, am 15. und 16. April sowie am 10. und 11. Mai scheine unseren Kaiser eine persönliche Gefahr oder Krankheit zu bedrohen; äußere Unannehmlichkeiten würden der 26. und 27. Mai, der 10. und 20. August, endlich der 13. bis 16. Oktober bringen. Ferner prophezeite der Astrolog bezüglich der Gesundheit des Kaisers: „Die Anzeichen sind im allgemeinen günstig. Im ersten Hause befindet sich Jupiter, im dritten Uranus mit Mars vereinigt, was auf Gesundheit hindeutet; doch droht Saturn im neunten Hause, im Zeichen des Löwen rückläufig, eine vom äußeren Zufall abhängige Störung der Gesundheit, nämlich eine Verletzung durch ein Pferd." Wie gründlich Kiesewetter mit diesen astrologischen Prophezeiungen durchgefallen ist, weiß heute jeder; der Mann hatte aber wenigstens den Mut der Überzeugung und hat seine Prognostika nicht des Gelderwerbs halber aufgestellt.

Der „Magnetiseur" und „Spiritist" Willi Reichel hat sich im Jahre 1892 auch von Kiesewetter eine Nativität stellen lassen. Diese erwies sich in keiner Weise richtig; auch andere Horoskopsteller haben ihn „nicht von der Richtigkeit des Einflusses der Gestirne auf das Schicksal des Menschen überzeugen können". Indessen glaubt Reichel dennoch an Astrologie und zwar, weil ihm „geistige Astrologen", die er durch Vermittelung des Mediums Frau Valeska Töpfer (!) sprach, oft absolut Sicheres aus der Konstellation der Gestirne sagten und bemerkten, daß ein direkter Einfluß der Gestirne auf das Schicksal der Menschen vorhanden, aber die Beurteilung dieses Einflusses noch sehr rückständig sei. Also der Spiritismus bezeugt die Echtheit der Astrologie; wer bezeugt aber die Echtheit der spiritistischen Aussprüche? Mit Valeska Töpfer sind in dieser Beziehung keine ermutigenden Erfahrungen gemacht worden.

Eine seltsame Begründung der Astrologie leistete K. A. Hager. Er meinte, die einfachste Überlegung sage, daß eine Astrologie möglich sein müsse, da der Urnebel, aus dem die Welt entstanden, ein Ganzes gewesen sei. Dann gibt er noch einige Betrachtungen von ähnlichem Schlag und sagt schließlich: „Wer so etwas nicht verstehen kann oder mag, der prüfe und beantworte die Frage: Wie kommt es, daß Personen, die um Mitternacht, vielmehr zwischen zehn und zwei Uhr nachts geboren wurden, ein kleines Ohrläppchen oder gar keins besitzen und unrunde Ohrformen zeigen, während die gegen Mittag oder überhaupt am Tage Geborenen ein rundes Ohrläppchen und die um zwölf Uhr Geborenen fast kreisrunde Ohrläppchen haben, so daß bei einiger Übung die Geburtsstunde angegeben werden kann? Ferner: Warum legt der Nachtgeborene beim Falten der Hände den linken Daumen über den rechten, der Taggeborene den rechten Daumen über den linken, so daß aus dem Bau der Hände sofort auf die helle oder dunkle Tageshälfte bei Angabe der Geburtsstunde geschlossen werden kann? Man prüfe selbst; dieses Beispiel der Astrologie ist zu eklatant!" Natürlich beruht die Ohrläppchen- und Daumenprognose lediglich auf Einbildung.

In einem vor fünfzehn Jahren, mehr aus einem Bedürfnisse des Verfassers als des Publikums, erschienenen Buch über Astrologie findet sich eine Zusammenstellung der „Eigenschaften der Planeten". Als Probe, wie diese Eigenschaften dort bezeichnet werden, soll nur ein Planet hervorgehoben werden, nämlich der Saturn. Ihm werden folgende Einwirkungen zugeschrieben: 1. bezüglich der Natur: kalt, feucht, langsam, träge, grün, dunkel, schwarz, alles zerstörend; 2. bezüglich des Charakters und Temperaments: boshaft, faul, lässig, verschwiegen, verschlossen, beharrlich, stolz, listig, geizig usw.; 3. bezüglich der Beschäftigung: grabende Beschäftigungen, Wagenbauer, Wollspinner, Eselstreiber, Schiffer, Schwimmer, Fischer, Kanalreiniger, Steuererheber usw. Diese lächerlichen Zusammenstellungen, für die weder Grund noch Veranlassung angegeben werden, zeigen genügend, welcher Art die Belehrung ist, die jenes Buch bietet. Es ist augenscheinlich nur eine Spekulation auf die Dummheit der Menschen.

Denen, die sich heute für Astrologen ausgeben, fehlen gründliche astronomische Kenntnisse durchaus. Welchen Unsinn astrologische Schriftsteller ihren Lesern gelegentlich auftischen, erhellt aus folgenden Ausführungen über die Grundlagen der Astrologie von Alan Leo. Er sagt, es gebe drei Kreise, den Jahres-, Monats- und Tageskreis; den ersten beschreibe die Erde und den letzten die Sonne bei ihrer täglichen Umdrehung, vom zweiten schweigt er. Jeder dieser Kreise werde in vier Teile geteilt; symbolisch durch das Rosenkreuz dargestellt, entsprächen sie den vier Elementen Feuer, Luft, Wasser und Erde. Ferner entsprechen sie den vier Ebenen des Kosmos, den vier Königen, die den vier Kardinalpunkten zugeordnet seien, den vier Reichen der Natur (Mineral-, Pflanzen-, Tier- und Menschenreich) und allen andern Vierergruppen, die zusammen betrachtet eine bestimmte Einheit bilden. „Der Kreis ohne Punkte stelle das absolute All vor jeder Schöpfung von Welten dar. Übergehe man den Zustand des negativen Daseins, so werde der Punkt im Kreise für uns die schöpferische Kraft, den Willen zum Dasein verkörpern, der sich beim Morgendämmer der Schöpfung aus der Verborgenheit in die Offenbarung entwickelte. Dieses Zeichen steht für den Kosmos als eine Einheit, die Synthesis des Ganzen." Der Leser wird aus diesem Gallimathias zur Genüge erkennen, welchen Geistes der „Astrologe" Alan Leo ist.

Einen merkwürdigen Weg, um die Richtigkeit der Astrologie nachzuweisen, hat jüngst der Präsident der Theosophischen Gesellschaft Henry S. Cliott beschritten, indem er Formulare drucken und versenden ließ, in denen Fragen gestellt wurden. Jeder Fragende mußte Geschlecht, Zeit und Ort seiner Geburt und Namen angeben, worauf die Fragen von einem europäischen und einem indischen Astrologen beantwortet wurden. Als Gegenleistung hatte der Fragende bis zu einem gewissen Datum nur zu berichten, ob die Antworten zutreffend seien oder nicht. Über den Ausgang dieser statistischen Prüfung ist, soviel ich weiß, nichts bekannt geworden. Ich habe aber damals gleich betont, daß mit der gleichen Beweiskraft ein deutscher „Theosoph" die alte Mär, daß in gewissen Nächten des Jahres die Hexen auf dem Brocken tanzen, durch Verteilung von Fragebogen an möglichst dumme Bauern im Harz könnte prüfen wollen.

In England treten G. Wilde und J. Dodson öffentlich als „Astrologen" auf. In Deutschland bezeichnete der Arzt Dr. Franz Hartmann nach dem Laibacher Erdbeben die Aussagen der Sachverständigen über dessen wahrscheinliche Ursache als Phantasie und sagte dagegen: „Von der Astrologie, die allein uns über die Ursache der Erdbeben Auskunft geben kann, weiß die moderne Kathederweisheit nichts . . . Es wird behauptet, daß am Karfreitag (1895?) die Stellung der Planeten seit 1895 Jahren zum erstenmal gerade wieder die gleiche gewesen sei wie zur Stunde, da dieses Ereignis in Palästina stattgefunden haben soll. Auch damals soll die Erde gebebt, und die Felsen sollen sich gespaltet haben." Ob Dr. Hartmann seine Angabe über die Stellung der Planeten aus dem eigenen Busen geschöpft, oder ob ihm ein Schalk diese Mitteilung gemacht hat, kann dahingestellt bleiben; tatsächlich war die Stellung der Planeten am Karfreitag 1895

durchaus nicht die gleiche wie am Todestage Christi, und der Tod fand auch gar nicht 1895 Jahre früher statt, wie Dr. Hartmann meint.

Nach dem schmählichen Fiasko Kiesewetters hätte man glauben können, daß der astrologische Wahn verschwinden werde; wie wenig solches aber der Fall ist, darüber kann man sich aus der Nummer der „Kieler Neuesten Nachrichten" vom 25. September 1906 überzeugen. Dort findet sich folgende Schwindelreklame: „Professor Tokal berichtet, daß, wenn er Jahr, Monat, Tag der Geburt weiß, er für jeden ein Horoskop aufstellen kann, das wahrheitsgetreue und wertvolle Mitteilungen über den Charakter des Betreffenden macht, über seine Gewohnheiten, seine Herzensangelegenheiten, seine Geschäfte und über seine Gesundheit. Der Gelehrte (!) sagt ferner, daß er Aufklärungen über treue und falsche Freunde, heuchlerische Bekannte und gefährliche Feinde geben kann, selbst wenn man mit dem Betreffenden noch nicht in Berührung gekommen ist. Professor Tokal gibt weiterhin noch Näheres über die Affinität (Seelenverwandtschaft) eines jeden einzelnen, was für Verliebte interessant ist. Man könnte Professor Tokal ebensogut den Titel ‚Hofrat für Sterndeuterkunst' beilegen, denn er hat seine Aufstellungen für viele Personen am Hof und in hohen Stellungen in vielen Ländern geliefert. Ganz besonderen Ruhm erwarb er sich dadurch, daß er vor Jahren ein Horoskop für den französischen Militär Dreyfus aufstellte, dabei die Unschuld des unglücklichen Offiziers verkündete und voraussagte, daß seine Unschuld noch vor Ende 1906 an den Tag kommen würde. Ein andermal sagte dieser berühmte Gelehrte (!) einem armen Mädchen seine Herzensangelegenheiten so voraus, daß sie ganz unwahrscheinlich schienen, doch schon nach zwei Jahren heiratete es ein Millionär. Es sind dies nur einige wenige von Tausenden von Fällen." Natürlich ist das alles Schwindel, auch gibt es keinen „Professor" Tokal, sondern der Schwindler hat einen andern Namen und Stand. Um die Auszubeutenden noch sicherer zu machen, erbietet er sich, „einen langen Brief voller erstaunlicher Kenntnis der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" einem jeden ohne Kosten zu senden, der darum ersuche. Da der edle Astrolog und Schwindler natürlich nicht aus purer Menschenfreundlichkeit Horoskope stellt, so wird er sicherlich irgendeinen Vorwand nehmen, um von den Dummen, die auf seine Anzeigen hereinfallen, Geld zu erheben. Ein gewisser deutscher Astrolog ist wenigstens in dieser Beziehung ehrlich, denn er beansprucht für „Horoskop nach adäquater Manier für Personen und Unternehmungen" 120 Mark bei 80 Mark Anzahlung und Rest unter Nachnahme. Er gibt auch brieflichen Unterricht in „Horoskopie", etwa 50 Briefe für 120 Mark. Es ist traurig, daß es Zeitungen gibt, die solchen schwindelhaften Anzeigen ihre Spalten öffnen; jedenfalls ist es hohe Zeit, daß öffentlich und nachdrücklich vor solcher gemeinschädlichen Unterstützung und Ausbeutung des Aberglaubens gewarnt wird.

Nach einem alten Lied.

Ich will nun nicht mehr trauern
In Wind und Regenschauern;
Stumm schlief mein Klagen ein.
Ich möcht zu Sommertagen
Mein junges Herze tragen
Und möcht ein froher Wanderer sein.

Da willst du mich empfangen,
Ich seh dich herrlich prangen,
Du heller Lenz der Welt.
Du kamst, von Gott gezogen,
Und warfst die Blütenbogen
Allüber Wald und Berg und Feld.

Du streust mir deinen Segen.
Auf allen Wanderwegen
Schimmert dein weißer Flaum.
Die Nachtigallen singen,
Und purpurne Syringen
Duften des Nachts in meinen Traum.

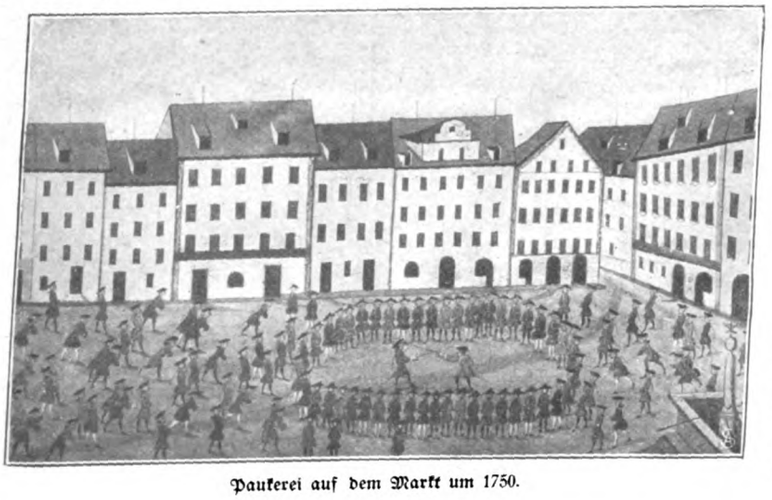
Nun will ich nicht mehr trauern
Nach Sturm und Wetterschauern.
Schon schlief mein Klagen ein.
Ich will zu Sommertagen
Mein junges Herze tragen
Und will ein froher Wanderer sein.

R. Walter-Freyr.

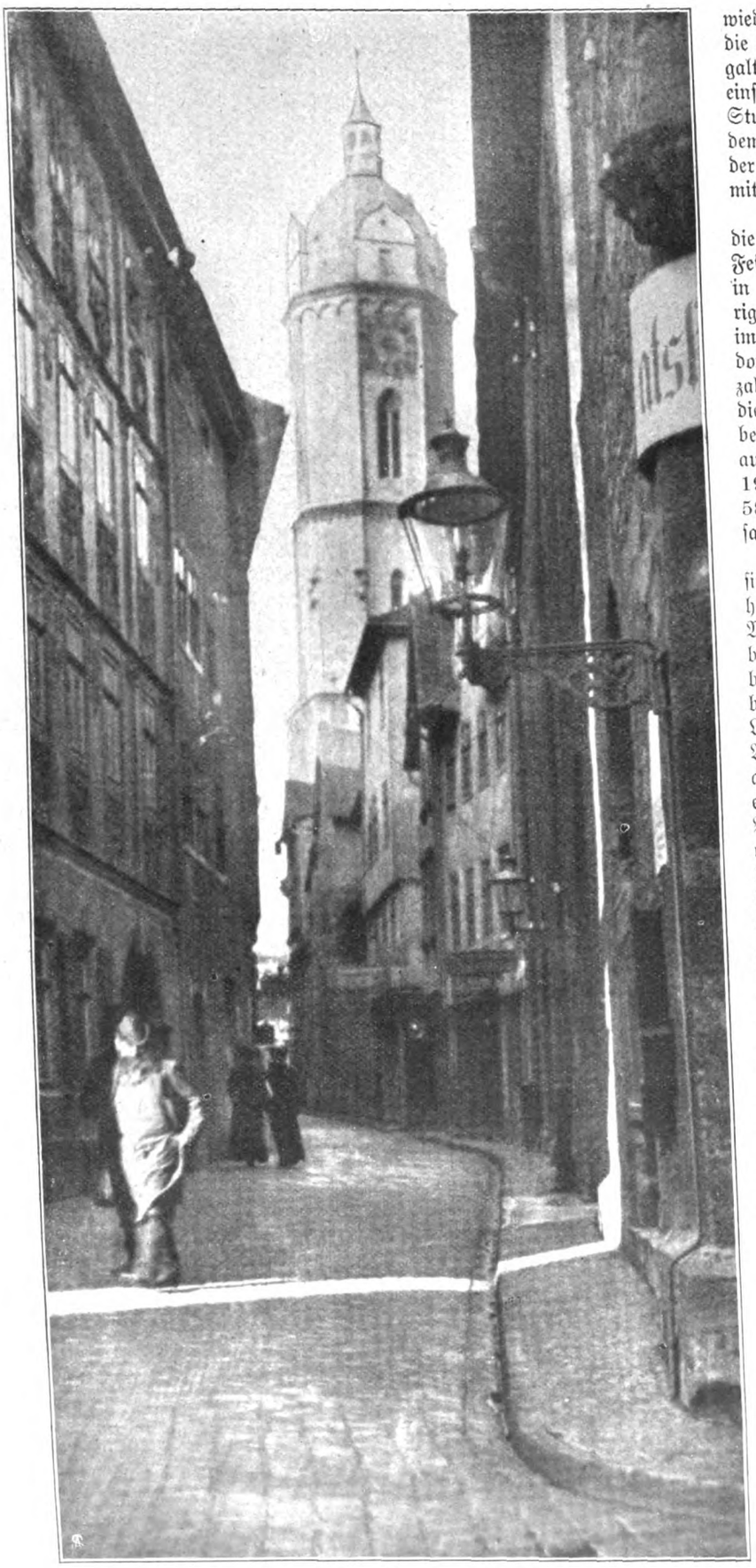
Jena.

Von Gust. Heinr. Schneideck. Zum dreihundertfünfzigjährigen Jubiläum der Universität.

Die erste Jubiläumsfeier, welche die Universität Jena seit Wiedererrichtung des Deutschen Reichs im Juli begeht, lenkt den Blick zurück auf die traurigen Umstände, unter denen vor hundert Jahren das zweihundertfünfzigjährige Stiftungsfest gefeiert werden konnte. Noch erblickte man allenthalben die Spuren der Ereignisse des unheilvollen Oktobers, der im Jahre 1806 der Stadt Kriegsgreuel, Brand und Plünderung beschert hatte. Man befürchtete, daß Napoleon, der Jena einen Hauptherd aller Revolutionäre und Demokraten genannt hatte, die Hochschule aufheben würde, wie er es schon mit der zu Halle getan hatte. Eine Deputation des Senats empfahl daher in einer Audienz beim Kaiser die Universität seiner Gnade und erwirkte denn auch einen Schutzbrief. Die Studenten kehrten zurück, aber wie es mit der akademischen Freiheit bestellt war, geht aus dem Umstande hervor, daß die französische Kommandantur dem über vaterländische Geschichte lesenden Professor Luden Wachtposten vor das Auditorium stellte. Im eigentlichen Jubiläumssemester 1807/08 brachte das Programm eine Ermahnung an die Studierenden, sich durch die äußeren Ereignisse nicht von den Studien abziehen zu lassen, vielmehr aus dem Ernst wissen-



Paukerei auf dem Markt um 1750.



Die Rathausgasse.

schaftlicher Beschäftigung die in solcher Zeit nötige Standhaftigkeit zu schöpfen. Wie viel freudiger klang dagegen das Winterprogramm von 1814/15, worin jubelnd ausgesprochen wurde, daß die Freiheit des Denkens, Schaffens und Schreibens wiederhergestellt sei. In hellen Scharen waren die Jenaer dem Ruf zur Fahne gefolgt, als es galt, das Fremdherrenjoch abzuschütteln, und wie einst gegen den ersten Bonaparte, so zogen Jenaer Studenten 1870 freudig in den Krieg, als es dem Kampf gegen den dritten Napoleon und der Gewinnung eines einigen Deutschen Reiches mit einem Kaiser an der Spitze galt.

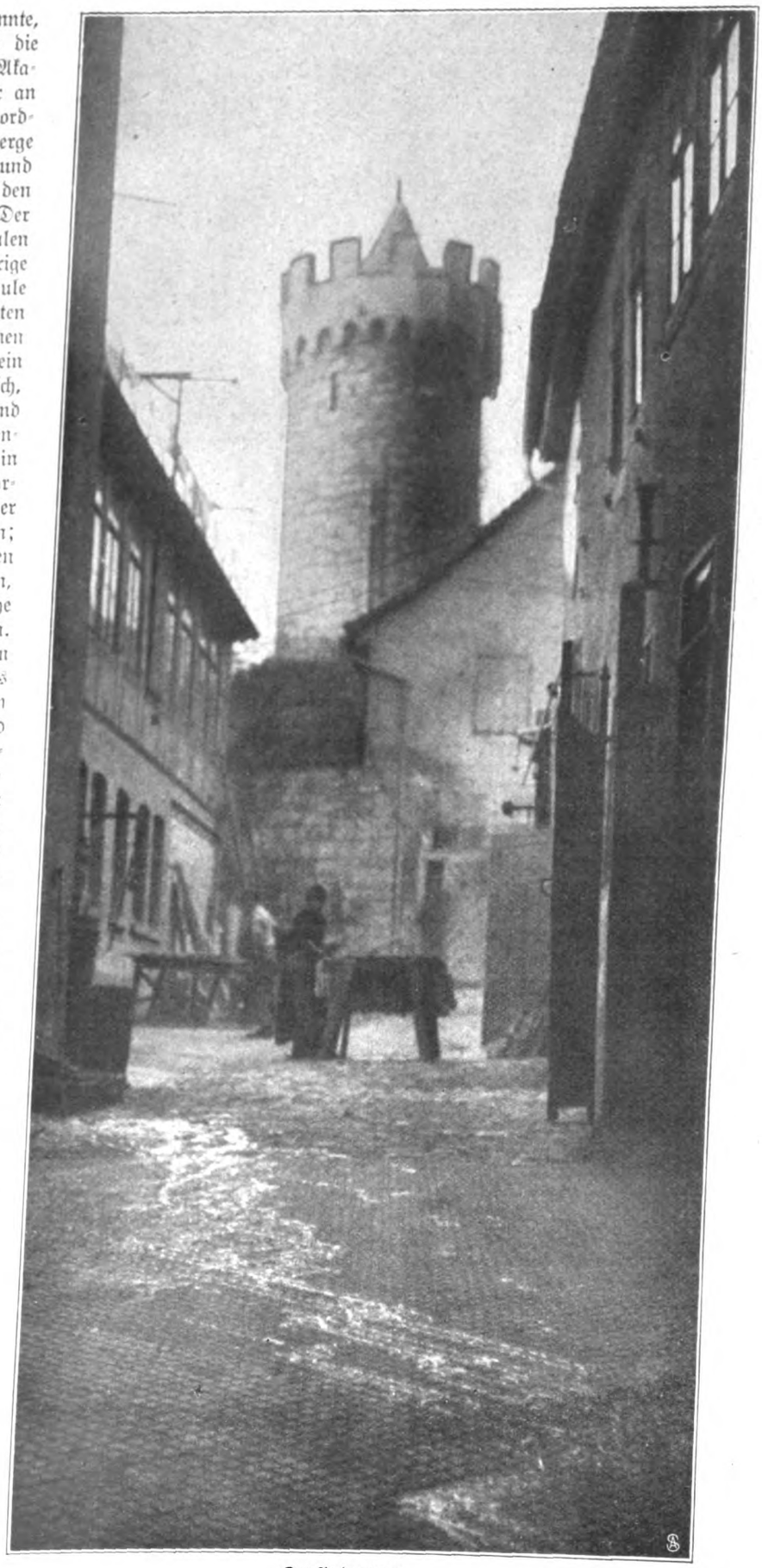
Unter wie viel günstigeren Umständen darf die altehrwürdige thüringische Hochschule das Fest ihres dreihundertfünfzigjährigen Bestehens in diesen Tagen feiern! Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zählte es 4000 Einwohner, im Jahre 1870 hatte sich diese Zahl verdoppelt, und gegenwärtig beträgt die Einwohnerzahl etwa 27000. Die Zahl der Studenten, die bis 1836 durchschnittlich nicht über 500 betrug und 1871 ein Minimum von 363 aufwies, beläuft sich heute auf 1631, darunter 19 Frauen; ferner sind 123 Personen (darunter 58 Frauen) als Hörer zugelassen. Die Gesamtfrequenz beträgt somit 1754.

Dieser Aufschwung, den Stadt und Universität in den letzten 25 Jahren genommen haben, hat erklärlicherweise das Stadtbild verändert. Wo früher sich grüne Wiesen und Acker ausbreiteten, erheben sich jetzt umfangreiche Straßenblocks, die ansteigenden Gelände ehemaliger Weinberge zeigen sich zum großen Teil mit schmucken Landhäusern besetzt. Wer nach jahrzehntelanger Abwesenheit jetzt vom Berge herab das weit ausgedehnte Panorama betrachtet, der bedarf schon eines kundigen Führers, um über Zweck und Bedeutung der zahlreichen Neubauten der Universität und des städtischen Gemeindewesens Aufklärung zu erhalten. Eine ganze Anzahl von Universitätsinstituten hat in besonders errichteten Gebäuden Unterkunft gefunden, der Justiz dienen zwei stattliche Bauwerke, neue Schulhäuser erstanden, die Zeißsche Optische Anstalt nimmt ein ganzes Häuserviertel für sich allein in Anspruch, die Zierde und den Stolz der Stadt bildet das prächtige schloßartige Volkshaus, dem nun in dem neu errichteten Kollegiengebäude der Universität ein Gegenstück ersteht. Zu bedauern bleibt jedoch, daß auch Fabrikanlagen in allernächster Nähe der Stadt angelegt werden durften, die so gar nicht in das einst so idyllische Landschaftsbild passen; auch die neu entstandenen Mietkasernen tragen nicht zur Verschönerung bei.

Durch die mannigfachen industriellen Anlagen hat die Steuerkraft der Stadt entschieden gewonnen; Jena ist nicht mehr bloß Universitätsstadt, deren Einwohner zum großen Teil von den Studenten lebten. Aber das akademische Leben hat sich doch noch viel vom Althergebrachten bewahrt, wie es sich in den 350 Jahren von Generation zu Generation vererbt hat. Die Jenaer Bürger haben alle Ursache, sich in diesen Tagen auch eines Mannes zu erinnern, dem sie es zu verdanken haben, daß unter den drei in Aussicht genommenen Städten Eisenach, Saalfeld und Jena die Wahl des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen auf Jena als Sitz der neu zu gründenden Universität fiel. Das war der Bürgermeister Kölz von Saalfeld, der für seine Stadt Reibereien zwischen den dortigen Bergwerksarbeitern und den Studenten fürchtete und dem Kurfürsten Jena empfahl. Und daß mit Bruder Studium, wie Johann Friedrich bei der Rückkehr aus der Gefangenschaft die ihm in

Jena zu Gesicht kommenden Studenten nannte, nicht immer gut auszukommen war, sollten die Jenaer Philister alsbald erfahren. Die Akademiker ließen es sehr an Fleiß, weniger an Ubeltaten fehlen, wie die zahlreichen Verordnungen beweisen, darin verboten wird, Weinberge und Obstgärten zu plündern, Hochzeiten und Gottesdienst zu stören, zu tumultuieren, den Bürgerstöchtern nachzustellen, u. a. m. Der jenaische Student galt auf andern Hochschulen bald als flotter Bursch. Der Dreißigjährige Krieg bedeutete auch für die jenaische Hochschule Unheil und Niedergang. Die Studiosen hielten es Philander von Sittewalt zufolge für einen Schimpf, Kollegia zu besuchen, dagegen für ein „ordentliches Werk, sich närrisch, fanatisch, eselisch, flögelich und rökelich zu stellen". Nirgend fand der Pennalismus und nach ihm das Renommistentum einen so gedeihlichen Boden wie gerade in Jena. Erst zu Ausgang des XVIII. Jahrhunderts ließ sich unter dem Einfluß beliebter akademischer Lehrer eine Besserung durchführen; daß gerade einem der namhaftesten, dem Philosophen J. G. Fichte, die Scheiben eingeworfen wurden, beweist, einen wie derben Ausdruck jenaische Burschen damals ihrem Unwillen geben konnten. „Daß die Studenten hier was gelten, zeigt einem der erste Blick — sie wandeln mit Schritten eines Niebesiegten", schrieb Schiller 1787, als er sein Lehramt in Jena antrat, an seinen Freund Körner. Und wie 1792 die hitzigen Musensöhne, um ihren Willen durchzusetzen, einen Auszug nach dem bei Erfurt gelegenen Dorf Rohra in Szene setzten, so verließen sie im Jahre 1822, als ihnen das Singen auf den Straßen verboten wurde, die Hochschule, um nach dem Städtchen Kahla auszuwandern.

Andere Zeiten, andere Sitten! Der Jenaer Student von heute kann es seinen Vorgängern nicht mehr gleich tun, aber die von ihnen überkommenen Bräuche, die „Tradition", den romantischen Zug deutschen Studentenlebens hält er doch in einer den Anforderungen der modernen Zeit angemessenen Form hoch. Da flammt in der Neujahrsnacht, umtanzt von fröhlichen Burschen, der Holzstoß auf dem Markt empor, mit Musik und Gesang wird der Mai begrüßt, auf dem Markt erschallt das feierliche Gaudeamus, wenn die Fackeln zusammengeworfen werden, um ihn und um das Denkmal des Universitätsstifters, des Kurfürsten Johann Friedrich, bewegen sich die mit buntgekleideten Gestalten besetzten Wagen, wenn der Bierstaatsherzog zu feierlichem Hoftag zur Residenz, einem Bierdorf, hinausfährt; den „Hannfried", wie das Kurfürstendenkmal allgemein genannt wird, umkreisen die Landauer, wenn der Bursch auf die Dörfer „spritzt", an ihn, „den gütigen Stifter, Erhalter und Ernährer der Universität", hält man schwungvolle Reden, ihm stellt man die neu eingetretenen Füchse vor, zu seinen Füßen schließt der Renommierbummel der Burschenschafter. Auf dem Markte wimmelt es an zwei Wochenmarktstagen von farbigen Mützen, wenn vom Rathausturm die Stadtkapelle spielt; hier dehnen sich bei den großen Kommersen die langen Tafeln, besetzt mit Hunderten fröhlicher Studenten; farbige Lampions und Buntfeuer erhellen den Platz, der Markt ist eben das alte forum academicum der Hochschule. — Als im Februar 1558 endlich das kaiserliche Privileg für die bereits zehn Jahre früher in Gestalt eines akademischen Gymnasiums gegründete Universität eintraf, ließen die fürstlichen „Nutritoren" auf dem Markt ein Ritter- und Turnierspiel veranstalten, und noch im achtzehnten Jahrhundert kreuzten auf ihm die Burschen ihre Degen. Die



Der Pulverturm.

„Lust der Waffen", wie Arndt singt, ist zwar heute noch in Jena sehr stark, aber die stählerne Klinge hat hier und da schon dem Lawn-Tennisschläger Platz gemacht, an die Stelle des Paukbodens ist für manche Studenten der Sportplatz getreten.

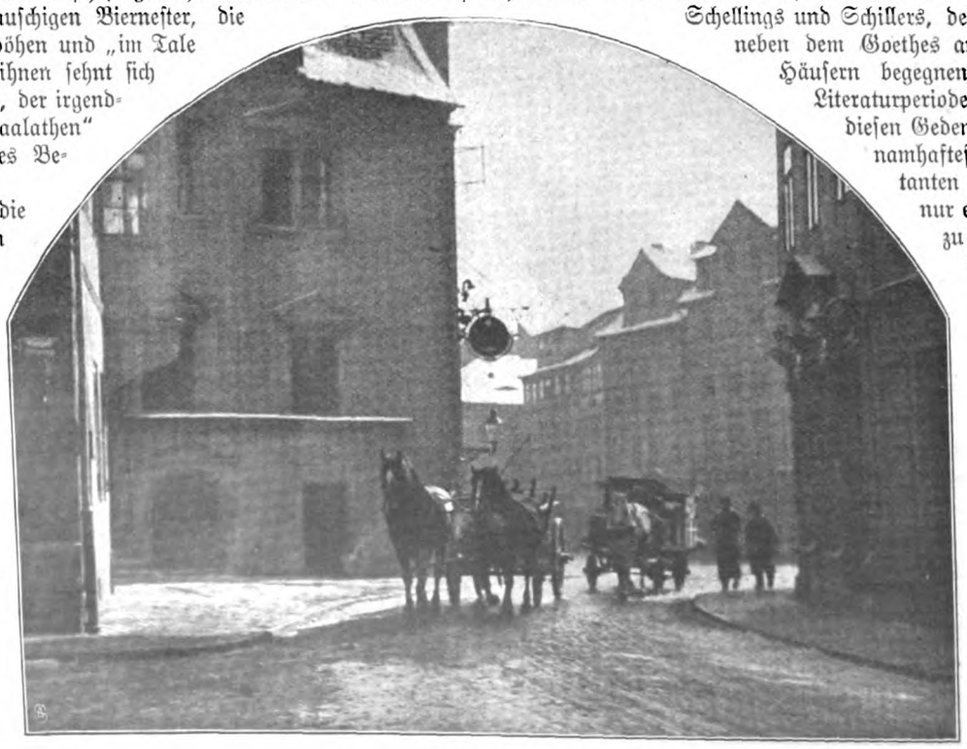
Wer das jenaische Studentenleben so recht beobachten will, der läßt sich am Rathause vor der Zeise, dem uralten Weinausschank, nieder; da sitzt er vormittags mitten unter den trunkfesten Studiosen; aber auch an der gegenüberliegenden Seite sind Tische und Stühle dicht besetzt, denn am Markt sitzen die Verbindungsstudenten besonders gern, obwohl sie meist ihre eigenen Häuser haben. Welch ein Unterschied zwischen der Gegenwart und der Zeit vor dreieinhalb Jahrhunderten, als man in dem alten Paulinerkloster, aus dem die letzten drei Mönche auszogen, die Universität einrichtete und die engen Mönchszellen zu Studentenstuben umwandelte, bis die an Zahl wachsenden Zuhörer bei Bürgern Unterkunft fanden. Armselig waren die Jenaer Studentenbuden noch Jahrhunderte hindurch, schlicht die Kneipen, von denen der altehrwürdige „Burgkeller" und die „Rose", in denen die Korpskneipen, sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Heutzutage hat jede Verbindung ihr eigenes „Kasino", und der anspruchsvolleren Lebensweise entspricht auch der höhere Wechsel. Aber immer noch wird das einfache sogenannte Lichtenhainer getrunken, sowohl in der Stadt wie auf den herrlich gelegenen Dörfern, zu denen der Bursch so gern hinauswandert. Die Täler und Berge, die lauschigen Biernester, die Wälder auf den Höhen und „im Tale die Saale", nach ihnen sehnt sich der Philister zurück, der irgendwo fern von „Saalathen" den Pflichten seines Berufes obliegt.

Die alte Universität.

Wer durch die Straßen der alten Musenstadt wandert, der kann auf bequeme Art ein Stück Universitätsgeschichte studieren, wenn er die kleinen Gedenktafeln beachtet, die an den Häuserfronten hier und da angebracht sind; sie verewigen das Gedächtnis namhafter Universitätslehrer oder später berühmt gewordener Männer, die in Jena studiert haben. Und es sind Namen von gutem Klange darunter. Gehörte es doch in der Zeit, da die Universität Jena im höchsten Ansehen stand, zum guten Ton, sich einige Zeit lang an ihr aufgehalten zu haben. Auch den Mann finden wir erwähnt, dem, als dem Urheber einer gewaltigen geistigen Bewegung, die thüringische Hochschule ihre Entstehung verdankt: den Reformator Martin Luther. Er wohnte im „Bären", als er von der Wartburg nach Wittenberg zurückkehrte. Fast schien es, als sollte Jena ausschließlich die „Burg des Luthertums", aber damit zugleich eine Hochburg theologischer Unduldsamkeit werden, als Magister Flacius, einer der heftigsten Gegner der milderen Melanchthonschen Richtung, in Jena zu lesen begann; doch bald sollte Wandel zum Bessern eintreten und, wie in der Festrede anläßlich des vierzigjährigen Regierungsjubiläums des Rector magnificentissimus Karl Alexanders von Sachsen-Weimar-Eisenach im Jahre 1893 zutreffend gesagt wurde, in Jena „die Orthodoxie ihr strenges kaltes Antlitz mit den asketischen Zügen zeigen dürfen". Dreihundert Jahre sind verflossen seit dem Auftreten jenes zelotischen Flacius bis zu der gesegneten Tätigkeit Karl von Hases, der im XIX. Jahrhundert eine Zierde der Jenaer theologischen Fakultät bildete.

Markt mit Rathaus.

An die Zeit der Blüte der Philosophie um die Wende des XVIII. Jahrhunderts, als namentlich von Jena aus die Lehre Kants verbreitet wurde, erinnern die Namen Fichtes, Schellings und Schillers, dessen Namen wir neben dem Goethes an verschiedenen Häusern begegnen; die klassische Literaturperiode finden wir auf diesen Gedenktafeln in ihren namhaftesten Repräsentanten vereinigt; auch nur einen Teil davon zu nennen, würde der engbegrenzte Raum dieser flüchtigen Skizze nicht zulassen. Historiker, Juristen, Mediziner, Naturforscher, sie alle sind in glanzvollen Namen vertreten, und zu den Denkmälern, die den Fürstengraben zieren, wird sich auch dereinst ein solches für den noch rüstig schaffenden Häckel



Am Burgkeller.

gesellen. Eine Tafel sei nicht vergessen, sie kündet neben der des Reformators am „Bären" den des Altreichskanzlers Bismarck, der hier im Jahre 1892 zu Gast weilte und auf dem Markte vor einer vieltausendköpfigen Menge die denkwürdige Rede hielt, in der er das Wort sprach: Ohne Jena kein Sedan! Vom Fenster des „Bären" aus sah er ja das Schloß, in dem Napoleon I. gewohnt hatte. Nun sind auch die Mauern dieser Residenz, die damals als Kriegslazarett und dann zur Aufbewahrung von Sammlungen diente, niedergelegt, und an ihrer Stelle erhebt sich der nach Entwürfen des Professors Theodor Fischer in Stuttgart ausgeführte Neubau der Universität, die seit 1861 in einem ehemaligen Studentenwohnhause Kollegienräume besaß.

Mit diesem prächtigen Bau, der allen Anforderungen der Neuzeit und modernen Hygiene entspricht, mit den zahlreichen, in Sondergebäuden untergebrachten Instituten, den ausgezeichneten klinischen Anlagen, mit einem vortrefflichen Lehrpersonal und über anderthalbtausend Hörern tritt die altberühmte Hochschule in die zweite Hälfte ihres vierten Säkulums ein und darf getrost den Wettbewerb mit ihren akademischen Schwestern in anderen deutschen Gauen aufnehmen. Fielen ihre früheren Jahrhundertfeiern meist in kriegerische oder trübe Zeiten, so die erste in die traurige Epoche nach dem Dreißigjährigen, die zweite in den Siebenjährigen Krieg, die dritte in den Jammer deutscher Bundestagswirtschaft, so dürfen jetzt, wo friedlich neben dem einst verpönten schwarz-rot-goldenen das schwarz-weiß-rote Reichsbanner an den Masten flattert, die Bürger, Lehrer und Studenten sowie die Tausende zu Besuch kommenden ehemaligen Jenaer Burschen mit um so freudigerem Herzen das Einweihungs- und Gedenkfest begehen; niemals wird wohl der alte Markt so fröhlich jubelnde Stimmen vernommen haben wie diesmal, wenn es schmetternd über ihn dahinbraust: Stoßt an, Jena soll leben!

Eine Verhaftung.

(Schluß.)

Eine Detektivgeschichte von Balduin Groller.

Dagobert knüpfte an die letzten Fragen Frau Violets an und berichtete weiter:

„All das kann ich Ihnen leicht aufklären, Gnädigste, wenn's auch ein bißchen umständlich ist. Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß ich einen großen Teil meiner freien Zeit im Erkennungsamt unserer Polizeidirektion zuzubringen pflege. Dieses Amt steht in engster Verbindung mit unserem Polizeimuseum, das geradezu mustergültig und schulbildend auf dem Kontinent geworden ist. Beide Institutionen unterstützen sich und arbeiten sich gegenseitig in die Hände. Ich bin also fast täglich dort und arbeite ziemlich viel, lernend und lehrend, jawohl, auch lehrend! In enger Fühlung mit dem Museum steht nämlich auch die vor kurzem gegründete Detektivschule, in welcher der jüngere Nachwuchs im polizeilichen Kundschafterdienst herangebildet wird. Da halte nun auch ich verschiedene Kurse und vermittle den jüngeren aufstrebenden Kräften die Ergebnisse meiner Studien und Erfahrungen. Dr. Weinlich, der sich insbesondere um die Einrichtung der anthropometrischen Abteilung hervorragende Verdienste erworben hat, und der überhaupt der Leiter des ganzen Ausforschungsdienstes ist, ist mir sehr dankbar für meine Mitwirkung. Der Staat bewilligt für diese Zwecke nur sehr unzulängliche Mittel, und da ist ihm eine Lehrkraft, zu der er im Laufe der Zeit doch einiges Vertrauen gewonnen hat, und die zudem unbesoldet ist und nur aus Liebe zur Sache mittut, doppelt willkommen."

„Ich glaube wohl, daß sich da nicht viele . . ."

„Nicht viele solcher Narren finden werden, wollen Sie sagen, Frau Violet. Sprechen Sie's nur ruhig aus. Ich bin derlei schon gewöhnt und dagegen ziemlich abgestumpft. Was wollen Sie? Jeder hat seinen Sport! Gerade in dem letzten Zyklus meiner Vorträge, die ich dort in der Schule gehalten habe, spielte der Mann, den ich bei Weisbach entdeckt hatte, eine besondere Rolle. Trautwein, wie er sich hier nannte — wahrscheinlich hatte er die auf diesen Namen passenden Papiere und Zeugnisse irgendwo gestohlen, denn in Wirklichkeit heißt er Anton Niederbauer — ist einer der gefährlichsten Verbrecher, über die im Erkennungsamt Buch geführt wird. Er steht mit seinem prachtvollen, glattrasierten Cäsarenkopf im blühendsten Mannesalter, und doch hat er schon die Kleinigkeit von dreiundzwanzig Jahren im Zuchthaus abgesessen."

„Um Gottes willen!" Frau Violet war bei dieser Mitteilung ganz blaß geworden, und auch Herr Grumbach wurde ernst gestimmt. Nun fing er doch wieder an, Vertrauen zu Dagobert zu gewinnen.

„Ja," fuhr Dagobert fort, „er ist eigentlich eine Reklamefigur für unser Gefängniswesen. Nach seinem Aussehen zu urteilen, müssen unsere Zuchthäuser wahre Sanatorien oder hygienische Kurorte sein. Die Sache verhält sich mit ihm so: er hat vor fünfundzwanzig Jahren einen Raubmord — seien wir genau — einen Doppelraubmord begangen. Es war ein bestialisches Verbrechen, bei dem keinerlei mildernde Umstände in Betracht kamen. Er hatte ein altes Ehepaar, Hausmeisterleute, die ihm gutherzig Unterkunft gewährt hatten, meuchlings und mit viehischer Grausamkeit im Schlaf ermordet, um sich in den Besitz ihrer dürftigen Habseligkeiten zu setzen. Aufhängen konnte man ihn nicht, dazu war er nach den Ansprüchen des Gesetzes noch zu jung; er zählte erst achtzehn Jahre. Das ging nicht, und so kam er dann mit achtzehn Jahren schweren Kerkers davon. Die achtzehn Jahre hat er auch redlich abgesessen. Das ist aber auch das einzige Redliche, was er in seinem Leben getan hat. Dann ward er frei, wurde aber bald wiedergeholt und nun — vorher kannte man das nicht — auch anthropometrisch aufgenommen. Er hatte einen Einbruch begangen und bekam dafür fünf Jahre. Auch diese hat er abgesessen, aber nun sucht ihn Dr. Weinlich wieder, und zwar schon seit fast einem Jahr. Es gibt da nämlich einen polizeilich noch immer unerledigten Einbruch — das ist immer sehr verdrießlich! — von dem Dr. Weinlich schwört, daß ihn Niederbauer begangen habe. Und er schwört nicht ohne Grund. Denn er hat auf dem Schauplatz der Tat einen Fingerabdruck gefunden."

„Mein Gott, und gerade an einen solchen Menschen mußte der arme Weisbach geraten!"

„Es ist wirklich eine Ironie des Schicksals. In der Schule nun habe ich mit besonderem Bedacht das Bild Niederbauers bei einem Vortrage zum Objekt der Demonstration gewählt. Erstlich war er noch ein ‚Ausständiger'; es konnte also nur von Nutzen sein, wenn sie sich seine Züge für alle Fälle gut einprägten, und zweitens ist der Kopf überhaupt ein dankbares und sehr interessantes Demonstrationsobjekt in mehrfacher Hinsicht. Ich habe deshalb auch die im Archiv befindlichen kleinen photographischen Aufnahmen von ihm im Atelier des Erkennungsamtes bis zur Lebensgröße vergrößert, und diese Vergrößerungen hängen nun auch im Lehrsaal als Wandtafeln zu Studienzwecken, und zwar an der rechten Wand zweite Reihe von unten links an der Ecke."

„Sagen Sie, Dagobert," unterbrach hier Frau Violet, „warum erschien Ihnen gerade sein Kopf so interessant und lehrreich?"

„Wie ich Ihnen schon sagte, Gnädigste, in mehrfacher Hinsicht. Ich müßte auch Ihnen einen ganzen Vortrag halten, um alles zu sagen. In aller Kürze darum nur folgendes: es ist selbstverständlich, daß wir uns in der Schule mit

Lombrosos Theorie vom geborenen Verbrecher nicht minder eifrig beschäftigen als mit den mehr auf das Praktische gerichteten, wissenschaftlichen Werken von Prof. Dr. H. Groß u. a. Die Lombrososchen Folgerungen werden in unserer Zeit vielfach bekämpft und sogar ein wenig von oben herunter behandelt. Doch nicht mit Recht, wie ich nach meinen einschlägigen Beobachtungen und Erfahrungen behaupten möchte. Die Degenerationsmerkmale treten in der Verbrecherwelt so häufig auf, daß sie doch zu gewissen Schlüssen berechtigen. Riederbauer bildet in dieser Hinsicht eine glänzende Ausnahme, die eben deshalb doch noch nichts gegen die Regel beweist. Als solche aber ist sie besonders beachtenswert. Sein Körper ist durchaus ebenmäßig und wohlgebildet, und sein Kopf bietet den tadellosen Typus eines Cäsarenkopfes dar. Man müßte höchstens, was doch wohl nicht angeht, diesen Typus selbst schon als ein verdächtiges Merkmal ansehen.

Aber auch in anderer Hinsicht bieten Riederbauers Bildnisse interessante Studienobjekte. Er ist im Profil und en face aufgenommen, mit Bart und ohne Bart. Die Feststellung der Identität lediglich auf Grund von Photographien ist keine so einfache Sache, wie es auf den ersten Anblick scheinen mag. Wir haben da in der Schule sehr lehrreiche Gegenüberstellungen gemacht von Köpfen, die bei unglaublicher Unähnlichkeit doch erwiesenermaßen die Identität für sich hatten, und anderseits von Bildern, die bei geradezu verblüffender Ähnlichkeit doch nicht identisch waren.

Riederbauers Bildnisse als die eines ‚doppelten Raubmörders' und als die eines noch gesuchten Einbrechers wurden von uns natürlich mit einer besonders liebevollen Sorgfalt und sogar mit einer gewissen Hochachtung behandelt, und nun werden Sie es begreifen, Gnädigste, daß es für mich in der Tat eine stille und innige Freude sein mußte, dieser interessanten Persönlichkeit so unvermutet zu begegnen."

„In der Tat das reizendste Vergnügen, das sich denken läßt, so plötzlich einem gesuchten Raubmörder gegenüberzustehen!"

„Da hätte ich ihn also nun gehabt, und jetzt handelte es sich noch darum, wie ich ihn in Sicherheit bringe. Während ich mich also mit dem Gärtner unterhielt, natürlich über botanische Themata, überlegte ich hin und her, wie ich ihn dingfest machen sollte. Ich konnte nicht recht zu einem Entschluß kommen. Vorläufig wußte ich nur, was ich nicht tun durfte. Ich durfte das Haus nicht alarmieren. Die ganze Festlichkeit wäre gestört gewesen, und was noch mehr ins Gewicht fiel: Weisbach ist ein vollblütiger, sehr nervöser und ungemein ängstlicher Herr. Der plötzliche Schreck und die Aufregung über die große Gefahr, in der er sich befunden, hätten doch nachteilig auf seine Gesundheit wirken können. Erinnern Sie sich nur: den Reiter über den Bodensee hat der Schlag getroffen. Und das war vielleicht noch ein weniger ängstlicher Herr als Baron Weisbach, sonst wäre er überhaupt nicht zu nachtschlafender Zeit in so einsamer Gegend und bei der Kälte allein ausgeritten. Weisbach hätte das entschieden nicht getan. Die Sache mußte also anders gemacht werden; und ich beschloß, sie elegant zu machen."

„Dagobert macht alles elegant!"

„Danke für das Kompliment. Man gibt sich Mühe. Ich war noch in der besten Unterhaltung begriffen, als ich mit Gewalt zum Frühstück geholt wurde. Man hatte schon ohne mich angefangen und war endlich ungeduldig geworden. Darauf wurden Baron Fries und der junge Nettelbach, als die Jüngsten, die Benjamine der Gesellschaft, ausgesendet, mich bei Todesstrafe tot oder lebendig zur Stelle zu schaffen. Ich wurde also fortgeschleift, obschon ich mich noch sehr gern ein wenig mit meiner neuen Bekanntschaft unterhalten hätte. Wir hatten uns nämlich rasch gut angefreundet."

„Angefreundet auch noch!"

„Warum nicht? Ich wußte ihn zu nehmen und in seiner Sprache mit ihm zu reden. Auf dem Wege durch den Garten flüsterte mir Baron Fries zu:

‚Denken Sie sich, Dagobert, meine silberne Zigarettendose ist futsch, aus meinem Überzieher verschwunden. Und ich war so stolz auf sie — Ehrenpreis im Tennis-Handikap! Im Hause Weisbach wird einem doch nichts gestohlen, aber ich könnte schwören darauf, daß ich sie bei der Herfahrt noch hatte! Ich weiß bestimmt, daß ich im Wagen geraucht habe. Woher hätte ich denn die Zigarette nehmen sollen?'

Das war nun eine glänzende Gelegenheit, mich aufs hohe Roß zu setzen, und ich benutzte sie. ‚Seien Sie froh, lieber Baron,' erwiderte ich ihm, ‚daß ich zur Stelle bin. Nach Ihren Angaben scheint die Dose allerdings gestohlen zu sein, aber man stiehlt nicht ungestraft, wenn ich in der Nähe bin. Ich verbürge mich dafür, daß Sie, bevor die Sonne untergeht, Ihre Dose wieder haben sollen, aber unter einer Bedingung — keine Silbe verraten!' Er versprach das, ich aber hatte nun meinen Plan fertig. Ich brauche immer eine kleine Anregung von außen, wenn ich im Zweifel über einen Kriegsplan bin. Diese Anregung hatte mir der kleine Fries gegeben. Jetzt wußte ich, was ich zu tun hatte.

Beim Frühstück begannen die üblichen kleinen Sticheleien auf meine große Passion. Etwas Respekt haben die Leute ja doch schon, das hindert sie aber nicht, sich gelegentlich in ihren kleinen Hänseleien zu gefallen. Diesmal kamen mir die Scherze sehr gelegen, und ich griff das Thema auf, um es nicht wieder loszulassen. Ich erzählte die haarsträubendsten Detektivgeschichten und die erstaunlichsten Wunder, die mit Hilfe der Daktyloskopie vollführt worden sind. Der Hausherr interessierte sich riesig für diese Sachen, und das war mir sehr recht. Denn auf ihn hatte ich ja alles aufgerichtet.

‚Schade, daß Dr. Weinlich nicht auch da ist', rief ich bedauernd aus. ‚Der könnte Ihnen noch ganz andere Geschichten erzählen. Der Mann hat Praxis und ist überhaupt einer unserer fähigsten Kriminalisten.'

‚Daß mir aber gerade der nicht eingefallen ist!' entgegnete der Hausherr ebenfalls bedauernd. ‚Ich hätte ihn wirklich auch einladen müssen!'

Dr. Weinlich gehört nämlich, wie ich sehr wohl wußte, ebenfalls zu Weisbachs engerem Freundeskreis. Ich benutzte die Stimmung und fuhr fort: ‚Es ist doppelt schade, daß er nicht hier ist. Er hätte jetzt eine wunderschöne Gelegenheit, seine Kunst zu zeigen und uns damit eine brillante Unterhaltung zu bereiten.'

‚Wieso denn?' Alles war neugierig, das zu erfahren, am neugierigsten der Hausherr.

‚Ganz einfach', erklärte ich. ‚Ich habe, rein aus Liebe zur Sache und nur um meine Geschicklichkeit zu erproben, einem der anwesenden Herrn etwas gestohlen.'

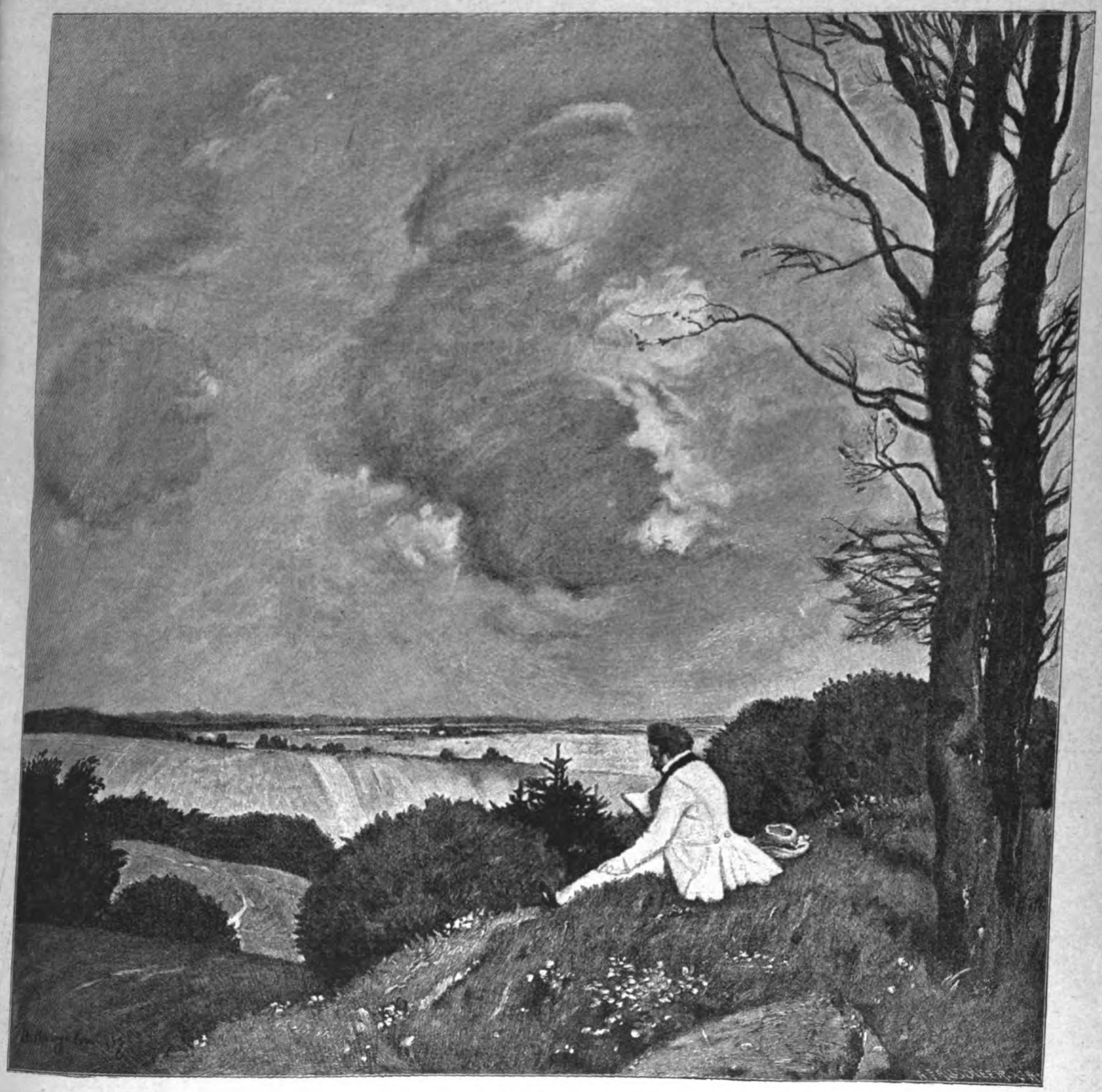
Alle griffen sich unwillkürlich an die Taschen und brachen dann in einstimmiges Lachen aus, um sich mit diesem gewissermaßen bei mir zu entschuldigen.

‚Wie schön wäre es nun,' fuhr ich fort, ‚wenn er hier wäre und wir ihm die Aufgabe stellen könnten, den Missetäter ausfindig zu machen.'

‚Das ließe sich vielleicht immer noch arrangieren', rief der Hausherr erfreut aus. ‚Ich schicke ihm den Wagen, und da es doch auch eine dienstliche Sache ist, wird er sich wohl losmachen. Ich schreibe ihm ein paar Zeilen und verständige ihn, daß es für ihn auch amtlich zu tun gibt. Er könne hier mit einem Schlage zwei gute Werke verrichten, erstlich mit uns zu Mittag essen und dann einen Übeltäter verhaften. Jawohl, lieber Dagobert, wenn es ihm gelingt, Sie zu überführen, dann lassen wir Sie verhaften! Wir tun es nicht anders. Das wird einen Hauptspaß geben.'

Da hatte ich ihn nun, wo ich ihn haben wollte. Der aufwartende Diener brachte auf Geheiß Briefpapier — mit der Krone! — und das Schreibzeug an den Frühstückstisch, und Weisbach wollte gleich zu schreiben beginnen. Da aber legte ich mich ins Mittel:

‚Meine Herren, wir dürfen nichts Unmögliches verlangen! Stellen Sie sich nur die Sachlage vor. Ihnen habe ich ge-



Julitag.

Gemälde von Adolf Hengeler

standen, daß ich etwas gestohlen habe. Sie dürfen ihm aber das nicht verraten, sonst ist ja überhaupt kein Witz dabei. Anders kann er aber gar nicht darauf kommen, und wir unsererseits können es doch nicht darauf ankommen lassen, daß er in dieser illustren Gesellschaft einen nach dem andern verdächtige. Denn, ich bitte um Entschuldigung, weniger unwahrscheinlich als Diebe denn ich sind auch Sie alle miteinander nicht. Wir müssen ihm also doch irgendeinen Anhaltspunkt bieten. Ich möchte vorschlagen, daß wir ihm einen Daumenabdruck von mir schicken. Dann werden wir ja gleich sehen, was es mit der Daktyloskopie auf sich hat.'

‚Das ist eine herrliche Idee', rief der neugebackene Freiherr begeistert. ‚Wir schicken ihm den Abdruck, verraten sonst nichts und sagen nur: So, nun suche dir den Ubeltäter!'

‚Ich glaube nicht, daß die Idee sehr gut ist', mengte sich nun Freund Grumbach hinein. ‚Der Abdruck könnte ihm nur in dem Fall etwas nützen, wenn er die Analogie dazu in seinem Archiv zu finden vermöchte. Das ist aber nicht möglich, da in dem Archiv sich nur die Fingerabdrücke von notorischen Verbrechern befinden. Zu diesen gehört unser Freund Dagobert doch noch nicht. Was sollte also dann die Übersendung seines Abdruckes für einen Zweck haben?'

Der Einwand Ihres Herrn Gemahls, Frau Violet, war ja im allgemeinen vollkommen triftig, wenn er auch im übrigen sonst gerade so willig auffaß wie alle anderen Mitglieder der verehrlichen Gesellschaft. Ich konnte aber auch seine Bedenken zerstreuen."

„Wie haben Sie das angefangen?" forschte Frau Violet. „Auch mir scheint nämlich sein Einwand vollkommen stichhaltig zu sein."

„Was ich bereits zuzugestehen so frei war. Meine Aufklärung war folgende: Natürlich ist das Archiv nur für Fingerabdrücke von Verbrechern da. Nun hatten aber Dr. Weinlich und ich uns mehrere Monate mit gewissen Untersuchungen beschäftigt, die bis jetzt leider völlig unfruchtbar geblieben sind. Wir wollten nämlich erforschen, ob nicht

schon aus der Zeichnung der Fingerlinien der Verbrecher sich gewisse Schlüsse ableiten ließen, so daß am Ende sich schon nach der Zeichnung vielleicht die verbrecherische Anlage erkennen ließe. Dazu mußten wir Hunderte von Abdrücken, die von notorischen Verbrechern herrührten, mit solchen vergleichen, die von Leuten stammten, die notorisch keine Verbrecher waren. Zu letzteren gestatteten wir uns, Dr. Weinlich und ich, uns selbst zu zählen, und so kamen auch unsere Fingerabdrücke ins Archiv."

„Das ist immerhin eine Aufklärung, Dagobert", meinte Frau Violet.

„Wenigstens erfüllte sie ihren Zweck. Ihnen darf ich es aber verraten, gnädige Frau, daß das mit dieser Aufklärung nur ein großer Schwindel war. Wir haben selbstverständlich niemals so unsinnige Studien gemacht, und unsere Abdrücke befinden sich ebenso selbstverständlich nicht im Archiv."

„Jetzt, Dagobert, verstehe ich Sie aber wirklich nicht!"

„Ich verfolgte meinen Plan. Ich wollte, daß dem Dr. Weinlich ein Blättchen mit einem Fingerabdruck in dem Briefe mitgeschickt werde. Ich hatte das Blättchen in meiner Brieftasche und holte es hervor. Die ganze Gesellschaft betrachtete ‚meinen' Daumenabdruck mit großem Interesse."

„War es denn nicht Ihr Abdruck?"

„Selbstverständlich nicht."

„Sondern?"

„Selbstverständlich von Anton Riederbauer, alias Trautwein."

„Ja, brauchten Sie denn noch den Abdruck?"

„Wenn es sich um die Freiheit und die ganze Existenz eines Menschen handelt, meine Gnädige, da möchte ich mich doch nicht ausschließlich auf mein Auge verlassen, das durch eine trügerische Ähnlichkeit doch vielleicht getäuscht worden sein konnte. Da mußten schon kräftigere Beweismittel zur Stelle geschafft werden."

„Wie kam es aber, daß Sie zufällig seinen Daumenabdruck bei sich hatten?"

„Das war gar nicht zufällig. Den hatte ich mir, bevor ich zum Frühstück ging, von ihm geholt."

„Davon hatten Sie aber noch gar nichts gesagt!"

„Ich kann es ja nachholen."

„Das wird auch nötig sein. Man geht doch nicht zu einem Raubmörder und sagt ihm in aller Gemütlichkeit: Sei so gut und gib mir einen Fingerabdruck!"

„Sehr richtig; insbesondere nicht einem Menschen, der einmal schon im Erkennungsamt satzungsmäßig behandelt worden ist, der also den Rummel schon kennt. Ich mußte also zu einer Überlistung meine Zuflucht nehmen, die übrigens gar nicht so schwer war."

„Wie haben Sie das angefangen, Dagobert?"

„Ich hatte von vornherein die Absicht, mir den Abdruck zu verschaffen, und verwickelte ihn daher in eine Unterhaltung, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Wir waren im Warmhause bei den exotischen Pflanzen, für die ich ein besonderes Interesse zeigte, und über die ich mir eingehend Belehrungen erteilen ließ. An jeder der Pflanzen hing ein Täfelchen mit der genauen Bezeichnung, die ich mir notieren wollte. Ich schützte nämlich vor, daß ich in meinem Garten ebenfalls ein Warmhaus für exotische Pflanzen errichten wolle. Ich begann zu notieren und fand das bald unbequem, da es viel zu schreiben gab. Ich gab ihm also meinen Notizblock in die Hand und bat ihn, mir zu folgen und mir immer im Bedarfsfall ein Blättchen zu reichen. Als Unterlage beim Schreiben diente mir eine Brieftasche, in der ich die Blättchen dann auch gleich versorgen konnte. Riederbauer hatte, wie ich mit Vergnügen bemerkte, von der Gartenarbeit recht schmutzige Hände. Ich notierte sehr hastig, und er hatte Mühe, mit der Darreichung der Blättchen nachzukommen. Diese lösten sich nämlich gar nicht leicht von dem stark zusammengepreßten Block. Ich mahnte in meinem Eifer ungeduldig zur Eile: Rasch, rasch! Und da begab sich, worauf ich gerechnet hatte. In seiner Dienstbeflissenheit befeuchtete Riederbauer unwillkürlich den Daumen mit der Zunge, um mit den dünnen Blättchen leichter fertig zu werden. Es war so eine Art unbewußter Reflexbewegung.

‚So schön,' sagte er dann sich entschuldigend, ‚jetzt ist das Blattl ganz schmutzig!'

‚Tut nichts', erwiderte ich und ließ das Blättchen achtlos fallen, ‚nur rasch das nächste!'

Nun legte ich die Blättchen nicht mehr in die Brieftasche, sondern ließ sie vorläufig neben mir auf dem Boden liegen, von wo ich sie schließlich alle auflas. Natürlich auch in meiner Zerstreutheit das ‚verdorbene' mit. Bald darauf wurde ich zum Frühstück geholt. Vorher aber schon hatte ich Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß ich einen ganz ausgezeichneten Daumenabdruck erwischt hatte. Wenn der dem Dr. Weinlich ohne Verzug in die Hände gespielt werden konnte, war die Sache erledigt. Weisbach schrieb also seine Einladung. Während er schrieb, ging ich hinaus, um einspannen zu lassen. Draußen stenographierte ich hastig auf ein Blättchen: ‚Sehr dringlich! Vertraulich! Weisbach hat keine Ahnung, was vorgeht. Kollationieren Sie den Abdruck, und holen Sie sich den Mann. Bringen Sie dazu zwei elegante, aber handfeste Leute mit. Sie werden bei ihm eine silberne Dose finden, die liefern Sie der Gesellschaft ab, ohne den Täter zu nennen. Fahren Sie nicht beim Haupteingang vor, sondern rückwärts beim Parktor. Sie haben den Gärtner zu suchen. Re bene gesta erscheinen Sie zur Tafel, ohne etwas zu verraten. Gruß! Dagobert.' Als ich wieder zurückkam, schob ich selbst ‚meinen' Fingerabdruck in den Briefumschlag. Er mußte ja mit Vorsicht behandelt werden, und ich hatte ihm deshalb eine schützende Papierhülle gegeben — das war mein stenographierter Brief.

Das Frühstück verlief sehr angenehm, und nicht minder angenehm wurde die Pause zwischen dem Frühstück und dem Mittagsessen ausgefüllt. Es etablierten sich zwei Kartenpartien, mehrere Herren ritten und fuhren spazieren, der Rest erging sich im Park. Ich sorgte dafür, daß die Zurückgebliebenen den Gärtner in Atem hielten. Ich sprengte sie ratenweise nach den Glashäusern, damit sie dort die exotischen Naturwunder studierten. Riederbauer hatte unausgesetzt den Führer zu machen, was ihm manch gutes Stück Trinkgeld eintrug. Mir war es nur darum zu tun, ihn festzuhalten, damit nicht am Ende der ihm zugedachte Besuch das Mißvergnügen habe, ihn nicht anzutreffen.

Wir saßen schon bei Tisch, als, mit allgemeiner Begeisterung begrüßt, Dr. Weinlich bei uns eintrat. Ein Blick sagte mir, daß unsere Angelegenheit glatt geordnet sei. Sie können sich den Jubel denken, Frau Violet, als er gleich bei seinem Erscheinen die gestohlene Dose vorwies.

‚Den Täter brauche ich wohl nicht erst namhaft zu machen', sagte er, eingedenk meiner Weisung.

‚Nein, Doktor,' rief alles unter vergnügtem Lachen, ‚das ist ganz überflüssig!'

Man unterhielt sich köstlich. Zumeist auf meine Kosten. So ein Professionalkriminalist ist halt doch etwas anderes als ein dilettierender Liebhaber vom Schlage Dagoberts! Ich ließ das gern über mich ergehen. Die Stimmung wurde immer vergnügter, und ich wurde immer mehr verhöhnt. Was tat's? Ich hatte meinen Zweck erreicht. Der Verbrecher war unschädlich gemacht und in Sicherheit gebracht, und das war gelungen, ohne daß das Fest gestört und damit die festliche Stimmung verdorben worden wäre.

Wir aßen und tranken gut und letzteres gewiß auch nicht wenig, soweit die abgeprotzten Flaschenbatterien ein Urteil ermöglichten. Dr Weinlich ist ein brillanter Gesellschafter und hat eine famose Singstimme. Er war Vorsänger, und uns paukte er als Chor ein. Ich kann Ihnen verraten, Gnädigste, daß Ihr Herr Gemahl, wenn er ein paar Glas Sekt untergebracht hat, auch ein ganz brauchbarer Sänger wird.

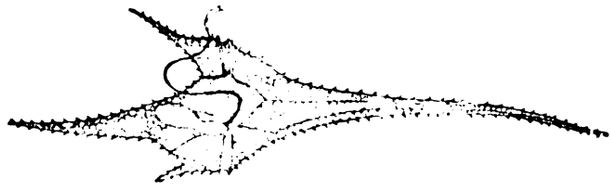
Beim allgemeinen Aufbruch nahmen wir Baron Weisbach, der unter allen in der fidelsten Laune war, gleich mit und übergaben ihn dann einigen bewährten jüngeren Kräften, die mit ihm in „Venedig in Wien" noch ein wenig „drahen" und ihn dann für die Nacht im Palais seines gräflichen Schwiegersohnes abliefern sollten. Das hielt ich für nötig, weil ihm in seiner Villa nun doch für die Nacht der treue Wächter entzogen war, und ohne diesen hatte er sich doch zu sehr gefürchtet. Es wird noch immer zeitig genug sein, wenn er den wahren Zusammenhang erst morgen erfährt.

Was nun aber meinen ganz besonders geschätzten Freund Grumbach betrifft, so hat er beim Abfahren etwas läuten gehört, daß Dr. Weinlich in der Villa einen Diener habe verhaften lassen, und daraus folgerte er dann sofort, daß ich mich riesig blamiert hätte. Sagen Sie selbst, Frau Violet, ob er mir ein besseres Lob hätte erteilen können!"

Der Bildungswert der Kleinwelt.

Von R. H. France. Mit Abbildungen in 170- bis 440maliger Vergrößerung.

Ich habe keinen Zweifel, daß neun Zehntel jener, deren dieser Titel zu Augen kommt, mich mißverstehen und sich unter Kleinwelt etwas anderes vorstellen, als ich meine. Und wenn ich es von vornherein verrate, daß mir als Kleinwelt die Bewohner des Wassertropfens, die kaum sichtbaren und unansehnlichsten aller Lebewesen, die hüpfenden, schwimmenden, zitternden Punktchen, Kügelchen und Faden vorschweben, die alle stehenden Gewässer erfüllen mit grünem Schimmer oder goldfarbigem Glanzen dann wird man gelangweilt vorübergehen, denn im Drang unseres Lebens, das so viel wichtige Kenntnisse von uns verlangt, um es nur im Umriße seiner Vielgestaltigkeit zu erfassen, kann man nicht für einen solchen „Spezialistenwinkel" Zeit erübrigen, aus dem höchstens einige Kuriositäten, gewiß aber nur Dinge zu holen sind, die naturforschende Gelehrte beschäftigen mögen, die jedoch der große Strom der Kultur nicht an seiner Oberfläche tragen kann.



Die Geißelzelle (Ceratium).

Dem stelle ich ein kühnes Wort entgegen und sage: Das ist ein Vorurteil. Von den wichtigsten Bildungsfragen soll hier die Rede sein, und wenn der Zusammenhang zwischen diesem Winkel der Natur und den großen Rätselfragen menschlichen Seins noch nicht in aller Bewußtsein liegt, so hat das seinen leicht zu durchschauenden Grund. Man hat eben das Kleinleben des Wassers unseren Gebildeten stets nur aus dem engen Gesichtswinkel des Fachgelehrten gezeigt, aus dem es nichts Gemeinnützliches zu sehen gibt.

Wie aber, wenn man darauf einmal aus der Perspektive des Lebensganzen blickt? Wer würde nicht aufhorchen, wenn man ihm sagt: Da unten in diesem gleißenden, übelgefärbten Tümpel, von dem du nur das wußtest, daß ihm Miasmen entsteigen, und daß er von Schnaken und Kröten und allerleiunsauberem Wassergetier bewohnt ist, der dir nur dann einen Blick abrang, wenn bräutliche Wasserrosen ein keusches Blumenauge darauf aufschlugen, in diesem Weiher stecken Dinge, die dich angehen, nicht nur weil sie deine Nahrung, deinen Wohlstand vorbereiten, weil hier durch das Wasserleben der Boden zubereitet wird, auf dem du baust und hausen! Wenn du den Dingen, die es im Wasser zu sehen gibt, Aufmerksamkeit schenkst, beginnen sie von dir selbst, von deines Lebens geheimnisvollem Urgrund zu erzählen; wie du warst, und wie du wurdest, sie sagen dir mit den einfachsten Begriffen, die jeder verstehen kann, aus was du bestehst, wie sich deine Organe bilden, wie sich die Fortpflanzung abspielt, nach welchen Gesetzen sich jedes Gesellschaftsleben regeln muß, um gesund zu bleiben. Wenn man sich die Kleinwelt des Wassers mit dem Mikroskop nahebringt, wird die Natur fast geschwätzig. Und gerade ihre wertvollsten Schätze sind es, die sie dann preisgibt: wie Leben entsteht, was des Lebens Einheit sei, was des Lebens Hauptmerkmale, welcher Art der Zusammenhang aller Lebendigen und die Ewigkeitswerte der Natur, die wir Gesetzmäßigkeiten nennen. Über diese bedeutsamen Fragen erfährt nur der Kleinweltforscher wirklich befriedigenden Bescheid. Man nenne doch irgendeine andere menschliche Beschäftigung, die so vielseitig anregend und bildend für den Menschengeist ist wie gerade diese! Denn man glaube ja nicht, daß es bloße „Naturkenntnisse" seien, was sich dabei erwerben läßt, daß Geist, Gemüt und nicht zuletzt Schönheitsinn und künstlerischer Genuß dadurch zu kurz kommen, oder daß solche Art von Selbstbildung durch das Mikroskop*) einseitig mache!

Eine freischwimmende Kieselalge (Rhizosolenia).

Wenn man als Freund der Kleinwelt auf die Natur achtet, muß man in ihr überall zu Hause sein, im feuchten Waldmoos so gut wie auf der Moorwiese, am sumpfigen Flußufer ebenso wie in der Felsenwelt der Gebirge. Im rauschenden Gebirgsbach, an Baumrinden, im Firnschnee findet man seine Lieblinge so leicht wie in den flüchtigen Tümpeln und den Wasserfluten weiter Seen oder der Weltmeere. Empfängt man da nicht bei jedem Naturgang die Mahnung und freundliche Aufforderung, nachzudenken über einen solchen Reichtum des Lebens, der ausgegossen ist über die Fluren, und genießt man dabei nicht das Glück des intimsten Verkehrs mit der Natur als des wahren Jungborns dauernder Erquickung?

Solches Studium verlockt zu weiten Wanderungen und ist damit zugleich ein nervenstählender Sport im Sommer sowohl wie im Winter, da die Algen, Wasserpilze und niederen Wesen der Gewässer, die man dabei sucht, eigentlich nie zur Ruhe gehen. In weiten Wasserbecken und im Meere schwimmen sie als „Auftrieb" oder, wie man das gelehrt sagt: als Plankton das ganze Jahr an der Oberfläche und steigen auch im Winter schlimmstenfalls nur etwas tiefer unter die Eisdecke. Aber auch die kleinen Bewohner der Flüsse halten nur zum Teil Winterschlaf. Schon an milden Januartagen quillt in Bächen das goldbraune weiche Vlies der Kieselalgen flockig empor, und der Kenner weiß, daß ihm in jedem Flocken hundert entzückende Formen das Auge blenden werden. Im Februar, da die höhere

Eine freischwimmende Kieselalge (Atheya).

*) Eine Vereinigung von bereits etwa 3500 Mikrologen, die dem einzelnen Hilfsmittel und Förderung in dieser Selbstbildung gewährt, besteht seit dem Jahre 1907 in der Deutschen Mikrologischen Gesellschaft mit dem Sitz in Stuttgart und einem Biologischen Institut in München.

Tier- und Pflanzenwelt ihr Leben noch auf das Mindestmaß einschränkt, sieht man allenthalben in den stillen Weihern das Kleinleben erwachen, da als unsäglich zarte, goldig gelbgrüne „Algenwatte", dort als eine Heerschar tanzender, winziger Krebschen, die in langen Sätzen durch das kalte klare Wasser huschen. Und von da an hat der Naturfreund, der Sinn für die Größe im Kleinsten hat, reichste Erntezeit. Aber während dem Tier- und Pflanzenliebhaber im September schon langsam der Reichtum der Fluren aus den Händen schwindet, vegetiert im Wasser alles unbehindert weiter bis zu den Frösten spät im November. Und von da ab tauchen dann wieder neue Wesen auf, denen der Winterriese nichts anhaben kann, und manche dieser Kleintiere und Pflanzen frieren lebend im Eis ein wie viele Fische, denen das auch nicht schadet.

Wenn man also „Kleinweltkunde" betreibt, wird man nie verlegen sein um lohnende Streifzüge in der Natur, und da man überall hingehen muß, um diesen Mikrokosmos ganz kennen zu lernen, wird man schon dadurch veranlaßt, die Natur in ihrer ganzen Fülle, von allen Seiten zu beachten. Sogar bis tief ins Reich der Toten hinab, denn Bergmehl, Kieselgur, Kreide, Meeresschlick, Polererde und gar manches Gestein sind aus Resten vorübergelebter Urwesen zusammengesetzt. Und wie schön sind sie noch dazu! Augenergötzung, nie endender, stets mit neuen Freuden packender ästhetischer Genuß, das ist die erste Stufe, die der angehende Kleinweltforscher erklimmt. Durch den sanften Zauber der Schönheit, mit „Kunstformen" weiß die Natur selbst ihr treues Studium volkstümlich zu machen, wofür die hier eingestreuten Bilder sprechen mögen.

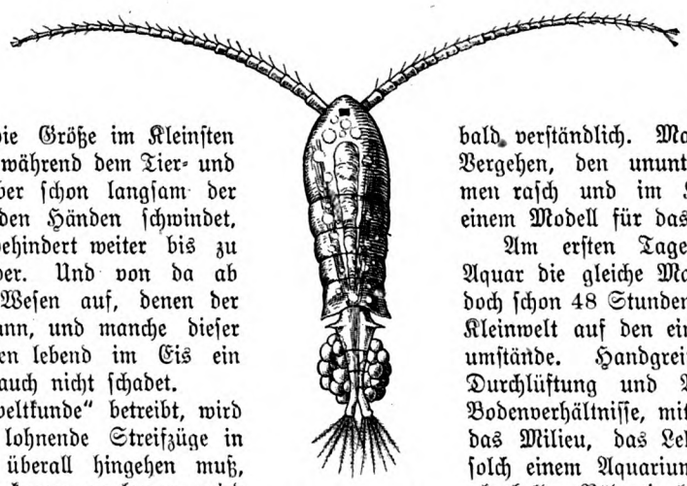
Mit allen diesen und noch viel mehr Wesen — es sind etwa 4000 Kieselalgen, 1000 einzellige Urtiere, mehrere hundert Rädertierchen und mikroskopische Krebschen, etwa 1000 Arten von Zierdingen und etwa ebensoviel Arten von Geißelzellen und Grünalgen bekannt — kann man sich leicht vertraut machen und in ihrer Betrachtung noch weit mehr als des Kunstgenusses teilhaftig werden, denn sie alle leben, sind in fröhlicher Bewegung, in einem Farbenglanz, den kein Pinsel wiedergibt, und was das wichtigste ist: sie sprechen! Sie sprechen in der Sprache der Natur, durch gesetzmäßige Zusammenhänge, die sie dem Menschenverstand erschließen, und durch die sie ihn mit köstlichen Gedanken- und Gemütswerten bereichern. Von diesen soll nun die Rede sein.

Indem man an seinen Lieblingsplätzen, die jeder „Mikrologe" bald hat, bei jedem Besuch immer wieder andere Lebensformen trifft, hat man gar bald, auch wenn man das Wort Entwicklung nie gehört hätte, herausgefunden, daß in der Natur alles fließt und außer dem Stoff und dem Leben nichts von Dauer ist. Zwischen diesen beiden läuft eine ewig wechselnde Formenkette. In dem Aquarium, das man sich zu Hause von seinen Fängen anlegt, hat man stets das große Gesetz der Entwicklung vor Augen und findet es in seinem Wie? und Warum? bald verständlich. Man sieht das stete Werden und Vergehen, den ununterbrochenen Wechsel der Formen rasch und im Kleinen sich abspielen wie an einem Modell für das Lebensganze.

Am ersten Tage findet man im neugefüllten Aquar die gleiche Mannigfaltigkeit wie in der Natur; doch schon 48 Stunden später antwortet unsere isolierte Kleinwelt auf den eingetretenen Wechsel der Lebensumstände. Handgreiflich erweist sich so, daß die Durchlüftung und Beleuchtung des Wassers die Bodenverhältnisse, mit einem Wort: die Umgebung, das Milieu, das Leben regeln. Zuerst sterben in solch einem Aquarium die großen Räuber ab: die glashellen Rädertierchen, dann folgen die drolligen Ruderkrebschen und die empfindlichen Wasserfäden. Mit ihrer Fäulnis aber ist den allerkleinsten Lebewesen ein wohlig Bett zubereitet, und maßlos vermehren sich nun Infusorien und Spaltpilze. Zugleich wird aber auch die Fäulnis des Wassers unseren Sinnen kund. Wer sich daran nicht stößt, wird jedoch alsbald zum Zeugen eines der wunderbarsten Vorgänge in der lebenden Natur: der Selbstreinigung des Wassers. Nur wenige Tage dauert der Hochgrad der Verwesung. Dann ebbt die Lebenswelle der Fäulnisbakterien ab. Ihre Feinde, die bakterienverzehrenden Infusorien, vertilgen sie mit maßloser Gier. Sie selbst bieten wieder Nahrung für Rädertiere, deren Eier bis dahin schlummernd lagen. Gewisse Formen erwachen nun, und bis die Infusorien den Bakterienflor abgeweidet haben, sind auch sie schon dezimiert.

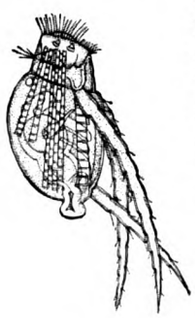
Das Wasser wird wieder klarer; die wenigen Algen, die mit Mühe die Trübung überlebt haben, werden, da nun ihre Lebensbedingungen neuerdings einsetzen, auch wieder lebensfroh und überziehen die kleine Welt im Wasserglase mit grünem Schimmer. Friedlichere Bilder steigen nun auf, und dem wilden Lebenskampf der Raub- und Fäulniswesen entringt sich wieder die Harmonie, wie sie stets der Dauerzustand der Natur ist: ein wohlabgewogener, vielabgestufter Mikrokosmos von reizenden Pflänzchen und Tierchen, die sich alle das Gleichgewicht halten, damit sie auf die Dauer alle durch- und voneinander leben können.

Diese Vorgänge, im einzelnen zwar sehr verschieden, aber stets von der Gleichgewichtsstörung zur Wiederherstellung der Lebensharmonie gelangend, ermöglichen es dem Beobachter der Kleinwelt, im eigenen Denken und Empfinden den machtvollen Gedanken zu erfassen, den neuere Welterkenntnis als Entwicklung des Alls wiedergefunden hat. Und an nichts kann der Menschengeist so deutlich innewerden wie an solchen Erfahrungen, daß die Entwicklung nicht

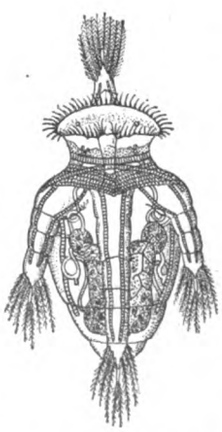


Das Ruderkrebschen (Diaptomus).

Das Ruderkrebschen (Bythotrephes) aus dem Bodensee.



Ein Rädertierchen (Triarthra).



Ein Rädertierchen (Hexarthra).

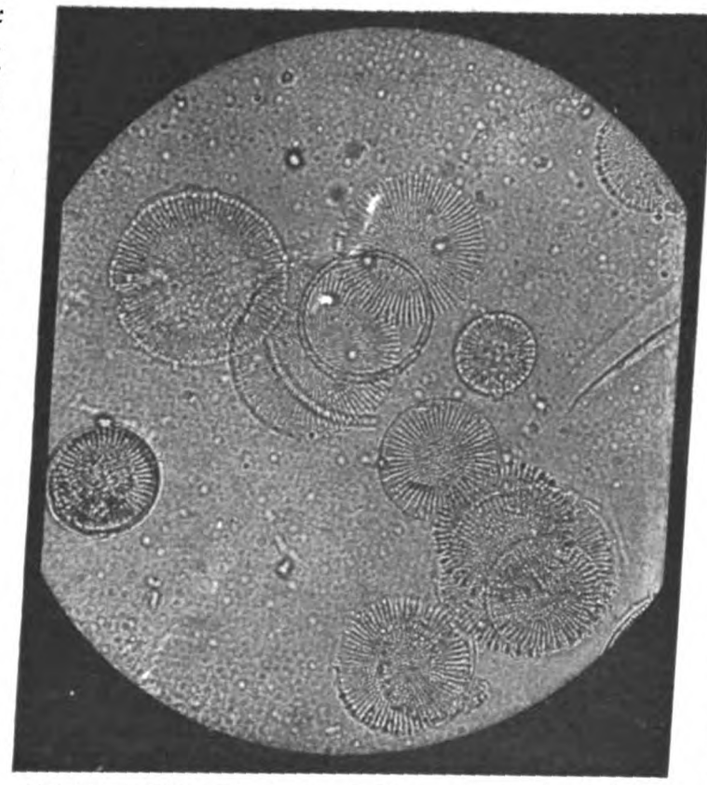
Das Infusorium (Tintinnidium).

planmäßig sei, die Kette der Formen nicht das Abschnurren eines von vornherein so und nicht anders eingerichteten Uhrwerkes, sondern daß sie aus den Daseinsbedingungen selbst, mit ihnen wechselnd, durch sie verlangsamt oder beschleunigt, vor sich geht. So nimmt der Geist, der von der Kleinwelt aus sich das Verständnis des Wesens lebender Natur erwerben will, spielend und doch bis ins Innerste erlebt, die wichtigste Ergänzung des Entwicklungsgesetzes in sich auf, die da lautet:

Die Entwicklung des Lebens wird durch den Wechsel der Lebensbedingungen bewirkt.

Und ebenso ungezwungen enthüllt sich nun dem Naturfreunde, der sich in solches denkendes Schauen versenkt, auch ein zweites Weltgeheimnis.

Er trifft nie Tiere allein oder nur Pflanzen, sondern stets beide zusammen, eins durch das andere lebend und oft eins dem anderen so ähnlich, daß er und alle seine gelehrten Vorgänger und Nachfolger es nie entscheiden werden, wo in diesem Mikrokosmos die Grenzen des Tierreiches sind, und wo der Pflanzen Reich beginnt. Es gibt unter diesen Kleinwesen Pflänzchen mit roten Augen, die mit feinen Peitschchen zierlich umherwirbeln wie ein munteres Fischlein, und es sind tierische Wesen darunter, die gefräßig andere Genossen verzehren, aber zugleich pflanzenhafte Eigenschaften zeigen, namentlich über die Kunst der Pflanze gebieten, mit Hilfe der Lichtstrahlen die Kohlensäure der Luft zu zerlegen und daraus fettige Nahrungsstoffe zu bereiten. So zerfließen alle Begriffe von einem besonderen Tier- und Gewächsreich, und alsbald erkennen wir, daß beide nur künstlich aufrechterhalten werden. Mit jedem Blick, den man in die mikroskopische Welt tut, überzeugt man sich aufs neue, daß die Natur ihre lebendigen Geschöpfe nach einem anderen Plan bildete, als es unsere Systeme widerspiegeln. Die Natur hat keine Reiche, sondern ist ein einziges Lebendes. Belebte Natur ist mit ihrer ganzen Vieltausendgestaltigkeit nichts als ein einziger, allerdings in zahllosen Facetten stets anders erscheinender Eigenschaftenkomplex ein und desselben Wesens: des in Zellen organisierten Protoplasmas. Das wird jedem durch mikroskopische Studien täglich und stündlich gepredigt, und indem man es so in Fleisch und Blut aufnimmt, wird man selbst ein anderer in seinem Verhältnis zur Natur. Die vom Mittelalter so lange aufrechterhaltenen Scheidewände zwischen Mensch und Natur fallen und damit auch viele Vorurteile und Beschränkungen des Denkens. Aus Protoplasma sind alle lebenden Wesen hervorgegangen, aus Zellen sind wir alle erbaut, und die Unterschiede zwischen Pflanzen und Tieren sind nur eine Ausdrucksform für verschiedene Lebensweisen.



Mikrophotographische Aufnahme von Kieselgur aus der Lüneburger Heide mit den Schalen von Kieselalgen.

Die Zelle als unser „Baustein" ist doch sicher für uns einer der wichtigsten Betrachtungsgegenstände. Kennt man sie und ihr Leben, dann hat man festen Grund und Boden bei Beurteilung aller Lebensverhältnisse gewonnen, jenen festen Punkt, durch den man der ganzen sinnverwirrenden Daseinsfülle Herr und doch sicher Meister wird im Verständnis, weil man nun die Lebensreihen der Pflanzen, Tiere und Menschen einheitlich erfassen kann und das Einigende in ihnen erkennt. Wenn einer, der denken kann, aus dem ganzen Reich der Lebenskunde nichts anderes erfahren hat als diesen Beweis, daß das Protoplasma, d. h. der Urbildungsstoff des Lebens in seiner Zellenform, die Fähigkeit hat, durch Vereinigung und Anpassung die Gestalt und Fähigkeiten aller lebenden Wesen anzunehmen, so wird ihm das, wenn er es sich nur recht überlegt, seine ganze sonstige Bildung von Grund aus vertiefen und neugestalten. Es wird ihn einem noch so bewanderten Pflanzensammler oder Tierkundigen überlegen machen an echtem Verständnis der Natur — so sehr ist diese Erkenntnis vom Monismus des Lebens der Zentralsatz der ganzen Lebenswissenschaft, ja der modernen Welterkenntnis überhaupt.

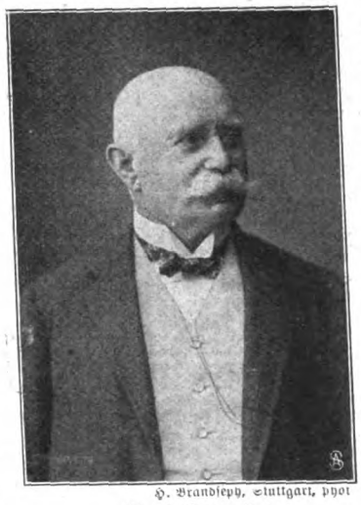
Mikrophotographische Aufnahme von gesteinbildenden Einzellern (Foraminiferen) aus einem Dünnschliff durch Liasmarmor.

Und ich lege befriedigt die Feder aus der Hand, denn ich glaube, dieser Aufsatz hat seinen Zweck erreicht, weil er gezeigt hat, daß diese großen Bildungswerte durch nichts rascher begriffen, genußvoller erfaßt und sicherer aus eigener Anschauung heraus erlebt werden können, als wenn man seine Liebhaberei der Kleinwelt des Wassers zuwendet.

Blätter und Blüten

Graf Zeppelin. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Zu Konstanz am Bodensee, dem Schauplatz seiner späteren Arbeit und seiner Erfolge, ist Graf Ferdinand Adolf August Heinrich Zeppelin am 8. Juli 1838 geboren. Sein siebzigjähriger Geburtstag fällt in eine für ihn an Aufregungen und Erwartungen reiche Zeit, denn gerade in diesen Wochen finden die ersten Flugversuche seines neuen, großartigen Ballons statt, von deren Ergebnis so viel für ihn abhängt. Der Abend des Lebens, der andern Ruhe und Erholung bringt, bedeutet für ihn eine Anspannung und Steigerung aller Kräfte, aber er hat ihm auch die Genugtuung verschafft, nach der er lange Jahre vergeblich gerungen hatte. Graf Zeppelin war mit Leib und Seele Offizier. Er trat im September des Jahres 1858 als Leutnant bei der Infanterie ein und hat es bis zum General gebracht, nachdem er nicht nur die großen deutschen, sondern auch den nordamerikanischen Krieg mit Auszeichnung mitgemacht hatte. Der mit beispielloser Verwegenheit ausgeführte Reiterstreich, den er am Morgen des 24. Juli 1870 bei Überrumpelung der feindlichen Vorposten bei Lauterburg sich leistete, hat ihn in der ganzen Armee populär gemacht. Und dieser frische Wagemut, der unermüdliche Tatendrang waren es auch, die ihm auf einem ganz andern Gebiete, dem der Luftschiffahrt, endlich zum Erfolg verhalfen. Schon in den letzten Jahren seiner Militärzeit hatte er, angeregt durch die Stephansche Schrift „Weltpost und Luftschiffahrt", sich für die Luftschiffahrt interessiert, und im Jahre 1890 ließ er sich zur Disposition stellen, um künftig sein ganzes Leben diesen Forschungen zu widmen. Es gehörten schon ein Mut und eine Zähigkeit wie die seinen dazu, sich einer scheinbar so aussichtslosen Sache zu verschreiben, denn der Plan eines „lenkbaren" Luftschiffes ward damals fast von den meisten als Utopie verlacht, trotzdem sich 1881 der Berliner Verein für Luftschiffahrt aufgetan hatte und 1884 die preußische Luftschiffertruppe gegründet worden war. Und Zeppelin beschloß gar, ein Fahrzeug zu bauen, auf dem mehrtägige Fahrten unternommen werden sollten. Dabei waren die großen Kapitalien, die er zur Verwirklichung seiner Idee gebrauchte, gar nicht vorhanden, trotzdem er einen erheblichen Teil des eigenen Vermögens opferte. Es kam eine Zeit, in der selbst Zeppelin fast verzweifelte, in der er Aufrufe erließ, um seinem Plan die Durchführung zu sichern und sich gegen falsche Beschuldigungen aller Art zu wehren. Und auch dieser erste Aufruf verhallte fast ungehört, nur 16000 Mark kamen ein. Erst im Jahre 1905 konnten die Versuche fortgesetzt werden. Aber diese schlugen leider fehl, und selbst seine treusten Anhänger glaubten nicht mehr an Zeppelins Erfolg. Und dann kam die wunderbare, von keinem mehr erwartete Wendung: am 9. Oktober 1906 ging's wie ein Lauffeuer durch die ganze gebildete Welt, daß ein äußerst erfolgreicher Aufstieg am Bodensee ausgeführt und eine „prachtvolle Landung" erzwungen worden sei. Und wieder ein Jahr zäher Arbeit, kleiner und großer Verbesserungen, bis am 24. September 1907, beim 7. Versuch, die Überlegenheit des Zeppelinschen Luftschiffes dargetan wurde. Das Reich übernahm die Ballonhalle, gab dem Grafen eine Entschädigungssumme von 500 000 Mark und stellte außerdem die Erwerbung weiterer Luftschiffe in Aussicht. Was der mutige Vorkämpfer in mehr als eineinhalb Jahrzehnten mit dem Auge der Hoffnung vor sich gesehen, ist Wahrheit geworden; sein Ziel ist erreicht, Arbeit und Sorgen sind nicht umsonst ihm auferlegt worden.

Historiker Joh. Gust. Droysen.



H. Brandseph, Stuttgart, phot.

Graf Zeppelin
feiert am 8. Juli seinen 70. Geburtstag.

Johann Gustav Droysen. (Zu dem links stehenden Bildnis.) Das Gedächtnis Johann Gustav Droysens, des großen Historikers und Geschichtsphilosophen, wird am 6. Juli, anläßlich der 100. Wiederkehr seines Geburtstages, lebendig, und in dem Abstande, den die seit seinem am 19. Juli 1884 erfolgten Tode verflossene Zeit dem Betrachtenden gewährt, erscheint sein Werk in seiner ganzen, bewunderungswürdigen Größe. Eine Vielseitigkeit, wie sie Gelehrten nur selten eignet, zeichnet Droysens Begabung und Tätigkeit aus, und man würde ihm nicht gerecht, wenn man ihn nur als den Geschichtschreiber der preußischen Politik oder als den geistreichen Interpreten des Hellenismus feiern wollte. Ein Drittes und Wichtigstes kommt hinzu: er hat als Erster eine wissenschaftliche Theorie der Geschichte als Wissenschaft aufgestellt — die historische Weltanschauung schien ihm die Versöhnung der materialistischen und idealistischen zu sein, von einem Hineinspielen naturwissenschaftlicher Motive in die Geschichtsforschung wollte er nichts wissen. Aber trotz aller genialen Begabung und trotz einer Schaffenskraft, die ihm bis ins höchste Alter treu blieb, wären die Werke Droysens nicht mit dieser für wissenschaftliche Arbeiten ganz ungewöhnlichen Begeisterung und Einmütigkeit aufgenommen worden, wenn Droysen nicht solch ein glänzender Darsteller wäre und selbst die trockensten Fragen durch seinen geradezu hinreißenden Stil schmackhaft zu machen verstünde. Gustav Droysens Wiege stand in Treptow an der Rega. Sein Studium der Philologie und Archäologie hat er an der Berliner Universität absolviert, ward 1829 Lehrer am Klostergymnasium, 1833 Privatdozent und 1835 außerordentlicher Professor an der Universität. In diese Zeit fallen seine formschönen Übersetzungen griechischer Dramatiker

William H. Taft,
der nominierte Präsident der Vereinigten Staaten.

Photographieverlag von L. Pernitzsch, Kunsthandlung in Leipzig.

Das renovierte alte Rathaus in Leipzig.

Ein gezähmter junger Fuchs.

und die „Geschichte der Diadochen und Epigonen", der seine im Jahre 1840 erfolgte Berufung nach Kiel leider ein Ende setzte, da sie ihn mitten in das politische Leben seiner Zeit hineinriß. Droysen unterzeichnete die Adressen, die die Selbständigkeit der Elbherzogtümer forderten, und ward 1848 als Vertrauensmann der in Kiel eingesetzten provisorischen Regierung nach Frankfurt a. M. gesandt. Erst im Mai 1849 schied er von der Paulskirche und folgte 1851 einem Rufe nach Jena. Dort stiftete er das historische Seminar, das eine Pflanzstätte historischer Forschung ward, und begann seine großartige „Geschichte der preußischen Politik", deren erster Band 1855 erschien. Sie wurde in Berlin, wohin er 1859 berufen wurde, vollendet, und nebenher gingen andere bedeutende Arbeiten, wie die Herausgabe der „Urkunden zur Geschichte des Großen Kurfürsten" und der 1868 veröffentlichte „Grundriß der Historik". Erst der Tod nahm dem Unermüdlichen die Feder aus der Hand, seine Werke aber leben in Neuauflagen weiter und werden für den Historiker noch auf lange hinaus Anregung und Ausgangspunkt weiterer Forschungen bleiben.

William H. Taft, der nominierte Präsident der Vereinigten Staaten. (Zu dem Bildnis rechts oben auf der nebenstehenden Seite.) Die Frage der Präsidentschaftswahl, die Nordamerika seit langem in Spannung gehalten hat, scheint gelöst zu sein. Der in Chicago tagende Republikanische Konvent hat nach einer erregten, die ganze Nacht vom 17. auf den 18. Juni „tagenden" Versammlung den bisherigen Kriegsminister Taft als künftigen Präsidenten nominiert. Hiermit wäre die Kontinuität der Rooseveltschen Politik, deren Freund und Anhänger Taft ist, entschieden, und es ist begreiflich,

Copyright by M. Rol & Co., Paris.

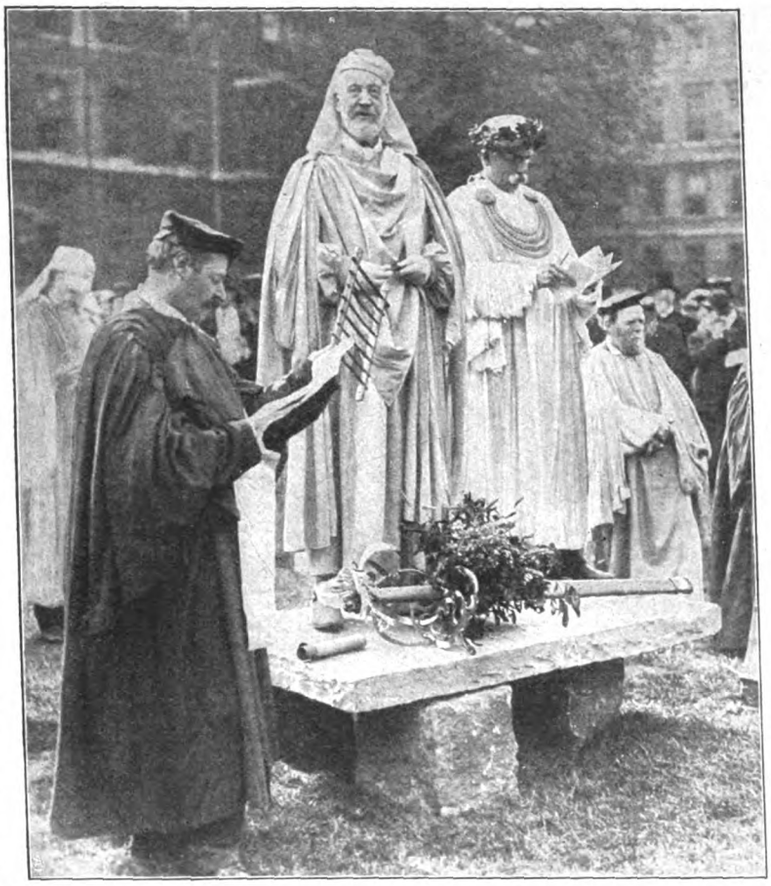
Fabeltier aus dem Kaiserpalast in Peking.

daß Roosevelt die Wahl mit Freuden begrüßte. Taft genießt in hohem Maße die Sympathien seiner Mitbürger. „Big Bill" („der dicke Bill"), wie er im Volksmunde heißt, ist eine gewichtige Persönlichkeit, und diese mächtige, 100 Kilo schwere Gestalt, ist's

Enthüllung des von Karl Hackstock entworfenen Wissmann-Denkmals bei Weißenbach in Obersteiermark.

nicht zum wenigsten, die ihn bei den für alles Kolossale schwärmenden Amerikanern populär gemacht hat. Die schwierige, von M'Kinley ihm seinerzeit übertragene Mission, auf Manila die Ruhe wiederherzustellen, gelang ihm infolge seiner hohen Gerechtigkeit; er ward von den Eingeborenen, die nie eine gerechte Behandlung kennen gelernt hatten, geradezu als Heiliger verehrt. Augenblicklich steht er im 50. Jahr, also in der Vollkraft des Lebens, und die außerordentlichen Fähigkeiten, die er in seiner schnellen Karriere entwickelt hat, lassen viel von ihm erhoffen.

Das alte Rathaus in Leipzig. (Zu der untenstehenden Abbildung auf Seite 582.) Nach Vollendung des imposanten neuen Rathauses der Stadt Leipzig, das im Oktober 1905 eingeweiht und in Benutzung genommen wurde, war der bis dahin als Rathaus dienende alte, ehrwürdige Renaissancebau am Marktplatze, von dem aus jahrhundertelang die Entwicklung der Stadt geleitet wurde, entbehrlich geworden. Er hatte für seinen Zweck schon längst nicht mehr ausgereicht. Erfreulicherweise war man in der Verwaltung der Stadt darüber einig, daß dieses berühmte Denkmal altdeutscher Architekturkunst, ein Werk des Hieronymus Lotter, in seinen charakteristischen Formen und Maßen erhalten bleiben sollte, vor allem die vollendet schöne Giebelfront und der Turm. Eine gründliche Erneuerung der einzelnen Teile wurde beschlossen; ferner sollten die dem Erdgeschoß vorgebauten Verkaufsläden entfernt, an ihrer Stelle eine Laubenkolonnade geschaffen und die Läden in das Erdgeschoß eingebaut werden, eine, wie sich gezeigt hat, vortreffliche Maßnahme. Die Pläne für diese Erneuerung sind dem Stadtbaurat Scharenberg zu verdanken, der in jedem einzelnen Punkt eine glückliche Lösung für die Renovierung fand, und unter dessen Leitung die Ausführung erfolgte. Umfangreiche Arbeiten waren notwendig; so mußte das Fundament neu hergestellt werden, ebenso war es notwendig, den Dachstuhl und die Seitengiebel abzutragen und neu aufzubauen, während an dem Turm bauliche Veränderungen nicht vorgenommen zu werden brauchten. Nun ist das Werk bis auf einen Teil des Innern vollendet. Frisch und verjüngt präsentiert es sich dem Beschauer und gibt zusammen mit seiner Umgebung ein prächtiges malerisches Gesamtbild. Der breite Laubengang, der sich um das Gebäude zieht, und aus dem heraus die glänzenden Auslagen der Geschäftsläden schimmern, hat sich für den Verkehr an dieser Stelle äußerst vorteilhaft erwiesen: der Strom der Passanten kann sich ungehindert entwickeln. Die inneren Räume, soweit sie nicht als Geschäftsräume vermietet sind, werden nach Fertigstellung als Museum für die Geschichte der Stadt Leipzig dienen.



Wettgesänge der „Druiden" in London.

Ein gezähmter Fuchs. (Zu der links obenstehenden Abbildung auf der vorhergehenden Seite.) Unser vor längerer Zeit gebrachtes Bildchen eines alten Mannes mit jungem Fuchs im Arm hat sein Gegenstück gefunden. Auch unsere heutige Abbildung gibt solch gezähmten kleinen Reineke wieder, dessen böse Instinkte durch die Erziehung überwunden zu sein scheinen. Wenigstens zeigt sich das Tier, das vor nun einem Jahre gefangen und mit aller Sorgfalt und Liebe aufgezogen ward, bis jetzt von der artigsten Seite, und wir wollen seiner gütigen jungen Pflegemama nur wünschen, daß es ihr nicht noch mit Undank lohnt und sich eines schönen Tages doch auf seine eigentliche Raubtiernatur besinnt.

Fabeltier aus dem Kaiserpalast zu Peking. (Zu der rechts obenstehenden Abbildung auf der vorhergehenden Seite.) Das groteske Fabeltier aus bunter Emaille, dessen Gesichtsausdruck etwas Humoristisches hat, trotz fletschender Zähne und drohender Teufelshörner, entstammt dem Kaiserpalast zu Peking und ist jedenfalls schon sehr alt. Augenblicklich gehört es den Sammlungen des Museums Ennery an, die der berühmte Dramaturg testamentarisch der Stadt Paris vermachte, und deren Hauptschatz in einer reichhaltigen Sammlung alten Porzellans besteht. Das Museum ist in dem prächtigen, am Eingang des Bois gelegenen Hause Ennerys untergebracht und umfaßt außer seinen 5000 Stücken auch die 3000 japanischen Parfümbüchsen, „Kogos" genannt, die der Ministerpräsident Clemenceau in vierzigjähriger geduldiger Sammelarbeit zusammengetragen hat.

Das Wissmann-Denkmal bei Weißenbach. (Zu der untenstehenden Abbildung auf der vorhergehenden Seite.) In seinem ehemaligen Steiermärker Jagdrevier, angesichts der prächtigen Weißenbacher Wände und des Hochtausing, steht knapp neben der Reichsstraße bei Weißenbach das Denkmal Hermann Wissmanns, das am 14. Juni enthüllt worden ist. Es hebt sich prächtig vom großartigen Hintergrund der Berge ab und mahnt mit seiner Inschrift: „Dem kühnen Forscher, Deutschlands größtem Afrikaner gewidmet von seinen Freunden und Verehrern in Steiermark. 15. Juni 1908", an das Lebenswerk dieses Mannes, der nach ruhmvollen Taten so traurig zugrunde gegangen ist. Der aufgebaute Fels umschließt an der Spitze ein Medaillonbild des Forschers, das schlicht und doch lebensvoll seine Züge wiedergibt.

Unverbesserlich. (Zu dem Bilde auf S. 568 und 569.) Bis tief in die Nacht hat die Zechgesellschaft im elenden Dorfkruge zusammengesessen und aufs neue bis zum Montagnachmittag. István, der ehemals fleißige Arbeiter, denkt nicht daran, heim in die Werkstatt zu gehen; er sitzt und trinkt und schwatzt und kann kein Ende finden mit der guten Unterhaltung. Da geht die Tür auf, und sein junges Weib kommt, den Säugling auf dem Arm, das kleine Mädchen zur Seite, ihm das Gewissen zu erwecken. Umsonst! Er geht nun gerade nicht heim! Selbst die rohen Zechbrüder fühlen Mitleid mit dem armen Weib und fangen an, sich für ihn zu schämen. Sie reden ihm zu. Es nützt alles nichts! Die listigen Dirnenaugen ihm gegenüber locken stärker als Pflicht und Gewissen, und die arme weinende Lisinla wird allein heim gehen müssen. Es ist eine alte Tragödie, die uns hier der Maler vor Augen stellt, ein Stückchen Frauenelend, das sich leider täglich und überall erneuert.

Druiden. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Auf dem grünen Rasen der Tempelgärten in London spielte sich an einem dieser strahlend schönen Junitage eine ebenso malerische wie feierliche Szene ab. Die Druiden, die sich zu einem sogenannten „Gorsedd" versammelt hatten, bestimmten Jahr und Tag des nächsten „Eisteddfod", unter dem man eine Zusammenkunft gälischer Bardenhäupter versteht, in der auf dem Gebiete der keltischen Poesie und Musik um die begehrten Preise der besten Schöpfungen gerungen wird. Dies Gorsedd ging genau unter den gleichen Formen vor sich, wie sie nachweislich schon im 4. Jahrhundert bestanden. Es war auf dem Rasen im Angesicht der Sonne, „des Auges des Lichts", nach bestimmtem Ritus eine Stonehenge errichtet, ein von 12 Felsstücken umgrenzter Kreis, der den alten Druidentempel verkörperte und nur von Barden und Druiden betreten werden durfte. Inmitten dieses Kreises ruhte auf zwei Felsstücken eine Felsplatte, der Loganstein, der Thron und Altar des Erzdruiden darstellte. Dieser selbst mit Eichenkranz und in fließendem weißen Gewande wie der Harfner in myrtengrünem Talar stiegen, umgeben von olivgrün gekleideten Barden, nebeneinander auf den Loganstein, als der Trommetenstoß ertönte, der das Gorsedd eröffnete. Dann ward entblößten Hauptes das angeblich dem 15. Jahrhundert entstammende Gorsedd-Gebet angestimmt, und der Erzdruide leerte das ihm von zwei Bardinnen gebotene Willkommshorn voll Met. Harfengesänge, Reden der Druiden in der konsonantenreichen keltischen Sprache folgten; es wurde beschlossen, das „Eisteddfod" in „einem Jahre und einem Tag" abzuhalten, und Lord Aberdare verkündete, daß das Königshaus daran teilnehmen würde. Der feierlichste Moment des Festes aber, das eine Art Friedensfest ist, war die Entblößung des riesigen Druidenschwertes. Drei Häuptlinge lockerten es in der Scheide, dann zog es der Erzdruide langsam heraus und ließ die Klinge in der Sonne blitzen. „Ist da Friede?" rief er mit starker Betonung, und „Friede!" scholl es brausend aus Tausenden von Kehlen zurück.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Blumenmarkt am Singel in Amsterdam.

Gemälde von Hans Herrmann.

Nr. 28 — Die Gartenlaube — 1908

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Das Kreuz im Venn.

(18. Fortsetzung.)

Roman von Clara Viebig.

Das wurde eine böse Nacht. Waren denn alle Geister des Venns lebendig geworden und jammerten? Joseph hörte die Bäreb nebenan ruhig atmen: ah, die focht nichts an, aber ihn. Er fluchte dem Lärm draußen, er fand keinen Schlaf — oder war es etwas anderes, was ihm die Ruhe verscheuchte? Ihm war heiß, glühend, trotzdem es kalt in der Kammer war; der Wind schnob durch alle Ritzen bis hin an sein Bett. Dem Toben draußen gesellte sich der Aufruhr innen. Hier — hier! Er schlug sich wütend mit der flachen Hand gegen die Brust, so heftig, daß ihn ein Husten erschütterte. Sollte es auch nun schon wieder aussein mit ihm hier an diesem Platze, sollte er so rasch wieder das Leben hier aufgeben, es wechseln, wie man ein Kleidungsstück wechselt, das man noch gar nicht zu Ende getragen hat?! Er war verzweifelt über sich selber. Alter Tor! Ja, Heinrich hatte ganz recht, der wußte besser Bescheid über ihn als er über sich selber: er taugte zu nichts. Er hatte keine Energie. Nicht einmal diesem hier war er gewachsen. Und — aber was war denn eigentlich weiter dabei, daß er der schönen Bäreb einen Kuß gegeben hatte?! Sie würde den bald vergessen. Vielleicht hatte sie ihn schon vergessen, ihn kaum gefühlt.

Er lauschte angestrengt, ob sie wirklich so ruhig schlafen konnte. Das wurmte ihn, es kränkte ihn. Wie es an der Hecke riß, an den Läden klapperte, jetzt stürzte ein Dachziegel — krach. Ah, jetzt wälzte sie sich! Jetzt tat sie einen zitternden Seufzer! Jetzt stammelte sie: „Jesus Maria!"

Joseph saß im Bett aufrecht, umstürmt und durchstürmt. Mit einer jähen Aufwallung von Freude hatte es ihn durchzuckt: auch sie konnte nicht schlafen. Aber gleich darauf schämte er sich dieser Freude; nein, alle Nacht sollte sie einen so friedlichen, unschuldigen, ungestörten Schlaf haben, den harmlosen Schlaf der Kindheit!

Joseph hatte Tränen in den Augen. Er war froh, daß es draußen so gewaltig stürmte, so konnte er sich selber weismachen, daß er deshalb nicht schlafen konnte. Mochte sie nebenan schlafen oder nicht schlafen, ruhig atmen oder zitternd seufzen, er versenkte sich ganz und gar in das Toben der Nacht. Ob die sich anderwärts auch so wild gebärdete? Wie mußte das Haus der Strafkolonie, das einsame Haus ohne Hecke, sich ducken; zitternd hockten die Menschen darin, mußten sie denn nicht wähnen, weggefegt zu werden, nicht denken, Weltuntergang sei da? Es toste in den Lüften, es brüllte und lärmte. Jetzt rollte ein Getöse sich vom Grenzbach herauf. War es ein gewaltiger Hirsch, der dort in den Tannen orgelte? Nein, der Sturm, der Sturm! Er übertönte alles Sterbliche. Das war eine ohrenbetäubende Musik, die Musik des Jüngsten Gerichts. Wohl dem, der sie hören konnte mit reinem Herzen!

Die Bäreb schlief wieder ganz fest — horch, wie sie gleichmäßig atmete! Ja, die hatte nichts zu bereuen. Aber die armen Strafgefangenen — hu, wie sie zitterten in ihren Leinenkitteln, aufgestanden waren sie alle, der barsche Aufseher hatte sie aufgetrieben, man wußte ja nicht, ob das Dach einem nicht über dem Kopf aufflog. Joseph stellte sich die nächtlichen Gestalten deutlich vor — ein zitternder, erbärmlicher Spuk — er versuchte wieder, das alte Mitleid mit ihnen zu finden, und fand zuletzt doch nur das Mitleid mit sich selbst. War es nicht scheußlich für ihn, hier einsam zu liegen und sich so zu quälen? Er kniff die Augen zusammen und preßte die beiden Hände gegen das Gesicht.

So lag er kämpfend, lange, lange, bis das Brüllen im Venn nachließ, bis es aber auch schien, als wäre kein Ziegel auf dem Dache mehr, kein Laden am Hause mehr, kein Blatt mehr an der Hecke und auch keine Tanne mehr im Forst. Alles mußte der Sturm weggerissen haben, weggeknickt, wegrasiert, als wäre da nie etwas gewesen. Resigniert schlief er endlich ein.

Die Stimme Bärebs weckte ihn. Es klopfte an seiner Kammertür: „Herr Joseph, Herr Joseph, nu stiht äwer up, et is ja als esu spät!"

Was, schon spät? Es war ja noch fast dunkel! Er sprang aus dem Bett. Was wollte sie denn, konnte sie ihn denn nicht wenigstens jetzt in Ruhe lassen?!

„Herr, Herr," die Bäreb lachte fröhlich, „et is am Schnien, esu am Schnien! Wir schnien in!"

Und sie schneiten ein.

Die Tannen hatte der Sturm nicht weggefegt, noch standen sie unversehrt, sie waren das starke Wehen gewohnt, aber nun schienen sie doch fast brechen zu müssen unter Schneelasten. Ihre Wipfel neigten sich demütig tief. Schnee, Schnee, Schnee alle Tage und alle Nächte. Die Stürme schwiegen. Ganz ohne Geräusch, samtweich, sank der weiße Flaum und schichtete sich höher von Stunde zu Stunde. Man sah ihn steigen wie die Flut, unwiderruflich, unentrinnbar; aber keine Ebbe kam.

Erst hatten sie wacker geschafft auf der Fangeuse. Sie hatten sich einen Ein- und Ausgang freigehalten, und Joseph

Published 9. VII. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

half der Magd täglich einen Gang schaufeln, von der Haustür bis zum Heckenausgang, von da zum Brunnen und von da weiter bis zum Wiesenplan. Er war in den ersten Tagen tüchtig hin und her gestapft und hatte sich nicht satt sehen können an der reinen, makellosen Weiße; es war ihm, als lägen auch alle Wünsche und Begierden unter dieser Decke und schlummerten ein. Aber das stete Weiß tat bald seinen Augen weh, sie brannten und flimmerten; die ungeheuere Monotonie des Weiß fing an, ihn zu langweilen, mehr als das: ihn zu beängstigen. Er fühlte eine heimliche Angst. Vor was? Er hätte sie nicht genau erklären können. Aber die Angst war da, er fühlte sie genau, sie war keine Täuschung; sie lauerte auf ihn in der endlosen, unabsehbaren Einöde von Schnee, hinter diesen weißen, tiefgeneigten Tannen, in diesem Hause, das versunken lag hinter einer Schneemauer. Die Hecke war zum Schneewall geworden. Grau war die Luft, die Ferne verhangen; man war wie abgeschieden von der Welt durch eine graue Wand. Man wußte, da unten weit lagen Städte und Dörfer, in denen Schlöte rauchten und Menschen wohnten, aber zu sehen war nichts von ihnen. Nicht einmal bis zum Grenzbach konnte man hinunterkommen oder in der anderen Richtung bis hin zur Chaussee gelangen. Joseph wollte dem Landbriefträger entgegengehen, es verlangte ihn sehr nach den Zeitungen, aber er sank ein bis an die Knie und, als er's doch erzwingen wollte, sogar bis an die Hüften. Mit Mühe nur kam er wieder heraus. Geschwitzt, ermattet, fröstelnd, von bangen Ahnungen durchschauert, kehrte er wieder ins Haus zurück.

Die Post blieb aus.

Im Hause war's warm; an Heizmaterial hatten sie keinen Mangel, Holz und Torf waren genug aufgeschichtet im Schuppen, und Bäreb hatte fleißig Tannenäpfel und Reisig gesammelt. Nun war es eigentlich gemütlich in der stark-geheizten Stube, die Fenster liefen an, man konnte nicht einmal die Hecke draußen mehr sehen. Und es wurde am Mittag schon dunkel, frühe Dämmerung sank nieder, ebenso lautlos und geisterhaft still wie der großflockige weiße Schnee. Am Himmel drang kein Stern durch, einzige Helle gab nur der Schnee; aber diese Helle war kein Licht, sie war nur bleicher, matter, gespenstischer Widerschein. Nirgend ein Laut.

Joseph schrak zusammen, wenn Bäreb etwas sprach. Sie saß jetzt fast den ganzen Tag hier innen, die Küche hatte Steinfliesen, man konnte sie da doch nicht sitzen lassen. Verstört fuhr er von seinen Büchern auf. Er hatte lesen wollen und las doch nicht; er hatte geträumt. In solcher Abgeschiedenheit mußte es schön sein, o, so schön, wenn man glücklich ist! Ihm war sie schrecklich.

„Und so ist es immer bei euch, alle Winter?"

Sie lachte und nickte; ja, so war's, wenn es auch nicht immer so viel Schnee gab wie dieses Jahr.

Wenn doch der Postbote wenigstens morgen käme! Aber auch dann blieb er aus. Über acht Tage hatte man nun schon nicht die geringste Kunde davon, daß es noch eine Welt gab. Die da unten hatten ihn wohl ganz vergessen?

Welch eine Erlösung, als endlich, an einem Mittag, als Joseph schon beinahe die Hoffnung aufgegeben hatte, der Briefträger erschien. Mit einer an Gier grenzenden Eilfertigkeit riß Joseph den Brief auf, den er erhielt. Heinrich schrieb, man hätte Schnee unten, da hätte man gewiß oben noch viel mehr Schnee, ob Joseph nicht lieber herunterkommen wollte. Er sollte Nachricht geben durch den Mann, damit ihn ein Schlitten holen kommen könnte.

Sehr nett von Heinrich! Aber, aber — Joseph sah nach Bäreb hin. Sie saß auf der Bank unterm Fenster und sah zu, wie es dem Boten, dem sie eine Tasse Kaffee heißgemacht hatte, schmeckte. Wie blühend sie aussah, wie viel gesünder und runder, als da sie noch unten in der Fabrik arbeitete! Nun würde sie wieder dort arbeiten müssen — nein, es durfte nicht sein, daß er ging! Um Bärebs willen nicht. Er mußte aushalten!

Er gab dem Briefträger die Antwort an Heinrich, es ihm ganz gut oben gefiele, noch immer sehr gut, d bald aufhören würde, zu schneien, und daß es dann ge lich sein würde — nein, er dächte gar nicht daran, zukommen! Mit einem gewissen Trotze schloß er das Mochte kommen, was da wollte, er blieb! Sie soll sagen, daß er nicht standgehalten hätte.

Mit der Miene eines Siegers übergab er dem P Brief. Aber als der Mann fortgestampft war, hät gern zurückgerufen, nein, er wollte doch lieber fort, ihn doch lieber holen!

Bäreb hatte die weiße Katze auf den Schoß ge der Winter hatte das halbwilde Tier ins Haus getrie sah Joseph, wie es sich anschmiegte, wie es schnurrte, wie das Mädchen es mit zärtlicher Stimme liebkoste. mit dir!" Unsanft jagte er das Tier aus dem Zimm dann, als Bärebs Augen ihn vorwurfsvoll anblickten doch wieder hinaus, der Katze nach, und versuchte, hereinzulocken. Aber sie kam nicht. Auf der tie stiege, die zur Dachluke führte, saß sie und miaut Er kletterte ihr nach, er kletterte bis auf das D jagte die Katze über die verschneiten Ziegel, lief h Hecke, die mit dem Dach fast eine Schneefläche bild konnte ihr nicht mehr nach.

Nun hatte er Bärebs einzige Unterhaltung ve hatte sie gar nichts mehr, was sie zerstreute. Es ta Er fand nicht den Mut, sie zu fragen, ob es ihr sei, öde und traurig. Wenn sie „Ja" sagte würde sie immer antworten — wenn sie „Ja" sagte sich ärgern, und wenn sie „Nein" sagte, was dann nicht fragen! Er glaubte, in ihrem Blick etwas zu er früher nicht darin gefunden hatte. Ihre Augen so weich, so vertraulich. War es nicht natürlich, d Verlangen nach Vertraulichkeit hatte? Sie hatte n nicht Mutter hier, nicht die Geschwister, nun nicht Kätzchen mehr — wer weiß, vielleicht hatte sie ei da unten — was wußte er denn von ihr? Er be verstohlen. Oft, wenn sie im dämmernden Lichte, da Lampe verbreitete, auf der Bank saß, ließ sie jetzt zeug sinken und sah mit leicht geöffnetem Munde, geschlossenen träumenden Augen ins Leere. An was und an wen? Ein Gefühl, das er nicht Eifersuc wollte, und das doch Eifersucht war, durchzuckte ih hatte einen Schatz — so blickt ein verliebtes Mädch wenn sie vielleicht auch jetzt keinen hatte, sie hatte gehabt. Daß er das früher nicht gesehen hatte! Augen, die so rund und harmlos in die Welt bli steckte sich ganz in der Tiefe etwas, was in keine auge zu finden ist. Nun ja, sie war eben in de

Er grübelte über sie; er lag förmlich auf der La war es ihm, als dürfte er die Hand nach ihr ausstr unrecht zu tun, und bald verwies er sich schon diesen hart. Nein, sie war noch ganz Kind, noch ganz uns wie sagte doch Leykuhlen? „Hier braucht man nich sein, so was ist ausgeschlossen bei uns."

Er sah wieder nach Bäreb hin — sie träum Nein, sie träumte nicht, ruhte nicht auf ihm ihr Blick glänzend, zärtlich?!

Da schrie er sie an: „Hast du einen Schatz?" U nicht gleich antwortete, sondern die Augen rasch w vor sich niedersah, verwirrt und dunkelrot, da schri einmal, in unverständlicher Heftigkeit mit einem stampfend: „Willst du's wohl sagen!? Oder hast einen Schatz gehabt?!"

Er war aufgesprungen, er stand nun bei ihr u sie fest am Arm.

Ihr Arm war sehnig und stark, trotz der Schlank nun sagte sie doch leise: „Au, Ihr tut mir weh!"

„Ah was, weh!" Er lachte grell; er war plötzlich anderer.

[illegible] sah scheu erschrocken zu ihm auf, was machte der [illegible] Joseph denn für ein Gesicht?

[illegible] sah finster auf sie nieder, all die Güte war aus seinem [illegible] verschwunden. „Hast du einen Schatz?“ Er murmelte [illegible] stockend, ließ den Blick von ihr, schaute, blaß werdend, [illegible] und nagte an seiner Lippe.

[illegible] sagte: „Nee!“ Ernsthaft schüttelte sie den Kopf, fast [illegible] „Nee, Herr Joseph, ich han keinen, dat könt Ihr mir jlöwe!“ [illegible] ließ er ihren Arm, den er noch immer krampfhaft [illegible] hielt, fahren. Er stieß sie fast von sich, Knäuel und [illegible] und Nadeln rasselten zur Erde, verwirrt bückte sie [illegible] sammelte alles zusammen. Sie eilte hinaus, aber als [illegible] in der Tür stand, schickte sie noch einen Blick nach [illegible], der ihm zu denken gab. Warum war sie so [illegible], warum so erschrocken? Warum blickten ihre Augen [illegible], so unsicher? Sollte sie ihn belogen haben?! [illegible] darauf hörte er draußen ihre kosende Stimme. [illegible] Katze sich wieder eingefunden? Er hätte gern ge[illegible] wem sie so redete. Aber er traute sich nicht hinaus. [illegible] Abend ging er früher zu Bett denn jemals, aber er [illegible] den Schlaf.

[illegible] man nur Menschen zu sehen bekäme, Menschen! [illegible] fiel nicht mehr, aber er lag fest, er lastete mit [illegible] Decke, unter der sich kein Weg abzeichnete und auch [illegible] Heim. Auch die Karrees der Tannenschonungen [illegible] gemacht. Nirgendwo mehr gab es ein Merkmal, nach [illegible] sich richten konnte. Es trieb den Einsamen aus [illegible]. Und war es auch in dem kristallenen, körnigen [illegible] niemand zusammengetreten hatte, der wie trockener [illegible] und rinnend, in eisiger Kälte bis zu den Knien [illegible] mühseliges Fortkommen, er wollte es doch ver[illegible] hin zur Chaussee wenigstens, da mußten doch [illegible] fahren oder die Post kommen! Alles konnte doch [illegible] Ende haben. Da konnte er dann in den Räder[illegible] vorankommen — vielleicht, daß er da einen [illegible] traf, einen Grenzjäger, einen Waldhüter, einen [illegible] irgendeinen! Nur einmal ein anderes Gesicht [illegible] ewig, ewig das des Mädchens!

[illegible] vom Hause. Aber weit kam er nicht; bald fühlte er, [illegible] Glieder schmerzten, daß in seiner Brust der Atem [illegible]. Er stand still in dem tiefen Schnee. Ringsum [illegible]. Er drehte den Kopf nach allen Seiten, kein Mensch, [illegible] ein Wild! Kein einziger dunkler Punkt, den [illegible] hätte erhaschen können in der Unendlichkeit des [illegible] Venns. Sein Auge suchte die Richtung, in der [illegible] die Stadt liegen mußte, aber nicht einmal die [illegible] war mehr zu bestimmen, man wurde ganz ver[illegible] von dieser überall gleichen, eintönig weißen Weite. [illegible] konnten sein vergessen! Er stieß einen ungedul[illegible] aus und lächelte bitter. Selbst Hedwig, die [illegible] sonst so oft an seinen Arm gehängt hatte, [illegible] sich jetzt nicht mehr um ihn in ihrem bräutlichen [illegible]. Sie hatte ja auch an etwas Besseres zu denken als [illegible] den schrulligen, überflüssigen Junggesellen. Die Aus[illegible] mußte nun bald fertigsein, jedes Stück erregte das [illegible] Interesse. Man schrieb und ließ sich zur Auswahl [illegible] man packte aus und packte wieder ein, man schrieb [illegible] ließ sich wieder schicken, man reiste nach Aachen, [illegible] man suchte selber aus, man kaufte ein, man [illegible] der Tag wurde zu kurz. Man hatte so viel zu [illegible] eine stete Unruhe. Heinrich würde wohl manch[illegible] Sonnenwettern, wenn er nicht treten konnte vor Packen [illegible] vor gestickten Unterröcken und zarten Negligés, [illegible] und Seidenschleifen, vor duftigen Blusen und [illegible]. Pompös würde das Brautkleid ausfallen. [illegible] erdenklich, wie die beiden Verlobten mit glänzenden [illegible] Stoffproben betrachteten. Der Bräutigam lispelte [illegible] Braut tausend dumme Dinge dabei ins Ohr. Zeit [illegible] genug dazu, das Militär war längst fort, der [illegible], nur das Wachtkommando lag noch oben, und der Adjutant vom Platz mußte zweimal die Woche hinauf; im übrigen aber hatte er die Vergünstigung, unten im Städtchen zu wohnen, also Gelegenheit genug — und sie durften ja, sie durften! Ende April würden sie schon heiraten — jetzt war es Januar.

Ob der Schnee denn noch ewig liegen würde? Zwei Monate fast schon begraben bei lebendigem Leibe! Joseph sah sich wild um, so tief man auch eingegraben war, das Herz gab sich doch nicht zur Ruh, das pochte um so lebendiger. Daß man doch davonrennen könnte — wohin? Ganz gleich! Nur einmal andere Eindrücke, andere Gesichter, daß man auf andere Gedanken kam!

Und doch mußte er immer wieder ins Haus zurückkehren, wo niemand war als die Bäreb und er.

Nun aßen sie schon lange altes Brot; zehn Tage war es schon her, daß der Bote, der sonst alle Woche Vorrat heraufbrachte, dagewesen war. Blieb der etwa ganz aus? Es verlangte Joseph nach frischem Brot, auch hatte er eine geheime Angst; wenn es einmal so käme, daß er auch ohne Licht sitzen müßte mit der Bäreb im dunklen Hause?! Ungeduldig harrte er, aber der Mann kam noch nicht.

Da machte sich Bäreb auf den Weg. Er wollte sie nicht lassen, aber sie lachte ihn aus, was war denn weiter dabei, sie war ja jung und kräftig, sie kam schon durch! So ließ er sie gehen. Aber als sie fort war, packte ihn die Reue. Er hatte die gleiche Unruhe wie das letztemal, als sie gegangen war, ihre Eltern besuchen — nein, eine noch weit größere Unruhe. Es war ihm zumute wie einem, der ein Kleinod verloren hat.

Er fing an, im Schuppen Reisig zu zerkleinern, aber er hieb sich auf die Finger; dann begann er Schnee zu schippen, sie würde sich freuen, wenn er ihr einen recht breiten Pfad schaufelte bis zum Brunnen; aber als er eine Stunde geschippt, geschaufelt, gehackt und gekarrt hatte, verließ ihn die Lust und die Kraft. Dieser Arbeit fühlte er sich nicht gewachsen. O, was waren das doch für tausend Unannehmlichkeiten! Zornig über die eigene Torheit, die ihn in eine solche Lage gebracht hatte, ließ er Schaufel und Besen fallen, warf sich todmüde drin aufs Bett und stierte die Decke an. Er war zu träge, um Licht anzuzünden, er blieb liegen in der Dunkelheit. Er lag wie in einer Apathie. Nur das fühlte er, wenn es noch lange so anhielte, wenn das noch immer, immer so weiterginge, dann beginge er eine noch viel größere Dummheit, als die er bisher begangen hatte, oder — eine Schlechtigkeit! Oder — er faßte sich mit beiden Händen an die pochende Stirn — er würde verrückt!

Diese Einsamkeit, diese Einsamkeit! Er stöhnte auf. Die übte den furchtbaren Druck. Alles Übel kam von dieser Einsamkeit! Er verwünschte die Fangeuse. Hätte er sie nie betreten, sie war der rechte Ort, Gedanken auszuhecken, die nichts taugten! Heute begriff er sich nicht, daß er hier einstmals Tage verlebt hatte, Tage solch reiner, solch hoher Entzückungen, wie er sie sonst noch nie im Leben gekostet hatte. Er fühlte nichts mehr von Dankbarkeit für diese sonnenwarmen Herbsttage. Wenn er jetzt an sie dachte, geschah es mit Achselzucken: verrückter Schwärmer!

Tiefe, tiefe Dunkelheit draußen, tiefe, tiefe Dunkelheit drinnen. Eine Trostlosigkeit kam ihm über das eigene nutzlose Leben. Was hatte er denn schon geleistet? Hatte er wohl mit all seinem guten Willen für das Wohl anderer je etwas geschafft? Immer hatte er Mitleid mit den Menschen — Mitleid mit den jungen Dingern, die unten auf den Lumpensäcken ihr Brot verzehrten, Mitleid mit den Sträflingen, die zur Arbeit getrieben wurden in Wind und Wetter — dummes, törichtes Mitleid, denn es hatte nichts genutzt! Wie konnte man nur daran denken, dieses unwirtliche Land urbar machen zu wollen? Und wenn hundert und aber hundert Hände sich mühten, wenn man immer neue Kolonien gründete, neue Arbeiter hier heraufschaffte, würde nicht Venn doch Venn bleiben, ein finsteres Moorland? Gefangenen wies man die Arbeiterkolonisation an, gedrückten, unfreien Menschen!

Er begriff jetzt das nicht, was er einst zu Leykuhlen und dem Landrat an jenem Jagdabend gesprochen hatte: Apostel — Kulturträger — Kulturbringer — konnten die Bringer des Lichts einem dunkeln Lande sein, die selber unfrei waren?!

Er lag verdrossen. Wäre er nur fort von hier! Er sehnte sich nach einer leichteren Luft, nach einer heitereren Sonne, nach lebhafteren Menschen. Nicht immer diese Stille, diese lastende Stille. Fröhlichkeit, Heiterkeit, ein rascher bewegtes Dasein, vielseitiger und vielgestaltiger! Ah, gingen denn selbst Leykuhlens Interessen über den Turm seiner Kirche hinaus?! Diese gepriesene Frömmigkeit, diese Einfalt der Sitten, diese Zufriedenheit — nichts wie Gedankenarmut!

Es gefiel ihm heute alles nicht mehr, er sah heute mit anderen Augen. An solch kritischen Tagen hatte er unten mit Heinrich immer gezankt — ach, hätte er jetzt nur einen zum Zanken! Da knarrte die Haustür — ah, endlich die Bäreb! Er stürmte hinaus: so lange auszubleiben?!

Sie stand da, heiß und rot, ganz außer Atem, und streckte ihm den Laib Brot entgegen. „Janz frisch, Herr Joseph, et is janz frisch! Ich han et selber beim Bäcker aus'm Ofen jehollt. Da hatt Ihr et nu!" Sie strahlte ihn an.

Er fühlte, das Brot war noch warm; glühend heiß mußte sie's unter ihr Tuch gesteckt haben, es im Arm getragen haben, glühend heiß an ihrem Herzen. „Wie du außer Atem bist!" Er streichelte sie. „Nun, wie geht's deinen Eltern? Und den Geschwistern? Und der Maiblum?"

„Dat weiß ich nit!" Sie sah ihn groß an. „Ich bin nit derheem jewest, dat war noch zu weit!"

Nicht zu Hause? Sie war doch nach Heckenbroich gewesen, hatte Brot geholt und sonst noch allerlei, und sie war nicht zu Haus gewesen?!

„Ich konnt doch nit," sagte sie ganz verwundert, „Ihr wollt' doch so jern frisch Brot, da han ech mech plage müsse, für jetzt widder hier zu sein!"

Er war entwaffnet. Für ihn, für ihn allein war sie also gelaufen, war im Dorfe gewesen, hatte sich aber nicht einmal die Zeit genommen, Eltern, Geschwister, an denen ihr Herz hing, wiederzusehen?! Er wußte nicht, was er sagen sollte, das war mehr, als er erwartet hatte, mehr, als er erwarten durfte. Von der Verdrossenheit, in der er vorhin gelegen, war urplötzlich nichts mehr in ihm. Er zog sie an sich. „Ich danke dir", flüsterte er.

Und sie flüsterte wieder: „Dat han ech sehr jern für Euch getan!"

Dann saßen sie in der Stube. Draußen war es dunkel und kalt, aber hier innen war es warm und hell. Heute bediente er sie, er hatte die Lampe angezündet, Holz a daß der Ofen glühte, sie gezwungen, in seine warm schuhe zu schlüpfen, und saß nun und rieb ihre Hä eiskalt und blaugefroren waren.

Oh, es war wohl unangenehm heute zu gehen der Wind hatte einen förmlich durchgeblasen, es w vorgekommen, als hätte sie kein Tuch und kein Kleid nichts auf dem Leib, aber nun war sie froh, ach Sie erzählte ihm, daß sie ein-, zweimal vom gekommen war, sie war schon so müde gewesen, d hatte hinsetzen wollen, aber da hatte sie an den Her gedacht und wie dem so bange sein würde, wenn bald wieder da war, und da hatte sie sich wieder und ihr Schutzengel hatte sie denn auch richtig geführ war der Weg leichter gewesen, den Wind hatte sie gehabt, er hatte sie vor sich her geblasen, daß sie laufen brauchte, daß sie über den Schnee hingew Raben waren über ihr geflogen den ganzen Weg, so Flügeln hatten die sie gestreift und sie immer um sie hatte ihr Brot festgehalten und war gerannt un Sie lachte froh. Es war, als hätte der heiße Joseph dem erstarrten Mädchen zu trinken gegeben, verändert. So lebhaft war Bäreb noch nie gew taute auf; da war nichts von Scheu und Zurückhalt als sie jetzt plötzlich seine Hand streichelte: „Ihr jut", war doch keine Dreistigkeit in ihrer Vertraul

Mitten im Schwatzen wurde sie müde, wie e fielen ihr die Augen zu. Schwarz hoben sich Wimpern von den durch die scharfe Luft hochgerötete Sie hatte den Kopf gegen Joseph geneigt, nun schlummermüde Haupt an seine Schulter. Er saß sich nicht und hielt den Atem an.

Er kam sich unsäglich lächerlich vor — das ihm passieren! Aber er traute sich nicht, sie a Steif blieb er sitzen, bis sie ein Stündchen gesch und blinzelnd die Lider öffnete. Mit einem w schlafenen: „Bin ich äwer müd!" lächelte sie ihn

Er fühlte, jetzt — jetzt brauchte er nur die Hand au Es war so still im Zimmer, so warm, ganz al sie — wo war die Welt? Die fragte nicht n Und sie, fragten sie nach ihr?!

Er rückte zur Seite, daß ihr Kopf unsanft Schulter glitt: „Nacht, Bäreb!" Es klang barsch

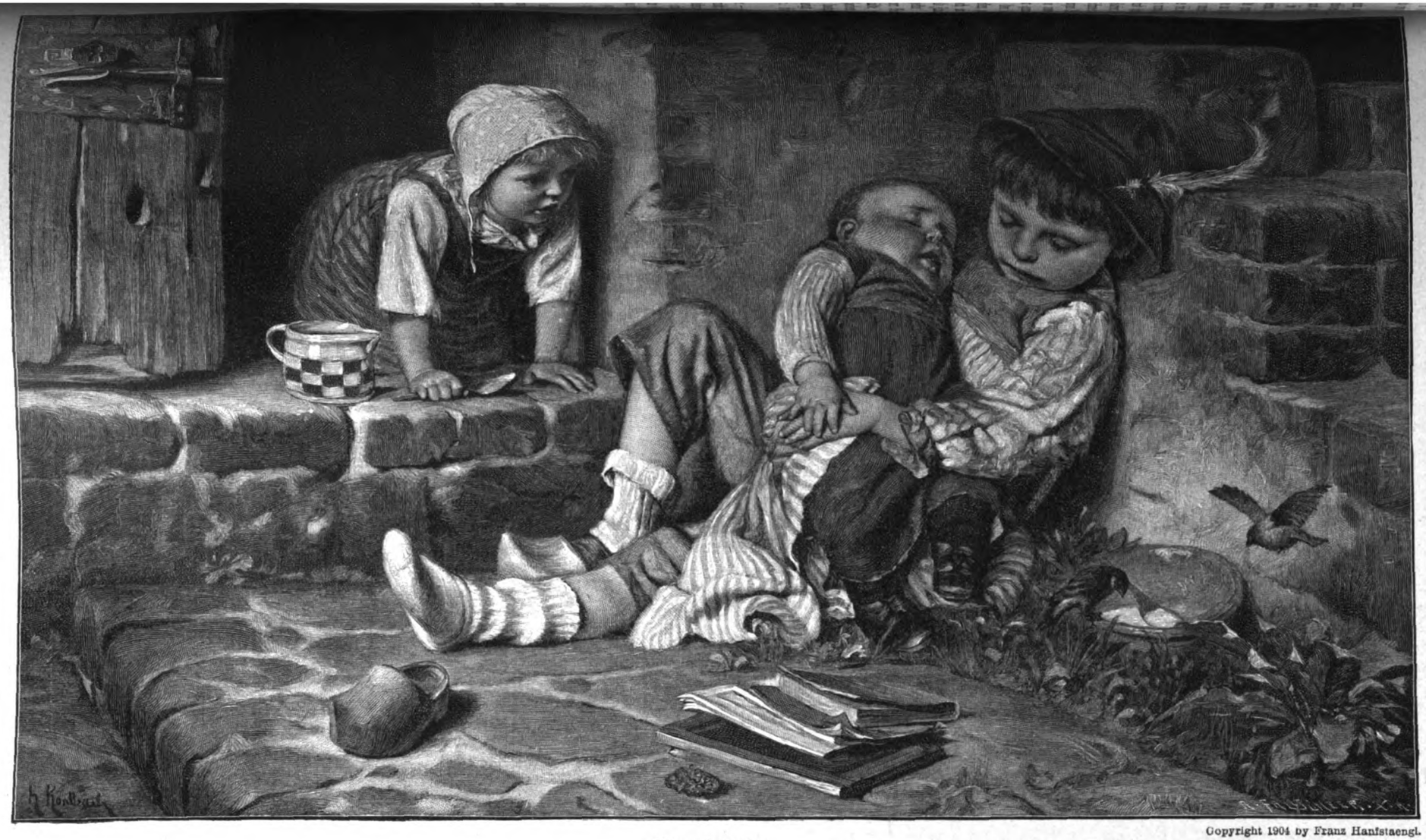
Sie sah ihn verdutzt an mit schwimmenden A er bös mit ihr, der Herr Joseph?! (Fortsetzung

Buddha und der Buddhismus.

Von Max Nordau.

Nichts ist leichter, als über den Buddhismus und den Stifter dieser Religion eines Drittels der Menschheit obenhin zu plaudern, nichts schwerer, als von ihnen mit Verantwortlichkeitsgefühl eine ernste, zuverlässige Darstellung in knappem Raume zu geben. Denn nicht nur ist der in Hunderttausenden von Bänden angehäufte Stoff selbst für den Bhikschu oder buddhistischen Theologen, der sich sein Leben lang einzig mit ihm beschäftigt, unübersehbar, nicht nur hat das Tripitaka, etwa das dreifache Testament, das als die heilige Schrift des Buddhismus gelten kann, in der gebräuchlichsten tibetanischen Fassung, im „Kandschur", allein hundert Bände, es ist auch alles in der Lehre und Überlieferung unsicher, schwimmend, ohne Willkür in klare Worte überhaupt nicht zu fassen. Jede Angabe schwankt und tritt in tausend Formen auf. Jeder Begriff kann auf unzählige Arten verstanden werden, wenn er nicht einfach unverständlich ist. Jedes Dogma läßt endlos mannigfaltige Deutungen zu und findet sie bei zahllosen Sekten oder Heiligen. Man beneidet einen Hermann Oldenberg, der in einem einzig „Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemei zustellen vermag, und nun gar einen Sinnett unternimmt, einen kurzen „Katechismus des Bu zusammenzutragen. Alles, was ich versprechen in der nachfolgenden Studie die Grundvorstellun die alle rechtgläubigen Buddhisten des Nordens Südens — in diese zwei großen Zweige teilen ungefähr einig sind, in großen Zügen anzugeben, auf die bodenlosen Spitzfindigkeiten einzulassen, Millionen abgründiger asiatischer Grübler seit dritth Jahren ihre Lehre vertieft haben.

Unsere Kunde von Buddha schöpfen wir aus eint die ganze buddhistische Welt verbreiteten Büchern, Verfasser und Entstehungszeit wir so gut wie nicht Die südlichen Buddhisten haben das „Tscheravâda Wort der Alten", die nördlichen das „Lâlita Vistar ihnen erbaulich das Leben und die Lehre ihres



Copyright 1904 by Franz Hanfstaengl.

Eingeschlafen.

Gemälde von Hermann Kaulbach.

stifters erzählt. Am kürzesten ist seine goldene Legende im „Dschataka“, das Wesen seines Systems in der Sutra, die unter der Bezeichnung „Pirit“, „der Schutz“, bekannt ist, vorgetragen.

Buddha ist ein Sanskritwort, das „der Geweckte“, „der Erwachte“, „der Erkennende“, „der Erleuchtete“ bedeutet, aber auch den Sinn in sich schließt, „der andere erleuchten, erlösen kann“. Man übersetzt also nicht falsch, wenn man Buddha mit „der Heiland“ wiedergibt. Buddha ist kein Eigenname, sondern eine Bezeichnung. Es hat einst einen Ur-Buddha, den Adi-Buddha, gegeben, dessen Ausflüsse alle späteren Buddhas sind. Viele sind bereits auf Erden erschienen, es werden ihrer noch viele erscheinen, bis das Werk der Befreiung alles Seienden von der Bürde des Lebens vollbracht sein wird. Der letzte Buddha, von dem die Gläubigen wissen, ist der Prinz Gotama oder Gaudama, den man im Norden Sakyamuni, „Einen von den Sakya“, im Süden Siddhârtha, „den Erfüller aller Wünsche“, nennt. Ist Siddhârtha eine geschichtliche, ist er eine Sagengestalt? Eine bestimmte Antwort ist auf diese Frage nicht möglich. Große Gelehrte, wie Senart, leugnen bestimmt, daß er je gelebt hat, und sehen in ihm eine sinnbildliche Verkörperung des Sonnenmythus. Andere glauben, Siddhârtha habe wohl gelebt, sei aber nur einer der zahlreichen indischen Büßer und Lebensüberwinder von vornehmer Abkunft gewesen, und um sein Andenken habe sich eine große Menge umlaufenden, formlos fließenden Sagenstoffs wie um einen festen Kern kristallisiert. Nach den Tibetanern soll er von 969 bis 889 v. Chr. gelebt haben. Andere Quellen geben die Zahlen 625 bis 542 v. Chr. an, die der Überlieferung widersprechen, nach der Siddhârtha 80 Jahre alt geworden wäre. Die gewöhnlichste Lesart läßt ihn 558 v. Chr. geboren werden und 478 v. Chr. sterben. Sein Geburtsort ist der Garten Lumbint bei Kapilavastu, der Hauptstadt des Reiches der Sakya in Nordindien am Fuße des Himalaja, über das sein Vater, der König Suddhodana aus der Kschatrya- oder Kriegerkaste, herrschte. Zehn Monate vor seiner Geburt senkte er sich in Gestalt eines weißen Elefanten vom Himmel und drang in die rechte Halsseite seiner Mutter, der Königin Mayadêvi, ein. An der gleichen Stelle trat er aus dem Leibe seiner Mutter, die eine Woche später starb. Bei seiner Geburt waren Brahma, Indra und viele andere Götter anwesend. Der Neugeborene tat sofort sieben Schritte in jede der vier Himmelsgegenden und verkündete, er werde Krankheit, Alter und Tod aus der Welt schaffen. Er hatte an seinem Leibe die 32 Haupt- und die 80 Nebenzeichen des großen Mannes, von denen die drei vornehmsten der Uschnischa, der Scheitelschopf, die Urnâ, das weiße Haarbüschel zwischen den Augen, und das Tschakra, das radförmige Mal an der Fußsohle, sind, die an keiner Buddhastatue fehlen. Er war durch diese Geburtsmäler zu einem Welteroberer oder zu einem Allwisser vorbestimmt. Er verschmähte den Kriegsruhm und entschied sich für die Erkenntnis.

Die zahlreichen Wunder, die seine Kindheit umgaben, müssen hier übergangen werden. Er war früh tiefsinnig und grübelte über die Ewigkeitsfragen. Wenn er am Fuß eines Baumes in Gedanken versunken saß, folgte der Schatten dem Laufe der Sonne nicht, sondern blieb unbeweglich über dem Haupte des Prinzen, damit er im Nachdenken nicht gestört werde. Um ihn von seiner düstern Schwermut zu heilen, verheiratete sein Vater ihn mit Gopa oder Yasodhâra, der Tochter des vornehmen Sakya Dandapâni, die ihm nach kurzer Ehe und zehnjähriger Verlassenheit den Sohn Râhula gebar. Böse Rationalisten, an denen es auch unter den Buddhisten nicht fehlt, behaupten, er sei in seiner Ehe nicht glücklich gewesen, und das erkläre seine Weltflucht. Die Rechtgläubigen aber führen diese auf vier Begegnungen zurück, die er hatte, als er sich bei Kapilavastu erging. Er traf nämlich einen Greis, einen Kranken, einen Leichenzug und einen ruhig heitern Priester an. Die ersten brachten ihm die drei schlimmsten Heimsuchungen des Menschen, Alter, Leiden und Tod, der vierte das Heilmittel dieser Übel, die Erkenntnis, zum Bewußtsein. Er wollte von nun an nur der Beschaulichkeit und Selbsterlösung leben, und als sein Vater ihm dies verbot, entfloh er, 29 Jahre alt, aus dem Königspalast auf seinem Pferde Kantaka, begleitet von seinem Diener Tschandaka, dank den Göttern, die seines Vaters Leibwachen in Schlaf versenkten. Er suchte die berühmtesten Pandits, gelehrte Brahmanen, auf, Arâta-Kalâma, Rudraka, vielleicht auch Mahâviri, den Stifter der Dschainreligion, und Sankhya, genannt Niriçvara, den „Gottesleugner“, und saß als Jünger zu ihren Füßen, aber fand bei ihnen nicht, was er suchte. Nun zog er sich mit fünf Jüngern auf den Berg Gaya zurück und übte sechs Jahre lang Fleischabtötung in solchem Maße, daß er zuletzt nur ein Reiskorn täglich als Nahrung zu sich nahm und den Atem lange Zeit an sich halten konnte. Aber seine Traurigkeit wurde nur tiefer, und er kehrte wieder ins Alltagsleben zurück. Er begann Milch- und Honigsuppen zu genießen, was seine Jünger derartig entsetzte, daß sie ihn für einen Lüstling erklärten und ihn unwillig verließen. Er aber setzte sich unter einen Nyagrodha- oder indischen Feigenbaum und harrte als Bodhisattva, als Bodhianwärter, des Bodhi oder der Erleuchtung. Hier versuchte Mâra, das böse Prinzip oder der Teufel, ihn mit allen seinen Schrecken und Verführungen. Zuerst bedrängte er ihn mit Sturm, Regen, Pfeilen, Speer und Schwert. Siddhârtha kannte keine Furcht. Dann sandte er ihm seine drei Töchter, die ihm mit einer Schar herrlicher Mädchen nahten, ihn mit Tanz, Gesang und Liebesgebärden lockten. Siddhârtha kannte kein Verlangen. Da verlor Mâra die Macht über ihn, der Bodhi, die Erleuchtung, kam über ihn, er erkannte die „vier Wahrheiten“ und war ein Buddha, ein Heiland. Er wanderte nach Benares, fand die abtrünnigen fünf Jünger wieder, predigte ihnen die vier Wahrheiten in Reden, von denen die erste, „Dharma tschakra pravartanam“, „der Umschwung des Gesetzesrades“, und die dritte, „Aditta paryaya“, die mit der Bergpredigt Christi verglichen zu werden pflegt, die berühmtesten sind, und erhob sie zum Range von Arhats oder Ehrwürdigen. Das Anerbieten des Königs Bimbisâra, den Thron des Reiches Magadha mit ihm zu teilen, schlug er aus, gab alles, was er hatte, und was ihm von frommen Personen geschenkt wurde, den Armen, zog lehrend und mahnend umher und starb, 80 Jahre alt, an einer Verdauungsstörung, die er sich absichtlich zuzog, indem er streng verbotenes Schweinefleisch aß, um sich für einst begangene Fehler zu bestrafen.

Siddhârtha hat nichts geschrieben. Seine Aussprüche, Unterhaltungen mit den Jüngern und Ansprachen an Versammlungen wurden nach seinem Tode aufgezeichnet und bilden den wesentlichen Inhalt der fünf Vinayas oder Vorschriften für den Lebenswandel, der 15 Sutras oder Glaubenslehren und der sieben Abhidhaymas oder metaphysischen Abhandlungen. Die Vinayas, Sutras und Abhidhaymas machen zusammen das Tripitaka aus, das ich mit „das dreifache Testament“ übersetzt habe. Streng genommen ist der Buddhismus, wie er in seinen heiligen Schriften dargestellt ist, keine Religion, sondern eine Weltanschauung, eine Philosophie mit einer logisch aus ihr sich ergebenden Moral. Er hat keine Dogmen, nur Sittlichkeitsregeln. Er verspricht den Menschen nichts als Erlösung vom Leid durch eigene Anstrengung. Er baut sich auf zwei Voraussetzungen auf, die ihm nicht eigentümlich sind, sondern die er vom Brahmanismus übernommen hat: auf einer unheilbar pessimistischen Wertung des Daseins als eines schweren Unglücks und auf der Vorstellung der Seelenwanderung. Vier Wahrheiten gibt es, deren Kenntnis die Voraussetzung der Erlösung vom Dasein und des Endes der Seelenwanderung ist. Es sind dies Dukha, der Schmerz, Samudaya, die Ursache, Nirodha, die Vernichtung, Marga, der Weg.

Jede dieser vier Wahrheiten bedarf einer Erläuterung. Dukha, der Schmerz, ist die Wirkung der endlosen Folge immer neuer Verkörperungen in wechselnden Lebensformen. Dieser Daseinswechsel heißt Karma, sein Kreislauf Samsâra.

Samudaya, die Ursache des Schmerzes, ist die Unwissenheit, Avidâya. Darunter ist der unbewußte Lebensdrang zu

verstehen, der immer wieder Leben schafft, also neuen Schmerz, neues Leid in die Welt bringt. Gäbe es keine Avidâya mit allen ihren logischen Folgen, unter denen die Entstehung der Persönlichkeit mit individuellem Namen und Gestalt „Nâmarûpa", der Durst nach Sinnengenuß und die Anhänglichkeit an Wesen und Dinge, die wichtigsten sind, so entstände auch kein Karma, es käme zu keinem Samsâra, es wäre für Bewußtsein, Leid und Tod kein Platz in dieser Welt.

Nirodha, die Vernichtung, ist gleichbedeutend mit Nirvâna. Dieser Begriff ist sehr verschieden gedeutet worden. Am oberflächlichsten ist die schnellfertige Übersetzung mit „Nichts". Nirvâna wäre danach einfach das Ende alles Seins. Gibt es nichts, so gibt es auch kein Leid. Macht Nirodha, die Vernichtung, dem Karma und Samsâra ein Ende, so ist der Zustand der ewigen, seligen Ruhe, der vollständigen Schmerz-, aber auch Empfindungs- und Bewußtlosigkeit erreicht. Tiefer grabende buddhistische Denker geben jedoch dem Nirvâna einen anderen, weniger kindischen Sinn. Nirvâna ist danach der Gegensatz und die Aufhebung von Nâmarûpa, von Namen und Gestalt. Da Nâmarûpa, Name und Gestalt, das Wesen der Persönlichkeit definiert, so heißt das, daß Nirvâna der Persönlichkeit entgegengesetzt ist und sie aufhebt. Das denkende und fühlende Ich erweitert seine Grenzen, das Individuum schmilzt in das All hinüber oder, wie der Mandûkupanischad es dichterisch ausdrückt: „Die Persönlichkeit, von Namen und Gestalt erlöst, vereinigt sich mit dem Weltgeist, wie die Ströme, die fließenden, im Meer zur Ruhe eingehen." Ich selbst habe in meinem Roman „Die Krankheit des Jahrhunderts" einer der handelnden Personen diese Erklärung des Nirvâna in den Mund gelegt: „Nirvâna ist nicht das Nichts, das Aufhören des Bewußtseins und Wunsches, sondern das höchste Bewußtsein, die Erweiterung des individuellen Seins zum Allsein . . . Der beschränkteste Egoismus hat nur für das eigene Ich Interesse, in dem Maß, in dem er aus seiner Beschränktheit heraustritt, erweitert sich der Kreis seines Interesses, er nimmt an immer mehr Wesen, Dingen, Erscheinungen ebensolchen Anteil wie an sich selbst, er macht sie also dadurch gleichsam zu Bestandteilen seines eigenen Ichs, und das kann so weit fortgesetzt werden, bis das Interesse das ganze Weltall umfaßt, bis man am Sandkorn und am entferntesten Firstern, an der Ameise und an den Saturnusbewohnern ebensolchen Anteil nimmt wie am eigenen Magen oder an der eigenen Fußzehe. Auf diese Weise wird das ganze Weltall ein Bestandteil des eigenen Ichs, der Wunsch hört allerdings auf, da man sich die ganze Welterscheinung angeeignet hat und außerhalb dieser doch nichts zu wünschen ist; auch das Ich-Bewußtsein hört auf, insofern man sich nicht mehr als Gegensatz des Nicht-Ichs empfindet; aber dieses Nirvâna, diese höchste Stufe menschlicher Vollkommenheit, ist nicht das Nichts, sondern das Alles, nicht die Unbeweglichkeit, sondern die ungeheure, rastlose Bewegung des Weltlebens . . ." Man hat diese beiden Auffassungen des Nirvâna die verneinende und die bejahende genannt. Jene ist die der gedankenlosen buddhistischen Menge, diese die der kleinen Auslese.

Marga, der Weg, der zur Vernichtung des Karma, zur Aufhebung seiner Ursache und des Schmerzes führt, hat acht Tagereisen oder Halte, Angas. Wer sie zurückgelegt hat, wer die Verkettung der zwölf Gliederungen, Nidânas, der Ursache bis zu dieser selbst emporgestiegen ist, der erlangt den Bodhi, die Erleuchtung, und geht in das Nirvâna ein. Der Bodhisattva, der Jünger, der nach dem Bodhi strebt, geht durch drei Stufen. Er wird zuerst Arhat, Ehrwürdiger, dann Pratyêkabuddha, ein Erleuchteter, dessen Erleuchtung nur ihm selbst zugute kommt, endlich ein Buddha, ein Erleuchteter, der auch andere erleuchtet und erlöst.

Alle Buddhas stehen am Ende des Samsâra, des Daseinskreislaufes, und sind des nahen Nirvâna sicher, doch gliedern auch sie sich noch in drei Ränge. Der Srôta Apanna („Im Strome des Daseins") hat noch sieben Avatars, Verkörperungen, zu überstehen; der Sakridâgami erleidet nur noch eine Wiederkehr; der Anâgami kehrt nicht wieder, er ist in der letzten Verkörperung, mit seinem Leben endet auch sein Samsâra.

Die aufgezählten sechs Kategorien der Bodhisattvas, der Anwärter der Erleuchtung, sind Arya, Adelige, und sie werden es nicht wie im Brahmanismus durch Geburt, sondern durch persönliches Verdienst, aus welcher Kaste sie auch abstammen mögen. Was nicht Arya ist, das ist Prithagdschana, Pöbel, dessen Samsâra unabsehbar ist. Der Karma hat fünf Hauptklassen und viele Unterabteilungen. Man kann als Gott und als Mensch, doch auch als Tier, als Vielfraß (Prêta) und als Höllenspuk (Naraka) verkörpert werden. Je nachdem man in einer Verkörperung Tugend geübt oder sich Lastern ergeben hat, wird man belohnt oder bestraft, indem man im nächsten Avatar in einer höheren oder niedrigeren Klasse verkörpert wird. Die Menschenklasse steht höher als die Götterklasse. War man in einem Avatar Gott und hat sich durch höchste Güte ausgezeichnet, so muß man wieder als Mensch verkörpert werden, um sich zum Rang eines Buddha zu erheben. Ebenso muß eine Frau durch einen Mannesavatar hindurchgehen, um des Bodhi, der Erleuchtung, teilhaftig werden zu können.

Wie man sieht, kennt der Buddhismus Götter; aber sie haben nur die Bedeutung eines Wortes, eines Namens. Tatsächlich ist er durchaus atheistisch. Er kennt nur den Karma, der das ewige Weltgesetz ist, ähnlich der griechischen Moira, vor der sich Götter und Menschen beugen. Er hat die Götter des Brahmanismus übernommen, sie jedoch zu Dienern des Buddha gemacht und wie alle anderen Wesen dem Karma unterworfen. Immerhin haben sie gewisse Fähigkeiten, die allerdings auch jeder Bodhisattva erlangen kann; sie wirken Wunder, verjagen böse Geister, und man kann sich durch Zauberformeln (Mantras oder Dhâranis) ihrer Dienste versichern.

Die Sittenlehre des Buddhismus hat eigentlich nur eine große Forderung: niemals Leid verursachen. Doch soll der Buddhist auch die zehn Gebote Manus achten, die alle negativer Natur sind. Sie befehlen die Unterlassung von Mord, Diebstahl, Ehebruch, Lüge, Verleumdung, Schmähung, unzüchtigen Reden, Haß, Begierde und Ketzerei. Für den Laien genügen diese zehn Verbote. Der Mönch oder Priester und die Nonnen, Bhikschu und Bhikschuni, sind strengerer Zucht unterworfen. Für sie besteht auch das fünffache Verbot: 1. von Mahlzeiten außer der regelmäßigen Eßstunde; 2. von Tanz, Gesang, Musik und Schauspiel; 3. von Blumengewinden, Wohlgerüchen und Salben; 4. von hohen und breiten Betten; 5. der Annahme von Gold und Silber. Es sei sofort bemerkt, daß das fünfte Verbot immer toter Buchstabe geblieben ist. Die Religion verlangt von den Bhikschus überdies sechs positive Tugenden: die Freigiebigkeit, die Züchtigkeit, die Geduld, die Arbeitsamkeit, die Verzückung und die Weisheit.

Die buddhistische Gemeinde scheidet sich in Bettelmönche, Bhikschus, die fleischabtötende Büßer, Sramanas, sein können oder nicht, und in Laien, Upasakas, weiblich Upasikas.

Der Bhikschu ist gehalten, vormittags zu betteln und den Nachmittag der Betrachtung und religiösen und wissenschaftlichen Erörterungen zu widmen. Er darf nur eine Mahlzeit täglich einnehmen, und zwar mittags, doch steht ihm zu jeder Stunde der Genuß von Zucker, Honig, Butter und Sesamöl frei, die nicht als Speisen betrachtet werden. Alle vierzehn Tage muß er an einer Uposatha genannten Zeremonie teilnehmen, die darin besteht, daß der Abt des Klosters das Verzeichnis der 253 Vergehen vorliest, und daß bei jedem Vergehen der Bhikschu, der sich seiner schuldig gemacht hat, seine Sünde laut bekennt, worauf der Abt ihm die entsprechende Buße auferlegt. Bhikschus und Bhikschunis müssen ehelos leben, das Volk zum Glauben erziehen und belehren.

Die Laien, Upasakas und Upasikas, haben keine andere Pflicht, als den Bettelmönchen Gaben zu reichen und das Bekenntnis abzulegen, das unter dem Namen des Triratna, des dreifachen Juwels, bekannt ist; d. h., sie müssen erklären, daß sie an den Buddha, an sein Sittengesetz und an den

Wert der Mönchsorden glauben. Sie sollen, wenn möglich, den Predigten der Bhikschus beiwohnen, die nur nachts bei Lampenlicht stattfinden dürfen und in der Regel in Vorlesungen aus dem Dschataka, bestehen. Die Glaubenszeremonien beschränken sich auf das Niederlegen von Blumen am Fuße der Buddhaaltäre. Verdienstlich ist es, zu den Buddhareliquien zu pilgern, von denen die wesentlichen der Açvatthabaum, unter dem Buddha saß und sann, der Abdruck seines Fußes auf dem Adamsberg und einer seiner Zähne, alle drei auf Ceylon, und Fingernägelschnitzel und Haare, die er Gläubigen zur Belohnung geschenkt hatte, in Birmanien sind. Im Leben sind die Laien von jeder religiösen oder zeremonialen Einschränkung frei. Das einzige, was ihnen verboten wird, ist der Handel mit Vieh, Waffen, Fleisch, Branntwein und Gift. Besonders fromme Buddhisten lassen nach ihrem Tod ihre Leiche nicht begraben, sondern bestimmen, daß sie den Tieren des Waldes zur Atzung überliefert werde, damit sie noch einigen Nutzen stifte.

Bald nach Siddhârthas Eingehen in das Nirvâna berief sein Jünger Kâsyapa in die Sattapannigrotte ein erstes Konzil ein, das die heiligen Schriften in ihrem kanonischen Texte feststellte. Ein zweites Konzil, das 110 Jahre später in Vaisâla stattfand, mußte die Forderungen der Gläubigen bewilligen, die die ursprünglichen Gebote der Fleischabtötung zu streng fanden und zehn Erleichterungen verlangten. Von allem Anfang bildeten sich im Buddhismus zahlreiche Sekten, die ihre eigenen Wege gingen und im übrigen ganz gut miteinander auskamen. Noch heute herrscht in Glaubenssachen große Freiheit, und jeder Fromme hat eigentlich seinen eigenen Buddhismus, der in manchen nebensächlichen und mitunter selbst wesentlichen Dingen von dem aller anderen Buddhisten verschieden ist. In Indien selbst, seinem Entstehungslande, konnte der Buddhismus sich nicht halten, weil er gegen das Gesetz der Kaste verstieß und dem letzten Paria die Möglichkeit erschloß, sich durch eigenes Verdienst über den ersten Brahmina zu erheben. Er ist von dort vollständig verschwunden und nur noch in Nepal spärlich vertreten, wo Bruchstücke der sanskritischen Urfassung der heiligen Bücher entdeckt wurden. Der gewöhnliche Text der kanonischen Schriften ist eine frühe Pâliübersetzung, die in Ceylon in Gebrauch steht, übrigens meist weder von den Bhikschus noch von den Upasakas verstanden wird. Unter dem berühmten indischen König Asoka dem Frommen (Dharma-Açoka) wurden Missionare ausgesendet, die den Glauben allen asiatischen Völkern predigten. Ceylon war das erste fremde Land, wo er Eingang fand. In China erhob Kaiser Ming-Ti von der Handynastie ihn 64 n. Chr. zur Hof- und Staatsreligion. Japan erhielt ihn 552 aus China, annähernd um die gleiche Zeit auch Java und Baktriana, wo er jedoch nach kaum zweihundertjähriger Herrschaft dem Islam wich. In Tibet wurde er 632 vom König Srongtsan-gam-po eingeführt, den seine zwei buddhistischen Gattinnen zu ihrem Glauben bekehrt hatten. Hier erlitt er harte Verfolgungen, setzte sich aber siegreich durch. In Mongolien verlangte und erhielt Kubilai Khan, ein Enkel des großen Dschengis Khan, Glaubenslehrer aus Tibet und trat mit seinem ganzen Volke zum Buddhismus über.

Am reinsten hat der Glaube sich in Birmanien erhalten. Er hat sich früh in eine nördliche und eine südliche Richtung geteilt, die sich gesondert entwickelten. Für die nördliche, der Tibet, China und Japan anhängen, sind die tibetanischen Lehren maßgebend, die südliche ist durch die ceylonische Form der Religion vertreten, die auch in Birmanien, Siam und Kambodscha gilt.

Tibet lehrt, daß im Dalai Lama von Lhassa und im Pantscherinpotiche von Tigartichi der Buddha sich immer wieder verkörpert. Das widerspricht der Grundlehre, daß der Siddhârtha ins Nirvâna eingegangen ist, also nicht mehr wiederkehrt, aber an Widersprüchen darf man sich im Buddhismus nicht stoßen. Es gibt dort zwei Bhikschuorden, Mönche oder Lamas in gelbem Kleid und solche in roter Tracht, die nur gelbe Mützen tragen. Sie haben den Brauch des Weihwassers, mit dem sie sich und die Gläubigen besprengen, eine der katholischen ähnliche Hierarchie mit Äbten und Bischöfen und dem von diesen als Kind gewählten Dalai-Lama als Papst an der Spitze, und ihr Altardienst hat mit der Messe derartige Ähnlichkeit, daß die ersten katholischen Missionare, die ihr beiwohnten, an eine teuflische Parodie der heiligsten Handlung ihrer Religion glaubten. Mönche und Laien stecken tief in ganz unbuddhistischem Aberglauben. Sie treiben Astrologie, gebrauchen Beschwörungsformeln, sind vom Dasein guter und böser Geister oder Gottheiten überzeugt und suchen sich diese durch möglichst zahlreiche Wiederholung des Zauberspruchs: „Om mani padme hum!" „O Juwel im Lotus, Amen!" günstig zu stimmen, den sie nicht nur bei jeder Gelegenheit sprechen, sondern auch aufschreiben und in die bekannten Gebetmühlen stecken. Diese sind von Wind und Wasser getrieben, und die Tibetaner glauben, daß jede Umdrehung von den Göttern als Gebet angesehen wird.

Weder China noch Japan kennen den lebenden Buddha, den die Tibetaner im Dalai-Lama verehren. Die japanische Gebetsformel ist kurz: „Namu Amita butzu", „Anbetung dem Buddha Amita." Die Mönche heißen dort Bonzen, richtig Bozu, was vielleicht nur eine verderbte Aussprache von Bhikschu ist, wie man im chinesischen Namen des Buddhapriesters, Schaman, wohl das Sanskritwort Sramana, Büßer, zu erkennen hat.

Über die Frage, ob der Buddhismus früh den Weg nach Vorderasien gefunden hat und mit dem christlichen Glauben und der Erzählung vom Leben Jesu zusammenhängt, ist eine ganze Literatur geschrieben worden. Hier kann auf sie nicht eingegangen werden. Eine merkwürdige Tatsache ist, daß Siddhârtha in die Reihe der katholischen Heiligen aufgenommen wurde. Johannes Damascenus schrieb im achten Jahrhundert einen frommen Roman: „Barlaam und Joasaph", der nichts anderes ist als die Lebensgeschichte Siddhârthas. Das Buch machte großen Eindruck, man sah es bald als eins der damals häufigen „Leben der Heiligen" an, hielt seine Doppelhelden für geschichtliche Personen, und die Kirche erkannte Barlaam und Joasaph förmlich als Heilige an, denen nach Vorschrift ein Kalendertag, einst der 27. November, gewidmet wurde.

Über die Anzahl der Buddhisten gehen die Schätzungen weit auseinander. Sie wechseln fast vom Einfachen zum Doppelten, von 300 bis 500 Millionen. Eine englische Statistik aus der jüngsten Zeit gibt die größte Zahl an. Danach würden sich zur südlichen Form des Buddhismus rund 29 400 000 Menschen (in Ceylon 1 520 000, in Birmanien 5 447 000, in Siam 10 Millionen, in Anam 12 Millionen, in Indien 485 000) bekennen, während die nördliche rund 470 Millionen Anhänger zählen würde, und zwar in Tibet 6, in Korea 8, in China 414, in Japan 34, in der Mongolei 2, in der Mandschurei 3 Millionen usw. Sicher ist, daß der Buddhismus die weitaus verbreitetste Religion auf Erden ist und anscheinend noch immer langsam und in der Stille neue Gebiete erobert.

Man hat viel über den Einfluß des Buddhismus auf die geschichtliche Entwicklung und die Erdengeschicke der zu ihm sich bekennenden Völker philosophiert. Man hat ihm eine entnervende Wirkung zugeschrieben und behauptet, er mache seine Anhänger zu kräftigen Taten unfähig, nehme ihnen alle Energie, bestimme sie zur Beute von einheimischen Tyrannen und fremden Eroberern. Ich halte alle diese Behauptungen für müßige Gedankenspielerei. Das eine Beispiel Japans, das an Energie und Tatkraft kaum überbieten ist, das nie auf seinem Boden Eroberer gekannt, sich dagegen in anderen Ländern erobernd betätigt hat, sollte genügen, um die Theorie von dem entnervenden Einfluß des Buddhismus der Lächerlichkeit preiszugeben. Die Wahrheit ist, daß nicht die Religion ihre Bekenner, sondern das besondere Temperament der Bekenner die Religion beeinflußt hat. Jedes buddhistische Volk

hat die Lehre seiner Eigenart angepaßt. Der schlaffe, zu endloser Träumerei und mystischer Beschaulichkeit hinneigende Sinhalese hat im Buddhismus hauptsächlich den tiefen Pessimismus, die Weltabkehr, die Sehnsucht nach Vernichtung gesehen; der praktische, weltlich gerichtete, tätige Chinese ihn als Sittenlehre aufgefaßt und aus ihm Lebensregeln, besonders die Vorschrift der Güte und Milde gegen alles Lebende, geschöpft; der tapfere, heißblütige Japaner von ihm äußerste Todesverachtung, sanfte Verkehrsformen und strenge Selbstzucht gelernt; der sehr zurückgebliebene, geistesträge Tibetaner in ihm reiche Nahrung seines groben, wahrscheinlich vorbuddhistischen Aberglaubens gefunden.

Vielleicht das beste Zeugnis des Wertes der Lehre Siddhârthas liefert die Tatsache, daß sie zu den Einfältigen wie zu den Hochgeistigen gleich eindringlich spricht und Völkern auf den verschiedensten Stufen der Bildung und Gesittung etwas zu bieten hat. Hat doch selbst der große deutsche Philosoph Schopenhauer im vollen 19. Jahrhundert in ihr eine Weltanschauung entdeckt, die vollkommen mit der seinigen zusammenfiel!

Quer durch die Dolomiten.

Eine Beschreibung der neuen Straße Bozen-Ampezzo. Von Karl Felix Wolff.

Mit Abbildungen nach Photographien von Wilhelm Müller in Bozen.

„Die Dolomiten sind die Krondiamanten der Alpen."

Wenn Tirol vor der Schweiz etwas voraushat, so sind es seine Dolomiten. Der Name, obwohl ein Monstrum in geologischer und sprachlicher Hinsicht, bezeichnet schon einen ganz bestimmten geographischen Begriff und hat in Touristenkreisen einen hervorragenden, ja geradezu unvergleichlichen Klang. Für den kundigen Alpenfahrer ist dieser Name reicher als irgendein anderer an Bildern und Erinnerungen: da steigt eine phantastische Bergwelt auf mit bleichen, lotrechten Wänden, mit wildzerrissenen Graten, mit geisterhaft starrenden Spitzen, mit längst erstorbenen Vulkanen.

Der große Geologe Leopold von Buch hat das Dolomitengebiet für den Schlüssel der neueren Geognosie erklärt, und seitdem haben fast alle bekannten geologischen Forscher jene klassische Gegend besucht, wo inmitten einer beispiellos entwickelten Trias emsig arbeitende Korallen ungeheure Riffstöcke errichtet haben, während gleichzeitig fortgesetzte Eruptionen von Augitporphyr und anderen Laven die seltsamsten Störungen hervorriefen.

Aber auch der Sprachforscher und der Ethnologe betreten die Dolomitentäler mit einer gewissen Scheu, denn gar vieles ist hier noch ungewiß und dunkel. Hier erklingt die melodische, zweitausendjährige ladinische Mundart, und manche Spuren weisen stumm hinüber in die verschollene Zeit der alten Rätier. Wie der Tourist vor einer grifflosen Felswand, stehen auch die Gelehrten zweifelnd und sinnend, wenn ihnen so eigenartige Namen wie Kamerlój und Vajolét, Lâtemar und Antelâu rätselhaft entgegentönen. Und wer würde nicht staunen, wenn er die Sagen der Dolomitenbewohner hört, z. B. die Sage von den Montes paljes (den bleichen Bergen), die mit Mondlicht übersponnen sind — oder die Erzählungen von den Salvangs und Kristanes, den wilden Menschen, die in den schrecklichen Urwäldern und Schluchten gehaust — oder die Überlieferungen von den Kämpfen gegen die Trusaner, von den Burgen und Kriegshelden der Ladiner — oder die fremdartigen Märchen von der verheißenen Zeit, von dem letzten Sänger und von der Lichtprinzessin Soregina.

Der Karer See.

Die Dolomiten sind das Land der Wunder; das ist in allen Sprachen schon verkündigt worden, und Grohmann hat bereits vor vielen Jahren prophezeit, daß einst keine Gegend der Alpen so besucht sein werde wie diese. Aber eben damit hatte es gewisse Schwierigkeiten, denn die Märchenlandschaft der Dolomiten glich dem verzauberten Dornröschen, zu dem man nicht leicht gelangen konnte. Jenen Bevorzugten, die tagelange Wanderungen auf holprigen Bergwegen und mühselige Überschreitungen steiniger Hochjöcher nicht scheuen, war es bisher vorbehalten, ins Herz des Dolomitenreiches einzudringen. Nur zwei fahrbare Straßen, eine von Toblach über Ampezzo nach Belluno und eine aus dem Etschlande durch Fleims und über den Rollepaß nach Primiero führend, durchzogen unser Gebiet; im übrigen war es fast ohne alle Verkehrsmittel. Die beiden Brennpunkte des Dolomitenverkehrs, Bozen und Ampezzo, hatten keinerlei Verbindung miteinander, so daß dieser Verkehr mangelhaft bleiben und die verschiedensten Ablenkungen erfahren mußte. Nur ein kostspieliges und großartiges Werk, nämlich eine Straße, die von Bozen über die Berge nach Ampezzo zöge, hätte diesen Übelständen abhelfen und das ganze unvergleichliche Gebiet mit einem Schlag erschließen können.

Zunächst dachte man daran, mit Unterstützung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins wenigstens einen brauchbaren Saumweg herzustellen, aber allmählich wuchs die Zahl derer, die eine Kunststraße verlangten und die Inangriffnahme des großen Werkes langsam vorbereiteten. Eine solche Straße „quer durch die Dolomiten" konnte nur mit einem Aufwande von Millionen, also nur vom Staate gebaut werden. Die Herren Albert Wachtler in Bozen, Dr. Christomannos in Meran, General Neuwirth in Meran und Graf Merveldt, der frühere Statthalter von Tirol, haben ein Hauptverdienst daran, daß es endlich gelang, die Regierung für das herrliche Projekt zu gewinnen.

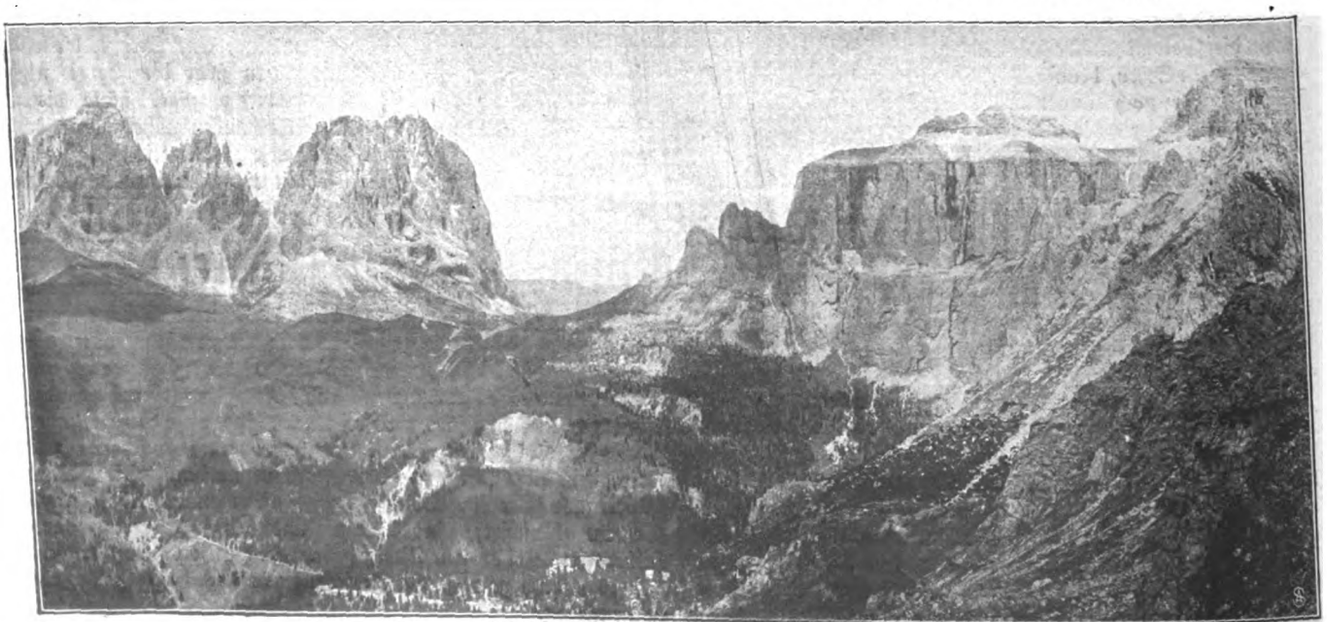
Im Jahre 1895 wurde die Straße über den Karer Paß fertiggestellt, und nun galt es, ihre Fortsetzung nach Buchenstein beziehungsweise Ampezzo durchzuführen. Freilich ging das nicht so rasch, wie die Interessenten erwartet hatten; zehn Jahre verstrichen, bevor die zweite Teilstrecke, die Pordoistraße, dem Verkehr übergeben werden konnte, während die dritte und letzte Teilstrecke, die Straße von Buchenstein nach Ampezzo, auch heute noch nicht vollendet ist. Da jedoch gerade hier ein verhältnismäßig guter Landweg Ersatz bietet, so kann man von Bozen bis Ampezzo mit zweispännigem Wagen fahren, d. h., der Verkehr auf der Dolomitenstraße ist für das gewöhnliche Reisepublikum eröffnet.

Es ist unbedingt empfehlenswert, die Dolomitenfahrt in Bozen anzutreten, weil sich dann die landschaftliche Szenerie allmählich zu immer größerer Formenpracht entwickelt. Zunächst bewegt man sich drei Kilometer weit durch die üppigsten Weingelände, wo einen der ganze Zauber etschländischer Sonnenglut und Fruchtbarkeit umgibt, wo großblätterige Rebenranken über die Straßenmauern herüberhängen und jahrtausendalte Burgen von den Hügeln grüßen; dann betritt man das Eggental und mit diesem die Pforte des Dolomitenreiches.

Ein schmaler Fahrweg neben einem tosenden Gießbach und zu beiden Seiten kahle Porphyrwände, die schwarz und lotrecht in den Himmel starren. Immer enger wird die Klamm, immer lauter lärmt der Bach, und gleichsam geängstigt kriecht die Straße unter dräuenden Überhängen fort, während Brücken, Tunnels und Galerien in wirrem Wechsel aufeinander folgen. Da weitet sich keine blumige Wiese, da grüßt kein Hochgipfel herein, nur finsteres Geklüfte und stampfende Stromschnellen umschauern den einsamen Weg. „Diese Klamm", so schrieb einst ein vielgewanderter Schweizer, „übertrifft alles Ähnliche, was ich kenne."

Der Talschluß von Fassa: Gries mit dem Vernel.

Nach anderthalb Stunden wird das Tal breiter und sanfter, Kiefernwälder bekleiden die Hänge, und an traulichen Einzelhöfen vorbei zieht sich die Straße friedlich fort, bis die Felsen wieder nahe aneinanderrücken und von dem Getöse des mühsam hinausringenden Baches unheimlich widerhallen. Da wendet sich die Straße nach links, das Tal geht plötzlich auf, und über fernen Waldhügeln thront in voller Pracht und Größe die Zackenreihe der Latemargruppe — das erste Dolomitenwunder. An mancher malerischen Mühle vorüber geht es durch die Ortschaften Birchabrugg und Welschnofen in den großen Karer Wald, einen der schönsten in den Alpen. Tiefe Stille umgibt die Straße, die sich in vielen Kehren aufwärts windet, bis unversehens ein bläulicher Spiegel zwischen den Baumzweigen heraufglänzt: da liegt der Karer See, einer der farbenprächtigsten und romantischsten Wildseen, die „Perle von Tirol". Auf allen Seiten ist dieser See von Wald umschlossen, und über der mitternächtigen Tannenwildnis stehen die lichtverklärten Latemarzinnen und spiegeln ihre kantigen Felsen in der regungslosen Flut. Der Dürrensee mit dem Monte Cristallo mag vielleicht großartiger sein, aber es fehlen ihm der ausgesprochene Urwaldcharakter, die ergreifende Ruhe und Einsamkeit und das zauberhafte Farbenspiel. Die Straße führt uns stetig aufwärts, noch einmal überschauen wir die flimmernde Seefläche in der Tiefe, dann umschattet uns wieder der schweigende Wald von allen Seiten. Doch nicht lange währt es, so grüßt uns eine Lichtung entgegen, wir betreten eine weite, ebene Wiesenfläche und erblicken dicht vor uns das allen Dolomitenfahrern wohlbekannte Karer See-Hotel. Die schlichte Großartigkeit der Umgebung wirkt unsagbar anziehend auf jeden empfänglichen Beschauer; über saftgrünen Weidegefilden und tiefdunklen Forsten ragen die kahlen, klippigen Felsenleiber



Langkofel und Sella, vom Bindelweg aus gesehen.

Der Gedenkstein am Pordoipaß.

von Latemar und Rosengarten ungeheuerlich empor. Von Bozen bis hierher sind es 28 Kilometer. Noch eine halbe Stunde weit über schwellende Alpenmatten, dann haben wir den 1741 Meter hohen Karer Paß erreicht, und vor uns tut sich die neue Welt auf.

Hoch über den Bozener Porphyrbergen, die wir verlassen haben, winken uns die Eisspitzen der Ötztaler und Ortler Gruppe ihre letzten Grüße zu. Im Südosten aber erhebt sich der kühne Cimon della Pala, und unmittelbar vor uns liegt die dunkle Eruptivmasse der Montschoin, die gar seltsam die hellen Kalkfelsen durchbricht; weiter unten befindet sich ein zweiter Krater: wir sind im altvulkanischen Gebiet von Fleims und Fassa. Aber diese mächtigen Feuerschlote sind schon längst erloschen und erstorben; Gras und Bäume wuchern an ihren Hängen, und über dem stillen Zuge des Fassatales, das mit seinen Weilern und Fluren unter uns ausgebreitet liegt, reckt der Langkofel sein Haupt empor wie ein König, der sein Reich überschaut, der vielgepriesene Saß long, der sagenumwobene Heimatberg der Grödner und Fassaner.

Marmolada, vom Bindelweg aus gesehen.

In vielen Windungen die Ausläufer des Rosengartens umsäumend, gelangen wir nach Vigo (Wig) de Fassa (1391 Meter Seehöhe, 39 Kilometer von Bozen). Nun geht es lange nahezu eben fort; wir kommen an zahlreichen friedlichen Dörfern vorüber, neben uns rauschen die Wälder, über uns starren bleiche, wildzerklüftete Schrofen. Fassa ist das formenreichste und schönste aller Dolomitentäler; vom Talboden aus erkennt man das aber nicht; man muß hinauf zu einem der vielen nicht schwer zu erreichenden Aussichtspunkte, wie Rodella, um die unbeschreibliche Farbenpracht und Großzügigkeit dieser gewaltigen Bergumrahmung voll erfassen zu können. Nur der Langkofel und der Vernel geben auch, von unten gesehen, eine richtige Vorstellung von ihrer furchtbaren Wirklichkeit. „Wie ein Aar", sagt Seyffert, „hebt sich der massige, ebenmäßig geschnittene Vernel empor, dessen ungegliederter Plattenschuß in ungeheurer Flucht aufstrebt zu schneidigen Graten und zur pyramidalen Spitze."

Arabba mit Sasso Capello.

13 Kilometer weit bewegt man sich im Tale, dann beginnt die Straße in scharfen Kehren neuerdings zu steigen, und man betritt ihre großartigste Strecke. Der Sellastock, der „St. Gotthard der Dolomiten", von dem vier Täler ausgehen, entwickelt sich vor uns zu ganz erstaunlicher Mächtigkeit. Das ist kein Berg mehr, das ist ein System von Wänden, die sich kahl und senkrecht, bleich und hoch übereinander auftürmen. Ganz oben glänzt Schnee, während turmdicke Eiszapfen 1000 Meter hoch über uns kleben und schwärzliche Schmelzwässer an dem gelben Gewände herabrieseln lassen. Immer näher kommen wir diesem schreckhaften Berge, der, von einer tiefen Talfurche gespalten, in zwei Bastionen vor uns auftrotzt.

Bewohnerinnen von Tschernadoi.

Andere Bilder lenken unsere Blicke ab; hoch über dem düsteren Tal von Mortitsch, wo einst die sagenhafte Bergprinzessin Dolasilla eine starke Burg bewohnte, steht der Langkofel in voller Pracht und zeigt den seltsamsten Teil seines Gefüges, die charakteristische Fünffingerspitze; schlank und feingegliedert, bildet sie den wohltuendsten Gegensatz zu der unermeßlichen Felsenlast des nachbarlichen Sellagebirges. Inzwischen sind allerhand alte Bekannte, so der Latemar und die ruinenhaften Roßzähne, hinter weiten Almhügeln und Felsgraten still heraufgestiegen.

Aber tief unter uns sehen wir plötzlich das liebliche Fassatal mit seinen malerischen Dörfern und Feldern und seinem silberglänzenden Flusse; dahinter bezeichnet dunkler Augitporphyr die Stelle, wo einst der größte und älteste Triasvulkan seinen glühenden Schlund geöffnet hat. Noch einen Blick hinauf zu der wahrhaft vornehmen Fünffingerspitze und zu der gewaltigen dunkeln Wandflucht der Sellagruppe — dann zieht unser Weg nach links hinüber, und wir haben die höchste Erhebung

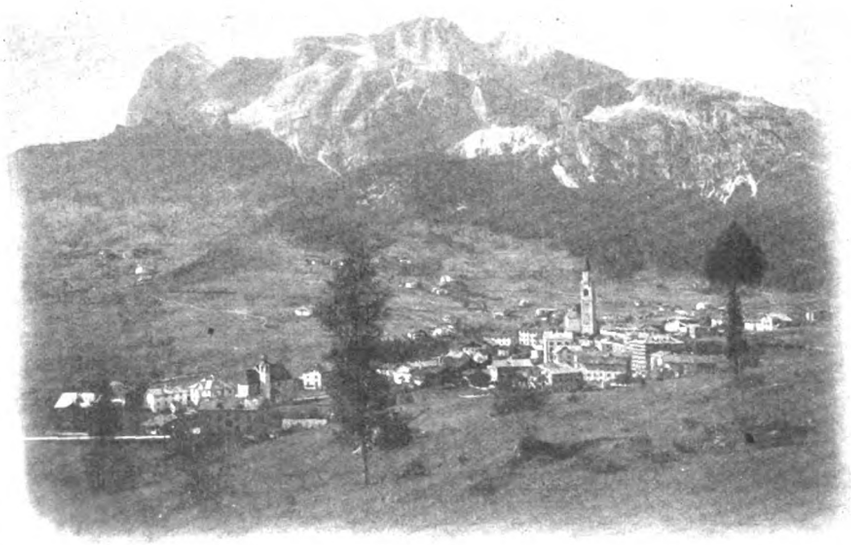
der neuen Dolomitenstraße erreicht, den 2250 Meter hohen Pordoipaß. Im Osten erscheinen die Enneberger, Buchensteiner und Ampezzaner Alpen mit einer schier unermeßlichen Kette von Dolomitspitzen: da sieht man die Schneide des Kreuzkofels, den mächtigen Turm der Tofana, die zwei Hörner des Sorapis — alle kahl und klippig, und alle überragt von dem edlen, beschneiten Kegel des Antelau.

Geht man auf dem nahen Bindelweg eine Strecke weit bergan, so erblickt man urplötzlich die „Königin der Dolomiten", die stolze Marmolada (3344 Meter), mit ihrem schimmernden Eisdiadem und ihren schaurig abgeklüfteten Wänden. So liegt der Pordoipaß inmitten der herrlichsten Dolomitenwunder.

Das Hospiz auf dem Falzaregopasse mit dem Lagazuoi.

Durch ein wiesen- und blumenreiches Tal senkt sich die Straße nach Buchenstein hinab, und wir erreichen Arabba (Reba) 1601 Meter Seehöhe, 73 Kilometer von Bozen. Buchenstein hat etwas unsagbar Ernstes an sich: in tiefem Schrunde fließt der Talbach, und ohne Ausläufer oder Terrassen steigen die Berge zu beiden Seiten jäh hinauf bis in die Felsregion; an den dunkelgrünen, mit Wald und Lawinenfurchen bedeckten Hängen aber kleben die kleinen Dörfer und Weiler wie Vogelnester in luftiger Höhe. Große und eigenartige Gipfel schauen von allen Seiten gar feierlich herein: zunächst der schwarze Saß dal Tschapel, der aus vulkanischen Tuffen besteht und mit seinem rundum vorspringenden Gipfel allen Gesetzen der Schwerkraft Hohn spricht; dann der ungeheure Felswall der Sella (3152 Meter), der breitschulterige, ungeschlachte Pelmo (3169 Meter) und die lange Zackenreihe der Civetta (3220 Meter).

Von Arabba bis Andraz zieht die Straße eben dahin; sobald man Pieve (Plie), den Hauptort des Tales, hinter sich hat, beginnt die tief hinabversunkene Talschlucht gegen Süden aufzugehen, und man überschaut ein Chaos von verworrenen Bergschlünden, aufragenden Felsköpfen und abschüssigen Hängen, über die gleichmäßig ein dunkler Waldschleier gebreitet ist. Und weit drüben, wo aus diesem schaurigen Labyrinth ein wegsames Tal nach Agordo hinauszieht, liegt in idyllischer Ruhe der blanke Spiegel des Alleghesees. Allein die Gegensätze und der Formenreichtum dieser unvergleichlichen Szenerie sind noch nicht erschöpft, denn über dem See schwingt sich die Civetta auf, einer der schönsten und stolzesten Dolomitberge — gekrönt von scharfen Graten und von wildstarrenden Zinnen.



Cortina di Ampezzo mit der Tofana.

Die Dolomitenstraße wendet sich nordwärts in das stille, waldige Tal von Andraz, in das von Südwesten die mächtige Marmolada mit ihren Eiszacken hereingrüßt. An den altertümlichen Holzhäusern von Tschernadoi vorbei steigt nun die Straße wieder beträchtlich, denn sie muß das dritte hohe Joch überschreiten, das zwischen Bozen und Ampezzo liegt. Und wie man so durch den Wald weiterwandert oder -fährt, taucht zwischen den Bäumen gespenstisch eine unsagbar wilde und traurige Ruine auf, das Schloß Buchenstein, dessen Erbauung man den Goten zuschreibt. Durch viele Jahrhunderte war es im Besitze der Fürstbischöfe von Brixen; da hauste auch jener grimme Fürstbischof Cusanus, der die Sonnenburger Klosterknechte niedermetzeln und die Nonnen aus ihren Zellen in die Wälder treiben ließ, weil ihre Oberin Verena seine vermeintlichen Rechte auf die Talschaft Enneberg nicht anerkennen wollte. Im Laufe des späteren Mittelalters wurde das Schloß umgebaut und mit zahlreichem Geschütz armiert; heute liegt es verödet und fast ganz zerfallen neben der Dolomitenstraße, die an ihm vorbei hinanzieht — mächtig überragt von dem weißen Horn des Sasso di Stria, des ersten Ampezzaner Berges. Weiter nordwestlich bezeichnen die sieben Zacken der Sett Sasch die Grenze gegen Enneberg. Inzwischen hat sich der Col de Lana an der andern Seite des Andraztals mächtig entwickelt und zeigt den finstern Schlund seines zugefallenen Kraters, denn auch dieser Berg war ein Vulkan.

An dem kleinen Gasthaus „Dolomitenziel" vorbei nähert sich die Straße der einst berüchtigten „Lotscha", das ist eine enge, schaurige Felskehle, über welcher der Paß als enge Scharte sichtbar wird. Fast scheint es unmöglich, da hinauf zu gelangen; allein die schöne, neue Straße schmiegt sich den Schrofen an, hängt hoch an der lotrechten Wand und verschwindet endlich in einem 55 Meter langen Kehrtunnel; nur so war es möglich, den Felsen die Wendung abzugewinnen. Es folgen noch mehrere Kehren, der Sasso di Stria steht groß und spitzig über der Straße, und ehe man sich dessen versieht, betritt man den 2107 Meter hohen Falzaregopaß (Fauzäre), eine öde, waldlose Einsenkung zwischen Nuvolau und Lagazuoi. Frei schweift der Blick zurück über den gähnenden Abgrund der Lotscha und über die grünen Buchensteiner Almen bis zu den glänzenden Gletschern und Schneefeldern der wahrhaft königlichen Marmolada. Wohl zeigt die Pordoistrecke eine größere Mannigfaltigkeit an wunderbaren Szenerien, aber keine erreicht die Pracht und den malerischen Reiz des Marmoladaanblicks vom Falzaregopasse: vorn der düstere Lanavulkan mit seinem dräuenden, pechschwarzen Schlund, einem niedergetretenen Dämon vergleichbar, und nicht weit von diesem unheimlichen Gesellen, aus ätherblauen Sphären majestätisch auf ihn niederblickend, die erhabene Dolomitenfürstin in ihrem schimmernden Hermelin! Dieses Bild ist — allerdings nur bei Morgenbeleuchtung — das fesselndste und vollendetste Schaustück längs der ganzen Dolomitenstraße. Ein seltsames Gebilde drüben auf der Platte

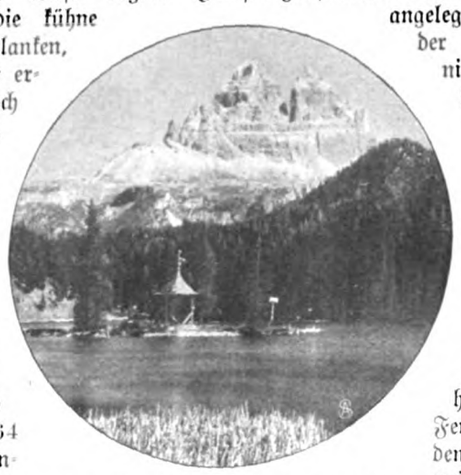
Ampezzanerinnen.

des Nuvolau zieht den Blick des Wanderers auf sich, es sind die Cinque Torri (Zinke Torres) — das Wahrzeichen von Ampezzo; gleich zerfallenen Türmen, geborsten und überhängend, nicken sie gegeneinander und gewähren ein sonderbares Bild. Ihnen gegenüber aber, dicht neben der Straße, steigt das rote Gewände der Tofana glatt und senkrecht zu der gewaltigen Höhe von 3220 Metern empor.

Vier Kilometer unterhalb des Passes (104 Kilometer von Bozen) endigt einstweilen die neue Straße, die noch im Bau begriffen ist, und man betritt einen Landweg, der wohl mit Karren und zweispännigen Wagen, mit Automobilen aber nicht befahren werden kann oder darf. Ein großer, alter, schattiger Wald nimmt uns nun auf, während in der Ferne bleiche, fremdartige Gipfel mächtig aus der Tiefe ragen. Im Süden erscheint hoch am Horizont die kühne Gestalt der Croda da Lago, mit ihren schlanken, feingegliederten Türmen an den Latemar erinnernd. Die Cinque Torri lugen noch immer von ihrer einsamen Höhe herunter, während unser Weg, allmählich fallend, den grünen Sattel von Pocol erreicht. Da erblicken wir plötzlich einen Teil des Ampezzaner Talkessels mit seinen lieblichen Weilern — darüber den rosenroten Monte Cristallo (3199 Meter) und weiter nördlich die Hohe Gaisl (3148 Meter). Wir wenden uns um und sehen gleich darauf an einer andern Stelle die breite Mauer des Sorapis (3206 Meter) und den Riesenkegel des Antelau (3264 Meter) als überwältigendes Doppelbild unmittelbar vor uns. Wer auf die nahe Crepa hinausgehen will, überschaut die ganze Ampezzaner Talschaft und ihren erhabenen Kranz von Dolomiten.

Unser Weg wendet sich nordwärts und zieht angesichts der Tofana und aller Ampezzaner Berge über sanftgeneigtes Wiesengelände dem Hauptorte des Tales, dem sauberen Cortina zu, aus dessen Mitte der schlanke Campanile gar freundlich heraufgrüßt. Das ist jener Talkessel, der auch nicht annähernd seinesgleichen kennt. Mehr als 30 kleine Weiler liegen in lieblicher Regellosigkeit an seinen frischgrünen Hängen umher; dunkle Nadelwälder umschatten in weitem Kreise das Flurgefilde, und über den Wäldern sieht man die pralligen Wände und zerscharteten Grate der Dolomiten; besonders fesselnd erscheint die gewaltige, eisgekrönte Pyramide des Antelau. Mag der vornehme Rosengarten mit seiner feinen Zakkenkrone und seinem mystischen Sagenkreise vor diesen Bergen manches voraushaben — mag die eisgepanzerte Marmolada, vom Bindelweg aus gesehen, vielleicht einen noch ergreifenderen Anblick bieten — aber den in allen Teilen groß angelegten Aufbau und die wunderbare Harmonie der Ampezzaner Alpenlandschaft findet man nirgends wieder, hier ist der Prunksaal der Dolomiten!

Ampezzanerinnen



Der Misurinasee mit den Drei Zinnen.

Von Bozen bis Cortina d'Ampezzo, „dem Mekka der Dolomitenwelt", wie es Grohmann nannte, sind es 112 Kilometer — drei hohe Pässe liegen dazwischen. Hier haben wir also eine unvergleichliche Promenade und ein Kulturwerk gewaltigster Art: über brausenden Wildbächen und dampfenden Kasladen, über Brücken und Galerien, erst in den tiefsten Schlünden der Berge, dann wieder hoch auf offenen Almen mit unermeßlichem Fernblick über sonnentrunkene Täler bis zu den purpurnen Dünsten Italiens und dem ewigen Eisglanze der Mittelalpen, bald hängend an lotrechter Wand, bald quer über die schaurige Verwüstung alter Felsstürze und Lawinen, durch duftige Wälder und blumige Gründe — so zieht die neue Dolomitenstraße mit beinahe unmerklicher Steigung fest und ruhig sich fort, als sei sie stets dagewesen.

Sternenfall.

Und Stern um Stern blüht in die Nacht,
Und unser Blick hält strenge Wacht,
Wenn wo ein Weltchen blank und still
Der hohen Welt entschlüpfen will.

Von Wünschen wird die Seele weit,
Hält schon den schönsten Wunsch bereit,
Und wenn ein Stern zur Erde schnellt,
Der schönste wird ihm zugesellt.

Schau dort den Stern, der niedergeht
Zu Tal, wo unsere Hütte steht,
Zwei Wünsche jagen hinterdrein,
Und jeder will der erste sein.

Mein Wunsch sucht atemlos heran,
Drängt dicht zum Stern und spricht ihn an:
„Soll Segen über mich ergehn:
Der Segen soll an ihr geschehn!"

Doch deiner zwingt sich vor und spricht:
„Um was er fleht, erhör ihm nicht,
Was er bei dir für mich begehrt,
Sei ihm erfüllt zurückbeschert . . . ."

C. B. Baumgarten.

Kochkunst und Ärzte.

Von Dr. G. Zehden.

Die Kochkunst hat zu allen Zeiten der Kultur nicht nur Köche und Köchinnen, sondern auch Personen aus andern Berufsklassen aufs lebhafteste interessiert. Oft waren es gerade die führenden und größten Geister der Nationen, die an der Entwicklung der Wissenschaft des Gaumens und der Zunge persönlich mitarbeiteten. Manches Gericht, das wir auf unserer Tafel vorfinden, verdankt ihnen seine Entstehung.

Wenn wir heute auf der Speisekarte Béchamelsauce finden, so haben wir längst vergessen, daß ihr Erfinder der Marquis de Nointel-Béchamel war, der als Haushofmeister Ludwigs XIV. eine große politische Rolle spielte. Und durch die Hammelkoteletten à la Soubise ist ihr Autor, der Prinz von Soubise, bekannter geworden als durch seine ganzen Heldentaten. Daß selbst der „große Prinz" von Condé es nicht verschmähte, den Marschallstab mit dem Kochlöffel zu vertauschen, davon zeugt für alle Zeiten die von ihm angegebene Bohnensuppe à la Condé. Richelieu, Mazarin, Friedrich der Große, Kant waren nicht nur Feinschmecker, sondern pflegten sich auch eingehend um die Zusammensetzung und Bereitung der Speisen zu kümmern.

Demgegenüber gab es Köche, die sich mit gelehrten Wissenschaften beschäftigten, wenn auch meist nur, um dadurch ihre eigene Kunst vervollkommnen zu können. So studierte Montier, der Leibkoch Ludwigs XV., Medizin und Chemie, um dem Grundsatz seines Herrn, in Gesundheit und mit Genuß alt zu werden, gerecht werden zu können.

Dieses schätzbare Prinzip nicht zum wenigsten hat in den letzten Jahren auch die Ärzte bewogen, sich im Interesse ihrer Patienten mehr als bisher mit der praktischen Kochkunst zu beschäftigen und hin und wieder statt der Operations- die Küchenschürze vorzubinden, statt mit Hörrohr und Perkussionshammer mit Schaumlöffel und Quirl zu hantieren.

In Berlin z. B. konnte man im letzten Winter zweimal in der Woche abends, wenn die andern Kurse bereits geschlossen waren, Vertreter des sonst hier verpönten starken Geschlechts in die großartige Anstalt des Lettevereins eilen sehen. Es waren die Ärzte, die kochen lernen wollten; meist schon ältere Semester, die in der Praxis stehen, und die mit Eifer und Interesse die ihnen von dem „Zentralkomitee für das ärztliche Fortbildungswesen in Preußen" gegebene Gelegenheit, die schwere Kunst der Küche praktisch zu studieren, benutzten.

In der Küche und im Hörsaal lauschten sie mit Aufmerksamkeit den Ausführungen des Professors Strauß, der den theoretischen Teil des Unterrichts leitete, und bewunderten die sichere Eleganz, mit der Fräulein Hannemann, die Leiterin der Haushaltungs- und Kochschule, die Zubereitung der Speisen demonstrierte. Auf jedem Platze war für Näpfe aus Papiermaché, für Gabel und Löffel gesorgt, damit die kulinarischen Kunstwerke gleich an Ort und Stelle probiert werden konnten.

Ja, das Kochen ist eine schwere Kunst; und mancher gestrenge Hausherr mochte hier im stillen Abbitte leisten, daß er manchmal zu Haus über eine mißlungene Suppe oder ein zu wenig gewürztes Gericht seinem Unmut zu heftig Luft gemacht hat. Auch eine Anzahl von Berliner Ärztinnen, die, wie man übrigens mit Freuden feststellen konnte, wirklich zum „schönen" Geschlecht gehören, beteiligte sich eifrig an der Sache. Und daß sie über ihrer Wissenschaft nicht die Dinge vergaßen, die sonst so recht eigentlich das Gebiet der Frauen sind, das bewiesen sie oft genug, wenn sie ihren männlichen Kollegen, die ein Rezept nicht verstanden hatten, aushalfen. Es ist ja auch nicht so ganz leicht, zu begreifen, warum in der Suppe Mehlklümpchen herumschwimmen, wenn das Mehl in die kochende Flüssigkeit geschüttet wird, ohne vorher in kaltem Wasser verrührt zu werden; oder den Unterschied zwischen Braten und Rösten, Dämpfen und Schmoren; oder daß es notwendig ist, das Filet vor dem Braten mit Eiweiß zu bestreichen, damit alle kräftigen und schmackhaften Bestandteile im Fleisch zurückbleiben.

Es wird natürlich in solchen Kursen kein Wert darauf gelegt, raffinierte Ragouts und delikate Gerichte zu „komponieren". Gerade bei der Herstellung der einfachsten Krankenkost trifft der Arzt in seiner Praxis oft auf eine rührende Unbeholfenheit der Hausfrauen und Köchinnen. Und doch können die leicht verdaulichen Nahrungsmittel, wie Milch, Quark, Pflanzenschleim, die den Kranken leicht widerstehen, wenn sie einförmig nach dem gleichen Rezept hergestellt werden, durch Zusätze und Veränderungen beim Kochen so schmackhaft gemacht werden, daß der Patient die Einfachheit seines Diätzettels gar nicht zu bemerken braucht. Gleichzeitig muß man auch bei einer diätetischen Küche, die rationell sein will, sparsam zu wirtschaften verstehen, bei den Zutaten sowohl wie bei der Herstellung. Eine wie wichtige und einfache Einrichtung ist die Kochkiste und noch mehr das „Kochen in Zeitungspapier", zwei noch lange nicht genug gewürdigte Methoden! Man braucht z. B. abgebrühten Reis nur acht Minuten in Milch zu kochen, den gut geschlossenen Topf in zehn bis zwölf Bogen Zeitungspapier dicht einzuhüllen, um dann nach einer bis zwei Stunden das Gericht fertigzuhaben. Zeitungspapier ist nämlich ein sehr schlechter Wärmeleiter und bewirkt, daß eine für das Garwerden genügende Hitze in dem Topf zurückbleibt. Dieses Verfahren, das einem das Märchen von den Heinzelmännchen in die Erinnerung ruft, bedeutet nicht nur eine ganz erhebliche Ersparnis an Feuerungsmaterial, sondern die Gerichte, die so viel langsamer und intensiver gar werden, sind auch für den Magen zuträglicher.

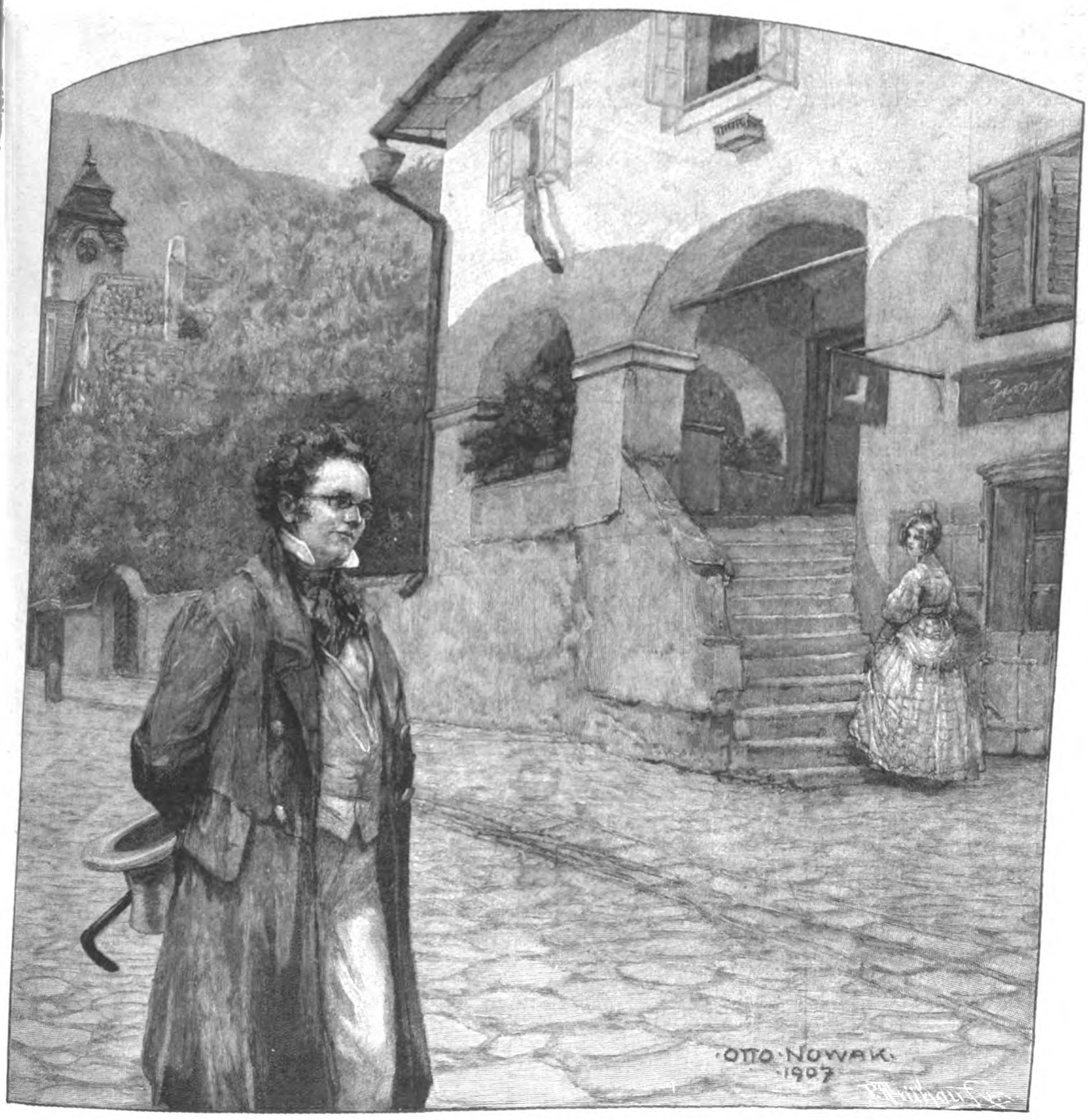
Die Bedeutung solcher Kochkurse für die Ärzte liegt auf verschiedenen Gebieten. Zunächst ist es überhaupt nötig, daß sie ihre Verordnungen — arzneiliche sowohl wie diätetische — einmal selbst probiert haben. Erst dann können sie die Wirkung, die häufig vom Geschmack beeinflußt wird, vollkommen ermessen. Schon dieser Grund sollte jeden Mediziner veranlassen, nicht nur eine Zeitlang dem Apotheker auf die Finger zu sehen, sondern auch hin und wieder mal in die Töpfe zu gucken.

Das Wesentliche und Neue dieses Kursus*), der übrigens durch das Entgegenkommen der Leitung des Lettevereins kostenlos erteilt wurde, besteht darin, daß der theoretische Unterricht mit dem praktischen Hand in Hand geht. Bisher wurden auf den Universitäten fast nur theoretische Vorlesungen gehalten, die für die Ärzte im allgemeinen nicht genügten, um ihnen die für die Praxis notwendigen Kenntnisse der Zusammensetzung und Wirkung der Speisen bei den verschiedenen Krankheiten zu geben. Hier dagegen lernen sie die Umformung der Nahrungsmittel praktisch kennen; sie beobachten, wie durch richtiges Zusammenstellen von Nährstoffen der Wert der Kost erhöht werden kann, ohne daß die Schmackhaftigkeit der Speisen darunter leidet, und daß sowohl durch die chemische als auch durch die mechanische Technik des Kochens vielfach eine wichtige Umgestaltung der tierischen und pflanzlichen Grundstoffe in bezug auf ihre Verdaulichkeit erreicht wird.

Ferner bedeuten diese Veranstaltungen einen wichtigen Schritt vorwärts auf dem Wege, der immer größer werdenden Zersplitterung und Spezialisierung der ärztlichen Tätigkeit einen Riegel vorzuschieben.

Der Arzt darf den Zusammenhang mit dem Kranken nicht verlieren; nicht das Organ, sondern der Mensch muß behandelt werden. Bei einem Leidenden kommen unzählige Imponderabilien in Betracht, die auf der Veranlagung, dem

*) Die Vorlesungen vom Professor Strauß sind zusammen mit den diätetischen Rezepten des Fräuleins Hannemann kürzlich bei S. Karger in Berlin im Druck erschienen.



Franz Schubert.

Gemälde von Otto Nowak.

Temperament und dem Charakter beruhen, und die der Arzt erst durch häufige und eingehende Beschäftigung mit seinen Patienten erkennen und verwerten kann. Und je mehr Berührungspunkte zwischen Arzt und Kranken vorhanden sind, um so besser.

Nur so wird der Arzt nicht allein der Krankenheiler, sondern der hygienische Berater auch im kleinsten sein können. Und gerade die diätetische Behandlung, die heutzutage eine immer wachsende Wertschätzung genießt, ist so recht eigentlich das Gebiet des praktischen und Hausarztes.

Die Kenntnisse in der Kochkunst haben aber für den Arzt noch eine weitere Bedeutung. Wie oft hat man nicht gerade in der letzten Zeit über die Kost in Krankenhäusern, über Mißgriffe beim Einkauf und bei der Herstellung der Nahrung selbst in großen städtischen und staatlichen Anstalten lesen müssen. In allen diesen Instituten haben Ärzte die verantwortlichen Stellen inne. Wenn sie nicht als Laien, sondern als Sachverständige im Kochen in die Küche kommen würden, dann könnte die Kontrolle viel größer sein, und die unleidlichen Vorkommnisse würden mit einiger Sicherheit vermieden werden.

Endlich ist noch auf einen bemerkenswerten Mißstand hinzuweisen. Auch das Pflegepersonal, das die diätetischen Anordnungen des Arztes auszuführen hat, besitzt leider heutzutage meist nur ungenügende Kenntnisse in der Herstellung einer guten Krankenkost. Es ist daher empfehlenswert, daß bei der Ausbildung von Schwestern und Pflegerinnen mehr Nachdruck auf die Unterweisung in küchentechnischen Dingen gelegt wird. Freilich müßten die Schülerinnen eine gute allgemeine Bildung besitzen, da für den Unterricht in der diätetischen Küche eine

ausreichende Bekanntschaft mit der chemischen Zusammensetzung der Nahrungsmittel und ihrer diätetischen Bewertung vorausgesetzt werden muß. Solche „Kochschwestern“ würden für Sanatorien und für Diätkuren im Privathause einem Bedürfnis entsprechen, und manche weibliche Kraft der besseren Stände könnte auf diesem Weg einen befriedigenden und auch lohnenden Beruf finden.

Zur Erreichung dieser Ziele ist die Errichtung von Instituten für Diätetik und Kochkunst eine unumgängliche Vorbedingung. Denn nur in einer mit staatlichen Mitteln ausgestatteten Lehranstalt können Diätetik und Kochkunst den notwendigen wissenschaftlichen Ausbau erfahren und Ärzten und Pflegepersonal in genügendem Umfange theoretischer und praktischer Unterricht erteilt werden.

Der „Ehebruch“ der Frau von Marree.

Novelle von Marthe Renate Fischer.

Florentinchen war mit ihrer Toilette fertig, stieg auf den Stuhl und nahm sich im Spiegel in Augenschein.

Das Glas hing an der Wand und war nur klein. Da sie aber den Stuhl in die gebührende Entfernung gerückt hatte, konnte sie sogar ihre Füßchen sehen mit den Kreuzbandschuhen und weißen Strümpfen und darüber den unruhigen Rocksaum ihres neuen, schönen, rotkarierten Hongkongkleides.

Nachher stellte sie sich gegenüber an die Wand und kam langsam auf ihr Spiegelbild zu, wobei sie sich in aufsteigender Linie erschaute. Zuerst das Falbengekrause um die Hüften und die entzückende Gürtelenge, danach die weiße Taille mit den rotkarierten Achselbändern, den kurzen Puffärmeln, dem nackten Hals und den nackten Armen.

Zuletzt sah sie auch ihr Gesicht, ein weiches, rundes Achtzehnjahrgesicht mit blondem Haar, das zu niedlichen kleinen Scheuklappen geflochten war, die sich über die Ohren legten. Dazu ein Näschen, naiv und verständig zu gleicher Zeit, und brave, artige, graue Augen.

Der Mund war ein Rebell. Wenngleich er noch den Zug des Gehorsams trug, so war doch in der Schwingung der Lippen ein Sehnsuchtston, eine kleine keusche Zärtlichkeit zu spüren. Aber im [illegible]örigen Maß natürlich.

Aus ihrem [illegible]schächtelchen nahm Florentine eine goldene Kette, fädelte [illegible]rch ihren Gürtel und schloß sie. Und dann setzte sie den Hut auf, eine große Schippe von weißem gekrausten Mull, [illegible] ter dem Kinn gebunden wurde.

Nun war ihr der [illegible] ur Seite durch die Hutwände abgeschlossen, und es blie[illegible] der Blick nach vorn. Aber es ist etwas Hübsches und [illegible] um solch einen eingehegten Frauenblick, der nicht [illegible] rechts und links abweicht, sondern immer nur geradeaus sieht seiner Straße nach. Kann ja darum doch etwas Lie[illegible] in seinen Gesichtskreis kommen, auf das er sein ehrliches Feuer fl[illegible]zen läßt.

Bei all der Sorgfalt, die sie ihrer kleinen Person zugewandt hatte, war ein Männerbildnis vor Florentinchens Herzen gestanden. Es war erlaubt, an Paul Hellmich zu denken, denn er war nicht gebunden. Darum blühte sie für ihn und wartete auf ihn. Er aber umwarb sie in ritterlicher, schalkhafter Weise.

Eine kleine graue Wolke stand an Florentinens Sommerhimmel: ihr Vater begünstigte die Bewerbung nicht, wennschon er ihr auch keinen [illegible]erstand entgegensetzte.

Dagegen gab es Umstände, die gewaltig zu des jungen Herrn Gunsten sprachen: Paul Hellmich war Gutsnachbar, außerdem der Bruder von Florentinens bester Freundin. Der achtzehnjährige Kopf gab diesen Zufälligkeiten hohe Bedeutung und wertete sie bei[illegible] für Vorzüge ein.

Das Mädchen wurde gerufen: „Tine, bist du fertig?“

„Ja, Mama.“

„Du mußt dich doch bei Papa präsentieren.“

„Ich komme schon.“

Die Mutter rief vom Treppenfuß aus, und das Mädchen griff eilends nach den langen dänischen Handschuhen und lief die Stufen hinab.

Der Papa betrachtete sie dann und war einverstanden. Und bald kam der Wagen, und Kuntzendorffs stiegen ein.

Die Fahrt galt einem Picknick im Walde. Teilnehmer waren die Besitzer der umliegenden Rittergüter.

Florentine, die rückwärts saß, hatte durch die Mißgunst ihres schutigen Hutes nur den Blick auf die Eltern im Fond. Sie sah die blonde Mama in Haube und Hut mit bläulichem Überrock und den Papa im blauen Frack mit blanken Knöpfen. Beide stattliche, zuverlässige Gestalten mit wegesicheren Mienen.

Die Mama hingegen, auch die Folge der Gehässigkeit eines Hutungetüms, das den Blick durch einen engen Gang ins Freie zwängte, sah vor sich nur ihr Töchterchen mit dem süßen Apfelblütengesicht. Oder vielmehr, sie sah statt des ganzen Mägdeleins nur dies liebe, kleine Gesicht, darin ihr der Wunschmund zu schaffen machte. Während der Papa, dessen Gesichtsfeld durch die blaue Mütze, die er trug, nicht eingeengt war, sogar noch weniger als die Mutter von seiner Ältesten erschaute; denn er nahm nur ihre braven, artigen, grauen Augen wahr.

* * *

Was war das für ein Sommertag! Wie viel Schmetterlinge tummelten sich am Waldrand auf der Wiese! Wenn sie ruhten, konnte man sie für Blumen halten, für weiße, blaue, gelbe, kupferfarbene. Aber im nächsten Augenblick hoben sie sich und gaukelten in der Sonne. Und wie viel Vögel jubilierten im Walde, sprangen von Zweig zu Zweig und flogen von Baum zu Baum. Und wie viel junges Volk erfüllte Wald und Wiese mit Jauchzen!

Als es nach dem Kaffeetrinken ans Spazierengehen kam, hielt sich der junge Hellmich zu Florentine. Sie hatte ihr Hutungetümchen, das sie zuvor abgelegt hatte, wieder aufgesetzt, und der junge Herr konnte nur ihr Hälschen erschauen, unter dem Hut hinten hervor noch ein paar lustige blonde Löckchen und an der weißen Hutwand ihm zur Seite einen rosaroten Rosenstrauß. Im Gürtel baumelte lustig ihr goldenes Kettchen mit einem kleinen Medaillon aus zwei Glasteilen, die in Gold gefaßt waren.

So reizend der Anblick, der sich ihm darbot, auch war, so verriet er doch sehr wenig von dem Liebreiz des Mädchens. Aber Florentine war barmherzig und drehte fleißig den Kopf, so daß ihm ihr Apfelblütengesicht zugekehrt war.

Mit der Zeit entfernten sie sich ein wenig von den andern Parteien, kamen tiefer in den Wald und sahen hier eine ganz dicke Eiche stehen. Sie stritten über die Stammweite und versuchten, mit gebreiteten Armen den Umfang zu messen. Der Stamm war so stark, daß sich ihre Hände nicht trafen. Sie selbst verschwanden vielmehr jeder auf seiner Seite hinter dem Baumriesen. Florentinchen sah von ihrem Freunde keine Spur. Er jedoch betrog ein wenig, schob den Kopf herum und erschaute die bauschenden Falten ihres roten Hongkongkleides.

Nachher schwankte ein Schmetterling vor ihnen über Kraut und Blumen, ein Trauermantel im schwarzvioletten Prachtgewande. Hellmich haschte ihn seiner Dame zuliebe.

„Soll er sterben, mein Fräulein?“ fragte er. „Wollen wir ihn als Trophäe auf Ihrem Hut befestigen?“

Sie bat um sein Leben.

„Bitte, nein, wir wollen ihn fliegen lassen!“

[illegible]n setzte ihn Hellmich säuberlich auf ihren Finger, sie die kleine, derbe Hand weit ab, und sie warteten beide [illegible]riger Spannung, daß der lose Sommervogel seine [illegible] entfalten solle. Über das Tierchen hinweg, das [illegible]nd an ihrem Finger hing, trafen sich im behutsamen, [illegible]en Blick ihre Augen.

[illegible]e ein wenig später zog er ein Stimmchen aus seiner [illegible] nahm es zwischen die Lippen und begann zu flöten. [illegible]ts den Schlag der Nachtigall nach, ihr Jubeln und [illegible]ir seufzendes Schmachten, ihre sehnsuchtsschweren, [illegible]nden Lock- und Werbelaute.

[illegible]rentinchen stand vor ihm mit gesenkten Blicken. Es [illegible], als säße sie in einer Rosenlaube an seiner Seite, [illegible]er ihnen in den Zweigen sänge Frau Philomele.

[illegible] war auch ein sehr geschickter Tierausstopfer. Wollte [illegible]e Kunst an Florentinens Kanarienvogel erweisen, der [illegible] war. Von dem Hänschen sprachen sie. Es sollte [illegible]n einfachen, mit Moos beklebten Brettchen sitzen, den [illegible]n wenig gedreht, als luge es nach der Herrin aus. [illegible]ree kam daher, der kleine, fixe, gelbe Kerl, schwadronierte [illegible]auf los und spielte sich an Florentinens Seite. Nun [illegible] Schönheit des Waldganges dahin.

[illegible]r hatten sie in einem märchenhaften Zwischenlande [illegible]ept waren sie gänzlich auf der Erde. Und machten [illegible]ge Ausflüge mit ihren Gedanken zurück und brachten [illegible]ren weichen verträumten Schein mit heim, der ihr [illegible]esicht verklärte.

[illegible] Kunzendorffs abfuhren, sagte Paul Hellmich zu [illegible]chen — es war hinter dem Kutschwagen der Eltern, [illegible]geschlagen war: „Ich habe Ihnen heute etwas sagen [illegible]mein Fräulein, aber der Hanswurst kam dazwischen." [illegible] Marree. „Nun will ich es Ihnen schreiben, und [illegible] soll es Ihnen bringen." Er drückte ihre Hand, [illegible]nme hatte halblaut und eilig geklungen.

[illegible] Vater rief: „Tine, wo bist du?" Und sie stieg ein [illegible]ittig den Eltern gegenüber.

[illegible]men dann daheim an und gingen zu Bett.

[illegible]nd sie ihre Kleider ablegte, stiegen aus Florentinens [illegible] Bilder des Tages auf, die sonnige Wiese am [illegible] mit den gaukelnden und ruhenden Schmetterlingen, [illegible]ige Stamm der Eiche, der sie, die ihn umfingen, [illegible]er trennte, so daß ihre suchenden Hände sich nicht [illegible]nten, und der matt daher schwankende Trauermantel, [illegible] Hellmich mit seiner Mütze bedeckte und ihn vorsichtig [illegible]uckenden Flügeln einfing zu Ehren seiner Dame.

[illegible]ihre Gedanken beim Schlage der Nachtigall angelangt [illegible]ch Frau Philomele aufs neue ihr Lied ertönen, [illegible]nder als es am Nachmittag geklungen hatte, [illegible]er, sehnsüchtiger rufend. Es klang vom Garten aus [illegible]rbüschen herauf.

[illegible]tinchen lauschte den Tönen voll süßer Unruhe. [illegible]ngen erglühten, ihr Herzchen hämmerte. Ach, sie [illegible] diese Läufer und Schleifer, diese Ruf- und Werbe- [illegible]ie Sehnsuchts- und Jubelklänge wiederzuerkennen.

[illegible] ob sie gleich dessen sicher war, daß es Paul Hellmich [illegible] in den Jasminbüschen flötete, so näherte sie sich doch [illegible]ter nicht, sondern saß still lauschend auf ihrer Stuhlecke. [illegible] ihr Wunschmund begann zu brennen, und in ihren [illegible]ing die Ahnung eines berauschenden Glückes auf.

* * *

Florentine am andern Morgen in der Milchkammer [illegible] Sahneabschöpfen beschäftigt war, kam das Stuben- [illegible] und sagte: „Mamsellchen soll beim Herrn Vater [illegible]." Und als Florentinchen in das Wohnzimmer trat, [illegible] Frühstückstisch der Eltern schon abgedeckt; aber die [illegible] noch im Sofa, und der Papa ging erwägend auf [illegible] in der Zimmerlänge.

[illegible] blieb dann stehen und sagte zu ihr: „Marree wird [illegible] des Vormittags kommen und um dich anhalten. Er hat schon gestern mit mir gesprochen, und ich habe durchblicken lassen, daß ich seine Bewerbung nicht für aussichtslos halte." Er sprach in einem energischen Tone, zögerte einen Augenblick u[illegible] fuhr dann fort: „Wenngleich ich ihm nicht verhehlt habe, daß ich keinen Zwang zu seinen Gunsten ausüben werde."

Florentinens Gesicht war ängstlich geworden, ihre Augen hatten sich mi[illegible] Tränen gefüllt.

Der Vater sagte stre[illegible] „Du weinst doch nicht, Tine?" Und ohne ih[illegible] Antwort a[illegible]arten, fuhr er fort: „Ich habe beobachtet, daß Hellmich [illegible] den Hof macht. Ich will nicht sagen, daß man ihn nicht ernst nehmen kann, denn er ist ein rechtschaffener Mensch. Aber er macht Gedichte. Er stopft Tiere aus. Er deklamiert. Er schalmiert. Um ein ganz tüchtiger Mann zu sein, dazu sind seiner Interessen zu viele. Außerdem sind die Vermögensverhältnisse des alten Hellmich keine guten."

Er schwieg und suchte nach weiteren Worten für das, was er sagen mußte.

Nach einer kleinen Pause hub er wieder zu sprechen an: „Daß meine Gesundheit nicht die beste ist, weißt du. Mir wäre darum, auf Grund der Befürchtung, daß ich zeitig sterben könnte, eine große Last vom Herzen genommen, wenn ich dich gut versorgt wüßte. Marree hat freilich seine Eigenheiten, in die sich seine Frau wird fügen müssen; aber ich habe das Vertrauen zu ihm, d[illegible], [illegible] sie immer anständig behandeln wird. Du würdest dann [illegible] eventuell, wenn du ihn zu heiraten einwilligst, einmal [illegible] deinen Geschwistern eine Stütze sein können."

Er hatte vor dem Mädchen gestanden, drehte sich jetzt um und ging mit gesenktem Kopfe wieder auf und ab. Das tat er häufig, und es war immer der Ausdruck irgendwelcher Sorge bei ihm.

D[illegible] Mutter, die ängstlich das Gesicht ihres Kindes im Auge behalten hatte, schattete diese jetzt mit der Hand und seufzte ein wenig. Florentine sah, d[illegible] sie schon im Tagkleide war, mit der Tüllhaube, deren blau[illegible]benbänder nicht gebunden wurden, sondern frei ü[illegible] [illegible] Schultern herabhingen zu beiden Seiten. Sie stand hilfl[illegible] da, ihr Mund zitterte.

Den Vater mochte der S[illegible] einer Frau beunruhigen, denn er blieb plötzlich stehen, [illegible] Tochter scharf an und sagte streng: „Du weinst do[illegible] etwa . . ." und wie sie schnell ihre Schürze hob und d[illegible] Tränen aus ihren Augen wischte, trat er wieder vor sie hi[illegible] [illegible]etzt nun die Hände auf dem Rücken und das Gesicht bekümmert.

„Tine," sagte er, „wenn du den [illegible]ellmich nimmst — da kommst du in ein Sorgenlebe[illegible] — Das wird der Nagel zu meinem Sarge — wenn ich die Heirat zugeben muß. — Der Nagel zu meinem Sarge . . ." wiederholte er ausdrucksvoll. „Geh jetzt und zieh dich an auf alle Fälle . . ." Er faßte sie um das Kinn und sagte mit schwerer Stimme: „Du bist meine gute Tochter, die mir immer Freude gemacht hat . . ." nahm seine Promenade wieder auf und blieb wieder stehen.

Dabei sah er, wie sein Kind auf d[illegible] Wege zur Tür die Hand zu den Augen führte mit einer g[illegible]ollen Tränengebärde.

Er rief ihren Namen.

Sie kam gehorsam daher.

Und so standen sie einander gegenüber . . .

Eine kleine Weile später war Florenti[illegible]e in ihrem Stübchen und legte das Morgenkleid ab. Den [illegible] zum Ungehorsam hatte sie nie gekannt. Sie hatte vielmehr immer das Bestreben gehabt, den Ihren Freude zu machen. Darum konnte sie auch jetzt nicht der Nagel zu ihres Vaters Sarge sein. Es kam gar nicht in Frage, daß sie sich widersetzen könne, daß sie seine Erwartungen könne zuschanden machen.

Aber ihr Herz tat ihr weh, und sie biß ihre Zähnchen hart aufeinander, um tapfer zu bleiben.

Und dann sagte sie vor sich hin: „Du weinst doch nicht etwa? . . ." und ein zweitesmal, aber energischer: „Tine, du

weinst doch nicht? . . ." Und schlug einen strengen Ton an, der im Einklange mit dem Tonfalle des Vaters stand.

Endlich war sie fertig angekleidet mit hellem Kattunkleidchen, bloßarmig und bloßhalsig. Und nun kam der Drang zum Laufen in ihre Füße, und sie huschte in den Park und ging hier in den einsamen Wegen umher.

Aber sie war nicht müßig auf ihrem Gange. Sie verstaute all die feinen, süßen Wünsche ihres Herzens in eine abgrundtiefe Kammer ihrer Seele, darin sie langsam sterben sollten.

Gerade als sie den schweren, eisernen Riegel vor die Kammertür schob, rief eins ihren Namen. Hannchen Hellmich huschte herbei, hochrot vom schnellen, langen Laufen.

„Hier, Tine", sagte sie.

Florentine, anstatt das dargebotene Briefchen entgegenzunehmen, schob die Hände auf den Rücken.

„Nimm doch!" sagte Hannchen dringlich. Und sie fügte mit schelmischem Nachdruck hinzu: „Von Paul . . ."

Florentinens Mund sah ein wenig verschwommen aus, und in ihren Augen lag eine eigne kleine Kühle, die abweisende Sprache führte.

Hannchen sagte befangen: „Wie du auch bist . . . Ihr habt euch doch nicht gezankt . . . Willst du nicht gefälligst den Mund auftun, Tine . . ."

Aber Florentine war nicht imstande, eine Silbe hervorzubringen.

Eine sonderbare Erlösung wurde ihr zuteil, das Stubenmädchen kam und rief sie zum Vater.

„Mamsellchen soll zum Herrn kommen. Der Herr von Marree ist da."

* * *

Das Leben kam ganz anders, als Florentine es sich gedacht hatte. Die Entsagung, da sie die Frau des Herrn von Marree war, vollzog sich als eine Notwendigkeit, nüchtern und ohne Zwischenfälle.

Ihre Tagesarbeit bestand darin, einen Alltag um den andern zu bezwingen. Ferner hatte sie sich in die Eigentümlichkeiten des Herrn von Marree einzugewöhnen. Und dann hatte sie es sich auch zur Pflicht gemacht, wo er durch Laune und Dünkel gekränkt hatte, doppelte Freundlichkeit walten zu lassen. Das trug ihr im Laufe der Zeit den Ruf großer Güte ein und einen netten, kleinen Heiligenschein.

Sie wurde eine stattliche Frau, auf deren Schönheit ihr Mann sehr stolz war. Kindersegen war ihr nicht beschieden. Dafür hatte sie das Glücksgefühl, ihren Geschwistern, wie ihr Vater vorhergesehen hatte, in schwierigen Lagen helfend beistehen zu können.

Im Laufe der Jahre starben ihre Eltern dahin, ein Teil ihrer Geschwister folgte nach, zuletzt auch der Herr von Marree nach längerem Kranksein.

Als Frau von Marree sechsundsechzig Jahre alt war, trug sie seit fünf Jahren das Witwenhäubchen und stand ziemlich allein auf der Welt. Sie lebte in einer schönen, kleinen Villa mitten in einem wundervollen Rosengarten. Die Familie Hellmich war allgemach, und ohne daß sie es zu verhindern gesucht hatte, ihren Augen entschwunden.

Als sie ein paar Wochen verheiratet gewesen war, war Hannchen Hellmich eines Tags in ihrem Haus erschienen mit dem ausgestopften kleinen Kanarienvogel.

Beim Abschied hatte sie bitter gesagt: „Nun ist Pauls Brief doch an seine Adresse gelangt. Er liegt zwischen den Brettchen unter dem Kanarienvogel." Und die kleine Frau von Marree hatte mit Schrecken wahrgenommen, daß das Brettchen, auf dem ihr Hänschen stand, sich aus zwei dünnen Holzschalen zusammensetzte, die durch Schrauben miteinander verbunden waren.

Der höhnische Ton, in dem Hannchen zu ihr gesprochen, hatte die junge Frau gewarnt, und sie war drum und dran gewesen, das Hänschen dem Feuertode preiszugeben. Schließlich hatte sie es aber in eine Pappschachtel getan und auf den Boden einer großen Truhe gelagert, von welch wahrsam aus es nicht mehr ans Tageslicht gekomm

Mit der Schönheit der Frau von Marree war da nicht zärtlich umgegangen. Weil ihr Dasein sich im ebener Straße abgespielt hatte, sie durch keine Gründe Schmerzen gepilgert war und über keine Höhen ja Seligkeiten, weil sie immer nur gegangen und nie g war, immer nur sich dahinbewegt und nie zum Flug hoben hatte, so war die Schrift in ihren Zügen klein drucklos geblieben. Nichts erinnerte mehr in dem Frau von Marree an das Apfelblütengesicht ihrer achtze — mit dem naiven Näschen, den braven, artigen Augen Munde, der ein Rebell war, weil er den Sehnsuchtsto Zärtlichkeitston auf den Lippen trug. Das Gesicht und dabei flach auseinandergelaufen, die Augen wa und trübe, der Mund breit, häßlich, ausdruckslos.

* * *

Frau von Marree ließ ihre große Truhe aus mit Leinwandvorräten angefüllt war. Sie saß Stuhle daneben, während das Hausmädchen Ballen heraushob, der Herrin präsentierte und nach deren den Fußboden niederlegte.

Zuletzt kam eine graue Pappschachtel zum Vor wohlverwahrt in einer Lücke gestanden hatte.

Frau von Marree wußte sich nicht gleich z was sie etwa in der Pappschachtel aufbewahrte, hol den Deckel, schob an den Hüllen von vermorschte papier und erblickte das Hänschen, den kleinen a Kanarienvogel. Er sah wohl ein bißchen verdorrt aber im allgemeinen ziemlich gut erhalten.

Die Frau von Marree nahm die Schachtel Wohnzimmer, wo sie sie auf ihren Nähtisch niedersc

Darauf nahm sie Platz im Sessel davor.

Und nun war sie töricht und wollte ihren wehren, in die Vergangenheit zurückzustreifen, in weitgerückte Vergangenheit ihrer Jungmädchenjahre. vielmehr zu allerlei wirtschaftlichen Betrachtungen h auch zu gemeinnützigen, zu Erwägungen der Wohlt

Sie half der Armut viel und gern. Sie Menschen von der Seite moralischer Reinlichkeit u licher Bravheit aus. Trunkenbolden und leichtfertige stillte sie nicht den Hunger.

Aber die Gleichgültigkeit gegen die graue Sc nicht echt. Und weil die Frau von Marree sich z anderer Seite ihr Interesse wachzurufen, so stellte ein zwiespältiger Gedankengang ein, dessen Unterton Schachtel bildete.

Das ging so eine Weile hin, bis Frau von M wurde und der Vergangenheit ihr Recht gewährte.

Sie nahm die Schachtel in die Hand, drehte und sie. Dachte, daß man heutigentags eine so häßli wie sie die Schachtel aufwies, nicht mehr anfertige die Schachteln auch besser klebe. Jeglich Dina habe zurzeit weltmännischeren Anstrich erlo die Menschen, die weniger höflich seien Jugendjahre.

Und nun machte sie die Schacht Vogel heraus.

Sie betrachtete auch ihn auf seine A. ung sie ihn auf s. Nähtisch stellte, ein hübsches, ov mit Laubenanlage, um die sich Efeu rankte.

Ihre Gedanken hielt sie an Bändern fest, um i zu kürzen. Und das war eine gefährliche Maßnal nun umkreisten sie Nahes und Altgewohntes.

Dabei stießen sie auf eine Gräberstraße, die in u langem Zug aufgebaut war, eine traurige Straße nackt harter Alltage, denen jeder Adel fehlte — — ihre

Das Herz der Frau von Marree erschrak un unruhig zu schlagen, ihr häßlicher Mund zitterte, ihre

Augen füllten sich mit Tränen an. Und ihre Seele richtete sich auf, und sie hörte mit geschärften Sinnen müde, schlürfende Schritte, die ein sonderbares Klirren begleitete wie von nachschleifenden Ketten.

Da dachte die Frau von Marree: Vielleicht haben wir schon einmal gelebt auf einer andern Welt und sind ob unsrer Sünden von Gott zur Hölle verurteilt worden. Und das hier ist die Hölle ... unser Leben auf der Erde.

* * *

Als das Hänschen drei Tage unter dem Efeudach auf dem Nähtisch der Frau von Marree gestanden hatte, war deren Widerstand gebrochen, und sie streckte ihre Hand aus, nahm das Vögelchen und untersuchte die Schrauben, die den Standplatz, das Doppelbrettchen, zusammenhielten. Erst bohrte sie mit einem Taschenmesserchen daran umher, dann mit der Schere. Ihr Gesicht sah grau und welk aus, ihre Hände bewegten sich unstet.

Ohne große Mühe bewerkstelligte sich die Teilung.

Ein gelbgewordenes Blatt Papier, in eine kleine Bucht gelagert, die in das Brettchen eingeschabt war, fiel der Frau von Marree in die Hände.

Ein Heer von begrabenen, unausgenutzten Empfindungen versuchte Auferstehung in ihr zu feiern und blasse Anrechte geltend zu machen.

Sie sah die Schriftzüge des Briefes an, daß sie sprechen sollten.

Sie las den Brief.

[illegible] Fräulein!

[illegible] Sie mich [illegible] lassen werden, [illegible] es wage, mich brieflich [illegible] zu wenden. Meine Hochachtung und Verehrung für Sie sind beide so groß, daß sie meine Lippen versiegeln, so sehr diese auch danach streben, sich zu öffnen und ihre Gefühle auszusprechen. In Ihrer Gegenwart, mein Fräulein, ist das Leben immer vollkommen schön und erregt in Ihrem ergebenen Diener nicht den Wunsch

Copyright by Messrs. S. Hildesheimer & Co., Ltd., London.

Stilles Geständnis.

Gemälde von L. Alma Tadema.

einer augenblicklichen Änderung, wenngleich er weiß, daß eine Steigerung seiner Glücksgefühle wohl möglich wäre. Sind Sie dagegen nicht in meinem Gesichtskreise, so erwacht meine Sehnsucht nach dieser Steigerung und nach Ihrem Besitz, der mich immer Ihrer Gegenwart würde lassen teilhaftig werden. Denn ich liebe Sie, Florentine. Mein Herz ist ganz von Ihnen ausgefüllt, Ihr liebes Bild ist in meine Augen gewissermaßen eingebrannt, so daß ich allerorten Sie sehe und meine Gedanken mit nichts anderm mehr beschäftigen kann. Verzeihen Sie, daß ein Kühner erhofft, daß Sie diese seine Liebe erwidern, wenn auch vielleicht ein wenig weniger stark, und daß er erhofft, daß Sie seine Wünsche einer Vereinigung für das Leben teilen. Ich kann Ihnen zwar keine Reichtümer bieten, mein geliebtes Mädchen, aber ich werde immer die Sorge von Ihrer angebeteten Person fernzuhalten wissen. Und wie ich Sie auf meinen Händen durch das Leben tragen werde, so werde ich auch meine Brust jedem Kummer entgegenwerfen, der Ihr Herz als Beute ausersehen hat.

Ich erwarte mit klopfendem Herzen den Nachmittag, der mich zu Ihnen führen soll, und unterzeichne mich indessen als

Ihren ganz ergebenen Diener

Paul Hellmich."

Das war der Brief, den die Frau von Marree gelesen hatte — um achtundvierzig Jahre zu spät gelesen hatte.

Ein Drehen hub in ihrem Kopf an, eine Unordnung der Gedanken entstand, die formlos durcheinanderfuhren. Darauf versank die alte Frau allmählich viele hunderttausend Klafter tief in die Erde.

Als die schwarze Finsternis, die ihren Geist umlagert hatte, sich endlich verzog, fühlte die Frau von Marree den belebenden Schein einer strahlenden Sommersonne, sah eine grüne Wiese, die von Schmetterlingen bevölkert war, und auf dem Fußpfädlein zwischen Wald und Wiese zwei sittige junge Menschenkinder mit liebewarmen Herzen — sich selbst und Paul Hellmich. Die kleine, brave Florentine Kuntzendorff trug wieder das rote Hongkongkleid mit dem Gürtelkettchen, und der zärtliche, schalkhafte Zögerer Paul ging einher in der längst verschwundenen Tracht des blauen Fracks mit gelben Knöpfen. Ihr Köpfchen mit den goldig blonden kleinen Zopfscheuklappen war in den großen, schutigen Wangenhut mit dem rosafarbenen Rosenstrauß eingeschlossen; aber sie drehte es fleißig ab und zu, auf daß Paul Hellmich ihres Anblickes dennoch teilhaftig werde. Und sie wußte, daß seine Zeit durch dieses Manöver recht eigentlich eingeteilt wurde in Erwartungsminuten und Festtagssekunden, in Minuten süßer Spannung, in denen seine Seele sang und dichtete, und in Sekunden stummen Glückes, in denen seine Augen in die ihren tauchten.

Sie trafen wieder auf die riesenhafte Eiche, sie sahen wieder den Trauermantel, den Paul Hellmich griff, mit zuckenden Flügeln an ihrem Finger hängen. Und dann erklangen wieder die Flötentöne seiner Nachtigallenweisen. Ganz klar und deutlich tauchten die Bilder auf in natürlichen Farben des hellen Tages.

Darauf aber hub ein Gebären neuer Bilder, ein Tasten in die Zukunft an. Florentine träumte von Rosenlauben im Glanze der Blüte — sie sah sich selbst, wie sie einem jungen tapfern Paare mit fleißiger Hand die bescheidene Mahlzeit bereitete. — Sie war aber nicht die Frau von Marree geworden, sie schaltete als Paul Hellmichs Ehefrau.

Bild um Bild zog an ihrem Herzen vorüber, ein wenig blaß in der Tönung, ein wenig unklar in den Umrissen. Sanfte Stunden still innigen Beisammenseins kamen daher, heilige, glückliche Stunden keuschen Sichangehörens, und ihr Fuß begegnete keiner Entwürdigung, wohin sie ihn auch setzen mochte.

Ein heißes, wehes Bangen begann das Herz der gealterten Frau zu bewegen ob dieser ungelosteten Seligkeiten, ein leidenschaftliches Hungern und Dürsten stellten sich ein. Ihre Wangen röteten sich, ihre Augen leuchteten.

Ein Fieber kam über die Frau von Marree, das ihr einen Schimmer junger Kraft verlieh. Nun federte ihr Schritt, und ihre Stimme klang.

* * *

Der heilige Zorn, daß sie verkürzt worden war, ließ allgemach nach. Und ein paar Tage später, als die Frau von Marree durch ihre Putzstube ging, erblickte sie das Bild ihres Gemahls an der Wand, wie es gelb, dürr und verärgert aus seinem Goldrahmen herniederschaute. Sie war die letzten Tage dahingegangen, ohne den seligen Marree zu sehen.

An der andern Wand hingen die Bilder der Eltern, kleine schwärzliche Porträte in Ölmalerei. An dem Porträt des Papas erkannte die Frau von Marree den strengen Blick, der zu fragen schien: „Du weinst doch nicht, Tine?"

Da hörte ihr Herz auf, eigenwillige Sprache zu führen, und sie schlug ihre Augen nieder.

Die Hirtenflöten verstummten, eine schmälende, gequälte Musik bildete den Übergang zu eindrucksvollen Trauerklängen. So stand die Frau von Marree zwischen den Bildern ihrer verstorbenen Lieben, immer noch die Augen niedergeschlagen.

Sie hatte Ehebruch begangen. Sie war vom Pfade strenger Tugend abgewichen mit ihren Gedanken. Sie hatte die Lebzeiten ihres Ehemannes zurückgerufen und hatte in fremden Rosenlauben mit einem Galan gesessen. Denn die vergangene Zeit gehörte dem seligen Marree, daran durfte nicht getüftelt werden.

Eine längst verklungene Stimme weckte die Frau von Marree aus ihren Gedanken.

„Du bist meine gute Tochter, die mir immer Freude gemacht hat", sagte das Bild ihres Vaters zu ihr.

Und dann fing auch der selige Marree zu sprechen an.

„Ja, wer sollte denn sonst helfen," sagte der dürre, gelbe Herr an der Wand, „wir werden doch wohl helfen müssen . . ." und wenn auch der Ton verärgert und gallig war, so war doch keinerlei Vorwurf darin enthalten. So, in diesem Sinne, hatte er aber immer gesprochen, wenn es sich um Zubuße für ihre Geschwister gehandelt hatte.

Gedemütigt und beschämt schlich Frau von Marree von hinnen. Schwer ließ sie sich in ihren Stuhl gleiten dem Nähtisch gegenüber. Und als sie hilflos und ratlos auf das efeuberankte Laubendach starrte, erschaute sie das Hänschen darunter, das den Kopf zur Herrin drehte.

Sie saß dann der kleinen ausgestopften Kreatur gegenüber und hielt Gericht über sich selbst.

Sie mußte ihren Heiligenschein vom Haupte nehmen, den hübschen, kleinen, blanken Heiligenschein, um den sie gelebt hatte, um den sie ihre Seele hatte lassen Hunger leiden.

Sie war zwar nur eine Sünderin der Gedanken gewesen, aber ihre Sünde wog doppelt schwer, weil ihr die Unterscheidung dessen, was recht und unrecht ist, war gegeben worden. Sie hatte Zeit ihres Lebens nur schwarz und weiß gelten lassen. Sie hatte nie Anwälte gedungen, um eine schiefe Sache gerade zu reden.

Frau von Marree begann sich zu grämen. Der Gram machte ihren häßlichen flachen Mund doppelt ausdruckslos, den Mund, der vordem ein Rebell gewesen war, mit dem wundervollen Zuge keuscher Zärtlichkeit, er machte ihre Augen noch trüber und milchiger, die grauen Augen, die vordem brav und gläubig und tapfer in die Welt geschaut hatten. Weil das Leben mit seinen nüchternen Jahren so viel an ihrem äußeren Menschen verwüstet hatte, darum war jetzt nichts vorhanden in ihren Zügen, was den Ausdruck ihres Jammers und Leides verklärt oder gemildert hätte. Trostlos und nackt starrte es aus dem steifen, breiten Gesicht, über das langsam die Tränen rollten.

* * *

Das Hänschen, der unschuldige kleine Verführer, der Teufel im Vogelkleide, stand noch eine Anzahl Tage auf dem Näh-

tischchen der Frau von Marree. Er war mit einem Taschentuch verhängt wie mit einer Leichendecke. Nachher aber stand er frei da als Züchtigung ihrer. Frau von Marree hatte das tiefinnerliche Gefühl der Schuld und strafte sich durch Demütigung, indem sie sich den Anblick des Anstifters zu ihrem Fall und Fehltritt aufnötigte.

Allmählich aber wuchs eine Art Feindseligkeit gegen den kleinen gelben Erheiterer ihrer Mädchenjahre durch diese Züchtigung in ihr auf, und sie nahm endlich das kleine Tier, verpackte es wieder in die brüchigen Seidenpapiere und versenkte es in den grauen Papplasten. Dieser wurde alsdann der großen Truhe zurückgegeben, die ihn achtundvierzig Jahre beherbergt hatte. Da mochte er stehen bis zum Tode der Frau von Marree und dann eine Auferstehung feiern, gleichviel welche.

Paul Hellmichs Brief wurde zum Feuertode verurteilt.

Frau von Marree legte ihn auf das kleine, durch die Einbuchtung gekennzeichnete Brett wie auf ein Tablettchen und stellte ihn auf einen Scheiterhaufen schmaler Holzstückchen, den sie im Kamin aufgeschichtet hatte. Durch irgendwelche Gedankenlosigkeit hatte sie den Brief aufgeschlagen.

In Erwartung der mordenden Flamme las sie: „In Ihrer Gegenwart, mein Fräulein, ist das Leben immer vollkommen schön und erregt in Ihrem ergebenen Diener nicht den Wunsch einer augenblicklichen Änderung, wenngleich er weiß, daß eine Steigerung seiner Glücksgefühle wohl möglich wäre. Sind Sie dagegen nicht in meinem Gesichtskreise, so erwacht meine Sehnsucht nach dieser Steigerung und nach Ihrem Besitz, der mich immer Ihrer Gegenwart würde lassen teilhaftig werden. Denn ich liebe Sie, Florentine . . ."

Das Blatt lief braun an und krümmte sich, die Flamme machte es zu einer gelbrot flatternden Freudenfahne.

Am Saum dieser Fahne las die Frau von Marree mit hungrigen Blicken: „Und wie ich Sie auf meinen Händen durch das Leben tragen werde, so werde ich auch meine Brust jedem Kummer entgegenwerfen . . ."

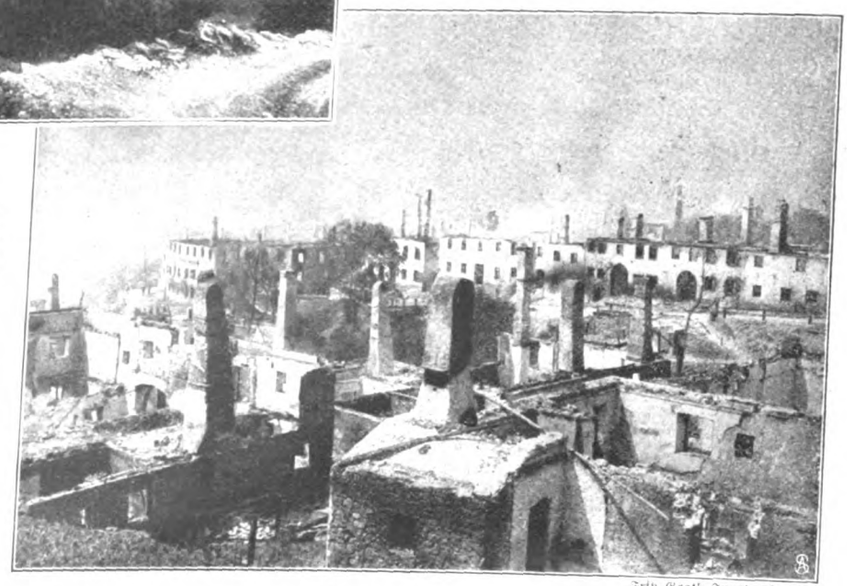
Die Flamme erlosch — ein schwarzes Blättchen blieb zurück, das zerbröckelte und zu Asche zerfiel.

Die Frau von Marree, die vor dem Kamin kniete, dachte ergeben: Vielleicht haben wir schon einmal gelebt . . . und sind großer Sünden schuldig gewesen . . . Und das hier ist die Strafe unsrer Sünden — unser Leben auf der Erde . . .

Der Brand in Zirl. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Eine grausige Feuersbrunst hat, wahrscheinlich durch kindliche Unvorsichtigkeit entstanden, am Abend des 21. Juni die Tiroler Ortschaft Zirl zerstört. Alle Tiroler Touristen, die einmal die Strecke Innsbruck-Landeck gefahren sind, kennen das reizende kleine Dorf, das, nahe bei Innsbruck und nur 20 Minuten weit von der berühmten Martinswand gelegen, von der malerischen Ruine Fragenstein überragt wird. Heute ist es nur noch ein rauchender Trümmerhaufen. Trotz aller Bemühungen der einheimischen und auswärtigen Feuerwehren gelang es nicht, den Brand zu beschränken — der herrschende Sturm ward dem eng gebauten Orte zum Verhängnis, und es fehlte an Handbeilen und sonstigen Werkzeugen, um eine schützende Bresche vor den noch unversehrten Häusern einzureißen. Nur 20 konnten gerettet werden, 1300 Personen aber wurden obdachlos. Leider sind auch Verluste an Menschenleben zu beklagen — acht Personen sind in den Flammen umgekommen und viele andere mehr oder minder schwer verletzt. Die Katastrophe ist die schwerste, die seit Menschengedenken Tirol heimgesucht hat, und werktätige Hilfe tut den Unglücklichen dringend not!

Max Löhrich, Innsbruck, phot.

Zirl vor dem Brande.



Fritz Gratl, Innsbruck, phot.

Die Brandstätte

Die Feuersbrunst im Tiroler Dorfe Zirl am 21. Juni.

Schubert. (Zu dem Bilde Seite 599.) Ein unendlich tragisches Geschick hat das Leben Franz Schuberts, dieses innigsten, tiefsten, deutschesten aller Liederkomponisten, in seine dunklen Schleier gehüllt, und nur wer dieses Lebens ewig getäuschte Hoffnungen, versagte Wünsche, dumpfe Engigkeit kennt, versteht auch die Schwermut, die über seinem Schaffen ruht und den Unterton all dieser unerschöpflich quellenden Melodien abgibt. Arm und häßlich, als Sohn eines Wiener Schulmeisters, stellte der Elfjährige sich im Konservatorium vor und wurde vom Spott seiner Kameraden überschüttet; aber das Gottesgnadentum seines Talents ward bald genug sichtbar — schon mit 16 Jahren kehrte Franz Schubert, von dem seine Lehrer erklärten, daß er „vom lieben Gott selbst" gelernt, ins Elternhaus zurück, und drei Jahre später komponierte er den „Erlkönig", dies gewaltige Tongemälde, in dem alle Töne der Leidenschaft, des Schmerzes, der Angst und Verführung angeschlagen werden. Und ein Leben, nach außen dürftig und eigen, nach innen von unbeschreiblichem Reichtum, begann, ein Leben, das nur allzubald,

mit 31 Jahren schon, seinen Abschluß finden sollte, das ihm selbst das bescheidene Stück Brot, nach dem er suchte und rang, nicht bot. Nur in Träumen fand er, was die Wirklichkeit versagte, und so spann er sich mehr und mehr in ein träumerisches, weltabgewandtes Wesen ein, untertauchend in den Melodieen, deren Fülle er kaum bewältigen konnte. Die einzige Freude, die er sich gönnte, waren lange Fußwanderungen durch die herrlichen Alpen seiner Heimat oder beschauliches Spazierengehen in den stillen Vorortstraßen Wiens. Auf einem solchen zeigt ihn uns der Maler Otto Nowak, und er hat es verstanden, dieser schlichten Gestalt mit dem ergeben getragenen Haupt nicht nur den Stempel der Schwermut, sondern auch das Visionäre des Ausdrucks zu geben, das das Lauschen der Künstlerseele verrät.

Tizians Madonna mit den Heiligen Franziskus und Blasius in Ancona. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Anläßlich eines interessanten Prozesses, den Angehörige der gräflichen Familie Bonda gegen den italienischen Staat um Herausgabe des auf zwei Millionen Lire geschätzten Gemäldes führen, steht dieses augenblicklich im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses. Das Bild erinnert in seinem oberen Teil einigermaßen an die Madonna von San Niccolo de'Frari in der Pinakothek des Vatikans, bei der freilich das schöne Halbrund des oberen Abschlusses, für das beide Kompositionen berechnet sind, barbarischerweise später verstümmelt wurde. Über einem Geschiebe dunkler und lichter Wolken erscheint, von Engeln getragen und von kränzebringenden Engeln umschwebt, die Madonna, ihr Kind in den Händen, das sie mit lieblich ernstem Neigen des Kopfes den Untenstehenden zeigt. Von diesen weist rechts der heilige Blasius mit leidenschaftlicher Erschütterung nach der himmlischen Erscheinung, während er zugleich als Protektor die Linke auf seinen neben ihm knienden Schützling legt. Die malerische Verbindung der unteren Szene mit der oberen wird durch den ausgestreckten Arm des heiligen Blasius und durch die Blickrichtung des inbrünstig aufwärtsschauenden heiligen Franziskus auf der Gegenseite hergestellt. Zwischen den beiden unteren Gruppen sieht der Beschauer in eine zarte weiträumige Landschaft, aus der Turm und Baum den Blick wieder, sachte zwingend, zur Höhe leiten.

Tizians Madonna mit den Heiligen Franziskus und Blasius in der Minoritenkirche zu Ancona, ein auf zwei Millionen Lire geschätztes Streitobjekt.

Vermißtenliste der „Gartenlaube". Wir bringen im Anschluß an die in Nr. 46 des Jahrganges 1907 erschienene Vermißtenliste eine Fortsetzung mit dem Wunsche, daß wiederum eine Anzahl Verschollener ihren Familien zugeführt werde.

828) Ein Sohn sucht seine Mutter, die in erster Ehe mit dem Buchhandlungsgehilfen Max Strubel verheiratet gewesene Frau Anna Strubel, geb. Bauer. Sie soll sich im Jahre 1895 oder 1896 mit einem Schauspieler wieder verheiratet haben, dessen Name nicht bekannt ist, und der dem Vernehmen nach in Düsseldorf verstarb. Die Gesuchte, die jetzt 44 Jahre alt ist, hält sich vermutlich als Mitglied einer Schauspielergesellschaft in der Rheingegend auf.

829) Der Unterschweizer Reinhardt Fritz Gräsner aus Chemnitz, 1890 geboren, wird von seiner Mutter gesucht. Er arbeitete im September 1906 bei der Gutsverwaltung in Merlbach bei Ebenhausen in Oberbayern und hat seitdem seine Mutter ohne jede Nachricht gelassen.

830) Eine andere Mutter sorgt sich um ihren in Südamerika verschollenen Sohn, den Tischler Paul Dittert. Die letzte Nachricht von ihm kam von der Hazienda Milagro bei dem Orte Llanchamayo in Peru, datiert vom 19. Juni 1904. Er wollte über Guayaquil nach Quito in Ecuador, scheint aber nicht dahin gelangt zu sein. Nach Auskunft der Behörden ist er bei Verlassen von Llanchamayo geistig nicht ganz gesund gewesen. Er ist 1879 geboren, von kleiner Statur, hat dunkelblondes Haar und Vollbart, trägt ein künstliches Auge und spricht Spanisch.

831) Die hochbejahrte Mutter des seit Februar 1892 von Waase auf Rügen verschwundenen Pastors Richard Heinrich Wilhelm Schneider, der 1861 in Neustettin geboren ist, möchte vor ihrem Ende noch einmal von ihm hören oder erfahren, ob er gestorben ist. Der Gesuchte hatte zur bezeichneten Zeit einen vierzehntägigen Urlaub nach Berlin. Da er freundschaftliche Beziehungen nach Sao Paolo in Brasilien hatte, ist es nicht ausgeschlossen, daß er sich dahin gewendet hat.

832) Im September 1898 hat der Steward Hugo Pfannenstiel in Neuyork abgemustert, nachdem er sechs Jahre auf Schiffen der Hamburg-Amerika-Linie Dienst getan hatte. Seitdem ist er für seine Eltern verschollen, und diese bitten, um Gewißheit über sein Schicksal zu erhalten, herzlich um Nachrichten über ihren jetzt 37 Jahre alten Sohn.

833) Karl Hermann Fischer, geboren 1878 zu Lomnitz, Kreis Waldenburg, hat im Herbst 1901 aus Leipzig seiner Mutter zum letztenmal geschrieben. Er war vorher in Greifenberg in Schlesien als Kontorist tätig und nach Leipzig zur Messe gefahren. Ob er daselbst eine Stelle antreten wollte, oder was er sonst vorhatte, ist der Mutter nicht bekannt.

834) Der Matrose Jean Schön ist seit 1905 für seine Eltern verschollen. 1872 in Wiesbaden geboren, hat er als Kaufmann gelernt, ist dann sieben Jahre als Matrose gefahren und sandte unterm 28. August 1905 aus San Diego die letzte Nachricht. Er gab als neue Adresse die Sailors Union in Tacoma (Wash.) an, die er besuchen wollte, hat aber nie wieder von sich hören lassen.

835) Anton Stöwer, Gärtner aus Meerhof in Westfalen, 1864 geboren, wird von seinem Bruder aufgerufen. Er ist im 17. Lebensjahre nach Amerika ausgewandert und hat sich in Baltimore aufgehalten, von wo er vor etwa fünf Jahren Erkundigung nach seinem Bruder, der ihn jetzt sucht, einzog.

836) Der Bäcker und Konditor Karl Franz Kühne aus Liebenwerda wird von seinem Neffen gesucht. Vor etwa 18 Jahren soll Nachricht aus einem Krankenhaus an die Behörde von Liebenwerda ergangen sein. Der Gesuchte wäre jetzt 64 Jahre alt.

837) Theodor Reinhard Windisch hat, obwohl er vorher fleißig schrieb, seit 1901 keine Nachricht mehr gesandt. Seine alte kranke Mutter trägt große Sorge um ihn und bittet dringend um Auskunft über seinen Verbleib. Bis 1901 war er in Neuyork als Koch tätig, von wo er unter der Adresse des Kochvereins zuletzt geschrieben hat. Alter 40 Jahre.

838) Von seinem Vater wird der 26 Jahre alte Wilhelm Theodor Burger aus Bruck in Bayern gesucht. Vor 3 Jahren hat er sich in Wolfertschwenden bei Lindau aufgehalten und wollte nach der Schweiz; vor einem Jahre soll er in Hamburg gesehen worden sein.

839) Der Bäcker Karl Friedrich Wilhelm Möws, 1876 in Warschow bei Schlawe geboren, schrieb im Jahre 1902 aus Milwaukee, Clintonstreet 426, an seine Schwester und seitdem nicht wieder.

840) Heinrich Woort aus Rosenheim verließ im Juli 1893 Berlin, angeblich, um nach Australien zu gehen, hat aber die ganze Zeit her nichts wieder von sich hören lassen. Wer könnte Auskunft geben? Kennt vielleicht einer seiner Pensionsfreunde aus Yverdon seinen Aufenthaltsort? Alter 40 Jahre.

841) Peter Hofbauer, 1858 in Geisenfeld in Oberbayern geboren, schrieb zuletzt im Februar 1894 unter der Adresse Painter Hanston, Neuyork, 179 East Street, City, seiner jetzt hochbetagten Mutter. Letztere, in deren Vermögensverhältnissen eine Änderung eingetreten ist, sehnt sich nach einem Lebenszeichen von ihm. Der Gesuchte war früher Buchdrucker, hat jedoch in Amerika als Kellner und Maler gearbeitet.

842) Der Kellner Leonhard Jarosch aus Troppau hielt sich bis Juni 1902 in Paris auf, wollte dann nach London, ließ aber nichts mehr von sich hören. Vermutlich ist er jetzt in Amerika. Er ist 36 Jahre alt, spricht Deutsch, Böhmisch, Französisch und Englisch. Sein Bruder sucht ihn.

843) Im Jahre 1899 verließ der Zuschneider Wenzel Morawetz aus Petrowitz in Böhmen seine Frau und seinen einzigen Sohn, ohne

jemals wieder Nachricht zu geben. Es fehlt jeder Anhalt, wohin der Verschollene, der jetzt 60 Jahre alt wäre, sich gewendet hat. Für jede auf seine Spur leitende Nachricht sind die Angehörigen dankbar.

844) Anna Kirmse wanderte im Sommer 1887 von Dresden, wo sie als Dienstmädchen in Stellung war, angeblich mit einem Drechslergehilfen nach Amerika aus und ist seit dieser Zeit verschollen. Sie wäre jetzt 45 Jahre alt. Ihr Bruder sucht sie.

845) Der Kunstgärtner Adolf Ruben aus Neustadt-Magdeburg, der bei den Gardejägern in Potsdam gedient und die Feldzüge 1866 und 1870/71 mitgemacht hat, wird, falls er noch am Leben, von einem alten Freunde und Kriegskameraden, mit dem zusammen er in einer Rotte stand, um Nachricht gebeten.

846) Françoise Anna Ludwig, 1860 in Straßburg i. E. geboren, war als Gouvernante in mehreren Städten Rußlands in Stellung. Im Juni 1895 kam sie von Warschau nach Odessa, wo sie sich zeitweise auch im Gouvernantenheim aufhielt. Ihre letzte Adresse daselbst war: Jamaskaja 9. Am 9. September 1899 verließ sie Odessa und hat sich angeblich nach Deutschland gewendet. Sie wird von ihrem Bruder gesucht.

847) Gustav August Samuel Hintzpeter, Musiker aus Lychen, der vor 11 Jahren nach Amerika auswanderte, wird wegen Familienangelegenheiten von seinem Bruder aufgefordert, sich zu melden.

848) Seit 1901 ist der Brenner August Pulst aus Friedrichshöhe, 38 Jahre alt, verschollen. Die letzte Nachricht kam aus Wolverhampton in England.

849) Der Arbeiter Robert Thümmler aus Kirchlittau wird von einem Freunde gebeten, seine Adresse einzusenden. Im Jahre 1905 soll er sich in Wolfsanger bei Kassel aufgehalten haben.

850) Von seiner Mutter wird August Rings, Mechaniker aus Rotterdam, gesucht. Er ist 1879 geboren, war in einer Maschinenfabrik in Sachsen-Altenburg in der Lehre und ist nach einem kurzen Aufenthalt in Treuen i. Vgtl. spurlos verschwunden. Es wäre nicht unmöglich, daß er sich für die französische Fremdenlegion oder für die holländische Kolonialarmee hat anwerben lassen.

851) Der ehemalige Buchdrucker Jul. Otto Wildenhoff, in Riga im Jahre 1878 geboren, hat vor vier Jahren die letzte Nachricht aus Buenos Aires an seine alte Mutter gesandt. Er wird hierdurch wiederholt aufgefordert, ein Lebenszeichen zu geben.

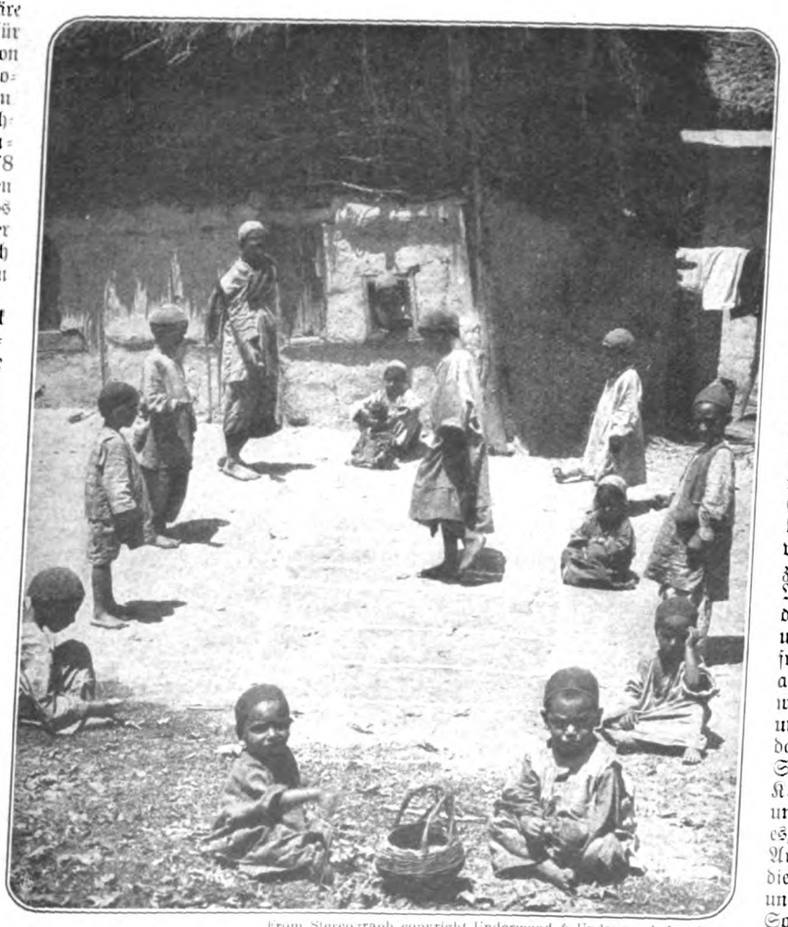
852) Edgar Frühbeck aus Hermannstadt in Siebenbürgen wanderte im Jahre 1901 nach Amerika aus. Er hat in Cleveland als Papiertechniker eine Stellung innegehabt und wohnte Humboldtstreet 78. Dem Vernehmen nach hat er sich einer Gesellschaft von Goldsuchern nach Alaska angeschlossen, nach anderer Nachricht sei er nach Europa zurückgereist. Sein letzter Brief datiert vom 28. November 1901. Alter 32 Jahre.

853) Eine Frau und drei Kinder suchen ihren Gatten und Vater, den Gärtnereibesitzer Rudolf Kuchenbuch, 1866 in Magdeburg-Sudenburg geboren, der am 24. Juli 1907 heimlich und spurlos verschwunden ist. Er lebte in glücklicher Ehe und geordneten Verhältnissen. Er hatte seinen Militärpaß und 1000 Mark in bar bei sich, und es wird vermutet, daß er überredet wurde, nach Brasilien zu gehen. Kuchenbuch ist unterersetzt, hat schwarzen Schnurr- und Knebelbart; auf seinem linken Arm ist ein Totenkopf eintätowiert. Seine Angehörigen, die ihm alles vergeben, bitten ihn dringend, Nachricht zu senden und zurückzukehren.

Dannenberg & Co., Berlin, phot.

Aus einer englischen Kolonialschule: Bändigung eines Stieres.

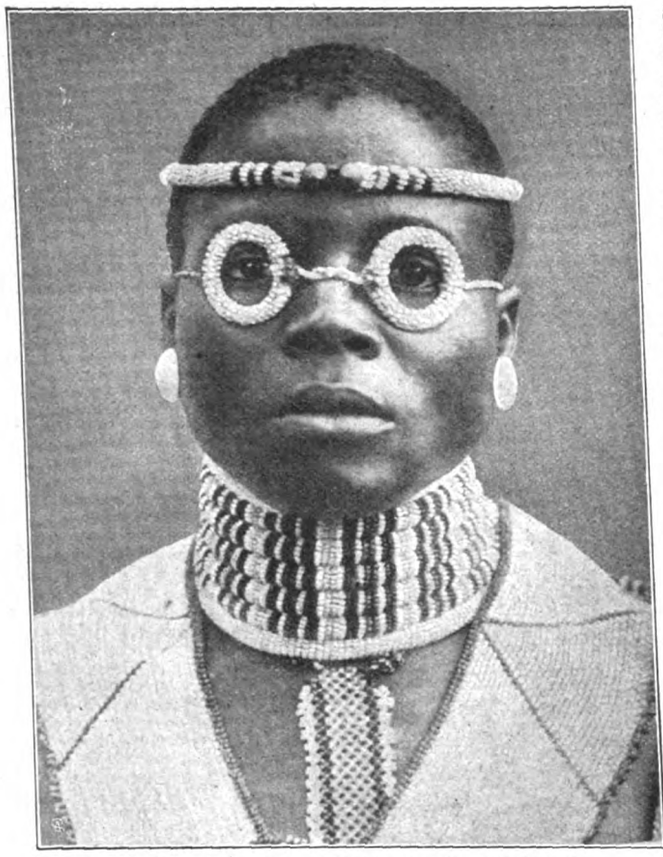
Aus der englischen Kolonialschule zu Shepperton. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Die Handgriffe, mit denen die beiden Männer auf unserem Bild einen ungebärdigen jungen Stieres bändigen, sind nicht besonders kunstreich, aber praktisch. Viehtreiber wenden sie auch bei uns an, und ähnliche Szenen kann man auf der Landstraße sehen. Besonders interessant wird aber das Bildchen, wenn wir erfahren, daß die beiden Stierbändiger Leiter einer Schule sind und in dieser Weise ihren Zöglingen Unterricht erteilen. Zu Shepperton an der Themse wurde nämlich eine Schule gegründet, in der englische Jugend für das Leben in den Kolonien ausgebildet wird. Theoretischer und landwirtschaftlicher Unterricht stehen in dieser Schule nicht im Vordergrunde, ihr Zweck ist vielmehr, die jungen Leute mit allerlei praktischen Kenntnissen auszurüsten, die ihnen in dem eigenartigen Leben der Kolonisten von großem Nutzen werden können. In einem halbjährigen Kursus werden die Schüler in allen möglichen Künsten unterrichtet; sie lernen die Axt handhaben, das Wichtigste vom Zimmermanns- und Schmiedehandwerk; man zeigt ihnen, wie man mit dem Vieh umgehen soll, wie man Pferde sattelt und bepackt; sie werden in verschiedenen Methoden des Fahrens eingeübt und auch mit den notwendigsten Elementen der Tierheilkunde vertraut gemacht. Dabei ist der Unterricht den einzelnen Kolonialländern angepaßt; denn man treibt die Viehzucht anders in Australien als in Südafrika oder Amerika. Der Schüler, der sich nach einer bestimmten Kolonie wendet, erhält also Unterricht in den dort üblichen Methoden und Handgriffen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auf diese Weise das Mutterland den Kolonien eine Schar tüchtiger junger Leute zuführen kann, die in allen möglichen Notlagen helfend eingreifen können und, nebenbei gesagt, nicht nur im Friedenshandwerk, sondern auch im Handhaben der Feuerwaffen, im Reiten, Pfadfinden usw. zweckmäßig ausgebildet sind. Die Leitung dieser Kolonialschule wurde zwei ehemaligen Offizieren, Capitän Morgan und Mr. E. French, anvertraut. Beide verfügen über reiche praktische Erfahrung, die sie in fernen Ländern, in Südafrika, Kanada, Australien und in den Vereinigten Staaten gesammelt haben.



From Stereograph copyright Underwood & Underwood, London

„Himmelhüpfen" in Indien.

„Himmelhüpfen" in Indien. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Die Kinder sind sich gleich in aller Welt, und mit gleichen oder ähnlichen Spielen vertreibt sich das kleine Völklein die Zeit, gleichviel welche Farbe seine Haut zeigt. Mit Puppen spielt das Negermädchen ebenso gern wie die kleine Tochter des Weißen; ungefährliche Spielwaffen erfreuen den braunen Buben auf den Südseeinseln ebenso wie unsere Knaben. Sand und Steinchen sind vollends das Universalmaterial zum Spiel, das die Natur den Kleinen überall gespendet hat, und ein angeborener Trieb ist es, in Bewegungsspielen aller Art die Muskeln zu üben, die überschüssige Kraft mit Lust und Freude zu verbrauchen. So begegnen wir häufig den bei uns üblichen Kinderspielen auch bei den Völkern entlegener

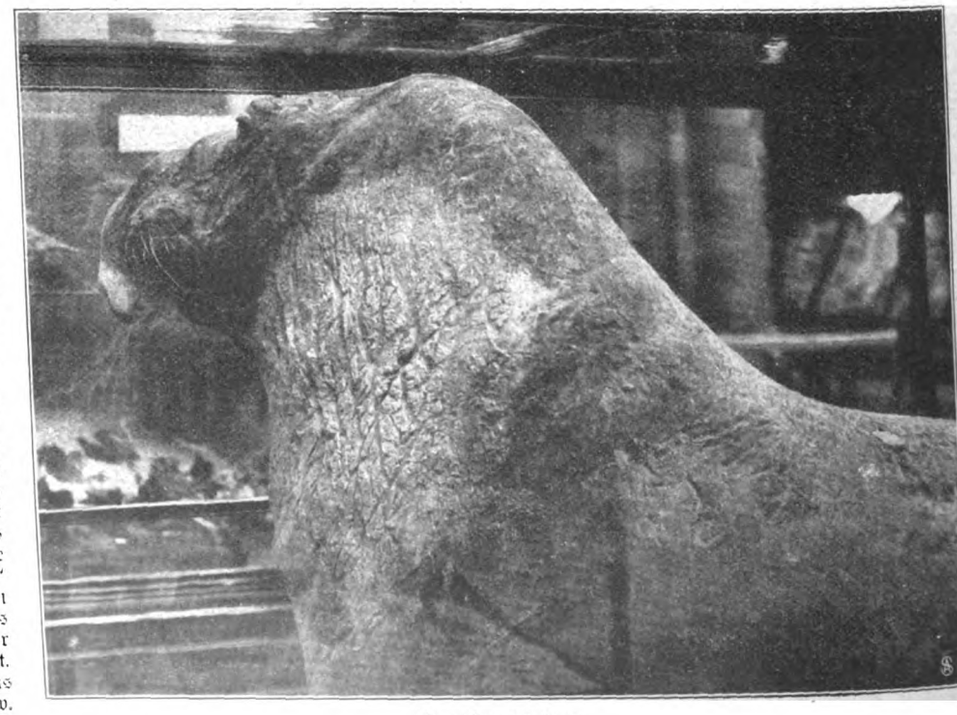


Ein afrikanischer Gigerl mit Perlenschmuck.

fremder Zonen. Unser Bild zeigt uns spielende Kinder auf einer Dorfstraße in Kaschmir. Auf einem durch Striche in Felder eingeteilten Plane hüpft das eine Kind auf einem Fuß und sucht dabei mit der Fußspitze ein auf dem Boden liegendes Steinchen fortzustoßen und in ein bestimmtes Feld zu treiben. Nun, das ist das Spiel, das auch unsere Kinder kennen, und das Himmelhüpfen genannt wird. Es ist recht schön auf der Dorfstraße in Kaschmir. Der Verkehr in dem Berglande ist gering, durch fahrende Wagen wird man nur äußerst selten gestört, und Automobile kennt man hier noch nicht. So können die Kinder die Straße als ihr Reich betrachten, und schöner ist es hier unter dem freien, blauen Himmel als drinnen in dem Hause mit den winzigen Fensterchen. Betreten wir es, so sehen wir uns in einem kahlen düsteren Gelaß mit einer schmutzigen Diele aus gestampftem Lehm, mit geringfügigstem Mobiliar, in dem sogar die Stühle und andere Sitzgelegenheiten fehlen, da nach Landessitte die Leute auf der Erde hocken. Kein Wunder, daß die Kinder lieber draußen bleiben und nur in der Nacht und bei Regengüssen unter eigenem Dache sich wohl fühlen.

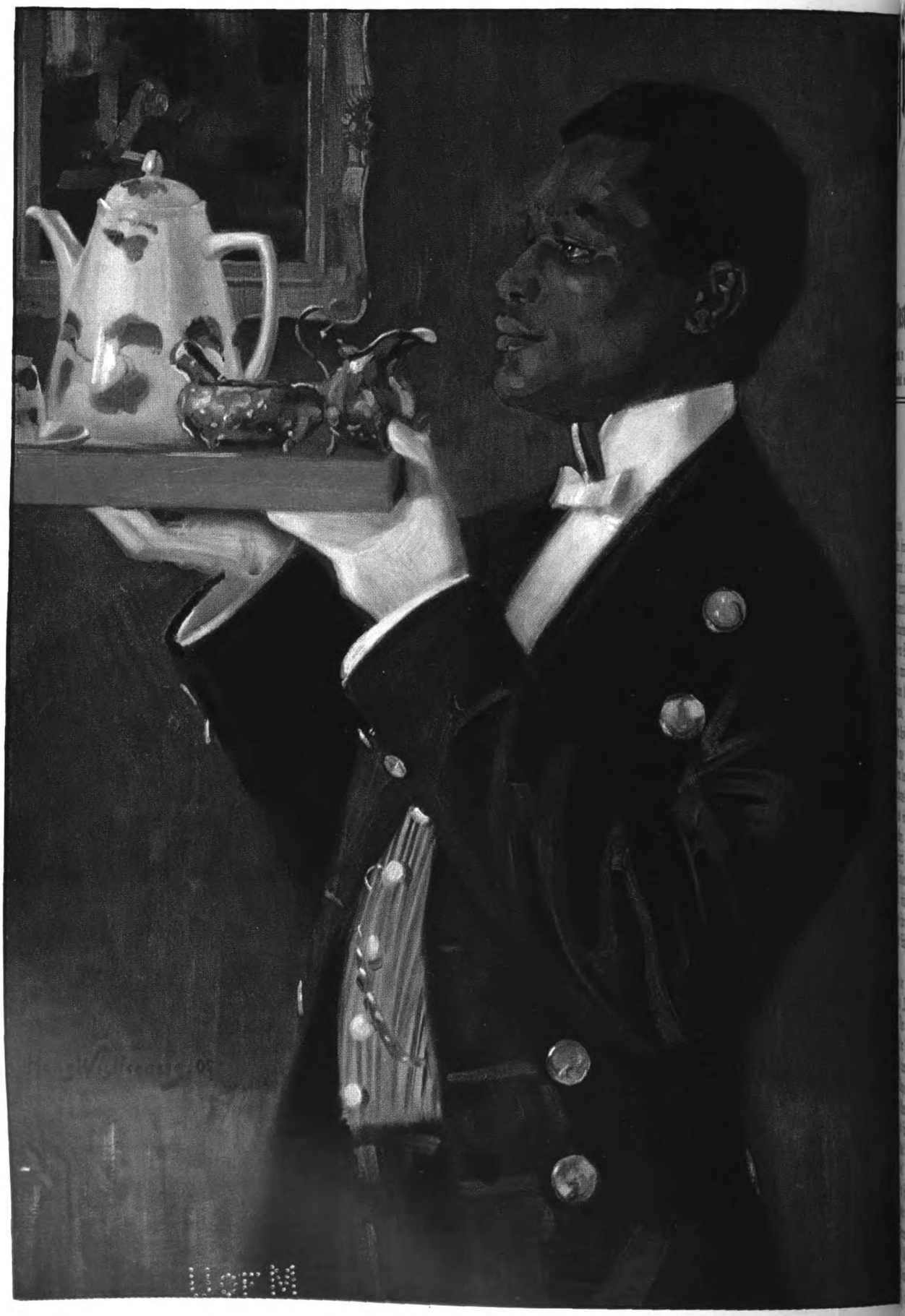
Ein afrikanischer Gigerl. (Zu der obenstehenden Abbildung.) Unwiderstehlich findet er sich, der schwarze Elegant, das steht ihm auf dem Gesicht geschrieben. Wahrscheinlich hat sich die gesamte geistige Tätigkeit dieses kugelrunden Jünglingskopfes wochenlang darauf konzentriert, alle Einzelheiten des originellen „Kostüms" sich auszudenken, und eins ist ihm jedenfalls geglückt – er hat Ben Akibas Ausspruch, daß es nichts Neues unter der Sonne gäbe, glänzend widerlegt. Denn eine ganze Perlentoilette, bis auf Brille, Ohrringe, Stirnband usw. aus verschieden gefärbten Perlen zusammengesetzt, hat vor ihm wohl noch keiner getragen. Die Vorliebe für grotesken Schmuck, die allen wilden Völkerschaften eignet, hat hier sogar die Brille als Hilfsmittel benutzt. Daß der „weiße Mann" sie aus Zweckmäßigkeitsgründen tragen könnte, fällt unserm Gigerl nicht bei — übrigens ist sie ohne Gläser und kann deshalb von Fern- und Kurzsichtigen mit dem gleichen Erfolge getragen werden.

Der See-Elefant. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Unter allen Robben ragt der See-Elefant oder die Elefantenrobbe (Cystophora proboscidea) als Riese hervor. Erreichen doch erwachsene Männchen dieser Tierart die kolossale Länge von 7 Metern und darüber bei einem Gewicht bis zu 5000 Kilo, während die Weibchen bedeutend kleiner sind. In der Gestalt stimmen die See-Elefanten mit den anderen Robben überein; bei den Männchen aber ist die Nase zu einem Rüssel verlängert, der gewöhnlich faltig herabhängt und etwa 40 Zentimeter lang ist. Wird aber das Tier erregt, so bläst es den Rüssel auf, daß er sich gerade emporrichtet und eine doppelte Länge erreicht. In früheren Zeiten waren die See-Elefanten in südlichen Teilen des Stillen und Indischen Ozeans weit verbreitet und kamen auch an der kalifornischen Küste in größeren Herden vor. Die Walfischfänger entdeckten aber, daß diese Robben einen ganz vorzüglichen Tran liefern, und damit war ihr Schicksal besiegelt. Die See-Elefanten steigen ans Land, sind aber auf dem Trockenen in ihren Bewegungen sehr unbeholfen. Die Jäger umringten, mit langen Lanzen und schweren Keulen bewaffnet, die Herden und metzelten die Tiere nieder, die ohne Gegenwehr sich in ihr Schicksal ergaben. Im achtzehnten und noch im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts wurden die Elefantenrobben zu Tausenden und aber Tausenden erschlagen. Ein Schiffskapitän konnte sich damals rühmen, daß seine Robbenschläger in einer halben Stunde vierhundert Elefantenrobben umgebracht hatten. Unter diesen Umständen wurden die starken Herden in wenigen Jahrzehnten gelichtet, und heute ist der See-Elefant nahezu ausgerottet. Nur noch in kleinen Trupps begegnet man ihm auf den Kerguelen, Südgeorgien und den Falklandsinseln. Aber auch diese Überreste sind vor den Nachstellungen der Menschen nicht geschützt, und die Zeit ist nicht mehr fern, da der letzte See-Elefant unter den Flintenschüssen und Keulenschlägen der Robbenjäger sein Leben aushauchen wird. Da beeilt man sich, Felle und Skelette der im Aussterben begriffenen Tierwelt zu sammeln, um sie in Naturgeschichtlichen Museen der Nachwelt aufzubewahren. Vor kurzem wurde nun auf der Guadeloupeinsel an der kalifornischen Küste eine kleine Kolonie See-Elefanten, die etwa aus einem Dutzend Stück bestand, entdeckt, und Sammler beeilten sich, einige Exemplare für Museen zu retten. Diese nördlichen See-Elefanten sind für den Zoologen besonders interessant, da sie eine besondere Art oder Varietät des selten gewordenen Tieres darstellen. Walter Rothschild erwarb nun Felle und Skelette von einem Männchen und einem Weibchen und ließ sie in kunstgerechter Weise ausstopfen. Sie bilden jetzt eine Sehenswürdigkeit in dem Naturgeschichtlichen Museum zu South Kensington. Unsere Abbildung zeigt den charakteristischen Kopf des männlichen See-Elefanten nach einer photographischen Aufnahme des ausgestopften Tieres.



Der See-Elefant.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.



Das rote Tablett.

Gemälde von Hans Wislicenus.

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Waldrausch.

Roman von Ludwig Ganghofer.

In ihrem ganzen Leben waren die zwei Kameraden noch nie so weit in die Welt hinaus gekommen wie an diesem Morgen. Von ihrer Heimat war nur noch die Kirchturmspitze zu sehen, die nadelfein heraufragte über den blauträumenden, das ganze Tal durchquerenden Buchenwald. Die goldene Kugel auf dem grüngestengelten Kupferdache des Turmes blinkte in der Maiensonne wie ein Stern, der so ferne ist, daß ihn keine Sehnsucht mehr zu erreichen wagt.

Und dennoch wanderten die beiden Kameraden noch immer weiter hinaus in die fremde, wundersame Welt. Jeder Stein am Wege, jeder blühende Apfelbaum, jedes sonnblitzende Wehr des Baches und jede neue Bergzinne, die sich mit ihren Wänden und Schneefeldern heraushob über die steilen Wälder, war ihnen wie ein unerhörtes Ding, bei dessen Anblick man Herzklopfen bekommt und ein rätselhaftes Brennen im Blut.

Sie standen und guckten. Und schritten weiter mit jenem Mut, der bei jedem Schritt ein Nieerlebtes zu erleben hofft.

Da tauchte hinter hohen Wälderwogen ein mächtig getürmter Felskoloß heraus, schimmernd in der Sonne, so steil, daß kein Schnee mehr auf ihm haftete, und so kahl, daß man kaum noch eine bläuliche Schattenschrunde in der Steinwand zu erkennen vermochte.

Tief atmend spähte der eine der beiden Knaben zu der Felshöhe hinauf und fragte: „Tonele, wie heißt der Berg da?"

„Ich weiß nimmer. Den hab ich oft schon gsehen, von der Kuhweid aus. Und der Vater selig hat mir gsagt, wie er heißt. Jetzt weiß ich's nimmer."

Sie spähten zu dem Berge hinauf, der wie eine steinerne Riesenfaust in das feine Blau des Himmels griff. Und der kleinere von den zweien, ein fünfjähriges Bürschlein, sagte keck: „Da möcht ich hinauf einmal!"

„Und tätst herunterfallen! Und tot sein!"

„Du vielleicht! Ich tät hinaufkommen!"

Dem siebenjährigen Tonele ging ein gutmütiges Lächeln um den weichen, roten Kindermund. Und wie in freundlicher Barmherzigkeit sah er den kleinen Brosi an. Das war ein feines, zierliches Bübchen mit einem lichtblonden Ringelwust um das frische, glühende Gesichtl, in dem die blauen Augen groß und sehnsüchtig strahlten. Die Füßchen und die runden Waden waren nackt, aber ganz weiß, nicht so von der Sonne abgebrannt wie beim Tonele. Der trug außer dem kurzen, verwachsenen Lederhöschen nur ein Hemdl, das nimmer recht sauber war, während der kleine Brosi ein Gewand von städtischem Schnitt hatte, Pumphöschen und Bluse aus braunem Samt. Und unter dem blonden Geringel war ein Matrosenkragen aus blau und weiß gestreiftem Leinen über die Schultern herausgelegt.

Kein Lufthauch war im schönen Morgen. Aber die Sonnenwärme lockerte das Blondhaar des Bübchens, so daß sich die wirren Ringeln immer leise bewegten. Die gespreizten Füße waren eingewühlt in den Staub der Straße. Und immer spähte der kleine Kerl zu der steilen, brennenden Felszinne hinauf, bis ihm die Augen zu tränen begannen. Als ihn die Helle schmerzte, überschattete er die Augen mit den gekreuzten Ärmchen. Und da entdeckte er in der Ferne des blühenden Wiesentales gleich wieder ein geheimnisvolles Ding, das seinen Mut reizte. Dort schlossen die Berge das Tal, und mit sanften Wogen hob sich ein Fichtenwald in die Höhe; schmale Sonnenbänder flossen über das Meer seiner Wipfel nieder — das war anzusehen, als wäre das Schattenblau von schimmerig gezahnten Goldborten durchzogen.

Flüsternd sagte der kleine Brosi: „Tonele! Da geh ich hinein. In den tiefen, dunkeln Wald, da geh ich hinein! Wirst sehen, ich tu's!"

Auch dem Tonele brannte ein neugieriger Durst in den nußbraunen Augen. Sein schlankes, gesundes, kräftiges Körperchen streckte sich, als wäre auch in ihm der Wille zu einer kühnen, unerhörten Tat erwacht, wie noch kein Mensch sie vollbracht hatte. Gleich aber huschte ihm wieder jenes milde, gutmütige Lächeln über das sonnverbrannte Gesicht. Und langsam, halb mahnend und halb scherzend, sagte er: „Brosle! Das sollst lieber bleiben lassen! In dem tiefen, finstern Wald da drin, da fressen dich die Füchs."

Dem Brosi fuhr es heiß über die vom blonden Geringel umwehte Stirn. „Geh, aber du bist dumm! Meinst, ich hab noch nie einen Fuchs gesehen? Im Winter hat der Vater einen geschossen hinter dem Gärtl draußen. Den hab ich anrühren können, wie ich mögen hab."

„Freilich, weil er tot gwesen is."

„Und wenn er lebig ist, der Fuchs, so frißt er bloß Hennen und Mäus. Aber keine Leut."

„So? Meinst?" sagte der Tonele und lächelte wieder, gutmütig und klug.

Der Brosi gab keine Antwort. Zwischen den lichtblonden Brauen des Knaben erschien eine kleine Furche. So stand er und blickte nachdenklich gegen den tiefen, dunkeln Wald mit den goldleuchtenden Wipfeln hinaus. Ein Blick von trotzigem

Published 16. VII. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Eigensinn erwachte in seinen großgeöffneten blauen Augen. Und das zarte Stimmchen bebte, als er nach einer stummen Weile sagte: „Wenn du dich fürchten tust, so geh halt heim! Ich geh in den finstern Wald hinein, so tief als er ist! Ich tu's! Und wenn ich sterben müßt!" Er schloß die kleinen weißen Händchen zu Fäusten und wanderte mutig die sonnige Straße hin, dem gefährlichen Wald entgegen, der mit seinem samtdunkeln, glanzgebänderten Grün im Duft des Vormittags lag, wie das Leben mit seinen geheimnisvollen Schatten und lockenden Helligkeiten vor dem Blick aller Jugend liegt.

Der Tonele besann sich ein bißchen. Dann schob er lächelnd die Hände in die Taschen seines kurzen, verwitterten Lederhöschens und ging gemütlich hinter dem Brosi her.

Es war bis zu dem dunkeln, tiefen Walde kein allzu weiter Weg. Ein Mann mit gutem Schritt hätte den Saum des Forstes wohl in einem Viertelstündchen erreicht. Aber auf das Maß eines festen Männerschrittes kamen drei hurtige Zappelschrittlein des Brosi. Noch ehe der Weg zur Hälfte durchschritten war, brannte dem Knaben das Gesicht wie Feuer, und sein Atem drohte zu versagen.

„Geh, sei gscheit!" mahnte der Tonele herzlich. „Wir sind ja schon endsweit von daheim. Da kommst nimmer recht zum Essen, weißt! Und dein Mutterl wird schelten."

Brosi schüttelte das blonde Köpfchen. „Die hat noch nie gescholten . . . Und jetzt muß ich hinein in den Wald!" Er strich mit dem Arm das blonde Geringel von der glühenden Stirn, atmete tief und zappelte in der Sonne weiter.

Eine Strecke ging die Straße zwischen Bretterplanken hin, die so hoch waren, daß der Brosi den Wald nimmer sehen konnte. Und irgendwo hinter diesen Planken mußte der Bach sein; man hörte sein schönes Rauschen. Dann bog von der Straße ein schmaler Wiesenpfad ab. Und der Brosi zappelte da vorüber. Aber der Tonele rief ihm nach: „Du, bald eini willst ins Holz, nachher mußt da ummi!"

„Wo?" Der Brosi guckte in Erregung nach allen Seiten.

„Da!" sagte der Tonele, die Hände in den Hosentaschen, und deutete mit dem nackten, silberig verstaubten Fuß nach einem steilen, aus drei Brettchen aufgestaffelten Überstieg der Planke. Weiter sprach er kein Wort. Er lächelte nur wieder.

Und das nahm der Brosi für einen Zweifel an seinem Mut. „Meinst, ich trau mich so hoch nicht hinauf?" Er fing im Zorn zu kraxeln an. Als er die Höhe der Planke erklommen hatte, setzte er sich rittlings auf die Schneide des obersten Brettes und spähte mit glänzenden Augen über die sonnige, bunt durchblühte Wiese hinüber zu dem dunkeln Walde.

Da schwammen linde Glockentöne über das lange Tal einher, und von jeder Bergseite klang ein leises Echo, als wären es drei Glocken, die geläutet wurden, eine laute und zwei summende. „Brosle! Hörst? Es tut elfe läuten!"

„Mir ist alles eins!" Der blonde Held auf der Bretterplanke streckte die Fäuste seitwärts und sprang in die Wiese hinunter.

Nun stieg auch der Tonele über die Planke hinauf, doch nur, um dem mutig ausschreitenden Abenteurer nachzurufen: „Geh, Brosle, kehr um!" Aber da sah er auf hohem Pfahl eine weiße Tafel mit schwarzer Inschrift. Und weil der Tonele sich in der Dorfschule einen ganzen, langen Winter schon mit dem Buchstabieren geplagt hatte, darum konnte er lesen, was da mit dicken Zeichen angeschrieben stand: „Verbotener Weg!" Darunter standen noch drei Zeilen in kleinerer Schrift, daß der zur „Großen Not" hinaufführende Jagdsteig für jeden öffentlichen Verkehr gesperrt wäre, und daß Zuwiderhandelnde allerlei Unannehmlichkeiten in der Kanzlei der fürstlichen Jagdverwaltung zu gewärtigen hätten. Aber mit dieser kleingeschriebenen Sache befaßte sich der Tonele nimmer. Es genügte ihm, die beiden großgemalten Wörter entziffert zu haben: „Verbotener Weg!" Und da zuckte um den hübschen, roten Knabenmund jenes spöttisch hochmütige Lächeln, wie es im Dorfe die erwachsenen Burschen zeigen, wenn ein Jäger an ihnen vorüberwandert.

Er sprang in die Wiese hinunter und rannte, bis er den kühnen Brosi eingeholt hatte. „Geh nur zu, Brosle, ich tu schon aufpassen!" Jetzt schien die Heldentat, die sie da unternahmen, dem Brosi erst die rechte Freude zu machen. Und als der blonde Held vor den dunklen Schatten des Waldsaumes doch ein bißchen zögerte, nahm ihn der Tonele bei der Hand und sagte: „Komm! Ich laß dir nix tun!"

Hand in Hand — die kindlichen Seelen durchzittert von jenem stolzen Rausche, mit dem ein Forscher ein Geheimnis der Ewigkeit entschleiert — so schritten sie hinein in die träumende Mittagsstille des Waldes.

Es war ein Wald, wie in den Bergen alle Wälder sind, ein wundersames Gemenge von Zerstörung und kraftvoller Schönheit, von faulendem Tod und jugendlich sprossendem Leben. Man spürt da nicht die ordnende und pflegende Hand, wie sie in den Wäldern der Ebene zu merken ist. Der Baum, den man nötig hat, wird umgeschlagen; alles Überflüssige bleibt liegen, um nach hundert Jahren wieder nährende Erde zu werden; und der Wald muß selber sorgen für die Dauer seines Lebens. Sieben Bäume schlägt der Mensch, und zehnmal sieben wirft der Sturm, und siebenhundert zerdrückt der Schnee und ersticken die Lawinen, und siebentausend wachsen, werden hundertjährig, altern und vermorschen, und es war ihr einziger Zweck, daß sie lebten und blühten, Samen streuten und starben.

Blauduftiger Schatten webte unter den Bäumen, und überall durch die Lücken zwischen den hohen, stillen Wipfeln spielten die goldklaren Sonnenlichter herein wie Grüße einer helleren Welt. Lautloses Träumen. Nur manchmal das leise Pispern der kleinen Vögel, die, erregt durch die Nähe der beiden Menschenkinder, von einem Baum hinüber zum andern huschten. Und irgendwo in der Tiefe des Waldes scheitete ein Specht; und wenn er sein Hämmern einstellte, klang sein langgezogener, melancholischer Ruf, der sich anhörte, als hätte der sonst so stille Wald in all seiner stummen, grünenden Freude auch einen Schrei des Schmerzes.

Den hohen Bäumen zu Füßen grünte und blühte ein Wald im kleinen, der magere, hart um sein Leben ringende Unterwuchs, das schwellende Polster des Mooses, das mit seinem linden Teppich alles Rauhe des Grundes zu glätten suchte, und das bunte Gewirr der winzigen Blumen, weiße Sterne, blaue Glocken, die violetten Ähren des Knabenkrautes mit den schwarzgefleckten Blättern, die zart gefärbten Katzenpfötchen und die rosigen Kelchblüten des Seidelbastes, dessen starker, herbsüßer Wohlgeruch die Waldluft würzte.

Langsam und schweigend stapften die beiden Knaben durch das Moos, schlüpften durch die Stauden und kletterten über die von grünem Samt umhüllten Steinhügel, bei jedem Schritt vorausspähend mit heißen, erwartungsvollen Augen. Und alles, was sie gewahrten, das Nahe und das Ferne, wurde für sie zu einem wunderbaren, zu einem gruseligen Erlebnis oder zu einer traumhaft schönen Sache. Und da kam zu dem Märchen, das in ihren kindlichen Seelen webte, auch noch das Geheimnis von außen herangetreten. Sie hörten — zuerst leise, dann immer lauter und näher — scharfe, taktmäßige Klänge wie Hammerschläge auf hartem Gestein. Und als sie der Richtung zublickten, aus der diese Töne klangen, entdeckten sie hinter dem Riesengitter der Baumstämme etwas Ungeheuerliches. Der Brosi meinte, das wäre eine dicke, endlos lange, giftgelbe Schlange, die sich durch den Schatten des Waldes und durch grelle Sonnenflecke hinaufwand gegen die Höhe des Berges. Aber der Tonele, als er eine Weile geguckt hatte, sagte mit seinem klugen Lächeln: „Geh, du, das is doch bloß ein Weg!" Das stimmte — die gelben Schleifen da droben waren die sandhellen Serpentinen eines Reitweges — aber der Brosi ließ sich durch diese Klarstellung aus seinem gruseligen Waldtraum nicht ernüchtern. Denn er hatte, noch ehe der Tonele seine lächelnde Weisheit zu Ende sprach, schon wieder ein Geheimnisvolles erspäht, etwas Goldrotes und Silberweißes, das sich bei jenen wunderlichen Hammerschlägen mit Geschimmer bewegte, immer wieder verschwand, immer wieder erschien. Was konnte das sein? Vielleicht das Haupt der Schlange, der

mit Gold und Silber gekrönte Kopf, den das kriechende Wunderwesen immer aufrichtete und wieder hinunterduckte zwischen die Stauden?

Auch dem Tonele verging für eine Weile das kluge Lächeln. Aber dann kam es ihm wieder. Denn er sah, daß der goldrote Schimmer da draußen ein von der Sonne beschienenes Pferd war, das mit seinen Hufen den harten Grund des Weges schlug und auf seinem Sattel eine Reiterin in weißem, faltig niederfließendem Kleide wiegte.

Eine vom Gebüsch verhüllte Serpentine des Weges wand sich nahe zu den beiden Knaben heran. Die Stauden verdeckten das Pferd. Doch Kopf und Schultern der Reiterin waren noch zu sehen — und unter dem Schatten der Hutkrempe leuchtete ein schönes und strenges Gesicht, dessen ruhige Augen über die zwei Knaben wegblickten, als waren der Brosi und der Tonele zwei unscheinbare Steinchen neben dem Wege. Und jetzt verschwand die Reiterin. Auch die Hufschläge verstummten, denn in der Nähe des Waldsaumes verwandelte sich der harte Pfad in linden Rasen.

Tief im Dunkel des Waldes klagte wieder jener melancholische Schrei des Spechtes.

Der kleine Brosi, der noch immer nach der Richtung guckte, in der die Reiterin verschwunden war, tat einen beklommenen Atemzug, klammerte sich an den Arm seines Kameraden und flüsterte: „Das ist die Fey gewesen!"

„Geh, du Narrle du!" Der Tonele lächelte; aber nicht gutmütig, es war jenes gleiche Lächeln wie vor der Tafel mit der Inschrift: Verbotener Weg! „Die kenn ich, weißt! Das is die Prinzessin gwesen, die im Fürstenschlössel hauset. Die hab ich oft schon gsehen. So viel stolz is die! Die tu ich nimmer grüßen. Die paßt net auf, ob einer 's Hütl zieht."

Der Brosi schwieg. In seinen blauen Augen war der Kummer eines Träumers, den der Morgen aufrüttelte aus wundersamen Bildern. Aber weil sein junges, von Staunen und Gruseln durchzittertes Seelchen träumen wollte, klammerten seine Gedanken sich an dieses Märchenwort: „Prinzessin!" Das sprach er ein paarmal flüsternd vor sich hin. Dann sagte er: „Du! Einmal, da hat mir die Mutter was erzählt. Von einer Prinzessin, ja. Aber die ist anderst gewesen. Die hat ein rotes Seidenkleidl angehabt, und sieben weiße Röslein hat sie in der Hand gehabt, und die hat in einem schönen Garten gehauset, und um den Garten ist eine endsgroße Mauer gewesen, und vor dem Tor, da ist ein endsgroßer Ries' . . ."

„Komm, Brosle!" Der Tonele faßte die Hand des Kameraden. „Jetzt müssen wir aber heim. Deine Mutter tut schelten. Und mein Bruder haut mich wieder."

Erschrocken sah der Brosi am Tonele hinauf, vergaß das Märchen von der roten Prinzessin mit den weißen Rosen und ließ sich führen, wohin der Tonele wollte.

Ein paar Schritte hatten die Knaben gemacht, als dicht vor ihnen etwas Unsichtbares mit Geprassel aus einer Staude herausfuhr. Eine Auerhenne; aber weil sie hinter der Staude über den Waldboden hinstrich, konnten die Knaben sie nicht sehen. Alle beide standen sie erschrocken — und da hörten sie etwas, das ihren Schreck noch vermehrte, ein leises, dünnes Gekicher, wie von einer schwachen Greisenstimme. Und als sie nach der Stelle blickten, von der dieses Kichern herklang, sahen sie etwas Wunderliches, eine menschenhohe Säule aus Grün und Blüten; und zwischen diesen grünen Ranken und diesen tausend weißen, rosig angehauchten Blümchen guckte ein altes, lustiges Runzelgesicht mit grauen Bartstoppeln und grauen Haarzotten heraus.

Jetzt lächelte der Tonele wieder und sagte zum Brosi: „Da mußt dich net fürchten, weißt! Das is bloß der Waldrauscher. Der tut uns nix." Den stummen Brosi an der Hand führend, ging er auf die grüne, blühende Säule zu. „Grüß Gott, Waldrauscher! Heut hast aber viel! Magst mich was tragen lassen? Ich hilf dir gern."

„Vergeltsgott, Tonerl!" klang aus dem Gewirr der Blümchen und Ranken eine dünne Stimme heraus. „Noch allweil hilf ich mir selber. Was sich einer aufbuckelt, muß er tragen bis zur Ruhstatt! Und der ander, gelt, der is dem Dokter sein Büeberl?"

„Ja."

Der Waldrauscher lachte. „Ös Lauserln, ös wunzige, wie kommts denn ös zwei so weit auffi vom Tal und da eini ins Holz?"

Verlegen schwiegen die Knaben.

Und der Waldrauscher schien auf eine Antwort nicht neugierig. Aber das Verlangen nach einem rastenden Viertelstündchen mochte er haben. Denn vorsichtig begann er all die vielen dicken, mit Ruten zusammengeschnürten und mit Stricken aneinandergekoppelten Rankenbündel abzulegen, die hoch über seinen Kopf hinausragten und von den Schultern bis zu den Knien herunter fast seine ganze Gestalt mit Grün und Blüten verhüllten. Was der alte Mann da im Bergwald gesammelt hatte, das war eine offizinelle Pflanze, die Bärentraube. Der gelehrte Botaniker nennt sie Arctostaphylus uva ursi — und das Volk gab ihr den Namen „Waldrausch".

Wer im Volke mag diesen klang- und sinnvollen Namen gefunden und zum erstenmal ausgesprochen haben? Das muß ein Träumer gewesen sein — einer von jenen Törichten, die da Kinder bleiben ihr ganzes Leben lang und die Dinge immer anders sehen, als sie sind — und einer von jenen Klugen zugleich, die die Dinge des Lebens immer schöner schauen, als sie den Nüchternen erscheinen. Oder war's ein Berauschter, der diesen Namen fand — berauscht von Freude, von Glück, von Liebe? Aus den Frühlingskräften solcher Trunkenheit sprießt in Fülle hervor, was alle Härte des Lebens grün und farbenduftig umschleiert und alle kahle Not des atmenden Daseins mit blühendem Reichtum überschüttet. Ging solch ein Berauschter und Reichgewordener in seiner trunkenen Freude vor ungezählten Jahren einmal an einem sonnigen Maienmorgen durch den Bergwald? Fühlte er, daß auch im Frühlingsleben des Waldes all das gleiche war, was sein eigenes Herz erfüllte, dieses wohlige Träumen im Glanz der Sonne, dieser schöne Glaube an das ewig neu erwachende Leben, dieses freudige Umschleiern aller Not, dieses Sehnen, Dürsten und Drängen nach den Tagen der Blüte, nach dem Rausche des Glückes? Und kam er zwischen allem Dämmertraum und Lichterspiel des Waldes zu einem Fels, den die Bärentraube mit ihrem dichten Rankengewebe lind umhüllte wie mit grünem Mantel? Rings um den Sockel des Steinblocks fröstelte noch ein letzter Schnee in Klüften und Löchern, zu denen die Sonne keinen Weg gefunden. Doch um die dürre Höhe und um alle rauhen Flanken des Felsens hatte die erste, frohe, freudetrunkene Schöpferkraft des Frühlingswaldes in verschwenderischer Fülle dieses blühende Grün gewoben. Und stand da jener Lachende, von seinem Glück Berauschte vor diesem schwellenden Maienwunder? Und empfand er da: der Wald will blühen wie mein Herz, der Wald ist von Lenz und Sonne berauscht wie meine Seele? Und brach er von den blühenden Ranken eine? Und betrachtete er unter lächelnden Träumen diese weißen, feinen Blüten mit den zarten Rosenmündchenblüten, die wie Kelche sind, aus denen im Sternenglanz der kühlen Frühlingsnächte die Elfen trinken? Und sprach er da aus seinem träumenden Lächeln heraus zum erstenmal diesen Namen: „Waldrausch?" Und als er die blühende Ranke aus dem Walde mit sich heimtrug in seinen Werkeltag — und ein zweiter begegnete ihm und fragte: Was trägst du da auf deinem Hut? — da sprach der Lachende wieder diesen neuen Namen: Waldrausch! Dem anderen gefiel das Wort, und er trug es einem dritten zu. Und jedem, der in der Frühlingssonne dieses erste Blütengrün des Bergwaldes um kahles Gestein sich spinnen sah, leuchtete der Klang und Sinn dieses neuen Namens ein. Und über Jahr und Tag, da sprach ein hundert Menschen diesen Namen nach, das ganze Völklein eines langen Tales zwischen hohen Bergen.

„Waldrausch!"

Diese Pflanze — in deren grünen Blättern, weißen Blumenkelchen und roten Beeren die Sonne ein Heilmittel wider mancherlei Leiden braut — diese Pflanze, die unter allem Grün des Bergwaldes am eifrigsten nach der Stunde der Blüte drängt und mit ihren schönen, hurtig wachsenden Ranken überall hingreift, wo es dürren Schutt und kahles Gestein zu verhüllen und mit Leben zu besiedeln gilt — diese Pflanze ist wie ein Frühlingsglaube und ewiger Lebenstrost des Bergwaldes, wie ein Schönheitsdogma der Natur.

Ihre Blätter sind immergrün. Doch wie von allem Schönheitsglauben und Lebenstrost in harten Zeiten immer nur ein zähe dauerndes Restlein in den Seelen der Menschen haften bleibt, so tragen auch diese Waldranken nur immer das Grün des letzten Jahres über den rauhen Bergwinter hinüber. Wenn da im Herbst die kalten Stürme den Wald und sein müdes Leben zausen und bedrängen, wird auch das Grün dieser hüllenden Ranken so schütter, daß überall durch das Netz der verarmenden Zweige das graue Geröll und der kahle Fels herauslugen — so grau und armselig, wie sich unter dem blühenden Rankenwerk das alte, dürftig gekleidete Männlein herausschälte, als der Waldrauscher von Kopf und Rücken und Schultern die grünen, weiß und rosig geblümten Lasten zu Boden sinken ließ, die er an diesem Frühlingsmorgen im Bergwald gesammelt hatte.

Aber seine Armut schien der Waldrauscher nicht zu fühlen, trotz seines dürftigen Aussehens in diesem steingrauen, löcherigen und dutzendmal geflickten Kittel und in dieser verwaschenen Leinenhose, die vor vielen Jahren einmal blau gewesen. Etwas Altväterisches, fast Mittelalterliches war an der braunen Lederkappe, die sich mit einer glatten Wölbung um die grauen Haarzotten schloß und zwei spitze Lappen über die Ohren herunterhängen ließ. Zwischen den grauen Haarsträhnen, die glatt unter der Kappe herausquollen, zwinkerte und blinzelte ein altes, schmales Faltengesicht, das von Leiden und Strapazen verwüstet war und dennoch heiter blickte. Dieses Frohe war in den klugen, glänzenden Schwarzaugen, die sich flink bewegten und alles, was um den Alten her war, in einer Sekunde zu sehen schienen. Das Gesicht, auch unter den grauen Bartstoppeln, war so kupferbraun wie die Lederkappe. Zwei weiße, struppige Brauendächlein wölbten sich über die flinken Augen heraus. Und all seine Zähne hatte der alte Waldrauscher noch — wenn er lachte, blinkte zwischen seinen dünnen, welken Lippen ein gesundes und kräftiges Gebiß.

Wie alt er war, das wußte niemand im Dorfe recht zu sagen; die einen schätzten ihn auf siebzig Jahre, die anderen auf achtzig; es war unter den herangewachsenen Leuten des Tales eine gebräuchliche Redensart: „Wie ich noch ein Kindl war, is der Waldrauscher schon ein altes Manndl gwesen.“ Und niemand nannte ihn bei einem der beiden Namen, mit denen er wohl irgendwo in einem Kirchenbuch eingeschrieben stand; jeder sagte nur: der Waldrauscher — weil das seit etwa vierzig Jahren sein Brot und Leben war, Waldrausch im Bergwald zu sammeln, auch sonst noch allerlei Kräuter, die an den Apotheker zu verkaufen waren, und Beeren, Schwämme, wunderliches Gestein. Mit dem wenigen, das er dabei verdiente, lebte er einsam in einem abseits vom Dorfe gelegenen Häuschen, das so klein war, daß es die Leute den Starenkobel nannten — und das taten sie auch noch aus dem Grunde, weil der Waldrauscher gerne sang, seine kleinen, merkwürdigen, selbsterfundenen Liedchen, aus denen keiner recht klug wurde, der sie vernahm.

Singen konnte man den Waldrauscher leichter und häufiger hören als schwatzen. In der Einsamkeit der vielen Jahre schien er sich das Reden abgewöhnt zu haben.

Als er seine grüne, blühende Bürde abgeladen und sich niedergesetzt hatte auf den Waldboden, sprach er auch kein Wort mehr zu den beiden Knaben. Doch immer sah er sie lächelnd an, während er eine kleine Holzpfeife mit Tabak füllte, Feuer schlug und dann sparsam den Rauch vor sich hinblies.

Der Brosi hatte sich ins Moos gekauert, beide Ärmchen um die Knie geschlungen und blickte scheu an dem Alten hinauf, als müßte sich jetzt mit dem Waldrauscher irgend etwas ganz Merkwürdiges ereignen. Neben ihm stand der Tonele und wartete, ob der Waldrauscher nicht was reden würde. Und weil der wunderliche Alte immer schmunzelte und immer stumm blieb, sagte der Tonele nach einer Weile: „Du, Waldrauscher, das Liederl, das du mir fürgsungen hast am Ostertag, das kann ich noch allweil.“

Der Alte lachte leis.

Das schien der Tonele als einen Zweifel zu nehmen. „Gwiß wahr, ich kann's!“ Und während das Gesicht des Buben einen ernsten Ausdruck annahm, begann er mit feinem Stimmchen zu singen:

„Und 's Bacherl fallt abi,
Und 's Wasserl, dös ziagt,
Und 's Newerl steigt auffi,
Und 's Wölkerl, dös fliagt.

Und auffi und abi,
Rechts ummi, hint naus,
's bleibt allweil oan Weg
Und geht alles grad aus!“

Während der Tonele sang, wiegte der schmunzelnde Waldrauscher im Takte den Kopf, daß seine grauen Haarsträhnen ein bißchen schwankten. Und als das Liedchen zu Ende war, wiederholte der Alte leis und zustimmend die beiden letzten Worte: „Grad aus!“ Dann lachte er lustig vor sich hin und tat einen langen Zug aus der kleinen Holzpfeife; den Kopf zurückneigend, blies er den Rauch in die Höhe und blickte sinnend dem blauen Wölklein nach, das mit schlängelnden Fäden davonschwamm und langsam in nichts zerfloß. Ganz stille war es um den Waldrauscher und um die beiden Knaben her. Nur tief im Gehölze, ganz ferne und kaum noch vernehmbar, klagte wieder der schwermütige Ruf des Spechtes. Und wie ein leuchtendes Wunder war es zwischen allem Schatten des Waldes, denn die Sonne, die zur Mittagshöhe gestiegen war, glänzte mit steilen Strahlen durch alle Lücken des Gezweiges herunter. Im Kontraste gegen den Schatten — und durchflogen von all den Myriaden der feinen Blütenstäubchen, die der Frühling aushauchte — erschienen diese Lichtstrahlen wie greifbare Goldbänder, die zu Hunderten still herunterhingen durch das dunkle Grün der Fichten. Eins von diesen leuchtenden Bändern schmiegte sich um den Blondkopf des kleinen Brosi, der beklommen atmete und immer den Waldrauscher anstaunte.

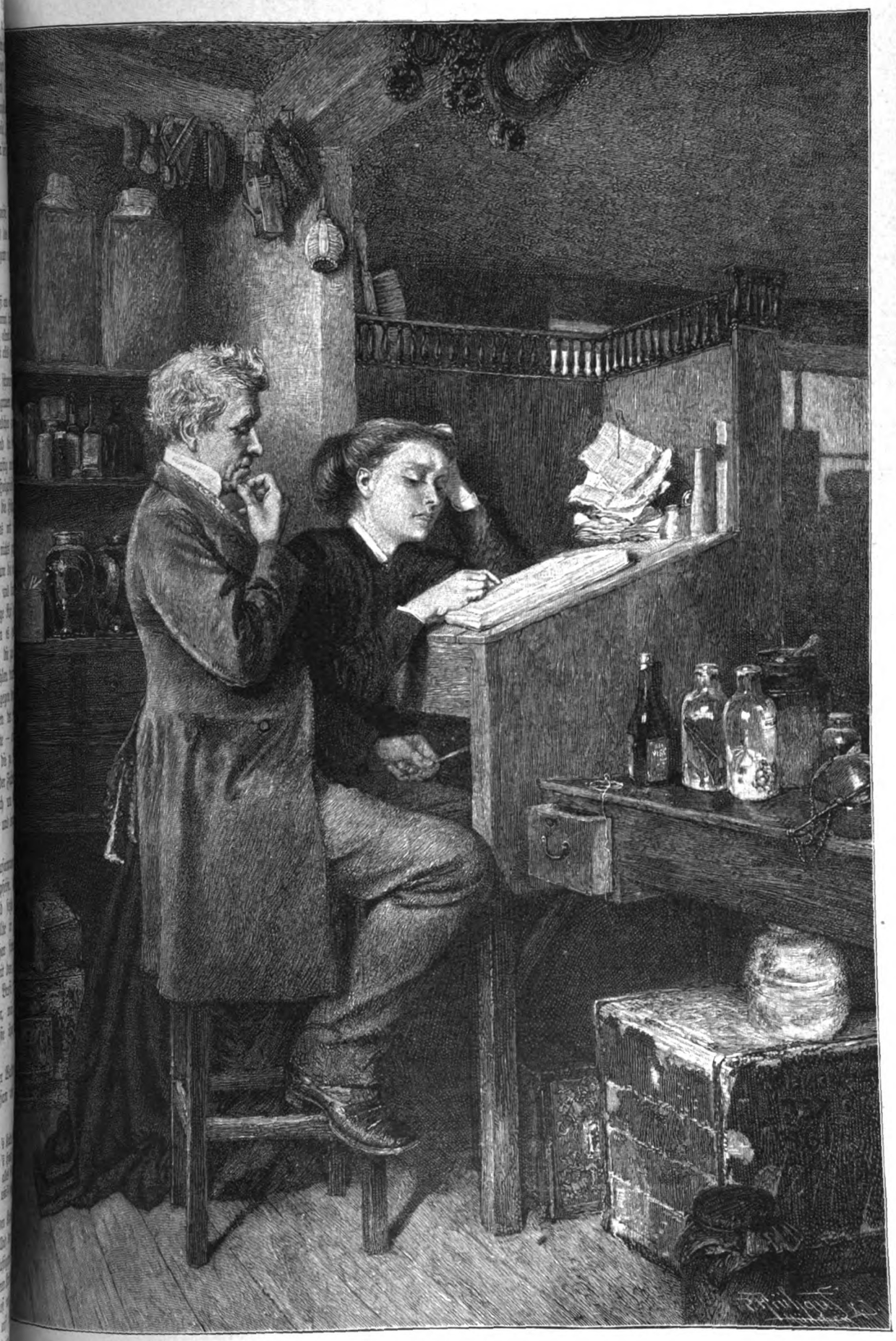
Da duckte sich der Alte klein zusammen und winkte schmunzelnd dem Tonele mit der Holzpfeife. Hurtig sprang der Bub auf den Waldrauscher zu und setzte sich dicht an seine rechte Seite. Nun winkte der Alte in gleicher Weise auch dem Brosi. Der kam, ein bißchen scheu — doch als der Waldrauscher in lächelnder Zärtlichkeit den linken Arm um das kleine Bürschlein legte, wurde der Brosi zutraulich und schmiegte sich an den Schoß des Alten, wie er es daheim bei der Mutter zu tun pflegte, wenn sie ihm ein Märchen erzählte.

„Jetzt, Tonerl, paß auf!“ sagte der Waldrauscher. Mit der Holzpfeife taktierend, fing er langsam und gedämpft zu singen an:

„Der Wald is koa Wald net,
Der Bach is koa Bach,
Und d' Nacht is koa Nacht net,
Und 's Sach is koa Sach,

Und 's Kalte is kalt net,
Und 's Hoaße net hoaß,
Und alles is anders,
Als wia's oaner woaß.“

Ratlos verwundert guckten die beiden Knaben drein, da sie dieses sonderbare Liedchen hörten. Und der Waldrauscher lachte, als gäbe es für ihn nichts Lustigeres als das verständnislose Staunen dieser groß geöffneten Kinderaugen. Aber nun wurde er ernst, zog den kleinen Brosi noch enger an sich heran und sagte zum Tonele: „Paß auf! Das mußt dir merken! Und alles is dir wie nix! Und jeden Brocken tragst wie ein Stäuberl!“ Mehr sprechend als singend fing er das gleiche Liedchen von vorne an, deutlich jedes Wort betonend. Und das tat er so oft, bis der Tonele die zwei Vierzeiler glatt hersagen konnte. Wieder lachend nickte der Waldrauscher, steckte die erloschene Holzpfeife in den steingrauen Kittel, und



Wo steckt der Fehler?
Gemälde von C. Green.

als er nun auch den Tonele zärtlich mit dem Arm an sich herangezogen hatte, begann er wieder zu singen:

„Und zwoa san an oanzigs,
Und tausend san zwoa,
Und dö haben oan Schnaufer,
Oan Lacher, oan Schroa.

Drei Stoaner, drei Bleameln,
Drei Mucken, drei Leut,
Is alles oa(n) Wehdam,
Oa(n) Leben, oa(n) Freud!"

Wieder guckte der Waldrauscher mit seinem heiteren Schmunzeln bald dem Tonele und bald dem Brosi in die verwundert sinnenden Augen. Bei dieser Stille ließ sich ganz in der Nähe der zärtliche Ton einer Ringdrossel vernehmen. Der kleine Brosi fröstelte ein bißchen, als wäre ihm in dieser seltsam träumerischen Waldstimmung eine Gänsehaut über das kindliche Leben gezogen. Und wie unter einem Gefühle scheuer Beklommenheit schmiegte sich der Knabe eng an den alten Mann. Der Tonele aber, mit einer Furche zwischen den Brauen, wand sich aus dem Arm, der ihn umschlungen hielt, sah dem Alten ins Gesicht und sagte: „Waldrauscher, du bist narret!" Der Alte lachte vergnügt und spähte im Wald umher. Dieses Schauen war wie ein Lesen und Lauschen. Jedes funkelnde Licht und jeder blauende Schatten, jeder hundertjährige Baum und jedes junge Stäudlein, jeder huschende Vogel und jede träumende Blume schienen dem lächelnden Alten ein Geheimnis zuzuflüstern, das er hörte und verstand. Nun blieben seine glänzenden Augen an dem Wipfel haften, in dessen Schatten die Ringdrossel flötete. Und der kleine Brosi bettelte mit leisem Stimmchen: „Bitt schön, Waldrauscher, tu noch ein Liederl singen!"

Da fing der Waldrauscher das gleiche Liedchen wieder an. Und mit einer wunderlich verträumten Innigkeit sang er den letzten Vers:

„Drei Stoaner, drei Bleameln,
Drei Mucken, drei Leut,
Is alles oa(n) Wehdam,
Oa(n) Leben, oa(n) Freud!"

Dann sah er die beiden Knaben an und sagte ernst: „Nix Bessers weiß ich nimmer."

In dem Blondkopf des kleinen Brosi schien irgend etwas Sonderbares vorzugehen. Es war dem heißen Gesichtl des Knaben anzusehen, daß ein Gedanke in ihm arbeitete. Und nach einer stummen Weile fragte er plötzlich: „Waldrauscher? Wie heißt denn der große Berg da droben, auf den ich hinauf möcht einmal? Dem Tonele hat es sein Vater gesagt. Aber der Tonele weiß es nimmer. Wie heißt der Berg?"

„Die Große Not!"

Ein Leuchten ging über das Gesicht des Knaben. „So ist von der Großen Not die weiße Prinzessin hergekommen. Die hab ich gesehen heut. Waldrauscher, das is wahr! Und rotgoldene Flügel hat sie gehabt, die weiße Prinzessin."

„Mußt net lugen, Brosle!" sagte der Tonele hart. „Die Flügel tust dir bloß einbilden!"

Der Brosi wollte in heißem Zorn was erwidern. Doch erschrocken sah er den Waldrauscher an. Der hatte das Gesicht in die Hände gedrückt und saß so tief vornüber gekrümmt, daß ihm die grauen Haarsträhnen bis auf die Knie hinunterhingen. Kein Zittern war an diesem gebeugten Körper, unter den hüllenden Händen kein Laut. Und dennoch erkannten die beiden Knaben den schweigsamen Schmerz, der wie schwere Last diesen Rücken krümmte. Dem Brosi wurden die erschrockenen Augen feucht, und der Tonele legte dem Greise die Hand auf die Schulter und fragte herzlich: „Waldrauscher? Tust röhren?"

Langsam hob der Alte das Gesicht und schüttelte den Kopf. Stumm richtete er sich auf; doch als er mit den grünen, weiß und rosig geblümten Waldrauschbündeln seinen Rücken zu beladen anfing, lächelte er schon wieder, beugte sich plötzlich zu dem kleinen Brosi hinunter, strich dem Knaben mit der Hand über den Blondkopf und sagte flüsternd: „Büeberl, du hast Herrgottsaugen. Was einer sieht mit söllene Augen, so ebbes is nie verlogen. Tu dir die rotgoldenen Flügerln net ausreden lassen! Du und ich . . . wir alle zwei haben 's gsehen! Gelt?" Dann belud sich der Alte schweigend mit dem Rest der grünen Bündel, bis man unter dem blühenden Rankenwerk nur noch das braune Faltengesicht mit den grauen Haarsträhnen und den leuchtenden Augensternen sah. Und nun beugte er sich wieder zum Brosi hinunter und flüsterte in einer Sprache, die fast wie reines Hochdeutsch klang: „Und das andre ist auch nicht erlogen: daß von der Großen Not das weiße Prinzessel gekommen ist. Das kann dir keiner besser sagen als ich. Und die Große Not hat eine Mutter. Die heißt man die heiligste Freud." Kein Schritt war zu hören, nur ein leichtes Geraschel, als der Waldrauscher durch das goldene Lichterspiel und den träumenden Schatten langsam davonwanderte.

Lange standen die beiden Knaben auf der gleichen Stelle, ohne ein Wort zu sagen — der Tonele verwundert, der kleine Brosi mit träumerisch glänzendem Blick — und so sahen sie dem Waldrauscher nach, bis er völlig verschwunden war.

Nun wieder jenes sanfte Läuten aus weiter Ferne.

„Komm!" sagte der Tonele. „Jetzt müssen wir heim. Sie tun schon zwölfe läuten." Er nahm den kleinen Kameraden bei der Hand, und der Brosi ließ sich willig aus dem tiefen Walde, der nimmer dunkel war, hinausführen auf die sonnige Wiese.

Als sie schon draußen unter dem lachenden Blau des Himmels waren, sagte der Brosi mit flüsterndem Hauch: „Du . . . Tonele . . ."

„Was?"

„Der Waldrauscher muß schon im Himmel gewesen sein, einmal! . . . Weil er so heilig schauen kann."

Das hörte der Tonele gar nicht; denn er spähte nach einem Wege. Doch weil ihm das blumige Gras heraufreichte bis über die Hüften, sah er nicht weit. Aber ein leises Rauschen vernahm er hinter einer Reihe dichter Erlenstauden. „Sell drüben, wo der Bach geht, muß ein Wegl sein."

Sie schlüpften durch die Stauden und kamen auch richtig zu einem schmalen Steige, dem sie folgten. Was sie da sahen, das war nicht schön. Ein wüstes, an die zweihundert Schritte breites Kiesbett, öde und weißgrau, durchriß in unabsehbarer Länge das blühende Gelände. Zwischen all dem klotzigen Gerölle suchte ein kleiner, in der Sonne gleißender Bach mit sanftem Rauschen seinen Weg. Dieses freundliche, harmlos scheinende Wasser konnte nach schweren Gewittergüssen ein tobender Flutenriese werden, dessen Lust und Freude die Zerstörung war. Dann stürzten die schäumenden Gießbäche von der Großen Not herunter, und so breit wie das Kiesbett sich dehnte, rauschte ein gewaltiger, schlammgrauer Strom einher, dessen Tosen die an seinen Ufern hausenden Menschen zittern machte.

Überall zwischen dem kahlen Gerölle sah man noch die Spuren der Verwüstung, die das Wildwasser im verwichenen Herbste nach einem Wolkenbruch angerichtet hatte. Halbe Wiesen waren davongerissen, große Felder mit Schutt übergossen und unfruchtbar gemacht; von allen waldigen Uferstellen hingen absterbende Bäume schief herein über den kahlen Bachlauf; in großen Kieslöchern waren ganze Hügel von zerrissenen und mit trockenem Schlamm überwusteten Holzblöcken zusammengeschwemmt; zwischen Dachsparren glänzte rostrot eine zerquetschte Ofenröhre; ein zerdrückter Türstock war unter Felsklötzen eingeklemmt; und aus einem lichtgrünen Wassertümpel, der von dem Bachlaufe gesondert lag, schimmerte ein wunderliches Durcheinander von gebleichten Tierknochen herauf — ein zerfallendes Gerippe; von der knorrigen Wirbelsäule starrten wie große, gebogene Gabelzinken noch einige Rippen in die Höhe — und an diesem unheimlichen Rechen hatte sich allerlei Zeug gefangen, gelbliche Moosfladen, bunte Kleiderfetzen und welkes Rankenwerk. Doch wie ein schöner, leuchtender Spiegel lag die ruhige Wasserfläche drüber her.

„Tonele," sagte der kleine Brosi flüsternd, „guck, da drunt im Wasser, da hockt das Totenmännle!"

„Geh, du! Was du alles siehst!" Der Tonele zog die Brauen zusammen. „Das is doch bloß von einer Kuh! Die is versunken . . . selbigsmal, wie das große Wasser meinem Bruder den Stadel vertragen hat und sieben Schaf."

Im blonden Köpfl des Brosi erwachte die Erinnerung an jenen bösen Wettertag im letzten Herbst. Die ganze Nacht

hatte er nicht schlafen können — so wild hatte der zum Strom gewordene Bach gerauscht. Und am Morgen hatte der Knabe vom Fenster seines Stübchens nicht mehr wie sonst die Gärten und die grünen Wiesen gesehen, sondern ein graues Gewoge von Schlamm und Wasser, das fast die ganze Breite des Tales füllte. Von überall klang das Geschrei der Leute. Und dann wurde der Vater von einem weinenden Menschen irgendwohin gerufen und kam erst spät am Abend wieder zurück, ernst und schweigsam. Und vier Tage später, als sich das Wildwasser wieder verlaufen hatte, hörte der kleine Brosi den ganzen schönen Vormittag das Geläut der Glocken. Und der Kirchhof, bis zu dem er vom Fenster seines Stübchens hinübersehen konnte, war schwarz von Menschen. Sieben Särge, vier große und drei kleine, hatte man damals hinuntergesenkt in die kühle Ruhe . . .

Mit ernsten Augen blickte der Knabe auf den stillen, blau schimmernden Wassertümpel, unter dessen Spiegel das Gerippe lag. Dann sah er über das Tal hinaus, gegen den blauduftigen Waldkessel unter der Großen Not, in deren Schluchten die Ursprünge und Rinnsale des Wildbaches lagen.

„Tonele! . . . Wenn ich groß bin einmal, nachher tu ich eine Mauer machen, wo das große Wasser kommt. Und nachher kann das Wasser nimmer heraus. Und kann die Leut nimmer tot machen."

Der Tonele lächelte. „Geh, komm! Wir müssen heim!"

„Wirst sehen, ich tu's! Und die Mauer, die tu ich so groß machen, daß sie größer ist als der größte Berg."

Mit den Fäusten in den Hosentaschen hatte sich der Tonele in Trab gesetzt; und nach einer Weile zappelte der kleine Brosi atemlos hinter ihm her.

Plötzlich blieben die Knaben stehen und lauschten. Zwischen Obstbäumen stand ein kleines Haus an der Straße — und von diesem Hause herüber klang das gellende, qualvolle Geschrei einer weiblichen Stimme.

Erschrocken sahen sich die Knaben an. „Jesus Maria!" stammelte der Tonele. „Was ist denn das?" Er fing zu rennen an, quer über die Wiese hinüber, dem Haus entgegen.

Der kleine Brosi, dem der Schreck das Gesichtl weiß gemacht hatte, lief dem Tonele nach — und als er hinter seinem flinkeren Gesellen das Gehöft erreichte, sah und hörte er, was er nicht verstand. Im Hause noch immer dieses gellende Geschrei. Doch neben der Tür, auf einer von der Sonne grell umfluteten Hausbank, saß eine vierzigjährige magere Frau, ganz regungslos, mit den Fäusten auf den Knien, den Kopf gebeugt, als hielte sie in der schönen Sonne ein Schlummerstündchen. Immer wieder diese martervollen Schreie in der Stube, deren Fenster offen standen. Aber die Frau auf der Hausbank rührte sich nicht. Und vor der Straßenplanke gingen ein paar Leute vorüber; die horchten auf und lachten und gingen unter heiterem Schwatzen davon. Dann kam aus der Haustür ein behäbiges Weib mit rotglänzendem, gutmütigem Gesicht heraus, zwischen den Händen eine große irdene Schüssel; die ließ das Weib am Brunnen mit Wasser voll laufen. Und da faßte der kleine Brosi so viel Mut, daß er mit zerdrücktem Stimmchen fragen konnte: „Weible? Muß da drin im Haus eins sterben?"

Das Weib sah den Knaben an und schmunzelte. „Sterben? Was dir einfallt, Büe'.rl! Lebig will eins werden!" Mit der triefenden Schüssel ging das Weib zur Tür und sagte ein paar leise Worte zu der Frau auf der Bank. Die schien aber nicht hören zu wollen, sondern drehte den Kopf auf die Seite. Und da konnte der kleine Brosi sehen, daß ihr vergrämtes Gesicht von Tränen glitzerte.

Auch dem Knaben schoß das Wasser in die Augen, und ratlos und bekümmert sah er den Tonele an. Der hatte eben am Brunnenstrahl getrunken und fuhr sich mit der Hand über den Mund. Und aller Schreck schien sich bei ihm gelegt zu haben, denn er sagte mit der Ruhe eines reifen Menschen: „Das is die Weiserin, weißt. Die is bei der Nachbarin auch gwesen, die fürig Woch, wie unser Nachbarin das Kindl kriegt hat. Und die Nachbarin hat grad so schreien müssen. Die Mutter hat gsagt, der Kindlesvogel tät beißen."

Stumm sah der kleine Brosi dem klugen Tonele ins Gesicht, wie man hinuntersieht in einen tiefen, rätselvollen Brunnen.

Da kam mit Geknatter und vor einer goldig leuchtenden Staubwolke eine kleine Kutsche die Straße hergefahren und hielt vor dem Gehöfte. Ein schlanker, blondbärtiger Mann, ein paar Jahre über die Dreißig, in schwarzem Beinkleid und mit grauer Joppe, sprang aus dem Wägelchen, das er selbst kutschiert hatte, und band die Zügel des schwitzenden Braunen an die Bretterplanke; dann schob er den gelben Strohhut zurück, warf eine wollene Decke über den Rücken des Pferdes, nahm eine schwarze Ledertasche aus dem Wagen heraus und ging mit hastigem Schritt auf das Haus zu.

„Grüß Gott, Wildacherin!" sagte er zu der Frau auf der Bank. „Bin ich denn nötig?"

Die Frau nickte.

Und der Doktor trat ins Haus, aus dem die gellenden Schreie klangen. (Fortsetzung folgt.)

Erfindungen und Erfinder.

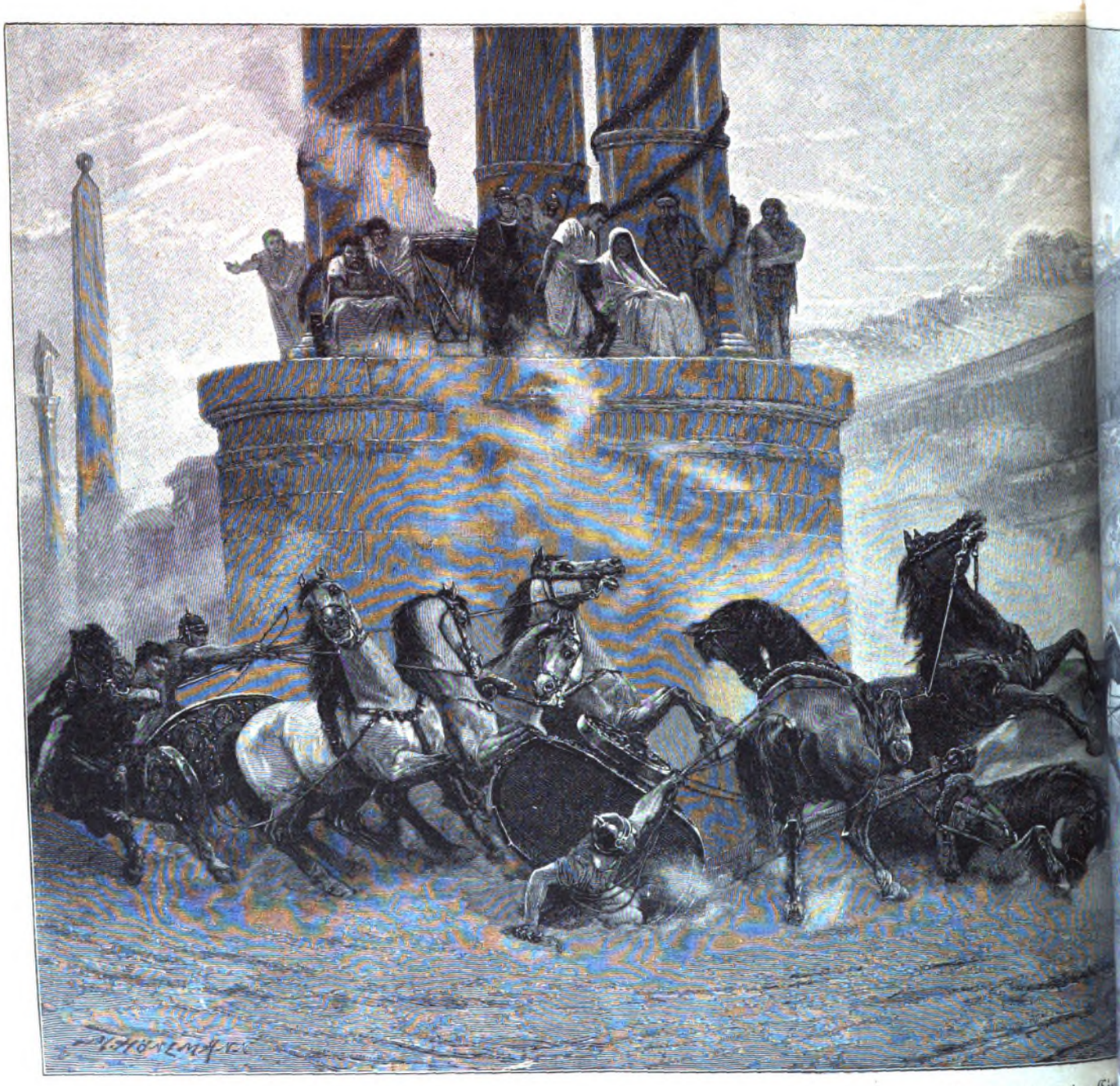
Plauderei von Hans Dominik.

Die Klingel ertönt, und das neue Mädchen, noch nicht auf den „Mann" dressiert, führt den Besucher mit unnötiger Eile in das Empfangszimmer und bringt mir seine Karte. Ich bin also offiziell zu Hause und muß die Sache über mich ergehen lassen. Ein Herr von ansprechendem Äußeren, offenbar der guten Gesellschaft zugehörig, begrüßt mich und bittet nach wenigen einleitenden Worten um mein Interesse und meine publizistische Unterstützung für seine neue Erfindung, die in der Eisenbahntechnik eine besondere Ära eröffnen soll. Dabei öffnet er bereits einen großen Handkoffer, entnimmt diesem die sauber gearbeiteten Holzmodelle zweier Eisenbahnwagen und beginnt mir eingehend das Funktionieren seiner neuen Sicherheitskupplung zu erklären, die er mit unsäglicher Mühe in sauberer Drechslerarbeit aus Holz hergestellt hat. Nachdem ich den Mechanismus begriffen habe, kommen wir mehr aufs Allgemeine, und ich erfahre, daß er ursprünglich Kaufmann war, sich aber seit fünf Jahren ausschließlich dieser Erfindung gewidmet hat. Er erzählt mir, daß die Modelle und die zahlreichen In- und Auslandpatente so ziemlich sein ganzes Vermögen verschlungen haben, und daß jetzt etwas geschehen müsse, um ihm endlich die sicher erwarteten Millionen zu bringen. Leider schienen es die Herren im Eisenbahnministerium doch sehr an dem nötigen Verständnis und Entgegenkommen fehlen zu lassen. Der Dezernent habe ihn vor drei Jahren bereits geradezu gewarnt, der Sache weiter nachzugehen, offenbar weil er die Sache selber vollenden und den Gewinn einheimsen wolle. Aber auch die eisenbahntechnischen Großfirmen wären über die Maßen schwerfällig, und so bliebe ihm denn nun nur noch der letzte Weg: die Presse.

Das ist ein typischer Fall, das letzte Stadium des Erfinders, da er definitiv im Begriffe steht, auf die Rückkehr in einen geordneten bürgerlichen Beruf zu verzichten, und unter die Querulanten geht. Auf die Gefahr hin, mich bei dem Manne wie schon bei so vielen anderen Erfindern mißliebig zu machen, setze ich mich in Positur und beginne folgende Ansprache:

„Werter Herr! Der Oberbaurat, der Sie vor drei Jahren bereits ernstlich warnte, war ein Menschenfreund und hat es aufrichtig gut mit Ihnen gemeint. Die Frage, an deren Lösung Sie sich herangemacht haben, hat nicht nur eine Reihe von technischen, keineswegs leicht zu erfüllenden Bedingungen. Daneben sind auch betriebstechnische und ferner wirtschaftliche Forderungen mannigfachster Art zu berücksichtigen. An diese haben Sie aber vorläufig überhaupt noch nicht gedacht, und daher ist Ihre Erfindung wertlos."

ohne weiteres zusammenkuppeln lassen, denn natürlich könnte die Einführung solcher neuen Kupplung nur ganz allmählich geschehen. Nehmen wir nun an, daß Ihre Einrichtung für den Wagen tausend Mark kostet, und daß hunderttausend Wagen damit zu versehen sind, so sind hundert Millionen Mark für die Einführung dieser Neuerung notwendig, die selbstverständlich nicht in einem Jahre zur Verfügung stehen. Aber auch rein technisch erfordert solche Umwandlung einen Zeitraum von mehreren Jahren. Daher die notwendige Forderung,



Wagenrennen im Cir

Gemälde von

„Mein Herr," sagt der Besucher und steht indigniert auf, „wenn Sie bereits nach einer halben Stunde derartig wegwerfend über mein Lebenswerk urteilen, so hat unsere Unterhaltung wohl kaum viel Wert. Ich werde mich an die Vertreter anderer Blätter wenden und dort hoffentlich mehr Verständnis finden —"

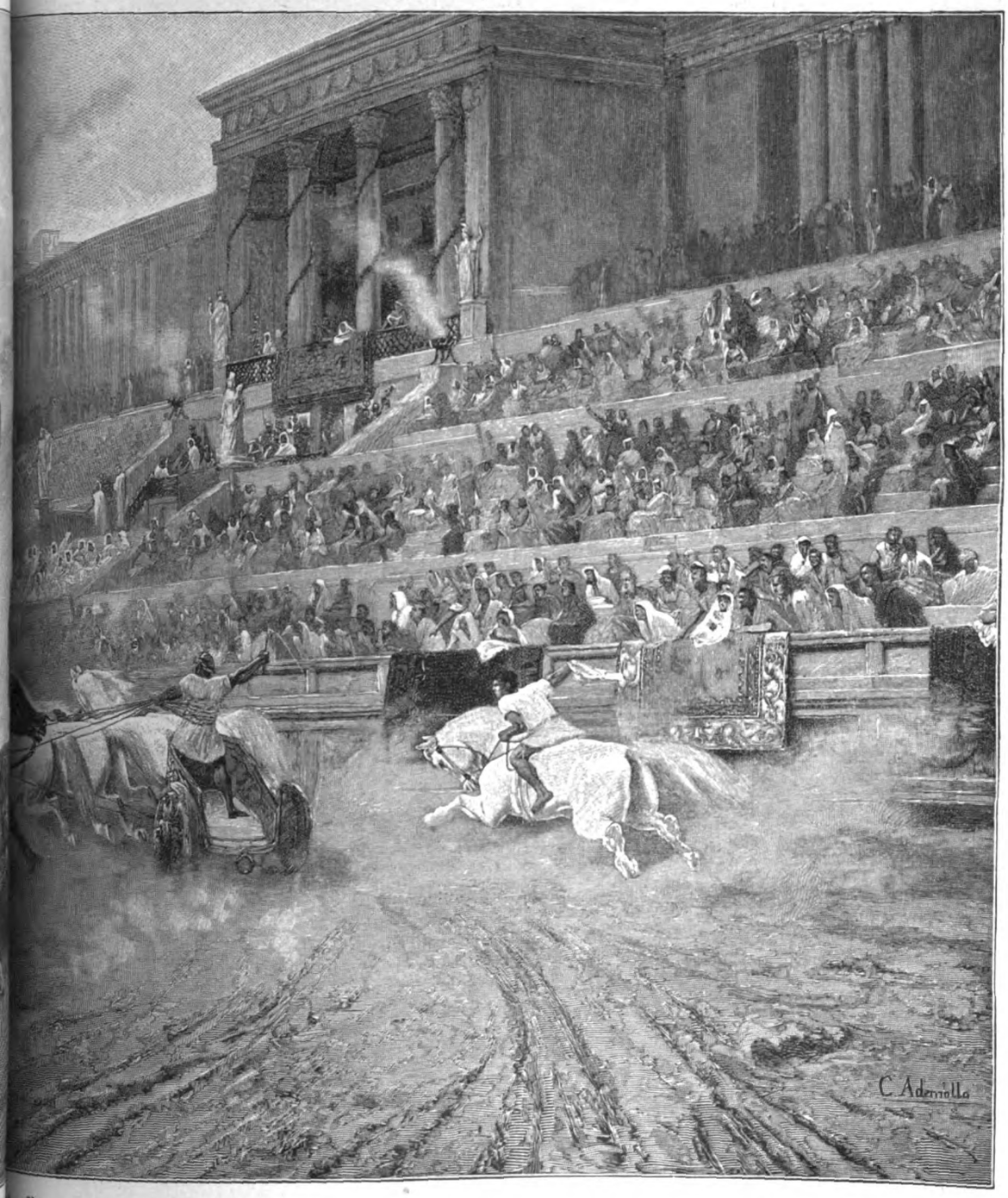
„Bitte, behalten Sie Platz", unterbreche ich diesen Erguß. „Ich will Ihnen in kurzen Worten eine Begründung meiner Kritik geben. Von einer brauchbaren Sicherheits-Eisenbahnkupplung muß vor allen Dingen folgendes verlangt werden: sie muß sich mit den jetzt vorhandenen Normalkupplungen

neue und alte Kupplung zusammenkuppeln zu können, die Sie gar nicht berücksichtigt haben. Ferner aber gibt es für Eisenbahnwagen noch eine Reihe anderer Normalien betreffend Gas- und Bremsluftverbindungen. Auch in diese haben Sie munter hineingebaut, was ebenfalls unzulässig ist. Selbst wenn ich also annehme, daß Ihre Lösung an sich ideal wäre, so ist sie doch praktisch völlig unanwendbar und daher wertlos."

Mein Besucher wird ein wenig nachdenklich. Nach einiger Zeit empfiehlt er sich mit den Worten: „Ich danke Ihnen für

Ihre Aufklärungen, ich werde meine Erfindung in Berücksichtigung dieser Verhältnisse umbauen und dann wiederkommen." Dem Mann ist nicht zu helfen. Er wird nicht eher Ruhe geben, bis er den letzten Pfennig seines Vermögens und Kredits in der aussichtslosen Sache verpulvert hat.

Noch öfter geht die Klingel. Die Gestalten und die Objekte der Erfindung wechseln, aber in der Hauptsache bleibt es die gleiche Misere. Leute, die durch irgendwelchen unglückseligen Zufall unter die Erfinder geraten sind, Bastelei und Erfindung verwechseln und eine glänzende Nichtachtung aller wirtschaftlichen Verhältnisse an den Tag legen. Zeitungsredaktionen, Industriebureaus und Behörden werden in gleicher Weise von diesen Bemitleidenswerten heimgesucht. Der Verfasser einer Abhandlung über militärtechnische Erfindungen sagt darüber im „Militärwochenblatt" mit beweglichen Worten und definiert den Erfinder, wie folgt: „Die Erfinder bilden eine besondere Art des genus homo, die das gemeinsame Kennzeichen besitzt, daß jeder einzelne von der Vortrefflichkeit seiner Erfindung felsenfest überzeugt ist. Sie ergänzen sich aus allen Bevölkerungsschichten und Lebensaltern. Vielfach sind es Leute, die keine geregelte Tätigkeit haben oder auf solche keinen Wert legen, also viel freie Zeit haben, wie Invaliden, Rentner. Auch das weibliche Geschlecht stellt einzelne Vertreterinnen. Neben den gewohnheitsmäßigen Erfindern, deren Namen schon bekannt, wohl auch gefürchtet sind, finden wir ferner kleine Handwerker und Gewerbetreibende, Schullehrer und kleine Beamte vertreten. Aber auch gewerbliche Arbeiter, Handelsbeflissene, Schüler und Lehrlinge fehlen nicht. Am wenigsten Zeit und Veranlassung zum militärtechnischen Erfinder scheint der Landmann zu haben. Einen großen Anteil stellt das Ausland, hauptsächlich Nordamerika, England und das verbündete habsburgische Kaiserreich, in zweiter Linie Belgien, Frankreich und die Schweiz."



zu Rom.

Diese Definition trifft auch auf den Erfinder im allgemeinen zu. Weil in früheren Zeiten einmal Laien ein paarmal ins Schwarze getroffen und gute Erfindungen gemacht haben, glauben viele, daß das auch heute noch möglich sei. Dem ist aber keineswegs so. In unserem technischen Zeitalter brauchen

wir für technische Erfindungen eine sehr gediegene fachwissenschaftliche Vorbildung und eine genaue Vertrautheit mit dem Gegenstande. Wie sehr es aber damit hapert, davon kann sich der Praktiker alle Tage überzeugen. Da ist z. B. das zahllose Heer der Erfinder von lenkbaren Luftschiffen und Flugmaschinen, die alle Gesetze der Statik und Dynamik mit souveräner Nichtachtung behandeln. Die Tätigkeit dieser Leute hat der verdienstvolle Geschäftsführer der „Studiengesellschaft für Motorluftschiffahrt" einmal in einem vortrefflichen Bescheide charakterisiert. Er schrieb einem solchen Erfinder: „Ihre Erfindung enthält viel Neues und Gutes. Aber leider ist das Neue nicht gut und das Gute nicht neu."

Wenn sich heute der Laie im Erfinden betätigen will, so soll er ganz kleine Objekte des praktischen Lebens und des täglichen Gebrauches wählen. Hier kann man auch ohne Vorbildung Erfolg haben, und hier besteht vor allen Dingen nicht die Gefahr, daß Unsummen für Modelle und Patente verschleudert werden. So brachte z. B. die bekannte Erfindung der Papieruntersätze für Bierseidel dem Erfinder ein großes Vermögen. Auch die Erfindung der ersten Flaschenverschlüsse mit Hilfe von Gummi und Porzellan an Stelle der früher allein üblichen Korken hat ihrem Urheber sehr viel Geld gebracht. Solcher Erfindungen sind auch gewiß heute noch viele zu machen. Wo immer wir im täglichen Leben auf kleine Unannehmlichkeiten stoßen, kann der Erfinder sich nützlich machen. Man denke nur an die greulichen glühend abfallenden Streichhölzerköpfe, an tropfende Lichte, rostige Schreibfedern und dergleichen mehr. Auch auf dem Gebiete der Flaschenverschlüsse ist heute noch viel zu holen. Bedingung ist dabei jedoch immer, daß die Erfindung nicht nur technisch gut, sondern auch wirtschaftlich ist, daß sie das Alte nicht nur durch etwas Besseres, sondern auch durch etwas Billigeres ersetzt. Wer darin Glück und Geschick hat, der kann durch eine gute Kleinerfindung solcher Art wenn auch nicht Millionen, so doch immerhin ganz hübsches Geld verdienen. Die eigentlichen technischen Erfindungen aber sollte, wie gesagt, der Laie unter allen Umständen dem Techniker überlassen. Unser ganzes Patentgesetz ist in Deutschland auf solche Teilung zugeschnitten. Dies Gesetz entstand ja vornehmlich durch die Anregung von Werner Siemens, und wir dürfen uns demnach nicht wundern, wenn es viel mehr die Interessen der produzierenden Industrie als diejenigen irgendeines Privatmannes vertritt. Ein einzelnes Patent pflegt heute in den seltensten Fällen sehr viel zu schützen. Lesen wir doch z. B. auf zahlreichen Schreibmaschinen, daß sie durch sechzig und mehr Patente geschützt sind. Es ist eben bei uns und auch in den meisten anderen Kulturstaaten tatsächlich notwendig, jede gute Einzelkonstruktion, jeden besonders wirksamen Hebel oder sonstigen Mechanismus durch ein besonderes Patent zu schützen. Einen solchen Luxus kann sich nun wohl die Großindustrie erlauben. So kommt es denn, daß große Gesellschaften Tausende, ja Zehntausende von verschiedenen Patenten laufen haben, deren recht bedeutende Gebühren eben als Geschäftsunkosten auf die allgemeine Fabrikation verbucht werden. Vielfach werden solche Patente nur genommen, um den Nachbar zu ärgern, d. h., um konkurrierende Gesellschaften an der Ausführung bestimmter Dinge zu hindern. Vielfach auch nimmt man sie, um sie nach Jahresfrist fallen zu lassen. Man hat dann, wie der patenttechnische Ausdruck lautet, die Neuheit der Sache endgültig zerstört, kein anderer kann sie sich danach noch schützen lassen und nun etwa andere damit ärgern. Es ist ein ständiger Krieg, der hier mit viel Scharfsinn, Sachkenntnis und Geldaufwand geführt wird. Haben doch die verhältnismäßig kleinen Gesellschaften für drahtlose Telegraphie, also die Markonigesellschaft in England, die Telefunkengesellschaft in Deutschland usw., jede weit über 200 Patente laufen, und die einzelnen Ansprüche gehen oft so haarscharf aneinander vorbei, sind oft so unentwirrbar verschlungen, daß nur noch einige wenige Spezialisten sich darin auskennen.

Unser Patentgesetz will also seinem ganzen Ursprunge nach in erster Linie dem produzierenden Industriellen einen gewissen Schutz verleihen. Inwieweit es diesen Zweck erfüllt, möge dahingestellt bleiben. Für den Wert eines Patentes an sich mag der Umstand als bedeutsam erwähnt werden, daß die meisten großen Gesellschaften ihr Patentkonto, auch wenn es viele Hunderte von Patenten enthält, stets bis auf eine Mark in den Büchern herunterschreiben, so daß für das einzelne Patent nur ein Wert von Bruchteilen eines Pfennigs herauskommt. Das sollte für die Erfinder von Profession doch eine leichte Warnung sein. Aber diese gehen ja leider gern ihre eigenen Wege und spielen mit besonderer Virtuosität das hochmoderne Instrument der G. m. b. H. Selbst von ihren Ideen begeistert und der Meinung, daß die Millionen ihnen nur so zufliegen müssen, erreichen sie es doch zuweilen, ein Opfer zu hypnotisieren und zahlungswillig zu machen. Dann wird die berühmte Erfinder-G. m. b. H. gegründet. Der Erfinder bringt seine Erfindung ein, die oft mit fünfzig- und mehr tausend Mark bewertet wird. Der andere Beteiligte oder besser gesagt Benachteiligte gibt 10- bis 20 000 Mark in bar. Nun wird munter weiter gebastelt, und nach einem, spätestens zwei Jahren ist das unvermeidliche Ende da. Der terminus technicus heißt „Pleite".

Und nun die berühmten Millionen des Erfinders. Man spricht von den wenigen, die das große Los gewonnen haben, aber nicht von den vielen, deren Erfindungen Nieten waren. Und doch ist das Verhältnis der Gewinnchancen beim Erfinden nicht viel anders als bei der Lotterie. Die meisten Erfinder müssen froh sein, wenn sie nach jahrelangem Bemühen mit dem Einsatze herauskommen, d. h., wenn sie das Geld wiederbekommen, das sie in die Erfindung gesteckt haben. Wenn nun aber ein Familienvater in solchem Maße Lotterielose kauft, daß er den Unterhalt der Seinigen dadurch gefährdet, kann man ihn ohne weiteres entmündigen lassen. Wenn dagegen jemand ein großes Vermögen einer Erfinderidee opfert, so gibt das Gesetz keinerlei derartige Handhabe. Darum muß sich aber der einzelne selbst schützen. Immer wieder muß die Warnung lauten: Seid vorsichtig mit dem Erfinden. Sucht euch kleine praktische Dinge des täglichen Lebens und steckt nicht mehr in die Sache, als wie ihr schließlich verschmerzen könnt.

Ludwig Ganghofer.

Zum Jubiläum seiner fünfundzwanzigjährigen Mitarbeiterschaft an der „Gartenlaube". Von Fritz v. Ostini.

Seit dem Jahre 1884 hat Ludwig Ganghofer ein volles Dutzend großer Romane und eine Reihe kleinerer Skizzen und Erzählungen in der „Gartenlaube" veröffentlicht — es kann hier also den Lesern dieser Zeitschrift über den Dichter Ganghofer kaum etwas Neues gesagt werden. Sie wissen, wie er spannt und fesselt, wie er im Innersten packt, mit welcher dichterischen Kraft und Glut er von den Schönheiten der Natur und ganz besonders seiner Bergwelt zu erzählen weiß. Sie kennen auch seinen frohen Wahrheitsmut und wissen ihm Dank für manches befreiende gute und kluge Wort, das er aus dem Schatz einer ungewöhnlich reichen Lebenskenntnis nahm und mit seinen farbenprächtigen Erzählungen verflocht. Und sie haben wieder und wieder, bewußt und unbewußt, den hohen Reiz gefühlt, das Werk eines Poeten zu genießen, der sich immer ehrlich und ganz mitteilt, der nur aus inneren und äußeren Erlebnissen gestaltet, nicht aus nüchterner Be-

rechnung am Schreibtisch heraus, der stets von seinem Stoffe fortgerissen ist, mit seinen Gestalten weint und lacht, bangt und hofft. Wer mit Ludwig Ganghofer näher umgeht, weiß, daß wirklich sein Schaffen ihm unmittelbar aus der Seele quillt, daß seine Phantasie wie die jedes fruchtbaren Romanciers zwar gut geschult ist und ihr vielseitiges Wissen beim Erfinden zu Hilfe kommt, daß das Geheimnis der Wirkung doch in erster Linie in ihrer Ursprünglichkeit, ihrer elementaren Gesundheit liegt. Ganghofer ist eine vollblütige Kraftnatur, und er hat sein menschliches und dichterisches Wesen erstaunlich jung erhalten in der steten Berührung mit der Natur. In seinen Büchern spielt das Weidwerk mit allem, was dazu gehört, nicht umsonst die erste Rolle; es ist in Wahrheit der Jungbrunnen seiner Kunst, es ist ein unabtrennbarer Teil von seiner Persönlichkeit. Der Winter in der Stadt, von dem Novembertage, wo er aus verschneiten Bergen von der Gamsbrunst heimkehrt, bis zu dem Maimorgen, an dem er wieder hinaufzieht zur Spielhahnbalz, ist ihm nur eine bald mehr, bald weniger erträgliche Notwendigkeit. Der Sommer und Herbst im Gaistal oben, die machen ihm das Leben aus. Nicht weil er ein Jagdfanatiker wäre, der keine Gelegenheit, eine Kreatur auf die Decke zu legen, ungenutzt lassen kann. Er hat vom hohen und höchsten Weidwerk so viel genossen, daß der Jagdeifer an sich wohl ein wenig gekühlt ist. Aber er verwächst da oben immer inniger mit der Natur und lernt aus dem Buche, das keiner je ausliest, in dem auf jeder Seite neue Wunder stehen. Zu dem Besten und Schönsten, was Ganghofer sich aus seinem Jagdrevier holt, braucht er kein Gewehr. Und das Beste und Schönste, was er seinen Lesern gab, hat er ebenfalls aus jener Bergeinsamkeit heimgetragen, aus dem Schweigen im Wald und zwischen den Felsen, aus grandioser Einsamkeit oder dem Verkehr mit wenigen wetterfesten und kerngesunden Menschen, in denen er die rätselvollen Tiefen der Volksseele studierte. Er verbringt Monate einsam da oben in dem Jagdhause „Hubertus“ in Tirol, und wenn ihm das Fortspinnen einer Arbeit im lärmenden Getriebe der Großstadt schwer geworden, in jener köstlichen Stille klären sich die Bilder, entwirren sich die Fäden, das Werk schreitet fort zu gutem Ende. Dann fällt bis in die frühen Morgenstunden hinein der Schein seiner Studierlampe hinaus aufs Almfeld, das sich vor dem Jagdhaus ausbreitet, und es kommt oft genug ein Rudel Hochwild herbeigezogen und äugt neugierig in den Lichtschimmer, der auf den Almrasen ein großes, blendendhelles Rechteck malt. Eine schönere Arbeitstätte hat kaum noch ein Poet gehabt. Und ganz bestimmt keiner eine, die besser zu ihm paßte!

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Ludwig Ganghofer

Pastell von F. A. von Kaulbach.

Die spezifische Eigenart Ludwig Ganghofers, seine Vorliebe für Wild und Wald und seine gerade, mannhafte Art sind ererbt. Sein Vater war ein hoher Forstbeamter, als solcher typisch in seinem kernfesten Wesen, und war selbst wieder eines Forstmeisters Sohn. Unser Poet wurde am 7. Juli 1855 zu Kaufbeuren im Algäu geboren, und als der Vater nach Welden bei Augsburg versetzt wurde, verlebte der Knabe eine frohe und glückliche Kindheit in der freien Natur und wurde früh auch mit dem Leben des Volkes vertraut. Das Gymnasium besuchte er in Augsburg, so daß er seine ganze Jugend auf schwäbischer Erde zubrachte, und ein schwäbischer Einschlag ist immer noch in seiner Aussprache zu spüren, trotzdem er heute wohl einer der gründlichsten Kenner des oberbayrischen und Tiroler Dialektes ist und mit seinen Jägern in deren eigener unverfälschter Mundart zu reden weiß. Als er das Gymnasium hinter sich hatte, begann eine ziemlich unruhige Studentenzeit in Würzburg, in Berlin, in München. Er hatte früh angefangen, für alles Erdenkliche Interesse zu zeigen. Ursprünglich wollte er Ingenieur werden, machte sogar eine Zeit praktischer Arbeit am Schraubstock durch und trat nach kurzem Aufenthalt in Würzburg ins Münchner Polytechnikum über. Für die Naturwissenschaften war er begeistert, aber alles, was Beziehungen zu den schönen Künsten

hatte, fesselte ihn noch mehr, und er fand an den Münchner Hochschulen bedeutende Lehrer. Er trieb dazu Sprachen, faßte ein leidenschaftliches Interesse für das Theater, versuchte sich als Dichter — zunächst noch ohne den Gedanken, sich ganz der Schriftstellerei zuzuwenden, und zeigte sich als Meister in jedem Sport. Dies ist er auch sein Leben lang geblieben. Seine technischen Pläne hängte er bald an den Nagel und siedelte im Sommer 1878 nach Berlin über, um sich für das Doktorexamen vorzubereiten — denn er hatte jetzt beschlossen, sich einmal als Literarhistoriker zu habilitieren. Seine Doktorarbeit über Rabelais und Fischart hat er denn auch vollendet und wurde im Herbst 1879 in Leipzig promoviert — aber ein Literarhistoriker von Fach ist er nicht geworden. Schon in Berlin hatte Ganghofer im Akademisch-Literarischen Verein sich nach allen Richtungen, besonders bei dramatischen Aufführungen, betätigt, war auch selbst als Schauspieler aufgetreten, und als er im Winter auf 1880 nach München zurückkehrte, geriet er in einen Kreis von jungen Künstlern, in dem der stattliche und temperamentvolle Jüngling gar bald eine erste Rolle spielte. Vilma v. Parlaghy, deren Talent damals zuerst Aufmerksamkeit erregte, hat ihn im phantastischen Putze der „Schlaraffen" eines fröhlichen Künstlerkreises konterfeit, der namentlich von Schauspielern und Sängern stark besucht war. Vielleicht war dieser Umgang bestimmend für Ganghofers weiteres Schicksal. Schon in Berlin hatte ihn ein Gastspiel des Münchner Gärtnerplatztheaters, das mit den damals neuen Bauernstücken von Hermann Schmid, Franz Bonn u. a. versuchte, das norddeutsche Publikum zu erobern, außerordentlich stark angeregt. In München kam er nun mit dem Schauspieler Hans Neuert zusammen, und eines Tags besprachen sie einen dramatischen Stoff, der dem bühnenkundigen Neuert gefiel — eine Woche später hatte Ganghofer den „Herrgottschnitzer von Ammergau" geschrieben, der nun, von Neuert bühnengerecht überarbeitet, in München einen freundlichen, in Berlin aber beim nächsten Gastspiel jener Truppe einen stürmischen und nachhaltigen Erfolg fand. Heute, nach 28 Jahren, ist das kernige Volksstück noch immer eine Hauptrepertoirenummer der bayrischen Bauernschauspieler. Das Talent, das der junge Schriftsteller in diesem Volksstück gezeigt hatte, machte einen gewiegten Theatermann auf ihn aufmerksam. Direktor Jauner bot ihm die Stelle eines Dramaturgen am Wiener Ringtheater an, und Ganghofer nahm an. Im Herbst 1881 siedelte er nach der Donaustadt über, nicht zuletzt angezogen von dem Gedanken, daß dort Ludwig Anzengruber hauste, dessen „Pfarrer von Kirchfeld" kurz vorher mächtigen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Auch im Ringtheater hatte der „Herrgottschnitzer" starken Erfolg. Das reiche Wiener Theaterleben mit allen seinen interessanten Persönlichkeiten zog Ganghofer in seinen Bann, und er hätte vielleicht fortan sein Leben ganz der Bühne geweiht, wenn nicht das Schicksal mit rauher Hand dazwischengegriffen hätte. Am 8. Dezember brannte das Ringtheater nieder, und mit der Dramaturgenherrlichkeit war es zu Ende. Ganghofer schrieb zwar bald wieder ein Volksstück „Der zweite Schatz", fing aber daneben an, sich als Erzähler zu betätigen und eine Reihe kleiner Dorfgeschichten zu schreiben. Er hatte im Mai 1882 eine junge Künstlerin vom Ringtheater als Gattin heimgeführt und sich ein glückliches Heim geschaffen, das ihn seßhaft machte, soweit sich „Seßhaftigkeit" mit seinem lebhaften Naturell vertrug. Die nun übernommenen Pflichten zwangen ihn zu fruchtbarem Schaffen.

Im Sommer 1883 brachte er einen gewinnreichen Aufenthalt am Königssee im Schiffmeisterhause zu, und hier fand er wohl definitiv die Richtung für seine Kunst. Mit der ganzen Empfänglichkeit seiner Seele nahm er die Pracht dieses schönsten Winkels vom bayrischen Hochland in sich auf, und da ihm König Ludwig II. gestattete, im Leibgehege zu jagen, das dort an Hochwild und Gemsen überreich ist, konnte er nun auch der ererbten Lust am Weidwerk frönen, die eine so starke Wurzel seiner künstlerischen Kraft werden sollte. In diesem Sommer und an dieser Stätte entstand neben der Novelle „Rachele Scarpa" die Erzählung „Dschapei", die 1884 in der „Gartenlaube" erschien, sein erster Beitrag für diese Zeitschrift. Und den Plan zum „Edelweißkönig" brachte er mit nach Haus, ihn den Winter über in Wien auszuarbeiten, wie den zum „Unfried". Der erstere ist 1885, der letztere 1887 in der „Gartenlaube" abgedruckt worden. Auch die folgenden Sommer verbrachte Ganghofer am Königssee, und da reifte in ihm der Plan zu dem Zyklus „Die Watzmannkinder"; in neun Romanen sollte da, wie sein Freund und Biograph Vincenz Chiavacci erzählt, „die tausendjährige Kulturentwicklung eines vom großen Strom des Lebens abgeschiedenen Tales und seiner Menschen geschildert werden". Ob es wirklich neun Romane werden, das weiß der Dichter heute wohl selbst noch nicht. Der pedantisch planmäßige Arbeiter nach einem solchen festgelegten Programm paßt nicht zu seiner Schaffensweise, die lebendigen Impuls braucht. Aber fünf von diesen Romanen sind bereits geworden und gehören zum Allerbesten, was Ganghofer geschrieben hat: „Der Klosterjäger" (1891), die „Martinsklause" (1893—94), das „Gotteslehen" (1898), das „Neue Wesen" (1902) und zuletzt „Der Mann im Salz". In diesen Geschichtsromanen hat ihr Autor sich die denkbar glücklichste Form gebildet, in die er seine Gedanken gießen konnte. Diese historische Form gab ihm größere Freiheit für die Erfindung, größere Farbigkeit für die Bilder, die er entrollen wollte, ausgedehntere Möglichkeiten, bedeutsame und außergewöhnliche Gestalten, gute und böse mit schlichten Volkstypen zusammenzubringen. Den Naturhintergrund der Watzmanngeschichten konnte er unmittelbar nach der Wirklichkeit malen, ebenso das Leben und Fühlen des Volkes, das sich ja doch so merkwürdig gleichbleibt durch die Jahrhunderte. Und die großen ewigen Kultur- und Sittlichkeitsfragen, die religiösen Probleme, die ihn beschäftigten, konnte er hier in einer Weise erörtern, die den Leser fesseln mußte und dem Autor auch die größte Bewegungsfreiheit gewährleistete. In den Watzmanngeschichten plädiert Ganghofer mit heißer Beredsamkeit für humane Lebensanschauung und Herzenskultur, für sozialen Fortschritt und die Befreiung von der Knechtschaft einer herrschsüchtigen Hierarchie — gar manche Leser merken es freilich kaum, denn die Wahrheiten, die sie vernehmen, kommen gar anmutig daher im bunten historischen Gewande, und die Weltanschauung, um die es sich handelt, wird ihnen in Gestalt einer fesselnden Erzählung verkündet. Die „Nurliteraten", welche die ganze Gattung des „spannend erfundenen" Romans verurteilen, wie die „Nurmaler" alles Gegenständliche und Gefällige in der bildenden Kunst, mögen einmal bedenken, was für ein enormes Stück Kulturarbeit gerade in jener Form geleistet werden kann und geleistet worden ist!

Wie schon die angegebenen Jahreszahlen zeigen, sind die Berchtesgadener Romane nicht in unmittelbarer Aufeinanderfolge erschienen, und manches andere kam noch vorher: Jagdgeschichten aus dem Hochland und der große Roman „Die Sünden der Väter" (1887), in dem Ganghofer ein gutes Stück „Wahrheit und Dichtung" aus seinem eigenen Leben verwebt hat, z. B. denkwürdige Erlebnisse mit dem Dichter Heinrich Leuthold. Dazwischen entfaltete er eine rege journalistische Tätigkeit, trat 1886 als Feuilletonredakteur, Theater- und Kunstkritiker ins „Wiener Tagblatt" ein, und seine Wochenfeuilletons wurden von der Leserwelt stets mit größter Spannung erwartet. Die Stellung brachte ihn in Beziehung zu den interessantesten Persönlichkeiten der Wiener Geisteswelt und wurde so durch eine Fülle von Erlebnissen unendlich wertvoll für sein Schaffen, so wenig er auch zur Arbeit in einem Redaktionsbureau geboren war. Er war schließlich sogar froh, als er die Fesseln des Amtes abwerfen konnte — es war zu Ende des Jahres 1891. Nun hatte er freie Bahn für sein Schaffen, und Erfolg reihte sich an Erfolg. Gleich im nächsten Jahr entstand im Zeichen der Freiheit der famose Roman: „Der laufende

dem das grandiose Walten der Natur in meisterlicher menschlichen Schicksalen verknüpft ist, eine Kunst, die von nun ab in allen seinen Hochlandgeschichten mit Liebe übte und immer weiter entwickelte, in dem Jagd-Schloß Hubertus" (1895—96), dem „Schweigen im 1900—01), das in der Umgebung von des Dichters em Jagdheim „Hubertus" im Gaistale spielt, und Schein", der 1903 vollendet wurde.

nghofer 1893 Wien verlassen hatte, lebte er zu-tzelnd am Starnberger See, in Meran und dann Italien. Ein Winter, in Sant Agnello bei Sorrent reifte die Novelle „Tarantella" und gab ihm das für den Roman „Die Bacchantin" (1897), auch „Schloß Hubertus" zu Ende geschrieben. Im gründete der Dichter sein festes Heim in München chte zunächst mit den Seinigen den Sommer am Tirol. Erst im Frühling 1897 zog bertus" ein, nachdem er mit ein paar Jagdfreunden Revier im Gaistal am Südhange der Zugspitze und ende Reviere bei Leutasch und Erwald gepachtet Namen „Hubertus" gab er dem Jagdhaus auf der im Andenken an jenen Roman, der wohl des blingsbuch sein dürfte.

hmucke Holzhaus, das, von der Sonne goldbraun oberen Rand eines rechteckigen, von Riesenfichten Almleckes liegt, eine Tagereise von jeder Bahn-deutet für sich allein ein Juwel, und die zahllosen es durch alle die Sommer besucht haben, er-Begeisterung und oft mit Rührung zu seinem Ruhm. Stuben hat noch keiner gesehen als diese hier mit weißen Wänden, ihrer schlichten Täfelung und dem Zirbelholz. Jagdtrophäen und Jagdbilder schmücken und dunkelgrüne Latschenzweige. Im Frühling erbst ist Ludwig Ganghofer meist allein hier oben, Arbeit zu bewältigen, die Ruhe und Sammlung Aber im Sommer, wenn die Ferienzeit ist und die einkehren, hallt das Haus von Leben und Fröh-. Des Dichters liebenswürdige Gattin Frau nghofer hat hier einen Musterhaushalt eingerichtet, les geräuschlos am Schnürchen geht, und in dem begreiflicher Schwierigkeiten kein Hausgenosse und irgend etwas am Behagen vermissen wird — ein meisterstück! Hier haben sich Ganghofers Kinder hren immer wieder ihre roten Backen geholt nach ten harter Lernzeit in der Stadt, und jetzt spielen hatten und auf der Alm auch seine beiden ent-Enkel, die Kinder seiner älteren Tochter Frau Und der mächtig emporschießende Filius, der Höhe der Gestalt seinem Vater nichts nachgeben schon lange da droben seinen ersten Gams-ssen. Gäste kommen, Gäste gehen, Leute darunter berühmten Namen. Und im Mittelpunkte dieses merk-und bunten Treibens steht immer der Hausherr, e Persönlichkeit alle anregt und alle lenkt. Seine zeit ist die Nacht, so daß ihm auch in arbeits-ernden Muße zur Geselligkeit wie zum Weidwerk Und hier oben lebt er sein Leben in seiner ganzen Vielseitigkeit aus. Bald unterbricht er sein Werk, um sich ein Viertelstündchen am Notenpult zu zerstreuen, die Flöte blasend, deren Handhabung er erst in späteren Jahren erlernt hat. Bald findet man ihn in der Dunkelkammer oder auf dem Kiesplatz vor dem Hause, wo er photographiert; bald zeichnet oder malt er ein Blatt in die denkwürdige Chronik von „Hubertus". Denn auch auf diesem Gebiet ist er über das Dilettantische hinaus beschlagen. In allen handwerklichen Geschicklichkeiten hat er Fertigkeiten in einem Grade, zu dem sonst gerade die Gebildeten selten kommen, und wenn es gilt, etwa einen Brunnenschacht auszubetonieren, Wasserleitungsrohre zu legen, Hütten oder Wege zu bauen, ist er sein eigener Ingenieur. Wie er ja als sein eigener Ingenieur auch sein Leben aufgebaut hat mit sicher zugreifender Hand! „Wie sich Geschick und Glück verketten", ist an dieser Erscheinung gar seltsam zu verfolgen. Er hat auch Glück gehabt, reiches Talent von der Natur bekommen, Menschen gefunden, die ihn liebten und ihm vorwärts halfen. Aber daraus gestaltet ein anderer noch lange kein Schicksal wie das seinige. Ob er sich band oder sich freimachte, ob er einen neuen Pfad einschlug oder einen alten verließ, im großen traf er immer, was ihm wohl bekam. Er ist das, was man impulsiv heißt, in ungewöhnlichem Grad, in einem Grad, der manch einem gefährlich würde. Aber wenn der Sturm verebbt ist, dann hat er auch eine ungewöhnliche Kraft, sich zu sammeln und zu halten, eine Energie, die wild anpackt und doch stetig ist, ein Temperament, das sich hinreißen läßt und dann doch seine höchste Befriedigung im stillen Sichausleben findet, in der steten Rückkehr zur Natur, im alten Geheimnis des Antäus, der seine unverbrauchte Kraft immer wiedergewann, wenn er die Erde berührte!

In diesem knappen Rahmen war es nicht möglich, auch nur einen annähernden Überblick über das ganze Schaffen Ludwig Ganghofers zu geben, über die Fülle seiner novellistischen Arbeiten, über seine dramatischen und lyrischen Dichtungen, über alle Wirksamkeit, die er für andere und für die Kunst überhaupt entfaltete. Auch darüber konnte nicht gesprochen werden, wie er sein Leben mit Schönheit zu umgeben wußte, wie er sein Münchner Heim ausgestattet hat und auch hier, allem literarischen Cliquenwesen fern, doch Mittelpunkt eines Kreises nicht alltäglicher Menschen ist; sind sie auch oft ganz anders als er, die Kraft seines Wesens zwingt sie doch in seinen Bann! Und wie er, der impulsive und heißblütige Mann, dem Schaffen der andern und selbst derjenigen, deren Mißgunst er zu fühlen bekam, in ruhiger Objektivität gegenübersteht. Mit ihm über andere und ihr Werk, über Menschen und Schicksal zu reden, war mir oft vergönnt im Schatten der Fichten von „Hubertus", in der Stille an Frühjahrstagen und -nächten, da kein lauter Besuch störte. Und es waren Stunden voll von Genuß und schöner Ruhe!

Heute, da ich diese Zeilen schreibe, ist er eben wieder hinaufgefahren nach „Hubertus", die letzte Hand an ein Werk zu legen, das die Leser der „Gartenlaube" bereits in dieser Nummer zu Gesicht bekommen. Das Buch heißt „Waldrausch" doppelsinnig wohl, zunächst nach einem immergrünen Gewächs der Alpen, das im Frühling wundersam zierlich blüht — ein guter Titel und ein schönes Sinnbild!

Von der Harznutzung.

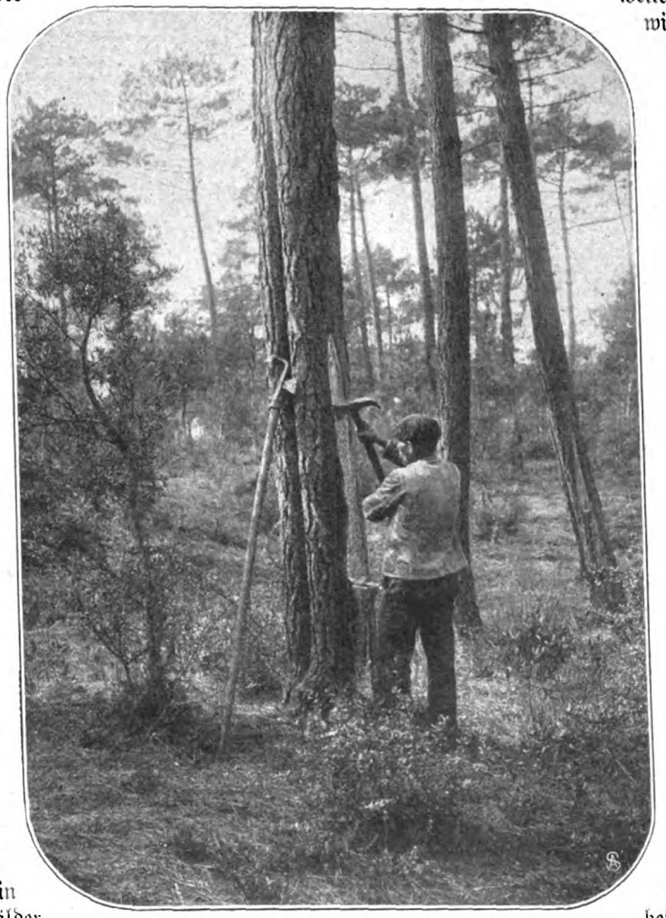
Von M. Hagenau. Mit Abbildungen nach Photographien von Jacques Boyer.

dem Leben der Pflanzen spielen harzartige Stoffe eine Rolle. Sie sind die von der Natur gebotenen Schutz-gegen allerlei Gefahren für Leben und Gesundheit. Mit Harz überziehen viele Pflanzen ihre Blätter und dadurch eine übermäßige Verdunstung, andere wieder an ihren Stengeln klebrige Massen aus, die den unerwünschten Besuch der Insekten und Schnecken von den Blättern fernhalten; schließlich durchtränken verschiedene Pflanzen Blätter und Früchte mit scharf und bitter schmeckenden, mitunter auch giftigen Harzen, wodurch diese für eine große Anzahl von Tieren ungenießbar werden. Vor allem aber leisten diese eigenartigen Stoffe den holzigen Pflanzen den größten

Nutzen, wenn Rinde, Holz oder Äste zufällig beschädigt oder verwundet werden. Wie beim Menschen und bei Tieren, so ist auch bei der Pflanze die offene Wunde eine Eingangspforte für allerlei Infektionen. Es siedeln sich in ihr Bakterien und Pilze aller Art an, schädigen die nächst der Wunde gelegenen Teile, dringen in die Tiefe und rufen Brand und Fäulnis hervor. Gegen diese Gefahren suchen sich die Bäume und Sträucher schleunigst selbst zu schützen. Aus den verwundeten Stellen quillt sogleich flüssiges Harz oder dünner Gummi hervor, der an der Luft erhärtet und einen für Nässe, Pilze u. dgl. schwer durchdringlichen Überzug bildet. So ist das Harz ein vorzüglicher Wundbalsam, der den Baum instand setzt, sich selbst einen antiseptischen Wundverband anzulegen.

Namentlich in südlichen Ländern bringen verschiedene Bäume und Sträucher eine Fülle eigenartiger Harze hervor. Schon im grauen Altertum blühte der Handel mit diesen kostbaren Stoffen, die aus Arabien, dem Weihrauchland in Nordostafrika und auch Ostindien nach Ägypten und Griechenland eingeführt wurden. Zum „Einbalsamieren" der Leichen verwendete man die Balsame, und Weihrauch und Myrrhe verbreiteten in den Tempeln Wohlgerüche bei den Rauchopfern.

Für die Völker Europas waren aber von jeher am wichtigsten die von verschiedenen Nadelbäumen stammenden Harze. Der Bedarf an Terpentin, Harz, Pech u. dgl. war immer groß, und die Harzgewinnung war ein lohnendes Gewerbe. Man zwang die Bäume, ihr Harz herzugeben, indem man sie absichtlich verwundete, Stücke von ihrer Rinde abriß und das reichlich fließende Harz sammelte. In den deutschen Fichtenwaldungen wurde dieses Gewerbe ehemals sehr eifrig betrieben. Unter den großen Wunden litten aber die Bäume, solche Beschädigungen konnten nicht gut vernarben, das Holz wurde schlecht oder ging gar in Fäulnis über. Als nun die Wälder mehr und mehr gelichtet wurden, das Nutzholz im Preise höher und höher stieg, wurde die Harzgewinnung weniger lohnend, um so weniger, als inzwischen billige Harze in großen Mengen aus überseeischen Ländern eingeführt wurden. So ging die Harznutzung in deutschen Wäldern mehr und mehr zurück.



Anbringen der „Lachen" an einer Strandkiefer.

In großem Maßstabe wird sie aber noch heute in den südwestlichen Gebieten Frankreichs betrieben, dort, wo die Strandkiefer an sandigen Meeresküsten gedeiht und neuerdings zum Schutze gegen das Vordringen der Dünen mit ihr große Flächen Landes aufgeforstet wurden. Die Strandkiefer, die sich nur wenig von unserer gemeinen Föhre unterscheidet, aber längere Nadeln hat, liefert reichlich Terpentin und hat dabei die gute Eigenschaft, daß die ihr zugefügten Wunden durch Überwallung der Rinde leicht geschlossen werden und der Baum infolgedessen länger ertragbar bleibt. Frankreich erzeugt jährlich gegen 450000 Faß Rohterpentin zu je 350 Kilogramm, der Gesamtwert dieser Produktion beläuft sich auf etwa 27 Millionen Frank.

An der Hand der wohlgelungenen nebenstehenden Illustrationen wollen wir die Harzsammler in den südfranzösischen Kieferwaldungen aufsuchen und ihrer Tätigkeit zuschauen.

Der Harzsammler begibt sich in den Wald, ausgerüstet mit einer besonders geformten Spitzhacke und einer Axt. Zur Harznutzung wählt er in vollerer Kraft stehende Bäume, die in Mannshöhe einen Umfang von etwa einem Meter haben. Am untern Teil des Stammes reißt er einen 10—12 Zentimeter breiten Streifen der Rinde ab und macht noch mit der Axt einige Einschnitte ins Holz. Diese entrindeten Stellen werden bei unseren deutschen Harzsammlern „Lachen" genannt. Es ist aber nicht gleichgültig, an welcher Seite des Baumes man sie anbringt. Der erste der Lachen wird auf der Seite gemacht, die den in der Gegend vorherrschenden Winden entgegengesetzt und an der die Baumrinde am zartesten entwickelt ist. Rechts und links davon werden noch zwei weitere Lachen gerissen; mitunter wird aber die Zahl der Einrisse nach und nach auf sechs erhöht. Kräftige Bäume überstehen diese Eingriffe, sie werden nicht so leicht erschöpft, und man kann von ihnen dreißig bis fünfzig Jahre lang das Harz gewinnen. Dieses Verfahren nennt man in Frankreich le gemmage à vie. Läßt jedoch der Fluß nach, merkt man, daß der Baum sich erschöpft, so läßt man ihn einige Jahre ausruhen und beginnt dann von neuem mit der Ausbeutung. Bei dieser Art der Harznutzung dürfen aber nicht mehr als 150 bis 200 Strandkiefern auf einem Hektar stehen. Man muß darum vorher den Wald lichten; bevor man aber die jüngeren Bäume abholzt, sucht man sie völlig auszuharzen. Man legt rasch hintereinander mehrere Lachen an, so daß die Bäume je nach der Zahl der Einrisse in fünf oder zwei Jahren absterben. Man nennt dieses Verfahren le gemmage à pin perdu. Die Lachen selbst kleidet man mitunter mit Holzspänen aus, die mit eingeschlagenen Keilhölzern befestigt werden und eine Rinne bilden, unter die ein Topf oder ein Zinkgefäß gestellt wird. Der aus der Wunde hervorquellende Saft ist anfangs dünnflüssig, besteht fast aus reinem Terpentinöl; nach und nach wird er harziger, dickflüssiger, erreicht die Konsistenz des Honigs und wird im Handel Rohterpentin genannt. Die angezapften Bäume bleiben unter ständiger Aufsicht. Von Zeit zu Zeit besucht sie der Harzsammler, um nachzusehen, ob der etwa einen Liter fassende Topf gefüllt ist. In diesem Falle wird er in einen Eimer geleert und der Rohterpentin dann in kleinen Bassins gesammelt, die man im Wald in die Erde gegraben hat. Am Rande der Lachen trocknet der Terpentin zu einer weißlichen, härtlichen Masse, dem sogenannten Scherpech, ein. Dieses wird sorgfältig abgekratzt und in Drelltüchern gesammelt, die man unten am Fuße des Stammes auf der Erde ausbreitet. Außerdem untersucht der Harzsammler die Ränder der Lachen und lockert die Rinde auf, wenn sie eingetrocknet sein sollte, um so den Harzfluß zu fördern. Zwei oder drei Jahre nutzt man so die Risse in der Baumrinde aus. Gehen dann die Wunden mehr in Heilung über, so

läßt der Harzfluß nach, und der Arbeiter reißt an dem Baume neue Lachen, die nun etwas höher am Stamm angebracht werden. Der so gewonnene Rohterpentin ist natürlich nicht völlig rein. Im Laufe der Zeit fallen Kiefernadeln in ihn hinein, der Wind weht Rindenstückchen und Sandkörnchen in die Töpfe, und auch Insekten, namentlich Waldameisen, fangen sich in der klebrigen Masse. Man reinigt also den Terpentin durch Strohfilter und füllt ihn auf Fässer, die dann an Fabriken und Händler abgeliefert werden. Die Ausbeutung dauert vom Frühjahr bis in den Herbst hinein, bis der Saftfluß des Baumes ins Stocken gerät. Am ergiebigsten ist der Fluß in den Monaten April, Mai und Juni.

Sammeln des Terpentins in ein Erdbassin.

Von andern Nadelbäumen liefert auch die Schwarzkiefer oder Schwarzföhre einen guten Terpentin. Von der Weißkiefer unterscheidet sie sich durch einen glatten, glänzenden, gelben und größeren Zapfen und durch zwei- bis dreimal längere Nadeln. Die Schwarzföhre gedeiht auf kalkigem Boden, und wo sie häufiger vorkommt, wird sie zur Harznutzung herangezogen. Das ist hauptsächlich in Niederösterreich der Fall, wo die Industrie in der Umgebung von Wiener-Neustadt eifriger betrieben wird. Die Gewinnung erfolgt vorwiegend in den Monaten Mai, Juni und Juli, und das Verfahren ist dem in Frankreich üblichen ziemlich ähnlich.

Sammeln des Harzes im zweiten Jahre nach dem Eingriff.

Anders gestaltet sich die Harznutzung bei Lärchen, die gleichfalls ein gutes Harz, den sog. Venezianischen Terpentin, liefern. Diese Bäume werden namentlich in den südlichen Alpen, in der Gegend von Bozen, Meran usw., ausgenutzt. Man reißt aber keine Lachen in ihre Rinde, sondern zapft sie mit einem großen Bohrer an. In ähnlicher Weise wird der Rohterpentin in Nordamerika gewonnen; in den Niederungen des Mississippi, in Florida und Kanada wachsen verschiedene Arten harzreicher Nadelbäume; man bohrt sie gleichfalls an, steckt in die Löcher Röhrchen und fängt in untergestellten Gefäßen das abtropfende flüssige Harz auf. Die Produktion Nordamerikas ist bedeutend, doch kommt von dort der Rohterpentin nicht in den Welthandel, da er im Lande selbst zumeist auf verschiedene Harzprodukte verarbeitet wird, die dann zur Ausfuhr gelangen. In England finden sie starke Verwendung zur Bereitung der Harzseifen.

Die Weißtannen führen Harz nur in der Rinde; wo mehrere Harzgänge zusammentreffen, bilden sich unter diesen Harzbeulen, die auch angezapft werden; von diesen Bäumen wird der sog. Straßburger Terpentin gewonnen. Schließlich verdient noch das Fichtenharz erwähnt zu werden. Die Fichten werden gegenwärtig nur selten angezapft, wohl aber sammelt man das Harz, das an zufällig entstandenen Wunden der Bäume ausschwitzt und im Laufe des Winters erhärtet. Wichtig ist dagegen das Fichtenwurzelstockharz. Es wird aus Wurzelstöcken dieser Nadelbäume in der Art gewonnen, daß man diese einer Art Meilerverkohlung unterwirft. Die flüchtigen Erzeugnisse dieser trokkenen Destillation werden aufgefangen; man erhält dann einen Teer; wird dieser wieder destilliert, so bleibt schließlich in der Blase ein braunes Harz zurück, das in der Kälte spröde ist, wohl aber bei leichtem Erwärmen und Kneten eine pichende Eigenschaft besitzt. Es riecht angenehm und hat einen bitteren Geschmack. Man bereitet mit ihm besonders gern das Fichtenbrauerpech, weil es gut am Holze klebt und auch dem Bier einen angenehmen Geschmack verleiht.

Der Rohterpentin wird zunächst einer Destillation unterworfen. Wir erhalten dabei als flüchtigen Bestandteil, der in den Kühlgefäßen aufgefangen wird, das Terpentinöl, während in der Destillierblase eine harte, mehr oder weniger gelb und bräunlich gefärbte Masse, das Kolophonium, zurückbleibt. Früher geschah die Destillation allgemein auf offenem Feuer, wodurch der

Bearbeitung der Rinde im dritten Jahre der Harznutzung.

Rohterpentin oft übermäßig, selbst auf 150 bis 200 Grad Celsius, erhitzt wurde. Dabei aber erlitten die verschiedenen Bestandteile des Harzes Zersetzungen, die auf die Qualität und Brauchbarkeit der erzeugten Produkte von nachteiligem Einfluß waren. Gegenwärtig bürgert sich die Destillation mit Hilfe überhitzter Wasserdämpfe mehr und mehr ein. Die heißen Wasserdämpfe, deren Temperatur nur wenige Grade über 100 Celsius beträgt, durchziehen den geschmolzenen Terpentin, sie reißen die flüchtigen Öle mit sich fort und gelangen mit ihnen in die Kühlgefäße. So gewinnt man ein überaus reines Terpentinöl, während das zurückbleibende Kolophonium nicht angebrannt wird, sondern licht und schön bleibt. Es würde viel Raum einnehmen, wenn wir alle Verwendungsarten der Harzprodukte nur aufzählen wollten. Die Hausfrau gebraucht den Terpentin zum Vertilgen von Flecken aller Art, man bleicht mit ihm auch Gewebe, Elfenbein u. dgl., man verdünnt mit ihm Ölfarben, man bereitet aus ihm unter Zusatz anderer Harze verschiedene Lacke und Anstrichfarben. Das Kolophonium heißt auch Geigenharz, weil es zum Bestreichen der Geigenbogen dient. Wird das Kolophonium der trockenen Destillation unterworfen, so liefert es verschiedene leichte und schwere Öle, wie das Harznaphtha, den Harztran, das Codöl und viele andere, welche die mannigfachste technische Verwendung finden. So dient das Harz zur Herstellung von Wagenfetten; mit Harzleim wird vielfach das Papier überzogen, in billigen Seifen ersetzt das Harz einen Teil des teuren Fettes; aus ihm werden allerlei Pechsorten fabriziert, und wenn die Leser diesen Artikel überfliegen, so sind bei dem Rapport zwischen dem Verfasser und Leser vielleicht auch Harzteilchen beteiligt, denn man verbrennt Harzprodukte zu Ruß, um aus ihm gute Druckerschwärze zu bereiten. Und noch heute bilden Harze einen wichtigen Bestandteil des Arzneischatzes, geben Pflastern aller Art die heftende Kraft, oft genug decken wir unsere Wunden mit dem so eigenartigen Wundbalsam der Pflanzen. So dringt das Harz aus dem stillen Walde, wenn auch oft unerkennbar gemacht, in unser Haus und dient tausendfach dem Menschen in allen möglichen Lebenslagen.

Das Kreuz im Venn.

(19. Fortsetzung.)

Roman von Clara Viebig.

Josephs barscher Ton blieb auch noch am anderen Morgen. Er konnte es ja nicht vermeiden, Bäreb zu begegnen. Sie wohnten sich zu nahe, immerwährend streifte ihn ihr Rock, immerwährend umgab ihn ihre Sorgfalt. Er konnte es heute nicht ertragen, er floh aus dem Hause.

Draußen war es wie immer still und kalt, das heißt nur still von Menschenlaut. Es war ein Ächzen in den Tannen, ein lautes Knacken und ein Sausen von umherfahrenden Lüften zwischen Himmel und Schnee. Er lief draußen umher. Merkwürdig, es dünkte ihn heute minder kalt, das machte, die Stirn brannte ihm so. In seinen Augenhöhlen bohrte ein Schmerz. Wie ein Planloser irrte er, der Tag draußen dünkte ihn besser als der Tag drinnen.

So weit war es ihm noch nie gelungen, zu kommen. Der Wind hatte sich plötzlich gelegt, jetzt konnte er ganz gut gehen. Er fühlte die Anstrengung nicht, seine Gedanken waren zu sehr beschäftigt. Er sah gar nicht, was um ihn war, er sah immer nur nach dem Hause zurück . . . nun räumte sie in seinem Zimmer auf — nun war sie in der Küche — nun sang sie beim Kartoffelschälen — nun richtete sie das Mittagsbrot — nun wartete sie auf ihn, wartete mit heißen Wangen, mit blühenden Lippen — ah, Mittag mußte es wohl schon sein?! Plötzlich zusammenschreckend, sah er sich um: war's möglich, so weit war er gegangen?! Da lag ja wie ein Würfel ein einsames Haus in der unendlichen Schneeweite, dunkel nur schimmerte das Gebälk, wo der Schnee nicht angeweht war, sonst war's weiß, weiß wie das Land rundum, und das Dach schwer belastet. Das hing tiefer als sonst herab über Tür und vergitterte Fenster. Die Strafkolonie!

Ein paar Raben krächzten, sie lauerten auf Fraß; aber keine Hand warf Futter heraus. Nichts rührte sich. War das Haus verlassen? Nein, ein schwacher Rauch stieg aus dem Schornstein empor; man sah ihn kaum, er wurde gleich eins mit der Luft. Joseph hüstelte, die legte sich heute so schwer auf die Brust. Nun fühlte er doch, daß er müde geworden war. Er pochte an.

Drinnen rasselte es, ein Schlüssel wurde ins Schloß gestoßen — ein Riegel zurückgeschoben — Simon Bräuer öffnete selber.

Er sah den Ankömmling finster an. „Was wollen Sie?" Dann erst erkannte er den Herrn Schmölder und wurde zugänglicher, aber man merkte es, daß ihm die Freundlichkeit Mühe machte, es schien ihm sauer zu werden, den Mund aufzutun. „Kommen Sie rein!"

Er scheuchte einen der Sträflinge auf, stieß ein Bündel Weidenruten und einen halbfertigen Korb beiseite und ließ Joseph Platz nehmen. Es saßen an die Zwanzig in dem Raum auf roh zusammengenagelten Schemeln. Auf dem Herde brodelte es in einem großen Topf, ein alter Mann stand dabei und rührte mit einer riesigen Kelle. Im Herdloch fielen die Funken wie glühender Regen, von dort kam ein rötlicher Schein als einziges Licht in den winterdunklen Raum. Aber trotzdem es im Ofen knackte und knasterte und man vors Fenster ein dickes Brett gestellt hatte, es war doch nicht warm hier innen; die Luft war zu dick.

Joseph war ordentlich zurückgeprallt vor dem Dunst, der ihm entgegenschlug. Mit erschrockenen Augen sah er sich um, so hausten die hier im Winter? All diese Leute zusammengepfercht, und so Tag für Tag?!

Bräuer sagte: „Über die Hälft' is nach Aachen abjeschoben. Die kommen erst wieder herauf, wenn die Arbeit draußen anjeht. Die hier flechten Körb' und binden Besen. Der da" — er wies auf ein Gesicht, das Joseph bekannt vorkam — „der ist jeschickter, der hat uns die Schemel jemacht, nu is er am Löffelschnitzen. Zeig mal her!"

Der blasse Mensch, der den rotborstigen Kopf über seine Arbeit geneigt hatte, stand auf und kam heran; er zeigte ein Besteck aus Birkenholz, nur roh geschnitzt, aber an den abgeplatteten Stielen war als hübsche Verzierung eine Blume eingekerbt.

„Setz dich wieder!" Man merkte der Stimme des Aufsehers trotz aller Rauheit einen gewissen Stolz an.

Joseph lobte die Geschicklichkeit des Sträflings. Der Gelobte wurde rot, er hob den Blick, und zum erstenmal sah Joseph in die grünen, unruhigen Augen. Jetzt zog der Mensch in einem geschmeichelten Lachen den Mund breit, und Joseph erschrak fast — ha, fletschte der Kerl die Zähne! Unangenehme Physiognomie! Aber etwas besser sah er aus, nicht mehr ganz so käseweis und so zum Erbarmen wie das letztemal. Es war merkwürdig, wenn einer schon elend war, mußte er jetzt doch erst recht elend werden, hier eingeschlossen im vergitterten Hause?! Aber dieser Mensch schien jetzt ganz zufrieden.

„Wollen Sie was von unserer Supp', Herr Schmölder?" fragte Bräuer.

Joseph nickte; er war hungrig, er fühlte sich ganz schwach werden.

Der alte Mann nahm einen von den Blechnäpfen, die aufgestapelt einer im andern standen, und füllte ihn mit seiner Kelle aus dem großen Kessel. Es roch ganz gut, nach Erbsen, nach Schmalz, nach Zwiebeln und nach Wärme; aber als Joseph ein paarmal nur den Blechlöffel in die dünne Brühe

hatte, hatte er schon genug. Das schmeckte denn
t. Und auch das Stück schwarzen säuerlichen Brotes
ähen geräucherten Blutwurst wollte ihm nicht munden,
der Alte, der ihm das präsentiert hatte, mit auf-
n Blicken jeden Bissen verfolgte, den er in den Mund
Er erhob sich; ihm war es, als müßte er ersticken in
mpfen Dunkelheit. Der letzte Bissen würgte ihn.
te, Herr Bräuer. Adieu! Ich muß nun zurück!"
bring Sie en Stück längs!" Es mußte dem Auf-
doch zum Bedürfnis geworden sein, mit jemand
„Mer jewöhnt sich das Sprechen janz ab", sagte
schuldigend, als sie draußen durch den Schnee stapften.
t Ihnen keiner fort? Sie haben ja nicht wieder
en!" Joseph sah noch einmal nach dem verlassenen
ick und schauderte.
in?" Bräuer machte eine umfassende Handbewegung.
d die janz sicher. Die sind ja auch janz zufrieden
d ich bin auch zufrieden mit den Kerls."
doch wollen Sie fort, wie ich höre?"
Gesicht des Aufsehers, das sich eben ein wenig auf-
tte, wurde rasch wieder finster. Er zog die Stirn
n und schlug den Blick zu Boden.
in schade, Herr Bräuer!" Joseph sagte es warm.
tig, er hatte dem Aufseher doch unrecht getan, der
t nicht so schlimm, als er sich stellte, „Sie sollten
en, Herr Bräuer!"
muß." Der Aufseher knirschte es zwischen den
und dabei zuckte es über sein Gesicht. Er sagte nichts
e Strecke trabten sie stumm nebeneinander her, dann
plötzlich heraus: „Ich hab en Frau zu Haus. Adjüs!"
kurz kehrt.
Joseph noch etwas hatte sagen können, war er schon
weitausholenden Schritten rannte er zurück, kein
ichte ihn mehr. Joseph wendete sich ärgerlich um; er
ter doch noch einmal fragen können: war er denn
auf dem richtigen Wege? Und fort war der einsame
s Dach — alles. Wie eine Wand hatte es sich
wischen ihn und die Strafkolonie geschoben. Grau
Das war nicht Nacht, das war wie ein grauer
sich einem urplötzlich über den Kopf stülpt.
das etwa Nebel sein, Bennnebel? Joseph hatte
davon erzählen hören. Ei, das war ja ganz inter-
en einmal mitzumachen! In London hatte er oft
ebt; nun, schlimmer war der berüchtigte Londoner
cht als dieser hier. Pfui, wie sich einem der schwere
uf Hals und Brust legte! Scheußlich! Er nieste
te und knöpfte dann seinen Überzieher fester zu; drin
hatte er ihn plötzlich aufgerissen in seiner Beklommenheit.
er, obgleich es gar nicht mehr kalt war. Kein
regte sich, es war ganz still geworden, und trotzdem
rte es ihn bis ins Mark. Kältende Tropfen hingen
rbart und Wimpern; das ganze Gesicht wurde feucht.
nach Haus, es war zu unlustig, spazieren zu gehen!
nnte wie toll. Als er hundert Meter gelaufen war,
plötzlich still, ging er denn auch richtig? Nur nicht
ung verlieren! „Immer mit die Ruhe", wie Heinrich
er ging langsamer. Er strengte die Augen an, end-
e doch einmal ein Ausblick kommen, irgendeinen
te dieser graue Sack doch haben! Nur ein Auslug,
wußte gleich wieder, wo man war!
ing und ging. Aber der Auslug kam nicht, der graue
rde immer dicker. Und enger, gleichsam, als würde
n über den Kopf fest zusammengezogen. Er ging
Er fühlte, daß er aufgeregt wurde. Ganz nieder-
hier so herumrennen zu müssen! Sein Herz klopfte
Hoffentlich war es nicht mehr weit bis zur Fangeuse!
schien ja jemand gegangen zu sein! Nun immer
Fußtapfen nach, sie nur nicht verlieren, dann kam
an ein Haus, an irgendeinen bewohnten Ort,
auch schlimmstenfalls nicht die Fangeuse war.

Er bückte den Kopf nieder und ging wie ein Spürhund der Fährte nach. Noch immer Fußtapfen, noch immer. Bauerntappen waren das nicht. Merkwürdig, wie seine Füße gerade hineinpaßten — der rechte Fuß, der linke Fuß — keine nägelbeschlagenen Sohlen! Er zuckte plötzlich zusammen und stieß einen Ausruf des Ärgers und der Verwunderung aus, was machte er denn, rannte er denn auf der eigenen Fährte herum wie ein Verrückter? Er wollte lachen, aber er konnte nicht.

„He! Holla! Ho--lo—o—la!" „He—holla--lo—o—o—la!" äffte ihm irgend etwas nach.

War hier ein Echo? Das wußte er ja noch gar nicht. Scheu sah er sich um.

„He, he! Hört denn niemand?"

„Niemand!"

Seine Stimme klang nur schwach im dicken Nebel; der dämpfte jeden Schall. Er wischte sich über die Stirn; schon fing er an zu schwitzen, die Anstrengung war groß, und er war müde. Unter seinen Sohlen ballte sich der Schnee, er hing sich an die Absätze in Klumpen; je schwerfälliger er zutrat in seiner Müdigkeit, desto lästiger klebten die Klumpen an. Er stützte sich schwer auf seinen Stock . . .

Joseph rief nicht mehr. Wer sollte ihm hier auch helfen? Hier mußte man sich selbst zu helfen suchen, wenn man nicht, wie die Bäreb, an einen Schutzengel glaubte. Überall Fußtapfen, überall Fußtapfen. Aber er war nicht mehr sicher, ob es nur die seinen waren, sie waren teilweise verwischt, auseinandergetreten im Schnee. Und es war zu wenig Licht, um deutlich zu sehen. Mit beiden Händen faßte er seinen Stock und trieb ihn tief in den Schnee, so würde er doch am besten sehen, ob er wieder an den gleichen Platz zurückkehrte, ob er etwa in die Runde lief, immer auf den eigenen Fußtapfen die ganze Zeit.

Es wurde ihm schwer, den Stock zu entbehren, seine müden Füße glitschten hin und her; es kostete ihn jedesmal eine Anstrengung, sie zu heben, die Knie waren steif. Aber er wankte weiter. Weiter mußte er, er konnte sich doch nicht hinlegen hier. Nicht einmal hinsetzen. Die größte Lust hatte er freilich dazu, er war so müde, und die grenzenlose Stille des Nebels schläferte unwiderstehlich ein. Wenn er sich nun hier hinlegen würde und einschlafen, dann würde er sicherlich nicht mehr aufwachen — es wäre der sanfteste Tod! Einen Augenblick kam ihm dieser Gedanke, aber es war nur ein Spielen mit dem Gedanken, trotz aller augenblicklichen Not. Nur immer weiter, weiter, so leicht gibt man das Leben doch nicht auf!

Nun rannte er, so sehr er konnte. Wie lange mochte er schon unterwegs sein? Es war Mittagszeit gewesen, als er in der Strafkolonie eingetroffen war; eine Stunde mußte seitdem wohl vergangen sein? Er sah nach der Uhr und starrte erschrocken — drei? Er hielt sie sich ans Ohr, er rüttelte sie. Sie ging wie immer, gleichmäßig mit leisem tick, tick, tick. Um Himmels willen, drei Stunden war er seitdem schon umhergeirrt?! Jetzt fühlte er erst recht die Müdigkeit. Sie war lähmend. Wenn er nun nicht mehr weiter konnte, wenn er hier im Nebel sich nicht bald zurechtfand, was dann? All das fiel ihm ein, was die Bäreb erzählt hatte.

Überall, rechts und links, vor ihm, hinter ihm, tauchten Kreuze auf. Er wußte, das war nur eine Halluzination, hier waren keine, aber er sah sie so deutlich, als ständen sie da schwarz und verwittert, denen zum Gedächtnis, die im Moor versunken, die im Schnee erfroren, die im Nebel verirrt waren. Große Schweißtropfen rannen ihm von der Stirne, vom Kinn und fielen nieder in den Schnee. Noch ein paar Stunden, und es war vorbei. In der Abenddämmerung ging kein Mensch mehr durchs Venn. Hoffentlich traf er jetzt noch einen Grenzjäger an — die trieb ihr Dienst ja umher bei allem Wetter. Mit scharfen Ohren lauschte er — war da nichts zu hören? Aber er hörte kein Klirren von Sporen, kein Traben eines Pferdes, kein „Wer da!" Gar nichts. Nichts.

Eine grauenhafte Stille umfing ihn. Erst war er aufgeregt gewesen in Gedanken, so spät nach Hause zu kommen, Bäreb würde sich ja um ihn ängstigen — aber nun kam ihm

eine größere Angst. Sie überfiel ihn plötzlich wie eine Pantherkatze von hinten, in jähem Sprunge. Sie saß ihm im Nacken, er konnte sich ihrer nicht mehr erwehren, er wurde sie nicht los, wie sehr er auch rannte. Das Klopfen seines Herzens war zum Hämmern geworden. Poch, poch — wie das gegen die Rippen anstieß, als wollte es sie eindrücken. Es stach ihn im Rücken bei jedem Atemzuge. Jetzt mußte er wirklich langsamer gehen, so rasch ging das nun nicht mehr weiter. Er stand still, die Hand gegen's klopfende Herz gestemmt. Mit wirren Blicken sah er sich um. Er war in seinem Leben schon in allerlei gefährlichen Lagen gewesen, viel gefährlicheren als heute: in einem furchtbaren Sturm auf der Überfahrt nach Amerika, die Passagiere waren schreiend durcheinander gerannt — bei einem Zusammenstoß von zwei Eisenbahnzügen, die Verwundeten hatten gewinselt und gestöhnt, er war ruhig geblieben. Hier wurde es ihm schwer, die Fassung zu bewahren. So allein, so mutterseelenallein, und so gar nichts sehen können, keine zehn Schritte vor sich! Das war entsetzlich!

Er stieß einen Schrei aus. — in diesem Augenblicke war er gegen etwas angerannt, sein Fuß strauchelte — er packte zu — ha, da war ja sein Stock, wieder sein Stock, den er hier in den Schnee gerammt hatte! Bei dem war er nun wieder angelangt. Also wieder in die Runde gelaufen?!

Er schlug sich vor die Stirn; warum tat er das, warum ging er denn nicht nach rechts oder links? Er riß den tief eingebohrten Stock aus dem Schnee heraus und stapfte nach links. Aber dann hielt er auf einmal an; was nutzte es, er kam ja doch nie, nie wieder hier heraus! Warum noch die letzte Kraft erschöpfen? Besser stehenbleiben und warten, bis der Nebel sich gelichtet hatte, der mußte sich wenigstens doch etwas einmal heben. Regungslos stand er, auf seinen Stock gestützt; der war nun sein Halt, ohne den wäre er umgesunken. Die Überanstrengung verursachte ihm Schwindel, im grauen Nebel tanzten rote Punkte, sie wurden größer und größer, wurden zu rasch sich drehenden Kreisen; in seinen Schläfen stach es, der Boden, auf dem er stand, schwankte wie ein Schiff. Ächzend schloß er die Augen. O, wie würde sie jammern, daß er nicht wiederkam! Ob sie nicht hinauslief, ihn zu suchen?!

„Bäreb, Bäreb!"

Gellend war der Ruf der Brust entwichen, er schrie den Namen des Mädchens mit aller Anstrengung von Hals und Lunge. Aber nichts war in diesem Rufe zu hören von der Angst, von der Verzweiflung, von der Sehnsucht, die ihn herausgepreßt hatte, er klang matt und zahm. Die Stille war zu groß, die hatte, ohne doch den Mund aufzutun, eine viel gewaltigere Stimme, und die gebot: Schweig! Und der Mensch verstummte.

Joseph riß die Uhr aus der Tasche. Vier Uhr! Wieder eine Stunde vorbei Nun war er sieben Stunden von Hause fort. Bald kam die Nacht. Er stand und zitterte und rührte sich nicht mehr vom Platze, nur daß er zuweilen die Füße aufstampfte und die Arme umeinanderschlug, um nicht ganz zu verklammen. Durch seinen Kopf rasten die Gedanken, er wußte selbst nicht, was er eigentlich dachte, ihm war dumpf und wirr im Hirn. Die Hoffnung, einem Grenzjäger zu begegnen, hatte er längst aufgegeben, die saßen bei dem Nebel auch in einem Unterschlupf. Niemand war im Venn als er und die Kreuze der Toten.

Er sah wieder nach der Uhr. Er mußte sie sich dicht vor die Augen halten, selbst so war's kaum möglich mehr, sie zu erkennen. Halb fünf! Die Knie drohten unter ihm einzubrechen. Wenn jetzt nicht ein Wunder geschah, dann —

Horch, war das nicht ein Glöckchen?! Es klang so.

Klingelingeling — — Ein blechernes Anschlagen wie von den Schellchen, welche die Pferde vorm Schlitten tragen.

Er schrie nicht, er rief nicht um Hilfe, der Mund war ihm wie zugehalten, aber er wandte sich jetzt nach der Richtung des Klingelns. Er rannte, er stürzte, er sank tief ein in den Schnee, er raffte sich wieder auf, rannte wieder aufs neue — immer das leise Klingelingeling — jetzt ward es schon stärker — jetzt noch stärker — jetzt ganz deutlich: Klingelingeling!

„Halt!" Der Verirrte stürzte vorwärts und fiel der Länge lang dem Karrengaul vor die Füße. Der blieb stehen.

Der Mann, der heute vormittag endlich den ersehnten Proviant nach der Fangeuse hinaufgeschafft hatte und jetzt auf der Rückfahrt begriffen war, sich ganz auf den Instinkt seines Pferdes verlassend, lud den Herrn auf seinen Schlitten und wendete noch einmal um.

* * *

Über die sturmgepeitschte Fläche rannte das Mädchen. Der Schnee lag nicht mehr körnig wie eisiger Sand, er war weich geworden und ließ sich zusammentreten, aber schwer war trotzdem das Durchkommen. Erst recht schwer. Bärebs Brust keuchte, sie mußte sich stemmen gegen den starken Wind, der sie umwerfen wollte und, wütend, daß ihm das nicht gelang, an ihren Röcken zerrte, um sie in Fetzen zu zerstückeln. Das Kopftuch riß er ihr herunter, fast schmerzhaft peitschte es ihr den Nacken, die Haarsträhnen schlugen ihr ums Gesicht. Weit war es, sehr weit bis Heckenbroich, aber sie mußte hin, der Tünnes würde schon rasch hinunterlaufen nach der Stadt, oder sonst irgendeiner — ihr Herr war krank, Jesus Maria! Aus tränengefüllten Augen schickte Bäreb einen flehenden Blick zum Himmel. Die ganze Nacht, nachdem er heimgekehrt war, hatte er im Fieber gelegen, er sprach irre, er erkannte sie nicht, und heute nacht war ihm wieder so heiß gewesen, daß sie ihm alle Augenblicke zu trinken bringen mußte, eiskaltes Wasser, und doch nicht eiskalt genug, und er fühlte sich so schwach und krank, daß er nicht aufstehen konnte. Angst hatte sie gepackt.

Jetzt schlief er. Jetzt konnte sie die Zeit benutzen, der Doktor mußte zu ihm kommen; der Tee, den sie zu kochen verstand, der nutzte dem Herrn nichts. Ob es schlimm mit ihm war? Er hatte sich das Blut verkühlt, das war sicher, und ganz matt hatte ihn der Knecht zur Fangeuse gebracht, wie ein Toter lag er auf dem Wagen, kaum, daß er sagen konnte: „Bäreb, da bin ich noch mal!" Aber gelächelt hatte er dazu. Sie mußte weinen, wenn sie an dies Lächeln dachte. Alles hatte sie getan, was sie tun konnte, um ihn zu erwärmen; vor ihm gekniet war sie, hatte seine Füße gerieben, ihren warmen Atem in seine Hände gepustet — es hatte alles nichts genutzt. Noch im Bett hatte er mit den Zähnen geklappert, so lange, bis die flammende Hitze kam. Ach, daß sie dem Mann doch Auftrag gegeben hätte, den Herrn Doktor heraufzuschicken — aber wer konnte ahnen, daß es auch gleich so schlimm wurde! Ihr Herr, ihr lieber, guter Herr!

Es war der Bäreb einen Augenblick, als hätte sie noch nie jemand so liebgehabt, nicht einmal Vater und Mutter. Mit Ungestüm warf sie sich dem Wind entgegen — nein, sie kehrte nicht um, sie mußte durch. Eine Schneegrube kam ihr in die Quere, dort ein aufgewehter Wall; sie übersprang beides. Hier machte sie einen Sprung, dort einen Sprung.

Es war ein harter Weg, eine mächtige Anstrengung, der Schweiß troff ihr vom Leibe, rasch, laut keuchend, hob und senkte sich ihre Brust, ihre Pulse klopften, es war ihr, als könnte sie die Füße nicht mehr heben. Und es war keine Musik dabei, wie damals zu Echternach, keine anfeuernde, lockende, beschwörende Melodie — „Adam hatte sieben Söhn' — sieben Söhn' hatt' Adam" — ah, dazu hatte es sich fein springen lassen!

Warum ihr nur heute auf diesem Weg Echternach einfiel? Es war doch keine Ähnlichkeit zwischen hier und dort, und doch, es war die mächtigste Anstrengung ihres Lebens gewesen, und —

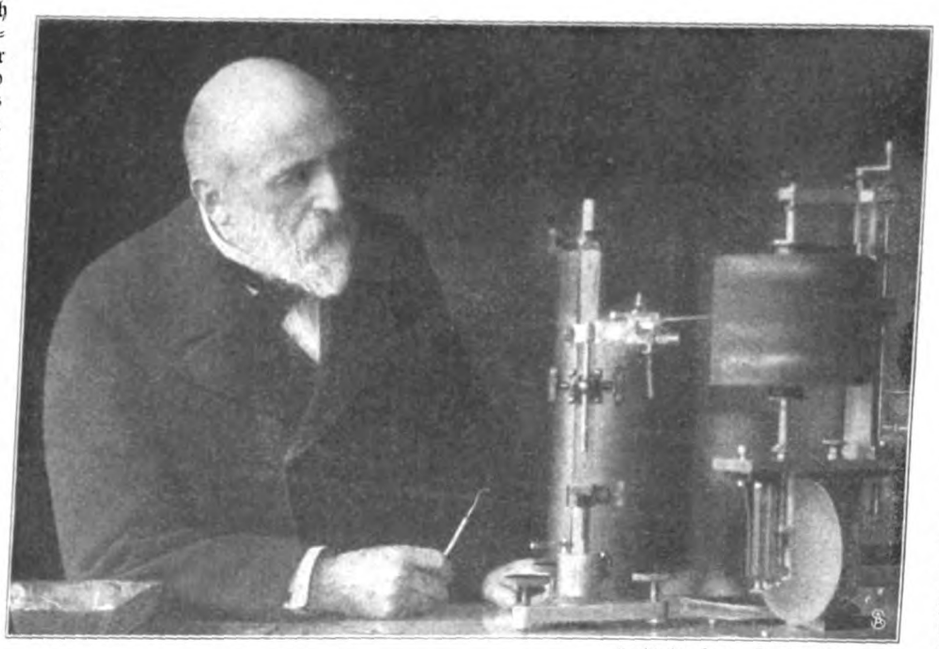
Eine glühende Röte wie eine Flamme schoß ihr plötzlich übers ganze Gesicht; ihr Blick wurde unsicher, sie senkte den Kopf und blieb zögernd stehen. Aber nur einen Augenblick, dann bewegten ihre Lippen sich murmelnd, sie bekreuzigte sich andächtig; der heilige Willibrord war trotzdem ein mächtiger Fürsprecher für sie im Himmel gewesen. „Heiliger Willibrord, bitt' für uns, wir bitten dich, heiliger Willibrord, erhöre uns!" Sie betete das laut. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

Professor Dr. Oskar Liebreich. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Dank dem Aufschwunge der Chemie ist in der Neuzeit der Heilschatz der Ärzte durch eine große Anzahl neuer Heilmittel bereichert worden. Nicht alles, was versucht wurde, hatte sich aber bewährt. Es bedurfte vielmehr einer langwierigen und subtilen Arbeit, bis das Brauchbare von weniger Zuverlässigem gesondert wurde. Auf diesem Gebiete der Heilmittellehre hat sich Professor Dr. Oskar Liebreich, dessen Tod die Wissenschaft zu beklagen hat, besonders ausgezeichnet. Er wurde am 14. Februar 1839 zu Königsberg i. Pr. geboren; anfangs wollte er Seemann werden und machte auch 1857 bis 1859 eine Reise nach Afrika; dann wandte er sich dem Studium der Chemie zu, gab aber auch dieses auf, um in der Medizin einen für seine Begabung geeigneten Wirkungskreis zu finden. Im Jahre 1867 wurde er Assistent Virchows am Pathologischen Institut zu Berlin, habilitierte sich 1868 an der dortigen Universität und wurde 1872 zum ordentlichen Professor der Heilmittellehre und Direktor des Pharmakologischen Instituts ernannt. In diesem Amte verblieb er bis zum vorigen Jahre, bis ihn schwere, durch Arterienverkalkung verursachte Leiden nötigten, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Zuletzt suchte er in einem Sanatorium in der Nähe von Berlin Heilung, starb jedoch dort am 2. Juli dieses Jahres. Seine erste bedeutende Arbeit betraf das Chloralhydrat. Dieser Körper wurde bereits im Jahre 1832 von Liebig entdeckt und später von Dumas genauer geprüft, erweckte aber nur wissenschaftliches Interesse. Da fand Liebreich im Jahre 1869, daß das Chloralhydrat eine hervorragende schlafbringende und beruhigende Wirkung besitze. Auf seine Empfehlung führte sich dieses Mittel in der Medizin bald ein und wurde von den Ärzten bei nervösen Aufregungszuständen, Schlaflosigkeit und Krämpfen verschiedener Art angewendet. Andere schmerzstillende Mittel, auf die er später aufmerksam machte, haben sich weniger eingeführt. Die weiteren pharmakologischen Arbeiten Liebreichs sind vorwiegend für den Fachmann von Interesse, ebenso seine physiologisch chemischen Untersuchungen. Zu bemerken ist noch, daß er ein vorzüglicher Kenner der Lupuserkrankung war und wichtige Hilfsmittel zur Untersuchung und Behandlung des Leidens nachwies. Durch eine andere Entdeckung ist Liebreich aber auch weiten Laienkreisen bekannt geworden. Er lehrte, aus dem Wollfett das Lanolin herzustellen. Dieses Fett, das die Eigenschaft besitzt, große Mengen Wasser aufzunehmen, und das nicht so leicht ranzig wird, hat sich als eine gute Grundlage zur Herstellung von Salben aller Art erwiesen. Es hat aber auch in der Kosmetik für die Pflege von Haut und Haar eine große Bedeutung erlangt; namentlich als Lanolincreme ist es jedem bekannt. Unter den von Liebreich verfaßten Werken ist das im Verein mit Langaard herausgegebene „Kompendium der Arzneiverordnung" hervorzuheben; seit dem Jahre 1887 gab er auch die „Therapeutischen Monatshefte" heraus, in denen über alle neueren Arzneimittel und Heilmethoden in ausführlichen Referaten von ihm und seinen Mitarbeitern berichtet wurde.

C. F.



Kunstatelier Hamm, Charlottenburg, phot.

Geheimer Medizinalrat Dr. Oskar Liebreich †

Das Luftschiff des Grafen Zeppelin über Zürich am 1. Juli.

Anton Krenn, Zürich, phot.

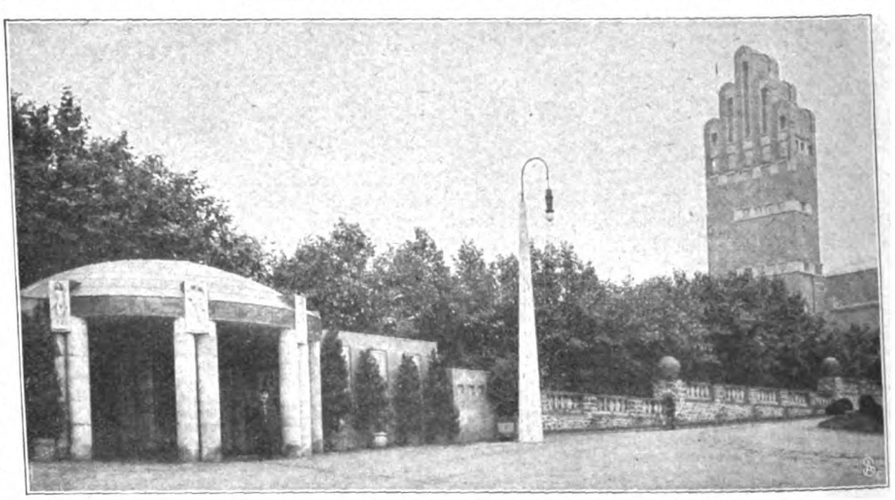
Die Rekordfahrt Zeppelins. (Zu der Abbildung auf Seite 627.) Der am 1. Juli erfolgte vierte Aufstieg des Zeppelinschen Ballons, der bescheiden als Werkstattfahrt klassifiziert ward und jedes offiziellen Charakters entbehrte, hat einen neuen Rekord geschaffen und glänzend bewiesen, daß die deutsche Luftschiffahrt weitaus an erster Stelle steht. Zwölf Stunden lang dauerte die Fahrt, die über Konstanz, Schaffhausen und Zürich nach Luzern und dem Vierwaldstätter See und zurück nach dem Bodensee führte und ohne jede Unregelmäßigkeit an Maschine und Steuereinrichtung durchgeführt ward. Die höchste Geschwindigkeit betrug 15,3 Meter, die größte Höhe 750 Meter, und man hatte teilweise mit einer Windstärke von 12 bis 14 Metern in der Sekunde zu kämpfen. Spielend wurden die oft sehr schwierigen Geländeschwierigkeiten überwunden, dank der vorzüglichen Steuerung, und der Jubel in den Städten, die Zeppelin passierte, nahm begeisterte Formen an. Man darf nach dieser Leistung mit einem Gefühl sicheren Stolzes der in Aussicht genommenen Dauerfahrt entgegensehen, die Graf Zeppelin nach Füllung der Gascylinder unternehmen wird.

Das Bosse-Denkmal in Schreiberhau. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Die feierliche Enthüllung des Denkmals für den verstorbenen Kultusminister Bosse, die am 4. Juli unter großer Beteiligung in Schreiberhau stattfand, war ein Akt pietätvoller Dankbarkeit. Der Preußische Lehrerverein hat es dem Manne errichtet, der für das Wohl der Lehrerschaft so viel getan, für die er die Besoldungsgesetze und das Relittengesetz geschaffen hat, und vor dem von ihm mitgegründeten Lehrerheim fand es den geeignetsten Platz, denn auch dessen Grundstein hat Bosse noch gelegt. Keiner der Redner versäumte, die Verdienste des Verstorbenen um die Lehrerschaft hervorzuheben, und so mancher schöne Kranz ward zu Füßen der Monuments niedergelegt, das — ein Werk des Berliner Professors Janensch — die Bronzegestalt des ehemaligen Kultusministers in aufrecht schlichter Haltung, auf einem Felsblock zeigt, der die Inschrift trägt: „Dem Staatsminister Dr. Bosse der Preußische Lehrerverein 1908.“

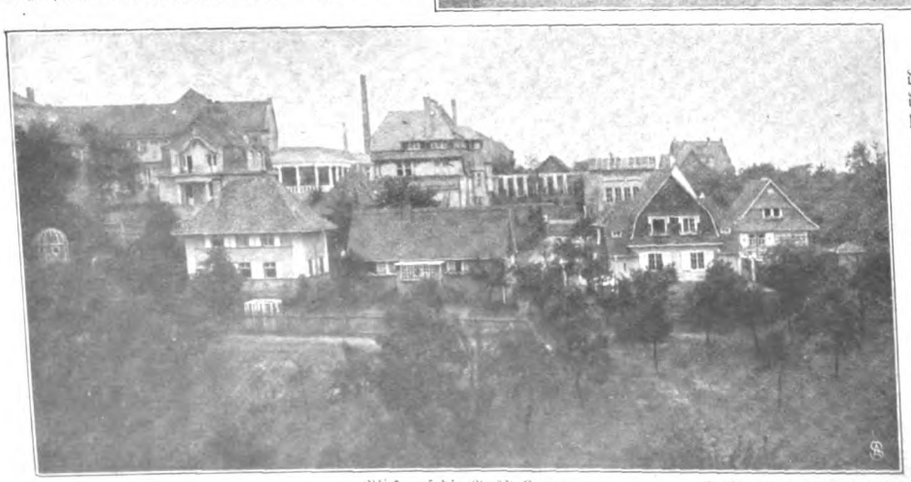
Enthüllung des Bosse-Denkmals in Schreiberhau.

Wagenrennen im Circus Maximus zu Rom. (Zu dem Bilde Seite 616 und 617.) Dicht gedrängt sitzen die vielen Tausende in dem ungeheuren Raum, dem größten Zirkus des kaiserlichen Rom, unempfindlich gegen die glühenden Sonnenstrahlen, nur in atemloser Spannung dem aufregenden Schauspiel des großen Rennens hingegeben. Oben in der säulengetragenen Prachtloge wohnt der Kaiser mit dem Oberpriester, umgeben von Senatoren und Rittern, dem Wagenrennen bei, unter seinen Augen und denen der weiter unterhalb in der großen Mittelloge befindlichen Vestalinnen tun die Wagenlenker der verschiedenen Parteien ihr Äußerstes, bis endlich, nach mehrmaliger, rasend schneller Umfahrt der von dem ganzen Volk erhoffte Moment der Verwirrung, des Sturzes und Übereinandertürmens von Rossen, Wagen und menschlichen Leibern eintritt, der die Spannung und die grausame Gier nach Blut und Tod aufs höchste steigert. Siebenmal mußte die Fahrt um die schmale Scheidewand der Arena im vollsten Rosseslauf gemacht werden: viel Wechsel der Aussichten, Hoffnung, Enttäuschung und unerwartete Glücksfälle durch den plötzlichen Sturz des Ersten drängten sich da in kurze Minuten zusammen! Denn es handelte sich ja nicht um das aufregende Schauspiel allein: ungeheure Geldsummen waren auf die beiden Parteien der „Blauen“ und „Grünen“ gewettet und zogen, ganz wie heute, große Gewinne und Verluste nach sich. Deshalb folgen die Augen der Dreimalhunderttausend, die der Zirkus faßt, mit Leidenschaft den herumfliegenden Gespannen; Arme von Männern und Frauen erheben sich, laute Zurufe tönen von allen Seiten ... die Lenker stürmen in höchster Kraftanstrengung dahin — noch wenige Minuten, und der Sieger wird unter betäubendem Jubel ins Ziel einfahren.

Von der Hessischen Landesausstellung zu Darmstadt. (Zu den untenstehenden Abbildungen.) Ende Mai ward in Darmstadt die unter dem Protektorat des Großherzogs stehende und vom Staat subventionierte „Hessische Landesausstellung für freie und angewandte Kunst, 1908“ eröffnet. Sie umfaßt ein einheitliches Programm, nämlich einen Überblick zu gewähren über die hessischen Kunstleistungen der Gegenwart; es rühren demgemäß alle Werke — im ganzen sind 480 aufgenommen — von entweder in Hessen geborenen oder dort ansässigen Künstlern her. Besonderes Aufsehen erregte der 49 Meter hohe sogenannte „Hochzeitsturm“, ein Werk des Professors Olbrich und eine Widmung der Stadt Darmstadt zur zweiten Vermählung des Großherzogs. Mit dem Hochzeitsturm verbunden ist des gleichen Künstlers Ausstellungsgebäude für freie Kunst, dessen drei Säle Werke der Malerei und Plastik umschließen. Es wird nicht mit der Ausstellung verschwinden, sondern ist als bleibender Bau gedacht, und zwar als Festhalle für die Stadt. Ganz im Gegensatz zu diesem hochstrebenden Olbrichschen Bau ist das breitgelagerte Ausstellungsgebäude für angewandte Kunst, das Professor Albin Müller errichtete, und viel besprochen ward auch das niedrig breite Eingangsportal mit seinen massigen schweren Pfeilern. Die landschaftlich äußerst reizvolle Ausstellung liefert ein interessantes Bild moderner Kunst- und Kunstgewerbeleistungen; von sozialem Interesse aber sind die prächtigen Ein- und Zweifamilienhäuser; sie bedeuten, was Wohlfeilheit, Raumverwertung und Einrichtung anbetrifft, einen großen Fortschritt.



Das Eingangsportal und der Hochzeitsturm.



Blick auf die Ausstellung. Christian Herbst, Worms, phot.

Von der Hessischen Landesausstellung zu Darmstadt.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau“: Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Nr. 30 — 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Waldrausch.

(1. Fortsetzung.)

Roman von Ludwig Ganghofer.

Beim Brunnen hatte sich der kleine Brosi, als er den Vater kommen sah, mit glühendem Gesichtl und schlechtem Gewissen hinter den Trog geduckt. Aber der Tonele fand gleich das Praktische an der Sache heraus. „Jetzt kannst heimfahren, Brosle! Da brauchst nimmer laufen."

„Du auch nimmer!" Brosi tauchte mutig hinter dem Brunnen hervor. „Ich tu dich schon mitnehmen. Komm!" Er ging seinem Kameraden voran auf die Kutsche zu und kletterte zu dem schwarz glänzenden Ledersitz hinauf. „Komm! Steig ein!"

„Ich tu derweil auf den Bräunl aufpassen", sagte der Tonele, legte die eine Hand an die festgebundenen Zügel und begann mit der anderen Hand vom Straßenrain das Gras abzurupfen, das er dem Braunen hinreichte.

Noch ein schriller, Mark und Bein durchdringender Schrei. Dann war es still in dem kleinen Hause. Und nach einer Weile sagte der Tonele nachdenklich: „Jetzt muß der Kindlesvogel fortgflogen sein!"

Brosi, der nach allen Abenteuern dieses Morgens die Müdigkeit zu fühlen begann und auf dem sonnenheißen Kutschpolster schon ein paarmal gegähnt hatte, wurde bei diesem Worte wieder munter. Träumend guckte er in die blaue, leuchtende Luft. Und flüsterte plötzlich: „Ich hab ihn fliegen sehen! Ganz weiß ist er gewesen. Und rote Flügel hat er gehabt."

Auch der Tonele spähte ins Blau hinauf. Doch er sah nur die Schwalben fliegen. Und keine Ahnung seiner sieben Sommer sagte ihm, daß diese blaue Sonnenstunde das Schicksal seines Lebens geboren hatte, die große Not und die heiligste Freude seiner kommenden Jahre.

Es dauerte länger als eine Stunde, bis Doktor Lutz mit seiner schwarzen Ledertasche wieder aus dem kleinen Hause trat. Hinter ihm kam die Weiserin aus dem Flur und trocknete an ihrer Schürze die Hände.

„Wildacherin!" sagte der Doktor zu der Frau, die auf der Hausbank saß. „Jetzt wär' es aber doch an der Zeit, daß Ihr ein bißchen hineinschauen solltet in die Stub! Euer Mädel hat aufmerksame Pflege nötig. Und seht Euch das liebe, herzige Enkeldirndl an, das Ihr bekommen habt. Dann wird Euch das Herz schon leichter werden!"

„Ich sag's allweil!" fiel die Weiserin mit ihrer fetten Stimme ein. „Wegen so ebbes so ein Spittakel hermachen! Ein Kindl is halt ein Kindl! Und wenn's da is, muß man's haben! Aber d' Wildacherin tut ja, als ob so ebbes in der Welt noch nie net passiert wär. D' Eva im Paradeis is auch von keim Pfarr net kopuliert gwesen, wie sie 's erste Kindl kriegt hat. Und das hat ihr in die sechstausend Jahr schon oft eine nachgmacht."

All dieser lebenserfahrenen Weisheit zum Trotze drehte die Wildacherin wieder das Gesicht auf die Seite. Mit den starren, nassen Augen blickte sie gegen das Kiesbett des Wildbaches hinüber, bekreuzigte sich und murmelte vor sich hin: „Der hat's halt gut, jetzt!" Sie meinte ihren Mann, den im vergangenen Herbst jenes große Wasser aus dem Leben hinausgerissen hatte, als er ein ertrinkendes Schaf hatte retten wollen.

„Nur Mut, Frauerl!" sagte Doktor Lutz und legte der Wildacherin die Hand auf die Schulter. „Das Leben ist halt so, daß es einmal wohltut und das andermal weh. Aber es versteht sich aufs Umkehren wie ein guter Fuhrmann. Euer Kummer von heute wird ein Weg zu lieben Freuden sein! . . . Aber wenn ich heute abend wieder herunterkomm und ich find Euch nicht am Platz, an den Ihr als Mutter und Großmutter hingehört, dann werd' ich saugrob! Verstanden?"

Während der Doktor zur Straße ging, hielt er der Weiserin noch eine lange, eindringliche Predigt über Reinlichkeit und Wöchnerinnenpflege. Und außer Hörweite der Wildacherin fragte er leise: „Wer ist denn der Vater?"

„Ein Stadtischer, sagt 's Madl. Und weiß net einmal, wie er gheißen hat. So Malersachen hat er bei ihm tragen. Und die Große Not hat er abgmalen in der Mondscheinzeit, sagt 's Madl. Und da is er einmal auf d' Nacht zu ihr in d' Almhütten kommen. Und ein taubengraus Filzhütl hat er aufghabt, sagt 's Madl."

„Ach du lieber Himmel! . . . Mondschein! Mondschein!"

Als Doktor Lutz zu seinem Wägelchen kam, fand er den kleinen Schlummergast auf dem Lederpolster. Erst erschrak er. Aber dann lachte er und weckte den Buben. „Bürscherl! Ja sag nur! Wie kommst denn du da her?"

Brosi in seiner Schlaftrunkenheit wußte keine Antwort, hatte aber den guten Einfall, dem Vater die Ärmchen um den Hals zu legen. Dann bettelte er: „Gelt, Papi, der Tonele darf mitfahren?"

„Freilich! Steig nur auf, Tonerl! Aber so weit darfst du mir den Buben nicht mehr forschleppen von daheim."

Der Tonele lächelte; und schweigend nahm er alle Schuld auf sich.

Published 23. VII. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

In der schönen Frühlingssonne fuhren sie durch das blühende Tal dahin. Weil das Wägelchen schmal war, hatten sie zu dreien nebeneinander nicht Platz — der kleine Brosi mußte auf dem Schoße des Tonele sitzen, der seinen Schutzbefohlenen fest mit den Armen umschlossen hielt.

Doktor Lutz, der sonst mit seinem Buben gern schwatzte, war auf dieser Fahrt recht wortkarg. Beim Kutschieren blickte er immer sinnend vor sich hin. Und ganz unvermittelt sprach er aus diesem Schweigen heraus ein paarmal das gleiche Wort: „Mondschein! Mondschein!"

Verwundert guckten die beiden Knaben in die Luft. Und der kleine Brosi sagte: „Aber, Papi, da droben scheint doch die Sonn!" Jetzt lachte der Vater. Und weil er seinen Buben zärtlich ansah, vom Köpfl bis zu den Füßen hinunter, merkte er, daß am Brosi etwas nicht in Ordnung war. „Aber, Bürscherl? Wo hast du denn schon wieder deine Strümpf und Schuh?"

Dem Knaben flog es heiß über das Gesichtl. „Sei nicht bös, Papi! Aber ich weiß nimmer, wo ich sie ausgezogen hab."

„So? Und was wird da die gute Mutter wieder sagen?"

Dem Brosi wurden die Augen feucht. „Ach, Papi, das Barfußlaufen, das ist so schön!"

Lächelnd nahm der Vater seinen Jungen beim Ohrläppchen. „Mein liebes Bürscherl! Schön ist vieles im Leben. Aber das Schöne ist nicht immer vernünftig. Und willst du im Leben nur immer tun, was schön ist, so wirst du bluten an Leib und Seel!"

Der kleine Brosi sah den Vater mit großen Augen an. Und dann sagte er leis und schüchtern: „Aber schön wird's sein!" Und lächelnd guckte er auf seine Füßchen hinunter und fühlte in seiner Kinderseele etwas wunderbar Großes, als er die kleinen Blutflecken gewahrte, die in dem grauen Staub an seinen Zehen vertrocknet waren.

Doktor Lutz, dem der ungebärdig nach dem Stall treibende Bräunl zu schaffen machte, hatte keine Ahnung von dem Eindrucke, den sein pädagogisches Sprüchlein im Herzen seines Jungen hervorgerufen hatte. Auch der Tonele war mit seinen klugen Gedanken weit von allem, was in der Seele des kleinen Brosi träumte. Denn er schlang die Arme noch fester um seinen Schoßgesellen und flüsterte ihm ins Ohr: „Mußt dich net fürchten, Brosle! Ich hab deine Schuh und Strümpfln unter der Bachbrucken auf ein Balken auffiglegt. Da findst es leicht!" Und nachdenklich fügte er bei: „Aber Brudern hast ja kein! Und 's Mutterl, die schlagt net, weißt!"

Doch der kleine Brosi hörte nicht. Er hatte was zu schauen. Denn die Kutsche fuhr an einer langen Mauer hin, die mit roten Ziegeln gedeckt und von zierlichen Säulen durchsetzt war, auf denen steinerne Kugeln in der Sonne schimmerten. Schlanke Wipfel und schöne Baumkronen lugten über die Mauer hervor — das waren Bäume, wie sie sonst im Tal und auf den Bergen nicht wuchsen. Und ein starker Duft von Blumen wehte über die Mauer. Der frühlingsgrüne Park, den die Mauer umspannte, war wie ein kleines, fremdartiges und geheimnisvolles Reich zwischen die Berge gestellt. Die Kutsche fuhr an einem großen schmiedeeisernen Tor vorbei. Das war geschlossen. Doch hinter dem schwarzen Schnörkelwerk und den Gitterstäben des Tores sah der kleine Brosi, dem die blauen Augen leuchteten, etwas märchenhaft Schönes erscheinen und verschwinden, einen langen, goldglänzenden Weg, der zwischen hohen Bäumen wie nach der Schnur ins Endlose gezogen war — Blumen in allen brennenden Farben säumten diesen Weg — und in der blauglänzenden Tiefe des Parkes schimmerte zwischen den hohen Wasserpalmen zweier Fontänen ein silberweißes Schlößchen.

Doch da war schon all das Schöne wieder versunken hinter der steinernen Mauer. Aber im kleinen Brosi schien alles wieder lebendig zu werden, was er an diesem Morgen gesehen hatte, die goldgelbe Schlange im dunkeln Walde, die schneeweiße Prinzessin mit den rosenroten Flügeln und der singende Waldrauscher. Das Hälschen streckend, blickte der Knabe über das Tal zurück und sah aus dem grünen Meer der Wälder die kahlen Felswände der Großen Not h steigen in den reinen Himmel. Dann schmiegte er sich den Vater hin und sagte leise: „Papi, ich kann ein L

„Soooo?" Der Vater lachte. „Pfeif los!"

Mit suchendem Klang, der beim Gerüttel des immer ein bißchen trillerte, fing der kleine Brosi zu sing

„Der Wald ist lein Wald net,
Der Bach ist kein Bach,
Und d' Nacht ist lein' Nacht net,
Und 's Dach ist kein Dach . . ."

Da unterbrach ihn der Tonele: „Net Dach heißt heißt Sach."

Der Brosi korrigierte nach einem schnappenden Ab

„Und 's Sach ist lein Sach,
Und 's Kalte is kalt net
Und 's Heiße net heiß,
Und alles is anders,
Als wie's einer weiß!"

Der kleine Sänger stockte, und heiße Röte glitt i das Gesicht. „Du, Tonele, wie geht's weiter?"

Mit dem gleichen klugspöttischen Lächeln, wie Tafel mit der Inschrift „Verbotener Weg", sang der den Schluß des Liedchens:

„Und Zwoa san an Danzigs
Und Tausend san Zwoa,
Und dö haben oan Schnauser,
Oan Lacher, oan Schroa.
Drei Stoaner, drei Bleameln . . ."

„Wart ein bisserl!" rief der kleine Brosi in „Jetzt kann ich's wieder . . .

„Drei Steiner, drei Blümerln,
Drei Mucken, drei Leut,
Ist alles ein Wehdam,
Ein Leben, ein' Freud!"

Mit glänzenden Augen sah der Bub zum Vater lachte. Der Tonele aber runzelte die Stirn und „Gelten S', Herr Dokter, das Liedl, das is doch Narrets?"

Doktor Lutz schien nicht zu hören. Wenigstens dem Tonele keine Antwort. Eine Weile sah er nach das lachende Gesicht seines Buben an. Dann bl während der fest ausgreifende Bräunl die Kutsche f die Straße hinzog, sinnend hinaus in alle Schönl leuchtenden Frühlingstages.

Der kleine Brosi fing mit dem Tonele leise zu an und dachte schon nimmer des Liedchens, das er hatte. Da sagte der Vater plötzlich: „Das hast du w Waldrauscher gehört?"

„Ja, Papi."

„Merk dir das Liedl nur! Und wenn du um Jahre älter bist, dann sollst du drüber nachdenken."

Der Tonele machte zu diesen Worten ein verw Gesicht. Dann streckte er den Hals und guckte mit Sorge über die grünen Gärten nach einem roten Da immer näher kam. Das war das neue Dach seines hauses, des alten Lahneggerhofes, in dem die seit vier verwitibte Bäuerin mit ihren beiden Buben wirtschafte dem Tonele und dem fünfzehnjährigen Krispin. Zwei die im Alter zwischen den beiden Brüdern gestanden, als Kinder verunglückt; auf der Wiese, die sich hind Hause gegen den nahen Berghang hindehnte, hatten d Kinder im ersten Frühling Jänseblümchen und Hi schlüssel gepflückt, als die Lawine kam, die „Lahn", seit alten Zeiten der Lahneggerhof seinen Hausnamen Im Kirchbuche standen die Lahneggerleute mit ihrem Fa namen eingeschrieben: Annamaria, Krispinus und Ant genbacher. Das war auch ein Name, der seine Ge hatte — irgend einmal vor Zeiten, in die sich niemand erinnerte, hatten die Vorfahren des Tonele an einem gehaust, der eine Säge trieb. Und als die Wildwass Großen Not dieses Haus mitsamt der Säge eines Tage genommen hatten, waren die Sager acher hinübergefl

ausgestorbenen Lahneggerhof. Da waren sie nun freilich vor dem Wasser. Und an die Lawine, die in jedem übers Lahneck herunterfiel und immer nur bis in die Wiese rollte, hatten sie sich gewöhnt. Heuer war eine in den letzten Apriltagen gefallen. Und trotz der Maiensonne sah man hinter den Obstbäumen des in den schattigen Schluchten des Berghanges noch Schneewälle liegen, so weiß, wie die Mauern des waren.

stattliches Gehöfte. Wohnhaus, Ställe, Hof und gut gehalten.

dem Zauntor wollte Doktor Lutz die Kutsche bremsen. Tonele war schon auf die Straße gesprungen, noch Wagen hielt. „Vergeltsgott!" rief er zum Doktor Und zum Brosi: „Gelt, daß net vergessen tust . . . Strumpf und Schuh, die liegen unter der Bachbruck." richte er in den Hof und spähte ein bißchen scheu Seiten. Im Gemüsegarten sah er die Mutter bei — ihr rotes Kopftuch leuchtete zwischen dem Speckengrün wie eine große, feuerfarbene Blume. Der wollte zu ihr hinüberspringen. Doch plötzlich blieb er wurzelt stehen, bleich bis in den Hals, mit starr Augen.

der Haustür kam der Krispin heraus und stapfte lang und grobknochig auf den Tonele zu — ein jähriger, der seit dem Tode des Vaters die Ge- angenommen hatte, in Gang und Sprache den er- Mann zu spielen.

Lausbub, du gottverfluchter! Wo bist denn schon lieben so lang'?" Ein grober Schlag. Und dem rannte ein rotes Mal auf der Wange. „Ein anders- ist heim, bal's Zeit zum Essen is!"

Krispin lenkte seinen Männerschritt nach den Ställen. rn, mit einer zuckenden Bewegung griff der Tonele und faßte einen Stein. Er hob den Arm. Und fen. Aber da kam die Lahneggerin wie eine Irr- s dem Garten herausgefahren. Der Tonele, als utter sah, ließ den Stein zu Boden fallen, und das hoß ihm in die Augen.

rm!" sagte die Mutter mit erwürgtem Ton. „Ich schon alles aufghoben." Sie führte den Buben in e, und als er auf der Bank saß, legte sie den Arm n Hals, schob das rote Kopftuch in den Nacken d schmiegte das früh gealterte Gesicht an das Haar gsten. Dabei wurde sie ruhiger. Doch eine rauhe blieb noch in ihrer Stimme, als sie sagte: „Tu kümmern, weißt! Der liebere bist mir du!" Sie n das Essen und blieb schweigend neben ihm sitzen, n letzten Bissen hinuntergewürgt hatte. „So! Und auffi zum Herrn Pfarr! Und sagst es ihm!"

Tonele schüttelte den Kopf. „Lieber mag ich der n Garten helfen." Er schob sich auch gleich von herunter, wischte mit dem Arm den Mund ab und der Stube.

Lahneggerin schien erst eine Weile nachdenken zu bis sie das Wort ihres Buben ganz verstand. Dann in ihren müden Augen ein warmer Glanz. Der aber gleich, als sie draußen im Hof dem Krispin . Bei seinem Anblick erwachte wieder der Zorn in ihr. jähem Mut, wie sie ihn seit Jahren nie besessen hatte, den langen Menschen mit beiden Fäusten an der Brust. ag dir's zum letztenmal! Das tust mir gut sein Den Buben schlagst mir nimmer . . . du . . ."

n streifte die Hände der Mutter von sich ab. „So, er mit der Ruhe und Würde eines reifen Mannes ins Haus.

* * *

Jahre später. An einem brennenden Sommertage. n Abend. Doch das Licht hatte noch seine klare einen rötlichen Schimmer.

Rein wölbte sich der Himmel über die grünen Berge, mit tiefem Blau, das am tiefsten leuchtete, wo die kahlen Felswände der Großen Not in die Höhe stiegen; sie waren im vollen Sonnenlicht und nach der Trockenheit der letzten Tage ganz silberweiß.

Bläulicher Dunst lag um die sonnigen Wälder; über den Haferfeldern und über dem breiten Kiesbett der Wildach zitterte die Luft vor Hitze. Auf einzelnen Wiesen wurde schon das zweite Heu geerntet; das hauchte mit dem sanft spielenden Winde seinen Duft über das sonnenschwüle Tal hinaus.

Ein Leiterwagen, hoch und schwer mit Grummet beladen, rollte unter Gerassel am kleinen Hause der Wildacherin vorüber und schwankte plump die Straße einher. Von einer leblosen Masse kann man nicht sagen, daß sie betrunken wäre; aber der Wagen mit seinem riesigen blaugrünen Lastklumpen machte Bewegungen, die an einen grob Berauschten erinnerten.

Neben den schweißdampfenden Pferden ging in Hemdärmeln ein langaufgeschossener, derbknochiger Bursch. Das war der Krispin Sagenbacher vom Lahneggerhof. Ein Zweiundzwanzigjähriger. Etwas Unfreundliches war in dem glattrasierten, dunkelgebräunten Gesicht, in den flinken, hungrig blickenden Augen — Blicke, die bei allem, was sie betrachteten, zu sagen schienen: das möchte ich haben! Zwischen den dicken Brauen war von der Stirne eine tiefe Zornfurche gegen den Nasenrücken hin geschnitten. Aber die gute Ernte dieses Tages und der brennende Sommerglanz, der sich zu einem schönen Abend hinüberkühlen wollte — diese beiden köstlichen Dinge schienen auch im Krispin Sagenbacher so etwas wie träumende Lebensfreude geweckt zu haben. Immer wieder ließ er die Peitsche knallen, und schließlich sang er mit gellender Stimme ein Liedchen in die Sonne hinaus — eins von den kleinen, wunderlichen Liedern, die das Dorf vom Waldrauscher gelernt hatte. Doch plötzlich stellte er das Singen ein, blieb auf der Straße stehen, das Gesicht von Zorn gerötet, und während die Pferde weiterzogen, drohte er mit der Peitsche über die Wiesen hinüber gegen den von Weiden und Erlen grün umschleierten Lauf eines Altwassers und fing mit schrillender Stimme ein gotteslästerliches Fluchen an. Unter allen unchristlichen Schwüren versprach er dem „kotzmiserabligen Tagdieb", der da drüben beim Wasser flink hinter die Stauden gesprungen war, zum Abend eine Tracht Prügel, so ausgiebig, daß dem Toni „die Seel aus dem Faulpelz fahren" sollte. „Bluathimisakra! Unsereins schindt sich von der Fruh bis auf ie d' Nacht! Und so ein Muckenschnapper lackelt beim Wasser umeinand und stiehlt unserm Herrgott den Tag und ein lausigs Fischl ab! Bluathimisakra! Weil ihm d' Mutter vor unsinniger Affenlieb alls hingehen laßt! Aber wart nur, du! Heut kommst mir mit grade Knochen nimmer ins Bett! Und d' Ohrwascheln reiß ich dir aussi aus 'm Grind!"

Bei dieser brüderlichen Verheißung befiel den Krispin Sagenbacher jählings ein heiliger Bauernschreck. Denn er merkte, daß die Pferde mit dem Heufuder unter einen großen, die Straße überschattenden Ahorn geraten waren und den Wagen nicht mehr weiterbrachten, weil sich die Äste gegen die hohe Ladung spreizten. Der Krispin hörte nicht zu fluchen auf. Aber das galt nicht mehr dem Bruder, sondern den Pferden, die ganz vernünftig stillstanden und am Straßenrain zu grasen versuchten. Jähzornig peitschte Krispin auf die beiden Tiere los. Unter Schnauben machten die Pferde eine gewaltsame Anstrengung. Der Wagen rückte vorwärts, und während droben in der Ahornkrone die brechenden Äste krachten, ging von dem abgestreiften Heu ein dicker, blaugrüner Regen in den Straßengraben nieder und überschüttete ein siebenjähriges Kind und einen weißen Spitz, die da im Schatten der Wiesenplanke einander Gesellschaft leisteten. Der Sagenbacher fluchte — er hätte gerne das verlorene Heu wieder gesammelt — aber der Wagen rasselte mit seinen trunken taumelnden Bewegungen davon, und die halb scheu gewordenen Pferde rissen den sakramentierenden Burschen an den Leitsträngen mit sich fort.

Bellend sprang der weiße Spitz unter dem Heu heraus, das ihn zugedeckt hatte — und das flinke schlanke Dirnlein, das weder über den wackelnden Lastwagen noch über den fluchenden Krispin erschrocken war, schüttelte lachend die grauen Heubüschel und das grüne Blätterzeug von sich ab und fing — als hätte das überstandene Abenteuer allen Übermut dieses jungen Lebens geweckt — mit dem kläffenden Hund ein lustiges Hetzen und Jagen an. Gleich einer feinen Elfengestalt, die, aus der Nacht in den Tag und aus dem Mondschein in die Sonne verirrt, sich zu bäuerlicher Maskerade mit einem groben Leinenhemdchen und einem kurzen Röcklein bekleidet hatte, so flog das zierliche Figürchen mit dem tollenden Spitz um die Wette über die Straße hin und her, rings um die Stämme der Bäume und am Straßengraben entlang. Glühende Röte brannte auf dem hageren, fast scharf geschnittenen Gesichtlein, in dessen großen Braunaugen ein frohes, kindliches Leben strahlte. Das offene kupferdunkle Haar umwirbelte beim Lauf das dünne Hälschen, wirrte sich um die schmalen Schultern und hüllte mit seinem dichten Gezaus das Gesicht des vor Freude jauchzenden Dirnleins immer wieder in einen sonnig schimmernden Schleier.

Die Jubelschreie des Kindes und das Gebell des Hundes klangen über die blumige Wiese und bis über das Altwasser hinüber. Doch die beiden Knaben, die jenseit des Wassers hinter einem Erlengebüsch hervortraten, schienen des lustigen Spektakels, der von der Straße herscholl, nicht zu achten. Der Jüngere von den zweien, ein zwölfjähriger schmucker Junge mit gestutztem Blondhaar und in städtischer Kleidung, blickte in stummer Sorge an seinem Kameraden hinauf. Dieser Vierzehnjährige, der die Tracht des Dorfes trug, war fast schon ein Erwachsener, schlank, aufgeweckt und sonnverbrannt, mit einem strengen, trotzigen Gesicht, in den Augen jene ernste Schwermut, die aus widerwillig ertragenen Leiden wächst. An der linken Schläfe hatte er ein gelbliches Mal, wie von einem Schlage, dessen Spur noch nicht völlig verschwunden ist. Der junge Rücken zeigte eine leichte Beugung. Und dennoch schien in diesem Knabenkörper feste Kraft zu stecken. Die Arme, an denen die Hemdärmel aufgekrempelt waren, und die nackten Beine, die stramm aus den Schäften der kurzen Lederhose herauswuchsen, sahen sich an wie aus lichtbraunem Stein geformt. Und etwas männlich Reifes war in seinem ruhigen Schritt, als er schweigend an das Ufer des still leuchtenden Wassers hintrat und zur Straße hinüberblickte, wo der rasselnde Heuwagen hinter einem Buchenwäldchen verschwunden war.

„Tonele?“ fragte der Jüngere von den zweien in scheuer Sorge. „Tust dich fürchten vor ihm?“

Der andere schüttelte stumm den dunklen Kopf. Und nach einer Weile sagte er: „Eigentlich hat er recht . . . es wär gscheiter, ich tät schaffen im Heu. Aber d' Mutter vertragt die grobe Kost nimmer. Und am besten tut ihr allweil noch ein Bröckl Fisch.“ Schwer atmend hob er eine leere Gießkanne aus dem hohen, blumigen Grase. „Heut hab ich gmeint, sie beißen, weil sich der Abend so fein hermacht. Und hab mir denkt, ich könnt der Mutter ebbes heimbringen. Aber nix und nix und wieder nix! . . . Komm, Brosle! Schauen wir nach der letzten Angel!“

In der Sonne, die vor dem nahenden Abend schon lind und goldig wurde, gingen sie lautlos an dem stillen Altwasser hin, das an den Ufern seicht und in der Mitte mannstief seine brunnenklaren Fluten langsam talwärts drängte über einen bald mit blanken Steinen ausgelegten und bald mit wunderlichem Kraut bewachsenen Grund. All diese seltsam gefärbten Blätter, Halme und Ranken dort unten strebten mit leisen, ruhelosen Bewegungen dem fast unmerklichen Zuge des Wassers nach, als hatten sie Sehnsucht nach einer fernen Heimat, zu der sie nimmer gelangen konnten, weil sie in der Fremde festgewurzelt waren. Wo die Erlenbüsche ihre dunklen Schatten über das Wasser warfen, war ein geheimnisvolles Dämmern in der Flut; doch unter freiem Himmel spiegelte der stille Bach das Bild des Ufers und der nahen Berge mit den goldsonnigen Wäldern und den silberblinkenden Steinzinnen; und zwischen blauen Reflexen und gleißenden Lichtstreifen blinkten die weißen Kiesel des Grundes mit irisierenden Rändern. Lautlos ging ein Flug von zahllosen kleinen Mücken über das Wasser hin, die Frillen zogen nahe dem Ufer in Schwärmen über die seichten Stellen, bald hier und bald dort stand unbeweglich eine Forelle in der tieferen Flut, um plötzlich mit weißem Blitz nach einer Fliege aufzuspringen.

„Genug tät's geben!“ meinte der blonde Brosi. „Warum nur keine gebissen hat?“

„Die Fisch haben Fraß, so viel, wie s' mögen. Weißt, Brosle, das muß so sein! Im Winter müssen die Viecher viel leiden. Aber einmal im Jahr hat jedes Tierl gute Zeit und kann in Freuden leben. Bloß die Menschenleut . . . wenn's grad einen trifft . . . die haben kein Fried und Ruh bei Tag und Nacht. Und Sommer und Winter, alles is ein einzigs Wehtun.“ Der Toni klammerte die Faust um den Henkel der leeren Gießkanne, und seine Stimme wurde tiefer und zitterte. „Aber ich laß mir's nimmer länger gfallen. Und bal mir der Krispin kein Fried net gibt . . . meiner Seel, Brosle, ich weiß net, was ich tu!“

Dem Brosi schoß das Wasser in die Augen. Aber trotz diesem feuchten Schleier schien er plötzlich eine aufregende Sache zu erspähen. Ganz bleich wurde er und streckte den Hals und stammelte: „Tonele! Da muß einer hängen! Schau nur, wie 's Rütl zuckt!“

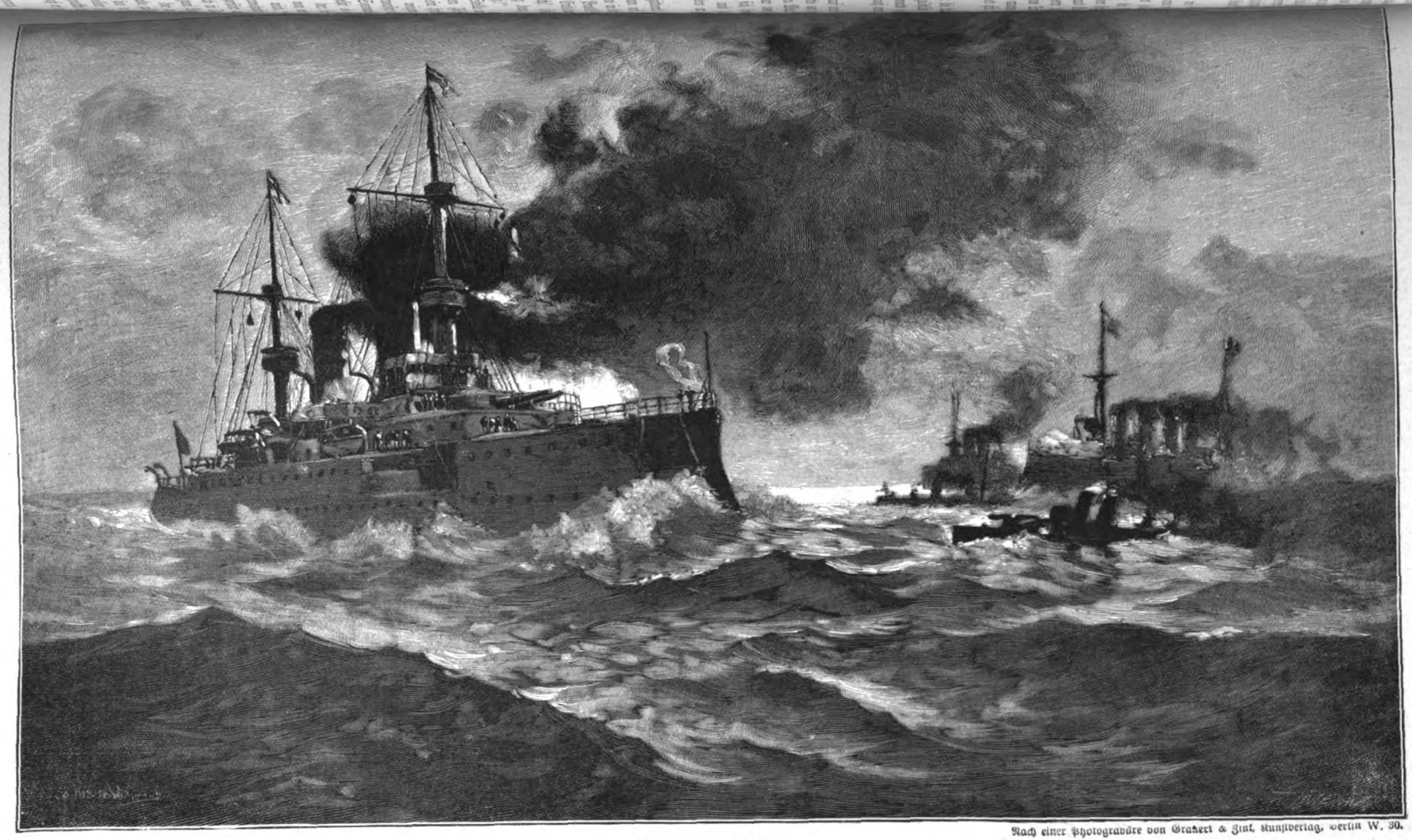
Auch der Toni hatte schon die auf und nieder schlagende Gerte gewahrt, die auf zwanzig Schritte vor den beiden Knaben im Rasen des Ufers stak und einen Meter über den Bach hinausragte. Die ganze Schnur war von der Weidengabel der Legangel abgehaspelt, spannte sich straff und tropfensprühend gegen das Wasser hin — und da drunten zerrte und zuckte etwas mit wilden Kräften an der ruhelos nach allen Seiten fahrenden Leine.

Schreiend und vor Erregung zitternd fingen die zwei Buben zu rennen an, der Toni kam mit langen Sprüngen voraus, und während er die Gießkanne in die Wiese schleuderte, kreischte er: „Mar' und Joseph! Brosle! Da hängt ein Walfisch! Jesus, Jesus! So ein Endstrumm Fisch! Den derlupfen wir zwei net aus'm Bach! Herr Jesus, Jesus! Und d' Mutter könnt vierzehn Täg dran speisen! Brosle, was machen wir? Mar' und Joseph!“

Da war auch der Brosi zur Stelle und sah im Wasser den großen, wütend umherschießenden Fisch. Ein Walfisch war es nun freilich nicht. Doch ein Huchen war es, der seine fünfzehn Pfund und darüber wiegen mochte und sich von irgendwoher in dieses stille Altwasser verirrt hatte. Es gehen wohl sonst die Huchen zur Sommerszeit nicht an die Angel. Aber mit manchem Tier geht es auch nicht anders als manchmal mit einem Menschen, der sein klares, schönes und geregeltes Leben hat und jäh von einer unbegreiflichen und folgenschweren Torheit befallen wird, so daß er wider Vernunft und gegen Art und Gewohnheit handelt, aus dunklem Trieb sein sicheres Leben zerstört und sein Herz an eine brennende Angel spießt, um sich in Qual zu verbluten.

Ein paar Sekunden standen die zwei Buben ratlos, doch immer schreiend — bis der Toni, der an den schwachen Magen seiner Mutter dachte, in Freude grillte: „Der kommt nimmer aus! Die ganze Angel hat er gschluckt! Und d' Schnur is fest! Die hab ich selber gflochten! Komm her, Brosle, packen wir's an!“ Er spuckte in die Hände und haschte die fahrende Leine. „Jetzt muß er aussi! Und wenn er ein Zentner wiegt!“

Der Brosi, keuchend vor Erregung, griff mutig zu, und der Toni nahm die Schnur über die Schulter und fing zu ziehen an. Doch der Huchen, als er den härteren Zug der Leine spürte, verdoppelte die Kraft seines Widerstandes, sprang auf und tauchte, surrte rasend umher und schlug, daß sich das stille, klare Wasser verwandelte in ein



Nach einer Photogravüre von Grakert & Zint, Kunstverlag, Berlin W. 30.

In voller Fahrt.

Gemälde von Ed. Krause-Wichmann.

trübweißes Gewirbel. Ein paarmal gelang es den Buben, den Fisch bis auf den seichten Sand des Ufers herzuzerren; doch sobald der Huchen den festen Widerhalt des Grundes fand, schlug er sich wieder zurück ins tiefere Wasser, mit solcher Gewalt, daß die beiden Fischer taumelten und nachgeben mußten.

„So geht's net!" schrie der Toni. „Halt fest, Brosle! Ich spring ins Wasser eini!" Kaum aber hatte er die Hände von der Schnur gelassen, als der Brosi schon ins Gras gerissen wurde und Hals über Kopf ein paar Purzelbäume schlug; keinen Laut ließ das blonde Bürschlein hören und ließ auch die Leine nicht fahren, obwohl sie ihm rote Striemen in die kleinen Fäuste schnürte. „Mar' und Joseph!" kreischte der Toni erschrocken, haschte mit beiden Händen die Schnur und schleppte den Huchen wieder her gegen den seichten Sand. Und weil er merkte, daß der Widerstand des ermatteten Fisches zu erlahmen anfing, schrie er in Freude: „Ich allein derhalt ihn schon! Herrgott, wird d' Mutter lachen! Bloß nachlupfen müßt einer ein bißl! Spring eini, Brosle, spring eini ins Wasser! Und bei die Keam*) mußt ihn packen! Bal ihm der Schnaufer ausgeht, laßt er sich leicht derlupfen!"

In brennender Hast und wortlos riß sich der Brosi die Kleider vom Leib und patschte in den Bach und griff mit beiden Armen zu. Das seichte Wasser wurde schlammig, ein Gewirbel dicker Tropfen spritzte herauf in die rot werdende Sonne, und der Toni, während er die Leine straff gespannt hielt, konnte bei diesem pritschelnden Wasserkampfe für ein paar Augenblicke nicht erkennen, ob der Huchen oder der Brosi unten lag. Das ging immer wirr durcheinander, dieses Weiße des ringenden Knabenkörpers und dieses Silbrige des kämpfenden Fisches. Dann plötzlich fing der Brosi, obwohl er mit dem Bauch im Sand und mit der Brust über dem zuckenden Huchen lag und nur noch das kreidebleiche Gesichtl über Wasser hatte, zwischen Husten und Schlucken zu zetern an: „Er wirft mich um! Er wirft mich um!"

„Laß net aus, Brosle!" kreischte der Toni. „Ich zieh schon, was ich kann!" Er zog aus Leibeskräften an der festen Leine, brachte aber den Fisch um keinen Ruck dem Ufer näher, weil ihn der Brosi im seichten Wasser mit beiden Armen umklammert hielt und nicht von der Stelle ließ. Und als dieser verzweifelte Kampf, bei dem die eine Kraft die andere behinderte, eine kleine Weile so gedauert hatte, keuchte der Brosi atemlos: „Ich kann nimmer . . . Tonele . . . ich muß auslassen . . ."

„Mar' und Joseph!" stammelte der Toni und ließ im ersten Schreck die Leine ein bißchen locker. „D' Mutter kriegt kein Fisch, bald auslassen tust!" Und während er die Schnur wieder straff zog, hörte er vom andern Ufer her ein vor Erregung gellendes Stimmchen: „Tu net auslassen! Pack ihn fest! Pack ihn fest! Ich komm und hilf . . ." Unter Zerren und Ziehen guckte Toni flüchtig auf und sah, während ein Hund wie närrisch kläffte, etwas Feines, Weißes und Zierliches vom grünen Ufer niedergleiten ins Wasser. Das kam mit flinkem Geplätscher immer weiter durch den Bach herüber, leuchtete rot in der sinkenden Sonne, schimmerte silbergrün im Wasser, tauchte völlig unter, kam wieder in die Höhe, zappelte wie ein Pudel über die Tiefe weg, hob die in triefendes Haar gehüllten Schulterchen aus der von der Abendsonne in Blut verwandelten Flut — und während der weiße Spitz mit heiserem Gebell seiner kleinen mutigen Herrin nachgeschwommen kam, watete das Dirnlein unter Lachen und Prusten schon durch das seichter werdende Wasser auf den Brosi zu. Jetzt lagen die zwei nackten Kinder Schulter an Schulter in dem aufgewühlten Sande, hielten den Fisch umklammert und schrien um Beistand, obwohl sich der Huchen nicht mehr rührte. Der Toni erkannte das gleich, daß der Fisch nimmer schlug, ließ die Leine fahren, sprang ins Wasser, packte den Huchen mit beiden Fäusten am aufgespreiteten Kiemendeckel und zog die mächtige Beute mitsamt den beiden Kindern, die den Fisch noch immer fest umklammert hielten, auf die blumige Wiese.

*) Kiemen.

Nun befiel sie alle drei die lärmende Freude des Sieges. Unter aufgeregten Reden standen und kauerten sie, von Wasser triefend, um den Huchen her, dem ein heftiges Zittern über die silberne Haut und durch die Flossen rann, während er wie ein schimmernder Pfahl im Grase lag und mühsam mit den Kiemen arbeitete. Das Leiden des Fisches, die Angst des Kampfes, den er um sein Leben geführt hatte, die Qual der Angel in seinem Schlunde und dieses martervolle Ersticken eines aus seinem Element gerissenen Geschöpfes — all dieses Harte kam den Kindern mit keinem Gedanken zum Bewußtsein. Sie freuten sich des seltenen Fischzuges, den sie getan, waren vom Erfolge heiß berauscht, und der Brosi mit seinen fliegenden Träumen, die immer in allem Schönen etwas noch Schöneres entdeckten, baute das ruhmvolle Erlebnis flink zu einem unerhörten Wunder aus, von dem alle Menschen noch reden müßten nach undenkbaren Zeiten. In dieser Trunkenheit der Freude, von der die Kinder befallen waren, blieb nur der Toni noch leidlich bei klarem Verstand und begann, als praktisches Bauernblut, das Gewicht und den Wert des Fisches abzuschätzen. Doch mit den zwanzig Pfunden, die er schätzte, war der Brosi nicht zufrieden. Der schwor auf einen Zentner. Und mit jedem seiner sprudelnden Worte wurde das schimmernde Wunder noch wunderbarer, und die Heldentat, die sie geleistet hatten, wuchs zu himmelragender Größe. Aber den Brosi übertrumpfte noch die kleine Dirn. Die war in ihrer Freude ganz von Sinnen und gebärdete sich, als hätte sie verzauberten Wein geschlürft, der alle Kräfte der Seele und des Blutes froh beflügelt. Keinen Satz, den sie mit ihrem quirlenden Stimmchen anfing, redete sie zu Ende — was sie sagen wollte, wurde immer ein Lachen und Jauchzen. Und als könnte sie ihrer Freude mit Armen und Beinen besseren Ausdruck geben als mit ihrem Zünglein, so fing sie ein Springen und Tanzen an, ein Drehen und Wirbeln, daß die feuchten, kupferdunkeln Haare immer wie ein kreisender Teller um ihr Köpflein her waren. Wie drüben auf der Straße begann auch der weiße Spitz unter hallendem Gebell wieder sein Tollen und Rasen — von dieser springenden Freude wurde der Brosi angesteckt, hob jauchzend die Arme in die rote Sonne und rannte über die blumige Wiese hin, um bald den weißen Spitz und bald das fliegende Dirnlein zu haschen. Durch die ganze Wiese ging dieses frohe, lachende, jauchzende Gewirbel, bis hinüber zu dem öden Kiesbett der Wildach und wieder zurück durch die farbigen Blumen und durch das hohe Gras.

Langsam hob sich der Toni von den Knien auf, und während im Glutschein der niedergehenden Sonne die dicken Wassertropfen von seinem durchnäßten Gewande wie schimmernde Blutperlen niederfielen, sah er lächelnd den jauchzenden Kindern nach, vergaß den Fisch, von dem er das Pfund auf dritthalb Mark geschätzt hatte, und schien beim Anblick dieses leuchtenden Bildes zu fühlen: Das ist schön! Denn in seinen Augen war ein Glanz, den sie sonst nicht hatten.

Purpurner Schimmer war über die Wiesen hingegossen; alles Wasser brannte wie ein Geriesel funkelnder Rubine; die steigenden Wälder schienen verwandelt in glühende Rosenfelder; wie lodernde Flammen, durchzogen von tiefblauen Schatten, sahen sich alle Steinzinnen der Berge an, und zwischen diesen gezackten Feuern stieg die Große Not in den goldgleißenden Himmel als eine mächtige Glut. Ganz windstill war der brennende Abend. Man hörte gedämpfte Stimmen und Jodelrufe von überall. Vom fernen Unterdorfe klang das Geläut einer Glocke her, gleich einer sanften Stimme, die etwas Freundliches und Trautes sagen will. Und mit diesem sanften Getön vermischten sich die Jubelschreie der zwei tollenden Kinder, deren feine, zierliche Körperchen unermüdlich hinflogen durch das purpurne Gras, leuchtend und blinkend im Rotglanz der Sonne.

Drüben auf der Straße blieb ein alter Bauer stehen, mit dem Heurechen auf der Schulter, und weil ihn das schöne Gras erbarmte, das die frohen, lachenden Kinder niedertraten,

er mit grober Stimme zu schelten an. Und während er fremd und schimpfte, kam vor einer violett durchgluteten Staubwolke eine rotblitzende Equipage angefahren mit einem aufgeregten Kutscher auf dem Bocke. Eine schöne Frau mit blassem, mißmutigem Gesichte ruhte im Fond des Wagens. Ihrer Seite saß ein sechsjähriges Mädchen in einem Duft von weißen Spitzen; ein Geringel dunkler Löckchen umrahmte ein winziges Gesichtlein, das nur aus zwei großen, braunen, flammenden Augen zu bestehen schien. Immer suchten die Augen — und da fanden sie das schöne, leuchtende Kleinod auf der purpurnen Wiese drüben. In Freude begehrte die Kleine zu rufen und zu deuten. Aber da senkte die Gemahlin, die würdevoll auf dem Rücksitz der Kutsche thronte, den roten Sonnenschirm vor das Gesicht des Kindes.

Die schöne Frau erwachte aus ihren müden Gedanken und sah mit einem Blicke.

„Das soll die kleine Durchlaucht nicht sehen!" sagte die Gemahlin — sie mußte Deutsch sprechen, denn Französisch oder Englisch hätte die kleine Durchlaucht verstanden.

„Was nicht sehen?"

„Badende Kinder. Das sollte verboten sein . . . so nahe der Straße!"

Schweigend, ohne das ärgerliche Bild mit den Augen zu streifen, lehnte sich die schöne Frau in die seidenen Polster zurück . . . Und diese Frau war die weiße Prinzessin mit den blauen Flügeln, die der blonde Brosi vor sieben Jahren als Waldrauschblüte unter der Großen Not gesehen hatte. Als die Kutsche vorüberblitzte, stellte der alte Bauer sein Bein ein und zog in Ehrerbietung den mürben Filzhut; dichte Staubwolke hüllte ihn ein, daß nichts mehr von ihm zu sehen war. Doch bevor ihn der verwehende Qualm freigab, schimpfte er schon wieder — und schrie ein paar Worte zwischen seinen Jammer um das schöne Gras. Es hörte der Toni, der da drüben in der purpurnen Wiese neben dem entseelten Huchen stand. Und er lächelte . . . Ein erschrockenes Besinnen schien den Knaben überkommen haben. Und da kam das rotschimmernde Dirnlein ihm zugeflogen, weil es sich vom jauchzenden Gesicht wollte haschen lassen.

Zwischen den Brauen des Toni erschien die gleiche Falte, wie der Krispin auf der Stirn hatte. „Du! . . . Schau, du kommst übers Wasser!" fuhr er das Kind mit rauhen Worten an. „Und tu dich gwanden!"

Das Dirnlein schien nicht zu verstehen und sah den Toni wunderlich an.

Er wurde zornig und stieß das Kind mit der Faust vor sich, daß es taumelte. „Gwanden sollst dich! . . . Hörst du, was ich sag?"

Dem frohen Dirnlein war jäh alle Freude erloschen. Tränen schossen ihm in die verstörten Augen, eine Weile stand es noch und schaute ratlos drein, dann schlug es beide die nackten Ärmchen vor die Brust, rannte wie von einem bösen Schreck gejagt am Ufer hin, von dem lustigen weißen Spitz verfolgt, watete keuchend durch eine seichte Stelle des Baches, raffte drüben das Röcklein und das weiße Hemd aus dem Gras und verschwand hinter dichtem Erlengebüsch.

Die rote Sonne tauchte über die westlichen Höhen hinunter. Noch immer glühte die Große Not. Doch graublauer Dunst schlich über das blumige Ufer hin, an dem der blonde Brosi atemlos und erschrocken vor dem Toni stand, der von dem nahen Busch eine Weidenrute geschnitten hatte. Die Rute um den toten Fisch mit zitternden Händen durch Maul und Kiemen.

„Tonele . . .?"

„Was?"

„Warum bist denn so grob gewesen?"

Dem Toni bebte die Stimme, und sein Gesicht war bleich. „Du sollst dich schamen . . . die!"

„Warum denn? Ich bin doch auch nacket."

„Du bist ein Bub. Das ist was anders! . . . Und die Leut schimpfen drüber." Immer heftiger zitterten dem Toni die Hände, während er die Weidenrute um den Kopf des Fisches zu einem Ringe flocht.

„Aber das Dirndl hat uns doch so gut geholfen! Oder der Fisch wär uns ausgekommen! Der hätt uns alle zwei ins Wasser gerissen . . . so stark ist er gewesen. Ohne das Dirndl hätt ich auslassen müssen! Das Dirndl hat sieben Arm gehabt . . ."

„Geh, lug net wieder!" sagte der Toni hart, zerrte an dem Weidenringe den Huchen auf seinen Rücken, hob die leere Gießkanne aus dem Gras und ging geärgert davon.

Langsam, ein bißchen schauernd und immer wieder nachdenklich vor sich nieder guckend, schlüpfte der Brosi in seine Kleider. Dann fing er zu rufen an: „Tonele! Tonele! Tonele!" Und rannte seinem Kameraden nach.

Drüben am andern Ufer bellte der weiße Spitz. Nach einer Weile schob sich die kleine Dirn in Hemd und Röcklein aus den Stauden heraus, spähte scheu nach allen Seiten und jagte gegen die Wegplanke hinüber. Eine Strecke lief sie noch auf der Straße hin und guckte sich immer um. Dann huschelte sie sich atemlos in den Graben, zitterte an allen Gliedern, drückte das Gesicht in die Ärmchen und fing zu weinen an. Diese traurige Sache wollte der weiße Spitz nicht mitmachen. Er ging für sich allein auf Abenteuer aus und begann energisch nach einer Maus zu graben.

Als all die rote Glut im Tal und auf den Höhen schon verdämmert war und nur noch der reine Himmel in klaren Farben leuchtete, kam der Waldrauscher die Straße hergegangen, beladen mit den Steinpilzen, Bärenklauen und Reizgern, die er seit dem Morgen gesammelt hatte. In sieben Jahren war das Bild des Alten um keinen Hauch ein anderes geworden. Nur sein Gewand sah ein bißchen mehr verwittert aus.

Vor dem weinenden Kinde blieb er stehen, sah mit seinen klaren, guten, ruhigen Augen eine Weile auf dieses kleine leidende Leben nieder — und fragte leise: „Meidle? Warum denn mußt du heinen?"

Ohne zu antworten, rannte das schluchzende Kind davon, hinüber gegen das Haus der Wildacherin. Das gewahrte der weiße Spitz nicht, der knurrend seine Nase in das halb ausgegrabene Mausloch bohrte.

Der Waldrauscher ging seiner Wege. Und während seine Augen überall hinspähten, wo es etwas der Beachtung Wertes zu sehen gab, sang er halblaut dieses kleine Lied:

„A Graserl, a Mucken,
A Mensch und a Baam,
Da hat a jedwedes
Sein Wunsch und an Traam.
Und dürsten toan s' alle,
Und trinken därf koans,
Und alls is a Leiden,
Gottlob bloß a Hoans!"

Als er auf dem Wege zum Unterdorf den Lahneggerhof erreichte, sah er ein paar Dutzend aufgeregter Leute vor dem Anwesen auf der Straße stehen und hörte die Neuigkeit, der Sagenbacher-Tonele, der einen sechzehn Pfund schweren Huchen gefangen hätte, wäre wegen des Fisches mit seinem älteren Bruder in Streit geraten und hätte ihm einen so groben Faustschlag ins Gesicht versetzt, daß dem Krispin das Nasenbein halb zerschmettert wäre.

Dem Krispin gönnten die Leute den „gesunden Hieb", aber dem kleinen Tonele vergönnten sie den großen Fisch nicht.

Und am folgenden Sonntag predigte der Herr Kaplan gegen die feindseligen Brüder und gegen die Unanständigkeit des gemeinsamen Badens verschiedengeschlechtlicher Kinder; das wäre nicht nur ein schweres Ärgernis vor Gott — auch die fürstlichen Herrschaften im Schlosse, die alljährlich so großen Verdienst in die arme Gegend brächten, hätten sich gegen diese schandbare Unsitte mit höchstem Verdruß geäußert.

(Fortsetzung folgt.)

Schülerselbstmorde.

Von Prof. Dr. Jakob Wychgram.

In Berlin haben sich innerhalb weniger Monate zwei Schüler höherer Lehranstalten das Leben genommen. Ostern d. J. ist auch in einer Provinzialhauptstadt, unter ganz besonders tragischen Umständen, ein Schüler freiwillig aus dem Leben geschieden. Die öffentliche Meinung ist in hohem Maße durch diese Fälle erregt worden. Und es wäre unbegreiflich, wenn dem nicht so wäre. Wie ein Damoklesschwert schwebt Hunderten von Eltern, deren Söhne in der Schule Schwierigkeiten haben und im Entwicklungsalter inneren Gleichgewichtsstörungen ausgesetzt sind, die Möglichkeit einer so entsetzlichen Erfahrung über dem Haupt. Es ist auch für diese Eltern nicht immer Beruhigung darin zu finden, daß sie selbst ihre Kinder mit Sorgfalt und Liebe umgeben; in mehr als einem Falle haben auch junge Leute Hand an sich gelegt, die in den glücklichsten Familienverhältnissen lebten. Ihre letzten Briefe, von denen einige in die Öffentlichkeit gedrungen sind, legen davon rührendes Zeugnis ab, daß, wenn etwas sie von dem letzten Schritte hätte abhalten können, es die dankbare Liebe zu Eltern und Geschwistern gewesen wäre. Und doch!

Wenn man die öffentliche Meinung, wie sie sich in der Presse und im Gespräch äußert, beobachtet, so muß man leider feststellen, daß in der Erörterung dieser gewiß tief bedauerlichen Erscheinungen wenig ruhige Erwägung und noch weniger allseitige, gerechte Würdigung gefunden werden. Man ist sehr rasch bei der Hand gewesen, lediglich der Schule die Schuld beizumessen. Der Umstand, daß besonders in einem der jüngsten Fälle der Vertreter der Schule eine pädagogisch äußerst schwierige Sache ohne das rechte pädagogische Geschick behandelt hat, gibt den Fernerstehenden Anlaß, nun die ganze Verantwortung der Schule aufzubürden. Man kann zugeben, daß die Leiter und Lehrer der Schulen in manchen Fällen unrichtig gehandelt haben, man kann auch zugeben, daß das Maß dieser Unrichtigkeit über das allgemeine Maß dessen hinausgeht, was man menschlicher Unvollkommenheit zugute halten darf: trotzdem aber kann nicht genug gewarnt werden vor jeder Verallgemeinerung des Urteils auf Grund einzelner Erscheinungen. Daran gerade laborieren wir heutzutage auf allen Gebieten, wo menschliche Handlungen von der Öffentlichkeit beurteilt werden: man schließt aus wenigen, noch dazu nicht einmal gründlich und allseitig beobachteten und erforschten Symptomen viel zu rasch; man verallgemeinert; man sieht nur eine Seite, ja nur eine Ecke der Sache und glaubt, sie ganz zu sehen. Und dazu kommt in dieser Sache noch ein anderes: je unfaßlicher dem natürlichen Empfinden die Tatsache ist, daß ein Mensch in der Lebenszeit, da die höchste Lebensbejahung selbstverständlich ist, dem Leben ein Ende macht, desto mehr ist dieses Empfinden geneigt, die entscheidende Ursache außerhalb des Unglücklichen selbst zu suchen, andere dafür verantwortlich zu machen.

Man kommt dieser rätselhaften Erscheinung nicht näher durch Stimmungen und Vermutungen auf Grund des Einzelfalles. Es gibt für den, der sie verstehen und wohl gar mildern und mindern möchte, nur einen Weg, das ist der der wissenschaftlichen Untersuchung. Man wird mir einwenden: wie kann man diese Dinge wissenschaftlich untersuchen? Wie kann man hoffen, in die verwickelten psychologischen Verhältnisse einzudringen, die bei jedem der unglücklichen Opfer verschieden waren? Wie kann man meinen, daß sich die in jedem Einzelfalle so sehr besonderen äußeren Umstände und Anlässe jemals zu einer allgemeinen Fassung hergeben würden? Diese Einwendungen haben ihr gutes Recht. Aber Schwierigkeiten dürfen kein Hindernis bilden, wenn es sich um eine wichtige Sache handelt. Wichtig aber ist diese Frage: Können wir durch wissenschaftliche Untersuchung die Gründe der Schülerselbstmorde in eine beschränkte Zahl von Gruppen bringen? Können wir dazu gelangen, alles Unwesentliche — und das ist oft gerade das, was auf den ersten Blick als wesentlich erscheint — auszuscheiden und klar zu erkennen, wo die wahren, tieferen Gründe liegen? Denn wenn wir das können, dann ist auch vielleicht ein Mittel nicht fern, den Schülerselbstmorden zu steuern und ihre etwaige Zunahme einzuschränken.

Es liegt auf der Hand, daß, wer irgendeine Aussicht haben will, in diese Materie Licht zu bringen, zunächst suchen muß, ein großes Beobachtungsmaterial sich zu verschaffen. Das ist außerordentlich schwierig. Es gibt nur einen Weg, das Studium der Akten, die über Schülerselbstmorde durch längere Zeit gesammelt worden sind. Diesen Weg hat der berühmte Schulhygieniker Professor Albert Eulenburg beschritten. Was er gefunden hat, ist von ihm niedergelegt worden in einem hochinteressanten Vortrag in dem Berliner Verein für Schulhygiene vom Jahre 1907*). Der verehrte Mann wird es mir nicht verargen, wenn ich, zu gutem Zweck, einiges aus diesem Vortrage mitteile. Zunächst muß auf eine in dem Worte „Schülerselbstmord" liegende Irrtumsgefahr hingewiesen werden: die in jugendlichem Alter stehenden Selbstmörder sind eben meist schulbesuchende, es darf also unter jenem Zusatz nichts anderes verstanden werden als eine Altersbezeichnung. Aber beim täglichen Gebrauch liegt leicht eine Art Anklage gegen die Schule darin. Eulenburg hat das Aktenmaterial des preußischen Kultusministeriums von 1883 bis 1903 zur Verfügung gehabt. Aus den Tabellen, die er auf Grund dieses Materials entworfen hat, ergeben sich manche doch wohl einigermaßen beruhigende Schlüsse. Zunächst fällt in die Augen, daß in dem langen Zeitraum von zwanzig Jahren keine Steigerung der Zahl der Schülerselbstmorde stattgefunden hat. Im Jahre 1883 war die Gesamtzahl in niederen und höheren Schulen 58, im Jahre 1903 56; dazwischen liegen nicht erhebliche Schwankungen, jedenfalls nirgends ein allmähliches Ansteigen. Wenn man nun bedenkt, daß die absolute Zahl der Schulbesuchenden in jenem Zeitraum sehr stark gewachsen ist, so darf man ohne weiteres behaupten, daß die relative Häufigkeit der Selbstmorde gesunken ist. Allerdings haben jene Jahrgänge zusammen doch immerhin die betrübende Zahl von 1152 Selbstmorden. Man muß nicht glauben, daß die Erscheinung wesentlich den höheren Schulen angehöre: von 1883 bis 1903 haben sich in den niederen Schulen 633 Knaben und 159 Mädchen selbst entleibt, in den höheren Schulen im gleichen Alter (bis zu 15 Jahren) 61 Knaben und 5 Mädchen. Im Alter von 15 bis 20 Jahren gingen in höheren Schulen 242 Knaben und 5 Mädchen aus dem Leben. (Wir bemerken, daß es sich hier stets um das Königreich Preußen handelt.) Die auffallend geringe Zahl von Mädchen darf nicht ohne weiteres als richtig anerkannt werden, da hier Mängel in der Statistik vorliegen; immerhin sind Knabenselbstmorde viel häufiger.

Die Feststellung der Ursachen ist in jedem einzelnen Falle sehr schwierig. In jenem Aktenmaterial finden sie sich zwar angegeben; aber diese Angaben sind oft nur Vermutungen, oft beschränken sie sich auf Zufälligkeiten und Äußerlichkeiten, ohne einen Rückschluß auf die tieferliegenden Motive zu ermöglichen. Was soll man z. B. dazu sagen, daß als Selbstmordgründe angeführt werden: „Verweigerte Mitnahme zur Treibjagd", „durfte eine neue Mütze nicht tragen", „sollte nicht mit zur Rübenarbeit gehen". Jedermann erkennt, daß das nur sozusagen zufällige Anlässe sind, und daß davor wer weiß welche schmerzlichen Vorgänge gelegen haben. Gleichwohl ist es Eulenburg gelungen, eine gewisse Gruppenbildung zu vollziehen, und wir empfehlen unseren Lesern, diese Partien des Vortrages, der meisterhafte psychologische Analysen enthält, zu lesen. Mehr als ein Drittel aller Schülerselbstmorde wurde

*) Gedruckt in der „Zeitschrift für pädagogische Psychologie, Pathologie und Hygiene." IX 1 u. 2. (Berlin, Hermann Walther.)

Furcht vor Bestrafung wegen Schulvergehens oder wegen ger Schulerfolge begangen! Das ist aber nicht so zu ver- n, daß auch nur hauptsächlich die Furcht vor der von der lt zu vollziehenden Strafe in Betracht käme; zu allermeist die Furcht vor der Strafe zu Hause gewesen. Wie rt die falsche Behandlung der Jugend seitens des ses eine hauptsächliche Quelle der Selbstmorde sbesondere muß ausgesprochen werden, daß oft die zu Behandlung der Kinder durch ihre Väter zum Verderben Ich komme darauf noch zurück.

itere Gruppen bilden die an einer nervös seelischen ng Leidenden. Das ist ja das Furchtbare: solch ein Mensch wird in den Tod getrieben, weil er, einer kenden Familie entsprossen, nicht die Widerstands- t die Tragkraft besitzt, wenn Enttäuschungen und gungen eintreten. Zu diesen gehören wohl auch r Fälle, von denen die Akten sagen, daß sie im geistiger Umnachtung geschehen seien. Die erbliche ng führt ganz naturgemäß in den Entwicklungsjahren, en Erregungen des Gemüts am stärksten sind, zu ghen. Bei Schülern, die an einer krankhaft nervösen eit leiden, kann oft der geringfügigste Anlaß den ver- n Entschluß zur Ausführung bringen. Eulenburg von einem Selbstmörder, der auf einem hinterlassenen mitteilte, er gehe in den Tod, weil er von einem höhnisch behandelt worden sei. Der Direktor gab zu, er Lehrer „witzige" Bemerkungen nur schwer unter- ebe.

den übrigen Gründen des Selbstmordes seien noch ppen genannt, einmal die Wirkung vorzeitiger Liebes- ie, wobei es weniger die Liebe selbst ist als die aus hältnis entspringenden üblen Folgen, besonders das is mit dem Elternhaus, und sodann das Vorweg- des Studententreibens durch die Schüler. Dies scheint Außenstehenden harmlos, ist aber in Wahrheit die größter Gefahren.

s sind einige ganz unvollständige Notizen aus dem ngschen Vortrage. Es wird sich nun die „Schuldfrage" Wir deuteten schon an, daß (und Eulenburg spricht klaren Worten aus) im allgemeinen das Haus mehr trägt als die Schule. Womit allerdings diese nicht chen werden soll. Die Behandlung der Jungen in- rt durch den Vater ist sehr oft grundfalsch. Viele sind der Meinung, daß die glatte Erledigung der die allerwichtigste Aufgabe der Jugend sei. Sie ver- daß eine organische Entwicklung mit all ihren ungen und scheinbaren Umwegen für die spätere Be- ng im Leben unendlich viel wichtiger ist. Statt eines Gewährenlassens, woran es bei uns in Preußen- land überhaupt so sehr fehlt, und worin uns Engländer, ner und Skandinavier weit über sind, wird beständig ; die Zensuren, nicht nur die halbjährlichen, sondern e unter den einzelnen Arbeiten, werden kontrolliert, nn sie nicht so ausfallen, wie der Vater es wünscht, setzt ere Strafgerichte. Besonders bedenklich ist in dieser ung das Rangordnungswesen in unseren Schulen. ade wird „Erster", „Zweiter" usw. Wer da weiß, ng schematisch die Feststellung und Berechnung solcher ung ist — und sie kann ihrem Wesen nach nicht sein — wird sicherlich kein Gewicht auf sie legen. Die Menge der Eltern aber sieht das Zurückgehen in der nmer als ein Kapitalverbrechen an. Rechnet man nun zu die Überarbeitung und Nervosität vieler Väter, die in und Hast des Geschäfts- oder Beamtenlebens stehen, Mangel an Zeit, ihre Verdrossenheit, daß ihre dürftige hnen auch noch durch Schulsorgen verdorben wird, so hat alle Vorbedingungen zu einem Zorn- und Drohverfahren, dem manch jugendliches Gemüt zusammenbricht. Frei- dies alles würde nicht so schlimm werden, wenn die le selbst nicht manchmal geringfügige Dinge über die Maßen wichtig nähme. Der jüngste Berliner Fall zeigt das aufs deutlichste. Statt einem Verirrten, einem Fehltretenden liebevoll nachzugehen, ihm zu helfen mit der Freundlichkeit und Nachsicht, die doch wahrhaftig kein Zeichen der Schwäche ist, wenn der Starke sie übt; statt die erbarmende Nächstenliebe zu üben, die sie selbst in den Religionsstunden verkünden läßt, zeigt die Schule sich kalt, geschäftsmäßig — wer die Briefe gelesen hat, die in letzter Zeit durch die Presse gegangen sind, wird fühlen, was ich meine. Das hängt mit anderen Dingen zusammen. Wer die heutige Schule mit den Augen des Menschen und nicht mit denen des Beamten, wer sie als Staatsbürger und nicht als Untertan ansieht, wird leicht zu allerlei Fragen gedrängt: Ist es gut, daß mehr und mehr auch unsere Schulen ein bureaukratisches Gepräge annehmen, daß der Beamtencharakter bei der Lehrerschaft sich je länger, desto deutlicher ausprägt und die Gefahr entsteht — der allerdings die besseren Geister nicht erliegen — daß die Schule sich wie eine Art Behörde gegenüber dem Elternhause fühlt? Kann es unsrer Jugend zum Heile dienen, daß die Schule sie vollständig und ausschließend in Anspruch nimmt, daß für die Familie wenig oder gar kein Raum bleibt? Dies sind Fragen, und jeder wird sie nach seinen Erfahrungen beantworten. Aber gestellt werden diese Fragen an zahllosen Orten und von zahllosen Menschen. Ich habe einmal etwas Charakteristisches erfahren. Eine Kleinigkeit. Gegen Weihnachten werden bekanntlich Briefe an das Elternhaus gesandt, in denen die vermutliche Nichtversetzung des Knaben zum Ostertermin mitgeteilt wird. Eine gute Einrichtung — wenn auch nicht gerade Weihnachten als der beste Termin anerkannt werden soll. Mir war nun ein Gymnasialdirektor bekannt, von dem sein Kollegium verlangte, daß für diese Briefe Formulare gedruckt werden sollten. Er weigerte sich standhaft und ist meines Wissens bis an sein Lebensende standhaft geblieben. Er wünschte, daß diese Briefe einen persönlichen Charakter behalten sollten, daß je nach dem einzelnen Fall, nach der Art des Schülers, durch das jeweilig gewählte Wort individualisiert, der schmerzlichen Mitteilung das Kalte, Herzlose des gedruckten Schemas benommen werden sollte. Der Großbetrieb in unseren Schulen drängt nach dem Bureaumäßigen, nach der Beseitigung der menschlich gemütlichen Note. Wir dürfen indessen nicht vergessen, daß das ein Zug der Zeit ist, der durch die immer zunehmende Massenhaftigkeit aller Betriebe, auch der Schulbetriebe, bewirkt wird. Der einzelne ist daran unschuldig. Und auf der anderen Seite lebt in unserer Lehrerschaft doch auch so viel guter Wille, den Individualitäten gerecht zu werden, daß man sich gar nicht genug auch hier vor allgemeinen, abfälligen Urteilen hüten kann.

Jedenfalls liegt die Bekämpfung der Schülerselbstmorde in dieser Linie: Elternhaus und Schule müssen der Jugend mit Schonung und Verständnis der einzelnen Individualität begegnen. Es ist sehr leicht, einen frischen, lebenskräftigen, normal seine Pflichten erfüllenden Knaben zu verstehen. Die Schwierigkeit beginnt bei den kompleren Naturen, bei den Verschlossenen, Verschüchterten, bei den Reizbaren, den Ungleichmäßigen, den Störrischen. Auch ist es nicht mit dem guten Willen der Erziehenden getan. Das Eingehen auf diese schwierigen Naturen ist eine Kunst. Es gehört dazu viel Erfahrung, viel sorgfältige Beobachtung und — viel Selbstüberwindung. Goethe sagt schon, daß, wer andere erziehen will, selbst viel entbehren muß. Aber die Kunst läßt sich doch erlernen. Und das führt mich zu einem Gedanken, dem schon oft in anderem Zusammenhang Ausdruck gegeben worden ist: Lernen denn die künftigen Väter wohl irgend etwas von der richtigen Erziehung der Kinder? Ja, lernen die künftigen Lehrer etwas davon? Man spricht so viel davon, daß die Frauen in den künftigen „Frauenschulen" hauptsächlich für ihren Beruf als Mütter ihrer Kinder ausgebildet werden sollen. Sollten denn die Väter, die doch an der Erziehung der Kinder, sobald diese größer werden, ebenso interessiert und beteiligt sind, das gar nicht nötig haben? Und sollte es nicht gut

sein für jeden künftigen Lehrer, daß er nicht nur didaktisch, sondern auch erzieherisch einige Vorbildung erhielte? Das Kind ist heute der Gegenstand besonderer, exakt ausgebildeter Wissenschaften. Wir besitzen Lehrbücher der pädagogischen Pathologie, in denen sehr gut alle die psychischen Gleichgewichtsschwankungen gekennzeichnet werden, denen die Jugend ausgesetzt ist. Leider gibt es in Preußen noch auf keiner einzigen Universität Lehrstühle für die Wissenschaft vom Kind und seiner Erziehung, wie sich deren in manchen andern Ländern lange finden. Ich will gewiß der grauen Theorie nicht das Wort reden; aber muß es nicht als nützlich angesehen werden, wenn es Stellen gibt, von denen aus in weiteste Kreise die Überzeugung verbreitet wird, daß Erziehung eine schwierige Kunst ist, daß die Behandlung des jungen Menschenmaterials viel Sorgfalt, viel Einsicht, viel Verantwortung erfordert, daß es gewisse Dinge gibt, die eder Erziehende wissen muß und die jetzt die meisten Erziehenden gar nicht wissen und nicht wissen können? Man kläre die kommenden Erzieher auf über die tiefen Abgründe, an denen unsere Jugend auf scharfer Weglinie vorüberschreitet und in die sie jetzt meistens nur darum stürzt, weil keine kundige Hand da ist, die sich zur rechten Zeit ausstreckt, um zu leiten oder um zurückzureißen.

Und dann noch eins! Wenn es wahr sein sollte, daß von den Hunderten von jugendlichen Selbstmördern auch nur einige durch ein weiseres Verhalten der Anstaltsleiter hätten gerettet werden können, so liegt darin eine ernste Mahnung für die Behörden, die schwere Verantwortung für die Leitung einer Unterrichts- und Erziehungsanstalt — denn diese beiden Aufgaben hat jede Schule — nur in die Hände von erfahrenen und gereiften Männern zu legen, die selbst Väter von herangewachsenen Söhnen sind. Die Erziehungserfahrung im eigenen Hause ist die beste Lehrmeisterin auf die Erziehung und rechte Beurteilung von anderer Leute Kindern. —

Nach dem Tage.

Nun mag die Welt vorübertreiben
Mit Lust und Glanz und Weh und Ach.
Ein Abendregen schlägt die Scheiben,
Und dunkel wird es im Gemach.
Noch lärmt es in den schmalen Gassen,
Im Nachbarhause weint ein Kind.
— Nun laß mich deine Hände fassen:
Nun muß mich alle Unruh lassen,
Weil sie mein Trost und Reichtum sind.

Wilhelm Vogelpohl.

Auf Föhr.

Von Anka Mann.

Der Star, der Frühling und die Farbtöpfe, das sind Dinge, die auf Föhr zusammengehören wie der Priem zum Steuermann. Wenn im Birnbaum hinter dem alten Bauernhaus ein gelber Schnabel klappert, wenn die rosa Blüten dem blondgelockten Friesenmädchen in den Schoß fallen, dann riecht es auf der Insel, wohin man auch kommen mag, nicht wie sonst nach Tang und Teer, sondern nach reiner, unverfälschter Ölfarbe. Und jeder Eingeweihte weiß, daß dieser Duft der Vorgänger der Badegäste ist.

Es liegt eine eigene Poesie über diesen Wochen, wo Mensch und Natur gemeinsam das Fest des großen Reinemachens feiern — der Sturm fegt mit seinem Besen die Insel rein, die See spült nach. Die Frau putzt und scheuert, wie es nur eine Friesin versteht, deren Sprachschatz zwölf Ausdrücke für das eine Wort „scheuern" kennt, und der Mann taucht den Pinsel in seinen Farbtopf, um alles anzustreichen, was ihm unter die Finger kommt, nicht zuletzt seine Bark, die alte „Marianne".

Auf der Fahrt zur Kirche.

Die Segel werden gehißt, die Netze ausgeworfen, die Haustür bekommt ein Plakat: „Zu vermieten." Dann hält der Badegast seinen Einzug mit Strandmütze und Gummisohlen an den Füßen. Durch das Fernrohr studiert er die Sonnenuntergänge, er studiert im Leinenzelt am Ufer die Abgründe der Frauenherzen, und im Wattenmeer ist er so glücklich, einen jungen Seehund zu erlegen, nach dem die Mutter jetzt noch weint. Von den Herren der Insel, den Föhrern selbst, sieht er nicht viel. Kein Wunder das. Die sind mit den Möwen hinaus aufs Meer geflogen, in den Hinterstuben und Dachkammern haben sich Frauen und Kinder verkrochen, und was sonst an kräftigen Fäusten vorhanden ist, das arbeitet tagsüber auf dem Felde. Dahin verirrt der Fremde sich selten.

So kommt es, daß man jahraus, jahrein als Kranker, als Rekonvaleszent oder als Sommerfrischler nach Wyk kommen kann, um sich dem Dolcefarniente dieser geschützten Nordseeinsel hinzugeben, ohne daß man deshalb Land und Leute kennen lernte. Man kennt ihre Sauberkeit, jawohl, ihre Redlichkeit, kennt die Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Vermieter den Mieter bedient. Aber wer von all den weißgefiederten Sommervögeln, die sich alljährlich auf der Föhrer Küste niederlassen, wer forscht nach ihren Sitten, ihrer Anlage und Vererbung? Wer geht mit ihren Mädchen vom Tanzboden und „bringt sie um"? (bringt sie nach Hause.) Wer tritt mit ihnen den Hochzeitsreigen und sitzt mit ihnen beim Kindelbier? Und doch sind es gerade diese Dinge, von denen man sagen kann, daß sie weit lohnender mitzuerleben als nachzulesen sind.

Man muß eben mehr als ein flüchtiger Wandervogel auf der Insel sein, um den Friesen hinter der harten Schale zu erkennen, die Natur und Himmel ihm aufgezwungen haben. Um seinen Gang in der Geschichte zu erkennen, um seine Moral zu erkennen, um schließlich zu erkennen, daß er eine Naturnotwendigkeit, hart und barsch und herbe ist wie das Meer, an dem er lebt, wo es Sturzsee und dröhnende Brandung gibt, aber auch eine Ruhe, die in ihrer Erhabenheit an die Ewigkeit heranreicht.

Mädchen im Hochzeitszuge.

Die Friesen kennen die Zeit, sie sind ein altes Volk, eins unserer ältesten, haben ihre Hünengräber in Ordnung und können mit ihrer Feuersteinpfeilspitze — im Museum zu Ütersum — bis auf das Steinalter zurückweisen. Aber diese Zeit hat ihnen übel mitgespielt, denn sie nagte an ihrem Friesenlande mit gierigem Zahn, und auf das stolze Wort: „Deus mare, Friso litora fecit“ — Gott schuf das Meer, der Friese dessen Grenze — antwortete das Meer mit einem Hohngelächter, als es die Osterharde (Föhr) von der Westerharde (Sylt) trennte und das Mittelstück verschlang. Das war im Jahre des Herrn 1362.

Heute bestimmt der Föhrer seine Grenzen. Wenigstens doch so ungefähr. Er hat um den ganzen nördlichen Teil Föhrs zum Schutz für die Marschen einen Steindeich gezogen; der südliche Teil aber, das Geest- und Heideland, liegt so hoch, daß es sich mit Hilfe einiger Vorsichtsmaßregeln auch gegen die Sturmfluten selbst schützt. Und doch! Obgleich nach außenhin der Gefahr gewehrt ist, im Blut kennt der Friese das Grausen vor der Sturmflut. Seine äußere Ruhe ist nur das Ergebnis jahrhundertelanger Kämpfe gegen die Unerbittlichkeit der Natur. Auch kennt er den Aberglauben seiner Vorfahren, die vor dem Herannahen der Gefahr am Meeresufer ein Schwein, ein kugelfestes, gesehen haben wollen; vier große Zähne hatte es im Maul, und es verwandelte sich zum Schluß in die Gestalt eines braunen Pferdes. Oder sie wußten von einem Fische zu erzählen, „dessen Haupt einem Sturmhut und dessen Schnabel einem Schwert geglichen“. Die sichersten Vorbedeutungen aber waren ihnen die himmlischen, ein Komet, eine erschreckliche Finsternis, „so auf St. Viti Tag so stark eingefallen, daß man's gleichsam mit Händen hat greifen können“, ein Blutregen, der sich über den ganzen Nordstrand erstreckt, und unter dem sich das Brot und das Gänsefleisch in Wrixum auf Föhr vor den Augen der Gewarnten in Blut verwandelten.

Einen solchen Aberglauben, der durch Jahrhunderte hindurch bei den Vorfahren ungehindert seine wilden Schösse treiben konnte, schütteln die Kinder und Kindeskinder nicht ohne weiteres ab, zumal nicht, wenn sie wie hier ein Seefahrervolk sind, das noch heute in Sturmesnächten das Kratzen am Mast hören kann wie andere klugen Leute das Wachsen des Grases.

Eigenartige Grabsteine.

Wohnhaus.

Ernte.

Mitwelt, geschweige denn der Nachwelt auslieferte. So die Denktafel der seligen Eycke. Sie läßt erzählen, daß sie nach sieben glücklichen, vergnügten Jahren mit ihrem ersten Ehemann in ihrer zweiten Ehe das Unbeständige und Kummervolle dieses Lebens erfahren habe.

Indirekt ist diese Grabschrift eine Warnung gegen die Wiederverheiratung und entspricht somit auch dem ursprünglichen Gefühl der Friesen, deren Witwen bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts niemals in eine zweite Ehe eingewilligt haben würden. Dann kamen aber die Dänen ins Land und lehrten sie neben einer rationellen Bewirtschaftung des Bodens auch die Kunst, in einer zweiten Ehe einige glückliche und vergnügte Jahre zuzubringen.

Seit jener Zeit ist der Landbau, der früher so ziemlich den Frauen überlassen war, im Ansehen gestiegen; und heute, wenn man auf der Scheidelinie, die Marsch und Geest trennt, von Dorf zu Dorf fährt; wenn man zur rechten Hand die Marschkühe auf dem fetten Boden weiden sieht; wenn von links heran die Schnitter nahen, im Arm die volle Garbe; wenn man zum Schluß vor dem niedrigen Friesenhause haltmacht, das halbversteckt zwischen Ulmen und Obstbäumen liegt; wenn man mit allen Sinnen die ganze schwere Fruchtbarkeit dieses Landstriches in sich aufnimmt, so hält es schwer, den Friesen zu verstehen, für den der Landbau nur ein Notbehelf, die Schiffahrt aber das Leben ist. Die See ist eben stärker als er. Diese seine Freundin, die ihm doch bis auf den letzten Tropfen das Herzblut aussaugen kann, wenn's ihr nur gefällt. Die Frühlingsstürme warnen ihn und

Sonst ist man übrigens drauf und dran, nach Möglichkeit dem Übermittelten den Garaus zu machen. Schade drum! — Die eine gute friesische Sitte verschwindet nach der andern, und bald wird als Sage klingen, was den Großeltern noch eine tägliche Gewohnheit war. Wenn man aus der Heidenzeit bis in das vorige Jahrhundert die alten Hochzeitsgebräuche hinübergerettet hat, warum muß man sie heute als nicht mehr „fein" mit den bunten Bändern auf dem Truhenboden liegen lassen? Es ist noch nicht gar so lange her, da pflegte der Bräutigam, wenn er die Braut in sein Haus einführte, sein Schwert von der Seite zu ziehen und es über der Haustür anzubringen. Unter dem bloßen Schwert hatte die junge Frau in das Haus zu treten. Ein heimlicher Schwur. Brach sie die eheliche Treue, so stand dem Manne das Recht zu, sie zu töten. Heute übt man den Brauch nicht mehr. Und auch das „Fenstern" ist außer Übung gekommen, diese hübsche alte Sitte, welche die Polizei aus „Sittlichkeitsgründen" zu untersagen für geboten hielt. Das junge Mädchen hat jetzt halt sein Fensterlein an Sommernächten zu verschließen, und der Bursch muß seine Strickleiter und seine Romeogefühle hübsch fein zu Hause lassen, denn ein nächtlicher Besuch an der Jungfrauenkemenate ist polizeilich untersagt. Von dem Augenblick an aber, wo das Fenstern aufhörte, soll das Barometer der Sittlichkeit, das ungewöhnlich gut stand, um ein weniges gefallen sein. So hat man sich zur Unzeit gesorgt. Und hat aus dem Leben der hübschen Föhrerin Stück für Stück die Poesie herausgepflückt. Ihr ist nicht viel mehr geblieben als die bunte Tracht. Wie lange mag die noch halten?

Dorfstraße.

Diese Tracht, aus der man die Gedanken verschwundener Geschlechter herausliest, als sei sie ein offenes Buch: in dem schwarzen Stoff steht die dumpfe Andacht eines Volkes, dem der Alltag Trauer war; aber die phantastische Erzählung des Seefahrers von holländischen Zwiebelfeldern und westindischer Blütenpracht hat in das Tuch die kleinen lustigen Blumen hineingewebt, und in einer prahlenden, barocken Laune schuf der Silberschmied, der Künstler war, für seine blonde Friesenbraut die silbernen Gehänge, Knöpfe und Spangen.

Will man die Tracht verschwinden lassen, was bleibt dann zurück aus alten Tagen? Die Leichensteine jedenfalls. Die ragen weißgetüncht und plump aus hartem Riedgras auf, ragen über ihre Zeit hinaus. Nur daß zuweilen ihre Namen aus der Tafel gelöscht sind wie aus dem Herzen des jungen lebenden Geschlechts. Aber einige Inschriften sind in ihrer ganzen Naivität und Ursprünglichkeit erhalten, und man kann sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn man auf einem Stein das offen ausgesprochen sieht, was man heute nur ungern der

Ferienbesuch.

der Herbst. Ans Ufer rollen die Notschüsse, die Wellen tragen Wrack und Gut an Land, werfen neun Tage darauf die Leichen auf den Strand. Wer grub dem Vater das Grab? Wo werden seine Söhne ihr letztes Vaterunser sprechen? Und er?

Wie siedendes Silber in der Sonne liegt das Meer da. Ein gutmütiger Eisbär, der, wenn es flutet, hoch auf den Strand hinaufkriecht, um mit liebkosender Zunge das Ufer zu lecken. Er ist der gute Kamerad aller Sommergäste, der alte Freund all der vielen hundert Pfleglinge des Kinderhospizes, die mit ihren sonngebräunten Armen und Beinchen furchtlos in sein glänzendes Fell hineinpatschen. Und zieht er sich zurück, so läßt er das Wattenmeer frei, wo es Wunderdinge zu sammeln gibt: Austern, Muscheln und seltsames Seegetier. Daß dieser Eisbär ein Spielverderber sein kann, kommt in den Sommerwochen keinem in den Sinn.

Das Wattenmeer.

Wenn die Vorstube zu unserer Wohnung eine mächtige Halle ist, so kann man sich nicht vorstellen, daß die übrigen Räume klein sein sollen. Und steht man auf Föhr und sieht über das Meer hinaus, das mit seinen Tal- und Hügellinien bis an den Horizont heranreicht, da wächst auch der Boden unter den Füßen. Die Begriffe von Zeit und Räumlichkeit verwirren sich, und man vergißt, daß die Insel nur ein Bissen ist, mit dem das Meer bei gutem Appetit schon umzuspringen wüßte.

Das Kreuz im Venn.

(20. Fortsetzung.)

Roman von Clara Viebig.

Viele Tage hatte Joseph im Fieber gelegen; es war eine böse Erkältung. „Knapp an einer Entzündung vorbei", sagte der Doktor. Auch den Kreisphysikus schickte Heinrich noch herauf, es sollte dem Vetter nicht an ärztlicher Behandlung fehlen. Er war sehr besorgt, wenn er auch am Krankenbett polterte und wetterte: das kam von solch verrückten Ideen! Er kam sich selber sehr schuldig vor, wie hatte er das zulassen können, der Joseph mit seiner schwachen Konstitution im Winter auf der Fangeuse?! Am liebsten hätte er den Kranken in Decken gepackt und sofort heruntergeschafft. Aber das ging nicht an. Bis zur Fangeuse konnte man nicht mit dem Federwagen, und ihn mittels Karren herunter zu befördern, dem widersetzte sich der Arzt.

Auch Joseph widersetzte sich. Nach Fieberwochen und hochgradiger Erregung war eine sanfte Ruhe über ihn gekommen. Er glaubte sich nie mehr einer Aufwallung fähig, er fühlte sich jetzt wohl hier, so wohl unter diesen braunen Arbeitshänden, die feiner geworden waren in der Winterrast und weicher in seiner Pflege

Bäreb war den ganzen Tag um ihn. Draußen gab es so gut wie nichts zu tun, denn nun kam viel öfter ein Bote herauf, einen Tag um den anderen, alles wurde ihnen gebracht, was sie bedurften; dafür sorgte schon Heinrich Schmölder, daß sein Vetter nicht Mangel an irgend etwas hatte.

Der Arzt hatte vorläufig seine Besuche eingestellt. Man würde ja sehen, was mit der Zeit nötig war, vorderhand nur nicht aus der Stube heraus, und Ruhe, geistige und körperliche Ruhe.

Die hatte er. Um sie schwamm das Venn. Sie saßen wie auf einer Insel. Alles das, was vordem gefroren gewesen, war jetzt aufgetaut; all die Moorlöcher und Torfgruben hatten ihr Maul aufgetan und zeigten zwischen schmutzigen Schneerändern ihren schwarzen Schlund. Jetzt war es am unsichersten im Venn, jetzt am allerschlechtesten zu gehen; man wußte nie, ob unterm nachgebenden Schnee nicht noch wo ein Sumpfloch lauerte.

Scharfe Februarsonne hatte um die Mittagstunde mit spitzer Zunge gestochen und gestöbert; der Schnee war noch nicht ganz fort, die Lasten waren zu groß gewesen, aber schon zeigte sich unterm Scharren des Wildes moosiges Grün. Die Tage waren länger. Mit mißtönendem Schrei segelten Wildvögel über die Fangeuse. Joseph hörte sie und rückte sich behaglicher in seinem Sessel. Was kümmerte es ihn, was draußen war, ob Grau und Grausen, um ihn war Friede und in ihm!

In der wohligen Ermattung des Genesenden betrachtete er Bäreb, ein liebes Mädchen, ein treues Geschöpf! Aber kein Wunsch war in ihm. Wer dem Tode so nahe ins Auge geschaut hatte wie er, dem blieben solche Wünsche für allemal fern. Oft nahm er ihre Hand, wenn sie ihm etwas reichte, in die seine, ohne daß sein Puls darum rascher klopfte; oft ruhte ihr Kopf fast auf seinem Schoße, wenn sie sich tief vor ihm niederbückte, um ihm die Decke an den Füßen einzustopfen, und er fühlte es dann mit Genugtuung, er spürte kein Verlangen mehr. Träumerisch lächelte er wie bei etwas längst Überwundenem.

Nur als Bäreb am Sonntag hinunterpatschte zur Messe — sie hatte das lebhafteste Verlangen, mehr nach der Kirche als nach den Ihren — fühlte er etwas wie einen eifersüchtigen Stich. Und die Zeit wurde ihm lang, bis sie wiederkehrte. Sehr lang!

Dafür wußte sie dann aber auch viel zu erzählen. O, weiter unten begann schon der März sich zu rühren, die Hecken zeigten, daß Leben in ihnen war. Die Hühner fingen an zu legen, und von der Maiblum hofften sie, daß sie wieder kalben würde in diesem Jahr. Die Mutter war gesund, die Geschwister waren sehr gewachsen, das Kathrinchen hatte ein Kleid gekriegt von der Frau Bürgermeisterin, aus einem Kleide von ihr selber geschneidert, darin sah es aus — o, so fein, sehr fein. Der Rock war schon lang, es war drin bald wie ein erwachsenes Mädchen. Und der Bauer Adams hatte sie schon jetzt im voraus gedungen, sie würde wieder hüten gehen für den, wenn es an der Zeit war. Vorderhand ging sie auch schon aufs Venn; an den sonnigsten Stellen, im Schutze der Marienley, fingen die gelben Blumen schon jetzt an zu sprossen aus dem getauten Schnee, von denen würde sie die allerersten sammeln, sie dann verkaufen gehen hinunter nach der Stadt. O ja, das Kathrinchen war fleißig! Die ältere Schwester war ordentlich stolz darauf. Wenn die erst in die Fabrik ging und im Akkord arbeitete, die verdiente was!

Es durchzuckte Joseph. Die Augen schließend, winkte er abwehrend mit der Hand; er mochte nicht von der Fabrik hören. Wie sollte das werden, wenn er nicht mehr hier oben war?! Würde Bäreb dann auch wieder in die Fabrik gehen müssen?

Sie plauderte, sein verfinstertes Gesicht nicht beachtend, eifrig fort, auf dem Platz waren auch schon wieder Soldaten eingerückt. Und an der Strafkolonie waren sie alle auch wieder am Bauen, das Dach war aufgeflogen, sie waren dabei, es neu zu decken. Und ihrer viele waren draußen mit Karren

und Schaufeln und Pflug und Egge. Lustig hatte es ausgesehen, als ihrer zwei sich vorgespannt hatten vor den Pflug und die anderen sie angetrieben mit Hott und Hüh. So weit, wie man sehen konnte, waren sie am Schaffen und Arbeiten.

Also wieder das alte Lied! Josephs Stirn verfinsterte sich immer mehr. Ein rundes Jahr war herum, ein ganzes volles Jahr; schon wollten die gelben Narzissen, die Märzbecher im Venn, anfangen zu blühen — und war man weiter gekommen in all dieser Zeit? Es war alles noch beim alten geblieben — Fabrik, Strafkolonie, Truppenübungsplatz — und es würde auch lange noch beim alten bleiben. Er stieß einen Seufzer aus. Und er, hatte er denn irgend etwas vor sich gebracht? Nichts, gar nichts, nur Wünsche, Hoffnungen, Verbesserungen ins Blaue hinein!

In einer unwillkürlichen Ideenverbindung fragte er nach Leykuhlen. Was machte der Bürgermeister, warum war der während seiner Krankheit denn gar nicht einmal zu ihm heraufgekommen?

„O, unser Burjermeester läßt Euch villmals jrüße", sagte Bäreb rasch, rot werdend ob ihrer Vergeßlichkeit. „Er war in der Kirch. De Leut sagen, den kömmt nu nao Berlin, den wird sehr jruß on hat vill zo sagen!"

So — sehr groß — hat viel zu sagen! Joseph lächelte in sich hinein, die Bäreb war gar so wichtig; aber dann wurde sein Gesicht wieder ernst — wäre es denn gut, wenn der so viel zu sagen hätte, wie die Leute meinten? Wer weiß! Joseph zuckte die Achseln. Er ärgerte sich über sich selber. War er denn so nüchtern geworden, so ernüchtert, daß er nichts mehr von dem Begeisterungsrausch wiederfinden konnte, der ihm vormals Kopf und Herz warm gemacht hatte? „Verbohrt" — „zu bigott" — so sagte der Landrat, der Beamte — war denn Leykuhlen wirklich zu bigott? Er hatte früher nie darüber nachgedacht.

* * *

Das Hindämmern hatte aufgehört, von Tag zu Tag hoben sich des Genesenden Kräfte. Und jetzt kamen auch die Langweile und die Ungeduld. Nicht heraus zu können, wenn zu Stunden scheue Sonnenstrahlen auf den Wiesenplan fielen, nicht wandern zu können, wenigstens bis unter die Tannen! Aber bei jedem Tritt vors Haus sank man ein bis über die Knöchel, der Boden war wie ein vollgesogener Schwamm.

Joseph suchte sich durch Lesen die Zeit zu vertreiben. Die gute Sophie schickte die Zeitungen treulich herauf, obgleich sie jetzt gerade so vieles zu bedenken hatte, die Hochzeit kam immer näher. Die sollte nun doch schon am ersten Mai sein. Je weiter die Jahreszeit vorrückte, desto mehr Militär kam herauf, und desto weniger Zeit blieb dem Bräutigam für die Hochzeitsreise. Und die wollte das junge Paar doch recht schön und weit machen; am liebsten im Automobil. Aber Heinrich blieb fest — das auch noch? Nein, das gab's nicht! Sie hatten Wagen und Pferde, das war wahrhaftig genug!

Der Fabrikant sah griesgrämig aus; selbst bei Lenchen heiterte sich sein Gesicht nicht auf wie früher. Sie gab sich auch nicht mehr viel Mühe mit ihm; spitzbübisch lachte sie hinter ihm drein. Und dann ließ sie ihre Augen umherschweifen; je völliger sie wurde, und je weiter sie von den Zwanzigen abkam, desto mehr bevorzugte sie die Jungen.

Ob Joseph die Hochzeit mitmachen würde? Frau Sophie rechnete bestimmt darauf, und daß er ihr mit seinem feinen Geschmack bei den Arrangements helfen würde. Er würde sicherlich auch einen reizenden Toast ausbringen, er verstand ja so schön zu sprechen. Aber Heinrich zählte nicht darauf. Selbstverständlich war der Joseph dann von der Fangeuse herunter; so wie es ohne Schaden für den anging, mußte der da fort, aber der Arzt hatte ihm im Vertrauen gesagt, daß eine Erholung, und gerade in der Übergangszeit, für den Patienten doch sehr anzuraten sei. Sollte der Junge haben, sollte er selbstverständlich haben — Donnerwetter, daß der sich auch da oben so einen Knacks holen mußte — Wiesbaden, Montreux, Riviera — was der Doktor für das beste hielt! Der Arzt brachte die Riviera in Vorschlag.

Aber als Heinrich zu Joseph von den Reiseplänen sprach, lachte ihm dieser ins Gesicht. „Nein, ich bleibe hier. Ich denke gar nicht daran fortzugehen. Kann sein, daß ich mal ein bißchen zu euch hinunterkomme, wenn Hede erst weg ist und ihr allein seid — aber nein, vorderhand mache ich keine Pläne, will ich keine Pläne machen!"

Joseph wollte keine Pläne machen. Er wollte nicht denken, wie es weiter werden sollte, es gar nicht wissen, und doch besaß er nicht die Macht, Gedanken ganz abzuweisen, die ihm jetzt häufiger kamen. Der Sommer würde ja noch angehen — aber noch so ein Winter hier oben? Hu, nein! Ein Frösteln überlief den Rekonvaleszenten, der noch schwach in seinem Stuhle saß, das blasse Gesicht sehnsüchtig nach dem Fenster kehrend, das man noch nicht öffnen durfte, um Licht und Luft hereinzulassen. Es war noch zu rauh. An der Hecke zeigte sich noch keine schwellende Knospe, noch kein Trieb, o, es war zum Verzweifeln, wie lange der Frühling hier ausstand.

Unwillkürlich irrten Josephs Gedanken umher, bis sie Sonne und Wärme fanden. An der Riviera mußte es jetzt herrlich sein, gerade die rechte Zeit, der ganze südliche Frühling da mit seiner üppigen Fülle!

Josephs lebhafte Phantasie rief den blauen Himmel herbei, das blaue Meer, die im Sonnenlicht glänzenden Häuser, die Gärten mit ihren Blüten, den ganzen Wohlgeruch der Orangenhaine — wie schön, wie schön! Er schrak zusammen, als Bäreb eintrat. Was wollte sie?

Verwundert sah sie ihn an — nun bei ihm bleiben, wie immer da auf der Bank unterm Fenster sitzen und stricken, oder sollte sie lieber wieder gehen?

„Setz dich schon", sagte er unwirsch. Aber gleich darauf fand er sich unfreundlich und undankbar. Ob sie's wohl empfand, daß er nicht mehr so zu ihr war wie früher?

Sie saß und strickte, ohne eine Miene zu verziehen. Aber er sah einen Seufzer, der ihre Brust hob. Warum seufzte sie unhörbar leise? Ihr ruhiges Gesicht reizte ihn. Das war nicht Ruhe, das war Verschlossenheit.

Was sich wohl hinter dieser Mädchenstirn schon alles abgespielt haben mochte — hatte sich überhaupt etwas abgespielt?! Er fing an, sie zu beobachten. Und plötzlich fiel ihm Echternach ein. Warum? Hätte er nicht sagen können, er folgte einer jähen Eingebung. Sie war damals, ganz gegen ihre Art, so aufgeregt gewesen, als auf Echternach die Rede gekommen war! Wie hatte Leykuhlen doch gleich gesagt? Er konnte sich der Szene nicht mehr genau erinnern. Aber warum hatte sie so heftig geweint dann im dunklen Flur? Dieses Echternach — es mußte ein großer Tag in ihrem Leben gewesen sein! Sie sollte ihm doch einmal etwas davon erzählen!

Er langweilte sich und wollte unterhalten sein. Ganz unvermittelt fragte er darum: „Was hast du eigentlich gemacht in Echternach? Ich weiß schon, du bist springen gewesen, aber du bist doch auch noch . . ."

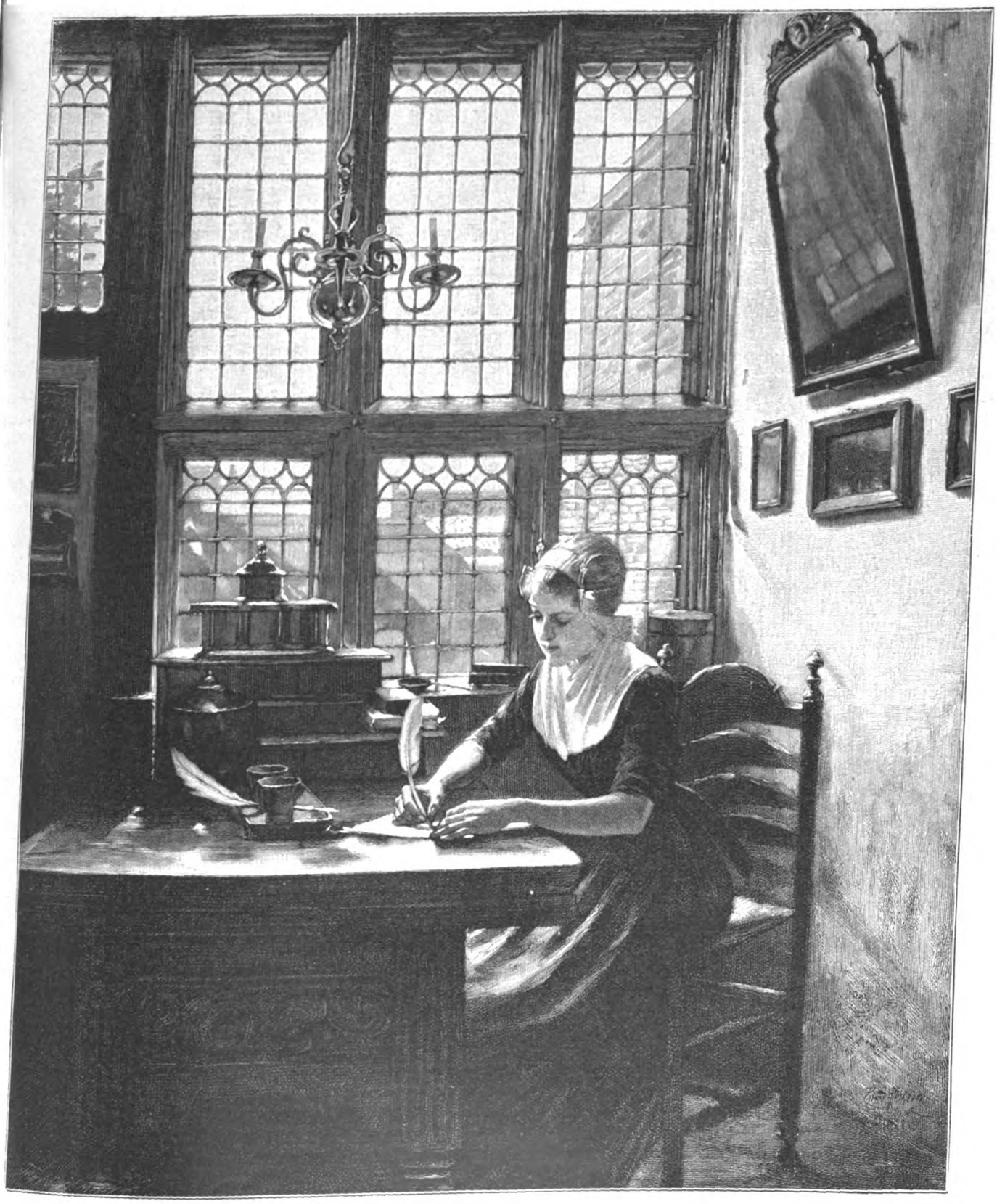
„Ich?!" Sie unterbrach ihn mit einem hastigen Auffahren; sie war blutrot geworden.

Was hatte sie denn, warum erschrak sie so? Das war ja höchst merkwürdig! Er sah sie an mit großen Augen.

Und sie starrte ihn wiederum an mit großen Augen. Eine entsetzte Verwunderung sprach aus ihnen, ein heftiges Erschrecken.

Nun erschrak auch er. Auf eine so harmlose Frage eine solche Antwort?! Darauf war er nicht vorbereitet gewesen. Sein Herz fing auf einmal an heftig zu klopfen.

So rot sie zuerst gewesen war, so blaß wurde sie jetzt. Er faßte sie scharf ins Auge. O, da war etwas nicht richtig, das war ihm ganz klar, und auf einmal stand all das lebhaft vor ihm, was er so oft hatte erzählen hören von allerlei Unfug, von Schlimmerem noch, von all dem, was sich so ereignet im Lauf einer Wallfahrt. Er hatte nie daran geglaubt, und nun wollte es ihm auf einmal doch glaublich dünken. Möglich. Wo so viele zusammenlaufen — es sollte ja zu Echternach ein wahres Volksfest sein — wo so viele junge Leute darunter sind, Burschen und Mädchen — ledig,



Der Liebesbrief.

Gemälde von Rudolf Possin.

ohne Aufsicht, weit vom Haus, ihrem Alltagsleben entrückt, vom Beten erregt, vom Springen erhitzt, vom hastigen Trunke berauscht, berauscht vom Glauben an Wunder und von dem Gefühl, gesegnet zu sein, und berauscht von der Jugendkraft, die den heilbringenden Sprung vollendet hat — was konnte da nicht alles geschehen sein?! Wieder sah er die Bäreb an.

Sie stand am Tische wie eine arme Sünderin, den Kopf gesenkt, jetzt blaß, dann wieder glühend rot. Das Strickzeug lag am Boden, sie wagte nicht, es aufzuraffen, sondern ließ die Arme schlaff niederhängen.

Da sagte er nicht mehr: nun erzähle! Er wollte gar nichts hören, nein, gar nichts wissen, was ging es ihn an, was sie da getrieben hatte! Aber als sie hinausgegangen war, hinausgeschlichen, ohne daran zu denken, daß ihr Strickzeug mit verwirrtem Faden am Boden liegen geblieben war, da rannte seine Neugier hinter ihr her. Die plagte ihn förmlich den ganzen Tag.

In der Nacht konnte er nicht schlafen. Was war er doch für ein dummer Kerl, ein Esel, daß er mit ihr umgegangen war so schonend, so rücksichtsvoll, so behütend — wie ein Vater! Er lachte sich selber aus. Sie war auch nicht anders als andere!

Er war ihr nicht böse — wie konnte man so jemand böse sein? Und wer weiß, wie sie dazu gekommen war?!

Es überkam ihn ein Mitleid mit ihr und zugleich ein heftiges Verlangen; sie erschien ihm doch sehr reizvoll, so reizvoll wie früher, vielleicht reizvoller noch; aber er wehrte sich kaum mehr gegen diesen Reiz.

Es regnete den ganzen Tag, nicht endenwollend, in dichten Strömen. Es war, als käme eine Sintflut. Schwarz hingen die Wolken über der Fangeuse, das Dach fast erdrückend mit ihrer Schwere.

Er saß einsam. Es wollte ihn bedünken, als traute sich Bäreb nicht herein zu ihm. Da rief er sie. Und sie kam, so wie immer, gehorsam, mit dem alten freundlichen Gesicht; und doch glaubte er zu bemerken, daß sie seinen Blick mied, daß sie in einer gewissen Scheu auf ihrem Platze saß. Es war ihr alter Sitz, die gleiche Bank, aber die darauf saß, war nicht die gleiche mehr. Unruhig atmete sie, auf ihren Wangen kam und ging das Rot. Das Licht der Lampe fiel voll auf sie, er sah jeden Zug. Er saß im Halbdunkel der Ecke, den Kopf aufgestützt, er belauerte sie hinter vorgehaltener Hand.

Sie seufzte zitterig. Er seufzte auch. Keiner von ihnen sprach ein Wort.

Draußen goß der Regen, es tobte der Frühlingssturm und rüttelte am einsamen Hause trotz der Hecke. Das war ein Blasen des losgelassenen Westes über den Wiesenplan, ein Orgeln des Sturmes in den Tannen! Die gleiche Musik wie dazumal, als die Hirsche schrien: Joseph mußte daran zurückdenken, und er verspürte auch die gleiche Unruhe wie dazumal. Das gleiche Kreisen des Blutes, das gleiche Treiben — aber wozu sich jetzt noch wehren gegen den Trieb?! Wenn er jetzt aufsprang, wenn er jetzt die Arme ausbreitete, wenn er jetzt auf sie zuging da auf der Bank?! Sie würde ihm nicht entweichen . . .

Da — sie erschraken beide heftig. Joseph setzte sich hastig wieder auf seinen Stuhl, von dem er sich schon halb erhoben hatte.

„Et klopft", flüsterte die zitternde Bäreb.

Draußen am vorgelegten Laden tastete es. Jemand versuchte ihn zu öffnen. Und nun tappten Schritte an der Wand entlang zur Haustür.

Nun hörte man wieder nichts, der Wind tat zu gewaltig, er heulte, als wollte er die ächzenden Tannen ausraufen und mit dem Haus zusammen auf einen Haufen schleudern.

Aber nun rüttelte es an der verschlossenen Tür, eine Stimme wurde hörbar, recht kläglich: „Macht doch auf! Schnell! Jesus Maria Joseph!" Es klang, als ob ein Hund winselte.

Joseph war aufgesprungen, er ging zur Tür, aber Bäreb drängte sich an ihn; nein, allein ließ sie ihn nicht gehen, wer weiß, wer das war, der da Einlaß begehrte. Sie zitterte.

Er zitterte auch, aber nicht aus Furcht, er fühlte des Mädchens Körper an sich. Ohne zu fragen, schloß er rasselnd die Tür auf und hätte sie doch gern gleich wieder geschlossen. Denn kaum öffnete sie sich spaltbreit, so drängte sich auch schon einer herein und schlug die Tür wieder zu, als wären Verfolger draußen, und warf wildrollende Blicke um sich im nur spärlich beleuchteten Flur.

Ein Strolch, ein Vagabund, eine scheußliche Fratze — der Rotkopf aus der Strafkolonie!

Sie erkannten sich beide. Unwillkürlich war Joseph einen Schritt zurückgewichen. Das war kein angenehmer Besuch!

Aber über des Blassen verelendetes Gesicht ging ein Grinsen. „Herr," sagte er heiser — es sollte bittend klingen, aber es war zugleich etwas Drohendes darin — „Sie werden mich nit verraten, ich — ich bin dervonjelaufen — ich hab' — ich wollt' —"

Das Weitere verlor sich in einem von röchelndem Husten erstickten Gemurmel. Der Mensch ächzte; er schnappte nach Luft. „Ich bin so jerannt — en janze Nacht schon — den Tag hab' ich in der Schonung jelegen — ich kann die Irenz nit finden — er is hinter mir, der Bräuer. Nit wieder zurück — o Herr, sein Se so jut, nit wieder zurück!" Von Schauern gerüttelt, sich windend wie in einem Krampf, packte er nach Josephs Rock.

„Kommen Sie doch herein!" sagte Joseph und drängte die entsetzte Bäreb, die sich an ihn klammerte, von sich ab. „Geh in die Küche, mach Kaffee warm!" Und dann ließ er den zerlumpten Kerl vor sich her in die Stube eintreten.

Der zitternde Mensch sank auf die Bank hin, auf der vorher Bäreb gesessen hatte. Er war völlig erschöpft; er war kaum imstande, den Kaffee zu trinken, den Bäreb mit scheuen Blicken hereintrug. In kleinen Schlucken nur brachte er ihn herunter. Vierundzwanzig Stunden hatte er nichts genossen, es gab ja noch nichts, gar nichts im Venn, nicht Beeren, nicht Vogeleier. Und das schmutzige Wasser der Lachen war ihm wie Eis in den Magen geronnen, es hatte ihm Übelkeit und Leibschneiden gemacht.

„Warum sind Sie denn weggelaufen — überhaupt jetzt?!"

Keine Antwort. Ein scheu lauernder Blick nur streifte Joseph bei dieser Frage.

„Sie schienen mir diesen Winter doch ganz zufrieden zu sein. Das sagte auch der Aufseher. Warum nun auf einmal nicht mehr?"

„Et wird Frühling", stieß rauh der Sträfling hervor. Und dann hustete er, so entsetzlich, so erbärmlich, daß es den anderen durchschauerte, stützte beide Arme auf den Tisch, den Kopf zwischen die Hände und sagte kein Wort mehr.

Bäreb flüsterte hinter der Tür mit ihrem Herrn: „Ach nein, nein, nicht hier behalten!" Da wollte sie lieber jetzt bei Nacht ganz allein übers Venn bis hin zur Strafkolonie rennen und den Aufseher holen — mochte der ihn in Ketten legen! Aber Joseph sagte kurz: „Er bleibt hier, ich bin doch kein Verräter. Siehst du denn nicht, daß der arme Teufel dazu noch krank ist?"

Krank schien der Rotkopf, wie Fieber glühte es ihm aus den Augen, dabei schüttelte ihn immerwährend der Frost, seine Borsten standen gesträubt.

Joseph kannte das, ah, diese Frostschauer waren schrecklich, die man sich im Venn holte! Mit einer Geschäftigkeit, die er sich selber nicht zugetraut hätte, bereitete er dem Frierenden ein Lager in der Küche. Bäreb entschloß sich nun doch, eine Schütte Stroh aus dem Holzstall herbeizuschaffen, und eine überflüssige Decke fand sich auch noch. Ein Paar Strümpfe und eine alte Hose gab Joseph her; um den halbnackten Menschen schlotterten nur noch Fetzen, das dichte Gestrüpp der Schonung hatte ihm alles vom Leibe gerissen. Seine Holzklumpen hatte er gleich in der ersten halben Stunde verloren, er war auf den Strümpfen gelaufen durch den Morast.

ne triefende Spur bezeichnete seinen Tritt und Stand, es r von ihm abgeflossen wie ein schlammiger Bach.

Nein, diesen Hilfesuchenden konnte man nicht hinausstoßen, kam nicht mehr weit, nicht bis zum Grenzbach, schon an Tannen sank er um und kam nicht mehr auf! Joseph hte nie etwas Jammervolleres gesehen zu haben.

Er empfand keine Furcht, als er die Küchentür hinter Strüding geschlossen hatte und sich nun allein in der Stube befand. Bäreb hatte er sich hinlegen heißen, er hörte, wie sie ihre Kammertür verriegelte und verschloß — zum erstenmal, nun hätte das nicht mehr nötig getan. Der elende Mensch würde ihr nichts anhaben — und er, nun er?! Er — ?! Bäreb konnte so ruhig schlafen wie unter ihres Vaters Dach. Er hörte sie sich werfen und zitternd seufzen; sie fand keinen Schlaf. Aber es erregte ihn nicht mehr. (Schluß folgt.)

Einbruchssicher.

Plauderei von Hans Joachim.

Conan Doyle erzählt uns, wie jemand einen Brief absicher versteckte. Er legte ihn einfach in eine offene Schale unter einige andere Briefschaften, und die , die das ganze Haus durchsuchte, fand ihn nicht. Hier lo die innere Unwahrscheinlichkeit des gewählten Verstecks Objekt gesichert.

Betrachten wir nun einmal allgemein die Mittel und Wege, die wir Wertgegenstände aller Art gegen unbefugten Ansichern können. Das erste und kräftigste Mittel ist der sichere Verschluß. Der Geldschrank macht keinen Hehl as, daß er Wertgegenstände birgt, und seine stahlgepanzerten e scheinen den Herrn Einbrechern mit brutaler Deutlichkeit sen: Hier stehe ich, knackt mich, wenn ihr könnt. Allein chweren Jungen und ihre Baldowerer sind über die Beschaffenheit solcher privaten Geldschränke sehr genau unterrichtet, ein veralteter, schwacher Geldschrank, der einem Angriff erliegt, bietet daher mehr Schaden als Nutzen.

as zweite Mittel des Schutzes ist das Versteck. Wenn eine Privatbibliothek 5000 gleichgebundene Bücher hat unter diesen ein einziges eine gute Attrappe ist und Wert birgt, so wird ein Dieb, selbst wenn er weiß, daß der in dieser Bibliothek verborgen ist, voraussichtlich erst 2500. Griff die Attrappe finden, und darüber vergehen e Stunden. Das ist die Form des Versteckes unter artigem. Sie beruht auf der Benutzung der praktischen rung, daß beispielsweise in einer großen Registratur ein falsch abgelegter Brief tatsächlich verloren ist. Daneben s maskierte Versteck zu erwähnen, z. B. das Wandfach einem Bild oder die hohlen Tischfüße, Lampenständer rgleichen mehr, in denen vieles durchaus sicher verborgen solange das Geheimnis nicht verraten wird.

r den dritten Weg endlich, den wir im Anfang an n, läßt sich schwer eine treffende Bezeichnung finden. , wie schon das Vorkommen bei Conan Doyle andeutet, spisch englische Methode, und man wird sie auch am mit einer englischen Bezeichnung als ein „Bluffen" der nger bezeichnen. Praktisch wurde sie erst wieder vor kurzem sich der Versendung des bekannten Cullinan-Diamanten anbt. Dieser Diamant würde, selbst in kleine Stücke zern, immer noch einen leicht verkäuflichen Wert von mehreren nen darstellen. So wurden denn auch zu seinem alle erdenkbaren Maßregeln getroffen. Ein Feldjäger , von einem Heer von Privatdetektivs bewacht, den kostSteen von London nach Amsterdam, und es ist bekannt en, daß die Detektivs verschiedene verdächtige Zudringen abwehren mußten. In Wirklichkeit aber trug der er, freilich ohne es selbst zu wissen, eine gläserne Imi des Cullinan in seiner Tasche. Der Diamant selbst rde ungefähr gleichzeitig, während alle internationalen ihre Aufmerksamkeit auf die Imitation richteten, in Kisten, nur mit wenigen hundert Franken deklarierten ket von einer Londoner an eine Amsterdamer Deckadresse. rachten wir nun die einzelnen Methoden genauer und folgen em gewiegten Verbrecher — dem „Palisadenkarl" — bei letzten Einbruch. Der Mann war eben aus dem Zuchthause en und mit Einbrecherwerkzeug sehr schlecht versehen. Er besaß nur eine kräftige kurze Brechstange mit scharfer Schneide, eine kleine Kneifzange, eine kleine Flachzange und einige Stücke zähen Stahldrahtes. Sein Weg führte ihn zu einem hochherrschaftlichen Villenhause. Ein mächtiges Eisengitter schloß den Garten ab. Palisadenkarl warf einen Blick auf das Schlüsselloch, und als der Nachtwächter an der nächsten Straßenecke verschwand, hatte er mit Hilfe der Flachzange aus dem Stahldraht in 30 Sekunden einen brauchbaren Sperrhaken gebogen. Schnell schloß er die Gittertür auf, drückte sie hinter sich wieder ins Schloß und verschwand in den Gartengebüschen, bevor der Nachtwächter zurückkam. „Ich dachte es mir," murmelte er dabei, „das schmiedeiserne Gitter kostet wenigstens 30 000 Mark, aber das Schloß, das sie hineingesetzt haben, ist überall für 75 Pfennig zu haben! Zum Schubb- oder Bramahschloß hat es offenbar nicht mehr gelangt."

Inzwischen war der Nachtrat wieder in eine Seitenstraße verschwunden. Palisadenkarl pirschte sich um die Villa herum und entdeckte an der Rückseite einen Nebenaufgang, der ebenfalls mit einem krummen Stück Stahldraht zu öffnen war, da das übliche minderwertige Schloß in der Tür saß. Behutsam tastete er die Treppe hinauf, als sein Blick auf einige Drähte an der Wand fiel. „Man kann nicht wissen, wozu es gut ist", murmelte der Einbrecher und kniff aus beiden Leitungsdrähten ein beträchtliches Stück heraus. Sein Weg führte ihn an der ersten bewohnten Etage vorbei in die zweite. Das waren offenbar die Geschäftsräume des Villenbesitzers. Die Tür zeigte einen schweren Stahlblechbeschlag, und auch das Schloß schien, wie Palisadenkarl sich schnell überzeugte, von unangenehmer Festigkeit zu sein. Schon wollte er mißmutig umkehren, als sein Blick auf die Wand neben der Tür fiel. Das war ja unverfälschter Gipsputz! Ein freudiges Aufleuchten ging über Karls Züge. Da hatten die klugen Baumeister eine ziemlich diebssichere Tür in eine harmlose Gipswand eingesetzt. Fieberhaft und lautlos begann das Brecheisen zu bohren und zu wühlen, und schon nach wenigen Minuten konnte der Einbrecher durch die Wand schlüpfen. In diesem Raume stand nun ein trutziger Geldschrank und ein vornehmes Schreibpult. Den Geldschrank beachtete Palisadenkarl nicht weiter, denn er wußte, daß dem nur mit Thermit oder Knallgas beizukommen war. Seine Aufmerksamkeit wandte sich dem Schreibtische zu, der zwar ein sehr kunstvolles Schloß besaß, aber dem Brecheisen natürlich nicht Widerstand leisten konnte. Da fiel sein Auge auf allerlei Geschäftspapiere. Es blieb wonnetrunken an fünf schönen Hundertmarkscheinen hängen und wurde plötzlich starr. In einer Ecke des Schreibtischkastens lag ein Schlüsselbund, und zweifellos waren das Geldschrankschlüssel. Mit zitternden Händen begann Palisadenkarl die Schlüssel zu probieren, wobei sein langjähriger intimer Umgang mit Geldschränken ihm sehr zustatten kam. Das Schloß gab nach, die Tür ging auf, und als Palisadenkarl eine halbe Stunde später wieder ins Freie trat, trug er ein kleines Vermögen von 20 000 Mark in Reichskassenscheinen bei sich. Die gefährlichen Börsenpapiere hatte er als kluger Hausvater natürlich liegen lassen.

Am folgenden Morgen entrüstete sich der Villenbesitzer nicht wenig über die zunehmende Frechheit der Einbrecher.

Wir dagegen wollen einmal betrachten, warum und wieso Palisadenkarl leichte Beute machen konnte. Ein uralter technischer Leitsatz geht dahin, daß keine Konstruktion stärker ist als ihr schwächster Teil. Der schwächste Teil des schönen Eisengitters war das schlechte Schloß. Wäre dort ein brauchbares Schloß vorhanden gewesen, so hätte Freund Karl auf der einen Seite fünf Meter hinauf und ebensoviel auf der anderen hinunter klettern müssen, ein Unterfangen, das bei der Nähe des Nachtwächters nicht unbedenklich war. Er hätte ferner während des ganzen Einbruchs das unbehagliche Gefühl gehabt, durch dieses Gitter sozusagen eingesperrt zu sein, ein moralisches Hindernis von erheblicher Bedeutung. Hätte dann die Hintertür ein gutes, sperrhakensicheres Schloß gehabt, so hätte Palisadenkarl ihr mit dem Brecheisen zu Leibe gehen müssen, und das hätte voraussichtlich bereits einen starken Knall gegeben und den Besitzer geweckt. Nun kam er an die beiden Drähte, kniff sie durch und stellte dadurch jeden elektrischen Alarm ab. Dies Beispiel lehrt: erstens sollen Drähte von Alarmanlagen überhaupt nicht sichtbar sein, damit die Einbrecher die Anlage nicht unwirksam machen können. Zweitens aber, wenn man sie schon offen verlegt, so soll man ein sogenanntes Ruhestromsystem wählen, bei dem der Alarm überhaupt bei jeder Leitungsstörung, bei jeder Stromunterbrechung losgeht. Wenn man die Sache aber ganz fein einrichten will, so nimmt man ein kombiniertes Ruhestrom-Arbeitsstrom-Dreileitersystem und legt die Leitungen ruhig offen hin. Jeder Versuch, daran etwas zu machen, führt, selbst wenn ein Fachmann ihn unternimmt, rettungslos zum Alarm, und die Sicherheit ist auch dann noch vorhanden, wenn der Einbrecher es versucht, eine Umschaltung vorzunehmen.

Dann kam die schöne Tür in der schlechten Gipswand. Hätte sie in einer soliden, zweisteinstarken Mauer gesteckt, so hätte Palisadenkarls Forschungsreise an dieser Stelle sicher ihr Ende gefunden. Wir wissen, daß es anders kam, und daß die leichtsinnige Aufbewahrung des Geldschrankschlüssels die Geschichte endgültig zum Klappen brachte. Nach einer alten Erfahrung sucht der Einbrecher den Geldschrankschlüssel nur an zwei Orten, nämlich unter dem Kopfkissen des Besitzers, woselbst er ziemlich schwer zu holen ist, und im Geldschrankzimmer selbst, in ziemlicher Nähe des Schrankes. Wenn man auch im Geldschrank die Trutzmethode anwendet, so bleibt für den Geldschrankschlüssel doch immer noch eine Sicherung notwendig, und zwar entweder durch gute Bewachung (wie unter dem Kopfkissen) oder durch ein gutes Versteck. Dazu konnte in irgendeinem andern Zimmer irgendein Schrankwinkel benutzt werden, denn dann hätte der Einbrecher nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung wenigstens die halbe Wohnung durchstöbern müssen, bevor er das Gesuchte entdeckte. Man konnte aber auch hier die Bluffmethode anwenden, irgendein paar andere Geldschrankschlüssel in den Schreibtisch tun und die richtigen Schlüssel sonstwo verwahren. Dann hätte Palisadenkarl voraussichtlich die halbe Nacht mit den falschen Schlüsseln probiert und wäre möglicherweise immer noch ergriffen worden. So indessen entkam er und brach noch in der gleichen Nacht in eine andere Villa ein. Dort fand er nur eine stählerne Kassette, deren Kunstschloß allen Öffnungsversuchen spottete, und deren Schlüssel auch nicht zu finden war. Da sie indessen nur 50 Pfund wog, so nahm Palisadenkarl sie kurzerhand mit, um sie später auf freiem Felde, unbehelligt von Greifern und ähnlichen Zeitgenossen, in aller Gemütsruhe zu „knacken". Woraus wieder die Lehre folgt, daß Wertpapiere und dergleichen in einer tragbaren Stahlkassette vielleicht gegen Hausdiebe, aber niemals gegen den zunftgerechten Schweren Jungen geschützt sind.

Alles in allem soll man Werte wie Börsenpapiere oder hochwertigen, nur selten gebrauchten Schmuck am besten in den Tresor einer guten Bank geben. Dadurch wird die unerwünschte Aufmerksamkeit der Spitzbuben schon abgelenkt, denn sie wissen dann, daß allzuviel nicht mehr zu holen ist. Auch in Rücksicht auf Feuersgefahr ist dieser Schritt empfehlenswert. Um sich weiter gegen Einbruch zu schützen, empfiehlt es sich grundsätzlich, nicht viele schwache Wälle hintereinander anzulegen, sondern einen einzigen, möglichst starken: also in der festesten Wand die festeste Tür mit dem festesten Schloß. In der Wohnung selbst ist dann für viele Gegenstände das Versteck ein vorzügliches Schutzmittel. Ein Verbrecher kann nicht etwa, wie die haussuchende Polizei, die sämtlichen Wände abklopfen. Mit einfachen Mitteln kann man nun in einer soliden Mauer einen oder auch zwei Steine herausnehmen, eine glatte Holzwand nebst Tür in die Wand einfügen und das Ganze wieder mit Tapete überziehen. So erhält man ein Versteck, in dem Schmuck und dergleichen unbedingt sicher ruht, solange das Versteck auch wirklich ein Geheimnis bleibt. Man erhält in den Geschäften stählerne Kassetten zum Einmauern. Sofern man sich die Mühe macht, selbst den oder die Steine aus der Wand zu nehmen, die Kassette einzugipsen, die Tapete wieder darüberzukleben und das Ganze noch durch ein Bild zu verdecken, ist das ein ideales Versteck. Läßt man es durch Handwerker machen, so ruht das Geheimnis auf vielen Augen und ist weniger wertvoll. Benutzt man solch ideales Versteck für seine Wertpapiere und stellt einen schlechten Geldschrank daneben, in dem hauptsächlich ältere Zeitungsnummern aufbewahrt werden, so ergibt sich der dritte Weg des Bluffens, der recht wirkungsvoll ist und in Verbindung mit einer gutgehenden elektrischen Alarmanlage und einer gleichfalls elektrischen Blitzlichtzündung wohl geeignet erscheint, den verbrecherischen Angriff gründlich abzuschlagen und gleichzeitig die Herren Einbrecher zu photographieren.

Blätter und Blüten.

Der Brooklyner Männergesangverein in Berlin. (Zu der oberen Abbildung auf der nebenstehenden Seite.) Die Deutschlandreise des Brooklyner „Arion", eines vortrefflich geschulten Männerchors von etwa achtzig Stimmen, gestaltet sich zu einem richtigen Triumphzuge, dessen Glanzpunkt der Aufenthalt in Berlin bildet. Noch am Tage ihrer Ankunft gaben die Herren in Berlin ein Konzert, dessen große Schönheit allgemein anerkannt wurde. Am folgenden Tage wurde ihnen die Freude zuteil, in Potsdam vor dem Kronprinzen die Lieder hören lassen zu dürfen, mit denen sie drüben über See auf neuem Boden die Erinnerung an die alte angestammte Heimat wach und lebendig zu erhalten suchen. In seinen herzlichen Dankesworten sprach der Kronprinz die Hoffnung aus, daß diese Kunstfahrt des „Arion" mit dazu beitragen möchte, die freundlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika weiter zu pflegen und noch enger zu gestalten. Unser Bildchen, das die Vereinigung samt ihren Damen zeigt, wird den zahlreichen alten Freunden, welche die „Gartenlaube" „drüben überm Teich" besitzt, sicher ein freundlicher Gruß von daheim sein.

Hans Hoffmann. (Zu dem Bildnis links oben auf der nebenstehenden Seite.) Am 27. Juli begeht Hans Hoffmann, der feinsinnige Poet und Novellist, zu Weimar seinen 60. Geburtstag. Er selbst wird es freilich am wenigsten glauben, daß er nun wirklich ins „alte Register" einziehen soll, und wenn ein fröhliches Herz und ein glückseliger Lebensglaube, wenn die Kraft, den Tag und die Stunde „zu pflücken", die Zeichen ewiger Jugend sind, so besitzt sie Hans Hoffmann als Mensch und Poet. Noch blüht ihm Freude aus jedem goldenen Becher Wein, aus Freundschaft, Kunst und heimlichem Schaffen, noch sieht er — ein unverbesserlicher Optimist — das Schöne und Holde überall und besitzt den Humor, der alles verklärt, den echten, rechten, der weinend lacht. Und doch ward auch ihm der Schmerz nicht erspart. Die er in seliger Zeit angedichtet und in langer Ehe liebgewonnen, die so manche Seite seines Wesens ergänzte, ist von ihm gegangen vor der Zeit. Ein „Einsichtiger" ist er wieder geworden, wie in den Jugend- und Wanderjahren, da er, der im „Sturmjahr" 48 zu Stettin Geborene, als Schulmeisterlein durch die Lande zog, nach Rom und Athen und

Konstantinopel. Aber durch seine Einsamkeit wallt ein langer Zug vertrauter Gestalten. Hans Hoffmann ist ein Künstler, dessen Schaffen sich große Vorbilder sucht, und was er in jahrelanger Poetenarbeit uns schenkte, gehört, von dem Novellenbändchen „Der Hexenprediger und andere Novellen", „Das Gymnasium zu Stolpenburg" und dem köstlichen Zyklus „Von Frühling zu Frühling" an bis zu seinen großen Romanen „Landsturm", „Der eiserne Rittmeister", „Wider den Kurfürsten" und den letzten kleinen Gaben seiner lächelnden Laune zu dem Besten, was die zeitgenössische Literatur besitzt. Seit 1902 lebt Hans Hoffmann als Generalsekretär der Schillerstiftung in Weimar. Möge ihm in dem literarischen Schaffen so günstigen Boden noch manches schöne Werk erwachsen, zur eigenen und zu unserer Freude!

Gebrüder Haeckel, Berlin phot.

Der Brooklyner Gesangverein „Arion" vor dem Neuen Palais bei Potsdam.

Heinr. Stadelmann, Wernigerode a. H., phot.

Hans Hoffmann
feiert seinen sechzigsten Geburtstag.

Generalfeldmarschall von Loë. (Zu dem links untenstehenden Bildnis.) Am 7. Juli kam aus Bonn die Kunde, daß der Generalfeldmarschall und Generaladjutant des Kaisers, Freiherr Walter von Loë dort im achtzigsten Lebensjahre gestorben sei. Ein Leben voll Glanz und Ehren hat damit seinen Abschluß gefunden. Am 9. September 1828 als Sohn eines preußischen Landrats in Schloß Allner an der Sieg geboren, trat Walter von Loë schon mit 16½ Jahren als Freiwilliger beim 5. Ulanenregiment ein und schied im Herbst des Jahres 1846 zur Reserve aus, um in Bonn Jura zu studieren. Doch schon am 1. April 1848 wurde er auf seinen Wunsch wieder eingestellt, und zwar als Leutnant beim 2. Holsteinischen Dragonerregiment der schleswig-holsteinischen Armee, in der er die Gefechte von Schleswig, Düppel und Hadersleben mitmachte. Auch aus diesem Truppenkörper wieder ausgetreten und den 9. Husaren zugesellt, nahm er am Feldzug in Baden teil, ward 1853–55 Adjutant der Militärreitschule und lernte in seiner Eigenschaft als Adjutant beim Generalgouvernement der Rheinprovinz und Westfalen im Jahre 1858 den Prinzregenten Wilhelm von Preußen kennen, dessen persönlicher Adjutant er alsbald unter Beförderung wurde. Staffel um Staffel stieg er nun die militärische Stufenleiter hinan, und seine große Gewandtheit, sein hofmännisches Wesen ließen ihn auch für diplomatische Aufträge sehr geeignet erscheinen, so daß er wiederholt in besonderer Mission ins Ausland geschickt wurde. Den Krieg 1866 machte von Loë als Oberstleutnant im Großen Hauptquartier mit und blieb dann in Paris, bis er im März 1867 Kommandeur des Bonner Husarenregiments wurde; in dieser Stellung machte er auch den Deutsch-französischen Krieg mit. 1884 an die Spitze des VIII. Armeekorps berufen und 1895 als Nachfolger Papes zum Oberbefehlshaber der Marken und Gouverneur von Berlin ernannt, ward er am Neujahrstage 1905 Generalfeldmarschall.

Theo Schafgans, Hofphot. Bonn, phot.

Generalfeldmarschall v. Loë †

Das Speckbacher-Denkmal zu Hall i. Tirol. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Die am 28. Juni zur Erinnerung an die Tiroler Befreiungskämpfe veranstaltete Enthüllung des Speckbacher-Denkmals zu Hall i. Tirol fiel ebenfalls in die Reihe der Jubiläumsehrungen, die man dem greisen Kaiser Franz Joseph zugedacht hat, und die Liebe, die er im Volke genießt, hätte keinen glücklicheren Ausdruck finden können als in dieser prächtigen, volkstümlich gehaltenen Figur des Schützenmajors Joseph Speckbacher, der einer der treusten Freunde und Mitkämpfer des Sandwirts Hofer war. Auf einem künstlich geschichteten Felsblocke steht die Bronzegestalt des tapferen Schützenführers in kampfesmutiger Stellung, sein Söhnlein „Anderl" im Arm, das die Franzosenkugeln im Hut gesammelt hat, um sie den Tiroler Schützen als Munition zuzutragen. Das Denkmal ist ein Werk des Tiroler Meisters Ludwig Penz und wurde in München gegossen.

Altarbild von Konrad von Soest in Wildungen. (Zu den Abbildungen auf Seite 648.) Seit langem streiten die Kunstfreunde darüber, ob es richtiger und würdiger ist, ein altes Kunstwerk auf dem Platze zu belassen, von dem aus es vielen Generationen tröstend ins Leben geleuchtet hat, oder ob man besser tut, es in die Zentralstellen der Kunst, in die großen Sammlungen der Städte zu verpflanzen. Die einen haben neben dem Moment der Pietät und dem Einwande, daß jedes Kunstwerk für sich allein besser und lebendiger wirksam bleiben muß als in den Sammlungen unserer Museums bilder, noch eine entschieden künstlerische Begründung für sich: diese alten Bilder sind ja meist auch für die Stätte, an der sie hängen, vom Künstler gedacht worden und sind jedenfalls unter der Patina der Jahrhunderte so in ihre Umgebung hineingewachsen, daß sie von ihr nicht ohne beiderseitigen großen Schaden an der Wirkung getrennt werden können. Die andern aber meinen, daß das Kunstwerk an einer Zentralstelle einer ungleich größeren Zahl von Menschen zur Freude werden könne als an dem vielleicht recht entlegenen ursprünglichen Aufent-

A. Stockhammer, Hall i. Tirol, phot.

Das Speckbacher-Denkmal zu Hall in Tirol.
Entworfen von Ludwig Penz.

Mittelbild

haltsorte, der ihm überdies oft weit weniger günstige Licht- und Existenzbedingungen biete als die gepflegte Sammlung. Auch die Wildunger, deren berühmtes Altargemälde wir hier zeigen, haben sich gelegentlich gegen solche Annektierungsgelüste großer Sammlungen zu wehren und erst vor nicht allzulanger Zeit wieder in erregten Versammlungen gegen ein Gerücht, das von dem beabsichtigten Verkauf des Bildes sprach, Stellung genommen. Das umstrittene Bild ist Konrad von Soests größtes Werk, es stammt aus dem Jahre 1402 und zeigt besser als alles andere, daß die berühmteren kölnischen Meister auch in anderen deutschen Gauen ebenbürtige Rivalen hatten. Es zeigt in diesen Szenen aus dem Leben Christi und Mariae große Lieblichkeit und Schönheit, wie die trauernden heiligen Frauen bei der „Kreuzigung" oder den heranschreitenden jungen König auf der Darstellung der heiligen drei Könige, verbunden mit seltener Kraft und einer Innigkeit der Gesamtauffassung, die über alle zeitliche Trennung von den dargestellten Typen noch heute an des Beschauers Seele rühren muß.

Linkes Flügelbild. Rechtes Flügelbild. J. Schubert, Wildungen, phot.

Das Altarbild von Konrad von Soest in Wildungen.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

№ 31 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Waldrausch.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Ludwig Ganghofer.

An all diese vergangenen Dinge und noch an manch ein anderes, das hell oder dunkel, froh oder traurig war, erinnerte sich fünfzehn Jahre später der Tiefbauingenieur Ambros Lutz, als er an einem leuchtenden Nachmittage zu Ende Mai auf der Großen Not war, um die Pläne zur Verbauung der Wildach zu revidieren.

Es war ein ernster, von Arbeit und Sorgen banger Weg gewesen, der den jungen Mann zu dieser Erfüllung eines Traumes seiner Kinderzeit geführt hatte.

Weil seine Mutter die Trennung vom Sohn, als er die Lateinschule besuchen mußte, schwer ertrug, opferte Doktor Lutz seine gute Landpraxis und nahm die Physikusstelle in einer Provinzstadt an, wo Ambros das Gymnasium besuchen konnte. Ein halb Jahr später schloß der Vater die Augen — er hatte sich bei einem seiner Patienten den Tod geholt. Auf seinen leer gewordenen Sessel ließen sich zwei üble Geschwister nieder, trostloser Schmerz und drückende Lebenssorge. Wohl war ein kleines Vermögen da — etwa 30 000 Mark — aber die Zinsen reichten nicht, um zwei Menschen zu ernähren und einen Jungen studieren zu lassen. Und da machte die treue, tapfere Frau, die von ihrem Dasein nichts anderes mehr verlangte, als der Erinnerung an den Verlorenen und dem Werden ihres Sohnes zu leben, eine kurze Rechnung. Sie kaufte mit ihrem Vermögen eine Leibrente auf fünfzehn Jahre — und dachte: in fünfzehn Jahren wird mein Brosi was geworden sein, wird sein festes und sicheres Leben haben, und ich bin überflüssig. Sie zog mit dem Sohne nach München in eine Vorstadtwohnung, die aus zwei Zimmern und Küche bestand. Verwandte boten ihr Hilfe an; aber Frau Lutz brachte das nicht über sich, ihrem Jungen was schenken zu lassen. Alle Worte ihres Mannes hatten einen Altar in ihrem Herzen — auch dieses eine: das Brot der Verwandten ist hart wie Stein und bitter wie Galle.

Unter dem Schatten ihrer Trauer führten Mutter und Sohn ein stilles Leben. Aber dieses Leben hatte doch auch seine Freude. Zwei Menschen, die an Herz und Gedanken eins waren!

Ambros, früh gereift durch den Schmerz um den Vater und durch den steten Anblick der verweinten Augen, die immer in Zärtlichkeit und Sorge auf ihm ruhten, arbeitete ruhelos, zuerst nicht aus Ehrgeiz und Lernbegierde, sondern nur um der Mutter keinen Kummer zu machen. Doch bei dieser Stetigkeit des Schaffens begann sich das langsam in seiner Seele auszuwachsen: du mußt etwas Großes werden! Bei diesem Gedanken halfen ihm noch die fliegenden Träume, die in der schönen, freien Kinderzeit sein blondes Köpfl durchgaukelt hatten, und die auch bei der Eintönigkeit seines Schullebens und in der engen, dämmerigen Vorstadtwohnung nicht völlig in ihm erstarben. Wenn er manchmal träumend wegsah über die lateinische Grammatik, baute er Luftschlösser, setzte die Mutter in prunkendem Saal auf einen goldenen Thron, füllte ihren Schoß mit den Schätzen aller Welt und legte ihr die Lorbeeren seines Ruhmes zu Füßen. In die Träume des Kommenden webten sich die schönen Bilder der Vergangenheit — und besonders zur Frühlingszeit, wenn er an Feiertagen mit der Mutter ein paar Nachmittagsstunden durch den Englischen Garten wanderte, wachte alles Gewesene lebendig in ihm auf, das schmucke Haus der Eltern in dem freundlichen Garten, der tiefe dunkle Wald, das unabsehbare Kiesbett der Wildach mit dem Totenmännlein unter dem grünschillernden Wasser, die Große Not, das silberne Prinzeßlein mit den rotgoldenen Flügeln, der Waldrauscher mit den unverständlichen Liedchen, die dem Brosi wörtlich im Gedächtnis blieben, weil er sie immer wieder sang — und dann ein wildes Schreien an einem schönen Tage, der Kindlesvogel mit den blutfarbenen Flügeln und dem gefährlichen Schnabel, und ein weißer Spitz, der immer bellte, ein wundersam leuchtender Abend mit seinem rotschimmernden Elfenspiel, der unvergeßliche Tonele mit seinen guten und seinen zornigen Augen — der glitzernde Silberleib des „hundertpfündigen" Huchen — und noch tausend andere unvergeßlich schöne Dinge!

Doch mit den Jahren fiel trüber Stadtstaub über all das Herrliche von einst. Immer seltener regten sich die Erinnerungen, weil Ambros bei der Arbeit immer müder wurde. Nur die Lieder des Waldrauschers blieben ihm — weil er immer wieder nachdachte über ihren wunderlichen Sinn, der sich dem Verstande des Knaben nicht erschließen wollte.

In den letzten Gymnasialjahren verursachte ihm die Berufswahl quälende Sorgen und ruhelose Nächte. Nach welchem Berufe sollte er greifen, um schnell emporzukommen? Ein Arzt? Weil es der Vater war? Aber zehn Semester und dann die Assistentenzeit in der Klinik — nein, das konnte die Mutter nicht leisten!

Ein halbes Jahr lang klammerte sich sein Herz an eine klingende Hoffnung. Musik! Er hatte musikalisches Empfinden, hatte Talent, spielte Klavier, daß die Leute auf der Straße

Published 30. VII. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

lauschten, wenn er bei offenem Fenster in seiner kleinen Stube mit Bach und Beethoven allein war. Aber Kunst? Eine schöne, doch unsichere Sache! Nein — auf diesen ungewissen Weg durfte er die Mutter nicht mit sich hinausziehen.

Auch Gedichte machte er — nie am Tage, nur immer in schlaflosen Nächten. Doch an dem Herbstmorgen, an dem er sich für ein technisches Fach am Polytechnikum inskribierte, verbrannte er alles, was er seit drei Jahren gereimt und gesungen hatte.

Verwandte, die vieles redeten, weil sie nichts zu geben brauchten, hatten ihn zu dieser Wahl gedrängt: Technik, Bauwesen — da kommt man am schnellsten zu Brot!

Er wühlte sich bei rastloser Arbeit in ein Gefühl hinein, das sich ansah wie Freude an seinem Beruf. Auch träumte er wieder ein bißchen, dachte an kunstvoll angelegte Bergbahnen, an Aquädukte und kühn geschwungene Brücken, die sich den Sieben Wundern der Welt als achtes, neuntes und zehntes zugesellen sollten.

Doch ehe das zweite Semester noch zu Ende ging, wurden diese fliegenden Träume immer ängstlicher. Trotz aller Energie, die diesen jungen Wollenden erfüllte, begann ihn immer mehr eine lähmende Erschöpfung zu überfallen, eine fiebernde Unruhe, die seine geistigen und körperlichen Kräfte zerrieb.

Was ihm die Seele zermarterte, kam aus religiösen Zweifeln, aus einem sehnsüchtigen Suchen nach einer klaren, auf alle Fragen antwortenden Weltanschauung. Ein persönlicher Gott, der das Schicksal der Menschen leitet mit liebevoller Hand? Hatte dieser Gott, der doch alles sehen, hören und wissen mußte, nie die rotgeränderten Augen der Frau Lutz und dieses wehe Zucken um ihren Mund gesehen? Hatte er nie die schweren Seufzer gehört, die so oft in den finsteren Nächten aus dem Zimmer der Mutter herüberklangen in die Stube des Sohnes? Und wußte er nicht, was in dem stumm verschlossenen Herzen dieser Mutter ohne Ruhe zitterte? Und wenn er das sah und hörte und wußte — warum half er nicht? Weil er nicht helfen konnte? Aber einer, der in Ohnmacht thront, ist das ein Gott? Oder weil er nicht helfen wollte? Dieser zärtlichsten und reinsten aller Mütter? Darf, wer da Gott sein möchte, grausam sein wie ein Raubtier? Und ein schuldloses Leben mit Schmerzen schlagen, die erst enden mit dem Tode? Ein Gott, der mit Ruten schlägt, wen er liebhat — wie irrsinnig und gotteslästerlich ist dieses Wort! Doch wenn nicht einer ist, bei dem die Liebe wohnt, einer, der alle Fäden des Lebens schlingt und löst, und von dessen Fingerspitzen die leuchtenden Welten rollen wie von einer schenkenden Königshand — wenn dieser Einzige und Herrliche nicht ist, was dann? Was dann? Das ewig Unbegreifliche? Sinnloses Leben, das andern Zweck nicht hat, als sich in Qual von der Wiege hinüberzuwälzen zur seufzenden Stunde des Todes? Und alles, was uns schön und köstlich schien, nur ekler Kot, der sich widersinnig bewegt, weil ihn die Wärme aufbläht und die Kälte schrumpfen macht? Wozu dann Arbeit, Mühe, Streben, Reinheit und Pflicht?

Solche Fragen schrien in seiner Seele durch Tag und Nacht. Und dieser Sohn wurde ein Leugner, weil er seine Mutter liebte, und weil er sie leiden sah. Und dabei sah er nur die Sorge dieser Mutter um ihr Kind, nur ihre Trauer um den verlorenen Gatten, nur ihr kämpfendes Bangen um den irdischen Bedarf jedes neuen Tages und ihre wachsende Angst vor den kommenden Jahren. Denn für das Quälendste im Lebenskampfe dieser Frau, die noch in jungen Jahren Witwe geworden, dem verlorenen Manne treu blieb mit allen Kräften ihrer Seele und doch als Weib verlangte und dieses widerwillige Dürsten ihres Blutes schweigend niederrang — für diese bitterste Marter im Leben seiner Mutter hatte der Sohn kein Auge. Er erschrak nur manchmal, wenn er sich zu abendlicher Dämmerzeit nach einer in Schönheit klingenden Stunde vom Klavier erhob, und wenn ihn die Mutter plötzlich im Dunkel umarmte und mit stummer, heißer Zärtlichkeit in die zitternden Arme schloß.

Doch nicht vor der Mutter erschrak er; nur immer vor sich selbst. Und das hing mit jenem andern Kampf in ihm zusammen, mit diesem peinigenden Aufruhr in seinem Blute. Bei dem zurückgezogenen Leben, das er neben der Mutter führte, hatte das länger in ihm geschlummert, als es in anderen schläft, die sich von Jugend auf die Ellbogen reiben an aller lachenden Welt. Seit Jahren war er neben dieser einsamen Frau ein Einsamer geblieben, hatte den Verkehr mit seinen Schulkameraden gemieden, um die Mutter außerhalb der Schulstunden nicht allein zu lassen, und hatte, um der Mutter keine Kosten zu verursachen, auf alles verzichtet, was Vergnügen und Zerstreuung heißt. Drum kam dieses Natürliche so spät für ihn — als er die zwanzig Jahre schon überschritten hatte. Aber da kam es so wild, daß es ihm Geist und Körper zerrüttete. Und die Musik, sonst seine einzige Freude und Trösterin, warf ihm noch Sehnsucht und Feuer ins Blut. Und das wurde so bedenklich, daß er Herzklopfen und Ohrensausen bekam, wenn auf dem Heimwege vom Kolleg ein schmuckes Fähnchen nur leicht an seinen Körper streifte.

Seine Gesundheit zerfiel, er konnte nicht mehr arbeiten. Drum entschloß er sich nach dem zweiten Semester, seine Studien zu unterbrechen und das Soldatenjahr abzudienen. Und das half. Freilich, bei dem Regiment, zu dem er sich meldete, überlegten sie lange, ob sie ihn nehmen sollten — so elend sah er aus. Er verbrachte auch während der ersten Wochen mehr Tage im Lazarett als auf dem Exerzierplatze. Aber dann ging es plötzlich mit seiner jungen Kraft wieder aufwärts. Der strenge militärische Dienst, obwohl er Kraft verlangte und erschöpfte — dieser gleichmäßig geregelte, keine Stunde des Tages vergeudende Dienst erfrischte und belebte auch. Dieser Dienst verlangte den ganzen Körper — und da blieb keine Zeit für schwüle Träume und dürstende Nächte. Man war am Abend hundemüde, legte sich aufs Ohr und war froh, sich strecken zu können, um am Morgen gut ausgeschlafen wieder anzutreten.

Das war seit Jahren für Frau Lutz wieder die erste lachende Freude, wenn sie ihren Buben in der kleidsamen Uniform so schmuck und stramm aus der Kaserne kommen sah, mit dem kurzgeschnittenen Blondpelz über dem sonnverbrannten Jünglingsgesicht.

Im zweiten Halbjahr, als der Dienst sich erleichterte, dachte Ambros schon wieder ans Schaffen, suchte an den Sonntagen das Reißbrett und die Kollegienhefte hervor und verwandte die freien Abende zu Sprachstudien, um sich in Französisch, Italienisch und Englisch vorwärts zu bringen. Und als er den blauen Rock mit den Tressen in den Kasten gehängt hatte, stand er wieder so fest und verläßlich im Leben, wie ein Stahlzahn im Triebrad einer Maschine steht.

Die Arbeit und seine Mutter — sonst gab es nichts mehr für ihn.

Nach dem achten Semester absolvierte er als Bester seines Jahrgangs. Aber trotz seiner glänzenden Zeugnisse wollte sich für ihn keine Stelle finden, die ihm eine Zukunft versprach, wie Ambros sie geträumt hatte. Wohin er sich wandte — alle Plätze waren überfüllt. Und die Augen der Frau Lutz begannen wieder so angstvoll zu werden, wie sie in den schwersten Stunden der vergangenen Zeiten gewesen. Denn von den fünfzehn Jahren der Leibrente waren dreizehn schon verstrichen. Von dieser verschwiegenen Rechnung seiner Mutter wußte Ambros nichts. Doch er fühlte: ich muß verdienen, um der Mutter das Leben leichter zu machen. Und drum nahm er schließlich, um nur endlich ein paar redlich erworbene Groschen heimzubringen, beim städtischen Flußbauamt eine mager dotierte Stelle als Hilfstechniker an.

Das war eine Enttäuschung, die ihm das junge Leben fast zerbrach. Aber weil er sah, daß die Mutter aufatmete, fügte er sich still in sein Los und begann sich allmählich heimisch in der kleinen Amtsstube zu fühlen. Und wirkliche Freude fand er an seinem Beruf, als er nach dem ersten Stubenjahre viel hinauskam ins Freie und das Leben der

Isar an schönen Tagen und in gefährlichen Hochwasserzeiten kennen lernte. Da sah er stillen, friedlichen Zauber, der sich jäh verwandeln konnte in zerstörende Kräfte. Mit Leidenschaft begann er diesen wundersamen, seiner Mitsorge anvertrauten Strom zu lieben, der in klaren Fluten herströmt von den Firnen der Berge, blühende Gärten befruchtet, unermüdliche Arbeit an tausend Stätten des Fleißes leistet, allen Unrat einer gewaltigen Stadt verschlingt, in Licht und Sonne sich wieder reinigt und die Ausgestoßenen des Lebens, die ihre Qual durch einen Sprung in die reißenden Fluten stillten, rasch und barmherzig davonträgt, um sie in meilenweiter Ferne von der Stadt an einen grünen Fleck des Ufers zu legen oder im rinnenden Kiese für ewig zu begraben.

Das Rauschen des grünen Stromes wurde für Ambros zu einer Stimme, die bald von ernsten und bald von stolzen Dingen erzählte — und dieses rauschende Lied, das er hörte Tag für Tag, weckte in dem Fünfundzwanzigjährigen wieder den träumerischen Hang des kleinen Brosi von einst, der mutig in den „tiefen dunklen Wald" geschritten war. Auch jetzt, wenn er sich spürend vorwärts kämpfte durch alles Dämmerdunkle der Schöpfung, aus dem die großen Nöte des Lebens steigen, hatte er einen führenden Kameraden: sein reiches Wissen. Und dieser Kamerad verstand sich besser auf das Wesen der Dinge als einst der Tonele vom Lahneggerhofe. Wohl rissen die Schleierzüge der Natur den jungen Forscher häufig in uferloses Traumland hinaus, doch immer ernüchterte er sich und gewann wieder festen Boden, auf dem er ruhig schauen und gewissenhaft vergleichen konnte. Und da fand er ein Großes in allem Kleinsten, ließ sich von allem Wunder des Werdens und Vergehens erschüttern und erheben, wurde in seiner Neugier immer ruhiger, je reicher seine Erkenntnis sich weitete, und begann in allem Wechsel und Vielgestaltigen der Natur ein ewig Einheitliches zu ahnen, das sich den Menschen in jeder Stunde offenbart und sich dennoch ewig vor ihnen verschließt.

So lösten sich für Ambros bei seinen hundert Dienstwegen an den Ufern der Isar und im Verkehr mit der Natur die religiösen Kämpfe seiner Studienjahre zu einem Monismus von froher Inbrunst und mit dem Gebote: „Du sollst den Gott, in dem du bist, und der in dir ist, nicht eitel mit Namen nennen! Denn alle Formulierung ist Irrtum, aller Name ist Maske vor dem Gesicht der Dinge!"

Bei solchen Gedanken erinnerte sich Ambros gerne jenes wunderlichen Liedchens, das der Waldrauscher unter der Großen Not gesungen hatte, von dem Walde, der kein Wald, von dem Bache, der kein Bach ist, und von der Nacht, die wir törichten Menschen nur so nennen als ein Dunkles.

„Das Kalte ist kalt nicht,
Das Heiße nicht heiß,
Und alles ist anders,
Als einer es weiß."

Wie nur der Waldrauscher zu diesen klugen Liedern kam? Jedenfalls wußte der seltsame Alte im Bergwald mehr von Gott und Leben als der Kaplan im Unterdorfe, der gegen das Baden predigte, weil drei einen Fisch gefangen hatten.

Ob der Waldrauscher wohl noch lebte? Ambros fühlte manchmal eine brennende Sehnsucht, wieder einmal da draußen im blühenden Bergwalde zu rasten und den Alten singen zu hören. Solche Sehnsucht befiel ihn jedesmal, wenn ihm eine Häßlichkeit des Lebens begegnete, wenn er eine Ungerechtigkeit an sich selbst erfuhr oder ein Unrecht an anderen geschehen sah, die wehrlos waren. Dann geriet er in einen heißen Ingrimm wider das „Scheusal Stadt", und sein schönes Glaubensbekenntnis erfuhr so schmerzliche Erschütterungen, daß es in allen Fugen krachte und zu stürzen drohte. Ein einsamer Marsch durch die Isarauen oder eine Aussprache mit der Mutter brachte ihn dann immer leidlich wieder zur Ruhe. Frau Lutz hatte da ein sanftes und geduldiges Wort: „Es wird wohl so sein müssen, wenn wir auch nicht begreifen, warum!" Nein — zu begreifen war das wirklich nicht. Die Notwendigkeit des Schmerzes ließ Ambros gelten; Schmerz gibt neue Kräfte, Schmerz erhebt, er adelt und läutert. Und aller Tod ist nur ein Wandel der Form. Da hat der Mensch kein Recht zur Klage. Vergehen ist so schön und göttlich wie das Werden, sie beide sind immer das gleiche. Aber wenn Gott in allem ist, und alles ist in Gott — wie bekam das Böse, das Verbrechen und das Laster, in der großen Einheit der Schöpfung Raum und Lebensrecht? Entweder muß Gott einen Widersacher haben, gegen den er ohnmächtig ist — so dachten die Menschen schon vor ungezählten Jahrtausenden und erfanden den dummen Teufel — oder alle Tücke und Niedertracht des Lebens muß ein Ausfluß und Wille Gottes sein, eine Eigenschaft des Großen und Einen selbst? Aber solcher Glaube wäre Sinnlosigkeit und Lasterung. Es blieb für Ambros nur der Schluß: ein ewiges Rätsel! Und es blieb ihm der Glaubenssatz: „Das Unbegreifliche darf mir das klar Erkannte nicht verwirren! Fühl' ich, daß Gott in mir ist, und daß ich ein Teil bin seiner Größe, so verpflichtet mich das, in mir das Göttliche zu wahren und so zu leben, daß ich würdig bin meines Gottes und meiner selbst." Mit solcher Logik brachte er alles Revoltierende in seiner Seele immer wieder zu stillem Frieden — und wenn trotz allem noch ein Unstillbares in ihm verblieb, setzte er sich, wenn er gehetzt und müde von der Arbeit heimkam, in grauer Dämmerstunde ans Klavier und badete sich in einer Sturzflut schöner Klänge. So ging er durch ein sich still bescheidendes Leben, als Fünfundzwanzigjähriger noch immer das Kind seiner Mutter, mit reinem Leib und unberührtem Herzen. Nur dieses geistige Träumen und Suchen war immer wach in ihm — alles andere schlummerte seit der heilsamen Soldatenzeit.

Und da war es an einem schwülen Sommerabend. Länger als sonst blieb Ambros am Klaviere sitzen, und eine stürmende Sehnsucht war in seinen Tönen. Als er im Zwielicht endlich die Hände in den Schoß fallen ließ, trat die Mutter hinter seinen Stuhl, strich ihm sacht übers Haar und fragte mit einem Lächeln, hinter dem sich ihre Angst verbarg: „Herzensbub? Geh, sag mir's doch endlich! Gelt, du bist verliebt?"

Betroffen sah er auf. Und dann lachte er lustig hinaus, als hätte die Mutter etwas furchtbar Komisches gesagt.

Sie wurde verlegen, und ihre Stimme zitterte. „So sag mir's doch! Du bist ja doch kein Kind mehr. Und ein netter und tüchtiger und verläßlicher Mensch bist du doch auch! Da wär' es doch nur natürlich, daß sich auch einmal für dich was Liebes findet."

„Was Liebes?" Dieses Wort schien ihn nachdenklich zu stimmen. Aber dann zog er die Mutter lachend an sich. „Ach, geh doch, Mutterle! So was Dummes! Die Liebste von allen bist mir du! Eine, die nur halbwegs wäre, wie du bist, find' ich doch nicht! Da mußt du mich schon behalten!" Weil die Mutter schwieg, stand er auf und schloß das Klavier. „Komm! Magst nicht ein bißl hinaus? Der Abend ist heute so schön! Und ein gemütliches Stündl im Freien wird dir gut tun!"

Sie hob die Arme, als möchte sie den Sohn umschlingen und festhalten an ihrem Herzen. Doch sie ließ die Arme wieder fallen und sagte ruhig: „Ja, hast recht! Gehen wir ein bißl in die Luft. Ein so schöner Abend wie heute ist lang' nicht gewesen."

Beim Schein der Laternen, die überall aufflammten, unter einem gelb brennenden Himmel und an der rauschenden Isar hin, wanderten die beiden Arm in Arm zu einem Kellergarten. Sie plauderten so ruhig wie sonst auf einem solchen Wege — und kauften ihr billiges Abendbrot, das sie in den Wirtsgarten mitnahmen.

Unter alten Kastanien saßen sie dann zwischen tausend fremden Menschen am Tisch einander gegenüber, tranken aus dem gleichen Kruge, verzehrten, was sie mitgebracht hatten, und schwiegen dazu, weil eine Regimentskapelle spielte.

Da kam es so, daß Ambros bei diesem Schweigen die Mutter lange betrachten mußte. Und er dachte in Freude: Wie gut und jung die Mutter heut aussieht!

Sie saß im hellen Schein einer nahen Laterne. Unter dem schmalen Schattenkreise, den die Krempe des einfachen Strohhutes um Stirn und Schläfe zeichnete, schimmerte das reiche Blondhaar. Sie war ja auch wirklich noch gar nicht alt, hatte erst ein paar Jahre über die Vierzig. Mit Achtzehn hatte sie geheiratet und war gleich im ersten Jahr ihrer Ehe Mutter geworden. Das schöne, frohe Glück, das sie an der Seite des verlorenen Mannes genossen; und daß sich ihr Herz in aller Trauer dieses Glückes immer dankbar erinnern konnte; und daß sie nur Mutter dieses einzigen Sohnes geworden — das hatte sie trotz aller bitteren Lebenskämpfe jünger erhalten, als andere Frauen und die Mütter vieler Kinder im gleichen Alter erscheinen. Wohl hatte sie schon graue Fäden im Haar — aber die sah man nicht zwischen dem lichten Blond, das noch immer dauerte. Auch hatten Schmerz und Sorge manch eine Schattenlinie in dieses feine, blasse Gesicht gezeichnet. Und dennoch hatte Ambros recht: Frau Lutz sah heute besser und frischer aus als sonst, und die blauen Augen, die beim Klange der Musik so still hinausträumten in die laue Sommernacht, hatten frohen und hellen Glanz, der dem schmalen, edel geformten Frauengesicht einen Schimmer von Jugend gab. Und sie hatte sich auch körperlich ein bißchen erholt, seit Ambros zu Stellung und Verdienst gekommen war, und seit ihre verschwiegene Angst vor dem letzten Rentenjahr sich ein wenig beschwichtigt hatte. Das helle Waschkleid, das sie trug, war ein Werk ihrer Hände, doch es kleidete die schlanke Gestalt so gefällig, daß eine junge Frau, die mit Mann und Mutter neben den beiden am Tische saß, sich bei Frau Lutz nach der Adresse ihrer Schneiderin erkundigte.

Frau Lutz, als sie angesprochen wurde, zog die Brauen zusammen. Aber sie konnte sich, so kurz sie auch antwortete, dem entfesselten Redeschwall ihrer Nachbarin nicht mehr entziehen.

Ambros, stolz auf die geschickten Hände der Mutter, horchte eine Weile hin. Dann begann er, die letzten Bissen der Mahlzeit verzehrend, auf dem zerknitterten Zeitungsblatte zu lesen, in dem er das kalte Nachtmahl für die Mutter und für sich aus der Stadt mitgebracht hatte.

Plötzlich schoß ihm eine heiße Blutwelle ins Gesicht. Dann wurde er bleich, und seine Augen erweiterten sich in einem seltsam verstörten und dennoch träumerisch frohen Schauen.

Es war ein Wunder geschehen — eines von jenen Wundern des Alltags, die sich ereignen, man weiß nicht wie, und die von einer Minute zur nächsten über das Leben und Schicksal eines Menschen entscheiden.

Und dieses Wunder, aus dem für Ambros Lutz die seligste Freude und die große Not seines Lebens wachsen sollte, war ein lächerlich nüchterner Zufall: die Existenz dieses fettfleckigen Zeitungsblattes auf dem Tische.

Solche Blätter lagen nach Münchner Sitte zu Hunderten auf all den anderen, mit schwatzenden Menschen besetzten Tischen umher. Für all diese vielen waren diese Blätter nur Hülle des leergespeisten Pergamentpapiers, aus dem sie Wurst und Schinken und Käse herausgewickelt hatten — für diesen einen, für Ambros Lutz, war dieses beiseite geschobene Blatt die Verkündigung eines inhaltsschweren Schicksals.

Es war ein Zeitungsblatt der vergangenen Woche. Und auf dem Blatte stand eine amtliche Kundmachung: die Regierung von Oberbayern hatte da einen Wettbewerb zur Regulierung und Verbauung der Wildach ausgeschrieben; der Schlußtermin für Einlieferung der Pläne war auf den 15. Oktober angesetzt.

Das hatte Ambros gelesen. Und wie Feuer war es ihm in Kopf und Herz gefallen. Alles, was im Laufe der Jahre an Erinnerungen in ihm verdämmert und erloschen war, stand plötzlich wieder lebendig und wie mit Händen greifbar vor seinen Augen, überleuchtet von allem Zauber, der sich um vergangene Schönheit webt. Als wären zwanzig Jahre nur ein Hauch gewesen, so deutlich erinnerte er sich aller Einzelheiten jenes Frühlingsmorgens, an dem er mit dem Tonele den tiefen, dunkeln Wald entdeckte, der riesenhaften, gelben Schlange mit dem glanzgekrönten Kopf und der silberweißen, goldrot geflügelten Prinzessin, die von der Großen Not gekommen. Er sah das Bild des steilen Berges und erinnerte sich seines eigenen Wortes: „Da möcht ich hinauf! Einmal!" Er hörte das Wort, das der Tonele gesprochen: „Du tätst herunterfallen und tot sein!" Er sah das weite, öde Kiesbett der Wildach und die Zerstörung an all ihren Ufern, hörte viele Menschen in Not und Verzweiflung schreien, sah ein grünschillerndes Wasser über einem Gerippe und hörte, was sein fünfjähriger Mut aus beklommenen Träumen heraus geredet hatte: „Wenn ich groß bin, bau ich eine feste Mauer, wo das wilde Wasser geht, und dann kann das Wasser nimmer kommen von der Großen Not!"

Welch ein Lebenswerk! Vorgeahnt in einem Kindertraum! Und warum sollte dieser Traum sich nicht erfüllen können?

War der seltsame Wegweis dieses Abends wirklich nur ein Zufall? War das nicht lange schon für Ambros vorbereitet? War es nicht wie ein zweites Wunder, daß der Wunsch nach raschem Verdienst, die weitgeöffneten Sorgenaugen der Mutter und die billigen Ratschläge der Verwandten seinen Studiengang auf eine Bahn gelenkt hatten, die ihn unbewußt der Erfüllung jenes Kindertraumes entgegenführte?

Und was dem Tonele damals vor zwanzig Jahren so närrisch und töricht erschien, daß er es keiner Antwort würdigte, das war für Ambros nun verwandelt in eine lockende und reifende Frucht seines Lebens. Und welch eine köstliche Arbeitsfrucht! Zerstörende Gewalten der Natur in dauernde Fesseln legen, sie zwingen, daß sie Wohltat und nutzbare Kraft für das Leben wurden, Fluren schützen und fruchtbares Land gewinnen, bedrohte Häuser wahren und die unter ihren Dächern wohnenden Menschen sichern in ihrem frohen und lachenden Glück! Kann das Leben einem Künstler, einem Gelehrten, einem Feldherrn schöneres Werk bescheren?

Ein heftiges Zittern hatte seine Hände befallen, auf seinem Gesicht war ein fieberhaftes Brennen; doch seine Augen glänzten.

„Bub? Um Gottes willen!" stammelte die Mutter erschrocken. „Was hast du denn?"

Er schüttelte stumm den Kopf, säuberte mit dem Taschentuch das fettfleckige Orakel, faltete das Zeitungsblatt zusammen und legte es in sein Notizbuch, so achtsam, als wäre es eine Hunderttausendmarknote. Dann stieg er aus der Bank heraus, grüßte die verwundert dreinschauende Gesellschaft, die noch am Tische saß, und sagte leise: „Komm, Mutter! Ich möchte heim!"

Sie tat, was er wollte, ohne Widerspruch, doch die Angst war in ihren Augen. Und draußen, auf der stillen Straße, deren Asphalt noch die Glut des Tages ausströmte, klammerte sich Frau Lutz an den Arm ihres Sohnes. „Bub! Sei doch barmherzig! Und sag mir, was dir ist!"

„Was soll mir denn sein? Nichts, Mutter! Mach dir keine Sorge! . . . Mir ist nur plötzlich eine Arbeit durch den Kopf gefahren. Eine schöne, schöne Arbeit, Mutter!"

Sie atmete lächelnd auf und sprach während des ganzen Weges kein Wort mehr, um Ambros nicht in seinen Gedanken zu stören.

Daheim, bevor er in seine Stube ging, preßte er die Mutter mit so stürmischer Zärtlichkeit an sich, daß sie den Sohn erschrocken von sich fortschob.

Die ganze Nacht saß er bei der Lampe vor dem Reißbrett und hielt mit flüchtigen Linien die ersten Gedanken und Pläne fest. Und während der folgenden Tage versäumte er in den vom Dienste freien Stunden keine Minute. Er arbeitete in den Mittagstunden, den ganzen Abend, die halben Nächte. Und dieses Übermaß von Arbeit schien ihn nicht zu ermüden, eher zu erfrischen und zu kräftigen.

Ein paar Tage schwieg die Mutter; dann fragte sie: „Bub? Darf ich denn nicht wissen, was du da machst?"

Bismarck

Zum zehnten Todestage.

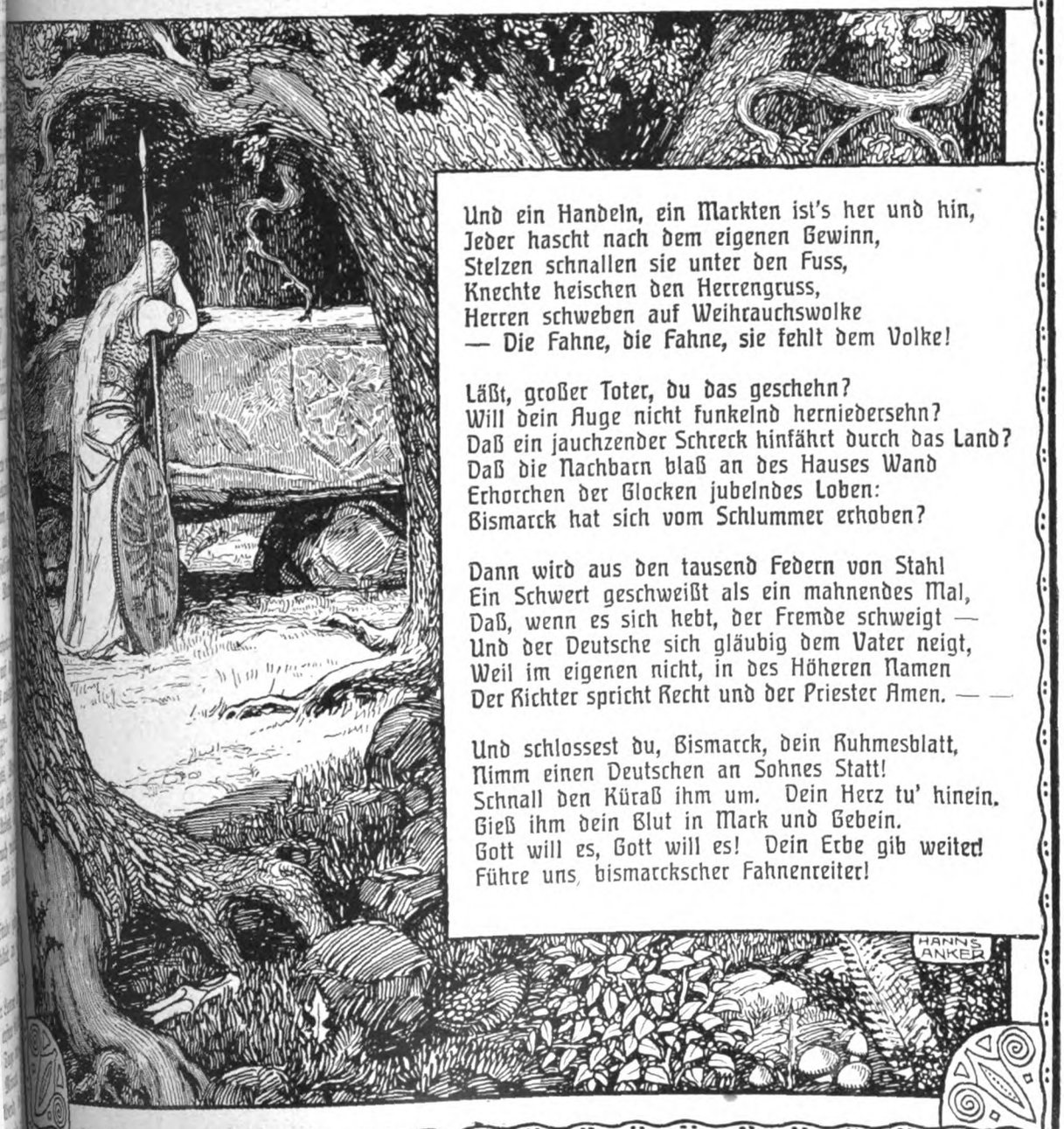
Von Rudolf Herzog.

Und es war eine Nacht — Gott sah sie nicht an.
Tief schützt' er das Aug', weil die Träne ihm rann.
Keiner der Cherubs, die um ihn stehn,
Sollte sein furchtbar Wehe sehn.
Nur Michael sprach, und es klirrte sein Degen:
»— — Bismarck will sich schlafen legen.«

Und der Himmel, der Deutschland liebgewann,
Der Himmel hielt den Atem an.
Und die Erde sah mit starrem Gesicht
Einen blitzenden Stern — da erlosch das Licht.
Walküren jagten auf dunklen Rossen . . .
Ein Zeitalter war dahingeflossen.

Fragt nicht nach der Spanne, fragt nicht, wann es war!
Sind's wenige erst, sind's hundert Jahr'?
Mir ist, als wär' ein Jahrtausend schon
Seit der Nacht, da Gott weinte, ins Dunkel entflohn
Und hätte der Nachfahren stumpfes Gewissen
Mit ins Nebelheim gerissen.

Bismarck ist tot! Die Zeit ist weit.
Michael legte das Schwert zur Seit'.
Wohl hielt Deutschland das Eisen wert,
Doch die Feder ist's und nicht das Schwert.
Und wo einst der Donnerer Schweigen errungen,
Reden im Chaos die Menschenzungen.



Und ein Handeln, ein Markten ist's her und hin,
Jeder hascht nach dem eigenen Gewinn,
Stelzen schnallen sie unter den Fuss,
Knechte heischen den Herrengruss,
Herren schweben auf Weihrauchswolke
— Die Fahne, die Fahne, sie fehlt dem Volke!

Läßt, großer Toter, du das geschehn?
Will dein Auge nicht funkelnd herniedersehn?
Daß ein jauchzender Schreck hinfährt durch das Land?
Daß die Nachbarn blaß an des Hauses Wand
Erhorchen der Glocken jubelndes Loben:
Bismarck hat sich vom Schlummer erhoben?

Dann wird aus den tausend Federn von Stahl
Ein Schwert geschweißt als ein mahnendes Mal,
Daß, wenn es sich hebt, der Fremde schweigt —
Und der Deutsche sich gläubig dem Vater neigt,
Weil im eigenen nicht, in des Höheren Namen
Der Richter spricht Recht und der Priester Amen. — —

Und schlossest du, Bismarck, dein Ruhmesblatt,
Nimm einen Deutschen an Sohnes Statt!
Schnall den Küraß ihm um. Dein Herz tu' hinein.
Gieß ihm dein Blut in Mark und Gebein.
Gott will es, Gott will es! Dein Erbe gib weiter!
Führe uns, bismarckscher Fahnenreiter!

Er nahm sie um den Hals. „Das soll erst reifen, Mutter! Wenn es fertig ist, dann bist doch du die erste, die es erfahren und sehen soll.“

In der zweiten Woche begann ihm die Arbeit zu stocken. Die Landkarten des Wildachtales, die er sich beschafft hatte, genügten ihm nur für den Planentwurf im großen, nicht für die Ausarbeitung der Einzelheiten. Die persönliche Erinnerung an die Beschaffenheit des Geländes, das er seit seiner Knabenzeit nicht mehr gesehen hatte, ließ ihn häufig im Stich, und was er aus der Mutter mit unverfänglichen Fragen herausholte, konnte ihm das Fehlende nicht ersetzen. Er mußte hinaus ins Wildachtal, um alles an Ort und Stelle mit eigenen Augen zu sehen.

Anfang September ließ er sich einen zehntägigen Urlaub geben. Als er zur Mutter von Übermüdung sprach, von einer „kleinen Erholungstour in die Berge“, erschrak sie, als wäre ein Unglück über sie hergefallen. Aber dann wachte sie die ganze Nacht, um alles, was Ambros für die Reise nötig hatte, hübsch zu richten und zu packen.

An einem klaren, kühlen Morgen reiste Ambros ab. Er hatte mit der Droschke von seiner Wohnung aus durch eine lange Straße hinzufahren — und sooft er sich umblickte, immer sah er die Mutter noch am Fenster.

Während der Bahnfahrt hatte er kein Auge für die Landschaft. Mit seinen Plänen beschäftigt, suchte er im Bilde der Berge, die langsam näherrückten, nur immer die Kuppe der Großen Not. Endlich unterschied er in der sich entwirrenden Gipfelkette die steile, kahle Zinne. Sie war von der Sonne voll bestrahlt und glänzte in der trockenen Herbstluft wie reines Silber. Diesem Schimmer und Glanze gegenüber erwachte in Ambros plötzlich die Erinnerung an ein Wort des Waldrauschers: „Die große Not hat eine Mutter, und das ist die heiligste Freud!“ Er lachte froh vor sich hin. Betrog ihn da nicht sein Erinnern an die Kinderzeit? Denn der schöne Glanz dort oben sagte ihm das Gegenteil. Die rauschende Macht, die sich von den steinernen Brüsten der Großen Not in das Tal der Menschen niederstürzte, sollte für Ambros die stolze Freude seines Lebens gebären.

In der Endstation seiner Fahrt nahm er sich kaum Zeit, einen Bissen zu genießen. Sein Gepäck übergab er dem Stellwagen und nahm, von der Landkarte geführt, den Überstieg über steile Waldkuppen, um noch bei Tag an die Stätte seiner Arbeit zu gelangen.

Als er von der Paßhöhe den Ausblick über das Wildachtal gewann, schoß ihm alles Blut wie ein heißer Sturz zum Herzen. Die Wiege seines Lebens! Die Heimat! Der Himmel, der über dem Glück seiner Eltern geleuchtet hatte! Das schöne Land seiner Kinderzeit!

Aber es kamen gleich wieder die Gedanken an seine Arbeit. In seiner Mappe skizzierte er den Lauf der Wildach, soweit er den blinkenden Strich des Kiesbettes überblicken konnte, der sich vom Fuße der Berge fast in gerader Linie hintrieb durch das Tal, eine rücksichtslose Straße des Schreckens.

Dann nahm er den Weg ins Tal mit so ungestümer Eile, daß er, in Schweiß gebadet, am Waldsaum und bei den ersten Wiesen anlangte. Er kümmerte sich um kein Haus, um keinen Menschen. Auf dem nächsten Wege wanderte er hinüber gegen den Fuß der Großen Not und gegen den Ausfluß der Wildach aus dem tiefen, dunklen Walde. Es kam ihm nicht der Gedanke: das ist Pfad, den ich einmal schon gegangen bin. Er sah nicht den neubesandeten Reitsteig und sah nicht den verwitterten Pfahl, der eine Tafel mit der aufgefrischten Inschrift trug: „Verbotener Weg.“ Nichts anderes sah er als die weiße Flut des Gerölles, das die Wildach aus den Bergschluchten herausgetragen und über Wiesen und Felder geschüttet hatte. Wie übel mußte das Wasser in den vergangenen Jahren hier gehaust haben! Wie viel an fruchtbarem Boden lag da von totem Gestein übergossen! Fast um das Doppelte war die Kiesstraße des Wildwassers in die Breite gewachsen.

Mit brennendem Gesicht, die Stirn von Schweißperlen glitzernd, mit einem Blutschlag, der ihm herauftobte bis in den Hals, fing Ambros die Arbeit an. Den Lauf der Wildach talab verfolgend, zeichnete er und schrieb und hantierte mit dem Bandmaß. Und gleich die ersten Stunden des Schaffens bestätigten ihm, daß er mit dem ersten Gedanken das Richtige getroffen hatte. Hier im offenen schutzlosen Tal war nichts zu helfen, nichts gegen die Gewalt des Wassers zu erzwingen. Wenn der wachsende Strom zu Hochwasserzeiten hier im Tale schadlos und gebändigt seinen Weg zwischen Dämmen und Faschinenbauten nehmen sollte, mußte aller Schrecken der Wildflut schon gefesselt und bezwungen sein, noch ehe sie hervorbrauste aus den Bergschluchten.

Immer wieder blickte Ambros gegen den breit ansteigenden, von zahlreichen Bachrinnen durchrissenen Forst zurück. Dort oben, in den Klüften der Großen Not und in dem „tiefen dunklen Walde“, hatte er das schwerste Stück seiner Arbeit zu leisten: all diese Bachläufe zu regulieren, die Geröllfänge anzulegen, die große Wehrmauer zu bauen und das riesige Stauwerk einzurichten, aus dem die angesammelten Wasser allmählich und friedsam ihren Abzug nehmen sollten.

Die Sonne war rot geworden, und violette Schatten flossen über die abgemähten Wiesen und über die noch im Halme stehenden Haferfelder hin, als Ambros, müde bis in die Knochen, die Arbeit des ersten Tages einstellte.

Wo sollte er wohnen? Ein Wirtshaus war in der Nähe. Und das wäre ihm für die Arbeit bequem gelegen. Doch es zog ihn zum Unterdorfe. Er wollte, bevor er zur ersten Nacht in der Heimat die Augen schloß, das Haus noch sehen, in dem die Mutter ihn geboren, der Vater noch mit lachendem Leben zu ihm gesprochen hatte.

Vom Kiesbett der Wildach wegschreitend über die Wiesen, kam Ambros zu einem Altwasser, das von der breiten Geröllstraße des Gießbaches nur noch durch einen schmalen, halb versumpften Wiesenstreif getrennt war. Drum erkannte Ambros nicht gleich, wo er sich befand, obwohl der stille, träumerische Bachlauf mit den Weidenstauden und Erlenbüschen sein Bild nur wenig verändert hatte.

Am jenseitigen Ufer des Altwassers kniete ein junges schlankes Mädel im Sand, um Wäsche zu spülen. Im Scheine des Abends sahen die weißen Linnenstücke aus wie purpurne Tücher. Und gelbe und dunkelblaue Lichter schwankten über dem aufgerührten Wasser. Das niedergebeugte Gesicht des Mädchens war nicht zu sehen — gleich einer dicken, schweren Haube lag die Fülle des kupferdunklen Haares um den Kopf herum. Doch als sie über dem Wasser drüben den Schritt vernahm, blickte sie auf. Ein hübsches Gesicht, doch ernst, von trotziger Strenge, in allen Zügen wie versteinert; nur die strahlenden Augen schienen zu leben. Die entblößten Arme in den Sand stützend, blickte sie gleichgültig über das Wasser zu dem fremden Menschen hinüber; dann grüßte sie stumm und nahm die plätschernde Arbeit wieder auf.

Ambros sagte: „Guten Abend!“ Er lüftete den Hut und ging an dem stillen Wasser hin, bis er eine Brücke fand.

Erst in der Dämmerung des Buchenwäldchens, das er durchschreiten mußte, um zur Straße zu kommen, erwachte in ihm das Erinnern.

„War denn das nicht der Platz, wo wir den großen Huchen fingen? Der Tonele und . . .“

Etwas Schönes und Frohes blühte aus der Vergangenheit herauf, ganz umgossen von rotem Glutschein. Dann wurde all dieses Leuchtende grau, und Ambros sah nur noch etwas Glitzerndes im Gras und das zornige Gesicht des Tonele, der sich ärgerte über die Frage: „Warum bist du denn so grob gewesen? Sie hat uns doch geholfen!“

Dieses Mädel am Wasser? Diese Augen? Dieser Kupferglanz im Haar? Und drüben bei der Straße das kleine Haus, in dem vor einundzwanzig Jahren eine Stimme so grell und schmerzvoll geschrien hatte?

Ob diese junge Wäscherin am Bache nicht die Beda war? Das Enkelkind der Wildacherin? Das hilfsbereite Dirnlein, gegen das der Tonele so grob gewesen? Und dieser sonderbare Name? Über diesen Namen hatte sich der kleine, grüblerische Broi stets gewundert, schon damals vor Jahren. Aber niemand sagte dem Knaben, wie es zugegangen war, daß man ein Menschenkind im Dorf auf solch einen wunderlichen Namen taufte — ein Dirnlein auf den Namen eines Mannes! Die junge Mutter hatte sich um den Namen ihres Kindes nicht sorgen können, weil sie bewußtlos im Fieber lag, und als man die Wildacherin fragte, hatte sie in ihrem Zorn gesagt: „Meintwegen taufts es Bankerlaus, mir is alles gleich!" So ließ die Weiserin dem Kinde den Heiligennamen geben, der am Tauftag im Kalender stand. Während der folgenden Nacht verbrannte das Leben der Mutter in Fiebergluten. Und die Weiserin sagte mit ihrer fetten Stimme: „Jetzt hat das arme Madl net einmal erfahren, was ihr Kindl für ein schönen Namen kriegt hat! No, der heilige Beda wird's ihr schon sagen im Himmel droben!" Da schrie die Wildacherin aus ihrem Zorn und Gram heraus: „Sie kommt net auffi!" Dann brach sie zwischen dem Totenbett ihrer Tochter und der Wiegenkiste des Enkelkindes in ein Schluchzen aus, das sich stundenlang nicht stillen wollte. Diese schweren, heißen Tränen waren das Ende ihres Zornes und der Anfang ihrer Liebe.

Aber von diesen Dingen wußte Ambros nichts. In seiner Erinnerung war nur jenes gellende Geschrei, die rote Freude jenes leuchtenden Abends, der glitzernde Huchen im Gras und die Grobheit des Tonele, der doch sonst so gut sein konnte.

Während dieses lächelnden Rückschauens in die Vergangenheit schritt Ambros an einer frisch getünchten, aber mit braun verwitterten Ziegeln gedeckten Mauer hin, die von zierlichen, mit Steinkugeln gekrönten Säulen unterbrochen war. Und da wurde er durch einen feinen, süßen Klang aus seinen Gedanken geweckt. Eine Geige! Noch ein paar Schritte, und Ambros stand vor einem schmiedeisernen Gittertore, das geschlossen war. Zwischen Blumenrabatten und den grünen Wänden gestutzter Bäume zog sich in der sinkenden Dämmerung ein langer, fein besandeter Weg gegen ein weißes Gebäude hin, das halb verschleiert war vom Wasserregen zweier hoch springenden Fontänen.

In Ambros erwachte keine Erinnerung. Und nichts an diesem Bild erschien ihm wundersam und märchenhaft. Er dachte nur: Das Fürstenschlößl! Und die Herrschaften müssen noch hier sein! Denn auf dem Dache der Villa flatterte eine rot und weiß geteilte Fahne. Er wollte weitergehen — und blieb wieder stehen, um diesem zärtlichen Klange zu lauschen. „Das muß eine gute, alte Geige sein! Sonst trüge der Ton nicht so weit." Manchmal erlosch der Klang im Rauschen der Springbrunnen. Jetzt wieder — nein, das Spiel war zu Ende. Etwas Schlankes und Weißes bewegte sich auf der Veranda und verschwand im Hause. Nur noch das leise Geriesel der Fontänen. Und an der Villa erleuchteten sich drei Fenster.

Im kühl werdenden Abend wanderte Ambros die Straße hin und freute sich auf das Wiedersehen mit dem Tonele.

Jetzt stand er vor dem Lahneggerhofe. Der sah genau so aus wie vor fünfzehn Jahren. Nur die Obstbäume waren größer geworden, und der Gemüsegarten war nicht so gut gepflegt wie damals.

Ambros trat in den Hof. Alles still. Und der alte Knecht, der auf der Hausbank hockte, schien bei seiner Pfeife eingenickt.

„Guten Abend! . . . Ist der Toni daheim?"

Der Knecht rückte die Pfeifenspitze aus dem linken Mundwinkel in den rechten. „Wer? . . . Ah so, den Brudern vom Bauern meinen S'? Na! Da müssen S' weit marschieren. Der is seit fünf Jahr in der Fremd."

„Der Toni? In der Fremde? . . . Und die Lahneggerin?"

„Die wird wohl schlafen."

„So früh am Abend?"

„Na! Weil s' krank is. Und kranke Leut schlafen allweil. Weil s' nir Bessers haben."

„. . . Was fehlt der Bäuerin?"

„Ich weiß net. Doktor hat s' kein. Mein, is halt ein alts und ein einschichtigs Leut! Und so viel müd allweil. Und verdrossen über jeden Tag."

Ambros stand eine Weile schweigend. Dann wünschte er gute Nacht und kehrte auf die Straße zurück. Nach dem Krispin zu fragen, das fiel ihm nicht ein. Und ein schmerzendes Gefühl hatte er. Als wäre ihm ein Stück seines Lebens aus dem Herzen herausgerissen.

Er ging zwischen den Häusern und Gärten hin, als hätte das alles für ihn sich verwandelt in eine fremde Welt. Weil der Tonele fehlte.

Im Gasthaus „Zur Post" nahm er Quartier und stillte den Hunger, der sich rührte. Dann trieb es ihn, noch vor der Nacht das Haus zu sehen, in dem er mit Vater und Mutter seine schöne, frohe Kindheit verlebt hatte.

Er mußte weit durch das Dorf hinauswandern. Und es schnürte ihm das Herz zusammen, als im Dunkel das schwarze Dach vor ihm auftauchte, und als er an der Heckenzeile hinging, die das Haus von der Straße trennte.

An dem versperrten Zauntürchen lehnte sich Ambros mit beiden Armen über die Stäbe. Sein Herz hämmerte, und die Augen waren ihm feucht geworden, so daß er all dieses Dunkle wie durch einen trüben Schleier sah.

Der Hofraum leer und still. Am Haus zu ebener Erde alle Räume finster. Nur im oberen Stock zwei Fenster erleuchtet, doch von weißen Gardinen dicht verhüllt, durch die das rötliche Licht nur matt herausquoll.

Ambros fühlte sich von einer Schwermut befallen, die er nicht überwinden konnte. An alles Vergangene dachte er — aber nichts von all dem Frohen wollte sich ihm froh beleben. Alles hatte einen Flor. Er wollte sein Erinnern zwingen, ihm den Vater so zu zeigen, wie er daheim bei den Seinen gewesen war, in der Stube, am Tisch, im Garten. Doch das klammerte sich in ihm fest, daß er den Vater nur immer in der kleinen Kutsche sitzen sah, mit ernstem Gesicht, immer bemüht, den galoppierenden Braunen zu zügeln. Auch die Mutter sah er nicht, wie sie damals gewesen — nur immer so, wie sie jetzt war. Und plötzlich hatte er die Vorstellung, als beugte sich die Mutter dort oben weit zu einem schwarzen Fenster heraus. Ganz dunkel war sie. Und dennoch sah er deutlich die angstvoll erweiterten Augen und diesen heiß suchenden Blick.

Er konnte nicht länger bleiben; es trieb ihn fort. „Was hab ich denn? Herrgott, was hab ich denn nur?" Er schob diese quälende Beklommenheit auf die Luft, die ihm so schwül erschien, als käme ein Gewitter.

Doch die Nacht war kühl. Und der klare Himmel, an dem die Sterne in feinem Feuer zitterten, begann sich zu erhellen.

Noch ehe Ambros zu seiner Herberge kam, lag auf der Straße ein milchiger Schein um ihn her. Die Häuser waren weiß und schwarz. Wie ein lichtes Seidengespinst mit schwarzblauem Muster stiegen die östlichen Berge in den Himmel, über den der Vollmond mit reinem Glanze zur Höhe schwamm. Nur die Große Not und ihre Nachbarzinnen waren noch finster.

Während Ambros, ruhiger in seinem Innern, zu all diesem Hellen und Dunklen emporblickte, war es ihm plötzlich, als hätte er ganz deutlich und dicht an seiner Seite die lachende Stimme des Vaters vernommen: „Mondschein! Mondschein!"

Etwas Heißes und Glückliches durchzitterte das Herz des Sohnes bei diesem erträumten Lachen des Vaters. Alles Bedrückende war von ihm gelöst, alles Vergangene wurde ihm wieder schön und froh. —

Im Wirtshaus hatten sie schon Feierabend gemacht und die Haustür zugesperrt. Ambros mußte lange klopfen, bis ihm geöffnet wurde.

Dann setzte er sich in dem kühlen, muffigen Fremdenstübchen bei offenem Fenster vor die flackernde Kerze und schrieb an die Mutter. Dabei mußte er ein bißchen schwindeln, um den Zweck seiner Reise zu verschleiern.

„Einen lieben, schönen Gruß aus der Heimat! Gelt, Mutterle, da guckst Du!"

Noch auf dem Bahnhofe hätte er sich anders besonnen. Und statt ins Berchtesgadener Ländl zu reisen, hätte es ihn hierher gezogen — „an die Stätte Deines Glückes, unter den Himmel meiner lachenden Kindheit, für die ich Dir und dem Vater dankbar bin mit zärtlichem Herzen."

Zwei Stunden schrieb er. Und um der Mutter willen wurde ihm unter der Feder alles ein anderes, als er es in Wahrheit empfunden hatte. Jeder Satz, den er schrieb, war auf den frohen Traumklang jener letzten Minute im Mondschein gestimmt.

Von seiner Arbeit und seinen Plänen stand in dem Briefe kein Wort. Diesen Apfel sollte die Mutter erst genießen, wenn er reif und köstlich geworden. (Fortsetzung folgt.)

Die Frauen in der italienischen Renaissance.

Von Isolde Kurz.

I.

Die italienische Renaissance war die Zeit der unbegrenzten Möglichkeiten. So sehen wir hier auch die Frau, die zuvor nur eine mehr oder minder wertvolle Sache gewesen, aus der Dumpfheit des Mittelalters zum Gefühl des eigenen Selbst erwachen und sich auf einmal in geistiger Freiheit neben den Mann stellen. Hervorragende Frauen, ja Frauen von unvergänglicher Bedeutung hatte es freilich zu allen Zeiten gegeben, allein sie standen außerhalb ihres Geschlechts und galten als ein Wunder, wenn nicht gar als ein Versehen der Natur. Erst die italienische Renaissance, die in unbedenklichem Jugendmut unter den alten Vorurteilen aufräumte, gab dem Geschlecht als solchem seine Menschenwürde, indem sie die Frau für ein dem Mann ebenbürtiges und wie er mit allseitigen Fähigkeiten ausgerüstetes Wesen erklärte.

Lucrezia Tornabuoni.
Gemälde von Sandro Botticelli im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin.

Man darf diesen Vorgang in nichts mit der heutigen Frauenbewegung vergleichen. Der Ruck geschah völlig instinktiv, ohne Programm noch soziale Tendenzen, denn er ging nicht von ökonomischen Bedingungen, sondern von einem rein idealen Anstoß aus: die unwiderstehliche Geistesströmung, die aus der Wiederentdeckung der antiken Kultur entsprang, hatte auch die Frauenwelt ergriffen. Die klassischen Studien erkannte man für den höchsten Lebenswert, man nannte sie Humanitas, Menschlichkeit, schlechtweg und dachte nicht daran, sie der einen Hälfte der Menschheit vorzuenthalten. Von der Begeisterung des Humanismus hat man heutzutage gar keine Vorstellung. Dieses Neuland, das soeben erst aus den Ruinen der Vorzeit und aus den alten Kodizes ans Licht stieg, glänzte ja noch in seiner ersten, zauberhaften Frische; noch hatten nicht unzählige Schülergenerationen es im Schweiß ihres Angesichts verdrossen abgepflügt, noch führten keine ausgefahrenen Gleise da hinein, ein jedes hatte sich den Weg selbst zu suchen, und um so größer war die aufgewandte persönliche Leidenschaft. Ein neuentdecktes Schriftwerk des Altertums, eine ausgegrabene Statue erregten einen Sturm des Entzückens. Die Frau, von der gleichen Geistestrunkenheit hingerissen, eiferte mit dem Mann in Hingabe an das eine große Interesse. Natürlich ist nicht von der breiten Masse die Rede, die dem noch heute in Italien üblichen System der Mädchenerziehung durch das Kloster treu blieb, aber in den vornehmen Ständen sowie den eigentlichen Gelehrtenkreisen, vor allem in den Herrscherhäusern wurde es Sitte, die Mädchen in den gleichen Lehrfächern wie die Knaben und häufig mit diesen gemeinsam zu unterrichten, so daß ihr Auge von Jugend an für die großen Ausblicke geschärft ward. Wer berufen sei, über Männer zu herrschen, schrieb ein berühmter Humanist an seine fürstliche Schülerin, müsse ihnen an Geist und Kenntnissen gleichstehen, und in den weitesten Kreisen der Gesellschaft war man der Ansicht, daß die Frau den Mann nur dann auf die Dauer zu fesseln vermöge, wenn sie ihm geistig gewachsen sei. Ohnehin war sie durch das stark bewegte Leben zu einer höheren Betonung all ihrer Fähigkeiten aufgerufen. Nicht das bequeme Anschmiegen und Aufgehen in der Persönlichkeit des Mannes erwartete man mehr von ihr, sondern einen eigenen Wesensinhalt und ein persönliches Gepräge. Denn ihr lag es ja ob, ihm Zaum und Zügel anzulegen und das gesetzlose Übermenschentum durch Maß und Harmonie zu binden. So schuf sich diese in der Willkür schwelgende Gesellschaft eine Art von Regulativ aus sich selber, indem sie die Frau über die früher gepflegten negativen Tugenden hinaus in die Sphäre positiver Kräfte und Wirksamkeit drängte und ihr die Mittel gab, dem Manne die Stange zu halten. Es galt nicht einem Wettbewerbe der Geschlechter im heutigen Sinne. Die Frau blieb immer Frau, ihre Domäne der gastliche Herd, ihr Ausdrucksmittel die Konversation und der Briefwechsel mit bedeutenden Persönlichkeiten, sie stand neben dem Manne wie die begeisternde Muse neben dem Künstler, wie die Göttin, die treibt und tröstet, neben dem antiken Heros. Und wenn je die eine oder die andere der Ehe auswich, um sich ganz den Studien oder einer Kunst oder der Ausübung eines öffentlichen Berufes zu widmen, so geschah es nicht zum Broterwerb, sondern aus reiner glühender Begeisterung für die Sache. Aus dieser Lust erwuchs denn gleichzeitig eine

Cassandra Fedele.
Modelliert von Nicolo Fiorentino.

Reihe herrlicher und herrschender Frauenbilder, wie sie die Welt in solcher Anzahl weder vorher noch nachher beisammen sah.

Florenz, das sich mit Recht rühmt, die Wiege der modernen Kultur zu sein, hatte auch auf dem Gebiete der höheren Frauenbildung den Anfang gemacht. Schon gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts läßt ein florentinischer Erzähler bei einem moralphilosophischen Redekampf eine schöne Frau die Palme davontragen und gibt ihr dann den Ausspruch in den Mund: „Wir Frauen von Florenz bestreben uns, im Reden und Handeln selbständige Fortschritte zu machen, damit wir nicht von den Männern hinters Licht geführt werden."

Cassandra Fedele.
Aus J. von Bergamo „De claribus mulieribus".

Auffallend ist es, daß dennoch gerade diese Stadt auch zur Zeit ihrer höchsten Blüte keine ganz überragende Frauengestalt hervorgebracht hat, wenn man etwa von der geistlichen Dichterin Lucrezia Tornabuoni, der Mutter des Lorenzo Magnifico, absieht, die aber doch weit mehr durch ihren großen Sohn als durch eigenes Licht glänzte. Vielleicht hängt dieser Umstand mit dem demokratischen Gleichheitssinn der Bürgerschaft zusammen. Wie es dort für den Mann gefährlich werden konnte, wenn er allzu hoch über seinesgleichen emporstieg, so scheint es auch für die Frau nicht rätlich gewesen zu sein, sich zu sehr auszuzeichnen. Aber ihr gemeinsames Bildungsniveau war jedenfalls das höchste, das je von der Durchschnittsfrau erreicht wurde. Dafür zeugt uns auch die florentinische Malerei, die die vornehme Weiblichkeit am liebsten in ganzen Gruppen und Aufzügen adlig schöner Frauengestalten darstellt, von denen doch keine die übrigen verdunkelt. Die florentinischen Frauen bildeten schon frühe einen einheitlichen Kulturhintergrund für das gewaltige, schöpferische Ringen der Zeit, sie waren würdigende und würdige Zuschauerinnen der größten Geistestaten, während die Römerinnen noch lange für bloße Köchinnen galten und die venezianischen Patrizier ihre Frauen und Töchter in einer fast orientalischen Klausur hielten. Freilich haben beide Städte die Scharte glänzend ausgewetzt: Venedig durfte mit seiner Cassandra Fedele prangen, die schon in zarter Jugend durch eine öffentliche Disputation im Dogenpalast vor den geladenen vornehmen Gästen glänzte und noch als Neunzigjährige vom Senat beauftragt wurde, beim Empfang einer fremden Fürstlichkeit die lateinische Begrüßungsrede zu halten. Ihre Gedichte, einst viel gefeiert, mögen ja den Durchschnitt damaliger poetischer Produktionen nicht wesentlich überschritten haben, aber ihre Persönlichkeit war jedenfalls bedeutend genug, daß der berühmte Dichter-Philologe Angelo Poliziano, der Freund des Lorenzo Magnifico, den beschwerlichen Weg von Florenz nach Venedig nicht scheute, nur um sie zu sehen und mündlichen Austausch mit ihr zu pflegen. Und nach Hause gekommen, wußte er von der eben so schönen wie geistvollen Dichterin solche Wunderdinge zu erzählen, daß auch sein großer Freund und Schutzpatron sich beeilte, mit dem Phänomen in lateinische Korrespondenz zu treten. Rom aber hatte ein Menschenalter später den allergrößten Frauennamen der italienischen Renaissance in die Wagschale zu werfen: Vittoria Colonna. Durch diese edle Römerin, pflegten die Zeitgenossen zu sagen, seien die Musen von ihrem alten Wohnsitz in der Toskana ganz und gar nach Latium gezogen worden.

Elisabetta Gonzaga.
Modelliert von Adriano Fiorentino.

Nirgends jedoch entfaltete sich die weibliche Persönlichkeit freier als in den italienischen Fürstenhäusern. Die kleinen Höfe waren der wahre Herrschersitz des weiblichen Genius. Dort entsprang ihm sein gefeiertstes Kind, die höhere Konversationskunst, die durch das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert in Italien blühte und später in den französischen Salons ihre Fortbildung fand, wo sie zur gespreizten Karikatur entartete, der Molière in seinen „Précieuses ridicules" und den „Femmes savantes" ein heiteres Ende bereitet hat. Von solcher Gefahr blieb das italienische Vorbild schon durch die gefährliche schicksalsvolle Zeit mit ihrem häufigen tragischen Glückswechsel bewahrt, nicht minder durch die angeborene

Elisabetta Gonzaga Herzogin von Urbino.
Gemälde von A. Mantegna in den Uffizien zu Florenz.

Isabella d'Este.
Zeichnung von Leonardo da Vinci in den Uffizien zu Florenz.

Einfachheit und Natürlichkeit des italienischen Geistes, der nicht leicht den Erdboden unter den Füßen verliert.

Wird es jemals in der Welt wieder eine Geselligkeit geben wie die von Urbino, Mantua, Ferrara? Zwei Frauen vor allen waren es, die dort zwischen dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert das Zepter der geselligen Anmut hielten: die edle Elisabetta von Urbino und ihre Schwägerin Isabella d'Este, die entzückende Markgräfin von Mantua. Es war kein leerer Zauber, sondern tiefinnere Lebenskunst, was Literaten und Künstler, Staatsmänner, Kirchenfürsten und vornehme Weltmenschen in die Sphäre dieser beiden Frauen zog. Die feingebildete Elisabetta Gonzaga, die ob ihrer Sittenreinheit von dem leichtfertigen Zeitalter wie eine Heilige verehrt war, erfüllte die Herzogsburg von Urbino mit allen Grazien der beglückendsten Gastfreundschaft. Des Abends, wenn der invalide Herzog, der frühe schlafen ging, sich zurückgezogen hatte, fand sich der Hofstaat und die von allen Seiten zusammengeströmten Gäste in den Gemächern der Herzogin ein, wo musikalische Aufführungen, Tänze, Improvisationen und Gesellschaftsspiele mit der Erzählung heiterer und tragischer Abenteuer und tiefsinnigen Disputationen abwechselten. Unerschöpfliche innere Produktivität der Anwesenden war die Voraussetzung bei diesem geistreichen Spiel, wo ein jedes gezwungen war, sein Bestes auf die leichteste und graziöseste Weise zu geben. Männer und Frauen mußten Phantasie, Witz und Erfindungsgabe jeden Augenblick bereit haben, um je nach der Rolle, die ihnen zugeteilt wurde, zu dem luftigen, vergänglichen Kunstwerk der geselligen Unterhaltung und Erholung beizutragen. Bei einem dieser Gespräche, das zu dem reizenden Buch des Grafen Castiglione „Il Cortigiano" den Anstoß gab, fiel es der Gesellschaft ein, gemeinsam das Idealbild des vollkommenen Kavaliers zu erschaffen, dem alsdann sein weibliches Seitenstück gegenübergestellt wurde. So erfahren wir Nachlebenden aus dem Munde der maßgebenden Gesellschaft selbst, wie jene Zeit sich die Norm der höheren Weiblichkeit dachte. Als höchste Tugenden des Weibes werden gepriesen: ein selbständig entwickelter, in sich ruhender Charakter, der jedem Schicksalswechsel die Stirn zu bieten vermag und den Tod nicht fürchtet; bei freiem Auftreten eine tadellose sittliche Führung und ein gelassener Anstand, der die zarte Grenze des Schicklichen ohne Prüderie zu wahren weiß. In geistiger Ausbildung durfte sie dem vollendeten Manne nicht nachstehen, und hier kam es allerdings beiden Geschlechtern zugute, daß das geistige Gesamtkapital der Menschheit noch nicht so ungeheuer angewachsen war, um sich dem Besitz des einzelnen völlig zu entziehen. Eine Frau, die ihren Dante und Petrarca auswendig wußte, die das als höhere Umgangssprache nötige Latein im Reden und Schreiben beherrschte, auch in der antiken Literatur hinlänglich zu Hause war, um jedes Zitat und jede Anspielung zu verstehen, dabei fertig musizierte, vielleicht noch sang und tanzte und Kennerin der bildenden Künste war — diese Frau umspannte so ziemlich den geistigen Horizont der gebildetsten Gesellschaft. Zog es sie darüber hinaus in die Sphäre der wirklichen Gelehrsamkeit, in theologische und philosophische Studien, so war ihr auch das nicht verwehrt, und sie legte damit nur um so höhere Ehre ein. Nur in der äußeren Erscheinung sollte sie dem Manne so unähnlich wie möglich bleiben. Wie er in seinem ganzen Auftreten die männliche Kraft, so sollte sie im Stehen und Gehen, in Kleidung und Gebaren die Anmut der Weiblichkeit zum Ausdruck bringen, daher an jenem denkwürdigen Abend in Urbino nur eine Frage umstritten blieb: ob es ihr gezieme, an den männlichen Leibesübungen teilzunehmen oder nicht. Allein dieses Problem löste das vielgestaltige Leben selbst durch eine Reihe anmutstrahlender Frauenbilder, die halbe Amazonen waren, ohne von ihren weiblichen Reizen das geringste einzubüßen.

Zu diesen gehörte vor allen die schöne Isabella von Este, die in noch hellerem Lichte glänzt als die ernste Schwägerin von Urbino. In ihr hat das Frauenideal

Eleonora Gonzaga.
Gemälde von Tizian in den Uffizien zu Florenz.

Der Hof der Isabella d'Este Herzogin von Mantua.
Gemälde von Lorenzo Costa im Louvre zu Paris.

der Renaissance seinen vollkommensten Ausdruck gefunden. Wie aus einem heiter ernsten Werke von Shakespeare herausgestiegen mutet diese Erscheinung an, man könnte sie die Schwester der Porzia nennen. Ihr bekanntes Profilbild aus den Uffizien in Florenz, von der Hand des Leonardo da Vinci, mit Rötel umrissen, hält den ganzen Zauber der Unwiderstehlichen fest, neben der, wie einmal eine Freundin an den Markgrafen schrieb, „alle andern Frauen wie ein leeres Nichts erschienen". Man meint ein geistreiches und gütiges Wort um die beweglichen Lippen schweben zu sehen, auf der klaren Stirn thront die unerschütterliche Seelenruhe, die ihr neben freudigem Wagemut eigen war. Von dem glänzenden Hofe von Ferrara hatte Isabella die mit der Muttermilch eingesogene hohe Kultur nach Mantua verpflanzt und ein reiches geistiges Leben um sich her geschaffen wie Elisabetta in Urbino. Aber von den zwei berühmten Frauen war Isabella die talentvollere, beweglichere und vielseitigere, wie sie die schönere und glücklichere war. Sie bezauberte jeden, der in ihre Nähe kam, durch ihren munteren Witz, ihr strahlendes Schwarzauge und das geringelte Goldhaar, aber mehr noch durch ihren wundervollen Gesang, zu dem sie sich selbst mit Geschick auf der Laute begleitete. Im Latein übertraf sie alle andern Frauen und lernte überhaupt mit erstaunlicher Leichtigkeit; die Zeit, wo sie als junges Mädchen die Verse des Virgil und die Briefe des Cicero auswendig hersagte, beglückte den großen Humanisten, der ihr Lehrer war, noch in der Erinnerung. Ebenso wie in der Musik schwelgte sie in der Poesie; aber die Verse, die sie selber schrieb, hielt sie geheim, weil sie dem Lobe der Höflinge mißtraute. An jedem Zeitereignis nahm sie temperamentvollen Anteil, am Widerstand gegen die französische Invasion wie an der Entdeckung Amerikas; sie war die erste, der Ariost den Plan seines großen Gedichts vorlegte; mit echtem Kennerenthusiasmus sammelte sie antike Skulpturen und die Werke der großen zeitgenössischen Meister, für die ihr kein Preis zu hoch war. Zugleich war sie passionierte Reiterin und Jägerin, die sich auch auf ein edles Pferd, einen wohldressierten Jagdhund oder Falken verstand, und ihr Frauenauge wußte ein kunstvoll gefaßtes Juwel oder ein selten schönes Pelzwerk nicht minder zu schätzen. Gleichwohl ging ihr Leben nicht im Genuß auf; sobald die Lage es erfordert, sieht man sie dem ernstesten Geschäft gewachsen. Schon als blutjunge Frau führt sie in Abwesenheit des Gatten die Regierung und nimmt sich mit wahrhaft mütterlicher Umsicht aller Bedürfnisse ihrer Landeskinder an. Als gewiegte Politikerin bewährt sie sich später in schlimmen Tagen selbst dem gefürchteten Cesare Borgia gegenüber. Einen großen Teil des Tages verbrachte sie am Schreibtische, denn die ersten Geister ihrer Zeit strebten nach der Ehre, mit der geistreichen Fürstin in Briefwechsel zu stehen, und die erhaltene Korrespondenz läßt fühlen, wie alles um sie her Wärme und Leben atmete. Isabella d'Este steht nicht nur im Familienleben unübertroffen da als zärtliche Gattin, als Mutter und Erzieherin bedeutender Söhne, ihr gebührt auch der seltenere Ruhm, echter Freundschaft für eine andere Frau fähig gewesen zu sein. In lebenslanger Treue blieb sie der edlen Frau von Urbino verbunden und überließ der Kinderlosen die eigene Tochter Eleonora an Kindes Statt, jene spätere Herzogin von Urbino, deren Jugendreize Tizian in seiner berühmten Bella verewigt hat.

Über Atemübungen und ihre Bedeutung.

Von Prof. Dr. Haug.

Gar manch einer wird zweifelnd die Überschrift lesen und sich dabei denken: Nun, das wird wieder einmal etwas höchst Überflüssiges sein, was uns der da weismachen will. — Gemach! Verehrtester!

Freilich gehört das Atmen zum Allernötigsten und Selbstverständlichsten, was es gibt, und trotz alledem atmen wir fast alle nicht so, wie wir sollten, d. h., wir nutzen unser Atemorgan nicht so aus, wie es zu Nutz und Frommen unseres Körpers, soll er anders gesund und kräftig werden, sein und bleiben, geschehen sollte. Wir alle sind im großen und ganzen — ohne jede Beschönigung — einfach zu faul in der Betätigung des gerade für unseren Körper Allernotwendigsten. Der Städter genügt sich mit einem bißchen Spazierengehen und meint Wunder was zu tun, wenn er während der Ferien oder an einem Sonntage schnell sein Ränzel packt und dann, ohne jede sachgemäße Vorbereitung des Körpers, etliche Berge oder größere Hügel hinaufrast und wieder hinuntertrollt, um körperlich im höchsten Maß erschöpft, geistig auch nicht erfrischt, wieder zu Hause anzulangen. Das ist eine Erholung für Herz und Lunge, wie sie leider so sehr oft nicht zum Besten der Gesundheit gesucht wird. Selbstverständlich soll damit gegen das Bergsteigen und all die Sporte, die den Körper und im besonderen Herz und Lunge kräftigen, nicht das mindeste gesagt sein, bloß vernünftig muß die Sache ausgeführt werden.

Es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß wir unter gewöhnlichen Verhältnissen unsere Lunge gar nicht ausnutzen, daß wir sie zu einem großen Teil brachliegen lassen, und gerade hierdurch wird dem Entstehen von Herz- und Lungenerkrankungen der beste Vorschub geleistet; u. a. muß auf der Hand liegen, daß, je ausgiebiger wir regelmäßig unseren Organismus ventilieren, um so widerstandsfähiger allmählich die sich mehr und mehr durch sich selbst indirekt kräftigenden, unmittelbar verbundenen Organe Herz und Lunge werden müssen.

Unsere Lungenfläche umfaßt, auf eine Geviertoberfläche umgerechnet, ein ganz riesiges Areal, wenn wir uns nur vor Augen halten, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen während einer Minute siebeneinhalber Liter wasserfreie Luft ausgewechselt werden!

Und dieses große Gebiet wird kaum zum dritten Teil für gewöhnlich ausgenutzt, weil wir ausgerechnet gewohnheitsmäßig zu faul zum gehörigen Atmen sind.

Unsere Atmung ist zumeist nur höchst oberflächlich, gerade den absoluten Bedarf zur Lufterneuerung eben deckend, und so muß es naturgemäß im Laufe der Zeit, infolge dieses gewohnheitsmäßigen Mindergebrauchs und der damit verbundenen mangelhaften Durchblutung, zu einer relativen Unterernährung und einem Schwunde allmählich kommen, gerade so wie sich entgegengesetzterweise ein Organ bei sehr starkem Gebrauche vergrößert in all seinen Dimensionen und leistungsfähiger wird.

Es würden lange nicht so viel Menschen an der Lungentuberkulose zugrunde gehen, wenn wir uns so zu atmen gewöhnten, wie es sich gehört. Der Beweis hierfür, daß wir im allgemeinen einfach gewohnheitsmäßig zu träge sind, ist sehr leicht persönlich zu erbringen, und er fällt zusammen mit der Methode der Lungengymnastik, die ich als die allereinfachste, aber, wie ich aus nun langjähriger, reicher Erfahrung versichern kann, auch zugleich als bequemste nur angelegentlichst empfehlen kann. Sie ist, wie gesagt, lächerlich einfach und doch dabei von einschneidendster, umstimmender Wirkung für den Organismus, selbstverständlich aber nur dann, wenn sie ernstlich regelmäßig durchgeführt wird, und das läßt sich überall und bei jedem erreichen, da der Mensch ein großes Gewohnheitstier ist und alles kann, was er nur ernstlich will; aber nur der ernste Wille, nicht bloß der bekannte gute Vorsatz, der nie zur Ausführung kommt, kann das erreichen. Zudem hat die Methode den großen Vorteil, daß sie gar nichts kostet.

Die Ausführung der Atemübungen geschieht nun auf folgende Weise: jeden Abend, ehe man zu Bette geht, stelle man sich womöglich unter das geöffnete Fenster — selbstverständlich ist dies zur wärmeren Jahreszeit immer und insbesondere nach einem luftreinigenden Gewitterregen usw. angezeigt, weniger im Winter, wenigstens an nebeligen Tagen — atme bei völlig geschlossenem Munde so langsam und tief, als es nur überhaupt möglich ist, ein und atme ebenso langsam wieder aus, d. h., man lasse den Brustkorb nach der tiefstmöglichen Einatmung von selbst ohne jeden willkürlichen Druck der Atemmuskeln wieder zusammensinken.

Diese Prozedur wird anfänglich sechs- bis zwölfmal in noch aufrechter Stellung und, wenn wir uns nachher zu Bett begeben haben, in gestreckter Rückenlage noch einmal gerade so oft wiederholt. Wir werden dabei die Beobachtung machen, daß in den ersten Tagen die Lunge und der Brustraum sich noch gar nicht recht voll atmen lassen wollen. Erst im Laufe der nächsten Wochen lassen sich allmählich die Hindernisse, die durch die mangelhafte Übung entstanden waren, nach und nach überwinden, und jetzt können wir ganz deutlich fühlen, wie sich die Luft in die höchsten Spitzen des Brustraumes vordrängt, wie sie den ganzen Brustraum gewaltig und doch dabei spielend ausdehnt. Natürlich ist das nur der Fall da, wo überhaupt noch Ausdehnungsfähigkeit vorhanden ist, wenigstens bis zu gewissem Grade. Später, wenn die Ausdehnungsfähigkeit des Brustkorbes allmählich mehr und mehr zugenommen hat, steht natürlich einer langsamen, allmählichen Vermehrung der Atemzüge nichts im Wege, jedoch ist es immerhin ratsam, nicht gewaltsam die Sache zu betreiben.

Daß ich die Ausführung dieser Atemübungen gerade bei geschlossenem Munde verlange, hat seine triftigen Gründe: erstens soll in den Brustraum nur die gehörig vorgewärmte, mit Wasserdampf genügend gesättigte und von mechanischen und sonstigen Verunreinigungen befreite Luft eindringen, und das kann staublos nur allein auf dem Wege der normalen Nasenatmung geschehen, bei der die Mundhöhle unbedingt geschlossen zu bleiben hat; zweitens, weil wir sofort daraus, daß ein Individuum nicht oder nicht genügend Luft auf dem Wege der Nasenatmung schöpfen kann, ersehen können, daß im Nasen- oder Rachenraum irgendein Hindernis vorhanden sein muß, dessen Behebung im Interesse der normalen Tätigkeit des Organismus nicht verabsäumt werden darf, denn die so als Ersatz für die normale Nasenatmung dienende Mundatmung ist immer von schädigender Rückwirkung auf den Körper.

Und daß ich weiterhin gesagt habe, die Atemübungen sollen gerade am Abend vorgenommen werden, hat seinen triftigen Grund einfach darin, daß die Folgewirkungen dieser methodischen Atmungen sich aussprechen in einer außerordentlich günstigen Beeinflussung des Schlafes. Alle, welche die Maßnahmen so, wie sie angegeben sind, regelmäßig durchführen, erfreuen sich von diesem Zeitpunkt an eines tiefen, natürlichen, rein erquickenden Schlafes, wie ihn eben der Körper braucht, um die durch des Tages Last und Mühe verbrauchten Stoffe zu ersetzen.

Durch eine lange Reihe von Jahren habe ich nunmehr Gelegenheit gehabt, die Wirksamkeit dieser gewiß einfachen Methode wieder und wieder beobachten zu können, und kann nur wieder feststellen, daß es durch sie gelingt, nervös aufgeregten Menschen einen tiefen gesunden Schlaf zu verschaffen — ohne jedes künstliche Beruhigungsmittel — und gerade in

diesem tiefen Schlafe liegt eins der besten Heilmittel für die Allgemeinkrankheit unseres Zeitalters, die Nervosität.

Der Grund dieser Wirkung ist unschwer einzusehen: es wird und muß auf das tagsüber mehr oder weniger stark in Anspruch genommene Körpersystem nur günstig wirken, wenn es jetzt noch, unmittelbar vor dem Schlafe, von einer möglichst großen Menge frischen, sauerstoffreichen, möglichst kohlensäurearmen Blutes zu wiederholten Malen rasch hintereinander durchflossen werden kann. Durch diese tiefen ausgiebigen Atmungen wird das ganze Gefäßsystem des Körpers, speziell noch das des Gehirns, gut reguliert, und dieses gut regulierte Gefäßsystem wird seinerzeit seinen Einfluß ausüben in Form der Einleitung eines tiefen traumlosen Schlafes. Die Wirkung macht sich aber in der Folgezeit nicht nur am Schlafe bemerkbar, auch der ganze Organismus fängt allmählich an, eine bedeutende Änderung aufzuweisen, und zwar nur in günstigster Weise: die vormalige, so oft beklagte chronische Müdigkeit, Abspannung und allgemeine Unlust schwinden mehr und mehr, die Stoffwechselverhältnisse bessern sich in erheblichem Maße, und Hand in Hand mit der größeren Eßlust und besseren Ernährung geht eine Verbesserung der Blutbeschaffenheit, so daß die vormals blassen und bleichen Kinder beginnen, eine frische Hautfarbe zu bekommen, lebendig und frisch in körperlicher und geistiger Beziehung werden. Daß natürlich auch das Nervensystem gerade so günstig beeinflußt wird, ist überflüssig, noch weiter zu betonen. Ebenso sei nur noch nebenbei gesagt, daß der Einfluß auf anderweitige Organerkrankungen, namentlich des Herzens, sehr erheblich günstig sein wird.

Und nun kommt aber noch eins, und zwar nicht das Unwichtigste. In keinem Alter wohl sind die Gefahren der erblichen tuberkulösen Belastung und auch nicht viel weniger der frischen tuberkulösen Infektion größer als in dem des Beginnes der körperlichen Entwicklung und bald nach deren Erreichung. Und da kann es wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß es auf einen derartigen, gewissermaßen jederzeit in Gefahr schwebenden jugendlichen Organismus nur günstig wirken kann und muß, wenn er die am meisten gefährdeten und bedrohten Organe, die Lungen, nach allen Möglichkeiten zu kräftigen sucht, und das geschieht eben durch die Atemübungen. Denn je freier und tiefer sich die Lunge bewegen kann, um so weniger werden die einen Ort des geringsten Widerstandes so leicht bildenden Spitzendämpfungen — teilweise sicher nur das Erzeugnis einer mangelhaften Tätigkeit und einer Untätigkeit Platz greifen können. Also zur Verhütung der Schwindsucht dient diese so einfache Lungengymnastik auch.

Und zu all dem gehört gar nichts anderes als der gute Wille und eine eiserne Konsequenz; an dem ersteren fehlt es ja selten, aber die letztere ist es, die der angeborenen Gleichgültigkeit so vieler unserer Mitmenschen widerstrebt, und so kommt es, daß man wohl den guten Vorsatz faßt, aber seine regelmäßige Ausführung wieder vergißt, zumal es ja gar keine Schmerzen oder irgend etwas Ähnliches gibt, das einem die Ausführung aufzwingt. Jeder aber, der sich entschließt, mit diesem schädlichen Schlendrian zu brechen, wird von den Folgen und Erfolgen nur im höchsten Maße befriedigt sein, aber nur, wenn die Übungen längere Zeit anhaltend gemacht worden waren.

Das Kreuz im Venn.

(Schluß.)

Roman von Clara Viebig.

Joseph ging zu seinem Sessel und ließ sich da nieder. Das Feuer war im Verglimmen, schon wurde es kalt in der Stube; er warf neuen Torf auf und stocherte im Ofenloch, bis die Glut sich neu entfachte. So würde er sitzen und wachen die ganze Nacht, dem Knacken und Knistern im Ofen lauschend, bis alles ausgebrannt war und leer, bis im Morgengrauen der Sturm sich legte und es ruhig über den Tannen ward.

Er stützte den Kopf, er war ihm schwer, und er fühlte ein Beben in den Knien. Das war doch noch über seine Kraft gegangen, dieser Schrecken. Aber er dachte jetzt nicht weiter über sich nach, er dachte an den Elenden in seiner Küche. Was sollte er mit dem armen Kerl anfangen?

Allerlei phantastische Pläne tauchten in Joseph auf; wenn er den nun morgen bis zur Grenze führte, dem noch Geld gab, daß er sich drüben forthelfen konnte? Ach, der war ja viel zu kaputt, der kam nicht mehr weiter. Und er selber war auch noch nicht stark genug, sich durch die Wildnis des Grenztals durchzuarbeiten — vor allem, er kannte den Weg ja nicht. Es würde nur ein Irregehen zu zweien werden. Bäreb würde sich schon eher zurechtfinden, sie hatte den Instinkt der Vennbewohner, aber konnte er sie allein mit dem Sträfling schicken? Der Kerl hatte ein Gebiß wie ein Wolf und grünliche, unstete Raubtieraugen.

Joseph lauschte nach der Küche hinüber; er ging noch einmal auf den Flur und legte sein Ohr an die Küchentür; drinnen alles still. Nein, jetzt ein Stöhnen, und dann ein Husten, so heftig und erschütternd, daß es zwischen den Wänden dumpf hallte.

Zwei-, dreimal noch in dieser Nacht lauschte Joseph so an der Küchentür. Immer noch drinnen das Stöhnen; endlich ein Schnarchen, rasselnd und raspelnd wie eine Säge, die durch widerstrebendes Material sich schwer durcharbeitet. Also jetzt schlief er wenigstens!

Mit einem Gefühl der Erleichterung taumelte Joseph in die Stube zurück. Auch er war todmüde, aber Frostschauer rüttelten ihn beim erlöschenden Feuer, seine erregten Nerven ließen ihn nicht zur Ruhe kommen.

Endlich mußte Joseph eingeschlafen sein. Träumte er noch, oder war er schon wach? War das nicht Simon Bräuers Stimme?!

„Hela, holla, aufgemacht!" Mit kräftiger Faust wurde gegen die Tür gepocht. Das ging durchs Haus wie ein Donnerschlag.

Joseph fuhr auf, so rasch es seine im Sitzen steif gewordenen Glieder zuließen — das galt seinem Schützlinge! Man war dem auf der Spur! Er stürzte auf den Flur, die Küchentür lag weit in den Angeln zurück. Beim Herd die zerwühlte Strohschütte, die hastig abgeworfene Decke. Ein Zugwind fuhr wie ein Messer durchs offenstehende Küchenfensterchen, klappte mit der Tür und winselte im Hause — die Küche war leer. Der Sträfling fort durchs Fensterchen, nach der Rückseite zu entwichen. Joseph glaubte noch das Rascheln im dürren Laube der Hecke zu hören, ein Brechen im Astwerk — oder war es der Wind, der sich neu wieder aufmachte?

Simon Bräuer suchte den ihm seit vorgestern abend abhanden gekommenen Sträfling. Er fluchte. Da war es noch schönes Wetter gewesen, die Kerls hatten alle ruhig auf dem Venn gearbeitet — der vermaledeite Halunke auch — er war dessen so sicher gewesen, er hatte ihn ruhig sich entfernen lassen, ein wenig abseits gehen von den anderen.

„Ich denk, der muß mal austreten, laß ihn! Ich seh ihn hinter den Busch jehen, den Schweinigel, den Halunken! Er kömmt lang nit wieder vor. Wo bleibt er? Ich ruf, ich schrei — kein Jakobs. Zum Donnerwetter noch mal, legt sich das faule Luder hin und läßt sich die Sonne auf den Buckel scheinen! Es war Abendsonn', schon wärmlich.

Ich steig hinter den Busch — mein Jakobs nit da — wo? Ich kuck mich rasch um. Da kommt die kleine Huesgen aus den Tannen hinter der Ley heraus, sie singt und sucht von den gelben Blumen. ‚Haste 'ne Kerl jesehn? War der hier?' Da nickt sie und winkt mit dem Kopf nach'm offnen Venn. Und da seh ich ihn noch laufen. Aber der war lang' fort, eh' ich anlegen konnt. In der Nacht war ja nix mehr zu machen. Aber ich krieg ihn doch, da is mir nit bang!" Simon Bräuer stieß einen greulichen Fluch aus. „Seit jestern hab ich die Spur — in der Schonung hat der Lauskerl jelegen — 'rüber is er noch nit. Dem werden die Kaldaunen schon so zusammenjeschnurrt sein, dat de froh is, wieder unterzukriechen bei Wasser und Brot!"

So viele Worte hintereinander hatte Joseph noch nie von dem Aufseher zu hören bekommen. Der Mann war erregt, man sah's an seinen blitzartig umherfahrenden scharfen Blicken und einem Zucken der Muskeln im sonst so eisernen Gesicht. Er schien ganz allein zu sein?! Es wunderte Joseph, keinen Gendarm bei ihm zu sehen. „Sind Sie denn allein?" fragte er zögernd. Ah, vielleicht war es dann doch möglich, daß der arme Teufel entkam!

„Janz allein!" Bräuer lachte auf. „Denken Sie vielleicht, ich bin bang? Wenn ihn einer kriegt, krieg ich ihn. Un ich werd mich doch nit so blamieren!"

Die Zähne zusammenbeißend, knurrte er böse. Und dann, die Blicke umherschießen lassend, schrie er plötzlich auf: „Wer hat denn da jenächtigt? Was ist denn das?"

Vergebens hatte Joseph versucht, ihm den Blick in die Küche zu versperren. Der viel größere Mann guckte ihm über die Schulter weg.

Mit einem mächtigen Schritt war der Aufseher in der Küche, mit einem zweiten bei der Lagerstatt, mit einem dritten beim Fenster; ein Blick genügte ihm, da hing ja noch ein Fetzen, und das Gefüge der Hecke zeigte deutlich den Durchbruch! „So," sagte er eiskalt und maß den Erschrockenen mit durchbohrendem Blicke, „Sie haben ihm Unterschlupf jejeben, diese Nacht, Sie . . ."

Joseph wollte ihn unterbrechen, etwas sagen von „krank", von „entsetzlichem Zustande, dem er sein Mitleid nicht habe versagen können", aber Bräuer schnitt ihm die Rede ab: „Ich versteh, versteh, Sie sind 'ne Mensch — aber ich bin 'ne Aufseher. Kommen Sie 'mal mit! Wo zu is er denn?"

Er nötigte Joseph vors Haus, er ließ ihm kaum Zeit, sich Mantel und Kappe herzulangen; sie standen gleich draußen auf dem Wiesenplan, aber in welcher Richtung der Flüchtige gelaufen war, davon hatte Joseph keine Ahnung. Wahrscheinlich dem Grenzbach zu!

Der Aufseher rannte wie ein flüchtiger Hirsch, er machte weite Sätze, Joseph vermochte nicht, ihm zu folgen, obgleich auch ihn die Aufregung vorwärts trieb und seine Kräfte verdoppelte.

Es war eine wilde Jagd über den Wiesenplan, zwischen den Tannen durch und dann durch Gestrüpp und Geröll, über gestürzte Baumstämme, durch vermoorte Wasserläufe, immer abwärts zum Grenztal.

Da war ja Blut! Eine rote Lache auf schwarzem Grunde. Joseph stutzte, war hier ein Wild getroffen worden?

Ein Grausen überkam ihn, er rief nach dem Aufseher; der war schon weit vor ihm, er sah ihn nicht mehr. Keine Antwort wurde ihm. Er rannte wieder und sah sich dabei scheu um, wo hetzte jetzt der Unglückliche hin, ohne Schuhe, nur in Strümpfen, und ohne Rock? Wo würde ihn der Aufseher fassen? Wenn er hier, bei ihm, durchs Gebüsch bräche, er würde ihn ruhig laufen lassen, ihn nicht halten. Joseph wußte nicht, was er eigentlich wünschen sollte. Sicher war der Rotkopf der beste Bruder nicht — eine Galgenphysiognomie — aber hatte er, Joseph Schmölder, denn das Recht, auf den herabzusehen? Der war ein Verbrecher, in der Tat, weiß Gott, was der schon alles Böses getan hatte. Aber er, Joseph Schmölder, er hatte auch eine Schlechtigkeit begehen wollen. Wäre nicht der Flüchtling dazwischen gekommen — wer weiß! Es war Joseph, als wäre er dem armen Kerl gewissermaßen Dank schuldig. Und doch — durfte man, als dem Gesetz untertan, einem entlaufenen Sträfling Vorschub leisten?

Nach Atem ringend, stand Joseph einen Augenblick unschlüssig. Da wurde ihm schon die Antwort auf sein grübelndes Fragen. Ein Schuß krachte plötzlich schreckhaft laut durch die Stille des Venns, lang nachrollend in einem furchtbaren Echo.

„Bräuer!" Joseph schrie auf. O, diese Menschenjagd! Hatte er ihn getroffen — erschossen?

„Bräuer! Bräuer!"

Laut schrie Joseph nach dem Aufseher. Er rannte umher, bald zur Rechten, bald zur Linken. Wo waren sie? Wo war der Bräuer, wo der Erschossene?

„Holla!" Des Aufsehers starke Stimme wies ihn zurecht. Nun war er bei ihnen. Da stand der Aufseher, stark aufrecht, unten im Grund, um ihn vermodertes Holz, wildes Gestrüpp, Sumpf, Felsgeröll, Steine, so groß wie Hütten, vom schmelzenden Wildwasser rundgewaschen, und zwischen ihnen noch übriggebliebener schmutziger Schnee. Der Flüchtling lag am Boden.

„Bräuer, um Gottes willen, Bräuer!"

„Beruhigen Sie sich!" Der Aufseher zog die Mundwinkel herab in einem spöttisch verächtlichen Lächeln. „Dat war nur 'ne Schreckschuß. Wo werd' ich denn! Dem is nix jeschehn!" Er bückte den Kopf ein wenig zu dem am Boden Liegenden hinunter und gab ihm einen Rippenstoß mit dem Fuß. „Steh auf, mein Sohn! So, du verfluchtes Aas, nu heißt et, wieder heimjehn. Haste dich drücken wollen? Wart' du! Marsch!" Mit der verkehrten Hand wischte sich der Aufseher die Tropfen von der Stirn. Das hatte doch Schweiß gekostet.

Aber der Sträfling stand nicht auf; er lag mit keuchender Brust platt auf dem Rücken, sein Mund war offen, blutiger Schaum kam ihm über die Lippen, mit einer seltsamen Glasigkeit stierten seine Augen zum Himmel.

„Willste wohl? Marsch, vorwärts, zu—rrück!" Der Aufseher riß ihn auf.

Aber kaum stand der schlotternde Mensch auf den Füßen, so fiel er auch schon wieder nieder und umklammerte des Aufsehers Knie. Er röchelte. „Barmherzigkeit, nit dahin — haben Se Barmherzigkeit, nur nit dahin!" Er streckte den zitternden Finger in der Richtung der Strafkolonie. „Nit zurück, überall hin, nur nit dahin!"

„Jawohl, arbeiten möchste nit, da heißt et, jearbeit', du faules Luder! Mach kein' Fisematenten, du hast mich jenug veriert. Voran!" Der starke Mann riß den schwachen wieder auf und stieß ihn vor sich her.

Aber mit ungeahnter Kraft widersetzte sich der Rotkopf. Er warf sich wieder lang hin und schlug die Hände wie Krallen ins nasse Moos. „Ich will nit, ich will nit", heulte er. Es klang wie das Brüllen eines Tieres. „Aufseher, Barmherzigkeit — Herr Aufseher, überall — über — all — dat Mädchen — dat kleine Mädchen — huh — ich — überall — ich — über—a . . ."

Die Worte waren nicht mehr verständlich, sie gingen unter in Schluchzen und Ächzen und Husten und Heulen.

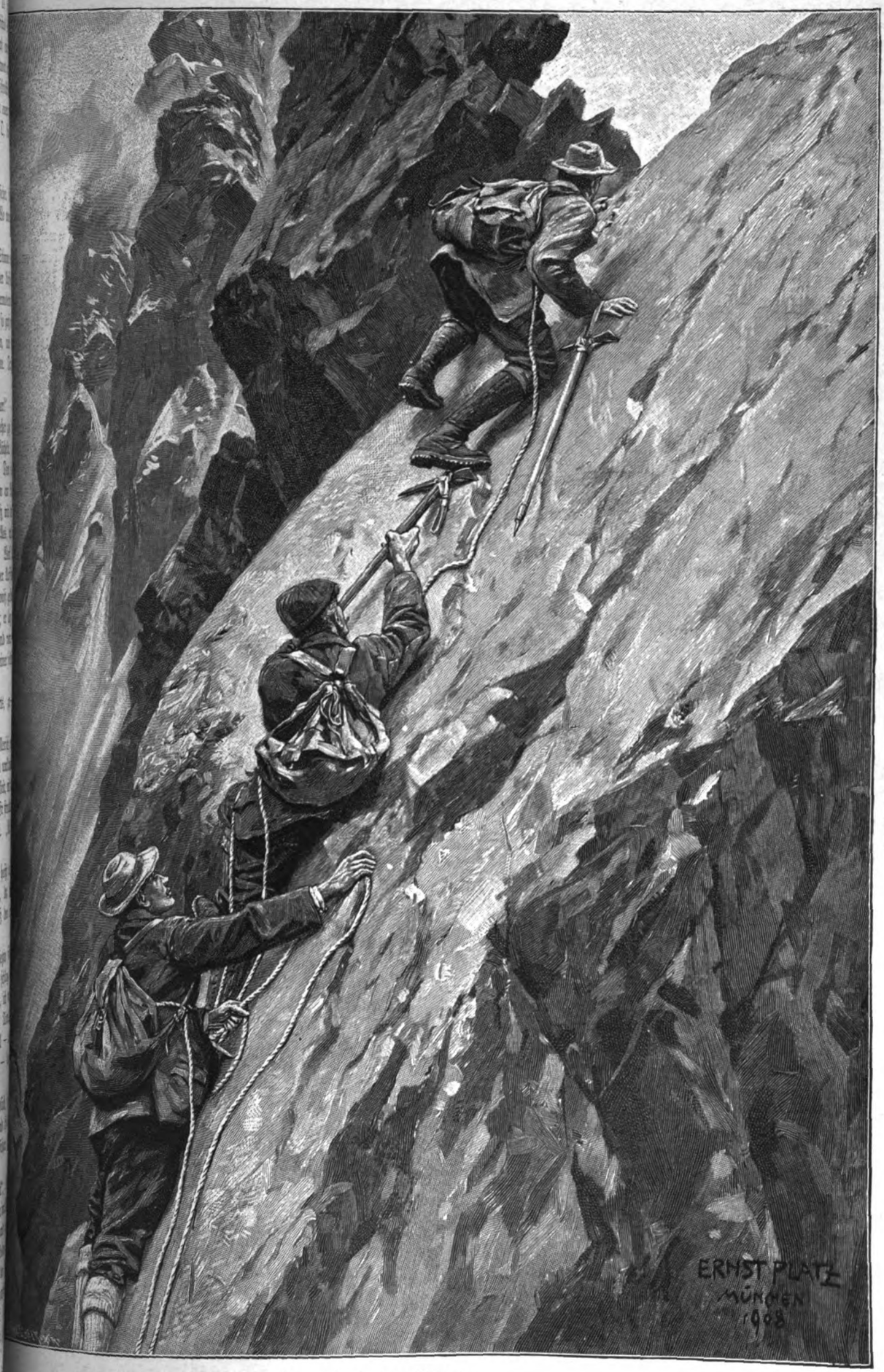
Die Stirn krausend, stand der Aufseher. Er war blaß geworden.

„Ich sage es Ihnen ja, er ist krank", flüsterte Joseph.

Finster starrte der Mann auf den andern im Moose. Er nickte nachdenklich und wischte sich mit der Hand über die Stirn. Und dann beugte er sich tiefer zu dem am Boden Liegenden hinunter und klopfte ihm mit der Hand auf den Rücken. „So, nu komm, Rotfuchs, komm, du mußt jetzt aufstehn. Aber ich versprech dir, du kömmst nach Aachen zurück. Ich versprech et dir, jleich nach Aachen, hinter die Mauern, jleich. Brauchst keine Angst mehr zu haben. So, nu komm!"

Da stand der Sträfling gehorsam auf. Sie nahmen ihn zwischen sich, aber sie mußten ihn führen. Er konnte nicht mehr allein gehen.

* * *



Eine schwierige Platte.
Guasch von Ernst Platz.

Langsam fuhr der Wagen von der Fangeuse fort nach der Chaussee zu; es spritzte der Morast um die Räder, es schwankte das hohe Gestell im schwammigen Moor, aber man konnte doch jetzt schon durch mit dem Jagdwagen. Und Joseph war auch so weit, daß er, in Decken verpackt, darauf sitzen konnte. Der Schluß des Märzes hatte ihm noch einen bösen Rückfall gebracht. Nun war der April da, ein lichter Himmel spannte sich übers Vennland, aber wo anders würde der noch lichter sein, und Joseph sehnte sich fortzukommen. An die Riviera.

„Das is janz das Rechte für dich. Immer Sonne, mehr Menschen, allerlei zu sehen, Musik, schöne Bilder, Jondelfahrten, da kömmste auf andere Jedanken", sagte Heinrich herzlich. Und Joseph nickte dazu mit halb wehmütigem, halb hoffnungsfreudigem Lächeln, ja, da konnte Heinrich wohl recht haben. Nur fort von der Fangeuse! Es litt ihn nicht mehr da, der Abschluß war zu schrecklich gewesen. Und ihn grauste auch, wenn er an die Tage der Schnee-Einsamkeit zurückdachte. Und doch wurde ihm das Scheiden schwer.

Bäreb stand vor der Tür, Abschied nehmend am Wagen; sie sollte noch erst forträumen, alles zuschließen und verwahren, dann ging auch sie fort, hinunter nach Heckenbroich, und die Schlüssel schickte sie dann dem Herrn Schmölder.

Sie weinte; mit der freien Linken hielt sie sich die Schürze vors Gesicht, ihre Rechte hatte sie zum Wagen hinaufgereicht, sie ruhte in Josephs Hand.

Er drückte sie ihr krampfhaft. „Leb' wohl, Bäreb!"

Sie schluchzte laut. Jesus Maria, ach, es wurde ihr doch so arg schwer, fortzugehen vom Herrn Joseph, von der Fangeuse, wo sie so gute, ach, so sehr gute Tage gehabt hatte! Die ganze Nacht schon hatte sie mit Weinen verbracht. Es hatte sie immer noch wie ein Traum gedünkt, wie ein recht böser, daß sie nun weg sollte von hier; aber nun mußte sie es ja glauben, es war wirklich Ernst. Das Schluchzen sprengte ihr fast die Kehle, es erschütterte ihre ganze Gestalt.

In Josephs Gesicht zuckte es. „Bäreb, wein' doch nicht so! Bäreb, sieh mich doch noch mal an! Willst du mir denn nicht ordentlich Adieu sagen, Bäreb?"

„Adjüs", sagte sie halb erstickt. Aber ihr Gesicht ließ sie nicht sehen, sie preßte nur noch fester die Schürze dagegen; die war schon ganz naßgeweint.

„No, no, Mädchen!" Heinrich Schmölder beugte sich über den Wagenrand und klopfte der Schluchzenden gutmütig den Rücken. So ein hübsches Mädchen, und so anhänglich! Er war ordentlich gerührt. „Still, bis still, Kind! Warste denn so arg jern hier oben?"

Sie nickte krampfhaft.

„No", sagte der Fabrikant und schmunzelte; es war ihm plötzlich eine praktische Idee gekommen, die er auch auszuführen gedachte. Wenn die so arg gern hier oben war, dann konnte ihr ja geholfen werden, und zugleich ihm! Tüchtig war sie, und es würde nett sein, in den Jagdtagen ein so allerliebstes Gesicht um sich zu sehen! „Weißte wat, Bäreb," sagte er vertraulich, „ich weiß 'ne jute Ausweg. Ich engagier 'ne jungen Förster für hier. Ich hab ja nu doch noch die Jemeindejagd zujekriegt — äh, et jeht mir jetzt doch so viel Jeld drauf, da will ich wenigstens auch mein Pläsier haben. Un den junge Förster, den heiratst du. Wat, Bäreb?!"

Nun ließ sie doch die Schürze vom Gesicht sinken. Ihre nassen, rotgeweinten Augen hoben sich fragend auf. „Is dat Euch Ernst, Herr?"

„No, natürlich, mein Wort!"

Da lächelte sie ein bißchen. Ein Erröten huschte über ihre blassen Wangen, sie flüsterte verschämt: „Wenn Ihr eso jut sein wollt, Herr Schmölder!"

Die Pferde ruckten an, der Kutscher konnte sie nicht länger halten, sie wollten fort von der zugigen Höhe, heim in den warmen Stall.

Ein Zungenschlag, ein Peitschenknall — zurück blieb die Fangeuse.

Solange man sie sehen konnte, so lange wandte sich auch Joseph noch um. Da stand noch immer die Bäreb; hinter ihr die Hecke, versunken dahinter das Häuschen, und über allem ragend die Tannen.

Lebe wohl, Bäreb! Joseph sah ihr Kleid noch flattern, sie schirmte die Augen mit der Hand gegen die Weite und sah ihm nach. Er winkte: „Adieu, adieu!"

„Adjüs!" Das war ein heller und kräftiger Ruf. Jetzt riß sie die Schürze ab und ließ sie wehen. Wie eine lustige Flagge wimpelte das gestreifte Weiß und Rot.

Und nun kam eine Biegung, ein Erdwall, und nun war alles weg, die Idylle weg, nichts da als das große, öde, gewaltige Venn. Der flüchtige Sonnenblick war schon verschwunden, und es schauerte Joseph auch heute am Frühlingstage.

„Frierst du?" fragte der Vetter besorgt.

Joseph gab keine Antwort. Was sollte er sagen? Heinrich würde ihn ja doch wohl nicht verstehen, und er traute es sich auch gar nicht zu, sich klar genug auszudrücken. Es fror ihn ja nicht nur körperlich, es fror ihm die Seele. Seine Blicke irrten umher — wie viel Schweiß, wie viel Lebenskraft verlangte dieser Boden! Und würde er denn überhaupt je von schwarzem Moorlande sich zu hellerem Gefilde wandeln? Die auf ihm arbeiteten, an ihm arbeiteten, waren Unfreie, Gebundene! Josephs Gedanken glitten schnell von den Häftlingen der Strafkolonie hin zu dem König von Heckenbroich: auch der war unfrei, ein Gebundener trotz allem!

Da lag ja die Strafkolonie! Der Tag wurde grauer und grauer. Düsterer denn je dünkte Joseph heute das einsame Haus, selbst das Rot des Daches schrie heute nicht hell, und niemand war draußen zu erblicken. Joseph seufzte, aber zugleich war es ein Aufatmen: Gott sei Dank, so bald würde er das nicht wieder sehen!

Noch ragte das Kreuz der Marienley schwarz auf aus den schwarzen Tannen. Alles so düster, so schwer. Der Kutscher peitschte die Pferde. Rasch rollte der Wagen voran, und immer rascher hinab zum Tale.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aus dem Hause der Strafkolonie kamen jetzt langsam Gestalten heraus. Sie standen draußen herum mit gesenkten Köpfen, die Mützen in den Händen.

Und dann erschien Bräuer, ein zweiter Mann mit einem Karabiner neben ihm; sie schlossen den Stall auf, darin Holz und Torf verwahrt wurde — und heute noch etwas anderes.

„Voran!" sagte Bräuer. Er hatte eigentlich nicht mehr zu kommandieren, neben ihm war der Neue, der von morgen ab allein hier zu gebieten hatte, aber sie sahen doch alle nur nach ihm.

Vier traten heran, sie spuckten in die Hände, und dann hoben sie den Sarg, der auf ein paar zusammengebundenen Fichtenstämmchen im Stalle stand. Leise zählte einer: „Eins, zwei, drei, hebt — auf!" Schwer war die enge Tannenlade doch, wer hätte gedacht, daß der Jakobs noch so ein Gewicht haben könnte!

Mit zusammengebissenen Zähnen gingen die Träger, hinter ihnen zu zwei und zwei die übrige Schar. Sie folgten alle dem Sarge; zuletzt die beiden Aufseher.

Der Neue hätte den Gang gern benutzt, um sich noch über manches zu informieren, aber Bräuer blieb hartnäckig stumm. Er hielt die Hände vor sich gefaltet, wie die Sträflinge auch taten; manch einer von ihnen hatte einen Rosenkranz vorgesucht, nun rollten die Perlen.

Das Kreuz, das sonst vor dem Sarge hergetragen wird, hatten sie nicht. Aber der alte Schleichert hatte eins geschnitten und zusammengebunden aus glatten Stöcken; nun ging er damit voran, ernsthaft und andächtig. Es war ihm arg; ohne Beichte und Absolution, ohne noch versehen worden zu sein, war der Junge gestorben. Aber sie hatten ihn gefunden im Schlafsaal, tot im Bett, als das Morgenrot sie aus festem Schlafe schreckte. Sie hatten gar kein Röcheln ge-

hört. Weiß und starr lag der Rotfuchs schon, die Hände hielt er ins Stroh gekrampft, wie Borsten standen ihm die Haare, und die härene Decke war mit Blut bespien. Einen Priester hatte man nicht mehr holen können.

Der Landstreicher hatte ihm rasch noch die eisigen Hände ineinander gefaltet; er hatte kein Kruzifix gehabt und auch keine geweihte Kerze, er hatte nur das Kreuzeszeichen über ihn machen können, und dann war er an der Bettstatt niedergekniet und hatte laut zu beten angefangen. Was ihm gerade einfiel. Und wenn er ein Stück nicht weiter wußte, fing er wieder von vorne damit an.

Die anderen hatten lachen wollen über den alten Paternapgacker, was fiel dem denn ein, so zu paternollen?! Aber dann hatte es sie doch gepackt: der Tod war unter ihnen — wer weiß, an wen es nun kam! . . .

Sie beteten emsig. Hoch hielt der Alte das Kreuz, sein stoppliges Gesicht schielte nach oben:

„Herr, erbarme dich unser,
Christus, erbarme dich unser!"

Als Echo wiederholte der Chor:

„Herr, erbarme dich unser,
Christus, erbarme dich unser!"

„Gegrüßet seist du, Maria, Gebenedeite unter den Weibern!"
„Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns, jetzt und in der Stunde unseres Todes!"
„Amen!"

„Amen!" murmelte auch Simon Bräuer; er senkte den Kopf, nun war es aus! Morgen um die Zeit war er weit von hier. Bald bei dem Thereschen! Aber keine Freude kam darob in sein Herz. Tief hing er den Kopf — vor ihm trottete die Herde, er kam sich vor wie ein Fahnenflüchtiger. Und doch, er mußte gehen! Einen raschen, scheuen Blick warf er nach dem Sarge, der vor ihnen allen herschwankte, und dann senkte er den Kopf noch tiefer, vielleicht, daß er wiederkam, wenn sie mitkam, wenn er ein Haus für sie gebaut kriegte, nicht allzu weit ab, und wenn es ihr gefiel — dann vielleicht! Vielleicht?!

Langsam rückte der Zug voran. Die Träger wechselten häufig; es war ein schweres Gehen mit der Last durchs struppige Vennkraut. Nur der Schleichert verstärkte bei jedem Windstoß, der über die Fläche fauchte, seinen betenden Ton:

„Rette, o Herr, seine Seele!"

Und die anderen verstärkten den ihren auch.
Weithin streute der Wind das betende Murmeln:

„Laß ihn ruhen in Frieden!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

An der Grenze von Heckenbroich stand der Bürgermeister, er sah den Zug kommen und hörte das Beten. Recht so! Er nahm den Hut ab, als sie vorüberzogen, Mann bei Mann, zu zweien und zweien, ein sich windender Wurm, der hinkroch durch den finsteren Tag nach dem Kirchhofe von Heckenbroich.

„Herr, gib ihm die ewige Ruh!" betete der Alte.

Die anderen beteten nach: „Und das ewige Licht leuchte ihm!"

„Uns allen!" flüsterte Leykuhlen und bekreuzigte sich. Er neigte sich tief.

Sie waren vorüber. Aber hinter ihnen ragte das Kreuz der Ley, jetzt das einzig Ragende auf der weiten Fläche, das Wahrzeichen im schwarzen Lande.

Drei Bismarckenkel. (Zu den nebenstehenden Bildnissen.) Friedrichsruh, der alte Heldenhort im Sachsenwald, ist heute ein lieblicher Kinderhort. Das deutsche Gemüt, das stets kinderliebend war, hätte es gewiß sehr schmerzlich berührt, wenn gleich Goethes, Beethovens und Luthers Stamm auch Bismarcks Geschlecht für immer verstummt wäre. Als ich 1891 bald nach Weihnachten dort war, hatte die Fürstin Johanna den Christbaum noch einmal angezündet, eine schmucklose Edeltanne, deren Grün nur von wenigen weißen Wachskerzen durchschimmert war. So glänzen auch jetzt wieder aus dem ehrwürdigen Dunkel des fast achthundertjährigen Adelsgeschlechts der Bismarck fünf junge leuchtende Lebensflammen in die deutsche Zukunft! Kinder geben einem Hause immer etwas Heiliges und Tröstliches. Im Sachsenwalde wachsen unter der sorgfältig mütterlichen Obhut der Fürstin Herbert zwei Töchter und drei Söhne heran: Otto, Gottfried und Albrecht! Otto ist am 25. September 1897 zu Schönhausen geboren. Ein hübsches Spiel des Zufalls wollte es, daß an dem gleichen Tage der große Kreuzer „Fürst Bismarck" vom Stapel lief. Die Schiffstaufe sollte die junge Mutter vollziehen, an deren Stelle Bismarcks geliebte Tochter Marie das schöne Schiff taufte. Der Alt-Kanzler war über die Geburt des ersten „Schönhausener" Enkels überglücklich, er konnte ihn in Friedrichsruh selbst noch auf den Armen wiegen. Aber schon wenige Monate später erloschen über diesem neuen Lebenslichte der Glanz seiner alten Heldenaugen. Die Erziehung dieses Enkels ist in die Hände eines von Vaterlandsliebe tief erfüllten mecklenburgischen Pastorsohnes gelegt worden. Später soll Otto, der kürzlich die Prüfung für die Quinta „sehr gut" bestand, einem Gymnasium anvertraut werden. Dann wird er, wie einst sein Großvater, hoffentlich ein fröhlicher Student werden. Unendlich rührend ist seine Liebe zu seiner Mutter und den Geschwistern, die wiederum alle herzlich an ihm hängen. Der großen Neigung des Knaben für das Klavierspiel wird sorgfältig nachgegeben, so daß er auch darin erfreuliche Fortschritte macht. Auch für alle Sportübungen, besonders für einen frischen Ritt zu Pferde, hat der sehr lebhafte und fröhliche Knabe viel Lust und Geschick. Sein Bruder Gottfried, der am 29. März 1901 geboren ist, hat eine ganz überraschende Ähnlichkeit mit einem Kinderbilde des eisernen Kanzlers. Aus seinem frischen blonden Kinderkopfe strahlen die großen blauen „Bismarckaugen". Albrecht, geboren den 6. Juli 1903, ist das Nesthäkchen und der Liebling des ganzen Hauses; er ist ungemein lebhaft, stets vergnügt und voll drolligster Kinderlaune. Alle Kinder, auch die anmutigen Schwestern, erfreuen sich einer vortrefflichen Gesundheit und umgeben ihre Mutter, die sich ganz ihrer Erziehung widmet, mit der zärtlichsten Liebe. So flicht ein trauliches Familienleben Rosen in den Lorbeer des alten Heldenhauses! Max Bewer.

Anton Mayer, Semmering, phot.

Fürst Otto,
geb. 25. September 1897.

Graf Gottfried,
geb. 29 März 1901.

Graf Albrecht,
geb. 6. Juli 1903.

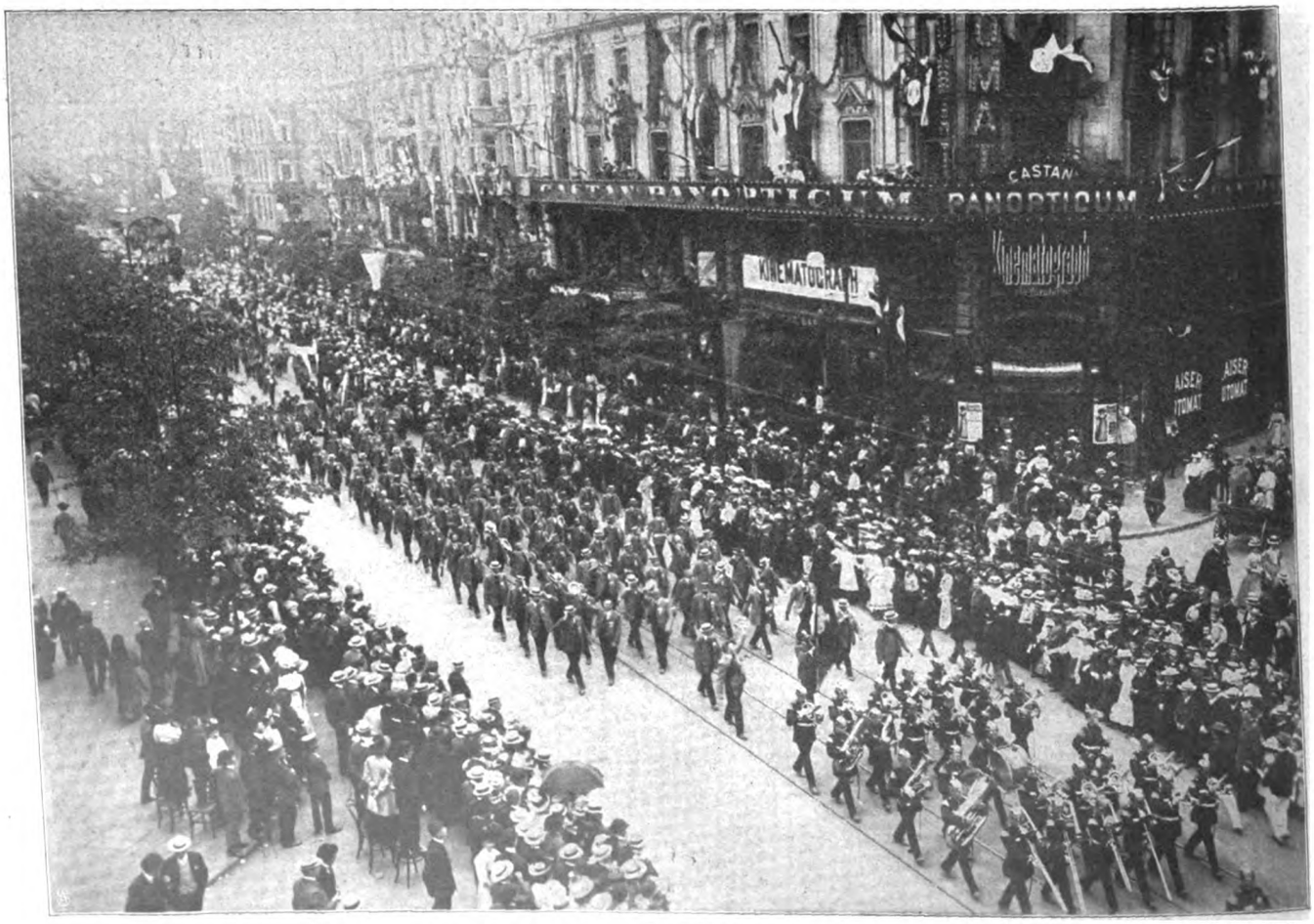
Drei Enkel Bismarcks.

Eine schwierige Platte. (Zu dem Bilde auf Seite 663.) Daß das Klettern für den Alpinisten nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zur Erreichung eines höheren Zieles ist, das gibt dem Bergsteigen seinen großen ethischen und künstlerischen Hintergrund, macht es zu einem Sport für aristokratische Höhennaturen und verhindert, daß es zu einer vulgären athletischen Liebhaberei wird, für die es noch von manchem Uneingeweihten gehalten wird. Damit soll nun allerdings nicht gesagt sein, daß dabei nicht auch die rein körperliche Freude an der Überwindung von Schwierigkeiten

eine Rolle spielt. Versetzen wir uns einmal einen Augenblick in die Gefühle unserer drei Kletterer. Stundenlang sind sie schon gestiegen, über Geröll, Fels und Eis, unter abwechslungsvollen Schwierigkeiten, und haben sich endlich der Höhe des gewaltig gezackten, gigantischen Grates beinahe bis auf Greifweite genähert. Noch eine ganz kurze Spanne, und er ist erreicht. Mit ihm der Preis der aufgewendeten Mühen, der jubelnde Moment, der alles Geleistete in sich zusammenfaßt. Dann sieht man über die gewaltige Mauer, die sich bisher nur als Hindernis geltend machte, hinweg in das neue Land dort drüben, von dem man sich vordem nur vage Vorstellungen machen konnte, das jetzt mit einem Schlage, mit dem vollen Reize des Neuen vor uns tritt. Welcher Bergsteiger kennt ihn nicht, diesen Augenblick, hat ihn nicht schon sehnsüchig herbeigewünscht, in jubelndem Glücksgefühl erreicht?! Aber . . .! Noch trennt uns die kurze „Platte" von der Höhenlinie, ein abschüssiger Fels von solcher Glätte, daß er Händen und Füßen kaum einen Halt gewährt, und — der Abgrund hinter uns geht ins Bodenlose. Schonung haben wir da nicht zu erwarten von dem grimmen Berge. Aber wir sind stärker als er. Es muß gehen, und es geht auch; denn wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Wenn auch nur ein schmaler — schadet nichts! Es wird also eine Art von menschlicher Leiter gemacht, einer unterstützt den andern, so gut es geht, Knie und Ellbogen werden in Anspruch genommen, um Reibeflächen zu bekommen. Einen Augenblick lang gibt's eine bange Pause, dann aber ein kräftiger Ruck, und der Mann da oben jubelt in die Welt hinein wie besessen, denn er hat den Höhenblick dort hinüber ehrlich verdient. Für die andern ist das Nachkommen eine Kleinigkeit, denn jetzt hilft das Seil, und es kann nichts mehr passieren. Ich denke mir aber, daß sie einen kräftigen Schluck aus der Buddel nehmen; einen der schmeckt. Donnerwetter! Dann geht's wieder weiter, und was da noch folgt auf dem prächtig wilden Grat, dessen Anblick allein schon die ganze Besteigung wert ist, wer weiß es? Jedenfalls noch mancher bange Moment, der mit dazu beiträgt, den Sieg zu vergrößern und die ganze Sache zu verschönern, zu vertiefen. Es ist eben beim Bergsteigen wie beim Leben: je größer die Mühe, um so größer der Preis. Wdt.

Das Bundesbanner auf dem Jahnwagen; vorn die „Germania" und die „Stadt Frankfurt".

Das XI. Deutsche Turnfest in Frankfurt am Main. (Zu den Abbildungen auf dieser Seite.) Wer sich jemals „von eme alde Frankforder" die glänzenden Erinnerungen an frühere Frankfurter Feste mit behaglicher Breite erzählen und zum Schluß jedesmal versichern ließ, daß „so etwas" freilich nicht wiederkommen könne, der weiß, was es zu bedeuten hat, wenn auch solche Lobredner alter Zeiten jetzt belehrt in den Jubel der Frankfurter einstimmen! Denn ganz in Übereinstimmung mit den Hunderttausenden, die sich in diesen Jubeltagen in der alten Krönungsstadt zu Gaste luden, behaupten sie alle nun, daß keine ähnliche Veranstaltung bisher sich gleich großen Erfolges rühmen durfte. Die Voraussetzungen zu festlichem Gelingen sind ja auch kaum irgendwo so gegeben wie in dieser wunderschönen Stadt. Zu der leuchtenden Frische ihres Waldgürtels, zu der trutzigen Derbheit ihrer Bürger, zu der Festfreudigkeit, die irgendwie in dieser Luft zu liegen scheint, die vor Zeiten die ersten grüßenden Jubelrufe des Volkes an „des neuen Kaisers Majestät" durchbebten, muß das „frisch, fromm,

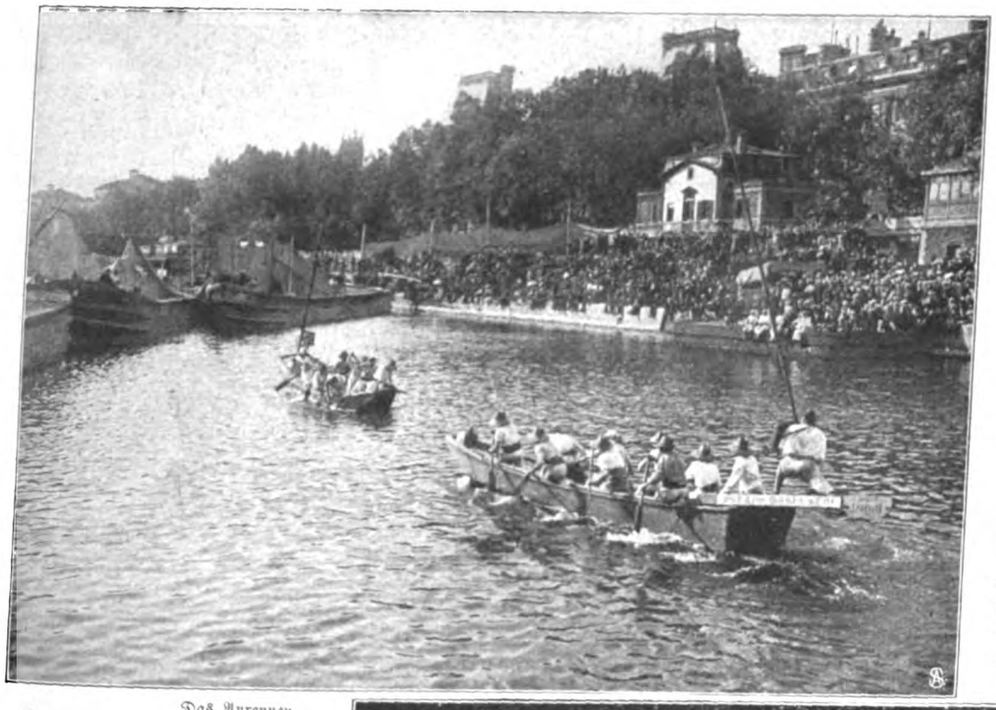


Der Festzug.

Copyright Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin.

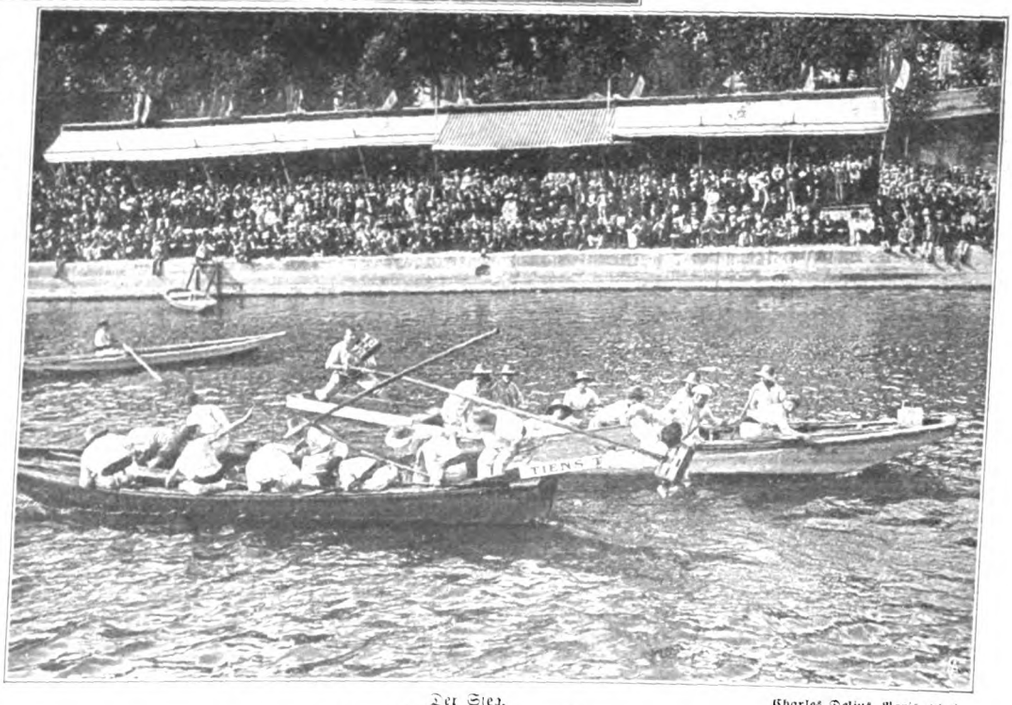
Vom XI. Deutschen Turnfest in Frankfurt a. M.

fröhlich und frei" ja besser stimmen als sonstwo auf der Welt. Auf die großen historischen Traditionen der Stadt bezog sich auch ein Teil der festlichen Veranstaltungen — die Feier in der altehrwürdigen Paulskirche (in der des alten Jahn Kirchensitz bei seiner Teilnahme an der berühmten Nationalversammlung 1848/49 mit einer Gedenktafel versehen ist) und der Festzug. Aus diesem Zuge, der die Entwicklung gymnastischer Spiele von den Griechen bis auf unsere Tage in den prächtigsten Bildern veranschaulichte, bringen wir eine Darstellung — Turnvater Jahns Wagen mit dem bekannten Bundesbanner, das längst zum Wahrzeichen für so viel frohbewußte deutsche Jugendkraft geworden ist.



Das Anrennen.

Wasserturnier in Lyon. (Zu den Abbildungen auf dieser Seite.) Dem originellen Wassersport des Lanzenbrechens, das allsonntäglich die Lyonnaisen an die anmutigen Ufer der Rhone und der Saône lockt, fehlt im Grunde die Eleganz, die ein so wesentliches Merkmal moderner sportlicher Bestrebungen zu sein pflegt. Aber derb und lustig ist es — wie einer der mittelalterlichen Späße, die bei Krönungen und anderen festlichen Anlässen das Volk sich als Ersatz für ritterliches Turnieren zu leisten pflegte. Und nicht anders als damals mag jetzt das rauschende Lachen flußaufwärts und -abwärts klingen, wenn es dem kräftigen Stoß des einen tapferen Kämpen gelungen ist, den andern samt seinen hölzernen „Waffen und Wehr" ins Wasser zu befördern. Die beiden feindlichen Boote sind in gleicher Weise ausgerüstet — nur wie üblich durch die Farben (meist Rot und Blau) voneinander unterschieden. Acht Ruderer, ein Steuermann und der eigentliche Held, der Lanzenbrecher, bemannen jedes Boot. Auf erhöhter Plattform stehend, die acht Meter lange Holzlanze in der Rechten, den kleinen, ebenfalls hölzernen Schild in der Linken, so verschlingen sich die Gegner kampfbereit mit den Augen, bis das Signal zur Abfahrt der beiden Boote ertönt, die bis dahin einen Abstand von 200—300 Metern innegehabt hatten. Die Boote fahren mit aller Kraft aufeinander los — die Art, wie sie zusammenprallen, ist für den Ausgang des Kampfes ja nicht gleichgültig. Der Lanzenbrecher hat nun die Aufgabe, im richtigen Augenblick mit seiner Waffe so gegen den Mittelpunkt des feindlichen Schildes zu stoßen, daß der Gegner über Bord stürzt; mitunter aber endet die Partie, sehr zum Amüsement des Publikums, mit einem Remis, indem — beide Gegner das Gleichgewicht verlieren. Normalerweise bricht nur die Lanze des Besiegten. — Dieses heitere Spiel, das im Laufe der Zeit zu einer Art Nationalbelustigung von Lyon geworden ist, hat übrigens auch seine ernste Seite, da Verletzungen aller Art durch Fehlstoß oder rohe Führung der Lanzen nicht allzu selten vorkommen.



Der Sieg.

Charles Delius, Paris, phot.

Vom Wasserturnier zu Lyon.

Das erste Ozeankabel vor 50 Jahren. „Seit der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus", schrieben die „Times" vor einem halben Jahrhundert, „ist nichts vollbracht worden, was sich im geringsten Grade mit der ungeheuren Erweiterung des Spielraums menschlicher Tätigkeit durch dieses Kabel vergleichen ließe." Unter unendlichen Mühen hatte man schon zwei Kabel von Europa nach Amerika gelegt, und immer war der Erfolg, auf ihnen eine Verbindung herzustellen, ausgeblieben. Endlich, am 5. August 1858, kam auf dem dritten Kabel das erste Telegramm: „Bitte für jetzt langsamer zu telegraphieren" von Amerika nach Europa. Das nach den Plänen des Ingenieurs Küper von dem Ingenieur Field gelegte Kabel wurde von dem Dampfer „Agamemnon" verlegt. Die Fahrt dieses Schiffes bildete eine ständige Rubrik in den Tageszeitungen und hatte für die Leser den Reiz einer spannenden Novelle, denn immer wieder gab es neue Überraschungen und Störungen zu berichten. Einmal spielte ein Walfisch einen halben Tag lang mit dem schwarzen Seil, ein andermal drohten zwei amerikanische Schiffe die Verbindung zu zerstören. Es mutet uns heute sonderbar an, die Prophezeiungen zu lesen, die sich damals an das Unternehmen knüpften: die Entfernung werde aus den Berechnungen des Staatsmannes und des Kaufmannes schwinden, die Zeitungen würden imstande sein, jeden Morgen alles zu berichten, was am vergangenen Tag auf dem ganzen Erdball vorgegangen sei, die Admiralität würde nicht mehr monatelang in Ungewißheit sein, wo ihre Schiffe sich aufhielten, und man werde von einem Kaffernkrieg oder einer Meuterei in Indien Kunde in Europa haben, noch bevor der erste Tropfen des dabei vergossenen Blutes erkaltet sei. Als im September bekannt wurde, daß das Kabel seit dem 3. d. M. nicht mehr funktionierte, glaubte man, die Störung sei nur vorübergehend. Doch die Hoffnung war vergebens. Nach sorgfältigen Vorbereitungen legte man 1865 das vierte Kabel durch den Ozean, doch dieses zerriß schon beim Legen. So lagen bereits für 32 Millionen Mark Kabel nutzlos zwischen der Alten und der Neuen Welt, ehe es der fortgeschrittenen Technik gelang, 1866 eine dauernde Verbindung zwischen den beiden Kontinenten herzustellen.

F.

Das tapfere Schneiderlein.
Modelliert von Philipp Kittler in Nürnberg.

Das tapfere Schneiderlein, Bronzeplastik von Philipp Kittler. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Der Kleine, der den nur äußerlich Großen, den ungeschlachten, täppischen Riesen besiegt, ist ein alter Lieblingsvorwurf der Kunst. Aus Davids Kampf mit Goliath zogen die Künstler der Renaissance unerschöpfliche Anregung, Donatellos und Michelangelos schlanke Knaben danken wir solcher Nachwirkung der alttestamentlichen Erzählung. Dem frischen Nürnberger Künstler lag bei seiner reizenden kleinen Bronzeplastik, die wir hier wiedergeben, solch pathetischer Gedanke fern. Wie lustige Travestien jenes heroischen und schicksalschweren Kampfes wirken ja schon allein die Mären von den Vertretern der edlen Schneiderzunft, die, nur mit Nadel und Schere bewaffnet, ausziehen und dennoch als Sieger heimkehren; und zu einer der lustigsten dieser Geschichten vom tapferen Schneiderlein soll dieses Figürchen die plastische Ergänzung bilden. Nein, wirklich, mit Heldenjünglingen aus grauer Vorzeit hat dieses lachende Schneiderlein nichts zu schaffen! Keck sitzt ihm das mittelalterliche Wämschen, und keck sitzt es selbst auf dem Riesenhaupte des Erschlagenen, dessen verzerrte Züge sichtlich die Wut über die allzu spät gewonnene Erkenntnis ausdrücken, daß ein paar Gramm mehr an Gehirn unter Umständen einen Riesen aufwiegen können.

Neues von der Straußenzucht. In der Kapkolonie bildet die Straußenzucht seit lange eine ergiebige Quelle des Erwerbs. Sind doch im Jahre 1906 über 500 000 Pfund Straußenfedern ausgeführt worden, deren Wert sich auf rund 27 Millionen Mark belief. Vor fünfzig Jahren hatte man mit der Zucht begonnen, und sie machte anfangs nur langsame Fortschritte; im Jahre 1865 wurden auf den Farmen nur 80 zahme Strauße gezählt, nach der neusten Zählung sind aber gegenwärtig 385 370 Stück vorhanden. Die größten Straußenfarmen liegen im Oudtshoorndistrikt, und ihre durchschnittliche Flächenausdehnung beträgt 7000 Morgen. Der Wert der im Jahresdurchschnitt von einem Vogel erzielten Federn schwankt je nach dem Werte der Tiere zwischen 30 bis 500 Mark; der höchste Jahresertrag, der bisher von einem Vogel erzielt worden ist, betrug 600 Mark. Der Preis für einen Vogel schwankt dagegen zwischen 40 bis 2000 Mark. Neuerdings hat das kapländische Parlament ein Gesetz angenommen, nach dem die Ausfuhr von Straußen und Straußeneiern aus der Kapkolonie verboten wird. Die größten Liebhaberinnen der Straußenfedern sind die nordamerikanischen Damen. So werden nach den Vereinigten Staaten allein jährlich Straußenfedern im Werte von etwa 10 Millionen Mark eingeführt, und die Nachfrage ist im Steigen begriffen. Es ist darum wohl erklärlich, daß man auch in Amerika die Straußenzucht einzuführen sucht. Es gibt auch Straußenfarmen in Kalifornien, Arizona, Arkansas und Florida, in denen gegen 2500 Vögel gezählt werden. In Amerika werden sechs Monate alte Strauße mit 450 Mark das Paar, alte, brütende mit 3600 Mark das Paar bewertet. Die Federn werden den Vögeln alle acht Monate genommen, und im Durchschnitt liefert ein Vogel jährlich etwa 0,7 Kilogramm Federn im Werte von 135 Mark. Es ist noch zu bemerken, daß gegenwärtig viel minderwertige Federn in den Handel gebracht werden, deren Preis natürlich niedrig ist. In Deutschland wird diese geringwertige Ware zu Boas und in der Spielwarenfabrikation verwendet. Im Kapland ist man jedoch bestrebt, Vögel mit besonders schönen Federn, vor allem mit kleinem Kiel und großer Halmfülle, zu züchten. F.

Mumienporträt eines Jünglings
im alten Museum zu Berlin.

Mumienporträt. (Zu dem nebenstehenden Bilde.) Ähnlich den Bildern der Grafschen Sammlung, von denen wir neulich unsern Lesern berichteten, zeichnet sich auch das Porträt eines ägyptischen Jünglings, das kürzlich vom Alten Museum zu Berlin erworben ward, durch eine erstaunliche Frische der Farben aus. Das interessante Bild, das einen jungen Mann von fast mädchenhaft feinen Zügen und großen dunklen Augen wiedergibt, gehört, was die Technik betrifft, etwa dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an; es ist auf Holz gemalt und von außerordentlicher Treue und Lebendigkeit, trotzdem es ganz gewiß nicht von einer Meisterhand herrührt, sondern schlecht und recht gefertigt wurde, gleich den andern Bildnissen wohlhabender Leute, die in einem abgelegenen Winkel des weiten römischen Reiches wohnten. Nur einige Porträte der Grafschen Sammlung zeigen solch feine Harmonie, wie sie hier zwischen dem Gold des Hintergrundes und den zarten Tönen des rosigen Gesichts waltet.

Gemischte Gesellschaft. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Daß einander instinktiv feindliche Tiere, wie „Hund und Katze", durch frühzeitige Gewöhnung zur Freundschaft erzogen und durch das gleiche Mittel selbst gefürchtete Raubtiere zu Gefährten des Menschen herangebildet werden können, ist nichts Neues — der Versuch ward oft genug und mit glücklichem Erfolge gemacht. Dennoch überrascht unser heutiges Bildchen, denn ein Idyll, in dem junge Löwen Spiel ameraden eines zwei-, dreijährigen Menschenkindes sind, ist immerhin etwas Ungewöhnliches und Seltsames, und man kann sich einer leichten Gänsehaut nicht erwehren bei der Vorstellung, daß diese anscheinend so zahmen Gesellen sich eines Tages auf ihre Raubtiernatur besinnen und dem Kindchen gefährlich werden könnten. Die reizende Gruppe, zu der auch junge Bernhardinerhunde und eine Katze gehören, ist am Bannkreise Berlins in Wirklichkeit zu sehen, und es pilgert täglich eine ganze Menge Schaulustiger dorthin, um die Löwen, die mit der Flasche aufgezogen wurden und seit acht Monaten vollständig frei in Haus und Garten umherlaufen, zu betrachten.

Gemischte Gesellschaft. Albert Hoffmann, Berlin, phot.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Das Original Eigentum der Galerie Eduard Schulte, Berlin.

Beim kühlen Trunk.

Aquarell von Paul Hey.

Nr. 32 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Waldrausch.

(3. Fortsetzung.)

Roman von Ludwig Ganghofer.

Am anderen Morgen mietete Ambros für acht Tage einen Träger. Und gleich an diesem Vormittage bestieg er die Große Not, um aus luftiger Vogelperspektive sein großes Arbeitsfeld im ganzen überschauen zu können. Er fiel von dem hohen Berge nicht herunter, wie ihm der Tonele prophezeit hatte, und war nicht tot. Ganz im Gegenteil. Die Tour erfrischte ihn an Leib und Seele, machte ihn heiter, seinem Werke gegenüber gläubig und hauchte seinen Plänen gesundes und wachsendes Leben ein.

Nun war es ihm auch recht, daß der Tonele irgendwo in der Fremde saß. Unter den paar Leuten, denen Ambros draußen bei der Arbeit und abends im Wirtshause begegnete, erkannte niemand in ihm den kleinen Brosi von einst. Er selber sagte es keinem. Denn Vorsicht war geraten, wenn er seinen Plänen nicht schaden wollte. Von der Regulierung der Wildach hörte er viel und immer mit aufgeregten Worten reden — und erfuhr auch, daß schon drei Herren durch vierzehn Tage dagewesen wären und „jedes Steinl" gemessen und abgezeichnet hätten. Ob er nicht auch so einer wäre, der wegen der Wildach käme? Nein. Er hätte nur eine neue Landkarte der Gegend aufzunehmen.

An den Abenden im Wirtshause stellte er nie eine Frage, die irgendwen auf die Vermutung hätte bringen können: „Der kennt das Dorf und die Leute!" Was er gerne wissen wollte, erfuhr er bei seinen Arbeitswegen von dem Träger, der, wie er selber sagte, „das Züngl vom lieben Herrgott nicht umsonst bekommen hatte". Von ihm hörte Ambros, daß im „Lutzenhause" jetzt ein alter Doktor wohne, ein unguter Junggeselle mit einer zänkischen Wirtschafterin; daß der Sagenbachertoni vom Lahneggerhof vor fünf Jahren auf und davon gegangen wäre, weil es mit den zwei feindlichen Brüdern schon gar kein gut mehr getan hätte; und die Lahneggerin wäre sterbensletz vor lauter Kümmernis um den Toni und vor lauter Verdruß mit dem Krispi. „So ein Ruech, wie der is! Der reißt jedem Hehndl 's Bröserl vor'm Schnabel weg! Und mag net heireten, weil's ihm z'teuer is, daß er ein Weib füttern müßt! Aber hintappen tut er überall, wo ein bißl Holz zum Greifen is. Bloß geht's ihm net allweil naus, wie er möcht. Und jetzt, mein' ich, hat er sich einmal ghörig verrechnet!" Der Träger lachte, als wäre die falsche Rechnung des Krispin Sagenbacher eine lustige Sache. Aber Ambros fragte nicht weiter. Auf die zärtlichen Umwege des Erben im Lahneggerhofe war er nicht neugierig. Doch der Waldrauscher? Ob der noch am Leben wäre? Ei freilich! Dem hätte der Herrgott so viel Kraft gegeben wie einem Baum, der den ganzen Wald überleben müsse. Und seine „narrischen Liedln" sänge er noch immer so her wie der alte Fink seinen ewig jungen Schlag. Bei den Bauern käme er nicht gar weit mit seinem Gedudel, aber die fremden Herrschaften wären ganz versessen auf ihn, und die junge Frau Herzogin im Fürstenschlößl wüßte sich nichts Lieberes, als den Waldrauscher singen zu hören. Auch wäre der wunderliche Alte unter allen Mannsleuten im Dorfe der einzige, der von der Wildacher Beda ein freundliches Wort zu hören bekäme. „Is ein saubers Madl! Hätt oft schon heiraten können. Aber mögen tut s' kein!" Dazu lachte der Träger wieder. „Mir scheint, die möcht auf ein warten, der ein taubengraus Filzhütl hat!"

Als die Urlaubswoche vergangen war, kannte Ambros die ganze Chronik des Dorfes. Und in rastloser Arbeit hatte er alles gesammelt, was zur Ausführung seiner Pläne nötig war.

Froh und zuversichtlich kehrte er heim nach München und wurde von der Mutter empfangen wie ein Sohn, der nach jahrelanger Trennung aus fernen Welten kommt. Aber schon am ersten Abend, während sie beisammensaßen und von da draußen plauderten, glaubte Ambros zu bemerken, daß im Wesen seiner Mutter etwas Verschleiertes war, eine Verstimmung, die sich verbergen wollte, und die er dennoch fühlte, ohne sie verstehen zu können. Das ließ ihn, als er schon zur Ruhe gegangen war, noch lange Stunden keinen Schlummer finden. Schließlich legte er sich die Sache so zurecht: sie ahnt, daß ich ihr irgend etwas verberge, und das tut ihr weh — und daß es ihr weh tut, will sie vor mir nicht merken lassen. Wohl erwachte in ihm der Gedanke: Es ist besser, ich sag' ihr alles! Doch das verwarf er wieder. Aus Liebe zur Mutter. Sie sollte nicht wochen- und monatelang um das Gelingen seiner Arbeit zittern müssen, sondern in der Stunde des Erfolges die schöne Freude seines Sieges voll genießen.

Daß er diesen Sieg erkämpfen würde, das war in ihm so gewiß und fest, wie die Sonne am Himmel steht. Seines technischen Könnens war er sicher. Den landschaftlichen Charakter des Arbeitsfeldes, alle die örtlichen Notwendigkeiten, mit denen da zu rechnen war, und den Lauf, das Leben und die Eigenart der Wildach kannte wohl kaum ein Bewerber

Published 6. VIII. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

besser als er. Und in keinem anderen war diese treibende Freude, diese frohe Zuversicht des Sieges! Bei diesem Gefühl der Sicherheit wühlte er sich in die Arbeit hinein mit einem Eifer, daß er für nichts anderes mehr Sinn und Augen hatte, auch nicht für den verstörten Sorgenblick, mit dem die Mutter ihn betrachtete, wenn er ihr manchmal eine rastende Stunde widmete und in einer seltsam sprunghaften Heiterkeit von allerlei fernliegenden Dingen schwatzte.

Am zehnten Oktober, fünf Tage vor dem Schlußtermin des Wettbewerbes, konnte Ambros die fertigen Pläne, die Kostenvoranschläge und die seine Arbeit ausführlich erläuternde schriftliche Darlegung bei der Regierung einreichen.

Und jetzt, da neben seiner eigenen Kraft andere Mächte noch mitzureden hatten, begann neben allem Gefühl der Sicherheit die Sorge in ihm zu erwachen. Seine schwüle Unruhe wuchs mit jedem wartenden Tag, und er konnte diese brennende Qual trotz aller Selbstbeherrschung vor der Mutter nicht mehr verheimlichen. Nie stellte Frau Lutz eine Frage. Doch eines Abends, als Ambros dieses Stumme in den heißen Augen der Mutter wieder sah, schlang er den Arm um ihren Hals und sagte leise: „Gelt, ich bin jetzt gar nicht, wie ich sein sollte! Hab nur noch ein bißchen Geduld mit mir! Der Tag wird kommen, an dem wir alle beide wieder lachen!“

Ein Zittern kam in ihre Hände, und während ihr die Tränen niederrannen über das blasse Gesicht, strich sie dem Sohne das Blondhaar aus der Stirn und streckte sich an ihm hinauf, als wollte sie seine Wange küssen. Doch sie sagte nur: „Ja, lieber Bub! Ich will schon geduldig sein! Hab du nur auch Geduld . . . mit mir!“ — —

In der Weihnachtswoche brachte die Post eines Morgens zu früher Stunde ein dickes Amtsschreiben. Ambros schlief noch, und die Mutter mußte ihn wecken. Zuerst erschrak er, daß kein Tropfen Blut mehr in seinen Wangen war. Und während er mit bebenden Händen die Siegel des Schreibens aufbrach, stammelte er: „Mutter . . . Mutter . . . das ist mein Leben oder mein Tod!“

Das Gesicht entstellt, etwas namenlos Quälendes in den Augen, stand Frau Lutz vor dem Bett ihres Sohnes. Wortlos hielt sie an den vorgestreckten Fäusten die Daumen eingeklemmt — im Aberglauben des Weibes, das sich hilflos fühlt in aller verzehrenden Liebe und brennenden Sorge.

Doch Ambros, kaum daß er zu lesen angefangen, begann wie ein Betrunkener zu lachen. Dann schrie er einen Jauchzer vor sich hin, gleich einem Hirten, der an leuchtendem Frühlingsmorgen auf hohem Berge steht und blauende Weiten sieht und allen Glanz des Lebens.

„. . . Ambros?“

Unter Lachen und Tränen streckte er die Arme nach der Mutter, hielt sie umschlungen und sagte ihr alles, von seiner Arbeit, von seinem Erfolge. Unter sieben Bewerbern hatte er den Sieg erfochten, seine Arbeit war als die beste erkannt, und nun wurde ihm die Ausführung des Werkes übertragen.

Zuerst erschrak Frau Lutz. Sie dachte an dieses letzte Rentenjahr, dachte, daß Ambros seine bescheidene, aber sichere Stellung aufgeben würde, um in eine ungewisse Sache hineinzuspringen — sie fühlte eine dunkle Sorge auf sich zuschreiten, spürte eine würgende Faust an ihrer Kehle und hatte das unklare Vorgefühl von etwas Drohendem und Gefährlichem. Aber das alles huschte rasch wie ein jagender Schatten durch ihre Seele. Dann belebte sich ihr stockendes Herz an der Freude des Sohnes, der Stolz auf seinen Erfolg und sein Können glänzte in ihren Augen, sein Lachen steckte sie an, und sie wurde so froh und heiter, daß Ambros jubelte: „Mutter! Du Liebe! Guck, du bist ja in deiner Freude noch kindischer als ich!“ Er preßte sie zärtlich an sich und küßte ihren Mund! „Aber flink jetzt, Mutterle! Jetzt muß ich aus den Federn! Die Arbeit geht an!“ Da sprang sie lachend zur Tür, so hurtig und leicht, als hätte diese frohe Stunde und das stolze Glück ihres Sohnes sie verjüngt um zwanzig Jahre.

Während Ambros in Hast sich ankleidete, las er noch einmal das amtliche Schreiben. Jetzt, bei ruhiger Überlegung, zuckte ihm wohl ein kalter Schreck und eine quälende Angst durch das Herz, als er die Bedingung überdachte: daß er binnen vierzehn Tagen die Kaution von 100 000 Mark zu stellen und den Nachweis über die zur Ausführung des Werkes nötigen Mittel zu liefern hatte, die im Kostenvoranschlage mit 560 000 Mark berechnet waren. Doch er hatte sich für den Fall des Zuschlages alle Wege schon ausgedacht, die er gehen wollte. Und einer von den drei Unternehmern, an die er sich zu wenden gedachte, würde doch wohl die richtigen Augen haben.

Das sagte er der Mutter, als er ihr ein paar Minuten später beim Frühstück gegenüber saß. „Wirst sehen, ich kriege das Geld für den Bau, noch heute! Und wenn es mit der Kaution hapern sollte . . . Mutterle, dann mußt du in die Bresche springen! Du hast mich ja in deine Schatzkammer nie hineingucken lassen. Aber unser Verbrauch im Jahre hat doch mindestens immer an die 3000 Mark betragen. Da mußt du doch ungefähr so viel haben, daß wir die Kaution zur Not erlegen können. Und ein gutes Geschäft machst du dabei auch noch!“ Er lachte. „Ich kann dir mit gutem Gewissen und ohne Protektion eine Verzinsung von 6 Prozent versprechen.“

Frau Lutz war bleich geworden. Aber das brachte sie nicht übers Herz, ihrem Sohn in dieser Stunde zu sagen, daß sie ihren ganzen Besitz geopfert hatte, um für Ambros einen Weg ins Leben zu bauen. Sie vermied seinen Blick, und während ihr die Angst heraufhämmerte in den Hals, sagte sie langsam: „Nein, Kind! Da verlangst du, was ich nicht tun darf. Wir können unsere Existenz nicht völlig in die Luft setzen . . . obwohl ich an den Erfolg deiner Arbeit glaube. Was ich noch habe, würde auch gar nicht reichen . . . du hast da ein bißchen optimistisch gerechnet. Aber ich denke, wer dir das viele Geld für den Bau gibt, wird auch für die Kaution noch aufkommen? . . . Versuche das zuerst . . .“ Die Stimme brach ihr.

Glühende Röte war ihm über die Stirn geflogen. Eine Weile schwieg er. Dann stand er vom Tisch auf und sagte ruhig: „Du hast recht, Mama! Was ich da im ersten Dusel verlangte, war unüberlegt . . . und unbescheiden. Verzeihe mir . . . ich hätte auch an dich denken sollen, nicht nur an meine Arbeit. Und mach' dir keine Sorge! Es wird wohl auch auf andere Weise gehen.“ Er küßte die Mutter auf die Wange und verließ die Stube.

Mit weitgeöffneten Augen starrte sie ihm nach. „Mama?“ Dieses fremde Wort hatte Ambros noch nie gebraucht. Bei diesem Gedanken bewegte sie wortlos die Lippen. Ihr war's, als müßte sie schreien: Kind! Ich gäb' es doch gerne! Wenn ich es nur hätte! Aber lieber trug sie den größeren Schmerz, um ihrem Sohn den kleineren Schreck zu ersparen.

Unter dem Arm die Ledermappe mit den Planskizzen und dem Schreiben der Regierung, trat Ambros auf die winterliche Straße. Er sah und hörte nichts von all dem hastenden Leben der Stadt. Die Angst lag wie ein schwerer Stein in seiner Brust. Und das hatte ihm weh getan bis ins Blut, daß die Mutter mehr an die kleine Wirtschaft dachte als an sein großes Werk, und daß ihr der warme Ofen wertvoller war als die steigende Sonne. Er verstand das nicht — von dieser Mutter, deren Liebe und Opferfähigkeit er in seinem Leben doch tausendmal erfahren hatte. Mit allen Gründen zwang er sich, den Entschluß der Mutter begreiflich, notwendig und natürlich zu finden. Aber es blieb doch eine nagende Bitterkeit zurück. Doch wenige Stunden später war's erloschen und vergessen. Denn so glücklich der Tag für Ambros begonnen hatte, so glücklich ging er zu Ende. Gleich der erste Unternehmer, an den sich Ambros wandte, hatte den richtigen Blick für diese klare Sache, verpflichtete sich zur Beschaffung der Geldmittel und übernahm auch noch die Stellung der Kaution. Freilich sicherte er sich dafür auch den Löwenanteil am Gewinn. Ambros, der immer nur das Große und Bedeutsame seines Werkes im Auge hatte, war bei diesen Ver-

hlungen entgegenkommender als klug und gab sich zu-
den damit, daß für ihn selbst an Verdienst noch immer so
verblieb, um sich nach Vollendung dieser Arbeit auf eigene
stellen und nach Neuem greifen zu können. Die Existenz
Mutter war ja gesichert durch das Vermögen, das sie
, und von dem sie beide die ganzen Jahre her ohne
nde Sorge gelebt hatten! Für sich selbst machte Ambros
Leben nur bescheidene Ansprüche, und so war das Lachen
glücklichen Menschen in seinen Augen, als er am Nach-
tag nach siebenstündiger Verhandlung den Vertrag mit dem
ber in einer Notariatskanzlei unterschrieb. Zur Beratung
Vertragsbestimmungen einen Juristen beizuziehen, das hatte
nicht für nötig gehalten. Der Mann, mit dem er
tun hatte, machte durch seine gerade, biedere Art den Ein-
eines gutmütigen, ehrenhaften und verläßlichen Menschen, so
mbros rasch die Überzeugung gewonnen hatte: mit diesem
Friedrich Wohlverstand ist ohne Mühe in verständigem
n auszukommen.

seiner Mappe das kostbare Schriftstück, das schön kopiert,
chnet und gestempelt war, konnte Ambros vor dem
noch im Rathause vorsprechen, um sich bei seinem Vor-
n wegen des versäumten Tages zu entschuldigen und
Austritt aus dem städtischen Dienste zu erklären. Man
ihm keine Schwierigkeiten. Und der Herr Baurat sagte
wurdig: „Natürlich, das Bessere ist der Feind des
Ich gratuliere Ihnen, Herr Lutz, und wünsche Ihnen
Erfolg für Ihr weiteres Leben."

s dem Rathaustor trat Ambros in den Laternenschein
ends hinaus und atmete tief auf, als müßte er in seiner
mehr Raum für das pochende Herz gewinnen. „Jetzt
s mit sieben Atmosphären!" Er eilte heim. Und Frau
hren die Freude ihres Sohnes zu teilen, als er allen
des Tages vor ihr auskramte. Doch während sie mit
hte, hatte sie immer feuchte Augen.

n den folgenden Wochen war sie viel allein, obwohl nun
s keine Amtsstunden mehr einzuhalten hatte und sein
Herr war. Alle die geschäftlichen Vorbereitungen, die
werden mußten, damit der Bau im Frühjahr gleich
er Schneeschmelze und nach dem Schwinden des Hoch-
s beginnen konnte, nahmen seine ganzen Tage und dazu
ie halben Nächte in Anspruch. Und im Laufe der fünf
nmonate, noch ehe der Winter seinen schweren weißen
über die Berge und über den Lauf der Wildach nieder-
, mußte das ganze große Werk vollendet sein. Da mußte
ätige mit Genauigkeit vorausberechnet, alle Arbeit über
hinaus auf Kopf und Hand und Stunde mit Umsicht ein-
werden, damit all das Vielfältige ohne Hemmung, gleich
mit laufenden Räderwerk einer Maschine, ineinandergriff.
bros zeigte sich allem gewachsen und kam über jeden
and und Ärger glatt hinüber. Und Herr Friedrich
rstand — obwohl er sich bei allen Zahlungen, die
zu leiten waren, recht zäh und übersparsam zeigte —
ch guten Frieden und sagte eines Tages in seinem
chen Münchner Dialekte zu Ambros: „Dunnerwetter,
Menich, Sö haben a Lokomotiv im Leib! Und von
sechsozwanzg Jahrln müessen S' a jedweds doppelt
haben! So viel verstengen S' von Arbet und
. Respekt, Respekt!"

4. Januar hatten die beiden Kompagnons den Ver-
mit der Regierung unterzeichnet. Und anfangs Februar
sie mit einem Regierungsvertreter ins Wildachtal hin-
um die von der Gemeinde schon vorbereiteten Grund-
gen für das gewaltige Staubecken zu erledigen, das
langen Waldschlucht unter der Großen Not die zu-
nden Gießbäche in der Zeit der Schneeschmelze und
ren Gewitterregen in sich aufnehmen sollte, bevor
Wasser in ungefährlichem Strome durch die Schleusen
Kraftwerkes abfloß.

Man war das im Dorfe schon bekannt: der „Inschenier",
die die Wildach zähmen will, das ist der kleine, blonde
Brosi von einst, das kecke, lustige Büberl aus dem Doktorhause. Ambros wurde von allen Leuten, mit denen er zu tun hatte, herzlich begrüßt, und daß er ein Kind des Dorfes war, erleichterte ihm alles Geschäftliche. Als Herr Friedrich Wohlverstand merkte, wie gut sich Ambros mit den Bauern redete, schöpfte er aus der günstigen Situation seinen Nutzen und zog die Schnur an seinem Geldbeutel um so straffer an, je nachgiebiger sich die Bauern in den Verhandlungen mit Ambros zeigten, den sie duzten und Brosle nannten wie vor fünfzehn Jahren. Ambros begann sich über den gemütlichen Herrn Wohlverstand ein bißchen zu ärgern. Doch er kam mit allen Bauern zu einem gütlichen Ende — einen einzigen ausgenommen. Das war der Krispin Sagenbacher vom Lahneggerhof.

Ein Glück, daß dieser scharfe Bruder erst spät am Abend als letzter Interessent vor der Kommission erschien. Sonst hätte er auch alle die anderen, die sich so gutwillig zeigten, bockbeinig gemacht und zu höheren Forderungen gereizt. Für eine kleine Waldparzelle, die von den Hochwässern früherer Jahre fast völlig verwüstet und entwertet war, verlangte er einen irrsinnigen Preis, schrie und schimpfte, daß in der Wirtsstube die Mauern böllerten und die Fensterscheiben klirrten, und wurde nach jeder Maß Bier, die er auf Kommissionskosten verschluckte, nur immer eigensinniger. Zu Ambros, der die Geduld und Ruhe nicht verlor, sagte er ein dutzendmal immer das gleiche: „Du? Wer bist denn du? Am Buckel kannst mir auffisteigen! Du hast mich nie net mögen! Bist allweil dem Toni sein Spezi gwesen! . . . Bluatsakra, Bluatsakra, und ich gib den Wald net billiger her und net ums Verrecken! Prozessieren tu ich! Und wenn ich mein Recht net krieg, geh ich zum Landtag und laß ein Interpellazioni machen!"

Diese Drohung schien der Regierungsvertreter nicht gerne zu hören. Um den Schreier zu beruhigen und den Beginn der Arbeit durch einen Prozeß nicht ins Ungewisse zu rücken, mußte Herr Wohlverstand die Schnur des Geldbeutels lockern und dem Sagenbacher den Wert seines schlechten Waldes vierfach überzahlen. Nun spielte sich der Krispin lachend auf den Gescheiten hinaus, ließ seinen Rausch auf eigene Kosten weiterwachsen und hänselte die anderen Bauern um ihrer billigen Dummheit willen:

„Ös Rammeln, ös dalkete! Hätts es gmacht wie ich! Alle hätts mehrer kriegt! Und zahlen hätt er müssen, daß er schwarz worden wär . . . meim Herrn Bruder sein nobliger Spezi!"

Solches Gerede machte böses Blut unter den Bauern; sie sprachen nimmer von der Gemeinnützigkeit des großen Werkes, dachten nicht mehr an den ruhelosen Schaden, gegen den ihre Häuser und Felder gesichert werden sollten; jeder ärgerte sich nur darüber, daß er weniger bekommen hatte als der gescheite Sagenbacher. Und so blieb hinter Ambros und dem gemütlichen Herrn Wohlverstand, als sie, um ihre Nachtruhe zu suchen, die von Qualm und Lärm erfüllte Wirtsstube verließen, eine verdrossene und gereizte Stimmung zurück.

Herr Wohlverstand lachte dazu. Und Ambros verschlief seinen Verdruß, so daß er mit frohen Augen wieder in den schönen Wintermorgen blicken konnte, als er im Schlitten über den funkelnden Schnee hinausfuhr zum Hause der Wildacherin. Er hatte nach einer Sommerwohnung Umfrage gehalten, und unter den Häusern, in denen Zimmer zu mieten waren, lag das Haus der Wildacherin für Ambros am bequemsten, weil es nah bei seinem Arbeitsfelde stand.

Als Ambros in dem kleinen Hause die warme, trotz aller Einfachheit gemütliche Wohnstube betrat, fand er in der Wildacherin eine weißhaarige, runde, freundliche Greisin, deren zufrieden dreinschauenden Augen es nimmer anzumerken war, wie vergrämt und gallenzornig diese Augen vor zwanzig Jahren einmal ins schmerzende Leben geblickt hatten.

Freilich, als der junge Mann, der da vor ihr stand, nach den beiden Zimmern fragte, wurde die freundliche Wildacherin

ein bißchen zurückhaltend und spähte mit einem wunderlichen Blick nach dem Hute, den Ambros in der Hand hielt. Ein Filzhut war das auch, aber dunkelbraun, nicht taubengrau. Und daß der junge Mieter mit seiner Mutter kommen wollte, das schien noch weiterhin beruhigend auf die Wildacherin zu wirken. Völlig zutraulich wurde sie aber erst, als Ambros sagte: „Mutter Wildacherin? Kennen Sie mich nimmer? Ich bin der Brosi Lutz." Da nahm sie die Hände des jungen Mannes, blickte lachend an ihm hinauf und schwatzte von allem Vergangenen so lange, daß Ambros mahnen mußte: „Frauerl! Meine Zeit ist knapp. Und die zwei Stuben muß ich doch auch noch ansehen."

Über eine schmale, steile Treppe stiegen sie zu der „Sommerwohnung" hinauf, in der um diese Winterszeit eine grimmige Kälte herrschte. Es waren zwei große, weißgetünchte Stuben, durch den verschalten Bodenraum voneinander getrennt und mehr als bescheiden möbliert — aber da könnte man ja ein bißchen nachhelfen, meinte Ambros. Vor einigen Jahren hatte die Wildacherin diese zwei Stuben unter die Dachsparren eingebaut, um durch die Miete ein bißchen was zu verdienen. Eine Feldwirtschaft hatte sie nicht — es standen nur ein paar Geißen im Stall — und so mußten die zwei Frauensleute von dieser Miete leben, von der kleinen Pension, die die Wildacherin seit dem Tod ihres Mannes bezog, und von dem Gelde, das die Beda durch Handschuhnähen und Spitzensticken verdiente. Das war nicht viel, doch es reichte, wenn die beiden Stuben im Sommer gut vermietet wurden.

Mit dem Preise — 150 Mark für den ganzen Sommer — war Ambros hurtig einverstanden.

„Aber 's Madl muß noch gfragt werden!" wandte die Wildacherin zögernd ein. „Und 's Madl is net daheim."

Während die beiden noch sprachen, klang drunten im Flur ein rascher und leichter Schritt.

„Grad kommt 's Madl!"

Sie gingen in die Stube hinunter und fanden Beda schon am Fenster bei der Handschuhnähmaschine sitzen. Auf den ersten Blick erkannte Ambros das Mädchen wieder, das im Herbst am Altwasser die Wäsche gespült hatte.

Ambros grüßte; aber Beda konnte das nicht hören, denn mit zornigem Gebell war ein weißer Spitz unter dem Ofen herausgefahren; und während der kläffende Hund im Kreis um Ambros herumtollte, ließen seine Pfoten bei jedem Sprunge vier kleine, feuchte Flecke auf den sauber gescheuerten Dielen zurück. Das wurde schließlich ein dunkler Ring, so daß Ambros lachend dachte: als wär' ich in einen Hexenkreis geraten!

Die Wildacherin brachte den Hund zur Ruh und sagte: „Bedle! Die zwei Stuben droben soll ich hergeben. Der junge Herr da tät mit seiner Mutter kommen. Is dir's recht?"

Ohne von der Arbeit aufzublicken, erwiderte das Mädchen: „Mir kann's gleich sein, wer unterm Dach droben haust." Dann hauchte sie in die Hände und nähte weiter.

„So geh, schau doch ein bißl her! Der junge Herr da is der Brosi vom Herrn Dokter selig."

Beda wandte langsam das Gesicht über die Schulter. „So? . . . Grüß Gott!" Und beugte sich wieder zur Arbeit.

Da wurde die Wildacherin ein bißchen rot — entweder aus Ärger oder aus Verlegenheit. Und weil der Spitz wieder zu knurren anfing, begann sie mit ihm zu schelten.

Lächelnd machte Ambros ein paar langsame Schritte gegen das Fenster hin und sah dem Mädchen bei der Arbeit zu.

Die Maschine, vor der Beda saß, war keine komplizierte Sache — ein eisernes Gestell, an dem zwei blanke, feingezahnte Stahlplatten durch einen Hebeltritt geöffnet und geschlossen wurden; die Platten faßten das Handschuhleder mit den Säumen zwischen die Zahnung — und dann machte die flink mit der Hand geführte Nadel zwischen den Zähnen eine schöne, gleichmäßige Naht ans Leder.

Es war ein langer, weißer Ballhandschuh, an dem Beda gerade nähte. Und Ambros sah in Gedanken das Bild eines großen Ballfestes in der Stadt; alle die vornehmen Damen trugen solche lange, weiße Handschuhe, wie Beda einen nähte; wenigstens stellte sich Ambros das so vor; gesehen hatte er's nie; und der Gegensatz dieses Bildes — dort die laute Lust und hier die stille Arbeit, dort der lärmende Überfluß und hier die klaglose Dürftigkeit — dieser Gegensatz weckte in ihm ein warmes Gefühl und ließ ihn mit herzlichem Blick das Bild betrachten, vor dem er stand. Und dieses Bild war hübsch. Das weiße Schneelicht des Fensters spann einen hellen Glanz um Bedas Kopf und um die Fülle des kupferdunklen Haares; und das schöne, strenge Gesicht glühte noch von der Winterkälte, durch die das Mädchen gegangen war. Und diese schmucke Gestalt! Es war an ihr, so kräftig sie auch gebildet schien, nichts Derbes und Bäurisches. Und wie der schlanke Nacken unter dem reichen Haar sich hinbog gegen den Rüschensaum des straff sitzenden Leibchens — das war eine fein geschwungene Linie, ein vornehmer Schönheitsgedanke der Natur.

„Fräulein Beda!" sagte Ambros herzlich. „Wir kennen uns doch . . . warum sind Sie denn gegen mich so fremd und still?"

„Weil beim Reden d' Nadel allweil ausrutscht." Zum Beweis dieser Wahrheit trennte sie ein paar fehlgeratene Stiche wieder auf. „Aber zu mir kannst Beda sagen und du . . . wie jeder sagt. Und ohne Fräuln. So ebbes braucht's net."

Er lachte. „Na also, Beda . . . aber dann gib mir auch zu freundlichem Einstand deine Hand . . . wir wollen im Sommer gute Kameraden sein!"

„Kameraden?" Es schien, als wäre sie auf dieses Wort nicht gut zu sprechen. Ein merkwürdiges Lächeln huschte um ihren Mund. Dann reichte sie Ambros die Hand und sagte ruhig: „Vor mir brauchst keine Angst net haben. Laß mir halt du auch mein Ruh! Da kommen wir nachher ganz gut miteinand aus!" Sie sah ihn prüfend an. Dann entzog sie ihm ihre Hand und begann die Arbeit wieder.

Die Wildacherin schien das für einen heiteren Friedensschluß zu nehmen, denn sie fing ein gemütliches Schwatzen an — und schwatzte immer zu, bis Ambros wieder draußen in seinem Schlitten saß.

Ein Gefühl des Unbehagens war in ihm zurückgeblieben — er wußte selbst nicht recht, warum. Und während er durch die in der Sonne schimmernde Schneelandschaft nach dem Unterdorfe zurückfuhr, tauchte sogar der Gedanke in ihm auf, die Sache mit diesen zwei Stuben wieder rückgängig zu machen, im Notfall die 150 Mark zu bezahlen und eine andere Wohnung zu mieten. Doch er war zu sehr ans Sparen gewöhnt, um diesen Einfall ernst zu nehmen. Und dann lenkte der Anblick des öden, glatt überschneiten Kiesbettes der Wildach seine Gedanken wieder auf die Arbeit, die nun bald beginnen sollte.

Als er an jener langen, mit Säulen durchsetzten Mauer vorüberglitt, fragte er zerstreut: „Das Schlößl ist im Winter nicht bewohnt?"

Da begann der Knecht, der den Schlitten führte, ein flinkes Geplauder. In früheren Jahren wären die Herrschaften immer schon mit dem ersten Grün im Schlößl eingezogen. Aber seit die junge fürstliche Prinzessin vor vier Jahren den „auslandrischen" Herzog geheiratet hätte, wäre die Sache anders geworden. Der Herzog hätte keine besondere Freude an der Jagd. Und zwei Sommer wären die Herrschaften gar nicht im Tal gewesen — im letzten Herbste nur ein paar Wochen. Dadurch hätten die Leute im Dorfe manchen Verdienst verloren. Aber man trüge das den Herrschaften nicht nach, denn man hätte sie gerne. Der junge Herzog wäre ein leutseliger Herr, nur manchmal ein bißl grob. Aber Grobheit ist eine gesunde, ehrliche Sache. Und schrecklich verliebt wäre der Herzog in seine junge Frau — obwohl die beiden nebeneinander aussähen wie der Baum und ein Ständl Klee. „So ein Endstrumm Mannsbild Und so ein feins und kleinbeinlets Frauenzimmerl! Und recht

Konchyliensammler.
Gemälde von Fritz Werner.

gsund muß das Frauerl auch net sein! Freilich, mit siebzehn Jahr heiraten und als ein halbets Kindl in vier Jahr drei Kinderln haben . . . eins is gstorben davon . . . mein, so ebbes reißt eim Weiberleut allweil ein bißl was abi vom Leben. Aber sonst ein liebs Gschöpferl! Da d' meinst, es kommt ein Blümerl auf ein zugflogen! Und so viel gut kann's dreinschauen mit ihre runden Vogelaugen. Und Geigen spielen kann's, viel feiner noch, als wie ein Zeiserl singt."

„Geige?" fragte Ambros, in dem eine Erinnerung erwachte.

„Ja, da bin ich oft schon stehnblieben bei der Mauer und hab aufglust. Jeden Tag hat man's oft hören können. Aber wenn d' Frau Fürstinmutter da is, hat's allweil ein End mit der Musi. Ich weiß net . . . aber d' Leut sagen, sie täten sich net recht vertragen miteinand, die junge Herzogin und d' Frau Fürstinmutter. Freilich, die is allweil eine von der scharfen Seiten gwesen. Aber was geht's denn mich an? Und ich will nix gsagt haben! . . . Hüo!"

Der Gaul, der die Peitsche fürchtete, fiel in schärferen Trab. Und die kleinen Schellen rasselten in der kalt leuchtenden Stille des Wintermorgens.

Im Unterdorfe stand Herr Wohlverstand schon wartend vor der Wirtshaustür, in seinen dicken Fuchspelz eingesackt.

„Aber lang hat's dauert!" sagte er lachend, reichte seinem jungen Kompagnon die Hand und stieg in den Schlitten ein. Der schwere Pelz und was dem Herrn Friedrich Wohlverstand sonst noch gehörte, nahm einen so breiten Raum ein, daß sich Ambros ganz schmal machen mußte.

Die Reisetaschen wurden aufgebunden, und dann klingelte der Gaul davon, der Schneespur folgend, die der Schlitten des Regierungskommissärs vorangezogen hatte.

* * *

Nun war es Mai geworden.

Ein milder Nachwinter und ein mit warmen Föhnwinden zeitig einsetzendes Frühjahr hatten den Beginn der Arbeit im Wildachtal begünstigt. Schon Mitte April waren die Talstraßen schneefrei geworden; die Zufuhr des Baumaterials, der Zementfässer und des vielen Handwerkszeuges hatte um vierzehn Tage früher beginnen können, als Ambros gerechnet hatte.

In der ersten Maiwoche war er, begleitet von einem Zahlmeister und Aufsichtsbeamten des Herrn Wohlverstand, an die Stätte seiner Arbeit übergesiedelt. Die Mutter sollte Ende Juni nachkommen, wenn das erste Gehetze vorüber und die Arbeit in geordnetem Gange wäre. Um die beiden Stuben ein bißchen freundlicher auszugestalten, hatte Ambros einige Möbelstücke, Gardinen und Decken aus München mitgebracht. Auch ein Pianino. Man mußte, um diesen „unsinnigen Kasten" — wie die Wildacherin das Pianino taufte — in das Dachgeschoß hinaufzubringen, an der schmalen Treppe das Geländer wegnehmen. Dazu hatte der weiße Spitz ein fürchterliches Geheul aufgeschlagen. Aber die Beda war unsichtbar geblieben.

Am Abend, als das Mädel in der kleinen Küche, in der es schon dämmerte, mit der Großmutter bei der Milchsuppe saß, fing Ambros droben zu spielen an — eine Waldszene von Schumann.

Beda horchte auf, wie von einem Zauber berührt — und legte den Löffel nieder. Die Wildacherin aß ruhig weiter; doch sie sagte: „Ah, da schau! Hätt mir net denkt, daß in dem unsinnigen Kasten so ebbes Schöns und Heiligs drin sein könnt." Als sie dann Licht machte, sah sie verwundert das stille Mädel an. „Bedle? Was hast denn?"

Bedas Augen waren naß. „So ebbes hab ich meiner Lebtag net ghört. Das rührt alles auf in eim drin . . . schier, daß ich heulen hätt müssen!" Sie trat in den kühlen Frühlingsabend hinaus und stand unter den aufblitzenden Sternen an einen noch unbelaubten Apfelbaum gelehnt, bis droben in der Dachstube die schönen Klänge verstummten.

Wenn Beda in den folgenden Tagen dem jungen Mieter begegnete — und das geschah nur immer früh am Morgen oder spät am Abend — dann grüßte sie freundlich. Manchmal sprach sie auch ein paar ruhige Worte mit ihm.

Zu langen Plauderstunden hatte Ambros keine Zeit. Die mit jedem Tage wachsenden Geschäfte begannen ihn wie mit der Peitsche vom ersten Licht bis in die sinkende Nacht zu hetzen.

Man hatte, während die verlaufenden Hochwasser noch rauschten und die halbe Breite des Tales mit ihrem schlammigen Gewoge füllten, zu den ersten Vorarbeiten hundert Leute gestellt, die aus der Gegend angeworben waren. Das war gegen die Stimme des Herrn Wohlverstand geschehen, der nur italienische Arbeiter nehmen wollte — die lustigen Gebirgler hielt er für teure, schlechte und faule Schaffer. Doch Ambros hatte seinen Willen durchgesetzt; das Dorf sollte verdienen, und es mußte verhindert werden, daß die vom Krispin Sagenbacher bei der Grundablösung aufgerührte Stimmung weitere Nahrung fände.

Mehr Leute als diese hundert waren im Tal für die Arbeit nicht zu bekommen. Dennoch gab es einen schreienden Auflauf, als nach dem Sinken des Hochwassers, in der letzten Maiwoche, an einem Sonntag die vierhundert italienischen Arbeiter anrückten, die zur rechtzeitigen Vollendung des Werkes nötig waren. Die fremde Sprache, die kein Mensch im Dorfe verstand, und diese dunklen, strengen Gesichter mit den blitzenden Augen machten die Bauern mißtrauisch und rabiat. Man prophezeite Diebstahl, Brandlegung und Totschlag, sorgte sich um die Ehre und Gesundheit der Weibsleute, räsonierte über die Bauherren und schimpfte auf die Regierung. An diesem Sonntage mußte sich Herr Friedrich Wohlverstand in absentia eine Umtaufe seines Namens in „Schlierich Unverstand" gefallen lassen.

Als am Abend der Mariengruß geläutet wurde, sah man kein Kind und kein Mädel mehr auf der Straße. Sie hatten Angst vor den italienischen Fledermäusen. An den Häusern waren die Türen und Fensterläden geschlossen. Aber die Burschen zogen truppweise bis spät in die Nacht auf den Straßen umher und sangen gepfefferte Schnaderhüpfel auf die „Kesselflicker und Katzelmacher".

Inzwischen hatte sich mit Ordnung und Ruhe die Einquartierung der fremden Arbeiter in dem Barackenlager vollzogen, das man am Waldsaum unter der Großen Not für sie erbaut hatte. Ambros, der mit den Leuten in ihrer Sprache reden konnte, begegnete gutem Willen, die Verteilung der Lagerstätten und der Werkzeuge ging glatt vor sich, und die Verlesung der Führungsregeln wurde von den Arbeitern ohne Widerspruch angehört, obwohl das Bezirksamt ihre persönliche Freiheit übel beschnitt und ihnen an Sonn- und Feiertagen den Besuch der Dorfwirtshäuser verbot.

Doch der Abend sollte für Ambros nicht ohne schweren Verdruß vorübergehen. Als er in später Dämmerung das Barackenlager schon verlassen wollte, hörte er einen Lärm von vielen Stimmen, und drei Rottleute der Arbeiter kamen ihm nachgelaufen. Sie erklärten aufgeregt, daß die Arbeiter die hohen Preise, die in den beiden von Herrn Wohlverstand installierten Kantinen gefordert würden, ohne schwere Einbuße an ihrem Lohn nicht bezahlen könnten. Würde da nicht augenblicklich Wandel geschaffen, so hätte die Arbeiterschaft die Absicht, ihre Verpflegung auf eigene Faust zu besorgen.

Ambros ging mit den drei Leuten zu der Amtsstube des Zahlmeisters. Und da kam es zu einem scharfen Auftritt. Der Vertreter des Herrn Wohlverstand wahrte wohl die äußerliche Form der Höflichkeit, erklärte aber kurz und bündig, in diese Angelegenheit hätte der Herr

ngenieur nichts dreinzureden; das wäre ausschließlich Sache Herrn Wohlverstand — wie es auch deutlich im Ver- ge stünde.

„Im Vertrage? Wieso? Davon weiß ich nichts."

Der Zahlmeister hatte eine Abschrift des schönen, fried- gen Schriftstückes flink zur Hand. Und als nun Ambros Stelle durchlas, die ihm bezeichnet wurde, stieg ihm das t in die Stirne. Dann wurde er bleich. Er las nun lich aus dieser Vertragsbestimmung einen Sinn heraus, sie früher für ihn nicht gehabt hatte — und er- te, daß diese fünfzig harmlos scheinenden Worte Herrn rch Wohlverstand zu allerlei profitablen Nebengeschäften ligten.

n Zorn schob er dieses üble Papier von sich. „Vertrag her . . . ich dulde nicht, daß die Arbeiter über- t werden. Ich werde mit den Leuten die Preise fest- an die sie gewöhnt sind. Und was ich dann sage, schieht. Herrn Wohlverstand gegenüber werde ich jede twortung übernehmen."

ut!" sagte der Zahlmeister und verbeugte sich höflich. bitte nur, mir das schriftlich zu geben . . . mit der twortung."

mbros warf ein paar Zeilen auf ein Blatt und unter- . Dann setzte er sich mit den Rottleuten zusammen, sich mit ihnen für alle Speisen und Getränke auf Preis, der dem Lohnsatz der Arbeiter entsprechend war nem guten Kantinenvater Wohlverstand noch immer einen digen Nutzen sicherte.

r Zahlmeister nahm die Abschrift des Protokolls in g, betrachtete das Blatt wie eine schwer begreifliche — und nickte schweigend.

mbros, als er unter dem Schein der Sterne das Baracken- verließ, hatte das Gefühl: da hab ich was Gutes ernünftiges gemacht.

s da geschehen war, das hatte sich auch unter den n schon verbreitet. Schwatzend und lachend standen nklen Gestalten in Gruppen beisammen. Und als eine helle Stimme rief: „Evviva il buon padrone!" — da auch gleich ein paar Dutzend Stimmen ein.

rüber freute sich Ambros — um seines Werkes willen d es war ihm ein wohliges Ding, so heimzuwandern ie Frühlingsnacht, während hinter ihm eine Ziehharmonika das scharfe Zirpen zweier Mandolinen und dann ein ter, fremdartiger Gesang, ein zitterndes Lied der Sehn- das ein leises Echo an den schwarzen Mauern der weckte. Er dachte an die Mutter. Wie sie sich freuen wenn sie kommt und all diese rastlos schaffenden n sieht, dieses Werden einer großen, dem Leben en Tat!

ein frohes Träumen wurde durch ein unmelodisches Johlen rochen. Drei Burschen kamen über die Wiese her und n mit heiseren Diskantstimmen:

„Italiani,
Bloß Häutln und Bani,
Aber endslange Händ,
Dö haben koan End,
Berliggo, berlaggi,
Haben s' alles im Sacki!"

Ambros blieb in Zorn vor den Dreien stehen. „Was soll denn das heißen? Warum beschimpft ihr diese Leute? Die sind doch nur gekommen, um sich für Euer Wohl zu plagen!"

Die Drei schwiegen und lachten dumm — einer besonders laut, ein baumlanger Kerl.

Ambros betrachtete sie der Reihe nach; sie standen im Dunkel der Nacht ganz schwarz vor ihm; nur von den Ge- sichtern und den nackten Knien sah man eine matte Helle.

„Seid doch vernünftig!" Mit diesem Wort ging Ambros weiter. Und dann sah er über die Schulter zurück. Ob der Längste von den Dreien nicht der Krispin Sagenbacher war?

Da fingen die Drei hinter den Erlenstauden wieder zu singen an:

„Italiani,
Polenta, Marani . . ."

Das weitere Kauderwelsch dieser Spottweise konnte Ambros nicht mehr verstehen. Er seufzte. „Ach, Herr! Da möcht ich schon lieber den Waldrauscher singen hören!"

Wie wunderlich, daß er trotz all seiner vielen Wege dem Alten noch nie begegnet war. Und auf den Gehängen der Großen Not und in den Schluchten der Wildach fing doch schon der Waldrausch zu blühen an!

Ambros trat, um einen Bissen zu essen, noch in das kleine Wirtshaus, das in der Nähe seiner Wohnung lag.

Als er eine halbe Stunde später heimging, sah er vor dem Zauntor der Wildacherin einen langen Menschen stehen, unbeweglich, wie eine Säule. Und das war nun wirklich der Krispin Sagenbacher. Doch bevor ihn Ambros ansprechen konnte, ging der lange Bauer mit hastigem Schritt davon.

„Was der nur da zu suchen hat?"

Die Fenster an der ebenerdigen Stube waren noch er- leuchtet. Und als Ambros in den Flur trat, steckte die Wildacherin den Kopf mit der weißen Nachthaube zur Stuben- tür heraus. „Gott sei Lob und Dank, Herr Brosi! Weil S' nur endlich daheim sind! Hab schon gmeint, es is Ihnen was passiert . . . bei die Katzlmacher da draußt!"

„Nein, Mutter Wildacherin! Das sind ordentliche Leute, da brauchen Sie keine Sorge zu haben. Gute Nacht! . . . Und stört es Sie nicht, wenn ich noch ein bißchen musiziere?"

„Gott bewahr! 's Madl liegt schon. Aber sie schlaft noch net. Und da spielen S' ihr grad ein schönen Traum in ihr Surrköpfl eini! . . . Gut Nacht!"

In der Küche knurrte der weiße Spitz, bis Ambros droben in seiner Stube war.

Mit ruhig singenden Tönen klang eine Fuge von Bach in die Frühlingsnacht, die von kommenden Blüten träumte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nacht.

men umkreisen mein Haupt, ohne zu ruhn.
aber grüßt ihre Glut, und ich kann sie nicht löschen,
ich auch herrschergewohnt recke die finstere Hand.

me umgürten den Leib mir und das dunkle Gewand,
ich vermag es nicht, tödlich sie zu beschatten,
chtender nur strahlt mir am Kleide ihr Glanz.

r zu meinen Füßen kauert die Welt.
he liegt sie am Weg, will nicht mehr wandern und wachen,
ich beuge mich tief über sie her.

Tausendfältiger Laut dringt herauf aus den Gründen,
Hellauf plätschert der Fluß, mächtig bäumt sich das Meer,
Rastlos regt sich der Wald — das Leben, es will nicht ruhn.

Nur die Menschheit drängt eng sich mir an die Brust,
Birgt den Kopf mir im Arm. Ich lausche dem wirren Stammeln:
Klagen, Sehnen und Zorn — Jubel, Verzweiflung und Not.

Ich kenne nichts von dem Leid. Ich fühle nicht ihre Lust.
Mir ist's wie rauschender Wind! — Ich decke darauf meine Hände.
Da senkt still sie die Stirne — und schläft!

Else Torge.

Die Frauen in der italienischen Renaissance.

Von Isolde Kurz.

II.

Von ganz verschiedenem Schlage war eine andere Schwägerin Isabellas, die Gemahlin ihres Bruders Alfonso, der in Ferrara herrschte, Lucrezia Borgia. Weder wirklich schön, noch bedeutend, noch irgend mit tieferen Gaben ausgestattet, übte sie dennoch eine ganz eigene Anziehungskraft aus. Sie scheint eins jener graziösen, fast seelenlosen Geschöpfe gewesen zu sein, die etwas Elementarisches an sich haben; mit ungetrübtem Sinn und lächelnden Mundes, weder gut noch böse, gehen sie durch alle Schrecken und Schmerzen des Lebens, von ihrer glatten Stirn prallen die Blitze des Schicksals ab, dem einen erscheinen sie wie Huldgöttinnen, dem andern wie dämonische Wesen, und ihr Lächeln, hinter dem sich das Nichts verbirgt, bleibt allen reizend rätselhaft — wie ein seichtes Wasser mit undurchsichtiger Oberfläche für unergründlich gehalten werden kann. Als willenloses Werkzeug der väterlichen Politik war sie aus einer Ehe in die andere geschoben worden. Den zweiten Gemahl hatte der entsetzliche Bruder in ihren Armen erwürgt, von dem ersten war sie durch einen skandalösen Prozeß geschieden worden, ihr Name wurde unter den schimpflichsten Bezichtigungen in den Kot gezerrt. Aber sie zog unbefangen und mit heiterer Pracht in Ferrara ein, wo der neue Bräutigam die anrüchige Braut mit Widerstreben erwartete, und wo ihre Schwägerin Isabella die Hochzeitsfeierlichkeiten steif und frostig fand. Nur Lucrezia blieb strahlend heiter und unerschöpflich liebenswürdig, sie schien nichts zu vermissen, denn sie wußte, daß ihr der endliche Sieg gehören würde. Und sie verstand es in der Tat, das mürrische Herz des Gatten zu gewinnen und es zeitlebens zu behaupten. Ihr immer strahlendes blaues Auge, das berühmte rotgoldene Haar und eine besondere sorglose Lieblichkeit des Wesens, die sich mit herrschender Hoheit paarte, eroberten ihr schnell die neue Umgebung. Einen Hofpoeten, der zuvor Isabellas feurigster Bewunderer gewesen, bestrickte sie so sehr, daß er zu deren nicht geringem Verdruß seine für die Mantuanerin geschmiedeten Verse in eine Huldigung für Lucrezia umgoß. Selbst der größte Dichter ihrer Zeit, Ariost, hat sie gefeiert; freilich hing sein Wohlergehen am Schutz des Hauses Este. Seit sie der römischen Luft entrückt war, blieb auch ihr Leben tadelfrei, und da Lucrezia mehr als andere Fürstinnen auf ihren Leumund zu achten hatte, herrschte in Ferrara sogar ein steiferer und strengerer Ton als anderwärts, der sich bis auf die von ihr eingeführten, ganz besonders ehrbaren Kleidermoden erstreckte.

Lucrezia Borgia.
Nach einer Medaille.

Lucrezia Borgia.
Ausschnitt aus dem Gemälde von B. Pinturicchio „Disputation der heiligen Caterina" im Appartamento Borgia zu Rom.

In den späteren Jahren neigte sie stark zur Frömmigkeit, sie trug sogar in ihrer letzten Lebenszeit unter den herzoglichen Gewändern ein härenes Hemde, und als sie an einem späten Wochenbette starb, wurde sie fast wie eine Heilige betrauert. Leider ist von Lucrezia Borgia kein authentisches Gemälde erhalten, und die Medaillen lassen ihre Züge unbedeutend erscheinen. Dennoch wird sie als eine bezaubernde, hochkultivierte Erscheinung gerühmt. Ihre Schönheit lag wohl in der lebendigen Gegenwart und in jenem ungreifbaren Etwas, das sich dem Pinsel des Malers entzieht, aber die Phantasie der Beschauer anregt. Auch sie hatte eine vornehme humanistische Erziehung genossen, wie es sich für die anerkannte Tochter Alexanders VI. geziemte; war sie doch schon in früher Jugend berufen, bei den diplomatischen Geschäften im Vatikan den Papst während seiner Abwesenheit zu vertreten. Aber sie besaß die geistigen Werte nicht zur eigenen inneren Bereicherung wie Isabella von Este und Elisabetta von Urbino, sondern nur als Schmuck ihrer Person, und weil es ihr Rang verlangte.

Eine ganz merkwürdige ureigene Stellung nimmt unter den berühmten Frauen Italiens die kriegsgewaltige Caterina Sforza ein, auch sie eine echte Renaissancegestalt wie von der Luft der großen Shakespeareschen Tragödie umweht.

Das wilde Kriegergeschlecht der Sforza hatte sehr frühe neben seinen prachtvollen trotzigen Männergestalten eine Reihe starker amazonenhafter Weiber aufzuweisen. Caterinas Großeltern waren der mächtige, auf den Thron von Mailand gestiegene Condottiere Francesco Sforza und seine Gattin, die tapfere Bianca Maria Visconti, die in seiner Abwesenheit selber zu Pferde kleinere Scharmützel kommandierte, wobei sie feindliche Soldaten mit eigener Hand niedermachte. Ihre noch kühnere Enkelin Caterina wurde als natürliche Tochter des Herzogs Galeazzo geboren, der sie durch seine Gemahlin adoptieren und zusammen mit seinen Bastardsöhnen am Hofe von Mailand erziehen ließ. Ein Jugendporträt zeigt sie als schlankes, holdseliges Mädchenbild; die schönen, immer so sorglich gepflegten Hände, die in ihren Herrschertagen von Blute triefen sollten, tändeln hier mit einem Blumenstock. Sie hieß die schönste Frau des Zeitalters. Zehnjährig ward sie dem lasterhaftesten der damaligen kleinen

Caterina Sforza als Santa Caterina.
Gemälde von Amico di Sandro im Lindenau-Museum zu Altenburg.

Tyrannen, dem Grafen Riario, Herrn von Forlì und Imola, vermählt. Als der Allverhaßte in seinem Schlosse von Forlì ermordet wurde und sie samt ihren Kindern in die Hände der Empörer fiel, wußte sie sich durch List in die treu gebliebene Festung zu retten und bombardierte von dort aus die aufrührerische Stadt. Auf die Drohung der Belagerer, ihre Kinder vor ihren Augen zu schlachten, soll sie die berühmt gewordene zynische Antwort gegeben haben, sie sei imstande, andere zu bekommen. Von mailändischen Truppen entsetzt, brach sie wie ein Gewitter über die Stadt herein und nahm an den Mördern blutige fürchterliche Rache. Dann ergriff sie mit fester Hand die Zügel und regierte wie ein Mann, hob Soldaten aus, die sie in eigener Person kommandierte und zu einer Mustertruppe heranschulte, so daß befreundete Regierungen sich öfter um kriegstüchtige Mannschaft an die Herrin von Forlì wandten. Einzig durch ihr militärisches und diplomatisches Genie wurde ihr kleiner Staat eine Macht, mit der Freund und Feind zu rechnen hatten. Beim Einfall Karls VIII. in Italien standen die feindlichen Heere sich untätig gegenüber, und kein Schwertstreich durfte fallen, bevor Caterina Sforza sich für eine Partei entschieden hatte.

Caterina Sforza.
Modelliert von Domenico Cennini.

Vittoria Colonna.
Modelliert von Alessandro Cesari.

Auf der Höhe ihres Lebens ließ sie sich von der Tüchtigkeit und jugendlichen Schönheit eines ihrer Dienstmannen so mächtig hinreißen, daß sie ihm heimlich Herz und Hand schenkte. Der Niedriggeborene konnte ein so hohes Glück nicht tragen, er trat als Gebieter auf, vor dem am Ende die stolze Caterina selber zitterte, und wurde darum von der empörten Umgebung ermordet. Blind vor Schmerz und Wut stellte die leidenschaftliche Frau, um den Geliebten zu rächen, ein noch viel grausigeres Blutbad an als für den ersten Gatten, und die Greuel, mit denen sie sich damals befleckte, raubten ihr in späteren Jahren, wo das Unglück sie zur Selbstschau trieb, den Schlaf.

Auch ihre dritte Ehe mit Giovanni de' Medici, dem schönsten Jüngling von Florenz, den die Republik ihr als Gesandten schickte, um sie für ein Bündnis zu gewinnen, wurde frühe durch den Tod getrennt. Ihm gebar sie den einzigen ihrer würdigen Sprößling, jenen Kriegsgott in Person, der unter dem Namen Giovanni delle bande nere berühmt ist, und durch dessen Nachkommen Caterina die Ahnfrau der toskanischen Dynastie werden sollte. Obgleich er Medici hieß, war er doch ein echter Sforza, in dem noch einmal die ganze Heldengröße seines Geschlechtes auflebte, und vielleicht wäre er der Retter und Ordner des zerrissenen Italien geworden, hätte nicht eine Frundsbergsche Kanonenkugel und die mangelhafte Kunst der Wundärzte seiner Laufbahn ein vorzeitiges Ende gemacht. Auch mit dem Tode des letzten und geliebtesten Gatten, an dessen Leiche die starke Frau zusammenbrach wie irgendein anderes seiner Stütze beraubtes Weib, war ihr bewegtes Lebensdrama noch nicht am Schlusse. Die Tatkraft der Herrscherin schnellte wieder in die Höhe wie gebogener Stahl.

Als Cesare Borgia mit Hilfe der Franzosen den ganzen Kirchenstaat an sich riß und überall die Herrscher aus ihren Schlössern und Burgen flüchteten, während das platte Land sich ohne Schwertstreich ergab, rüstete nur Caterina Sforza in ihrer Festung von Forlì zum verzweifelten Widerstande. Noch zeigt man in Bologna die feingeschmiedete Eisenrüstung, die die heroische Kommandantin unter ihren Frauenkleidern trug, um sich persönlich ins Kampfgewühl zu mischen und den durch eine Bresche eindringenden Feinden noch jeden Zollbreit streitig zu machen, bis sie unter den Trümmern und Leichen einer Pulverexplosion in die Hände der Franzosen fiel. Der romantische Nimbus, der die besiegte, aber ungebeugte „Dame Catherine" umschwebte, weckte in den Siegern eine ritterliche Teilnahme, die ihr noch zur Rettung aus tiefster Not gereichen sollte. Man glaubt sich mitten in den Abenteuern des Ariost, wenn man hört, wie der Borgia, das französische Kriegsrecht mißachtend, wonach keine Frau als Kriegsgefangene gehalten werden durfte, sie nach Abzug seiner Verbündeten in Ketten und Banden nach Rom schleppte und in den Kerker warf; wie dann übers Jahr das französische Heer aufs neue die Alpen überschritt und bei der Nachricht, daß die Heldin von Forlì in der Engelsburg schmachte, in einen Schrei der Entrüstung ausbrach und die Ehre Frankreichs, der die tapfere Frau sich anvertraut hatte, für verletzt erklärte; wie ein Kapitän mit nur drei Mann in höchster Eile nach Rom voraussprengte, um im Namen der Armee dem

Vittoria Colonna, Marchese Pescara.
Gemälde von Muziano in der Galerie Colonna zu Rom.

Papst die Gefangene abzufordern, und wie endlich an der Hand ihres Befreiers Caterina Sforza blaß und abgezehrt, aber noch immer ungebrochen ans Tageslicht stieg, um dann den Rest ihres stürmevollen Lebens zu Florenz in Stille und tief religiöser Sammlung zu verbringen.

Caterina Sforza wirkte auf ihre jeder Kraft und Größe huldigende Zeit nicht abstoßend, weil sie sich bei ihrem rauhen Männerhandwerk die Eleganz der Erscheinung und ihre gewinnenden feinen Weltformen zu wahren wußte. Besonders gerühmt wurden an ihr noch in den späteren Jahren der hohe vornehme Wuchs und die elastische Anmut der Bewegungen. Viele Gemälde und Schaumünzen sind von ihr erhalten. Auf einer der letzteren sieht man die Kriegerin in wildem Ritt mit gezogenem Schwert und flatternden Haaren hinstürmen, dagegen zeigt ein Gemälde in den Uffizien sie als ehrbare Hausfrau neben dem jugendschönen Giovanni de' Medici. Die merkwürdige Frau konnte auch diese Seite hervorkehren. Wenn es gerade keinen Kriegszug zu führen gab, so saß sie im Kreis ihrer Edelfräulein und führte die Nadel. Sie sorgte für ihren Hausstand ebensogut wie für den ihr unterstellten Staat und war ihren Kindern eine treffliche Erzieherin, besonders dem geliebten jüngsten. Wenn ihre gefährliche Leidenschaft nicht gereizt wurde, zeigte sie eine frauenhafte Güte und Schonung. Wie sehr sie ihre körperlichen Reize, ihr langes Haar und die berühmte Zartheit und Weiße ihrer Haut pflegte, verraten die endlosen kosmetischen Rezepte in ihrem Nachlaß. — Nichts zeichnet die Auffassung der Renaissancemenschen besser als die voraussetzungslose Unbefangenheit, mit der sie diesem dämonischen Naturspiel gegenüberstanden. Mit Haß und Liebe, mit Bewunderung und Furcht hingen die Augen der Zeitgenossen an der gewaltigen „Dame von Forlì", aber niemand wunderte sich, wie eine Frau zu solchen Taten komme: man sah im Geschlechte keine Begrenzung. Nach der letzten heldenmütigen Verteidigung von Forlì einigten sich alle Stimmen, ihr den Ehrentitel der prima donna d' Italia (der ersten Frau Italiens) zu geben.

Vittoria Colonna.
Gemälde von Marcello Venusti.

Aber die blutigen Kriegslorbeeren verwelken, und der Glanz hinreißender persönlicher Eigenschaften schwindet mit der Zeit, auf die er gewirkt hat. Daher von jener blendenden Konjunktion weiblicher Gestirne, die damals am Himmel Italiens standen, nur ein schwacher, zitternder Schein zu den Nachlebenden dringt. Eine aber strahlt in unvergänglichem Licht: die Dichterin Vittoria Colonna. Als Tochter des berühmten Feldherrn Fabrizio Colonna und Gattin des noch ruhmreicheren Marchese Pescara stand sie schon von Haus aus unter den ersten Frauen ihrer Zeit. Den Namen aber, der durch die Jahrhunderte dauert, erwarb sie sich selber. Für sie war das Leben eins mit der Liebe, die Liebe eins mit der Poesie. Ins Feld, in die Gefangenschaft sandte sie dem heißgeliebten Mann ihre poetischen Liebesepisteln nach, und als er seiner Todeswunde von Pavia erlegen war, sang sie in dem verwitweten Liebesnest von Ischia wie eine einsame Nachtigall ihre lange melodische Klage, die durch ganz Italien widerhallte. Niemals lüftete die schöne, vielgefeierte Witwe mehr den Trauerschleier. Von der Welt zurückgezogen, lebte sie ganz der poetischen Verklärung ihres Toten, die ihm noch größeren Ruhm gewann als alle seine Siege. Ihre Gedichte liefen in unzähligen Abschriften um und teilten sich von Mund zu Mund mit. Wenn sie auf Reisen ging, so beneidete eine Stadt die andere um ihre Anwesenheit. Nicht nur in literarischen Dingen galt ihr Urteil für maßgebend, auch in der Politik wurde Vittoria Colonnas Wort gehört. Bei den Greueln der Plünderung Roms rettete sie durch ihren Appell an die im kaiserlichen Heere kommandierenden Colonnesen, was zu retten war, und setzte ihr eigenes Vermögen an die Befreiung der Gefangenen und die Unterstützung der verwaisten Familien. Am Abend ihres Lebens neigte sie sich stark der kirchlichen Reformbewegung zu, die seit den Zeiten Savonarolas die tieferen Gemüter beschäftigte, bis sie durch die Gegenreformation verschlungen wurde. In dieser letzten Lebensperiode gab sich die Colonna ganz der religiösen Dichtung hin. Aber die Liebe blieb der Grundton auch hier; wie der glühende Kultus für den toten Pescara schon einen religiösen Charakter getragen hatte, so haben die an den Erlöser der Menschheit gerichteten Sonette noch etwas von der schwärmerischen Innigkeit des Liebesliedes, und die Dichterin läßt uns das leise Hinübergleiten miterleben in dem schönen, ganz auf platonischer Grundlage ruhenden Sonett, worin sie schildert, wie der Nachglanz ihrer untergegangenen sterblichen Sonne ihr Auge langsam für das große ewige Licht bereitet und gestärkt hat.

Ihre Freunde und Bewunderer haben um diese seltene Frau einen solchen Strahlenkranz gewoben, daß vor dem überhellen Schein Vittorias persönliche Züge fast unkenntlich geworden sind. Aber was sie in aller Wahrheit gewesen ist, bezeugt der Eindruck der schon Fünfzigjährigen auf den düstern, menschenscheuen Michelangelo, der nie zuvor ein Weib geliebt hatte. In seinen Sonetten hat er diese Empfindung niedergelegt, die sich nur durch die hohe Vergeistigung von der jugendlichsten Liebesleidenschaft unterscheidet. Was er ihr dankte, sprach er in den Worten aus, die Natur habe in ihm nur die rohe Skizze seiner selbst geschaffen und die Ausführung Vittorias bildenden Händen überlassen. Noch im höchsten Alter schmerzte es ihn in der Erinnerung, daß er der angebeteten Frau, als sie auf dem Totenbette lag, nur die Hände und nicht auch Stirn und Antlitz zu küssen gewagt hatte.

An solchen großen Gestalten war das Frauenideal der Renaissance zu seiner nie gesehenen Höhe emporgewachsen. Allein man würde gewaltig irren, wenn man annähme, daß nun auch die rechtliche Stellung des Weibes innerhalb der Familie oder der Gesellschaft besser geworden wäre. Eine Frauenfrage gab es damals nicht, an gemeinsame Fraueninteressen dachte niemand, die Frauen selber hatten nur individuelle Bestrebungen. Es lag nicht im Geist jener Zeit, aus

den Erscheinungen ihre logischen Folgerungen zu ziehen; das Weib wurde dem Mann an Geist und Charakter gleich gestellt, aber er blieb ihr Herr über Leib und Leben. Auch als Witwe erlangte sie keine Selbstbestimmung, wenn sie nicht geradezu eine Caterina Sforza war, sie kehrte in die Vormundschaft des Vaters oder Bruders zurück, der sie nach seinen Zwecken wieder verheiraten oder ins Kloster schaffen oder auch, wenn er ein Gewaltsmensch war, gegen ihren Willen daraus hervorholen konnte. Nicht nur in den Fürstenhäusern, auch bei den bürgerlichen Geschlechtern bestimmte lediglich das Familieninteresse die Eheschließung. Mitunter wurden auch durch Magistratsspruch die blutigen Handel feindlicher Parteien mittels einer Heirat geschlichtet, wobei weder Lebensalter noch Gemütsverfassung der füreinander bestimmten Personen in Betracht kamen. Häufig verlobte man die Mädchen schon in früher Kindheit, und es war gewiß ein seltener Glücksfall, wenn eine solche Wahl mit der tiefsten Herzensneigung zusammentraf wie bei Vittoria Colonna. Anderseits konnte es geschehen, daß eine erwachsene Jungfrau oder eine lebensfrohe Witwe einem noch kindlichen Knaben anverlobt wurde und ihre schönsten Jahre in der Zurückgezogenheit vertrauerte, bis der Bräutigam zum Jüngling heranwuchs, von dem die reife Braut alsdann wenig Herzensglück zu hoffen hatte. Stand die Frau im Verdacht ehelicher Untreue, so fühlte sich ihre eigene Familie mit beleidigt, und nicht nur der Gatte, sondern auch der nächste männliche Blutsverwandte war befugt zu richten und zu strafen. Die Paläste von Rom, Florenz, Ferrara wußten manch unheimliche Geschichte zu erzählen von schönen, jählings aus dem Leben geschiedenen Frauen, deren dunklem Ende nicht nachgeforscht wurde. Die Brüder Strozzi ließen sogar ihre schöne Schwester Luisa sterben, nur weil der Tyrann von Florenz sie bei einem Gastmahl mit begehrlichen Augen angeblickt hatte.

War demnach die Stellung der Frau eine abhängige und gefährdete, solange Glück und Glanz in der Familie dauerten, so schildert kein Wort ihr Elend, wenn der politische Sturm, der fortwährend durch Italien raste, ihr Haus zertrümmerte. Das Kloster der Annalena in Florenz, das von einer unglücklichen Frau für ihre Schicksalsgenossinnen, die Witwen und Waisen politisch Verfolgter, gegründet wurde, nahm manche vielgefeierte Frauengestalt nach kurzer Herrlichkeit auf immer in seine dunkeln Mauern. Sie sind Göttinnen gewesen, diese schönen, geistreichen, lächelnden, allbewunderten Frauen, für deren Beifall die Männer kämpften und dichteten, malten und meißelten, aber sie waren es oft genug nur auf eine flüchtige, mit langem Leid bezahlte Stunde.

Der Golfstrom im Lichte der neuesten Forschungen.

Von Professor Dr. Gerhard Schott.

Der Golfstrom! Was ist es mit ihm? Welchen Kreis von Vorstellungen haben wir mit diesem Namen zu verbinden? Was bedeutet der Strom für Europa im allgemeinen, für unsere Heimat im besonderen? Hat er überhaupt Bedeutung für uns oder nicht? Selten erfolgen auf diese oder ähnliche Fragen sachkundige Antworten; es ist auch gar nicht so leicht, mit zwei oder drei Worten das Wesen des Golfstroms und seiner zweifellos für Europa bedeutsamen Eigenschaften zu kennzeichnen. Ein Versuch in dieser Richtung mag immerhin gemacht werden, weil in den letzten fünf Jahren eine Reihe neuer und neuester Forschungen angestellt worden ist, die gerade die Verzweigungen dieses Warmwasserstromes in den west- und nordeuropäischen Meeren betreffen. Eine der mächtigsten internationalen wissenschaftlichen Vereinigungen, die je bestanden haben, ist die zur Erforschung der europäischen Meere; sie wirkt seit 1902, an ihr sind Großbritannien und Irland, Norwegen, Schweden, Finnland, Rußland, Deutschland, Dänemark, Holland und Belgien beteiligt, und sie will hauptsächlich die Frage einer rationellen Hochseefischerei lösen und Mittel finden zur Verhütung einer Überfischung der heimischen Gewässer, insbesondere der Nordsee. Die von dieser großartigen Organisation angestellten Untersuchungen über die physikalischen, chemischen Zustände und die Bewegungen des Wassers der Nordsee und der angrenzenden Meeresteile haben eine Fülle neuer Beobachtungen uns gebracht; auf ihnen und daran geknüpften Studien einzelner Forscher, wie z. B. Petterssen in Stockholm, Meinardus in Münster, Frithjof Nansen in Christiania (London), Hjort in Bergen u. a. m., beruht in der Hauptsache das, was die folgenden Zeilen enthalten.

Zwei Bemerkungen wollen zunächst beachtet sein, damit der Leser heutzutage geläufige und auch hier benutzte Anschauungen über den Golfstrom der amerikanischen Seite und der Mitte des Ozeans kennen lerne. Erstens: es ist eine von der Wissenschaft seit rund 30 Jahren festgestellte Tatsache, daß nur ein kleiner Teil des vergleichsweise warmen Wassers, das die europäischen Küsten umspült, aus dem Golf von Mexiko auf dem Wege durch die zwischen Florida und die Bahamainseln vorhandene Meerenge herauskommt. Der weitaus größere Teil der Warmwasserströmung stammt viel mehr aus den tropischen Teilen des offenen Atlantischen Ozeans überhaupt, also z. B. nördlich von den Großen Antillen, und ist nie im Karaibischen Meer oder im mexikanischen Golfe gewesen. Früher hat man freilich den „Golfstrom" — daher ja sein Name — lediglich aus dem letztgenannten Golfe hergeleitet; dies ist z. B. auch auf der berühmten und seinerzeit vorzüglichen Karte des Golfstromes (s. Seite 680) der Fall, die Benjamin Franklin 1770 im Auftrage des amerikanischen Generalpostmeisters gedruckt hat; auf der historisch bedeutsamen Karte steht in der Ecke rechts unten Franklin und unterhält sich mit Neptun. Weil aber, wie gesagt, diese ältere Auffassung nicht zutrifft, so spricht die neuere Meeresforschung nahezu allgemein und richtiger von dem „Atlantischen Strom" und meint damit das, was im gewöhnlichen Sprachgebrauch Golfstrom genannt wird. Zweitens: es würde nicht der Wirklichkeit entsprechen, wenn wir uns den Golfstrom oder den Atlantischen Strom als ein den Flüssen des Festlandes ähnliches, scharf begrenztes Gebilde von feststehender Richtung und steter Vorwärtsbewegung vorstellen wollten. Wie jede Meeresströmung ist auch die Golfströmung eine nach Art und Zeit ungemein wechselnde und besonders unter dem Einflusse der Winde wandelbare Naturerscheinung; schon an der Ostküste Nordamerikas, wo er immerhin recht geschlossen auftritt, kommen ihm doch nicht immer die auf Franklins Karte ersichtlichen Grenzen und Geschwindigkeiten (in Minuten = Bogenminuten = Seemeilen zu 1,85 Kilometern) zu, und auf seinem Wege quer über den Ozean nach Europa herüber verliert er in so hohem Maße seine Beständigkeit, daß z. B. die Ozeanschiffahrt zwischen Englischem Kanal und Neuyork mit ihm als fließendem Wasser kaum zu rechnen braucht. Wir erkennen vielmehr seine Ausbreitung im allgemeinen nur an den Temperaturen und an sonstigen Eigenschaften, wie hohem Salzgehalt usw., und die neuen Ergebnisse, von denen wir eingangs sprachen, beruhen ausschließlich auf sorgsamen, indirekten Schlußfolgerungen aus derartigen Beobachtungen, nicht aber auf direkten „Strom"messungen. Die Geschwindigkeiten des Golfstroms als solche sind eben auf unserer europäischen Seite schon sehr gering und überhaupt schwer genau zu beobachten. Wer daher die Karte auf Seite 681 betrachtet, die den

Stand unserer Kenntnisse von 1908 vertritt, wolle sich immer vergegenwärtigen, daß die daselbst eingezeichneten Stromzweige nach den Jahreszeiten und Örtlichkeiten stark veränderlich sind und nicht annähernd die scharfen Grenzen aufweisen, die die Zeichnung um der Klarheit der Darstellung willen gibt.

Es ist nun bekannt, daß Westeuropa, auch Deutschland, vorwiegend aus Westen kommende Winde hat, Winde also, die vom nordatlantischen Ozean in die Lande hineinwehen. Da es nun eine durch tausendfältige Erfahrung der Seeleute bestätigte und auch durch die mathematische Analyse bewiesene Tatsache ist, daß die Meeresströmungen in erster Linie durch die Winde hervorgerufen werden, so sind es eben diese westlichen Winde, die den Atlantischen Strom oder den Golfstrom von Westen und Südwesten heran an die europäischen Küsten führen; natürlich kommt dabei nicht der einzelne Wind von 24 Stunden in Frage, sondern die summierte Wirkung der Winde im Laufe der Jahre, Jahrzehnte und Jahrhunderte, und eine wenigstens in den großen Zügen vorhandene Übereinstimmung der durchschnittlichen Richtung der Luftströmungen mit der der Meeresströmungen ist die Folge. Somit verstehen wir, daß bei normalen Verhältnissen der Golfstrom (in der Abb. unter I „Atlantischer Hauptstrom" genannt) unter dem Druck der SW-Winde von Südwesten nach Nordosten fließt, zwischen der einsamen Rockallbank und den Hebriden vor der schottischen Westküste hindurch zur norwegischen Westküste hinauf. Eine stündliche Geschwindigkeit von $^1/_3$ bis $^1/_2$ Seemeile ist vielleicht ein schon reichlich bemessener Durchschnittswert, er ergibt eine Trift oder Vorwärtsbewegung von 10 Seemeilen = rund 20 Kilometern im Tag oder von 22 Zentimetern in der Sekunde. — Von diesem Hauptast spaltet sich zunächst rechts ein Zweig ab, der sogenannte Kanalstrom (III); er durchzieht den Englischen Kanal, wo er allerdings von den stets hin und her wechselnden Ebbe- und Flutbewegungen überdeckt und nur als Resultante aus diesen ein und aus gehenden Gezeitenströmungen sich errechnet. Immerhin erscheint es sichergestellt, daß er auch die Straße von Dover passiert und bis in die sogenannten Hoofden zwischen der holländischen und englischen Küste gelangt, wo bei dem Feuerschiff „Nord Hinder" die letzten Ausläufer dieses Kanalstroms nach NNO mit der sehr geringen Geschwindigkeit von durchschnittlich 1,8 Zentimetern in der Sekunde setzen, also mit einer Geschwindigkeit, die wenigstens zehnmal kleiner ist als die des Hauptstroms. Auch von Norden her gelangt warmes atlantisches Wasser in die Nordsee, und zwar durch die zwischen den Orkney- und den Shetlandinseln sich öffnende Straße hindurch; diese Abzweigung hat eine Bewegung nach SO.

Nach links schwenkt vom Hauptstrom der westisländische Strom ab (II); er hat zunächst eine Richtung nach NW, hält die Süd- und Westküste Islands eisfrei und biegt nach rechts, nach Osten um, so daß im allgemeinen auch die Nordküste Islands während des größten Teiles des Jahres zugänglich bleibt.

Kommt schon diesem warmen Zweig eine sehr erhebliche Bedeutung für das Klima und die Schiffahrt der hochnordischen Gegenden zu, so gilt das in noch höherem Grade vom norwegischen Strom (IV), der alle Fjorde Norwegens bis Hammerfest hinauf und um das Nordkap herum nach Osten bis nahe an Nowaja Semlja hin offenhält, auch in Zeiten, während deren an Land starke Kälte herrscht. Im Februar und März, wenn die berühmte Dorschfischerei bei den Lofoten bis zu 30000 Fischer in Svolver und Umgegend versammelt, besitzt das Meerwasser dort immer noch eine Temperatur von + 3 Grad bis 4 Grad, und dies unter einer geographischen Breite, unter der an der gegenüberliegenden ostgrönländischen Küste alles in Eis erstarrt ist. Wie tief übrigens diese Wirkungen des Golfstromklimas in alle Lebensverhältnisse auch sonst eingreifen, mag der Unterschied in der Witterung von Norwegens zwei größten Städten zeigen: Bergen, am offenen atlantischen Wasser gelegen, hat einen milden, windigen, trüben und regnerischen Winter, da die südwestlichen Winde die über dem Golfstrom lagernde warme Luft heranbringen; in Christiania dagegen, das im innersten Zipfel des Skagerraks liegt, schwingt trotz etwas niedrigerer geographischer Breite der Winter mit Schnee und starkem Frost sein Zepter und bietet Gelegenheit zu den berühmten sportlichen Veranstaltungen auf Schnee- und Eisbahnen. — Der norwegische Strom sendet auch nördlich von der kleinen vulkanischen Insel Jan Mayen einen Ausläufer direkt gegen das Eis des Polarstromes und schafft hier die sogenannte „Nordbucht"; das ist die Stelle, von wo verschiedene Nordpolarexpeditionen mit Erfolg gegen die ostgrönländische Küste vorzudringen begonnen haben. Und endlich: ohne die letzten Ausläufer des Golfstromes wäre die Westküste Spitzbergens, die bis 80 Grad nördlicher Breite — nur 1100 Kilometer vom Nordpol entfernt — hinaufreicht, nicht fast in jedem Jahr unseren Vergnügungsdampfern erreichbar; nur dem Golfstrom verdanken Hunderte von Reisenden allsommerlich die Möglichkeit, einen Einblick in die starre, schweigende Pracht polarer Natur zu tun. In den Kreisen der schottischen Walfänger wird diese manchmal bis 81, ja 82 Grad nördlicher Breite offene Bucht nordwestlich von Spitzbergen sehr geschätzt.

Karte vom Golfstrom. Von Benjamin Franklin. 1770.

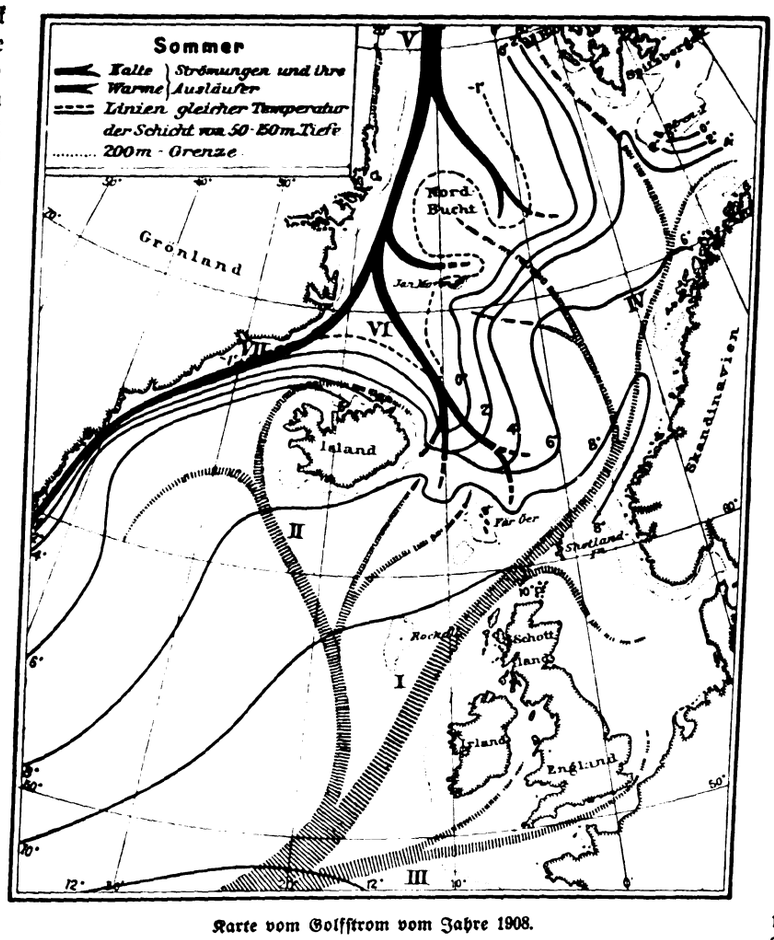
Wie zwei Bäume ihre Äste ineinanderschieben, so stoßen nun gegen die eben skizzierten warmen Stromzweige an verschiedenen Stellen Kaltwasserströmungen vor, die naturgemäß eine vorwiegende Bewegung nach Süden besitzen. Der ostgrönländische Polarstrom (V) ist seit langem bekannt; er blockiert mit einem mehrere hundert Kilometer breiten Saume von Packeis die Küste, er hat 1869 dem Schiffe „Hansa" unserer deutschen Nordpolarexpedition den Untergang bereitet. In den letzten Jahren ist man mehr und mehr auf eine Abzweigung dieses kalten Wassers aufmerksam geworden, die den Namen „Ostisländischer Strom" (VI in unserer Abb.) trägt. Er wird in manchen Jahren für Island verhängnisvoll; wenn er sehr mächtig erscheint, besetzt er die Nord- und Ostküste Islands mit seinen Eismassen, und ein kalter Sommer mit Mißernte ist für die Insel die Folge. Im Jahre 1836 sind am 14. Januar auf rund 61 Grad nördlicher Breite und 6 Grad westlicher Länge südöstlich von der Faröerinsel Suderö zwei Eisberge, die in 9 Grad warmem Wasser

schwammen, beobachtet worden, offenbar ungewöhnlich weit vorgedrungene Vorposten dieses ostisländischen Polarstromes.

Neben diesen Feststellungen der Strömungen in ihren allgemeinen und besonderen Zügen hat die neueste Meeresforschung hauptsächlich auf die unperiodischen Änderungen in dem atlantischen Strombild geachtet und die Wichtigkeit dieser Änderungen von Jahr zu Jahr für das Klima, für die Schiffahrt und die Fischerei studiert. Geht alles seinen normalen, gewohnten Gang, so kümmert sich außerhalb der Fachkreise kaum jemand um den Golfstrom; erst wenn ein verregneter Sommer oder fehlschlagende Fischereien die Abhängigkeit von gewissen Naturgesetzen ahnen lassen, dann wünscht man in dem Spezialfalle die Ursache zu wissen. Den Vergnügungsreisenden des Sommers 1907 ist es vor Spitzbergen schlecht ergangen; sie konnten, da die gewöhnlich eisfreie Westküste weit und breit mit Eis besetzt war, nicht heran und die Insel nicht betreten.

Mit großer Regelmäßigkeit und Bestimmtheit wird, sobald ein kühler, regnerischer Sommer den Groll von Hunderten und Tausenden mißvergnügter Erholungsbedürftigen erregt hat, durch Wetterpropheten verschiedener Qualität verkündet, daß der Golfstrom abgelenkt sei, oder daß große Eismassen auf der Neufundlandbank (!) die Schuld trügen. Nun, es sind gerade die mit der letztgenannten Behauptung verknüpften Verhältnisse neuerdings gründlich studiert worden, und es hat sich gezeigt, daß die Eisberge der rund 3500 Kilometer von der deutschen Küste entfernten Neufundlandbank keinen Einfluß auf die Temperatur der westeuropäischen oder deutschen Gewässer erkennen lassen; mit solcher amerikanischen Fernwirkung ist es also nichts! Eher könnte man an eine vom ostisländischen Strom ausgehende Wirkung denken; seine Eismassen sind uns um 1900 Kilometer näher als die neufundländischen, und sein Einfluß auf Island und die Faröer ist sicher. Aber die sorgsamen Untersuchungen, besonders von Meinardus, haben gezeigt, daß er quer durch den Hauptstamm des Golfstromes hindurch weder bis zur norwegischen Westküste noch bis in die Nordsee hinein eine Wirkung zu äußern vermag; wir merken keinen Unterschied, einerlei, ob er riesige Eistriften an Islands Gestade wirft oder nicht.

Was folgt hieraus? Die kalten Strömungen des nordatlantischen Ozeans sind für die westeuropäischen Verhältnisse ohne Einfluß, sie vermögen den Golfstrom unserer Gegenden nicht wesentlich zu stören; ein negatives, aber doch wertvolles Ergebnis. Denn hieraus ergibt sich weiter, daß die bei uns gleichwohl beobachteten Verschiedenheiten in der Wärme und Ausdehnung des Golfstromes von Jahr zu Jahr ihre Ursache im Golfstrom selbst haben müssen, und zwar höchst wahrscheinlich in Verhältnissen, deren Wurzeln im Ursprungsgebiet des Golfstromes, schon in den Tropen, liegen.



Karte vom Golfstrom vom Jahre 1908.

Die Schwankungen der Temperatur des Golfstromes in sich selbst, die Änderungen seines Wärmegehalts in sich sind also das Wesentliche; wie wichtig sie sind, zeigt nachstehende Zusammenstellung des Witterungscharakters zweier aufeinanderfolgender Winter in Schweden.

Winter 1881—1882 (warm, mild).

Golfstromtemperatur war 0,8° C höher als im langjähr. Durchschn.
Lufttemperatur war 3,8° C „ „ „ „ „
Die Schneedecke lag 51 Tage weniger als gewöhnlich.
Die Frühjahrsgewächse blühten 21—31 Tage früher als gewöhnlich.

Winter 1880—1881 (kalt).

Golfstromtemperatur war 1,3° C niedr. als im langjähr. Durchschn.
Lufttemperatur war 5,6° C „ „ „ „ „
Die Schneedecke lag 62 Tage länger als gewöhnlich.
Die Frühjahrsgewächse blühten 17—22 Tage später als gewöhnlich.

Wichtig ist nun ferner noch der folgende Gesichtspunkt. Die Schwankungen in der Temperatur der die westeuropäischen Küsten bespülenden atlantischen Warmwassertrift übertragen sich nicht direkt auf die Witterung des Landes, sondern vorzugsweise unter Vermittlung der Winde. Ist z. B. im Winter der Golfstrom im Vergleich zum Festland sehr warm, so wird über dem warmen Wasser ein Luftdruckminimum sich ausbilden, und südliche und südwestliche Winde werden daher vorherrschen, die wieder das ganze Wasser noch mehr an die Küsten heranführen und es dort halten; wir haben dann einen milden Winter. Wenn aber der durchschnittliche Temperaturunterschied zwischen Ozean und Kontinent gering ist, so kann das im Winter über Rußland, überhaupt über Osteuropa vorwiegende Luftdruckmaximum sich leichter nach Westen ausbreiten, und ein kalter Winter mit Ostwinden ist die Folge. Dieses sind nur skizzenhafte Andeutungen; aber in dieser Richtung dürften sich die Schlußfolgerungen nach den heutigen Forschungen zu bewegen haben.

Immer tritt uns jedenfalls dabei die Wichtigkeit der den Luftaustausch tatsächlich bewirkenden Winde entgegen; sie spielen auch — indirekt — mit eine Rolle bei der Verbreitung und den anscheinend rätselhaften Wanderungen mancher Nutzfische. Die Kette z. B. der aneinander schließenden und sich gegenseitig bedingenden Vorgänge bei dem Auftreten des schwedischen Fettherings an der bohuslänischen Küste (nördlich von Gothenburg) scheint folgende zu sein: dieser Hering hält sich am liebsten in einer ganz bestimmten Wasserart, die aus dem Golfstrom stammt, weil er dort in einer bestimmten, ihm zusagenden Art des Planktons seine Nahrung findet. „Plankton" ist die Summe der kleinen und kleinsten Lebewesen, die willenlos im Ozean treiben und sowohl zur Pflanzen- als auch zur Tierwelt gehören. Die Ausbreitung dieses Wassers ist nun wieder vorzugsweise von den Winden

abhängig: herrschen starke Südost- und Ostwinde an der genannten Küste, so wird das kalte, schwachsalzige Ostseewasser auf die die Küste umsäumenden Fischereibänke geführt, und der Fisch erscheint nicht; treiben aber Südwest- und Westwinde das warme, starksalzige Nordseewasser bis in die innersten Teile des Skagerraks auf die Bänke hinauf, so kommt mit ihm auch der Hering bis an die Küste, und die Fischerei ist ertragreich. Es besteht die Hoffnung, daß auf ähnlichen, erst in ihren Anfängen aufgedeckten Pfaden der Forschung noch weitere Fortschritte gemacht werden, die eine Lösung solcher wirtschaftlich bedeutsamen Fischereifragen versprechen; dazu gehört aber eine fortdauernde wissenschaftliche Kontrolle der jahreszeitlichen und örtlichen Ausbreitung des Golfstromwassers und seiner kleinsten Verzweigungen, also ein Beobachtungsdienst ähnlich dem, wie ihn die Meteorologie schon längst für das Luftmeer über den Festländern durchgeführt hat.

Hans Schneiders Narrheit.

Von Auguste Supper.

Wenn ein Kohlstrunk im Gartenbeet oder ein Baum im Wald oder meinetwegen auch ein Mensch unter den andern Menschen aus der Richtung wächst — wer wird da lange nach der Ursache fragen!

Hans Schneider kam als eines Bortenwirkers Sohn zur Welt und blieb ohne Geschwister.

Sein Vater war ein kluger und geachteter Mann, der im Stadtrat saß und im Kirchenrat, im Wohltätigkeits- und im Verschönerungsverein, im Ausschuß der Schützengilde und in dem des Liederkranzes. Er war groß und stattlich, trug allezeit schneeweiße Vatermörder und schwarzseidene Halsbinden, dazu lange, dunkle, würdige Röcke. Um seinen glattrasierten Mund lagen Energie und zugleich Wohlwollen. Das Wohlwollen aber war nicht so tief und unverwischbar eingegraben, daß es nicht von Zeit zu Zeit hätte weggeblasen werden können. Dann bekam die Energie, die darunter lag, einen starken Stich ins Brutale und Starrköpfige.

In der Öffentlichkeit kam das nicht vor. Es war ein Negligé fürs Haus, das nur vor die vertrautesten Augen kommt. Im Hause der Schneider war eine versteckte solide Wohlhabenheit. Viele kleine, gut geleitete Rinnsale waren da im Laufe der Zeit zu einem hübschen See zusammengelaufen. Man sprach da nie davon. Aber die Ehrenämter und die dunklen Röcke und das beständige Wohlwollen auf des Hausherrn Gesicht genügten dem Kundigen. Hans Schneiders Mutter war nicht mehr jung, als der Bub ankam. Sie war vielleicht nie recht jung gewesen. Als Erstgeborene von acht Geschwistern in einem Lehrerhaus ist es nicht leicht, jung zu sein.

Als sie dann mit 28 Jahren heiratete, war das Geschäft da, der Laden und die Leute, die Borten und Schleifen, Kordeln und Häubchen auch dann begehrten, wenn der Hausherr Stadtratssitzung oder Scheibenschießen oder Singprobe hatte. So fand denn die Frau auch in der Ehe keine Zeit, jung zu sein. In den ersten Jahren ging es ihr sonderbar. Immer meinte sie, das Unbestimmte, Lichte, Helle, auf das sie wartete, müßte jetzt nächstdem kommen, und der nüchterne, ja harte Alltag im Schneiderhause sei nur ein Interimszustand. Immer wieder ging sie freudig dem stattlichen Mann entgegen, wenn er heimkam von seinen ehrenvollen Ämtern. Immer wieder sah sie ihm hungrig nach den Augen, als müßte ihr von dorther die lichte Jugend aufgehen.

Aber schließlich begriff sie, daß der Alltag das Dauernde, das Wirkliche und Letzte sei.

Sie duckte sich nicht deshalb. Nur ihr Schritt wurde schwer und hart. Ihre Augen schauten kühl und ohne Erwartung. Das ist das sicherste Zeichen dafür, daß die Jugend unwiderruflich dahin ist, wenn die Augen ohne Erwartung blicken.

Das Geschäft nahm unter Frau Luise einen augenscheinlichen Aufschwung. Still, sicher, ruhevoll füllte sie ihren Posten aus. „Eine tüchtige Person", hieß es von ihr. Nur meinten manche: „Man wird nicht warm bei ihr. Sie ist eine Besondere. Der Mann ist gemütlicher."

Sechs Jahre lang hatte sie in dem kleinen Laden gewaltet; da kam eine Zeit, da sie nicht bei der Sache war.

Sie vergaß wichtige Bestellungen und rechnete schlecht. Ihr Gatte ging unruhig in seine Proben und Sitzungen, bis er nach einigen Monaten erfuhr, warum die Frau so nachließ. Da zog er sich die Vatermörder hoch, lächelte und ging wieder ruhig seinen Verpflichtungen nach.

An einem sonnigen ersten April ward dem Konrad Schneider sein Sohn Hans geboren.

Am Abend wußte man nicht sicher, ob die Mutter die Nacht überleben würde. Die hellen starken Haare lagen um ein entsetzlich blutleeres Gesicht, und sie waren nicht glatt und wohlgekämmt wie sonst allezeit, sondern zerrauft, wie nach schwerem Kampfe.

Der Hausherr blickte verstört und hilflos. Er wußte nicht recht, was seines Amtes sei.

Da schrie der Bub unter des Arztes Händen zum erstenmal. Die Frau, der die Zähne wie im Schüttelfrost klapperten, riß die Augen auf und fragte hastig: „Ist's ein gesundes Kind?" Dann ward sie ohnmächtig.

Und es war ein gesundes Kind. Alle Fingerchen und alle Fußzehen hatte es, Augen, die aufs Licht reagierten, eine breite Brust, gerade Beine, kein entstellendes Mal. — Was will man mehr? Das Inwendige, das wird schon auch normal sein. Wer denkt bei solch einem nackten Kind ans Inwendige!

Nur die Stelle auf dem haarlosen, weichen Köpfchen, wo man so deutlich etwas klopfen sah, die war dem Vater des Buben unheimlich. Das Leben da drin, dieses fremde, selbständige neue Leben, das ist etwas, das seltsame Scheu einflößt, das zu denken gibt.

Die Frau war bald wieder auf den Beinen und bald wieder im alten Gleise. Nur schien die ganze Person um eine Schattierung heller geworden zu sein. Heller waren ihre Kleider und Schürzen, heller die Augen.

Der Bub wuchs auf und war eckig, knochig und langgestreckt wie ein schlecht genährter Jagdhund. Sein Gesicht, in das die strähnigen, hellen Haare fielen, war blaß und zeigte des Vaters Züge. Nur der Mund war ganz anders. Da lag nicht die Energie und nicht das offensichtliche Wohlwollen. Ein schmallippiger, ganz bescheidener, ganz wunschloser, ganz unbedeutender Mund war's.

Niemand als die Mutter wußte, wie innig dieser Mund küssen, wie froh er lachen konnte.

Es war zwischen den zweien ein Band, das niemand ahnte. Nicht oft, aber doch zuweilen, doch da oder dort leben zwei Menschen in der Welt, die eigentlich einer sind. Meistens sind solche Zwei Mutter und Sohn. Man kann da nicht einfach von großer Liebe reden oder von völligem Verstehen. Es ist viel mehr. Es ist ganz anders.

Als Hans in die Schule kam, vertrauten die Präzeptoren dem Vater, den sie vom Liederkranz oder von der Schützengilde her kannten, bald schon an, daß sie den Buben für nicht sehr begabt hielten.

Bekümmert senkte er den Kopf in die Vatermörder. Das hatte er längst geahnt.

Bekümmert teilte er's seiner Gattin mit. Die schaute ihn rasch, mit seltsamem Ausdruck an. „Begabt? Ein guter und

Schäfers Mittagbrot.

Gemälde von Paul Meyerheim

ein froher Mensch ist mein Bub — das sind mir der Gaben genug." Sie tat immer, als gehörte der Bub ihr allein.

Im Denken war der junge Hans langsam und wuchtig. Wie ein Bauer hinter dem Pflug oder mit dem Saatkorn durch die Furchen geht, so schritt der Bub hinter jeglichem Gedanken her. Und er schaute nicht rechts und nicht links dabei. Da waren denn Lehrer und Mitschüler oft schon über Berg und Tal, wenn der Hans noch in den Furchen stapfte.

Das gab keine glänzenden Zeugnisse.

Aber zwischen Tag und Dunkel, ehe man im Laden die Lampe anzündete, sprachen Mutter und Sohn verstohlen in einem Winkel miteinander von den Fragen, hinter denen der Bub hergewesen war in der Schule. Und zwischen Tag und Dunkel erwischten die zwei manchen Gedanken am Flügel wie einen müdgejagten Vogel. Und sie freuten sich zusammen der Beute, wie man sich dessen freut, was einem nicht mühelos in den Schoß gefallen ist.

Da kam ein Tag, von dem bös zu reden ist.

Die Lenzstürme heulten ums alte Haus, und alle Türen klapperten. Konrad Schneider selbst stand hinter dem Ladentisch, und wenn ihn die Kunden verwundert nach seiner Frau fragten, dann sagte er leichthin, sie sei schon einige Zeit unpaß, und heute habe sie sich gelegt, damit die Geschichte schneller vorübergehe. Dabei blickte er unsicher, fast verstört.

Die Magd schaltete in der Küche, der Herr im Laden, bei der kranken Mutter war der Bub.

Auf dem Bettrande saß er, ließ die langen Arme hängen und machte Augen wie ein Wild, hinter dem Hunde her sind.

Die Frau hatte ein fieberheißes, entstelltes Gesicht; aber ihr Blick war klar.

„Bub," sagte sie, „Bub, mußt dich nicht so grämen! Sieh, das ist nun so: ich bin nicht aus meinem Willen gekommen, und ich geh nicht aus meinem Willen. Wie Kugeln, die Gottes Hand ihre Bahn rollt, so sind wir Menschen. Da stemmt man sich nicht dagegen."

Sie nahm eine seiner knochigen Hände und schaute ihn an, wie sie nur ihren Buben ansah.

„Hans, du und ich, wir lassen einander nicht! Wie zusammengewachsen, wie ein Mensch sind wir! Immer bin ich bei dir, immer, auch wenn sie mich hinaustragen. Heute sterb ich noch —" sie lächelte sonderbar — „dann müssen sie mich am ersten April begraben, an deinem Geburtstage. O Bub," seufzte sie auf, „du bist meine einzige Unruh." Der Bub legte den Kopf auf der Mutter Hände und weinte leise und schmerzvoll auf.

„Wein' nicht, wein' nicht," stammelte erstickt die Frau, „glaub doch, daß ich bei dir bin!"

Dann zog sie die Hände, die naß von seinen Tränen waren, unter des Buben Kopf hervor und legte sie auf seine schlichten Haare. Ihre Stimme klang fest und klar: „Hans, geh deinen Weg und wolle nichts sein, was du nicht bist! Halt unser Geschäft in Ehren! Leg dich ins Zeug, so scharf du kannst! Arbeite! Mit Möbelfransen wäre etwas zu machen. Mußt deine Nase nicht überall haben. Hab sie nur bei deiner Arbeit! ‚Wer Freud und Ehr nicht in sich hat, der sucht umsonst in Dorf und Stadt. Der ist ein rechter Edelmann, der aus sich selber schöpfen kann!' hat mein Vater immer gesagt. Mein Vater, das war ein Mann!" Es ward dann lange still im Zimmer. Zuweilen nur erklang des fassungslosen Buben leises, zerdrücktes Schluchzen.

Gegen Abend lief der Sohn, den Vater zu holen. Des stattlichen Mannes Würde war in alle Winde verflogen. Hilflos, verstört, scheu stand er an dem Bett und konnte nicht fassen, wollte nicht glauben, was vorging. Den schnell herbeigeholten Arzt flehte er an, das Unabwendbare abzuwenden. Der schüttelte den Kopf. Es war dann bald alles vorüber.

Und am Tag, als man ihm die Mutter begrub, ward Hans Schneider 14 Jahre alt.

Noch ein halbes Jahr, dann trat er aus dem Gymnasium aus. Sein Vater stemmte sich dagegen. Aber in dem Buben war eine Zähigkeit, ein klares und bestimmtes Wollen, das all den gaukelnden Phantasiegebilden des ehrgeizigen Vaters fest und still entgegentrat. Ministerposten und Ehrenstellen, ja nicht einmal das Dekanwerden zog bei dem Buben. Bortenwirker wurde er und Kaufmann dazu. Kein Lernen war ihm zu viel.

Lehr- und Wanderjahre in der Fremde kamen.

Und dann erkrankte der Vater, und zuletzt rief er den Sohn zurück. Ein Jahr lang war der Alte leidend gewesen. Hans Schneider wunderte sich nicht darüber. Die Mutter war rasch, nach kaum tagelanger Krankheit gestorben, der Vater brauchte ein Jahr, um sich dazu zu bequemen.

Hans Schneider trat ein reicheres Erbe an, als er erwartet hatte. Er stöberte in den alten Papieren der Eltern und suchte nach den Schriftzügen der Mutter. — Nicht daß er die schönen Bündel mit Wertpapieren verachtet hätte. Er zählte alles sorgsam und verglich es mit des Vaters Verzeichnis. Aber das immer noch eckige Gesicht blieb völlig ruhig dabei. Als jedoch Dinge auftauchten, die der Knabe dereinst in der Mutter Hand gesehen hatte, da fingen die stillen Augen zu leuchten an. Er lehnte sich zurück in seinen Stuhl und horchte in eine Weite hinaus, die nur er kannte.

Wenig Schriftliches von der Mutter war da. Nur dann und wann tauchten die großen Buchstaben mit den energischen Schleifen auf. Einige geschäftliche Notizen, einige Briefe, die nichts Besonderes enthielten, fanden sich vor. Dann aber kam ein Kästchen aus Tannenholz mit einem von Siegellack beschmierten Schiebedeckel. Klein war es und beschmutzt; aber dem Manne, der es in die Hand nahm, dünkte es kostbar zu sein wie ein Reliquienschrein. In ganz fernen Tagen, die kaum noch aus dem Nebel der Erinnerung tauchten, hatte die Mutter ihren Buben auf dem Schoß und dieses Kästchen in den Händen gehabt.

Hans Schneider wagte kaum, den Deckel aufzuschieben. Aber dann taten seine Finger doch, was er nicht wollte. Papierblättchen lagen in dem Kästchen, dann einige Wollmuster, hinter denen die Motten waren, ein paar zusammengerollte, graugrüne Blätter, die knisternd zerbrachen, als Hans sie herausnahm, ein winziges leeres Fläschchen und eine Medaille aus Bronze an schwarzrotem Bande.

Hans suchte weiter. Es war ihm, als müßte noch etwas kommen. Aber es kam nichts mehr.

Still schaute er vor sich hin. Das waren seiner Mutter Schätze gewesen! Kein Schmuckstück dabei, nicht irgendein Tand! Achtundvierzig Jahre lang hatte die Frau in der Welt gestanden und kein Spielzeug gehabt. Und Menschen können doch nur leben, wenn sie Spielzeug haben. — Oder war das bißchen zerbröckelnder Plunder der Mutter Spielzeug gewesen? Der Mann sann nach. Er hatte mit einem Mal ein sonderbares Gefühl. Wenn man aus ganz tiefem und traumlosem Schlaf, besonders bei Tage, rasch aufwacht, dann ist es oft, als sei die Erdenschwere, die Befangenheit in der Wirklichkeit der Welt abgelegt wie ein Gewand, das man zum Schlafen auszieht und über den Stuhl hängt. Frei und leicht und nackt und verwirrt steht einen Augenblick die Seele. Dann allerdings schaut sie hastig nach den Gewändern, daß sie hineinschlüpfen und ohne Scham und ohne Frösteln im kühlen Tage stehen und hantieren möge.

Aber in dem einzigen Augenblicke der Nacktheit hat sie seltsam klar durch Himmel und Hölle geschaut. Sie hat mit einem einzigen Blicke Zusammenhänge erfaßt, an denen sie sonst schnüffelnd und tastend, wühlend und mühsam, erfolglos herumraten mußte. Sie hat einen Vogelflug getan, ehe sie wieder zum Maulwurf wurde.

So empfand Hans Schneider, als er auf seiner Mutter Schachtel starrte.

Hinter dem nüchternen, praktischen, kühlen Wesen der unjungen Frau war etwas hergegangen, was der Sohn vielleicht von jeher geahnt, aber heute zum erstenmal, wie in Blitzlicht getaucht, geschaut hatte.

Der Mann lächelte versonnen. Ja, das war's! Abergläubisch war die Mutter gewesen — abergläubisch.

Langsam nahm Hans Schneider die Papierblättchen auf. Es war graues, lappiges Papier ohne Leim und Glätte, zerfasert und beschmutzt.

Er schlug das erste auseinander und las. Da stand in altväterischen, mit dem Kiel geschriebenen Buchstaben: „Es sind 42 Tag unglücklich in dem ganzen Jahr, wie solches ein griechischer Autor bezeuget, als welcher in denen hernach gesetzten Tagen krank wird, kommet nicht leicht davon, insonderheit, so er an fiebrigem Leiden leidet, als da sind:" Es folgten nun 42 Daten, die Hans Schneider mit raschem, suchendem Blick überflog. Er fand den unvergessenen Märztag darunter, da die Mutter den heißen Kopf in die Kissen gelegt hatte.

Langsam blätterte er um und las auf der zweiten Seite: „Es ist zu merken, daß von obgemeldten 42 Tagen fünf die unglücklichsten sind." Wieder folgten fünf Daten. „So an einem von diesen Tagen ein Kind wird gebohren, so wird es ein zuwider oder sonderbar oder unglücklich Schicksal haben, dafern nicht die Mutter ein Fläschchen von desselbigen Kindes Taufwasser an ihrem Herzen trägt, bis daß das Wasser verdunstet ist." Hans fand seinen Geburtstag angestrichen. „Danach sind drei Tage im Jahr, da die Ordnung in der Welt verkehrt ist, dieweil an diesen Tagen, und zwar an dem auch schon obgemeldten 1. Aprillen Judas der Verräther gebohren ist, danach am 1. August der Teufel vom Himmel geworfen worden, und am 1. Dezember Sodom und Gomorrha versunken ist.

Welcher Mensch an diesen Tagen ist gebohren, der hat ein bös Leben zu gewärtigen, wenn ihn nicht die Liebe löset. Wer aber stirbt in diesen Tagen, der stirbt schwer und bös. Und wen sie zu Grabe tragen, der findt seine Ruh' nicht, sondern bleibet hängen an dem, das ihm Unruh macht. Finis. Wahrhaftige Prognostica. In des Thrunelli Bibliothek gefunden worden."

Hans Schneider legte geräuschlos das Blatt zusammen. Die Hände waren ihm ganz schwer. Er sah die Frau wieder, wie sie ihn anblickte mit den Fieberaugen. „Du bist mein Bub, du bist meine einzige Unruh. Ich bleibe immer bei dir, Hans." Und wie sie am ersten April begraben sein wollte. Der Sohn wußte mit einem Male, daß der Mutter zäher und starker Wille sogar vermocht hatte, den Tod zur richtigen Stunde zu rufen. Was war sie für eine starke Frau gewesen! Das Leben und den Tod hatte sie am Schopfe gepackt und nicht gefackelt. Sie hatte nie um Gnade gewinselt, nie gebangt und gezittert — nur immer gehandelt.

Aufschreckend fast sah der Sohn auf den Inhalt des Kästchens. Und dieses da — —? Wie kam dies zu jener aufrechten Frau? Und auf einmal dauerte ihn seine Mutter. Auf einmal begriff er, daß sie arm gewesen war wie Lazarus. Und daß sie im stillen, trotzigen Stolze nach etwas gegriffen hatte, das ihr niemand streitig machen konnte, streitig machen würde.

Sie, die ihr Leben allein führen mußte, ganz auf sich selbst gestellt, dank der Energie um ihres Mannes bartlosen Mund, dank Liederkranz und Kirchengemeinderat und Würden und Ehrenämtern, sie hatte sich da in diesen seltsamen Dingen etwas gesucht, was nicht auf jeglichem Tische prangte, was abseits lag, wie sie selbst abseits schritt.

Heiß ging's über den Sohn der Toten hin. „O du," flüsterte er, „wir gehören zusammen. Ganz allein bist du nicht." Ein Glanz trat in seine Augen. Er fühlte, wie er, nur er allein dieser einsamen Frau etwas Lichtes in ihr graues Leben getragen hatte. Er sah unwillkürlich über die Schulter. Es war ihm, als wäre sie zu ihm getreten. — Dann las er weiter in den Blättchen. Das eine enthielt merkwürdig klar und schön aufgezeichnete Muster zu Möbelfransen, das andere war eine Art Begleitschreiben, ein Diplom zu einer bronzenen Denkmünze, die der Großvater Hans Schneiders anläßlich einer Kircheneinweihung erhalten hatte. Darunter stand in den festen Schriftzügen der Mutter: „Habe diese Medaille, daran mein Vater ungemein hing, dem Toten aus der kalten Hand genommen. Mein Vater hat vielmals gesagt: Es liegt ein Segen drauf. Denn an dem Tage, da er sie bekommen, hat er um meine Mutter gefreit, die arm war und ein Waisenmädchen und in den Jahren viel jünger denn er. Und ist meine Mutter doch meinem Vater sein ganzes Glück gewesen, wie es sein soll, und mit der Medaille hat das seinen Anfang genommen." Auf dem letzten Blättchen stand in fremder Schrift:

„Ich tu mein Sach', mehr kann ich nicht. Ein Narr, wer sich den Kopf zerbricht um rätselvolle Dinge. Hier liegt mein' Arbeit, hier mein Brot; ich greif danach, und kommt der Tod, geh ich davon und singe: Juchheisasa, Vivallerallera.

Liegt mir ein Stein recht breit im Weg, so such ich einen andern Steg und schlage einen Bogen. So töricht werd' ich doch nicht sein, zu rennen mir den Schädel ein. Ich singe ungelogen: Juchheisasa, Vivallerallera." —

* * *

Der vergilbte Zettel mochte ein Stammbuchblatt sein. Aber Name und Datum waren nicht vorhanden. Hans Schneider lächelte. Er wunderte sich nicht, daß die Mutter just diese Strophen in dem Schächtelchen aufgehoben hatte. Das Entschlossene darin, das Feste und Tatkräftige mochte ihr gefallen haben.

Nun war nichts Schriftliches mehr da. Die zerkrümelten Reste der graugrünen Blätter streifte Hans Schneider mit der Hand zusammen und roch daran. Einen leisen Salbeiduft glaubte er zu erkennen. Er tat alles in die Schachtel zurück und schob den Deckel zu. Ein frohes Gefühl war in ihm. So, als habe er eben zum erstenmal als verständiger Mann mit der Mutter und sie mit ihm geredet. Als hätten sie sich zum Schluß die Hände geschüttelt; „nicht wahr, nun kennen wir uns ganz genau, nun kann's keine Mißverständnisse mehr zwischen uns geben?"

Des Vaters Nachlaß war schwerer zu sichten. Da gab es Abschriften von Sitzungsprotokollen, Geschäfts- und Freundesbriefe durcheinander. Nur was direkt Geldeswert hatte oder Geldeswert berührte, war klar und übersichtlich geschichtet und geordnet. Mit kühlem und sicherem Blicke hantierte der Sohn unter den Papieren. Einmal hielt er inne und sann vor sich hin. Wie hatte doch der Mann geheißen, von dem sie sagten, die Eitelkeit schaue ihm aus allen Löchern des zerlumpten Gewandes? Schaute sie nicht bei dem Vater aus den aufbewahrten Briefen? Schneller arbeitete der Sohn. Es war wie eine Beschämung in ihm, ein peinliches Gefühl, dem Vater auf gar so kleinliche, armselige Schwächen und Blößen gekommen zu sein. Da war oft die Anrede „lieber Freund" und der Schluß „Ihr Sie hochschätzender Dekan Soundso" oder „Regierungsrat Soundso" mit Rotstift angestrichen.

Hans Schneider spürte das Blut im Gesicht. Er biß sich auf die Lippen, wenn er derartiges las, und mußte sich zwingen, die Briefe nicht fortzuschleudern. In einen einzigen Stoß band er sie zusammen und schob sie ganz zu hinterst in den alten Schreibschrank.

Wenn doch der Vater das verbrannt hätte vor seinem Tode! Gequält dachte es der Sohn. Es war ihm, als wären an dem schwarzen, ehrwürdigen Rocke des Toten, an der seidenen Feiertagsbinde entstellende Flecken zutage getreten.

Wieder legte er die Hand fast liebkosend auf das Kästchen aus der Mutter Besitz. Er verglich nicht. Es kam ihm gar nicht zum Bewußtsein, daß er auch hier einer Schwäche auf die Spur gekommen sei. Er freute sich nur, daß ihm ein Licht auf die Mutter gefallen war, welches das Bild von ihr, das in ihm lebte, ergänzte und erklärte.

Als der ganze Nachlaß geordnet war, wußte Hans Schneider, daß er ein sehr wohlhabender Mann war.

Das kleine, ländliche, altmodische Geschäft war in aller Stille eine Goldgrube gewesen.

Der enge, etwas dunkle Laden, den seit des Vaters Krankheit eine entfernte Verwandte und die Magd besorgten, hatte verschiedene Generationen Schneider ernährt. Hans aber, der in der weiten Welt gewesen war, konnte sich nicht rühren da drinnen. Einreißen hätte er mögen und größer, heller, luftiger wieder aufbauen. Aber weil doch die Mutter so lange Jahre da hantiert hatte, vermochte er's nicht über sich.

Da ließ er denn die Jungfer Hanne weiter schalten wie bisher. Lange aber hielt er's nicht aus, das kleinliche, müßige Leben. Des Vaters Nebenämter und Nebeninteressen fielen ihm ein. Aber er schüttelte sich. Das war es nicht, was er brauchte, das nicht. — „Wie sagtest du, Mutter?" Er fragte es einmal ganz laut vor sich hin, als er allein in der stillen Stube saß. Und von der Ecke her, wo sie damals gestorben, glaubte er noch einmal alles zu vernehmen, was die Tote ihm damals ans Herz gelegt hatte.

Wie klar verstand er heute als Mann, was er damals als Bube gehört hatte! Als ob sie hinter ihm stände, die stille Frau, so deutlich redete sie zu ihm.

Er warf einen Blick in die Ecke, wo doch längst kein Bett mehr stand. Dann sprang er auf wie einer, der nun weiß, was er will.

Aber ehe er aus dem Zimmer schritt, kehrte er noch einmal um und schloß den Schreibschrank auf. Das Kästchen nahm er heraus und aus diesem das Verzeichnis der Unglückstage. Der 7. Mai war heute. Kein guter Tag. Da würde denn er, Hans Schneider, morgen, am 8., mit dem Architekten sprechen, der bauen sollte.

* * *

Nicht weit von der Stadt, zwischen Krautgärten und Kartoffeläckern erstand ein roter, freudiger Backsteinbau mit vielen Fenstern. Er war höchst einfach und nicht sonderlich groß. Wenn man nur Möbelfransen fabrizieren will, braucht's ein Labyrinth und keinen Prachtbau.

Tag für Tag war der Bauherr draußen. Fast mehr, als dem leitenden Architekten lieb war.

Aber er hatte so bestimmte Wünsche, so genaue Anweisungen für alles, daß seine Anwesenheit höchst nötig erschien.

Was von eingesessenen Bürgersleuten der Stadt an dem Neubau vorüberging, gab sein uneingefordertes Gutachten ab. Diese Fabrik des jungen Schneider rüttelte an der Tradition. Sie gab dem schlichten Gewerbe, das bis jetzt in der Stadt zuhause gewesen war, einen Schlag ins Gesicht.

„Fabrikant will er werden, der Schneider! Wie wenn man nicht wüßte, daß seine Vorfahren ganz einfache Bortenwirker gewesen sind! Er hat's groß im Kopfe. Man wird ja sehen! Sein Vater war doch auch ein ehrengeachteter Mann, wenn er auch kein Fabrikant war. — Die Mutter, ja die — ich hab' sie ja gut gekannt. Die war immer ein bißchen eine Sonderbare. Man ist nicht so recht draus gekommen. Stille Wässerlein — der Bub war ihr Herrgott. Der alte Schneider hat die zwei halt so machen lassen. Er hat den Frieden wollen. War ein gemütlicher Mann . . ."

So gingen die Reden und Urteile.

Wenn aber der junge Bauherr selbst daneben stand, dann hieß es: „Warum so klein das Ganze? Wird die Geschichte nicht ein bißchen eng?"

Der Gefragte lächelte. „Ich will nur Möbelfransen machen."

„Aber rentiert denn das? Wär's da nicht klüger, noch etwas anderes dazuzunehmen?"

Hans Schneider schüttelte den Kopf. Er hörte eine leise, fiebrige Stimme: „mit Möbelfransen ist etwas zu machen." Und er erklärte, daß er nichts hinzunehmen werde.

Zuweilen, wenn er ganz allein noch am späten Abend draußen war bei seinem Bau, setzte er sich auf irgendeine Leitersprosse und schaute in die Dämmerung hinein.

Durch die noch leeren Fenster strich der Wind mit leisem Raunen. Die Haarsträhne auf des Mannes eckiger Stirn bewegten sich. Dem Schweigenden war's, als läge eine linde Hand auf seinem Kopfe. Ganz still hielt er, ganz still wie einer, der etwas recht Scheues nicht verscheuchen will. Bist du da, Mutter? Nur seine Augen fragten es. (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

Walter Leistikow. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Mit echter Trauer werden die vielen Freunde dieses starken Künstlers die Nachricht von seinem frühen Tode aufnehmen. Noch nicht 43 Jahre alt, starb er am 25. Juli. Leistikow wurde im Jahre 1865 in Bromberg geboren. Die üblichen häuslichen Kämpfe um den Künstlerberuf blieben dem Kaufmannssohn nicht erspart. Immerhin setzte es der Siebzehnjährige durch, daß er nach Berlin durfte, um hier ernsthafte Malstudien zu betreiben. Die Akademie erklärte ihn jedoch für zu wenig begabt für die Aufnahme. Studien bei Hans Gude, der ihm freundlich sein Atelier öffnete, halfen dem jungen Künstler über die Schwere dieser Enttäuschung und über die Mühsal des Anfangs. Dann hat er eine Weile hin und her getastet, wie jeder, der ein Besonderes in sich verspürt und noch nicht weiß, wie er es am besten kundtun kann, hat zunächst im alten Gleise „brav" weitergemalt und schlug dann gelegentlich ins Gegenteil um — in eine seltsame, hart stilisierende, sehr „neue" Manier. Und durch alles hindurch ging doch die gerade, aufwärts führende Linie einer Weiterentwicklung, die zu der guten und reifen Kunst führte, die ihm nach menschlichem Ermessen das Unvergessensein sichert. Und er wird es wohl trotz seiner Abneigung gegen die einengende Etikettierung, die ihn zum Maler der Mark stempelt, doch diesen Bildern aus der Heimat zu danken haben! Diesen schönen, tief ruhigen, immer staffagelosen Bildern, auf denen die dunklen Kronen der schlanken Kiefern sich in schwarzen Wassern spiegeln oder die schmalen Schatten ihrer Stämme anmutig hinlegen über ein Stückchen besonnter Wiese oder einen uferflachen Seeausschnitt. Es ist ja auch fast zu einer Phrase geworden, daß Leistikow die arg gelästerte märkische Landschaft erst wieder richtig sehen lehrte. Die äußeren Erfolge dieser Mark-Bilder sind jedenfalls von seinen nordischen und Schweizer Landschaften nicht erreicht worden — so innig durchgefühlt und groß gesehen vieles darunter auch sein mag. — Leistikow ist im vorigen Jahre zum Professor ernannt worden und hatte somit auch die offizielle Anerkennung erhalten, die dem „Sezessionisten" jahrzehntelang versagt geblieben war. Es mag eine seiner letzten Freuden gewesen sein — denn schon streckte schwere und tückische Krankheit nach dem Lebenskräftigen die Hände aus.

Joh. Lüpke, Berlin, phot.

Walter Leistikow †

Strandleben. (Zu den Abbildungen auf nebenstehender Seite.) „Elf Monate Arbeit, einen Monat Ferien! Umgekehrt müßt's sein!" tadeln scherzend die Großen mehr oder minder heimlich, und die Kleinen sagen es ihnen laut nach — mit einem Seufzer tiefsten Verständnisses. Aber denkt einer wohl daran, wie intensiv wir in diesem einen Monat leben und wahrhaft genießen — im Vergleich zu dem Dahingleiten durch das wenn auch noch so anstrengende Einerlei der übrigen elf Monate? Besonders die See schenkt solch ganzes, ungebrochenes Ferienglück! Wenn abends diese Kleinen

müde in ihre Bettchen kriechen, dann ist sicher kein einziger Muskel an ihnen, der nicht bei all dem Buddeln und Wasserpatschen, beim Krabbenfang und Burgenbauen, Schwimmen und Sandbaden zu lebendiger Aktion gekommen wäre!

Beim Krabbenfang.

Aufgeblähte Gesellschaft.

Und auch die Mama, die daheim sicherlich stets auf „elegante Chaussure" halt, darf sich hier wieder einmal besinnen, daß der liebe Gott sie barfuß erschaffen hat, und sie holt sich aus Wind und Wellen, aus kindlichem Spiel und seligem Naturgenießen immer wieder jene jugendliche Elastizität der Seele und des Körpers, die seltsamerweise unsere viel geruhsameren Ahnen und besonders ihre Frauen meist in wesentlich früheren Lebensjahren verloren haben als wir.

Der amerikanische Typus. Das Land, in dem ein Volk lebt, übt auf dieses einen Einfluß aus. Die Tatsache kann nicht bestritten werden; von jeher hat man ja den Unterschied zwischen dem heißblütigen, leidenschaftlichen Südländer und dem ruhigeren, besonneneren Bewohner der nördlichen Länder herausgefunden. Vielleicht reicht aber dieser Einfluß viel weiter und führt im Laufe von Jahrtausenden zur Bildung bestimmter Rassen. Die Wissenschaft begann erst neuerdings sich mit dieser Frage eingehender zu beschäftigen. Einzelne Tatsachen, die sie bisher ermittelt hat, verdienen ein allgemeines Interesse. So hat das Hochlandklima einen bestimmten Einfluß auf den Bau des menschlichen Körpers. Tibet ist das höchste bewohnte Land der Erde; es liegt etwa 4000 Meter über dem Meeresspiegel; Hochländer von 2000 Metern und darüber sind die inneren Gelände von Mexiko und Peru. Es ist nun auffallend, daß die Eingeborenen dieser drei Länder besonders breitbrüstig gebaut sind. Allem Anschein nach ist darin eine Anpassung an die dünnere Luft der Höhen zu erkennen. Um die nötige Menge von Sauerstoff dem Blute zuzuführen, muß der Mensch in den Höhen mehr Luft einatmen als in den Tiefebenen. Daher die Erweiterung des Brustkastens. — Die Wüste nötigt ihren Bewohnern einen herben Kampf ums Dasein auf; sie bedroht ihn mit den ständigen Gefahren des Verirrens, Verdurstens und Verhungerns. Nur Leute mit scharfen Sinnen können sich in der Wüste erfolgreich behaupten, und in der Tat lehrt die Erfahrung, daß bei den Wüstenbewohnern das Auge, das Gehör und der Geruchssinn vortrefflich ausgebildet sind. — Am interessantesten sind aber einige Beobachtungen, die man in Nordamerika gemacht hat. Die Einwanderer haben dort die Ureinwohner zum Teil ausgerottet, zum Teil zurückgedrängt. Zu einer Vermischung der Weißen mit den Indianern ist es in nennenswertem Maße nicht gekommen. Die Mischlinge spielen in der Bevölkerung der Vereinigten Staaten keine Rolle. Trotzdem wollen aufmerksamere Beobachter bemerkt haben, daß der vorwiegend germanische Typus des Nordamerikaners eine sichtliche Veränderung erleidet. Immer häufiger werden dort bei den weißen Bewohnern die scharfen Gesichtszüge mit der Adlernase, den markierten Backenknochen und dem hervorspringenden Kinn. Dabei wird bei den Männern der Bartwuchs schwächer, und man bemerkt, daß die Nachkommen der Einwanderer in Amerika ein größeres Längenwachstum erreichen als ihre Vorfahren. Diese Merkmale sind aber gerade der indianischen Rasse eigentümlich. Man sieht sich also zu der Annahme veranlaßt, daß Nordamerika den Einwanderern ein besonderes Gepräge

Fußbad im Meer.

Sandlager.

Strand bei Binz.

Copyright Gebr. Haeckel, Berlin.

Strandbilder von der Insel Rügen.

verleiht und daß die Veränderungen bereits in der verhältnismäßig kurzen Zeit von drei Jahrhunderten auffallend werden. Es scheint sich also jenseit des Atlantischen Ozeans nicht nur in geistiger, sondern auch in körperlicher Hinsicht ein neuer Volkstypus auszubilden. Bemerkenswert ist es aber, daß diese Veränderungen bislang nur den männlichen Teil der Bevölkerung betreffen. Die nordamerikanische Frau wird von ihnen nicht berührt. Die amerikanischen Schönheiten weisen die gleichen Formen und Züge auf, die den schönen Frauen germanischer Rasse auch in Europa eigen sind. C. Fr.

Aus dem kanadischen Felsengebirge. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Es ist seltsam, wie sehr Kanada immer noch von der deutschen Touristenwelt vernachlässigt wird. Eine Reise nach den Vereinigten Staaten gilt als gar nichts Ungewöhnliches mehr; wer aber die Absicht äußert, nach Kanada zu reisen, kann sicher sein, von seinen Bekannten Ausdrücke höchster Verwunderung zu hören, denn gerade so wie mit dem Worte Sibirien verbindet das irrige Vorurteil mit dem Worte Kanada den Begriff nordischer Unwirtlichkeit und Öde. Wie unzutreffend diese Vorstellung ist, weiß jeder, der das herrliche Land auch nur flüchtig bereist hat. An Mannigfaltigkeit der Formen und an Naturschönheiten ist es den Vereinigten Staaten weit überlegen, aber auch die Städte sind im allgemeinen viel interessanter als die amerikanischen mit ihrer ewig gleichen Schablone. Für den Sportfreund vollends bedeutet Kanada mit seinen fischreichen Strömen, seinen Seen und unermeßlichen Jagdgebieten ein wahres Paradies, und wer sich mit dem Alpenstock in der Hand am wohlsten fühlt, der findet im kanadischen Felsengebirge Berge, Täler, Gletscher und donnernde Wasserstürze, die getrost mit dem Schönsten verglichen werden können, was unsere Alpen und die Schweiz zu bieten haben. Die nebenstehende Abbildung zeigt einen Ausschnitt aus der wundervollen Szenerie des Hochgebirges in der Nähe von Field, dort, wo die kanadische Pacificbahn die höchste Kette der Rocky Mountains durchbrochen hat und soeben auf das Gebiet von Britisch-Columbia übergetreten ist. Zwischen den mit ewigem Schnee bedeckten Pics stürzt da ein Wasserfall, der Abfluß eines Gletschers, von 1200 Fuß Höhe über die gigantische Felsenmauer in Kohotal hinab. „Takakkaw!“ d. h. „Herrlich!“ soll der Indianer, der als erster den Fall erblickte, ausgerufen haben; ihm verdankt der Takakkawfall seinen Namen. Das nahegelegene Field ist ein Hauptquartier der Bergtouristen, und die Reisenden finden dort inmitten der ungeheuren Einsamkeit und Wildheit all jenen Komfort, der den Aufenthalt in den mustergültigen kanadischen Hotels so angenehm macht. V. O.

Der Takakkawfall bei Field im kanadischen Felsengebirge.

Zwerghunde. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) An Zwerggestalten aus dem Tierreiche hat der Mensch von jeher Gefallen gefunden, und das führte zur Zucht von Zwergrassen, die am besten und häufigsten bei unserem ältesten Haustier, dem Hunde, gelungen sind. Schon in früheren Jahrhunderten waren Zwerghunde aller Art ungemein beliebt. Man hielt sie als Salon- und Schoßhündchen, und man bezahlte für die kleinsten und doch wohlgestalteten Exemplare recht hohe Preise. Auch heute beschäftigen sich recht viele mit der Zucht der Zwerghunde. Einer besonderen Anerkennung erfreut sich das Windspiel, das wegen seiner graziösen Form sich vortrefflich zum Salonhündchen eignet, und an dem schon Friedrich der Große einen großen Gefallen fand. Alt ist auch die Rasse der Spaniels, die besonders in England gepflegt wird. Dazu kommen Zwergspitze und Zwergpudel, Zwergmöpse und Zwergpinscher und schließlich Terriers verschiedener Art. Die gleiche Liebhaberei ist auch in China und Japan bekannt, von wo vor etwa dreißig Jahren das originelle, in seinem Gebaren katzenähnliche Chinhündchen nach Europa eingeführt wurde. Auf Zwerghundeausstellungen, die gelegentlich veranstaltet werden, kann man die gelungensten Repräsentanten der Zwergrassen beobachten. In der Regel haben die Hündchen nur eine Größe von 20 bis 25 Zentimetern und wiegen 2 oder $1\frac{1}{2}$ Kilo. Mitunter sind sie noch kleiner, so daß man sie bequem in die Tasche stecken kann. Aber die Kleinheit allein ist nicht entscheidend, die Zwerghunde sollen in den Formen gut und harmonisch ausgebildet sein, keine Verwachsungen und Verkümmerungen zeigen, vielmehr gute Miniaturausgaben wohlgebauter größerer Hunde sein.

Toyspaniel.

Zwergspitz und Zwergpinscher.

Leibniz über Fleischextrakt und Konserven. Allgemein liest man, das Fleischextrakt sei eine Erfindung von Justus von Liebig. Doch zu Unrecht, denn die Idee ist schon fast 200 Jahre alt. In dem in der Königlichen Bibliothek zu Hannover aufbewahrten Manuskript militärischen Inhalts aus der Feder des Universalgelehrten Leibniz finden sich die sogenannten Utrechter Denkschriften, die Leibniz zwei Jahre vor seinem Tode, also 1714, niederschrieb. In einem ihrer Abschnitte erörtert er die Mittel, die Truppen auf langen Märschen und bei großen Anstrengungen dauernd und leicht zu erhalten. Vor allem solle man sich „des Extraktes aus Fleisch“ bedienen, „dessen Komposition mir bekannt ist“. Als Erfinder bezeichnet er sich also nicht, und wir dürfen diesen wohl in der Person des unglücklichen Erfinders der Dampfmaschine, Denis Papin, vermuten, der in seinem 1681 erfundenen Dampfkochtopf ein bequemes Mittel hatte, das Fleisch zu extrahieren. An einer anderen Stelle berichtet Leibniz uns ja auch von den Konserven, deren Bereitung Papin — also nicht erst der französische Koch Appert 1804 — erfand. Papin bereitete in seinem Dampfkochtopfe „Kraft-Kompositiones“, d. h. Konserven, „durch Auskochen und nachherigen luftdichten Verschluß“. Auch war ihm die Nützlichkeit des Schwefelns zur Haltbarmachung der Konserven wohl bekannt. Leibniz empfahl 1714 die ihm von Papin bereits um 1685 mitgeteilte Methode zur Bereitung von Konserven besonders zur Verpflegung der Truppen im Felde. Auch selbst die neuere Präservierungsmethode des frischen Fleisches in Zucker war Leibniz bekannt, denn einerseits hindere der Zucker die Fäulnis, andererseits sei er selbst ein treffliches Nähr- und Kräftigungsmittel, wie es denn kein besseres und rascher wirkendes Präparat zur Stärkung Erschöpfter und Ermüdeter gebe als gezuckerten Wein oder Zuckerwasser mit Zitronen. Neuerdings schätzt man gerade in militärischen Kreisen wieder diese Eigenschaften des Zuckers, die übrigens schon den Arabern im neunten Jahrhundert und vielen europäischen Naturwissenschaftlern des dreizehnten bis achtzehnten Jahrhunderts bekannt waren. F. M. F.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau“: Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

№ 33 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Waldrausch.

Roman von Ludwig Ganghofer.

(4. Fortsetzung.)

Vier Tage später waren die Rotten der Arbeitsleute über das ganze Regulierungsgebiet der Wildach verteilt; jeder Rottenführer war über den seiner Mannschaft zugewiesenen Teil der Arbeit informiert; und nun begann all dieses vielfältige Schaffen, einem einheitlichen Sinn und Willen zu gehorchen.

Nach aller Hetze der vergangenen Wochen fühlte Ambros das Bedürfnis, sich einen aufatmenden Tag zu vergönnen. Aber auch diese Erholung sollte noch Arbeit sein. Begleitet von seinem Träger stieg er an einem klaren Morgen auf die Große Not. Er wollte — hoch und frei über der Sache stehend, das Bild der Wildach und ihres wirren Quellengebietes zu seinen Füßen — noch ein letztesmal alle Pläne und die ganze Arbeitsteilung überprüfen. Das war für ihn die Pflicht dieses Tages. Und seine aufatmende Freude sollte das werden: dort oben in schöner Sonne zu rasten und in der Tiefe all dieses schaffende Leben zu schauen, das sein Geist und sein Wille beseelte.

Der Aufstieg dauerte vier Stunden. Erst ging der Weg eine lange Strecke an den lärmvollen Arbeitsstätten am Ufer der Wildach hin, in der die versiegenden Schneegewässer nur noch rauschten wie ein starker Bach; dann stieg der Pfad durch steile Wälder hinauf, in denen das lichte Buchenlaub und das milchige Grün der Lärchen schüchtern schon zu sprossen begann; durch enge Schluchten, die halb noch angefüllt waren mit festgefrorenem Lawinenschnee; durch dunkle, stille Fichtenbestände und dichte Latschenfelder; über Almflächen, in deren Mulden der Schnee noch in großen Flecken lag; und durch klotziges Felsgewirr hinauf zu einem kleinen Plateau, das sich unter der steilen Zinnenwand der Großen Not gleich einer Bergaltane hinausbaute ins freie Blau.

Als Ambros diese Stelle betrat, mit brennendem Gesicht und hämmerndem Herzen, schrie er einen Jauchzer in die Sonne hinaus. Schon damals im Herbst, als er diesen Platz zum erstenmal erstiegen hatte, war das wundervolle Bild der weitgebreiteten Landschaft so mächtig auf ihn eingedrungen,

Die Geschwister.
Gemälde von Woldemar Friedrich.

Published 13. VIII. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

daß es ihm einen Laut der Freude aus der Kehle gepreßt hatte. Aber all diese leuchtende Schönheit wirkte auf ihn noch tiefer und froher, jetzt, nach aller Arbeit, die er geleistet, nach allem Siege, den er gewonnen.

Während der Träger davonging, um Latschenzweige für das Feuer zu sammeln, ließ sich Ambros auf seinen Mantel nieder. So lag er in der Mittagssonne. Dennoch wehte die Luft der Höhe und ein Hauch der noch dauernden Schneefelder kühl an seine heißen Wangen.

Unter lächelnden Träumen blickte er hinaus in die Ferne, in der die Kuppen von tausend Bergen gleich blauen, von weißem Schaum gekrönten Wellen mit dem reinen Himmel ineinanderflossen. In der fernsten Weite, gegen Norden, sah er etwas goldig Verschleiertes mit kleinen, silbernen Schimmerflächen — das ebene Land mit seinen Flüssen und Seen. Und wo ein bräunlicher Dunst das Bild der Ferne schloß, da draußen mußte München liegen, die große Stadt — und in der großen Stadt das kleine Haus der Mutter!

Ob sie wohl des Sohnes dachte in dieser Stunde? Ob ihre Gedanken zu ihm heraufwanderten? Und ihn fanden? In freier Höhe, umleuchtet von schöner Sonne?

In Ambros erwachte ein dürstendes Gefühl der Sehnsucht nach der Mutter. Dieses Gefühl war Freude; und dennoch war es durchzittert von einem leisen, wunderlichen Bangen.

Sein Blick suchte in der näheren Tiefe das Dorf, die Heimat seiner Kindertage, das Haus der Eltern. Aber all diese Dächer und zart ergrünenden Gärten waren neben dem breiten, weißen Kiesbett der Wildach so klein um die Kirche herum zusammengehuschelt, daß man das einzelne nicht unterscheiden konnte.

„Wie winzig alles wird, aus der Höhe betrachtet!" dachte Ambros. „Man sollte lernen können von diesem versöhnenden Aneinanderschmiegen aller Gegensätze im Bilde der Natur! Sollte sich immer eine menschliche Höhe wahren, von der man alles Schwere und Quälende des Lebens betrachtet! Dann würde alles Harte sich lindern, alles Grelle einen mildernden Hauch gewinnen, alle Lebensnot geduldig in Eines zusammenfließen mit aller sonnigen Daseinsfreude — so, wie dort unten im tiefen Tal alle Menschensorge klein und schweigsam sich auflöst im leuchtenden Frühlingsjubel der Natur!"

Was war dort unten von allem Schmutz und Hader des Dorfes noch zu sehen? Ein winziges Spielzeug, das sich schmuck und friedlich in die Sonne stellte! Wie doch ein Blick aus der Höhe alle Wirklichkeit verschönt! Zu vielen Hundertmalen war Ambros schon im Mai durch sprossendes Gras gegangen! Aber nie noch hatte er eine solche Farbe gesehen, solch ein strahlendes und kraftvolles Smaragdgrün, wie es dort unten im Tal über alle Wiesen gegossen war! „Diese Farbe ist keine Lüge der Ferne, sie ist ein wirklicher Besitz der Erde dort unten. Man muß nur den rechten Standpunkt gewinnen, um sie zu sehen. Und eine Wiese und das Leben — wo ist da ein Unterschied?"

Da klang in der Tiefe ein dumpfes Krachen, das an allen Bergwänden ein donnerndes Echo weckte. Es war ein Sprengschuß, den die Arbeiter dort unten in der Waldschlucht gelöst hatten, wo der Grund für die große Sperrmauer ausgehoben wurde.

Während von dem mächtigen Hall die Lüfte zitterten, lachte Ambros froh vor sich hin: „Wieder ein Brocken Not vom Leben abgelöst!"

Es krachte der zweite Schuß. Und dann war minutenlang ein Dröhnen und Böllern, so rasch aufeinander folgend, daß immer das Echo des einen Schusses hinüberrollte in den Widerhall des anderen.

Ambros konnte in der Waldtiefe den Qualm und das Staubgewirbel der Schüsse gewahren, doch nur so winzig, als säße dort unten ein rauchender Hirte, der seine kleinen Tabakswölkchen vor sich hin pafft. Und wie ein feines Ameisengewimmel erschienen die Hunderte von Menschen, die am Laufe der Wildach bei der Arbeit waren, um einen rauschenden Lebensschreck in nützlichen Frieden zu verwandeln.

Während Ambros mit träumendem Lächeln in die Tiefe blickte, brachte der Träger ein kleines Feuer in lustigen Brand und konstruierte aus gegabelten Latschenzweigen eine höchst sinnreiche Sache, um das Blechgeschirr mit der Konservenmahlzeit über die Flamme zu hängen. Dann guckte auch er in die Tiefe hinunter — und schielte nachdenklich zu Ambros hinüber, als könnte sein langsam sinnierender Bauernschädel sich diese beiden Widersprüche nicht zusammenreimen: den rastlosen Arbeitswirbel dort unten und den jungen Willen, der ihn lenkte — dieses große Werk und die schmächtige Jünglingsgestalt, die so wohlig in der Sonne rastete — allen Ernst dieser starken Tat und diese blauen, träumenden Knabenaugen in dem leicht gebräunten Gesichte, das, so schmal und herb es war, doch etwas kindlich Weiches hatte und den lind gekräuselten Blondbart fast wie eine Maske trug, um sich älter und würdevoller zu machen.

Der Träger hätte gerne ein bißchen geschwatzt. Doch Ambros hörte nicht und blieb schweigsam. Während er das leuchtende Frühlingsbild des Tales betrachtete, wurden die Bilder der Vergangenheit in ihm wach. Er sah den Vater wortlos in der Kutsche sitzen, hörte den Tonele lachen und sah ihn zornig werden, hörte den Waldrauscher singen und die Tochter der Wildacherin schreien, sah das Totenmännle unter dem blauen Wasser lauern und sah die kleine schlanke Beda und den weißen Spitz in der roten Sonne durch die Blumen tollen. Alles kam zu ihm, wie es einst gewesen. Und dennoch war alles ein Anderes, ein Neues, ein Bedeutungsvolles. Er war der Sechsundzwanzigjährige, und all sein Denken blieb in Zusammenhang mit der Gegenwart — und trotzdem fühlte er sich als der kleine Brosle von einst und träumte die gleichen, wundersamen und kindlichen Träume. Dabei fühlte er ein seltsames Fluten und Zittern in seinem Blute. Und dann plötzlich wurde er aus diesen Träumen durch die Beobachtung eines kleinen, merkwürdigen Dinges geweckt: drunten im Tale, zwischen dem blitzenden Spiegel des Altwassers und dem Lahneggerhofe, dort, wo eine weiße Mauerlinie sich hart und starr um ein lindes Gewoge grüner Baumkronen herumschnürte, dort sah er über dem blauduftigen Grün eine kleine rote Flamme gaukeln. Eine Flamme? Nein! Eher glich das einer feuerfarbenen Libelle, die flatternd immer auf der gleichen Stelle schwebte. Und die mußte in Wirklichkeit so groß sein wie der Märchenvogel Greif — sonst hätte man sie in dieser stundenweiten Ferne nicht gewahren können! Als wäre Ambros wirklich noch der kleine Brosi von einst, so ließ er seine Phantasie mit dem roten Flatterwesen dort unten eine Weile spielen, bis er zu dem Schlusse kam: das muß eine rot und weiß gestreifte Flagge sein! Und da fragte er: „Ist denn das Fürstenschlössel bewohnt?"

„Ich weiß net," sagte der Träger, „aber mir scheint, unser Essen is fertig, Herr Inschenier!"

Ambros lachte. „Na also! Los! Das Irdische hat seine Rechte!"

Die gargekochte Mahlzeit dampfte.

Als die beiden unter heiterem Geplauder geschmaust hatten, schenkte Ambros dem Träger eine Zigarre. Er selber rauchte nicht, er hatte sich das nie angewöhnt; doch immer trug er das gefüllte Etui bei sich, um andere mit einem Genuß bedenken zu können, den er selbst nicht schätzte und nicht verstand.

Während der Träger sich schmauchend neben die Glut der Feuerstätte streckte, zog Ambros die Planrollen aus der Blechkapsel. Und als er zu arbeiten anfing, wurde sein Gesicht ein anderes — ein ernstes und strenges Mannsgesicht mit ruhig forschenden Augen. Und mit dem Träger sprach er keine Silbe mehr.

Nach vier Stunden sagte er: „So! Fertig! Und jetzt hinunter! Ich will vor Abend noch sehen, was der Tag vorwärts brachte."

Bei dem treibenden Tempo, das die beiden anschlugen, brauchten sie wenig mehr als eine Stunde, um die Waldtiefe zu erreichen, in der die Wildach aus zahlreichen Gieß-

ihre bösen Kräfte sammelte. Überall sah man in verwunschenen Steinrinnen die stürzenden Gewässer blitzen, dieses Rauschen war wie ein großes Lied in der Luft. Doch der vorgeschrittene Frühling hatte diese Wasserstürze schon in ungefährliche Bäche verwandelt. Wenige Sonnentage — und all diese Steinrinnen, in es jetzt noch rauschte und blitzte, waren ausgetrocknet zum fahlen Grau.

Ambros kam zu drei Rottschaften, die in diesen steilen Gräben die Geröllfänge zu bauen begannen; er kam in das geweitete Waldtal, in dem ein Hall von hundert Axt und das Krachen stürzender Bäume — hier wurde Boden gerodet, über dem die Wassermengen, von der Mauer angestaut, sich sammeln sollten zu einem langen See; am Ausgang des Tales kam Ambros zu der Stelle, wo die riesige Mauer sich erheben sollte. Auch hier waren Leute am Werk, um den Grund für das Fundament tiefer auszuheben und hindernde Gesteinsmassen zu entfernen.

Die Arbeit, die da geschehen sollte, kam die Natur zu spät, indem sie zwei hohe Felskämme von beiden Seiten des Wildach heranschob. Vor Jahrtausenden hatte dieser Fels, noch zusammenhängend, das Waldtal geschlossen zu einem großen natürlichen See gebildet. Und damals mag dieser steinerne Wall den Menschen, die das tiefere Land bewohnten, als eine feste Burg wider eine drohende Not gewesen sein. Und da gaben sie wohl dem Felskamm, wo die überströmenden Wasser niederstürzten, den Namen: „Notburg." Die fallenden Wasser nagten und fraßen jahrhundertelang an dem mürber werdenden Gestein, bis es den Druck des angestauten Seewassers nicht mehr auszuhalten vermochte. Der Durchbruch erfolgte, und die entfesselte Zerstörerin ihre rauschenden Wege über die Wohnstätten der Menschen hin. Das mußte sich in vorhistorischer Zeit ereignen. Nur die Geologen wußten zu sagen: So muß es einmal, so muß es geschehen sein! Im Volke hatte sich die Erinnerung an jene Katastrophe erhalten. Doch die Burg — die Notburg — war im Gedächtnis der Menschen geblieben und führte dann in den späteren christlichen Zeiten zu einem frommen Mißverständnis: die böse Gewalt der alljährlich in der Zeit der Schneeschmelze und der späteren Gewittern die verheerenden Wassermengen herbeiführte, wurde der Fürbitte und dem Schutz der heiligen Notburg anvertraut. Man meißelte eine Kapellennische mit Heiligenbild der Heiligen in das Gestein des Felsentores, und vor Beginn der Schneeschmelze wurde hier unter Gebet und vor der drohenden Gefahr eine Prozession und Messe abgehalten — und wie viel Hunderte von Menschen durch die Fluten der Wildach, trotz dem guten Willen der heiligen Fürsprecherin, schon bösen Schaden an Leben gelitten hatten, das konnte man an den Votivtäfelchen sehen, mit denen alle Wände der Kapelle behängt waren. Auch an dem übrigen Stein des Felstores waren in all den Runsen und ausgewaschenen Löchern wunderlich naive Weihgeschenke festgeklemmt oder mit Blei in das Gestein gegossen: drollige Modelle von Häusern und Heuschuppen, Menschen- und Tierfiguren, Heiligenbilder, Marterszenen des Heilandes, eine Figur Christi und der armen Schächer, ein heiliger Hubertus, der neben dem kreuztragenden Hirsch auf den Knien und betend die Hände faltet — alles mit Kunst gebildet, manches schon hundertjährig und älter. Ambros war das aufgetaucht als erster Gedanke, zu wiederholen, was die Natur vor Jahrtausenden an dieser Stelle zu schwächlich gebildet hatte, den Durchbruch des Tores mit einem Betonguß zu verschließen, in den Felsen einzubauen waren, und diesen sperrenden Riegel das künftige Seebecken hin durch eine mächtige Mauer zu halten, die aller Fülle und allem Druck der anströmenden Wasser zu widerstehen vermochte.

Und so war nun die einsame, rauschende Stille dieses gefürchteten und darum geheiligten Ortes verwandelt in eine lärmvolle Stätte der Arbeit. Das Klingen der Steinhämmer, die Sprengschüsse, das Rollen des Gesteins, die schreienden Stimmen der Arbeiter, der klirrende Hufschlag und das Gewieher der vielen Rosse, die das Baumaterial herbeischleppten und den Schutt und die gefällten Bäume wieder davonzogen — das alles wirrte sich ineinander zu einem ohrbetäubenden Lärm, der das Rauschen der kleingewordenen Wildach übertönte und zu ihrer schießenden Flut hinunterschrie: Du wirst bezwungen, gefesselt, gebändigt!

Ambros hatte ein Gefühl von stolzer Freude und froher Zuversicht, als er inmitten dieses wirbelnden Lärmes und zwischen all diesem ruhelosen Schaffen stand und bald in deutscher, bald in italienischer Sprache ein Wort des Lobes sagte, einen Rat gab, einen Befehl erteilte.

Auch störte ihn das nicht, daß er neben seinem eigenen Werke noch fremde Arbeit sah. Denn auf dem linken Felsrücken — gegenüber dem Hausbau, in dem die beiden Schleusenwärter wohnen sollten, begann sich ein nüchterner Mauerkasten zu erheben, das Elektrizitätswerk, das die Kraft des abströmenden Schleusenwassers für die drei Dörfer des Wildachtales in Licht verwandeln sollte. Das war so eins von den Privatgeschäften, die sich der biedere Herr Friedrich Wohlverstand durch unbedenklich scheinende Vertragsklauseln zu seinem persönlichen Vorteil gesichert hatte.

Es ging schon auf Feierabend zu, als Ambros durch das Felsentor der Notburg hinaustrat in den Wald, der sich sanft hinunterwellte gegen das Wiesental — in jenen „tiefen, dunkeln Wald" seiner Kindersehnsucht von einst.

Da sagte er zu dem Träger: „Geh nur voraus und bring' meine Sachen heim! Ich habe noch einen Weg."

Er wollte ein paar Stauden Waldrausch mit den Wurzeln aus dem Boden heben, um die Fenstergesimse des Stübchens, in dem die Mutter wohnen sollte, mit diesem freundlichen Geschling zu schmücken.

Suchend ging er durch den Wald hin. Aber die eine Ranke, die er fand, war ihm zu klein und zu mager, die andere war in der Blüte schon zu weit vorgeschritten, um eine Verpflanzung noch zu ertragen. Er ging und suchte. Mit roten Feuerbändern glänzte die sinkende Frühlingssonne in die blauende Dämmerung des Waldes herein. Wenn Ambros durch solch einen Sonnenstrahl hindurch schritt, war seine ganze Gestalt für ein paar Augenblicke wie in ein glühendes Bild verwandelt. Er suchte und ging — und fand, was ihm gefiel — und wollte sich schon bücken. Da verstummte hinter ihm bei der Notburg all der wirre Lärm.

„Feierabend!" sagte Ambros leise vor sich hin. Dann hob er lauschend den Kopf.

In der Waldstille, in der nur noch ein sachter Hall vom Rauschen der nahen Wildach war, klang eine singende Greisenstimme.

„Der Waldrauscher!"

In Freude ging Ambros mit raschen Schritten der Richtung zu, aus der die Stimme klang. Und als er eine Bodenrippe des Waldes übersteigen wollte, blieb er im Schatten einer alten Fichte betroffen stehen.

Wie eine ruhig brennende Flamme war im Sonnenglanze das rote, schön fließende Kleid des jungen Weibes anzusehen, das, mit den Händen hinter dem Rücken, an den schlanken, astlosen Stamm einer Buche gelehnt stand und vorgebeugten Gesichtes auf den Waldrauscher niederblickte. Eine zarte, feine, zierliche Gestalt. Wie ein jung erblühendes Mädchen sah sie aus. Oder war das schon eine Frau? Denn etwas Reifes und Wissendes, fast etwas Lebensmüdes sprach aus ihrem schmalen, blumenhaft geformten Gesichte, dem nur der abendliche Glanz, von dem sie ganz umflossen war, diese heiße Farbe des Lebens gab. Zwei dunkle Sicheln des Braunhaares legten sich schimmernd um die Schläfen und ver-

schwanden unter dem ährengelben Florentinerhute, von dem breite, rote Seidenbänder in Schlingen niederfielen, und der so leicht war, daß sich die Krempe in dem kaum fühlbaren Abendwinde noch sacht bewegte; wenn ein Hauch der Luft sie niederdrückte, glitt ein schwarzer Schatten über die Hälfte des leuchtenden Gesichtes; und bog sie sich wieder über die Stirne zurück, dann glänzten aus dem weichenden Schatten zwei dunkle, große Augen heraus, scheu wie die Augen eines erschrockenen und dennoch neugierigen Kindes. Und manchmal, bei einer leisen Bewegung des Kopfes, bekamen diese feucht schwimmenden Augen vom Reflex der Abendsonne einen roten Blitz, als wären das nicht die lebenden Lichtsterne eines Menschenkindes, sondern geschliffene Edelsteine, die in der Sonne ihr brennendes Feuer aufzucken ließen.

So stand sie an die Buche gelehnt und sah mit gespanntem und dennoch ängstlichem Lauschen auf den Waldrauscher nieder, wie man in den Zauber einer Sage aus versunkenen Zeiten oder in die geheimnisvolle Tiefe eines Brunnens blickt.

Zwischen den Bündeln des blühenden Waldrausch saß der Alte zu den Füßen des jungen Weibes, klein zusammengeduckt, die Arme um die Knie geschlungen und den Kopf zurückgeneigt, daß ihm unter der verwitterten Lederkappe die weißen Haarsträhnen über den Rücken fielen. Und während er zu der Lauschenden aufblickte, wie ein in Inbrunst Betender emporbürstet zu einem Heiligenbilde, sang er mit seiner feinklingenden Greisenstimme:

„Und der Wald,
Der is alt
Und is allweil no' grean!

Und a Gwalt,
Dö ihn halt',
Macht 'n jung, macht 'n schean!"

Leis fragte das junge Weib mit einer Stimme, die auch wie ein Singen war: „Gewalt? Was meinst du, Waldrauscher? Das versteh ich nicht."

Und der Alte sang:

„Und dö Gewalt,
Dö ihn halt',
Dö er spürt allezeit,

Is a Liab,
Hell und trüab,
Is a wehsame Freid!"

Die Lauschende schwieg eine Weile, als müßte sie erst den Sinn des Liedchens überdenken. Dann sagte sie langsam, während ein Zug des Leidens den feinen, schönen Mund umzitterte: „Die Liebe? Eine wehsame Freude? Waldrauscher, da hast du zu viel gesungen um ein Wort! Und der Wald soll lieben müssen? Nein, Waldrauscher! Der Wald ist so still und schön, weil er die Liebe nicht kennt und diese Pein nicht fühlen muß. Denn fühlen kann doch nur, was Seele hat! Wachsen und blühen allein, das ist nicht Leben. Der Wald ist totes Holz. Und wenn die Menschen frieren, kommen sie mit der Axt und schlagen die Bäume nieder und stecken die Scheite in den Ofen."

Ohne sich zu regen, sang der Alte zu dem jungen Weibe hinauf:

„Und i leb, sagt der Wald, und
Hab Fruahjahr und Hirbst!
's bleibt alleweil 's Gleiche,
Wia d' lebst oder stirbst!
Und der Berg hat sein Wald,
Und der Wald, der hat mi,
Und alls is an oanzigs
Wia du und wiar i.

Und durstet dein Hearzl,
Und gewinnst d'r, was d' magst,
Es sagt oaner: ‚Gnuag is!'
Und kummt mit der Axt.
Und 's Scheitl im Ofen,
Dös liabt noch und brennt —
Gnuat geben hoaßt leben,
Und Aschen hoaßt 's End!"

In die Stimme des jungen Weibes kam ein strenger Klang. „Waldrauscher, ich bin dir gut. Und höre dich gerne singen. Aber solche Lieder sollst du verschweigen vor mir. Manchmal singst du so gütig und klug, und das sind Lieder, die mich freuen, und die mir Ruhe geben. Doch heute hast du wieder einen von deinen verworrenen Tagen. Das ist kein freundlicher Willkomm! Und Sorge machst du mir auch! Waldrauscher, du bist kein guter Christ! Gott hat dir diese schöne Gabe geschenkt. Warum bist du nicht dankbar? Warum singst du nie von Gott und seiner Barmherzigkeit? Wie du, so denken die Heiden. Denn was du mir heute gesungen hast, Waldrauscher, das hätte der Pfarrer nicht hören dürfen."

Ein leises, heiteres Lachen. Dann sang der Alte:

„Und der Pfarr
Is a Narr,
Und sieht alles so guat,

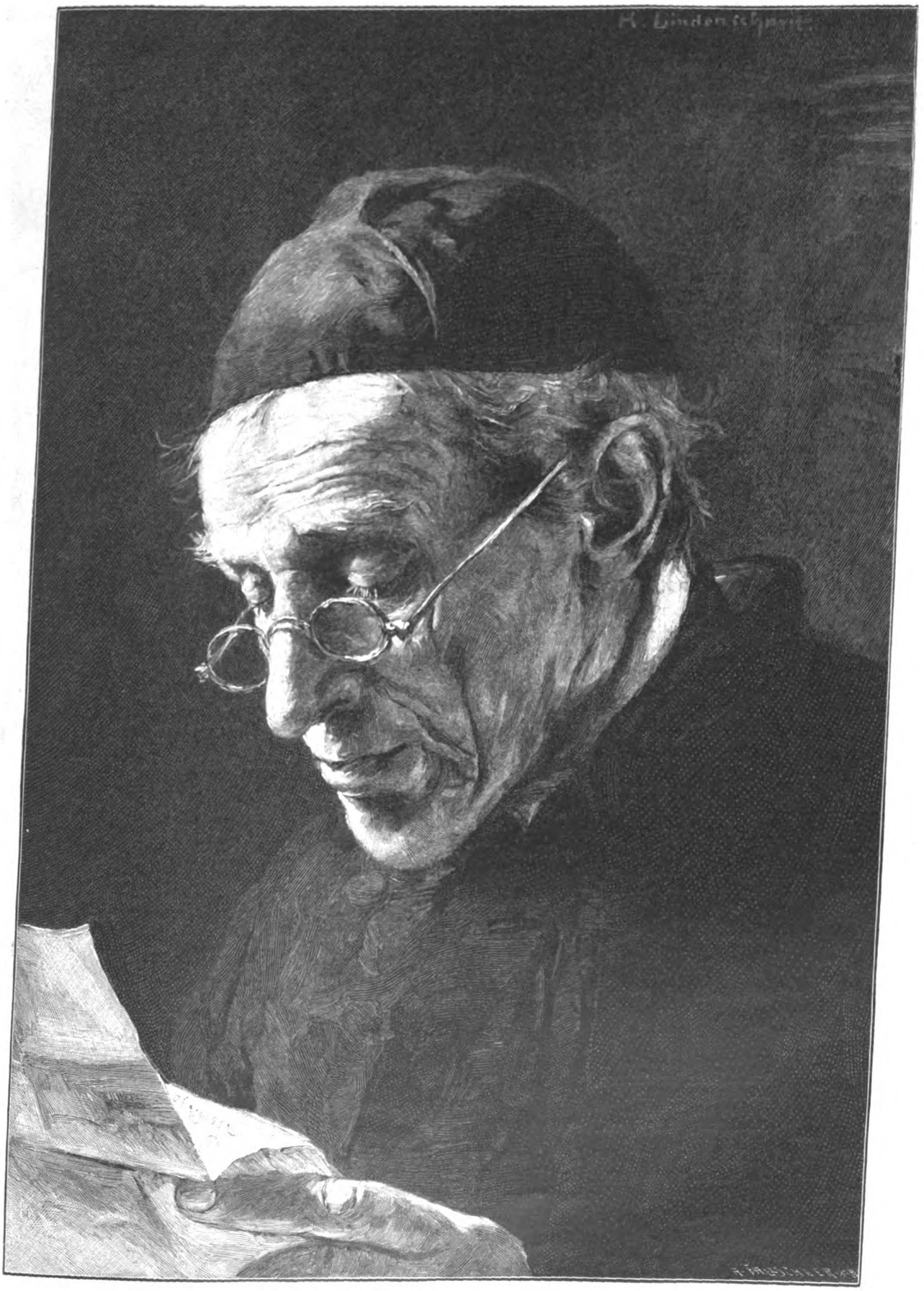
Wiar a Kind,
Hat's 'n Grind
Unterm Ahnl seim Huat."

Das junge Weib trat einen Schritt gegen den Waldrauscher hin und stand wieder wie eine schöne Flamme in der tiefen Sonne. „Nein! Das mag ich nicht hören!" Ihre Stimme zitterte. „Du sollst einen geweihten Priester nicht verhöhnen. Das ist abscheulich, Waldrauscher! Mag ein Priester auch als Mensch so schwach und töricht sein, wie wir alle sind . . . er bleibt als Priester doch der Hüter eines heiligen Gutes und der Verkünder aller trostreichen Worte Gottes. Und wider Gottes Wort sollst du nicht singen, Mann! Das will ich nicht mehr hören. Oder ich käme niemals wieder zu dir in den Wald. Gottes Wort ist rein und schön, und Gottes Trost und seine ewige Verheißung ist besser, als alle Dinge des Lebens sind! Das ist mein Glaube. Und du sollst mir meine fromme Freude nicht trüben!" Das klang wie die Sprache eines zürnenden Kindes; doch etwas scheu Verschlossenes und schmerzhaft Zuckendes bebte in jedem Laut dieser strengen Worte — und aus diesen großen, schwimmenden Augen redete stumm die Seelenpein eines vom Leben verschüchterten, von Weh und Angst bedrückten Weibes. „Mein Glaube ist mein schöneres Leben. Hätten wir Menschen nicht die tröstende Gewißheit, daß uns Gott nach allem irdischen Dulden belohnt durch die reinen Freuden in seinem ewig schönen Himmel . . . wie könnten wir das Leben ertragen, das unrein und häßlich ist, und das leiden und weinen macht? Bei Gott allein ist Liebe —"

Das junge Weib verstummte und sah erschrocken durch die von rotem Glanz durchwirkte Dämmerung des Waldes nach der Stelle hin, wo Ambros unter den schattenden Ästen der alten Fichten stand. Sie fing zu zittern an, als wäre ihr die Nähe des fremden Mannes wie ein quälendes Gespenst — ihre Hand begann zu tasten gleich der Hand eines Kindes, das geführt sein will — aus ihrer Kehle rang sich ein matter Laut der Angst — hastig wandte sie sich ab, und ohne dem Waldrauscher noch ein Wort zu sagen, eilte sie wie eine Fliehende davon.

Ambros — von allem, was er gehört und gesehen hatte, so wunderlich und tief bewegt, als hätte sich ein Unbegreifliches, ein Märchenhaftes und Unlebendiges vor ihm abgespielt — Ambros gewahrte, wie der Waldrauscher in zuckender Hast die Arme streckte, um heimlich an die rote Flamme des enthuschenden Kleides zu rühren — sah, wie der Greis sich klein zusammenkrümmte und seine Hände küßte, als hätten sie ein Heiliges berührt — und sah, wie die Gestalt des jungen Weibes in einer Glutwoge der Sonne zu brennen schien, von dunklem Schatten verschlungen wurde, wieder aufleuchtete, den Schritt verhielt und gegen den Stamm einer Buche taumelte, unter erstickten Lauten, wie befallen von einem quälenden Husten oder von einem Krampf des Schluchzens.

Ambros machte eine Bewegung, als müßte er Hilfe bringen. Doch bevor er den Gedanken, der ihn trieb, noch auszuführen vermochte, kam von irgendwo aus dem Wald eine städtisch gekleidete Person gesprungen — wie eine Greisin sah sie aus, war klein, mager, häßlich und hatte eine schiefe Schulter —



Der Gelehrte.

Gemälde von Hermann Lindenschmit.

und stammelte, was Ambros nicht verstehen konnte, legte in zärtlicher Sorge den Arm um das junge Weib, redete leis und hastig, zog die stumm und willenlos Gehorchende mit sich fort und verschwand mit ihr in dem blendenden Rotschein, der den Saum des Waldes umloderte.

Ambros suchte mit den Augen; doch das Feuer der Sonne, dem sein Blick begegnete, war so grell, daß er die Lider schließen mußte. Auch mit geschlossenen Augen sah er noch immer ein farbiges Strahlenzucken, ein Kreisen von brennenden Scheiben — und als er die Lider öffnete, floß ihm all der rote Glanz und der dunkle Schatten zusammen in ein violettes Dämmergewirre, in dem er nichts zu unterscheiden vermochte. Es dauerte eine Weile, bis seine Augen sich zu klarem Blick beruhigten. Und da sah er den Alten noch immer auf der gleichen Stelle kauern, zwischen den Blütenbündeln, klein zusammengeduckt, das Gesicht in die Hände vergraben.

„Waldrauscher!"

Der Greis fuhr auf, wie in Schreck und Zorn. An den weißen Wimpern seiner Augen hingen schimmernde Tropfen. Und seine Brust atmete schwer. Doch als er den fremden, jungen Menschen sah, wurde er ruhiger, fing ein leises, hartes Lachen an und begann sich mit den blühenden Bündeln zu beladen.

Ambros wollte sprechen und brachte keinen Laut heraus. Ein wunderliches Empfinden befiel ihn vor diesem unbegreiflichen Bilde des Lebens, das in seiner greisen Form wie dauernde Jugend erschien, an der fünfzehn und zwanzig Jahre ohne Merk und Spur vorübergegangen waren. Und was er gehört und gesehen hatte, wirkte so seltsam in ihm nach, daß er sein eigenes Empfinden nicht verstand. Ihm war zumute, als wäre das alles nicht Gegenwart, sondern eine Stunde längstvergangener Zeit, und als wäre er wieder der kleine Brosi von einst, mit einer geheimnisvollen Sehnsucht im Herzen, einen leuchtenden Traum in der Seele, und vor den staunenden Augen ein schimmerndes Märchen. Nur ein halber Tag schien ihm vergangen seit damals; nicht Mittag, sondern Abend schien es zu sein; und der Tonele war nicht da; doch der Waldrauscher belud sich mit seiner Frühlingslast, bis nur das braune Gesicht mit dem weißen Stoppelbarte noch hervorlugte aus dem blühenden Grün — genau so wie damals in jener klingenden Waldstunde, als der Alte das Wort von der großen Not und der heiligsten Freude gesprochen hatte und still davongegangen war durch den Glanz, der zwischen den Bäumen leuchtete.

So wollte der Greis auch jetzt davonschreiten.

„Waldrauscher?" Mit ein paar hastigen Schritten holte Ambros den Alten ein. „Wer war die junge Dame, für die du gesungen hast?"

Langsam drehte der Greis das Gesicht, mit funkelnden Augen. „Was fragst? Geht's dich was an? . . . Und wer bist?"

„Waldrauscher? . . . Kennst du mich nimmer? . . . Vor vielen Jahren einmal, in der Frühlingszeit, da hast du mir dort drüben im Wald ein kleines Lied gesungen. Das hab ich nicht vergessen:

„Drei Mücken, drei Blumen,
Drei Steine, drei Leut,
Ist alles ein Leben,
Ein Schmerz, eine Freud'."

Im Gesichte des Alten erlosch dieses Harte und Mißtrauische. Seine Augen bekamen einen freundlichen Blick. Und während er lächelnd zu dem schlanken, jungen Mann aufsah, fing er leise zu singen an:

„Und auffi und nieder,
Koa(n) Weg hat a Gfahr,
Und alles kommt wieder,
's bleibt alles, wie's war."

Dann sagte er in einem Tone, wie man zu Kindern redet: „So, Büeble, bist wieder daheim? . . . Und wo is denn der Tonele?"

„Der ist, ich weiß nicht, wo! . . . Vieles ist anders geworden! . . . Nur du bist der gleiche geblieben! . . . Waldrauscher? Wie alt bist du jetzt?"

„Net älter als du." Fein lachend nickte der Greis vor sich hin. „Daß d' Leut allweil rechnen und zählen müssen! Und jede Uhr geht falsch. Frag ein Käferl beim dritten Flug! Und 's Käferl sagt: dreihundert Jahr bin ich alt. Und der gscheite Schulmeister schaut auf'n Kirchturm auffi . . . und glaubt an d' Uhr, weil er's aufzieht alle Tag . . . und sagt: drei Stund! Und recht hat er . . . grad so recht, wie 's Käferl hat! . . . Alt sein? Wer weiß, was alt sein heißt? Sag mir, Brosle: hast schon einmal ein' alten Wald gsehen, ein' alten Berg, ein' alten Stern?"

„So muß ich wohl fragen, wie jung du bist?"

„Net jünger als du!" Wieder lachte der Waldrauscher. Dann nahm sein Gesicht einen Ausdruck sinnender Schwermut an, und während er hinausblickte gegen den Waldsaum, wo sich der grelle Glanz in sanftes Leuchten wandelte, sagte er langsam: „Derzeit ich gwesen bin, wie du heut bist, derzeit hab ich kein Morgen und kein Abend nimmer zählt. Und alles, was Zeit heißt, is mir gwesen wie Nacht, die allweil dauert, und wie Tag, der nimmer aufhört."

Schweigend standen die beiden eine Weile in der Stille des Waldes — bis Ambros, nach der gleichen Richtung blickend wie der Alte, plötzlich mit leiser, bebender Stimme die Frage wiederholte: „Waldrauscher? Wer war die junge Dame in dem roten Kleide?"

Der Greis wandte mit einer raschen Bewegung das Gesicht, und forschend hing sein Blick an den Augen des jungen Mannes. Nun lächelte er — ein wunderlich wehmütiges Lächeln — und schien etwas sagen zu wollen. Doch er schwieg. Denn nahe Stimmen klangen im Wald; ein Trupp junger italienischer Arbeiter, jeder mit einer Holzkugel in der Hand, kam unter Schwatzen und Lachen aus der Richtung des Barackenlagers, um einen Platz für das Bocciaspiel zu suchen.

Ambros schien diesen heiteren Lärm nicht zu hören; immer sah er den Waldrauscher an und wartete auf Antwort und fragte seltsam erregt: „Warum sagst du mir nicht, was ich wissen möchte?"

Da streckte der Greis den Kopf aus den blühenden Waldrauschbündeln und flüsterte: „Weil alles glogen wär, was ich sagen könnt. Und Lug mag ich keine sagen. Dir net, weißt! . . . Und Leut kommen, schau! . . . Ein andersmal, Brosle!" Er tat unter seiner grünen Frühlingslast einen tiefen Atemzug, ging langsam davon, blieb wieder stehen, drehte das Gesicht, sah Ambros an, einen Blick der Sorge in den Augen, und sang mit leiser Stimme:

„Und a Fuier fliagt um,
Und was fragst mi denn drum?
Dös Fuier, dös kennt
Bloß oaner, der brennt.

Geh hoam und sei gscheit
Und verlang d'r koa Freid!
Wer tagsüber lacht,
Der woant über Nacht."

Der Klang des kleinen Liedes floß zusammen mit dem fröhlichen Lärm, den die jungen Arbeiter machten. Und als sie Ambros gewahrten, ging einer von ihnen auf ihn zu und fragte höflich, ob er nicht Lust hätte, sich an ihrem Spiel zu beteiligen. Ambros nickte stumm, während er hinüberblickte zu den Stauden, hinter denen der Waldrauscher verschwunden war. Der junge Arbeiter reichte ihm die hölzerne Bocciakugel hin — und Ambros betrachtete das glattgedrehte Stück Holz mit so sinnendem Blick, als wäre ihm ein schwer zu lösendes Rätsel in die Hand gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Hygiene der geistigen Arbeit.*)

Mädchen und Frauen.

Von Prof. Dr. C. Posner.

Wie lange ist es wohl her, daß man für die geistig arbeitende Frau mit dem gar nicht einmal treffenden oder leicht verständlichen Schlagworte „Blaustrumpf" bei der Hand war, daß man, zumal in Deutschland, an dem Gretchenideal als dem einzig erstrebenswerten festhielt und das „arm einfältig Kind" als höchstes Vorbild aller jungen Mädchen hinstellte? Kochherd und Handarbeit, Wäscheschrank und Kinderstube umgrenzten ihren Gesichts- und Wirkungskreis, und nicht nur wurde, nach dem alten Spruch, in Kirche und Versammlung dem Weibe Schweigen auferlegt — auch wenn sich die Frau an ernstem Männertun im Gespräch beteiligte, wenn sie den Angelegenheiten des Staates, den Fortschritten der Wissenschaften ein mehr als oberflächliches Interesse widmete, lief sie Gefahr, mit jenem Hohnwort belegt zu werden. Und mochte hier und da eine besonders begabte und mutige Vertreterin ihres Geschlechts einmal geistige Leistungen aufweisen, an denen man schlechterdings nicht achtlos vorübergehen konnte, so half man sich mit dem viel gemißbrauchten, jedes Neue im Keime erstickenden Spruche, daß es sich hier eben um eine Ausnahme handle, die lediglich zur Bestätigung der Regel diene.

Wie weit sind wir heute von diesem bequemen Standpunkt entfernt! Schritt für Schritt ist die Frauenbewegung vorgedrungen, eine Position nach der andern hat sie erobert, ganz andere Ideale aufgestellt und verwirklicht. Längst sind die Türen der Hochschulen erschlossen; kaum ein Tag vergeht, ohne daß ein neuer Beruf zugänglich gemacht wird; die moderne Literatur legt von der vollzogenen Emanzipation laut redendes Zeugnis ab; und der heftige Konkurrenzkampf nimmt immer schärfere Formen an. Auch wer etwa alle diese Tatsachen ungern anerkennt, muß sich mit ihnen abzufinden suchen — ein Zurück ist hier nicht mehr möglich, vielmehr ein immer weiteres Fortschreiten mit aller Bestimmtheit vorauszusagen. Die geistig arbeitende Frau ist bei allen Kulturnationen zu einer feststehenden Erscheinung geworden; und wie sie sich ihre Existenz erzwungen hat, kann sie auch beanspruchen, daß alle, die an der Entwicklung unseres geistigen Lebens überhaupt Anteil nehmen, sich mit den hier gestreiften Problemen befassen und sich die Frage vorlegen, ob und inwieweit man es hier mit einem gesunden und gesundheitsgemäßen Fortschritte zu tun habe.

Wer vorurteilslos an diese Fragen herangeht, wird immer am besten tun, an seine persönlichen Erfahrungen, an seinen speziellen Kreis anzuknüpfen — sicherer als durch allgemeine Ueberlegungen wird man durch Betrachtung des einzelnen Beispiels zu verwertbaren Schlüssen gelangen. Und dem Arzte wird doppelte Gelegenheit, hier Erfahrungen zu sammeln. Zunächst ist kaum ein Beruf so viel umstritten gewesen wie eben dieser — dann aber dürfte gerade er ein gewichtiges Wort mitzureden haben, wenn es sich im Einzelfalle darum handelt, Vorteile und Nachteile, welche die geistige Arbeit im Gefolge hat, gegeneinander abzuwägen.

Die erste Frage, ob Frauen überhaupt dem ärztlichen Berufe gewachsen und hierfür geeignet sind, kann im Ernste wohl kaum mehr gestellt werden. Die Zahl der weiblichen Ärzte ist jetzt bereits ziemlich groß; und wenn sie der Natur der Sache nach vorwiegend auf Frauen- und Kinderkrankheiten beschränkt sind, so wird doch anerkannt werden müssen, daß sie es in diesen Fächern zu vollkommener Ausbildung und zu praktisch vollwertigen Leistungen gebracht haben. Man wird vielleicht sagen, daß immerhin nur wenige eine besondere Höhe erreicht haben — dem ist aber zu entgegnen, daß doch auch von den männlichen Kollegen nur ein Bruchteil sich über den Durchschnitt erhebt; und wenn man die Zahl der Hervorragenden zu der Zahl der Ärzte überhaupt in Vergleich stellen könnte, so wäre noch sehr die Frage, ob nicht bei solcher Berechnung die Frauen recht gut abschneiden würden. Indes, auch über die eigentliche praktische ärztliche Tätigkeit hinaus haben sie sich bewährt; der Anteil der weiblichen Ärzte an der streng wissenschaftlichen Arbeit im Laboratorium ist schon heute nicht allzu gering einzuschätzen. Keineswegs selten trifft man auf Mitteilungen, die selbst den strengsten Anforderungen vollauf genügen, und bei denen man, wäre der Vorname nicht genannt, gar nie auf die Idee einer weiblichen Autorschaft verfallen würde. Als Assistentinnen an Universitätsinstituten und Universitätskliniken, als Mitarbeiterinnen an wissenschaftlichen Werken ersten Ranges haben so manche ihren Platz mit allen Ehren ausgefüllt — eine Betätigung, die um so höher zu veranschlagen ist, als der dem Manne winkende Lohn einer akademischen Laufbahn ihnen (wenigstens vorläufig) vorenthalten bleibt. Freilich kann man bisher nur erst wenige nennen, die sich hierbei schöpferisch, durch neue Ideen, hervorgetan hätten, die eigene Wege gewandelt wären. Meist handelt es sich auch bei der wissenschaftlichen Tätigkeit mehr um Kleinarbeit, um Ausführung und Verfolgung schon gegebener Themata. Mag sein, daß dies in einer besonderen, mehr auf die sorgfältige Bearbeitung des Details als auf die Inangriffnahme neuer Probleme gerichteten Organisation des weiblichen Gehirns seinen Grund hat; dafür könnte sprechen, daß gerade die Hilfsarbeit in medizinischen und bakteriologischen Laboratorien, die Vornahme chemischer Reaktionen, die Anfertigung subtiler Präparate den Frauen besonders liegt, die denn jetzt auch mit berechtigter Vorliebe und bestem Erfolg in solchen Stellungen beschäftigt werden. Wahrscheinlicher ist, daß auch hier bis jetzt nur die Gelegenheit fehlte, daß zu wenigen erst die Möglichkeit zu eigener Forschertätigkeit gegeben war. Man braucht nur an das Beispiel von Frau Curie zu erinnern, um sofort klar zu ersehen, wie Großes auf verwandtem Gebiet eine Frau geleistet hat: eine der bedeutungsvollsten Entdeckungen, welche die Chemie unserer Tage aufzuweisen hat, ist ihr geglückt — die Entdeckung der wunderbaren Eigenschaften des Radiums ist im wesentlichen ihr Werk. Es wäre also mindestens voreilig, aus den bisherigen Durchschnittsleistungen der weiblichen Mediziner Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen.

Finden wir uns also einmal endgültig mit der Tatsache ab, daß der ärztliche Beruf mit gewissen in der Natur der Sache liegenden Einschränkungen in bezug auf seine praktische Ausübung wie auf seine wissenschaftliche Betätigung ein der Frau sehr wohl zugängliches Gebiet darstellt — reißen wir mehr und mehr die chinesische Mauer nieder, mit der dieses Gebiet, wie jede akademische Ausbildung, jahrhundertelang umhegt war. Aber — wo gleiche Rechte gewährt werden, müssen wir unbedingt auch die Erfüllung der gleichen Pflichten voraussetzen. Es darf uns nicht Mitleid mit etwaiger materieller Notlage, nicht die Hochachtung vor noch so redlichem Streben dazu bewegen, hier besondere Milde walten zu lassen oder ein Auge zuzudrücken. Die Vorkämpferinnen der Frauenbewegung verlangen dies auch gar nicht — im Einzelfall aber wird hierzu eine gewisse Neigung gar leicht bestehen. Gerade dies könnte verhängnisvoll werden: läßt man minder Befähigte oder weniger Geeignete zu, so könnte dadurch leicht das allgemeine Niveau erniedrigt werden, und es würden gerade die Gegner des Frauenstudiums durch den berechtigten Hinweis auf solche Eindringlinge leichtes Spiel bekommen. Nur wer wirklich strengen Anforderungen genügt, soll das Anrecht auf akademische Ausbildung und auf Ergreifen des ersehnten Berufes erhalten — hält man an diesem Grundsatze fest, so wird sich von selbst eine genügende Auslese ergeben.

Damit scheiden zunächst alle diejenigen aus, die es mit solchem Berufe — dem ärztlichen wie verwandten — gar nicht so ernst nehmen, die mehr der herrschenden Modeströmung als

*) Vgl. Nr. 1 und Nr. 6 des laufenden Jahrgangs der „Gartenlaube".

Träu

Gemälde von M

Copyright by Messrs. C. E. Clifford & Co. London.

einem inneren Triebe folgen. Es gehört heute in manchen Familien geradezu zum guten Ton, daß nicht bloß die Söhne, sondern auch die Töchter studieren oder mindestens das Abiturientenexamen machen. Eins ist natürlich so falsch wie das andere: auch unter den Knaben, die durch das Gymnasium gehetzt und auf die Hochschulen geschickt werden, gibt es nur allzu viele, die sich weit besser für andere, praktische Berufe eignen würden, und denen man wahrlich keinen Gefallen tut, wenn man, aus Familientradition oder Parvenüehrgeiz, ihnen die gelehrte Laufbahn als einzig erstrebenswertes Ziel hinstellt. Aber wenn hier die jahrhundertelangen Überlieferungen in unserm Schulwesen, die Schablone der Ausbildung auch dem Minderbegabten immerhin noch das Durchschlüpfen durch die meist recht weiten Maschen der Examina ermöglichen, haben die jungen Mädchen mit Überwindung ganz anderer Schwierigkeiten zu rechnen; sie sind weit mehr auf sich und ihr eigenes Streben angewiesen, schon, weil ihnen so oft die Anleitung und Hilfe im Elternhause mangeln, und daher erleben wir es gar nicht selten, daß selbst Strebsame im Laufe der Zeit zusammenbrechen, daß namentlich die Examensangst hier noch weit mehr Opfer fordert! Solche Beispiele werden einem jeden geläufig sein, und sie finden sich leider nicht bloß, wo es sich um den ärztlichen Beruf handelt, sondern auch bei so mancher anderen Ausbildung, welche die „moderne Frau" zu erringen trachtet. Hier habe ich ganz besonders die künstlerische Tätigkeit, etwa die Musik, im Sinn — ein Feld, das an sich gewiß niemand als unweiblichen Beruf kennzeichnen möchte. Im Drange nach Selbständigkeit, nach eigener Betätigung treten Hunderte und Hunderte in die Konservatorien ein oder suchen sich bei berühmten Lehrerinnen auszubilden — und wie wenige von allen, die sich für berufen halten, sind auserwählt! Die überschätzten Kräfte halten, trotz redlichsten Strebens, den großen Mühen, den hochgespannten Anforderungen nicht stand, und auf Jahre eifrigen Studierens, verbunden mit einem immer gesteigerten und durch kritiklose Lobsprüche noch gereizten Selbstgefühl, folgt dann die niederschmetternde Erkenntnis, daß das scheinbar so nahe gerückte Ziel überhaupt nicht zu erreichen ist! Inzwischen aber ist kostbare Zeit und reichliches Geld umsonst geopfert, schönste Jugendjahre sind im Jagen nach Phantomen nutzlos verbracht worden. Was hier bereits ein alltägliches Schauspiel geworden ist, das erleben wir auch bei den gelehrten Berufen und werden es noch um so häufiger erleben, je mehr deren den Frauen zugänglich gemacht werden und je länger die herrschende Strömung andauert.

Ist es also schon bei der Berufswahl des Knaben unumgänglich nötig, nicht bloß seine geistigen, sondern auch seine körperlichen Fähigkeiten daraufhin zu prüfen, ob sie für die gewählte Laufbahn passend und genügend sind, so erwächst diese Pflicht in noch viel höherem Maße, wenn es sich um die heranwachsende weibliche Jugend handelt; und vor allem sollte hierbei der Stimme des gewissenhaft beratenden Arztes Gehör geschenkt werden! Gerade er wird oft genug, wenn er als Hausarzt der Familie nahe steht und mit richtigem Blicke die persönliche Anlage, den Einfluß von Vererbung und Umgebung zu beurteilen vermag, die passende Direktive zu geben und schweres Unheil abzuwenden vermögen. Leider wird er nur selten gefragt, und wenn sich Eltern oder Erzieher an ihn wenden, so gilt meist das gleiche, wie wenn man durch einen Kenner eine Gesangsstimme prüfen läßt und ihn fragt, ob sie eine Ausbildung lohne — man hat trotz aller richtigen Absichten dabei im geheimen den Heyseschen Vers im Sinne: „Gut ist es immer, auf Rat zu hören! Rate mir gut — doch rate nicht ab!"

Aber auch wo — mit oder ohne ärztliche Zustimmung — strebsamen jungen Mädchen der Weg zu einem mit geistiger Arbeit verbundenen Berufe freigegeben ist, erwächst den verantwortlichen Erziehern die besondere Aufgabe, nun erst recht der körperlichen Gesundheit Aufmerksamkeit und Pflege angedeihen zu lassen. Schon bei der Ausbildung der Knaben ist, wie wir früher gesehen haben, hierauf großes Gewicht zu legen und Sport und Spiel als Gegenmittel gegen die zu einseitige Inanspruchnahme der Geistestätigkeit gebührend zu berücksichtigen. In noch viel höherem Maße sollte dies von der weiblichen Jugend gelten. Je mehr Zeit und Kraft durch Unterrichtsstunden, Lektüre, häusliche Aufgaben verbraucht wird, um so dringender wird es hier, dem Körper seine Rechte zu sichern. Zunächst schon aus allgemeinen Gründen, die nicht ausführlich erörtert zu werden brauchen, die aber dahin zusammenzufassen sind, daß dem anstrengenden Einfluß der einseitigen Geistesarbeit nur ein völlig gesunder und widerstandsfähiger Körper gewachsen sein wird. Dann aber soll man stets dessen eingedenk sein, daß es ja noch gar nicht ausgemacht ist, ob die geistig arbeitende Frau im Einzelfalle wirklich den gewählten Beruf praktisch ausüben wird. Oft genug sehen wir doch, daß etwa eine glückliche Heirat die bis dahin fanatischsten Parteigängerinnen des Frauenstudiums für ihre Person gänzlich aus dieser Bahn herausreißt, und daß nun ganz andere Pflichten sich geltend machen. Was für Frauen und Mütter würde es geben, wenn nicht auch in solchen Fällen ein starker, gesunder Körper den neuen Anforderungen des Lebens Trotz zu bieten vermöchte? Wie bei der Ausbildung des Mannes immer bedacht werden muß, daß er neben seinem besonderen Beruf seine Pflichten als Familienvater, als Staatsbürger, als Soldat erfüllen soll, so darf gerade bei den mit geistiger Arbeit verbundenen Frauenberufen niemals vernachlässigt werden, daß auch die geistig höchststehende Frau ihrer vornehmsten Bestimmung als Gattin und Mutter gerecht zu werden vermag. Und je mehr hierauf geachtet wird, je mehr neben die geistige Arbeit die körperliche Hygiene tritt, um so mehr wird auch der früher so gefürchtete Blaustrumpftypus von der Bildfläche verschwinden. Ein jeder wird Beispiele genug kennen, in denen sehr gelehrte, in ihrem Fach außerordentlich tüchtige Frauen doch — um ein zwar undeutsches aber bezeichnendes Wort zu wählen — „Damen" in bestem Sinne geblieben sind. Was man, ebenfalls mit einem Fremdwort, „Bohème" nennt, ein Begriff, in dem vor allem die gänzlich gleichgültige Vernachlässigung aller äußeren Schönheit und Grazie, der prinzipielle Verzicht auf jeden weiblichen Reiz, auf persönliche Anmut und Liebenswürdigkeit enthalten ist, das hat mit der geistigen Arbeit der Frau tatsächlich nicht das mindeste zu tun. Die sich darin gefallen, männliche Allüren in Kleidung, Haartracht, Haltung und Redeweise zur Schau tragen, die einem jeden bereits durch das äußerliche Benehmen zu verstehen geben, daß sie anders sind als andere Frauen und hoch über dem Durchschnitt stehen, sie sind wahrlich nicht die berufenen Vertreterinnen. Die geistig hochstehende Frau wird immer in erster Linie Frau bleiben und kann sicher sein, namentlich bei der Männerwelt hierdurch eine weit wirksamere Propaganda zu machen, als wenn sie deren (oft gar nicht so nachahmenswerte) Sitten und Gebräuche sich zu eigen macht!

Wünschen wir also auf der einen Seite, daß die geistig arbeitende Frau — mag man nun das ihr zufallende Arbeitsgebiet mehr oder weniger weit umgrenzen — sich nicht einseitig ausbildet, vielmehr in jeder Hinsicht ihren Geschlechtscharakter wahre, so wird man umgekehrt doch zugestehen müssen, daß auch die früher beliebte, ausschließlich auf Haus und Familie abzielende Erziehung nicht mehr dem Bedürfnis unserer Tage entspricht. Die ungeheure Zunahme der Bildungswerte, die stetig vorschreitende Leichtigkeit, mit der diese erworben werden können, hat ganz naturgemäß dahin geführt, das allgemeine Niveau zu erhöhen; und im gleichen Sinne wirksam war die Änderung der sozialen Bedingungen, die mehr und mehr zu einer Abnahme der Eheschließungen geführt hat. War die Vorbereitung hierfür früher das ausschließliche Ziel der Erziehung, so müssen wir heute damit rechnen, daß ein großer Teil der jungen Mädchen unverheiratet bleibt; und wer wollte ihnen daher verdenken, wenn sie, ehe sie sich zu einer unerwünschten, erzwungenen Heirat entschließen, lieber ihr eigenes Leben sich möglichst reich gestalten und sich so auszurüsten trachten, daß sie den Kampf ums Dasein

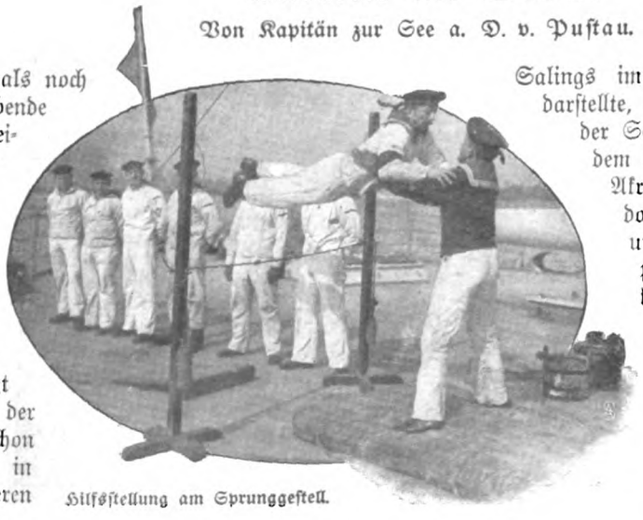
schlimmstenfalls auf eigene Faust zu bestehen vermögen. Neben die vielerlei, mehr praktischen Fähigkeiten, die sich die einzelnen zu diesem Behufe aneignen, tritt dann die geistige Arbeit. Mit Staubwischen und Häkeln, Romanlesen und Toilettemachen hält keine mehr ihr Tagewerk für abgetan; vielmehr wird überall, je nach persönlicher Neigung, die eine oder die andere geistige Betätigung hinzutreten. Wer möchte hierin nicht eine willkommene Ergänzung der häuslichen Tätigkeit, des Spielens und Sporttreibens sehen — vorausgesetzt allerdings, daß auch die geistigen Interessen nicht der herrschenden Mode zuliebe mit spielerischer Koketterie, sondern mit sachlichem Ernst betrieben werden. Die „höhere Tochter" freilich, die heute eine kunstgeschichtliche Vorlesung besucht, morgen ein wenig Französisch parliert, übermorgen das „Gebet einer Jungfrau" oder, wenn es hoch kommt, einen Chopinschen Walzer spielt, ist keine sehr erfreuliche Erscheinung; und noch schlimmer wirkt sie, wenn sich ihrer der Bildungshochmut bemächtigt und sie, die kaum die Schulbank verlassen hat und das Leben nur aus einer sehr unzureichenden Froschperspektive kennt, etwa in den jetzt beliebten Debattierklubs ihre Ansichten über Nietzsche und Ibsen, Schulreform und Wahlrecht zum besten gibt. Hier wirkt der Fluch, der jeder Oberflächlichkeit anhaftet, geradezu vernichtend, und lieber als solche Halb- und Viertelswisserinnen werden den meisten sogar die ganz einfachen Haustöchter früherer Zeit sein. Was verlangt werden muß, und was auch mehr und mehr zur Anerkennung gelangt, ist vielmehr eine bestimmte, wenn auch beschränkte Gründlichkeit. Wenn ein junges Mädchen z. B. ein Lehrerinnenseminar besucht, um sich in einer oder mehreren Sprachen auszubilden, so soll man nicht fragen, ob sie diese ziemlich mühsam erworbenen Kenntnisse jemals praktisch verwerten wird; es ist auch ganz gleichgültig, ob sie ihr Interesse diesem oder einem anderen Gebiete zuwendet — die Hauptsache wird die ernste, geistige Arbeit an sich bilden; auch hier, wie beim Gymnasiasten, in erster Linie eine Schulung des Gehirns, das nicht verlernen soll, sich mit wichtigen, selbst schwierigen Dingen zu befassen. Man kann und soll nicht in allen Sätteln gerecht sein — aber, wer sich an einem ernsten Gegenstand erprobt hat, wird auch andere, die das Leben ihm bringt, meistern lernen. Daher ist auch der Abschluß solcher Beschäftigung durch eine Prüfung sehr wohl zu empfehlen, mag auch damit eine etwas erhöhte körperliche Anstrengung verbunden sein. Die ganze Arbeit wird ernster genommen und besser geregelt, wenn ein solches Ziel zu erreichen ist; und das Gefühl der Befriedigung über eine vollbrachte, positive Leistung wird auch die damit verknüpften Opfer und Unbequemlichkeiten, so groß diese auch sein mögen, reichlich lohnen!

Noch harren viele Fragen der weiblichen Erziehung der endgültigen Lösung; die Reform des Mädchenschulwesens, von einsichtigen Kennern in Angriff genommen, ist in vollem Gange. Auch nicht andeutungsweise kann hier berührt werden, was an wichtigen Momenten dabei in Frage kommt. Als Arzt hat man nur den Wunsch, immer und immer wieder zu betonen, daß die körperliche Ausbildung dabei unter allen Umständen von vornherein berücksichtigt werde, daß die Ermüdungsgesetze gerade bei den doch immerhin zarter gebauten, noch viel leichter als die Knaben reizbarer Schwäche verfallenden Mädchen nicht vernachlässigt werden mögen. Es ist zum mindesten noch sehr zweifelhaft, ob der nicht gerade neue, aber wieder in neuem Gewande auftauchende Gedanke der gemeinsamen Schulbildung für beide Geschlechter, der „Coeducation", so viel verlockendes er vom allgemein ethischen Standpunkt aus bieten möge, sich bei strenger ärztlicher Prüfung als gesund erweisen wird. Eine gewisse Gleichberechtigung bedeutet noch nicht eine völlige Gleichheit; auch das gleiche Ziel läßt sich auf verschiedenen Wegen erreichen. Abgesehen selbst von der verschiedenartigen Bildung des Gehirns, von der verschiedenen Beanlagung der einzelnen, die an sich schon die Schulerziehung so schwer macht, ist auf alle Fälle im Betreiben der neben der Geistesarbeit einhergehenden sportlichen Uebungen ein Unterschied festzuhalten. Die für Knaben geeigneten Turnübungen und Spiele sind nicht ohne weiteres für Mädchen passend. Hier vor allem ist den Schulärzten Gelegenheit zu erfolgreicher Tätigkeit geboten. Sie werden darauf zu achten haben, daß die Knaben vor allem ihre Muskulatur gleichmäßig ausbilden, daß ihre Kräfte gestählt werden; bei den Mädchen dagegen sollten auch die spezifisch weiblichen Reize der Anmut, des Ganges, der Haltung und Bewegung berücksichtigt werden. Vielfach, namentlich bei den jetzt modernen Spielen (wie z. B. Tennis), werden ja diese beiden Zwecke sich leicht vereinigen lassen. Und ganz gewiß wird man es als einen Hauptvorzug dieser Sportarten, ebenso des Radfahrens, bezeichnen dürfen, daß sie die Geistesgegenwart heben, den Blick üben, die Selbständigkeit erhöhen. Eine gewisse Freiheit und Beherrschung auch schwieriger Lagen wird spielend hierdurch anerzogen — sie ist der jetzigen weiblichen Jugend bereits in hohem Maße zugute gekommen. Je weiteren Umfang die Bestrebungen annehmen, den Frauen auch in der geistigen Arbeit immer neuen Spielraum zu gewähren, je größere Gebiete der bisher nur den Männern vorbehaltenen Tätigkeit sie für sich in Anspruch nehmen, um so mehr wird auf eine solche die körperliche Entwicklung fördernde, dabei aber dem Charakter des weiblichen Geschlechts angemessene Ausbildung zu achten sein; sie ist das sicherste Mittel, die erwünschten Rechte zu gewähren, ohne daß dadurch die wichtigsten Pflichten in den Hintergrund treten!

Turnen an Bord.

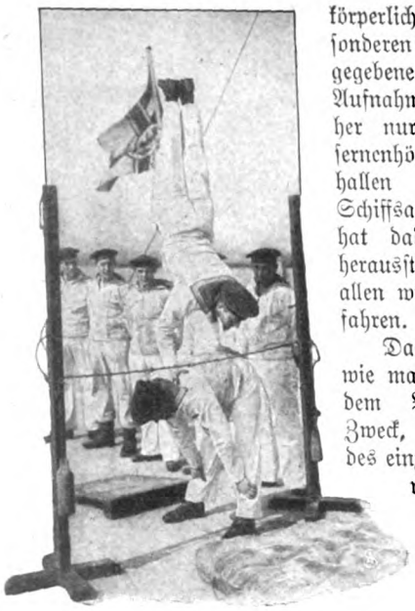
Von Kapitän zur See a. D. v. Pustau.

In früheren Zeiten, als noch der Wind die einzige treibende Kraft für die schweren Dreidecker wie für die kleinen gewandten Briggs und Schoner darstellte, brauchte man noch keine Turnübungen, um die Mannschaften körperlich gewandt und schneidig zu erhalten. Dafür war mehr als genügend gesorgt durch die Bedienung der Takelage; denn wenn schon das einfache Aufentern in den Mars und die oberen Salings immerhin eine gewisse turnerische Leistung darstellte, so erforderte das Festmachen und Reffen der Segel bei stark schlingerndem oder stampfendem Schiffe geradezu die Kunstfertigkeit eines Akrobaten, und wunderbar schnell erwarben dort oben in schwindelnder Höhe, wo es um das eigene Leben ging, sonst steife und plumpe Leute jene Gelenkigkeit und Fixigkeit, derentwegen Jan Maat von altersher berühmt war.



Hilfsstellung am Sprunggestell.

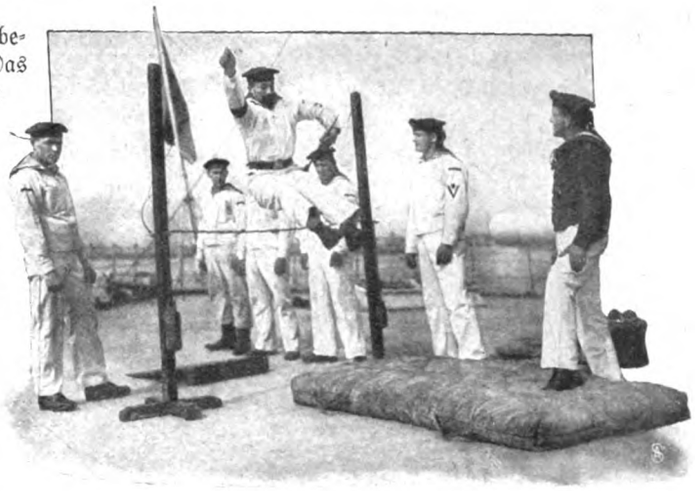
Als im Laufe der Dinge die Dampfmaschine die Takelage mehr und mehr zu einer Nebensache machte, um sie schließlich ganz zu verdrängen, stellte sich naturgemäß auch das Bedürfnis ein, die Förderung und Erhaltung der



Überschlag am Sprunggestell.

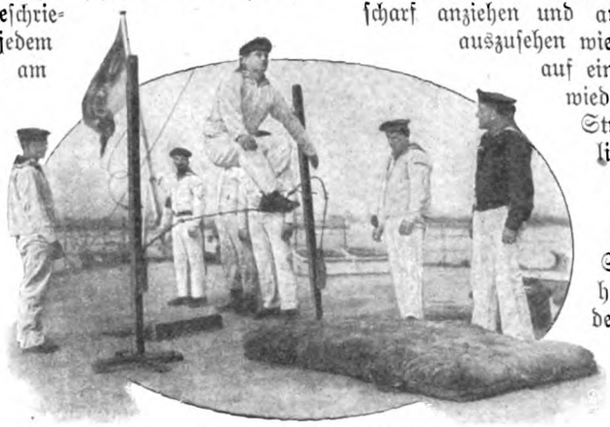
körperlichen Gewandtheit als einen besonderen Dienstzweig zu pflegen. Das gegebene Mittel hierfür war die Aufnahme des Turnens, das bisher nur an Land auf den Kasernenhöfen und in den Turnhallen getrieben war, in den Schiffsausbildungsplan, und dieser hat dadurch, wie sich sehr bald herausstellte, eine recht nützliche und allen willkommene Bereicherung erfahren.

Das militärische Turnen hat, wie man weiß, im Gegensatz zu dem Vereinsturnen nicht den Zweck, die körperlichen Anlagen des einzelnen bis zur höchsten erreichbaren Stufe auszubilden, sondern es soll die Durchbildung des Körpers aller daran Teilnehmenden planmäßig fördern. Die Leistung bewertet sich nicht nach dem besonders hervorragenden Können der besten Turner, sondern der Vorgesetzte schneidet am besten ab, dessen Mannschaften die vorgeschriebenen ziemlich einfachen, von jedem Gesunden ausführbaren Übungen am korrektesten vorzuführen wissen. Nur auf diese Weise wird das Endziel des systematischen Militärturnens erreicht, nämlich, neben der körperlichen Gewandtheit auch die Disziplin der Leute zu fördern. Es herrscht hier somit das gleiche Prinzip wie beim Gewehrexerzieren und beim Schießen, wo es für den einzelnen Griff und das Zielen ziemlich unerheblich sein mag, wie der einzelne die Zeigefinger hält, wo aber trotzdem im Interesse der Gesamtausbildung strenge darauf geachtet wird, daß jeder ihn nur so und nicht um ein Tipfelchen anders hält, als es im Reglement vorgeschrieben ist.



Ein guter Sprung.

verstanden und nach seiner Meinung auch richtig ausgeführt hat: „Seitsitz auf beiden Schenkeln aus Stütz durch Vorschweben rechts!“ Da muß er aber zu seiner Enttäuschung hören, daß er das rechte Bein nicht genügend gekrümmt, das andere Bein nicht gestreckt genug gehalten, mit dem Oberkörper gewackelt habe, und daß er jetzt seine Knie weiter auseinander nehmen, die Fersen schließen, die Fußspitzen scharf anziehen und auswärts drehen müßte, um nicht auszusehen wie ein Flußpferd, das aus Versehen auf einen Baum geklettert ist. „Es war wieder einmal gar nichts. Ab mit Sturzhang in Hockstellung und Seitlieghang. Und dann gleich noch 'n mal dasselbe!“

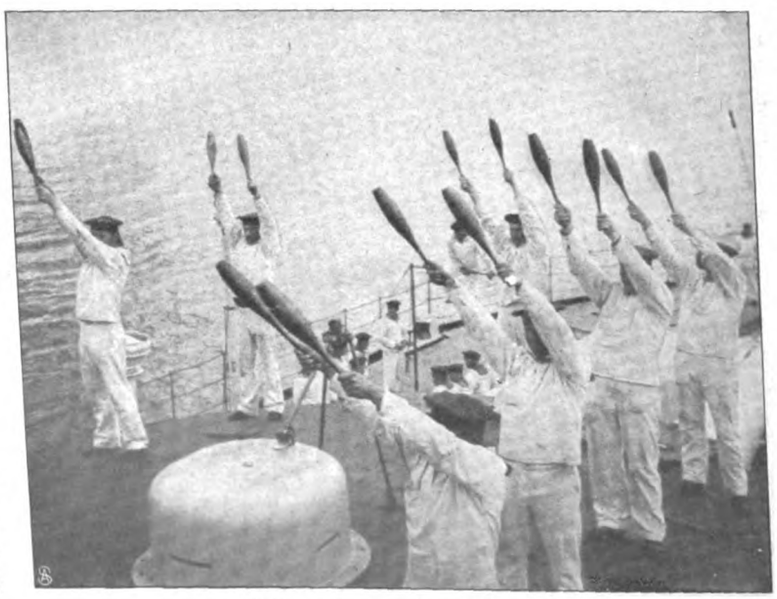


Übungen am Sprunggestell.

Ebenso schlecht geht es dem flinken Berliner Jungen, der beim Springen glatt über die 1,20 Meter hohe Schnur weggekommen ist. Nach dem Prinzip: was nützt mich der Mantel, wenn er nicht gerollt ist? wird er schleunigst belehrt, daß sein Sprung absolut nichts taugte, weil er nicht federnd niedergekommen wäre.

Mit der genügenden Ausdauer indessen kann man alles erreichen, und schon bei der ersten Vierteljahrsvorstellung zeigen die neu eingestellten Leute meistens eine sehr bemerkenswerte Steigerung in der Beherrschung der einzelnen Körperteile, und auch die von vornherein besser veranlagten unter ihnen haben einsehen gelernt, daß die wirklich korrekte Ausführung der Übungen doch einen weit höheren Grad von Aufmerksamkeit und Kraft erfordert, als sie anfangs geglaubt hatten.

Der Barren, das Trapez, die Ringe und der Bock sind an Bord nicht eingeführt, sondern es gibt nur außer den Freiübungen Turnen am Reck, am Klettertau, an der Sprossenleiter und am Sprunggestell. Einfach genug sind, wie gesagt, die an diesen Geräten auszuführenden Übungen; aber ach, wie viel Mühe kostet es nicht anfangs, die Leute dahinzubringen, daß sie nur diejenigen Körperteile bewegen, die durch die jeweilige Übung direkt in Anspruch genommen werden. Schon freut sich der dicke Petersen aus Husum mächtig, daß er das Kommando richtig



Keulenschwingen auf dem Geschützturm.

Diesen besseren Turnern wird nunmehr auch gerne gestattet, ihre besonderen Fähigkeiten im Freiturnen weiter auszubilden. Hiervon wird auf allen Schiffen umfassender Gebrauch gemacht; und da die Geräte immer parat sind, und an anderen Zer-

streuungen auf dem Schiffe nicht gerade Überfluß herrscht, so kommen öfter ganz hervorragende Leistungen hierbei heraus. Auf dem alten Flaggschiffe „Kaiser" hatte eine Anzahl von Leuten, noch besonders angespornt durch die von der Offiziermesse ausgesetzten Prämien für gutes Schauturnen, sich geradezu zu einer Art Künstlertruppe herangebildet, die sich auf jeder Varietébühne hätte sehen lassen können. Beim Besuche fremder Gäste waren diese Leute jederzeit bereit zu einer kleinen Spezialvorstellung, bei der auch die Clowns nicht fehlten, und namentlich die englischen Besucher konnten sich nicht satt tun in der Bewunderung der ihnen vorgeführten vorzüglichen Leistungen und in der Anerkennung, daß dieses Turnen ein ausgezeichnetes Mittel wäre, einen frischen Sportsgeist in der Besatzung wachzuhalten und zu pflegen.

Abschwung aus Stütz am Reck.

Eine besondere Stellung zwischen dem Geräteturnen und den Freiübungen nimmt das Keulenschwingen ein. Dieses gymnastische Exerzitium, das aus England oder Amerika stammt, wurde zuerst von Seeoffizieren an Bord zu ihrem Privatvergnügen betrieben. Dabei stellte es sich heraus, daß die verschiedenen Schwünge, deren es eine große Zahl gibt, ein ganz vorzügliches Mittel abgeben, um den Oberkörper in allen seinen Teilen bis herab zu den Hüften durchzubilden und geschmeidig zu erhalten. Infolgedessen entschloß man sich, die Keulen offiziell als Ausbildungsmittel für die Mannschaften an Bord einzuführen, und es ist höchst lustig zu beobachten, mit welchem Feuereifer unsere Leute sich bemühen, die schwierigsten und verschmitztesten Schwünge nicht nur genau, sondern auch mit einer gewissen abgerundeten Eleganz zur Ausführung zu bringen. Trotz aller Sorgfalt, mit der dienstlich und außerdienstlich an Bord alles gepflegt wird, was unter den Begriff des Turnens entfällt, würden unsere Seeleute von heute hinter denen aus der Segelschiffsperiode an Strammheit und Gewandtheit zurückstehen müssen, wenn nicht der Schiffsdienst an sich eine fortwährende gymnastische Schulung besonderer Art für die ganze Besatzung darstellte. Schon das bloße Gehen in den Decks mit ihren ungezählten Bolzen, Luken und scharfen Eisenkanten sowie die Benutzung der steilen Treppen lehrt jedermann in denkbar kürzester Zeit, seine Augen und seine Glieder vernünftig zu gebrauchen. Überhaupt sind bei der Beschränktheit des verfügbaren Raumes ungeheure Mengen der allerverschiedensten Ausmusterungsgegenstände so eingerichtet und untergebracht, daß man bei ihrer Handhabung aus dem Sichbücken und Sichstrecken gar nicht herauskommt, wie dies schon jeder Nichtseemann weiß, der auf einer Seereise in der drangvoll fürchterlichen Enge der Kabine mit seinen Sachen sich herumschlagen mußte. Ganz besonders stellt die Bedienung der Geschütze in den Türmen und Kasematten die höchsten Anforderungen an die Gewandtheit und Behendigkeit jedes einzelnen Mannes; und wer nur ein einziges Mal gesehen hat, wie die Leute herumspringen und mit den schweren Gewichten hantieren müssen, um ein modernes Geschütz zu laden, zu richten und die Munition herbeizuschaffen, der ist sicher davon überzeugt, daß zwei Stunden Dienst an der Schiffskanone für den an so schwere Arbeit nicht gewöhnten Menschen mehr als ausreichen, um seinen Bedarf an gymnastischer Bewegung für die nächsten 24 Stunden zu decken.

Knieaufschwung am Reck.

So tragen denn das systematische Turnen und der gewöhnliche Schiffsdienst, neben zweckmäßiger Kleidung und einer kräftigen, sorgfältig ausgewählten Kost gemeinsam dazu bei, unseren Seeleuten Gesundheit, körperliche Gewandtheit und eine allgemeine elastische Spannkraft zu verleihen, die sie mit Leichtigkeit die Strapazen und Mühen ihres schweren Dienstes während des Tages und der Nacht ertragen lassen. Man braucht nur unsere Matrosen und Heizer, wenn sie nach vielleicht wochenlanger Seefahrt vergnügt und frisch auf Urlaub an Land gehen, anzusehen, um sich zu sagen, daß das Leute sind, von denen man jederzeit das Höchste verlangen darf, ganze Männer, gesund an Körper und Geist, auf die wir mit unbegrenztem Vertrauen blicken können, wenn dereinst die schwere Stunde der Entscheidung für unsere junge Marine schlagen sollte.

Hilfsstellung beim Turnen am Reck.

Sommersonntag.

Um mich wogt roter, blühender Mohn, Hochsommer steht vor der Tür,
Da regt sich im Herzen so stürmisch und heiß die Sehnsucht, die Sehnsucht nach dir.

Kinder spielen am Wiesenrain und pflücken sich Blumen zum Kranz,
Die Burschen führen vom nahen Dorf ihre Mädchen zum Erntetanz.

Vater und Mutter nach altem Brauch durchwandern die blühende Flur,
Großmütterlein im Sonntagsstaat sitzt unter der Sonnenuhr.

Im nahen Krug, zum „Grünen Baum", da kommen der Gäste viel,
Sie scharen sich unter fröhlichem Scherz zum Tanz beim lustigen Spiel.

Um mich wogt roter, blühender Mohn, Hochsommer steht vor der Tür,
Da regt sich im Herzen so stürmisch und heiß die Sehnsucht, die Sehnsucht nach dir.

Martha Hess.

Hans Schneiders Narrheit.

Von Auguste Supper.

(1. Fortsetzung.)

Richtig fabrizierte der Hans Schneider nur Möbelfransen. Sechs Arbeiterinnen hatte er und zwei Arbeiter, dazu noch einen Laufburschen und einen Knecht, der das „Mädchen für alles" agierte.

Im ersten halben Jahre machten sie nur fünf oder sechs Muster. Nach alten Zeichnungen wurden die gemacht. Gar nichts besonderes. Dann ging Hans Schneider auf die Reise und verkaufte und brachte Bestellungen.

Nach einem Jahre wußte man im Städtchen, daß das Geschäft ging, und nach zwei Jahren dachte man nicht mehr über Hans Schneiders Angelegenheiten nach.

Seinen Laden ließ der nunmehrige Fabrikant ganz in den Händen der Base; er selbst zog hinaus in die Fabrik, zu der er sich die umliegenden Krautgärten gekauft hatte. Es war ein schönes Areal, das er jetzt besaß, und das ein hoher Zaun einfriedigte.

Hans Schneiders Leute lobten ihren Herrn. Er war unermüdlich im Geschäft, freigebig, gerecht und gut. Nur sonderbar war er, sonderbar!

Nun ist's aber viel leichter, eines Chamäleons Farben festzustellen, als zu erklären, inwiefern ein Mensch sonderbar ist. Jeder der Arbeiter, jede der Arbeiterinnen wußte etwas anderes von Hans Schneider zu sagen.

Er lachte so viel vor sich hin. Es mußte alles nach seinem Kopfe gehen. Er fragte die Mädchen, die zumeist vom Lande herein zur Arbeit kamen, ob sie auch etwas von Unglückstagen wüßten. Er hatte das alte Blättchen mit den Zeichnungen zu Möbelfransen unter Glas über seinem Pult hängen und einen Kranz von Grünzeug darum. Er ließ am ersten April, am ersten August und am ersten Dezember nicht arbeiten und zahlte doch den Lohn aus. Das waren so Sachen, die man von dem Fabrikherrn wußte, und über die seine Leute stutzten.

Die Bürger der Stadt aber verwunderten sich mehr darüber, daß Hans Schneider, der Nachfahr der alten, hochgeachteten Schneider, es kurz und bündig ablehnte, sich in den Stadtrat wählen zu lassen. Daß er absolut keiner Gesellschaft beitrat, nicht einmal dem Liederkranz, unter dessen Gründern sein Vater eine Ehrenstelle einnahm. Daß er ferner nicht heiratete, da er doch überall anklopfen durfte. Ganz normal wie andere Bürgersleute war dieser Schneider jun. sicher nicht!

Auch der hohe, dichte Zaun um sein Grundstück war höchst absonderlich. Man würde dem Menschen doch nichts weg gucken an seinen Salbeistöcken!

Sogar Jungfer Hanne, die auf dem Schneiderschen Laden rundlich und behäbig wurde, schüttelte oft den Kopf über den Verwandten. Daß er, der wohlhabende, nach ortsüblichen Begriffen sogar reiche Mann in zwei Stuben seiner Fabrik als Junggeselle hauste, das war schon verwunderlich; daß er selbst aber auch mit dem Knecht für sich kochte, das blieb ihr unverständlich. „Ich würde doch einen Stock auf die Fabrik bauen, würde mir eine schöne Wohnung einrichten und eine hübsche Frau nehmen, dann könntest du den Himmel auf der Erde haben." Hans Schneider lachte. „Es tut nicht gut, wenn die Jungen mit den Alten zusammenhausen müssen."

„Ja, wer sagt denn, daß du die Alten dazu ins Haus nehmen müßtest?"

Der Mann winkte mit der Hand ab. „Laß nur, Hanne! Es ist wirklich besser so! Du verstehst das nicht so recht."

Nein — ganz normal war der Fabrikherr sicher nicht! Nur was das Geschäft anbelangte, da war ihm nichts nachzusagen. Das Klappern der Spulen, das Schlagen der Stühle, die Woll- und Warenballen, die kamen und gingen, das waren äußerst solide und gemeinverständliche Dinge, die niemand ein Rätsel aufgaben.

* * *

In Hans Schneiders strähniges, rauhes Haar hatte sich mancher weiße Faden eingeschlichen.

Er stand jetzt in der Mitte der Vierzig. Immer noch war er hager und eckig wie ein schlecht gefütterter Jagdhund. Das Gesicht mit den scharfgeschnittenen Zügen war bartlos, in der unteren Hälfte mit dem dunklen Schein bedeckt, den starker, zurückgehaltener Bartwuchs der Haut verleiht. Der schmallippige Mund hatte, wenn er sich schloß, einen herben Ausdruck. Die Augen aber schauten gütig, zutraulich fast, wie Kinderaugen.

Er hatte immer viel zu reisen, der Fabrikherr. Draußen, wo ihn niemand kannte, wurde er oft für einen Schauspieler gehalten.

In der Heimat galt er lediglich für einen Sonderling. Man ging über ihn hinweg wie über einen Krautstrunk im Garten, einen Baum am Wege, der krumm gewachsen ist, mitten unter den geraden. Alte Hagestolze bekommen ja gerne etwas Absonderliches. Man muß sie eben laufen lassen! Nur schade um das schöne Einkommen, mit dem sich auch eine anspruchsvolle Frau erhalten ließe!

Mehr als dies wurde von Hans Schneider nicht gesprochen. Und auch dies nur selten. Der Fabrikherr tat nie etwas, um in der Leute Mund zu kommen. Unglaublich schlicht und still führte er sein Leben.

Wenn er in der Fabrik nichts zu tun hatte, dann arbeitete er hinter dem hohen Zaun im Garten. Die Mädchen sahen ihm von den Fenstern der Arbeitsstuben aus zuweilen zu und kicherten.

Mit jedem Pflänzchen, das er setzte oder begoß, sprach er. Jedem Wurm, der aus einem Erdloch kroch, schaute er zu. Käfer nahm er in die Hand und betrachtete sie. Kein Vögelchen flog vorüber, dem er nicht nachsah.

Und wenn er in Hemdärmeln, den Schweiß auf der Stirne, die Haue schwang, dann sang er noch dazu: „Hier liegt mein'

eit, hier mein Brot, — ich greif' danach, und kommt der
, geh' ich davon und singe: Juchheisasa, Vivallerallera —"
Eine Stimme hatte der Mann, die klang wie eine Orgel
er Kirche, so tief und voll. — Erbgut vom Vater her.
Das Feierabendglöckchen der Fabrik läutete Hans Schneider
. Und wenn seine Leute fort waren, bis auf den Knecht,
im Hause schlief, dann zog der Herr den Rock an und
e einen Gang zwischen den Äckern hin, bis zu der steilen
e, die durch armseligen Föhrenwald emporführte nach den
nten Orten und Höfen, aus denen seine Arbeiterinnen
ten.
n Bach kam dort aus der Höhe und nahm unter einem
en von starken Bohlen den Weg nach dem fernen Flusse.
te im Sommer nur wenig Wasser, dieser Bach; wenn
im Frühling der Schnee auf der Höhe schmolz, oder
Wettergüsse niedergingen, dann füllte er gurgelnd und
nd sein zerrissenes, steiniges Bett, in dem riesige
ische ein stets gefährdetes und darum besonders
s Leben führten. Auf dem Bohlenbrückchen pflegte
Schneider eine Zeitlang stillzustehen. Er blickte dann
lucht empor und das flache Tal hinunter, lauschte dem
n und Gluckſen des Wassers, das kleine weiße Fälle,
ümpelchen und leise kreisende Strudel bildete. Er warf
chen hinein und sah zu, wohin die Wasser es trügen.
frisch und flott dahin, so nickte er froh mit dem Kopfe.
te es aber vor der Zeit, so seufzte der Mann auf der
nd wartete, bis es loskam. Dann lächelte er sein
ngslächeln. Still wandelte er durch den Abend heim,
mal rund um sein Besitztum, schloß beide Tore und
großen Hund laufen, der närrisch vor Freude den
mpfang.
n stieg er hinauf in seine einfache Stube, in welcher der
sche gelbpolierte Schreibschrank der Eltern das kostbarste
r. Der Knecht stellte einen kalten Imbiß auf den
d sagte gute Nacht.
e der Herr gegessen, so schob er Glas und Teller weg
e sich Bücher herbei. Manchmal hatten diese Bücher
Titel. Aber darüber soll man nicht reden. Jeder
will etwas ganz für sich allein haben. Auch der
Mädchen stand bisweilen vor dem Sohn auf dem Tische.
war still in der Stube, lautlos still. Nur eine ferne
rief durch die Nacht von der Stadt herüber.
lesende Mann sah oft von den Büchern weg irgend-
s Leere. Bist du da, Mutter?
t legte er sich schlafen mit gefalteten Händen, wie es
Mutter vor vielen, vielen Jahren gelehrt hatte. Die-
n so am ruhigsten schlafe.
etere nicht. Wie zitternde Wellenkringel ruhiger und
er werden, so ebbte des Tages und der Gedanken
in dem Mann ab, und das Letzte vor dem Ein-
war ein verdämmerndes: „So nicht die Liebe ihn
— Mutter, bist du da?"
s war Hans Schneiders Tageslauf.
ntern sah sich von außen dies Leben an, wie ein Gerüst
emrücken. Aber der Mann, der es führte, wob tausend
anken darum, die niemand sah als seine eigenen guten
— Erbgut von der Mutter her.
d da geschah es, daß Hans Schneider an einem schwülen
als ein Wetter am Himmel stand, das Bohlenbrückchen
em Spazierwege nicht leer fand, wie er das liebte. Er
umgekehrt; aber wenn man bald zwanzig Jahre lang
bestimmten Schlußpunkt hat, dann muß man einfach
hin gehen, sonst ist das große Vermissen da, wie man
ndet, wenn einem der letzte Schluck im Glase, der letzte
mit dem Teller weggenommen wurde.
t, daß er Scheu vor Menschen gehabt hätte! Er war
chörsmann. Nur an manchen Plätzchen war er am
allein. In seinem Garten z. B. und auf dem Abend-
ang und auf dem Brückchen dort. — Eine leichte Falte
Stirne, Unmut und Vorwurf im Blicke, schritt er vor-

wärts und setzte den Fuß auf die Bohlen. Und jetzt erst schaute das Mädchen, das an Hans Schneiders täglichem Platz stand, auf und dem Manne entgegen. Auch sie, die doch keine langjährigen Rechte hier hatte, blickte unwillig, als empfände sie die Störung durch den Heranschreitenden als eine Unziemlichkeit.

Dann aber wandte sie das Gesicht wieder dem raunenden, gluckſenden Bächlein zu und warf mit müdem Schwunge der Hand ein Hölzchen ins ziehende Wasser.

Hans Schneider war sonderbar befangen. Weitergehen, die steile und unwegsame Schlucht hinauf, mochte er nicht. Umkehren — das sah unartig aus oder gar feig. Stehenbleiben und zusehen, was dieses Mädchen trieb, das durfte er doch auch nicht. Dieweil aber bei Unentschlossenheit die Gewohnheit mitleidig für den Willen einzuspringen pflegt, bückte sich Hans Schneider nun auch nach einem Stückchen Holz und warf's ins Wasser, wie er täglich tat.

Reglos standen die zwei und sahen den schwimmenden Stäbchen nach. Dann hob das Mädchen die Hand. „Dort hängt das meine. Es kommt nie zu Tal."

Sie sagte es ganz leise, ganz müd. Sie wußte wohl gar nicht, daß sie es sagte. Sie schaute sich auch nicht um nach ihrem Partner bei dem Spiele. Als wäre sie allein, so sprach sie. Der Mann ließ sein eigenes Hölzchen aus den Augen und blickte nach dem gestrandeten. An einem Busche blühender Vergißmeinnicht hing es und kam nicht los.

Da kam dem Hans Schneider auf einmal ein ganz neuer Gedanke. Einen Augenblick nur sah er auf das versonnene, in sich versunkene Mädchen, dann schritt er am Bachrande zwischen den Steinen und Pfefferminzbüschen hin bis zu den Vergißmeinnicht, die über das Wasser nickten. Behutsam beugte er sich vornüber und machte das gestrandete Hölzchen frei, daß es kreisend talab trieb.

Eine Zeitlang folgte er ihm mit den Augen, dann wandte er den aufleuchtenden Blick dem Mädchen auf der Brücke zu, als wollte er fragen: was sagst du nun?

Die stand da mit niederhängenden Armen, und ihr Gesicht war sehr rot, und Hans Schneider sah jetzt erst, daß sie geweint hatte. Er sah überhaupt jetzt erst, wie sie aussah. Groß war sie und mager. Helle Haare umgaben in starken Flechten wie ein Kranz den Kopf. Das Gesicht, aus dem das Blut rasch zurücktrat, war bleich, die Augen vom Weinen gerötet. Sie trug ein dunkles Kleid und hatte einen großen Hut und ein Körbchen am Arm hängen.

Als Hans Schneider jetzt wieder auf die Brücke trat, lachte sie und sah ihm entgegen.

„Danke schön! Das hätte ich nicht verlangt."

Es sollte lustig klingen.

Der Mann hätte es vielleicht auch für lustig genommen. Aber die verweinten Augen breiteten ihre Schwere über die paar kurzen Worte.

„Ich hab's gern getan", sagte er schlicht und ernst, als habe es sich nicht um ein kindisches Spiel gehandelt.

Das Mädchen setzte den Hut auf. Sie war befangen, verlegen. Und aus der Verlegenheit heraus sagte sie rasch: „Bei manchen geht's immer glatt fort, bei mir nie!" Dazu lächelte sie und ward wieder rot.

Hans Schneider nickte ernsthaft und entgegnete nichts.

Verwirrt und erregt fuhr da das Mädchen mit fast trotzigem Blick auf den Mann fort: „Ich glaube nämlich an solche Orakel."

„Ich auch", sagte kurz und kühl der Angeredete. Dann deutete er nach dem Himmel. „Ich denke, es wird gleich losbrechen."

Wie zur Bekräftigung seiner Rede rollte der Donner, und die Föhren am Berghange begannen zu rauschen.

Da schritten sie rasch nebeneinander den Weg zurück. Sie mußten beide die Köpfe vorbeugen und die Hüte halten, so kam der Sturm ihnen entgegen. Des Mädchens Röcke flatterten, und der Wind trug das weiße Tüchlein, das sie

über ihr Körbchen gedeckt hatte, in wirbelndem Tanze zurück über Weg und Äcker.

Hans Schneider wollte sich wenden, es zurückzuholen. Aber sie litt es nicht. Es sei nicht der Mühe wert.

In dem Körbchen lag ein Buch und ein Strickzeug.

Sie konnten nichts miteinander sprechen. Es eilte zu sehr. Und der Wind hätte ihnen die Worte wie dürre Blätter vom Munde gerissen.

Vor Hans Schneiders Tor am hohen Zaune stand der Mann still. „Ich bin daheim. Wollen Sie nicht unterstehen, bis alles vorüber ist?"

Das Mädchen drehte den Kopf. „So, da wohnen Sie? Ich hätte schon lange gern gewußt, was hinter dem Zaun ist."

Aber sie trat nicht näher. „Adieu, ich muß schnell heim", rief sie im Weiterhasten.

Einen Augenblick schaute ihr Hans Schneider nach. Wie die Mühseligkeit in Person sah sie aus, wie sie da mit vorgeneigtem Oberkörper gegen den Wind anging, die engen, klatschenden Röcke gleich Fesseln um die ausschreitenden Füße.

„Die tut sich schwer", murmelte er. Dann trat er unter das schützende Dach und freute sich, geborgen und allein zu sein, denn er hätte wahrlich mit einem hereingeschneiten Gast nicht viel anzufangen gewußt.

Aber als er später über seinen Büchern saß, da war er oft nicht ganz bei der Sache. An das Hölzchen, das zu rasch gestrandet und auf sein Eingreifen hin so schön zu Tal geschwommen war, mußte er denken. Manche Leute sind einmal geboren zum Pechhaben, zum Stranden. Da sollte dann immer jemand dasein, um die Sache ins Lot zu bringen. Jemand, der das Fläschchen Taufwasser auf der Brust verdunsten läßt. Mit dem verstohlenen Glanz in den Augen griff der Mann nach dem Kästchen der Mutter. Das graue, lappige Papier schlug er auf und sah lange darauf nieder. „Welcher Mensch an diesen Tagen ist gebohren, der hat ein bös Leben zu gewärtigen, wenn ihn nicht die Liebe löset."

Er legte die Hand auf das Blatt und sah über den Tisch weg ins Leere. — Vielleicht war das Mädchen mit dem verweinten Gesicht eine solche . . .

Lange nach Mitternacht erst war das grollende Wetter verzogen. Der Mann blies die Lampe aus, tat die Fenster weit auf und legte sich schlafen. Mutter, bist du da? . . .

Im Spätherbst war Hans Schneider auf der Reise.

Ein wunderschöner letzter Oktobertag war es, als er in einem kleinen Städtchen haltmachte, um etliche treue Kunden zu besuchen.

Rasch und glatt wickelten sich die Geschäfte ab, und der Zug, der ihn weiterbringen sollte, ging erst am späten Abend. Da wanderte Hans Schneider vor das Städtchen hinaus, im engen Flußtal aufwärts auf einer guten Landstraße, die zur Rechten den Tannenwald, zur Linken den Fluß und jenseits einen grünen Wiesenhang hatte, der aufsteigend sich im Gehölz und dann im Hochwald verlor. Still und weltabgeschieden war es da draußen. Kein Mensch begegnete dem Schreitenden. Nicht einmal ein Vogellaut war zu hören. Nur nebenan, im leise ziehenden Fluß ward dann und wann ein Plätschern laut, wenn ein Fischlein emporschnellte.

Wohlig reckte der Mann sich auf. Diese Stille zwischen Wasser und Wald redete zu ihm in seiner Sprache. Bis zu einer Ecke, wo Fluß und Straße vom vordrängenden Walde jäh aus der Richtung geschoben wurden, beschloß Hans Schneider zu wandern und dann umzukehren. Es war seine Art, sich ein Ziel vorzustecken. Planlos zuzulaufen, liebte er nicht.

Die Sonne stand tief und füllte das Tal mit einem letzten Glanz. Wie ein Goldband lag der Fluß, silbern zog daneben die Straße.

Der Mann sah all die Linien und Farben. Zuerst, ja zuerst wollten sie sich ihm unvermerkt in Möbelfransen und Borten umsetzen. Der Kopf war noch so voll vom Geschäft. Aber dann wich der ganze Alltag sachte zurück, und Hans Schneider schritt dahin wie ein Sonntagskind. Da, als er dicht an der Ecke war, füllte sich das schweigende Tal mit einem dröhnenden Rollen, das wie Donner klang.

Der einsame Wandersmann schaute erschrocken gegen den Himmel. Aber da war kein noch so kleines Wölkchen zu sehen. Lauschend stand er, ob sich das Geräusch nicht wiederholen möchte. Aber alles blieb still. Unheimlich still, wollte es den Mann bedünken.

Hinter der Waldecke hervor mußte das Rollen gekommen sein. Eigentlich sollte er doch weitergehen und nachsehen. Aber weitergehen, wenn man sich ein bestimmtes Ziel vorgenommen hat? — Das war nicht Hans Schneiders Sache. Es war ihm, als könnte nichts Gutes dabei herauskommen.

Vielleicht wurde Holz gefällt da hinten, das war das Ganze! Er wendete um, der Stadt zu. Aber seltsam! Die Füße waren ihm schwer, wie an den Boden gebannt. Wie wenn ihn etwas riefe, etwas zöge, so kam's ihm vor.

Zwei-, dreimal tat er einen Schritt vor und wieder zurück. Die Stille — die Totenstille! — Beim Holzfällen gibt's doch Lärm, auch wenn der Stamm gefallen ist.

Mit einem Rucke wandte er sich zurück und schritt rasch um die Waldecke.

Ein weiter, öder Plan tat sich da auf, auf dem Sägespäne und Holzteile lagen. Es mochte einer der Einbindplätze für die Flöße sein, wo sie die Stämme, die flußab verflößt werden sollten, zusammenfügten. Spärliches Gras und runde Binsenbüsche ragten auf und einzelne Pflöcke, an denen rostige Ketten hingen. Kein lebendes Wesen war zu sehen. Etliche glattgeschälte, gelblich schimmernde Baumstämme lagen nebeneinander friedlich am Boden. Sie mochten vorhin vielleicht übereinandergerollt sein.

Hans Schneider hob ärgerlich die Schultern. So hatte er denn soeben ganz umsonst einen Grundsatz durchbrochen! Er wandte sich zum Gehen, da traf ein deutliches Ächzen sein scharfes Ohr. Noch einmal sah er zurück.

Zwischen den nackten Stämmen lag etwas Dunkles. Er hatte es kaum erblickt, da stand er davor und beugte sich darüber. Ein Mensch war's, der da lag, eine Frau oder ein Mädchen. Einer der Stämme quetschte ihr den Fuß, um den sich Blut gesammelt hatte. Todblaß war sie und ohne Bewußtsein.

Hans Schneider reckte sich auf und blickte entsetzt um sich. Wer hilft? Niemand war talauf zu sehen, niemand bog um die Waldecke.

Der Mann warf den Hut weg. Mit zitternden Händen versuchte er, allein den schweren Stamm von der Stelle zu rühren. Der Schweiß trat ihm auf die Stirne. Blaurot ward sein Gesicht von fürchterlicher Anstrengung.

Es ging über Menschenkräfte. Keuchend setzte er aus. Und da sah er ein Körbchen liegen mit einem Buche darin und einem Strickzeug.

Ein Erinnern durchlief ihn. Er blickte auf das Gesicht, das von den schweren, hellen Flechten umrahmt war.

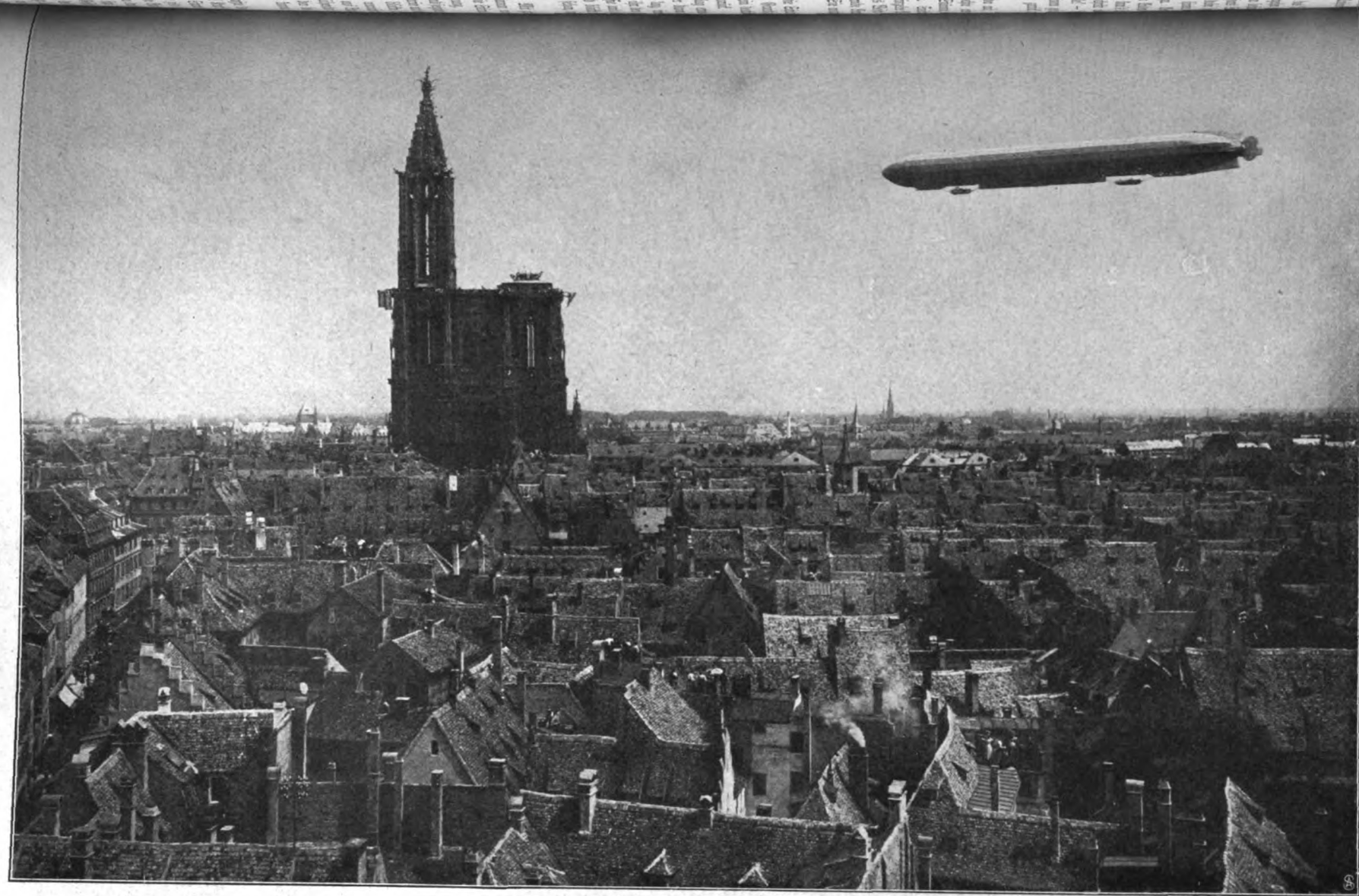
Ein kleines Stückchen Holz sah er auf Bacheswellen tanzen und vor der Zeit an einem Busche blühender Vergißmeinnicht stranden. Dann war da ein Mann, der das Hölzchen flottmachte. Was der Mann von damals konnte, das sollte der von heute auch können!

Wieder beugte er sich nieder und faßte den Stamm. Auf die Zähne biß er. Die letzte Handvoll Kraft setzte er an.

Dann taumelte er rückwärts. Der Stamm lag zur Seite. An dem Manne zitterte jeder Nerv und jede Sehne.

Die Hände auf die rasend pochende Brust gepreßt, stand er und rang nach Atem. Rund um ihn drehte sich alles.

Ein Ächzen der Verunglückten gab ihm dann die Ruhe zurück. Er warf einen Blick in das Gesicht mit den geschlossenen Augen, dann ging er zwischen den Binsen und den Holzabfällen dem Fluße zu, um Wasser zu holen. In seinem Hut trug er's herzu, vorsichtig und ängstlich, wie eine zerbrechliche Kostbarkeit. Er kniete hier zu der Reglosen hin und befeuchtete ihr mit seinem Taschentuche Gesicht und Hände. Mehr wußte er nicht zu tun. Immer wieder schaute er nach der Straße, und immer noch blieb sie leer.



Graf Zeppelin über Straßburg am 4. August 1908.

Jul. Manias & Co., Straßburg i. E., phot.

Da schlug die Liegende endlich die Augen auf und bewegte den Kopf.

Hans Schneider starrte ängstlich und hilflos auf sie nieder. Schweigend, mit einem versonnenen, scheuen Blicke schaute das Mädchen den Mann an. Sie schien nicht zu wissen, wo sie war, und um was es sich handelte. Dann richtete sie sich jählings halb empor und sank ächzend wieder zusammen.

„Die Stämme da sind übereinandergerollt. Einer ist Ihnen auf den Fuß gefallen", sagte Hans Schneider.

„Ja," schluchzte das Mädchen, „und ich habe ihn nicht mehr hervorziehen können, und es war ein furchtbarer Schmerz; ich glaube, ich bin ohnmächtig geworden."

Hilflos schaute sie den Mann an. Dem aber war, als er diese klaren Reden hörte, alle Tatkraft zurückgekehrt. „Ja," entgegnete er eifrig, „ohnmächtig waren Sie, und der Stamm lag noch auf Ihrem Fuß, als ich daherkam. Ich habe ihn weggewälzt, und ich werde jetzt gehen und einen Wagen für Sie holen und Ihre Angehörigen benachrichtigen." Das Mädchen setzte sich, an den Unglücksstamm angelehnt, empor. Man sah, wie sie grausame Schmerzen verbiß. Sie versuchte, den Fuß zu bewegen. Ein Stöhnen entrang sich ihr. Große Tränen liefen ihr langsam übers Gesicht. Lang' vermochte sie nicht zu reden. Dann schaute sie Hans Schneider ins Gesicht. „Ich habe Sie schon einmal gesehen. Sie sind der Herr, der in Bergheim hinter dem hohen Zaune wohnt." Dann biß sie wieder auf die Zähne wie in übergroßen Schmerzen und bat zitternd: „Wenn Sie nur einen Wagen holen wollten! Ich kann nicht gehen. Ich kann vielleicht niemals wieder gehen. Angehörige habe ich keine. Bitte, holen Sie einen Wagen!"

Dem Manne ward das Herz ganz schwer. Aber er sagte kein Wörtchen. Den nassen Hut in der Hand eilte er davon, der Stadt zu. Im hastigen Schreiten schüttelte er den Kopf wieder und wieder. Wie doch manche Leute Pech haben! Er blieb plötzlich stehen. Nach ihrem Geburtstage hätte er das Mädchen fragen sollen. Damals schon, auf dem Bohlenbrückchen in Bergheim. — In verdoppelter Eile strebte er weiter. Das war doch jetzt nebensächlich! Helfen und sorgen für den armen Wurm mußte man auf alle Fälle! Und der Ausschreitende legte sich klar und kühl alles zurecht, was er tun wollte. Einen Arzt wollte er auftreiben und einen guten Wagen, und im Spital mußte Quartier gemacht werden. Da geschah denn alles nach diesem Plan, und eine halbe Stunde, ehe sein Zug ging, wußte Hans Schneider das große blonde Mädchen geborgen im städtischen Krankenhaus, und er wußte, daß sie am ersten Dezember geboren war, an dem Tage, da Sodom und Gomorra untergingen, wie schon ein griechischer Autor bezeuget. Er hatte sie nicht gefragt. Die Oberschwester im Spital hatte das besorgt. Er hatte nur dabei gestanden. Aber gelächelt hatte er. Und er wußte nun, daß dieses Mädchen ein bös Leben zu gewärtigen habe, so nicht die Liebe es löse. —

An einem Jakobimarkt, also am besten Geschäftstag im ganzen Jahr, war der kleine Schneidersche Laden geschlossen. Die Jungfer Hanne nämlich war genau zwei Tage vorher an einem Schlaganfall gestorben.

Einige Wochen später schrieb Hans Schneider seinen Laden zum Verpachten aus. Er hätte das ganze alte, aber vortrefflich gelegene Anwesen wohl leicht verkaufen können; aber die Frau, die durch die niederen Türen gegangen war und hinter dem Ladentische gestanden hatte, ließ ihm das nicht zu.

Es fehlte nicht an Bewerbern. Junge und zahlungsfähige Männer waren es, und Hans Schneider hätte nur zuzugreifen brauchen. Aber der sonderbare Mensch machte immer alles anders als andere Leute. Es sei zu wenig Arbeit in dem Laden, sagte er. Seit die meisten Waren nicht mehr auf dem Handwerk, sondern in der Fabrik hergestellt würden, werde einem jungen und kräftigen Mann in dem Schneiderschen Geschäft der Tag nicht mehr voll. Und das sei nichts. Da komme nichts Gescheites dabei heraus. — Als ob das ihn zu kümmern hätte! Wenn er nur seinen Pachtzins zur richtigen Zeit bekam! —

In seinem Garten stand der Sonderling und hielt einen goldenen Laufkäfer in der Hand, dem ein Fuß fehlte. „Soll ich dich jetzt tottreten, du schöner Bursche, oder lebst du noch gern?" murmelte er.

Dann sah er sich um und trug den Käfer zu den Rosenstöcken, wo es die vielen Läuse hatte.

Oben am Fenster kicherten die Fabrikmädchen.

Den Gartenweg herauf aber kam der Knecht und sagte, es sei jemand da wegen dem Laden.

„So! Wer denn, wie sieht er denn aus?"

„Ein Frauenzimmer ist's, die hat einen Stelzfuß."

Hans Schneider sah seinem Käfer zu, wie der sich wacker fortschaffte durch die rissige Erde. Dann lächelte er vor sich hin und ging hinter dem Knecht her. (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

Zeppelins Luftschiff über Straßburg i. E. (Zu dem Bilde auf S. 705.) Stolz und majestätisch steht das Luftschiff des Grafen Zeppelin über der „wunderschönen Stadt", die sich zu Füßen des Münsters breitet. Glockengeläute, Musik und Kanonenschüsse hatten den Grafen gleich einem Sieger empfangen, als er am 4. August auf seiner kühnen Fahrt von Friedrichshafen über Konstanz, Basel und Mülhausen kommend, gegen Mittag auf der Höhe Straßburgs erschien. Und als ein Sieger durfte sich der unermüdliche und geniale Mann auch dünken, der nun der mit regster Spannung auf ihn und seine Fahrt blickenden Welt zeigen konnte, was deutsche Ausdauer und Tüchtigkeit im Kampfe mit den bisher ungelösten Problemen der Flugtechnik erreichten. Der Jubel und die verehrende Liebe aller Deutschen haben seine Fahrt begleitet! Aber stärker als aller zum Ziele drängende Wille, als alle vorsorgliche Arbeit, war ein Unbill, eine grausame Laune des Schicksals. Bei Stuttgart, wo der Ballon zur Ausbesserung einiger kleinen Maschinendefekte niedergegangen war, wurde er von einem jäh aufgehenden Sturm erfaßt, der ihn dermaßen heftig gegen die Erde schleuderte, daß eine Explosion erfolgte, in deren Flammen das geistvoll ersonnene Werk vernichtet wurde. Nicht nur der Erbauer des Ballons, das ganze Deutschland hat damit einen herben Verlust erlitten, ein Stolz und eine Hoffnung der Nation sind von den blind und widrig waltenden Mächten der Elemente vernichtet worden. Aber mit ungebeugter Zuversicht blickt der weite Kreis aller Verehrer des Grafen Zeppelin auf ihn. Sie alle, die nach Kräften beitragen wollen, dem Grafen bald den Bau eines neuen Luftschiffes zu ermöglichen, sind durchdrungen von der sicheren Überzeugung, daß es ihm schließlich doch gelingen werde, das letzte Ziel seiner Arbeit, dem er doch schon so nahe kam, ganz zu erreichen und zu behaupten.

Zum hundertsten Geburtstage des Erfinders des Dampfhammers. Nur sehr wenige Menschen bekommen in ihrem Leben je einen Dampfhammer zu Gesicht, und deshalb werden die meisten den kulturellen Wert dieser plumpen Maschine recht niedrig veranschlagen. Wie sehr aber mit Unrecht! Wie der Hammer in schniger Faust das Symbol der Technik ist, so ist der Dampfhammer das Zeichen der Großindustrie. Er ermöglichte erst die Herstellung der riesenhaften Maschinenteile, wie wir sie zu unseren großen Schiffen, zu Lokomotiven, Wasserhaltungsmaschinen, Walzwerken oder zur Herstellung der schweren Geschützrohre brauchen. Aber auch die Wohlfeilheit von Tausenden von Werkzeugen und Geräten der Kleineisenindustrie wurde erst durch den Dampfhammer möglich, denn in der Form des Schnellhammers ist er allein imstande, in der Minute bis zu 400 Schläge auszuführen. Schon James Watt, der große Reformator der Dampfmaschine, sprach im Jahre 1777 den Gedanken aus, einen Hammer durch Dampfkraft zu heben, und nach ihm haben verschiedene die Ausführung versucht. Doch erst der am 19. August 1808 in Edinburgh geborene Ingenieur James Nasmyth brachte den Dampfhammer zustande. Nasmyth war Besitzer eines der berühmtesten Eisenwerke zu Patricroft, und bei ihm wurde im Jahre 1840 von dem Gründer der ersten transatlantischen Dampferlinie, Samuel Cunard, eine Welle zu einem großen Dampfer bestellt, die niemand in Amerika und England ausführen konnte. Der Durchmesser dieser Welle betrug 39 Zentimeter. Uns mag das heute recht gering erscheinen, doch für die damalige Technik war das unerhört, denn mit Handhämmern kann man eine solche Welle nicht bearbeiten, und auch die Kraft der von Wasserrädern getriebenen Hämmer reicht nicht dazu aus. Nasmyth versuchte deshalb, einen schweren Hammerblock von einer Dampfmaschine hochheben zu lassen, und brachte 1842

Dannenberg & Co., Berlin, phot.

Giebelschirm.

bei Krupp in Betrieb war, wog 50000 Kilogramm. Erstaunt sahen die englischen Ingenieure, wie der Nasmythsche Hammer 300 mal in der Minute auf das sprühende Eisen aufschlug, bald leicht, bald mit seiner ganzen Wucht, oder wie er mitten in seinem Falle mit Leichtigkeit wieder aufhüpfte. Ein damaliger Berichterstatter vergleicht das Spiel des drei Zentner schweren Stahlblocks mit der Arbeit eines Jongleurs, der mit Eiern oder Äpfeln hantiert. Doch noch ehe Nasmyth sie selbst ausnutzen konnte, war die Idee im Auslande bekanntgeworden. Als er auf das große Eisenwerk der Gebrüder Schneider in Creusot in Frankreich kam, um seine Erfindung anzubieten, fand er sie dort schon im Betriebe. Bald wurde der Nasmythsche Dampfhammer das Lebenselement jeder größeren Werkstätte. „Die Vorwelt konnte nur Riesen bekämpfen und töten," sagt der Dichteringenieur Max Maria von Weber, „die Zeit der Humanität und Assoziation tut mehr: sie zwingt sie, für Kultur und Verkehr zu arbeiten!"

F. M. F.

Erfolgreiche Zucht des Seehundes im Berliner Zoologischen Garten. Seit dem März 1891 lebt ein männlicher Seehund im Berliner Zoologischen Garten, und zwei Jahre später wurde ihm ein Weibchen zugesellt. Nachdem die Tiere etwa ein Jahrzehnt miteinander verlebt hatten, wurde ein Junges tot geboren, im Jahre darauf ein zwar lebendes, das aber bald nach der Geburt verendete, und am 9. Juli 1905 erschien ein weiterer männlicher Sprößling, der prächtig gedieh und zum Herbst hin verkauft wurde. Der 27. Juni 1908 bescherte uns wieder ein Seehundjunges, und zwar ein weibliches, das von der Mutter wie das vorige mit Liebe angenommen und ausgezeichnet gesäugt wird; den Vater mußten wir absperren, da er in dem verhältnismäßig kleinen Wasserbecken zu sehr störte und sich gegen das Junge unfreundlich erwies. So ein Robbenkind kommt äußerst entwickelt zur Welt; die lange Tragzeit von ungefähr 11½ Monaten läßt dies erklärlich erscheinen. Das Gewicht des Neugeborenen betrug 9,5 Kilogramm, das ist etwa ein Neuntel des Körpergewichts der Mutter, und gleich nach der Geburt taucht und schwimmt das Junge im Wasser umher, um dann irgendwo sich ans Land zu schieben und die Alte um Nahrung zu bitten. Hat er tüchtig gesaugt, so gewährt sein „Milchschnäuzchen" einen ungemein komischen Anblick: wegen der Kürze der Zunge kann sich der Seehund nämlich die Milch nicht ablecken, er ist auf die reinigende Kraft des Wassers angewiesen. Ganz erstaunlich ist die Gewichtszunahme. Im Alter von 21 Tagen hatte er um 9 Kilogramm zugenommen, mit vier Wochen wog er 20 Kilogramm. Erst zu Ende des Sommers, wenn der Alten die Milch ausgeht, wird er sich langsam an Fische gewöhnen; zuerst wollten diese dem Brüderchen vor drei Jahren gar nicht recht schmecken, und es dauerte geraume Zeit, bis er sich mit dieser Seehundskost gut befreundet hatte. Solange es bei der Mutter noch Nahrung gibt, kümmert er sich gar nicht um Fische: darum sind auch die allsommerlich in den Seebädern gefangenen und in bestgemeinter Absicht den Zoologischen Gärten übersandten jungen Seehunde sichere Todeskandidaten.

Dr. O. Heinroth.

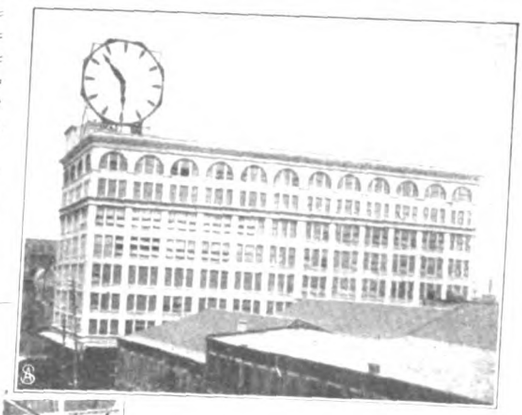
Der junge Seehund
im Zoologischen Garten zu Berlin.

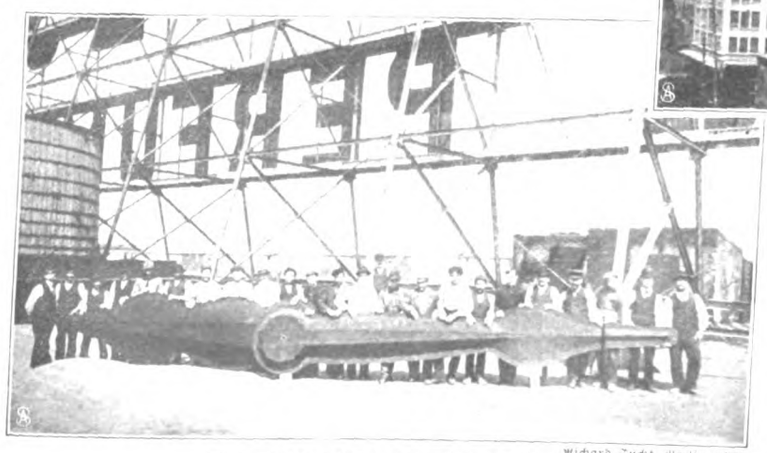
Der Giebelschirm. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) So unentbehrlich der Schirm uns geworden ist, so groß sind doch auch seine Fehler. Wer nie mit dem treulosen Schirmdach in der Hand vergebens gegen den Sturm gekämpft hat, wem nie müde die Hand sank nach stundenlangem Halten dieses so schwer ausbalancierbaren „notwendigen Übels" — nur der könnte den Mut besitzen, sich dem Gedanken einer prinzipiellen Umgestaltung des Schirmes von vornherein zu widersetzen. Ein ehemaliger österreichischer Artillerieoffizier, Herr Ludwig Seeger aus Feldkirch, hat solche Umgestaltung versucht; wie sie ihm gelungen ist, lassen unsere beiden Bilder erkennen. Träger dieses Giebelschirmes sind nicht die Arme, sondern die gemeinsam tragenden und schon deshalb weniger ermüdenden Schultern. Da die Schirmfläche unbeweglich nach abwärts gekehrt ist, läßt sie den Wind unter und über sich wegstreichen, so daß das fatale „Verfangen" des Windes unmöglich wird. Der Sitz des eigenartigen Schirmes ist sicher, das Gewicht gering (350—450 Gramm), und das Freibleiben der Arme ermöglicht es, ihn bei vielen Beschäftigungen im Freien zu tragen, bei denen die bisherigen Systeme meist versagten.

Dannenberg & Co., Berlin, phot.

Giebelschirm.

Der größte Uhrzeiger der Welt. (Zu den untenstehenden Abbildungen.) Amerika ist das Land der Größen-Rekords. „Den höchsten Wolkenkratzer" zu besitzen, ist der Ehrgeiz eines Kaufhauses, aber auch irgendein anderes nicht zu überbietendes „Größtes" schaffen zu können, ist der Traum eines jeden Reklamechefs amerikanischer Großfirmen. Die Rathausuhr von Philadelphia hatte bis vor kurzem den unbestrittenen Ruhm, die größte ihres Geschlechts zu sein. Aber das Unikum, das wir hier in zwei Bildern zeigen, und das eine große Seifenfabrik in Jersey auf ihrem Gebäude anbringen ließ, wird die Bewohner von „Phila" vor Neid erblassen lassen — denn „ihre" Uhr ist noch nicht halb so groß! Freunden zahlenmäßiger Genauigkeit sei mitgeteilt, daß der Minutenzeiger dieses Monstrums über 6 Meter mißt und etwa 300 Kilogramm wiegt. Der Durchmesser der Uhr beträgt über 12 Meter, ihr Gewicht 6000 Kilogramm. Auf seinem Kreislauf von einem der Riesenteilstriche, die die Uhrziffern ersetzen, zum andern





Richard Fuchs, Berlin, phot.

Der größte Uhrzeiger der Welt.

legt der große Zeiger an der Spitze täglich fast einen Kilometer zurück. Und Menschen, die sich durch nichts überwältigen lassen, sei schließlich noch pflichtgetreu mitgeteilt, daß — man kann es auf unserem Bildchen nachzählen — sich mehr als zwanzig Männer nebeneinander stellen müssen, wenn die Länge dieser menschlichen Kette der Länge des Uhrdurchmessers gleichkommen soll.

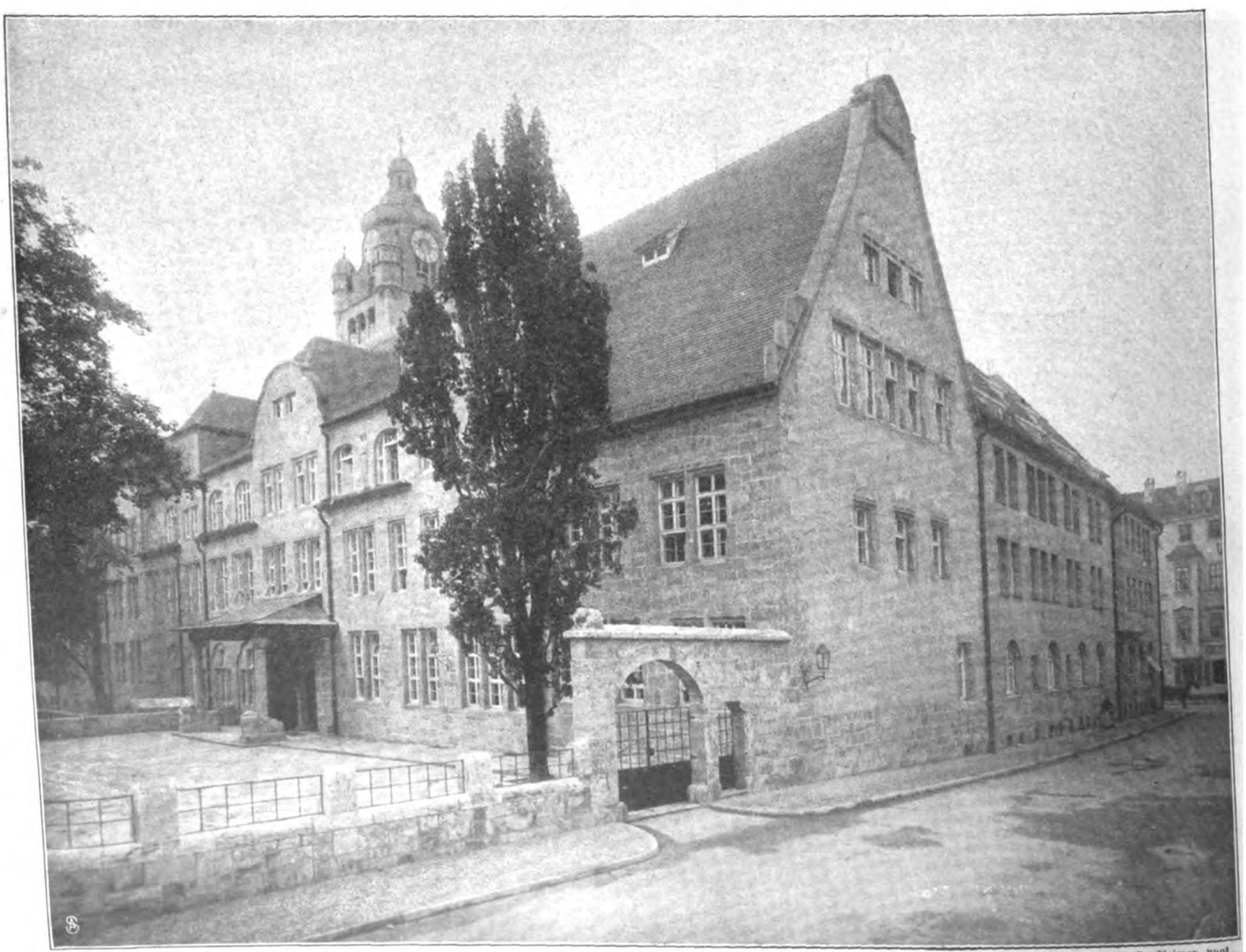
Die Jubiläumsfeier der Universität Jena. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) „Stoßt an, Jena soll leben . . ." — wie oft wird in diesen Wochen der Feier des 350jährigen Bestandes der Jenenser Universität der alte Burschencantus gestiegen sein! Die „Gartenlaube" hat der alten Musenstadt an der Saale in ihrem Festartikel in Nummer 27 bereits ihren Tribut dargebracht, an dieser Stelle aber soll nachgetragen werden, wie glänzend Stadt und Land ihren alten Ruf, Feste feiern zu können, gerechtfertigt haben. Die große Abendfeier auf der Rasenmühlinsel, der bei wundervollem Wetter abgehaltene Festzug, ein großes Fest auf dem Stadtmarkt und schließlich die Einweihung des neuen Universitätsgebäudes, des neuen Heims also für das ewig junge dreihundertfünfzigjährige Geburtstagskind, bildeten die Höhepunkte der Festfreude. Die neue Universität, erbaut vom Architekten Theodor Fischer aus Stuttgart, erhebt sich an der Stelle des alten Schloßbaues von Jena. Die Kosten des schönen, durchaus ruhig wirkenden Baues trugen die an der Erhaltung der Universität in erster Linie interessierten Staaten und größere private Stiftungen. Zu allen Beweisen herzlicher Anhänglichkeit aus den Kreisen der zunächst beteiligten Studenten und „alten Herren" und zu allen anderen offiziellen Ehrungen für die altehrwürdige alma mater Jenensis kam dann noch die Prägung der hier abgebildeten Jubiläumsmünze, die sicherlich eine der ungewöhnlichsten darstellt. Die Münzen — Zwei- und Fünfmarkstücke — werden in Jena ausgegeben und gelangen nur in beschränkter Anzahl in den Verkehr, so daß von Numismatikern bald eifrigst nach ihnen gefahndet werden dürfte. Ihre Herstellung erfolgte in der Königlichen Münze zu Berlin unter Professor Paul Sturm. Sie zeigen auf der Vorderseite innerhalb der Inschrift „Johann Friedrich der Großmütige, Kurfürst von Sachsen, Stifter der Universität Jena" die Halbfigur des Stifters (im Mantel, mit Kurfürstenhut und Schwert) und die Zahlen 1558—1908. Die Reversseite ist mit der aller anderen deutschen Reichsmünzen identisch.

Richard Fuchs, Berlin, phot.

Denkmünze für Johann Friedrich den Großmütigen, Stifter der Universität Jena.

Kameruner Nixen. Die genauere Erforschung der Naturvölker hat gelehrt, daß viele Sagen und Märchen allgemein menschlich sind, daß sie bei den verschiedensten Völkern der Erde, die sich in völliger Abgeschlossenheit entwickelt haben, als alte Überlieferungen bekannt sind. Das ist z. B. vielfach beim Tiermärchen der Fall. Unsere Fabel von dem Wettlaufe des Igels mit dem Hasen ist auch in Kamerun bekannt, nur findet in der Negerfabel der Wettlauf zwischen dem Elefanten und der Schildkröte statt. Ferner sind auch verschiedenen Volksstämmen des Kamerungebiets die Nixensagen nicht fremd. Das konnte neuerdings Hutter auf seinen Reisen in jenen Ländern feststellen. Als er einmal den Wasserlauf verließ und die Uferlandschaft besichtigte, fand er auf einem Hügel einen freien Platz unter einem großen Korallenbaum. Die Eingeborenen, die ihn begleiteten, wurden aber ängstlich und kehrten zu ihren Kanus zurück. Dieser freie Raum war nach ihrer Ansicht ein Tanzplatz der Nixen, die man meiden sollte. Diese Wassergeister der Neger sind, wie man dem Forschungsreisenden erzählte, von weißer Haut und haben ein langes, grünes Haar. Natürlich leben sie von Fischen und sind insofern den Menschen lästig, als sie die Reusen der Fischer zu plündern pflegen. Einmal haben sieben Fischer die Unholdinnen auf ihrer Untat ertappt und eine von ihnen erschlagen. Die Rache der Geister blieb aber nicht aus! Am nächsten Tage starb im Dorf einer der Fischer, am zweiten Tage ein anderer, am dritten Tage wieder einer, und als die Woche um war, lebte von den sieben Frevlern keiner mehr! Außerdem ward den Wasserweibern noch nachgesagt, daß sie zur Nacht aus dem Wasser steigen, die Leichen der Verstorbenen ausscharren und ein Kannibalenmahl abhalten. Unsere Nixen sind durch den poetischen Schimmer, den die Volkssage um sie gewoben hat, mehr verklärt, aber im Grunde sind sie den Kameruner Wasserweibern völlig verwandt.

C. F.



C. Tesch, Jena, und Louis Held, Weimar, phot.

Das neue Universitätsgebäude in Jena.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl, G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: A. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Alpenrosen.

Gemälde von A. Müller-Lingke.

Nr. 34 — Die Gartenlaube — 1908

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Waldrausch.

(5. Fortsetzung.)

Roman von Ludwig Ganghofer.

Der schöne Abend dämmerte. Im Tal nur noch ein zartes, farbiges Träumen, jede Farbe mit Blau getönt. Doch der Himmel hatte noch hellen, gelben Glanz, und auf der kahlen Steinzinne der Großen Not waren einzelne Felszacken und Schneeflecke noch blutrot angestrahlt.

Langsamen Schrittes kam Ambros vom Waldsaum über die Wiesen hergegangen. Sein Weg führte an dem Pfahl vorbei, dessen Tafel die Inschrift trug: „Verbotener Weg." Dann überstieg Ambros die Bretterplanke und folgte der Straße. Jedesmal in den vergangenen Tagen, so oft er über diese grau verwitterte Planke gestiegen war, hatte er an den Tonele denken müssen. Heute zum erstenmal blieb diese Erinnerung aus. Denn immer glänzte noch vor seinen Augen dieses rote Bild, das schön war und wie brennend in der Sonne stand.

Die Hände in den Taschen der Bluse vergraben, ging er mitten in der Straße, sah immer vor sich hin und hatte keinen Blick für den Glanz des Abends, in dessen Stille die Wildach rauschte wie ein Lied von vielen fernen Stimmen.

Da überholte ihn auf der Straße ein schlanker, langer Mensch, in grauer Tuchhose und blauem Leinenkittel, ein paar Blumen auf dem Hut, ein braunes Bündel an dem Stecken, den er geschultert trug. Wie ein feiner Schleier hing die blaue Dämmerung um ihn her. Mit einer festen, klaren Stimme sagte der Fremde: „Guten Abend!" Und ging vorüber.

Ambros hob das Gesicht, so rasch und erstaunt, als hätte er etwas Merkwürdiges gehört. Doch er sah nur einen Menschen, den er nicht kannte. Und gab den Gruß zurück: „Guten Abend auch!" Und träumte wieder vor sich hin und hörte den Waldrauscher singen und sah das rote Bild in der glühenden Sonne.

Der Fremde war auf dem Fußpfade neben der Straße plötzlich stehengeblieben und hatte den Kopf gedreht. Schweigend stand er, ließ Ambros an sich vorübergehen, sah ihm nach und streckte den Hals wie einer, der schärfer sehen will.

Kaum hundert Schritte hatte Ambros noch zu gehen, um das Haus der Wildacherin zu erreichen. Als er in den Hof trat, kläffte der weiße Spitz und fuhr auf ihn los. Eine leise Stimme wies den Hund zur Ruhe. Und Ambros sah das Mädchen auf der Hausbank sitzen.

„Guten Abend, Beda!"

„Guten Abend, Herr Lutz! Der Träger hat dein Sach schon auffitragen ins Stübl. Schafft der Herr vielleicht noch ebbes?"

„Nein, ich danke." Ambros lachte — das wirkte immer heiter auf ihn, wenn Beda „Herr" zu ihm sagte und ihn dabei duzte, wie einst in der Kinderzeit.

Er trat ins Haus. Und Beda, die sich erhoben hatte, wollte ihm folgen. Aber da sauste der Hund auf die Straße hinaus und begann ein Gebell, daß es an der nahen Bergwand ein Echo gab.

„Sully!" rief das Mädchen mit lauter und scharfer Stimme. Doch Sully hörte nicht, blieb auf der Straße draußen und kläffte. Und Beda, als sie rasch ein paar Schritte gegen das Zauntor machte, sah in der Dämmerung da draußen den langen, hageren Menschen stehen.

„Schon wieder einmal!" sprach sie in Zorn vor sich hin. „Wart, du! Dem Unsinn mach' ich ein End!" Sie strich mit den Händen die Haare von den Schläfen zurück und ging auf die Straße zu. Und fing, noch ehe sie den langen Menschen erreichte, schon zu reden an — und gar nicht freundlich: „Du? . . . Was willst denn schon wieder? Es scheint, ich muß dir's einmal gut deutsch sagen, daß ich mein Ruh haben will. So eine Narretei! Bei der Nachtzeit allweil da umeinandstehn vor meim Haus! D' Nachbarsleut reden schon drüber. Und ich will mein Fried haben! Mach, daß d' weiterkommst!"

„Ah, da schau!" sagte der Fremde. Und seine Stimme klang nicht mehr so fest und klar, wie sie geklungen hatte, als er Ambros guten Abend gewunschen. „Mir scheint, du nimmst mich für ein andern?"

„Jesus!" stammelte Beda und fuhr zurück, als hätte sie einen Stoß vor die Brust bekommen.

Nun standen die beiden wortlos in der grau gewordenen Dämmerung. Auch der Spitz war still geworden und schnupperte vorsichtig am Hosenschaft des Fremden.

Ein paar Sterne flimmerten schon aus dem erblassenden Himmel herab. Und plötzlich hörte man das Rauschen der Wildach nicht mehr — denn aus dem offenen Giebelfenster des kleinen Hauses schwoll eine leidenschaftlich bewegte Flut von Klängen in den dunklen Abend heraus.

Aber die beiden auf der Straße schienen von dieser klingenden Schönheit und von all dieser tönenden Sehnsucht nicht viel zu merken. Schweigend sahen sie einander an; doch jedes sah das Gesicht des anderen bei der tiefen Dämmerung nur als einen bleichen Fleck mit schwarzen Schatten. Und Beda —

Published 20. VIII. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

als hätte die Verwechslung, die ihr passierte, auch etwas Lustiges für sie — fing plötzlich leis und hart zu lachen an. Und mit diesem Lachen in der Stimme sagte sie: „Da hab ich mich aber grob verschaut! . . . Du? . . . An dich hab ich freilich net denken können!"

„So? Gar net ein bißl?"

„Na! . . . Seit wann bist denn wieder daheim?"

„Heim muß ich erst noch kommen. Grad bin ich am Weg! . . . Wie hat's dir denn allweil gangen, die Zeit her?"

„Net schlecht! . . . Und dir?"

„Wie's halt gehn hat können."

„Is der Mensch gnügsam, so is er bald z'frieden."

„Ah ja! . . . Und d' Wildacherin is allweil wohlauf gwesen?"

„Allweil! Dank der Nachfrag! . . . Und gut Nacht! . . . Komm, Sully!"

Der Fremde sah den weißen Spitz an, der an Beda hinaufsprang. „Is das noch allweil der gleiche?"

Diese harmlose Frage schien auf Beda zu wirken wie ein grober Schimpf. Denn sie antwortete in Zorn: „Geht's dich was an?"

„Angehn tut's mich freilich nix. Aber was in der Heimat Brauch is, muß ich verlernt haben. Von der Fremd her bin ich's halt so gwöhnt, daß ich ein Antwort hör, wenn ich frag um ebbes."

„Hättst bloß ein bißl denken brauchen, so hättst net fragen müssen. So ein Hundl is net der Waldrauscher, der hundert Jahr alt wird! . . . Den Sully hab ich seit vier Jahr! . . . No also, bist jetzt z'frieden?" Beda trat in den Hof und warf das Gattertürchen zu, daß es rasselte.

Der Fremde lachte. Dann guckte er in die Luft — als hätte er plötzlich die stürmischen Klänge vernommen, die aus dem dunkeln Giebelfenster herausfluteten.

„He! Du!" rief er dem Mädchen nach.

Beda, schon bei der Haustür, wandte halb das Gesicht. „Was denn noch?"

„Der da droben d' Orgelpfeifen so narret scheppern laßt . . . is das ebba der stadtische Mensch, der zu enk da einigangen is . . . ein paar Minuten kann's her sein?"

„Sonst haust keiner bei uns."

„Entweder hab ich mich grad so verschaut wie du . . . oder ich tät drauf schwören: das is kein andrer gwesen als der Lutzenbrosi?"

„Der Herr Lutz hat kein Brudern . . . da kannst dich net verschaut haben."

Der Fremde schwieg, als hätte ihm diese Antwort was zu denken gegeben.

Und Beda trat ins Haus, lockte den Hund zu sich heran und drückte die Tür zu. Eine Weile stand sie im finsteren Flur, umwirbelt von den schönen Klängen, die das kleine Haus durchhallten. Das dauerte dem weißen Spitz zu lange; er wollte in die Stube und scharrte an der Schwelle.

Die Wildacherin öffnete die Tür, und matte Lampenhelle fiel in den Flur heraus.

„Aber Madl! Was stehst denn da in der Finstern? Warum kommst denn net eini in d' Stuben? Oder tust auf d' Musi lusen?"

„Ein bißl, ja."

„Geh, komm, in der Stuben hört man's grad so gut! Und an d' Arbeit mußt auch noch ein bißl denken. Morgen is d' Wochen gar, und d' Schachtel mit der War muß fort."

Beda trat in die Stube und wollte zum Tisch. Doch auf halbem Wege blieb sie erschrocken stehen. Trotz all des lauten Klanges, der über der Stubendecke rauschte, hatte sie die Schritte vernommen, die durch den Hof zur Haustür kamen.

„Jesses! Madl!" jammerte die Wildacherin. „Was hast denn?"

„Nix! Was soll ich denn haben?"

„Bist ja mauerbleich übers ganze Gesicht! Hast dich am End verkühlt auf der Hausbank? Weil ich dir's aber allweil sag, du sollst dich im leichten Stubengwandl net so aussihocken in d' Nachtkühlen. Es is noch lang net Sommer. Und auf'n Abend hat der Bergwind noch allweil ebbes Winterigs."

Da fing der Spitz zu kläffen an, draußen ging die Haustür, und einer polterte mit schweren Schuhen über die Stiege hinauf.

„Wer trampelt denn da draußt umeinander?"

„Was weiß denn ich?" Beda rückte die Handschuhnähmaschine in den Lichtkreis der Tischlampe. „Zum Herrn Inschenier is schon oft einer auffi."

Die Wildacherin guckte zur Tür hinaus. „He? Was is denn? Is einer da?"

„Geht's da auffi zum Herrn Lutz?" klang die Stimme des Fremden über die Stiege herunter.

„Ja! Bist schon recht! Links ummi mußt! Da bist nacher gleich bei der Tür."

Dort oben im Bodenraume war es finster. Aber der Fremde brauchte nur den Klängen nachzugehen, die ihm entgegenschollen.

Ambros saß in der dunkeln Stube am Klavier, mit Herz und Sinnen so ganz versunken in das Beethovensche Allegro, daß er das Pochen an der Tür nicht vernahm. Er fühlte nur, als die Tür geöffnet und wieder geschlossen wurde, den kühlen Lufthauch, der durch das offene Fenster hereinstrich. Ohne das Spiel zu unterbrechen, blickte er zum Fenster hinüber und sah in dem grauen Rahmen zwei helle Sterne blitzen. Und als hätte das zitternde, rätselhafte Feuer, das aus ungemessenen Fernen zu ihm herstrahlte, eine wundersame Glut in seiner Seele und in all seinen Lebenskräften entzündet, so rauschte das Allegro unter seinen Händen immer stürmischer und leidenschaftlicher. Nach allem Sturm dieser Töne ein zart verhauchender Klang. Und dann begann mit lind und zögernd schreitenden Rhythmen das träumerische Andante zu singen, wie eine Stimme aus geheimnisvollen Reichen, wie ein unirdischer Klang, der von Schönheit flüstert, die auf Erden niemals heimisch war und doch für alle Sehnsucht in verheißungsvoller Nähe wohnt . . .

Die Stimme schwieg. Ambros ließ die Hände sinken. Noch ein feines, leises Nachklingen der Saiten. Und nun wandte Ambros hastig das Gesicht gegen den finsteren Raum der Stube. Er sah bei der Türe schwarz und regungslos einen Menschen stehen und hörte ein tiefes Aufatmen — so, wie einer atmet, dem eine unaussprechliche Freude oder eine unsagbare Trauer im Herzen ist.

Ambros sprang auf. „Wer ist in meinem Zimmer?"

Aus der Dunkelheit klang die bebende Stimme des Fremden: „Bloß ich bin's, Brosle!"

Das fremd gewordene Gesicht auf der Straße hatte Ambros, als es noch halber Tag gewesen, nicht erkannt. Doch jetzt, in der Finsternis, erkannte er die Stimme. Und da schrie er in Freude: „Toncle? . . . Du Herr im Himmel! . . . Bist du's?"

„Ja, Brosle!"

Lachend sprang Ambros auf den Toni zu, umschlang ihn und küßte ihn, wie Brüder sich küssen — und merkte in seiner Freude gar nicht, daß ihn der Toni mit beiden Händen von sich wegdrängte, als hätte er ein Widerstreben gegen Dinge, die man Zärtlichkeiten nennt.

Während der Toni immer schwieg, wirbelte Ambros all seine Freude in einem Sturz von Worten aus sich heraus. Und dann rief er: „Aber wart', ich mache Licht! Ich muß doch sehen, wie du aussiehst! Muß mich doch freuen können an deinen Augen!" Lachend sprang er in der Finsternis irgend wohin, und dann klirrte etwas wie Glas.

Und der Toni sagte schwer und langsam: „Gleich auf der Straßen is mir's gwesen: das muß der Brosle sein! Und da hab ich dir nachgehn müssen, daß ich dir Grüßgott sag. Aber gar net ghört hast mich, wie ich da eini bin in d' Stuben." Ambros, mit der Lampe beschäftigt, lachte immer wieder. „Lang bin ich allweil gstanden und hab so

...ten müssen ... ich weiß net wie!" Ein tiefer Atemzug. ...d das muß ich dir sagen, Mensch: da kannst kein ebbes ...ne. So was von Musi hab ich noch nie net ghört! ...eil is mir gewesen, als tät einer reden mit mir, ganz ...lich und seelengut ... so, wie der Waldrauscher singt ... ...das is gipaßig: alle dummen Streich sind mir eingfallen, ich trieben hab im Leben ... und bei jedem Einfall hab ...mir denken müssen: wär gscheiter gewesen, du hättst es ...s gmacht! Da hätt mich d' Mutter net verlieren müssen ...hert ihr Freud an mir haben können." Der Toni lachte ...schen. „Das hätt ich mir nie net einreden lassen, daß ...mir frömmer sein kann als Predig und Beicht."

...Die kleine Lampenflamme zuckte auf. Und Ambros wandte ...sicht. „Tonele! ... Über Wesen und Wirkung der ... hab ich einen Menschen noch selten solch ein gutes ...sagen hören, wie du da gerade gesagt hast!"

„Wieso? Was hab ich denn gsagt?"

„Ein Wort, aus dem ich auch heraushörte, daß du noch ... der Tonele bist, den ich liebhaben mußte. Aber ..." Ambros deckte den blauen Glassturz über die Lampe ...ng sie zum Tisch. „Komm her und laß dich anschauen!" ...m den Toni bei der Hand und zog ihn zu einem Sessel. ...ine milde Helle war in der kleinen, weißen, einfachen ... die außer dem Pianino, der Bettstelle und dem großen, ...mrollen bedeckten Tisch nicht viel enthielt.

...wigend saßen sich die beiden Jugendfreunde eine ... gegenüber, und einer sah dem anderen suchend in die ...

...end sagte dann der Toni: „Sauber hast dich aus... ..., Brosle! Und gut schaust aus!"

...nd du so ernst! Viel älter, als du bist!"

...ein, 's Leben hat mich halt ein bißl druckt."

...s sagte der Toni, wie man zu sagen pflegt: das Wetter ... ganz erträglich.

...Ambros schloß bei diesem Wort die Hände noch ...m die schweren Fäuste des Freundes und spähte mit ...Blicke der Sorge in dieses ernste, hagere, glattrasierte ... das hart in allen Zügen war, fast unschön, und ... gewinnend wirkte durch diese eigenartige Mischung ...er Männlichkeit und herber, unverlorener Jugend. ...rgezeichnittene Braunhaar lag so glatt und schimmernd ...n kräftigen Schädel, als wäre der Toni ohne Hut durch ...Regen gegangen. Keine Spur von Freude redete aus ...strengen Zügen — sie glänzte nur in den klaren, ...n Augen, die prüfend auf Ambros ruhten.

...rzähl mir, Tonele ... sag mir alles von dir!"

„...a is net viel zum Verzählen. Um d' Mutter is mir ...leien. Aber mit'm Bruder war kein Hausen nimmer. ...ch halt denkt: gibst nach und machst, daß d' weiter ... Heimzogen hat's mich freilich allweil ... so eine ...buckelte Landschaft haben s' da draußt im Unterland. ...no, der Platz is gut gewesen, den ich gfunden hab ... ...verwitibten Hof hab ich mich als Hausmeier eindingt. ...s is mir ein Tag gewesen wie der ander, net schlecht ...und recht. Daß mich die Witib allweil heireten hätt ... das hat mich net scheniert. D' Ellbogen halt man ...cht frei von die Weiberleut, wenn man Freud an der ... hat."

...mbros lachte. „War sie alt ... die Witib?"

„...no, gar net! Ein saubers Weibets. Aber ich hab ...net mögen. Und der Wirtschaft z'lieb hätt ich's des... allweil noch ausghalten. Mucken, die net stechen, ...sind net arg. Aber da hat mir d' Mutter gschrieben, ...daß ihr gar nimmer gut ausschauen mit der Gsundheit. ...natürlich, da hat's mich heimtrieben, auf der Stell."

„...Wie hast du die Mutter gefunden?" fragte Ambros, dem ...eine Röte über das Gesicht huschte; er empfand es jetzt ...gegenüber als eine Schuld, daß er sich um die ...Lehneggerin so wenig bekümmert hatte. „Geht es ihr ...

„D' Mutter hab ich noch gar net gsehen ... weil ich erst grad am Heimweg bin."

Ambros sprang auf. „Da sollst du dich um meinetwillen keine Minute mehr verhalten! Was das heißt, eine Mutter liebhaben ... das weiß ich doch! Komm, Tonele! Ich gehe mit dir die Straße hinunter und begleite dich heim. Da können wir schwatzen, und ich will dir von meiner schönen Arbeit erzählen."

Der Toni nickte und ging zur Tür; und weil ihm Ambros mit der Lampe leuchten wollte, sagte er: „'s Licht kannst ausblasen. Ich stolper net in der Finstern." Er war auch gleich bei der Treppe und stieg mit schwerem Schritt hinunter.

Im schwarzen Flur holte Ambros ihn ein. Der Spitz in der Stube kläffte, und durch eine Ritze der Tür quoll feiner Lichtschimmer heraus.

„Die Hausleute sind noch auf," sagte Ambros, „magst du nicht ein Grüßgott hineinrufen? Da wohnt doch die Beda, weißt du —"

Ohne zu antworten, zog Toni die Haustür auf und trat mit raschem Schritt in die sternhelle Frühlingsnacht hinaus. Von der Hausbank nahm er den Stecken und das Bündel auf — und war schon auf der Straße, als Ambros wieder zu ihm trat.

„Tonele? Warum bist du denn so flink davon? Die Wildacherin und die Beda hätten sich gewiß gefreut, zu sehen, daß du wieder in der Heimat bist."

„So? Meinst?"

„Denkst du noch manchmal an den schönen roten Abend, an dem wir den großen Huchen fingen ... wir drei?"

Der Toni schwieg.

„Oder hast du das schon vergessen?"

„So ebbes bleibt!" sagte der Toni kurz und hart. „Aber was ich fragen will? ... Kommt mein Bruder öfters da her zur Wildacherin?"

„Dein Bruder? Nein! ... Nur am Abend einmal, da hab ich ihn gesehen, wie er vor dem Hause der Wildacherin auf der Straße stand."

„So? ... Und du? Bist viel mit der Beda beinand?"

„Leider nein! Das Mädel ist schmuck, klug und selbständig. Und die harte, trotzige Art, die sie hat, gefällt mir. Ich möchte ganz gerne manchmal ein Stündl mit ihr verschwatzen. Aber ich habe keine Zeit dazu. Am Morgen geh ich schon früh aus dem Haus, am Abend komm ich erst spät wieder heim, und den ganzen Tag bin ich bei meiner Arbeit."

„So? Arbeit hast? Ich hab mir denkt, du bist bloß so zur Sommerlust im Dorf da? ... Was für Arbeit hast denn?"

„Was Großes und Schönes, Tonele!"

Ambros schob seinen Arm unter den Arm des Toni und fing in Stolz und Freude von seinem Werk zu reden an, während sie unter dem Glanz der Sterne auf der dunklen Straße hinschritten. Immer, wenn Ambros von der Bändigung der Wildach sprach, hatte seine Stimme einen warmen und frohen Klang. Aber all dieses Frohe und Warme war heute noch wärmer und froher als sonst. Etwas heiter Trunkenes und selig Gläubiges war in seinem Wort und Lachen. Alles Nüchterne der Arbeit bekam einen Hauch von träumerischer Schönheit, das Alltägliche wurde zu einer wunderbaren, leuchtenden Sache, immer blitzte und funkelte die Wildach von roter Sonne, und in der Hoffnung, mit der Ambros vom Gelingen seines Werkes sprach, war eine tiefe, heiße, zitternde Sehnsucht.

Der Toni unterbrach ihn mit keinem Wort; doch er hörte aufmerksam zu; nur als sie nah an dem Altwasser der Wildach vorübergingen, spähte er immer wieder seitwärts in die stille Nacht hinaus — und tat einen schweren Atemzug, als die Straße in den finsteren Buchenwald hineinführte.

Ambros sah nichts anderes in der Nacht, als immer nur die schönen Bilder seiner Arbeit. Und als sie aus dem Buchenwäldchen wieder ins Freie kamen, hatte er keinen Blick

für die lange, weiße Mauer mit den kugelgeschmückten Säulen und sah nicht, daß in der Tiefe des Parkweges zwei erleuchtete Fenster des Schlößchens rot aus der Nacht herausbrannten wie zwei große, glühende Untieraugen.

Der Toni nickte manchmal, während er zuhörte. Und wenn es nicht so finster gewesen wäre, hätte Ambros sehen müssen, daß der Toni auch manchmal lächelte — ganz so wie damals, als der kleine Brosi beim Anblick der Großen Not gesagt hatte: „Da steig ich hinauf einmal!"

Dabei machte der Toni immer längere Schritte — man sah in der Nacht schon den dunklen Giebel und die schwarzen Baumkronen des Lahneggerhofes.

„Und bis zum Herbst, bevor noch der erste Schnee fällt, muß alles fertig sein! Und ich denke, meine liebe Heimat wird Dank und Nutzen von meiner Arbeit haben. Das zu denken, ist schöne Freude für mich!" Ambros preßte zärtlich den Arm des Freundes an seine Brust. „Tonele? Freust du dich nicht auch mit mir?"

„Ja, Brosle! Da kannst ebbes Nobels füreinand bringen!" Dem Toni, der schon an den Augenblick dachte, in dem er zu der kranken Lahneggerin in die Kammer treten würde, zitterte die Stimme. „Aber Verdruß wirst haben bei der Arbeit, so viel, wie der Tag Minuten hat! Das is allweil so, wenn einer ebbes macht, was für d' Leut ein Nutzen bringt."

„Gott bewahre! Alles geht so glatt wie am Schnürchen."

„So? Das wär aber 's erstemal."

Da sprang aus dem schwarzen Straßengraben ein Weibsbild heraus und stammelte: „Tonele? Bist es?"

„Jesses! Die Kathrin!" fuhr es dem Toni mit erwürgtem Laut aus der Kehle. „Geht's ebba der Mutter recht schlecht?"

„Na, na, da brauchst kein Angst net haben!" Das Weib faßte den Toni am Arm, zog ihn gegen die Wiesenplanke hin und flüsterte: „Weißt, d' Mutter laßt dir bloß sagen, du sollst es dem Krispi net verraten, daß d' Mutter an dich gschrieben hat."

„So arg treibt's der Krispi mit der Mutter?" Diese Frage klang wie ein zorniger Fluch.

„Ah na, es is net so arg! Aber d' Mutter tut sich halt allweil ein bißl ängsten, weißt."

„Das red ich der Mutter heut noch aus! . . . Aber wie weiß denn d' Mutter, daß ich komm, grad heut?"

„Seit drei Täg hab ich schon allweil warten müssen. Und d' Mutter paßt auf dich wie der Sünder aufs Heilige."

„Aber besser geht's der Mutter, gelt?"

„No ja, wirst es ja selber sehen! Und gelt, sag fein dem Krispi nix, daß ich schon gredt hab mit dir! . . . Gut Nacht derweil!" Das alte Weib sprang in den Straßengraben und kletterte über die Wiesenplanke — und war in der Nacht verschwunden.

Der Toni nahm den Hut ab und fuhr sich mit dem Arm über die Stirn, als hätte er nach schwerer Arbeit den Schweiß von seinem Gesichte zu wischen. Dann ging er auf Ambros zu, der ihn fragte: „Tonele? Was war denn da?"

„Nix! . . . Aber pressieren tut's mir, daß ich heimkomm."

Sie machten rasche Schritte. Und nun standen sie vor dem stillen Lahneggerhofe.

Ambros faßte die Hand des Freundes. „Tonele! Von meinem vergangenen Leben ist mir heute ein liebes, verlorenes Stück wieder zurückgegeben mit dir! Ich kann dir nicht sagen, wie ich mich freue! Immer möchte ich lachen und schreien . . . so etwas Heißes und Frohes ist in mir! Und gelt, du freust dich auch, daß wir uns wieder haben?"

„Ja, Brosle! . . . Es könnt mich freuen, ja! . . . Aber viel müßt anders sein! . . . Gut Nacht! D' Mutter tut warten auf mich!"

Der Toni befreite seine Hand, nahm das Bündel unter den Arm, schleuderte den Stecken fort, stieß das Zaunthürchen vor sich auf und trat in den Hof.

* * *

Niemand kam, um den heimgekehrten Haussohn zu begrüßen. Auch die alte Kathrin blieb verschwunden. Der Lahneggerhof lag da wie ausgestorben. Nur in der Wohnstube — durch die Fenster konnte Toni sehen, daß sie leer war — flackerte ein Talglicht auf dem Tische.

Kein Hund bellte, als Toni die Haustür öffnete — der Krispin Sagenbacher war gegen Feuer und Einbruch gut versichert, also hatte er's nicht nötig, einen Hund als Wächter zu füttern.

Im finsteren Flur blieb Toni eine Weile stehen. Der starke, große Mensch zitterte an allen Gliedern. Und er mußte lange hin und her tappen, um die Türklinke zu finden, auf die er seit seiner Kindheit tausendmal die Hand gelegt hatte.

Beim ersten Schritt in die Stube hörte er von der anstoßenden Kammer her den ängstlichen Flüsterlaut der Mutter: „Tonele?"

Er warf das Bündel auf die Bank hinter dem großen Kachelofen. „Ja, Mutter, ich bin's!"

Da wurde das scheue Flüstern in der Kammer zu einem hysterischen Schreien: „Tonele! Bub! Mein Bub! Mein Bub! Mein Bub!" Immer wieder dieses gleiche Wort, bis sich Toni in der finsteren Kammer über das Bett hinwarf. Zwei dürre Arme umklammerten seinen Hals, unter einem Schluchzen, das nicht enden wollte.

Als die Lahneggerin wieder reden konnte, sagte sie: „Geh, hock dich auf d' Bettstatt her! 's Kniegeln hast nie net gut vertragen."

Toni hob sich von den Knien auf, und die alte Bettlade krachte, als er sich auf die Kante setzte. In seinem Schoße hielt er die mageren Hände der Mutter fest. Ganz still war es in der dunklen Kammer. Nur die tiefen Atemzüge der beiden. Und in der Stube draußen der flinke Pendelschlag einer Wanduhr.

Dann fragte der Toni: „Wie geht's dir denn, Mutter?"

„Viel besser . . . weil ich dich hab." Das war wie ein leises Lachen. Aber nun wurde die Stimme der Lahneggerin scheu und leise: „Wie lang kannst denn bleiben?"

„Solang mich haben magst. Ich bleib für ganz daheim."

„Mar' und Joseph!" Schreck und Freude zitterten in diesem leisen Worte. Und dann fragte die Lahneggerin in banger Sorge: „Jesus Maria, wie wirst denn da mit'm Krispi füreinand kommen?"

„Ganz gut, Mutter! In d' Wirtschaft red ich ihm nix drein, Kost und Loschie zahl ich ihm, und Arbeit such ich mir außer Haus. Da mußt kein Angst net haben, Mutter! Ein bißl Verstand wird er wohl haben, der Krispi. Und wenn er merkt, daß ihm mein Bleiben kein Schaden macht, und daß ich ihm net auf der Schüssel lieg, da wird er wohl so gscheit sein, daß er den alten Unfrieden gut sein laßt."

Die Lahneggerin atmete auf, zog die Hand ihres Buben an ihre Wange und flüsterte: „Ein paar hundert Markln hab ich unterm Strohsack. Die kannst haben, Tonele . . ."

„Na na, Mutter! Ich hab schon, was ich brauch."

Aber die alte Frau gab keine Ruhe, bis der Toni nicht unter die Kopfkissen griff und so tat, als hätte er den mit Geldstücken angepfropften Strumpf unter dem Strohsack hervorgezogen und in seine Joppentasche gesteckt.

Dann begann aber gleich wieder eine neue Sorge in der Lahneggerin zu wühlen. „Tonele? Mar' und Joseph! Wenn für ganz bei mir bleibst . . . was tut denn nacher die Witib draußt im Unterland?"

Er lachte leis. „Die muß sich halt ein andern Meier suchen."

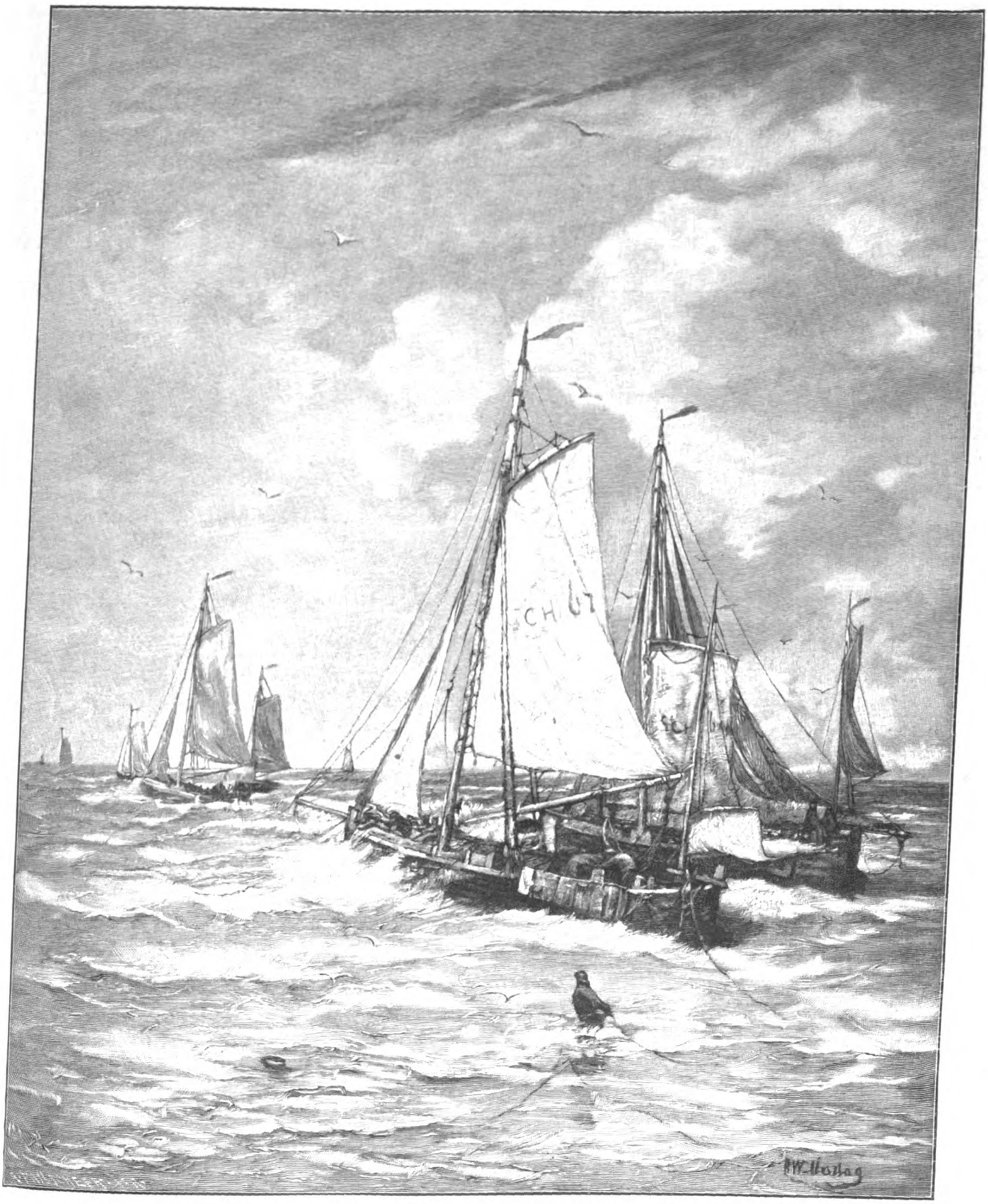
„Wird denn nacher da nix mehr draus?"

„Was?"

„No, was d' mir gschrieben hast . . . von der Witib?"

„Na, Mutter, da wird nix draus."

„Jesus Maria! Mag s' ebba jetzt nimmer?"



Holländische Fischerboote.

Gemälde von H. W. Mesdag.

„Mögen tät s' noch allweil. Aber i ch mag net."

„Aber schau, Tonele . . . ein schuldenfreier Hof . . . und so ein nobels Sach?"

„Sach? . . . Was hat denn einer vom Sach? . . . Jeder Garten muß ein Blüml haben, jeds Leben sein Glück, und jeder Mensch sein bißl Freud. Sonst is die ganze Gschicht kein Hundspfiff wert. Bloß für'n Fraß leben, wie der Ochs im Stall? Na, Mutter! Da wär mir d' Müh drum z'viel!"

Die Lahneggerin preßte die Hand ihres Buben an ihre welke Brust und fragte erregt und leise: „Tonele? . . . Tätst dir denn eine wissen . . . so eine Freud . . . um die man sich plagen möcht?"

Eine Weile schwieg der Toni, dann sagte er: „Daß ich bei dir bin, Mutter, das is mir Freud grad gnug!"

Die Hände des Sohnes umklammernd, lag die Lahneggerin stumm in den Kissen, bis sie mit erwürgter Stimme und unter Tränen stammelte, mit Lauten, wie ein reuiger Sünder eine schwere Schuld bekennt: „So eine Mutter is ebbes Schlechts . . . unser Herrgott soll mir's verzeihen!"

„Aber geh, was redst denn da?"

„Ja, is schon wahr . . . ferm freuen tut's mich, daß ich dich hab! Und kommst um meintwegen um so viel Sach! Und um ein schuldenfreien Hof! . . . Unser Herrgott soll mir d' Freud verzeihen!"

„Der lacht dazu . . . wenn's wahr is, daß er lachen kann!"

Erschrocken fragte das kranke Weib: „Warum soll denn unser Herrgott net lachen können?"

„Weil ich mir net fürstellen kann, daß er weinen muß. Und wer net weiß, was weh tut, der bringt auch nie kein richtigen Lacher fertig. . . . Ich mag schon gar nimmer drüber nachdenken! . . . Aber es kommt mir so für, als müßt unser Herrgott ein unlustigs Mannsbild sein, ohne Wehdam und ohne Freud . . . hart und gleichmütig wie der letzte Stein auf'm höchsten Berg, der ohne Augen abischaut auf die kleine Narretei im Tal, und dem alles recht is, schwarz oder weiß, gut oder schlecht."

Die Lahneggerin bekreuzigte sich in der Finsternis. Sie hielt, was Toni gesagt hatte, für eine unchristliche und sündhafte Rede. Doch ihrem Buben in der ersten Stunde des Wiedersehens ein scheltendes Wort zu sagen — das brachte sie nicht fertig. Drum nahm sie seine Sünde stumm und mit einem heimlichen Stoßgebet auf das eigene Herz. Und erschrocken griff sie nach seinem Arm, als er aufstehen wollte.

„Mutter, ich komm gleich wieder! Bloß 's Kerzenlicht hol ich eini, daß ich dich ein bißl anschauen kann."

„Na, Tonele, lieber net! In der Nacht und beim Licht, da schau ich allweil so ungut aus. Geh, wart bis morgen in der Fruh! Schau, ich sieh dich ganz gut in der Finstern! Wirst dir wohl auch ein bißl fürstellen können, wie d' Mutter ausschaut. 's Gsicht von der Mutter, mein' ich, kann man sich leichter ausdenken als wie 's heilige Antlitz von unserm Herrgott. Geh, bleib bei mir da! Das Stündl, wo der Krispi net daheim is, möcht ich ganz haben."

„Wo is denn der Bruder?"

„Auf der ‚Post' wird er halt wieder drunt hocken. Ich weiß net, was er jetzt allweil bandelt mit'm Burgermeister und mit die Ausschusser. Mir sagt er nix. Aber wie ich von der Kathrin hör, schimpft er allweil auf d' Wasserbauerei und d' Inschenierleut."

„. . . Sooo? . . . Mankelt der Krispi am End ebbes gegen den Brosi?"

„Der Brosle! . . . Weißt es schon? . . . Was sagst! Der Herr Lutz! . . . Gar nie net is er einikommen zu mir! Hätt doch auch ein bißl mit mir reden können . . . von dir!"

„Er hat viel Arbeit, weißt! Da därfst ihm nix nachtragen! . . . Aber weit hat er's bracht! Mein Brosle, mein kleiner!" Ein leises, fast zärtliches Lachen. „Da muß man Respekt haben. Und freuen tut's mich."

„Geh, laß den andern! Tu mir lieber von dir verzählen! Alles mußt mir sagen! Wann hast denn mein Brief kriegt? Wie bist denn mit der Witib auf gleich kommen? Die Kathrin hat dir aufpaßt auf der Straßen, gelt? Und wie is dir denn der Heimweg gwesen? . . . Ein bißl gschwind mußt mir alles sagen! Um Else kommt der Krispi allweil heim . . . und da is mir's lieber, du liegst schon im Bett. Reden kannst morgen in der Fruh mit ihm . . . so ebbes ist allweil besser beim Taglicht! Und schlafen tust in deim alten Stüberl droben, da hat alls so bleiben müssen, wie's gwesen is. Brauchst dich bloß einilegen! . . . So! Und gib mir die ander Hand noch her! Und jetzt verzähl!"

Der Toni fing langsam und ruhig zu reden an; von der Witib da draußen im Unterlande sagte er kein Wort mehr; aber viel erzählte er von Acker und Ernte, vom Stall, von den sechs Rossen, die er geführt hatte, und von den Dienstboten, die dem Zugewanderten lange nicht parieren wollten. Und wenn er etwas erzählte, was der Mutter gefiel, drückte sie seine Hände, so fest sie das in ihrer Schwäche noch fertig brachte.

Als draußen in der Stube die Wanduhr wieder schlug, sagte die Lahneggerin erschrocken: „Jesus! Else hat's gschlagen! Jetzt schau aber, daß d' auffikommst in dein Kammerl!"

„Laß mich noch ein bißl bleiben!"

„Na, Tonele, kein Schnaufer nimmer! Schau, daß d' auffikommst! Sonst hab ich kein Ruh mehr!"

„No also, daß dein Ruh hast!" Toni stand auf. „Gut Nacht, Mutter!" Er wollte der kranken Frau die Wange streicheln und fühlte unter seiner Hand dieses kleine, mager zusammengeschwundene Gesicht. Ein Schreck durchfuhr ihm das Herz. Doch weil er die Mutter nicht ängstigen wollte, fand er die Kraft, mit ruhiger Stimme zu sagen: „Und daß d' mir ein bißl besser wirst bis morgen, gelt!"

„Freilich, ja! Es is mir eh', als wär ich halb schon gsund . . . weil ich dich hab! Gut Nacht, Tonele!" Sie schob ihn vom Bett fort.

„Gut Nacht halt, Mutter!" Auf der Schwelle blieb er stehen und drehte das Gesicht. Das Licht, das in der Stube auf dem Tische stand, beleuchtete seine Gestalt und den festen, strengen Kopf.

Die Lahneggerin lachte in ihrer Freude. Aber dann kam ihr gleich wieder die Angst vor dem Krispin. „Geh, schau, daß d' auffikommst!"

Er trat in die Stube hinaus.

„Und 's Licht nimm mit! Daß dich net anstößen tust auf der Stiegen!"

„Ja, Mutter! Gut Nacht!"

Die kranke Frau lauschte auf seinen Schritt, freute sich an jedem Klapp seiner schweren Schuhe — und als es in der Stube draußen finster geworden war, kam ihr der verwegene Gedanke, den Krispin, wenn er heimkäme, in die Kammer zu rufen und ihm zu sagen: „Du!. Dem Toni tust mir sein Fried lassen! Oder ich tu . . . ich weiß net, was ich dir tu!" Aber das hatte sie noch nicht zu Ende gedacht, als ihr ein anderer Gedanke kam, einer, der sie ganz aus dem Häuschen brachte. Seit drei Tagen hatte sie an jedem Abend von der Kathrin heimlich einen Teller mit Rauchfleisch, Brot und Käse draußen im Küchenkasten für den Toni zurechtstellen lassen. Und jetzt hatte sie völlig vergessen, ihm das zu sagen — in all der ungenügsamen Freude, ihn nur immer reden zu hören! „Jesus! Jesus!" Wie eine Verzweifelte war sie. „Jetzt muß er sich hungrig schlafen legen!" Sie sprang aus dem Bett, um ihrem Buben nachzulaufen. Aber weil sie seit vielen Wochen nicht mehr auf ihren eigenen Füßen gestanden hatte, schwand ihr bei dieser jähen Bewegung das bißchen Blut aus dem Gehirn.

Dieses welke, mager eingeschrumpfte Körperchen machte keinen merklichen Lärm, als es neben der Bettlade auf die Dielen hinglitt. Der Toni konnte nichts hören. Er stand im Flur und leuchtete mit erhobener Kerze nach einem von Zeit und Rauch gebräunten Brette, das unter der Stiege und über der großen Hafertruhe an der Mauer hing. Auf diesem Brette war mit glühendem Eisen die plump und kindlich gezeichnete Gestalt eines mächtigen Fisches eingebrannt. Einem Huchen sah dieses Bild nicht ähnlich; es erinnerte viel mehr an jenen grobköpfigen Wasserdrachen, den man im Biblischen Geschichtenbuch der Dorfschule bei der Legende vom Jonas abgebildet findet. Auch eine Inschrift war auf das Brett gebrannt, in schwer zu entziffernden Lettern. Aber für den Toni Sagenbacher war das keine Geheimschrift. Er selber hatte diese wunderlichen Zeichen vor fünfzehn Jahren in das Holz gebrannt und wußte, das sollte heißen: „67 Zenti lang, 16 Pfund alt Gewicht."

Noch immer das Brett betrachtend, schob er die schweren Schuhe von den Füßen. Dann ging er in den Strümpfen über die Treppe hinauf und trat in eine kleine Bodenkammer. Das war sein Stübchen. Doch es sah ein bißchen anders aus, als die Lahneggerin gemeint hatte. Eine greuliche Unordnung; dazu ein Schmutz, daß man ihn mit dem Hammer hätte abklopfen können; und in dem übel zugerichteten Bette lag ein junger Mensch und schnarchte. Der wollte sich aus seinem bleiernen Schlafe kaum aufrütteln lassen, als der Toni fragte: „He! Wer bist denn du?"

Der andere riß die Augen auf. „Wer bist denn du?"

„Dem Bauern sein Bruder bin ich. Und du?"

„Ich bin der Jungknecht."

„Seit wann liegst denn du in der Kammer da?"

„Seit allweil schon."

„So?" sagte der Toni. Und verließ die Stube.

Er ging die Treppe hinunter — langsam und vorsichtig, um keinen Lärm zu machen — nahm seine Schuhe in die Hand, blies das Licht aus, stellte den Leuchter auf die Hafertruhe und trat in die Nacht hinaus. An die Mauer gelehnt, zog er die Schuhe wieder an. „Muß ich mich halt auffilegen auf'n Heuboden!" Er wollte zur Scheune gehen. Aber da war es ihm, als klängen Stimmen von der Straße her. Er lauschte. Dann lachte er kurz vor sich hin und ging mit raschem Schritt der Straße zu. In der Dunkelheit hörte er Einen mit rauschiger Stimme schreien: „Und aussi muß er zum Tal! Und aussi muß er! Mitsamt seim wällischen Gsindel! Und ehnder gib ich kein Ruh net! Und bal mir net hilfst, so bist mein Nachbar nimmer!"

„No ja, is schon recht!" klang eine zweite Stimme. „Aber für heut möcht ich schlafen. Morgen reden wir weiter. Gut Nacht!"

(Fortsetzung folgt.)

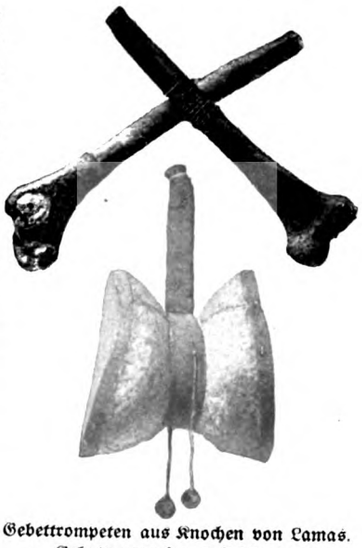
Gebetmaschinen.

Von Dr. K. Boeck. — Mit Bildern, größtenteils nach Aufnahmen des Verfassers.

Gebetposaune.

Gebetmaschinen! Kann es etwas Sinnloseres, Paradoxeres geben als diese Zusammenkopplung von Begriffen, die sich nirgends berühren, einander vielmehr völlig ausschließen? Das Gebet, der innerlichste aller Seelenvorgänge, die Loslösung von jedem an die Erdenschwere gebundenen Gesetz, das ideale Sichaufschwingen des Gemüts und Gefühls verträgt schlechterdings keine Verkettung mit unseren klüglich ausgerechneten Knechtungsmitteln der Kräfte, die von Körpern zu Körpern strömen und unseren Willen mechanisch in industriellen oder sonstigen praktischen Zwecken zur Ausführung bringen. — Aufs heftigste sträubt sich der Verstand aller Verständigen gegen die Vorstellung eines so unfaßbaren Undings. Selbst der findigste Mechanikus wagt nicht, Gretchens herzzerfleischtes: „Ach neige, du Schmerzensreiche" — aus seinem Phonographen hervorkrächzen zu lassen; instinktiv ahnt er, daß dies ein Non plus ultra unerträglicher Geschmacklosigkeit wäre.

Doch nicht nur „wo Begriffe fehlen" stellt unsere unerschöpfliche Sprache jederzeit ein willfährig dehnbares Wörtlein zur Verfügung; auch für jede Verkehrtheit, jede Verbohrtheit scheinen sich in unseres Herrgotts Tiergarten greifbare Muster auftreiben zu lassen. Heutzutage, wo sich Orient und Okzident kaum noch auseinandersitzen lassen, wo wir über jeden Urväterhausrat tausend Meilen ferner Völker besser Bescheid wissen als über die Geheimnisse unserer eigenen Scholle, ist die Kenntnis von dem tatsächlichen Vorkommen, ja sogar tausendfältigem Gebrauch mechanischer Gebetsvorrichtungen nicht mehr auf den Geheimbund zünftiger Religionswissenschaftler beschränkt, die dafür den Namen Gebetmaschinen in Umlauf gebracht haben; blasiert, wie wir sind, spüren wir aber kaum noch etwas von der Ungeheuerlichkeit, die in diesem Vorkommen zu liegen scheint.

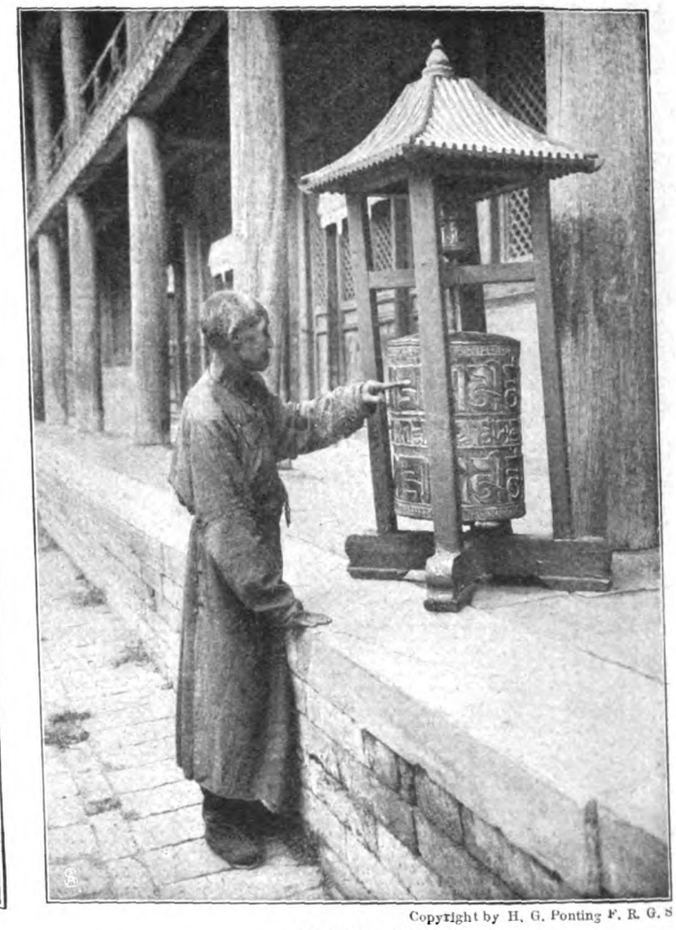


Gebettrompeten aus Knochen von Lamas. Gebettrommel aus Schädeln.

Wir wollen nun angesichts der „Gebetmaschinen" durch das verblüffend Seltsame des ersten Eindrucks hindurchzuschauen suchen. „Alles verstehen, heißt alles verzeihen."

Die reine Lehre Gautamas, des Gründers des Buddhismus, hat auf ihrem Zug ins Innere Asiens die entstellende Wandlung zum „Lamaismus" erlitten, dessen Symbol der „Dordsch" geworden ist, ein Lama-Abzeichen, das meterlang

Vertreter des Dalai-Lama.



Copyright by H. G. Ponting F. R. G. S

Gebetmaschine.

und schwervergoldet vor lamaistischen Kultusstätten ruht, während es, winzig klein, vom Priester bei jeder Amtshandlung mit der Linken umschlossen gehalten wird.

Grausen und Abscheu würden den edlen Reformator Gautama, den entsagungsmutigen Menschenfreund aus dem Fürstenhause der Sakya, überkommen, könnte er, dem jede pomphafte Veräußerlichung der Religion unwürdig erschien, mit Augen schauen, welche Fülle prunkreicher Zutaten seine schlichten Satzungen nun doch wieder als „Zierat" verunstaltet. Was immer geeignet schien, die zwischen dem Himalaja und dem Baikalsee oder von Peking zu den Kalmückenjurten am Kaspimeer hin und her ziehenden robusten Völkerstämme in scheuer Unterwürfigkeit vor der Übergewalt ihrer Priester zu erhalten, wurde von diesen mit den erhabenen Lehrsätzen des Sakyaniden zu einem gleißenden, nicht mehr zu trennenden Amalgame verquickt. Vom brahmanischen Schiwaismus wie vom Schamanentum wurden die bewährtesten Mittel, die greulichsten Masken und Fetische entlehnt, um den starknervigen Kindern der mongolischen Steppe vor der Macht der Lamahierarchie den gehörigen Respekt beizubringen.

Wie der seinem Schiwa opfernde Brahmane ein Erzglöcklein ertönen läßt, sobald er das Lingamidol mit geschmolzener Kuhbutter beträufelt oder mit Blumen bekränzt, so verkündet auch der Lama jedes wichtige Tun durch Läuten einer Klingel, deren Griff in eine Dordschhälfte ausläuft. Auch die Phurbus, die Geisterdolche, mit denen er in Fällen von Besessensein oder Verhextheit den Dämonen und Teufeln zu Leibe geht, haben oft, namentlich wenn sie sorgfältig aus Metall ziseliert sind, einen Handgriff in Dordschgestalt. Erklärt wird ja dieses einer liegenden Acht ähnliche Abzeichen als ein „Donnerkeil", als ein stilisiertes Bündel von Blitzen oder Heiligenscheinen, doch kann man darin auch eine Erinnerung an die buddhistische Handhaltung während des Verharrens in „geistlicher Beschaulichkeit" erblicken. Wie es viele Darstellungen Buddhas zeigen, z. B. sein bronzenes Kolossal-Sitzbild zu Kamakura, ruhen dann beide Handrücken im Schoß, während die Daumenspitzen sowie die aufwärts gekrümmten obersten Fingerglieder einander mit den Nägeln berühren, wodurch ebenfalls die Form einer liegenden Acht entsteht. Mathematiker werden dabei sogleich an ihre Hieroglyphe für die Unendlichkeit denken. Doch die sturmzerzausten, verwetterten Hochlandssöhne Innerasiens bedürfen weniger harmloser und unscheinbarer Reizmittel, um von jenen frommen Schauern durchrieselt zu werden, die das Nahen der Gottheit erregen soll. Kupferne Tubas von mehr als Mannslänge und maßlos wuchtige Pauken suchen durch betäubendes Dröhnen in dem unheimlichen Düster der Tempel das dicke Trommelfell des

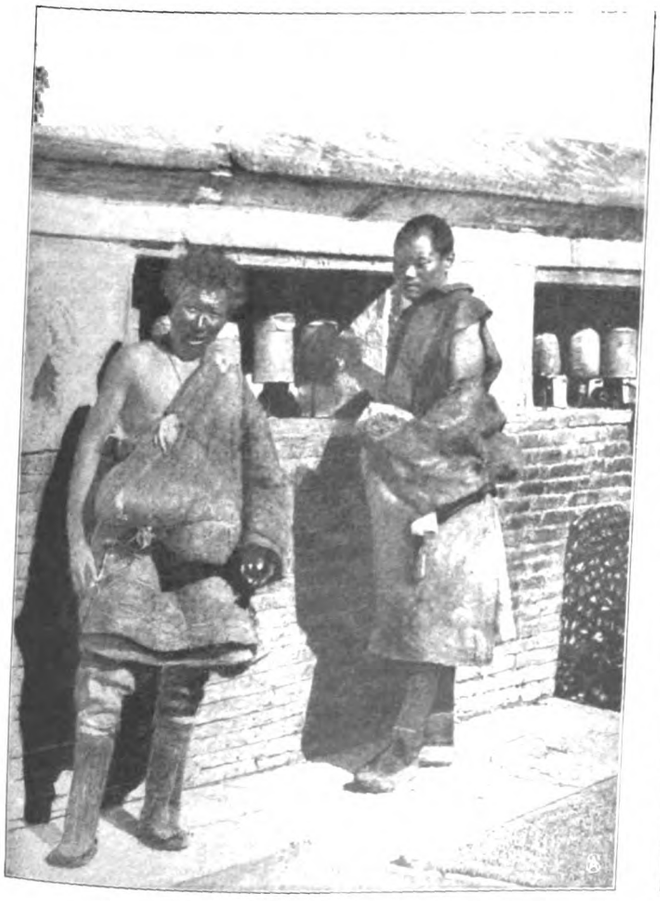
Riesiger Dordsch auf dem Sambunatgipfel.

Tibeters ins Schwingen und ihn selbst zur Andacht zu bringen. Andere, nicht minder kräftige Mittel müssen diese Nervenerschütterung unterstützen: markdurchbohrendes Gekreisch von Hörnern und Trompeten, die aus Röhrknochen, und hartes Geklapper von „Gebettrommeln", die aus Schädeln einstiger Lamas gefertigt sind, liefern die hirnzerfressenden Akkorde für den Orkan lamaistischer Kirchenmusik; wie grelle akustische Blitze und Spitzlichter dringen sie selbst zu den verhärteten Sinnen der sich in dem dunstigen Tempel drängenden Hörer und weit hinaus bis zu deren nur in der Vorhalle zugelassenen Weibern.

Alle diese tönenden Werkzeuge verrichten bereits gewissermaßen den Dienst von Gebetmaschinen. Sie haben keinen anderen Zweck, als auf mechanischem Wege Gebetstimmung oder, da ja der Buddhismus ein Gebet in christlichem Sinn und das vertrauliche „Du" der Gottheit gegenüber nicht kennt, die Verfassung für geistliche Beschaulichkeit vorzubereiten oder zu erzeugen. Wo immer das für unser Gehör peinliche Getöse solcher Gebetinstrumente erschallt, wird irgendeine religiöse Handlung vollzogen, sollte diese auch nur in dem Einsacken von Hirsebrei durch zerlumpte Bettelmönche bestehen, die ihren Almosenbittgang unternehmen. Arm, wie jeder echte Buddhist sein soll, kann sich freilich der Bettelmönch nicht immer den Luxus einer aus wirklichen Lamaschädeln gefügten Gebettrommel leisten, sondern muß sich mit einer aus Holz gedrehten Nachahmung begnügen, wie es z. B. von seiten des langhaarig frisierten Mönches geschah, der mir in Buddhnat, einer innerhalb Nepals geduldeten Tibeter Kolonie, zu dem oberen Bilde auf S. 718 Modell zu stehen die etwas griesgrämliche Freundlichkeit hatte.

Kuriositätenladen.

Aber der eben bezeichnete Herr schwingt auch in seiner Rechten ein vielsagendes, wie ein Paukenschlägel aussehendes Ding, eine „Gebetmaschine" von einfachster Bauart, die aus nichts weiter besteht als einem langen, mit Gebeten, oder richtiger mit dem Buddhistenbekenntnis beschriebenen Baststreifen, der zusammengerollt



Gebetmauer in Buddhnat.

Gebetflaggen eines opfernden Bhutiamädchens.

und mit Leder überzogen ist. An einem Handgriffe kann dies rundliche Paket emporgehoben und herumgedreht werden.

Um aber dieses von den Lamaisten überall und jederzeit geübte Drehen der „Mani“ nicht als kindisch oder gar als Verdrehtheit anzusehen, müssen wir des Ursprungs dieses Brauches gedenken. Allerdings bedarf es dabei eines Hinabsteigens ins graueste Altertum, denn schon in den ältesten Hymnen der Rigweda — also vor mehr als einem Dutzend von Jahrtausenden — wurde als höchste Menschenpflicht gefordert, unablässig und mit allem Eifer „das Rad des guten Gesetzes“ zu drehen. Aus der verblümenden Ausdrucksweise der Weden übertragen, bedeutet das nichts anderes als eine Anrufung des Gemeinsinns; sie verlangt, daß jeder das Seine zum ordnungsmäßigen Verlaufe des geselligen Lebens, zur Weiterentwicklung der Menschheit beizutragen habe. Das Rad war ja überhaupt Abbild und Inbegriff aller Naturgesetze, alles Unermeßlichen, Göttlichen; die Sonne, die Religion, der Wandel der Gestirne, ja sogar das Weltall erhielten im Rad ein tiefsinniges Symbol. So erklärt sich das Vorkommen des Rades an den Tempelfirsten in Nepal, wo ja das älteste Indien am unverändertsten fortlebt. Doch nicht nur auf hoher Zinne, sondern auch zu ebener Erde waltete schließlich das Rad seines hehren symbolischen Amtes. Noch heute finden wir in Japan auf Buddhistenfriedhöfen mit Gebeten bekritzelte Pfeiler als Träger eines massiven Eisenrades, dessen jedesmalige Umdrehung durch den kahlgeschorenen Bonzen einem Segensspruch auf das Andenken des Verstorbenen gleichkommen soll. Denn nicht Bitt-, Reu- oder Dankgebet an eine angeredete Gottheit, sondern nur ehrendes Gedenken und Verweilen in erhabenen Lehren und Sprüchen ist dem Buddhismus zu eigen. Die Benennung „Gebetmaschine“ trifft demnach nicht völlig zu.

Tibetische Bettelmönche mit Gebetinstrumenten in Buddhnat.

Die Radscheiben in ihrem plumpen Gehäuse mögen aber wohl etwas zu schwerfällig erschienen sein. Jedenfalls wurden sie in Tibet zu Zylindern umgewandelt, in denen ein buddhistischer Ausruf als Segensspruch, auf papierähnlichem Stoff in oftmaliger Wiederholung geschrieben, untergebracht werden konnte. Die Drehbarkeit dieser Kapsel um den als Achse durchgesteckten Handgriff blieb ebenso in das Belieben des Verfertigers gestellt wie die übrige Ausstattung. Sollte der Zylinder um den Stiel herumgedreht werden, so befestigte man an kurzer Kette einen kleinen Metallklumpen an seiner Umwandung, dessen Fliehkraft das Umschwingen erleichterte. Auch wurden wohl, je nach dem Preise, außer dem Gebetstreifen mehr oder weniger kostbare Reliquien oder Abbilder Buddhas in das Innere der Trommel gepackt. Während z. B. die Gebetmaschinen niederer Dorflamas, die nicht in der stolzen, einer Mitra ähnlichen Kopfbedeckung höher gestellter Priester prangen, gewöhnlich nur aus Kupfer oder Bronze bestehen, zeigte mir ein Vertreter des Dalai-Lama, dem ich im Bergtempel Pemionchi begegnete, eine aus Silber gearbeitete, mit Türkisen besetzte Mani, die auch auf der Außenfläche in goldenen Buchstaben den im Innern eingewickelten Spruch trug: Om mane padme hum! Zweifellos soll durch diese dunkel gehaltene Floskel in tibetisch verändertem Sanskrit das „Juwel in dem Lotus“ — also Buddha — bezeichnet werden; was aber sonst noch im Hinblick auf das mysteriöse Om — das wohl in unserem Amen nachklingt — in sie hineingeheimnist werden könnte, gehört nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes. Realisten könnten übrigens sagen, das Gerät sollte das im Hochgebirge bei eisigem Sturm unausführbare Hersprechen des Gebetes ersetzen.

Wie allgemein die „Gebetmaschine“ bereits als Quintessenz tibetischer Absonderlichkeit behandelt wird, zeigt sich sogar an den Trödelbuden der Sommerfrischen am Himalaja, wo sie zum Wappenschild der Kuriositätenkrämer herhalten muß. Daß freilich auch dort auf dem Gebiete der Raritätenindustrie der Natur hilfreich unter die Arme gegriffen wird, kann ebensowenig wundernehmen wie die sensationelle Zustutzung der „wissenschaftlichen Erläuterungen“, die den Käufern unter wichtigtuendem Geraune als Zugabe beigepackt werden. Wie wertvoll ist nicht z. B. eine Gebettrommel, der nachgerühmt wurde, sie sei aus Schädeln von Ehebrechern hergestellt, denen durch diese grausige Verwendung die „Ruhe im Tode“ genommen werden sollte!

Gebetmauer in Buddhnat.

Die volkstümliche Abkürzung Mani ist als Name für die Gebetmaschinen nur in Sikkim im Gebrauch; im Innern von Tibet heißt sie Tschoskhor, auf chinesisch Tschhuan und in der Mongolei, wo sie gern in Größe und Umfang eines stattlichen Fasses in den Lamaserien aufgestellt wird, Kurdu.

Um die Anzahl der Drehungen des Apparates festzustellen, läßt der Andächtige bei jedem Umschwung eine Perle der Gebetkette, die er in der andern Hand hält, durch die Finger gleiten, stülpt auch wohl die lang hervorgezogenen Ärmelenden seines Rockes oder besondere, hübsch gestickte „Gebetsäcke“ über Hände und Geräte, um sein Hantieren den profanen Blicken der Mitwelt zu verbergen. Ein „Bemogeln“ des wachsamen

Lamas wagt dabei wohl niemand zu verüben. Um gelegentlich ein recht vollgerütteltes Maß von Segnungen „per“ Maschine austeilen zu können, muß sie zweckentsprechend geändert werden. Es gibt Gebetzylinder, die nicht in der Hand gehalten, sondern auf den Tisch oder Fußboden gestellt werden, und deren Achse nach oben zu einer Spindel verlängert ist, so daß sie durch eine umgewundene Schnur wie ein Kreisel herumgewirbelt werden kann, wobei freilich ein Nachzählen mit dem Rosenkranz zur Unmöglichkeit wird. Auch sucht man wohl die Umdrehungsgeschwindigkeit mit Hilfe von Riemscheiben zu erhöhen, und sogar die Elementargeister, selbst Wind und fließendes Wasser werden zu Hilfe gerufen, dem Frommen sein Om mane padme hum nachdrücklich bewegen zu helfen. Am Rangitstrome sah ich einen Bhutiagreis nachdenklich auf eine solche Vorrichtung starren, die Unkundige leicht für eine Wassermühle halten konnten. Würde hingegen gar kein vernünftiges Wesen zugegen gewesen sein, hätte der Mechanismus vielmehr Tag und Nacht für sich fortgearbeitet, dann hätte das sinnlose Walten roher Kräfte dieser Wassergebetmaschine doch wohl unser Anrecht auf Duldung verscherzt. — Fast beängstigend starren uns auch aus mancher Mauer, die einen tibetischen Tempel- oder Reliquien-„Garb“ umschließt, unabsehbare Reihen fußhoher Gebetzylinder entgegen, die darin in Nischen zu je fünf aufgestellt sind. Selbst die größte Karawane hat durch diese Unzahl von Tschoskhors Gelegenheit, unmittelbar nach vielleicht langem gefährlichen Gebirgsmarsche der religiösen Pflicht zu genügen, wobei nur darauf geachtet werden muß, daß jeder Gläubige bei seiner Wanderung um die Gebetmauer die Richtung des scheinbaren Kreislaufs des Sonnenrades einhält, wie ja auch das Gebetrad stets in diesem Sinne gedreht werden muß; das Umkehren der Richtung würde den Segen zum Fluch werden lassen! Daß aber den Tibetern kein sonderlicher „Sinn für Feierlichkeit“ bei Abhaspelung ihrer Litanei eignet, geht aus den familiären Szenen hervor, die sich an den Gebetmauern abspielen, auch wohl aus dem übermütigen Unfuge, den manche dieser Burschen durch unerhört hurtiges Herumschnurrenlassen sämtlicher Zylinder zu treiben lieben. Auch hatte ich einmal die Freude, einen würdigen älteren Bhutia gemächlich an einem Garten sitzen zu sehen, der mit der einen Hand andachtsvoll seinen Mani drehte, während die andere ein Rotangröhrlein an die Lippen führte, das aus einem Bambusschoppen voll schäumendem

Glocke und Geisterdolche.
Lamaabzeichen (Dordsch).

Copyright by H. G. Ponting F. R. G. S.
Buddhist an einer Gebetmühle.

Dorflama mit Gebetmühle und Gebetkutte.

Gebetmaschine
mit Schnurbetrieb.

Tschang-Bai, also einem durch Auskauen und Aufbrühen leicht gerösteteter Hirse erzeugten Bierstoff, hervorragte.

Weit idyllischer und sympathischer muten uns die Gebetflaggen an, die auf den Paßhöhen des Himalaja an jedem Steinmann, in der Nähe von Tempeln an den Bäumen oder in deren Ermangelung an langen Bambusstangen flattern. Auch sie sollen weniger den Göttern „Gebete" zutragen, als vielmehr Belege dafür sein, daß in dem Darbringer das Bewußtsein seiner lamaistischen Pflichten, die Erinnerung an die Lehren Buddhas rege gewesen sei, als er das Wimpelchen, eine Miniaturausgabe der in Tibet als Geschenk üblichen Kaddockschärpen, an weit sichtbarem Hochpunkt den „Seglern der Lüfte" zum Spielballe preisgab. Wundern sollte es mich jedoch nicht, wenn die dralle Bhutiamaid auf Seite 717, die ich beim Aufhissen solcher Fähnlein belauschte, dadurch auch einige fromme Wünsche zum Ausdruck bringen wollte. Während aber diese bei den Jungfräulein anderer Völker auf das große Los in Gestalt eines liebevollen Gatten ohne Fehl und Tadel hinauslaufen, wird wohl im Lande der Gebetmaschinen, wo die Auserwählte zugleich allen Brüdern des Gatten angetraut wird, das Stoßgebetlein auf einen Eheherrn ohne allzuviel brüderlichen Anhang abzielen.

Wie wir den „Eros" entdeckten.

Von Felix Linke.

Die Nacht vom 13. zum 14. August 1898 war für die Astronomie historisch. Fast hundert Jahre nach der Entdeckung des ersten kleinen Planeten, die bekanntlich in der ersten Neujahrsnacht des 19. Jahrhunderts erfolgte, gelang es dem damaligen Astronomen der Berliner Urania-Sternwarte, Herrn Dr. Gustav Witt, unter Assistenz des Verfassers, einen kleinen Planeten zu entdecken, der für die Astronomie von besonderer Bedeutung geworden ist.

Die kleinen Planeten ziehen ihre Bahnen zwischen den beiden großen Planeten Mars und Jupiter. Diese beiden Erdensterne ließen zwischen ihren Bahnen, die die Umschwungsbewegung um die Sonne bezeichnen, eine so große Lücke, daß man schon lange dort einen Himmelskörper vermutete. Zu diesem Argwohn trug auch der Umstand bei, daß die Abstände der einzelnen großen Planeten von dem Zentralkörper unseres Planetensystems, der Sonne, ungefähr einer gewissen Regelmäßigkeit gehorchten (Bode-Titiusssche Reihe), die nur für die Lücke Mars-Jupiter einen Bruch aufwies.

Die mehrfachen Bemühungen, diese Lücke durch die Entdeckung eines Planeten auszufüllen, blieben lange Zeit unerfüllt, bis der Jesuitenpater Piazzi in Palermo am 1. Januar 1801 einen Körper entdeckte, der sich durch seine Fortbewegung gegen die übrigen Fixsterne als Planet entpuppte. Die Bahnberechnungen des berühmten Mathematikers Gauß erwiesen, daß dieser Planet in der Tat zwischen Mars und Jupiter lief, und damit glaubte man den lang ersehnten Himmelskörper, der später den Namen Ceres erhielt, gefunden zu haben.

Man schickte sich schon an, auf den Lorbeeren dieser Entdeckung auszuruhen, als fünfviertel Jahre später der bekannte Bremer Arzt und Astronom Olbers die wissenschaftliche Welt mit der Nachricht überraschte, daß er einen zweiten kleinen Planeten — nachmals Pallas genannt — entdeckt habe, der nach Gauß' Rechnungen ebenfalls zwischen Mars und Jupiter stand und seine Bahn sehr nahe der der Ceres zog. Olbers kam daher auf die Vermutung, daß diese beiden Körper Bruchstücke eines größeren seien, und daß sich in jener Zone des Planetensystems noch mehr solche Körper vorfinden könnten. Tatsächlich wurden noch weitere kleine Planeten gefunden: ein dritter, die Juno, von dem Astronomen Harding in Göttingen und ein vierter, die Vesta, 1807 abermals von Olbers, ein fünfter und sechster, Asträa und Hebe, von Ludwig Hencke. Aber erst seit der Mitte der vierziger Jahre, als man neue Sternkarten zur Verfügung hatte, wurden Planetoiden in größerer Anzahl entdeckt, so daß bis Ende des Jahres 1891 schon 323 solcher Körperchen entdeckt waren.

Damals fing Professor Dr. Max Wolf, der jetzige Direktor des Astrophysikalischen Observatoriums auf dem Königsstuhl in Heidelberg, an, den Himmel zu photographieren und nach kleinen Planeten abzusuchen. Gegründet war seine Methode auf der Bewegung der kleinen Planeten. Während die Fixsterne ihre gegenseitige Stellung zueinander genau beibehalten, bewegen sich die Planeten vermöge ihres Umschwunges um die Sonne schon in kurzer Zeit um meßbare Strecken. Läßt man also eine Stelle des Himmels auf die photographische Platte in einem Fernrohr scheinen, so bilden sich die Fixsterne als Punkte ab, wohingegen die sich währenddessen bewegenden Planeten — wenn dort gerade solche laufen — als kleine Striche erscheinen. Entwickelt man später die Platte und findet beim Durchsuchen des Bildes mit der Lupe einen Strich, so kann der nur von einem Planeten herrühren, der auf diese Weise während der Exposition seine Bahn in die Platte selbst eingezeichnet hat.

Daraus ergibt sich eine einfache Methode zur Auffindung von Planeten. Man exponiert eine photographische Platte eine gewisse Zeitlang in einem photographischen Fernrohr und durchsucht sie nach der Entwicklung auf Striche hin. Diese Methode, die in der Praxis natürlich erhebliche Schwierigkeiten zeitigt, benutzte also Professor Wolf, um Planeten aufzusuchen, und bildete sie für seine Zwecke aus. Sie erwies sich als überaus fruchtbar, und Wolf hat weit über hundert Planetoiden auf diese Weise entdeckt. Außer Wolf arbeitete auch Charlois in Nizza nach dieser Methode, und beide hielten reiche Ernte.

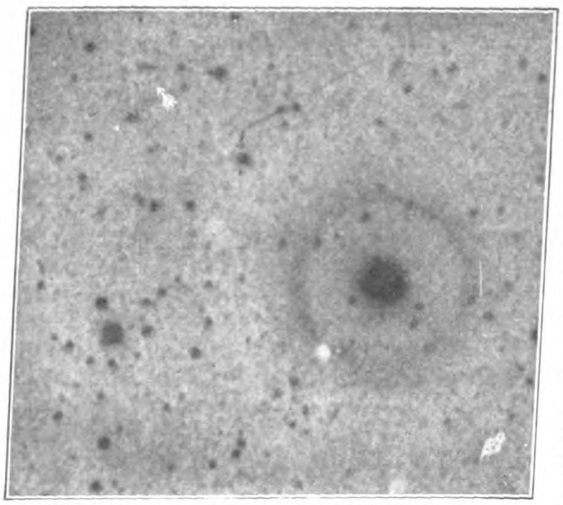
Einige Jahre später begann auch Dr. Witt in Berlin an der Urania-Sternwarte, kleine Planeten photographisch zu verfolgen. Im Jahre 1896 hatte er einen greifbaren Erfolg zu verzeichnen. Er entdeckte einen kleinen Planeten, den er zu Ehren der Stadt Berlin mit deren Namen Berolina belegte. Es war der erste in Berlin photographisch aufgefundene kleine Planet. Nachher gelang ihm nur noch ein Fund; die Ungunst der Lage in dem trüben Luftmeer Berlins war durchaus nicht geeignet, hier weitere Entdeckungen dieser Art zu erwarten. Wolf in Heidelberg, der mittlerweile in Besitz vorzüglicher Instrumente gekommen war, und Charlois in der wunderbar klaren Luft Nizzas waren und blieben die erfolgreichsten Planetenentdecker.

Der zweite Fund aber, den Witt in Berlin machte, war wichtiger als alle anderen zusammengenommen. Er geschah im August des Jahres 1898, also vor gerade zehn Jahren. Der Monat war außerordentlich heiß, und bei dem schönen Wetter wurde fast jeden Abend photographiert. Dr. Witt und ich mußten sich dieser mühseligen und zeitraubenden Arbeit ganz allein unterziehen — keine Seele hatte sich gefunden, uns dabei zu helfen. So exponierten wir auch wieder in der Nacht vom 13. zum 14. August. Beabsichtigt war, den seit 1889 nicht mehr beobachteten Planeten Eunike (185) aufzusuchen, der sich nach der Rechnung in diesen Tagen in der Gegend des Sternes β im Wassermann befinden mußte. Nach zweistündiger Exposition, die fast ganz von mir ausgeführt ward, wurde die Platte, unserer Gewohnheit gemäß, sofort entwickelt, damit sie am nächsten Morgen trocken und zur Durchsuchung bereit war. Die Durchsuchung der Platte ergab das Vorhandensein der beiden schon

bekannten Planeten Althaea und Eunike. Außerdem zeigte aber die Lupe noch ein verdächtiges strichartiges Objekt, das eine auffallend starke Bewegung haben mußte, denn der von ihm verzeichnete Strich maß $^4/_{10}$ Millimeter in der Länge, wohingegen die Planeten bei uns gewöhnlich nur $^2/_{10}$ Millimeter lange Striche abzubilden pflegten. Da in dieser Gegend ein bekannter Planetoid oder Komet nicht stehen konnte, dachten wir daher zuerst an einen neuen Kometen. Am Abend des 14. August wurde also der große Refraktor der Urania-Sternwarte auf diese Stelle des Himmels gerichtet, und bald war der neue Körper als ein fixsternartiges Objekt zehnter bis elfter Größe gefunden. Im untenstehenden Bild ist ein kleiner Ausschnitt aus der Entdeckungsplatte in starker Vergrößerung wiedergegeben; der Planet Eros ist als Strich darauf kenntlich.

Das Instrument, mit dem der „Eros" entdeckt wurde.

Die Reduktion der Beobachtungen tat dar, daß der neue Körper eine ganz ungewöhnlich starke Bewegung hatte, so groß, wie man sie bisher noch an keinem kleinen Planeten beobachtet hatte. Da aber das Aussehen des Körperchens im Fernrohr — fixsternartig nannte ich's — seine Kometennatur ausschloß, so konnte es sich nur um einen Planetoiden handeln. Das interessante Stigma, daß er durch diese überaus große Bewegung erhalten hatte, bewirkte, daß er überall fleißig beobachtet wurde, so daß binnen kurzer Zeit eine große Anzahl von Beobachtungen zur Verfügung stand, aus denen sich eine Bahn herleiten ließ. Professor Berberich vom Königlichen Astronomischen Recheninstitut machte sich am 2. September an die Bahnberechnung, und schon am selben Nachmittage konnte er aus dem Zahlenwuste das kaum glaublich erscheinende Ergebnis ableiten, daß der neue Körper kein Planetoid war, der zu der gewöhnlichen Gruppe gehörte, weil der weitaus größte Teil der Bahn innerhalb der Marsbahn — also zwischen Erde und Mars — gelegen war. In dem neuen Körper hatten wir also denjenigen Himmelskörper gefunden, der — abgesehen vom Monde — der Erde am nächsten kommen kann. Merkwürdig war dabei, daß wir ihn fast in seiner Sonnenferne aufgefunden hatten, da er beinahe am ungünstigsten zu beobachten war. Wenige Jahre zuvor muß er übrigens in großer Erdnähe gestanden haben und so hell gewesen sein, daß man ihn unter günstigen Umständen mit bloßem Auge hat wahrnehmen müssen. Niemand hat ihn aber gesehen! — Nachdem die Bahn des Eros gesichert war, ergab sich beim Nachforschen auf entsprechenden alten Platten, daß er schon mehrmals beobachtet und photographiert, aber nicht aufgefunden und als Planet erkannt worden ist.



Der Pfeil deutet auf den „Eros"; die hellen Punkte sind Plattenfehler.

Bei der Entdeckung selbst hat der Zufall seine Hand im Spiele gehabt. In der gleichen Nacht wie wir hatte auch Professor Charlois in Nizza jene Gegend des Himmels photographiert. Er hatte aber die Platte wegen des folgenden Sonntags nicht gleich bearbeitet und erst, nachdem er von der astronomischen Zentralstelle der Erde in Kiel von Witts Entdeckung Kenntnis erhalten, gemeldet, daß auch auf seiner Platte der Planet sich vorfinde. Das Glück hat Dr. Witt also die Priorität der Entdeckung zufallen lassen. Das ist um so erfreulicher, als wir unter sehr erschwerenden Umständen, nämlich mit außerordentlich primitiven Hilfsmitteln, arbeiteten. In der nebenstehenden Abbildung ist das von uns benutzte Fernrohr dargestellt. Es war aus den verschiedensten Einzelteilen anderer Instrumente zusammengesucht, und manche Teile an ihm waren in rohester Weise zurechtgemacht. Am Okularende — unten — sieht man ein kleines, aus Zigarrenschachtelbrettchen zusammengenageltes Kistchen, das mit Bindfaden am Fernrohr festgebunden war — eine technisch durchaus sehr wenig einwandfreie Befestigungsart, wie jeder Leser einsehen wird. Dieses Kistchen enthielt eine kleine elektrische Glühlampe zur Beleuchtung des Pointierfadenkreuzes. Ursprünglich war dieses Kistchen — um das Auge gegen die Licht- und Wärmestrahlung der Lampe zu schützen — von einer Tuchkappe überdeckt, die übrigens auch einem anderen Instrumente der Sternwarte angehörte, in einer Nacht aber mal teilweise verbrannte, weil wir vergessen hatten, nach Beendigung der Exposition die Lampe auszuschalten. Nach diesem „Unglück" behalfen wir uns ohne Kappe, weil wir eben keine zur Verfügung hatten.

Das Uhrwerk, dazu bestimmt, die tägliche Achsendrehung der Erde gegen den Fixsternhimmel zu kompensieren, war eins der größten Kunstwerke der Welt, indem es nämlich der Kunst der besten und geschicktesten Mechaniker getrotzt hatte. Nur die lange Gewohnheit durch viele Jahre hindurch konnte es dazu bewegen, das photographische Fernrohr wenigstens in gewissen Lagen, die wir gewöhnlich brauchten, zu drehen. Dennoch ging es nicht mal fünf Sekunden richtig, so daß wir die Regulierscheibe nicht aus der Hand und das Auge fast keine Sekunde lang vom Fernrohr wegnehmen konnten — je mindestens zwei Stunden lang! Was das Uhrwerk nicht leistete, mußten wir eben durch Geschicklichkeit und Ausdauer ersetzen. Und dann mitunter die Kälte! Stundenlang in offener Kuppel, so daß wir immer im Zug arbeiten mußten. Und die Hitze war auch nicht viel angenehmer!

Herr Dr. Witt hatte zudem noch direkte Geldkosten, die nicht unbeträchtlich waren. Das photographische Objektiv war nur gemietet, und wir mußten immer die besten und stets ganz frische Platten haben, die nicht billig waren. Wir hielten es deshalb für ganz in der Ordnung, daß uns nach dieser jahrelangen Quälerei die Entdeckung zufiel.

Im Winter 1908 fand in dem Oberlichtsaal der Urania in der Taubenstraße im Beisein der ganzen Fachgenossenschaft des weiteren Berlin, wozu namentlich Potsdam mit seinen Observatorien gehört, die Taufe des neuen Weltkörpers statt. Nachdem die Anwesenden sich durch ein tüchtiges Abendessen zu dem schweren Akt ordentlich vorbereitet hatten und Herr Dr. Witt in humoristischer Weise die Entdeckungsmethode von Planeten im allgemeinen und des Eros im besonderen geschildert hatte, hielt der leider schon verstorbene Geheimrat Professor Dr. Franz Reuleaux die Taufrede,

während die Taufe selbst von Herrn Geheimrat Dr. Plato, Mitglied der Kaiserlichen Normal-Eichungskommission, nach guter alter akademischer Sitte durch einen Salamander vorgenommen wurde. Auf diese Weise hatte das Kind auch seinen Namen erhalten.

Nachdem ich den Leser mit der Geschichte der eigenartigen Entdeckung bekannt gemacht habe, wird es ihn interessieren, etwas über die Bedeutung und die weiteren Eigenschaften des merkwürdigen Himmelskörpers zu erfahren.

Die wirkliche Bedeutung des Eros liegt wesentlich in seiner Kleinheit und in der Eigenschaft, der Erde unter Umständen so außerordentlich nahe kommen zu können. Die Größe des Eros wird nach seiner Helligkeit auf vielleicht 16 Kilometer geschätzt. Es ist also ein winziger Weltsplitter, der da um die Sonne herumfliegt, scheinbar kaum der Beachtung wert. Und dennoch knüpfen sich an diesen kleinen Klumpen große Hoffnungen für die Astronomie. Eros kann der Erde so nahekommen, daß sich die Entfernungen der beiden Körper mit sehr großer Genauigkeit feststellen lassen. Hieraus kann man wieder die Entfernung der Sonne von der Erde und die Größenverhältnisse unseres ganzen Sonnensystems mit größerer Genauigkeit ermitteln, als es irgendeine andere Methode bisher gestattete. Zu besonderen Zeiten, die leider nicht sehr oft einander folgen, kommt Eros der Erde besonders nahe. Nachträglich hat man festgestellt, daß das auch 1892 der Fall war. Damals stand er nur 24 Millionen Kilometer von uns ab; die nächst günstige Stellung wird im Jahre 1931 eintreten, wo er nur 21,7 Millionen Kilometer von uns entfernt stehen wird. Dann wird sich die Entfernung der Sonne von der Erde sehr genau bestimmen lassen.

Letztere bildet für die Astronomie die Grundeinheit für himmlische Entfernungen und heißt die „astronomische Einheit". Auf deren Bestimmung kommt außerordentlich viel an, und bisher war sie nur möglich unter Benutzung der „Venusdurchgänge", das sind die Vorübergänge des Planeten Venus vor der Sonnenscheibe. Leider aber sind diese Vorübergänge so selten, daß der nächste erst wieder im Jahre 2004 erfolgt. Man müßte also sehr lange auf eine Verbesserung unserer astronomischen Grundeinheit warten und bekäme sie dann doch noch nicht so genau wie unter Zuhilfenahme des Eros. Zudem wäre man dann auch noch auf die Gnade und die Launen des Wetters angewiesen, denn alle Möglichkeit der Beobachtung spielt sich innerhalb weniger Stunden ab. Werden sie, vielleicht notgedrungen, verpaßt — die Geschichte der Astronomie kennt solche Fälle — dann können wir wieder warten.

Eros hat sich auch sonst noch interessant zu machen verstanden. Während seiner Annäherung an die Erde im Winter 1900/1901 zeigte er merkwürdige Lichtschwankungen. Diese Erscheinungen gaben zu den mannigfachsten Vermutungen über die physische Beschaffenheit des kleinen Weltkörpers Anlaß. Einige Forscher vermuteten in ihm einen kleinen Doppelplaneten, bestehend aus zwei kugeligen Körpern, die sich berühren, andere wieder einen ganz unregelmäßig geformten Weltkörper, der gar nicht mehr kugelig ist, wodurch bewirkt werden sollte, daß die verschiedenen Flächen das Sonnenlicht verschieden stark reflektierten, u. a. m. Das merkwürdigste aber kam noch, indem nämlich diese Helligkeitsschwankungen allmählich aufhörten. Damit blieb die Erscheinung nur noch völlig rätselhaft und ist bis jetzt auch noch in keiner Weise geklärt.

Man sieht, dieser kleine Körper hat's in sich! Nicht bloß, daß seine abnormen Bahnverhältnisse und ihre peinlichste Verfolgung die Astronomen fortwährend beschäftigen und in Atem halten, nein, auch sonst gibt er der Wissenschaft noch allerlei Rätsel auf, an denen die Astronomen ihren Scharfsinn üben können. Der Fund vor zehn Jahren war also von viel weiter tragender Bedeutung, als wir zuerst dachten. Das rechtfertigt vielleicht aber auch, daß unsere Leser sich mit ihm hier etwas näher beschäftigt haben.

Hans Schneiders Narrheit.

Von Auguste Supper.

(2. Fortsetzung.)

Einen Stelzfuß hatte sie nun gerade nicht, die Person, die den Laden wollte. Aber sie hinkte ein klein wenig, als wäre ein Fuß etwas steif, und sie trug dicke, helle Flechten um den Kopf und ein Körbchen am Arm.

Hans Schneider blieb stehen, als er sie auf sich zukommen sah, und machte ein gar verblüfftes Gesicht. Es war jetzt bald ein Jahr, daß er sie zuletzt, und über ein Jahr, daß er sie zuerst gesehen hatte, und doch fragte er gedehnt: „Sie? Schon wieder Sie?"

Dem großen Mädchen trat eine helle Röte ins Gesicht. „Ja," sagte sie leise, „es ist merkwürdig, daß ich Ihnen immer in den Weg laufen muß. Aber der Laden, der wäre etwas für mich."

Der Mann sann einen Augenblick nach. Dann fiel ihm ein, daß er eben einen Laufkäfer, dem ein Fuß fehlte, mitten unter die Blattläuse getragen hatte. Warum sollte er schließlich gegen einen Käfer gefälliger sein als gegen so ein Unglückswurm von Mädchen, das ohnedies nicht viel Chancen auf der Welt hatte?

Er schob seinem Besuch einen Stuhl hin und setzte sich ihr gegenüber, und sie sprachen lange und nüchtern von geschäftlichen Dingen, wie sich's gehört.

Absonderlich zahlungsfähig war das Fräulein Anna Schwarz aus Bergheim nicht. Das war aus allem herauszuhören. Das hätten dem Hans Schneider auch seine und ihre Mitbürger sagen können, wenn er jemals auf besagte Mitbürger gehört oder sie um ihre Meinung gefragt hätte. Er hätte dann auch erfahren, daß seine neue Pächterin von der Stadt seinerzeit sozusagen aus Gnade und Barmherzigkeit als Kindergärtnerin angestellt worden war, danach aber undankbarerweise den Posten gekündigt und die Stadt verlassen hatte, um in der Fremde ein besseres Glück zu suchen. Von all dem wußte Hans Schneider nichts.

Er saß nur da und ließ sich von einem ruhigen, etwas ungewandten Mädchen dessen Verhältnisse darlegen, soweit dies für Abschließung eines Pachtvertrages nötig war. Da hörte er denn, daß Anna Schwarz die Tochter eines armen, städtischen Beamten war, die als erstes und einziges Kind ihrer Mutter drei Monate nach des Vaters Tode geboren war.

Nach der Mutter Tode kam dann die Anstellung als Kindergärtnerin. Danach die Kündigung und die Übersiedelung nach der Stadt, wo an einem schulfreien Nachmittage das Unglück mit dem Fuß geschah.

Von Heimweh war dann kurz die Rede und von der Anzeige, die im Blatte stand, wonach der Laden zu vermieten sei.

Im Schneiderschen Laden aber hatte Anna Schwarz schon als kleines Mädchen ihre Schuhbänder bei der Jungfer Hanne gekauft, und ihre Mutter hatte die alte Frau Schneider noch gut gekannt, die fleißige Frau, die so schöne Häubchen und Kapuzen für den Laden machte und hinten und vorn war im Geschäft. Das war's, was Hans Schneider von seiner neuen Pächterin für heute erfuhr. Mehr nicht.

Von dem Herzeleid, das einer armen, verwitweten Mutter Kind schon bei seinem Eintritt in die Welt antrifft, wurde nicht gesprochen. Auch nicht von der Schattenkühle einer

ien Jugend. Nicht von der Kümmerlichkeit und Bitterkeit Lebens, das nach rechts und links Dank zollen soll für ne Wohltaten, und das mittlerweile doch die ganze nnte Kraft zweier stillen Frauen Tag für Tag in ch nimmt.

enn es sich um einen Pachtvertrag handelt, ist es nicht von diesen Dingen zu reden und noch viel weniger von lerschlimmsten. Oder würde vielleicht Hans Schneider terliches Geschäft lieber an eine verpachten, die erzählen wie sie manche liebe Nacht durchweint habe wegen der mit dem Ratsschreiber? Sollte sie sagen: dieser Mann hat sich so frech an mich gedrängt, und das t mir durch ihn so unendlich mühselig und klippenvoll n, daß ich mir nicht anders zu helfen wußte, als in- mein liebgewordenes Amt hinwarf und aus der Heimat die Fremde, in der ich's nicht aushalte. Nein, das nicht zur Sprache zwischen den zweien. Nur von en Fuß und wie damals die Heilung verlaufen sei, sie zum Schluß ein paar Worte. Und dann — als hwarz schon gehen wollte, glücklich über die erhaltene dann fragte der Mann noch: „Wissen Sie, daß Sie Unglückstage geboren sind?"

Mädchen wandte sich zurück. Ängstlicher Schrecken ns ihren Augen. „Deshalb dürfen Sie's doch mit n."

Schneider winkte mit der Hand ab. „Ich frage halb. Ich meine nur, ob Sie's wissen."

nickte ein paarmal mit dem Kopfe. „Meine Mutter fi gesagt. Ich hab's nicht geglaubt früher. Aber glaubt man dann solche Sachen doch. Man wird Sie lächelte trübe und verlegen und sah an ihrem ße hinunter.

" sagte Hans Schneider ruhig, „man wird so. Ich so."

ng sie davon. Und der Mann kehrte in den Garten schnitt seine Salbeibüsche und sang ein Lied dazu. — kam der Tag, da Hans Schneider zum erstenmal be- nicht im Stadtrat zu sitzen und überhaupt kein Mann tz in öffentlichen Dingen zu sein.

Straßendurchbruch war beschlossen worden, dem das ne'sche Anwesen zum Opfer fallen mußte.

l ward dem Eigentümer ein sehr guter Preis geboten; kann einem denn das bezahlen, was mit einem Hause , in dem die Vorfahren geschaltet haben, durch das n gegangen ist?

Schneider wehrte sich für sein Besitztum; aber dann n, daß nichts zu machen war.

t und blaß trat er in den niederen Laden, in dem hwarz hinter dem Tische saß und Schleifchen nähte ertanzien.

hatte wieder verweinte Augen wie dazumal, als sie e stand. Als Hans Schneider seine Botschaft anbringen n wußte sie schon alles.

Herr Ratsschreiber selbst hatte es ihr erzählt; er war n den Laden gekommen. Stumm, wie zwei geschlagene nden sie sich dann lange gegenüber.

einmal lächelte Hans Schneider.

s wäre doch der Teufel", sagte er halblaut.

Schwarz schaute mit den tränennassen Augen vor und nickte. Sie hatte eben an den Herrn Rats- gedacht, und daher erschien ihr der Ausruf gar nicht lich.

schlug der Mann die Faust fest auf den Ladentisch. wäre der Teufel, wenn man mit Sodom und Gomorra ngwerden könnte."

ging ein kurzes, müdes Lächeln über des großen s Gesicht. „Ach," sagte sie, „Sie wissen das auch? ch wohl: es ist dumm, solches Zeug zu glauben; man dann immer so Unglück hat . . ."

Stimme wurde leiser und schwankte.

„Ach was," fiel der Mann ein, und er sprach kurz und barsch; „dumm ist bloß der, der leugnet, daß zweimal zwei vier ist. Alles andere kann man leugnen oder glauben nach Belieben. Wenn ich einmal immerfort die Nase an etwas Hartes stoße, dann glaube ich, daß da etwas ist, und wenn zehnmal die andern sagen, es sei nur leere Luft da, könne nur leere Luft da sein. Überhaupt die andern! Auf anderer Leute Füße kann ich nicht stehen." Er schaute in eine Ecke des Ladens, und solange er redete, hatte er das Gefühl, nur wie ein Echo etwas wiederzugeben, was anderswoher gekommen war.

Anna Schwarz nickte. „Ja, wenn man doch für sich selbst leben muß, dann muß man auch für sich selbst glauben dürfen." Der Mann blickte ihr ins Gesicht, als besänne er sich auf etwas. „So hat's auch meine Mutter gehalten", sagte er dann fast freudig, wie man spricht, wenn man merkt, daß eine Rechnung stimmt. Aber schnell kam er wieder ins Gleichgewicht. Er schaute in seinen Hut, als müßte er da etwas herauslesen, und fragte: „Haben Sie auch davon gehört, wie man aus dem Sodom- und -Gomorra-Schlamassel heraushelfen kann?"

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Nein. Ich denke, man wird eben durchmüssen, so gut oder so schlecht es geht."

Hans Schneider lächelte befriedigt und blickte von seinem Hut auf. „Ja," sagte er, „das schon. Aber wenn gerade einer des Weges kommt, der das gestrandete Hölzchen flott macht, dann ist's kein Fehler."

„Denken Sie immer noch daran?" entgegnete sie und errötete. Der Mann fragte jetzt nach den Warenbeständen, nach allerlei geschäftlichen Dingen. Dann bestimmte er: „Also fürs nächste halbe Jahr bleibt alles beim alten. Und wenn es dann so weit ist, dann wird sich wieder etwas für Sie finden. Sie können sich fest auf mich verlassen."

Er ging davon und schaute so frisch und vergnügt in den Tag hinein, daß der Ratsschreiber, der ihm begegnete, vor sich hinmurmelte: „Der hat gut lachen! Dem wiegt die Stadt sein altes Gelump mit Gold auf. Die Narren haben das Glück, und wo Tauben sind, fliegen Tauben zu." Das Mädchen aber, das in dem niedrigen Laden zurückblieb, legte den Fingerhut weg und ließ für einen Augenblick die Hände in den Schoß sinken, wie zum Ausruhen. „Sie können sich fest auf mich verlassen", klang es ihr in den Ohren. Das Wort drang ganz neu in ihr Leben herein. Und dem Neuen ist man immer so gern zu glauben geneigt. Ganz besonders, wenn man noch nicht mehr als fünfundzwanzig Jahre zählt und immer im Schatten gestanden hat.

Ein halbes Jahr ist eine erschrecklich kurze Zeit, sobald es einem als Frist gesetzt ist, um sich auf die Lösung einer schwierigen Frage zu besinnen.

Die Wochen flogen förmlich dahin, und Hans Schneider konnte sich nicht klar darüber werden, wie die Affäre Schneider contra Sodom und Gomorra erledigt werden sollte.

Manchmal war es ihm, als hätte er sich gar nicht mit der Geschichte befassen sollen. Was ging ihn das Mädchen und ihr Pech an! Er, der am Tage des Verräters Geborene, hatte zu tun, um die eigenen schlechten Chancen zu bessern. Doch nein! Das war ja nicht wahr! — Mutter, bist du da? — Er sann und grübelte. Dazumal am Bach und auch bei der Sache mit dem zerquetschten Fuß war es verhältnismäßig einfach gewesen, den verfahrenen Karren auf den Damm zu bringen. Man hatte eben zugegriffen und damit fertig! Aber diesmal —?

Von einer Woche zur andern stellte der Mann die Angelegenheit zurück. Er hoffte dringend auf irgendein Ungefähr, das ihn, wie die beiden andern Male, von selbst an den rechten Platz stellen würde.

Aber es ging alles seinen glatten Weg. Einen Ausverkauf wegen Geschäftsaufgabe schrieb die Anna Schwarz aus. Die bestellten Waren bestellte sie wieder ab, die ausgegangenen Bestände ergänzte sie nicht mehr.

Und rund um das Schneidersche Anwesen her ward auf Tod und Leben abgebrochen und eingerissen. Immer näher

rückte man dem alten Haus auf den Leib. Bald würden die Stuben mit den hohen Türschwellen und niederen Decken geräumt werden müssen. In die Stube, darin die Mutter gestorben, würde der hohe Himmel hereinschauen, und dann würde sie verschwinden für immer.

Kein Wunder, daß Hans Schneider noch so oft als möglich in das liebe Haus wanderte.

Anna Schwarz schaute ihm dann immer mit großen, bänglichen Augen entgegen. Weißt du jetzt etwas für mich? Sorgst du? hieß dieser Blick. Aber den Mund tat sie nicht auf.

Der glatte, ereignislose Fluß der Tage machte den Mann nachgerade ganz reizbar. Er wartete förmlich auf etwas, was ihm den Weg zur Lösung der schwierigen Frage zeigen sollte. Und da, an einem Abend, als er kurz vor der gewohnten Stunde aus seinem Arbeitszimmer auf den Fabrikhof trat, sah er, daß sein alter Knecht, dem er bedingungslos traute, hinter der Schuppentür eins der Fabrikmädchen küßte.

Er stand erst ganz starr. Dann lächelte er grimmig und nickte. Also so sah es da aus! Das kam davon, weil die Leute zu wenig Aufsicht hatten. Und wie mochte es da erst hergehen, wenn er fort, auf der Reise war! Düster sah er vor sich hin. Ein Sodom und Gomorra sollte bei ihm da außen noch lange nicht werden. — Brennend heiß fiel ihm da etwas ein. Ja wirklich — die Lösung war da. Ganz von selbst, ganz naturnotwendig gekommen. Die Anna Schwarz mußte ins Haus als Aufseherin, als Sittenwächterin. Daß er eine derartige Notwendigkeit nicht schon lange, nicht schon vor Jahren eingesehen hatte! Wie eine Fügung war's, daß er heute das mitansehen mußte. Blind und taub war er bisher gewesen.

Er stülpte den Hut auf den Kopf, und statt durch die Felder zu seinem Brückchen, schritt er eilends der Stadt zu. Die Sache litt keinen Aufschub!

* * *

Wieder blickten ihm des Mädchens Augen in banger Frage entgegen. Gott Lob! Heute brauchte er die Antwort nicht schuldig zu bleiben.

„Ja," sagte er gleich nach dem ersten Gruß, „nun weiß ich etwas für Sie."

Anna Schwarz drückte die Hand aufs Herz, das so stürmisch klopfte. Wenn man allein ist und verlassen, dann klopft das Herz gar leicht um solche Fragen.

Schweigend, voll Erwartung sah sie dem Mann auf die Lippen. Der wischte sich die Stirne trocken. Er war so rasch gelaufen.

„Ich brauche jemand, der —" begann er eifrig, und dann stockte er. Es schien ihm ganz unmöglich, daß er diesem Mädchen sage: ich brauche jemand, der meine Arbeiterinnen hüte, daß sie nicht hinter den Schuppentüren stehen, usw. Und wie ihm dies Bedenken kam, da schien ihm plötzlich das ganze Aufseherinnenamt der Anna Schwarz gar unwürdig. Sie war doch auch noch jung und hübsch und unerfahren. Man konnte sie doch nicht hinstellen und sagen: So, jetzt pass' auf, daß nichts Ungehöriges vorkommt. Das ging doch nicht.

Aus dem Konzept gebracht, unsicher, stockend fuhr er jetzt fort: „Ich brauche jemand, der mein Hauswesen in die Hand nimmt. Ich bin allein, bin viel auswärts. Mein alter Knecht — eben hatte er sagen wollen: ist hinter den Fabrikmädchen her — da bog er ein: „mein alter Knecht bringt nicht mehr so recht alles fertig. Es liegt manches im argen."

Er schwieg und sah fast starr auf das Mädchen. Was hatte er soeben gemacht! Blitzgleich ward ihm klar, daß er durch sein ganzes bisheriges Leben einen Strich gezogen hatte. Daß nun alles anders werden würde, alles auf den Kopf gestellt. Er horchte erst gar nicht auf des Mädchens Antwort. Nur über die gewaltigen Veränderungen, über das jäh hereingebrochene Neue dachte er nach.

Und dann hörte er wie aus weiter Ferne eine Stimme etwas sagen wie: „— alles recht machen, redliche Mühe geben, Dankesschuld abtragen —" und des Mädchens Hände fühlte er um seine Rechte. Dann ging er. Wie im Traume ging er davon. Ist es möglich, daß man so ungewollt, so unversehens sein eigenes Leben in neue Bahnen lenkt? Da muß doch etwas dahinter stecken. Ein fremder Wille, eine fremde Energie, die das Hölzchen, das dem Strande zutrieb, in die Strömung stößt! Mutter, bist du da?

* * *

Eine müde und müßige Neugier war in Hans Schneider, wie die Sache wohl werden möchte.

Er hatte das unklare Gefühl, als ob es nötig wäre, den Knecht und das Fabrikpersonal auf die Umwälzung vorzubereiten und für die Übersiedelung der Anna Schwarz Vorkehrungen zu treffen.

Aber er konnte sich zu alldem nicht aufraffen. Irgendwie wird es schon werden und gehen. Kommt Zeit, kommt Rat!

Und an einem Sonnabendabend, als er mit den andern den Lohn ausbezahlt erhielt, eröffnete der Knecht seinem Herrn, daß er in vier Wochen gehen möchte, weil er die Marie heiraten wolle und eine Wirtschaft pachten. Hans Schneider ließ die Hand auf die Silberstücke sinken, die er eben aufzählte, und schaute den Sprecher an wie eine Merkwürdigkeit.

Er fragte nichts, er sagte nichts. Er hatte nur die Empfindung, als ginge es flott in der Strömung weiter, und es wäre nichts zu tun, als sich willig treiben zu lassen.

Leise pfeifend schritt er in den Garten, wo die Jasminbüsche blühten und die Finken sangen.

Der alte Knecht kam hinter ihm her. „Herr Schneider, ich geh nicht gern, gewiß nicht. Aber schließlich — wenn man so lange unter fremden Leuten war und kann sein eigener Herr werden. Und die Marie, die sagt das auch. Fünfzig bin ich jetzt. —"

Hans Schneider drehte sich um. „Wie alt ist denn die Marie?"

„Die — ja, die ist zwanzig. Wär' mir auch lieber, sie wär' älter; aber sie wird's von selber", sagte der Knecht und schmunzelte halb vergnügt, halb verlegen.

Rasch, als wollte er darüber jeder weiteren Erörterung ausweichen, fuhr er fort: „Das beste wäre, der Herr Schneider würden auch heiraten. Ist doch ein anderes Leben."

„So," sagte der Prinzipal trocken, „woher willst du das wissen?"

„Ich mein' halt so," warf der Knecht hin, „und eine Sorge ist mir's, wie's der Herr macht, wenn ich fort bin."

Hans Schneider mußte lächeln. Wie zwanglos sich doch jetzt alles entwickelte! „Da kannst du ganz ruhig sein, Jakob! Ich nehme mir eine tüchtige Person ins Haus, ein Frauenzimmer, das das Hauswesen los hat."

„Das ist gescheit", versicherte der Knecht, und er vergaß, daß er bisher ziemlich gegenteiliger Meinung gewesen war.

Da waren denn, als der Tag kam, da das Mädchen aus dem alten Schneiderschen Hause hinausmußte, alle Wege eben, die ins neue hinüberführten. Niemand fand etwas dahinter, niemand wunderte sich. Ganz von selbst machte sich alles. Und die große, dumpfe Angst, die der Hausherr selbst gehabt hatte, sie floß unvermerkt auseinander wie der Nebel. Es gab keine Umwälzung, keine Katastrophe. Aber anders war dennoch alles. Man wußte nur nicht zu sagen, wie und wodurch. Im Garten, im Hof, im Hause gab's plötzlich mehr Platz, mehr Licht, mehr Nettigkeit. Und die Mahlzeiten — Hans Schneider war kein Feinschmecker, aber es schien ihm doch, als ob er bisher etwas allzuoft gesottenes Fleisch gegessen habe. Eins nur war ihm unbehaglich, daß ihm das Mädchen gegenübersaß. Er war gewöhnt, neben dem Essen ins Buch oder in die Zeitung zu sehen. Das ging jetzt nicht mehr. Und sprechen — ja, was sollte man denn immer reden?

Alarm.
Gemälde von Josef von Brandt.

Aber auch da ward nach einigen Monaten abgeholfen. Anna Schwarz machte den Vorschlag, sie wolle alle Tage für die Mädchen, die nur ein kaltes Mittagsbrot von zu Hause mitbrachten, eine warme Suppe kochen und mit ihnen im Packraum am großen Tisch essen. Wenn jetzt der Winter komme, dann sei das gut, und wenn die Mädchen in der Freizeit bei ihr seien, so sei das auch gut. Man könne ja für die tägliche Suppe eine Kleinigkeit am Wochenlohn abziehen. Hans Schneider starrte die Sprecherin an. Das war ein Gedanke, dieses Suppenkochen! Darauf wäre er und der alte Jakob nie gekommen. Er war voll Eifer für die Sache. Die jüngste der Arbeiterinnen mußte nun alle Vormittage der Anna an die Hand gehen, und Lohnabzug gab's nicht. Im Arbeitssaal waren alle Fenster blitzblank, und im Zimmer des Herrn ward das Kränzlein über dem Pult immer erneuert. Alles Dinge, an die der Jakob nie gedacht hatte. — Überhaupt hätte man alle diese Jahre her so vieles anders, besser machen können, wenn man nur dran gedacht hätte. (Schluß folgt.)

Mylius Erichsen. (Zu dem nebenstehenden Bildnis). Die Erforschung des äußersten Nordens hat schon viel schwere Opfer an Gut und Menschenleben gefordert, aber immer wieder setzt der Mensch seine Kräfte ein, um Schritt für Schritt des gefährlichen Gebietes der Wissenschaft zugänglich zu machen. Auch L. Mylius Erichsen, der Leiter der dänischen Grönlandexpedition, deren Heimkehr in kurzem erwartet wird, hatte Leib und Seele der Erkundung Grönlands verschrieben und ist als Opfer seines Berufes gestorben. Im Jahre 1872 zu Viborg geboren, studierte Mylius Ethnologie und machte sich schon durch die mit K. Rasmussen und dem Maler Graf Moltke unternommene sogenannte Literarische Grönlandexpedition von 1902—1904, die zwei Winter unter den Eskimostämmen des nördlichen Westgrönlands verbrachte, einen Namen. Während dieses Aufenthaltes, der wertvolle Ergebnisse auf folkloristischem Gebiete brachte, faßte Mylius dann den Plan der zweiten, vornehmlich geographischer Forschung gewidmeten Expedition, deren Ende er nicht mehr erleben sollte. Von der dänischen Regierung und aus Privatkreisen waren ihm 250 000 Kronen für sein Unternehmen bewilligt worden, und gut ausgerüstet, mit zahlreichen Gelehrten an Bord, verließ der „Danmark" am 25. Juni 1906 Kopenhagen, um über Frederikshavn nach Ost- und Nordgrönland zu steuern, dessen noch unbekannte Teile — von Kap Bismarck bis zu den seit 1892 von Peary rekognoszierten Gebieten — Mylius erforschen wollte. Die Befürchtung, daß die Expedition, von der seit der Ausreise jede Nachricht fehlte, verunglückt sei, hat sich erfreulicherweise als falsch erwiesen; die Expedition hat ihre Aufgabe völlig erfüllt und große Erfolge zu verzeichnen, wenn auch die geplante Durchquerung Grönlands unterblieb. Der Tod des kühnen Leiters aber, der vom Schneesturm auf eine Eisscholle getrieben, dort kläglich verhungern mußte, wirft einen trüben Schatten auf die Freude der ruhmreich Heimkehrenden.

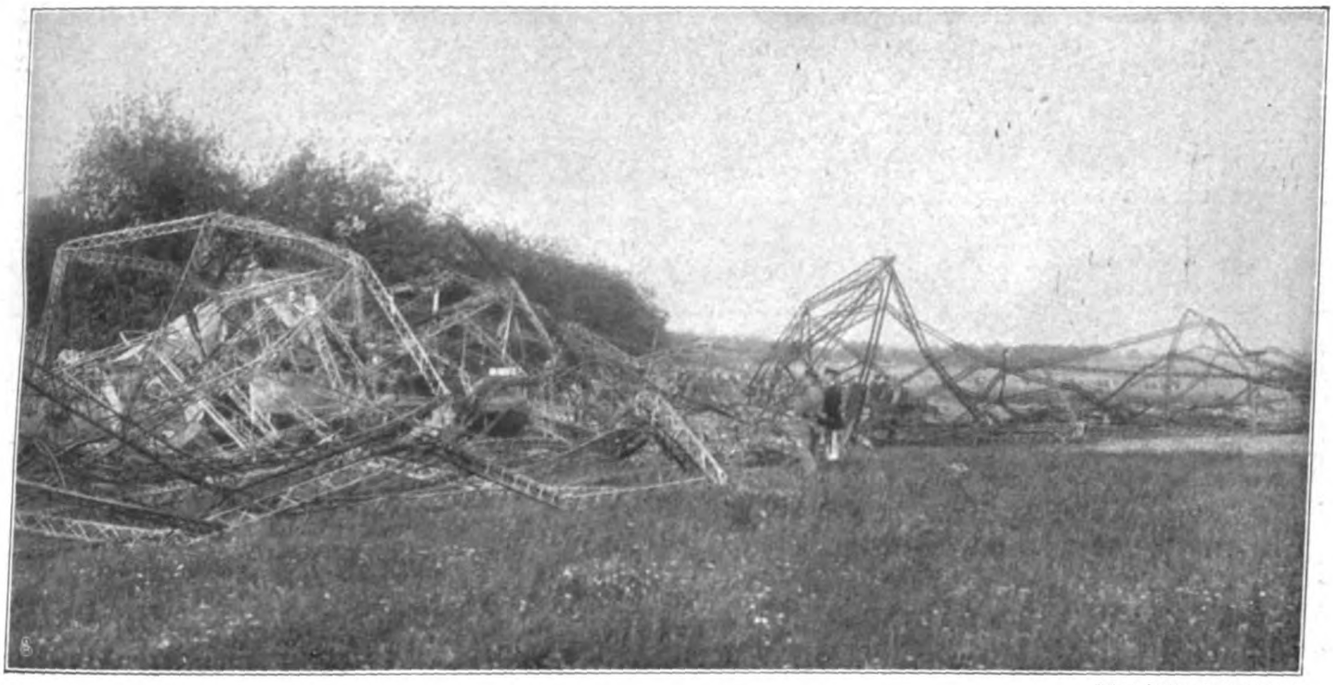
Der berühmte Grönlandforscher Mylius Erichsen †

Der Brand Donaueschingens. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Das uralte Städtchen Donaueschingen, das — unter den Karolingern schon bekannt — in seinem schönen Schloß eine der bedeutendsten Bibliotheken Deutschlands umschließt, ist am 7. August, kurz nach dem Tage, der uns die Vernichtung des Zeppelinschen Luftschiffes brachte, von einer verheerenden Feuersbrunst heimgesucht worden. Das Feuer, das nach den einen durch Kurzschluß entstand, nach andern durch spielende Kinder verursacht wurde, fand an den meist mit Schindeln gedeckten Dächern verhängnisvolle Nahrung — bald wogte ein Flammenmeer durch die engen Kleinstadtstraßen, dem kostbares Material an Gebäuden und altem Inventar zum Opfer fiel. Größer aber als dieser von Historikern und Kunstkennern beklagte Verlust ist der Schaden, den so viele arme Einwohner der nicht über große Mittel verfügenden Stadt erlitten haben. 400 Familien sind durch den Brand obdachlos geworden und haben nichts als das nackte Leben retten können. Möge die werktätige Hilfe aller Deutschen den schwer geschädigten Bewohnern Donaueschingens recht bald die Mittel bieten, sich neue Heimstätten an Stelle der jetzt noch von allem Schrecken der Feuersnot zeugenden Ruinen zu errichten.

Das Wrack des Zeppelinschen Ballons. (Zu der oberen Abbildung auf der nebenstehenden Seite.) All die schmerzvolle Trauer und Enttäuschung, die unser Herz am 5. August erfüllte, als der elektrische Funke die Kunde von der Vernichtung des Zeppelinschen Ballons durch die deutschen Lande trug, wacht wieder auf beim Anblick dieses gestaltlosen Wracks auf den schwäbischen Fildern, das als einziger Rest unserer siegfrohen Hoffnung geblieben ist. Aber die erste schwere Enttäuschung ist überwunden, und wir sehen im Geiste statt des vernichteten „Modell 4" schon den „Ballon 5" aufsteigen, an dem die Opferfreudigkeit des ganzen deutschen Volkes Anteil hat!

Die Nonne. (Zu den unteren Abbildungen auf der nebenstehenden Seite.) Unter den vielen Insekten, die den Wald schädigen, steht die Nonne in besonders schlimmem Rufe. Wenig beachtet, in geringer Menge zeigt sie sich von Jahr zu Jahr. Zeitweilig erscheint aber dieser Falter in ungeheuren Mengen. Vom Südwind getrieben, fiel er im Jahre 1853 in wolkenartigen Massen, einem Schneegestöber gleich, in die preußischen Forsten um Goldap, Lyck und Gumbinnen ein. Der Pilwungsee schien damals wie mit weißem Schaum bedeckt von den Leichen der Ertrunkenen. In ungeheuren Massen zeigte sich die Nonne auch in den Jahren 1888, 1890 und 1896 in Württemberg und Bayern; einige Schwärme drangen, durch das elektrische Licht angelockt, in München ein, bedeckten die Türme der Frauenkirche und die Fassade des Hoftheaters, daß das Gebäude den Anblick bot, als wäre es mit Schneeflocken übersät. Die Flugzeit der Nonnenfalter fällt in die Zeit von Ende Juli bis Ende August. Leider wurde auch in diesem Jahr ein massenhaftes Auftreten der Nonne in verschiedenen Gebieten Sachsens und Thüringens festgestellt. Das Männchen

Von der Brandstätte in Donaueschingen. August Böcker, Donaueschingen, phot.



Robert Schäfer, Stuttgart, phot.

Mittelteil mit dem Salon des Grafen.

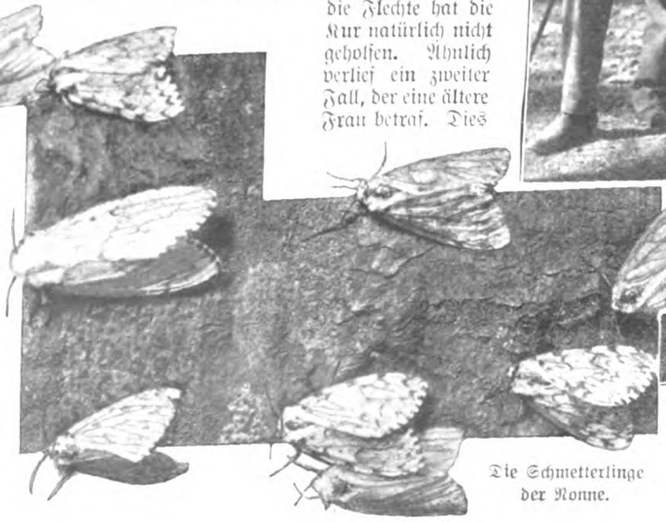
Das Wrack des Zeppelinschen Luftschiffes.

dieses Schmetterlings erreicht eine Breite von 40 Millimetern; das Weibchen wird etwas größer, bis zu 50 Millimeter breit. Die Vorderflügel sind weiß, mit schwarzen, zackigen Zeichnungen versehen, die Hinterflügel lichtgrau; der dunkle Hinterleib ist bei dem Weibchen rosenrot geringelt, beim Männchen in gleicher Farbe punktiert. In der Ruhestellung legt die Nonne ihre Flügel dachförmig zusammen, wie dies eine unserer Abbildungen veranschaulicht. Mittels einer Legröhre legt das Weibchen die rosenroten, später gelbbraun werdenden Eier hinter Rindenschuppen und Flechten der Stämme. Die Eier überwintern, und erst im kommenden Mai schlüpfen aus ihnen die Räupchen hervor, die zuerst in Haufen oder „Spiegeln" dicht beieinander sitzen, später aber sich zerstreuen, um Nahrung zu suchen. Fichten- und Kiefernnadeln sind ihr Lieblingsfraß, aber in der Not greifen sie auch Laubhölzer an, ja vertilgen Farnkräuter, Heidelbeeren und Preiselbeerengestrüpp. In echten Nonnenjahren ist die Masse der Raupen unfaßbar. Zu Tausenden und aber Tausenden bedecken sie alle Waldbäume. Wie ein Regen rieselt ihr Kot herab von den oberen Zweigen und Ästen und bedeckt im Verein mit den halbzerfressenen Nadeln und Blättern zollhoch den Boden. Diese Raupen sind schmutziggelb mit schwarzem Kopfe und bunter, abwechselnder Zeichnung; im erwachsenen Zustande werden sie 54 Millimeter lang. Ende Juni bis Anfang Juli pflegen sich die Raupen zu verpuppen; aber die Verwüstung, die sie inzwischen angerichtet haben, ist unbeschreiblich. Auf weiten Strecken ist jeder Baum völlig entlaubt, kahlgefressen, und große Waldbestände gehen auf diese Weise zugrunde. Die Bekämpfung dieser Plage muß schon beim Erscheinen der Falter beginnen. Sie besteht zuerst im Sammeln und Vernichten der Schmetterlinge, namentlich der Weibchen, und im Anlegen von Leimringen, in denen sich die Falter fangen. Neuerdings hat man auch das elektrische Licht benutzt, indem man Bogenlampen aufstellte, in denen die angelockten Falter verbrennen. Ebenso wichtig ist das Sammeln und Vernichten der Eier und im darauf folgenden Jahre das Ablesen der noch in Spiegeln oder Haufen sitzenden Raupen. In zahlreichen Vögeln und nützlichen Insekten hat der Mensch eifrige Gehilfen. Dem Massenauftreten der Nonne pflegt aber die Natur nach einiger Zeit Schranken zu setzen, indem unter den Schädlingen verheerende Epidemien ausbrechen, die ihre Scharen auf das gründlichste dezimieren.

Vergiftung durch Muskatnuß. In früheren Zeiten wurden fast alle Gewürze zu Heilzwecken versucht, und verschiedene von ihnen werden noch heute als Heilmittel gegen allerlei Leiden verwendet. Das gilt auch von der Muskatnuß. Ihre heilenden Eigenschaften sind aber durchaus nicht erwiesen, dagegen kann beim Mißbrauch dieses Gewürzes als Heilmittel wohl Schaden angerichtet werden. Das beweisen zwei Fälle von Vergiftung mit Muskatnuß, über die neuerdings in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift" berichtet wurde. In dem einen handelte es sich um einen jungen Mann, der gegen eine Flechte am Unterschenkel auf Anraten eines Bekannten die Muskatkur anwenden wollte. Er sollte drei Stück Muskatnuß reiben lassen und in ganz kurzen Abständen zu je einem Drittel nehmen. Allein schon nach der zweiten Portion wurde er plötzlich von großer Atemnot befallen, fühlte sein Gedächtnis schwinden und verfiel in eine große Muskelschwäche. Der herbeigerufene Arzt stellte den Zustand der beginnenden Betäubung und einen schwachen, sehr schnellen Puls fest. Die Atemnot bestand auch weiter. Unter zweckmäßiger Behandlung besserte sich die Herztätigkeit, und der Kranke verfiel in einen tiefen Schlaf, aus dem er am andern Morgen mit müden Gliedern erwachte. Gegen die Flechte hat die Kur natürlich nicht geholfen. Ähnlich verlief ein zweiter Fall, der eine ältere Frau betraf. Dies

Gebr. Haeckel, Berlin, phot.

Das massenhafte Auftreten der Nonnenraupen an den Bäumen.



Die Schmetterlinge der Nonne.

Von der Nonnenplage.

sei zur Warnung vor derartigen Hausmitteln mitgeteilt und der Rat hinzugefügt, in Krankheitsfällen doch lieber von Anfang an den Arzt um Hilfe zu ersuchen. F.

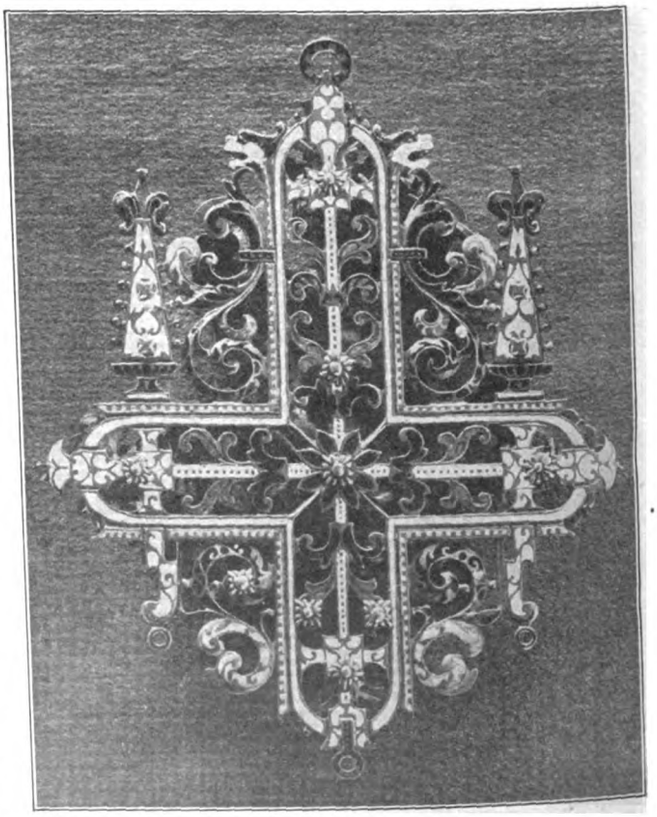
Ein moderner Riese. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Wie ein Stück lebendig gewordenen Kindermärchens spaziert der Riese, den unser Bildchen zeigt, unter den hastenden rennenden Großstadtmenschlein umher, und so gewaltig und respeltheischend er aussieht — er möchte, wenn's möglich wäre, wohl manchmal „aus der Haut fahren", um in die Pelle eines normalen Erdenbürgers zu schlüpfen! Jonathan Swift hat in seinem unsterblichen Buche: „Gullivers Reisen" die Leiden solch eines armen, unter ein Zwergengeschlecht versetzten Riesen eindringlich genug geschildert, und einen Teil dieses Martyriums durchlebt auch der moderne Goliath gewiß: die innere Einsamkeit, zu der ihn die äußerliche Abnormität verurteilt!

Aus dem Leben eines Riesen.

Anhängsel in Goldemail. (Zu den untenstehenden Abbildungen.) Diese schöne kleine Kostbarkeit mit ihrer frischen Darstellung aus dem Leben des tapfersten aller Heiligen entstammt dem Besitze jenes Grafen Ludwig Batthyánni, der 1848 den Kampf um die Freiheit mit dem Leben gebüßt hat. Aber auch ohne diese Reminiszenz an den ungarischen Helden ist sie wohl der Beachtung wert. Die Goldbildhauerei der Vorderseite zeigt die lebhafte und energische Darstellung des Kampfes mit dem Lindwurm, der die kappadozische Königstochter gefangen hielt und dafür von dem heiligen Georg umgebracht wurde. Architekturelemente und allerlei krauses Ornament, gehoben und noch reizender in Verwirrung gebracht durch die Häufung bunter Tafelsteine, umwuchern und durchsetzen die Szene und gestalten durch diese überquellende Fülle das Ganze so reich und üppig, wie es dem Geschmacke der Zeit — das Stück soll sächsischer Herkunft sein und aus der Periode Augusts des Starken stammen — entsprechen mochte. Die Kehrseite wirkt dagegen fast ruhig — trotz der reichen Ornamentfüllung der Ecken, die die edle Kreuzform fast zu verschleiern droht. Die Formen sind hier einfacher, reiner Renaissancekunst entsprechender. Die Hauptzierde dieser Seite bildet nicht das Flimmern von Steinen, sondern der weichere Glanz schönster Emailarbeit.

Wie rasch fallen die Regentropfen? Man sollte meinen, daß unsere fortgeschrittene Wissenschaft eine so einfache Frage längst genau beantwortet habe, zumal es sich um einen so häufigen und gewöhnlichen Vorgang handelt. Die Sache ist aber viel verwickelter, als es den Anschein hat, und die Beobachtung des fallenden Regentropfens ungemein schwierig. Die Geschwindigkeit, mit der der Regentropfen herabfällt, ist abhängig von seiner Größe und von dem Widerstande, den ihm die Luft entgegensetzt. Nach neueren Versuchen, die Lenard angestellt hat, fällt ein Tropfen von 1,25 Millimetern Durchmesser 4,8 Meter in der Sekunde, ein Tropfen von 4,50 Millimetern dagegen 8 Meter. Werden die Tropfen noch größer, so fallen sie nicht schneller, sondern eher langsamer; so hatte z. B. ein Tropfen von 6,36 Millimetern Durchmesser nur eine Fallgeschwindigkeit von 7,80 Metern in der Sekunde. Kleine Tröpfchen, deren Durchmesser nur einen halben Millimeter oder noch weniger beträgt, fallen überhaupt nicht, da sie durch die Luftströmung in Schwebe erhalten werden. Der Bildung größerer Regentropfen sind engere Grenzen gezogen. Wird aber der Durchmesser größer als 5 Millimeter, so wird der Tropfen sogleich durch den Wind und Zusammenprall mit anderen Tropfen zerstört, in kleinere Tropfen zerstäubt. Diese können durch Vereinigung mit anderen wieder zu größeren Gebilden werden. Große Tropfen, die einen Durchmesser von 7 bis 8 Millimetern haben, werden bei tropischen Regengüssen beobachtet. Außerdem gelangen die Tropfen, indem sie niederfallen, in rasche, drehende Bewegung um ihre Achse, und oft wird diese Bewegung so stark, daß ein Teil des Tropfens in einen Ring kleiner Wasserlügelchen zerfällt. — So ist der Regenfall ein fortwährendes Werden und Vergehen, und die Bewegungen, die dabei die Wasserteilchen machen, sind so mannigfaltig und folgen so rasch aufeinander, daß es schwierig fällt, für dieses bunte Gewirr Gesetze zu ermitteln. C. F.

Vorderseite.



Rückseite.

Ein kostbares Anhängsel aus Goldemail.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Nr. 35 — 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Waldrausch.

(6. Fortsetzung.)

Roman von Ludwig Ganghofer.

Nun war es still auf der Straße. Und nach einer Weile kam, mit etwas unsicheren Schritten, der Krispin Sagenbacher auf sein Heimwesen zugegangen. Als er sah, daß ihm einer den Weg versperrte, schrie er: „Bluatsakra! Geh auf d' Seiten, du!"

„D' Straßen is breit!" sagte der Toni ruhig. „Bald verbei willst an mir, hast Platz grad gnug."

Der andere machte einen komischen Torkler. Dann stand er kerzengerade und schwieg. Und während dieses Schweigens schien er nüchtern zu werden. Denn er konnte mit gemütlichem Lachen sagen: „Ah, da legst dich nieder! . . . Der Herr Bruder!"

„Ja! . . . Grüß dich Gott, Krispi! Jetzt bin ich wieder daheim."

Der Lahnegger fing zu lachen an, als wäre diese Begegnung in der Nacht eine ganz unglaublich lustige Sache.

Auch der Toni lachte mit. Und sagte: „No, wenn's dich gar so freut, nachher freut's mich auch. Und wenn's beim Lachen bleibt, könnten wir zwei ganz gut miteinand auskommen, du und ich! . . . Schau, ich gib dir d' Hand drauf! Der Mutter z'lieb . . . magst Fried halten, Krispi?" Doch der andere nahm die Hand nicht, die der Toni ihm hinbot, sondern fragte, aber gar nicht mehr lustig: „Hat dir ebba d' Mutter gschrieben, daß d' heimkommen sollst?"

„D' Mutter? Na! . . . Den guten Einfall hab ich schon selber ghabt."

„Was willst denn daheim? In d' Wirtschaft laß ich mir nix dreinreden. Der Bauer bin ich! Und ein Rat verlang ich mir kein."

„Da brauchst kein Sorg net haben! Vor mir hast dein Ruh! Es wird sich schon ebbes finden für mich."

„So?" Der Krispin lachte wieder. „Willst ebba deim schmalzhaareten Schulkameraden bei der Wildach helfen?"

„Vielleicht! . . Da hast mir ein guten Einfall geben! Ich dank dir schön!"

„Ja, ja! Der Herr Inschenier hat noch lang net Gsindel gnug beinand!"

„. . . Du!" Das Wort klang wie ein Hammerschlag auf Stein. Aber dann sagte der Toni ganz ruhig: „Da drin liegt d' Mutter und schlaft! . . . Und du, Krispi, gelt,

Angorakatzen.
Gemälde von Clemence Nielssen.

Published 27. VIII. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

überleg dir ein andersmal, was d' redst zu mir! Es gibt Wörtln, die ich mir net gern sagen laß . . . da brauchst dir bloß an d' Nasen greifen, nachher weißt es! . . . Und jetzt sag mir, wo mein Platz is im Haus!"

Der Lahnegger fing zu fluchen an und schlug mit den Fäusten um sich ins Leere, als wäre sein Rausch wieder lebendig geworden. „Bluatsakra! Bluatsakra! Und ich hab kein Platz im Haus! In deiner Stuben liegt der Knecht . . ."

„Der wird halt aussi müssen."

„Und bleiben tut er, sag ich! Bluatsakra, Bluatsakra! Jetzt soll's grad einmal biegen oder brechen! Was willst denn von mir? Der Älter bin ich, und der Hof ghört mein! Und was nach Recht und Gsetz als der Jünger aussikriegst . . . die vierazwanzghundert Mark, die hab ich beinand, die kann ich dir bar auszahlen, noch heut in der Nacht!"

„'s Geld is sicher bei dir! Das kannst im Kasten liegen lassen. Und Zins verlang ich kein! Aber mein Heimrecht will ich haben, solang d' Mutter lebt. Und solang mich d' Mutter braucht, so lang bleib ich daheim. Schaden sollst deswegen kein haben. D' Verköstigung zahl ich dir . . . ein Markstückl für'n Tag."

Da war der Lahnegger wieder nüchtern und fragte hurtig: „Wie viel zahlst?"

„Ein Markstückl für'n Tag. Und morgen tust mir den Knecht aus meiner Kammer! Heut in der Nacht leg ich mich in der Stuben auf d' Ofenbank."

„Ein Markl is z'wenig für'n Tag. Du hast allweil ein Hunger ghabt wie ein Steinbrecher. Ein Markl und dreißg Pfennig! Billiger mag ich net!"

„Meintwegen!" Der Toni lachte, trat einen Schritt zurück und betrachtete den Bruder, der in der Dunkelheit wie ein langer schwarzer Pfahl auf der Straße stand. Und wieder lachte der Toni. Und sagte: „Gspaßig, daß man uns zwei verwechseln hat können!"

„Verwechseln? Was verwechseln?"

„Für dich hat mich heut schon wer angschaut."

Auch der Lahnegger lachte. „Der muß aber blind gwesen sein!"

„Ein bißl schon, ja! . . . Vorm Wildacherhäusl bin ich am Abend auf der Straßen gstanden. Und da hat mir wer den Platz verboten und hat mir gschafft, ich sollt machen, daß ich weiter komm! . . . Mir scheint, Krispi, im Wildacherhäusl bist net gut angschrieben?"

Ein kurzer, heiserer Laut. Dann stand der Lahnegger stumm in der Nacht. Und es war zu dunkel, als daß der Toni die kalkige Blässe hätte gewahren können, von der das verzerrte Gesicht seines Bruders überronnen war.

Wortlos, mit einem drolligen Torkler, tappte der Krispin Sagenbacher auf das Zauntürchen zu und trat in seinen Hof. Erst bei der Haustür wurde ihm die gelähmte Zunge wieder locker. Er lachte heiser. „Ah, narret! Ah, narret!" Und lachend verschwand er im Hause.

Der Toni stand noch immer auf der Straße. Ein Schauer rüttelte ihm die Schultern, als hätte er plötzlich empfunden, wie kühl die Nacht war. Und in Ärger sprach er vor sich hin: „Ich hätt's net sagen sollen! . . . Wenn der Brosle wieder Musi macht, fallt mir wieder ein dummer Streich ein, der mich reuen muß!"

Er blickte über die kleinen schwarzen Fenster des Lahneggerhofes hin. Dann trat er langsam in das Gehöft und ging zur Haustür. Vor der Schwelle zog er die Schuhe herunter. Im Flur brannte er die Kerze an und guckte unter schwerem Atemzuge wieder zu dem Brett hinauf, das über der Hafertruhe hing. Vom Oberstock klangen die tappenden Schritte des Krispin herunter. Und der Toni überlegte, was er sagen sollte, wenn die Mutter noch wach wäre und fragen würde, warum er nicht in seiner Kammer schliefe; sie sollte sich nicht kränken müssen, weil etwas im Hause geschah, wovon sie nichts wußte, und was ihr nicht recht war.

Lautlos trat er in die Stube und fragte ganz leise: „Mutterl? Bist noch auf?"

Keine Antwort kam.

„Gott sei Lob und Dank!"

Doch als er den Leinenkittel heruntergezogen hatte, um ihn mit dem Bündel als Kopfkissen auf die Ofenbank zu legen, hörte er aus der Kammer ein mattes Stöhnen.

„Jesus! . . . Mutter?"

Wieder der gleiche, wehe Laut.

Erschrocken packte Toni das Licht, sprang in die Kammer und hätte vor Schreck beinahe den Leuchter fallen lassen, als er die Mutter mit blutigem Gesicht neben der Bettstatt auf dem Boden liegen sah. Er stieß das Licht in die Fensternische, rannte zur Stubentür und schrie wie ein Irrsinniger in den schwarzen Flur hinaus: „Kathrin! Krispi! Kathrin! Krispi!" Dann sprang er zurück in die Kammer, und während ihm die Tränen wie ein grauer Nebel den Blick umflorten, schlang er unter zärtlichem Gestammel die Arme um die in halber Ohnmacht duselnde Frau und hob sie auf das Bett — und blieb bei ihr sitzen, zitternd an allen Gliedern, und hielt diesen mageren, abgezehrten Körper an seine Brust geklammert. Jetzt — bei dem Kerzenschein, der in der Fensternische flackerte — konnte er das Gesicht der Mutter sehen. Das Blut erschreckte ihn nicht — er sah gleich, daß es von keiner bösen Verletzung kam, nur von einer Schürfwunde an der Wange — und dennoch rann ihm ein schmerzendes Grauen durch alle Fibern seines Lebens. Dieses zerfallene, gelbe, welke Gesicht mit den hohlliegenden, bläulich geschlossenen Augen, umwirrt von den dünnen Strähnen des ergrauten Haars — Herr Jesus, wem gehörte denn dieses Gesicht? Das war doch nicht das Gesicht seiner Mutter? Hielt er denn ein fremdes, altes Weib in den Armen? Ein Krampf befiel seinen Nacken, und seine Zähne begannen zu schauern. Aber da schlug die Lahneggerin die Augen auf — und unter erwürgtem Schrei, der halb wie ein Schluchzen und halb wie ein glückliches Lachen war, trank der Toni diesen warmen Glanz der Liebe in sein erschrockenes Herz. „Mutter! Mutterle!" Die alte Frau lächelte, wollte etwas sagen, schloß die Augen wieder, fiel an die Brust des Sohnes hin und lag in neuer Ohnmacht.

Draußen im Flur ein Gezeter von Stimmen. Und dann kamen die beiden, der Krispin und die Kathrin, in die Kammer gelaufen, halb angekleidet, bleich, erschrocken. Die alte Magd fing ein ratloses Heulen und Jammern an. Und der Lahnegger stotterte: „Jetzt hab ich schon gmeint, es brennt!" Doch als er sich völlig überzeugt hatte, daß nur die Kerze in der Fensternische brannte, und als er wieder zum Bett hinüberguckte, schrie er in Zorn aus seinem halben Rausch heraus: „Du Malefizkerl du! Was hast denn angfangt mit der Mutter?"

Der Toni gab ihm keine Antwort — entweder hatte er das üble Wort des Bruders nicht gehört oder hatte nicht verstanden, wie es gemeint war. Er sagte zu der Magd: „D' Mutter muß aufgstanden und gfallen sein! Tummel dich, Kathrin! Und Wasser bring eini! Und ein linds Tüchl! Daß ich der Mutter 's Gsicht waschen kann." Und als die Magd schon davonrannte, rief ihr der Toni nach: „Und nachher springst zum Dokter auffi, daß er kommt, gleich auf der Stell!"

„Dokter? Was, Dokter?" fuhr der Krispin erschrocken auf, als wäre erst jetzt ein Unglück geschehen. „Der schreibt ja fünf Markln auf in der Nacht, wann er aussizarrt wird aus'm Bett!"

Der Toni, der die ohnmächtige Frau an seiner Brust umschlungen hielt, drehte das bleiche Gesicht über die Schulter. „Du brauchst den Dokter net zahlen!"

„Wann du 's Geld hast zum Aussischmeißen, meintwegen! . . . Gut mußt dich gstellt haben bei deiner Witib draußt!" Mit diesen Worten ging der Krispin auf das Fenster zu und rückte das brennende Kerzenlicht in die Mitte der Nische, als hätte er Sorge, daß der Vorhang Feuer fangen könnte.

Die Kathrin brachte, was der Toni verlangt hatte, und lief davon, um den Doktor zu holen.

Gegen die Schlafsucht kämpfend, immer wieder gähnend, d der Lahnegger am Fußende der Bettlade und guckte zu, der Toni das Blut vom Gesicht der Mutter wusch. nchmal gab der Alkohol dem Krispin einen Puff in den en, daß er jäh einen Knicks nach vorne machte. Dann er groß und rund die Augen auf, streckte sich, stand wieder auf den Füßen und guckte ruhig zu. Der Zustand der er regte ihn nicht auf. An den Anblick ihres Leidens er sich seit Jahren gewöhnt. Und als Sohn war der n nicht besser und nicht schlechter, als im Dorfe neunzig unter hundert sind, die nach Übernahme des Hofes Jetzt ist meine Zeit! — und Vater und Mutter als ledigte Sache betrachten, wenn sie alt, zur Arbeit un- und nutzlos wurden. Dazu kam in dieser Stunde noch, em Krispin bei seinem Schlafbedürfnis und im Dusel halben Trunkenheit alle harten Dinge seines Lebens ft gemildert durcheinander schwammen, daß er sogar den wie eine ungefährliche und gleichgültige Sache betrachten Und als er auf der Wange der Mutter die leichte wunde sah, von welcher der Toni das Blut fortgewaschen sagte er mit einem Klang von Gutmütigkeit:

h mein, das bißl tut ihr nix! D' Mutter is zaach. tt's kein Dokter net braucht!"

e Lahneggerin, die sich unter der Wirkung des kalten s langsam ermunterte, hörte den Krispin reden, sah mit Blick voll quälender Angst zu ihm auf und klammerte ternden Arm um den Hals des Toni.

a no, Mutter!" sagte der Toni ruhig und sah dabei nder mit ernsten Augen an. „Da mußt kein Angst en. Ich hab schon gredt mit'm Krispi. Und ganz er sich gstellt zu mir. Gelt, Krispi? Der Mutter alten wir Fried miteinand?"

e Krispin lachte, wie gute, friedliche Menschen lachen, e ein freundliches Wort zu hören bekommen.

die Lahneggerin atmete wohlig auf.

er komm, Mutter," sagte der Toni, „liegst ja halb Bettanten, komm, laß dich ein bißl besser einirucken Bank." Als er die Kranke heben und legen wollte, er, wie hart ihr Lager war. „Ja, Herrgott, was hat Mutter da für ein Strohsack herinn? Der spürt sich ein Brett! D' Mutter hat doch allweil ihr Seegras- n ghabt! Wo is denn die?"

ie hab ich zu mir auffi," sagte der Krispin, „d' Mutter hat gemeint, sie tät sich gsunder liegen auf'm Strohsack." f der Stell gehst auffi und holst der Mutter ihr en abi!" Dem Toni zitterte die Stimme vor Zorn. net, was ich sag? Der Mutter ihr Sach muß her!"

o, no, no, no . . ." Unter diesen Beschwichtigungs- kämpfte der Krispin Sagenbacher duselig in die Stube Und die Lahneggerin fing in Angst zu flüstern an: Jesus, Tonele, ich bitt dich um Gottes willen, tu mir a mit'm Krispi kein Unfried hermachen! Schau, ich 's Vaters Bett und mein Graspolster gern auffigeben. gs muß er doch allweil schiech arbeiten. Da tut's ihm et schlecht, wann er ein linds Liegen hat in der Nacht." Da soll er zfrieden sein mit 's Vaters Bett! Dir soll Sach lassen!" Der Toni schlang eine Wolldecke um ngeren Leib der kranken Frau. „Deswegen macht der kein Unfried. Ich hör schon, daß er d' Matratzen abi- Komm, Mutter, laß dich auffilupfen!"

e Lahneggerin sträubte sich ein bißchen. „Jesus, Jesus, so viel Schererei muß ich dir verursachen!" Ganz und dünn war ihre Stimme.

ber geh, Mutter, Lieb is doch nie kein Plag net!" Er sein Arme und ging mit ihr zu einem Sessel. e klammerte sich an seinen Hals und flüsterte mit einem jämmerlichen Lachen: „So viel stark bist, Tonele!"

Stark?" Auch der Toni lachte ein bißchen. „Tust dich ren wie ein Federl!"

Gelt, an mir is schier gar nix mehr dran!"

Ein Geraschel und Poltern in der Stube draußen. Und in dieser ernsten Stunde war es lustig anzusehen, wie der Krispin Sagenbacher, mit der dick zusammengerollten Seegrasmatratze auf dem Kopf, immer zur Kammertür herein wollte, das Loch nicht fand, anplumpste und zurücktaumelte und mit seiner Last wieder vorwärtsbohrte.

„Himi Bluatsakra!"

Jetzt fand er den Weg, und die Matratze rauschte dem Krispin voran durch die enge Tür herein.

„So," sagte der Toni, der im Fensterwinkel auf einem Stuhl saß und die kranke Frau auf seinem Schoße hielt, „jetzt tust der Mutter ihr Bett schön lind und sauber aufrichten!"

Unter Brummen, Fluchen und Torkeln begann sich der Krispin mit dieser „Weiberleutsarbeit" zu befassen. Doch all sein Ärger verwandelte sich plötzlich in schmunzelnde Zufriedenheit. Denn als er den Strohsack umdrehte, um ihn aufzuschütteln, griff er unter dem Stroh etwas Hartes: den mit Silber gemästeten Strumpf. Und der Krispin kannte sich gleich aus, er brauchte gar nicht näher hinzugucken. Flink warf er einen Blick nach dem Fensterwinkel, und als er sah, daß der Toni die Wange an das Gesicht der Mutter geschmiegt hielt, tat er einen schnellen Zuck mit der Hand — und der heimliche Schatz, den die Lahneggerin dem Toni zugedacht hatte, war im tiefen Hosensack des Krispin verschwunden. Dabei dachte der Krispin an keinen Paragraphen des Gesetzbuches; er hielt sich nur wieder einmal für klüger, als andere sind, guckte schmunzelnd die Seegrasmatratze an und dachte: „Wer ebbes hergeben muß, darf ebbes ghalten auch!"

Und nun richtete er, manchmal durch einen torkelnden Knicks gestört, das Lager der Mutter so lind und sauber auf, daß auch die Kathrin diese „Weiberleutsarbeit" nicht besser hätte machen können. Auch fing er bei diesem Aufbetten ein so gemütliches Schwatzen an, daß die Lahneggerin, aus ihrer Sorge um den Streit der Brüder aufatmend, zufrieden hinhorchte, und daß der Toni verwundert aufblickte und den fleißigen, gutgelaunten Krispin erstaunt betrachtete.

In der Lahneggerin, wenn sie den gefüllten Strumpf nicht in der Tasche des Toni vermutet hätte, wäre wohl gleich ein Verdacht lebendig geworden. Aber der Toni, in dem jetzt nur die Sorge um die Mutter zitterte, dachte schon lange nicht mehr an den heimlichen Schatz, der unter dem Strohsack auf ihn gewartet hatte. Und weil er nun den Bruder so willig und in so guter Laune sah, erwachte sogar die Hoffnung in ihm: „Vielleicht hat der Krispi ein Einsehen, vielleicht kommen bessere Zeiten zwischen dem Bruder und mir?"

Während er die Arme fester um die Mutter schlang, machte ihm dieser Gedanke die Augen glänzen. Aber es fiel ihm über dieses Helle gleich wieder ein schwerer Schatten her. Denn er dachte an die „Verwechslung", die er vor dem Hause der Wildacherin erlebt hatte. Und da wurde der Druck seiner Arme so fest, daß die Lahneggerin ein bißchen stöhnte; aber sie flüsterte lächelnd: „Vergeltsgott, Tonele, für alls!"

So leise war das gesagt, daß es der Toni gar nicht hörte. Immer sah er den Bruder an, mit einem hart forschenden Blicke.

Den Krispin und den Toni miteinander im Zwielicht zu verwechseln — das war wohl möglich. Alle beide hatten sie die gleiche, hoch aufgeschossene Gestalt, der Toni fest gebaut und schlank, der Krispin grobknochig und hager. Auch die Köpfe und Gesichter, die sie vom Vater hatten, waren ähnlich — die kleine Dulle, die der Toni vor fünfzehn Jahren dem Krispin ins Nasenbein geschlagen hatte, machte im Schnitt der Züge keinen großen Unterschied. Aber der Toni hatte die braunen Augen der Mutter, die so mild und freundlich glänzen konnten, während der Krispin mit den eisengrauen Augen des Vaters kalt, hungrig, mißtrauisch und berechnend dreinguckte; doch diese Augen konnten manchmal auch, wie

eben jetzt, ganz lustig und zufrieden umherblinkern. Und solches Schmunzeln verjüngte den Krispin. Obwohl er dem Toni um sieben Jahre voraus war, schienen die beiden doch fast im gleichen Alter zu stehen.

Der Unfriede im Lahneggerhofe, der grobe Druck, unter dem der Toni in seinen Knabenjahren hatte leiden müssen, seine Sorge um die kranke Mutter, die Trennung von ihr und noch etwas anderes, das verschlossen in seinem Herzen wühlte — diese Dinge hatten trotz aller ungebrochenen Jugend, die aus seinen Augen leuchtete, in das Gesicht des Toni den strengen Zug gegraben, der ihn älter erscheinen ließ, als er war. Der Krispin aber hatte sich gut konserviert, weil ihm nichts an die Leber ging, und weil ihn seine dickhäutige Natur vor jeder zehrenden Kränkung bewahrte. Der Stolz auf seine Klugheit, die ihn immer stärker machte, als die anderen waren; die Tatsache, daß immer alles zu seinem Vorteil ausschlug; das ungestörte Hausen im Lahneggerhofe, aus dem er den jüngeren Bruder hinausgeärgert hatte; das stete Wachstum seines Besitzes in Scheune, Stall und Kasten; die Kunst, an anderen zu sparen und sich selber alles zu vergönnen, und die schlaue Ungeniertheit, mit der er jedes Verlangen seines Blutes zu stillen wußte, ohne sich dabei eine lästige Verpflichtung aufzuhalsen — das waren die schönen Lebenskräfte, die den Krispin Sagenbacher so gesund und frisch erhalten hatten, daß er gut fünf Jährchen seines Erdenwallens hätte verleugnen können.

Auch mit dieser letzten Stunde seines Lebens war der Krispin wieder recht zufrieden. Eine Mark dreißig pro Tag für Kost und Logis — dieses gute Geschäft machte den lästigen Bruder zu einem erträglichen Ding. Auch hatte die Lahneggerin jetzt ihren Pfleger, und der Krispin brauchte sich um die Kranke nicht mehr zu kümmern und konnte die Kathrin auf dem Feld arbeiten lassen. Also wieder ein Vorteil. Und das dunkle Wort von der „Verwechslung", das ihm auf der finsteren Straße draußen einen bösen Stoß versetzt hatte, war für den Krispin in der Beleuchtung seines Dusels bereits eine ungefährliche Sache geworden — die Wildacher Beda blieb schließlich mit all ihrem Trotz doch auch nur eins von den Weibsbildern, die alle über den gleichen Leisten genäht sind, und auf deren Behandlung sich der Krispin Sagenbacher gut verstand — mochte das gehen, wie es wollte, der Krispin mit Haus und Hof und mit seiner Schlauheit hoffte auch hier wieder der Stärkere zu bleiben. Dazu klunkerte in seinem Hosensack der schwere Strumpf. Und da machte ihm nun diese „Weiberleutsarbeit" des Aufbettens so viel Vergnügen, als hätte er sich selber auf das lind und sauber gerichtete Lager hinstrecken sollen.

„So!" sagte er, knickste nach vorne, streckte sich wieder und blinkerte mit spöttisch vergnügten Augen zu dem Bruder hinüber. „So! Die Kaiserin kann auch kein linders Bett net haben! Jetzt wird d' Mutter wohl zfrieden sein . . . wann ich selber d' Matratzen hergib aus meim Bett! So ebbes tät net leicht einer! Und der Dokter, scheint mir, tappt auch grad eini in Hof. Da wird mich d' Mutter nimmer brauchen. Bist ja du da! Ich muß morgen wieder zeitig auf sein bei der Arbeit! Gut Nacht miteinand . . . ös Liebsleut, ös zwei!"

Lachend schob sich der Krispin Sagenbacher zur Tür hinaus. Als er im Flur die Treppe hinaufstieg, kam der Doktor mit der Kathrin. „Sie, gelten S'," rief ihm der Krispin über die Stiege hinunter zu, während er mit der Faust den schweren Strumpf in seinem Hosensack umklammerte, „ich hab Ihnen fein net rufen lassen! Die fünf Markln müssen S' meim Brudern aufschreiben!"

Der Doktor gab dem Krispin keine Antwort, sondern sagte mit einer lauten, hart und mißmutig klingenden Stimme zur Kathrin: „Marsch in die Küche! Bis in zehn Minuten muß die Suppe fertig sein! Hast du das Fläschl?"

Die Kathrin stotterte einen unverständlichen Laut.

„Ein Drittel vom Fleischextrakt, zwei Drittel Wasser. Und Salz, was zwischen drei Finger geht. Aber reines Wasser! Vom Brunnen! Nicht aus der Herdwanne! die Pfoten kannst du dir auch waschen, bevor du ins faß hineintappst! . . . Wo liegt die Bäuerin?"

Ungeschickt, als hätte sie noch nie nach einer Klinke griffen, stieß die Magd vor dem Doktor die Stubentür

Er trat in den stillen Raum, der von der schwachen der Kammer fallenden Helle nur dämmerig erleuchtet Seit zwölf Jahren war der Doktor im Dorf — abe Stube betrat er zum erstenmal. „Natürlich! Wiede Luft wie bei der Pest vor Wien!" Er legte Hut und auf den Tisch und riß zwei Fenster auf. Dann ging die Kammer.

„Grüß Gott, Herr Dokter!" sagte der Toni, Mutter gebettet hatte und ihre Hand in der seine Mit einem Sorgenblicke musterte er den Arzt — dieser Bullbeißerkopf mit den mißmutig dreinschauenden Auge ihm kein sonderliches Vertrauen ein — und seufzend Toni an Brosis Vater, der so hell und gütig hatte schauen

Doch der Doktor schien plötzlich eine andere, freun Stimme bekommen zu haben, als er fragte: „No also, wo fehlt's denn?"

Die Lahneggerin fing in Angst und Schwäche zu an: „Gut geht's mir! Gar nix fehlt mir! Ich w net, warum Ihnen der Krispi herbemüht hat! Aber nur net gleich schneiden! 's Messer tät ich nimmer ve Bloß net schneiden, Herr Dokter! Net schneiden, gel

„Natürlich wird geschnitten! Schade, daß ich lei bei mir habe. Aber ihr habt wohl ein langes un Küchenmesser im Hause? Nur her damit! Und zuerst der dumme Kopf herunter!" Der Doktor f Puls der Kranken, schickte den Toni mit einem Wink Kammer und brummte hinter ihm her: „Die Tür zu

In der finsteren Stube saß Toni auf der Ofenb hielt die Hände um die Kante des Brettes geklammert Minute war ihm wie eine Stunde. Sein Herz h und die Sorge schnürte ihm die Kehle zusammen, er so im Dunkel saß und auf jeden Laut in der lauschte. Undeutlich hörte er das Wimmern und Be Mutter, die sich in Scham gegen die Untersuchung Ein grobes Wort des Doktors. Dann war's eine W in der Kammer. Und nun die ruhigen Fragen des Die Lahneggerin antwortete so leise, daß Toni die der Mutter gar nicht hören konnte.

Mit einem dampfenden Schüsselchen kam die Ka die Stube, stellte den Küchenleuchter auf die Ofenb trug die Suppe in die Kammer. Als sie wieder h flüsterte sie dem Toni zu: „Der is gar net so schie ausschaut. Wie ein Kindsmadl gießt er der M Löfferl voll ums ander eini. Und jeds Löfferl b Auf den Fußspitzen ging die Magd davon, nahm de mit, und Toni saß wieder im Dunkel.

„Soooo, Frauerl! Das hat geschmeckt, gelt!" aus der Kammer. „Jetzt werdet Ihr gut schlafen. morgen an plagt Euch nicht mehr mit dummen Medizin braucht Ihr keine, geschnitten wird auch n wenn's gut geht, springt Ihr bald wieder im Hau wie ein junges Mädel! . . . Also, gute Nacht, Und fest geschlafen jetzt!"

„Vergeltsgott, Herr Dokter!" wisperte die matte der Lahneggerin. „Und was is denn d' Schuldigkeit

„Der Besuch kostet nichts . . . weil's nicht nöt daß ich geholt wurde. Aber wenn sich der Bauer ein Knödeln überfrißt und speien muß, schreib ich zehn M wenn man mich holt in der Nacht."

Mit dem Kerzenlicht, das auf ein kleines St heruntergebrannt war, kam der Doktor in die Stube. Er schob das Licht auf den Tisch, griff nach Hut und sah den Toni, den er für einen Mitschuldigen am dieses kranken Weibes hielt, mit unfreundlichen Augen a brummte: „Ihr Bauernrammeln, ihr unverständigen!

Sonnige Stunde.

Gemälde von Sabine Reicke.

sollte der Teufel den Verstand kreuzweis nähen. Das wäre die richtige Chirurgie für euch!"

Der Toni war nicht beleidigt. Doch ein Schreck fuhr ihm ins Herz. Denn er fühlte gleich, daß es mit der Mutter nicht so gut stand, als es der Doktor in der Kammer vor der Lahneggerin dargestellt hatte.

„Herr Dokter? Mar' und Joseph! Was is denn?"

„Nichts von Bedeutung! Ihr braucht mich nicht mehr zu holen. Wenn ich gelegentlich im Vorbeigehen nach der Kranken sehe, das wird genügen." Der Doktor sprach so laut, daß er in der Kammer gehört werden konnte. „Der Bäuerin fehlt nicht viel. Die wird sich schon wieder herausmachen. Nur halb verhungert ist die Frau."

„Jesus Maria! Der Bruder wird doch der Mutter an der Kost nix fürenthalten haben! So ebbes tut doch der Bruder net!"

„Das will ich nicht behaupten. Aber die Frau mit ihrem mißhandelten Magen hat die schwere Kost, die bei euch auf den Tisch kommt, nicht mehr vertragen können. Und weil sie das grobe Zeug nicht hinunterbrachte und nichts Besseres bekam, hat sie eben hungern müssen. Die Frau muß leichte Kost bekommen." Der Doktor zählte eine Reihe von Gerichten auf, die der Lahneggerin zuträglich wären. „Ich will euch einen Küchenzettel für vierzehn Tage aufschreiben. Den könnt ihr morgen bei mir holen lassen."

„Gleich in der Fruh komm ich auffi!" stammelte Toni, der wieder Hoffnung schöpfte.

„Das muß dann aber auch ordentlich eingehalten werden. Wird die Frau richtig genährt, dann wird's bald wieder aufwärts gehen!"

„Jesus, ja! Jesus, ja!"

Der Doktor ging zur Tür und winkte dem Toni mit den Augen. Und jetzt erschrak der Toni nicht — so fest und gläubig war die Hoffnung in seinem Herzen schon wieder geworden. Er ging dem Doktor nach. Durch die offene Stubentür fiel ein matter Lichtschimmer auf das Brett, das über der Hafertruhe hing. Der Toni sah die schwarzen Linien des großen Fisches. Doch beim Anblick dieser Brandmalerei, die vor wenigen Stunden einen stummen, schwülen Sturm im Herzen des Toni aufgewühlt hatte, fiel ihm jetzt nichts anderes ein, als daß die Mutter schon vor fünfzehn Jahren die grobe Kost des Bauernhauses nicht gut vertragen hatte. Und drum sagte er zum Doktor: „In aller Fruh fang ich für d' Mutter ein Fisch."

Nun standen die beiden in der stillen, kühlen Frühlingsnacht, unter den funkelnden Sternen. Wie etwas leis Geheimnisvolles klang aus der Nachtferne das Rauschen der kleingewordenen Wildach.

Der Doktor bohrte mit dem Stock in den Sand und fragte: „Seid Ihr der Sohn im Hause?"

„Der jüngere, ja. Den Hof hat der Bruder. Fünf Jahr lang bin ich fortgewesen. Und bin erst heut am Abend wieder heimkommen."

„So?" Der Doktor hob das Gesicht. „Dann bist du wohl der Toni? . . . Bub, es wird nötig sein, daß du jetzt daheim bleibst! Und du, so scheint mir, hängst an deiner Mutter? Da wird dir weh tun, was ich dir jetzt sage. Aber einer im Hause muß die Wahrheit wissen . . . der kranken Frau zuliebe, damit sie richtig gepflegt wird . . . und damit es nicht schließlich heißt: der Doktor ist ein Ochse, der versprochen hat, was er nicht halten konnte."

Wortlos stand der Toni in der Nacht. Nach aller auflebenden Hoffnung hatte ihn das getroffen, daß er keinen Laut aus der gewürgten Kehle brachte.

„Deine Mutter hat eine Neubildung an der Rückwand des Magens."

Das klang nicht gefährlich. Und der Toni konnte aufatmend fragen: „Was hat d' Mutter?"

„Ich kann dir das nicht näher erklären. Du würdest das nicht verstehen. Aber ich muß dir leider sagen, daß deine Mutter nicht mehr lange zu leben hat. Eine Operation würde nichts helfen. Und zwecklos wollen wir die kranke Frau nicht quälen. Und du sei tapfer, Bub! Mir scheint, daß du um den Herzfleck herum ein bißchen wärmer veranlagt bist, als es unter Bauern üblich ist. Wenn du deine Mutter liebhast, so behalte für dich, was ich dir sagen mußte . . . und beweise ihr deine Liebe nicht durch dummen und zwecklosen Jammer, sondern durch aufmerksame Pflege . . . und dadurch, daß du der kranken Frau die paar Wochen, die sie noch zu leben hat, so erträglich und freundlich machst, als es dir möglich ist."

Wieder stand der Toni stumm. Dann fiel ein heftiges Schütteln über seinen langen Körper her.

Der Doktor legte ihm die Hand auf die Schulter. Und seine Stimme hatte einen gütigen und herzlichen Klang, als er die Mahnung wiederholte: „Sei tapfer, Bub!"

Es dauerte lange, bis der Toni reden konnte, und bis er die Frage herausbrachte: „Wird d' Mutter arg leiden müssen?"

„Nein, Bub! Sie wird nur immer schwächer werden. Und eines Tages wird sie ruhig einschlafen."

„Und . . ." Der Toni schluchzte nicht. Nur die Stimme erlosch ihm. Nach einer Weile versuchte er's wieder, die erwürgte Frage in Worte zu bringen: „Und . . . gar kein Mittel is da nimmer?"

„Unser Herrgott müßte ein Wunder tun."

„ . . . So, so? . . . Nachher weiß ich, wie d' Mutter dran is!" Etwas Eisenhartes war plötzlich in der Stimme des Toni. Und dann klang es wie in Zorn: „Aber mich hat d' Mutter noch allweil!"

Der Doktor hob mit einer raschen Bewegung das Gesicht. So stand er lange und spähte in den grauen Fleck, der das Gesicht des Toni war. Dann schritt er, ohne noch ein Wort zu sagen, der Straße zu.

Unbeweglich blieb der Toni auf dem Platze stehen, auf dem er stand. Daß der Doktor fortging, schien er nicht zu sehen — und daß die Turmuhr die zweite Morgenstunde schlug, das schien er nicht zu hören. Doch er merkte, daß hinter ihm etwas Helles plötzlich finster wurde. Als er das Gesicht drehte, sah er die Stubenfenster dunkel — die Kerze, die da drinnen auf dem Tische gebrannt hatte, war erloschen.

Der Toni ging ins Haus — mit Tritten, wie die alten Leute schlurfen. Vor der Stubentür streckte er den Körper und fuhr sich mit den schweren Händen übers Haar. Beim ersten Schritt in die Stube hörte er im Dunkel von der Kammer her einen matten Laut:

„Tonele?"

„ . . . Ja, Mutter!" Eine Weile blieb Toni beim Ofen stehen. Dann trat er in die finstere Kammer. „Gelt, Mutter, ich darf noch ein bißl hocken bleiben bei dir?"

„Was hast denn, Bub? Hast ebbes im Hals?"

Der Toni räusperte sich. „Könnt schon sein, daß mich ein bißl ebbes ankühlt hat . . . in der Nacht . . . weil ich strumpfsöcklet aussi bin . . . mit'm Dokter."

„Jesses, warum hast denn keine Schuh net anzogen! Da, schau, unterm Bett hab ich meine Filzpatschen! Da tust einischlupfen!"

„Ja, Mutter! Vergeltsgott! . . . Ein bißl besser tust dich schon spüren, gelt?"

„Ganz gut is mir, ja! Verstehn muß er schon ebbes, der! Und billig macht er's! . . . Aber daß sich der Krispi so gut gstellt hat mit dir, das macht mich gsund! Das!" Die Lahneggerin lachte ein bißchen. „Jetzt kannst auch noch ein wengl hocken bleiben bei mir! Jetzt schimpft er nimmer, der Krispi! Und tust mir d' Hand lassen, gelt? Bis ich eingschlafen bin."

„ . . . Ja, Mutter! . . . Bis d' eingschlafen bist!"

Die Bettlade krachte, als sich der Toni niedersetzte und in der Finsternis die Hände der Mutter suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch im Jugendgerichtshofe.

Von Anna Ritter.

An einem der letzten Junitage stieg ich die Stufen zu dem Zivilgerichtsgebäude in der Grunerstraße, Berlin C., hinan, das — dicht neben dem Gewühl des Alexanderplatzes und dem unablässig von der großen Bahnhofshalle gespeisten Menschenstrom gelegen — doch die Ruhe vornehmer Abgeschiedenheit bewahrt.

Der Tag war schwül, trotz der frühen Morgenstunde, drinnen aber umfing mich die Luft gruftähnlich kühl, als ich aus der blendenden Straßenhelle in das wohltuend gedämpfte Licht der großen Kuppelhalle trat. Welch wundervoller Raum diese Halle, mit ihren Wölbungen, Umgängen und Treppen! Nichts von der Trostlosigkeit und dem düsteren Ernst anderer Gerichtsgebäude haftet ihr an, und dennoch stimmt sie den Eintretenden feierlich und wird ihren Eindruck auf keinen der jugendlichen Missetäter verfehlen, die zur Sühne einer mehr oder minder großen Schuld vor dem Jugendgerichtshof erscheinen sollen.

Auch mein Besuch galt diesem jüngst hier errichteten Tribunal, von dessen Wirken man so viel für die Herabminderung des jugendlichen Verbrechertums in der Großstadt erwartet, aber es war trotz der aufgestellten Orientierungstafeln nicht leicht, das Zimmer, in dem es tagt, zu finden. Wußten doch selbst die Herren vom „Fach" nicht Bescheid, die mit flatternden Talaren, schwarzen Riesenvögeln gleich, durch die hallenden Gänge eilten! Erst nach mancherlei Irrgängen kam ich zum Ziel.

Etwa zwölf bis vierzehn Personen standen, in Gruppen gesondert, vor der Tür, an der eine Papptafel mit der Aufschrift „Jugendgerichtshof" und eine weitere mit dem Verzeichnis der anberaumten Termine und geladenen Zeugen hing. Halbwüchsige Bürschchen zumeist, von einem Angehörigen oder Vormund begleitet, aber auch Schutzleute mit strengen Amtsmienen und Herren aus der Geschäftswelt, die augenscheinlich als Zeugen fungieren sollten.

Ich hatte Muße genug, die beklommene Angst der einen und die Ungeduld der anderen zu studieren, denn der hagere Gerichtsdiener, dessen einzige Dienstleistung darin bestand, die Parteien heraus- und hereinzulassen, der aber tat, als ob Verantwortung und Arbeitslast allein auf seinen Schultern lägen, schlug mir die Tür vor der Nase zu, als ich versuchte, mich einzuschleichen. Erst ein gutes Weilchen später tat sich ein Spalt dieser Tür wieder auf, und der Arm der Gerechtigkeit winkte mir mit gekrümmtem Zeigefinger. Ja, er tat sogar ein übriges und führte mich zu dem zweiten, noch freien Platz eines Berichterstattertischchens, an dem schon eine in sozialer Hilfstätigkeit fleißige Dame saß und schrieb.

Außer uns hatten sich nur wenige Zuhörer eingefunden, wohl nur solche, die ein besonderes Interesse hergeführt, aber es wären auch kaum mehr hineingegangen in den kleinen schmucklosen und doch freundlichen Raum, der gleichfalls so gar nicht an die üblichen „Gerichtssäle" erinnerte!

Der Fall, in den ich hineingeschneit war, neigte sich seinem Ende zu. Die Richter und Schöffen hatten sich zur Beratung zurückgezogen — an der langen, mit Schriftstücken bedeckten Tafel saßen nur der greise Amtsanwalt noch und der protokollführende Referendar. Vor der Tafel aber stand „in seines Nichts durchbohrendem Gefühl", ein Bild mitleiderregender Kläglichkeit, der junge Sünder. — Nie, das weiß ich, werde ich dies heulende Kerlchen mit dem typischen Skrofulösengesicht und dem ungeheuren — sichtlich vom Vater vererbten — Hosenboden vergessen! Nie auch die blasse, weinende Mutter und das Zimmer, in dem sich dies Stückchen Lebensgeschichte abspielte!

Die Dame, die im Dienste der Fürsorgeerziehung die Vorermittlung für sämtliche, an diesem Tage zur Verhandlung kommenden Fälle angestellt hatte, orientierte mich schnell. Dann traten Richter und Schöffen wieder ein, und über das Knabengesicht des „Angeklagten" glitt ein Ausdruck der Erlösung: was er mit scheuem Aufblick aus den Zügen des Richters herausgelesen, mußte ihn wohl beruhigt haben! Es lag, bei allem Ernst, etwas väterlich Mildes und Gütiges darin, und väterlich mild klang auch die Stimme, die „im Namen des Königs" das Urteil sprach.

. . . „Strafe muß sein, denn du bist schuldig, mein Junge", schloß der Richter sein Erkenntnis ab. „Du hast die 2 Mark 50 Pfennig genommen, da beißt keine Maus einen Faden von ab. Aber", er wandte sich zu den andern, „ich meine, der Fall lag denkbar mild! Nicht um sich selbst einen Vorteil zu verschaffen, hat der Angeklagte das Geld genommen, sondern um es der Mutter zu geben, die damals noch im Krankenhause lag. Wir haben deshalb auf das niedrigste Strafmaß, nämlich auf einen Verweis, erkannt! Die folgende Sache . . ."

Unschlüssig, aber sichtlich erleichtert stand die Mutter des Knaben auf, und der drehte das schwärzliche Taschentuch auch verlegen zwischen den feuchten Fingern. Sie hatten wohl beide das Gefühl, daß sie dem Richter noch danken müßten, aber der Amtsdiener machte dem Zaudern ein Ende und schob Mutter und Sohn zur Türe hinaus. Dann rief er den Namen der nächsten Partei. . . .

Ein ganzes Trüppchen Personen trat ein. — Voran der Vater im Bratenrock und mit stark pomadisiertem Haar, hinter ihm, mit genau der gleichen grünlichen Farbe der Gallenkranken, ein etwa sechzehnjähriger Junge im schwarzen Konfirmationsanzuge. Ferner dessen Freund und Komplice und zwei bedeutend jüngere Knaben, die, wie der gleichfalls erschienene Lehrer, ihr Zeugnis zur Sache abgeben sollten. Aber nur Vater und Sohn durften vorläufig bleiben, die anderen wurden hinausgeschickt, bis auch an sie die Reihe käme.

Die beiden Freunde sollten im Mai ein Paar lange Damenhandschuhe und ein Paar Ohrringe gestohlen haben. Aber es dauerte lange Zeit, bis dieser einfache Tatbestand genügend geklärt und gebeichtet war. „Fritz" schob es auf „August", und August auf Fritz. Es gehörte die ganze Geduld und Erfahrung des lange in Vormundschaftssachen tätig gewesenen Amtsgerichtsrats dazu, um das verworrene Gewebe von Ausflüchten, Lügen und unklaren Angaben zu entwirren.

„Nun erzähle uns mal, Fritz, wie die Sache war, und was an dem fraglichen Morgen geschah", redete er dem Jungen zu. Und Fritz begann:

„Wir waren mit Niesing im Automaten, und da kam Emil und sagte, er weiß, wo ein offener Ladenkasten is . . ."

„Emil? Wer ist denn Emil nun wieder?"

Fritzens Vater kam schnell nach vorn: „Der war schuld dran! Das is nämlich ein Freund von Fritzen . . ."

„Schon gut — aber Sie sind jetzt gar nicht gefragt. Lassen Sie nur den Jungen reden! Also, Fritz, ihr wart im Automaten. Das ist immer der Anfang von allen Dummheiten! Und da kam Emil und nahm dich mit."

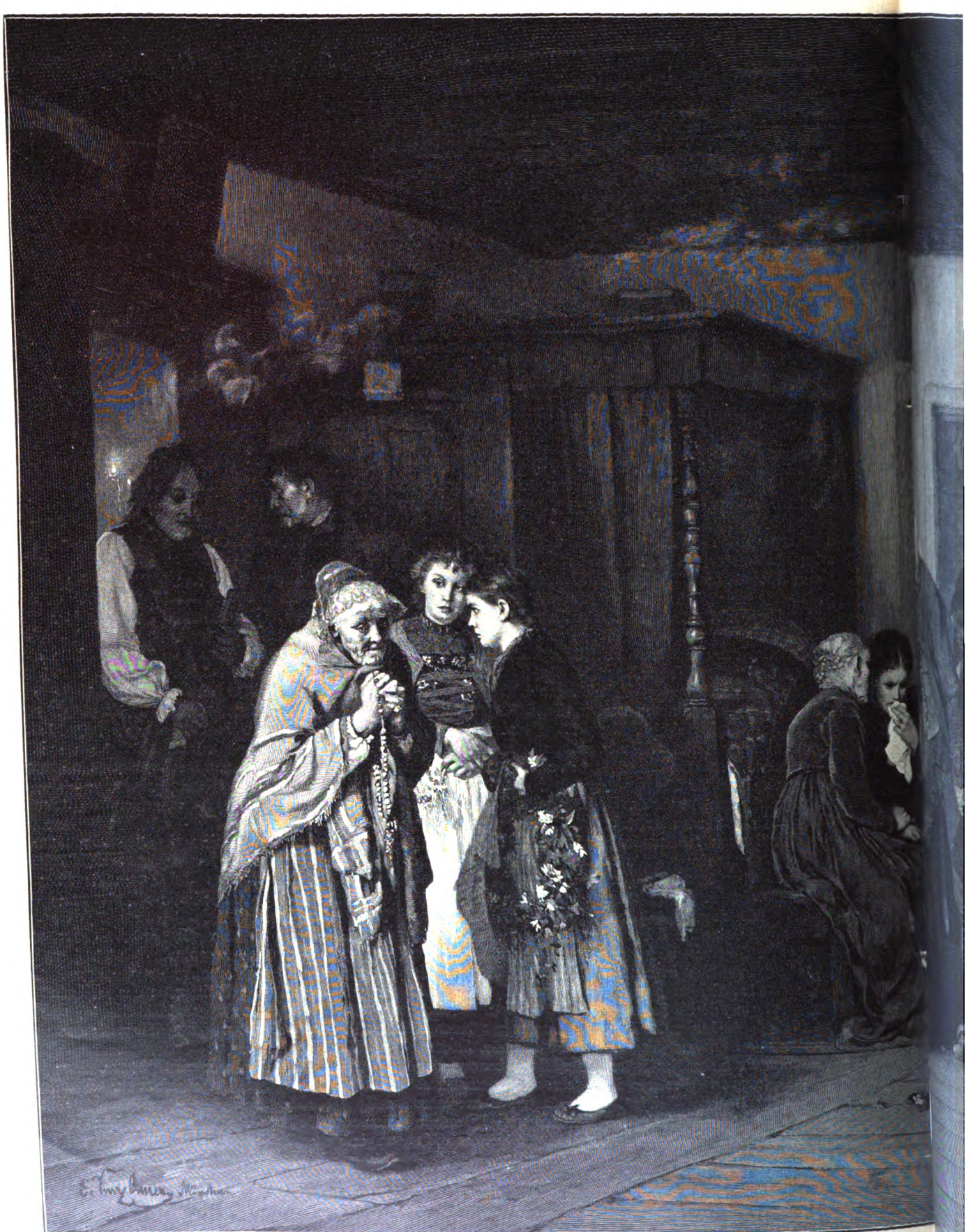
„Nee", sagte der Junge. „Da blieb ich noch drin. Und nachher meinte Emil zu mir: Wir wollen man wieder nach Hause jehn . . ."

„Das kann doch aber nicht stimmen, Junge! Ihr habt doch zuerst die Handschuhe genommen. Nun sage uns mal ruhig die volle Wahrheit — mit der Wahrheit fährt man immer am besten. — Also der Emil hatte gesagt: ‚Ich weiß, wo ein offener Kasten ist.' — Du wußtest demnach ganz genau, daß er dich zum Stehlen verleiten wollte! Gingst aber mit. Was waren das denn eigentlich für Handschuhe?"

„So 'ne lange, dünne, mit ohne Finger . . ."

„Also sogenannte Halbhandschuhe! Nun sag' mal, was wolltest denn du mit Damenhandschuhen? Der Mutter schenken?" Der Junge schwieg.

„Und wer von euch beiden nahm sie denn nun? Du oder August? Besinne dich mal . . ."



Im Trau

Gemälde von Edue

Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl, München.

Der Vater hatte vergeblich versucht, dem Richter allerlei Zeichen zu machen und seinem Sprößlinge zu Hilfe zu kommen. Nun sprang er aufgeregt wieder auf.

„Der Junge is nämlich 'was dämlich in Kopp", tuschelte er hinter der vorgehaltenen Hand, doch so laut, daß jeder es hören konnte. „Er hat's nur bis zur Fünften gebracht, weil daß er mit dem Lernen nicht voran kam . . ."

Ärgerlich schüttelte der Richter den Kopf, aber da Fritz wirklich „was dämlich" war, entschloß er sich, erst die andern zu vernehmen. — Der kleinste „Zeuge" enthüllte das Rätsel! Keck und geweckt trat er vor den Tisch, ein echtes, rechtes Berliner Kind mit dem frühreifen Zuge von Intelligenz und Beobachtung im sommersprossigen Gesicht. Ein Lächeln flog um des Richters Mund.

„Na, mein Kerlchen — wie alt bist du denn?"

„Neun", rief die helle Knabenstimme und gab auf jede Frage des Richters eine ebenso klare, knappe Antwort. August hatte die Handschuhe genommen und Fritz die Ohrringe eingesteckt, sie aber schon nach wenig Schritten in eine Kellerluke geworfen. Das Ganze — obwohl nach dem Wortlaut des Gesetzes der perfekte Diebstahl nicht zu leugnen war — erwies sich als richtiger Dummejungenstreich, und demgemäß erkannte auch der Richter.

„Natürlich habt ihr gestohlen, ihr Schlingels, und das Bewußtsein des Unrechts hattet ihr auch, denn daß man aus einem fremden Schaufenster keine Dinge entwenden darf, das wißt ihr ebenso gut wie ich! Dazu bedarf's keiner Schulkenntnisse. Aber die Sache ist so furchtbar dumm, so völlig sinn- und zwecklos gewesen, und ihr habt so ordentliche Eltern" — hier nickte Fritzens Vater energisch, obwohl sich der biedere Droschkenkutscher erst zu Fritzens Einsegnung entschlossen hatte, gleichsam als „Konfirmationsgeschenk" der Mutter seinen Namen zu geben! — „daß wir von einer Gefängnisstrafe für diesmal noch Abstand nehmen wollen. Ihr kommt mit einem Verweis davon. Das aber sage ich euch: nehmt euch in acht! Wenn ich euch hier noch einmal erblicke, geht es euch schlecht! — Die folgende Sache . . ."

Die nun zur Verhandlung kommende Sache hinterließ einen niederdrückenden Eindruck. Nicht, daß der einzelne Fall an sich so viel schwerer und wichtiger gewesen wäre — es handelte sich nur um sechzig Pfennig, die der gut und sauber gekleidete Junge seinem Brotherrn entwendet hatte! Aber wie er zuwege gegangen war, wie er sich heimlich den Schlüssel verschafft und den Automaten geöffnet hatte, das alles war so raffiniert, verriet so viel traurige Erfahrung, daß jeder die Überzeugung hatte: der Junge stahl nicht zum erstenmal. Dennoch ging ein tiefes Erschrecken durch die kleine Zuhörerschar, als das Vorleben des Bürschchens zur Sprache kam und der Richter die Strafen rekapitulierte, die ihm im Laufe der Zeit schon auferlegt waren! Diebstahl, Unterschlagung, schwerer Diebstahl — es war eine traurige Lektüre, die das dicke blaue Aktenstück hergab, und der Junge hatte es schlecht gelohnt, daß ihm im Jahre 1905 ein zweijähriger Strafaufschub bewilligt worden war, um ihm Zeit zur Reue und Besserung zu lassen! Rückfällig geworden, hatte er dann im vorigen Jahr eine mehrwöchige Gefängnisstrafe abgesessen, und nun stand er wiederum vor Gericht.

„Wie kommt's, daß der Junge so verwahrlost ist?" wandte der Richter sich an die Mutter, die teilnahmlos der Verhandlung folgte.

„Meine Mutter versteht kein Deutsch."

Da zuckte der wohlwollende Mann die Achseln — mochte es Lüge oder Wahrheit sein, daß die Polin, die seit Jahren hier wohnte, der deutschen Sprache nicht mächtig war: jedenfalls hatte sie keinen Einfluß auf ihr Kind; es war keine Hilfe von ihr zu erwarten.

Die Beratung dauerte länger als sonst, und als die verschlossene Tür sich wieder öffnete, stand auf der sonst so freundlichen Stirne des Richters eine drohende Falte, und sein Spruch war hart und streng. Nicht drei Monate, wie der Anwalt beantragt, sondern acht waren dem Angeklagten zuerteilt worden — eine furchtbare Strafe für solche Jugend. Wir alle hatten wohl das Gefühl, daß die Bahn, welche die jungen Füße schritten, unaufhaltsam zur Tiefe ging, hinab zu Laster und Verbrechen . . .

Viel weniger trostlos lag der folgende Fall, obwohl das Leben des großen jungen Menschen, der verbissen und trotzig zum Richtertisch trat, nichts weniger als einwandsfrei gewesen war. Zwei Klagen auf einmal lagen gegen ihn vor: einem Betrunkenen hatte er die Uhr fortgenommen, die ihm aus der Tasche gefallen war, und zweitens hatte er Zigaretten gestohlen, als er von einem früheren Zigarrenhändler beim Verzuge beschäftigt worden war. Er gab auch beide Verfehlungen zu, nur führte er manches zur Entschuldigung an. Er habe die Uhr erst nicht nehmen wollen, aber die Versuchung war zu groß gewesen, als er neben dem sinnlos Betrunkenen das blanke, glitzernde Ding gesehen.

„Ich hätt' sie vielleicht auch noch abgegeben," fuhr er mit unsicherer Stimme fort, „ich wußt' ja noch gar nich, was ich mit wollte! Aber die Leute waren ja gleich wie nän Von allen Seiten kamen se auf mir zu un wollten verhauen. Da bin ich zu den Schutzmann gelaufen, daß er mich schützen sollte."

„So, also Haue sollten Sie kriegen?" Aus den Augen des Richters blitzte der Humor. „Ist zwar verboten dem Gesetz, aber manchmal hat man doch seine Freude da So im geheimen, wissen Sie. Wär' Ihnen sehr gegönnt gewesen! Aber da haben wir ja den Schutzmann, der uns mal den Vorgang erzählen."

Militärisch stramm trat der Schutzmann vor und gab nach der Ablegung des Eides, bei dem sich alles erheben mußte, in sonderbar gewähltem Deutsch einen Bericht, der sich mit den Angaben des Burschen deckte.

„Ich ging am Abend des 8. Mai durch die Brunnenstraße in meinem Revier. Da nahm ich plötzlich ein Lärm wahr und eine gewaltige Menschenmenge — man kann nur sagen: einen Auflauf! Und auf einmal ertönt das bekannte Geschrei: ‚Haltet den Dieb! Haltet den Dieb!' . . Da kommt auch schon ein Mensch auf mich zu und bittet, daß ich helfen möchte . ." In diesem Stil erzählte der Mann, sich vor Erregung trocknen Lippen immer häufiger mit der Zunge netzend; man merkte, er hatte sich präpariert und fürchtete aus dem Konzept zu kommen. Indessen gelangte er glücklich ans Ziel. Daß die beiden Aussagen übereinstimmten, der Angeklagte also die Wahrheit gesprochen, gewann ihm eine Sympathie, doch die eigene Mutter trat wider ihn auf und zerstörte den guten Eindruck wieder.

Eine jammervolle Gestalt, diese Frau, mit dem blutlosen weißen, kleinen Gesicht und der dürftigen, peinlich sauberen Kleidung. Eine der vielen Frauenexistenzen voll Not und Arbeit, Sorge und Entbehrung, die das große Berlin in sich schließt! Eheverlassen seit vielen Jahren, hatte die Last der Kindererziehung einzig auf ihren Schultern gelegen und sie langsam gekrümmt; doch in dem schwächlichen Körper schien eine außergewöhnliche Energie zu leben! Knapp beantwortete sie alle Fragen nach Namen und Stand, Wohnung und Verhältnissen — nicht ein Wort zu viel kam über die Lippen. Aber als sie auf ihre Kinder kam, brach es plötzlich aus ihr heraus:

„. . Sieben hab ich. Und alle sind brav, und alle verdienen schon, bis auf die zwei jüngsten, die noch müssen zur Schule gehn! Und sie geben mir alle von ihrem Lohn, die eine zur Miete und die andere zum Haushalt. Nur der da" — sie reckte zornig den Arm, „der lumpt nun schon seit dem März herum! Sitzt in den Kneipen und kommt nicht nach Haus, und Geld hab ich schon lang keins von ihm bekommen! Immer hab ich Verdruß um ihn — die andern wollten schon ziehen seinetwegen."

„Weil sie bös sind, daß so ein Faulpelz nichts tut! Und mit Recht!" nahm der Richter die Rede auf und fuhr scharf auf den Rotgewordenen ein. „Erst arbeitsscheu und dann

gestohlen, und mit achtzehn Jahren womöglich ins Zuchthaus — das ist die Karriere von so einem wie Sie! Herr Amtsanwalt, bitte . . ."

„Es handelt sich hier", sagte der, sich erhebend, „um einen Diebstahl von Genußmitteln. Wenn einer arm oder hungrig ist und eignet sich deswegen Nahrungsmittel an, so wird das vom Gesetz nur sehr milde bestraft. Wenn aber ein Mensch, der gar nicht in Not ist, sondern träge oder gar arbeitsscheu ist, die Hand nach dergleichen Dingen ausstreckt, gebührt ihm eine gehörige Strafe! Ich beantrage deshalb drei Tage Haft!"

Schweigend nahm der Beklagte die Worte auf; er machte nicht von dem Rechte Gebrauch, irgendwie Einspruch zu erheben. Der Mutter aber rannen zwei Tränen schwer über das hartgewordene Gesicht. Hatte sie Angst vor dem Rechtsspruch des Richters? Tat es ihr leid, was sie eben gesagt? Unbeweglich sah sie den Vorsitzenden an, wie der das schwarze Barett aufsetzte und das „Schuldig" über den Jungen sprach. Dann aber ließ die Spannung der Züge nach, denn die ruhige Männerstimme fuhr fort:

„. . . Nicht, weil wir die Schuld als so klein ansehen, haben wir statt der beantragten Haft nur auf einen Verweis erkannt, sondern weil wir der Meinung sind, daß hier erzieherische Maßnahmen eintreten müssen, und weil wir nicht wollen, daß Sie zuvor mit dem Gefängnis Bekanntschaft machen. Amtsdiener — rufen Sie doch den Schutzmann, der draußen noch vor der Tür wartet, er kann das betreffende Schriftstück gleich mitnehmen und den Angeklagten der Fürsorgeerziehung zuführen. Die folgende Sache . . ."

Nach all diesen mancherlei trüben Bildern, die an uns vorübergezogen waren, wirkte die „Straftat" des jungen Kutschers, die nun zur Verhandlung kam, formlich erheiternd! Er hatte sich nicht in Staat geworfen — an seiner braunen Manchesterhose hing noch der ganze Staub der Straße, und ein paar „Spritzer" reichten bis ins Gesicht. Vielleicht war er wieder so toll gefahren wie damals, als der Arm des Gesetzes ihn beim Überfahren der Bordschwelle ertappte.

„Sie sollen auf dem Bock geschlafen haben?" fragte der Richter. „Was haben Sie hierauf zu erwidern?" Und da der Verklagte nicht Antwort gab, wiederholte er strenger: „Ist das so richtig?"

„Ja", nickte der Bursche und lachte ein bißchen; aber des Richters Antlitz blieb ernst.

„Wie kam denn das? Hatten Sie vorher getrunken?" Der Angeklagte schüttelte den Kopf.

„Oder sich abends herumgetrieben?"

„Nee", sagte der Bursch. „Nur Geburtstag gefeiert."

„Na, sehen Sie wohl — da haben wir's ja! Da wird die Nacht zum Tage gemacht, und bei der Arbeit ist man dann müde! Drei Übertretungen haben Sie begangen: Zu schnell gefahren, über die Bordschwelle gefahren und auf den Anruf des Schutzmanns nicht gehört! Und das alles um einen Schlaf!"

Uns Zuhörern erschien die Missetat nicht groß, und ich fand es zuerst sehr hart, daß der Richter den Anwalt noch überbot und nicht drei, sondern neun Tage Haft verfügte, außer dem Tragen sämtlicher Kosten. Doch seine Begründung überzeugte wohl alle:

„Es passiert in unserer Millionenstadt schon genug, wenn man die Augen offen hält — aber unübersehbares Unglück kann entstehen, wenn der Kutscher beim Fahren schläft! Sie kennen Ihre Vorschriften genau und müssen die Folgen Ihres Leichtsinns tragen . . ."

Ganz betrübt schlich der Angeklagte hinaus — das Lachen war schnell vom Gesicht verschwunden — und an seine Stelle trat ein Mann, der schweren Kummer erlebt haben mußte.

Der Vater eines unglücklichen Mädchens war's — wie sich aus dem Eröffnungsbeschluß herausstellte — eines Mädchens, das mit vierzehn Jahren schon dem Laster in die Arme getrieben und nun der Fürsorgeerziehung übergeben worden war. Zum erstenmal in meinem Leben erlebte ich das traurige Ereignis eines „Ausschlusses der Öffentlichkeit", zum erstenmal trat mir das furchtbare Gespenst, das in der Großstadt so schamlos sein Wesen treibt, unmittelbar nahe, und ich wäre mit einem traurigen Schlußeindruck aus dieser sonst so freudige Hoffnungen erweckenden Sitzung des Jugendgerichts heimgegangen, wenn ich nicht die Ueberzeugung gehabt hätte, daß dieser Gerichtshof — im Verein mit der Waisen- und Fürsorgeerziehung — nach und nach auch jenem Furchtbaren ungezählte Opfer entreißen wird!

Für die Frauen aber liegt hier ein Feld der Arbeit, so lockend, so segenverheißend, daß keine Einsame, Unbefriedigte, es sich entgehen lassen sollte!

Hermann Schulze-Delitzsch.

Ein Gedenkblatt von Dr. Franz Oppenheimer.

Am 29. August 1808 wurde Hermann Schulze, der unter dem Namen Schulze-Delitzsch zu europäischem Ruhm kommen sollte, als ältester Sohn des Bürgermeisters und Richters Schulze in Delitzsch geboren.

Keiner der Großen im Reiche der Ideen ist er gewesen, keiner jener elementarmächtigen Gebärer von Weltgedanken, die erst Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte später das Antlitz der menschlichen Gesellschaft verändern: ein Mann der Tat war er, ein fleißiger und glücklicher Landmann, der mit unendlicher Geduld den Acker pflügte und bereitete, um seinen Samen einzustreuen, und dem Sonne und Wind hold waren. Eine reiche Saat brachte er sich und den Seinen in die Scheuern. Er verstand die Forderung der Stunde und diente der Stunde: das war sein Verdienst — aber damit sind auch seine Grenzen gezeichnet.

Daß er ein fester, aufrechter, freiheitlich gesinnter Politiker, daß er einer der Gründer des Nationalvereins und der deutschen Fortschrittspartei war, der er bis zu seinem Tode diente, das wissen heute nur noch wenige, und kaum einer wird es noch in der nächsten Generation wissen: fortleben auf lange Zeit wird er aber als einer der Gründer der deutschen Genossenschaft, als der erste Anwalt des Bundes der auf Selbsthilfe beruhenden deutschen Genossenschaften. Und nur als solchen ihn zu würdigen, sei hier versucht.

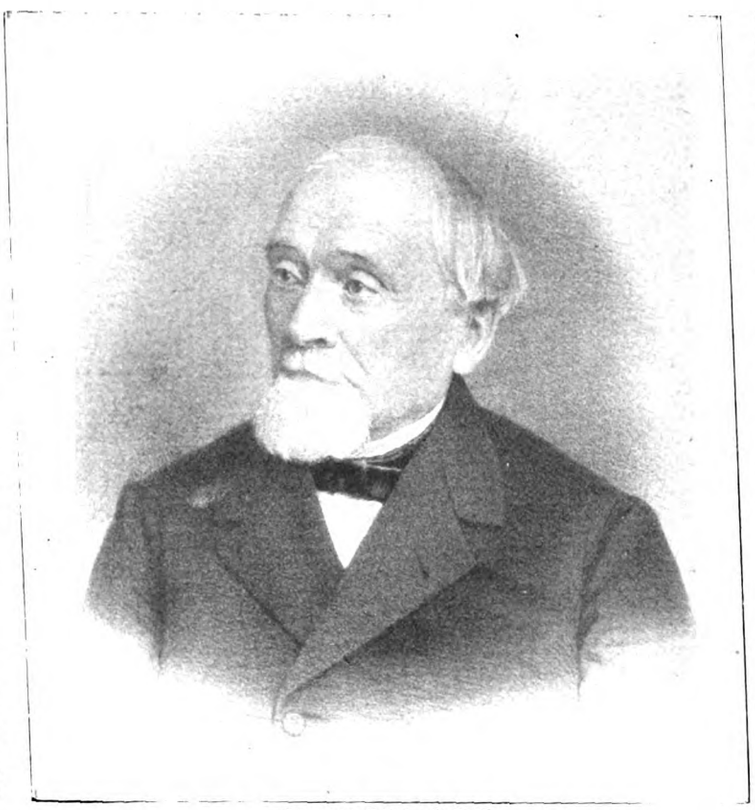
„Genossenschaft" und „Selbsthilfe" — mit diesen Zauberformeln des selbstbewußten, freien, nur der eigenen Kraft vertrauenden, jede Bevormundung und jede Hilfe zurückweisenden Bürgertums wollte Schulze das Gespenst beschwören, das zur Zeit seiner Jugend zuerst in Deutschland sein drohendes Haupt emporreckte, die soziale Frage.

Uns Nachfahren wird es schwer, uns den Zustand der Gesellschaft und Volkswirtschaft um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einigermaßen zutreffend vorzustellen. Ein paar winzige Fabriken mit Dampfmaschinen von liliputanischen Abmessungen, einige wenige Manufakturen und „Verlagsgeschäfte", die Heimindustrielle beschäftigen, das repräsentierte damals die „Großindustrie": fast das ganze Feld beherrscht noch das Handwerk und der kleine Kaufmann, der seinem Ladengeschäft vorsteht.

Aber beide beginnen doch schon zu leiden, namentlich das Handwerk in einzelnen Zweigen, nämlich dort, wo es mit dem kapitalistischen Großbetrieb auf einem Markte zusammenstößt; da muß es im Wettbewerb unterliegen. Denn es kann seine Rohstoffe nicht so günstig einkaufen wie der Großunternehmer; es kann sein fertiges Produkt nicht so günstig absetzen; es

kann vor allen Dingen sich der Arbeit sparenden Maschinen nicht entfernt in dem Maße bedienen. Auf all diesen Vorteilen fußend, kann der Fabrikant das Produkt zu billigerem Preis auf dem Markt anbieten als der Handwerker. Dieser, wenn er Selbständigkeit und Beruf bewahren will, muß mit dem Preise folgen, sinkt tiefer und tiefer, bis er zuletzt in einer bis zur äußersten Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit gedehnten Arbeitszeit doch nicht genug verdient, um Leib und Seele zusammenzuhalten.

Diesen Verfallsprozeß zu hemmen und womöglich in sein Gegenteil zu verkehren, das war die Aufgabe, die sich Schulze stellte. Das Mittel dazu sollte die Genossenschaft sein: Rohstoffvereine sollten die benötigten Materialien auf dem besten Markt und zu den günstigsten Bedingungen einkaufen und an ihre Mitglieder austeilen; Werkgenossenschaften sollten Maschinen aufstellen und durch ihre Genossen, nur gegen Erstattung der Unkosten, benutzen lassen; Magazingenossenschaften sollten die fertigen Erzeugnisse sammeln, ausstellen und günstig verkaufen. Wo es dem einzelnen an Betriebskapital fehlte, sollte die Kreditgenossenschaft einspringen, die als solidarisch haftender Gesamtschuldner leichter und billiger Kredit erhält als der isolierte Wirt und ihn daher billig weitergeben kann. Und die Krönung des Gebäudes sollte schließlich die Produktivgenossenschaft bilden, eine Gemeinschaft selbständiger Handwerker, die sich in der Form der Manufaktur oder Fabrik zusammenschließen, um dann den Ertrag der gemeinsamen Arbeit unter sich zu teilen.



Hermann Schulze-Delitzsch.

Von all diesen Formen der Genossenschaft, mit denen Schulze die soziale Frage des Handwerks zu lösen hoffte, ist nur eine einzige zur Blüte gelangt: die Kreditgenossenschaft. Die anderen, nur in wenigen Exemplaren überhaupt gegründet, sind bald wieder zugrunde gegangen oder kümmern dahin oder haben sich in zwar blühende, aber durchaus „kapitalistische" Gebilde entwickelt, die Form und Wesen der Genossenschaft eingebüßt haben. Wir können heute die inneren Gründe dieses Mißerfolges wohl verstehen: der Konkurrenzkampf, der auch zwischen den einzelnen Meistern einer Genossenschaft besteht, lähmt die Rohstoff- und Magazingenossenschaften, ganz abgesehen von vielem Menschlich-Allzumenschlichen, zu dem die Versuchung allzu nahe liegt; und die Werkgenossenschaft kann ihre Maschinen, die ja doch nur mit Unterbrechungen benutzt werden, unmöglich so gewinnbringend ausnutzen wie der Großbetrieb, der sie fortwährend laufen läßt. Die Produktivgenossenschaft schließlich ist kaum je zustande gekommen, weil das Selbständigkeitsgefühl der Meister ihre Einordnung in einen autoritären Betrieb nicht duldete; und wo sie entstand, ist sie, wenn nicht schon vorher an anderen Schwierigkeiten, an der Unmöglichkeit gescheitert, die Disziplin aufrechtzuerhalten; mußten doch hier die Eigentümer des Geschäfts als „Arbeiter" ihren eigenen Angestellten, den Werkleitern, Gehorsam leisten, wenn der Betrieb konkurrenzfähig sein soll.

Unter diesen Umständen konnte naturgemäß auch die Kreditgenossenschaft, die ja in diesem System nur die Rolle einer Hilfskraft spielen sollte, das große Ziel nicht erreichen. Denn die Verfügung selbst über völlig genügendes Kapital allein kann dem isolierten Handwerksbetriebe, solange er als solcher bestehen bleibt, die Wettbewerbsfähigkeit mit dem Großbetriebe nicht verleihen. So hat denn die Kreditgenossenschaft bei all ihrem fast märchenhaften Gedeihen den Niedergang des Handwerks kaum verzögert, geschweige denn verhindert. Dennoch hat sie unendlichen Segen gestiftet, aber freilich auf einem Felde, für das sie nicht eigentlich berechnet war.

Sie hat unzähligen Kleinbetrieben des Handwerks und Handels, die unter sonst günstigen Umständen der kommerziellen Lage, der qualifizierten Leitung usw. bestanden, dazu verholfen, zu klein-, mittel- und sogar zu großkapitalistischen Geschäften emporzuwachsen. Das ist, wir möchten nicht mißverstanden werden, schlechthin erfreulich — vom privatkapitalistischen Standpunkt aus, der auch seine volle Berechtigung hat, aber damit war das eigentliche Ziel Schulzes eben verfehlt, sein volkswirtschaftliches Ziel.

Wenn der wohlmeinende Mann diesen Ausgang nicht voraussah, so liegt der Grund darin, daß er niemals von einer etwas einseitigen Betrachtung der gesellschaftlichen Entwicklung loskommen konnte. Ihm ging die soziale Frage fast restlos in der Handwerkerfrage auf, und er sah nie mit vollem Verständnis, daß ein ganz neuer Stand entstand, der an Zahl und Gewicht immer mehr wuchs, und der der Träger aller Zukunft der Gewerbe wurde: der Arbeiterstand. Die eigentlichen Arbeitergenossenschaften, vor allem der Konsumverein, aber auch die Baugenossenschaften, blieben immer die Stiefkinder Schulzes.

Dieser Mangel an Augenmaß für die Tendenzen der gesellschaftlichen Entwicklung, die Bemühung nur um den einen Stand hat Schulze schon in seinen Anfängen in jene berühmte Fehde mit Ferdinand Lassalle verwickelt. Wir können heute die Form, in welcher der geniale Agitator seinen Gegner angriff, nicht billigen, sondern nur aus der Psychologie jener Kampfzeit heraus verstehen; aber wir müssen anerkennen, daß Lassalle in vielen Beziehungen gegen Schulze im Recht war.

Und gerade darum! Die Saat, die der Feuergeist Lassalles ausgestreut, hat noch nicht einmal geschoßt. Was aber Schulze, viel bescheideneren Geistes und Willens, säte, ist längst in Frucht und Brot verwandelt. Steckte er sich seine Ziele nah, so hat er sie doch wenigstens zum Teil erreicht; konnte er nicht alle erlösen, die nach Erlösung schrien, so hat er doch viele getröstet, viele gefördert. Ein Muster des deutschen Bürgers der alten Zeit, so steht sein ehrwürdiges Bild vor unseren Augen, mit allen seinen Tugenden, der Furchtlosigkeit, Selbständigkeit, Treue und Zähigkeit, ein wenig mit seinen Schwächen der Pedanterie und Kurzsichtigkeit, aber mit keinem einzigen seiner Laster. So war er ein echter Volksmann, und als Volksmann werden ihn noch manche Geschlechter nennen.

Unterseeversuche vergangener Zeiten.

Von Franz Marie Feldhaus.

Ihre Geschichte ist über 2000 Jahre alt. An dem geringen Verständnis für das Wesen der Luft jedoch hat es gelegen, daß man unter Wasser lange Jahrhunderte nicht weiter kam. Man kannte weder die Gesetze des Luftdrucks

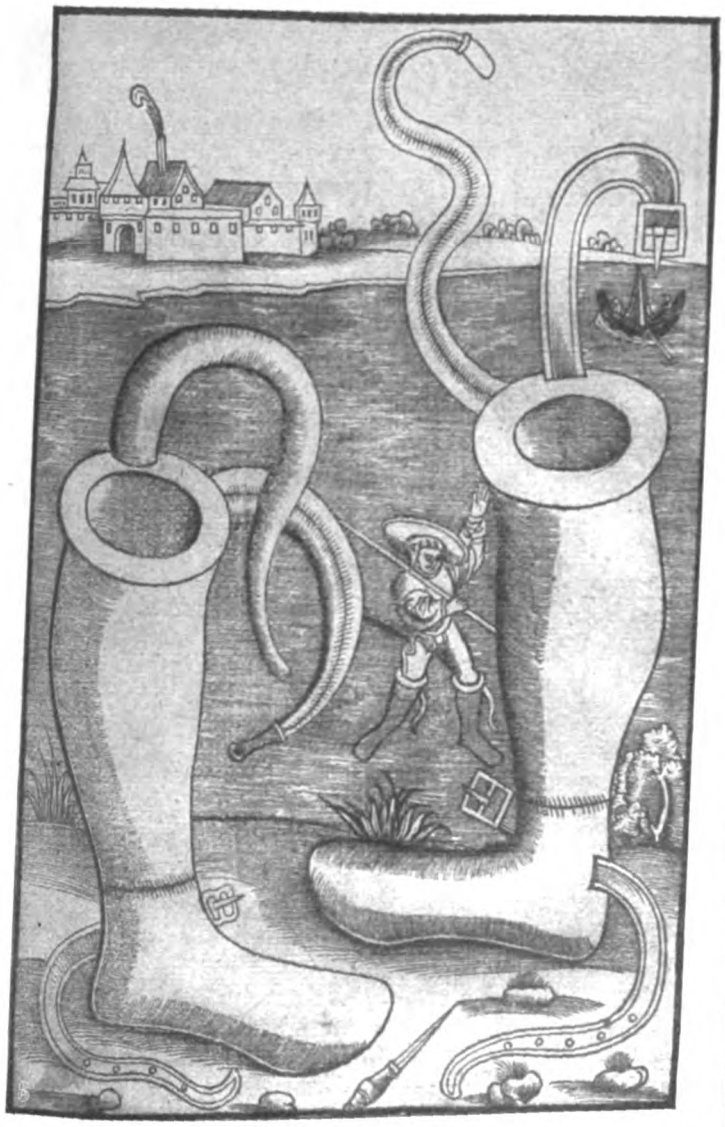


Abb. 1. Apparate, um unter Wasser zu tauchen.
Aus Roberto Valturio „De re militari" 1472.

noch der Luftleere, weder die Zusammensetzung der Luft noch deren Bedeutung für den Atmungsprozeß.

Bereits Herodot, der Vater der griechischen Geschichtsschreibung, berichtet uns 450 Jahre vor Christo, daß der Lazedämonier Skyllias aus Skione bei Aphetae ins Meer gestiegen sei „und nicht eher hervorgekommen, bis er bei Artemision war, also ungefähr einen Weg von 80 Stadien durch das Meer gemacht habe. . . . Auf welche Art nun er von dannen gekommen, kann ich nicht mit Gewißheit sagen; wenn es aber so wahr ist, wie man erzählt, so muß ich mich sehr darüber wundern". Dieser Wasserkünstler wurde berühmt, weil er viel Gold und Silber, das die Perser bei ihrem Schiffbruch unweit Pylae verloren hatten, vom Meeresgrunde wieder hervorbrachte.

Noch heute sind die griechischen Perlentaucher berühmt. Es ist möglich, daß Herodot eine wahre Geschichte berichtete. Den Griechen waren nämlich gewisse Apparate, um unter Wasser zu arbeiten, nicht unbekannt, denn der große Aristoteles erzählt 100 Jahre nach Herodot davon. Ganz klar ist die Stelle leider nicht, nur so viel erkennt man, daß es sich um Kessel handelt, die sich nicht mit Wasser füllen, sondern die Luft für die Taucher enthalten. Aus dem Umstande, daß Aristoteles ausdrücklich bemerkt, man dürfe die senkrechte Richtung des Kessels nicht verschieben, geht deutlich hervor, daß diese Kessel in ihrer Form einem umgestürzten Wasserglase glichen. Man kann die Schwierigkeit dieses Experiments in einer Waschschüssel versuchen, denn hält man den unteren offenen Rand des Glases im Wasser nur ein wenig schief, so entweicht sofort die Luft, und das Naß dringt in das Innere des Glases ein. Bei dem Experiment mit dem Wasserglase kann man auch noch eine andere Erscheinung beobachten, die für Unterseeversuche große Schwierigkeiten mit sich bringt. Man wird nämlich mit Leichtigkeit bemerken, daß ein wenig Wasser stets von unten in das umgestürzte Glas dringt. Daraus folgt naturgemäß, daß sich die Luft im Innern des Glases zusammenpreßt. Je tiefer wir steigen, um so größer wird der Druck werden, und so erreichen wir auch selbst mit den modernsten Hilfsmitteln schon bei 40 Metern eine Tiefe, in der der Druck so gewaltig ist, daß nicht das beste Material, viel weniger unsere zarte Lunge standhält.

Nach den Versuchen des Altertums klafft in der Geschichte der Tauchapparate eine weite Lücke. Doch in der Volkssage lebte die alte Erfahrung fort und tritt uns im 12. Jahrhundert in fröhlicher Form wieder entgegen. Ich habe früher in der „Gartenlaube" (1905 S. 849) bereits einmal kurz darauf hingewiesen, wie Morolf, der alle listigen Künste kannte, dem König Salman — identisch mit dem weisen biblischen

Abb. 2. Krieger in Lederrüstung, unterm Wasser kämpfend.
Aus Roberto Valturio „De re militari" 1472.

Abb. 3. **Wasserkünstler.**
Aus einer Handschrift des 14. Jahrhunderts.

hatte sich ein „schiffelîn" angefertigt, dessen lederne Wände mit Pech verdichtet waren, und auf ihm fuhr er ins Meer hinaus. Dort sang er ein Spottlied, so laut, „daz dî burg nach im erhal". Der König sandte eine Flotte aus, um Morolf zu fangen. Nun schildert uns der Dichter einen Tauchversuch, der Jahrhunderte später von dem großen Astronomen Halley erst wieder als Verbesserung aufgebracht wurde:

Nu ist vmb habet Morolff der degen
Er muſz mit groſzen listen
Fristen sin leben.
Da Morolff das irsach (= sah),
Das er mit fier und czwentzig (= 24) gallenen
Nu ober vmb habet was.
Er det in sine liste kunt:
an ir aller angesicht
senckt er sich nider ûff den grunt.
Eyn rôre'in daz schiffelin ging,
dá mit Morolff den âtem ving.

Morolf hatte also den Luftschlauch zum Tauchapparat erfunden, und der Dichter nimmt an, daß sein Held 14 Tage lang unter Wasser bleiben konnte, weil er ja durch den Schlauch Salomon — in einem Unterseeboot entwischte. Das alte deutsche Volksbuch erzählt, wie Morolf dem Könige, der Königin und zwölf heidnischen Kaplänen einen recht unartigen Streich gespielt hatte. Diesen Streich sollte Morolf mit dem Leben bezahlen, jedoch er ständig frische Luft bekam. Wie ich schon sagte, hat Halley erst im Jahre 1716 diesen Schlauch wieder aufgebracht, und doch ging er von der Volkssage unter die geheimen Künste der Kriegsbaumeister des Mittelalters, die schon im Jahre 1196 als „encignerii", d. h. Ingenieure, bezeichnet wurden, über.

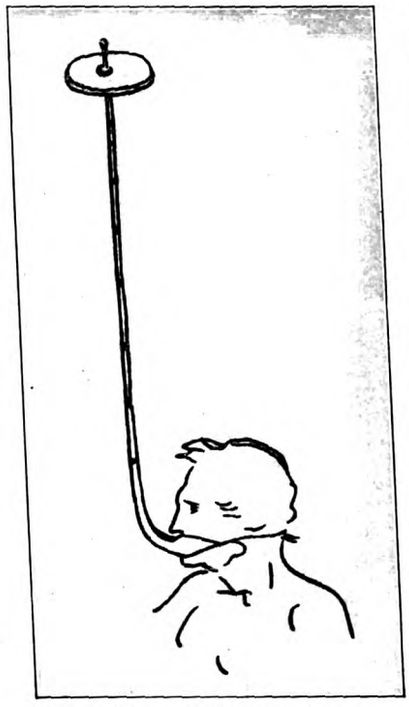


Abb. 5. **Tauchvorrichtung.**
Von Lionardo da Vinci 1500 entworfen.

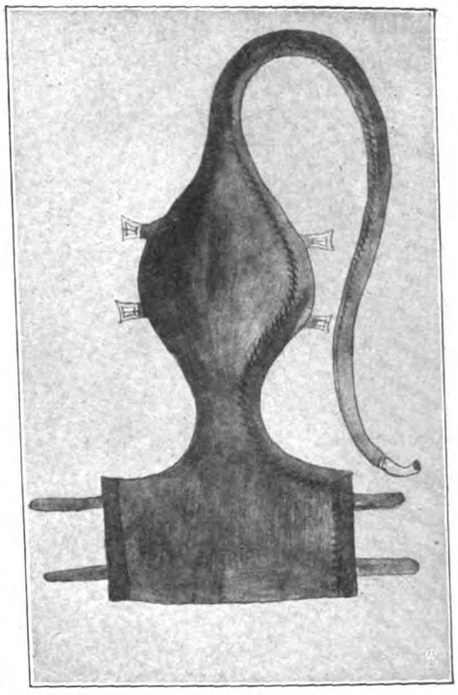


Abb. 4. **Schwimmkissen.**
Aus einer Handschrift des 14. Jahrhunderts.

In den meisten Handschriften dieser alten Ingenieure finden wir Kapitel über Apparate, um unter die Wasseroberfläche zu tauchen, und auch bereits in dem ältesten gedruckten technischen Werke, dem im Jahre 1472 erschienenen Kriegsbuche des Roberto Valturio, findet man Abbildungen von Geräten, um unter Wasser zu kämpfen. Unsere beiden ersten Abbildungen zeigen einen Krieger in lederner Rüstung, der unter Wasser symbolisch mit einem Meerbewohner kämpft, und einen Landsknecht, der in doppelwandigen, luftgefüllten Stiefeln steckt, die ihn am Untersinken verhindern. Er steckt also nur bis an die Knie im Wasser und balanciert mittels einer Lanze. Unsere dritte Abbildung nach einer Wiener Handschrift gehört sogar dem vierzehnten Jahrhundert an. Hier sitzt ein Wasserkünstler in einem Teiche, der durch das Vorhandensein der Fische im

Abb. 6. **Tauchboot in Form von Kugeln.** Abb 7.
Aus dem Codex germanus Nr. 5 der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München.

Bilde kenntlich gemacht ist. Der Taucher trägt einen geschlossenen Lederanzug und einen Metallhelm mit Glasfenstern. Um den Gegensatz von Wasser und Land erkennen zu lassen, ist auf dem Land ein Hase gezeichnet, der von Hunden verfolgt wird. In der gleichen Wiener Handschrift findet man auch ein Schwimmkissen, das man zum Tauchen benutzen konnte (Abb. 4). Der viereckige Teil des Kissens wurde auf dem Rücken, der runde Teil auf dem Leibe festgeschnallt. Ließ man nun durch den Lederschlauch Luft in das Kissen, so wurde man im Wasser getragen, ließ man Luft ab, dann sank man unter. Ein geschickter Taucher konnte sich mit dieser Vorrichtung also leicht für kurze Zeit den Blicken seiner Feinde entziehen. Sehr einfach ist eine Tauchvorrichtung, die Lionardo da Vinci um 1500 entwarf. Sie besteht aus einem langen Bambusstabe, dessen oberes Ende durch eine Korkscheibe über Wasser gehalten wird. Unten ist eine Lederbinde so vor den Mund gelegt, daß der Taucher bequem atmen kann. (Abb. 5.)

Abb. 8. **Tauchboot in Form von Kugeln.**
Aus dem Codex germanus Nr. 5 der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München.

Oft hört man, bereits der Franziskanermönch Roger Baco habe im 13. Jahrhundert ein Tauchboot gekannt. Tatsächlich sagt er jedoch nur: „Man kann Instrumente zum Gehen auf dem Wasser herstellen sowie zum Tauchen ohne irgendwelche Gefahr, wie Alexander der Große solche Vorrichtungen herstellen ließ.“ Baco meint also hier die Taucherstiefel gemäß unserer ersten Abbildung und den im damals berühmten Romane des Königs Alexander angenommenen gläsernen Tauchapparat. Dieses gläserne Gefäß findet man schon in der deutschen Sage als „Wasserhaus“, und in Goethes „Faust“ gaukelt Mephistopheles mit der „prächt'gen Wohnung in der ew'gen Frische“ dem Kaiser gleichfalls ein solches Unterwasserfaß vor. Auch in einer Handschrift der Weltchronik des Rudolf von Ems aus dem Jahre 1250 sehen wir merkwürdige Kugeln von Glas, in denen der König in das Meer hinabsteigt (Abb. 6—8): „dz ich messen vn durchgrunde wolt die tieffe des moeres. auch darin saehen vn erfaren die wilde moerwunder. Der selbgedanck ließ mich weder ruen noch rasten vn zwang mich so sere dz ich jm nit mocht widersteen.“ Deshalb berief der König die besten Sternseher und Geometer, die er hatte, und auch die Meister der Alchimie zu sich und bat sie, eine Truhe zu machen, durch die man hindurchsehen könne „veste vn starck dz sy nit leicht zerproche möcht werde“. Das taten denn auch die Meister und machten einen Kasten, mit Eisen gebunden und mit gesalbten Ochsenhäuten überzogen. Darin waren viele Fenster wasserdicht eingesetzt, und Speise und Trank nahm der König mit sich. An einer langen eisernen Kette versenkten ihn seine treuen Ritter 30,000 Klafter tief in das Meer „occeon“. Dort sah er mancher Art Gestalten, gebildet wie die Tiere der Erde, und Meerwunder, „die so wild waren vn sich so grausamlich stalten, dz kan ich nit gesage“.

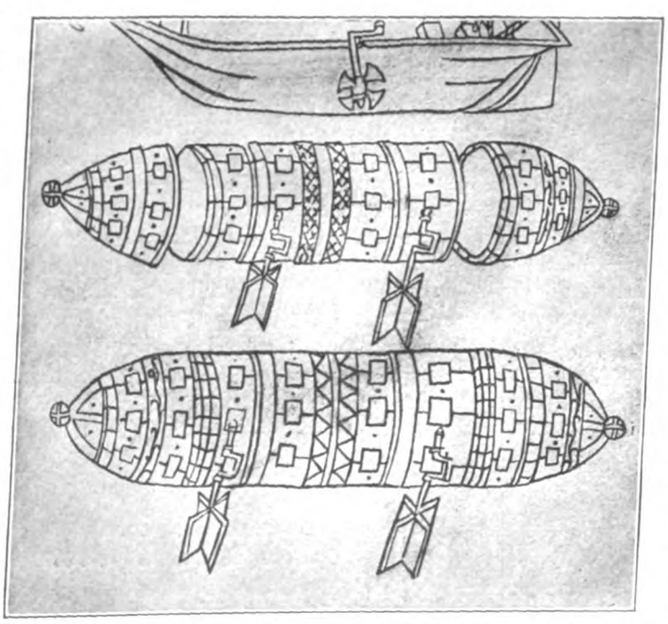


Abb 9. **Unterseeboot in der länglichen, augenblicklich modernen Zigarrenform.**
Aus Roberto Valturio „De re militari“ 1472.

In einer Handschrift der Dresdener Bibliothek sieht man aus dem Jahre 1460 sogar das unterseeische Schiff abgebildet, dessen Darstellung gleichfalls wieder in dem ältesten gedruckten Kriegsbuche vorkommt (Abb. 9). Einmal ist die Darstellung geschlossen, das andere Mal geöffnet gegeben. Durch Kurbeln, die man sich im Innern des Bootes liegend zu denken hat, sollen Schaufelräder umgedreht werden, um das Schiff fortzubewegen. Auch in den Druckausgaben „der geschicht des großen alexanders“ sieht man wieder den Unterseeversuch abgebildet (Abb. 10). Wie zwischen diesen frühen bildlichen Darstellungen phantastischer Tauchgefäße und den bald nachher vorkommenden tatsächlichen Verwendungen von Tauchapparaten Beziehungen bestehen, läßt sich nicht feststellen, die Geschichte der Technik jener Zeiten ist noch nicht aus den Quellen geschöpft.

Den ersten bekannten Versuch, mit künstlichem Gerät unter Wasser zu arbeiten, machte im Jahre 1535 Francesco de Marchi, um die im Jahr 39 versunkenen römischen Prunkschiffe im Nemisee zu heben. Die hierzu benutzte Tauchglocke ist eine Erfindung des Guglielmo di Lorena. Sie scheint mit der von Aristoteles beschriebenen Tauchvorrichtung Gemeinschaft zu haben (vgl. Abb. 11). Der Tracht nach ist der Taucher ein Orientale. Er hängt in der kleinen, unten offenen Taucherglocke mit den Beinen und den Armen in eisernen Bügeln. Vor dem Gesicht hat er ein Glasfenster in der Glockenwandung, und die Hände kann er aus dem offenen Boden der Glocke heraus frei bewegen. Durch das Gewicht seines Körpers ist die Glocke verhindert, umzukippen und sich zu entleeren.

Gleichfalls zwei griechische Taucher führten Kaiser Karl V. im Jahre 1538 auf dem Tajo bei Toledo eine Taucherglocke vor. 10,000 Menschen waren bei dem Versuch zugegen. Taisnier, der Pagenlehrer des Kaisers, beschreibt uns später den Versuch: „Sie nahmen einen Kessel von großer Weite, und nachdem sie ihn mit der Mündung nach unten an Seilen aufgehangen hatten, befestigten sie mitten in dem hohlen Kessel einen Balken mit Brettern, auf welche sie sich mit dem Feuer begaben. Durch ringsum angebrachte Bleistücke von gleicher Schwere brachten sie den Rand des Kessels ins Gleichgewicht. Wenn der so vorbereitete Kessel entsprechend langsam in das Wasser herabgelassen wird, bleiben die eingeschlossenen Menschen hier inmitten des Wassers vollständig trocken . . . wenn aber der Kessel zu richtiger Zeit langsam herausgezogen wird, sind die Menschen trocken und das Feuer unbeschädigt.“

Die Taucherglocke hat seitdem erfolgreiche Verwendung gefunden, z. B. 1588 und 1665 zur Hebung von Geschützen der versunkenen Armada, 1597 durch Lorini und 1778 durch Smeaton für Bauzwecke unter Wasser. Dabei sammelte man wertvolle Ergebnisse, die später beim Bau von Unterseebooten erfolgreiche Verwendung fanden. Das Verdienst, zuerst ein Boot unter Wasser versucht zu haben, gebührt dem niederländischen Physiker Kornelius Drebbel, der sich durch viele Erfindungen berühmt machte. Drebbel hatte sich mit der Konstruktion von Torpedos beschäftigt und wollte diese Sprengkörper unvermerkt unterhalb der Wasserlinie an ein Schiff anbringen. Er versuchte deshalb im Jahre 1624 auf der Themse bei London in aller Stille ein von ihm erfundenes Unterwasserboot und soll darin zwei Meilen weit von Westminster bis Greenwich unter der Oberfläche gefahren sein. Die Bewegung geschah durch Ruder, das Senken durch Einlassen von Wasser in besondere Hohlräume, das Heben durch Fallenlassen von Gewichten. In der Wandung saßen in dichten Fütterungen verschiedene Bohrer, um Schiffe anzubohren, und lange Stangen, sogenannte Spieren, mit denen man Sprengkörper gegen die Schiffswandungen brachte. Von Borelli, Fournier, Mersenne und anderen wurden bald nachher solche Versuche wiederholt, doch erst der geniale Papin, der Erfinder der Dampfmaschine, erzielte ein brauchbares System eines Unterwasserbootes. Wir kennen dieses eingehend aus einem am

Abb. 10. **Tauchkasten.**
Aus J. Hartlieb „geschicht des großen allexanders" Straßburg 1488.

16. August 1691 an Huygens, den großen französischen Physiker, gerichteten Briefe. Um die Luft in seinem Schiffe zu erneuern, führte Papin eine lederne Röhre, die von einem Holz getragen wurde, zur Oberfläche hinauf und erfand den heute allgemein verwendeten Zentrifugalventilator, um durch diese Röhre neue Luft in sein Schiff hinunterzusaugen. Außer dem verschlossenen Einsteigschachte besaß das Papinsche Boot noch besonders abgedichtete Öffnungen, um Sprenggeschosse an den feindlichen Schiffen anzubringen. Leider wurde das Tauchschiff stark beschädigt, als es an einem baufälligen Kran ins Wasser hinabgelassen werden sollte. Der Landgraf von Kassel gab nochmals neue Mittel her, und es gelang Papin, ein zweites Unterwasserboot zu bauen, mit dem er sich im Mai 1692 unter den Spiegel der Fulda hinabließ. Dieser Versuch gelang vollständig, doch was sollte man damals im abgeschlossenen Hessenlande mit einem Unterwasserboot beginnen?

Abb. 11. Tauchglocke.
Erfunden von Guglielmo di Lorena.

Im 18. Jahrhundert bemühte sich besonders ein gewisser Elfving, ein Unterseeboot zu konstruieren, dessen Pläne heute noch im Besitz der Stockholmer militärischen Gesellschaft sind. Kurz nachher machte der Amerikaner David Bushnell den ersten Angriff mit einem Unterwasserfahrzeuge gegen das englische Linienschiff „Eagle", jedoch ohne wesentlichen Erfolg. Den ersten größeren Aufenthalt in einem solchen Fahrzeuge machte am 17. August 1801 der amerikanische Erfinder Robert Fulton, indem er in seinem „Nautilus" fünf Stunden unter Wasser blieb.

Seitdem sind fast unzählbar viele Unterseeboote geplant, erbaut und versucht worden, und neuerdings betreiben die verschiedenen Marinen die Ausgestaltung ihrer unterseeischen Flotten mit Geheimnis und mit Eifer. Seit am 17. Februar 1864 vor Charleston das Kriegsschiff „Housatinic" durch das Sprenggeschoß eines Unterseebootes sank, sind, trotz der großen Anzahl von Versuchen, wenig Erfolge mit Unterseebooten erzielt worden. Auf sehr guter Grundlage hatte Wilhelm Bauer sein Tauchboot konstruiert, doch auch dieser Erfinder scheiterte an der Verständnislosigkeit seiner Zeit. Wie weit die Verständnislosigkeit den Bemühungen gegenüber, unter Wasser einen Weg zu finden, ging, beweist die amtlich verfügte Konfiszierung des Unterseebotes von Johnson im Jahre 1805. Erst seit dem Auftreten des schwedischen Ingenieurs Thorsten Nordenfelt im Jahre 1882 beginnt der neueste Teil der Geschichte der Unterseeboote. Und doch merkwürdig, Nordenfelt griff unbewußt wieder auf die Form des Schiffskörpers zurück, den wir in Abbildung 9 im fünfzehnten Jahrhundert sahen. Deutschland hat erst seit zwei Jahren Mittel zu systematischen Versuchen bewilligt. Ueber die Versuchsergebnisse des als „U 1" bezeichneten Kieler Unterseebootes der deutschen Marine sind jedoch zuverlässige Nachrichten noch nicht in die Öffentlichkeit gelangt.

Hans Schneiders Narrheit.

Von Auguste Supper.

(Schluß.)

Der Winter war da, und die Salbeibüsche lagen unterm Schnee. Die Finken, die im Sommer im Garten gesungen, die sammelten sich jetzt im Fabrikhof um die Futterstelle, die Anna Schwarz, oder wie sie kurzweg hieß: „Das Fräulein", ihnen schneefrei hielt.

Hans Schneider war auf der Reise. Er war diesmal gar nicht gern gegangen. Wie wenn ihn etwas daheim hielte. Man wird älter. Und im Winter ist keine Fremde schön. Aber es ist der Brauch, im Januar zu den Kunden zu kommen. An der Bahn noch wäre er beinahe umgekehrt, so hielt ihn etwas zurück.

Wie er dahinfuhr durch die verschneite, schweigende Welt, da kam ihm eine große Sorge. Das Fräulein war nachts mit dem Hund und dem Laufburschen allein in dem einsamen Hause. Wenn nun etwas vorkäme? Ganz heiß ward ihm mit einem Mal. Sie war doch ein vorbestimmter Unglücks-

wurm, das Mädchen. Wo andere sicher waren, da war sie von tausend Gefahren umdroht. Für sie hatte kein Mensch ein Fläschchen Taufwasser auf der Brust verdunsten lassen. Für sie war keine Liebe da, die den bösen Bann löse. Ganz allein und auf sich selbst gestellt war sie.

Mitten im Geschäfte der nächsten Tage, zwischen Zeichnungen und Wollproben tauchte vor Hans Schneiders Augen immer wieder ein Mädchengesicht auf, um das die hellen Flechten lagen wie ein Kranz.

Der Mann war gar nicht erstaunt, als ihn am dritten Tag im Gasthof eine Depesche erwartete. „Bitte zurückkommen! Anna Schwarz!"

Er hatte ja gewußt, daß irgend etwas passieren würde. Mit fliegenden Händen packte er zusammen. Er erreichte noch den letzten Zug.

In der tiefen, kalten Nacht kam er an. Die Sterne glitzerten über ihm, als er durch die schweigende Stadt und den knirschenden Schnee seinem Heim zuschritt. Aber er fühlte die bittere Kälte nicht. Ihm stand der Schweiß auf der Stirne. Dunkel stieg die Fabrik aus dem schneehellen Felde. Der weitumlaufende Zaun zog seine schwarze Linie. Kein Fenster war erleuchtet. Sie hatte ja ihr Stübchen gegen den Hof zu, die Anna. Ein kleines, armseliges Stübchen. Hans Schneider dachte plötzlich, daß er notwendig bauen müsse. Einen lichten, hohen Stock aufs Haus, wie die alte Hanne schon immer gesagt hatte.

Er schloß das Tor auf. Der Hund schlug nicht an. Er kannte des Herrn Tritt und winselte vor Freude.

Eine helle und herzhafte Stimme rief: „Sind Sie's, Herr Schneider?"

„Jawohl", rief er zurück. Schon dieser Stimme Klang hatte tausend Sorgen von ihm genommen.

Ein Licht in der Hand trat das Fräulein unter die Tür. Die hellen Flechten hingen ihr über die Schulter, und ihr Gesicht war verweint. Hilflos, erschrocken, unglücklich sah sie aus. Gar nicht so, wie ihr herzhafter Ruf hätte vermuten lassen.

Er wollte fragen, aber sie winkte ihm nur. Schweigend führte sie ihn in sein Zimmer, zu dem sie den Schlüssel in der Tasche trug.

Er ging hinter ihr her. Und obgleich er doch irgendein Unheil vermuten mußte, war ihm gar nicht sonderlich bang.

Und da sah er's denn. — Aus dem alten Schreibschranke der Eltern war das gute Schloß säuberlich herausgesägt und beiseitegelegt. Die Klappe war herabgeschlagen, die Schubfächer waren herausgezogen, die Papiere durchwühlt.

Anna Schwarz stand, hielt das Licht hoch und deutete mit der freien Hand stumm auf die Bescherung, als bedürfte es da weiter keines Kommentars.

„Eingebrochen?" fragte Hans Schneider fast ruhig.

Sie nickte.

„Wann?"

„Gestern, am Dreizehnten", entgegnete sie und schaute ihn hilflos an.

Er begann in dem durchstöberten Schranke zu suchen und zu ordnen. Dem Dieb war von barem Gelde, wonach er offenbar gesucht hatte, nur eine kleine Summe in die Hände gefallen. Sonst fehlte nichts. Auch das Schächtelchen mit der Erbschaft der Mutter war da. Fast zärtlich nahm's Hans Schneider in die Hände und zog den Deckel auf. Das Fläschchen war da und die Papiere, nur die Bronzemedaille fehlte.

Die hatte der Dieb offenbar für ein wertvolles Stück gehalten.

Angstvoll sah das Mädchen ihrem Herrn zu.

„Ist's schlimm?" fragte sie leise.

„Gar nicht schlimm ist's," entgegnete er lächelnd, „nahezu nichts hat er erwischt, der Kerl. Nur um eine alte Medaille vom Kirchenbau, die meinem Großvater gehört hat, um die ist's schade. Ein Segen sei darauf, hat meine Mutter gemeint."

Er kramte in den Papieren und zog ein Blättchen hervor. Zum Lichte sich wendend las er halblaut: „Habe diese Medaille, daran mein Vater ungemein hing, dem Toten aus der kalten Hand genommen. Mein Vater hat vielmals gesagt: es liegt ein Segen darauf. Denn an dem Tage, da er sie bekommen, hat er um meine Mutter gefreit, die arm war und ein Waisenmädchen und in den Jahren viel jünger denn er. Und ist meine Mutter doch meinem Vater sein ganzes Glück gewesen, wie es sein soll, und mit der Medaille hat das seinen Anfang genommen."

Nun schauten beide eine Zeitlang in das Licht, dann sagte das Mädchen leise: „Schade!"

Und nach einer Weile fuhr sie wie in Gedanken fort: „Man kann allen Segen so nötig brauchen auf der Welt."

Es klang ein wenig altklug; aber als Hans Schneider in das verstörte, glücklose Gesicht blickte, lächelte er nicht.

Dann mußte sie erzählen, was sie wußte.

Viel war's nicht. Gestern morgen um 11 Uhr hatte sie das Unglück entdeckt. In der Nacht hatte sie nichts gehört. Der Laufbursche ebensowenig. Der Hund hatte nicht Laut gegeben. Abends war alles noch in Ordnung gewesen. Anzeige hatte sie bis jetzt nicht gemacht. Simon, der erste Arbeiter, der in Herrn Schneiders Abwesenheit dessen Stelle ausfüllte, hatte auch gemeint, man solle nur dem Herrn telegraphieren, der werde das Nötige schon selbst tun.

Ängstlich schaute sie ihn an.

Er nickte. „Recht haben Sie alles gemacht. Jetzt schlafen Sie nur. Morgen ist wieder ein Tag. Es hätte können schlimmer ausfallen. Und wenn ich jetzt wieder verreise, dann muß der Simon nachts außen bleiben. Sie dürfen nicht mehr allein sein."

„O," sagte sie, und der müde, ängstliche Zug wich schnell aus ihrem Gesicht, „fürchten tu ich mich nicht."

Er schaute sie an. Der helle, beherzte Zuruf, als er das Tor aufschloß, fiel ihm ein. Es war, als wohnten zwei Seelen in dieses Mädchens Brust.

„Fürchten tu ich mich nicht," wiederholte sie und schüttelte den Kopf, „nur — es ist so — es hilft oft gar nichts, wenn man auch keine Furcht hat — es kommt alles so daher, und man kann sich nicht wehren. —"

Sie sprach stockend, mit mutlosem Tonfall, grübelnd fast. Hans Schneider legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Ich weiß. Jetzt schlafen Sie nur. Ich will's schon machen."

* * *

Es war eine unerquickliche Zeit, die auf die Einbruchsgeschichte folgte. Hans Schneider bereute, Anzeige erstattet zu haben. Haussuchungen, Vernehmungen, Laufereien lösten sich ab. Auch die paar Habseligkeiten der Anna Schwarz wurden durchsucht, so sehr sich Hans Schneider dagegen aussprach. Das Mädchen selbst wollte es haben. Verschiedene seltsame Fragen der untersuchenden Beamten bewogen sie dazu. Unfrei, gedrückt tat sie ihre Arbeit. Sie wurde das Gefühl nicht los, als ob auf ihr ein Verdacht ruhe, ruhen müßte. Sie hatte den Schlüssel zu des Herrn Zimmer gehabt, sie konnte darin schalten und walten, solange er fort war. Und daß der Hund nicht angeschlagen, daß niemand etwas gehört. —

Wieder hatte sie oft verweinte Augen. Hans Schneider sah es wohl; aber er mochte sie nicht daraufhin ansprechen. Es hätte ausgesehen, als gingen auch seine Gedanken den Weg: vom Diebstahl zur Fräulein Anna. Er tat, als sähe er nichts von des Mädchens bedrücktem Wesen, und sein brünstiger Wunsch war, daß man den Schuldigen entdecken möchte.

Aber die Zeit ging hin, die Untersuchung schlief ein. Man fand nichts.

Im Garten schmolz der Schnee. Zwischen den Salbeistöcken blühten die Szilla. Dann kamen Veilchen und Narzissen. Die Welt wurde grün, und die Finken verachteten die Futterstelle im Fabrikhofe.

Hans Schneider war jede freie Stunde im Garten. Liebkosend begrüßte er die gerollten Blätter der Farne, die wie Spiralen aus der schwarzen Erde drängten. Mit glänzenden Augen sah er den täglichen Wundern zu, an denen er nie satt ward.

Wie neue Kraft, neue Jugend, neues Leben strömte es aus der erwachenden Erde.

Doppelt bedrückte es ihn in dieser Zeit, daß Anna Schwarz der Stellung in seinem Hause gar nicht recht froh zu werden schien. Vielleicht war's doch nicht gut gewesen, daß er so in ihr Schicksal gegriffen hatte. Eigentlich kann und darf doch kein Mensch zum andern sagen: „Ich will für dich sorgen", es sei denn, er kenne diesen Menschen genau, oder er habe jene ganz besonderen Rechte, die irgendwelche Zugehörigkeit verleiht.

Aber an dieses fremde, scheue, einsame Mädchen hatte er kein Recht. Die hätte er nicht einfach in sein Haus stellen dürfen: „so, da hast du deinen Platz."

Noch weniger aber konnte er ihr jetzt freistellen, zu gehen. Nach der Diebstahlsgeschichte schon gar nicht. Das hätte wie Mißtrauen ausgesehen. Und dann — er konnte sie ja auch gar nicht entbehren. Es war alles in ein ganz neues Gleis gekommen, seit Jakob fort war. Und in diesem Gleise konnte nur das Mädchen die Sache fortführen. Wenn sie nur fröhlich werden wollte, frisch, lebensfroh! Vielleicht, wenn er sie in den Garten schickte, wo die quellende Kraft jetzt aus jeder Schaufel voll Erde stieg.

Die Mädchen schauten verwundert hinter den Fenstern des Fabriksaals vor, als sie sahen, wie das Fräulein Schaufel und Hacke führte.

„Eigentlich", meinte eine, „könnte der Herr dazu einen Tagelöhner nehmen."

Die andern kicherten. „Er läßt doch niemand unter die Salbeistöcke. Das Fräulein kann sich was einbilden."

Es war ein Opfer und dazu kein kleines, das Hans Schneider brachte, als er einen Teil der geliebten Arbeit und das ängstlich gehütete Alleinsein im Garten preisgab. Aber das Mädchen hatte ja sonst keinen Menschen, der sich ihrer annahm, der die Hand über ihrem freudearmen Leben hielt.

Die Salbeibüsche legte er ihr ganz besonders ans Herz. „Keinen herausreißen, meine Mutter hat Salbei gern gehabt."

Sie schaute ihn fast verwundert an. „Das weiß ich wohl, daß man Salbei wachsen läßt. Er macht, daß einem das Herz nicht kalt wird."

Hans Schneider sagte nichts. Die paar zerdrückten, zerkrümelten Blättchen bei den Papieren der Mutter hatten jetzt auf einmal einen klaren Sinn. Ach, sie hatte sonst nichts gehabt, die stille Frau, nichts, um ihr Herz warm zu halten, als ihren Buben und die graugrünen Blättchen.

Schweigend arbeiteten die beiden nun manche Stunde zwischen den Büschen, die das Herz nicht kalt werden lassen. Manchmal stand der Mann auf den Hackenstiel gelehnt und sah hinüber, wo die Maiensonne auf helle starke Flechten und den gebeugten Rücken des fleißigen Mädchens schien.

Eine große, unbewußte Zärtlichkeit war dann in seinen gütigen Augen.

Wenn sie doch froh werden wollte, dachte er, ihrer Jugend und ihres Lebens und der schönen blühenden Welt froh.

An einem Abend, als an allen Hecken und in allen Winkeln des Blühens fast zu viel war, als die Käfer um die Köpfe der Arbeitenden schwirrten und auf den Rabatten die Maiblumen dufteten, sah Hans Schneider, wie das Mädchen mit raschem Griff nach der Erde fuhr und sich taumelnd aufrichtete.

Dann kam sie auf ihn zugelaufen mit vorgestreckter, festgeschlossener Hand.

„Raten Sie, raten Sie, was ich da habe!" Ihre Stimme klang zitternd wie von verhaltenem Jubel, ihre sonst so stillen und müden Augen leuchteten hell im Glanz einer großen Freude.

Er schüttelte den Kopf und konnte den Blick nicht von ihr wenden. „Den Stein der Weisen", scherzte er dann.

„Etwas Besseres", sie lachte übermütig.

Er trat aus seinem Beet heraus und hielt ihre Hand fest. Aber er wußte nichts Besseres zu raten. Er sah sie nur an, als hätte er sie nie gesehen. Die junge, helle Freude glänzte in ihren Augen, und auf einmal ward sie unter seinem Blicke rot und verwirrt. Willenlos machte sie die Hand auf — die bronzene Denkmünze lag darin.

Da war's auf einmal, als wäre ihnen beiden zu gleicher Zeit etwas eingefallen. Etwas, was ihnen den Atem benahm.

Der Mann stand und schaute mit glänzendem Blick auf das Mädchen, das von tiefer Glut übergossen zu Boden sah.

Und dann sagte Hans Schneider langsam und feierlich, als läse er eine Urkunde vor: „Es liegt ein Segen drauf. Denn an dem Tage, da er sie bekommen, hat er um meine Mutter gefreit. Und ist meine Mutter meinem Vater sein ganzes Glück gewesen, wie es sein soll, und mit der Medaille hat das seinen Anfang genommen." Leise, zitternd erklang, was der Mann sagte.

Anna Schwarz sah nicht auf. Langsam wich das helle Rot einer tiefen Blässe.

Da legte Hans Schneider die Hand auf ihren Kopf und bog ihn zurück.

Tränen standen ihr in den Augen.

„Kannst du auch jetzt noch nicht froh sein, Anna?" fragte er leise.

Da war's, wie wenn sie eine lang', lang' getragene Last von sich abwälzen wollte. Ihre Brust hob sich in einem tiefen Atemzuge.

„Jetzt ist doch der Segen wieder da", murmelte sie verwirrt.

„Ja," flüsterte der Mann zurück, „und mit der Medaille hat das seinen Anfang genommen."

Und er zog sie an sich und lachte, und ihr liefen die Tränen übers Gesicht.

* * *

Hans Schneiders Narrheit war ein paar Wochen lang wieder in aller Mund. Dann sprach man von anderem. Es ist ja schließlich auch nichts gar zu Unerhörtes, daß ein wunderlicher Sonderling von seiner Haushälterin so bearbeitet wird, daß er sie schließlich heiratet. Der Ratsschreiber fand, daß dieses Stückchen der Anna Schwarz ganz gleich sähe. Was die in ihrem störrischen Kopfe drin habe! — Hinter dem hohen Zaun aber gedieh von nun an der Salbei doppelt üppig. Dieweil zwei die Büsche pflegten, deren graugrüne Blätter machen, daß das Herz nicht kalt wird.

Oft steht der Mann und sieht mit leuchtendem Blick in eine lichte Ferne. Mutter, bist du da?

Der Gartenlaube-Kalender auf das Jahr 1909. Ein alter Freund in neuem Gewande erscheint er, wie alljährlich, um diese Zeit und bittet um Aufnahme in die Bücherei der Gartenlaubeleser. Wir sind überzeugt, er wird willkommen sein wie seine Vorgänger. Haben doch an seinem Zustandekommen Künstler, Schriftsteller und Gelehrte gearbeitet, die den Lesern der Gartenlaube längst vertraute Freunde geworden sind. Außer dem in Zweifarbendruck ausgeführten, von Lotte Klopsch entworfenen und von Rudolf Presber mit Monatssprüchen versehenen Kalendarium enthält unser Kalender eine Reihe belehrender, die Zeit und Weltgeschehnisse berührende Artikel. Mit interessanten Novellen, Balladen und Gedichten sind Rudolf Straß, Georg von Ompteda, Hermann Bang, Marx Möller, Adelheid Stier und andere vertreten. Über Volkskunst schreibt Ernst Meiserer, über das moderne Kunstgewerbe Rudolf Wille, und über die Entwicklung der modernen Malerei Lovis Corinth. Einen besonderen Reiz verleihen dem neuen Kalender seine farbigen Kunstblätter. Auch die praktischen Seiten des

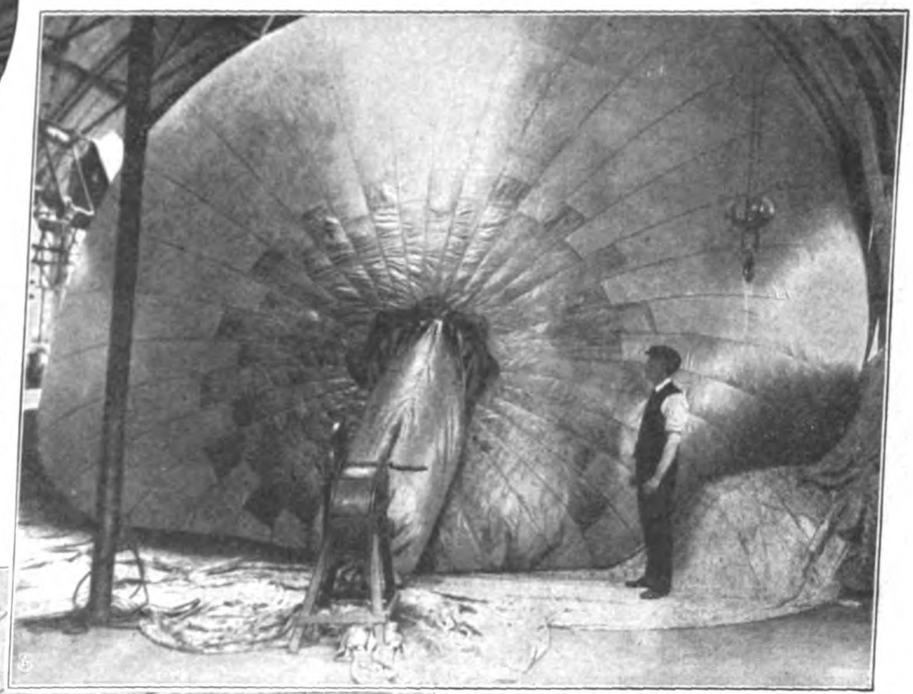
Lebens sind berücksichtigt worden durch die Artikel über die Zusammensetzung der wichtigsten Nahrungsmittel (in farbiger Darstellung), ein jedem Leser hochwillkommenes erschöpfendes Verzeichnis aller Bade- und Kurorte mit ihren Indikationen, Preisverhältnissen u. a. m., die Beleuchtungstechnik der Gegenwart usw. Die Freunde an allerlei Kurzweil kommen auf ihre Rechnung durch den Artikel „Amüsante Wissenschaft". Von weiteren Beiträgen sollen noch besonders

S. Weinberg, Konstantinopel, phot.

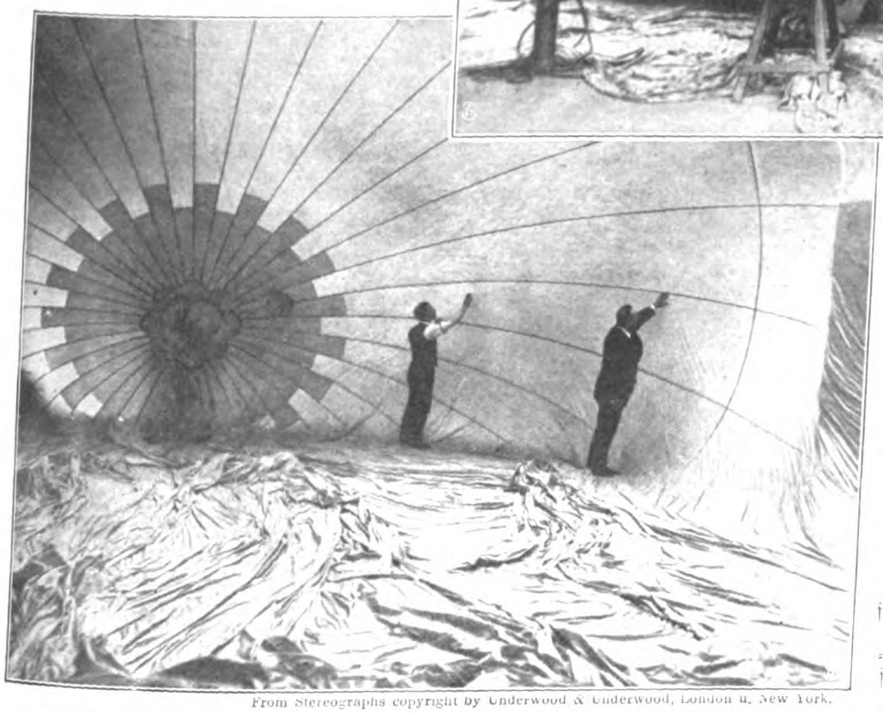
Abdul-Hamid.

hervorgehoben sein die von Gleichen-Rußwurm über moderne Geselligkeit, die Eroberung der Luft von Hans Joachim. Eine Betrachtung über die Toten des Jahres beschließt den Band. Wir empfehlen ihn unsern Lesern mit dem Wunsche, daß im Laufe des Jahres und seiner mannigfachen Anläße jeder seiner Besitzer sich des öfteren an ihn wenden und die Erinnerung von manchem guten Tage ihm anvertrauen könne.

Abdul-Hamid. (Zu dem obenstehenden Bildnis.) „Der kranke Mann am Bosporus" hat sich in letzter Zeit merkwürdig „lebendig" gezeigt und die Blicke der ganzen Welt auf sich gezogen. Zuerst versprach seine scherifische Herrlichkeit, der Sultan — oder wie er von jetzt ab heißt: der Kaiser aller Osmanen — in seinen Reformedikten vom 24. und 25. Juli, die 1876 gegebene konstitutionelle Verfassung nun wirklich durchzuführen, dann erließ er eine umfassende Amnestie, und weiterhin fuhr der sonst Unsichtbare allen sichtbar, im offenen Wagen zum Selamlik, umjubelt von seinem Volke. Dieser größeren „Umgänglichkeit" haben wir auch das nebenstehende Bild zu danken, die erste, wirklich authentische Photographie Abdul-Hamids seit langen Jahren.



Die Ballonhülle wird behufs Revision mittels eines Ventilators aufgeblasen.



From Stereographs copyright by Underwood & Underwood, London u. New York.

Das Innere einer aufgeblasenen Ballonhülle wird auf etwa vorhandene Löcher nachgesehen.

Wie Ballonhüllen behandelt werden.

Wie Ballonhüllen behandelt werden. (Zu den Abbildungen auf dieser Seite.) Vor kurzem ist das Interesse des nicht luftsportkundigen Publikums durch Mitteilungen geweckt worden, die ihm einen Einblick in die Werkstatt des zurzeit meistgenannten Gegenstandes gewähren: des Luftschiffs. Ganz besonders ist es das zur Herstellung der Ballons empfehlenswerteste Material, die sogen. „Goldschlägerhaut", die infolge ihrer unvergleichlichen Leichtigkeit und Dichtigkeit eine nahezu ideale Ballonhülle genannt zu werden verdiente, wenn ihre Wetterbeständigkeit ihren sonstigen Vorzügen entspräche. Immerhin bleibt sie zurzeit das in erster Linie für diese Zwecke in Betracht kommende Material, das in der hervorragenden englischen Ballonfabrik von C. G. Spencer in London Verwendung findet. Unsere Bilder geben Einblick in den Arbeitsbetrieb dieses Hauses.

Professor Friedrich Paulsen. (Zu dem untenstehenden Bildnis.) Die deutsche Wissenschaft und die philosophische Fakultät der Berliner Universität im besondern haben durch den Tod eines ihrer glänzendsten Vertreter, des Professors Dr. Friedrich Paulsen, einen schweren Verlust erfahren. Am 14. August kam die Kunde, daß der zweiundsechzigjährige Gelehrte in seiner Steglitzer Wohnung trotz aller ärztlichen Hilfe dem Darmkrebs erlegen sei. Am 16. Juli 1846 zu Langenhorn in Schleswig geboren, empfing Friedrich Paulsen auf dem Gymnasium zu Altona seine Vorbildung, besuchte die Universitäten Erlangen, Bonn und Berlin, promovierte dort im Jahre 1871 als Dr. phil. und ließ sich als Privatdozent an der hauptstädtischen Hochschule nieder, wo er 1875 außerordentlicher und 1893 ordentlicher Professor ward. Ein Norddeutscher in seinem Fühlen und Denken, und ein mehr aufbauender, als schöpferischer Geist, war Paulsen zum Kantforscher und -deuter förmlich prädestiniert und ist auch wirklich der größte Vertreter eines abgeklärten Neukantismus geworden. Es gab — außer Kuno Fischer — nicht einen, der durch die dunkelsten und am leichtesten irreführenden Antinomien des großen Königsberger Denkers mit solcher Sicherheit den Weg fand und, dank eines glänzenden Humors, die sprichwörtliche Unverständlichkeit Kants in die Münze klarer,

Mit Genehmigung der Phot. Gesellschaft, Berlin.

Professor Friedrich Paulsen †

Weidegrund.

Gemälde von Josef Wenglein.

Weidegrund.

Gemälde von Josef Wenglein.

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Waldrausch.

(7. Fortsetzung.)

Roman von Ludwig Ganghofer.

Noch ehe der Morgen graute, fiel Südwind ein. Bei Tagesanbruch war schon der ganze Himmel graublau überzogen, und gegen Mittag begann jener schwere Regen zu fallen, von dem man in den Bergen zu sagen pflegt: „Mit Schaffeln schütten s' abi!" Sie? Ein wunderlicher Plural! Sie, die bösen Mächte, die dem Leben feindlich sind! Gewöhnlich lauern sie für den Aberglauben des Volkes „dort unten" — aber wenn es aus den Wolken schüttet, die Frühlingssaat zerstampft und von den Obstbäumen die schönen Blüten nieder schlägt, dann hausen die bösen Mächte plötzlich „dort oben", wo bei lachendem Wetter nur die guten Engel wohnen. —

Ambros, in triefenden Kleidern, rannte den ganzen Nachmittag von einer Arbeitsstätte zur anderen. Diese stürzenden Wassermengen setzten alles unter Gefahr, was man an Sohlenstaffelungen und Dämmen bisher fertiggebracht hatte. Doch wäre man dieser Gefahr noch ohne merklichen Schaden Herr geworden, wenn die ganze Zahl der Arbeiter fest bei der Stange ausgehalten hätte. Aber die aus dem Wildachtal angeworbenen Leute machten Schwierigkeiten; was sich seit der Grundablösung an gärender Verstimmung und dann an Ärger über den Zuzug der Italiener gesammelt hatte, das begann sich jetzt zu äußern. Es war im Kern der Sache nur Schadenfreude, wenn die einheimischen Arbeiter den Wochenfeierabend nicht verlieren, sich für den Sonntag ausschlafen und den Kirchgang nicht versäumen wollten. Ambros schalt und fluchte nicht, wie es der Geschäftsführer des Herrn Friedrich Wohlverstand tat. Aber trotz aller Güte, bei der sich Ambros die Lungen halb aus dem Leibe redete, stellten mit Ausnahme von einem Dutzend williger Leute alle einheimischen Tagelöhner nachmittags um 4 Uhr die Arbeit ein. Und Ambros bekam vom Geschäftsführer den Vorwurf zu hören, daß er aus unpraktischem Heimatsgefühl den Gang der Arbeit schwer geschädigt hätte; wären nur italienische Arbeiter angeworben worden, so wäre diese Störung nicht entstanden. „Für den Nachteil, der daraus erwächst, werden Sie aufzukommen haben, Herr Inscheniör!" Ambros drehte dem scharfen Herrn den Rücken — und als er einem Trupp dieser Heimgänger begegnete, machte er noch einen letzten Versuch, ihnen Vernunft zu predigen. Aber sie meinten, wenn man den Wasserschaden der Wildach tausend Jahre lang ertragen hätte, käme es auf ein paar Stunden mehr oder weniger nicht mehr an; sie hätten es nicht nötig, sich für den Geldbeutel des Herrn Schlierich Unverstand abzurackern.

Ein Glück, daß die Italiener wie auf den Pfiff gingen! Sie erklärten sich bereit, die ganze Nacht und, wenn es nötig wäre, auch den ganzen Sonntag zu arbeiten.

Ambros atmete auf, als am Abend die Pechfackeln brannten und die Arbeit an den bedrohten Stellen in sicherem Gange war. Doch bevor es im rauschenden Lärm des Regens noch völlig Nacht wurde, erschien ein Ausschußmitglied der Gemeinde in Begleitung des jungen Kaplans bei der Notburg: morgen, am Sonntage, der zugleich ein hohes Patrozinialfest wäre, dürften ohne bischöflichen Dispens auch die Italiener nicht arbeiten; bei der gutchristlichen Bevölkerung des Tales würde das ein schweres Ärgernis verursachen; und da der Dispens bis Anbruch des Sonntages nicht mehr zu erwirken wäre, müsse die Arbeit um Mitternacht eingestellt werden.

Gegen diesen Protest war nichts zu machen; das Pfarramt und die guten Christen des Gemeindeausschusses, in dem auch der Krispin Sagenbacher saß, hatten den Paragraphen des Gesetzbuches für sich. Und als Ambros dem Kaplan die möglichen Folgen dieser Arbeitsbehinderung klarzulegen suchte, antwortete der junge Priester mit dem alten Sprüchlein:

„Gottes heilig Gebot
Geht vor der Menschen Not!"

Ambros begann die Geduld zu verlieren. „So? Aber zum Heuen am Sonntag kann der Pfarrer Dispens geben? Da braucht's keinen Bischof?"

„Das Heu ist ein Lebensbedarf der Landbevölkerung."

Empört darüber, daß ihm Ambros ins Gesicht lachte, ging der Kaplan unter seinem schwarzen Regenschirm davon, ohne daß er sich über den absonderlichen Doppelsinn seines Weisheitsspruches klar wurde.

Ambros schüttelte die Nässe von sich ab, und ein gesunder Fluch fuhr ihm aus der Kehle. Dieser Stoßseufzer seines Zornes wurde gewiß in der Höhe, aus der jene dunkeln „Sie" mit Schäffern heruntergossen, nicht gehört. Die Natur aber hielt es gegen zehn Uhr nachts aus irgendwelchen Gründen für nötig, pfeifende Windstöße über die unbeweglichen Wolkenmassen hinzuschleudern und all das gießende Grau der Höhe in wirbelnde Bewegung zu bringen. Der Regen wurde dünner, versiegte ganz — und eine halbe Stunde vor Mitternacht konnte Ambros die Arbeit einstellen lassen, weil grober Schaden nicht mehr zu befürchten war. Die Nacht wurde kalt. Ambros, der in den triefenden Kleidern zu schauern begann, mußte auf dem

Published 3. IX. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Heimweg einen Laufschritt anschlagen, um warm zu werden. Überall in den Schluchten der Großen Not sah man kleine, talwärts gaukelnde Sterne, die Fackelbrände der zum Barackenlager heimkehrenden Italiener. Und manchmal in dem Rauschen, das die schwarze Nacht erfüllte, klang zerrissen und verweht der Hall eines Liedes, das die Arbeiter sangen.

Doch Ambros achtete dieser Dinge nicht. Während des ganzen Heimweges dachte er nur immer daran, mit welchen Mitteln er für die Zukunft einer solchen Arbeitsbehinderung, wie er sie heute erfahren hatte, wirksam begegnen könnte. Vor allem wollte er wegen der Sonntagsarbeit, wenn sie durch jähe Wetterstürze wieder nötig würde, noch heute eine Eingabe an das Bezirksamt und an das bischöfliche Ordinariat machen.

Als er das kleine Haus der Wildacherin erreichte, sah er Licht in seiner Stube und fand den Flur erleuchtet. Und Beda stand vor der Haustür und rief: „Herr Lutz? Um Christi willen, kommst endlich heim?"

„Ja, Beda!"

„Gott sei Lob und Dank! Und so ein Wetter! D' Ahnl hat allweil gjammert! Und ich selber hab mich auch schon sorgen müssen. Mußt ja naß und ausgfroren sein bis auf d' Haut! Schau nur gleich, daß d' auffikommst in d' Stuben! Ich hab dir schon alles hinglegt, was d' brauchst. Und jetzt koch ich dir gleich ein heißen Trunk."

Sie sprang ins Haus. Und als Ambros in den Flur trat, sah er das schlanke Mädel in der Küche schon beim flackernden Herdfeuer stehen.

„Ich danke dir, liebe Beda!"

Aber das hörte sie nicht, weil das Feuer prasselte, und weil der Spitz in der Stube kläffte.

Droben fand Ambros die brennende Lampe und einen wohlig durchwärmten Raum. Das Stübchen hatte keinen Ofen. Aber Beda hatte, um warm zu machen, neben dem Waschtisch einen Würfel aus erhitzten Ziegelsteinen aufgeschichtet. In einem Kruge war heißes Wasser. Und auf dem Bette war in netter Ordnung alles hingelegt, was Ambros nötig hatte, um sich umzukleiden.

„Schau nur!" Er lachte froh. „Als wär meine Mutter da!" Während er sich aus dem nassen Gewande herausschälte, war er mit seinen Gedanken immer bei der Fürsorge, die er da von Beda erfuhr. Unfreundlich war sie ja nie gegen ihn gewesen. Aber es nahm ihn doch wunder, daß sie bei ihrer kühl verschlossenen Art sich plötzlich so herzlich zeigen konnte, wie eine gute Schwester zum Bruder ist.

Als sie dann heraufkam, den Glühwein brachte und mit Ambros über die Arbeitssorge dieses Tages redete, mußte er sie immer ansehen. Auch in ihrer Stimme war etwas Neues, das er früher nie gehört hatte, etwas Mildes und Innerliches. Das blieb auch im Klang ihrer Worte, als sie über das Verhalten der einheimischen Arbeiter ein hartes Urteil aussprach. Sie schien nicht besonders freundlich über die Leute im Tale zu denken. Und sagte: „Gib acht, Herr Lutz, da wirst noch viel Verdruß haben! Es is kein guter Schlag net! Die muß man bloß in der Kirch einmal anschauen. Da machen s' die gleichen Gsichter wie im Wirtshaus und auf'm Markt. Der Herrgott und der Maßkrug und ein Ochs . . . für d' Leut bei uns is eins wie 's ander. Unser Tal, mein' ich, is z'weit von die andern Dörfer weg. Da sind d' Leut um hundert Jahr zruckblieben. Und allweil heiraten s' untereinand. Da wachst sich halt so ein Schlag aus. Unter die Burschen is selten einer, der grad und herzgsund is und ein richtigs Mannsbild. Und d' Madln sind allweil schon alte Weiber mit fünfundzwanzig Jahr." Das alles sagte sie mit jenem warmen und milden Klang in der Stimme. Drum wirkte es doppelt wunderlich auf Ambros. „Aber geh, jetzt mußt trinken, Herr Lutz! Den heißen Trunk dürfst net kalt werden lassen! Der tut dir gut, wirst sehen!"

Er griff nach dem rauchenden Glase. Doch er trank nicht, sondern sah die Beda an. Und deutlicher als jemals fiel es ihm auf, wie eigenartig schön dieses Mädel war. Er lachte. „Du hast doch auch nimmer weit bis zum fünfundzwanzigsten Aber daß du schon alterst . . . da merk ich noch nichts"

„Ich?" Sie blickte nachdenklich vor sich hin. Da sie. „In mir is halt ein anders Blut." Sie na Sessel die nassen Kleidungsstücke auf den Arm, und Beben kam in den Klang ihrer Stimme. „Vielleic besser für mich, wenn ich grad so wär, wie die ande

Er antwortete nicht gleich. „Nein, Beda," sagte und stellte das Glas mit dem Glühwein wieder auf „anders sein, als die Minderwertigen sind, das Glück! . . . Und unter den Mannsleuten im Tal, ich auch einen, der anders ist, als die andern sind und herzgesund. Und ich freue mich, daß ich i habe! . . . Denk dir, Beda, der Toni ist wieder

Sie war zur Tür gegangen und hielt die Klin Hand. „Ich weiß schon, ja! . . . Aber ein guten muß er net ghabt haben daheim. In der Nacht, Leut, hat man den Dokter zur Lahneggerin holen

Ambros erschrak. „Ach, Jesus!"

„Gar net gut soll's ausschauen mit seiner Mutt viel derbarmen tut s' mich, d' Sagenbacherin. U d' Mutter allweil 's Beste gwesen. Und hart wird setzen, daß er d' Mutter so finden hat müssen." war in Bedas Stimme jenes leise, wehe Zittern. „ laß den heißen Trunk net auskühlen! Dein Gwand ich in der Kuchl übern Herd. Da hast nachher trücken bis in der Fruh! . . . Gut Nacht, Herr A ging aus der Stube.

Ambros sah die Tür an, die sich hinter Beda hatte. Dabei dachte er nur an den Toni und en Kummer des Freundes wie eine Sorge, die ihn selb Und ein Vorwurf stieg in ihm auf. Die ganze der Ankunft der italienischen Arbeiter, hatte er nic die Mutter geschrieben. Aber das wollte er nun holen. Erst trank er noch den Glühwein, den gebracht hatte, und dann setzte er sich an den Tis schreiben. Der stete Gedanke an den Kummer des ihn für die eigene Mutter so zärtliche Worte fand sie seit der Trennung von ihr noch nie geschrieben Sorgen, die ihm sein Werk und die Arbeitsleut verschwieg er. Wozu der Mutter einen Stein auf legen? Aber die Begegnung mit dem Waldrauscher schildern. Doch was er schrieb, war wieder e Wohl brannte im Walde die rote Sonne — aber bekam nur den Waldrauscher zu sehen, ohne ihn hören, und sah nur das Bocciaspiel in der Tänne langen fremden Menschen auf der grauen Straße Toni in der schwarzen Stube.

Während Ambros schrieb, stand er immer wieder trat zum Fenster, um in der Finsternis da draußen Wetter zu spähen. Als er zwischen dem ziehenden ein paar Sterne schimmern sah, die einen trockenen sprachen, lachte er leise vor sich hin. Sein Werk lich um eine Gefahr herumgeschlüpft. Nun begann Gliedern die Müdigkeit zu spüren. Doch er blieb Stunde auf, um die beiden Eingaben an das Bezirk an das bischöfliche Ordinariat zu verfassen.

Dann fiel es ihm wie Blei auf die Lider. Noch Wachen und schon halb im Schlummer hatte er eine Die Große Not sah aus wie der Waldrauscher un singen — und sang ein dunkles, unverständliches Lie Wälder leuchteten in rotem Feuer, und ein junges, Weib, dessen Kleid noch röter und schöner brannte als d kam auf Ambros zugegangen und redete ganz wunder begreifliche Dinge — und alles, was sie sprach, das a sie mit der milden, herzlichen Stimme der Wildacher

Bis der Morgen kam, hatte der Himmel seine völlig überwunden. Wohl zogen noch lange Nebel über die Berggehänge hin, doch die Höhe war schon einzelnen Bergspitzen schlug mit rosigem Glanz die S

irrliches Lichtgeflimmer glitt um die ziehenden Dünste, und tende Sonnenbänder flossen breit in das Tal herein. Wo funkelten über das nasse Gras, über die gebeugten Wiesen- und über das Laub der Hecken und Bäume, da war bunntes Gefunkel in den hängenden Tropfen, ein rotes und Blitzen, als wäre diese Morgenstunde eine reiche und Fürstin, die sich zu feierlichem Frühlingsfeste mit all ihren Steinen schmückte.

Die Wildach rauschte, von überall klangen die Kuckucks- aus den Wäldern, drei Glocken läuteten und füllten das Tal mit schwebendem Getön, und auf allen Wegen kerten die sonntäglich geschmückten Kirchgänger dem Unter- zu, die jungen Mädchen mit blühendem Waldrausch an Brust, die Burschen mit gelben Bergaurikeln auf den Hüten. ine Weile später, als die Wege schon wieder einsam n, kam die Beda hastigen Schrittes von der Straße das Altwasser der Wildach gegangen, in der einen Hand kleine Gebetbuch, in der andern Hand die große, schwere chachtel, in der sie allwöchentlich die fertige Arbeit in adt zu schicken pflegte. Und schmuck sah die Beda aus, fach und bescheiden ihr feiertäglicher Putz auch war. Sie nicht das Mieder, die Silberketten und das seidene Hals- wie die anderen Mädchen, sondern ein halb städtisch ge- nes Kleid, das sie selbst genäht hatte, aus weißem, klein tem Waschperkal. Der Stoff des Rockes war ein gestärkt und rauschte bei jedem Schritte leis um ihre Das kurze, mit Rüschen besetzte Leibchen saß ihr knapp, on ein wenig zu enge — denn vor drei Jahren, als da dieses Sommerkleid geschneidert hatte, war sie noch im Maß gewesen. Über dem kupferdunklen Haar, mit streng geflochtenen Zöpfen auf dem Nacken lag, ein grünes Lodenhütchen mit einer kirschroten Geranium- Von den Zaushärchen, die sich nicht bändigen ließen, war Sonne ein goldroter Schimmer um Hals und Wangen, strahlende Morgenglanz überleuchtete die schlanke, hurtig de Mädchengestalt, daß das helle, billige Kleid wie mit gelimmert schien. Die Beda hatte es eilig, wenn sie ihre g noch auf die Post bringen und die Predigt nicht ver- wollte. Doch plötzlich stockte ihr der Fuß, und aus den schen Gange geröteten Wangen wich ihr alles Blut.

paar Schritte vor ihr, am Ufer des Altwassers, stak den sonnig durchglitzerten Erlenstauden eine Angel- m Boden. Die Schnur hing in das stille Wasser r. Und daneben, auf einem Baumstocke, saß ohne Hut blauem Leinenkittel ein Mensch, der seine schöne Länge Doch er saß gekrümmt wie ein alter Mann, hatte die n auf die Schenkel gestützt und hielt das Gesicht in die n Hände vergraben. Die Morgensonne beleuchtete schräg ungslosen Fischer — und dieser schmale grelle Licht- eben dem breiten, dunklen Schatten war anzusehen, als er Sagenbacher Toni linksseitig vom Scheitel über die er herunter mit einer funkelnden Silberspange beschlagen. Beda wollte rasch vorübergehen. Aber sie brachte das rtig, sie mußte wieder stehenbleiben. Hatte ihr Kleid cht? Oder hatte die Beda so schwer geatmet? Denn oni ließ die Hände sinken und drehte den Kopf. In trengen, blassen Gesicht veränderte sich kein Zug, als Beda sah — nur seine Augen erweiterten sich und be- heißen Glanz.

sie tat vom Weg einen Schritt in das feuchte Gras. sagte: „Guten Morgen, Toni!“ Dabei war in ihrer wieder der gleiche warme und milde Klang, mit dem der Nacht zu Ambros gesprochen hatte.

sah sie verwundert an und nickte stumm. Dann deutete dem Saum ihres Kleides. „Tust dir ja dein nettes ganz naß machen!“

„Das trücknet schon wieder in der Sonn!“ Sie machte ein paar kleine Schritte gegen das Wasser hin und fragte „Deiner Mutter . . . so sagen mir d' Leut . . . deiner soll's gar net gut gehn?“

„D' Leut?“ Eine dunkle Furche grub sich zwischen Tonis Brauen. „Was wissen denn d' Leut? Die wissen halt, daß der Dokter bei uns im Haus war! . . . Ah na, der Mutter geht's gar net so schlecht. Die macht sich bald wieder aussi . . . sagt der Doktor zu die Leut.“

Die Beda atmete auf, als hätte sie antworten mögen: Gott sei Lob und Dank! Aber sie sagte das nicht, sondern sah dem Toni in das steinerne Gesicht. Und die Stimme wollte ihr nicht recht gehorchen, als sie zu reden anfing: „Schau . . . was Vater und Mutter heißt, das hab ich nie net kosten dürfen. Aber nachspüren kann ich dir's doch . . . es muß dir hart gwesen sein, wie dir beim ersten Schritt ins Heimathaus gleich d' Sorg um d' Mutter in d' Seel einigsprungen is!“

Dem Toni, während er die Beda ansah, wurden die Augen noch größer. Doch auch die Furche auf seiner Stirn wurde noch tiefer, als er hart vor sich hinsprach: „Beim ersten Schritt? Ah na! Beim dritten erst. Und das wird mich reuen müssen, wenn der Brosi wieder Musi macht.“

„Ich versteh net, was d' meinst?“

Er gab keine Antwort, sah nur die Beda immer an. Und plötzlich ging ihm ein heißes Erglühen über das Gesicht. Er lächelte bitter, wandte den Kopf und blickte an der Beda vorbei über den Fußweg hin, gegen das Haus der Wildacherin.

„Was hast denn, Toni? Was schaust denn so umeinand?“

„Ob dein Hundl net mit hast?“

Wieder verstand sie nicht, wie er's meinte. Und drum sagte sie verwundert: „Wie soll ich denn aufm Kirchgang den Sully bei mir haben?“

„Freilich, ja! Und bis auf'n Abend hat's noch lang!“ Er sah nach dem Angelkork, der ruhig auf dem blinkenden Wasser schwamm. „Und gar nix will beißen heut!“ Seine Stimme bekam einen rauhen Klang. „So so? In d' Kirchen gehst?“ Nun wandte er wieder das Gesicht und gewahrte, wie schwer der große Pack an ihrem Arme zog. „Ich tät dir d' Schachtel gern abitragen bis zur Post. Aber ich muß für d' Mutter ein Fisch fangen.“

Sie nickte. „Z'erst mußt allweil an d' Mutter denken. Und das bissel Schachtel kann ich schon selber tragen. Da brauchst mir net helfen.“

Der Toni lächelte. „Hast mir doch auch schon einmal gholfen, wie ich ebbes Gwichtigs hab lupfen müssen.“

Das hatte keinen bösen Klang. Dennoch fuhr der Beda das Blut ins Gesicht. Und zornig sagte sie: „Allweil mußt zustößen, du!“ Sie wollte gehen. Aber da fiel ihr auf, wie bleich der Toni plötzlich geworden war. Das hielt sie fest. Und nur um etwas zu sagen, fragte sie: „Und du? Gehst denn gar net in d' Kirchen, du?“

„Unser Herrgott is nie daheim. Für was denn schreien, wann er net hört? Der Mutter hilft ein Fischl weiter als ein Vaterunser.“

Sie sah ihn erschrocken an. Und mehr noch als der Sinn dieser Worte hatte die ruhige Härte sie erschreckt, mit der sie gesprochen waren. „Aber, Toni! Jesus Maria . . .“ Sie verstummte, denn ein merkwürdiges Stimmengeräusch klang von der Straße her und kam immer näher.

Ein langer Zug der italienischen Arbeiter — über zwei- hundert Mannsleute, die paarweis gingen — bog in den Fußpfad ein, auf dem die Beda stand. Alte und junge Männer; müde Blicke und lebensfrohe funkelnde Schwarzaugen; sonnverbrannte Gesichter unter dunklen Schöpfen und unter grauem Haar. Viele trugen den Hut in der Hand oder hielten ihn mit gefalteten Händen vor die Brust gedrückt — sie schienen zu beten, als wäre für sie auch der Weg zur Kirche schon eine heilige Sache; andere schwatzten laut, guckten nach allen Seiten und lachten; von den älteren Männern waren die meisten in ihren Arbeitskleidern, weil sie anderes Gewand nicht besaßen, oder weil sie das bessere sparen wollten für den Winter in der Heimat; die jungen waren gut gekleidet, sehr viele auf eine stutzerhafte Art, mit engen karierten Hosen, zimtbraunen Jacken, feuerroten Schlipsen und mit hellgrauen,

breitkrempigen Filzhüten, die alle das gleiche Band in den italienischen Farben hatten.

Diese Jungen — von denen ein Dutzend hinter dem grauköpfigen Manne herging, der den Zug anführte — hatten die Wildacher-Beda flink erspäht. Und das gab ein Getuschel, Schwatzen, Lachen und Hälsestrecken, daß die Beda, obwohl sie die unter den Weibsleuten des Dorfes grassierende Angst vor den italienischen Fledermäusen nicht teilte, doch eine unangenehme Minute befürchten mußte. „Besser, ich mach, daß ich weiter komm!" sagte sie rasch. Dabei vergaß sie aber doch auch den frommen Schreck nicht, der sie um das Seelenheil des Sagenbacher-Toni befallen hatte. Denn als sie schon aus dem Grase herausgetreten war auf den Fußweg, sagte sie über die Schulter: „Schau, Toni, ganz solltest doch net vergessen, daß heut Sonntag is. Wenn eins zum Herrgott kein Vertrauen hat, da wird er auch net so füreilig sein und gleich mit der Butten voll Hilf und Wohltat aussispringen aus die Wolken! . . . Und deiner Mutter laß ich alles Gute wünschen, gelt!"

Nun machte sie so hurtige Schritte, daß ihr das gestärkte Kleid, trotzdem es einen nassen und schweren Saum bekommen hatte, mit Rauschen um die Knie schwankte. Sie sah sich nicht mehr um. Und da konnte sie auch den heißen, dürstenden Blick nicht gewahren, mit dem ihr der Sagenbacher-Toni nachsah. Aber die schwermütige Sehnsucht, die in seinen Augen brannte, verwandelte sich zu funkelndem Zorn, als der Zug der italienischen Arbeiter, in der Morgensonne farbig leuchtend, an ihm vorüberzog.

Der alte Vorarbeiter, der den Zug führte, schien den Grund dieses unfreundlichen Blickes zu erkennen. Denn er rief den jungen Burschen, die hinter ihm ihre lustigen Späße trieben, ein paar ärgerliche Worte zu. Viel half das freilich nicht. Das Lachen und Schwatzen beruhigten sich erst, als die Beda in dem grünen Buchenwäldchen verschwunden war, durch das die Straße zog.

Den gleichen Weg marschierte das fremde Volk. Und hinter dem kleinen Gehölze kam der Zug zu der langen weißen Parkmauer des Prinzenschlößchens.

Ein junger Mensch, hemdärmelig und mit grüner Gärtnerschürze, öffnete soeben das schmiedeiserne Parktor. Den geraden, rötlich besandeten Gartenweg, der von den Kronen der jungbegrünten Bäume halb überwölbt war, kam eine geschlossene, mit zwei schwermähnigen Rappen bespannte Kutsche in scharfem Trab einhergefahren. Weil der Zug der Italiener die Ausfahrt sperrte, mußte der Wagen vor dem Parktor haltmachen. Der vornehm adjustierte Kutscher, dessen glattrasiertes Fettgesicht halb an einen unfähigen Diplomaten und halb an einen ernstblickenden Komiker denken ließ, hatte Mühe, die ungeduldigen Pferde bei Ruhe zu erhalten, und sah von seiner Bockhöhe verdrossen und hochmütig auf die fremden Leute hinunter. Als die Straße frei wurde, ließ er unter leisem Zungenschlage die Zügel locker. In der schönen Morgensonne blitzte der blank lackierte Wagen um die Ecke — und dem Parktor gegenüber streckte der Waldrauscher den weißen Kopf aus den grünen Buchenstauden. Hinter dem offenen Fenster der Kutsche konnte der spähende Greis etwas Weißes und Duftiges gewahren. Und trotz allem Lärm, den die Hufe und Räder machten, hörte er eine zarte Frauenstimme.

Dann funkelte der Wagen gegen die Große Not hinaus und wurde mit jeder Sekunde kleiner.

Der Waldrauscher stülpte die braune Lederkappe mit den absonderlichen Ohrzipfeln über das weiße Haar und wollte schon auf die Straße treten. Aber da duckte er sich wieder hinter die Stauden zurück.

Aus dem Parktor kam ein junger Geistlicher herausgegangen — es war der Kaplan, der das Heu als einen Lebensbedarf der Landbevölkerung bezeichnet hatte — ein Kopf, der die Herkunft aus irgendeinem Bauernhofe nicht verleugnen konnte. Er hielt die achtundzwanzigjährige Stirn in Falten gelegt und schien über eine Sache, die ihn lebhaft beschäftigte, mit Anstrengung nachzudenken.

Als er um eine Biegung der Straße verschwunden war, trat der Waldrauscher aus den Buchenstauden heraus. Er sah der Richtung nach, die der Kaplan genommen hatte, nickte schmunzelnd vor sich hin und flüsterte auf eine Art, die im Tonfall an Gesang erinnerte: „So? Mußt studieren, du? Gelt, hat s' dich ebbes gfragt, wo deim armseligen Katechism der Verstand ausgangen is?" Der Alte lachte heiter. Dann schritt er gegen die Berge hin, den gleichen Weg, den die Kutsche genommen hatte.

Er kam durch den Buchenwald. Und kam zum Altwasser der Wildach. Und sah den Toni auf dem Baumstock sitzen, mit dem Gesicht in den Händen. „Schau, der Tonele!" Der Waldrauscher ging auf den Burschen zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. „So, Büeble? Bist wieder einmal daheim?"

Der Toni ließ die Hände fallen. „Grüß dich Gott, Waldrauscher! . . . Noch allweil bist da?"

„Noch allweil, ja."

„Und wohin denn heut schon?"

„No, der Mensch hat seine kleinen Weg. Pfüe Gott derweil! Jetzt, weil daheim bist, da kommt's uns schon wieder, daß wir im Wald beinand hocken, ich und du und der Brosle . . . und ich weiß net, wer!" Lächelnd wollte der Alte seiner Wege gehen.

Aber da streckte der Toni die Hand nach ihm, wie ein Hungriger nach einem Brote greift. „Geh, tut's dir denn gar so viel pressieren?"

„Mir hat's noch nie pressiert. Das is die größte Narretei von die Leut, daß s' allweil alles so gschwind haben möchten. Das machen d' Uhren, weißt! Die laufen halt. Und 's ander alles laßt sich Zeit."

„So hock dich halt her zu mir, wann Zeit hast!"

Der Waldrauscher sah den Toni forschend an. Dann legte er sich neben dem Baumstock der Länge nach ins Gras, das in der warmen Morgensonne zu trocknen begann. „Tust fischen, Tonele?"

„Ja."

„Aber beißen tut keiner?"

„Na."

„Freilich, weil d' wurmfischen tust in der Muckenzeit."

Der Toni verstand den Rat dieser Worte nicht. Wohl betrachtete er nachdenklich den auf dem Wasser schwimmenden Angelkork, doch er schien dabei an ganz andere Dinge zu denken als an den Fisch, den er fangen wollte. Und als die drei Kirchenglocken wieder zu läuten begannen, tat der Toni einen schweren Atemzug.

Der mächtige Glockenhall, der weit über das Tal hinaus zitterte, schien die stillen Morgenlüfte in Bewegung zu bringen. Denn die sonnbeglänzten Nebelstreifen, die wie schimmernde Gürtel um die grünen und grauen Gehänge der Berge geschlungen waren, kamen in ein wallendes Drängen, fingen rascher zu steigen an, wurden immer luftiger und zarter, leuchteten immer silbriger und schwebten höher und höher, als wäre auch in diesen leblosen Gebilden ein frommer Sonntagsgedanke, der sie in Sehnsucht allem reinen Licht entgegentrieb.

Schweigend sah der Waldrauscher diesem Schimmerspiel in den Lüften zu. Und plötzlich erweiterten sich seine Augen, und ein Ausdruck von Erregung erschien in dem verwitterten, sonst so ruhigen Greisenantlitz. Halb sich aufrichtend, deutete er nach einem sonnseitigen, mit alten Fichten bestandenen Waldgehänge, dessen dunkelgrünes Wipfelgezack kaum merklich von einem feinen, rötlichen Hauch überflogen war. Und stammelte: „Tonele! Da mußt ummi schauen!"

„Was?" Der Toni drehte das Gesicht.

„Da droben den Wald schau an! Auf der Sonnleiten!"

„Was soll denn sein mit'm Wald?"

„Bist denn blind, du?"

Der Toni sah schärfer hin, und nun gewahrte auch er diesen zarten, rötlichen Duft über den grünen Wipfeln. „Mein, Bluhzeit wird halt einstehn im Wald."

Copyright by Braun, Clement & Co., Dornach i. Els. Paris

Verängstigt.

Gemälde von L. Olivié.

„Bluhzeit is alle Jahr!“ Die Stimme des Alten zitterte. „Aber so, wie's heuer anfangt, hab ich's bloß ein einzigsmal erlebt. Vor die sechzig Jahr is 's gwesen. Und ein zweitsmal möcht ich's nimmer leiden müssen! Und net um die heiligste Freud! ... Tonele! Nimm dein Leben in harte Fäust! Der Wald wird rauschig!“

Etwas Dunkles und Unheimliches war im Klange dieser Worte. Und der Sagenbacher schien etwas zu fühlen wie den Schauer eines Geheimnisses oder die Nähe einer Gefahr. Doch er fand ein müdes Lächeln. „Geh, was du allweil für ausgfallene Sprüchln hast! Ein Wald, der rauschig is! Meinst ebba, daß sich der Wald ein Schnaps kauft?“

„Ein Schnaps freilich kein! Der is bloß für die zweibeinigen Säu. Aber ein Wein trinkt er, der Wald! Und ein blutfarbigen! Und den allersüßesten! Und buttenweis schluckt er ihn eini ins grüne Leben! Bis er brennt in seiner tiefsten Seel! Und bis er aus seiner heiligen Freud und aus seiner rauschigen Glut so viel an Kraft und Leben aussischreien muß, daß er's nimmer einbringt in ein Menschenalter, und daß er fufzig Jahr drum leiden und trauern muß!“

Verwundert sah der Toni den Alten an, der in der warmen Sonne wie vor Frost an allen Gliedern zitterte. „Waldrauscher! Es daucht mir, du bist rauschig! ... Oder träumst mit offene Augen? ... Und meiner Lebtag hab ich dich so viel noch nie net reden hören.“

„Ich? ... Und rauschig?“ Der Alte schüttelte den weißen Kopf. „Na, Tonele! Über die fufzig Jahr kann's her sein, daß ich kein Tröpfl Wein nimmer gschluckt hab. Und 's Brunnwasser macht kein rauschig! ..... Aber gwesen bin ich's einmal! ..... Und der rauschige Wald is schuld dran gwesen! ... Tonele, schau zur Sonnleiten auffi! Da schluckt der Wald schon den süßen Wein! Drei Wochen ... und der Wald im ganzen Tal is rauschig! Tonele, nimm dein Herzl in eiserne Fäust! Laß dich net rauschig machen, wenn's Rauschfuier umfliegt! Fürs ganze Leben tätst elend sein! ... Ich hab's verspürt, Tonele, ich hab's verspürt! ... Unser Herrgott soll jeden Menschen wahren, daß er rauschig wird wie der Wald!“

Der Toni schwieg eine Weile. Dann sagte er mit herbem Lachen: „So? Redst auch von unserm Herrgott, du?“ Er zog die Fischgerte aus dem Rasen und hob die Angel über den Wasserspiegel herauf. Der Wurm saß unversehrt am Haken. Seufzend ließ der Toni die Angel zurücksinken in den Bach und stieß die Gerte wieder in den Grund. Auch dem Toni zitterten die Hände. Und plötzlich sagte er mit heiserer Stimme: „Waldrauscher? ... Ich tät dich gern ebbes fragen?“

„Was?“ Der Greis hielt die Arme um seine Knie geschlungen, spähte zu dem rötlich überhauchten Wald hinauf und schien nur halb zu hören, was der Toni sagte.

„Viel tust wissen! Und so gscheit bist, daß man dich oft für narret halten möcht! ... Aber sag mir bloß ein einzigs, und sag mir's so, daß ich's glauben kann ...“

„Was, Büeble?“

„... Gibt's ein Herrgott?“

Ohne das Gesicht zu wenden, immer mit dem Blick in der Ferne, doch in seiner Stimme noch die bebende Erregung, mit der er zuvor gesprochen hatte, fing der Waldrauscher leise zu singen an:

„Schaug auffi in d' Sunn
Und schaug abi in' Bach,
Und der Himi und 's Wasser
Und alls hat a Sprach!

Und a Berg und a Mucken
Und alls sagt: Herr, ja,
Wenn koaner mi gmacht hätt,
So wär i net da!“

Der Toni nickte. „Freilich, ja! Aber sag, Waldrauscher ...“

„Was denn?“

„Glaubst, daß unser Herrgott gut sein mag? Und daß er lachen kann?“

Der Alte griff in das Gras, brach eine Steinnelke, in deren rotem Kelch ein Wassertropfen funkelte, hielt die Blume vor den Toni hin und sang:

„Und a Bleaml am Roa(n),
Und a farbschöner Stoa(n),
Und a Vögerl, dös singt,
Und a Soaten, dö klingt,
Und a Juhschroa im Bluat,
— — Unser Herrgott war guat!

Und a jungs, a liabs Gsicht,
Und a Swim, dö net sticht,
Und a Baam in der Bluah,
Und a Glanz in der Fruah,
Und a Stern in der Nacht,
— — Unser Herrgott hat glacht.“

Wieder nickte der Toni. „Aber sag mir, Waldrauscher, wo kommt denn nacher alles Schieche und Schlechte her?“

Sinnend schwieg der Alte, ließ die kleine Blume ins Gras fallen, schlang die Arme um seine Knie und blickte wieder zu dem Walde hinauf, der die Sonne in sein grünes Leben trank und dem Rausch der roten Blüte entgegenträumte.

„Geh, Waldrauscher, sag mir's!“

Da sang der Alte:

„I woaß d'r nix Schiachs,
Und i woaß d'r nix Schlechts,
Denn alls is a Richtigs
Und alls ebbes Rechts.

Und a Brünndl, dös fliaßt,
Und i woaß net, warum,
Bald trüab und bald hell,
Bald grad und bald krumm.

Und der oane mag's hell,
Und der ander mag's trüab,
Und der oane schreit: Haß,
Und der ander singt: Liab!“

Unwillig schüttelte der Toni den Kopf. „Waldrauscher! Jetzt bist wieder narret! Oder ich versteh nimmer, was d' meinst.“

„Wenn das zugibst, Büeble, da bist gscheiter wie die andern. Die meinen allweil, sie müßten alls verstehn. Und aufs Verstehn kommt's gar net an. Wer alls versteht, is der ärgste Esel! ... Unser Herrgott, glaub ich, versteht auch net alles.“

„Wann aber sagst, daß er gut is ... so mein' ich doch, er müßt ein Kummer haben über's Elend auf der Welt. Und es müßt ihn d' Schlechtigkeit von die Menschenleut verdrießen?“

„Na, Büeble! Da tut er bloß lachen drüber.“

„Was predigen s' nacher allweil in der Kirch vom Teufel, von der Sündenstraf und von der Höll?“

„Weil halt die dalketen Leut allweil ebbes haben müssen zum Fürchten.“

„Warum denn, Waldrauscher?“

Der Alte sah dem Toni in die dürstenden Augen. „Sagen könnt ich dir alls. Aber glauben tätst es net.“

„Mußt mir's halt lernen!“

„Du lernst es net! Weil z' jung bist, Büeble! Viel z' jung noch, weißt! An die hundert Jahr mußt alt werden! Und nimmer dürsten darf dich! Nacher brauchst kein Schulmeister und kein Pfarrer nimmer. Und alles weißt von selber. Und 's Gute is dir wie 's Schlechte, und 's Schlechte wie 's Gute.“

„Hundert Jahr!“ Der Toni tat einen schweren Seufzer. „Da hab ich freilich noch lang hin. Und bis ich hundert Jahr bin, tut der Mutter lang kein Haarl nimmer weh!“ Mit beiden Fäusten umklammerte Toni den Arm des Alten. „Waldrauscher! Warum denn müssen d' Leut sterben?“

Der Greis lächelte. „So weit bin ich noch net, daß ich's weiß. Ich studier noch allweil drüber, warum d' Leut leben müssen. Sag mir's, Tonele! Nacher kann ich dir's ander auch gleich verraten.“

Lange schwieg der Toni und starrte in das sonnige Blau hinauf, in dem die steigenden Nebel fast völlig schon in Luft zerflossen waren. Dann plötzlich warf der lange Mensch wie

des Kind das Gesicht in den Schoß des Alten und Waldrauscher! D' Mutter muß sterben!"

ch streichelte der Greis dem Toni das Haar. „Net Tonele! Mütter sterben schon allweil gleich, wenn kriegen! . . . Und Sterben is auch bloß ein Wörtl. und Nacht. Und alls bleibt allweil 's gleiche. gehr der Nacht zu, und aus jeder Nacht wachst wieder aussi! . . . Sei gut mit der Mutter, solang hast! Jeds gute Wörtl macht 's Leben länger um Und d' Lieb is Ewigkeit. Lieb spüren heißt Lieb geben heißt selig machen. Das weiß ich, fünfzig Jahr alt worden bin. Z' spät kommt einer mi. Viel z' spät. In sechstausend Jahr . . . und d so viel wie tausend . . . ja, Büeble, in sechsmal- end Jahr hat's ein Einzigen geben, der sich jung nden hat auf d' Lieb! Den haben s' ans Kreuz . . Narrenleut! Narrenleut! . . . Schau, Büeble, Herrgott net gut, und tät er net lachen zu allem, er net alls verzeihen, 's Allerschlechteste und Aller- o hätt er am Tag nach der Kreuzigung die ganze rund und Boden einfuiern müssen. Aber derzeit n wieder neunzehnhundert Jahr lang geduldig hat allweil zugschaut, wie d' Leut auf d' Welt d wie s' d' Augen wieder zumachen . . . und all- l hat er glacht! . . . Und weißt, was ich mir denk

ni hob das Gesicht mit den heißen, rotgeränderten Aas, Waldrauscher?"

unzelte der Alte. „Dir sag ich's net! Du tätst erschrecken! . . . Aber sag, Büeble, hast schon ein- ag giehen, der allweil der nämliche blieben is? allweil d' Steiner abi? Wachst net allweil ein l aussi? Und schau dir den ältesten Wald an! er fertig is?" Lächelnd wiegte der Greis den f und sang:

„Neunhundert Bäum fallen
In jedweder Stund,
Und tausend Bäum wachsen
In jeder Sekund.
Und 's irdische Leben
Und 's himmlische Reich,
Und alls is ein einzigs,
Und alls bleibt si gleich,
Und alls weard an anders,
Und nia hat's an Ruah,
Und alls draht si lusti
So alleweil zua!"

oni nahm seinen Hut aus dem Gras und legte ihn Baumstock. „Laß gut sein, Waldrauscher! Ich , was d' meinst!"

bloß an d' Mutter denkst! . . . Komm, laß dir hlen! Einmal, da hab ich ein Katzl und ein ehr. Wie die zwei einand 's erstmal gsehen haben, einand losgfahren wie Hund und Katz. Aber acht sind s' die besten Freund gwesen. Weil s' gmerkt s i' alle zwei zu mir ghören. Und schau, Büeble, alls zum Herrgott . . . alles, was Hund und Katz der Welt . . der Anfang und 's End, 's Licht Schatten, d' Freud und der Wehdam . . . und 's rad so wie 's Leben."

io?" Der Toni stand auf. „Und bildst dir ein, ir ein Trost gsagt?"

barmherzigem Lächeln sah der Waldrauscher zum ngenbacher hinauf. „Wie alt bist denn, Büeble?"

neunezwanzg Jahr."

der Uhrzeit oder nach'm Muckenkalender? Neune- hr! Und möcht noch ein Dutzel haben! . . . Manns- rauch deine Augen, so brauchst kein Trost!"

ei ich Augen hab, muß ich d' Mutter anschauen."

griff nach seinem Hut. „Laß gut sein, Wald- rauscher! Ich kenn mich nimmer aus. In dir net, in mir net, in gar nix! . . . Aber da hast recht: selber muß man sich helfen, sonst hilft eim keiner! Und reuen tut's mich, daß mir 's Herz aus'm Hals gfahren is! . . . Ein andersmal, Waldrauscher! Jetzt muß ich für d' Mutter ein Fisch fangen."

Der Blick, mit dem der Alte zum Toni hinaufsah, hatte warmen Glanz. „In gar nix, sagst? In der Lieb, mein' ich, kennst dich doch ein bißl aus?" Er sprang vom Boden auf, geschmeidig und flink wie ein junger Mensch. „Komm, laß dir helfen!"

„Ich brauch dich net!" Der Toni riß die Gerte aus dem Rasen. „Ich fang mir schon selber mein Fisch!"

„Du kriegst aber kein!"

„So? Meinst?"

„Weil keine Augen hast! Sonst tätst den Herrgott net suchen, wann er lacht in dir! Und tätst net wurmfischen, wann d' Ferchen nach die Mucken springen! . . . Gib her! Deiner Mutter z' lieb, die sterben hat müssen, daß d' leben kannst!" Der Waldrauscher nahm dem Toni die Gerte aus der Hand, schleuderte den Wurm vom Haken, haschte eine schillernde Mücke, spießte sie an die Angel und warf die Schnur. Mit Gezitter schleifte der Köder über das Wasser hin, ein silbernes Aufblitzen — und vor Tonis Füßen zappelte eine pfündige Forelle im Grase.

Doch der lange Sagenbacher streckte keine Hand, um den Fisch zu greifen. Er sah den Waldrauscher an und fragte mit zerdrücktem Laut: „Der Herrgott, sagst, tät lachen in mir?"

„Aus jedem Wörtl lacht er, das mir gsagt hast über d' Mutter, die ein ewigs Leben hat in dir!"

Langsam strich der Toni mit dem Arm über seine Stirne. Dann bückte er sich wortlos, um die zappelnde Forelle zu fassen.

In den Lüften ein schöner Klang — die große Kirchenglocke läutete zur Wandlung.

Doch der Toni hörte das nicht. Er schlug die Forelle mit dem Kopfe gegen einen Stein und brach eine dünne Weidenrute, um sie dem toten Fisch durch die Kiemen zu stecken — genau so, wie er es vor fünfzehn Jahren mit dem großen Huchen gemacht hatte. Dabei drehte er plötzlich mit scharfem Ruck das Gesicht über die Schulter — weil er drüben beim kleinen Hause der Wildacherin den weißen Spitz bellen hörte.

Er schien auch etwas Merkwürdiges zu sehen. Denn er streckte sich und zog die Hutkrempe tiefer über die Augen.

Auf der Straße vor dem Wildacherhause stand eine geschlossene Kutsche, deren Lack in der Sonne wie ein Spiegel blitzte..

„Ah, da schau!" sagte der Toni. „Hat denn der Brosi Bekanntschaft mit die Prinzenleut?"

War der Waldrauscher plötzlich irrsinnig geworden? Er stieß ein schrilles Lachen vor sich hin. Und schrie: „Der Wald wird rauschig . . . der Wald wird rauschig!" Und mit langen Sprüngen rannte er über die Wiese gegen die Straße hinüber.

Verwundert sah ihm der Toni nach. „Verstand und Narretei? Kann denn alls im gleichen Schachterl beinand sein? Wie Leben und Sterben in der gleichen Bettstatt?"

Die große Glocke schwieg. Und da konnte der Toni vom Wildacherhause herüber den Klang des „unsinnigen Kastens" hören, durch die Ferne so fein gedämpft, als wär's eine Spieluhr.

„Schau," dachte der Toni, „Musi tut er machen! . . . Ob mich wohl heut ebbes reuen müßt?"

Er schulterte die Angelgerte und trug in der schönen Morgensonne seiner Mutter die Forelle heim.

Daß er im herzoglichen Fischwasser gewildert hatte, das fiel dem Toni gar nicht ein. Wenn die kranke Mutter einen Fisch braucht, fängt man halt einen und guckt nicht lange nach den Tafeln mit der Inschrift: „Verbotener Weg!"

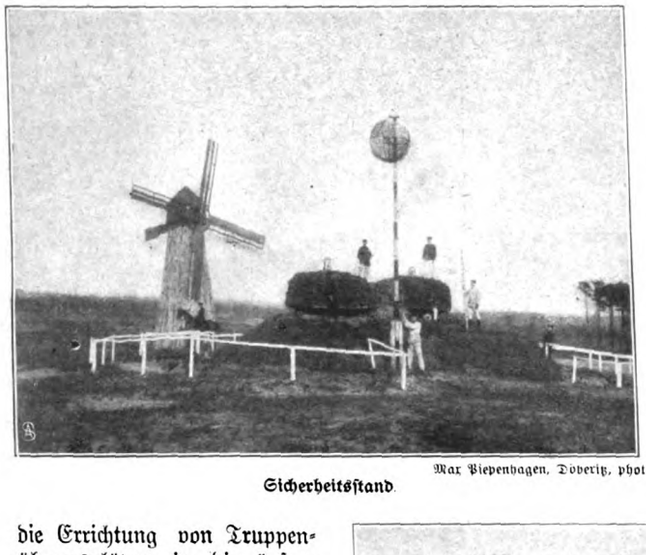
(Fortsetzung folgt.)

Das Lager von Döberitz.

Von Reinhold Cronheim.

In den fast vier Jahrzehnten ungestörten Friedens, während derer wir nicht Gelegenheit hatten, die Schlagkraft unseres Heeres praktisch zu erproben, hat das Kriegswesen eine ungeahnte Umwandlung erfahren. Wenn auch die Grundzüge der Strategie dadurch nicht beeinflußt werden konnten, so haben doch, neben der Umgestaltung des taktischen Bildes der Zukunftsschlacht, vor allem die allgemeinen Verhältnisse sich in sehr wesentlichen Momenten geändert gegen die Bedingungen, unter denen wir unseren letzten großen Krieg ausfochten.

Ganz besonders tritt in den letzten anderthalb Jahrzehnten die Errichtung von Truppenübungsplätzen in die äußere Erscheinung. Die Truppenübungsplätze sollen, ganz abgesehen von den Schießübungsplätzen der Feldartillerie und den Übungen der Reserveformationen, die Möglichkeit bieten, Truppen in größeren, möglichst gemischten Verbänden längere Zeit für den Krieg sachgemäß vorzubilden. Die Wirkung der modernen Waffen erstreckt sich nun bekanntlich auf ganz außerordentliche Entfernungen. Beim Scharfschießen unserer Infanterie muß in der Schußrichtung eine Strecke von wenigstens vier Kilometern, bei der Feldartillerie von wenigstens sieben Kilometern, seitlich dann noch ein entsprechender Raum abgesperrt werden, um Unglücksfälle zu verhüten. Solche Flächen finden sich in dem dicht besiedelten Deutschen Reiche nur selten, und ein Teil unserer Truppen würde nicht oder nur in ungenügendem Umfange seine für die kriegsgemäße Ausbildung so nötigen Schießübungen erledigen können, wenn sie nicht die Übungslager mit den Schießplätzen hätten.



Max Piepenhagen, Döberitz, phot.

Sicherheitsstand.

Max Piepenhagen, Döberitz, phot.

Schafstall.

Das Deutsche Reich besitzt zurzeit folgende Übungsplätze:

für das	Gardekorps		Döberitz	mit 4171	ha Fläche
„ „	I.	Armeekorps	Arys	„ 3723	„ „
„ „	III.	„	Jüterbog	„ 3304	„ „
„ „	IV.	„	Alten-Grabow	„ 4802	„ „
„ „	V.	„	Posen	„ 5245	„ „
„ „	VI.	„	Lamsdorf und Neuhammer	„ 1205 „ 5372	„ „ „ „
„ „	VII.	„	Friedrichsfeld b. Wesel u. Senne (Paderborn)	„ 957 „ 3914	„ „ „ „
„ „	VIII.	„	Elsenborn	„ 2843	„ „
„ „	IX.	„	Lockstedt	„ 4473	„ „
für das	X.	Armeekorps	Munster	mit 4805	ha Fläche
„ „	XIII.	„	Münsingen	„ 3612	„ „
„ „	XV.	„	Hagenau und Bitsch	„ 943 „ 3262	„ „ „ „
„ „	XVII.	„	Gruppe und Hammerstein	„ 1586 „ 1339	„ „ „ „
„ „	XVIII.	„	Darmstadt	„ 381	„
„ „	XIX.	„	Zeithain	„ 3915	„ „
„ „	I. Bayr.	„	Lechfeld	„ 2325	„
„ „	II. Bayr.	„	Hammelburg	„ 2361	„ „

Sechs deutsche Armeekorps, das II., XI., XII., XIV., X und III. bayrische Korps besitzen also noch keine Truppenübung plätze. Sie müssen sich damit behelfen, daß sie die Pl anderer Korps benutzen.

Von allen den Truppenübungsplätzen, die wir hier anführt ist nun der bekannteste und am meisten genannte der Döberitz, wo die preußische Garde ihre kriegsmäßige Ausbild erhält. Im Jahre 1895 wurde das Lager von Döberitz richtet. Aber schon der Feldherrnblick Friedrichs des Gro hatte die hervorragende Beschaffenheit dieses Geländes Übungen größerer Truppenverbände erkannt, als er im J 1753 mit 44000 Mann hier seine neue Taktik in die W lichkeit übersetzte. Sogar Friedrich Wilhelm I. hat auf Döberitzer Gelände große Truppenbesichtigungen abgehal

Der Fremdling, der auf der Berlin-Hamburger Cha über Spandau gen Westen strebt, sieht staunend, wie sich hinter dem Dörfchen Dallgow urplötzlich ein mächtiges F lager aus der bescheidenen märkischen Landschaft ab Stein- und Wellblechbaracken folgen da in anmutiger Rei folge aufeinander, überragt von dem mächtigen Wassertu Hier sind endlose Reihen von Pferdeställen, dort Besch schmieden, Küchen, Schu und Vorratsräume. So sentiert sich Döberitz, von der Soldat mit gutem H singt:

„Gott schuf den Donner und de
Und das verdammte Döberi

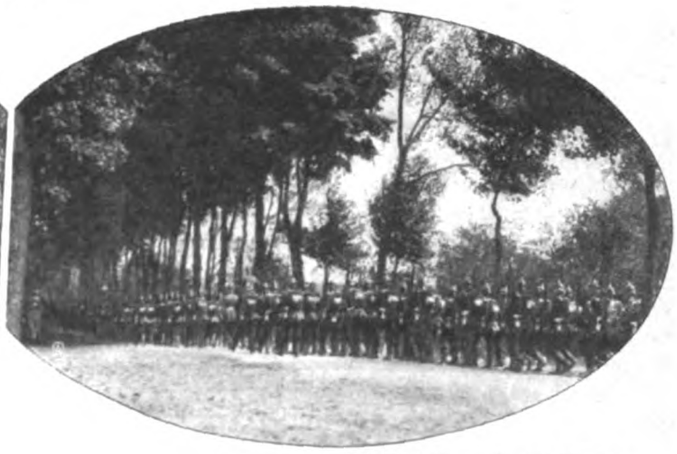
Der eigentliche Übu platz bildet ein Geviert. schmalen Seiten des läng Vierecks stoßen nach N an die Bahnlinie B Hannover, nach Süden zen sie an die nach Ha führende Chaussee. Der station gegenüber befind der Haupteingang. Tret ein, und schreiten wir a

Max Piepenhagen, Dö

Sicherheitsstand mit künstlichem Dorfe.

Albert Dittmer, Berlin, phot.

Kirche in Döberitz.



Franz Teßgmann, Mühlhausen i. Thür., phot.

Rückmarsch. Döberitz, 29. Mai 1908.

breiten, das ganze Lager durchschneidenden Kaiser-Wilhelm-Straße vorwärts, so fällt uns zunächst der stattliche Bau des Offizierkasinos auf, das sich inmitten eines Parkes auf dem höchsten Punkte des Lagers erhebt. So gefällig sich das Gebäude von außen präsentiert, so eigenartig und vornehm ist es im Innern durch die Kommandantur ausgestattet. Künstlerisch arrangierte Gruppen von erbeuteten Waffen schmücken die Wände, eine Kolossalbüste des Kaisers, von Flaggendraperien umgeben, ziert den mächtigen Speisesaal.

Links von der Kaiser-Wilhelm-Straße befinden sich die Offiziersbaracken, rechts die Mannschaftsbaracken und Wirtschaftsgebäude. Diese Baracken sind langgestreckte, einstöckige Gebäude, bei denen selbstverständlich jeder Luxus vermieden ist. Ihre Ausstattung, auch die für Offiziere, ist die denkbar einfachste, und selbst die Prinzen des Königlichen Hauses müssen sich damit begnügen. Außer der Kaiser-Wilhelm-Straße befinden sich im Lager noch viele Straßen und Plätze, die alle ihre besonderen Namen nach ruhmreichen Schlachten und hervorragenden Feldherren haben. Am Südende des Lagers befindet sich ein besonderes Viertel mit Ställen für die Kavallerie und Artillerie. Um unseren Vaterlandsverteidigern den Aufenthalt in ihrer Sommerfrische auch weiterhin angenehm zu machen und ihnen nach des Tages Last und Hitze die wohlverdiente Erholung zu gönnen, laden schattige Anlagen mit zahlreichen Bänken zum Lustwandeln und Ausruhen ein. Abends spielt eine Militärkapelle, und dann sind die Mühen des Tages vergessen.

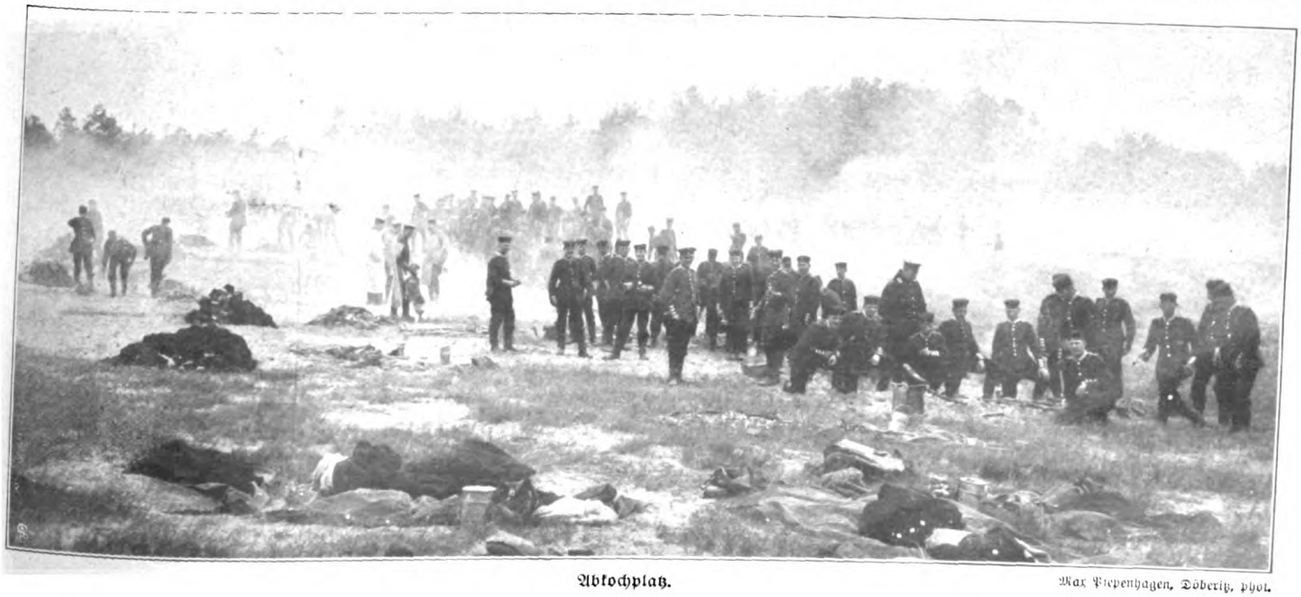
Albert Dittmer, Berlin, phot

Vor Döberitz.

Parallel der Westgrenze zieht sich in südöstlicher Richtung ein Höhenzug, der verschiedene Namen führt und den Platz in zwei ungleiche Teile teilt. Auf dem Krampnitzberg erreicht er seine größte Höhe mit 90 Metern. Ein zweiter, niedrigerer Höhenzug zieht sich zwei Kilometer südlich des Dorfes Döberitz von Westen nach Osten und verflacht allmählich. Außer diesen beiden Höhenzügen ist aber das Gelände noch reich an größeren und kleineren Erhebungen und Geländewellen, die eine so vorzügliche Deckung gewähren, daß ein ganzes Armeekorps vollständig von der Bildfläche verschwinden kann.

Die einfache, liebliche märkische Schönheit ist geblieben, aber vieles ist verschwunden. Außer ausgedehnten alten Waldbeständen mußten auch die Bewohner des Dorfes und des Rittergutes Döberitz ihre Hütten verlassen. Krieg und kriegerische Vorbereitungen kennen keine Sentimentalität, hier gebietet nur das rauhe Bedürfnis.

Das Dorf Döberitz, das jetzt eine Art von Dornröschendasein führt, war sehr alt. In einer Urkunde begegnet man ihm schon im Jahre 1300; Besitzer waren die Herren von Döberitz, die sich also nach dem Dorfe nannten. Im



Abkochplatz.

Max Piepenhagen, Döberitz, phot.

Laufe der Jahrhunderte wechselten die Besitzer vielfach. Es sind darunter bekannte Namen: 1435 Heinrich von Hacke, 1614 Ernst von der Gröben (Hauptmann zu Zossen), 1725 Kriegsminister von Katsch, 1751 Geheimer Finanzrat von Brösel, 1772 Oberst von Schätzel, 1785 Gräfin von Eckstedt, bis Döberitz im Jahre 1815 in bürgerliche Hände, an August Rogge, kam.

Von ihnen allen ist heute keine Spur mehr zu entdecken. Wenn man vom Barackenlager etwa eine halbe Stunde gegangen ist, tauchen plötzlich hinter einem kleinen Gehölz einige Häuser auf. Noch ein paar hundert Schritte, und man steht am Anfange des alten Dorfes Döberitz. Kein Mensch ist zu sehen. In den Gärten stehen weder Gemüse noch Blumen; Brennesseln sind an deren Stelle gewachsen. Nur etwas Obst hängt an den ungepflegten Bäumen. In den Bauernhöfen regt sich kein Leben. Unversehrt stehen Wohnung, Ställe und Scheunen. Nur die Fenster sind verschwunden und die Türen meist entfernt, so daß man ungehindert hineinschauen und hineingehen kann. Hier und da liegen Scherben und altes Gerümpel. Nur die Brunnen an der Dorfstraße spenden noch Wasser. Die Kirche ist noch fast ganz unversehrt, aber die Gräber sind verwildert, nur auf zweien oder dreien liegen noch hier und da halbwegs frische Kränze — ein Zeichen, daß die früheren Bewohner noch ab und zu der Toten gedenken. In einzelne Gebäude hat sich eine Kugel verloren und das Dach durchbohrt und den Boden aufgewühlt. Im Kriege kann ein verlassenes Dorf auch nicht anders aussehen, wenn die Bevölkerung ängstlich vor dem nahenden Feinde geflüchtet ist. Nur daß sich da noch viel mehr menschliche Spuren finden, Erinnerungen an menschliche Tätigkeit und menschlichen Aufenthalt.

Franz Tellgmann, Mühlhausen i. Th., phot.

Kavallerie-Telegraphenschule.

Das ist ein Stück Krieg im Frieden, und nur der Gedanke kann tröstlich wirken, daß die ehemalige Bevölkerung Gelegenheit fand, ihren Besitz gegen einen besseren einzutauschen; denn die Vergütung, die der Staat bezahlt, ist auf jeden Fall besser, als sie im privaten Verkauf jemals erreichbar wäre.

Aus dem Dunkel der Ahnungen.

Studien über das „Gefühl der Nähe" von C. Falkenhorst.

Seit jeher spielten die Ahnungen eine wichtige Rolle im Leben und Wirken der Menschen. Neben den Träumen waren sie die Urquelle des Wahrsagens und der Hellseherei, und noch heute stehen viele in ihrem Banne. Selten bereiten sie uns frohe Stunden, häufiger bringen sie Unruhe, Verdruß und Schaden. Im allgemeinen sind sie eine der festesten Stützen des Aberglaubens. Es ist darum eine wichtige und dankbare Aufgabe für den Psychologen, diesen eigentümlichen Erscheinungen unseres Seelenlebens nachzuforschen und sie in natürlicher Weise zu erklären. Und nutzbringend ist es, die Ergebnisse der Untersuchungen und Beobachtungen weiteren Kreisen zu vermitteln, ist doch der Hang zum Mystischen auch in unserm Zeitalter lebendig.

Es sei uns darum gestattet, heute eine eigenartige Form der Ahnungen kritisch zu besprechen. Eine Erscheinung, die noch in der Gegenwart viele durch Annahme rätselhafter seelischer Kräfte zu erklären suchen, soll uns beschäftigen. Es ist dies das Gefühl der Nähe, die nicht selten im Leben gemachte Erfahrung, daß wir eine Person, die wir nach unserem besten Wissen und Gewissen mit unseren Sinnen nicht wahrnehmen, dennoch in unsrer Nähe fühlen oder ahnen.

Dieses Gefühl macht sich auffallend in der Liebe geltend, denn nicht selten sind es gerade Verliebte, die auf diese Art das Nahen des Geliebten erraten. In der Literatur sind zahlreiche Fälle dieser Art verzeichnet. Der berühmte dänische Psychologe Alfred Lehmann erinnert an das Verhältnis, in dem Helena von Racowitza zu Ferdinand Lassalle stand. In ihrem Buche „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle" hat sie mehrere Schilderungen dieser Ahnungen gegeben. Als typisches Beispiel dieses Phänomens sei die folgende Beschreibung mitgeteilt: „Als ich bald darauf an Holthoffs Arm den Ballsaal betrat, flüsterte mir mein Begleiter zu: ‚So, Kind, jetzt wollen wir sehen, ob er schon da ist.' Ohne zu denken, was ich sagte, erwiderte ich ruhig: ‚Nein, Papa! er ist noch nicht da, ich fühle es.' So eigentümlich das klingen mag, so wunderlich es Holthoff erschien — es war doch so. Ich hatte aber noch nicht jenes früher beschriebene, angstvoll wonnige Gefühl, wie mich's überkam, wenn Lassalle in demselben Raume mit mir weilte. Aber Holthoff wußte von diesen meinen Empfindungen bis dahin noch nichts, und so antwortete er denn mit einem fast ärgerlichen, jedenfalls spöttischen Lächeln: ‚Um Gottes willen, Kind, fangen Sie mir keine nervös-mystischen Geschichten an; wenn Sie sich auf somnambule Ahnungen verlegen wollen, bringe ich Sie sofort wieder nach Haus!' Aber da zuckte ich zusammen — das unnennbare Gefühl war da — und willenlos sagte ich halblaut und zusammenschauernd: ‚Jetzt kommt er!' Holthoff sah sich um, und beinahe verdrießlich, daß ich recht hatte, und erstaunt über meinen Zustand, sagte er: ‚Wahrhaftig, Sie haben recht! Jetzt kommt er!'"

Ein ähnlicher Rapport bestand auch zwischen dem berühmten Erfinder Edison und seiner späteren Gattin. Als einfaches, strebsames Mädchen wurde sie in seinem Bureau beschäftigt und erledigte die Korrespondenz. Sie fühlte es immer, wenn Edison den Raum betrat, ohne daß sie von ihrer Arbeit aufblickte. An Liebe und Heirat dachte sie nicht. Das Gefühl kam ihr aber sonderbar vor. Als sie nun einmal Edison wieder fühlte, blickte sie sich um, und wirklich stand er hinter ihr. Unbefangen teilte sie ihm ihr sonderbares Ahnen mit. Sie war nicht wenig bestürzt, als darauf Edison die Frage an sie richtete: „Wollen Sie meine Frau werden?"

Wir kennen aber noch eine andere Art dieser Ahnung. Es fühlt jemand deutlich, daß sich eine Person in seiner Nähe befindet, in dem gleichen Zimmer verweilt, hinter ihm steht u. dgl. Die Nachforschung zeigt aber, daß niemand da ist. Bald bezieht sich dieses Gefühl auf eine bestimmte, bekannte Person, bald fühlt man nur die Gegenwart eines Menschen überhaupt. Das Seltsame dabei ist nun, daß das Gefühl nach Aussage der Betreffenden ohne irgendwelchen Anlaß über sie kommt. Kehren derartige Ahnungen häufiger wieder, so werden sie lästig und wirken beunruhigend. Am stärksten ergreifen sie das Gemüt, wenn man gestorbene Bekannte oder Verwandte in seiner Nähe fühlt. Das war z. B. der Fall bei einer Witwe, die jahrelang vom Gefühl der Nähe ihres

verstorbenen Gatten heimgesucht wurde. Es tauchte ohne jeden Anlaß auf zu verschiedenen Zeiten, fast immer aber, wenn sie sich allein befand. Jedesmal löste es wehmütige Erinnerungen aus und wurde so zur Quelle einer tiefen Betrübnis, obwohl die Frau, die für den Unterhalt ihrer Kinder sorgen mußte und tapfer um das Dasein kämpfte, von jeder Sentimentalität frei war und die Ahnungen zu unterdrücken suchte.

Wie lassen sich aber ähnliche Ahnungen erklären, ohne daß wir zu übernatürlichen Annahmen Zuflucht nehmen? Wir wollen das an einigen Fällen zu erläutern suchen, die Personen betreffen, die sich selbst zu beobachten gut verstanden:

Herr B. N. war Privatgelehrter; er beschäftigte sich mit Volkswirtschaft, die Psychologie lag ihm fern. Er war ein Nachtarbeiter und arbeitete flott, wenn im Haus alles schlief. Er stand im sechsunddreißigsten Lebensjahr und hatte bis dahin niemals ein Gefühl der Nähe an sich selbst erlebt. Kurz vor Antritt seiner Sommer- und Erholungsreise saß er in einer Nacht wieder an seinem Schreibtische. Plötzlich fühlte er, als ob ein Mann vom nebenanliegenden Salon sich heranschliche und an der Tür hinter ihm lauern bliebe. Er wandte sich um; niemand war da und die Tür zum Salon zu. Er arbeitete weiter; das Gefühl kam mit verstärkter Deutlichkeit wieder; es hinderte ihn in der Arbeit, so daß er aufstand, die Tür aufmachte und mit der Lampe in der Hand in dem Salon Umschau hielt. Niemand war da. Er setzte sich wieder an den Schreibtisch, nachdem er hinter sich die Tür geschlossen hatte. Nach einer Weile belästigte ihn das Gefühl in peinlicher Weise zum drittenmal. Er unterbrach seine Arbeit, indem er meinte, seine Nerven seien doch zu erregt, und es sei in der Tat die höchste Zeit, die Erholungsreise anzutreten. Nach Wochen kehrte er heim. Ohne an jenes Vorkommnis zu denken, arbeitete er wieder spät in der Nacht in dem gleichen Zimmer. Plötzlich stellte sich das Gefühl der Nähe wieder ein. Er wollte es nicht beachten, aber es drängte sich vor, er mußte die Feder aus der Hand legen und öffnete die Tür nach dem Salon. Vielleicht ging dort seine Frau umher. Es war aber niemand da. Er ließ die Tür offen stehen und schrieb weiter. Da fühlte er wieder deutlich, wie jemand an ihn heranschlich, und vernahm zugleich einen leisen Tritt. Er stand auf und ging an die Tür und horchte. Da knackte es wieder, wie unter einem leisen vorsichtigen Tritte. Nach einiger Zeit noch einmal und deutlicher. Jetzt wußte er, woran er war. Der Parkettboden im Salon warf sich, wie dies oft geschieht, und ließ von Zeit zu Zeit ein Knistern und Knacken vernehmen. Es war nun klar, wie das Gefühl der Nähe zustande gekommen war. In der Stille der Nacht war der knackende Ton an das Ohr des in seine Arbeit vertieften Mannes gedrungen; mit seinen Gedanken beschäftigt, achtete er aber nicht auf ihn. Das Ohr hatte aber den Schallreiz aufgenommen, unbewußt wurde er im Gehirn verarbeitet, bis die Vorstellung eines herumschleichenden Menschen sich ausbildete und aus dem Unbewußtsein in das Bewußtsein mit voller Kraft sich vordrängte. Nachdem dieser Zusammenhang ermittelt wurde, konnte das Parkett knacken und knistern, soviel es wollte, das Gefühl der Nähe stellte sich nicht wieder ein. Wir erfahren also, daß in diesem Fall ein zum Bewußtsein nicht gelangter Gehörreiz das rätselhafte Gefühl der Nähe ausgelöst hat.

Der zweite Fall betrifft einen Gutsbesitzer, der am Ausgang der Vierziger stand. Er befand sich mit Frau und Kindern auf einer Vergnügungsreise und kam zum erstenmal im Leben über die Alpen nach Lugano. Es war im Spätsommer, die schöne Landschaft und die eigenartige Bevölkerung machten auf ihn einen tiefen Eindruck. Die Freude wurde aber verbittert, als er abends in das Hotel zurückkehrte, denn die Post brachte ihm sehr verdrießliche Nachrichten aus der Heimat. Ein Brückensteg, den er lange hätte ausbessern lassen sollen, war eingebrochen, als man darüber Vieh trieb, dabei verunglückten zwei Ochsen tödlich; außerdem meldete ihm ein Nachbar, daß sein Gutsverwalter sich arge Veruntreuungen zuschulden kommen lasse. In ärgerlicher Stimmung schrieb er in der Nacht Antwortbriefe. Plötzlich durchzuckte ihn ein seltsames Gefühl; ein Schauer durchrieselte ihn, und er fühlte ein Weib in seiner Nähe . . . eine Dame, an die er in der letzten Zeit gar nicht gedacht hatte, die er seit bald dreißig Jahren nicht gesehen hatte, die nicht mehr unter den Lebenden weilte. Eine schöne, vornehme, fein gebildete Dame, die er, noch blutjung, heiß geliebt hatte. Er fühlte sie nun in seiner Nähe, und ein Wonnerausch durchzuckte ihn mit der gleichen Glut wie damals vor dreißig Jahren! Er wußte nicht, wie lange er im Banne dieses Gefühls willenlos sich befunden hatte. Wie aus einer Betäubung erwachend, sprang er plötzlich auf. Aus war der Spuk; verschwunden Weib und Wonne. Er trat ans offene Fenster. Über den dunklen Konturen des Monte Boglio stand der Mond am klaren Himmel, und sein Silberglanz brach sich magisch in dem leicht gekräuselten Spiegel des Sees. Ein lauer Wind fächelte dem Mann entgegen und brachte aus der Ferne das Platschern der Bootsruder an sein Ohr und ein lustiges Gekicher verspäteter Gondelfahrer. Träumend stand der Gutsbesitzer da, dann schüttelte er den Kopf. So groß war also der Zauber der italienischen Romantik, daß er ihn, trotz der verdrießlichen Stimmung, die schönste, innigste Romantik seines eigenen Lebens nach so langer, langer Zeit in unverfälschter Frische wieder fühlen ließ! Mit dieser Überzeugung legte er sich zur Nachtruhe nieder. – Als er nun am frühen Morgen aufstand, dachte er nicht mehr an jenes Gefühl; die Prosa des Lebens, die Ochsen und der ungetreue Verwalter beschäftigten ihn. Als er aber an den Waschtisch trat und seinen Kopf über das Waschbecken beugte, tauchte plötzlich die Erinnerung an das Weib der ersten Liebe in ihm auf, und diesmal wußte er warum. Ein leiser, feiner Parfümduft stieg aus dem Waschbecken empor, und auch Patschuli war in dieser Parfümkomposition. Er kannte diesen Duft wohl; denn damals, als er noch jung war, war das Patschuli noch neu, und seine Herzensdame benutzte es, durch sie hatte er es kennen gelernt und an diesem Dufte sich berauscht.

Auch in diesem Falle löste also ein Sinnesreiz, der nicht zum Bewußtsein gekommen war, das Gefühl der Nähe aus; denn am Schreibtisch und am Abend hatte der Gutsbesitzer den Duft nicht bemerkt, obwohl er in seiner Verdünnung sicher auf seine Nerven eingewirkt hatte. Das Beispiel zeigt aber, wie leicht man in solchen Fällen das Gefühl der Nähe durch andere Ursachen rein seelischer Natur durchaus verständlich zu erklären geneigt ist. Übrigens ist es wohl bekannt, daß der Geruch in hohem Maß Erinnerungen zu wecken vermag, und zwar in der Art, daß wir, von ihm angeregt, längst Vergessenes und Verschollenes mit größter Lebenstreue wieder nachfühlen. Und nur zu oft kommen leise, feine Reizungen der Geruchsnerven nicht zu unserm Bewußtsein.

Eine alte lebenserfahrene Dame berichtete, daß sie in mittleren Jahren wiederholt von dem Gefühl der Nähe belästigt wurde. Es war hauptsächlich an einen Sitz in der Nähe des Fensters gebunden, und die Dame behauptete, daß es durch einen feinen, kaum wahrnehmbaren Lufthauch veranlaßt wurde. Die Erklärung ist sehr zutreffend; wir vermuten ja stets etwas Lebendes in unserm Rücken, wenn ein leiser Reiz unsern Nacken trifft. Derartige Empfindungen können aber selbst bei windstiller Luft zustande kommen; sie können durch Krümmungen und Biegungen leichter Härchen in unserm Rücken infolge Feuchtigkeitsveränderungen hervorgerufen werden.

Kommen nun Sinnesreize verschiedener Art zu unserm Bewußtsein, so kann unter Umständen die Vermutung hervorgerufen werden, daß sie durch eine in unserer Nähe befindliche Person verursacht werden, aber diese Vermutung wird bei bewußter Denkarbeit sofort berichtigt. Anders aber, wenn die Kombination sich im Unbewußtsein abspielt; sie springt dann plötzlich als fertig ausgebildete Vorstellung in unser Bewußtsein hinein, und die Deutung des Reizes erscheint uns als Tatsache.

Auf Sinnesreize ist auch das Ahnen wirklich vorhandener Personen in dem gleichen Raume zurückzuführen, wenn wir sie nicht sehen oder bewußt hören und riechen. Namentlich Liebende stehen in innigem Rapport zueinander; die Sinne sind für die Eigenart des Geliebten besonders geschärft, unter Tausenden hört die Liebe seine Stimme und seinen Schritt heraus. Und wie realistisch es auch ist, die Schärfe des Geruchs darf nicht unterschätzt werden. Es gibt Menschen, die, ohne verliebt zu sein, die Gegenwart Bekannter in einem Raum an ihrem Geruch erkennen. Das war z. B. bei einem Blinden im hohen Maße der Fall. In der Liebe spielt schließlich die Sehnsucht eine große Rolle; man erwartet den Geliebten zu bestimmten Zeiten und kann um so leichter sein Kommen wirklich erraten.

Wichtig ist die Frage, ob dieses Gefühl der Nähe wirklich vorhandenen Personen gegenüber untrüglich ist. In den literarisch bekannt gewordenen Fällen werden Untersuchungen dieser Art nicht angestellt. Dies taten aber zwei Brüder, die zusammen studierten und äußerst harmonisch miteinander lebten. Auch sie entdeckten, daß der eine stets ahnte oder fühlte, wenn der andere kam oder sich in dem gleichen Raume befand, ohne daß sie einander sahen oder hörten. Nun war der eine Mediziner, der andere Mathematiker, und so kam es, daß sie ihren Rapport auch methodisch nachprüfen wollten. Sie machten eine Zeitlang Aufzeichnungen, ob ihre Ahnung auch der Wirklichkeit entsprach, und da zeigten sich bei dem einen auf 100 Ahnungen 37, bei dem andern 39 Täuschungen. Ohne diese Statistik hätten aber beide beschwören können, daß ihre Ahnung sie fast niemals trüge.

Eine junge Dame ahnte auch immer das Nahen und die Gegenwart ihres Bräutigams, ähnlich wie Helene v. Racowitza. Von der Unfehlbarkeit ihres Gefühls war sie felsenfest überzeugt. Da geschah es, daß sie einmal ihrem vermeintlich kommenden Bräutigam entgegeneilte und im Hausflur einem fremden jungen Herrn um den Hals flog. Die Bestürzung war groß, der Glaube an die Unfehlbarkeit des Gefühls für immer dahin, und der Fall wurde ernst, weil die junge Dame in Zweifel geriet, ob denn der Bräutigam wirklich ihr alles sei.

Nicht immer spielt aber der Zufall eine so ernüchternde Rolle. In der Regel achtet man nicht weiter darauf, wenn das eine oder andere Mal das Gefühl der Nähe uns im Stiche gelassen hat. Die Treffer aber werden fleißig im Gedächtnis notiert, und so kommt der Glaube an eine besondere Gabe, eine rätselhafte Seeleneigenschaft zustande, während es sich in Wirklichkeit um recht natürliche, aber uns im Augenblicke nicht völlig bewußte Wahrnehmungen handelt.

Zum achtzigsten Geburtstage Leo Tolstojs.

(10. September.)

Von Raphael Löwenfeld.

Rußlands Dichter kennen das Greisenalter nicht. In jungen Jahren nimmt sie ein unfreundliches Geschick ihrem Heimatland, ehe sie zu der Höhe gelangt sind, die ihrer Persönlichkeit erreichbar war. Es fehlt den begabtesten Söhnen der russischen Erde, was ihren Kindern allen versagt zu sein scheint, die Harmonie des Wesens und des Lebens.

Noch kein russischer Poet hat wie Tolstoj seinen achtzigsten Geburtstag feiern können, umgeben von der Verehrung seiner Volksgenossen und bewundert von der Gesamtheit der Gebildeten aller Zungen.

Die klare Sicherheit des Wollens, die sich ein eigenes Leben gestaltet hat, unabhängig von der Planlosigkeit der umgebenden Gesamtheit, hat die großen Gaben dieses Auserwählten zur letzten Reife kommen lassen und sie zu einer Höhe emporgeführt, die vor ihm in Rußland kein schöpferischer Geist erreicht hat.

So vielseitig sein Geist sich auch offenbare in künstlerischen Werken und in sozialethischer Gedankenarbeit — es geht eine feste Richtlinie durch sein ganzes Wirken, durch die Arbeit des Schriftstellers wie durch die Tätigkeit des immer hilfsbereiten Menschenfreundes.

Schon in den Jahren, in denen die Züge des Werdenden deutlicher zutage treten, beobachtet der Rückschauende die wesentlichen Merkmale eines großen und starken Charakters: den ruhelosen Wahrheitsdrang und die schonungslose Selbstkritik. Und was auch von der Zickzacklinie seiner Entwicklung und der großen Wandlung um die Wende der Fünfziger seines Lebens gesagt wird — auch sie sind nur die zwingenden Ergebnisse einer eisernen Konsequenz.

Tolstoj selbst, der heute die großen Leistungen der ersten Hälfte seines Schaffens mit Geringschätzung anschaut, will es nicht zugeben, daß er in allem Wandel der Überzeugungen doch im Grunde der gleiche geblieben sei, der er schon im Knabenalter und in den Jünglingsjahren gewesen. Als ich mit ihm über die Stetigkeit seines Lebensganges sprach — es war im Jahre 1890, da ich das erstemal das Glück hatte, unter seinem Dache in Jasnaja Poljana zu weilen — hielt er mir seine abweichende Auffassung etwa mit den Worten entgegen: „Sie kennen mich jetzt, und darum nehmen Sie bei der Rückschau auf meine Entwicklung einen bestimmten Betrachtungspunkt ein. Würden Sie meine Jugendarbeiten gelesen haben, ohne die Bekenntnisse und die anderen Werke aus späteren Jahren zu kennen, ich glaube, Sie hätten anders geurteilt. Ich bin seit 1877 ein ganz neuer Mensch geworden. Ich zähle nur diese Zeit. Was vorher liegt, ist Eitelkeit und Selbstsucht."

Tolstoj kennt die Arbeit, die er an seine Selbstvervollkommnung gesetzt hat, und schließt aus ihr auf eine völlige Umgestaltung seines Wesens.

Eine Betrachtung seines Schaffens aber zeugt wider ihn.

Fast alle Dichtungen Tolstojs galten dem Problem der sittlichen Selbsterziehung, und die Persönlichkeiten, an denen das seelische Ringen veranschaulicht wird, sind Abbilder ihres Schöpfers. Seine sozialethischen Werke sind ganz und gar persönlicher Natur, nichts als Bekenntnisse, hervorgerufen durch das unabweisliche Bedürfnis der Rechenschaft über das eigene Handeln.

Tolstoj tritt das Erbe seiner frühverstorbenen Eltern an. Er sieht auf seinem Besitztum nur Unwissenheit und Elend. Mit der Begeisterung des Jünglings, der Rousseaus Ideen gierig aufgenommen hat, tritt er an sein Reformwerk heran: er will seinen Bauern saubere Hütten und Schulen geben. Sein gütiges Wollen aber wird nicht verstanden. Trägheit und Mißtrauen machen seine Pläne zunichte.

Dieses tragische Erlebnis des Mannes an der Schwelle selbständigen Lebens gestaltet sich zu dem Jugendwerke des Dichters. „Der Morgen des Gutsherrn" schildert nichts anderes als diesen Fehlschlag Tolstojs bei seinem ersten Versuche, dem Nebenmenschen Glück zu bringen, und der junge Gutsherr Njechludow ist kein anderer als der Dichter selber.

Eben dieser Njechludow ist es, dessen Schicksale Tolstoj fünfzig Jahre später in dem erschütternden Romane „Auferstehung" schildert. Und auch hier werden Erfahrungen und Erlebnisse des Dichters ausgestaltet, und die seelischen Leiden des jungen Adligen sind den inneren Kämpfen nahe verwandt, die zu der abgeklärten Lebensanschauung Tolstojs hinaufgeführt haben.

Und die Fülle dichterischer Erzeugnisse, die zwischen dem Werke der ersten Jugend und der Meisterschöpfung des Alters

Leo Tolstoj in seinem Arbeitszimmer.

Gemälde von J. J. Repin.

entstanden sind, bestätigen nur die Berechtigung der Meinung, die in Tolstojs Werken nur Spiegelungen des eigenen Seelenlebens und in diesem Seelenleben eine unvergleichliche Folgerichtigkeit erkennt.

Dem „Morgen des Gutsherrn" folgt der Roman „Die vier Lebensstufen", von dem nur die Teile „Kindheit" und „Knabenalter" zur Vollendung gediehen und „Jünglingsjahre" zur Hälfte ausgeführt sind. Hier tritt neben Njechludow der junge Irtenjew als Schilderer seiner Erlebnisse. Beide aber tragen deutlich die Physiognomie des zum Manne reifenden Dichters.

Tolstojs Schicksale im Kaukasus, wo er als Offizier Dienste tut, finden ihren dichterischen Niederschlag in den „Kosaken". Der leichtfertige Olenin ist dem wüsten Leben Moskaus entflohen, um in der großen Natur des Kaukasus, inmitten unverdorbener Menschen, Ruhe und Glück zu suchen. Er kehrt nach schmerzlichen Erfahrungen in die Heimat zurück mit der neuen Erkenntnis, daß das Glück darin besteht, von allem Eigennutz und aller Ichsucht frei, für die anderen zu leben.

Und je fester und bestimmter in rastloser Selbstprüfung die Anschauungen Tolstojs werden, um so sicherer und klarer nehmen die Gebilde seiner Einbildungskraft die Wesenszüge ihres Schöpfers an. Von dem Hintergrunde der großen Weltereignisse, die in „Krieg und Frieden" an uns vorüberziehen, heben sich zwei großartige Männergestalten in bewundernswerter Plastik ab: Pierre Bjesuchow und Andrej Bolkonskij. Wie verschieden diese beiden Sprößlinge des adligen Rußlands auch sind, das Fragen und Grübeln ist ihnen gemeinsames Erbteil. Und diese erfundenen Persönlichkeiten in dem gewaltigen Nationalepos, das Vertreter aller Altersstufen und aller Bevölkerungsschichten des Landes zur Zeit der Befreiungskriege, Männer und Frauen, in erstaunlicher Fülle vorführt, sind wichtiger als die Helden der Geschichte, Napoleon und sein Widerpart Kutusow. Wie innerhalb der weltumgestaltenden Vorgänge ihr Wesen sich wandelt und festigt, wie in dem vom Schicksal begnadeten glänzenden Andrej die höheren Ideen obsiegen über die Freude an weltlichem Glanz, wie der scheue, linkische Pierre sich emporarbeitet zu harmonischer Betrachtung von Welt und Menschen, das ergreift uns im Innersten mehr als der Brand der alten Zarenstadt und der Fall des Welteroberers, den der Dichter ohnehin seiner Gloriole entkleidet. Und dem Angehörigen der höheren, durch Besitz und Bildung bevorrechteten Gesellschaft wird der Mann aus dem Volke zum Lehrer. Karatajew, der einfältige, gläubige Niedriggeborene, hat die Weisheit, die das Glück des Lebens begründet.

Im Jahre 1875, im 48. Lebensjahre Tolstojs, erschien „Anna Karenina", ein Ehebruchsroman aus der russischen Gesellschaft der bevorzugtesten Kreise. Die Frau und der Mann, auf die das Motto des Werkes: „Mein ist die Rache, ich will vergelten" gemünzt ist, stehen dem Herzen des Dichters offenbar viel weniger nahe als Ljewin, eine dem Pierre Bjesuchow und mehr noch Leo Tolstoj innig verwandte Natur.

Ljewins Zweifel an allem Überkommenen, sein Suchen nach dem Sinne des Lebens, dem auch durch ein Wort der Einfalt die richtige Fährte gewiesen wird, seine Lösung der peinigenden Rätsel des Daseins, sind nahezu autobiographische Dokumente des Dichters. Ljewin ist Tolstoj.

Aufgewachsen inmitten der ideallosen Gesellschaft des russischen Adels, umgeben von allen Vorurteilen und Lastern einer oberflächlichen Halbkultur, war der junge Aristokrat (geb. 1828) der Gefahr ausgesetzt, sein Leben wie die anderen Angehörigen dieses Kreises hinzuleben: in seelischer Leere und geistiger Trägheit. Ein gütiges Geschick aber hatte ihm zu den gefährlichen Gaben der Geburt und des Reichtums die Ruhelosigkeit des Zweiflers verliehen. Und schon der junge Hochschüler der Kasaner Universität verwarf alle überkommenen Wahrheiten der Wissenschaft und alle Ueberlieferungen der Gesellschaft, um auf seine Weise den Problemen der Erkenntnis und den Grundlagen menschlichen Glückes nachzuforschen.

Spät, erst in der zweiten Hälfte seines Lebens, ging Tolstoj daran, die Ergebnisse dieser Denkarbeit zu formulieren. Mit Verzicht auf die dichterische Form, ja mit Geringschätzung alles dichterischen Schaffens strebt er jetzt vor allem danach, das Werden seiner Gedanken und die Resultate seiner inneren Arbeit im Zusammenhange darzustellen, und er tut dies mit selbstquälerischer Aufrichtigkeit.

Die Reihe dieser Werke Tolstojs eröffnet die ergreifende Bekenntnisschrift „Meine Beichte", in der die Überwindung weltlicher Lebensführung und das Erwachen der neuen Erkenntnis mit unerbittlicher Selbstgeißelung geschildert wird. An die „Beichte" schließt unmittelbar die Darlegung des Inhalts der neuen Erkenntnis in den Schriften „Worin besteht mein Glaube" und „Was sollen wir also tun?" Diese drei Schriften mehr subjektiven Charakters werden ergänzt durch das philosophische Werk „Über das Leben" und das inhaltreiche Buch, das gewissermaßen eine praktische Lebensführung lehren soll und den bezeichnenden Titel führt „Das Reich Gottes ist inwendig in euch, oder das Christentum als eine neue Lebensauffassung, nicht als eine mystische Lehre."

Und worin besteht diese neue Lebensauffassung?

Die jahrzehntelange Prüfung aller Fragen, die den ruhelosen Zweifler erregt hatten, hatte zur Verwerfung aller Tradition im Glauben und Gemeinschaftsleben geführt. Wo aber liegt das Glück? Das Glück des einzelnen, das Glück der Menschheit? — „Nur im Volke sehe ich Glückliche. Die in Einfalt leben und in gläubiger Übung der Gebote der christlichen Kirche."

Und der Zweifler an allem wird ein treuer Sohn der (orthodoxen) Landeskirche und ein strenger Befolger all ihrer Zeremonien. Nur eine kurze Spanne Zeit. Je glühender der Eifer war, mit dem er sich in die Arme der Kirche geworfen hatte, desto schmerzlicher ist die Enttäuschung. Lug ist alles, Verdrehung der hehren Gebote Christi. Die weltlichen Machthaber täuschen das Volk, erhalten es in Dumpfheit und Unwissenheit, um ihre Herrschaft nicht zu gefährden, und die Diener der Kirche sind ihre heuchlerischen Helfershelfer. Die Kirche ist ein organisierter Betrug. Wahr ist nur die Lehre Christi, wie sie hellstrahlend im Evangelium leuchtet.

Inbrünstig wendet sich Tolstoj der Forschung und Erklärung der Evangelien zu. In höherem Alter lernt er die Sprachen der Bibel, Griechisch und Hebräisch; und je tiefer er den Sinn der Lehre erfaßt, desto sicherer wird seine Überzeugung: hier sind die ewigen Grundlagen gelegt für das Glück der Menschheit. „Dringet ein in die Gebote Christi, machet sie euch zu eigen, befreit von allem, was die Herrschsucht ihnen beigemischt hat. Werft die Frömmigkeit, die sich in leeren Formen äußert, von euch, nehmt den Geist der Lehre Christi zum Führer durch das Leben, und ihr habt das Glück des Menschengeschlechts begründet."

Diese Lehre Christi aber duldet nicht die Herrschaft des einzelnen über eine Gesamtheit, sie duldet keinen Besitz und keinen Unterschied unter den Menschen. Sie verwirft den Krieg und das Gericht. „Ihr alle, die ihr euch Christen nennet, rühmt euch dieses Namens mit Unrecht. Ihr übet Gewalt, ihr tötet, ihr haltet fest an eurem Eigentum, wo rings umher völlige Besitzlosigkeit Millionen elend macht. Jede Gewalt aber" — so ruft er den Machthabern zu, aber auch denen, die die Bedrückung durch Gewalt zu überwinden streben — „jede Gewalt ist gegen die Lehre dessen, den ihr euren Gott nennt. Tut ab die Gewalt, widerstrebet nicht dem Übel, wie Christus euch gelehrt. Das Nichtwiderstreben ist das oberste Gesetz seiner Lehre. Nur der völlige Verzicht auf jede Gewalt kann die Übel aus der Welt schaffen, unter denen wir keuchend zusammenbrechen."

Diese neue Anschauung, die alles leugnet, was um uns her besteht, den auf der Waffen Gewalt beruhenden Staat, die Gesellschaftsordnung, die sich auf Ungleichheit aufbaut, das Sittengesetz, das wir uns mit unziemlicher Anpassung an menschliche Schwäche zurechtgestutzt, beherrscht die Alterswerke des Dichters so stark, daß sie bisweilen den reinen Ein-

druck des Künstlerischen schmälert. Am auffälligsten macht sich das Überwiegen des Lehrhaften in der „Kreutzersonate“, am wenigsten in der „Macht der Finsternis“ geltend, einem Volksdrama, dem keine andere Literatur gleiches an die Seite zu setzen hat.

Vor allem aber entsprangen dieser schwer errungenen und mit beispielloser Energie und Kühnheit vertretenen Anschauung die zahllosen Episteln, mit denen Tolstoj jedes bedeutende Ereignis in seinem Vaterlande begleitet. In diesen Mahnrufen erkennt der Greis, der auf seinem Landsitz Jasnaja Poljana, fern vom Trubel der Welt, sein Leben nach seiner Lehre führt, seinen innersten Beruf. Furcht- und rücksichtslos sendet er seine Predigten in die Welt. Ihn kümmert nicht der Zorn der Mächtigen, ihn kümmert nicht der verwunderte Zweifel der kampffrohen Jugend.

Durch seine Unerschrockenheit ist Leo Tolstoj in seinem Heimatland eine Macht geworden, an die weder die Schergen der Regierung noch die Gewalthaber der Kirche die Hand zu legen wagen, so herausfordernd sein Wort auch gegen diese Bedrücker des russischen Volksgeistes ankämpft.

Die Geschichte kennt kein zweites Beispiel eines Mannes, der durch die Kraft der Überzeugung und des Wortes sich diese Unantastbarkeit seiner Person errungen.

Die Boyersen.

Von Olga Wohlbrück.

Als sich Frau Christine Boyersen vor vierzig Jahren in Körlin, einem kleinen pommerschen Städtchen im Regierungsbezirk Köslin ansiedelte, war sie kaum dreißig, ein resolutes, schmuckes Weib mit eigenwillig aufgeworfenen Lippen und breiten, schwarzen Augenbrauen über den klug dreinblickenden braunen Augen. Sie vermittelte den Ein- und Verkauf von Hafer und Getreide.

Es war ein ungewohntes, beschwerliches Gewerbe für eine alleinstehende Frau. Aber sie erarbeitete sich dank ihrer nimmermüden Energie und ihrer ungewöhnlichen Tüchtigkeit schon nach wenigen Jahren eine geachtete Stellung.

Das Kommissionsgeschäft der Frau Boyersen war bald berühmt im ganzen Regierungsbezirk.

Sie versorgte alle Speicher und Ställe der Umgegend und verdiente „blödsinnig viel Geld“, wie der damals sechsundzwanzigjährige Referendar am Körlinschen Amtsgericht Jakob Matsen sagte.

Der kleine Referendar trug immer Stiefel mit sehr hohen Absätzen und sehr steife hohe Kragen. Er hatte unglaublich viel Würde und war von einem unzähmbaren Ehrgeiz beseelt.

Frau Christine Boyersen hatte viel auf dem Amtsgericht zu tun. Sie krakehlte den ganzen Tag mit ihren Kutschern und Schreibern herum. Manchmal saß ihr die Zunge, manchmal die Hand lose. Säumige Zahler verfolgte sie mit barbarischer Hartnäckigkeit.

Jeden Sonntag saß sie in der Kirche in einem Kleid aus schwerer, schwarzer Seide, einen kostbaren schwarzen Federhut auf dem Kopfe. Es schien stets das gleiche Kleid, der gleiche Hut zu sein, denn sie wechselte weder Form noch Farbe. Rechts von ihr saß ihr zartes, kleines Mädchen, das sie immer laut und herrisch „Berta“ nannte, wenn sie den Kopf zur Seite drehte, links saß ihr Söhnchen Christian, ein hagerer, blasser Junge mit glanzlosen Augen und nervösem Munde.

Die Kinder sahen ängstlich und verprügelt aus. Dabei hatte sie keinem von ihnen auch nur eine Ohrfeige gegeben. Nur eine unheimlich starre Art sie anzusehen, hatte sie, die die Kinder hypnotisierte, ihnen jedes letzte Restchen Willen raubte. Sie ließ sie die Schule besuchen und hielt dem Jungen einen Lehrer für Nachhilfestunden.

Einmal im Jahre verreiste sie mit den Kindern auf vierzehn Tage. Wenn sie zurückkamen, sahen die Kinder noch scheuer aus als sonst, und die Frau blickte noch härter drein. Verkehr pflegte sie gar nicht. Ihre Lust war das Prozessieren. Sie konnte stundenlang auf dem Amtsgericht von einem Zimmer ins andere gehen. Überall war man sicher, einen Stoß Akten von ihr zu finden.

Die Rechtsanwälte, alle Beamten kannten sie. Gab es einen „schwierigen Fall“, besprach sie ihn, in einer Ecke stehend, mit dem Anwalt oder der erschienenen Partei. Sie war spitzfindiger als ein Jurist und groß im Ersinnen aller möglichen Schikanen.

Dabei behandelte sie alle mit einer souveränen Nichtachtung, zu der sie sich aus dem Bewußtsein ihrer Tüchtigkeit und ihrer Erfolge für berechtigt hielt. Sie war als geizig verschrien. Bettlern gab sie nichts, auch an wohltätigen Kollekten beteiligte sie sich nicht. Dafür zahlte sie gute Gehälter und gab reichliches Essen.

Als der Referendar Jakob Matsen Assessor geworden war, zog er sich einen Frack an und setzte den Türklopfer des alten schönen Hauses in Bewegung, das Frau Boyersen sich vor kurzem gekauft hatte.

Es war Sonntag, nach der Kirchzeit.

Frau Boyersen hatte gerade den Hut abgelegt und stand noch in ihrem sonntäglichen Staat in der großen niederen Stube mit den schweren Mahagonimöbeln, die als Wohnraum diente.

Das Gediegene der Einrichtung brachte den Assessor etwas aus der Fassung. Seine kleinen spitzen Stiefel mit den hohen Hacken trippelten unruhig auf dem spiegelglatten Parkett, dessen Mitte ein bunter, blumengemusterter Teppich zierte.

„Was steht zu Diensten?“ fragte Frau Boyersen, nicht sonderlich verbindlich, denn sie hatte den Sonntag zur Durchsicht ihrer Kontorbücher bestimmt.

Der Assessor hatte erst eine zierliche Liebeserklärung machen wollen, jetzt aber verneigte er sich nur und sagte schnell, mit einem leichten Räuspern, wie er es hatte, wenn er den Richter um die Akten zu bitten pflegte:

„Ich wollte mir erlauben, um Ihre Hand anzuhalten.“

Frau Boyersen musterte ihn kühl von oben bis unten und zuckte die Achseln.

„Wieso? . . . Lieben Sie mich denn?“ fragte sie gleichgültig.

Der Assessor wurde dunkelrot und sehr verlegen. „Auch . . . ja“, stotterte er und blickte in der Verwirrung auf seine Stiefel.

Sie lächelte nicht und bot ihm auch jetzt nicht Platz an.

„Sie halten mich wohl für sehr reich?“ fragte sie wieder.

Er fühlte, bei der Frau kam er mit Lügen nicht durch.

„Ja!“ platzte er heraus.

Sie nickte. „Ich hoffe, auch noch mal wohlhabend zu werden, wenn das Geschäft so weiter geht. Was ich bis jetzt verdient habe, gehört, mit Ausnahme dieses Hauses, nicht mir. Ich habe Schulden zu zahlen, Herr Assessor, sehr große Schulden.“

„Das tut nichts,“ meinte Jakob Matsen eilig, „das tut nichts, ich bin kein Verschwender!“

„In zehn Jahren bin ich eine alte Frau, Herr Assessor, und auch nicht freier als jetzt! Ich bin verheiratet!“

Der kleine Assessor wurde abwechselnd rot und gelb und grün. „Verzeihung — ich wußte nicht — wir hielten Sie alle für eine Witwe.“

„Nein!“

Sie sagte das so schneidend, daß er den Hut in der Hand herumdrehte und nach den Abschiedsworten rang.

„Na, nichts für ungut, Herr Assessor! Adieu.“

Sie zog an einem mit blauweißen Perlen gestickten breiten Band, und gleich darauf schrillte die Glocke. Eine Magd trat

ins Zimmer. Sie hatte ein vergrämtes, schöngeschnittenes Gesicht, dem man es ansah, daß es ehedem voll und rund gewesen. Sie war puritanisch einfach gekleidet und hielt auch beim Sprechen ihre großen blauen Augen beharrlich gesenkt.

„Frau Boyersen . . .?"

„Begleite den Herrn Assessor."

Jakob Matsen hielt das für einen verschärften Abschied, aber beim Tor unten sah er, daß er es wohl nie allein hätte öffnen können, so kompliziert war der Verschluß. Auf der Treppe begegnete er der kleinen Berta. Er zog den Hut, und das Kind wurde dunkelrot und knickste erschrocken.

Jahre verstrichen.

Der Herr Assessor ging etwas in die Breite und sah jetzt beinahe stattlich aus. Er dachte daran, den Staatsdienst zu quittieren und Rechtsanwalt zu werden. Seit seiner verunglückten Werbung hatte er sich im Reden geübt, und nun träumte er von einer politischen Karriere. Dazu gehörte aber Geld, und das fehlte ihm immer noch — trotzdem er in den reichen Häusern aller heiratsfähigen Töchter getanzt und gegessen hatte. Und oft, öfter als er sich selbst gestehen wollte, dachte er an das Christianenhaus, wie jetzt das Haus von Frau Boyersen genannt wurde.

. . . Eines Tages bekam Frau Boyersen ein Schreiben, das sie aufs Amtsgericht beschied. Als sie kam, wurde sie in das Zimmer des kleinen Assessors gewiesen. Er war diesmal ebenso verlegen wie an jenem Werbungstage.

„Frau Boyersen . . . es tut mir leid . . ."

Er reichte ihr ein Schriftstück, bei dessen Anblick sie leichenblaß wurde.

„Gestorben?"

„Nein, Frau Boyersen . . . begnadigt! Aber die nächsten drei Jahre muß Ihr . . . muß er seinen Wohnsitz hier in der Stadt unter Polizeiaufsicht nehmen."

So hilflos wie in diesem Augenblicke hatte wohl nie jemand Frau Boyersen gesehen. Sie glitt auf einen Stuhl nieder und hielt die Faust vor die gebeugte Stirn. Lange saß sie so da, ohne ein Wort zu sprechen; nur ihre Schläfen färbten sich tief rot, um dann wieder leichenhaft bleich unter dem dunklen Haar hervorzuschimmern. Jakob Matsen räusperte sich einigemal. Er druckste und druckste, unfähig, ein Wort hervorzubringen, und nestelte immerfort an seinem steifen Kragen, der ihm heute zum erstenmal zu hoch und zu eng erschien. Endlich stammelte er: „Ich habe es eben erst erfahren . . . es tut mir schrecklich leid . . . Sie arme Frau!"

Das brachte sie wieder zu sich. Bemitleiden ließ sie sich nicht . . . und von dem Knirps . . .!

„Lassen Sie nur, Herr Assessor. Wann kommt er?"

„In drei Wochen etwa!"

„Gut — danke!"

Sie nickte ihm zu, ohne ihm die Hand zu reichen, und ging zur Tür. Dort blieb sie stehen und wendete sich noch einmal kurz um.

„Warum haben Sie eigentlich nicht geheiratet, Herr Assessor?" fragte sie ohne jeden Übergang.

Er schnappte nach Luft, so verblüfft war er.

„Vielleicht bin ich zu anspruchsvoll", sagte er endlich.

Sie blickte ihm scharf in die Augen.

„Wieviel muß es denn sein, Herr Assessor?"

„Wüßten Sie was für mich, Frau Boyersen?"

In dem Augenblick war ihm ganz entfallen, daß er jemals um diese Frau geworben hatte. Sie gab sich nicht die Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken.

„Ich wüßte schon eine . . . aber der Vater hat gesessen. Empfehle mich, Herr Assessor."

Damit verschwand sie.

Am nächsten Sonntag machte Herr Jakob Matsen seinen zweiten Besuch im Christianenhause. Diesmal forderte Frau Boyersen ihn auf, Platz zu nehmen, und rief ihre Tochter herein. Er machte sich niedlich, spielte sich als einen Bekannten auf.

„Vor Jahren traf ich Sie einmal auf der Treppe, Fräulein Berta; da waren Sie noch ein kleines Mädchen und machten mir einen Knicks, jetzt muß man Sie gnädiges Fräulein nennen und Ihnen die Hand küssen — oder soll ich jetzt einen Knicks vor Ihnen machen?"

Frau Boyersen saß steif, ohne zu lächeln, auf dem Sofa und wartete, bis die Visite zu Ende war. Als Jakob Matsen aufstand und ging, flüsterte er ihr leise zu: „Fräulein Berta ist reizend!"

Am nächsten Tage reichte er um seine Entlassung ein. Nach zwei Wochen später brachte Frau Boyersen ihre Tochter zu einer Verwandten des Assessors, bei der die Hochzeit stattfinden sollte.

Ihren Sohn Christian schickte Frau Boyersen nach Hamburg in die Lehre. Dann ließ sie das Haus von oben bis unten aufscheuern, ein großes Zimmer im oberen Stockwerk als Wohn- und Schlafraum herrichten, und als alles blitzblank und bereit zum Empfang eines teuren Gastes bereit war, zog sie noch einmal, zum letztenmal, ihr starres, schwarzes Seidenkleid an, setzte zum letztenmal ihren schönen Federhut auf und ging zur Bahn.

Ihre Lippen waren bleich und fest geschlossen, als der Zug schnaubend und rasselnd einlief, aber sie verbarg sich vor keines Menschen Blick. Frei und offen stand sie da und wartete.

Aus einem Abteil zweiter Klasse stieg hastend und [illegible] ein kleiner, hagerer Mann, dessen feingeschnittenes Gesicht fast verschwand unter dem zu großen, weichen Hut, der den glattrasierten Kopf deckte.

Das war Herr Boyersen.

Als er seine Frau sah, wollte er weinen, aber mit einem kräftigen Ruck faßte sie ihn unter und zog ihn mit sich, während sie dem Hausdiener befahl, den allzu neuen Hut nachzutragen.

Herr Boyersen fragte nach den Kindern.

„Berta verheiratet sich in den nächsten Tagen, Christian ist in Hamburg", war die lakonische Antwort.

Er fragte nicht weiter. Mit kurzsichtigen, etwas [illegible] Augen blickte er sich in dem ihm fremden Hause um und wagte es kaum, sich in den wohnlichen, schönen Zimmern mit den Mahagonimöbeln niederzusetzen.

„Du bist zu Hause", sagte Frau Boyersen kurz.

Er nickte befangen: „Ja, ja, danke."

Plötzlich wurde er aschfahl. Seine Züge verzerrten sich und sein dürrer Arm hob sich zitternd empor.

„Wer — was — warum?"

In der Ecke an der Wand lehnte die Magd und biß den Schürzenzipfel im Mund, um nicht laut loszuschreien. Das ehemals weiche, runde Gesicht war hart und [illegible] worden, mit zwei tiefen Leidensfalten, die es der Länge nach durchschnitten.

„Nimm dem Herrn den Mantel ab, Lene", befahl Frau Boyersen.

Automatenhaft gehorchte die Magd. Sie und der verblödete Mann zitterten wie Laub im Winde.

„So — und nun nimm die Kerze und zeige dem Herrn das Zimmer! Im übrigen wird der Hausdiener Anton ihn sorgen!"

Frau Boyersen drehte sich um und ging in ihre Schlafkammer. Dort stand sie lange in tiefem Nachdenken vor ihrem kleinen Spiegel und blickte auf die vielen weißen Fäden, die sich seit den letzten Wochen in ihr dunkles Haar hineingestohlen hatten. Sie legte ihr schweres, schwarzes Seidenkleid ab, faltete es sorgsam zusammen und schloß es in eine Truhe. Dann zog sie ihr einfaches Wollkleid über und tat den Federhut auseinander. Die einzelnen Teile legte sie auf einen weißen Karton, den sie mit einem Bindfaden zuschnürte. Als sie damit fertig war, ging sie in die Wohnstube, setzte sich an den großbauchigen Mahagonisekretär und vertiefte sich in die Durchsicht und Beantwortung inzwischen eingelaufener Geschäftsbriefe.

rendessen hatte die Magd dem alten Mann in das mmer vorangeleuchtet. Er folgte ihr mit angstvoll enen Augen. Sie zündete die Lampe auf dem Tisch beugte den Kopf tief hinunter.

e," sagte er zaghaft, „sag mal, Lene . . . wie kommt . . ."

wickelte die bloßen Arme in die dunkelblaue Schürze te starr auf den Boden.

sehst arg verändert aus, Lene . . ."

hob die Achseln.

ff Jahre sind's ja her . . . Herr Boyersen . . ."

uckte bei der ungewohnten Anrede zusammen, dann er den Kopf nach Greisenart und zwinkerte blöd mit n.

ff Jahre . . . ja . . . bin alt geworden . . ."

rückte die Schürze vor die Augen. In seinem Gehirn s vor.

ja, Lene . . . ich hab's vergessen . . . es ist alles so . . ."

ahr leise fort: „Weil sie mich nicht auf die Straße t, weil sie mich bei sich behalten hat in meiner Stunde, darum bin ich bei ihr geblieben. Ich wußte wie schwer es werden konnte."

t ganz nahe an sie heran. „Das ist ihre Rache, ja — ihre Rache! . . . Wir zwei, so ganz alt und d armselig, und sie so schön und stark."

rig blickte er sich um. „Und das ganze Haus ge- Sie ist wohl reich, was Lene? Sie ist reich?"

weiß nicht, Herr Boyersen, das geht mich nichts an. arbeitet, und es ist Segen auf ihrer Arbeit."

l in einen Lehnstuhl.

habe auch gearbeitet, Lene, aber es war kein Segen enn sie mich so ansah mit ihren bösen Augen, dann s den Mut. Und als ich dich fand, wie du so zu mir, da glaubte ich schaffen zu können. Da alles. 's wird schon gehen, sagte ich mir. Aber t. Betrüger haben sie mich genannt, Dieb . . . ing, Lene, nur weil's fehlging! Ich bin ein r Mensch, Lene! Keine einzige Strafe habe ich be- . . dort. Keine einzige Strafe. Die letzten zwei n ich frei umhergegangen im ganzen Hause. n grüßten mich, und am Sonntag durfte ich rauchen. ern dort geblieben. Aber sie hat's nicht erlaubt."

h ihn ganz entgeistert an, wie er von jener Zeit Sie hatte geweint über ihn, es wollte ihr das Herz als sie ihn so vorzeitig alt und gebrechlich wiedersah. bit sehnte sich zurück nach jener Schmach, war ab- für alles, was das freie Leben ihm bot.

l könntest du mir bringen, Lene, und Spiritus. Ich Wasser zu, keine Bange."

te leise vor sich hin und drehte sich mit affenartiger gkeit eine Zigarette aus dem letzten Tabakstaub, s einem verwetzten Beutel herausklopfte. Sie ging r Tür. Da rief er sie noch einmal an.

nt sie dir's Leben?"

schwieg eine Weile, dann sagte sie langsam, nach- „Streng ist sie, aber Böses hat sie mir nicht

hat sie's Mark aus den Knochen gesogen, und den uch. Ich hab' sie gesehen, die Kinder. Jedes Jahr mit ihnen, und zeigte mich ihnen: ‚Das ist euer ebt — wenn ihr mir nicht folgt, kommt ihr auch pfui!' Die Kinder drückten sich in die Ecke und sich vor mir, und ich war froh, wenn sie alle wieder ren und ich zu den anderen kam, und niemand sagte."

kam sehr bleich ins Zimmer zu Frau Boyersen. Die nicht von ihren Rechnungen auf.

Boyersen bittet um Tabak und — etwas

„Gut. Anton soll dem Herrn zwei Zigarren täglich, 25 Gramm Zigarettentabak wöchentlich und einen Liter Schnaps monatlich verabfolgen."

Lene verstand. Das Leben zu Hause sollte für Herrn Boyersen nur ein erweitertes Gefängnisleben sein.

Seit jenem Tage ging Frau Boyersen nie mehr zur Kirche. Sie mochte nicht ohne ihren Mann gehen und brachte es nicht über sich, mit ihm zu gehen.

Sie hatte jede Gemeinschaft zwischen sich und ihm aufgehoben. Man sah, es kostete sie Überwindung, bei Tisch ihm gegenüber zu sitzen. Niemals richtete sie das Wort an ihn. Wenn er sie etwas fragte, antwortete sie kurz und ohne ihn anzusehen. Sie hatte versucht, ihn wieder an Arbeit zu gewöhnen, und hatte ihm Briefe zum Abschreiben hinüber in sein Zimmer geschickt. Aber seine Schrift war so zittrig, daß die Briefe unbrauchbar waren. Abends ging er spazieren. Frau Boyersen hielt auf gute Kleidung, und so kam es, daß man ihn für einen feinen alten Herrn hielt, ihn auch wohl auf der Straße ansprach, ihm Komplimente machte über „sein schönes Haus" und seine fleißige Frau, es oftmals bedauerte, daß er ein so zurückgezogenes Leben führte, und ihn zu einer Skatpartie ins Wirtshaus einlud.

Wenn er dann nach Hause kam, war er sehr vergnügter Stimmung, winkte den Hausdiener heimlich zu sich herauf, bot ihm Platz in seiner Stube an und erzählte ihm, wie die ganze Stadt mit ihm verkehren wolle, und daß er sogar mit dem Bürgermeister Karten spielen könnte, wenn er's darauf anlegte. Zum Schluß pumpte er den Hausdiener um zwei Groschen an und schickte ihn Tabak oder Schnaps kaufen.

Eines Tages kam's heraus. Es gab eine große Untersuchung, der Hausdiener Anton flog raus, und Herr Boyersen bekam ein wöchentliches Taschengeld von einer Mark. Herr Boyersen kaufte sich nun Kleister und Pappkarton und nahm seine Gefängnisbeschäftigung auf. Er klebte Pappschachteln. Erst stapelte er die Schachteln zwecklos in seinem Zimmer auf und freute sich über die gelungene Arbeit. Allmählich aber kam ihm der Gedanke, daß er seine Industrie auch praktisch verwerten könne. Und so ging er in die Stadt und suchte sich einen Mann, der ihm die Pappschachteln zu Engrospreisen abkaufte, um sie dann weiter zu verkaufen. Auf diese Art verdreifachte Herr Boyersen sein Taschengeld.

Frau Boyersen sah einmal im Dämmerlicht einen fremden Mann mit einem vollgepfropften Sack aus dem Haustor kommen. Sie — nicht faul, hinunter und den Mann gestellt. Er mußte wohl oder übel bekennen, daß er dem Herrn Boyersen die von ihm geklebten Pappschachteln abnahm. Frau Boyersen erstattete dem Manne das Geld zurück und rief die Magd.

„Was sagst du, Lene, blamiert mich der Mann in der ganzen Stadt. Klebt Schachteln. Damit man nur gleich weiß, wo er her ist."

„Was soll der Arme machen? Er muß doch leben, Frau Boyersen!"

„Nun, ich denke, er hat ein auskömmliches Leben. Was fehlt ihm?"

„Arbeit!"

Frau Boyersen sah die Magd betroffen an. „Soll er haben", sagte sie dann.

Drei Tage später ließ sie vom neuen Hausdiener einen Zentner grobe Sackleinwand in Herrn Boyersens Zimmer schaffen.

„So, ich habe gehört, du willst arbeiten. Für Pappschachteln habe ich keine Verwendung, aber wenn du mir Hafersäcke nähen willst, soll's mir recht sein. Ich will dir auch Geld zahlen — den üblichen Preis. Am Sonnabend kannst du immer abliefern."

So viele Worte hatte sie noch nie an ihn gerichtet. Er zog das Käppchen von seinem nur noch spärlich behaarten Haupt und dienerte.

Herr Boyersen arbeitete fleißig; aber doch fehlte seinem Leben etwas, seitdem er keine kleinen Heimlichkeiten mehr

haben durfte. Seine Frau war für ihn dasselbe, was für ihn früher der Gefängniswärter war. Jeder Gefangene rechnete es sich zur Ehre an, den Wärter zu beschwindeln. Das war ja der einzige Reiz, ohne den das Gefängnisleben noch unerträglicher gewesen wäre. Er hatte gehofft, daß Lene sich zu Heimlichkeiten hergeben würde, aber da sah er sich bitter enttäuscht. Sie schien ebenso starr geworden zu sein wie ihre Herrin, und er konnte sie sich in seinem armen, halbverblödeten Hirn auch kaum mehr vorstellen, wie sie früher war. So nähte er denn stumpfsinnig Säcke; und abends rauchte er draußen auf dem leeren Marktplatze seine Zigarre.

So vergingen zwei Jahre.

Da kam eines Tages eine Anfrage von Jakob Matsen, ob er seine Frau nicht zu ihrer Mutter schicken könnte. Er wäre Abgeordneter geworden und sollte jetzt zur Session nach Berlin.

Frau Boyersen war nicht entzückt, aber da es ihr Prinzip war, niemand in der Ausübung seiner Tätigkeit zu behindern, schrieb sie: „Bitte. Das Haus ist geräumig genug."

Erst als ihr Brief schon abgegangen war, und sie das Schreiben ihres Schwiegersohnes nochmals durchlas, fiel ihr etwas auf, was sie in der Hast ihrer geschäftlichen Tätigkeit übersehen hatte. „Die Wahlkampagne hatte viel Geld gekostet, und die arme Berta bedürfte jetzt der größten Schonung".

Jakob Matsen brachte seine Frau selbst. Er war wieder magerer geworden, hatte ein nervöses, abgearbeitetes Gesicht. Sie sah sehr entstellt und sehr verängstigt aus. Das Verhältnis der beiden Gatten schien nicht übermäßig innig, war aber doch ganz freundschaftlich.

Frau Boyersen stellte nicht viele Fragen. Nur gegen Abend sagte sie:

„Daß der Vater hier ist, wißt ihr wohl. Er ist ein ordentlicher, ruhiger Mann!"

Die junge Frau fing an zu weinen.

„Du bist sehr empfindlich", sagte Frau Boyersen und runzelte die Stirn.

„Das ist nur ihr Zustand", entschuldigte Jakob Matsen, der immer noch einen heiligen Respekt vor Frau Boyersen hatte.

Herr Boyersen war heute außerordentlich aufgeregt. Er hatte mehrere Schnäpse getrunken; hatte seine zerstochenen Finger eine halbe Stunde mit der Nagelbürste bearbeitet, einen schwarzen Schlips umgebunden und seinen schwarzen Bratenrock angelegt, der etwas zu weit für ihn war.

Als er in die Wohnstube trat, erhoben sich Matsen und seine Frau. Das verwirrte ihn, und er verbeugte sich mehrfach linkisch.

„Lieber Vater", stammelte die junge Frau und blieb unschlüssig mitten im Zimmer.

Matsen, der zu den Freisinnigen gehörte, bot ihm ziemlich unbefangen die Hand.

Beim Abendbrot saß Boyersen seiner Frau gegenüber zwischen den Kindern.

Lene stellte die Schüsseln auf den Tisch und warf zärtliche Blicke auf die junge Frau. Man sprach wenig.

Frau Boyersen schien ärgerlich. Sie dankte kaum, wenn der Schwiegersohn ihr etwas reichte, und strich ein paarmal mit der Hand das Tischtuch glatt.

Zum Nachtisch stellte Lene eine Flasche Wein auf den Tisch. Frau Boyersen zog die Augenbrauen hoch: „Was soll das?"

„Ich dachte doch, die jungen Herrschaften . . ."

„Ist nicht nötig", schnitt die Hausfrau kurz ab.

Boyersen spielte verlegen mit dem Messerbänkchen, Berta zupfte, dem Weinen nahe, an ihrer Serviette, nur Matsen stocherte in seinen Zähnen herum und schien nichts bemerkt zu haben.

Nach dem Abendbrot sagte Frau Boyersen: „Das beste ist, du gehst gleich schlafen, Berta!"

Und die junge Frau erhob sich widerspruchslos, wie sie es einst als Kind getan hatte.

Sie ging um den Tisch und sagte jedem gute Nacht. Bei der Mutter fing sie an. Sie küßte ihr die Hand, dann reichte sie ihrem Manne die Rechte, und endlich ging sie auf den Vater zu, der inzwischen verlegen und ängstlich auf das Tischtuch gestarrt hatte, und küßte ihn leise auf die Stirn.

Boyersen sprang auf.

„Gute Nacht, gute Nacht, liebe Berta . . ."

Dabei dienerte er und streichelte ihr unbeholfen den Arm.

(Fortsetzung folgt.)

Von der „Hagenbeck-Schau". (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Allabendlich strömen Einheimische und Fremde dem provisorisch im Zentrum Berlins errichteten Zeltzirkus W. Hagenbecks zu, um in einer aus Grauen und Freude seltsam gemischten Stimmung den dargebotenen Vorführungen zuzuschauen. Der Name Hagenbeck, mit dem sich der Begriff einer auf Güte beruhenden Zähmungsmethode verknüpft, nimmt unter den Namen berühmter Dompteure unserer Zeit einen Ehrenplatz ein, und es ist geradezu bewundernswert, bis zu welchem Grad er selbst die blutdürstigsten und wildesten der Raubtiere seinem Willen dienstbar zu machen versteht. Wenn er sich — nur mit einer Peitsche oder einem Stock bewaffnet — unter die wie eine Herde Schafe in die Manege sich drängenden etwa 80 Eisbären begibt, sie hierhin und dorthin kommandiert, aus der Flasche trinken, im Karussell sich schaukeln und von dem größten gar ein Stück Zucker sich aus dem Munde nehmen läßt, so nimmt sich das wie ein lustiges, spielerisches Getändel aus, und man vergißt fast die Gefahr, die ihn trotz aller Überlegenheit seiner Intelligenz

Von der „W. Hagenbeck-Schau" in Berlin.

tödlich umlauert. Nervenaufregender noch ist die ebenfalls bei Hagenbeck sich abspielende Szene, die unsere zweite Abbildung veranschaulicht. Denn die Stellung, die der kühne Tierbändiger dort einnimmt, macht ihn so gut wie wehrlos gegen die Bestie, die in scheinbarer Zärtlichkeit sich an ihn schmiegt und im nächsten Augenblick schon ihn zerfleischen oder zerreißen könnte. Die alte Erfahrung, daß auch der kühnste und glücklichste Dompteur schließlich eines gewaltsamen Todes stirbt, umgibt jede solcher Vorführungen mit einem gruselnden Reiz, in dem aber gerade die Hauptanziehungskraft auf die wunderliche Menschennatur beruht.

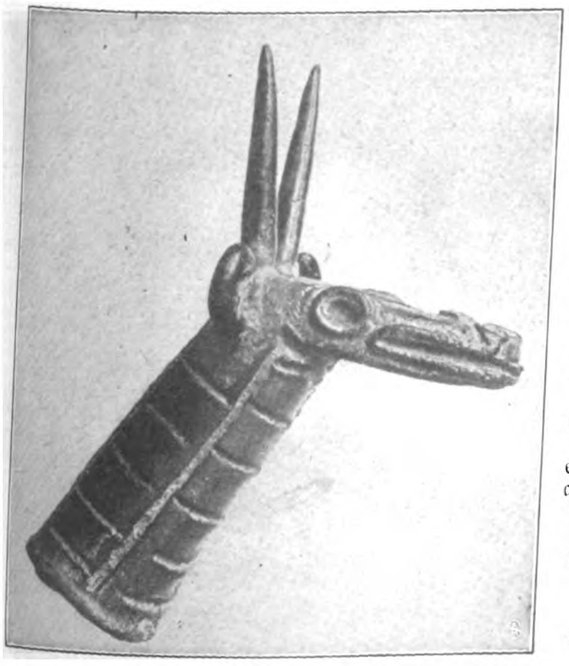
Ein neues Dressurstück.

Die Trümmer des Zeppelinschen Luftschiffs Nr. 4. (Zu der mittleren Abbildung.) Die Reste des Modells 4, das auf den Fildern bei Echterdingen seinen Untergang fand, gleiten, auf einen Sonderlastzug gepackt, noch einmal an uns vorüber. Sie sind zurückgekehrt zur Stätte ihres Entstehens: in das Aluminiumwerk von Carl Berg in Eveking bei Werdohl, um dort eingeschmolzen und für künftige Modelle neu verwendet zu werden. Denn das Aluminiumgerippe, das Sturm und Blitzschlag widerstanden hat, repräsentiert immerhin noch einen stattlichen Wert, wenn es auch „Schönheit und Gestalt" eingebüßt hat. Seine Verwendung wird den Preis des neu erstehenden Luftschiffs wesentlich niedriger stellen.

Die Trümmer des Zeppelinschen Luftschiffs N. 4 auf dem Wege nach Eveking.

Der Drache von Babylon. (Zu den untenstehenden Abbildungen.) Fabelhaftellngeheuer spielen in der Mythologie aller Völker eine wichtige Rolle. Unter ihnen nimmt der Drache eine hervorragende Stellung ein. Ihn kannten die Griechen und Römer sowie die Germanen als grimmigen Schatzhüter oder schlimmen Wäldergeist, und seine Gestalt taucht auch auf in den ältesten Ueberlieferungen der Kultur, die uns in den Ruinen von Babylon und anderer Städte Mesopotamiens geboten werden. Auf den ältesten Darstellungen erscheint er als ein geflügeltes, vierfüßiges Wesen, dessen Vorderbeine mit den Klauen des Löwen bewehrt waren, während die Hinterbeine in Adlerkrallen endigten; auf einem langen Halse trug er einen Schlangenkopf, und aus dem geöffneten Rachen streckte er eine gespaltene Zunge hervor. Ein eigenartiger Federschmuck saß auf seinem Kopf, ein ähnlicher Schmuck, wie ihn auf alten Abbildungen die Götter Chaldäas trugen. Er war ein Kennzeichen, daß der Drache ein göttliches, heiliges Wesen darstellte. Dieser Urtypus des Drachen erlitt im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Abänderungen; die bildenden Künstler ließen das eine oder das andere Kennzeichen fort und änderten einzelne Züge ab. So entstanden verschiedene Drachen; am bekanntesten wurden durch neuere Funde zwei Drachen von Babylon, von denen der eine als Begleiter des Marduks, des Schutzgottes von Babel, zu erscheinen pflegt, während der andere Nebo, dem chaldäischen Merkur, dem Gott der Erfindungen und der Wissenschaften, diente. Im Museum des Louvre befindet sich ein in Bronze gearbeiteter Kopf eines Fabeltieres, der auf den ersten Blick eine mißlungene Darstellung einer Antilope zu sein scheint. Leon Heuzey hat ihn aber neuerdings geprüft und erklärt. Es handelt sich um einen Drachenkopf, der in einer späteren Periode der babylonischen Kultur entstand und uns auch einen Einblick in die hohe Entwicklung der babylonischen Metallurgie ermöglicht. Unsere Abbildungen zeigen zwei Aufnahmen des Kopfes von verschiedenen Seiten. Prüfen wir näher die Bilder, so finden wir die charakteristischen Kennzeichen des heiligen Drachen ausgeprägt. Wir erkennen die Form des Schlangenkopfes an der flachen Stirn, dem Rachen, den runden Augenhöhlen, in denen ursprünglich wohl kostbare Edelsteine saßen. Die beiden geraden Hörner sollen den Federschmuck darstellen, den der Urtypus des Drachen trug. Aehnliche Hörner zeigen die meisten Drachendarstellungen der späteren Zeit der babylonischen Kulturepoche, so daß man wohl annehmen kann, daß die Bedeutung des Federschmuckes von späteren Künstlern nicht mehr gekannt wurde und die durch alte, nicht genau gezeichnete Vorbilder irre geleitete Phantasie dem Drachen schließlich ein paar Hörner aufsetzte.

Olga Wohlbrück. (Zu der Abbildung auf der folgenden Seite.) In dieser Nummer der „Gartenlaube" beginnt der Roman „Die Boyersen" von Olga Wohlbrück, ein Sittengemälde von packender Kraft und unerbittlicher Konsequenz. Schritt für Schritt ist die Autorin, die als Schauspielerin, Diseuse, Journalistin, Kritikerin und Theaterdirektorin glänzende Erfolge gehabt hat, auch die Staffel literarischen Könnens hinaufgestiegen, hat mit jedem neuen Werk ihrer Feder uns eine reifere Frucht ihrer feinen und doch starken Kunst geschenkt und steht heute auf einer Höhe, die nur wenig Schaffende erreichen. Die



Der heilige Drache von Babylon.

schier unerschöpfliche Fülle verschiedenartigster Stoffe und die souveräne Leichtigkeit, mit der sie die oft heterogensten meistert, verdankt sie neben einer starken Begabung auch dem ungewöhnlich reichen und wechselvollen Leben, durch das sie vom Schicksal geführt worden ist. Als Großnichte Heinrich Marschners und Enkelin des bekannten österreichischen Politikers Franz Schuselka im Jahre 1869 bei Wien geboren, besuchte Olga Wohlbrück das Gymnasium zu Kiew in Rußland. Große Reisen und der Aufenthalt an den verschiedensten Bühnen — ihr großes schauspielerisches Talent hatte sie frühzeitig dem Theater zugeführt — ließen sie heimisch werden in den mannigfachsten Umgebungen und Verhältnissen, und ein geradezu pariserischer Schick, eine bezaubernde Grazie des Stils und der Schilderung machten sie zu einer Meisterin des Feuilletons, wie der Novelle und Skizze. Auch in dramatischer Schriftstellerei hat sie sich erfolgreich versucht — weit höher aber stehen ihre Romane, von denen „Die Boyersen" vielleicht der eigenartigste und innerlichste ist. Seit einigen Jahren ist die Künstlerin, die in Berlin lebt, mit dem Kapellmeister Woldemar Wendland verheiratet.

Willy Wilke, Hamburg, phot.

Olga Wohlbrück.

Der Anbau der Langkoselhütte. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Gelegentlich ihres zwanzigjährigen Stiftungsfestes beging die Akademische Sektion Wien des D. und Ö. Alpenvereins am 14., 15. und 16. August auch die Eröffnung des Anbaues der Langkoselhütte. Dieser Anbau der Schutzhütte entsprang einem „dringenden Bedürfnis", denn die Zahl der Touristen, die alljährlich vom Confinboden oder Sellajoche aus der Langkoselgruppe ins Herz schauen wollen, ist beträchtlich. Zur Einweihungsfeier hatte sich eine stattliche Gemeinde in der Schutzhütte eingefunden — die Feiertage begünstigten die Teilnahme außerordentlich.

W. Müller, Bozen, phot.

Der Anbau der Langkoselhütte.

Chinesische Kinder beim Blindekuhspiel. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Wer sieht's den kleinen Chinesenmädchen unserer Abbildung, die so fröhlich im Blindekuhspiel sich drehen, wohl an, daß ihre Geburt einst als die größte Enttäuschung ihrer Eltern, ja, geradezu als ein böses Omen angesehen ward, so daß sie vielleicht nur mit knapper Not dem abscheulichen Opfertod entgangen sind? Wer denkt daran, daß vor ihnen allen ein traurig dunkler Weg sich breitet, den kaum ein Lichtblick freundlich erhellt? Sie selber wohl nicht! Sie machen von dem glücklichen Vorrecht aller Kindheit — ob weiß, ob schwarz, ob gelb, ob rot von Haut — Gebrauch: dem Augenblick sich hinzugeben und jede Stunde pflücken zu können in sonniger Glaubensfreudigkeit! In ihre bunten Fähnchen gekleidet, deren Farben je nach der Bedeutung von der abergläubischen Mutter gewählt werden, das dünne Haarschöpfchen zum Schutz gegen böse Geister mit rotseidenen Bändern fest umwunden, so tanzen sie in zappelnder Kinderlust auf den Füßchen, die noch kein grausamer Brauch verkrüppelte, und schöpfen aus solcher Freude unbewußt Kraft, ein Frauenleben voll unerträglichster Sklaverei zu ertragen. Glückliche Kinder trotz alledem!

Chinesische Kinder beim Blindekuhspiel.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt und die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Nr. 37 — Die Gartenlaube — 1908

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Waldrausch.

Roman von Ludwig Ganghofer.

(8. Fortsetzung.)

Um diese blaue Morgenstunde saß Ambros am Klavier und spielte die Appassionata von Beethoven.

Das Stübchen war schon in Ordnung gebracht. Doch auf dem Tische — zwischen den Plänen und Schreibereien, an denen Ambros schon ein paar Stunden gearbeitet hatte — stand noch das Kaffeegeschirr. Und über einer Stuhllehne hing die Bluse, die schon wieder trocken war.

Ambros saß hemdärmelig am Pianino, den schönen Klang wie einen feierlichen Gottesdienst genießend.

Während einer zart verhauchenden Ritardandostelle des Andantesatzes hörte er ein Pochen an der Tür. Er rief „Herein!" — ohne das Spiel zu unterbrechen. Aber dann erhob er sich verblüfft und schlüpfte unter einem höflichen Wort der Entschuldigung flink in seine Bluse.

Der weibliche Gast, der verlegen bei der Tür stehengeblieben war, schien sich in dieser Junggesellenstube nicht recht behaglich zu fühlen — eine kleine, magere Dame in grauem Seidenkleid und mit braunem Hütchen. Sie war noch jung — kaum ein paar Jahre über die Zwanzig; aber das winzige, scharf geschnittene Gesicht hatte schon jene Fältchen und kummervoll berührenden Alterszüge, wie man sie in den Gesichtern zwerghaft gebliebener Menschen findet; schön und jung waren nur die grauen Augen; sie hatten einen zärtlich scheuen Blick, der ängstlich zu fragen und in Sehnsucht etwas zu erwarten schien.

„Ich bitte die Störung zu verzeihen . . ." Das war eine Stimme, deren leiser, gleichmäßiger Klang berührte, als wäre sie dafür geschult, eine Stille nicht merklich zu unterbrechen. „Die Frau im Hause drunten sagte mir . . ."

„Womit kann ich dienen?" Ambros rückte einen Sessel in die Mitte der Stube.

„Herr Ingenieur Lutz?"

„Ja."

„Baroneß Zieblingen." Die junge Dame ließ sich auf den Sessel nieder. Das machte sie auf eine Art, daß man kaum eine Bewegung an ihr sah. „Ich bin Hofdame bei Ihrer Hoheit der Frau Herzogin." Sie blickte ein bißchen verwundert zu Ambros auf, weil er so ruhig wartete, was da kommen sollte. „Ihre Hoheit spielen die Geige, sehr gut natürlich . . . wie ja Hoheit in allem ein vollendetes Geschöpf sind. Und Hoheit musizieren ungemein gerne. Das Geigenspiel ist die liebste Beschäftigung Ihrer Hoheit in allen Mußestunden. Und da entbehrten es die Hoheit geradezu schmerzlich, daß während des Landaufenthaltes nie ein gleichwertiges Akkompagnement zu finden war. Im vergangenen Herbste wurde wohl ein Versuch mit dem hiesigen Lehrer gemacht. Aber . . . nein, das ging wirklich nicht."

„Spielt er so schlecht?"

„Das nicht . . . aber . . ." Der Baroneß fuhr das Blut in die Stirne, doch ihre Stimme blieb immer gleichmäßig ruhig und zart. „Er scheint sogar ein sehr guter Musiker zu sein. Aber es war mit dem besten Willen nicht möglich, den braven Mann mit Ihrer Hoheit für längere Zeit im gleichen Raum zu haben. Ich selbst spiele wohl auch ein wenig Klavier . . . und habe mich der Hoheit zuliebe den ganzen Winter wie närrisch geplagt. Aber es reicht noch immer nicht." In das leise Stimmchen kam ein schmerzliches Beben. „Ihre Hoheit sind zwar namenlos geduldig, wenn ich spiele, aber . . . ich fühle das doch selbst . . . was Hoheit auf der Geige leisten, steht so hoch über meinem armen Können, daß ich selbst auf alle Freude gern verzichten möchte, wenn Hoheit würdigen Ersatz für mich bekäme. Und als wir nun soeben auf der Straße vorüberfuhren, hörten wir das wundervolle Spiel . . . Ihre Hoheit ließen sofort den Wagen halten, und . . . gewiß, Herr Lutz, das soll keine leere Liebenswürdigkeit sein, aber . . . Sie sind ein Künstler!"

Ambros lachte. „Na, da hab ich doch wohl noch weit hin! Aber ein bißchen was kann ich schon. Und da meinen Sie wohl, ich soll manchmal aushelfen und die Frau Herzogin zur Geige begleiten?"

„Ach, wenn Sie das wollten!" Der kleinen Baroneß fuhr wieder das heiße Blut in die Stirne. „Ich wäre ja selig, wenn Hoheit meinem etwas verwegenen Einfall eine schöne Freude zu danken hätte."

Freundlich sah Ambros das magere, unscheinbare Frauenzimmerchen an und sagte lächelnd: „Sie scheinen die Frau Herzogin sehr liebzuhaben?"

„Man muß sie doch lieben! Sie ist eine Heilige."

Das klang so mädchenhaft schwärmerisch, daß es ein klein wenig komisch auf Ambros wirkte. „Jedenfalls ist sie eine gute Geigerin. Ich glaube, daß ich sie im vergangenen Herbst einmal gehört habe, am Abend, als ich an der Villa vorbeiging. Der Klang ist mir aufgefallen . . ."

„Nicht wahr?" Die grauen Augen glänzten.

„Ich stehe der Frau Herzogin auch gerne zu Diensten . . . soweit es meine Zeit erlaubt. Unter der Woche wird wohl

Published 10. IX. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

nicht viel zu machen sein, da hält mich tagsüber die Arbeit fest, am Abend komm ich immer sehr abgemüdet heim . . . und rechte Musik will einen frischen Menschen. Aber an Sonn- und Feiertagen . . . und wenn Sie mich heute haben wollen, ich bin frei!"

„Ach, wie herrlich! Ich danke Ihnen, Herr Lutz!" Der kleinen Baroneß brannte vor Freude das Gesicht, während sie vom Sessel aufstand; dabei wurde sie nur wenig größer. „Ihre Hoheit werden das mit ganz besonderer Befriedigung hören! Also heute schon! Und wenn es Ihnen passen würde, nach dem Diner vielleicht? Die Hoheit speisen hier ganz ländlich, um drei Uhr. Wenn es Ihnen also konveniert, Herr Lutz: um sechs Uhr zehn Minuten. Da haben die Hoheit sich ausgeruht und werden frisch sein, um rechte Musik zu machen! Ach, wie herrlich das sein wird!" Vor Erregung versagte ihr das leise Stimmchen. „Und nicht wahr, Herr Lutz, ganz einfach, ohne jedes Zeremoniell! . . . Aber nun drängt es mich, Ihrer Hoheit diese freundliche Nachricht ohne Verzug zu bringen." Noch einmal mit den strahlenden Augen dankend, huschte das magere Persönchen, sich auf absonderliche Weise immer nach der Seite bewegend, vom Sessel zur Tür hinüber. Erst auf der Schwelle machte sie eine Wendung — und da konnte Ambros gewahren, daß Baroneß Zieblingen einen schiefgewachsenen Rücken hatte.

Ein jähes Erinnern schoß ihm durch die Gedanken, er sah eine rotbrennende Sonne, hörte den Waldrauscher singen — und erschrocken streckte er die Hände nach der Tür und stammelte: „Fräulein . . . Fräulein . . ."

Doch draußen ging schon ein leiser Husch über die Treppe hinunter — ein freundliches Wort für die knicksende Wildacherin — und ehe Baroneß Zieblingen noch die Kutsche erreichte, in deren offenem Schlag etwas Weißes und Duftiges zu sehen war, begann sie schon ein erregtes Gewirbel französischer Worte. Sie schlüpfte flink in den Wagen. Ein leichter Zungenschlag des Kutschers, die Pferde schossen mit wehenden Mähnen davon — und der Wagen blitzte am Waldrauscher vorüber, der mit brennenden Augen im Laub einer Hecke verborgen stand.

Die Fahrt ging nach dem Unterdorf hinunter, vorüber am Lahneggerhofe, vorüber an kleinen und großen Bauernhäusern, die sich immer dichter aneinanderdrängten, je näher die Straße der Kirche kam.

Da streckte Baroneß Zieblingen das winzige Köpfchen zum Wagenfenster hinaus und rief dem Kutscher zu: „Kesselschmitt! Die Hoheit wünschen, daß an der Kirche vorüber nur im Schritt gefahren wird."

Der Hoheitsvolle mit dem bürgerlichen Namen Kesselschmitt zog auf dem Bock die Stirn in Falten und zügelte verdrossen den Gang des feurigen Gespannes — es hätte der Pfarrer nicht wissen dürfen, was sich Herr Kesselschmitt in diesem Augenblicke dachte.

Die Straße lag tiefer als die Friedhofsmauer.

Dort oben, auf dem geweihten Boden, standen die zweihundert Italiener mit entblößten Köpfen und dichtgedrängt um das offene Portal des Gotteshauses und lauschten andächtig der dörflich-melodischen Kirchenmusik. Weil sie auf dem Friedhofswege nicht alle Platz hatten, standen viele noch zwischen den Gräbern. Und die klare Sonne glänzte über den gebeugten Köpfen.

In all der stummen Andacht fingen plötzlich ein paar von den jungen Leuten zu lachen an; das Gelächter pflanzte sich fort; auch alte, fromme Männer begannen zu schmunzeln.

Einer der Jungen sagte: „Vè! Abbiamo teatro!" Und alle guckten sie vergnügt nach der Friedhofsmauer. Weil draußen die Straße um vieles tiefer lag, konnten sie nichts von der Kutsche und von den Pferden gewahren — sie sahen nur die Büste des hoheitsvollen Herrn Kesselschmitt schön langsam an der Kante der Mauer entlanggleiten, gleich einer über die Brust geköpften Marionette, die sacht an einem Draht gezogen wird.

Doch als die Puppe verschwunden war, fanden die erheiterten Leute gleich ihre stille Andacht wieder.

Ein bißchen mühsam hatte ihre Frömmigkeit di viertelstündige Predigt des Pfarrers überwunden. M war wohl die kräftige Stimme ganz vernehmlich h drungen durch das offene Portal. Doch für die zwei die da auf dem Friedhofe standen, war das deutsc Gottes ein unverständlicher Klang. Und vielleicht gut so. Denn heute hatte der Pfarrer nur für heimischen gepredigt, zuerst über den gnadenreichen patron des Dorfes und dann über die besondere Weisheit Gottes, der nach bösem Wetter über N Wunder dieses schönen Tages gewirkt hätte, um Christen des Dorfes für ihre Sonntagsheiligung zu und irdischen Schaden von ihnen fernzuhalten. Italienern sprach der Pfarrer nicht in seiner Predigt; er von gottverlorenen Geschöpfen und sündhaften Halbch da fähig wären, um schnöden Mammon den heiligen S verkaufen, wie Judas den Heiland verriet um dreißig S

Draußen unter der schönen Sonne hörten die all dieses Unverständliche mit geduldiger Andacht manchem unter ihnen wurden doch die Augen leuchteten erst wieder auf, als nach der Predigt di musik begann, und als sie den Pfarrer lateinisch sing Da verstanden sie so manch ein Wort, das jetzt für heimischen fremde Sprache war. Denn für italienisch wenn sie in Deutschland das Hochamt hören, hat das K den schönen Wert einer heimatlichen Reminiszenz, etwas antiquarisch angehaucht.

Das Hochamt ging zu Ende, und man höre Pause der Musik den Pfarrer singen: „Ite, missa e

Da stülpte der alte Vorarbeiter der Italiener übers graue Haar und rief seinen Leuten zu, es zu gehen! Er war der Behörde gegenüber für de verantwortlich und wollte seine Herde wieder aus bringen, bevor die Einheimischen aus der Kirche kä

In stiller Ordnung marschierte der Zug davon schon weit auf der Straße draußen, als das bunte der einheimischen Kirchgänger unter dem Segenge drei Glocken aus dem Portal herausdrängte.

Das war in der reinen Sonne ein schönes dieser dichte Menschenstrom mit seinen hellen un Farben sich locker auflöste nach allen Richtungen.

Die Weibsleute und Kinder traten den Heimwe Mannsleute sammelten sich auf dem Platze vor der mauer zur öffentlichen Gemeinde.

Bei diesen Ratsversammlungen des Dorfes war Krispin Sagenbacher eine Hauptperson, weil er i meiste zu schreien hatte. Doch heute schob er seine pflicht beiseite und kniff mit langen Schritten au flinken Marschieren streckte er immer den Hals und und immer wieder sah er ein helles, in der So merndes Kleid um eine Hausecke oder um einen grü verschwinden. Aber dieses Helle tauchte auch im auf, und was der Krispin Sagenbacher da ge hübsch geschwungen gegen das Grün gezeichnet, auf seine christliche Seele zu wirken wie eine Bra den hungrigen Pudel.

„Sakra! Heut rennt s' aber wieder wie narret!"

Aber nach diesem ärgerlichen Stoßseufzer fing der vergnügt zu schmunzeln an. Denn er gewahrte, daß Helle dort vorne flink nach einem versteckten Seitenpfade Stauden und Hecken zu flüchten suchte. Und da b mit seinen langen Beinen wie verrückt zu rennen, in Linie über die schönen, hoch mit Gras bestandenen hinüber. Doch weil ihm eine seiner eigenen Wiesen Quere kam, machte er diesem schönen Grase zuliebe ei weg über die Wiese, die einem andern gehörte. Al Stelle erreichte, wo der Fußpfad neben der breiten straße der Wildach aus dem Staudenwäldchen herausk er noch Zeit, seinen Anzug zu mustern und die Blumenblättchen aus der feuchtgewordenen Wolle seine

Strümpfe herauszupfen. Ganz stattlich sah er aus, der dreißigjährige Jünglingsbauer vom Lahneggerhofe. Er gutes, kleidsames Zeug an, trug zwei teure Adlerflaumen den Hut, und an der Uhrkette baumelte dick, was der Sagenbacher im Laufe der Jahre an silbergefaßten Granen, Falkenklauen und Murmeltierzähnen gesammelt Der zufriedene Blick, mit dem er sich musterte, schien en: Besser kann der Mensch nimmer ausschauen!

ter den Büschen ein leichter Schritt, das leise Rauschen gestärkten Kleides, und aus dem grünen Schatten trat die Sonne heraus, was dem Lahnegger seit zwei Jahren gen und das Blut so willenlos hungrig machte, daß seinen langen Beinen springen mußte wie ein kleiner Auch jetzt, beim ersten Blick auf dieses schmucke, Leben, fiel ihm gleich wieder dieses verteufelte Zittern Sinne. Aber äußerlich blieb der Krispin immer Herr lbst. Nur die funkelnden Augen quollen ihm ein heraus. Doch mit ruhigem Lachen konnte er fragen: Bedle, grüß dich Gott! Kommst von der Kirch?"

Beda brannten von der raschen Flucht die Wangen, n blitzte ihr auch noch der Zorn in den Augen. Kurz ren wollte sie dem Krispin sagen, was sie neulich in nmerung an eine falsche Adresse gerichtet hatte. Aber ihr ein: er hat einen Kummer im Hause, seine Mutter Und noch etwas anderes fiel ihr ein: daß es Menschen Brüder sind. Drum nickte sie nur und wollte stumm gehen.

der Krispin blieb an ihrer Seite. „Zum obern Wirt auffi. Da haben wir ein Stückl Weg miteinand."

armlos und unverfänglich begann er vom „feinen" n reden. Denn mit dem zweideutigen Geplänkel, mit sonst seine zärtlichen Erfolge vorzubereiten pflegte, hatte er Wildacher-Beda schon üble Erfahrungen gemacht. h mit dem Wetterthema hatte er kein Glück.

Beda sagte: „Daß d' Sonn scheint, merk ich schon Das brauchst mir net verzählen."

knüpfte er seinen Hoffnungsfaden an die Predigt des Herrn. Doch als die Beda in Unmut erwiderte: t auf der Kanzel auch was anders z'tun, als daß d' Inschenierleut predigt und ihnen d' Arbeit schwer e fürs ganze Tal ein Nutzen und Segen is!" — da er Krispin flink mit seiner Meinung um und gab der ht. „Bitt halt ein verstandsams Frauenzimmer, du!" s is kein Verdienst, ein bißl gscheider sein, als wie iecher sind!"

ilich, Hammeln sind s' alle miteinand! Und weißt, en halt die paar gscheiden Leut ein bißl z'ammgeln."

!" fuhr ihn die Beda zornig an. „Tu dich net allherdrucken an mich! Der Weg is breit!"

ffes na!" lachte der Krispin gutmütig. „Und gar ft hab ich's, daß ich ein bißl anstreif! . . . Was du allweil denkst!"

nlos schlug die Beda einen flinkeren Schritt an. Und hnegger runzelte nachdenklich die Stirne. Denn er so kam er nicht weiter. Freilich, wenn er Ernst machen wäre die Sache bald erledigt; denn daß die Beda dem Lahneggerhofe nicht widerstehen würde, das war für spin eine bergfeste Überzeugung. Aber heiraten? Dakreuzte er sich in Gedanken wie ein guter Christ vor ufel. Doch es blieb ihm nichts anderes übrig, er ßen, mit aller Vorsicht natürlich, das Hochzeitsfähnlein en wehen lassen.

da knüpfte er an die schön bewachsene Wiese an, bei gerade vorübergingen. „Nobel steht 's Gras! Heuer Heu und Gromet geben, daß ich nimmer weiß, wo ich unterbring. Es wird mir nix anders übrigbleiben, als ein neuen Stadl bau. Wegen der Steuer hab ich's allweil gschoben. Aber jetzt drucken s' mich eh in der wieder auffi . . . ja, es dauert nimmer lang, und ich bin der höchste Steuerzahler in der Gmein." Das stimmte freilich nicht mit der Wahrheit, aber der Krispin versprach sich eine gute Wirkung davon. „Mein Sach wird mir schon bald ein bißl z' weitschichtig für mich allein. D' Mutter . . . Gott soll ihr das Bröserl Gsund derhalten . . . is schwach beinand. Da ghört ein richtigs Weib her. Es wird nimmer anders gehn . . . ich muß mich bald umschauen!" Das brachte er so langsam heraus, wie ein zweifelhafter Zeuge den Eid schwört, und dabei sah er die Beda mit seinen hungrigen Augen von oben bis unten an.

„Ja," sagte sie ruhig, „such dir eine! Da haben nacher endlich einmal die andern ihr Ruh vor dir!"

Der Krispin verfärbte sich. Eine seiner stolzesten Lebensüberzeugungen war bei diesem Worte der Beda in Scherben gegangen. Und seine zärtliche Angel hatte den wirksamsten Köder verloren. Die Augen quollen ihm noch runder aus dem Gesicht heraus — und weil er die Beda noch immer musterte, von unten bis oben, von oben bis unten, fielen ihm die gelblichen Flecken auf, die der Saum ihres weißen Kleides bekommen hatte. Ohne sich etwas Besonderes dabei zu denken — nur so, wie ein bestürzter Mensch von irgendeiner gleichgültigen Sache redet — sagte der Krispin: „Heut mußt schon mit deim netten Röckerl durchs nasse Gras gangen sein!"

Die Beda schwieg. Doch ihr Blick und was sonst noch heiß in ihrem Gesichte sprach, ließ den Lahnegger eine Gefahr wittern und brachte ihm die Ahnung bei, daß er zufällig den Nagel auf einen empfindlichen Kopf getroffen hatte.

„Wo bist denn schon gwesen heut?"

Nun riß der Beda die Geduld. „Geht's dich ebbes an? Statt daß auf der Straßen die fremden Leut plagst, wär's gscheider, du tätst heimgehn und nach der Mutter schauen . . . und tätst net dem Toni die ganze Sorg allein auf der Seel lassen!"

Als der Krispin den Namen des Bruders hörte, der am Morgen durch das nasse Gras zum Fischen ans Altwasser der Wildach gewandert war, ging ihm nicht nur ein Licht, sondern gleich ein ganzes Feuer auf. Und die „Verwechslung" fiel ihm ein! Und daß ihm der Toni das so spitzig hingerieben hatte, gleich bei der ersten Begegnung! Und daß der erste Weg des Toni nicht heim zur Mutter, sondern auf einem Umwege zum Hause der Wildacherin gegangen war! Und noch ein paar andere Erinnerungen, von früher her, fuhren dem Krispin mit schwüler Helle durch den aufgerüttelten Verstand. Der Toni! Der eigene Bruder! An den er zuallerletzt gedacht hätte! Der war die Gefahr, die dem ungeduldigen Liebeshunger des Krispin den süßen Brotkorb in eine Höhe rückte, nach der es jetzt einen flinken und festen Sprung zu machen galt!

Er spreizte die Nasenlöcher auseinander und schnaufte schwül. Doch schweigend ging er ein paar Schritte neben der Beda her. Und wie ein gewandter Bergsteiger, der auf einer steilen Felswand ausgleitet, ohne Überlegung blitzschnell den sichersten Griff macht, so zuckte im Krispin Sagenbacher dieser jähen Gefahr gegenüber der hilfreichste Einfall auf.

„So so? Weißt es ebba schon, daß ich fürgestern in der Nacht den Dokter hab holen lassen müssen? Freilich für d' Mutter is mir gar nix z' viel. Aber der Dokter hat gschimpft, daß er mollastiert worden is für nix und wieder nix. Und d' Mutter is schon wieder kreuzfidel. Weil s' ihren Toni hat, weißt! Der is halt s' Mammiwuckerl! Und bloß vom Anschaun tät d' Mutter gsund werden. Schad, daß der Toni net lang bleiben kann. Aber der denkt sich halt: ich brauch auch mein Sach! Und wird sich tummeln, daß er bald wieder aussi kommt ins Unterland zu seiner Witib."

Die Beda kannte den Krispin Sagenbacher. Aber dieses ruhig und unaufdringlich gesprochene Wort von der Witib riß ihr doch in Schreck das Gesichtl herum.

Das schien der Krispin gar nicht zu bemerken. Gemütlich erzählte er von dem schönen Hof im Unterlande draußen, von Wald und Feld, von Ochsen und sechs Rossen, vom Glück des Toni und von der jungen, musperen Witib, die noch gesundes Holz beim Ofen hätte.

„Ganz narret soll sie's treiben mit'm Toni. Freilich, mir sagt er nix, der Herr Bruder . . . wir haben uns nie net recht vertragen. Aber so viel ich von der Mutter hör, haben die zwei schon alls in der Ordnung." Der Krispin lachte. „Hat's d' Mutter halt doch vom Himmel abigrissen! Den ganzen Winter hat s' die halben Nächt allweil ihre Heiligen angrufen, daß ebbes füreinand geht da draußt im Unterland! Meintwegen! Ich vergunn dem Toni 's Glück, das er macht. Und ehrlich: lieber is mir's auch, daß er mir weit von meiner Wirtschaft hockt! Aber no, wegen der Mutter wär's mir allweil recht, wenn er länger bleiben tät, statt daß er gleich wieder aussisaust zu seiner Witib."

Jetzt blinzelte Krispin unauffällig nach der Seite hin — und was er dabei gewahrte, das machte ihn leise schmunzeln. Er hatte wieder Veranlassung zu denken: „Der Gscheiter bleib halt allweil ich!"

Aber das ist das dunkle Schicksal aller klugen Menschen, daß sie, wenn sie am klügsten waren, immer in Gefahr sind, eine große Dummheit zu machen. Denn ein paar Minuten später bekam es der Krispin Sagenbacher bitter zu bereuen, daß er nach dem klugen Worte von der Witib nicht den Hut gezogen und den Heimweg angetreten hatte.

Doch er wollte seinen klugen Erfolg auskosten, der Hunger seines Blutes hielt ihn fest, und so blieb er unermüdlich schwatzend an Bedas Seite, als der Fußpfad vor der Parkmauer der herzoglichen Villa wieder auf den breiteren Fahrweg einbog. Aber was der Krispin jetzt auch redete — die Beda hörte das nimmer. In der Mitte des Weges schreitend, guckte sie immer gerade aus, mit blassem Gesicht, die Augen naß umflort, ein wehes Zucken in den Mundwinkeln. Und so taub war sie geworden, daß sie hinter sich die Hufschläge und den Räderlärm nicht hörte, auch nicht den lauten Warnungsruf des Herrn Kesselschmitt. Die Pferde hätten sie niedergestoßen, wenn nicht der Krispin Sagenbacher mit einem ehrlich erschrockenen „Mar' und Joseph!" als ihr Schutzengel hinzugesprungen wäre. Er riß das Mädel gegen die Mauer hin, umschlang es mit beiden Armen — und an dem Paar blitzte unter einem hoheitsvollen Zornworte des Herrn Kesselschmitt die geschlossene Kutsche vorüber, aus deren Fenster die Baroneß Zieblingen das ängstliche Runzelgesichtchen mit den treuen, schönen Augen herausstreckte.

Der Wagen bog in das offene Parktor ein — und der kluge Lahnegger tat, was er bereuen mußte. Denn als er dieses junge blühende Leben, nach dem er seit zwei Jahren hungerte, zwischen seinen Armen und Händen spürte, trug ihn alle Schlauheit seines Bauerngehirnes nicht über die sinnlos zitternde Dummheit seines Blutes hinüber.

Bleich erschrocken wehrte sich die Beda.

Und der Krispin bettelte: „Geh, Madle, sei gscheid . . . schau, so viel gern mag ich dich . . . und meiner Seel . . ."

Er wollte schon ein unkluges Heiratsversprechen beschwören. Aber da schlug ihm die Wildacher-Beda im Sonnenschein das Gebetbuch auf die Nase. Er taumelte, die Beda wurde frei, und als sie zwischen den Buchenstauden, die dem Parktor gegenüber waren, den Waldrauscher stehen sah, rief sie ihm zu: „Geh, sei so gut, Mensch, und bleib ein Stückl Weg bei mir . . . der Kerl da laßt mir kein Ruh net!"

In diesem Augenblicke machte der Krispin Sagenbacher die Wahrnehmung, daß die Welt sich drehen kann, auch wenn man nicht betrunken ist. Und als er halbwegs wieder zu Verstand kam, sah er sich allein auf der sonnschönen Straße.

Die erste Äußerung seines geklärten Bewußtseins war ein grimmiger Fluch. Dann spürte er etwas Warmes im Gesicht. Und als er hingriff, war es Blut. Erschrocken fühlte er nach der Dulle, die ihm der Toni vor fünfzehn Jahren ins Nasenbein geschlagen hatte. Dieser Schönheitsfehler erwies sich als unverschlimmert. Das Blut aber tropfte dem Krispin auf die neue Joppe herunter, auf das blütenweiße Hemd und auf die mit dem Bild einer Gemse verzierte Spange des gestickten Hosenträgers. Dieses Kunstwerk der Nadel war das Geschenk eines Mädels, das sich mit der trügerischen Hoffnung getragen hatte, Lahneggerbäuerin zu werden.

Mit langen Sprüngen rannte der Krispin zum Bache hinüber, schnupfte Wasser auf, bis das Blut gestillt war, und säuberte die rot betröpfelte Montur. Dann blieb er in der Sonne sitzen, um das Feuchte trocknen zu lassen. Und wie die Hefe im Nudelteig, so gärte die Reue in seinem bedrückten Gemüt. „Himi Bluatsakra! Jetzt hab ich alles verpatzt! Wo hab ich denn mein Verstand ghabt!" Er griff mit beiden Händen an seinen Kopf, als wäre er in Sorge, daß sein Verstand überhaupt nicht mehr da wäre. Doch weil er die Beda nicht mehr in greifbarer Nähe sah, erwies sein Gehirn sich wieder stärker als sein Blut. Er begann zu überlegen. Der Merk, der ihm über die Nase hergesaust war, hatte ihn nicht abgekühlt. Ganz im Gegenteil Das ist ein Naturgesetz: das Wasser im Bache muß abwärts laufen, und Hunger will sich stillen.

Über die Gefahr, die so unerwartet mit dem Toni erschienen war, beruhigte sich der Krispin Sagenbacher sehr schnell. Er pflegte die anderen minderwertigeren Menschen doch annähernd nach seiner eigenen Art zu beurteilen. Und drum rechnete er: der Toni wird die Beda nehmen wollen, aber heiraten wird er die Witib mit den sechs Rossen und mit allem, was sonst noch dazu gehört. Sechs Rosse läßt man doch nicht aus! Was so ein Kerl für ein Glück hat! Aber da wird es wohl auch noch ein Mittel geben, um die Sorge im Toni zu wecken, daß er solch ein sechsspänniges Glück verlieren könnte. Wie wär's denn, wenn man der verliebten Witib im Unterland draußen einen heimlichen Deut gäbe? Oder wenn man sonst was täte, was dem Toni ein bißchen Feuer unter den heimatlichen Boden legen würde?

„Fort muß er! Himi Bluatsakra!" Der Krispin bewegte energisch die Ellbogen, als wäre er inmitten eines dichten Menschengewühls und müßte sich Luft schaffen. „Und fort muß er! Und ehnder gib ich kein Ruh net!"

Aber — wenn der Toni nun wirklich fort war — wer würde dann der Beda diese verliebte Narretei aus dem hübschen Köpfl herausblasen? Der Lahnegger merkte: hier saß die Gefahr, die größere!

„Himi Sakra! Soll einer d' Weibsbilder verstehn! Da hat sich unser Herrgott bei der Erschaffung net auszeichnet!"

Es gibt auf der Welt einen Krispin Sagenbacher! Der ist der klügste unter allen Menschen! Und ist der schönste — nur mit einer kleinen Dulle im Nasenbein! Und ist der Hofbauer vom Lahnegg! Und da denkt so ein verdrehtes Frauenzimmer an einen andern!

„Mar' und Joseph! Was tu ich denn da?"

In seinem zärtlichen Gemüte nistete sich eine verzweifelte Stimmung ein, und die Hoffnungslosigkeit seiner süßen Wünsche begann ihn derart zu peinigen, daß er zitterte am ganzen Leib.

Und weil sein Hemd wieder trocken war, stand er vom Bachufer auf. Aber was tun jetzt? Heimgehen? Und dem „Sakramentskerl" begegnen, der dieses unbegreifliche Glück bei den Frauenzimmern hatte? Um Gottes willen nicht! Der Krispin kannte sich zu gut, um nicht vorauszusehen, daß eine solche Begegnung, jetzt in der ersten Hitze seines Zornes, nicht ohne schwere Kränkung einiger Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches ablaufen würde. Dadurch wäre alles nur schlechter gemacht, und der Krispin bekäme eine neue Dummheit zu bereuen. Nein, jetzt mußte er sich auf „schmalzige Feinheit" verlegen, wenn er was ausrichten wollte. Doch wie etwas ausrichten?

Im Bach sprang eine Forelle. Und das weckte im Krispin die Hoffnung, daß man den Toni beim Fischwildern vielleicht erwischt hätte? Aber die ganze herzogliche Jägerei war vollzählig in der Kirche gewesen.

Nun, kommt Zeit, kommt Rat, dachte der Krispin — das heißt, er dachte: Jetzt geh ich ins Wirtshaus, kaufe mir als Universalmittel gegen alle Seelenschmerzen einen gesunden Rausch, und wenn ich wieder nüchtern werde, dann wird mir schon etwas einfallen.

Herbstsonne.

Gemälde von Franz Simm.

Es fiel dem Krispin aber schon etwas ein, noch bevor er das Wirtshaus erreichte. —

Unter der gleichen Sonne, die den Leidensweg des Krispin Sagenbacher wärmte, stand die Beda mit blassem Gesicht vor dem kleinen Haus ihrer Großmutter und sah dem Waldrauscher nach, der sie heimbegleitet hatte, nun seiner Wege ging, doch auf der Straße immer wieder stehenblieb, zum Walde der Sonnleite hinaufspähte und mit sich selber schwatzte.

„Der muß ebbes haben!"

So erregt und wirr im Kopfe hatte Beda den sonst so ruhigen und immer heiteren Greis noch nie gesehen. Und das Singen schien er völlig verlernt zu haben? Während des ganzen Weges war ihm keins von seinen kleinen Liedern eingefallen. Nur immer geredet hatte er, auf eine dunkle, wunderliche Art. Und vor dem Zaun hatte er die Beda bei der Hand genommen, und mit einem Lachen, das ihr weh tat in den Ohren, hatte er geflüstert: „Madle! Der Wald wird rauschig! Da mußt dich vor'm Mondschein hüten!"

Vor Jahren, als die Beda aufhörte, ein Kind zu sein, und anfing, ein Mädel zu werden, nach dem sich die Burschen umguckten, da war es ein tägliches Wort der Wildacherin gewesen, die Beda vor dem Mondschein zu warnen. Doch seit drei Jahren, seit die Großmutter merkte, wie gerade und verläßlich die Beda sich auswuchs, hielt sie das Warnen für überflüssig. Und da kam nun der Waldrauscher — und warnte!

„Mondschein?"

Was wußte der Waldrauscher von der bestraften Torheit ihrer Mutter? Und was wußte er von ihrer eigenen Torheit, die sie seit ihrer Kinderzeit in sich verschlossen trug? Hatte der Alte mit seinen Brunnenaugen einen Blick in alle heimlichen Tiefen ihrer Seele getan? Und hatte sie denn eine Warnung nötig? War für sie nicht schon das Schicksal ihrer Mutter Warnung genug? Dieses Menschenglück einer Mondscheinnacht, das dem Glück einer Fliege glich, die eine Stunde lieben darf und daran sterben muß?

Während sie noch immer hinüberblickte zu den Hecken, hinter denen der Waldrauscher verschwunden war, irrte ein wehes Lächeln um ihren blassen Mund. So gut wie heute hatte sie das Elend ihrer Mutter noch nie verstanden — und nie noch hatte sie so klar empfunden, daß gegen Wege, die man gehen muß, kein Warnen hilft, keine Mutterangst, kein Lebensschreck, kein Kirchenwort und kein Gotteszorn. Und da fiel ihr plötzlich ein Liedchen ein, das sie vor Jahren einmal den Waldrauscher hatte singen hören, und das sie nie begriffen hatte:

„Und a Fluach und a Segen,
Und a Sünd und a Buaß,
Und nix is a Mögen,
Und alls is a Muaß!"

Schwer atmend sah die Beda zum Himmel hinauf. Da droben lachte die Sonne des ersten Junitages.

„So ein bißl Sonn wär gnug! Und gar kein Mondschein tät's brauchen! Bloß ein guts Wörtl von dem einzigen, den ich mag!"

Und dieser Einzige — dem ihr junges Leben widerwillig und doch in Sehnsucht angehörte seit der Stunde, da er sie mit grober Faust vor die nackte Brust gestoßen und ihr eine reine, lachende Kinderfreude verwandelt hatte in einen häßlichen Schreck der Mädchenscham — dieser Einzige saust vielleicht schon morgen wieder davon, hinaus ins Unterland zu seiner Witib! Weil die Witib sechs teure Rosse hat — und sonst noch mancherlei, was billig ist!

Aus dem Hause kam der weiße Spitz gesprungen und tollte in einem kläffenden Paroxismus von Zärtlichkeit um die Beda herum. Heute vergaß sie, das Tier zu liebkosen, wie sie es sonst immer bei der Heimkehr tat.

Und als sie in die Stube kam, hatte die Wildacherin beim Anblick ihrer Enkelin alle Ursach, um zu jammern: „Jesses, Madle, wie schaust denn schon wieder aus! Was hast denn schon wieder?"

Beda legte das Gebetbuch auf den Tisch und nahm das Hütchen herunter. „Kann sein, daß mir die Kirch ein bißl z'lang worden is."

„Natürlich, hat er schon wieder so ein Endstrumm predigen müssen, bis die frömmsten Leut ein schwachen Magen kriegen! . . . Komm her, ich gib dir ein Glasl!"

Geduldig schluckte Beda den Heidelbeerwein und beteuerte dann, daß ihr schon wieder so gut und frisch wäre wie einem Fisch im Wasser.

Während die Wildacherin kochen ging, vertauschte Beda ihren gestärkten Sonntagsstaat mit dem Hauskleid und machte sich, um die Wochenarbeit für die sechs Tage zu sortieren, über die große Handschuhschachtel her, die der Postbote am verwichenen Abend gebracht hatte. Das war nicht Arbeit, nur Vorbereitung, die man am Sonntag erledigen durfte. Während sie das für die Maschine zugerichtete Leder prüfte, hörte sie droben über der Decke einen ruhelosen Schritt.

„Den muß auch ebbes umeinand treiben!"

Dann hoffte sie, daß Ambros musizieren würde. Ein schöner Klang hätte ihr wohlgetan. Doch der „unsinnige Kasten" blieb schweigsam. Immer nur der ruhelose Schritt da droben.

Um elf Uhr deckte die Wildacherin zum Essen. Und während der kurzen Mahlzeit hörte Beda die lange Geschichte von der „ausgesuchten Ehr'", die dem Wildacherhause durch den Besuch der herzoglichen Kutsche widerfahren wäre.

„So?" sagte die Beda. Dabei dachte sie: der Toni und der Herr Ingenieur, die beiden sind doch alte, gute Freunde; und der erste Weg des Toni ist zum Brosi gegangen; und Freunde sprechen sich gerne miteinander aus; und wer an eine Witib mit sechs Rossen denkt, verschweigt doch so was nicht vor seinem besten Freunde; der Krispin, freilich, der hat die Geschichte von der Witib so hergeredet wie ein gedankenloser Christ den Glauben an Gott — da kann es wahr sein oder nicht — denn der Krispin, der lügt doch schon, wenn er schnauft; aber wenn an der Witib was Wahres wäre, dann müßte doch Tonis bester Freund was wissen davon; und von einem Menschen, der was weiß, ist immer was zu erfahren.

Die Wildacherin unterbrach ihre Schilderung des vornehmen Herrn Kesselschmitt. „Heut schmeckt's dir aber gar net?"

„Vergeltsgott, Ahnl! Ich hab schon gnug . . . und ich schau lieber, daß der Herr Lutz sein Sach kriegt."

Sie ging in den Garten, um unter dem großen Apfelbaum den Tisch für Ambros zu decken, der an Feiertagen die überfüllte Wirtsstube gerne mied. Dann lief sie mit dem Schüsselkorb hinüber zum oberen Wirt und holte das Essen. Bis die Speisen die paar hundert Schritte über die Straße herüberkamen, kühlten sie immer ein bißchen aus und mußten wieder gewärmt werden.

Während die Wildacherin dieses Geschäft besorgte, setzte sich die Beda mit einer Näharbeit zu ihr in die Küche.

Ambros kam über die Stiege herunter, und die Wildacherin trug ihm die Suppe in den Garten hinaus. Als sie wieder in die Küche kam, sagte sie: „Heut is er so viel gspaßig, der Herr Inschenier! Allweil schaut er umeinand, ich weiß net wie! Und hören tut er bloß halb."

Die Beda hielt das Gesicht über die Näherei gebeugt und stichelte mit flinker Hand. „Es wird ihm halt auch ein bißl im Kopf umeinand gehn . . . was er hören hat müssen . . . von seinem besten Freund!"

„Wie? Was?"

„Auf'm Kirchgang haben mir's d' Leut verzählt, daß der junge Sagenbacher aussi heiret ins Unterland."

„So?"

„D' Leut sagen, zu einer Witib tät er einiheireten, die viel Sach hat."

„Meintwegen. Was geht denn uns der Sagenbacher an!"

„No, schad is allweil, daß wieder ein richtiger Mensch aussi heiret aus'm Dorf! . . . Es tät mich scho: verintressieren, ob's wahr is. Geh, Ahnl, frag den Herrn Lutz ein bißl aus!"

Die Wildacherin trug das kleine Backhehndl mit dem Kopfsalat in den Garten und blieb lange draußen. Wie dann in den Flur hereinkam, fragte Beda gleich: „Weiß er ebbes?“

„Ja. Von der Witib muß ihm der Sagenbacher schon was verraten haben.“

Die Beda schluckte. „Was hat er denn gsagt, der Herr Lutz?“

„Sie sind aber neugierig!“ hat er gsagt. „Und glacht hat er. No, da wird's schon wahr sein! Aber was geht's uns an?“

In der matten Helle, die durch das kleine Küchenfenster fiel, konnte die Wildacherin nicht sehen, wie bleich die Beda wurde. Sie sah nur, wie tief das Mädel sich über die Arbeit beugte, und drum sagte sie: „Geh, verdirbst dir ja d' Augen! Mach lieber eini in d' Stuben! Da hast ein richtigs Licht! . . . Magst net aussi zum Herrn Inschenier?“

Die Beda schüttelte stumm den Kopf, stand auf und ging in die Stube. Als wäre sie einen weiten, beschwerlichen Weg gelaufen, der all ihre Kräfte erschöpft hatte, so müde fiel sie in der Stube auf die Bank und lehnte mit geschlossenen Augen den Kopf gegen das Fenster, durch das die schöne Sonne hereinleuchtete.

Sie war ein kluges Mädel, die Beda. Und hätte sie mit dem Harten, das ihr Herz bedrückte, nur ein bißchen lachen können, so wäre ihr diese schwere Stunde leicht gewesen, und sie hätte lachen können, statt daß ihr die Tropfen durch die geschlossenen Lider quollen. Aber die Beda war bei all ihrem gesunden Verstande doch auch ein richtiges Menschenkind. Und für uns Menschen kommen die bittersten Lebensängste immer von Gespenstern, die gar nicht existieren, oder von Dingen, die in Wahrheit ganz anders sind, als wir vermuten.

Droben in der Giebelstube fing der „unsinnige Kasten“ zu klingen an. Und aufatmend dachte die Beda: Gott sei Lob und Dank, daß ich grad jetzt ebbes Schöns zum Hören krieg!

Aber das wurde gar nicht schön. Es begann mit einem tiefen Tone, kletterte langsam hinauf bis zum höchsten Klang und wanderte wieder hinunter in die brummende Tiefe, ein paar Dutzendmal hintereinander, erst gemächlich, dann immer schneller, bis es ein perlendes Gewirbel wurde. So ging's eine halbe Stunde immer zu — Skalen und Fingerübungen in allen Tonarten — und das wurde schließlich für das gequälte Köpfl der Beda solch eine Marter, daß sie die Näherei hinter den Tisch warf und mit dem lustig bellenden Sully verstört hinausrannte in den schönen Tag.

Sie war schon weit vom Hause weg, drüben auf der Sonnleite in dem alten Walde, dessen hundertjährige Fichten an allen Wipfeltrieben winzige, blutrote Knospen hatten — und noch immer hörte sie durch die stillen, sonnigen Lüfte herüber dieses monotone Klopfen: Tattera tatata . . .

Zwei Stunden klang das noch immer so weiter. Doch endlich schwieg diese böse Musik, von der auch die Wildacherin meinte: „Heut tut er, als ob er's erst lernen müßt!“

(Fortsetzung folgt.)

„Frau Rat“ als Hausfrau.

Zum 13. September, dem hundertsten Todestage der Mutter Goethes. Von Adolf Heilborn.

In einem Brief an Frau von Stein charakterisiert sich die Mutter einmal treffend folgendermaßen: „Ich habe Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist — weß Standes, alters und Geschlecht sie auch geweßen ist — Ich habe die Menschen lieb — und das fühlt alt und jung gehe ohne pretention durch die Welt und das behagt allen Evens Söhnen und Töchtern — bemoralisiere niemand — suche immer die gute Seite zuspähen — überlaße die schlimme dem der den Teufel schuie und der es am besten versteht, die scharffen Ecken abzuschleifen, und bey dieser Medote befinde ich mich glücklich und vergnügt.“

Ein feiner, schicklicher Ordnungssinn, auf seelischem Gleichgewicht begründete, jedem Phlegma fremde Ruhe, die glückliche Gabe, jeder Sache die gute Seite abzugewinnen, das sind eigentlichen Charaktereigenheiten der Frau Rat Goethe, die zugleich als das Ideal einer deutschen Hausfrau erscheinen lassen. „Das ist mir eine Frau! Sie ist die Zierde des Geschlechts!“ ruft Wieland aus, und Goethe selbst hat innerlich niemals unbeschäftigten, in ihrer Art höchst „tätigen“ Mutter in Götzens Gemahlin Elisabeth und Hermanns „guter, verständiger“ Mutter ein poetisches Denkmal gesetzt.

Es ist eigentlich merkwürdig, wie die nachmalige Frau Rat als junges Mädchen und Tochter des Stadtschultheißen Textor in den Schilderungen ihrer Verwandten und Freundinnen eigentlich anders geartet entgegentritt. Zwar war ihr schon der lebendige Geist, der heitere Sinn, die „Natur“, wie Goethe sagt, und tiefe Frömmigkeit zu eigen, aber sie hatte damals eine ausgesprochene Abneigung gegen jede häusliche Betätigung und eine ebenso ausgesprochene Liebe für Putz und schöne Kleider, so daß die Geschwister Lieste nicht anders als „Schwester Prinzessin“ nannten. Und noch hinzu — woran die Hauptschuld freilich jene Anschauungen tragen, die man damals ganz allgemein über die Erziehung der Mädchen bürgerlichen Standes hatte —, daß Elisabeth Textor nicht gerade mit vielen Kenntnissen beschwert war. Außer lesen und schreiben — und sie schreibt später ihre so lebendigen Briefe (wohl dank dem Schreibunterricht ihres Gatten) mit einer wunderbar gleichmäßigen, charaktervollen Handschrift — hat sie kaum etwas Tüchtiges gelernt. Mit dem Rechnen schon haperte es bei der nachmals so guten Rechnerin, und mit der Orthographie, überhaupt dem Schmerzenskinde jener Tage, war es fast noch übler bestellt. Frau Rat hat sich dann später ein originelles, wir würden heute sagen: „phonetisches“ System zurechtgemacht und schreibt so in der drolligen Frankfurter Mundart: Pradiodißmuß (Patriotismus), Amelemang (Ameublement), Regiser (Regisseur), Pupplicom (Publikum), Argief (Archiv), Hembter (Hemden), büßquüttiger (Biskuits), Mein Bestes Louisigen und Julgen (Louischen, Julchen), Nankinet (Nanking), die klassischen Schriftsteller Horatz, Lisius usw. Ihrem Enkel Augst (August) schreibt sie mit Bezug auf diese Erziehung: „Auch schäme ich mich nicht zu bekennen, daß du mehr von diesen Sachen die von so großem Nutzen sind weißt als die Großmutter — wenn ich so gerne schriebe wie du; so könte ich dir erzählen wie elend die Kinder zu der Zeit meiner Jugend erzogen wurden — dancke du Gott und deinen Lieben Eltern die dich alles nützliche und schöne so gründlich sehen und beurteilen lernen — daß andere, die dieses Glück der Erziehung nicht haben im 30 Jahr noch alles vor Unwißenheit anstaunen, wie die Kuh ein neues Thor . . .“

Das siebzehnjährige Mädchen wurde im Jahre 1748 dem einundzwanzig Jahre älteren, kenntnisreichen, aber auch pedantischen Kaiserlichen Rat Johann Kaspar Goethe vermählt. Wurde diese Vernunftehe — denn von einer tieferen Neigung der starker Leidenschaft fähigen Elisabeth zu dem so viel älteren, lehrhaften Manne kann gewiß nicht gesprochen werden — in der Folge zu einem glücklichen Bunde, so fehlte es doch auch nicht, wie wir aus „Dichtung und Wahrheit“ wissen, an mancherlei Mißstimmung, und zwischen dem Gatten und den Kindern, ihrem ganzen Naturell und ihren jugendlichen Jahren

Gute L

Gemälde

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

erhaltung.

Emil Rau.

nach diesen herzlich weit näherstehend, die unermüdliche Mittlerin machend, wuchs Frau Rat zu jener hausmütterlichen Gestalt heran, die für alle Zeiten ein Vorbild sein wird. Das Wort Hausmutter charakterisiert „Frau Aja" noch weit besser als der enger zu fassende Begriff Hausfrau. Denn es liegt über allem, was sie tut, etwas mütterlich Sorgendes, und wie zu einer Mutter zieht es jeden, wer immer auch einmal des Umganges der Frau Rat teilhaftig wurde. Lavater, Herder, Merck, Wieland, Kestner und wie die Freunde Goethes alle heißen, ja, selbst die Herzogin Amalie von Weimar, sie reden Frau Rat in ihren Briefen „Liebe Mutter" an, und Sohn und Tochter nennt Frau Aja jene wiederum in ihren Schreiben. Es war ihr die seltene Gabe eigen, mit der Jugend sich jung, mit den Kindern als Kind zu fühlen, und etwas Köstlicheres als die Briefe Frau Ajas an ihre Enkelkinder ist gar nicht erfindbar. Im Gegensatz zu ihrem gestrengen Gatten hielt sie Güte und Liebe für das Wichtigste in der Kindererziehung. Ein charakteristisches Beispiel für die beiden verschiedenen Methoden hat uns Goethe in „Dichtung und Wahrheit" mitgeteilt. Der Vater wollte seinen Kindern das Gruseln abgewöhnen, das sie beim Alleinschlafen empfanden. Er stellte sich ihnen deshalb, wenn sie sich sacht aus den Betten schleichen wollten, „in umgewandtem Schlafrock und also für uns verkleidet genug" in den Weg und schreckte sie ins Schlafzimmer zurück. „Meine Mutter, stets heiter und froh und anderen das gleiche gönnend, erfand eine bessere pädagogische Auskunft. Sie wußte ihren Zweck durch Belohnungen zu erreichen. Es war die Zeit der Pfirschen, deren reichlichen Genuß sie uns jeden Morgen versprach, wenn wir nachts die Furcht überwunden hätten. Es gelang, und beide Teile waren zufrieden." In einem Brief an Goethe spricht sich Frau Rat einmal sehr bestimmt und mit einem pädagogischen Feingefühl, das uns in Erstaunen setzt, über unpassendes Kinderspielzeug aus. Goethe hatte die Mutter gebeten, ihm für sein Söhnchen August eine kleine — Guillotine (!) als Spielzeug in Frankfurt zu kaufen. Darauf antwortet Frau Rat am 23. Dezember 1793: „Lieber Sohn! Alles was ich dir zu gefallen thun kan, geschieht gern und macht mir selbst Freude — aber eine solche infame Mordmaschine zu kaufen — das thue ich um keinen preiß — wäre ich Obrigkeit die Verfertiger hätten an Halseißen gemußt — und die Maschine hätte ich durch den Schinder offendtlich verbrennen laßen — was! die Jugendt mit so etwas abscheuliches spielen zu laßen — ihnen Mord und Blutvergießen als einen Zeitvertreib in die Hände geben — nein da wird nichts draus." Man weiß wirklich nicht, worüber man sich mehr wundern, was man hier mehr bewundern soll: den seltsamen Geschmack Goethes oder die prächtige Entrüstung und den feinen pädagogischen Takt der Frau Rat.

Wie Kinder ihr ganzes Leben lang die Erinnerung an das bewunderungswürdige Verständnis Frau Ajas für gesundes, kindliches Empfinden, die Erinnerung an glücklich verlebte Stunden im Hause der Frau Rat bewahrten, dafür sind uns die Königin Luise von Preußen und ihre Schwester, die Königin Friederike von Hannover, ein rührendes Beispiel. So oft die beiden Schwestern nach Frankfurt oder in dessen Nähe kamen, suchten sie Frau Rat auf oder ließen sie zu sich holen und wußten gar nicht, was sie ihr für Freude antun sollten, und sie bekannten vielmals, daß sie erst um der Verehrung der Mutter willen die Dichtungen des Sohnes sich vertraut machten. Was waren das aber auch für glückliche Tage, welche die früh verwaisten mecklenburgischen, damals vierzehn und zwölf Jahre alten Prinzessinnen und ihr elfjähriger Bruder Georg im Hause der Frau Aja verlebten! „Von einer steifen Hoff-Etikette waren Sie da in voller Freyheit — Tanzendt — sangen und sprangen den ganzen Tag — alle Mittag kamen Sie mit 3 Gabeln bewaffnet an meinen kleinen Tisch — gabelten alles was Ihnen vorkam — es schmeckte herrlich — nach Tisch spielte die jetzige Königin (der Brief ist 1806 an Goethe nach Karlsbad gerichtet) auf dem piano forte und der Printz und ich waltzen (d. h. tanzten Walzer) — hernach mußte ich Ihnen von den vorigen Krönungen erzählen, auch Mährgen . . ." Und wie wußte sich Frau Rat mit einem Schlage die Herzen der drei Fürstenkinder gleich bei deren Ankunft zu erobern! Die Kinder hatten, während sich Frau Rat noch mit der Hofdame unterhielt, im Hofe des Goetheschen Hauses den originellen Brunnen entdeckt. Prinzessin Luise bat nun jubelnd Frau Rat um die sogleich gewährte Erlaubnis, einmal „Wasser zu pumpen". Alsbald stürmten trotz des Einspruchs der Hofmeisterin die Kinder die Treppe hinunter und „pumpten nach Herzenslust". Frau Rat aber wußte die entrüstete Hofmeisterin nicht anders zu beruhigen, als daß sie sie — ins Zimmer einsperrte.

Genug von dem Mütterlichen in Frau Rats idealer Frauengestalt, lernen wir nun auch das eigentlich Hausfrauliche ihres Wesens näher kennen. Nur sei hier noch eingefügt, wie sie zu dem von ihr so gern gehörten Namen „Frau Aja" kam, von dem sie dann in ihrer originellen Weise das Tätigkeitswort: „ajaen" bildete — „Frau Aja, Ajate das kanst du leicht dencken, doch alles hübsch mit Maß und Ziel — Sie wird ja einmahl gescheid werden", berichtet sie an den Sohn über einen Besuch des jugendlichen Erbprinzen von Weimar, und Wieland wünscht sich denn auch einmal eine „Kritik in Frau Ajas Manier". In „Wahrheit und Dichtung" erzählt Goethe von einem Besuche der beiden Grafen Stolberg und des Grafen Haugwitz im Goethehause zu Frankfurt. Nach der Mutter der vier Haimonskinder (in dem alten deutschen Volksbuche) nannten die vier Zecher da einmal, als die ähnliche Situation*) es ergab — man lese einmal die ergötzliche Stelle im 18. Buche von „Dichtung und Wahrheit" nach — Frau Rat Goethe, die den „nach poetischem Tyrannenblut Lechzenden" aus dem Keller einen alten, edlen Wein holte, ihn in geschliffener Flasche auf den Tisch setzte und mit ganz prächtigem Humor dazu rief: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt Euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!"

„Sey eine gute Gattin und deutsche Haußfrau; so wird deine innere Ruhe, den Frieden deiner Seele nichts stöhren können", gratuliert Frau Rat der Enkelin Louise Schlosser zur Verlobung, und an Goethes nachmalige Gattin Christiane schreibt sie: „Sind Sie meine Liebe arbeitsam — sorgsam — wirtschaftlich — damit wenn der Häschelhans zu rück kommt (Goethe war in der Schweiz) Er Kammern und Speicher angefülle von allem guten vorfinden wird — nehmen Sie auch davor meinen besten Danck — denn ein wirthschaftliches Weib — ist das edelste Geschenk vor einen Biedermann — da das Gegenteil alles zerrüttet und Unglück und Jammer über die gantze Familie verbreitet." — Christianes Hausfrauentugenden sind es vornehmlich, die Frau Rat von vornherein für sie einnehmen. Hausfrauensorgen mancherlei Art werden in zahlreichen Briefen von Frankfurt nach Weimar (und umgekehrt) erörtert. Frau Rat steuert, was sie nur Gutes und Praktisches erdenken kann, zum Haushalt des Sohnes bei. Bald schickt sie „Türkisch Korn" (Mais), Kastanien, eine „Noble Quantität", weil sie so gut geraten sind, eingemachte Früchte, Wein und „bon bon", bald „Bettzwilch", ein „Tafelgedeck", Sacktücher, und zwar gleich „fis und fertig": „ich laße sie auch nehnen — zeichnen — und waschen — da kanst du sie gleich bey ihrer Ankunft brauchen," usf. Einmal sendet sie dem Sohne „Nankinet zu Beinkleider und Weste so gut als du ihn Ehlen weiß (ellenweise) nicht zu kaufen bekomst — nur darann muß du dich nicht stossen, daß es ein überrock von mir war — wenn alles gemacht ist — wirds ihm wohl niemand ansehn was es vorher war", und als ein andermal Christiane mit einem Sommerhut „von der

* Goethen selbst war die in Frage stehende Szene aus der alten Historie, einem Lieblingsbuche seiner Jugend, da er jene ganz ähnliche Szene in „Dichtung und Wahrheit" in hohem Alter niederschrieb, offenbar nicht gegenwärtig, und so gab er eine mehr als gezwungene Erklärung des Namens Aja.

Saison" bedacht wird, folgt, „da er ein sehr festliches hat, mit kommendem Postwagen noch ein geringerer ob alle Tage zu tragen nach". Ebenso charakteristisch haushälterischen Sinn Frau Rats ist auch folgende e: „Wenn mann keine große Garderobe hat; so bin vor ein Kleid portirt das mann Winter und Sommer an — deß wegen habe ich Ihnen noch nie etwas von geschickt."

nicht nur Goethe und Christiane haben alle Augen- wirtschaftliches Anliegen an die Mutter: der ganze s trägt Frau Rat des öfteren „Commisiohnen" auf. z. B. Wieland einen Bratenwender besorgt haben, Rat will ihn gern besorgen: „nur muß erinnern, daß Ding 25 biß 30 gulden komt, ferner daß vors zer- der Feder kein Mensch was kan." Da wird der Amalie ein „neumodischer Lüster" gesandt, der „mit t und allem ohngefähr 40 f schlecht Geld kommen nd also „der preiß wegen der nutzbarkeit auch nicht r erscheint" usf.; ein andermal schreibt die Herzogin liebste Frau Asa" um „einige Proben von Zitzen für nd Kanapee und zugleich die Preise" usw.

Frau Asa nach dem Tode des Gatten auf Anraten es das Haus am Hirschgraben verkaufen will, läßt orerit durch einen „braven Werckmeister" abtaxieren, die Weine im Keller von mehreren probieren: „da albe keinen Sommer macht, und ich immer hofe noch bekommen", läßt sie auch das Gerümpel versteigern, Tapeten im neuen Hauß umsonst zu haben". In Brief an den Sohn werden die Einzelheiten des — „es ist das erstemahl in meinem Leben, daß ich einziehe, ich bin im größten wirr warr" — der richtung usf. besprochen. Die neue Wohnung, Frau t sie ein „niedliches logiegen", hat „3 gar schöne von denen eine als Mädchenzimmer dient, „ferner schöner geräumiger Vorplatz hinter den Zimmern wo Schränke stehn — eine schöne helle Küche — alles Platz, auch noch Speißekammer — Holtzplatz — die Treppe nicht zu steigen brauche, als wenn ich „Was nun die zwey Stiegen betrieft," bekennt in einem andern Briefe, „so war das nun gerade meinem Plane — allein ich überlegte, daß ich in aus die Treppe mehr zu steigen habe, indem Kleider — — Porzelain und der gleichen alle obenauf sind — , daß Frau Asa nicht herumläuft — sondern wenn eht nur einmahl im Tag die nun an sich gute Treppe hat."

anspruchslos hiernach Frau Rat bezüglich ihrer war, so einfach war sie auch in ihrer Kleidung. n uns überlieferten bildlichen Darstellungen trägt t nur eine Haube in der Zeitmanier. Wie aber erliche" Kopfputz gelegentlich aussah, davon weiß Brentano ergötzlich zu berichten. Frau v. Staël Goethes Mutter kennen lernen, und Frau Rat, der ihrem Sohne) die prätentiöse und preziöse Französin, benbuhlerin" Napoleons, alles andere als sympathisch te sich der als Corinna gekleideten Schriftstellerin mit den Worten vor: „Je suis la mère de Goethe" „Die Mutter hatte sich," erzählt Bettina, „ob aus Ironie oder aus Übermut, wunderbar geschmückt, aber mit deutscher Laune, nicht französischem Geschmack; ich muß dir sagen, daß, wenn ich die Mutter ansah, mit ihren drei Federn auf dem Kopf, die nach drei verschiedenen Seiten hinschwankten, eine rote, eine weiße und eine blaue — die französischen Nationalfarben, die aus einem Feld von Sonnenblumen emporstiegen — so klopfte mir das Herz vor Lust und Erwartung." Die Staël war denn auch „über den wunderbaren Putz und das Ansehen" der Mutter Goethes nicht schlecht erstaunt. Frau Rat murmelte bei der weiteren Vorstellung mit feierlichen Verbeugungen und Fächerspiel einen französischen — Neujahrswunsch zwischen den Zähnen; „kurz, ich glaube, die Audienz war vollkommen und gab einen schönen Beweis von der deutschen Grandezza", schließt Bettina. Neben einem goldenen Halsschmuck, den die Königin Luise in dankbarer Erinnerung an den Kinderbesuch in Frankfurt der Frau Rat geschenkt hatte, einigen kostbaren Tabatieren, gleichfalls Geschenken dankbarer Verehrer, waren selbstgeklöppelte Brabanter Spitzen der Hauptstaat Frau Asas. Das Spitzenklöppeln hatte sie noch in späten Jahren erlernt, und es wurde zu einer ihrer Lieblingsbeschäftigungen. Voll Stolz schreibt sie an Corneliens Tochter Luise Nicolovius bei der Geburt des Urenkelkindes: „Hier komt das Machwerk der Urgroßmutter. Tausend gegen eins gewettet bin ich die erste Urgroßmutter die die Spitzen an ihres Urenckels Kinds Zeug geklöppelt hat — und zwar wie der Augenschein darthut nicht etwann lirum larum sondern ein sehr schönes Brabanter Muster." . . .

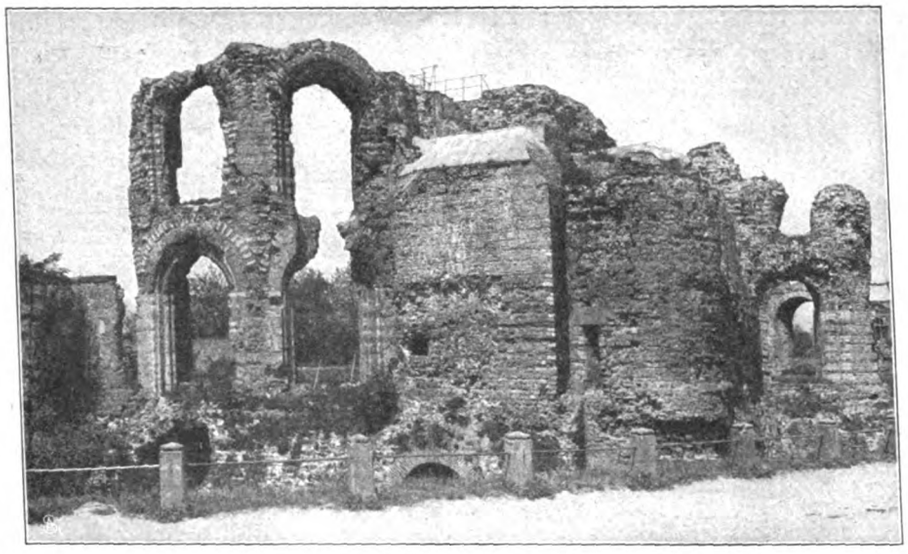
„Sey eine deutsche Haußfrau", schrieb Frau Rat bei der Verlobung eben dieser Enkelin Luise. Von ihrem schönen Patriotismus legen viele Briefe beredtes Zeugnis ab. Immer wieder mahnt sie den Sohn, seine Werke in deutschen Lettern drucken zu lassen, damit auch die geringeren Leute solche Bücher lesen können. „Sollen denn nur Leute von Stand aufgeklärt werden? soll den der geringre von allem guten ausgeschloßen seyn?" heißt es einmal, und treffend charakterisiert Frau Rat für ihre Zeit den Unterschied zwischen lateinischen und deutschen Lettern. „Sie (d. h. die lateinischen) sind wie ein Lustgarten der Aristokraten gehört wo niemandt als Nobeleße — und Leute mit Stern und Bändern hineindürfen — unsere deusche Buchstaben sind wie der Prater in Winn (Wien) wo der Kayser Josephs drüber schreiben ließe Vor alle Menschen" usf. „Halte fest an deuschem Sinn", schreibt sie Weihnachten 1807 an Christiane, „deuschen Buchstaben den wenn das Ding so fortgeht; so wird in 50 Jahren kein deusch mehr weder geredet noch geschrieben" und, den Sohn anredend, fährt sie fort: „Du und Schiller Ihr seid hernach Classische Schrieftsteller . . . was werden alsdann die Professoren Euch zergliedern — auslegen — und der Jugend einpleuen — darum so lang es geht — deusch, deusch geredet — geschrieben und gedruckt." Das Schicksal, klassische Schriftsteller im Sinne der Frau Rat zu werden, ist Goethe und Schiller auch trotz der deutschen Lettern nicht erspart geblieben.

„Das ist mir eine Frau! Sie ist die Zierde ihres Geschlechts!" schließen wir mit Wielands Worten.

Der Kaiserpalast zu Trier.

Eine architektonische Plauderei von Regierungs- und Baurat A. v. Behr.

den letzten Monaten ist wiederholt in den Zeitungen die amkeit der Leser nach Trier gelenkt worden, durch antastischen Plan, der nichts Geringeres bezweckte, als wischen Imperatorenpalast dort wieder aufzubauen. ten Leser werden wohl zum erstenmal dadurch von rhandensein der Ruine eines solchen Palastes in Trier s erhalten haben, und die es schon wußten, haben den Kopf darüber geschüttelt als über etwas ganz Unglaubliches. Ist es doch in Trier selbst vielen so ergangen, die wohl die malerische Ruine an der Ecke der zwei schönsten Promenaden Triers, der Ostallee und der Südallee oder Kaiserstraße, kannten, aber über die Bedeutung der Ruine sich nicht klar waren. Früher hießen die hochragenden Mauerreste mit den gewaltigen rundbogigen Fensteröffnungen, die so schön von der Abendsonne

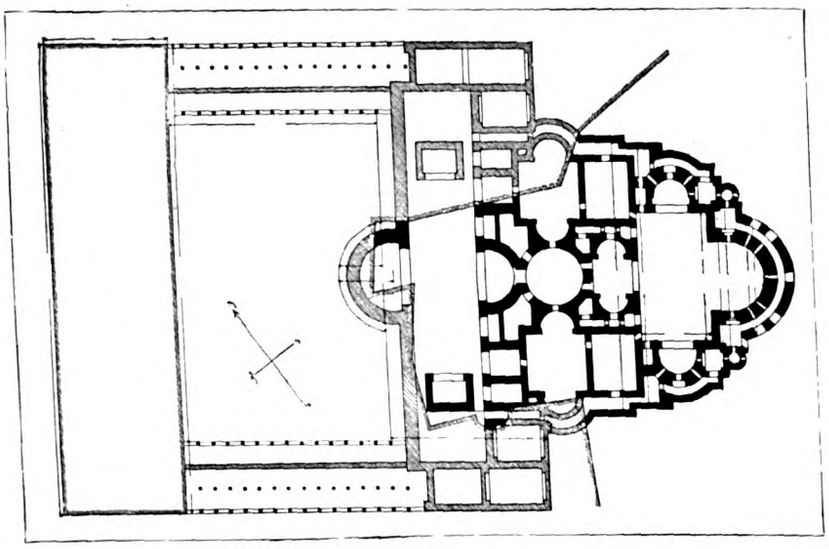


Ruine des römischen Kaiserpalastes in Trier.

bestrahlt in leuchtendem Rot der wilden Weinranken schimmerten, „die Thermen", weil man darin Heizanlagen gefunden hatte. Bei Römerbauten kannte man aber in den südlichen Ländern solche Anlagen nur bei den Bädern. Erst als man an der gleichen Südallee unweit der Mosel eine ebenso bedeutende Bauanlage durch Ausgrabung freilegte, die in seltener Vollständigkeit alle den bekannten Thermenbauten eigentümlichen Anordnungen und technischen Besonderheiten erkennen ließ, so daß diese unzweifelhaft als Bäderpalast bezeichnet werden mußte, suchte man für jene altbekannten Ruinen an der Ostallee eine andere Deutung und fand sie schließlich unbestritten in ihrer Bestimmung als vornehmstes Staatsgebäude des alten Rom in der gallischen Provinz — als den Palast des Imperators. Das war in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als der Architekt Chr. W. Schmidt seine sehr gründlichen und verdienstvollen Untersuchungen, unterstützt von der um die Stadt und den Bezirk Trier hochverdienten „Gesellschaft für nützliche Forschungen", an den römischen Ruinen Triers unternahm.

Es ist nun eine ganz eigentümliche Erscheinung, daß diese so außerordentlich wichtige Entdeckung, denn als solche muß doch die Auffindung des einzigen römischen Kaiserpalastes auf deutschem Boden bezeichnet werden, in ihrer Bedeutung einerseits in geschichtlicher Hinsicht, andererseits für die Kunstgeschichte und die Architektur damals fast gar keine Würdigung in den berufenen Kreisen gefunden hat. Wohl sind wiederholt bei festlichen Anlässen schöne und klangvolle Worte über den historischen Boden Triers gesprochen, und man hat die Geister der Weltgeschichte heraufbeschworen, aber eine ernste und gründliche Untersuchung dieser bedeutenden Frage, die durch Chr. W. Schmidt einmal aufgeworfen war, unterblieb.

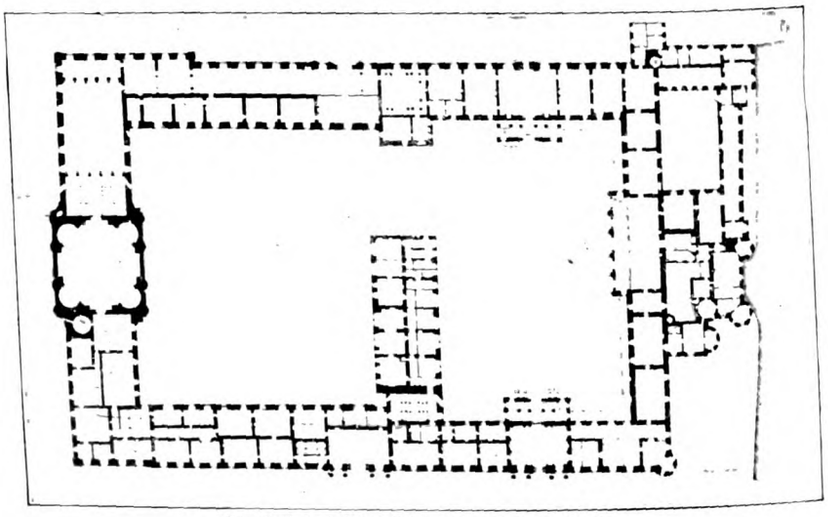
Um die Wende des Jahrhunderts brachte die Kanalisation Triers, an die man große Hoffnungen auf reiche Kunsternte geknüpft hatte, in dieser Hinsicht zwar eine Enttäuschung — denn die Ausbeute an Funden von plastischen Kunstwerken war sehr gering — aber im übrigen die ungleich wertvollere Entdeckung des vollständigen römischen Straßennetzes der Augusta Trevirorum. Und zwar merkwürdigerweise jeder Erwartung widersprechend als eine fast geometrisch genaue Quadrierung der damaligen Stadt, die sich innerhalb der weitgespannten alten römischen Mauern noch ein gutes Stück über das jetzige Weichbild hinaus erstreckte.



Grundriß des Kaiserpalastes in Trier.

Überraschend war es nun, wie sich in dieses regelmäßige Straßennetz, das vollständig der Quadratstadt Mannheim entspricht, die bisher bekannten, altrömischen Bauruinen einfügten. Während man nach dem Vorbilde von Pompeji annehmen muß, daß die rechteckigen, fast quadratischen Insulae, die Stadtviertel oder Blocks von etwa 80 bis 100 Meter Seitenlänge, von vielen Einzelhäusern gebildet wurden, nehmen die Ruinen der Bäder und des Kaiserpalastes je zwei solcher Insulae ein. Wahrscheinlich schloß sich an beide großartige Bauanlagen je ein Forum an, das auch für sich je zwei Insulae umfaßte und mit öffentlichen Gebäuden und Tempeln umgeben war.

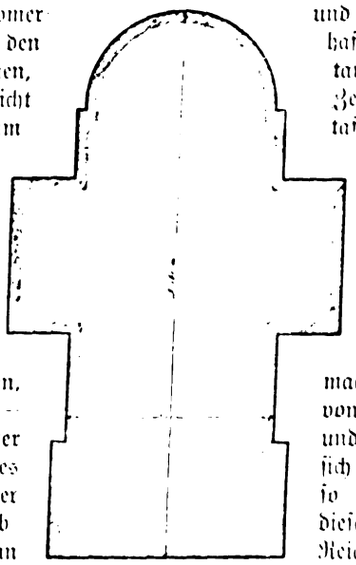
Auffallend ist nur, daß die mehrfach genannten zwei Bauwerke der Bäder und des Kaiserpalastes einen im Verhältnis zu der nicht bedeutenden Größe der ganzen Stadt so ungeheuren



Grundriß des Königlichen Schlosses in Berlin.

Umfang haben. Auch das Amphitheater muß hier hinzugerechnet werden, wenn es auch insofern eine ganz ungewöhnliche Stellung einnimmt, als es, eng mit der östlichen Stadtmauer verknüpft, halb in, halb außerhalb der Stadt liegt. Es bildet nämlich die Arena mit ihren zwei dreiteiligen Eingangstoren am südlichen und nördlichen Ende der großen Achse des Ovals eine Art Torhof, umgeben von der gewaltigen Runde der amphitheatralischen Zuschauersitze.

Außer diesen drei nur noch als Ruinen vorhandenen Römerbauten sind drei andere noch fast unverändert erhalten, die Porta nigra, die noch im Gebrauche befindlich ist, der römische Kern des Doms und die Basilika. Aber diese drei letzten Gebäude sind trotz ihrer recht imposanten Raumabmessungen, die jeden eindrucksfähigen Besucher unzweifelhaft mit einer ehrfürchtigen Scheu vor der Größe des Römertums erfüllen — doch nur klein gegenüber den gewaltigen Dimensionen jener drei Ruinen, deren jede allein die drei anderen zusammen nicht nur einmal, sondern zweimal, auch dreimal umschließen konnte. — Es ist schlechthin unverständlich, wie derartige Monumentalbauten allerersten Ranges bis zu dieser Stunde den deutschen Architekten fast vollständig unbekannt bleiben konnten. Der beigefügte Grundriß des Kaiserpalastes ist des besseren Verständnisses halber vergleichsweise neben den Grundriß des Berliner Schlosses gestellt. Hunderte von Räumen füllen den Grundplan des letzteren, der als ein Beispiel vornehmer Größe gilt. — Nur eine geringe Zahl, aber herrlich gruppierter Säle bilden den organisch komponierten Plan des doppelt so großen Trierer Kaiserpalastes. Der Umriß des Kölner Domes ist gleichfalls hier abgebildet. Der Dom nimmt etwa die Hälfte an Grundfläche ein. Wie andere römische Kaiserpaläste angeordnet waren, zeigen die Grundrisse der Bauten auf dem Palatin zu Rom, der Domus Augustana und zweier Paläste des Antonin und des Trajan aus Lyon, die der Architekt Caumont uns übermittelt hat.



Grundriß des Domes zu Köln.

Für die hervorragende Bedeutung des Trierer Palastes mag auch als besonderer Beweis gelten, daß ein französischer Architekt, Boutron, vor etwa zehn Jahren Rekonstruktionspläne der Bäder und des Kaiserpalastes ausgearbeitet hat, die sich in der Ecole des beaux arts befinden.

Wenn nun jetzt fast ohne jede Vorbereitung der Gedanke eines Wiederaufbaues des Trierer Kaiserpalastes in die Welt der Architekten, Kunstgelehrten und Archäologen hineingeworfen wird, so muß sich jeder mit der Sachlage Vertraute fragen, ob die kühnen Planmacher auch über die Größe der Aufgabe sich klar geworden sind. Diese Frage wird man rundweg verneinen müssen.

Faßt man die Aufgabe, die dem Architekten mit dem Entwurf eines bedeutenden Bauwerkes gestellt wird, einmal nicht vom geschäftlichen und technischen Standpunkt allein auf, sondern vom Gesichtspunkte der höheren Idee, so bedeutet doch jener Plan nichts anderes, als in die heutige Welt des 20. Jahrhunderts mit ihren ungelösten, verwickelten, sozialen Problemen, in die Ära der Parlamente und der Selbstverwaltung eine Verkörperung der Idee der absoluten, souveränen Machtvollkommenheit hineinstellen zu wollen. Und zwar nicht als Idee, sondern als harte, starre, greifbare und bar bezahlte Wirklichkeit, bestehend aus riesenhaften Räumen nicht nur, sondern aus Hunderttausenden Kubikmetern kostbaren Mauerwerkes, Zehntausenden Quadratmetern polierter Marmortafelung an Wänden und Fußböden, Hunderten gewaltiger Säulenmonolithen aus poliertem Marmor und Granit mit ungeheuren Kapitälen aus weißem Marmor, Fenstern von kunstvoll gegossenem Glas und einer unendlichen Zahl von Meisterwerken der Bildhauerkunst, Wandgemälden und Mosaiken, die ein Dutzend von Museen erfüllen könnten. Versucht man sich so ein Bild von dem fertigen Werke zu machen, an dem jahrzehntelang eine ganze Armee von Architekten, Bildhauern, Malern, Handwerkern und Arbeitern schaffen müßte, und fragt man sich dann unwillkürlich: wozu? zu welchem Zwecke? so steht man vor einem Rätsel. Wer soll an dieser entlegenen Stelle Preußens und des Deutschen Reiches diese gewaltigen Räume benutzen? Räume, die einst dazu bestimmt waren, den Barbarenvölkern die Macht und den Glanz, die unwiderstehliche Gewalt des weltbeherrschenden Rom vor Augen zu stellen. Heute würde es ein leerer, hohler Prunk unter Aufwendung unverantwortlich hoher Geldmittel sein und schließlich doch nur eine zwecklose Maskerade, die den wirklich echten und so außerordentlich wertvollen Kern, den wir in der wunderbaren Ruine als ein weltgeschichtliches Dokument allerersten Ranges besitzen, in seinem Werte völlig vernichten würde.

Trotzdem aber muß man für die Anregung, die in jener kühnen Idee liegt, dankbar sein, weil sie den Trierern die Augen darüber geöffnet hat, was für einen Schatz sie in ihren Mauern besitzen.

Die Boyersen.

(1. Fortsetzung.)

Von Olga Wohlbrück.

Als Frau Boyersen allein mit ihrem Schwiegersohne war, nahm sie ihn sich ordentlich vor. Er wäre ein Verschwender, sagte sie. Darum hätte sie nicht fünfzehn Jahre geschuftet, um das Geld zum Fenster hinauszuwerfen. Was er sich wohl dächte?

Matsen war nicht so gefügig wie früher. Er spielte auf den Schwiegervater an — eine Ehre wär's ihm gerade nicht gewesen, in die Familie hineinzuheiraten. Er hätte es getan, weil Frau Boyersen versprochen, ihn in seiner Karriere zu unterstützen. Aber sie rechne ihm jeden Groschen vor. Er hätte keine Bewegungsfreiheit — um ein Haar wäre er bei der Wahl durchgefallen.

Sie zuckte mit den Achseln. Das wäre auch kein Schade gewesen, meinte sie. Wenn er sich die Wahl Geld hätte kosten lassen, da wäre wohl an seinen Verdiensten nicht viel dran! Ganz abgesehen davon fände sie es verrückt, die Frau hier zu lassen. Sie selber hätte doch weiß Gott keine Zeit, sich um die Wochenstube zu kümmern.

Es kam zu einer erregten Auseinandersetzung, und zum Schluß erklärte Frau Boyersen, keinen Pfennig mehr hergeben zu wollen. Es wäre schon genug, daß sie Berta aufnähme. Ein Asyl für Obdachlose sei ihr Haus nicht.

Bitterböse gingen sie auseinander, und am andern Morgen verließ Jakob Matsen das Haus seiner Schwiegermutter mit dem festen Vorsatz, es nie wieder zu betreten.

Die erste Zeit kamen ziemlich häufig Briefe an die junge Frau. Sie ging dann immer mit schweren Schritten umher und schien, wenn die Mutter ins Zimmer trat, jedesmal etwas auf der Zunge zu haben, was sie sagen wollte. Aber bei dem kühlen Blicke, den Frau Boyersen ihr zuwarf, knickte sie in sich zusammen und schwieg.

Die Briefe wurden seltener. Matsen mochte wohl jede Hoffnung verloren haben, durch Bertas Vermittlung Geld zu bekommen. Langsam und einförmig schlichen die Tage im Christianenhause dahin. Berta nähte Kinderwäsche und weinte.

Frau Boyersen erlaubte ihr nicht, in ihrem Zimmer zu sitzen, da sie nicht so viel heizen wollte. Das Schlafen im ungeheizten Zimmer sei gesund, meinte sie, und tagsüber könnte Berta sich ja in der Wohnstube aufhalten. Sie wurde merkwürdig sparsam, Frau Boyersen. Sie schraubte die Lampe nicht voll auf, um weniger Petroleum zu verbrennen; brannte eine Kerze zu schnell ab, so blieb der Leuchter oft tagelang ohne neues Licht. Die gute Köchin wurde verabschiedet und statt ihrer noch eine Magd genommen, die etwas Bescheid in der Küche wußte und unter Lenes Aufsicht die Mahlzeiten bereitete.

„Wenn du wieder gesund bist, wirst du kochen," sagte Frau Boyersen zu ihrer Tochter, „etwas mußt du doch im Hause tun." Sie zählte die Tage bis zur Niederkunft.

„Das wird eine Wirtschaft geben, Lene", klagte Frau Boyersen manchmal abends, wenn Berta sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte.

„Sie haben's ja, Frau Boyersen", gab Lene zur Antwort.

„So — du glaubst, ich habe es? Großartig! Woher denn? Das Geschäft geht schlecht. Was kann ich schwache Frau machen? Und Hilfe habe ich nicht. ‚Er' ist doch nicht zu zählen. Säcke nähen — Pappschachteln kleben . . . man kann schon froh sein, wenn er still ist. Die Berta? Die war nie was wert. Und jetzt kommt noch das Kind dazu — noch ein Maul zu stopfen. Der saubere Herr Matsen kümmert sich doch um nichts. Christian kostet eine schwere Menge und hat große Rosinen im Kopfe. Alles, alles liegt auf mir armen, schwachen Frau!"

Das war jetzt das Neueste, daß sie sich als arme, schwache Frau hinstellte.

Und Bertas schwere Stunde rückte immer näher. Herr Boyersen sah sie bei Tisch oft ängstlich von der Seite an. Einmal, als sie ihm wieder gar so schwach und hinfällig schien, stand er auf, holte ein Bänkchen aus dem Nebenzimmer und schob es ihr unter die Füße. Frau Boyersen sah ihn ganz groß an.

„Was sind denn das wieder für neue Moden?" fragte sie spöttisch.

Er dienerte ein paarmal. „Das muß doch so sein, jetzt."

Frau Boyersen biß sich auf die Lippe. So war's recht! Nun sagte „er" ihr, was sein mußte. „Er" gab ihr gute Lehren! Es war geradezu komisch!

Lene aber nickte über den Tisch Herrn Boyersen zu, so daß er vor Verlegenheit auf seinem Stuhl herumrutschte.

Am Abend dieses Tages fühlte sich Berta besonders unwohl. Sie verließ früher als sonst die Mahagonistube und ging in ihr kaltes Zimmer. Sie fühlte sich so elend und traurig, daß sie nicht einmal den Mut fand, sich auszuziehen. Sie hüllte sich in ein großes Tuch und setzte sich mit hochgezogenen Knien in einen alten Lehnsessel, der am Fenster stand.

Was war das für ein Leben, auf das sie zurückblickte. Ein Leben, so kalt wie dieses Zimmer, so grau wie dieser scheidende Wintertag. Immer hatte sie unter einem schweren Drucke gelebt, immer im Bewußtsein, die Tochter eines Sträflings zu sein. Niemals hatte die Mutter ein Wort der Entschuldigung für den Vater gehabt, nie den Kindern durch Zärtlichkeit den Vater zu ersetzen versucht. Sie hatte als Kind wenig gespielt, als junges Mädchen keine Freundin gehabt, ihre Mutter hatte sie verheiratet, ohne viel nach ihrem eigenen Willen zu fragen. Und kaum hatte sie sich an ihren Mann gewöhnt, so nahm die Mutter ihn ihr wieder fort, ohne irgendwelche Rücksicht. Kaum daß sie noch die Kraft hatte, sich darum zu grämen.

Es war auch in ihrer Ehe nicht viel mehr gewesen als ein ständiges Ducken, ein ewiges, ängstliches, stummes Fragen: ist es recht so? Schämst du dich nicht meiner? Auch in ihrer Ehe war's ein bitteres Sparen gewesen im Hause und an sich. Ihr Mann opferte alles seiner Karriere. Er gründete ein Agitationsblatt, das viel Geld verschlang, machte Reisen, mietete Säle zu Versammlungen, in denen er große Reden hielt. In der Wirtschaft wendete sie jedes Markstück dreimal um, ehe sie's ausgab. Endlich, endlich war der große Sieg errungen. Er wurde zum Abgeordneten gewählt. Ihm fiel es nicht ein, daß sie mitbeteiligt war an diesem Siege, daß sie ihm mit dazu verholfen hatte durch ihr stilles Entbehren. Sie wurde auch nicht gefragt, als er ihr erklärte, die Möbel müßten verkauft, der Hausstand müßte aufgelöst werden, da er in Berlin zu bleiben gedächte. Als sie schüchtern einwendete, daß sie bald ein Kind erwarte, fuhr er ihr freundlich streichelnd über das Haar und erklärte ihr, das träfe sich ja ganz brillant, er würde sie zu ihrer Mutter bringen. Dort müsse sie für ihn wirken und später mit dem Kind und dem nötigen Gelde nach Berlin nachkommen. Wie sie aber nun so frierend und zusammengeschrumpft in dem großen Sessel kauerte, da kam es ihr recht zum Bewußtsein, daß sie jetzt, da sie ihre Mission bei der Mutter nicht zu erfüllen vermocht hatte, aus dem Leben ihres Mannes einfach ausgestrichen war. Sie wußte, er würde sie nie, nie mehr an seine Seite rufen, wußte, daß sie auch nie den Mut haben würde, ohne seine Aufforderung zu ihm zu gehen oder gar gegen seinen Willen an seiner Seite zu bleiben.

Das kalte, düstere Christianenhaus wurde ihr zum zweitenmal zur freudlosen Heimat, ihr — und dem kleinen armen Wurm, dem sie das Leben schenken sollte.

Mit heißen, brennenden Augen starrte sie auf die leicht von Frost überzogene Fensterscheibe und hörte es nicht, wie an die Tür einigemal leise geklopft wurde. Erst das Knarren der aufgehenden Tür schreckte sie auf.

„Du — Vater?"

Sie erhob sich schwerfällig und ging Herrn Boyersen entgegen, der ängstlich die Finger auf die Lippen legte und vorsichtig die Tür hinter sich schloß.

„Pst . . . Berta, ganz leise . . . sonst hört sie! Da . . .!"

Er wickelte umständlich eine Flasche Wein aus einem Zeitungspapier und stellte sie nebst einem Glase, das er aus der Rocktasche zog, auf den Tisch.

„Du bist schwach, du mußt trinken. Immer 'n bißchen, jeden Tag 'n bißchen."

Er entkorkte die Flasche, schenkte ein und drückte ihr das Glas in die kalte, kleine Hand. „Trink, Berta, trink."

Es war ein schwerer, teurer Burgunder, den er von seinem gesparten Wochenlohn erstanden hatte. Er sah zu, wie er Schluck für Schluck durch die Kehle glitt. Das Wasser lief ihm im Munde zusammen. Aber als sie sagte: „Nun mußt du auch trinken", da schüttelte er den Kopf und korkte die Flasche hastig zu.

„Nein, nein, Berta, ich habe mein Gläschen Schnaps, wenn ich trinken will. Nun versteck die Flasche, daß sie sie nicht findet, weißt du. Gut verstecken mußt du sie."

Berta fing an zu weinen.

„Wie ein Gefängnis ist das . . .!"

Aber kaum war ihr das Wort entfahren, als tiefe Röte ihr ins Gesicht stieg und sie, nach Luft ringend, den alten Mann ansah. Er aber schüttelte den Kopf:

„Nein, Berta, dort war's besser. Ich möcht gleich wieder hin."

„Vater . . .!"

Mit einem lauten Aufschrei schlang Berta ihre Arme um den Alten. „Du mußt nicht so sprechen, es ist schrecklich . . . lieber Gott, es ist schrecklich!"

Herr Boyersen ließ sich auf den Sessel nieder und zog sie zu sich auf den Schoß. Ihm kam die Erinnerung an die Zeit, da sie noch ganz klein war.

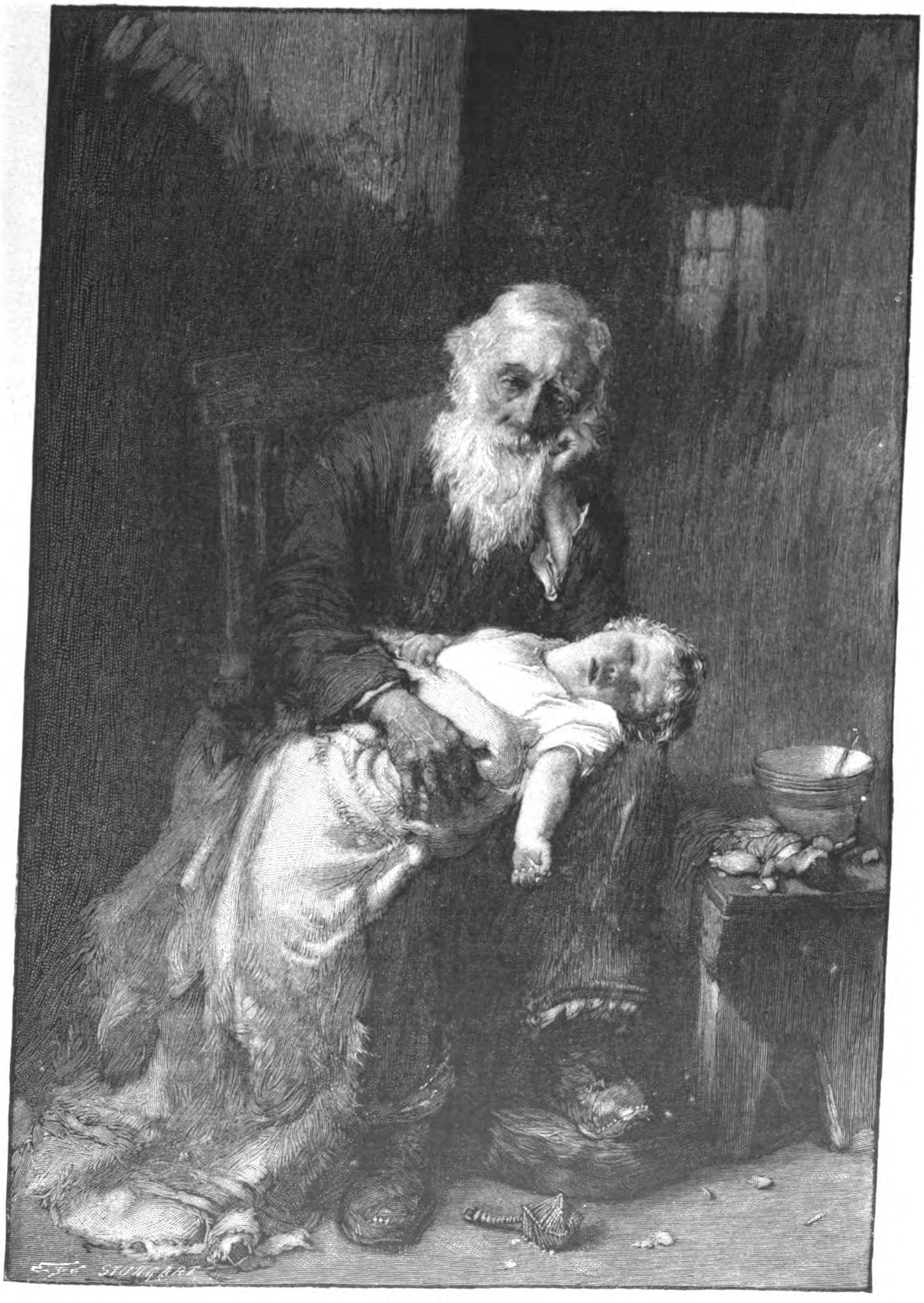
„Hoppla, hoppla, Reiter . . ." sang er leise.

Und sie lehnte den Kopf an seine Schulter, und dicke Tränen flossen über ihr abgezehrtes Gesichtchen. Auch ihr kamen längst entschwundene Bilder wieder.

„Früher, viel früher, als wir noch in der anderen Stadt waren, da hatten wir doch einen großen Garten, nicht, Vater?"

„Ja! Einen großen Garten . . ."

„Und da hast du mich mal in die Höhe gehalten, und die Lene war oben im Baum und warf Kirschen herunter.



Vereinsamt.

Gemälde von G. H. Henshall.

Sie war doch sehr hübsch damals, die Lene . . . Und wir haben so gelacht . . .! Der Christian zog dich am Rock, und da fielst du ins Gras mit mir, und der Korb mit den Kirschen über uns. Und ich hatte rote Flecken überall am Kleide . . . Wir konnten nicht aufstehen vor Lachen, und da sprang die Lene vom Baum herunter und . ."

Sie verstummte plötzlich. Sie sah das Bild so deutlich vor sich: die schöne blonde Lene, wie sie mit den drallen Armen den Vater emporzog, und wie der Vater ihr einen Kuß gab mitten auf die roten Lippen, und sie davonlief und die Schürze über den Kopf schlug.

Daß sich zwischen dem Vater und Lene jemals etwas abgespielt hatte, wußte sie nicht. Jetzt plötzlich ward sie befangen.

Schlürfende Schritte näherten sich der Tür.

„Ich muß gehen", flüsterte Herr Boyersen ängstlich und sah sich in den Ecken um, als könnte er sich da verstecken. Aber schon wurde die Tür aufgemacht, und die hagere Gestalt Lenes stand auf der Schwelle.

Berta hatte sie im Geiste noch eben so blühend und schön gesehen, daß sie sie eine Weile anstarrte, ohne sie zu erkennen. Im Arme hielt Lene einige Scheite Holz.

„Ich will dein Zimmer ein bißchen durchwärmen, Berta", sagte sie und hockte sich vor dem Ofen nieder. Im Vorbeigehen fiel ihr Blick auf die Flasche und auf den alten Mann, der sich davorstellen wollte.

„Tun Sie doch nicht so, Herr Boyersen, ich habe Sie ja mit der Flasche über den Korridor gehen sehen, und da hab' ich mir gedacht, wenn Sie was tun, dann will ich auch was riskieren, und hab' das Holz geholt. Wir können sie doch nicht erfrieren lassen, die Berta. Na, aber jetzt machen Sie nur, daß Sie in Ihr Zimmer kommen, Herr Boyersen. Wenn sie unten merkt, daß so viele hier rumgehen, kommt sie rauf."

„Ja, ja, Lene, ich geh schon, ich geh schon."

Und ehe Berta ihm noch einmal danken konnte, war er auf den Zehenspitzen aus dem Zimmer geglitten. — —

Frau Boyersen wurde immer unerträglicher; obwohl das Geschäft blühte, sprach sie davon, es zu verkaufen. Nur, meinte sie, könnten sie dann alle mitsammen verhungern. Denn von dem „bißchen Geld", das sie verdient hätte, könnte kaum einer satt werden. Das war natürlich alles nicht wahr. Frau Boyersen hatte mindestens drei- bis viermalhunderttausend Mark auf der Deutschen Bank liegen, dazu noch Grundstücke in der Stadt und Häuser, die noch ebensoviel wert waren. Sie fing an, den Kaffee abzuschließen und die Bohnen beim Herausgeben abzuzählen.

Eines Tages erklärte sie ihrem Manne, sie bedürfe keiner Hafersäcke mehr. Aber er solle es sich ja nicht einfallen lassen, für fremde Leute zu arbeiten und das Haus zu blamieren. Wenn er arbeiten wollte, gäbe es im Hause Arbeit genug. Um so mehr, als sie jetzt den Hausdiener entließe. Aber es fiele ihr natürlich nicht ein, ihm was zu zahlen. Dafür bekäme er sein Zimmer und sein Essen.

Herr Boyersen stand nun jeden Morgen um fünf Uhr auf, fegte die Kontorzimmer, heizte die Öfen und putzte die Türklinken. Frau Boyersen schalt ihn einen Nichtstuer und Tagedieb, weil er sich um acht Uhr wieder auf zwei Stunden niederlegte.

Eines Tages hieß es, daß der junge Mann, der die Rechnungen einzog, mit dem Gelde durchgegangen war. Es mochten etwa zweitausend Mark sein. Frau Boyersen verlor merkwürdig wenig Worte darüber. Sie sagte nur: „Wenn er die Ultimorechnungen eingezogen hätte, wäre er weiter damit gekommen." Sie zeigte den jungen Mann an, gab sein genaues Signalement, bis auf die vernarbte kleine Bißwunde oberhalb des rechten Handgelenkes, die sie mit ihrem alles sehenden Blicke bei ihm entdeckt hatte, und schrieb die zweitausend Mark ins Verlustkonto. Am Nachmittag aber ließ sie ihren Mann kommen und sagte ihm: „Von jetzt ab wirst du alle Rechnungen in der Stadt und Umgegend einziehen. Durchgehen kannst du mit dem Gelde nicht, denn du stehst noch unter . . . sie verschluckte das Wort — — und würdest sofort gefaßt werden. Als Gehalt setze ich dir ein zehntel [illegible] der eingezogenen Summen aus."

Herr Boyersen kaufte sich eine Flasche Benzin und brachte eine Stunde damit, alle Flecken aus seinem [illegible] Gehrock herauszubringen. Bei dem Gedanken, daß er einige Hundertmarkscheine in seinen Fingern halten [illegible] überkam ihn fieberhafte Unruhe.

Wieder mal Geld sehen, Geld fühlen . . . nach so vielen Jahren! Leise schlich er sich zu Bertas Zimmer.

Als er anklopfte, machte Lene ihm auf.

„Weg, weg, sie ist drinnen", raunte sie ihm zu.

Bertas schwere Stunde war gekommen, und Frau [illegible] saß am Bett ihrer Tochter.

Der alte Mann machte die Nacht kein Auge [illegible] hockte im Lehnstuhl und horchte auf jedes noch so [illegible] räusch im Hause. Manchmal ging er auf den Korridor aus, und dann hörte er Laute, die ihm den Herzschlag Stehen brachten, und er lief wie gejagt in sein Zimmer.

Gegen vier Uhr früh klopfte jemand an seine Tür, noch hatte er nicht „herein" gerufen, als Frau Boyersen trat. Sie sah sehr bleich aus. Ihr stark ergrautes klebte in feuchten Strähnen an ihren Schläfen.

„Du mußt den Arzt holen. Es geht nicht gut."

Er dienerte wieder nach alter Gewohnheit, während die Knie schlotterten.

„So geh doch", wiederholte sie ungeduldig.

Er stürzte aus der Tür, ohne Hut, ohne Mantel.

„Vergiß den Hausschlüssel nicht", rief sie ihm nach.

Dann hörte sie, wie er das schwere Tor zuschlug, blieb unschlüssig inmitten des ziemlich großen Zimmers, das von der Lampe nur spärlich erleuchtet war.

Es sah ordentlich aus im Zimmer. Die Über[illegible] Sackindustrie lagen aufgestapelt auf der Kommode. [illegible] auf dem Bett ausgebreiteten Gehrock strömte ein [illegible] Geruch aus. Auf dem Nachttisch stand in einem Rahmen Bertas Photographie. Sie stammte aus Berlin und sie mußte sie ihm erst kürzlich gegeben haben.

Das berührte sie seltsam. Als Gatte existierte er für sie — kaum als Mensch. Er war für sie etwas, sie herumschleppen mußte mit sich wie irgendein Leiden, eins war ihr wichtig — daß niemand erfuhr von diesem.

Und nun war das doch ein Mensch, ein Mensch, [illegible] anderer sein Bild schenkte. Sie dachte gar nicht daran, dieser andere seine Tochter war — so wenig kam er als Familienmitglied in Betracht.

Schritte, eilige, tolpatschige Schritte kamen die [illegible] herauf, hielten vor der Tür, schlurrten weiter, zaghaft, [illegible]

Sie trat hinaus auf den dunklen Korridor. Der [illegible] stand weit offen. Das Licht der Lampe fiel heraus [illegible] leuchtete die Umrisse eines Mannes, der sich an die [illegible] drückte und krampfhaft mit seinen Fingern spielte. [illegible] so still im Krankenzimmer, so unheimlich still. . . . [illegible] leises Knacksen, zwei flüsternde Frauenstimmen, und [illegible] trat Lene heraus, die Schürze übers Gesicht geschlagen, tastend . . . an der Korridorwand entlanggleitend. . .

Der Mann sank in die Knie und fing an zu weinen ein kleines Kind.

Frau Boyersen ging an ihm vorbei, gerade auf das [illegible]

Berta lag wächsern bleich mit verzerrtem Gesicht in den [illegible] Sie hatte nicht die Kraft gehabt, das Kind zur Welt zu [illegible]

„Herzschwäche," konstatierte der Arzt, „Entkräftung."

Zum erstenmal, seitdem Herr Boyersen im Hause [illegible] flog ein Blick stummen Einverständnisses von ihm zu [illegible] von ihr zu ihm, und beide zugleich sahen Frau Boyersen [illegible] die sehr bleich, aber hocherhobenen Hauptes am Totenbette [illegible]

. . . Jakob Matsen kam nicht zur Beerdigung seiner [illegible] Er schickte einen großen Kranz, ohne ein Wort hinzuzufügen. Für ihn mochte wohl die Episode seiner Ehe längst abgetan und gegen Frau Boyersen hatte er augenblicklich eine so [illegible] Abneigung, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, das [illegible]

richten. Zu Lene und Herrn Boyersen hätte er vielleicht den richtigen Ton gefunden, und so ließ er es ganz.

Einige Wochen später fand Herr Boyersen auf dem Grabe einen Kranz, ähnlich dem, den Matsen zur Beerdigung hatte. Das rührte ihn so, daß er lange am Grabe und nachher einige Schnäpse trank, die ihn verhinderten, rechtzeitig zum Abendbrot zu erscheinen.

Am nächsten Morgen ließ ihn Frau Boyersen durch Lene sich entbieten.

„Was will sie denn von mir, Lene?" fragte er mit der bewußten Unruhe eines kleinen Jungen.

„Dem Christian will sie das Geschäft übergeben, Herr Boyersen, aber es wird wohl so werden, daß er nichts zu sagen und sie alles. Da sollte sie's lieber bleiben lassen."

Lene sprach jetzt immer mit dumpfem, grollendem Ton von Herrin. Der knurrende Magen rebellierte und der gerade, die Bauerninstinkt.

Frau Boyersen hatte fast ganz weißes Haar jetzt. Sie in den letzten Wochen um Jahre gealtert, und der herbe um den Mund war hart und bitter geworden.

„Setz' dich!" gebot sie.

„Ich kann auch stehen", antwortete Herr Boyersen merklich bestimmt.

Er fühlte sich durch Lene gestützt, und das gab ihm Mut.

„Ich habe die Absicht, Christian das Geschäft zu über", sagte sie, ohne den Kopf zu heben. „Er war jetzt fünf draußen, hat die Welt gesehen, sehr viel Geld ver- — jetzt muß er verdienen. Auch wollte ich ihn nicht kommen lassen, als bis du nicht mehr unter Aufsicht Erst wollte ich das Geschäft aufgeben, aber dann wäre hier nicht zu halten, und die Großstadt taugt nicht für Ich habe gestern fünfzehntausend Mark für ihn bezahlt."

Herr Boyersen hielt sich an der Tischkante fest.

„Fünfzehntausend Mark Schulden?" Er druckste ein paarmal, sagte er leise drohend hinzu: „Und Berta hat gehungert!"

„Sprich keinen Unsinn," schnitt sie ihm das Wort ab und mit erhobener Stimme fort: „Ich will dich nur darauf aufmerksam machen, daß du von mir eine monatliche Pension fünfzig Mark und freien Aufenthalt im Hause bekommst lebenslänglich. Aber damit sind auch all deine Ansprüche an Vermögen erloschen. Verstanden? Darüber wünsche von dir ein Schriftstück."

Herr Boyersen begriff das nicht gleich. Er hatte nur eine Angst, etwas zu unterschreiben, was ihn binden fürs ganze Leben.

„Und wenn ich nicht unterschreibe?" fragte er unsicher.

„Dann bekommst du, solange ich lebe, keinen Pfennig, rücke in die Zeitung, daß ich für etwaige Schulden nicht aufkomme."

Eine eigensinnige, trotzige Falte grub sich zwischen seine „Nichts unterschreibe ich, gar nichts."

Der Federhalter in Frau Boyersens Hand zitterte.

„Nimm dich in acht!"

„Wir leben in Gütergemeinschaft. Ohne mich kannst du nichts machen."

War er betrunken, daß er so zu ihr sprach?

„Geh aus dem Zimmer", stieß sie hervor.

„Nein. Warum soll ich aus dem Zimmer gehen? Das mer gehört auch mir. Ich bin ein freier Mensch jetzt. hast du ihm fünfzehntausend Mark schicken dürfen, und ist verhungert?"

Der Rausch von gestern war noch nicht ganz verflogen. schwankte er.

„Du bist betrunken," sagte sie verächtlich, „vom Fusel . . ."

„Ich werde Wein kaufen, dann brauche ich keinen Fusel trinken."

Frau Boyersen riß so heftig an der Glockenschnur, daß ihr in der Hand blieb.

„Lene, führ' den Herrn auf sein Zimmer, er ist krank."

Boyersen schlug wie wild um sich.

„Krank? Nein — gesund bin ich. Nach fünf Jahren gesund. Ich habe sie ja nicht gezählt, diese Jahre, nicht gewußt, daß ich frei bin. Hätt' ich's früher gewußt, Berta wäre nicht gestorben, Berta . . . ."

„Kommen Sie, Herr Boyersen", sagte Lene und faßte ihn unter die Arme. Er roch so sehr nach Schnaps, daß sie den Kopf abwendete, aber sie brachte es doch fertig, ihn in sein Zimmer zu schaffen.

„Das kann mal vorkommen", sagte sie später zu Frau Boyersen, die sich vor Ekel bei der Erinnerung schüttelte. . . . . Und dann kam Christian Boyersen.

Schon die Art, wie er aus dem Wagen sprang und die Treppe hinaufeilte, war etwas Fremdes im Christianenhause. Groß und schlank war er, mit feinen und verlebten Zügen, einer nervösen Beweglichkeit in den Gliedern, die beinahe beunruhigend wirkte.

Herr Boyersen erwartete ihn mit einer gewissen Feindseligkeit. Die beiden würden ihn wie einen Hund behandeln, das war sicher. Aber das ließe er sich nicht mehr gefallen nie mehr.

Oben in der Mahagonistube stand Christian vor der Mutter und sprach von seinem Aufenthalt in England. Er erzählte ihr von den Theatern, Konzerten, Korsofahrten im Hydepark.

Ihr Gesicht wurde immer finsterer. „Daß Berta gestorben ist, weißt du", unterbrach sie ihn plötzlich schroff.

„Ja, die Ärmste, sie war immer zart . . ."

„Daß dein Vater im Hause ist, weißt du."

„Ja, du schriebst ja. Ich dachte, er würde mich von der Bahn abholen."

Frau Boyersen sah den Sohn scharf von der Seite an.

„Die Vorgänge in unserer Familie scheinen dich gar nicht zu berühren."

„Doch, doch, aber man kann doch nicht am Alten kleben."

„So?!"

Frau Boyersen wurde ganz kalt — bis in die Fußspitzen hinab. Sie bereute, daß sie ihr Geschäft nicht verkauft hatte.

„Morgen will ich dir das . . . will ich dich ins Geschäft einführen. Die Oberaufsicht behalte ich mir vor, selbstverständlich. Übrigens habe ich keine Eile. Um ein Uhr essen wir", sagte sie noch.

Christian fühlte, die Audienz war zu Ende. Und so stark war der Druck der Umgebung, daß er, ohne zu zögern, mit einer Verbeugung das Zimmer verließ.

Ihm war denkbar ungemütlich zumute. Der Gedanke, sein ganzes Leben hier zu verbringen, war ihm unerträglich.

„Da kriegt man ja keine Luft!"

Am Ende des Korridors wartete Herr Boyersen in seinem stets nach Benzin riechenden Gehrock. Christian schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Ich habe dich bis jetzt vergeblich gesucht, Vater, wo warst du denn?"

Herr Boyersen blickte mißtrauisch zu ihm empor.

„Du hast mich gesucht?"

Christian legte den Arm um seine Schulter.

„Ich gehe ein bißchen auf die Straße, kommst du mit, Vater?"

Herr Boyersen machte den Mund weit auf und schnappte nach Luft. Er sollte mit seinem Sohn Arm in Arm auf der Straße gehen vor allen Leuten?! — Er dienerte wieder.

„Ja, ja, Christianchen, natürlich. Ich muß mir nur meinen Rock abbürsten und meinen Hut. Gleich komme ich, gleich."

Seine Beine überschlugen sich förmlich, wie er im Laufschritt in sein Zimmer stürzte. All seine Feindseligkeit war wie ausgelöscht. Er zitterte vor Freude an allen Gliedern.

Christian stand, eine Zigarette rauchend, im Korridor. Als der Vater herauskam, hielt er ihm, ohne etwas zu sagen, sein elegantes Zigarettenetui hin.

„Ich bin so frei", sagte Herr Boyersen mit tiefem Bückling.

Frau Boyersen stand am Fenster und sah, wie Vater und Sohn Arm in Arm aus dem schweren Tor hinaustraten auf den sonnenhellen, belebten Platz . . . (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

Henri Becquerel. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Am 25. August starb zu Croisic in der Bretagne der berühmte französische Physiker Professor Henri Becquerel. Die ganze gebildete Welt trauert an seiner Bahre, besonders die Naturwissenschaft, der er durch Entdeckung der Radioaktivität ganz neue Bahnen eröffnet hat. Hervorgegangen aus dem Pariser Polytechnikum, an dem er seit seiner Habilitierung als Professor wirkte, und seit 1889 der französischen Akademie der Wissenschaften angehörend, die ihn vor wenigen Monaten als Nachfolger Albert de Lapparents zum ständigen Sekretär erwählte, war er seit vier Jahren auch korrespondierendes Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, und die wichtigste Entdeckung, die er gemacht hat: die der nach ihm benannten Becquerelstrahlen, ist der epochemachenden Entdeckung Röntgens nicht unähnlich. Er fand nämlich, daß ein Körper die Eigenschaft hat, Jahre hindurch, ohne merkliche Schwächung, selbst undurchsichtige Stoffe durchdringende und auf die photographische Platte wirkende Strahlen auszusenden, und gab so den Anstoß für die ganze Radiumforschung. Im Jahre 1903 ward ihm deshalb in Gemeinschaft mit Curie, dem leider auch schon Verstorbenen, der Nobelpreis für Physik zuerkannt. Viel zu früh, im Alter von erst 56 Jahren, ist er der Wissenschaft entrissen worden, die noch so viel von ihm erwartete.

Der berühmte Physiker Henri Becquerel †

Franz-Joseph-Münze. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Aus Anlaß des 60jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josephs sind eine Reihe von Huldigungsmünzen geprägt worden, von denen unsere Abbildungen ein Fünf- und ein Einkronenstück in entsprechender Vergrößerung zeigen. Die Vorderseite des ersteren schmückt das nach dem Modell Professor Marschalls vom Medailleur des Hauptmünzamts Rudolf Neuberger gearbeitete Brustbild des Kaisers, die Rückseite zeigt eine schreitende Frauengestalt mit flatterndem Gewande, die einen Lorbeerzweig in der Rechten schwingt und mit der linken Hand auf die Jahreszahlen 1848—1908 deutet. Links sieht man weiter die Kaiserkrone und darunter die Wertbezeichnung „5 Cor" rechts den kaiserlichen Adler, und um den Rand läuft die auf allen Jubiläumsmünzen gleichlautende Inschrift: „Duodecim lustris gloriose peractis". Die Einkronenstücke zeigen auf der Rückseite die über verschlungenen Lorbeerzweigen schwebende Kaiserkrone nebst Jahreszahlen und Wertbezeichnung.

Die zum 60jährigen Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josephs geprägten 1- u. 5-Kronenstücke.

Ein gestohlener van Dyck. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Zu den raffiniert ausgeführten zahlreichen Bilderdiebstählen der letzten Jahre tritt ein neuer hinzu: Am 25. August ist es wiederum einem Bildermarder gelungen, ein kostbares Gemälde unbemerkt aus dem Rahmen zu nehmen. Es handelt sich um einen echten van Dyck der Gemäldegalerie des Grafen Johann Harrach in Wien, um das entzückende Kinderköpfchen, das unsere Abbildung wiedergibt. Dies Köpfchen mit der hohen gewölbten Stirn, den Pausbacken und dem aufgeworfenen Mäulchen erinnert an so manches von van Dycks Kinderbildern, besonders an den kleinen Jesusknaben seines berühmten Bildes in der Münchener Pinakothek: „Maria mit dem Kinde und dem kleinen Johannes". Selten hat ein großer Maler den Zauber des kindlichen Ausdrucks so festzuhalten gewußt wie van Dyck, der Frauen- und Kindermaler par excellence.

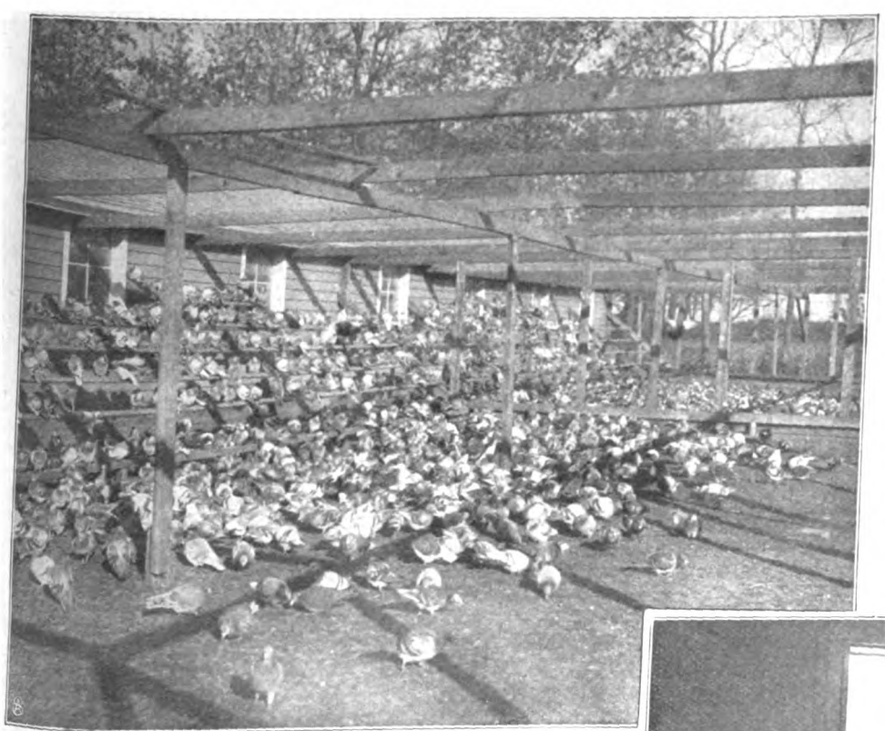
Das aus der Gräflich Harrachschen Gemäldegalerie in Wien gestohlene Bild von A. van Dyck.

Von dem Geschmack der Geschlechter. Es streiten seit alten Zeiten Männer und Frauen darüber, wer von ihnen von der Natur besser begabt wurde. In der rohen Kraft ist der Mann dem Weib überlegen, auch die Intelligenz nimmt er für sich in höherem Maß in Anspruch, was ihm freilich in der Neuzeit energisch bestritten wird. Das Gefühl, die feineren Nerven sollten nach allgemeiner Ansicht der Frau eigentümlich sein. Und auch vom Geschmack galt es, nicht von dem Kunstgeschmack, sondern von dem gewöhnlichen Geschmack, der in der Zunge und dem Gaumen sitzt. Neuerdings hat nun der französische Physiologe Vachide Untersuchungen über die Feinheit des Geschmackes bei beiden Geschlechtern angestellt. Es wurde die Empfindlichkeit für das Salzige, Saure, Bittere und Süße geprüft. Da hat sich herausgestellt, daß beide Geschlechter für das Saure die gleiche Empfindlichkeit haben und ebenso für das Süße, das den Frauen besonders angenehm ist. Was aber die Feinheit des Geschmacks für das Salzige anbelangt, so ist der Mann der Frau darin bestimmt überlegen, ebenso schmeckt er leichter das Bittere heraus. Freilich ist noch die Frage aufzuwerfen, ob sich die Frauen und Männer aller Stände, Völker und Rassen ebenso verhalten wie die Versuchspersonen von Vachide. Gesetzt aber, das wäre der Fall, so stehen die Frauen den Männern doch nicht nach, denn in allen Fällen, wo sich der Geschmack mit einem Geruch vergesellschaftet, in den sogenannten Geschmacksgerüchen, empfinden die Frauen feiner als der Mann. Köche und Köchinnen mögen nun darüber streiten, wer für die Küche besser veranlagt ist, der Mann oder die Frau?

Gezeichnete Störche. Soweit bis jetzt bekannt ist, zieht ein Teil unserer Störche zu Ende des Sommers nach Südspanien, um schon dort zu überwintern, ein anderer Teil geht aber nach Aegypten und den Nil aufwärts nach dem Süden und nach Ostafrika. Einzelne Exemplare sollen sogar noch weiter fliegen und im Kaplande den Winter verbringen. Es ist jetzt ein Versuch gemacht worden, über diese Zugverhältnisse nähere Auskunft zu erlangen. Die Vogelwarte Rossitten auf der Kurischen Nehrung in Ostpreußen führt schon seit mehreren Jahren einen Vogelzugsversuch aus, der darin besteht, daß Zugvögel, mit Fußring versehen, aufgelassen werden. Aus ihrer Erbeutung und Wiedereinlieferung können nun wichtige Schlüsse über Richtung und Schnelligkeit des Vogelzuges, über das Alter der Vögel u. dgl. gezogen werden. Bis jetzt hat man zu diesem Zwecke Nebelkrähen, verschiedene Möwenarten, Strandvögel und Rotkehlchen verwendet und bereits einige recht günstige Ergebnisse erzielt. In diesem Jahre sind nun, wie der Leiter der Vogelwarte Dr. J. Thienemann mitteilt, auch gegen 1000 Störche mit breiten, weithin sichtbaren Ringen gezeichnet worden. Die Ringe tragen die Aufschrift: Vogelwarte Rossitten nebst Nummer. Es wäre für die Wissenschaft von Wert, wenn solche Ringe aus den afrikanischen Winterquartieren wieder eingeliefert würden, und so ergeht an alle Jäger und Naturbeobachter die Bitte, auf solche gezeichnete Störche zu achten und die erbeuteten Ringe an die Vogelwarte einzuschicken, eventuell auch nur die Ringnummern zu melden. Ebenso möge man jede Gelegenheit benutzen, für das Bekanntwerden des Versuches in Afrika freundlichst zu wirken.

Mulay Hafid.
Der neue Sultan von Marokko.

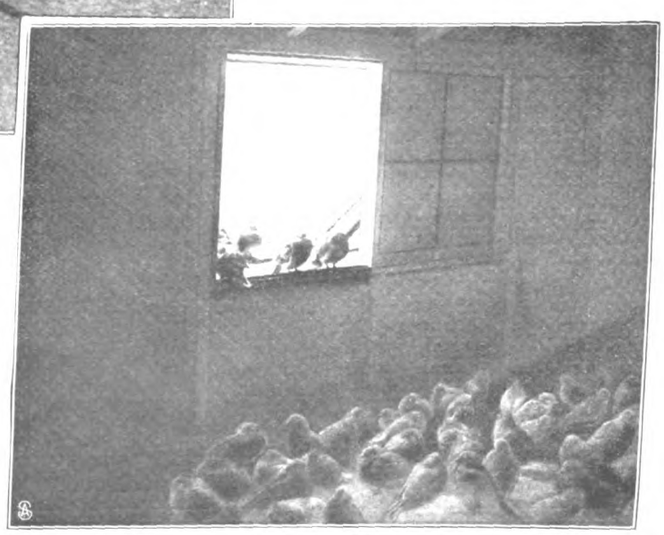
Mulay Hafid. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Trotzdem die Aussichten des rechtmäßigen Sultans Abdul Asis von Marokko sich von Tag zu Tag trüber gestaltet hatten, kam die Kunde von dem großen Siege der hafidischen Truppen bei Marrakesch — am 22. August — doch selbst den Eingeweihten ganz überraschend; man hatte den französischen Meldungen über Erfolge Abdul Asis' eben immer wieder Glauben geschenkt. In Wahrheit war er den jetzt herrschenden Zuständen, die eine starke Faust erfordern, in keiner Weise gewachsen. Ob Mulay Hafid, der am 23. August feierlich zum Sultan Proklamierte, es sein wird? Er ist einer der vier Söhne des 1894 verstorbenen Sultans Muley-el-Hassan, also ein Bruder des legitimen Sultans Abdul Asis, und kann als hochbegabter Mann gelten. Ein Hüne von Gestalt und Meister verschiedenster Sports, rühmt man ihm echte Leutseligkeit gegen hoch und niedrig, Gerechtigkeitsliebe, Mäßigkeit und hohen persönlichen Mut nach. Eigenschaften also, die dem Ideal bild eines Herrschers entsprechen. Den Europäern soll er freundlich gesinnt sein.



Eine Taubenfarm in Amerika.

Taubenfarm. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Der Ertrag, den die Taubenzucht bringen kann, ist von verschiedenen Umständen abhängig. Besonders fördernd wirken ein geeignetes mildes Klima, billiges Futter und Leichtigkeit des Absatzes. Auf dem weiten Gebiete der Vereinigten Staaten von Amerika gibt es Gegenden, in denen diese Bedingungen vorhanden sind, und dort kann auch die Taubenzucht im großen betrieben werden. Es gibt jenseit des Ozeans Züchter, die 6000 bis 10 000 Taubenpaare halten und wahre Taubenfarmen besitzen. Sie machen gute Geschäfte, da junge Tauben auf der nordamerikanischen Tafel sehr beliebt sind und je nach der Saison und Güte der Ware mit drei bis sechs Dollar für das Dutzend bezahlt werden. Man rechnet, daß die Erhaltungskosten eines Brutpaares im Jahre 50 Cent betragen, sodaß, da jährlich sechs und unter besonders vorteilhaften Bedingungen selbst zehn Bruten erzielt werden, der Züchter einen Reingewinn von etwa drei Dollar von einem Paar erübrigt. Unsere Abbildungen gewähren uns einen Einblick in das Getriebe einer größeren Taubenfarm. Wir sehen da das Taubenhaus, vor dem ein mit Sitzbrettern versehener Ausflugsplatz sich befindet. Das Taubenhaus selbst ist aus Holz gebaut. Die vordere Wand ist neun Fuß, die hintere dagegen sechs Fuß hoch. Das Dach fällt also schräg nach hinten ab. Die Vorderwand schaut nach dem Süden, und diese Anordnung trägt dazu bei, daß der Innenraum von der Sonne gut durchwärmt wird. Die Breite des Gebäudes beträgt etwa zwölf Fuß. Der Innenraum ist nun in Abständen von je 10 Fuß durch Zwischenwände in einzelne Kammern oder Schläge eingeteilt, an deren hinteren und seitlichen Wänden Regale mit Brutnestern aufgestellt sind. Alle Schläge sind durch Türen miteinander verbunden, so daß der Züchter sie leicht betreten kann. Jeder Schlag besitzt außerdem ein eigenes Fenster. In diese Kammern werden die Tauben, sobald sie sich gepaart haben, gebracht. In der Regel stellt man für jedes Paar je zwei tönerne Nester auf, und zu ihrem Auspolstern gibt man den Vögeln Tabakstengel und Waldstreu. Außerdem ist an dem Hause noch ein Schuppen zum Aufbewahren des Futters angebracht. Man wählt die Rassen aus, die besonders früh fleischige, für die Tafel geeignete Junge liefern. Als erstrebenswertes Ziel gilt es, junge Tauben zu erzielen, die im Alter von vier Wochen ein Gewicht von 9 bis 12 Pfund für das Dutzend erreichen, da diese feinste und beste Ware stets Abnehmer findet und hohe Marktpreise erzielt.

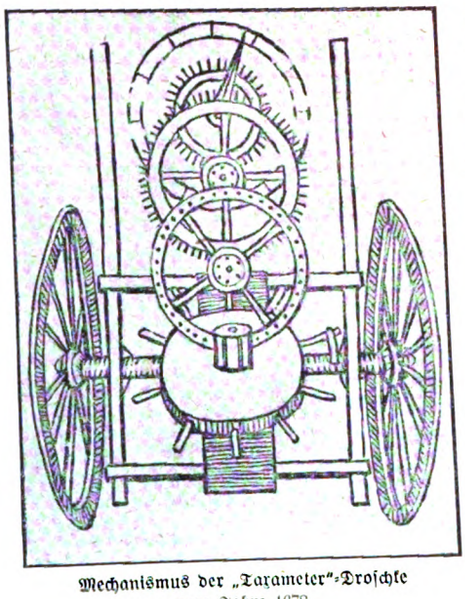
Der Verein für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande, von dessen segensreicher, nun schon zwölf Jahre geübter Tätigkeit wir unsern Lesern wiederholt berichtet haben, macht durch besonderes Zirkular auf seine in gedeihlicher Blüte stehende erste ostdeutsche Frauenschule in Schloß Maidburg an der schlesisch-posenschen Grenze aufmerksam, neben der, in besonderem Hause, diesen Herbst auch eine Landpflegestation eröffnet werden wird, um den in Maidburg arbeitenden Seminaristinnen Gelegenheit zu geben, sich auf die Pflichten einer Landpflegerin oder landwirtschaftlichen Lehrerin auch praktisch vorzubereiten. Die Landpflegerin beaufsichtigt die Kinder der Eltern, die durch Feldarbeit oder Krankheit an der Ausübung ihrer häuslichen Pflichten verhindert sind, sie unterrichtet auch die schulpflichtigen Kinder in Handfertigkeit wie in Kochen und Haushaltung. Ferner ist in der Landpflegestation ein Internat für ferner wohnende, schulentlassene Mädchen vorgesehen, in dem zehn bis zwölf Schülerinnen in dreimonatigem Kursus in den notwendigsten Arbeiten, auch etwas Gartenbau und Geflügelzucht, unterwiesen werden. Das Lehrgeld ist so gering wie möglich. Bedürftige Eltern zahlen für Externe nur etwa 75 Pfennig die Woche, auch könnten schulentlassene Waisen für etwa 50 Pfennig den Tag dort zu Dienstmädchen ausgebildet werden — ein Ausweg, der auch Herrschaften zugute käme bei der augenblicklich herrschenden Dienstbotennot. Die Eintrittstermine für die Frauenschule Maidburg sind, wie in den übrigen Schulen des Vereins, Reifenstein und Oberkirchen, auf Oktober und April festgesetzt. Anmeldungen für Maidburg sind an Fräulein Ursula von Knobelsdorff, Maidburg bei Kempen i. Po. zu richten, die gern nähere Auskunft erteilt. An unsere Leserkreise wendet der Verein sich aber nicht bloß mit der Bitte um Schülerinnen, sondern er hofft, daß viele sich dazu entschließen, Mitglieder des Vereins zu werden.



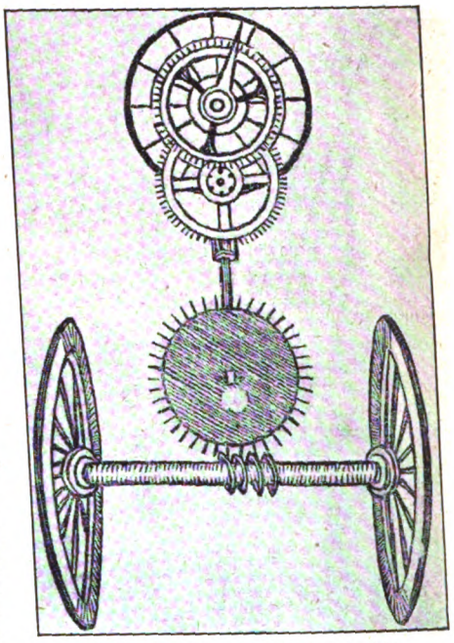
Im Taubenschlag.

Wegmesser. (Zu den untenstehenden Abbildungen). Der Gedanke, eine mechanische Vorrichtung zum Anzeigen der zurückgelegten Wegstrecke an einem Wagen anzubringen, ist keineswegs neu. Bereits in dem Inventar des römischen Kaisers Commodus wird von Fahrzeugen gesprochen, „die den Weg messen und die Wegestunden angeben". Auch Leonardo da Vinci, der große Maler und Ingenieur, entwarf derartige Vorrichtungen, ja, er konstruierte sogar schon den heute gebräuchlichen Schrittzähler, der durch den Stoß des Ganges eines Menschen in Bewegung gesetzt wird. Auch die erste europäische Messung des Erdumfangs geschah mit einem Wagen, dessen Räder mit einem Zählwerk verbunden waren. Sie wurde auf diese zwar eigenartige, aber wenig genaue Weise im Jahre 1525 von dem französischen Mathematiker Fernel unternommen. In Deutschland benutzte der Nürnberger Ratsherr Pfinzing 1598 einen solchen wegmessenden Wagen, dessen Original sich noch heute in der Dresdener Kunstkammer befindet. Im Jahre 1615 erschien bereits eine „Gruendtliche Beschreibung deß Viatorii oder Wegzählers" zu Frankfurt a. M. im Buchhandel. Unsere Abbildungen zeigen einen Taxameterwagen nach dem Entwurf des italienischen Ingenieurs Capra vom Jahre 1678. Die Räder des Wagens treiben entweder mittels Schneckenrades oder mittels eines Stiftes an der Radwelle, eines sogenannten Einertriebes, die Zahnräder an, die den Zeiger des Wegmessers langsam fortbewegen. Der Antrieb ist also gleich dem der heutigen Taxameter, auch sitzt das Zifferblatt an der gleichen Stelle wie jetzt, nämlich zwischen Kutschersitz und Wagen. Damals hatten solche Meßwerkzeuge den Zweck, festzustellen, wie viele Meilen man auf seinen Reisen die von Station zu Station geliehenen Pferde benutzt hatte, und mit welcher Geschwindigkeit man weitergekommen war. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde auch die Landesaufnahme von Sachsen durch ein solches Fahrzeug gemacht, doch konnte man nicht genauer als eine viertel Meile damit messen. Der bekannte Berliner Buchhändler Friedrich Nicolai benutzte auf seinen Reisen in Deutschland im 18. Jahrhundert gleichfalls einen solchen wegmessenden Wagen, der in Partheys Jugenderinnerungen genau beschrieben wird. Unser heutiger Taxameter wurde 1894 von dem russischen Ingenieur Wassili Nikolajezuk erfunden.

F. M. F.

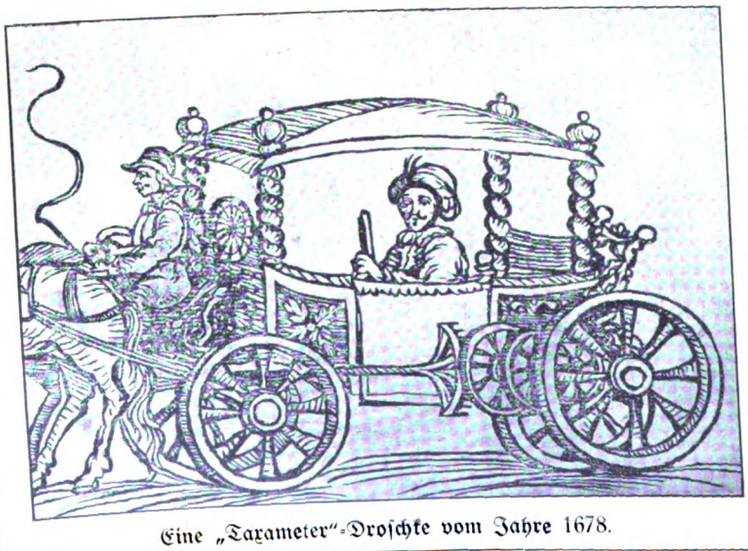


Mechanismus der „Taxameter"-Droschke vom Jahre 1678.



Mechanismus der „Taxameter"-Droschke vom Jahre 1678.

Uralte Leiden. Lange Zeit war die Meinung verbreitet, daß die meisten Krankheiten erst durch die Kultur beim Menschen hervorgerufen wurden. Die ältesten Naturmenschen sollen ein von körperlichen Leiden verhältnismäßig freies Dasein geführt haben. Solchen Ansichten huldigten die Schriftsteller des Altertums, und ähnliche Aussprüche findet man bei den modernsten Schriftstellern. So schrieb z. B. Möbius, daß die Naturmenschen in uralten Zeiten den Kopfschmerz, die Migräne und ähnliche Nervenleiden nicht gekannt hätten. Ueber den Gesundheitszustand des Urmenschen in vorgeschichtlicher Zeit fehlen uns natürlich überlieferte Berichte; wir können auf diesen nur aus den Veränderungen schließen, die Krankheiten an den Knochen hervorgerufen haben. Nun hat die genauere Untersuchung der menschlichen Überreste aus dem Steinzeitalter gezeigt, daß an einer nicht geringen Zahl der Knochensunde Folgen überstandener Leiden wohl zu sehen sind. Ein Teil davon ist auf gichtische Erkrankungen zurückzuführen. Die Gicht plagte also bereits unsere Ururahnen, und das ist nicht zu verwundern, wenn wir bedenken, daß der Mensch der Urzeit als Jäger vorwiegend von der Fleischnahrung lebte und häufig genug in kalten, nassen Höhlen seine Wohnung aufschlug. An einigen Knochen aus vorgeschichtlicher Zeit, die in Nordamerika gefunden wurden, hat man Folgen syphilitischer Erkrankung festgestellt. Daraus erhellt, daß in jenem Lande die schlimme Seuche schon in uralten Zeiten ihre Opfer forderte. Allem Anschein nach war auch eine andere Geißel des Menschengeschlechtes, die Tuberkulose, in grauer Vorzeit verbreitet. Neuerdings wurde auf dem städtischen Grubenhofe in Heidelberg eine menschliche Wirbelsäule gefunden, die aus der jüngeren Steinzeit stammte. Die Knochen zeigten krankhafte Veränderung, und der jüngst verstorbene Professor Dr. Hoffa wies nach, daß ihr Besitzer mit größter Wahrscheinlichkeit an einer tuberkulösen Wirbelentzündung gelitten hat, die nach kürzerem oder längerem Bestehen mit einer Rückgratsverkrümmung abheilte. Außerdem wurden aber auch menschliche Gebeine aus der Urzeit gefunden, an denen sich Spuren chirurgischer Eingriffe zeigten. Am interessantesten sind in dieser Hinsicht Schädel, die in der Hirnschale Löcher aufweisen. Es handelt sich in diesen Fällen um eine regelrechte und sehr schwierige Operation, die Trepanation, die noch heute von unseren Chirurgen bei Verletzungen und Erkrankungen der Schädelknochen, bei Gehirnabszessen u. dgl. vorgenommen wird. Mit geeigneten Instrumenten löst man dabei ein Stück der knöchernen Hirnschale heraus, um einen Eingang in die Schädelhöhle zu gewinnen. Dieser gefährliche Eingriff wurde nun, wie die Funde lehren, in den ältesten Zeiten vorgenommen. Die Beschaffenheit der Knochenränder an den so behandelten vorgeschichtlichen Schädeln lehrt, daß viele der Trepanierten bei der Operation starben, viele andere aber sie gut überstanden und noch jahrelang danach fortlebten. Welchen Zweck hatte nun dieser chirurgische Eingriff? Auf der untersten Kulturstufe glaubte der Mensch, daß Krankheiten von außen in den Körper hineinführen, und zwar in der Gestalt eines Wurmes, eines verzauberten Steines, eines Dämons u. dgl. Der Arzt, der damals ein Zauberer war, pflegte den Kranken zu heilen, indem er die Krankheitsursache aus dem Körper herausholte. Zu diesem Zwecke wurde auch der Schädel geöffnet, und das geschah bei Leiden, die im Kopf ihren Sitz hatten, also bei Kopfschmerzen, Schwindelanfällen u. dgl. In der gleichen Weise verfahren noch heute einige Volksstämme auf den Südseeinseln, deren Kulturstufe bei der Entdeckung durch die Weißen der Steinzeit entsprach. Da aber, wie die vorgeschichtlichen Funde lehren, die Trepanation schon in den ältesten Zeiten geübt wurde, so ergibt sich daraus, daß Kopfschmerzen, Schwindelanfälle und allerlei Gehirnleiden bereits die ältesten Menschen heimsuchten. In Anbetracht dieser Tatsachen erscheint es kaum berechtigt, vom körperlichen Verfall der Menschheit im Zeitalter der fortgeschrittenen Kultur zu reden.



Eine „Taxameter"-Droschke vom Jahre 1678.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner. für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth. für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Sommernachmittag am Müggelsee.

Gemälde von C. A. Brendel.

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Waldrausch.

(9. Fortsetzung.)

Roman von Ludwig Ganghofer.

Gegen vier Uhr nachmittags verließ Ambros in einem hellen Sommeranzuge das Haus und schlug den Weg nach dem Unterdorf ein. Er kam an der herzoglichen Villa vorüber. Vor dem geschlossenen Parktor blieb er stehen und blickte durch die Lücken des eisernen Geschnörkels in die schattige Halle des langen Weges hinein, der in gerader Linie vom Tor bis zu der weißen Villa führte. Schmale Grasrabatten säumten den rötlich besandeten Weg, in dessen Tiefe, grell gegen den träumenden Schatten der Allee kontrastierend, ein weißes Sonnenleuchten war, so blendend, daß Ambros die Mauern der Villa hinter dem blitzenden Tropfenspiel der beiden Fontänen kaum unterscheiden konnte.

Lange blieb er stehen. Dann ging er lächelnd weiter. Eine Erinnerung war in ihm aufgetaucht. Damals, als er mit dem Vater und dem Tonele hier vorübergefahren war, hatte eine leuchtende Blumenpracht diesen Weg gesäumt. Warum blühten jetzt auf diesem Wege keine Blumen mehr? Weil sich in den vergangenen Jahren die Kronen der Alleebäume so dicht geschlossen hatten, daß keine Sonne mehr hineinfiel in diesen dauernden Schatten? Und weil die Blumen ohne Sonne nicht blühen mögen? — Und all das schöne Märchen von damals? Wo war es jetzt? Verschwunden wie die Blumen? Ein dunkler Weg, ein grüner Garten, ein weißes Haus und da drinnen eine junge Frau, die jetzt nach der Mahlzeit ruht und um 6 Uhr 10 Minuten zu musizieren wünscht — das alles ist doch Wirklichkeit! Oder kann auch das Wirkliche wie ein Märchen leuchten, das ein Sechsundzwanzigjähriger mit Herzklopfen zu erleben hofft und zu erleben fürchtet?

Ambros lachte vor sich hin — und war dabei ärgerlich über sich selbst. Diese wunderliche Unruhe, die er fühlte, wollte sich nicht beschwichtigen lassen. War es der Gedanke an die vornehme Luft, in die er da plötzlich geriet — der Gedanke an Förmlichkeiten, die ihm nicht geläufig waren? Nein! Das regte ihn so wenig auf wie die Absicht, der kranken Lahneggerin und dem Toni einen Besuch zu machen — so wenig, wie am Morgen das unerwartete Erscheinen dieser Baroneß Zieblingen. — Wie seltsam! Diese junge Person! Und damals in dem rotbrennenden Walde hatte er sie für eine Greisin gehalten, weil sie bucklig war! — Wieder lachte Ambros, denn er dachte an Märchenheren, die nach Belieben alt oder jung erscheinen können. Doch ob er auch lachte, immer blieb diese wunderliche Unruhe in ihm, dieses ziellose Bangen, dieses törichte Herzklopfen — eine Erregung, die ihn an jenen Morgen vor Weihnachten erinnerte, der ihm das versiegelte Schreiben der Regierung gebracht, den Weg seines Lebens gewendet und über sein Schicksal entschieden hatte.

Aber da meinte er plötzlich zu verstehen, was ihn so wunderlich bedrückte. Er sah das rote Märchenbild im Walde, hörte das schmerzliche Beben in diesem feinen, scheuen Kinderstimmchen, sah die schlanke, zarte Frau in halber Ohnmacht taumeln, hörte diese schluchzenden Laute.

Ein Menschenkind, durch Geburt auf alle Höhe des Lebens gehoben, beschenkt mit allem irdischen Besitz, von der Natur gebildet wie eine holde Blume, begabt, erfüllt von der Freude an schöner Kunst, in zarter Jugend atmend wie eine Frühlingsknospe, die sich erst noch erschließen soll — und schon geängstet und bedrückt vom Leben, gemieden von allem lachenden Glück, verlassen von allem Frieden des Herzens, an Körper und Seele leidend, hilflos und in Sehnsucht angeklammert an einen pietistischen Trost, der nach aller häßlichen Qual auf Erden den Lohn des Himmels erwarten läßt, ein ewig reines Glück, das hoch über allen Sternen wohnt!

Ambros fühlte, wie ihm das Herz bei diesen Bildern und Gedanken immer beklommener pochte. Und nun verstand er es auch: was in ihm zitterte, das war nichts anderes als tiefes, menschliches Erbarmen.

Er hatte den Lahneggerhof erreicht und öffnete das Zauntürchen. Auf der Hausbank saß die alte Kathrin im Schatten des vorspringenden Daches und flickte einen blauen Strumpf.

„Ist der Toni daheim?"

„Ja freilich! Bei der Mutter hockt er im Gartl hint. Da brauchen S' bloß der Musi nachgehn!"

Ambros hörte den Klang einer Schwegelpfeife und die heitere Melodie eines Ländlers. Er dachte sich: Mit der Lahneggerin kann es doch nicht so übel stehen, wenn der Toni so lustig pfeift?

Und es war ein gemütliches Bild, das er im Garten fand. Unter dem halben, von zahlreichen Sonnenlichtern durchwirkten Schatten eines Birnbaumes saß die Mutter Sagenbacher in einem plumpen Ungetüm von Lehnstuhl, dessen Holz so frisch hersah, als wäre der Sessel erst gestern gezimmert worden. Die kranke Frau war gekleidet wie für den Kirchgang; sie trug das dunkelbraune, mit dicken Rüschen besetzte Feiertagsgewand der verwitweten Bäuerinnen; aber das war ihr so weit geworden, daß man mit all den überflüssigen Tuchfalten noch eine zweite Lahneggerin hätte kleiden können. Hinter dem

Published 17. IX. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Rücken hatte sie ein rot und weiß kariertes Kissen, und ihre Beine, die auf einem schemelartigen Ansatz des Lehnstuhles ruhten, waren in eine blauwollene Bettdecke eingewickelt. Neben dem Sessel hockte der Toni im Gras, an den Schoß der Mutter angelehnt — und während er auf der Schwegelpfeife flott einen munteren Tanz herunterpfiff, streichelte die Lahneggerin mit der mageren Hand ihrem Buben immer das Haar. Die tiefliegenden Augen des kranken Weibes träumten froh ins Blaue hinaus. Doch Ambros erschrak. Hätte er nicht gewußt: das ist die Mutter des Toni — er hätte dieses zerstörte Gesicht nicht mehr erkannt.

Die Bäuerin gewahrte ihn. „Tonele, da kommt ein Herr, ein fremder."

Der Toni blies den fidelen Ländler zu Ende. Dann sagte er lachend: „Aber, Mutter! Das is ja der Brosi!"

„Jesus!" Nach dem Schreck, den die Ehre dieses Besuches der Lahneggerin verursachte, kam ihr gleich wieder das frohe Lächeln. „Das freut mich aber . . . daß sich der Herr Lutz so freundschaftlich zu meim Buben stellt."

Der Toni sprang auf. Und immer lachte er. „Grüß dich Gott, Brosle! Und Vergeltsgott, daß du d' Mutter ein bißl heimsuchst! Und gelt, so viel gut schaut d' Mutter aus!" Wieder lachte der Toni. Und dieses laute, frohe Lachen eines Menschen, der ein ernstes Gesicht und müde, schwermütige Augen hatte, wirkte so eigentümlich auf Ambros, daß er kein Wort herausbrachte. „Wart ein bißl," sagte der Toni, „ich hol dir ein Sessel aussi, daß dich hersetzen kannst zur Mutter und recht lustig plauschen mit ihr!" Er rannte ins Haus, so flink, als wäre irgendwo Feuer auf dem Dache, das er löschen müßte.

Ambros reichte der kranken Frau die Hand.

„Gar nie net haben S' auf mich denkt!" Das sagte die Laneggerin nicht wie einen Vorwurf, sondern mit scherzendem Tone, weil sie dabei schon an den Nachsatz dachte: „Aber jetzt, weil der Tonele wieder daheim is, da pressiert's Ihnen! Mein Buben, den mögen S' halt, gelt!"

„Ja, Mutter Sagenbacher! Der Toni hat sich zu einem prächtigen Menschen ausgewachsen."

„Halt ja! . . . Mein Bub!" Die Lahneggerin guckte sehnsüchtig zum Hause hinüber — und schmunzelte, weil der Toni mit dem Sessel schon durch den Hof gesprungen kam.

„Aber wie geht's denn Euch, Sagenbacherin, mit der Gesundheit?"

„Allweil besser! Allweil besser, ja! Und jetzt schon gar! Mein Bub muß rein aufs Doktern studiert haben, da draußt im Unterland! Jeds Stündl gibt er mir ein lustigs Trankl ein! Und so viel gut tut's mir! . . . Bloß ein bißl schwach bin ich halt allweil, so viel schwach . . ."

Das hörte der Toni, als er den Sessel brachte. „Schwach? Was, schwach?" keuchte er, weil ihm bei dem Gerenne um den Sessel der Atem ausgegangen war. Er lachte — und wandte sich an Ambros: „Schwach, sagt d' Mutter! Ah, so ebbes! Seit drei Monat is d' Mutter heut zum erstenmal aufgstanden! Und is marschiert wie ein Soldat! Und den halben Weg bis ins Gartl aussi hat s' schon allein gehn können!"

Die Lahneggerin zwinkerte mit dem linken Auge. „Allein, ja, du Schlankl, weil mich halber tragen hast! Bloß so ein bißl hab ich den Boden allweil gspürt unter die Füß."

„Den wirst schon noch besser spüren, wart!" Der Toni lachte, während er den Sessel für Ambros in den Schatten stellte. „Bal in der Freundschaft die nächste Hochzet is, tanzen wir ein Schuhplattler miteinand, d' Mutter und ich!" Er machte jauchzend einen meterhohen Sprung und klatschte mit den Händen auf die Schenkel.

Auch die Lahneggerin lachte. „Geh, sei doch net gar so narret! . . . Tanzen? Was dir net einfallt! . . . Ich wär schon z'frieden, wann ich bald wieder ein bißl ebbes arbeiten könnt. Ein Mensch, der nimmer schafft, is nix mehr wert!" Der Toni hatte sich neben der Mutter ins Gras gesetzt und fing wieder einen Ländler zu pfeifen an. Doch die Lahneggerin ließ sich durch den heiteren Klang nicht von dem ernsten Thema abbringen. „Oft hab ich mir schon, derweil ich liegen hab müssen, so ein kleins Gschäftl gsucht. Aber gar nix derlupfen kann ich! 's Nähkörbl is mir wie ein Zentner. Und gleich tut mir 's Kreuz allweil weh! Ja! Alls wär gut . . . wann ich nur grad das dumme Kreuz net hätt!"

Der Toni setzte die Schwegelpfeife ab und sagte lustig: „Geh, Mutterl, sei froh, daß d' es noch hast, dein Kreuz! Sonst tätst dein magers Quartierl in der Schling tragen müssen!"

Über diesen Scherz mußte die Sagenbacherin lachen, daß ihr die Tränen kamen. Und der Toni blies auf der Schwegelpfeife mit hohen, flink dudelnden Tönen den Neubayrischen. Dieses heitere Gepfeife weckte den Ehrgeiz der Amseln, die in der Nähe waren. Ein halbes Dutzend der schwarzen Frühlingssänger sammelte sich in der Krone eines hohen Nußbaumes, und das gab ein Trillern und Schnalzen ab, daß der Toni das Pfeifen einstellen mußte, weil seine Kunst mit diesem energischen Naturgesang ein bißchen wirr durcheinanderging. Er sagte lachend: „Da, Mutter, lus auf! Dir z'lieb können's d' Vögel noch besser als ich!"

„Aber von dir is mir's lieber."

Der Toni fing wieder zu pfeifen an. Und er schien die fidelen Weisen nach dem Schock in der Pfeife zu haben, denn immer brachte er wieder was Neues. Dazwischen wurde munter geschwatzt — und dieses drollige Wortgeplänkel, das frohe Lachen der Lahneggerin, das lustige Pfeifengedudel, der Gesang der Amseln, das alles gab in der milden Sonne, die sich schon zum Abend wandte, eine so gemütliche, liebenswürdige Stimmung, daß auch Ambros seiner etwas schweigsamen und nachdenklichen Laune entrissen wurde und munter mitplauderte. Doch als die Kirchturmglocke halb sechs geschlagen hatte, sah er alle paar Minuten nach der Uhr.

„Hast ein Weg, Brosle?" fragte der Toni.

„Nein, nein, es pressiert nicht, ich kann schon noch bleiben!"

„Vergeltsgott!" dankte die Lahneggerin. Und daß ihr die Sonne gerade so warm auf die mageren Hände schien, das mochte ihr wohltun; denn sie streckte sich behaglich, sah den Toni an und sagte froh: „'s Leben is halt doch ebbes Guts! Und so viel gfallen tut's mir wieder! Ja, ich muß unserm Herrgott schon recht dankbar sein."

Der Toni schwieg und bekam jene tiefe Furche auf der Stirn. Doch er setzte die Schwegelpfeife an den Mund und blies eine übermütig gaukelnde Weise. Dieses zwitschernde Tongewirbel dauerte so lange, daß Ambros unruhig wurde und wieder nach der Uhr sah. Und plötzlich stand er auf, noch ehe der Toni mit seinem Getriller zu Ende kam: „Jetzt muß ich aber gehen!"

Doch sein Abschied wurde verzögert. Denn in den Garten trat ein jägerisch uniformierter Mann, dem der Feldwebel von einst noch aus dem Gesichte sprach. Es war der herzogliche Wildmeister. Mit dem Blick eines Untersuchungsrichters trat er auf den Toni zu: „Sie, Sagenbacher, stimmt das, daß Sie heut in der Früh in unserem Wasser einen Fisch gefangen haben?"

Die Lahneggerin wurde dunkelrot über das abgezehrte Gesicht — weil sie den Fisch doch verspeist hatte! Der Toni guckte nur verwundert drein. Dann sagte er: „Ja, Herr Wildmeister, das wird schon stimmen."

„So? Dann wird es auch stimmen, daß ich Sie anzeigen muß, und daß Sie gestraft werden."

„Meintwegen! . . . Aber vor der Mutter hätten Sie's grad net sagen brauchen!" Der Toni nahm die zitternde Hand der kranken Frau. „Geh, Mutterl, deswegen brauchst dich net aufregen! Die zwölf oder fufzehn Markln Straf, die bringen mich net um! Und kasteln s' mich ein paar Tag ein, das wird auch net 's Ärgste sein! Na na, Mutter . . . und von morgen an kauf ich dir jeden Tag ein Fisch. Der Herr Herzog muß Geschäften machen, weißt!"

„Sie!" fuhr der Wildmeister auf. „Werden Sie nach Ihrer Gesetzesübertretung nicht auch noch unverschämt!" Er machte eine scharfe Schwenkung und verließ den Garten.

reischte die Lahneggerin wie von Sinnen hinter ihm
Für mich hat er ihn gfangt! Für mich! Für mich!"
Toni erschrak. Doch gleich wieder lachte er und
zärtlich das bleiche Gesicht der Mutter zwischen seine
„Den laß raunzen, wie er mag! Der Fisch is
Den reißt dir kein Wildmeister nimmer aussi!"
Ambros lachte. „Nur ruhig, Mutter Sagenbacher!
Geschichte wird sich noch ein Wörtl reden lassen."
' und Joseph, Mar' und Joseph!" Der kranken
essen die Tränen in die Augen. „Wegen so eim
Ferchenschwanzel söllene Sachen machen! Als ob
gott d' Fisch net für alle Leut derschaffen hätt!
Joseph! Wenn s' mir den Buben einsperren, weiß
, was ich tu."
g warten, bis ich wieder aussi komm!" sagte der
ch die Lustigkeit wollte ihm selber nicht recht gelingen.
! Lahneggerin!" mahnte Ambros herzlich. „Die
Geschichte ist doch wirklich kein Tröpfl aus guten
ern. Es wird schon noch ein Mittel geben, den
Herrn da zu beschwichtigen. Und ich glaube, daß
weiß!"
' und Joseph!" Doch das war jetzt ein Laut in Freude.
schade, daß ein gemütliches Stündchen so verdrießlich
ging! Und daß ich nimmer warten kann, bis wir
tig werden. Jetzt muß ich fort! Aber ich hoffe,
orgen gute Nachricht bringen kann."
ahneggerin nahm diese Verheißung gleich als fertige
auf. „Vergeltsgott tausendmal, Herr Lutz!" Doch
der wieder richtig lachen konnte, sagte ruhig: „Geh,
ch dir meintwegen keine Umständ! Und laß dich
en! Wirst schon aussi finden, gelt? Ich muß bei
bleiben."
mbros flink davonging, hörte er, bevor er die Straße
te, schon wieder das heitere Getriller der Schwegelpfeife.
nd des hurtigen Marsches sah er ein paarmal nach
Doch wie energisch er auch ausschritt, es schlug
l auf sieben, noch ehe die Parkmauer erreicht war.
Unpünktlichkeit schien bereits übel vermerkt zu sein,
von seiten des Herrn Kesselschmitt, der sich aus
utscher in einen schwarz adjustierten Haushofmeister
hatte, vor dem Parktor auf der Straße stand und
Ausguck hielt. Für seine Neugier schien der fremde
hellen Sommeranzuge nicht zu zählen. Doch mit
m Staunen zog er die Brauen hoch, als der helle
ug in das Parktor einschwenkte.
Stimme des Herrn Kesselschmitt klang etwas un-
ube ich die Ehre, Herrn Lutz . . .?"
ienen!" sagte Ambros erheitert.
haben bereits sechs Uhr und siebzehn Minuten . . ."
r schon achtzehn . . . nach meiner Uhr!"
Kesselschmitt machte eine eigentümliche Schnörkel-
mit dem schön frisierten Kopf. Er sprach kein Wort
ürdevoll schritt er Ambros voran, und manchmal
ben Blick über die Schulter werfend, kutschierte er
ihn minderwertige Exemplar der Menschheit durch
n Schatten der Parkallee.
as spürte jetzt kein Herzklopfen. Was da so hoheits-
ihm herschritt, amüsierte ihn und beschäftigte seine
so heiter, daß er keinen Blick für den Park hatte,
für das leuchtende Tropfenspiel der beiden Fontänen,
eldglanz des Abends in sich auffaugten und ihn
der aus sich herausblitzten. Von allem Märchen,
Stätte umgaukelt hatte, war nur noch die komische
des Herrn Kesselschmitt übriggeblieben. Ambros
Vorurteile, auch nach oben nicht. Reiner Adel,
das Sieb von Jahrhunderten gegangen, vornehme
und gefürstete Stellung galten ihm als ein Lebens-
Achtung zu erweisen ist. Aber solche Vornehmheit
ihm jetzt wie eine Blüte, an der sich wunderlich
Insekten schmarotzend festzusaugen pflegen. Ein
drolliges Rüsselkäferchen, dieser Herr Kesselschmitt! Einer von den häufigen Dienern, die dem Werte schaden, den sie zu erhöhen glauben.

Ambros hatte Mühe, ein Lachen zu unterdrücken, als Herr Kesselschmitt vor den Verandastufen der Villa mit spanischer Grandezza den grünbeschürzten Gärtnerburschen herbeiwinkte, der mit einer Bürste schon auf der Lauer stand, um die Schuhe des inferioren Erdenbürgers vom Staube der Straße zu säubern. Während dieser Prozedur stand Herr Kesselschmitt abseits und klopfte nervös mit dem Fuße. Er schien bemerkt zu haben, wie wenig geziemend seine vornehme Größe auf Ambros wirkte; dafür rächte er sich, indem er Ambros mit despektierlicher Insolenz von den Schuhen bis zum Hute musterte.

Eine große, kühle Vorhalle; die helle Mauer mit Hunderten von Geweihen bedeckt, viele auf altertümlichen, in der Farbe vergilbten Schildchen oder auf Hirsch- und Gemsköpfen, die aus der Zeit eines naiven Kunsthandwerkes zu stammen schienen; und der Boden mit einem so linden Teppiche belegt, daß der Schritt des grauköpfigen Dieners, der Ambros den Hut aus der Hand nahm, wie ein lautloses Schweben war.

Herr Kesselschmitt öffnete eine Tür, ließ Ambros eintreten, zog die Tür geräuschlos wieder zu, machte mit dem Kopfe jene absonderliche Schnörkelbewegung und sagte in gedämpfter Würde zu dem alten Diener:

„Die Entschließungen Ihrer Hoheit sind manchmal schwer zu begreifen. Nun . . ." In dem kurzen Schweigen, das Herr Kesselschmitt an dieses diplomatische „Nun" anschnörkelte, lag etwas mild Versöhnliches. „Aber die Zieblingen sollte wissen, wozu sie da ist!"

Der alte Diener schien nichts zu hören und verschwand, noch ehe Herr Kesselschmitt zu Ende gesprochen hatte. — Eine kühle, bläuliche Dämmerung. Die beiden Fenster waren mit schweren Vorhängen und dunkelblauen Seidenvitragen so dicht verhangen, daß der Goldschein des Abends, der da draußen glühte, nur mit zwei schmalen Glanzlinien in den stillen Raum hereindrang.

In diesem träumenden Zwielichte fand sich Ambros mit den Augen nicht gleich zurecht. Alles Gerät erschien wie mit bläulichen Schleiern umwoben. Dabei blendeten die zwei grellen Lichtstreifen an den Fenstern. Ambros mußte, um sehen zu können, den Rücken gegen die Fenster wenden — und da sah er nun einen kostbar eingerichteten Raum, der etwas Unfrohes und Unwohnliches, etwas mißbehaglich Stilwirres hatte. Keins von all diesen wertvollen Gerätestücken konnte sich traulich als ein Geschwister des anderen fühlen. Was hier stand und mit seiner müdgewordenen Vergoldung, mit den verblichenen Brokaten und Seidenstoffen oder mit seinem neuen Glanze matt im Zwielicht schimmerte und glomm, erschien wie aus sieben Schlössern und aus drei Jahrhunderten zusammengetragen. Zopf, Rokoko, Empire und allerjüngstes Kunsthandwerk des Auslandes — all dieses Gegensätzliche war unlebendig nebeneinander gekramt, eins dem anderen fremd, eins mit dem anderen unverträglich. Und wie das Gerät, so war auch der reiche Bilderschmuck der Wände, von deren dunklem Stoffbezuge zwischen all diesen vergoldeten, geschnitzten, braunen oder schwarzen Rahmen und Rähmchen kaum noch ein paar schmale Streifen zu sehen waren — Altes und Neues hing da, Bilder auf Holz oder Kupfer, Bilder auf Leinwand, Stiche und Schnitte, verblaßte und neue Photographien, farbiger und farbloser Unwert, antiquarische Kostbarkeit und künstlerischer Wert.

Gleich beim ersten Blicke, den Ambros über das seltsam kühle Gewirre all dieser vom Zwielicht umschleierten Bilder und Geräte hinwarf, fiel ihm ein großes Gemälde in altem Rahmen auf: das Bild eines jungen Jägers in Lebensgröße und in ganzer Figur, zwischen Bäumen auf einem Steinblock ruhend. Ein gutes, lebendig wirkendes Porträt; aber die Malweise von pedantisch sorgsamer, emailartiger Glätte, wie man vor fünfzig und sechzig Jahren gemalt hatte. Auch hielt

der Jäger einen altertümlichen Perkussionsstutzen quer über den Knien und trug die kurze, reichlich mit Grün ausgeschlagene Joppe, die lederne Bundhose und den hellgrün gebänderten Spitzhut — die Tracht der Gebirgsjäger aus der Zeit, in der König Max II. fröhliches Weidwerk in den Bergen gepflegt hatte. Doch alle Farben des Bildes schwammen bei der matten Beleuchtung dunkel ineinander; nur dieses gesunde, schön und kräftig gebildete Frohgesicht blickte hell aus der Leinwand heraus wie aus den geheimnisvollen Schatten eines in Dämmerung versunkenen Waldes. Und Ambros fühlte sich von diesen klaren, klugen, leuchtenden Augen seltsam berührt. Er hatte die Empfindung: „Ein Blick . . . als hätten diese Augen im Leben schon irgendwo und irgendwann einmal in die meinen geschaut, so leuchtend, so klug, so lachend froh!" Und warum sollte das nicht möglich sein? Dieses Bild da, freilich, das war ein halbes Jahrhundert alt, vielleicht noch älter. Aber Menschenaugen sind wie Sterne; seit Hunderttausenden von Jahren kommen und glänzen sie immer wieder als die gleichen.

Da wandte sich Ambros rasch von dem Gemälde ab, denn er glaubte im anstoßenden Raum und nah bei der Tür ein leises Geräusch zu vernehmen. Und da war nun plötzlich all dieses halb Beschwichtigte wieder in ihm lebendig, diese wunderliche Unruhe seines ganzen Wesens, dieses beklommene Pochen seines Herzens, all dieses seltsam Frohe und seltsam Schmerzende in seiner Seele, das er sich da draußen vor dem Parktor als menschliches Erbarmen mit einem leidenden Geschöpf ausgedeutet hatte. Und was da plötzlich wieder erwachte in ihm, noch stärker und heißer, als es je in ihm gewesen, das war nicht durch das Geräusch verursacht, das er vernommen hatte, nicht durch den Gedanken an die Begegnung, die ihm bevorstand, sondern durch den Anblick eines Bildes, dem er sich gegenüber sah, und das von gleicher Größe war, den gleichen Rahmen hatte und aus der gleichen Zeit zu stammen schien wie das Bild des jungen Jägers. Oder war es, trotz allem Anhauch des Alters, nicht doch ein Werk dieser letzten Tage? Hatte das junge Weib — das mit dem roten Kleide wie eine schöne schlanke Flamme in der Glut der Abendsonne gestanden, als der Waldrauscher da draußen bei der Notburg seine kleinen, leisen, unbegreiflichen Lieder sang — einem Künstler von gestern im Gewande einer vergangenen Zeit als Vorbild gedient? Ein sinnloser Gedanke — dieses Gemälde war alt, so alt wie jenes andere. Aber ist das möglich, daß eine Form des Lebens nach einem halben Jahrhundert so Zug um Zug sich wiederholt? Können Mutter und Tochter — nein, Ahne und Enkelkind — einander so ähnlich sein, als wäre ihr getrenntes Leben nur ein einziger Pulsschlag der Natur, und als gäb' es keine Zeit, die entschwindet oder sich wandelt, nur eine Gegenwart, die ohne Wandel dauert als ein ewig Gleiches? — Mutter und Tochter? — Wie mit blitzartiger Helle erwachte in Ambros die Erinnerung an jenen Maienmorgen seiner Kinderzeit, an dem die „silberweiße, rotgeflügelte Waldfey" von der Großen Not gekommen war und sich verwandelt hatte in eine vornehme Reiterin, die über die beiden Knaben wegsah wie über zwei kleine Pilze am Waldsaume. Jenes strenge, kalte Gesicht — und das holde, blumenhafte Frühlingsantlitz, zu dem der singende Waldrauscher mit zärtlichem Blick empor gedürstet hatte? Mutter und Tochter? Zwei Gesichter, eines dem anderen so fremd, so gegensätzlich, wie Frost und Wärme sind, Erstarrung und Blüte, Stein und Leben! — Ambros atmete schwer. Aber dieses wunderlich Bedrückende in seinem Innern? Das konnte doch nicht aus diesem Bilde auf ihn überfließen? Denn all das Scheue, Verschüchterte, Angstvolle und Leidende, das in jener glühenden Waldstunde aus den großen Kinderaugen des jungen, zarten Weibes zu ihm geredet hatte — all dieses Schmerzvolle war auf dem alten Bilde verwandelt in blühende Frische, in lächelnden Reiz und heiter träumende Lebensfreude. Und dennoch war es das gleiche Antlitz, Zug um Zug, die gleiche Gestalt, fein und gertenschlank, in dem hellbraunen Jagdkleide lebendig abgehoben von dem leuchtenden Gewölk des Hintergrundes — und während die linke Hand, wie bei einem frohen Aufatmen der jungen Brust, den schmalen Gürtel umfaßte, hielt die rechte, die ruhig niederhing, eine kleine Ranke von blühendem Waldrausch.

Was Ambros beim Anblick dieses Bildes dachte und empfand, das ging wie ein jäher Sturm durch seine Seele und war der Gedankenflug nur weniger Sekunden, die verflossen waren, seit er jenes Geräusch bei der Tür vernommen hatte. Wie einer, der mit wachen Augen träumt, nur die in seinem Innern lebenden Gestalten sieht und alle Wirklichkeit um sich her als ein Fremdes und Fernes fühlt, so gewahrte er, daß die Tür des anstoßenden Raumes geöffnet wurde; daß eine matte Lampenhelle in die bläuliche Dämmerung herausfiel, die ihn umgab; und daß die kleine Baroneß Zieblingen, in gelbe Seide gekleidet und sich schief bewegend, erregt auf ihn zutrat und mit ihrer verschleierten Stimme etwas sagte, was er nicht verstand. Und dann sah er sich auf der Schwelle eines saalartigen Raumes, dessen Fenster durch weiße Innenläden verschlossen waren und wie vermauert erschienen. Eine große Hängelampe brannte, von einer grünen Seidenblende umzogen; die Lehnstühle und gepolsterten Bänke, die an den Wänden entlang standen, und die schmucklosen Wände selbst waren von grünlichem Schatten umwoben; doch über die Mitte des Raumes und über den Flügel, auf dem eine Geige lag, und auf dessen Pult schon die Notenblätter zurechtgestellt waren, fiel ein Kreis von weißem Lichte her. Ambros sah das alles wie etwas Weites und Unbestimmtes. Nur eines sah er nahe, hell und wirklich: diese zarte, von weißem Krepp umflossene Frauengestalt, die inmitten des kreisförmigen Lichtes stand, dem Gaste ruhig einen Schritt entgegenkam und zum Gruße kaum merklich das von dunklen Schatten umhuschte Köpfchen neigte. Für Ambros war das wie ein unerwartetes Erlebnis, das ihn verwirrte. An dieser vornehm kühlen Erscheinung, an dem unlebendigen Blick dieser müden, halbgeschlossenen Augen und an diesem strengen, blassen Schmalgesichte wollte nichts mehr dem reizvollen und lebensfrohen Bilde gleichen, das da draußen in der bläulichen Dämmerung an der Mauer gehangen — und nichts erinnerte an die schöne rote Flamme, die Ambros im brennenden Walde gesehen, nichts an die bange Lebensangst und all die ergreifende Seelenqual, die so heiß aus jenen erschrockenen und verstörten Kinderaugen geredet hatte.

Ganz leise sagte die kleine Zieblingen ein paar Worte — und Ambros glaubte seinen Namen zu hören. Dabei schien er irgend etwas zu unterlassen, was die Baroneß Zieblingen für nötig halten mochte — denn sie wurde verlegen.

Eine Pause trat ein. Ambros schien dieses Schweigen als bedrückendes Unbehagen zu empfinden. Dann sagte die Herzogin rasch, mit einer kühlen, gleichmäßigen Stimme: „Das ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Lutz, daß Sie Ihre Zeit opfern, um meinem Wunsche nach Musik gefällig zu sein."

Ambros verbeugte sich. Er konnte nicht sprechen. Die Stimme, die er da vernahm, war etwas Fremdes für ihn und hatte nichts mehr von dem ergreifenden Klange, den er im Walde gehört hatte, damals, als der Waldrauscher sang.

Wieder eine Pause — bis die kleine Zieblingen flink und leise zu reden anfing, um Ihre Hoheit daran zu erinnern, daß heute Sonntag wäre, an dem die Arbeit ruhe, so daß Herr Lutz keiner dienstlichen Verpflichtung entzogen würde.

Die Herzogin betrachtete den stummen Gast. Kaum merklich bewegte sie die dunklen, schön geschwungenen Brauen, und etwas Scheues kam in ihren Blick — als wäre irgendein unbequemes Erinnern dämmrig in ihr wach geworden. Dann wandte sie das Gesicht gegen den Flügel hin und fragte ruhig: „Sie sind bei der Regulierung der Wildach beschäftigt, Herr Lutz?"

„Ja, Frau Herzogin."

Die Hofdame wurde glühend rot über das ganze winzige Gesichtchen.

Die Kunstkenner.

Gemälde von Max Gaisser.

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Aber die Hoheit sagte freundlich: „Da wünsche ich Ihnen alles gute Gelingen. Was Sie da leisten, das ist ein schönes und gemeinnütziges Werk."

Nun wieder Schweigen.

Plötzlich sagte die Herzogin mit veränderter Stimme und sehr lebhaft: „Wollen wir also jetzt musizieren?" Sie ging auch gleich auf den Flügel zu und griff nach der Geige. Und Baroneß Zieblingen — aufatmend, als wäre eine Herkulesaufgabe ihrer Lebensstellung glücklich gelöst — huschte zu einem Sessel an der Wand, ließ sich mit einer seitlich gleitenden Bewegung nieder und nahm, auf ihrem Schoße die Hände faltend, eine mehr als erwartungsvolle Haltung ein — sie schien bereits andächtig begeistert, noch ehe sie einen Ton vernommen hatte.

Während Ambros auf den Klaviersessel zutrat, tauchte bei allem beklemmenden Unbehagen des Augenblicks wieder die Erinnerung an jene silberweiße Reiterin mit dem kalten, strengen Gesicht in ihm auf. Und als wäre das ein Erlebnis dieser Stunde, so deutlich hörte er den Tonele sagen: „Die tu ich nimmer grüßen, die merkt es nicht, wenn einer das Hütl zieht." Und weil der Tonele redete, sah Ambros auch die angstvollen Augen der kranken Lahneggerin.

„Frau Herzogin? . . . Dürfte ich, bevor wir zu musizieren beginnen, eine Bitte aussprechen? Es handelt sich um eine Sache, die ein bißchen drängt."

Die kleine Zieblingen erschrak, als hätte die Zimmerdecke einen Ruck gemacht, um einzustürzen. Auch die Herzogin schien unangenehm berührt.

Aber Ambros sprach ruhig weiter: „Mein Schulfreund, der Toni Sagenbacher, hat eine schwerkranke Mutter, die er über alles liebt. Die kranke Frau soll leichte Kost bekommen. Und da ist der Toni heute früh an den Bach gegangen, um für seine Mutter einen Fisch zu fangen. Das hat der Wildmeister erfahren. Jetzt will er den Toni bei Gericht anzeigen. Und die kranke Lahneggerin sorgt sich das Herz aus dem Leibe, weil sie fürchtet, ihr Bub wird eingesperrt."

Die Herzogin lächelte. Mit der Geige in der Hand sagte sie über die Schulter: „Bitte, liebe Zieblingen, wollen Sie das gleich in Ordnung bringen! Der Wildmeister soll die Sache gut sein lassen." Während die Hofdame zur Tür huschte, wandte sich die Herzogin zu Ambros; der müde Blick ihrer Augen war verändert in warmen Glanz. „Und Ihr Schulfreund soll mit meiner Bewilligung das Recht haben, für seine Mutter, solange sie krank ist, jeden Tag eine Forelle zu fangen." Sie lächelte wieder. Dann kam in das zarte Stimmchen ein Klang von nervöser Hartnäckigkeit: „Aber wollen wir jetzt musizieren?"

Ambros ging zum Flügel, streifte die Handschuhe herunter und ließ den Blick über die aufgelegten Noten gleiten. Dann schlug er für die Stimmung der Geige einen Akkord an. Aber die Geige war schon gestimmt. Und die Herzogin sagte rasch und erregt: „Ich glaube, Baroneß Zieblingen war so gütig, als erstes Stück die Romanze von Svendsen aufzuschlagen?"

Von der Tür klang das atemlose Stimmchen der Hofdame, die auf der Schwelle dem würdevollen Herrn Kesselschmitt in Hast ein paar Worte zugewispert hatte: „Ja, Hoheit! Die Romanze von Svendsen. Hoheit spielen ja diese Romanze so wundervoll!" Und lautlos tauchte die kleine Baroneß wieder in die Dämmerung, die außerhalb des hellen Lichtkreises um die Wände träumte.

Die Herzogin trat neben den Flügel hin und fragte: „Die Romanze kennen Sie wohl, Herr Lutz?"

„Nein."

Wie der Schreck eines Kindes redet, so stammelte die Herzogin: „Nicht? . . . Aber werden Sie denn das so prima vista spielen können?"

Ambros lächelte. „Ich glaube schon." Er ließ sich auf den Sessel nieder. „Sehr gefährlich sieht das nicht aus. Freilich, das Billige pflegt gerne mit Schwierigkeiten zu kokettieren. Alles Große in der Kunst, wenn es auf den Blick auch unbezwingbar aussieht, hat doch immer etwas faches und Selbstverständliches an sich. Die kleinen blasen ihre Technik auf. Aber das da . . . nein, das harmlose Sache, da komm ich schon durch."

Die Herzogin sah verwundert auf Ambros nieder, er sagte, schien Sprache für sie zu sein, die sie nicht oder doch niemals gehört hatte. Und Baroneß Zieb ihrem Dämmerwinkel war bei dem Wörtchen „billig" geworden, als hätte ihr gläubiges Gemüt eine unm Gotteslästerung vernommen.

In flüchtigem Tempo und mit nachlässigem Anich dem nur die Hälfte der Töne laut wurde, überlog zur Probe ein Dutzend Takte. Dann sagte er: „Ja geht schon."

„Wollen wir also beginnen?" Die Herzogin, mit an der Wange, trat gegen die Mitte des hellen und während das feine, schlanke, weiß umleuchtete zu wachsen schien, hob sie den Bogen. Ambros, zum Anschlage bereit und über die Schulter blickend, Bewegung, und in seinen Augen erwachte ein Glanz, er empfunden: diese Bewegung ist schön gewesen!

Und was er fühlte, übertrug sich auf den A dem er das Spiel begann. Wie suchendes Träum froh und dennoch seltsam beklommen, schwollen Akkorde durch den stillen Raum. Eine rosige Blutw bei diesen Klängen die schmalen Wangen der jun und die Erwartung einer Freude sprach aus ihre Kinderaugen. In den ersten Tönen, die sie auf erklingen ließ, war etwas Schwächliches und Zaghaft immer ruhiger wurde ihre Hand, immer voller und die Seele ihres Tones, je mehr sie erkannte, w sicher das verläßliche Können des anderen ihr scheu trug und stützte. Ambros führte das Spiel, zwang auf, was er empfand, beredete sie mit zärtlichem träumerischem Singen und hob ihren Ton mit Akkorden zu schwellender Kraft. Das zarte Geh Geigerin begann zu glühen. Und die kleine Zieb gaß ihrer pflichtgemäßen Begeisterung, horchte auf und fühlte eine Wirkung, die ihr neu w etwas oberflächliche, aber geschickt gewobene Tonfl in der Stimmung des Augenblicks einen Schimmer einen Klang von aller Sehnsucht der Jugend, dürstende Seele.

Als die schlanke Frau tiefatmend den Bogen nickte ihr Ambros, dessen Hände den letzten Akkord lachend über die Schulter zu. „Bravo, Frau Er sagte das mit einem Wohlgefallen, das sich jo wie er es empfand. „Sie haben das wirklich g gespielt! Und Sie können viel . . . noch viel meh bei so einem Ding da herausbringen läßt." Lach er sich und legte das Notenblatt beiseite.

Die kleine Zieblingen kam aus der Dämmerun gehuscht. Sie war merkwürdig erregt, hatte nasse flüsterte etwas mit ihrem zirpenden Stimmchen. Herzogin schien das nicht zu hören und sprach in Freude vor sich hin: „Das war Musik! Das, ja! Musik!" Nun gewahrte sie erst die Baroneß. Zieblingen, danke, aber nur jetzt nicht stören!" sich zu Ambros und begann mit nervös bebenden Fi Geige zu stimmen. „Nicht wahr? Nun spielen das zweite! Ich bitte! So viel Befriedigung ha Musik noch selten gewährt!" Mit einem kräftigen Bogens prüfte sie die Stimmung der Saiten. reiner Klang. „Wollen wir gleich beginnen?"

Ambros nickte lächelnd und nahm, während Zieblingen in die Dämmerung an der Mauer zurü seinen Platz am Flügel wieder ein. Und musterte liegende Notenblatt. „Berceuse . . .?" Ein nachdenklic war in seiner Stimme. Dann begann er zu spielen

Und die Geige setzte ein — frischer und heller als zuvor. Die junge Frau hatte alle Befangenheit verloren und gab an Klang, was sie geben konnte. Jeder Ton hatte warmes Leben. Das blumenhafte Körperchen streckte sich und kam in leises rhythmisches Wiegen, als wäre die Geigerin mit Leib und Seele diesem klingenden Willen hingegeben, der sie führte, an Geist und Sinnen verwandelt in einen mitschwingenden und mitlebenden Teil der lieblich gaukelnden Töne, die aus den Saiten quollen. Und die großen Augen, die während des Spieles unbewegt nach zielloser Ferne blickten, schimmerten in feuchtem Glanze wie Kinderaugen vor dem Weihnachtswunder. (Fortsetzung folgt.)

Tonmeister „ohne Talent".

Von Franz Dubitzky

„Lassen Sie Ihre Kinder nicht Künstler werden!" — solche Mahnung finden wir in einem Schreiben Rubinsteins. Ähnlich dachten die Eltern gar manchen Tonmeisters und suchten des Sohnes Neigung zur Musik gewaltsam zu bandigen; sie rieten zu einem „weltlicheren" Beruf, doch der kunstbegeisterte Jüngling erwies sich bald als „fehl am Ort", als ein Kaufmann oder Jurist „ohne Talent". Händel wurde vom Vater, der sein Wirken in der Welt als Barbier begonnen hatte, jegliches Musizieren verboten; der Erfolg war, daß der Knabe eine geheime, verschwiegene Dachkammer zu seinem Musikalon erhob; ein zum Gerümpel geworfenes Klavichord erstand zu neuem Leben. Haydn sollte Geistlicher werden; obwohl er ein durchaus gläubiges Gemüt besaß, zog er es vor, das Elternhaus zu verlassen und darbend und hungernd als Spielmann von Ort zu Ort zu wandern. Holstein, der Komponist der in früheren Jahren viel gegebenen Oper „Der Haideschacht", mußte sich dem Willen des Vaters fügen und den Offiziersberuf ergreifen; der „Einzug" eines Klaviers in das Elternhaus war nur dadurch ermöglicht worden, daß man dem musikfeindlichen Hausherrn erklärte, das Ungeheuer ließe sich sehr gut als — Tisch verwenden. Robert Schumann hatte sich mit dem Corpus juris zu plagen: „Mein ganzes Leben war ein zwanzigjähriger Kampf zwischen Musik und Jus", klagte der Studiosus. Mit dem Elternhause lebte Berlioz in jahrelanger, heftiger Feindschaft, nachdem er das aufgezwungene Joch von sich geworfen und das Studium der Medizin aufgegeben hatte. Unter ebensolchen Verstimmungen hatte Tschaikowsky zu leiden, als er den Rechtswissenschaften den Rücken kehrte. Jurisprudenz trieb eine Zeitlang auch Marschner, einen Herzenswunsch seines Vaters, eines biederen Horndrechslermeisters, erfüllend. Verdi, Robert Franz, Hugo Wolf fanden gleichfalls „verschlossene" Ohren. Johann Strauß der Ältere wurde einem Buchbinder übergeben; erst als der Lehrling seinem groben Meister entlaufen war, erhielt er die Einwilligung, seiner geliebten Musik sich zu widmen. Nun sollte man meinen, daß der Tonmeister jene unfreundliche, aufgedrängte Lehrzeit nicht vergessen und seinen Nachkommen ein milderer Herr sein werde. Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen: auch Johann Strauß den Jüngeren lockte Frau Musika, doch auch er durfte nur heimlich mit ihr Zwiesprache halten, denn Strauß der Vater bekundete seinem Sohne gegenüber den gleichen Sinn, wie ihn seinerzeit Strauß der Großvater gezeigt hatte; sein Junge sollte etwas „Vernünftiges" lernen, und somit schickte er den nachmaligen Schöpfer der „Fledermaus" in die Kaufmannslehre. (Der Kuriosität wegen sei hier noch erwähnt, daß auch der Walzerkönig später mit dem jüngsten, noch lebenden Johann Strauß, seinem Neffen, in arge Differenzen geriet, dieweil dieser das Komponieren nicht lassen wollte.) Als Kommis war — ebenfalls auf des Vaters Geheiß — Auber zwei Jahre lang in einem Londoner Geschäfte tätig. Betreff Meyerbeers hatte man anfangs ähnliche Pläne.

Es war nicht immer die Nichtachtung und Mißachtung der Tonkunst, nicht immer die Geringschätzung des Künstlerdaseins oder Zweifel an dem Talent, wodurch das „Nein" der Eltern und die Wahl eines minder „zigeunerhaften" Berufes veranlaßt wurde; in manchem Falle mußte das Gebiet der Musik unberücksichtigt gelassen werden, weil es dem Begabten an den für eine genügende Ausbildung erforderlichen irdischen Gütern fehlte. Leider entbehrt das Talent gar oft die — „Talente". Enna, der Komponist der „Hexe", konnte sich erst mit zwanzig Jahren den Luxus eines geregelten Unterrichts in der Musik gönnen; vorher hatte er sich mit der Unterweisung durch einen die Violine bescheiden handhabenden Schneidergesellen begnügen müssen, als Kaufmannsgehilfe erübrigte er keine „Konservatoriumsgelder".

Nicht wenigen Eltern unserer Tonmeister wäre es lieb gewesen, wenn ihre Sprößlinge von Polyhymnia die Zensur „Ohne Talent" erhalten hätten und dadurch beizeiten auf einen anderen, festeren Lebenspfad gedrängt worden wären. Es bieten sich aber auch Fälle, in denen der später zu hohem Ansehen gelangte Tonmeister als Feind der Musik sich offenbarte, der vom Klavier, von musikalischen Studien anfangs nichts wissen wollte und sich somit das Zeugnis „Ohne Talent" selbst ausstellte. Rossini war dem Klavier und den Klavierlehrern feindlich gesinnt; als talentlos gab man ihn auf, worauf der Störrische zu einem Grobschmied in die Lehre gebracht wurde. Dieser Beruf behagte dem Knaben nun ganz und gar nicht, und bald erklärte er sich bereit, die verhaßten Tonleiterstudien von neuem aufzunehmen. Carl Maria von Weber sollte nach des Vaters Wunsch ein Wunderkind werden; er erwies sich jedoch vorerst so talentlos, daß sein Stiefbruder Fridolin, der ihm Violinunterricht erteilte, zornig ausrief: „Carl, du kannst vielleicht alles werden, aber ein Musiker wirst du nimmermehr!" Fridolin schien recht zu behalten, denn als bei einem Brande sämtliche Jugendkompositionen Carls vernichtet wurden, während der übrige Feuerschaden unbedeutend war, sah der Knabe hierin einen Wink des Himmels, entsagte dem Reiche der Töne und brachte es in der Kunst des Lithographierens zu einer hübschen Fertigkeit. Ein Jahr später siegte aber endgültig Frau Musika. — Franz Liszt glaubte den rechten, ihm vom Schicksal bestimmten Weg im geistlichen Kleide wandeln zu müssen. „Ja, Jesus Christus am Kreuze', das sehnsuchtsvolle Verlangen nach dem Kreuze und die Erhöhung des Kreuzes, das war immer mein wahrer, innerer Beruf; ich habe ihn im tiefsten Herzen empfunden seit meinem siebenzehnten Jahr, wo ich mit Tränen und demütig bat, man sollte mir erlauben, in das Pariser Seminar einzutreten; damals hoffte ich, es würde mir vergönnt sein, das Leben der Heiligen zu leben und vielleicht selbst den Tod der Märtyrer zu sterben. — So ist es leider nicht gekommen" — am 14. September 1860, dem Tage der „Kreuzerhöhung", schrieb der Meister diese Zeilen.

Auch Richard Wagner entschied sich nicht gleich für die Musik. Daß er diese Kunst schon in den Kinderjahren nicht „ohne Talent" ausübte, erkannte der Stiefvater des Tondichters, der, todkrank im Bette liegend, im Nebenzimmer den siebenjährigen Richard die Weisen „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" und „Wir winden dir den Jungfernkranz" spielen hörte und zur Mutter sich wandte: „Sollte er vielleicht Talent zur Musik haben?" Der Sterbende hatte gewünscht, daß Wagner Maler werden sollte — „ich war aber sehr ungeschickt im Zeichnen", erzählt der Tonmeister in seiner „Autobiographischen Skizze", aus der wir weiter erfahren: „Nun wollte ich Dichter werden." Wie es um die Fortschritte in der Musik stand, lehrt

folgendes, das Kapitel „Ohne Talent" angehende Bekenntnis: „Ein Hauslehrer, der mir den Cornelius Nepos explizierte, mußte mir endlich auch Klavierstunden geben; kaum war ich über die ersten Fingerübungen hinaus, so studierte ich mir heimlich, zuerst ohne Noten, die Ouvertüre zum ‚Freischütz' ein; mein Lehrer hörte das einmal und sagte, aus mir würde nichts. Er hatte recht, ich habe in meinem Leben nicht Klavierspielen gelernt. Es war mir unmöglich, eine Passage rein zu spielen, und ich bekam deshalb einen großen Abscheu vor allen Läufen." Trotz der geringen Fingerfertigkeit gelang es dem Meister, durch sein Spiel tiefere Wirkung auf den Zuhörer auszuüben. So berichtet der Bildhauer Kietz, ein Freund des Dichterkomponisten: „Als Wagner geendet hatte," (Wagner hatte einem kleinen, erlesenen Kreis einen Entwurf zum „Parsifal" vorgelesen) „saßen wir alle stumm, da niemand vor Ergriffenheit eines Wortes fähig war. Da stand Wagner auf, öffnete den Flügel und spielte, um uns gleichsam aus dem Banne zu lösen, den — ‚Jungfernkranz'! Aber so zart, mit einer so wunderbaren Innigkeit und Lieblichkeit, daß es mir klang, als wenn noch neue Harmonien mit einverwebt seien. Dann sagte er: ‚Sehen Sie, Kietz, ich kann nicht nur dichten, ich kann auch den ‚Jungfernkranz' spielen." Die Dichter waren übrigens anderer Ansicht; gar mancher zollte den musikalischen Fähigkeiten des Bayreuther Meisters hohes Lob, stellte ihm jedoch als Verskünstler das Zeugnis „Ohne Talent" aus, während zahlreiche Musiker den „Dichter" schätzten und die Note „Ohne Talent" dem — Tondichter zukommen ließen, der ja von den heiligen, urewigen Regeln der Kunst nichts wußte und einen „reinen Satz" nimmer zu schreiben vermochte. Daß sich der junge Wagner mit besonderem Eifer in die Geheimnisse des Kontrapunktes vertieft hätte, kann man allerdings nicht behaupten; der Künstler berichtet selber: „Was konnte für die Meinigen betrübender sein, als zu erfahren, daß ich auch in diesem Studium mich nachlässig und unordentlich erwies? Mein Lehrer schüttelte den Kopf, und es kam so heraus, als ob auch hier nichts Gescheites aus mir werden würde."

Die Lehrer unserer Tonmeister irrten sich häufig hinsichtlich deren Fähigkeiten. Lehrer und Schüler — wie oft standen sie sich feindlich gegenüber! Hier Ruhe und Besonnenheit, ein am Alten starr und zäh hängender Geist, dort der ungestüme Brausekopf, der vor nichts Respekt hat und jegliches Alte für gänzlich veraltet erachtet. Dem pedantischen, dem siebzigsten Lebensjahre sich nähernden, Neuem unzugänglichen Opernkomponisten Zingarelli vertraute man den jungen Bellini an. Zingarelli versprach sich von den Anlagen seines Schülers anfangs nichts Besonderes; später zog sich Bellini ob seiner kühnen Schreibart den Unwillen des Lehrmeisters zu. „Zingarelli hat mich, weil ich mich bemüht habe, bessere Gedanken zu bringen, weil ich aus meinem Innersten heraus bestrebt gewesen bin, der Musik einen wahren, nicht handwerksmäßigen Ausdruck zu geben, Zingarelli hat mich einen Unwissenden genannt und will mir die Arbeiten nicht mehr durchsehen" — offenbarte erregt der junge Künstler einem Freunde und fuhr zornig fort: „Wo das Verständnis fehlt, ist nichts zu holen; aber das sage ich dir, sollte ich es jemals in der Welt zu etwas bringen, so schwöre ich dir bei allem, was mir lieb und heilig ist, daß ich auch eine Oper wie ‚Romeo und Giulietta' schreiben werde, und die Welt soll zwischen mir und ihm richten!" Bellini löste sein Versprechen ein — und auch die Welt „richtete", Bellini ist unvergessen, von Zingarelli und seiner einst beliebten Schöpfung „Romeo und Julia" wissen nur noch die Musikgelehrten. Auch Verdis Talent fand taube Ohren; das Gesuch des Achtzehnjährigen um Aufnahme (und nicht etwa als Freischüler) in das Konservatorium zu Mailand blieb unbejaht. „Ich habe auf dem Konservatorium eine Art Examen bestanden, wobei ich einige meiner Kompositionen vorlegte und ein Stück auf dem Piano spielte. Etwa acht Tage später begab ich mich zu Rolla, welcher mir sagte: ‚Denken Sie nicht mehr an das Konservatorium, suchen Sie sich einen Lehrer in der Stadt.' Von dem Konservatorium habe ich nichts weiter gehört. Niemand hat mein Gesuch beantwortet" — so äußerte sich Verdi in jener Angelegenheit. Also: „ohne Talent" oder wenigstens: „zu wenig Talent" (— vielleicht auch: zu viel Talent —). Bizet traf beim Pariser Konservatorium keine verschlossenen Türen, er gewann daselbst sogar einen Preis, der ihn zu einer Studienreise nach Italien verpflichtete. Von Carafa, einem ziemlich unbedeutenden Tondichter, der dem Lehrerkollegium des Pariser Konservatoriums angehörte, hatte sich Bizet ein Empfehlungsschreiben an Mercadante, den weit über Italien hinaus hochangesehenen Opernkomponisten, erbeten. Auf dem Wege zum Maestro Mercadante befiel den jungen Künstler das sträfliche Verlangen, an Carafas empfehlenden und rühmenden Worten sich zu erfreuen. Er erbrach das Schreiben und erblickte folgenden Lobgesang:

„Mein alter Freund! Ich empfehle dir angelegentlichst den Überbringer dieses Briefes, Herrn Bizet, einen Laureaten unseres Instituts. Er ist ein allerliebster junger Mann, ein biederer Bursch, der aller Sympathien wert ist, aber, unter uns gesagt, nicht für einen Sou Talent besitzt.

Dein ergebenster Michele Carafa."

Daß der „allerliebste junge Mann" den ebenfalls „allerliebsten" Brief unterschlug und am Abend im Verein mit fröhlichen Zech- und Studiengenossen des „Carafa maledetto" unter kräftigen Pereatrufen gedachte — wer wollte es dem „biederen Burschen ohne einen Sou Talent" verdenken?

Im Reiche der Tonkunst gibt es der Irrtümer mannigfache. Cornelius, der zuerst als Schauspieler den Weg zur Bühne fand, bat Nicolai, den Meister der komischen Oper, um ein Gutachten über seine Fähigkeiten. Als dieser vernahm, daß Cornelius den Unterricht Dehns, eines etwas trockenen Theoretikers, genossen habe, war er mit seinem Urteil schnell fertig und sprach sich über das Können des jungen Komponisten höchst ungünstig aus; daß Cornelius sein Nachfolger, d. h. ebenfalls ein Meister der komischen Oper werden sollte, das kam ihm nicht in den Sinn. Liszt irrte, indem er Cornelius anriet, sich vorzugsweise der Kirchenmusik zu widmen; später erwies sich der Klaviertitan als ein mutiger Schützer und Streiter für den „Barbier von Bagdad".

Nachdem sich die Tondichter über das absprechende Urteil ihrer Lehrmeister mehr oder weniger beruhigt hatten, erwartete sie ein gefährlicherer, folgenschwererer, die Jugendträume zerstörender Zuruf: „Ohne Talent!" — der kurzsichtige Spruch der Welt. Zuerst waren es die bösen Musikverleger, die durch ihr „bedaure sehr — mit bestem Dank zurück" wenig Vertrauen zu dem Talent des Neulings bekundeten. „Meine Balladen zu drucken, lehnte der sel. H. in Leipzig ab" — berichtet Carl Loewe; heute zählt der Abgelehnte zu den von den Sängern am meisten Beachteten. Die „Ungarischen Tänze" bot Brahms einem Verleger in Budapest vergeblich an: „Vier Palais hätt' ich heut, wenn ich damals nit so dumm g'wesen wär'!" jammerte der unkluge Verleger in späteren Jahren. Den „Erlkönig" Schuberts wollten die Verleger nicht einmal geschenkt haben; er wurde fünf Jahre nach dem Entstehen auf Kosten eines Mäzens gedruckt. Wie gering seinerzeit Schuberts Talent bewertet wurde, das zeigt ein Anerbieten, das dem Meister drei Jahre vor seinem Tode zuging; in dem Schreiben heißt es: „Ich bitte Sie, mir den genauesten Preis als Anfänger zu machen." Der „Anfänger" hatte bereits Werke geschaffen wie: „Die Allmacht", „Ave Maria", „Oktett", „Die schöne Müllerin", „Der Wanderer", „Wandererphantasie", „Forellenquintett", „Gruppe aus dem Tartarus". Den Erwerb von Mozarts Oper „Titus" lehnte ein Leipziger Verlag trotz der geringen Forderung von 16 Dukaten ab; ein Angestellter des gleichen Geschäftes war kühner, er griff zu und legte damit den Grund zu seinem Glücke. Welch andere Summen zahlt man heute für ein Mozart-Manuskript! Die Handschrift seines C-Dur-Klavierkonzertes wurde jüngst für 12 500 Mark versteigert. Wie hätte diese

Am Fenster.

Gemälde von R. Collin.

Summe dem armen Meister bei Lebzeiten nützen können! Ein Brief, in dem er um ein Darlehen „von 1000 oder 2000 Gulden auf ein oder zwei Jahre" (gewiß vergeblich) bittet, erzielte neulich 1108 Mark — o Ironie! Den vollständigen Nibelungenring offerierte Wagner für 4000 Taler und empfing — eine Absage. Hugo Wolf mußte seine Lieder, zu denen die Verleger kein Vertrauen hatten, auf eigene Kosten drucken lassen; „86 Mark 35 Pfennig" betrug der Gewinn während eines Zeitraumes von fünf Jahren. Auch Wagner war für seine ersten Opern sein eigener Verleger.

War ein Verleger nach jahrelangem Schwanken endlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß Meister B. und C. nicht „ohne Talent" seien, und daß ihre Werke auf Vervielfältigung Anspruch zu erheben hätten, dann stellten sich die spähenden und kritisierenden Völker ein und fällten in Büchern, in Briefen und mündlich mit und ohne Beweis den Urteilsspruch: „Ohne Talent!" Zelter berichtete seinem Freunde Goethe nach der Aufführung des „Freischütz" von einem „kolossalen Nichts", und auch in der Folgezeit betonte er, daß er diese Oper „nicht ausstehen" könne. Der bekannte Theoretiker Moritz Hauptmann verkündete: „Es bleibt ewig etwas Dilettantisches an Weber." Tieck hielt den „Freischütz" für das „unmusikalischste Getöse, das je über die Bühne getobt ist", und Laube erklärte: „Carl Maria von Weber, ein braver, ehrlicher Mann, der sogar ein sehr gescheiter Mann gewesen sein soll, der ist der bare Ausdruck alles Philistertums geworden." Heinrich Laube ärgerte sich auch über ein Meisterwerk Mozarts, über die „naive, schwatzhafte Zauberflöte", die er für eins der „schwächsten Produkte" des Komponisten ausgab. Robert Schumann erntete mit seinem prächtigen „Carnaval" die Zensur: „Ohne Talent!" Eine Musikzeitung äußerte sich nämlich: „Komponisten sollten nicht denken, daß, wenn sie ihren Nullen von Gedanken Schwänzchen anhingen, gleich Neunen daraus würden." Bezüglich Beethovens ließ sich Forkel, Verfasser einer Musikgeschichte, also vernehmen: „Er hat nichts gelernt. Auch nicht ein Werk hat er gemacht, von dem man sagen kann, es sei in seinem Zusammenhange reines Kunstwerk." Der alte brave Kirchenkomponist Abbé Stadler pflegte, wenn eine Beethoven-Nummer nahte, den Konzertsaal mit den Worten zu verlassen: „Jetzt kommt die Narrenmusik, jetzt geh' i!" Talentlos war Berlioz, wenn man zahllosen Aussprüchen des vorigen Jahrhunderts Glauben schenken will. Betreffs der Oper „Die Trojaner", deren Text ebenfalls Berlioz' Feder entstammt, hören wir: „Ein Schüler der vierten Klasse des Lyzeums von Etampes würde in einer Stunde Arrest eine Arbeit machen, die der Berlioz' überlegen wäre. Sie ist fade, kindlich, einfältig, tödlich langweilig. ‚Apotheker und Perückenmacher', Operette von Elie Frébaut, ist ein Meisterwerk neben den ‚Trojanern'." Und Wagner? Wie stand es um sein Talent? Hier einige Stimmen: „Ein Berg von Albernheit und Plattheit in Wort, Gebärde und Musik sind die ‚Meistersinger'" (Leipzig) — „er, der so arm an Ideen ist wie kein Komponist vor ihm." (Altona 1871.) — „Wie Wagner in allen möglichen Dingen herumdilettiert hat, so ist er auch in musikalischen Dingen nicht über diesen Standpunkt hinausgekommen." (Köln 1873.) — „Kaffeemühlen- und Teekannenmusik" (1853 in bezug auf die „Tannhäuser"-Ouvertüre) — „Katzenmusik" („die Meistersinger" und „Tristan" verdienten sich 1870 solch hohes Lob). — „Kurz, meine Herren, wo Sie Ihren Herrn und Meister anfassen, greifen Sie eine Negation; sein ganzer Mensch — — geschwollenes Nichts — — nihil — nihil." (Wien 1878.) — „Neun Zehnteile des ‚Lohengrin' bestehen aus den armseligsten, völlig inhaltlosen Phrasen." (Berlin 1866.) — „Jeder Dilettant kann einen ähnlichen Wirrwarr hervorbringen, wie Wagner in seinen ‚Meistersingern' mehrfach getan." (Berlin.) — „Wagners Musik hören müssen, kommt gleich hinter der Zuchthausstrafe." (1867.) — Eine „Zirkuskomödie" wurde 1872 der Nibelungenring genannt. Doch genug der Beispiele. „Ich dilettantischer Musiker!" — „Ich Uneingeweihter in die Geheimnisse der eigentlichen zünftigen Tonkunst!" und ähnlichen ironischen Bekenntnissen begegnet man in des Meisters Schriften.

„Dies ewige Michzusammenballenmüssen zur Abwehr gibt mir nur Trotz und Verachtung, aber keine Liebe zur Expansion, zur Produktion" — klagte Wagner in jüngeren Jahren. Verdi wurde, als man ihn nach dem Durchfall seiner komischen Oper: „Ein Tag als König" auf diesem Gebiet als talentlos bezeichnete, derart niedergeschlagen, daß er an seiner musikalischen Begabung zu zweifeln begann. „Verbittert durch den Mißerfolg meiner Oper, redete ich mir ein, daß ich keinen Trost mehr in der Kunst finden würde, und faßte den Entschluß, nie wieder zu komponieren." Erst auf unausgesetztes Drängen des Impresarios der Skala und verlockt durch einen neuen Operntext, entschloß sich der junge Tondichter, die Notenfeder wieder zu ergreifen. Wohl den meisten der Großen im Reiche der Musik ist die Stunde des Zweifelns am eigenen Talente nicht erspart geblieben.

Daß sich bei Haydn Stunden und Tage „ohne Talent" einstellten, melden seine eigenen Worte: „Die Welt macht mir täglich viele Komplimente, auch über das Feuer meiner letzten Arbeiten: aber niemand will mir glauben, mit welcher Mühe und Anstrengung ich dasselbe hervorsuchen muß, indem mich manchen Tag mein schwaches Gedächtnis und die Nachlassung der Nerven dermaßen zu Boden drückt, daß ich in die traurigste Lage verfalle und hierdurch viele Tage nachher außerstande bin, nur eine einzige Idee zu finden, bis ich endlich, durch die Vorsehung in meinem Herzen aufgemuntert, mich wieder an das Klavier setzen und da zu hämmern anfangen kann. Da findet sich's denn wieder, Gott sei gelobt." Ein andermal erzählte der Meister: „Wenn es mit dem Komponieren nicht so recht fort will, so gehe ich im Zimmer auf und ab, den Rosenkranz in der Hand, bete einige Ave, und dann kommen mir die Ideen wieder." Das „Ohne-Talent-"Geständnis eines allerdings nicht unsterblichen Tondichters möge den Schluß meiner Ausführungen bilden. Sullivan, der „Mikado"-Komponist, verriet folgendes: „Eingebungen habe ich nie, mir fällt nie etwas ein, sondern ich suche und finde mühsam die dem mir vorliegenden Texte entsprechenden musikalischen Gedanken; dann feile ich sorgsam um. So arbeite ich vier Stunden lang, und dann stärke ich meinen Leib erst durch körperliche Arbeit: Rudern, Steinwerfen, Dauerlaufen und hierauf durch eine ausgiebige Mahlzeit. Um zwei Uhr setze ich mich wieder ans Pult und arbeite unausgesetzt bis acht Uhr, das erzwingend, was das Publikum oft für den fließenden Erguß einer melodienreichen Seele hält."

Die pelagische Tierwelt der Tiefsee.

Von Prof. C. Apstein, Kiel.

Vor 50 Jahren wurde zwischen Sardinien und Algier ein Kabel gelegt, das zum Teil in Tiefen von 3000 Metern ruhte. Dieses brach aber bald, so daß es zur Reparatur aufgenommen werden mußte. Wie erstaunte man, als man auf ihm Tiere verschiedenster Art angesiedelt fand; stand es doch dadurch fest, daß diese Tiere auf dem Meeresboden in diesen großen Tiefen gelebt haben mußten. Im Atlantischen Ozean machte man gleichzeitig diese Beobachtungen. Dadurch war die Entdeckung gemacht, daß auch der Meeresgrund in großen Tiefen belebt ist. Allerdings war dieses nicht die erste Kunde, die wir über Tiefseetiere erhielten; sie reicht fast 100 Jahre zurück. Die ersten Funde von Roß und anderen waren aber in Vergessenheit geraten. Kaum weniger war man überrascht, als man vor ungefähr 30 Jahren eine pelagische

Tiefseefauna entdeckte, d. h. Tiere, die zeitlebens freischwimmend in der Tiefe des Meeres leben, sich also nie auf dem Boden festsetzen oder auf ihm herumkriechen. Unter Tiefsee haben wir uns nicht nur Tiefen von mehreren 1000 Metern vorzustellen, wir müssen sie vielmehr von ungefähr 600 Metern an bis zum Boden rechnen, da sich schon von 600 Metern an Tiere finden, die mit den Tiefseetieren gemeinsame Charaktere zeigen, und da sich gewisse Verhältnisse im Wasser unter 600 Metern nicht oder nur wenig ändern, worauf wir noch weiterhin zu sprechen kommen werden.

Betrachten wir die Tierwelt eines Gebietes, wie hier der Tiefsee, so können wir diese nur verstehen, wenn wir die Umgebung, hier also das Wasser der Tiefsee näher kennen lernen. Das Wasser, genauer gesagt, die physikalischen und chemischen Eigenschaften des Wassers haben auf die Tierwelt eingewirkt und ganz bestimmte Veränderungen im Bau der Organismen hervorgebracht, durch die diese zu einem Aufenthalt in der Tiefsee besonders befähigt sind, oder, wie wir uns in der Wissenschaft ausdrücken: die Tiere haben sich den Bedingungen der Tiefsee angepaßt. Wir werden also die einzelnen Eigenschaften des Wassers in der Tiefsee besprechen, um zu sehen, ob für gewisse Bedingungen eine Anpassung der Tierwelt nötig war, und in welcher Richtung diese geschehen ist.

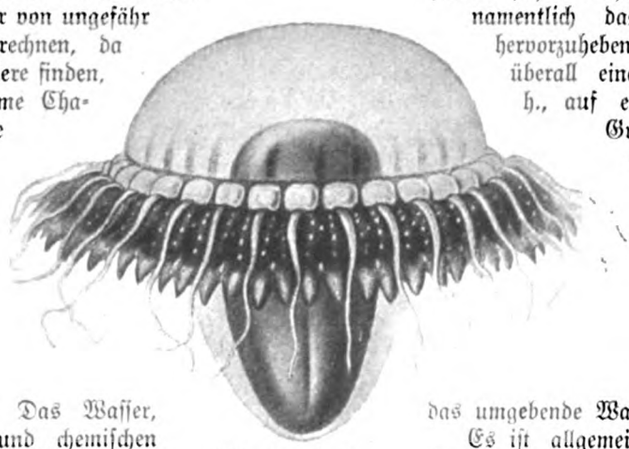


Abb. 1. Atolla.

Die Tiefsee, also die Wassermassen von 600 Metern unter der Oberfläche bis zu den größten Tiefen, stellt ein einheitliches Gebiet dar, einheitlich in bezug auf die physikalischen und chemischen Eigenschaften des Wassers. Sie ist hauptsächlich ausgezeichnet durch niedere Temperatur, hohen Salzgehalt, hohen Druck, Lichtlosigkeit und damit durch Mangel an pflanzlichem Leben. Sehen wir diese Bedingungen (Existenzbedingungen) näher an, und wie die Tiefenfauna von ihnen abhängig ist und sich ihnen angepaßt hat.

Abb. 2. Macrostomias longibarbatus.

Im offenen Ozean finden wir in 600 Metern nur noch stellenweise Temperaturen von wenig über 10 Grad Celsius, in 1000 Metern herrscht nirgend eine Temperatur von mehr als 8 Grad, meist 5 Grad oder weniger, wenn wir vom Mittelmeer absehen, das, durch einen flachen Rücken vom kalten Wasser des Ozeans abgeschlossen, eigenartige Temperaturverhältnisse zeigt. Bei 2000 Metern steigt die Temperatur nie über 4 Grad Celsius, und in den größten Tiefen hält sie sich teilweise unter dem Nullpunkte. Wir wissen, daß die eisigen Fluten des arktischen und antarktischen Meeres von enormen Mengen von Tieren belebt werden, und sehen daher auch das kalte Wasser der Tiefsee von einem, wenn auch nicht sehr reichen, Tierleben bevölkert. Die niedere Temperatur ist kein Hindernis für die Tierwelt, da der Körper der Tiere die umgebende Temperatur annimmt, wie wir das ja auch von den Kaltblütern, besser gesagt Wechselblütern, in unseren Tümpeln und Teichen wissen.

Das Meerwasser zeichnet sich vor dem Flußwasser durch seinen hohen Gehalt an Salzen aus, von denen namentlich das Chlornatrium, das Kochsalz, hervorzuheben ist. In der Tiefsee finden wir überall einen Salzgehalt von 35 v. T., d. h., auf einen Liter Wasser kommen 35 Gramm Salze, eine Menge, wie sie auch im offenen Ozean an der Oberfläche mit geringen Abweichungen gefunden wird. Das in den Geweben der Organismen enthaltene Wasser, das bei vielen Tieren, z. B. den Quallen, 98 v. H. des ganzen Körpergewichtes ausmacht, ist natürlich ähnlich salzreich wie das umgebende Wasser.

Es ist allgemein bekannt, daß der Druck im Wasser mit der Tiefe zunimmt, da die oberen Wasserschichten auf den unteren lagern. Der Druck beträgt auf einen Quadratzentimeter Fläche bei je zehn Metern Tiefe ein Kilogramm. In 1000 Metern hätte also ein Tier von einem Quadratzentimeter Körperoberfläche einen Druck von 100 Kilogramm auszuhalten. Dennoch finden sich in der Tiefsee zarte Organismen, wie die abgebildete, schön violett gezeichnete Qualle Atolla (Abb. 1), die bei 80 Quadratzentimetern Oberfläche in 1000 Metern unter dem gewaltigen Drucke von 8000 Kilogramm lebt. Nicht nur diese zarten, sondern alle Tiere müßten zermalmt werden, wenn dieser Druck einseitig auf ihnen lasten würde. Da aber der Druck allseitig wirkt, da die Körperflüssigkeiten und Gase unter eben dem hohen Drucke stehen, so heben sich Druck und Gegendruck auf, die Organismen in der Tiefsee merken den Druck gar nicht und bewegen sich ebenso ungehindert wie der Mensch auf der Erde, der auf seinem Körper den gewaltigen Druck der Luft nicht spürt, weil die Luft nicht einseitig wirkt. Werden Fische, die eine Schwimmblase besitzen, schnell mit Netzen aus der Tiefe heraufgeholt, so dehnt sich die in der Schwimmblase eingeschlossene Luft so stark durch äußere Druckverminderung aus, daß sie die Blase und damit den ganzen Fisch zersprengt. Bei anderen Fischen werden die Augen durch Nachlassen des äußeren Druckes herausgetrieben oder der Magen zum Maule herausgepreßt. Schnelle und große Wanderungen werden die Tiere nicht in vertikaler Richtung ausführen dürfen, nur allmählich dürfen diese vor sich gehen, um den im Innern der Tiere herrschenden Druck dem äußeren anzupassen.

Könnten wir in das Meer hinabsteigen, so würden wir sehen, wie schon nach einer kurzen Strecke das Sonnenlicht an Kraft verliert, in dem grünen Wasser der kalten Gegenden schneller als in dem klaren, blauen Wasser der Tropen. Bald würde uns Dämmerung umgeben und endlich vollständige Finsternis. Man hat Versuche angestellt, um die Tiefe zu finden, bis zu welcher das Licht in das Meerwasser eindringt, indem man photographische Platten versenkte und in der Tiefe dem Licht aussetzte. In dem klaren, blauen Wasser des

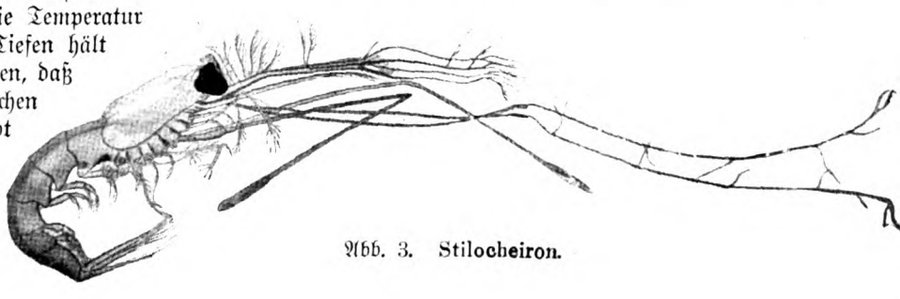


Abb. 3. Stilocheiron.

Mittelmeeres ist eine geringe Einwirkung des Lichtes noch bis gegen 500 Meter festgestellt worden, so daß als sicher anzunehmen ist, daß von 600 Metern an ewige Finsternis herrscht, also von der Tiefe an, die wir als obere Grenze der Tiefsee bezeichnet haben und bezeichnen müssen, da, wie wir sehen werden, das Licht oder vielmehr das fehlende Licht derjenige Faktor ist, der am meisten umbildend auf die Tierwelt gewirkt hat.

Wie vermögen nun die Tiere in den Tiefen auf Nahrungserwerb auszugehen, wenn ewige Finsternis sie umgeben soll? Sehen wir die abgebildeten Tiefseefische (Abb. 2, 4, 5, 7) an so muß es auffallen, daß diese so wohlausgebildete Augen haben. Wozu dienen ihnen die Augen, wenn sie wegen Lichtmangel nicht sehen könnten? Wir wissen, daß die meisten, dunkle Höhlen bewohnenden Tiere blind sind, da ihre Augen als überflüssig mit der Zeit verkümmert sind. Warum ist das nicht auch in der Tiefsee die Regel?

Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, nachts dem Fange von Tiefseetieren beizuwohnen, wird nie den großartigen Anblick vergessen, wenn das Netz in der Nähe der Wasseroberfläche erscheint. Wie ein feuriger Ball kommt es herauf, bis man zuletzt Einzelheiten erkennen kann: hier schlängelt sich ein Tier daher, ein prächtiges Licht ausstrahlend, dort hüpft ein feuriger Punkt, ein kleiner Krebs, umher, da wälzt sich eine feurige Kugel durch das Netz — ein Funkeln, das sich an Großartigkeit mit jedem Feuerwerk vergleichen läßt. Da haben wir auch die Antwort auf unsere Fragen: Die Organismen erhellen ihrerseits die Tiefsee durch das von ihnen ausgestrahlte Licht. Allerdings dürfen wir uns nun nicht die Tiefsee hell erleuchtet denken, sondern wir müssen uns vorstellen, daß die Tiere von einem matten Schimmer umgeben sind, der ihnen erlaubt, in nächster Nähe Gegenstände wahrzunehmen. Das Vermögen, Licht zu entwickeln, ist an gewisse Organe, Leuchtorgane, gebunden. Namentlich ausgebildet finden wir die Leuchtfähigkeit bei vielen Fischen, Tintenfischen und Krebsen, wiewohl auch unter anderen Tiergruppen sich noch eine Menge leuchtender Vertreter finden.

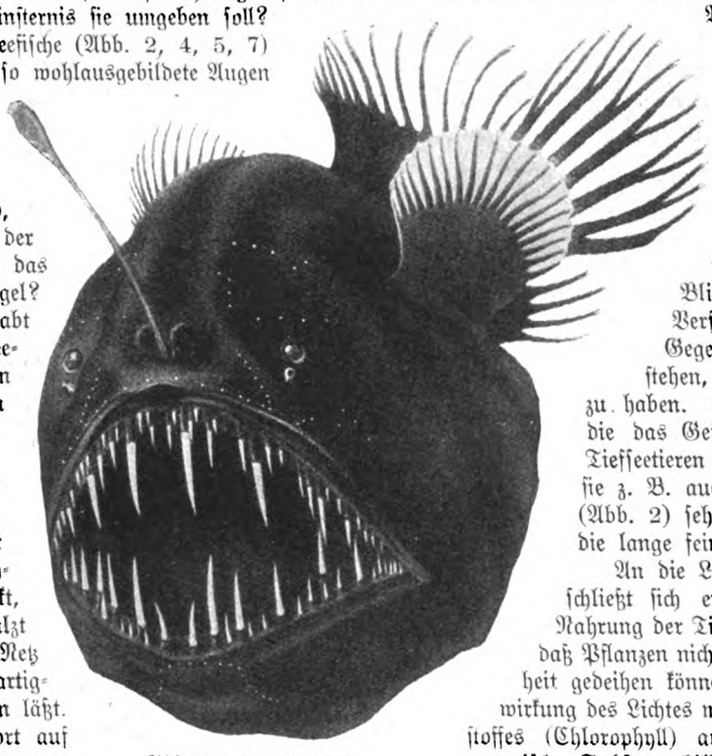


Abb. 4. Melanocoetes.

Solche Fische mit Leuchtorganen sehen wir dargestellt auf Abb. 2, weiter dann auch auf Abb. 4 und 5. Der auf Abb. 2 wiedergegebene Macrostomias ist im Atlantischen und Indischen Ozean gefangen, 22 bis 29 Zentimeter lang und trägt am Unterkiefer eine 11 Zentimeter lange Bartel, die am Ende eine mit feinen Tastfäden besetzte Anschwellung zeigt. Unter dem Auge befindet sich ein Leuchtorgan, am Bauche stehen 180 und an jeder Seite 145, so daß dieser Fisch ungefähr 500 Leuchtorgane besitzt, von denen jedes ein mildes blaues Licht ausstrahlt und so seinen Besitzer befähigt, seinen Weg und seine Beute zu finden. Andere Fische tragen die Leuchtorgane mehr über den ganzen Körper zerstreut, wieder andere diese mehr auf einen Punkt konzentriert, wie der auf Abb. 4 dargestellte Melanocoetes. Bei diesem Fische von 4,5 Zentimetern Länge finden wir einen 2,4 Zentimeter langen Stirnfortsatz, der an seinem Ende ein großes Leuchtorgan besitzt. Ein anderer Fisch trägt am Kopfe jederseits ein großes Leuchtorgan, dessen Licht durch ein über das Organ zu ziehendes Lid abgeblendet werden kann. Die Anpassungen an die Lichtverhältnisse der Tiefsee sind sehr mannigfaltig, vornehmlich aber in zwei Richtungen geschehen. Einmal sehen wir die Augen, namentlich bei höheren Krebsen, sehr stark entwickelt, so daß auch der schwache Schimmer des selbsterzeugten Lichtes genügt, auf relativ große Entfernungen zu sehen. Dann kommt aber dem Gesichtssinn das Gefühl zu Hilfe. Zu dem Zwecke sind Beine und Körperanhänge sehr stark entwickelt und reich mit Tasthaaren und Nerven ausgestattet. So sehen wir bei dem Krebs Stylocheiron (Abb. 3) die Fühler und einzelne Beine ganz kolossal verlängert, so daß dieser Krebs beim Eilen durch das Wasser einen ihm in den Weg kommenden Gegenstand, eine Beute oder einen Feind, schon in einiger Entfernung fühlt, gerade wie ein Blinder auf dem Lande durch Verfeinerung seines Gefühls Gegenstände, die ihm im Wege stehen, fühlt, ohne sie berührt zu haben. Solche feinen Anhänge, die das Gefühl vermitteln, sind bei Tiefseetieren sehr häufig. Wir sehen sie z. B. auch bei dem Macrostomias (Abb. 2) sehr stark ausgebildet durch die lange feine Bartel am Unterkiefer.

An die Lichtverhältnisse der Tiefsee schließt sich eng die Frage nach der Nahrung der Tiefseetiere an. Wir wissen, daß Pflanzen nicht in vollständiger Dunkelheit gedeihen können, da sie nur unter Einwirkung des Lichtes mit Hilfe des grünen Farbstoffes (Chlorophyll) aus anorganischen Stoffen organische Substanz bilden können, also aus der im Wasser gelösten Kohlensäure und verschiedenen Salzen ihren Körper aufbauen (assimilieren). Die Tiere vermögen dieses nicht und sind daher überall von den Pflanzen abhängig. Ohne Pflanzen ist kein Tierleben möglich. Das von den Tieren erzeugte Licht genügt natürlich nicht, die Assimilation den Pflanzen zu ermöglichen. Woher erhalten also die Tiere in der Tiefsee ihre Nahrung, wenn diese daselbst nicht durch Pflanzen produziert werden kann?

Die oberflächlichen Schichten des Meeres sehen wir belebt von unendlichen Massen winziger Organismen, Pflanzen wie Tiere (Plankton). Hier können unter Einfluß des Sonnenlichtes die Pflänzchen leben und sich vermehren, so daß der Tisch reich gedeckt ist und sich hier natürlich auch das Tierleben am dichtesten zusammendrängt. Nur wenige Pflanzen gibt es, die das grellste Licht scheuen und daher in den Tropen erst zwischen 40 bis 80 Metern häufiger auftreten, während die gleichen Arten in polwärts gelegenen Meeresteilen an der Oberfläche leben, da das Sonnenlicht auch im Sommer sie nicht behindert. Die Pflanzen verschwinden sehr schnell, je mehr wir uns von der Oberfläche entfernen, und je mehr das Licht an Kraft abnimmt. In 100 Metern Tiefe hat das Pflanzenleben wohl überall aufgehört, nur Tiere beleben noch das Wasser. Fortwährend sterben Pflanzen wie Tiere in den oberflächlichen Wasserschichten ab und sinken in die Tiefe, so daß ein Vergleich mit einem herniederrieselnden Regen gezogen ist. Größtenteils wird aber der Stoffumsatz in den oberen Schichten geschehen, so daß — um bei dem Bilde zu bleiben — in die Tiefsee nur ein schwacher Regen von Organismen gelangt, wodurch auch die Spärlichkeit des Tierlebens in der Tiefe erklärt wird. In den tieferen Schichten werden die von

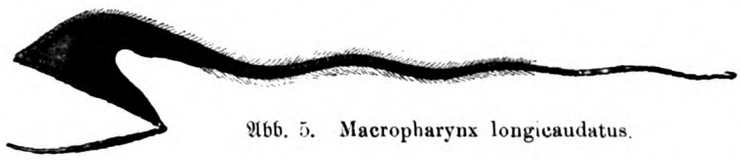


Abb. 5. Macropharynx longicaudatus.

der Oberfläche niedersinkenden Pflanzen- und Tierleichen von kleineren Tieren in Empfang genommen. Den kleineren Tieren stellen die größeren nach, bis die größten, die Fische, als unumschränkte Herrscher in den Tiefen gebieten.

Der Kampf um die Nahrung ist nicht leicht, größere Strecken müssen durchmessen werden, um den Magen zu füllen, und schonungslos wird gegen jeden

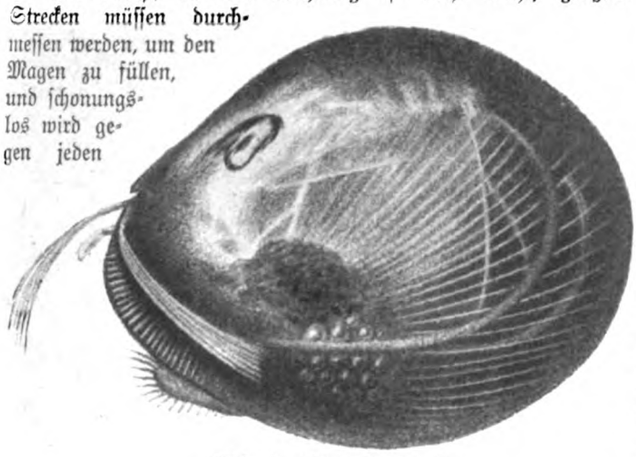


Abb. 6. Giganthocypris.

Konkurrenten vorgegangen. Mit gewaltigen Zähnen sehen wir daher viele Fische ausgerüstet, wie den abgebildeten Melanocoetes (Abb. 4), der im Indischen Ozean gefangen wurde. Ähnlich gewaltige Zähne sehen wir bei dem in Abb. 2 dargestellten Macrostomias. Andere Fische scheinen nur aus einem großen Maule zu bestehen, wie der 15 Zentimeter lange Macropharynx (Abb. 5), dessen Schwanz nur einen feinen Anhang am Körper darstellt.

Eng mit der Schwierigkeit des Nahrungserwerbes ist auch die Ausbildung von Riesenformen verbunden. Je größer die Tiere, desto schneller können sie das Wasser durcheilen, um Nahrung zu finden, und desto eher werden sie vor Feinden geschützt sein. So findet sich, um nur ein Beispiel anzuführen, in der Klasse der Muschelkrebse, die in eine zweiklappige Schale eingeschlossen sind, und die gewöhnlich nur einen bis wenige Millimeter Länge erreichen, ein Vertreter von Haselnußgröße, der abgebildete Giganthocypris (Abb. 6).

Ferner finden wir gerade in der Tiefsee die Gewebe vieler Tiere locker und schwammig, ähnlich dem der auch an unseren Küsten häufigen Quallen. Die Gewebe sogar höher stehender Tiere, wie der Fische, haben diese Konsistenz, sind also sehr stark wasserhaltig. Dadurch wird das Volumen der Tiere vergrößert, an Material gespart, worauf es bei der Spärlichkeit der Nahrung wesentlich ankommt. Ferner finden wir wegen der Kalkarmut des Tiefseewassers die Panzer der Krebse oft zart und die Knochen vieler Fische kalkarm oder sogar kalkfrei, also knorpelig.

Niemals wird eines Menschen Auge die Tiefsee schauen und die Organismen in ihren Lebensäußerungen beobachten können. Mit Netzen verschiedener Art gelangen wir in den Besitz der Tiere, und was wir über diese wissen, beruht auf Studium der gefangenen und konservierten Tiere und des umgebenden Wassers. Wir stehen erst am Anfang unserer Forschungen, und mancherlei Rätsel sind zu lösen. Weise ich z. B. nur auf den abgebildeten Opistoproctus (Abb. 7) hin, ein Fischchen von 5,2 Zentimetern Länge aus dem Atlantischen Ozean, mit seinen teleskopartig gestalteten Augen. Eine nähere Untersuchung muß den Bau des Auges erschließen, um daraus die Wirkungsweise dieses Organes erkennen zu lassen. Der Rätsel sind viele zu lösen, aber jede Untersuchung der Tiefsee trägt zur Lösung bei. Von allen Staaten werden Expeditionen zur Untersuchung des Meeres und seiner Tier- und Pflanzenwelt unternommen, und auch wir Deutschen haben an den Forschungen

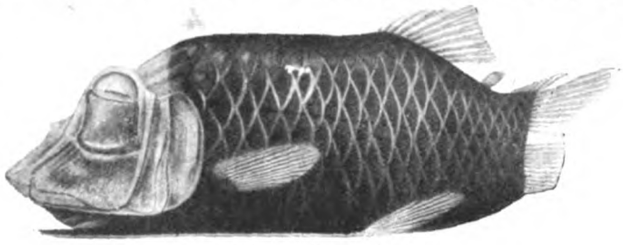


Abb. 7. Opistoproctus.

regen Anteil genommen, indem unsere letzten großen Expeditionen, Plankton-Tiefsee- und Südpolar-Expedition, ihr Augenmerk den einschlägigen Fragen zuwandten und in vielbändigen Werken die Ergebnisse der Untersuchungen veröffentlichen.

September.

Die Lindenblüten fallen schon,
Hochsommer geht zur Neige,
Und schwächer klingt der Amsel Ton
Aus dämmerndem Gezweige.

Bald liegt der Nebel überm Tal,
Es schweigen alle Lieder,
Und zögernd läßt die alte Qual
In meiner Brust sich nieder.

Sophie von Khuenberg.

Graf Ferdinand Zeppelin.

Von Prof. Dr. Kurt Lampert.

Über den Erdball bekannt ist heute der Name Zeppelin. Da denke ich weit zurückliegender Tage, in denen zum erstenmal der Name Zeppelin mich mit dem schwäbischen Meer verknüpfte und ein liebenswürdiges Geschick mich in erste freundschaftliche Beziehungen zu einem Träger dieses Namens treten ließ. In Bodman war's, jenem idyllischen reizvollen Orte am äußersten Ende des Bodensees, dessen Geschichte bis auf Karl den Dicken zurückführt, und dem der Bodensee bei den germanischen Völkern seinen Namen verdankt, wo ich mit dem Altmeister der Seekunde Forel und dem verdienstvollen Leiter der internationalen Bodenseeforschung Graf Eberhard Zeppelin zusammentraf. Ein prächtiger Sommermorgen zeigte uns alle Wunder des Sees, jene merkwürdigen Spiegelungen und alle die physikalischen Erscheinungen, deren Erklärung noch nicht durchweg gefunden ist, und dabei geleiteten uns Sage und Geschichte. Die Heidenlöcher bei Überlingen führten uns an der Hand Scheffels zurück in eine trübe Zeit des alten Deutschen Reiches, und die Mainau vergegenwärtigte uns die Glanzzeit des neuen Deutschen Reiches, als kein Kanzler mehr seine Rede mit neque enim begann. Unermüdlich war mein verehrter Freund, zu erzählen von der reichen Geschichte des Bodensees, und im Kreuzgange des ehemaligen Klosters in Konstanz, des heutigen Inselhotels, dessen mit Konstanz vereinte Geschichte, von der Meisterhand Häberlins gemalt, uns der Kreuzgang erzählt, erinnerten wir

uns auch der Wandlungen dieses Gebäudes. Seine Stunde als Kloster schlug, als mit Joseph II. eine verfrühte Aufklärungsperiode im Reiche einsetzte. Das alte Kloster wurde zu einem industriellen Unternehmen eingerichtet, das die Familie Macaire d'Hogguer führte; ihr entstammen mütterlicherseits die beiden Brüder, der heute so berühmte Graf Ferdinand und Graf Eberhard Zeppelin. Im Norden, Dänemark, Holland, Preußen, Mecklenburg heimisch, hat die Familie auch im Süden Deutschlands feste Wurzel geschlagen; ja durch den Besitz des idyllischen Schloßguts Giersberg unweit Konstanz, aber auf schweizerischem Boden gelegen, ist Graf Ferdinand Zeppelin auch Schweizer Bürger, und an seinem 70. Geburtstag erscholl nicht minder freudig und bewegt zu seinen Ehren das Schweizerlied, wie es am Vorabend „Deutschland, Deutschland über alles" geklungen hatte.

Mehr als ein Träger des Namens Zeppelin hat Zeugnis abgelegt von der Tüchtigkeit seines Geschlechtes in Krieg und Frieden, als tapferer Soldat oder erfüllt von ernstem wissenschaftlichen Streben und Können, sei es, daß sich dies in Forschungsreisen oder in naturwissenschaftlichen und historischen Studien dokumentierte. Im österreichisch-italienischen Krieg erlosch dem einen das Augenlicht, für die Freiheit der Buren gab ein anderer auf dem Kampffelde von Elandslaagte vergebens sein junges Leben hin. Auch Graf Ferdinand lockte kriegerischer Ruhm; er nahm teil an dem nordamerikanischen Bruderkriege, sich hier wie im deutschen Bruderkriege 1866 durch Tapferkeit und Entschlossenheit auszeichnend, und hell klang im Sommer 1870 der Name Zeppelin, des kühnen Patrouillenreiters, durch die deutschen Lande.

Das freilich ahnte damals, als wir im Kreuzgang in Konstanz der Schwabenstreiche im Scheurlenhof gedachten, auch der Bruder nicht, daß der Name Zeppelin einst noch mit einer ganz anderen Großtat verknüpft sein würde, daß der kühne Reiteroffizier, der den Siegeszug Alldeutschlands nach Frankreich hinein mit einem kecken Reiterstück eröffnete, auch den ersten erfolgreichen Vorstoß unternehmen würde zur Eröffnung eines der Menschheit bisher verschlossenen Gebietes, des Luftmeeres.

Mit der Erforschung der physikalischen und biologischen Verhältnisse des Bodensees, des schwäbischen Meeres, eines der ersten Seebecken, das nach einheitlicher Methode untersucht wurde, hatte Graf Eberhard Zeppelin seinen Namen verknüpft; das Luftmeer erkor sich sein Bruder Ferdinand zur Domäne, und stets wird der Bodensee in engster Verbindung mit den größten Fortschritten in der Erforschung der Atmosphäre genannt werden. Vom Wasserspiegel aus sendet die eilige „Gna" ihre Drachen in die Luft, um dem neu errichteten Deutschen meteorologischen Institut am Bodensee, der sogenannten Drachenstation, Kunde zu bringen von den höheren Luftschichten, und über dem blauen Spiegel schwebt schimmernd der lenkbare Ballon; wie das ferne Rauschen einer neuen Zeit tönt uns das Surren seiner Propeller, und aus ihm klingt es: Zeppelin. Wieder ist der Name des Reiteroffiziers in aller Mund.

Diesmal aber ist ihm nicht in raschem Wagemut der kühne Wurf gelungen, sondern in ernster, zäher, harter und unermüdlicher Arbeit. Bis zu den höchsten Stufen der militärischen Leiter hat ihn soldatisches Wesen, Wissen und Können geführt, der jugendfrische General aber kann noch nicht ein wohlverdientes otium cum dignitate genießen. Wohl stellt das allgemeine Wohl auch an ihn seine Anforderungen; mit Eifer fördert er als Vorstand des Württembergischen Tierschutzvereins dessen Bestrebungen, in diesem und jenem Verein wird sein stets gerne gewährter Rat erbeten; alle diese Anforderungen, die an einen Mann dieses Namens und in dieser Stellung so vielfach gerichtet werden, vermögen sein Leben nicht auszufüllen. Unermüdlich verfolgt er ein Problem, das schon im Denken und Sinnen des jungen Offiziers, seit dieser im amerikanischen Krieg einen Fesselballon bestieg, sich in Schattenumrissen gezeigt, um immer festere Gestalt zu gewinnen: das Problem, ein brauchbares Luftschiff zu konstruieren, den alten Traum der Menschheit zu verwirklichen. Wohl ist er „Laie", und doppelt dornenvoll ist in Deutschland der Weg zum Ziel für den, welcher der normalen Schulung und vor allem d regelrechten Schritt und Tritt erlangten Approbation erma allein der Graf ist zäh. Es ist kein Phantasiegebilde, ihm vorschwebt, sondern in ernstem Studium, in wohlü dachten Berechnungen ist er dazu gekommen, sein Syste den Bau eines Luftschiffes für das richtige zu halten. auf Jahre vergehen, seine Pläne finden kühle und gültige Aufnahme, abweisendes Achselzucken wird ihnen nur gering ist die Zahl der Anhänger, auch die Mißerfolge bleiben nicht aus, in der Praxis zeigt sich m anders, als es die sicherste Berechnung annehmen läßt. wieder müssen Änderungen getroffen werden, und in größere Ferne scheint der Erfolg zu verschwinden, es die Welt über den Starrsinn des Erfinders des Systems, dem erfahrene Aeronauten keine Zukunft prop können; die Verwirklichung des großen Gedankens er große Mittel; ohne Zaudern opfert der Graf der als richtig erkannten Idee unter großen Opfern privat in beträchtlicher Höhe, und hochgesinnt stehen ihm Gatt Tochter zur Seite. Im fernen Osten geht in anarch Zuständen unter den Händen fanatischer Bauern das G Gattin in Flammen auf; bange Sorgen verdüstern dem den Blick in die Zukunft bei dem Gedanken an seine F Widerwärtigkeiten folgen auf Widerwärtigkeiten. Der unbeugsame Mann scheint am Ende seiner Spannkra gelangt. Was mag es den aufrechten Mann gekost in einem „Notruf zur Rettung der Flugschiffahrt" a hohes Alter hinzuweisen! Niemand mag es wohl ermessen. Maß von Seelenstärke, das der Graf in dieser Zeit Aber endlich muß es doch gelingen — da entgleitet das Ziel den Händen, die es schon sicher zu halten w

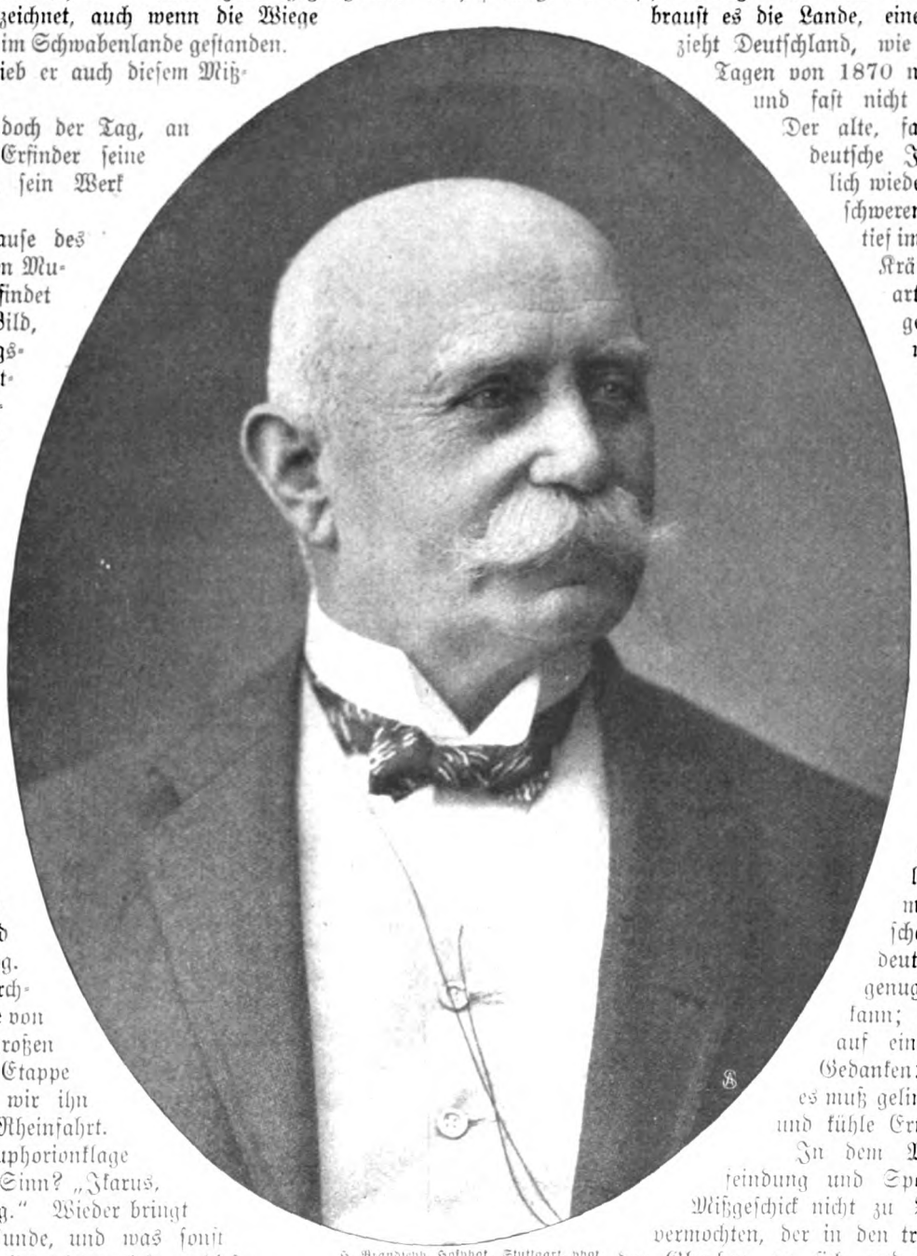
Unvergeßlich wird mir jener 17. Januar 1906 an dem ich, dank der Einladung des Grafen, dem P seines Schiffes beiwohnen konnte. Mit pünktlicher Ge wurden in den frühen Morgenstunden die letzten Vorbere getroffen, besonders die Abwiegung des Luftschiffe genommen; dann begab sich jeder der wenigen anw Herren auf den ihm vom Grafen angewiesenen Pl eins der zu verschiedenen Dienstleistungen bereiten Mo oder auf die Ballonhütte. Lange mußten wir hier wa luftiger Höhe — auch das Herausbringen des Ballons erst gelernt werden, bis die bei den letzten Manövern be Exaktheit und Raschheit erreicht wurde — aber endlic sich das leuchtende Ungetüm heraus, hinaus auf den glä See. Und bald geschah das Wunderbare. Der Ballo sich, knatternd klang das Rauschen der Maschinen herü unserem Beobachtungsposten; sicher gehorchte das Schiff Führer, in elegantem Bogen flog es dem Ufer zu un Friedrichshafen — ein unvergeßliches Bild für jeder damals und später diese Verwirklichung der kühnsten T mit leiblichen Augen schauen durfte. An jenem 17. freilich war der Jubel von kurzer Dauer; das Schiff entfe den beobachtenden Blicken landwärts; kühner Optim glaubte schon an eine Landfahrt, allein ein Defekt hat abtreibende Schiff zur Landung gezwungen. Eilends die vergeblich Wartenden im Motorboote nach Friedrich gefahren; da setzte plötzlich eine Gewitterbö ein, di schüttelte und mit Spritzwellen bedachte; im fernen aber hatte sich die Windsbraut auf den gelandeten gestürzt und ihn zerfetzt; im Luftmeer hätte dieser vi leichter der Gewalt widerstehen können; auf dem Lande er rasch Beute des Elementes, das sich sträubte, vom Me geist sich bezwingen zu lassen. So mag die Stimmung einem verlorenen Gefecht sein, wie damals im Deutschen in Friedrichshafen, das die hervorragendsten Vertreter der nautik und Meteorologie versammelt sah. Auch manchem ihnen schien wohl dieser Tag das Ende des Zeppeli starren Systems zu bedeuten, und wenig, sehr wenig Me mag es in ganz Deutschland gegeben haben, die nicht diesem Mißgeschick die kühnen Pläne des Grafen als end

gescheitert betrachteten, die nicht eine Wiederaufnahme derselben als Erfinderfanatismus ansahen, die nicht die Gewinnung und Verwendung neuer Mittel hierfür fast als frivol betrachteten. Nur den Grafen Zeppelin vermochte auch dieser Unglücksfall nicht zu beugen. Er stand fast allein. Wiederum blieb nichts übrig, als neue bedeutende Mittel aus seinem und der Seinigen Privatvermögen daranzusetzen. Er tat es in festem Vertrauen auf den endlichen Sieg. Die Welt hatte nicht gerechnet mit dem unbeugsamen Willen, der, wie so manchen anderen, aus schwäbischem Stamm Hervorgegangenen, auch diesen Mann auszeichnet, auch wenn die Wiege seiner Ahnen nicht im Schwabenlande gestanden. Unerschütterlich blieb er auch diesem Mißgeschick gegenüber.

Endlich kam doch der Tag, an dem der geniale Erfinder seine Ausdauer belohnt, sein Werk gekrönt sah.

Im Treppenhause des prächtigen Deutschen Museums in München findet sich das bekannte Bild, das die Eröffnungsfahrt der ersten deutschen Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth darstellt. Als Gegenstück wird vielleicht einst ein Gemälde die Fahrt des 1. Juli 1908 verewigen, an dem Zeppelin seinen lenkbaren Ballon zum Erstaunen der gesamten Welt weit hinein führte ins Schweizerland, oder jenes 3. Juli, an dem das württembergische Königspaar kühn und hochgemut sich seinem Grafen anvertraute und über den See hinflog.

Und wiederum durcheilt die Welt die Kunde von einer abermaligen großen Fahrt des Grafen. Etappe auf Etappe können wir ihn verfolgen auf einer Rheinfahrt. Warum will mir die Euphorionklage Goethes nicht aus dem Sinn? „Ikarus, Ikarus, Jammer genug." Wieder bringt der Telegraph eine Kunde, und was sonst passiert in der Welt, alles tritt zurück vor dieser einen Nachricht des Unglücks auf dem Felde bei Echterdingen. Erreicht ist das Ziel; die Aufgabe, die der Graf sich gestellt, deren Lösung die wissenschaftliche Welt und das Reich von ihm erwartet, ist gelöst; die Mängel, die sich zeigten, sind technischer Art, sie ändern nichts am Prinzip, und es hieße gering von der Technik denken, wenn wir nicht von ihr unbedingt Abhilfe der Mißstände erwarten dürften. Das Ziel ist erreicht, aber nochmals vereinigen sich die Elemente zu einem großen vernichtenden Schlage. Nur fünf Minuten dauert der mit 12,3 Meter Sekundengeschwindigkeit einherfahrende Sturm, aber er rief sich das Feuer als Bundesgenossen, und zertrümmert liegt, was Menschengeist und Menschenhand in rastloser Arbeit geschaffen. Zerstört und zertrümmert, aber nicht vernichtet. Die Form nur ist zerbrochen, geblieben ist der Geist. Wie nach lauen Frühlingstagen der Winter noch einmal mit rauhem Nord, mit Eis und Schneegestöber vergebens seine verlorene Herrschaft wiederzuerlangen trachtet, so versucht die Luft in trotzigem Aufstemmen sich nochmals aufzulehnen gegen die Herrschaft des Menschen. Vergebens! Der schwere, wie eine Katastrophe wirkende, scheinbar vernichtende Schlag wird zum Heil. „Doch erfrischend neue Lieder, steht nicht länger tiefgebeugt" klingt die Euphorionklage aus. Wie ein Frühlingssturm durchbraust es die Lande, eine Begeisterung durchzieht Deutschland, wie sie seit den großen Tagen von 1870 nicht mehr erlebt wurde und fast nicht mehr möglich schien. Der alte, fast schon totgeglaubte deutsche Idealismus ist plötzlich wieder erwacht. Unter dem schweren Druck der Zeiten tief im Innern schlummernde Kräfte sind explosionsartig nach außen gedrungen und lebendig geworden. Mag auch nur ein Bruchteil sich erfüllen von dem, was gesunder Optimismus und warme Begeisterung von der Zukunft erhofft und glaubt, so ist es Gewinn genug. Der Unglückstag von Echterdingen, die Katastrophe, die dort einen einzelnen Mann in der Zerstörung seines Lebenswerks traf, hat geradezu nationale Bedeutung erlangt, stellt eine moralische Errungenschaft dar, deren Bedeutung gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann; verschwunden sind auf einmal in dem einen Gedanken: Das große Werk, es muß gelingen, Parteigrenzen und kühle Erwägungen.



H. Brandseph, Hofphot., Stuttgart, phot.

Graf Ferdinand Zeppelin.

In dem Manne, den Anfeindung und Spott, Unglück und Mißgeschick nicht zu Boden zu drücken vermochten, der in den trübsten Tagen nicht den Glauben an sich und sein Werk verlor, der unerschütterlich festhielt an der Erreichung des einen großen Ziels und mit zäher Energie seine ganze Persönlichkeit hierfür einsetzte, erkennt das deutsche Volk sein eigenes Bild, sieht in ihm die Verkörperung deutschen Wesens, das auch in den schwersten Zeiten den Glauben an sich nicht verlor und stets sich wieder durchgerungen hat zu lichter Höhe.

Deshalb, halb unbewußt vielleicht, jubelt es ihm zu, dem nicht nur für alle Zeiten und bei allen Völkern der Ruhm des Erfinders gesichert ist, sondern den Deutschland mit Stolz seinen Sohn nennt, in ihm Fleisch von seinem Fleisch und Geist von seinem Geist erkennend: dem Grafen Ferdinand Zeppelin.

Alte Geschichten.

Phantastische Plauderei von Hans Dominik.

Die Sonne war längst unter den Horizont gesunken, aber zur Zeit der Sommersonnenwende wird es ja auch in unseren Breiten nie ganz dunkel. Noch um Mitternacht stand im Norden ein heller Schein und erfüllte das Zimmer mit einem fahlen Zwielichte. Johannisnacht war es, da einer alten Sage zufolge auch die toten Dinge Sprache und Erinnerung bekommen. Ein Flüstern und Raunen, ein Knistern und Knacken ging durch den Raum.

„Die weißen Nächte", ließ sich eine Stimme vernehmen, die von einem uralten Mahagonitische herzukommen schien. „Die weißen Nächte. Gerade zum hundertsten Male erlebe ich sie jetzt in diesem fremden Lande. Ich muß weit zurückdenken, wenn ich mich meiner grünenden und blühenden Jugend erinnern will. Auf San Domingo war es, und jetzt ist es wohl an 300 Jahre her, daß ich jung war. Dort standen wir, ich und meine Geschwister, im dichten Hain am Bergesabhang und hatten die Fernsicht weithin über das blaue Meer. Jahrhunderte hindurch standen wir dort und genossen Sonne und Regen, Wind und Tau. Wir sahen die weißen Segel der spanischen und französischen Kriegsfregatten über die See ziehen. Wir vernahmen das Geheul kämpfender Menschen von weißer und schwarzer Farbe, und wir blieben schließlich nicht unbehelligt. Immer näher rückte die scharfe Axt heran. Immer mehr wandten sich die Menschen dem eintönigen Zuckerrohr und den eingebildeten Kaffeebäumen zu, und noch heute gedenke ich des Tages, da Axt und Säge mir knirschend und krachend durch das Mark gingen. Ich brach nieder und blieb lange Zeit bewußtlos. Nur dunkel erinnere ich mich, wie sie den ganzen Baum zerschlugen und in eins jener Segelschiffe packten. Dann kam viele Tage hindurch Ruhe, und nur geschäftige Ratten wußten allerlei zu erzählen: von einem schwarzen Gefangenen, der beinahe König geworden wäre, und von einem weißen Soldaten, der Kaiser geworden war. Aber eines Tages brach unendlicher Lärm aus. Es donnerte, wie es kaum jemals in den Tälern meiner heimatlichen Berge gedonnert hat. Dann wurde es wieder still, aber die Ratten sagten, wir wären nun englisch geworden und würden nach Liverpool gehen, um dort als gute Beute versteigert zu werden. Und sie selbst wären jetzt königlich englische Ratten geworden, worauf sie offenbar stolz waren. . . ."

„Da erzählt uns der alte Mahagonitisch wieder seine belanglosen Geschichten, die weder alt noch neu sind", tönte es jetzt von einem alten Eichenregal herunter. „Die haben wir schon an anderen Johannisnächten gehört und wissen das Ende im voraus. Als der Mahagonibaum noch ein junges Pflänzchen war, hing ich schon geschnitzt und altersgebräunt in einem vornehmen Hause zu Worms. Noch heute gedenke ich des Tages, da ein kühnes Mönchlein dort einzog und vor Kaiser und Reich Rede stand und Verantwortung gab. Damals wurde das erste Fünklein zu einem Weltbrande gelegt, und noch heute trage ich die Spuren schwedischer Kugeln und kaiserlicher Klingen aus jenen Tagen, da der Brand bis zum Himmel loderte und dreißig Jahre hindurch nicht verlöschen wollte. Aber damals war ich schon beinahe so uralt wie heute. Meine Jugendzeit verlebte ich am Rhein, und dort stand ich als junger Baum im Eichenwald, als Hagen von Tronje mit den Burgunden zum König Etzel zog."

Das Eichenholz schwieg, und ein Rauschen und Flüstern ging durch die alten Foliobände, die auf ihm standen. Etwas von den drei papierenen Mauern der Romanisten und von einem christlichen Adel deutscher Nation klang aus den Seiten eines kleinen Bandes, während es aus einem anderen von Freud und Hochgeziten, von Weinen und Klagen tönte.

„Wie alt war ich, als dies alles geschah?" hub jetzt ein weißer Marmorstein an, der neben den Büchern auf dem Regal lag und in Goldbronze gemalt die Inschrift trug: Zur Erinnerung an den Circus Maximus, Rom. „Als ich den Hunnen zog, da hatten mich die Vandalen schon wieder von dem Platze losgeschlagen, an dem mich der Julius, der göttergleiche Caesar, einbetten ließ. Ich dort die Brüstung der kaiserlichen Loge und sah viele Jahr alter hindurch die Genossen der Burgunder und Vandalen, Heruler und Goten im Zirkus zum Tode gehen und Bekenner eines fremden Wunderglaubens und andere Feinde römischen Staates im Zirkussand enden. 200 Jahre sah ich Blut und immer wieder Blut. Aber meine Erinnerung geht weiter zurück. Aus Griechenland stamme ich, wo brachen mich syrische Sklaven vom Mutterfelsen los. Wie liche Zeiten hatte ich im schweren Traum gelegen. Nebel und wirre Erinnerungen an große Hitze und grelles Licht tauchten bisweilen traumhaft in mir auf. Nun aber wurde es dumpfe, regelmäßige Schläge, und noch heute gedenke ich des Sommertages, da plötzlich das grelle Sonnenlicht auf mich drang, da ich zutage kam und die Fahrt über das blaue Meer auf griechischer Galeere zum ewigen Rom hin begann. Jahrhunderte mag das jetzt her sein. Wo waren damals der Mahagoni- und der Eichbaum, wo waren Luther und Hus, als die Welt sich vor den römischen Legionen beugte?"

„In der Tat eine außerordentlich lange Zeit", fiel ein sauber geschliffenes Feuersteinbeil, das neben dem Regal lag. „Vor 2200 Jahren feierte ich gerade mein 100jähriges Jubiläum im Torfmoor und erklärte: wenn damals 10 000 Jahre dauerte, würde ich mich allmählich den Torf gewöhnen. Aber ich war schon alt, als ich ins Torf geriet. Ich stamme aus einem Lande, das Frankreich gezählt wird. In meiner Jugend gab es keine Grenzen und keine Ländernamen. Das komische beinige Geschöpf, das sich heute als den Herren fühlt, war ein ärmliches gehetztes Wesen und heilfroh es sich der wilden Bestien erwehren und kümmerlich Nahrung finden konnte. Wo mag damals das romanum gewesen sein. Mich holten die fellbekleideten Gestalten aus der schönen weißen Kreide heraus, in so recht behaglich als frische, dicke Feuersteinknolle. Sie hätten mir nie etwas tun können, wenn andere Steine, die bereits an der Luft erhärtet waren, nicht Art und Verwandtschaft vergessen hätten. Mit solcher aber schlugen sie die frische Knolle mit Leichtigkeit unter fortwährendem Schlagen und Stoßen, Streichen Reiben entstand meine jetzige Gestalt, entstand der geschliffene Streitbeil. Zehn Menschenalter hindurch es bei den Höhlenmenschen ausgehalten und treu Auf manchen Bärenschädel sauste ich krachend nieder Meister Petz das Aufstehen vergaß. Als gefürchtete furchtbare Waffe ging ich vom Vater auf den Sohn Aber immer schlechter wurden die Zeiten, immer spärlicher Beute, immer größer die Kälte. Eines Tages fiel Träger mit mir ermattet im Schneetreiben zusammen Schnee fiel über uns beide, und er mag nach meiner 3000 Jahre gelegen haben. Allmählich wurde er dann wurde das Eis wieder Wasser. Es wurde wieder aber ich lag auf dem Grunde eines Sees, der aus Schmelzwasser der Eiszeit entstanden war und in den 3000 Jahren allmählich zutorfte. Dort läge ich wohl heut, wenn nicht der Eimer eines Dampfbaggers mich wenigen Wochen gefaßt und wieder ans Tageslicht hätte. So geriet ich unter euch junge unerfahrene Geister. Aber ich kannte Zypressentische, die schon vor 20 000 alt waren, und Werksteine, die mir damals von der Eiszeit sprachen."

„Eiszeiten", murmelte es aus einer anderen Ecke Zimmers her, wo unter einem Glaskasten eine

platte stand. „Eiszeiten, davon müßte ich, der Saurus, doch auch etwas wissen, oder war das hundert- Jahre nach meiner Zeit, als ich bereits im Schiefer- ?"

Stimme kam von einem goldschuppigen Fische her, jetzt in der Johannisnacht voll von der Schieferplatte und den Körper im Lichte der Sommernacht spielen ließ. war sicher nach meiner Zeit," fuhr er fort, „denn wußte man nichts von Eis und Frost. Eine warme bedeckte das Land, wo jetzt dies Haus steht, und hörte man noch gar nichts. Aber das Geschlecht war groß und mächtig. Uns gehörte die Welt, konnte uns heute noch gehören, wenn nicht die im Wasser und die Raubtiere am Lande von Tag dringlicher geworden wären. Ich war damals noch hatte nach menschlicher Rechnung noch einige hundert munteren Seelebens vor mir. Aber auf der Flucht dieser gefräßigen und bissigen Haifische bohrte ich in den weichen Schieferschlamm ein. Ich konnte heraus, und im Laufe der Zeit wurde Stein aus Zehntausend Jahre hat das Steinbeil im und dann wollte es nicht mehr. Als ich die hunderttausend Jahre im Schiefer hinter mir hatte, auch ungeduldig und wollte heraus. Aber ich dem noch einmal hunderttausend Jahre warten bevor ich wieder ans Sonnenlicht kam."

lächerlich kurze Zeit", knurrte ein Stück Anthrazit, vom Winter her in dem Feuereimer neben dem „Auch ich war einmal ein Baum, aber ein und größerer als Mahagoni und Eiche, und ich stand der Primärzeit, bis ein entsetzliches Erdbeben ein ge auf den grünenden Wald stürzte und alles Dann habe ich eine Million Jahre hindurch im Sarge hl Zeit genug, um ungeduldig zu werden, um sich und Luft und Sonne zu sehnen."

Augenblick erhob sich der Besitzer des ganzen bis dahin ruhig dem Wechselgespräch aller Dinge aus dem Lehnstuhl. Ein alter Mann, der Geheimnisse der Natur eingedrungen war. „Eure gehen alle nicht weit", murmelte er vor sich hin. sie ein wenig auffrischen." Er legte bei diesen Stück Anthrazit auf die Kohlenschaufel, befestigte glimmenden Zunder daran und lenkte einen Strahl ersitoffgases darauf. Da begann der Anthrazit um rielle herum aufzuglühen, erst rot, dann gelb und end weiß, so daß der Glanz das ganze Zimmer und während das Stück zusehends kleiner wurde und, begann es wiederum zu sprechen. „Ich erinnere ich weiß, so war es damals auf der Sonne, ehe die Zentrifugalkraft uns aus dem Hauptfeuer in den raum schleuderte und uns verdammte, als Erde, als winziger Brocken, von erborgtem Glanze zu leben. So heiß und so glühend spielten auch damals die Sauerstoffatome mit uns. Das war einmal vor vielen tausend Millionen Jahren. Dann wurden wir Erde, und das Leben als Kohlensäure begann."

Zischend und spritzend war der Anthrazit während dieser Worte verbrannt, hatte sich sein letztes Atom mit dem Sauerstoff wieder zur Kohlensäure verbunden.

„Es ist schade, daß ihr sterben müßt, wenn ihr euch an allzu frühe Zeiten erinnert", murmelte der Alte. „Mit dem Anthrazit mochte es gehen, aber Tisch und Regal, Marmor, Feuerstein und Schiefer sind mir zu wertvoll. Aber hier laßt euch von dem etwas erzählen, denn das stirbt sowieso." Mit diesen Worten legte er ein Bleinäpfchen auf den Tisch, das vorn ein Glasfenster trug und ein ganz schwaches Licht ausstrahlte. „Das Radium muß ja am allermeisten wissen. Es zerfällt wieder in das unendliche Nichts, aus dem alle Dinge entstanden, und seine Erinnerung muß bis zur Schöpfung selber zurückgehen." Bei diesen Worten ließ er sich wieder in den Lehnstuhl niedersinken. Das Radium warf schärfere Strahlen denn zuvor, und während es unaufhörlich den reinen Lichtäther mit 16 000 Kilometer Sekundengeschwindigkeit von sich spie, begann es folgendermaßen: „Aus dem Lichtäther wurden wir geschaffen, und in den Lichtäther müssen wir wieder zerfallen. Aber wie lange ist es her, daß der Weltgeist Lichtäther eines ganzen Sonnensystems unter dem Aufwande ungeheurer Energiemengen zu einem Stückchen Uranpech von Faustgröße zusammenballte. Ich weiß es nicht mehr. Meiner Erinnerung nach könnte es gestern gewesen sein, und doch sah ich inzwischen, wie das ganze Milchstraßensystem sich zehnmal in Nebel auflöste und sich zehnmal wieder in einzelne Sonnen, Planeten und Monde formte. Uralt und morsch war ich bereits, als der Brocken, den wir die Erde nennen, aus der Sonne flog, und schon vor jener Zeit begann mein Sterben und mein Verfall. 10 Milliarden Jahre hindurch war ich mäßig radioaktive Pechblende. Während der Zeit wehrte ich mich noch gegen die Krankheit, die mich ergriffen hatte. Dann ging es mit Riesenschritten weiter. Seit annähernd 2 Millionen Jahren bin ich hochaktives Radium. Unaufhörlich zerfalle und zerspritze ich wieder zum Urgrund aller Dinge, zum Lichtäther. Teile von mir, die beim Beginn meiner Rede noch hier waren, sind jetzt schon weit über den Mond hinausgeschleudert worden. So geht es seit Millionen von Jahren, und in kurzer Zeit werde ich verschwunden sein. Dann ist mein Leben als Materie wieder erloschen. Aus der Paarung von Lichtäther und Energie entstanden, werde ich dann wieder als Energie und Lichtäther im Weltraum treiben." Das Radium schwieg, der Alte aber beschrieb mit dem Finger das mathematische Zeichen der unendlichen Größe in der Luft. „Die älteste Geschichte wird jung gegenüber der Unendlichkeit", murmelte er, während die Sonne des neuen Tages durch die Scheiben brach.

Die Boyersen.

Von Olga Wohlbrück.

(Fortsetzung.)

ächsten Tage übernahm Christian das Geschäft. Mutter ging ihm voraus mit finsterem Gesicht und den Herren des Kontors vor. Er schlenderte gleich einem zum andern, die Zigarette im Munde, die den Hosentaschen, blickte von oben herab in die und blies Rauchwölkchen vor sich hin: „Pfui! er stinkt!"

Boyersen wandte sich ab und ging schweigend hinauf Es war ihr, als hätte sie Krone und Zepter sie fühlte sich wie ein kranker Hund, der eine zum Verenden sucht. Als Lene mit dem Mittag ihr anklopfte, knurrte sie etwas vor sich hin, und von der verschlossenen Tür wieder abziehen.

Am Nachmittag hörte Frau Boyersen im Gang pfeifen. Sie sprang auf und eilte an die Korridortür. Sie wollte dem Jungen eine Ohrfeige geben. Schließlich war sie doch bei sich zu Hause, schließlich war sie die Herrin hier oben. Aber plötzlich prallte sie zurück, ihr Kopf fiel gegen die Wand — nicht Christian war es, sondern Herr Boyersen, ihr Mann, der über den Gang tänzelte und eine Flasche Rotwein im Arm hielt.

Im ersten Augenblicke schreckte er zusammen und suchte die Flasche hinter dem Rücken zu verbergen, aber als er ihr bleiches Gesicht sah mit dem ihm ganz fremden, hilflosen Gesichtsausdrucke, da richtete er sich auf und tänzelte an ihr vorüber.

„Wohin?“ herrschte Frau Boyersen ihn an. Er war schon an der Ausgangstür und lächelte höhnisch.

„Ins Geschäft. Wir haben zu tun!“

„Wir? Wie wagst du es zu sagen ‚wir‘? Was hast du mit dem Geschäft zu tun?“

„Das geht den Chef an“, antwortete Herr Boyersen und flitzte zur Tür hinaus.

Und wieder saß Frau Boyersen beim Anwalt. Sie kündigte dem Chef der Firma Boyersen, ihrem Sohn Christian, Wohnung und Kontorräume.

Christian ging zu einem anderen Anwalt und ließ von seinem Vater Gütertrennung beantragen. „Die Hälfte gehört dir, die Hälfte gehört mir“, wiederholte der alte Herr Boyersen. Keiner von den Anwälten richtete etwas aus. Lene legte sich ins Mittel; sie beschwichtigte Frau Boyersen und ging zu Christian hinüber, während er mit dem Alten auf seinem Zimmer saß und eine Flasche Rotwein trank.

„Frau Boyersen hat fünfundzwanzig Jahre gearbeitet und das Haus hochgebracht, was wollt ihr von der Frau?“

„Ruhe,“ wiederholte der alte Boyersen, „sie soll uns zufrieden lassen, die Alte!“ Und Christian fügte hinzu: „Sie soll doch am Sonntag in die Kirche gehen und wochentags in der Bibel lesen!“

Lene setzte sich zu den zwei Männern und schüttelte den alten weißen Kopf. „So friedlich müßte jetzt alles sein, so ruhig. Die Frau hat Kummer und hat doch immer Gutes getan.“

„Gutes?“ schrie Herr Boyersen. „Wem? Mir etwa oder der Berta draußen? Verhungert sind wir nicht, das ist alles, und darum soll sie es leiden. Alles wollen wir ihr fortnehmen, alles! Das Geschäft, das Geld, das Haus! Der Stolz wird ihr vergehen, und dann wird sie vielleicht kommen, ganz klein, und in der Ecke stehen, wie ich gestanden bin seit fünf Jahren, und kuschen wird sie, wenn ich ihr sage: ‚kusch‘, wie ich gekuscht habe, und dann wird sie was tun, vielleicht das, was ich getan habe, und es wird ihr ebenso gehen, ebenso wie mir!“

Herr Boyersen war ganz aus dem Häuschen. Sein weißes strähniges Haar lag sehr wild um seinen Kopf, seine Worte überschlugen sich, mit den hageren Armen fuchtelte er in der Luft herum, und mit der Faust schlug er unaufhörlich auf den Tisch.

Christian reckte sich lässig in seinem Stuhl. „Laß doch, Vater, wir tun ihr ja nichts und werden ihr nichts tun. Aber jeder hat eben sein Leben, und wenn die Berta noch da wäre, hätte sie es gut.“

Herr Boyersen fiel mit dem Kopf auf die Tischkante und weinte bitterlich. „Die Berta, ja die Berta!“

Lene war aufgestanden und sagte kein Wort, aber sie hatte mit den zwei Männern hier mehr Mitleid als mit der einsamen Frau dort.

„Du hättest alle laufen lassen sollen, Vater, und die Lene nehmen,“ sagte Christian, „dann wäre alles anders geworden. Und die Lene wäre unsere Mutter geworden, und wir hätten dir nichts vorzuwerfen.“

„Anzünden, das Haus anzünden“, wiederholte Herr Boyersen. Lene und Christian packten ihn und brachten ihn zu Bett. Er war wirklich arg betrunken.

„Wenn du es so forttreibst, richtest du ihn zugrunde, Christian“, sagte Lene ernst. Christian aber zuckte die Achseln. „So oder so, raus müssen wir, hier ist ja doch nichts für uns.“ Aber weil er die treue Person gar so traurig dastehen sah, fuhr er ihr mit der Hand leicht über den knochigen Arm und meinte begütigend: „Na, Lene, laß nur. Er hat mir leid getan, wie ich ihn so verprügelt wiederfand! Und wie er mir das alles erzählt hat, stieg die Wut in mir auf gegen sie, und ich hätte Schlechtes tun können. Das gibt sich schon — es wird schon werden.“ Damit ging er aus dem Zimmer. Aber „es wurde nichts“.

Der enge, streng geregelte Geschäftskreis sagte Christian nicht zu, er hatte zu lange in großen Städten gelebt, um sich an die kleinen Schritte zu gewöhnen, die er hier machen sollte. Er arbeitete unstet und unregelmäßig, ersann Neuerungen, die er bald wieder fallen lassen mußte, vernachlässigte alte Kundschaft und flößte der neuen wenig Vertrauen ein. Das Geschäft ging rapide zurück. Manchmal sagte er sich, daß die Mutter ihm durch Rat nutzen könnte, aber es war ihm unmöglich, sich zu überwinden und sie um Rat zu fragen. Er wußte, daß sie seine Lage kannte, daß sie ihn wortlos dem Untergang entgegengehen sah. Warum tat sie das? Sein Ruin war doch auch der ihrige. Konnte sich das Geschäft nicht halten, mußte das Haus verkauft werden, dann war es aus mit ihrem Ansehen.

Lene schlich wie ein schwarzes Gespenst durch die langen Korridore, Frau Boyersen sprach kaum noch mit ihr. Frau Boyersen fühlte, daß auch Lene sich von ihr abgewandt hatte.

Eines Morgens ganz früh, Christian pflegte erst um 11 Uhr ins Kontor zu kommen, schlich Frau Boyersen sich ins Geschäft. Sie atmete gierig den schlechten Geruch ein von altem Leder und Petroleum, der in den Räumen festsaß, und fuhr beinahe liebkosend mit den Blicken über all die zerkratzten Pulte und verwetzten Stühle. Bei ihrem Eintritt sprang das ganze Personal auf. Sie sah, zum erstenmal in ihrem Leben vielleicht, wirkliche Ergebenheit, mehr noch, Freude über ihr Erscheinen, und das ergriff sie so, die starre, gefühllose Frau, daß sie sich, wie Halt suchend, auf dem alten Ledersofa niederließ. Sie hatte nicht den Mut zu fragen. Der bekümmerte Blick des alten Buchhalters sagte ihr genug, und zum erstenmal, seit er bei ihr war, reichte sie ihm die Hand. „Ja, ja“, murmelte sie. Es war das einzige, was sie zu sagen fand. Erst nach einer ganzen Weile fragte der Buchhalter leise: „Warum haben Sie das Geschäft nicht behalten?“ „Weil ich einmal schwach war“, antwortete sie. „Ich hätte mit dem Christian so sein sollen wie mit dem andern, und das Haus wäre geblieben, was es war, und wenn sie mich hinausgetragen hätten, hätten sie mich von meinem eigenen Grund und Boden weggetragen . . .“

„Es ist nicht zu spät, Frau Boyersen, kommen Sie wieder zu uns, und es wird wie früher!“

Ein Ausdruck beinahe kindlicher Hoffnung huschte über das alte, harte Gesicht.

„Sie glauben wirklich?“ Und gleich darauf auch wieder zum erstenmal im Leben ängstlich und zaghaft:

„Aber Christian ist der Herr.“

„Wenn Sie so kämen wie jetzt, wir könnten über alles sprechen, Sie könnten raten, es wäre besser, Frau Boyersen.“ Sie nickte.

„Ja, ja, ich werde kommen in der Frühe, ganz früh, wenn er schläft.“ Es kam plötzlich wieder Leben in sie. Ein verschämtes Glücksgefühl erfüllte sie. Sie mußte plötzlich an Lene denken, wie sie vor dreißig Jahren in früher Morgenstunde in den Garten hineinlief, um Boyersen zu sehen. Warum ihr das gerade jetzt einfiel? Es war wohl die erste Heimlichkeit, die sie hatte, und weil die Heimlichkeit ihr Glück gab! Eine heiße, zitternde Erregung war in ihr, sie wußte gar nicht, wie sie wieder hinaufkam in ihr Zimmer, merkte es gar nicht, daß ihre langsamen, harten Schritte jetzt plötzlich so leicht und eilig waren.

Und seit jenem Tage arbeitete sie wieder für das Geschäft wie früher, nur heimlich, im verborgenen. Sie konnte die Morgenstunden kaum erwarten, wo sie die häßlichen dunklen Kontorräume betrat. Kein verliebtes Mädchen eilte wohl je mit solchem Herzklopfen zu ihrem Stelldichein wie diese alte, harte Frau zu ihren Kontorbüchern. Da Christian das Geschäft immer mehr vernachlässigte, die Arbeit immer mehr dem Buchhalter überließ, merkte er von alledem nichts.

Kaum, daß er zwei Stunden des Tages im Geschäft zubrachte. „Sie machen's schon, nicht wahr?“ Das war seine stetige Redensart beim Fortgehen. Er hatte ein Grauen vor den Klagen des Buchhalters; sein ewiges Kopfschütteln erfüllte ihn mit Entsetzen. Und nun auf einmal wurden die

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Spielhahnjagd im bayrischen Moos.

Gemälde von Josef Schmitzberger.

Klagen seltener, und der alte Kopf schüttelte gar nicht mehr. Christian sprach von einer Reise nach Berlin. Er sagte Geschäftsreise, aber alle fühlten, es war für ihn nur der Wunsch, herauszukommen aus dem „Nest", sich zu erholen vom Geschäft. Frau Boyersen hielt ihn mit keinem Wort zurück. Das wunderte ihn, denn er mußte sich von ihr Geld geben lassen. Er hatte sich auf eine große Szene gefaßt gemacht und war entschlossen, das Äußerste zu wagen, um seinen Willen durchzusetzen. Aber Frau Boyersen fragte nur: „Wie viel brauchst du?" Und im nächsten Moment hatte sie einen Scheck ausgeschrieben. Das war ihm beinahe unheimlich, so unheimlich, daß er um einen halben Tag früher abreiste. Den Vater nahm er mit.

Frau Boyersen kehrte wieder zu ihrem Platz im Kontor zurück, und es war die glücklichste Zeit ihres Lebens. Das Haus war rein. Sie ließ durch Lene Scheuerfrauen nehmen und die Fenster aus den Rahmen heben. Sie war lebhaft und guter Dinge, wie in ihren jüngsten Jahren. Christian sollte zwei Monate wegbleiben, aber es vergingen Jahre, ehe er heimkam.

Eines Tages bekam Frau Boyersen seine Verlobungsanzeige. Sie warf die elegante Karte Lene zu, die am Tische saß und einen wollenen Strumpf strickte.

„Wir haben uns verheiratet", sagte sie kurz. „Herr Boyersen als Gast an der Hochzeitstafel," fügte sie mit bitterem Spott hinzu, „was aus Leuten alles werden kann!"

Aber Lene fühlte aus ihren Worten eine tiefe, innere Kränkung heraus. Frau Boyersen schickte ein Telegramm, Lene aber setzte sich hin und schrieb die halbe Nacht durch einen Brief. Es war der erste seit dreißig Jahren. Er kostete sie viele Stunden Schlaf und war doch nur ganz kurz:

„Lieber Christian! Du hast Deine Mutter sehr gekränkt. Ohne Deine Mutter hättest Du nicht das Geld zum Heiraten. Du liebst Deinen Vater und achtest nicht einmal Deine Mutter, ohne die Du keinen anständigen Namen hättest. Deine Mutter arbeitet von früh bis spät im Geschäft, und es geht gut. Du bist ihr Dank schuldig. Du mußt mit Deiner Frau kommen und ihr danken. Ich grüße Dich vielmals, auch Deine Frau. Das Haus ist sauber, und Ihr könnt jeden Tag kommen. Aber vorher mußt Du schreiben, damit wir eine Köchin aufnehmen. Ich bin zu alt, um alles allein zu machen. Deiner Mutter geht es gut, dem Geschäft auch, mir auch. Die alte Lene."

Christian antwortete fast umgehend: „Liebe Mama! Ich dachte, Deine Gefühle für uns wären nicht freundlich genug, um teilnehmen zu können an meinem Glück. Auch würdest Du vielleicht meine liebe Frau Marianne nicht ganz nach ihrem Werte schätzen und behandeln können. Sie ist die einzige sehr verwöhnte Tochter eines hiesigen Börsenmaklers, sehr selbständig und an große Verhältnisse gewöhnt. Ihre Mitgift ist nicht groß, aber mein Schwiegervater sorgt reichlich für uns, da er enorme Einnahmen hat. Er wünscht, daß ich das Körliner Geschäft, um das ich mich ja doch nicht kümmern kann, verkaufe und mich von der Kaufsumme hier in Berlin etabliere. Vielleicht kaufst Du es selbst zurück. Ich und Vater sind in diesem Falle bereit, auf alle weiteren Ansprüche an Dein Vermögen zu verzichten. Überlege es Dir. Ob ich dann wirklich Kaufmann bleibe, was mir immer sehr zuwider war, oder ob ich meine Fähigkeiten auf andere Weise verwerte, das wird die Zeit lehren. In Marianne habe ich jedenfalls eine verständnisvolle Frau gefunden, die ganz auf mich eingeht und meine Natur nicht vergewaltigt. Wir haben uns lieb und wären ganz glücklich, wenn meine Nerven mit meinem guten Willen immer Schritt hielten. Wir senden Dir und der treuen Lene herzliche Grüße, und ich hoffe, Du bringst die Körliner Geschichte bald in Ordnung. Dein Sohn Christian."

„Sein Wille soll geschehen! Endlich werde ich Ruhe haben!" sagte Frau Boyersen aufatmend und ließ gleich am nächsten Tag einen Notariatsakt über den Rückkauf des Geschäfts ausfertigen. Und das war der zweitglücklichste Tag ihres Lebens.

Nun war es wieder ganz ruhig und still in dem großen Christianenhause. Frau Boyersen fragte niemals nach ihrem Sohn, und wenn Lene von ihm zu sprechen anfing, schien sie absichtlich alles zu überhören. Auch von Herrn Boyersen erfuhr man nichts mehr. Mehrere Jahre vergingen, ohne daß sich in dem gleichmäßigen Leben der zwei Frauen etwas änderte. Nur manchmal fragte Lene: „Sind Sie noch nicht müde, Frau Boyersen?" Sie konnte es nicht begreifen, dieses Hasten und Jagen nach Gewinn. Für wen?

Eines Tages stand ein kleiner korpulenter Herr vor dem Christianenhaus und setzte den Türklopfer in Bewegung. Es war an einem Sonntag zur Besuchszeit, aber da seit Jahren kein Besuch den Fuß über die Schwelle gesetzt hatte, öffnete Lene mit scheuer Neugierde. Sie erkannte ihn erst nicht.

„Guten Tag, Lene, ich möchte Frau Boyersen sprechen."

„Herr des Himmels," schrie Lene auf, „Sie, Herr Matsen!" Er war stark ergraut, der ehemalige kleine Assessor, aber er trug noch immer die hohen Stiefelabsätze. Lene führte ihn, ohne viele Worte zu machen, die dunkle, breite Steintreppe hinauf ins Mahagonizimmer. „Ich werde Frau Boyersen rufen", sagte sie, aber auf der Schwelle blieb sie noch einen Augenblick stehen und blickte ihn fragend an. Aber er sah an ihr vorbei in die Tiefe des Zimmers, nachdenklich, mit einem leisen wehmütigen Zug, den sie früher nicht an ihm bemerkt hatte.

„Matsen? Wie kommt der hierher, was sucht er noch hier?"

Frau Boyersen stand aufrecht in ihrer Kammer und glättete ihr Haar. Tausend Gedanken durchkreuzten ihr Hirn. Sie hatte abgeschlossen mit dem Leben, abgeschlossen mit der Familie, sie hatte ihre Tür geschlossen vor der Welt da draußen, und nun wurde sie wieder erbrochen, ohne ihren Willen und gegen ihren Willen. Kam er Rechenschaft fordern? Jetzt nach so vielen Jahren? Ihr Antlitz legte sich in harte häßliche Falten.

„Ich komme, Lene, er soll warten." Und doch trieb es sie schneller in das Zimmer, als sie selbst es geglaubt hatte. Es war ihr, als müßte sie ihn schnell aus ihrem Hause weisen, noch einmal, zum letztenmal den letzten Steg abbrechen, der zur Vergangenheit führte.

„Guten Tag, Frau Boyersen." Sie verschwendete ihren Händedruck nicht und nickte nur ganz leise mit dem Kopfe. So standen sie einander gegenüber vor mehr als zwanzig Jahren, als er um ihre Hand anhielt, und doch, sie fühlte sich weniger überlegen jetzt, und ihre Stimme klang beinahe unsicher, als sie fragte: „Was verschafft mir die Ehre?"

Er wartete nicht ihre Aufforderung, sich zu setzen, ab, sondern nahm auf dem großen steiflehnigen Armstuhl Platz, in dem er bei seinen wenigen Bräutigamsbesuchen zu sitzen pflegte.

„Sie erinnern sich vielleicht, Frau Boyersen, daß wir bis zu einem gewissen Grade verwandt sind, und Sie werden mir zugeben, daß ich wenig Gebrauch von dieser Verwandtschaft gemacht habe. Vielleicht haben wir beide uns gegenseitig etwas vorzuwerfen — und die arme Berta war das Opfer. Ich weiß nicht, Frau Boyersen, ob der Tod Ihrer Tochter großen Eindruck auf Sie gemacht hat. Ich glaube es nicht. Das Grab ist verwahrlost, seitdem Ihr Mann die Stadt verlassen hat. Sie liebten Ihre Tochter wohl nicht?"

„Mit welchem Recht machen Sie mir Vorwürfe?" unterbrach ihn Frau Boyersen hart, „Sie, der Sie Ihre Frau verlassen haben!"

„Das belieben Sie so aufzufassen, Frau Boyersen. Von Verlassen war keine Rede. Ich habe sie Ihnen anvertraut, Ihnen als ihrer Mutter, als der Frau, von deren strenger Rechtlichkeit ich überzeugt war. Doch das gehört nicht hierher. Die Beschuldigungen Ihres Mannes, daß Sie die arme Frau haben hungern lassen usw., mögen übertrieben sein, Sie haben sich wohl einfach nicht um sie gekümmert, sie war Ihnen gleichgültig: eine lästige, aufgedrängte Hausgenossin. Vielleicht wäre es an mir gewesen, ihr den ihr gebührenden Platz in diesem Hause zu erzwingen. Ich war mit mir selbst be-

Ich war ehrgeizig, Sie gewinnsüchtig! Wir beide
Ha, lassen wir das also. Aber ich bin anders
Frau Boyersen, ich habe meinem Streben ein Ziel
leicht hätte die arme Berta, wenn sie gelebt hätte,
glücklich werden können; da ich sie aber nicht mehr
te ich den Mann auf, der gut zu ihr gewesen war:
nn, Frau Boyersen. Und so lernte ich auch Ihren
istian kennen. Ich kam aber zu keiner guten Zeit.
iegervater hat Bankerott gemacht, vorgestern war
gung. Ob er freiwillig aus dem Leben geschieden
nicht hier zur Sache. Christians Geschäft kann
mehr halten; um es kurz heraus zu sagen, er und
besitzen nichts mehr; ich glaube, Frau Boyersen,
Ihnen nichts anderes übrigbleiben, als die drei
Ihren Mann, Ihren Sohn und seine Frau bei sich
n. Vielleicht machen Sie dadurch manches gut,
ube, Sie haben viel gutzumachen."
ist meine Sache!" unterbrach ihn Frau Boyersen
istian ist ein schlechter Arbeiter."
ben Sie es", sagte Matsen.
oyersen wandte ihm den Rücken zu und lehnte
an die Fensterscheiben. Matsen sollte ihr die
nicht ansehen, die sie empfand. Erst nach einer
le sagte sie: „Merkwürdige Menschen seid ihr alle!
en Liebe, kein bißchen Dankbarkeit habe ich je von
gesehen, ihr habt mich verschrien und verlästert,
on mir gesprochen und doch nur an mich gedacht,
lt, zu helfen."
ne Matsen räusperte sich und nestelte an seinem

aren sparsam an guten Worten, Frau Boyersen,
erkennt man leichter an als gute Taten!"
d an Worten sind sie reich, die andern!"
eine Weile wieder ganz still im Zimmer; Matsen
er nicht weiter in sie dringen durfte, und

die Frau?" fragte Frau Boyersen, ohne ihn

e sie mitgebracht, sie wartet im Hotel!"
nersen und Matsen sahen einander zum ersten-
n, zum erstenmal huschte ein leises Lächeln
ven.
hoben Sie wohl Ihrem Schöpfer gedankt, daß
heiraten konnte!"
" erwiderte er mit ehrlichster Überzeugung.

ihn eine Weile spöttisch an, und der leise, feine
ge ihre Züge.
Heute zum erstenmal, denn Sie sind mir bei-
n!"
ä jünger, ich nähme es als Liebeserklärung auf!"
anspruchslos", antwortete Frau Boyersen und
chtig die Hand. Dann in ihrem alten, geschäft-
harten Ton: „Sie kann in einer Stunde

nde später saß die junge Frau Boyersen der
er. Es war eine sehr hübsche, sehr energische
ante junge Dame, die jedenfalls nichts von der
gung zeigte, die sie erfüllen mochte. Sie ging
iel los, herzlich und bestimmt, als griffe sie nur
ehungen wieder auf.
nner haben Angst vor dir, Mama, ich nicht.
ch mir gegangen wäre, säßen wir schon lange
nn Christian dir nicht hilft, ich kann es . . .
ist zu gutmütig, und Christian gehen ein paar
und ein paar gute Bücher über alles Ge-
Welt. Er ist ein lieber Mensch, aber man
ehr von jedem verlangen, als er leisten kann,
seine Fasson selig werden. Meinst du nicht?"

Frau Boyersen schnappte ein paarmal nach Luft. So hatte noch nie jemand zu ihr gesprochen. Die hübsche, kleine Frau war ihr beinahe unheimlich. Im ersten Augenblicke hatte sie gegen das „du" protestieren wollen, aber ihre schwere Art vermochte nicht aufzukommen gegen die leichte, lebendige Bestimmtheit der Schwiegertochter, und die junge Frau redete weiter: „Du hast mir schon immer riesig imponiert. Was ich von dir hörte, war so ganz anders, als man sonst von Frauen zu hören bekommt, und die Männer, die ich kannte, waren gerade keine Helden. Erst wollten sie mich schrecken mit dir wie mit einem Popanz, aber ich bin aus dem Alter heraus, wo man vor dem Knecht Ruprecht Angst hat, und fürchte nur die Rute, die ich mir selbst auf den Rücken binde. Ich glaube, ich könnte werden wie du, wenn du mir helfen wolltest, und für das, was anders ist in mir, dafür habe ich ja meinen Mann. Du kennst ihn nicht, er ist wirklich ein lieber, guter Mensch, wie ja auch sein Vater ein guter Mensch ist. Ob ein Sohn mit dir arbeitet oder eine Tochter, es kann dir doch gleich sein, versuch's also!"

Frau Boyersen hatte das wohltuende Gefühl, als spräche sie über eine geschäftliche Angelegenheit mit ihrem Buchhalter, und so war es ihr auch lieb. Tränen und Jammern hätten wenig bei ihr vermocht. Die gesunde, kühle Art ihrer Schwiegertochter machte Eindruck.

„Gut. Wir wollen's versuchen", sagte sie. „Aber du wirst von klein anfangen, wie der letzte Kommis."

„Gut. Das werde ich."

Schon reute es die alte Frau. „Wir vereinbaren eine Probezeit!"

„Mit Vergnügen."

„Eine Probezeit, in der du dich ohne deinen Mann behelfen wirst."

„Auch das."

Die Alte wurde immer anspruchsvoller. „Die Männer bleiben dort, bis du dir deine Stellung gemacht hast."

„Das wollte ich dir vorschlagen."

„So, nun kannst du dir von Lene ein Zimmer anweisen lassen."

Die junge Frau lächelte, daß man ihre schönen, weißen Zähne blitzen sah.

„Als Schwiegertochter wohne ich bei dir, als Angestellte beanspruche ich Gehalt!"

Frau Boyersen blinzelte sie mit den Augen an. „Du bist zu schnell, mein Kind, vorläufig bist du Volontärin."

„Aber nicht lange."

Oben öffnete Lene eine Tür. „Das war Bertas Zimmer. Wenn Sie hier wohnen wollen."

Die junge Frau sah sich in dem dürftig möblierten Raum um. „Na ja, Lene . . . meinetwegen. An Gespenster glaube ich nicht . . . höchstens an unfreundliche Stuben."

„Sie können auch ein anderes Zimmer bekommen."

„Nee, Lene, nu grade nicht. Lassen Sie mich nur hier."

Dabei öffnete sie mit energischem Griff das Fenster. „So . . . ein bißchen Luft, ein bißchen Licht, und es ist alles gut!"

„Ich will nur Bertas Kleider herausnehmen", sagte Lene und ging an den Schrank.

Die Augen wurden dem alten Mädchen heiß, wie sie die einfachen dunklen Fähnchen über ihren Arm warf.

„Halt, halt, Lene . . . nichts rausnehmen. Meine eigene Garderobe dürfte denn doch etwas zu elegant für hier sein. Da will ich mal Bertas Sachen anprobieren. Wir werden wohl ziemlich die gleiche Figur haben."

In einem Nu hatte sie sich umgekleidet. Das graue Kleidchen, das in den ersten Tagen von Bertas Hiersein so sackartig an ihr herumhing, umschloß prall die schlanke, anmutige Gestalt der jungen Frau.

„Sehen Sie, Lene, famos . . . So, und nun lassen Sie meinen Koffer aus dem Hotel holen, damit ich mich schnell einrichten kann."

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten.

Das Haspingerdenkmal in Klausen. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Das Tiroler Land hat ein treues Gedächtnis für Großtaten seiner Söhne! Einer nach dem andern von den Nationalhelden der Tiroler Befreiungskämpfe ist in Erz oder Stein erstanden – auch Pater Haspinger, der glühende Patriot, hat nun sein Denkmal erhalten. Unweit dem Marlt von Klausen, dem Städtchen, in dem Joachim Haspinger als Mönch gelebt hat, ehe er, anfeuernd, tröstend und aufrichtend, seinen Brüdern voran in den „heiligen Kampf" schritt. So erhebt sich, auf felsigem Untergrund, seine lebensvolle Gestalt, das Kreuz in der hocherhobenen Rechten und den Mund wie zu mutigem Wort geöffnet! In den ersten Septembertagen fand unter großer Beteiligung die feierliche Enthüllung des Denkmals statt — ein Jahr vor der hundertjährigen Wiederkehr jener großen, begeisterten Zeit

Das neuerrichtete Pater-Haspinger-Denkmal in Klausen i. T.
Modelliert von Josef Piffrader.

Spielhahnjagd im bayrischen Moos. (Zu dem Bilde auf S. 807). Der Ausdruck „Moos" für Moor oder Bruch ist namentlich in Niederbayern gebräuchlich, wo sich zahlreiche und ausgedehnte Hochmoore finden. An diesen Formationen ist Deutschland sehr reich. Man rechnet, daß etwa sechshundert Quadratmeilen von Hoch- und Tiefmooren eingenommen werden. Sie sind ein Dorado für den Jäger, denn alles, was da kreucht und fleucht, hält sich dort auf. Der Fuchs strolcht durch die undurchdringlichen Dickichte, Iltis und Wiesel leben dort ein ungestörtes, von keiner Gefahr bedrohtes Dasein. Auf den kleinen Wassertümpeln tummeln sich Enten. An feuchten Stellen liegt die Pfuhlschnepfe und Belassine, durch das trockne Gras schlüpft behende der Wachtellönig, richtiger Wiesenschnarre genannt, da dieser Name nach dem schnarrenden Laut gebildet ist, den der Vogel in Sommernächten unermüdlich ertönen läßt. Am Rande liegt im dichten Gestrüpp der Hase Auch die Rebhühner ziehen sich dorthin, wenn sie auf den angrenzenden Feldern beschossen sind. Das wertvollste Wild, das im Moos lebt, ist das Birkhuhn. Der Hahn balzt im Frühjahr auf freien Plätzen, das Huhn brütet im Dickicht. Diese Vereinigung von seltenem Wilde lockt natürlich den Jäger. Aber leicht ist es nicht, stundenlang in solch einem Moor umherzuwandern! Der Fuß sinkt bei jedem Schritt in dem Moos und Riedgras bis zum Knie ein, manchmal gerät er auf Moderstellen, die nur von einer dünnen Grasnarbe bedeckt sind . . . Wer Gefahr und Schwierigkeiten nicht scheut, wird meistens durch reiche Beute belohnt. Allerdings muß man einen guten Hund zum Begleiter haben, der die versteckt lebenden Tiere, die der Mensch allein nie aus ihren Schlupfwinkeln emporscheuchen könnte, weil sie sich vor ihm zu verbergen wissen, ausfindig macht und zum Aufstehen nötigt. Ebenso wichtig ist es, daß der Hund das geschossene Wild aufsucht und apportiert. Vögel laufen vor ihm oder verstecken sich so, daß seine ganze Klugheit und die Schärfe seiner Nase dazu gehört, sie aufzufinden. Aber mit einem gut abgeführten Hund im Moos jagen, das ist eine Lust! Langsam wandert er vor dem Jäger her . . . jetzt verwandelt sich sein Aussehen, der Behang hebt sich, die Rute streckt sich, der Kopf reckt sich vor . . . seine Nase hat die Witterung eines Stückes Wild gespürt . . Vorsichtig, vom Zuruf seines Herrn zurückgehalten, zieht er nach, bis er fest vorsteht und als Zeichen einen Vorderlauf hebt. Ein halblauter Befehl . . . mit mächtigem Satz springt er ein . . . zwei Enten stehen mit lautem Schreckensruf auf. Ein wohlgezielter Doppelschuß! Nach wenigen Minuten hängt die Beute an der Jagdtasche. Eben will der Weidmann weiter schreiten, da kommt ganz ahnungslos ein stattlicher Birkhahn angestrichen. Langsam, vorsichtig wird die Flinte angebackt — — Weidmannsheil! H. W.

Die Berliner am Müggelsee. (Zu unserer Kunstbeilage.) Wie jeder Großstädter liebt der Berliner die Natur leidenschaftlich. In der schönen Jahreszeit sieht man die Bewohnerschaft von Berlin zu Hunderttausenden hinausströmen in die liebliche Umgebung der Reichshauptstadt, wo sie Körper und Geist im Anblick der stillen, melancholischen, märkischen Natur erfrischen. Allerdings gehört der Berliner nicht zu den schweigsamen Naturen. Wohin er kommt, macht sich eine laute Fröhlichkeit geltend, denn er hat ein starkes Bedürfnis, sich ein wenig auszutoben. Ganz besonders liebt die zahlreiche Bevölkerung des Berliner Ostens und Südostens den wunderbaren Müggelsee, den sagenumwobenen und nicht ungefährlichen. An schönen Sommertagen, namentlich Sonntagen, findet eine förmliche Völkerwanderung nach diesem großen Gewässer statt, und hier kann man denn auch den Berliner und die Berlinerin in ihrer ganzen Ausgelassenheit studieren, kann sehen, wie sich all die Tausende, die wochentags im Dienst der Arbeit standen, in diesen Stunden einer ungetrübten Fröhlichkeit und Freiheit aus ganzem Herzen hingeben. Zwar sind die Zeiten so ziemlich vorbei, wo an den meisten Sommerlokalen die gemütliche Inschrift prangte: „Hier können Familien Kaffee kochen", man zieht es jetzt vielfach vor, sich seine Tasse Mokka einzeln zu bestellen. So sitzen denn die Damen bei diesem braunen Trank der Levante und bei den nötigen Mengen von Kuchen und lauschen dem Konzert, ohne das auch ein Sommerlokal an der Müggel nicht gut denkbar ist. Die Herren der Schöpfung ziehen allerdings andere Getränke vor – und leisten „in ihrem Fache" nicht geringeres als ihre Damen. Alle aber freuen sich, einen Tag in der freien Natur zubringen zu dürfen.

Indianer-Gruppe. (Zu der untenstehenden Abbildung.) In Genf hat sich vor kurzem eine köstliche Episode zugetragen, deren Helden unser Bildchen verewigt. Der „Parc des eaux vives" — ein bekanntes Vergnügungslokal zu Genf — hatte eine Truppe von Sioux-Indianern engagiert, um dort Vorstellungen zu geben. Die braven Häuptlinge und Squaws hatten ihrer Pflicht auch nach besten Kräften genügt; als es aber ans Bezahlen ging, weigerte sich der Herr Direktor den Beutel zu ziehen, unter dem Vorwande — daß die Leistungen seinen Erwartungen nicht entsprochen hätten! — Der Impresario aber, nicht faul, gab mit der Pfeife ein augenscheinlich verabredetes Signal, auf das die Rothäute umgehend ihre Friedenspfeife fortwarfen und, ihr Kriegsgeheul ausstoßend, in das Bureau eindrangen, um alles zu demolieren. Dem unglücklichen Direktor hielten sie mit allgemeinverständlicher Gebärde die Revolver unter die Nase — er entkam mit knapper Not und flüchtete aufs Dach, jämmerlich um Hilfe rufend. Indessen zahlte der geängstigte Kassierer das Geld, und die Truppe verließ unter polizeilicher Bedeckung das Lokal. Man sieht: der Geist der Väter ist immer noch lebendig in diesen so „zahm" und zivilisiert aussehenden Nachkommen eines stolzen, kriegerischen Volkes, für das ungezählte junge Europäerherzen sich begeistert haben und noch begeistern. Vielleicht hat nur ein Zufall den knauserigen Direktor davor bewahrt, seinen Skalp unter den Messern der Rothäute zu verlieren!

Die Sioux-Indianer-Gruppe „Wonlagala".

Rembrandts Mutter. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) In der Regel liest und hört man von berühmten Gemälden, die ins Ausland verkauft worden sind. Daß irgendein Meisterwerk seinem Heimatlande zurückgegeben wird, ist eine so seltene und so erfreuliche Ausnahme, daß man sich nicht genug darüber wundern kann. Besonders wenn es sich, wie hier, um einen „echten Rembrandt" handelt. Das prächtige Gemälde — wohl eins der schönsten Mutterporträte Rembrandts — das Jan Vith in seiner klassischen Rembrandtbiographie treffend eine „majestätische Sphinx" genannt hat, bildete seit unbekannter Zeit den Hauptanziehungspunkt der Galerie Sanderson in Schottland und erregte auch in der Amsterdamer Rembrandtausstellung des Jahres 1898 die allgemeine Bewunderung. Der Meister hat die Züge der Mutter oft im Bilde festgehalten, aber nirgends wirkt der alte Frauenkopf so hoheitsvoll und so schlicht zugleich wie hier, wo die Sohnesliebe den Pinsel führte, ohne die unerbittlichen Wahrheiten des Alters zu verschleiern und zu beschönigen. All die hundert Fältchen und Striche, die Schicksal und Jahre in ein Menschengesicht zeichnen, hat er getreulich wiedergegeben, aber er hat um den welken Mund ein unendlich feines Lächeln gelegt und dem Blicke der von schweren Lidern halb verdeckten Augen die wissender Weisheit verliehen. Kein Beschauer kann sich dem Eindruck dieses wunderbaren Bildes entziehen, und es ist den Niederländern zu wünschen, daß dieser Schatz ihnen fortan bewahrt bleiben möge.

Rembrandts Mutter.

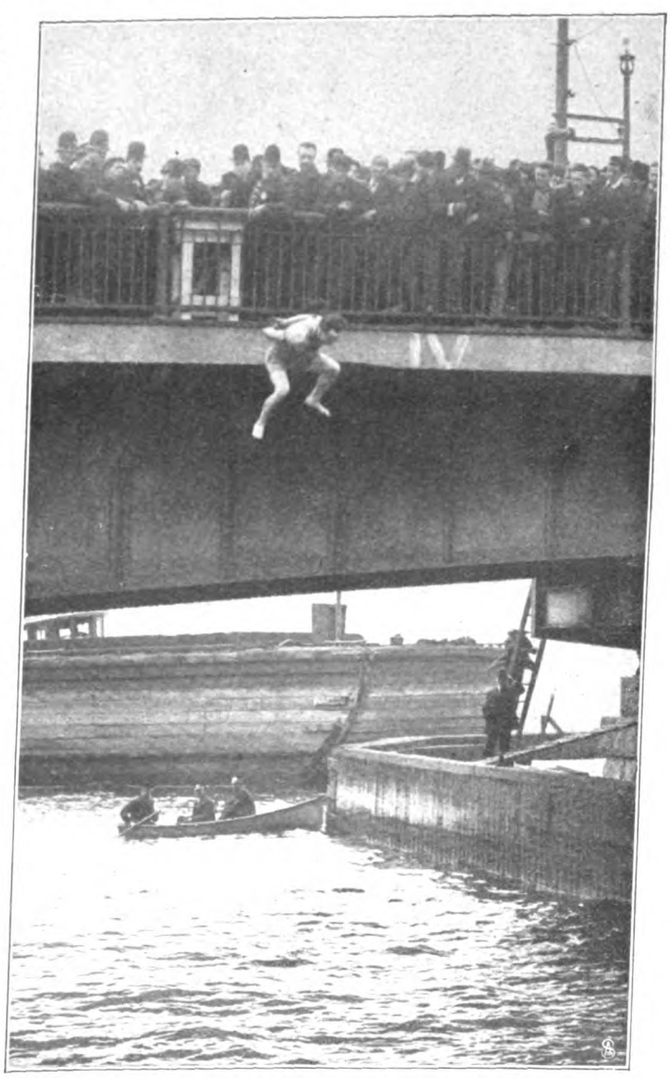
Ein neu aufgefundenes Werk von Rembrandt.

Harry Houdini. (Zu den untenstehenden Bildern). Seit Jahren hat die Zirkus- und Varietékunst, dem Bedürfnis der Zeit nach immer neuen, immer erregenderen Sensationen Rechnung tragend, zu Vorführungen gegriffen, die, vom Hergebrachten abweichend, dem Publikum Überraschendes boten. Eine dieser überraschendsten Sensationen ist der Amerikaner Harry Houdini, ein Mann, für den Bande, Schlösser und Riegel nichts zu sein scheinen als ein Begriff. Der Name eines „Königs der Fesseln", den man ihm in Amerika beilegte, mahnt an Einbrecher- und Ausbrecherkünste, und Proben souveräner Beherrschung dieser Kunst waren es denn auch, die nicht nur die große Menge, sondern auch „Fachleute" in Bewunderung versetzten. An Händen und Füßen gefesselt, die Arme mehrfach auf dem Rücken verkettet, mit Daumschrauben versehen, ja selbst in eine Zwangsjacke verschnürt, vermag der geheimnisvolle Fesselkünstler sich zu befreien, gleichviel ob im geschlossenen Raum oder auf dem Grunde des Wassers. Daß dabei keine Schlösser geöffnet, keine Ketten gesprengt werden, sondern daß es ihm gelingt, sie abzustreifen, auch wenn sie noch so eng und schmerzhaft den Körper umschließen — das ist seine Kunst und sein Geheimnis, mit dem er bis nun in der Alten und Neuen Welt Erfolge und ein Vermögen erntete. Das eine unserer Bilder zeigt Herrn Houdini in vollkommener Fesselung, das andere stellt den Augenblick dar, in dem er, von der Höhe einer Bostoner Brücke, gefesselt in die Fluten springt, um sich unter dem Wasser von seinen eisernen Banden zu befreien und entfesselt wieder aufzutauchen.

Harry Houdini in voller Fesselung.

Fallen im Wege. „Da gibt es keine Eisenbahnen, keine Kraftwagen, nicht einmal Pferde- oder Ochsengespanne!" Man sollte nun meinen, daß man im Innern von Deutsch-Neuguinea, wenn Frieden im Lande herrscht, auf den Eingeborenenpfaden unfallsicher wandern dürfte. Das ist aber nicht immer der Fall. In der Schilderung seiner Wanderungen im Gebiete der Kai gibt Dr. Rudolf Pöch erstaunliche Belege dafür. In den Wäldern des Landes gibt es viele verwilderte Schweine, und die Eingeborenen suchen sie in Fallgruben zu fangen. Da die Schweine erfahrungsgemäß oft längs der Eingeborenenpfade wandern, so sind die Fallen denn auch mitunter mitten am Wege gemacht. Die Gruben sind gewöhnlich ungefähr 1 Meter lang, $^3/_4$ Meter breit und $1^1/_2$ Meter tief und mit Ästen und Laub wohl verdeckt. Natürlich kann der vorübergehende Mensch ebenso getäuscht werden und in die Gruben zu Falle kommen, was um so verhängnisvoller werden kann, als sich auf ihrem Grunde oft eingerammte Speerspitzen befinden. Es verunglücken auch tatsächlich Menschen in solchen Schweinegruben. Das verhindert jedoch die Eingeborenen nicht, abermals Fallen in gleicher Weise anzulegen, da die Leute der Dorfschaft, der die Grube angehört, wissen, wo sie sich befindet.

Die Brennpalme. (Zu der Abbildung auf der umstehenden Seite.) Die Zahl der Palmen, die in Ostindien zu Nutzzwecken von den Eingeborenen gepflegt werden, ist nicht gering. Neben der Kokos-, der indischen Dattel- und der Arekapalme verdient die Kittul eine besondere Beachtung. Da sie gern von kleinen Grundbesitzern gepflanzt wird, bildet sie einen Charakterbaum verschiedener Landschaften, namentlich auf der Insel Ceylon. Sie hat eine schmucke Gestalt, denn ihr schlanker kräftiger Stamm trägt eine herrliche Krone von doppelt gefiederten Blättern, die denen des Venushaarfarns gleichen. Besonders originell ist ihr Anblick, wenn zwischen den Blättern die langen mächtigen Blütenrispen herabhängen. Die Früchte, die in großer Zahl an der Kittul reifen, sind beerenartig und erreichen nur die Größe einer Kirsche. Da ihr rotes Fruchtfleisch beim Kauen ein heftiges Brennen im Munde verursacht, wurde die Kittul von den Botanikern Caryota urens d. h. Brennpalme genannt. Der Nutzen, den sie dem Menschen bringt, ist mannigfaltig: Vor allem wird sie gleich der indischen Dattelpalme angezapft, um

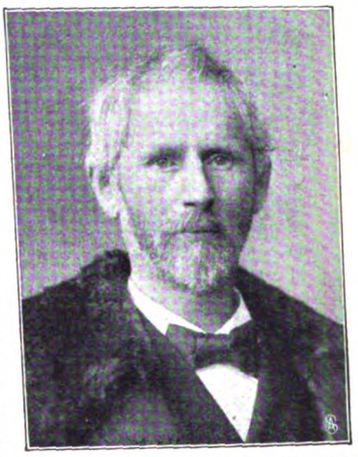


Der Entfesselungskünstler Harry Houdini springt in Boston in den Charles River.

Die Brennpalme.

Saft zu liefern, aus dem Zucker (Djaggers) und Palmwein (Toddy) gewonnen werden. Zu diesem Zwecke eignet sie sich vorzüglich, da ein vollkräftiger Baum in 24 Stunden bis 50 Liter Saft ergeben kann. Mitunter werden auch Brennpalmen mittleren Alters gefällt, um aus ihrem Kern einen brauchbaren Sago zu gewinnen. Schließlich liefern die Blätter der Palme einen Faserstoff, der selbst nach Europa exportiert wird und hier unter dem Namen Kittulfaser oder „Indian gut" bekannt ist. Er wird nicht nur zur Anfertigung von Seilerwaren, sondern auch vielfach zur Bürstenfabrikation verwendet.

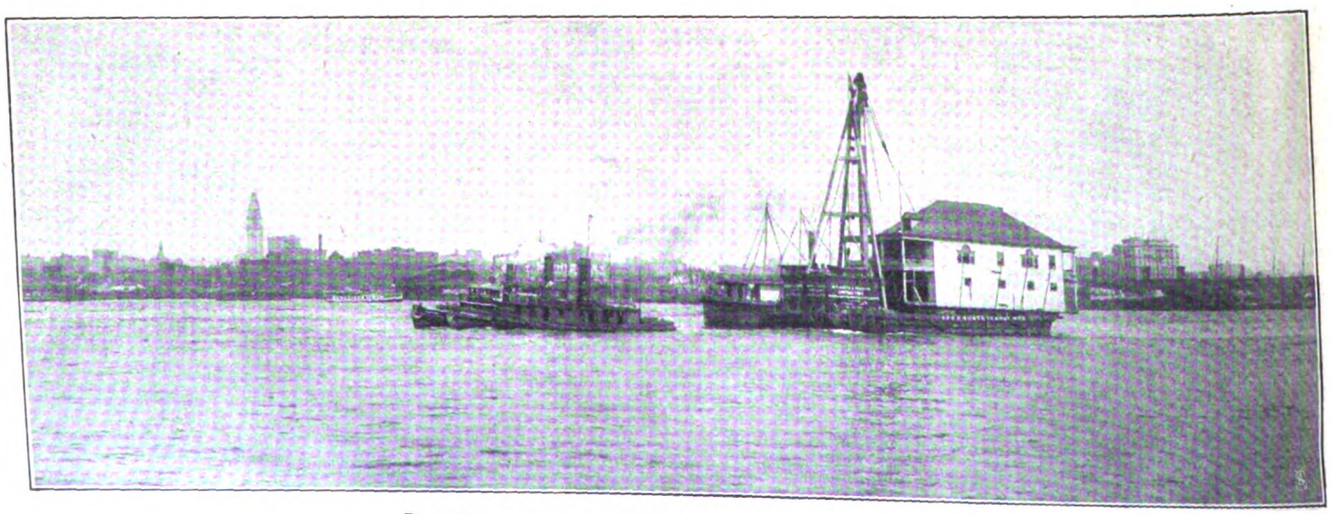
Max Klein. (Zu dem untenstehenden Bildnis.) Die Kunstwelt, die in Leistikow und Olbrich zwei ihrer Besten verlor, hat einen neuen, herben Verlust zu beklagen: Professor Max Klein, dessen monumentales Bismarckdenkmal im Grunewald als ein Werk von schlichter Größe die ganze Eindringlichkeit seiner Kunst zeigt, ist in der Vollkraft seines Schaffens im zweiundsechzigsten Lebensjahr einem schweren Leiden erlegen. Vom Tod berührt, hat der Unermüdliche, der seit dem Beginn der 70er Jahre um Ruhm und Anerkennung kämpfte, sein letztes Werk, ein Fontane-Denkmal vollendet. Mit der Figur eines Ringers erwarb er sich vor mehr als drei Jahrzehnten die goldene Medaille und mit ihr einen Platz in den Reihen der ersten Bildhauer.



E. Bieber, Hofphotograph, Berlin, phot.

Max Klein †

Transport eines zweistöckigen Hauses auf dem Hudson. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Als vor etwa zwanzig Jahren Nachrichten aus Amerika kamen, daß man dort einzelne Wohnhäuser verschoben habe, lächelte man ungläubig zu dem Humbug. Heute ist die Kunst des Verschiebens der Bauwerke zu hoher Vollkommenheit gediehen. Mit kleinen Landhäusern hat man begonnen und lernte zuletzt große öffentliche Gebäude um viele Meter fortzurücken. Man wagte sich sodann auch an andere Bauwerke. Als Glanzleistungen der Verschiebetechnik seien nur erwähnt: der Transport der alten Reichenbachbrücke in München, die 170 Meter lang war, um 25 Meter isaraufwärts, und die Verschiebung des 35 Meter hohen Wittenberger Leuchtturms an der Unterelbe um neun Meter. Bei allen diesen Unternehmungen arbeitete man auf festem Grund und Boden. Frühzeitig hat man aber in Amerika auch gewagt, kleinere Landhäuser weit fort über Flüsse und Seebuchten zu transportieren. Diese schwierigen Versuche gelangen jedesmal. Neuerdings konnte man auf dem Hudson bei Neuyork den Transport eines zweistöckigen Hauses schauen. Es war ein eigenartiger Anblick, den unsere Abbildung nach einer photographischen Aufnahme wiedergibt. Das Hausrücken zu Lande und zu Wasser bietet große wirtschaftliche Vorteile, immerhin ist es stets mit dem Risiko eines Einsturzes verbunden. Leider hat man das gelegentlich außer acht gelassen. Vertrauensselig blieben Menschen in den fortzurückenden Häusern, bis schwere Unfälle, wie z. B. der Einsturz in Nagold, in dieser Hinsicht zur Vorsicht ermahnten.



Transport eines zweistöckigen Hauses auf dem Hudson.

Atelier Schaul, Hamburg, phot.

Nicht zu übersehen! Mit der nächsten Nummer schließt das dritte Vierteljahr dieses Jahrgangs der „Gartenlaube"; wir ersuchen die geehrten Leser, ihre Bestellung auf das vierte Vierteljahr schleunigst aufzugeben. — Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß der Bezugspreis (2 Mark für die Ausgabe ohne „Welt der Frau", 3 Mark 25 Pf. für die Ausgabe mit „Welt der Frau") bei Bestellungen, die **nach Beginn des Vierteljahrs** bei der Post aufgegeben werden, sich um 10 Pfennig erhöht.

Einzelne Nummern bzw. Hefte der „Gartenlaube" liefert auf Verlangen gegen Einsendung von 25 bzw. 35 Pfennig in Briefmarken direkt franko die Verlagshandlung:

Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Cenzi.

Gemälde von Nikolaus Mathes.

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Waldrausch.

(10. Fortsetzung.)

Roman von Ludwig Ganghofer.

Als der letzte Ton der Geige verklungen war, fing die kleine Baroneß in ihrem Dämmerwinkel mit einem Temperament zu klatschen an, das man dieser scheuen Flüsterseele gar nicht zugetraut hätte. Und die Herzogin, während sie die Geige sinken ließ, sah zu ihr hinüber und sagte mit dem Lächeln eines glücklichen Menschenkindes: „Das ist noch besser gegangen als die Romanze . . . ich glaube sogar, das war wirklich gut!"

„Mehr als gut!" fiel Ambros ein, der sich auf dem Klaviersessel herumdrehte. „Ja, Frau Herzogin! Da dürfen Sie schon klatschen lassen! Das ist keine Schmeichelei, sondern ehrlich verdienter Beifall. Sie sind ja musikalisch durch und durch! Wie Sie das jetzt gespielt haben . . . ich hab's gefühlt: da hat jeder Nerv in Ihnen mitgeklungen. So muß es auch immer sein bei aller rechten Musik. Immer verlangt sie den ungeteilten Menschen für sich. Man muß an seinem ganzen Leben in eins zusammenwachsen mit dem lebendigen Klange. Und so war es jetzt bei Ihnen!"

Die kleine Zieblingen kam ängstlich herbeigetrippelt, und unter Schreck und Beklemmung spielte ihr greisenhaftes Mädchengesicht alle Farben. Doch die Herzogin schien an der Art, wie Ambros sprach, nichts Unstatthaftes oder Störendes zu finden; sie hatte sich mit glühenden Wangen zu ihm gewandt und fragte leis, in Freude: „Wirklich? War es so?"

„Ja, Frau Herzogin! Und wahrhaftig, Sie sind eine so tüchtige Geigerin, daß Sie sich an das Beste und Wertvollste heranwagen dürfen. Nehmen Sie mir's nicht übel . . . aber ich kann das nicht verstehen, daß Sie bei so viel Können noch Vergnügen an dem kleinen Zeug da finden. Das alles ist ja sehr liebenswürdig und melodiös. Aber es sagt nicht viel und weckt einem innerlich nichts Tiefes und Schönes auf! . . . Wollen wir denn nicht lieber was von Mozart spielen? Oder eine Beethovensche Sonate? Ich meine: etwas restlos Gutes?"

Die Herzogin sah Ambros eine kleine Weile schweigend an. „Beethoven?" In ihrem Blick war ein seltsames Fragen, während sie zögernd sagte: „Ich, ich habe noch keine Note von ihm gespielt."

„Von Beethoven? Noch keine Note?" Ambros erhob sich, etwas Ratloses in den Augen. „Ist denn das menschenmöglich? Musikalisch so viel zu können, wie Sie, Frau Herzogin? Und an dem Größten unserer Klassiker, an Beethoven, vorbeigegangen sein? Wie Blinde an einem Berge vorübergehen, an allem Sonnenglanz seiner Höhe und an allem Rätsel seiner tiefen Wälder?"

Die Baroneß, mit blassem Gesicht und zitternden Händen, machte einen Versuch zu sprechen. Aber da sagte die Herzogin: „Diesen Großen nicht zu kennen . . . das scheint ja etwas ganz Unverzeihliches zu sein . . . nach Ihrem Kummer zu schließen?" Ein scheues, fast schmerzliches Lächeln. „Doch ich bin da ohne Schuld. Ich habe nur immer gespielt, was mein Lehrer mir auf das Pult legte."

„Und der hat Ihnen nie eine Note von Beethoven vorgelegt? Das muß aber ein merkwürdiger Musiklehrer gewesen sein! Ein Lehrer, der Ihnen das Beste und Schönste vorenthielt!"

Wie heiße Erregung glitt es über das schmale Gesicht der Herzogin. „Nein, Herr Lutz! Das dürfen Sie nicht sagen von ihm! Er war ein guter Lehrer. Und ich hab ihn liebgehabt . . . weil ich ihm in aller Stille meines Lebens viel schöne, klingende Freude verdankte." Ein leises Zucken ging um den feinen Mund, der eine strenge Linie bekam. „Und wenn er mir . . . wie Sie sagen . . . das Schönste vorenthielt, so hatte er wohl seine zwingenden Gründe dafür . . . wie alle meine anderen Lehrer, die sich immer an ihre Direktiven halten mußten . . . ich glaube, zu meinem Schaden." Immer langsamer sprach sie, die Geige an der Brust, mit suchendem Blick an Ambros vorüberschauend ins Leere. „Man hat mir in Kunst und Leben vieles vorenthalten . . . sehr vieles . . . was man wissen und kennen müßte. Und wenn man das empfindet und solch ein Versäumtes nachholen möchte . . . dann ist es zu spät. Und es stehen wieder andere Mauern da. Und andere Direktiven. Und man bleibt so arm, wie die Blinden sind. Und erschrickt, wenn man sehend wird für eine Stunde." Da wandte sie die schwimmenden Augen auf Ambros. „Wie glücklich müssen Sie sein, Herr Lutz! Weil Sie lernen dürfen! Alles! Und etwas Schönes und Nützliches arbeiten! . . . Aber auch das ist eine Freude: zu wissen, daß es glückliche Menschen gibt!"

Ambros schwieg erschrocken. Nur seine Augen sprachen — in einer heißen Zärtlichkeit jenes Gefühles, das er Sorge und Erbarmen nannte. Und weil nun auch die Hoheit stumm blieb, wagte die kleine Zieblingen zu reden, mit bebendem Stimmchen, das aus gepreßter Kehle kam: „Ich befürchte, daß sich Hoheit über Maß erregen. Und dazu ist doch wirklich keine Ursache vorhanden. Wenn Hoheit doch bedenken wollten . . . diese schöne, wertvolle Stunde und diese wundervolle Musik, mit welcher Hoheit uns beide beschenkt haben! Was Herr Lutz von Beethoven äußerte, das war doch

Published 24. IX. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

gewiß nur . . ." Sie konnte nicht weitersprechen, weil die Herzogin sie mit großen, ernsten Augen ansah. Ein Erglühen ging über das ängstliche Faltengesichtchen des kleinen, buckligen Mädchens, und das Flehen einer opferwilligen Inbrunst war in ihrem verstörten Blick: „Ich bitte Hoheit, sich zu erinnern, daß Hoheit während jener Zeit des Lernens häufig in besorgniserregendem Grade leidend waren. Und es geschah wohl nur auf ärztlichen Rat, wenn Hoheit auch auf dem Gebiete der Musik vor jeder nachteiligen Erregung behütet wurden. Alles Dunkle, Gewaltsame und Gefährliche in der Musik Beethovens . . ."

„Nein, Fräulein!" Ambros konnte nicht länger schweigen. „Da wissen Sie wohl nicht recht, wer und was Beethoven ist? An Beethoven ist gar nichts dunkel. Für den nüchternen Verstand vielleicht. Aber für ein empfängliches Gefühl ist alles an Beethoven hell und klar und leuchtend. Und nichts an ihm ist gewaltsam. Aber alles an ihm ist kraftvoll, groß und tief. So, wie die Natur ist. Denn alle höchste Kunst ist immer wie ein quellender Brunnen der Natur. Und ein Trunk aus solchem Brunnen ist nie gefährlich . . . immer nur hilfreich für uns Menschen, wenn wir leiden, immer befreiend und erlösend . . ." Er verstummte, weil er den bettelnden Blick begriff, der ihm aus den angstvollen Augen der Baroneß begegnete.

Eine Stille kam, daß das leise Nahrungssaugen der großen Lampenflamme hörbar wurde.

Da sagte die Herzogin mit wehem Lächeln: „Davor hat man mich behütet. Immer hat man mich behütet . . . vor allem, was hilfreich ist, wenn wir leiden . . . vor allem, was erlösen und befreien kann." Wie jähes Erschrecken glitt es über ihre Züge. Und nun heftete sie die Augen auf Ambros. Fast etwas Feindseliges war in diesem Blick. Und das sanfte Stimmchen bekam einen herben Klang. „Aber es könnte auch sein, daß Sie sich irren, Herr Lutz . . . mit ihrem hellen und schönen Glauben an diesen großen Befreier in der Musik!"

„Frau Herzogin . . .?"

„Gott ist Gott. Aber es gibt auch Götzen. Und Menschen gibt es, die an Götzen glauben."

„Ich verstehe nicht, Frau Herzogin . . ."

„Vielleicht ist Ihr großer Erlöser in Tönen solch ein Götze, der nur in Ihrem falschen Glauben lebt. Wie von ihm, so haben Sie doch auch von Mozart gesprochen. Ein restlos Gutes? Nun . . . von Mozart kenne ich manches. Und immer hat mich das gelangweilt . . . diese inhaltslose Form, dieses leere Getändel mit allen Tönen . . ."

„Frau Herzogin!" Er starrte sie an wie in namenlosem Schreck. „Mozart? Aller Frohsinn des Lebens und der Kunst? Alles schattenlose Lachen, das uns Menschen gegeben ist? Und das nennen Sie eine inhaltslose Spielerei mit Klängen? Eine leere Form? Wenn das so ist . . . für Sie, Frau Herzogin . . . dann . . . ich weiß ja gar nicht, wie ich das sagen soll . . . aber dann sind Sie nie in Ihrem Leben wahrhaft froh gewesen!"

Mit weitgeöffneten Augen sah die Herzogin den jungen Menschen an, der vor Erregung glühte. Sie atmete tief. Und dann nickte sie. „Ja! . . . Das ist wahr! . . . Ich bin niemals froh gewesen. Und wenn ich in meinem Leiden zum Lachen gezwungen wurde, hat mir das immer weh getan . . . im Gesicht . . . und in der Seele."

Der kleinen Baroneß kamen die Tränen. Sie schien noch kleiner zu werden, und diese unebene Linie hinter ihren Schultern krümmte sich häßlich heraus. Jetzt vergaß sie, das zu verbergen. Sie konnte nicht sprechen. Aber in scheuer Zärtlichkeit streckte sie die Hände, als müßte sie eine Sinkende stützen.

Die Herzogin, diese Hände fühlend, zuckte leicht zusammen. Wie eine Erwachende sah sie auf das stumm gebeugte Persönchen nieder und sagte mit warmer Güte: „Ja, liebe Zieblingen, ich danke! Und ich weiß auch, wie herzlich gut Sie es mit mir meinen." Der Klang ihrer Stimme bekam wieder jenes hartnäckig Gereizte. „Aber jetzt wünsche ich zu musizieren. Wie das vorhin gewesen ist . . . das war eine reine Freude. Und das will ich wieder haben! Niemand soll mich behüten davor! . . . Ich bitte, Herr Lutz!" Schweigend ließ sich Ambros auf den Klaviersessel nieder und wollte das Spiel beginnen; doch die Herzogin trat auf ihn zu und nahm das aufgeschlagene Notenblatt vom Pulte weg. „Nein! Nicht das! Ich fürchte, das ist auch so etwas Billiges, wie es Ihnen nicht gefällt! Wir spielen etwas anderes." Immer flinker und heller plauderte das zarte Stimmchen. „Am liebsten möchte ich eine Sonate von Mozart mit Ihnen spielen, um zu sehen, wie froh Sie dabei werden können. Aber was ich damals spielte, das hab ich seit Jahren nicht mehr geübt. Und wenn ich jetzt etwas spiele, will ich es gut machen. Wollen wir etwas von Schumann vornehmen? Das kann ich . . . und ich glaube: gut. Bitte, liebe Zieblingen: die Träumerei von Schumann!" Während die kleine Baroneß auf einen Notenschrank in der Ecke des Saales zujagte, wandte sich die Herzogin wieder zu Ambros und sagte mit einer Scheu, die von traulich süßem Liebreiz war: „Und Schumann? Nicht wahr? Das ist doch wohl einer von den Großen, die Sie Klassiker nennen? Und restlos gut?"

Er stammelte: „Ja, Frau Herzogin! Ich glaube schon . . ." Und in all seiner Erregung fand er ein halbes Lachen. „Die Träumerei ist wohl auch nicht original für die Geige geschrieben. Sie ist ein Klavierstück. Aber die Geiger lieben diese Weise, weil sie großen und süßen Ton dabei zeigen können . . . und diese Melodie . . . das ist ja auch wirklich ein Sehnsuchtsklang mit einer Seele, die tragende Flügel hat."

„Das wollen wir spielen!" In der Stimme der Herzogin war etwas fieberhaft Nervöses. „Rasch, liebe Zieblingen, ich bitte, rasch!"

Die kleine Baroneß kam in atemloser Hast zum Klavier, legte ein Blatt auf das Notenpult und warf, bevor sie in ihren Schattenwinkel zurückkehrte, einen Blick voll banger Sorge auf die junge Frau.

„Nun wollen wir das spielen . . . dieses restlos Gute!" Die Herzogin hob die Geige und ließ sie wieder sinken. „Noch eine Frage, Herr Lutz! . . . Ich habe das schon oft gespielt. Und diese Weise hat mir immer sehr gefallen. Aber wie Sie das nennen . . . einen Sehnsuchtsklang mit einer Seele, die uns auf ihren Flügeln tragen kann . . . so hab ich das noch nie empfunden. Doch ich merke: wenn Sie Musik machen, so denken Sie sich dabei viel tiefere und schönere Dinge, als ich sie mir vorstellen kann. Das möchte ich für mich gewinnen. Und drum bitte ich Sie, Herr Lutz . . . bevor ich das nun zu spielen versuche . . . ich bitte, wollen Sie mir dieses Tonstück zuerst erklären? Wollen Sie mir sagen, wie ich das aufzufassen und zu spielen habe?"

„Erklären?" Ambros erwachte aus seinem träumenden Schauen. „Erklären? . . . Frau Herzogin, Sie verlangen da eine schwierige Sache von mir! . . . Erklären? . . . Wie soll man den Duft einer Blume erklären? Den wunderschaffenden Zauber eines Sonnenstrahls? Die Schönheit eines Schmerzes? Das bange Zittern einer tiefen Freude? . . . Das alles ist genau so unerklärlich wie das wirkende Geheimnis dieser sehnsüchtigen Melodie. Worte kann man ja schließlich über alles machen. Und wenn mich irgend jemand in irgendeiner Stunde gefragt hätte, was ich mir bei diesen traumhaft schwebenden Klängen denke, so hätt' ich wohl irgend was zu sagen gewußt. Aber jetzt? Und vor Ihnen? Und da ich doch empfinde, was das Wort Ihnen gelten soll, das ich spreche? . . . Nein! Jetzt weiß ich nicht, was ich sagen soll. Und Worte helfen da nicht. Man muß das fühlen! Oder die Seele dieser Klänge wird nicht lebendig in uns. Und es wachsen ihr die Schwingen nicht, die uns tragen."

Den Bogen und die Geige in den gesenkten Händen, war die Herzogin nahe zum Flügel herangetreten.

Ambros sah zu ihr auf — und senkte die Augen wieder. Schweigend betrachtete er die Noten, wendete das Blatt — und dabei zitterte seine Hand. „Ich habe mich schon

oft gefragt, wie diese Melodie wohl entstanden sein mag. Ich glaube, sie klang aus einem tiefen, brennenden Schmerz heraus. Das Große, Schlichte und wahrhaft Schöne in aller Kunst wird immer aus solchem Schmerz geboren . . . so glaub' ich . . . aus einem Schmerz, bei dem wir anderen kleinen Menschen verzagt und hilflos werden, stumm und verstört. Aber der da . . . der diese dürstende Weise gesungen . . . das war von den Begnadeten einer, denen ein Gott es gab, zu sagen, was sie leiden. Und als sein gequaltes Menschenherz im Schmerze hilflos war, bedrückt und stumm, da begann seine Künstlerseele zu klingen und sang dieses träumende Lied. Und alle Qual seines Schmerzes verwandelte sich in starkes, lächelndes Dulden, all seine unstillbare Sehnsucht wurde zu einem klingenden Traum der Erfüllung . . . zu einem schönen, von Sonne umglänzten Traum, der ihn auf rauschenden Seelenschwingen über alle Pein des Lebens emportrug zu den lichten Höhen, in denen die schattenlose Freude wohnt."

Die Herzogin nickte. Und während sie die Geige hob, beugte sich der schlanke, zarte Körper dem stummen Holz entgegen. Wie ein Schauen nach weiter Ferne war's in ihren Augen, und auf ihren Wangen brannten zwei heiße Flecken. „Ja . . . ich glaube zu verstehen, wie Sie es meinen. Die klingende Seele dieses Liedes kann nur reden zu einem Menschen, wenn er Schmerz empfindet, den keine irdische Stimme zu trösten vermag . . . und wenn eine reine Sehnsucht in ihm brennt, die unstillbar ist und dennoch hofft." Sie lächelte seltsam. „Jetzt will ich spielen!" Ruhig hob sie den Bogen; doch ihr Lächeln war erloschen, und es zuckte leidend um den kleinen, strengen Mund. „Wollen wir beginnen?" Nun lächelte sie wieder. „Schmerz? . . . Wir Menschen alle sind zum Leiden geboren. Aber weil Gott uns liebhat, geschehen auch fröhliche Wunder. Und während ich spiele, wird meine Sehnsucht träumen, daß ich in einer reinen Stunde meines Lebens einmal so froh sein könnte, wie frohe und glückliche Menschen sind."

Da klang die Geige — ruhig und doch mit einem Tone voll innerlichen Suchens, zart verschleiert und doch mit einer Kraft, die in diesem blütenhaften Frauenkörper wie ein neu Erwachtes schien. Ambros, dem ein Leuchten über die erregten Züge glänzte, fiel mit klar gebundenen Akkorden ein — und die kleine Zieblingen in ihrem Schattenwinkel streckte sich lauschend, als hätte sie solchen Klang in diesem Raume noch nie gehört. Die Geige tönte — immer voller und drängender wuchs ihr Gesang, das scheue Suchen dieser Klänge wurde ein schönes Finden, alle Schwermut der getragenen Weise wandelte sich zu hellem Glanz, alles Bedrückende dieses aus Schmerzen geborenen Liedes wurde ein freies Aufatmen in beschwingten Tönen, und was da gezittert hatte in dürstender Sehnsucht, stieg aus verschleierten Tiefen mit reinem Klang empor, wie eine Lerche in die Morgensonne steigt, und wurde zum gläubigen Trinken einer schönen Freude.

Als die Geigerin nach der letzten, fein verhauchenden Note den Bogen sinken ließ, war noch ein frohes Träumen in ihren feucht schimmernden Augen, und ein junges Lachen blühte um ihren Mund. Und da glich sie nun völlig dem frühlingsschönen Frauenbilde, das Ambros draußen in dem anderen Raum an der Wand gesehen hatte — dem Bilde jenes jungen Jägers gegenüber. Dieser Gedanke durchzuckte ihn, als er sich vom Flügel erhob, wie erfüllt von einem frohen Sturm. Er machte eine Bewegung, als möchte er die kleine weiße Hand ergreifen, die den Bogen hielt. Doch mit halbem Lachen trat er zurück und rief: „Frau Herzogin! Das war Kunst! Und, nicht wahr . . . das müssen Sie doch jetzt empfunden haben, wie Kunst befreien und erlösen und beschenken kann! Hätten Sie das nicht empfunden, Sie hätten so nicht spielen können!"

„Ja!" Sie sah ihn dankbar an. „So hab' ich das noch nie erlebt wie jetzt. Denn während ich spielte, war mir aller Schmerz wie eine unverlierbare Freude, und alle Sehnsucht war mir wie ein froher Besitz! . . . Ich danke Ihnen, Herr Lutz!" Sie gab den Bogen zur Geige und wollte Ambros die Hand reichen.

Man hatte im Saal keinen Schritt gehört, kein Kleiderrauschen — aber plötzlich stand die bucklige Baroneß zwischen den beiden, häßlich schief und klein zusammengekrümmt, mit glänzenden Tränen auf dem erregten Hungergesichtchen, in dessen Zügen Angst und Begeisterung wunderlich durcheinander kämpften. Knicksend lispelte sie etwas Unverständliches und beugte sich nieder, um mit fanatischer Zärtlichkeit die Hand der Hoheit zu küssen.

„War es schön, liebe Johanna?" fragte die Herzogin, noch immer mit diesem glücklichen Traum in den Augen. Aber da huschte etwas Quälendes wie ein Schatten über ihr Gesicht. Und hastig befreite sie ihre Hand. „Nein! Bitte, nicht! . . . Ihre Begeisterung, gute Zieblingen, ist ja auch nicht mein Verdienst. Diese reiche Stunde hat Herr Lutz uns beiden gebracht." Sie atmete tief. „Und was so schön war . . . so rein und heilig schön . . ." Die zarte Stimme bekam wieder jenen nervös durchzitterten Klang. „Ich bin nicht genügsam. Ich will das noch einmal haben! Ich habe so wenig! Aber dieses Reine und Schöne soll mir gehören! Wir wollen das wiederholen . . . ich bitte, Herr Lutz . . . ich bitte, bitte . . ."

Die kleine Baroneß hatte sich aufgerichtet — aber sehr viel größer wurde sie deshalb nicht. Ihr Gesicht war blaß, und eine Träne rollte ihr noch über die scharfen Fältchen neben dem Mundwinkel. Und tief erschrocken sah sie zu der Herzogin hinauf, zu diesen glühenden Wangen, zu diesen weitgeöffneten Augen mit dem fieberhaften Glanz. Und da stammelte sie in Sorge: „Hoheit . . . ich bitte Hoheit um Vergebung, wenn ich unwillkommen mahnen muß . . ." Die Herzogin, die zum Flügel getreten war und schon die Geige stimmte, wandte sich rasch. Sie schien unwillig zu werden — doch sie schwieg, mit einer ängstlichen Frage in den Augen. Unter diesem Blick erzitterte die Baroneß. Erst hatte sie nur stumme Sprache, die zu sagen schien: Mein Leben für dich, du Heilige! Aber dann sprach sie tapfer weiter: „Ich muß besorgen, daß Hoheit sich schon über Maß erregt und ermüdet haben. Und da ist es meine Pflicht . . ."

„Pflicht?" Die Herzogin lächelte bitter. „Warum gebrauchen Sie nicht das andere Wort, gute Zieblingen?"

„Das andere?" lispelte verstört die kleine Baroneß. „Hoheit? Welches Wort?"

„Dieses übliche Fremdwort . . . Direktive." Die Herzogin legte Bogen und Geige auf den Flügel. Dann sah sie Ambros an. „Ich muß gehorchen." Ein schwermütiges Lächeln. „Ich gehöre nicht mir allein. Daran werde ich immer erinnert. Und die Ärzte sagen, daß ich leidend wäre und mich schonen müßte. Nun . . ." Ihr Lächeln wurde heller. „Ich habe mich schon lange nicht so gesund und wohl gefühlt wie heute bei all dieser schönen und reinen Freude! Aber vielleicht hat es doch sein Gutes, daß es für heute damit genug sein muß. Wer weiß, ob ich dieses erlösende Lied ein zweites Mal wieder so gespielt hätte? Und wär' es nicht wieder solch ein restlos Gutes geworden, so hätte mir das weh getan. Also besser, ich lasse jetzt die Saiten schweigen . . . wie es die besorgte Pflicht meiner lieben, guten Zieblingen verlangt." Das sagte sie freundlich, mit einem versöhnlichen Lächeln für die blasse, zitternde Baroneß. Und dann trat sie auf Ambros zu, als wollte sie den Gast verabschieden.

„Hoheit . . . ach, beste Hoheit . . ." stotterte die kleine Hofdame in ihrem Kampfe zwischen Pflicht und Zärtlichkeit. „Ich war doch nur der bescheidenen Meinung, daß Hoheit sich exekutiv nicht überanstrengen sollten. Wenn aber Hoheit den Wunsch fühlen, noch gute Musik zu hören . . . beim Hören können Hoheit ruhen . . . und Herr Lutz wird gewiß die Güte haben, für Hoheit etwas recht Schönes zu spielen?"

„Sehr gerne!" sagte Ambros rasch, mit etwas beklommener Stimme.

Unschlüssig sah ihn die Herzogin an. Dann nickte sie lächelnd und ließ sich von der kleinen Zieblingen zu einem Fauteuil führen, der an der Mauer im Schatten stand.

Ambros hatte schon seinen Platz vor dem Flügel eingenommen. „Was soll ich spielen?"

„Nun . . . so spielen Sie doch etwas von diesem Großen . . . von Ihrem Beethoven!"

Schüchtern und mit hauchendem Stimmchen äußerte Baroneß Zieblingen die Meinung, daß so schwere Musik nach allem schon Geleisteten wohl kaum beruhigend auf Hoheit wirken möchte. „Vielleicht wäre etwas Leichtes und Heiteres angezeigter?"

Ambros konnte bei aller Erregung, die ihn durchstürmte, ein Lächeln nicht unterdrücken. Und die Herzogin, wie ein Kind errötend, sagte ernst: „Nein, gute Zieblingen! Kesselschmitt muß fahren, wie Weg und Gelegenheit es erfordern. Aber Musik ist doch wohl etwas anderes. Ich bitte Sie, Herr Lutz, zu spielen, was Ihnen lieb ist. Dann wird es ein restlos Gutes sein . . . und wird mir Freude machen."

„Da wird sich Beethoven freilich nicht umgehen lassen." Ambros sagte das mit einem Anflug von Humor, der ihm gut zu Gesichte stand und auf die kleine Zieblingen wie eine Fortsetzung der Strafpredigt wirkte, die sie von der Herzogin empfangen hatte. „Was ich auswendig spielen kann, ist fast alles von Beethoven. Mein Beruf läßt mir wenig Zeit, und da sucht man sich für seine Freude eben das Wertvollste heraus. Gerade in den letzten Tagen hab ich eine Sonate, die ich besonders liebe, viel gespielt. Und ich glaube wohl, daß ich auswendig durchkomme . . . wenn ich auch dem letzten Satze nicht völlig gewachsen bin, weder technisch, noch in allem, was sonst dazu gehört. Freilich . . . eine sehr beruhigende Sache ist gerade diese Sonate nicht. Sie hat Sonne . . . wie alles von Beethoven. Aber sie hat auch Sturm. Und kann ein Menschenherz aufwühlen wie der Blitzschlag einen stillen Brunnen. Und . . . ganz ehrlich, Frau Herzogin . . . ich selbst halte eine innerliche Erschütterung, wenn sie aus Schönheit kommt, in jeder Stunde für einen Lebensgewinn . . . aber wenn Sie sich ermüdet fühlen und eine seelische Erregung zu vermeiden wünschen, dann ist es vielleicht doch besser . . ."

„Nein, Herr Lutz!" unterbrach die Herzogin mit bebender Stimme. „Ich bitte Sie zu spielen! Und gerade diese Sonate!"

„Es ist die Sonate in As-Dur, ein Werk aus Beethovens reifster Zeit . . . die berühmte Appassionata."

Die Hofdame erschrak; schon dieser Titel genügte, um ihr schwere Besorgnis einzuflößen. Scheu, das kleine Runzelgesichtchen von glühender Röte überflogen, warf sie einen huschenden Blick auf die Herzogin, die den Namen der Sonate auch nicht mit Wohlgefallen vernommen zu haben schien. Denn die Hoheit sagte zögernd: „Appassionata?" In ihrer zarten Stimme war ein fremder Klang. „Ein Lied der Leidenschaft?" Mit blassem Gesichte lehnte sie den Kopf an die Mauer — und etwas namenlos Müdes war in dieser Bewegung. „Muß denn alles Große in der Kunst nicht die Eigenschaft haben, daß es auch rein ist?"

Ambros vermochte nicht gleich zu antworten. Er schien den Klang und Sinn dieser Frage wie etwas Schmerzendes empfunden zu haben. „Rein?" Es war ihm — und jetzt nicht zum erstenmal — befremdend aufgefallen, daß in allem, was die Herzogin sprach, dieses eine Wort immer wiederkehrte: Rein! Immer wieder diese eine wunderliche Silbe: Rein? Wie in Unwillen über sich selbst und doch mit einem Lächeln schien er die Gedanken von sich abzuwehren, die sich ihm aufdrängten. Und dann sagte er ruhig: „Gewiß, Frau Herzogin! Es gibt kein großes und wahres Kunstwerk, das nicht auch rein wäre. Freilich, alle Farben der Wirklichkeit sind auch Farben der Kunst, die sich keinem Wehschrei und Jubel des Lebens, keiner guten Tat wie keiner Schuld und Leidenschaft der Menschen verschließt. Aber was die Kunst zu sich emporhebt . . . und wär' es auch aus den trübsten Tiefen der irdischen Qual — das macht sie zu einer reinen Sache. Sonst wär' es nicht Kunst! . . . Und . . . Leidenschaft? Nun ja, im Leben mag ja, was mit diesem Worte bezeichnet wird, seine verschiedenen Werte haben . . . vom Ubelsten bis zum Herrlichsten! Aber in aller wahren Kunst hat auch das nur einen Wert. Und der ist rein! Oder wäre das Lied von der Leidenschaft, an der die jubelnden Herzen Romeos und Julias verbluten mußten, nicht ein Lied der reinsten Schönheit? Ist die tragische Schuld, die das arme Gretchen zerstört, nicht heilige Reinheit?"

„Herr Lutz . . ." Die kleine Zieblingen, die immer unruhiger hin und her rückte und immer ängstlicher nach dem blassen, steinernen Gesichtchen der Herzogin spähte, wagte schüchtern diesen mahnenden Einwurf: „Ich glaube, darüber könnte man doch wohl verschiedener Ansicht sein!"

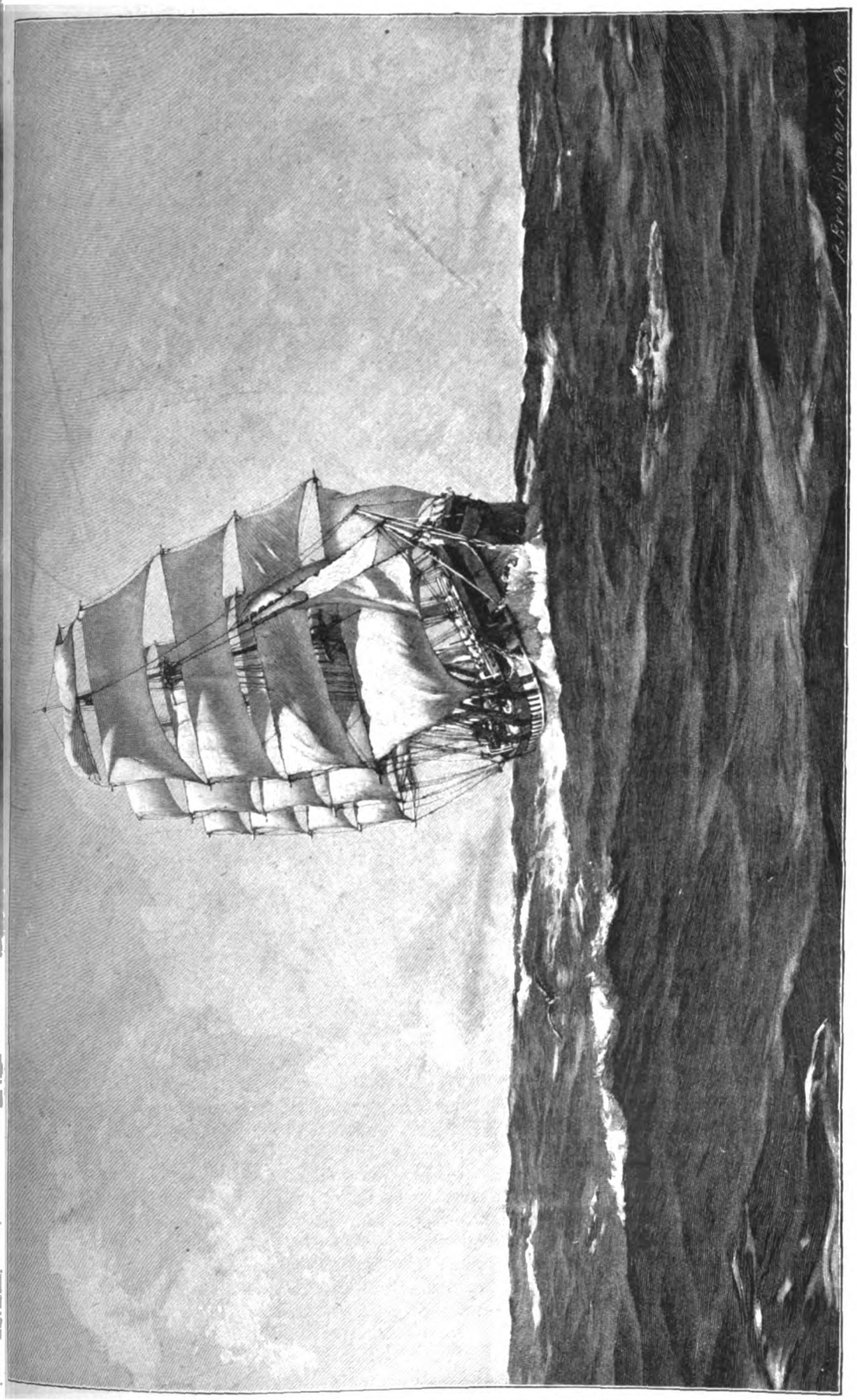
„So? . . . Nein, mein verehrtes Fräulein! Darüber gibt es nur eine Ansicht . . . diejenige, die reinlich ist! Allerdings, was Reinheit ist, darüber entscheidet keine objektive Allerweltsregel, sondern immer nur das subjektive Gefühl. Ein Mensch, der rein empfindet, kann nie eine Handlung begehen, die unrein ist . . . mag sie für den Mißverstand der anderen auch aussehen, wie sie will!" Ambros hatte seine Ruhe verloren und erschrak, als er es merkte. „Lassen wir das!" sagte er, seltsam bedrückt, und warf einen Blick der Sorge in den stillen Schatten hinüber. „Ich weiß auch eigentlich gar nicht, was mich plötzlich so erregte. Es ist mir leid, daß ich im Schuß den Zaum so verloren habe . . . und ich bitte um Vergebung, Frau Herzogin, wenn ich wider Willen etwas gesagt hätte, was unpassend erscheinen könnte."

„Das haben Sie nicht getan!" Die Herzogin erhob sich, und ihre Stimme, die vorhin so frostig kühl geklungen hatte, bekam einen Hauch von warmer Herzlichkeit. „Ich habe nicht immer ganz verstanden, wie Sie es meinten . . . aber Sie haben kein Wort gesprochen, das mir mißfiel."

Ambros atmete erleichtert auf. Aber seine Worte behielten noch immer etwas Gefesseltes, als er nach kurzem Schweigen sagte: „Ich weiß gar nicht, wie das gekommen ist. Das alles hat ja auch mit unserer Sonate nichts zu tun. Die hat doch mit dem, was man landläufig unter Leidenschaft versteht, nicht das geringste zu schaffen. Appassionata? Ich kann mir nicht denken, wie die Sonate zu diesem Namen gekommen ist. Von Beethoven selbst rührt dieser Name doch sicher nicht her. Ein nachgeborenes Mißverständnis muß dem großen Werke diese kleinliche Etikette angeklebt haben . . . nur, weil rauschender Sturm in diesen Klängen ist. Von Leidenschaft im vulgären Sinn oder gar von musikalischer Sinnlichkeit ist hier doch keine Rede. Was hier klingt, das ist ein tiefes Erbarmen mit allem Leben, ein titanenhaftes Ringen wider das ewig unbeugsame Schicksal, das alles Blühende zerstört, nur um es wieder neu erschaffen zu können. Das heißt, ich kann mich ja auch täuschen. Auffassung, allem Großen in der Kunst gegenüber, bleibt immer nur ein Tasten und Ahnen. Aber so oft ich die Sonate spiele . . . immer sehe und fühle ich wieder das gleiche."

„Wollen Sie mir sagen . . . was Sie da sehen . . . wenn Sie spielen?"

„Da hab ich immer wieder das Gefühl, als wäre dieses Tonwerk dem Meister aus einer wundersam leuchtenden, heiß empfundenen und klar durchschauten Naturstimmung herausgewachsen. Hören Sie nur selbst, Frau Herzogin . . ." Ambros spielte ein Motiv aus der Einleitung des ersten Allegrosatzes. Dabei sprach er über die Schulter: „Ist das nicht ganz deutlich die träumende Waldstimmung eines Frühlingsmorgens? Diese blaue Kühle! Jetzt eine Ahnung des nahenden Lichtes. Doch die Schatten der Nacht sind noch zu mächtig und summen ihr tiefes, dunkles Lied. Nun leise Vogelstimmen, zart erwachende Lichtgesänge. Und jetzt dieser kraftvolle Klang! Da scheinen sich alle Brüste des Lebens dem kommenden Tage zu erschließen. Jubelnde Stimmen. Klingen sie aus der Tiefe . . . oder aus Höhen? Sie scheinen die tönende Seele aller Dinge zu sein, scheinen alle Dinge zu umgeben und zu umklingen. In all dieser Freude zuckt ein kalter Schreck durch das erwachende Frühlingsleben und zittert in all seinen jungen Kräften. Und hören Sie, Frau Herzogin, diese süße, schuldlos klagende Vogelstimme! Dazu



Günstiger Wind.
Gemälde von T. Somerscales.

dieses seufzende Flüstern des Waldes. Im sanften Windhauch eine Quelle, die leis und tröstend plaudert. Und jetzt dieses schöne Aufglänzen in den wärmsten Klängen! . . Die Sonne kam!"

Während Ambros sprach — ein gläubiges Leuchten in den Augen, alle starke Glut seiner unberührten Jugend im Klang der Stimme — begleitete er jedes Bild seiner Worte mit einem Motiv der Sonate — immer waren es nur ein paar Takte, oft nur ein einziger Akkord — aber das gab seiner Darstellung einen fesselnden Reiz.

Die Herzogin war näher gekommen, Schritt um Schritt. Es schien, als wollte sie zum Flügel treten, um nicht nur zu hören, auch zu sehen. Doch als sie den hellen Lichtkreis erreichte, wandte sie sich plötzlich, ging mit raschen Schritten auf die fernste, dunkle Ecke des Saales zu und schmiegte sich schauernd zwischen die Lehnen eines altertümlichen Sessels.

„Die Sonne kam! . . . Und da scheinen die innersten Tiefen der Natur zu tönen. Und mit rätselvollen Klängen beginnt die Stimme des Werdens zu sprechen, der schöpferische Wille. Alle Bäche rauschen plötzlich hell. Alles bewegt sich im Walde. Ein Summen, Strömen, Weben und Wandern. Und in all diesem Klang und Zauber immer wieder die Stimme der schöpferischen Kraft. Nun plötzlich ein Wechsel in der Farbe des Klanges, ein Umschlag in tiefe Schwermut: das Vorgefühl der Vergänglichkeit all dessen, was da geschaffen wurde. Die Seele des Lebens erbebt, sie klagt und fleht um Dauer und Schönheit. Dieses heiße Beten wird Empörung und Groll . . . wie eine Offenbarung klingt es aus verschleierten Fernen dazwischen, wie die Verheißung eines Todes, dem ein neues und schöneres Blühen folgt . . . doch das Leben hängt mit aller Inbrunst am Zauber der Frühe, am Sonnenglanz der jungen Stunde, es will nicht sterben, möchte leben, zittert in Sehnsucht und in namenloser Angst . . . doch seine Seufzer werden übertönt von den Klängen der unbarmherzigen Kraft, die alles Leben erblühen läßt und alles Leben zerdrückt."

Ein leiser, schluchzender Laut — in einer dunklen Ecke des Saales. Ambros, unter dessen Händen jene strengen Akkorde klangen, konnte diesen matten Laut nicht hören. Doch die kleine Zieblingen vernahm ihn — sie hatte immer nur halb zum Flügel hingehorcht, hatte mit heißem Blick nur immer nach jener dunklen Ecke des Saales gespäht — und da machte sie eine zuckende Bewegung, wie um aufzuspringen. Doch sie wagte das nicht, blieb sitzen, wurde noch kleiner und schiefer und krampfte im Schoße die zitternden Hände ineinander.

„Da rauschen auch schon die dunklen Fluten hervor, und die Vernichtung beginnt ihre Wege. Aber noch einmal hält sie inne. Und wie in Erbarmen betrachtet die Natur ihr eigenes Werk, das in Schönheit leuchtet und doch schon den Keim des Todes in seinem Leben trägt. Hier setzt nun das herrliche, glanzvolle Adagio ein, das wie ein Aufatmen des schaffenden Künstlers wirkt, wie ein Selbstgespräch und eine träumende Rückschau des Meisters. Die Einleitung ist choralartig, mit feierlichen Glockenstimmen und andächtigen Hymnen, die durchschnitten werden von geheimnisvollen Bässen. Wie ein Preis der Schönheit klingt das, wie ein Ruhmlied des Friedens und der Liebe. Alle Widersprüche des Lebens fließen vor dem Blicke des Meisters ineinander zu einer wundervollen Einheit. Doch immer deutlicher lösen sich aus diesem rauschenden Liede der Lebensschönheit wieder die Machtstimmen des unbegreiflichen Willens hervor, der die Natur beseelt, ihr Werden und Vergehen bestimmt. Ein letztes Sonnenfluten gaukelt schimmernd und zärtlich über alle hoffende Schönheit hin, noch ein letztes, frohes, seliges Aufatmen . . . das ist wie ein Lächeln jeder Blüte, die sich ihrer eigenen Farbe freut und ihren eigenen Liebreiz fühlt. Diese erhöhte Lebensfreude steigert sich zu Verzückung und Taumel, aus den Kelchen aller Blumen klingt es wie ein Lied voll wundersamer Süßigkeit, und der ganze Wald im Glanze der Sonne scheint von Freude trunken, vom blühenden Glück berauscht. Und jetzt ein dumpfes, banges Erwachen aus all diesem seligen Traum . . . die beklemmende Erkenntnis der nahen Gefahr . . . ein müdes Seufzen . . . und ein schmerzvoller Aufschrei."

Der Nachhall des wehen, schneidenden Akkordes schauerte durch den stillen Raum.

„Mit dem unerbittlichen Schritt der Zerstörung beginnt das zweite Allegro. Ein sengender Hauch geht über das schöne Leben hin und wird zum Sturme. Blüten welken und sinken, Bäume stürzen, Fluten brechen über die Ufer, Schlünde der Erde öffnen sich, Flammen zucken auf, und eisiger Hauch weht hinter ihnen her . . . Feuertod und zitterndes Erfrieren. Da scheinen die vernichtenden Kräfte erschöpft. Zwischen ihr dunkles, sich dämpfendes Gewirbel schmiegt sich etwas Zartes, Lächelndes und Frühlinghaftes . . . wie eine Vorfreude neu erstehender Schönheit. Schon atmet die lauschende Menschenseele auf in dem Gefühl: das Leben wird siegen! Aber da webt der Meister im stürmischen Prestosatz alle Bilder und Klänge des Werdens und Vergehens ineinander zu einer tönenden Symbolik des ewig Geheimnisvollen, des ewig Unbegreiflichen, des großen Rätsels in Natur und Leben. Doch mit Worten ist das nicht zu sagen! Das kann ich nur spielen! . . . Und spielen kann ich es auch nicht . . . das alles ist zu hoch und zu groß für meine schwache Kraft! . . . Aber ich will es versuchen!"

Ambros strich mit zitternden Händen das feucht gewordene Haar aus seiner Stirn, atmete tief — und begann das Spiel.

Da huschte die kleine Zieblingen lautlos zu jener dunklen Ecke hinüber. Aber die Herzogin wehrte mit beiden Armen. Und die Baroneß, nachdem sie ein paar Augenblicke ratlos und unbeweglich gestanden, ließ sich um ein Stückchen von der Herzogin entfernt auf einen Sessel nieder.

Klare Schönheit tönte durch den kühlen Raum. Das Werk des Meisters wurde lebendig in wirkenden Klängen. Ambros schien alle Kräfte seiner Seele und seines Könnens zu sammeln — er selbst empfand, daß er spielte, wie die Saiten unter seinen Händen noch nie geklungen hatten — und was in seinem Herzen glühte und zitterte, in seinem Blut, in seiner Jugend, das bebte und brannte auch in seinem Spiel.

Sogar die kleine Baroneß verlor alle Sorge ihrer Zärtlichkeit und entwand sich allen Direktiven ihres Amtes. Immer seltner spähte sie zu dem von dunklem Schatten umwobenen Sessel der Herzogin hinüber — und nun lauschte sie in träumender Vergessenheit der mächtigen Sprache Beethovens. Doch plötzlich drehte sie erschrocken das Gesicht und sah die Herzogin wie in halber Ohnmacht zurückgesunken in den Lehnstuhl, an allen Gliedern geschüttelt von einem stummen Schluchzen. Ein zerdrücktes Flüsterwort — und mit lautlosem Husch war Baroneß Zieblingen bei dem Sessel in der dunklen Ecke drüben, ließ sich auf die Knie niedergleiten, faßte die Hände der Herzogin — diese schneekalten, weißen, kleinen Hände — und lispelte flehend: „Hoheit . . . ach, liebste, liebste Hoheit, um Gottes willen, ich bitte . . ."

Wie eine in rauschenden Fluten Versinkende nach der Hilfe greift, die ihr kommen will, so klammerte die Herzogin ihre beiden Arme um das zitternde, bucklige Mädchen, neigte sich nieder, preßte die nasse Wange an das Haar der Baroneß und flüsterte, die Stimme von Tränen fast erstickt: „Johanna! Wie schön das ist! Ohnegleichen schön! Aber grausam ist es . . . und jeder Klang zerreißt mir die Seele. Denn was da klingt, Johanna . . . das ist nicht Kunst . . . und nicht Musik! Das ist Leben! Und mein Leben! Das alles . . . das bin ich! Ich! Ich! Das ist meine freudlose Kindheit, meine zertretene Jugend . . . das ist mein armes, leeres Herz, das nicht fühlen durfte als Kind, nicht fühlen soll als Mutter, nicht fühlen kann als Weib . . . das ist meine Pein und mein Elend, meine Klage und Sehnsucht, mein Groll . . . und mein Zweifel an Gott, der doch meine letzte Hilfe und Rettung ist. Und diese Stimme . . . hören Sie diese Stimme, Johanna? Diese süße flehende Stimme, die um Leben und reine Schönheit betet! Das ist meine Stimme! So bete ich in all meinen fürchterlichen Nächten . . . weil ich leben möchte . . . und

fröhlich sein . . . und reine Freude fühlen! Und alle Antwort, die ich höre, heißt Ekel, Marter, Vernichtung und junger Tod! Ersticken in häßlichen Gluten! Und zitterndes Erfrieren!"

Aus den Saiten des Flügels gewitterten die Klänge der unerbittlichen Macht, die alles Leben gibt und alles Leben zerdruckt.

Und unter diesen rauschenden Tonfluten umklammerte Baroneß Zieblingen den zarten Körper des jungen Weibes und lispelte mit der Hast einer Irrsinnigen: „Hoheit . . . liebste, liebste Hoheit . . . ach Gott, was tu ich denn nur . . . wo find' ich denn einen Trost! Ach, liebste Hoheit! So jung, so schön, so heilig und herzensgut! Beschenkt mit so vielem! Begabt mit heiliger Kunst! Sind Hoheit in Herz und Seele nicht reicher als ungezählte Menschen? Wollen Hoheit nicht mich betrachten? Bin ich nicht tausendmal ärmer? Mich verkauft keine Mutter . . . weil ich wertlos bin! Mich quält das Verlangen keines Mannes . . . weil jeder Mann sich abwendet von meiner Häßlichkeit! Mir können Jugend und Freude nicht vernichtet werden, weil ich Freude und Jugend nie besaß . . ."

„Nein, nein, nein, Johanna . . . Sie sollen nicht Ihr Leben so grausam entblößen, nur um für mich einen Trost zu finden! . . . Johanna? Warum lieben Sie mich so treu?"

„Weil Hoheit aller Treu und Liebe wert sind! Und wäre mir diese einzige Zärtlichkeit meines Lebens nicht geschenkt worden . . . so hätte ich nichts!"

Aus dem Flügel quoll das Rauschen jener stürzenden Fluten, die über alle Wege des Lebens die Vernichtung zu schütten drohen — ein schwüles Innehalten, ein wehes Nachzittern des verstummten Klanges — und wie ein Loblied auf allen Frühlingszauber des Lebens begann das Adagio mit seinen Engelschören, mit den friedlichen Glockenstimmen und seiner träumenden Andacht.

„Wie schön!" Die Herzogin hob das Gesicht und lehnte sich in den Sessel zurück. „Und das ist Reinheit! Das ist Friede auf Erden! Um einer solchen Stunde willen verlohnt es sich noch zu leben!" Sie schwieg — und flüsterte keinen Laut mehr, regte keine Hand. Während sie lauschte, rieselten noch die Tränen auf ihren Wangen. Doch um den kleinen, strengen Mund erwachte ein scheues Lächeln, träumender Glanz war in den großen Augen, und immer ruhiger atmete die zarte Brust.

Alle Sonne der jubelnden Klänge begann sich zu dämpfen, und nach beklommenen Akkorden gellte jener herbe, schmerzvolle Aufschrei aus den Saiten. Dann ein brausender Sturm von Tönen, ein Gewittergrollen und Flammenleuchten, Vernichtung in Gluten und kalter Tod.

Erblassend, mit erschrockenen Augen und wie versteint an allen Gliedern, lauschte die Herzogin diesem machtvollen Wandel des Spiels. Doch aus ihrem Blick und aus ihren Zügen redete nicht mehr der Ausdruck von Qual und Marter, nur die Sprache einer tiefen, seelischen Erschütterung, in der die Lauschende noch immer die Kraft und Schönheit dieser klingenden Offenbarung fühlte. Und als nach allem dunklen Sturm der Töne dieses lieblich Zarte zu singen anfing, dieses Frühlingshafte und neu Erblühende — da begannen ihr wohl die Hände zu zittern, ein wehes Zucken ging um ihren Mund, und große, schimmernde Tropfen fielen von ihren Wimpern. Doch auch in diesem Schmerz empfand sie noch ein Sonnenhelles und Schönes, das sie halten und nicht mehr verlieren wollte. Denn als ihr die jagende Klangflut des Prestosatzes entgegenschwoll — dieses wogende, wirbelnde Tonbild der ewigen Wiederkehr und des ewig Unbegreiflichen in Natur und Leben — da streckte sie mit flehendem Wehren die Arme gegen Ambros, als hätte sie schreien mögen: „Nein! Zerstöre nicht mehr, was nach aller Vernichtung wieder so schön erstanden ist!" Doch das Lied des Ewigen rauschte und brauste über ihre Seele hin. Und zitternd preßte die Herzogin das Gesicht in die Hände, als ginge die erschütternde Wirkung dieses wogenden Tongewitters über die letzte Kraft ihres müden und zarten Lebens.

Der ganze Saal war wie verwandelt in flutenden Klang. Alles Tote der Mauern und des Raumes schien mitzuschwingen bei diesem Brausen und Rauschen.

Und nun die Stille. Noch ein leises, mystisches Nachklingen der Saiten. Das Spiel war zu Ende.

Ambros ließ die Hände sinken. So blieb er vor dem Flügel sitzen, erschöpft, mit glühendem Gesicht, fast atemlos nach aller Anstrengung seiner Seele und seines Körpers.

In dieser Stille fing die kleine Zieblingen plötzlich wie von Sinnen zu applaudieren an, kam klatschend auf den Flügel zugesprungen, und in einer Erregung, die ihre unschöne Gestalt noch häßlicher verkrümmte, überschüttete sie Ambros mit einem jagenden Wortgesprudel, von dem er keine Silbe zu verstehen schien. Nur was in ihren jungen Augen brannte und glänzte, das verstand er. Und das schien ihm Freude zu machen. Denn er atmete lächelnd auf. Und wollte mit suchendem Blick das Gesicht wenden. Aber da stand die Herzogin schon vor ihm und reichte ihm die Hand. Baroneß Zieblingen verstummte. Und die Herzogin sagte mit leis vibrierender Stimme, die gegen Tränen kämpfte: „Ich danke Ihnen! Etwas so Schönes und Wertvolles wie heute diese Stunde hat mein Leben mir noch nie geschenkt. Aber dieses Neue . . . all dieses Große und Schöne ist so mächtig über mich hergefallen . . ." Ihre Stimme versagte. Und in Sorge umklammerte Ambros diese schmale, zitternde Kinderhand. „Dieses Große und Neue . . . das war . . . ich kann es nicht sagen . . . das ist für mich . . ." Sie vermochte nicht weiterzusprechen, blickte hilflos zu Ambros auf und konnte die Tränen nicht mehr bezwingen. Jäh ihre Hand befreiend, wandte sie sich ab und eilte wie eine Fliehende aus dem Saal.

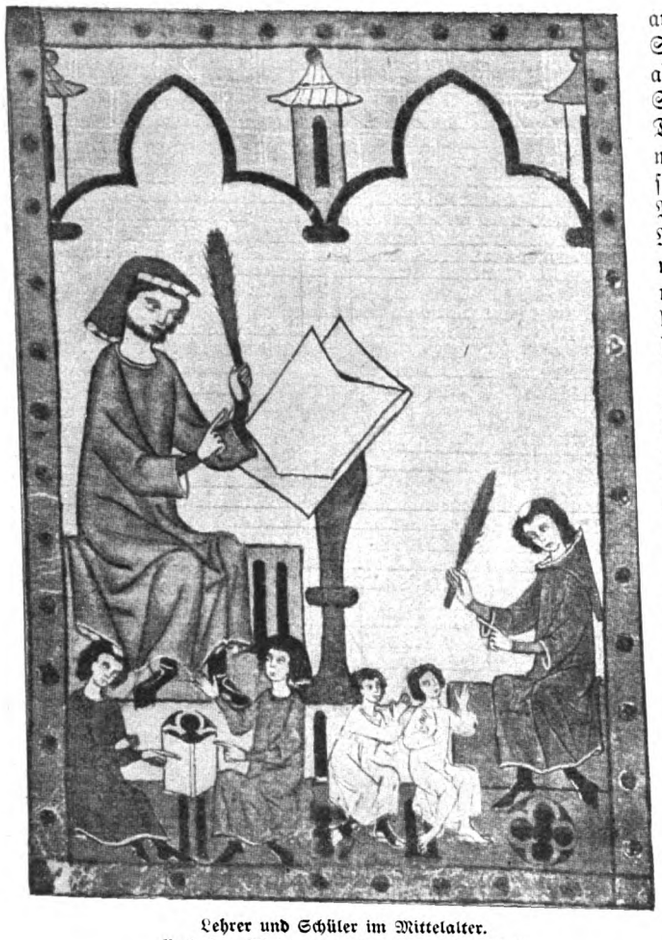
Verstört und unter leisem Gestammel huschte die kleine Zieblingen der Herzogin nach. Und die Tür, durch die ein matter, goldfarbener Lampenschein herausgeleuchtet hatte, wurde lautlos zugedrückt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben des deutschen Schulmeisters in vergangenen Tagen.

Von J. Tews.

Die nachfolgenden Zeilen wollen nicht viel mehr sein als ein Geleitwort für die hier wiedergegebenen Bilder aus der deutschen Schule, wie sie in früheren Jahrhunderten vom Künstlerauge gesehen und vom Stifte des Künstlers festgehalten worden sind. Die Bilder sind durchweg ernster Natur, und wenn hier und da auch vielleicht ein leiser humoristischer Anflug sich findet, so ist eine Hinneigung zur Karikatur doch auf keinem der Bilder zu bemerken. Das ist bei Schulbildern bekanntlich nicht immer so. Künstler und Dichter haben sich in ihrer Jugend mit der Schule meist nicht besonders gut gestanden. Die Schuld liegt nicht nur an ihnen, sie liegt auch an der Schule. In jedem Talent steckt etwas Revolutionäres und Reglementswidriges, das zur Formel nicht passen will und darum an jeder Stelle, wo die Ordnung regiert und des Meisters Wort gilt, häufig störend wirkt. Das führt zu Konflikten, die oft lebenslang nachwirken. Kein Stand hat darum auch von den Satirikern größeren und kleineren Stils so viel zu leiden gehabt wie der Schulmeister. Von Aristophanes, der dem fleißigen Schüler „bleichsüchtige Farb', schmalschultrigen Wuchs, schwindsüchtige Brust, stets Munddiarrhöe, gar kleines Gesäß" als Frucht seiner Bemühungen um Schulweisheit verheißt, bis zu den Dichtern und Zeichnern



Lehrer und Schüler im Mittelalter.
Nach einer Miniatur der Manessischen Handschrift.

unserer modernen Witzblätter ist die Schule ein gern benutztes Objekt, und die Freunde einer billigen Karikatur würden wahrscheinlich oft noch weniger liebevoll mit den Männern der Schule umgehen, wenn naheliegende Rücksichten nicht eine gewisse Rücksichtnahme verlangten.

Von alledem ist auf diesen Bildern nichts zu bemerken. Sie erzählen ohne jede Nebenabsicht von den Zuständen im Schulhaus aus einer lange hinter uns liegenden Zeit mehr oder weniger historisch treu.

So wie diese Bilder sie zeigen, sah die Schule, die höhere wie die niedere, einst aus. Das erste, was dem Beschauer auffällt, ist die geringe Kinderzahl. Natürlich ist das Bild in dieser Beziehung nicht „wörtlich" zu verstehen. Größer war die Schülerzahl auch damals. Aber sie war klein, sehr klein den heutigen Schulen gegenüber. Eine einklassige Dorfschule hat heute mehr Schüler als die alten berühmten Stadtschulen des Mittelalters. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hatte der Schulmeister bei Sankt Sebald in Nürnberg etwa 70 zahlende Schüler, der Spitaler nur 60 und die Schulmeister bei Sankt Lorenzen und Sankt Ägidien gar nur 50 und 45.

Die alte Schule kannte die Wirkung auf die Masse noch nicht. Das ist eine neuzeitliche Errungenschaft. Am meisten war, wie ja auch in der Gegenwart, der Universitätslehrer gewöhnt, eine große Schülerzahl um sich zu sammeln. Berühmte Professoren vermochten den Andrang kaum abzuwehren. Ihre Namen wurden an allen Hochschulen mit Ehrfurcht genannt, und eine kleine Universität konnte durch einen Gelehrten plötzlich ein förmlicher Wallfahrtsort für die bildungsdurstige Jugend werden.

Den Schulen ist der heutige Massenunterricht mit der Frage des Lehrers an alle Schüler und die gleichzeitige und völlig gleiche Arbeit großer Klassen im mündlichen wie im schriftlichen Unterricht vom Militär her zugekommen und darum auch nirgends so weit entwickelt als im Militärstaate Preußen. Schon in Süddeutschland, mehr noch in Österreich, vor allem aber in den französischen und in den sonst so vortrefflichen Schulen des germanischen Nordens fehlt die konsequente Durchführung des Massenunterrichtes. Im Mittelalter kannte man den „Gleichschritt" auch in der deutschen Schule ebensowenig wie in den Landsknechtsfähnlein. Das ist neuzeitliche Pädagogik. Darum haben alle diese alten Schulbilder etwas Malerisches. Nicht zwei sind sich völlig gleich. Heute könnte man Dutzende von Schulklassen photographieren, und man würde nur wenige eigenartige Züge finden, die meisten noch bei denjenigen Pädagogen, bei denen aus nicht immer vorteilhaften Gründen die Jugend sich manche Freiheiten gestatten darf.

Indessen gab es auch im Mittelalter Schulen und einzelne Lehrer, die in der äußeren Anlage der Schulen eine straffere Ordnung handhabten. Auf einem der hier wiedergegebenen Bilder finden wir die militärische Ordnung, durch die es in der heutigen Schule einem Lehrer möglich geworden ist, eine Schülerzahl zu unterrichten, für die in alter Zeit ein „Meister" mit mehr als einem halben Dutzend „Gesellen" nötig war.

Auf allen anderen Bildern tritt eine Regellosigkeit auf, die an die Werkstatt und den Spielplatz mehr erinnert als an die Schule von heute. Als der Schule die Aufgabe gestellt wurde, die Massen in ihre Zucht und Lehre zu nehmen, mußte sie diese patriarchalischen, familienhaften Formen aufgeben, die Kinder nach Alter, Geschlecht und Größe auf besonders für den Schulgebrauch angefertigten Bänken placieren, sie in geordneten Reihen kommen und gehen und Übungen im Unterrichte nach militärischem Kommando ausführen lassen. Den Überschwang dieser ordnenden Tätigkeit kann man auf den großstädtischen Schulhöfen beobachten, wo die Kinder nach stundenlangem Unterrichte wie kleine Sträflinge umhergeführt werden.

Universitätsvorlesung.
Niederdeutscher Holzschnitt, etwa 1490.

Demgegenüber ist die alte Schule individuell, persönlich, ohne Reglement und ohne Drill. Freilich war ihr auch das gleiche Recht für alle ebenso unbekannt, wie es im Leben unbekannt war. Der alte Schulmeister, der im wesentlichen auf die dürftigen Schulgelder und auf Naturalien angewiesen war, konnte kaum umhin, den Zögling, der seiner Küche einen höheren Zins lieferte, anders zu behandeln als den armen Schelm, der mit leerer Hand auf der Schulbank Platz nahm. Darin lag für jene Zeit nichts Unehrenhaftes. Der Schulmeister war mehr Gewerbetreibender als Angestellter der Kirche oder des Rats. Seine ganze Stellung war den mittelalterlichen Lebensformen angepaßt.

Universitätslehrer und Studenten.
Aus Brunschwig „Chirurgia". 1497.

Auch der Name „Schulmeister", der neben dem des Rechen- und Schreibmeisters auftritt, findet darin seine Erklärung. Ludimagister, Rector scholarum, zu deutsch: Schulmeister, so und nicht anders hieß das Haupt der städtischen Schule im Mittelalter. Ihm zur Seite standen die Socii oder Provisores, auch Stampuales, am häufigsten Locati genannt, zu deutsch Schulgesellen oder Jungmeister. Die Benennungen sind dem Handwerk entlehnt, wie die alten Schulen in so vielen Beziehungen aus der Werkstatt ihre Vorbilder genommen haben. Heute ist der „Schulmeister" zum Spott- und Schimpfnamen geworden, wie es so manchen Worten unserer Sprache ergangen ist. Schon die Übertragung auf den Dorfschulmeister zeigte, daß der ursprüngliche Sinn verloren gegangen war, denn das Dorf hat niemals Schulmeister und Schulgesellen, Rectores und Locati, gehabt. Der Schulmeister ist vielmehr da zu Hause, wo die Meister des ehrsamen Handwerks saßen: in den Städten.

Die Anlehnung an das Handwerk ging so weit, daß auch die Schulmeister in manchen Städten eine regelrechte Zunft bildeten, so in München, Frankfurt a. M., Nürnberg, Lübeck und Augsburg. Diese Zünfte hatten auch durchaus den Zweck der Handwerkerzünfte: die Inhaber der anerkannten Schulstellen der Behörde gegenüber zu vertreten und die leidige Konkurrenz der Winkelschulmeister, Klipplehrer, Hecken- und Pfennigschulmeister und Nebenschulhalter in Schranken zu halten. Einige dieser Schulmeisterzünfte haben sich bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erhalten, in Nürnberg bis 1818. Als Maximilian Joseph 1770 eine Schulordnung für die niederen Schulen erließ und darin bestimmte, daß „jedes Orts Obrigkeit den Schullehrern ihr Ansehen auf alle mögliche Art erhalten, vermehren, ihnen nach Beschaffenheit und Gutfinden tunliche Freiheiten einräumen, sie bei denselben handhaben und vor allem nicht unter andere Zünfte stoßen und den Handwerkern wider die Gewohnheit aller gut eingerichteten Staaten gleich halten soll", da fand dieses Vorgehen bei den zunftmäßig organisierten Lehrern Münchens so wenig Verständnis, daß sie erklärten, wenn sie nicht wie die andern Handwerkerzünfte fürder mit der Standarte bei den Prozessionen aufziehen sollten, „die Ehre Gottes und vielleicht auch ihre eigene Schulmeistergerechtigkeit beeinträchtigt werden würde".

Die mittelalterlichen Schulhäuser, soweit solche überhaupt vorhanden waren, könnten sich selbst mit den Kabachen, die in ostelbischen Gutsdörfern heute als Raritäten gezeigt werden, oft kaum messen. Der fromme Liederdichter Nicolaus Hermann zu Joachimsthal (gest. 1561) nennt die Schulhäuser „die garstigsten, unflätigsten Häuser, daß Bütteleien, Schindereien und Henkereien lauter Schlösser und Paläste dagegen wären". Die Fenster, die bei Beginn des Sommers auf Befehl des Rates vom Schulmeister ausgehoben und sorgfältig aufbewahrt wurden, damit sie unbeschädigt blieben, wurden bei Beginn des Winters wieder eingesetzt und mit Papier ausgebessert. „Sind sie gar zu schadhaft, so zahlt jedes Stadtkind zwei Pfennig, und es werden neue Scheiben eingesetzt." So bestimmte die Schleizer Schulordnung von 1492. Schon weil die Zahl der Schüler klein war, wurden stattliche Schulhäuser selten gebaut. Die Schule fand Unterkunft in städtischen und kirchlichen Baulichkeiten oder in Privathäusern, in der Regel alle Klassen einer Schule unter dem Oberkommando des Schulmeisters und der besonderen Obhut seiner Sozii und Lokaten in einem Raume. Häufig waren selbst Schulbänke nicht vorhanden. Schultische sind erst verhältnismäßig spät allgemein gebraucht worden. Die Jugend des Mittelalters legte die Schreibtafel und das Buch auf die Knie, wie es in mohammedanischen Schulen noch heute geschieht. Sie saß häufig auf dem Fußboden, der in der Regel nicht besonders sauber war, am Tische des Lehrers, oft im Kreise um diesen herum. Hermann Weinsberg erzählt in seinem bekannten Kölner Gedenkbuche: „1531 kam ich in die Schule nach Emmerich . . . Mein Vater hatte mir einen eselsgrauen Faltrock (langen Überrock aus Wolle) mit vielen Falten und weiße Hosen, hohe Schuhe und einen schwarzen Hut machen lassen. Also war gemeiniglich meine Tracht, solange ich in Emmerich war. Denn bessere Kleider hätten mir nicht gedient, weil die Schüler daselbst auf keinen Bänken, sondern auf der bloßen Erde sitzen mußten." Daß die Schulzucht nach heutigen Begriffen durchweg barbarisch war,

Schule.
Aus „Legende von St. Rupprecht". 1521.

bedarf kaum einer besonderen Versicherung. Die Rute erscheint überall als das Symbol des alten Schulmeisters. Neben den Körperstrafen, von denen die alte Schule noch außerdem eine lange Skala hatte: Knien auf Erbsen, kleinen Steinen und auf Holzscheiten, das Hochheben schwerer Gegenstände — die Bibel wurde dazu später ganz besonders gern benutzt — spielten derbe Ehrenstrafen eine Rolle, vor allem der „Asinus" in effigie oder als wirklicher hölzerner Ehrensitz.

Schulstube im 17. Jahrhundert.
Aus Comenius „Vorpforte der Schulunterweisung". 1678.

Wenn die mittelalterlichen Schulen auch oft in einem Kloster ihre Heimstätte hatten und mit der Kirche in engerer Verbindung standen, so war die Ruhe und Stille der Klosterzelle sicherlich nicht in vielen zu Hause. Das Mittelalter war noch nicht nervös. Man konnte noch mehr Tumult und Lärm ertragen. Auch in der Schule. Ein halbes Dutzend Klassen in einem Raume, neben dem Schulmeister von ebenso vielen Lokaten und Soziis unterrichtet, war keine Seltenheit. Mit diesem Durcheinander hängt die derbe Schulzucht wenigstens zum Teil zusammen, ebensosehr aber mit den Gegenständen und der Methode des Unterrichts. Scheffel trifft wohl das Richtige, wenn er die Schilderung der bekannten Szene im Kloster St. Gallen mit der Bemerkung abschließt: „Ob die Ausgelassenheit der Schüler nicht in nahem Zusammenhang mit ihrem Studium der Logik stand? Der Ernst ist oftmals ein gar zu dürrer blattloser hohler Stamm, sonst hätt' die Torheit nicht Raum, ihn üppig grün zu umranken."

Der Dorfschulmeister.
Gemälde von Adrian van Ostade.

Der Unterrichtsstoff wurde in allen Schulen, auf welche die Kirche ihre Hand legte, in erster Linie nach rein kirchlichen Bedürfnissen ausgewählt. So spielte in der mittelalterlichen Stadtschule, in der man das Lesen an lateinischen Texten lehrte, zwar die Musik eine große Rolle wegen ihrer Bedeutung für den Gottesdienst und die kirchlichen Veranstaltungen, aber wer rechnen lernen wollte, mußte sich dieserhalb zu einem Rechenmeister bemühen und für gutes Geld die notwendige Kunst besonders erlernen. Bezeichnend ist, daß man bei dem durch und durch kirchlichen Charakter der Schulen auf den Gedanken, besondere Religionsstunden einzurichten, nicht gekommen ist.

Der Unterricht selbst war nach den auf unsere Zeit gekommenen Lehrmitteln und Schulbüchern vielfach geistlos und mechanisch. Aber doch nicht immer. Das Mittelalter kannte die Wirkung guter Lehrer auf das innerste Geistesleben des jungen Geschlechtes auch. Sie kann kaum besser ausgedrückt werden als auf dem Bilde „Unterricht des späteren Kaisers Maximilian" (S. 823). Es hat unter den Lehrern des Mittelalters zweifellos viele gegeben, die gerade wegen der individuellen Gestaltung des Unterrichts sich einzelnen Schülern widmeten und ihnen mit ihrer ganzen Gelehrsamkeit auch ihr Denken und Empfinden übermittelten.

Das Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer war trotz rauher äußerer Formen sicherlich inniger, als es heute in der bureaukratisch und militärisch eingerichteten Massenschule sein kann.

Im allgemeinen aber war das Los des alten Schulmeisters jedenfalls nicht besonders glücklich. Abgesehen von der Unsicherheit seiner Stellung, der Kärglichkeit des Lohnes ließen auch die sonstigen Verhältnisse viel zu wünschen übrig. Schon die tägliche Schularbeit war nicht sehr erquicklich. Die Jugend des Mittelalters vermochte der Schulzucht und dem geistigen Futter an der Schulkrippe wenig Geschmack abzugewinnen. Freilich empfindet die frische Jugend auch heute noch so wie Ratperts, des Vielgelehrten, ungefüge Schar. Aber die Formen, in denen sie gegen die Segnungen der Schule sich auflehnt, sind milder geworden. Neben der größeren Zahmheit unserer jungen Generation übt das Haus heute einen ganz andern Einfluß aus als ehedem. Gute Schulnoten waren in jenen Zeiten noch keine vollwertigen Wechsel auf amtliche Stellungen und wirtschaftliche Vorteile, und darum mußte die Rute des mittelalterlichen Schulmeisters, gegen welche die Haut eines mit dem Ehrgefühl von heute noch nicht ausgerüsteten Jungen sich aber wohl recht schnell abhärtete, den nötigen Trieb herbeiführen.

Unterricht des späteren Kaisers Maximilian I
Holzschnitt von Leonhard Beck aus dem „Weißkunig".

Aber der mittelalterliche Schulmeister hatte neben seinem Lehramte der Ämter und Verrichtungen noch recht viele, die sein Dasein nichts weniger als angenehm machten.

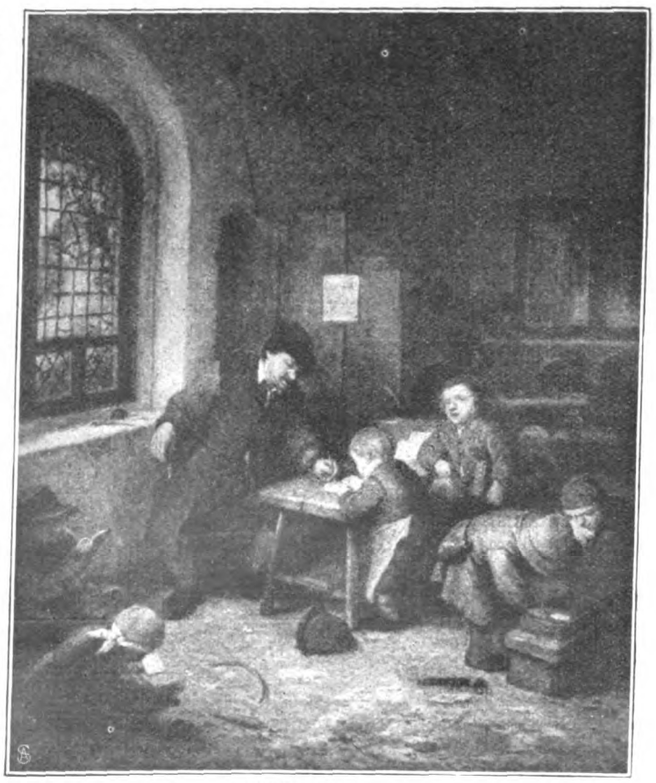
Die deutschen Schulen sind in ihren ersten Anfängen kirchlicher Natur und hatten keine andere Aufgabe, als der Kirche den jungen Nachwuchs für ihren Zweck und ihre Einrichtungen vorzubilden. In der ältesten Zeit war der Priester der Lehrer und Schreiber. Mit Buch und Schrift umzugehen, war Mönchs- und Pfaffengewerbe. Der Ritter wie der Bürger hatten damit wenig oder nichts zu tun, und als für den letzteren die Notwendigkeit, zu lesen, zu schreiben und zu rechnen, sich ergab, versagte die kirchliche Schule ihm zwar nicht durchweg, aber doch in der Regel ihre Hilfe, und es entwickelte sich neben der lateinischen Kirchenschule die deutsche Schreib- und Rechenschule, die Urahne unserer Volksschule, mit ihrem Anhange von Winkel- und Klippschulen. Vom ersten Tag ab war Feindschaft zwischen beiden Zweigen des Unterrichts und ihren Trägern, zwischen dem Bischof und dem Rat, der das „teutsche" Schulwesen schützte und förderte, sowie zwischen dem Scholastikus und dem Schreib- und Rechenmeister. Und so ist es geblieben bis auf unsere Tage. Soweit sie ihn aber erreichen konnte, hat Mutter Kirche den armen Schulmeister als ihren Sackträger benutzt und ihn dabei so beladen, daß ihm für seinen Beruf wenig genug übrigblieb. „Der Schulmeister hat dreifältig Amt, nämlich im Chor zu singen, in der Schule zu singen und zu lehren und den Gemeinen der Kirche Sachen zu schreiben." Er mußte als Chordirigent zu manchen Zeiten in der Kirche sein, mit seinen Schülern bei Hochzeiten und bei Leichen in den Häusern und auf dem Kirchhofe singen und dem Geistlichen bei andern Verrichtungen zur Hand sein.

Das waren die regulären Zustände. In vielen Fällen kam aber noch allerlei weltlich und geistlich Geschäft dazu. Konrad Fischer zählt in seiner „Geschichte des deutschen Volksschullehrerstandes" nicht weniger als dreißig Nebenberufe des alten Schulmeisters auf, darunter auch Bierbrauen, Branntweinbrennerei, Aufspielen zum Tanze (als besonders häufig), Tagelöhnern und — auch schon in alter Zeit — Zeitungsschreiben. Auch heute ist's, wenigstens auf dem Dorfe, noch nicht viel anders, und dabei geht der Küster und Kantor dem Schullehrer allemal voran. Als die mittelalterliche Schule in den Städten bereits zu Grabe gegangen war, lebte sie im Dorfe neu auf. Die Landesherren des 16. und 17. Jahrhunderts erließen ihre „Schul- und Kirchenordnungen", in denen, wie es in der Ordnung des Landgrafen Philipp des Großmütigen von Hessen heißt, verlangt wurde, daß „an allen Orten, da schulen seint, die prädicanten fleißig anhalten und bitten, daß man die Kinder zur schul halte und viel lernen lasse". Als Schulhalter stand der „Küster", also ein kirchlicher Unterbeamter von sehr unterschiedlicher, zumeist aber wenig respektabler Bildung, zur Verfügung. Die meisten betrieben noch ein Gewerbe (Schuster, Schneider, Winkeladvokaten), das sich nach damaliger Anschauung mit der Kinderunterweisung vertrug, aber „etliche Küster haben auch", wie das 1701 bei Renger in Halle erschienene Buch „Sieben böse Geister, welche heutiges Tages guten Theils die Küster oder sogenandte Dorff-Schulmeister regieren" erzählt, „solche Handwerke gelernet, die sie ohne Versäumnis der Schule nicht treiben können, z. E.: einer ist ein Maurer oder Ziegeldecker, der andere ein Seiler, der dritte ein Schlächter usw. Da gehen sie denn ihrer Nahrung nach, lassen indes die Kinder allein sitzen, daß die großen die kleinen aufsagen lassen müssen oder es informieret die Frau schlecht genug; oder sie jagen die Kinder fort und lassen sie, solange es Schulzeit ist, auf dem Kirchhofe herumlaufen und spielen."

Was für Persönlichkeiten sich für die Dorfschulen mit Erfolg anboten, geht z. B. aus einer Lehrerwahl in einem pommerschen Dorf im Jahre 1729 hervor, bei der folgende Kandidaten geprüft wurden:

1. Martin Ott, Schuster allhier, 30 Jahre des Lebens alt.
2. Jakob Maehl, Weber aus D., hat die Fünfzig hinter sich.
3. Philipp Hopp, Schneider aus G., schon ein alt gebrechlicher Mann von 60 Lebensjahren.
4. Johann Schütt, ein Kesselflicker von allhier, hat 50 Jahre des Lebens auf Erden gewandelt.
5. Friedrich Loth, ein Unterofficier aus Schl., so im Hochedlen von Grumbkow'schen Regiment den Feldzug gegen die Schweden gemacht und alldort ein Bein verloren, 45 Jahre des Lebens alt.

Gewählt wurde Jakob Maehl, trotzdem er beim Gesang der Choräle „in viele andere Lieder abging", „mehrmalen



Die Dorfschule.
Gemälde von Adrian van Ostade. 1666.

quiekte", beim Vorlesen von sieben Bibelversen zehn Fehler machte, dreierlei Handschriften „schwach und mit Stocken" las, drei Reihen Diktat mit fünf Fehlern schrieb und „des Rechnens auch nicht kundig" war.

Die letzten Reste dieser Zustände haben sich bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts erhalten. Der Verfasser dieses Artikels wurde noch im Jahre 1876 als nicht ganz sechzehnjähriger Knabe auf Grund einer Leseprobe aus 1. Sam. 1 von einem Königlich Preußischen Superintendenten für befähigt erklärt, eine Kolonieschule für 70 bis 80 Kinder mit Kirchendienst zu verwalten. Die Regierung hatte allerdings ein Einsehen und versagte ihre Genehmigung.

Dorfschule.
Gemälde von J. J. Horemans d. Ä., etwa 1730.

Der eigentliche Schulzwang wurde in den vorgeschrittensten deutschen Ländern vereinzelt bereits am Anfange des 17. Jahrhunderts auch für das Land ausgesprochen. Dem obrigkeitlichen Befehl folgte die Ausführung indessen nur zögernd und lückenhaft. Im Regierungsbezirk Aachen z. B. besuchten noch im Jahre 1824 von 64 401 katholischen Kindern die Hälfte, von den 358 jüdischen Kindern weit über die Hälfte die Schule nicht, während die protestantische Jugend allerdings größtenteils ihrer Schulpflicht genügte. Die Bauern betrachteten die Schulbildung als einen Luxus und den Schulzwang als eine Beeinträchtigung ihrer Rechte. Bestenfalls galt ihnen der Schulbesuch der Kinder als eine Nebensache, mit der man die müßigen Stunden während der Winterzeit bequem ausfüllen konnte. Sie haben sich auch gegen das Mindestmaß der Schulbildung geradezu verzweifelt gewehrt. Als nach Erlaß des preußischen General-Landschul-Reglements (1763) in der Kurmark die Mädchen nicht nur den Katechismus, sondern auch schreiben lernen sollten, gerieten die Gemeinden fast in Aufruhr, da der Schreibunterricht für jene nur „eine Verführung zum Schreiben von Liebesbriefen sei und ohnedies die Stellung verrücke, welche die Hausfrau unter dem Hausherrn einzunehmen habe".

Die Abendschule.
Gemälde von Gerard Dou, etwa 1650.

Ermahnungen von den Kanzeln und Strafen konnten erst ganz allmählich einen regelmäßigen Besuch der Schule herbeiführen. Eine Überfüllung trat deswegen auch selten ein. Ein Hinterzimmer in einem Bauernhaus, eine Schuster- und Schneiderwerkstatt, in der man der gewöhnlichen Beschäftigung nachging, genügte gewöhnlich, um die Schüler aufzunehmen. Ein besonderes Schulhaus war zunächst nicht vonnöten.

In diese Zeit führen uns die Bilder der holländischen Meister, auf denen nach Rembrandtscher Manier die Dorfschule dargestellt wird. Ganz so bunt wird es freilich nicht häufig hergegangen sein wie auf einem dieser Bilder, und ganz so klein wird die Schulgemeinde auch wohl nicht oft gewesen sein; aber die Räume waren gewiß häufig noch kleiner und ärmlicher. So war es, und besser zwar, aber nicht gut steht es auch um die heutige Schule. Die Gründe für die untergeordnete Stellung, welche die alte Schule innehatte, und die man wenigstens der heutigen Volksschule noch ganz gern anweisen möchte, sind nicht nur, wenn auch größtenteils, historische.

Schularbeit ist Kleinarbeit, mühsam und aufreibend und nur für diejenigen, die in einer idealen Welt leben, groß und schön. Die Leute mit Ehrgeiz und praktischen Anlagen, die sich auch den Lohn für ihre Arbeit zu sichern wissen, bleiben ihr darum fern oder beeilen sich, aus der Schule selbst herauszukommen. So vertauschte in alten Zeiten der Kleriker das Katheder sobald wie möglich mit der Kanzel und dem Beichtstuhl. Das ganze kirchliche Schulwesen, mit Ausnahme derjenigen Stellungen, die besondere Gelehrsamkeit erforderten und deswegen auch höheres Ansehen brachten, war ein Vorhof des Kirchendienstes, in den freilich viele niemals hineinkamen. Bei der weiteren Entwicklung der Schule blieb die Leitung bei der Kirche, nur zog der Schulmeister nicht mehr in das Pfarrhaus ein. Er mußte lebenslang in der Schulstube ausharren, und dadurch, daß die Kirche alle Aufsichtsfunktionen, alle Ehrenstellungen für sich und ihre Angehörigen in Beschlag nahm, wurde der Lehrerberuf zu einem subalternen, dessen Träger die „höheren Gesichtspunkte", wie die mit dem Mittelalter befreundeten Regulativmänner sich geschmackvoll ausdrückten, andern zu überlassen hatte.

Das ist das schwere Unrecht, das die Kirche und neben ihr der Staat an der Schule verübt haben. Man beschnitt

ihr das Höhenwachstum und drängte sie in die unteren Regionen zurück, eine Mutterlichkeit, die großen Dank weder verdient noch gefunden hat. Die höheren Schulen haben sich von der kirchlichen Herrschaft seit etwa 100 Jahren befreit, die Volksschule vermochte es nicht, weil die patentierte Staatsweisheit bis auf unsere Tage im Pfarrhause und nicht im Schulhause die Männer ihres Vertrauens gefunden zu haben glaubt.

Im übrigen hat unsere Zeit mehr als alle früheren gelernt, daß alle Errungenschaften nur insoweit gesichert sind, als sie in dem neuen Geschlecht fortleben, und daß jeder Fortschritt begrenzt ist in der Leistungsfähigkeit derjenigen, die an die Stelle des abtretenden Geschlechts rücken. Heute wird die Bedeutung der Schule in großen Schichten der Bevölkerung nicht mehr unterschätzt, die Erziehung im ganzen allerdings noch ebensooft vernachlässigt wie in alten Tagen. Es scheint ein Verhängnis der Menschheit zu sein, daß sie ihre besten Kräfte in den Wissenschaften, der Kunst, der Technik und der Politik, also in der objektiven Kulturarbeit verbraucht, das Werden und die Entwicklung des eigenen Fleisch und Blut aber dem Zufall oder minder wertvollen Kräften überläßt. Erziehung aber ist Umgang, Leben, Arbeiten, Wandern und Schauen mit den Kindern. So nur können wir uns und unserm Innersten ewige Dauer und ewigen Bestand sichern.

Vom Schrecken und der Panik im Kriege.

Von Dr. von Gulat-Wellenburg.

Seit zwei Jahrzehnten ungefähr ist der Begriff vom Wesen der Suggestion und von ihrer Beziehung zum Leben des einzelnen Gemeingut der gebildeten Stände geworden. Häufig freilich werden im Publikum die Begriffe von Suggestion und Hypnose auf Tatsachen bezogen oder in Zusammenhängen gebraucht, wo sie entweder Oberflächlichkeit ihrer Erkenntnis verraten oder direkten Mißbrauch kennzeichnen. Infolge der Kürze, mit der auf diesem Raume zum Thema vorbereitet und dieses selbst entwickelt werden kann, darf eine vollständige Erklärung der Modalitäten von Suggestion und verwandter Gebiete nicht erwartet werden. Aber es soll uns ein roter Faden von den Erfahrungstatsachen, wie sie auf suggestivem Gebiete im Leben jedes einzelnen liegen, hinführen zum Verständnis des Begriffes „Massenseele“ und uns deren überaus große Suggestibilität verständlich machen, als welche der Affektzustand der Panik besonders hervortritt.

Dieses psychologische Gebiet „die Panik im Kriege“ liegt in einem interessanten Büchlein von Oberst a. D. Pfülf (Verlag von Otto Gmelin in München) vor Augen, dem die später folgenden Beispiele von Paniken entnommen sind.

Uralt ist die Thatsache, daß durch gewaltige Naturereignisse, deren geläufigstes Donner und Blitz ist, eine Schreckwirkung auf die Menschen ausgeübt wurde. Die Furcht vor den Elementarereignissen stachelte die Phantasie, aus der heraus sich die Anbetung solcher Phänomene unter ihrer Umformung zu überirdischer Willensäußerung einer persönlichen Gottheit ergab. Bald verstand der spekulative Sinn der geistig ihre Umgebung überragenden Menschen unter Benützung jener Furchtmotive, sich zur Kaste der Vermittler zwischen Naturgewalten und Durchschnittsmenschen herauszukristallisieren, und diesen begegnen wir schon in der ältesten assyrischen und ägyptischen Geschichte als Priester. Jene gediehen in der Erkenntnis der Beeinflußbarkeit ihrer Mitmenschen rasch so weit, daß sie im Halbdunkel der Heiligtümer durch geheim bewegte Götterfiguren und mit zauberhaften Flammen auf den Altären die Menge in gläubiger, unterwürfiger Spannung zu halten wußten, und bald errang sich der Priester die Kenntnis von der Möglichkeit, durch geheimnisvoll zeremonielle Worte zu beeinflussen, durch Worte, mit denen er in schwierigen Entscheidungen bestimmend eingriff, bald segnete, bald verfluchte, von Wahn Befallene heilte, zu Großtaten und Kriegen entflammte und herrschte. Solches persönliches Wirken und Herrschen nennen wir heute Suggestion.

Bei den alten Griechen und Römern, Völkern, die an Kultur und Erkenntnishöhe schon weiter voran waren, schuf die Phantasie für vermeintlich geheimnisvolle Kräfte besondere Gottheiten, von denen jede für die Charakteristika der ihr eigentümlichen Macht benamset war. Der Gott des reinen plötzlichen Schreckens hieß Pan, der in Bocksgestalt mit wilden Sprüngen und Geschrei in Wald und Feld Wanderer und verborgene Liebespaare aufschreckte. Von ihm leitet sich unser heutiges Wort „Panik“ — fassungsloser Schreck ab. Wir gebrauchen diese Bezeichnung heute aber nur da, wo der Schrecken einen Haufen Menschen zugleich befällt.

Jeder kennt aus seinem eigenen Seelenleben Beispiele genug, wo Furcht ihn stark beeinflußte oder es noch tut. Das Alter, in dem mit den albernsten Mitteln große Suggestivwirkungen erzeugt werden können, ist die Kindheit. Das wissen leider auch alle Ammen und Mütter und erzwingen bisweilen von ihren Kindern Gehorsam mit Schreckgeschichten, wie sie vom Pelznickel und ähnlichen Gebilden gang und gäbe sind.

Beim Erwachsenen der Landbevölkerung spielen all die unzähligen Geschichten von Spuk und Zauberei, in der Stadt mehr das Kartenschlagen und spiritistische Experimente eine Rolle in der unberechtigten Anwendung von Suggestion. Der Arzt verwendet diese Kraft persönlichen Einflusses in einer schulgerechten Form, als Wachsuggestion oder Schlafsuggestion (Hypnose) zur Heilung von krankhaften Reizzuständen und Entgleisungen des Gehirnlebens, aber eben nicht in der Weise, daß er den Schrecken zum Ordner des Seelenlebens herbeiruft, sondern im Gegenteil Selbstbesinnlichkeit und Willenskraft zurückkehren läßt an Stelle kritikloser Empfindungsäußerungen.

Wir sehen also, jeder Mensch ist in gewissem Umfange suggestibel. Und was bei dem Einzelindividuum der Fall ist, das wird durch die Ansammlung von Menschen zur Masse nicht aufgehoben, sondern nur qualitativ verschieden. Wir haben zunächst zu unterscheiden zwischen einer zufällig zusammengewürfelten Menge von verschiedenem Alter, Geschlecht und Bildungsgrad und zwischen einer zum Verbande geschlossenen Menge aus gleichgeartetem Geschlecht, gleicherzogenem Material und von ungefähr gleicher Altershöhe.

Das erstere nennt man „psychologische Menge“, also z. B. die Zuschauer eines Theaters oder Zirkus, die Insassen eines Schiffes oder Gläubige im Gotteshause. Das zweite heißt man „organisierte Menge“, also etwa ein Herrenklub, eine Studentenkorporation, ein Veteranenverein und als unser besonderer Betrachtungsgegenstand die Truppe.

In beiden Fällen der Ansammlung von Menschen zur Masse, wobei diese immer ein bestimmtes Streben hat (Neugierde, Reiseziel, politische Agitation, Vaterlandsverteidigung) vollzieht sich nun ein psychologisches Phänomen, das mit „Massenseele“ bezeichnet wird. Der Menschenhaufe bildet nämlich nicht nur räumlich gewissermaßen ein ganzes Neues, sondern auch der Gemüts- und Seelenzustand der einzelnen verschmilzt in gewissem Sinne zu einem selbständigen Wesen, nämlich der Massenseele. Das erklärt sich so: Der einzelne verliert in der Menge das Gefühl für seine eigene Verantwortlichkeit und prüft seine Wahrnehmungen weniger scharf, er wird zum Herdentier, das sich körperlich und auch seelisch der Umgebung mehr oder weniger anschließt, ohne jedesmal selbst präzis zu urteilen. Z. B. können in einem Theater einige Bravorufer einen frenetischen Applaus der großen Menge,

die gar nicht so sehr begeistert ist, veranlassen. Das gleiche finden wir in politischen Versammlungen und in erhöhtem Maße da, wo ein Schreckmotiv, also etwa der Ruf „Feuer", in einem Theater eine solche seelische und räumliche Verwirrung anrichtet, daß die Bestürzung Hunderte von Opfern kostet, auch wenn das Motiv nur scheinbar ist, d. h. die Wahrnehmung vom Brennen eine Sinnesillusion war. Jeder hatte kontrollos sich auf den andern verlassen und war der gleichen Täuschung erlegen.

Bei der Truppe werden wir Ähnliches beobachten, doch liegt zwischen der Truppe als einer organisierten Menge und der psychologischen Menge ein qualitativer Unterschied vor bezüglich der Leichtigkeit ihrer Erregungsfähigkeit. Beiderlei Menschenmassen haben einen Zweck und ein Bestreben, das jeweils dazu beiträgt, die Massenseele zu konstituieren. Aber die psychologische Menge schafft sich eine Massenseele, die mehr Wankelmut zeigt als diejenige der organisierten Menge. Die Zuschauer eines Theaters sind eben in ihrem gemeinsamen Ziel auf Lustbarkeit eingestellt und nur in losem Verbande, wo gegenseitige Vertrautheit fehlt, so daß hier ein plötzlich betonter Reiz starker seelischer Unlust wie das Wort „Feuer" gleich eine hinreißende Suggestivwirkung ausübt.

Bei der Truppe liegen die Verhältnisse anders. Hier haben wir nur gleichgeschlechtiges Menschenmaterial, das einen im wesentlichen gleichhohen Bildungswert besitzt und auf Grund konformer Ausbildungsreglements auch über die Unterverbände (Kompagnie — Regiment, wo individuelle Vertrautheit untereinander vorliegt) hinausgehend, in den Massenverbänden (Brigade—Armeekorps) vollständig gleichgerichtetes Zweckbewußtsein hat und, sofern die Leute im Felde stehen, bei ihnen eine besondere Einstellung ihrer Psyche auf Unlust betonte Reize, die Gefahr obwaltet. Die Massenseele, die aus ihrer Gemeinschaft geboren wird, ist demzufolge auch ein weniger launisches Kind. Aber auch sie wird leider häufig genug durch einen plötzlichen Schreckenseindruck gelähmt und zur kopflosen, verderbenbringenden Flucht hingerissen durch die bizarrsten Ereignisse, oft vollständig ungefährlicher Natur. Die Panik entsteht bei der Truppe gewöhnlich so, daß durch ein unerwartetes Ereignis, also eventuell ein Rückzugskommando im Vormarsch oder Feuerangriff im Rücken, erst einige wenige durch Rufe und Gebärden (Gewehrwegwerfen) ihre Nachbarn ängstlich machen, dann ins Laufen geraten und Unordnung in die Reihen bringen. Fernerstehende bemerken, ohne die Ursache zu kennen, die Störung, Fragen und Antworten, meist trügerischer Natur, schwirren hin und her, dann gerät der rein mechanische Druck und das Schieben bis selbst zu den Entferntesten hin, und ob willig oder nicht, laufen bald alle. Im Laufen wächst die Furcht an wie die Lawine — die Panik ist fertig.

Vorherige Niederlagen prädisponieren durch seelische Depression, und besonders panikfördernd ist physische Erschöpfung der Menschen. Ein leerer Magen, durchfrorene Glieder, schlechte Bekleidung machen schon den nicht von Gefahren umgebenen Menschen unsicher und spannungslos. Und schlechtes Beispiel verdirbt auch hier die Besten. Drum sind auch die ersten Ausreißer die größten Sünder. Wenn die Panik im Gange ist, hilft auch der Heldenmut einzelner und der Führer nicht mehr, sie werden überrannt und schließlich selbst so bestürzt, daß sie mitlaufen. Auch das geistige Niveau und Rasseneigenschaften der Truppe spielen eine Rolle. Im allgemeinen ergibt sich, daß Truppen der Völker, die eine alte raffinierte Kulturstufe aufweisen, den brutalen Kriegsgewalten und Schreckmotiven gegenüber weniger widerstandsfähig sind (Romanen) als die Völker jüngerer und einfacherer Kultur (Germanen, Japaner). Fernerhin zeigt sich, daß eine Truppe, die über den Operationsplan den großen Zügen nach aufgeklärt ist, vertrauensvoller den Führern folgt; in vernünftiger Aufklärung hat man ein Gegengewicht gegen das Auftreten jener nervösen, den Atem beengenden Spannung, die auf den Mannschaften zu liegen pflegt, die wie das Vieh herumgeführt werden, im dumpfen Bewußtsein, daß es da oder dort zur Schlachtbank geht. Unter letzteren Verhältnissen ist die Gefahr der Panik besonders imminent.

Von solchen Beispielen sollen einige hier mitgeteilt werden, wie sie sich in allen Kriegen zu allen Zeiten und bei den besten und schließlich siegreichen Truppen immer wieder ereignet haben.

Wenige Tage nach der Niederlage der Österreicher bei Königgrätz waren diese auf dem Marsche von feindlicher Kavallerie bedroht und mußten deshalb bei Rokewitz (15. August 1866) in Karree Stellung nehmen (Aufstellung der Abteilungen in geschlossenen Vierecken, die nach allen Seiten feindliche Angriffe parieren können). Auf den Mannschaften lasteten noch die Abspannung und die niederschmetternden Eindrücke der Niederlage. Da plötzlich erdröhnt die Erde, hohe Staubwolken umhüllen die Ursache des donnerartigen Geräusches, in dem eine dunkle Masse mit großer Geschwindigkeit sich nähert. Kein Zweifel! Große feindliche Kavalleriemassen reiten da heran. Da halten die schwachen Gemüter nicht stand, allgemeine Unordnung tritt ein; die Offiziere treten zwar in die ersten Reihen und muntern durch Wort und Tat auf. Aber die Ordnung und die Defensivstellung löst sich auf. Jetzt ist jene Masse schon nahe, und siehe da — es ist eine Herde wildgescheuchter Schweine, bei deren Erkennen die Leute ihre Fassung wiedergewinnen. Wären es Feinde gewesen oder solche gleich hinterher gefolgt, so wären die Österreicher ohne Gegenwehr überrannt worden. Ein geradezu lächerlicher Zwischenfall war hier der Grund einer Panik. Im zweiten Falle werden wir sehen, daß die eigenen Pferde ein solches Unglück veranlaßten.

Am 18. August 1870 stehen die 9. rheinischen Husaren bei St. Hubert. Das Regiment hat gerade einen Nachschub an neuen Pferden und jungen Mannschaften eingestellt, die ihre Nerven noch nie im Getöse der Schlacht erprobt haben. Bei Point du Jour prasselt plötzlich ein heftiges Feuer auf sie nieder. Es wird befohlen, kehrtzumachen und Deckung zu suchen. Da setzen sich plötzlich die neuen Reiter in Galopp, reißen die Standhafteren aus dem geordneten Rückzuge mit, und bald geht's in Karriere auf und davon (1. Panik). Der Train, der längs der Rückzugslinie aufgestellt ist, wird auch vom Schrecken erfaßt und gesellt sich im Nu der Flucht bei (2. Panik). So saust denn alles durcheinander, losgewordene Pferde, Reiter und Wagen, davon gegen Mars-la-Tour. Offiziere, die sogar mit Säbelhieben die Flüchtigen aufhalten wollen, vermögen sie nicht mehr zu bremsen. Erst als Mensch und Tier der Atem versagt, kommt es zum Halten.

Im russisch-japanischen Kriege lagerte im Juli 1904 das 140. russische Infanterieregiment bei Haitschöng. Die Mannschaften waren gut ernährt und auch von der Witterung unbelästigt. 15 Werst vor ihnen lagen starke russische Kräfte. Alle Pässe waren besetzt, Vorposten überall ausgestellt, so daß an die Möglichkeit eines Überfalles überhaupt nicht zu denken war. In der Nacht vom 19. auf den 20. Juli erschallen plötzlich einige Schüsse, und bald darauf stürzen Leute ins Lager des 140. Regiments ohne Ausrüstung in wilder Flucht und rufen: „Wir sind überfallen, und alles ist bei uns niedergemacht." So ziemlich die ganze Brigade kommt in solch aufgelöstem Zustande dahergerannt (Panik). Die Führer des 140. Regiments hatten verstanden, ihre Leute rechtzeitig bei Besinnung zu erhalten, und so stoppte die Flucht hier ab. Freilich war nach anderen Richtungen die Welle der Panik weitergelaufen und hatte noch fernere Massen in Bewegung gesetzt, selbst bis zum Oberstkommandierenden (Kuropatkin) hin. Auch hier war der Anstoß zu der ungeheuren Wirkung eine erschreckende, aber gänzlich berechtigungslose Sinnesillusion. Einige Leute hatten sich im Schutze der Dunkelheit abseits in ein Feld zu einem natürlichen Bedürfnisse zurückgezogen, waren da durch irgendein Geräusch in hilfloser Lage aufgeschreckt worden und rannten nun mit dem Rufe: „Die Japaner!" dem Lager zu.

Nachdem die Engländer im Burenkriege schlechte Erfahrungen gemacht hatten, indem sie gegen die weitauseinandergezogenen

Die Promenade.

Gemälde von Ludwig Knaus.

vorzüglichen Schützenlinien der Buren in der gleichen Gefechtsformation zu kämpfen gezwungen waren, wollte der neuernannte Oberbefehlshaber Lord Methuen, in der Hoffnung, daß er mit einer starken, zusammengezogenen Heeresmasse die Burenlinien durchbrechen werde, am 11. Dezember 1899 in Aufstellung von 96 Gliedern Tiefe die ersehnte günstige Entscheidung herbeiführen. General Wauchope, der anführte, hatte nicht den nötigen Aufklärungsdienst organisiert, und so wurde gleich beim Ausmarsch noch in der Dunkelheit, vier Uhr morgens, die Heeresmasse plötzlich von der Front stark beschossen. Die Verluste waren zwar gering, aber der Schrecken so groß, daß im Augenblick, als Wauchope vor der Front als einer der ersten fiel, die ganze Truppe in wahnsinniger Panik restlos auseinanderstob.

Solcher Beispiele finden sich in der Kriegsgeschichte, wie gesagt, allenthalben, doch mögen die auf diesem Raum aufgeführten genügen.

Wir sahen, die Möglichkeit des Ausbruches von Paniken ist tatsächlich bei allen Heeren, auch den glorreichsten, gegeben. Stets gehen ihrem Ausbruche bestimmte Verhältnisse voraus. Diesen entgegenzuarbeiten, ist Sache der militärischen Führung und Erziehung.

Man kann ungefähr folgende Forderungen formulieren: Die Mannschaften sollen aus möglichst gleicher Altersklasse bestehen. Die Leute sollen sich gegenseitig in einer längeren Ausbildungszeit vertraut geworden sein, so daß der Begriff Kamerad sich nicht nur auf das gleichfarbige Tuch, sondern auch auf den darinsteckenden Menschen bezieht. Die Ausbildungszeit muß nicht nur alle erforderlichen technischen Lehrerfolge zeitigen, sondern auch das geistige Niveau der Leute bis zu dem Grade heben, daß sie fähig sind, die Operationspläne im großen zu verstehen, ohne zu unnützen Fragern und Zweiflern zu werden; weiterhin muß durch die Erziehung auch ihr moralisches Sein so geformt werden, daß sie in die Worte „Vaterlandsliebe" und „Vertrauen" eine tiefe Gemütsempfindung zu legen imstande sind. Aufgabe der Führung ist es, die Mannschaften gut zu verpflegen und zu kleiden, sie unnützen Strapazen nicht auszusetzen, ihnen, wo solche unvermeidlich sind, angemessene Aufklärung zu erteilen und endlich selbst durch heldenmütiges Beispiel jederzeit voranzugehen. Freilich könnte man sagen, die Führung müsse die Möglichkeit von allen panikfördernden Momenten, wie plötzlicher Überfall, Märsche zur Nachtzeit, bei denen allein schon durch die Dunkelheit eine gewisse Unsicherheit der Truppe erzeugt wird, vermeiden. Die Antwort ergibt sich von selbst, es wird sich dies eben selbst bei genialster Führung nicht immer erzielen lassen. Die Kampfesart von heute, in der nicht mehr wie ehedem in dichten Massen zum Angriff vorgegangen wird, sondern in dünnen Schützenlinien auseinandergezogen gefochten werden muß, erfordert Mut und Selbstvertrauen des einzelnen in hohem Maße, und daß der Mann auch selbständig die ernste Besinnlichkeit und den Enthusiasmus im Kampfe nicht verliere und sein Kampfeseifer sich nicht nur auf vorsichtig bedachtsamen Selbsterhaltungstrieb beschränke.

Unsere deutsche Jugend, die zum Dienst unter die Fahne gerufen wird, soll sich deshalb bewußt sein, daß sie die militärische Ausbildungszeit eifrig nützen muß, um sich die größtmöglichen Kenntnisse und körperlichen Fähigkeiten zu erwerben, und daß sie über gelegentlich harten Anforderungen sich nicht der Einsicht von deren Notwendigkeit verschließe und somit Herz und Sinn frei erhalte für jene feierlich heilige Begeisterung, die dem Wankelmütigen ein Stab in der Gefahr, dem Tapferen ein Leitstern zu vaterländischer Großtat ist.

Ein Ausflug in die Diamantfelder bei Lüderitzbucht.

Von Dr. B. Meltzer.

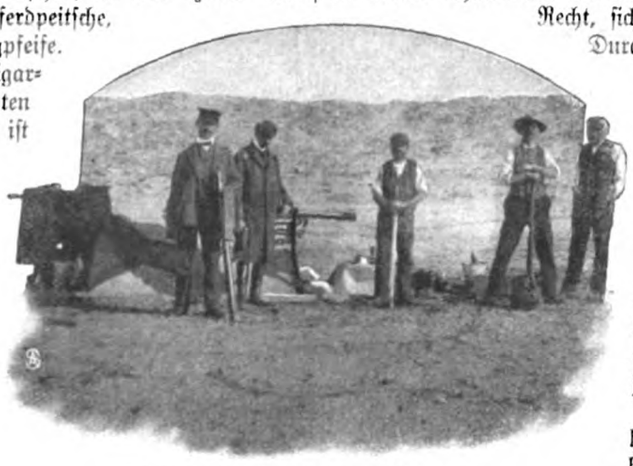
Es ist sechs Uhr morgens, als der Wecker rasselnd abläuft und mich aus traumlosem Schlaf in die Wirklichkeit zurückruft. Einen Augenblick starrt man verständnislos auf das längliche Fensterviereck, wo ein mattes Grau das Dämmern des Tages ankündet, dann plötzlich der Gedanke: „Ihr wollt ja zu den Diamantfeldern", und raus ist man mit beiden Beinen aus den warmen Federn. Es ist bitterlich kalt, so etwa fünf Grad Celsius, und das Wasser rieselt eisig über den warmen Körper. Rasch in den Kordanzug, die praktischste Bekleidung hierzulande, Gamaschen umgelegt, die schon am Abend vorher gepackte Handtasche ergriffen, und hinaus geht's in den frischen Morgen. Lüderitzbucht liegt noch in tiefem Schlafe, nichts rührt sich, der Wind macht sich stets erst kurz vor Mittag auf, nur von der Bai her tönt das Rauschen der nimmermüden Brandung. Die meist einstöckigen Häuser zeichnen sich als unregelmäßige Silhouetten gegen das Blaugrau des Himmels ab, an dem eine matte Helligkeit im Osten die Stelle der aufgehenden Sonne verrät. Die Schritte knirschen im tiefen Sande, sobald man sich dem Bahnhofe, wenn man eine kleine Wellblechbaracke mit diesem hochtrabenden Namen bezeichnen darf, nähert. Hier herrscht schon reges Leben; das Pfeifen und Fauchen der rangierenden Lokomotive, das metallische Klirren der zusammenstoßenden Puffer, das Rufen der Bremser unterbricht disharmonisch die feierliche Stille. Auf dem Bahnsteige haben sich schon die Teilnehmer der Fahrt versammelt, Begrüßungen werden ausgetauscht, lachend und scherzend wünscht man sich einen guten Fund, dann fährt der Zug vor, und man klettert in sein Abteil.

Bei der Schürftafel.

Hier tritt nun aber gleich wieder Afrika in Kraft: obgleich der Zug, nebenbei der einzige am Tage, bis Keetmanshoop — 2 Tagereisen — fährt, gibt es weder die bequemen gepolsterten Durchgangswagen wie zu Hause, noch überhaupt verschiedene Klassen, von Speisewagen usw. ganz zu schweigen. Nein, zwei winzige Güterwagen dienen allen Zwecken. Die Hälfte des Wagens zeigt eine ringsumlaufende Bank, die andere Hälfte ist für das Gepäck bestimmt. Ein Balken auf jeder Seite quer vor der zurückgeschobenen Tür soll das Hinausfallen verhindern — voilà tout. Reiseerfahrene Leute nehmen sich einen Triumphstuhl oder Longchair mit oder lassen sich, wenn Platz da ist, ein Klappbett in einem der „richtigen" Güterwagen aufschlagen und haben so für wenig Geld einen eigenen Salonwagen. Was will man mehr! Anspruchsvoll ist man hier nicht, und von einer Bevormundung durch das Zugpersonal, wie in Deutschland üblich, ist nicht die Rede. Jeder kann sich für sein Geld so bequem wie möglich einrichten, und ob er 25 oder 100 Kilogramm Gepäck hat, ist seine eigene Angelegenheit.

Während der Zug in weiten Kurven die beträchtlichen Steigungen nimmt, bis gegen 16½ Kilometer, habe ich Zeit, eng in meinen Mantel gehüllt und den Rockkragen hochgeschlagen — denn hier oben weht ein kalter Luftzug — die Mitreisenden zu mustern. Meistens junge, kräftiggebaute Leute, in der

Tracht, wie sie beim Reiten und Fahren über Klippen und durch dorniges Gestrüpp am zweckmäßigsten ist: breiter Schlapphut, an der einen Seite hochgeklappt, grauer oder brauner Kordanzug, Reithosen und Reitgamaschen, in der Hand den unvermeidlichen Sjambock, die Nilpferdpeitsche, im Munde die unvermeidliche Shagpfeife. (Ein Kilogramm, also eine Kiste Zigarren, kostet jetzt 5 Mark Zoll, Zigaretten sogar 10 Mark.) Selbst eine Dame ist Reisegefährtin. Ihr gegenüber sitzt eine junge Burenfrau mit ihrem Manne, die nach ihrer Farm zurückkehren. Da sie von einem Mitgliede der hesigen Mission an die Bahn gebracht wurden, so nehme ich an, daß sie den vorhergehenden Tag — Sonntag — benutzt haben, um einmal wieder dem Gottesdienste beizuwohnen.



Lager der Arbeiter auf dem Schürffelde.

Inzwischen ist die Sonne aufgegangen, und plötzlich wird's auch warm, da die außerordentlich reine Atmosphäre keine Strahlen auffaugt. Wir sind schon bedeutend hoch gekommen, rechts und links ragen wildromantische Klippen auf, durch die hindurch der Weg gesprengt werden mußte. Es ist etwas Eigenartiges mit dieser südwestafrikanischen Küstenlandschaft: eine Hügelkette liegt vor einem, der Zug windet sich mühsam hinein, hinter dem Kamm muß doch etwas Neues kommen, denkt man und späht eifrig nach vorn. Endlich ist man oben und — es breitet sich vor einem genau die gleiche Formation aus, auf der fernen Seite wieder durch eine Hügelkette abgeschlossen, die der vorigen so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern. So geht es an 150 Kilometer weit, bis auf dem Hochplateau Bäume und Grassteppe vorkommen. Glücklicherweise führt uns unser Weg nur bis Kolmans Kop (etwa 17 Kilometer). Eine kleine Wellblechbaracke bezeichnet die Haltestelle. Etwa ein halbes Dutzend Passagiere steigen aus, der Zug setzt sich wieder in Bewegung, verschwindet hinter einer Sanddüne, und wir sind allein auf dem kostbaren Boden, denn schon hier ist er diamanthaltig. Rechts und links von der Bahn erstreckt sich eine riesige ebene Fläche, nur ganz in der Ferne durch Klippen eingeschlossen, hinter denen die gefährliche Sanddünenkette aufragt. Wir schreiten nun auf dem ziemlich festen Grunde, fest, denn hier ist während der Nacht Tau gefallen und hat die oberste Schicht des grobkörnigen Sandes durchfeuchtet. Überall blitzt und funkelt es zwischen dem Sand auf, teils Quarz, teils winzig kleine Diamantsplitterchen, die so fein sind, daß man sie kaum anfassen kann. Der Sand besteht in seinen obersten Schichten fast nur aus stecknadelkopfgroßen Halbedelsteinen: Topasen, Blutsteinen, Granaten und noch vielen anderen mehr, die im Laufe der Jahre — wer weiß wie lange — durch den zwischen ihnen durchgejagten feinen Staub bis zu ihrer jetzigen Kleinheit abgeschliffen sind. In diesen Ebenen findet man Diamanten schon einen Zoll unter der Oberfläche, indem man einfach den Sand mit der Hand schöpft und langsam durch die Finger rieseln läßt; das Blitzen des wertvollen Steines läßt ihn gleich erkennen. Was tiefer liegt, quien sabe? Eine rationelle Bearbeitung, d. h. durch Bohren, wird jetzt auf einigen der Bahngesellschaft gehörigen Stellen versucht, über deren Resultate man begreiflicherweise nichts Sicheres erfahren kann. Während sich unsere Gesellschaft allmählich zerstreut, indem jeder an einer ihm günstig erscheinenden Stelle sein Glück versuchen will, schreite ich mit zwei Begleitern weiter, um unsere Schürftafeln aufzustellen. Gegen Einzahlung von 63 Mark erhält man nämlich von der Kolonialgesellschaft das Recht, sich einen Kreis von zwei Kilometern Durchmesser auszusuchen, auf dem man nach Aufstellung seiner Schürftafel das Recht hat, für die Dauer eines halben Jahres nach „Mineralien aller Art" zu schürfen. Erweisen sich die Plätze ergiebig, so muß man für den Abbau eines 50 Quadratmeter großen Feldes 216 Mark zahlen. Statt dieser Abgabe steht es der Kolonialgesellschaft aber frei, $2^1/_4$ v. H. der Bruttoeinnahme der jährlichen Förderung zu verlangen.

Über die Herkunft der Steine herrscht noch ziemliche Unklarheit. Während ein Teil der Prospektoren annimmt, daß es sich nur um Flugdiamanten handelt, die bei den hier während der Hälfte des Jahres herrschenden starken südlichen Winden von weit her, wahrscheinlich vom Oranjefluß, der bekanntlich Diamanten führt, kommen, glaubt ein anderer Teil, auch viele Geologen, daß die Diamanten aus dem Gestein herausgewittert sind, und daß in der Tiefe noch größere Mengen vorhanden sind.

Doch zurück zu unserer Expedition.

Das Unternehmen ist gar nicht so ganz einfach. Da nämlich der Standpunkt der eigenen Tafel mindestens zwei Kilometer von der eines Nachbars entfernt sein muß, so gilt es, scharf aufzupassen, um einen etwa schon vorhandenen Claim nicht zu übersehen. Wir drei schwärmen aus mit einem Abstande von ungefähr 1—$1^1/_2$ Kilometer und explorieren. Von Zeit zu Zeit wird das Gelände mit unseren Binokularen abgesucht; schon glaubt man eine passende Stelle gefunden zu haben, da kündet ein kaum sichtbarer weißer Fleck in halber Höhe einer Klippe an, daß wir schon auf fremdem Grund und Boden gehen. Also weiter. Es beginnt warm und wärmer zu werden, der Mantel ist schon längst an einem Riemen über der Schulter befestigt; die Proviantasche mit ihrem Inhalt, die Schürftafeln und Pfähle beginnen ihr Gewicht fühlbar zu machen. Aber ehe wir nicht die Hälfte unserer Arbeit erledigt haben, darf keine Ruhepause gemacht werden. Wir orientieren uns nach dem Stande der Sonne und dringen langsam weiter vor. Wieder eine vielversprechende Talsenkung, grober, blitzender Kies, darunter blaugrauer Grund, aber auch wieder in der Ferne die ominöse Tafel. Während wir beratschlagen, ob wir geradeaus in der Richtung auf die etwa vier Kilometer entfernten Sanddünen marschieren oder nordwestlich über den Klippenrand gehen sollen, erblicken wir in einer Niederung, halbverdeckt durch ein paar große Blöcke, ein Zelt. Bald ist es erreicht: es sind drei Amerikaner, geübte Prospektoren, die schon in der Kapkolonie ihre Kenntnisse bewährt haben, und die hier im Auftrag eines Lüderitzbuchter Herrn dessen Boden bearbeiten. Die Methode ist so einfach wie die Werkzeuge: mit einer Pike wird der Boden locker gemacht, in einem großen Siebe von dem feinen Sand und Staub befreit, durchgespült — das Wasser muß in Zinnfässern per Maultierkarre von Lüderitzbucht herangeschafft werden — und der

Das Durchsuchen der diamanthaltigen Erde.

grobe Kies dann auf einem hölzernen Tisch aufgeschichtet und durchsucht. Die Ausbeute ist noch nicht besonders, etwa acht bis zwölf kleine Diamanten pro Tag, wobei man aber nicht vergessen darf, daß man auf Gold- und Diamantfeldern selten sichere Auskunft erhält, die Leute hoffen aber in der Tiefe größere Steine zu finden. Es sind etwa erbsengroße Dinger von der verschiedensten Form und Farbe. Einzelne so regelmäßig, als ob sie schon geschliffen wären, andere unregelmäßig kantig, wieder andere augenscheinlich von einem größeren Stück abgesprengt. Auf unsere Fragen erhalten wir die Auskunft, daß vor uns alles schon belegt ist, nur jenseit der Klippenreihe wäre noch die Möglichkeit unbelegter Felder. So heißt es also wieder avanti. Nach etwa drei viertel Stunden mühsamen Kletterns sind wir auf der anderen Seite, und hier ist trotz sorgfältigen Suchens kein Zeichen fremder Besitzergreifung zu bemerken, also hurtig die erste Tafel eingeschlagen. Gott sei Dank, ein Pfahl ist sicher eingerammt. Ein Blick auf die Uhr, 10½, was auf der Schürftafel bemerkt werden muß, zeigt uns aber zugleich, daß wir zum Frühstücken nur eine Viertelstunde haben, wenn wir den von Aus heranbrausenden Zug noch erreichen wollen. Wo wir stehen, legen wir uns der Länge nach in den Sand, einige belegte Stullen, ein kaltes Kotelett, hartgekochte Eier und eine Flasche Harzer Sauerbrunnen erquicken die ermüdeten Lebensgeister, während der Körper sich wohlig dem Gefühl der Ausspannung hingibt. Dann wird die Stelle mit Umgebung photographiert, damit kein Unberufener die Tafel versetzen kann, und weiter geht es mit erheblich leichterem Gepäck an der Klippenreihe entlang in weitem Bogen der Station zu. Unterwegs bemerken wir überall saftige grüne Sträucher und zahlreiche Antilopenspuren, auch die rundlichen Fährten eines Schakals dabei, und plötzlich, kaum zehn Schritte vor uns, huscht aus einer Felsspalte ein großes, gelbes Tier, um flüchtig, von der Sonne grell beleuchtet, an den rötlichen Klippen entlang, dem Auge zu entschwinden: ein Schakal. Schade, daß wir keine Büchse bei uns haben. Auf dem Rückwege werden noch vier weitere Schürftafeln aufgestellt. Als ich bei der letzten während der photographischen Aufnahme den Sand ganz mechanisch durch meine Finger rinnen lasse, blitzt plötzlich etwas auf, ich nehme den Gegenstand vorsichtig heraus, hurra, es ist ein Diamant. Etwa gut erbsengroß, außerordentlich regelmäßig, präsentiert sich der Fund und ruft bei meinen Begleitern Ausdrücke der Bewunderung hervor ob seiner wasserhellen Farbe. So hat dieser Tag gleich eine Ausbeute gebracht. Und nun im Eilmarsch zurück, denn wenn wir den Zug verpassen, dann gibt's noch eine Wanderung von siebzehn Kilometern im Sande, und was das heißen will, das weiß nur der, der entweder in Südwest war oder am Meeresstrande längere Fußwanderungen gemacht hat. Die Sonne brennt jetzt glühend heiß hernieder, der Schweiß rinnt so reichlich, daß es von meinen Augenlidern nur so herniedertropft, die Füße sinken jetzt knöcheltief ein, nachdem das bißchen Feuchtigkeit von heute morgen längst verdunstet ist. Ein Wettlauf hier müßte einen erheiternden Anblick bieten. Endlich, endlich kommen wir über einen kleinen Kamm und sehen am Ende der vor uns liegenden Ebene das kleine Stationsgebäude liegen, scheinbar nur zehn Minuten entfernt. Aber so rein ist hier die Luft, daß man ständig die Entfernungen unterschätzt, was ja auch im letzten Orlog unsere Leute zu ihrem Schaden erfahren haben. Noch drei viertel Stunden mühsamen Marschierens im Sande bedarf es, um uns das heiß ersehnte Ziel erreichen zu lassen. Im Schatten der kleinen Bude liegen schon die Reisegefährten. Unter den zehn Leutchen wird die Konversation in nicht weniger als drei Sprachen geführt, deutsch, englisch und kapholländisch. Viel ist nicht gefunden worden, im Gegensatz zum Tage vorher, wo fast jeder Teilnehmer irgendeinen schönen Fund gemacht hatte. Nur einige Rubine, ein schöner Blutstein und ein etwa haselnußgroßer Rauchtopas. Den einzigen Diamanten habe ich. Aber es sind in den letzten Wochen doch im ganzen etwa 1200 Diamanten gefunden worden, und es ist zu hoffen, daß bei rationeller Ausbeute eine neue Einnahmequelle für den Süden der Kolonie geschaffen wird. Die Anzeichen sprechen dafür, hat doch auch die Regierung — außerhalb ihres eigenen Landes — zwanzig Schürfscheine bei der Kolonialverwaltung belegt. Möchte dieser, aller Wunsch einer baldigen Erfüllung entgegengehen.

Die Boyersen.

(3. Fortsetzung.)

Von Olga Wohlbrück.

Am nächsten Morgen wurde Marianne von Frau Boyersen unten im Kontor vorgestellt.

„Meine Schwiegertochter — Marianne Boyersen, Volontärin."

Der alte Buchhalter führte sie zu ihrem Platz. „Ich nehme an, daß es Ihnen lieber ist, wenn Sie in meiner Nähe sitzen."

Zwei junge Leute in der Ecke kicherten leise. „Ihm ist's lieber — Schlauberger!"

Es ging von der jungen Frau ein leiser Duft von guter Seife und Eau de Cologne aus, der die Gedanken angenehm anregte.

Marianne aber griff entschlossen zur Feder. „Machen Sie nur, bitte, keine Umstände mit mir. Noch ist kein Meister vom Himmel gefallen, aber an gutem Willen soll's mir nicht fehlen!"

Frau Boyersen und der alte Buchhalter wechselten einen kurzen Blick.

„Die hat's in sich," flüsterte er händereibend seiner alten Prinzipalin zu, „die hat's in sich!"

Die Alte zuckte die Achseln. Das würde man erst später sehen, nur kein Aufhebens machen. Verzweiflung, Not . . . das ist noch immer nicht Energie oder gar Leistungsfähigkeit.

Marianne achtete nicht auf das Geflüster. Sie arbeitete mit eigensinniger Ausdauer wie eine Schülerin, die sich den ersten Platz erobern will. Aus der freundlichen Anerkennung des alten Buchhalters schien sie sich wenig zu machen.

Bei Tisch sagte Frau Boyersen mehr lauernd als erstaunt:

„Woher hast du denn deine paar Kenntnisse: Maschinenschreiben und Buchführung und so?"

„Bevor ich heiratete, war ich ein Jahr auf der Handelsschule."

„Wolltest du in das Geschäft deines Vaters eintreten?"

„Mein Vater hätte mich gejagt, wenn ich ihm damit gekommen wäre. Er haßte arbeitende Frauen. Er beschäftigte keine einzige."

Frau Boyersen machte einen runden Rücken, was sie seit einiger Zeit immer tat, wenn sie einen Angriff befürchtete oder selbst angreifen wollte. Aber bevor sie den Mund zu einer harten Antwort öffnen konnte, fuhr Marianne fort:

„Mein Vater liebte schöne, wohlerzogene, hübsch gekleidete Damen. Auch bei Männern ging ihm die Form über den Inhalt."

„Deshalb nahm er sich etwa Christian zum Schwiegersohne?" fragte die Alte höhnisch.

„Frau Boyersen . . ." mahnte Lene.

Aber Marianne ließ sich nicht aus ihrer Ruhe bringen und sah ihre Schwiegermutter nur aufmerksam an.

„Christian schien äußerlich eine in jeder Hinsicht passende Partie. Darum sagte der Vater auch nicht nein, als ich ihn heiraten wollte. Als ich ihn noch nicht so kannte, war ich sehr verliebt in ihn, aber jetzt, wo ich ihn kenne, ist er mir mehr."

Frau Boyersen schoß alles Blut zu Kopf. Das Bekenntnis erschien ihr, die sie nie über ihre Empfindungen sprach, wie eine Schamlosigkeit.

Flucht vor dem Sturm.
Gemälde von E. Baudoux.

Lene fuhr sich verlegen über ihre Schürze. Auch ihr altes Blut geriet in heimliche Wallung durch diese Worte. Es war auf einmal wie ein heißer Luftstrom, der in die frostige Kühle der Zimmer drang. Und die zwei alten Frauen wagten es plötzlich nicht, die Augen von der Tischdecke zu erheben, und warteten, daß ein neues Wort sie erlöse von dieser unendlichen Peinlichkeit.

Aber Marianne trank ruhig ihr Glas Milch aus, das sie sich zu jeder Mahlzeit erbeten hatte, und sagte: „Ich gehe jetzt ins Kontor."

„Es ist noch viel zu früh. Die Leute haben Tischzeit bis drei."

„Macht nichts. Zu tun gibt's immer was, und dann rauche ich eine Zigarette unten."

„Abräumen, Lene", gebot Frau Boyersen schroff und rückte heftig ihren Stuhl vom Tisch.

Den ganzen Tag konnte sie ein unbehagliches Gefühl nicht loswerden. Statt zur Postzeit ins Kontor zu gehen, ließ sie sich die Korrespondenz heraufbringen.

„Ach, du bist's?" sagte sie, als ihr die Schwiegertochter die Briefe auf den großen Mahagonisekretär legte.

„Ja. Es ist ein Brief von Christian dabei. Möglicherweise hättest du eine Frage an mich zu richten."

„Privatbriefe kommen zum Schluß", sagte Frau Boyersen.

„Schön. Dann kann ich ja wieder gehen."

Kaum war aber Marianne aus dem Zimmer, als Frau Boyersen in ungewohnter nervöser Hast nach dem Briefe griff. Er enthielt nur wenige Zeilen.

„Liebe Mama! Laß meine Marianne nicht entgelten, was Du mir vorzuwerfen vielleicht Ursache hast. Sie ist der beste und klügste Mensch, den ich in meinem ganzen Leben gesehen. Du wirst das selbst bald anerkennen müssen. Ich danke Dir jetzt schon für alles Gute, was Du ihr erweisest. Grüß Lene. Dein Sohn Christian."

Das war was ganz Neues. Frau Boyersen las den Brief drei-, viermal hintereinander durch. „Der beste und klügste Mensch" . . . Hm . . . Sie mußte lächeln über die naive Rücksichtslosigkeit, die in diesen Worten lag. Und dann lag ihr ein bitterer Geschmack auf der Zunge. Sie ging lange auf und ab in ihrem Zimmer, ehe sie sich wieder zur Arbeit setzte. Als Lene die angezündete Lampe hereinbrachte und sich mit einem Strickstrumpf zu ihrer Herrin setzte, reichte ihr Frau Boyersen den Brief hinüber. Sie buchstabierte langsam an den verschnörkelten Buchstaben herum — Christian hatte nie eine klare kaufmännische Schrift gehabt. — „Nun, was sagst du?" fragte Frau Boyersen.

„So hätte es das erstemal auch sein müssen", antwortete Lene leise, und sie hatte Mühe, das wehe Gefühl zu bekämpfen, das sie jedesmal übermannte, wenn Bertas vorzeitiger Tod ihr vor Augen stand.

„Warum schreibt er nichts von sich?" fragte Frau Boyersen weiter, als könnte ihr die Magd Aufschluß darüber geben.

„Wollten Sie denn früher etwas wissen von ihm, Frau Boyersen?"

Ein tückischer Blick traf die alte Dienerin, die manchmal vergessen konnte, daß sie zu ihrer Herrin sprach. Frau Boyersen ging jetzt immer hocherhobenen Hauptes hinunter ins Kontor, mit bebenden Nüstern, als gälte es, einen Kampf auszufechten.

Unten war es lautlos still, nur die Federn glitten über das Papier. Marianne saß über ein Kontobuch gebeugt und trug Zahlen auf Zahlen ein. Sie erhob nicht einmal den Kopf, wenn die Schwiegermutter sich neben sie stellte in der distanzwahrenden, unpersönlichen Pose des Chefs. Frau Boyersen empfand es jetzt wieder stark, dieses Herrschergefühl über all diesen gebeugten Häuptern, denen sie oberstes Gesetz war, die für sie arbeiteten, an ihrem Ansehen weiterbauten.

Der Buchhalter zeigte ihr die letzten eingelaufenen Depeschen. Frau Boyersen runzelte die Stirn.

„Bald mehr Bestellungen, als wir annehmen können, Martens."

„Immer annehmen, Frau Boyersen, immer annehmen, solange wir liefern, brauchen wir keine Konkurrenz zu fürchten, liefern wir einmal nicht, setzt sie sich uns hier auf den Hals."

„Hier? Mitten auf den Platz? Reden Sie keinen Unsinn, Martens."

„Der Platz ist groß genug für zwei Schilder und die Stadt für zwei Firmen", gab der Buchhalter ernst zurück.

Martens wurde kindisch mit seinen 60 Jahren. Frau Boyersen tippte sich an die Stirn.

„Uns Konkurrenz machen? Meilenweit kauft alles bei uns. Die ganze Provinz bezieht von uns — die Güter ringsherum. . . ."

Frau Boyersen sprach laut und herrisch. Der Buchhalter schüttelte den Kopf. Merkwürdig . . . vor wenigen Jahren noch zitterte diese Frau, wenn um ein paar Sack Hafer weniger verkauft wurde, sah den Ruin ihres Hauses vor Augen — und jetzt, wo wirklich Gefahr drohte, wollte sie sie nicht sehen.

Eines Tages beim Abendbrot sagte sie: „Martens wird alt."

„Die ganze Geschäftsführung ist alt", meinte Marianne.

„Was beliebt?"

So scharf schnitten die zwei Wörtchen in die Stille des Zimmers ein, daß Lene, wie immer bei großer Erregung, ihre Arme in die Schürze einrollte.

„Ich kann die Provinz ja nicht beurteilen," fuhr die junge Frau unbeirrt fort, „aber in den großen Städten wird anders gearbeitet. Der Eingang an Depeschen ist gegen die letzten fünf Jahre um zwei Drittel gestiegen. Ihr antwortet nach wie vor brieflich. In diesen fünf Jahren sind aus diesem Grunde zweiundzwanzig Abschlüsse nicht perfekt geworden, wodurch euch bei einem Umsatze von etwa hundertdreißigtausend Mark etwa vierzigtausend Mark Nettoverdienst entgangen, macht pro Jahr achttausend Mark."

Frau Boyersen fuhr sich mit der Hand glättend über den Scheitel.

„Du treibst Statistik, statt zu lernen."

„An der lerne ich eben."

„So!" . . .

Frau Boyersen hielt ihr Glas so hart mit der Hand umspannt, daß sie es fast zerdrückt hätte. Es war die erste Kritik, die sich an ihr Werk wagte.

„Kümmere dich nur um das, was dich angeht. Tue deine Arbeit und gib dir nicht die Mühe, klüger zu sein als ich."

Sie sagte das so ungelenk grob, daß sogar Lene ihr die ganze ängstliche Unbeholfenheit anmerkte und nun ihrerseits, um ihrer Herrin zu Hilfe zu kommen, stammelte:

„Wie kannst du so reden, Marianne. Frau Boyersen hat doch eine ganz andere Erfahrung."

„Ich maße mir ja auch nicht an, irgendwelche Neuerungen einzuführen, ich meine nur, daß hier vielleicht eine jüngere Kraft mit modernem Geschäftssinn not täte, die die Karre wieder in Schwung bringt. Bei den Verbindungen, die die Firma hat, könnte, müßte sie einen ganz anderen Namen, einen ganz anderen Umsatz haben."

Frau Boyersen war ganz bleich geworden.

„Der Name ist reell und der Umsatz genügend", sagte sie. „Auf Schwindelmanipulationen lasse ich mich nicht ein, und was von dort kommt" — sie beschrieb mit einer weiten Geste einen großen Kreis, in den sie wohl alle Großstädte und vor allem Berlin mit einbegriff — „das ist Schwindel, Schwindel, den man mit seinem Namen, seiner Ehre, seinem Leben bezahlt."

Lene streifte die junge Frau mit einem ängstlichen Blick, aber Marianne blieb ganz ruhig und sagte nur:

„Die Leichtgläubigen sind Schwindler, die Hoffenden sind Schwindler, die Schwachen sind Schwindler . . ."

Da war es wieder, das Neue, gegen das Frau Boyersen sich wehrte. Was macht sie mit all den dunklen Worten, hinter denen sich Verrat und Leichtsinn verschanzte!

Lene aber atmete schwer auf. Es war ihr, als hätte jemand leise die Hand auf ihren Scheitel gelegt, tröstend und verzeihend.

Abends saß Marianne in ihrer kahlen Stube und schrieb Briefe, als die Tür sich leise öffnete und Lene herein-
Sie trat an die Lampe heran, wie um sie höher zu
hen.
Laß nur, Lene, sie brennt gut genug", sagte Marianne
gte ihre feine, feingepflegte Hand auf den knochigen Arm.
Die alte Magd lächelte verwirrt und blickte unschlüssig
zu Boden.
Du willst etwas wissen, Lene, nicht wahr?"
Wie leben sie dort?" . . .
Marianne zeigte auf einen Stuhl neben sich. Lene ließ
sich ihm nieder und wickelte ihre Arme in die Schürze.
Es war ein schwerer Schlag, der uns alle getroffen,
. . ein sehr schwerer Schlag. Nur einer trug den
Kopf danach höher — Christians Vater. Nicht weil er ge-
fehlt hatte, sondern weil er sah, daß die Liebe blieb
Ganz. Wir wandten uns nicht ab von meinem Vater
Der ich noch Christian. Wir haben ihn nicht in den
Tod getrieben — wir nicht! Daß er das tun konnte trotz
Liebe, das können wir ihm nicht verzeihen."
Wie leben sie dort?" fragte Lene wieder.
Christian studiert" . . .
Was?"
Sie riß ihre alten, verweinten Augen weit auf.
Ach, Lene, warum wunderst du dich? So viel ist ge-
Daß er ein paar Jahre ruhig studieren kann. Schon
ein Jahr studiert er."
Sie schüttelte den Kopf.
Wir können ihn doch von klein auf — das haben wir
gedacht."
Er war auf falschem Wege. Zum Kaufmann ist er nicht
, so wenig wie sein Vater."
Sie blickte gequält vor sich hin und fuhr sich mit dem
Taschentuch einigemal über die Schläfe.
Wird er dann — verdienen können?"
Viel Geld, meinst du? . . . Nein, das glaube ich nicht."
Wozu?"
Marianne starrte in das Lampenlicht und lächelte.
Weil es ihn froh macht."
Und warum bist du dann hergekommen?"
Weil es nicht langte für uns beide, und weil ich an
Christ denken muß."
Sie sah die junge Frau beinahe feindlich an.
Frau Boyersen wird noch lange leben", sagte sie beinahe
.
Sicher! Solche Menschen leben immer lange. Sie
wollen nur leben, solange es ihr gefällt. Aber sie soll
vergessen, daß sie nicht allein auf der Welt ist."
Sie erhob sich. Leise, wie sie gekommen, verließ sie das
Die Aussprache hatte sie nicht befriedigt. Es
lag so viel hinter jedem Wort zu stecken. Es war in
Ihnen etwas, was sie beunruhigte. Und sie fand in ihrem
armen Wortschatze nur ein täppisches Wort: „Erb
sind", das sie leise vor sich hinmurmelte, um doch gleich
über den Klang des Wortes zu erschrecken.
Nächste Tag war ein Sonntag.
Wann gehst du?" fragte Frau Boyersen, als sie beim
Gehen des Korridors ihrer Schwiegertochter begegnete,
deren eleganten, schwarzen Kleide die Treppe herabkam.
Zur Kirche."
Ironisches Lächeln zog Frau Boyersens Mundwinkel
. Ich falsch berichtet worden meinetwegen ist's nicht
Meinetwegen tu ich's auch nicht."
Bist du fromm?"
Nein. Aber deine besten Kunden sind eifrige Kirchen
Martens hat versprochen, mich mit ihnen bekannt zu
Es ist gut, wenn man mit den Leuten persönlich
bekannt."

„Du faßt die Kirche als Börse auf?"

„Ich tue, was du früher getan hast. Oder warst du etwa fromm? Aber wie hättest du dann plötzlich die Kirche entbehren können?"

Frau Boyersen ging, ohne zu antworten, an ihr vorbei in ihr Zimmer. Es war ihr, als wäre sie nicht mehr zu Hause bei sich. Ihre eigene Vergangenheit schien ihr nicht mehr anzugehören. Wie durfte dieses junge Geschöpf mit den hellen Augen, dem frischen roten Mund an ihr Leben tasten? Niemand hatte das gewagt bisher, niemand . . .

„Lene!" rief sie schrill. „Lene!"

Sie hatte das Gefühl, sie müßte sie zur Hilfe rufen, zur Abwehr gegen einen gemeinsamen Feind; aber als sie vor ihr stand, diese gebrochene Kreatur, in deren halberloschenen Augen nicht einmal ein Vorwurf mehr zu lesen war, da erstarb ihr das Wort auf den Lippen. Und ein kindischer, ungerechter Zorn wallte in ihr auf.

„Leb ich euch zu lange?" stieß sie bissig hervor.

Die Magd aber, die an das gestrige Gespräch dachte, senkte bekümmert den Kopf.

Frau Boyersen sah in dieser Bewegung das Zugeständnis einer Schuld. Und nun wurde sie ganz ruhig.

„Ach so . . . ja ja . . . ich kann mir denken. Es hat lange gedauert, mein Leben, und hört nicht auf, und hört nicht auf. — "

Lene erschrak.

„Nein, Frau Boyersen, das müssen Sie nicht glauben . . ."

„Was denn?" fragte die alte Frau bissig, „daß ihr mich umbringen wollt? . . . Nein, das denke ich nicht . . . das tut ihr nicht, das hat nicht einmal er getan."

Sie lachte kurz und trocken auf. „Nur die Erde möchtet ihr aufwühlen, auf der ich stehe."

Sie warf einen Blick in den schmalen Spiegel in breitem Goldrahmen, der über dem Sofa hing. Sie erkannte ihr eigenes Gesicht nicht. War es die grelle Wintersonne, die alle Falten ans Licht zerrte, war es die Erregung dieser Stunde, die ihre Farbe gebleicht hatte?

Sie erschrak vor sich selbst und fuhr sich mit der knochigen, einst schönen Hand über das Antlitz, als könnte sie damit alles wegwischen, was Jahre und Leidenschaften eingegraben hatten.

Nie hatte sie auf ihr Äußeres viel gegeben, aber sie war stets vom Bewußtsein ihres kraftvollen Wohlaussehens getragen.

Und nun zum erstenmal sah sie, daß ihr Rücken nicht mehr so gerade aufgerichtet war, sah sie, daß ihre Augen tief lagen in runzeligen Höhlen, und ihr Haar ganz dünn an den eingesunkenen Schläfen klebte.

„Es ist kalt in der Stube", sagte sie in ganz verändertem Ton und schauerte fröstelnd zusammen. „Findest du nicht, Lene?"

„Der erste Frosttag, Frau Boyersen . . ." — —

Obwohl Marianne bereits ein halbes Jahr im Christianenhause lebte, hatte keine Annäherung zwischen ihr und Frau Boyersen stattgefunden.

Es war, als bemerkte Frau Boyersen die beinahe fieberhafte Tätigkeit der jungen Frau gar nicht, und wenn der Buchhalter seine Lobeshymnen anhub, schnitt sie ihm das Wort ab mit einer harten Gebärde.

„Sie tut ihre Pflicht, Martens, nicht mehr und nicht weniger. Die habe ich auch getan, und es ist mir schwerer gemacht worden."

Übrigens bezog Marianne jetzt ein kleines Gehalt.

Frau Boyersen fragte nie, was sie damit machte. Es war, als ginge sie das Leben dieser Frau gar nichts an. Sie gewährte ihr nur den Platz in ihrem Hause und an ihrem Tische, den sie früher in patriarchalischen Zeiten auch ihren fleißigen Kommis zugestanden hatte.

Niemals fragte sie nach Christian. Durch Lene hatte sie erfahren, daß er „studierte". Ein geringschätziges Lächeln war die einzige Antwort gewesen. Studieren in seinem Alter!

Das war ihrer Meinung nach auch nichts Besseres als Nichtstun und kostete nur mehr. Nun, wenn er's dazu hatte und seine Frau es zufrieden war, mochte er dort draußen tun, was ihm beliebte. Zweimal in dieser Zeit war Marianne drüben gewesen in Berlin. Sie war jedesmal noch ernster zurückgekommen, hatte sich jedesmal mit noch größerem Feuereifer auf die Arbeit gestürzt. Frau Boyersen fragte sie nicht nach dem Grunde. Vielleicht hoffte sie, über den Umweg von Lene etwas zu erfahren. Aber Marianne wurde immer weniger mitteilsam.

Manchmal dachte Frau Boyersen daran, die Schwiegertochter fortzuschicken. Als sie dem Buchhalter eine Andeutung darüber machte, geriet er außer sich.

„Frau Marianne ist unentbehrlich — jawohl, unentbehrlich ist sie. Sie wollen doch Ihr Geschäft nicht ruinieren?"

„Mein Geschäft ruinieren, weil ich statt eines Angestellten einen anderen nehme?"

Frau Boyersen sah den alten, klugen Berater herausfordernd an.

Martens fuhr sich aufgeregt über seine Glatze.

„Frau Boyersen, ich bin nicht der Jüngste, und außer Ihnen weiß nur Ihre Schwiegertochter Bescheid im Geschäft."

„Reden Sie keinen Unsinn, Martens. Sie können noch zwanzig Jahre arbeiten."

„Kaum ein Jahr mehr, Frau Boyersen", entgegnete der Buchhalter leise und wie beschämt, seine Schwäche einzugestehen.

Frau Boyersen verlor zum erstenmal in ihrem Leben die Fassung.

„Sie können nicht mehr, Martens? Sie wollen fort von mir?"

Es lag beinahe etwas wie Zärtlichkeit in ihrem Ton, in ihren fragend auf ihn gerichteten Augen. Sie reichte ihm die Hand und litt es, daß er sie in herzlicher Ergebenheit küßte.

„Man muß an das Ende denken, Frau Boyersen", sagte er bewegt. „Und daran, daß man die letzten Tage feiern darf."

Frau Boyersen wußte, daß er in glücklichen Familienverhältnissen lebte, und hatte ihn oft mit seinen zwei heranwachsenden Enkeln an ihren Fenstern vorbei zur Kirche gehen sehen.

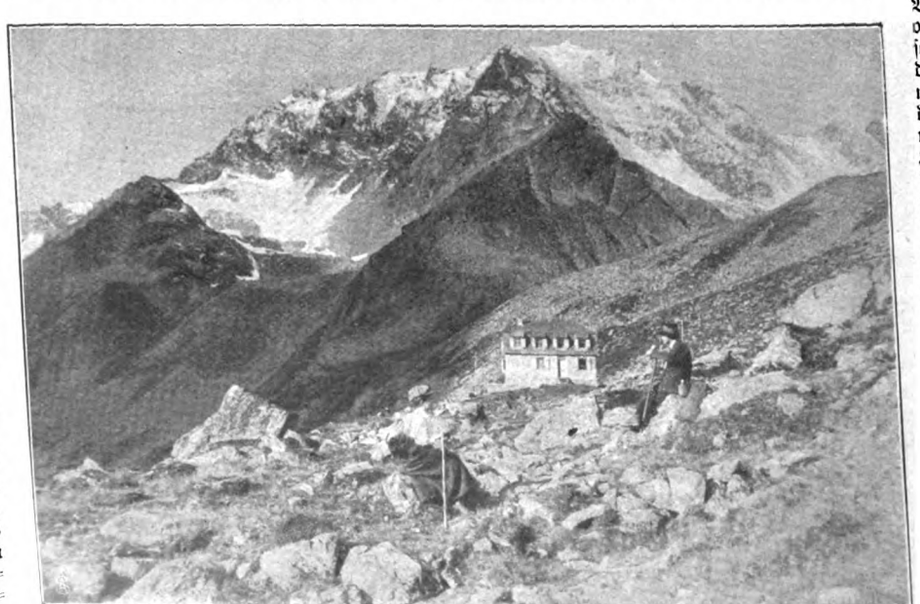
„Sie haben sich Ihre Pension bei mir redlich verdient, lieber Martens. Schlechter als der Staat danke ich auch nicht."

„Na, es ist ja noch Zeit", schnitt er mit heiterm Lächeln ab. „Solange es geht, geht es."

Frau Boyersen aber hielt sich an diesem Tage nur mühsam aufrecht, als hätte der Sturm an den Mauern ihres Hauses gerüttelt, daß sie wankten und über ihr zusammenzustürzen drohten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Tiroler Schutzhütte. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Auf der Sellrainer Seite des prächtigen, 3300 Meter hohen Fernerkogels, dessen Besuch von Jahr zu Jahr wächst, ist am 3. September das von der Sektion Münster in Westfalen erbaute sogenannte „Westfalenhaus" feierlich eröffnet worden. Ein bequemer Stützpunkt ward hiermit für die Besteigung des Fernerkogels geschaffen, denn der Tourist, der bisher weidlich über den langen Aufstieg von Station Kematen zur Längenthaler Alpe seufzte, findet nun in Höhe von 2488 Metern — acht bis neun Stunden von Innsbruck entfernt — eine herrlich gelegene, bewirtschaftete Unterkunftshütte, die etwa 22 Personen Nachtquartier bietet. Die meisten der Touristen werden allerdings nach wie vor von der Franz-Sennhütte aus über den berühmten Lisenser Ferner den Gipfel ersteigen und das Westfalenhaus auf dem Abstieg berühren — eine Partie, an die sich eine Reihe von herrlichen Touren anschließen läßt.



Max Löhrich, Innsbruck, phot.

Das neue Westfalenhaus am Fernerkogel.

„Deutscher Hilfsverein in Paris" (86 rue de Bondy). Es dringt von dem segensreichen Wirken dieses unter dem Protektorate des Kaisers stehenden Vereins in Deutschland nur wenig in die Öffentlichkeit. Kaum dem Namen nach ist er den meisten bekannt. Wer aber einmal in Frankreich lebte und gesehen hat, wie viel Not und Elend unserer Landsleute dort von ihm gestillt ward, der gedenkt seiner in Dankbarkeit und wünscht ihm viel treue, tatkräftige Freunde. Von Jahr zu Jahr mehren sich die Handelsbeziehungen zwischen den beiden Völkern, und die Zahl der vorübergehend oder dauernd in Frankreich lebenden Deutschen steigt. Es liegt daher auf der Hand, daß im gleichen Maße auch die Ansprüche steigen, die an die Hilfstätigkeit des Vereins gestellt werden. Wie erheblich sie sind, mögen folgende, aus dem Jahresbericht 1907 entnommene Zahlen beweisen: Es wurden in dem genannten Jahre außer einer Weihnachtsspende von 500 Franken an Barmitteln 34423 Franken und für Unterstützung mit Nahrungsmitteln, Kohlen, Kleidung usw. ungefähr 7024 Franken verteilt. Die Aufwendung für Krankenpflege betrug gegen 6318 Franken, die für Unterbringung von Männern und Frauen in Asylen etwa 9611 Franken. Wenn wir aus dem Bericht noch erwähnen, daß durch die Hilfe des Vereins 322 kranken oder schwachen Personen die Rückkehr in die Heimat ermöglicht wurde und daß von den Vereinsärzten nicht weniger als 814 Krankenbesuche und 771 Konsultationen unentgeltlich gewährt wurden, so leuchtet auch dem Fernstehenden wohl die große Wichtigkeit und gesegnete Arbeit des Deutschen Hilfsvereins ein, und manch einer wird sich vielleicht bewogen fühlen, ihn durch einen bescheidenen Beitrag zu fördern.

Der „Liebe-Augustin-Brunnen" in Wien. (Zu der obern Abbildung auf der nebenstehenden Seite.) Am 4. September fiel in Wien die Hülle eines Denkmals, das an Eigenart der Erfindung und Auffassung seinesgleichen sucht. Es handelt sich um einen Brunnen, der zu Ehren des 1895 verstorbenen Wiener Wohltäters Georg Kellermann errichtet wurde. Vier bekannte Wiener Künstler waren s. Z. aufgefordert worden, Entwürfe einzureichen. Den Preis erhielt Bildhauer Hans Scherpe, und mit Recht. Denn anstatt, wie die anderen, seinem Entwurf irgendwelche Beziehungen oder Erinnerungen

an den Verstorbenen zugrunde zu legen und sich durch solche selbstgezogenen Schranken einzuengen, schuf er ein Werk freier Phantasie, eine köstliche Verkörperung der volkstümlichen Altwiener Figur des Lieben Augustin, die niemand anschauen kann, ohne froh zu werden. Auf dem Platz Ecke der Schottenhof- und Neustiftgasse erhebt sich, von schönen Gartenanlagen umgeben, das 2½ Meter hohe Brunnenpostament mit dem Muschelbassin aus Salzburger Marmor, und darauf steht, den Krug in der Hand, den Hut „auf Krakehl", und mit urfidelem Schelmengesicht, die 2 Meter hohe Bronzegestalt des Lieben Augustin in packendster, schwungvoller Darstellung. Man hat denn auch davon abgesehen, den Brunnen, wie ursprünglich geplant war, „Kellermannbrunnen" zu nennen, sondern taufte ihn volkstümlicher „Lieber-Augustin-Brunnen".

Ein neu aufgefundenes Werk von Frans Hals. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Um den Preis einer halben Million Mark hat die Nationalgalerie in London vor kurzem ein großes Familienbild von Frans Hals angekauft, das den Meister mit seiner Gattin, umgeben von der lebhaft komponierten Gruppe der Kinder, zeigt. Der Restaurator der Galerie entdeckte es gelegentlich einer Reise, die er nach Schloß Malahide bei Dublin unternahm, um im Auftrage Lord Talbots de Malahide einige alte Bilder wieder instand zu setzen, und fand bei genauerer Untersuchung auch die Autorschaft von Frans Hals bestätigt. Das Gemälde stammt aus einer späteren Schaffensperiode des Künstlers, denn es besitzt — neben harmonisch schönen Tönen von lichtem Braun und Grau — den schwärzlichen Galerieton, der den Bildern seiner letzten Zeit eigen ist. Wie ein Hohn des Schicksals erscheint der außergewöhnlich hohe Preis, den das Bild erzielte, gedenkt man des Mangels, unter dem der Künstler zu seinen Lebzeiten so oft leiden mußte.

Die Vernichtung von Wertpapieren. Die außer Kurs gesetzten Wertpapiere, Papiergeld und Wertzeichen aller Art müssen vernichtet werden, damit kein Mißbrauch mit ihnen getrieben werden könne. Früher war das mit besonderen Schwierigkeiten nicht verknüpft, da dabei nur geringere Papiermengen in Betracht kamen. Im Laufe der Zeit aber wuchs die Menge der ausgegebenen Wertpapiere und damit auch die Masse, die man vernichten mußte; denn es muß beachtet werden, daß nicht nur das eingezogene Papiergeld und die außer Kurs gesetzten Wertzeichen, sondern auch alle Fehldrucke der Vernichtung anheimfallen sollen. Und selbst unbedrucktes, mit Wasserzeichen u. dgl. versehenes Papier muß zerstört werden, wenn es aus irgendeinem Grunde zur Herstellung von Wertpapieren nicht benutzt werden kann. So kam es, daß in großen Anstalten, wie z. B. in der Reichsdruckerei, die Vernichtung dieser Papiermassen sich zu einer schwer zu bewältigenden Aufgabe gestaltete. Ursprünglich benutzte man allgemein das Feuer als Zerstörungsmittel, die Papiere wurden verbrannt. Das Verfahren ist aber, sobald große Mengen in Betracht kommen, nicht zuverlässig. Dickere Papierbündel verbrennen schwer, und es kann vorkommen, daß in deren Mitte einzelne Stücke nicht verbrennen, sondern nur an den Rändern angesengt werden. Mit solchen Resten kann aber leicht Mißbrauch getrieben werden. Besonders schwierig wird das Verbrennen, wenn es sich um gummierte Papiere, z. B. Briefmarkenbogen, handelt, da die Papiere mit dem Klebstoff zu einer Masse verbacken, durch die das Feuer nicht dringen kann. Vielfach hat man darum zu einem anderen Verfahren gegriffen, man brachte das zu vernichtende Papier in Kessel, die mit Laugenlösung gefüllt waren. In dieser Lauge wurden die Papiere eine Zeitlang gekocht und völlig unbrauchbar gemacht. Andererseits weichte man die Papiere einfach in Wasser ein und ließ sie dann zermahlen oder zerstampfen. Die Vernichtung war auch in diesem Falle genügend. Bequem aber sind diese nassen Verfahren nicht, weil die feuchten Massen ein großes Gewicht besitzen und ihre Fortschaffung besonders hohe Kosten verursacht. Die feuchten Papiermassen gehen auch leicht in Gärung über, und es fällt häufig schwer, hierfür Abnehmer zu finden. Die nassen Verfahren empfehlen sich also nur dann, wenn man kleinere Mengen Wertpapiere unbrauchbar machen will. In der Reichs-

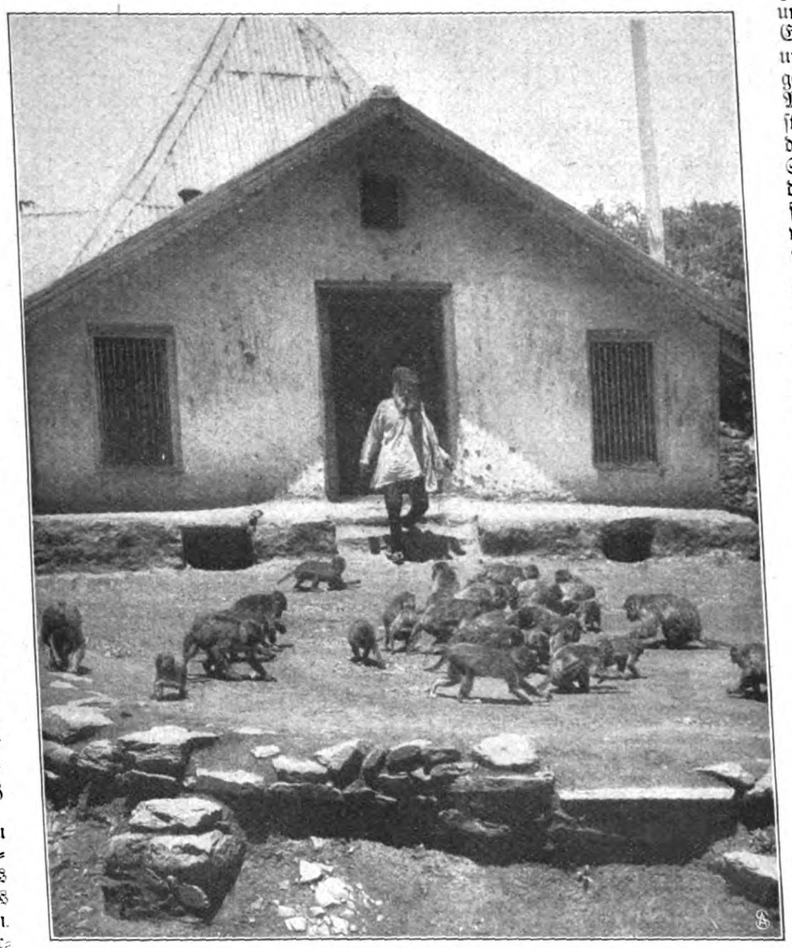
H. Schuhmann, Wien, phot.

Der „Liebe-Augustin-Brunnen" in Wien.
Ausgeführt von Hans Scherpe.

Das von der Nationalgalerie in London für 500000 Mark erworbene Familienbild von Frans Hals.

druckerei hat man darum ein anderes Verfahren eingeführt. Die zu vernichtenden Papiere werden trocken in eine Schlagkreuzmühle gebracht. Diese besteht aus einem gußeisernen Gehäuse, dessen innere Wände mit vierkantigen Stäben besetzt sind. In der Mitte ist ein stählernes Schlagkreuz angebracht, das von einem Elektromotor von 40 Pferdestärken angetrieben wird und 1250 Umdrehungen in der Minute macht. In diese Mühle werden die Papiere durch einen Trichter hineingeworfen, sie werden von dem Schlagkreuz erfaßt, zerrissen und zwischen diesem und den kantigen Wänden des Gehäuses weiter zerkleinert. Dann fallen sie auf ein Sieb, das unter der Mühle angebracht ist und dessen Öffnungen so klein sind, daß sie nur genügend zerkleinerte Papierfetzchen durchlassen. Unter dem Sieb befindet sich eine Kammer, in der die Papierschnitzchen mit Hilfe von Maschinen durch einen Schneckengang fortbewegt und in Säcke befördert werden. Die so vernichteten Papiere werden verkauft, aber der Wert der Masse ist nicht groß. Sie ist allerdings aus besten Papieren entstanden, man kann sie aber zur Fabrikation wertvoller Papiere nicht mehr verwenden, da durch das Zermahlen die Faser zu kurz geworden ist. F.

Der heilige Affe. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Die alten Völker des Orients dachten durchaus nicht gering von den Affen. In der altägyptischen Götterlehre spielt der Mantelpavian eine bedeutsame Rolle, und ihm soll die Menschheit nicht nur die Erfindung der Schrift, sondern auch die der Sand- oder Wasseruhr verdanken. In Indien erfreut sich ein munterer, ohne den Schwanz etwa 50 Zentimeter langer Schlankaffe eines ähnlichen Rufes. Es ist der Hulman, der eine Göttin aus der Gewalt eines Riesen befreite, der den Menschen vom Himmel die Mangofrucht brachte und, als er dafür zur Strafe verbrannt werden sollte, keck und schlau den Scheiterhaufen auslöschte. Dabei hat er sich aber das Gesicht und die Hände verbrannt, die bis heute schwarz geblieben sind. Sonst ist er hellgrau gefärbt. Von dem Hulman berichtet man auch, daß er dem König Rama half, als dieser nach Ceylon zog, um den Dämonenkönig zu bekämpfen, der ihm die schöne Sita geraubt hatte. Und auch ein Dichter war dieser Hulman, er hat ein Schauspiel — Hanumannatakam lautet der Titel — verfaßt und es nicht auf Pergament oder Papier, sondern auf Felsen geschrieben. Und der liebenswürdigste Kollege von der Feder war er; denn als später der Dichter Walmili seine große Dichtung Ramajana geschaffen, fürchtete er, daß sie doch durch das Hanumannatakam verdunkelt werde. Er klagte das dem Affen, und dieser war freundlich genug, sein Manuskript zu vernichten, d. h., die beschriebenen Felsen ins Meer zu stürzen. Darum wird der Hulman noch heute von den gläubigen Hindus als ein heiliges Tier verehrt. Man tut ihm nichts zuleide; man hält ihn in den Tempeln, dort wird er von Priestern und wunderlichen Heiligen gefüttert, dort plündert er ohne Umstände die Opferspenden an Getränken und Früchten, die für die Götter und Göttinnen bestimmt sind. Er brandschatzt die Felder und die Gärten der Gläubigen; er erscheint auf dem Markt und holt sich die schönsten Früchte vom Stand, er dringt selbst in Häuser und Speisekammern und nimmt dem ihn verehrenden Menschen die Nahrung sozusagen vom Munde weg. Leider wird jetzt die Zahl der Ungläubigen größer, und wenn das Treiben der Affen zu toll wird, dann werden diese heiligen Tiere abgeschossen. Darob klagen die Hindus. Vom Hulman stammen ja verschiedene Fürstengeschlechter ab und führen darum den Titel „geschwänzte Rama", und in den Hulman fahren noch heute die Seelen der gestorbenen Mitglieder der Fürstenhäuser. C. F.



From Stereograph copyright by Underwood & Underwood, New York.

Die heiligen Affen in Indien.

Professor Edmund Kretschmer, der um das Dresdener Musikleben sehr verdiente Komponist der Opern „Die Folkunger" und „Heinrich der Löwe", ist in der sächsischen Hauptstadt im Alter von 78 Jahren gestorben. Kretzschmer, der einer Lehrerfamilie der sächsischen Oberlausitz entstammte und seine musikalische Ausbildung in Dresden genoß, wurde Organist der dortigen katholischen Hofkirche, gründete den Cäcilienverein, leitete den Lehrergesangverein und gewann als Dirigent eine hervorragende Stellung. Als Komponist geistlicher Musik, insbesondere Chorwerken mit Orchester, wird sein Name weiter fortleben, während von seinen vier Spielopern sich nur die eingangs erwähnten beiden längere Zeit auf dem Repertoire hielten, den Bühnenwerken „Schön Rothtraut" und „Der Flüchtling" aber nur kurze Erfolge beschieden waren.

A. Adler Nachf., Dresden, phot.

Edmund Kretschmer †

Schachwettkampf zwischen Dr. Emanuel Lasker und Dr. Siegbert Tarrasch. (Zu den beiden untenstehenden Bildnissen.) Seit den Tagen der berühmten Schachwettkämpfe zwischen Steinitz und Zuckertort im Jahre 1886 ist die Schachwelt nicht wieder so in Erregung gewesen wie jetzt, wo die beiden bedeutendsten Meister der Gegenwart, Lasker und Tarrasch, ihre Kräfte gegeneinander erproben. Zwischen diesen Großmeistern, die beide in der Vollkraft des Mannesalters stehen — Dr. Emanuel Lasker ist 40, Dr. Siegbert Tarrasch 46 Jahre alt — besteht seit langem eine Rivalität, wunderbarerweise lassen sie aber auf den großen Turnieren fast niemals zusammen. Da nahm München das Projekt energisch auf und lud die beiden Meister zu einem Wettkampf in Düsseldorf, dann in München ein. Dieser Wettkampf, den alle Schachspieler mit großem Interesse verfolgen, begann am 17. August in Düsseldorf und wird seit dem 31. in München fortgesetzt. Wer Sieger sein wird, ist zur Zeit, da diese Zeilen in Druck gehen, noch nicht vorauszusehen,

Dr. Emanuel Lasker.

Dr. Siegbert Tarrasch.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Syrakus.

Gemälde von Hans Busse.

Nr. 40 — Die Gartenlaube — 1908

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Waldrausch.

(11. Fortsetzung.)

Roman von Ludwig Ganghofer.

Ambros stand allein in dem stillen, öden Saal, mitten in dem hellen Lichtkreise. Er war bis ins Herz erschrocken. Und dennoch konnte er lächeln — wie ein Träumender lächelt. Gedanken und Bilder, die er nicht zu halten, nicht zu fassen vermochte, durchwirbelten seine heiße Stirn, und ein Gefühl, das er nicht begriff, erfüllte drängend seine Brust.

So stand er immer, mit dem Blick an der Tür hängend. Und plötzlich hörte er ein wunderlich blasendes Geräusch. Und als er das Gesicht herumdrehte, tauchte Herr Kesselschmitt am Ufer des weißen Lichtweihers auf, hielt den Kopf zurückgelegt, atmete laut durch die Nase und sagte mit einem Ton, der sich anhörte wie Respekt: „Ihre Hoheit haben sich zurückgezogen. Da steht wohl zu vermuten, daß der Herr Klavierspieler sich entfernen kann."

Ambros, vom Eindruck dieses gegensätzlichen Bildes überwältigt, mußte lachen. Nach aller schönen Weihe der vergangenen Stunden wirkte die Erscheinung des würdevollen und impertinenten Herrn Kesselschmitt wie eine groteske Parodie. Und Ambros konnte noch immer lachen, als er schon draußen stand in der dunklen Nacht, im kühlen Frühlingshauch und unter dem Geflimmer zahlloser Sterne.

Raschen Schrittes ging er durch die Ulmenallee, deren Schatten ihn schwarz umschlang. Und da fuhr es ihm wie eine Erinnerung aus lange vergangener Zeit durch den Sinn, daß er beim Verlassen des Saales, geleitet von Herrn Kesselschmitt, wieder durch jenen Raum gekommen war, den er zuerst betreten. Und nun hatten hier zwei Leuchter mit Wachskerzen gebrannt. Und hell und lebendig hatten die beiden gemalten Bilder ihn angesehen: der junge Jäger und dieses frohe, reizvolle und blütenhafte Frauengesicht. Wie eine alte Erinnerung war das. Doch was er früher erlebt hatte im Saal, das war für ihn ein Späteres und dauerte noch immer fort. Und seltsam, daß er die Herzogin nicht mehr anders sehen konnte — nur immer so, wie dieses frohe, lachende Bild war, dem sie in ihrer Freude an dem Schumannschen Traumliede völlig geglichen hatte! — Schreck? Oder Sorge? Warum? — War ihre Erschütterung nicht schönes und tiefes Genießen? Und diese reine Freude? Dieses Große, Neue und Schöne? Hatte sie das alles nicht ihm zu verdanken? Das fühlte er — nicht nur deshalb, weil es die Herzogin ihm gesagt hatte. Und diesen Gedanken empfand er wie etwas Köstliches, das er um keinen Preis der Welt aus sich herausgegeben hätte.

Nun lachte er wieder. „Ein Violinprofessor, der seiner Schülerin nie ein Blatt Beethoven aufs Pult legt! Das ist doch unglaublich! So einen Kerl sollte man einfach hauen!"

Etwas übermütig Frohes quoll und hämmerte unter seinen Rippen. Warte nur! Die soll auch bei Mozart noch das Lachen lernen! Die ist doch wahrhaftig geboren, um zu lachen, wie . . . Er suchte einen Vergleich und fand keinen, der ihm genügte.

Die Allee war zu Ende, und die Sterne glänzten wieder. Ein Diener wartete beim Tor, sperrte das schmiedeeiserne Gitter auf und ließ hinter dem Gaste das Schloß wieder einklappen.

Ambros wollte sich nach rechtshin wenden, heim zu. Aber da fiel ihm der Toni ein: in mir ist Freude. Da muß auch der Tonele heute noch seine Freude haben. — Er folgte der Straße nach links. Und da war es ihm, als spränge hinter ihm ein Mensch über den Weg. Er guckte sich um, spähte in das Dunkel und rief: „Ist jemand da?" Keine Antwort kam. Und Ambros wanderte rasch dem Dorfe zu.

Am Lahneggerhofe war noch ein kleines Fenster erleuchtet. Aus vergangenen Jahren wußte Ambros, daß hinter diesem Fenster die Schlafstube der Bäuerin lag. Und gewiß hielt der Toni noch Heimgart mit der Mutter — es war ja noch nicht spät, die Turmuhr hatte eben erst 9 geschlagen. Ambros beugte sich über den Zaun, der dicht an der Giebelfront des Hauses hinlief, und mit einem Zweige, den er von einer Johannisbeerstaude abbrach, pochte er an das helle Fenster.

In der Stube ein erschrockener Laut. Dann wurde das Fenster aufgerissen, und der Toni schob den Kopf heraus: „Was is denn? Seids ebba narrisch? Ans Fenster scheppern bei der Nachtzeit! Und ein schlafbrauchets Weibl derschrecken!"

„Geh, nimm's nicht übel, Tonele! Ich bin es. Und ich bringe was Gutes." Ambros hörte aus der Stube heraus ein „Jesus Maria!" der Lahneggerin. Doch der Toni schwieg. „Ich soll dir sagen, daß der Wildmeister wegen des Fisches keine Anzeige machen wird. Und die Frau Herzogin erlaubt dir, daß du jeden Tag für deine Mutter eine schöne Forelle fangen darfst."

„Net war is 's!" zweifelte der Toni verblüfft.

„Doch, Tonele, glaub es nur!"

„. . . Deiner Stimm muß ich glauben. Da is heut ebbes drin, wie wenn einer singt in der Kirch."

„Gelt, ja! Und nur ein einziges Wort hab ich der Frau Herzogin sagen brauchen, und alles war in Ordnung.

Published 1. X. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Du, Tonele! Das ist ein liebes, herzensgutes, entzückendes Geschöpf!"

„Wart ein bißl . . . das muß ich gleich der Mutter sagen! Gott sei Lob und Dank! Jetzt wird s' am End doch schlafen können!" Der Kopf des Toni verschwand, und das Fenster wurde zugeriegelt.

Eine Weile gudte Ambros noch lachend in diesen rötlichen Schimmer — und als er sich umwandte, stand dunkel einer vor ihm, der zwar ausgiebige Sohlen hatte, aber dazu doch ein Übergewicht, das einer breiteren Basis bedurft hätte. Und dieses nach Gleichgewicht ringende Leben gröhlte: „Du? Was treibst denn da?"

„Oh, der Krispin!"

„Jegerl, da schau! Der Herr Inschenöhr!" Erst lachte der Jünglingsbauer vom Lahneggerhof; dann schrie er in Zorn: „Tust ebba Botschaft tragen? Du! Ein bißl Botschaft tragen? Was? . . . Z'erst hast mir mein Wald abdruckt um ein Spottgeld! Und als Vergeltsgott hilfst zum andern? Und tätst ihm Botschaft tragen? Was!"

„Krispin! Mir scheint, Ihr habt einen Rausch!"

„Hast ihn du ebba zahlen müssen? Den hab ich mir schon selber kauft! Und was ich blechen hab müssen . . ."

Den weiteren Verlauf dieser feuchten Rechnung wartete Ambros nicht ab, sondern ging lachend seiner Wege. Schimpfend torkelte der Krispin in die Hofreut. Und als er vor der Haustür dem Toni begegnete, der barfüßig aus dem Flur gesprungen kam, schrie der Jünglingsbauer mit aller Empörung, die der Rausch in ihm aufkommen ließ: „So, du? Hupfst auch schon ummi ums Eck? Aber wart ein bißl, du Brüderl! Mit dir muß ich ebbes reden! Du! Mein Hof is noch allweil ein Ehrenhaus gwesen, verstehst mich! Und das tät ich mir fein ausbitten, daß mir du ein Verdruß und d' Unehr einitragst in mein unbefleckten Leichmund."

„. . . Krispi! Bsinn dich ein bißl, was d' redst!"

„Wann's aber alle Leut schon ausschreien im Wirtshaus, daß dich der Wildmeister beim Fischwildern derwischt hat, und daß er dich einspirren laßt! Bluatsakra! Mein Bruder! Und 's Zuchthaus! Im Grab draht sich der Vater um!"

„Krispi! Laß den Vater in Ruh!" sagte der Toni ruhig. „Aber daß dich der Ehrenpunkt net kitzelt in der Nacht . . . es is alls net wahr . . . und die gute Frau Herzogin hat mir's erlaubt, daß ich für d' Mutter jeden Tag ein paar saubere Forellen fang. Das hat mir der Brosi bei der Frau Herzogin ausgmacht. Und jetzt schlaf dein Rausch aus! Gut Nacht!" Der Toni sprang auf die Straße hinaus.

In der ersten Verblüffung war der Jünglingsbauer vom Lahneggerhofe völlig sprachlos. Dann fing er grimmig zu fluchen an. Sonst war der Krispin ein loyaler Bürger. Doch der Kummer dieser finsteren Stunde verführte ihn zu einem revolutionären Gedanken. „Natürlich! Wenn einer fürnehme Bekanntschaften hat, so därf er sich alle Lumpereien verstatten! Da muß einmal aufgmischt werden, da!" Die Fäuste in Wut nach rückwärts streckend, torkelte er durch die schwarze Haustür hinein. „Himi Bluatsakra! Jetzt muß d' Witib her! Mit ihre sechs Roß! Jetzt hilft nix anders nimmer!"

Draußen auf der Straße schrie der Toni in die sternschöne Nacht hinaus: „He! Brosle! Wo bist denn? So laß dir doch Vergeltsgott sagen!"

Doch Ambros war schon um die nächste Waldecke herum und hörte die Stimme des Freundes nimmer, weil in der Nähe mit Rauschen ein Seitenbach der Wildach floß.

Erst wollte Ambros der Straße folgen, die ihn auf dem Heimwege wieder an der langen weißen Mauer und dem schmiedeeisernen Gittertor vorbeigeführt hätte. Aber da schwenkte er in einen Fußweg ein und machte einen weiten Umweg gegen die Berge hin. Immer ging ein leises Klingen mit ihm — bald eine Note aus dem Schumannschen Traumliede, bald ein Motiv aus der Appassionata. Und während er unter den hellen Sternen so hinwanderte zwischen Bergwald und umbuschten Wiesen, begann in seiner Seele eine Stimme zu tönen, die seit Jahren geschwiegen hatte — seit jenem kalten Morgen, an dem er all seine klingenden Träume vernichtet und mit all den heimlich beschriebenen Blättern in dem großen Ofen seiner Studentenstube ein kleines Feuer entzündet hatte. Durch all die vielen Jahre her war das stumm in ihm geblieben. Nun plötzlich tönte seine Seele wieder. Alle Gedanken wurden ihm zu schwebenden Bildern, jedes Gefühl verwandelte sich in suchenden Klang:

„Es geht ein Rauschen durch die Nacht,
Ein wundersames Grüßen.
Ist ferne, wo der Föhn erwacht?
Sind's Bäche, die da fließen?

Ringsum und weit kein Wasserlauf,
Kein Hauch ist in den Zweigen,
Und finstre Wipfel steigen auf
In ruhevollem Schweigen.

Die Nacht ist klar, die Sterne glühn,
Die funkelschönen Sterne,
Und schwarz wie Marmorwogen ziehn
Die Berge in die Ferne.

Doch dieses Rauschen rauscht und rauscht
Wie rätselhaftes Mahnen!
Und meine Seele sinnt und lauscht
Und will das Wunder ahnen.

Ein Schönes ist in mir erwacht!
Und alle Dinge klingen!
Und was da rauschet in der Nacht,
Sind meiner Sehnsucht Schwingen."

Das kleine Liedchen war vollendet, noch ehe Ambros darüber zum Bewußtsein kam, daß er Verse machte. Ein wunderlicher Schreck befiel ihn. Und dann lachte er laut hinaus in die schöne Nacht mit ihrem ganz irdischen und deutlich vernehmbaren Rauschen. Die Wildbäche plätscherten über alle Berghänge herunter, da drüben über der schwarzen Wiese gluckste und plauderte das Altwasser — und er, der leitende Ingenieur bei der Regulierung der Wildach, er hatte da in seinem Liedchen gesungen:

„Ringsum und weit kein Wasserlauf!"

War das nicht komisch? Oder kann Lyrik nicht geboren werden, ohne zu lügen mit ihrem ersten Worte? Ist es eine Lebensnotwendigkeit der Kunst, alles Irdische zu verleugnen, nur in Träumen zu leben und jedes U der Wirklichkeit zu verwandeln in ein X der Poesie?

Ambros verstummte in diesem kritischen Selbstgespräch. Denn drüben über dem Altwasser sah er einen Menschen springen und hinter den schwarzen Büschen verschwinden, als möchte er nicht gesehen werden — und Ambros erinnerte sich des Schrittes, den er beim Verlassen des Parkes hinter sich vernommen hatte, ohne einen Menschen zu sehen. Aber was sollte das mit dem Heimlichen zu schaffen haben, der sich da drüben versteckte? Und war nicht diese sternfunkelnde Frühlingsnacht so recht dazu geschaffen, um manch einen wachzuhalten, den die Sehnsucht trieb und eine süße Hoffnung lockte? Dazu noch Sonntagsnacht im Dorf, in dem sich alle zärtlichen Romane in Kapiteln mit siebentägigen Pausen abzuspielen pflegen!

Während Ambros der Straße folgte, auf die sein Umweg ihn zurückgeführt hatte, spürte er plötzlich einen starken, harzig herben Duft, den der leise Nachtwind von den Waldgehängen der Sonnenleite herunterwehte. Ambros kannte diesen Duft aus seiner Knabenzeit — so fing der Bergwald immer zu duften an, bevor er blühen wollte.

Hinter den Obstbaumkronen tauchte ein dunkles Dach herauf mit erleuchtetem Giebelfenster.

„Guck, die Beda hat Licht in meiner Stube gemacht!"

Ambros beschleunigte den Schritt. Und blieb wieder stehen und lauschte. Denn draußen in den schwarzen Wiesen sang einer mit gellender Stimme:

„Und 's Fuier weard brennat,
Und rauschi der Wald!
Und 's Alte tommt wieder,
Und 's Nuie bleibt alt!"

Wer das nicht eins von den kleinen Liedern, wie sie der Waldrauscher zu singen pflegte? Wer mochte ihm das Liedchen gesungen haben? Oder war es der wunderliche Alte, der da sang in der Nacht? Aber nein — wenn der Waldrauscher zwitscherte, das klang nicht so trunken erregt, so wild und schrill! —

Als Ambros zur Haustür kam, erhob sich die Beda von der Bank.

„Was? Mädel? Du bist noch auf?“

„Ein bißl Luft schöpfen halt! So viel schwül macht's in der Stuben! . . . Und guten Abend, Herr Lutz! Ich hab dem Nachtmahl auffigstellt und hab dir die Teemaschin [illegible] . . . weil ich allweil ghofft hab, du kommst jetzt bald.“

Er dachte: „Was hat sie denn nur? Die muß sich über [illegible] geärgert haben . . . so klingt doch sonst ihre Stimme [illegible] Doch er sagte nur: „Ich dank dir schön, liebe Beda!“ [illegible] wollte er ins Haus treten.

Aber da fragte sie rasch: „Hast ebba nix ghört, Herr [illegible] wie's, der Lahneggerin geht?“

„Doch! Heute hab ich die Lahneggerin und den Toni [illegible]“

Die Beda schwieg — und atmete schwer.

„Sehr gut sieht die Frau nicht aus. Ich bin erschrocken. Weil sie nur ihren Toni wieder hat! Das macht sie halb gesund. Ganz munter ist sie schon wieder. Und [illegible] wird sie richtig pflegen. Und wird für gute, leichte [illegible] sorgen. Die Frau Herzogin hat ihm erlaubt, daß er [illegible] für seine Mutter eine Forelle fangen darf.“

„So?. . . Aber da wird er wohl gar arg viel Fisch [illegible] fangen!“

„Warum denn nicht?“

„Ja, weil er doch bald wieder aufifahrt ins Unterland.“

„Der Toni? Gott bewahre! Der bleibt daheim bei seiner [illegible]“

„Gelt, 's Richtige wär's!“ Das hatte bekümmerten [illegible] „Aber sechs Roß . . . die ziehen oft ein festen [illegible] vom Fleck.“

„Ach, Mädel, was redest du denn da für Unsinn? Du, [illegible] so klug ist!“

Sie sagte heftig: „Wenn's aber alle Leut schon umherschreien im Dorf, daß er bald wieder aufifaust zu [illegible] Witib!“

„Leute? Und es hatte doch nur der Krispin Sagen von der Witib geredet! Und da machte es nun die [illegible] dieser Witib genau so wie der Krispin mit der [illegible] vom Fischwildern, von der doch auch nur er allein [illegible] geschwatzt hatte, um dann zugunsten seines [illegible] Leumunds behaupten zu können: „Es reden schon [illegible] davon!“ Wie konnte ein Manöver, das der Jüng[illegible] vom Lahneggerhofe fruktifizierte, der redlichen Beda [illegible]ein? Ein Philosoph würde vielleicht aus dieser Tat[illegible] Schluß ziehen, daß die „guten“ und die „schlechten“ [illegible] viel mehr miteinander gemeinsam haben, als man [illegible]nehmen pflegt. Aber bekanntlich sind die Philosophen, [illegible] sich um die Wahrheit der Dinge handelt, nicht maß[illegible] von ihnen konstruiert sich jeder seine eigene Welt, [illegible] immer eine andere als die wirklich bestehende.

[illegible]s hatte ein Weilchen nötig, um aus dem Orakel [illegible] einen klaren Sinn herauszufischen. Dann lachte er [illegible] kameradschaftlich den Arm um das Mädel. „Aber! [illegible] mögt du dir nur so einen dummen Klatsch auf[illegible]en! Du und ich, wir kennen doch den Toni! Da [illegible] eher der blaue Himmel einen Schneefall als der [illegible] unsauberen Herzenshandel!“

„[illegible] er d' Witib aber mögen tut?“

„[illegible]? Glaub doch so was nicht! Das heißt, die [illegible]lich, die möchte schon gern! Und wer richtig [illegible] der Toni wert ist . . . so, wie du und ich das [illegible] der kann es der verliebten Witib auch gar nicht [illegible] Aber der Toni mag nicht. Das hat er mir selber gesagt. Und dem Toni sein Nein und Ja, das steht wie Berg und Tal! Der hat im Unterland da draußen endgültig Schluß gemacht und bleibt bei seiner Mutter.“ Ambros lachte wieder. „Und wenn's ihm mit dem Forellenfang nicht glücken will, dann müssen halt wir zwei wieder einmal kommen . . . und helfen! Was meinst du?“

Die Beda schien keine Meinung zu haben, denn sie schwieg.

Doch Ambros hörte einen so tiefen, wohligen Atemzug, daß er Anlaß hatte zu sagen: „Gelt! Eine schöne Nacht! Und diese milde, prachtvolle Frühlingsluft! Wie froh und leicht einem in solcher Luft das Atmen wird! Und das Herz wird einem größer, als die Brust es erlauben will!“

„Ja, Herr Lutz! . . . Da schnauft man sich gleich wieder ein bißl leichter!“

Nun hatte die Beda plötzlich wieder jenen milden, innerlichen Klang in der Stimme wie am vergangenen Abend nach dem Wettersturz. Und als sie dann zur Großmutter Wildacherin in die Stube kam, in der es gar nicht schwül, sondern eher ein bißchen frostig war, sagte sie mit heiterer Wärme in der Stimme: „Heut muß er ein guten Hamur mit heimbracht haben, der Herr Lutz! Wenn er ebbes sagt, das hört sich an, als hätt er sein Musispiel einwendig in ihm drin.“

Die alte, runde Frau saß auf der Ofenbank und hatte als Kniewärmer den weißen Spitz auf ihrem Schoße. Während sie dem behaglich blinzelnden Hund die Ohren kraute, fragte sie: „Was habts denn gredt miteinander?“

„No mein, vom feinen Wetter halt, und wie schön als d' Nacht is, und wie leicht als man sich schnaufen tut, wenn's Fruhjahr und Bluhzeit wird! . . . Ja, droben auf der Sonnleiten fangt der ganze Wald schon an. Heut, um Mittag, wie ich droben gsessen bin und hab so umeinandergschaut, da hab ich schon auf jedem Gipfel und Astl die roten Bluhköpferln aussispitzen sehen. Und der Waldrauscher hat auch schon gredt davon! . . . Gipassig! So ein nüchterns Manndl allweil! Aber heut muß er ein Glasl übern Durst erwischt haben.“

„Der Waldrauscher? Ah na!“

„Ein Viertelstündl kann's her sein, da hat er draußt auf die Wiesen gsungen wie narrisch! . . . Aber komm, Ahnl, suchen wir d' Ruh! Heut schlaf ich! Und gut! Und für morgen freu ich mich schon auf d' Arbeit!“ —

Droben im weißen Giebelzimmer saß Ambros neben dem singenden Teekessel und schrieb mit hurtiger Feder: „Liebes Mutterle! Ich muß Dir heute noch einen Gruß schicken. So voll ist mir das Herz, so trunken sind mir die Augen von allem Zauber des blühenden Frühlingstages! Du kannst Dir gar nicht denken, wie unsagbar schön das heute war, nach all dem groben Wetter von gestern! Wie ein sehnsüchtiges Aufatmen der Natur, wie ein frohes Lachen aller Dinge, die da sind! Und denk nur, eben jetzt, als ich heimging durch den wundervollen, rauschenden Abend, da hab ich jenen Duft gespürt — — Erinnerst Du Dich noch? In unserer schönen Zeit einmal, an einem Juniabend, da saßen wir drei im Garten — Vater, Du und ich — und da trug der Wind diesen Duft über den Garten her, so stark, daß wir alle drei in die Höhe guckten. Und ich fragte: ‚Mutterle, was riecht denn so prachtvoll in der Luft?‘ Und ich weiß noch ganz genau, daß Du sagtest: ‚Der Frühling will uns was Schönes erzählen!‘ Und der Vater sagte: ‚Bub, das ist der Wald! Der fängt zu blühen an. Und was für uns Menschen das Glück und die Freude ist, das ist die Zeit der Blüte für den Wald. Da keimt in seinen rauhen Brüsten ein süßes zärtliches Gefühl — der ganze Wald wird wie ein lebendes Wesen, und jeder harte, harztränende Baum verwandelt sich in ein seelenvolles, vor Sehnsucht bebendes Geschöpf, das grüne Träume träumt und rotblühende Lieder singt und all seine Freude lächelnd in den Sonnenschein und in die Frühlingsnächte haucht. Und dann sagen wir Menschen: Der Bergwald duftet!‘ — Ach, Mutterle, es ist wohl möglich, daß der

Vater das ein bißchen anders sagte — damals! Aber heute ist das so in mir wie eine Erinnerung, auf deren Wahrheit ich schwören würde: daß mir der Vater das alles ganz genau so sagte, Wort für Wort. Und weißt Du: Wirklichkeit hängt ja wohl an all den fremden und fernen Dingen, die uns umgeben, aber Wahrheit ist immer nur das, was wir formen und besitzen in uns selbst.

Vielleicht schüttelst Du das liebe Köpfl zu dieser Weisheit? Und lachst mich ein bisserl aus? Und denkst Dir: mit solchen Weisheiten reguliert man die Wildach nicht? Aber da will ich Dich durch die Tat widerlegen. Und morgen gehör ich auch meiner Arbeit wieder ganz! Aber heut ist Feiertag, und dieser Tag ist mein! Deswegen brauchst Du keine Sorge um mich und mein Werk zu haben. Jetzt will ich erst recht was Tüchtiges schaffen. Alles Aufatmen ist neuer Anlauf, und in jeder Freude steckt ein zündender Funke von Ehrgeiz. Wie in Bäumen, wenn sie blühen, so wachsen neue und starke Kräfte auch in uns Menschen, wenn wir träumen! . . . Traum? Ach, Mutterle, es mag wohl sein, daß ich heute ein bißl verdreht bin! Aber das würdest Du begreifen, wenn Du alle Schönheit dieses Tages gesehen hättest! Beim Gedanken an die Wildach seh' ich heute nicht die Wirklichkeit ihres tückischen Wassers, sondern höre nur die Wahrheit ihres schönen Rauschens. Das ist mir wie Musik in Ohr und Herz. Und dazu hör' ich noch immer das Motiv des blühenden Waldes aus der Appassionata. Die hab' ich heute gespielt. Wo? Mutterle, das wirst Du nicht erraten!

Denk Dir: im Fürstenschlößchen! Das für mein Fabelgemüt von einst ein Feyentempel in einem Märchengarten war! Aber ein Lakai — ein unglaublich komisches Exemplar der Menschheit — hat mich heute davon überzeugt, daß hinter diesen geheiligten Mauern auch nüchterne Wirklichkeit wohnt. Doch das soll mir keinen Schatten auf die paar schönen, klingenden Stunden werfen, die ich erleben durfte. Die Frau Herzogin spielt Geige und ließ mich durch ihre Hofdame einladen, sie zu begleiten. Sie kann überraschend viel und ist begabter, als sie selbst vermutet. Aber wertvollere Sachen sollte sie spielen. Vielleicht kann ich mich da ein bißchen nützlich machen. Magst Du so gut sein, Mutterle, und mir expreß durch die Musikalienhandlung die zweite Sonate von Tartini, das D-Dur-Konzert von Mozart (Einrichtung für Klavierbegleitung) und die Frühlingssonate von Beethoven schicken zu lassen? Voraussichtlich musizieren wir nächsten Sonntag wieder zusammen — ich freue mich schon — und da soll die Frau Herzogin doch vorher auch noch Zeit haben, sich die Sachen ein bißchen anzusehen. Dann wird's schön werden am Sonntag, viel schöner noch, als es heute war! Und ich erzähle Dir dann alles, wenn Du kommst. Nur noch vierzehn Tage! Und wir haben uns wieder. Wenn ich dran denke, schlägt mir das Herz wie ein Hammer! Und da kommst Du grade in die schönste Zeit hinein! Und der ganze Wald wird blühen bis dahin — für Dich zum Willkomm, Mutter! Und an der Wildach wirst Du schon ein schönes Stück Arbeit sehen! Und in Deinem Stüberl sollst Du Dich behaglich fühlen wie daheim! Das wollen wir so gemütlich wie nur möglich aufputzen, ich und die Beda. Du, gib acht, das ist ein Mädel, das Dir gefallen wird! So ein schönes, grades, gesundes und klares Menschenkind. Es wird mir ganz warm und froh ums Herz, nur weil ich da schreibe von ihr! Ich glaube, mit der Beda wirst Du Dich anfreunden in der ersten Stunde. Doch über die Lahneggerin wirst Du erschrecken. Heute war ich bei ihr und bin in Sorge, daß es da nicht zum besten steht. Der arme liebe Toni scheint keine rechte Ahnung von der Gefahr zu haben, freut sich drüber, daß er die Mutter nur wieder hat, ist heiter, lacht und singt! Ach, Mutterle, bleib mir nur Du gesund! Und wappne Dein Herzl für die ersten Tage hier! Da wird Dir ja auf Schritt und Tritt begegnen, was Dich schmerzen muß. Aber weißt Du, was man innerlich besitzt, ist unverlierbar. Für uns beide lebt der Vater noch immer, gelt! Du glaubst nicht, wie wahr und deutlich ich Dich sehe in diesem Augenblick. Aber wie lieb ich Dich habe, das weißt Du! Und fest nehm' ich Dich in meine Arme, fest, fest, und küsse Dir die Augen und den Mund! Wie heiß und zärtlich dieser Gedanke in mir ist! Du Liebe! Und jetzt gute Nacht! . . . Ach, Mutter, wie reich ist doch das Leben, wie schön die Welt! Und da möcht' ich jetzt wieder so weiterschreiben und glückselig schwatzen mit Dir! . . . Aber nein! Jetzt wirklich gute Nacht! Es ist spät geworden, und morgen muß ich zeitlich wieder hinaus zur Arbeit! Und das — meine Arbeit, mein Werk — das ist mir auch schon wieder ein Gedanke voll reicher, lachender Schönheit!

Mutter! Es ist eine Lust, zu leben! Das sagte einer vor fünfhundert Jahren. Und noch immer ist es wahr. Und wird Wahrheit bleiben, solang es unter blauem Himmel noch ein Blühen gibt! . . .

Auf Wiedersehen, Mutterle! Und da schick ich Dir noch einen Gruß —

Dein treuer, froher, glücklicher Bub."

Als Ambros den Brief geschlossen hatte, öffnete er das Fenster, um noch einmal diese schöne, rauschende Nacht zu schauen. Mit einem Laut der Überraschung beugte er sich über das Gesims hinaus und staunte das traumhaft leuchtende Wunder an, das aus den Lüften zu ihm redete.

Alles Tal war finster und der Bergwald schwarz. Aber der Himmel hatte sich aufgehellt, und Mondlicht dämpfte den Glanz der Sterne. Die Scheibe des Mondes war nicht sichtbar. Irgendwo hinter dem dunklen Grat der östlichen Berge mußte sie schwimmen. Aber auf dem nach Süden sich wendenden Bergzuge bestrahlte das milchige Licht schon einzelne Spitzen — und das war anzusehen, als hätten schemenhafte Gestalten sich in weißen Mänteln auf den schwarzen Höhen zu einem geheimnisvollen Rat versammelt. Und in ihrer Mitte, wie ein Riesenfürst auf silbernem Thron, erhob sich ein ragender Felskoloß, schon völlig überflutet von den bleichen Wogen des Mondlichtes. Gleich einem leuchtenden Rätsel der Ewigkeit, schöner als jedes schöne Märchen, schimmerte das wundersam aus Glanz und Schatten gewobene Gebilde hoch über allen schwarzen Tiefen der Nacht und griff wie mit silbergeschienten Armen empor in das blasse Lichtgedämmer des Himmels.

Es war die Große Not.

* * *

Als die schöne, klare Frühe schon erwachen wollte, gegen fünf Uhr morgens, wurde Ambros nach kurzem Schlafe durch eine böse Nachricht geweckt. Ein alter Rottmann der italienischen Arbeiter holte ihn zum Barackenlager. Dort wäre vor einer halben Stunde der Bürgermeister mit zwei Gendarmen und einem Mitgliede des Gemeinderates erschienen, um nach einem jungen Italiener zu suchen, der in der Nacht einen einheimischen Bauernknecht durch einen Messerstich aufs Leben verwundet hätte. Und da wäre die ganze Schar der Arbeiter wie ein Mann dagegen aufgestanden, daß eine Amtshandlung vorgenommen würde, bevor Ambros im Lager wäre — il buon padrone — von dem sie wüßten, daß sie auf sein Gerechtigkeitsgefühl vertrauen dürften.

Blaß und schweigend ging Ambros im blühenden Morgen neben dem alten Manne her. Um die kürzeste Richtung zu nehmen, folgten sie dem Reitpfade, neben dem die Säule mit der Warnungstafel stand: „Verbotener Weg!" Der alte Rottmann schien nicht sonderlich erregt; er vermutete hinter der Sache nur eine falsche Anzeige; da hätten wohl ein paar angetrunkene Bauernburschen nach sonntäglicher Sitte gerauft, und weil das übel ausgefallen wäre, möchten sie die Schuld auf die fremden Arbeiter schieben; doch unter seinen Leuten wäre kein schlechter Kerl; heißes Blut, ja, aber keine anima brutta — keine häßliche Seele; die Leute wären bestes Material, mit peinlicher Sorgfalt ausgesucht — weil man doch

Traubenlese.
Gemälde von Leopold Schmutzler.

aus Erfahrung wüßte, wie schwer man es außerhalb der Heimat hätte.

Schon von weitem war aus dem Barackenlager der hundertstimmige Lärm zu hören, so laut, daß er das Rauschen der Wildach übertönte.

Vor dem Brettertor des Lagers standen ein Dutzend Bauernburschen, schüttelten die geballten Fäuste und schimpften. Und einer war unter ihnen, ein magerer, grobknochiger Mensch, das Gesicht so käsig, als hätte bei ihm der Sonntagsrausch zu einer üblen Revolte seiner Natur geführt. Der schrie am lautesten, spielte den Empörtesten. Und Ambros meinte diese schrillende Stimme schon einmal gehört zu haben. Ob das nicht einer von den dreien war, die am Abend nach der Ankunft der Italiener jene Spottverse gesungen hatten?

„Italiani,
Polenta, Marani . . .“

Eine aufgeregte Menge von Arbeitern füllte den Platz inmitten des Barackenlagers. Die Erregung von dreihundert Menschen, ins Südländische übersetzt, macht immer den Lärm eines brausenden Sturmes. Junge Leute und alte Männer kamen schreiend und gestikulierend durch die Lagergasse auf Ambros zugerannt. Vor der Hütte des Zahlmeisters, der das bessere Teil der Tapferkeit erwählt hatte und sich nicht blicken ließ, stand neben den beiden ruhig zuwartenden Gendarmen der Bürgermeister, ein alter Mann mit klugen Augen, und das Mitglied des Gemeinderates: der Krispin Sagenbacher. Ein sechsstündiger Schlummer hatte ihm nicht genügt, um den sonntäglichen Alkohol aus seinem Organismus völlig wieder auszuschwitzen. Er wackelte noch ein bißchen. Doch er gab sich alle Mühe, seine amtliche Würde zu bewahren, zeigte ein kummervolles Antlitz und begrüßte Ambros mit den Worten: „Da hast es jetzt, du! Ebbes Schöns hast uns einbrockt! Mit deine wällischen Freinderln! Den Verdienst haben s' uns eskamotiert, unsere Madln täten s' uns wegnehmen, und wenn man sich wehrt um sein Sach, so stechen s' mit die Messer zu . . . die braven Herrn Italiani!“

Ambros fühlte kein Verlangen, sich mit dem Jünglingsbauer vom Lahneggerhof in einen Disput über diese Beschuldigungen einzulassen. Es zeigte sich aber doch, daß der alte Rottmann der Italiener mit seinem patriotischen Optimismus nicht ganz das Richtige getroffen hatte. Denn es war ein Schuldiger im Lager. Der hatte sich auch freiwillig schon gemeldet, um einen Konflikt seiner Kameraden mit den Gendarmen zu verhüten. Es war ein junger, kaum zweiundzwanzigjähriger Mensch, den Ambros als einen der fleißigsten Arbeiter kannte. Schweigend stand der Bursche inmitten seiner schreienden Landsleute. Das hübsche, bleiche Gesicht war von blauen Malen entstellt, und der schlanke Oberkörper, den er bis zum Gürtel entblößt hatte, war rot bedeckt mit blutigen Striemen.

Einen Blick des Erbarmens in den Augen, trat Ambros auf ihn zu. „Poverino! Cos' hai fatto!“*)

Die andern, die um ihn her standen, schrien gleich wieder mit zornheißen Stimmen durcheinander. Doch der junge Mensch antwortete ruhig: „No, Signor! Non l'ho fatto io. L'ha fatto l'amore. E la bestia eterna!“**)

Bei aller Ruhe hatte dieses Wort einen Klang, daß Ambros naße Augen bekam. Er hob die Hand. Ruhe trat ein. Dann sprach er zu den Leuten. Und sie sahen es ein, daß mit Gewalt da nicht zu helfen war. Auch der junge Mensch rief seinen Kameraden mit heller Stimme noch ein paar Worte zu: sie sollten ruhig an die Arbeit gehen; er müßte für seine Tat einstehen, da wäre nichts zu ändern; und wenn sie früher in die Heimat kämen als er, dann sollten sie seine Mutter von ihm grüßen. — Darauf nahm er seine Bluse und das blutfleckige Hemd über den Arm und ging mit Ambros in die Hütte des Zahlmeisters.

*) Armer Junge! Was hast du getan!

**) Nein, Herr! Das habe nicht ich getan. Das tat die Liebe. Und das ewige Tier!

„D' Amtshandlung geht füreinand!“ sagte der Krispin Sagenbacher zum Bürgermeister. „Unser Beistand hat's ausgmacht, daß die Sach ablauft in aller Ruh. Jetzt können wir heim marschieren.“

Der alte Bauer zündete im Davonwandern sein Pfeiflein an. Und dann guckte er vorsichtig über die Schulter, bevor er sagte: „No ja, muß man der Sach halt ihren Lauf lassen. Aber weißt . . . was die andern zwei Zeugen ausgsagt haben, der Sepp und der Lois, das kommt mir ein bißl mausig für.“

„Was!“ fuhr der Krispin auf, als hätte man seine eigene Wahrheitsliebe in Zweifel gezogen. „Jeds Wörtl is wahr! Da kenn ich mich aus! Und für 'n Sepp und gar für 'n Lois, da leg ich d' Hand ins Fuier!“

„Ja, ja! Lassen wir's gut sein!“ Der Bürgermeister rückte das Filzhütl und ging seiner Wege.

Vor dem Brettertor des Barackenlagers wurde der Jünglingsbauer von jenem langen, grobknochigen Burschen mit dem kalkweißen Gesicht abgefaßt: „Wie schaut's denn aus?“

„Haben tun s' ihn. Und gar so bald, mein' i, kommt er nimmer aussi!“

Der andere bekam ein bißchen Farbe im Gesicht. Und der Krispin zwinkerte mit dem linken Auge; das sollte heißen: „Komm mit!“

Eine Weile gingen die beiden schweigend an der Bretterplanke hin, über die noch das Gewirr der fremdklingenden Stimmen herübertönte. Dann sagte der Lahnegger: „Du, Lois . . . jetzt hab ich mich auf d' Füß gestellt für enk . . . jetzt mußt mir aber auch ein Gfallen tun!“

„Alles, was d' willst!“

„In der halben Woch, auf 'n Abend einmal, komm ich abi zu dir. Derweil kauf dir ein Briefbögl! Und schau, daß beinand hast, was man braucht zum Schreiben.“

Der Lois guckte den Lahnegger fragend an. Doch der Krispin gab keine Antwort, sondern lachte trotz allem Bohren seines Katzenjammers vor sich hin, mit dem frohvergnügten Ausdruck eines Menschen, der sich einer guten und klugen Tat besann.

Inzwischen wurde in der Zahlmeisterstube die Aussage des jungen Missetäters zu Protokoll genommen. Ambros diente als Dolmetsch.

Der Verhaftete hieß Nino Pallozzi und war in der Nähe von Mailand daheim. Sein Vater war vor drei Jahren in den Marmorbrüchen von Carrara verunglückt. Und heuer hatte sich Nino zum erstenmal als Arbeiter ins Ausland verdingt — um für seine Mutter was heimbringen zu können.

Als er das sagte, begannen ihm bei all seiner Ruhe die Hände zu zittern.

Und wie er denn nun zu dieser Tat gekommen wäre?

Er gab Antwort. Und Ambros übersetzte: „Schnell — so, wie sie immer kommen: die schönsten Freuden und die bösen Dinge.“

Am verwichenen Abend war er für sich allein gegen den Waldsaum hin spazierengegangen. Und das war für seine Augen fremdartig und schön zu sehen: wie der deutsche Wald so blutfarben zu blühen begann, als sollten rote Rosen auf den schwarzen Bäumen wachsen. Und während er saß und immer dieses deutsche Wunder anguckte, befiel ihn heißes Heimweh und eine solche Sehnsucht nach der Mutter, daß er zuerst ein bißchen weinen und dann immer singen mußte.

„E canto bene!“ Er lächelte mit bleichen Lippen zu diesem Wort: Ich singe gut!

Und während er sang, kam ein junges, schmuckes Mädel aus dem Walde heraus. Lachend blieb sie vor ihm stehen und lauschte. Wenn ein Liedchen zu Ende war, machte sie ihm ein Zeichen, daß er wieder singen sollte. Dann schwatzten sie eine Stunde miteinander — wobei keins von den beiden ein Wort des anderen verstand. Aber das Mädel zeigte ihm

freundliche Augen und ließ ihm ihre Hand, die er streichelte. Als es dämmerte, ging sie davon, guckte sich lachend immer wieder um und verschwand im Garten eines nahen Bauernhofes. Nino blieb am Waldsaum sitzen, bis es dunkel wurde. Die Sterne kamen. Und ein wunderliches Rauschen war in der Nacht, die noch schöner sang, als Nino zu singen wußte. Und da fiel ihm etwas in Herz und Blut, wie ein Stern in den stillen Brunnen fällt. „Cuor e sangue? Sono sempre la stessa cosa."

Der protokollführende Gendarm lachte, als Ambros übersetzte: „Herz und Blut? Das sind nur verschiedene Worte für das gleiche Ding."

Den Nino zog es in der singenden Nacht zu den dunklen Hecken hinüber, die das Haus umgaben. Ein Fenster wurde hell. Nino sah das Mädel in dem kleinen Stübchen. Und als das Licht erloschen war, sprang er zum Hause hinüber, kletterte über das aufgeschichtete Holz empor und klopfte an das Fenster. Nichts rührte sich. Da sang er leise eins von den Liedern, die er am Waldsaume gesungen hatte. Das Fenster wurde geöffnet. Erst tat das Mädel zornig und schalt — aber noch leiser, als Nino gesungen hatte. Dann lachte sie wieder, ließ ihm ihre Hand — und duldete seinen Kuß. „Con quel bacio le ho dato la mia vita." Ein schwermütiges Lächeln begleitete dieses Wort.

Ambros übersetzte: „Mit diesem Kusse gab ich ihr mein Leben." Und fügte bei: „Ich ersuche zu Protokoll zu nehmen, daß dieses Wort, das mir wesentlich erscheint, einen doppelten Sinn hat. Es bedeutet: Mit diesem Kusse fühlte ich mich für mein ganzes Leben an dieses Mädchen gebunden! Das Wort sagt aber auch in schmerzlichem Doppelsinne: Dieser Kuß kostet mich mein Leben."

Der Gendarm warf geärgert die Feder aus der Hand. „Dös is ja koa Protokoll nimmer! Dös is a narrische Liebsgschicht!"

Ambros erwiderte erregt: „Die Wahrheit ist es!"

„Ah was! Wir müssen uns an die Fakta halten!"

„Ich bestehe darauf, daß Wort für Wort protokolliert wird, wie ich übersetze."

„Meintwegen! Muß ich mich halt als Dichter aufspielen!" Der Gendarm schrieb weiter und brummte dazu: „Aber 's Madl hat anders ausgsagt."

„Dann hat sie gelogen."

„Herr Inschenier! Alles, was recht is!" Der Gendarm wurde hochdeutsch. „Aber Beleidigungen von Zeugen darf ich nicht dulden."

Nino Pallozzi hatte kein Wort dieser erregten Debatte verstanden. Doch er schien zu fühlen, daß Ambros für ihn kämpfte. Und da dankte er seinem Anwalt mit heißem Blick.

„Andiamo, Nino!" sagte Ambros herzlich. „Parla!"

Viel hatte der Missetäter nicht mehr zu erzählen.

Während er vor dem kleinen Fenster stand, seine Wange an den Arm des Mädels geschmiegt, faßten ihn grobe Hände von rückwärts am Gewand und rissen ihn über die Scheiterbeuge herunter. Er wurde zu Boden geworfen, und drei Menschen trommelten mit Fäusten, Holzscheiten und genagelten Schuhen auf ihn los. Und weil ihm bang um sein Leben wurde, zog er das Messer und stieß zu. Einer fiel. Die zwei anderen rannten davon. Das Fenster wurde nicht mehr hell — aber schreiend lief das Mädel aus der Kammer. Neben dem Menschen, der stumm und schwarz im Grase lag, blieb Nino wie versteinert auf den Knien — bis die Leute aus dem Hause gelaufen kamen. Sie wagten sich nicht heran, schrien und drohten nur. Und am zornigsten schalt das Mädel gegen ihn.

Um Ninos bleiche Lippen irrte wieder jenes wehe Lächeln, während er mit einem Klange gutmütiger Entschuldigung zu Ambros sagte. „Aveva paura. La poverina! E bestemmiando piangeva" Sie hatte Angst. Das arme Dingelchen! Und während sie fluchte gegen mich, mußte sie weinen.

So betrachtete Nino das Verhalten des Mädels jetzt, vor den Gendarmen. Doch in der Nacht war er wie ein Irrsinniger davongetaumelt. Und daheim, im Barackenlager, vertraute er sich den Freunden an, die mit ihm die gleiche Hütte teilten. Die wollten ihn zur Flucht bewegen. Doch Nino blieb. Und als um die Morgendämmerung der Lärm mit den Gendarmen anfing, stellte er sich gleich, um noch schlimmere Dinge zu verhüten.

„Ecco la cosa!" So war es!

Der Gendarm nickte zu diesem letzten Worte des Protokolls, und um zu zeigen, daß ihm das Italienische keine ganz fremde Sache wäre, sagte er ernst: „Vedremo!" Doch das wirkte heiter auf seinen grünen Kameraden.

Ambros wollte frische Wäsche für Nino besorgen und die blutigen Striemen reinigen, die den jungen, schlanken Körper entstellten. Doch jetzt bekundete der Protokollführer einen schönen Zug von Objektivität. Er sagte: Das dürfe nicht geschehen; dem Gerichtsarzt müsse der primäre Befund vor Augen gestellt werden, und wenn dem Inkulpaten irgend etwas nützen könne, so wäre es diese rote Sprache auf seinem Leibe.

Schweigend schlüpfte Nino in das blutfleckige Hemd und in die übel zugerichtete Bluse. Und Ambros legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte zu ihm in seiner Sprache: „Jetzt sei verständig, Nino! Du hast in Notwehr gehandelt. Und was ich tun kann für dich, das wird geschehen. Aber jetzt muß du der Stunde geben, was sie verlangt von dir!"

Nino nickte, bot den Gendarmen die gekreuzten Fäuste hin und ließ sich die Kette um die Knöchel legen. Nur sein Gesicht wurde dabei noch bleicher um einen Schatten. Und als sie ihn zur Tür hinausführten, sagte er über die Schulter zu Ambros: „Grazie, padron mio! Mi vuol bene, Lei! . . . E pur ho trovato l'amore!" Ich danke, lieber Herr! Sie sind mir gut! Und da hab ich nun doch gefunden, was Liebe heißt. — Nino Pallozzi verschwand.

Ambros fiel auf den Sessel vor seinem Plantisch nieder und preßte die Stirn in die Hände. Klare Morgensonne schien durch die großen Fenster herein und überleuchtete sein blondes Haar.

Draußen im Lager war es schon lange still geworden. Die Leute hatten das Ende der dreistündigen Protokollaufnahme nicht abwarten können und waren um 7 Uhr — ohnehin schon mit einer Stunde Verspätung — zur Arbeit an der Wildach ausgezogen.

Doch in der Zahlstube wurde es jetzt lebendig. In dem gleichen Augenblick, in dem die Luft rein geworden, war der Geschäftsführer des Herrn Friedrich Wohlverstand auf dem Boden seiner Pflicht erschienen. Er klapperte mit seinen Schlüsseln, pumperte mit seinen Kontobüchern und erging sich so lange in dunkeln Redensarten, bis Ambros aufsprang und ihm mit zornbebender Stimme ins Gesicht schrie: „Lassen Sie mich in Ruhe!"

„Bitte, Herr Ingenieur!"

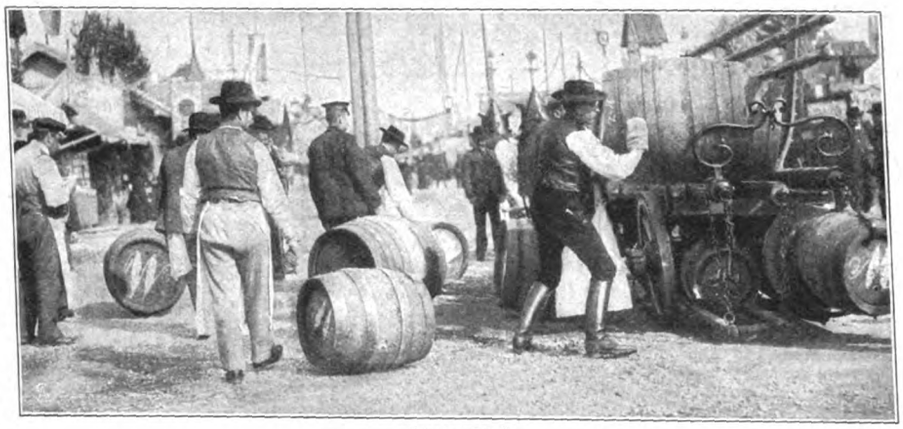
Ambros griff nach seinem Hut und stürmte ins Freie. Der zurückbleibende Zahlmeister blickte ganz ähnlich, wie es der verschwundene Nino Pallozzi getan hatte, über die Schulter und sagte: „Ein meschuggener Fisch! Der wird Augen machen bei der Abrechnung!" Dann schrieb er in ein Geheimbuch seiner Kontoführung den Lohnbetrag für eine versäumte Arbeitsstunde von 299 Italienern zu Lasten des leitenden Ingenieurs. Und in der Arbeiterliste machte er zwei dicke, säuberlich mit dem Lineal geführte Striche durch den Namen: Nino Pallozzi.

(Fortsetzung folgt.)

Das Münchener Oktoberfest.

Von Fritz v. Ostini (München).

Daß Jahrmärkte und Volksfeste in großen Städten, wie München, Cannstatt, Dresden, noch existieren, ist im Grunde recht merkwürdig. Der Jahrmarkt hat im Zeitalter der Warenhäuser und des Überflusses an Kleingeschäften keinen Sinn mehr, und was das Volksfest angeht, so möchte man meinen, es fehle das Haupterfordernis dazu, das Volk, das sich als geschlossene Masse fühlt, eins in Freude und Leid. Und doch: wenn bei uns in München allherbstlich die Bretterstadt des Oktoberfestes zu Füßen der ehernen Mutter Bavaria auf der Theresienwiese aufgerichtet ist, die Wimpel im Winde flattern, die Büchsen an den Schießständen knallen und die goldbraune Flut des Märzenbieres aus hundert Fässerschlunden sich ergießt, dann ist's heute wie ehemals. Dann strömt wirklich ganz München aus seinen Türen zum Festplatz, und dort sitzt, wie vor fünfzig Jahren, die Exzellenz neben dem Steinträger, und wer für jeden klassenbewußten „Proletarier", der bei der Auffahrt des Hofes sein „Hoch" mitschreit, eine Doppelkrone bekäme, wäre ein gemachter Mann. Das Oktoberfest gewinnt eher an Umfang und Beliebtheit, als daß es abnähme. Es wächst mit der Großstadt, und wenn sein äußeres Gewand auch um ein gar Vielfaches prächtiger und bunter geworden ist, der Geist, der dort herrscht, ist fast unverändert der alte geblieben. Dies Fest hat eben seine Wurzeln in allen Schichten der Bevölkerung, und zwar des ganzen Landes, nicht nur der Hauptstadt; es ruht auf dem echten bayrischen Volkstum, das so eigenartig demokratisch-patriarchalisch fühlt, wie sich's der gesellschaftlich differenzierte deutsche Norden schwerlich vorstellen kann. Es stellt eine Gelegenheit dar, bei der Volk und Fürstenhaus in den innigsten Kontakt treten. Bei der landwirtschaftlichen Preisverteilung erhält jeder der Hunderte von bayrischen Züchtern seinen Preis und wohl auch einen Händedruck vom Regenten selbst, und es ist ausgeschlossen, daß diese Sitte jemals dauernd geändert würde. Ein gut Stück der Volkstümlichkeit des Herrschers hängt an ihr. Was nun aber dem Münchener Oktoberfest seine ungeheure Beliebtheit verschafft, auch in Kreisen, die über monarchische Gefühle und landwirtschaftliche Interessen, über den Ausgleich sozialer Gegensätze und bajuvarisches Volkstum nicht weiter nachdenken, das ist eben der tolle und in seiner Art großartige Jahrmarktstrubel, die süße Schale, die den fruchtbaren Kern umschließt. Da tut jeder mit. Es ist unsinnig, zu ungewohnter Stunde schweres und eiskaltes Bier zu trinken und sich mit diesem Trank im Leibe dann auf allen möglichen Kreisbewegungsmaschinen und Schaukeln zu vergnügen; es ist unsinnig, auf alle möglichen fragwürdigen Sehenswürdigkeiten hineinzufallen, die immer gleich sind seit Menschengedenken; es ist vor allem unsinnig für die meisten, da draußen auf der Wiese so unmenschlich viel Geld an so flüchtige Freuden zu vergeuden — aber „süß ist's, Unsinn zu treiben zur rechten Zeit!" So sagte der alte Horatius, und der verstand was von der Kunst, zu leben! Und das desipere in loco versteht der Münchener gründlich, nicht bloß in loco des Oktoberfestes! Seine guten und sympathischen wie seine schlechten Eigenschaften haben damit zu tun, wovon aber hier nicht ausführlicher zu reden ist!



Neuer Stoff.

„Obacht!"

„Brez'n g'fällig?"

A bissel z'viel!

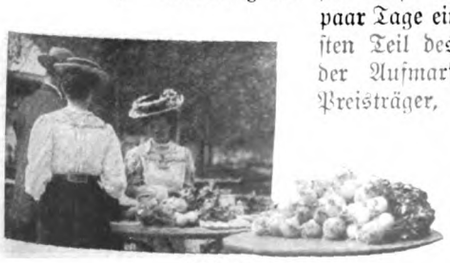
Item: das Münchener Oktoberfest hat seinen bewährten Ruf und seinen Charakter behalten, obwohl die Einrichtung schon von recht ehrwürdigem Alter ist — in zwei Jahren feiert sie ihren hundertsten Geburtstag. Im Oktober 1810 wurde das Münchener Volk zuerst zu diesem Fest geladen, das gleichzeitig dem Geburtstag unseres ersten Königs Max Joseph und der Vermählung des Kronprinzen, des späteren Königs Ludwig I., galt. Die Hauptnummer im ersten Festprogramm bildete ein Pferderennen — mit dreißig Nennungen. Pferderennen bilden von alters her ein Lieblingsvergnügen der Münchener, und in früherer Zeit wurden hierzu merkwürdigerweise mit Vorliebe Stücke roten Tuches als Preise ausgesetzt. Die Preise für die Oktoberfestrennen bestehen aber von jeher aus seidenen

Des Bräuers Stolz.

Fahnen, an denen, in Bänder eingenäht, eine entsprechende Anzahl von Goldstücken hängt. Im zweiten Jahre ritten aber schon sechzig Konkurrenten um die Preise — „Rennbuben" nennt sie heute noch das Volk, obwohl mancher der kühnen Reiter sein halbes Säkulum auf dem Buckel hat. Im dritten Jahre wurde zum erstenmal eine landwirtschaftliche Schau mit dem Fest verbunden. Im vierten fiel es aus — Bayern trauerte um dreißigtausend Landeskinder, die für die korsische Gottesgeißel im russischen Feldzuge gestorben waren. Dann wurde das Oktoberfest alljährlich wieder gefeiert, und sein Programm bereichert sich von Jahr zu Jahr. Vom Jahre 1819 ab wurden Vogel- und Scheibenschießen damit verbunden, und in dem Schützenzuge, der vom Rathause sich zum Festplatz bewegte, fuhr — das erste Automobil mit, das München gesehen hat, ein „mechanisch konstruierter Kunst- und Reisewagen ohne Gespann". Ein Jahr später flog eine kühne Dame gelegentlich des Festes im Luftballon auf, und so ist es immer Sitte geblieben, daß Leute, die besondere Kunst zu zeigen haben und damit Geld verdienen wollen, mit Vorliebe mit ihrem Kram zum Münchener Oktoberfest ziehen.

Beim Maßkrugspülen.

Das Hauptfest findet stets am ersten Sonntag im Oktober statt und dauert bis zum nächsten Sonntag. Acht Tage vorher beginnt die nichtoffizielle Vorwoche, so daß das Fest drei Sonntage umfaßt. An jedem der Sonntage wird jetzt ein Pferderennen abgehalten, am Hauptsonntag in Gegenwart des ganzen Hofes und der Diplomatie. In dem festlich geschmückten Königszelt wohnt der Regent dem Rennen bei, hier verteilt er bei dieser Gelegenheit auch die Preise an die glücklichen Züchter von Rossen und Rindern, die in der Landwirtschaftlichen Ausstellung prämiiert wurden. Das Oktoberfest hat sich immer mehr zu einem großen landwirtschaftlichen Fest ausgebildet, und in der zweiten Festwoche sind Hunderttausende von bayrischen Bauern in der Stadt, um diese Viehausstellung und die neuesten landwirtschaftlichen Maschinen zu beschauen und sich nach einem Jahre harter Arbeit in der Großstadt auf ein paar Tage zu vergnügen. In weiten Kreisen ist es sogar Sitte, daß Münchener Sommerfrischler ihre ländlichen Quartiergeber für diese Gelegenheit auf ein paar Tage einladen. Den schönsten Teil des Festes bildet wohl der Aufmarsch der ländlichen Preisträger, die, in die alte Bauerntracht gekleidet, ihre Zuchttiere dem Landesherrn vorführen, um aus dessen Hand, wie bereits erwähnt, das Preisdiplom und eine weißblaue Fahne entgegenzunehmen. Da sieht man köstliche und kernige Typen von Alten und Jungen, und manche drollige kleine Szene spielt sich ab, wenn irgendein Bäuerlein oder eine stramme „Kuhdirn" den Landesherrn allzu vertraulich begrüßt.



„Radi?"

Eine hunderttausendköpfige Menschenmenge verfolgt das Defilee der Preisträger und das darauffolgende Pferderennen teils von Tribünen, teils vom Steilhang der Theresienhöhe, der, seit Menschengedenken staffelförmig gestaltet, als natürliches Amphitheater dient. Und ist das letzte Roß unter dem Hohngelächter der Zuschauer hereingekantert, dann strömt in drangvoll fürchterlicher Enge, wie ein zäher Brei, wie eine Lavawelle der schwarze Menschenstrom dem eigentlichen Festplatz zu, der sich hinter dem Königszelt nach Osten und Süden ausbreitet. Und dann beginnt der Kampf um den Platz in den Bierbuden. Diese lagen früher alle in einem Kreise hinter dem Königszelt, aber es sind ihrer immer mehr geworden, und heute decken sie einen großen Teil des Festplatzes. Der Ausdruck „Bierbuden" paßt auch längst nicht mehr. Bretterpaläste, bald hübsch, bald mehr phantastisch und durchweg riesenhaft in ihren Ausmaßen, erheben sich zwischen Fahnenmasten und stattlichen dekorativen Föhren und Fichten, und weite „Gärten" umgeben jeden einzelnen Bierpalast. Die Brauereien wetteifern an Prunk und Originalität ihrer Bauten. Unsere angesehensten Baukünstler haben diese entworfen, die Riesenburg des Augustinerbräus, den turmgezierten Barockbau des Leistbräus, die reichgegliederte Anlage des „Winzerer Fähndels" usw. Noch bis zur Mitte der achtziger Jahre bestand jede einzelne Bierquelle aus einer ganz schlichten Bretterbude, der Schenke, mit einigen Reihen von Tischen und Bänken aus ungehobelten Brettern, die ohne Schutzdach im Freien standen. Heute sitzen die Zecher allenthalben in gewaltigen Zelthallen, und jede der großen Buden selbst faßt viele Tausende. Die neuesten Einrichtungen für Küchen haben die alten primitiven Betriebe abgelöst, die Ziffern der Besucher und des Konsums steigen ins Phantastische; man kann schlechthin da draußen alles haben, wenn man's bezahlen kann — aber der genius loci ist, wie gesagt, der alte geblieben. Feucht, derb, leichtsinnig — und im Grunde harmlos, wie er war. Standesunterschiede sind verwischt. Und

Der Hüter der Oktoberfest-Kunstausstellung.

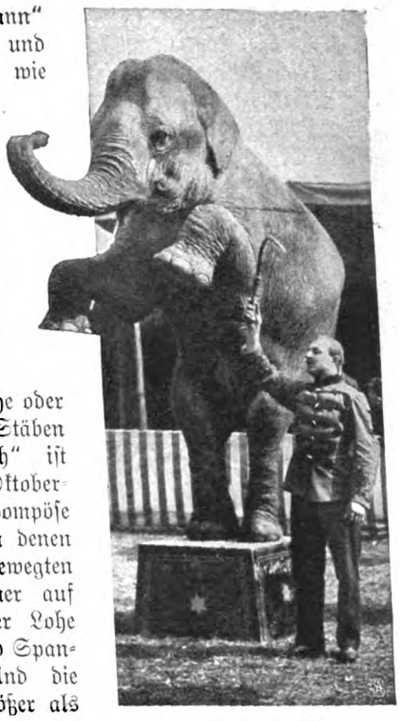
In Miesbach dahoam.

Nix mehr drin.

Im Raubtierkäfig.

wenn sich ein alter Stromer, der den Maßkrug mit zusammengeschütteten Neigen gefüllt hat, an den Tisch der elegantesten Gesellschaft setzt, findet diese nichts Besonderes darin und gibt ihm freundlich Antwort, wenn er etwa seine maßgebliche Meinung über die Güte des Bieres, den starken Besuch oder das Wetter äußert. Das Rendezvous der vornehmen Welt bildet seit Jahrzehnten die Bude des „Schottenhammels", so heißt der Mann, der seit mehr als 40 Jahren als Wiesenwirt die Führung hat. Dieser Mann ist glücklicher Besitzer von sechs- bis siebentausend Deckelkrügen, die an guten Tagen immer im Betriebe sind. Bei ihm verkehrt die Studentenwelt, bei ihm treffen sich jetzt, in der herbstlichen Urlaubszeit, die Offiziere aller bayrischen Garnisonen, die man am „militärischen Zivil" und an den braungebrannten Gesichtern von weitem erkennt.

Bezeichnend für das Münchener Oktoberfest ist die alljährlich noch wachsende Zahl von Hausierern und Kleinunternehmern, die Zuspeise zum Bier oder anderes feilbieten. Ein halbes Dutzend dieser Quälgeister kommt wohl in der Minute an jeden Tisch, und oft stecken dem verzweifelten Festgast dreie zugleich ihre altbackenen Salzbrezeln unter die Nase. Ein halbes Dutzend Brezeln bildet oft den ganzen Betriebsvorrat eines solchen Kleinhändlers. Oder ein viertel Dutzend gebratener Heringe, ein Blechteller neue Nüsse, ein paar spiralförmig aufgeschnittene Süßigkeiten und Saurigkeiten, Rollmöpse und Salzgurken, Zigarren, Streichhölzer, Postkarten und Biermerkerln, Fächer, Schirme und Hüte aus buntem Papier, aktuelle Scherzartikel mit witzigen und witzlosen Aufschriften, Zeitungen, kleine Luftballons, all den Kram, den Straßenhändler auch auf der Friedrichstraße in Berlin ausbieten. Eine tolle Musterkarte schiffbrüchiger Existenzen, die man da kennen lernt, arbeitsscheues Volk, verkommene Kinder, Herabkömmlinge aller Art, Veteraninnen des Asphalts. — Jeder von der Gilde sucht hier ein paar Groschen zu verdienen, wenn's auch nur zu einer „Maß Bier" langt. Dazwischen Bettler ohne Ende, Blinde mit Drehorgeln, Kinder, die mit ihren hohlen Wangen die Herzen rühren und das geschenkte „Zehnerl" sofort an der nächsten Ecke in Zuckerzeug umsetzen! Das starke, süffige Märzenbier, das die verschiedenen Münchener Brauereien für das Oktoberfest einbrauen, hat eine ganz besondere Wirkung — auf den Geldbeutel. Es macht Kleingeld locker sitzen und nicht nur bei denen, die große Münzen zum Nachschieben haben. Beim Oktoberfest sieht auch der „kleine Mann" den Groschen nicht an, und die Bettler, die Hausierer wie die solideren Lebensmittelverkäufer, die ihre Bude oder doch einen festen Stand gemietet haben, machen keine schlechten Geschäfte. Da sind ungezählte Buden, in denen Schweinswürsteln auf dem Rost liegen, da glühen Kohlenfeuer, über denen in langen Reihen Heringe, auch edlere Fische oder Fleischstücke an dünnen Stäben braten — „Steckerlfisch" ist ein Lieblingsgericht des Oktoberfestgastes. — Da ragen pompöse Hühnerbratereien auf, in denen sich an mechanisch bewegten Spießen hundert Hühner auf einmal über wabernder Lohe drehen und Gänse und Spanferkel dazwischen. Und die Nachfrage ist immer größer als das Angebot! Das zu ungewohnter Zeit in ungewohnten Mengen genossene Bier schafft Appetit. Und das Essen schafft wieder Durst in schönem Wechselspiel. Und so kommt die Menge nach und nach in eine seltsam gehobene Stimmung. Von allen Seiten dröhnende Blechmusik, das Getute und Georgel und Gequiek und Geseufze von Myriaden von Drehorgeln und Orchestrions, das der Wind aus dem Schaubudenviertel, von den Schaukeln und Karussellen herüberweht, kommt dazu. Eine populäre Melodie — und die ganze Gesellschaft singt mit. Die Gesichter glühen, die Augen glänzen, eine Atmosphäre von Rausch füllt die Luft — die Szene wird zum Bacchanal!

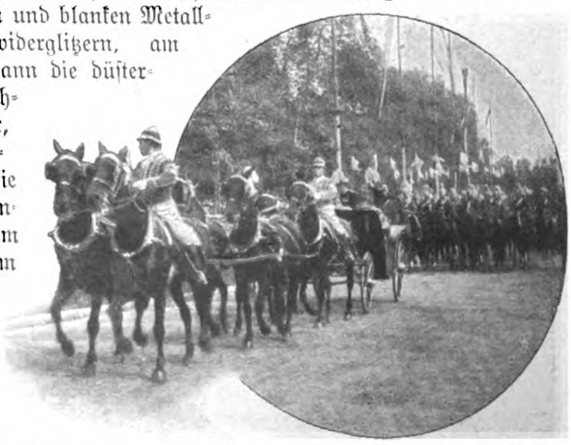


„Ho—o—o—ch!"

Beim Karussell.

Nun ist's Abend, und die Lichter auf der Festwiese brennen, Lichter von allen Arten. Lange, rötliche Glühlampenketten, Girlanden von flackernden, seltsam lebendigen Gasflämmchen, bunte Lampions, still schwebende, blaue Monde von Bogenlampen und dazwischen jene neueren, heller brennenden Bogenlampen von aufregend gelbem und rosigem Schein, Lichter, die sich mit den Karussellen drehen und in deren Flitterschmuck, in Spiegeln und blanken Metallteilen widerglitzern, am Boden dann die düsterroten Kohlenfeuer, Schaubuden, die sich gegenseitig im Reichtum

„Nu, mach' Sie eine Pirouett'!"



Auffahrt des Prinzregenten Luitpold von Bayern zum Pferderennen.

Wiesenkehrerinnen.

ihrer Beleuchtung überbieten und große Partien des Festplatzes taghell erleuchten. Diese Lichtsinfonie ist vielleicht das Schönste am ganzen Fest, zauberisch oft, wenn ein schöner Herbstabend einen dunkelblauen Himmel darüber wölbt und die phantastischen Bauten der Bierpaläste, die Flaggen- und Föhrenbäume bunt angestrahlt in jenes saphirne Dunkel hineinragen.

Die Schaubudenstadt des Oktoberfestes ist natürlich nicht viel anders als die jedes großen Jahrmarktes, nur ihre Ausdehnung ist charakteristisch und der Überfluß an Karussellen, russischen Riesenrudern, Stufenbahnen, Bergundtalbahnen und Schaukeln. Auf einer gewissen Stufe der Alkoholisierung hat der Mensch offenbar ein starkes Bedürfnis nach drehender Bewegung, die seinen Zustand rasch und sicher zur Vollendung führt. In diesem Zustande hochgesteigerter Daseinsfreude ist er denn auch das richtige Opfer für die Herrlichkeiten, die in den Leinwandzelten mit ihren marktschreierischen Fassaden, in den mit falscher, glitzernder Pracht aufgebauten Kinematographentheatern gezeigt werden. Und die Mastkinder und Riesendamen, die Menagerien, gelehrten Hunde, Indianer und Kongoneger, die Wachsfigurenkabinette, Schieß- und Wurfbuden, Photographen, Dioramen, Glasbläsereien, Zauber- und Kasperletheater, die anatomischen Museen mit ihren „lehrreichen" Scheußlichkeiten, die Hippodrome, Taucherbuden, Albinos und Zwerge, die kleinen Winkelzirkusse und Tierdresseure, Athleten, Damen ohne Unterleib, die Gedankenleserinnen, die Tätowierten, Bärenweiber, Panthermädchen und die Flohtheater halten ebensogut ihre Ernte wie Hagenbeck mit seinen schönen Tierkarawanen oder die unvermeidliche Gesellschaft schwarzhäutiger, an Afrikas Küsten zusammengelesener Äthiopier, die sich hier alljährlich produziert und bald als eine Karawane aus Dahome, bald als Gruppe von Nubiern, Beduinen, Marokkanern, Zulus oder weiß Gott was sonst noch angepriesen wird und sich in den „landesüblichen Sitten und Gebräuchen" vorstellt. Direkt Fiasko hat nur einmal ein Hungerkünstler auf dem Oktoberfest gemacht. Für seine Fertigkeit hatte das Publikum durchaus kein Verständnis, und sie demolierten ihm sogar den Hungerturm!

„Salzbrez'n g'fällig?"

„Steckerlfisch'!"

Abends um neun Uhr etwa wird's still auf der „Wiese", wie der Platz in München kurzweg genannt wird. Die Lichter erlöschen eins nach dem andern, die letzten Zecher gehen — oder wanken nach Hause oder kneipen in der Stadt weiter. Die Artisten und Schausteller kriechen in ihre Wagenburgen. Und der Nachtwind fegt den schwülen Bierdunst vom Festplatz. Morgen aber wieder lustig!

Abschied.

Hamburg, du aller Städte Preis,
Leb wohl, die Flöte schrillt.
Stolz flaggt vom Großtopp im Blauweiß
Das gelbe Hapagschild.

Zwei Schlepper vorn, und Leinen los!
Vorbei an Schlot und Rah,
Durch Hafenlärm und Krangetos
Schiebt sich die „Rhaetia".

Die Schiffskapelle tritt ins Glied
Und schmettert Mann für Mann
Das alte, gute Abschiedslied:
„Ach, wie ist 's möglich dann?"

Von Land zu Bord, von Bord zu Land
Gruß, Dank und Winken fliegt:
Ade, du liebe Waterkant,
Von Ebb und Flut gewiegt!

Ade, Europa, altes Haus!
Schlaf wohl, in tiefer Ruh!
Mit unsrer Freundschaft ist es aus,
Stiefurgroßmutter du!

Mein Kompaß ist nach West gestellt,
Ich schau nicht mehr zurück
Und such mir in der Neuen Welt
Die Freiheit und das Glück!

So schwur ich mit gehobnem Ton
Und wahrlich nicht zum Scherz! —
Doch bei Cuxhaven rührte schon
Das Heimweh mir ans Herz.

Ewald Gerhard Seeliger.

Modernismus, Liberalismus, Panislamismus in der mohammedanischen Kulturwelt.

Von Lindsay Martin.

Es dürfte kaum einen Religionsstifter geben, der so oft und in tausenderlei Variationen Weisheit und Wissenschaft als höchste Güter der Menschheit gepriesen hat wie Mohammed. „Die Gelehrten sind meine Nachfolger." „Der Tod eines ganzen Stammes ist weniger bedauerlich als der eines einzigen Gelehrten." „Kein schöneres Geschenk gibt es als die Wahrheit der Wissenschaft; sie einmal zu lehren, ist weit verdienstvoller, als ein ganzes Jahr zu beten." „Nichts ist größer als die Wissenschaft. Die Herrscher führen die Völker, aber die Gelehrten sprechen den Herrschern das Urteil." Alle diese und viele andere Sprüche gleichen Sinnes werden Mohammed und seinem beglaubigten Nachfolger Ali in den Mund gelegt.

Ginge es also nach deren Willen, so müßte die Wissenschaft nirgendwo eine solche Pflege und eine so sichere Heimstätte gefunden haben wie im Islam. Es gab eine Epoche, in der dies Ideal des großen Propheten sich erfüllen zu sollen schien. Das war zu der Zeit, da die Wellenschläge des arabischen Volkstums im Norden bis zu den Pyrenäen, im Westen bis zur afrikanischen Goldküste, im Süden bis zum Sambesi, im Osten gar bis nach Korea reichten, da die Medresen in Bagdad, Damaskus, Syrakus, Alexandria, Granada, Cordoba, Toledo die Hochsitze der universellen Wissenschaften und Künste waren. Aber der heftige Rückschlag blieb nicht aus. Als 1517 Selim I. nach der Eroberung Ägyptens sich vom letzten Abassiden das Imamat, die Würde eines geistlichen Beherrschers der Gläubigen, abtreten ließ, war das Schicksal der islamitischen Kultur entschieden. Denn der Osmanli hat sich kulturell fast einzig als Reaktionär erwiesen, und es wurde jetzt nicht nur der politischen, sondern auch der religiösen freiheitlichen Entwicklung im Islam die Lebensluft geraubt.

Aber der Nerv dieser Freiheitsideen konnte nicht getötet werden. Sie keimten und wuchsen in der Stille fort und fort; sie haben heute, ihre Kraft beweisend, Ereignisse gezeitigt, die die Augen aller Welt auf sich lenken. Die vielen Auseinandersetzungen freilich, zu denen die umstürzlerischen Vorgänge auf dem Balkan augenblicklich Anlaß geben, behandeln das Drama, das sich hier vollzieht, meist lediglich von der staats- und wirtschaftlichen Seite. Indessen deuten schon die wenigen obigen Hinweise an, daß es sich bei dem Verfassungskampfe des türkischen Volks im Grunde um ein weit höheres kosmopolitisches Problem handelt: um den Wettbewerb der abendländischen und morgenländischen Kultur als Exponenten der christlichen und mohammedanischen Religion. Denn der eigentliche Träger der türkischen Freiheitsbewegung war und ist der Wille, gegenüber dem Andrängen des christlichen Europas den Islam als eine selbständige Kulturmacht zu behaupten, womöglich seine frühere Weltvorherrschaft wiederherzustellen; nur insofern das reaktionäre, im Jildis-Kiosk geübte Regierungssystem dies Ziel zu erreichen unmöglich zu machen schien, stellten sich die Umsturzparteien dem Sultan und seinen despotischen Ministern feindlich gegenüber.

Die erste und wichtigste Frage ist also heute: hat der Islam überhaupt die Fähigkeit, als fortschrittliches kulturpolitisches Ferment zu wirken? Jahrhunderte der Knechtung gehen an keinem Volk ohne schwere Lähmung seiner Energien vorüber; so ist man seit langem gewohnt, dem Mohammedanismus jede derartige Befähigung abzusprechen. Das ist namentlich von seiten der Briten geschehen, die auf Grund ihres Kolonialbesitzes und ihrer Protektorate in Asien und Afrika am häufigsten sich mit dem Islam auseinandersetzen mußten; es geschieht neuerdings wieder in besonders scharfer Form durch Lord Cromer in seinem mit so großer Spannung erwarteten, jüngst veröffentlichten Werk „Das moderne Ägypten".

Angesichts der hervorragenden Stellung, die der „ägyptische Prokonsul" im Orient fast 25 Jahre lang eingenommen hat, angesichts seiner anerkannt großen Beobachtungsschärfe und seiner genauen Kenntnis von Land und Leuten, dürfte gerade seinem Urteil besondere Bedeutung beizumessen sein. Cromer meint, es gebe drei Hauptquellen kulturellen Lebens: Familie, Rechtsempfinden, Religion, und alle drei habe der Mohammedanismus vergiftet. Die Familie sei das Prototyp der menschlichen Gesellschaft, die der Staat in weitester Umgrenzung zusammenfasse. Durch die Knechtung der Frau, wie sie der Koran verfügt, sei aber das Familienleben entwürdigt und damit dem gesamten sozialen und politischen Leben das Element vernünftiger Freiheit geraubt. Was Recht und Gesetz anbetrafe, so habe der Islam wohl verschiedene Rechtssysteme und Schulen geschaffen, die aber nichts seien als abschreckende Beispiele der Rechtsverdrehung, der Verknöcherung, der Wortklauberei. Es fehle jedes Schöpfen aus dem natürlichen Rechtsbewußtsein des Volks, also die Beziehung, die allein das Gesetz zu einem Hort der Wahrheit machen könne. Bei der Frage der Religion sei vor zu halten, daß Glaube und Wissenschaft im Orient immer unzertrennliche Dinge seien. Die Religiosität Mohammedaners sei ein Gemisch von großartiger Id und krassestem Aberglauben und Götzendienst, und die stimmigkeit reflektiere notwendig auf seine Wissenschaft Hier sei sein Kopf gefüllt mit himmelstürmenden denen aber jede Substantialität fehle; seine ganze sei unorganisch, daher völlig unproduktiv und schlechte vergleichbar, der bei leisem Anstoß abfalle.

Das überaus harte Urteil, das hier gefällt wi vielleicht dem ägyptischen Moslem gegenüber billig, de hammedanertum in seiner Gesamtheit gegenüber abe zu halten. Die scharfgezeichneten sittlichen und Schwächen des Ägypters sind nicht allein das Werk hammedanischen Gesetze, sondern zum nicht geringe das Erzeugnis von Einwirkungen anderer Kultur griechischer, römischer, arianischer, neuerdings fran britischer, die in buntem Durcheinander, ohne jem reisen, auf die Nachkommen des Pharaonenreiches ein Will man das wirkliche Wesen des Islams kennen lern muß man ihn da aufsuchen, wo er ganz auf si gestellt sich entwickelt, sein Haus sich selbst fundamenta aufgebaut hat; man muß sich an das Arabertum wend von jeher die geistige Führerschaft innegehabt hat; m nach Mekka und Medina gehen. Das Studium der die hier fließen, steckt zwar noch sehr in den Anfänge zeichnenderweise gelangen aber fast sämtliche ne Forscher zu Ergebnissen, die Cromers Ansichten widersprechen*).

Der klassische Islam kennt vier Wurzeln des Koran, Überlieferung, Folgerung, Idschma, d. h. einstimmung der rechtgläubigen Gemeinde. Dieser co ecclesiae soll keineswegs nur da aushelfen, wo heilige und Überlieferung versagen, sondern er soll allgemein Auslegung des Sinnes maßgebend sein, der beiden innewohnt. Der Streit darüber, wie weit dieser der Gemeinde der Vorrang gegenüber der amtlichen also später dem Sultan, gebührt, hat von früh an Spaltung im Islamismus geführt, die einen auf Parallelismus zu der Zweiteilung im Christentum hierarchisch-kollektivistischen Richtung steht eine demo individualistische Schule gegenüber. Letztere wird gesamten Schiitismus vertreten, hat aber auch innerh sunnitischen Gemeinde eine starke Anhängerschaft namentlich in den Ulemas, den einflußreichen, juris bildeten Theologen, die die eigentlichen Leiter der öffe Meinung sind und zwar sehr häufig die vom Jildi ausgehende Reaktion unterstützten, ebensoft aber gegen Tyrannei sich aufgelehnt, fortschrittliche und liberale sätze verteidigt und z. B. im 16. und 17. Jahrhunder die Christenmißhandlungen mit Erfolg protestiert haben.

Der Zweck der Idschma liegt auf der Hand: es so das stete Rückgreifen auf das religiöse Bewußtsein Gemeinde das Gesetz vor dogmatischer Erstarrung werden. Unaufhörlich sollen ihm neue, verjüngende Fo aus dem frisch und urwüchsig pulsierenden Leben der Gl zugeführt werden. Dieses freiheitlich evolutionistische wird noch verstärkt durch die Aufnahme der Adat, de vinziellen und lokalen Gewohnheitsgesetze. Indem der ganz im Gegensatz zu der Unduldsamkeit, die ihm al nachgesagt wird, hier und dort Teile der religiösen und lichen Gebräuche und Sitten der Naturvölker aufnahm, er zwar mit einer Menge animistischer und götzendiene

*) Wer sich näher zu unterrichten wünscht, sei verwie Wellhausen, „Prolegomena zur ältesten Geschichte des Islams", ziher, „Mohammedanische Studien", Edward Lane, „Manner Customs, sodann auf die verdienten Holländer Snouck Har „Mekka" und neuerdings Juynboll, „Handleiding tot de Kennis Mohamedaansche Wereld".

Vorstellungen durchsetzt, die seiner Natur fremd, oft unmittelbar entgegengesetzt sind, anderseits ihm aber eine Bewegungsfreiheit, Elastizität und Mannigfaltigkeit gegeben haben, die seine Eroberungskraft und Widerstandsfähigkeit unendlich erhöhte. Nimmt man hinzu, daß die mohammedanische Glaubenslehre in ihrer ursprünglichen Form ein Pflichtengesetz von größter Reinheit und hochgespannter Idealität enthält, so wird man kaum zweifeln, daß der Islam, dem Kern seines Wesens nach, sehr wohl die Bedingungen in sich trägt, eine kulturelle Macht von kosmopolitischer Bedeutung zu werden.

Jene hohen Ideale sind allerdings schon deshalb niemals Wirklichkeit geworden, weil ihre transzendentale Theorie sich allzuweit vom Boden der das wirkliche Leben bestimmenden Normen entfernte und paradiesische Zustände auf Erden voraussetzte. Aber der Kampf für die „reine Lehre" hat niemals aufgehört; es ist bekannt, wie die mächtige dynastische Opposition in Arabien, namentlich der Wahhabit in Nedschd, Abdul Asis, für die Regeneration des Islams durch Abstreifung aller seine wahre Gestalt verbergenden und verunzierenden Hüllen eintrat. Neuerdings hat nun aber die ganze freiheitliche Strömung einen überaus kräftigen und zu neuen Bahnen lenkenden Impuls erhalten durch eine Bewegung, die außerordentlich viel beredet, dennoch selten ihrem wirklichen Charakter nach erfaßt worden ist: durch den Panislamismus.

Ein elementarer Drang nach Befreiung von der politischen und wirtschaftlichen Bevormundung durch Europa hat alle asiatischen Völker ergriffen. Der Panislamismus gilt gemeinhin als Vertreter dieses Freiheitsstrebens unter den Anhängern des großen Propheten. Eine besondere Eigentümlichkeit des Panislamismus wird dann meist noch darin gefunden, daß er mit den politischen Zielen religiöse verbindet: der Islam soll als eine geschlossene Macht gegen das Christentum ins Feld geführt und um dieses Zweckes willen einer Verjüngungskur durch Neubelebung seiner ursprünglichen und wahrhaften Daseinsformen unterworfen werden. Diese Auffassung wird dem Panislamismus in seiner ersten Entwicklungsperiode allenfalls, seinem heutigen Wesen nur ganz einseitig gerecht.

Wie für alle Organe politischen Lebens in Asien, so war auch für den Panislamismus das Ergebnis des russisch-japanischen Krieges von revolutionärer Wirkung. In Mekka und Medina, in Kairo, in Tunis, in Teheran und in Dakkah, in allen Mittelpunkten islamitischen Geisteslebens wurden die Ereignisse auf den ostasiatischen Schlachtfeldern mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt und mit hunderterlei Sympathiekundgebungen zugunsten der Japaner begleitet. Man hat das meist als selbstverständlich betrachtet, ohne zu bedenken, daß, wenn im Panislamismus die religiösen Motive maßgebend wären, gerade das Umgekehrte der Fall sein müßte. Denn der Schintoismus und Buddhismus der Japaner widerspricht der Ethik des Islams in schroffster Weise, während ihn mit der griechischen Kirche Rußlands viel Wesenverwandtes verbindet; tatsächlich standen im Kriege zwischen Byzanz und Persien die Mohammedaner einmütig auf seiten der Perser. Aber heute überwiegen die politischen Motive durchaus. Verwundert nahm man wahr, wie ein noch vor wenigen Jahren politisch unbedeutendes Volk in kurzer Zeit durch Aneignung westlicher Kulturformen solche Energien angesammelt hatte, daß es die in Asien gefürchtetste europäische Macht glänzend besiegen konnte. Sollte gleiches dem Islam, der in Westasien und Nordafrika die kriegstüchtigsten Stämme zu den Seinen zählt, nicht möglich sein? Jetzt erwachte im Arabertume stärker als je die Erinnerung an die Zeiten des Glanzes, und zugleich verdoppelte sich der Unwille über die Reaktion in Konstantinopel, die man als Ursache des Verfalls der islamitischen Kultur erkannte. Am Goldenen Horn suchte man zwar mit allen Mitteln der Diplomatie die Panislamisten für sich zu gewinnen. Man lud ihre Führer ein, bewirtete, beschenkte, feierte sie, hielt ihnen vor, wie es das Osmanentum gewesen, das den Islam gegen den Ansturm des christlichen Westens verteidigt habe. Aber trotz allem verabschiedeten sich die Geladenen meist mit dem Gefühl gesteigerten Unwillens, weil bei allen schönen Redensarten ihrem Begehren nach freiheitlicheren Regierungsformen mit Achselzucken begegnet wurde, und weil man empfand, daß der schöne Verbrüderungsgruß „Bende Müslim, sende Müslim" — „ich und du, wir sind ja beide Moslems" — bei dem Osmanli nur Maskierung seiner Herrschaft war. Der Panislamismus ist aber politisch der Vertreter des Liberalismus im Mohammedanertum und wendet sich als solcher gegen den Absolutismus jeglicher Art, gleichgültig, ob er von europäischen Eroberern oder von asiatischen Despoten wie dem Sultan oder dem Schah ausgeübt wird.

Die Einsicht, daß nur die Aufnahme westlicher Regierungssysteme Asien aus seiner politischen Rückständigkeit befreien könne, hat notwendig dazu geführt, daß auch auf wissenschaftlichem und damit zugleich auf religiösem Gebiete der Wunsch, in den Geist abendländischer Kultur tiefer einzudringen, sich lebhafter äußerte. Heute liegen Übersetzungen fast sämtlicher europäischen Klassiker, vom grauen Altertum angefangen — Suleiman Albustani gab kürzlich eine treffliche Übertragung der „Ilias" heraus — bis zu den neuesten in arabischer Sprache vor. So saugt die arabische Jugend mehr und mehr freiheitliche und universelle Bildung auf und protestiert lebhafter und lebhafter gegen den Obskurantismus, der predigt, daß „alles eitel ist außer dem Koran", und dessen Pädagogie sich darauf beschränkt, Sure um Sure aus dem Heiligen Wort auswendig lernen zu lassen. In religiöser Hinsicht ist also der Panislamismus der Vertreter des Modernismus in der mohammedanischen Glaubensgemeinschaft. Und diese modernistische Strömung flutet von Arabien aus, soweit die arabische Zunge reicht; sie hat ihre Anhänger in Ägypten, in Tunis, in Marokko, sie tritt in unabhängiger und eigenartiger Gestalt in Indien an die Oberfläche.

Das indische Mohammedanertum hat von jeher infolge der Berührung mit der altindischen Literatur und durch Vermittlung der Briten mit der europäischen Literatur eine ganz besondere geistige Regsamkeit entwickelt. Von der durch die hinduistischen Nationalisten vertretenen britenfeindlichen Freiheitsbewegung hielt man sich zwar aus bekannten Gründen fern. Desto eifriger bemühte man sich um Verbesserung der allgemeinen Volksbildung, gründete mit Hilfe der britischen Regierung mohammedanische Schulen für elementare und höhere Bildung und hielt jährlich Kongresse für Reform des Erziehungswesens ab. Auf einem solchen 1906 in Dakkah abgehaltenen Kongresse beschloß man die Gründung einer „Allindischen Moslemliga", die zunächst als Gegenorganisation gegen die nationalistische Partei der Hindus gedacht war, seitdem aber zur offiziellen Vertreterin des Panislamismus in Indien geworden ist. Für dessen modernen Geist ist das Programm dieser Liga besonders bezeichnend: es fordert an erster Stelle freiere wissenschaftliche und religiöse Erziehung, und zwar unter Benutzung der Hilfsquellen, die das Abendland biete, an zweiter Stelle konfessionelle Duldsamkeit. Es verdient schon des aktuellen Interesses halber hervorgehoben zu werden, daß der Emir Habibullah bei seiner vorjährigen Reise durch Indien in verschiedenen Hochschulen, so namentlich in Aligarh, bei seinen Ansprachen für die panislamitischen Tendenzen offen eintrat. So verdarb er es in Teheran mit den reaktionären, russenfreundlichen Feudalen und mit dem Klerus zugleich; die Folge waren die bekannten Verschwörungen beider Parteien unter Führung Nasrullahs gegen den ersten gekrönten Parteigänger des Liberalismus in Asien.

* * *

Aus dieser Einsicht in das Wesen des Panislamismus heraus versteht es sich erst, daß England, das von jeher in der internationalen Politik die Rolle eines Beschützers demokratischer Freiheit und religiöser Duldung für sich in Anspruch genommen hat, der Hoffnung lebte, die gegen Europa gerichtete Spitze des Panislamismus abbiegen und diesen vielmehr sich selbst dienstbar machen zu können. Es war be-

kanntlich Lord Curzon, der zuerst die Wege einer solchen Politik klar vorzeichnete. Heute hat sich, in letzter Stunde, das Osmanentum zum Führer des Liberalismus im Islam aufgeworfen, und England sieht sich, einstweilen wenigstens, gezwungen, sich mit der Rolle eines wohlwollenden Zuschauers zu begnügen. Welche Aussichten hat nun nach allem das Jungtürkentum, sich als Mandatar der gesamten islamitischen Freiheitsbewegung durchzusetzen?

Die Antwort darauf ist nicht leicht. So viel Nachteiliges man dem Osmanentum nachsagen kann, so muß billiges Urteil ihm doch einräumen, daß es in tausendjähriger Herrschaft über gänzlich verschieden geartete und von Natur feindselige Völker den Beweis erbracht habe, aus dem Holz geschnitzt zu sein, aus dem Herrschervölker gemacht werden. Diese seine Fähigkeit hat es bisher lediglich im Dienste despotischer Gewalt zur Geltung gebracht. Jetzt ist darin eine völlige Wandlung eingetreten. Statt des Despotismus Liberalismus: alle jene völkischen Gegensätze werden unter dem neuen Regiment, sobald erst der heutige Siegesrausch vorüber, sobald ein Parlament gewählt ist und es praktische Reformarbeit zu leisten gilt, sich ihrem natürlichen Gewicht nach zur Geltung zu bringen suchen. Diesen partikularistischen Ansprüchen gegenüber sich als Herr und doch zugleich als Beschützer der Freiheit zu behaupten, ist die politisch unendlich schwierige Aufgabe, die der konstitutionellen Türkei zufällt.

Daß die neue Ordnung der Dinge sich nicht ohne schwere innere Kämpfe durchsetzen wird, darf daher als sicher gelten. Aber anderseits hat der Sinn für freiheitliche moderne Kulturformen zu tiefe und breite Wurzeln im Mohammedanismus nach allen Seiten seiner Lebensäußerungen hin geschlagen, als daß er wieder ganz untergehen könnte. Sodann bietet wohl auch der Charakter des Türken, der bei äußerlichem konfessionellen Fanatismus von Natur gutmütig, dabei großherzig, zurückhaltend, fügsam und treu ist, gewisse Bürgschaften für einen vernünftigen Gebrauch der errungenen Freiheiten, wie tatsächlich der mit Ausnahme weniger unbedeutender Ausschreitungen ruhige bisherige Verlauf des Umschwungs allgemeines Erstaunen hervorrief. Allerdings hat eine weitere ruhige Fortentwicklung auf den Bahnen des Fortschritts manche Voraussetzungen, deren Verwirklichung durchaus unabsehbar ist. So z. B. die Enthaltung jeder Einmischung seitens der europäischen Großmächte, die zwar einstweilen zugesagt ist, indessen zeigt gerade heute das Beispiel Persiens, wie sehr manche Höfe bereit sind, jede Gelegenheit zu benutzen, um ihren Einfluß zu verstärken, gleichgültig, welche blutigen und unheilvollen Bürgerkämpfe dadurch entstehen.

Krankes Blut.

Von Professor Dr. E. Heinrich Kisch.

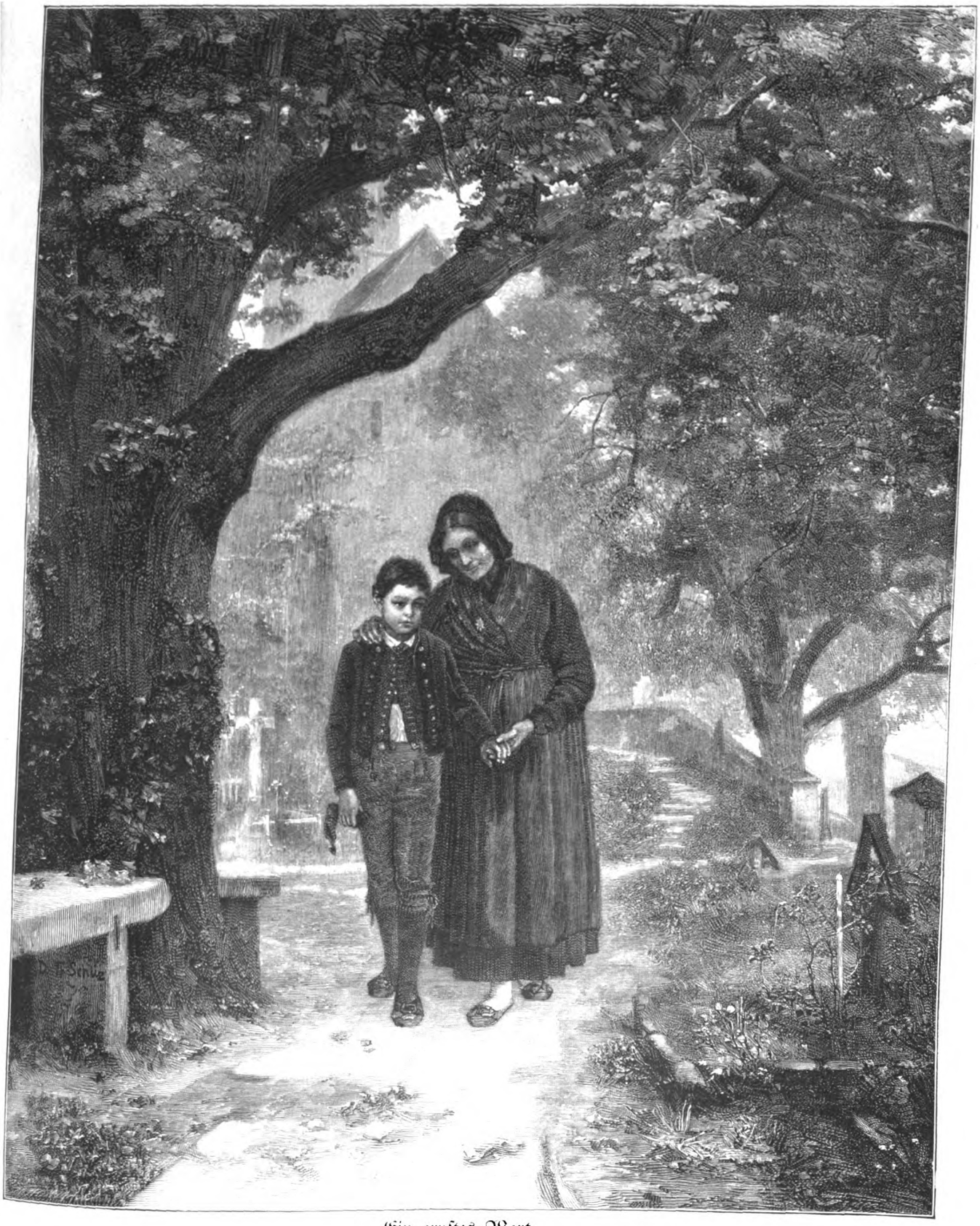
„Blut ist ein ganz besondrer Saft!" sagt der Goethesche Mephistopheles zu Faust. Und in der Tat, das Blut ist nicht eine Flüssigkeit, deren Kennzeichnung mit der chemischen Analyse ihrer wässerigen Lösung und mit der Angabe der darin enthaltenen körperlichen Bestandteile, der roten Blutkörperchen, der weißen Blutzellen und der Blutplättchen, gegeben ist — sondern es ist der wahre Lebensquell, aus dem der Organismus seine Erhaltung schöpft, durch den jedes einzelne Gewebe des Körpers sich aufbaut, durch den der gesamte Stoffwechsel seinen Bestand hat. Dieser stetig in uns kreisende „besondre Saft" vermittelt die Aufnahme der uns unentbehrlichen Lebensluft, erwirkt die Einnahme der uns unbedingt nötigen Nährstoffe und versorgt mit dem in jegliche Stelle des Körpers dringenden Blutstrome die Umsetzung alles Stofflichen. Den Lungen bietet das Blut den Gasaustausch, verbreitet den Sauerstoff durch den Körper und gibt die den Geweben entnommene Kohlensäure wieder ab. Aus den Därmen und Verdauungsorganen bringt das Blut die Nährstoffe und ihre Umwandlungsprodukte in Umlauf und verschafft den Auswurfsstoffen den Abgang durch die der Ausscheidung dienenden geweblichen Einrichtungen. Dem gesamten Nervenapparate führt das Blut das Material für diese wunderbaren Funktionen zu und gibt den Anreiz für ihre Inganghaltung.

Leicht ersichtlich ist darum, wie wichtig es für die Gesundheit des Körpers, für die Norm seiner Tätigkeit ist, genügend reichliches und hinlänglich gutes Blut zu besitzen. Und während schon von alters her Ärzte und auch Laien die Erkenntnis hatten, es dürfe die Gesamtblutmenge nicht zu gering, aber auch nicht zu groß sein, sondern das Durchschnittsmaß einhalten — so haben erst die neuzeitlichen Forschungen der Wissenschaft Aufklärung über die feineren Veränderungen in der physikalischen und chemischen Beschaffenheit des Blutes gebracht und so das Verständnis der Blutkrankheiten auf eine sicherere Grundlage gestellt.

Bei Menschen mit blasser Gesichtsfarbe, blasser Färbung der sichtbaren Schleimhäute, schwachem Kräftezustande genügt es heutzutage nicht, den allerdings leicht erkennbaren Zustand von Blutarmut, Anämie, festzustellen, es muß vielmehr eine genauere Untersuchung des Blutes den Nachweis erbringen, in welcher Weise die normale Blutmischung in dem Einzelfalle verändert ist. Durch Betrachtung mittels des Mikroskopes, durch Herstellung besonderer Färbepräparate, durch vergleichende Schätzung in eigenen sinnreichen Apparaten ist es bei einiger Übung der verfeinerten Methoden möglich, zu erkennen, ob die Zahl der roten Blutkörperchen, die im Durchschnitt mit Schwankungen nach Alter und Geschlecht des Menschen fünf Millionen im Kubikmillimeter Blut beträgt, wesentlich vermindert ist, oder ob bei normalen Mengenverhältnissen der roten Blutkörperchen der rote Farbstoff, der Hämoglobingehalt des Blutes, vermindert oder verändert ist; endlich ob die weißen Blutzellen an Zahl wesentlich vermehrt sind — normales Blut enthält ungefähr 10 000 im Kubikmillimeter — und hierdurch das Verhältnis der roten Blutkörperchen zu den weißen zu ungunsten der ersteren verändert wird.

Die einfache Anämie, Blutarmut, Verminderung der Zahl der roten Blutkörperchen, hat ihren Grund in einer außerordentlich großen und überaus häufig vorkommenden Menge von äußeren Schädlichkeiten und abnormen inneren Vorgängen des Organismus, durch die ein vermehrter Untergang von roten Blutkörperchen leicht herbeigeführt wird oder die zum Wohlbefinden notwendige Neubildung dieses Blutbestandteiles nicht in ausreichender Menge zustande kommt. Jeder wesentliche Blutverlust, der eine bedeutende Minderung der Gesamtblutmenge herbeiführt, bringt auch eine Abnahme der roten Blutkörperchen und hiermit Anämie mit sich. Einmaliger plötzlicher Blutverlust, der die Hälfte der durchschnittlich beim Erwachsenen fünf Kilo betragenden Blutmenge herbeiführt, hat unbedingt tödlichen Ausgang; doch kann auch der Erguß einer geringeren Menge Blutes schon den Tod herbeiführen. Häufige Wiederholung geringer Blutverluste verträgt der Körper, jedoch ist stets damit Anämie verbunden.

Zu solcher Blutarmut führen also sehr heftige oder öfter sich wiederholende Blutungen aus der Nase, Blutauswurf aus den Lungen, blutige Ausscheidungen von seiten des Magens, Darmes, der Nieren und anderer Organe. Mit der Abnahme der den Sauerstoff tragenden roten Blutkörperchen ist Schwäche des Herzmuskels verbunden, die verringerte Herzkraft vermag den Blutstrom nur langsamer und unter geringerem Drucke zu treiben, es entsteht Blutmangel im Gehirn, hierdurch



Ein ernstes Wort.

Gemälde von Theodor Schüz.

Flimmern vor den Augen, Sausen in den Ohren, das Gesicht wird bleich, Nase und Lippen sind bläulich gefärbt, die Haut ist kühl, der Puls wird schwach, klein, flatternd, die Sinne schwinden, es kommt zu Ohnmacht, bei unstillbaren Blutungen zu tiefer Bewußtlosigkeit und zum tödlichen Ausgange. Wenn der Blutverlust nicht so zerstörend ist, so werden diese Anämien durch die natürlichen Heilkräfte des Körpers bei geeignetem Verhalten geheilt, indem die volle Wiederherstellung des Blutes erfolgt. Allerdings sind zuweilen mehrere Wochen notwendig, bis sämtliche Blutbestandteile ihren ausreichenden Ersatz gefunden haben. Bei gesunden, jugendlichen, kräftigen Personen tritt dieser Wiederersatz der Blutzerstörungen rascher und vollständiger ein als bei kranken, schwächlichen, älteren Individuen. Frauen sind im allgemeinen in dieser Beziehung widerstandsfähiger als Männer.

Anämie kann aber auch ohne Blutverluste zustande kommen, wenn durch unzulängliche oder fehlerhafte Ernährung, durch schädliche Lebensführung, durch Einführung von Giftstoffen in den Körper, durch fieberhafte Krankheiten, durch langdauernde Säfteverluste, durch chronische Gesundheitsstörungen die Neubildung der roten Blutkörperchen beeinträchtigt wird. Diese Art von Blutarmut kommt bei Personen vor, die sich ungenügend ernähren, nicht zureichend Luft und Licht genießen, schlecht wohnen, sich mangelhaft bewegen, von Sorgen und Kummer niedergedrückt werden, die verschiedensten Entbehrungen sich auferlegen müssen. In gleicher Weise ist die Anämie Folgezustand von Typhus, Wechselfieber, Tuberkulose, von schweren Wochenbetten, übermäßig langem Stillen und anderen Erschöpfungszuständen.

Auch bei diesen Blutarmen ist das bleiche Aussehen bezeichnend, die Blässe der Augenschleimhaut, die Blutlosigkeit der Lippen, die Weiße der Fingernägel. Damit ist ein ungünstiger Ernährungszustand des ganzen Körpers verbunden, Appetitlosigkeit und unregelmäßige Verdauung, leichte Ermüdung und Schwäche, Herzklopfen und Kurzatmigkeit beim Steigen und bei stärkerer Bewegung, Neigung zu Schwindel und Ohnmacht, Kopfweh und Nervenschmerzen in verschiedenen Bahnen, leichte Schwellungen an den Füßen und andere von der herabgesetzten Kraft des Herzens abhängige Beschwerden. Dieses Dahinsiechen kann jahrelang dauern, die Arbeitsfähigkeit und Lebenslust des Anämischen beeinträchtigen und schließlich zum bedrohlichen Ende führen, wenn es nicht gelingt, die grundlegenden Schädlichkeiten zu beseitigen, die Allgemeinernährung zu heben, die Neubildung von Blutkörperchen zu fördern, frisches, gutes Blut zu schaffen.

Zur zweiten Gruppe der Anämien, für welche die Verringerung des roten Farbstoffes im Blute, des eisenhaltigen Hämoglobins kennzeichnend ist, gehört die Bleichsucht, Chlorose, die nahezu ausschließlich bei jungen Mädchen in den Entwicklungsjahren beobachtet wird. Es wird auch meistens angenommen, daß gewisse Entwicklungsstörungen in dieser Lebensepoche der Geschlechtsreife eine Verminderung der Blutneubildung und namentlich eine mangelhafte Bildung des Hämoglobins im Blute herbeiführen. (Die hämoglobinarmen Blutkörperchen sind durch die schwächere Färbung gekennzeichnet; wenn der Hämoglobingehalt ganz geschwunden ist, so erscheinen die Körperchen farblos.) Jedoch spielen außer den Vorgängen der Pubertät noch andere Momente mit, um gerade bei den Mädchen im Alter von 14 bis 20 Jahren jene Blutstörung zu begünstigen, so die unregelmäßige Lebensführung, die unzureichende Art der Kost, die geistige Überanstrengung, der Mangel gehöriger körperlicher Bewegung und vollen Freiluftgenusses, die gesellschaftlichen Aufregungen, das Entbehren hinlänglichen Nachtschlafes, die schädliche Beeinflussung der Nerven durch schlechte Lektüre, die seelischen Erregungen durch unpassenden Umgang, die Aufreizungen der jugendlichen Phantasie durch moderne Schaustellungen, Tanzunterhaltungen und Aufführungen, nicht zuletzt die Schädlichkeit des Mieders, mit dessen Anlegen ja bei Mädchen in der Übergangszeit zwischen Kindheit und Pubertätsalter gewöhnlich begonnen wird.

Das Aussehen der Chlorotischen entspricht dieser griechischen Bezeichnung der blaßgrünen, noch nicht reifen Saat. Die Gesichtsfarbe ist bleich, ins Grünliche spielend, die Haut ist auffallend blaß, weißgelblich, die Büste erhält bei sonst schönem Körper zuweilen geradezu das Aussehen einer Marmorstatue. Manche Mädchen sind recht abgemagert, andere zeigen ein auffälliges Zunehmen des Fettgewebes im Körper. Allen aber ist gemeinsam das Empfinden großer Mattigkeit, nervöser Verstimmung und Unlust zu intensiver Arbeit. Dazu kommen die schon oben geschilderten, durch Blutarmut hervorgerufenen mannigfachen Gesundheitsstörungen, besonders Herzbeschwerden und Verdauungsbeeinträchtigung, Herzklopfen mit Angstgefühlen, Appetitlosigkeit oder Heißhunger mit krankhaften Eßgelüsten und Geschmacksänderung, kurz eine Fülle von außerordentlich wechselvoll sich gestaltenden krankhaften Erscheinungen. Zum Glücke gelingt es in den meisten Fällen, diese Störungen durch geeignete diätetische und hygienische Maßnahmen sowie systematische Behandlung vollständig zu beseitigen, zuweilen ist jedoch der Heilerfolg nur vorübergehend, und mehrfache Rückfälle bewirken eine jahrelange Dauer der Krankheit.

Weitaus schwerer und bedrohlicher sind jene Bluterkrankungen, die auf Vermehrung und Veränderung der im zirkulierenden Blute vorkommenden weißen Blutzellen beruhen. Diese letzteren spielen die Hauptrolle bei der überaus verderblichen und nahezu unaufhaltsam zum Tode führenden Blutkrankheit, der Leukämie. Bei dieser findet eine dauernde Vermehrung der weißen Blutzellen weit über die normale Zahl hinaus statt, so daß das richtige Verhältnis der roten Blutkörperchen zu ihnen ganz wesentlich sinkt. Worin der Grund für diese schwere Blutveränderung besteht, ist noch nicht klargestellt. Man hat durch äußere Schädigung entstandene Erschütterungen und Verletzungen des Körpers, überaus heftige seelische Eingriffe und Gemütsbewegungen, dann auch ansteckende, blutvergiftende Krankheiten als Ursächlichkeiten in einzelnen Fällen beschuldigt, aber ein strikter Nachweis hierfür ist bisher nicht gelungen.

Die Krankheitserscheinungen erweisen sich ähnlich wie bei den anderen Anämien; das Aussehen ist blaß, die Mattigkeit und Schwäche groß und steigert sich allmählich immer mehr, Herzklopfen wie Atembeklemmungen stehen neben eingreifenden Störungen der Verdauung im Vordergrunde der krankhaften Zeichen. Diese richtig zu deuten, vermag der Arzt durch Zählung der Blutkörperchen unter dem Mikroskope, durch Erweis der mächtigen Anschwellung der Milz sowie der Vergrößerung der Lymphdrüsen. Durch solche genaue Untersuchung ist es auch möglich, von der wirklichen Leukämie andere, dieser ähnliche, aber keineswegs so hoffnungslose Fälle von Blutveränderung, ohne den bezeichneten geschilderten Blutbefund, zu scheiden.

Von anderen Blutanomalien, die ein allgemeines Interesse bieten, wäre noch ein den bisher geschilderten entgegengesetzter Zustand zu erwähnen, nämlich die Überfülle an Blut. Wiewohl Tierversuche gegen die Möglichkeit einer wirklichen dauernden übermäßigen Zunahme der Blutmenge deuten, so sprechen doch ärztliche Erfahrungen dafür, daß wenigstens vorübergehend, zuweilen aber auch durch längere Zeit beim Menschen Zeichen von Vollblütigkeit auftreten, die mit krankhaften Erscheinungen verschiedener Art einhergeht. Es scheinen sich hierfür ursachlich übermäßige Ernährungsweise, wie sie bei Vielessern, Völlern und Schlemmern vorkommt, in Verbindung mit sitzender Lebensführung, mangelnder körperlicher Übung geltend zu machen, wobei übrigens auch erbliche Anlage mitspielt.

Solche Personen zeigen ein auffallend gerötetes, volles Gesicht, die Augen glänzen und erscheinen über die Augenhöhle hervorgewölbt, die Halsschlagadern pulsieren sichtlich, der Puls schlägt voll und kräftig, oft hartgespannt, die Venen strotzen, kurz, der ganze Ausdruck verrät eine Überfülle von Säften.

klagen diese Vollsaftigen über Herzklopfen schon bei Bewegungen oder nur geringer Erregung; nach der fühlen sie sich unbehaglich angefüllt und aufgebläht, Kopfschmerz, Flimmern vor den Augen, Sausen in Ohren, Atemnot und Brustbeklemmung, das Gefühl von Kriechen in den Gliedmaßen. Und die Erfahrung lehrt, diese Individuen, wenn sie ein üppiges, schwelgerisches führen, und wenn sich bei ihnen, wie dies allzuhäufig hochgradige allgemeine Fettleibigkeit entwickelt, zu fällen, Bluterguß in das Gehirn und dadurch zum unerwarteten Tode geneigt sind. Wird aber recht eine einfache, hygienische Lebensweise gesorgt und mäßige Anfüllung der Gefäße mit Blut in geeigneter trägt, dann kommt eine freiere Zirkulation des Blutes und die Gefahr ist beseitigt oder gemindert, die den des Gehirns drohte.

Änderungen der Blutbeschaffenheit kommen endlich bei Krankheiten, bei Erkrankungen des Stoffwechsels, schiedenen pathologischen Verhältnissen der lebenswichtigen wie des Herzens, der Lunge, Milz, Leber, vor. Denn dem Blut und allen Geweben des Körpers herrscht ste Wechselbeziehung und gegenseitige Beeinflussung. bei fieberhaften Entzündungen, namentlich bei der tzündung, eine Veränderung des Eiweißgehaltes der keit, eine Vermehrung des Faserstoffes auf. Bei offwechselerkrankung, die als Fettsucht bezeichnet wird, zuweilen eine wesentliche Steigerung des Fettgehaltes tes vor, wohl als Ausdruck einer mangelhaften Ver des in der Nahrung zugeführten Fettes. Bei der theit, Diabetes, weist das Blut, die vermehrte Zucker im Organismus widerspiegelnd, einen beträchtlichen Zucker auf. Leberkrankheiten, die den Abfluß der normaler Weise aus der Leber behindern, führen tritt der Gallenbestandteile ins Blut, zur Schädigung rn durch die Gallensäuren und zu der als Gelbsucht Verfärbung der körperlichen Gewebe. Erkrankungen bewirken oft Ansammlung der Harnbestandteile, des s und der Harnsäure im Blute und damit schwere ngserscheinungen des Organismus. Und so können dere Gifte, durch Bakterien und Zerfallsprodukte von herbeigeführt, eine Giftigkeit des Blutes mit ihren Folgen verursachen.

den genannten Blutkrankheiten sind die verschiedenen der einfachen Blutarmut und die Bleichsucht am durch sorgfältige Regelung der hygienischen Verhält rch geeignete Anordnung der Ernährung, dem Heil zuführen. Dazu gehört vor allem, die ungünstigen wohnheiten derart abzuändern, daß ein regelmäßiger zwischen Arbeit und Ruhe stattfinde und keinem dieser chwichtigen Momente die Alleinherrschaft zugestanden Einerseits müssen bei den Vielbeschäftigten, seien es oder geistig Arbeitende, geeignete Ruhepausen jegliche ung verhüten, anderseits, das gilt für die höheren soll darauf geachtet werden, daß beispielsweise das chsende Mädchen täglich einige Stunden leichte körper rbeit habe, daneben tüchtig spazierengehe, nicht stunden f dem Sofa träumerisch hinliege. Jegliche Art und der Arbeit muß dem jeweiligen Kräftezustande der oder bleichsüchtigen Person angepaßt werden. Für Fälle ist zuweilen durch einige Zeit Bettruhe ig.

ausreichenden Genuß frischer Luft ist ein Haupt zu legen, und die Wohnung muß derart eingerichtet das Schlafzimmer, in dem ja der größte Teil Zeit verbracht wird, geräumig sei und tüchtig ge rde. Licht und Luft, Sonne und Wärme soll in hnitude dringen. Aufenthalt im Wald, auf den und am Gestade des Meeres tut der Blutarmen wohl und fördert die Neubildung des Blutes. Ganz besonders haben experimentelle Untersuchungen der Neuzeit dargetan, daß das Höhenklima hier überaus günstig wirkt, und daß schon von einer Erhebung von 700 Metern über dem Meere, von den Mittelgebirgen bis zum Hochgebirge hinauf stetig bei Menschen und Tieren eine bedeutende Zunahme der Zahl der roten Blutkörperchen im Blute stattfindet.

Die Auswahl der Speisen für Blutarme muß von dem Grundsatze ausgehen, in der Kost ausreichend viele Nährstoffe, jedoch in leicht verdaulicher Form zu bieten und die Nahrung lieber öfter am Tage, aber in kleinen Gaben zu reichen, um dem geschwächten Magen nicht zu viel zuzumuten. Dabei soll die Kost gemischt sein, d. h., neben Eiweißsubstanzen auch Kohlehydrate und Fett in genügender Menge bieten, zugleich aber auch den bei Blutarmen überhaupt und namentlich bei Bleichsüchtigen sehr erhöhten Bedarf an Eisen in den Nahrungsmitteln berücksichtigen.

Im allgemeinen soll Fleischkost vorwiegen, Milch und Eier sind zu bevorzugen, Braten von Rindfleisch und Kalbfleisch, auch englisch zubereitete halbrohe Beefsteaks, Schinken, Braten von Wild, Geflügel, zur Abwechslung der Speisekarte auch Fische. Dazu sollen auch reichliche Vegetabilien wegen ihres Gehaltes an Nährsalzen, Spinat, Hafer, Bohnen, Linsen als eisenreiches Gemüse in verdaulicher Zubereitungsweise (als Brei), frisches oder gekochtes Obst, leichte Mehlspeisen, Reis, Kartoffelbrei gegeben werden. Alkoholhaltige Getränke sind im allgemeinen zu meiden, jedoch kann zur Anregung des Appetits ein Glas Bier oder ein Glas leichten Weines gestattet werden.

Durch solche Diät in Verbindung mit den vom Arzte zu verordnenden Arzneien gelingt es in der weitaus größten Mehrzahl von Fällen der Anämie, die blutbereitenden Organe zu neuer Tätigkeit anzuregen, den lebenswichtigen Bestandteil des Blutes zu vermehren und auf normaler Höhe zu erhalten. Aber auch in den wenig aussichtsvollen Fällen von schwerer verderblicher Anämie und Leukämie vermag die ärztliche Kunst, zielbewußte Ernährung und sorgsam treue Pflege das Leben zu verlängern, die Leiden zu mindern.

Bei der Vollblütigkeit muß natürlich ein anderes, teilweise entgegengesetztes Heilverfahren eingeschlagen werden. Die Ernährung und Lebensweise müssen hier so geordnet werden, daß das Kostausmaß auf jene notwendige Menge einzuschränken ist, die gerade den Stoffbedarf deckt, und daß stärkere körperliche Bewegung den Stoffwechsel lebhafter anregt. Wenn auch gerade keine bedeutende Unterernährung beabsichtigt ist, so muß doch jede Überernährung vermieden werden. Nicht zu häufige und nicht zu reichliche Mahlzeiten, nicht zu lange Dauer des Schlafes, nicht zu ausgedehnt bemessene Ruhe! Das ist die wichtigste Regel für jene, die unter der Überfülle von Säften leiden.

Die Speisekarte ist so zusammenzustellen, daß neben dem für den Stoffbestand ausreichenden Eiweiß genügende Mengen von Kohlehydraten geboten, alle diätetischen Reizmittel jedoch ausgeschaltet werden. Nicht zu viel Fleisch, recht viel Gemüse und Obst, keine Delikatessen und Gewürze, gar kein Alkohol. Vom Fleisch der Säugetiere, Vögel und Fische sind jene Arten zu bevorzugen, die nicht reich an sogenannten Extraktivstoffen sind, denen man einen erregenden Einfluß auf die Nerven und das Herz zuschreibt; darum ist gekochtes Fleisch dem gebratenen, das Fleisch der jungen Tiere (Kalb) und Fische dem Wilde vorzuziehen. Suppenwürze (Fleischextrakt), Würste, geräucherte Fleisch- und Fischsorten, Fleischkonserven, Kaviar sind zu meiden, Kaffee und Tee, wenn sie nicht gänzlich von der Tafel gebannt werden können, zum mindesten nur in verdünnter Form zu reichen. Das beste Getränk für die vollblütigen Schlemmer ist trotz ihres verwöhnten Gaumens gutes Wasser, saure Milch, Limonade mit Fruchtsäften, ein an Kohlensäure nicht zu reicher Säuerling.

Die Boyersen.

(4. Fortsetzung.) **Von Olga Wohlbrück.**

Kurz nach Neujahr war es, daß Martens zum erstenmal im Kontor fehlte. „Eine Ohnmacht", hatte der Bote gesagt. Aber Frau Boyersen wußte es besser — es war ein Schlaganfall gewesen, und sie fertigte den Boten eilends ab, denn sie wollte nicht, daß er die fahle Blässe sah, die sich auf ihr Antlitz legte. An diesem Tage verließ sie das Kontor nicht und arbeitete dort wie in früheren Tagen. Dabei gewahrte sie verschiedene Neuerungen, die von den althergebrachten Gepflogenheiten abwichen.

„Was sind das für neue Moden?" fragte sie dann jedesmal gereizt.

Marianne gab mit ruhiger Sachlichkeit die geforderte Erklärung. Und jedesmal gruben sich die Falten tiefer in Frau Boyersens Stirne.

„Ich wünsche das alles nicht", fuhr es ihr endlich heraus. „So wie es immer bei mir Brauch war, so soll es bleiben, verstanden?"

„Man kann einen Fortschritt doch nicht absichtlich zerstören", entgegnete Marianne fast heftig.

„Ich halte all den Firlefanz für keinen Fortschritt. Damit basta. Ich finde nicht, daß sich unser Geschäft dadurch gehoben hat."

„Sonst wäre es aber zurückgegangen."

Frau Boyersen maß Marianne von oben bis unten mit dem Blicke.

„Hier hat nur einer etwas zu sagen, das bin ich!" herrschte sie die junge Frau an, unbekümmert um die Kommis, die durch die offene Tür im Nebenzimmer alles hören konnten. „Und dann — warum sind mir so viele Sachen nicht vorgelegt worden? Doch nur, weil ihr wußtet, daß ich nicht einverstanden sein würde."

Es wuchs ihr mit jedem Wort auch ein Groll gegen den alten Buchhalter, der sich so ohne weiteres von dem jungen Geschöpf da aus der alten Bahn hatte reißen lassen. Die ungeheure Arbeitslast, die Marianne auf ihre Schultern genommen hatte, schien sie gar nicht zu bemerken. Mit kindischem Eigensinn blieb sie an Äußerlichkeiten hängen: die neue Form der Korrespondenz mißfiel ihr, einzelne Bücher waren nach einem neuen System geführt, dessen praktische Seiten sie nicht einsehen wollte; auch das ungewohnte Entgegenkommen den Kunden gegenüber fand sie lächerlich.

„Entgegenkommen? Wozu? Verlange ich Entgegenkommen? Ich verlange mein Recht und nicht ein Jota darüber oder darunter. Haben wir keine Gerichte mehr? Um zu meinem Recht zu kommen, bedarf ich keines Advokaten."

Sie raffte einige Papiere zusammen und klappte die Bücher heftig zu. Als sie Mariannens stummes, blasses Gesicht sah, lächelte sie höhnisch.

„Ach, du dachtest wohl, ich hätte mich auf mein Altenteil zurückgezogen, und du könntest mit dem alten Narren von Martens — "

„Nicht so laut, Mama", und Marianne schloß hastig die Tür zum Nebenraum.

„Mit dem alten Narren machen, was du willst?" fuhr die alte Frau unbeirrt fort. „O, meine Liebe, noch bin ich da, noch lebe ich, noch geht's nach meinem Sinn und meinem Willen."

Frau Boyersen verließ das Kontor, ohne Marianne noch eines Blickes zu würdigen. Ein langgehegter Groll war zum Ausbruch gekommen. Marianne wußte: das alles galt nicht ihrer Tätigkeit, es galt ihrem Dasein, und schwer aufatmend, daß es beinahe wie ein verhaltenes Schluchzen klang, fiel sie vor dem Platz ihres alten Freundes nieder. Nein, länger ertrug sie es nicht, dieses entsetzliche Leben! Sie hatte all ihre Instinkte, all ihren Stolz unterdrückt, all ihre Kräfte angespannt, um einen Weg zu ihres Mannes Mutter zu finden. Sie hatte den zwei schwachen, unglücklichen Menschen, die ihr junges Leben belasteten, die Heimat wiedergeben wollen; es war vergeblich.

Marianne stand mechanisch auf und ging zum Fahrplan, der an einer Wand angenagelt war. Heute nacht um zehn konnte sie die Stadt verlassen oder morgen früh um acht Uhr. Frau Boyersen würde sie nicht zurückhalten, das wußte sie. Sie hatte ja nicht einmal die Arbeitskraft in ihr geschätzt. Vielleicht gelang es ihr, mit Jakob Matsens Hilfe irgendeine Stellung in Berlin zu finden. Das bißchen Geld, von dem Christian und sein Vater lebten, reichte ja noch für ein paar Jahre, und bis dahin . . .

Marianne breitete die Arme aus, fort, fort von hier . . . von diesem verwünschten Haus, in dem sie erstickte, wie die anderen darin erstickt waren! —

Der Laufjunge kam mit der Abendkorrespondenz herein. Träge sortierte Marianne die Briefe, als sie plötzlich ein an sie persönlich adressiertes Kuvert bemerkte — aus Berlin. Die Schrift war ihr unbekannt. Sie zerriß hastig den Umschlag, sah zuerst nach der Unterschrift.

„Jakob Matsen", las sie befremdet. Und von quälender Unruhe erfüllt durchflog sie die Zeilen:

„Liebe Frau Marianne!

Diesmal komme ich mit einer betrübenden Nachricht. Nehmen Sie also nochmals Ihren ganzen Mut zusammen. Die zwei Kinder, der alte und der junge Boyersen, haben eine rechte Dummheit gemacht: sie haben, in der Hoffnung, ihr kleines Kapital zu verdoppeln — an der Börse gespielt und alles bis auf den letzten Heller verloren, ja, soviel ich die Verhältnisse absehen kann, noch Schulden gemacht, die ziemlich beträchtlich sind. Christian hat aus Verzweiflung darüber ein kaltes Bad genommen, an dessen Folgen er seit acht Tagen im Krankenhause laboriert. Der alte Boyersen ist vor Schreck darüber halb wahnsinnig. Sie wissen, wie sehr er seinen Sohn liebt, wie sehr beide an Ihnen hängen. Ich habe ihnen in diesen Tagen so gut ich konnte durchgeholfen, aber ich habe mein Lebensschiffchen selbst nicht klug genug gesteuert, um lange helfen zu können. Es bleibt den beiden armen Teufeln nichts anderes übrig, als sich zu Ihnen ins Christianenhaus zu flüchten. Dort gehören sie ja auch hin. Ich fürchte, Christian hat einen ernsten Knacks weggekriegt. Sehr widerstandsfähig war er ja nie. Er klagt über das unterbrochene Studium, aber Sie wissen so gut wie ich, welchen Wert das hatte — den Wert eines Spielzeuges, das von anderen, gefährlicheren Gedanken ablenken sollte. Nicht einmal den Zweck hat es erfüllt. Es ist eine verfluchte Familie, in die Sie da hineingeheiratet haben, mein armes Kind. Ich habe den Fluch an mir selbst erfahren. Der armen Berta ist am wohlsten von allen.

Trotzdem sage ich Ihnen, verzweifeln Sie nicht, Frau Marianne. Sie haben sich dort gewiß unentbehrlich gemacht, und Sie beanspruchen nur, was Ihnen und Ihrem Mann gebührt. In zehn Tagen dürfte Christian transportfähig sein. Er braucht Geld für die Zeit und Geld zur Reise. Frau Boyersen soll es an meine Adresse senden. Ich will es verwalten. Leben Sie wohl, Frau Marianne, und lassen Sie den Mut nicht sinken. Ihr Sie von Herzen schätzender

Jakob Matsen.

P. S. Machen Sie den beiden keine Vorwürfe, es hat wirklich keinen Zweck."

„. . . Ist Marianne etwa noch im Kontor?" fragte Frau Boyersen, als sie um halb acht das Eßzimmer betrat und nur Lene erblickte, wie immer mit über der Stuhllehne gefalteten Händen.

„Ich weiß nicht, Frau Boyersen, die Kommis machten gerade Feierabend, Marianne war nicht mehr da, und in ihrem Zimmer war sie auch nicht."

Im Adlerhorst.

Gemälde von Hans Schmidt.

„Es ist eine Rücksichtslosigkeit von ihr."

„Sie wird vielleicht zu Martens gegangen sein."

„Möglich. Na setz dich, essen wir. Du kannst ihr das Abendbrot auf ihr Zimmer stellen, wenn sie nicht mehr kommen sollte."

Schweigsam saßen Herrin und Magd einander gegenüber beim einfachen Mahl. Frau Boyersen schlürfte ihren starken Tee und ließ den Schinken, den sie sich aufgelegt hatte, unberührt stehen.

„Frau Boyersen" — unterbrach Lene die Stille — „wir müssen unseren zweiten Winterkohlenvorrat kommen lassen."

„Schon?"

Frau Boyersen stellte ihre Tasse unsanft nieder. „Bei uns geht's wie bei Millionären zu."

„Das Kontor verbraucht viel, Frau Boyersen. Martens konnte es nie warm genug haben, und da mußte auch bei Marianne mehr geheizt werden."

„Na, ja, ich sag es. Es muß alles da sein. Niemand fragt, wo ich's herschaffe. Alles wird teurer, der Verbrauch wird größer, das Geschäft wird schlechter mit jedem Jahr."

Lene war an die zeitweilig wiederkehrenden Klagen über den schlechten Geschäftsgang so gewöhnt, daß sie kaum mehr hinhörte.

Aber Frau Boyersen sprach weiter, grollend, als hätte die Magd sie persönlich beleidigt:

„Heute habe ich aus sicherer Quelle erfahren, daß wir Konkurrenz herbekommen. Aus sicherer Quelle. Weißt du, was das heißt für mich? Der Ruin! Nicht der plötzliche Ruin wie bei Schwindlern, der nicht, aber der allmähliche Rückgang, der zum Ruin führt. Auch mit dem Gelde ist's nicht sicher mehr. Geschäfte krachen, Banken krachen. Alles Schwindel, alles Schwindel. Alles drückt sich vor dem Zahlen, aber ich werde mein Geld schon reinkriegen. War ich nicht immer mein bester Advokat? He? Na? Lene, es war Zeit, daß ich mich wieder auf mich selbst besonnen habe. Auf andere ist kein Verlaß. Martens wird pensioniert . . ."

Sie sagte es jetzt ohne die mindeste innere Bewegung. „Ich zieh mir einen 'ran, keinen Oberklugen, einen, der weiß, wer ich bin, und tut, was ich sage . . . Dann brauche ich die Konkurrenz nicht zu fürchten."

Wie sie das Wort Konkurrenz aussprach, sah man, welche Wut sie auf dieses in letzter Zeit so oft wiederkehrende Wort hatte. Es begriff alles Neue in sich, allen Schwindel, der sich an ihr ruhiges, solides Geschäft heranwagte.

„Und nun will ich schlafen gehen, Lene, denn ich muß früh hinunter morgen, jetzt habe ich wieder alles auf dem Buckel, wie damals, als der Martens noch Kommis war und nur immer ‚jawohl, Frau Boyersen' sagte."

Auch dieser alte, treueste Beamte schien ihr einen Teil ihrer Lebensluft genommen zu haben. Wenn sie gekonnt hätte, sie hätte alle Arbeit allein getan, die vom Chef herab bis zu der eines Laufjungen. Nichts schien ihr minderwertig in ihrem Geschäft. Sie trieb Götzendienst mit ihrer Firma.

„Gute Nacht, Lene. Brauchst mich nicht zu wecken, ich verschlafe nicht . . ." Und sie erhob sich zu voller Größe.

In diesem Augenblicke ging die Tür auf, und Marianne, ein verschneites Pelzkäppchen auf dem naß und strähnig herabhängenden Haar, die hellen Augen tief umrändert, die sonst so elastische Gestalt gebeugt und wie zusammengeschrumpft, trat über die Schwelle.

„Jetzt kommst du erst? Wo warst du?" fragte Frau Boyersen in übertrieben verwundertem Tone.

„Bei Martens?" souffilierte Lene fragend. Marianne schüttelte den Kopf. Der Schnee schmolz auf ihrem Käppchen und tropfte ihr langsam, ohne daß sie dessen achtete, über das totenblasse Gesicht.

„Nein, ich war spazieren."

„Da hast du dir das richtige Wetter und die richtige Zeit ausgesucht", sagte Frau Boyersen trocken. Aber sie blieb stehen, denn sie fühlte, daß Marianne ihr etwas sagen hatte.

Marianne hielt die herbe Antwort zurück, die sich die Lippen drängte.

„Ich muß mit dir reden", sagte sie tonlos. Dann sie erschöpft auf einen Stuhl und stützte den Kopf in vor Kälte gerötete Hand.

Lene war es plötzlich, als säße nicht Marianne, sondern die arme, schwache Berta wieder am Tisch. Es war je eins von Bertas Kleidern, das Marianne anhatte, und unscheinbare, dunkle Gewand hing jetzt ebenso sackähnlich Mariannens Gestalt wie ehemals um Bertas unentwickelten Formen. Behutsam nahm sie der jungen Frau das Käppchen ab, aber während sie noch mit ihren ungeschickten alten Fingern an der Hutnadel nestelte, fiel Marianne halb ohnmächtig an ihre welke, eingesunkene Brust.

„Sie ist krank, Frau Boyersen."

Frau Boyersen trat näher und flößte Marianne einen Schluck von dem bereitstehenden Glase Milch ein. Sie es nicht gewöhnt, zu pflegen, und vergoß dabei die Milch auf Mariannens Kleid. Lene stürzte hinzu und mit einer Serviette energisch auf das Kleid ein, ohne achten, daß Mariannens Kopf hart auf die Stuhllehne rücksank.

„Gibt's Flecken?" fragte Frau Boyersen.

„Nein, ich putz es heute mit Kristallseife aus."

„Na ja, es wäre schade. Es ist noch ein gutes Berta trug's immer noch am Sonntag."

Langsam kehrte die Farbe in Mariannens Wangen. Vielleicht hatte sie in ihrer halben Ohnmacht die letzten gehört. Denn ein unendlich bitteres Lächeln setzte ihren Mundwinkeln fest. Aber diese aufquellende gab ihr auch die Kraft und Gedankenklarheit, deren ihrer Mitteilung bedurfte.

„Danke, Lene, es ist schon wieder gut!"

Sie fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, das letzte Restchen Schwäche wegzuwischen.

„Ich hab' euch Umstände gemacht?"

„Macht nichts", murmelte Frau Boyersen. „Ich zwar in meinem ganzen Leben nicht ohnmächtig geworden aber da du ja sonst keine Faxen machst, wird's wohl Grund haben."

Das waren die ersten anerkennenden Worte, die Boyersen je an ihre Schwiegertochter gerichtet hatte.

„Es ist wohl das beste, ich sag's dir gerade heraus es ist . . . oder noch besser — lies den Brief."

Marianne reichte ihr das ganz zerknitterte Schreiben Boyersen, die weitsichtig geworden war und schon über Tisch hinweg die Schriftzüge erkannte, wurde von Unruhe ergriffen. Um sich Haltung zu geben, schob sie einen zurecht, daß sie beim Sitzen Marianne den Rücken zu mußte.

„Gib den Brief her!"

Was konnte von Jakob Matsen Gutes kommen? war ihr, als wäre er vom Schicksal ausersehen, ihr schwersten Schläge zu versetzen. Das letztemal war als Freund gekommen — und da hatte er ihr das Kind Bankerotteurs als Schwiegertochter ins Haus gebracht. das war noch sein bestes Werk gewesen.

Frau Boyersen las merkwürdig lange an dem Endlich faltete sie ihn zusammen, und die Adern auf Händen schwollen dick an, so groß war ihre Anstrengung Zittern zu verbergen.

„Lene, ist noch etwas — Tee da?" — fragte sie tümlich laut.

„Der Tee ist alle, aber ich kann ja ein Glas bringen, wenn Sie durstig sind, Frau Boyersen" wortete die Magd mit ihrem intuitiven Begreifen jeder ihrer alten Herrin.

„Gut, bring Wasser."

Aber obwohl die beiden Frauen jetzt allein geblieben waren, kam doch immer noch kein Wort über ihre Lippen. Marianne wartete in dumpfem Schweigen. Sie war unfähig, einen Gedanken zu fassen, einen Wunsch, eine Bitte zu äußern.

Die alte Frau dort, mit den Runzeln im Gesicht, erschien ihr unerbittlich wie ihr eigenes Schicksal. Mochte es über sie was immer verhängen, für den Augenblick war sie unfähig, sich zu wehren.

Lene kam mit einem Glase Wasser herein, das Frau Boyersen äußerlich ruhig auf einen Zug austrank. Aber sie schwieg noch immer; und dieses Schweigen wurde so unheimlich, daß Marianne kaum noch wagte zu atmen. Ihr war es, als müßte ihr erster hörbarer Atemzug eine Katastrophe herbeiführen. Das Wichtigste mußte noch gesagt werden, aber vergeblich öffnete sie den Mund. Das quälende Entsetzen hatte ihr die Kehle wie zugeschnürt. Der harte Schlag der runden Wanduhr unterbrach zuerst die totenähnliche Stille.

Marianne zählte mechanisch: Eins . . . zwei . . . drei . . .

Sie zählte bis neun.

Jetzt würde die Mutter sprechen, jetzt entschied es sich . . .

Frau Boyersen öffnete die festgeschlossenen, bläulichen Lippen: „Es bleibt also dabei, Lene . . . Du kannst die Kohlen bestellen, und wecken brauchst du mich nicht!"

Sie stand auf und schob Marianne den zerknitterten Brief zu. „Darüber können wir morgen reden. Auf einen Tag kommt es nicht an."

Marianne blickte ihr entgeistert nach, wie sie, etwas langsamer und schwerfälliger als sonst, mit kurzem Nicken das Zimmer verließ.

Marianne stürzte ihr nach bis zur Tür. „Ich muß aber noch heute wissen! . . . Du . . . du . . . so hör doch . . .!"

Die schweren Tritte der alten Frau verhallten auf dem Teppich des Mahagonizimmers, eine Tür ging auf und zu — es war wieder alles still.

Marianne blickte mit hilflos irrenden Augen um sich.

„Lene . . . was ist das . . . Lene? . . ."

Die Magd schlang ihre Arme um die zusammenbrechende junge Frau. „Sei vernünftig, Marianne. Das ist so bei ihr, wenn's was Wichtiges zu entscheiden gibt! . . . Komm, Mariannchen!" — — Zum erstenmal gab sie dem bisher so starken jungen Weib einen Kosenamen. „Beruhige dich. Ich bring' dich ins Bett und mache dir heißen Tee, und dann erzählst du mir alles. Was haben sie denn dort wieder angestellt? Na . . . na . . . wein' nicht!" . . .

Mariannens Nerven waren bis aufs Äußerste erschöpft. Sie weinte empfindungslos, aus Schwäche, ohne es selbst zu merken, daß sie weinte. Willenlos ließ sie sich in ihr Zimmer führen und entkleiden.

Und Lene redete immer auf sie ein, als wollte sie sie einlullen durch den Klang ihrer Stimme.

„So, Mariannchen, das Zimmer ist schön warm, jetzt liegst du gleich im Bett . . . hast du den Brief? Ja? . . . gut, und nun nimm den Kragen ab, das ist zu knifflich für meine steifen Finger. . . . Und die — ist jetzt in ihrem Zimmer und denkt nach, wie sie's am besten macht! Sie hat ihn doch gern, den Christian, aber sie kann's nicht so von sich geben, weißt du. . . . Sie war immer streng, auch gegen sich selbst. . . . Und was sie für Unglück gehabt hat im Leben! . . . Und wenn man denkt, nun wär's genug für einen Menschen, da hat's wieder von vorne angefangen!"

Sie zog Marianne die Kleider herunter und löste die Rockbänder. — „Du bist jung, Marianne, und hast oft die Nase hoch getragen und die alte Frau beleidigt . . . freilich, freilich, Mariannchen, du hast gearbeitet, und tüchtig! Glaubst du, sie sieht's nicht. . . . Heiliger Gott . . . Marianne. . . ."

Die junge Frau stand mitten im Zimmer mit schlaff herabhängenden Armen und stier blickenden Augen. Das hübsche, feine Hemd umschloß prall einen runden, gesegneten Leib.

„Marianne," . . . wiederholte Lene ganz fassungslos, „das hat ja niemand gewußt! . . ."

Marianne fuhr auf. „Was . . . was ist?"

„Du bekommst ein Kindchen, Marianne!"

Marianne ging schwankend auf ihr Bett zu und vergrub ihren Kopf in den Kissen, während ein eisiger Schüttelfrost sie durchrüttelte.

„Aber Mariannchen, sei doch ruhig . . . denk an dein Kindchen! . . . Denk . . . nicht weinen! . . . Ich bring' dir heißen Tee . . . und dann zeig ich dir was, was dir Freude macht!"

Sie deckte Marianne sorgsam zu und lief, so schnell ihre alten Beine sie tragen konnten, in die Küche, den Tee aufzubrühen.

Du lieber Gott, jetzt sollte wieder ein Kind in dem finsteren Hause zur Welt kommen. Wie mochte es diesmal ablaufen! Und was würde Frau Boyersen sagen?! Das hätte sicher keine von ihnen geglaubt, daß Marianne ein Kindchen bekommen könnte, ein Kindchen vom Christian! Man hatte sie nie zusammen gesehen, und Marianne war immer bei der Arbeit, wie ein Mann. Sie hatte keine Schwächeanfälle, wie die Berta sie gehabt hatte, weinte auch nicht. . . . Und nun war sie doch ein armes junges Weib, wie andere auch! . . .

Lene brachte den Tee und lief wieder hinaus, um nach einer Weile mit einem großen, verstaubten Karton hereinzukommen.

„Sieh mal, Marianne, was ich bringe!"

Sie löste den Bindfaden, indem sie mit ihren noch immer festen gelben Zähnen an den Knoten riß. — „Da . . . das hat Berta alles eigenhändig genäht für ihr Kleines!" Und sie legte mit rührender Behutsamkeit die blauverschnürten Päckchen auf Mariannens Bettdecke.

„Wie für'n Prinzen, Mariannchen, nicht? — Frau Boyersen hat's immer verkaufen wollen, aber ich hab's nicht zugegeben. Das bißchen Geld braucht sie ja nicht, und wer kann wissen, dachte ich mir, ob's nicht doch noch gebraucht wird! Manchmal, wenn ich nicht einschlafen konnte, da habe ich mir den Kasten vorgeholt und habe mir die kleinen Hemdchen und Windelchen angesehen und mir ausgemalt, wie's wäre, wenn da ein kleiner schreiender Balg drin steckte. Und hab' mich oft gegrämt, weil ich nimmer glaubte, daß du einem Wurm das Leben schenken würdest!"

„Wäre ich denn sonst hier geblieben?" sagte Marianne.

Sie lag jetzt ruhig in den Kissen mit fiebrig geröteten Wangen, und ihre Finger spielten mit den zierlichen Päckchen.

„Freilich, ich dachte es mir leichter", fügte sie leise hinzu. „Ich kam her mit allem Mut, mit aller Kraft meiner jungen Jahre. Ich dachte, meine Arbeit würde mir den Platz hier schaffen, der mir eigentlich als Christians Frau gebührte. Ich lachte, wenn Christian und sein Vater mir dieses Haus schilderten. Mir kam das vor wie ein Märchen, das man unartigen Kindern erzählt, um sie zu schrecken. Es sind ja auch zwei Kinder, der Christian und sein Vater!"

Marianne war von einem ungewohnten, heißen Mitteilungsbedürfnis erfaßt, die Worte überstürzten sich, und ihre Stimme erhob sich von leisem Flüstern zu leidenschaftlichen Akzenten:

„Als ich Christian heiratete, war ich ein reiches Mädchen. Ich nahm ihn, weil ich verliebt in ihn war, und weil ich einen Mann haben wollte, den ich beherrschte. Als die . . . die Geschichte mit seinem Vater herauskam, da wollte Papa seine Einwilligung zurückziehen, aber ich bestand auf meinem Willen, und mein Schwiegervater war Ehrengast an meiner Hochzeitstafel."

„Ja, ja!" sagte Lene und hatte dabei Frau Boyersens Ton im Ohr. Es war doch so gewesen, wie Frau Boyersen hohnvoll ausgerufen hatte.

„Ich sah bald ein, daß Christian kein Geschäftsmann war, und es gefiel mir, daß er studieren wollte, als er selbst seine kaufmännische Unfähigkeit eingesehen hatte. Er war nicht leichtsinnig, er war nur verträumt, vielleicht auch träge, aber

nicht aus Faulheit, sondern weil seine Nerven schwach waren. Wenn er einige Stunden in den Hörsälen zugebracht hatte, dann sah er so elend aus, daß ich erschrak. Abends hatte er Angst — ja, Lene, Angst vor einem dunklen Zimmer, wie ein kleines Kind, und halbe Nächte lag er da, ohne schlafen zu können. Der Arzt verordnete Zerstreuung. Wir gingen viel ins Theater, in Konzerte. Papa schenkte ihm ein Reitpferd, damit er sich Bewegung mache. Manchmal waren wir halbe Nächte auf, gingen von einem Vergnügungslokal ins andere. Und dann wieder schloß er sich ab, studierte, las oder verbrachte die Abende still mit mir und seinem Vater. Ich ging auf alles ein, denn wir konnten uns ja den Luxus leisten, so zu leben, wie wir wollten. Dann kam die Katastrophe. Christian ließ Papa tagsüber nicht aus den Augen, aber nachts war er nicht bei ihm — und da geschah es. Alles wurde verkauft, alles ging drauf, die Gläubiger zu befriedigen. Einige verzichteten großmütig — es waren Papas reichste Freunde — und das rettete uns eine kleine Summe. Christian wollte nun sein Studium ganz ernsthaft betreiben, und der Vater versuchte, durch Jakob Matsen, der uns ab und zu besucht hatte, ein paar kleine Hypothekengeschäfte zu machen. An Christians Mutter wollten wir uns nicht wenden. Das wäre das Letzte, meinte der Vater, und wir hätten uns schon irgendwie durchgeschlagen, wenn nicht . . . das gekommen wäre. Darauf waren wir am wenigsten vorbereitet. Nach vierjähriger Ehe hatte ich diese Hoffnung ganz aufgegeben. Und plötzlich war es da. Ich war nicht glücklich darüber, Lene. Was sollte es werden, das Kind eines nervenkranken Vaters? Was konnten wir ihm mitgeben in den harten Lebenskampf? Wenn die Mutter starb und Christian enterbte, dann gab es eine unselige Existenz mehr auf der Welt. Da sagte Jakob Matsen, mein Platz wäre hier. Ich sollte mir hier eine Stellung erobern, ich wäre es wohl imstande. Und so kam ich und habe alles ausgehalten, weil ich hoffte, es würde mir gelingen, Christian und seinem Vater ihre Rechte wieder zu verschaffen. Nicht als geduldete Hausgenossen, als liebe Gäste, hoffte ich, würden sie das Haus betreten, wenn sie erst sah, daß beide unabhängig von ihr ihren geraden Weg gingen."

„Ja, ja!" Lene nickte. Sie wollte Marianne nicht aufregen. Aber was wußte dieses junge, fremde Geschöpf von einem Menschen, wie es Frau Boyersen war! Herr Boyersen als „lieber Gast" in diesem Hause! Da stürzten eher die grauen, festen Mauern ein.

„Und nun ist alles vorbei. Du kannst den Brief lesen — lies ihn, Lene, lies ihn!"

Lene holte umständlich ihre Hornbrille aus der Tasche und rückte näher zur Lampe. Ab und zu rief sie beim Lesen: „Ach Gott, ach Gott!" oder seufzte schwer auf. Manches Wort wiederholte sie zwei-, dreimal vor sich hin, und Marianne ergriff die Hand der alten Magd und drückte sie heftig, dankbar, daß ein warmer, fühlender Mensch an ihrer Seite war.

„Nun wird das Haus wieder voll", sagte Lene und hielt ihr Taschentuch vor den Mund.

Von unten herauf wurde mit einem Stock einigemal gegen die Diele geklopft. Die heftige Bewegung verschwand aus Lenes Zügen.

„Frau Boyersen", flüsterte sie ängstlich. „Gute Nacht, Mariannchen . . . reg' dich nicht auf, es wird schon alles gut werden!"

Marianne antwortete nicht. Es war, als hätte das harte Pochen all ihr überströmendes Gefühl wieder eingedämmt, sie zurückgerufen zu ihrem eigenen, herben Selbst.

Lene nahm die Lampe mit sich fort und ging langsam hinunter.

Frau Boyersen saß aufrecht in ihrem Bett. Eine lange Besenstange lag quer über der Federdecke.

„Was ist denn das für ein endloses Gerede? Was soll das heißen?"

Etwas wie Trotz legte sich um Lenens Lippen. „Marianne war nicht wohl!"

„So! — Na, dann redet man nicht so lange! — Was gab's denn wieder?"

„Nichts", erwiderte Lene fast patzig.

„Soll mir das Haus wieder auf den Kopf gestellt werden, dann hat's Zeit, bis — die kommen!"

„Wo anders ist's eine Freude, wenn der Sohn kommt!"

„Häng Girlanden auf, wenn's eine Freude für dich ist. Er muß ein feiner Herr geworden sein in Berlin! Den alten Zuchthäusler wird ihm wohl keiner mehr anmerken. Welche Ehre für uns!"

Lene stand regungslos da; wie aus Holz geschnitzt hob sich ihr bleiches Gesicht von der mit dunkler Ölfarbe getünchten Wand ab. Zum erstenmal hatte ihre Herrin nichts Ehrfurchtgebietendes für sie; sie kam ihr vor wie ein boshafter Affe mit ihren unruhig hin und her blickenden kleinen Augen, die wie Kohlen aus dem dunklen, von einer weißen Haube umrahmten Gesicht hervorleuchteten. Um keinen Preis hätte Lene jetzt Mariannens Geheimnis verraten. Sie selbst hatte eine zu tiefe Freude empfunden, als daß sie die vielleicht hämischen Bemerkungen der Frau Boyersen ruhig hingenommen hätte. So fragte sie denn nur:

„Brauchen Sie noch was, Frau Boyersen?" Worauf sie mit einem nur halb verständlichen, herrischen: „Kannst gehen!" entlassen wurde. (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

Pablo de Sarasate. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Der ewig junge spanische Geigenkünstler, der Zaubergeiger, dessen Tönen zwei Welten ein halbes Jahrhundert lang fasziniert lauschten, ist in Biarritz am 21. September plötzlich aus dem Leben geschieden. Es fällt einem schwer, zu glauben, daß diese eigenartige Persönlichkeit, dieser Mann mit dem feurigen Jünglingstemperament und der weißen Mähne, der seiner Geige Töne zu entlocken verstand, die alle Erdenschwere abgestreift hatten und „wie Sommerfalter schwebten, wie Sonnenstäubchen tanzten", die jauchzen und klagen konnten — daß dieser Mann, der alle in den Bann seiner großen Kunst zwang, verstummt sein soll für ewig. Er war ein Kind des Glücks, dieser Pablo Martin Meliton Sarasate y Navascues, der 1844 in der alten baskischen Stadt Pamplona als Sohn eines höheren spanischen Offiziers das Licht der Welt erblickte. Kaum zehn Jahre alt, legt er bereits am Madrider Hofe Proben einer werdenden Künstlerschaft ab, die Bewunderung erregt und ihm ein königliches Geschenk erwirbt: seine erste Stradivarigeige, die er von der Königin Isabella, der Großmutter König Alfons' XIII., erhält. Nach einer kurzen Studienzeit am Pariser Konservatorium, das ihn mit einem ersten Preise krönt, beginnt seine Laufbahn als fahrender Geigenvirtuos — keine Laufbahn, sondern ein Triumphzug, der ihn von der Alten Welt nach der Neuen führt, zurückführt, Jahrzehnte hindurch, immer wieder aufs neue freudig begrüßt. Es war im Jahre 1876, also vor 32 Jahren, als Sarasate, damals bereits auf der Sonnenhöhe seines Ruhms, zum ersten Male nach Deutschland kam, das ihn enthusiastisch willkommen hieß. Und der gleiche Enthusiasmus war es wieder, der ihm entgegenklang, als er vor wenigen Monaten, im Februar dieses Jahres, in Berlin sein letztes Konzert gab. Der große Saal der Philharmonie erwies sich zu klein, um die Zahl seiner Bewunderer zu fassen. Man wurde nicht müde, ihm zuzujubeln, weil seine reife Kunst sich allen Jugendzauber bewahrt hatte und er das Geheimnis besaß, ein Virtuos zu werden und dennoch ein Meister zu bleiben.

Pablo de Sarasate †

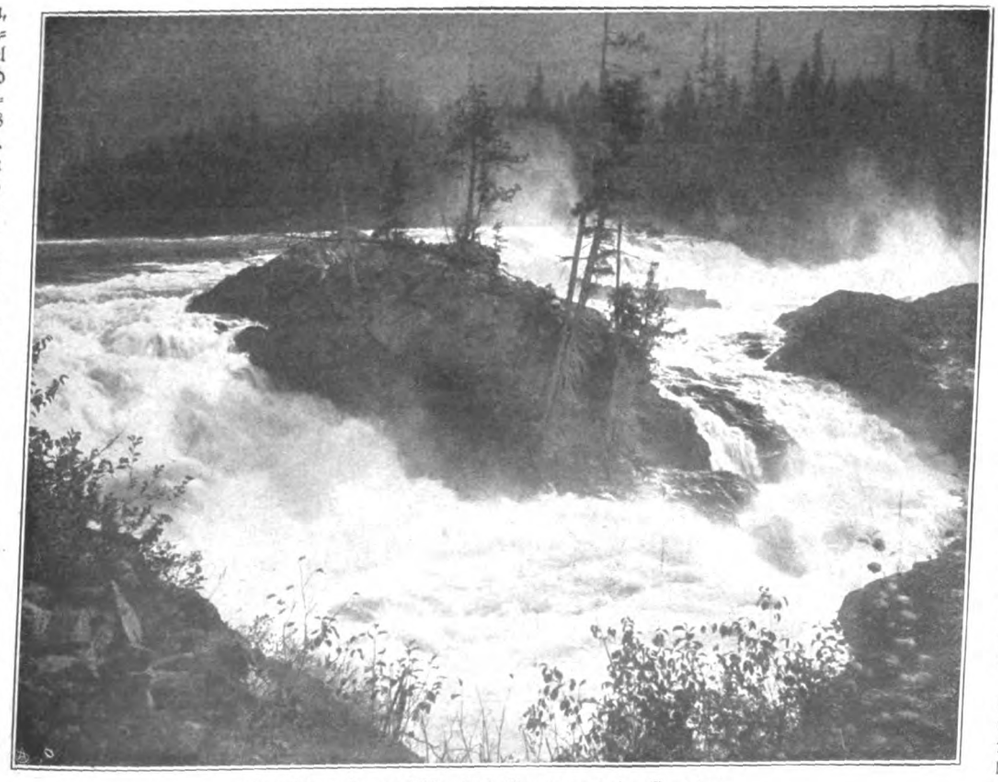
G. Felici, Rom, phot.

Der Transport von Raffaels „Verklärung Christi" nach der neuen Pinakothek des Vatikans.

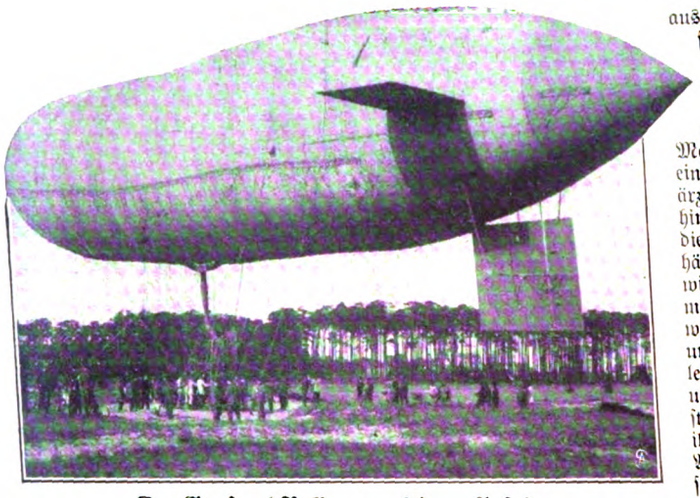
Transport von Raffaels „Verklärung Christi" (Transfiguration). (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Die Verlegung der vatikanischen Pinakothek, die von Papst Pius X. schon vor zwei Jahren geplant wurde, um dem Publikum die Besichtigung der Kunstwerke ohne Berührung des Vatikans zu ermöglichen, konnte erst jetzt zur Ausführung kommen, da die Herstellung der Säle viel Zeit in Anspruch nahm. Die große Verantwortlichkeit dieser Verlegungsarbeit lag auf den Schultern des vatikanischen Galeriedirektors, Professors Ludwig Seitz, der auch den Transport der Raffaelschen „Verklärung Christi" noch persönlich leiten konnte, trotzdem er schwer krank war. Am folgenden Tage schon verstarb er in Albano. Unsere Bilder zeigen das herrliche Gemälde, vor dem Tausende schon in Andacht gestanden haben und stehen werden, überwältigt von dem Eindruck des Unirdischen und Verklärten, des Emporschwebens zu ewiger Klarheit und Stille, das malerisch kaum je wieder so zur Darstellung gelangt ist, und dann den schwierigen Transport dieses seinem Wert nach gar nicht abschätzbaren Gemäldes.

Die „Verklärung Christi".
Gemälde von Raffael.

Am Kooteneystrom in Kanada. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Vor hundert Jahren hatte der unternehmungslustige deutsche Auswanderer Johann Jakob Astor, der bis dahin mit kanadischen Hinterwäldlern Pelzhandel getrieben hatte, sein Interesse dem Nordwesten Amerikas zugewendet. Auf sein Betreiben wurde an der Mündung des Columbiastromes die Niederlassung Astoria gegründet, die nicht nur dem Pelzhandel dienen, sondern auch den Handel mit China monopolisieren sollte. Die Pläne gingen nicht in Erfüllung, und der Nordwesten war der Tummelplatz der Jäger. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lockte die Kunde von reichen Goldfunden Auswanderer in jenes ferne Gebiet, und nun erzählte man von den Naturwundern, die in den nördlichen Ausläufern des Felsengebirges am oberen Laufe des Columbia- und des Fraserflusses zu schauen waren: Wild zerklüftete Gebirgsketten, deren Gipfel ewigen Schnee trugen, rauschende Ströme, die in zahllosen Wasserfällen zu Tal stürzten, ihre Ufer und die Berghänge mit schier endlosen Urwäldern bestanden, dazwischen blinkende Spiegel großer Seen und weite, mit prächtigem Graswuchs bedeckte Triften. Ein Reichtum an Wild in Wald und Prärie, ein erstaunlicher Überfluß an Fischen, namentlich an Lachsen, in den Gewässern und dabei ein mildes Klima wie im Süden Englands, in dem Feldfrüchte und Obst herrlich reifen konnten. Das waren Bilder, die Ansiedler locken mußten. Trotzdem blieb das Land einsam, bis in den achtziger Jahren der Bau der Nordpazifikbahn die große Weltstraße Quebec-Vancouver-Jokohama-Hongkong dem Verkehr erschloß. Nun kam die Zeit des Aufschwungs für Britisch-Columbien, Ansiedler erschienen, und ihnen folgten Touristen, um das Land zu schauen, das in Mannigfaltigkeit der Naturschönheit mit der Schweiz und mit Tirol wetteifern kann. Den wildesten Teil dieser Landschaft bildet der Gebirgsstock Kooteney; an seinem westlichen Abhang entspringt der gleichnamige Kooteneyfluß, der zunächst in einem tiefen, düsteren Tal in zahlreichen Stromschnellen nach Süden fließt, dann wieder nach Norden sich wendet, den Kooteneysee bildet und nach kurzem westlichen Lauf in den Columbia mündet. Unter den Wasserfällen, die der allmählich zu einem mächtigen Strom anwachsende Fluß bildet, zeichnen sich die Bonningtonfälle durch eine wilde Schönheit aus und locken immer mehr Touristen herbei. An Größe müssen sie gegen



Die Bonningtonfälle des Kooteneys in Kanada.



Der Parseval-Ballon vor seinem Unfalle.

viele andere Wasserfälle der Erde zurücktreten, aber eine wunderbare, stimmungsvolle Umrahmung geben ihnen die düsteren weiten Tannenwälder. Hier ist noch ein großartiges Stück Natur in unberührter Pracht zu schauen. Leider arbeitet in diesem fernen Gebiete die Säge so fleißig, daß auch diese schier unerschöpflichen Wälder bald gelichtet sein werden. C. F.

Der Unfall des Parseval-Ballons bei Berlin. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Es waltet ein Unstern über den entscheidenden Probefahrten unserer großen deutschen Luftschiffe. Kaum ist der tiefe nationale Schmerz über die Vernichtung des Zeppelinschen Luftschiffes etwas verwunden, so bedrückt die Kunde von der Katastrophe des Parseval-Ballons von neuem die Gemüter. Und sie waren so voll berechtigter Hoffnung gewesen nach der glänzend verlaufenen Dauerfahrt vom 15. September. Nach einem Fluge von 11½ Stunden Dauer, die ihn — in einer Durchschnittshöhenlage von 200—300 Metern — vom Tegeler Schießplatz aus über Spandau, Potsdam, Brandenburg wieder zum Ausgangspunkte zurückgeführt hatte, war er auf rein dynamischem Wege glatt gelandet und hatte die in seine Steuerfähigkeit, Kraft und Geschwindigkeit gesetzten Erwartungen bei weitem übertroffen. Mit ruhiger Zuversicht begleitete man deshalb am 16. morgens seinen Aufstieg, der ihn hinüber zum Bornstedter Felde führen sollte. Dort war ein Manöver des Ballons vor dem Kaiser beabsichtigt. Er erreichte sein Ziel nicht. Ein außerordentlich böiger Wind von zehn Metern in der Sekunde brach schon nach 20 Minuten langer Fahrt die linke Stabilisierungsfläche, deren Holzrahmen dann in die Ballonhülle fuhr. Mit einer kanonenschußähnlichen Detonation entwich das Gas, und der Ballon sank rapid in einen Privatgarten der Trabener Straße, wo er zwischen den Bäumen niederbrach. Wenn nun auch die Beschädigungen nicht so schwer sind, wie es auf den ersten Blick den Anschein hatte, so wird es doch geraumer Zeit bedürfen, ehe alle Schäden repariert sind und Major v. Parseval mit seinen kühnen Mitarbeitern von neuem den Flug in die Lüfte wird wagen können. Jede große neue Erfindung erfordert auch große Opfer — das ist die Lehre, die die neue Katastrophe uns gibt, aber entmutigen können diese Opfer nicht mehr, das schöne Ziel ist schon zu nah.

Das Bergen des im Grunewald bei Berlin verunglückten Parseval-Ballons.

Persische Straßenärzte. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Allmählich beginnt Persien, namentlich auf dem Gebiete der Politik und Verwaltung, die Kulturformen des Westens anzunehmen. Die Volksbildung macht aber dabei nur sehr geringe Fortschritte, und was die Heilkunde betrifft, bleibt auch bei ihr alles beim alten. Es gibt wohl in Persien „gelehrte Ärzte", „Hankim tanbib", aber ihre Vorbildung ist höchst mangelhaft. Ihre Weisheit schöpfen sie aus den alten Schriften arabischer Heilkünstler, namentlich Avicennas, sie stehen also ungefähr auf dem gleichen Standpunkte wie die europäischen Ärzte im frühen Mittelalter. Der gelehrte persische Arzt befaßt sich nicht mit der Chirurgie. Diese ist den Wundärzten überlassen, die aber zumeist nicht schreiben können. Außerdem kurieren noch die Dallak, die sich mit dem Schröpfen, Brennen und Massieren befassen, und eine besondere Klasse bilden die Gliedereinrenker. Als Spezialisten erfreuen sich die Kehal, d. h. Augenärzte, eines besonderen Rufes weit über die Grenzen Persiens hinaus. Der gelehrte Arzt macht Krankenbesuche oder empfängt die Patienten in seiner Wohnung, in der er auch eine kleine Apotheke hält. Die niedrigeren Ärzte wandern aber häufig; man kann sie, wie einst bei uns die Scharlatane, Aderlasser und Barbiere auf Jahrmärkten, häufig, ja fast stets, auf der Straße beim Ausüben ihres Gewerbes sehen. Eines besonderen Zulaufs erfreuen sich die Schröpfer und Aderlasser an denjenigen Tagen, die nach dem astrologischen Kalender für die Blutentziehung besonders günstig sind. Vor ihren Läden und Ständen fließt das Blut förmlich „in Strömen" in den Rinnsteinen. Die Ausübung des ärztlichen Berufes hat in Persien auch ihre Schattenseiten. Stirbt ein Patient unter der Behandlung des Arztes, so verliert letzterer nicht nur allen Anspruch auf Honorar, sondern man legt ihm auch direkt die Schuld an dem eingetretenen Todesfall zur Last. Sobald daher ein Krankheitsfall tödlich zu enden droht, pflegen die Ärzte sich von dem Kranken und seiner Familie zurückzuziehen. Macht aber unglücklicherweise der Arzt, weil er nicht weiß, daß der Kranke bereits verschieden ist, noch einen Besuch im Hause, so kann er leicht in Gefahr kommen, von den Weibern und dem Gesinde tätlich mißhandelt zu werden. Aus diesem Grund unterhält jeder praktische Arzt in der Umgebung seiner gefährlichen Patienten Spione, die ihn sofort von dem unglücklichen Ausgang in Kenntnis setzen. — Vor ähnlichen Unannehmlichkeiten sind allerdings die wandernden Straßenärzte mehr bewahrt, und darum ist auch die Zahl dieser Heilkünstler nicht gering, von denen einzelne sich übrigens einer sehr großen Beliebtheit zu erfreuen haben.

Persische Straßenärzte.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Nr. 41 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Waldrausch.

Roman von Ludwig Ganghofer.

(12. Fortsetzung.)

Die öde Gasse des Barackenlagers mit den versperrten Türen, mit den unsauberen Feuerstätten und der nach Frauenhänden schreienden Wäsche, die überall umherhing — das war trotz all der schönen Morgensonne, die darüber flimmerte, kein lieblicher Anblick. Ambros war an dieses Bild gewöhnt.

Und dennoch goß ihm heute der Blick in diese schwermütige Leere einen Schauer über den Nacken. Er konnte

Kartoffelernte.
Gemälde von Paul Halke.

nicht an seine Arbeit denken. Immer sah er diesen armen Jungen, den das Ewigkeitslied einer schönen Nacht betört hatte — und sah diese stumme Trauer in den schwarzen Feueraugen, dieses wehe Lächeln um den bleichen Mund. „Die singende Nacht? Das tat die Liebe? Das unsterbliche Tier?“ Wie der arme Junge nur zu solchen Worten kam? Aber machen Schmerz und Liebe nicht einen Dichter aus jedem Menschen, der an ihnen leidet?

Leidet? Auch an der Liebe leidet man? Und warum nur all dieses Denken in ihm so quälend war? Was ist denn nur in mir? Die Sorge um Nino Pallozzi? Der ging wohl bitteren Wochen entgegen. Doch er hatte einer ländlich sittlichen Roheit gegenüber in Notwehr gehandelt. Allzu Schlimmes konnte ihm nicht geschehen. Vielleicht würden die Richter ihn freisprechen? Aber dann? Seine besudelte Jugend, sein zerstörter Traum, sein mißhandeltes Herz, sein Haß wider diese schöne, singende Nacht, die ihn verlockt, enttäuscht und betrogen hatte!

Bei diesem Gedanken fühlte Ambros in seiner Brust ein ruhelos beklommenes Hämmern. Dunkles Bangen bedrückte ihn, und etwas Dumpfes und Schwüles lag so schwer auf all seinen Sinnen, daß es ihm fast den Atem nahm.

Und da blieb er plötzlich erschrocken stehen. Aber was seine Augen sahen, das war doch kein Bild des Schreckens? Es war ein schönes, liebliches Wunder des Lebens und der Frühlingssonne!

Aus dem Waldsaume, den Ambros erreicht hatte, schob sich eine zwanzigjährige Fichtendickung spitz heraus, nach einer Stelle hin, die an jedem klaren Morgen vom lachenden Lichte zuerst umflutet wurde, wenn die Sonne emportauchte aus einer Scharte der Großen Not. Drum hatte dieser junge Waldspitz üppiges Grün und war allem anderen Wald in der Nähe weit voraus an blühenden Kräften. Alle Fichten, die da am Saume der blumigen Wiese standen, trugen schon auf den Gipfeltrieben und auf der Spitze eines jeden Zweiges die kleinen ockergelben Blütenknospen und die blutrot sprossenden Fruchtzapfen. Wie Weihnachtsbäume waren sie anzusehen, die man mit gelben Sternchen und roten Kerzen besteckte. Zwei Tage — einer mit wogendem Regengrau und einer mit flutendem Lichte — hatten diesen flinken Zauber gewirkt. Und der strenge Duft dieser blühenden Waldjugend hauchte durch die reine Morgensonne.

„Diese Nacht hat rot geblüht . . . in Wald und Leben!“

Das flüsterte Ambros aus seinem seltsamen Schreck und aus seinem wunderlichen Bangen heraus. Doch je länger er stand und dieses rotblühende Frühlingswunder im Grün betrachtete, desto freier und froher wurde ihm die Seele. Und schließlich blieb nichts anderes mehr in ihm als Freude an all dieser Schönheit. Und während er davonschritt, gegen die rauschende Wildach hin, gewahrte er auch im dunkleren Walde schon an all den alten Bäumen die fein und rosig hervorlugenden Blütenkeime. Das Rauschen der Wildach wurde wie Musik für ihn — es klang wie die geheimnisvollen Bässe aus dem Schönheitsliede der Appassionata. Und leise und zärtlich tönte dazu das Spiel einer Geige . . .

Bei der Kapelle der heiligen Notburga dröhnte ein Sprengschuß. Die Berge donnerten, und Wald und Tal waren angefüllt von diesem rollenden Echo.

Ambros blieb stehen und lauschte lachend. Sein junger Körper streckte sich. Wie ein frohes und starkes Erwachen war es in ihm. Er blickte über den Weg zurück, den er hergekommen war, und rief in das Rauschen der Gewässer: „Addio, Nino! La mia propria vita mi prende.“*) Dann stieg er raschen Ganges empor zur Stätte seiner Arbeit.

Im leuchtenden Abend kehrte er heim, die beiden Arme schwer beladen mit Pflanzenballen, die er im Wald ausgegraben hatte, mit altem großblättrigen Efeu und mit jungem Waldrausch, dessen Blüten erst winzig und weiß aus den Hüllen spitzten. Er war von all diesem Grün so dick und wirr überhangen, daß ihn Beda unter dem Gelläff des weißen Spitzes mit dem lachenden Wort empfing: „Herr Lutz, du treibst es ja, als wärst dem Waldrauscher sein Lehrling!“

Er stimmte in ihr Lachen ein. „Gelt, ja? . . . Und den Waldrauscher hab ich heute schon ein paarmal gesehen. Aber heute trug er nichts. Und sein Benehmen ist mir so merkwürdig vorgekommen . . . es war fast, als hätte er mich gesucht . . . doch wenn ich ihn anrief, war der Alte weg wie ein Husch.“

„Mein, der hat allweil so seine eigenen Sachen im Kopf. Der is allweil anders, wie andre Leut sind. D' Ahnl sagt oft: Unser Herrgott und der Waldrauscher . . . da muß man allweil studieren, wie sie's meinen.“

Bis spät in die Nacht hinein arbeiteten die zwei jungen Menschen, um all dieses Waldgrün in Töpfe und kleine Holzkisten zu pflanzen. Dabei redete die Beda immer wieder von der kranken Lahneggerin — und das hatte zur Folge, daß Ambros viel vom Toni schwatzte.

Auch von Nino Pallozzi sprachen sie. Erst schalt die Beda und redete, wie sie es von den Nachbarsleuten gehört hatte. Doch als ihr Ambros erzählte, wie das rote Elend entstanden war, sagte sie ernst: „Jetzt erbarmt mich das junge Bürscherl! Ob so ebbes schnell kommt, oder ob's fufzehn Jahr lang heimlich wachst . . . es bleibt allweil 's gleiche. Der arme Kerl! Und gut wird's ihm net gehn. Der Knecht, den er gestochen hat, is heut schon ein bißl besser. Aber die andern zwei, die dabei waren, der Sepp und der Lois, zwei Freinderln vom Krispi . . . das is ein Schlag, den man kennt. Die machen halt Zeugschaft, wie sie's ausgredt haben. Und schwören drauf los. No ja, und 's Madl . . . sie is sonst kein unguts Frauenzimmer, 's Nannerl vom Waldreuterhof . . . aber jetzt wird sie's halt auch machen wie die anderen und wird jedem d' Schuld geben, bloß ihr selber net! Es is ein Kreuz mit die Leut. Grausen könnt eim oft! . . . Und nacher kommt's wieder, daß man eim so viel gut sein muß!“

Die eingesetzten Pflanzen blieben im Freien, damit sie sich unter dem Tau der milden Mondnacht erholen möchten.

Früh um 5 Uhr stand Ambros auf und zimmerte zwei Blumengitter. Die wurden droben im Stübchen seiner Mutter vor die beiden Fenster genagelt und bekamen die kleinen Kisten mit dem Waldrausch zu tragen. Die Efeustöcke wurden neben den Gesimsen auf Etageren gestellt — und in hübschen Linien spannte Ambros die langen grünen Ranken um die Fensternischen.

Am Abend — wieder nach einem schönen Tage — brachte Ambros acht Blumenstöcke heimgeschleppt: Fuchsien, Nelken und Geranien — die Lieblinge aller Blumenzärtlichkeit des Dorfes. Er hatte die Stöcke von der Bäuerin im Waldreuterhofe gekauft. Dabei hätte er gerne ein Wörtchen mit dem Nannerl gesprochen. Aber das Mädel ließ sich nicht blicken. Obwohl ihm der Versuch, für den „armen Jungen“ einen mahnenden Appell zur Wahrheitsliebe an das Nannerl zu richten, völlig mißlungen war, brachte er doch eine gute Laune mit heim. Die Blumen, die er für die Mutter in die Stube stellte, machten ihm Freude. Und während er da mit Beda ordnete und schaffte, neue Gardinen aufnagelte und die alten Möbel rückte, wurde er so übermütig froh, daß die Beda sagte: „Herr Lutz, du bist ja, als tätst ebbes Rauschigs im Blut haben!“

Er wußte ganz genau, woher das kam — von dem schönen Wetter, das die Arbeit an der Wildach tüchtig vorwärts brachte. „Und von dem prachtvollen Duft da draußen im blühenden Wald.“

Ein Weilchen später verstummte er plötzlich in seinem sprudelnden Geplauder und blickte sinnend in die leuchtende

*) Leb' wohl, Nino! Mein eigenes Leben nimmt mich gefangen

rung hinaus. Dann sagte er lächelnd: „Heute am muß die Mutter meinen Brief bekommen haben. Und d sie schreiben!" —

Aber die Sehnsucht sieht das Wirkliche nie. Daß Luz den Brief bekommen hatte, das stimmte

er sie schrieb nicht. Sie las nur immer — erst zwei lang am Fenster ihrer kleinen Stadtstube, mit unklen Mauern gegenüber, so lange, bis das Licht nd dann bei der Lampe wieder — mit zitternden in den Augen einen verstörten Sorgenblick. Wort dieses langen Briefes schien für sie wie ein zu sein, das ihr das Herz bedrückte und nicht zu r.

blieb vor dem Briefe sitzen — und las und las — Mitternacht wurde.

n löschte sie die Lampe. Und in der dunklen be saß sie im Bett, das Gesicht in die Hände

e von den beiden hat er lieb! Die Beda oder . . . n, nein, das ist doch Irrsinn!"

chzend warf sie sich zurück und wühlte das Gesicht ssen.

die Beda . . . oder eine andere . . . jetzt kommt es ich ihn verliere! Und nichts mehr habe! Nichts, chts! Und eine andere nimmt ihn, lachend, und an allem . . . was gut und schön in seinem reinen !"

nderen Morgen sah sie aus, als wäre sie in dieser Jahre gealtert.

war es ihr erster Weg, die Absendung der Noten en.

eß? . . . Expreß?"

nnte, daß ihr der Schweiß aus der Stirne trat.

heim, in der Stube ihres Sohnes, zog sie wieder aus der Tasche. Und las. — Und las. — Diese orte erzählen ihren ganzen Tag.

Abend, bei der Lampe, wollte sie schreiben. Der n lag vor ihr auf dem Tische, sie hielt die Feder in — aber sie brachte keine Silbe auf das Blatt. Tränen fielen in das weiße Viereck. Und dann die Feder fort und flüchtete sich in die Finsternis latzstube. —

s war um die gleiche Stunde. Da wurde im Wildach- Brief geschrieben. In der Knechtkammer des Lois. vor dem Fensterbrett, beim Flackerschein der Unschlitt- im Hals einer verstaubten Enzianflasche stak. In chüsselchen hatte der Lois statt der Tinte ein bißchen che mit Essig angerührt. Und eben kratzte er mit er den Rost von der Feder. Und schnaufend sah er nen, fleckenlosen Briefbogen an, in dessen Ecke ein es Taubenpärchen von einem blauen Vergißmeinnicht- nschlossen war.

dem zerwühlten Bette saß der Jünglingsbauer vom chof und schmauchte an seiner Pfeife. Weil ihm das en zu lange dauerte, schimpfte er: „Bluatsakra! Fang an!"

Gottesnamen! Soll mir der Teufel und sein ter helfen! . . . Also?" Und der Lois fuhr mit der die Stiefelwichse. „Natürlich! Hab ich schon die n auffm Blattl!" Er leckte den braunen Fleck mit ge fort.

acht nix! Die Bäuerin wird Säu gnug zum Füttern Da kommt's auf eine mehr oder weniger net an."

lle?"

ll sich der Krispin alles schon klug und vorsichtig über nt, konnte er mit schönem Fluß diktieren: „Liebe . . . Bäurin! Hast es? . . . Oft hat einer einen , wo er nichts davon nicht weiß."

ha! Langsam!"

„Auch Du hast einen . . . hast es? . . . einen Freind. Punktum. Und dieser ist Dein Schutzengel. Mit Ausruf! . . . Hast es?"

Weil der Lois keine Antwort gab, sondern nur schnaufte und leckte, stand der Jünglingsbauer auf, guckte dem Federhelden über die Schulter und fand gerechten Anlaß, in die bekümmerte Klage auszubrechen: „Sakra, Bluatsa, dös schaut aber schiech aus!"

Überall auf dem schönen Briefbögerl sah man die grauen Fingersiegel des Lois. An den naßgeleckten Stellen war die Schrift zerflossen, und weil die Stiefelwichse an der Feder nicht haften wollte, hatte sie jeden Haarstrich mit einem braunen Tropfen begonnen und aus jedem Schattenstrich eine fürchterlich dicke Sache gemacht. Die zwei schnäbelnden Täubchen schienen jetzt nicht mehr auf einem Blumenhügel zu sitzen, sondern auf einem Schweinestall.

Der Lois aber sagte: „Mir gfallt's! Da wird's viel Leut im Ort net geben, die besser schreiben als ich."

Doch weil er beim Schreiben nicht gedacht, nur gehorcht und gekritzelt hatte, drum stand in diesem Schutzengelbriefe auch getreulich registriert, wie oft der Krispin beim Diktieren die Frage stellte: „Hast es?"

„Du Ochsenschüppel, du driedoppelter! Wann ich fragen tu, ob d' es hast . . . das ghört doch net eini in' Brief!"

Der Lois ließ sich belehren.

„Ja, Mensch, da kannst recht haben!" Er wollte die drei „Hast es" ausstreichen.

Doch Krispin verhinderte das. „Laß gut sein! Sonst machst noch ein paar Säu mehr eini! Soll 's halt stehnbleiben! D' Witib wird sich schon ebbes denken dabei. Ein Weibsbild, wann 's verliebt is, schaut ein jeden Stiefel für die ewig Seligkeit an."

Nachdem er dieses goldene Wort seiner Lebensweisheit geprägt hatte, tat er einen festen Zug aus der Pfeife — und diktierte weiter.

* * *

Am folgenden Morgen, beim Anmarsch der Arbeiter, gab es vor der Kapelle der heiligen Notburga einen schreienden Auftritt. Ambros, als er gegen sechs Uhr früh zur Wildach kam, hörte schon von weitem die kreischenden Stimmen, die so laut durcheinander schrillten, daß sie das Rauschen des Wassers übertönten. Bei aller Sorge, von welcher Ambros befallen wurde, machte doch der Anblick dieser zwei dicht gedrängten Menschenhaufen, die da einander gegenüberstanden und sich mit all den gleichen Derbheiten ihrer verschiedenen Sprache bewarfen, einen fast komischen Eindruck auf ihn. Die Szene erinnerte ihn an Homer, an die Griechen und Trojaner, die sich ja auch, bevor es Hiebe setzte, in wenig heldenhafter Weise zu beschimpfen pflegten. Der Augenblick, in dem es zwischen den Wildachtalern und den Italienern zum Geprügel kommen mußte, schien nicht mehr ferne. Die Hitze des Wortgefechtes kulminierte schon. Keine der beiden Parteien verstand, was die andere schrie und fluchte — nur den Zornklang ihrer Stimmen und den Wutblitz, der in ihren Augen war, begriffen sie. Und gleich der Unterhaltung, die Nino Pallozzi und das Nannerl vom Waldreuterhof in verständlichen Blicken und unverstandenen Worten miteinander geführt hatten, so schien auch diese Massenkonversation zwischen Deutsch und Italienisch zu einem roten Ende mit Schrecken führen zu wollen.

Doch Ambros trat so energisch auf das Schlachtfeld, daß er gleich mit seinen ersten Worten einen halben Waffenstillstand erzwang. Aber die Ursache des Streites konnte er nicht ergründen. Die Italiener erklärten: „Sie lachen über uns!" Und die Einheimischen behaupteten: „Ausspötteln tun s' uns allweil!" Das Geschrei wollte von neuem beginnen. Und Ambros kam bei seinem Friedenswerke nur durch kluge

Arbeitsteilung zum Ziel. Er drehte den Einheimischen den Rücken und redete den Italienern so lange zu, bis sie sich bewegen ließen, den Weg zu ihren Arbeitsstätten anzutreten. Daß nun die Einheimischen noch eine Weile allein auf dem Platze verblieben, das flößte ihnen eine Art von Siegesgefühl in die aufgereizten Seelen. Nur ein paar von den Leuten wollten sich nicht beruhigen; und einer brüllte gegen Ambros: „An dir merkt man schon lang nimmer, daß bei uns im Tal daheim bist! Allweil hilfst mehr zu die wällischen Katzelmacher als wie zu die Unsrigen!"

„Ich helfe zu denen, die recht haben! Aber heute habt ihr alle beide unrecht! Ihr! Und die andern! Und jetzt geht an eure Arbeit! Und ich meine, ihr solltet nicht vergessen, daß das große gemeinnützige Werk, das hier geschaffen wird, vor allem ein Nutzen für euch ist, für eure Häuser und Felder, für eure Kinder und Kindeskinder! Seid doch gescheit und nehmt Vernunft an!"

Das machte keinen sonderlichen Eindruck auf die Leute. In diesem Augenblicke wog es ihnen höher, daß sie an den Sieg dieser Stunde glauben konnten. „Heut haben wir 's ihnen zeigt! Heut haben s' weichen müssen, die Wällischen!"

Nach zwei verschiedenen Richtungen zogen die schreienden Stimmen der getrennten Heere durch den blühenden Wald davon. Und dieser zwecklose Lärm, den die wachsende Entfernung immer ungefährlicher machte, wirkte wieder heiter auf Ambros.

„Unsterblicher Homer! Unsterbliche Torheit der Menschen!"

Aber hinter diesem Lachen bedrückte ihn wieder das Bangen um sein Werk. Torheiten der Masse sind wie Pulverfässer, die über glühenden Kohlen stehen. Er sah voraus, daß die Erregung, die in den Leuten wühlte, noch böse Händel bringen und den Gang der Arbeit schwer behindern würde.

In der Mittagspause rief er die Rottenführer der Italiener zusammen, setzte sich mit ihnen hinter der Kantine in den blühenden Wald, verteilte Zigarren — und während die alten, zähen, sonngebräunten Männer gemütlich dampften und die grauen Garibaldibärte herausstreckten, stellte ihnen Ambros eindringlich vor, was da auf dem Spiele stünde. Sie sahen das ein und gaben ihm mit Handschlag das Versprechen, daß sie ihre Leute nach Möglichkeit beruhigen wollten. Und das wäre wohl auch zu erreichen — wenn die Leute nur nicht beim Anblick eines jeden Bauern gleich immer an die roten Striemen dächten, die sie auf dem schlanken Leibe des Nino Pallozzi gesehen hatten. Aber das Gras der Ruhe wächst schließlich über alles hin, auch über blutende Jugend, über allen Zorn und alles Erbarmen.

Als Ambros mit den Rottenführern aus dem Walde heraustrat, war die Arbeit an der rauschenden Wildach entlang schon wieder in vollem Gange. Die stürzenden Bäume krachten, überall das Gerassel der Lastwagen, die hallenden Beilschläge und das Klirren der Steinhämmer, die dröhnenden Sprengschüsse, ihr rollendes Echo und das Gepolter des fallenden Gesteins. Und hinter allem staubenden Wirrsal dieses Menschenwerkes hob sich der Bergwald grün und groß und schön in die Sonne, bis hoch hinauf schon rötlich überhaucht vom Purpurschimmer seiner Blüten, die in unzählbaren Myriaden aus allen Zweigen brachen.

Tief atmend preßte Ambros die Fäuste auf seine Brust. Aller lebendigen Kraft und Schönheit dieses Bildes gegenüber schwellte ihm wieder ein frohes und gläubiges Vertrauen die Seele.

„Ach Gott und Himmel! Mit Menschen ist doch immer noch zu reden! Da braucht man doch vor einem ersten Purzelbaum nicht gleich alle Geduld und Zuversicht zu verlieren!"

Und wie er im Walde mit den Rottenführern der Italiener gesprochen hatte, so wollte er auch mit den Leuten im Dorfe sprechen. Zuerst mit dem Bürgermeister. Noch heute. Den kannte er als einen ruhigen und verständigen M[illegible] Und der Toni? Der war doch auch noch da! U[illegible] Wort galt etwas im Dorfe.

Drei Stunden hetzte Ambros mit treibendem G[illegible] einer Arbeitsstätte zur anderen. Dann trat er den [illegible] weg an.

Als er die Kapelle der Notburga schon hinter sich h[illegible] gegen die Wiesen hinausschritt, sah er im sonnige[illegible] gezitter des Waldes einen Menschen huschen. Ambros [illegible] den wunderlichen Alten zu erkennen und rief: „He! [illegible] Waldrauscher!" Doch keine Antwort kam, und im [illegible] rührte sich nichts mehr. „Das ist doch sonderbar! [illegible] er einen Grund, mich zu suchen, und eine Ursache, [illegible] davonzulaufen." Eine Weile blieb er stehen und blickte [illegible] in dieses zitternde Spiel von Licht und Schatten, [illegible] Wald erfüllte. Wieder wehte ihm jener strenge [illegible] entgegen — der Duft der Fichtenblüte. Und wo [illegible] solch einen purpurfarbenen Blütenkolben traf, da [illegible] Nino Pallozzi gesagt hatte, auf den schwarzen Ba[illegible] rote Rose zu leuchten. Hunderte von solchen [illegible] brannten im tiefen Grün.

Langsamen Schrittes folgte Ambros seinem We[illegible] huschte ihm — er wußte nicht, wie es kam — je[illegible] durch den Kopf, das einer in der rauschenden S[illegible] gesungen hatte:

„Ein Feuer wird brennend
Und rauschig der Wald" —

Das Liedchen stammte doch sicher von den [illegible] Alten her! Das waren zwei von den Bildern, wie [illegible] Und dieses Liedchen mußte er einmal um die gle[illegible] zeit ersonnen haben — als der Bergwald blühen [illegible] geheimnisvolles Feuer, das zündend hinfliegt dur[illegible] aller Freude seiner Blüte trunkenen Wald! Und [illegible] wie ein Liebender, dem in süßer Glut alle Sinne [illegible] Wie glücklich war dieses dichterische Bild gefunden [illegible] wundersame Naturstimmung dieser Tage und für d[illegible] Ewigkeitsrätsel, das aus dem stummen Leben des [illegible] herausdrängte in den lachenden Sonnenschein! [illegible] sonderbare Schluß des kleinen Liedes?

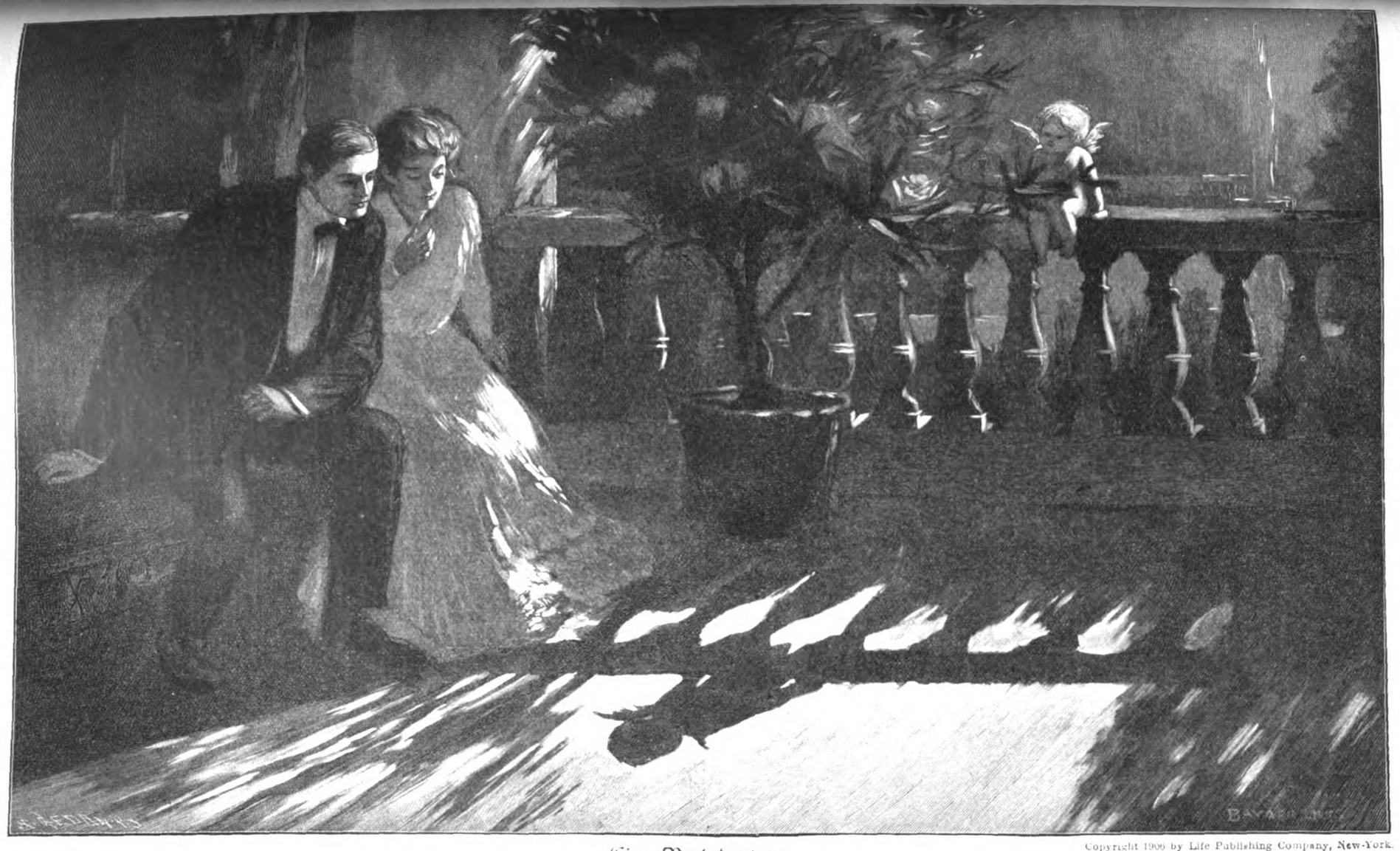
„Das Alte kommt wieder,
Das Neue bleibt alt?"

Was wollte da der Waldrauscher sagen? Daß [illegible] nur wieder Blüten bringt und alles Werden nur [illegible] des Vergehens ist? Daß es kein Altes und kein N[illegible] Und daß alle Dinge der Natur und des Lebens [illegible] unveränderlichem Kreislaufe wiederholen von Ewigkei[illegible] keiten? Wie kam der Waldrauscher zu solchen [illegible] Vorstellungen? Wie konnte durch Herz und Ge[illegible] alten Bauern —

In Ambros erloschen plötzlich alle Gedanken. [illegible] blieb er stehen, das Gesicht entfärbt und die [illegible] Wie eine heiße Welle war ihm alles Blut zum [illegible] schossen. Und dann lachte er — wie in der N[illegible] gemerkt hatte, daß er Verse drechselte. Nein, wie [illegible] drollig das war! So zu erschrecken! Vor der Kleinen [illegible] lingen, die da ganz allein von der Wiese her gegan[illegible] Ja, ganz allein! Wahrhaftig, weit und breit war [illegible] Menschenseele zu erspähen! Und über so was muß [illegible] schrecken? Wie komisch!

Auch auf die kleine Zieblingen schien der Anb[illegible] einsamen Wanderers ein bißchen irritierend zu wirken [illegible] drehte nervös das weiße Sonnenschirmchen, das sie [illegible] Schulter liegen hatte, und machte immer kürzere Sch[illegible] mit einer gesteigerten Ängstlichkeit in den runden [illegible] augen, die das einzig Jugendliche und Sch[illegible] ihr waren.

Ambros zog den Hut und fragte aus dem Lachen [illegible] in das sein unbegreiflicher Schreck sich verwandelt hatte [illegible] wohin denn, gnädiges Fräulein?"



Eine Vorbedeutung.

Gemälde von Bayard Jones.

Copyright 1906 by Life Publishing Company, New-York.

„Der herrliche Nachmittag hat mich herausgelockt. Wie märchenhaft schön das ist, dieses blühende Rot im Fichtengrün!"

„Ja, das ist schön! Ein Lebensmärchen! Und eines, das wahr ist!"

„Ich konnte mich gar nicht satt schauen. Und da bin ich immer so zugegangen . . ."

„Bis in mein Gehege heraus? So weit vom Schlößchen fort? Und ganz allein? . . . Darf denn das eine Hofdame?"

Sie hörte den Scherz nicht heraus und nahm die Frage ernst. „O, gewiß. Ich habe sehr viel Freiheit für mich und gehe oft allein spazieren, wenn Ihre Hoheit ruhen oder auf der Geige üben . . . wie eben jetzt . . ." Sie verstummte und sah wunderlich scheu und fragend zu ihm auf.

Doch Ambros schwieg.

„Und weil Hoheit seit einigen Tagen viel länger als sonst zu üben pflegen, konnte ich meinen Spaziergang etwas weiter ausdehnen. Aber nun ist es doch wohl Zeit, an die Umkehr zu denken?" Das leise Brünnlein ihrer Worte geriet in seltsam erregte Hurtigkeit. „Sie gehen vermutlich nach Hause, Herr Lutz? Da haben wir wohl gemeinsamen Weg?"

„Ja, gnädiges Fräulein . . . ja, ich glaube . . ." Ambros war von einer Zerstreutheit befallen, die ihn wortkarg machte. Dabei geriet er in so raschen Schritt, daß Baroneß Zieblingen, um an seiner Seite zu bleiben, den Luftwiderstand vermindern und das Sonnenschirmchen zuklappen mußte.

Sie plauderte immer so hin, ohne doch etwas zu sagen, was Ambros aus seiner Verlorenheit hätte erwecken können. Er merkte nur plötzlich, daß ihre flinke Sprache langsamer wurde, weil sie fast außer Atem war.

„Verzeihen Sie, Fräulein! Ich bin wohl ein bißchen zu schnell gegangen?"

„Gewiß nicht, Herr Lutz! Ich komme schon mit."

„Das ist doch nicht notwendig, daß wir so verrückt drauflosrennen. Der weite Spaziergang muß Sie ja ohnehin ermüdet haben?"

„Ach nein, Herr Lutz! Ich wäre gewiß noch immer weiter gegangen . . . bis hinauf in die Waldschlucht. Aber weil es sich zufällig so glücklich traf, daß Sie mir begegneten . . ."

An diesem Worte schien ihm etwas aufzufallen.

Und die kleine Zieblingen wurde verlegen. „Ich meinte nur, daß Ihre Begegnung mich erst bemerken ließ, wohin ich gekommen war. Und da bin ich Ihnen sehr dankbar. Ich hätte wohl dieses großartige Arbeitstreiben, dem Sie vorstehen, ganz gerne einmal gesehen. Aber es ist doch wohl besser, daß ich nicht bis in die Waldschlucht hinaufgehen mußte."

„Sie haben wohl ein bißchen Angst vor diesen fremden Leuten?"

„Angst?"

„Nun, wegen dieser roten Geschichte mit dem Nino Pallozzi. Aber das ist nur ein vereinzelter Fall. Das sind ganz ordentliche Menschen. Und ich habe sie lieb . . . trotz allem."

„Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen."

„Haben Sie denn nicht gehört, was in der Sonntagsnacht geschehen ist?"

„Nein, Herr Lutz."

Ambros erzählte mit kurzen Worten. Aber die kleine Baroneß empfand die Wärme nicht, mit der er von dem „armen Jungen" sprach — sie hörte aus seiner Erzählung nur heraus, was der Gendarm als „Fakta" bezeichnet hatte. Und mit erblaßtem Gesichtchen stammelte sie: „Ach Gott, das ist ja entsetzlich!"

„Entsetzlich? Nein, das ist nicht das richtige Wort! Der Zauber und die Roheit des Lebens haben sich da wieder einmal die Hände gereicht, um eine Tragikomödie zu erzeugen! . . . Aber wie kann das möglich sein, daß Sie von einem Vorfall, der das ganze Tal in Aufregung brachte, seit vier Tagen kein Wort gehört haben?"

„Ihre Hoheit und ich, wir leben doch völlig abgeschlossen von jedem Verkehr. Nur die beiden geistlichen Herren erscheinen abwechselnd jede Woche einmal, um eine Messe in der Schloßkapelle zu lesen und dann das Frühstück mit Ihrer Hoheit zu nehmen. Da wird dann zumeist nur über kirchliche Dinge gesprochen."

„Ach, du lieber Gott!"

„Und die Dienerschaft hat ihre Direktiven. Von ähnlichen Vorfällen darf in Gegenwart Ihrer Hoheit nicht gesprochen werden."

„Warum denn nicht?"

„Es wäre doch höchst peinlich, Ihrer Hoheit die Kenntnis von so häßlichen Dingen zu vermitteln."

„Ach so? . . . Aber . . . häßlich? Wie man das eben ansieht. Ich habe in der Tragödie des Nino Pallozzi auch etwas Schönes gesehen. Der arme Junge, den sie da gefesselt davonführten, hat eine so reine Seele, daß sie auch der Frau Herzogin gefallen hätte. Gerade ihr. Den Blick für das Gute hat sie! In ihren schönen Kinderaugen! Aber wenn sie von dem, was Leben heißt, mit seinen Tränen und mit seinem Lachen, nie etwas erfahren darf, dann fang ich zu verstehen an, daß sie von Beethoven nichts wissen durfte und bei Mozart nicht froh werden kann!" Er verstummte. Und dann brach es heftig und leidenschaftlich aus ihm heraus: „Sie erbarmt mich! Bis ins Herz hinein! Ein so feinfühliges und aller Verehrung wertes Geschöpf! Wahrhaftig, Baroneß, ich verstehe Ihre opferfreudige Zärtlichkeit! Aber hören Sie, Fräulein, das ist entsetzlich: immer so außerhalb des Lebens leben zu müssen!"

Ganz leise sagte die kleine Zieblingen: „Das nimmt Ihrer Hoheit manche Freude, die zum Atmen nötig erscheint. Aber es erspart ihr doch auch vieles, was sie traurig machen und schmerzen würde."

„Freilich, es gibt schon Wahrheiten, die quälend wirken. Und daß man ihr die erspart, dafür bin ich auch! Und wenn Sie glauben, daß die Geschichte des Nino Pallozzi die Frau Herzogin traurig machen könnte . . . dann wird es wohl besser sein, Sie verschweigen ihr das! Aber . . ." Er lachte gezwungen. „Da hab ich wohl selber schon einen Moosbacher gemacht, weil ich Ihnen die Geschichte des armen Jungen erzählte? Aber Sie werden doch das Hofdamenschnäbelchen ein bißl halten können? Nicht? Der Frau Herzogin zuliebe. Ich möchte ums Leben nicht die Ursache sein, daß die Frau Herzogin erschrickt oder traurig wird!"

Weil er den Gang unterbrochen hatte, blieb sie vor ihm stehen und sah aus ihrer schiefen Kleinheit mit freundlichem Lächeln zu ihm auf. „Das ist sonderbar! Sie gebrauchen manchmal so . . . so fremdartige Redewendungen. Aber Dinge und Worte, die von einem anderen verletzen würden, verwandeln sich bei Ihnen in etwas Selbstverständliches und Gefälliges. Ich glaube, das kommt, weil Sie so ehrlich sind."

Nun konnte er offen und herzlich lachen. „Das sieht ja wahrhaftig wie ein Kompliment aus? Ehrlich zu sein, das ist doch die Pflicht und Schuldigkeit eines jeden Menschen."

„Die Menschen verstehen es nur leider recht selten, dieser Pflicht zu genügen." Während die beiden zwischen den blumigen Wiesen und unter dem schönen Gold der Nachmittagssonne wieder Seite an Seite hinwanderten, sah die kleine Zieblingen ernst, beinahe kummervoll auf den Fußpfad nieder. Ihr winziges Hungergesichtchen schien bei diesem Schweigen um Jahre zu altern, und etwas wehmütig Trauerndes war in ihren jungen Augen. „Freilich, das ist wahr: man kann nicht immer ehrlich sein. Ich bin es auch nicht immer. Ich darf es nicht sein. Meine Stellung hat ihre Pflichten . . . auf diese Stellung bin ich angewiesen . . und daß ich sie behalte, das hängt nicht von dem gütigen Wohlwollen ab, das Ihre Hoheit mir erweisen. Ihre Hoheit sind ja selbst in allem Denken und Fühlen die lauterste Klarheit und würden jedes ehrliche Wort begreifen und verzeihen. Aber man hat mir . . ." Sie verschwieg, was sie sagen wollte, und versuchte zu lächeln. „Bei diesem steten Zwang, an den man sich gebunden sieht, wirkt es wohltuend, einem Menschen zu begegnen, der so gerade und ehrlich

ist wie Sie. Und diesen Eindruck hatte nicht nur ich allein. Auch Ihre Hoheit haben es nicht im geringsten übel vermerkt . . ."

„Was?"

„Daß . . . verzeihen Sie, Herr Lutz . . . daß Sie im Verkehr mit Ihrer Hoheit von den üblichen Formen in so auffälliger Weise Abstand nahmen und Ihrer Hoheit die geziemende Anrede hartnäckig versagten."

Ambros entwand sich dem bangenden Befremden, das ihn befallen hatte. Und lachte: „Ach, gehen Sie doch, Fräulein! Ein innerlich so vornehmes Geschöpf wie die Frau Herzogin, die merkt doch auf so was gar nicht! Nein, Fräulein! Und da sollten auch Sie mir keine Lektion in höfischen Umgangsformen erteilen. Denn es sieht ja fast so aus, als hatten Sie mich eigens zu diesem Zweck da hinten bei der Wildach abgefaßt . . . ganz zufällig . . ."

„Nein, nein, nein, Herr Lutz, gewiß nicht!"

„Das wäre auch ganz überflüssig, liebes Fräulein! Hoheit, Ihre und Eure, und immer das Zeitwort so ungrammatikalisch im Plural . . . nein, Fräulein, so was kann ich nicht mitmachen. Wenn ich auch nur Frau Herzogin sage, deswegen hab ich doch in mir das richtige Ehrfurchtsgefühl, das dieses auserlesene Menschenkind verdient. Und darauf können Sie sich verlassen: etwas, was die Frau Herzogin traurig machen könnte, wird sie von mir nicht hören, wenn ich am Sonntag wieder musizieren komme."

In Pein und Verlegenheit hatte die kleine Baroneß alle Farben gespielt. Doch bei diesem letzten Worte, das Ambros sagte, blitzte ein froher Strahl in ihren Augen auf. Und wie ein Backfisch, dem ein sehnsüchtiger Wunsch erfüllt wurde, zappelte sie ihre Freude heraus: „Sie kommen, Herr Lutz? Am Sonntag? Ja? Um die gleiche Stunde wieder?"

„Aber selbstverständlich, Fräulein! Ich hab auch schon nach München um Noten geschrieben . . . natürlich das Allerbeste, Tartini, Beethoven, Mozart! Und ich denke, das Paket muß heute gekommen sein. Und dann geben Sie mal acht, liebes Fräulein, am Sonntag, wie das klingen wird!"

„Wie schön! Ach, wie schön, wie herrlich! Sie sind so liebenswürdig, Herr Lutz! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich Ihnen dankbar bin!" Ihre Augen schimmerten feucht, und dabei lachte sie in ihrer Freude. „Es quälte mich schon die Sorge, daß Sie vielleicht am Sonntag mit einem Anhauch von Verstimmung fortgegangen wären . . ."

„Ich? Aber Gott bewahre!"

„Weil doch eine Abrede für weiterhin nicht getroffen wurde . . . und weil Ihre Hoheit in so . . . es fällt mir schwer, das richtige Wort zu finden . . . mit so impulsiver Hast den Empfang beendet haben . . ."

„Aber! Liebes Fräulein! Das war ja doch gar nicht so! Und das alles hab ich doch sehr gut verstanden. Eine so tiefe, klare und nach reiner Schönheit dürstende Menschenseele wie die Frau Herzogin! So eminent musikalisch! Mit der Sehnsucht nach dem Besten! Und unbefriedigt durch den Halbwert, den sie da immer geigen mußte! Und da steht nach allem Weg durch Wüsten plötzlich die höchste Palme vor ihr da! Beethoven! Mit all seiner Macht und Größe, mit all seinem Glanz und Zauber! Das mußte doch einen Sturm in ihrer Seele aufrühren . . . einen von jenen heiligen Stürmen, die nur wieder zur Ruhe kommen, wenn man mit sich allein ist. Und das zu sehen, das war doch eine Freude für mich! Weil ich fühlte, daß ich da mit meinem bißchen Können etwas Gutes angebahnt habe: den innerlichen Aufschwung einer wertvollen Natur. Glauben Sie mir, liebes Fräulein, die Frau Herzogin hat mir in den zwei schönen, klingenden Stunden am Sonntag nie so gut gefallen wie in diesem letzten Augenblick, als sie hilflos aus dem Zimmer flüchtete, mit Tränen auf den Wangen, ganz überwältigt von dem Großen und Neuen, das Beethoven ihr gegeben hatte."

Baroneß Zieblingen atmete auf. „Wie gut und schön und richtig Sie das gesehen haben! Und daß hier die Ursache zu einem Mißverständnis liegen könnte . . . das war eigentlich auch gar nicht meine Sorge. Doch heute früh erfuhr ich, daß Kesselschmitt . . . der Lakai, der Sie beim Tor erwartete . . . mit Ihnen noch gesprochen hätte. Kesselschmitt ist gewiß verpflichtet, sich an die Direktiven zu halten, die ihm gegeben wurden. Doch er pflegt da manchmal eine Form zu wählen, die nicht zu billigen ist. Und ich muß befürchten . . ." Nun war in ihren Augen wieder all jene scheue, wunderliche Angst.

„Ohne Sorge, liebes Fräulein!" Ambros lächelte. „Dieser Herr Kesselschmitt war sehr nett und höflich. Ich freue mich, diesen liebenswürdigen Hausgeist am Sonntag wiederzusehen."

„Ach, Gott sei Dank! Und ich hatte mich schon so sehr gesorgt! Aber da ist nun doch alles in bester Ordnung . . . und es wäre gar nicht nötig gewesen, daß ich dieses immerhin bedenkliche Wagnis . . ." Erschrocken verstummte die Baroneß.

Ambros, dem eine dunkle Blutwelle über die Stirne jagte, fuhr mit rascher Wendung auf. Und seine Stimme bebte. „Fräulein! Mir scheint, jetzt haben Sie mir was Ehrliches gesagt! Aber nur halb! Und das müssen Sie mir ganz sagen! Seit wir miteinander plaudern, ist mir schon ein paarmal der sinnlose Gedanke durch den Kopf gefahren, daß unsere Begegnung keine zufällige war. Ich bitte Sie, liebes Fräulein, sagen Sie mir das offen! Haben Sie mich gesucht? Hat . . . hat die Frau Herzogin Sie zu mir geschickt?"

„Nein, nein, nein, nein! Um Gottes willen!" stammelte die kleine Baroneß, während Schreck, Verlegenheit und Erregung ihren schiefen Körper häßlich verkrümmten. „Nein, nein, Herr Lutz! Ihre Hoheit . . . nein, wie kann nur ein solcher Gedanke in Ihnen erwachen! Aber die Schuldige bin ich! Und um Ihre Hoheit nicht einer völlig unzulässigen Vermutung auszusetzen, muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß . . . daß ich hoffte, Ihnen bei der Wildach zu begegnen."

„Warum?"

„Ach, Herr Lutz, Sie ahnen nicht, wie schwer das zu sagen ist!"

„Sie haben ja Zeit, sich jedes Wort zu überlegen." Seine Stimme hatte herben Klang. „Wir haben noch eine Viertelstunde bis zu meinem Hause." (Fortsetzung folgt.)

Herbst.

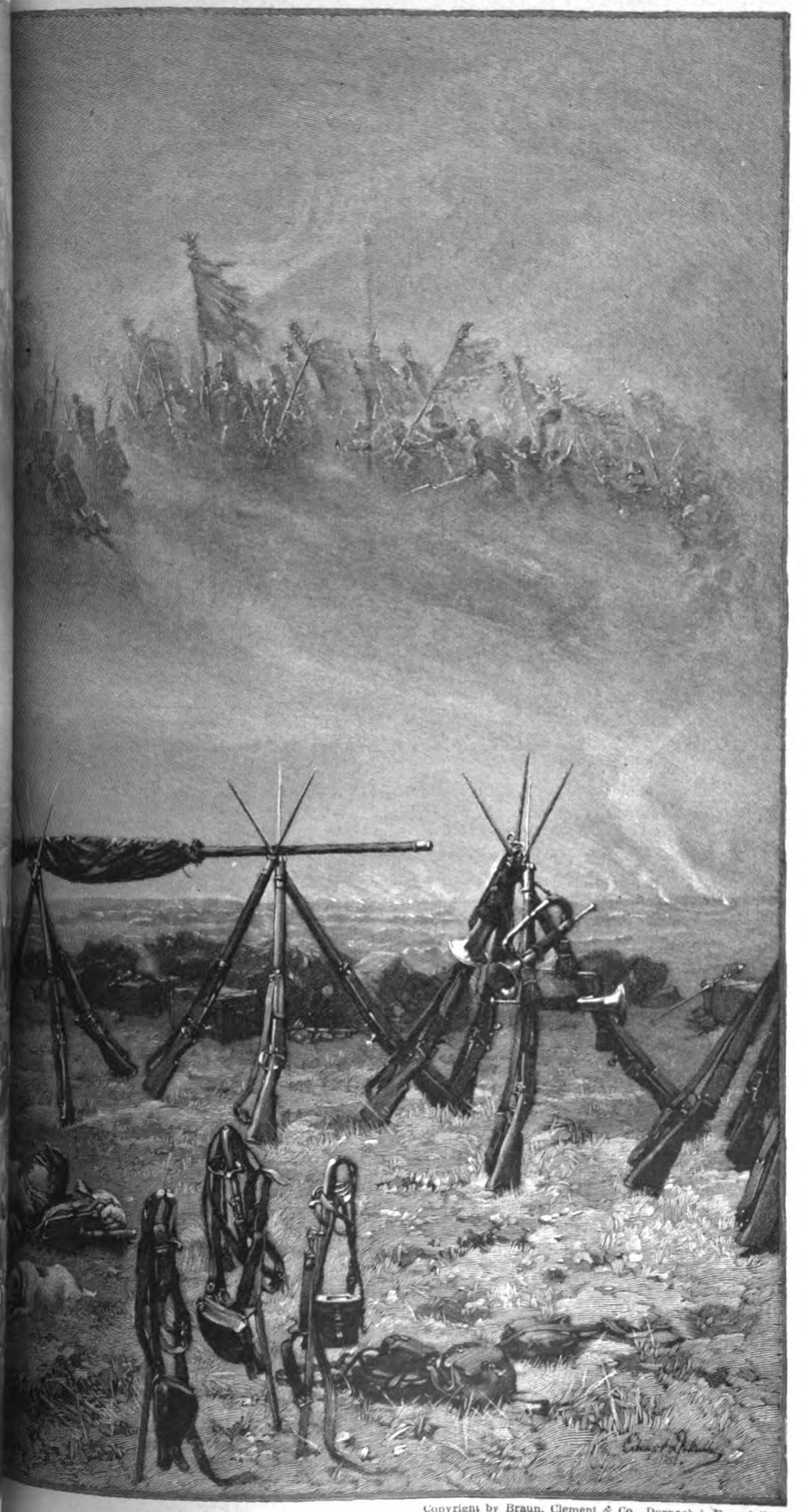
Schon ist es spät; es saust ein kühler Wind
Durch falben Herbstlaubs dürre karge Reste;
Früh sinkt der Abend, und der Nebel spinnt
Den Silberschleier lind um kahle Äste;
Vom Wiesengrunde steigt es weiß empor
Und winkt und wallt — die Erde ruht im Schweigen;
Sie träumt vom Lenz — und sieht im Nebelflor
Ihn neu erblühend seiner Gruft entsteigen.

Ihr gleicht mein Herz. Schon ist es kühl und spät,
Und herbstlich hat die Zeit mein Haupt umsponnen
Mit Silberreif; der Pfad des Lebens geht
Wohl schon bergab — der Frühling ist zerronnen.
Und doch und doch! Ob weiß der Nebel zieht
Durch dürre, kahle, sturmentlaubte Bäume —
Mein bliebst du doch, vom Spätrot überglüht,
Du alte schöne Märchenwelt der Träume!

J. Madeleine Schulze.

Der

Gemälde



Copyright by Braun, Clement & Co., Dornach i. E. und Paris.

Die Bedeutung der neuen Frauenschule für unsere Töchter.

Von Direktor Dr. Hugo Gruber.

Die Bestimmungen über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens vom 18. August dieses Jahres erfreuen sich im allgemeinen des Beifalls der Beteiligten. Und wenn auch hier und dort bereits die Kritik einsetzt, so ist darin keineswegs eine Ablehnung dessen zu sehen, was uns sicherlich ein gutes Stück vorwärts gebracht hat. Über die Angliederung der Frauenschule an die zehnklassige Höhere Mädchenschule ist man sich aber scheinbar nicht einig. Man überschätzt die Schwierigkeiten dieser Einrichtung sogar an Orten, die sich bisher um die Gründung und Ausgestaltung der Höheren Mädchenschulen besonders verdient gemacht und als leistungsfähig erwiesen haben.

Die „Reform" kommt den Bedürfnissen der Zeit entgegen. Sie hebt ausdrücklich die Notwendigkeit hervor, nicht nur auf die Erweiterung des sprachlichen, literarischen und ästhetischen Interessenkreises der jungen Mädchen nach dem Besuch der Höheren Mädchenschule Bedacht zu nehmen, sondern vor allem auch die Ergänzung ihrer Bildung in der Richtung der künftigen Lebensaufgaben einer deutschen Frau, ihre Einführung in den Pflichtenkreis des häuslichen wie des weiteren Gemeinschaftslebens, in die Elemente der Kindererziehung und Kinderpflege, in Hauswirtschaft, Gesundheitslehre, Wohlfahrtskunde sowie in die Gebiete der Barmherzigkeit und Nächstenliebe herbeizuführen. Um diese Ziele zu erreichen, ist ein zweijähriger (oder doch mindestens einjähriger) Aufbau, der als Frauenschule bezeichnet wird, vorgesehen, für dessen Klassen der amtliche Lehrplan Pädagogik, Haushaltungskunde, Kindergartenunterweisung, Gesundheitslehre und Kinderpflege, Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre, hauswirtschaftliches Rechnen (Buchführung) und Nadelarbeit bestimmt. Es sind je zwei Stunden wöchentlich angesetzt für Pädagogik, Nadelarbeit, Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre, denen sich die Besichtigung von Anstalten der Wohlfahrtspflege und inneren Mission anschließt, je eine Stunde für das hauswirtschaftliche Rechnen, je vier Stunden für Kindergartenunterweisung — einschließlich der Gruppenbeschäftigung im Kindergarten — ferner für Gesundheitslehre und Kinderpflege — einschließlich der Beschäftigung in Krippe, Kinderhort und Samariterkursen — und je fünf Stunden für Haushaltungskunde, wobei die Übungen in Küche und Hauswirtschaft mit inbegriffen sind. Hinsichtlich der Kindergartenunterweisung und Haushaltungskunde ist die Freiheit zugestanden, in dem ersten Jahre nur diese, im zweiten Jahre nur jene in je neun Stunden zu lehren.

Außer diesen der praktisch pädagogischen und hauswirtschaftlichen Belehrung dienenden Unterrichtsfächern wird den jungen Mädchen der Frauenschulklassen noch Gelegenheit geboten, in je zwei Wochenstunden wissenschaftliche Unterweisung in der Religion, der deutschen Literatur, den fremden Sprachen — Französisch, Englisch, Latein und Italienisch — ferner in der Geschichte, Erd- und Naturkunde, Kunstgeschichte sowie Belehrung im Turnen, Zeichnen, Malen und in der Musik zu erhalten. Als verbindlich gilt die Teilnahme an dem Unterricht in der Pädagogik und an einem zweiten wissenschaftlichen Fache, so daß jede Besucherin der Frauenschulklassen wenigstens in zwölf und höchstens in dreißig Wochenstunden — einschließlich der beiden genannten Fächer — an dem Unterricht teilzunehmen hat. Dabei ist darauf zu achten, daß diejenigen Fächer, die einander voraussetzen oder ergänzen, zusammengenommen werden. Daß nun für das Lehren und Lernen eine freiere Art vorgesehen ist, wobei auch Gelegenheit zu Referaten und Besprechungen über diese gegeben werden soll, wird sicherlich in dem gleichem Maße gebilligt werden wie die dem wissenschaftlichen Unterricht gegenüber gewährte Freiheit, die Zahl der Wochenstunden je nach den besonderen Verhältnissen erhöhen und herabsetzen zu dürfen.

Ist durch diese Einrichtung ohne Frage der ideale der Frauenschule sichergestellt, dem Bildungsbedürfnis jungen Mädchen nach ihrer Wahl und Neigung entgeg kommen und ihrem inneren Leben einen würdigen Inh geben, der sie vor Verflachung und Veräußerlichung bewa soll doch auch die neue Frauenschule den realen Zweck ver unseren Töchtern Gelegenheit zur Ausbildung als Sprach Hauswirtschafts-, Handels- und Turnlehrerin zu bieten.

Nach dem Erlasse des Herrn Ministers treten die mungen am 1. April 1909 in Kraft. Es m Augenblicke noch fraglich erscheinen, ob sich bereits zu des nächsten Jahres selbst in großen Anstalten, f man übrigens seit einiger Zeit den wenig schönen „Mammutanstalten" anwendet, eine hinreichende Za Teilnehmerinnen der Frauenschule finden wird. Gemeinden bedürfen vielleicht auch noch einer längeren legung, um zum Entschluß zu kommen. Besonders in leistungsfähigen Städten wird die Frage aufgeworfen wie es mit der Beschaffung der für die erstrebten Zie wendigen Lehrkräfte und Einrichtungen steht. Aber wohlhabende Gemeinden werden zuweilen vor Au zurückschrecken, die eine oberflächliche Kenntnisnahme des planes in Aussicht zu stellen scheint.

Mit diesen Verhältnissen hatte man bereits gerechn man die Verbindung der Frauenschulklassen mit dem Lehrerinnenseminar zugestand. Durch diese Verbindung indessen die Einrichtung der Frauenschule insofern w erleichtert, als die Lehrkräfte des Seminars für die schaftliche Unterweisung in den Klassen der Frau herangezogen werden können, den Besucherinnen der aber überdies die Möglichkeit geboten wird, im Se einzelnen Fächern zu hospitieren. Anderseits wird aber der Voraussetzung der neuen Bestimmungen n pflichten können, bei einer hinreichenden Zahl von Schüle die wissenschaftliche Unterweisung beider Gruppen zu tr denn eine Trennung gefährdet nicht die freiere Lehr- Lernweise in den Klassen der Frauenschule.

Schwierigkeiten scheinen ferner die Einrichtungen zu die Haushaltungskunde und Kindergartenunterweisung Bedingung machen.

Ohne Zweifel wäre es vorteilhaft, Kochküche und garten im Schulgebäude selbst unterzubringen, um die Mädchen vor Zeitverlust zu schützen. Das wird zunäch vereinzelt möglich sein. Möglich aber ist es jedenfalls, in den meisten Orten bereits bestehenden Einrichtungen der neuen Frauenschule in zweckmäßiger Weise zu verb um den Schülerinnen die notwendige Unterweisung zu währen. Das nämliche gilt für die Beschäftigung in und im Kinderhort.

Die dort wirkenden Persönlichkeiten sind die gegeb Lehrkräfte, falls es sich ermöglichen läßt, sie dem Ge organismus der Anstalt einzufügen. Das muß allerd Voraussetzung bleiben, damit kein Nachteil entstehe, der schwer oder nicht mehr zu beseitigen ist. Dann aber es auch — ohne dem Lehrkörper der Anstalt, wie es neuen Bestimmungen ausdrücklich vorsehen, anzugehö eine wahrhaft befriedigende Aufgabe für den tüchtig und den erfahrenen Juristen im Orte sein, die jungen durch Vorträge über Gesundheits- und Kinderpfl Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre in einer unterrichten, daß sie für die Tätigkeit in der K Kinderhort und in den Samariterkursen gehörig v sind und den Einrichtungen der Wohlfahrtspflege und Mission auch das Verständnis entgegenzubringen verm das sie für die ernste Auffassung und Führung des Leb fähig macht.

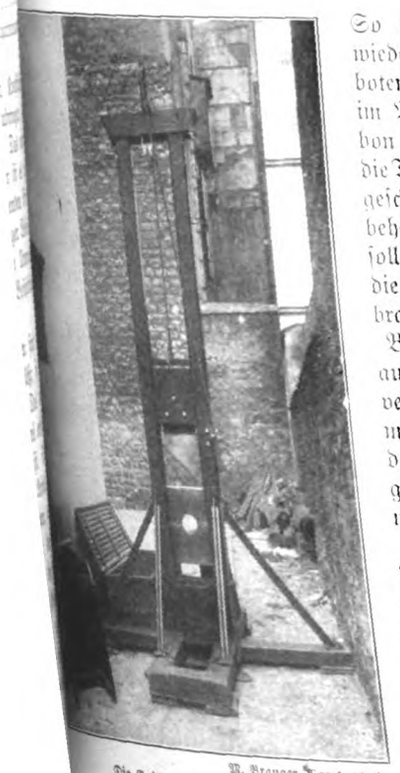
uf den realen Zweck der neuen Frauenschule, den man r hier möglichen Ausbildung der jungen Mädchen als hlehrerin, Hauswirtschafts-, Handarbeits- und Turn- in unschwer erkennt, ist bisher kaum hingewiesen worden. in den Frauenschulklassen eine entsprechende Vorbildung prachlehrerin erlangt werden kann, bedarf nicht erst des es, da sie eben die entsprechenden Unterrichtsfächer Anders liegen die Verhältnisse bei der Vorbereitung e anderen sogenannten technischen Prüfungen. Für die ldung der Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde wird im eren Rücksicht zu nehmen sein auf Kochen, Haus- r (einschließlich Waschen und Plätten) und Nahrungs- ehre, für die der Handarbeitslehrerinnen im besonderen ndarbeiten, Maschinenähen, Zuschneiden und Anfertigen r Wäsche- und Kleidungsstücke sowie auf Stofflehre, de gemeinsam auf Lehrübungen und Methodik. Ob rauenschule in Zukunft in der Lage sein wird, diese ngen zu erfüllen, ist zweifelhaft. Es ist vielleicht t, wenn sie von Anfang an mit anderen geeigneten Ver- ngen in Verbindung tritt, die es sich im besondern en sein lassen, diese praktische Seite der Vorbildung in ndergrund zu stellen. Auf die Möglichkeit einer solchen dung nehmen auch die neuen Bestimmungen bereits ohne gerade derartige Veranstaltungen namhaft zu Für Berlin und seine Vororte kämen u. a. der Lette- das Pestalozzi-Fröbelhaus und das Heimathaus für höherer Stände in erster Linie in Betracht.

e aber schließlich zwischen diesen Veranstaltungen und gelnen Frauenschulen, für deren Vorhandensein übrigens hmigung einer Studienanstalt am Orte Bedingung „Teilung der Arbeit" stattzufinden hat, wird von der r Teilnehmerinnen, den jeweilig vorhandenen Lehrkräften richtungen, vor allem aber auch von der Erfahrung en, die nicht von heute auf morgen zu erlangen ist. Wahrscheinlichkeit nach wird aber von diesem Bildungsgang in Zukunft ein ausgedehnter Gebrauch gemacht werden, denn durch die Ablegung der Prüfung als Handarbeits- und Hauswirtschaftslehrerin wird den jungen Mädchen nicht nur Gelegenheit gegeben, an Volksschulen, mittleren und Höheren Mädchenschulen zu unterrichten, sondern sie erlangen auch dadurch das Recht zum Eintritt in das Gewerbeschullehrerinnenseminar, in dem ihnen nach einer Ausbildungszeit von einem Jahre die Möglichkeit geboten wird, die staatliche Prüfung als Gewerbeschullehrerin abzulegen. Es wird für die Gemeinden bei der Aufstellung der Pläne für ihre neuen Schulgebäude eine wichtige Aufgabe sein, darauf Bedacht zu nehmen, daß auch dabei die für die Frauenschule notwendigen Einrichtungen gehörig berücksichtigt werden.

Man hat in diesen Tagen nicht vereinzelt die Frauenschule mit den bekannten wahlfreien Kursen verglichen, die die Bestimmungen über das Mädchenschulwesen vom Jahre 1894 vorgesehen hatten, und die sich nicht der allgemeinen Zustimmung der Lehrenden und Lernenden erfreuen durften. Dieser Vergleich ist nicht richtig. Ziele und Unterrichtsfächer sind andere. Auch die Lehr- und Lernart ist verschieden. Wenn nun noch die Verpflichtung zur Teilnahme an einem wahlfreien Fache der Frauenschule, die wenigstens für ein Halbjahr vorgesehen ist, streng innegehalten, im Stundenplan überdies noch darauf Bedacht genommen wird, daß zwischen den einzelnen Gegenständen am Tage dem jungen Mädchen die sogenannten „Springstunden" erspart bleiben, so daß es nicht etwa am Vormittag an einem Überschuß an freier Zeit leidet, den ihm der Nachmittag meist gründlich zunichte macht, so werden sicherlich von Anfang an Nachteile vermieden, die seinerzeit nicht unwesentlich dazu beigetragen haben, den Wert einer scheinbar allgemein gebilligten Einrichtung, wie es die wahlfreien Kurse anfänglich waren, herabzusetzen. Selbst als eine Vorstufe für den wissenschaftlichen Betrieb der einzelnen Unterrichtsfächer in der Frauenschule wird man die in den letzten Jahren kaum noch lebensfähigen wahlfreien Kurse gelten lassen können.

Aus der Geschichte der Guillotine.

Von Siegmund Feldmann.



M. Branger, Paris, phot.
Die Guillotine der Gegenwart.

So lange haben wieder die Volksboten Frankreichs im Palais Bourbon gestritten, ob die Todesstrafe abgeschafft oder beibehalten werden solle, daß darüber die Ferien hereinbrachen und die Beschlußfassung auf den Winter vertagt werden mußte. Es scheint, daß dies eine der großen Fragen ist, mit der sich das Gewissen der Menschheit nie wird abfinden können. Sie beschäftigte schon das erste französische Parlament in seinen Anfängen und lieferte Robespierre die Raketen für sein erstes oratorisches Feuerwerk. Robespierre war ein so grimmiger Gegner der „Justiz der Blutrache", daß er — die Revolution hatte noch keinen ihrer Schatten vorausgeworfen — als junger Richter am bischöflichen Tribunal von Arras lieber auf Amt und Brot verzichtete, als über einen gründlich überführten Banditen das Todesurteil zu verhängen. „Ich weiß, daß er ein Mörder ist," sagte er, „aber das wird mich nicht bewegen, selber zum Mörder zu werden."

Man kann sich also denken, mit welcher Leidenschaft der Tribun für seine Überzeugung eintrat, als die Frage vor die Nationalversammlung kam. Allein alle seine Beschwörungen, seine Beispiele aus der Geschichte, die kühnen Metaphern, die blendenden Paradoxe, die weit ausholenden Gesten der Überredung und die tief gurgelnden Töne der Entrüstung verhalfen ihm nicht zum Siege. Die Mehrheit entschied sich für die „Blutrache". Sie reformierte zwar das hochnotpeinliche Verfahren von Grund auf, schaffte die Tortur gänzlich ab, führte die Geschworenen ein, umgab die Verteidigung mit allen erforderlichen Befugnissen und schuf noch andere, für den modernen Strafprozeß vorbildlich gewordene Verbesserungen, allein die Todesstrafe strich sie nicht aus dem Buch der Gesetze. Nur beruhigte sie sich bei dem Prinzip und vergaß dabei, etwas über die Anwendung zu bestimmen. Deshalb erhob sich am 10. Oktober 1789 ein wackerer Arzt, Joseph Alexander Guillotin, zehnter Deputierter von Paris bei den Generalstaaten, um Ordnung in die Sache zu bringen. Er verlas einen in sechs Paragraphen gefaßten Antrag, demzufolge die Todesstrafe unter allen Umständen gleichartig sein, daß sie

durch Enthauptung vollzogen und dieser Vollzug durch einen „einfachen Mechanismus" bewerkstelligt werden solle. Hierauf beschrieb er mit fast lyrischem Schwunge diesen einfachen Mechanismus: „Das Eisen saust wie ein Blitz hernieder; das Blut spritzt; der Mensch ist nicht mehr!" rief er aus. Und in seiner Begeisterung ließ er sich zu der damals viel belachten, in hundert Spottliedern abgewandelten Apostrophe hinreißen: „Von meiner Maschine können Sie sich getrost köpfen lassen, Sie merken es gar nicht."

Titus Manlius Torquatus.
Kupferstich von Heinrich Aldegrever.

Dieser Antrag verwies den Galgen in die Rumpelkammer und ersetzte ihn durch das Fallbeil. So ohne weiteres befreundeten sich die Gesetzgeber aber mit dem Wechsel nicht. Viele fanden mehr Geschmack an dem alten soliden Hängen, und es dauerte zwanzig Monate, bis der Doktor Guillotin seine Neuerung durchgekämpft hatte. Die Gesetzgeber von heute brauchten sich um diese Seite der Frage nicht mehr zu kümmern. Über die Technik der Hinrichtungen waren sich alle einig, die Guillotine hatte sich längst bewährt, und nur deren Berechtigung verursachte ihnen bange Zweifel. Aber länger konnten sie um den Brei nicht herumgehen; das Volk murrt, denn Paris wird immer langweiliger. Nahezu fünfzehn Jahre sind verflossen, daß das Blut nicht gespritzt hat, wie Guillotin sagen würde. In diesen aufgeregten Zeiten, wo alles den Kopf verliert, behalten bloß die Herren Mörder den ihrigen oben, und der verehrungswürdige Mob muß auf das Schauspiel verzichten, wie im Morgendämmer bei warmen Würstchen kalt Vergeltung geübt wird. Die Provinz ist nicht besser dran als die Hauptstadt. Das jus gladii gilt zwar zu Recht, doch es ruht überall. Die Präsidenten der Republik, die samt und sonders bei Robespierre in die Schule gegangen zu sein scheinen, treiben einen förmlichen Begnadigungssport und drehen der Abschreckungstheorie eine Nase um die andere. Selbst die scheußlichsten Unholde, die entmenschtesten Würger werden geschont. Und während das Fallbeil rostet, blinkt der Mordstahl auf allen Wegen, und die Anschläge auf Leib und Leben mehren sich in Frankreich seit einigen Jahren in so unheimlicher Weise, daß bald jeder brave Bürgersmann für seine Haut zittern müssen wird. Besteht hier ein Zusammenhang und eine Wechselwirkung? Ermutigt die Gewißheit, daß es ihnen nicht an den Kragen gehen werde, die Verbrecher wirklich, das Äußerste zu wagen? Die hundert munizipalen und departementalen Vertretungskörper, die ihren Notruf um Abhilfe in die Kammer sendeten, scheinen davon überzeugt zu sein. Alle schreiben der vorwaltenden Milde die unheimliche Zunahme der Bluttaten zu; alle klagen, daß zu wenig hingerichtet werde.

Auch Herr Deibler, der seit 1878 das Amt des nationalen Scharfrichters, allerdings seit langem nur in partibus, versieht, stößt die gleiche Klage aus. Wohlgemerkt, der tüchtige Mann ist ein Gegner der Todesstrafe; er sagt es, so oft ihm der Geduldsfaden reißt und er sein Klagelied anstimmt. Aber da man sie hat, meint er, soll man sich auch ihrer bedienen. Aus diesem Wunsche spricht nicht nur der strebsame Künstler, der sein Talent ausmünzen will, sondern auch das sorgsame Familienhaupt, dem um die Zukunft der Seinen bangt. Was soll in der Tat aus seinem Nachwuchse werden, wenn der Staat sich das Köpfen abgewöhnt?! Denn in Frankreich pflanzt sich seit dem grauesten Mittelalter das Henkeramt vom Vater auf den Sohn fort, und selbst die Republik, so wenig Federlesens sie sonst mit allen Erblichkeiten machte, vermaß sich nicht, an dieser Feudalität zu rütteln. Die Monarchie nahm es natürlich noch genauer damit. Als 1726 Charles Samson starb, wurde sein einziger siebenjähriger Sohn zu seinem Nachfolger bestellt. Die oberste Justizbehörde gliederte ihm einen Stellvertreter an, bestimmte jedoch, daß der Kleine als „Titular" allen Exekutionen beiwohnen müßte, um sie zu „legalisieren". Das Programm dieser Exekutionen war damals noch sehr mannigfaltig und konnte selbst das anspruchsvollste Publikum befriedigen. Es bestand, nach dem üblichen Vorspiel in der Folterkammer, in Brennen, Blenden, Ausreißen der Zunge, Vierteilen, Rädern und einschlägigen Lustbarkeiten. Der Knirps genoß mithin eine ausgezeichnete Erziehung, die, auf dem Anschauungsunterricht begründet, ihn später zu den gediegensten Leistungen auf dem Gebiete der Sühne-Chirurgie befähigte.

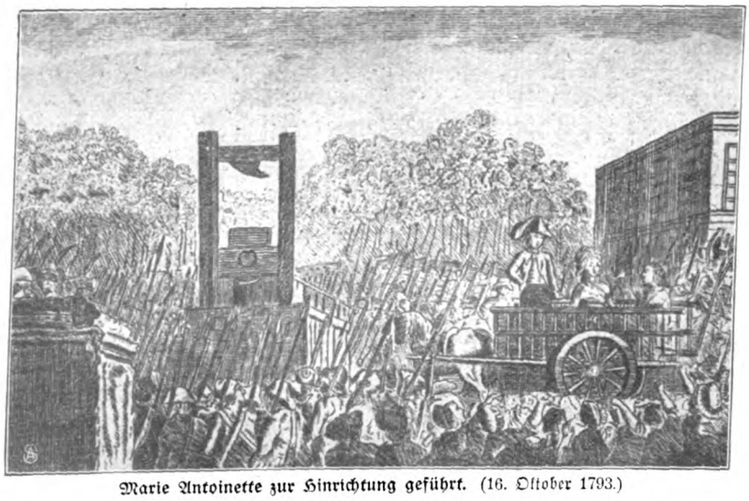
Titus Manlius läßt seinen Sohn wegen Ungehorsams töten.
Kupferstich von Georg Pencz.

Der 1726 verstorbene Charles Samson, der selber durch Einheirat zu seiner Stellung gelangt war, wurde der Ahnherr der berühmtesten und längstlebigen Scharfrichterdynastie Frankreichs. Sie regierte sieben Generationen hindurch, von 1685 bis 1847, und wenn der letzte, Henri Samson, sich nicht durch seine Liebhaberei für Blumenzucht ruiniert hätte, stände sein Geschlecht heute noch am Blutgerüst. Als er sich von der Schuldhaft bedroht sah, mußte er seine Entlassung nehmen, zum stillen Vergnügen des Bürgerkönigs, dem die Erbmacht einer Familie mißfiel, deren Händen einer seiner Vorfahren auf dem Thron überantwortet worden war. Louis Philippe vergaß nur, daß sein eigener Papa, Philippe Egalité,

Charlotte Corday vor ihrer Hinrichtung. (17. Juli 1793.)

das Seinige hierzu redlich beigetragen hatte. Der Samson, dem die historische Rolle zufiel, Ludwig XVI. zu guillotinieren, hieß Charles Henri. Er starb sechs Monate später, und zwar, wie die Royalisten erzählen, aus Verzweiflung und Reue, nachdem er mit einem Teil seines Vermögens Seelenmessen für den König gestiftet hatte. Das ist ein faules Märchen. Der Henker der Schreckenszeit, dem übrigens Sanftmut und Schonung nachgerühmt werden, war dieser Empfindsamkeit ganz unzugänglich. Er selber hat in einer Zuschrift an den Konvent seine politische Farblosigkeit betont. Er verrichtete seine Arbeit als Beamter, der einen Befehl ausführt, ohne dessen Berechtigung zu beurteilen. Brumaire oder Thermidor, Girondisten oder Jakobiner, Aristokraten oder Plebejer — ihm galt alles gleich. Er war mit jeder Richtung wie mit jeder Hinrichtung einverstanden.

Nach dem Sturze der Samsons wurde Heindrich, ein früherer Zimmergeselle, „Monsieur de Paris", wie das Volk den Obersten der Büttel heute noch nennt. Heindrich war ein Romantiker, ein Gentleman und ein Moralist. Als Romantiker bedauerte er, daß er nicht ein flammend rotes Wams mit Puffen und Schlitzen anlegen und, anstatt an der „Maschine" zu wirken, mit kräftigen Armen das Richtschwert auf einen armen Sünder niedersausen lassen durfte, den irgendeine heilige Feme verdonnert hatte; als Gentleman kam er nie anders als in Frack, weißer Krawatte und Lackschuhen auf die Richtstätte, und als Moralist warf er einen verächtlichen Blick auf die frivolen Gaffer, einen wehmütigen auf die Amtspersonen, einen versöhnlichen auf das Opfer und zuletzt einen gefaßten, der die Erfüllung einer schmerzlichen Pflicht ausdrückte, auf die Guillotine. Hierauf streifte er seine weißen Handschuhe ab, schleuderte sie, als wollte er damit jede Verantwortung abschütteln, in weitem Bogen von sich, ließ sich's vieldeutig um die Mundwinkel zucken und drückte schließlich auf den Knopf. Diese Komödie war bei ihm Überzeugung. Heindrich betrachtete sein Amt, wie er selbst sagte, als ein Priestertum und sich als einen im Dienste des göttlichen Willens waltenden Priester. Darum lebte er auch, um keusch zu bleiben, ohne Weib und ohne Weiber, so daß kein Leibeserbe ihm nachfolgen konnte. Er hatte allerdings eine Art „Schule" gegründet und seinen drei Gehilfen eine Menge Gesten eingedrillt, die ihre Bewegung, ihr Mitleid und andere passende Gefühlswallungen bekunden sollten, mit deren Wiedergabe sie auf jedem Hoftheater Triumphe gefeiert hätten.



Marie Antoinette zur Hinrichtung geführt. (16. Oktober 1793.)

Allein der Justizminister wollte von dieser Schule nichts wissen und ernannte einen Außenseiter, Paul Roch, von dem sich nichts berichten läßt, als daß er sein Geschäft ohne alle Mätzchen und mimische Veredelungen betrieb.

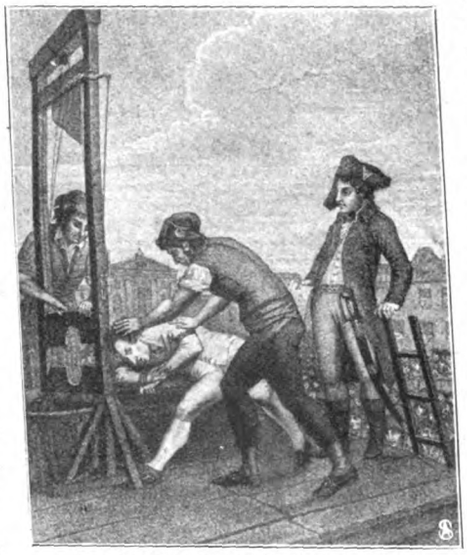
* * *

Als Roch 1878, gleichfalls kinderlos, starb, meldeten sich — die Kunst geht nach Brot — über 2000 Bewerber für seinen Posten. Der schon erwähnte Herr Deibler erhielt ihn, obschon seine schmächtige Gestalt, sein glattrasiertes Kanzleischreibergesicht und das nachschleppende Bein wenig den Vorstellungen entsprachen, die sich die Phantasie von einem Henker machen mag. Auch seine Gemütsverfassung steht nicht im Einklange mit seinem Beruf. Er ist nervös und wurde noch bei jeder seiner 208 in Frankreich wie in Algerien vorgenommenen Hinrichtungen von einer Art Lampenfieber mit heftigem Zittern befallen. Viele seiner Fachgenossen behaupten auch, daß so stümperhaft wie Deibler noch niemand geköpft habe. Wir müssen das Urteil hierüber den Geköpften überlassen; sie sind die Nächstbeteiligten. Vielleicht entspringt diese abgünstige Kritik übrigens nur dem blassen Neide. Sein Amt ist sehr gut bezahlt und obendrein die schönste Sinekure der Welt, solange die milden Saiten nicht reißen, die man seit Sadi Carnots Hintritt aufgezogen hat. Einstweilen verwertet Herr Deibler seine unfreiwillige Muße zur Abfassung seiner Memoiren, er zögert jedoch, den Schlußpunkt darunter zu setzen, weil sein Tatendrang sich noch von der Anhoffnung neuer Aufgaben nährt. Wir können der Veröffentlichung dieses Werkes ohne Ungeduld entgegensehen. Die Geschichte der Guillotine bietet der Schauer, Rätsel und Beklemmungen so viele dar, daß es keiner Ergänzung mehr bedarf, um uns das Gruseln zu lehren, zumal die erregte Einbildung der Massen diese Chronik des Entsetzens noch mit einer Fülle mehr oder minder sinnreicher Legenden unterspickt hat. Die erste, früheste dieser Legenden wählte sich ihren Helden mit besonderem dramatischen Verständnis aus: sie schleppt Joseph Alexander Guillotin selber auf die Guillotine. Man hört es überall und kann es heute noch in hundert Büchern lesen, daß Guillotin ein Opfer seiner eigenen Erfindung wurde. Nur ist kein wahres Wort daran. Der gute Doktor, nach der Auflösung der „Constituante" nicht wiedergewählt, war zwar später mit ein paar tausend anderen „Verdächtigen" eine kurze Weile eingesperrt, wurde jedoch nach dem neunten Thermidor frei-

Die Guillotine von 1793.
Marie Antoinette.

gelassen und starb, wie sein Totenschein beurkundet, am 26. März 1814 um drei Uhr nachmittags friedlich in seinem Bette, nachdem er seine letzten Jahre einem rühmlichen Kampfe für die damals noch heftig angefeindete Schutzpockenimpfung gewidmet hatte. Man kann sich leicht erklären, wie diese Fabel entstand. „Wer das Schwert gebraucht, soll durch das Schwert umkommen", heißt es in der Schrift. Da mochte es denn lehrhaft veranlagten Naturen besonders einleuchtend und eindringlich erscheinen, daß auch Guillotin unter der Maschine verblutete, die er mit so viel Bedacht für die anderen ausgeklügelt hatte.

Übrigens hat Guillotin die Maschine gar nicht ausgeklügelt. Auch das ist eine Legende. Er ist ebensowenig der Erfinder dieses legalen Mordinstrumentes, wie Amerigo Vespucci der Entdecker Amerikas war. Wessen Gehirn sie entsprang, ließ sich bis heute freilich nicht ermitteln. Jedenfalls war der „einfache Mechanismus", den Guillotin der Nationalversammlung empfahl, schon Jahrhunderte vor ihm in verschiedenen Ländern bekannt und angewandt. Bereits der 1528 verstorbene Annalist Jean d'Auton spricht davon. Er schildert eine Hinrichtung, die am 13. Mai 1507 in Genua während des Aufenthalts Ludwigs XII. in dieser Stadt vorgenommen wurde. Ein gewisser Demetri Justinian hatte die Bürger zur Empörung aufgewiegelt und wurde dafür zum Tode verurteilt. „Auf dem Richtplatz angelangt," besagt der Bericht, „streckte er (Demetri) den Hals auf den Block, der Henker zog an einem Strick, an dem oben, zwischen zwei Balken, eine in einen Holzklotz eingelassene scharfe Schneide befestigt war, in der Weise, daß der Klotz dem Genuesen just zwischen den Kopf und die Schultern fiel und der Kopf auf eine Seite, der Körper auf die andere Seite flog."



Der Tod Robespierres. (28. Juli 1794.)

Diesem ersten literarischen Zeugnisse folgt bald eine Reihe anderer. Mit einer ganz gleichartigen Maschine, die man in Italien mannaja nannte, wurde im Jahre 1600 zu Rom Beatrice Cenci geköpft. In Schottland hieß sie maiden, und unter andern illustren Personen beförderte sie 1651 den Marquis d'Argyle und 1685 dessen Sohn ins Jenseits. Daß man sich ihrer damals auch in Frankreich bediente, unterliegt keinem Zweifel. 1632 wurde zu Toulouse der Herzog von Montmorency hingerichtet, „indem", wie die Memoiren Puysegurs verzeichnen, „eine zwischen zwei Hölzern bewegliche, von einem Tau gehaltene Axt niedersauste und den Kopf vom Halse trennte". Immerhin mag die Guillotine (um bei dem Namen zu bleiben) nur in Ausnahmefällen und bloß im Süden Frankreichs benutzt worden sein. In Paris wie im ganzen Norden findet sich keine Spur davon. Da galt bis zur Revolution, wenn nicht ein grausameres „supplicium" wie etwa das Rad oder der Scheiterhaufen vorgeschrieben war, immer die Regel: für den Niedriggeborenen der Galgen, für den Edelmann das Beil oder das Schwert. In Deutschland hatte die Guillotine gewiß auch ihren Platz in der Rüstkammer der Strafjustiz, vielleicht ging es sogar den anderen Völkern in dieser Beziehung voran. Diese Vermutung gründet sich auf den schwerlich zufälligen Umstand, daß die frühesten bildlichen Darstellungen der Guillotine von deutschen Künstlern herrühren. Wir finden sie auf einem Schnitte des Heinrich Aldegrever vom Jahre 1553, auf einem undatierten Blatte des 1550 verstorbenen Georg Pencz, und noch weiter zurück geht ein hierher gehöriges Gemälde des älteren Lukas Cranach, das im Augsburger Rathause hängt. Eine dieser Darstellungen oder, was wahrscheinlicher ist, die vom Pater Labat in seinem Buche „Voyage en Italie" wiedergegebene des Italieners Bocchi vom Jahre 1555 dürfte dem Doktor Guillotin vorgelegen haben, als er seinen Antrag entwarf. Es währte jedoch einige Zeit, bis die Werkleute eine nach seinen Angaben gebaute Maschine zu seiner Zufriedenheit herstellen konnten. Erst eine nach Monaten von dem deutschen Klaviermacher Tobias Schmitz gezimmerte Guillotine wurde von ihm brauchbar befunden und am 14. April 1792 zum erstenmal in Bicêtre an fünf Kadavern erprobt. Sie arbeitete „wunderbar". Nur einem arbeitete sie noch nicht gut genug. Und dieser eine war — Ludwig der Sechzehnte!

Die Mitwirkung des unglücklichen Fürsten an der Vervollkommnung der Guillotine war vielleicht der letzte Regierungsakt, bei dem ihm Gehorsam geleistet wurde. Seit seiner Zurückführung von Varennes führte er in den Tuilerien das Dasein eines Schattenkönigs. Nur er allein schien sich von dem hereinbrechenden Verhängnis nicht die geringste Rechenschaft abzulegen. Taub gegen alle Mahnungen, hämmerte, feilte und nagelte er in seiner Schlosserwerkstatt weiter, die ihn viel angelegentlicher beschäftigte als die Sorge um Thron und Reich. Daher nahm er mit lebhaftestem Anteil zur Kenntnis, daß der Konvent eine neue Maschine zum Köpfen eingeführt habe, und beauftragte seinen Leibarzt Louis, den Versuchen an den Kadavern in Bicêtre beizuwohnen, um ihm einen ausführlichen Bericht darüber zu erstatten. Als ihm der Doktor Louis am folgenden Tage eine Zeichnung dieser Maschine vorlegte, merkte der König sofort, wo der Fehler saß. Das Fallbeil war nach innen sichelförmig geschweift; es mußte daher schwerer sein und konnte nicht so rapid eindringen, als wenn es eine nach unten dreieckig ausladende Form gehabt hätte. Und nicht faul, zeichnete Seine Majestät sofort auf ein (heute noch im Staatsarchiv aufbewahrtes) Blatt höchsteigenhändig auf, wie das Instrument beschaffen sein müßte. Sein Befehl wurde ausgeführt, und das Volk taufte die Guillotine auf den allerdings bald wieder verschwundenen Namen „La Louison" um. Zehn Monate darauf mähte diese Louison diesem Louis das gesalbte Haupt ab. Sie arbeitete wirklich ganz tadellos. Der König hätte gewiß seine Freude daran gehabt, wenn man ihm Zeit dazu gelassen hätte. Seine Verbesserung ließ ihm sie nicht. Das ist der grausamste Witz, den die Guillotine jemals gemacht hat.

Tragödien und Komödien des Aberglaubens.

Vom Kartenlegen und anderen Wahrsagekünsten.

Von Dr. R. Hennig.

Der Trieb des Menschen, vorher zu ergründen, was die ungewisse Zukunft an Freud und Leid bringen wird, ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern, den wilden wie den kultivierten, in gleich stark ausgeprägter Weise vorhanden. Es widerstrebt dem Menschensinn, sich abhängig zu wissen von allerhand unberechenbaren Zufälligkeiten, und er läßt daher kein Mittel unversucht, um vom Saisbild der Zukunft den verhüllenden Schleier zu lüften und klaren Auges zu erkennen, wohin sein Lebensschifflein steuert.

Das Geschehen in der unorganischen Welt können wir ja nun zwar in gewissen Grenzen im voraus bestimmen. Aber gerade das, was jedem Menschen am meisten am Herzen liegt,

sein und seiner Lieben ureigentes künftiges Schicksal, ist in undurchdringliche Nebelschleier gehüllt, und keine Berechnung, kein Zauber, kein Opfer und kein Gebet enträtselt uns das Los unserer künftigen Tage!

Aufgeklärte Geister sind seit langem zu der Erkenntnis gekommen, daß alles Mühen, der Zukunft des Menschenschicksals ihre Rätsel zu entreißen, vergeblich ist und ewig vergeblich bleiben muß. Wir beobachten deshalb nicht mehr, wie in alten Zeiten, den Flug der Vögel, lesen nicht mehr in den Eingeweiden geopferter Tiere, in ausgestreuten Runenstäben oder in den Stellungen der Planeten den Willen der Götter und das zukünftige Geschehen, achten nicht mehr auf die Traumgesichte und die unverständlichen Laute narkotisierter Priesterinnen und göttlicher Seher — da alle wahrhaft gebildeten Menschen erkannt haben, daß diese und viele andere ähnliche Methoden, die Zukunft zu ergründen, wertloser Tand sind. Dennoch aber sind in der Großstadt, in der Kleinstadt und auf dem Lande, kurz allerorten, die modernen Sibyllen auch in der Gegenwart noch in nicht geringer Anzahl zu finden, und überall machen sie verhältnismäßig glänzende Geschäfte — dank dem besonders im weiblichen Geschlecht ungemein verbreiteten Aberglauben und dem nicht minder verbreiteten Trost- und Hoffnungsbedürfnis der Menschen.

Im allgemeinen wird man drei verschiedene Kategorien von Methoden zu unterscheiden haben, die in unseren Tagen zur systematischen Ergründung der Zukunft benutzt werden, wobei die besonders auf dem Lande verbreiteten zahllosen abergläubischen Gebräuche, die dem gleichen Zweck dienen und größtenteils Überbleibsel aus altgermanischer Heidenzeit sind, ganz außer Betracht bleiben mögen. Die erste stützt sich auf altüberlieferte, von Menschen erdachte, willkürliche Deutungen bestimmter Eindrücke der Außenwelt, die uns in sehr mannigfachen Variationen gegenübertreten, und die sich im Bedarfsfall jederzeit befragen lassen. Hierher gehört das allbekannte und besonders weit verbreitete Kartenlegen, hierher die Sterndeutekunst, deren Glanzzeit zwar weit hinter uns liegt, die sich aber in einigen wunderlichen Ausläufern — man denke an die noch massenweise gekauften törichten „Planetenbücher"! — noch bis in unsere Tage erhalten hat; hierher zu rechnen ist aber auch die Handliniendeutekunst, die Chiromantie, die besonders von fahrenden Zigeunerinnen viel geübt wird.

Die zweite Kategorie der Methoden, die die Entschleierung der Zukunft zum Ziel haben, knüpft an gewisse, in ihrem wahren Wesen selten erkannte psychologische Tatsachen an: an die allgemein verbreitete Neigung phantasiebegabter, insbesondere abergläubischer Menschen, in unbestimmte, gestaltlose Gesichtsbilder oder in blinkende Flächen und Schlierenbildungen bekannte Formen und menschliche Figuren hineinzudeuten. Zahlreiche Formen der Wahrsagerei beruhen auf dieser menschlichen Schwäche der Umdeutung und Vermenschlichung formloser Konturen. Wie leicht es schon dem ruhigen Gemüt wird, unbekannte Formen in bekannte aufzulösen, zeigt die verbreitete Fähigkeit, im Silvesterblei oder in den sommerlichen, fliegenden Haufenwolken oder in bizarren Felsklötzen oder in Schattenbildern an der Wand deutliche Gesichter und Gestalten von Menschen und Tieren oder Formen lebloser, wohlvertrauter Gegenstände zu erblicken, oder auch die wohlbekannte Täuschung, die uns im Vollmond ein menschliches Gesicht erkennen läßt, und viele andere ähnliche, teils bewußte, teils unbewußte Selbsttäuschungen. Wo das Gemüt erregt, die Beleuchtung schwach ist oder gar Erwartung, Furcht und Aberglauben geweckt sind, da erblickt der Mensch derartige Gestalten, die lediglich seiner Phantasie entspringen, in jedem beliebigen Gesichtseindruck, der sich ihm bietet. Und von derartigen fast halluzinationsähnlichen Wahrnehmungen zur Deutung, daß in diesen Gesichten sich das zukünftige Geschehen offenbare, ist natürlich nur noch ein Schritt! Auf solchen fast traumartigen Visionen und Deuteleien beruhten schon im Altertum und im Mittelalter die Gesichte, die die Wahrsager und Wahrsagerinnen aus Rauchwolken, aus blanken Spiegeln, Wasserflächen, Kristallen, aus rußgeschwärzten Platten und aus Handflächen herauslasen; und bei unseren modernen Sibyllen, die im Kaffeegrund oder Eiweiß oder Räucherwerk oder in Kristallgläsern die Zukunft in Bildern sich abrollen sehen, spielt sich genau der gleiche psychische Prozeß ab. Zur phantastischen Wahrnehmung solcher visionären Bilder gesellt sich dann noch die nicht minder phantastische Deutung — und sie geben alsbald ihren Kundinnen Zukunftsprophezeiungen zum besten, die ein leidlich verständiger Mensch zunächst stets als ungeheuerlichen Schwindel ansprechen wird, an die aber, bei näherer Betrachtung, von den Prophetinnen selbst in der Regel dennoch ehrlich geglaubt werden wird. Überhaupt ist bei allen Produktionen der Wahrsagerinnen und Hellseherinnen wohl weit weniger bewußter Schwindel im Spiel, als man gemeinhin annimmt, jedenfalls weniger Schwindel als Selbstbetrug und unbegrenzte Dummheit. — Die Leichtigkeit, mit der sich Halluzinationen der angedeuteten Art bei manchen Leuten einstellen, grenzt bei vielen Personen gradezu ans Krankhafte und führt in gewissen Fällen wohl auch zu dauernder geistiger Störung. Es kommen dann die beschriebenen Visionen ohne alle Unterstützung durch äußere, visionsfördernde Mittel zustande, teils in freier Luft, manchmal regelmäßig zu bestimmten Tageszeiten, manchmal auch, sobald die Person es selber wünscht. Solche ohne äußeren Anlaß eintretenden Visionen werden naturgemäß für noch wunderbarer und übernatürlicher gehalten als die in blinkenden Flächen und formlosen Massen geschauten Gesichte. Die Seherinnen, die mit derartigen Fähigkeiten „begnadet" sind, gelten als die bedeutendsten und erlangen zum Teil große Berühmtheit, insbesondere dann, wenn etwas geschäftsgewandte Routine und eine geschickte Reklame sich mit der sonderbaren psychischen Eigenschaft paaren.

Die dritte endlich von den erwähnten drei Kategorien der Wahrsagerinnen pflegt weniger in die Öffentlichkeit hinauszutreten. Sie produziert ihre Künste, die gleichfalls auf eigenartigen, mißverstandenen psychischen Erscheinungen basieren, am liebsten in internen spiritistischen Zirkeln. Ihre Methode basiert auf unterbewußten Bewegungen und Handlungen, wie sie sich bei jedem Menschen in mehr oder weniger lebhaft entwickelter Gestalt vorfinden als Äußerungen unbewußter Bewegungen und unterbewußter Gedankenarbeit. Dabei werden die unbewußten Bewegungen bald von den Händen (automatisches Schreiben, „Geisterschriften", Tischklopfen, Planchetten usw.), bald von den Sprechwerkzeugen (Trancereden, Schwarmpredigen, „Tempelschlaf") automatisch ausgeführt und sichtbar gemacht.

Die letztgenannte Art der Wahrsagungen können wir hier außer Betracht lassen, da sie im Alltagsleben nur eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle spielt. — Die Berufswahrsagerinnen beschränken sich auf die beiden erstgenannten Methoden, unter denen wieder die Kunst des Kartenlegens, der Handliniendeutung und des Weissagens aus Kaffeegrund und ähnlichen Substanzen die verbreitetsten und beliebtesten sind.

Welche psychologischen Ursachen bewirken nun aber, daß das Geschäft der modernen Prophetinnen, deren Kundenkreis sich übrigens allenthalben nahezu ganz ausnahmslos aus dem weiblichen Geschlecht rekrutiert, anhaltend blüht und gedeiht, und daß diesem merkwürdigen Erwerbszweige die Kundschaft selbst aus den höchsten und vornehmsten Gesellschaftskreisen massenhaft zuströmt? Die Erklärung für diese auffällige Tatsache liegt vor allem darin, daß abergläubische Menschen, die von vornherein fest von der unvermeidlichen Verwirklichung der erhaltenen Prophezeiung überzeugt sind, selber absichtlich oder unabsichtlich mit allen ihren Kräften daraufhin wirken, daß sie in Erfüllung geht. Gelegentlich werden daher die zunächst völlig sinn- und wertlosen Künste der Wahrsagerinnen zweifellos Gutes stiften können, und aus der darin liegenden Suggestion vermag Heil und Segen zu sprießen, wenn z. B. einem Menschen, dem ein fernes, schwer zu erreichendes Lebensziel

vorschwebt, geweissagt wird, er werde seine Hoffnungen verwirklicht sehen, und er nun mit verdoppeltem und verdreifachtem Eifer danach strebt, die Prophezeiung recht bald wahr zu machen. Aber diese erfreulichen Wirkungen des Aberglaubens bilden leider die nur allzu seltene Ausnahme, und bedeutend häufiger sind die schlimmen und verderblichen Folgen zu konstatieren, die der blinde Glaube an das törichte Geschwätz irgendeines geldgierigen alten Weibes heraufbeschwört. Zu Hunderten ließen sich traurige Beispiele dafür erbringen, wie die Prophezeiungen von Kartenlegerinnen oder sonstigen Zukunftspropheten junge, lebensfrohe Wesen in Verzweiflung und Tod getrieben haben. Als ein Beispiel für viele mag die vor kurzem durch die Berliner Zeitungen gegangene Notiz gelten:

„Durch eine Wahrsagerin in den Tod getrieben. Im Atelier ihres Geliebten, des Malers Walter am Schöneberger Ufer, hat sich die einundzwanzigjährige Ballettänzerin Auguste Reitzenstein nach voraufgegangenem Streit eine Kugel ins Herz gejagt. Vor etwa zwei Jahren war Auguste Reitzenstein aus Wien nach Berlin gekommen und hatte hier den Maler Walter kennen gelernt. Aus der flüchtigen Bekanntschaft wurde bald ein Liebesverhältnis, das allerdings durch heftige Auftritte häufig getrübt wurde, weil die Tänzerin sehr eifersüchtig war und argwöhnte, daß der Maler sie mit einer anderen hintergehe. Diese Einbildung beruhte, wie jetzt festgestellt ist, im wesentlichen auf den Prophezeiungen einer Wahrsagerin, die dem Mädchen geweissagt hatte, es werde sich vor seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre erschießen.

Es ist bisher leider nicht gelungen, den Namen der Wahrsagerin, die das Mädchen in den Tod getrieben hat, zu ermitteln."

Wohin die lebhafte Einbildung führen kann, zeigt auch der nachfolgende, dem „Berliner Lokal-Anzeiger" entnommene Fall, gegen dessen Glaubwürdigkeit wissenschaftliche Bedenken jedenfalls nicht erhoben werden können: „In Kastenholz im Elsaß ist dieser Tage ein blühendes junges Mädchen von 22 Jahren unter seltsamen Umständen gestorben. Sie hieß Anna Blind und machte einige Tage zuvor mit ihrer Mutter einen Kondolenzbesuch bei einer befreundeten Familie der Nachbarschaft, in der die Tochter gestorben war. Frau Blind sprach am Totenbette zur Mutter der Verstorbenen einige wohlgemeinte Trostworte, die aber von der unglücklichen, durch den Schmerz erregten Frau mißverstanden zu sein schienen, denn diese zeigte sich aufs äußerste gekränkt und machte der Besucherin die bittersten Vorwürfe, die schließlich in den Worten gipfelten: ‚Sie sind eine herzlose Frau und wissen nicht, was es heißt, ein Kind zu verlieren; doch wird es auch Ihnen mit Ihrer Tochter bald so ergehen.' Bei diesen Worten schüttelte sie die Tote, als ob sie sie wieder aufwecken wollte. Anna Blind war bei dieser Szene und durch die ihrer Mutter ins Gesicht geschleuderten Worte von einem wahren Entsetzen ergriffen worden; als sie nach Hause kam, mußte sie sich infolge der seelischen Erschütterung zu Bett legen. Ihre Gedanken bewegten sich nur noch um die von der erregten Frau ausgesprochene Prophezeiung. Sie glaubte zu fühlen, daß sie sterben müsse, und weder der herbeigerufene Seelsorger vermochte sie von dem Drucke dieses unglückseligen Gedankens zu befreien, noch der Arzt, der ihre erloschene Lebenskraft anzuregen versuchte. Ohne daß ein ausgesprochenes körperliches Leiden erkennbar war, siechte sie immer mehr dahin und war nach vier Tagen tot." —

Welche traurigen Wirkungen die in früheren Jahrhunderten oftmals aufgetauchten und seitdem von Zeit zu Zeit bis in die neueste Gegenwart immer wiederkehrenden, albernen Weltuntergangsprophezeiungen dereinst auf ganze Länder ausübten, ist bekannt. Die Menschen verpraßten und verschleuderten all ihr Hab und Gut, da es ihnen ja doch nichts mehr nutzen konnte, und erwarteten zitternd und zagend den Jüngsten Tag, um dann, wenn der prophezeite Weltuntergangstag friedlich vorübergegangen war, oft genug dem Hunger und dem Elend preisgegeben zu sein. —

Ein eigenartiger Fall einer erst durch den Aberglauben selbst in Erfüllung gegangenen Prophezeiung eines „Wahrtraumes" wird von Professor Alfred Lehmann, dem berühmten Kopenhagener Psychologen, berichtet: Eine Dame erzählte ihren Angehörigen und Mitbewohnern, ihr sei geweissagt worden, zu einem bestimmten Zeitpunkte werde ihr Haus in Flammen aufgehen. An dem vorher bezeichneten Tag erkrankte tatsächlich die ganze Familie an einer Rauchvergiftung. Die Lösung dieses wenigstens annähernd verwirklichten Prophezeiungswunders war sehr banal: eine sehr abergläubische und ängstliche Dame unter den Mitbewohnern hatte, um die prophezeite Feuersbrunst zu verhüten, am Abend vor der verhängnisvollen Nacht die Ofenklappen schließen lassen, wodurch der Rauch ins Zimmer gelangte!

So gehen sicherlich zahlreiche Weissagungen ausschließlich dadurch in Erfüllung, daß die Menschen an sie glauben und dann durch ihr Verhalten die Verwirklichung erst ermöglichen.

In ebenso zahlreichen anderen Fällen kommt ein wenigstens scheinbares Eintreffen einer Prophezeiung dadurch zustande, daß eine ganz unbestimmte Vorverkündigung nachträglich ganz willkürlich auf ein inzwischen eingetretenes Ereignis gedeutet wird. Da gibt es z. B. in allen größeren Städten ziemlich zahlreiche „Seherinnen", die auf Grund ihrer halluzinatorisch wahrgenommenen Gesichte von Zeit zu Zeit prophezeien, es werde sich in einigen Wochen, Monaten oder Jahren ein fürchterliches Unglück ereignen, bei dem sehr viele Menschen ihr Leben einbüßen würden. Eine sichere, nie trügliche Prophezeiung! Einzelheiten über das geweissagte Ereignis werden nämlich nicht mitgeteilt, und es steht daher durchaus im Belieben der „Seherinnen", sich irgendein besonders sensationelles Unglück, das sich ungefähr um die vorherverkündete Zeit irgendwo auf Erden ereignete, als dasjenige zu bezeichnen, das sie im Geiste vorgeahnt haben! Auf eine derartige, höchst triviale Weise kommen alle die vielen mystischen Geschichten zustande, wonach solche Seherinnen allen Ernstes behaupten, sie hätten den verderblichen Ausbruch des Mont Pelé auf Martinique, den großen Werftbrand in Neuyork, die Ermordung des serbischen Königspaares, den Theaterbrand von Chikago, den Vesuvausbruch von 1906, das Erdbeben von San Franzisko und viele andere große Katastrophen der Neuzeit vorausgesehen und vorherverkündigt. Ein solches Prophezeien ist natürlich ein Kinderspiel!

Endlich kommt noch ein weiteres psychologisches Moment hinzu, durch welches das Geschäft der Wahrsagerinnen stets blüht und gedeiht: die bei allen Abergläubischen ohne Ausnahme zu beobachtende Sucht, daß die nicht eintreffenden Prophezeiungen unbeachtet bleiben und in kürzester Zeit total vergessen werden, während die eintreffenden durch Jahre und vielleicht Jahrzehnte immer wieder von neuem als Beweise für die seherischen Kräfte erzählt und in allen Tonarten gepriesen werden. Die Seherinnen können sich sogar an die gewagtesten und sensationellsten Weissagungen wagen — sie werden kaum je ihren Ruf riskieren: trifft auch nur irgendeine ganz nebensächliche Einzelheit der Prophezeiung ein, so wird das Gerücht schon dafür sorgen, daß sie zu ihren Gunsten vergrößert wird. Trifft aber gar nichts ein, so spricht eben niemand von dem unangenehmen Fehlerfolge, bald denkt auch niemand mehr daran, es sei denn, daß man sich gelegentlich zu dem äußersten Zugeständnis versteigt, „daß sie sich eben in diesem einen Fall ausnahmsweise geirrt habe".

Was erregte es nicht seinerzeit für Aufsehen, als es hieß, unserem alten Kaiser Wilhelm sei zweimal in ganz verschiedenen Lebensaltern geweissagt worden, er werde 96 Jahre alt werden! Er starb bekanntlich im 91. Lebensjahr, und niemand erinnerte sich mehr der zweimaligen Prophezeiung! — Als ferner 1901 die britische Königin Viktoria gestorben war, erregte es in England besondere Sensation, als eine bekannte Berufsseherin prophezeite, König Eduard werde nur zwei Jahre

regieren, da England sich sodann in eine Republik verwandeln würde. Was ist aus der Weissagung geworden? Die Beispiele dieser Art ließen sich noch in großer Menge häufen. —

Gar nicht so selten lassen sich die Berufsseher auch herbei, irgendein mysteriöses, sensationelles Verbrechen mit Hilfe ihrer Kunst aufzuklären; erzielen sie damit dann die gewünschte Reklame. Wird der Fall nachher geklärt und stellt sich dann heraus, daß die Dinge ganz anders liegen, als die Phantasie der Seherin oder des Sehers es sich träumen ließ, so geht man eben über den Irrtum wieder mit Stillschweigen hinweg. Auch hierfür sei ein der Tagespresse entnommenes Beispiel mitgeteilt, das in mehr als einer Hinsicht für diesen Unfug typisch ist:

„Christiania, 21. Dezember 1907. Gudrun Klausen, die siebenjährige Tochter eines hiesigen Schriftsetzers, deren Verschwinden schon seit einem halben Jahr in Norwegen von sich reden machte, ist gestern in den unterirdischen Gängen des Basargebäudes vollständig von Ratten zernagt aufgefunden worden. Es ist dies das Mädchen, das nach Aussage John Flöttums, des Knaben mit dem sechsten Sinn (!), von dessen wunderbarer Hellseherkunst die norwegischen Blätter nicht genug zu berichten wußten, durch Zigeuner entführt und im Gebiet von Drontheim in einer Höhle gefangen gehalten wurde.

Unter Führung des Hellsehers wanderte eine große bewaffnete Bauernschar, mit Proviant ausgerüstet, nach der entlegenen Höhle, vor deren Eingang man lange Zeit hindurch Wache hielt, bis schließlich ein beherzter Mann durch den engen Eingang kroch. Gleichzeitig begann im ganzen Land eine förmliche Hetze auf alle Zigeuner, die manchmal nur mit genauer Not dem Tod entgingen. Wie die Untersuchung ergab, hat sich das unglückliche Mädchen, wahrscheinlich um sich beim Spielen zu verstecken, in die Gänge des in der Nähe ihrer elterlichen Wohnung belegenen Basargebäudes begeben, wo es dann in einen engen Luftschacht gestürzt ist. Aus diesem konnte es sich nicht allein retten." —

Wenn man das ganze Problem der modernen Wahrsagekünste nicht vom rein wissenschaftlichen, psychologischen Standpunkte, sondern vom sozialen betrachtet, so kann man nur aufs dringendste wünschen, daß mit aller nur denkbaren Energie gegen den gemeingefährlichen und ungeheuer verbreiteten Unfug, insbesondere den des Kartenlegens, vorgegangen werden möge. Denn die Tatsache, daß hier und da eine Prophezeiung auf ein gläubiges Menschenkind eine günstige, segensreiche Suggestion ausübt, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß in unendlich viel zahlreicheren Fällen Not und Verzweiflung, Geisteskrankheit und Tod die Folgen des Kartenlegens und der anderen Wahrsagetorheiten sind.

Zwei merkwürdige Australier.

Über die Zusammensetzung der australischen Säugetierwelt sind vielfach ganz falsche Vorstellungen verbreitet. Außer dem Schnabeltier, dem Ameisenigel und den Beuteltieren sollen dort nur noch einige wenige Mäuse, ein Wildhund und spärliche Vertreter der Fledermäuse zu finden sein. Tatsächlich gibt es keinen Teil von Australien, wo die Beuteltiere zwei Drittel der dort vorhandenen Säugetierarten umfassen. Ja, im Norden bilden sie nicht mehr als

Tüpfel-Beutelmarder.

die Hälfte. In Neusüdwales leben z. B. außer 42 Arten der Beuteltiere, einem Schnabeltier und einem Ameisenigel 18 verschiedene Arten von Fledermäusen, 14 Arten von Mäusen und ein Wildhund. Dazu kommen noch zwei Arten von Ohrenrobben und ungefähr 20 Arten von Delphinen und Walen an den Küsten.

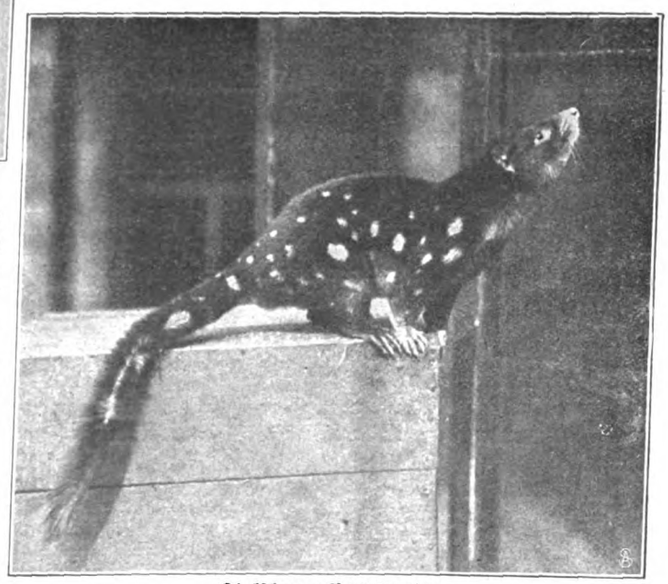
Merkwürdigerweise erinnern viele Beuteltiere durch ihre Gestalt und Lebensweise auffällig an gewisse Gattungen, die in anderen Erdteilen vorkommen und zu den verschiedensten Säugetiergruppen gehören. Wir kennen u. a. Beuteleichhörnchen, einen Beutelmaulwurf, Beutelmarder, Beutelspringmäuse, Beuteligel, Beutelbären usw. Alle stimmen aber in gewissen Merkmalen des Unterkiefers, in dem Vorhandensein von sogenannten Beutelknochen am Becken, einer Beuteltasche am Unterleibe der weiblichen Tiere zur Aufnahme der in sehr unfertigem Zustande geborenen Jungen und in einigen anderen Kennzeichen überein.

Das erinnert an die eigentümlichen Verhältnisse bei den amerikanischen Schreivögeln, unter denen viele Gattungen denen altweltlicher Singvögel ähnlich sind, aber durch die anders angeordnete und weniger vollkommene Singmuskeleinrichtung im unteren Kehlkopfe sich unterscheiden.

Manche australische Tiere sind dadurch weiteren Kreisen bekannt geworden, daß sie ein brauchbares Pelzwerk liefern. Wir kennen es unter den Namen „Australisches Opossum" und „Native Cat". Unter den letzteren fallen besonders weißgefleckte Felle auf. Sie gehören der Gattung der Beutelmarder an, von denen zwei augenblicklich im Berliner Zoologischen Garten lebende Arten hier im Bilde vorgeführt werden.

Verhältnismäßig häufig sieht man in den Tiergärten den Tüpfel-Beutelmarder, Dasyurus viverrinus (Shaw), der, wie unser Eichhörnchen in Gebirgswäldern, häufig in einer dunklen Abart vorkommt. Eine solche hat Mützel in Brehms „Tierleben" dargestellt.

Der Beutelmarder ist ungefähr so groß wie ein Edelmarder. Er lebt im östlichen und südlichen Australien, hält sich während des Tages in hohlen Baumstümpfen oder unter Steinen, am Meeresufer in den Klippen versteckt und geht erst nach dem Untergange der Sonne seiner Nahrung nach. Er ist nicht wählerisch. Am Strande sucht er sich tote Fische und alles Getier, das die Flut zurück-



Fleckschwanz-Beutelmarder.

gelassen hat, Krebse, Schnecken, Muscheln, Würmer usw. Dabei gerät er zuweilen in Fischkörbe, die von der Ebbe freigelegt sind, und wird so gefangen. Er kann, wie seine scharfen Krallen zeigen, auch sehr gut klettern und wird wahrscheinlich Vogelnestern häufige Besuche abstatten. Bei seiner Gewandtheit fallen ihm auch Mäuse oft zum Opfer. Da er aber ein nächtliches Tier ist, so

weiß man bis jetzt nicht sehr viel von seinen Lebensäußerungen. Das gleiche gilt von seinem größeren und stärkeren Vetter, dem Fleckschwanz-Beutelmarder, Dasyurops maculatus (Kerr.), der in den gleichen Gegenden vorkommt. Er ist so groß wie eine Katze, hat einen plumperen Kopf und längeren, weißgefleckten Schwanz. Unser Bild stellt einen Schwärzling dieser Art dar; gewöhnlich ist er gelbbraun gefärbt. Er scheint häufiger auf Bäumen zu leben; seine Fußsohlen sind mit dicken Ballen versehen wie bei unserer Hauskatze, während sie bei dem Tüpfel-Beutelmarder nur faltig sind. Er gilt als arger Hühnerräuber und lebt wahrscheinlich von Vögeln und allerlei kleineren Säugetieren. Die Weibchen sind erheblich kleiner als die Männchen. Beide Beutelmarder haben eine fleischfarbige Nasenkuppe, eine Eigentümlichkeit, die sich bei vielen Beuteltieren findet.

Matschie.

Die Boyersen.

(5. Fortsetzung.)

Von Olga Wohlbrück.

Nach einer schlaflosen Nacht begab Frau Boyersen sich in das Kontor. Von den Angestellten war noch niemand erschienen, und der Lehrling war kaum mit dem Heizen der Öfen fertiggeworden.

Sie versuchte zu arbeiten, aber sie bedurfte verschiedener Auskünfte, die ihr nur Martens oder Marianne hätten geben können. Ungeduldig öffnete sie die verschiedenen Briefe, aber nur die wenigsten konnte sie allein erledigen; da war vieles eingeleitet worden, von dem sie nur das Oberflächlichste wußte.

Sie war wütend auf Martens, der natürlich „gerade jetzt" krank werden mußte. Sie wollte heute selbst zu ihm gehen. Er müßte doch einsehen, daß er „gerade jetzt" nicht fehlen durfte. Sie hätte sich ohrfeigen mögen, daß sie sich das letzte halbe Jahr so wenig um das Geschäft gekümmert hatte. Das war natürlich eine ganz gemeine Spekulation von Marianne gewesen, sich so langsam, unmerklich unentbehrlich zu machen!

Die Kommis nahmen ihre Plätze ein, mit einem scheuen Seitenblick den Morgengruß begleitend, den sie ihrer Prinzipalin respektvoll boten.

Mariannens Platz allein blieb leer. Frau Boyersen, die schon öfters nach der Uhr gesehen hatte, wurde unruhig. Sie erhob sich und ging hinüber in die Wohnung. Im Vorbeigehen sah sie Lene Staub wischen im Mahagonizimmer. Aber ohne sie eines Blickes zu würdigen, ging sie über den Korridor, die Stiege hinauf, bis vor Mariannens Zimmer. Einen Augenblick stand sie still und lauschte. Nichts regte sich. Da machte sie die Tür leise auf.

Marianne ruhte fest schlafend in den Kissen. Auf der Bettdecke lagen zerstreut kleine, mit blauen Bändchen zusammengebundene Päckchen Kinderwäsche. Ein großer Karton, in dem noch Tragemäntel, Häubchen und Pikeewindeln lagen, stand offen mitten im Zimmer.

Frau Boyersen rang ein paarmal nach Luft, ihre Knie zitterten, und sie sank auf einen Stuhl, der neben der Eingangstür stand.

Seit Bertas Tod hatte sie das Zimmer nicht betreten; nur widerwillig hatte sie ihre Zustimmung gegeben, daß Marianne in dem gleichen Zimmer wohnte, und jetzt, da sie zum erstenmal seit so langer Zeit die Schwelle überschritt, bot das Zimmer fast den gleichen Anblick wie damals in jener unheilvollen Nacht.

Sie war nicht abergläubisch, Frau Boyersen, aber es legte sich ihr ein kalter Schweiß auf die Schläfen beim Anblick des unter der Kinderwäsche fast begrabenen jungen Weibes.

„Marianne!" rief sie endlich. „Marianne!"

Die junge Frau öffnete die Augen, und eine dunkle Blutwelle schoß ihr ins Gesicht, als sie Frau Boyersens Blick auf sich gerichtet sah.

„Es ist neun Uhr! Ich wollte nur fragen, ob du ins Kontor kommst, oder — ob du krank bist!"

„Nein, nein. Ich bin nicht krank. Ich komme!"

Die alte Frau wendete ihr Gesicht ab und legte die Hand auf die Türklinke.

„Wann . . . erwartest du . . .?" fragte sie abgerissen.

„Im Mai, denke ich", sagte Marianne leise.

Frau Boyersen nickte.

„Gut. Na also, komm bald runter."

Langsam zog sie die Tür hinter sich zu. Lene war noch immer im Mahagonizimmer.

„Lene . . ."

„Ja, Frau Boyersen!"

„Ich will nicht, daß Marianne in Bertas Stube bleibt. Sie soll sein Zimmer bekommen. Es ist das größte und hat noch Platz für ein Bett. Die Kammer nebenan räumst du für Christian als Studierstube ein, und er kann in Christians ehemaligem Zimmer untergebracht werden."

„Schön, Frau Boyersen . . ."

Lene wagte es gar nicht, aufzublicken, um nicht zu zeigen, wie ihr Gesicht strahlte.

. . . Acht Tage später senkte man den alten Martens in die Erde. Marianne war als Vertreterin der Firma bei der Beerdigung und trug einen großen Kranz mit schwarzen Schleifen, auf dem in großen, goldenen Lettern zu lesen war: „Ihrem alten, treuen Mitarbeiter — Frau Boyersen." Die kleine Stadt hatte erwartet, die Prinzipalin selber würde ihrem treuen Mitarbeiter das letzte Geleit geben, und daher war die Beteiligung an der Feier sehr groß.

Frau Boyersen hatte es unbewußt verstanden, sich mit einem seltenen Nimbus zu umgeben. Sie war eine beinahe mystische Persönlichkeit geworden. Man sprach über sie in geheimnisvollem Flüsterton und lugte neugierig zu den hochgelegenen Fenstern des Christianenhauses empor, ob man nicht ihren dunkeln Kopf erblickte.

In den letzten Jahren hatte sie auch selten mit den Kunden verhandelt. Wie eine Königin stand sie im Mahagonizimmer, und Martens war ihr vortragender Minister. Aber während er nur eine von langjähriger Arbeit ermüdete, noch immer selbstherrliche Frau in ihr gesehen hatte, geheimnißten Fremde alle möglichen Vermutungen hinter die Unsichtbarkeit der „Alten".

Man sagte allgemein die „Alte", wenn man von ihr sprach. Das war so nach Kommisgewohnheit in die Stadt getragen worden, und die Stadt hatte den Namen bald gar nicht mehr hinzugefügt. Man erzählte sich Anekdoten über sie aus ihrer Jugendzeit. Wie sie als junge, tatkräftige Frau täglich oben auf dem Amtsgericht gewesen und eines Tages, als sie als Zuhörerin bei einer Verhandlung zugegen war, die ein junger Richter führte, ausgerufen hatte: „Herr Vorsitzender, bitte, sprechen Sie lauter, ich bin nicht taub, aber ich verstehe kein Wort und darf verlangen, daß eine öffentliche Verhandlung so geführt wird, daß die Öffentlichkeit auch was zu hören bekommt!" Sie genoß schon damals ein solches Ansehen, daß der blutjunge Richter in Verlegenheit geriet und nach einer kleinen Pause sich darauf beschränkte, lauter zu sprechen. — Andere erinnerten sich noch, wie sie, in ein großes Umschlagetuch gehüllt, auf einem kleinen Karren über Land fuhr und in den Kutscherkneipen mit Viehzüchtern am Tisch saß und Lieferungen abschloß. Sie verschmähte es nicht, eine oder mehrere „Weiße" kreisen zu lassen, und würfelte mit den angetrunkenen Männern um die Zeche.

Ihre ersten Kommis waren halbwüchsige Burschen, denen sie das Essen entzog, wenn sie nicht parierten, oder die sie mit einer derben Ohrfeige zur Räson brachte. Martens war es

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Sir John Falstaff.

Gemälde von Eduard Grützner.

gewesen, der ihr das Kontor eingerichtet und die allzu patriarchalischen Zustände mit den Anforderungen der neuen Zeit in Einklang gebracht hatte. Er war der einzige gewesen außer Lene, der einigen Einfluß auf sie ausgeübt hatte. Die Stadt meinte, das hätte wohl an seiner strafbaren Uneigennützigkeit gelegen. Andere munkelten von einem Roman, wollten wissen, daß die schöne Frau Boyersen das heimlich angebetete Ideal Martens' gewesen sei, auch dann noch, als er sich längst verheiratet hatte. Jedenfalls hatte „die Alte" diese Liebe „nach Noten" ausgenutzt und hatte aus diesem Grunde nie haben wollen, daß ihr Mann mit ihr zusammenwohne. Na, und überhaupt . . .

Bei der Beerdigung des alten Martens wurde Frau Boyersen von einigen Klatschbasen ein für allemal zu einer gefährlichen Messaline erhoben, die sogar ihren eigenen Schwiegersohn . . . Aber das war so unerhört, daß man es nur andeuten konnte . . .

Marianne legte den Kranz mit den breiten Schleifen auf die aufgeworfene Erde und verließ den Friedhof.

Der Verstorbene war ihr in der kurzen Zeit ein guter Freund, ein verläßlicher Berater geworden, aber ihre Gedanken weilten nicht bei ihm. Mit quälender Unruhe erwartete sie den Zug, der ihren Mann und seinen Vater bringen sollte.

Was würde die nächste Zukunft für sie alle sein? Christian hatte ihr keine einzige Zeile geschrieben. Wie würde sie ihn wiederfinden? Durch Matsen wußte sie nur, daß er kommen würde und der äußersten Schonung bedurfte . . .

Frau Boyersen ging auf und ab in ihrem blankpolierten Mahagonizimmer und sah von Zeit zu Zeit auf die Uhr.

Die Trauerglocken von Martens' Begräbnis drangen durch den nebeligen Wintertag bis in ihre stille Stube.

„Das war einer, der seine Pflicht tat" — sagte Frau Boyersen zur festtäglich gekleideten Magd, die wartend am Fenster stand.

„Jawohl, Frau Boyersen . . ."

Lene spähte hinaus, ob nicht bald ein Bahnhofswagen um die Ecke biegen würde.

„Ich liebe kranke Menschen nicht und hasse den Tod" — sprach Frau Boyersen weiter, „sonst hätte ich ihn besucht. Aber helfen konnte ich ihm doch nicht."

„Nein, Frau Boyersen . . ."

„Er ist leicht gestorben, sagte mir seine Frau, und hat sich gefreut, daß ich Marianne behielt. Es ist gut, daß ich ihm noch diese Beruhigung geben konnte."

Frau Boyersen schielte heimlich zur Magd hinüber, ob sie auch ihren Worten glaubte, oder ob sie am Ende meinte, sie hätte Marianne nur behalten, weil sie ohne sie nicht mehr auskäme im Geschäft.

Aber Lene nickte.

„Ja, das war gut, Frau Boyersen."

„Und jetzt öffne ich mein Haus abermals der Krankheit und dem Tode . . ."

Lene wendete sich hastig um.

„Auch dem Leben, Frau Boyersen."

Frau Boyersen zuckte die Achseln.

„Das Leben ist ungewiß, nur der Tod ist sicher."

Das Trauergeläut verstummte.

Frau Boyersen ging wieder auf und ab, und Lene preßte die Stirn an die beschlagene Fensterscheibe, die sie immer wieder mit der Schürze klar rieb.

Einzelne schwarz gekleidete Gestalten kamen über den Marktplatz, verschwanden um die Ecken der vorspringenden Häuser, und vom bleigrauen Himmel fielen unaufhörlich nasse, große Schneeflocken auf das schmutzige, holprige Pflaster. Lene fiel es jetzt erst auf, wie häßlich und unwirtlich dieses Stückchen Erde war, das sie von dem Fenster aus übersah. Und es war das einzige, was sie in all diesen langen Jahren zu sehen bekommen hatte. Nicht einmal im Sommer unterbrach ein Baum oder ein Strauch dieses häßliche Einerlei von grauen Steinen. Die Farben der Schilder waren verwischt, die Giebel der Häuser abgebröckelt. Die Inschrift auf der Fassade des gegenüberliegenden Hauses kaum noch leserlich . . .

Lene mußte an das Christianenhaus denken. Sah es auch so verfallen aus, wenn man es von drüben betrachtete?

„Der Wagen, Frau Boyersen", rief sie und stürzte zur Tür.

Frau Boyersen trat nicht ans Fenster, zündete auch nicht die Hängelampe an, um das in trübes Winterdämmerlicht getauchte Zimmer zu erhellen.

Sie rückte einen Lehnstuhl gegen das Fenster und wartete . . . Sie wartete lange.

Und dann endlich ging die Tür auf — und Christian trat herein, gefolgt von seinem Vater, der leise die Tür hinter sich zuzog.

Christian war noch im Mantel und hatte einen Plaid um die hageren Schultern geschlungen. Er trug jetzt einen Vollbart, der das Eingesunkene seiner Wangen im ersten Augenblicke verbarg.

„Verzeih', Mama, daß ich so hereinkomme, aber ich fürchtete, mich auf der kalten Treppe wieder zu erkälten."

Das war eine ganz fremde Stimme.

Eine heisere, hohle Stimme, und es war wie ein fremdes Gesicht, das sich über Frau Boyersen beugte, um sie zu küssen. Unwillkürlich fuhr sie zurück, so daß der Kuß nur die schwarzen Spitzen ihres Häubchens streifte.

Herr Boyersen trat nun auch vor. „Guten Tag, Christine . . ." Und er reichte ihr die Hand.

Frau Boyersen zuckte zusammen, wie sie ihren Namen hörte, diesen Namen, den ihr Mann seit damals nie auszusprechen gewagt, bei dem seitdem niemand sie genannt hatte, den sie beinahe vergessen wähnte, wie ihre eigene Jugend.

Und dieser Name brachte ihr auch die ganze Schmach nahe, die ihr dieser Mann einst angetan, all das Leid, das sie hinuntergewürgt hatte in den langen Jahren. Sie übersah die ausgestreckte Hand, und Herr Boyersen wurde auf einmal wieder ganz klein, ganz ängstlich und fand sein schüchternes Dienern wieder, das er dort draußen abgelegt hatte wie eine häßliche Livree.

„Komm, Christian, komm. — Die Reise hat dich ermüdet, du mußt zu Bett gehn", sagte er hastig und zerrte den Sohn fort.

„Ja . . . ruh' dich aus, Lene wird euch das Abendbrot oben servieren."

Frau Boyersen nickte zum Zeichen des Abschieds und ließ doch die Augen nicht von Christian, der sich nervös durch den Bart fuhr und den Plaid fester um die Schultern zog.

„Ich brauche Wärme, viel Wärme . . . nicht wahr, Papa . . . Wärme?"

„Jawohl, Christian, komm' nur, dein Zimmer ist warm, und Marianne wartet."

Er ging voraus und öffnete dem Sohne die Tür.

„Siehst du, Christian? Fall' nicht, da ist auch schon Licht."

Christian schleppte sich schwerfällig aus dem Zimmer, das jetzt nur noch die schweren Schatten der hereinbrechenden Nacht in sich aufnahm, und in dem eine dunkle Gestalt stundenlang von einer Ecke zur anderen wanderte.

Oben waren die Zimmer alle freundlich erleuchtet und behaglich durchwärmt; Marianne hatte ein paar Blumen in die Gläser gestellt und Zimmertannenduft verspritzt, den Christian so sehr liebte.

„Ach, da bist du ja auch, Lene", sagte Herr Boyersen, wagte aber plötzlich nicht mehr die Hand auszustrecken.

Lene aber hielt ihm ungeschickt die abgearbeitete Rechte entgegen.

„Guten Abend, Herr Boyersen, jetzt sind Sie wieder zu Hause."

Er freute sich kindisch über die entgegengestreckte Hand und drückte und schüttelte sie, aufgeregt lachend.

„Ja . . . ja . . . Lene . . . Zu Hause, wie sich's gehört, mit meinen Kindern und dir . . . wie sich's gehört."

Lene wendete sich verlegen ab.

Aber Marianne hatte nichts vernommen. Sie war Christian behilflich, alles abzulegen, und nötigte ihn in einen Lehnstuhl.

„Willst du noch so sitzen, oder willst du zu Bett?"

Sie nahm seine eiskalten Finger zwischen ihre warmen Hände und sah ihn liebevoll an.

Er aber wich ihrem Blick aus.

„Nein, nein . . . nicht ins Bett . . . nur so sitzen in der Wärme und im Licht und . . . Vater, ist die Bücherkiste mitgekommen?"

Herr Boyersen drehte sich um wie ein Kreisel.

„Ja, natürlich, Christian, beunruhige dich nicht. Die Bücherkiste und deine Hefte, alles ist da. Morgen packe ich aus und baue dir alles auf, wie du es gewöhnt bist."

Christian zog seine Hand aus der Mariannens und sah sie an, als sähe er sie jetzt zum erstenmal.

„Du bist so verändert . . . ich weiß nicht . . ."

„Weißt du wirklich nicht?" fragte Marianne leise und beugte sich über ihn.

Ein Ausdruck des Unbehagens flog über sein hageres Gesicht.

„Ja . . . ja . . . das mag sein. Das verändert . . . Aber du bist doch gesund, nicht wahr? . . ."

„Ja . . . ich bin gesund."

„Gut, Marianne . . . das ist gut. Ich hab's nicht aushalten können, all die kranken Menschen um mich herum. Das ist so unheimlich . . . die sprechen nur immer von sich und ihren Leiden, und da glaubt man, die ganze Welt ist erfüllt von Krankheit und . . ."

Ein heftiger Hustenanfall schnitt ihm das Wort ab.

Herr Boyersen legte einen Arm um den Sohn und stützte seine Stirne.

„Er darf noch nicht viel sprechen," raunte er Marianne zu . . . „er ist immer noch so erkältet . . ."

Das Husten war so laut und währte so lange, daß Frau Boyersen sich unten in ihrer dunklen Stube die Ohren zuhielt.

Als der Anfall nachließ, verlangte Christian ins Bett gebracht zu werden.

„Eine Wärmflasche muß ich haben, und dann die Tropfen . . . wo sind meine Tropfen?"

Herr Boyersen suchte auf dem Tische, wo alles mögliche herumstand, und da er sie nicht fand, kramte er in der Reisetasche.

„Hast sie vergessen . . . ja . . . siehst du, Marianne, so geht's mir, er hat kein Gedächtnis mehr. Er weiß, daß ich sterben kann, und merkt sich nicht, wo die Tropfen sind . . . du mußt eben jetzt aufpassen, Marianne, ich brauche Pflege . . . ich muß gesund werden . . . Was wird aus dir, wenn ich nicht mehr bin . . .? Was wird aus dem Kinde? Das Haus ist eine Mördergrube . . . Da muß ich wachen . . . und er kann nicht mal auf die Tropfen achtgeben . . ."

Endlich hatte Herr Boyersen das Fläschchen gefunden und zählte mit zitternder Hand einige Tropfen in ein Glas. Aber als er es Christian reichte, stieß der Kranke ihn mit der Hand zurück.

„Quäl mich nicht, jetzt brauch ich sie nicht mehr . . . Lene, noch eine Decke, eine Wärmflasche, ich friere . . . Aus dem Licht, Marianne, du weißt doch, ich brauche Licht . . . Licht."

Mit vieler Mühe brachte man ihn zu Bett. Er benahm sich dabei wie ein ungezogenes, tückisches Kind: die Kissen waren zu hart, das Nachthemd war nicht gewärmt worden, der Blumengeruch war unerträglich, die Wärmflasche war nicht fest zugekorkt, das Wasser lief heraus . . . Jawohl, es lief heraus und verbrühte ihm den Fuß . . . Wegnehmen! Wegnehmen! Der Vater sollte nicht immer so hin und her laufen, er sollte ihm lieber die Tropfen bringen und das Sulfonal . . . Nur ein Pulver . . . Nein, zwei Pulver . . .

Seine Stimme ging in ein heiseres Flüstern über, und dann plötzlich, ohne Übergang schlief er ein, wobei seine Brust sich mit eigentümlich röchelnden Lauten hob und senkte.

Lene stand am Bettpfosten und rührte sich nicht. Sie merkte es gar nicht, daß Marianne das Zimmer verlassen hatte und Herr Boyersen ihr gefolgt war, mit den ihm eigenen springenden Schritten, die an einen feinen Herren umkreisenden Hund gemahnten. „Du mußt nicht ängstlich sein, Marianne, das ist nur die Erschöpfung von der Reise, weiter nichts. Du wirst sehen, morgen wird er ganz liebenswürdig sein, ganz sanft."

Und da Marianne kein Wort der Entgegnung fand, sondern sich in die Sofaecke kauerte und mit weitaufgerissenen Augen entsetzt vor sich hinstarrte, fuhr er fort:

„Du glaubst gar nicht, wie zartfühlend er ist, Marianne, kein Wort hat er mir darüber gesagt, keinen einzigen Vorwurf gemacht. Er weiß aber auch, daß ich's wieder einbringe. Sieh mal, Marianne, was ich für Geschäfte vorhabe, sieh mal . . ."

Er kramte in seiner Rocktasche und holte eine dicke, kleine Mappe heraus, die angefüllt war mit losen, von Zahlen bedeckten Blättchen.

„Das sind alles Berechnungen, Marianne. Ich arbeite den ganzen Tag. Zwanzig Sachen sind mindestens im Gange, die ich von hier aus schriftlich erledigen kann. Darunter zwei Millionengeschäfte, von denen mir jedes dreißigtausend Mark abwirft. Die Provisionsscheine lasse ich mir immer gleich geben und verwahre sie in einer eisernen Kassette — die sind nämlich bar Geld, mußt du wissen. Also rechne mal nach: zweimal dreißigtausend Mark und etwa achtzehn Sachen, die je nachdem sechs-, acht- oder zehntausend Mark für mich abwerfen."

Er lachte verschmitzt vor sich hin und wühlte mit einem an Wollust grenzenden Behagen in den zahlenbedeckten Blättchen.

Marianne saß in unveränderter Stellung, und ihre Fingernägel bohrten sich durch das feine schwarze Gewebe in ihr Fleisch.

„Ich kalkuliere so, verstehst du: wenn ich ein Jahr gearbeitet habe, dann kaufe ich der Alten das Geschäft hier ab oder setze ihr als Konkurrenzunternehmen ein neues auf die Nase. Die zwei alten Baracken drüben auf dem Markt lasse ich abreißen und baue ein großes Handelshaus hin, und auf dem Schilde soll dein Name stehen und später der Name eures Sohnes, und die Alte soll sich meinetwegen am Fensterkreuz aufhängen vor Wut!"

Länger hielten es Mariannens Nerven nicht mehr aus.

„Schweig still", herrschte sie den alten Mann an und brach in krampfhaftes Weinen aus.

Herr Boyersen schlug sich auf den Mund.

„Aber das sagte ich doch nur so, Mariannchen . . . Was ist denn . . .? Du weinst doch sonst nicht!"

Er ging verlegen im Zimmer herum und fuhr sich mit der flachen Hand ein paarmal über die Magengegend.

„Gibt's nicht was zu essen, Marianne? Der Alten macht's ja nichts aus, wenn wir verhungern, aber du sorgst schon für uns, nicht wahr, du sorgst . . .?"

Er setzte sich still und demütig an die Seite der Schwiegertochter und streichelte ihr Kleid.

Lene versuchte an diesem Abend vergeblich, Einlaß in Frau Boyersens Stube zu bekommen. Frau Boyersen antwortete auf kein Pochen, auf keinen Anruf. Sie wäre ängstlich geworden, wenn sie nicht die Schritte ihrer Herrin gehört hätte.

So aber wußte sie, daß sich Frau Boyersen durch die schwersten Stunden ihres Lebens durchkämpfte.

Und in dieser Nacht schloß keine der drei Frauen im Christianenhause ein Auge . . . (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

„Das Reichsdeutsche Weihnachtsbäumchen“, wie der durch seine nationalen Streit- und Werbeschriften bekannte Schriftsteller Karl Pröll in Berlin seine erfolgreichen Jahressammlungen nennt, trägt nun seit 26 Jahren in so manches an den bedrohten Sprachgrenzen Österreichs und Ungarns gelegene deutsche Dorf und Haus seinen tröstlichen, helfenden Glanz hinein. Aber die Arbeit war dem unermüdlich tätigen Manne doch zu viel geworden, und er hat, um den Fortbestand dieses ihm ans Herz gewachsenen Liebeswerkes zu sichern, der „Mädchen-Ortsgruppe Berlin“ des „Vereins für das Deutschtum im Ausland“ die Fortführung der in diesen 26 Jahren bis auf 72 000 Mark angewachsenen Sammlungen übertragen. In Vertretung dieser Ortsgruppe bittet Fräulein G. Heinzelmann, Lohmeyerstraße 25, Charlottenburg-Berlin, um die Beiträge wohlgesinnter Gönner aus unserm Leserkreise, denn auch diesmal soll das Weihnachtsbäumchen beweisen, daß die nationale Hilfsbereitschaft im Deutschen Reiche nie erlahmt, wenn es gilt, den Deutschen in Österreich-Ungarn, die unausgesetzt in schwerem Existenzkampfe stehn, zu helfen.

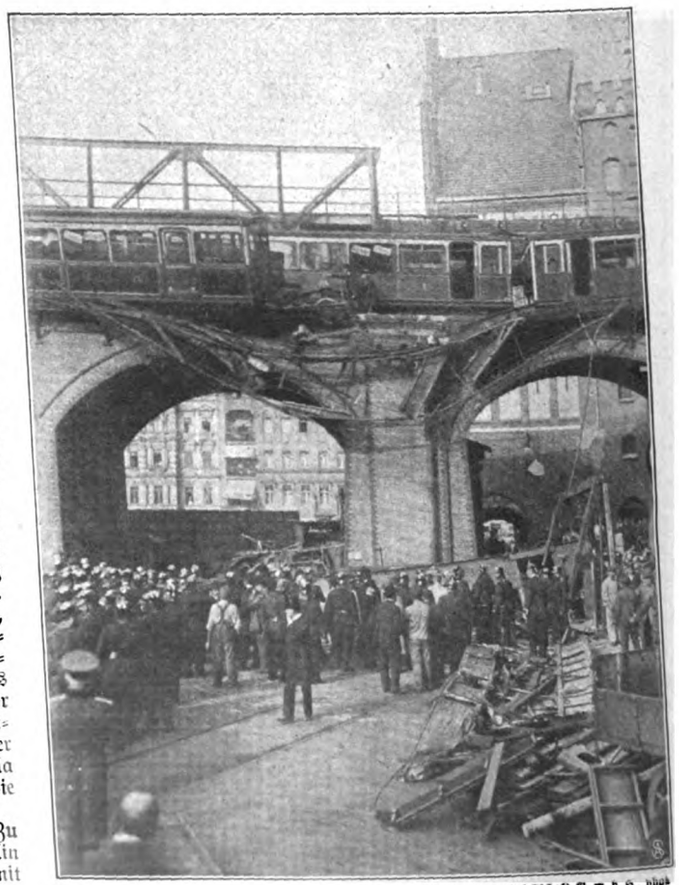
Varnhagen von Ense. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Am 10. Oktober 1858 starb in Berlin ein Mann, der, obwohl äußerlich, gegen seinen Willen, seiner politischen Stellung enthoben, im geheimen doch eine politische Macht ausübte und mehr als irgend ein anderer dem Geist und den Geistern seiner Zeit nachspürte: Karl August Varnhagen von Ense, der gewesene Ministerresident und als Geheimer Legationsrat Verabschiedete. So wenig sympathisch er in vieler Hinsicht als Mensch und als Schriftsteller gewesen ist — er bedeutete doch zu viel, als daß man seinen fünfzigsten Todestag so ganz sang- und klanglos vorübergehen lassen könnte. Am 21. Februar 1785 als Sohn eines Arztes zu Düsseldorf geboren, studierte Varnhagen in Halle und Berlin Medizin, Philosophie und Literatur. Er geriet ganz in die Literatur hinein und gab schon 1803, gemeinsam mit Chamisso, einen Musenalmanach heraus. Dann riß die gewaltige Zeit, die sich vorbereitete, auch ihn zu den Fahnen. Von Tübingen aus begab er sich 1809 zur österreichischen Armee und legte die österreichischen Waffen erst ab, als sie Napoleon im russischen Feldzuge Gefolgschaft leisteten. Von Berlin aus trat er 1813 als Hauptmann zur russischen Armee, ward Tettenborns Adjutant und kam als solcher nach Paris, wo er noch während der Kriegsjahre die „Geschichte der Kriegszüge des Generals v. Tettenborn“ und die „Geschichte der Hamburger Ereignisse“ herausgab. Von dort aus folgte er dann der Berufung in den preußischen diplomatischen Dienst, mußte aber schon 1819 seine Stellung verlassen, weil der Standpunkt, den er im bayrisch-badischen Erbfolgestreit eingenommen hatte, übel vermerkt worden war. Verbittert, verfolgte er von nun ab mit stets regem Argwohn und Mißtrauen die Ereignisse, auf deren Gang er keinen Einfluß mehr hatte, und ward ein hämischer, kleinlicher Beurteiler der Entwicklung Preußens wie der führenden Persönlichkeiten im Leben der Hauptstadt. Aus dem Lyriker und Romantiker ward der gefürchtete Pamphletist, der Biograph, der in künstlichem „Goethe-Deutsch“ allen Klatsch sorgsam verzeichnete und seine große Begabung oft zu persönlicher Feindseligkeit mißbrauchte. Doch hat er sich andererseits auch ein ehrenvolles Denkmal gesetzt durch so manches reiche und schöne Werk, das er selber herausgab, wie „Deutsche Erzählungen“, „Vermischte Gedichte“, „Geistliche Sprüche des Angelus Silesius“, „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden“, „Biographische Denkmale“ usw., oder das Ludmilla Assing aus seinem verschwenderischen Nachlaß veröffentlichte, wie die bekannten „Briefe an eine Freundin“, „Tagebücher“ u. v. a. m.

Karl August Varnhagen von Ense.
Zum fünfzigjährigen Todestag am 10. Oktober.
(Nach dem Leben gezeichnet von Ludmilla Assing.)

Das Festzeichen des Internationalen Pressekongresses. (Zu den obenstehenden Abbildungen.) In den letzten Wochen stand Berlin im Zeichen internationaler Kongresse; überall fielen die Teilnehmer mit den auf der Brust getragenen Festabzeichen ins Auge. Nur schade, daß diese Abzeichen meist jeglichen Kunstwertes entbehrten und rein fabrikmäßige Dutzendware darstellten. Einzig dem vorbereitenden Ortsausschusse für den internationalen Pressekongreß gebührt das große Verdienst, seine Mitglieder mit einem wirklich schönen, alle modern ästhetischen Anforderungen befriedigenden Festzeichen geschmückt zu haben. Ein feines, reizvolles Kunstwerk ist es. Auf der Hauptseite der Medaille ist die Presse durch eine nackte weibliche Gestalt personifiziert, die in höchster Anspannung aller Kraft mit dem Bogen zielt, im Hintergrunde die Karte Europas. Die Kehrseite zeigt in allerliebster Komik den Berliner Bären, begeistert den Kopf zum Licht emporgekehrt, vor einem riesigen Tintenfaß kauernd, in das er seine mächtige Feder taucht. Mit der Ausführung des Kunstwerkes war einer unserer tüchtigsten deutschen Medailleure betraut, Professor Paul Sturm, der vor einem halben Jahre aus Leipzig an die Königliche Münze in Berlin berufen wurde. Dr. N.

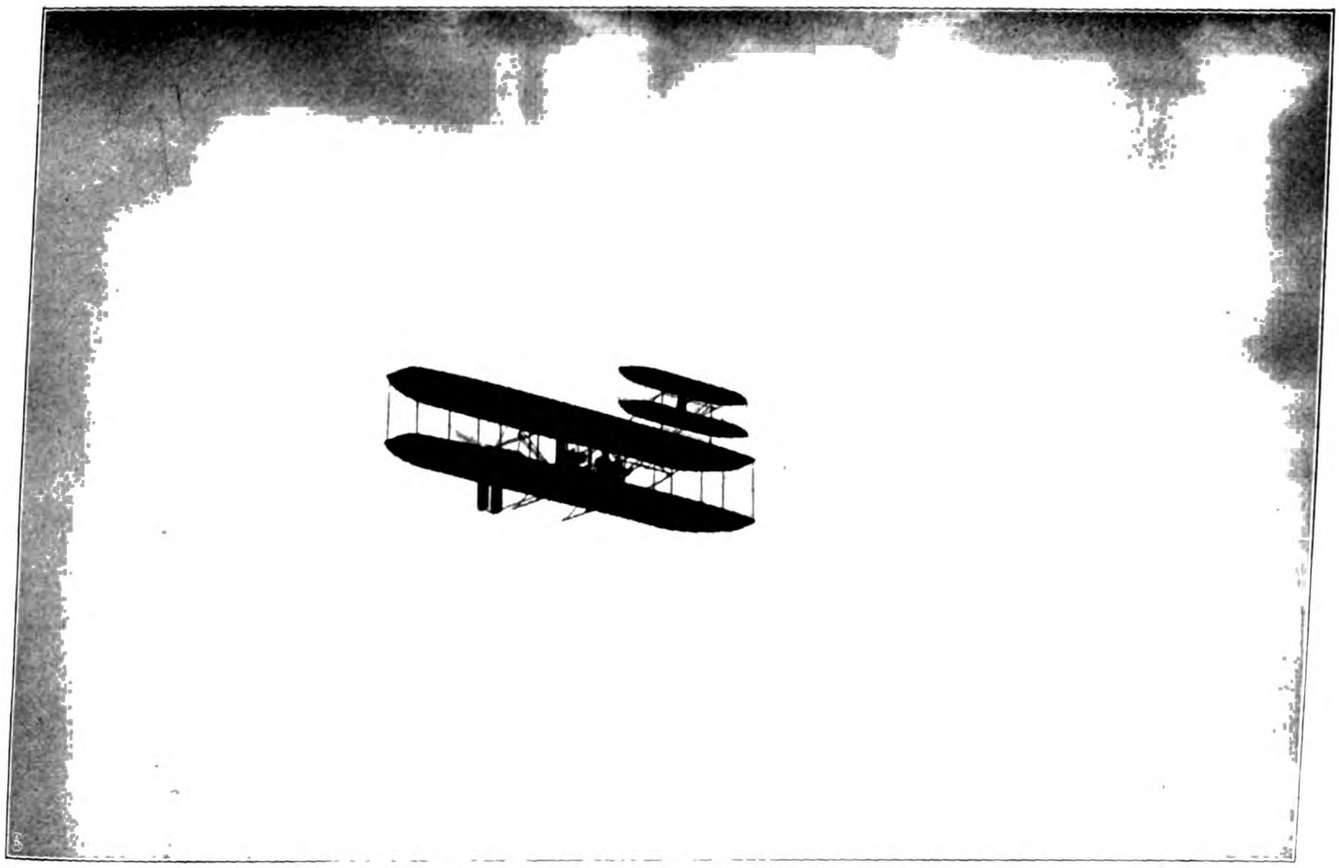
Das Festzeichen des Internationalen Pressekongresses zu Berlin.
Ausgeführt von Prof. Paul Sturm (1/3 vergrößert).

Unglücksfall auf der Berliner Hochbahn. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Auf der sonst so sicher und gleichmäßig funktionierenden Berliner Hoch- und Untergrundbahn hat sich am 26. September ein furchtbares Unglück ereignet, das viele Berliner Familien in tiefste Trauer versenkte. Ein von der Bülowstraße nach der Möckernbrücke fahrender Zug fuhr einem vom Leipziger Platz aus die gleiche Richtung kommenden in die Flanke, wodurch sein Motor-



Berliner Illustrations Gesellschaft G. m. b. H., phot.

Vom Unglücksfall auf der Berliner Hochbahn.



Ein Übungsflug des Whrigtschen Drachenfliegers bei Chicago.

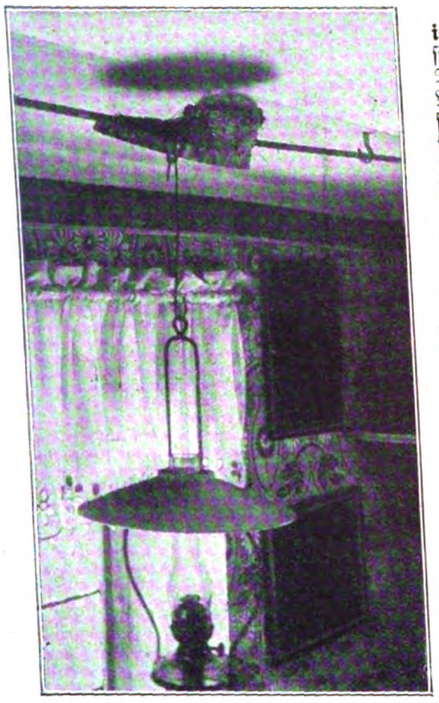
wagen aus etwa 6 Metern Höhe hinab in die Tiefe geschleudert wurde. Gerade an der Stelle, die sonst den Stolz der erbauenden Ingenieure bildet, an dem sogenannten Gleisdreieck mit seinen verschiedenen Niveaux, erfolgte der Zusammenstoß. Ein furchtbarer Stoß schleuderte die Passagiere sämtlicher Wagen durcheinander, dann folgte ein Augenblick atemlosen Entsetzens und das Stöhnen und Hilfeschreien der Armen, die der grausige Sturz mit hinabgerissen. Der Motorwagen war völlig zerschmettert. Aus seinen Trümmern hob man die Toten und die mehr oder minder schwer Verwundeten auf, um sie ins Schauhaus oder ins Krankenhaus zu schaffen. Leider sind auch einige der Schwerverletzten noch hinterher ihren Wunden erlegen, so daß die Zahl der Toten 17 erreicht hat, und unter den etwa 150 Personen, die in den nicht abgestürzten Wagen sich befanden, haben auch viele einen Nervenchok erlitten oder kranken an den Folgen der Aufregungen.

Gezeichnete Störche. Wie wir schon einmal mitgeteilt haben, werden auf Veranlassung der Vogelwarte Rossitten in Ostpreußen verschiedene Zugvögel mit Fußringen gezeichnet und freigelassen. Wer einen solchen Vogel erlegt hat, wird gebeten, den Fußring an die Vogelwarte Rossitten zurückzusenden. Im vorigen Jahre wurde auf diese Weise eine größere Anzahl Störche gezeichnet. Unter anderm wurde auch in Köslin in Pommern ein Storch am 5. Juli markiert. Ende August trat er gemeinsam mit seinen Geschwistern den Zug nach dem Süden an. Er ist weit über den Äquator hinausgeflogen, bis nach Südafrika hinein; denn er wurde in der Nähe von Fort Jameson in Rhodesia erbeutet. L. F.

Wrights Aeroplan bei Chicago. (Zu der obenstehenden Abbildung.) Während Wilbur Wright noch an den Folgen seines schweren Sturzes daniederliegt, hat sein Bruder Orville Wright in Frankreich wiederholt glänzende Erfolge errungen, die seines Bruders Wilburs Rekord der Fahrtdauer ganz wesentlich übertrafen. Seit frühester Jugend beschäftigen sich die Brüder mit dem Flugproblem und wurden die hervorragendsten Schüler des bekannten deutschen Aviatikers Lilienthal. In Gemeinschaft mit dem Amerikaner Chanute übten sie in Chicagos Umgebung den Gleitflug, zuerst im zweiflächigen Drachen liegend, später, im Jahre 1905, vom Gleitflug zum Motordrachenflug übergehend. Als dann im Jahre 1906 die Sensationsnachrichten über gelungene Flüge der Wrights ausblieben und nur die Erfolge der Santos-Dumont, Farman, Delagrange die Blätter füllten, glaubte man mystifiziert worden zu sein. Aber 1907 traten die Brüder mit ihren Versuchen an die Öffentlichkeit, um nach einigen Mißerfolgen so überraschende Resultate in Frankreich zu zeitigen. Sie benutzen das ursprüngliche Chanutesche Modell, an dem aber im Lauf der Zeit sehr viel Verbesserungen angebracht wurden. Heute stellt es sich dar in Form zweier übereinander angeordneter Tragflächen, die aus mit Stoff überspannten Holzrahmen bestehen und in normaler Lage etwas nach hinten abfallend sind. Ein hinteres und ein vorderes Seitensteuer, ferner ein an der vordersten Spitze des Apparates angebrachtes Höhensteuer regulieren die Richtung, während die durch den Motor in Bewegung gesetzten Schrauben den eigentlichen Flug bewerkstelligen. Der Hauptvorzug des Apparates ist seine Leichtigkeit, die größer ist als die anderer Aeroplane.

Das Bayern-Denkmal in Coulmiers. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Auf dem Friedhof in Coulmiers bei Paris fand am 10. September eine erhebende Feier statt, die Enthüllung des Bayern-Denkmals, welches das bayrische Vaterland seinen hier begrabenen, im Rückzugsgefecht des Generals v. d. Tann am 9. September 1870 gefallenen Söhnen errichtet hat. Das trotz aller Schlichtheit sehr eindringlich wirkende Monument, ein Werk des Münchener Steinmetzmeisters Aufleger, besteht aus einem großen Steinsarkophag, auf dem ein mit Lorbeer geschmückter griechischer Helm liegt. Die Kosten des Denkmals, zu dem der Prinzregent eine bedeutende Summe beigesteuert hat, wurden von sämtlichen Krieger-, Veteranen- und Regimentsvereinigungen in Bayern kameradschaftlich aufgebracht.

Das neue Bayern-Denkmal in Coulmiers.
Entworfen vom Steinmetzmeister Aufleger.



Bernhard Kolb, Nürnberg, phot.

Schwalbennest über einer Hängelampe.

Ein Schwalbenidyll. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Die Schwalbe liebt die Nähe des Menschen und schlägt ihre kleine Heimstatt gern im Schutz seiner Mauern und Dächer auf. Daß sie sich aber bis in die Stuben wagt und, unbekümmert um das Kommen und Gehen, Lachen und Schwatzen, dort nistet, ist ein so seltener Fall, daß wir ihn unsern Lesern nicht vorenthalten möchten. Auf dem Blaker einer Petroleumlampe im Gastzimmer einer Wirtschaft in Fraulenfeld bei Neustadt a. Aisch hatte ein besonders leckes Schwalbenpärchen im Vorjahr sein Nest errichtet und sich dort anscheinend so wohl gefühlt, daß es zwitschernd in die alte Heimat zurückkehrte, als Frühling und Liebe von neuem blühten. Und auch ein Gastgeschenk bot es dem Wirt, der es unbehelligt wohnen ließ: es fing ihm die Tausende von Fliegen und Mücken fort, die sonst die Gäste so oft belästigt hatten.

Atelier Schaul, Hamburg, phot.

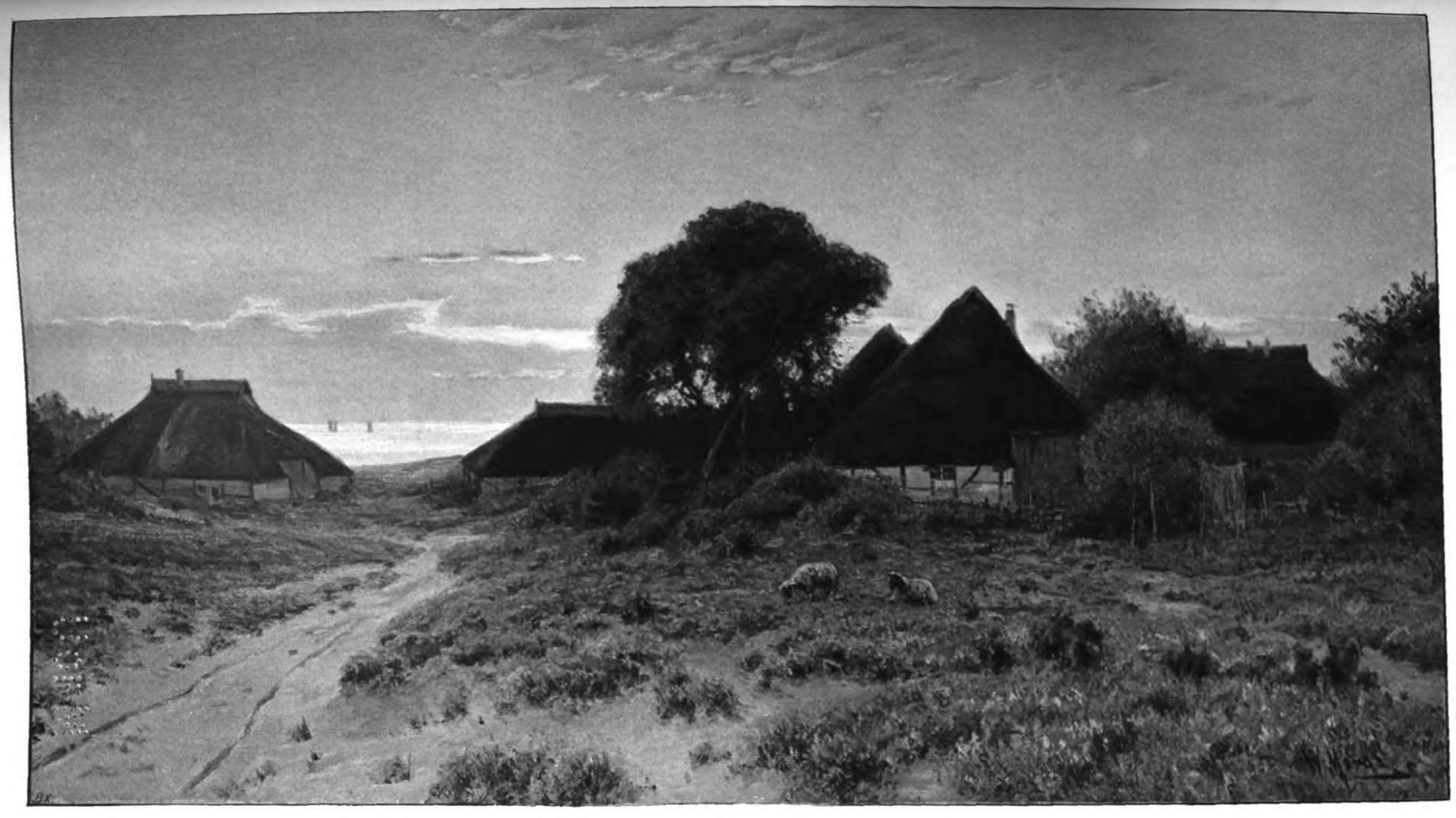
Prüfung eines neuen Rettungsapparates in Seegefahr.

Ein neuer Rettungsapparat. (Zu der rechts nebenstehenden Abbildung.) Viele der vorhandenen und mit jedem Jahr vermehrten Apparate zur Rettung Schiffbrüchiger kranken an allzu großer Kompliziertheit der Konstruktion. Sie versagen im entscheidenden Augenblick, weil die außergewöhnlich erregten und verstörten Menschen, die damit gerettet werden sollen, die Handhabung nicht verstehen und angesichts des hilfreich ausgeworfenen Apparates untergehen. Demgegenüber ist der von Mac Schinkel aus Hamburg ersonnene und vom Kapitän Kaumann erbaute Apparat, den unsere Abbildung wiedergibt, von geradezu genialer Einfachheit. Er besteht aus drei durch sogenannte „Jakobsleitern" (Strickleitern) miteinander verbundenen Ringen, deren unterster mit einem Netz versehen ist. Ein Strick, der über die Rolle des weit ausladenden Schiffskrans läuft, hält den Apparat fest. Proben, die an Bord eines der Hamburg-Amerika-Linie gehörenden Dampfers abgehalten wurden, ergaben, daß gleichzeitig eine ganze Anzahl auf dem Wasser treibender Schiffbrüchiger gerettet werden kann — im Notfalle bis zu dreißig Personen.

„Tauchscher Jahrmarkt". (Zu der untenstehenden Abbildung.) Alljährlich im September, wenn die unweit Leipzigs gelegene Stadt Taucha ihren Herbstmarkt abhält, begeht Leipzigs Jugend in festlicher Weise den „Tauchschen Jahrmarkt". Und sie stützt sich dabei auf alte Überlieferungen. Schon in früheren Zeiten beteiligte sich die Bevölkerung Leipzigs an dem Markte des ehemals nicht unbedeutenden nachbarlichen Handelsplatzes. Studenten und Bürger mit Kind und Kegel zogen zu Fuß und zu Wagen nach der nahen Parthe-Stadt, um sich dem Genuß des bunten Jahrmarktsgetriebes hinzugeben. Aber Leipzig hat seine eigenen Messen und Märkte, neben denen der Jahrmarkt Tauchas mehr und mehr an Bedeutung verlor. Die Leipziger blieben schließlich daheim. Aber die Jugend der alten Lindenstadt hielt fest an der ihr liebgewordenen Sitte und feiert noch heute mit ganzer Seele ihren „Tauchschen". Schon lange Zeit vor diesem Festtage, der auf den zweiten Montag im September fällt, haben sich die Buchbindereigeschäfte Leipzigs mit allerlei Tand- und Flitterkram vorgesehen. Am Tage selbst werden all die Herrlichkeiten von Papier auch auf der Straße feilgeboten. Mit Stolz tragen die Knäblein diese bunten Mützen und Schärpen, mit Anmut die Mägdlein ihre Häubchen und Schürzen. Und in der Hand schwingen alle ihre Schnurre. Die größeren Buben sind anspruchsvoller geartet. In ihren Köpfen spukt dank der Lektüre abenteuerlicher Geschichten der Indianerhäuptling; und ihr höchster Wunsch ist heute, wenigstens äußerlich diesem Ideal so nahe als möglich zu kommen. Ihren Körper haben sie deshalb nur notdürftig bekleidet. Pelzabfälle, die sie sich in den Rauchwarenhäusern des Brühls erbettelt haben, bedecken nur teilweise Brust und Schulter. Diese sind gleich dem Gesichte mit rotem Ziegelmehl gefärbt, und auf dem Kopfe prangt ein herrlicher Federschmuck, das untrügliche Zeichen des Häuptlings. Zu der ersten „Rothaut", die sich auf der Straße zeigt, gesellen sich andere, „Bleichgesichter" folgen ebenfalls, und bald wälzt sich ein dichter Haufen mit geschwungenen Beilen, hocherhobenen Speeren und Schilden auf dem Kriegspfade daher. Abends ziehen die kleineren Kinder singend mit ihren Laternen durch die Straßen, und die Indianer führen beim Scheine bengalischer Flammen ihre wilden Kriegstänze auf. Erst in später Abendstunde trennen sich die leicht gekleideten „Rothäute", und auch der letzte der Mohikaner sucht fröstelnd seinen heimatlichen Wigwam auf.

Vom „Tauchschen Jahrmarkt" zu Leipzig.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Voerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.



Fischerdorf auf Rügen.

Gemälde von Walter Moras.

Nr. 42 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Waldrausch.

(13. Fortsetzung.)

Roman von Ludwig Ganghofer.

Eine Weile gingen Ambros und die Baroneß stumm nebeneinander her, der großen Straße und dem Berghang der Sonnleite entgegen, die umflutet lag vom Goldschimmer des sinkenden Tages, und deren steil emporstrebende Fichtenwälder an all den unzählbaren Wipfeln und Zweigspitzen wie mit Millionen von winzigen, blutroten Käferchen behangen schienen.

Leise, mit suchenden Worten, fing die kleine Hofdame zu lispeln an. „Man hat das schon oft erlebt . . . ein Gewitter, ein gewaltsamer Aufruhr, ein Kampf, als müßte die Welt zugrunde gehen . . . und dann die Ruhe, ein schönes und helles Licht, ein freundliches Aufatmen, ein neues Blühen . . . und ein Duft, der nicht zu schildern ist. In der Natur hab ich das schon oft gesehen. Aber an einem Menschenkinde . . . dieses Wort ist von Ihnen, Herr Lutz, aber es gefällt mir gut, und ich weiß kein besseres . . . an einem Menschenkinde hab ich dieses Wunder des Sturmes, der sich in heiteren Frieden verwandelt, jetzt zum erstenmal erlebt."

„. . . An der Frau Herzogin?" fragte Ambros mit versagender Stimme.

Sie nickte. „In den ersten Stunden, nachdem Ihre Hoheit sich am Sonntage so hilflos zurückgezogen . . . hilflos? . . . vielleicht sollte ich das nicht sagen, aber es ist ja auch wieder eins von Ihren ehrlichen Worten . . . ach, Herr Lutz, da hatte ich Schweres mit Ihrer Hoheit durchzumachen! Viel mehr noch als je! Angst und Sorge krampften mir völlig das Herz zusammen. Hoheit waren ja durch mehrere Jahre immer leidend . . . die Ärzte sagen, daß Hoheit viel zu jung in die Ehe kamen. Und dazu eine angeborene Sensibilität der Atmungsorgane . . . aber seit dem heurigen Frühjahr hatte sich, Gott sei Dank, eine erfreuliche Kräftigung eingestellt. Und da mußte ich in doppelte Angst und Sorge geraten, als Hoheit von dieser tiefgehenden, seelischen Erschütterung befallen wurden . . . nicht nur unter der Wirkung der herrlichen Musik allein. Es sprach da vieles aus einer traurigen Vergangenheit mit . . . und aus dem gegenwärtigen, nicht allzu fröhlichen Leben Ihrer Hoheit . . ."

Schwer atmend griff Ambros mit beiden Händen an seine Brust und riß die Knöpfe der Bluse auf.

„Und da habe ich mit Ihrer Hoheit ein paar Stunden durchgemacht . . . ich wußte mir fast nicht mehr zu helfen. Bis spät in die Nacht hinein bin ich an ihrem . . . bin ich bei Ihrer Hoheit gesessen und habe Hoheit in meinen Armen gehalten. Aber nach allen Tränen fing sie wieder von dem Schönen zu sprechen an, das sie gehört hatte . . . und freute sich auf den kommenden Tag und auf den Fleiß, mit dem sie üben wollte . . . weil sie nun erst eingesehen hätte, wie viel kostbaren und reinen Wert sie dem Leben trotz allem noch abgewinnen könnte. Und so plauderte Hoheit noch lange mit mir, ganz ruhig, fast dürfte man sagen: heiter. Und dann sind Ihre Hoheit eingeschlafen . . . in meinen Armen." Ein zärtliches Leuchten war in den nassen Augen des kleinen buckligen Mädchens. „Und am Morgen, da war dieses friedliche, stille, blühende Wunder da. Ich bin nun seit drei Jahren als Hofdame bei Ihrer Hoheit. Aber so zufrieden, glücklich und gleichmäßig heiter wie in diesen vier Tagen hab ich Hoheit noch nie gesehen. Und immer wieder greift sie nach der Geige, um zu üben . . . so fleißig, daß ich stets von neuem mahnen muß, es sei genug."

„Fräulein! Da sollten Sie nicht mahnen!"

„Manchmal muß ich es aber doch wohl tun. Ja, und denken Sie, Herr Lutz . . . sogar von ihren täglichen Andachten sparen Hoheit die Zeit sich ab, um zu musizieren. Gestern, als der Pfarrer fortgegangen war, da sagten Hoheit zu mir: ‚Dieses reine Klingen, Hanna, ist das nicht wie ein schöneres Beten?' Seit vier Tagen nennen Hoheit mich mit diesem vertraulichen Namen: Hanna. Und um bei der Geige bleiben zu können, haben Hoheit während dieser Tage auch die üblichen Spazierritte in Kesselschmitts Begleitung ausgesetzt . . . was mir sehr willkommen ist, da ich doch niemals mitreite. Ich mache zu Pferd eine sehr unglückliche Figur. Und da bin ich nun von früh bis abends um Ihre Hoheit . . . und gewahre an ihr diese blühende Freude, die auf das ganze Wesen Ihrer Hoheit, sogar auf die Kräftigung ihrer Gesundheit in glücklicher Weise einzuwirken scheint. Das zu sehen, macht mich unsagbar glücklich. Und immer zittert in mir die Sorge, es könnte Ihrer Hoheit diese Freude getrübt, dieses Neue und Wertvolle wieder verbittert werden. Und weil es so sehr mein Wunsch wäre, es möchte Ihrer Hoheit das so lange wie möglich erhalten bleiben: auf musikalischem Gebiete von so kundiger Hand zu allem Besten hingeführt zu werden . . . sehen Sie, Herr Lutz, drum hab ich in meiner Sorge diesen Gang zu Ihnen gewagt . . . weil ich besorgen mußte, daß vielleicht durch einen Übereifer Kesselschmitts ein Mißverständnis . . . oder eine Störung . . ."

„Nein!"

Published 15. X. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

„Wie froh bin ich, daß meine Befürchtung grundlos war! Denn für Hoheit ist etwas heiterer Lebensgewinn um so nötiger, da ihr bisheriges Leben an Freude nicht sehr reich gewesen ist."

„Herr Gott! Fräulein!" brach es wie in heißer Qual aus Ambros heraus. „Wozu ist man denn hochgeboren, wenn man da droben genau so leidet wie da unten?"

„Ach, Herr Lutz! Mir scheint, das Leben ist immer das gleiche, in der Höhe wie in der Tiefe. Weil wir doch alle die gleichen Menschen sind. Und da droben . . . wie Sie das nennen . . . da droben gestaltet sich das Leben zuweilen noch etwas härter . . . kälter, beschränkter und einsamer. Ich glaube, daß ich Ihnen da wohl einiges sagen muß, damit Sie im Verkehr mit Ihrer Hoheit die wünschenswerte Sicherheit besitzen, die jedes unvorsichtige Wort und jedes Mißverständnis fernhält. Aber was ich Ihnen sage, das müßte ich natürlich als im strengsten Vertrauen . . ."

„Was Sie mir sagen, Fräulein, das soll in meinem Herzen verschlossen sein wie ein Stein in einem Berge."

Baroneß Zieblingen blickte zu Ambros auf und sah ihm stumm und dankbar in die Augen. Dann schritten die beiden neben den von kleinen Schmetterlingen umgaukelten Erlenbüschen hin, die den murmelnden Lauf des Altwassers verhüllten. Hinter den beiden sang das fern gedämpfte Rauschen der Wildach, und mildes Sonnenleuchten und träumendes Blühen waren in aller Runde.

Wie ein Kind seine scheue Beichte spricht, so zaghaft lispelte die kleine Hofdame: „Ihre Hoheit hatten sich keiner glücklichen Kindheit zu erfreuen. Mit dem Vater, der die kleine Prinzessin zärtlich liebte, bestand wohl vollkommene Harmonie. Aber . . . ich weiß nicht, woran es gelegen haben mag . . . dieses gute, sonst so schmiegsame Kind vermochte sich das Wohlwollen der Fürstinmutter nicht zu erkämpfen. Und es kam da zu chronischen Konflikten, die der jungen Prinzessin die Kinderjahre in beklagenswerter Weise trübten. Ich will gewiß keinen Vorwurf aussprechen . . . gegen meine gütige Hoheit wüßt' ich ja auch nicht den leisesten Vorwurf zu finden . . . aber es standen sich da wohl zwei so grundverschiedene Naturen gegenüber, daß jede Möglichkeit einer Verständigung ausgeschlossen war."

„Eine Mutter?" stammelte Ambros. „Und kein Verständnis für ihr Kind? . . . Das begreif' ich nicht."

„Es sind wohl in uns Menschen viele Dunkelheiten, die man nie durchschaut. So etwas Verschleiertes muß an der Wiege Ihrer Hoheit gestanden haben . . . und dieses zarte Geschöpf hatte bis in die Mädchenjahre schwer darunter zu leiden. Und dann wurde die Prinzessin, halb noch ein Kind, dem ersten gegeben, der sich als Bewerber meldete. Und diese Braut wider Willen sagte: ‚Ja' . . . vielleicht, weil sie hoffte, nun aufatmen zu können, ein bißchen Freiheit und ein friedsameres Leben zu finden. Ich selbst habe da natürlich kein Urteil. Aber die Meinung der Gesellschaft bezeichnete diese Verbindung, obwohl mit ihr eine Rangerhöhung der fürstlichen Prinzessin verbunden war, als nicht sehr günstig . . . auch um der äußerlichen Verhältnisse willen, die der hohen Stellung des jungen Paares nicht völlig entsprachen und manche Beschränkung notwendig machten."

All diese konventionell erscheinenden Phrasen glitten so leise hin wie Glasperlen an einer Schnur. Doch im Klange dieser lispelnden Sprache war ein schmerzliches Zittern. Und während die kleine Baroneß diese glatt polierten Redewendungen vor sich niederflüsterte, rann ihr eine Träne um die andere über das vergrämte Gesichtchen und kollerte auf die weiße Batistbluse.

„Seine Hoheit der Herzog waren darauf angewiesen, als Chef seines Reiterregimentes in einer kleinen Provinzstadt zu garnisonieren. Und . . . ach, Herr Lutz, das alles ist so schwer zu sagen! Nach außenhin sah an dieser jungen Menage alles gewiß sehr friedlich aus . . . und es steht mir nicht zu, hier tiefer zu blicken. Dazu diese öde Leere der kleinen Stadt, in der es an jeder geistigen und künstlerischen Anregung mangelte. Seine Hoheit der Herzog entbehrten das nicht . . . und genügten sich am Besitze seiner jungen, schönen Gemahlin. Doch an Ihrer Hoheit der Herzogin waren die Spuren einer quälenden Ermüdung bald zu bemerken. Die raschen Mutterschaften erschütterten ihre zarte Gesundheit . . . es kam das so, daß Hoheit sich andauernd leidend fühlten. Und dann war das wieder die Ursache, daß mit Zustimmung Seiner Hoheit die Erziehung der Kinder von ihr genommen und ganz nach den Direktiven der Fürstinmutter geleitet wurde." Verschüchtert schwieg die kleine Baroneß und musterte scheu ihren Begleiter, der bleich, die zuckenden Fäuste hinter dem Rücken, an ihrer Seite ging.

„Bitte, Fräulein, sprechen Sie nur! Aber . . . das alles ist hart zu hören!"

„In all diesen Dingen lag wohl die Ursache, daß sich in Hoheit dieses inbrünstige Verlangen nach religiösem Trost entwickelte . . . eine Frömmigkeit, die des Guten immer mehr tat, als der liebe Gott von uns Menschen wünschen mag."

„Der liebe Gott? . . . Gut, Fräulein! Sagen Sie so! Aber wenn er so lieb ist, kann er von den Menschen nichts anderes wünschen, als sie froh und glücklich zu sehen, reinlich und frei! Und der Mensch, der dem lieben Gott diesen Wunsch erfüllt, der betet und lebt am frömmsten!"

Diesen erregten Einwurf überhörte Baroneß Zieblingen. Und sie flüsterte weiter, als hätte Ambros geschwiegen: „Das entstand wohl auch so, weil Ihre Hoheit jeden ablenkenden und erfrischenden Verkehr entbehren mußten . . . ausgenommen den steten Umgang mit der Geistlichkeit, der ja auch der einzige war, den Seine Hoheit der Herzog gerne sahen. In dem kleinen Städtchen hätte sich wohl auch viel Konvenables an gesellschaftlichem Verkehr nicht finden lassen. Und wenn ein freundlicher Zufall Hilfe bringen wollte, baute immer das Mißtrauen gleich wieder eine scheidende Mauer. Sogar die Geige, als eine Ursache ungern gesehener Ablenkung Ihrer Hoheit, mußte im Kasten bleiben . . . oft durch Wochen und Monate. Seine Hoheit der Herzog waren in jedem Sinne sehr exklusiv und beschränkten auch selbst seinen Verkehr ganz ausschließlich auf die Person seiner Gemahlin."

Ambros schien aus dieser Redewendung etwas Marterndes herauszuhören. Und der kleinen Baroneß, als sie seinem verstörten Blick begegnete, schlug eine brennende Röte über die Wangen.

„Fräulein? . . . Warum fällt Ihnen denn jetzt Ihr Wort nicht ein?"

„. . . welches Wort?"

„Entsetzlich!"

Alle Glut auf dem schmalen Runzelgesichtchen verwandelte sich in fahle Blässe.

Schweigend gingen die beiden bis zu der Hecke, die das Haus der Wildacherin umzog.

Die kleine Baroneß blieb stehen und lispelte: „Ich glaube, hier scheiden sich unsere Wege? . . . Vielleicht hab ich zu viel gesagt? Oder doch mehr, als ich klugerweise hätte sagen sollen. Ich hoffe, Sie werden das nicht mißdeuten . . . und werden es meiner Sorge und Zärtlichkeit für Ihre Hoheit in Anrechnung bringen!" Ein Atemzug, der wie ein stummes Schluchzen war, erschütterte ihre dürftige Brust. „Im Frühjahr . . . als die Ärzte zur dringend nötigen Erholung Ihrer Hoheit eine zeitweilige Trennung fordern mußten . . . da setzte ich so große Hoffnung auf diese friedliche, allem Quälenden entrückte Einsamkeit. Eine körperliche Kräftigung war auch erfreulicherweise bald zu gewahren. Doch all dieses klaglos Müde blieb auf Ihrer Hoheit lasten und wollte sich nicht lindern. Und nun plötzlich das glückliche Wunder dieses heiteren Auflebens . . . als hätte ihr der blühende Wald einen Teil seiner Frühlingsfreude in das Herz geschüttet! Dieses zarte Nachblühen ihrer zerstörten Jugend . . . diese dankbare Hingabe an eine wertvolle Freude, an einen schönen und reinen Klang! Um Ihrer Hoheit das zu erhalten . . . dafür nähme ich doch noch viel schwerere Dinge auf mein Herz als nur die Gewissensbisse über einen heimlichen und auch wirklich

nicht sehr schicklichen Weg. Und Sie werden mir helfen, Herr Lutz? Nicht wahr, Sie werden mir helfen? Wir wollen Ihrer Hoheit diese schöne Freude rein behüten . . . so lange wie möglich . . . bis . . . bis zum Beginn der Jagdsaison . . . das ist Ende Juli . . . dann wird es freilich ein rasches Ende haben mit aller schönen Musik! Aber bis dahin ist so viel nutzbare Zeit . . . da soll dieses Schöne sein Genesungswunder noch wirken dürfen. Ohne Störung! Und Sie helfen mir, Herr Lutz! Nicht wahr, Sie helfen mir?"

Ambros hatte die Hände der Baroneß ergriffen, quetschte diese mageren Fingerchen — und konnte nicht sprechen.

Die kleine Zieblingen lispelte glücklich: „Ich verstehe, wie Sie es meinen!"

Da fand er die Sprache: „Fräulein . . . Fräulein . . . Sie müssen sehr gut von mir denken. Sonst hätten Sie mir das alles nicht sagen dürfen, nicht sagen können! Und ob ich Ihnen helfen will? Fräulein! Sie liebes, gutes, herzensgutes Mädele . . . Sie wissen ja gar nicht, wie treu und schön Sie sind! Und ob ich Ihnen helfen will? Ob Feiertag oder Woche, ob Morgen, Mittag oder Abend . . . zu jeder Stunde, in der ich Atem habe, steh ich der Frau Herzogin zu Diensten mit all dem bißchen, was ich kann und bin! Und kommen Sie nur gleich, liebes Fräulein! Jetzt springen wir hinauf in meine Stube! Das Paket mit den Noten muß ja schon droben liegen. Und da nehmen Sie gleich mit, was für die Geige gehört . . . das andere behalt ich bis zum Sonntag und übe wie verrückt. So kommen Sie doch, liebes Fräulein!"

Nach aller glühenden Freude stammelte die kleine Baroneß erschrocken: „Nein, nein, Herr Lutz! Nur das nicht! Diese Noten kann doch ich nicht überbringen! Ihre Hoheit dürfen doch um Himmels willen nicht ahnen, was ich getan habe!"

„Richtig! Ja! . . . Da haben Sie wieder recht! . . . Also gut! Ich finde schon eine unverfängliche Sache, um die Noten hinüberzubringen! . . . Adieu, liebes Fräulein!"

Er warf sich durch die Hecke und sprang zum Haus hinüber.

Die Beda, die in der Stube über die Handschuhmaschine gebeugt saß, hob den Kopf. „Herr Jesus! Was hat er denn heut?" Doch ehe sie hinter dem kläffenden Spitz zur Türe kam, war Ambros lange schon droben in seiner weißen Dachbude.

Auf dem Tische lag das Expreßpaket mit den Noten, und durch das offene Fenster fiel die Abendsonne mit warmer Goldflut drüber hin. Winzige Stäubchen tanzten und schwammen rötlich schimmernd durch diese Lichtwoge.

Mit den Fäusten riß Ambros am Paket die Schnur entzwei. „Na also! Da haben wir den schönen Sonntag!" Hastig griff er nach einem Briefbogen, und ohne zu fühlen, wie die Sonne blendete auf dem weißen Blatte, begann er zu schreiben:

„Verehrteste Frau Herzogin . . ."

Er stutzte — zerriß den Bogen, nahm einen anderen und schrieb:

„Sehr verehrtes, gnädiges Fräulein! . . . Ich habe von München ein paar Noten kommen lassen: Tartini, die Frühlingssonate von Beethoven und das liebenswürdigste unter den Violinkonzerten von Mozart. Das wäre so ein Programm für den kommenden Sonntag. Vielleicht haben Sie die Güte, der Frau Herzogin die Noten vorzulegen. Und wenn nicht eine Absage eintrifft, werde ich mir erlauben, am Sonntag gegen 6 Uhr wieder vorzusprechen, um mich der Frau Herzogin als Klavierspieler zur Verfügung zu stellen.

In aller Verehrung — ergebenst — Ambros Lutz."

Als er den Brief überlas, zog er die glühende Stirn in Falten. „Guck mal! Da hab ich mir aus dem Direktivenlexikon des Herrn Kesselschmitt ein Wort geborgt! . . . Merkwürdig! Es kommt für jedes schlechte Wort eine Stunde, in der es gut ist!"

Er schloß den Brief, machte aus den Noten für die Geige eine Rolle, wickelte ein Stück der Schnur herum, die er vom Pakete weggerissen hatte, sprang zur Tür und schrie über die Treppe hinunter: „Beda! Beda! Beda!"

Das Mädel kam atemlos gerannt. „Mar' und Joseph! Was is denn?"

Er legte den Arm um ihre Schultern. „Bedle! Schatzkind! Schau, du mußt mir gleich einen Gefallen erweisen!"

„Aber gern!"

„Schau, die Rolle da, die mußt du gleich hinübertragen ins Schlößl! Und da mußt du nach der Baroneß Zieblingen fragen. Und da brauchst du nur zu sagen: Eine schöne Empfehlung von mir! Und dann kannst du gleich wieder gehen! . . . Tust du mir den Gefallen?"

Während Ambros das heraussprudelte, sah ihn die Beda mit großen Augen immer an. Dann sagte sie langsam: „Ja, meintwegen halt!"

„Na also, Schatz! Ich dank dir schön! Adieu!"

Draußen auf der Treppe beguckte das Mädel nachdenklich die Notenrolle. „O, du heilige Mutter! . . . Haben tut er ebbes in ihm! . . . Aber so ein bucklets Krisperl wird ihm ja doch um Himmelschristi willen net gfallen!"

Während die Beda in Gedanken diesen Monolog hielt, stand Ambros, den Kopf zwischen den zitternden Händen, in der goldenen Sonnenwoge, die sein Stübchen durchflutete.

„Was jetzt? Was jetzt? Was jetzt? . . . Richtig! Üben muß ich!"

Er riß die Bluse herunter.

Dann rauschte das jubelnde Allegro der Frühlingssonate in den brennenden Nachmittag hinaus.

* * *

Die Wildacher-Beda, als sie vom Sonnengold umflutet über die Wiesen hinüberging zur Fürstenvilla, streckte den Hals immer länger aus den Schultern und spähte vorsichtig gegen das lichtblitzende Altwasser hin. Sie hatte Sorge, daß da einer sitzen könnte, der mit Erlaubnis der guten Frau Herzogin nach Forellen angelte. Doch die Angst, die in ihr schwülte, war unbegründet. Das Ufer des Wassers war still und öde. Nur der weiße Spitz, der vor der Beda hergesprungen war, revierte um die Erlenstauden. Und das Mädel tat einen tiefen Seufzer. Aber das war kein Seufzer der Erleichterung.

Bevor sie in den Schatten des Buchenwäldchens eintrat, wandte sie wieder das Gesicht. „Fufzehn Jahr lang! Und jedsmal, so oft ich vorbei muß, brennt wieder alles! Und tut mir weh! . . . Es durft schon bald ein End haben!"

Sie machte flinke Schritte. Vor dem schmiedeeisernen Tor des Parkes mußte sie den Sully zurücklassen. Der wußte natürlich nicht, was Exklusivität bedeutet, und schlug vor dem eingeschnappten Gitter einen empörten Spektakel auf.

Im stillen, dämmerigen Korridor der Villa wurde Beda von Herrn Kesselschmitt empfangen. Nur am gedämpften Klange der Stimme verriet sich seine vornehme Würde. Sonst aber sagte er sehr freundlich: „Schau, was kommt denn da für ein nettes Mäderl!" Hübschen Mädchen gegenüber konnte sich Herr Kesselschmitt daran erinnern, daß er Mensch war. „Was willst du denn?"

„Was ich da hab, das muß ich der Fräuln Baroneß bringen."

„Na, gib nur her! Ich werde das schon besorgen." Mit der Linken griff Herr Kesselschmitt nach der Notenrolle, mit der Rechten wollte er Beda in die Wange kneifen. Aber da hatte er sich doppelt verrechnet.

Denn Beda versteckte mit der einen Hand die Rolle hinter dem Rücken, und mit der anderen schlug sie Herrn Kesselschmitt sehr ausgiebig auf die zutunliche Pfote. „Gelt, Sie, mich lassen S' in Ruh, Sie unverschämts Mannsbild! Und was ich bring, das muß ich der Fräuln Baroneß selber geben. Da brauch ich kein heiligen Nothelfer dazu."

„Ach so?" Herr Kesselschmitt lächelte und blieb unentwegt liebenswürdig. Es ist die Eigenschaft aller wahren Vornehmheit, in bitteren Lebensmomenten nie das heitere Gleichgewicht der Seele zu verlieren. Mit eleganter Ruhe

nahm Herr Kesselschmitt die Erkenntnis hin, daß dies der Augenblick für ihn nicht wäre, um Mensch zu werden. „Hm? Der gnädigen Baroneß persönlich zu übergeben? . . . Ach so? . . . Die Baroneß befinden sich bei Ihrer Hoheit, eine Störung wäre vielleicht unwillkommen . . . da wirst du also wohl ein bißchen warten müssen."

„Meintwegen. Wart ich halt."

Der hohe Herr wandte sich mit blasenden Nasenlöchern vom niederen Volk ab. Doch er drehte wieder das Gesicht. „Bist du nicht die Enkelin der Wildacherin, in deren Haus jener musikbeflissene Wasserbaumeister domiziliert?"

„Ja!" sagte die Beda, obwohl sie das letzte Wort nicht verstanden hatte und wunderlich dreinguckte.

„So, so, so, soooo?" Herr Kesselschmitt verließ die Halle.

Und Beda wartete geduldig, eine Viertelstunde um die andere. Das war die vornehme Rache des gekränkten Herrn, daß er Beda ins Ungewisse darauf harren ließ, ob Baroneß Zieblingen zufällig den Korridor betreten würde.

Draußen auf der Straße hatte sich Sully, der weiße Spitz, vor dem versperrten Gitter schon völlig heiser gekläfft. Schließlich wurde ihm diese anstrengende Treue langweilig, und er begab sich auf den Mäusefang. Doch dieses sportliche Vergnügen mußte er immer wieder unterbrechen, um irgendeinem ahnungslosen Wiesenwanderer mit Gebell bis dicht an die Waden heranzufahren. In die größte Aufregung wurde Sully durch einen langen, müd und grüblerisch hinschreitenden Menschen gebracht, dessen Angelrute er augenscheinlich für eine drohende Peitsche hielt. Und diese Aufregung war gegenseitig. Es sah wahrhaftig so aus, als hätte der lange, kräftige Mensch eine herzbeklemmende Angst vor dem kleinen weißen Spitz; mit heißen, huschenden Augen spähte er nach allen Seiten, tat einen schweren Atemzug und flüchtete hinter die Erlenstauden, die sich am Ufer des Altwassers hinzogen.

Sully, stolz über diesen Sieg, heulte die Freude seines Triumphes wie ein kleiner Löwe in die goldschöne Luft hinauf. Dann wälzte er sich behaglich in den Frühlingsblumen der Wiese, rannte gegen die Sonnenleite hinüber und begann ein drolliges Spiel. Meterhohe Sprünge machend, suchte er eins von den purpurroten Dingerchen zu erhaschen, die er wohl für Schmetterlinge oder für sonst was Lebendiges hielt, weil sie sich im linden Sonnenwinde sacht bewegten. Es waren die Blütenzapfen eines jungen Fichtenbaumes, der in duftender Blust am Waldsaume stand und bis zum Boden herunter mit üppigem Astwerk bewachsen war. Sully sprang und sprang — und als er solch ein rotes Ding erwischte, begann er wütend die Ohren zu schlenkern, weil er den klebrigen Harzknäuel nicht mehr aus den Zähnen brachte. Er mußte etwas Überlegung und die Pfoten zu Hilfe nehmen. Mißmutig — denn er hatte da eine von den großen Enttäuschungen seines optimistisch veranlagten Hundegemütes erfahren — trollte er auf die Straße zurück, schüttelte immer wieder den Kopf und leckte nervös an seiner Schnauze. Wie hätte er auch ahnen mögen, daß eine so blutschöne, lieblich leuchtende und verführerisch lockende Sache einen so bitteren Nachgeschmack für ihn haben könnte.

Doch auf der Straße verwandelte sich seine pessimistische Lebenserkenntnis flink wieder in vergnügte Laune, als er den Hausgenossen kommen sah, an den er sich schon leidlich gewöhnt hatte.

Ambros — bei dem stürmischen Schritte, den er einhielt, und bei der traumhaften Erregung, die aus seinen Augen sprach — achtete nicht viel auf die Wiedersehensfreude, die der weiße Spitz ihm zeigte. Doch weil eine Regung ehrlicher Sympathie keiner Anerkennung bedarf, nahm Sully diese Zerstreutheit seines Hausgenossen nicht übel, schnappte ein paarmal nach dessen Hand und tollte auf der Straße vor ihm her.

Im Lahneggerhofe fragte Ambros nach dem Toni. Der wäre vor einer Weile zum Bach hinübergegangen, um für die Mutter einen „verlaubten Fisch" zu fangen — sagte die alte Magd.

„Wie schade! Und ich hätte den Toni so notwendig gebraucht . . . für einen Weg zum Bürgermeister!"

Und wie es der Lahneggerin ginge? Ganz prächtig — meinte die alte Magd. Für heute hätte der Toni die Mutter wohl schon ins Bett bringen müssen. Aber es ginge der Bäuerin besser mit jedem Tage.

„Gott sei Dank!"

Auf dem Wege zum Bürgermeister machte Sully wieder vor Ambros her die Straße sicher. Zu jedem menschlichen Geschöpf und zu jedem Stücklein Vieh, das ihm begegnete, bellte er hinauf. „Geh weg, du, es kommt mein Herr!"

Als Ambros die Hofreut des Bürgermeisterhauses erreichte, vernahm er wirren Stimmenlärm aus dem Hause. Ein Blick durch die Fenster zeigte ihm, daß die kleine Stube voll war von Menschen. Und er dachte: Das trifft sich gut! Da ist gleich ein Dutzend beisammen, mit dem ich reden kann!

Der Stimmenlärm im Hause verstummte plötzlich. Dann ein Gepolter wie von einem Sessel, der umgefallen. Und als Ambros ins Haus hineinwollte, kam der Bürgermeister heraus.

„Grüß Gott, Herr Inschenöhr! Möchten S' ebba zu mir?"

„Ja, Herr Bürgermeister! Ich hätte ein bißchen was zu reden. Wollen wir nicht hinein in die Stube?"

Der alte Bauer mit den klugen Augen betrachtete seinen Gast und sagte ruhig: „Na! Da können S' jetzt net eini! D' Ausschusser sind grad beinand."

„Das paßt mir wie gewunschen! Wollen Sie mich mit den Leuten reden lassen?"

„Ich tät's Ihnen net raten, Herr Inschenöhr! Die Sach' kunnt schief gehn. Sie schauen mir ein bißl aufgregt aus. Und so ebbes vertragen s' net, d' Ausschußmannder!"

„Ich? Aufgeregt? Aber Gott bewahre!"

„Hab ich mich halt 'täuscht. Aber raten tät ich's Ihnen doch net. Dös mögen s' net, d' Ausschußmannder, wann s' einer bei der Amtspflicht irratiert. Kommen S', Herr Inschenöhr . . . hint im Gartl reden S' Ihnen besser mit mir . . . da hört uns keiner."

Die beiden betraten hinter dem Haus einen kleinen Garten, in dem das Unkraut höher stand als der Salat und die Blumen. Unter der dicht mit wildem Wein überwachsenen Laube, in der sie Platz nahmen, war eine muffige Luft. Aber ein paar goldene Sonnenlichter strahlten schräg in den Schatten herein und spannen eine feine Stimmung.

„Also? Mit was kann ich aufwarten?"

Ambros begann zu sprechen, alle Sorge um sein Werk im Herzen, all sein Herz auf der Zunge. Der alte, ruhige Bauer hörte ihm aufmerksam zu und nickte immer wieder. „Recht haben S'! Mit jedem Wörtl haben S' recht!"

„Und wollen Sie mir helfen, diese sinnlose Erregung unter den einheimischen Arbeitern zu beschwichtigen?"

„Aber gwiß! Es is ja fürs Dorf selber der beste Nutzen. Ich red nacher gleich mit die Ausschußmannder. Und da wird ein richtigs Wörtl wohl sein richtigs Ortl finden."

„Gott sei gepriesen! Weil ich doch endlich einen weiß, der Verstand hat!"

Der Bürgermeister schmunzelte. „No ja, soviel man braucht zum Leben, so viel hat man schon."

„Und meinen Sie nicht, daß es gut wäre, wenn ich am Sonntag in der öffentlichen Gemeindeversammlung zu den Leuten sprechen und ihnen vorstellen würde, was da für das ganze Tal auf dem Spiele steht?"

„Herr Inschenöhr! Das lassen S' gut sein! Da tät's gleich heißen: Der ghört net in unser Gmein, der hat nix z' reden! Und gegen d' Stadtleut is der Bauer allweil mißträulich. Und da hat er allweil ein spöttisch Gmüt. Lassen S' es gut sein, Herr Inschenöhr! Machen S' kein Krawall! In der Ruh geht alles leichter. Und besser, Sie reden einschichtig mit die Leut, heut und morgen, und wie S' grad ein erwischen. Der Einschichtig is bald zum haben, und der Einschichtig is allweil ein Gschöpf Gottes mit Verstand und Herz. Aber is ein Dutzend beinand, so macht ein Schimmel

Herbstweben.

Gemälde von E. J. Gregory.

elf Schecken. Und im Haufen sind d' Menschen Viecher und Rösser."

„Das wäre eine traurige Wahrheit . . . wenn Sie recht hätten. Aber darüber wollen wir nicht streiten. Und um es nicht auch noch mit Ihnen zu verderben, will ich Ihren Rat befolgen und jeden einzelnen vornehmen, den ich beim Kittel erwische. Und Sie, Herr Bürgermeister? Wollen Sie das auch tun? Und mir beistehen?"

„No ja! Meintwegen! Probieren wir's halt! Vielleicht hilft's ebbes." Der Bürgermeister stand auf und trat aus der Laube. „Ein feins Wetter haben wir allweil, gelt? Da geht d' Arbeit füreinand! . . . Aber jetzt muß ich schon bald in d' Stuben eini. Sonst krawallen d' Ausschusser. Ich sag' Ihnen, Herr Inschenöhr . . . Bürgermeister sein . . . ein Stiefelwichser is ein Fürst dagegen!" So schwatzte er gemütlich weiter und ließ Ambros nicht mehr zu Wort kommen, bevor er die Haustür nicht erreicht hatte. „No also, pfüe Gott für heut! Und ein andersmal wieder, wann ich mit ebbes aufwarten kann."

Im Hausflur trat eine alte, magere Frau flink und aufgeregt auf ihn zu. „Gelt, Alterle, sei gscheit!" flüsterte sie. „Und laß dich in nix einihussen, was dir schaden könnt!"

„So? Hast wieder aussiglust zum Stallfenster?" Der Bürgermeister brauchte die Stimme nicht zu dämpfen; neben dem kreischenden Lärm, der in der Stube herrschte, konnte er ohne Sorge reden. „Was wahr is, muß wahr sein . . . der Herr Inschenöhr is einer, der's gut meint. Aber gradaus möcht er fahren. Und die andern ziehen hott und hist. Und stell ich mich zwischen eini, so derdrucken s' mich. Meintwegen sollen s' einand derschlagen und derstechen! Es kommt mit der Zeit schon alles von selm wieder in d' Ruh." Er trat in die Stube.

Alle Wohlgerüche des Dorfes waren in dem niederen und engen Raum zu einer beklemmenden Atmosphäre vermengt. Dazu ein Lärm, der die Trommelfelle wie mit Hämmern erschütterte. Hinter einem mystischen Schleier von Sonnengold und Tabakswolken saßen die zwölf Wortführer der Gemeinde so eng wie gepökelte Heringe um den Tisch herum. Trotz allem Spektakel, den sie aufschlugen, schien die Beratung schon vorüber. Denn immer zweie, die Ellbogen an Ellbogen saßen, diskutierten von was anderem. Und einer schrieb, mit der Nase tief hinuntergebeugt, auf einen halbbrüchigen Bogen.

„Also?" fragte der Bürgermeister. „Was habts denn ausgredt miteinand?"

„Daß die Gmeind ein Protest ans Bezirksamt macht!" erwiderte der Jünglingsbauer vom Lahneggerhofe mit einer Amtswürde, die was Kesselschmittisches hatte. „Wildach hin oder her . . . 's Leutwohl kommt alleweil z'erst! Und drum muß 's Bezirksamt anschaffen, daß die wällischen Katzelmacher übern Barackenzaun nimmer aussi därfen. Und am Sonntag müssen s' den ansammlungsförmigen Kirchgang unterlassen. Der gibt ein Ärgernus für die gutchristlichen Leut. Und hat ein aufreizerische Wirkung. So ebbes därf net sein! Da kunnt's ja gar am gweichten Kirchboden noch blutige Händel absetzen! Wer steht denn gut dafür? Ich net!" Der Krispin bekreuzigte sich in seiner Sorge um das Gemeindewohl. „Die sollen sich halt ein wällischen Koprater verschreiben, der ihnen die Maroniseelen ausputzt jeden Sonntag. Und wann nacher kein Ruh net wird, so muß d' Regierung ein andern Inscheniehr aufstellen. Der is schuld an allem . . . weil er allweil zu die Falschen hilft. Und wann d' Regierung net mag, muß unser Abgeordneter übern Minister einirucken und muß ihm d' Haar ein bißl kampeln. Und ein scharfen Interpellazioni machen. Das tät uns grad noch abgehn, daß unsereiner, der d' Steuern zahlen muß, kein laufigs Wörtl nimmer reden durft und allweil hintdran wär! Ah na! Aber daß uns keiner ein Fürwurf machen kann, versuchen wir's z'erst in der Güt und machen ein gfalzenen Protest ans Bezirksamt."

Der Bürgermeister nickte ruhig vor sich hin. „No ja! Meintwegen! Probieren wir's halt! Vielleicht hilft's ebbes!" . . .

. . . Draußen in der Sonne, die dem Sinken nahe war und schon rote Glut bekam, stand Ambros mit dem drückenden Gefühl eines Mißerfolges auf der Straße und spähte nach Sully aus. Aber soviel er auch pfeifen und locken mochte — der weiße Spitz blieb unsichtbar.

Wie vor dem Eisengitter des Schloßparkes, so hatte Sully auch hier vor dem hölzernen Gatter des Bürgermeisterhofes die Geduld verloren. Er war schon weit auf dem Heimweg, hatte bereits eine verbotene Hasenjagd im Buchenwäldchen gemacht und suchte nun mit gestreckter Nase über die rotbesonnte Wiese und gegen das Altwasser hin, um die Fährte seiner Herrin zu finden. Er fand sie auch; doch die Fährte war nicht frisch, beinahe schon ausgewittert — die Beda mußte da auf dem Rückwege noch nicht vorbeigekommen sein — und Sully, nachdem er eine Bodenstelle mit dem Abdruck eines festen Mädchenfußes wissenschaftlich exakt untersucht hatte, rannte am Altwasser entlang in der Richtung auf das Schlößchen zu. Doch plötzlich verhielt er sich und fing in kurzen, energischen Lauten zu bellen an. Er hatte zwischen den Erlenstauden seinen alten Feind entdeckt, den langen Menschen mit jener Angelgerte, die Sully für eine Peitsche hielt.

Und beim ersten Laut des Hundes erschrak der Toni wieder wie ein kleiner Junge, der sich vor Gespenstern fürchtet. Just der Stelle gegenüber, an der die drei Kinder vor fünfzehn Jahren den großen Huchen fingen, saß der junge Sagenbacher zwischen den hochgewordenen Büschen im Gras und angelte. Und der Abend wollte wieder so schön und rot und leuchtend werden, wie er damals gewesen. Und am Ufer stand der weiße Spitz und kläffte immer wütender.

„So? Bist schon wieder da, du Plaggeist, du ewiger?" Dem Toni zitterten die Hände, als er die Angelrute ins Gras legte. Und wie von einer kräftigen Feder in die Höhe geschnellt, so sprang er auf die Füße und spähte blitzschnell nach beiden Seiten des Pfades. Er atmete beruhigt auf. Aber auch das war kein Seufzer der Erleichterung. Dann sah er den kläffenden Spitz an. „Gspaßig, daß 's Hundl allweil allein is!" Er setzte sich wieder ins Gras, schüttelte den Hut vom Kopf und legte die Arme über die Knie. Freundlich sprach er den zornig aufbegehrenden Sully an: „Geh, du, was tust mich denn allweil so anböllern? . . . Geh, komm her und sei gut! . . . Schau, Sullerl, ich mag dich gern! Komm her! Und laß dir ein bißl schön tun!" Aber der weiße Spitz wich vor der Hand zurück, die sich ihm lockend entgegenstreckte; doch er bellte nicht mehr so feindselig wie zuvor. „So geh, so komm halt ein bißl . . . Oder magst net? . . . Muß das allweil so sein, daß man eins gern hat, und daß ein 's ander net mag? . . . . Geh, Sullerl, komm her! Es wär ja net 's erstmal, daß ein Viecherl gutmütiger is als d'Menschenleut! . . . No also! Er mag halt net! Und 's Gernhaben laßt sich net zwingen! . . . In Gottsnamen! Muß ich's halt leiden!" Toni gab das erfolglose Werben auf und beugte seine Stirn auf die verschränkten Arme. So saß er regungslos.

Haben Hunde einen Sinn, um den Schmerz eines Menschen zu wittern? Ist stummer Schmerz ein Ding, das zu den Tieren redet? Denn plötzlich stellte der weiße Spitz sein Kläffen ein äugte den gebeugten Feind verwundert an und streckte windend die Schnauze. Diese Neigung zum Frieden wurde bei Sully noch dadurch unterstützt, daß er die vermeintliche Peitsche nicht mehr sah, die im Grase lag.

Der Himmel brannte in gelber Glut, und warmer Rotschein leuchtete über die blumigen Wiesen hin und über die blühenden Wälder hinauf. Mit all den schaukelnden Sonnenreflexen war das träg fließende Altwasser anzusehen wie ein Strom von Blut. Im rotschimmernden Laube der Uferbüsche weckte der laue Abendwind ein heimlich bebendes Geflüster. Und von weit her klang das dumpfe, monotone Rauschen der Wildach wie die Stimme einer verhüllten Gefahr, die ferne ist und dennoch immer droht.

Dem weißen Spitz aber war es augenblicklich recht ungefährlich zumute. Er kugelte sich ein paarmal in den Blumen herum, dann streckte er sich behaglich aus, ließ das kirschrote

Zünglein, das ihm nach all diesen Abenteuern lechzend geworden, über die scharfen Zähne hängen und betrachtete in furchtloser Neugier den stummen, mit roten Schimmerlinien gesäumten Menschen. Doch auch zur Ruhe hatte Sully nicht Geduld. Er schien zu denken: So kommen wir zwei nicht vorwärts miteinander! Drum sprang er auf und tänzelte forschend um den Toni herum. Der merkte das, hob ein bißchen das Gesicht — und lächelte. Immer näher wagte sich Sully — so nahe, bis Toni am nackten Knie das kühle Schnäuzlein spürte. Und da machte er einen flinken Griff, haschte mit beiden Armen den Spitz auf seinen Schoß herauf und drückte ihn herzend an die Brust. „Gelt, Schackerl, jetzt hab ich dich, gelt, jetzt kommst mir nimmer aus!" Der Hund, wie in Sorge um sein Leben, wehrte sich mit rasendem Gezappel. Aber Toni hielt fest und bettelte: „So sei doch gscheit, ich tu dir ja nix . . . geh, komm . . . geh, laß dich ein bißl gernhaben!"

Sully hatte noch nie einen Menschen gebissen. Jetzt aber, weil er sich anders vor dieser mißverstandenen Zärtlichkeit nicht mehr zu retten wußte, schnappte er zu. Und tüchtig!

„Sakra!"

Der Gefangene war frei — und begann in sicherer Entfernung ein schrillendes Gekläff, während Toni mit der rechten Hand nach seiner Linken haschte, an der ihm Sully die vier scharfen Fangzähne durch den Ballen gebissen hatte.

„Na also! . . . Da hast es wieder! Mit deiner narrischen Lieb!"

Immer schrillender kläffte der weiße Spitz, den die Feuerglut des Abends in einen rosenfarbenen Märchenhund verwandelte. Und über die leuchtenden Erlenbüsche klang in Sorge eine rufende Stimme: „Sully! He! Was is denn? Tut dir einer ebbes?" Denn Sully kläffte genau so, wie er es immer zu tun pflegte, wenn ihm der böse Nachbarsbub ein Holzscheit zwischen die Beine warf. „He! Sully! Herrrrein! Sullerl! Ich komm schon!" Das Zorngebell des Hundes wurde plötzlich zu freudigem Gewinsel. Doch der Beda verging vor Schreck die Sprache, als sie zwischen den Erlenbüschen den Toni Sagenbacher stehen sah, der mauerbleich über das ganze Gesicht war und die linke Hand hinter dem Rücken versteckte.

Erst schoß der Beda das brennende Blut in die Wangen. Aber dann zeigte sich wieder einmal die rätselvolle Sache, daß entscheidende Schicksalsstunden verwirrend auf die Menschen wirken, die klarsten Augen trüben und unbegreifliche Mißverständnisse erzeugen. Denn Beda fragte feindselig: „Du? Was hast denn jetzt an dem unschuldigen Hundl da verübt? . . . Hast ebba wieder zustößen müssen mit der Faust?"

Diese Frage wirkte auf den Toni wie ein betäubender Schlag vor die Stirne. Er brachte kein Wort heraus und konnte nur den Kopf schütteln.

„Mußt ihm aber doch ebbes tan haben! Sonst tät's Hundl net gar so aufbegehren und klagen!"

Die Beobachtung, die da von Beda ausgesprochen wurde, stimmte aufs Haar. Denn der rosenfarbene Spitz, der sich halb hinter dem Rock seiner Herrin versteckt hielt, schimpfte, nachdem er die Wiedersehensfreude erledigt hatte, fürchterlich gegen den Toni Sagenbacher los — vermutlich, weil Sully in seiner treuen Hundeseele die Befürchtung hegte, daß eine ähnliche Sache, wie sie ihm selbst widerfahren war, nun auch seiner Herrin drohen könnte.

Toni war noch immer sprachlos. Und das reizte die Beda in ihrem Mißverständnisse zu hartem Eigensinn. „Natürlich, wann einer ein schlechts Gwissen hat, so bringt er kein Wörtl nimmer aussi . . . und da kann er ein Mensch sein, so lang, wie er mag! . . . Und so ein Viecherl schlagen, das sich net wehren kann! Hast ebba gmeint, er kunnt dir d' Fisch vertreiben? . . . Ja! Gschlagen mußt ihn haben! Gschlagen hast ihn! Ja! Wann er so narret bellen tut, da kenn ich mich aus . . . da weiß ich allweil, daß einer ein Unrecht an ihm verübt hat!"

„So?" stammelte der Toni. „Gut kennst dich aus!"

„Ja! Gut! . . . Meinst ebba, ich merk's net, daß noch allweil den Stecken hinterm Buckel versteckst?"

Erschrocken machte der Toni eine Bewegung, um diese versteckte Sache in Sicherheit zu bringen — aber so flink, wie ein Habicht den Kuckuck fängt, hatte die Beda den Arm des Toni erwischt. Aber da wich ihr alle Farbe aus dem Gesicht — denn sie sah, daß dem Toni an der Hand, die sie gefangen hatte, das Blut in dicken Fäden über die Finger rann und von den Nägeln tropfte. Der Toni wollte ihr die Hand entwinden. Aber die Beda hielt fest — und da war nun plötzlich alle Torheit dieser Schicksalsstunde aus ihrem Köpfl fortgeblasen, und sie erwies sich als ein ganz verständiges, nur bis ins Herz verstörtes Mädel. „Jesus Maria! . . . Tonele? . . . Was is dir denn passiert?"

„Grissen muß ich mich haben . . . an der Angelruten . . ."

„Mar' und Joseph! So halt doch stad ein bißl! Und laß dir helfen! . . . Um Gottschristi willen! Schier gar net hinschauen trau ich mich!" Aber die Sorge gab ihr doch den Mut. Sie guckte genauer hin, sah die vier kleinen Male, aus denen die roten Fäden sickerten — und da wurden ihr vor Entsetzen die Augen groß. „Du heilige Mutter! . . . Tonele? . . . Hat dich mein Hundl bissen?"

Jetzt konnte der Toni nicht mehr leugnen. Mit einem wunderlich irrenden Lächeln sagte er: „Deswegen mußt dem guten Hundl net harb sein! Ein bißl schöntun hätt ich ihm mögen . . . und das hat er falsch verstanden, weißt . . . und da hat er halt so ein Schnapperl gemacht."

Der weiße, vom Feuerglanz des Abends rosig überschimmerte Spitz erlebte in diesem Augenblicke was Neues: daß die Beda wütend auf ihn werden konnte. Sie selber tat in ihrem bleichen, fassungslosen Zorne, was sie seit aller Zeit ihres Lebens noch nie getan hatte, sie fluchte wie ein Holzknecht. „Du Maleßzhund, miserabliger, du gottverfluchter . . . wie kannst mir denn mein Buben beißen!"

Sully, der im ersten Schreck einen jähen Seitensprung gemacht hatte und nun die Welt und das Leben nicht mehr verstand, wußte dieser fürchterlichen Erfahrung gegenüber keinen anderen Rat, als den Schweif einzukneifen, die gestutzten Ohren zurückzulegen und wie geprügelt durch die rote Sonne davonzurennen. (Fortsetzung folgt.)

Ein Vorkämpfer für das Jugendspiel.

Zur Erinnerung an Dr. Daniel Gottlieb Moritz Schreber.

Die hohe Bedeutung der Jugendspiele für die Erhaltung der Gesundheit und der Wehrkraft unseres Volkes ist heute allgemein anerkannt; das Spiel im Freien wird in immer weiteren Kreisen frisch und fröhlich geübt, und wenn wir auch noch viel schaffen müssen, um es völlig auszunutzen, so ist es doch schon heute zu einer Errungenschaft geworden, die im Wechsel der Zeiten nicht so leicht verloren gehen kann, sondern zweifellos zum Gemeingut des Volkes werden wird.

Schon frühzeitig hat die „Gartenlaube" diese volkstümlichen Bestrebungen mit vollem Nachdruck gefördert. Blättern wir in ihren alten Jahrgängen, so finden wir im Jahrgang 1861 einen bedeutsamen Artikel „Über Jugendspiele in ihrer gesundheitlichen und pädagogischen Bedeutung". Ein edler Volksfreund tritt da in warmen Worten für die Pflege des Jugendspiels im Freien ein und ermahnt die Gemeindebehörden, Spielplätze für die Jugend zu schaffen. Dieser Aufruf hat wohl gewirkt, davon zeugen heute die zahlreichen Schrebervereine und Schreber-

gärten in deutschen Städten, denn der Verfasser jenes Artikels war Dr. med. Schreber.

Am 15. Oktober 1808 wurde er in Leipzig als Sohn eines Advokaten geboren. Er wählte die Medizin zu seinem Lebensberuf und vollendete seine Studien in seiner Vaterstadt, in der er sich auch nach einigen Reisen im Ausland als Arzt und Privatdozent an der Universität niederließ. Vor allem wandte er sich der Orthopädie zu, d. h. dem Zweige der Medizin, der sich mit der Heilung der Verunstaltungen und Verkrümmungen des menschlichen Körpers beschäftigt. Unter den Kranken, die der junge Arzt behandelte, befanden sich vorwiegend Kinder, und so faßte er den Plan, eine neue Kinderheilanstalt zu gründen. Leider fand er bei den Behörden nicht das nötige Entgegenkommen; dafür aber konnte er im Jahr 1844 die orthopädische Heilanstalt von Professor Dr. Carus übernehmen, die er bis zu seinem Tode leitete. Auf diesem Gebiet erwarb er sich ein besonderes Verdienst, indem er die Gymnastik, Turnen und Freiübungen als Heilmittel einführte. Sein Wirken wurde in dieser Hinsicht dadurch gefördert, daß er selbst von Jugend auf ein fleißiger und gewandter Turner war. Aber auch außerhalb seiner Anstalt trat er für die Heilgymnastik ein und suchte sie in weiteren Kreisen zu verbreiten. In diesem Sinne schrieb er die Bücher „Die schädlichen Körperhaltungen und Gewohnheiten der Kinder nebst Angaben der Mittel dagegen" und „Ärztliche Zimmergymnastik oder System der heilgymnastischen Freiübungen". Das letztere Werk wurde äußerst beliebt und erlebte bis in die Neuzeit eine Reihe von Auflagen.

Dr. Daniel Gottlieb Moritz Schreber.

Als Orthopäde mußte Schreber am deutlichsten den hohen gesundheitlichen Wert der Leibesübungen erkennen; aus diesem Grunde suchte er die sächsische Regierung und die Kammern für das Turnen in der Schule zu interessieren und gründete im Jahr 1845 mit den Professoren Bock und Biedermann den Leipziger Turnverein. Mit klarem Blick erkannte er schon damals, daß die Erziehung der Jugend zu einseitig werde, daß man wohl den Geist zu bilden suche, aber den Körper vernachlässige. Auf dieser Grundlage konnte auf die Dauer ein gesundes, tatkräftiges Geschlecht nicht erzogen werden. Schreber verlangte darum eine Reform der Erziehung und schrieb zu diesem Zwecke sein treffliches Werk „Kallipädie oder die Erziehung zur Schönheit des Körpers und Geistes durch harmonische Veredlung der ganzen Menschennatur", das im Jahr 1858 erschien. Die Ideen Schrebers fanden aber damals nicht überall gleich freundliche Aufnahme. Nur zu viele verschlossen sich der Erkenntnis des hohen Werts der Jugendspiele und der Leibesübungen. Schreber wirkte aber unverdrossen weiter. Gerade die Leser der „Gartenlaube" dürfte eine Erinnerung an einen scheinbar unwesentlichen Vorfall interessieren. Auf dem Platz, auf dem heute die Peterskirche in Leipzig steht, befand sich damals eine Lehmgrube. Man konnte sie aus den Fenstern der Schreberschen Wohnung überschauen. Eines Tages tummelten sich einige Knaben in der Grube, und mit Freuden sah Frau Dr. Schreber diesem Treiben zu. Da erschien ein Schutzmann und verbot den Unfug, worauf die Knabenschar davonlief. Frau Dr. Schreber aber eilte in das Arbeitszimmer ihres Mannes und erzählte diesem den Vorgang. Dieser Vorgang veranlaßte Schreber, seinen berühmten Aufsatz über die Jugendspiele für die „Gartenlaube" zu schreiben. Es war seine letzte Arbeit, sein letzter Mahn- und Weckruf, denn bald darauf, am 11. November 1861, starb er.

Das Saatkorn, das er ausgesät hatte, sollte aber bald nach seinem Tod aufgehen. Ein tüchtiger Schulmann, der gleichfalls für die Reform des Erziehungswesens eintrat und in Leipzig das „Moderne Gymnasium" gegründet hatte, wirkte in Schrebers Sinne. Es war dies Dr. E. J. Hauschild, der im Jahr 1864 einen Erziehungsverein in Leipzig gründete, der unter anderem auch die Beschaffung eines großen Spielplatzes erstreben sollte. Zu Ehren Schrebers, in dessen Sinne man wirkte, wurde dieser Verein Schreberverein genannt. Er war der erste dieser Art, aber im Laufe der Jahre folgten ihm viele andere in Leipzig und in anderen deutschen Städten. Es wurden nicht allein Spielplätze geschaffen; um den Schreberplatz legt sich in der Regel ein Kranz von kleinen Gärten, in denen die Mitglieder Blumen und Obst ziehen und nach des Tages Last und Mühe Erholung finden. Durch diese Vereinstätigkeit wurde ein Teil der Ideen Schrebers verwirklicht. Für die Allgemeinheit aber gingen seine Forderungen weiter, und auch diesen wird man heute gerecht dank der unermüdlichen Tätigkeit des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland. **E. F.**

Eine Bergfahrt in Sachsens „Dolomiten".

Von Arymund Fehrmann. — Mit photographischen Aufnahmen von W. Kröhl.

Wer je mit offenem Auge und Herzen durch Sachsens Elbsandsteingebirge wanderte, durch seine dunklen Tannenwälder und die tiefen, von Gießbächen durchrauschten Täler, aus denen bizarre Felsgestalten sich recken, der wird den Vergleich mit jenem herrlichen Alpenlande nicht allzu kühn und den Namen „Sächsische Schweiz" nicht allzu stolz finden. Besser noch träfe man freilich mit der Benennung „Sächsische Dolomiten" seine Formation, denn die schlanken, schroffen Felstürme sind es vor allem, die dem Sächsischen Elbsandsteingebirge sein besonderes Gepräge geben.

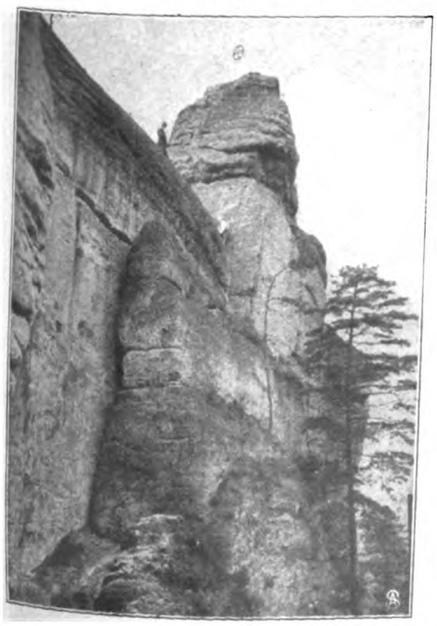
Und wie dort in den Dolomiten kühne Bergsteiger noch nie betretene Zinnen zu bezwingen suchen, wie dort das Bergsteigen und Klettern von Jahr zu Jahr sich weiter entwickelt, so hat sich auch hier ein Völklein bergfreudiger Männer zusammengefunden, um bei freiem, frohem Wagen in Sachsens Berg- und Felsenwelt den eigenen Reiz des Bergsports zu empfinden. So bietet denn auch der Dresdener Hauptbahnhof allsonntäglich fast den charakteristischen Anblick eines Bahnhofs im Alpenvorlande: Hunderte von Bergfahrern in Manchesterhose und Nagelschuhen, den Rucksack auf dem Rücken und das erprobte Seil zur Seite. Alles wetterfeste, sehnige Gestalten, so ziehen sie hinaus in ihre Berge.

Auch wir, drei Dresdener Studenten, sind unter der wanderlustigen Menge. In rascher Fahrt trägt die Bahn uns an Landhäusern und Fabrikgebäuden vorbei nach dem altertümlichen Städtchen Pirna, das, vom Schloß Sonnenstein überragt, am Ausgange der Sächsischen Schweiz gelegen ist. Die Berge treten jetzt näher an den Strom heran. — „Station Rathen!" Das Völkchen der Bergsteiger wird unruhig, denn hier beginnt sein Paradies. Viele verlassen schon jetzt den Zug. Auch uns nimmt ein Nachen auf, um uns über den Strom zu setzen. Von drüben grüßen die wohlbekannten Zinnen der Bastei und die Basteibrücke herüber, und im Osten wächst majestätisch das gewaltige Felsmassiv des Lilien-

steins empor. Es spiegelt sich in den Wellen des Stromes, die die Morgensonne feurig vergoldet. Doch nicht lange haben wir Zeit zum Staunen. Der Nachen legt an, und wir springen ans Land. Frisch und fröhlich geht's die steile Dorfstraße hinauf, die an Holprigkeit ihresgleichen sucht.

Der Lokomotivfelsen.

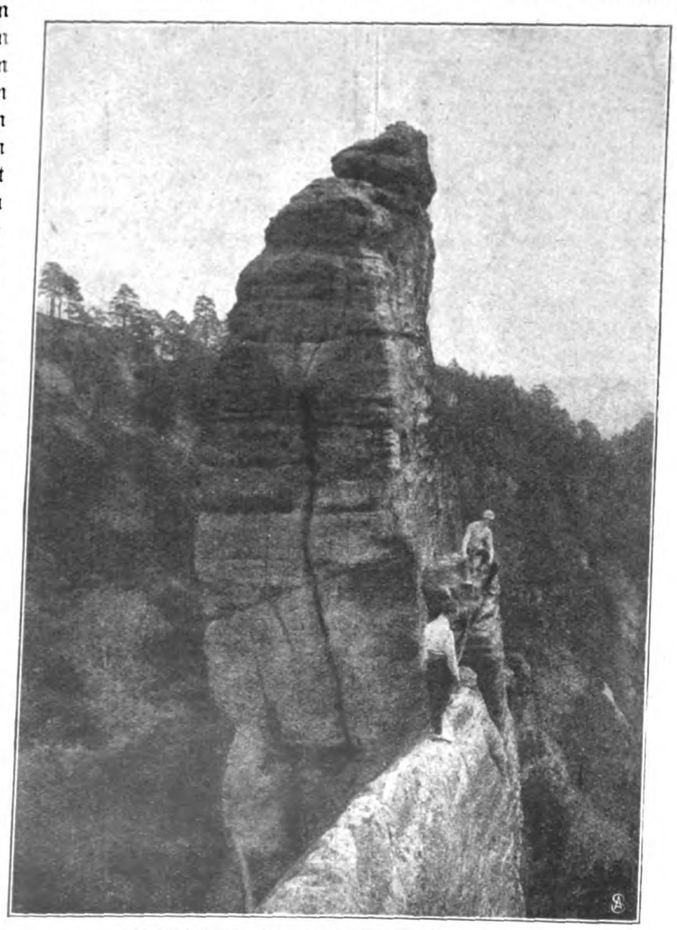
Alte Bekannte rufen uns an — hier in Rathen haust ein freundliches, den Bergsteigern wohlgesinntes Völkchen. Die Rathener selbst sind niemals weiter als bis zum Fuße der Felsen gekommen, hinter denen sie täglich die Sonne schwinden und aufgehen sehen. Etwas Geheimnisvolles sind sie ihnen geblieben, eine Wunderwelt voller Zauber und Tücken. Vielleicht hören sie deshalb so gern zu, wenn wir von unseren Bergfahrten erzählen. Den ersten Weg links biegen wir ab, um uns im „Amselgrundschlößchen" aller unnötigen Sachen zu entledigen. Das schwarzäugige Wirtstöchterchen kredenzt uns einen letzten stärkenden Trank. Dann brechen wir auf, verfolgen die Dorfstraße bis zum Ende, biegen wieder zur Linken ab und treten nach wenigen hastigen Schritten in den hochragenden, noch im Morgenschweigen ruhenden Tannenwald. Ein Gefühl völliger Abgeschlossenheit überkommt uns, wie wir dahinschreiten auf schmalem, von hohem Farnkraut umwuchertem Pfade, den nur der Bergsteiger kennt und geht. Ewiges Dämmerlicht herrscht hier. Die Sonne dringt nicht durch die dichten Kronen der Tannen; selten nur huscht ein Sonnenstrahl gespenstisch über den weichen Moosboden. Tief ziehen wir die ungewohnte würzige Waldesluft ein. Keiner spricht. Ein Reh, durch unsere Schritte aufgeschreckt, tritt auf den Weg. Neugierig äugt es zu uns herüber und läßt uns bis auf wenige Schritte herankommen. Das Gehen fängt an beschwerlich zu werden auf dem jetzt steil bergan führenden, durch Wurzeln und Fichtennadeln glatt gemachten Wege.



Im Felsriß.

Jetzt haben wir die Höhe erreicht. Der Pfad führt zwischen engen, hohen Wänden hindurch, kalt und dumpf umgibt uns die Luft. Da plötzlich tut eine kleine Lichtung sich auf. Kein Baum, keine Felswand gebietet dem Blick mehr Halt. Vor uns liegt, jäh zur Tiefe abstürzend, der Saugrund; dahinter der vielgewundene Amselgrund, aus dem heraus sich majestätisch das gewaltige Felsriff der Kleinen Gans erhebt. Weiter zurücktretend, schließen sich die Basteiwände an, den viel bestiegenen Mönchstein gleich einem gewaltigen Wächter auf den östlichsten Vorsprüngen tragend, und dort ganz im Norden steigt es aus dunklen Wipfeln gleich einem alten Zauberschloß empor, unser heutiges Ziel, der Lokomotivfelsen. Da hält's uns nicht länger; die Sehnsucht packt uns. Auf schmalen, bemoosten Bändern hasten wir vorwärts, immer am Absturz des Saugrundes entlang. Nach wenigen Minuten tritt die Felswand zurück, und dicht vor uns wächst der Lokomotivfels auf. Aber nicht mehr als Zinnenschloß, sondern wie eine schlanke Felsnadel stellt er sich jetzt dem Auge dar. Links von ihm trotzt noch ein seltsam geformter Kletterzacken, das Lamm. Von einem natürlichen Tunnel durchbrochen, bietet es einen willkommenen Schutz vor den hier oben scharf gehenden Winden.

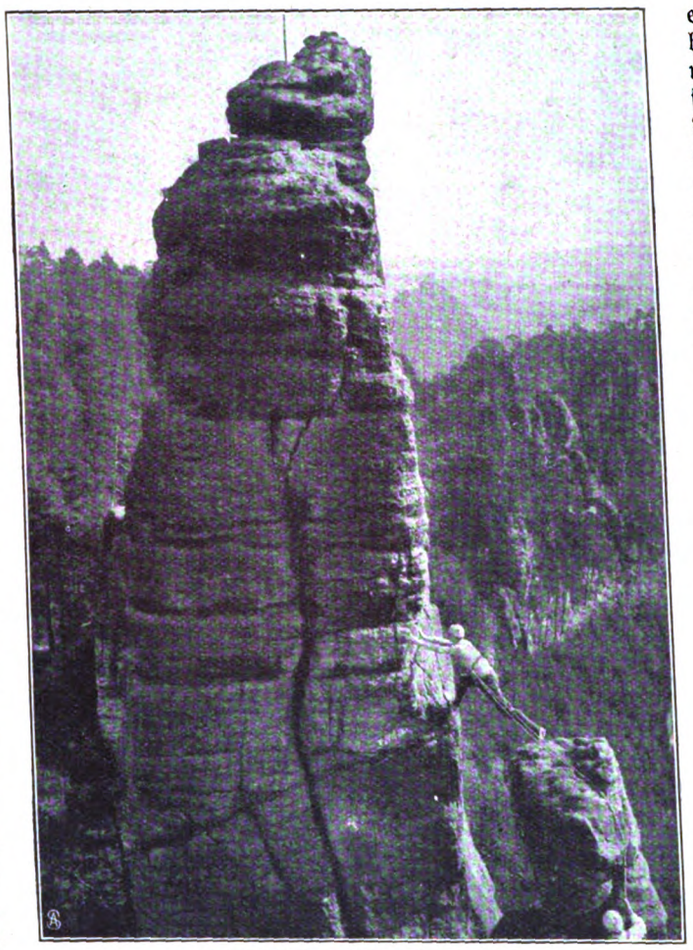
Wir werfen die Rucksäcke von den Schultern. Aus dem Saugrunde steigen die Nebelschwaden, von der Morgensonne



Beim Überschreiten des Grates zur Pfeife.

golden verklärt, und hängen sich flatternd ums Gestein. Auch die schweren Lodenjoppen legen wir ab, um in die leichten Kletterjacken aus weichem englischen Leder zu schlüpfen, und vertauschen den Bergschuh mit dem Kletterstiefel. Er ist das charakteristische und unentbehrliche Ausrüstungsstück des Bergsteigers in der Sächsischen Schweiz. Während man in den

Alpen den schweren, mit Nägeln beschlagenen Bergstiefel trägt, um ein Ausgleiten auf dem Steingeröll und den Schneefeldern möglichst zu vermeiden, ist hier der aus Segeltuch gefertigte und mit Bast- oder Hanfsohlen versehene Kletterschuh unerläßlich. Gilt es doch eine möglichst große Reibung am rauhen Sandstein zu erzielen — vor allem beim Klettern in den glatten, im Gegensatz zu den Alpen fast griffloſen Kaminen, in denen man sich Rücken und Hände an der einen, die Füße an der andern Wand nach Schornsteinfegerart mühsam emporschieben muß. Besonders charakteristisch für den Bergsport in der Sächsischen Schweiz ist das Klettern an freier luftiger Wand, wo der Kletterer, oft nur auf einen winzigen Felsvorsprung vertrauend oder mit zwei, drei Fingern in einer kleinen Vertiefung im Gestein sich haltend, immer in Gefahr steht abzustürzen, wenn ihn Kraft und Geistesgegenwart auch nur für einen Augenblick verlassen.



Der Übertritt von der Pfeife zur Esse.

Meine Gefährten haben das Seil aufgerollt. Wir seilen uns an und benutzen dabei den bewährten Purtschellerknoten, damit sich die Schlinge auch bei einem Sturz ins Seil nicht um das geringste zusammenziehen kann. Dann brechen wir auf und erreichen, eine Schlucht überspringend, nach wenigen Schritten die Nordwand des Felsens, die, von den rauhen Nordwinden zernagt, dem Kletterer die meisten Angriffspunkte bietet.

Drohend reckt sich die wuchtige Felsmauer vor uns auf. Eine gewaltige, massige Felsplatte, deren rechte, schräg abfallende Kante längs des Felsens einen schmalen Grat bildet, legt sich an das Massiv. Auf allen vieren steige ich jetzt langsam den Grat hinan, der weiter oben so rund und glatt wird, daß ich mich lang hinlegen und, mit Füßen und Ellbogen arbeitend, mich allmählich emporschieben muß. Auf den Rücken der Platte, der sich als breites Band etwa sechs Meter am Felsen hinzieht, um dann jäh abzubrechen, steige ich aus, stemme den Rücken gegen die Felswand, die Füße fest gegen die Platte, ziehe das Seil straff an und fordere die Gefährten auf nachzukommen. Bald sind wir alle drei beisammen in Höhe der Tannenwipfel, die ihre breiten Äste wie lockend bis nahe an den Fels ausstrecken. Von der Platte zieht sich an der Wand ein glatter, enger Felsriß etwa acht Meter hoch hinauf. Den Felsriß müssen wir hinauf. Da er sich aber nicht ganz bis zur Platte herabzieht, sondern in etwa anderthalb Metern Höhe abbricht, ist es schwierig, den Körper hineinzubringen. Wir machen deshalb folgendes Experiment: mein Bruder lehnt sich mit den Armen an die Felswand und stellt die Füße so weit zurück, als die Breite der Platte es erlaubt, während der Freund sich mit dem Rücken fest gegen die Felswand stemmt und das Seil straff annimmt, um mich gegen einen Sturz von der etwa haushohen Felsplatte zu sichern. Dann steige ich langsam an. Vorsichtig, das Knie auf den Rücken meines Gefährten setzend, diesen nur allmählich belastend, gleitet meine Hand tastend an dem Felsen hin, um einen Halt für den Oberkörper zu gewinnen. Dann trete ich auf die Schultern meines Bruders, und dieser wiederum richtet sich vorsichtig auf, mich langsam an der Felswand emporhebend. Ein Stück über mir findet die suchende Hand endlich an einer Felsrippe Halt. Unwillkürlich probiere ich, ob sie das Gewicht meines Körpers auch halten wird, dann ziehe ich mich an ihr empor und schiebe mich mühsam im Felsriß hinauf. Hier kommt mir die große Reibung am Sandstein zunutze. Mit kurzen, dem Rudern ähnlichen Bewegungen schiebe ich mich höher und höher und trete nach einigen Minuten hochaufatmend auf ein kleines Felsplateau hinaus. Auch die Gefährten sind, durch das Seil gesichert, bald bei mir (vergl. die Abbildung rechts unten auf S. 893).

Der Übertritt von weitem gesehen.

Hier oben gönnen wir drei uns Rast und schauen schweigend hinab in das tiefe Tal zu unseren Füßen mit seinem stillen, sonnigen Walde. Eine neue Welt tut sich vor uns auf, freier und stiller als die hastende und lärmende der Tiefe. Der Wind weht frischer hier oben und trägt uns den Gruß des tief unten im Tale rauschenden Baches herauf, und wir wähnen dem Himmel näher zu sein; er dünkt uns blauer, die Sonne goldener im neuen, aufsteigenden Lichte.

Noch einmal lassen wir den trunkenen Blick über die ganze gewaltige Höhenkette schweifen und über das schweigsame Reich der großen Tannenforste. Dann wendet er sich wieder dem Ziele zu. Von unserem Plateau aus zieht sich ein schmaler Grat hinüber nach dem ragenden Felsbau der Esse. Noch einmal prüfen wir die Seilknoten, dann balanciere ich vorsichtig auf dem scharfen,

kaum zwanzig Zentimeter breiten und nach allen Seiten jäh abstürzenden Grate hinüber nach dem großen, am Ende liegenden Felsblock, der **Pfeife**. Hier setze ich mich nieder, um den Bruder beim Überschreiten des Grates zu sichern. Und nun klemmt dieser wieder sich fest in der zwischen Grat und Pfeife befindlichen Scharte, um mir Sicherheit zu geben für die jetzt kommende, gefährlichste Stelle des ganzen Weges, während der Freund von einem Felssattel im Grat aus aufmerksam herüberlugt.

Langsam und vorsichtig richte ich mich von meinem luftigen Sitz auf. Kaum haben die Füße Platz auf der kleinen Felskanzel, die nach allen Seiten jäh abfällt, dazu pfeift der Wind, als ob er den ganzen Felsbau zusammenreißen wollte. Nur mit Mühe vermag ich das Gleichgewicht zu halten, und doch heißt es jetzt, das Terrain zu prüfen für den etwa anderthalb Meter großen Schritt, mit dem die die Pfeife von der Esse trennende Kluft überquert werden muß. Denn dieser Schritt soll haften an der griff- und trittlosen Wand der Esse. Der Wind weht so stark, daß ich mich nicht mehr aufrecht halten kann und mich auf der Pfeife niederkauern muß. Doch auch so vermag ich es nicht lange auszuhalten — die Zwangsstellung lähmt mir die Glieder und verbraucht schnell die Kräfte. Zum zweitenmal richte ich mich deshalb auf. Noch pfeift der Wind heftig wie vorher, und doch gibt's kein Zaudern und Zögern mehr, denn ich fühle, daß mich die Kräfte verlassen.

An der Wand.

Tief unten im Amselgrunde wimmelt's von Menschen. Hunderte haben sich dort gesammelt — der Luftzug trägt mir die Stimmen zu. Auch ihrer hat sich eine gewisse Aufregung bemächtigt. Ich gebe meinen Gefährten kurz die nötigen Anweisungen. Bis drei will ich zählen. Bei „drei!" sollen sie schnell zwei Meter Seil nachgeben, während ich gleichzeitig den Schritt mache.

Jetzt trete ich langsam soweit wie möglich an den Rand des Abgrunds heran. Noch einmal prüfe ich den Knoten, dem ich jetzt mein Leben anvertraue. Mein Auge mißt die Entfernung noch einmal. Wird sich dieser Eindruck dem Körper richtig übertragen? Langsam zähle ich: „Eins, zwei . . . hundert Gedanken durchzucken mein Hirn. — Was wird mir die nächste Sekunde bringen? Mechanisch fällt das Wörtchen: „drei!" Wie eine Erlösung war der Klang. Jetzt stand der moralische Zwang hinter mir. Blitzschnell konzentrieren sich Körper und Geist auf diesen einen, nächsten Punkt, und ich mache den Schritt (siehe die Abbildungen auf Seite 894). Die Spitze meines rechten Fußes erreicht die gegenüberliegende Wand. Einen Augenblick ist mir, als würde sie abgleiten. — Doch die Bastsohle findet Halt am Gestein. Nur den Griff für die Finger suche ich vergebens . . . und weiß doch: nicht lange ertrage ich dies Hangen, dieses Kleben an der furchtbaren Wand. Schon fangen die Füße an zu zittern, der schwierigen Stellung ungewohnt . . . schon ziehen sie sich wie im Krampfe zusammen. Keiner wagt ein Wort zu sprechen, als könnte die kleinste Erschütterung schon mich in die Tiefe hinunterstürzen. — Da, im letzten Augenblicke noch findet die zitternd suchende Hand hoch oben Halt an einer Felsrippe. Ein Mahnwort zur Vorsicht an die Gefährten, und ich ziehe mich nach der Felswand hinüber . . . Es gelingt! . . . Aus dem Tale dringen ermunternde Rufe, und auch die Freunde können's nicht lassen, einen jauchzenden Schrei auszustoßen. Bei mir aber folgt, nun ich geborgen bin, auf die Konzentration aller Kräfte die Abspannung. Ins Kleine, Nächste versenke ich mich, in das geschäftige Treiben der Ameisen, in das Spiel der Sonnenstrahlen und das Huschen des eigenen Schattens am Felsen, bis mich der Zuruf der Gefährten aus meinen tiefen Betrachtungen reißt und an das Weiterklettern gemahnt.

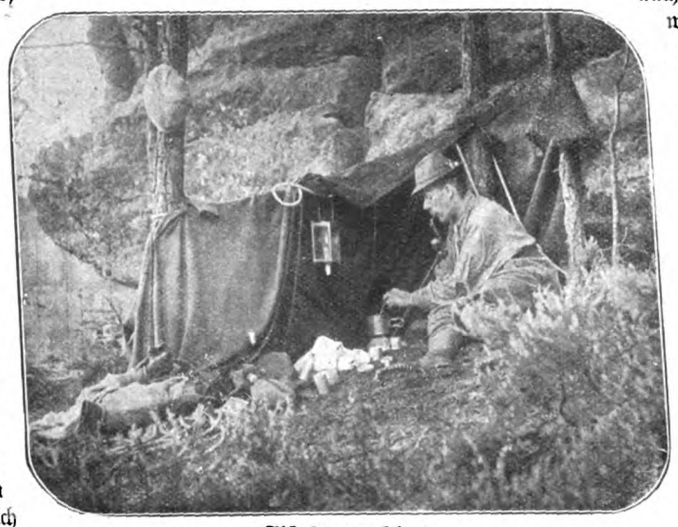
Da traversiere ich weiter an der glatten Wand, unter mir die gähnende Tiefe. Ich blicke hinab, um mich daran zu gewöhnen, und schwinge mich, vorsichtig balancierend, über eine besonders glatte Stelle hinweg. Der einzige Halt, den der Körper hat, besteht in einem kleinen Fels-

Von oben gesichert.

Abseilen

loch, in das ich notdürftig zwei Finger dränge (vergl. die obere Abbildung auf S. 895). Es gilt, bis zu einem vom Gipfel herabziehenden Felsriß zu traversieren. Ich strecke meinen rechten Arm aus, um in diesem Riß einen Halt zu gewinnen. Wieder befällt mich der Muskelkrampf, und die Kräfte drohen mich zu verlassen. Noch einmal recke ich den Arm nach dem Riß, und diesmal gelingt mir's, ihn zu erreichen; langsam schiebe ich mich drin empor.

Noch ist eine besonders schwierige Stelle zu überwinden, und ich mahne die Gefährten, das Seil straff anzunehmen, obgleich ich ebensogut weiß wie sie, daß eine Sicherung in dieser Höhe völlig illusorisch ist, und daß, wenn ich jetzt vom Felsen abstürzte, mir auch das Seil nichts mehr nützen würde. Doch auch diese Stelle bleibt hinter mir, und mit einem köstlichen Siegesgefühl setze ich endlich den Fuß auf das Gipfelplateau, begrüßt von dem freudigen Zurufen der Menge, die im Tale für mich gezittert hatte. — Ich ziehe das Seil durch den hier eingemauerten Sicherungsring und heiße den Bruder nachkommen. Von mir gesichert, macht er den Schritt (vergl. die Abbildung links unten auf S. 895). Ich höre das Scheuern seiner Kleider am Felsen; sein Atem geht laut und gepreßt. Aber nach einer Viertelstunde steht er freudig an meiner Seite und bald darauf auch der Dritte im Bunde.



Abkochen am Abend.

Darüber ist es Abend geworden, und die Sonne steht tief am Firmament. In weiter Runde glühen die Felsen, und die dunklen Wälder scheinen zu brennen. Auf den Wipfeln der Tannenkronen aber schimmert der Reflex des rötlichen Abendlichtes. Bis dicht an den Gießbach, der tief unten in ewiger Fahrt seine Wasser wälzt, drängen sich die ragenden Gipfel des Felsmassivs der Kleinen Gans. Und um sie herum versprengte Gestalten, die Hunderte schlanker Zinken und Zacken, wie Fürsten im Thronsaal eines Herrschers. Weiter hinten aber, wo das felsige Tal sich weitet zu goldenen Ährenfeldern, da liegt, inmitten grünender Matten, das kleine Dorf und träumt am Busen der ewigen Felsen seinen bescheidenen Daseinstraum. Wir aber fühlen, so nah dem Himmel, wie auch unser Herz sich weiten will, wie es voller und reiner schlägt in den Bergen. Wie Himmelssehnsucht kommt's über uns. Und wir empfinden es, angesichts dieser ewigen Natur, doch wieder wie eine starke Freude, daß auch wir der Erde gehören, teilhaftig ihrer Herrlichkeit.

Mit der Sonne scheiden auch wir vom Gipfel. Wir ziehen das Seil durch den Sicherungsring und steigen nacheinander hinab, das Seil durch die Hände gleiten lassend. Dann geht es zur nahen Lagerstatt, wo ein eiligst bereitetes Mahl von Kakao und Eiern uns erquickt (vergl. die Abbildung rechts unten auf Seite 895 und das nebenstehende Bildchen.

Sternenhell spannt sich der Himmel aus, und der silberne Mond steht am Firmament. Wir aber bezwingen im Geiste noch einmal den jetzt vom fahlen Mondlichte beglänzten, gespenstisch ragenden Felskoloß und freuen uns der siegreichen Fahrt.

Schopenhauers Wort wird uns zur Wahrheit: „Sich zu mühen und mit dem Widerstande kämpfen, ist dem Menschen Bedürfnis; Hindernisse überwinden, ist Vollgenuß des Daseins; der Kampf mit ihnen und der Sieg beglückt."

Und das ist der beste Lohn, den das Bergsteigen uns gibt, daß wir unsere Seele reinbaden können in der Luft der Höhe und in vollen Zügen trinken dürfen von der Schönheit des Gebirges!

Die Boyersen.

(6. Fortsetzung.)

Von Olga Wohlbrück.

Frau Boyersen traf den Ton nicht mehr, wie man zu den Kunden sprach.

Die Leute, die an die gemütliche Art von Martens gewöhnt waren und in letzter Zeit wohl auch einen Scherz mit Marianne machten — ihr ein gut gemeintes derbes Kompliment sagten und die unbefangene lustige Antwort behaglich schmunzelnd einsteckten, fühlten sich nicht wohl unter dem dunklen Gefunkel von Frau Boyersens Augen.

Die ganz alten Kunden versuchten einen Rapport herzustellen, indem sie Erinnerungen auffrischten, aber Frau Boyersen schnitt immer kurz ab:

„Ja . . . ja . . . das ist so lange her . . . ich weiß es gar nicht mehr . . . Möglich! . . . für's Gewesene gibt der Jude nichts!"

Und sie sprach vom Geschäft in harten, nackten Worten. Auch auf kulante Zahlungsbedingungen wollte sie nie eingehen. „Mein lieber Herr! Ich zahle bar — und verlange bar. Bei den heutigen Zeiten kann ich meinem Gelde nicht nachlaufen. Aber wenn es Ihnen nicht paßt — bitte, lieber Herr, das ist Ihre Sache!"

Die alten Kunden wußten die reellen Lieferungen der Firma zu schätzen. Ächzend und krächzend öffneten sie ihren Säckel und schielten verständnisheischend zu Marianne hinüber, die ihre Augen beharrlich auf das Pult gesenkt hielt.

Jüngere Kunden wurden oft ärgerlich, erhoben die Stimme, ließen die Tür dröhnend hinter sich ins Schloß fallen und schickten mit der nächsten Post beleidigende Briefe. Wenn dann der eine oder andere doch wiederkam und sich bereit erklärte, alle Bedingungen zu erfüllen, so schüttelte sie den Kopf. „Lieber Herr! Wer die Tür hinter sich zuschlägt, braucht nicht wiederzukommen! Meine Ware werd' ich los an wen ich will, und wenn ich will, kann ich sie verschenken. Aber Ihnen geb' ich sie nicht fürs Doppelte, lieber Herr, nun wissen Sie . . ."

Und das stets wiederkehrende „lieber Herr" schnitt wie ein Messer durch die dicke, dumpfe Kontorluft.

Sie beachtete den Kunden auch gar nicht weiter, sah Briefe durch oder ging in den Nebenraum zu den Kommis und sprach von anderem.

„Junge Frau," flüsterte dann manchmal der Kunde, „können wir beide das Geschäft nicht machen? Wenn Sie die Alte rumkriegen — es soll mir nicht drauf ankommen! Ich bin nämlich pressiert mit der Lieferung."

Marianne schüttelte den Kopf. Die Alte rumkriegen?! Das hatte noch keiner fertiggebracht, und sie weniger als alle anderen!

„Sie sind noch da, lieber Herr?" fragte Frau Boyersen, wenn sie zurückkam.

Und da blieb ihm wohl nichts anderes übrig, als kehrt zumachen; aber unwillkürlich schloß er die Tür leise hinter sich zu, und sie blickte ihm nach über den schwarz umfaßten Zwicker und nickte befriedigt: „Siehst du, Marianne . . . so macht man's!"

Marianne schwieg still.

Eine halbe Stunde vor Tischzeit verließ sie das Kontor. Sie mußte sich doch etwas schonen in letzter Zeit.

Christian, der immerzu fror und immer mit einem Plaid um die Schultern in einem Lehnstuhl saß, rief sie schon von weitem:

„Marianne . . . Liebe! . . . Bist du endlich da! Es war schrecklich, so allein! Und der Kopfschmerz plagt mich auch entsetzlich. Ich werde die Prüfung in diesem Jahr kaum machen können."

Marianne nahm ihm dann das aufgeklappte Buch, das oft mit dem Kopf nach unten lag, vom Schoß und streichelte sein Haar. „Du brauchst dich ja nicht zu beeilen, Christian. Wer jagt dich denn?"

„Mein Gewissen, Marianne, mein Gewissen! Du arbeitest den ganzen Tag — und da soll ich zusehen? Ich könnte ja auch im Kontor sitzen, aber mir wird übel von dem Geruch dort unten, und es ist so schrecklich, immer nur von Zahlen zu hören und häßliche, fettglänzende Gesichter zu sehen. Ich hab's nie vertragen. Komm, setz dich zu mir, Marianne . . ."

Er streichelte ihre Hand und lehnte den Kopf an ihre Schulter. „Der Vater hat mir erzählt, man spricht so gut von dir in der Stadt, kleine Frau. Alle gratulieren ihm zu der Schwiegertochter!"

„Was macht denn Vater den ganzen Tag draußen?" fragte sie unruhig.

„Vater arbeitet auch, Marianne . . . Alle arbeiten . . . alle . . ."

Was arbeitete denn der alte Mann? Wenn sie ihn selbst darum befragte, lachte er nur verschmitzt und rieb sich die Hände.

Berlin hatte Herrn Boyersen eine gewisse Selbständigkeit gegeben, hatte ihn verjüngt, seine Kräfte gehoben. Selbst der letzte, große Schlag hatte ihn nicht zu Boden geworfen. Es war etwas Agiles, Geschäftiges in ihm geblieben. Er machte gern kleine Späßchen, klopfte Lene auf die Schulter und flüsterte ihr irgend was zu, das sie unwillig auffahren ließ, worüber er sich dann schief lachte.

Bei den Mahlzeiten saß er immer steif und aufrecht an Mariannens Seite. Und wenn Frau Boyersen nicht hinsah, schnitt er irgendeine Grimasse, streckte ihr die Zunge aus oder machte irgendeine Bewegung von ihr nach, um gleich darauf wieder sein Gesicht in ehrbare Falten zu legen.

Christian mußte sich manchmal das Lachen verbeißen, während Marianne wie auf Nadeln saß und Lene mißbilligend den Kopf schüttelte.

Frau Boyersen verhielt sich immer ziemlich schweigsam. Sie sprach mit Vorliebe nur über die Preise der Lebensmittel, die Kohlenteuerung, den großen Verbrauch im Hause. Man sollte ganz genau wissen, was sie alles tat.

Marianne hatte öfters vorgeschlagen, man sollte mit der Mutter sprechen, daß sie ihnen eine gewisse Summe jährlich aussetze, damit sie in Berlin leben könnten. Sie stieß dabei auf merkwürdigen Widerstand.

„Nein, Mariannchen, nein", eiferte Herr Boyersen. „Wir gehören hierher ins Christianenhaus. Das ist mein Haus so gut wie ihres! Hier verkehre ich mit den feinsten Leuten der Stadt. Sogar zum Bürgermeisterball bin ich geladen . . ."

Herr Boyersen hatte einen krankhaften Hunger nach äußeren Ehren, und die dicke Brieftasche, die seine linke Rockseite schwellte, gab ihm eine gewisse Würde.

Er brachte etwas großstadtischen Spekulationssinn in das kleine Städtchen.

Im Rathauskeller hatte er schon einen Stammtisch. Er rauchte gute Zigarren, zu denen Marianne ihm das Geld gab, und warf mit kolossalen Zahlen um sich. Die stiegen den biederen Leuten ein bißchen zu Kopf.

Bei Bier und Tabaksqualm schien der Weg allen Möglichkeiten offen. Warum sollten die Finanzierungsprojekte des Herrn Boyersen nicht realisierbar sein? Die Namen der verschiedenen Banken, die Herr Boyersen gern in seine Erzählungen einflocht, gaben der ganzen Sache einen wohltönenden und seriösen Grundakkord.

Wohl munkelte man von einer dunklen Vergangenheit des Herrn Boyersen, aber — du lieber Gott — wer war nicht einmal entgleist? Augenblicklich war er Herr im Christianenhause, sein Name hatte einen guten Klang, er rauchte gute Zigarren und trug einen guten Gehrock aus feinem Tuch mit einer dunklen Samtweste, auf der sich eine dicke goldene Uhrkette abhob, darüber einen Pelz, der, wenn auch etwas abgetragen, doch immerhin sehr dekorativ aussah.

Am Sonntag ging er zur Kirche in hohem, spiegelblankem Zylinder.

Herr Boyersen galt als angesehener Bürger.

Nein, nein, Herr Boyersen hatte durchaus nicht die Absicht, nach Berlin zurückzukehren, wo er ein irgend Jemand war und den ganzen Tag treppauf, treppab rennen mußte, um als Höchstes einen — Provisionsschein zu bekommen.

„Laß mich nur gesund werden und meine Prüfungen machen, dann wollen wir nie mehr hierher zurück", sagte Christian. „Ich hasse dieses Haus. Mir ist jeder Stein hier grauenhaft, aber ich muß erst gesund werden!"

Marianne seufzte.

Dann wurde Christian nervös. „Ich glaube, du könntest mir ein kleines Opfer bringen, Marianne, ich habe es doch nie an Liebe und Verständnis fehlen lassen und habe keine Anstrengung gescheut, uns aus einer schwierigen Lage zu befreien. Du brauchtest mir meine Krankheit nicht gerade zum Vorwurf zu machen."

„Das tue ich auch nicht, Christian. Nur glaube ich, daß dir deine Mutter nie die Mittel zum Studium geben wird, und in diesem Falle könnten wir ebensogut wo anders leben als hier. Ich meine schon, daß es mir mit der Zeit gelingen wird, eine Stellung zu bekommen, von der wir leben können, falls deine Mutter uns keinen oder nur sehr wenig Zuschuß gibt."

Christian kämpfte einen Hustenreiz nieder. „So bist du! — An meine Bequemlichkeit denkst du nicht! Ich soll in einer kleinen Wohnung mit dir leben, womöglich mit dem Kind im gleichen Zimmer. Du wirst den ganzen Tag irgendwo arbeiten, und ich werde das Kind hüten müssen. — Dann kann ich meine Bücher ja gleich verkaufen. Auch denkst du nicht daran, wie lächerlich du mich machst . . . Von deinem Gelde konnte ich leben, aber nicht von deiner Hände Arbeit . . .!"

Marianne wollte antworten, daß sie doch jetzt auch arbeite und nur auf ihre Arbeit hin Frau Boyersen sich mit der ganzen Familie belastet hätte; aber Christian schien so erregt, seine Augen flackerten so unruhig in den dunklen Höhlen, seine arme Brust atmete so schwer, daß sie nur beruhigend über seine Wange strich: „Ja, Christian . . . wie du willst — reg' dich nur nicht auf, werde nur gesund . . ."

Es war ein langer, schwerer Winter, und das Geschäft ging schlecht. Ein Rostocker großes Haus, an dem Frau Boyersen beteiligt war, fallierte, und sie verlor ein Vermögen.

Den ganzen Tag kamen alarmierende Depeschen. Eine der letzten verlangte eine Summe von 10 000 Mark als Darlehn auf drei Monate. Damit hoffte sich die Firma zu rangieren.

„Was sagst du dazu?" fragte Frau Boyersen und warf ihrer Schwiegertochter die Depesche auf den Tisch.

„Ich würde es tun. Du verlierst das Dreifache, wenn du dich jetzt zurückziehst!"

Frau Boyersen nagte an der Unterlippe und rückte an ihrer Haube.

„Telegraphiere, daß ich zweitausend geben will", sagte sie kurz.

„Damit hilfst du nicht viel . . ."

„Also viertausend — keinen Pfennig mehr!"

„Aber . . ."

Frau Boyersen schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Dann gib du's doch, wenn du so weise bist! Du hast doch dein Schäfchen ins trockene gebracht!"

„Was sagst du?"

Marianne sah die Schwiegermutter mit großen Augen unverwandt an.

Frau Boyersen zuckte heftig mit den Achseln. „Glaubst du, ich höre es nicht, wenn die Leute mit dir tuscheln? Und ihre Privatgeschäfte mit dir machen?"

„Privatgeschäfte — mit mir?"

„Claurens sagte mir gestern: ‚Mit Ihrer Schwiegertochter hätte ich mich längst geeinigt!'"

Claurens war ein alter Gastwirt, bei dem Martens manchmal am Sonntag einzukehren pflegte, und zu dem er auch einmal Marianne mitgenommen hatte.

„Ich habe mit Claurens nie verhandelt. Wenn Claurens das sagt, wird ihm wohl Martens eingeredet haben, daß ich hier Einfluß habe. Wir haben einmal über die Preise gesprochen, und da sagte ich, daß ich es vielleicht nicht wagen würde, allein gegen alle die Preise zu halten, daß du aber vielleicht ein Recht dazu hättest . . ."

„So — hätte ich das? . . . Ich finde es ganz überflüssig, daß du dich über meine geschäftlichen Gepflogenheiten anderen Leuten gegenüber ausläßt. Kritik kann in der Familie bleiben — an deinem Schwiegervater hast du wohl den besten Zuhörer?"

So verging eine Stunde in losem Geplänkel. — Eine letzte dringende Depesche kam: „Falls achttausend zusaget, können alles retten."

„Keinen Pfennig", grollte Frau Boyersen. „Ich liebe es nicht, wenn man mir das Messer an die Kehle setzt!"

Den nächsten Tag hatte sie vierzigtausend Mark eingebüßt.

Marianne brachte ihr die Nachricht mit zitternden Knien. Sie hatte stundenlang gezögert — die alte Frau konnte der Schlag rühren; denn sie mußte wohl an die kritische Situation nicht glauben, sonst hätte sie gestern um jeden Preis den Zusammenbruch aufgehalten.

Aber Frau Boyersen verzog keine Miene bei dieser Hiobspost. „Mit den Leuten war kein Arbeiten mehr! Ich bin froh, daß ich den Ärger los bin! . . ."

Und sie wurde noch hochfahrender und unnahbarer.

Marianne sprach vor Tisch mit ihrem Manne darüber:

„Wie sonderbar deine Mutter wird! Uns würde sie nicht 5000 Mark auf ein Jahr geben, sie wiederholt immer wieder, wie viel Geld sie das Haus kostet, und dort verliert sie 40 000, ohne mit der Wimper zu zucken."

Christian blickte nachdenklich vor sich hin. „Weißt du, Marianne, es liegt eigentlich Größe darin. Ich finde das sehr schön . . ."

„Ist das dein Ernst, Christian?"

Er nickte.

„Ja, ich fange an, sie zu verstehen, glaube ich. Sie ist eine große Persönlichkeit, die Willkür einer Herrscherin . . . eine Katharina, eine Elisabeth — und vegetiert hinter'm Ladentisch! Das ist tragisch. Uns übersieht sie, ihr Blick geht ins Weite . . . das Kleine, Naheliegende drückt sie, sie hat keinen Maßstab dafür . . . diese Frau hat etwas Wunderbares!"

Christian sprach manchmal, wenn er keine Schmerzen hatte, aus der abgeklärten Ruhe seiner Bücherwelt heraus. Er verlor den Blick für das Wirkliche. Aber wenn die Wirklichkeit in irgendeiner ihm unbequemen Form an ihn herantrat, konnte er außer sich geraten.

Marianne lächelte wehmütig. „Ja . . . es gibt Menschen mit Adleraugen und — Elefantenfüßen!"

Bei Tisch sagte Frau Boyersen: „Lene, Wein kommt jetzt nur noch Sonntags auf den Tisch!"

Christian rückte auf seinem Stuhl. „Der Arzt hat mir täglich Wein verordnet!"

„Ihr könnt ihn euch ja kaufen", antwortete Frau Boyersen. „Ich habe im Keller noch mindestens 100 Flaschen . . ."

„Achtzig", sagte Lene.

„Schön, also achtzig. Ich lasse euch die Flasche für eine Mark fünfundvierzig ab. Eine Mark das Liter kostet er mich im Faß."

„Im Rathauskeller kriege ich eine gute Flasche Tischwein für eine Mark fünfzig, und in Berlin habe ich italienischen Landwein die Flasche für achtzig Pfennig bekommen", warf Herr Boyersen unschuldig ein.

„So? — Nun, dann laßt euch den Wein aus Berlin kommen", antwortete Frau Boyersen gereizt. — „Ich kann meinen Vorrat hier noch immer loswerden!"

„Aber nein, Mama, selbstverständlich nehmen wir deinen Wein . . .", mischte sich Marianne vermittelnd ein.

„Ist schon erledigt, mein Kind! Schon erledigt!" Und zu Lene gewendet: „Morgen ist Auktion bei Hirschberg. Da läßt du die Flaschen hinschaffen."

Christian schob seinen Teller heftig von sich: „Aber das ist ja lächerlich, Mama!"

„Ich verbitte mir den Ausdruck!"

Frau Boyersen funkelte ihn zornig an.

Kleine Schweißperlen traten auf Christians Schläfen. „Es ist nicht nötig, daß du mit mir wie mit einem dummen Jungen sprichst."

„Was anderes bist du aber nicht."

„Mama . . ."

Christian erhob sich zitternd, ohne auf Marianne zu achten, die an seine Seite geeilt war und ihre Hand beschwörend auf seinen Arm legte, während Herr Boyersen sehr kunstfertig ein Schweinskotelett vom Knochen löste.

„Na . . . na . . .?" sagte Frau Boyersen und maß ihren Sohn von oben bis unten. „Mir scheint, ich tue meine Pflicht euch allen gegenüber bis aufs äußerste. Aber wenn ich euch das Notwendige gebe, für euren Luxus kann ich nicht aufkommen."

„Das ist kein Luxus," schrie Christian mit seiner heiseren Stimme, „für dich vielleicht, aber wenn du deinem kranken Sohn ein bißchen Wein vorenthältst, so ist das eine Nieder . . ."

„Christian, nicht, nicht . . ."

„Aber laß ihn doch ausreden, Marianne", sagte Frau Boyersen merkwürdig ruhig. „Es ist doch klar, daß ich zwei Feinde ins Haus bekommen habe, als ich dir zuliebe deinen Mann und deinen Schwiegervater wieder bei mir aufnahm."

„Du hast nur deine Pflicht getan . . . jawohl, deine Pflicht . . .", keuchte Christian.

„Meine Pflicht kenne ich ganz genau."

„Ja, das hast du bewiesen damals, als Berta hier war . . . Vater hat mir erzählt, wie's gewesen ist."

Ein kaltes Lächeln verzerrte Frau Boyersens Lippen. „So sage doch gleich, ich hätte sie umgebracht."

„Hast du auch . . . hast du auch . . ! Und jetzt willst du mich umbringen, ich seh' dir's an . . . und den Vater und das Kind . . !"

„Und das alles wegen einer Flasche Wein?" fragte Frau Boyersen ironisch.

„Nein, aber weil du uns haßt, wie wir dich hassen . . . ja, wir hassen dich, hörst du es?"

„O ja, ich höre es, und ich weiß es."

Marianne hielt jetzt krampfhaft Frau Boyersens Hand umschlossen.

Copyright 1908 by Franz Hanfstaengl.

Triumph.

Gemälde von Adalbert Roeseler.

„Ich beschwöre dich, reiz' ihn nicht, er ist krank."

Frau Boyersen nickte. „Natürlich ist er krank. Sonst hätte er längst eine Ohrfeige bekommen."

Herr Boyersen nahm den Sohn am Arm. „Komm, Christianchen, ich bring' dich ins Bett!"

Lene mußte daran denken, wie sie einst Herrn Boyersen mit ihren starken Armen umfaßt hatte, um ihn zu Bett zu bringen, als er sich in ohnmächtiger Wut gegen Frau Boyersen aufgelehnt hatte. Jetzt stand sie selbst da, zaghaft und zitternd, und Herr Boyersen war es, der ruhig und überlegen war.

„Bleib nur, bleib nur, Marianne," sagte er, „du hältst dich kaum aufrecht! Lene und ich machen das schon!"

Marianne blieb im Eßzimmer zurück und vergrub den Kopf in beide Hände.

Frau Boyersen drehte Brotkügelchen.

„Die Männer sind heutzutage wie hysterische Frauenzimmer", sagte sie nachdenklich. „Bete zu Gott, daß es ein Mädchen wird!"

Und da Marianne noch immer schwieg, von Grauen und Ekel durchrüttelt, fuhr sie fort:

„Hast du's gehört, wie sie mich hassen?"

„Nein, heute noch sprach Christian mit Bewunderung von dir — jawohl, mit Bewunderung! Ich begreife das alles nicht, ich begreife es nicht!"

Sie faßte sich an den schmerzenden Kopf.

„Aber ich begreife es. Das Geld, das sie so verachten, das allein hält sie bei mir zurück. Aber, was meinst du, Marianne, wenn ich keins mehr hätte?! Was wär' dann, was glaubst du?"

„Ich kann überall mein Brot finden", sagte Marianne.

„Ja, das kannst du," gab Frau Boyersen offen zu, „und darum hast du auch keinen Haß gegen mich. Nur die, die mich brauchen, hassen mich!"

Es war das erstemal, daß Frau Boyersen ihrer Schwiegertochter gegenüber mehr aus sich herausging.

„Du machst's ihnen schwer", murmelte Marianne.

„Mag sein, aber ist mir's denn leicht gemacht worden? Glaubst du, ich war nicht auch einmal jung und froh und gläubig wie andere junge Weiber? Aber wir haben eben alle unser Schicksal, Marianne, merk dir's! Das erstemal mußte ich hinter meiner Magd zurückstehen — und ich war doch eine schöne Frau, Marianne, und fleißig und hatte in Liebe zwei Kinder geboren. Und dann habe ich Jahre, lange Jahre gearbeitet, um den ehrlichen Namen wiederzufinden für meine Kinder. Und auch da wurde ich begehrt — oft begehrt. Aus Liebe, glaubst du? Ach nein, weil ich tüchtig war, und weil sich Geld ansammelte in meinen Händen."

Sie lachte leise vor sich hin.

„Junge Leute kamen, aus feinen Familien, Männer in Amt und Würden, und es schreckte sie nicht, daß mein Mann im Zuchthause saß und ich in der Schule nur zur Not lesen und schreiben gelernt hatte — mein Geld war gut. Und wenn ich sie alle behandelte wie räudige Hunde, dann legten sie sich platt auf die Erde und hofften, es würde mich rühren, und ein Goldregen würde niederfallen auf sie. Und so ist die Verachtung in mir groß geworden vor den Menschen und groß die Achtung vor dem Geld. Ich würde noch weniger geben und noch mehr verlangen, sie würden alle kuschen — alle würden sie kuschen!" Sie wartete einen Augenblick, dann schloß sie: „Weil du nicht gekrochen bist wie die andern, darum sage ich dir das heute, aber ändern kann ich mich nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Opfer des Wahns zu Cholerazeiten.

Von M. Hagenau.

Unter den wilden Indianern im fernen Nordwesten Amerikas haben die eingeborenen Ärzte oder Medizinmänner einen schwierigen Stand. Ist ein Mensch krank geworden, so bestürmt man sie mit Bitten, durch ihren Zauber zu helfen, und verspricht ihnen eine hohe Belohnung. Stirbt nun aber der Kranke, so schiebt man die Schuld an dem unglücklichen Ausgang auf den Medizinmann; er hat durch seinen Zauber den Kranken getötet. Man fordert jetzt von dem Arzte Sühne, verfolgt ihn und bringt ihn auch um. Selbst wenn der Patient sich gar nicht in „ärztlicher" Behandlung befunden hat, schiebt man die Schuld an seinem Tode den Medizinmännern zu und sucht einen von ihnen meuchlings zu beseitigen.

An diesen krassen Aberglauben der Naturvölker werden wir erinnert, wenn wir die Berichte aus der durch die Cholera so schwer heimgesuchten Hauptstadt des russischen Reiches lesen. Dort wird in den ungebildeten Massen das Gerücht weitergetragen, daß Ärzte und Studenten die Cholera verbreiten. Das Gerede klingt wahnwitzig, muß aber sehr ernst genommen werden. Der Stadthauptmann von St. Petersburg kennt seine Leute, und mit Recht ordnete er an, daß die Verbreiter dieses Gerüchtes strengstens zur Rechenschaft gezogen werden. Die Geschichte der Epidemien in Rußland lehrt leider, daß derartige sinnlose Beschuldigungen nur zu leicht Glauben finden und schlimme Unruhen zeitigen.

Das geschah noch während der letzten großen Cholera-epidemie im Jahr 1892. In den breiten ungebildeten Massen lebte der häßliche Irrwahn auf, an der Seuche seien die Ärzte schuld, und das Volk müsse sich selbst gegen sie verteidigen. In der Tat widersetzte man sich in der Stadt Astrachan der Überführung der Kranken in ein Cholerakrankenhaus. Der Pöbel rottete sich zusammen, und bevor die Behörde eingreifen konnte, wurde das Krankenhaus erstürmt. Die Patienten wurden „befreit" und in Privathäuser gebracht, das Krankenhaus selbst demoliert und angezündet. Dabei richtete der wütende Pöbel das Dienstpersonal übel zu. Drei Ärzte wurden fürchterlich mißhandelt und ein Feldscher ermordet. Die aufgeregte Masse errichtete dann einen Scheiterhaufen, begoß den Leichnam des Unglücklichen mit Desinfektionsmitteln und verbrannte ihn.

An dem gleichen Tag ereigneten sich ähnliche Unruhen in den benachbarten Dörfern. In einem Dorfe wurden ein Feldscher und der Apotheker erschlagen und der Polizeidiener verstümmelt.

In kurzer Zeit griff die Erregung weiter, und die Stadt Saratow bildete den Schauplatz weiterer Ausschreitungen. Auch hier verbrannte man das Cholerakrankenhaus und brachte die Patienten in Privatwohnungen. Ein junger Student wollte die Aufrührer belehren und sie von ihrem wahnwitzigen Treiben abhalten. Die Wut des Pöbels wandte sich gegen ihn; er mußte sein Aufklärungswerk mit dem Tode büßen. In der Vorstadt demolierten die Fanatiker das Haus des Landschaftsarztes und töteten einen Feldscher.

Zu gleicher Zeit kolportierte man in der Ortschaft Chwalynsk in dem gleichen Gouvernement das unglaubliche Märchen, der Ortsarzt „habe seine Unterschrift dazu gegeben, daß die Cholera in die Stadt hineingelassen werde". Als nun der Arzt die Cholerabaracke besuchte, wurde er von dem Pöbel überfallen und zu Tode gesteinigt.

Doch genug dieser schauerlichen Beispiele! Die unsinnigsten Märchen wurden verbreitet und geglaubt. So hieß es, die Engländer hätten die Ärzte bestochen. Durch die Cholera sollte das Volk dezimiert werden, dann wollten die Engländer Rußland den Krieg erklären. In anderen Gebieten wurden wieder die Gutsbesitzer als die Anstifter zur Choleraverbreitung hin

gestellt, sie wollten das Volk vernichten, um dessen Land zu erhalten!

Es ist eine alte Erfahrung: herrscht der große Schrecken im Lande, so verlieren die Massen die Besinnung und lassen sich um so mehr betören, je tiefer ihr Bildungsstand ist. Die Schauermär, daß die Ärzte das Volk vergifteten, wurde nicht allein in Rußland geglaubt. Das war noch im vorigen Jahrhundert in Italien der Fall. Als im Jahr 1837 die Cholera das Land heimsuchte, kam es in Neapel und in Sizilien zu Volksaufständen. Es hieß, Ärzte und Beamte hätten das Wasser vergiftet, und die verhaßte bourbonische Regierung hätte ihnen hierzu das Gift verschafft. In diesem Wahne waren damals sogar Gebildete befangen! Und als im Jahr 1884 wiederum die Cholera wütete, lebte der alte Wahn auf. Die Bourbonen waren längst vertrieben, aber die Ärzte sollten absichtlich zugunsten der besitzenden Klassen die Arbeiter töten. In Neapel schlossen sich gerade die Ärmsten in ihren Wohnungen ein und verbarrikadierten die engen Gassen, um keinen Arzt, kein Sanitätspersonal hineinzulassen. Da erschien aufopferungsvoll König Humbert in der Stadt, besuchte die Kranken in ihren ärmlichen Behausungen und brach schließlich den unheimlichen Bann, der auf die Ärzte geschleudert worden war. In ähnlicher Weise hat auch in Petersburg während der Choleraepidemie vom Jahre 1831 Kaiser Nikolaus die aufgeregten Massen durch persönliches Erscheinen beruhigt und den Aufruhr im Keim erstickt.

Leider pflegt auch in Zeiten des Schreckens der gemeine Aberglaube seine üppigsten Blüten zu treiben. Jahrtausendelang waren die Ursachen der epidemischen Krankheiten völlig unbekannt. Das Volk führte sie auf den Einfluß von Dämonen und bösen Geistern zurück. Dieser Aberglaube lebt noch unter den Südslawen fort. Es sind die Pestfrauen, die herumziehen, Dämonenweiber, die aber nicht zu Fuß die auserwählte Ortschaft zu betreten pflegen. Sie lassen sich von einem Einwohner tragen, um vor den Hunden sicher zu sein, oder sie steigen auf seinen Wagen. Vor sein Haus geht es dann zuerst, damit sie dieses kennen lernen, und dieses verschonen sie für den geleisteten Liebesdienst.

Welche Früchte dieser Aberglaube zeitigen kann, davon berichtet Löwenstimm, der die Beziehungen des Aberglaubens zum Strafrecht in Rußland aufs gründlichste studiert hat, in seinem Werke „Aberglaube und Strafrecht". In Tomsk wurden im Jahr 1893 sechs Bauern wegen Ermordung eines Weibes, das sie für die Cholera gehalten hatten, dem Gerichte übergeben. In dem Dorfe der Angeklagten war infolge Auftretens der Cholera eine Quarantäne errichtet worden. Vor dem Feste der Kreuzeserhöhung (14. September) kam die Bäuerin Kondratjew an die Quarantäne heran und wurde nicht durchgelassen. Etwa nach zwei Stunden verließen die Angeklagten das Dorf, und einige Zeit darauf ertönten Schüsse. Einer der Angeklagten sagte in der Folge zu seinen Dorfgenossen: „Betet zu Gott, wir haben die Cholera getötet; sie war oben wie ein Weib und unten wie ein Mann gekleidet." Das Gouvernementsgericht sprach zwei der Angeklagten schuldig und verurteilte sie zur Übergabe in die Korrektions-Arrestantenabteilung auf je drei Jahre.

Der Dämon der Seuche kann aber auch durch Opfer besänftigt werden. Es gibt noch weite Gebiete in Rußland, in denen dieser Aberglaube unter dem Volke verbreitet ist. Der Cholera muß danach ein lebendiges Opfer gebracht werden. Häufig wählt man dazu einen schwarzen Kater, einen schwarzen Hahn oder einen jungen Hund. Die Tiere werden lebendig verscharrt; besonders wirksam soll aber das Opfer sein, wenn man die Leichen der an Cholera Gestorbenen mit diesen Tieren begräbt. Am wirksamsten ist aber das Menschenopfer. Und mit Schauer müssen wir vernehmen, daß dieses noch im vorigen Jahrhundert in einigen Gegenden Rußlands tatsächlich gebracht wurde. Im Nowgorodschen Kreise hat im Jahr 1855 der Feldscher Kosakowitsch ein derartiges Opfer selbst angeregt. Eine arme Greisin wurde zu den Leichen der an Cholera Gestorbenen ins Grab gestoßen und dieses schleunigst zugeschüttet. Der Urheber dieser Mordtat wurde zur Knute durch den Henker und zur Verschickung nach Sibirien zur Zwangsarbeit auf zwölf Jahre verurteilt. Trotzdem flackerte dieser Aberglaube noch im Jahr 1871 auf; es wurden sogar über derartige Beerdigungen Ausweise von der Gemeindeverwaltung ausgegeben, da die ganze Dorfobrigkeit die Überzeugung der Bauern vollkommen teilte, daß man sich vor der Cholera durch das Vergraben eines lebenden Menschen in die Erde retten könne. Ob in den entlegensten, hinter Waldwildnissen versteckten Dörfern des Nowgorodschen Kreises dieser Aberglaube völlig erloschen ist, darf wohl bezweifelt werden; denn in jene Gebiete ist die Volksbildung schwerlich gedrungen. Die Furcht vor der strengen Strafe verleitet die Leute zum Geheimtun, und darum sind vielleicht in der letzten Zeit ähnliche Berichte nicht an die Öffentlichkeit gedrungen.

Ein anderer Aberglaube braucht die Öffentlichkeit weniger zu scheuen: man kann dem Dämon der Seuche durch zauberische Zeremonien den Zutritt zum Dorfe unmöglich machen. Ein solches Mittel ist das Pflugziehen, das noch in der Gegenwart nicht nur aus Anlaß der Cholera, sondern auch beim Ausbruch von Viehseuchen in verschiedenen Gegenden Rußlands geübt wird. Mannhardt hat diesen Zauber in seinem „Baumkultus" ausführlich beschrieben. Während der Choleraepidemie von 1871 spannten sich um Mitternacht zwölf Jungfrauen an einen Pflug und zogen ihn rund um das Weichbild des Dorfes Dawydkowo bei Moskau. In diesen Zauberkreis sollte die Cholera nicht mehr eintreten können. In anderen Gegenden schreitet eine Jungfrau mit dem Bilde des heiligen Blasius voran, hinterher die Dorfweiber mit Besen und Strohbündeln, andere auf Besenstielen reitend und Bratpfannen schlagend, lärmend und tanzend; den Schluß machen einige alte Frauen, die angezündete Kienspäne in den Händen halten und im Kreise die vor den Pflug gespannte Greisin sowie eine Witwe umschließen, die mit nichts anderem als einem Pferdekummet am Halse bekleidet ist. In der Prozession wird auch ein schwarzer Hahn getragen; man zündet schließlich ein Feuer an und wirft den Hahn in die Flammen unter dem Geschrei: „Stirb, verschwinde, schwarze Seuche!" Begegnet nun dem Haufen während des Pflugziehens ein Tier, so wird es totgeschlagen. Kommt aber den rasenden Weibern ein Mann in den Weg, so wird er unbarmherzig geprügelt und mitunter gleichfalls totgeschlagen, denn nach der Ansicht der Abergläubischen versucht der Tod, indem er die Gestalt eines Werwolfes annimmt, ihnen den Weg zu kreuzen und eben dadurch die Macht des heiligen Kreises zu zerstören, den sie mit dem Pfluge ziehen.

Schrecklich ist auch der Aberglaube, daß die Seuche in Gestalt verkrüppelter oder stummer Menschen erscheinen könne. Er führt zu grausamen Gewalttaten gegen diese Unglücklichen. Eine Tragödie dieser Art ereignete sich am Ausgange des vorigen Jahrhunderts im Gouvernement Wologda. Es kam ein stummer Greis, ein Bettler, mit einem Quersäckchen über den Schultern in das Dorf. Die Bauern ergriffen ihn, führten ihn aus dem Dorf und erschlugen ihn mit Stangen, wobei sie riefen: „Der Cholera auch ein Cholera-Tod". Das Gericht verurteilte zwei in diesem Falle Angeklagte zur Verschickung und Zwangsarbeit.

So gibt es leider noch Gegenden, in denen die schweren Prüfungen der Seuchen noch durch die Greueltaten des Aberglaubens vermehrt werden. Es gab eine Zeit, da sich auch unter den Völkern des Westens ähnliche Tragödien abspielten. Dank der Aufklärung sind solche Auswüchse bei uns undenkbar. An Stelle der Dämonenfurcht ist reines Gottvertrauen getreten, und die Wissenschaft hat mit neuen Waffen den Kampf gegen die Cholera aufgenommen. Fest vertraut das Volk seinen gebildeten Ärzten, und willig folgt es ihren Anweisungen. Die Zuversicht einer erfolgreichen Abwehr ist auch ins Volksbewußtsein gedrungen, und damit ist der Seuche ihr starker Bundesgenosse gefällt worden, der jedes vernünftige Handeln lähmende Schrecken.

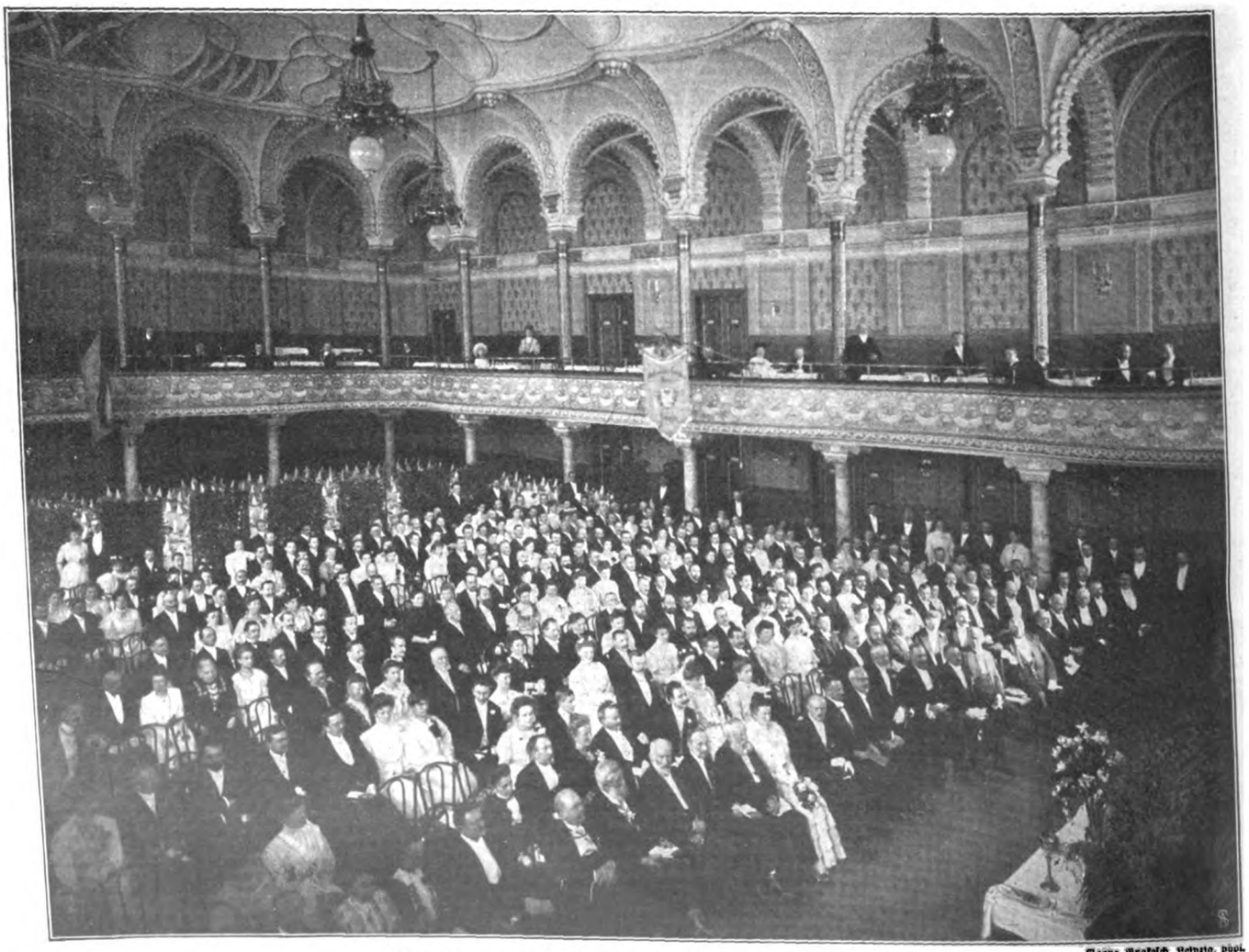
Blätter und Blüten

Das Königreich Bulgarien. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Auf dem unruhigen Balkan hat sich wieder einmal ein Stück Weltgeschichte abgespielt: Bulgarien hat sich und das ihm 1885 angegliederte Rumelien für unabhängig erklärt und Fürst Ferdinand die Gelegenheit benutzt, sich in der alten Zarenstadt Tirnowo am 5. Oktober feierlich als „König Ferdinand I." ausrufen zu lassen. Den letzten Anstoß zu diesen Ereignissen gab ein Ultimatum der Pforte, das binnen drei Tagen die Freigabe der beschlagnahmten Strecken der Orientbahn bei Androhung hoher Schadensrechnungen forderte. Die Antwort Bulgariens war die Unabhängigkeitserklärung, ohne jedoch die Mobilisierung der Truppen anzuordnen, und das ganze Volk steht wie ein Mann hinter seinem Könige.

König Ferdinand I. von Bulgarien.

Der Buchhandlungsgehilfenverein zu Leipzig beging in den Tagen vom 3. bis 5. Oktober die Feier seines fünfundsiebzigjährigen Bestehens. Im Jahre 1833, also zu einer Zeit gegründet, in der die Fachvereine überhaupt noch dünn gesät waren, ist er der älteste Verein jüngerer Buchhändler und heute mit seinen über 450 Mitgliedern die größte derartiger Vereinigungen in der Zentrale des Buchhandels wie in ganz Deutschland. Ihm verdankt auch der durch seine segensreichen Einrichtungen bekannte große „Allgemeine deutsche Buchhandlungsgehilfen-Verband", der im Jahre 1872 gegründet wurde, seine Entstehung. Als Gründer oder einstige Mitglieder kann er zahlreiche Namen bedeutender und berühmter Männer nennen, wie Bernhard Tauchnitz, J. J. Weber, Jul. Klinkhardt, Ed. Avenarius, Otto Aug. Schulz, diese beiden die Hauptgründer des Vereins, Otto Spamer, Ernst Keil, K. F. Koehler u. v. a. m., deren Firmen zum großen Teil heute noch zu den ersten des Buchhandels zählen. Anfänglich nur die Förderung des persönlichen und geselligen Verkehrs sowie die Fortbildung seiner Mitglieder pflegend, hat der Verein im Laufe der Jahre durch eine Reihe trefflicher sozialer Einrichtungen seinen Wirkungskreis erweitert. Schon 1849 entstand die Unterstützungskasse, der später eine Krankenkasse, Pensionskasse und Witwen- und Waisenkasse folgten. Die Bibliothek, im Jahre 1858 begonnen, umfaßt heute einen Bestand von über 10 000 Bänden. Vorträge, Vorlesungen, Unterrichtskurse, Vereinsabende, gesellschaftliche Veranstaltungen, Theatervorstellungen usw. bilden das ständige reichhaltige Jahresprogramm für seine Mitglieder. So bildet der Leipziger Buchhandlungsgehilfenverein einen blühenden Zweig am großen Baum des deutschen Buchhandels. Mit berechtigtem Stolz kann er auf die fünfundsiebzig Jahre seines Bestehens und auf das in dieser Zeit Geleistete zurückblicken. Für den ersten Tag der Jubelfeier war ein Kommers im Buchhändlerhause vorgesehen. Am Sonntag, dem 4. Oktober, fand die feierliche Festsitzung im Zentraltheater im Beisein einer großen Anzahl von Ehrengästen statt, unter ihnen der Erste Vorsitzende des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, der Oberbürgermeister von Leipzig, Vertreter von Behörden, Korporationen und Vereinen und viele Leipziger Prinzipale, die auch hierdurch wieder ihr dem Verein stets bewiesenes Interesse zum Ausdruck brachten. Am Nachmittag war Festtafel mit anschließendem Ball. Den Wünschen für ein fernes Blühen, Wachsen und Gedeihen des Vereins schließen wir uns von ganzem Herzen an.

Eleonore, die zweite Gemahlin König Ferdinands I.

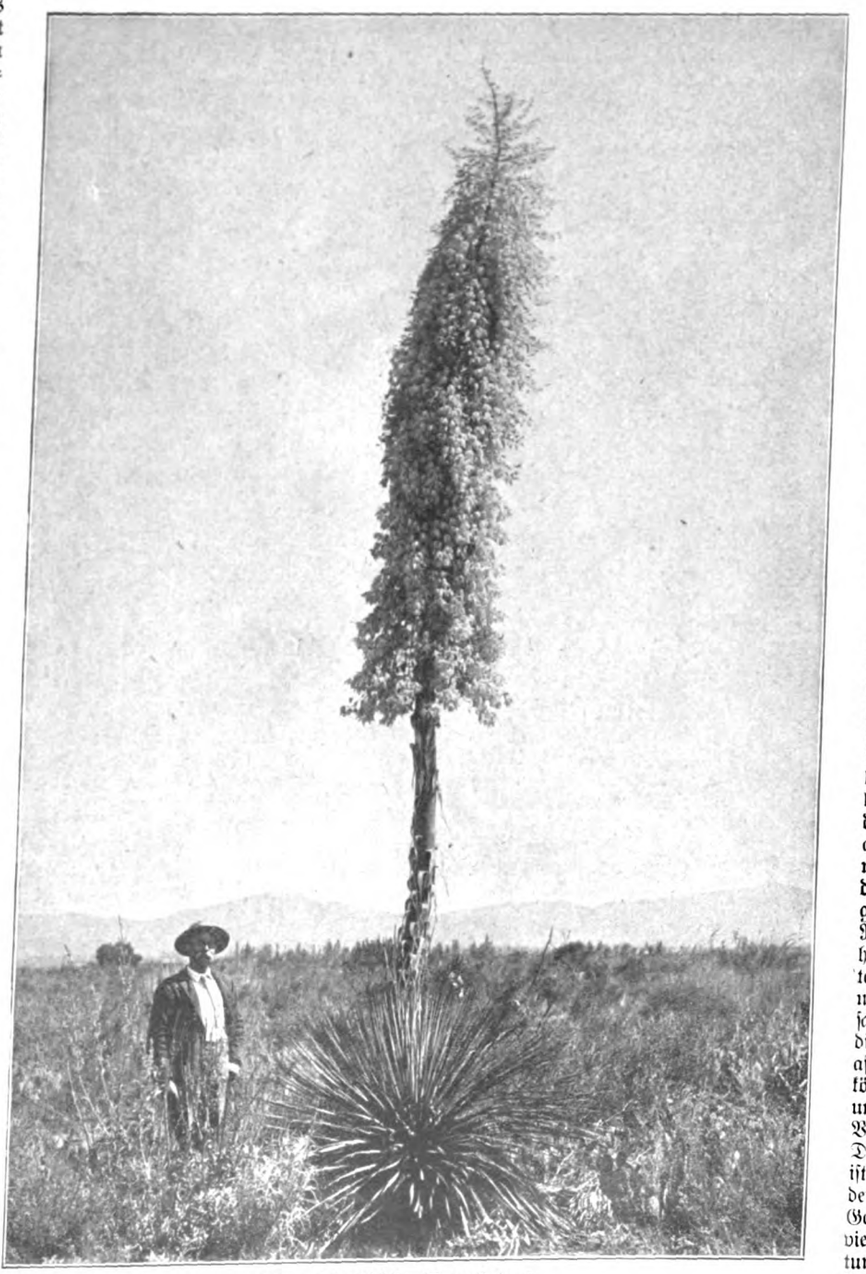


Georg Brokesch, Leipzig, phot.

Festsitzung des Buchhandlungsgehilfenvereins zu Leipzig.

Aufsuchen von Perlen mittels der Röntgenstrahlen. Die Perlenfischerei ist ein mühevolles Geschäft. Taucher holen die Muscheln vom Meeresgrunde herauf, der Fang wird auf Haufen geworfen; die Tiere sterben ab und gehen in Fäulnis über. Nach etwa zehn Tagen werden die Muscheln gespült und auf Vorhandensein von Perlen untersucht. Der Ertrag ist aber nicht groß, denn kaum in jeder zehnten Muschel findet man das kostbare Juwel. Bei diesem Verfahren wird eine Unmenge von Perlmuscheln ohne Nutzen vernichtet. Nach neuerdings angestellten Versuchen haben sich in diesem Falle die Röntgenstrahlen als ein gutes Mittel zum Aufsuchen der Perlen bewährt. Durchleuchtet man mit ihnen eine Muschel, so zeigen sich in ihr etwa vorhandene Perlen in dem aufgenommenen Röntgenbilde. Man kann also auf diese Weise die Muscheln erforschen; die mit reifen Perlen besetzten werden zum Öffnen zurückbehalten, diejenigen, in denen sich erst kleine Perlen befinden, werden in besondere Bassins zum Nachreifen eingesetzt, während die perlfreien wieder auf ihre Bänke im Meere gebracht werden. Die Apparate sind neuerdings derart vervollkommnet worden, daß man in 15 Sekunden 100 brauchbare Radiogramme herstellen kann. Es werden dabei einige hundert Muscheln auf einmal der Wirkung der Röntgenstrahlen ausgesetzt. Das Verfahren ist wohl geeignet, einer Verödung der Muschelbänke vorzubeugen. C. F.

Rauhschopflilie. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Die Pflanze, die unser Bild in einem schönen, blühenden, am heimischen Standort aufgenommenen Exemplar zeigt, ist eine Rauhschopflilie (Dasylirion); sie ist, worauf schon ihr Name hinweist, eine Vertreterin der großen Familie der lilienartigen Gewächse. Von diesen Rauhschopflilien sind etwa zehn in Texas und dem mexikanischen Hochlande heimische Arten bekannt geworden. Einige dieser Arten haben sich auch bei uns als geschätzte Zierpflanzen eingebürgert, die man zur kalten Jahreszeit in Wintergärten und Orangerien pflegt, im Sommer aber zur Gartenausstattung verwendet. Manche Arten bilden stattliche Stämme, deren Schöpfe bis 200 üppige Blätter aufweisen. Die oft meterlangen, schmalen, steifen Blätter sind am Rande dornig gesägt und am Ende oft mit je einem trockenen Faserbüschel geschmückt. Die Blütezeit fällt in den Sommer. Die Entwicklung des bis drei Meter hohen Blütenschaftes, dessen mitunter $1\frac{1}{2}$ Meter langer Blütenstand aus sehr reich- und dichtblütigen Ähren oder Trauben gebildet wird, entkräftet die Pflanze sehr, so daß auch starke Exemplare nicht alljährlich blühen. Die Rauhschopflilien sind getrenntblütig oder diözisch, d. h., die Pflanzen entwickeln teils nur männliche, teils nur weibliche Blüten, wie dies auch bei vielen Palmen, unseren Weiden, Pappeln u. a. der Fall ist. Unserem deutschen Winter sind die Rauhschopflilien nicht gewachsen, dagegen finden wir unter ihren nächsten Verwandten, den in Nordamerika heimischen Palmenlilien (Yucca), stattliche, im Freien ausdauernde Blüher mit prächtigen weißen Blumen. Die schönste ist die im Großherzoglichen Hofgarten zu Karlsruhe gezüchtete Yucca Karlsruhensis, die sich selbst strengem Froste gewachsen zeigt. M. H.



Rauhschopflilie (Dasylirion).

Riesenlokomotiven. Um den wachsenden Ansprüchen an die Schnelligkeit des Verkehrs zu genügen, hat man in den letzten Jahren den Bau von Lokomotiven besonders vervollkommnet. In Europa hat man vor allem auf die Schaffung großer leistungsfähiger Schnellzugslokomotiven Gewicht gelegt, und es ist möglich geworden, mit deren Hilfe die Fahrgeschwindigkeit auf ebener Strecke auf 130 Kilometer in der Stunde zu steigern und Strecken von 320 Kilometern Länge ohne Maschinenwechsel zu durchfahren. In den Vereinigten Staaten von Amerika machte sich dagegen das Bedürfnis geltend, leistungsfähigere Lokomotiven für Güterzüge zu erhalten. Zur Beförderung der Frachten in weit voneinander entfernten Gebieten werden dort ungewöhnlich lange Züge zusammengestellt, und man will nach Möglichkeit die Verwendung von Vorspannlokomotiven vermeiden. Darum hat man auf einigen Linien wahre Riesenlokomotiven eingestellt. Die größte von ihnen ist die Mallet-Lokomotive der Eriebahn. Sie hat mit dem Tender eine Länge von 25 Metern und wiegt ohne Tender 185 Tonnen, also etwa doppelt so viel wie unsere Schnellzugslokomotiven. Ihr Kessel ist der größte Lokomotivkessel, der bis jetzt gebaut wurde, er wiegt 45 Tonnen, enthält betriebsfertig 35 Kubikmeter Wasser und ist etwa 12 Meter lang. Die Feuerbuchse der Lokomotive gleicht einer kleinen Stube, da sie bei 3,3 Metern Länge eine Weite von 2,7 Metern besitzt. Bei höchster Entfaltung ihrer Leistung wäre die Lokomotive imstande, einen beladenen Zug von 250 Wagen fortzuziehen. Ein solcher Zug würde aber über 3 Kilometer lang sein und gegen 10 000 Tonnen wiegen. C. F.

Gallafrauen. (Abbildung auf Seite 904.) Südlich von Abessinien haust in den Steppen Ostafrikas der eigenartige Volksstamm der Galla. Dieser Name ist arabischen Ursprungs und bedeutet „Barbaren"; die Galla nennen sich aber selbst „Die Roten" nach ihrer Hautfarbe, die von den schwarzgefärbten benachbarten Rassen absticht. Sie sind hamitischen Ursprungs, tapfer, aber durchaus nicht so wild und grausam wie ihre Nachbarn, die Somal. Unter den afrikanischen Stämmen können sie als ein schönes und ziemlich gesittetes Volk bezeichnet werden. Die Stellung der Frau ist verschieden, je nach dem Bekenntnis der Galla, die in Abessinien vielfach zum Christentum übergingen, während sie sich in anderen Gebieten dem Islam anschlossen, und nur ein Teil dem alten Heidentum treu blieb. Überall ist aber das Zusammenleben der Familie durchaus friedlich und nach patriarchalischem Muster. Was das Äußere der Gallafrauen anbelangt, so sind sie von wohlgeformter Statur, neigen aber etwas zur Üppigkeit. Infolge der Vermischung mit Araber- und Negerblut sind die Gesichtszüge verschieden, oft wirklich schön, oft aber auch häßlich. Die Tracht der Gallafrauen besteht aus herabhängenden Gewändern und einem über die Brust geschlungenen, enganliegendem Tuche. Sie tragen viel Schmuck, der namentlich aus Eisen gefertigt wird. Die jungen Mädchen werden frühzeitig zur Arbeit an-

gehalten, denn die Last der Hauswirtschaft und der Bestellung der Felder ruht hauptsächlich auf den Schultern der Frauen. Im zwölften bis sechzehnten Lebensjahre gehen sie die Ehe ein. Früher wurden sie vom Bräutigem geraubt, jetzt werden sie zumeist für den Preis von acht bis sechzehn Kühen gekauft. Hausarbeiten, Erziehung der Kinder füllen nun ihr Leben aus; hauptsächlich wachen sie über ihren Töchtern, denn die jungen Herren Söhne arbeiten nicht im Felde, solange sie Junggesellen sind. Sind die Frauen gealtert, so gewinnen sie nicht

M. Branger, Paris, phot.

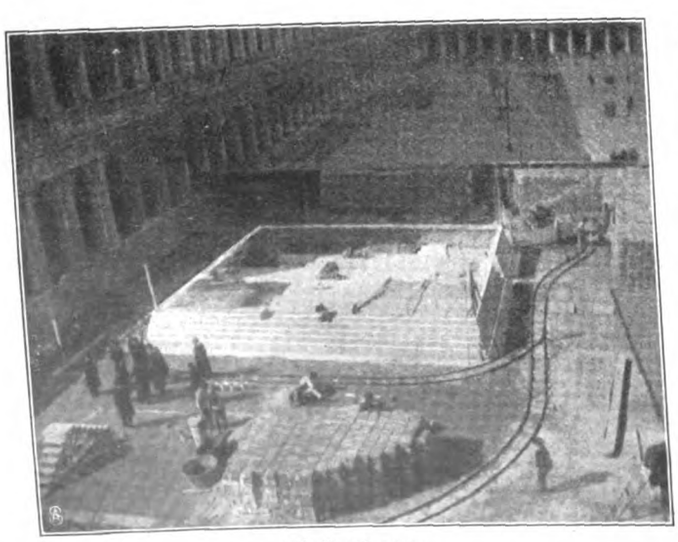
Gallafrau.

selten Geschick in allerlei Zauberkünsten, und solche Frauen erfreuen sich nicht nur bei den heidnischen, sondern auch bei den anderen Galla eines besonderen Ansehens. Die Kultur äußert aber auch bei diesem Volksstamm ihren nivellierenden Einfluß. Die alte Tracht schwindet mehr und mehr, namentlich die Jugend beginnt sich modern zu kleiden, und auch von den uralten Sitten gerät eine nach der anderen in Vergessenheit.

Hirschgeweih-Leuchter aus alter Zeit. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Im Vorraum des Märkischen Museums zu Berlin hängt, zwischen allerlei altem Gerümpel, stiefmütterlich jedes Lichtes beraubt, eine jener alten „Leuchten", die schon recht selten geworden sind. Vielleicht hat sie einst als Zierat eines märkischen Rathaussaales oder einer Kapelle gedient, denn sie trägt noch die letzten Reste einer ehemals reichen bunten Bemalung und schließt sich im Bau wie in der Verzierung ganz an ähnliche Stücke an. Eine Verbindung von Hirschgeweihen, Holzschnitzerei und eisernen Trägern, scheint sie, der stehenden Holzfigur einer würdigen Matrone nach, die die Tracht vom Ausgange des 15. Jahrhunderts trägt, zu den ältesten Beleuchtungskörpern mittelalterlicher Kunst zu gehören. Die Geweihstangen sind senkrecht geordnet und umschließen die Mittelfigur, die zwei Kinder auf den Armen trägt — eine Gruppe, die als die „St. Anna Selbdritt" den Kennern bekannt ist. Ein eiserner gewundener Reif, der an Ketten hängt, vereinigt die Stangen, und das Ganze ruht auf einem länglich achteckigen, gotisch profiliertem Sockel, der wiederum in einen Tierkopf ausläuft. Lichterhalter sind nicht vorhanden, es kann also eben sowohl den „Leuchten" als auch den „Hängestücken" zugezählt werden. Jedenfalls aber ist es der Beachtung aller Museumsbesucher wert.

Der Wiederaufbau des Campanile in Venedig. (Zu den untenstehenden Abbildungen.) Kaum war in einer Wolke von Staub der berühmte Campanile am 14. Juli 1902 zusammengebrochen, an dem das seine zahllosen Kunstschätze und Bauwerke eifersüchtig bewachende Volk von Venedig mit ganzer Seele hing, als sich in der Dogenstadt zwei einander bekämpfende Parteien bildeten. Die eine von ihnen war entschlossen, sich mit der Erinnerung zu begnügen und lieber keinen Campanile, als einen unechten zu besitzen — die andere trat mit demselben Eifer für sofortigen Wiederaufbau ein. Und — obgleich die weniger logische — behielt diese letzte Volkspartei recht. Aber endlose Beratungen über die beste Rekonstruktion, über die Art der Fundamentierung, ja selbst über die Frage, ob fremde, ob einheimische Ingenieure, verzögerten die Arbeiten. Erst in letzter Zeit schreitet der Bau unbehelligt und stetig vorwärts. Der Glockenturm hat eine Höhe von ungefähr 43 Metern erreicht; es fehlen noch zehn bis zum Glockenstuhl, und da jeden Monat ungefähr vier Meter Mauerwerk bewältigt werden, ist das Ende des Baues abzusehen. Papst Pius X. hat in Erinnerung der Zeit, da er Patriarch von Venedig war, der Stadt das Anerbieten gemacht, ihr die neuen Glocken zu schenken. Sie werden am Tage des heiligen Markus den Gläubigen künden, daß das große Werk vollendet ist und ein neuer Campanile am Markusplatze Wache hält. Auch die vergoldete Figur, die die Spitze des Turmes krönen soll, wird ein Geschenk des Papstes sein, dessen hochherzige Gabe mit Begeisterung aufgenommen wurde. Unsere Bilder zeigen den Wiederaufbau im ersten Stadium des Fundaments und bei vorgeschrittener Tätigkeit.

Lichter-Weibel mit St. Anna Selbdritt im Märkischen Museum zu Berlin.



Die Grundmauern.

Giuseppe Bigaglia, Rom, phot.

Der jetzige Stand des Baus.

Vom Wiederaufbau des Campanile in Venedig.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Waldrausch.

(14. Fortsetzung.)

Roman von Ludwig Ganghofer.

Nicht nur Sully, sondern auch ein anderer noch hatte da was Neues erlebt. Der Toni Sagenbacher! Fünfzehn graue Jahre hatten ihn getäuscht und betrogen — und nun hatte ihm eine rotbrennende Minute die Wahrheit gesagt. Dieses Neue fiel über ihn her, daß es den langen, kraftvollen Menschen völlig schwindlig machte. Er bewegte die Lippen, doch er konnte nicht sprechen, sah nur immer die Beda an, und stumm und willig ließ er alles mit sich geschehen, was sie tat. Sie hatte ihn zum Ufer des Altwassers hingeschoben, zog ihn nieder ins Gras, riß das weiße Tüchelchen von ihrem Hals herunter, tauchte das Tuch ins Wasser, wusch dem Toni das Blut von der Hand und preßte das Tüchlein als feuchtkühlen Bausch

Copyright by Adolfo Croce, Milano.

Geschwister.

Gemälde von Luigi Rossi.

auf die Bißwunde. Doch immer wieder sickerten unter dem Tuch die roten Fäden heraus.

„Herr Jesus! Jesus! Gar net aufhören mag's!"

Der Toni atmete tief. „Macht nix, Bedle!" sagte er leise. „Weißt, ich bin so viel überblütig. 's kleinste Ritzerl . . . und 's Blut fahrt mir gleich allweil aussi wie narret. Da kann dein Hundl nix dafür!"

An den Worten, die der Toni da gesprochen hatte, war doch nichts besonders Merkwürdiges. Und dennoch schien der Beda ein Schauer durch das junge Leben zu rinnen. Scheu hob sie das Gesicht — und geriet in heiße Verwirrung, als sie den frohen, tiefen und schönen Glanz in Tonis Augen sah. Aber sie drehte gleich das Gesicht wieder weg, blieb stumm und wusch und kühlte immerzu die gebissene Hand.

Nach einer Weile, und wieder ganz leise, sagte der Toni: „Wenn sich der Sully einmal so weit an mich gewöhnt hat, daß er lauft mit mir, nacher führ ich ihn auffi ins Wirtshaus und zahl ihm ein Nierenbraten!"

Das war doch eigentlich ein lustiges Wörtl? Doch es klang so wunderlich ernst! Und es wirkte auch gar nicht heiter auf die Beda. Sie hatte die Augen voll Tränen. Und mußte erst heimlich von diesem nassen Schleier ein paar große Tropfen fortzwinkern, bevor sie die gebissene Hand wieder ansehen konnte. Als sie vorsichtig den kühlen Bausch gelüftet hatte, tat sie einen brunnentiefen Schnaufer! Denn sie sah, daß dieses ungebärdig quellende „Überblut" endlich gestillt war. „Gott sei Lob und Dank! . . . Jetzt mußt dich noch richtig verbinden lassen, gelt?" Hurtig wusch sie im Bache das rotfleckige Tüchl weiß, nahm es schmal zusammen, und während über den beiden der Himmel glühte und rings um sie her alles Frühlingsleben der Natur wie Feuer glomm, kniete die Beda vor den Toni hin und band ihm den feuchten Tuchstreifen um die wunde Hand. Als sie den Knoten zuzog, fragte sie, ohne aufzublicken: „Gelt, ein bißl fest hab ich's gmacht?"

Er beugte den Kopf, als hätte er dürstende Sehnsucht, mit seiner Wange an ihr Haar zu streifen. Doch er tat es nicht und sagte nur: „Ja, Bedle, heut haben wir's fest gmacht!"

Ganz gut verstand sie, wie das gemeint war. Und dennoch fand sie den Ton einer geschäftsmäßigen Klugheit. „Ein bißl fest muß 's Tüchl allweil sitzen. Weißt, daß dir nix Unrechts net einikommt!"

In Tonis Augen war ein glückliches Lachen. „Na, Bedle! Ebbes Unrechts kommt uns nimmer eini! Da kannst dich verlassen drauf!" Mit dem weißen Wickel um die braune Tatze faßte er vorsichtig nach Bedas Hand, die kalt vom Wasser war. „Und tausendmal Vergeltsgott, du! Jetzt hast mir 's zweitmal gholfen . . . an so eim fuirigen Abend!"

Beda sprang auf — das war noch immer in ihr, daß sie etwas Quälendes empfinden mußte, wenn sie an jenen glühenden Abend vor fünfzehn Jahren erinnert wurde.

„Bedle?" stammelte der Toni erschrocken.

In den Erlenstauden ließ sich ein kribbliges Geraschel vernehmen. Doch von den beiden hörte keins auf dieses nahe Geräusch. Beda blickte über das rotblitzende Wasser hin. Und der Toni sah an ihrer schmucken Gestalt hinauf, alle Sehnsucht seines Herzens in den Augen. Und je länger er das Mädel betrachtete, um so strenger wurden die Züge seines Gesichtes; etwas Scheues, unruhig Flackerndes erwachte in seinem Blick — und da schlug er plötzlich, wie in Zorn über sich selbst, die Faust an seine Stirn.

Ohne sich zu regen, sagte Beda mit zerdrückter Stimme: „Da mußt net reden davon! . . . Denken laßt sich alles leichter!" Ein tiefer Atemzug schwellte ihre Brust. Sie sah zum glühenden Himmel hinauf und über die leuchtenden Berge hin. Und dann sagte sie froh: „Es deucht mir, als wär der Abend heut viel schöner noch . . . und fuiriger! . . . Ob 's net d'Waldbluh ausmacht, daß die Berg gar so narrisch brennen?" Weil sie keine Antwort hörte, drehte sie langsam das Gesicht. Und da sah sie den Toni wie von einer schweren Last gebeugt im Grase sitzen. „Jesus! Bub? Was hast denn?"

Er sah die Beda nicht an. Mit zitternden Händen griff er nach der Angelrute, warf die Schnur über das leuchtende Wasser hinaus und bohrte die Gerte in den Rasen.

Das Mädel in seiner Ratlosigkeit fragte: „Hast ebba heut noch nix derwischt?"

„Ein bißl ebbes schon!" Jetzt konnte der Toni wieder lächeln. „Aber halt kein Fisch!"

„Freilich, wenn ich so dasteh am Wasser, da muß ich dir ja d' Fisch vertreiben! Ich mein', es wird besser sein . . ."

Der Toni erschrak und machte eine Bewegung, wie um die Beda festzuhalten, damit sie nicht fortgehen könnte. Aber solche Mißverständnisse kommen davon, wenn man mit seinen Gedanken voreilig ist und die Leute nicht ausreden läßt.

Denn die Beda sagte: „Es wird besser sein, ich mach mich ein bißl klein und hock mich neben deiner ins Gras!" Und das tat sie auch gleich.

Nun hatte der Toni wieder jenen schönen Glanz in den Augen. „Recht hast, Madl . . . ebbes Unrechts därf uns nimmer einikommen!" Das flüsterte er so leise, daß es die Beda bei dem kribbligen Geraschel, das in den Erlenstauden immer näher rückte, gar nicht verstand.

Und weil sie meinte, er hätte irgend etwas sehr Gescheites über Fischerei gesprochen, drum sagte sie: „Ja, Bub, heut müssen wir aushalten, bis wir ebbes Richtigs derwischen! An so eim Abend muß doch wieder einer beißen. Und nacher hilf ich, gelt? Dein Mutterl muß ihren guten Fisch haben. Das is d' Hauptsach jetzt!" Eine warme Zärtlichkeit war in ihrer Stimme. „Gelt, deiner Mutter geht's besser? . . . Es muß ihr ja besser gehn! Da denk ich deintwegen allweil dran, bei Tag und Nacht! Es muß ihr besser gehn!"

Über den Toni fiel eine so schwere Erschütterung her, daß er nicht sprechen konnte und mit den Zähnen knirschte.

„Mar' und Joseph!" In Sorge klammerte Beda seinen Arm an ihre Brust.

Und da brach es in erwürgten Lauten aus allem Sturm seines Herzens heraus: „Ja! Recht hast, Bedle! Allweil hast recht! Es muß ihr besser gehn! Es muß! Es muß! . . . Und es wär net 's erstmal, daß ein Dokter ein Esel is, und daß alles anders kommt, als wie's eim so ein Totenvogel prosazeit! . . . Sie is ein bißl hart dran, d' Mutter. Aber es muß ihr besser gehn! Jetzt hab ich den Glauben drauf! Den hast mir geben, Bedle! Vergeltsgott, Schatz! Da kann's nimmer fehlen! Jetzt muß sich unser Herrgott derweisen, wann er exaktieren und gut sein will! Das därf er net tun jetzt, daß er mir d' Mutter nimmt! Grad jetzt! Wo d' Mutter erst noch 's Beste derleben kunnt! Und so viel Freud anschauen! Und so viel Glück!"

„Jesus! . . . Tonele? . . . Was für ein Glück?"

Aber Toni fand nicht mehr die Zeit, um Antwort zu geben. Denn als er den Arm um die Beda legen wollte, bog sich das Mädel erschrocken von ihm fort. Und nicht nur Beda, auch der Toni hatte in der Flüsterstille des roten Abends dieses Unerklärliche gehört. Es hatte fast geklungen wie das Knurren eines Hundes, der zu bellen versuchte, doch eingeschüchtert wieder schwieg. Aber das mußte eine Täuschung sein! Denn Sully hatte doch seine irritierte Weltanschauung vor einer Viertelstunde flink nach Hause getragen? Was war also dieses Unerklärliche? Vielleicht hatte eine Schuhsohle geknarrt? Denn auf dem Wiesenpfade kam einer am Altwasser hergegangen, langsam, die Hände hinter dem Rücken, das Gesicht mit den träumenden Augen emporgehoben zum glühenden Himmel. Dabei bewegte er stumm die Lippen, als spräche die Seele in ihm.

Der da gegangen kam, das war doch einer, dem die Beda und der Toni von Herzen gut waren. Aber in dieser roten Stunde guckten ihm alle beide mit so unfreundlichen Augen entgegen, als hätten sie ihn für fünf Minuten in das ferne Land verwünschen mögen, in dem der Pfeffer gut gedeiht.

Ambros merkte nicht, wie ungelegen er kam. Denn als er die beiden am Ufer gewahrte, lachte die Freude in seinem

Gesicht. „Ach, nein, wie nett das ist! Genau so ein roter Abend wie damals! Und wir alle viere wieder schön beisammen!"

Die Beda stammelte: „Was? Alle viere?" Sie blickte suchend umher und richtig, da kauerte der weiße Spitz hinter ihr in der Erlenstaude! Um sein schlechtes Gewissen zu dokumentieren, legte sich Sully winselnd auf den Rücken und säbelte mit den flinken Pfoten flehend in der Luft herum. Und da mußte die Beda lachen. Und um bei Ambros kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, wartete sie eine Frage gar nicht ab, sondern sagte gleich: „Im Schlößl hab ich alles bsorgt. Und wie ich auf'm Heimweg da her komm, hockt der Toni da mit der Angel! Ja, und da hab ich dem Toni halt ein bißl fischen zugschaut."

Das bestätigte der Toni. „Ja, bloß ein bißl fischen hat s' mir zugschaut." Heimliches Glück macht auch die ehrlichsten Menschen zu Lügnern.

„So? . . . Na, da schau ich euch halt auch ein bisserl fischen zu!" Ambros warf den Hut ins Gras, setzte sich dem schweigsamen Pärchen gegenüber, schlang die Arme um die Knie herum und guckte die beiden lachend an. Alle Mißlaune, die er aus dem Bürgermeisterhause davongetragen hatte, war verschwunden. In seinen Augen blitzte die Freude über diese rote Stunde so schön und rein, daß auch Toni und Beda den Ärger nicht festhalten konnten, den dieser dritte ihnen gebracht hatte. Und mit Schwatzen brauchten sie sich nicht zu plagen. Denn Ambros übernahm das für sich allein und sprudelte alle Freude heraus, die in ihm brannte. „Herr Gott! Wie schön ist das heute wieder! Wenn die Natur so ihre großen Frühlingsfeuer anzündet! Da wird man als Mensch so klein und fühlt sich doch so groß dabei und spürt in sich alles Ewige. Man möchte fliegen und hinausschwimmen ins Unendliche! Und möchte sich doch wieder festklammern an aller Schönheit der Erde, um sie nie zu verlassen!"

Die Beda und der Toni sahen einander lächelnd an. Sie verstanden nicht — und verstanden doch! Denn die gleiche blühende Trunkenheit, die in dieser gläubigen Poetenseele fieberte — sie flammte und zitterte auch in dem halb geborenen Glück und in den Herzen der beiden anderen.

„Ach, Kinder! Schaut doch nur da hinauf! Und dort hinaus! Und überall hin! Ein rotes Wunder neben dem anderen! Wahrhaftig, es kommt mir so vor, als wären die fünfzehn Jahre gar nicht gewesen! Denn genau so, wie es damals war, genau so ist es heute wieder! Nein! Noch schöner! Tausendmal schöner! Denn damals waren wir Kinder, die mit halben Sinnen genossen und den Schönheitsrausch nicht verstanden, der ihnen wie Feuer in die kleinen Käferherzen gefallen war. Aber heute ist alles noch tausendmal schöner, weil wir reife Menschen sind . . . reif zum Leben und zu allem Glück . . . und weil wir all das Schöne jetzt doppelt schauen und trinken, mit den Augen und mit dem Herzen, mit allen wach gewordenen Sinnen des Leibes und der Seele! Und guck nur, Tonele . . . guck nur, Bedle . . . da drüben, das ist ja auch ganz die gleiche Stelle wie damals. Und wo wir sitzen, hier, am Ufer, da waren doch die niederen Büsche . . . da ist das kleine gute Bedle für uns ins Wasser gesprungen . . ."

Ein Wunder geschah. Die Beda erschrak nicht, wurde nicht bleich und wurde nicht zornig — denn der Toni hatte heimlich ihre Hand gefaßt und hielt sie fest.

Und Ambros lachte. „Bedle? Was meinst du? Wirst du das heut auch wieder tun?"

Ein bißchen verlegen wurde sie freilich, aber sie scherzte heiter: „Heut brauch ich ja nimmer ummischwimmen! Jetzt sind wir eh schon alle beinand!"

Und fest! sagte der Toni, aber nicht mit Worten, nur mit einem Druck seiner Hand.

„Da fehlt also nur noch der Fisch!"

Nun lachte auch der Toni. „'s ander haben wir alles! Aber mit'm Fisch, mein' ich, wird's heut ein bißl auslassen! So ein Endstrumm Huchen schwimmt net alle Tag umeinander."

„Verruf's nicht, Tonele!" sagte Ambros. „Die schönen Dinge kommen immer wieder. Da glaub ich dran!"

„Ja," fiel die Beda ein, ganz aufgeregt, „wetten und schwören tät ich, daß der Tonele heut noch den allerschönsten Fisch fangt. Und bal er bissen hat . . . Tonele, da hilf ich ziehen wie narret! Furs Mutterl, weißt!"

Nun schwiegen sie alle drei und spähten erregt und gläubig auf das in allen Farben gaukelnde Wasser hin.

Das Rot der Wiesen glitt in purpurne Töne hinüber, wurde zu violettem Dunst — und vom Buchenwäldchen streckte sich schon ein schwarzer Schatten lang einher. Aber der blühende Bergwald hatte noch tiefen Rotschein, und die hohen Zinnen hatten noch helle Glut.

Ambros, der nicht mehr an die Angel dachte, sondern mit glänzenden Augen hinaufträumte in die safranfarbenen Lüfte, sagte leis: „Herrgott, das ist doch ein Abend, an dem man singen müßte!"

Flink warnte die Beda: „Da tätst dem Tonele den großen Fisch vertreiben!"

Aber der Toni meinte lächelnd: „Deswegen dürft man schon singen! Und ich hab einmal ein Liedl über ein Fischer gelesen, der allweil gsungen hat bei der Fischerei. Und d' Fisch sind ihm nachgeschwommen. Und schauderhaft viel hat er gfangen!" So sah in der Schulerinnerung des Toni Sagenbacher die Mär vom Sänger Arion aus.

Die Beda bettelte gleich: „Geh, Tonele, so sing eins auf! Du kannst es gwiß!"

Er schüttelte den Kopf. „Ich kann's halt, wie's die andern können. Aber für so ein Abend ghöret ebbes Bsonders her. Da müßt ebba der Waldrauscher singen!"

„Kinder!" Nach diesem Wort verstummte Ambros wieder und blickte sinnend in das schattende Gras. Und dann sagte er ganz heimlich: „Paßt auf, ich will euch ein Liederl singen. Ein neues! Das ist mir vorhin eingefallen, wie ich den Weg vom Dorf daher gemacht habe." Er beugte sich langsam vor, legte die verschlungenen Hände zwischen die Knie, und halb sprechend, halb singend begann er dieses Lied:

„Es fiel ein Leuchten in die Welt,
Ein feuerschönes Glänzen.
Und sieh, der Wald, von Saft geschwellt,
Will bräutlich sich bekränzen.
Es liegt die blühende Natur
In roten Traum versunken —
Mein Herz, der Wald, die weite Flur,
Ist roter Schönheit trunken!

Und dieser Rausch, so süß und tief,
Macht alles Leben lachen,
Und was in dunklen Brunnen schlief,
Will hell zum Glück erwachen.
Die Erde ward ein Freudensaal
Voll roter Sonnenkerzen,
Und überall ist Hochzeitsmahl
Für alle reinen Herzen.

Und mich und dich und Baum und Stein
Berührt des Wunders Schwinge,
Und: Ich bin dein, und du bist mein!
So jubeln alle Dinge.
Weil alles Leben Hochzeit hält
Mit rosenroten Tänzen,
Drum fiel vom Himmel in die Welt
Dies feuerschöne Glänzen!"

Als Ambros verstummte, war der feuerschöne Glanz, von dem er gesungen hatte, schon halb erloschen. Das Rot der steigenden Wälder hatte sich gedämpft, über die Wiesen begann eine dunstige Dämmerung hinzuschleichen, und nur die leise schaukelnden Wellen des Altwassers hatten noch farbigen Schein, weil sie die Glut der höheren Lüfte spiegelten.

Auch Beda und Toni blieben stumm. Der Beda glänzten die Augen — sie glaubte das neue Lied verstanden zu haben, weil ihr zwei Worte verständlich waren — das Wort von der Hochzeit, die gehalten wird, und das Jubelwort aller blühenden Dinge: Ich bin dein, und du bist mein! Doch der Toni hatte eine tiefe Furche zwischen den Brauen und

schien sich mit schweren Gedanken zu plagen. Dann sagte er schwül: „Brosle, da hast wieder Musi gmacht! Aber das Liedl mußt mir aufschreiben. Wann ich's öfter lesen kann, so mein ich doch, ich kunnt mir's langsam ausdeutschen."

Ambros wollte lachen. Aber da sprang die Beda wie eine Verrückte mit grillendem Schrei vom Grasboden auf. „Jesus! Jesus! Tonele! Der große Fisch hat bissen!" Den Toni riß es herum, als hätte er einen elektrischen Schlag empfangen — und wirklich, die Federspule an der Angelschnur verschwand immer wieder im purpurnen Wasser. Eine flammende Erregung befiel die drei jungen Menschen — und Sully schlug einen Spektakel auf, als wäre er der gleiche weiße Spitz, der bei dem großen Fischzuge vor fünfzehn Jahren mitgewirkt hatte. Ambros schrie fast die gleichen Worte, die damals der kleine Brosle geschrien — und der Toni, sich vom Boden aufschnellend, griff mit beiden Fäusten nach der Angelrute — und die Beda sprang zu ihm hin und wollte helfen und ziehen. Doch ehe das Mädel noch recht die Hände strecken konnte, hatte der Toni schon einen kraftvollen Ruck mit der Angelgerte gemacht — ein fingerlanges Forellchen flog in hohem Bogen silberschimmernd durch die Luft, ward von der Angel ledig, blitzte schön im letzten Glanz des Abends, fiel zurück in die violette Flut — und war verschwunden.

Im ersten Augenblicke standen sie alle drei wie vor den Kopf geschlagen. Dann aber — weil sie doch alle schon an ein zweites Fischwunder geglaubt hatten — tat der Kontrast seine Wirkung, und sie brachen gleichzeitig in heiteres Lachen aus und lachten immer zu, bis der Toni bekümmert sagte: „Jetzt is d' Mutter z'kurz kommen!"

Da konnten auch die beiden anderen nicht mehr lachen — und in dieser Stille hörte man drüben beim Wildacherhäuschen eine weibliche Stimme immer wieder einen Namen schreien.

„Mar' und Joseph!" stammelte die Beda. „D'Ahnl hat Angst um mich! . . . Da muß ich heim!"

„Und ich muß auch nach Hause!" fiel Ambros ein. „Und muß noch üben ein paar Stunden. Gute Nacht, Tonele! Heute hat's fehlgeschlagen!"

Tonis Augen huschten zur Beda hinüber. „Net ganz!"

„Mußt halt morgen dein Glück wieder versuchen!"

„Kunnt sein, daß ich's heut noch ein bißl probier."

Der Beda fuhr es heiß über die Wangen.

„Ja, du," sagte Ambros, „und zu reden hätt ich auch noch was mit dir wegen meiner Arbeit. Aber heute muß ich heim!"

„Mach' ich halt morgen in der Fruh ein Sprung zur Notburg aussi."

„Ja, Tonele! Ich dank dir schön! Und jetzt gute Nacht!"

„Gut Nacht, Brosle . . . mein lieber, du!" In Tonis bebender Stimme war ein Klang — wie dürstende Sehnsucht und flehende Zärtlichkeit.

Als Ambros den Heimweg antrat, zögerte die Beda noch. Dann wandte sie sich wortlos ab und ging.

Unter leisem Lachen streckte Toni flink den Arm und haschte den weißen Schürzenbändel. Die Schleife löste sich — und die Schürze glitt ins Gras und wurde von Toni hurtig in den Schatten der Erlenstaude hereingeangelt.

Die Beda merkte wohl gleich, daß ihr etwas fehlte. Doch ruhig ging sie neben Ambros her, dem die Geschichte des mißglückten Fischfanges heitere Worte gab.

„Weißt du, Bedle, ich hätte mich rasend gefreut, wenn der Tonele heute an diesem neuen roten Abend wieder einen so schönen Fang gemacht hätte. Aber wer weiß, wozu es gut ist, daß es nicht so kam. Und heute ist doch der Tonele nicht zornig geworden! Und nicht grob! Was ihm nur damals durch den Kopf gefahren sein muß? Das hab ich nie verstanden. In all den vergangenen fünfzehn Jahren hab ich hundertmal darüber nachgedacht . . . aber verstanden hab' ich es nie."

Plötzlich erschrak die Beda zum Erbarmen.

„Um Gottes willen! Mädel! Was ist denn?"

„Mein . . . mein Schurz hab ich verloren! Den laß ich net hint! D'Ahnl tät mich grausam schimpfen! Den muß ich suchen!" Und da fing sie auch schon zu rennen an, daß ihr Röcklein rauschte — und der im Zwielicht grau gewordene Spitz machte kläffend seine Sprünge neben ihr her.

Und als die Beda um die dunkle Erlenstaude herumsurrte, stand schon einer auf der Lauer, umfing sie mit seinen starken Armen, preßte sie an seine Brust und bedeckte ihr Gesicht mit glühenden Küssen.

Das sah wie Grobheit aus — wenigstens schien der treue Sully die Sache so zu verstehen. Und mit dem schrillenden Gebell, das er anschlug, wollte er seiner Herrin augenscheinlich sagen: Gelt, ich hab es geahnt, daß dir was Ähnliches passieren würde wie mir? Dann sprang er dem groben Feind so tapfer gegen die Waden, daß der Toni aus seinem zärtlichen Rausch erwachte.

Unter leisem, glücklichem Gekicher haschte die Beda ihre weiße Schürze aus dem dunklen Gras. — „Gut Nacht, herzlieber Bub!" und sprang davon.

Sully triumphierte über diesen Sieg seines tapferen Mutes.

Und der Toni lachte froh in die Dämmerung hinaus. Jetzt kann ich der Mutter doch ebbes heimbringen! . . . Und ebbes Bessers als ein kalten Fisch!

* * *

An diesem Abend wurde der Lahneggerin in ihrem Bett das Warten lange. Sie war die einzige, die im Hause noch wachte. Und immer wieder murmelte sie in die Finsternis der Kammer: „Wo bleibt er denn, Jesus, wo bleibt er denn heut?"

Endlich, als schon bald die zehnte Stunde schlagen wollte, hörte sie ihn kommen. Und sie merkte gleich an seinem Schritte, daß irgend etwas geschehen wäre. „Tonele?" stammelte sie in Angst. Aber der frohe Klang seiner Stimme erlöste sie rasch von aller Sorge: „Mutter, heut bring ich ebbes!" Und schwarz trat die lange Gestalt in die dunkle Kammer.

„Hast recht ein großen derwischt?"

„No, gar so groß wird er net sein!" Der Toni lachte. „Grad der richtige Mittelschlag — und warms Blut hat er!"

„Ein Fisch?"

„Na, Mutterl! Mein Schatz!"

„Mar' und Joseph!" Am schwankenden Klange dieses kurzen Stoßgebetleins war es zu merken, daß etwas Unklares heiß im Herzen dieser Mutter zitterte. War es Freude, oder war es Schreck?

Aber da fiel der Toni schon vor dem Bett auf die Knie hin, umklammerte die kranke Frau und preßte sein glühendes Gesicht an ihre kalte Wange.

„Jesus, Tonele, hast mir net ebba da ein unfürsichtigen Streich gmacht?"

„Hab kein Sorg net, Mutter! Das Endstrumm Fisch vor fufzehn Jahr, das is ein nixigs Schwanzl gegen mein heutigen Fang!"

Jetzt atmete die Lahneggerin auf. „Was wär's denn nacher für eine?"

„Die Wildacher Beda."

„Bub! Tonele! Mensch!" In dem kraftlosen Stimmlein der kranken Frau erwachte die Kraft der Freude. „Die Allerbeste hast dir gnommen, Bub! Jetzt is mir alles recht!" Sie erschrak. „Herr Jesus! Stader müssen wir reden, daß uns keiner im Haus net hört. Der Krispi tät dir gleich neidisch sein. Und alles mußt festmachen, eh's der Krispi derfahrt."

Zu dieser Sorge lachte der Toni. Die Hände der Mutter festhaltend, erhob er sich und setzte sich auf die Bettkante.

Die Lahneggerin schwieg ein Weilchen, ehe sie wieder zu flüstern begann: „Haben tut's Madl freilich nix. Und du hast auch net viel. Aber so ein Manko laßt sich allweil ausgwichten, wann die zwei richtigen Leut beinand sind. Und wenn 's rechtschaffene Glück ein bißl mithilft."

Wetterfest.

Gemälde von W. B. King.

Copyright 1907 by Life Publishing Company, New York.

„Das hilft mit, Mutter! Da kannst dich verlassen drauf. Aber eh daß ich mit der Wildacherin reden kann, muß ich mich um ein richtigs Heimatl umschauen. In d' Luft eini kann der Mensch net heireten. Und da hab ich mir heut, auf'm Heimweg, gleich ebbes aussinniert. Die letzten Täg, da hab ich zum Glück grad zufällig ghört, daß der Bachbruckerhof in Unterach auf'n Herbst verkauft wird. Soll ein saubers Anwesen sein. Und um neunzehntausend Mark sagen d' Leut, kunnt man's haben. Vierazwanzghundert Mark krieg ich von daheim aussi, ein bißl ebbes hab ich mir selber derspart, da kunnt ich so viertausend Mark anzahlen, zehntausend Mark kunnt einer Bankgeld kriegen, und fünftausend tät ich auf'm Anwesen stehn lassen als zweite Hippathek." Das alles setzte der Toni seiner Mutter so ruhig und verstandsam auseinander wie ein Mannsbild, das zu rechnen versteht und so ehrlich ist, um über allem glückseligen Taumel seines Herzens das nötige Lebensgeschäft nicht zu vergessen. „Daß ich net durchkomm, da hab kein Angst net. Die Beda kriegen, das macht ein Doppelten aus mir! Und du mußt wieder gsunden, Mutter! Da hab ich mein Verlaß drauf! Und wann wieder gsund bist, Mutter, im Herbst, da halten wir Hochzeit, gelt? Und da ziehst nacher ummi zum Bedle und zu mir."

„Tonele!" Ganz erloschen klang die Stimme der Kranken. „Ich? Und umziehen? Tonele, na, so ebbes wird sich wohl nimmer machen lassen. Mein Herz geht allweil mit enk — so oder so. Aber in der Heimat da, wo ich gheiret hab und hab meine vier Kinder kriegt — zwei hab ich aufzogen, zwei hab ich eingraben — und wo ich mich plagt hab und gschunden, Tonele, da kann ich nimmer anders aussi, als mit die Füß voraus. Da muß ich schon bleiben bis zur letzten Arbeit, die von aller Plag die kleinste is. Und wann ich weiß, daß du dein Glück hast . . . 's ander is mir alles recht. Du findst dir leicht ein Heimatl, an das dich wieder anhängst. D' Jugnet im Glück geht allweil eini ins Leben. Aber 's Alte vertragt kein Umzug nimmer. Da heißt's: schön langsam aussi! Und schau, Tonele, ich tät mich auch der Sünd fürchten, daß ich der Beda und dir zum Anfang gleich so ein Lastbinkel aufhalsen möcht, wie ich einer bin!"

„No also! Jetzt kommt 's richtige Sorgenhakerl aussi!" Der Toni lachte. „Aber da reden wir heut nimmer weiter drüber. Ich laß dich beim Krispi net allein. Und fertig!"

Die Lahneggerin seufzte tief. „Bub! Bub! Gleich so viel Schulden aufs Haus aussi!" Das andere — der Rest ihres Leidens — war eine erledigte Sache für sie. Aber die Mutter in ihr hatte noch starkes Leben — und schwere Sorgen. „So ein Haufen Zins alle Jahr! Für zwölftausend Mark! Den Angstschweiß treibt's mir aussi, wann ich dran denk!"

„Na, Mutterl! Deswegen kannst schlafen! Wann der Grund und Boden gut is, ruck ich mich bald in d' Höh. Am Samstag auf'n Abend, wann's dir besser is, marschier ich abi nach Unterach. Und am Sonntag schau ich mir 's Anwesen gnau und richtig an. Und mit der Beda red ich nix, eh' ich net gwissenhaft sagen kann: ‚Jetzt haben wir's!'"

„Kunnst dir doch auch bis zum Herbst noch ebbes verdienen. Mir is schon so viel besser . . . ja, Tonele, so viel besser . . . den Tag über brauch ich kein Menschen nimmer . . . und auf'n Abend kommst ja doch allweil heim, wann dich in der Gegend da um Arbeit umschaust! . . . Ob der Brosle net ebbes haben tät für dich?"

„Ja, Mutter, da hab ich heut am Abend auch schon dran denkt. Und für morgen hat er mich aussi bestellt zur Notburg. Da kunnt ich allweil bis zum Herbst noch vier-, fünfhundert Mark füreinand bringen. Wär gleich wieder um ein halbs Tausend weniger!"

„Elftausendfünfhundert bleiben's nacher allweil noch."

„Vierzehntausendfünfhundert!" korrigierte der Toni lachend. „Bloß, daß wir net falsch rechnen."

Doch die Lahneggerin wiederholte hartnäckig: „Elftausendfünfhundert!" Sie hob sich aus den Kissen und schlang in der Finsternis die Arme um ihren Buben. „Jetzt sag ich dir's, Tonele! Dreitausend und vierzehn Mark hab ich heimlich auf der Sparkass' in der Stadt. Und dein ghört alles, Tonele! Alles!"

Eine neue Staffel zu gutem, ruhigem Glück! Und der Toni atmete auf. Doch er sagte ernst: „Vergeltsgott, Mutter! Aber da durft ich bloß auf d' Halbscheid Anspruch machen. Was Erbteil heißt, geht nach'm Gesetz. Die ander Halbscheid muß der Krispi haben."

„Na! Na! Na! Und na! Da tät ich mich lieber derschlagen lassen!" Die Lahneggerin zitterte vor Erregung an allen Gliedern. „Was ich mir gspart hab, Tonele, ghört dein! Das hast dir du verdient. Der Eiergwinn und 's Hennengeld ghört allweil der Bäuerin allein! Da hab ich's in dreiazwanzg Jahr verspart davon. Und am selbigen Tag hab ich angfangt, wie dich der Krispi geschlagen hat . . . und wie ich gsagt hab, du sollst zum Pfarr aussi und sollst dich beschweren . . . und wie nacher gsagt hast: ‚Mutterl, lieber bleib ich bei dir und hilf dir im Garten!' . . . Selbigsmal am Abend hab ich 's erste Markl für dich auf d' Seiten gschoben. Und jedsmal hab ich ein Markl einiglegt, so oft zu deiner Mutter gut und freundlich warst. D' Schuldigkeit, wie der Sohn zur Mutter sein muß, hab ich nie net grechnet. Bloß allweil d' Ausnahm . . . allweil bloß, was übern Maßstrich aussi gangen is." Zitternd klammerte die kranke Frau ihre mageren Arme um den Hals des Sohnes. „Vergeltsgott, Tonele! Dreitausend und vierzehnmal bist übers Maß naus gut und herzwarm zu deiner Mutter gwesen. Vergeltsgott, Tonele! . . . 's Leben is hart! Aber du hast mir's leicht und schön gmacht!"

„Geh, Mutterl . . ." Dem Toni wollte die Stimme nicht parieren. „Ein bißl gar viel reden tust mir heut! Das kunnt dir ebba schaden!"

„Wieder ein Markl, Tonele!" Die Lahneggerin ließ sich in die Kissen zurücksinken. Sie atmete wohlig und lachte ein bißchen. „Aber jetzt kann ich nix mehr einilegen, weil ich dir's ander eh schon geben hab! . . . Und schau, die dreihundert Markln, die hast jetzt auch noch! Hast es doch gut aufghoben?"

„Was für dreihundert Mark?"

„Aber, Tonele! Hast ebba gar net zählt, was im Strumpf drin gewesen is?"

„Geh, Mutterl!" Der Toni lachte. „Meinst denn ebba, daß ich dir 's Letzte aus'm Strohsack aussilupf? Bloß daß d' ein Fried gibst, hab ich mich ein bißl so gestellt. Den Strumpf, den hast ja noch!"

Aber die Lahneggerin wußte, daß sie ihn nicht mehr hatte. Aus ihrer Erinnerung schoß das Bild herauf, wie lustig der Krispin damals aufbettete — und da zuckte ihr die Wahrheit wie ein greller Blitzschein durch den erschrockenen Verstand. Sie wollte noch stammeln: Jesus, Maria! Doch der Laut erlosch in ihrer Kehle.

Bei der Finsternis, in der die beiden waren, merkte der Toni nichts von dem Schreck, der die Lahneggerin befallen hatte. Er fühlte nur, wie kalt die Hände der Mutter wurden. Und darum sagte er: „Komm, laß dich ein bißl besser zudecken!" Dann sprach er davon, wie er im Bachbruckerhof die Wirtschaft anzupacken gedächte, und daß da manche praktische Neuerung einzuführen wäre, die er draußen im Unterland erprobt hatte. Doch weil die Mutter gar so stumm blieb, fragte er: „Meinst net, daß ich recht hab? . . . Geh, warum redst denn nix!"

„. . . So viel drucken tut mich 's Herz!"

„Na, na, Mutterl! Geh, laß d' Freud ein bißl aufkommen in dir! Hast ja selber von der Beda gmeint, sie wär die Allerbeste. Schau, und so viel Glück und Sunn hab ich in mir . . . ich kann dir's gar net sagen! . . . Tust dich net ein bißl freuen drüber?"

„. . . . Ja, Tonele!"

Er stutzte über den matten Klang dieses Wortes. „Gelt, ich hab dich recht müd gredt, Mutter? Es ist schon wahr:

bald einer 's wache Glück in ihm hat, so fallt ihm net ein, daß ein anders schlafen muß! . . . Jetzt sollst dein Ruh haben, weißt! Aber morgen, bald wieder frisch und munter bist . . . gelt, Mutter, da lachst mich an?"

„. . . Ja, Tonele!"

„Gut Nacht!"

Er ging auf den Fußspitzen aus der Stube, als schliefe die Lahneggerin schon.

Kaum hatte der Toni die Tür ins Schloß gezogen, da hob sich die Kranke stöhnend aus den Kissen. Und so saß sie gebeugt in der Finsternis. Und plötzlich krallte sie die mageren Fäuste in den Schoß — als wäre ihr mütterlicher Leib ein Schuldiger, den sie erwürgen müßte.

„Ein Spitzbuben hast tragen! . . . Ein Spitzbuben hast tragen!"

Schluchzend fiel sie zurück. Doch was ihr die Seele peinigte, das war nicht der Zorn über den Krispin und nicht der Schreck über sein lustiges Aufbetten — was sie marterte, war Sorge und ein Rest der Liebe, die sie auch für diesen anderen Sohn noch immer in ihrem Herzen trug.

Als ihre Tränen versiegten, fing sie zu denken an. Und das begriff sie gleich, daß sie schweigen mußte. Denn sie kannte die kluge Vorsicht des Krispin. Der würde leugnen, die Schuld auf andere schieben, den Rechtschaffenen auftrumpfen, eine Anzeige machen und die Koffer der Dienstboten durchsuchen lassen — auch den Koffer des Toni.

„Jesus Maria! Bloß kein Wörtl net schnaufen!"

Bleiche Helle glitt über die kleinen Fenster hin. Der Mond war gekommen und malte silberne Vierecke auf die getünchte Mauer.

Erst gegen die Morgenfrühe fiel über die von Tränen heißgebrannten Augen der Lahneggerin ein dumpfer Schlaf.

Und dieses festen Schlummers freute sich der Toni, als er mit der ersten Sonne das lachende Gesicht zur Kammertür hineinstreckte. Lautlos zog er sich wieder zurück. Weil er die Mutter in so guter Ruhe gefunden hatte, verließ er leichteren Herzens das Haus.

Ein Morgen war's, als hätte die Natur allem Leben sagen wollen: Gib acht, ich will dir zeigen, wie reich und groß ich bin!

Im Tal und an den Bergen hin ein Gewoge von Glanz und Sonnengold! Und um die Wirkung dieser strahlenden Helle noch zu steigern, malte die Künstlerin Natur neben all dieses gleißende Licht den blauen Duft der tiefen Schatten.

An den steilen Fichtenwäldern der Sonnenseite hatte sich über Nacht das Rot der Blüte so sehr verstärkt, daß alles Gezack der Wipfel wie mit purpurnen Schleiern umwoben schien. Und die frische Luft des Morgens war angefüllt von allem Wohlgeruch dieser trunkenen Blütenfreude des Waldes.

Beim Anblick des roten Wunders mußte der Toni an jenen Abend denken, an dem der Waldrauscher zum Altwasser gekommen war und so wunderlich geredet und gesungen hatte. „Recht hat er ghabt! Der ganze Wald wird narrisch! So hab ich's meiner Lebtag noch net gsehen!" Aber dann waren seine Gedanken gleich wieder bei der Beda — und während des ganzen Weges bis zur Notburg rechnete er für sein Glück und addierte Grundsteuern, Versicherungsquoten, Dienstbotenlöhne und Hypothekenzinsen. Doch all diese drückenden Ziffern machten ihm das Herz nicht schwer. Denn als er sich in dem rumorenden Arbeitslärm, der die Wildachschlucht erfüllte, mit dem Freunde zusammenfand, streckte ihm Ambros unter staunendem Blick die Hände hin: „Tonele? Hast du heute über Nacht das große Los gewonnen? Du schaust ja drein wie die menschgewordene Freude!"

„Nacher muß ich so dreinschauen wie du!" sagte der Toni schmunzelnd. „Aber sollt eim so ein Morgen 's Herz net lustig machen? Und schau nur den Wald an! Der hat Weihnächten in der Pfingstzeit und schlagt blutfarbene Purzelbäum. Gfallen tut er mir! Aber derbarmen tut er mich auch."

„Erbarmen?"

„An so einer Überbluh wie heuer wird er viel Jahr lang leiden müssen. Die beste Kraft blast er mit seiner roten Freud in d' Luft auffi, und nacher bleibt er im Wachstum zruck. Da is der Wald auch net anders wie der Mensch. Gut anschlagen tut eim bloß allweil 's richtige und gsunde Maß. Freilich, d' Freud is 's Allerschönste im Leben. Aber d' Überfreud geht allweil auf ein Elend zu. Ja, Mensch, du mußt fürsichtig sein und dein Kopf beinand halten!"

Ambros war seltsam ernst geworden. Und nach kurzem Schweigen sagte er leise: „Das mag wahr sein. Aber was man in solcher Überfreude fühlt und gewinnt, das ist Reichtum, der sich nicht sagen läßt. Und man besaß ihn. Mag dann das Leben wieder arm und kalt werden!" Als er verstummend über den rotgeschmückten Bergwald hinblickte, konnte er wieder lächeln, und wie heiße Zärtlichkeit war es in seinen Augen. „Komm, Tonele!" Er atmete auf. „Ich habe manches mit dir zu reden. Und vielleicht kannst du mir ein bißchen helfen."

Sie sprachen miteinander, während sie an der rauschenden Wildach von einer Arbeitsstätte zur nächsten gingen. Weil Tonis Wunsch der Sorge des Freundes entgegenkam, wurden sie rasch miteinander einig. Zu Beginn der nächsten Woche sollte der Toni Sagenbacher als Rottmeister in Dienst treten, um die Oberaufsicht über die hundert einheimischen Arbeiter zu führen.

„Wenn einer die Leute wieder zu Vernunft und Ruhe bringt, dann bist du es, Tonele!"

„Versprechen kann ich dir nix. Wenn d' Leut ein Span im Verstand haben, da sind s' wie d' Ochsen, wenn's brennt: lieber eini ins Fuier, als der Hand folgen, die den richtigen Weg zeigt. Aber ich mein', es wär' gut, wenn ich mich heut schon ein bißl umschau und mit die Leut diskrier."

„Ja, Tonele, tu das! Du brauchst nur an den Bächen hinaufzusteigen, da kommst du zu allen Rotten. Ich muß jetzt wieder hinunter zur Notburg. Da wird um 9 Uhr Feuer an eine große Mine gelegt. Und ich will dabeisein, wenn die Felsmauer niederfällt." Ambros sah nach der Uhr. „Da muß ich mich tummeln, wenn ich noch zurechtkommen will. Es ist die letzte Sprengung. Heute und morgen wird der Schutt fortgeräumt. Und am Montag kann mit dem Bau der Sperrmauer und der Schleusen begonnen werden." Er lachte froh. „Die schönen Tage haben die Arbeit genau so vorwärts gebracht wie den Wald in seiner Blüte. Und jetzt hab ich auch dich noch, da kann's nimmer fehlen."

Der Toni sah dem Freund in die Augen, als wäre da etwas zu schauen, was man im Leben nicht alle Tage sieht. „Mensch, das is was Schöns, in Freud an ebbes glauben! Und mich, Brosle, mich hast mit Leib und Seel!"

„Ich dank dir, Tonele!" Ambros wollte ihm die Hand reichen, und da gewahrte er den Verband. „Bub, was hast du denn da?"

„Ah, nix, bloß ein Ritzerl, so ein kleins! Es tät ein Verband gar nimmer brauchen. Aber ich laß das linde, feine Tüchl gern um d' Hand ummi, daß mir nix Unrechts nimmer eini kommt!"

Nun war es Ambros, der es in den Augen des Freundes leuchten sah, was im Leben nicht alle Tage glänzt. „Was ist denn, du?"

„Heut mußt net fragen! Aber es kunnt schon sein, daß ich dir am Montag ebbes verraten darf!"

„Tonele! Wie du redest davon, das kann nur ein Glück sein, und ein großes!"

„Wie größer als ein Glück sein soll, um so fürsichtiger muß man's anfassen. Reden darf ich noch net, aber ganz verschweigen hab ich dir's auch net können. Es gibt kein Mannsbild auf der Welt, das mir lieber is wie du!"

„Toni!"

Aber der lange Sagenbacher lachte nur noch über die Schulter und ging mit federnden Schritten davon.

Ambros sah ihm nach und preßte die Fäuste auf seine Brust, weil ihm das Herz so mächtig hämmerte. Und wie merkwürdig das ist, daß man das Glück eines andern so heiß und selig empfinden kann, als trüge man dieses Glück in seinem eigenen Leben!

Und dieses wundersam Trunkene blieb in ihm, während er durch die Waldschlucht hinuntereilte entlang dem blühenden Wald und der rauschenden Wildach, vorüber an der weiten Rodung, die ein See werden sollte, und gegen die Notburg hin. Dort begannen sich schon die Arbeiter zu sammeln, um die Sprengstelle zu verlassen, ein Zeichen, daß an der Mine die Zündschnüre bereits gelegt waren. Ambros beschleunigte den Gang und suchte nach einem Platze, von dem er das Bild der aufgehenden Mine frei überschauen könnte. Und er meinte, die beste Stelle wäre da drüben auf dem Gehänge des blühenden Waldes, zwischen dessen rotgezierten Fichten die Serpentinen eines Reitweges weißgelb herausleuchteten. Raschen Schrittes wandte sich Ambros gegen den Waldsaum, oft behindert durch das wirr umherliegende Astwerk der gefällten Bäume. Denn er achtete wenig auf den Grund vor seinen Füßen, sondern blickte immer hinüber zu jenen leuchtenden Wegschlingen, die verschwanden, wieder erschienen und sich durch Sonne und Schatten hinaufwanden gegen die Waldhöhe. Und da erwachte in ihm die Erinnerung an jene abenteuerliche Waldreise, die er an einem Frühlingstage seiner Kinderzeit mit dem Tonele unternommen hatte.

So stark erwachte dieses Bild in Ambros, daß ihm zwanzig Jahre wie nicht gewesen erschienen. Es wurde ihm ein Erlebnis dieser gegenwärtigen Stunde, daß er unter einem seltsamen Gefühl des Kindergrauens die gelbe, langgewundene, ungeheuerliche Schlange sah! Und trotz des Rauschens der nahen Wildach meinte er wieder, jene scharfen, taktmäßigen Klänge zu vernehmen, die sich anhörten wie Hammerschläge auf hartem Gestein. Nun zeigte ihm dieses zeitlose Erleben der Erinnerung sogar jenen goldroten Schimmer, den seine Knabenphantasie als ein gruselig schönes Märchen deutete: als den gekrönten Schlangenkopf, den das kriechende Wunderwesen immer aufrichtete und wieder zu Boden duckte. Aber hatte die Märchenschlange ihren Weg geändert? Zog sie, statt zum Gipfel des Berges, jetzt der Tiefe zu? Denn jener goldrote Schimmer glänzte nicht in der Höhe des Waldes, sondern nahe vor Ambros in der Talsohle. Und nur dies eine stimmte wieder, daß dieser schimmernde, ruhelos bewegte Goldglanz kein gekröntes Schlangenhaupt war, sondern ein von der Sonne beschienenes Pferd, das auf seinem Sattel eine schlanke, mädchenhafte Reiterin in muschelgrauem Kleide wiegte.

Erinnerung? Und Traum von Dingen, die vergangen sind?

Was Ambros sah, war lebende Wahrheit dieser gegenwärtigen Stunde! Und als er das erkannte, fiel ein Schreck über ihn her, der fast sein Herz zerdrückte und ihm für einen Augenblick die Glieder verwandelte wie in unbeweglichen Stein. In seiner Kehle ein keuchender Laut — er streckte die Arme gegen die Notburg hin — sah eine Schar von hundert Menschen gleich einer buntfarbenen Woge herfluten gegen den Waldsaum — und da schrie er mit einer Stimme, wie noch keiner sie an ihm gehört hatte: „Warten! Warten! Nicht Feuer legen!"

Keiner von diesen springenden Menschen verstand ihn. Doch ein junger Arbeiter rief ihm warnend zu: „Attenzione, padron! Bruciano i fili!" — (Achtung, Herr! Die Schnüre brennen!) — Und andere von den Leuten, während sie den Bäumen zusprangen, wiesen schreiend gegen den Waldsaum; denn auch sie verstanden das: ein Pferd mit einer Reiterin, und die donnernde Entladung einer Mine, das Gerassel des fallenden Gesteins und der wirbelnde Flug der Staubmassen — das war eine Gefahr, eine Lebensgefahr!

Aber da sprang auch Ambros schon in rasendem Laufe vor den lärmenden Männern her, alle Kraft seiner Jugend erschöpfend, um den Waldsaum noch vor dem Minenschusse zu erreichen. — „Zurück! Und Ruhe!" schrie er den Arbeitern zu — und sprang — und rief gegen die blühenden Bäume hin: „Frau Herzogin! Rasch! Aus dem Sattel! Eine Mine geht auf! Das Feuer zündet schon! . . . Frau Herzogin! Aus dem Sattel! Und fort aus der Nähe des Pferdes!" Was er weiter noch schreien wollte, erstickte in seinem atemlosen Schreck. Es fuhr ein Stoß durch die Erde — und dann ein Gedonner, als bräche ein Berg in das Tal herunter. Ambros hatte den Reitweg erreicht — und wie durch einen blutroten Nebel sah er das steigende Pferd, das mit den Hufen ins Leere schlug — sah die wankende Reiterin, bleich, den Sprung aus dem Sattel versuchend — sah einen rasenden Gaul und einen taumelnden Menschen. Unter diesem Dröhnen und Gerassel der fallenden Felsen und des Widerhalles, der über die Berge rollte, erloschen alle Stimmen und erloschen auch die Worte, die Ambros schrie, als er mit ausgestreckten Armen hineinsprang in dieses Wirre. Er wußte nicht, was er tat — das alles geschah, wie die Dinge in jagenden Träumen geschehen — und als er halb aus diesem Dunkel erwachte, hielt er mit beiden Armen das junge Weib umklammert, das er vor dem tödlichen Sturze bewahrt hatte. Und rings um die beiden war alles leer — oder Ambros sah es nur so — und nach einem Schrei seiner Freude stammelte er: „Der Schutt wird fallen! Schnell, Frau Herzogin! Dorthin! Unter den dicken Baum!" Er führte sie nicht — er trug sie, während er atemlos taumelte. Und als die beiden unter dem dichten, rotblühenden Gezweig der alten Fichte waren, ging ein gelbgrauer Regen von Schutt und Staub aus den Lüften nieder.

Dann wieder Glanz und schöner Morgen. Nur viele der blühenden Bäume standen wie von trüben Schleiern umhangen.

Und Ambros sagte: „Frau Herzogin . . . da ist die Sonne wieder! Und alles ist gut!"

Sie gab keine Antwort; doch ihre Hände zitterten, als sie das Reitkleid schürzte und unter den Zweigen hervortrat, die Ambros mit dem Arm in die Höhe drückte.

Nun gewahrten die beiden erst, daß viele Männer umherstanden, die wirr durcheinander schrien und lachten und die Hüte zogen. Und hinter diesen Leuten, im Licht- und Schattengewebe des steigenden Berghanges stand der Waldrauscher grau wie eine Steinsäule an den Stamm einer mit Staub berieselten Fichte gelehnt. Doch weder Ambros noch die Herzogin sah ihn, obwohl sie suchend umherblickte und dann mit bebendem Stimmchen sagte: „Ich bin in Sorge um Kesselschmitt."

„Kesselschmitt?" Ambros hörte diesen Namen wie etwas Fremdes und mußte erst in seiner Erinnerung suchen. „War dieser Kesselschmitt bei Ihnen, Frau Herzogin?" Ohne eine Antwort abzuwarten, richtete er eine Frage an die Arbeiter, ob sie nicht einen Reiter gesehen hätten und nicht wüßten, was mit ihm geschehen wäre. Zwanzig Stimmen erwiderten lachend, dieser Reiter hätte wohl einen capitombolo per terra gemacht, wäre aber gleich wieder im Sattel gesessen und dem anderen, scheu gewordenen Pferde nachgeritten. Ob sie ihn suchen sollten? Ambros nickte. Und nun nahmen die jungen Italiener das für eine sportliche Sache und begannen unter lachendem Geschrei ein flinkes Wettrennen.

„Hier ist ein bequemer Stein, Frau Herzogin! Hier können Sie ruhen!" stammelte Ambros mit erloschener Stimme. „Ich will mit den Leuten gehen und suchen helfen . . ."

„Nein! Ich bitte Sie zu bleiben!" Die Herzogin hatte rasch ihre Hand auf seinen Arm gelegt. Das schmale Gesichtchen unter dem Schatten des Herrenhutes war noch blaß, und feuchter Schimmer füllte die großen Augen. „Sie dürfen nicht gehen! Fühlen Sie denn gar nicht, wie heftig Sie zittern?"

„Ach, nein . . . oder das ist nur so eine unbedeutende Nachwirkung des Schrecks, der mir in die Glieder fuhr . . ." Die Stimme versagte ihm — er mußte nach einer Stütze greifen und mußte sich niederlassen auf einen Baumstock, der neben dem Reitwege stand.

„Herr Lutz?" Aus dieser Frage klang es wie heiße Sorge. „Sie haben sich verletzt?"

Ambros schüttelte den Kopf — doch er mußte die Augen schließen, und in seinem erhitzten Gesichte wurde die Stirne bleich.

Erschrocken trat die Herzogin auf ihn zu — doch Ambros atmete schon wieder auf — und da beugte sich das junge, blumenzarte Weib in scheuer Freude zu ihm hin, legte die Hand auf seine Schulter und sagte leise: „Um meinetwillen!"

Dieses flüsternde Wort schien Ambros nicht zu hören. Und dann erhob er sich und stammelte verlegen: „Verzeihen Sie, Frau Herzogin . . . aber der Mensch ist wirklich ein armseliges Ding! Da steh ich Tag fur Tag bei der Arbeit, die viel von mir verlangt . . . und so ein bißchen Schreck wirft mich um, als hätt ich einen Stoß ins Leben bekommen!" Nun konnte er lachen.

Die Herzogin schwieg. Doch zarte Farbe stieg ihr in die blassen Wangen — so purpurschön, wie rings um diese beiden Menschen her die Blüten des liebenden, von seinem Frühlingsglück berauschten Waldes keimten.

Ambros betrachtete die schlanke junge Frau mit glänzenden Augen, mit aller Freude, die ihn erfüllte nach dem überwundenen Schreck. „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, Frau Herzogin, wie froh ich bin, daß Sie diese drei bösen Sekunden so frisch und schadlos überstanden haben!"

Sie antworte heiter: „An die Torheiten eines Pferdes ist man gewöhnt, wenn man lernen mußte, die Reitbahn oder einen Ritt über das Manöverfeld als ein lösbares Lebensproblem zu betrachten."

„Aber aufsuchen sollte man die Gefahr deswegen doch nicht! Hat denn dieser Herr Kesselschmitt die Warnungstafel nicht gesehen, die wir draußen vor der Rotburg immer quer über die Straße stellen, bevor man die Sprengschüsse losläßt?"

„Wir kamen nicht von der Wildach, sondern von den Wiesen her."

„Von da draußen? Wo der alte Pfahl steht? Mit der Inschrift: ‚Verbotener Weg'?" Ambros lachte. „Allerdings, für Sie, Frau Herzogin, ist ja dieser Weg kein verbotener. Der Wildmeister wird doch Sie nicht bestrafen wollen!"

Ein seltsam verlorenes Sinnen war in den Augen der Herzogin. „Verbotener Weg? . . . Ach ja, ich erinnere mich! . . . Und ich will dafür sorgen, daß man diesen Pfahl verschwinden läßt. Der Weg ist schön! Wie soll man den Menschen einen Weg verbieten dürfen, der ihnen Freude macht?" Der Schatten in ihren Zügen verschwand, und sie wurde wieder heiter. „Daß mich auf diesem schönen Weg eine Gefahr erwarten könnte, daran hab' ich allerdings nicht gedacht. Aber das ist wahr: ich habe diesen Weg gesucht. Weil ich annahm, daß ich Ihnen hier, wo Sie Ihr großes und nützliches Werk schaffen, vermutlich begegnen würde. Sie haben mir wieder eine Freude gemacht. Und da wollte ich nicht bis übermorgen warten, um Ihnen zu danken für . . ." sie suchte nach einem Wort — und lächelte „. . . für das restlos Gute, das Sie mir gestern sandten."

Ambros, an dem keine Spur von Erschöpfung mehr zu sehen war, glühte über das ganze Gesicht. „Ja, Frau Herzogin? Hat Ihnen das Freude gemacht? Und restlos gut, sagen Sie? Das ist mehr! Was Sie von mir bekommen, muß immer das Beste sein an Klang und Wert und Schönheit! Haben Sie sich denn die drei Sachen schon ein bißchen angesehen?"

„Ja. Noch gestern. Das von Beethoven."

„Die Frühlingssonate!"

„Frühling? . . . Ja. So klingt das! Wie schöner und reiner Frühling! Dieser strömende Jubel im Allegrosatz! Und dann dieser tiefe, heilig träumende Ernst!"

„Nun? . . . Und Mozart?"

Die Herzogin lächelte und wurde doch von einer leichten Verwirrung befallen — und sagte zögernd, fast ängstlich: „An diesen Mozart hab' ich mich gestern nicht mehr herangewagt . . . obwohl mir die gute Zieblingen immer zuredete, noch einen Versuch zu machen. Aber ich will das zuerst von Ihnen spielen hören . . . um recht zu verstehen, wie froh das klingen muß."

„Das spiel' ich Ihnen vor, Frau Herzogin! Ja! Und so gut muß das werden, wie ich noch nie in meinem Leben was gespielt habe. Wenn ich heute heimkomme, üb' ich die halbe Nacht! Und wie ein Kind freu ich mich auf den Sonntag! Da sollen Sie bei Mozart lachen, Frau Herzogin . . . nicht wie man zu dummen, lustigen Dingen lacht . . . sondern wie man innerlich froh ist, in seinem Herzen . . . so hell und froh und zufrieden, wie wir Menschen das nur in den besten und reinsten Stunden unseres Lebens sind. So sollen Sie bei unserem Mozart lachen, Frau Herzogin! Und das sehen zu dürfen . . . das wird dann meine Freude sein!" In dem sonnigen Sturm, der ihn durchwirbelte, wollte Ambros die Hand der Herzogin fassen.

Aber da kam von den jungen italienischen Arbeitern einer über den Reitpfad hergelaufen und kreischte: „Viene coi cavalli! Viene! Viene! Eccolo!"*)

Herr Kesselschmitt, der sich heute zum Beweise seiner Vielseitigkeit in einen tadellos funktionierenden Stallmeister verwandelt hatte, kam auf seinem Braunen englisch herangetrabt, den unruhig tänzelnden Goldfuchs seiner Herrin am Zügel führend. Der Vielseitige hatte ein brandrotes Gesicht, schien sehr übler Laune zu sein und rollte die strengen Augen. Als er aus dem Sattel gesprungen war, verbeugte er sich ehrfurchtsvoll.

Freundlich sprach ihn die Herzogin an: „Da sind Sie ja, lieber Kesselschmitt! Ich hoffe, Sie haben nicht Schaden genommen?"

„Nein, Hoheit!"

„Das hör' ich gerne!" Die Herzogin atmete tief, wandte sich zu Ambros und reichte ihm die kleine, schmale, in gelbes Leder gehüllte Hand. „Ich danke Ihnen, Herr Lutz! Nicht nur für die Hilfe, die Sie mir brachten! . . . Für vieles hab' ich Ihnen zu danken . . . für mehr, als ich sagen kann! Und auf den schönen, frohen Sonntag will ich mich freuen. Und will fleißig üben . . . damit Sie nicht unzufrieden mit mir sind."

„Aber! Frau Herzogin!"

„. . . Ich danke Ihnen, Herr Lutz!" Sie wandte sich rasch von ihm ab.

Ambros, der kein Wort mehr aus der Kehle brachte, wollte den Hut ziehen und merkte erst jetzt, daß er bloßköpfig war. Sein Hut lag irgendwo da draußen auf der Rodung.

Die Herzogin war auf die Pferde zugegangen. Kesselschmitt, die Zügel seines eigenen Pferdes um den Arm gewickelt, formte aus beiden Händen einen Bügel, empfing darin den zarten Kinderfuß seiner Herrin und hob sie devot und sicher in den Sattel empor.

„Reiten Sie voran, lieber Kesselschmitt!" sagte die Herzogin, Kleid und Zügel ordnend. „Mein Pferd scheint noch etwas nervös. Als zweites wird es ruhiger gehen."

Kesselschmitt, in prachtvoller Reiterhaltung, schwenkte voran in die Mitte des Weges. Und die Herzogin folgte. Sie wandte das Gesicht nicht mehr zurück. Doch als sie an einem Fichtenbaum vorüberkam, der seine blühenden Äste weit hereinschob über den Reitweg, streckte die Herzogin den Arm und brach einen kleinen Zweig, der mit blutroten Knospen dicht besät war.

Ambros stand noch immer auf der gleichen Stelle — und blieb so lange stehen, bis die Reiterin verschwunden war.

Dann lachte er froh in die Sonne hinaus und sprang auf die Rodung zu, um seinen verlorenen Hut zu suchen.

In das Rauschen der Wildach klang die Stimme der Arbeit und aller Lärm des großen Werkes.

Der spielende Sonnenwind zog durch den Wald und blies mit sachtem Hauche den Staub der Mine von den blühenden Bäumen.

---

*) Er kommt mit den Pferden! Er kommt! Er kommt! Da ist er schon!

Nun löste sich der graue Waldrauscher von der Fichte los, an deren Stamm er gelehnt gestanden. Langsam stieg er über den Hang herunter auf den Reitpfad, blickte den Weg hinab und den Weg hinauf — schob sich zwischen den Bäumen gegen den sonnigen Waldsaum hin und duckte sich nieder. Mit rotgeränderten Augen — Augen, die wie versengt schienen von heißen Tränen — blickte er auf dieses lärmende Gewimmel von Arbeit. Und immer folgte sein Blick einer lachend frohen Stimme, die beim Rauschen des Baches bald in deutscher und bald in welscher Sprache Befehle rief. Und immer nickte der Waldrauscher vor sich hin — wie zu einer Wahrheit, die man leicht begreift.

Sein halblautes Murmeln wurde zu leisem Gesang:

„Und 's Alte kommt wieder,
Und 's Nuie bleibt alt,
's is allweil der gleiche
Loadselige Gwalt!

Und zwoa haben gjagert,
Und zwoa musaziert,
's hat alles a Hakerl,
Und alles verführt!

Auf zehntausend Straßen
Da(n) Kraft, dö uns treibt:
Was d' liab hast, muaßt lassen,
Was weh tuat, dös bleibt!"

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Mazedonien.

Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

Daß die Umgestaltung der Türkei in einen Verfassungsstaat so gänzlich unerwartet und vorläufig so unblutig durchgeführt werden konnte, hat in Europa die größte Überraschung hervorgerufen. Mehr aber noch erregte es Verwunderung, daß die Revolution nicht die Hauptstadt des ottomanischen Reiches zum eigentlichen Schauplatz hatte, sondern das ferne Mazedonien. Monastir, Üsküb und Ochrida waren die Geburtsstätten der nunmehr gesicherten Verfassung, und andere Provinzstädte, vornehmlich Saloniki, Drama und Adrianopel, hoben sie aus der Taufe.

Warum Monastir oder das außerhalb Albaniens kaum dem Namen nach gekannte Ochrida? Warum nicht Stambul, die Hauptstadt? Die Beantwortung dieser Frage liegt in dem allumfassenden Netze der Spionage, das wie das zarte Gewebe einer Spinne sich über Konstantinopel breitet und seinen Sitz im Jildis-Kiosk, der Residenz des Großherrn, hat. In der herrlichen Stadt am Goldenen Horn ist die langwierige und umständliche Vorbereitung einer Reformbewegung wie der jüngsten eine Unmöglichkeit, denn die Spione sind dort so zahlreich wie die Straßenhunde, über die man bei seinen Spaziergängen stolpert. Sie sind in jedem Café, jedem Hotel, man könnte sagen: jedem Hause, bis hinauf zu den Botschaften der Großmächte, und man kann nie wissen, ob eine Person, die man für vertrauenswürdig genug hält, um in das Geheimnis eingeweiht zu werden, nicht im Solde des allmächtigen Polizeiministers steht.

Straßenbild aus Monastir.

Anders in Mazedonien, wo die sich überstürzenden Tagesereignisse der Schreckensherrschaft alle Welt in Atem hielten. Seit Jahren verging dort kein Tag, an dem nicht blutige Kämpfe auf dem Land und politische oder religiöse Morde in den Städten stattfanden, wo nicht Dörfer geplündert und verbrannt, ganze Einwohnerschaften niedergemetzelt und vertrieben, Frauen geschändet wurden. — Das Land ist zu groß, die Bevölkerung zu bunt und verschiedensprachig, die Wegeverhältnisse zu elend, und im Schatten dieser bulgarisch-türkischen Erbärmlichkeiten konnte die Verschwörung viel leichter gezüchtet werden. In keinem Teile des weiten Türkenreiches, das an Ausdehnung immer noch das Fünffache des Deutschen Reiches übertrifft, waren auch die Verhältnisse für den Aufstand günstiger. Der Boden ist dort mit Blut gedüngt, mit Scheußlichkeiten gepflügt, und die jungtürkische Saat ging dort nur allzu rasch für das Auge der Behörden auf.

Monastir war der Mittelpunkt des Aufstandes. Dort trafen in den letzten Julitagen die malerischen Albanier und Bulgaren, die Griechen und Walachen unter der Führung ihrer tapferen kriegsgeübten Häuptlinge ein, dort wurden von den der guten Sache gewonnenen Bataillonen die Pulvertürme der Umgebung in aller Heimlichkeit besetzt, der Oberkommandant Osman-Pascha des Nachts aus seinem Bett entführt, und am Morgen paradierten die türkischen Truppen ebenso wie ihre bisherigen Opfer und Widersacher, die Vertreter der mazedonischen Völker, vor der grünseidenen Fahne, auf der die Worte: „Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit" zu lesen waren. Auf dem weiten Platze vor den Kasernen, die bisher die Vertreter der Sultansmacht beherbergten, versammelten sich die alten Generale und Lehrer der Militärschule, die Priester und Popen der verschiedenen Glaubensbekenntnisse der Christen wie die Ulemas des Islams, Bedrücker und Bedrückte brüderlich vereint, um zu schwören, nicht früher zu ruhen, als bis die Verfassung bewilligt war. Schneller, als sie es gedacht, war ihr Ziel erreicht, und daß es dabei auch bleiben soll, dafür werden sie Sorge tragen.

Monastir ist die Hauptstadt des Wilajets Südalbanien, das im Laufe der letzten Jahrzehnte mehr gelitten hat als irgendein anderes in Mazedonien.

Aus der Ferne gesehen, präsentiert sich die ungefähr 50 000 Einwohner zählende Stadt ganz einladend: die schönste Sommerfrische. Ein Kranz von Landhäusern und grünen Gärten umgibt sie, und aus ihr selbst ragen zwischen hohen Pappeln schlanke weiße Minarette und Kirchtürme empor. Verläßt man aber den scharf bewachten, bei der Ankunft der Züge stets menschengefüllten Bahnhof und erreicht das Innere der Stadt, dann hat man auch das Schönste gesehen. Die engen, schmutzigen Straßen sind mit großen, unbehauenen Steinen gepflastert, die häufig als willkommenes Baumaterial verwendet werden. Wo sie fehlen, schlafen in den tiefen Löchern gewiß Hunde, die in Monastir ebenso zahlreich sein dürften wie in dem Hundeparadies Stambul. Die Häuser in den Hauptstraßen sind zumeist einstöckig, aus Holz gebaut und mit roten Ziegeln gedeckt; jene der Konsuln und sonstigen wenigen Europäer, die in Monastir wohnen, sind aus Stein, manche zwei Stockwerke hoch, die einzigen wirklich gut gehaltenen der Stadt. Sonst ist alles verlottert und der Ausbesserung bedürftig, die aber nicht ausgeführt wird, bis das Haus zusammenstürzt. Die Fenstergitter der oberen Haremsräume sind durchlöchert, die Balkone geneigt, der Maueranwurf abgefallen, die Mauern selbst an vielen Stellen in Ruinen. Nur üppige Schlinggewächse überwuchern in Monastir mitleidig viele dieser Wunden und verleihen dem Stadtbild im Sommer ein freundlicheres Aussehen. Die Basare sind in engen, schmutzigen Straßen zusammengedrängt, armselig, mit europäischen Waren der wohlfeilsten Sorten.

Ochrida und der See.

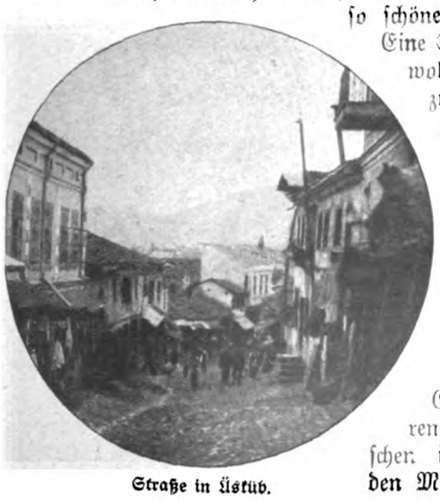
Die Moscheen und Kirchen der aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengesetzten Bevölkerung sind unansehnlich, ihre schadhaften Mauern nicht ausgebessert, sondern nur weiß übertüncht. Selbst die mächtigen Paschas wohnen in Palästen, die seit ihrer Erbauung keinen Handwerker mehr gesehen haben. Zerschlagene Fensterscheiben, löcherige Korridore, vernachlässigte Gärten — überall Verfall, als glaubten die mohammedanischen Herren des Landes, daß ihr Aufenthalt hier nur von kurzer Dauer sein dürfte und es nicht lohnte, sich für längere Zeit einzurichten.

Noch schlimmer ist es in Ochrida, dieser vielleicht schönstgelegenen Stadt Mazedoniens, die bei gesetzlichen friedlichen Zuständen ein wahres Paradies sein könnte. Sie zieht sich an den steilen Ufern des großen, malerischen Ochridasees entlang, und die unterste Häuserreihe badet sich wie eine solche von Venedig in dem klaren, noch von keinem Dampfer aufgewühlten Wasser. Die Gebäude sind noch armseliger, die Gäßchen noch enger, schlechter gepflastert und unregelmäßiger als jene Monastirs. Viele Häuser sind nach alttürkischer Art aus Holz gebaut, das obere Stockwerk über das untere hervorspringend und überschattet von dem roten Ziegeldach. Ochrida war die letzte Hauptstadt des alten bulgarischen Reiches; aber aus jener in das zehnte Jahrhundert zurückreichenden Zeit hat sich nichts mehr erhalten als die mächtigen Mauern einer Burg. Selbst die Bulgaren sind zum größten Teil verschwunden, und die heutigen Einwohner sind Griechen und Albanier. Es gibt in Europa vielleicht keine stillere, traurigere Stadt in einer so schönen Gegend als diese. Eine Stadt in Ruinen, bewohnt von Waisen. Jedes zweite Haus ist ein ödes Skelett von zerfallenden Balken, jede zweite Familie hat eine Witwe als Haupt. Die Leute, denen man in den Straßen von Ochrida oder selbst von Monastir begegnet, scheinen gar nicht der Gegenwart anzugehören. Man wandelt zwischen ihnen wie zwischen den Mumien oder Kostümpuppen in irgendeinem großen Museum. Sie scheinen dem gleichen Zeitalter anzugehören wie die zerfallenen Ringmauern oder die alte Bulgarenburg oder die hübsche Kapelle, die noch aus der Zeit der Byzantiner stammt. Man berührt mit dem Ellbogen frühere Jahrhunderte, und die tote Vergangenheit wird in den merkwürdigen malerischen Gestalten der Gegenwart wieder lebendig.

Häusergruppe in Ochrida.

Am buntesten und eigenartigsten ist das Straßenleben in Ochrida wie in Monastir oder Üsküb an den Markttagen. Dann kommen die Bewohner mancher von den Komitadschis oder den Türken verschont gebliebener Dörfer in den gleichen Trachten, wie vielleicht jene waren, die die ersten slawischen Eroberer Mazedoniens getragen haben. Die Männer in Pelzen mit dem Fell nach innen, Ledersandalen, mit Hautstreifen um die Füße gebunden, und in Lederhosen; hinter ihnen die Frauen, schwere Holz- oder Gemüsebündel schleppend, in einen einfachen Überwurf gekleidet, der etwas über die Knie reicht. Jedes Dorf hat ein eigenes Muster, in dem dieses Kleidungsstück mit Rot oder Schwarz bestickt wird, und das hat sich jahrhundertelang so erhalten, ohne daß die armen weiblichen Wesen den Wunsch äußern würden, gleich ihren Schwestern im Westen die Mode zu wechseln.

Dann kommen Juden, so gekleidet wie zu der Zeit, in der sie aus Spanien vertrieben worden sind und hier eine Zufluchtsstätte fanden, oder riesige, kraftvolle, geschmeidige Albanier in ihren weißen, schwarz verbrämten Jacken, ebensolchen enganliegenden Beinkleidern und in Sandalen oder Montenegriner in blauen Anzügen und roten Westen oder Walachen, oder Serben, Griechen, Zigeuner, alle in ihren nationalen bunten Trachten. In Monastir haben sich vor allem die Griechen leider den abendländischen Trachten unterworfen, nur tragen sie den roten Fes, das sichtbare Zeichen ihrer zweifelhaften Loyalität gegenüber dem Türkensultan. Mitten in diesem Gemisch

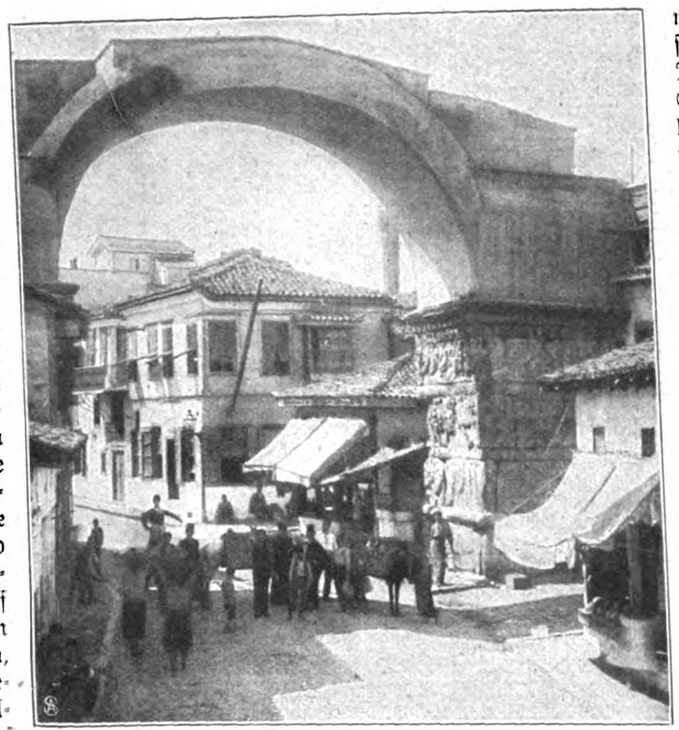


Straße in Üsküb.

Zitadelle in Üsküb.

ist der Türke vorherrschend, vornehmlich der türkische Soldat, denn die Garnisonen sind hier notwendigerweise sehr stark, in Monastir allein stehen beispielsweise fünfzehntausend Mann.

Viel moderner und europäischer als Monastir und Ochrida sind Üsküb, Adrianopel und vor allem Saloniki. Üsküb war bisher einer der Hauptsitze der Umtriebe der Bulgaren und Serben, deren größter König, Duschan, im vierzehnten Jahrhundert hier gekrönt worden ist. Neben diesen beiden Völkern sind in Üsküb auch die Arnauten und Miriditen (mohammedanische und christliche Albanier) stark vertreten, und die Interessen all dieser Völkerschaften stehen einander schroff gegenüber. Die Stadt, an den Ufern des wasserreichen, reißenden Wardarstromes gelegen, ist das getreue Spiegelbild dieser Gegensätze. Auf einem steilen Felsen hoch über der Stadt thront die alte, imposante Türkenfeste mit ausgedehnten Kasernen und dem Konak des Wali (Oberpräsidenten). Von dem Plateau der großen Moschee nebenan übersah ich die ganze, weit ausgedehnte Stadt mit zahlreichen Minaretten, christlichen Kirchen und Türmen, denn Üsküb ist auch der Sitz des Erzbischofs der katholischen Albanier und eines Bischofs des bulgarischen Exarchats. Das Gewirr der kleinen niedrigen Häuser wird von zahlreichen Gärten durchsetzt, und ringsum zieht sich ein Kranz von kleinen Wäldchen und Obstgärten.



Wardarstraße und der Konstantinsbogen in Saloniki.

Der Wardarstrom bildet die Grenze zwischen der europäischen und der mazedonischen Stadthälfte. Diesseit, auf der Bahnhofseite, liegen die Konsulate, Hotels, Schulen, Kirchen und Wohnungen der Europäer, vornehmlich Österreicher, die hier eine entscheidende Rolle spielen. Jenseit drängt sich in den engen, vielgewundenen Gäßchen das bunt zusammengewürfelte mazedonische Element. Dort sieht man die verschiedensten Trachten, hört die verschiedensten Sprachen, ohne die Volksstämme indessen sicher unterscheiden zu können. Bulgaren sprechen neben ihrer Muttersprache Türkisch und Serbisch, Albanier und Juden tragen vielfach den Türkenfes, die Hamals (Lastenträger) haben zerlumpte albanische Kleider am Leibe, sprechen Türkisch, sind aber Zigeuner.

Diese verschiedenen Menschen verkehren miteinander, sprechen die Sprachen der anderen, sind durch Handel und Geschäfte miteinander verbunden, hassen sich aber gegenseitig auf den Tod. Alle Augenblicke können Schlägereien, Schießereien und blutige Gemetzel vorkommen. Deshalb durchwandern die Straßen hier, ebenso wie in Monastir und zeitweilig auch in Saloniki, zahlreiche türkische Schildwachen unter Anführung von Offizieren. Zur Nachtzeit werden sie verdoppelt, aber die Komitadschis werden bei ihrer Wühlarbeit dennoch nur selten erwischt. Sie, ebenso wie die Jungtürken, halten ihre Versammlungen im verborgenen ab, in anscheinend unbewohnten Häusern abgelegener Straßen, hinter verschlossenen Fensterläden. Am folgenden Morgen verlassen sie die Stadt als harmlose Bauern, sprechen Türkisch und geben sich für Moslems aus. Einen Tag später bekommen die österreichischen, in Monastir italienischen, in Drama englischen Gendarmerieoffiziere die Meldung, daß wieder in irgendeinem Dorf ein paar Bauern, die vielleicht Beiträge für revolutionäre Zwecke verweigert haben, ermordet worden sind.

In Saloniki, dieser wichtigsten Stadt Mazedoniens und nächst Stambul auch wichtigsten Handels- und Hafenstadt der europäischen Türkei, treten statt der slawischen und albanischen Elemente die jüdischen und griechischen mehr in den Vordergrund, ja die Juden sind kaum in einer anderen Stadt Europas so zahlreich vertreten wie hier. Von den anderthalbhunderttausend Einwohnern sind weit über die Hälfte Ebräer, wenn auch nicht durchweg mosaischen Glaubens. Merkwürdig genug enthält Saloniki an fünfzehntausend jüdische Mohammedaner, die sogenannten Mamie oder Dönme, der geschäftlich rührigste und wohlhabendste Teil der Bevölkerung. Sie haben selbst die sehr zahlreichen Griechen darin aus dem Felde geschlagen, und das spricht Bände für ihren Geschäftsgeist. — Die eigentlichen Juden spanischer Abstammung, die noch immer Spanisch sprechen, sind so zahlreich, daß sie nicht wie in anderen Balkanstaaten in Judenvierteln zusammengepfercht sind, sondern die ganze Stadt bewohnen. das enge, alte Winkelwerk der von dräuenden Ringmauern umschlossenen inneren Stadt ebenso wie den modernen, ganz europäischen Boulevard Hamidié vor den Toren oder das rings um den Bahnhof der Stambuler Eisenbahn sich immer mehr ent-

Der Blutturm und Hafenkai in Saloniki.

wickelnde Stadtviertel. Die Stadt steht auf und zwischen den Baureisten aus der uralten griechischen und römischen Zeit. Zwischen dem malerischen Winkelwerk von Türken- und Judenhäusern fand ich Tempel und Thermen, Trümmer von Propyläen und Palästen versteckt, aus den justinianischen Kirchen sind Türkenmoscheen geworden, und nur ein von Konstantin gebauter Triumphbogen überspannt, noch heute wohl erhalten, die von einer modernen Straßenbahn durchzogene Hauptstraße.

Die imposantesten Denkmäler Salonikis stammen jedoch aus der Byzantiner und Venezianer Zeit — vor allem die gewaltige Zitadelle hoch oben, auf dem die Stadt, den Hafen und die weite Ebene des Wardar beherrschenden Felsen, dann unmittelbar an dem stets belebten prächtigen Hafen der berühmte Blutturm, das Wahrzeichen der Stadt.

Nicht weit von diesem in blendender Weiße prangenden runden Turm mit seinen krenelierten Mauern erhebt sich der Konak des Wali, denn Saloniki ist Provinzhauptstadt, gleichzeitig auch der Sitz des Muschir, d. h. Feldmarschalls, der das beim letzten Aufstande so wacker für die jungtürkische Bewegung eingetretene Armeekorps befehligte.

Aber die Befugnisse des Muschir und Wali sind in den letzten Jahren durch die europäischen Großmächte stark beschnitten worden, jene des Wali durch die Einsetzung eines Vizekönigs oder Generalinspektors für ganz Mazedonien, jene des Muschir durch die Zulassung von sechzig Stabs- und Oberoffizieren der Österreicher und Russen, Italiener, Franzosen und Engländer, welche die mazedonische Gendarmerie reorganisieren und befehligen. Dazu ist auch in Saloniki eine Gendarmerieschule errichtet worden, die in einem unscheinbaren Gebäude nahe der Aja Sofia untergebracht ist. Ihr Leiter ist ein Stabsoffizier der deutschen Armee, der einzige, der an der genannten internationalen Militärmission beteiligt ist. Fast alle diese fremden Offiziere aber sind nach dem 26. Juli, dem Tage der Verkündigung der Verfassung, auf unbestimmte Zeit beurlaubt worden. Denn die Mächte hatten beschlossen abzuwarten, ob die neue überraschende Wendung der Dinge die großen Reformen zeitigen wird, an deren Durchführung sie seit Jahrzehnten vergeblich arbeiten.

Und meist herrscht fast allmächtig und schrankenlos in Mazedonien das jungtürkische Komitee.

Der Sultan war sich stets bewußt, daß es mit seiner Herrschaft über Mazedonien sofort zu Ende sein würde, wenn die das Land bewohnenden Völker, statt einander zu bekriegen und auszurotten, sich vereinigten zum gemeinschaftlichen Kampfe gegen die mohammedanischen Herren. „Teile und herrsche!" war deshalb bisher das vornehmste Leitmotiv in der Verwaltung Mazedoniens. Nur einen Weg gab es, um es der Türkenherrschaft zu erhalten: wenn die Türken selbst sich an die Spitze dieser Einigung stellten. Das haben die Jungtürken eingesehen, und tatsächlich ist es ihnen gelungen, in Monastir den Frieden zu schließen mit den christlichen Völkern und zwischen diesen selbst, um vereint der Günstlingswirtschaft, der Ausbeutung und Rechtlosigkeit ein Ende zu bereiten. Bleibt es bei diesem Frieden unter den Völkern, dann kann Mazedonien zu einem der blühendsten und wohlhabendsten Länder Europas werden, und aus seinen ruinenhaften Städten können phönixgleich neue, schöne, belebte Kulturmittelpunkte erstehen. Aber für jenen, der die Mazedonier und die Türken kennt, ist die Sache doch noch recht zweifelhaft. Wer weiß, nach welcher Richtung der von den Jungtürken aufgeworfene Ball noch rollen wird?

Herbststürme brausen . . .

Herbststürme brausen.
Klagend ziehn die wilden Schwäne
Über das Meer.
Zerzaust steht mein Garten,
Mein Haus ist leer,
Alle, alle Rosen starben
Dem Sommer nach.
Der Sonne Spiegel ist zerschlagen,
Der klare Bach.

Herbststürme brausen.
Ach, daß ich deine Hand
Entfallen ließ im Sommerübermut,
Daß ich dich gehen ließ,
Da jung mein Herz und warm mein Blut!
Wer, wer schlägt nun den Mantel
Um mich und leitet mich ins Haus,
Wo ist der Stern, der über mir
In Nacht und Herbstgebraus?!

Grete Massé.

Die Seherin von Prevorst.

Von Professor Dr. Max Dessoir.

Es sind jetzt ungefähr hundert Jahre her, daß ein Mädchen geboren wurde, das in seinem späteren Leben die Aufmerksamkeit von Ärzten und Philosophen, ja der ganzen gebildeten Welt auf sich ziehen sollte. Unter dem Namen der Seherin von Prevorst ist es noch heute allgemein bekannt.

Friederike Wanner stammte aus dem württembergischen Gebirgsdorfe Prevorst. Schon in ihrer Jugend war sie leidend und blieb es, nachdem sie sich in ihrem 19. Lebensjahre mit einem Manne namens Hauffe vermählt hatte. Fünfundzwanzigjährig kam sie nach Weinsberg in die Behandlung des dortigen angesehenen Arztes Dr. Justinus Kerner und im April 1827 in sein Haus. Hier verweilte sie zwei Jahre, dann noch ein paar Monate in dem nahegelegenen Ort Löwenstein, wo sie am 5. August 1829 starb. Während ihres ganzen Lebens, zumal aber in der Weinsberger Zeit, zeigte sie seltsame Erscheinungen: somnambule Zustände, Ahnungen, Visionen, hellseherische Fähigkeiten und die Anlage zu sogenannten spiritistischen und spukhaften Ereignissen. Mehrere Zeitgenossen haben darüber berichtet, am ausführlichsten Kerner in dem Buche, das den Titel dieses Aufsatzes trägt.

Fragt man sich, was von diesem Berichte zu halten sei, so wird man zunächst die Glaubwürdigkeit und Beobachtungsgabe Kerners prüfen müssen. An seiner Ehrlichkeit zu zweifeln, liegt nicht der geringste Grund vor; Kerner hat sicher nur das gesagt, was er auf Grund fester Überzeugung für die Wahrheit hielt. Auch ist sein Standpunkt durchaus annehmbar. Eine zweite Frage jedoch ist, ob Kerner unbefangen und mit wissenschaftlicher Genauigkeit beobachtet hat. Die Antwort kann schwerlich unbedingt bejahend lauten. Spiritisten haben rühmend hervorgehoben, daß er Arzt war; aber das verbürgt selbst heute noch nicht die Fähigkeit zur exakten Untersuchung, geschweige denn damals. Man kann ferner zugeben, daß sein Wesen liebenswürdig und humoristisch war, weit entfernt von der Art finsterer Geisterseher. Indessen, er war und blieb der Dichter, als den wir ihn noch heute schätzen. Seine

poetische Einbildungskraft und sein religionsphilosophischer Glaube spielen immerfort in die Aufnahme des Tatbestandes hinein; vergebens hat er versucht, den Dichter und Mystiker in sich von dem Naturforscher loszulösen. Freilich liegt diese Verschmelzung so verborgen, daß selbst die Gegner der ganzen Richtung ihrer nicht gewahr wurden. David Strauß, gewiß kein Abergläubischer, schrieb in seinen „Charakteristiken und Kritiken": „Für uns ist die Meinung derer gar nicht vorhanden, welche den Tatbestand von Kerners Schrift in der Art angreifen, daß sie teils Betrug der kranken Frau, teils durchgängig falsche Beobachtung des Arztes unterstellen — eine Vermutung, von deren Grundlosigkeit sich zu überzeugen nicht bloß Augenzeugen, wie der Verfasser gegenwärtigen Aufsatzes, sondern alle unbefangenen Leser der Kernerschen Schrift in den Stand gesetzt sind." Aber auch David Strauß ahnte noch nicht die ungewöhnliche Schwierigkeit solcher Untersuchungen, er war in dieser Hinsicht ebenso naiv wie Justinus Kerner.

Wenn wir nun in die selbständige Prüfung eintreten, so wollen wir das Gebiet der höheren Mystik von vornherein beiseite lassen. Frau Hauffe hatte viele Bekenntnisse über Religion und Philosophie abgelegt. Sie haben mit den Lehren der Propheten und großen Denker oft eine überraschende Verwandtschaft. Aber sie gehen nie über deren Wert hinaus; ja, sie bleiben fast durchgängig hinter ihm zurück. Darüber zu verhandeln, hat gar keinen Zweck, denn Beweis und Gegenbeweis ist gegenüber den allgemeinsten Fragen der Weltanschauung niemals zu führen. Nur so viel sei also gesagt, daß die uralte indische Weisheit, die mittelalterliche Mystik und die spekulative Philosophie Schellings den trüben Vorstellungen jener Seherin unendlich überlegen sind. Die Gedanken der Frau Hauffe machen im Vergleich dazu nicht nur einen matten und verworrenen Eindruck, sondern zeigen auch manchmal den verdächtigen Scharfsinn der Geisteskranken. Sie malte allerhand Sonnen- und Lebenskreise, trieb Zahlenmystik und verwegene Rechnereien und erfand sich schließlich auch eine orientalisch angehauchte Geheimsprache. Justinus Kerner freilich dachte anders darüber. Er hielt die rein geistige Mystik der Seherin für die höhere Sphäre im Verhältnis zum niederen Gebiet sichtbarer Erscheinungen. Mit vielen Zitaten, geschichtlichen Rückblicken und philosophischen Betrachtungen suchte er die Offenbarungen der Frau Hauffe zu stützen. Er meinte, daß in ihren Reden ein göttliches Innenleben sich enthülle, und daß der hypnotische Zustand, in dem sie solcher Art sprach, ein Freiwerden der Seele von Körper und Welt bedeute. Daher glaubte er aufs Wort, was die Kranke von der Geisterwelt erzählte. Der Mensch erschien ihm als ein Mittelglied zwischen den seligen und den unseligen Geistern, den Engeln und den Dämonen. Warum sollte nun nicht gelegentlich die Geisterwelt sichtbar in unsere Welt hineinragen? Daß die gewichtigsten Gründe dagegen sprechen, daß ferner mit bloßen Behauptungen herzlich wenig getan ist, das müßte dagegen erinnert werden.

Unser Interesse gilt der greifbareren Seite der Angelegenheit. Und zwar zunächst den Tatsachen einer gewissen Überempfindlichkeit, die an Frau Hauffe beobachtet worden sein soll. „Hielt Frau Hauffe die Hände in Wasser, so wurde es ihr bald ganz schwach; trinken konnte sie bei Tage durchaus keine Flüssigkeit irgendeiner Art, sie bekam dadurch jedesmal Schwindel. Sobald aber die Sonne untergegangen war, konnte sie viele Flüssigkeiten ohne Beschwerde trinken." Diese und ähnliche Dinge scheinen mir leicht begreiflich. Schon normale Personen zeigen sogenannte Idiosynkrasien, und bei nervösen Naturen steigern diese sich häufig ins Lächerliche; nach verborgenen Gründen zu suchen, dürfte überflüssig sein, da zahlreiche Zufälligkeiten und Einbildungen hierbei ihr Spiel treiben. Ferner glaubte Kerner festgestellt zu haben, daß bestimmte Körper (Metalle, Steine, Blumen usw.) bestimmte Wirkungen auf die Seherin ausübten. Kieselerde z. B., die man ihr in die Hand gab, erzeugte in ihr „Erstarrung", Flußspat hingegen „Muskelweichheit bis zum Gefühl, als hätte sie Wasser im Unterleib". Wenn die Seherin heute lebte, so würden ihre Aussagen als kindisch abgelehnt werden, oder sie würden, unter dem unbewußten Einflusse der Experimentatoren, anders ausfallen. „Auch noch unter einer andren Form wurden die Versuche dadurch gemacht, daß man der Seherin eine Wünschelrute von Haselnuß und auch einen Pendel von gleichem Holz in die linke Hand gab und sie auf die untergelegten Mineralien wirken ließ. Auch dadurch wurden die Versuche, in denen man ihr die Mineralien direkt in die linke Hand gab, völlig bestätigt. Diejenigen Mineralien, die, in ihre Hand gelegt, keine Wirkung auf sie äußerten, zogen auch die Wünschelrute oder den Pendel nicht an, und umgekehrt." So Kerner. Nun steht fest, daß die Bewegungen einer an ihren Zweigenden gehaltenen Wünschelrute (Y) von automatischen Muskelbewegungen der haltenden Hand ausgehen; es ist also nicht erstaunlich, wenn der Erfolg dieser Versuche der gleiche wie bei den andern Versuchen war. Sie hätten außer ihrem sachlichen auch ein geschichtliches Interesse erhalten. Die Wünschelrute ist in Deutschland erst im sechzehnten Jahrhundert, und zwar zur Auffindung von Erzadern, verwendet worden; aber auch noch gegenwärtig ist sie in allen Kulturländern im Gebrauch, um Untergrundwasser dort aufzusuchen, wo die Mittel der Wissenschaft versagen. Namentlich in England und seinen Kolonien sowie in den Vereinigten Staaten und in Deutsch-Südwestafrika gibt es eine Anzahl von Leuten, die mit Erfolg auf diesem Gebiet arbeiten. Die Leistungen dieser „dowsers" hat kürzlich Professor Barrett, der berühmte Physiker, einer genauen Nachprüfung unterzogen, mit dem — von anderen Gelehrten stark bezweifelten — Ergebnis, daß einige davon eine unbekannte, hellseherische Wahrnehmungsfähigkeit vorauszusetzen scheinen: es haben in der Tat Leute in ihnen unbekannten Gegenden verborgenes Wasser angezeigt, ohne daß wir erklären können oder sie selber ahnen, woher ihnen ihre Kenntnis kommt. In den meisten (oder allen?) Fällen handelt es sich um Autosuggestion und erstaunlich scharfe (wenngleich oft unbewußte) Beobachtung irgendwelcher Anzeichen.

Die Wahrnehmung von räumlich entfernten und den Sinnen unzugänglichen Gegenständen durch die Seherin ist am besten in folgendem Fall vertreten, den ich mit den Worten des damals bekannten Professors Eschenmayer wiedergebe: „Frau Hauffe, noch nicht lange in Weinsberg angekommen, unbekannt mit dem Orte, mit den Menschen und mit ihrem Arzte, erblickte öfters einen Verstorbenen, der sich ihr näher zu erkennen geben will. Er hält ein Blatt in der Hand, dessen Charaktere sie sich merkt, und er gibt ihr zu verstehen, wo es liege, und daß es gefunden werden müsse, wenn er Ruhe bekommen solle. Sie teilte diese Erscheinung ihrem Arzt (Kerner) und andern mit und beschreibt den früher ihr unbekannten Mann in Leibesgestalt und seinem gewöhnlichen Anzuge so frappant, daß jedermann den leibhaften K. darin erkannte. Dieser K. war Sachwalter einer Weinhandlungsgesellschaft, die gerade unter dem Erdgeschoß, wo Frau Hauffe zu Miete war, einen großen Keller hatte, in dem er sich häufig aufhielt. Um Ruhe vor diesen Besuchen zu bekommen, dringt Frau Hauffe in den Arzt, das Blatt zu suchen, und gibt das Haus, das Zimmer, den Haufen von den Akten und den Faszikel, in dem es liegt, aufs genaueste an und beschreibt zugleich die Person und den Stand der Dinge zur Zeit, wo sie ihrem Arzt die Schilderung macht, geradeso, wie es sich bei nachheriger Erkundigung daselbst wirklich verhielt. Der Arzt, der die ganze Geschichte für eine Vision hält, willfährt jedoch ihrer Bitte und sucht mit dem Herrn des Hauses (Oberamtsrichter), wo die Papiere liegen, und findet nichts. Der Arzt sucht zum zweitenmal mit dem Oberamtsrichter, und siehe, das Blatt findet sich mit allen angegebenen Kennzeichen und an eben der bezeichneten Stelle. Es war ein Dokument, das schon sechs Jahre in den Akten ruhte . . ."

Die „frappante" Beschreibung des Verstorbenen wird von Kerner nur behauptet und mit dem einen Merkmal belegt, daß

Copyright 1895 by Franz Hanfstaengl.

Die Seherin von Prevorst.

Gemälde von Gabriel May.

die Seherin richtig von einem schielenden Auge gesprochen habe; wir brauchen also auf diese dramatische Einkleidung des Ferngesichtes keinen zu großen Wert zu legen. Die Schilderung des eigentlichen Vorganges zeigt, daß man damals noch nicht an die Möglichkeit einer Telepathie dachte. Durch Untersuchungen aus den letzten zwanzig Jahren ist aber die Vermutung nahegelegt worden, daß in seltenen Fällen eine Art drahtloser Telegraphie zwischen zwei Gehirnen bestehen kann, d. h., daß eine dort auftauchende Vorstellung hier aufgenommen werden mag, ohne Vermittelung der bekannten Sinneswege. Da nun sicher dieser oder jener von dem Vorhandensein und dem Ort des Aktenstückes gewußt hat, so wäre zunächst an Telepathie zu denken, wenn nicht, was noch wahrscheinlicher ist, ein glücklicher Zufall der Seherin zu ihrer erstaunlich wirkenden Kenntnis verholfen hat.

Überblickt man also alles, was uns über die Seherin von Prevorst überliefert ist, so erhält man den Eindruck, daß die Beobachtung teils dilettantisch, teils durch vorgefaßte Meinungen beeinflußt war. Nur wenig bleibt übrig, woraus wir allenfalls den Schluß ziehen dürfen, daß „die Seherin von Prevorst" jene ebenso seltenen wie seltsamen Fähigkeiten besaß, die auch heute noch bei einigen Individuen vorhanden sein sollen. Sichere Feststellungen darüber sind bei der Dürftigkeit und wissenschaftlichen Unzulänglichkeit der Berichte völlig ausgeschlossen.

Die Boyersen.

(7. Fortsetzung.) Von Olga Wohlbrück.

Lene trat mit verstörtem Gesicht herein. „Ich werde den Arzt holen müssen, Frau Boyersen, dem Christian ist gar nicht gut!"

„Das war vorauszusehen, na, lauf, Lene, oder schick die Köchin, die hat junge Beine."

Marianne stürzte zur Tür.

Christian hatte einen Blutsturz gehabt.

„Er hat sich furchtbar aufgeregt", erklärte Herr Boyersen dem Arzt.

Aber der Arzt meinte, das wäre doch dieser Tage gekommen, auch ohne Aufregung.

Frau Boyersen ließ Marianne sagen, sie brauchte heute nicht ins Kontor zu kommen, und abends würde sie selbst nach dem Kranken sehen.

Christian hatte etwas geschlafen und lag friedlich, mit gutem Ausdruck in den matten Augen auf hochgetürmten Kissen. Marianne hielt seine Hand, und er drückte sie manchmal ganz schwach.

Herr Boyersen saß an einem Seitentischchen und machte Kalkulationen. Ab und zu blickte er auf seine Taschenuhr. Dann näherte er sich seiner Schwiegertochter. „Was glaubst du, werde ich gehen können?"

„Aber freilich . . . Du kannst ja doch nicht helfen, und Christian ist wieder obenauf."

„Na ja . . . denn siehst du, Mariannchen, es ist geschäftlich wichtig, daß ich hingehe! Ich soll da Leute treffen, und gerade heute, da fühle ich mich in der richtigen Stimmung, heute . . ."

Seine kleinen Augen flackerten auf.

„Geh nur, Vater, geh nur!" sagte Marianne müde.

Heute abend war der Bürgermeisterball. Seit zwei Wochen sprach Herr Boyersen nur von der Ehre, die ihm bevorstand. Am Morgen dieses Tages hatte er sich von Marianne Geld für weiße Handschuhe und eine weiße Nelke geben lassen. Er wollte ganz als Weltstädter erscheinen.

Im ersten Augenblick, als Christian so bleich und hilflos in seinen Armen gelegen hatte, waren ihm die Tränen aus den Augen gestürzt, und Lene hatte ihn noch trösten müssen:

„Aber Herr Boyersen, das ist so bei der Krankheit, da lebt man noch zwanzig Jahre mit . . ."

Und er hatte sich wie ein kleines Kind an ihre alte, flache Brust geworfen und gerufen:

„Lene, warum all das Elend über mich . . . warum all das Elend?"

Und sie hatte mit ihrer abgearbeiteten runzeligen Hand seinen Rock getreichelt und gemurmelt:

„Wir sind arme Menschen, Herr Boyersen, und wenig Segen ruht auf uns!"

Die Hände des Mannes hatten sich zur Faust geballt.

„Die zertritt uns alle, die zertritt uns!" Und dann hatte er geflüstert: „Aber mein Tag kommt noch, Lene, glaub mir, er kommt! Ich werde uns freimachen von ihr . . . ich schwör's dir . . ."

Lene hatte ihn entsetzt angesehen. „Schwören Sie nicht so gottlos! Herr Boyersen!"

Denn es war ein böser, unheimlicher Gedanke gewesen, der ihr plötzlich gekommen war, und sie war fortgelaufen, um den Arzt zu holen.

„Also du meinst, ich kann gehen?" fragte Herr Boyersen nochmals, indem er sich zärtlich über Christian beugte.

„Geh . . . geh . . .!" flüsterte der Kranke.

„Tss . . . du sollst nicht sprechen", ermahnte Marianne und legte ihren Kopf, der ihr so schwer war von dumpfen Gedanken, auf die Bettdecke.

„Ja, Christianchen, ich will gehen, und vorher komme ich noch zu dir und sehe nach, wie's dir geht!"

Auf den Zehenspitzen verließ er das Zimmer.

Nach Kontorschluß kam Frau Boyersen herauf. Man hörte es an ihrem Schritte — das Treppensteigen war ihr nicht mehr leicht. Marianne eilte zur Tür, ihr entgegen.

„Na, wie geht's jetzt?"

Sie trat an das Bett des Kranken und legte ihre Hand auf Christians Stirn.

„Kein Fieber . . . na also!"

Christian versuchte die Hand der Mutter mit seinen Lippen zu erreichen, aber sie wurde es nicht gewahr.

Der Aufenthalt in Krankenstuben war ihr wirklich ungewohnt. Sie verstand es nicht, ihre Stimme zu dämpfen, einen Stuhl leise ans Bett zu rücken.

Sie erfüllte den Raum mit ihrer alles erdrückenden Wucht.

„Ich bin zum erstenmal hier oben", sagte sie und sah sich um.

Sie war nicht unempfänglich für den Schimmer von Behagen, den Marianne über den Raum zu breiten gewußt hatte, aber sie empfand dieses Behagen als etwas, wofür man eigentlich ihr Dank wissen mußte.

„Ihr habt's sehr gut hier. Die Zimmer oben sind eigentlich viel schöner als meine unten. Und warm ist es . . .! Der Ofen muß doch eine Menge Kohlen verbrauchen!"

„Christian friert immer", warf Marianne ein.

„Ja . . . na ja . . . das mag mit seinem Zustande zusammenhängen. In meiner Jugend, da war man abgehärtet. Das Wasser in meiner Waschschüssel war oft gefroren, wenn ich aufwachte, und das war gesund! Ich habe meine Kinder leider verweichlicht. . . . Das taugt nicht, Marianne, ja, glaube mir, mach's anders!"

Ihr Ton wurde wieder gereizt.

„Wenn man bedenkt, wie anspruchslos man zu meiner Zeit war — und jetzt!! . . . Kannst du dir vorstellen, Marianne, der kleine Weiser, der die Adressen schreibt, weigerte sich heute, an seinem Platz an der Wand zu sitzen — er bekäme Reißen!"

„Die Wand ist sehr feucht da, manchmal bilden sich Wasserlachen."

„Wieso Wasserlachen? Da hat der Kontordiener das Fenster mal länger als nötig offen gelassen, und es hat hereingeregnet oder hereingeschneit."

„Nein, nein, ich glaube doch, das Haus bedarf einer kleinen Reparatur. Es waren schon ein paarmal Herren von der Baukommission da."

„Von der Baukommission? Was erzählst du mir da? . . . Was haben die Leute in meinem Hause zu suchen? Ich kann mein Haus verfallen lassen, wenn ich will, das geht keinen Menschen was an!"

„Aber du vergißt das Kontor, Mama. . . ."

„Ach so. Da hat wohl so ein sauberer Patron wieder eine Anzeige gemacht? Wenn ich den herauskriege . . . Nun zahlt man schon in die Krankenkasse und Invalidenversicherung, und da muß man noch fragen: ‚Sitzen Sie auch gut? Atmen Sie auch gut?' — Bald werden sie verlangen, ich soll ihnen ein Kissen unterlegen und die Luft mit Eau de Cologne parfümieren!"

Sie lachte kurz und trocken auf.

Christian lag da mit schmerzlich verzogenem Gesicht. Jedes Wort der alten Frau, das sie in ihrer harten, abgehackten Art herausstieß, tat seinem Kopfe weh.

„Ich glaube, Christian ist müde", sagte Marianne.

„Dann muß er schlafen. Schlaf ist das Beste!"

Frau Boyersen erhob sich.

„Übrigens, was ich sagen wollte, Marianne, den Arzt und die Apothekerrechnung bezahle ich. Auch dann später, wenn du erst so weit sein wirst — das braucht dir keine Sorge zu machen. Und wenn du dann wieder ganz auf dem Posten bist und tüchtig arbeiten kannst, will ich dir auch dein Gehalt etwas erhöhen. — Na . . . gute Besserung, Christian! Das Abendbrot wird euch Lene heraufbringen."

Sie nickte ungewöhnlich freundlich und erhob sich.

In diesem Augenblicke tänzelte Herr Boyersen zur Tür herein.

Er war im Frack, mit großen goldenen Knöpfen im gefälteten Hemd und einer weißen Nelke im Knopfloch; das spärliche weiße Haar war in gleichmäßigen Strähnen nach vorne gelegt und mit Wachs befestigt. Er hatte die weißen Handschuhe übergezogen und bemühte sich, sie zuzuknöpfen.

„Die verflixten Knöpfe! . . . Ah! Du bist hier?"

Frau Boyersen sah ihren Mann verständnislos an; dann wendete sie sich an Marianne. „Was ist mit ihm los? Was soll die Maskerade?"

„Ich gehe auf den Bürgermeisterball", antwortete Herr Boyersen.

„Du??"

Herr Boyersen hob den Kopf, und seine kleinen Augen blitzten kampfbereit auf. „Warum sollte ich nicht hingehen, wenn mich der Bürgermeister einlädt? Er fragte mich, ob du nicht auch kommen würdest, aber ich lehnte in deinem Namen ab, da ich ja weiß, daß du solche Vergnügungen nicht mitmachst."

Er sprach, wie ein Weltmann zu seiner im besten Einverständnis mit ihm lebenden Frau sprechen würde.

Frau Boyersen dachte wohl im ersten Augenblick, er hätte den Verstand verloren, denn sie stand immer noch regungslos da mit halbgeöffneten Lippen.

„Narr du!" stieß sie endlich hervor. „Narr!"

Sie drehte ihm den Rücken und verließ, ohne sich umzusehen, ohne die Tür hinter sich zuzumachen, das Zimmer.

Herr Boyersen blickte ihr verbissen nach.

„Narr? . . . Werden schon sehen, wer der Narr ist!!"

Christian flüsterte: „Furchtbar das alles . . . furchtbar . . . und so geht's immer."

Vor Schwäche liefen ihm große Tränen, die Marianne ihm sanft fortwischte, über die hageren, bleichen Wangen.

„Soll ich vielleicht dableiben, Christianchen?" fragte Herr Boyersen erschrocken.

Aber der Kranke hatte die Augen geschlossen, und Marianne winkte mit der Hand ab.

„Hast du nicht ein bißchen was fürs Taschentuch?" fragte Herr Boyersen leise.

Marianne reichte ihm die Eau-de-Cologne-Flasche vom Nachttisch. Herr Boyersen schüttete ein Meer davon über sich aus, benetzte die Haare und küßte dann Marianne auf die Wange. „Leb wohl . . . jetzt geh' ich arbeiten für dich, für uns. Gut' Nacht!"

Sie nickte ihm wehmütig lächelnd zu, und er tänzelte auf den Fußspitzen hinaus. Einen Augenblick später hörte sie ihn die Treppe hinuntergehen, hörte sie, wie die schwere Eingangstür ins Schloß fiel, und wie von der schneeigen Stille draußen ein leises, vergnügtes Pfeifen heraufklang.

* * *

Christian konnte sich nicht recht erholen. Von drei Tagen verbrachte er zwei im Bett.

Marianne hatte die Studierstube für sich als Schlafzimmer herrichten lassen. Ihre Nächte waren vielfach gestört durch das so qualvolle Husten. Manchmal wachte sie stundenlang bei ihm. Dann kam wohl Herr Boyersen herein, in einem alten Schlafrock, ein dunkles Käppchen auf dem dünnen Haar, und stellte seine Kerze in eine Ecke.

„Geh schlafen, Marianne, ich bleib' hier bei ihm, geh nur . . . du mußt dich schonen."

„Nein, laß nur, Vater, ich habe am Tage geschlafen, es macht mir nichts aus."

Wenn das Husten gar nicht aufhörte, kam Lene dazu in einer langen, warmen Nachtjacke, ein Tuch um den Kopf. Sie schob Marianne einfach aus dem Zimmer.

„Ich schließe dich ein, wenn du nicht folgst!"

Und Marianne kroch in ihr Bett, frierend, mit schweren Gliedern, und hielt sich die Ohren zu, wenn der Anfall nebenan gar zu sehr an ihren Nerven riß.

Die beiden Alten aber saßen beim Kranken und wachten. Um nicht einzuschlafen, brachte Lene eine Strickarbeit mit. Dazu genügte das Licht der kleinen Nachtlampe, und das spitze, gleichmäßige Wetzen der Nadeln schläferte Christian ein.

Dann unterhielten sich die Alten flüsternd von Mariannens Kind. Sie malten sich aus, wie es sein würde, wenn es ein Mädchen wäre, und wie, wenn ein Junge zur Welt käme.

„Ein Junge wird's, Lene . . . das hab' ich im Gefühl, pass' auf, was aus dem Jungen wird . . . ich habe schon meine ganz bestimmten Pläne."

Herr Boyersen sprach immer sehr viel, wenn auch sehr geheimnisvoll von seinen Plänen. Denn als er das erstemal versucht hatte, Lene mit Herumwerfen von großen Zahlen zu imponieren, da hatte sie trocken gemeint: „Lassen Sie das man, Herr Boyersen, das Spekulieren ist nicht Ihre Sache."

Er war damals sehr wütend gewesen.

„Du bist genau so ein kurzsichtiges, dummes Weib wie die Alte unten. Wenn einmal etwas schief geht, so wirft man darum noch nicht gleich die Flinte ins Korn! Frag' mal hier rum in der Stadt, was man von mir hält!"

„Auf den Bürgermeisterball gehe ich nicht", antwortete Lene beleidigt. „Wie soll ich wissen, was man von Ihnen hält, Herr Boyersen."

„Na eben darum, du dumme Pute. Dann red' nicht so ins Blaue! Wenn ich Glück gehabt hätte . . . damals, dann hätte ich ebenso ein Vermögen machen können wie die Alte, aber ein ganzes Leben hat man nicht Pech! Und dann . . . du weißt doch, Lene, ich hatte andere Gedanken im Kopf."

Lene strickte heftiger.

„Das sind alte Geschichten, Herr Boyersen", unterbrach sie. Und es war der gleiche Ton, wie Frau Boyersen ihn hatte, wenn sie das zu ihren Kunden sagte.

„Na ja, natürlich sind das alte Geschichten", gab Herr Boyersen zu und betrachtete nachdenklich das alte runzelige Gesicht, das einmal so jung und liebreizend gewesen war.

Er fand bei dieser Betrachtung, daß er selbst sich sehr gut konserviert hatte . . .

Manchmal sprach Herr Boyersen davon, wie Christian aus England gekommen war: „Elegant sah er aus, Lene, nicht? Und wie er mir gleich Zigaretten anbot aus seinem silbernen Etui, mir, dem räudigen Schaf! Und wie er mich gleich mitnahm in die Stadt, und ich vorstellen durfte: ‚Mein Sohn', und wir manche Flasche Wein austranken . . . Ich dachte, nach meiner Berta würde nie wieder jemand gut zu mir sein, und wie sie starb, da dacht ich, die Welt geht unter für mich . . . Und dann kam der Junge und war gerade so und trug mir's nicht nach, das Unglück, und nun muß er . . ."

Herr Boyersen drückte den Handrücken gegen seine brennenden Augen . . .

„Sie haben eine gute Schwiegertochter, Herr Boyersen, und nun kommt bald ein Enkel."

„Ja, ja . . . Lene . . . mein Enkel . . . Dem wird's anders gehn, Lene, als den Kindern, das kann ich dir sagen. Da werde ich auch mitzureden haben. Denn wenn mein Projekt durchgeht . . ."

Und Herr Boyersen hatte seinen Kummer vergessen, rieb sich vergnügt die Hände und baute Luftschlösser, bis Christians Gestöhne ihn wieder zur Wirklichkeit zurückrief.

Frau Boyersen kam jeden zweiten Tag herauf, nach Christian sehen, aber sie vergewisserte sich vorher, daß sie ihren Mann nicht treffen konnte. Sie unterbrach lieber ihre Arbeitsstunden und wählte die Zeit, wann Herr Boyersen am Stammtisch im Ratskeller saß. Aber in letzter Zeit war ihr das Treppensteigen beschwerlich. Die feuchten, verfallenen Kontorräume, die man trotz allen Heizens nicht trocken kriegen konnte, hatten ihr Reißen eingebracht.

Aber da sie sich aus Geiz und Eigensinn vor Renovierung drückte, sprach sie von Neuralgien und log sogar den Arzt an. Die Mittel, die er ihr verschrieb, ließ sie wohl aus der Apotheke holen, schüttete sie aber fort.

Sie hatte sich einen Stock besorgen lassen, um sich darauf zu stützen, und man hörte ihr Nahen schon von weitem.

Marianne bekam immer Herzklopfen, wenn sich der Stock in der Nähe des Krankenzimmers hören ließ. Frau Boyersen meinte es wohl gut mit ihren Besuchen, aber ihre laute, herrische Art, die sich nie verleugnete, bereitete dem Kranken eine namenlose Pein.

Sie pflegte kleine geschäftliche Differenzen, die sie im Kontor mit Marianne gehabt hatte, hier oben auszutragen, beschwerte sich über die Angestellten, verhöhnte einzelne Kunden und jammerte über den Rückgang des Geschäftes. Zum Schluß sagte sie immer: „Na also, Christian, huste nicht zu viel. Man kann sich zurückhalten, ein bißchen zusammennehmen mußt du dich!"

Sie wurde nachts oft halb wahnsinnig von dem Husten. Er gellte dann durch das ganze Haus, und sie saß aufrecht in ihrem Bett, und Wut und Verzweiflung raubten ihr fast die Besinnung.

Mußte sie gerade solche elenden, schwachen Kinder geboren haben! Sie verfluchte ihren Mann, sie verfluchte ihren Leib, verfluchte ihr Schicksal . . .

Was hatte ihr denn das Leben gehalten, von allem, was es ihr versprochen hatte? . . . Geld! Und jetzt schwand auch das! Es sickerte durch alle Ritzen ihrer kleinen und großen Verluste. In diesem Jahre hatte sie nur zugesetzt. Das Ergebnis der Jahresbilanz hatte ihr den kalten Schweiß auf die Stirne getrieben. Sie sah nicht den Verfall der Räume, sie sah nur den Verfall des Geschäfts, sie glaubte ihn aus jeder Frage eines Kunden zu hören, las ihn aus jedem Briefe heraus. Und immer lauter schlug ihr das verhaßte Wort „Konkurrenz" ans Ohr. Ihre eigenen Angestellten tuschelten es sich zu, die Kunden brachten's ihr ins Kontor, die Vorübergehenden auf der Straße schienen es sich zuzurufen.

Und eine erbärmliche, tödliche Angst schlich sich ihr ins Herz, vergiftete ihr jede Stunde. Ihr war es, als hätte die ganze Stadt sich gegen sie verbündet, um sie auszuhungern hinter den starken Mauern ihres Hauses. Es war das größte am Platz. Seit fünfzig Jahren erhob es sich stolz und breit über all den kleinen altmodischen Giebelhäuschen, in denen kleine, bescheidene Kaufleute ihren Unterschlupf hatten.

Wer hätte es je gewagt, mit der Firma Boyersen in Konkurrenz zu treten? War es nicht Marianne, die das Wort zuerst hereingebracht hatte mit all dem Neuen, Feindlichen, das sie nicht begreifen konnte, nicht begreifen wollte? War sie die Stärkere, dieses junge besitzlose Geschöpf, dem sie ihr Haus geöffnet hatte wie allen, die in Not und Bedrängnis waren? Und das Kind, das neue junge Leben, das von allen erwartet wurde wie eine neue Hoffnung, eine neue Zukunft — sollte sie von dem den Todesstoß erhalten? . . . Oben quälte sich ihr Sohn dem Tod entgegen, ihr Sohn, auf den sie einst all ihre Hoffnung gesetzt, und der nichts davon erfüllt und sie allein gelassen hatte mit leeren Händen und leerem Herzen. Jetzt war er ihr fremd — wie alles ihr fremd geworden war . . . fremd und feindlich. Und das Husten oben drang ihr durch Mark und Bein, obwohl sie die Federdecke über den Kopf zog, wie Kinder es tun, die sich vor Gespenstern fürchten.

Marianne mußte ihre Kontorarbeit immer mehr einschränken, ihr eigener Zustand und Christians Krankheit fesselten sie ans Zimmer.

Frau Boyersen hatte als ersten Buchhalter einen jungen Menschen engagiert, der nach Pomade roch, zartfarbige Krawatten trug und die Hacken zusammenschlug.

„Ein Affe", sagte sie, wenn sie von ihm sprach.

Aber er gewann allmählich an Boden, weil er nie eine eigene Meinung äußerte und die einander widersprechendsten Befehle prompt ausführte. Die Folgen dieses allzu großen Gehorsams waren ja nicht immer glücklich, aber Frau Boyersen konnte dann nur sich selbst die Schuld zuschreiben.

Sie wollte ein Werkzeug haben, das blind alles tat, was sie anordnete, und das hatte sie gefunden. Auch die äußeren Zeichen einer beinahe übertriebenen Devotion gefielen ihr. Dazu kam noch, daß er sehr billig war.

„Er hat keine Ahnung vom Geschäft", sagte Marianne.

„Dazu bin ich da," meinte Frau Boyersen, „habe ich früher etwa Leute gebraucht, die mein Geschäft kannten? Martens hat auch erst bei mir gelernt."

„Aber du wirst doch diesen widerlichen Luckner nicht mit Martens vergleichen, Mama?!"

„Von vergleichen ist keine Rede. Ich will damit nur sagen, daß keiner unersetzlich ist, keiner. . . ."

Marianne biß sich auf die Lippe. Ihr war der Mensch ein Greuel. Sie begriff ihre Schwiegermutter nicht, die sich früher den Pomadengeruch und lachsfarbene Krawatten ernstlich verbeten hätte. Sie selbst kostete es eine Überwindung, mit dem Menschen zu tun zu haben. Wenn er sich über ihr Pult beugte, um Einsicht zu nehmen in ein Schriftstück, das sie ihm zeigen mußte, dann wurde ihr immer übel.

„Das hängt mit deinem Zustande zusammen", sagte Frau Boyersen kurz. „Mir ist lieber, der Mann verschwendet Pomade, als daß er mein Geld verschwendet."

Der neue Buchhalter bemerkte ganz gut, daß er bei Frau Marianne nicht gut angeschrieben war, aber er verbarg seinen Ärger hinter der Maske einer eisigen Höflichkeit, vermied es nach Tunlichkeit, sich an Marianne zu wenden, und überging sie vollständig, wenn Frau Boyersen da war.

Den Kunden aber paßte der „Fips", wie sie ihn nannten, erst recht nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

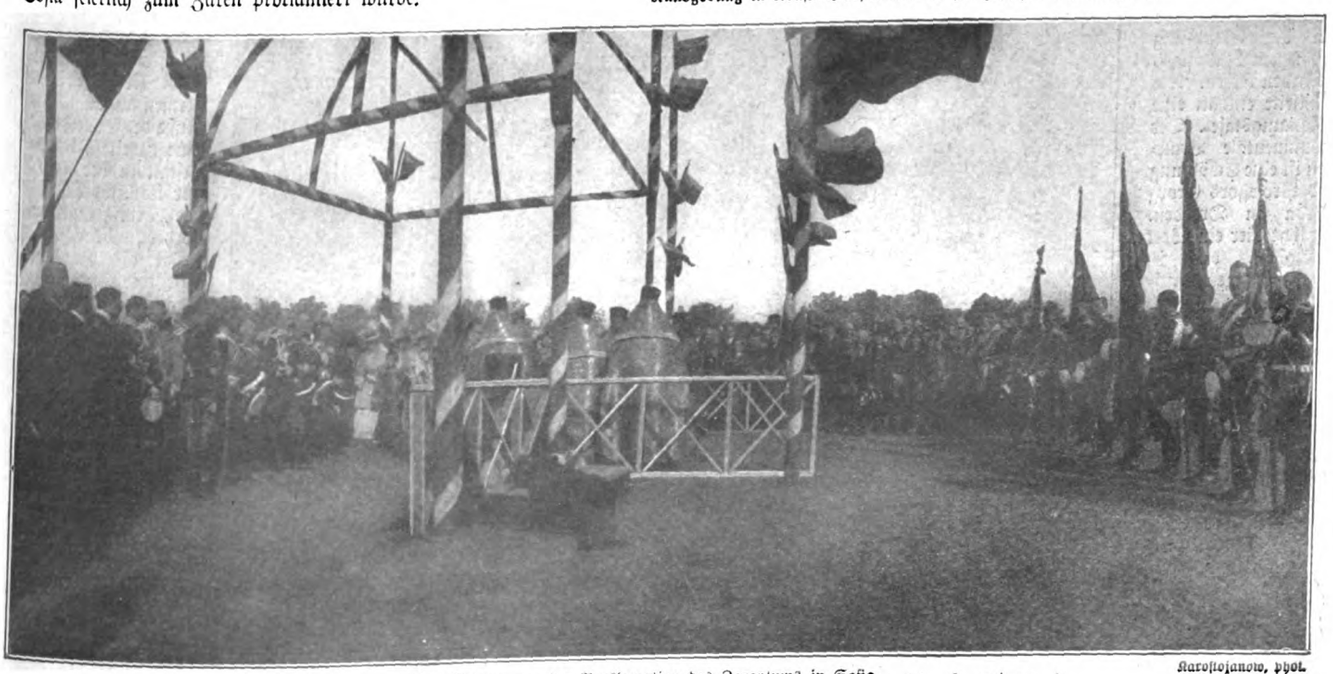
Die Orientwirren. (Zu den untenstehenden Abbildungen.) In schneller Folge haben sich auf dem Balkan die Ereignisse abgespielt, denen ganz Europa mit Erwartung folgt. Braucht es doch nur eines zündenden Funkens, um in den stets zu hellem Auflohen bereiten Ländern die Kriegsfurie zu entfesseln, die sich dann nicht auf den Orient beschränken würde. Unsere Bilder geben Zeugnis von der dort überall herrschenden, gefährlich begeisterungsvollen Stimmung. Bis jetzt haben die Besonnenen, Gemäßigten ja glücklicherweise die Oberhand behalten, sowohl in Konstantinopel selbst, wo man angesichts der Gesamtlage der Türkei, ihrer geschwächten Hilfskräfte und des unfertigen Zustandes der Armee vor einem Kriege zurückschreckt, als auch in Serbien und Bulgarien. Letzteres hat ja auf friedlichem Weg alles erreicht, was es wollte: die Unabhängigkeit für das Land und den Königstitel für den Fürsten, der nun auch in Sofia feierlich zum Zaren proklamiert wurde.

Kurt Reinke, Leipzig, phot.

Rede des Vizepräsidenten der Skupschtina in Belgrad.

Kundgebung in Konstantinopel vor der französischen Gesandtschaft.

Weinberg, phot.



Karoltojanow, phot.

Das Tedeum vor der Proklamation des Zarentums in Sofia.

Von den Ereignissen im Balkan.

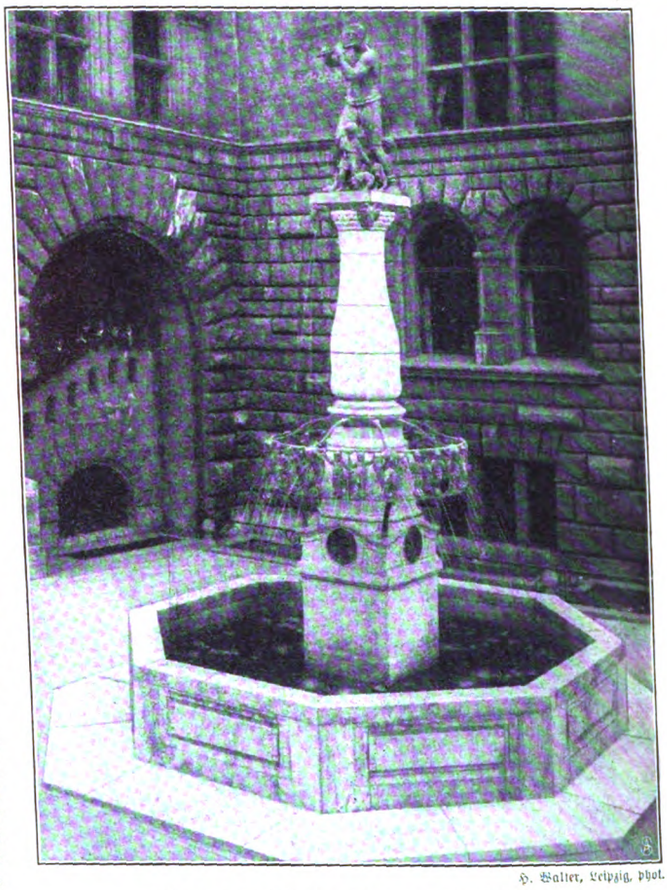
Der Vaterländische Frauen-Zweig-Verein in Nizza weist auf ein vor nunmehr 18 Jahren in Nizza, rue de France 62, unter dem Namen „Villa Augusta" errichtetes Pflegehaus hin, das dem Zweck dient, unbemittelten oder wenig bemittelten kranken Reichsdeutschen den Aufenthalt an der Riviera zu ermöglichen. Es können in dem Hause 20—21 Gäste untergebracht werden zu einem Pensionspreise, der — je nach der Lage der Zimmer — zwischen zweieinhalb und fünf Frank schwankt. In diesem Pensionspreis ist sowohl die sehr reichliche und gute Verpflegung als auch ärztliche Behandlung und Apotheke einbegriffen. Aufgenommen werden nur solche, deren Leiden durch den Aufenthalt im Süden eine Besserung erwarten läßt, und die nicht bemittelt genug sind, regelrechte Hotel- oder Pensionspreise zahlen zu können. Das deutsche Pflegehaus ist vom 1. November bis 1. Mai geöffnet. Aufnahmegesuche, denen ein ärztliches Zeugnis über den Gesundheitszustand und ein weiteres, von einer Magistratsperson ausgestelltes über die Vermögensverhältnisse beizufügen ist, sind an die Präsidentin des Vereins, Frau von Zelewski-Denzin in Lauenburg, Pommern, zu richten.

Gedenktafel für den Pädagogen Ch. W. Harnisch in Weißenfels a. d. S.

Modelliert von Paul Juckoff-Scopau.

Harnisch-Gedenktafel in Weißenfels a. d. S. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Zu Ehren des großen Pädagogen Christian Wilhelm Harnisch ward in der Wandelhalle vor der Aula des neuen Lehrerseminars zu Weißenfels a. d. S. eine prächtige Gedenktafel angebracht. Das 1 Meter hohe und 70 Zentimeter breite Kunstwerk ist aus Bronze und zeigt den edel geschnittenen Kopf des lange Jahre als Direktor in Weißenfels tätig gewesenen Gelehrten, der 1864 in Berlin gestorben ist. Die Tafel, deren Modellierung die Meisterhand verrät, ist ein Werk des rühmlichst bekannten Bildhauers Paul Juckoff-Scopau. Die Mittel dafür kamen durch Sammlungen unter den Lehrern des Regierungsbezirks Merseburg zusammen, von denen manch einer noch Harnischs Schüler gewesen ist.

Der neue Rathausbrunnen in Leipzig. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) An der einspringenden nordöstlichen Ecke des neuen Rathauses, neben dem Eingang zum Ratskeller und der großen Freitreppe, in den umgebenden Rahmen sich außerordentlich glücklich einfügend, erhebt sich dieses neue Kunstwerk. Aus einem achteckigen Steinbecken ragt auf einem Sockel eine schlanke, kegelförmige Säule, wie alle übrige Steinarchitektur aus Muschelkalkstein, empor. Die Säule ist bekrönt mit einer von vier wasserspeienden Widderköpfen umgebenen Platte, auf der sich eine Bronzegruppe, einen Spielmann darstellend, dem gleich dem Rattenfänger ein paar kleine Kindchen und Tiere folgen, aufbaut. Diese lebenatmende Gruppe ist von schöner Wirkung und dem Künstler trefflich gelungen. Fast noch hübscher wirkt der die Säule umgebende Bronzekranz mit den reizenden putzigen Figürchen aus dem Deutschen Märchen, die eifrig Wasser in das Becken hinabspeien. Dieser Kranz unterbricht den hohen Aufbau des Postaments überaus geschickt. In den Steinsockel sind die in Bronze ausgeführten Medaillonbildnisse der früheren Oberbürgermeister Georgi und Tröndlin sowie des Baurats Professor Licht eingelassen, die sich unvergängliche Verdienste um die Errichtung des neuen Rathauses erworben haben. Die Rückseite enthält eine Widmungstafel. Der monumentale Brunnen ist eine Schöpfung des Professors Georg Wrba in Dresden. Er hat hier ein Werk geschaffen, das in seiner ganzen Auffassung und wundervollen Einzelarchitektur an die herrlichen Arbeiten altdeutscher Kunst erinnert. Der Brunnen wurde am 7. Oktober, dem dritten Jahrestage der Einweihung des neuen Rathauses, dem Rat der Stadt Leipzig übergeben.



H. Walter, Leipzig, phot.

Der neue Rathausbrunnen in Leipzig.

Ausgeführt von Professor Georg Wrba.

Das französische Kriegerdenkmal zu Noisseville bei Metz. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Auf den östlichen Schlachtfeldern bei Noisseville, dort, wo um die August- und Septemberwende des großen Jahres 1870 Marschall Bazaine vergeblich versuchte, auf dem rechten Moselufer durchzubrechen, erhebt sich jetzt ein französisches Kriegerdenkmal, das am 4. Oktober feierlich enthüllt ward. Es blickt von der Höhe von Noisseville, an der Straße Metz-Zweibrücken, hinab auf den Boden, der so viel Blut getrunken, und gilt dem Gedächtnis jener Tapfern, die, obwohl ihnen die Siegespalme nicht winkte, doch nicht vergebens gefallen sind, sondern nachlebenden Geschlechtern ein Beispiel von Tapferkeit und Vaterlandsliebe gegeben haben. Das schöne Monument besteht aus einem Sockel von rotem, geschliffenem Granit, darauf die Idealgestalt Frankreichs einen fallenden Krieger in ihren Armen auffängt. Am Fuße des Sockels ruht eine zweite Frauengestalt in der Tracht der Lothringerin, die die „Erinnerung" verkörpert, und der Granit trägt als Hauptinschrift die Worte: „Den ruhmvollen, auf dem Felde der Ehre gefallenen französischen Soldaten." Das Denkmal ist ein Werk des 1855 in Metz geborenen Bildhauers Hannaux, der nach dem Kriege nach Frankreich auswanderte. Die erhebende Enthüllungsfeier, an der gegen 65 000 Menschen teilnahmen, darunter eine große Anzahl deutscher und französischer Kriegervereine und etwa 25 aktive französische Offiziere, verlief in stimmungsvoller Weise.

Eugen Jacobi, Hofphotograph, Metz, phot.

Von der Enthüllung des französischen Kriegerdenkmals in Noisseville bei Metz.

Ausgeführt von Emanuel Hannaux in Paris.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Holzsammelnde Kinder.

Gemälde von Hubert Salentin.

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Waldrausch.

(15. Fortsetzung.)

Roman von Ludwig Ganghofer.

Die frommen Gemüter des Wildachtales fanden neue Ursache zu christlichem Aufruhr: bei der Entladung der letzten Mine hatte der starke Stoß, der allen Steingrund in der Nähe der Notburg durchzitterte, ein Dutzend Votivtäfelchen von der Kapellenwand heruntergeworfen, ein paar wächserne Kälber in weißgelbe Splitterchen verwandelt und das aus Holz geschnitzte Bildnis der Sankta Notburga so sehr ins Wanken gebracht, daß es vornüberstürzte und gegen die eiserne Vergitterung der Kapelle schlug.

Die einheimischen Arbeiter, als sie am Abend aus der Wildachschlucht herunterkamen, bemerkten diese Unordnung. Und der Aberglaube deutete die Sache. Das wäre eine himmlische „Fürsagung"; und die wällischen Katzelmacher brächten Unglück über das Tal; und eine Mauer, die von ihren Händen erbaut würde, wäre doch wider des Teufels Kraft nicht stärker als ein dünnes Schindelbrett; und so ein endsmächtiger See, wie ihn der verrückte Stadtherr hinter einem „Spinnwebenhäutl" ansammeln möchte, wäre für Häuser und Ställe noch eine größere Gefahr als die unregulierte Wildach. Gegen solche Gefahr muß man sich wehren!

Ein Trupp von etwa vierzig Burschen zog gegen das Barackenlager hin. Von einem Hügel schimpften sie mit aller Kraftfülle ihrer Sprache gegen die rauchenden Feuerstätten der Italiener hinunter, pfiffen auf den Fingern, als käme eine böse Windsbraut durch den träumenden Wald gefahren, und frischten die alten Spottlieder durch neue Reime auf:

„Italiani,
polenta marani,
kazzelimacco,
drecco im sacco . . ."

Die Italiener verloren ihre geduldige Ruhe. Als ein junger Bursch unter zornigem Fluch die Blechschüssel mit dem Polentabrei in die Asche schleuderte und gegen den Wald hinüberrannte, sprangen auch schon hundert andere hinter ihm her. Ein flinkes Klettern über den Bretterzaun. Aber die Sänger erkannten schnell diese doppelte Übermacht und retirierten in den Wald, dessen Wipfel sich im stillen Rausch der roten Liebesfreude wiegten. So kam es für diesmal nur zu einem Ferngefecht zwischen den feindlichen Parteien. Wie mit allem Schimpf ihrer Sprache, so bewarfen sie sich über hundert Schritte mit Steinen, die sie von der Erde griffen, und mit den purpurfarbenen Fruchtkolben, die sie von den Zweigen der blühenden Bäume rissen. Der Wald war an Blüten so überreich, daß er ausgiebig mit Geschossen dienen konnte, ohne merklich ärmer zu werden in seinem roten Traum.

Einige Beulen waren das Resultat dieses Kampfes. Die taten auf harten Köpfen nicht sonderlich weh. Viel schmerzlicher war für die Einheimischen das Gefühl der Beschämung, von dem sie nach dieser klugen Flucht befallen wurden. Während sie in der Dämmerung lärmend heimwanderten über die Wiesen, kreischte ein halbwüchsiger Bursch: „Himi Sakra! Heut haben die andern 's Feld bihauptet! Buben, das müßts auswetzen! Auswetzen!" Dazu machte er mit den Armen lange Bewegungen, als hätte er einen Röhrenstiefel blank zu bürsten. Und vor dem Hause der Wildacherin erwies er abermals seinen mutigen Ehrgeiz und brüllte ein Mißtrauensvotum gegen das erleuchtete Giebelfenster empor, aus dem Mozarts klingender Frohsinn seine Triller und Kadenzen hinausjubelte in die sinkende Nacht.

Das ganze kleine Haus war so erfüllt vom Gewirbel dieses frohen Klanges, daß weder Ambros am Klavier noch Beda und die Wildacherin in ihrer Stube einen Laut der Stimme vernahmen, die auf der Straße ein Stück Menschentorheit hinaufgrölte zu den blitzenden Sternen.

Die Mutter Wildacherin saß gegen den Ofen gelehnt, mit verschränkten Armen. Sie schien die heiter schönen Klänge des „unsinnigen Kastens" nur halb zu hören. Ein Ausdruck von Sorge war in ihren Augen. Und grüblerisch guckte sie zum Tisch hinüber, wo die Beda im Schein der Lampe an einem langen Handschuh nähte, das Gesicht vom Eifer der Arbeit glühend.

Da schlug die Schwarzwälderuhr die zehnte Stunde. Und die Wildacherin erhob sich. „Bedle? Es wär Zeit zur Ruh!"

„Laß dich net aufhalten, Ahnl! Ich mach noch ein Paar Lange fertig. Sonst hab ich mir allweil so viel Zeit lassen. Aber wann ich jeden Schnaufer ausnütz, kann ichs Doppelte verdienen." Etwas Seltsames war an diesen Worten. Ein Mädel sprach von Handschuhen und vom Geldverdienen — und diese geschäftsmäßige Sache klang wie ein feines, schönes und geheimnisvolles Lied von allem besten Glück des Lebens.

So was schien die Wildacherin auch herauszuhören. Erschrocken trat sie auf Beda zu. „Madl! . . . Seit gestern hast ebbes in dir!"

„Seit gestern?" Beda hob lachend das heiße Gesicht. „Gwiß net, Ahnl! Ich hab seit gestern nix anders, als was schon allweil in mir gwesen is."

Published 29. X. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

„Freilich, anglogen hast mich noch nie! Aber so viel sorgen muß ich mich . . . könnt sein, weil's grad eintrifft mit der Waldbluh und . . . und mit der Mondscheinzeit! . . . Madl! Madl! Ich sag dir: ein jeds Mannsbild hat sein taubengraus Hütl!" Die Wildacherin wartete die Wirkung dieser symbolischen Warnung nicht ab, sondern trippelte in die dunkle Kammer hinaus.

Zum erstenmal wurde Beda durch eine Erinnerung an das Schicksal der Mutter nicht schwermütig berührt. Lustig nahm sie die Arbeit wieder auf — und in ihren Augen lachte ein seliger Gedanke: „Mondschein oder Finsternis? Waldbluh oder Zapfenfall? . . . Tonele! Die Deinig bin ich allweil!"

Gegen elf Uhr verstummte droben das Klavier. Und da machte auch die Beda Schluß mit der Arbeit und huschte in die klare, von sanftem Rauschen erfüllte Nacht hinaus. Die Arme auseinanderbreitend, tat sie einen tiefen, dürstenden Atemzug. Dann sprang sie lautlos gegen den Zaun hin, beugte sich über die Stäbe und lauschte, ob auf der Straße denn kein Schritt zu hören wäre.

Noch lagen die Schatten der Nacht im Tal. Doch der Himmel und die Berge hatten schon den Glanz des Mondes. Sein Licht bedrängte die Sterne, daß sie klein und blaß und schüchtern wurden. Alles Rauschen der Bäche war wie ein Rätsellied des Werdens. Und der nahe Bergwald in seinen Liebesträumen duftete so stark, als stünden durch das lange Tal hin tausend Opferschalen mit brennender Ambra.

Blühende Sehnsucht in den Brüsten der Natur? Brennende Liebe in den Herzen der Menschen? — Wer scheidet und ermißt den Sinn dieser Bilder? Was ist ein Gleiches an ihnen? Was ein Verschiedenes?

Ein Geheimnis der Ewigkeit war wach und wanderte als ein Schöpfer durch diese zaubersame Nacht. Freude und Schönheit formten sich im Dunkel, um die Sonne zu erwarten. Myriaden von stummen Leben — sind sie stumm? oder verstehen nur wir Menschen ihre fremde Sprache so schlecht wie die Wildachtaler das Italienische? — Myriaden von sprechenden Leben, berauscht, versunken in zärtliche Träume, bebten in dieser Wundernacht von süßer Lust. Myriaden von liebenden Leben sangen in dieser Nacht die duftenden Lieder des Glückes, nur weil die zwingende Stunde zu ihnen kam, in der sie Väter und Mütter werden mußten. Myriaden von neuen Leben drängten im Schöpferrätsel dieser Nacht empor aus den irrsinnig tiefen Brunnen der Unendlichkeit, um rosige Kindlein zu werden; um ahnungslos zu harren und scheu zu hoffen; um zu jauchzen und in roter Freude das Blütenglück der Väter und Mütter zu erneuern; um zu altern und zu sterben, wie Mutter und Vater müde wurden und in Asche fielen. Und aus der grauen Asche des seit Ewigkeiten hingesunkenen Lebens ließ der Schöpferwille dieser Nacht die purpurfarbenen Säfte quellen, an denen Myriaden von grünen Leben sich berauschten wie an Zaubertränken, die alle dunkle Not verwandeln in leuchtende Rosen.

In dieser Nacht der Wunder taumelte ein junges, heiß verliebtes Mädel enttäuscht aus dem silbernen Mondschein in die kleine, dumpfe Menschenkammer, um sehnsüchtig zu liegen neben der schlaflosen Muttersorge eines alten Weibes.

Und als diese Nacht der Wunder sich lichtete zu einem klaren, in Schönheit und Blütenzauber lachenden Morgen — da wanderte der Herr Kaplan mit Schmied und Zimmermann zum Kapellchen der Notburg, um das Unheil gutzumachen, das der explodierende Menschenfürwitz angerichtet hatte. Die von der Wand gefallenen Votivtäfelchen wurden wieder fest genagelt, die weißgelben Wachsfragmente wurden so pietätvoll zusammengepickt, daß die renovierten Kälbchen noch eine entfernte Ähnlichkeit mit fünffüßigen Tieren vermuten ließen — und die aus dem Gleichgewicht geratene Bildsäule wurde mit frischgeschmiedeten Eisenklammern wieder auf dem Postamente befestigt. Das Bildnis hatte keinen wesentlichen Schaden gelitten — nur die Farbe war etwas zerkratzt, und ins Nasenbein war eine kleine Dulle gedrückt, so daß dieses hölzerne Antlitz der heiligen Notburga jetzt ein bißchen an den Krispin Sagenbacher erinnerte.

Doch über das ganze Tal hin schwatzte man an diesem Tage von der „himmlischen Fürsag und Verwarnigung". Überall wurde es herumgetragen, daß die „Unsrigen", als sie friedfertig heimkehrten von der Arbeit, einem heimtückischen Überfall der Wällischen nur mit Not entronnen wären. Die „Ausschußmannder" gaben dem scharfen Proteste, den sie an das Bezirksamt gerichtet hatten, noch einen schärferen Nachtrag. Und die jungen Burschen, die in gestacheltem Ehrgefühl ans „Auswetzen" dachten, machten auch etwas scharf — ihre Messer — und steckten die Schlagringe an die Fäuste.

Als der Sonntag kam, schickten die Italiener nicht wie sonst eine zweihundertköpfige Abteilung zur Kirche, sondern zogen in ungeteilter Schar zum Gottesdienste — dreihundert neunundneunzig Köpfe — nur Nino Pallozzi fehlte.

Von der Höhe der Kanzel konnte der hochwürdige Herr Pfarrer durch die Kirchenfenster dieses Gewimmel von braunen Gesichtern beobachten. Und da war es kein Wunder, daß er über das Kapitel der christlichen Nächstenliebe mit einiger Aufregung predigte, die durch das Getuschel und Gezischel in der Kirche noch vermehrt wurde. Nach Schluß der Predigt hielt er eine Ansprache: hier wäre nicht der Ort, um über Recht oder Unrecht in irdischen Dingen zu entscheiden; auch dürfte man nicht vergessen, daß die italienischen Arbeiter katholische Christen wären, die das Recht hätten, ihren heiligen Sonntagspflichten nachzukommen; ein provokatorischer Massenauflauf wäre allerdings nicht zu verkennen; aber da wäre doppelte Vorsicht am Platze; und deshalb sollten die geliebten Pfarrkinder die Kirche nicht verlassen, ehe das fremde Volk den Friedhof nicht völlig geräumt hätte.

Diese Ansprache erzielte nur die eine Wirkung, daß nach Beendigung des Hochamtes der ganze Schwarm der ledigen Burschen sich wie ein wühlender Keil zum Kirchentor hinausschob. Aber die Rächer ihrer gekränkten Ehre kamen doch zu spät. Denn die Italiener hatten den Friedhof schon verlassen.

In der Gemeindeversammlung, die vor der Kirchenmauer abgehalten wurde, kam es zu einem fürchterlichen Spektakel. Und der Ärgste aller Schreier, der Jünglingsbauer vom Lahneggerhofe, war noch gar nicht dabei. Der war schon wieder hinter dem rauschenden Röcklein der Beda her wie ein Windhund hinter dem flüchtigen Hasen. Doch Beda machte in den Erlenauen der Wildach so sinnreiche Hakensprünge, daß Krispin die Verfolgung unter grimmigen Flüchen aufgab, um zu seiner Bürgerpflicht zurückzukehren. Nun ging in der Gemeindeversammlung erst der richtige Teufel los. Der Jünglingsbauer vom Lahneggerhofe schrie, daß er einen heiseren Pelz in der Kehle bekam.

Doch auch der Rückmarsch der Italiener ging nicht allzu friedlich vonstatten. Die Jungen trutzten gegen die Alten, die den frühzeitigen Heimweg erzwungen hatten, warfen ihnen Feigheit vor — und es fehlte nicht viel, so wäre es unter den Italienern selbst zu einer Keilerei gekommen. Aber da stellte sich eine drollige Wendung ein. Der Zug war zu jener Stelle gekommen, an der seit vielen Jahrzehnten ein alter Pfahl die Warnungstafel getragen hatte: Verbotener Weg! Seit gestern waren Pfahl und Tafel verschwunden. Und da geschah nun etwas an dieser Stelle, was nicht verboten, aber doch eigentlich auch nicht erlaubt war. Während im Nachtrab des Zuges noch heiß gescholten wurde, klang von der Spitze der Kolonne lustiges Gelächter. Diese Fidelität der jungen Italiener galt einer schmucken, mollig unterspickten Bäuerin, die aus wohlhabender Heimat zu kommen schien. Sie trug eine Tracht, die man im Wildachtal nicht kannte, war feiertäglich aufgeputzt — mit schimmeriger Atlasschürze und befranstem Seidentuch, mit pfundschweren Silberketten und goldgeschnürtem Hütlein — und saß in einer netten Kutsche, die von zwei reichgeschirrten Rappen gezogen wurde.

Ein alter Knecht lenkte das Gespann. In der Kutsche hatte die Bäuerin neben sich auf dem Ledersitz eine kleine

che stehen, die in derber Wollstickerei ein rührendes
e zeigte, einen Osterhasen, der sich zufrieden und stolz
nem grünen, mit bunten Eiern vollgelegten Nest erhob.
zufrieden guckte die junge Bäuerin in den warmen
die Sorgeneier, die ihr Gemüt bedrückten, schienen
gelegt. In dem vollen Grübchengesicht des hübschen
s duselte eine Schwermut, die mehr aus dem Herzen
Gedanken zu stammen schien. Beim Anblick der vielen
nnten und blitzäugigen Mannsleute erschrak sie
Von den lustigen Scherzen, die man ihr zurief, und
wunderlichen Beziehungen, in die man ihre mollige
zu den bunten Haseneiern brachte, verstand sie
Aber weil sie die vielen Männer heiter lachen
wand sie den Schreck und lächelte ein wenig mit
bisselchen dumm — aber ein hübsches Lächeln war
Und als ihr ein paar Bursche schmatzende Kuß-
arien, wurde die runde Evastochter aus dem Unter-
einer Regung weiblicher Eitelkeit ganz heiter.
junger, schlanker Mensch, der in Gestalt und Zügen
Pallozzi erinnerte, trat auf die Kutsche zu und
e theatralisch die Verse Petrarcas:

„In tale stella duo begli occhi vidi.
tutti pien d' onestate e di dolcezza . .“

der Begeisterte diese Verse gedonnert hatte, sprang
n Tritt der Kutsche, umarmte die mollige Donna
n Zipfertshausen und drückte einen feurigen Kuß auf
ches Naisenspitzel. Sie wollte sich wehren und
„Hörst net auf, du Lausbub, du unverschämter!“
trug ihr nur drei weitere Küsse ein. Und weil
iele böse Sitten machen, bekam die brave Bäuerin
hafte Minuten zu überstehen. Von den jungen
hüpfte einer nach dem anderen in die Kutsche und
dem gutgepolsterten Fahrgast ein halb Dutzend
„Mar' und Joseph! Hansl! Fahr zu! Schlag eini
ß! Laß laufen!“ kreischte die Vielbeschäftigte, wobei
zwei Worten immer wieder ein bißchen schweigen
aber die Pferde waren in dem lachenden Knäuel
hen nicht weiterzubringen, ehe nicht der Letzte dieser
n Jugend seine schnalzende Mahlzeit gehalten hatte.
uerin ein bißchen Luft bekam, machte sie schnaubend
anstrengung, versetzte dem letzten Kußlustigen einen
die Brust, riß dem Knecht die Peitsche aus der
drosch auf die Pferde los. Die guten Rösser, die
Behandlung nicht gewöhnt waren, machten ein
schrockene Sprünge, daß die leichte Kutsche torkelte,
sie nur drei Räder. Dann fielen die Zipfertshausener
ter gleich wieder in gemütlichen Trab. Aber die
Bäuerin war gerettet. Hinter ihr ein brausendes
Und dreihundertneunundneunzig kräftige Kehlen
einen heiter schallenden Chorus:

„'n tandarandi, 'n tandarandà . . .“

n eine Stelle, die unter taktmäßigem Händeklatschen
wurde:

„Che buona figliuola Carciofolaaaaa!“) .

Sänger sperrten bei diesem Aaaaa die Mäuler auf,
konnten.
Bäuerin zeterte auf den Kutscher los: „Du Leimlackel,
ierabliger! Was bist denn net zugfahren? Was
net einigschlagen auf d' Roß?“
ürlich!“ brummte der Knecht in Ruhe. „Ein paar
ich überfahren, daß ich ein Unfallverhandlung mit
licht auf'n Hals krieg!“
s Mar' und Joseph! Hast dich denn gar net ein
mt?“
Warum denn? Mir hat keiner ein Bußl geben.“

Sterngesicht! Und drin zwei schöne Augen,
voll von Tugend sind und süßem Glanz . . .
ürlich. Ach, das gute Töchterchen Artischocke! . . . mit dem
gute, nette, runde Landpomeranze!

Die Bäuerin wollte weiterschelten. Aber sie mußte lachen, ob sie wollte oder nicht.

Der alte Knecht, sobald er dieses Lachen vernahm, drehte schmunzelnd das Gesicht. „No? Die Brautfahrt laßt sich net schlecht an? Neun Stund weit bist um ein einzigs Bußl hergefahren, und fünfhundert hast kriegt. Da kann's jetzt gehn, wie's mag . . . umsonst bist allweil net gfahren.“

Dieser optimistische Humor wirkte nicht günstig auf die runde Dame von Zipfertshausen. In ihren wasserblauen Gluckeraugen begann wieder jene hungrige Schwermut zu duseln. Und während ihr zwei dicke Tränen über die erhitzten Backen kugelten, faßte sie den Knecht am Joppenärmel und stotterte: „Hansele! Ich schenk dir ein Zwanzgmarkstückl. Aber 's Maul mußt halten! Wann der Toni erfahren tät, wie schauderhaft die wällischen Saubartln mich abbusselt haben, da tät mich der Toni mit keim Fingerspitzl nimmer anrühren.“

„Der rührt dich eh net an!“ erwiderte der Knecht in grausamer Wahrheitsliebe. Dann hielt er die Pferde an, drehte sich auf dem Kutschbock herum und sagte ernst: „Bäuerin! Überleg dir's noch einmal. Da wär grad ein Platzl zum Umkehren!“

„Na, na, na, na, na!“ widersprach die unterspickte Witib mit dem zähen Eigensinn einer festgewurzelten Leidenschaft. „Fahr zu! Das hat man schon oft derlebt, daß ein Mannsbild z'erst net mögen hat, und gahlings hat sich sein Herz verwendt. Und jetzt probier ich's noch einmal . . . weil ich ein unbenamsten Freund und Schutzengel hab, der mir hilft. Und alls tu ich, was der Toni mag! Den ganzen Hof laß ich ihm verschreiben. Und alls kann er haben von mir! . . . Fahr zu!“

„Meintwegen! Dominus vobiscum!“ Der Knecht brachte die Pferde wieder in Gang.

Weil nun die sehnsuchtsvolle Witib an alle Mittelchen dachte, mit denen das Weib einen Mann gewinnt, drum fiel es ihr auf, daß ihr verführerischer Sonntagsstaat ein bißchen verunscheniert war. Aus der Osterhasentasche holte sie ein kleines Spiegelchen hervor, betrachtete sich und bekam einen fürchterlichen Schreck. „Jesus Maria! Die Lausbuben, die unverschämten, haben mich nobel strapaziert!“ Der grüne Rock war schief gezogen, das seidenbefranste Brusttuch hatte all seine zierlich gelegten Falten verloren und war übel zerknüllt, das goldgeschnürte Hütlein baumelte schief auf dem wirrgezausten Blondhaar, und das Sterngesicht war über und über mit so brandroten Flecken betupft, als möchten bei der Witib von Zipfertshausen die Pocken ausbrechen.

Alle weiblichen Künste verbrauchte sie, um ihre äußere Erscheinung wieder in Glanz zu bringen. Und als ihr das gelungen war, begegneten der Kutsche schon die Kirchgänger, die heimwärts strebten zu den sonntäglichen Fleischtöpfen.

Die fremde Bäuerin erregte Aufsehen, sowohl durch ihre reiche Tracht und ihre muspere Molligkeit, als durch die hübsche Kutsche und die rundgefütterten Pferde. Ein junger Bursch sagte zu seinem Kameraden: „Da tät mir d' Wahl weh: 's Weibsbild oder d' Roß?“

Die Witib aus dem Unterlande freute sich des Wohlgefallens, das sie erweckte. Sie hielt das für eine gute Vorbedeutung — obwohl sich ihre schwülen Sorgen dabei nicht völlig beschwichtigten. Je mehr der Kirchgänger kamen, um so unruhiger guckte sie über die Straße hinaus.

„Hansele? Meinst net, daß er uns gahlings begegnet?“

„Na! Der macht kein Schrittl umsonst. Was tät er denn da heroben im Tal? Sein Heimatl liegt drunt bei der Kirch. Das hat er mir oft verzählt.“

Die Kutsche rollte am Hause der Wildacherin vorüber und wurde vom weißen Sully feindselig begrüßt. Doch neben diesem unfreundlichen Hundegebell bekam die Witib von Zipfertshausen auch was anderes zu hören, die Beethovensche Frühlingssonate. Das klang so schön, daß die verliebte Bäuerin von einer lyrischen Seelenstimmung befallen wurde. „Lus, Hansele! Da kann's einer gut!“ Ein tiefer Seufzer.

„Grad so ebbes Schöns gspür ich allweil einwendig in mir, so oft ich an mein Toni denk."

„Dein Toni? . . . Bäuerin! Ob dir net ebba gar den Schnabel abwischen mußt? Nach die fünfhundert Busseln?"

„Na! Jetzt hab ich mein Glauben drauf!" beharrte sie obstinat. „Bloß vor seiner Mutter hab ich ein bißl Angst. Die tät ihn ebba selber gern bhalten! . . . Könnt aber sein, daß ihm d' Mutter schon gstorben is. Bei kranke Leut, da geht's oft gschwind. Und wann er einschichtig hausen muß und harmaniert net mit'm Bruder, da könnt ich leichter ebbes füreinand bringen."

„Brav, brav, brav! Ein alts Weibl in Boden einiwünschen! Und da sagen d' Leut: das heißt man Lieb!" Der philosophische Verdruß des Knechtes schlug plötzlich in einen Klang voll staunenden Wohlgefallens um. „Herrgottsakra, kommt da ein bildsaubers Madl daher! . . . Bäuerin! Du hast Holz in der Butten und Fuier im Ofen. Aber wann im Wildachtal söllene Madln umeinandlaufen, da wirst ebba z'kurz kommen beim Sagenbacher!"

Kein Gedanke enthüllte der Witib aus dem Unterlande, welch ein ahnungsvoller Engel der Hansele war. Aber der erste Blick auf die Wildacher-Beda genügte ihr, um einen brennenden Funken des Mißtrauens in ihrem hungrigen Herzen anzublasen. Hatte ihr doch der unbenamste Freund und Schutzengel — in der Orthographie des Loisl hieß es: „Schuhzängl" — ausführlich geschrieben von der „Ahlerschennzten in gansen Tachl, wo aufn Toni spechtet"! Und konnte im ganzen Tal eine schönere sein als das junge, blutfrische und glückfrohe Mädel, das da gegangen kam und träumend hinaufguckte zum roten Blütenrausch des grünen Waldes?

„Hansl! D' Roß' halt auf!" Die Kutsche stand. „Grüß Gott!" sagte die Witib in einem Ton, der so spitz war, daß er zu ihrer sonstigen Rundlichkeit in einem auffallenden Widerspruche stand.

Freundlich nickte die Beda.

Und die Witib beugte sich aufgeregt aus der Kutsche. „He! Du!"

Die Beda blieb stehen.

„Du? Könnst mir net ebba sagen, wo der Lahneggerhof is?"

„Freilich, ja!" sagte die Beda froh. Noch immer fiel ihr nichts auf. Es machte ihr nur Freude, vom Lahneggerhofe reden zu dürfen. Sie deutete mit dem Arm und schilderte das „Heimatl" ihres Toni so genau, daß auch ein Blinder das Haus hätte finden müssen. Und nur, weil sie hoffte, daß die fremde Kutsche was Freundliches für den Toni oder für die kranke Lahneggerin brächte — nur aus diesem einzigen Grunde fragte sie: „Was habts denn für ein Gschäft im Lahneggerhof?"

„Da such ich ein guten Freund auf. Ja! Und Toni heißt er! . . . Kennst ihn ebba, den Toni?"

Die Beda nickte. Und blieb ein Weilchen stumm. Und musterte die fremde Bäuerin. Sie erschrak nicht. Und keine Spur von jäher Hitze brannte ihr über die Wangen. Nur ihre klaren, ehrlichen Augen erweiterten sich ein bißchen, während sie ruhig fragte: „Kommen S' von weit her, Frauerl?"

„Neun Stund lang bin ich schon gfahren heut."

„Da habts aber früh aufstehn müssen!" Von dieser objektiven Konstatierung machte die Beda einen rätselhaften Gedankensprung zu der Frage: „Seids verheiret?"

„Na!"

„Seids nacher ebba noch ledig?"

„Na!"

„. . . . So, so?" Die Beda schmunzelte ein bißchen. „No, da wünsch ich halt gute Fahrt! Neun Stund . . is ein weiter Weg!" Lächelnd ging sie davon und sah sich nimmer um.

„Die hat nix mit'm Toni!" sagte die Witib überzeugt. „Fahr zu, Hansl!" —

Beda hatte ihr Heim erreicht. Ehe sie das Gattertürchen öffnete, blieb sie stehen und preßte den Arm an die Stirne.

Nein! In der Beda war kein Zweifel und kein Mißtrauen, keine Sorge, keine Spur von Angst. Und dennoch wurde ihr ein bißchen wirblig im Köpfl — aber nur, weil der Toni nicht in der Kirche war! Und nicht am Altwasser. Und weil er zwei lange, lange Ewigkeitstage kein Sterbenswörtl — nein — keinen Lebenslaut von sich hatte hören lassen. Was war denn nur los mit dem Toni? Die Beda dachte an hundert unmögliche Dinge, nur nicht an die Wahrheit: daß es Menschen gibt, die auch im heißesten Gefühl so redlich, so gewissenhaft und bedächtig bleiben, daß ihre gesunde Handlungsweise wie Torheit wirkt — oder doch wie etwas Schmerzendes — wenigstens für ein Mädel, das in Sehnsucht glüht und zittert.

Sully tollte im Kreis um seine nachdenkliche Herrin her und erhob ein so fürchterliches Freudengeheul, daß Ambros mitten im Allegro der Frühlingssonate merken mußte: die Beda ist heimgekommen!

Hemdärmelig kam er aus seiner Stube zur Treppe gelaufen und rief hinunter: „Bedle! Gutes Mädel! Schatzkind! Liebes Kerlchen! Hast du den Brief?"

„Ja, Herr Lutz, ein Brief hab ich schon!"

„Na, Gott sei Dank!" Er rumpelte im Sturm und lachend über die steile Treppe herab. Doch betroffen gewahrte er das amtliche Format, das die Beda aus dem Gebetbuch zog. „Sonst nichts? Kein Brief aus München? . . . Das versteh ich nimmer. Heute kein Brief, gestern keiner, vorgestern keiner! Die Mutter wird doch nicht krank sein?" Er schüttelte diese Sorge gleich wieder von sich ab. „Nein, nein! Das Mutterweibele hat mir's beim Abschied doch in die Hand versprochen, daß sie in der ersten Stunde telegraphiert, wenn ihr was fehlen sollte!" Er öffnete das Schreiben — sein Gesuch wegen der Sonntagsarbeit, wenn sie durch drohende Gefahren nötig würde, war vom bischöflichen Ordinariate günstig entschieden worden. „Schau, mit einem Bischof läßt sich leichter reden als mit einem Kaplan! . . . Aber jetzt muß ich wieder hinauf! Und üben! Damit ich alles fest und sicher habe, bis der Abend da ist!" Er sagte das mit einem leisen, heimlichen Beben in der Stimme, so, wie träumende Ekstase von den Herrlichkeiten des ewigen Lebens flüstert.

Und mit ähnlichem Klang erwiderte die Beda: „Heut wird er schön, der Abend! Da glaub ich dran! . . . Und da kann meintwegen d' Narretei mit alle sechs Roß ins Tal einifahren, net bloß mit zwei."

Ambros sah ihr wunderlich zerstreut in die schimmernden Augen. „Mädel? Was hast du denn?"

„Ich? Nix! Aber du mußt ebbes haben!"

„Ich? Nein! . . . Oder doch! Etwas hab ich . . . Freude!" Er schlang den Arm um die Beda und küßte ihre Wange, wie ein Bruder im trunkenen Wirbel eines Glückes die Schwester küßt. „Ach! Bedle! Schatzkind! Wie himmelschön ist's auf der Welt!"

„Ja! Wahr is's!"

Nun lachten sie alle beide. Dann stürmte Ambros die steile Treppe hinauf, und Beda trat in die Stube.

Die Wildacherin, die in der Küche am Herd gestanden, ging dem Mädel nach. Und während über der Stubendecke eine Flut von Tönen stürmisch dahinrauschte, murrte die alte Frau verdrossen: „Du! So ebbes gfallt mir net!"

Beda, die beim Tische stand und das Hütlein herunternahm, drehte sich um: „Was gfallt dir net?"

„Daß dich busseln lassen tust!"

Beda antwortete nicht gleich; sie schien sich erst darauf besinnen zu müssen, was die Großmutter meinen konnte. Dann sagte sie mit einer Heftigkeit, die sonst nicht in ihrer Art lag: „Ahnl! Ebbes, was sauber is, darf man net falsch verstehn. Sonst macht man aus jeder Herzenskirch ein Saustall."

Über diesen ungewohnten Ton erschrak die Wildacherin so sehr, daß ihr die Antwort in der Kehle steckenblieb. Obwohl sie den Zusammenhang der Dinge nicht begriff, schien sie doch ein bißchen zu fühlen, daß aus der Beda etwas Ehrliches und Schönes sprach, so widerborstig es auch anzuhören war.

Neugier.

Gemälde von R. Cogghe.

Mit einem Gesichtsausdruck, den der Volksmund als „Schlapperpfanndl" zu bezeichnen pflegt, kehrte die Wildacherin zu ihrer Herdpflicht zurück. Dabei mußte sie einen hellen Glanz durchschreiten. Denn die Sonne, die schräg hereinfiel in den Flur, webte einen goldschimmernden Teppich über die Stelle hin, auf der die beiden jungen Menschen gestanden hatten.

In all diesem warmen Golde hatte sich Sully das wärmste Plätzchen auf der Schwelle ausgesucht. Doch er genoß diese Sonnenruhe nicht. Nach dem nervösen Spiel seiner gestutzten Ohren zu schließen, schien er eine komplizierte Gedankenarbeit zu erledigen. Und vermutlich beschäftigte ihn die Reminiszenz an jene klebrige Erfahrung, die er mit den purpurfarbenen „Schmetterlingen" gemacht hatte. Denn er spähte mißtrauisch zum steilen Walde der Sonnenleite hinüber, wo diese roten, irreführenden Rätselwesen auf allen Zweigen und Wipfeln saßen.

Ein märchenhaftes Bild, diese verschwenderische Überblüte der ernsten Bäume — dieser bacchantische Jugendrausch eines hundertjährigen Waldes! Die Zahl der Blüten schien seit dem verwichenen Abend vertausendfacht. An manchen Stellen wucherten die scharlachroten Blütenknospen und die purpurdunklen Fruchtkerzen so dicht, daß sie völlig das Grün bedeckten. Und überall ging um die Wipfel ein feines, schimmeriges Schneien von winzigen, lichtgelben Flocken her — das Entflattern der abgewelkten Blütenhüllen. Sie hatten in diesem Mysterium der Natur ihre Pflicht erfüllt, hatten die sprossenden Liebeskeime wider den Frost der Hochlandsnächte geschützt — und nun, da ihnen die leuchtende Sonne alle weitere Mühe abnahm, ließen sie sich von jedem leisen Windhauch entführen, um irgendwo die Erde zu finden und vermodernd sich umzuformen in neue Lebensnahrung.

Und Sonne, Sonne, lachende Sonne war über all diesem blühenden Taumel — Sonne, die erschuf, und Sonne, die ermordete!

Auf den vorspringenden Graten des blühenden Waldes, dort, wo die blutschöne Blütenmenge am dichtesten getrieben hatte, flatterte zuweilen ein kleines, zartes, rostfarbenes Wölklein auf, um über eine Reihe von Wipfeln hinzustäuben und in den sonnigen Lüften sich wieder aufzulösen zu einem Nichts. Voreilig gereifte Knospen der männlichen Blüte ließen da ihren suchenden Blütenstaub in die Sonne wehen, noch ehe die weibliche Blüte in ihrem purpurnen Leben reif entwickelt und dürstend erschlossen war, um den befruchtenden Liebesodem zu empfangen. Verirrte Sehnsucht! Unfruchtbare Liebe! Vergeudete Leidenschaft! Und was ist rätselvoller und unbegreiflicher? Eine gelungene Schöpfung, ein glücklich vollendetes Meisterwerk der Natur? Oder der spielerische, sich ewig wiederholende Irrtum, in den sie neben aller Meisterschaft immer wieder verfällt? Und die brutale Grausamkeit, mit der sie hoffende Lebenskeime und blühende Kräfte verschwendet?

Im Blütenrausche des Waldes begannen millionenfältig die Trauerspiele der enterbten Sehnsucht, noch ehe das erste neue Leben aus all dieser roten Liebe geschaffen wurde. Doch lachende Sonne glänzte über diesem geheimnisvollen Schmerzenspiel. Und drum war es schön für die Augen der Menschen, die es sahen. Aber nicht für die klugen Augen des weißen Spitzes. Dem gefiel die schöne rote Sache nicht, er kläffte feindselig hinüber gegen den blühenden Wald.

* * *

Im stillen Lahneggerhofe hatte die Witib aus dem Unterlande von der alten Kathrin vernommen, daß der „gute Freund", den sie suchte, seit dem vergangenen Abend „über Land" wäre und vor Nacht nicht heimkäme.

Als die Bäuerin wieder in die hübsche Kutsche kletterte, mit Tränen in den wasserblauen Augen, erneuerte der alte Hansele seinen klugen Rat: „Du, überleg dir's, da wär grad wieder so ein guts Platzl zum Umkehren!"

„Na, na und tausendmal na! Jetzt bin ich da. Und probier's!" Sie wischte sich die Tränen aus den Augen. „Jetzt stellen wir einmal d'erst in der ‚Post' ein. D' Roß müssen ihr Ruh haben. Für mich findt sich nacher schon 's Richtige!" Sie hatte keine Ahnung, wie prophetisch sich ihr Geist geäußert hatte. Denn als sie im Gasthaus „Zum goldenen Posthorn" die von Qualm und Lärm erfüllte Wirtsstube betrat, zuckte ihr ein zärtlichsüßer Schreck durch die mollige Gegend ihres verliebten Herzens. „Jessas Mariand," stammelte sie, „da hockt er ja!" Freilich merkte sie gleich die Täuschung — der Toni hatte doch keine Dulle im Nasenbein und pflegte auch nicht so fürchterlich zu schreien wie der andere da, den man in der Dämmerung oder unter den Schleiern des Pfeifenqualmes immerhin für einen Moment mit dem Toni verwechseln konnte. Das war doch auch schon einer Klügeren passiert als der Witib von Zipfertshausen. Aber die Bäuerin fand den Urgrund der Täuschung, die ihr sehnsuchtsvolles Herz durchzittert hatte, gleich heraus und segelte auf den Krispin zu. „Bist ebba net der Bruder vom Sagenbacher-Toni?"

Wie der Jünglingsbauer zuvor das Maul aufgerissen hatte, so riß er jetzt die Augen auf. „Saaakra! Und du bist ebba d' Witib, was?" Mit diesem staunenden „Saaakra" hatte im flinkbeweglichen Geiste des Krispin eine Reihe von dunklen, unbestimmten Gedanken begonnen, die in das ehrliche, aus Brotneid geborene Bekenntnis ausklangen: „Himi Bluatsa! Hat der ein Glück!" Noch wußte er nicht klar, wohin ihn die Welle dieses Augenblickes trieb. Solcher Klarheit war sein zäher und ungeduldiger Hunger nach der Beda im Wege. Doch für alle Fälle empfand er gleich die Notwendigkeit, mit der hübschen Witib allein zu sein, draußen im versteckten Gartensalettl! „Da herinn hat's ein schiechen Dampf. Der könnt deim rosenfarbigen Häuterl ebba schaden." Er bestellte bei der Kellnerin „ein Flaschl Süßen", einer alten Gewohnheit folgend, mit der er neue Abenteuer gerne einzuleiten pflegte — und weil er den Appetit zu taxieren wußte, den eine weite Reise erweckt, bestellte er ein Gansjung, einen Rindsbraten und eine Portion Schweinernes mit Kraut. Um den Toni aus dem Gesichtskreise der Beda hinauszudrücken, dafür durfte der Jünglingsbauer schon was spendieren.

Erst bestaunte er noch die hübsche Kutsche und die beiden Pferde. „Teifi, ein Paar noble Roß!"

„Meine vier andern daheim, die täten dir gradso gfallen." Um ihren Besitz herauszustreichen, machte sie einen grausamen Vergleich: „Du fahrst mit Ochsen, gelt?"

Das Gesicht des Krispin bekam einen Stich ins Grüne. „Na, mit Roß' fahr ich!" Mit wie vielen, das verschwieg er.

Doch die Witib rechnete unbarmherzig weiter: „Mehr wie zwei, daucht mir, tät dein Hof net vertragen. Dein Anwesen is klein beinand. Das könnt man zehnmal einistellen ins meinige. Ja, 's größte Sach hab ich in der ganzen Gegend. Und alls laß ich dem Toni verschreiben, wann er ja sagt. Da kann er sich Knecht und Roß halten, so viel er mag. Und jagen kann er und auf die Scheibenschießen umeinandfahren, und alls kann er sich vergunnen . . . wann er bloß ein bißl gut is mit mir!"

Krispin blieb stumm und nachdenklich, während er den Weg zum einsamen Gartensalettl einschlug. In seiner befruchteten Phantasie begann sich ein Luftschloß zu formen. Er ließ sich den Hof im Unterlande verschreiben, verkaufte das fremde Gut da draußen, ließ den Lahneggerhof neu aufbauen, zweistöckig, mit zwanzig Fenstern in der Front — an Wiesen und Äckern kaufte er dazu, was zu erkrapsen war, und dann ging er als der schwerste Mann des ganzen Tales zur Gemeindeversammlung, in der die kleinen Leute schweigen mußten, wenn der reiche Lahnegger ein Wort zu sagen geruhte! All diese schönen Geschäfte ordnete der Jünglingsbauer in zehn stummen Sekunden. Aber dann dachte er an die Beda, und da fiel die ganze Herrlichkeit in Scherben — und für den Krispin blieb nichts anderes übrig als ein heimlicher Fluch und ein quälender Schauer in seinem Blut.

Im Salettl dampfte das Gansjung, und in den beiden Gläsern funkelte der „Süße" wie ein zweifelhafter Edelstein

bräunlicher Farbe. Die Witib stieß mit dem Krispin an begann zu schmausen. „Warum redst denn gar nix nimmer?“ „Diemal denkt man sich halt ein bißl ebbes! . . . Aber wie heißt denn, Bäuerin?“

„Barbara.“

Dem Krispin kehrte die gute Laune zurück. „So mußt du! Du mußt ein Namen haben mit lauter A!“ Er rückte „Was dein ghört, muß alles schön rund sein.“ Meinung unterstützte er durch wohlwollendes Getätschel. Die Witib schob sich ein bißchen auf die Seite, aber allzu merklich; sie wollte den einflußreichen Bruder des nicht verdrießlich machen. Bei dieser klugen Absicht kam Gedanke störend in die Quere. „Du? Is wahr, daß mit barmanieren tust mit'm Toni?“

Krispin machte die Augen klein. „Hat's der Toni verzählt?“

„Na! Von so ebbes redt der Toni net. Aber gleich am Tag hat er mir gfallen. Und ich hab mir denkt: den! Und da hab ich halt umeinandgfragt, wie er sich ghalten hat. Und da haben mir's d' Leut verzählt, ihn allweil so viel plagt hast, mein' Toni.“

„Barberl! Da haben d' Leut wieder einmal glogen. D' sind ebbes Grauslichs! Wo was Schöns is auf der da machen s' allweil gleich ebbes Dreckets draus. So hab ich mein Brudern! Da gibt's kein Bessern! Na! dem nobligen Hof und die sechs Roß und so ebbes wie du bist . . . alls vergunn ich ihm. Alles!“

unter „allem“ verstand, das verrieten seine tätschelnden noch deutlicher als seine schmalzfreundlichen Worte. Und die Witib gar nicht mehr zu merken, wie zärtlich sie wurde. Ihr molliges Herz schmolz in Vertrauen hin, gut von ihrem Toni reden hörte. Und weil der gescheite gleich erkannte, was die linde Barbara von Zipfertshausen so machte, trug er das Lob des Bruders immer fetter enger er der Witib an die unterspickte Seite rückte. lauschte dieser brüderlichen Hymne. Mit dem ng war sie fertig. Und während sie nun den Rinds- und die geschnittenen Nudeln verschluckte, strahlte cht vor Glückseligkeit. Doch je mehr der Krispin oni lobte, um so mehr verwandelte sich die Herzensfreude Witib in beklommene Schwermut. Und plötzlich fing sie rvoll zu heulen an. „Sakra? Was hast denn?“ fragte verdutzt.

„Wann . . . wann . . .“ immer herzzerbrechender weinte te Geschöpf aus dem Unterlande, „wann der Toni gar wert is, därf ich mir gar kein Hoffnung nimmer Ich bin nix Bsonders net. Ein bißl was haben halt! Aber wann der Toni gar so ein Ausbund von bild is . . . Jesus Maria . . . da hat ihn der Herr r mich so hoch in d' Höh gruckt, daß ich gar nimmer ng!“

Krispin legte tröstend den Arm um die Witib, wo sie am en war. „No, jetzt weißt . . . verzagen braucht der allweil net.“

Barbaras Tränen kugelten nur noch reichlicher. „Ein daß ich hergfahren bin! So viel hab ich ihm schon zugiezt, bei mir daheim. Aber go . . . go . . .“ Der es Schluchzens stieß ihr fast die Seele ab, „go . . . net ein bißl mag er mich!“ Hilflos gab sie dem des Krispin nach, schmiegte sich an sein treues Bruder- und weinte ihm ihre dicken Tränen auf den gestickten ger. „Und so viel plo . . . plo . . . plooogen tut's . . . d' Lieb!“

Krispin schob sein blaues Schneuztüchl als Schutzdecke die gefährdete Seidenstickerei des Hosenträgers. Dann er, mit einer tiefen Furche zwischen den Brauen. hast schon recht! So viel gscheit könnt der Mensch Sachen einrichten auf der Welt . . . wann ihm chige Blut net allweil ein Prügel in' Verstand eini et!“ Als er diese tiefe philosophische Erkenntnis aus- fing in seinem Verstande das Bild der Beda zu verblassen an. Die großbäuerlichen Luftschlösser stiegen wieder auf. Und aus dem seidenen Brusttüchl der molligen Barbara duftete etwas animalisch Liebliches zu ihm empor. Freilich, ganz vertrieb der neue Appetit den alten Hunger nicht; aber sie flossen in eins zusammen, ohne in Krispins vielseitiger Persönlichkeit einen Konflikt zu verursachen. Man ißt zu Mittag gezuckerte Suppe, saure Vorspeise, geräucherte Speckschwarten und duftende Dampfnudeln – und es bleibt doch immer nur eine Mahlzeit. So verstand der kluge Jünglingsbauer die Lockung des Augenblicks, als er die mollige Barbara zärtlich gegen den geschützten Hosenträger preßte, um ihr in das kleine rosenrote Ohr zu flüstern: „Weißt was! Wann der Toni so ein Rindviech is und mag dich net . . . nacher nimmst mich!“

Langsam hob die Witib das von Zähren überglitzerte Gesicht. Sie schien durch diesen Vermittlungsvorschlag nicht gekränkt. Doch als sie den Krispin aufmerksam betrachtete, fielen ihr mit erschreckender Deutlichkeit die vielen Unterschiede auf, die zwischen dem Krispin und dem Toni bestanden. Energisch den Kopf schüttelnd, sagte sie in unbarmherziger Ehrlichkeit: „Na! . . Dich mag ich net! . . . Das wär ja wie Tag und Nacht! Wann ich bloß ein bißl mag, kann ich den Allerbesten haben. Da müßt ich narrisch sein, wann ich mich gnügen tät mit eim, der um d' Halbscheid minder is!“ Ruhig nahm sie einen festen Schluck von dem süßen Wein, rückte aus der Nähe des Krispin weg und stach ein Stück Schweinernes aus dem Kraut heraus. „Wann mich der Toni net nimmt, da bleib ich lieber ledig. Soll's mich plagen, wie's mag! Daß ich am Besten vorbeigehn hab därfen, is auch ebbes wert. Diemal hat er mir doch d' Hand geben und hat freundlich gredt mit mir.“ Sie begann zu essen, ohne auch nur einen Schimmer von Verständnis dafür zu haben, wie schwer sie den Krispin Sagenbacher in seiner jüngsten Lebenshoffnung betrogen, und wie blutig sie ihn verwundet hatte in seiner Eitelkeit.

Krispin machte ein Gesicht, wie es ein aus dem Rausch Erwachter im bittersten Katzenjammer sehen läßt. In seinen halbgeschlossenen Augen funkelte etwas wie heißer Durst nach ausgleichender Rache. Doch er gab der Sache eine heitere Wendung, trumpfte den Gescheiten heraus, lobte den Toni und versprach, daß er's dem Bruder haargenau erzählen wollte, wie glänzend Barbara die Probe Treu und Liebe bestanden hätte.

Erst blieb die Witib ein bißchen mißtrauisch, aber dann ließ sie doch wieder Feuer unter ihre verliebte Hoffnung legen und sich vom Krispin gründlich einseifen. Als er fragte, wieso sie denn so plötzlich in das Wildachtal hereingeschneit käme, griff sie gleich vertrauensvoll in die Tasche. „Kann ich mich verlassen auf dich?“

„Wie 's Heiligste aufs Tabernakel!“

Da reichte sie ihm einen Brief, an dessen vielen Knitterbrüchen zu merken war, wie oft ihn die Witib von Zipfertshausen schon in die Tasche gesteckt und wieder herausgeholt hatte.

Krispin blieb ernst. Nur innerlich feierte er ein schmunzelndes Wiedersehen mit den Schweineherden und der Stiefelwichse des Lois und mit dem schnäbelnden Taubenpärchen. Während er las, nickte er immer mit dem Kopfe. Und plötzlich fragte er: „Was soll denn das alleweil heißen: ‚hastes, hastes, hastes?‘“

Barbara errötete. „Das sag ich net!“

„Warum denn net?“

„Weil's ein heimlichs Glückswörtl is. So ebbes därf man net verraten. Wär das Wörtl net dringstanden in meim Schutzengel seim Brief . . . wer weiß, ob ich's risliert hätt, daß ich komm. Aber recht hat er, mein heimlicher Freund! Man muß sich rühren um sein Glück. Greif zu, so hast es!“

Da platzte der Krispin los. Und lachend tätschelte er die Hand der Witib. „Recht hast! Greif zu, wenn 's richtige Stündl schlagt! Nacher hast es!“ Er wurde ernst — und wie in schwerer Gedankenmühe zog er die Brauen so streng

zusammen, daß er neben der Dulle auf dem Nasenbein zwei Falten bekam.

Die Witib sagte: „Lies weiter! Jetzt kommt's nacher gleich ... mit der Allerschönsten im Tal. Heut bin ich einer begegnet. Die, hab ich gmeint, könnt's ebba sein. Aber da hab ich mich täuscht."

Der Krispin tat einen schwülen Atemzug. „Wie hat s' denn ausgschaut?" Barbara schilderte das Bild des schmucken Mädels so genau, daß Krispin die Beda flink erkannte. „Himilreuzsakrament! Es is schon die Richtige! So ein Malefizfrauenzimmer, so ein gottverlassens! Muß sich grad auf'n Toni kaprazieren! Und ander Leut müssen leiden drunter. Und bei die schönsten Sachen kommt s' eim überzwerch. Und macht eim 's Blut rauschig und d' Augen trüb. Und fügt eim den ärgsten Schaden zu!"

Barbara guckte erschrocken drein. Und weil sie der Meinung war, daß die „Richtige" diese Freveltaten wider den Toni verbräche, geriet sie in heiße Empörung. „So eine! Und hat sich angstellt wie ein unschuldigs Lampl! Wann ich gwußt hätt, wie ich dran bin ... der hätt ich ein Wörtl gsagt, ein gsunds! Ich bin ein guts Weibsbild. Aber wenn's es braucht, kann ich schauderhaft grob sein. Die hätt ebbes ghört von mir! Die tät mein Toni in Ruh lassen!" Dieses „mein" setzte sich in ihrer Sehnsucht so hartnäckig fest, daß sie dem Krispin einen verwandtschaftlichen Titel gab, bis zu dem er noch langen Weg hatte: „Lies weiter, Schwager! Und nacher sag mir, wer mein heimlicher Schutzengel ebba sein könnt."

Um das zu erraten, brauchte Krispin nicht weiterzulesen. Er bekam in den Augenlidern jenes Zucken, das sich einzustellen pflegte, wenn er einen besonders gescheiten Einfall hatte. „Aber, Barberl! So schlau wirst doch selber sein, daß draufkommst, wer den Brief da gschrieben hat."

„Na!" bekannte sie ehrlich.

„Den hat kein andrer gschrieben als der Toni selber."

Der Witib fuhr es glühheiß über das Sterngesicht. Aber dann sträubte sich ihr bißchen Verstand mit Händen und Füßen gegen diese Hypothese. „Na! Geh weiter, so ein Unsinn!"

„Da leg ich ein Jurament drauf ab!"

„Das is doch gar net sein Schrift."

„Die hat er halt verstellt."

„Ah na! Ah na! Und so saubartlet tät der Toni net schreiben. Der macht allweil alls in der schönsten Ordnung."

„Da hat er sich halt auch verstellt."

„Der Toni? Na! Der Toni verstellt sich net."

„Jjaaaa, Barberl! Da fehlt's aber weit bei dir! Der Toni is von die Schlauchesten einer. Wie sich der verstellen kann! Und einfadeln will er dich, ganz schlau, weißt!"

„Da braucht er net schlau sein. Mich hat er gschwind. Und wann er gmeint hätt, daß er mir schreiben müßt, da hätt er ja gradraus schreiben können: Jetzt mag ich!"

„So? ... Du bist schön dumm! ... No, da muß ich dir halt ebbes sagen. Vier Tag kann's her sein, da bin ich zum Kramer aufsi. Und da sagt der Kramer: Du, dein Bruder muß ein Gspusi haben, weil er gestern ein Liebschaftsbriefbögerl kauft hat, mit eim Taubenpaarl drauf! ... No also! Jetzt schau dein Brief an!"

Die Witib von Zipfertshausen kannte das verräterische Taubenpärchen seit drei Tagen ganz genau. Aber sie hielt es doch für nötig, den Brief noch einmal anzugucken. „Jetzt weiß ich aber nimmer ..." Sie schaute durch die Salettltüre hinaus, als wäre die Welt da draußen innerhalb der letzten Minute eine andere geworden. „Da kenn ich mich nimmer aus!"

„So? ... Aber ich kenn mich aus! Und gnau kann ich dir's sagen, wie der Toni spinnt und fadelt. Verlaß dich auf mich, Barberl! Ich weiß dir ein Rat. Da kannst dich in vier Wochen mit dem Toni verkünden lassen. Verlaß dich auf mich! Ich weiß dir ein Rat."

„Sag mir'n!" bettelte die verliebte Seele.

„Zeit lassen! Zeit lassen!" Krispin wußte selbst noch nicht genau, wie die Sache zu drehen wäre. Drum riet er der Witib, was er selber nötig hatte: „Zeit lassen! ... Und trink aus, daß wir mit'm Flaschl fertig werden." Gehorsam schluckte Barbara drei Gläser von dem „Süßen" hinunter. „So, und jetzt machen wir ein Promenadigang übers Feld. Da zeig ich dir meine Wiesen und Äcker. Und nacher machen wir ein Sprüngl zur Mutter eini. Aber da mußt dich stellen, wie ich dir's anrat! ... Also! 's letzte Glasl! Zum Wohlsein, Schwägerin!"

Heiß vom Wein und selig brennend von aller Hoffnung ihres nahen Glückes, schritt die runde Witib auf dem schmalen Gartenwege vor dem Krispin her. Der musterte schmunzelnd diese sanft geschweiften Linien.

Im Hof sagte die Witib: „Wart ein bißl, ich muß mir bei der Kellnerin noch ein Zimmer bstellen für d' Nacht!"

Aber Krispin nahm sie bei der Hand. „Na na! Heut schlafst bei uns daheim!" Er lachte. „Der Toni macht sich die größte Freud draus, wann in seiner Kammer schlafst."

Das Sternenantlitz der Witib wurde noch röter, als es war. Und ganz leise fragte sie: „Geh? Meinst?"

„Und wie!"

Als die beiden schon auf der Straße waren, sprang Krispin ins Wirtshaus zurück und sagte zur Kellnerin: „Was ich zehrt hab heut, und was ich bestellt hab für die ander, und was wir ebba am Abend noch brauchen ... das schreibst der Bäuerin auf d' Rechnung. Die zahlt alls!" —

— Habt ihr das schon gesehen, wie eine große Spinne in einem Winkel ihres grau gewobenen Netzes auf der Lauer liegt? Und wie ein buntes, rundes Käferchen von irgendwo geflogen kommt und sich aus Torheit oder Schicksal verirrt in diesen Schattenwinkel? Und wie die Spinne flink herausfährt aus ihrem Hinterhalt und das zappelnde Tierchen hurtig um seine Achse dreht und dick mit grauem Gespinst umwickelt? Und wie das bunte Stücklein Leben sich verwandelt in eine kleine, regungslose, unentrinnbar eingesponnene Puppe, die sich wehrlos verspeisen läßt, wenn die Spinne denkt: Jetzt will ich Mahlzeit halten?

Genau so unentrinnbar war die gute Witib von allen törichten Hoffnungen ihres verliebten Herzens und von den grauen Plänen des Krispin umwickelt und eingesponnen, als sie gegen sechs Uhr, da der klare Abend schon sein Leuchten begann, an der Seite ihres lachenden „Schwagers" den Lahneggerhof betrat.

„Gelt, Barberl, jetzt nimm dich zamm! Daß d' Mutter nix spannt!" Nach dieser Mahnung — bei der die Witib schluckte, als hätte sie den Atem verloren — ging Krispin der Bäuerin voran in die Schlafstube seiner Mutter.

Die Lahneggerin hob sich jäh aus den Kissen, und ihr zerfallenes Gesicht verfärbte sich. Seit drei Tagen wurde sie jedesmal von dieser kalkigen Blässe befallen, so oft sie den Krispin sah oder seine Stimme hörte.

Der Jünglingsbauer hätte Ursache gehabt, über das Aussehen der Mutter zu erschrecken. Es war Licht genug in der Kammer — die schräge Sonne leuchtete goldhell durch die kleinen Fenster herein. Doch Krispin sah nicht, was zu sehen war. Sorge um ein anderes Geschöpf — die Pferde, Rinder und Schweine seines Stalles ausgenommen — das war eine Herzensfarbe, die ihm vollständig fehlte. Auch war er augenblicklich allzu heiter, um etwas Trauriges gewahren zu können. Und daß er gar so seelenvergnügt in die Stube trat, das machte die Lahneggerin gleich mißtrauisch. Sie wußte aus übler Erfahrung, welcher Art die Quellen von Krispins Heiterkeiten zu sein pflegten. Genau so fidel wie heute war er damals bei jenem lustigen Aufbetten gewesen. Eine dunkle Angst umschnürte das Herz der kranken Frau — und weil in ihr die ruhelose Sorge um das junge Glück des Toni zitterte, drum fühlte sie auch gleich eine Gefahr.

Krispin lachte. „Paß auf, Mutter! Wer da jetzt kommt!" Er griff zur Tür hinaus. „Geh, du, komm eini da!" Und lachend zog er die Witib, die sich sträubte, über die Schwelle herein. Barbara kam in einen Strahl dieser goldschönen Sonne

David Garrick.

Gemälde von J. Young Hunter.

Copyright 1908 by J Young Hunter.

zu stehen und erhielt um das blonde Vollmondköpfl herum einen Schimmer, als wäre sie eine Heilige. „Was sagst, Mutter? Gelt, die gfallt dir!“ Wieder lachte der Krispin.

Die Lahneggerin atmete auf. Ihre Angst war beschwichtigt, und wie ein Fünklein scheuer Hoffnung glomm es in ihrem gequälten Mutterherzen. Denn sie glaubte: „Jetzt kommt der andere zu mir mit seinem Glück!“ Weil die Sonne blendete, konnte sie nicht deutlich sehen. Sie merkte nur: das ist ein festes Weibsbild! Und da hoffte sie gleich: vielleicht hat sie auch Haare auf den Zähnen und wird den Krispin kleinkriegen und wird noch einen guten Menschen aus ihm machen. Und einen ehrlichen — der nimmer stiehlt! Bei diesem Gedanken quoll aus der eingesunkenen Brust der Lahneggerin ein Laut der Freude herauf — einer Freude, die ihr fast noch wohler tat als die Freude über das Glück ihres Toni.

„Gelt, Mutter, da studierst! Aber 's Richtige derratst net. Ich muß dir schon sagen, wen ich bring. Komm, Barberl, geh her da, d' Mutter beißt net! . . . No also, Mutter, schau dir's an! Die muspere Bäuerin da! So schaut d' Witib aus. Von Zipfertshausen draußt. Wo der Toni Fürknecht war . . . und wo er sein Glück hätt machen können, wann er ein bißl gscheiter gwesen wär. Aber ein Narr schlagt allweil 's Beste in Wind.“

Die Lahneggerin fiel stumm in die Kissen zurück, um eine hoffende Freude bestohlen, wieder mit dieser irren Angst in den Augen. Sie brachte kein Wort heraus. Doch in ihrem Herzen schrie die Sorge: „Nur jetzt kein Wörtl net schnaufen . . . vom Toni seim Glück!“

Verwundert guckte der Jünglingsbauer drein. Und Barbara, von der Nachwirkung des süßen Weins glühend, trat an das Bett heran und betrachtete die kranke Frau. Was Krispin aus Mangel an Gefühl nicht sah, und was der Toni während der letzten Tage in seiner neu und stark erwachten Hoffnung für das Leben der Mutter nicht hatte sehen können — das sah die Fremde auf den ersten Blick. Sie erschrak ein bißchen. Und dann sagte sie mit gutmütigem Erbarmen: „Mar und Joseph! Die macht's nimmer lang. Die hat schon 's Requischkat in Paze auf'm Nasenspitzl!“

„Meinst?“ fragte Krispin mit objektiver Ruhe.

„Ja! Akrat so hat mein seliger Alter dreingschaut, wie mir der Bader gsagt hat . . .“

Barbara konnte diese medizinische Angelegenheit nicht zu Ende bringen. Denn die Lahneggerin sagte hart und rasch: „Ah na! Gar so pressieren tut's mir noch allweil net. Ich möcht schon noch ebbes erleben . . .“ Sie verstummte. Über den Totenvogelsang der molligen Witib war sie kein bisselchen erschrocken. Doch jetzt erschrak sie über das eigene Wort, weil sie fürchtete, dem Krispin was verraten zu haben. Der streckte auch den Hals und sah die Mutter mißtrauisch an. Und da preßte die Lahneggerin die farblosen Lippen fest aufeinander und drehte das Gesicht gegen die Mauer.

Barbara nickte. „Freilich, ja! Leben tut eins allweil gern! So viel schön is 's Leben . . . wann eim alls gut nausgeht, was man sich verhofft.“ Ein tiefer Seufzer schwellte ihr die unterspickte Seele. „Und wann ebba der Toni . . .“ Sie zuckte zusammen, weil Krispin sie mit dem Nagelschuh sehr fühlbar auf das Zeugstiefelchen getreten hatte. Nach dieser Mahnung besann sie sich der eingelernten Rolle und fing ein hurtiges Schwatzen an: daß sie auf der Reise zu ihrer Schwester wäre und den kleinen Umweg durch das Wildachtal gerne gemacht hätte, um dem Toni und seiner Mutter Grüß Gott zu sagen. „Schad, daß ich net viel Zeit hab! Aber morgen in aller Fruh . . .“ Wieder spürte sie was Schmerzendes auf ihren Zehen und korrigierte erschrocken: „Na na, heut auf'n Abend möcht ich noch fortfahren, aber . . . no ja, is schon wahr, mein Roß . . .“

Die Lahneggerin wandte das Gesicht und sah die Witib forschend an. Und da konnte Barbara nimmer weiterlügen. Sie stotterte noch ein paar sinnlose Worte, und Krispin sagte schnell: „Eins von ihre Roß geht ein bißl krumm. Aber in zwei, drei Stund kann der Knecht schon wieder einspannen! . . . Ah ja, Bäurin! Und wenn's grad fehlen sollt, mußt halt über Nacht bleiben und mußt dir in der ‚Post‘ ein Zimmer bstellen. Hoffentlich haben s' eins frei. Aber weißt, im Notfall . . .“

„Ah na! Da braucht's kein Notfall!“ fiel die Lahneggerin hastig ein. „In der ‚Post haben s' allweil Betten frei. Und bei uns im Haus, da is kein Platz . . . ich will mein Fried haben! Ich bin ein kranks Leut!“ Sie hob das von Erregung entstellte Gesicht gegen die Witib hin. „Fahr heim, du! Heut noch! Ich rat dir's im guten! Auf'n Toni brauchst net warten. Es tät dir nix nutzen. Der mag net. Und heut kommt er überhaupts nimmer heim. Zwei, drei Täg bleibt er noch aus.“

„Jesus Maria!“ stammelte Barbara in heißem Schreck. Aber da hatte sie gleich wieder den Nagelschuh des Krispin auf den empfindlichen Zehen. Und der Jünglingsbauer schimpfte grob gegen die Mutter: „Du! Was mußt denn jetzt lugen wie druckt! Daß der Mensch manierlich sein soll gegen ein Gast . . . das laßt sich eim net anhobeln, wann er's net hat. Aber bei der Wahrheit sollt man deswegen allweil bleiben!“

Die Lahneggerin fing zu lachen an, wie die Narren lachen.

Nun wurde Krispin wütend. „Sakrament! Da is gar nix zum Lachen dran, wann einer d' Wahrheit konstazionieren will. Wo der Toni wieder umeinandstreunt, weiß ich net. Aber daß er heut noch heimkommt, hat er gestern der Kathrin gsagt.“ Er blinzelte der Witib zu, daß sie kräftig zustimmen sollte. „Übrigens kann der Toni ausbleiben, so lang er mag. D' Witib paßt auf'n Toni gar nimmer auf.“

„Na, gar net ein bißl!“ fiel Barbara stotternd ein. „Net so viel, als ich Schwarz unterm Nagel hab!“ Ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Ich weiß mir schon lang ein Bessern!“

„So, so? Ein Bessern?“ Die Lahneggerin lachte wieder. „No, da gratalier ich. Und der Toni wird aufschnaufen, weil er sein Ruh hat. Und jetzt laßts mir auch mein Ruh! Ich bin ein kranks Leut. Und schlafen möcht ich ein bißl!“ Sie drehte sich auf die Seite und schob die heftig zitternden Hände unter das Federbett.

Gekränkt sagte Krispin: „Mit der Mutter is nix z'machen! . . . Komm, Barberl!“ Er faßte die Hand der Witib. Doch er brauchte nicht fest zu ziehen, denn Barbara setzte sich flink in Bewegung, um so rasch wie möglich aus der beklemmenden Nähe der Lahneggerin zu kommen.

Kaum hatte sich die Tür geschlossen, da hob die kranke Frau den Kopf und murmelte in Erregung: „Ebbes spinnt er . . . ebbes spinnt er . . .“ (Fortsetzung folgt.)

Stille.

Der Passat ist müd' geworden,
Schwül der Tag, die Nacht kommt mild,
Auf der Kimming, tief im Norden,
Fährt des Wagens Himmelsbild.

Mitten durch die dunkle Wiese,
Drauf die ew'gen Sterne blühn.
Stapft der Mond, der rote Riese,
Seine Rüstung ist im Glühn.

Gold und Silber tropft herunter,
Auf den Wogen schwimmt der Glanz,
Und sie gaukeln muntrer, bunter
Auf und ab im sel'gen Tanz.

Auch die Tiefe will nun leuchten,
Und sie öffnet ihren Schrein,
Aus dem stummgeheimen Feuchten
Blitzt es auf wie Demantschein.

Vor dem Takt des nimmermüden
Schraubenwurfs schließt sich das Ohr,
Und das Sternekreuz im Süden
Richtet strahlend sich empor.

Ewald Gerhard Seeliger.

Der Geist in der Technik.

Plauderei von Hans Dominik.

Die Technik ist kein unbedingtes Vorrecht des Menschen. Wir kennen Tiere, die bei der Herstellung ihrer Bauten eine Kunstfertigkeit entwickeln, die weit über die technischen Fähigkeiten mancher wilden Völkerstämme hinausgeht. Man denke nur an die kunstvoll geflochtenen Nester mancher Vögel oder an die nicht minder sinnreichen Nestbauten mancher Fische, bei denen der Baustoff von kleinen, mit zäher Schleimschicht umgebenen Luftblasen gebildet wird. Sogar Werkzeuge in primitiver Form kennt die Tierwelt. Benutzen doch die großen Affenarten häufig einen Stab als Stütze, einen Stein oder eine Kokosnuß als Wurfwaffe. Bisweilen ist diese Technik des Tierreiches direkt vorbildlich für den Menschen gewesen. Tragen doch heute noch jene gewaltigen Betriebe, in denen Tausende von elektrisch bewegten Spindeln allerlei Fasern zu Garn verdrillen, tragen doch jene modernen Spinnereien einen Namen, der direkt auf ein kunstfertiges Insekt hindeutet. Aber alle diese Technik des Tierreiches ist auf einer bestimmten Stufe stehengeblieben und wird rein instinktiv ausgeübt. Erst der Mensch hat den Geist in die Technik gebracht und dadurch den technischen Fortschritt ermöglicht. Vor neue Aufgaben gestellt, zu deren Bewältigung die alten Mittel nicht mehr ausreichten, hat er es stets verstanden, neue Lösungen zu finden, neue Wege zu beschreiten.

Bisweilen finden wir Völker und Zeiten, da die Technik stagniert, Zeiten, da man das alte, einmal Erlernte rein instinktiv weiter übt, ohne zu neuen schöpferischen Ideen fähig zu sein. Eine solche Periode ist z. B. die äußerlich so glänzende Epoche des ägyptischen Pyramidenbaues. Die technischen Kenntnisse waren damals noch recht primitiv. Man hatte es noch nicht gelernt, einen Bogen zu wölben und auf diese Weise große Entfernungen sicher zu überbrücken. Man kannte nur die einfache Schichtung von Steinen, und man übte diese unter dem Aufwand enormer Mittel beim Pyramidenbau und schuf auf diese Weise Denkmäler, die Jahrzehntausende überdauern werden. Aber diese Pyramiden gleichen sich wie die Nester der Webervögel. Der Fortschritt fehlt.

Der erste jener uralten Baumeister, der auf die Idee kam, aus keilförmigen Steinstücken einen Bogen zu wölben, hat die Bautechnik mehr gefördert als die Könige Cheops und Ramses. Die alten Assyrer haben weniger prunkvolle Bauten hinterlassen als die Ägypter, aber ihre Werke zeigen allenthalben den Geist des Fortschrittes und die Anwendung neuer Mittel und Methoden. So hat man z. B. dort einen gut erhaltenen Tunnel in Backsteinmauerwerk unter einem Flußlaufe gefunden. Noch heute ist die Untertunnelung von Flüssen ein ziemlich riskantes Unternehmen, bei dem mit den allerneuesten Mitteln, insbesondere mit der Caisson- und Preßlufttechnik gearbeitet werden muß. Jene alten Baumeister besaßen auch nicht im entferntesten die nötigen Erfahrungen, Kenntnisse und Maschinen, um unter einem wasserführenden Flusse solch einen Tunnel zu errichten. Und dennoch haben sie ihre Aufgabe gelöst, haben sie in geradezu verblüffend klarer Weise erledigt. Sie haben den Fluß an jener Stelle einfach im weiten Bogen abgeleitet. Das war eine eiligst vollzogene Arbeit, denn die Tausende von Bausklaven konnten schnell ein neues Flußbett graben. Nun aber lag das alte Bett trocken, und man konnte in aller Bequemlichkeit einen Kanal für den Tunnel ausheben und diesen mauern. Dann wurde der Kanal zugeschüttet, der Fluß wieder in sein altes Bett geleitet, und die Nachwelt hatte Gelegenheit, sich den Kopf über das Kunststück zu zerbrechen.

Das Mittelalter zeigte nicht allzuviel des technischen Fortschrittsgeistes. Man entwickelte die Wölbekunst zu einer besonders hohen Blüte, und in den Spitzbogen der gotischen Kirchen sowie in den Moscheen des Islams finden wir Bogen- und Gewölbekonstruktionen, die durch ihre Kühnheit noch heute verblüffen. Ihren Höhepunkt erreicht diese Periode wohl mit der Erbauung der Peterskirche in Rom, deren Kuppel die größte durch Steinwölbung bezwungene Weite darstellen dürfte. Aber es sind nicht immer die gewaltigsten Bauwerke, die den technischen Fortschritt verkörpern. Das gilt nicht nur von den Pyramiden des Altertums, sondern auch von den Kirchen des Mittelalters. Erst die Neuzeit bringt uns wieder eine Fülle neuer und verblüffender Lösungen für mannigfache Probleme und Aufgaben.

Betrachten wir den Brückenbau. Er erreichte zur Zeit der Gewölbetechnik eine erhebliche Höhe. Aber die Weite, die ein Gewölbe überspannen konnte, war schließlich beschränkt. Man mußte daher Brückenpfeiler in großer Zahl anwenden. Ferner benötigte das Gewölbe bei seiner Erbauung ein sogenanntes Leergerüst. Man mußte den geplanten Bogen erst in kräftiger, tragfähiger Holzzimmerung darstellen. Darauf wurde dann der Bogen gemauert, und erst wenn der Mörtel abgebunden hatte, konnte man das Leergerüst fortnehmen, erst dann trug die Konstruktion sich selbst. Die neue Zeit brachte größere Aufgaben: über breite, reißende Ströme, ja direkt über Stromschnellen, die alles Lebendige, das in ihr Bereich kam, in Tod und Verderben hineinzogen, sollten Brücken gebaut werden. Alle alten Mittel versagten. Aber ein Kinderspielzeug, der Papierdrache, brachte Hilfe. Bei günstigem Winde wurde er emporgelassen und schwebte sicher über die Stromschnellen dahin. Schon erreichte er das andere Ufer, und nun band man an die Schnur ein stärkeres Drahtseil. Auch das wurde über den Strom gezogen, und man stand am anderen Flußufer so tief, daß man es ergreifen konnte. Sehnige Hände faßten zu. An dem feinen Drahtseil wurde ein stärkeres über den Fluß gezogen und an diesem wieder ein kräftiges Brückenkabel: die erste Verbindung war über dem Abgrunde hergestellt. Bald rollte ein Schwebekarren an diesem Kabel über den Strom, und geschickte Handwerker spannten jene gewaltigen Stahldrahtkabel und hingen die Brückenbahn auf, über die heute schwere Lokomotiven über den Strudel des Niagara dahinrollen. So schlug man die großen Hängebrücken über Ströme und Meeresarme.

Aber an anderer Stelle wurde anderes verlangt. Über den Firth of Forth sollte an Stelle des schwankenden Kabels ein schweres eisernes Fachwerk führen. Sonst pflegte man auch für derartige Brücken ein Leergerüst aufzubauen. Im Firth of Forth hätte man für solch Gerüst ungezählte Millionen ausgeben müssen. Die moderne Technik fand Mittel, um dies zu vermeiden. Man errichtete die eisernen Brückentürme zu schwindelnder Höhe und baute dann zu beiden Seiten in wagerechter Richtung kühn in die freie Luft hinaus. Jedes Feld des gewaltigen Fachwerkes mußte, sobald es eben fertig geworden war, die schwere Last der Baukräne aufnehmen, die sofort wieder bis an die äußerste Spitze vorrückten, um das nächstfolgende Fachwerk in Angriff zu nehmen. So hat man von zwei Brückenpfeilern nach je zwei Seiten hin Eisenkonstruktionen in die Luft hinausgetrieben, deren jede größer ist als der Eiffelturm. Zwischen beiden Pfeilern, einige 80 Meter über dem Meeresspiegel und 300 Meter von jedem Pfeiler entfernt, trafen die Fachwerke von beiden Seiten auf den Zentimeter genau zusammen, so daß das letzte Verbindungsfeld ohne weiteres eingesetzt werden konnte. Wenn heute die See im Sturme tobt und die Schiffe auf dem Firth of Forth schwer zu kämpfen haben, fahren die Schnellzüge sicher über den Meeresarm dahin, und die Reisenden im erleuchteten und behaglich durchwärmten Coupé merken es kaum, daß in der Tiefe unter ihnen der Tod wohnt.

Die Rüstung ist im Bauwesen von jeher eine geld- und zeitraubende Sache, im Grunde eigentlich ein notwendiges Übel gewesen. Die Neuzeit hat es recht gut verstanden, sich mehr

und mehr davon frei zu machen. So ziemlich ohne jegliche Rüstung werden heute die großen Fabrikschornsteine errichtet. Man mauert sie von innen herauf und hängt, sobald die Mauer über Brusthöhe gekommen ist, eine runde, hölzerne Plattform ein. Diese wird nun einfach in dem gleichen Maße mit in die Höhe genommen, in dem der Bau des Schornsteins fortschreitet. In das Mauerwerk selbst werden dabei von innen oder außen sofort Steigeisen mit eingemauert, so daß auch keine Leiter mehr notwendig ist, um den Schornstein zu erklimmen.

Besonders kostspielig wurde die Rüstung bei den Bauten in Naturhaustein. Hier mußte sie derartig stark konstruiert werden, daß sie die schweren, oft über 50 Zentner wiegenden Blöcke sicher tragen konnte. Beispielsweise wurde die gebundene Rüstung für den Bau des Berliner Doms besonders statisch berechnet und hat eine ziemliche Menge Gold gekostet. In neuester Zeit hat man es gelernt, mit einfachen Mitteln Säulenkräne aufzustellen, die die ganze Fläche der Gebäudefront bestreichen können und den einzelnen Werkstein vom Erdboden her sofort bis zu demjenigen Punkt, an dem er vermauert wird, schaffen, so daß das Gerüst seine Last überhaupt nicht zu tragen bekommt. Daher kann man eine leichte, billige Rüstung wählen, die nur das Gewicht der Arbeiter und ihrer Gerätschaften aufzunehmen hat.

Auch für schwere Eisenkonstruktionen war die Rüstung lange Zeit hindurch ein notwendiges, aber recht teures Übel. Man denke zum Beispiel an die großen Gasometerhäuser der Gasanstalten. Das kreisförmige Mauerwerk pflegt eine schwere Kuppel in eisernem Fachwerk zu tragen. Hier spart man die Rüstung in einfachster Weise. Sobald das Mauerwerk etwa zwei bis drei Fuß über die Erdoberfläche geführt ist, montiert man in aller Gemütsruhe die ganze eiserne Kuppel und kommt dabei mit sehr wenigen Gerüstböcken aus. Nun führt man das Mauerwerk weiter und schraubt die ganze eiserne Kuppel mit Hilfe von Topfschrauben oder hydraulischen Pressen in dem gleichen Maße mit in die Höhe, in dem das Mauerwerk ansteigt.

Eine zeitraubende und langwierige Arbeit pflegte auch das Anstreichen von Gebäuden, Eisenkonstruktionen und dergleichen zu sein. Als einmal anläßlich der Chikagoer Weltausstellung große Eile not tat und wenige Tage vor der Eröffnung das Hauptgebäude noch keinerlei Anstrich aufwies, half sich die Ausstellungsleitung in drastischer Weise: sie sprengte die Farbe mit einer großen Anzahl von Feuerspritzen über die Gebäudeflächen aus und vollendete in wenigen Stunden eine Arbeit, die sonst Tage und Wochen in Anspruch genommen hätte. Seit jener Zeit hat dieses Mittel in der Technik Eingang gefunden, die pneumatischen Farbenspritzer werden heute vielfach angewandt und dürften vielleicht in absehbarer Zeit den Anstrich mit dem Pinsel völlig verdrängen.

In Amerika hat auch eine eigenartige Methode der Dammaufschüttung ihren Ursprung. Eine solche Dammaufschüttung in schnellfließendem Wasser ist eine sehr heikle Sache. Nur allzu häufig wird der Strom alles eingeschüttete Material mit sich fortreißen, bevor es noch recht Gelegenheit gefunden hat, sich zu setzen. Nun sind aber gerade in den Stromschnellen oberhalb der Niagarafälle solche Dammschüttungen notwendig. Dort zweigen vom Strom die vielen kleinen Kanäle ab, die das Wasser zu den Kraftanlagen führen, und es ist notwendig, unterhalb eines jeden derartigen Kanales einen kurzen Damm in den Strom hinauszubauen, damit sich das Wasser an ihm aufstaut und mit gehöriger Kraft in den Kanal eindringt. Jede gewöhnliche Methode der Dammschüttung würde hier glatt versagen. Die Amerikaner helfen sich in folgender Weise: sie errichten am Ufer an der Stelle, an der der Damm ansetzen soll, aus massivem Beton einen kräftigen Turm, der so hoch wird, wie der Damm lang werden soll, und eine ganz gehörige Breite und Dicke besitzt. Nachdem der vollendet ist, kippen sie ihn durch geschickte teilweise Entziehung des Fundamentes derartig um, daß er zum Fluß hinfallen muß, und mit einem Schlage ist jetzt aus dem Turm ein Damm geworden, der allen berechtigten Ansprüchen genügt.

Wir haben bisher vornehmlich die Bautechnik betrachtet, und in der Tat bietet gerade sie eine Fülle verblüffender neuer Methoden. Man braucht nur an die moderne Tunneltechnik zu denken, die ja eigentlich erst zehn Jahre alt ist. Man braucht nur an die Errichtung der Pariser Untergrundbahnhöfe zu erinnern, bei denen der ganze Bahnhof fix und fertig auf einem Platz in Eisen montiert wurde und dann durch Abgraben des darunter liegenden Bodens um etwa sechs bis sieben Stockwerke in die Tiefe versenkt wurde. Dann kam wieder Erde über den Bahnhof, das Pflaster wurde erneuert, und heute rollen die Wagen über den Platz, als ob dort niemals ein derartiger Bau existiert hätte. Wie ersichtlich, ließen sich die Beispiele gerade aus der Bautechnik zu Dutzenden und zu Hunderten häufen. Aber auch die anderen Gebiete der Technik sind nicht arm an solchen neuen Wegen und neuen Methoden. Man braucht nur das Mannesmannwalzverfahren zu erwähnen, jene sinnreiche Methode, aus massivem Rundeisen Röhren zu walzen, die nach einer Erklärung des verstorbenen Reuleaux darin besteht, daß einer Eisenstange im kalten Zustande das Fell über die Ohren gezogen wird. Gerade bei der Verarbeitung der Werkstoffe finden sich noch mehr derartige Neuerungen. Da werden ziemlich harte Metalle, wie Blei und Kupfer, zu Röhren und Stangen gespritzt, wie man dies sonst wohl nur mit weichem Teig zu tun pflegt. Freilich tritt dabei an die Stelle der Nudelspritze eine riesenkräftige hydraulische Presse. Was unsere Vorväter noch aus dem vollen Guß schneiden oder bohren mußten, das wird jetzt aus einfachen Blechen gezogen und gestanzt. Die uralte Schmiedetechnik ist heute eine Wissenschaft geworden, der zahlreiche Tempel in der Form gewaltiger Hüttenwerke errichtet wurden. Wo früher unüberwindliche Schwierigkeiten bestanden, da verfügt man heute gewöhnlich über ein Dutzend anwendbarer Methoden. Immer und immer wieder ist es dem menschlichen Geiste gelungen, die widerstrebende Natur zu überlisten und, wenn es auf die eine Weise nicht ging, plötzlich auf einem ganz anderen Wege zum Ziele zu kommen. Die dabei angewandten Kunstgriffe sind nicht uninteressant und zeugen für den menschlichen Scharfsinn.

Affenjagden und Affenschlachten.

Erinnerungen von Carl Hagenbeck*).

(Nachdruck verboten.)

Eine unserer Stationen befand sich am Gasch im Sudan am Fuße der Berge von Tahanei und in unmittelbarer Nähe einer Felspartie, die man als eine Stadt der Paviane bezeichnen konnte. Unterhalb des Felsens glitzerte wie Silber das trockene Bett des Gasch, denn der Gasch ist ein Regenstrom, der nur während einiger Monate im Jahr, in der Regenzeit, Wasser führt, aber den übrigen Teil des Jahres lediglich eine gewaltige Fläche blendenden Sandes bildet. Hier und da im Sande findet man natürliche Wasserlöcher, Stellen, deren harter Untergrund das Versickern des Wassers verhindert hat, daneben auch künstliche, durch Menschenhand offengehaltene Tränkstellen.

*) Wir entnehmen diesen Artikel dem sehr fesselnden und reich mit Abbildungen ausgestatteten Werke „Von Tieren und Menschen, Erlebnisse und Erfahrungen von Carl Hagenbeck", das in diesen Tagen bei „Vita, Deutsches Verlagshaus", Berlin-Charlottenburg, erscheinen wird, und dessen Aushängebogen uns der Verlag in freundlicher Weise zur Verfügung gestellt hat. Die Redaktion.

In der Nähe unseres Lagers verengte sich das Flußbett
ch eine vorgeschobene Felsenleiste auf fünf Meter Breite,
hier fanden sich in kurzem Abstande mehrere Wasser
pel, die von den Affen als Tränkplätze benutzt wurden.
n ganzen Tag hörten wir das Streiten und Schnattern der
n, wenn sie zur Tränke zogen, auch des Nachts wurden
ere Ohren von diesem Konzert verfolgt. Auf schmale Fels
n hingekauert, saßen ganze Familien oder auch, wenn man
, ganze Haremswirtschaften. Leise grunzt und quickt es,
tter lullen ihre Babys in Schlummer, und alte Herren
ren über die Störung. Plötzlich ein Kreischen, und die
Herde bricht in ein wahnsinniges Geschrei aus. Sicher
her: der ärgste Feind der Paviane, der schleichende Leopard,
Einbruch versucht. Bei Tage konnte man aus nächster
riesige alte Männchen bewundern, wahre Prachtexemplare
Kühnheit und Selbstbewußtsein, und der Wunsch ward
diese Herren etwas näher kennen zu lernen. Dazu war
ja schließlich ins Lager gekommen. Auf eine freundliche
dung wurden diese mit Europas Höflichkeit noch un-
nten, vierhändigen Gentlemen nicht reagiert haben, man
also zu geeigneteren Mitteln greifen.

Eines Tages erscheint auf der Bildfläche unser alter Freund
lla Okutt, ein Straußenjäger vom Stamme der halb-
n Baia. Er kam mit seiner Familie aus dem etwa
Kilometer von uns entfernten, isolierten Gebirgszuge
Bitama und war in unserer Serieba sehr willkommen,
den Vorschlag machte, zunächst für uns einen Posten
großen „Hobei" (Paviane) zu fangen, bis sich ein edleres
für ihn fände. Alles, was der Jäger zu diesem Zweck
achte, bestand in einigen Äxten, einer Anzahl von Stricken
Hilfe. Daß dem Gast ein anständiges „Bachschisch" für
ang eines jeden großen Männchens versprochen wurde,
t sich von selbst.

Hütet euch, arme Affen, einem Meister wie Abdalla Okutt
für nicht entgehen. Der Jäger ging sogleich ans Werk
verstopfte die sämtlichen Wasserlöcher des Gasch mit
Zweigen — bis auf eines. Auf diese Weise waren die
ere gezwungen, alle die gleiche Tränke zu benutzen, und
die, an die auch unsere Tiere geführt wurden. Mit der
n Ungeniertheit nahmen die Affen unsern Vorschlag an,
Folge unserer Geschäftspolitik, die es uns zur Pflicht
ht hatte, die Tiere vorher nie zu stören oder zu be
gen. Sie hatten sich längst an unsere Anwesenheit
nt. Nun hatten sie ihre Scheu so weit verloren, daß sie
meren Tieren zugleich an die Tränke gingen und, nur
Schritte von unseren Leuten entfernt, ihren Durst löschten.
ie Affen noch sicherer und vertraulicher zu machen, wurde
er Nähe des Wasserloches regelmäßig Durra gestreut,
die großen Männchen mit Gier annahmen; sie ließen
upt keins der kleineren oder schwächeren Tiere an den
ren Fund heran.

Während dieser meuchlerischen Freundlichkeit von unserer
wurde die Falle hergerichtet, die unsere Gäste zu Ge
ren und alsbald zu Emigranten machen sollte. Man
sich unter dieser Falle keinen komplizierten Apparat vor-
, sondern muß seine Ideen gewissermaßen auf eine
ere Urwaldsanschauung zurückschrauben. Die Falle be
ganz einfach aus einer aus Baumzweigen geflochtenen
nde, die durchsichtig ist wie ein Käfig und in ihrem
ren dem kegelförmigen Dach einer Eingeborenenhütte gleicht.
t wird aus zähen Ruten ein Kranz von etwa zwei Metern
ssser geflochten, das Fundament. In diesem Kranze
n starke Stangen in Abständen von dreißig Zentimetern
t, die an der Spitze zusammenlaufen und fest verbunden
en. Der ganze Kegel wird mit dünnen Zweigen und
ten, die man aus der Rinde des Baobab dreht, verbunden,
Reife bilden dann einen ganz soliden Käfig von ziemlichem
icht. Wenigstens hatten unsere Leute schwer zu schleppen,
eine solche Falle vom Bauplatz nach der Fangstelle, der
nke im Gasch, zu schaffen. Auch das Aufstellen der Falle
ist mehr als primitiv. Man stellt sie eben hin, hebt aber die eine Seite empor und stützt sie durch einen starken, in den Sand getriebenen Knüppel. Zunächst geht es aber noch nicht an den eigentlichen Fang, sondern es wird noch weiter gemeuchelt. Man verstreut die täglichen Durraportionen nicht mehr auf dem Sande, sondern legt sie in die Falle. Erst als die Tiere auch in die Rotunde gingen und sich hier seelenruhig ihr Futter holten, machte der Meister Abdalla Ernst.

Im Dunkel der Nacht wird ein langer Strick an dem Knüppel befestigt, der die Falle offen hält; der Strick wird im Sande verborgen und führt nach einem versteckten Platze, der die Aussicht auf den Fangapparat gestattet. Und nun kommt die Tragödie. Heiß brennt die Mittagssonne hernieder, und ein Trupp durstiger Paviane eilt schnatternd zur gewohnten Tränke. Einige der stärksten Männchen, die sich das Monopol bereits erkämpft haben, eilen in die Rotunde und machen sich über den Schmaus her. Der Jäger sieht alles, wartet den günstigsten Moment ab — ein Ruck an dem Stricke, die Falle schlägt zu Boden, und drei große Affen sind gefangen. Die Szene, die nun folgt, ist urkomisch, fast dramatisch und spottet jeder Schilderung. Einen Augenblick sitzen die Überrumpelten wie erstarrt, in ihren Augen glüht das Entsetzen, dann suchen sie auf allen Seiten nach einem Auswege und drehen sich dabei wie ebenso viele Kreisel. Die Herde draußen, nicht minder überrascht, ist im ersten Schrecken geflohen, nun kehrt sie zurück, sammelt sich in der Nähe und feuert die Gefangenen durch ohrenbetäubendes Grunzen und Schreien an, das Äußerste zu versuchen. Die Kühnsten springen dicht an die Falle heran und führen ein erregtes Zwiegespräch mit den Gefangenen. Wahrscheinlich beraten sie sich über die Möglichkeiten der Rettung. Das wäre so etwas für den amerikanischen Professor Garner, der ja seit Jahren am Werk ist, mit mehr Phantasie als Wissenschaftlichkeit eine Affensprache zu konstruieren. Die Jäger lassen es aber natürlich nicht einmal bis zu einem Versuch einer Selbstbefreiung kommen; sobald die Falle geschlossen ist, eilen sie aus ihrem Versteck herbei, um zu verhindern, daß die Gefangenen, die über große Körperkräfte verfügen, das Geflecht durchbrechen. Die Tiere versuchen dies sofort, nachdem sie zur Besinnung gekommen sind. Beim Anrücken der Jäger steigert sich die Angst der Gefangenen, die sich an den Holzstäben in die Höhe schwingen und buchstäblich mit dem Kopfe durch die Wand zu gehen suchen.

Wie man sich denken kann, beginnt nun erst der schwierigste und gefährlichste Teil des Geschäfts: das Herausnehmen der Gefangenen aus der Falle. Die Jäger haben sich jeder mit einer langen, gegabelten Stange, der „Scheba", versehen. Diese Gabelstangen spielen die Rollen von Lassos. Man stößt sie durch das Flechtwerk und sucht mit der Gabel den Hals eines Tieres zu fassen. Ist dies geglückt und jeder Affe mit einer Scheba zu Boden gedrückt, dann wird der Käfig aufgehoben, die Gefangenen werden gefesselt. Dies geschieht in sehr gründlicher Weise. Mit starken, aus Dompalmenfasern geflochtenen Stricken wird das Maul gut verbunden, dann Hände und Füße gefesselt und der ganze Körper zur Sicherheit noch einmal fest in ein Tuch gewickelt, so daß der Gefangene schließlich aussieht wie eine zum Räuchern präparierte Wurst. Das Paket wird an eine Stange gehängt und von zwei Leuten im Triumph zur Station getragen.

Diese großen Affen haben starke Nerven — kein Wunder, sie rauchen, trinken und arbeiten nicht und leben immer in der Sommerfrische. Nach einer kurzen, freilich totalen Erschöpfung erholen sich die Tiere nach einigen Ruhetagen so völlig, daß ihre angeborene Frechheit wieder die Oberhand gewinnt. Wütend springen sie jeden an, der nur von ferne dem Käfig naht. Die großen Männchen, ihrer Paschawürde entkleidet, müssen in Einzelhaft gehalten werden, denn sie sind herrisch und unverträglich, und gibt man ihnen Gesellschaft, so endet die Kameradschaft nach einem erbitterten Kampfe mit

dem Tode des Schwächeren. Selbst Weibchen, die man ihnen zur Gesellschaft gibt, gehen ein, und zwar an Hunger, da der ungalante Gesellschafter das ganze Futter allein frißt. Dieser Futterneid, der bei Pavianen stark ausgeprägt ist, bildet auch die Ursache, daß meist die stärksten Männchen gefangen werden, sie lassen eben keinen ihrer Untergebenen an den Köder heran. Höchstens gibt so ein Pascha seiner Favoritin die Erlaubnis, ihm in die Falle zu folgen und schüchtern einige Brocken aufzulesen. Die Weibchen und Affenkinder, die auf diese Weise mitgefangen werden, läßt man gewöhnlich wieder laufen.

Menges, der viele solcher Affenstationen geleitet hat, und dessen Berichten ich hier folge, macht über die Paviane eine sehr interessante Bemerkung. Er kommt zu dem Schlusse, daß die Intelligenz dieser Affen nicht groß sein könne, und zwar auf Grund der folgenden Tatsache. Kaum jemals mag es vorkommen, daß ein Tier, das in eine Falle fiel und glücklich wieder aus ihr entkam, zum zweitenmal in die gleiche Falle geht, besonders wenn sie so sichtbar aufgestellt ist wie die geschilderte Affenfalle. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß jüngere Affen in der gleichen Falle mehrfach gefangen worden sind. Ein junges Weibchen, mit einer starken Narbe an der Nase als „besonderes Kennzeichen", wurde dreimal gefangen und jedesmal natürlich in Gesellschaft eines anderen Gebieters. Die Jäger begrüßten die „Sitt" (Frau) schließlich als eine alte Bekannte. Bei der dritten Begegnung verlor Meister Abdalla seine ganze männliche Galanterie, gab der Dame einen Denkzettel mit der Nilpferdpeitsche und entließ sie mit einer ernsten Verwarnung. Ich weiß nicht, ob man aus diesem Vorkommnisse mit Grund auf die mangelnde Intelligenz der Paviane schließen kann. Jedenfalls war die junge Dame ein sehr begehrenswertes Exemplar ihrer Sippe. Zweimal wurde sie Witwe, und sofort erkor sie ein anderer Pascha zu seiner Geliebten. Ihm mußte sie folgen; wer Affen beobachtet hat, der weiß, wie sklavisch unterwürfig die Äffinnen ihren gestrengen Herren sind, und nicht ohne Grund. Ungehorsam wird streng bestraft. Ging der Gebieter in die Falle und lud seine Favoritin ein, ihm zu folgen, so gab es keinen Ausweg.

Wenn der Fang der großen Paviane auch seine komischen Seiten hat, für die Fänger ist er keineswegs lustig und auch nicht ohne Gefahr. Ohne in die Enge getrieben zu sein, greift auch das stärkste Pavianmännchen zwar kaum einen Menschen an, der Umgang mit den frischgefangenen Tieren ist aber voller Gefahr. Ihre mächtigen Zähne messen sich mit denen des Leoparden, und ihre Körperkraft ist ganz gewaltig. Ernste Verwundungen der Fänger sind an der Tagesordnung. Gelingt es einem Affen, sich von seinen Fesseln zu befreien, dann geht es ohne Bisse nicht ab. Die halbwilden Basen, deren Sproß unser Abdalla ist, kümmern sich indes nicht viel um die Gefahr, spielt doch der Pavian auf ihrer Speisekarte eine große Rolle.

Die Station füllt sich mit vierhändigen Gästen. In acht Tagen marschieren zweiundzwanzig große Männchen herein, alle aus der Affenstadt oberhalb des Lagers. Bald gewöhnen sie sich an die Gefangenschaft, wie sie vom ersten Augenblick an das Futter angenommen haben. Sie erhalten auch Besuch, denn ihre Gefährten draußen in der Freiheit haben die Gefangenen nicht vergessen. Nach der mittäglichen Tränke ziehen ganze Herden von Pavianen nach der Serieba, besteigen die sie umgebenden Dompalmen und rufen unseren Gefangenen unverständliche Worte zu, die darauf mit Klagetönen antworten. Eine wahre Affentragödie. Zuletzt artet die Unterhaltung stets in ein ohrenzerreißendes Konzert aus. Eines Tages sprang ein besonders Beherzter über den Dornverhau in das Lager und eilte auf einen Käfig zu, in dem vielleicht sein Bruder oder sein Vater, vielleicht auch sein Onkel saß; unsere Dienerschaft jagte den Eindringling aber rasch hinaus, während „die Zuschauer" draußen auf den Bäumen ein wütendes Geheul über diese Unhöflichkeit anstimmten.

Der Schauplatz des Affenfanges verwandelte sich aber auch zuweilen in ein Schlachtfeld, besonders wenn es sich um eine Expedition gegen die großen silbergrauen Hamadrias handelt. Diese Art ist sehr angriffslustig und, da sie in ungeheuren Schwärmen auftritt, auch sehr gefährlich. Ernst Wache, einer meiner jüngeren Reisenden, erzählt von einer Hamadriasschlacht in Abessinien, an der annähernd 3000 Affen teilnahmen. Schon die Art, wie diese Tiere den Kampf einleiten, hat etwas Schreckenerregendes. Sie sträuben die Mähne, fletschen die mächtigen Zähne und schlagen mit den Händen wütend auf den Boden. Dabei kommen sie bis auf wenige Fuß an den Gegner heran und fordern ihn zum Zweikampf heraus.

Der Fang dieser Tiere weicht nicht sehr von dem geschilderten ab. Auch hier wird die Falle in der Nähe der Tränke aufgestellt und mit Futter versehen. Die Falle wird aus fest in den Boden gefügten Stäben errichtet, und diese Stäbe werden dicht mit dornigen Mimosenzweigen durchflochten. Dieses Haus, das entweder rund oder oval ist und in der Länge sechs, in der Breite vier Meter mißt, wird auf jeder Seite mit einer Falltür versehen, deren Schnur oben über das Tor hinweggeleitet wird bis zum Versteck des Jägers. Dieses zweitürige System hat seinen bestimmten Zweck. Die großen Affenarmeen, die sich zwischen den Felsen umhertreiben, zerfallen in einzelne Clans, deren jeder von einem Leitaffen geführt wird. Wenn sich eine Schar Hamadrias der Falle genähert hat, tritt der Leitaffe nicht mit ein, sondern hält an der Tür Wache, bis die Lieblingsweibchen und Jungen gefressen haben. Sobald ein Leitaffe sich selbst in die Falle begibt, wird er von einem andern abgelöst. Die hintere Tür ist aber offen und unbewacht, und durch diese schleichen sich so viele Affen ein, daß die Falle sich schnell füllt. Plötzlich bricht ein heiserer Schrei aus tausend Kehlen, ein Tumult entsteht — die Falltüren haben sich geschlossen.

Bei einer solchen Gelegenheit war es, erzählt Wache, daß eine Armee von 3000 Hamadrias sich auf die wenigen Jäger stürzte, die sich mit Schießwaffen und Knüppeln verteidigten, aber trotz aller Bravour zurückgeschlagen wurden und der Übermacht weichen mußten. Die siegenden Affen behaupteten das Feld, öffneten die Falle und ließen die sämtlichen Gefangenen frei. Im Getümmel des Kampfes konnte man wahrhaft rührende Szenen beobachten. Ein kleiner Affe, der durch einen Knüppelschlag betäubt am Boden lag, wurde von einem großen Männchen gerettet und kühn mitten durch die Feinde hinweg in den Busch getragen. Eine Mutter, die bereits ein Junges auf dem Rücken trug, nahm noch ein zweites Baby auf, dessen Mutter erschossen worden war. Groß wie die Liebe, die im Affenvölkchen herrscht, ist aber auch die Strenge. Die Leitaffen als Erzieher der Herde schalten mit grausamer Rücksichtslosigkeit und mißhandeln ihre Untergebenen mit geradezu sadistischer Wut.

Eine Niederlage der Jäger gehört indes zu den Seltenheiten. Wenn die Falle geschlossen ist, ist das Schicksal der Gefangenen besiegelt. Die alten großen Männchen werden totgeschossen, die übrigen mit Mühe und unter Schwierigkeiten herausgeholt. Es nützt ihnen nichts, daß sie sich an den Wänden festklammern, sie werden herabgeholt und müssen sich bequemen, in einen zweiten, zusammenlegbaren Käfig zu kriechen, den man vor die Falle stellt, nachdem man in diese ein Loch geschnitten hat. Die Eingeborenen suchen die Affen durch Hetzjagden in ihre Gewalt zu bekommen. Man verfolgt die Herden, nachdem sie in die Ebene hinabgekommen sind, um die in der Nähe der Dörfer befindlichen Durrafelder zu berauben. Bei dieser Verfolgung werden die jüngeren Tiere und die Mütter, die ihre Babys auf dem Rücken tragen, leicht müde und bleiben hinter der Herde zurück, so daß sie den Jägern zur Beute fallen.

Die Bußprozession von Furnes.

Von Dr. Emil Schultz. Mit Illustrationen nach Photographien von M. Branger in Paris.

Wer den belgischen Volkscharakter einzig in dem von derber Lebensfreude erfüllten Brüssel oder dem reichen Antwerpen studiert hat, wo reger Arbeitsgeist und materielle Genußsucht geschwisterlich vereint sind, vermag sich den ausgeprägten Zug

Flucht nach Ägypten.

zu religiöser Mystik und schwärmerischer Verzückung, der noch heute in den Schöpfungen belgischer Künstler, den Werken belgischer Dichter und Schriftsteller zum Ausdruck kommt, nicht zu erklären. Er findet den Schlüssel dazu, sobald er die flandrischen Provinzen betritt, sobald er in den Bannkreis einer jener verschlafenen, verwunschenen Städte und Städtchen gerät, die unberührt von aller Gegenwart den Traum ihrer einstigen mittelalterlichen Herrlichkeit weiter träumen. Brügge, das kostbarste Kleinod aus den Zeiten burgundischer Größe, ist nun wieder zum Leben erwacht, seit es dem Meere wiedergeschenkt wurde. Die andern jedoch schlafen weiter, und das Leben schreitet sacht an ihnen vorüber, ohne die Spinnweben zu verletzen, die die Zeit über die alten Giebeldächer, Kirchtürme und Bergfriede gesponnen hat.

Da liegt, nur wenige Wegstunden von dem französischen Dünkirchen entfernt, Furnes, einst der stolze Hauptort der gleichnamigen Kastellanei, die 52 reiche Ortschaften umfaßte. Der Groote Markt mit den getreppten Giebeln, seinen schmuckreichen flämischen Renaissancefassaden, der stattliche Bergfried und der imposante gotische Bau von St. Walpurgis berichten als stumme steinerne Zeugen von den verklungenen glänzenden Tagen des schlafenden Landstädtchens von heute, dem nichts Lebendiges von der einstigen Größe geblieben ist.

Nichts? Das ist unrichtig. Lebendig geblieben aus der Vergangenheit ist die alte kirchliche Überlieferung der Passionsprozession, die von den Einwohnern noch heute treu in den traditionellen Formen gepflegt wird und dergestalt als eins der eigenartigsten kulturgeschichtlichen Denkmale in unsere Gegenwart hineinragt. Doppelt eindrücklich wirkt das mittelalterliche malerische Schauspiel durch die Stilreinheit des architektonischen Rahmens, in dem es sich alljährlich am letzten Juli sonntag abspielt; denn manche der alten Häuser am Grooten Markt sind schier so alt wie die Prozession selber, die in ihrem Ursprunge bis aufs Jahr 1445 zurückreicht. Sie wurde eingesetzt zur Weihe eines Stückes vom Kreuze Christi, das Graf Robert von Flandern aus dem Heiligen Lande heimgebracht hatte, und erhielt gleich zu Anfang den Charakter einer religiösen Feier ernsten und großen Stils, worin der glühende Glaubenseifer jener Zeit nicht minder als die Freude an prunkvollen öffentlichen Schauspielen zum Ausdruck kam. Im 17. Jahrhundert artete die Prozession freilich wie in vielen andern flandrischen Städten zu einer recht weltlichen Lustbarkeit aus, indem einzelne derbkomische Figuren, wie der Riese Goliath, in den Vordergrund traten und die burleske Szene seiner Enthauptung zum Hauptmoment des Festes wurde. Eine religiöse Bruderschaft, die „Sodalité du Seigneur crucifié", stellte später jedoch den ernsten Charakter der Prozession durch Zurückgreifen auf die ursprünglichen Formen wieder her, und in dieser Gestalt hat sie sich als eine lebende Darstellung der Leidensgeschichte Christi in unveränderter Weise bis heute erhalten. Und alljährlich zieht ihr Ruf Scharen von frommen Wallfahrern aus dem strengkatholischen Flandern nach der stillen Stadt, die das Herannahen des Festtags zu kurzem Leben, wenn auch zu einem Leben in der Vergangenheit, weckt. Als würden all die alten Bilder flämischer Renaissancekunst mit ihrem Farbenglanz, ihrer sinnlich naiven Gläubigkeit vor uns lebendig, die Memling, die van Eyck, die Metsys, so ent-

Die Könige aus dem Morgenlande.

Verleugnung Petri.

Geißelung Christi.

rollen sich vor unseren Augen die vielfältig bunten Szenen des Schauspiels, das unterm Geläut der Glocken von St. Walpurgis in der vierten Mittagsstunde seinen Anfang nimmt. Nicht weniger als vierzig Gruppen zählt die Prozession, die singend und Gebete murmelnd feierlich langsam durch die Straßen wallt. Da traben auf schweren Brabanter Gäulen gerüstete römische Kriegsleute einher; Maria mit dem Kinde, geleitet vom treuen Joseph, reitet auf der Eselin gen Bethlehem. Die Hirten und Engel, frische Schuljugend, treten auf, gefolgt von den heiligen drei Königen und der majestätischen Erscheinung des Herodes. Verhüllte Büßergestalten schleppen die in Lebensgröße aus Holz geschnitzten, bunt bemalten Gruppen von Christi Geburt, Verleugnung, Geißelung, Grablegung und Auferstehung. Palmen schwingend und Hosianna rufend, nahen die Bürger Jerusalems, zwischen ihnen, im langen Mantel, unbeweglich auf der Eselin sitzend, Jesus Christus mit dem Gefolge der Jünger. Eine weitere Passionsgruppe mit farbigen Holzskulpturen; dann wankt unter der schweren Last des Kreuzes der dorngekrönte Heiland heran, von Kriegsknechten mit Geißeln und Stricken begleitet; dem Dorngekrönten, der völlig in seiner Rolle aufgeht, von Zeit zu Zeit strauchelt, fällt und von einem der Knechte roh mit der Lanze emporgestoßen wird, folgen, in Tränen aufgelöst, Johannes und die heiligen Frauen. Als die tragische Gruppe erscheint, bemächtigt sich der zuschauenden Menge tiefe Bewegung, und aus den Reihen der knienden, betenden Frauen dringt schmerzliches Seufzen und lautes Schluchzen heraus.

Kreuztragung.

Die heilige Magdalena.

Büßer tragen dahinter die Embleme von Christi Leiden, den Schwamm, die Nägel, die Lanze, den Rock Christi und die Würfel der römischen Soldaten; der Wagen der Grablegung, von Pferden gezogen, rollt heran, und hinter ihm schreitet die Schmerzensmutter mit zwei weinenden Jungfrauen. Der Wagen der Auferstehung beschließt die Darstellung der Passion.

Und nun folgen dahinter in dichten Reihen die Büßer der Brüderschaft, in dunkle Kapuzen, sogenannte Sanbenitos, gehüllt und gebeugt unter der Wucht massiger, hölzerner Kreuze; dazwischen barfüßige, verschleierte Büßerinnen, brennende Kerzen in der Hand. Als frommer Heerbann geleiten sie das von der Geistlichkeit im prunkenden Ornat umgebene heilige Sakrament, und aus den dunklen Reihen steigt unablässig das Gemurmel der Gebete und der eintönig rhythmische Sang der Responsorien empor, der in der andächtig harrenden Masse des zuschauenden Volkes ein dumpfes Echo findet. Langsam verhallen die düsteren Klänge in den engen, krummwinkligen Straßen, in denen die Prozession verschwindet. Die mittelalterliche Vision, die selbst den unbeteiligten Zuschauer mit unmittelbarer Gewalt ergreift und ihn um Jahrhunderte zurückversetzt in eine fremd gewordene Welt, versinkt, und über die alten Dächer der Stadt breitet

Pharisäer und Schriftgelehrte.

Johannes der Täufer als Kind.

der Schlaf wieder seine weiten, dunklen Schwingen.

Wer Zeuge der Prozession von Furnes war, nimmt den Eindruck mit, daß hier nicht „Passion gespielt“ wird, sondern daß hier unter dem grauen Himmel der Nordseeküste noch die gleiche Glaubensinbrunst, noch die nämlichen religiösen Vorstellungen lebendig sind, die das künstlerische Schaffen der alten flämischen Meister inspiriert haben. Keinerlei oberflächliche Freude an dem Drum und Dran der Verkleidung mengt sich hier in die gläubige Hingabe der gläubigen Menge an ein Spiel, dessen tiefere Bedeutung jeden einzelnen der vielen ergriffen hält.

Büßer mit Kreuz.

Den Einwohnern von Furnes ist's heiliger Ernst mit ihrer Teilnahme an dem Schauspiel, dessen Rollen nicht willkürlich verteilt werden, sondern sich teilweise von Familie zu Familie forterben und für diese einen stolzen Rechtstitel bilden. Und wie in Rollenverteilung, Kleidung, Ausrüstung aufs genaueste die alte Überlieferung hochgehalten wird, so ist's auch mit den begleitenden Gesängen und Gesangtexten, die in ihrer schweren Feierlichkeit dem Ganzen harmonisch angepaßt sind und sich mit dem malerischen Hintergrunde der alten Architekturen zu einem einheitlichen mächtigen Gesamteindruck zusammenschließen, dessen düsterer Ernst sich tief in die Erinnerung prägt.

Die Boyersen.

(8. Fortsetzung.)

Von Olga Wohlbrück.

Bei Claurens, wo die meisten auswärtigen Kunden der Frau Boyersen einkehrten und ihre Wagen einstellten, sowie am Stammtisch im Rathauskeller bildete in letzter Zeit der Name Boyersen nahezu das einzige Gesprächsthema.

Bei Claurens war man erbittert.

Die Kunden kamen oft mit zorngerötetem Gesicht aus dem Kontor und bestellten mürrisch, als wenn sie den Wirt und die ganze Stadt fressen wollten, einen Schoppen.

Claurens setzte sich dann zu ihnen und horchte sie aus. Er war der große Vertraute ihrer Wut.

„Schon wieder Ärger gehabt? . . . Ja . . . ja . . .“ Und er schmauchte behaglich ein kurzes Schifferpfeifchen. — „Die Alte ist verrückt geworden. Der ist das Geld zu Kopf gestiegen.“

„Na, von mir bekommt sie nicht viel mehr davon zu sehen“, begehrte der Kunde auf.

„Kann mir schon denken . . . da werden Sie wohl von wo anders Ihren Bedarf holen . . .“

„Wenn das man nur bequem wäre. Zu großen Tagereisen habe ich wenig Zeit, hierher fahre ich mit meinem Zuge rüber, bin abends wieder zu Hause.“

„Ja . . . ja . . . noch ein Schoppen gefällig? Ja, also was ich sagen wollte . . . die Schwiegertochter der Alten, das ist ein forsches Weib, die hält's zusammen.“

„Ach wo, Claurens, die sieht man kaum mehr . . .“

„Ja, ja, da soll was Kleines kommen . . .“

„Was nützt mir das? Und statt des Martens sitzt ein Ladenschwengel mit lachsfarbener Krawatte, der nach Pomade stinkt. Pfui Deibel! Ist ja kein Arbeiten mehr. Wissen Sie noch, Claurens, wie die Alte manchmal hier am Tisch gesessen ist und mit uns einen Schoppen getrunken hat? Was? Sauberes Frauenzimmer war sie damals, immer nich rühr an, aber sie konnte doch 'n Spaß vertragen, und im Handumdrehn hatte sie's Geschäft gemacht, und man fuhr nach Hause mit 'nem bißchen schweren Kopf und mit leichter Börse. Aber man fuhr doch gern wieder zurück zu dem verflixten Frauenzimmer. Aber jetzt . . .“

„Ja, andere Zeiten! Heutzutage macht man so keine Geschäfte. Heutzutage muß alles nach dem Neuen und Feinen gehn, muß alles seine Ordnung haben“, brummte Claurens bedächtig.

„Ach was Ordnung! Wie ich mich auf den Stuhl setzen wollte im Kontor, wackelten drei Beine. Glauben Sie, Claurens, sie hätte mir einen anderen Stuhl bringen lassen? I wo! Der lachsfarbene Fips wollte mir so einen Holzschemel zuschieben, aber da sagte sie großartig: ‚Das können wir ja auch im Stehen abmachen.‘“

„Ja . . . ja . . . hier gehört ein neues Geschäft her, ein feines mit großen Sofas und allem Klimbim. Man redet übrigens schon davon.“

„So . . . so . . . na, das soll nur herkommen — da weiß ich, wo ich hingehe . . .“

Herr Boyersen saß seit dem Bürgermeisterball immer breitspuriger am Stammtisch im Rathauskeller.

Er sprach über das Geschäft seiner Frau mit der souveränen Verachtung eines gewiegten Geschäftsmannes.

„Nein, meine Herren, das ist alles fauler Zauber,“ er warf gern mit Berliner Redensarten herum, „das hat abgewirtschaftet. Meine Alte,“ er schüttelte sich innerlich vor Lachen, wenn er sich vorstellte, daß Frau Boyersen ihn jetzt hören könnte, „meine Alte hat genug geschuftet. Heute oder morgen legt sie die Sache doch nieder. Und wer soll das Geschäft weiterführen?“

„Der Name Boyersen klingt gut viele Meilen im Umkreise“, meinte ein biederer Bürger.

„Na, selbstverständlich, Verehrtester. Der Name ist unbezahlbar für das Geschäft — ich meine für dieses Geschäft. Aber muß es gerade das gleiche Haus sein? Es gibt eine junge Frau Boyersen, die gerade so tüchtig ist, wie meine Alte früher war, die das Geschäft in- und auswendig kennt . . . Wenn die an der Spitze eines großen Unternehmens steht, da werden Sie was erleben! Unsere Stadt wird dann gewissermaßen eine Zentrale, nicht nur die Landbewohner und Gutsbesitzer des Umkreises, nein, ferne Provinzen werden von uns beziehen, der Verkehr wird sich heben, Geld wird unter die Leute kommen . . .“

„Das ist schon richtig.“

Herr Boyersen holte wieder eins seiner beschriebenen Blättchen hervor. „Aus Berlin habe ich schon von verschiedenen Seiten Zusagen bekommen. Fünfzigtausend Mark habe ich beisammen.“

„So . . . so. Fünfzigtausend Mark?"

„Ach, mehr. Sie müssen doch denken: wenn wir die drei schmalen Häuser gegenüber vom Christianenhaus abreißen, so werden doch die Hypotheken abgelöst, und auf das neue Haus kriegt man Hypothekengelder in dreifacher Höhe — das macht schon wieder etwa achtzigtausend Mark."

Die Herren rückten sehr interessiert zusammen und steckten die Hände in die Hosentaschen, als suchten sie dort etwas Kleingeld, um sich zu beteiligen.

Herr Boyersen aber machte eine kleine Kunstpause, indem er langsam sein Bier austrank.

„Na und weiter, Herr Boyersen?"

„Wir haben also schon mit einem Kapital von 130 000 zu rechnen."

Einige Herren machten verdutzte Gesichter und versuchten eine Einwendung. Er aber sprach schnell weiter, ohne ihnen Zeit zu lassen, zur Besinnung zu kommen:

„Natürlich beteiligen sich meine Berliner Kapitalisten nur unter der Voraussetzung, daß auch wir hier dazugeben, denn wir müssen am ehesten unsere Stadt kennen, müssen wissen, ob sich ein so großes Unternehmen lohnt."

„Ja, versteht sich."

„Na, und da hat mir gleich der Bürgermeister versprochen, seinen Einfluß aufzubieten", sagte Herr Boyersen mysteriös. „Ja, ich glaube, er selbst will sich beteiligen, wenn auch nicht hoch, etwa fünf- bis achttausend Mark, aber wenn so zehn Leute zusammenkommen . . . nicht wahr . . .?"

„Hm," sagte der jüngste der Herren, „aber wie denken Sie sich den Umsatz, den Reingewinn?"

„Wollen Sie Einblick haben in meine Geschäftsbücher?" schlug Herr Boyersen mit würdevoller Frechheit vor.

Aber die Herren lachten. „Daß Sie das Geld nicht eingenommen, sondern gescheffelt haben, ist ja landbekannt."

„Na, also!"

Herr Boyersen warf sich in die Brust.

Die Diskussion wurde allgemein.

Er war mit dem Eindruck, den er gemacht hatte, zufrieden. Was tat es, wenn er da übertrieben, dort etwas geflunkert hatte, die Hauptsache entsprach der Wahrheit, und vor allem kam es darauf an, die Leute aus ihrer Lethargie zu reißen, sie für die Idee zu begeistern. Und er baute im Geiste schon das neue Haus auf, verteilte die Räume und sah das große vornehme schwarze Schild mit goldenen Lettern, das die Inschrift tragen sollte: „Marianne Boyersen & Co., Erstes Nordisches Kommissionsgeschäft für landwirtschaftliche Produkte."

Marianne konnte es sich nicht erklären, daß Herr Boyersen, trotzdem Christians Krankheit unheimliche Fortschritte machte, oft so vergnügt war.

Und auch Christian empfand diese Heiterkeit und schalt Marianne, daß sie den Kopf hängen ließ.

„Wenn du immer so blaß und traurig bist, kann ich doch nicht gesund werden!"

„Ich fühle mich jetzt manchmal recht elend."

„Na, ja," schnitt Christian griesgrämig ab, „das haben aber doch alle Frauen durchzumachen, das ist doch nicht so schlimm!"

Man hatte ihm den Vollbart abgenommen, weil er das Waschen sehr erschwerte, und nun staunte Marianne oft, wie sehr er seiner Mutter ähnlich sah, und diese Ähnlichkeit wuchs, je tiefer und härter sich das Leiden in seine Züge eingrub.

Er sprach nicht gern von dem Kinde.

Das Kind lenkte Mariannens Aufmerksamkeit von ihm selbst ab, nahm ihm schon jetzt, wo es noch gar nicht auf der Welt war, einen Teil ihrer Zärtlichkeit. Und dann war eine unausgesprochene, abergläubische Angst in ihm: wenn es Marianne ebenso ging wie Berta, was würde dann aus ihm werden? Wer würde sich um ihn kümmern? Lene und der Vater waren alt . . .

Ihm kam nicht der Gedanke, daß Frau Boyersen sterben könnte oder er selbst. Es kam ihm nie zu Bewußtsein, daß er dem Grabe so nahe war. Marianne war für ihn die Todeskandidatin, und wenn er sie blaß und elend sah, schlich sich die Furcht ein in sein Herz und setzte sich um in Gereiztheit und verbissenen Groll.

Warum mußte Marianne gerade jetzt ein Kind bekommen, und wie durfte sie sich freuen darüber, wie sie es manchmal tat? Merkte sie denn gar nicht, wie unangenehm ihm das war?

Draußen setzte das Tauwetter ein.

Frau Boyersen hatte großen Ärger: ihr Keller war ganz von Wasser überschwemmt, so daß ihr Wintervorrat von Kohl und Kartoffeln verdorben war. Außerdem war die Kellertreppe so schadhaft, daß der Hausdiener eines Tages die Treppe hinabfiel und sich am Arm verletzte. Die Anzeige blieb nicht aus, und sie bekam ein Strafmandat in beträchtlicher Höhe zugeschickt, samt der Aufforderung, die Treppe binnen kurzem reparieren zu lassen.

Dazu die furchtbaren Nächte.

Eines Tages ließ sie den Arzt kommen und fragte ihn, wie lange das da oben noch dauern könnte.

Er glaubte, sie meinte Marianne, und antwortete vergnügt: „In acht Wochen wird man Ihnen vielleicht schon gratulieren können, Frau Boyersen."

Sie wendete sich ab und murmelte zwischen den Zähnen: „Dummkopf!"

„Wie lange hat mein Sohn zu leben?" fragte sie brutal.

Das Gesicht des Arztes zog sich sofort in kummervolle Falten.

„Das ist schwer zu sagen, Frau Boyersen. So ein Leiden kann sich jahrelang hinziehen . . . . . es kann auch plötzlich aus sein! Heute . . . . morgen."

„Ich halte es nämlich nicht mehr aus", stieß sie hervor und führte kleine nervöse Schläge mit ihrem Stock gegen den Boden. „Ich brauche meine Nachtruhe, Doktor. Ich arbeite den ganzen Tag . . . . . das geht so nicht! Sie müssen ihm ein Schlafmittel geben, es muß doch Ruhe sein die Nacht im Hause . . . . ."

Der Arzt sah sie eigentümlich mit zusammengekniffenen Augen an. „Sie sind sehr überreizt, Frau Boyersen! Sie arbeiten wirklich zu viel! Aber mit den Medikamenten muß ich vorsichtig sein — Ihr Sohn ist zu schwach, um starke Mittel zu vertragen!"

Frau Boyersen dachte nach.

„Aber es gibt Krankenhäuser, Herr Doktor, Sanatorien."

„In das hiesige Krankenhaus werden Sie Ihren Sohn wohl nicht geben wollen, Frau Boyersen, und die Reise bis ins nächste Sanatorium dürfte zu riskant sein. Ich als Arzt könnte meine Einwilligung zu einer solchen Reise nicht geben!"

„So? . . . Na, dann ist's ja erledigt."

Sie nickte kurz und entließ ihn, ohne ihm die Hand zu reichen.

Als er das Haus verlassen hatte, rief sie Lene. „Du wirst mir jeden Abend ein kleines Feldbett in meinem Kontor unten aufschlagen . . ."

„Sie wollen da unten im feuchten Kontor schlafen?" fragte Lene entsetzt.

„Laß dir keinen Unsinn einreden!"

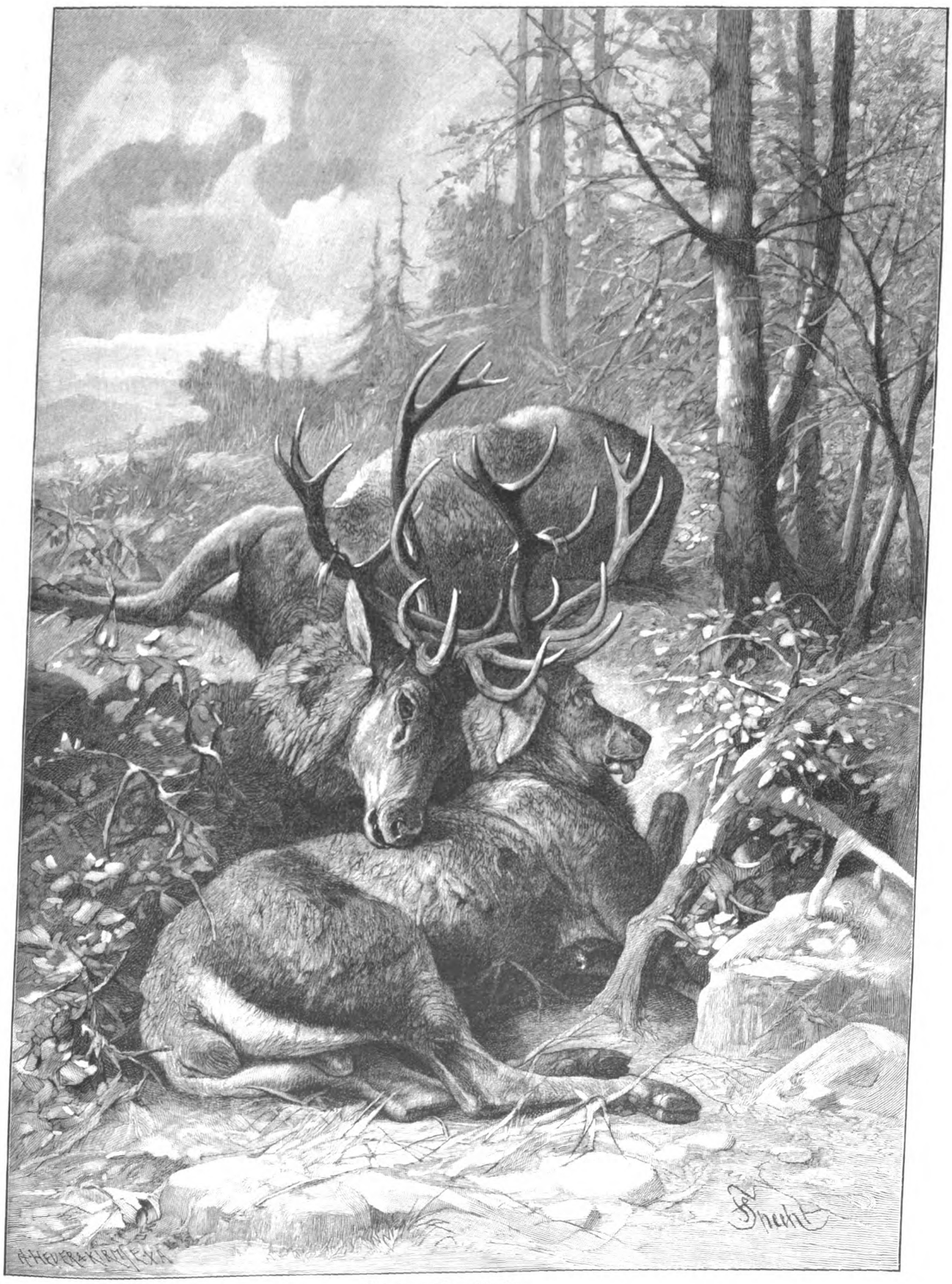
„Aber warum?" . . .

„Seit wann ist das Mode bei uns, daß du ‚warum' fragst? Bist du auch schon angesteckt von da oben?"

Und da Lene antworten wollte, schnitt ihr Frau Boyersen das Wort heftig ab:

„Brauchst mir keine Romane zu erzählen. Ich weiß alles, ich seh alles. . . . Jeden Schritt hört man nachts. Ich weiß, wie ihr da zusammensitzt — rührend! — Alte Liebe rostet nicht!"

„Sie glauben selbst nicht, was Sie reden", sagte Lene mit bebender Stimme. — „So schlecht sind Sie nicht, Frau Boyersen. Aber manchmal könnte man wirklich vergessen, was Sie einem je Gutes getan haben!"



Verkämpfte Hirsche.

Originalzeichnung von Friedrich Specht.

„So ist's recht, Lene, nun werd du nur auch noch hysterisch wie die oben . . . . das hat mir noch gefehlt!"

Lene hatte die Lippen fest aneinandergepreßt und wickelte die Arme in die Schürze. Sie machte sich darauf gefaßt, daß ihre Herrin noch eine Stunde auf sie einreden würde, um ihre verwundbarste Stelle zu treffen, aber ebenso fest entschlossen war sie, kein Wort mehr zu entgegnen.

Doch Frau Boyersen trat ans Fenster und tat, als hätte sie Lene längst vergessen.

Auf dem Platze gingen ein paar untersetzte Männer umher und sahen sich die Häuser an. Sie sprachen lebhaft miteinander. Der eine machte sich Notizen in ein Buch, die zwei anderen schienen ihm etwas zu diktieren. Dann blickte der Notierende zum Christianenhaus empor. Trotzdem Frau Boyersen am Fenster war, zog er nicht den Hut; sie nahm daher an, es wäre ein Fremder, und ihr Herz fing an, unruhig zu schlagen.

Konkurrenz . . . Konkurrenz, dröhnte es in ihren Ohren . . . Woher kam sie . . . was waren das für Leute? Sie hätte das Fenster aufreißen mögen und hinunterrufen: Was macht ihr da? Was glotzt ihr mein Haus an? Macht, daß ihr fortkommt! . . . Und dabei drückte sie die Stirn so heftig an das Fenster, daß sie beinahe die Scheibe eingedrückt hätte.

„Sonst noch was, Frau Boyersen?"

Frau Boyersen zuckte zusammen und wendete Lene ein weißes, verzerrtes Gesicht zu.

„Ist Ihnen schlecht, Frau Boyersen?"

Lene sprang auf und half ihrer Herrin in den Lehnstuhl.

„Nein . . . warum soll mir schlecht sein? Nur die Neuralgien plagen mich . . . reib mir mal ein bißchen das Bein . . ."

* * *

Lenens Protest half nichts. Frau Boyersen bestand darauf, im Kontor zu schlafen, aber es sollte niemand wissen.

Sie fühlte sich heimischer dort unten. Wenn sie nicht schlief, brauchte sie nur die kleine Lampe anzuzünden, und dann konnte sie die alten Bücher durchsehen, die für sie wie ein Tagebuch waren, und an denen sie Zahl für Zahl ihr ganzes vergangenes Leben wieder im Geiste vor sich sah . . .

Hier drang auch kein Laut von oben herunter, und das furchtbare Husten — sie hörte es nicht mehr.

Sie vermied es jetzt auch, das Krankenzimmer zu betreten. Sie ließ sich erst von Lene und später im Kontor von Marianne Bericht erstatten.

„Ich laß ihn schön grüßen," sagte sie dann, „aber meine Beine streiken, die Treppen werden mir sauer. Im Sommer sollen ja neuralgische Schmerzen nachlassen, da will ich wieder täglich kommen!"

Zuerst war Christian froh, daß die Mutter so selten kam. Mit der zunehmenden Schwäche war auch seine Reizbarkeit größer geworden. Aber als der Eindruck von Frau Boyersens lauter, herrischer Art sich für sein Erinnern abschwächte, erwachte in ihm auch wieder ein seltsames Bedürfnis nach der Mutter. „Wird sie heute kommen?" fragte er.

„Sie kann die Treppe nicht steigen, du weißt doch", sagte Marianne und streichelte seine Hand.

„Aber morgen wird sie kommen?"

„Morgen ist es doch nicht besser, Christian!"

„Und übermorgen auch nicht?" fragte er wie ein Kind. „Aber nächste Woche . . . ja?"

Um ihn zu beruhigen, sagte Marianne: „Jawohl, Christian, nächste Woche."

Er erzählte aus seiner Kindheit. „Ich war doch das Lieblingskind, weißt du, Marianne. Wenn wir zur Kirche gingen, hielt Mutter mich immer bei der Hand, nicht Berta. Und dann hatte ich immer hübsche Samtkittel mit seidener Schärpe. Und in der Schule hatte ich die größten Butterstullen . . . Aber niemals bekam ich was Süßes mit. Und da handelten wir in der Schule: der Belag von der Stulle für einen Apfel, oder die ganze Stulle für eine Birne und Pfefferminz!"

Ein andermal sprach er von England: „Wenn ich gesund bin, fahren wir nach London. Marianne, das kenne ich gut! Es hat viel Geld gekostet, aber Mutter bezahlte alles für mich. Manchmal schimpfte sie und drohte, mich zu enterben, aber wenn ich ihr dann wieder einen netten Brief schrieb und ihr versprach, mich ganz dem Geschäft zu widmen, wenn ich mich erst ausgetobt hätte — dann war wieder alles gut. Sogar ein Reitpferd habe ich mir dort gehalten. Schade, daß ich keine Photographie mehr zu Pferde habe . . . aber die waren damals viel begehrt . . ."

Er lachte leise vor sich hin.

Christian hatte nie mit seinen Eroberungen renommiert, aber abends, wenn der Vater und Marianne bei ihm saßen und er wieder ganz in Erinnerungen versunken war, konnte er wahre Räubergeschichten auf diesem Gebiete zum besten geben, und wenn Marianne ein Lächeln unterdrückte oder Herr Boyersen mit dem Finger drohte, dann rief er heftig: „Aber es ist doch wahr!" und versteckte sein Gesicht in die Kissen.

Marianne war schon seit Tagen auf das schlimmste vorbereitet. Sie erflehte nur eins: daß der Todeskampf leicht sein möge. Ihre positive, kraftvolle Natur hatte sich mit dem Unvermeidlichen ausgesöhnt. Den ihr so teuren, nahen Menschen hatte sie Tag für Tag betrauert und begraben. Was sie pflegte, war die irdische Hülle, einen kranken, hilflosen Leib, dem die große, ewige Ruhe zu gönnen war . . .

Marianne entbehrte die ihr liebgewordene geschäftliche Tätigkeit mehr, als sie sich selbst eingestand. Sie fühlte, daß sie dort unten nützlich gewesen war, auch wenn die Schwiegermutter die Bedeutung ihrer Arbeit herabsetzte.

Während der wenigen Stunden, die sie jetzt im Kontor verbrachte, fiel ihr die Disziplinlosigkeit der Kommis auf. Sie waren wie Schuljungen geworden, die hinter dem Rücken des Lehrers Allotria treiben, und sie hatte den neuen Buchhalter dabei ertappt, wie er einmal mit dem kleinen Weiser rang, um ihm ein rosafarbenes Billett zu entreißen.

„Was ist denn hier los?" fragte sie streng.

Und Luckner gab in demselben Augenblick dem Kleinen eine Ohrfeige, über die sich der gar nicht beschwerte, sondern sie wie etwas hinnahm, was man um der Solidarität willen leiden muß. Gleichzeitig praktizierte er dem Buchhalter das Billett in die Tasche.

„Der Lümmel hat sich einen Spaß mit mir erlaubt", erklärte darauf Luckner mit gut gespielter Empörung.

„Es wäre besser, Sie ließen sich Ihre Privatkorrespondenz nicht ins Kontor adressieren", erwiderte Marianne kühl.

„Wie gnädige Frau befehlen", sagte Luckner mit undurchdringlicher Miene.

Am Abend aber nach Kontorschluß ließ Frau Boyersen ihre Schwiegertochter zu sich kommen und fragte ziemlich schroff, wie sie dazu käme, ihren Angestellten zu verbieten, daß sie Briefe ins Kontor bekämen. Marianne fühlte eine heftige Erbitterung in sich aufsteigen, einen unüberwindlichen Ekel gegen diesen heuchlerischen Menschen.

„Ich traue ihm alles Schlechte und Gemeine zu," rief sie endlich, „und lieber will ich gar nicht ins Kontor kommen, als mit dem Menschen im selben Zimmer sitzen!"

„Nach Belieben — wenn du erst gesund bist, werden sich deine krankhaften Abneigungen wohl gelegt haben."

Marianne weinte bitterlich in ihrem Zimmer. Ihre überreizten Nerven vermochten nicht mehr dem kleinsten Chef Widerstand zu leisten, und Herr Boyersen, der dazu kam, wie sie sich die dicken Tränen aus den Augen wischte, ballte die Hand und schrie: „Laß nur, Marianne . . . laß nur . . . bald ist alles anders . . . glaub' mir!"

Und mehr denn je kalkulierte er, über seine Blättchen gebeugt, und immer mehr Depeschen- und Portogeld mußte Marianne ihm einhändigen. Auch ging er jetzt manchmal nach dem Abendbrot aus. Marianne gönnte ihm die Zerstreuung. Die dumpfe Krankenstubenluft war auf die Dauer schwer zu ertragen.

(Schluß folgt.)

Vom Heizwert der Kohlen.

Von M. Hagenau.

Wie heize ich am billigsten? Das ist eine Frage, die Millionen Köpfe beschäftigt. Hausvorstände erwägen sie reiflich, eingehender noch wird sie von Industriellen geprüft; denn billigeres Heizen bedeutet für sie billigere Arbeitskraft, steigenden Verdienst. Die Werte, die in dieser Hinsicht alljährlich vergeudet oder erspart werden können, belaufen sich auf viele Millionen.

Unausgesetzt ist man bemüht, unsere Feuerungsanlagen zu verbessern, damit die Kohle vollkommener ausgenutzt werde. Der beste Ofen leistet aber wenig, wenn er mit minderwertigem Brennmaterial beschickt wird. Darum ist es auch für die Ersparnis von hoher Bedeutung, ein Brennmaterial von guter Heizkraft für angemessenen Preis zu erhalten. Bei Bewertung von Kohle, Torf u. dgl. ist eben die Heizkraft die Hauptsache — leider aber wird sie uns von dem Verkäufer nicht angegeben. So tappen wir vielfach im Dunkeln und machen nicht selten ungünstige Einkäufe. Diesen Übelstand hat man längst erkannt und sucht ihm gegenwärtig abzuhelfen. Namentlich von seiten der Industriellen wird immer dringender das Verlangen gestellt, daß die Kohlenpreise nach dem Heizwerte der Kohle bemessen werden. Wie berechtigt diese Forderung ist, erfahren wir, wenn wir den Heizwert verschiedener Brennmaterialien untersuchen. Vorausgeschickt sei noch zunächst, daß als Einheitsmaß für die Wärme die Kalorie gilt, d. h. diejenige Menge Wärme, die nötig ist, um 1 Kilogramm Wasser von 0 Grad Celsius auf + 1 Grad Celsius zu erwärmen.

In längeren Reihen von Untersuchungen wurden für unsere Brennmaterialien folgende Heizwerte ermittelt: ein Kilogramm trockenen Holzes ergab bei vollständiger Verbrennung, je nach der Holzart, 3400 bis 4100 Kalorien. Beim Torf wurden ebenfalls große Schwankungen festgestellt. Minderwertige Torfsorten lieferten nur 3000 Kalorien, während bei besten bis zu 4800 Kalorien erzeugt wurden. Im wirtschaftlichen Leben der Gegenwart sind aber die Kohlen das wichtigste Heizmaterial, und ihnen müssen wir unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich zuwenden.

Was die Braunkohlen anbelangt, so werden sie uns von der Natur in verschiedensten Formen geboten; wir finden Lignite, holzartige Braunkohlen, in denen die Holzstruktur noch deutlich erkennbar ist, ferner gemeine Braunkohle, in der wir nur Spuren von Holzstruktur zu erkennen vermögen, erdige Braunkohlen, die leicht zerfallen, Blattkohlen, Pech- und Glanzkohlen und andere. Je mehr Kohlenstoff eine Sorte enthält, je weiter also der Verkohlungsprozeß in der Kohle fortgeschritten ist, desto größer ist ihr Heizwert. Die Unterschiede sind aber sehr groß. Die Heizkraft vieler mitteldeutscher Braunkohlen ist geringer als diejenige von Holz und Torf; sie kann zwischen 1800 bis 3200 Kalorien schwanken. Dagegen gibt es vorzügliche Braunkohlen, wie z. B. verschiedene aus Böhmen stammende Arten, deren Heizwert sich auf 5000, ja selbst 7200 Kalorien beläuft. Die Vorzüge der edleren Sorten sind natürlich schon beim einfachen Verfeuern augenfällig, und danach wird auch der Preis bestimmt. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß bei einer und derselben Sorte, die aus einem und demselben Kohlenbecken, ja aus der gleichen Grube stammt, der Heizwert bedeutend schwanken kann. So hat man Braunkohlen, die aus einer bestimmten böhmischen Grube unter gleicher Benennung in den Handel kommen, Proben zur Untersuchung entnommen, und es zeigte sich, daß in einigen dieser Kohlen Partien vorhanden waren, die einen Heizwert von nur 3200 Kalorien hatten, während andere einen solchen von 4600 Kalorien aufwiesen. Für den gleichen Preis erhielt man also bald eine gute, bald eine minderwertige Kohle. Das gleiche gilt auch von Steinkohlen. In einer Reihe von Untersuchungen schwankte der Heizwert der sächsischen Steinkohlen zwischen 5900 und 7400, der schlesischen zwischen 6600 und 7600, der Steinkohlen des Ruhrgebietes zwischen 7300 und 8000 und der Heizwert des Anthrazits von 7500 bis 8100 Kalorien. Diese Unterschiede können wirtschaftlich recht bedeutungsvoll sein. Nehmen wir an, daß wir 200 Zentner (10 000 kg) Steinkohlen brauchen; es werden uns zwei dem Anschein nach gleich gute Sorten zu dem gleichen Preise von 180 Mark angeboten. Der Heizwert der ersten Kohle beträgt aber für 1 kg 6400 Kalorien, jener der zweiten dagegen 7000 Kalorien. Daraus können wir nun berechnen, daß 100 000 Kalorien bei der ersten Kohle 28,12, bei der zweiten dagegen nur 25,71 Pf. kosten. Entscheiden wir uns nun für den Einkauf der zweiten Sorte, so sparen wir bei 200 Zentnern 16 Mark 74 Pf.! Bei einer mittleren industriellen Anlage, die jährlich nur 20 000 Zentner Steinkohlen verbraucht, würde aber diese Ersparnis bereits 1674 Mark betragen. Dieses belehrende Beispiel führt Wilhelm Hans in seiner Broschüre „Die rationelle Bewertung der Kohlen" an. Bei großen Unternehmungen, die viel mehr Kohlen verbrauchen, würden diese Ersparnisse sich bedeutend höher gestalten.

Die heute im Kohlenhandel üblichen Bezeichnungen, wie Würfel-, Nuß-, Perl-, Staubkohlen oder gewaschene Feinkohle, Waschklarkohle und dergleichen, sind für Verwendung der Kohlen in verschiedenen Feuerungsanlagen wichtig, aber über den Heizwert geben sie keine Auskunft. Seit längerer Zeit haben darum größere industrielle Unternehmungen vor dem Einkauf die Bestimmung des Heizwertes durch eigene Untersuchungen festzustellen gesucht. Man kann dies auf verschiedene Weise tun. Am besten hat sich in der Neuzeit die Bestimmung mittels der „Berthelotschen Bombe" bewährt. Von der zu prüfenden Kohle nimmt man zunächst nach bestimmten Vorschriften eine Probe; diese wird fein pulverisiert und ein Gramm davon, zu einem Brikett zusammengepreßt, in der Bombe verbrannt. Das Innere der Verbrennungskammer der Bombe ist mit Platin oder Emaille ausgekleidet; man führt nun Sauerstoff unter einem Druck von 25 Atmosphären in dieses Innere und verbrennt in ihm die Kohlenprobe, was fast augenblicklich und vollkommen erfolgt. Die Zündung geschieht auf elektrischem Wege. Die Bombe steht in einem mit Wasser gefüllten Behälter, in dem sich ein Thermometer befindet, an dem man mittels eines Vergrößerungsglases bis zu eintausendstel Grad ablesen kann. Aus der Erwärmung des Wassers kann man leicht die Menge der durch Verbrennung erzeugten Wärme berechnen. Kontrollversuche im großen haben ergeben, daß diese im Laboratorium vorgenommene Bestimmung sehr zuverlässig ist.

Auf diese Weise wird der volle Heizwert der Kohle ermittelt. In unseren Öfen können wir aber eine so vollständige Verbrennung niemals erzielen, da unsere Feuerungsanlagen mit Luft und nicht mit reinem Sauerstoff gespeist werden. Es ist aber selbstverständlich, daß eine Kohle von höherem Heizwert in einem guten Ofen auch einen höheren Nutzeffekt an Wärme ergeben muß.

Die Gewohnheit spielt im Handel eine wichtige Rolle. Man geht nur ungern von eingeführten und geläufigen Bezeichnungen ab. Darum hält man auch im Kohlenhandel an den alten Bewertungen fest. Es wird auch der Einwand erhoben, daß bei der in der Natur wechselnden Zusammensetzung der Kohlen eine kleine Probe keinen richtigen Schluß auf den Wert der Masse zuläßt. Demgegenüber ist zu erklären, daß bei richtigem Verfahren die Probeentnahme völlig befriedigend ausfallen kann. Man muß nur die nötige Sorgfalt walten lassen. Nach der Vorschrift des Vereins deutscher Ingenieure verfährt man dabei folgendermaßen:

„Von jeder Karre oder Korb der zugeführten Kohle wird eine Schaufelvoll in eine mit einem Deckel versehene Kiste geworfen, oder man läßt beim Abladen die zwanzigste oder

dreißigste Schaufel zur Seite legen und erhält so ein Quantum von etwa acht Zentnern Kohlen. Bei bereits abgeladenen Kohlen nimmt man von allen Seiten, von innen und unten Teile weg, bis sich eine gleiche Menge wie die obengenannte ergibt. Dieses Quantum Kohle wird, wenn nötig, bis auf Eigröße zerkleinert und nach gutem Durchmischen auf trockener, sauberer Unterlage quadratisch ausgebreitet. Dann zieht man durch Verbinden der schräg gegenüberliegenden Ecken die Diagonalen, wodurch vier gleiche Dreiecke entstehen, entfernt sodann zwei gegenüberliegende Dreiecke und zerkleinert die übrigbleibenden bis auf Walnußgröße. Gut durchgemischt, wird die Kohle quadratisch ausgebreitet, dann zieht man die Diagonalen, nimmt wieder zwei gegenüberliegende Dreiecke weg, zerkleinert die übrigbleibenden bis auf Haselnußgröße und fährt in dieser Weise so lange fort, bis eine Menge von etwa zehn Kilogramm übrig ist; diese kommt dann zur Untersuchung am besten in verlöteter Blechbüchse zum Versand."

Daß diese Probenahme wirklich zuverlässig ist, kann man daraus ersehen, daß viele große Unternehmungen auf diese Weise schon seit Jahren die Kohlen beim Einkauf auf ihren Heizwert untersuchen lassen. Sie würden sich gewiß die Mühe sparen, wenn ihre praktische Erfahrung im Betriebe mit dem Resultat der Untersuchungen nicht übereinstimmen sollte. Darum hat auch der Verein der Deutschen Industriellen auf seiner letzten Tagung in Chemnitz an die Regierung das Ersuchen gerichtet, daß der Kohlenpreis nach dem Heizwert der Kohle geregelt werde.

Aber auch diese Neuerung wird sich nur allmählich einbürgern; wohl aber wird die Zeit kommen, wo wir die Kohle nicht mehr nach dunklen, wenig besagenden Marken, sondern nach ihrem Heizwert kaufen werden. Für den Kohlenpreis wird der neue Wärmepreis entscheidend sein, bis schließlich auch die Hausfrau sagt: Ich habe heute 100000 Kalorien mit zwanzig oder dreißig Pfennig bezahlt.

Blätter und Blüten.

Eine neue Goethe-Büste für Frankfurt a. M. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Wieder einmal ist das Olympierhaupt Goethes von Künstlerhand gemeißelt worden, den unzähligen Goethe-Büsten eine neue hinzugefügt. Und wahrlich keine schlechte. Es liegt etwas Sonniges über diesen Zügen, über der klaren, hoheitsvollen Stirn der Goethe-Büste von Ernst Freese — man spürt, der Künstler wollte das Abgeklärte und Reife darin zum Ausdruck bringen. Spenderin des Werkes ist die Deutsche Kaiserin, die es der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. M. überwiesen hat, und es wird Aufstellung in der Vorhalle des neuen Senckenbergischen Museums finden, auf deren wuchtige Größe es abgestimmt ist. Leider entspricht der geflammte Mainsandstein des Postaments nicht den Wünschen des Künstlers, der davon eine Beeinträchtigung der aus edelstem griechischen Marmor gebildeten Monumentalbüste fürchtet.

Die Goethe-Büste für das Senckenberg-Museum in Frankfurt a. M.
Ausgeführt von Ernst Freese.

Verkämpfte Hirsche. (Zu dem Bilde S. 943.) Es war ein gut mit Rotwild besetztes Revier; starke, endenreiche Geweihe, ein Jagdherr, der weiß, was er will, der die Hand in der Tasche hat, wenn die Not zu größerem Ankauf von Eicheln, Kastanien und Wildheu zwingt, und ein Jagdpersonal, das Tag und Nacht auf den Beinen ist. Der alte gräfliche Revierverwalter hat die Jäger zum Rapport bestellt, die Brunft ist in vollem Gange. Zwei Platzhirsche sind bereits von dem weidgerechten Jagdherrn zur Strecke gebracht worden.

„Und Sie, lieber Möller, was haben Sie zu melden?" Der Angeredete, dem man auf hundert Schritt den soeben vom Bataillon entlassenen Potsdamer Gardejäger ansieht, wird rot, stottert und platzt plötzlich los: „Und was ich sagen wollte, Herr Oberförster, der ‚Mörder' ist wieder da; auf der Kreuzwiese ist der zurückgesetzte Zehner geforkelt, und an der kleinen Lauke der ungerade Vierzehnender."

Der alte Herr taumelt förmlich zurück, dann richtet sich die zusammengefallene Gestalt auf, die Augen funkeln. „Das sagen Sie so ruhig, Herr Förster Möller, die beiden stärksten Hirsche in Ihrem Revier geforkelt? Der Teufel soll Sie holen, wenn nicht bis morgen — —!"

„Herr Oberförster, ich hab ihm ja heute früh die Kugel antragen können, gerad' wie er ein Alttier über den Tristweg trieb. Es ist der Hirsch, der im Vorjahre im Königlichen stand, er hat ganz lange und dicke Stangen ohne Enden, aber oben haarscharf, und kurze, dicke Augensprossen, auch ganz spitz."

„Gott Lob, Möller, was würde der Herr Graf gesagt haben, wenn das Biest nach den kahlen Bergen gekommen wäre und die beiden starken Hirsche, den Sechzehnender und den Vierzehnender, geforkelt hätte. Na, dann wird nun wohl nichts mehr dazwischen kommen. Übrigens, Förster Schulz, übermorgen kommt der Erbgraf, er soll auf den Vierzehnender zu Schuß kommen. Und nun meine Herren, Ihr Weg ist weit, also Weidmannsheil!" —

Auf der Chaussee nähert sich bei voller Dunkelheit ein Wagen in scharfer Fahrt der Försterei an der großen Wolfswiese. Der Wagen hält, der Förster tritt an den Wagenschlag; eine lustige Stimme ruft ihm entgegen:

„Weidmannsheil, lieber Schulz, na, da sind wir, drei Tage habe ich dem Alten abknöpfen können, er kann sich nun mal allein um den königlich preußischen Dienst die Kopfnerven anstrengen. Herr Gott von Bentheim, Schulz, ist die Welt schön, und auf den Vierzehnender soll ich heute losgelassen werden? Schulz, Schulz, ist er denn da?"

Der Förster lacht, ein richtiges lautloses Lachen; er ist doch zu nett, der junge, hübsche Leutnant von der „Couleur". Bis jetzt hat er nur geringe Hirsche schießen dürfen, der Herr Graf hat sehr strenge Ansichten, aber — erstens Kriegsakademie, die älteste Komtesse verlobt, da hat der Herr Graf den Vierzehnender freigegeben. „Heute kommen Sie zu Schuß, Herr Graf, der Platzhirsch steht mit dem Rudel auf dem Brandfleck, er schreit mächtig, und der Hirsch, auf den ich Sie zu Schuß bringen soll, zieht im Stangenholz hin und her, er wird wohl mit dem alten Herrn zusammen geraten. Kollege Franz steht an der Weide und wartet auf uns. Es ist Zeit."

Lautlos nähern sich beide auf dem Pirschwege dem Brunftplatz. An der alten Weide am Graben steht der Jagdaufseher, der halblaut dem Kollegen zuflüstert: „Vor einer Viertelstunde hat der Platzhirsch noch geschrien und links im hohen Holz ein anderer starker Hirsch. Sie müssen dann beide miteinander gekämpft haben. Ich hab's ganz deutlich gehört."

Auf der Wiese ist alles still, nur von weitem hört man einen geringen Hirsch schreien. Schwer lastet dichter Nebel über dem Boden, nicht fünf Schritt weit kann das spähende Auge sehen. Es wird

heller und heller. Der Morgenwind treibt die Nebelschwaden auseinander. Drei Augenpaare starren angestrengt in die graue Dämmerung. Da, schwarze Klumpen werden sichtbar, der Nebel schwindet, deutlich erkennbar steht ein starkes Rudel Wild, eng zusammengedrängt, mitten auf dem Brunstplatz, weit rechts ziehen drei geringe Hirsche auf das Rudel zu. Totenstille. Das Leittier wirft plötzlich auf, das Rudel strebt in voller Flucht dem hohen Holze zu, die Hirsche folgen. Förster Schulz wendet sich seinem Kollegen zu, der zuckt die Achseln. „Herr Graf, jetzt ist es aus für heute. Wo mögen die beiden Hirsche sein? Franz hat sie doch schreien gehört. Ich werde daraus nicht klug."

Förster Franz zeigt auf eine kleine Erlengruppe links vor dem hohen Holz. „Da haben sie gekämpft!" Lautlos gehen die Männer vorwärts; plötzlich, wie auf Kommando, bleiben sie stehen. Ein eigentümlicher, halb schnaubender, halb schnarchender Ton wird hörbar. Der junge Graf geht direkt auf die Baumgruppe zu. Da wieder der Ton. Vorsichtig biegt der junge Leutnant um eine kleine Partie dichten Unterholzes. Die Büchse fliegt an den Kopf — ein kurzer Wink, Förster Schulz steht neben ihm. Halb neben-, halb übereinander liegen zwei starke Hirsche vor ihnen; die Köpfe sind gegen einander gesenkt, die starken Geweihe scheinen ineinander verflochten zu sein. Ein tiefes Schnauben, ein leises Zittern, ein plötzliches Schnellen der Läufe, die Erde spritzt von dem krampfhaften Schnellen zur Seite, die Köpfe heben sich. Der eine, heller gefärbte, Hirsch versucht die schwer auf ihm drückende Last abzuschütteln, doch vergebens, beide Köpfe sinken wieder zurück. Förster Schulz zeigt mit der Hand nach rechts. Der Graf tritt zur Seite, die Büchse hebt sich, der Schuß kracht, ein krampfhaftes Schnellen der Läufe, dann Ruhe. Die Männer sehen sich stumm an.

Auf dem zerstampften Boden liegen die zwei kraftvollen Recken, die vor wenigen Stunden noch in voller Lebenskraft und wildester Liebeslust trotzig den Kampfschrei in die stille Nacht hinaussandten. Mit wilder Wut waren sie gegen einander gestürmt, die starken, endenreichen Geweihe verflochten sich, hin und her drängten sich die beiden gleichstarken Kämpfer, keiner wich. Da erhebt sich der Platzhirsch, vorn, sein Geweih wirlt wie ein Hebel, der Gegner fliegt förmlich hinten hoch — ein wildes Durcheinander — dann Stille. Ein leises Zittern fliegt durch die Leiber, ein krampfhaftes Schnellen, der eine Hirsch hebt sich hinten, versucht mit den Vorderläufen hoch zu kommen. Halb gelingt es ihm, er bricht wieder zusammen, die Last des Gegners, die mit Zentnerschwere auf ihm wuchtet, drückt ihn wieder nieder. Stundenlang dauert der Kampf, endlich ermattet der Recke, die Kräfte verlassen ihn, nur ein leises Stöhnen zeigt Leben. Dann bringt die Kugel ihm Ruhe, Erlösung, bewahrt ihn vor stunden-, vor tagelanger Todesqual. —

Die Männer wälzen die schweren Körper zur Seite. Der Platzhirsch hat sich bei der mit aller Wut und Kraft ausgeführten Seitenbewegung selbst den Halswirbel gebrochen, aber auch den Überlebenden unerbittlich an sich gekettet. Beide Geweihe haben sich ineinander verflochten, keine menschliche Gewalt kann sie trennen. —

Im großen Bankettsaal des alten Schlosses ist unter all den zahllosen Trophäen die seltenste und am meisten angestaunte Rarität die große Eichentafel mit den beiden unlösbar vereinigten Rothirschgeweihen.

Das „Véloélipède." (Zu den oben linksstehenden Abbildungen.) Unter dem Namen „Véloelipede" hat ein Franzose, Herr Miglioriro, kürzlich eine Erfindung in den Handel gebracht, die eine Verbindung von Schwimm- und Rettungsapparat darstellt. Dieser ebenso sinnreiche wie einfache und leicht zu handhabende Apparat kann nicht untertauchen und ermöglicht es deshalb auch dem Nichtschwimmer, sich nicht nur ohne Anstrengung über Wasser zu halten sondern auch zehn bis fünfzehn Kilometer in der Stunde zurückzulegen. Dem Seereisenden oder jedem andern, der etwa in die Lage kommen könnte, sich durch Schwimmen retten zu müssen, wird der Besitz dieser Erfindung, die die bisherigen Rettungsgürtel siegreich verdrängen dürfte, sicher eine gewisse Beruhigung gewähren. Unsere Bilder zeigen den Apparat in und außer Wasser — einer Gebrauchsanweisung bedarf er nicht.

Denkmal für den Kronprinzen Rudolf in Ofen-Pest. (Zu der obenstehenden Abbildung.) Der Schmerz um die mit Kronprinz Rudolf begrabenen Hoffnungen der vereinigten Monarchien

Agence Générale d'Illustrations, Paris, phot.

Das „Véloélipède", ein neuer Schwimmapparat.

Denkmal für den Kronprinzen Rudolf in Ofen-Pest.
Ausgeführt von Nikolaus Ligeti.

Copyright by C. Chusseau-Flaviens, Paris.

Einzug des Königs Ferdinand in Sofia.

Österreich-Ungarn ist in beiden Ländern heute noch lebendig. Er gibt sich auch in der Errichtung des Denkmals kund, das am 12. Oktober in Ofen-Pest feierlich enthüllt worden ist, unter Anwesenheit des greisen Kaisers Franz Joseph, der jetzigen Gräfin Lónyay — früheren Gemahlin des Kronprinzen — und einer großen glänzenden Versammlung. Denn das ganze Volk hat sozusagen mitgebaut an diesem Werk, das der Anregung des Staatssekretärs Victor von Molnar seine Entstehung verdankt, aus Hütten und Palästen sind die Gaben zusammengeflossen. Ein schlanker, junger Jägersmann, wie er im Gedächtnis des Volkes lebt, so steht der so tragisch ums Leben Gekommene, in Erz gegossen, auf mächtigem grauweißen Marmorblock, den Blick wie spähend in die Ferne gerichtet. Und um ihn braust der große Verkehr der Stephaniestraße, breiten Baumalleen und -gruppen ihren grünen Schatten aus. Das Denkmal ist ein Werk des talentvollen Bildhauers Nikolaus Ligeti, der so manches prächtige Monument schon geschaffen hat.

Zeppelin-Medaille.
Gefertigt aus den Aluminiumüberresten des Luftschiffes Z. 4.

Der Einzug Ferdinands I. von Bulgarien in Sofia. (Zu der Abbildung auf der umstehenden Seite.) Als Fürst verließ er vor kurzem die Hauptstadt des Reiches, in dem er 21 Jahre hindurch nur eine Art Vasall des türkischen Großherrn gewesen — als König hielt er wenige Tage danach, am 12. Oktober, seinen feierlichen Einzug in Sofia, unter dem Donner der Geschütze und den jubelnden Zurufen der Menge und empfing an der Triumphpforte der Adlerbrücke am Oststrande Sofias die Huldigung der Minister, der Sobranje und des Volkes.

„Z. 4." (Zu den obenstehenden Abbildungen.) Eine eigenartige Erinnerungsmedaille ist es, die unser Bild veranschaulicht. Sie entstammt den Resten des am 5. August dieses Jahres verunglückten Luftschiffes des Grafen Zeppelin, das nach glänzend vollführter dreißigstündiger Fahrt durch eine Motorexplosion dem Feuer zum Opfer fiel. Und aus den Trümmern jenes Luftschiffes, das die Bezeichnung „Z. 4" trug, ließ das Aluminiumwerk Berg in Lüdenscheid Denkmünzen in Talergröße herstellen, zur bleibenden Erinnerung an jenen ersten Flug über das träumende Mainz bis hinunter ins Schwabenland, wo in Echterdingen bei Stuttgart nahe dem heimatlichen, schützenden Hafen die Vernichtung des Luftschiffes erfolgte.

David Garrick. (Zu dem Bilde Seite 933.) Es ist keine Theaterszene, in der hier einer der größten Schauspieler seiner Zeit auftritt, sondern bittere Wahrheit aus seinem eigenen Leben: das Zerwürfnis mit seiner bürgerlich streng gesinnten Familie, als er seinen Entschluß, zur Bühne zu gehen, durchführte. Nicht von ferne hätte sein als Hugenotte aus Frankreich ausgewanderter Vater, der Sieur de Garrigues, an so etwas gedacht. Er ließ den munteren, hübschen David, der schon auf der Schule ein großes Talent im Nachahmen der Lehrer entwickelte, zum Rechtsstudium vorbilden, ahnungslos, wohin dessen frühe Leidenschaft für Literatur und Theater noch führen solle. Nach der Eltern frühem Tode fand es der junge David angenehmer und einträglicher, mit seinem Bruder Peter ein Weingeschäft zu unternehmen, aber stark kann er sich ihm nicht gewidmet haben, denn er war bald ausschließlich hinter den Kulissen der Theater zu finden und konnte bald der Versuchung nicht widerstehen, selbst auf die Bretter zu treten. Anfangs unter falschem Namen, spielte er in Ipswich die Rolle Richards III. und erregte durch seine völlig neue, geniale Auffassung einen solchen Sturm der Begeisterung, daß er sein Inkognito nicht mehr aufrechterhalten konnte. Die Kunde drang zu seiner Familie, und die Wirkung zeigt unser Bild. Zornig ballt die schöne ältere Schwester die Fäuste, klagend blickt die jüngere nach dem Verlorenen, der Bruder Peter wendet ihm den Rücken, und ein altes Verwandtenpaar bildet den Chor der Tragödie. Garrick aber nimmt seinen Rückzug mit einem Gesicht, das ihm auf der Bühne einen stürmischen Applaus eingetragen hätte. Sie versöhnten sich doch nachher, die familienstolzen Geschwister, mit dem in unglaublich kurzer Zeit Hochberühmten, der die Freundschaft der Vornehmsten genoß, Ehren und Gold in Fülle erntete und das Theater von Drury Lane zur klassischen Berühmtheit erhob. Nach seinem Tod im Jahre 1779 wurde er in dem englischen Pantheon, der Westminster-Abtei, den Größten seines Volkes zur Seite beigesetzt. B.

Übersiedelung eines Harems. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Um das Haremsleben und alles, was mit ihm zusammenhängt, webt ein geheimnisvoller Reiz. Auch das nebenstehende Bildchen wird das Interesse der Leser wecken, stellt es doch den Umzug eines großen marokkanischen Harems vor. Und zwar nicht irgendeines, sondern den El Menebbis, des Repräsentanten des jetzigen Sultans Mulay-Hafid in Tanger. Zu der Zeit freilich, da dieser Umzug stattfand, war Si Mehedi el Menebbis Schicksal weniger rosig. Abdul Asis hatte ihm seine Gunst entzogen, und er beschloß, sich in Tanger niederzulassen. Er ordnete also an, daß seine Lieblingsfrauen und Sklavinnen von Fez nach Mazagan übergeführt würden, von wo ein Dampfschiff sie nach der prächtigen Residenz bringen sollte, die er klugerweise schon vor seinem Fall hatte erbauen lassen. Auf dieser Reise nun konnte man diese von Kopf bis zu Fuß verschleierten Frauengestalten sehen, viele selbst mit verhüllten Augen, wie sie den Damm von Mazagan entlang schritten.

Übersiedelung eines Harems.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Nr. 45 — Die Gartenlaube — 1908

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Waldrausch.

Roman von Ludwig Ganghofer.

(16. Fortsetzung.)

Draußen in der schönen Sonne des Abends schlug der Jünglingsbauer mit den Fäusten kreuzweis in die Luft und fluchte: „Himi Bluatsc! Alls is schief gangen!"

Und Barbara wischte die Tränen von ihren Wangen. „Die tät nie net ja sagen!"

„No also, jetzt hast es! Wie kannst aber auch auf den dalketen Einfall kommen, daß d' eini mußt zur Mutter!"

„Wer? Ich? . . . Du hast mich ja einigführt!"

„Ich? Bist narret?" schrie der Krispin. Dann schwieg er und studierte. Er selber schien sich in dem wirren Netz der grauen Fäden, die er gesponnen hatte, nicht mehr völlig auszukennen. „Mir scheint, ein bißl gar z'schlau hab ich's gmacht. Weil ich auf alle Nummern gsetzt hab, statt bloß auf eine! . . . Aber schadt nix! Verlaß dich auf mich! Mein Rat is gut. Und muß dir zum Glück verhelfen. Ob dich d' Mutter zum Schlafen eingladen hat oder net! Jetzt brauchen wir d' Mutter nimmer. Wenn's Nacht wird, führ ich dich über'n Heuboden auffi ins Kammerl."

Dieser dunkle Weg schien der runden Witib nicht zu gefallen. Aber sie wagte keinen Widerspruch. Und in der zähen Hoffnung ihrer Liebe fragte sie bang: „Und meinst, daß er kommt . . . der Toni?"

„Verlaß dich drauf! Da müßt er mein Bruder net sein. Aber gnau so mußt es machen, wie ich dir's gsagt hab. Und fragen därfst nix. Und mäuserlstad mußt sein. Nacher blüht dein Glück so schön wie der Wald. Und morgen, da hast es!"

Das gute Wesen von Zipfertshausen tat einen seligschwülen Atemzug. Denn dieses mystische Glückswörtlein „hastes" beschwichtigte ihre neuerwachte Unruh.

„Und komm! Jetzt zeig ich dir 's Haus von deiner Glückswidersacherin, daß d' morgen in der Fruh gnau weißt, wo der Knecht den Wagen anhalten muß. Die mußt dir vom Hals schaffen!"

„Der sag ich's, ja!"

„Und nacher schauen wir ein bißl ins goldene Posthörndl eini . . . ob dein krumms Roß schon wieder gsund is!" Lachend versetzte Krispin der unterspickten Witib einen Puff mit dem Ellbogen. Aus seiner heiteren Laune war zu schließen, daß er die verwirrten Fäden seiner Pläne schon wieder in säuberliche Ordnung gebracht hatte. „Und in der ‚Post' lassen wir uns noch ein Flaschl Süßen geben."

„Na, trinken därf ich heut nix mehr! Der Süße macht eim so viel heiß!"

„Ah, geh, so ein bißl ebbes tut dir nix! Ein Flasch trinken wir schon noch. Bloß, daß wir auf dein Glück miteinand anstoßen können, du saubere Schwägerin, du!" Der lachende Jünglingsbauer rundete seinen Arm um Barbara, so zutraulich, als wäre die nahe Verwandtschaft schon fix und fertig. Und immer lustiger wurde er, je näher er mit der Witib dem Buchenwäldchen beim Altwasser kam. Doch plötzlich — als die beiden neben einer langen weißen Mauer hergingen — verwandelte sich alle Überblüte seiner Zutunlichkeit in bedächtige Ruhe. Denn er hatte da eine Stelle erreicht, an der ihn eine unangenehme Erinnerung warnend zur Vorsicht mahnte. Barbara führte wohl kein Gebetbuch als Waffe; doch diese mollig unterspickten Hände schienen auch unbewaffnet jene Kraft zu besitzen, mit der man andauerndes Nasenbluten zu erzielen vermag. Zwar hatte Krispin von dieser linden, fügsamen Seele aus dem Unterlande solch ein blutiges Werk der Empörung nicht zu befürchten, aber die schmerzliche Erfahrung, die er mit der Beda gemacht hatte, beredete ihn, ein bißchen „gescheit" zu sein, um den Erfolg seiner klug gesponnenen Pläne nicht zu gefährden.

Dieser Wandel in Krispins Verhalten fiel der Witib, die in schwül seliger Stimmung von ihrem nahen und sicheren Glücke duselte, gar nicht auf. Und was er auch schwatzen mochte, die gute Barbara hörte immer den Toni reden. Diese erträumten Liebesgespräche machten sie noch heißer glühen als der süße Wein und stimmten ihre Seele weich und lyrisch. Sonst war der Natursinn in ihr nicht sonderlich entwickelt. Doch heute betrachtete sie jedes Blümlein neben dem Straßengraben und jede blühende Fichte mit Wohlgefallen. Und vor Rührung füllten sich ihre wasserblauen Gluckeraugen gleich mit zärtlicher Nässe, als sie das Gittertor des Parkes erreichte und feine Musik vernahm. „Geh, lus ein bißl!" flüsterte sie und bremste den Krispin am Joppenärmel. „Da hör ich ebbes Schöns!" Andächtig lauschte sie ein Weilchen. „Gnau nimm ich's net aus, ob's ein Polka is oder ein Landlerischer?"

Es war der langsame Satz aus dem D-dur-Konzerte von Mozart.

An den leuchtenden Büschen und Bäumen rührte sich kein Blatt. So windstill war der Abend! Und wie tief auch die Villa im Parke lag — man konnte auf der Straße deutlich das Spiel des Flügels hören, deutlich die Stimme der singenden Geige. Und das klang so froh, so gläubig heiter in all seiner quellenden Sehnsucht, daß die lauschende Witib von Zipfertshausen unter Lachen einen tiefen Seufzer

Published 5. XI. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

tat. „Gleich tanzen möcht ich! So viel lüftig is mir 's Herz! . . . Geh, komm, Schwager, probier's ein bißl!"

Schmunzelnd streckte Krispin die braunen Tatzen und schwenkte die mollige Barbara ein paarmal im Kreis, daß man ihre vier Unterröcke zählen konnte — es waren zwei weiße, ein roter und ein blauer. Doch der schneidige Tänzer stellte den Versuch gleich wieder ein. „Bei so einer stadtischen Musi kannst kein Schritt net halten."

„Ja, die haben ganz ein andern Takt als unsereins! Aber gfallen tut mir's. Geh, hock dich her und lus ein bißl!"

Gegenüber dem schmiedeeisernen Torgitter, durch das man die Ulmenallee, das funkelnde Tropfenspiel der beiden Fontänen und die von der Sonne umglänzte Villa sehen konnte, ließen sich die beiden auf den Rain des Straßengrabens nieder.

Krispin legte mit brüderlicher Reserve den Arm um die Witib. Und während Barbara in verliebter Andacht lauschte, war der kluge Jünglingsbauer aller Gegenwart des Lebens schon um einen Tag voraus und überlegte, wie er's mit der Beda machen mußte, wenn die Sache mit der Witib aus dem Unterlande gescheit erledigt wäre.

Weder Barbara noch Krispin merkte, daß nicht weit von ihnen — im Schatten der Buchenstauden — noch ein dritter saß. Der schien aber nicht auf den schönen, frohen Klang zu lauschen, der von der Villa kam. Er saß mit dem greisen Körper klein zusammengebückt und hielt seine Stirn auf die Fäuste gepreßt. Unter der verwitterten Lederkappe fielen die weißen Haarsträhnen lang herunter und verhüllten das Gesicht.

Als die Musik in der Villa verstummte und das verwandte Paar aus dem Straßengraben davonging, hob der Alte ein wenig den Kopf, wie von den Worten des Krispin und der Barbara aus dumpfem Schlaf geweckt. Erst ein dünnes Gekicher, das sich halb wie eine wunderliche Tierstimme und halb wie das Weinen eines Kindes anhörte, dann raunte der Greis in seiner singenden Art:

„Und 's Grade und 's Krumme,
's Goldsaubre und d' Schand,
Und 's Gscheite und 's Dumme,
's ghört alls zueinand!

's paßt alls in sechs Breder,
Wia's kummt, a so geht's,
Und sehgn tuat's jeder,
Und koaner versteht's!"

Schwer atmend erhob er sich, streckte den Kopf durch die Büsche hinaus und spähte die Straße hin und her. Als er sie leer von Menschen sah, huschte er um die Ecke des Parkes und rannte an der Mauer hin. Er kam zu einer mächtigen, wohl dreihundertjährigen Ulme, die gleich einem grünen Turm hinausragte über den jüngeren Wald. Mit den Bewegungen eines wilden Tieres klomm der Waldrauscher durch das Gezweig dieses Baumes empor, schwang sich über den Bord der Mauer und ließ sich hinuntergleiten in eine blühende Fichtendickung des Parkes.

Von der Villa tönten die Geige und der Klang des Flügels — ein heiter jagender Allegrosatz — wie die Stimmen froher, glücklicher Jugend, die in reiner Sonne und im Spiel der Frühlingswinde nach fliegenden Rosenblättern hascht.

* * *

Im Musiksaal der Villa brannte heute die Lampe nicht. Und die Läden waren nicht geschlossen. Weit standen die Fenster offen. Und die Sonne, deren Glanz noch Wege fand durch das Wipfelgezack der hohen Bäume, flutete mit dem Duft der Gartenblumen in den von Klanggewirbel erfüllten Raum.

Ambros saß am Flügel und führte in drängendem Tempo den letzten Satz des Violinkonzertes seinem Ende zu. Gleich dem Geriesel einer Quelle strömte unter seinen Händen diese klingende Flut hervor, auf der das graziöse Spiel der Geige heiter tanzte wie ein leichtes Schifflein. Und sooft der Geige eine perlende Passage froh und schön gelang, wandte Ambros im Spiel das Gesicht über die Schulter und nickte lachend und mit glänzenden Augen. „Brava! Brava! So ist's recht Herzogin! Das ist Mozart! Und vorwärts! Immer und heller! Und das Ende muß glückseliges Jauchzen

Neben ihm stand die kleine Zieblingen, um m schiefen Körperchen einen Sonnenstrahl abzuhalten, der auf die Noten fallen wollte. In ihrer Begeisterung sie mit Kopf und Hand und Fuß, immer ein bißchen im Tempo, und drehte immer wieder das Gesicht, um zur Herzogin hinüberzustaunen, die zwischen zwei bändern vor einem zierlichen Notenpulte stand wie eine bewegte Flamme zwischen zwei ruhigen Feuern. jenes rote schönfließende Kleid, in dem Ambros sie d Walde zum erstenmal gesehen hatte. Und wenn sie froh beflügelten Spiel mit dem Ärmel der Bogenh der wiegenden Schulter oder mit einer Falte des Ge den Sonnenstreif geriet, der dicht an ihr vorüberleuch schien das tiefe Rot des Kleides verwandelt in e von kleinen, züngelnden Flammengebilden.

Die Feuerbänder, die von der sinkenden Sonne durch die hohen offenen Fenster, malten glühende Zau gegenüberliegende Wand. Das war anzusehen, als Decke des von jubelndem Klang erfüllten Raumes nic Mauer getragen, sondern von diesen rotbrennenden deren Ränder gezackt und durchbrochen wurden von d der Baumwipfel, von den Schatten der Herzogin kleinen Baroneß.

Dieser Feuertraum des Abends durchschimmerte de Raum wie etwas Märchenhaftes. Und die gleiche leuchtende Stimmung schien auch die Herzogin während sie mit Seele und Körper ganz dem heite hingegeben war, der immer heller und freier aus d flatterte. Auf ihren Wangen blühte ein rosiger H fühlte sie in ihrer verjüngten Jugend sich durchgoss Glut, so froh und schön, wie sie in ihrem Leben d empfunden hatte. Und in ihren Augen träumte e schauender Glanz, als wären vor ihrem Blick die Notenzeichen und die gaukelnden Töne wie durch hol verwandelt in einen lachenden Bilderzug aller Men die sich losgerungen von jeder Pein des Lebens und Schwingenschlage jauchzend in die Freiheit schwebt.

Die Sonnenbänder begannen zu verblassen und w schleichendem Schatten halb erloschen, als der letzte Ton verklang.

Die Herzogin ließ die Hand mit dem Bogen sinke die Geige behielt sie noch an der brennenden Wang so stand sie regungslos, in ihrer stummen Freude daß auch Ambros schweigend zu ihr aufblickte wie beseligenden Wunder des Lebens.

Nun legte sie den Bogen und die Geige fort.

Und Ambros, immer noch vor dem Flügel sitz mit verschleierter Stimme: „Nun, Frau Herzogin? eine tote Form?"

Sie lachte — ein helles und frohes Lachen. „ hab ich verdient . . . Was ich da gelernt habe, d mich wie eine neue Welt, wie neues Leben. Jetzt was Frohsinn ist. Und das verdanke ich Ihnen! nun mein Besitz. Ich werde mir das nicht mehr nehm Und es soll mich niemand mehr vor einem Gewinn d schön und wertvoll ist!"

Im Saal war der letzte Feuerguß der Sonne ver Doch draußen über dem schwarzen Gezack der Baumkron der Himmel.

Die kleine Baroneß, als möchte sie der glücklichen S ihrer Herrin schon wieder neue Nahrung reichen, frag „Jetzt gleich die Frühlingssonate, Hoheit?" In Eile tauschte sie die Notenblätter. „Hoheit sind heute lich bei Ton, das müssen Hoheit ausnützen. Auch das ginnt sich schon etwas zu dämpfen, und Kesselschmitt, während des Spiels die Lampe bringen müßte, würde eine unliebsame Unterbrechung verursachen."

mgsam, liebes Fräulein!" rief Ambros lachend. „Mozart e Sache, die man leicht und mühelos aus dem Ärmel t. Die Frau Herzogin muß sich erst schön ausruhen, an die Sonate gehen. Wir können ja die Dämmer- bis die Lampe kommen muß, mit was anderem über . Soll ich etwas spielen, Frau Herzogin?"

hweigend nickte sie, mit dankbarer Freude in den Augen. hm auch gleich die Violine und den Bogen vom Deckel nets, als hätte sie Sorge, daß ein Mitklingen des Geigen- en Klang des Flügels schädigen könnte.

paar Sekunden, während die Herzogin Bogen und Geige rug zu einer Wandbank, benutzte die kleine Zieblingen, um zu flüstern: „Ach Gott, ich bitte, Herr Lutz . . . Ihre reuen sich einer so schattenlos fröhlichen Impression, Sie, Herr Lutz, nur jetzt keinen schweren und gefähr- eethoven!"

schüttelte den Kopf, lachte ihr belustigt in das sorgen- ficht und ließ die Hände über die Tasten wirbeln zu mend frohen Kadenz, die von der Tonart des Mozart ngertes überleitete in ein Thema des Stückes, das n wollte. Doch er hielt wieder inne und sah die an, mit der gleichen glücklichen Freude wie zuvor. bin nicht müde", sagte sie lebhaft, während sie um Flügel kam, „und fühle nicht die geringste Spur anstrengung. Aber es ist doch gut, daß ich eine ache. Denn ich merke, daß sich in mir eine Eigen- regen beginnt, die ich sonst nicht besaß." Sie lachte, sich ihre heißen Wangen noch tiefer färbten. „Ich ieser Eigenschaft heißt Ungenügsamkeit!"

genügsamkeit . . . im Genuß des Schönen? Das ist doch genschaft, die man bekämpfen muß?"

. Vielleicht doch!" In ihrer Freude überschattete ein ches Sinnen den Glanz ihrer Augen. Aber das ging Und wieder lächelnd, sagte sie rasch: „Ich werde ch belohnt, wenn ich mit der Geige genügsam bin. weiß, Sie werden uns wieder etwas restlos Gutes Aber dann müssen wir auch Ihnen Zeit vergönnen, atmen. Darf ich Sie dann bitten, eine Tasse Tee zu nehmen . . . wenn es Ihre Zeit gestattet, daß te länger bleiben als das letztemal?"

nke!" sagte Ambros wie ein Mensch, der ein kostbares empfing. „Ich bleibe furchtbar gerne. Und meine nt gar nicht in Frage. Nur Ihr Wunsch, Frau Herzogin."

Gesicht der kleinen Zieblingen spielte Schreck mit heit. Sie schien mit irgendeiner Pflicht ihrer Stellung fen — und stammelte: „Eigentlich war das nicht vor daß . . . aber wenn Hoheit befehlen . . . ich werde . . ." Im Zustand einiger Verstörtheit huschte das ersönchen auf die Türe zu.

rief ihr die Herzogin nach: „Und nicht im Zimmer, hanna! Unter freiem Himmel! . . . Nein, gute Zieb- Sie brauchen da wirklich keine Sorge zu haben. Ich ch so frisch und wohl wie seit Jahren nicht! Und schöner Abend wird nicht kühl. Sie können den Tee- Sorge auf der Veranda decken lassen! . . . Und ge bleiben wir auch nicht draußen. Wir wollen ja ch musizieren."

Hofdame wagte keine Erwiderung und glitt zur Türe Ambros in seiner Freude schien etwas sagen zu wollen. schwieg. Und sein Lächeln verwandelte sich in sinnen- nt. So betrachtete er stumm das junge, wie von er- Leben blühende Weib, das gegen den Flügel gelehnt d den Beginn des Spiels in Sehnsucht zu erwarten Er preßte die Hand an seine Stirne, als müßte er seine sammeln. Dann begann er.

, wie verträumter Harfenklang, fing eine heitere, lieb- ende Melodie zu singen an. Die Akkorde wuchsen und sich rascher. Das war wie sachtes Wipfelrauschen, feines Lichtgezitter auf einem See, dessen klare Fluten Spiel des Windes leise kräuselten und allen Glanz des Himmels widerstrahlten. Und auf diesem Leuchten, Rauschen und Glänzen wiegte sich sorglos eine zärtliche Weise, das Lied eines frohen und reinen Glückes.

„Wie schön!" sagte die Herzogin. Weder sie noch Ambros bemerkte, daß die kleine Zieblingen wieder eintrat und sich andächtig in eine dämmerige Ecke huschelte. „Wie schön! . . . Und wie viel ich sehe! . . . Auch das ist ein Neues für mich, daß ich Musik jetzt nicht mehr höre, sondern fühle und sehe. So war das früher nie in mir. Jeder Klang verwandelt sich in ein farbig fliegendes Bild. Und was ich da wieder sehe . . . ach, wie schön ist das! Wie froh und schön!"

Die wogenden Klänge wuchsen in ihrer freudigen Kraft. Und Ambros fragte wie ein Träumender: „Was sehen Sie, Frau Herzogin?"

„Eine Frühlingslandschaft. Alles blüht. Und die Wälder sind rot . . . nicht grün. Und eine Stadt ist da. Die sieht wie eine Festung aus. Steile, schwere Dächer hat sie und hohe, dicke Mauern. Wie ein Gefängnis ist diese Stadt. Aber diese Stunde jetzt, das ist wie die Stunde der Erlösung für alle Gefangenen. Und diese schweren Steine glänzen wie in reines Gold verwandelt. Und dieses Gold ist durchsichtig. Alles sieht man dahinter. Viele, viele glückliche Menschen. Und ein großes Tor ist da. Durchsichtig wie Glas. Und ohne daß dieses Tor sich öffnet, kommen viele, viele Menschen heraus. Alle in schönen Kleidern. Und keiner hat einen Schmerz in den Augen. Alle sind so glücklich und froh wie ich. Da sind alte Leute, die wie Kinder lachen. Und junge Menschen, die sich liebhaben in reiner Freude. Viele knien in die Blumen nieder und beten zu Gott in Dankbarkeit, weil ihr armes Leben so frei und reich wurde. Sie sammeln Blumen und binden Kränze. Sie lachen und singen. An den Füßen haben sie keine Schuhe. Nein, sie brauchen keine Schuhe. Ihr Gang ist wie ein Schweben gegen die blühenden Wälder hin. Alles blüht, alles, alles . . . und die Menschen sind glücklich und fromm . . . in dieser reinen Frühlingssonne . . ." Sie verstummte.

Unter den heiter wogenden Klängen sagte Ambros: „Was Sie sehen, Frau Herzogin, das ist wie der Ostertag."

Ein Erwachen in ihren Augen. „Der Ostertag?" Sie schien die Bedeutung dieses Wortes nicht zu erfassen.

„Das kennen Sie doch! Dieses einzig Schöne:

„Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Tale grünet Hoffnungsglück . . ."

Heißes Erröten glitt über die Wangen der Herzogin. Und als sie die kleine Hofdame in der dämmerigen Ecke gewahrte, ging sie rasch zu ihr hinüber und flüsterte: „Johanna! Bitte, sagen Sie mir, von wem diese schönen Verse sind! Ich möchte mich nicht schämen müssen . . ."

„Diese Verse?" Baroneß Zieblingen lispelte unsicher: „Ich vermute . . . von Schiller . . ."

„Mit Bestimmtheit können Sie es auch nicht sagen?"

„ . . . Nein, Hoheit!"

„Und so erzieht man uns! . . . Aber ich will das nachholen! Alles! Wovor man mich behütete: alles Schöne, Frohe, um das ich im Gefängnis meiner Jugend betrogen wurde!"

Die heiteren Klänge fluteten. Und Ambros sprach die faustischen Verse:

„Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurück zu sehen.
Aus dem hohlen, finstern Tor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern;
Sie feiern die Auferstehung des Herrn.
Denn sie sind selber auferstanden:
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht."

Als er verstummte, wogte das fröhliche Tönen mit gesteigertem Jubel durch die Dämmerung.

Während der letzte Akkord noch in den Saiten nachzitterte, jegelte die kleine Hofdame unter einem Paroxismus von Applaus auf den Flügel zu -- um jede Möglichkeit zu verhindern, daß von dem Dichter der zitierten Verse gesprochen würde. Und nach einem Gewirbel von lobenden Worten zwitscherte sie: „Ich glaube auch zu erraten, von wem das ist, was Sie da so wundervoll gespielt haben. Etwas so sieghaft Heiteres kann doch von keinem anderen sein als von Johann Strauß!"

„Fräulein!" Ambros lachte. „Da haben Sie aber schön daneben gegriffen! Was ich da gespielt habe, das war auch von diesem schweren und gefährlichen Beethoven."

„. . . Nein?" stammelte die schiefe Baroneß perplex, während ein feines, heiteres Lachen aus einer Ecke des Saales klang.

„Ja, Fräulein! Das waren Motive aus seiner zweiten Cellosonate, die ich rasend liebe." Ambros schien mit der wortlosen Verlegenheit der kleinen Hofdame Erbarmen zu fühlen. Denn er sagte lächelnd: „So allgemein bekannt ist ja diese Sonate nicht. Da darf man sich schon ein bißchen irren. Und Sie haben doch auch auf keinen Schlechten geraten. Strauß ist auf seine Weise gerade so gut ein Klassiker wie Beethoven und Mozart . . . einer, der aus der Eigenart seines künstlerischen Wesens heraus das restlos Gute schuf. Ja, passen Sie mal auf, liebes Fräulein . . . ob das nicht klassische Musik ist? Ein Gipfel aller Heiterkeit und Lebensfreude!" Mit hinreißender Kraft und blutvollem Temperament intonierte Ambros in der Baßstimme das Estam-tam, Estam-tam des wienerischen Walzertaktes. Schon dieses tiefe, energische Tongedröhn der Begleitung elektrisierte die kleine Baroneß und verleitete sie zu äußerst unhofdämlichen Schaukelbewegungen. Und dann setzte ein stürmisch jagendes Klingen ein, als begännen hundert frohe Quellen zu sprudeln, und als wären, wie durch mächtigen Zauber, hundert heitertollende Geister ausgeflogen, um ihren Reigen durch die blaue Dämmerung des Saales hinzuschlingen. Ambros selbst wurde fortgerissen durch den überschäumenden Frohsinn dieser Musik. Und was an Glück und Freude in ihm glänzte, was mit unbewußter Sehnsucht dürstete in seinem Blut und Herzen — das alles schüttete er lachend hinein in diesen rauschenden Tanz, in dieses Meisterlied der Lebenslust.

Die kleine Baroneß war wie behext. Noch niemals hatte sie zwischen diesen ernsten Mauern ein überlautes Wort gesprochen. Und nun kreischte sie mit dem Ton eines beschwipsten Kindes: „Ach, das ist ja . . ." Bei dem marionettenhaften Gezappel, von dem ihr Körperchen befallen war, mußte sie erst Atem schöpfen, um dieses fröhliche Zauberwort herauszubringen: „Fledermaus! Fledermaus!"

Da flog ihr aus der Dämmerung des Saales etwas Feines und reizvoll Schönes entgegen — wie eine rote, wehende Flamme. „Johanna . . . Hannchen . . . da muß man tanzen!" Lachend umfaßte die Herzogin das schiefe Zappelfigürchen und begann es hurtig im Kreise zu drehen. Ein ungleiches Paar! Glückliche Freude, die fliegen möchte und sich belastet fühlt durch ein stolperndes Häuflein mühsam atmenden Lebens! Nach einer halben Runde gab die Herzogin das Experiment, aus der kleinen Hofdame eine Tänzerin zu machen, seufzend wieder auf. „Ach, gutes Hannchen, Sie können aber auch gar nichts, was lustig ist! Nicht einmal ein bißchen tanzen!"

„Ich . . ." Baroneß Zieblingen, mit Tränen in den kummervollen Augen, versuchte Luft zu kriegen. „Ich . . . will es lernen . . . Hoheit zuliebe! Kesselschmitt soll ein guter Tänzer sein. Er muß . . . muß mich unterrichten."

Ein frohes, silbernes Lachen. „Hannchen! So lange, bis Kesselschmitt Ihnen das Tanzen beibrächte, kann ich nicht warten. Ich will tanzen . . . heute." Die Arme auseinanderbreitend und das zarte Kinderkopfchen mit leuchtenden Augen gegen den Nacken schmiegend, begann das junge, zu frohem Leben erwachte Weib im Takt der rauschenden Klänge durch den Saal zu kreisen, von den schwingenden Falten des roten Kleides umflossen wie von einer schwebenden Glut.

Durch die offenen Fenster quoll das lebensfreudige Rauschen hinaus in den matt leuchtenden Abend. So stark und leidenschaftlich bewegt war dieser frohe Klang, daß man das Geplätscher der beiden Fontänen nicht mehr hörte. Das Steigen und Fallen ihrer grauen Wasser schien lautlos den Rhythmen dieser jubelnden Musik zu folgen. Und die rot blühenden Fichten schaukelten sacht im letzten Licht ihre schlanken, von trunkener Liebe geschmückten Gipfel.

Auch der alte weißhaarige Lakai, der auf der Veranda den Teetisch gedeckt hatte und die Windlichter anzündete, wiegte sich lauschend in den Hüften. Herr Kesselschmitt aber, obwohl er bei der kleinen Zieblingen den Ruf eines hervorragenden Tänzers genoß, stand in der schwarzen Gala des observierenden Haushofmeisters so unbeweglich gegen die Mauer gelehnt, als hätte er einen eisernen Ladestock in die Seele geschluckt. Mit dem Ausdruck der tiefsten Empörung blähte er die Nasenflügel auf. Und als die fröhliche Musik in dem weißen, ernsten Hause immer übermütiger jubelte:

„Brüderlein,
Brüderlein und Schwesterlein . . ."

da drehte Herr Kesselschmitt das mißvergnügte Gesicht und fragte: „Franz! Was sagen Sie?"

Der alte Lakai machte schmunzelnd eine stumme Bewegung.

„Ich muß gestehen: das ist stark! Hier ist die Grenze überschritten, wo meine Pflicht zu beginnen hat . . . wenn diese Zieblingen schon nicht mehr zu wissen scheint, in welchen Körperteil der liebe Gott ihr den Verstand pflanzte."

Mißtrauisch guckte der alte Lakai an dem erhabenen Herrn hinauf und sagte mit dem Dialekt des Franken: „Kesselschmittche, Kesselschmittche! Spiele Se nur nich gleich widder den hochferschtliche Wauwau! Vergenne Se dem arme kleine Frauche das bisselche Vergnieche! Ich glaab, sie kann's brauche."

Indigniert wollte Kesselschmitt in die Villa treten. Doch ein Laut, der von irgendwo gekommen war und wie spottendes Kichern geklungen hatte, machte ihn über die Schulter blicken. „Franz! Was gibt es hier zu lachen?"

„Haw ich denn gelacht? Ach wo! . . . Awer gucke Se, Kesselschmittche, da drausse vor'm Tor da steht e Wägelche."

„Hier bei uns wird niemand erwartet. Doch es dürfte nicht mehr allzu lange dauern . . . dann wird jemand kommen!"

Dieses dunkle Orakel schien für den alten Lakai eine klare Sache zu sein. „Kesselschmittche! . . . Oh, oh, oh!"

„Ich halte mich an meine Direktiven!" Mit diesem würdevollen Worte verschwand Herr Kesselschmitt im Hause.

Nach einer Weile wurde die heiter stürmende Musik, die aus der Villa tönte, plötzlich abgebrochen. —

— Und die verstaubte Landkutsche, die vor dem Parktor auf der Straße gehalten hatte, fuhr im Zwielicht des Abends davon, in der Richtung gegen die Große Not hin, die über allem Schatten der Dämmerung noch einen matten Nachglanz des entschwundenen Tages auf ihrer steinernen Stirn trug.

Der kühle Bergwind, der scharf über die steilen Gehänge niederzog, erfüllte das Tal mit dem Harzduft der blühenden Fichtenwälder. Doch dieser Duft hatte nicht mehr das Herbe wie noch in den letzten Tagen. Es war etwas Süßes an ihm, etwas betäubend Schweres.

Nun kam die Nacht. Auch die Große Not hatte keinen Schimmer von Helle mehr und ragte schwarz in die stahlblauen Lüfte. Nur die kleinen Schneeflecken, die in der Sonne den letzten Tag arg zusammengeschmolzen waren, schimmerten matt und hingen wie unregelmäßig geformte Perlen im Dunkel. Über ihnen die Sterne, klein und klar — Sterne, die schön Wetter für lange Dauer verkünden.

Und hier und dort ein winziges Licht im Tal — die Lampenhelle eines Fensters.

Im Hause der Wildacherin schien irgendwas Besonderes los zu sein. Alle Scheiben waren erleuchtet, der Hausflur war hell, und von beiden Giebelfenstern strahlte Licht in die Nacht hinaus.

Manchmal verdunkelte sich der Flur — da ging die Wildacherin geschäftig hin und her. Und Beda, die am

Moschee in Konstantinopel.

Gemälde von R. Ernst.

Zauntor stand, drehte, wenn sie die Stimme der Großmutter hörte, für ein paar Sekunden das Gesicht nach dem Hause zurück, um sich dann flink wieder über die Staketen hinauszubeugen und die finstere Straße entlang zu spähen.

Endlich, als die Kirchturmuhr schon zehn geschlagen hatte, ließ sich auf der Straße ein Schritt vernehmen — ein rascher, fester und fröhlicher Schritt. „Das muß der Toni sein!" Lang den Hals über den Zaun hinausstreckend, rief die Beda: „Bub? Bist es?"

Ambros lachte, als er diesen zärtlichen Ruf vernahm. „Ja, Schatzmädel, ich bin es! . . . Und das ist lieb von dir, daß du mich so herzlich anrufst!"

Ein Seufzer. „No, wenigstens einer einmal!"

Im Näherkommen trällerte Ambros die Walzerweise aus der „Fledermaus":

„Brüderlein,
Brüderlein und Schwesterlein!"

Und Beda sagte: „Schau nur gleich auffi ins Stübl!" Ihre Stimme, die zuerst ein bißchen verdrossen geklungen hatte, bekam wieder herzlichen Ton. „Es is wer da für dich!"

„Wer soll denn da sein?"

„Ich verrat's net, schau halt auffi! Und 's Herzl mußt festhalten! Sonst kunnt's dir ebba vor lauter Freud aus'm Brustkammerl aussihupfen."

„Jesus!" stammelte Ambros, von einer Ahnung befallen, die wie Schreck und Jubel war. Ohne noch ein Wort zu sagen, rannte er gegen das Haus. Im Flur sah er die Wildacherin stehen, die ihm lachend zunickte. Und droben über der Stiege sah er die Helle einer offenen Tür, sah einen Schatten gleiten, und nun hörte er den wohlbekannten, lieben Schritt. „Mutter! Mutter! Mutter!" Er raste die Treppe hinauf. Da stand die Mutter unter der Tür. Lachend und schluchzend riß er die schlanke, mädchenhafte Frauengestalt an seine Brust, hielt sie umklammert und bedeckte ihre Wange, ihr Haar, ihre Augen und ihren Mund mit Küssen. Zitternd, mit geschlossenen Lidern, überließ sich Frau Lutz wie in einer Ohnmacht dieser stürmischen Zärtlichkeit. Sie fühlte: in dieser Zärtlichkeit ist Glut, die wissend oder unbewußt einer anderen gehört. Und welch einer anderen? Auch das wußte sie schon. Denn in der Stunde, in der sie mit Beda allein geblieben, hatte sie mehr erfragt, als sie zu hören brauchte, um klar zu sehen.

Weil die Mutter so zitterte, hob Ambros die leichte Last auf seine Arme, trat in die weiße, helle Stube, ließ sich auf einen Sessel sinken und nahm die Mutter auf den Schoß. „Du! Du! Nein, so eine Freud, wie du mir gemacht hast! Grad heute, wo alles so schön war! Und jetzt noch du! Jetzt hab ich alles, was wertvoll ist. Ich dank dir, Mutterle! Und sag nur, wie kommst du denn so dahergeschneit, ohne Brief, ohne Nachricht?"

Sie hielt das Gesicht an seine Schulter gepreßt. „Zum Schreiben war keine Zeit mehr . . . ich hab mich so rasch entschlossen, über Nacht . . . die acht Tage noch, die hätt ich nimmer ausgehalten . . . und diese Hitze in der Stadt. . ."

Ambros hob den Kopf. Denn wie die Mutter da redete, das war eine Art, die er an ihr nicht kannte. „Mutter, verschweigst du mir etwas?"

Da schlang sie die Arme um seinen Hals. „Es hat mich zu dir getrieben! Warum soll ich das verschweigen? Und ich dank dir, lieber Bub! Wie nett und gemütlich hast du alles für mich gerichtet. Ich danke dir, Bros! Und ein Glück, daß ich da bin! Jetzt ist mir alles leichter. Die Einsamkeit in der Stadt, und diese Sorge immer, und dann . . . ach, Bub, das war grauenvoll!"

Er wiegte sie an seinem Herzen. „Na, Mutterle, da sollst du aber jetzt aufatmen in dieser Schönheit und Bergfrische. In der Heimat, weißt du! Und sollst dich behaglich und gemütlich fühlen, froh und glücklich sein. Gelt, ja?"

Sie sah ihn angstvoll an. „Wenn du glücklich und froh bist . . . ja, Bros . . . dann bin ich es auch!"

Ihre Worte hörte er gar nicht — so erschrocken war er beim Anblick ihres gealterten, von Schmerz durchwühlten Gesichtes, auf das nun die Helle der Lampe fiel. „Mutterweibele! Um Gottes willen! Bist du krank gewesen?"

Sie schüttelte den Kopf, löste sich aus seinen Armen und trat einen Schritt zurück.

„Oder hat dir das so schwer ins Herz gegriffen: diese Fahrt ins Tal herein? Und der Blick auf unser Haus? Und alles Erinnern?"

Wieder schüttelte sie den Kopf. Und dennoch hatte das hart an ihrer Seele gerissen. Aber stärker als die Wehmut, die nach allem Vergangenen fragte, war in ihr die Pein der Gegenwart, die Sorge vor der Gefahr, von der sie den Sohn bedroht fühlte — eine Gefahr, die sie während der schlaflosen Nächte in der Stadt nicht so bang empfunden hatte wie in den paar Minuten, als ihr Wagen vor dem Parktor stand und jene jubelnden Klänge der Lebenslust durch die Dämmerung hertönten bis zu ihrem zitternden Herzen.

„Mutter! So rede doch! Um Gottes willen, was ist denn das . . . in deinem Gesicht und in deinen Augen? Dieses Schwere und Wehe? Mutter, was ist denn das?"

„Die Angst um dich."

Er konnte lachen, froh und herzlich. Und lachend zog er sie wieder an sich heran. „Ach, geh, du Starke, du! Und jetzt plötzlich wirst du so ein Hasenfuß! Und Angst? Warum denn, Mutterle? Hat dir vielleicht irgend so ein klatschfideler Schubiak was Dummes und Unwahres über meine Arbeit zugetragen? Da brauchst du keine Sorge zu haben! Na ja, es gibt schon so kleine Hemmnisse und Verdrießlichkeiten. Aber das alles ist so nebensächlich, daß ich dir nie ein Wort davon geschrieben habe. Da schlägt man sich durch. Was Gutes und Rechtes geht immer seinen Weg und leidet durch Torheit und Unverstand auf die Dauer keinen Schaden."

Statt die Mutter zu beruhigen, hatte er eine neue Sorge auf ihr Herz geladen. „Kind!" stammelte sie. „Eine Gefahr . . . auch für deine Arbeit?"

„Nein, Mutter! Ich bitte dich, versteh mich doch nicht falsch! Wenn man die Sache ruhig ansieht, muß man lachen drüber. Nur so ein sinnloser Bauernzank, so ein bißchen Reiberei und Schnaderhüpfelgeplärre zwischen den Einheimischen und den Italienern." Ein schwüler Atemzug. „Freilich . . . zwischen all diese Narretei hat sich auch eine Tragödie hineingeschoben. Der arme Nino!"

„Nino? Wer ist das?"

„Ach, geh, frag nicht! Ich erzähl' dir das ein andermal. Das hat ja auch mit meiner Arbeit nichts zu schaffen. Eine menschliche Sache! Waldrausch des Lebens, weißt du! Waldrausch in einem Herzen, das so töricht war, über eine verständige Grenze hinaus zu blühen. Töricht? Nein! Vielleicht war das Herz des Nino Pallozzi klüger, als tausend andere es sind mit nüchternem Blut und leerer Seele!"

„. . . Kind?"

Zerstreut sah Ambros an ihr hinauf. „Gelt, Mutter, ich rede da Worte, die nicht für dich sind. Und das hat nichts mit meiner Arbeit zu tun. Oder doch nicht viel. Und das andere? Diese lächerliche Schreierei! Das wird sich schon wieder geben. Jetzt hab ich doch auch den Toni als Vorarbeiter für die Einheimischen. Am Toni wirst du deine Freude haben! Das ist ein Mensch wie ein gesunder, starker Baum! Der hilft mir schon, daß wir die dummen Schreier zu Verstand bringen!" Alles Bedrückende schien von ihm abgefallen. „Das hat ja auch die Arbeit gar nicht gestört. Draußen an der Wildach steht alles besser, als du denken kannst. Das schöne Wetter hat vorwärts geholfen. Wir sind schon so weit, wie wir nach meiner Rechnung erst Ende Juni sein sollten. Wenn das gute Wetter noch zwei Wochen anhält, sind wir mit der Sperrmauer in der Höhe und können die Schleusen einsetzen. Vierzehn Tage braucht der Betonguß, um ausreichend zu trocknen. Und dann kann es meintwegen stürmen und schütten, wie es mag. Dann wird die Klappe zugemacht! Und dieser tausendjährigen Gefahr

für das liebe, schöne Tal ist für immer ein Riegel vorgeschoben. Die Regulierung des offenen Bachbettes ist dann leichtes Spiel, eine Arbeit von sechs Wochen. Und wir sind mit dem ganzen Werk um einen Monat früher fertig, als wir gerechnet haben! . . . Mutterle, dann sollst du dir's wohlsein lassen!"

Seine frohe Zuversicht blieb nicht ohne Wirkung auf die Mutter. In ihrem verstörten Gesicht erwachte ein scheues Lächeln. Sie dachte an die erlöschende Rente — und nun konnte sie aufatmen, wenigstens bei dem Gedanken an die äußerliche Zukunft, die ihrem Sohn gewonnen war. Sie strich mit der schlanken, ein bißchen abgearbeiteten Hand über sein buschiges Blondhaar und fragte: „Wenn ihr um einen Monat früher fertig seid, das ist doch auch eine große Ersparung? Nicht? Und da mußt du doch auch deinen ehrlichen Anteil am ersparten Nutzen haben? . . . Ja?"

Er schien nicht sofort zu erfassen, was sie meinte. Aber dann lächelte er. „Ach, du kluges Sparhäfelchen! Ja! Gewiß! Über eine solche Möglichkeit steht schon auch was in diesem . . ." Ein bitteres Wort geriet ihm da in die Quere. „In diesem Vertrage!" Doch er lächelte gleich wieder. „Ich selber hab da noch gar nicht dran gedacht. Bürgerlicher Nutzen? Ja, gut! Aber die Hauptsache bleibt die Arbeit selbst. Weißt du, Mutter, diese Freude, die in mir brennt wie der Blütenrausch im Walde . . . diese Freude hängt an meinem Werk. Und das wird gelingen! Das Wetter wird halten, gib acht! So stark und froh wie heute ist die Zuversicht noch nie in mir gewesen. Barometer und Wetterprognose sind glänzend. Und diese Sterne heut! Diese Sterne! Guck doch mal zum Fenster hinaus, was für Sterne das sind! So fein und ruhig, so klar und bestimmt!" Er legte den Arm um die Mutter und schmiegte die Wange an ihre Brust. „Während ich heute heimging durch die duftschwere Nacht, da haben diese festen Sterne immer das eine Wort zu mir heruntergeleuchtet: Schöne Zeit, schöne Zeit, schöne Zeit! Und morgen, wenn du dich ausgeruht und ausgeschlafen hast, dann mußt du zu mir hinauskommen. Dann zeig ich dir alles, was ich fertiggebracht habe. Und das wird dir Freude machen. Dieses treibende, schreiende, dröhnende Arbeitsleben da draußen . . . immer in der Sonne und mitten in diesem feuerfarbenen Schönheitsrausche der Natur . . . Mutter, das ist etwas Wundervolles! So wie heuer, so hast du diese rote Blütenfreude noch nie gesehen! Der Toni meint, daß der Wald diese trunkene Liebesluft mit jahrelangem Rückschlag büßen müßte. Aber so viel blühende Wahrheit kann nicht die Mutter häßlicher Dinge sein. Sonst müßte man erschrecken vor jeder machtvoll quellenden Freude in Natur und Leben. Nein, nein, nein! Natur und Leben sind ein Aufwärtssteigendes. Und alles Schöne ist nur Vorspiel zu noch höherer Schönheit. Das ist so wahr, wie daß die Sterne nicht erlöschen können in einer solchen Nacht der Düfte und des brennenden Erwartens!" In Erregung, die ihn zittern machte, und dennoch lachend, preßte sich Ambros in den Arm der Mutter. Und Frau Lutz, schwer atmend und stumm, neigte die blasse Wange auf sein Haar.

Während die beiden so still und nah beisammen waren, griff etwas Kaltbleiches und Wesenloses durch das offene Fenster herein und legte sich wie eine zwanzigfach gefingerte Hand über die blühenden Waldrauschzweige, über die Nelken und Geranienstöcke. – Der Mondschein. – Er brachte Licht. Und dennoch erloschen unter ihm die Farben. Das Rot der Geranien und Nelken, das Grün der Blätter – – das alles wurde grau — und nur die winzigen Kelche der Waldrauschblüte gewannen in ihrem Weiß und schienen wie aus mattblinkendem Silber geformt.

„Kind! So vieles hast du mir erzählt! Und hast mir viel Schönes gesagt und . . . und auch viel anderes! Aber das eine, auf das ich warte, verschweigst du! Warum?"

Rasch hob er den Kopf. Das Blut war ihm heiß in die Stirne geflossen. Doch seine strahlenden Augen hielten den Blick der Mutter ruhig aus. „Ich weiß schon, was du meinst. Was ich dir geschrieben habe, gelt? Daß wir zusammen musizieren . . . die Frau Herzogin und ich? Und du hast recht, das hätte von allem, was zu erzählen war, das erste sein müssen! . . . Wie merkwürdig das ist! Eine tiefe, schöne und reine Freude! Etwas, das uns ganz erfüllt! Und da findet man kein Wort! . . . Aber das war nicht absichtlich, Mutter, gewiß nicht! Dir hab ich doch immer alles sagen können."

„Früher, ja!"

Der Klang dieser beiden Worte fiel ihm nicht auf. Sinnend schwieg er eine Weile. „Nein, ich versteh das nicht! . . . Und gerade jetzt, in dieser Stunde, unmittelbar nach meinem Heimwege von der Villa! Jetzt, wo ich das Frohe und Reine, das uns diese vier Stunden gaben, noch immer blühen sehe und klingen höre! . . . Aber weißt du, Mutterle, Musik, das allein macht da den Wert für mich nicht aus. Es geht da mit guter Musik noch etwas schön Menschliches Hand in Hand." Seine Stimme wurde leis. „Mutter, ich glaube, daß ich hier auch ein gutes Werk geschaffen habe. Diese junge, blumenhafte Frau war viele Jahre leidend. Und hatte eine traurige Kindheit. Und ein bedrückendes, unfrohes Leben. Denk nur, Mutter, eine so hochgestellte Dame! Und leidet wie ein armes Teufelchen ganz da unten. Wir bürgerlichen Schafe glauben immer, da droben wäre alles Glanz und Glorie. Ja, schön! Nicht tauschen! Denn die Glücklichen sind wir! In unserer Freiheit und auf unseren graden, offenen Wegen, mit allem Lebenswert, nach dem wir unbehindert greifen dürfen, und mit aller Seelenfreude, vor der uns keine betreßte Direktive behütet! Ich sage dir, Mutter, das Schicksal dieser jungen, engelslieben und reinen Frau . . ." Die Stimme versagte ihm. „Ich habe da so manches erfahren. Aber das kann und mag ich dir nicht sagen. Und . . . was ich dazu noch ahne, das . . . das ist etwas Entsetzliches. Daran darf ich gar nicht denken! Sonst hat es mir nur immer so wunderlich weh getan. Aber heute schlägt es mich wie mit Fäusten ins Gesicht!" Den Kopf zwischen die Hände pressend, sprang er auf und rannte durch die kleine Stube, rings um den Tisch herum, auf dem die Lampe stand.

Frau Lutz machte mit den Händen eine müde Bewegung. Dann fragte sie zögernd, in schmerzlicher Unbehilflichkeit: „Ist diese Frau so schön?"

Dieses Wort schien seine Erregung zu beruhigen. Wie ein Erwachender sah er die Mutter an. „Schön? . . . Eigentlich denk' ich doch an so was gar nicht! . . . Aber ja, Mutter, sie ist schön! Sehr schön! Ich glaube, daß ich noch nie eine schönere Frau gesehen habe. Und das Schönste an ihr sind die Augen. Ja, die Augen! Mutter . . . wenn man ihr in die Augen sieht, da könnte man für diese Frau alles, alles tun, was menschenmöglich ist. Diese Augen . . . ich kann dir nicht sagen, Mutter, wie schwermütig, bang und unfroh diese Augen ins Leben schauten, damals im Frühlingswald, als der Waldrauscher sang! Und wie diese Augen jetzt leuchten und lachen können! Das solltest du nur sehen! Und ich glaube, Mutter, das ist mein Werk. Weil ich ihrem Leben eine schöne und reine Freude erschlossen habe . . . das Verständnis für gute Musik. Aber komm, Mutterle, komm!" Er nahm ihre Hand. „Jetzt setzen wir uns da zusammen. Und während ich deine Hand in der meinen halte, erzähl ich dir alles! Alles, alles!"

Er wollte sie zu dem bäuerlichen Ledersofa ziehen, neben dem Fenster. Doch Frau Lutz befreite stumm ihre Hand und schraubte die Lampenflamme klein herunter.

„Mutterweibele! Was tust du denn da?"

„Ich glaube, die Lampe riecht!" sagte sie mit umflorter Stimme. „Es ist in der Stube ein so schwerer Dunst . . ."

„Aber das macht doch nicht die Lampe! Ich glaube, das kommt vom Walde herüber, der heute so schwer nach aller Reife seiner Blüte duftet! . . . Aber komm, Mutter, komm!"

Nun saßen sie nebeneinander, Ambros die Hand der Mutter umklammernd. Und das trübe Lampenlicht, in das der Mond seine milchige Blässe mischte, warf ihre Schatten verschwommen an die weiße Mauer. (Fortsetzung folgt.)

Reform des Religionsunterrichts.

Von P. Trarbach.

Das verflossene Jahrhundert mit seinen Forschungen und Entdeckungen in allen Zweigen des Wissens, auch auf religiösem Gebiete, hat u. a. auch ein immer allgemeiner gewordenes Verlangen nach Umgestaltung des Religionsunterrichts gezeitigt. So lautete — um nur ein Beispiel zu nennen — das einzige Verbandsthema des Sächsischen Lehrervereins in seiner diesjährigen Hauptversammlung: Reform des Religionsunterrichts.

In erster Linie erstrebt man eine Verminderung des religiösen Stoffes und der Unterrichtsstunden. Wenn Schulneulinge, Kinder im Alter von $5^1/_2$ bis $6^1/_2$ Jahren, jetzt eine ganze Stunde lang in Religion unterrichtet werden, wie es in Preußen geschieht, so ist dies sicher ein pädagogischer Mißgriff; denn so lange können die Kleinen diesem Unterrichte nicht folgen, ohne zu ermüden und die Lust an dem Gebotenen zu verlieren. Sollte eine halbe Stunde täglich, drei Stunden die Woche, für diese Stufe nicht vollauf genügen?

Ganz besonders verlangen die Lehrer aber eine Verringerung des Stoffes. In den Volksschulen der einzelnen Staaten Deutschlands werden jetzt 150 bis 300 Sprüche, eben so viele Strophen von Kirchenliedern und eine Menge Katechismusstücke auswendig gelernt, abgesehen von den vielen biblischen Geschichten, die zwar nicht wörtlich gemerkt werden sollen, die jedoch öfter gelernt werden, weil sie sonst nicht „sitzen" und die geistlichen Orts- und Kreisschulinspektoren in der Regel bei ihren Prüfungen hierauf besonderes Gewicht legen. — Anhänger dieser Stoffmenge machen allerdings geltend, daß sie sich auf acht Schuljahre verteilt. Da aber den unteren Jahrgängen naturgemäß nur wenige Sprüche, Liederstrophen usw. zugewiesen werden können und diese bei der jetzt fast noch allgemein bestehenden Anordnung nach konzentrischen Kreisen in jedem folgenden Jahre zur Wiederholung kommen, so muß sich der Stoff in den oberen Klassen häufen; durch seine stete Wiederholung geht außerdem das Interesse an ihm verloren. Sollten die Kinder bei der Schulentlassung aber wirklich den gesamten Stoff ihrem Gedächtnis eingeprägt haben, so ist er doch kurze Zeit nachher wieder vergessen, wird auch aus eigenem Antriebe nicht wieder aufgefrischt; nur einige wenige Sprüche und Liederstrophen haften längere Zeit. Genützt hatten also die viele auf das Lernen verwandte Mühe und Zeit nur sehr wenig; sie bildeten hauptsächlich eine Gedächtnisübung.

Durch Darbietung und Einprägung dieses umfangreichen Stoffes glaubt man — oder vielmehr glaubt die Geistlichkeit — religiöses Leben, Glauben, Frömmigkeit von selbst wecken zu können. Der Stoff allein tut es jedoch nicht; denn Religion ist nicht Wissen, sondern Sache des Herzens, des Gefühls und Willens, nicht des Verstandes. Weit mehr als der Stoff wirken seine Behandlung und die Persönlichkeit des Lehrenden, die mit ganzer Seele und ganzem Herzen bei der Sache sein muß. Aus letzterem Grunde sollten die Lehrer, welche den Religionsunterricht nicht gerne erteilen, davon entbunden werden.

Bei der großen Menge des zu behandelnden Stoffes, der biblischen Geschichten, Bibelsprüche, Kirchenlieder, Katechismusstücke, kann dieser in der Schule nicht hinreichend durchgearbeitet, zusammengefaßt, wiederholt werden, wodurch andernfalls die Einprägung bedeutend erleichtert würde. Diese muß nun zu Hause erfolgen, und das ist für die meisten Schüler, für alle nicht mit gutem Gedächtnis begabten eine schwierige Arbeit, wird für sie zur Last, zur Qual. Hierdurch verleidet man dem Kinde den Religionsstoff, die Religionsstunde und damit wohl auch die Religion selbst; es sehnt die Zeit herbei, in der es davon befreit wird.

Die Pädagogen unserer Tage fordern ferner, daß das Alte Testament nicht mehr in der bisherigen Ausführlichkeit in der christlichen Volksschule behandelt werde. Viele Geschichten darin sind ohne besondern sittlichen und religiösen Wert, die Ethik, die Sittenlehre, dieses Testamentes kann uns nicht immer billigen. Es finden sich darin Handlung als Gott wohlgefällig hingestellt werden, die aber uns lichen Empfinden widersprechen: die Vielweiberei der lichen Personen, die Ausrottung der besiegten Feinde mit und Kindern, das Schlachten der 450 Baalspriester Geheiß, die Trennung der Mischehen durch Esra usw. — eine weise Beschränkung dieses Testamentes wird zugl gewonnen für eine eingehendere Behandlung des Neuen Christenkinder können dann ausführlicher mit der des Heilandes, mit seinen Reden, Gesprächen, Predigt predigt) bekannt gemacht werden.

Durchaus notwendig ist sodann eine Änderung d chismusunterrichts. Man plagt unsere Volksschüler einer Dogmatik, einer systematischen Darstellung der Glaubenslehre, die sich nicht für zehn- bis vierzehnjäh der eignet, sondern in die theologische Fachwissenschaft Von den vielen Urteilen über diesen Unterricht seien angeführt. Ein Geistlicher, Pfarrer Nägelsbach, schre wird an den Kindern furchtbar gesündigt. Die abir des Unterrichts, das Hineinzwängen in logische Gedan der dogmatisch-theologische Inhalt, der alles kind fassungsvermögen weit übersteigt, das Hinarbeiten matisch gründliche, übersichtliche Erkenntnis, die der Kindes völlig unangemessen ist, sind die größten Fei gesegneten, fürs Leben fruchtbaren, auf Herz, Ge Willen einwirkenden Religionsunterrichts." Der be (verstorbene) Wuppertaler Pädagoge Dörpfeld, ein christlicher, frommer Mann, sagt in einem seiner We man den christlichen Unterricht auf Grund und an d eines umständlichen, hübsch logisch geordneten dog Leitfadens vornimmt und gar diesen Leitfaden von hinten memorieren läßt und dann alles einzelne, io geht, katechetisch beguckt und betüftelt, da unterliege mal unter denen, die solchen scheinbar gründlichen U erhalten haben, was im 25. oder 30. Lebensjah Memorierten noch Nennenswertes gewußt wird, und wo in ihrem täglichen oder sonntäglichen Gedankenkreise oder in Stunden der Anfechtung, Not und Sorge ihn fällt? Doch auch diese Untersuchung sei erlassen: man suche einzig nur, ob unter je hundert Personen der bez Altersstufe auch nur zehn zu finden sind, die noch was man an seinen fünf Fingern behalten kann, wie die sogenannten fünf Hauptstücke aufeinanderfolge warum?"

Es ist ferner nicht zu billigen, daß man die Kin Erklärungen des Katechismus auswendig lernen läßt. sehe sich einmal die Erklärung zum ersten Artikel im schen oder Frage 60 im reformierten (Frage 79 im U Katechismus an. Sie sind wahre Ungetüme von Satzbil Letztere z. B. besteht aus einem Hauptsatz und neun beziehungsweise zusammengezogenen Sätzen; sie ist für nicht faßbar. Weil die Erklärungen der Katechismen in einem Deutsch geschrieben sind, das dem heutigen gebrauch nicht mehr entspricht; weil sie ferner schwer lich sind, den Sinn der Katechismusstücke, die sie er sollen, oft eher verdunkeln als erklären; weil ihre Einp viele Mühe macht und sie doch bald wieder vergessen halten wir das Lernen dieser Stücke für überflüssig, ja sch denn es verleidet den Schülern ganz besonders den Re unterricht. Leider verbietet uns der Raum, hier näher den Katechismusunterricht einzugehen.

In den höheren Schulen wird bekanntlich kein Katechi unterricht getrieben, auch werden ihre Zöglinge wochentl zwei Stunden in Religion unterrichtet, die Volksschüler

bis fünf, wozu in den letzten Schuljahren noch zwei Religionsstunden des Geistlich..n kommen. Viele der Leser in die Volksschule nicht besucht, wenigstens nicht die oberen Klassen, wo Katechismus gelehrt wird; sie können darum auch nicht aus eigener Erfahrung wissen, was in der Volksschule, d. h. unserer schulpflichtigen Kinder besuchen, in dieser Zeit gefordert wird.

Statt des bisherigen Katechismusunterrichts möge man allen Stufen die aus der biblischen Geschichte gefundenen Lebenslehren durch einen Bibelspruch, eine Liederstrophe, einen leichten Katechismussatz oder mit den Worten des Schülers packen und fest einprägen lassen. Von einem Lernen der Katechismuserklärungen muß unter allen Umständen so lange abgesehen werden, bis wir ein Religionsbuch haben, das diese wirklich einfach ausdrückt, was man von unsern Katechismen heute nicht behaupten kann. Sie sind übrigens auch gar nicht für Kinder geschrieben, sondern für die Erwachsenen, denen die in solchen schwierigen Sätzen abgefaßten Lehren haben.

Unser Jahrhundert fordert endlich, daß auch die Ergebnisse der neueren Bibelforschung im Unterricht bis zu einem gewissen Grade berücksichtigt werden. Diese Forschungen erkennen die altkirchliche Inspirationslehre nicht mehr an, wonach jeder Gedanke, jedes Wort, jeder Buchstabe der Bibel unmittelbar von Gott gegeben, also im Augenblick der Niederschrift unmittelbar durch übernatürlicher Offenbarung hervorgegangen ist. Widersprechen sich doch nicht selten Stellen der Bibel, was unmöglich wäre, wenn sie von demselben Geiste direkt diktiert wären. Schon Luther hat den Einfluß eigener menschlicher Geistestätigkeit und selbst menschlicher Unvollkommenheit auf die biblischen Schriften nachgewiesen. Im Alten Testament will er nicht einmal für die zehn Gebote einen unmittelbar göttlichen Ursprung behaupten (siehe Scheel, „Luthers Weg zur Heiligen Schrift"). Manche Stellen der Bibel stehen ferner im Widerspruch mit den Ergebnissen der heutigen Wissenschaft, z. B. Josua 10, 12: „Sonne, stehe still! 5. Mose, 14, 7 ist der Hase zu den Wiederkäuern gezählt, usw. usw. Sie können daher nicht als ewige Wahrheit gelten; denn eine zwiespältige Wahrheit gibt es nicht. Die Kirche muß alle Stellen, denen die gesicherte wissenschaftliche Erkenntnis widerspricht, fallen lassen, was sie im Laufe der Zeit oft getan, wenn auch langsam und widerwillig. Es hat sich aber gezeigt, daß sie nichts eingebüßt hat an wirklichem Werte, sondern vielmehr gewonnen hat an geistiger Vertiefung und Läuterung. Es sind nur die unreinen Schlacken, die im Feuer wissenschaftlicher Kritik ausgeschieden werden, wodurch der geistige Gehalt reiner zutage tritt."

Auf einige Stellen, z. B. die Urgeschichte und ähnliche Erzählungen, will man indes noch nicht verzichten; sie müssen in der Schule noch als wahre Begebenheiten gelehrt werden. Sie enthalten jedoch so manches Wunderbare, das die heutige Welt nicht mehr begreifen will: die Entstehung der Welt in sechs Tagen, die Verführung der Menschen durch die sprechende Schlange, die Arche Noahs, worin Tausende und aber Tausende von Tieren mit ihrer Nahrung Platz fanden, usw. Doch schreibt Hofprediger a. D. Stöcker in der Zeitschrift „Reformation" (1903, Nr. 44) bereits: „Ohne Zweifel hat die biblische Urgeschichte Sagen und sagenhafte Elemente; es ist vergeblich, sich dagegen zu sperren, und es ist Zeit, dies der gläubigen Christenheit zu sagen." An der Weltschöpfung durch Gott wird nicht gerüttelt, wenn man solche Geschichten als Legende behandelt, es wird nur die Art und Weise, wie sie entstand, abgelehnt.

Wenn man solche sagenhaften Erzählungen als wahre Begebenheiten statt als religiöse Sage behandelt, so schadet man der Religion nur; denn im späteren Leben werden die meisten Menschen doch aufgeklärt über solche Dinge, wenigstens in größeren Orten; sie zweifeln dann auch leicht an den übrigen im Religionsunterricht übermittelten Lehren. Die Folgen unseres Religionsunterrichts kann man am heutigen Geschlechte sehen; man findet jetzt eine weitverbreitete Gleichgültigkeit, ja oft eine Feindschaft gegen die Kirche. Hieran trägt freilich der Religionsunterricht die Schuld nicht allein; denn es haben sich im verflossenen Jahrhundert tiefgehende Umwandlungen vollzogen und Ansichten geändert.

Auch im Interesse des Lehrers ist die neuere Bibelforschung im Unterricht zu verwerten. Er ist dann weit weniger gezwungen, etwas zu lehren, was gegen seine Überzeugung geht. Andernfalls muß er sagenhafte Geschichten behandeln, wie er Märchen durchnimmt; er erteilt dann objektiven Religionsunterricht; diesem fehlt jedoch die Wärme, die Lebendigkeit. Sind aber einmal die Mängel im Religionsunterricht beseitigt, dann wird der Lehrer ihn mit mehr Lust und Liebe erteilen. Man wird dann auch weniger den Ruf nach Beseitigung des Religionsunterrichts und Ersatz durch den Moralunterricht hören. Der Religionsunterricht muß der Schule erhalten bleiben. „Dem Unterricht die religiösen Stoffe der Bibel entziehen, hieße, ihm die wirksamsten Mittel aus der Hand nehmen, an die Seelen der Kinder heranzukommen; es gibt keine Schriften, an die sich, wenigstens innerhalb unserer geschichtlichen Welt, die Belehrung über alle menschlichen Dinge, über geistige, sittliche, soziale Verhältnisse aller Art leichter anknüpfen ließe im Jugendunterricht als an die Geschichten und Sagen, die Lehrreden und Parabeln der Bibel", sagt Prof. Paulsen mit Recht. — Diese Gedanken habe ich in einem Büchlein „Reform des Religionsunterrichts" (Verlag von Kahle in Dessau) des näheren ausgeführt. Es behandelt in seinem letzten Teil ausführlich die Fragen: Was hat die neuere Bibelforschung gebracht, warum müssen die Schüler damit bekannt gemacht werden, und wie ist im Religionsunterricht dabei zu verfahren? Auch beantwortet es zum Schlusse die Frage: Religions- oder Moralunterricht in der Schule? eingehender.

Spiele aus alter Zeit.

Von Robert Mielke.

Mit zeitgenössischen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Hachette & Co. in Paris.

Ihre Alltagsstimmung breitet ihre dunklen Schwingen immer mehr über den Kulturländern aus. Das Werktagstreiben, ein unentrennbarer Begleiter unserer arbeitsreichen Zeit, verfolgt den Einzelnen oft bis in das stille Heim und ruft ihm auch hier das alte Wort „Erwirb!" zu. Der Mechanismus unseres Berufslebens, der im Menschen- und Völkerdasein immer neue Kulturwirkungen ausübt, setzt auch mehr und mehr Räder in Bewegung, die erst mit den erweiterten Aufgaben entstanden sind. Und je mehr Räder ineinandergreifen, desto schneller wird die Gangart. Hin und wieder bleibt ein altes Rad gern stehen, im allgemeinen treibt aber der gewaltige Gang des gewaltigen Triebwerks auch manche Welle, über die noch Fäden aus der Urzeit laufen. Auch im Spiel treten diese uralten Beziehungen auf, wenn es auch nicht mehr von der breiten Aue des Volkslebens in den Interessenkreis des einzelnen hineinwächst, sondern von seinen Neigungen, seiner Lebensstellung und anderen Zufällen abhängig ist. Bei dem Erwachsenen macht es sich allein nur dann noch geltend, wenn die Herrschaft des Alltags auf Stunden ausgeschaltet wird, während das harmlose Spiel einstmals das ungeschriebene Recht auch des Geringsten im Volke war. Jedenfalls aber ist es ein Zeugnis starker Spielfreudigkeit, daß die Bestrebungen, die sonst erdrückende Tagesarbeit durch Spiel und Sport methodisch auszugleichen, auch an Breite zunehmen

und einen Zustand für den einzelnen ermöglichen, in dem er nach Fr. L. Jahn „frei steht als ein Wesen, das auf Freude ein öffentliches, unveräußerliches Recht hat, nicht bloß verstohlen sie nippen darf und sich knechtisch lüstern im Winkel berauscht".

Das Spiel ist ein altes Erbe unserer Kultur, das alle öffentlichen und privaten Veranstaltungen mit fröhlichen Blüten geschmückt hat. Ja, wenn wir alten Verordnungen und den Spottgedichten manches Poeten glauben wollen, dann hat das Spiel bestimmten Zeiten nicht nur eine merkwürdige Stimmung gegeben, sondern es ist auch in wunderlicher, aber aus der Tiefe der Zeitempfindung wohlverständlicher Tendenz mit der oft tragischen Entwicklung des Volkslebens zwanglos zusammengewachsen. Als der Bauer die alten Freiheiten verlor, der bürgerliche Kastengeist eine untere Volksschicht von sich abzusondern suchte, als die fürchterliche Geißel Pest durch die Lande zog, da schrieben die Chronisten mit auffallender Breite über allerlei Volksspiele, Feste und Mummenschanz. Es muß wohl eine besondere Bewandtnis gehabt haben mit dieser Äußerung der menschlichen Kultur, die eine andere Begründung aufzeigt als den Trieb nach Erholung.

Bäuerliches Schleuderspiel.

In der Tat liegt im Spiel ein tieferer Kulturgedanke, als die modernen Gesellschaftsspiele erkennen lassen, trotzdem sie mit ganz geringen Ausnahmen selbst uralt sind. Denn die meisten Spiele sind alt; das Spielen indessen ist älter. Es keimt aus jener Urzelle, aus der der Gottesgedanke, die Kultur, die Arbeit hervorgegangen sind. Wenn man allerdings Spielen mit wunderlichen Namen, wie Drengeln, Mummen, Daggut, Münzeln, Ginnen, Ratten, Messerlan (!), Gansen, Bassen, Schusseln u.a., begegnet, dann scheint sich eine fast fremde Welt vor uns aufzutun; wenn wir indessen alte Stiche zur Hand nehmen, z. B. solche der holländischen Kleinkünstler, die Bilder des von Kaiser Maximilian I. veranlaßten „Weißkunig" oder mancher pädagogischen Schriften, dann erscheinen alle diese Spiele als Abarten der gleichen Urspiele, von denen das Ballspiel allein eine mehrtausendjährige Geschichte hat.

Noch etwas anderes ersehen wir aus diesen Zeugnissen. Es sind die gleichen Elemente, die dem Spiel der Erwachsenen und der Kinder zugrunde liegen. Inhalt und Wirkung sind gleich; nur liegen manchem Spiel Vorstellungen unter, die sich merkwürdigerweise hauptsächlich in den Reimen und Rhythmen des Kinderspiels erhalten haben, während sie bei den Spielen der Erwachsenen verloren gegangen sind, seitdem sie nicht mehr mit allgemeinen Volksfesten verbunden waren.

Nur aus den Kinderreimen tönen noch zuweilen altmythische Klänge an unser Ohr, aus denen wir für manche, sonst nur als Kraft- und Kampfspiel erkennbare Veranstaltung einen älteren Ursprung wahrnehmen können.

Wodurch wurden nun aber die Ursprünge bei den Spielen der Erwachsenen, z. B. bei dem Tennisspiele, im Laufe der Zeit verdunkelt?

Zweifellos war man sich im Mittelalter der mythischen Beziehungen noch bewußt. Hier aber brachten es die höfischen Turniere mit sich, daß dem Spiel ein anderes Ziel untergelegt wurde, indem es sich zu einem Nachweise der Kraft und der Gewandtheit umwandelte. Der Bürger und der Bauer nahmen dieses neue Ziel bereitwillig auf, so bereitwillig, daß selbst Wettlauf und Wettrennen häufig ihren alten Kultgedanken verloren, der sie einst in den Dienst mythischer Vorstellungen gestellt hatte.

Die Geschichte des Spieles liegt allerdings noch vielfach im Dunkel. Wie ein Schattenspiel auf hellem Grund erscheinen die Umrisse eines einst weit inhaltreicheren Lebens nur noch in den Nebenerscheinungen des Kinderspiels. Denn dieses ist ein Reflex aus einer Urzeit, in der das Spiel eine ernsthafte Handlung in den Festeszeiten war, die wieder eindringliche Ziffern in der Wandlung eines Jahres bildeten. Noch heute sind ja das Marmeln, der Wettlauf, die Wurfspiele, wie das Hurnussen in Süddeutschland, das Klootschießen der Friesen, an die Jahreszeit gebunden. Zurückgedrängt durch die Arbeit, verfolgt durch die Kirche, verändert durch ein neues Wirtschaftsleben und den Einfluß ritterlicher und städtischer Gestaltungen, haben sie sich doch in ihrem Kern noch erhalten. Namentlich haben sie da andere Formen angenommen, wo sich das Leben aus der Öffentlichkeit in das Haus zurückgezogen hat. Es hängt das mit der ganzen Wandlung unserer Kultur zusammen, die sich in vielen Äußerungen auf das Haus beschränkt und dadurch dem alten Baum ganz neue Reiser aufgepflanzt hat. Den bedeutendsten Anteil hat daran das 18. Jahrhundert, in dem das Panzerkleid mit den Gamaschen und dem Leibrock, der Helm mit der Perücke und das Schlachtschwert mit dem Galanteriedegen vertauscht wurden, in dem sich das alte Naturleben eines vorwiegend Ackerbau treibenden Volkes zu

Bauern beim Kricketspiel in älterer Form.

einer Stuben- und Zimmerwohnlichkeit einengte. In dieser Zeit löste sich von den alten Volksspielen eine besondere Art los, die, den gesellschaftlichen Stufen entsprechende, Spielregeln aufstellte. In großen Zügen erzählen uns davon die Abbildungen, die diesem Aufsatz beigegeben sind.

Uralt und fast unmittelbar mit dem Frühlingsmythus zusammenhängend ist das in Süddeutschland allbekannte Scheibenschlagen, das in seinen Abwandlungen auf die wiederkehrende Sonne deutet. Eine ganze Reihe moderner Gesellschaftsspiele, bei denen die Scheibe durch die Kugel ersetzt ist, geht auf dieses Spiel zurück, wenn auch Gewandtheit und Kraft die einzigen erkennbaren Ziele sind. Bei den Bauern finden wir indessen schon bei den alten Formen eine Vermengung mit dem gleichfalls sehr alten Kegelspiel, die sich bald in der Zweiteilung in Ziel und Geschoß, bald in dem kegelartigen Gebilde des Wurfgegenstandes zeigt. In unserer oberen Abbildung auf Seite 958 sind Bauern — im Sinn einer älteren Zeit in grober Verzerrung — dargestellt, die einen knopfartigen Kegel mittels eines Schlägels fortzuschleudern suchen. Hier ist bereits ein festes Spielsystem ausgeklügelt, bemerkbar in der verschiedenen Form der Schläger. Dieses Schleuderspiel ist ein direkter Ahn des Krickets, das aus den gleichen Grundelementen besteht. Im südwestlichen Deutschland findet man heute ein verwandtes Spiel, die Haugeiß, bei der die Ähnlichkeit mit dem Kricket noch mehr in die Augen springt; doch hat die vornehme Jugend des 16. Jahrhunderts es gleichfalls schon in ähnlicher Form gekannt.

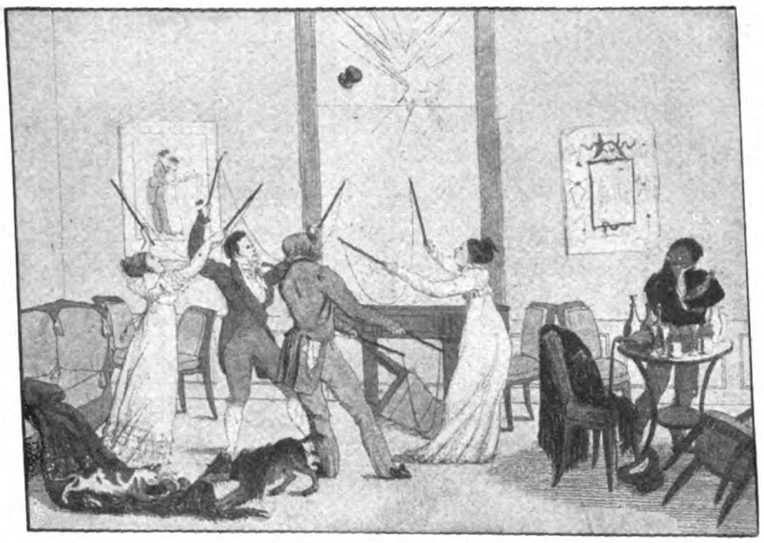
Auf dem Lande, wo sich in den einfacheren Formen zumeist die ältere Struktur einer Sache erhalten hat, wird diese oft nur dadurch verwischt, daß sich diese einfachen Formen vermengen. Das Ringelspiel, das aus Frankreich im Gefolge der Ritterspiele zu uns gekommen sein dürfte und sich in mancherlei Wandlungen als eine Unterhaltung städtischer Patrizier lange Zeit erhielt, hat, wie die untere Abbildung auf S. 958 zeigt, sich bei den Landleuten mit dem Schleuderspiel verbunden. Die großen genähten Bälle werden innerhalb eines eingehegten Platzes mittels Schlägers durch einen aufrechtstehenden Ring getrieben. Es ist dies nichts anderes als eine einfache, aber dem eben genannten Spiele schon bedeutend vorentwickelte Form des Krickets, die sich in Frankreich — der Holzschnitt stellt französische Bauern dar — gebildet hat. Daß es bäuerliche Spieler sind, ist aus der ganzen Kirmesstimmung des Bildes ohne weiteres erkennbar. Ist der Wagen mit dem Geflügel als Kampfpreis aufzufassen, dann haben wir hier zugleich ein interessantes bildliches Zeugnis für das Verhältnis bäuerlicher Spiele zu den Rittern. Denn in Frankreich ist der hörige Bauer sehr oft zu einer komischen Figur gestempelt worden, für die das ritterliche Turnier zu spaßhafter Form verzerrt wurde. Preise, die dem Gewinner ausgeliefert wurden, suchten dem Bauern diese Rolle erträglich zu machen. Jedenfalls ist es interessant, daß das altgermanische Scheiben- oder Kugelschleudern sich auf französischem Boden mit einem höfischen Ringelspiel zu einem Unterhaltungsspiel verband, das sich im 19. Jahrhundert von England aus erneut verbreitet hat.

Die alten Frühjahrsfeste sind in ihren reinen Formen dem Bürgertum durch die Einwirkungen kirchlicher Einrichtungen, in die auch die Innungsfeste schließlich einmündeten, verloren gegangen. Beim Rittertum sind sie noch leichter durch Waffenübungen unterdrückt worden; nur auf dem Dorfe bildeten sie noch lange die fröhliche Ergänzung des arbeitsreichen Lebens. Eine wilde, überschäumende Lustigkeit lassen die vielen schriftlichen und bildlichen Schilderungen erkennen. Freilich liegt oft eine groteske Komik in diesen Darstellungen, die uns heute, da wir die mehrhundertjährige Entwicklung des Bauern vor Augen haben, schmerzlich berührt. Früher war man von dieser Empfindlichkeit frei und betrachtete — der Bauer in grimmer Selbstironie — diese entwürdigende Komik als eine selbstverständliche Charakteristik des Standes. Beim öffentlichen Spiel aber milderte sich die Schärfe dieser Charakteristik, weil die Grundelemente aller Freiluftspiele auch den anderen Ständen nicht unbekannt waren, die sie höchstens durch bestimmte Regeln in ihrem alten Inhalte geschwächt hatten. Den Verlauf dieser Entwicklung sehen wir in den beiden obenstehenden Abbildungen.

Ballspiel (Tennis) bei Hofe.

Ballspiel im Freien.

Die Schleuderspiele zeigen noch Anklänge an alte Frühjahrsbräuche; bei dem Ballspiel ist dieser Ursprung meistens verwischt, weil es ein reines Kraft- und Gelegenheitsspiel geworden ist. Zumeist ringen dabei, wie bei dem Tennisspiel, zwei Parteien um die Palme. Der Minnesänger Nithard von Reuenthal schildert einmal dieses Spiel mit dem bunten, aus Stoffen zusammengenähten Balle mit Worten, die man einem Tennisspiel einfach unterlegen könnte. Das ist kein Zufall; denn das sehr altertümliche, von dem englischen Adel im 16. Jahrhundert besonders bevorzugte Spiel ist bereits in dem altnordischen Sköfuleikr- oder Schaufelspiel vorhanden, bei dem eine Scheibe mit einem schaufelartigen Gerät fortgeschleudert und von der Gegenpartei, wie in der oberen Abbildung auf Seite 959, zurückgejagt werden muß. Daß die Scheibe von einem Ball, die Schaufel von einem Schläger, daß die ganze Einrichtung bereits von einem förmlichen Kultus des Spieles zeugt, das alles sind Erscheinungen, die durch den höheren Stand der Spieler erklärt werden. Was bei dem Bauernspiel nur so nebenher geht, wächst bei dem höfischen oder dem städtisch gesellschaftlichen Spiel zur Hauptsache auf: das Spielgesetz. Da der eigentliche Sinn verloren gegangen ist, sucht der Verstand die Spielformen mit Regeln zu umgrenzen, um künstliche, in dem Spiel selbst gar nicht vorhandene Schwierigkeiten zu schaffen. Nur das Wesentliche des alten Ballspiels, den Ball möglichst lange durch erneutes Hochschlagen in Bewegung zu lassen, erinnert hier sowohl wie in der unteren Abbildung auf S. 959 an die alte Herkunft. Wir sehen in einen Park, der seinen Umständen nach vielleicht einem französischen Edelmann unter Ludwig XV. gehörte, in dem sich eine Gesellschaft mit dem Schleudern eines Balles beschäftigt. Alle Teilnehmer haben um den rechten Unterarm eine Art Handmuffe, mit der sie den Ball in die Höhe schleudern. Dadurch, daß sich alle nach der Flugbahn des Balles am Spiel betätigen, ist jede Erinnerung an das alte Frühlingsspiel ausgelöscht; es ist ein höfisches Spiel mit einer besonderen Entwicklung geworden.



Spiel im Zimmer (um 1800).

Diese Entwicklung ist bereits im Mittelalter dadurch eingeleitet, daß die weibliche Jugend das Ballspiel übernahm und damit in das Haus überführte. Aber immer wieder, wenn wir von dem Schach und verwandten Brettspielen absehen, drängten die Spiele in das Freie zurück. Das wurde Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts anders, weil sich jetzt eine nicht öffentliche, zumeist von der Familie getragene Hausgeselligkeit entwickelte, die allerdings auch sichtbar eine weichliche Richtung in jedes Spiel hineinbrachte. Das heute überall verbreitete Diabolospiel, als letzter Ausläufer der öffentlichen Spiele zunächst noch mehrere Teilnehmer vereinigend (nebenstehende Abbildung), tritt Ende des 18. Jahrhunderts in Italien und Frankreich auf, ohne in Deutschland besonderen Anklang zu finden. Dafür entwickeln sich hier die Pfänder- und Kartenspiele, unter denen das Skatspiel beinahe zu einer nationalen Unterhaltung geworden ist; daneben verbreiteten sich das Kegeln und Billardspielen, und fast schien die uralte Entwicklung des Spieles gänzlich dem Hause zuzustreben, als das Sportbedürfnis und später die eingangs geschilderten Umstände wieder zur Anknüpfung an die alten Volksspiele führten. Damit leiten sie aber auf die alte Bahn unserer nationalen Spiele zurück, die in der Öffentlichkeit und dem Bezeigen persönlicher Kraft und Gewandtheit bestanden. Mag dabei immerhin der Ursprung der Spiele selbst kaum noch mitsprechen, einen Gewinn bedeutet es unter allen Umständen für unser Volk, wenn es durch das Spiel wieder zur Natur zurückgeführt wird.

Die Boyersen.

(Schluß.)

Von Olga Wohlbrück.

Wenn Frau Boyersen sich unten im Kontor niedergelegt hatte, kam Lene noch auf ein Stündchen in Christians Zimmer, kochte der jungen Frau auf dem Spirituskocher ein Glas Tee, nahm selbst einen Fingerhut Glühwein und dehnte die alten müden Glieder in dem alten, bequemen Lehnstuhl, in den Marianne sie nötigte.

Dann kam es wohl vor, daß Lene „alte Geschichten" hervorkramte.

Seit vielen, vielen Jahren saß sie doch mal wieder einem jungen, fühlenden Weibe gegenüber, das nahe genug stand, um ein Geheimnis zu bewahren, fern genug, um es zu verstehen.

Und Marianne nahm dankbar und mit warmer Anteilnahme all die kargen Bekenntnisse in ihrem Herzen auf. Es war ein so armseliges Stück Frauenglück gewesen . . . so armselig wie das ihre — nur noch kürzer war ihm die Zeit bemessen gewesen, noch trauriger war das Ende. . . .

„Herr Boyersen war um acht Jahre jünger, vielleicht war es deshalb so gekommen. . . . Du bist eine hübsche Frau, Marianne, aber Frau Boyersen war weit schöner. Der Vater hatte eine Gastwirtschaft, und Herr Boyersen war Buchhalter. Es war ein großer Betrieb, Marianne, aber nur für einfache Leute. Einen Garten gab's da ums Haus . . . einen wunderschönen Garten. . . . Wenn ich die Wäsche gewaschen und die Küche aufgeräumt hatte, durfte ich hinunter in den Garten spielen gehen. Ich war ja noch ein Kind damals. Vierzehn Jahre oder so. . . . Wie Frau Boyersen heiratete, da bekam ich ein blaues Kleid und ein Kränzel und durfte mit in der Kirche Blumen streuen. Ich seh's noch so wie heute — wie schön die Braut war. Wie eine Königin sah sie aus, und Herr Boyersen hatte sich einen neuen Frack machen lassen, und wenn er auch kein Geld hatte, so konnten's doch alle begreifen, daß er die reiche Gastwirtstochter heimgeführt hatte. Und dann gab's zwei große Festtage, und meine Schuhe hatte ich mir durchgetanzt — sie hatten ja man bloß Papiersohlen. . . ."

Ein andermal sprach sie von dem Garten:

„Solche Gärten gibt's nimmer, Marianne — so wild und voll von Beeren und Obst, mit großen Bäumen, daß drei Menschen sie nicht umspannen, und Gebüsch, wo sich große Leute drin verstecken konnten."

Sie stockte einen Augenblick und blinzelte mit den Augen, wie wenn sie ein großes Licht sähe.

„Herr Boyersen paßte nicht für das Geschäft. Mit Büchern konnte er umgehen und mit Zahlen; sich mit dem einfachen Mann hinsetzen und Bier trinken und über die Ernte sprechen und den Dünger und die Kuh, die gekalbt hatte, das war nicht seine Sache. Da gab's die ersten Zerwürfnisse, und da war sie nicht gut zu ihm, Marianne. Du weißt ja, wie sie sein kann. Ich hatte die kleinen Kinder zu betreuen und spielte mit ihnen im Garten, und da kam Herr Boyersen und freute sich daran und guckte in die Sonne. Der Vater der Frau Boyersen fing an zu trinken, das Geschäft ging zurück . . . Schrecklich ist es, Marianne, wenn man's fühlt, wie es so abbröckelt und es immer stiller wird, immer stiller."

„Ja, das ist schrecklich, Lene!"

Und beide Frauen dachten im gleichen Augenblick an die alte, harte Frau dort unten, die es nicht merkte, wie es stiller und stiller wurde um sie.

„Es kommen dann auch immer die gleichen Leute, Marianne, Leute, wie Schakale, die das riechen, und Herr Boyersen glaubte ihnen und ließ sich bereden, etwas zu tun, was er sein ganzes Leben bereuen mußte, und was sie ihm nicht verzeihen konnte, denn er hatte es ja nicht aus Liebe zu ihr getan, auch nicht, um das Geschäft zu behalten, sondern damit alles so bliebe, wie es gerade war . . . mit mir."

Sie sprach so leise, daß Marianne sie mehr erraten mußte.

„Das kann eine Frau wohl schwer verwinden, Lene", sagte sie.

Lene nickte trübe.

„Hat's auch nicht verwunden, Marianne. Wenn sie mich totgeschlagen hätte damals, man hätt's ihr verzeihen müssen. Aber sie hat's nicht getan. Nicht angerührt hat sie mich. Nur von ihm hat sie sich abgewendet für immer — und als mir selbst fast die Erinnerung geschwunden war an das alles, sie hat nichts vergessen. Ich glaube, bis heute nicht! Und darum muß ich still sein und kann ihr nur danken, daß ich meine alten Knochen nicht durch fremde Häuser schleppen muß!"

Ein paar heiße Sommermonate, das war alles, was an Glück diesem Frauenleben gegönnt gewesen war.

Marianne schauerte leicht zusammen.

Arbeit, Tätigkeit und das Kind als Krönung, als stete lebensfähige Hoffnung, das war Leben, das sollte ihr Leben sein. Nur nicht die Kräfte absterben lassen in dem freudlosen Dahindämmern des Alltags! Wenn Frau Boyersen gelitten hatte, so hatte sie auch gelebt — ein tätiges Leben, reich an Liebe und Haß. Nur nicht verkümmern am Leben, wie Berta verkümmert war und die alte, gebrochene Frau da mit den todesmüden leeren Augen.

Ein anhaltendes grelles Läuten drang gedämpft von unten herauf.

Schreckensbleich sprang Lene auf die Beine.

„Frau Boyersen!"

Christian hob mühsam den Kopf: „Wer läutet jetzt, die Mutter? Sie soll heraufkommen. Ich will sie sehen. Sie soll sich hersetzen zu mir."

Seine bläulich aufgedunsenen Lippen bewegten sich unaufhörlich in heiserem Geflüster. Er merkte es erst gar nicht, daß er allein war, daß beide Frauen aus dem Zimmer gestürzt waren.

Die Tür hatten sie in ihrer Aufregung offen gelassen, und ein kühler Luftstrom drang bis an sein abgezehrtes Gesicht.

Eine ohnmächtige Wut stieg ihm vom Herzen in die Kehle bis in die Augen, die sie mit brennenden Tränen netzte. Ohne was zu sagen, waren sie fortgelaufen, hatten ihn allein gelassen. Und der Luftzug konnte tödlich sein für ihn. Aber was machte ihnen das aus! Wenn sie ihn nur los waren! Marianne, die war ja immer herrisch und rücksichtslos, und Lene war dumm, aber der Vater? Auch der wollte nicht mehr ausharren bei ihm, der saß wohl in der Kneipe und erzählte vom Ball?! Der Sohn war im Sterben, und der Vater besuchte Bälle mit einer Nelke im Knopfloch, mit einer weißen Nelke!

Christian vergoß bei der Vorstellung der weißen Nelke heiße Tränen. Sie liefen ihm in großen Tropfen über sein Gesicht bis in den Hals hinein. Und von dem nassen Hemde, das er auf sich fühlte, wurde ihm kalt, daß es ihn an allen Gliedern schüttelte.

„Die Tür, um Gottes willen, die Tür! Die kalte Luft ist mein Tod!"

Das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, raste durch seinen armen, abgezehrten Körper, ergoß sich ihm in heißen Wellen in die Brust.

Er kroch aus dem Bett. . . . Der Anblick seiner zum Skelett abgemagerten Beine entlockte ihm einen neuen Tränenstrom. „So elend bin ich, und man läßt mich allein. . . .!"

Er schwankte zur Tür, indem er sich mit den Fingern an Tisch und Stühlen anklammerte, um nicht umzusinken. Er mußte die Tür schließen. . . . Die kalte Luft brachte ihn um . . . und er streckte den Arm aus. Wie warm ihm plötzlich wurde, so warm und wohl, und statt der verhängten Lampe war es die Sonne, die über ihm leuchtete. . . . Eine glutrote, heiße Sonne. . . . Jetzt kam ein heißer Windstoß und trug ihn fort . . . weit fort, daß ihm die Sinne vergingen. . . . Und nun schlugen die glutroten Wellen über ihm zusammen . . . o wie warm, wie warm. . . .

Als Marianne und Lene die Treppe hinuntereilten, hörten sie Frau Boyersens Stimme: „Du Lump du, du Schuft du . . .!"

Und dazwischen heisere, weinerliche Laute. . . .

Sollte Herr Boyersen . . .?

Es war Lene, als sollte ihr das Herz stillstehen, aber Marianne öffnete beherzt die Tür zum Kontor und riß Lene mit sich hinein.

Den beiden Frauen bot sich ein unbeschreiblich grotesker Anblick: mitten im Kontor, beim Schein der kleinen Lampe mit der blauen Glocke, stand Frau Boyersen in ihrem langen, weißen Barchentnachtkleide. Mit der Rechten schwang sie ihren Stock in der Luft herum, mit der Linken hatte sie ein kleines, blondes, zerzaustes Etwas am Kragen, um das zwei Endchen einer lachsrosa Krawatte herumbaumelten.

„Luckner!" schrie Marianne auf.

„Jawohl, der pomadisierte Affe! Schleicht sich der Schuft ins Kontor und macht Auszüge für sich aus meinen Geschäftsbüchern! Er hat ja nie gewußt, der Lump, daß ich hier nebenan schlafe! Das hat er nicht gewußt . . .!"

Und — saus, fiel der Stock im großen, kräftigen Bogen auf den Rücken des Unglücklichen. Und saus . . . der zweite Streich und saus . . . der dritte . . .

Lene entriß den schreienden, zappelnden Missetäter mit Gewalt der züchtigenden Hand.

Frau Boyersen aber setzte sich auf den Rand ihres Bettes und blickte befriedigt um sich.

„So . . . und nun, was mache ich mit dem miserablen Kerl? Ins Gefängnis kann ich ihn stecken lassen . . . aber es lohnt mir nicht die Schererei. Sieh ihn dir an, Marianne, schön sieht er aus, was?"

Sie lachte fast gutmütig, während Marianne sich in die dunkelste Ecke des Zimmers zurückzog und Lene immer noch mit ihren bäuerischen Fäusten den Kerl niederzwang.

„Mußt dir morgen wieder eine Stange Pomade ins Haar kleben, mein Junge, aber zu mir kommst du nicht mehr mit deinem Gestank! Und die Krawatte, mein Junge, is ooch man Plunder, da mußt du dir ne andre Couleur anschaffen!"

Sie sprach so eigentümlich gewöhnlich, wie man es sonst nie von ihr hörte, mit jener brutalen Frechheit, die ihr Vater wohl früher anwendete, wenn er mit einem rebellierenden Knechte sprach. Die ganze Sache schien ihr einen unbändigen Spaß zu machen, der sie ganz vergessen ließ, daß sie zu ihres Opfers größter Feindin sprach, die sie selbst ihrer Feindseligkeit wegen so oft zur Rede gestellt hatte. . . .

„Wenn ich nur wüßte, wozu sich der Bursche Auszüge macht. Wolltest mich wohl mit Haut und Haar an die Konkurrenz ausliefern, was? Dummkopf! — Na, Lene, ich bin müde! Schell dem Hausdiener. Der soll ihn mal 'n bißchen zum Einpökeln in den Keller legen. Er hat ihn ja nie feucht gefunden. . . . Nicht wahr, Jung, warst immer meiner Meinung: 's ist ein schöner Keller, ein trockener Keller! Meine Schwiegertochter versteht nichts davon. Du wirst sehr gut schlafen dort unten und find'st auch gleich Wasser zum Waschen. Und morgen mit dem frühesten expedieren wir dich fein vierter Klasse nach . . . na, wohin willst du fahren, mein Junge, he? Soll mir nichts zu teuer sein für dich. Nach Amerika . . . was?"

„Nach Berlin, Frau Boyersen", entrang es sich leise Luckners bleichen Lippen.

„Recht. Dort gibt's auch Krawattengeschäfte. Brauchst nur zu wählen! Na nu laßt mich schlafen, jetzt hab' ich genug!"

Der Hausdiener packte den aschfahlen, wie Espenlaub zitternden Buchhalter, und Marianne, die ins Nebenkontor gegangen war, fand auf dem Tisch ein fast abgebranntes Stümpfchen Kerze und ein kleines Heftchen, in schwarzes Glanzleder gebunden, das alle Namen und Adressen der Kunden von Frau Boyersen enthielt sowie eine Reihe von Zahlen, die aus dem aufgeschlagen daliegenden Geheimbuch waren, das Luckner auf irgendeine Weise beiseite zu schaffen gewußt hatte. Neben der Kerze lag der zweite Kontorschlüssel, den der jeweilige Buchhalter stets bei sich zu tragen pflegte.

Marianne öffnete einen Augenblick das Fenster, um den widerlichen Pomadengeruch hinauszulassen. Eine weiche, warme Vorfrühlingsluft strich herein und wehte ihr das feine, blonde Haar von der Stirn. Sie atmete den lauen Nachtwind gierig ein, und es war ihr in diesem Augenblick, als fielen schwere Lasten von ihren Schultern. Ein frisches, freies Frohgefühl erfüllte sie, und die leise Regung des Kindes empfand sie wie die verheißende Botschaft eines neuen Lebens.

Freundlich, fast guter Dinge, sagte Frau Boyersen ihrer Schwiegertochter und Lene gute Nacht, als hätte der nächtliche Strauß sie erfrischt. „Komm nur etwas zeitiger herunter morgen!"

„Jawohl, Mama."

Marianne hätte sich beinahe über die alte Frau gebeugt und ihr einen Kuß gegeben, so einfach und natürlich erschien ihr in diesem Augenblick ihr Verhältnis zu ihrer Schwiegermutter. Und sie sagte das lächelnd zu Lene, die sich noch immer über den miserablen Kerl nicht beruhigen konnte.

Wie sie beide halblaut schwatzend die Treppe hinaufstiegen, kam ihnen Herr Boyersen leise nachgestiegen.

„Bist du da, Vater? Na, wir haben unterdes Schönes erlebt", sagte Marianne munter.

„Ich auch, Mariannchen! Laß mich nur nach oben kommen. Aber der Christian muß es mithören, und wenn ich ihn wecken sollte . . ."

Das vergnügte Gesicht gerötet, den Mund zu einem breiten Lächeln verzogen, so hüpfte er den beiden, schwerfällig steigenden Frauen voraus.

„Warum ist denn die Tür von Christians Zimmer auf?" fragte er noch.

Dann hörten die beiden Frauen einen Schrei des Entsetzens, und wie sie keuchend angelaufen kamen, fanden sie Herrn Boyersen auf der Diele kniend, den bleichen Kopf des Sohnes im Arm.

Ein schmaler, roter Streifen trennte Christians Lippen.

Herr Boyersen mühte sich vergeblich, ihn zu wecken — —

* * *

Und abermals öffnete sich weit das Haupttor des Christianenhauses, um einen dunklen Sarg aus seinen Mauern herauszulassen.

So weit hatte sich das Haus der Frau Boyersen vor keinem Lebenden geöffnet, und schauerlicher noch als das Herabrollen der Erde auf den Sargdeckel klang es, als sich das schwere Tor wieder knarrend und stöhnend schloß — eine Scheidewand zwischen Leben und Tod, des nächsten Toten harrend, dem es die letzte Ehre erweisen sollte. — —

Acht Tage nach Christians Begräbnis begann der Abriß der drei Giebelhäuser auf dem Marktplatze.

Noch einmal flammte der alte tatkräftige Zorn der Frau Boyersen auf. Sie versuchte, die Häuser, wenn auch zu weit höheren Bedingungen, an sich zu bringen. Es war vergeblich. Sie hatte nicht mehr mit einem einzelnen Kaufmann zu tun, der vielleicht den augenblicklichen Vorteilen zugänglich gewesen wäre, sondern mit einer großen Gesellschaft, der Frau Boyersens höchste Angebote kein Äquivalent bieten konnten für das, was sie beabsichtigte.

Die Konkurrenz . . .

Nun war sie da . . . Sie näherte sich mit jeder alten Latte, die von den Arbeitern auf den Schuttwagen geworfen wurde, sie wuchs mit jedem Stein, den man auf den andern legte.

Und wenn sie früher nicht schlafen konnte, weil das Husten des kranken Sohnes sie Stunde um Stunde auf ihrem Lager wach hielt, so war es jetzt das Scharren der Kelle, das so unheimlich deutlich durch die laue Frühlingsluft vom Marktplatze herüberklang, das sie in früher Morgenstunde ruhelos aus ihrem Bette trieb.

Und nicht einmal der erste Schrei ihres einzigen Enkels vermochte dieses Scharren, dieses Hämmern und Nageln und Schreien und Poltern, diese dumpfe, geheimnisvolle Musik des Baues zu übertönen.

Stundenlang stand sie am Fenster und starrte hinüber auf den Platz, wo sich früher die drei Giebelhäuser aneinandergelehnt hatten, und wo jetzt der Boden so breit und tief ausgeschachtet war wie ein Riesengrab . . .

Lene kam herein, in den Armen ein großes, weißes Paket, auf das sie ihre glühenden, runzligen Wangen niederbeugte. „Frau Boyersen, sehen Sie nur . . . ein Junge! Ein richtiger, großer, gesunder Junge . . .!"

Alles an dem alten Gesicht zuckte vor Freude und Glück, und die erloschenen Augen hatten plötzlich die Bläue der Jugend wiedergefunden.

Frau Boyersen stützte sich schwer auf ihren Stock, wie sie sich über das schlafende Kind neigte. Aber ihre Augen wurden nicht heller, ihre harten, strengen Züge nicht weicher, als sie es betrachtete.

Nur eine tiefe Röte zog sich über ihr ganzes Gesicht, schwellte ihr die Adern auf der Stirn.

Lene legte ihre Hand über das Gesicht des Kindes, als wollte sie es schützen vor dem bösen Blick! Und trotzig sagte sie: „Herr Boyersen will auch gratulieren!"

Dann wendete sie sich kurz um und verließ das Zimmer, ohne wie sonst die Erlaubnis dazu abzuwarten.

Herr Boyersen hatte seine Frau seit mehreren Monaten nicht mehr gesehen. Selbst Christians Tod hatte ihn nicht mit ihr zusammengeführt. Aber jetzt schien er gewachsen und gefestigt durch seine neue Würde. An den Kindern war er vielleicht seines Rechtes verlustig gegangen, an dem Enkel hatte er sich sein Recht verdient, und so stand er da in demselben Mahagonizimmer, wo er einst nur geduldet war, und blickte mit blitzenden Äuglein durch das Fenster auf den Marktplatz.

„Das ist dein Werk?" fragte Frau Boyersen und zeigte hinaus.

Er nickte. Beinahe hätte er gedienert aus alter Gewohnheit — das machte die verflixte Umgebung.

„Ich hätte dir so viel nicht zugetraut", fuhr Frau Boyersen mit schwerer Zunge fort.

„Aber Rache ist eine starke Waffe . . .!"

Blinder Lärm.

Gemälde von Gaetano Chierici.

Sie ließ sich in ihren Lehnstuhl am Fenster nieder, ohne ihn aufzufordern, Platz zu nehmen. Und er stand vor ihr wie früher und wartete auf das, was sie sagen würde — wie früher.

Aber sie sprach über ihn hinweg, wie zu sich selbst, wie in Antwort auf bange, nächtige Fragen:

„Du . . . der Weiche . . . der Schwache konntest hassen und — hast gesiegt. Ich — die Starke — die Strenge war gerecht und bin unterlegen!"

Sie bohrte ihren Stock in die Blume des gemusterten Teppichs.

„Ich weiß nicht, was wir uns sonst noch zu sagen hätten — die Sonne scheint über Gerechte und Ungerechte und geht auch unter — für beide. Mehr als mein Leben kann ich nicht mitnehmen, wenn ich einst hinübergehe — auch nicht, wenn ich mich rächen wollte. Vielleicht ist das — euch allen eine Beruhigung . . ."

Sie lachte bitter und machte ein verabschiedendes Zeichen.

Aber Herr Boyersen stand noch unschlüssig mitten im Zimmer und kämpfte eine heftige Bewegung nieder.

„Ich war gekommen, um dir einen Vorschlag zu machen, Chris . . ."

Aber er wagte es doch nicht, den Namen auszusprechen. Noch war ihm der Blick in Erinnerung. Sie schien nicht neugierig. Kaum, daß sie den Kopf hob, um zu zeigen, daß sie gehört hatte.

Er nahm den verlorenen Faden wieder auf:

„Es braucht keine Konkurrenz drüben zu sein," fuhr er schüchtern, beinahe ängstlich fort und griff mit der Hand nach der linken Rocktasche, als suchte er wieder nach einem seiner beschriebenen Blättchen, „ich dachte es mir als Verschmelzung. Wir" — er verbesserte sich schnell und wischte sich den Schweiß von der Stirn — „die Gesellschaft würde dir dein Geschäft abkaufen . . ."

„Mein Geschäft?" unterbrach Frau Boyersen heftig mit flackerndem Blick, und die Laute, die aus ihrer zugeschnürten Kehle kamen, klangen fast wie ein heiseres Lachen. „Du weißt genau, daß mein Geschäft nichts mehr wert ist — meine Firma wollt ihr haben, meinen Namen, weiter nichts! Den Namen, dem ich mein ganzes Leben geopfert habe, den wollt ihr euch kaufen für euren Schwindel, mit dem wollt ihr all eure großen Betrügereien decken! Nie . . . nie — nie!"

Sie schrie das heraus mit der ganzen eigensinnigen Beschränktheit ihrer Bauernnatur, die plötzlich zum Durchbruch kam.

„Nicht, wenn ihr mir Millionen hier auf den Tisch legt, nicht für meine Seligkeit . . . Mein Name — jawohl, für den kann man einen Palast bauen und ein anständiges Haus in den Grund bohren . . . darum habe ich nicht geschuftet — darum nicht!"

Herr Boyersen, der sich nach alter Gewohnheit unter dem ersten Hagel der heftigen Worte geduckt hatte, richtete sich langsam wieder auf. Das Übermaß dieser bäuerlichen Wut gab ihm sein Selbstbewußtsein wieder.

„Du vergißt, daß du nicht die einzige Boyersen bist in diesem Geschäft."

Eine lautlose Stille trat ein. Der schwarze Stock tanzte hin und her auf den Blumen des Teppichs, bis Herrn Boyersen, der krampfhaft jede Bewegung verfolgte, ganz schwindelig davon wurde. Aber noch immer antwortete Frau Boyersen nicht; ihm wurde unheimlich zumute, und er schritt rücklings zur Tür. Auf der Schwelle sagte er noch einmal: „Vergiß nicht, daß ich dir die Hand zum Frieden geboten habe!"

Aber auch darauf erwiderte sie nichts. Langsam, rücklings schreitend, lehnte er die Tür an, und er sah immer noch die Spitze eines tanzenden Stockes und darüber gebeugt das aschgraue, verfallene Gesicht einer alten gebrochenen Frau. —

Am nächsten Morgen, als die ersten Arbeiter auf den Bau kamen und nach alter Gewohnheit zum Christianenhause hinüberblickten, lachten sie und stießen einander an.

„Die Alte hat schon wieder Kontrolle!"

Das nannten sie so, wenn Frau Boyersen lange am Fenster stand und hinüberspähte.

Aber diesmal stand sie länger als sonst, und auch größer schien sie als sonst. Als hätte sie sich auf einen Stuhl gestellt, um besser sehen zu können.

Sie machten ihre Witze, und die frische taufeuchte Morgenluft war bald erfüllt von dem fröhlichen Gebraus eiliger, gut bezahlter Arbeit.

„Ich glaube, die glubscht immer noch rüber", sagte ein junger Spaßvogel und deutete auf das Fenster.

Ein anderer hörte mitten im Pfeifen auf und blickte auch hin. „Mensch, die rührt sich nich! Det's was Böses! . . ."

Es bildete sich eine Gruppe, dann lösten sich einige Arbeiter los und gingen langsam, wiegend, die Hände in den Hosentaschen, die Augen unverwandt auf das Fenster gerichtet, über den Platz. Vor dem Hause blieben sie stehen. Und ihre Augen wurden groß und größer, und ihre frischen Gesichter bleich.

„Et is richtig . . . sie hängt . . . am Fensterkreuz . . ." flüsterte einer.

Und da niemand widersprach, setzte er langsam, zögernd mit zitternder Hand den Türklopfer in Bewegung. — — —

* * *

Den Sommer über stand das Christianenhaus leer.

Es wurde von Grund aus renoviert, und die meisten Stuben, mit Ausnahme des Mahagonizimmers, wurden neu möbliert. Nur an der Fassade durfte nichts verändert werden.

Marianne hatte Lene mit dem Kind und der Amme aufs Land geschickt und war selbst mit ihrem Schwiegervater nach Berlin gereist, um alle Formalitäten wegen der Übernahme des neuen Geschäftes zu erledigen. Anfang September zog sie mit ihrer Familie ins Christianenhaus ein, und am Ende des gleichen Monats sah sie aus dem Fenster des Mahagonizimmers, wie die Arbeiter das lange schwarze Schild mit den großen Metallbuchstaben hißten und an der Front des hohen, mit Spiegelscheiben versehenen Geschäftshauses anbrachten.

Herr Boyersen und Lene mit dem Kind auf dem Arm standen an ihrer Seite. Alle drei waren noch in Trauer, und die letzten Ereignisse hatten tiefe Spuren in ihren Gesichtern zurückgelassen.

Besonders Herr Boyersen war arg mitgenommen. Er konnte von dem Gefühl nicht loskommen, daß er am Ende seines Lebens ein schwereres Verbrechen auf sich geladen hatte, als es jenes gewesen war, für das ihn die Gesellschaft bestraft hatte. Und wenn Lene und Marianne ihn tausendmal freisprachen, er wußte, es würde lange dauern, ehe er selbst die innere Ruhe fand, die er so herbeisehnte.

Nur jetzt, da das Schild gehißt wurde und die Goldlettern aufflammten in den Strahlen der untertauchenden Sonne, da huschte der Schatten eines stolzen Lächelns über sein blasses Gesicht, und er las, als wäre sie ihm fremd, die Inschrift: „Marianne Boyersen & Co., Erstes Nordisches Kommissionsgeschäft für landwirtschaftliche Produkte und Maschinen".

Marianne erhob sich und nahm das kleine, wie eingetrocknete Gesicht ihres Schwiegervaters zwischen ihre weißen, kräftigen Hände. „Ich danke dir, Vater! Und ich verspreche dir, der Name soll weiterleben in ihrem Sinne, als sie noch groß und ungebeugt unter uns weilte. Aber jetzt wollen wir hinübergehen zu den Leuten!"

Der kleine weißhaarige Mann hängte sich ein in die schöne, starke Schwiegertochter und trippelte an ihrer Seite über den Platz. In die Mitte des zu ebener Erde liegenden noch leeren Maschinenlokales war ein Faß Bier gerollt, das ein Mann, umringt von den jetzt feiernden Arbeitern, gerade anstach.

„Na, Leute, gibt's auch was für mich?" rief Marianne mit heller Stimme.

Zehn überschäumende Biergläser wurden ihr entgegengestreckt. „Na, Kinder, auf euer Wohl! Und schönen Dank für ihre schnelle Arbeit. Prost!"

„Prost!" schallte es ihr aus fünfzig durstigen Kehlen entgegen. „Es lebe Frau Boyersen! Hoch Frau Boyersen!"

Vor dem neuen, schönen Bau hatten sich Menschen angesammelt, Kinder waren aus den stillen Gassen zusammengelaufen, und der Ruf: „Hoch Frau Boyersen! Es lebe Frau Boyersen!" pflanzte sich fort durch die auseinandergeschobenen Glastüren des Lokals, hinaus über den Markt, bis hinauf zum offenen Fenster des Christianenhauses, wo Lene den kleinen Christian auf dem Arm hüpfen ließ, als wollte sie ihn der ganzen Stadt zeigen, diesen strammen, gesunden Erben des alten Hauses.

Eine verlorene Dichtung Goethes zum „Faust".

Von Ferdinand Neubürger.

Man weiß nicht ganz genau, wie alt Goethe gewesen sein mag, als ihm das alte Puppenspiel „Doktor Fausts Leben, Tod und Höllenfahrt" zum erstenmal vor Augen gekommen ist. Vermutlich wird das schon während seiner Knabenzeit geschehen sein. Da ihm eine gewisse Freiheit gelassen war, sich häufig auch außerhalb der engen Wände des elterlichen Hauses auf dem Hirschgraben in Frankfurt a. M. zu bewegen, ist die Annahme erlaubt, daß er bereits als Knabe, während jenen Meßtrubels in seiner Vaterstadt, wo sicher ein solches Kasperletheater Vorstellungen gegeben haben wird, dieses als volksbeliebte Stück gesehen, und daß er sich dann das Volksbuch mit dem gleichen Titel verschafft und eifrig gelesen haben wird. Daß ihm der darin niedergelegte Stoff verhältnismäßig frühzeitig bekannt war und ihn andauernd beschäftigt hat, bestätigt er selbst in „Wahrheit und Dichtung", wo er im zehnten Buch dieser Selbstbiographie ausführlich vom „Faust" sagt: „Die bedeutende Puppenspielerei klang und summte gar vieltönig in mir wieder." Da, als er sich bereits literarisch mit diesem Stoffe beschäftigte, war er ungefähr 20 Jahre alt, und als er die Dichtung „Faust" — im Jahr 1831, kurz vor seinem Tode — vollendete, hatte er sich im ganzen 57 Jahre damit beschäftigt. Natürlich hatte er nicht beständig daran gearbeitet. Im Gegenteil; es steht fest, daß er den ersten Teil im September 1797 begann und ihn am 25. April 1806 beendete; doch hatte er einen Teil bereits 1790 unter dem Titel „Faust, ein Fragment" erscheinen lassen, das schon viel von der Dichtung in ihrer jetzigen Form enthielt. Da der Dichter aber durch anderweitige dichterische Tätigkeit, wohl auch durch die Staatsgeschäfte und die Leitung der weimarischen Hofbühne von der Arbeit am „Faust" abgelenkt wurde, blieb die Tragödie als Torso liegen und wäre vielleicht gar nicht beendet worden, wenn sich Schiller nicht für die Fragmentartige Dichtung begeistert und Goethe zur Vollendung angeregt hätte. Sie wäre nach Schillers Tode, im Mai 1805, aber doch wieder gänzlich liegen geblieben, wenn Ende der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sein Privatsekretär und Vertrauter Johann Peter Eckermann ihn nicht immer und immer wieder auf den „Faust" aufmerksam gemacht und zur Weiterarbeit angeregt hätte. Einzelne Stücke des zweiten Teils lagen übrigens bereits seit geraumer Zeit fertig, und als Goethe sich wieder für den Stoff zu erwärmen begann, hatte er nur nötig, die alten, teilweise vergilbten Handschriften hervorzusuchen und, an sie anknüpfend, weiter zu arbeiten. Ganz besonders gilt dies vom 4. Akt des zweiten Teils, der schon im September 1800 begonnen, 1825 fortgesetzt und 1826 vollendet ward. Er erschien bereits vor der Fertigstellung des Ganzen im Jahr 1827 unter dem Titel: „Helena, klassisch-romantische Phantasmagorie; Zwischenspiel zum Faust." Der 2. Akt, von dem Szene mit dem Baccalaureus schon 1795 gedichtet worden, 1826 bis 1830; der 4. Akt 1827 bis 1831, und der 5. Akt, schon vor 1800 entworfen und zum Teil ausgeführt, ward vom April 1827 bis Juli 1832 vollendet.

Das alles sind Tatsachen, die dem Goethekenner und -Forscher natürlich bekannt sind, die ich an dieser Stelle auch nur erwähne, um den weiten Kreisen eine Vorstellung davon zu vermitteln, mit was für großen zeitlichen Unterbrechungen die großartige Dichtung entstanden ist. Dieses häufige Abbrechen und Wiederaufnehmen der Arbeit macht es auch erklärlich, daß die nicht aus einem Guß entstandene Tragödie hie und da Lücken und Ungenauigkeiten aufweist, die entweder — namentlich im ersten Teil — dadurch entstanden sind, daß der Dichter, abweichend von seinem ursprünglichen Plan, andere Motive und Gestalten einschob oder auftreten läßt oder die Zeitfolge der Begebenheiten verändert. Ersteres geschah beispielsweise mit der Persönlichkeit des Erdgeistes, dem er ursprünglich eine weit größere Rolle zugedacht hatte, und letzteres wird deutlich durch die Berechnung, daß die Zeit von der Ermordung Valentins bis zu Fausts Rückkehr vom Blocksberge viel zu kurz bemessen ist und dem natürlichen Werdegange zufolge mindestens die Dauer eines Jahres hätte betragen müssen. Daß Mephistopheles an einzelnen Stellen als der Höllenfürst selber, an anderen als ein ihm Untergebener hingestellt wird, sei nur beiläufig bemerkt. Auch dies ist in scharfsinnigen Untersuchungen von geistreichen Gelehrten als zweifelsfrei festgestellt.

Mit einer Arbeit über den zweiten Teil des „Faust" beschäftigt, und zwar einer gemeinverständlichen Einführung und Erklärung — an der es trotz des gewaltigen Umfangs der Faustliteratur noch fehlt — bin ich im Verfolg der Arbeit auf eine Lücke in der Dichtung gestoßen und zu der Überzeugung gekommen, daß im zweiten Teil eine wichtige, fast unabkömmliche und zum Verständnis der geschilderten Ereignisse nötige Szene fehlt, die Goethe gedichtet hat, und die vermutlich aus irgendeiner Ursache abhanden gekommen sein muß.

Es handelt sich um eine Szene in der sogenannten „Klassischen Walpurgisnacht", und um sie zu erklären, ist es nötig, die Fabel der Faustdichtung in kurz umreißenden Andeutungen zu schildern.

Der erste Teil endet damit, daß Faust seine Margarethe wahnsinnig und wegen Kindesmordes zum Tode verurteilt im Kerker findet und sie mit Mephistos Hilfe befreien und fortführen will. Sie sträubt sich aber dagegen, und Faust muß sie ihrem Schicksal überlassen. Nun wird Faust im zweiten Teile der Dichtung von Mephistopheles, der ihn von seinem Gram und seiner Verzweiflung ablenken will, an den Hof des Kaisers gebracht, wo sie dem leichtsinnigen und tiefverschuldeten Herrscher dienen und Faust, auf des Kaisers Wunsch, sich bereit erklärt, ihm Helena und Paris, „das Musterbild der Männer so der Frauen, in deutlichen Gestalten", vorzuführen. Mit indirekter Hilfe Mephistos gelingt ihm dies auch; aber der Anblick der Helena entzündet sofort eine so heftige Liebe in ihm, daß er von dem leidenschaftlichen Verlangen nach ihrem Besitz erfaßt wird. Im Begriff, sich der Heraufbeschworenen zu nähern, und vergessend, daß er ja nur ein Phantom vor Augen habe, stürzt er durch sein unvorsichtiges Gebaren zu Boden und wird von Mephisto bewußtlos aufgegriffen und nach seiner Wohnung zurückgebracht. Dort wird Mephisto durch den Homunkulus, einen von Fausts ehemaligem Famulus Wagner angefertigten künstlichen Menschen, darauf aufmerksam gemacht, daß der „von Helena Paralysierte" einzig auf dem Boden des Hellas genesen könne, und da just heute dort die klassische Walpurgisnacht gefeiert werde, sei es das beste, ihn gleich dahin zu bringen und mittels einer schnellen Luftfahrt auf griechischen

Boden zu versetzen. Das geschieht, und die drei — Faust, Mephisto und Homunkulus — langen nach gedankenschneller Fahrt daselbst an. Sobald Faust den griechischen Boden berührt, erwacht er wieder, und sein erstes Wort ist die Frage nach Helena.

Nach mancherlei wunderlichseltsamen Zwischenfällen in jener tollen Geisternacht wird Faust auf seiner suchenden Umschau und Umfrage nach dem Aufenthalt der Heroine zuerst zum Kentaur Chiron und von diesem zur Halbgöttin Manto geleitet, die in ihrem Tempel am Fuße des Olymp einsam haust. Von Chiron ihr empfohlen und damit bekannt gemacht, daß Faust „mit verrückten Sinnen" sich Helena gewinnen wolle, sagt die Sibylle, die ausdrücklich bekennt, sie liebe den, der Unmögliches begehre, zu ihm:

„Tritt ein, Verwegner, sollst dich freuen!
Der dunkle Gang führt zu Persephoneien.
In des Olympus hohlem Fuß
Lauscht sie geheim verbotnem Gruß.
Hier hab' ich einst den Orpheus eingeschwärzt:
Benutz' es besser! frisch! beherzt!"

Auf diese Einladung hin steigt er mit ihr hinab und gelangt so in den Hades, die Unterwelt, den Aufenthalt der Schatten.

Was er daselbst macht und wodurch es ihm gelingt, Proserpina seinen heißen Wünschen gefügig zu machen, erfahren wir nicht, dagegen tritt Helena mit Beginn des dritten Aktes auf — die Szene mit der Manto bildete einen Teil des zweiten Aktes — und der von Faust so heiß begehrte Liebesbund vollzieht sich im Verlauf dieses Aufzuges.

Es ist aber gewiß keine müßige Frage: was Faust in der Unterwelt gemacht habe? Denn die Ereignisse und der tragische Schluß der Helena-Tragödie, die den ganzen dritten Akt ausfüllen, werden nur erklärlich, wenn man weiß, unter welchen Bedingungen Faust die Erfüllung seines Wunsches gewährt worden ist. Diese Szene im Hades fehlt in der Dichtung.

Nun wissen wir aber ganz genau, daß Goethe sie entworfen hatte. Wir sind durch Eckermann darüber unterrichtet, der in seinem für die Kenntnis der letzten Lebensjahre Goethes so wichtigen Buche „Gespräche mit Goethe" unter dem 6. Dezember 1829 folgende Äußerung des Dichters bezüglich des „Faust" berichtet: „Da die Conception so alt ist und ich seit funfzig Jahren darüber nachdenke . . ." und etwas später: „Die Erfindung des ganzen zweyten Theiles ist wirklich so alt, wie ich sage." Und etwa ein Jahr früher schon, am 15. Januar 1827, äußerte er sich bezüglich der „Klassischen Walpurgisnacht", die er ursprünglich hatte als Skizze drucken lassen wollen, die auszuführen er sich aber jetzt entschlossen habe: „In einem Vierteljahre wäre es getan!" Er setzte freilich hinzu: „Allein woher will die Ruhe kommen?" Auf Eckermanns Einwendung, daß er im vorigen Winter die „Helena" vollendet habe und doch nicht weniger als jetzt gestört worden sei, sagte er: „Freylich, es geht auch und muß auch gehen; allein es ist schwer." — „Es ist nur gut," warf Eckermann ein, „daß Sie ein so ausführliches Schema (Skizze) haben." „Das Schema ist wohl da," sagte Goethe darauf, „allein das Schwierigste ist noch zu thun; und bey der Ausführung hängt doch alles gar sehr vom Glück ab. Die classische Walpurgisnacht muß in Reimen geschrieben werden, und doch muß alles einen antiken Charakter tragen . . . Und nun den Dialog! . . . Und dann bedenken Sie nur, was alles in jener tollen Nacht zur Sprache kommt! Fausts Rede an die Proserpina, um diese zu bewegen, daß sie die Helena herausgibt, was muß es nicht für eine Rede seyn, da die Proserpina selbst zu Thränen davon gerührt wird!" Diese so bedeutungsvolle Rede, ebenso wie Fausts Verweilen im Hades, die Schilderung der geheimnisvollen Unterwelt, auch was dort zwischen ihm und der Göttin verhandelt wird — das alles fehlt in der Dichtung vollständig. Es ist aber kaum anzunehmen, daß Goethen die Lust und die dichterische Kraft zu dieser Arbeit, welche die verbindende Brücke vom zweiten zum dritten Akt bilden mußte, verloren gegangen sei. Denn daß er eine so wichtige und sein dichterisches Können in höchstem Grade reizende Episode sollte übersprungen haben, ist, abgesehen von seinem stark ausgeprägten Gefühl für Ordnung und Folgerichtigkeit, um so weniger anzunehmen, als er noch Kraft, Schwung und Begeisterung genug besaß, zur gleichen Zeit die großartige Rede des Anaxagoras zu dichten, die dieser in einer späteren Szene hält. Viel näher scheint mir die Annahme zu liegen, daß Goethe die Hades-Episode zwar gedichtet haben, daß sie aber abhanden gekommen sein wird. Ob schon in Weimar oder bei Cotta in Stuttgart, mag dahingestellt bleiben. Übrigens vermögen wir uns den ungefähren Inhalt der Unterredung zwischen Faust und der Proserpina kombinierend aufzubauen. Nämlich folgendermaßen: Der dritte Akt, der die wundervolle Helena-Tragödie zum Vorwurf hat, vereinigt Faust und Helena, und diesem Liebesbunde entspringt ein halbgottähnlicher Knabe, der Euphorion. Dieses ist — beiläufig bemerkt — auch der Name eines Knaben, den Helena, der Sage nach, einst dem Achilles in einem Liebesbunde, gleich dem mit Faust, geboren haben sollte.

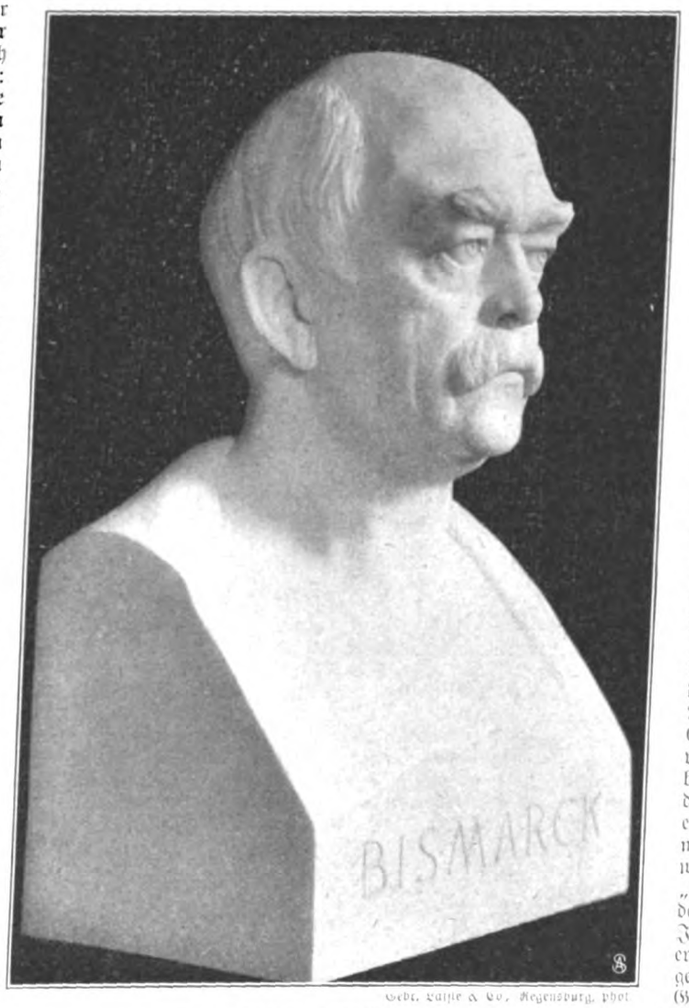
Wenn wir uns nun erinnern, daß Goethe der hilfsbereiten Äskulaptochter Manto die Äußerung in den Mund legt, sie habe auf gleichem Wege einst Orpheus in den Hades geleitet, und ihren Bericht mit den bedeutungsvollen Worten schließen läßt: „Benutz' es besser!" so werden wir unmittelbar auf die Orpheus-Sage hingewiesen, die berichtet, daß Eurydice, des Orpheus' Gattin, einst durch den Biß einer giftigen Schlange getötet worden sei; der verzweifelnde Gatte wäre in die Unterwelt hinabgestiegen, um sie sich von der dort gebietenden Gottheit zurückzuerbitten. Sein Gesang und sein bezauberndes Saitenspiel haben die Beherrscher des Hades so gerührt, daß sie ihm die erbetene Erlaubnis erteilt hätten, Eurydice an die Oberwelt zurückzuführen, doch die Bedingung daran geknüpft, daß er, solange er noch in der Unterwelt weile, sich nicht nach der Gattin umschauen dürfe. Er habe das geleistete Versprechen aber nicht gehalten, und so sei ihm die Geliebte wieder verloren gegangen.

Diese Anspielung der Manto auf Orpheus läßt vermuten, wenn wir es durch Eckermann nicht schon wüßten, daß der große Dichter beabsichtigt habe, Faust gleichfalls in die Unterwelt zu schicken und sich dort die Helena von der Proserpina — man kann als Analogie des Orpheus gleichfalls annehmen, gegen ein ihm abgenommenes Versprechen — zu erbitten. Wenn wir ferner erwägen, daß der Sage nach Helena durch ihre verführerische Schönheit unheilvoll wirkend gewesen ist, wie ihre ehebrecherische Liebe zu Paris ja auch den trojanischen Krieg mit all seinen schlimmen und grauenhaften Folgen entzündet hatte, so ist der Rückschluß kaum zurückzuweisen, daß die Göttin dem Faust das Versprechen abgenommen habe, sich jedes engeren Liebesbundes mit der Helena zu enthalten. Der dritte Akt sollte aber zeigen, daß beide gerade in dieser Beziehung zu sündigen sich nicht enthalten konnten, was den Tod des Jünglings Euphorion und die Rückkehr der Helena mit ihrem dem Faust geborenen Sohn in den Hades sowie die Hinweghebung und Zurückführung des Faust nach Deutschland zur Folge haben sollte — was der dritte Akt denn auch tatsächlich enthält.

Solchergestalt kann — ich sage nicht: wird — der Inhalt der fehlenden Szene: „Faust in der Unterwelt" gewesen sein. Daß sie fehlt, glaube ich in vorstehendem nachgewiesen zu haben, und ich kann mich der Hoffnung nicht entschlagen, daß sie sich ebenso finden werde, wie sich vor Jahren — freilich nicht in der Originalhandschrift, sondern nur in einer Kopie — der erste Entwurf zu „Faust" erstem Teil, der sogenannte „Urfaust" gefunden hat. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn der vorstehende Hinweis zur eventuellen Auffindung des Fragments die Anregung gegeben haben würde. Die Aufmerksamkeit derjenigen darauf zu lenken, die imstande sind, dieses rühmliche Werk zu fördern, ist Zweck der vorstehenden Ausführungen.

Blätter und Blüten

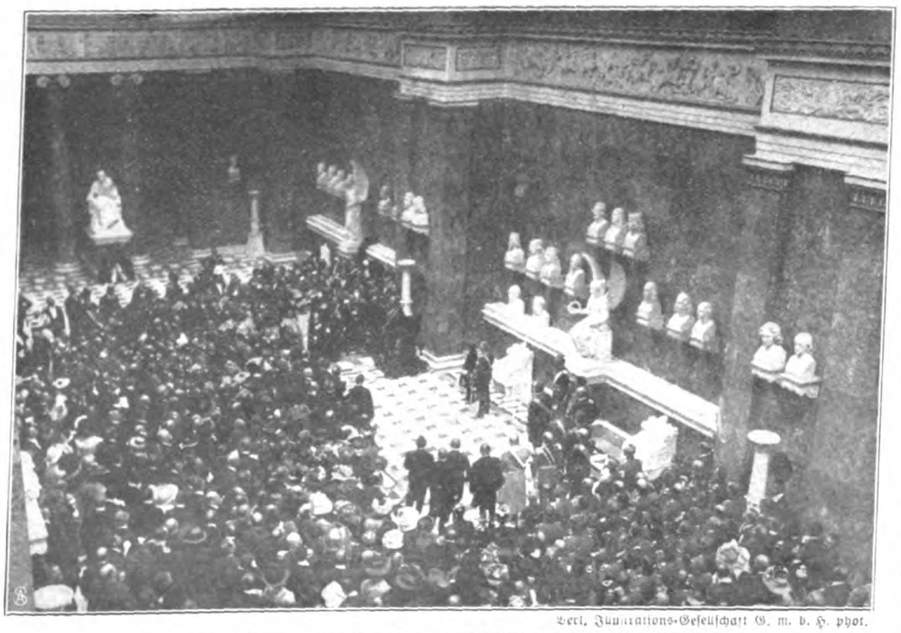
Die Bismarck-Büste für die Walhalla. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) In die Ruhmeshalle bei Regensburg, wo sich nach dem Willen König Ludwigs I. von Bayern die Büsten deutscher Geisteshelden zusammenfinden sollen, ist am 18. Oktober, am Tage der Völkerschlacht bei Leipzig, über 10 Jahre nach seinem Tod, auch der Größten einer eingezogen: Fürst Otto von Bismarck, der erste Kanzler des von ihm geeinten Deutschen Reichs. Unter feierlichem Gepränge, empfangen vom jetzigen Kanzler, Fürsten v. Bülow, von den Gesandten der Bundesstaaten und einer glänzenden Versammlung, ward die doppelt lebensgroße Büste in der Walhalla niedergesetzt, neben dem Marmorhaupt Kaiser Wilhelms I., seines geliebten Königs und Herrn. Die Viktoria scheint diesen beiden einzigen, die auf der unteren Marmorbank stehen, den Siegeskranz unverwelklichen Ruhmes hinzureichen, und dicht unter den Büsten stand neben dem Fürsten Bernhard v. Bülow der junge Otto v. Bismarck, der elfjährige Enkel des großen Kanzlers. Es war wirklich eine Stunde „verklärter Größe", wie der bayrische Ministerpräsident Frh. v. Podewils in seiner Festansprache hervorhob, dieser Einzug Bismarcks in die Walhalla, die nie einen Größeren aufnehmen wird, und von der monumentalen Büste des Toten ging es wie Ewigkeitshauch über die Köpfe der Lebenden hin. So, nur so, durfte der Künstler ihn bilden, der unvergeßlich uns allen lebt. Der alte Bismarck mit dem gewaltigen, fest und einfach gemeißelten Schädel, den mächtigen überbuschten Augen, dem Zuge von eiserner Energie, den hat der Bildhauer wiedergegeben, und Dank ihm, daß er's gewollt und gekonnt. Professor Erwin Kurz hat reiche Studien gemacht, ehe er sich daran wagte, diese leicht nach oben gerichteten Augen und die wuchtige Kraft dieses Hauptes zu bilden. Und jeden Meißelschlag daran hat er selbst getan, denn es war ihm Tempeldienst und nicht Arbeit. Es ist ein prächtiges, monumentales Werk, das das stolze Wort „Bismarck" trägt.



Gebr. Laiple & Co., Regensburg, phot.

Die Bismarck-Büste.
Ausgeführt von Professor Erwin Kurz.

Moschee in Konstantinopel. (Zu dem Bilde S. 953.) Ummet ut-Dunya, die „Weltmutter", haben orientalische Dichter Konstantinopel genannt, und wer durch dessen Straßen wandert, der findet hier in der Tat Vertreter aller möglichen Völker europäischen und asiatischen Ursprungs. Dieser kosmopolitische Charakter spiegelt sich auch in den steinernen Bauten der Gotteshäuser wieder; denn alle Kulte sind hier vertreten. Zählt doch Konstantinopel gegen 170 christliche Kirchen und Synagogen, denen rund 700 Moscheen gegenüberstehen. Die letzteren fesseln vor allem die Aufmerksamkeit des vom westlichen Europa gekommenen Fremdlings. Einst haben viele von ihnen das Kreuz auf ihren Türmen getragen und bilden herrliche Denkmäler der byzantinischen Kunst. Vor allem gilt dies von der Sophienkirche, der Aja Sofia, wie die Türken sie nennen. Der prächtige, der göttlichen Weisheit gewidmete Bau wurde nach der Eroberung Konstantinopels von Mohammed II. in eine Moschee verwandelt und leider durch den Anbau von vier Minaretten verunstaltet; sein reicher Mosaikschmuck wurde übertüncht, aber einen gewaltigen Eindruck macht noch immer der große innere Raum, der von hundertundsieben Säulen gestützt wird. Dürftiger sind dagegen die aus der türkischen Zeit stammenden Bauten, obwohl bei einigen von ihnen die orientalische Kunst im Ausschmücken der Tore und Vorhöfe Beachtenswertes geleistet hat. Fast immer befindet sich in den letzteren ein Brunnen, der hauptsächlich dazu dienen soll, daß an ihm die Gläubigen die vorgeschriebenen religiösen Waschungen vor dem Gebet vornehmen können. Da mit vielen Moscheen Medressen, d. h. theologische Schulen verbunden sind, so sieht man in den Vorhöfen häufig Ulemas, d. h. Gottesgelehrte, in ihre Studien vertieft oder in eifrigen Disputen begriffen. Von der Glaubensmacht des Islam erhält man allerdings erst die richtige Vorstellung, wenn man zu bestimmten Festzeiten, wenn nach Sonnenuntergang das „Große Gebet" abgehalten wird, das Innere der Moschee betritt. In dem weiten, von vielen Lampen erhellten Raume fehlt es an Sitzgelegenheiten; wie in Reih und Glied geordnet, stehen die Bekenner des Propheten da und lauschen den Worten des Korans, die der Vorbeter vorträgt; und wenn sie bei bestimmten Stellen wie auf Kommando zu Boden fallen, dann wird man gewahr, daß diese Menschenmasse gleichsam nur einen Gedanken und ein Herz hat und fanatisch bereit sein muß, für ihren Glauben zu streiten und zu sterben. C. F.



Berl. Illustrations-Gesellschaft G. m. b. H. phot.

Von der Bismarck-Feier in der Walhalla bei Regensburg.

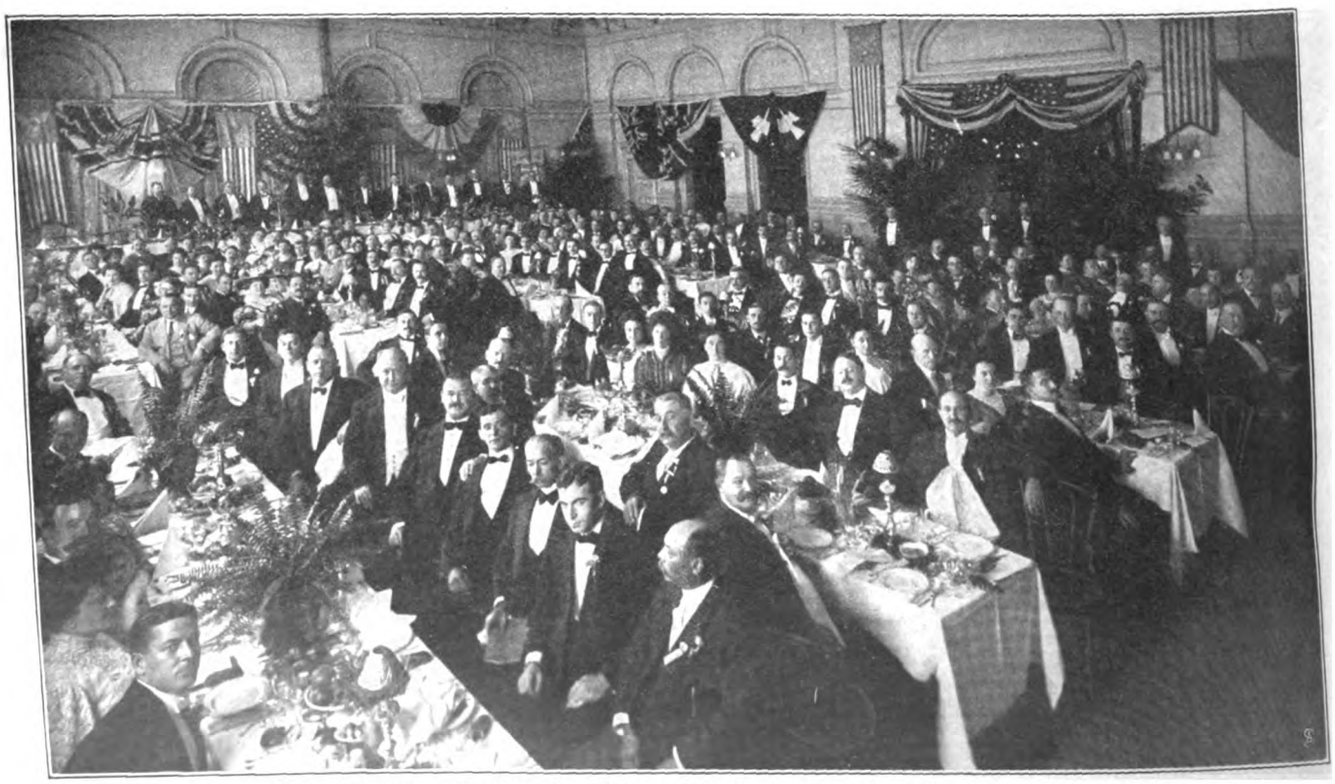
Unterseeische Hafenbeleuchtung. Die Zeitschrift „The Illuminating-Engineer" erläuterte kürzlich eine eigenartige amerikanische Erfindung, deren Verwirklichung vielleicht eine völlige Umwälzung auf dem Gebiete der Hafenbeleuchtung herbeiführen wird. Léon Dion ist der Vater dieser Erfindung, die nichts Geringeres als die unterseeische Beleuchtung der den

Hafeneingang bildenden Schiffahrtsrinne anstrebt. Kabel, die in regelmäßigen Abständen angebrachte Glühlampen speisen, sollen die ganze Wasserstraße von unten her durch fortlaufende, bei jedem Wetter sichtbare Lichtflecken erhellen, und der Erfinder behauptet, daß dies Beleuchtungssystem nicht nur sehr schnell in jedem Hafen angebracht, sondern auch durch den stärksten Wellengang in seiner Wirkung nicht beeinträchtigt werden könnte, da in geringer Tiefe unter ihrer eigenen Höhe auch die höchsten Wellen die Ruhe des Wassers nicht mehr stören. Nur in dem sehr trüben Wasser starker Flußmündungen würde dies System versagen. Es liegt auf der Hand, daß die letzte Stunde der alten Leuchttürme geschlagen haben würde, wenn diese unterseeischen Lichtzeichen den Seefahrern auch auf weitere Entfernungen zur Orientierung dienen könnten, da dies aber noch nicht der Fall ist, werden die hochragenden Lichtträger auch weiter ihre Mission erfüllen.

Eckstein für das große Erinnerungsdenkmal in Philadelphia.
Ausgeführt von J. Otto Schweizer.

Die Feier des „Deutschen Tages" in Amerika. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Seitdem im Jahre 1883 in den Vereinigten Staaten von Amerika der 6. Oktober zum erstenmal feierlich begangen wurde zur Erinnerung an die 1683 erfolgte Einwanderung der Deutschen, ist er als sogenannter „Deutscher Tag" ein alljährlich festlich begangener Gedächtnistag geblieben, der, wie die „Gartenlaube" so oft berichtet hat, überall dort, wo das Deutschtum mächtig ist, eine frohe Runde von Deutsch-Amerikanern vereinigt. Was die deutsche Einwanderung an realen und idealen Werten in über zwei Jahrhunderten dem neuen Land über dem Ozean gebracht hat, das ist von Freund und Feind oft genug gewürdigt worden und kam auch am Deutschen Tage zur Sprache, der diesmal noch eine besondere Bedeutung hatte. Wurde doch an diesem 6. Oktober in Philadelphias Vorstadt Germantown, der idyllisch am Delaware gelegenen Ansiedelung, der Grundstein zu einem großen Denkmal für die Gründer der ersten Niederlassung, die am 6. Oktober 1683 ins Land kamen, gelegt; d. h. eigentlich war die Enthüllung dieses schön ausgeführten Ecksteins mehr eine symbolische Handlung, eine Gewähr dafür, daß das Denkmal im Laufe dieser Jahre wirklich errichtet werden wird. Dr. Franz Daniel Pastorius, der tapfere Frankfurter Rechtsgelehrte, war Organisator und Leiter jener ersten deutschen Auswanderungsgesellschaft nach der Neuen Welt gewesen. Dreizehn deutsche Familien hatte er unter unsäglichen Mühen und Gefahren bis zu jener Stätte geführt, hat deutschem Wissen, deutschem Fleiß dort eine Heimat gegründet und in dem in lateinischer Sprache verfaßten Urkundenbuch von Germantown dem Deutschtum eins der wertvollsten Kulturdenkmäler auf amerikanischem Boden hinterlassen. Sein Andenken zu ehren, reihte sich in der Woche vom 4. bis 10. Oktober in Philadelphia eine glanzvolle Veranstaltung an die andere. Militär- und Flottenparaden, historische Aufführungen und Festversammlungen legten Zeugnis ab von dem Geiste der Dankbarkeit und Eintracht, die alles, was von deutscher Art war, in jenen Tagen aneinanderschloß. Die Deutschen Amerikas hängen treu an der neuen Heimat, die ihnen alles gegeben hat, was das Menschenleben lebenswert macht; sie fühlen sich ganz als Bürger des großen Staates, der sie schützt und erhält. Aber ihres Wesens tiefster Kern ist deutsch, und überall, wo sie am 6. Oktober unter dem Sternenbanner und dem schwarz-weiß-roten Flaggentuche saßen, wurde in deutschen Liedern und deutschen Reden auch die Treue zur alten Heimat laut.

Ein Herold verkündet die Eröffnung des „Deutschen Tages" in Philadelphia.



Vom „Deutschen Tag" in Amerika: Das Festmahl im Terrace-Garden zu Neuyork.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Voerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Die 7. Kompagnie des Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regimentes Nr. 1
am 30. Oktober 1870 bei Le Bourget.
Gemälde von Carl Röchling.

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Waldrausch.

(17. Fortsetzung.)

Roman von Ludwig Ganghofer.

Mit leisen Worten fing Ambros zu erzählen an, von seiner ersten Begegnung mit der Herzogin bis zur letzten frohen Stunde dieses Abends. Alles erzählte er seiner Mutter genau so, wie es war. Und dennoch wurde alles ein anderes als die Wirklichkeit. Schon das Beben seiner Stimme gab jedem Worte den Schleier eines Geheimnisses. Und alle Farben des Frühlings redeten mit, das Rauschen der Wildach und das Donnern der letzten Mine, die feuerschöne Trunkenheit des liebenden Waldes, alles Rätselweben der Natur, die wunderlichen Liedchen des Waldrauschers und das heilige Klingen hoher Kunst. Jedes wirkliche Geschehen war verwandelt in ein blühendes Märchen, unsagbar schön und dennoch wahr — ein Lebenswunder, wie es noch keiner, keiner erlebt hatte als dieser einzige nur.

„Ach, Mutter! Und dann dieses namenlos Entzückende! Wenn du das heute nur hättest sehen können: wie diese junge, von ihrem Leben gequälte Frau, nun froh genesen und verwandelt, in ihrem wehenden Feuerkleidchen selig durch die Dämmerung wirbelte! Und dann diese Stunde unter freiem Himmel, beim letzten Licht des Abends und unter den aufblitzenden Sternen! Wie heiter und froh sie da war! Und wie sie gar nicht satt wurde, von meinem Leben zu hören, von meinem Arbeitsweg, von meiner Kindheit, vom Vater und von dir! Mutterweibele! Haben dir denn die Ohren nicht geklungen? Ich habe schrecklich auf dich gescholten! Weißt du . . . so klar, wie in dieser Stunde, hab ich's im Leben noch nie empfunden, wie viel ich dir verdanke, und wie viel du mir bist! Und während ich immer von dir erzählte, hatte sie Tränen in den schönen, großen Augen . . . und fragte plötzlich: Gibt es denn solche Mütter?"

Ein heißer Tropfen rollte ihm über die Hand, die auf dem Schoße seiner Mutter lag. Doch er fühlte das nicht.

„Der Schreck über diese Frage ist mir wie ein Stich ins Herz gegangen. Aber die gute Zieblingen gab mir gleich einen Wink, ich möchte da mit barmherziger Vorsicht drüber wegkommen. Und weil ich im ersten Moment nicht wußte, was ich sagen sollte . . . und weil ich bei meinem Suchen nach einem glücklichen Wort hinaufsah ins tiefe Blau, zu den Sternen . . . drum fing ich von den brennenden Wundern da droben zu sprechen an, von den Ewigkeitsgesetzen der unendlichen Weiten, von dem schöpferischen Frühlingswillen, der alles Bestehende als ein Einheitliches erfüllt, in jeder Blüte wohnt und in jedem quellenden Gefühl, im roten Rausch des Waldes wie in aller Freude eines Menschenherzens. Du weißt ja, Mutter, wie ich die Welt und den Gott in ihr empfinde und sehe. Und das drängte aus mir heraus, viel reicher und klarer, als es noch je in mir gewesen." Ambros lachte glücklich vor sich hin. „Aber für die kleine Hofdame schien diese Wendung des Gesprächs die Traufe nach dem Regen zu sein. Auch die Frau Herzogin sah mich zuerst erschrocken an, als wär' ich ein Unchrist und Gotteslästerer, und als hätte sie für mich schon Sorge wegen des höllischen Feuers. Denn weißt du, Mutter . . . ich glaube, ihre Welterkenntnis reicht nicht weit über den kleinen Katechismus ad usum Delphini hinaus. Aber das ist nicht ihre Schuld. In diesem zarten Körper wohnt eine große, tiefe Seele, die nur das Fliegen nicht lernen konnte, weil man sie von Kindheit auf mit dicken Mauern umkerkert hatte. Und während ich sprach, da regte dieses sehnsüchtige Herz nach dem ersten Erschrecken scheu die reinen Schwingen . . . und wie zwei weiße Schwäne, Mutter, so flogen unsere Seelen vereint in Andacht durch das tiefe Blau empor zu allem Leuchten der Ewigkeit. Ach, Mutter, wie schön ist das gewesen! . . . Aber da kam der kühle Bergwind. Und die gute, besorgte Zieblingen bestand darauf, daß die Frau Herzogin ins Zimmer müßte. Unter der Lampe spielten wir die Frühlingssonate. Und da erwachte in ihrer Geige ein Klang, wie ich ihn nie noch gehört hatte! Das kleine Baronesserl war ganz verdreht vor Begeisterung. Aber die Herzogin, die in ihrem feuerschönen Kleide gleich einer seligen Erscheinung im Kreis des Lichtes stand, sagte in einem Ton, den ich nicht schildern kann: ‚Nein, liebes Hannchen, jetzt nicht loben! Das war nicht Musik. Ich habe gebetet. Zu Gott! Der gütiger und schöner ist, als ich ihn jemals sehen durfte!' Dann reichte sie mir stumm die kleine, zitternde Hand. Und sie sprach auch kein Wort mehr, als ich ging. Doch ihre Augen . . . diese frohen, glücklichen Augen . . . ach, Mutter, die waren noch immer bei mir, auf dem ganzen Heimweg . . . und jetzt . . . auch jetzt noch, Mutter . . ." Ambros verstummte. Und bei dem Schweigen, das in der kleinen Stube war, klang fernher das Rauschen der Wildach. Der Mondschein war schon weit durch das Fenster hereingeschlichen und zeichnete die Schatten der Nelken- und Geranienstöcke als wunderliche Graugestalten auf das weißbedeckte Bett und auf die weiße Wand. „Mutter? . . . Warum blickst du so verstört? . . . Und warum weinst du?"

Published 12. XI. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

„Weil ich dir weh tun muß. Und weil ich fühle, daß du leiden wirst!"

„. . . Leiden?"

Sie umklammerte seine Hände. „Weißt du denn nicht, was in dir ist? Daß du diese Frau liebhast . . . mehr noch: daß du sie liebst?"

Er wollte lachen wie zu einem Scherz. Doch jeder Laut erstarb ihm in der Kehle. Jäh seine Hände befreiend, machte er eine Bewegung, wie um aufzuspringen. Aber die Mutter hielt ihn fest. Und da beugte er sich weg von ihr und preßte seine Augen auf die zitternden Fäuste.

Eine stumme Weile verging. Frau Lutz atmete schwer. „Diese Frau . . . laß dir von deiner Mutter raten, Kind . . . du darfst diese Frau nicht mehr sehen!"

Wie das Stöhnen eines schwer Leidenden wühlte sich dieser Schrei aus seinem Herzen: „Mutter! Mutter! Das darfst du nicht verlangen von mir! Das hieße aus meinem Leben hinausstoßen, was heilig, schön und rein ist!"

„Reinheit? . . . Ach, Kind! . . . Wenn Menschen lieben, ist alle Reinheit nur eine Blume auf dem Wege zum Glück, dem die dürstenden Sinne willenlos entgegenrennen. Und wenn diese Frau deine Liebe erwidert . . ."

„Nein, nein, nein . . ."

„Sie muß dich lieben. Weil du Liebe verdienst. Aber legt dir das nicht eine Verpflichtung auf? Gegen diese Frau? Was soll deine Liebe ihr geben können? Was darfst du von ihrer Liebe verlangen? Denkst du nicht an ihre Stellung im Leben? An ihre Kinder? . . . An ihren Mann?"

„Mutter! Quäle mich nicht!"

„Das muß ich dir sagen. Und ich spreche da nicht von dir! Auf eine Mahnung, die dich an dein eigenes Leben denken heißt, würdest du jetzt nicht hören. Das kann ich dir nachfühlen, Bros! Denn ich weiß, wie tief und schön diese Liebe in dir ist. Und drum spreche ich nur von dieser Frau, der du in deiner Liebe doch nur Gutes wünschen mußt. Ob sie jetzt ohne schweren Sturm noch überwinden kann, was in ihrem Herzen aufblühte . . . das weiß ich nicht. Aber wenn du diesem Gefühl noch Nahrung gibst durch deine Nähe . . . und wenn die Glut, die dich erfüllt, auch ihr das Blut berauscht, dann bleiben dieser Frau nur noch zwei Wege, Bros: unglücklich zu werden . . . oder schlecht."

Da sprang er auf, wie von einem Peitschenhieb getroffen. „Mutter!" Sein Gesicht war in Pein verzerrt. „Das hättest du nicht sagen dürfen . . ." Sie wollte erschrocken seine Hände fassen. Doch er wich vor ihr zurück. „Nein, Mutter! Laß mich! Du und ich, wir können da nicht mehr weiterreden. Jetzt muß ich allein sein . . . mit meinem Herzen! Allein!" Die Fäuste gegen seine Stirne pressend, taumelte Ambros nach der Tür hin.

Wortlos machte Frau Lutz eine Bewegung, wie um ihn zurückzuhalten. Doch die Hände fielen ihr schlaff hinunter, die Kraft ihrer Glieder versagte, und so blieb sie zitternd stehen, während sich hinter Ambros die Türe schloß.

Draußen der Mansardengang war finster. Ambros tastete mit den Händen und schien nicht zu wissen, wo seine Stube lag und wo sein Weg.

Die Wildacherin, die drunten in der Küche war, hörte seinen Schritt, kam zur Treppe und rief hinauf: „Herr Inschenier! Gelt, sagen S' der Frau Mutter, sie soll heut d' Fenster net gar z'lang auflassen. Heut in der Nacht, da schmeckt man d' Waldbluh so schauderhaft . . . ferm Kopfweh könnt eins kriegen davon!"

„Ja, Mutter Wildacherin! Der Wald . . . dieser Wald . . ."

Die alte Frau horchte verwundert auf. War denn das die Stimme, die sie kannte? „Was hat er denn? Wird denn alles narret?" Und als wäre ein Zusammenhang zwischen dieser Frage und dem Mondschein, der draußen das Haus umleuchtete, so trat die Wildacherin aufgeregt in die duftschwüle Nacht hinaus und rief: „He! Bedle! Jetzt geh einmal eini, daß man zur Ruh kommt!"

Aus dem schwarzen Schatten der Obstbäume, die bei der Straße standen, klang die Stimme der Beda: „Leg dich halt schlafen derweil! Ich komm schon bald. Weißt, d' Nacht is gar so fein. So ebbes muß man sich anschauen!"

An dem ausgeprägten Natursinn, den die Beda dokumentierte, mochte die Wildacherin keine Freude haben. Denn sie drehte sich mit ärgerlichem Gebrumm der Türe zu. Doch ein langer, grauer Nachtwanderer, der hastig vom Altwasser durch den Mondschein kam und die Stimme der Beda deutlich vernommen hatte, schien ihr Wohlgefallen an dieser schönen Nacht mit besserem Verständnis zu bewerten. Denn er lachte leis und machte noch flinkere Sprünge. Nun erreichte er die Ecke des Gartens und sah die Beda hinter dem niederen Staketengatter stehen, wie sie gegen das Haus hinüberspähte, ob die Großmutter schon verschwunden wäre.

Sie hörte den Schritt im Grase nicht, überhörte auch das leise Geraschel, als sich einer im Mondschatten über die Staketen schwang — sie fühlte nur plötzlich, daß zwei starke Arme sie umschlangen. „Jesus!" tuschelte sie in ihrem seligen Schreck. Und diesmal machte sie sich trotz des unsicheren Zwielichtes, das unter den Obstbäumen träumte, keiner Verwechslung schuldig. Der lange, stumme, kußhungrige Mensch, an dessen Hals sie in Glut und Zittern geklammert hing — das war schon der richtige. Und es dauerte lange, bis sie den Mund frei bekam und flüstern konnte: „Seit neune wart ich schon allweil, und d' Ahnl hat gscholten . . . aber heut, hab ich mir denkt, heut mußt doch kommen!"

„Ja, Bedle, heut hat's mich hertrieben! Und hab der Mutter noch gar net Grüßgott gsagt."

„Grüßgott? Der Mutter? . . . Bist ebba heut den ganzen Tag net daheim gwesen?"

„Gestern bin ich auf Unterach abi. Und grad komm ich her davon." Das klang wie Kummer und Enttäuschung. Doch Beda atmete erleichtert auf, schmiegte sich an die Brust des Geliebten und fing so glückfroh zu kichern an, als hätte ihr der Toni eine riesig fidele Geschichte erzählt. „Schatzl? Was hast denn? Was tust denn so kudern?"

„Freuen tut mich halt ebbes!" Mehr sagte sie nicht. Und sie hätte sich lieber die Zunge abgebissen, ehe sie von der Witib aus dem Unterland und von aller quälenden Unruh dieses Tages nur ein einziges Wörtl geschnauft hätte.

„Freuen? . . . Gestern hab ich selber gmeint, ich könnt dir heut die Freud machen, daß ich sag: Jetzt haben wir unser Heimatl, und alls is gut!" Ihr Gekicher verstummte. Doch dieses ernste Schweigen jetzt — das war in ihrem Herzen die größere Freude als vorhin dieses heitere Lachen. „Weißt, ein Anwesen hab ich angschaut, z' Unterach. Heut den ganzen Tag, bis in d' Nacht eini, hab ich gschaut und grechnet. Zahlen könnt ich's grad, d' Mutter hilft mir. Die is allweil so viel gut . . ."

„Hast es ihr gsagt? Von uns?"

„Freilich, d' Mutter und ich, das is doch allweil wie ein Einzigs. Und 's Herz wird sie sich aussiwarten, heut. Aber z'erst hab ich zu dir müssen!"

„Vergeltsgott!"

„Aber z' Unterach . . . na, Schatzl, das is nix für uns! 's Haus is verwahrlost, 's Vieh hat kein rechts Anschaun, und die Gründ sind miserabel und halb verhungert. Da täten wir uns schlecht einisetzen."

„Na, na, Bub! Um Gotts willen net! Und tu dich net sorgen! Jetzt hab ich dich, jetzt kann ich schon warten."

Er küßte sie fest und heiß. „Gelt, und bis ich was gfunden hab für uns, halten wir unser Glück in der Gheim? Sag auch deiner Ahnl nix! Wenn s' mich fragen tät: Auf was willst denn heiraten? . . . und ich könnt ihr kein richtigs Wörtl sagen, das tät mich sekieren bei Tag und Nacht."

„Ich sag ihr nix! Alls is mir recht, was du magst!"

„Na, na! 's Gute für mich muß allweil 's Besser für dich sein, weißt!"

Sie dankte mit einem Kuß, der den Toni zittern machte und die Beda in eine Philosophin verwandelte. Denn sie

ite bellommen: „Wie gschwind eins so ebbes lernt! Vater und Mutter hat mir's zeigt, und keiner sonst . . . t kann ich's! Grad wie sich der Wald auf sein bluh- tauisch versteht. Und hat's ihm doch auch keiner gsagt!“ mmerte sich wieder an seinen Hals; doch sie küßte ihn , sondern sagte zögernd: „Ich tät dich gern noch ein alten. Aber jetzt mußt zur Mutter heim, gelt?“ rgeltsgott, weil dran denkst! Ja! Und jetzt spring ein Narr.“

nn kommst denn wieder?“

lachte. „Morgen in der Fruh um fünfe.“

bin ich schon auf, und d' Ahnl schlaft noch.“

, na, Schatzl, weißt, da hol ich bloß den Brosi ab, ich von morgen an in der Arbeit bin.“

m Brosi! Gott sei Lob und Dank! Da hast ebbes n ganzen Sommer. Und jeden Abend auf'm Heimweg s uns vorbei!“

lt, ja, da lachen wir alle zwei in der Seel drin. , am Abend, da muß ich allweil gleich heimschauen zur Aber am Samstag auf d' Nacht, da hast mich ie heut! Und jetzt gib noch ein Bußl her, das für Wochen ausreicht!“

im silbernen Mondschein und halb im schwarzen hielten sie einander umschlungen. Sie schienen alle Duftschwüle dieser blühenden Nacht zu fühlen, denn em schwer. Und Toni löste plötzlich die Arme der n seinem Hals. „Schatzl, gscheit bleiben! Wir zwei net oft und lang beinand sein!“

schüttelte stumm den Kopf.

er sagte leis: „Wir ghören einand, aber unser Glück ir net an, solang's net reif is fürs ganze Leben.“ umschlang sie ihn wieder. „Vergeltsgott, Bub! kann man sich verlassen, in dir ist alles sauber!“

alles!“ sagte er rauh, als hätte dieses Wort eine Stelle in ihm berührt. Mit seinen eisernen Armen das Mädel an sich. „Ich muß dir ebbes eingstehn!“ Schreck schauerte kalt durch ihren Leib. Doch stammelnd : „Ebbes Schlechts kann's nie net sein von dir!“ bes arg Schlechts! Und doch ebbes Schöns! In der lernt eins bald den Unterschied nimmer!“ Er drückte m an ihre Wange und flüsterte: „Seit fufzehn Jahr ich dich mögen, weißt, derzeit uns selbigsmal der fuirig war. Bist noch ein Kindl gwesen! Und dich mögen müssen. Und hab dich gitößen und n . . . und hab dich gern ghabt! Und allweil is wie ebbes Schlechts in mir gwesen. Denn fufzehn g hab ich dich nie net anders gsehen als allweil so, elbigsmal an dem fuirigen Abend gwesen bist!“

Blut schoß ihr brennend ins Gesicht. Doch ein chen jagte ihr allen verfrühten Schreck aus der Seele. o bist gwachsen mit mir! So hab ich dich gsehen und in der Nacht, bei der Arbeit und in der Kirch. bist fort mit mir aus'm Tal! Und wann mich die reifen plagt haben wie narrisch . . . und wann ich gmeint muß ich nach einer greifen . . . da hab ich dich eder gehen, so, und hätt ums Sterben keiner andern Niederband rühren können!“

ele!“ Wie Trunkenheit war die Freude in ihr. o schlecht därfst allweil sein! Und nie net kannst was anders sehen, als was schon allweil dein ghört mm dir's, wann d' magst! Bei der Hochzet oder morgen! Ich brauch kein Mondschein net. Und is allweil größer als selbigsmal unser großer Fisch!“ m hielt er das zitternde Mädel in seinen Armen , küßte, daß ihr der Atem fast verging.

ele! Sag mir: was is denn d' Lieb?“

spüren tu ich's . . . aber sagen kann ich's net. Da mußt wischer fragen. Der kann eim sagen, was keiner weiß.“ Jahr lang Verdruß und Zwidernis und Zorn! r lang Hunger und Durst! Und seit vier Tag die einzig Freud und 's Allerbeste! So is d' Lieb! Geh, Tonele, sag: wie wird s' denn noch?“

Er hielt sie an seiner Brust und streichelte ihr Haar.

Und plötzlich lachte sie leis.

„Herzschatzl? Bedle? So viel lustig bist?“

„Eingfallen is mir ebbes!“

„Was denn?“

„Wann mich nie net anders gsehen hast . . . no ja, im Sommer . . . aber wie hast mich denn im Winter gsehen?“

„Allweil gradso!“

„Du! Da hab ich aber schön frieren müssen!“

Lachend und kichernd schmiegte sich eins ans andre. Doch da hörten sie vom Haus herüber einen Schritt. Und die beiden fuhren so erschrocken auseinander, als wären ihre lauteren Frühlingsherzen verwandelt in zwei schlechte Gewissen. Mit flinkem Satz war der Toni über den Staketen draußen — und die Beda hatte so hurtige Sprünge gemacht, daß sie ein paar Sekunden später ganz ruhig vom Gemüsegarten her um die Hausecke kommen konnte. Jetzt hörte sie jene bedrohlichen Schritte nimmer. Doch im Mondlicht stand eine schwarze Schattengestalt. Und Beda sagte rasch: „Grad, Ahnl, grad will ich mich schlafen legen! So viel schön is d' Nacht! Aber ein bißl abkühlt hat's.“ Doch da mußte sie lachen. Denn die dunkle Schildwache im Mondschein war nicht die Großmutter, sondern Ambros, der zum Himmel hinaufstarrte. Das Lachen der Beda schien ihn zu wecken. Er wandte sich. „Mädel! Du gutes Mädel! Sag mir du: wo sie sind?“

Sie erschrak über den Klang seiner Worte und über diese sinnlose Frage. „Jesus! Wer denn?“

„Die Sterne . . . die Sterne der schönen Zeit . . . von denen ich glaubte, daß sie nicht erlöschen könnten in dieser Nacht des blühenden Erwartens! Wo sind sie jetzt? Schau hinauf! Da droben ist alles kalt und bleich und leer!“

„Mar' und Joseph! Herr Lutz! Hast ebba ein Trunk übern Durst verschluckt?“ Er lachte grell. Und da faßte sie seinen Arm. „Um Gotts willen, Brosi, was is denn mit dir?“

„Nur dieses Eine . . .“ Unter einem Krampf, der ihn schüttelte wie tränenloses Schluchzen, umschlang er die Schwester seiner Jugend. „Nur dieses Eine, Mädel . . . dieses Eine: daß ich nimmer weiß, ob ich elend oder glücklich bin!“ Dann hing er stumm an ihren Hals geklammert.

„Gelt? Hast eine gern?“ Sie versuchte ihn aufzurichten. „Und elend oder herzfroh, sündhaft oder schön, Sternglanz oder Mondschein . . . da weiß man nacher nimmer, wie ebbes heißt!“

Seine Arme fielen wie Blei an dem Mädel hinunter. „Sag meiner Mutter, sie soll . . . sag ihr, sie soll sich nicht sorgen! Ich komme schon wieder. Leben muß man doch!“ Auflachend taumelte er gegen die Straße.

„Brosle! Barmherziger Herrgott! Wo rennst denn hin?“

„In die Nacht hinaus! Das Dach erdrückt mich!“

Sie wollte ihm nachspringen, wollte ihn zurückhalten. Aber die Schatten, die überall schwarz zwischen all dieser bleichen Helle lagen, verbargen ihn schon.

Lange stand Beda regungslos. „Mir scheint, der is mit der Lieb am Anfang . . . wo s' ausschaut wie Verdruß und Zwidrigkeit!“ Nun wandte sie sich gegen das Haus. Dabei machte sie Bewegungen, als wäre sie schwer gebeugt unter einer Last gestanden. „Ganz schief bin ich! . . . Wie 's Baronesserl! . . . So haben s' mich druckt alle zwei! Der eine vor Glück und der ander vor Elend.“ —

— Draußen auf der Straße taumelte Ambros durch das Gewirre von Mondschein und Finsternis. Er wußte nicht, welchen Weg er ging. Willenlos einer Gewohnheit all dieser vergangenen Wochen folgend, überstieg er die Straßenplanke. Und da fiel ihm in aller Verstörtheit seines Herzens etwas auf: Wo ist der Pfahl? Und die Tafel? . . . Verbotener Weg? — Eine Erinnerung durchzuckte ihn, süß und dennoch quälend. Er sah die Frau, die er liebte — wie eine schlanke rote Flamme stand sie im reinen Mondlicht — er sah sie lächeln und hörte sie leis und zärtlich sagen:

„Warum soll ein Weg verboten sein, der schön ist und den Menschen Freude macht?“ Noch klang die Stimme, aber das rote Bild war schon zerflossen und verschwunden. Überall dieser eintönige, bleiche Schimmer. Und das Rauschen der nahen Wildach. „Verbotener Weg! Verbotener Weg! Verbotener Weg!“ Immer dieses eine Wort auf den Lippen, in der Faust den zerknüllten Hut — so watete Ambros, einem Irren gleich, durch die perlfarbenen Wiesen, auf denen Blumen, Gras und Unkraut wie ein Einziges waren, alles grau.

Zwischen schwarzen Baumkronen tauchte der mondbeglänzte First eines bäuerlichen Gehöftes auf. Hier wohnte das junge Mädel, das ein Wohlgefallen an italienischen Liedern hatte. „Nino! Nino! Nino! Ecco la cosa! Mir blühen alle Wälder! So rot, wie dir!“ Ambros suchte sie mit nassem Blick, diese blühenden Wälder — doch er sah nur hohe, finstere Mauern, über deren gewellten Zinnen ein schimmerndes Wunder in die Lüfte stieg: die Große Not im Glanz des Mondes. Und wieder eine Erinnerung. Ein wunderliches Wort. Ein Waldrauscherliedchen — doch eins ohne Vers und Reim. Durch zwanzig Jahre war es in Ambros lebendig geblieben, nur deshalb, weil er als Knabe dieses märchenhafte Wort nicht verstanden hatte: „Die große Not hat eine Mutter. Und die heißt man die heiligste Freude!“ Jetzt verstand er's. Weil er dieses Lied erlebte an sich selbst: je heißer und schöner eine Menschenfreude, um so größer und tiefer der Schmerz, der als taube Frucht aus allem Rausch ihrer Blüte fällt! . . . Ein grauenvolles Wort! Ein Fluchlied des Waldrauschers! . . Lied? . . . Ist alles nur ein Lied? Unsere Qualen und Seligkeiten? Die fliegenden Träume und die harten, plumpen Dinge? Das alles nur kleine Liederchen eines alten Sängers, der noch seltsamere Weisen und noch dunklere Verse findet als der Waldrauscher? . . . Ein Lied auch diese Nacht? Und ihre zärtliche Qual? Und ihre brennende Sehnsucht? — Nicht aus der Verstörtheit seines Herzens kam diese letzte Frage. Sie tönte ihm von außen in die Seele hinein. Denn er hörte ein Lied — einen leidenschaftlichen Klang, der mit der schattendunklen Silbernacht und ihrem Rauschen in eins verschmolzen war wie eine Seele und ihr Leib.

Über einer Stelle des Barackenlagers glostete matter Rotschein. Da saßen noch Männer und junge Burschen um ein erlöschendes Feuer — und sie sangen — der eine im Bangen nach der fernen Heimat, im Denken an ein liebes Mädel, der andere im kranken Durst nach seinem Weibe, das er entbehrte.

Heiß erwachte in Ambros der Wunsch, das Lager zu betreten und sich zu diesen Sehnsüchtigen ans Feuer zu setzen. Und dennoch graute ihm vor dem Gedanken, Menschen zu sehen. Er wandte sich gegen die Wildach. Immer ging dieses Lied mit ihm. Dann plötzlich in der Nacht eine wilde Stimme, das schmetternde Gewieher eines Pferdes, das irgendwo auf der Weide war. Und immer näher das Rauschen der Wildach. Ambros erreichte das verwüstete Kiesbett. Das zwang ihn, seinen Weg wieder gegen das Dorf zu nehmen, am Rande dieser trostlosen Schuttfelder hin. Ihr Bild war ein anderes als in vergangener Zeit. Die Stelle, wo der kleine Brosi unter blaugrünem Wasser das „Totenmännle“ gesehen hatte, war längst von neuen Strömen des Gerölls überschüttet. Ums Doppelte war diese bleiche Straße der Zerstörung in die Breite gewachsen. Wie ein kalkweißer See mit fernen Ufern lag das verwüstete Gelände im Mondschein. Und Ambros konnte kein Wasser gewahren, hörte nur das Rauschen der Wildach, die sich in der Mitte der Schuttfelder tief eingegraben hatte. Und dennoch sahen seine irrenden Augen überall das Bild einer tiefen, blaugrünen Flut. Und aus den kühlen, kristallenen Gründen lächelte immer wieder ein knöchernes Gesicht zu ihm herauf: die Erlösung von allen Liedern, die uns martern! Die Ruhe nach aller Qual! — Tröstend und schmeichelnd sprachen diese kühlen Gedanken zu seiner verstörten Seele. Doch die angstvollen Augen der Mutter stiegen vor seinem Herzen auf, er dachte an alle Pflicht seines Lebens, dachte an sein Werk — und da jagte er in Zorn dieses schwächliche Ruhverlangen aus seiner Stirne hinaus und wandte sich gegen die Wiesen. Das Rauschen dämpfte sich hinter dichten Büschen. Und deutlicher klang wieder der Gesang der wachenden Italiener durch die Mondnacht. Jetzt gab die Ferne diesen Klängen etwas Mildes und Träumerisches. Ambros wurde ruhiger. Und auch in ihm erwachte ein schmerzlich träumender Sehnsuchtsklang seiner dürstenden Liebe:

„Die Sehnsucht wandert in einem Scharlachkleid.
Das öffnet sie immer, öffnet es weit.
Doch wenn des Lebens schneidende Lüfte fließen,
Friert sie und muß das Kleid wieder schließen.

Die Sehnsucht reitet auf einem Märchenpferd,
Das ferne immer ein Wiehern hört
Und rennen möchte, rasen und schäumend jagen,
Wär's nur nicht an den Pflock geschlagen.

Die Sehnsucht friert. Drum bläst sie ein Feuer an
Und wirft dazu ihren letzten Span
Und haucht ihren letzten Atem in die Brände
Und verbrennt sich das Herz und die zitternden Hände.

Die Sehnsucht singt in Schmerzen ein wehes Lied,
Das suchend zu dunklen Fernen zieht
Und ruhelos schreit und schreit im rauschenden Winde:
Glück! Rufe doch! Rufe, daß ich dich finde!“

Im schwarzen Schatten des Buchenwaldes leuchtete ein langes, breites Band in silbernem Weiß. Und Ambros, aufgerüttelt aus seinem klingenden Sehnsuchtstraum, erschrak bis ins Herz. Er hatte diesen Weg nicht gewollt, nicht gesucht. Doch nun hielt es ihn fest. Regungslos an einen Baum gelehnt, blickte er immer auf die weiße Parkmauer hin, die der Mond umflutete. Was Ambros sann und fühlte, verwandelte sich in gleitende Bilder. Ruhelos huschten sie durch diesen weißen Glanz, alle roten Bilder seiner Freude, alle dunkeln Schatten seiner Qual.

Ein Geräusch in seiner Nähe weckte ihn. Doch die Straße war leer. Hatte nur sein Herz so laut geschlagen? Langsam ging er auf das Parktor zu, klammerte die Hände in das Gitter und preßte seine Stirn an die kalten Eisenstäbe. Was er sah, das war wie ein Märchen der Mondnacht. Die Ulmenallee; ihr schwarzer Schatten durchwirkt von kleinen Lichtern; in der Tiefe die beiden mondbeglänzten Fontänen und das stille, weiße Haus. Doch anzusehen war's wie eine finster drohende Höhle vor dem Eingang in den Zaubergarten aller Seligkeiten; und in der Nacht dieser Höhle glommen die Funkelaugen schwarzer Ungeheuer, die den Weg behüteten. Und ferne, ferne, jenseit alles irdischen Lebens, glänzte und winkte der silberne Tempel des Glückes. Und zwei riesenhaft gestaltete Wesen in gleißendem Stahlgewande hielten Wache vor der Schwelle des Tempels, duckten sich und spähten, richteten sich auf und drehten die schimmernden Gesichter nach allen Seiten.

Ambros, einen erwürgten Laut in der Kehle, richtete sich jählings auf. Ihm war's, als hätte er dicht in seiner Nähe den Atem eines Menschen gefühlt. Und als er das Gesicht über die Schulter wandte, stand hinter ihm die Graugestalt eines gebeugten Greises. Der sagte unter leisem Lachen: „So, Büeble? Bist da? Hab mir schon allweil denkt: heut kommst! D' Waldbluh is reif, die rote Freud möcht ausfliegen, und der Durst will trinken! . . . Gelt?“

„Waldrauscher!“

„Rausch! . . . Ja, Büeble! Rausch! Den Wald schau an! Und dir schau eini in d' Seel! Nacher weißt, was Rausch ist! . . . Aber wann einer nüchtern wird? Schau dir den Wald an in vier Wochen! Not und Elend! Und sieben Jahr lang Müdigkeit! Und jeder Baum muß warten ohne Freud, fufzg Jahr lang . . . bis ihn der alte Bauer niederschlagt.“

„Dein sinnloses Gerede versteh ich nicht. Aber du sollst mir sagen, warum du immer wieder in meiner Nähe bist! Was spionierst du auf meinen Wegen? Was willst du von mir?“

„Ich? Von dir, Büeble? Nix! Bloß gmeint hab ich, du könntst ebbes brauchen von mir!“ Ein spottendes Lachen. Dann wühlende Erregung in der Flüsterstimme des Alten: „Soll ich dir ebba den Baum zeigen, von dem einer leicht über d' Mauer einhupft? 's is ein alter Baum, hat sich net

Vor dem Spazierritt.

Gemälde von Hermann Richir.

viel verwachsen in siebnefufzg Jahr, macht allweil noch 's gleiche Leiterl! Oder weißt ebba 's richtige Fensterl net? Soll ich dir's zeigen? Soll ich dir sagen, wie einer beim Mondschein einikommt ins Schlößl, daß keiner ebbes mirkt davon als bloß die einzig, die man sucht in Glut und Ängsten?"

„Mensch!" Ambros faßte den Greis an den Schultern. „Mensch, was wagst du mir da zu sagen! Glaubst du . . ." Die Stimme erlosch ihm.

Und der Waldrauscher lachte barmherzig. „Geh, Büeble, tu dich net verstellen vor mir! Schau, alles was glutet und blüht in dir, is grad wie Bluh und Fuier in meiner Seel! Und weißt . . ." Sein Flüstern wurde noch leiser. „Heut hab ich enk zugschaut. Musi habts gmacht, daß mir daucht hat: 's lichte Glück und die rote Freud, die singen miteinand. Und lachen und reden hab ich dich hören. Freilich, wenn einer d' Sunn und den süßen Rausch in ihm drin hat, sieht er den Herrgott allweil schön. Ja, fein hast predigt! Den Kaplan hast sauber abidruckt übern hofchristlichen Wagen!" Wieder ein kurzes Lachen und dann ein Klang voll schmerzlicher Zärtlichkeit. „Ja, 's beste Christentum hast einigredt in ihr aufgwachts Herzl! 's Glauben aus der heiligen Freud aussi is ihr leichter worden in eim Viertelstündl als wie's müde Beten in der Angst von zwanzg verlorene Jahr! Ein Himmel is eingfallen, der wie ein Kinderkripperl auf gläserne Füß gstanden is. Und ein anderer is ihr gwachsen in der Seel, einer, wo der Wald blüht, und wo d' Engerln ausschauen wie glückselige Menschenleut! Und der neue Herrgott hat blonde Haar. Und der neue Himmel hat Sterndln, die grad so glanzen wie deine Augen."

„Waldrauscher!" stammelte Ambros in einer Erregung, die seinen Körper schüttelte und seine Stimme verwandelte. „Waldrauscher, bist du irrsinnig?"

„Na, Büeble, mir daucht ehnder, ich weiß ein bißl z'viel! Freilich, da schaut's nacher allweil aus, als ob einer ein Narr wär. Ein bißl ebbes wissen — aaah, da kann er stolz sein, der Mensch! Aber viel wissen, das heißt allweil 's gleiche wie gar nix wissen! . . . Aber heut, Büeble, bei enk zwei, da hat's kein bsundern Verstand net braucht. Und hätt ich mir d' Ohren verstopft und d' Augen verhalten . . . was in enk zwei is, das hätt ich allweil gsehen. Und zugschaut hab ich enk in Freud und Kümmernis. Und allweil bin ich dabeigwesen, 's andermal grad so wie heut. Hast mich denn gar nie gsehen? Oder hast meine Augen net kennt? . . . Siebenfufzg Jahr in der Einschicht! So ebbes macht andere Gsichter. Aber d' Augen sind allweil 's gleiche. Ein Aug hat ebbes vom Herrgott, muß ebbes haben von der Ewigkeit. Hast meine Augen net kennt?"

„Waldrauscher!" Ambros war vor dem Greise zurückgewichen. „Mensch, der du keinen Namen hast, wer bist du? Mir wird unheimlich in deiner Nähe. Geh deiner Wege und mich laß allein!" Er wandte sich ab und folgte der mondhellen Straße, in der Richtung gegen das Kirchdorf hin.

„Halt, Büeble! Den falschen Weg hast! Umkehren mußt, wann d' heim willst zur Wildacherin! Oder suchst dir ein andern Weg?"

Ambros, ohne ein Wort zu erwidern, ging die Straße zurück. Er kam am Parktor vorüber und warf noch einen verstörten, dürstenden Blick in diese dunkle Schattenhöhle, aus deren Tiefe das Zauberland des Glückes schimmerte. Und schweigend duldete er's eine Weile, daß der Waldrauscher an seiner Seite blieb. Doch plötzlich, als sie im schwarzen Buchenwalde gingen, schrie er in Zorn: „Du, laß mich allein!"

Ruhig sagte der Waldrauscher: „Büeble, da kennst d' Welt und 's Leben net! Da verlangst ebbes, was net sein soll. D' Menschen, die zueinand ghören, sollten einand nie allein lassen. Von der einschichtigen Zeit kommt allweil 's Ärgste her. Heut führ ich dich heim! Ich müßt mich in mir und in dir net auskennen, wann dich heut net schon gfragt hättst, wo die Große Not am höchsten is oder 's Wasser am tiefsten!"

Nicht die Wahrheit dieses Wortes, sondern die Ruhe, mit der das graue Männlein gesprochen hatte, wirkte erschütternd auf Ambros. Ein stummes Schluchzen durchrüttelte ihn bis ins innerste Leben. So stand er eine Weile in der Finsternis. Dann sagte er: „Ich danke dir, Waldrauscher! Ja, komm und geh mit mir! Einsamkeit ist eine Gefahr. Und mein Weg in dieser Nacht ist hart und bitter!"

„Halt ja, Büeble?" Der Alte nahm Ambros bei der Hand, wie erwachsene Menschen einen Knaben führen. Nun traten sie aus dem schwarzen Waldschatten hinaus in das offene Mondland. Und da mußten sie stehenbleiben und schauen — so verschwenderisch reich an geheimnisvollem Reiz und webendem Silberglanz war dieses Traumbild der im Blütenrausche schlafenden Erde. Schimmer, wohin das Auge sah. Und auch die Schatten waren wie Schönheit, die unter Schleiern ruhte. „Da, Büeble, mach d' Augen auf! Wär's ebba net fein auf der Welt? Gelt, 's is der Müh wert, daß einer lebt! Und d' Welt wird net minder, weil eim 's Herzl weh tut. Ah na! Was einer leiden muß in sauberer Seel, is bloß ein Leiterl nach aufwärts, weißt!" Der Alte schrie einen Jauchzer in die schöne Nacht hinaus. Und während er mit Ambros im Mondschein neben dem Altwasser hinging, fing er zu singen an, in seiner wunderlichen Art:

„A Freud und a Wehdam,
A Frost und a Brand,
A Glanz und a Schatten,
s' gheart alls zuanand!
Schau, d' Welt, dö hat Sachen,
Bald liacht und bald trüab.
Und 's Liachtest und 's Trüabste,
Dös hoaßen mer: d' Liab!

Und d' Liab is a Lachen,
Der Sunnschei(n) hat's bracht,
Und d' Liab is an Elend,
Sei(n) Muatta hoaßt: Nacht!
Und d' Liab is a Fuierl,
Wo koaner net woaß:
Wer's zündt, und wia's brennt, und
Warum a so hoaß?"

„Waldrauscher!" stammelte Ambros. „Singe jetzt nicht! Jeder lachende Klang ist wie ein Messer in meinem Herzen. Aber hundert Jahre bist du alt . . ."

„Sagen wir: neunzg und ein bißl drüber!"

„Wer sollte das Leben kennen, wenn du es nicht kennst! Sag mir: wie kann das Süßeste eines Herzens solch ein Quälendes werden? Wie kann über einen redlichen und ahnungslosen Menschen herfallen, was ihn zerstören muß? Wie darf ihn die Liebe auf Wege führen, die vor unübersteiglichen Mauern enden? Vor Klüften, über die keine Brücke geht? Und in Wüsten der Sehnsucht und des Verschmachtens?"

Der Waldrauscher lachte und sang:

„Bua, d' Liab is a blinde,
A feldfremde Maus,
A Wildtaub im Käfi,
A Gast in deim Haus.
Der tuat, was er will, und
Der macht's, wie er mag,
Und schreit d'r: ‚Du Knechtl,
Jetzt tua, was i' sag!'

Und alles muaß ducken,
Der Mensch und der Stoa(n),
A Baam und der Bergwald
Und 's Blealm, dös kloa(n).
Und alles muaß Knecht sei(n),
Weard müad und verdirbt,
Bloß d' Liab, dö is d' Herrin,
Dö alleweil irbt.

Ob hundertmal gmaschkert,
Vertoalt und verstellt,
Sie is bloß an Oanzigs
Und älter als d' Welt,
Und jünger als 's Jüngste
Und alleweil neu,
Und Zwoa kann s' net zählen,
Zählt alleweil: Drei!

Und d' Liab, dö is sparsam
Und praßt und verschwendt,
Versteht si' auf alls und
Macht Experament.
Und nix is so gscheit als
Wia d' Liab — und so dumm!
Und so treibt s' ihre Unfürm —
I woaß net, warum!"

Ambros nickte, die Augen immer auf das ruhig fließende Altwasser gerichtet, auf dem die Reflere des Mondlichtes wie silberne Schmetterlinge spielten. „Ja, Waldrauscher!" Ein schwerer Atemzug erschütterte seine Brust. „Du bist klug! Nur schade, daß ich von deiner Klugheit nichts lernen kann."

„So? . . . Und daß ich sing, das plagt dich noch allweil?"

Ambros schüttelte den Kopf.

„No, schau, Büeble, es daucht mir: da hast gleich ebbes glernt. Auf d' Letzt vertragt er alls, der Mensch! Gelt, ja?"

Rauh vor sich hinlachend, blieb Ambros stehen. „Waldrauscher! Ich glaube, das Klügste an deiner Klugheit sind deine grauen Jahre."

„Ja, Büeble, ein bißl hast recht . . . aber net ganz."

Ambros verlor seine mühsam erkämpfte Ruhe. Und seine Stimme klang wie erwürgtes Schreien: „Wäre in dir alle brennende Sehnsucht meiner Jugend und Liebe . . . Waldrauscher, dann wärst du minder klug! Alles, was im Leben nach Leben dürstet, liegt hinter dir."

„Büeble! 's könnt sein, daß dich täuschen tust!"

„Hundertjähriger! Einsamer! Du! Welche Sehnsucht könnte in dir noch sein als nur die eine, von aller Mühsal eines erschöpften Lebens erlöst zu werden! Und Ruh zu finden! Und nichts mehr zu wissen, nichts, nichts, nichts!"

„Jungs Mannderl," sagte der Alte langsam und ernst, „da redst, wie gestern noch net reden hättst mögen, und wie d' morgen nimmer reden magst!" Nun erregte sich seine Stimme. „Tausend Sachen könnt ich dir sagen von allem Gusto, den 's Leben noch allweil hat für mich. Jeds Stündl im Wald heißt Schatzgraben und Goldfinden. So einischauen in alls, was ein Einzigs is! Tief einischauen . . . tiefer als andre! Und spüren, daß man von aller Ewigkeit ein Bröserl is! Und mirken, daß tausend Gsichter allweil die gleichen Augen haben! Und wissen: was glutet und schlagt in dir, is allweil gwesen und muß allweil bleiben. Und spüren: 's ander alles is grad so wie du, und du bist grad so wie 's ander alles! Und jeden Schreck verlieren und die alte, narrische Menschenangst! Und alls verstehn! Und doch nix wissen! Und dastehn wie ein Kindl und 's Kreuz schlagen vor lauter Andacht! . . . Büeble! Kannst mir's net nachspüren, wie viel Freud meine grauen Jahr noch allweil haben?"

„Waldrauscher!"

„Aber Freud? . . . Na, daß ich net lug! Von jeder Freud könnt ich lassen, heut wie morgen. D' Freud macht mich net leben. Ich kann net sterben, weil ich noch allweil auf ebbes hoffen muß! Und es kommt noch, es kommt, es kommt!" Die Stimme des Alten zitterte und geriet in fiebernde Hast. „Die gottsmächtige Welt hat ihren Zwang von Ewigkeit. Und jedes kleinste Leben hat sein extrigen Gwalt, dem's folgen muß. Heißt er: Lieb? Oder: Blut? Oder: Glück? Oder: Elend? Oder: ewige Narretei? Es is halt in mir! Und es laßt mich net sterben. Und allweil wart ich noch drauf, daß ich ein Wörtl hör, ein einzigs Wörtl, und daß ich ein Wörtl sagen darf, ein einzigs Wörtl!" Den Kopf zurückbeugend, krampfte der Waldrauscher die dürren Fäuste in seine Brust. Das Gesicht war grau im Mondschein, die Augen hatten starre Lichter, und die Haare, die unter der Lederkappe herausquollen, lagen silbern um seine Schultern her. „Ich könnt's ja aufschreien aus mir! Aber ein Riegel liegt mir vor der Seel. Als wären sechzg Jahr net gwesen, oder als tät's kein Zeit net geben . . . so hat unser Herrgott ein zweitsmal 's Allersüßeste denkt! Aber ein zweitsmal wirfst kein sündhaften Stein in so ein heilgs Brünndl! Na, Büeble, na! . . . Warten muß ich! Allweil warten! . . . Und hüten, ja! . . . Und es kommt noch, es kommt, es kommt!"

Ambros blickte in diese entstellten Züge, in diese irrenden Augen. „Waldrauscher! Was du vorhin sprachst . . . von den Freuden deines Alters . . . das weckte etwas Starkes in mir und gab mir einen Halt und Trost. Doch jetzt versteh ich dich nimmer . . ."

Wie ein Erwachender streckte sich der Greis. Und lachte. „So? Hab ich ein paar rauschige Wörtln gredt? Da mußt net aufpassen drauf. Ein bißl angsteckt hat's mich halt. Genius loci, weißt, genius horae! D' Narretei liegt in der Luft. Und alle zwei haben wir's eingschnauft! . . . Waldrausch! Waldrausch! Waldrausch! . . . Komm, Büeble, laß dich heimführen! Noch allweil haben wir unsern Verstand zur Not beinander, wir zwei. Aber söllene Rauschnächt könnten ein' narrisch machen." Durch die graue Wiese hinschreitend, fing er in schrillem Diskant zu singen an:

„Und der Wald, der is rauscht,
Der Wald is verliabt,
Und sei(n) Liab, dö weard fliaget
Und fludert und stüabt!
Und zehntausend Hearzln
Hat jedweder Baam,
Und jeds hat sein Hunger,
Sein fuirigen Traam.
Und morgen, da fliagen s'
Und fragen ihr Gschick,
Und da findt von em Tausend
An oanzigs sei(n) Glück.
Dö andern, dö fallen
Ins Mies und ins Gstoa(n)
Und leiden und hungern
Und sterben alloa(n)!
Gott Vater im Himmel,
So spricht der Kaplan,
Nimmt ahl seiner Künder
Sich lübevohl an!"

Nach dem grotesken Hochdeutsch dieser letzten Verse begann der Waldrauscher ein Jodeln, das mit Gelächter endete. Bei diesem Lachen schien er seine Ruhe wiederzufinden. Doch Ambros zitterte vor Erregung. In alle Pein seines eigenen Herzens wirrte sich ihm das rätselhafte Lebensgesicht dieses waldklugen und doch wie aberwitzig erscheinenden Greises. Welche Schmerzen schrien, sangen und lachten da herauf aus einer versunkenen Jugend? Welch ein Schweres war auf sein Leben gefallen, daß dieses Leben einsam verdorren mußte? Und welche Hoffnung war noch in diesem Hundertjährigen und ließ ihn nicht sterben? Rote, glühende Bilder schimmerten da herauf aus dem Blütenrausch einer grauen Vergangenheit; doch Ambros vermochte keins dieser Bilder zu fassen, keins klar zu schauen. Und welch ein unbegreiflicher Gegensatz: die äußerliche Lebensarmut dieses Greises und der geistige Reichtum unter dieser gerunzelten Stirn! Und wie kamen lateinische Worte auf die Zunge des Waldrauschers? Nicht aufgeschnappte Floskeln, wie der Bauer sie gerne nachschwatzt — sondern Worte, die der Alte in ihrem Sinn erfaßte und an der rechten Stelle gebrauchte! Und dieser sprudelnde Quell seiner kleinen, klugen, bald träumerischen, bald höhnenden Lieder? Aber alles Volk ist reich an Liedern — solch ein klingender Quell kann auch in Herz und Stirn eines Bauern erwachen, sich üben und formen, bis spielender Mutterwitz sich verwandelt in Kunst. Doch dieses andere: dieses wundersame Fühlen, Schauen und Ahnen vor dem ewigen Rätselgesichte der Natur? Wie sollte ein Kind des Volkes zu solch einer freien Naturerkenntnis und Weltanschauung gelangen? Oder war der Waldrauscher kein Kind des Dorfes? Hatte ihn ein schweres Schicksal, ein „irregeflogener Blütenrausch" seines Herzens, von der Stadt in den Wald verschlagen — wie der Schreck vor dem Leben die Heiligen in die Wüste trieb? Und hatte unstillbare Sehnsucht aus einer hoffnungsfrohen, mit allen Gaben des Geistes und der Seele beschenkten Jugend das gemacht, was da grau und kleingebeugt durch den Mondschein wanderte und wie in verhüllten Schmerzen leise vor sich hin kicherte? Ambros fühlte diesen Gedanken wie einen Schicksalsspruch, der

über sein eigenes Leben gefällt war. „Was ich da sehe neben mir, das ist nicht Wirklichkeit und Gegenwart, das ist eine wesenlose Gestalt der Angst, die aus meinem Herzen heraustrat in den Mondschein . . . ist ein Spiegelbild des Lebens, das mir kommen wird, ein prophetischer Schemen meiner Zukunft!“ Das Gesicht in die Hände pressend, blieb er stehen, erschüttert in allen Sinnen.

„Komm, Büeble!“ sagte der Waldrauscher ruhig. „Halb zwei hat's geschlagen. In drei Stündln ist d' Sonn wieder da! Und da mußt wieder frisch zur Arbeit aussi!“

Ambros klammerte sich an den hageren Körper des Greises. „Waldrauscher . . . der du alles erlebtest an dir selbst . . . sag mir: was soll ich jetzt beginnen mit meiner in die Irre geflogenen Sehnsucht? Mit meiner nutzlos blühenden Liebe? Ich fühle, das wird nie in mir erlöschen! Das ist ein Ewiges in meinem Herzen! . . . Waldrauscher! Was soll ich denn jetzt beginnen mit meinem verflogenen Leben?“

„So halten sollst es, wie's allweil gwesen is. Net schlechter sollst es werden lassen!“

„Schlecht! Schlecht! Schlecht! Hätt' ich nur heute dieses grauenvolle Wort nicht gehört! Was ich sehen mußte bei diesem Wort, das hat sich festgesogen an mir. Nun ist es in meinem Blut!“ Wie ein Wahnsinniger schrie Ambros in den Mondschein hinaus: „Was ist Reinheit, Waldrauscher? Das weiß ich nimmer!“

„Komm, Büeble, laß dich heimführen! Und ich bleib vor deiner Hofreut hocken bis in der Fruh, und wann ich dich morgen bei der Arbeit weiß, nacher leg ich mich schlafen im Wald. D' Arbeit hat, um ein Menschen aufrecht z'halten, noch allweil festere Händ als ich!“

Sie waren schon nahe bei der Hecke, die den Garten der Wildacherin umzog. Da krampfte Ambros seine Faust in die Schulter des Alten unter jagendem Geflüster: „Waldrauscher! Die Liebe, sagst du, ist ein Ewiges. Wie Gott! Ist älter als die Welt. Wie Gott! Ist stärker als alles blühende und atmende Leben. Sie allein ist die Herrin! Und befiehlt. Und wir, Waldrauscher, denen sie dies namenlos Schöne in die Seele und ins Blut gegeben? Müssen wir nicht gehorchen? Ist Liebe, die wir in Redlichkeit fühlen, nicht auch ein Recht? Hat Liebe nicht die Pflicht, zu gewinnen? Und zu besitzen? Und zu blühen nach dem Willen der Natur?“

Lange schwieg der Waldrauscher. Dann sagte er zögernd: „D' Natur, Büeble, is allweil ein unsichers Frauenzimmer. Wer weiß denn, wie sie's will? Und freilich, so viel Recht, als sich einer nimmt, hat einer allweil. Aber wie söllene Rechtlichkeiten halt ausfallen? Büeble, da kunnt ich dir viel drüber sagen. Aber jeder Rat wär Sünd an dir . . . und net bloß an dir allein. Auf söllene Fragen müßts enker Antwort selber finden . . . ihr zwei! Aber dir, Büeble, dir sag ich heut noch ebbes! Und komm! Das sag ich dir am Gartenzaun. Da mag ich nacher kein Wörtl nimmer hören von dir!“

Sie schritten stumm durch den Mondschein.

Auf der Straße, vor dem Zauntürchen der Wildacherin, streckte sich der Greis an Ambros hinauf und schlang den Arm um seinen Hals. „Büeble, bsinnst dich noch drauf? Einmal, da hab ich dir ein Liedl gsungen. War's gestern oder fürgestern? Ich könnt's nimmer sagen. Aber ganz ein kleines Mannderl bist noch gwesen. Bucken hab ich mich müssen bis abi zu dir! Heut muß ich mich strecken. Aber 's gleiche Wörtl sag ich dir heut: Büeble, du hast Herrgottsaugen! Laß dir nix einreden, laß dir nix ausreden! Was einer findt mit söllene Augen, is allweil 's Rechte! Was einer sieht mit söllene Augen, is allweil ebbes mit farbschöne Flügerln, die man im Rausch oder in der Nüchternheit net stutzen und rupfen därf.“ Der Waldrauscher lachte leis. „Weißt, 's Liedl von selbigsmal, das hab ich schon lang vergessen. Da mach ich dir halt ein anders, gelt! Es daucht mir, daß ich heut alt und gscheit gnug wär für's richtige Gsangl. Sechs Jahr noch bis hundert! Und viel hat mich gwundert und gmartert und gfreut! Neunzg Jahr lang bis heut! Weißt, d' Jahr, die wo dumm san, gehn Straßerln, die krumm san! Wenn d' Irrnis ein plagt, wird 's Gute derfragt!“ Das kichernde Geflüster des Alten verwandelte sich in feines, zärtliches Singen:

„Und 's Beste vom Guten
— Magst lachen, magst bluten —
Is a Plag oder Freud,
Dö d' Sunna net scheut;
Is a Seel, dö koan Fleck hat,
A Liab, dö koan Schreck hat,
A Hearz ohne Reu
Und a blinksaubre Treu!

Da kannst nacher sagen:
Komm, Rausch, tua mi plagen,
Treib's grad oder krumm,
Du wirfst mi net um!
Natur und was sunst is,
Was Fluach oder Gunst is,
Verlust oder Gwinn —
I bleib, was i bin!“

Noch ein Lachen, halb weh und halb spottend — ein paar klappende Schritte im Mondschein — und der Alte war verschwunden.

„Waldrauscher . . .“ Ambros streckte die Hände.

Da klang es von irgendwo aus den schwarzen Schatten: „Guten Morgen, Brosle! Ein andersmal wieder!“

(Fortsetzung folgt.)

Dreißig Jahre österreichischer Kulturarbeit in Bosnien und der Herzegowina.

Von August Fournier.

Kürzlich wurde Europa von der Nachricht überrascht, Österreich-Ungarn habe Bosnien und die Herzegowina, die es seit dem Jahre 1878 verwaltete, die aber formell noch unter der Souveränität des Sultans standen, dem Reich einverleibt. Man staunte. Denn eines so energischen und selbstbewußten Schrittes hatte man sich von dem Donaureich und seiner stets so friedliebenden und genügsamen Regierung nicht versehen. Und vollends auf dem heißen Balkanboden. Und doch war unter den Verhältnissen, wie sie sich im Laufe dieses Jahres gestaltet hatten, nichts natürlicher als dieser Vorgang, den nicht nur das Interesse Österreichs und Ungarns gebot, sondern auch das von Europa heute ebenso forderte, wie seinerzeit die Okkupation dieser türkischen Provinzen durch das Habsburger Reich notwendig gewesen war. Denn bei der in Konstantinopel durch die Jungtürken vertretenen und von außen genährten Tendenz der Zurückweisung fremden Einflusses und bei der alles Maß übersteigenden aufwiegelnden Agitation, die daraufhin von Serbien her in den beiden Ländern in Szene gesetzt wurde, erwies es sich als unerläßlich, durchaus klare Zustände zu schaffen, die für keinerlei Ränke Raum übrig ließen. Sonst konnte es am Ende geschehen, daß Österreich der Frucht einer dreißigjährigen opfervollen Anstrengung im Dienste der Zivilisation verlustig ging oder sie sich nur mit einem neuen Aufwand an Kraft und Blut zu sichern vermochte. Darauf durfte es der Lenker der österreichischen Politik nicht ankommen lassen. Und daß er richtig gehandelt hat, beweist nichts deutlicher als das einmütige Vertrauensvotum, das er in Ofenpest von den Delegationen der beiderseitigen Vertretungskörper erhielt — ein gültiger Beweis auch dafür, daß die Nationen der Monarchie, die sonst so oft im Streite gegeneinander liegen, in Momenten, da ein wichtiges Gesamtinteresse in Frage steht, einig und geschlossen dafür einzutreten bereit sind.

Vor Zeiten, im 12. bis 14. Jahrhundert, war Bosnien von Ungarn abhängig gewesen, hatte sich aber dann unter

eigenen Königen der magyarischen Oberhoheit immer mehr entzogen, bis die Türken dieses Land und die südlich davon gelegene Herzegowina im Jahre 1463 unterwarfen. Die meisten der sämtlich slawischen Einwohner hatten jenerzeit einer christlich-manichäischen Sekte, den Bogomilen oder „Gottesfreunden", angehört, einem Glauben, den später die Grundaristokratie des Landes abschwor, um ihren Besitz zu retten; sie wurde mohammedanisch und kämpfte in den Eroberungskriegen der Türken mit, ohne allerdings deren Sprache anzunehmen; man redete in Bosnien nach wie vor nur Serbisch. Die kleinen Leute, Zinsbauern und Pächter (Kmeten) blieben Christen und hatten von den Renegaten, die die herrschende Kaste bildeten, viel zu leiden. Namentlich nachdem die Beutezüge der Osmanen am Widerstande der österreichischen Heere ihr Ende gefunden hatten und den Kapitanen damit eine wichtige Einkommensquelle versiegt war. Sie drückten dann aber nicht nur ihre christlichen Untertanen, sie lehnten sich bald auch gegen den Großherrn und die seine Steuern heischenden Weiire auf. So im Jahre 1831, ferner 1849 und 1850 und zuletzt noch 1875, wo die Aufstandsbewegung von der Christenheit der Herzegowina ausging und einen Teil Bosniens erfaßte. Es rangen die Rajahs gegen ihre Bedrücker, die Moslems gegen den absoluten Herrscherwillen des Sultans; kurz, es waren Unruhen ohne Ende, die auch das angrenzende Österreich Ungarn in Mitleidenschaft zogen, wo zahlreiche Flüchtlinge Schutz und Unterhalt suchten und nebenher die stammverwandte Einwohnerschaft beunruhigten. Da war es denn Europa, das auf dem Berliner Kongreß die Ordnung der türkischen Dinge in die Hand nahm und Österreich mit der Okkupation und Verwaltung der unruhigen Provinzen betraute. Österreich erklärte sich bereit, die Mission zu übernehmen, und um so lieber, als im Jahre 1866 in Italien und Deutschland seine Machtsphäre wesentlich eingeschränkt worden war und Franz Joseph I. dahin strebte, diesen Ausfall an politischer Geltung ehestens wieder wettzumachen. Auch hatte der Verlust Venetiens aus Dalmatien einen unsicheren Besitz gemacht, wenn dessen Zusammenhang mit der Monarchie nicht aufs neue durch ein Hinterland gefestigt wurde.

Wer da aber gemeint hatte, daß Österreich die Länder, ohne Widerstand zu finden, werde besetzen können, sah sich bald getäuscht; ihre Okkupation ging durchaus nicht glatt vor sich, und die kaiserlichen Truppen mußten sie in monatelangen Kämpfen erst erobern. Dann allerdings schufen sie Ordnung und Ruhe, indem sie zunächst im Verein mit einer neugebildeten Gendarmerie in großen Streifungen den zahlreichen Räuberbanden ihr Handwerk legten. Erst als so die Sicherheit hergestellt war, konnte die von dem gemeinsamen Finanzministerium in Wien gelenkte Zivilverwaltung ihr Werk beginnen.

Sie begann es vorsichtig und mit großer Schonung namentlich der konfessionellen Verhältnisse, die sie unter dem Gesichtspunkte vollständiger Gleichberechtigung auffaßte. Den Mohammedanern, den Hauptfeinden der neuen Regierung, blieben ihre religiösen Gebräuche unangetastet, ebenso ihre Abhängigkeit vom Schich ül Islam in Konstantinopel. Man gab ihnen in dem Reis ül Ulema in Sarajewo ein geistliches Haupt und ließ sie ihr Kultusvermögen, den zur Bestreitung der Auslagen für Moscheen, konfessionelle Schulen und Spitäler bestimmten „Vakuf", unter staatlicher Kontrolle selbständig verwalten. Blieben so die religiösen Interessen der Moslems uneingeschränkt, so kamen die der beiden christlichen Konfessionen, der griechisch orthodoxen und der katholischen im Westen, erst jetzt zu der Geltung, die sie, trotz aller schönen Reformgesetze, unter türkischer Herrschaft nicht zu gewinnen vermochten. Die ersten standen und stehen noch unter den Metropoliten von Sarajewo, Mostar und Dolnya Tuzla, die vom Patriarchen in Konstantinopel abhängen; sie bilden den stärksten Bestandteil (42 v. H.) der ganzen Bevölkerung, über 600000 Seelen, während die Mohammedaner nur ein Drittel, die Katholiken bloß 340000 betragen. Diese haben in Sarajewo einen Erzbischof und Bischöfe in Mostar und Banjaluka; sie sind die ältesten Bewohner des Landes und waren im Laufe der letzten Jahrhunderte zugleich am schlimmsten gedrückt; heute sind sie zumeist Freibauern und politisch gleichwertige Bürger eines modernen Staatswesens. Der wesentlichste Erfolg, den die neue Verwaltung bald erzielte, war nun, daß es ihr gelang, die leidenschaftliche Feindseligkeit zwischen Mohammedanern und Christen, die den ganzen Orient kennzeichnet, hier, wenn auch nicht völlig zu beseitigen, so doch zu mildern, indem sie Vertreter beider Kategorien in Beiräten der einzelnen Verwaltungsbehörden für gemeinsame Interessen zusammenwirken ließ. Es stand der Landesregierung, der der jeweilige Oberkommandant der Besatzungstruppen als Landeschef präsidierte, ein Landesverwaltungsrat aus zwölf Vertrauensmännern zur Seite, während jede der sechs Kreisvorstehungen über einen Beirat von sechs und jede der 48 Bezirksbehörden über einen solchen von vier Vertrauensmännern verfügte. Das waren geistliche Würdenträger und andere auf ein Jahr erkorene Vertreter der Bevölkerung aus den verschiedenen Religionslagern, die hier eine starke Autorität einander näherte und zur Erreichung gemeinnütziger Zwecke sich verständigen und einigen lehrte. Freilich war den Mohammedanern ihr Verlust an politischer Alleingeltung und sozialer Überlegenheit anfangs sehr empfindlich, und es sind auch mehrere tausend von ihnen ausgewandert, aber Zeit und Einsicht haben sie dazu gebracht, sich zu fügen und die neue Administration als etwas auch ihnen Nützliches zu begreifen. Ihre Auswanderung, die übrigens nicht mehr als 17000 betrug, hörte allmählich auf. Die Zahl der Bevölkerung stieg in den letzten dreißig Jahren von 1 158 000 auf 1 700 000.

Ein zweiter Schritt, den die neue Regierung tat, um die Einwohnerschaft mit den neuen Verhältnissen zu versöhnen, bestand in ihrer Fürsorge für eine bessere Volksbildung, als sie bisher bestanden hatte. Denn unter der Türkenherrschaft war von einem geordneten Schulwesen so gut wie nicht die Rede gewesen, obgleich ein sehr ausführliches Schulgesetz auf dem gleichen Papier stand, auf dem alle die schönen Reformversprechungen verzeichnet waren, zu denen sich die Pforte unter dem Druck Europas hatte herbeilassen müssen. Staatsschulen gab es überhaupt nur für die Mohammedaner, die wieder bloß Religionsschulen (Mektabe und Medressen) waren. Diese blieben auch nach 1878 bestehen und dauernd auf einer sehr niederen Stufe. Daneben aber wurden an 250 Volksschulen neu gegründet, bei denen nur zu bedauern ist, daß sie, da ein Schulzwang fehlt, von dem von Natur aus trägen und dem Fatalismus ergebenen Landvolke zu wenig in Anspruch genommen werden, so daß heute noch eine sehr starke Anzahl von Analphabeten vorhanden ist. Dagegen hat sich in den Städten ein so großer Bildungseifer gezeigt, daß sich die Landesverwaltung veranlaßt sah, eine ganze Reihe von Lehranstalten und Instituten ins Leben zu rufen: einige Gymnasien, eine Realschule, mehrere Handelsschulen, eine Mittelschule zur technischen Ausbildung von Baufahrern, Forstmännern und Bergbeamten, eine Juristenschule, die junge Moslems in dem ihrem Glauben entnommenen Zivilrecht (Scher'i) unterweist und auf ihre Laufbahn als Richter (Kadis) vorbereitet, ferner ein Militärerziehungshaus für Aspiranten der Kadettenschulen, ein paar höhere Mädchenschulen, ein Lehrerseminar, eine Handwerkerschule zur Hebung des Kleingewerbes, das sehr daniederlag und sich auch heute nur schwer gegen die Konkurrenz der aus Österreich und Ungarn eindringenden Fabrikwaren behauptet, schließlich Lehrstationen für Viehzucht, Obst- und Weinkultur, eine Anstalt für die Belebung des von alters her in gewissen Richtungen nennenswerten Kunstgewerbes (Waffen, Teppiche) und ein bosnisches Museum. Diese Bildungsmittel wurden von den städtischen Bevölkerungen eifrig in Anspruch genommen und trugen dadurch viel zum Aufblühen namentlich der Hauptorte des Landes bei.

Neben der Sorge für das geistige ging die für das leibliche Wohl der Bevölkerung einher. Sie äußerte sich zunächst in

Maßregeln zur Hebung des Sanitätswesens. Davon war unter den türkischen Gouverneuren wenig vorhanden gewesen: ein paar eingehende, aber nicht beachtete Vorschriften für Ärzte, ein einziges, vom Vakuf dotiertes Hospital für Mohammedaner und eine einzige Apotheke für das ganze Land, das war alles. Dafür waren aber alljährlich allerlei Epidemien, insbesondere die Cholera, als ständige Gäste eingekehrt. Die neue Sanitätsverwaltung, die im Jahre 1879 organisiert wurde und seit 1895 von einem Landessanitätsrat geleitet wird, hatte daher so gut wie alles zu tun. Sie schaffte gründlich Wandel. Heute gibt es ein vortreffliches, nach dem Pavillonsystem eingerichtetes Landeshospital in Sarajewo, das auch schon die Mohammedaner aufsuchen, eine Anzahl von Bezirks- und Gemeindehospitälern, über hundert staatlich angestellte Ärzte und ein halbes Hundert öffentlicher Apotheken neben zahlreichen Hausapotheken von Heilpersonen. Die ehedem fürchterliche Unsauberkeit in den Städten ist hygienischen Verhältnissen gewichen, die sich von denen in Österreich und Ungarn nicht mehr unterscheiden.

Was aber der Bevölkerung am meisten aufhalf, ihre Not bannte und einen gewissen Wohlstand gründete, das waren die Maßnahmen der österreichischen Regierung dort, wo die allermeisten Kräfte der Bevölkerung (80—90 v. H.) ihre Beschäftigung suchen und finden: in der Landwirtschaft. Vor der Okkupation war in Bosnien die Art, den Boden zu bestellen, außerordentlich primitiv gewesen; man arbeitete mit schlechten Geräten, die Düngung war unzulänglich, über eine armselige Dreifelderwirtschaft war man nicht hinausgelangt. Der genügsame, nüchterne und nebenher sehr gleichmütige Landmann begnügte sich mit dem, was die Erde hergab, wenn er sie nicht ganz brach liegen ließ und sich ausschließlich der Viehwirtschaft zuwandte, da die anarchischen Zustände seßhafte Berufe nicht eben begünstigten. Das wurde nun gleich nach Herstellung der Sicherheit im Lande besser. Und als dann die neue Verwaltung mit nicht unbedeutenden Mitteln die freiwillige Ablösung der Pachtzinspflicht und die Erwerbung freien Grundes förderte, so daß der Bauer das Landstück, das er bisher verdrossen für andere bebaut hatte, fortan als sein Eigen mit mehr Liebe bearbeiten konnte, als sie Grundbücher einführte und damit den neuen Besitz gesetzlich sicherstellte, als sie mit allerlei Belehrung zu Hilfe kam, in den Volksschulen landwirtschaftlichen Unterricht erteilen ließ, die Tätigkeit des Landmanns auf neue Zweige leitete, Saatfrüchte zur Verfügung stellte und die Anschaffung besserer Gerätschaften vermittelte, da konnte der Erfolg selbst bei diesem schwer beweglichen Volksstamm nicht ausbleiben. Die Ernte, die beispielsweise in den ersten Jahren, 1882 bis 1887, nur 7 Millionen Meterzentner ergeben hatte, ergab ein Jahrzehnt später, 1892 bis 1896, schon 15 Millionen. Im Jahre 1898 erntete man auch bereits 650 000 Meterzentner Kartoffeln, deren Anbau fast ganz verschwunden gewesen war, 350 000 Meterzentner Zuckerrüben, deren Anpflanzung man erst 1881 eingeführt hatte, 240 000 Meterzentner Pflaumen, die einen hervorragenden Ausfuhrartikel darstellten. Und dazu gesellte sich, von der Regierung gleichfalls angeregt, die Kultur von Garten- und Handelspflanzen in immer steigender Menge.

Und ebenso segensreich griff das neue Regime in die Viehwirtschaft ein, die, was die Qualität der Tiere betraf, alles zu wünschen übrigließ. Pferde und Rinder, für die es häufig an jeder Stallung fehlte, waren viel zu früh zu Zugleistungen verwendet und der kleine unansehnliche Schlag durch keinerlei Rassekreuzung verbessert worden. Nun wurde die Pferdezucht gehoben, indem man in Sarajewo ein Hengstdepot mit prächtigem Vollblut gründete, Pferderennen veranstaltete und Preise verteilte. Zur Verbesserung der Rindviehrasse führte die österreichische Verwaltung das Körsystem ein; sie hob durch ins Land gebrachte Zuchttiere die Qualität von Schafen, Schweinen und Ziegen und vermittelte durch eine eigene Geflügelzuchtanstalt den Hühnerhöfen ein vortreffliches Material. Die Bienen- und Seidenraupenzucht fand seitens der Behörden ebenfalls eine eifrige Pflege. Dazu kamen amtlich überwachte Viehmärkte, kam eine umsichtige Veterinärpolizei, kamen Viehbeschau und Viehpässe. Auch hier lohnte ein stets wachsender Erfolg die fördernde Sorge des Staates. Denn der Viehstand hob sich gleich in den ersten 16 Jahren (1879—95) von 2 700 000 auf 7 Millionen Stück, was das Volksvermögen nicht unbedeutend vermehrte und auch die widerspenstigsten Elemente von der nutzbringenden Wirksamkeit des neuen Regiments überzeugte.

Andere Erwerbsarten wurden darüber nicht vernachlässigt. Von Anstalten zur Hebung und zum Schutz der heimischen Kleinindustrie ist bereits gesprochen worden. Daneben wurde aber auch eine Großindustrie in ihren Anfängen begünstigt, so daß es heute schon eine ganze Reihe von Fabriksunternehmungen gibt: Eisen- und Stahlwerke, chemische Fabriken, die sich namentlich mit der Erzeugung von Soda befassen, eine Papier-, eine Leder-, eine Faßdaubenfabrik u. a. — was freilich nach unseren Begriffen nicht viel für eine Bevölkerung von anderthalb Millionen bedeutet, aber doch sehr viel im Vergleich mit den Zuständen der Unkultur, in denen Österreich Land und Leute seinerzeit übernahm.

Natürlich konnten diese wirtschaftlichen Fortschritte nur dann zu voller Geltung kommen, wenn sie durch die entsprechenden Verkehrsbehelfe unterstützt wurden. Von den herrlichen Straßen, die einst die Römer durch diese Gebiete ihres Weltreichs gelegt hatten, bestand damals freilich keine mehr. Im Mittelalter, zur Zeit des bosnischen Königtums und unter der darauf folgenden Türkenherrschaft, gab es nur noch Karawanenwege, auf denen sich Tragtiere und Karren mühselig fortbewegten. Und so war es im wesentlichen auch bis zur Okkupation geblieben. Höchstens, daß von den Türken hundert Kilometer Eisenbahn von Banjaluka bis an die nordwestliche Grenze bei Kostajnic gebaut worden waren und etwa 1000 Kilometer halb verfallener und kaum benutzbarer Fahrwege noch bestanden. Erst die Österreicher bauten 4000 Kilometer fahrbarer Straßen und Reitwege, legten ein Netz von Eisenbahnen an und schufen eine geregelte Post- und Telegraphenverbindung. Auch das Telephon ist seit Jahren schon in Bosnien heimisch, und eine elektrische Stadtbahn durchquert Sarajewo. Das Eisenbahnnetz — teils Staats-, teils Privatbahnen — wird in den nächsten Jahren völlig ausgestaltet werden; heute aber befährt man schon 1300 Kilometer Schienenwege. Und da einer davon auch durch die Herzegowina bis nach Ragusa an die dalmatinische Riviera führt, sind nicht nur wertvolle Verbindungen mit dem Innern der Monarchie geschaffen, sondern auch dem Fremdenverkehr, den die Landesregierung durch vortrefflich geleitete Hotels mit großem Komfort zu billigen Preisen wesentlich zu unterstützen bestrebt ist, schöne Ziele erschlossen.

Zu alledem kamen noch der Eifer, mit dem die österreichische Verwaltung alle Schätze zu heben bemüht war, die Bosniens Natur darbietet, die Sorge, mit der sie die zusammengehauenen Wälder aufforstete und sachgemäß betreuen ließ, so daß sie heute reichen Ertrag liefern, die Umsicht, mit der sie schon im Jahr 1880 durch ein Berggesetz die Schürfungen regelte, um dann binnen kurzer Frist nicht weniger als 30 Kohlenbecken festzustellen, und die Tatkraft, mit der sie an die Ausbeutung der vorhandenen Silber- und Quecksilber-, Eisen- und Kupferminen, der Salzlager und Mineralquellen schritt. So erhält man im ganzen ein überaus lebensvolles Bild staatlicher Fürsorge für ein Land, das dadurch aus orientalischer Vernachlässigung zu modernen europäischen Zuständen gelangte, ein Beispiel erfolgreichster Kulturarbeit, wie sie selbst den geübten Händen der Briten in so kurzer Zeit nur selten gelungen ist. Nichts spricht deutlicher hierfür als die Tatsache, daß das Land Jahr für Jahr für seine eigenen Bedürfnisse aufkommt — ein Eisenbahnanlehen bildet den wesentlichsten Teil seiner öffentlichen Schuld von 146 Millionen Kronen — und daß Einnahmen und Ausgaben in regelmäßiger Steigerung sich bewegen; im Jahre 1901 hatten sie noch 36,3 zu 36,2 Millionen Mark betragen, 1907 aber betrugen sie bereits 51,7 zu 51,6 Millionen. Und dieser

wachsende Ertrag schlägt sich auch in den Ziffern über den Handelsverkehr des Landes nieder, der sich vor der Okkupation auf 15 Millionen, 1900 aber schon auf 34 Millionen Kronen belief. Und noch eins beweist den Erfolg der österreichischen Verwaltung im Lande: die Stimmung der Bevölkerung. Unzufriedene gibt es überall, auch hier. Sie sind jedoch nicht zahlreich genug, um für die wilde Agitation, die jüngst von Osten her ins Land drang, ein wirksames Echo abzugeben.

In der großen Überzahl aber befinden sich die Elemente, die das heutige, ihrer Ruhe, ihrem Wohlstand und ihrem Fortschritt so förderliche Regiment durchaus anerkennen und mit voller Überzeugung keine Lust zeigen, es gegen eine höchst unsichere und abenteuerliche Zukunft zu vertauschen.

Es ist eine Nachwirkung der seinerzeit von Österreich mit so viel Unglück geführten Kämpfe um die Vorherrschaft in Deutschland und der geistigen Fehde, die sie begleitete, eine Folge der nationalen Wirren in seinem Innern und vielleicht auch des durchaus friedlichen und bescheidenen Auftretens nach außen, dessen sich die Monarchie in den letzten Jahrzehnten befleißigte, daß man ihre politischen und kulturellen Kräfte gemeiniglich zu unterschätzen pflegt. Nun, der Schritt, den Franz Joseph I. soeben mit der Einverleibung der zwiefach — militärisch und zivilisatorisch — eroberten Länder getan hat, wird diese Meinung ebenso zu berichtigen vermögen, wie es die glänzende Erfüllung der vor dreißig Jahren übernommenen Kulturmission in den Augen jedes vorurteilsfreien Beurteilers zu tun imstande ist.

Aus der Kinderstube des Zoologischen Gartens.

Von Professor Paul Matschie.

Es ist merkwürdig, daß so viele Menschen nicht wissen, welchen reinen Genuß die Beobachtung der uns umgebenden Natur gewähren kann. Viele suchen Erholung in Wald und Feld vor dem anstrengenden täglichen Hasten, sie sind zufrieden, wenn sie Baum und Feld gesehen haben und einige tausend Schritte gegangen sind; dann setzen sie sich nieder und geben den Gastwirten etwas zu verdienen. Sie ahnen nicht, daß andere, die die gleiche Straße gezogen waren, viel edlere Genüsse in sich aufnehmen konnten, Genüsse, an denen sie selbst achtlos vorübergewandert waren, weil sie nicht verstehen, in dem Buche der Natur zu lesen.

So ist es auch mit den Zoologischen Gärten. Da strömen sie hinein zu Tausenden, und ihr Weg führt sie die große Straße entlang zu den Tischen, an denen sie sich niederlassen, um den Klängen der Musik zu lauschen, Kleider und Leute zu bekritteln und den neuesten Stadtklatsch auszutauschen. Wenn man einmal unter den täglichen Gästen des Gartens nur diejenigen auslesen könnte, die öfter als zweimal im Jahr einen Rundgang zu den Tiergehegen sich gestatten, so würde man ein sehr eigentümliches Ergebnis erhalten. Im allgemeinen lassen sie sich nur dann herbei, den ausgestellten Tieren gelegentlich einige Aufmerksamkeit zu schenken, wenn sie Besuch von außerhalb bekommen haben und diesem Bärenführerdienste zu leisten sich verpflichtet fühlen. Selbstverständlich spielen sie sich in solchen Fällen als Kenner auf, und dann kann man die wundersamsten Dinge hören, ernsthafte Überlegungen, ob der Kaukasushirsch ein Reh oder ein Elch ist, wie viel Fleisch der Elefant täglich zu sich nimmt, oder ob ein Meerschweinchen, das sich in das Gehege des Moschusochsen verlaufen hatte, wirklich ein junger Moschusochse war. Wer derartiges nicht selbst erlebt hat, wird nicht glauben, daß es unsere eigenartige naturwissenschaftliche Schulbildung ist, die solche Blüten zeitigt. Es ist aber leider Wahrheit, und die eben erwähnten weisen Aussprüche stammen nicht etwa aus dem Munde ungebildeter Leute, sondern von Menschen, die anscheinend den „oberen Zehntausend" angehörten.

Die größte Anziehungskraft auf die Besucher üben immerhin noch junge, im Garten geborene Tiere aus, selbst wenn sie Arten angehören, die sonst ziemlich bekannt sind: Hausschafe, Haushunde und dergleichen. Junge Bären und Löwen kann man jetzt alljährlich in den meisten Zoologischen Gärten sehen. Früher war der Leipziger Garten berühmt wegen seiner Löwenzucht.

Vielfach benutzt man Hündinnen als Ammen für die kleinen Löwen, wenn die Mutter nicht imstande ist, ihren Pflichten nachzukommen, und man hat damit sehr gute Erfahrungen gemacht. Unsere untenstehende Abbildung führt uns vor Augen, wie die niedlichen Kleinen von ihrer Pflegemutter sauber „gewaschen" werden.

Der Löwe bewohnt, abgesehen von dem äußersten Norden und Süden, wo er bereits ausgerottet ist, ganz Afrika mit Ausnahme der westlichen Urwaldgebiete und außerdem noch Südwestasien bis Guzerat an der indischen Wüste. Er sieht in den verschiedenen Teilen seines Verbreitungsreiches nicht gleich aus, und man kennt jetzt schon eine ganze Reihe von Rassen, deren jede ein besonderes Gebiet für sich bewohnt. Sie unterscheiden sich durch verschiedene Färbung, die bald gelblicher, bald grauer ist, durch verschiedene Bildung der Mähne, die bei der einen Rasse die Schultern und den Bauch bedeckt, bei der anderen diese Teile freiläßt, bald auf der Stirn gekräuselt ist oder glatt nach vorn fällt, durch die verschiedene Länge des Schwanzes, durch die Gestalt des Schädels und andere Merkmale. In den Tiergärten werden gewöhnlich Löwen verschiedener Herkunft miteinander gekreuzt, und die jungen Mischlinge vereinigen dann in sich Kennzeichen vom Vater und von der Mutter. Auch auf unserem Bilde sehen wir den Einfluß einer solchen Mischehe; denn die Tierchen sind einander sehr unähnlich.

Junge Löwen mit ihrer Hundeamme.

Seltener als bei Löwen gelingt die Zucht bei anderen Wildkatzen. In der Menagerie von Schönbrunn bei Wien ist ein junger Ozelot zur Welt gekommen, den wir auf S. 980 mit seinem Wärter abgebildet sehen. Der Ozelot bewohnt Mittel- und Südamerika, und auch von ihm kennt man eine ganze Anzahl von Rassen, die sich nach den Landesteilen gebietsweise ersetzen. Die Grundfärbung dieser mittelgroßen Wildkatzen zeigt je nach der Gegend, der sie entstammen, sehr verschiedene Töne, vom Weißgrau bis zum satten Rotgelb, und die dunklen Leopardenflecke vereinigen sich bald zu Rosetten, bald zu länglichen Feldern. Die Decken dieser Tiere schätzt man wegen ihrer hübschen Färbung sehr und verwendet sie namentlich zur Ausschmückung von Sätteln und als Pelzdecken.

Während der junge Löwe immerhin einen etwas plumpen Eindruck macht, zeigt der kleine Ozelot ein wunderbares Ebenmaß der Formen.

Das linksstehende Bild auf S. 980, ein junger Seehund mit der Saugflasche, stammt ebenfalls aus dem Schönbrunner

Garten. Armes Kerlchen! Wenn ihm diese Pflege nur bekommt! Die Seehunde ernähren sich von Fischen und Krabben, die Kuhmilch wird kaum eine Zusammensetzung haben, die solchen Seesäugetieren geeignete Nahrungsmittel bietet. Die Seehunde verbringen den größten Teil ihres Lebens im Wasser, ihre Vordergliedmaßen sind nicht nach unten, sondern schräg nach außen gerichtet; sie dienen als Steuer beim Schwimmen und Tauchen, und die Hintergliedmaßen, die nach hinten in der Gestalt von ruderförmigen Flossen eingelenkt sind, bewegen den Körper dadurch vorwärts, daß sie gegeneinander bewegt werden. Ohrmuscheln würden für solche Meerestiere nicht vorteilhaft sein, weil sie im Wasser nur unnötigen Widerstand erregen müßten; sie sind ja auch nicht nötig, denn das Wasser leitet ohnehin den Schall vorzüglich.

H. Schuhmann, Wien, phot.

Ein vier Monate alter Ozelot mit seinem Wärter.

Ganz andere Werkzeuge zur Fortbewegung haben die sogenannten Huftiere, zu denen auch die Klippschliefer und die Kamele gerechnet werden, obwohl ihre Fußsohlen nicht von hornigen Hufen bedeckt sind. Bei den Kamelen, die nicht mit den Zehenspitzen, sondern mit allen Zehengliedern auftreten, sind die Sohlen breit und schwielenartig und nur an den Spitzen von kleinen Hufen umgeben. Diese Einrichtung wirkt sehr vorteilhaft auf losem Sandboden, weil sie das Einsinken verhindert. Es ist ja bekannt, daß Kamele sehr schnell

H. Schuhmann, Wien, phot.

Ein junger Seehund.

und sehr ausdauernd über den Wüstensand laufen. Die hohen Beine fördern ungemein, der Höcker auf dem Rücken bildet einen Fettspeicher, von dem das Tier in schlechten Tagen zehrt; er befindet sich an einer Stelle, wo er die Bewegungsfähigkeit nicht hindert. Wenn das Fett sich zwischen den Rippen oder unter der Haut ansetzte, würde es beim Laufen hinderlich sein. Obwohl das Kamel in seiner Gestalt keinen schönen Eindruck macht, so ist es doch für seine Lebensweise sehr zweckmäßig aufgebaut. Man kennt zwei verschiedene Arten: das einhöckerige Kamel, das in Nordafrika, Arabien und Mesopotamien sich findet, und das zweihöckerige, das von Kleinasien bis zur chinesischen Grenze verbreitet ist. In Tibet und Mittelasien leben heute noch wilde Kamele der zweihöckerigen Form; ob das einhöckerige Kamel, das sogenannte Dromedar, in Arabien vielleicht heute noch im wilden Zustande vorhanden ist, müssen weitere Forschungen lehren.

In den Zoologischen Gärten pflanzen sich diese Tiere nicht selten fort, augenblicklich kann man in Berlin ein junges Dromedar sehen (vgl. die nebenstehende Abbildung), das wegen seiner seltsamen Häßlichkeit immer von vielen Besuchern angestaunt wird. Namentlich aus dem „vornehmen Westen" Berlins finden sich bewundernde Gäste vor seiner Hürde ein; es sieht doch so wunderbar sezessionistisch aus und entspricht allen Anforderungen, die ein Übermensch an seinen sogenannten Schönheitsbegriff stellen kann. Dummes Gesicht, Stehkragenhals, krummer Rücken und Steifbeinigkeit sind in ihm vereinigt.

Etwas hübscher wirken sicherlich die jungen Hirsche. Wenn man den kleinen Schweinshirsch auf unserem Bilde S. 981 betrachtet — auch ein Züchtungsergebnis des Schönbrunner Tiergartens — so wird man seine helle Freude an diesem niedlichen kleinen Kerl haben. Die Benennung „Schweinshirsch" ist zwar seit langer Zeit eingeführt, bezeichnet aber das Tier nicht sehr gut. Mit Schweinen hat es recht geringe Ähnlichkeit. Dieser Hirsch, der in Vorderindien und Hinterindien verbreitet ist, unterscheidet sich durch die niedrigen Läufe, den kurzen Hals und die merkwürdig langen Rosenstöcke von allen anderen Hirscharten. Die jungen Tiere sind wie bei unseren Hirschen gefleckt. Eine solche Jugendfärbung findet sich bei vielen Gattungen; auch der Löwe, Puma, viele Schweine und Tapire sind in der Jugend mit Flecken versehen. Anderseits gibt es aber auch Arten, die in der Jugend einfarbig sind und erst im reiferen Alter gefleckt werden, wie z. B. die Fleckenhyäne und der Gepard.

In sehr vielen Gattungen besitzen die jungen Tiere Merkmale, die bei den älteren Tieren verschwinden. So haben die jungen Elefanten ein dichtes Haarkleid, das sie später verlieren. In der Vorzeit hat es allerdings eine Form dieser Tiergruppe, das Mammut, gegeben, das zeitlebens dicht behaart war, aber diese Gattung lebte mehr im Norden unserer Erde, wo sie wegen der kälteren Witterung einen besonderen Wärmeschutz brauchte.

Es gehört zu den größten Seltenheiten, daß Elefanten in der Gefangenschaft zur Welt kommen; aus europäischen Zoologischen Gärten sind nur wenige derartige Fälle bekannt geworden. Als ein ganz außerordentliches Glück muß man es aber bezeichnen, daß im Schönbrunner Garten ein solches Elefantenkind aufgezogen worden ist. Dieses seltene Geschöpf ist auf unserer Abbildung auf Seite 981 dargestellt.

In der allerneuesten Zeit sind übrigens mehrfach Tiere in Zoologischen Gärten gezüchtet worden, an deren Fortpflanzungsmöglichkeit in der Gefangenschaft man kaum gedacht hatte. Ein Paar Hirscheber des Berliner Gartens, wie sie die Abb. S. 981 veranschaulicht, Tiere, die außer im Londoner Garten noch niemals ausgestellt waren, haben sich vermehrt. Die Malaien nennen dieses Schwein Babirusa, Hirscheber, weil das Männchen auf dem Kopf einen sonderbaren Schmuck trägt, der fast wie ein Gehörn aussieht. Die oberen Eckzähne sind nicht wie bei den anderen Schweinen nach unten und außen gerichtet und schleifen sich nicht an den unteren Eckzähnen ab, sondern wachsen nach oben in rückwärtiger Krümmung, dem oberen Ende eines Bischofstabes ähnlich.

Dromedar mit Kalb.

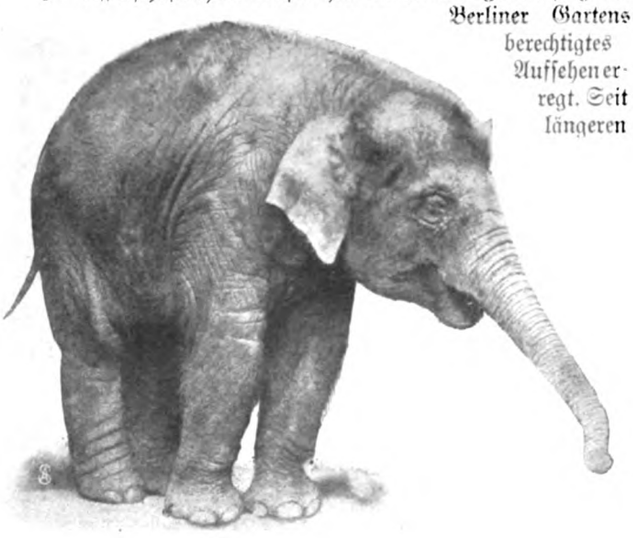
Die Hirscheber leben in Südcelebes und auf den Bureinseln; über ihre Lebensweise ist sehr wenig bekannt. Die verhältnismäßig hohen Läufe, die tiefgespaltenen Zehen und der fast haarlose Körper deuten vielleicht darauf hin, daß es Sumpftiere sind. Im Berliner Garten wird ihnen die Gelegenheit zum Schwimmen und im Sumpf zu wühlen nicht geboten, und trotzdem fühlen sie sich dort so wohl, daß sie zur Fortpflanzung geschritten sind. Ihre Lebensweise bleibt aber vorläufig noch geheimnisvoll, und namentlich dürfen sich die Tierkundigen über den Zweck der aus der Schnauze emporragenden Zähne noch längere Zeit den Kopf zerbrechen. So seltsam dieses Schwein aussieht, so wenig Eigenartiges zeigt es in seinen Lebensäußerungen während der Gefangenschaft.

H. Schuhmann, Wien, phot.

Ein vier Wochen alter Schweinshirsch, an der Milchflasche saugend.

In wissenschaftlichen Kreisen hat ein anderer Zuchterfolg des Berliner Gartens berechtigtes Aufsehen erregt. Seit längeren Jahren lebte dort ein weiblicher Ameisenigel, eins jener Säugetiere, von denen behauptet wird, daß sie Eier legen und brüten. Es ist nachgewiesen, daß bei dem Schnabeltier und dem Ameisenigel die Leibesfrucht in sehr unfertigem Zustand und von dichten, fast lederartigen Hüllen umgeben aus dem Körper der Mutter ausgestoßen wird. Sie gelangt dann auf eine beim Ameisenigel noch nicht bekannte Weise in eine am Bauch des weiblichen Tieres sich bildende Tasche, in der die Milchdrüsen ausmünden und durch die den Keimling umgebenden Hüllen hindurch diesen ernähren. Wir haben es hier also durchaus nicht mit echten Eiern zu tun; denn von solchen setzt man voraus, daß sie in sich genügenden Nährstoff für die Frucht enthalten und zur Entwicklung nur Brutwärme, aber keine Zuführung mütterlicher Nahrung bedürfen. Man darf also nicht von eierlegenden Säugetieren sprechen, sondern nur von solchen, bei denen die Eihäute noch einige Zeit nach dem Verlassen des mütterlichen Leibes die Frucht umschließen. Immerhin ist die Entwicklung der jungen Schnabeltiere und Ameisenigel so merkwürdig, daß jede neue Beobachtung hierüber bei den Gelehrten auf eine außerordentliche Teilnahme rechnen darf.

Ungefähr vor einem Jahre wurde dem im Berliner Garten gepflegten Weibchen ein Männchen zugesellt; sie freundeten sich an, aber niemand ahnte, daß ihre gegenseitige Zuneigung Folgen haben würde. Und dann kam der Tag, wo der Wärter neben dem weiblichen Tier ein kleines, stachelloses, dunkles Etwas wahrnahm, einen jungen, noch blinden Ameisenigel. Ganz verstohlen, unter Ausschluß der Öffentlichkeit, hatte er seine erste Jugend, eingehüllt in die Eihüllen, durchgemacht; über seine Erlebnisse in dem mütterlichen Beutel ist nichts bekannt geworden, er war eben schon über diese ersten Entwicklungsstufen hinausgewachsen, ohne daß wißbegierige Forscher sein Werden zu belauschen vermocht hätten. Mehrere Wochen blieb das kleine Wesen, das auf unserem letzten Bilde dargestellt ist, am Leben. Schwarze Haare bedeckten den Körper, und dazwischen sproßten die Stacheln empor, zunächst rings um die Körperseiten, dann auch auf dem Rücken. Die Mutter säugte es, aber schließlich ging es ein und wird jetzt im Berliner Zoologischen Museum in Spiritus aufgehoben.



H. Schuhmann, Wien, phot.

Junger Elefant.

Junger Hirscheber mit Mutter.

Junger Ameisenigel mit Mutter.

Wir haben mancherlei jungen Nachwuchs der Zoologischen Gärten vor unseren Augen vorüberziehen lassen, Tierchen, die dem Beschauer durch ihr munteres Wesen Freude machten, und langweiligere, aber wissenschaftlich wichtigere Geschöpfe; sie alle zeigen uns, daß man in den großen Tiergärten noch recht viel lernen kann, und daß jeder Besuch solcher Anstalten eine reiche Fülle der Anregung zu bieten vermag.

Charlottens Weg ins Leben.

Novelle von Else Franken.

Um die Dämmerstunde saßen Lottens Eltern in der altfränkisch behaglichen Wohnstube am Mitteltisch bei ihrem gewohnten Täßchen Kaffee. Die Stube war weiß Gott so alltäglich wie immer. Das so sehr geschonte Gerät ein klein bißchen abgeschabt und ausgeblichen. Für die beiden Alten aber hingen in dem vertrauten Raume alle die zitternden Erregungen, die ihre Herzen bewegten.

Wenn das Mädchen nur „Ja" sagt, dachte der Amtsgerichtsrat Wagner immer wieder über seiner Zeitungslektüre, von der ihm heute wenig genug ins Bewußtsein drang. Wie innig hätte er seiner guten Frau die stolze Herzensfreude gegönnt.

Er schob dann die Tasse von sich. In seinem Arbeitszimmer dräute ein gewaltiger Aktenhaufen. Ungebührlich durfte man das Dämmerstündchen nicht ausdehnen.

Die Rätin erhob sich ebenfalls. Sie war eine große, magere Frau mit dunklen Scheiteln, nicht allzu weit mehr vom fünfzigsten Jahre. Streng zumeist und ernsthaft. Die mancherlei unangenehmen Realitäten, mit denen die Frau eines unbegüterten Beamten zu kämpfen hat, ließen Erinnerungen an Jugendglanz und Lebensfreude nicht allzuoft aufkommen.

Heute hatte Frau Rat Wagner auf den Wangen ein fast fieberisches Rot und in den fleißigen Händen, die sich so selten Ruhe gönnten, eine eigene zitternde Aufgeregtheit.

Glocke und Zylinder klirrten zusammen, als sie die Hängelampe über der grünen Tischdecke anzündete. Dann nahm sie gleich wieder den Brief zur Hand, der sie und den Gatten seit einer Stunde beschäftigte.

Das war ein Brief von dickem, glänzendem Papier, der in einem großen, steifen Umschlage gesteckt hatte. Ein Heiratsantrag für die Lotte — der erste! Nach fünf Jahren mütterlichen Harrens der erste, denn Charlotte zählte zweiundzwanzig Jahre.

Und welch ein Antrag — Frau Rat fühlte ihr Herz pochen, wie es kaum in den unruhigen Tagen eigenen Mädchensehnens gepocht hatte — damals, als ihr die Welt noch gar nicht grau und das Leben noch gar nicht teuer erschienen war. Und während die Mutter in lauter Zukunftsmusik, in lauter Bildern zukünftiger, wohlversorgter Freuden schwelgte, hielt Lotte unten vor der Haustür ein letztes Ständerchen.

Sie kam vom frühabendlichen Gange durch die Stadt und hatte allerlei kleine Paketchen an ihrem Arme hängen. Es wurde ihr immer schwer, sich von der lustigen Straße zu trennen. Zu wonnig war das rasche Schreiten und die kalte Herbstluft, die so prickelnd das Blut in die Wangen trieb; all der fröhliche Lärm und alle die Menschenkinder, die es auch so eilig hatten, die Lichtströme aus den Ladenfenstern und das Klickklack der Pferdehufe vor den Fuhrwerken.

Zu Hause war immer alles so still. Und seit geraumer Zeit war es ihr, als sähen die Eltern sie oft so an, so — ja, als ob sie irgend etwas schuldig sei, was man schließlich von ihr erwarten dürfe. Sie hatte förmlich ein schlechtes Gewissen und wußte doch nicht warum.

Nett war da draußen auch das Blickewechseln. Nicht etwa nur mit den jungen Herren — davon gibt's in einer kleineren Stadt nicht allzu viele. Und sie war ja auch eigentlich gar nicht so sehr hübsch; das wußte keiner so gut wie sie selbst. Gut gewachsen war sie, o ja, und das volle, braune Haar und die dunklen, lustigen Augen und dann die Zähne, wenn sie sprach oder lachte — das war alles ganz passabel.

Nein, es war wohl mehr, weil sie so flott ausschritt und solchen Genuß dabei empfand. Die Menschen sind ja so gut; das gefiel ihnen eben, und darum sahen sie öfter die Lotte Wagner so freundlich an!

So stand sie noch und ließ sich ihr froh blühendes Gesicht von der herben Kühle erfrischen.

Aber nun ging's desto flinker ins Haus und die Treppe hinauf über den dürftigen Kokosläufer. Charlottens Kommen kündigte sich stets mit einer gewissen Turbulenz an. Die elektrische Klingel tat einen förmlichen kleinen Aufschrei, und die Absätze der Stiefelchen klappten energisch über den Korridor. Und da fing sie gerade noch Väterchen ab — der mußte wieder mit in die Wohnstube. Eigentlich hätte er die große Mitteilung ganz gern seiner Frau allein überlassen.

Charlotte brachte einen gehörigen Schub frischer Luft in ihren Kleidern mit heim. Mit ihren hübschen Händen, rötlich vom warm pulsenden Blute, breitete sie ihre Einkäufe vor der Mutter aus. Es waren lauter praktische Sachen für den Bruder, den Konrad. Der bekam, seines schmalen Monatswechsels halber, häufig kleine Sendungen. Die Mama fand es so sparsamer und behielt sich gern diesen bescheidenen Einfluß auf des Sohnes, des jungen Mediziners, Lebensführung. Das war schließlich noch das einzige, was man allenfalls in der Hand behielt — wenig genug.

Väterchen legte sein seidenes Käppchen ab, was er stets nur in der Aufregung tat, wenn ihm zu heiß wurde. Er räusperte sich umständlich und forderte die Tochter feierlich zum Niedersitzen auf. Und Mutter schwieg so eigen — es lag etwas Ungewöhnliches in der Luft.

Charlotte setzte sich mit einem zagen Gefühl der Erwartung — instinktiv erwartete sie etwas Unerfreuliches. Und sie sah mit Betroffenheit, als nun der alte Kopf mit dem gelichteten Silberhaar so scharf von der Lampe bestrahlt wurde, daß der Vater angegriffen und recht gealtert aussah.

Nun las der Vater den Brief vor, langsam und in gewichtigen Pausen. Charlotte hatte schon ein ganzes Weilchen zugehört, ehe ihr klar wurde, daß da von ihrer eigenen, unbedeutenden Person die Rede sei.

Herr Bankdirektor Schwarzkopf bat in würdigen und feierlichen Worten um ihre Hand. Er sei ja leider nicht mehr so jung, wie für den geplanten Schritt zu wünschen wäre. Aber er kenne das Leben gründlichst, und das böte den wertgeschätzten Eltern wohl gerade die sichersten Garantien. Er käme auch nicht mit den unreifen Gefühlen eines Jünglings, sondern als ein bewußter Mann, der genau wisse, was er biete und fordere. Hier folgten mehrere Gedankenstriche und ein Absatz. Die angenehmen und tüchtigen Eigenschaften der jungen Dame — — so ging es noch eine ganze Weile fort, war auch noch von einer wohlversorgten und glückseligen Ehegemeinschaft die Rede und schloß mit der Anfrage, wann er sich das Jawort holen dürfe.

Das reine Juchtenleder, dachte Charlotte, und dann kam ihr plötzlich schreckhaft zum Bewußtsein, daß sie selbst Stellung zu diesem Bankdirektor Schwarzkopf zu nehmen habe. Das hatte sie über dem geschraubt pedantischen Briefstil völlig außer acht gelassen.

Ihre erste Regung war, zu lachen, ihr jungfrohes, perlendes Lachen, mit dem sie ihren guten Papa schon so manches Mal angesteckt hatte.

Aber sie kam nicht dazu. Mutter hatte ihr die wechselnden Eindrücke offenbar vom Gesicht abgelesen und fragte nun mit Frösteln erregendem Ernst: „Was hast du gegen den Mann?" Ihr Ton klang ungewöhnlich scharf.

Was denkst du dir eigentlich vom Leben — lag in ihrem Blicke — denkst du, wir wären zum Vergnügen auf der Welt?

Das Mädchen fühlte sich überfröstelt. Ja, was hatte sie denn gegen den Freier? Nichts — alles!

Schwarzkopf war ein Mann in mittleren Jahren. Er sah ganz gut aus mit seiner etwas untersetzten, aber stämmig getragenen Figur. Sein blankes dunkles Haar umrahmte eine wohlgebildete Stirn und war an den Schläfen in zwei etwas philiströsen Kurven nach vorn gebürstet. Natürlich ging er

Ins Ungewisse.

Gemälde von V. Alvarez Sala.

sorgfältig gekleidet. Wenn Schwarzkopf mit seiner Frau am Arm künftig nicht ein auffallend stattliches Paar abgäbe, dann würde es wahrlich nicht an ihm liegen.

Nun mischte sich auch der Vater ein. Der Mann sei doch tüchtig und reell, soweit auch ganz gebildet — wirklich — man dürfe darin nicht an alle Menschen den gleichen Maßstab legen. Der Wohlstand war bedeutend; kein erspekulierter, sondern schon älterer Familienbesitz. Villa, Pferd und Wagen, erhebliche Fonds.

„Lieber Gott, der Mann ist ja so ledern," seufzte Charlotte, „mir kommt das Gähnen an, wenn ich nur neben ihm bei Tische sitze."

„Euer Tischgeplauder ist eben unter seinem Niveau", meinte die Mutter; „erprobe ihn mal erst hinsichtlich tieferer Lebensinteressen."

„Ja, dazu hat man doch gar keine Gelegenheit!"

„So — und daß er dich herausgefunden hat, ein Mädchen ganz ohne Vermögen?"

„Wenn ich ihm gefalle, dann steckt doch darin kein Edelmut! Er ist reich, er kann sich das leisten."

„Leisten! Charlotte, das klingt förmlich frivol. Hast du etwa einen andern im Herzen?" Die Rätin fieberte vor Ungeduld: das Mädchen war ja imstande, ihr Glück mit Füßen von sich zu stoßen.

„Im Herzen, nein, das ist ganz frei." Charlotte lachte. „Aber gefallen tun mir ein Dutzend junger Leute besser als der steife Herr, zum Beispiel alle die Freunde von unserem Jungen."

„Das sind unreife Knaben —"

„Nein, das sind strebende Menschen", beharrte Lotte eigensinnig. Und der Vater kam ihr zu Hilfe. Eine Nacht zur Überlegung wolle man dem Kinde doch gönnen; so im Handumdrehen erwarte der Herr Bankdirektor wohl auch keinen Bescheid.

Es wurde aber ein schweigsamer, ungemütlicher Abend.

* * *

Als Lotte in ihr Stübchen trat, war sie wie betäubt. Trotz ihrer Jahre, die Mutter so oft betonte, als wäre sie ein Methusalem, hatte sie sich noch wenig um ihre Zukunft gesorgt. Wie sie es ehrlich ausgesprochen hatte: kein heißes Empfinden für irgendeinen Mann hatte bisher ihre Seele bewegt; nur heitere Anteilnahme für jugendliche Freunde.

Ihr Stübchen war nur klein. Das einzige Fenster ging auf den Hof, der an allen vier Seiten von Mauern eingeschlossen war. Früher hatten sie einen Garten gehabt. Der hatte dem Direktionsgebäude einer großen Fabrik Platz machen müssen. Nur ein kleines, schwarzgraues, jetzt von Sternen durchblitztes Himmelseckchen war zu sehen, und auch dazu mußte das Mädchen den Kopf hinausstecken und sich mit beiden Händen am abgewetzten Fensterbrett festhalten.

Fadenscheinig war auch die Einrichtung, das schmale Bett, der improvisierte kleine Schreibtisch und alles übrige.

Und doch, hier war das Mädchen aufgewachsen; alles, was ihr eigenes Denken und Träumen gewesen war, das hatte sich in diesem engen Raum abgesponnen. Ihr erschien er ganz traulich. Sogar die alte Uhr hatte sie gern, mit ihrem mürrischen Pendelschlage, die sich immer erst eine Weile schnarrend räuspern mußte, ehe sie die Stunde schlug.

In der Küche gegenüber, deren Fenster auch offen standen, wurde so spät noch gescheuert. Blechernes Gerät rasselte gegeneinander, und eine sandige Bürste schurrte unablässig über nasses Holz. Dazu sang die Magd mit weinerlicher Stimme einen sentimentalen Gassenhauer.

Lotte schloß seufzend das Fenster.

Nein, ein Paradieslein hatte die gute Rätin ihrer Tochter hier nicht eingerichtet. Aber sie hatte selbst nie eins besessen. Und dann hatte sie Lottens Mädchentum doch nur als eine kurze Zwischenstation betrachtet, wie alle Mutter tun. Wenn Vater erst in Pension geht, oder gar . . . ach, dann sehe ein Mädchen, wo es bleibe!

Daran dachte Charlotte, während sie ihr üppiges Haar einflocht und in ihr weißes Jäckchen schlüpfte. Und dann saß sie noch lange auf ihrem Bette.

Ansehen konnte man sich doch mal den Herrn Bankdirektor. Jemand, der einen heiraten will, sieht doch anders aus als einer, der einen gar nichts angeht. — Anders? — Besser?

Charlotte erschauerte. War es so kühl in der Kammer — oder kam es vielleicht von ihrer Furcht, ihrer Abneigung? Sie war auf einmal aus dem Sonnenschein unbekümmerter Jugend in den Schatten erster Sorge getreten. Und erste Sorgen sind drückend hart, man muß sich erst mit ihnen einleben.

Am andern Morgen, als Charlotte die Augen aufschlug, saß die Mutter auf dem Bettrande. Es war noch früh, und die Rätin stak noch in ihrem alten Schlafrock und sah ein bißchen kümmerlich aus. Fast mit Staunen hatte sie schon eine ganze Weile den festen Morgenschlaf des Kindes beobachtet, so recht mit Genuß und Mutterfreude. Wie das mit all seiner jungen Lebenskraft und seiner gesegneten Seelenruhe in den Kissen lag — eigentlich viel zu schade für den alten Knast.

Dann fiel der sorgengraue Vorhang wieder vor den flüchtigen Lichtblick: sie muß; es ist ja zu ihrem Besten, nur ihrethalben will ich es ja. Ich — ach, ich brauche ja so wenig, wenn unser Väterchen mal die Augen schließt.

Lotte dehnte sich in ihrem Bett und ließ sich von der Mutter liebkosen. Das war ein seltenes Fest, denn die Mama ließ sonst vom ersten Aufstehen an die Wirtschaftsmaschine losschnurren.

Du nimmst ihn doch, Lotte? fragte der eindringliche mütterliche Blick.

Ach, lieber Herrgott — der Herr Bankdirektor — den hatte das arme Kind ganz verschlafen. Nun stand er wieder vor ihr in seiner ganzen anspruchsvollen Leiblichkeit.

Die Mama ließ ihr Ruhe, aber es war doch nicht ohne Absicht gesprochen, als sie bemerkte: „Der Vater sieht jetzt recht angegriffen aus. Wir wollen ihm gute Fleischbrühe kochen, und ich stelle ihm den Medoc neben den Ofen. Und ziehe doch dein Schwarzes an, das fällt so leicht und schlank und steht dir so gut zu Gesicht; das weiße Chiffonfichu sieht wohl ein bißchen zu geputzt aus."

Sie wollte schon aus der Türe, da kehrte sie nochmal um und hielt der Tochter die Hand hin und umschloß die junge, warme Hand fest mit ihren mageren Fingern. „Charlotte!" — das klang so beschwörend, und die Mama hatte solchen gequälten Blick.

Noch eine ganze Weile saß das Mädchen aufrecht im Bette. Ich tue es — lieber Gott — ich muß es ja tun. Woher nähme denn auch ein junges Ding, das nichts ist und nichts kann, die Berechtigung, einem Ehrenmanne „Nein" zu sagen? — „das gibt's ja einfach nicht" — würde Bruder Konrad sagen — damit lachte sie vor sich hin und fuhr resolut in die Strümpfe.

Gegen Mittag traf der Freier ein und wurde von den Eltern mit kurzen, gütigen Worten begrüßt. Ganz belegt klang Väterchens Stimme, als er den steifen Herrn in das Empfangszimmer mit den kirschroten Polstermöbeln und den drei ungemütlich hellen Fenstern führte: „Liebe Charlotte, unser werter Freund wünscht mit dir zu sprechen." Dann zog der gute Papa sich schleunigst zurück.

So standen die zwei ungleichen Menschenkinder sich gegenüber; das Mädchen bebend — der Freier überlegen, recht wie ein kluger Mann, der sich die Ware vor dem endgültigen Kaufe nochmal genau betrachtet. Er fand jedoch das Mädchen mit den zitternden Augenlidern über den heiß erröteten Wangen ganz unvergleichlich reizend, noch reizender als auf der Straße, wo er ihrem flinken, federnden Schritt oft mit Schmunzeln nachgeschaut hatte.

Sie setzten sich. Die Lotte schwebte nur auf der äußersten Kante des Sofas, als ob sie am liebsten auf und davon fliegen würde. Herr Schwarzkopf, der nie auch nur für einen Augenblick das Bewußtsein seines ansehnlichen Besitzstandes

setzte sich schon positiver in dem Lehnstuhl zurecht, der ihr seine Würde gemacht schien.

„Ich darf annehmen ...“ fing er langsam an und fuhr einer kurzen, weichlichen Hand über den dicken Schnurrbart. „Aber natürlich ...“ fiel die höfliche Lotte bebend ein — „Eltern haben mir Ihre gütigen Absichten natürlich mit- ...“

„Nun und — mein teures Fräulein?“ fragte der Herr mit Glimmen in den kleinen, dunkeln Augen. Da er rückte und die eiskalte Mädchenhand nehmen wollte, zog sie unwillkürlich zurück.

Ja, heiraten wollte sie ihn, wenn's denn gar nicht anders ging — das war sie unbedingt den Eltern schuldig — berühren, nein — berühren ließ sie sich unbedingt nicht mehr!

„Genieren sich doch alle — dachte der Bräutigam, und begann er einen langen Sermon an, ganz in dem weitläufigen Briefstil, den sie nun schon kannte.

„Wir könnten im größten Behagen leben, in absolutem Glück, mein liebes Fräulein Lotte ...“ sagte er schmelzend. „Sehen Sie, man kann durch das Leben fahren wie auf Gummirädern, wenn man keine Sorgen hat. Das kennen Sie gar nicht, denn der Herr Papa, mein hochgeschätzter Freund, hat sich sein Hauswesen ein bißchen eng bereiten ...“

Sie hob Lotte den Kopf. Was ging das den fremden Mann an, und — lieber Gott — sie hatte doch wahrhaftig daran gedacht, auf Gummirädern durch das Leben zu fahren.

Und die etwas knarrige Stimme redete immer weiter, von zärtlichen Gefühlen, und wie gut es auch der junge Mann haben sollte, und wenn die reizende Lotte ihn recht lieb haben wollte, dann ...

Sie biß die Zähne zusammen: nur „Ja“ sagen, um Gottes willen „Ja“ sagen — aber nicht gleich! Und da sagte sie ja, denn er war doch so viel älter, er mußte doch in diesen Bescheid wissen: „Nicht wahr, man kann sich ganz gut verloben, wenn man sich auch noch nicht so lieb hat?“

Sie sah ihn treuherzig erwartungsvoll an. Weil sie aber ein spitzes Licht in seinen Augen aufglimmen sah — verliebt zu werden, meinte er denn doch wohl erwarten zu können — so fuhr sie ganz erschrocken fort, denn sie wollte ihn ja doch nicht abweisen: „Ich müßte mich doch an Sie gewöhnen, es ist mir ja so völlig unerwartet, daß ich überhaupt noch gar nicht an Sie.“

Sie sah so wunderhübsch in ihrer Verwirrung aus, der unwillkommene Freier das Ungeschickteste tat, was er tun konnte. Er schloß das Mädchen schlechtweg in seine klammigen Arme und brachte sein Gesicht in ganz große Nähe zu dem ihren.

Es erwachte zugleich mit ihrer heftigen Abneigung ihr herber Mädchenstolz. Sie stieß den Mann mit beiden Armen von sich, und rotüberflammt rief sie: „Nein, ich kann nicht, und wenn ich keinen frohen Augenblick mehr haben, und hier gleich auf dem Fleck sterben sollte — ich will nicht, Ich will nicht, und ich kann nicht.“

Damit lief sie auch schon aus der Tür, nicht aus der, die zu den Eltern führte, davor schützte sie ein Rest von Be- Sie lief durch das Tapetentürchen auf den Korridor, Hut und Jäckchen vom Ständer, stürzte die Treppe hinab, zog im Hausflur in die Ärmel und lief aus dem Hause gejagt.

Sie fand sich nach einer Viertelstunde hastigen Schreitens, am Marktplatz weg und durch schmale Vorstadtgäßchen, auf Battendorfer Landstraße wieder. Die zog sich schnurgerade ein paar Kilometer hin bis nach Battendorf, wohin man im Sommer gern ihre Familienausflüge richtete. Jetzt der Weg unter der Mittagssonne völlig menschenleer zwischen den Feldern zu beiden Seiten, schon zur Wintersaat umgebrochen, den weiten Flächen mit der braunvioletten Ackerkrume entströmte der kräftige Erdbrodem.

Erst ging, lief, tänzelte das Mädchen wie erlöst, wie einer schweren Gefahr entronnen. Dann dachte sie wieder an das bärtige, ganz entsetzte Gesicht, so gefährlich nahe dem ihren.

Nein, einen Mann nehmen, den man nicht liebhat — eine Hand fassen, die man zu berühren scheut — leben unter einem Blicke, dem man gar keine Autorität zuerkennt — nein! Das wäre doch Sünde gegen die mächtigsten und feinsten Lebensgesetze.

Und Mutter selber? Hatte sie nicht damals den jungen Assessor genommen, der nur bescheidene Aussichten hatte? Hatten denn die Eltern gerechnet? Bewahre — lieb hatten sie sich gehabt.

Warum haben sie mich nicht arbeiten gelehrt — dachte das Mädchen erregt — aber es ist ja noch nicht zu spät; lieber ganz demütig Bescheidenes betreiben, als mit einem zuwidern Menschen leben.

Zur Rechten wurde die Feldbreite von einem Gehölz unterbrochen. Es waren nur ein paar Gruppen von Rotbuchen und Ahornbäumen, deren Blätterpracht wie rostbraune Seide und sämisches Leder gleißte. Darüber spannte sich der Himmel, über dessen eindringliches Blau grauweiße Federwölkchen schifften. Die Sonne wärmte noch mit fast sommerlicher Kraft, und unter den Bäumen standen steinerne Bänke. Hier hielten die Battendorfer Bauernfrauen ihre letzte Rast, ehe sie gemeinsam in erster Morgenfrühe mit den blanken Milchkannen, hochbepackte Gemüsekiepen auf dem geduldigen Rücken, zur Stadt wanderten.

Hier setzte Lotte sich nieder. Sie fühlte sich ganz eigen wohl, so sonnedurchströmt, und sie atmete die reine Frische tief in sich ein. Die Eltern hatten selten Lust für weite Spaziergänge, und Mutter schickte sie immer nur die notwendigen Stadtwege. Hier hinaus kam sie nie allein; das sollte sich nun nicht schicken. Ringsum breitete sich die flache Landschaft, die die Menschen reizlos schalten. Wie stimmte sie doch die helle Weite, all das lautlose Klingen und Singen mit den sanften Schatten und den huschenden Lichtern so tiefinnerlich froh.

Bruder Konrad und seine Freunde, die strichen herum, stählten und befreiten sich im Wandern. Die warfen sich ins Gras unter den Schattenbäumen, und so lösten sie sich von all der Enge kleinlicher Gedankengänge. Sie nicht. Sie fühlte sich wie zwischen Wänden von Stacheldraht seit gestern. Und dann freute sie sich wieder ihrer jungen Freiheit — und grämte sich um die Eltern und fürchtete sich vor der Heimkehr.

Recht hab ich getan, mein Mädchenrecht, mein Menschenrecht gewahrt! sagte die eine Stimme in ihr, die mutige, jungtrotzige.

Schlecht bin ich, könnte den Eltern die Sorgenlast von den Schultern heben, könnte den Schlaf ihrer Nächte stärken — und ich rühre keinen Finger. Kann nicht — kann's eben durchaus nicht — sprach die andere. Sie saß so vor sich hin, Stunde um Stunde, eingesponnen in diese Sorge, rein wie verwunschen.

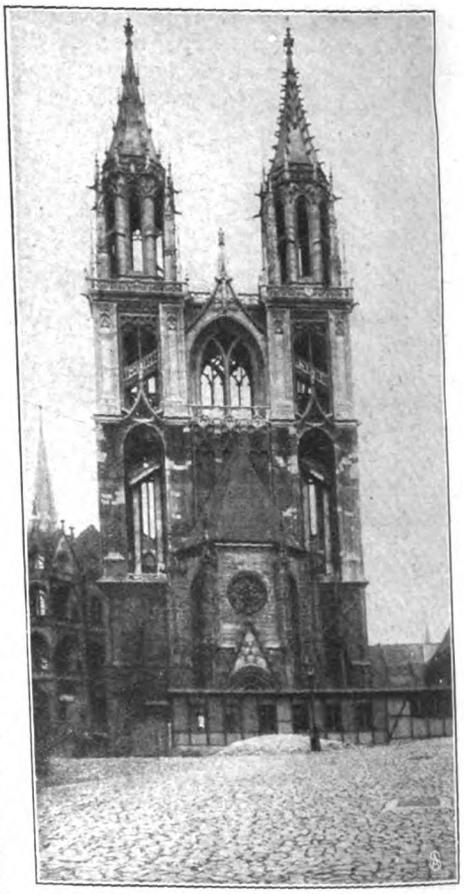
Sie sah auf ihre beiden schmiegsamen Hände und sagte sich, daß sie mit denen noch nie etwas Eigenes, so recht aus eigenem Willen, vollbracht hätte. Immer nur Handlangerdienste im kleinen Hausbetriebe, der sich ohne sie genau so gleichmäßig abhaspeln würde.

Das Leben, das starke, starke Leben, hatte bisher nichts, aber auch gar nichts von der Lotte gefordert. Wenn man so las, was alles geschah — und nun rein nur so unterkriechen — mit aller der heißen Jugendlust, mit all dem großen Hoffen und ehrlichen Wollen. So kann man sich auch den Liebsten nicht aufopfern. Aber was man sich eingebrockt hat — jedenfalls mußte sie sich den Eltern stellen, da half ihr kein Gott.

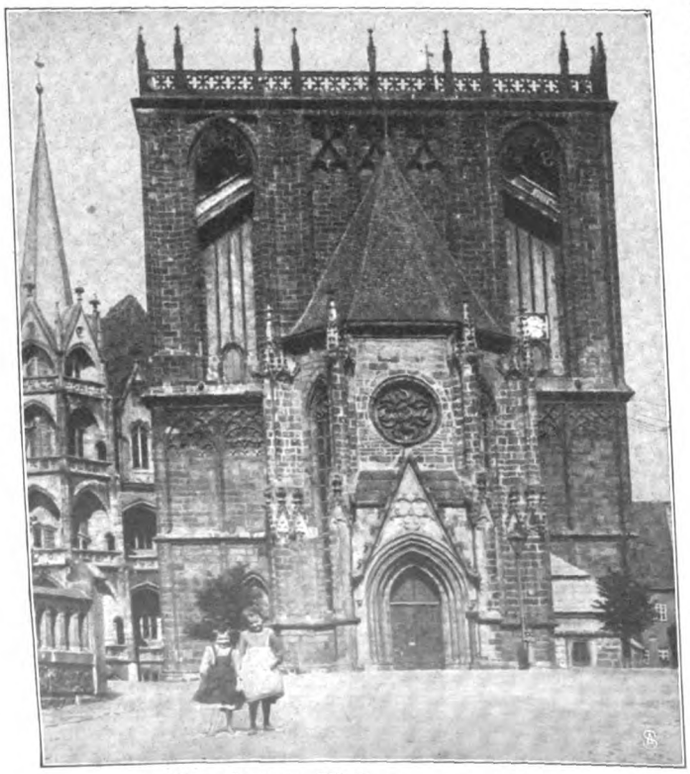
(Fortsetzung folgt.)

William Pitt der Ältere, Graf von Chatham. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) In dieser Zeit politischer Beklemmungen und unfreundlicher Stimmungen, die sich wie ein schwer zu verscheuchendes Gewölk gerade zwischen die rasseverwandten Völker Deutschlands und Englands gelagert haben, ist es wohl angebracht, an frühere freundlichere Zeiten zu erinnern, an einen englischen Minister, der den großen Preußenkönig im Kampfe gegen die Großmächte Europas unterstützte, der englische Truppen unter das Kommando preußischer Heerführer stellte, und dessen begeisterte Verehrung für das Genie Friedrichs des Großen von seinem ganzen Volke geteilt wurde, so daß man in England jeden seiner Siege wie einen nationalen Triumph feierte. William Pitt, einer der größten Staatsmänner und Parlamentsredner aller Zeiten, wurde vor zweihundert Jahren, am 15. November 1708, als Sproß einer angesehenen Familie geboren, besuchte die Colleges von Eton und Oxford — in seinen fleißigen Studien nur durch die Gicht behindert, die ihn zeitlebens quälen und ihm einst auch den Tod bringen sollte — und wurde nach der Rückkehr von einer Reise durch Frankreich und Italien Kornett in einem Dragonerregiment. Im Jahre 1735 ins Parlament gewählt, schloß er sich der Minorität an, die gegen den Minister Walpole Opposition machte. Schon seine Jungfernrede erregte Aufsehen, trotzdem sie ohne jede politische Bedeutung war und nur der Vermählung des Prinzen von Wales mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Koburg galt. Die Klaue des Löwen zeigte sich schon bei dieser ersten Gelegenheit, und fortan ergriff Pitt in allen wichtigen Fragen das Wort. Daß ihm nicht schon nach Sir Robert Walpoles Sturz, an dem er stark mitgewirkt hatte, die Leitung der Geschäfte übertragen wurde, lag an der Ungnade des Königs, dessen Lieblingsplan, die Bildung eines selbständigen hannoverschen Heeres, er nicht unterstützt hatte. Pitt konnte diese Ungnade verschmerzen, er war innerlich und äußerlich unabhängig. Wohl war der Erlös aus dem berühmten Diamanten „Pitt", den sein Großvater, der Statthalter von Madras, für eine hohe Summe an den Regenten von Frankreich verkauft hatte, zersplittert worden, doch zwei bedeutende Vermächtnisse sicherten ihm eine glänzende Existenz. Dabei war er von einer Würde und Grazie des Benehmens und von einer so hinreißenden, durch ein herrliches Organ unterstützten Beredsamkeit, daß er auf die Dauer nicht unbeachtet bleiben konnte. Schon nach der Kabinettskrisis von 1746 wurde Pitt Vizeschatzmeister von Irland und zeichnete sich in dieser bis 1755 bekleideten Stellung, deren parlamentarische Tätigkeit freilich nicht von Bedeutung war, durch große Uneigennützigkeit aus. Auch in dem neugebildeten Kabinett, in das er 1756 vom Herzog von Devonshire als Staatssekretär berufen ward, blieb er nicht lange und war doch, trotz der andauernden Ungnade des Königs, nach den Wirren des Siebenjährigen Krieges der unentbehrliche Mann, in dessen Hände der Herzog von Newcastle 1757 die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten legte. Pitt ward nicht nur die Seele des Kabinetts, sondern auch einer der wichtigsten Faktoren in der europäischen Politik und fand nun auch die Billigung des kriegslustigen Georg II., als er in allen Weltteilen, in Kanada, West- und Ostindien den Krieg gegen die Franzosen aufnahm und dem genialen Preußenkönig mit Subsidien und Soldaten gegen die Übermacht zu Hilfe kam. Da legte der 1760 erfolgte Tod Georgs II. Pitts Politik einen unwillkommenen Hemmschuh an. Georg III., selbständiger als sein Großvater, wollte sich nicht durch den Minister verdunkeln lassen, und die ehrgeizige Mutter des Königs berief ihren Günstling, den Schotten Lord Bute an Pitts Seite, der dessen Pläne stetig durchkreuzte. 1762 schied Pitt mit Pension aus dem Staatsdienst aus, aber der Pariser Frieden von 1763, der den Engländern Kanada schenkte, und die Gründung des englisch-indischen Reichs waren eine so glänzende Rechtfertigung seiner Politik, daß der König wiederholt wegen seines Wiedereintritts ins Kabinett mit ihm verhandelte. 1766 gab Pitt endlich, vom Könige zum Grafen von Chatham ernannt, nach, aber als kranker Mann, der tief unter der nun einsetzenden unglücklichen Epoche der Zersplitterung, Mißernten usw. litt. Seine Beliebtheit war dahin — die City wollte nichts mehr von dem einstigen Liebling wissen. Im Hause der Lords, dem er nun angehörte, fand er, seit er in einer letzten glänzenden Rede im Unterhause gegen die Besteuerung der amerikanischen Kolonien gesprochen hatte, kein so freudiges Echo — er trat 1778 aus dem Ministerium aus. Noch einmal, am 7. April 1778, ließ sich der Kranke ins Oberhaus tragen, um gegen das Recht der Kolonien, sich vom Mutterlande loszureißen, in einer ergreifenden Rede zu sprechen — da erlitt er einen Schlaganfall, an dessen Folgen er am 11. Mai auf seinem Landgute Horges in Kent verstarb. Die großen Vorzüge seines Geistes und Charakters vererbte er auf seinen Sohn William Pitt, der in Verfolgung seiner weitsichtigen Politik England zu einer Burg im Meere machte, die selbst einem Napoleon unbesiegt trotzen konnte.

Der englische Staatsmann William Pitt der Ältere,
geboren am 15. November 1708.



Die Westseite des Domes, nach dem Plane des Dombaumeisters Oberbaurat Professor Dr.-Ing. Karl Schäfer erneuert.



Der Dom zu Meißen. Zustand bis 1903.

Der Dom zu Meißen. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Jahrhundertelang fehlte es dem Säckel des protestantischen Domkapitels zu Meißen, in dessen Besitz der Dom nach Einführung der Reformation

übergegangen war, an den nötigen Mitteln, um den Ausbau der Westtürme bewerkstelligen zu können. Das prächtige Bauwerk blieb ein Torso, der im Volksmund „Schafstall“ geschimpft ward, bis man sich Mitte des vorigen Jahrhunderts endlich entschloß, der Westfassade durch eine Plattform mit Brüstung und Zierfialen wenigstens einen Notabschluß zu geben. Dem Kunstverständigen aber blieb der Anblick auch jetzt noch ein Schmerz; zu deutlich wies der sockelartige Charakter der beiden Untergeschosse auf die notwendige Ergänzung des dritten Geschosses hin, und sowohl Prinz Johann von Sachsen wie Gottfried Semper regten ums Jahr 1840 die Erneuerung und Vollendung „des ausgezeichneten Bauwerks aus der Blüte der Kunst“ an. Aber erst 50 Jahre später, Anfang 1896, gelang dem Bildhauer Professor Andresen die Gründung eines Meißener Dombauvereins, an dessen Spitze heute wie damals die Herren Geheimer Rat Wach, Kammerherr von Schroeter und Geheimer Oberstudienrat Peter stehen, und der als seine vornehmste Aufgabe den Aufbau der Türme betrachtete. Von den Künstlerentwürfen, die auf das erlassene Preisausschreiben eingingen, siegte im Februar 1902 das zweitürmige von Karl Schäfer, der gleich Professor Hartung, seinem Nachfolger im Dombaumeisteramt, eingehende Studien an dem ursprünglich romanischen, später gotischen Bauwerk gemacht hatte. Und jedem Beschauer, der vor den vollendeten Türmen Schäfers steht, drängt sich die Überzeugung auf, daß sie die ebenso schöne wie richtige Ergänzung der Westfront darstellen.

Gebr. Haeckel, Berlin, phot.

William H. Taft,
der neugewählte Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die 7. Kompagnie des Alexander-Regiments bei Le Bourget am 30. Oktober 1870. (Zu unserer Kunstbeilage.) Am 28. Oktober 1870 war das Dorf Le Bourget unsern Vorposten entrissen worden. Da es aber unter allen Umständen wieder genommen werden sollte, traten am Morgen des 30. auf Befehl des Generals von Budritzki drei Sturmkolonnen der Regimenter Franz, Elisabeth, Augusta, Alexander und Gardeschützen an und erstürmten, von Artillerie unterstützt, das Dorf. Jeder Kolonne war ein Zug Pioniere und Ulanen beigegeben. Noch wogten die grauen Morgennebel, als die zwei Bataillone Alexander und die Gardeschützen der dritten Kolonne von der Südspitze her das Dorf angriffen, während die 7. Kompagnie unter Leutnant von Ramdohr auf den Bahnhof eindrang und Feldwebel Wobith mit dem aufgelösten 5. Zuge längs der Bahnlinie vorrückte. Dieser Moment ist im Bilde festgehalten. Aus dem Bahnhof, der von einem Halbzuge besetzt ward, flüchtete der Feind, während die übrigen Truppen sich an dem erbitterten Häuserkampfe beteiligten, und gegen 1 Uhr war das Dorf wieder unser, die Niederlage der Franzosen besiegelt.

Denkmal für Franz Stelzhamer in Linz a. D.
Ausgeführt von Franz Metzner in Wien.

Ein Denkmal für Franz Stelzhamer in Linz. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) In gemeinsamer Begeisterung haben Staat und Private die Mittel zu dem Stelzhamer-Denkmal zusammengeschossen, das am 18. Oktober im Linzer Volksgarten enthüllt ward. Wie eine Verkörperung oberösterreichischen Volkstums erhebt sich die Bronzegestalt des großen Dialektdichters von ihrem Sockel, in lebendiger Stellung ein Buch in der Linken haltend, aus dem der Dichter einer lauschenden Menge vorzutragen scheint. Franz Metzner, der Schöpfer des Werkes, hat sich nicht sklavisch an die vorhandenen Porträte des „Piesenhamer Franz“ gehalten, sondern von dem Rechte des Künstlers, zu abstrahieren und zu idealisieren, freien Gebrauch gemacht. So hat die Figur, die organisch mit dem Sockel verwachsen und von schöner Geschlossenheit der Silhouette ist, etwas Typisch-Symbolisches bekommen.

Der neue Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Der Kampf um die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten hat mit dem Siege der republikanischen Partei über die demokratische geendet: William H. Taft ist als Sieger aus heißer Wahlschlacht gegen Bryan, den Kandidaten der Demokraten, hervorgegangen. Der neue Präsident, der kürzlich sein 51. Lebensjahr vollendete, bekleidete seit 1904 das Amt eines Kriegssekretärs, nachdem er bis zu diesem Zeitpunkte während drei Jahren als Zivilgouverneur auf den Philippinen fungierte. In seiner Jugend im Journalismus tätig — dem Ausgangspunkte so vieler politischen Karrieren in Amerika sowohl als auch in Frankreich — widmete sich Taft später dem Richterstande, in dem er überraschend schnell die Staffeln bis zum Oberrichteramt in Ohio erklomm und schließlich Generalanwalt der Vereinigten Staaten wurde. Bemerkenswert bleibt die Tatsache, daß Roosevelt persönlich für die Wahl Tafts als seines Nachfolgers eingetreten war.

Die sizilianische Schauspielerin Aguglia. (Zu dem untenstehenden Bildnis.) Im Oktober begann im Neuen Theater zu Berlin das Gastspiel der sizilianischen Künstlerin Mimi Aguglia. Die jetzt zweiundzwanzigjährige Künstlerin, die als Kind herumziehender Schauspieler geboren wurde, als Soubrette ihre theatralische Laufbahn begann und jetzt auf den Saiten südländisch dämonischer Leidenschaft zu spielen weiß wie kaum eine Zweite, ist nächst der Duse die gefeiertste Schauspielerin Italiens. Als Santuzza in dem Drama „Cavalleria Rusticana“ von G. Verga, in „Malia“ und „Peccatrice“ ließ sie ihre raffinierte Wirklichkeitskunst in allen Farben und Schattierungen schillern und errang einen starken Beifall, in den sich zweilich auch Proteste derer mischten, die durch die bisweilen grauenerregende

Die berühmte sizilianische Schauspielerin Mimi Aguglia.

Natürlichkeit ihrer Darstellung abgestoßen wurden.

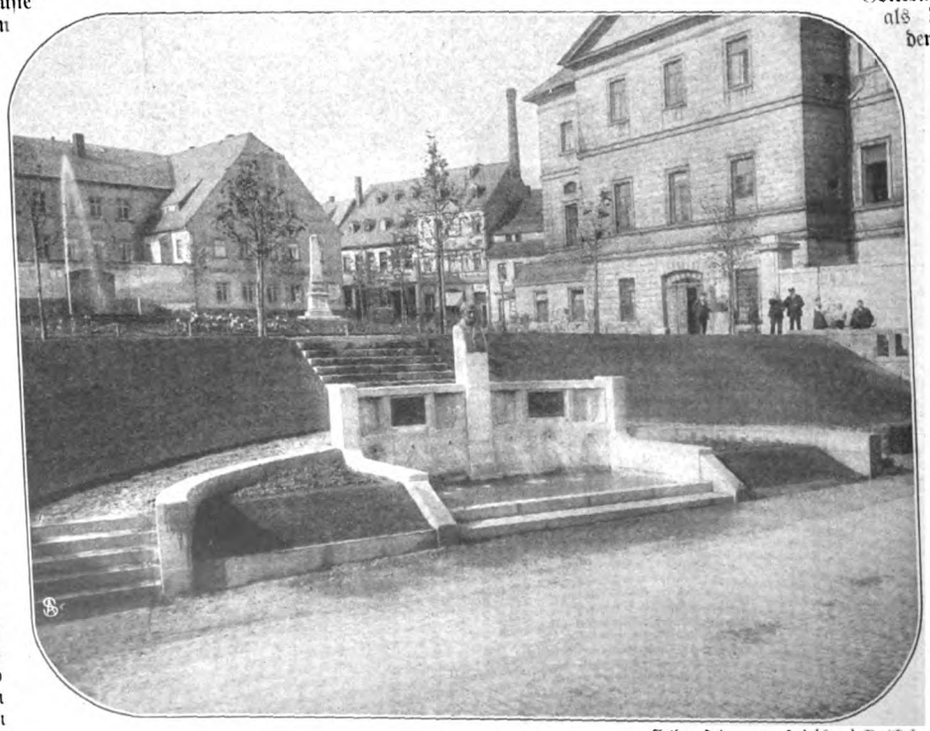
Der Verein Berliner Buchhändler kann am 14. November auf sein fünfzigjähriges Bestehen zurückblicken. Seine Geschichte ist an Erfolgen und Ehren reich und mit der des Berliner Buchhandels aufs innigste verknüpft. Unter dem Namen „Verein jüngerer Buchhändler" und zu dem Zwecke gegründet, die Interessen dieser Fachgenossen mehr zur Geltung zu bringen, als es vordem geschah, hat der Jubelverein in der Folge den größten Einfluß auf den Berliner und auch den deutschen Buchhandel ausgeübt. Seitdem er vor sechs Jahren die jüngere Berliner Buchhändlergesellschaft in sich aufgenommen, rückte er vollends in eine führende Stellung ein. Eine große Reihe der bekanntesten Verlegernamen befindet sich seit der Gründung in seinen Listen. F.

Ins Ungewisse. (Zu dem Bild auf Seite 983.) Die Schiffsmaschine stampft und dröhnt, aber noch liegt der nach Amerika bestimmte Koloß fest verankert, denn immer noch kriecht die Menschenschlange über die Bordwand des kleinen Landungsdampfers die schwankende Schiffstreppe hinauf. Ein Auswanderer-schiff — wie viel Elend deckt das Wort, wie viel Trostlosigkeit und müde Verzweiflung! Aus Nord und Süd und Ost und West sind sie zusammengeströmt, die unsicheren Existenzen, die Enterbten des Glücks, die Heimatlosen, für die das alte Vaterland nicht Dach noch Brot noch Zukunftsglauben mehr hatte. Und sie alle tragen, in ärmliche Bündel verschnürt, mit sich, was sie aus dem Schiffbruch der Vergangenheit als einziges gerettet: ein Stück Hausrat, ein paar Bilder, ein Andenken an daheim, das „drüben", im fremden Lande, ihnen helfen soll, festzuwurzeln. Ach — viele nehmen auch nichts mehr mit als das, was sie auf dem Leibe tragen. Aber unmerklich, unsichtbar ist neben der Armut, neben der Verzweiflung noch ein anderes das finstere Schiff emporgestiegen: die Hoffnung, der unbewußt doch alle diese elenden Gestalten nachgegangen sind. Und wenn die schwere Ankerkette aufgewunden, die letzte Verbindung mit dem Festlande gelöst ist, wenn die große, unendliche Wasserwüste diesen Haufen lebendigen Jammers trägt, dann wird diese Hoffnung heimlich von einem zum anderen gehen, wird diesen Menschen, die stumpf beieinander hocken, in der grauen Ferne ein Lichtchen zeigen, ein kleines, aber doch tröstliches Licht.

Die neueste Erwerbung des Metropolitan-Museums in Neuyork.
Giovanni Bellini. „Madonna mit Kind".

Denkmal für Friedrich Gottlob Keller in Hainichen i. S. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Vom Gewerbeverein der Stadt errichtet und nach dem Entwurfe des Architekten Max Ulbricht in Dresden und des Bildhauers Arnold Künne in Berlin ausgeführt, erhebt sich in Hainichen i. S. das Keller-Denkmal, das am 18. Oktober feierlich enthüllt wurde. Es ehrt Friedrich Gottlob Keller, geboren am 27. Juni 1816 zu Hainichen, gestorben in Krippen am 8. September 1895, einen einfachen Mann aus dem Volk und Weber seines Zeichens, der durch die Entdeckung von der Verwendbarkeit des Holzes zur Papierfabrikation durch den sogenannten Holzschliff — die Bereitung des Holzstoffes zu Papier auf mechanischem Wege — den großartigen Aufschwung unseres Zeitungswesens herbeiführte. War es doch — wie wir den Lesern der „Gartenlaube" s. Z. in einem größeren Artikel ausführlich berichtet haben — erst infolge dieser Erfindung möglich, die gewaltigen Mengen Papiers, die der Zeitungskonsum erfordert, mit geringen Kosten herzustellen. Kellers Erfindung erschloß dem ganz von der Industrie lebenden Erzgebirge einen neuen wichtigen Erwerbszweig — es war eine Ehrenpflicht, das Gedächtnis des Mannes, der so vielen Brot und Verdienst gab, der Nachwelt lebendig zu erhalten. Das Monument selbst ist ein Brunnendenkmal, aus dessen Mitte sich als Herme die Porträtbüste Kellers erhebt. In zwei reichgegliederten Friesen der Herme zeigt je ein Bronzerelief Szenen aus dem Leben des Erfinders.

Madonna von Bellini. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Kürzlich hat das Metropolitan-Museum in Neuyork zu seinen vielen wertvollen Neuerwerbungen auch einen „Bellini", eins jener zahlreichen Madonnenbilder des Künstlers, der der venezianischen Kunst des 15. Jahrhunderts den Stempel aufdrückt, erworben. Als Giovanni Bellini, der um 1428 geborene, bis 1464 in Padua tätige und dann bis zu seinem am 29. November 1516 erfolgten Tod in Venedig ansässige Meister seine Laufbahn begann, drang in den Geschmack der Renaissance die Vorliebe für weltliche Vorwürfe ein, die Ära der unbedingten kirchlichen Malerei schien abgeschlossen. Aber seinem tief religiösen Empfinden lag das Versenken in die Heiligenlegende, in das Leben der Gottesmutter mehr, und immer und immer wieder bannte sein Pinsel die Madonna mit dem Kind oder Szenen aus dem Leben Jesu auf die Leinwand. Nicht weniger als 80 Altar- und Madonnenbilder sind uns von seiner Hand erhalten geblieben außer den vielen, die untergegangen sind, und gerade seine Verkörperungen der Gottesmutter, die er weniger als die Himmelskönigin, denn als die liebende sorgende Erdenmutter auffaßte, atmen neben aller energischen Charakteristik eine unsagbare Lieblichkeit und Holdseligkeit. Auch die Madonna des Metropolitan-Museums ist ein Beispiel dafür. Welche Zartheit der Bewegung in der Art, wie sie das Köpfchen des Kindes stützt, welch jugendliche Holdseligkeit des Ausdrucks in den aus den Tüchern hervorleuchtenden Zügen. Im Gegensatz zu dem warmen Fleischton ihres Gesichts ist der Körper des Christuskindes matt perlfarbig gehalten. Der Vorhang, der die Hälfte des Hintergrunds verhüllt, zeigt ein reiches Rot; daneben breitet eine liebliche Landschaft in tiefen, doch kühlen blauen Tönen sich aus.



Arthur Heinemann, Hainichen i. S., phot.

Das Denkmal für F. G. Keller zu Hainichen i. S.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Nr. 47 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Waldrausch.

Roman von Ludwig Ganghofer.

(18. Fortsetzung.)

In dieser duftschwülen Rauschnacht wäre es dem Toni Sagenbacher, als er heimkam, fast geschehen, daß er sich eine schärfere Ähnlichkeit mit dem Krispin zugezogen und eine Dulle ins Nasenbein geschlagen hätte. Denn als er in die dunkle Stube trat, stolperte er über eine dicke, linde Sache. „Sakra! Was liegt denn da?"

Erschrocken klang es aus der Kammer: „Hast dich angschlagen?"

„Na na, Mutter! Aber was liegt denn da in der Stuben? Das spürt sich schier, als wär's ein Bett!"

„Ja, dein Bett!" kam die Antwort in erregter Hast. „Seit gestern hab ich dich nimmer ghabt. Morgen in aller Fruh mußt auffi zur Arbeit. Und drum hab ich der Kathrin gschafft, daß sie 's Bettzeug abitragt aus deiner Stuben. Da hab ich dich nacher doch in der Nacht net weit von mir!"

„Ja, Mutter! Wie näher bei dir, so lieber is mir's!" Toni trat in die dunkle Kammer, die von den kleinen Mondflecken in den zwei Fensternischen ein kaum merkliches Licht erhielt. „Wie hat's dir denn gangen seit gestern?"

„Recht gut, ja! Und du bringst mir allweil ein Bröserl Gsund! . . . Aber lang' bist ausblieben!"

„Weißt, in Unterach bin ich erst fort auf'n Abend. Und da hab ich noch gschwind ein Sprüngl zur Beda auffi gmacht . . . gelt, das tust mir net verübeln?"

„Na, Tonele, gwiß net! 's junge Glück muß vor die alten Freuden allweil den Fürgang haben."

„Vergeltsgott, Mutter! Aber wo is denn der Leuchter, daß ich Licht machen kann?"

„Kein Licht! Kein Licht!" stammelte die Lahneggerin wie in quälender Angst. Doch als der Toni bei ihr auf der Bettkante saß, wurde sie ruhiger. „Weißt, nach so viel Nacht, da kunnt mich 's Licht ebba blenden."

Das war ein Grund, der Vernunft hatte. Aber Toni merkte doch, daß etwas nicht richtig war. „Mutterl? Tut dich ebbes aufregen?"

„Na, Tonele, gwiß net! Jetzt hab ich dich, weißt! Jetzt laß ich dich nimmer aus die ganze Nacht! Ich weiß ja, was für einer bist. Aber gar kein Mensch is ein Heiliger. Und weit von aller Versuchung heißt weit von aller Sünd!"

Toni schien nicht gleich hinter den Sinn dieser wunderlichen Worte zu kommen. Aber dann lachte er. „Na na, Mutter! Mit so was mach dirs Herz net schwer! Und hast schon recht: für mich könnt ich gar z'lang' net einstehn. Aber mein Bedle, weißt . . .," in diesen Worten war ein Hauch von heißer Zärtlichkeit, „mein Bedle is so ebbes Saubers durch und durch . . . na na, da brauchst kein Sorg net haben, daß wir 's Türl einschnappen lassen, vor 's Haus fertig is."

Jetzt lachte auch die Lahneggerin, seltsam lustig; doch es blieb noch immer ein Klang von erregter Angst in diesem heiteren, fast schadenfrohen Lachen.

„'s fertige Haus?" Der Toni tat einen schweren Atemzug. „Freilich, da wird's noch ein harts Warten kosten! Gar net gut schaut's aus in Unterach. Mutter, da wird sich nix machen lassen! Da täten wir uns schiech einisetzen."

„So? . . . So?" Die Lahneggerin schien mit ihren Gedanken bei anderen Dingen zu sein. Und immer schwieg sie, während der Toni von Unterach erzählte, von dem brüchigen Haus, von dem schlechten Vieh, von den verhungerten Feldern.

Schließlich fiel dem Toni dieses Schweigen auf. „Mutter? Du merkst ja gar net her auf mich! . . . Und was tust denn allweil so auffilusen zur Stubendecken?"

Als möchte sie ihre Ohren verschließen, so nahm die Lahneggerin den Kopf zwischen die Hände. „Der Krispi . . . so viel Sorgen tut er mir machen, der Krispi!"

Nun lauschte auch der Toni. „Mein, er wird halt wieder sein gwohnten Sonntagsrausch mit heimbracht haben und geistert ein bißl umeinand . . ."

„Mit heimbracht hat er ebbes, ja!" Die Lahneggerin lachte gallig. „Und is doch ganz allein über d' Stiegen auffi . . . und wie er's gmacht hat, weiß ich net. Aber heimbracht hat er ebbes! Und allweil hin und her, da droben, als tät er vier Füß haben, zwei schwere und zwei leichte . . ."

„Könnt sein, er hat beim Gehn seine Händ ein bißl brauchen müssen! Im Rausch und in der Sauerei wird der Mensch allweil wieder vierfüßig."

„Jetzt hast es gsagt . . . ja, 's richtige Wörtl hast gsagt. Und so ebbes muß ich haben im Haus! Und allweil hat's mich trieben, daß ich der Kathrin schrei und schick s' auffi. Aber ich hab mich net traut . . . ich hab mich net traut . . ."

„Soll ich nauf, Mutter, und schauen?"

„Jesus Maria!" Die Lahneggerin umklammerte den Toni. „Bleiben tust mir! Net um d' Welt laß ich dich auffi!"

„No, no, no, Mutterl! Ferm zittern tust ja vor lauter Angst. Geh, so viel Sorgen brauchst dir net machen um den Krispi. Freilich könnt er am Sonntag einmal nüchtern heim-

Published 19. XI. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

kommen. Aber sonst tut er ja sein Arbeit, schau, und hat sein Anwesen gut beinander. Seit ich bei dir bin und mein Glück hab, trag ich ihm nix mehr nach. Leicht hab ich im Zorn oft ebbes ärger an ihm gsehen, als wie's gwesen is. Und schau dir die andern an im Dorf . . . da is der Krispi noch lang net der Schiechste."

„So? Meinst?" Ärger, Hohn und doch auch ein Hauch von mütterlicher Hoffnung waren in diesem Wort. Dann flüsterte sie vor sich hin, als wär's nicht für den Toni gesagt: „Es kunnt ja sein, daß ich mich täuscht hab, und daß mir alles bloß aussigwachsen is aus der Angst vor seiner Spinnerei! . . . Aber sicher is sicher!" Wieder umschlang sie ihren Buben und schmiegte die Wange an seine Brust. „Heut schlafst da herunt! Da kann's nacher sein, wie's mag. Und morgen bist in der Arbeit, und die krumpen Rösser laufen wieder aussi zum Tal. Und dein Glück hat sich kein Ellbogen net angstößen. Und am Fuier, das einer net kennt, hat sich noch keiner verbrennt."

Toni lachte. „Mutterl, heut redst ja wie d' Wahrsagerin auf'm Jahrmarkt."

Die Lahneggerin lachte nicht mit. Sie sagte ernst: „Jetzt tu dich schlafen legen! Und wegen Unterach hab kein Kummer. Unser Herrgott denkt sich schon ebbes aus für dich und 's Bedle. Da hab ich mein Glauben drauf. Und morgen kannst schlafen bis halber fünfe. Die Kathrin bringt dirs Fruhstuck und hat dir in der Stuben draußt schon alles hinglegt, was d' morgen brauchst. Und gelt, die Tür in d' Stuben aussi tust offen lassen?"

„Freilich, ja! Und meinst net, ich könnt allweil herunt schlafen? Oft hab ich d' Leut schon sagen hören: wenn ein Gsunder net weit von eim Kranken schlaft, das tät arg gut sein. Da tät sich ein Kranks viel leichter schnaufen. Paß auf, Mutter, heut nacht schnauf ich dir alles eini ins Kammerl, was mir gsund und froh in der Seel is! Gelt! Und jetzt gut Nacht, Mutter!"

Der Lahneggerin blieb keine Zeit zu einer Antwort. Denn als sie hätte reden können, war der Toni schon draußen. Unter wohligem Seufzer fiel sie in die Kissen zurück — und begann dafür zu beten, daß sich der liebe Herrgott in dieser Nacht was ausdenken möchte für das Glück des Toni und der Beda. —

Lautlos hatte sich der Stubengast entkleidet und unter die Decke des Dielenbettes geschoben. Er regte sich nimmer. Doch er atmete so tief wie einer, der die gefrorenen Fensterscheiben anhaucht. Dabei sah er immer die Beda, so, wie sie seit fünfzehn Jahren in seinem Herzen gewachsen war. Und jetzt war das für ihn keine Schlechtigkeit und keine Qual mehr — es war ein schönes und reinliches Schauen seines lachenden Glückes, das nur noch ein festes Hausdach nötig hatte, um ganz und fertig zu sein.

Dünner Lichtschein fiel durch eine Ritze der Stubentür. Vom Hausflur hatte sich nicht der geringste Laut vernehmen lassen. Es tat sich nur plötzlich die Türe langsam auf, und Krispin — mit nackten Füßen, nur in Hemd und Hose — schob sich halb durch den Spalt herein, in der Hand eine brennende Unschlittkerze. Ein paar Heufäden hingen an ihm, als hätte er die erste Hälfte dieser Rauschnacht nicht im Bette seiner Kammer, sondern auf dem Scheunenboden verduselt. Perplex betrachtete er das Nachtlager auf dem Fußboden. „Ah, da schau . . ."

Der Toni ermunterte sich. „Du? . . Was willst denn?"

„Nix . . . na na, gar nix! Ich hab dich net auffigehn hören, weißt, und da hab ich mir denkt, es könnt ebba der Mutter was sein."

„Na, Gott sei Lob, der Mutter is wieder viel besser."

„So? Ja? . . . Freut mich, ja! Da hätt ich mir d' Unruh sparen können." Lachend zog Krispin seinen Kopf und die brennende Kerze zurück.

In der Stube war's wieder dunkel. Und draußen konnte man einen, der jetzt Schuhe an den Füßen hatte, stramm und resolut die Treppe hinaufgehen hören, sehr laut — und dazu pfiff er lustig eins von den Liedern, die der Toni gerne sang.

Der Stubengast wollte sich schon wieder ausstrecken, als es beklommen aus der Kammer herausklang: „Tonele?"

„No schau, Mutter, der Krispi is ja heut tagnüchtern. Und gsorgt hat er sich um dich. Das freut mich, ja!"

„Da hab ich ihm heut unrecht tan . . . 's erstemal!"

„Wirst sehen, der Krispi macht sich noch."

„Jetzt hätt er auch 's beste Beispiel an dir!"

„Geh, allweil mußt mich loben! Tu lieber schlafen, Mutterl! Gut Nacht!"

„Gut Nacht, mein Kind, mein guts!"

Nun Stille. Das feine Ticken der Schwarzwälderuhr. Und die Mondscheinflecken krochen über die Fenstergesimse hin.

Das Gefühl, einem Menschen unrecht getan zu haben, kann auch süß schmecken. Das erfuhr die Lahneggerin in dieser Nacht. Und als ihr ein wohltuender Schlaf die fieberheißen Augen schloß, da träumte sie viel von einem guten, in Blut und Seele verwandelten Menschen, der Krispin Sagenbacher hieß.

So fest war dieser schöne Schlaf, daß der blinkende Morgen die Lahneggerin nicht weckte.

Toni, als er aufstand, warf einen Blick in die Kammer und freute sich der deutlich sichtbaren Besserung, die er an der schlafenden Mutter zu erkennen glaubte.

Axt und Pickel auf der Schulter, im Rucksack den Wettermantel und das „Mahlzeitpackerl", trat er in den Morgen hinaus, durch dessen graue Frische schon die rosig angesonnten Bergspitzen herunter glänzten.

Während der Toni mit seinen langen Schritten die Straße hinwanderte, spähten ihm zwei Augen nach, die durch einen Spalt des halb offenen Scheunentores herausfunkelten. Und als der Toni verschwunden war, trat Krispin aus der Tenne heraus und sprang auf die Haustür zu. In der Küche sah er die Kathrin, die just mit dem Wasserganter zum Brunnen wollte. Dem Krispin fuhr ein Fluch durch die Zähne. Aber dann sagte er freundlich: „So? Bist schon auf? Aber die zwei Knecht, scheint mir, verschlafen wieder? Geh, schau gleich hinter und pumper an ihr Kammertür." Er guckte zu, wie die Magd den Wasserganter niedersetzte und in einem schmalen, dämmerigen Gange verschwand. Und als da hinten das Gepumper anfing, sprang er hurtig zur Haustür hinaus.

Lange mußte Kathrin an die Tür der Knechtstube trommeln, bis die beiden Stimmen munter wurden. „D' Mannsbilder haben ein Schlaf wie d' Ratzen am Tag." Sie nahm den Wasserganter und ging zum Brunnen. Als sie ins Freie trat, meinte sie zwischen den Holunderstauden was Buntfarbiges gegen den Garten hin um die Scheunenecke verschwinden zu sehen. „So so? Wieder einmal! . . . Drum hab ich pumpern müssen!" Obwohl der Ganter schon überlief, blieb sie noch immer beim Brunnen stehen, tat aber, als sähe sie den Jünglingsbauer nicht, der nach einer Weile mit furchtbar schlauem, seelenvergnügtem Gesicht hinter den Holunderstauden aus dem Garten kam. Trotz der guten Laune, die er da mitzubringen schien, benahm er sich jetzt gegen die Kathrin minder freundlich als zuvor. „Siehst net, daß der Kübel schon überlauft? Was stehst denn noch allweil da?"

Die alte Magd drückte die Augen zu und schmatzte auf eine sonderbare Art. Und als sie zur Haustür hineinging, hielt sie dieses Selbstgespräch: „Ja ja, 's wird schon einmal überlaufen! Alles in der Welt hat sein Maß. Und geht's drüber aussi, so verliert unser Herrgott d' Langmut. Und da schlagt er zu."

Ferne von aller Ahnung der gerechten Prügel, die ihm da aus blauen Höhen zugedacht waren, stand der gescheite Jünglingsbauer am Zaun der Hofreut über die Staketen gelehnt, äugte die Straße hinunter und schüttelte sich unter vergnügtem Gekicher, als er aus einem Wiesenpfad etwas Rundes und Buntfarbenes herauswandern sah, das mit eitel geschwenkten Röcken auf das Gasthaus „zum goldenen Posthörndl" zusteuerte.

„Du Gans, du scheckete! Jetzt hast es!" Krispin lachte, daß ihm die Tränen kamen. Doch als die buntfarbene Molligkeit um eine Hausecke verschwunden war, da wurde er plötzlich ernst. Er drehte den Kopf und guckte kalkulierend nach der anderen Richtung über die Straße hinaus — nach der Richtung, die der Toni genommen hatte.

Das war auch die Richtung, in der das Haus der Beda lag.

So weit war Toni trotz seiner langen Schritte noch nicht gekommen. Es fehlten auch noch zehn Minuten bis fünf. Aber die Beda stand schon auf der Lauer. Und plötzlich schoß ihr das heiße Blut ins Gesicht — im gleichen Augenblick, als ein rascher und fester Schritt auf der Straße klang; dann machte sie erbleichend mit beiden Händen einen Zuck nach ihrem Spenserbund, als hätte sie Magenweh bekommen — im gleichen Augenblick, in dem ein langsamer und müder Schritt von der Haustür durch die Hofreut kam.

Dem Toni blieb nur soviel Zeit, um der Beda etwas klein Eingewickeltes über den Zaun hinüberzuwerfen. Denn Ambros trat schon auf die Straße. „Ich hab dich kommen sehen, Tonele. Und da bin ich gleich herunter."

„No, no," meinte der lange Zagenbacher schmunzelnd, „gar so pressiert hätt's heut grad net! Aber in Gottsnamen, marschieren wir halt!" Er nahm es mit dem Geheimnis seines Glückes, dem noch das Hausdach fehlte, so genau, daß er sich gar nimmer umsah. Doch er war auch so gewissenhaft, daß er gleich zu Ambros sagte: „Neulich hab ich gmeint, ich könnt dir heut was anvertrauen, weißt, von mir. Aber jetzt muß ich schon noch ein Zeitl warten."

Ambros sah verloren auf — und nickte. „Ja, Tonele! Nur schön Geduld haben . . . besonders, wenn sie das Einzige ist, was einem Menschen bleibt."

Hinter den beiden, die da zur Arbeit wanderten, stand unter den niederhängenden Zweigen der Obstbäume die Beda mit bösen Augen. Und ein bißchen naß waren sie auch, diese Augen. Der Toni hätte sich doch wirklich ein einziges Mal umgucken können — oder für einen Schnaufer stehenbleiben — nur um ihr lachend zu sagen, daß zwei von den sechs Rossen die unterländische Witib wieder schön gemütlich aus dem Wildachtal hinausgezogen hätten. Unter solchen Gedanken wickelte sie das Zeitungspapier von der kleinen Sache, die der Toni ihr zugeworfen hatte — es war das Tüchelchen, mit dem sie ihrem Liebsten die gebissene Hand verbunden hatte. Das war nun sauber gewaschen und fein gebügelt. Die Beda mußte lachen. Und lachend drückte sie das Gesicht in das Tuch und sprang auf die Straße hinaus, um vom Toni noch einen Joppenzipfel zu erspähen. Weil sie ihren Buben nimmer sehen konnte, hatte sie Sehnsucht nach etwas Schönem als Ersatz und blickte träumend hinauf zu dem trunken blühenden Wald, über den schon brennend die ersten Sonnengrüße niederfluteten.

Das gleiche tat der Toni, während er mit seinem schweigsamen Kameraden zur Notburg wanderte. Immer hingen seine Augen an diesem roten Rausch der grünen Wipfel. „Der Wald is reif in der Bluh." Der Seufzer eines sehnsüchtigen Gedankens klang ihm zwischen diese Worte. „Heut, wann er d' Sonn hat, fangt er zum stäuben an."

„Ich glaube, das tat er schon in der Nacht."

„Na, Brosle! Da braucht er d' Sonn dazu. In der kühlen Nacht laßt d' Waldbluh kein Herzstäubl net ausfliegen."

„Dann muß doch wohl ein Unterschied zwischen einer Baumseele und einem menschlichen Herzen sein. Das reißt in kalten Nächten all seine heißen Kammern auf und läßt ins Leere fliegen, was es an blühendem Reichtum besaß."

Das war ruhig gesagt. Dennoch drehte Toni jäh das Gesicht. „Brosi? Was is denn heut mit dir? . . . Und gar net gut schaust aus! Hast ebba net gschlafen?"

„In dieser Nacht? Nein!"

Stumm wanderten die beiden eine Strecke durch die Wiese hin, auf der die betauten Grasflächen fein zu dunsten begannen.

Dann fing der Toni von der Arbeit zu sprechen an, weil er meinte: das wird den Brosi aus seiner Müdigkeit wecken. Und der neue Rottmeister hatte da, um die Einheimischen zur Vernunft zu bringen, schon seinen festen Plan. Zuerst muß man's mit aller Torheit in Güte versuchen. Aber was sich nicht biegen will, muß brechen. Dann schickt man die ärgsten Schreier davon. Und die anderen sammelt man an jedem Morgen und Abend zu gemeinschaftlichem Ausmarsch und Heimweg. Und dieser Weg und Marsch, den der Toni führt, geht fern vorüber am wälischen Barackenlager. Und dann teilt man es so in der Arbeit ein, daß die Einheimischen möglichst weit von den Italienern zu schaffen haben. Und im Lager baut man einen Feldaltar, und dann muß aus dem Gerichtsstädtl an jedem Sonn und Feiertag ein Kaplan heraufkommen und für die Italiener Messe lesen. Dann, und dann — so sprach der Toni in seiner klaren, festen Ruhe immer weiter. Und Ambros nickte immer. Er hörte alles. Doch wie mit schlafenden Sinnen. Und ferne von diesen Sinnen wachte sein Herz — und sang ein Lied:

„Es ging ein Traum auf leisen Sohlen
Vorüber mir in banger Nacht.
In mir ein tiefes Atemholen,
Ich lächle — und ich bin erwacht.

Wie war mein Traum? Ich kann's nicht sagen,
Ob auch die Seele sinnt und lauscht.
Ich fühle nur ein Flügelschlagen,
Das mich wie Frühling hold umrauscht.

Ein Glänzen ist, mit weißem Scheine,
Zu tiefst in meines Lebens Kern,
Als ging' ich durch geweihte Haine,
Dem Staub der grauen Wege fern.

Ich sehe Feld mit goldnen Halmen
Und weit ein Meer in blauer Ruh
Und drüben Land mit grünen Palmen —
— Und fühle, Lieb: mein Traum warst du!"

Ganz nahe klang schon das Rauschen der Wildach. Und mit diesem Rauschen vermischte sich ein wirres, zeterndes Geschrei. Ambros und Toni blieben stehen, um zu lauschen. Dann fingen sie erschrocken zu laufen an und verschwanden im rotblühenden Walde. —

— Durch alle Bergscharten brach der Sonnenschein in die blauende Tiefe herunter, mit breiten feuergelben Glanzbändern, und strahlte warm die blühenden Fichten an. Das verschwenderische Rot im Grün war anzusehen wie Glut, die zur Flamme werden will. Denn überall, wo die Sonne schon seit einer Weile leuchtete und wärmte, ging von den blütenreichen Wipfeln ein feines Gezüngel auf — kleine, zarte, rostfarbene Wölkchen begannen zu fliegen, wehten über eine kurze Strecke des Gehänges hin, wurden formlos und durchsichtig — und waren verschwunden. Fliegende Sehnsucht, die das dürstende Erwarten suchte! Hochzeit des von Liebe berauschten Waldes!

In dieser reifen Freudenstunde der Bergwaldblüte geschah es, daß die runde, buntfarbene Witib von Zipfertshausen vor dem Gasthaus „Zum goldenen Posthörndl" ihr nettes Wägelchen bestieg, in der einen Hand den seidenen Regenschirm, der auf dieser Reise durch die schöne Sonne höchst überflüssig erschien, und in der andern Hand die Tasche mit dem Osterhasen, der stolz und zufrieden sein gelungenes Werk betrachtete. Barbara mußte gut geschlafen haben in dieser Nacht. Ihr Sternenantlitz strahlte von rosiger Frische. Und eine so prächtige Laune durchschimmerte ihr molliges Wesen, daß auch die bös gesalzene Rechnung, mit der die Kellnerin gekommen war, keinen Schatten in dieses blütenfrohe Licht geworfen hatte. Ohne Widerspruch hatte Barbara geblecht und lachend die Bemerkung gemacht: „Ein lustiger Gauner, mein Schwager! Aber 's Glück is ebbes wert!"

Hansele, der alte Knecht, guckte seine Bäuerin studierend an, während sie sich's in der Kutsche bequem machte.

Blinkend rollte das Wägelchen gegen die Straße hin, und die beiden wohlgenährten Rosse fielen in ganz gesunden Trab. Von einem krummen Pferdefuß war nichts zu merken.

Während die Fahrt durch das Dorf gegen die Wildach ging, drehte der Hansele ein paarmal das Gesicht. Immer wieder schüttelte er den grauen Kopf, wenn er seine Gebieterin so breit und rosig in der Kutsche sitzen sah. Nun kam der Lahneggerhof. Und der Hansele spähte aufmerksam. Doch Haus und Hofreut lagen still in der Morgensonne.

Als das nette Wägelchen schon ein gutes Stück am Lahneggerhofe vorüber war, guckte sich der Hansele wieder um. Noch immer saß die Bäuerin stolz und lächelnd neben dem zufriedenen Osterhasen. „Frau! Sechzig Jahr bin ich alt und hab allweil gmeint, ich kenn mich aus mit die Menschenleut. Aber sie müssen doch ein bißl anders sein, als ich gmeint hab."

„Warum denn?"

„No, z'wetten hätt ich mir traut, daß d' heut gallgiftig zum Tal aussi fahrst. Und mit verweinte Augen!"

Barbara lachte, wie nur das sichere Glück zu lachen versteht.

„Wenn d' lachen kannst, was bist denn nacher so redgeizig?" inquirierte der Hansele weiter. „Als Altknecht tät's mich schon verintressieren, ob ich bald ein Herrn krieg oder net. Wie bist denn füreinand kommen mit'm Toni?"

„Gar net schlecht! Mein Schutzengel hat sich bewiesen. Ja. Und ich mein', jetzt kommt der Toni bald aussi zu uns. Jetzt weiß er, wie er dran is. Jetzt braucht er keine fürsichtigen Briefeln nimmer schreiben. Heut kann er sagen: Herzl, jetzt hast es!"

„Sooo?"

„Ja. Und 's wird an der Zeit sein, daß er zu uns wieder aussi kommt. Daheim lernt er nix Guts. Weißt ja selber, wie sauber der Toni bei uns draußt sein Stüberl allweil ghalten hat. Und daheim hat er sich d' Ordnung schon völlig abgwöhnt. Ich sag dir: schiech hat sein Stüberl ausgschaut. Aber ich bring ihm d' Ordnung schon wieder bei, ah ja! Und 's Reden auch!" Während Barbara sprach, hatte sie immer etwas mit ihren Kleidern zu schaffen. „Freilich, von die selbigen, die viel ratschen, is er nie keiner gwesen. Aber jetzt redt er gleich gar nix nimmer! Ich denk mir halt: d' Sorg um d' Mutter macht ihn so verstockt. Aber da dauert's nimmer lang'. Und nacher wird er die richtigen Wörtln schon finden." Sie blies über die seidenen Ärmel ihres Spenzers, schüttelte die Atlasschürze und fiel aus ihrem glückfrohen Geschmunzel in ärgerlichen Ton. „Ich weiß gar net, warum's heut in aller Fruh schon so viel stäuben tut!"

„Hab mir's auch schon denkt. Und d' Straßen is sauber! Ob's net ebba von der Waldbluh kommt? Da, schau aussi, wie alles fliegt da droben!"

Auf dem Gehäng der Sonnleite war über weite Strecken das glühende Rot der Blüte und alles Grün der Bäume unter safrangelben Dünsten verschwunden — in solcher Menge wehten die Wölklein des suchenden Blütenstaubes durcheinander. Und immer wieder blies der Morgenwind einen verirrten Schwarm dieser reisenden Sehnsucht über das Tal hinüber. Dann ging aus den sonnigen Lüften ein zartes Geriesel nieder — wie im März oder im kühlen Herbste, wenn sich wehende Dunstflocken verwandeln in feines Nebelreißen. Das schwarze Lederzeug der netten Kutsche wurde rostfarben, der weiße Osterhase begann sich zu bräunen, als hätte er an diesem schönen Morgen den Sonnenstich bekommen, und immer hatte die runde glückliche Braut aus Zipfertshausen zu blasen, zu klopfen, zu bürsten und zu schütteln, um ihre bunte Seide sauber zu erhalten. Aber das gelang ihr nicht völlig. Stets aufs neue fiel mit erloschenem Rot dieses Gestäube aus der Luft herunter und überpulverte die von ihrem sicheren Glück erfüllte Barbara mit verirrter Sehnsucht und mit tausend Opfern der enterbten Liebe. Schließlich nahm sie die Sache heiter. Und es kam ihr ein lustiger Einfall: Grad als tät der Himmel sagen: Punktum, Streusand drauf! Darüber lachte sie ein ganzes Weilchen.

„Du, Bäuerin!" warnte der Hansele. „Jetzt kommt fein bald das Platzl, wo's wieder wällische Busseln absetzen könnt!"

„Na, na! . . . Aber absetzen wird's schon noch ebbes, heut! Da umeinand wo in der Gegend!" Nach diesem rätselhaften Worte, das wie eine Drohung klang, wurde Barbara von einer seltsamen Schweigsamkeit befallen. Ein kampflustiges Gefunkel in den sonst so gutmütigen Augen, spähte sie über den Weg voraus. Und plötzlich tat sie etwas ganz Merkwürdiges; sie nahm ihren schönen, neuen, seidenen Regenschirm und warf ihn rückwärts über die Kutsche hinaus auf die Straße. Der Knecht hörte den Klatsch und guckte sich um. Aber Barbara drängte aufgeregt: „Fahr zu, Hansele! Fahr zu!"

Und als der Hansele weiterfuhr, sah er vor einem Zaungatter ein junges, schmuckes Mädel stehen, das immer rief und lockte, in Sorge um einen weißen Spitz, der mit einem großen Nachbarhunde in Meinungsverschiedenheiten zu geraten drohte. „Jesus! Herrrrein! Sully! Gehst her oder net?" Sully wählte von diesen beiden Möglichkeiten die letztere und ging nicht her. Und da wollte die Beda schon losrennen, um den von einem unheimlichen Knurren bedrohten Spitz zu retten. Aber der Hufschlag der beiden Rosse aus dem Unterlande machte sie aufblicken. Und als sie die nette Kutsche gewahrte, vergaß sie alle Gefahr, in der sich der weiße Spitz befand, wurde blütenrot über das ganze Gesicht und musterte schmunzelnd die farbenschillernde Reisende aus Zipfertshausen und ihren rötlich angestäubten Osterhasen.

„Du, Bäuerin!" sagte der Hansele, während er am Hause der Wildacherin vorüberkutschierte. „Da schau! Da steht schon wieder . . ."

„Mar' und Joseph!" kreischte Barbara in gut gespieltem Schreck. „Jesus Maaarja! Hansele! Mein Regenschirm hab ich verloren! Tu d' Ross' anhalten! Und die Zügel gib her! Mein Regenschirm hab ich verloren! Jesus, Hansele, lauf über d' Straßen zruck! Und such mein Regenschirm!"

Flink war der Hansele vom Bock herunter. Und da gewahrte er gleich über hundert Schritte den Regenschirm im Staub der sonnigen Straße. „Den haben wir gleich!" Erst machte er ein paar hurtige Sprünge; aber dann ließ er sich Zeit; ein Regenschirm hat ja keine Beine, um Reißaus zu nehmen; er wartete auch schön geduldig, bis der Hansele kam. Der hob ihn auf und klappte das feine Seidendächlein ein paarmal hin und her, um den Staub davon abzuschütteln. Dann betrachtete er den Griff, um sich zu überzeugen, ob an diesem Kunstwerk nichts passiert wäre. Es war ein Schlangenkopf mit zwei kleinen, gelben Glasaugen, die so tückisch funkelten, als hätte der Regenschirm eine böse, rachsüchtige Seele. Dem Hansele fiel das nicht auf. Doch als er zur netten Kutsche zurückmarschierte, machte er die Wahrnehmung, daß seine runde Bäuerin und das schlanke, schmucke Mädel sich in einer höchst temperamentvollen Unterhaltung miteinander befanden, deren Inhalt auf den zwei verschiedenen Gesichtern ganz verschiedene Farben erzeugte. Denn während Barbaras Sternenantlitz zinnoberdunkel glühte, war Beda so bleich, als wäre ein grauenvoller Lebensschreck über ihre blühende Herzensfreude hergefallen. Und da konnte Hansele, als er dem angestaubten Wägelchen immer näher kam, unter Staunen dieses Zwiegespräch vernehmen, das von Barbara mit schrillender Stimme, von Beda mit erstickten Lauten geführt wurde:

„Sie! Frau! So ebbes laß ich net sagen auf'n Toni. Das nehmen S' zruck! Jetzt gleich auf der Stell!"

„Na! Net um d' Welt! Was wahr is . . ."

„Verlogen is alles! Verlogen!"

„Und wahr is's! Wahr is's! Wahr is's! Kannst ja den Toni selber fragen, du! Da sagt er dir's schon!"

„Verlogen! Verlogen is alles!"

„Na! So wahr, wie d' Sunn da droben scheint!"

„Zrucknehmen tust es, du!" Die Beda faßte in Zorn das sichere Glück aus dem Unterland am seidenen Spenzerärmel. „Den Toni laß ich net verschimpfen von dir!"

„Und ich, verstehst, ich laß mir mein Toni von dir net abfangen! Daß d' es weißt! Du Feine, du!"

Beda schien den Verstand zu verlieren. „Nimm's zruck! Nimm's zruck! Ich sag dir's zum letztenmal . . ."

Eine Herzensfrage.

Gemälde von F. Soulacroix.

„Was wahr is, muß . . .“ Die mollige Witib aus Zipfertshausen hatte noch sagen wollen: „wahr bleiben!“ Aber das brachte sie nicht mehr heraus. Denn Beda hatte ihr eine so kräftige Ohrfeige appliziert, daß Barbara sich sprachlos zurücklehnte in die Polsterecke der netten Kutsche.

„O du heilige Mutter!“ kreischte der Hansele. „So ein Landstrich wie der da! Am Sonntag regnet's Busseln, und am Werktag regnet's Watschen!“ Er war auf den Bock gesprungen, hatte der Bäuerin den Regenschirm mit den rachsüchtigen Schlangenaugen auf den Schoß geworfen, hatte die Zügel gehascht — und da peitschte er nun auf die zwei erschrockenen Pferde los, daß die Zipfertshausener Viertelsblüter ein rasendes Vollblutrennen begannen.

Barbara, die sich aus ihrer Sprachlosigkeit erholte, fing zu kreischen an: „He! Hansele! Sakrament noch einmal! Das laß ich mir net gfallen! Tu d' Ross' aufhalten!“

Die Pferde waren im Schuß und ließen sich nimmer halten. Und der Hansele schimpfte: „Himi Sakra! Da kenn ich mich nimmer aus! Wann's Busseln gibt, da schreist: ‚Hau eini auf d' Ross', fahr zu!‘ Und wenn's Watschen setzt, da schreist mir: ‚D' Ross' tu aufhalten!‘ . . . Willst denn noch mehrer kriegen? Ebba fünfhundert? Grad so viel wie wällische Busseln?“

Die Pferde rannten und rannten, begannen in der Sonne von Schweiß zu glitzern, und erst, als die Straße gegen den Bergpaß hin zu steigen begann, erinnerten sich die beiden braven Tiere ihrer angeborenen Gutmütigkeit und ließen langsam ihre tolle Sehnsucht nach der unterländischen Heimat zügeln.

Barbara hatte auf die logische Erörterung des Hansele kein Wort erwidert. Die Tränen schwammen ihr in den empörten Augen — und während der Knecht mit den Pferden zu schaffen hatte, betrachtete sie ihr Gesicht in dem kleinen Spiegel, den sie aus der rund angepfropften, vom verflogenen Blütenstaub des Waldes überpulverten Osterhasentasche genommen. Jetzt sah sie nicht mehr stolz und zufrieden aus. Ihr Sternenantlitz schien abermals auf eine Krankheit hinzudeuten — nicht auf die Masern wie nach den wällischen Busseln, eher auf Brandblasen oder was Ähnliches. Denn die glühende Wange zeigte vier längliche, kalkweiße Flecken, die trotz allem Reiben nicht vergehen wollten. „Macht nix! Den Toni hab ich! Und 's ander is mir alles eins!“ Barbara vertraute das Spiegelchen wieder dem Osterhasen an. „Aber gfallen laß ich mir's net! Im Grichtsstadtl halten wir an. Das unverschämte Weibsbild verklag ich! Die muß eingspirrt werden. Wegen Bileidigung und tatsächlicher Mißhandlung. Und ein Avakaten nimm ich mir. Recht ein scharfen. Der die Sach schön gschwind füreinand bringt. Und wenn's mich fünfhundert Markln kostet! Die muß eingspirrt werden!“

„No ja, meintwegen!“ meinte der Hansele. „Aber deim Schutzengel kannst ein Vergeltsgott dafür sagen, daß bloß das einzige Madl zugschlagen hat, und daß die paar hundert Italiener bloß busselt haben. Wenn's umkehrt gwesen wär . . . o du heilige Mutter! Da hätt ich dich als Karminadl heimbracht nach Zipfertshausen!“

Die nette Kutsche rollte in den Schatten des hochzeitlichen Waldes hinein, der dunstig überwirbelt war vom Fluge dieser vielen safrangelben Wölkchen. —

— Es gibt einen alten Spruchvers, der aus dem Geiste christlicher Nächstenliebe geboren wurde. Und dieses Sprüchlein lautet:

„Wer da schlägt, hat ärgre Pein,
Als die wo geschlagen sein!“

Die Wahrheit dieses alten Wortes schien in allen verdrehten Sinnen der Beda zu brennen, als sie nach der klatschenden Katastrophe wie versteinert vor dem Zaungatter stehenblieb. Sie sah von der ganzen Welt nichts anderes als die Staubwolke, die fern auf der Straße verdampfte; und in ihren Ohren war noch immer das Gerassel der verschwundenen Kutsche — und dazu dies entsetzliche Wort, an das sie nicht glauben konnte!

Als wüßte sie nicht recht und klar, was da zuletzt geschehen wäre, so betrachtete sie verstört ihre Hand, an der die gespreizten Finger wie von einer Lähmung befallen schienen. Ein Gefühl des Ekels schüttelte sie. Und mit diesem würgenden Ekel in Leib und Seele taumelte sie auf das Haus zu, taumelte in die Stube. Die Wildacherin fing ein erschrockenes Jammern an, fragte und fragte und bekam von dem Mädel, das blaß und mit zitternden Knien auf die Ofenbank hingefallen war, keinen Laut zur Antwort. Beda konnte nicht sprechen — solche Stöße bekam ihre Brust von innen heraus. Es war wie die Empörung eines Organs, das etwas Verschlucktes, von dem es mit giftiger Wirkung gepeinigt wird, wieder ausstoßen möchte. „Mar' und Joseph!“ Die Wildacherin sprang in den Flur hinaus und schrie: „Frau Dokter, um Gottschristi willen, kommen S' abi ein Sprüngl! Mit der Beda muß ebbes sein . . . ferm dersticken tut 's Madl! Jesus Maria!“ Sie lief in die Stube zurück und begann mit der Faust auf Bedas Rücken loszuschlagen, wie man es bei Menschen macht, denen eine Fischgräte im Halse steckt.

Als Frau Lutz die Stube betrat, sprach aus ihren Augen nicht nur der Schreck dieser Minute, sondern auch aller Schatten einer ruhelosen Nacht. Der Beda brauchte sie nimmer viel Hilfe zu bringen; die konnte schon wieder atmen; doch auf die Fragen, mit denen Frau Lutz und die Großmutter sie bedrängten, gab sie nur die eine Antwort: „Schlecht is mir . . . und grausen tut mir . . . grausen, daß sich einwendig in mir alles umdreht!“ Dann ließ sie willenlos alles mit sich geschehen, schluckte das Zuckerstückchen mit den Hoffmannschen Tropfen, ließ sich entkleiden und zu Bett bringen. Aus den Kissen sah sie die beiden Frauen flehend an — und bettelte: „D' Ruh wär 's beste für mich! Es is mir schon wieder gut . . . und bloß allein möcht ich bleiben!“

Frau Lutz machte an den Fenstern die Läden zu und zog die Wildacherin aus der Kammer. Flüsternd erörterten die zwei Frauen in der Stube den Zustand der Beda, in dem Frau Lutz einen „nervösen Gefäßkrampf“ zu erkennen glaubte. Die Wildacherin schüttelte den Kopf. „'s Bedle hat noch nie keine nerviosen Sachen net ghabt.“

„Vielleicht ist sie über irgend etwas heftig erschrocken.“

„So ein fests Madl! Die derschrickt über nix. Aber freilich, ein Gfäßkrampf könnt s' ebba schon kriegen einmal . . . weil s' die ganzen Täg von der Fruh bis in d' Nacht bei der Arbeit sitzt.“ Da hörte die Wildacherin einen Schritt im Flur. „Was is denn? Wer kommt denn jetzt?“ Sie lief aus der Stube — und brachte einen zusammengedrehten Zettel. „Frau Dokter, das ghört für Ihnen! Der Herr Inschenier hat's gschickt.“

Erbleichend griff Frau Lutz nach dem kleinen, kreuzweis geknickten Röllchen und ging aus der Stube. Die quälende Unruh ließ sie nicht hinaufkommen bis in ihr Zimmer — schon auf der Stiege mußte sie lesen.

Es waren nur ein paar Zeilen, mit Bleistift auf ein Blatt geworfen: „Ich bitte Dich, liebe Mutter, heute nicht zur Wildach zu kommen. Du würdest mich da nicht finden —“ Wie ein schwarzer Schleier ging es über die Augen der von Angst und Sorge gemarterten Frau. Sie mußte sich an das Geländer der Stiege klammern, um die Schwäche zu überwinden. Doch als sie weiterlesen konnte, atmete sie erleichtert auf. Denn sie fand auf dem Zettel nur harmlos scheinende Worte: „— nicht finden. Es hat Verdrießlichkeiten mit den Arbeitern gegeben, ich bin den ganzen Tag in Anspruch genommen und werde wohl erst spät am Abend nach Hause kommen. Nimm mir das am ersten Tage Deiner Anwesenheit nicht übel, liebe Mutter! Aber Pflicht ist ein Riese, der uns kleine Menschen nach seinem Willen zwingt. Mit herzlichem Gruß — Dein Bub.“ Nun war's wie ein Sturm von Freude in ihr. Die trauliche Unterschrift, das Eigenschaftswort des Grußes und die Ahnung, als hätte Ambros ihr mit dem verhüllten Worte von der „zwingenden Pflicht“ etwas Beruhigendes sagen wollen — das alles fiel wie frohes Licht in

die dunklen Schatten ihrer Sorge. Doch droben in ihrem weißen Stübchen, als sie wieder und immer wieder den Inhalt des Blattes überflog, an jedem Worte deutete, über jede Silbe grübelte — da brannte von neuem diese verzehrende Angst. Und mit Qual blieb der Gedanke in ihr: Weil ich gestern als Mutter meine Pflicht erfüllte, weil ich ihn behüten wollte vor einer Gefahr . . . das hat eine Mauer zwischen sein Herz und das meine gestellt. Ich hab ihn verloren, noch bevor ihn mir diese andere völlig nahm. Und jetzt scheut er meine Nähe. Und sein Weg geht dort hin, wo alle Gefahr ihn erwartet, aller Schmerz, alle Marter, alle Schuld und Enttäuschung des Lebens! . . . Was soll ich tun? Wie kann ich ihn retten?

Ein helfender Gedanke zuckte in ihr auf. Doch sie wehrte ihn erschrocken von sich ab. Nein, nein, das durfte sie nicht tun! Alles, nur dieses eine nicht! Und dennoch suchte sie in ihrer Sorge schon nach den Worten, die sie sprechen müßte, wenn sie als Mutter vor jene Frau hintreten dürfte, um ihr zu sagen: Du bist das Verhängnis meines Kindes! Sei barmherzig!

* * *

Gegen Abend, als die Sonne hinter die Berge hinuntertauchte, hörte über den Waldern der Flug des Blütenstaubs auf. Doch die Luft blieb lange noch durchweht von Myriaden dieser winzigen Körnchen, die sich von jedem leisen Windhauch auf irrende Wege und zu fernen Gräbern tragen ließen.

Fast den ganzen Tag hatte Frau Lutz in ihrem Stübchen verbracht. Im Garten war kein Bleiben; immer bekam man diesen feinen Staub in die Augen, immer hatte man einen unbehaglichen Harzgeschmack auf den Lippen. Und unter Dach war eine dumpfe, quälende Schwüle. Dazu im Herzen dieser einsamen Frau die immer wachsende Sorge. Während sie mit einer Arbeit, mit einem Buch oder mit müd ineinander geschlungenen Händen am Fenster saß, mußte sie immer aufs neue die Scheiben öffnen und diesen gelblichen Staub vom Glase wischen, um hinausblicken zu können über den Wiesenweg, auf dem Ambros am Abend kommen mußte. Doch sie wartete vergebens. Als die Sonne dieses schwer erträglichen Tages schon verschwunden war, brachte ein italienischer Arbeiter wieder solch einen Zettel: „Ich kann heute nicht heimkommen. Wir müssen Reisighütten aufstellen, damit die einheimischen Arbeiter bis zum Samstag die Nächte hier oben verbringen können. Proviant und Decken haben wir aus dem Barackenlager beigeschafft. Aber den Leuten, die ein bißchen obstinat sind, paßt diese Notwendigkeit nicht recht. Und da will ich ihnen zeigen, daß ich was Besseres, als ich ihnen bieten kann, auch für mich selbst nicht begehre. Drum bleib ich mit dem Toni hier oben. Bitte, schick mir durch den Boten nur ein bißchen Wäsche herauf — für zwei, drei Tage — und was ich brauche, um mich reinigen zu können. Dieser Staub, der von den blühenden Wäldern ausfliegt — Mutter, das ist etwas Fürchterliches! Nicht nur deshalb, weil das eine Plage bei der Arbeit wird. Das ist nach allem roten Blütenrausche der Natur wie ein Massenmord der verschwendeten Sehnsucht, wie eine Tragödie des Irrtums, die ich in zitternder Seele mitempfinde. Und der Toni meint, das wird in den nächsten Tagen noch viel schlimmer kommen. Schon heute mußten wir in der Mittagszeit die Arbeit für mehrere Stunden aussetzen. Und ich fürchte, wir werden die ganze Woche bei Feuerschein in der Nacht arbeiten müssen, um uns in die Hütten zu verkriechen, sobald die Sonne kommt und der berauschte Wald seine wahnwitzigen Liebesträume fliegen läßt. — Aber hab keine Sorge, Mutter! Natur bleibt Natur. Und Arbeit ist Arbeit. Daß sie mir jetzt wie eine drückende Last auf Gehirn und Schultern liegt, das hat wohl auch sein Gutes. Und bitte, Mutter, laß auch gleich der Lahneggerin sagen, daß der Toni ein paar Nächte nicht heimkommen kann. Sollte in der Besserung der kranken Frau ein Rückschlag eintreten, so schicke mir gleich eine Nachricht. Dann muß ich den Toni natürlich heimgehen lassen. Aber hoffentlich steht da alles so gut, wie es der Toni glaubt. Und nochmals, Mutter: mach' Dir keine Sorgen! Und herzlichen Gruß — Dein Bub!"

Noch ehe Frau Lutz diese Botschaft recht überdenken konnte, fing sie schon zu kramen an. Das wurde ein Pack, der dem jungen Arbeiter unförmlich auf dem Rücken lag. Zu allen Fragen, die Frau Lutz in ihrer wirren Aufregung an ihn richtete, lachte er verlegen — weil er nicht Deutsch verstand. „Ach Gott, wenn Brosi doch nur einen Menschen geschickt hätte, mit dem man ein Wort hätte reden können!" Doch Ambros hatte mit Absicht gerade diesen Boten gewählt; die Mutter sollte so wenig wie möglich von den üblen Dingen erfahren, die da droben bei der Wildach spielten.

Als der junge Mensch mit seinem Pack davonwanderte, nahm Frau Lutz, die neben der Wildacherin im Hausflur stand, ihren brennenden Kopf zwischen die Hände. „Was jetzt? Zur Lahneggerin! Der Lahneggerin sagen, daß der Toni nicht heimkommt . . . vielleicht die ganze Woche nicht!"

Da stand die Beda auf der Stubenschwelle, wie aus der Luft herausgewachsen. „Der Toni?" Rote Flecken brannten auf ihren blassen Wangen. „Warum kommt der Toni net heim? . . . Grad heut net?"

„Mein Sohn hat Schwierigkeiten mit seinem Werk und braucht den Toni. Die Lahneggerin muß das wissen . . ."

Die Beda sagte rasch: „Ich könnt ja gschwind aufspringen zur Mutter . . . ja, zur Mutter Lahneggerin."

„Nein, liebes Mädel! Heute mußt du dich schonen! Ich gehe schon. Das füllt mir ja auch eine Stunde aus. Oder zwei!" Ohne Hut, im Hauskleide, wie man hinüberspringt zum Nachbar, so machte sich Frau Lutz auf den Weg zum Lahneggerhofe.

Der brennende Himmel leuchtete herunter in die abendlichen Schatten des Tales. Doch alles Grün war trüb gedämpft — wie im Hochsommer die Bäume und Gebüsche neben einer staubreichen Straße aussehen, die von vielen Lastfuhrwerken befahren wird. Die blühenden Wälder waren wie von schmutzigen Schleiern umhangen. Und auf den Bergspitzen und in den Lüften waren glühende Farben von einer Art, wie man sie sonst an leuchtenden Abenden nicht gewahrt.

Doch für diese Dinge hatte Frau Lutz kein Auge. Während sie die Straße hinhastete, sah sie nur immer die Zeilen, die Ambros ihr geschickt hatte — deutete wieder an jeder Silbe, machte aus jedem Wort ein Reich ihrer Sorge. Die weiße Mauer des herzoglichen Parkes schien auf sie zu wirken, als ginge sie an einer Feuerhecke vorüber. Und als sie zu dem schmiedeeisernen Tore kam, drehte sie das entstellte Gesicht auf die Seite. Sie wollte nicht hineinschauen in diese Tiefe, die das Herz und Leben ihres Kindes verschlang.

Gefoltert von aller Gedankenangst dieses Weges, erreichte sie bei Einbruch der Dämmerung den Lahneggerhof. Die Kathrin führte den Gast in die Stube. Durch die vier kleinen Fenster fiel noch matte Helle in den niederen Raum. Der Tisch war mit blauem Leinen gedeckt, und ein irdener Teller wartete auf einen verspäteten Kostgänger. Neben dem Tische saß die Lahneggerin in dem plumpen Lehnstuhl, den der Toni für die Mutter gezimmert hatte. Frau Lutz erschrak beim Anblick dieses zerstörten Gesichtes; doch in ihr Mitleid mischte sich die Sorge um Ambros, der den Toni nötig hatte.

Die Sagenbacherin erkannte den Gast nicht, der da zögernd zur Tür hereingekommen war. Doch als Frau Lutz ihren Namen nannte, streckte das kranke Weib in Freude die abgemagerten Hände. „Jesses, d' Frau Dolter!"

Mit zwanzig Worten wurden fünfzehn Jahre erledigt, Leben und Tod, Gesundheit und Leiden.

Und als Frau Lutz der Bäuerin gegenüber saß und ihr sagte, daß der Toni ein paar Nächte nicht heimkäme — da schwieg die Lahneggerin ein Weilchen; dann antwortete sie ruhig: „So muß ich halt warten. D' Arbeit hat allweil 's Fürrecht, ja!"

„Und gelt, ich darf dem Toni sagen lassen, daß er keine Sorge zu haben braucht, und daß es Euch gut geht?"

„Freilich, ja! Und wenn's anders wär, tät ich den Toni auch net veralterieren lassen. Sein Verdienst und sein Glück geht allweil für . . . und 's andre kommt alles hintnach."

Dieses Wort schien auf Frau Lutz wie ein wohltuender Trost zu wirken. Sie atmete tief, und das Zittern ihrer Hände, die sie im Schoße liegen hatte, begann sich zu stillen. „Ja, Lahneggerin! Das kommt einmal für jede Mutter, daß alles auslischt und in unseren Herzen nur ein einziges noch lebendig bleibt: die brennende Sorge um unser Kind."

„Es daucht mir, daß's bei mir schon allweil so gwesen is und nie net anders."

„Nun, Ihr habt doch auch einmal Euer eigenes Leben gehabt . . . und Freuden, an denen Eure Kinder noch keinen Teil hatten . . . Freuden, die Ihr genießen durftet als Euer heiliges Eigentum!"

„Ich?" Die Lahneggerin schüttelte den Kopf.

„Aber als junge Frau doch! Als Braut! Als Mädchen!"

„Ah ja, freilich! Aber das liegt so lang' hinter meiner, daß ich gar nimmer weiß, wie d' Welt selbigsmal ausgschaut hat."

„Ihr seid doch nicht gar so viel älter als ich. Keine zehn Jahre."

Die Lahneggerin lachte ein bißchen. „Und ös schauts im Zwielicht aus wie ein jungs Maderl. Und ich schau halt aus wie d' Mutter vom Krispi, gelt! Ös seids halt auch bloß Mutter zur Halbscheid gwesen. Habts halt bloß den einzigen. Der is gut graten. Da könnts enker Freud dran haben . . . wie ich am Toni. Aber zwei Kinder hab ich verlieren müssen!" Sie bekreuzte sich, doch ihre Stimme blieb ruhig. „Unser Herrgott wird s' in der Seligkeit haben . . . die zwei wunzigen Weiberln, die Blümeln gsucht haben, wo d' Lahn hat fallen müssen. Und 's Verlieren is net 's Ärgste für d' Mütter. Aber, aber, Frau Dokter . . . als Mutter ebbes wachsen sehen und allweil fürchten müssen, es verwachst sich nach der schiechen Seiten . . ." Ein mühsamer Atemzug. Dann sagte die Kranke rasch und aufgeregt: „Da red ich bloß beispielmaßig! Der Krispi . . . ein bißl anders is er schon als der Toni . . . aber im Ernst kunnt ich mich net beschweren übern Krispi. Fleißig is er und hat sein Anwesen gut beinand. Ah ja! Und gestern hab ich ihm wieder einmal unrecht tan. Das freut mich heut schon den ganzen Tag. Und halbert gsund macht's mich: daß er viel besser is, als ich gmeint hab, ja! Und wie ich d' Waldbluh heut so fliegen hab sehen, da hab ich mir allweil denkt: beim Krispi wird die richtig Bluhzeit auch net ausbleiben. Jetzt glaub ich dran! Und drum red ich bloß beispielmaßig, wann ich sag, daß die zfriedenen Mütter bloß die halbeten Mütter sind. Aber anschauen müssen, wie ein Kind sein Glück verpudelt und sein Leben verschustert . . . da spürt man's nacher erst, was das heißt: Mutter sein!"

Stumm beugte sich Frau Lutz zu der kranken Lahneggerin hinüber und streichelte ihr die dürren Hände.

Da stammelte die Bäuerin wie in Angst: „Na na, Frau Dokter! Übern Krispi kann ich nix Unrechts sagen. Und allweil könnt's noch sein, daß ich selber bloß eine von die zfriedenen Mütter bin! Und da tät's kein Mitleid net brauchen! Na!"

„So war's nicht gemeint, liebe Annamarie!" sagte Frau Lutz erschüttert. „Ihr wißt doch, daß ich Euch immer gut gewesen bin . . . damals, in meiner glücklichen Zeit . . ."

„Annamarie?" Die Lahneggerin schien nur dieses eine Wort gehört zu haben und schwatzte wie eine Träumende vor sich hin in die trübe Dämmerung: „Jetzt hab ich mich ferm drauf bsinnen müssen, daß ich so heiß! Arg lang' is's her, daß einer so gsagt hat zu mir! . . . Annamierl!"

„Gelt, Lahneggerin! In jungen Jahren sein Glück begraben müssen! Da verliert man viel. Auch seinen Namen."

„Annamierl! . . . So ein Wörtl bloß! Und was da alles aufwacht! Lauter eingschlafene Sachen! . . . Und jetzt kapier ich erst, wie S' es vorhin gmeint haben mit der Freud, die eim selber ghört! . . . Freud? Mein, 's is halt auch bloß ein Wörtl! Und so viel kurz! . . . Freilich, als Madl, so in der heißen Bluhzeit, wenn man sich sagt bei Tag und Nacht: den magst und kein andern! . . . ah ja, da bildt man sich leicht ebbes ein! Und meint, man hätt's besser troffen als wie die andern. Aber hat man 's Kranzl in' Kasten einiglegt, und kommt nach'm Herzräuscherl die nüchterne Ehstandsplag, so kriegt alles wieder 's nämliche Gsicht als wie bei die andern! . . . So viel finster wird's! Soll ich net ein Licht bringen lassen?"

„Nein, Annamarie!" sagte Frau Lutz mit bebender Stimme. „Im Dunkel redet man sich leichter! . . . Annamarie? Habt Ihr denn Euren Mann nicht liebgehabt? Auch noch als Frau?"

„Ah, freilich, ja! Ich kunnt ihm nix anders nachsagen als ebbes Guts. Aber so viel Sorgen hat er ghabt. Und is er nüchtern gwesen, so hat er allweil bloß ans Anwesen denkt. Und hat er diemal ein Rausch heimbracht, da hat er sein können, daß ich oft zittern hab müssen. Aber in der Halbscheid . . . noch ein bißl Verstand, und ein lachets Dampferl ein kleins . . . da hat er oft so viel lustig und lieb sein können!"

„Und als er sterben mußte, so früh . . . wir beide haben doch das gleiche Unglück erlebt . . ." Frau Lutz verstummte, als hätte ihr das Weh des Erinnerns die Kehle zugedrückt.

„Ja," nickte die Lahneggerin ruhig, „früh haben sie 's Kreuz machen müssen, der enker und der meinig."

„Und . . . sagt mir das, Annamarie, so aufrichtig, wie eine Schwester zur Schwester redet . . ."

„Was?"

Frau Lutz zog ihren Sessel dicht neben den Lehnstuhl der Lahneggerin. „Habt Ihr als junge Frau den verlorenen Mann nicht schwer entbehrt . . . ich meine . . . weil Ihr als Weib so allein bleiben mußtet?"

„Ja, Frau Dokter! Zwei halbgwachsene Buben! Und so ein Anwesen! Und von die Knecht einer schlechter wie der ander! Mar' und Joseph! Da hab ich hundertmal im Tag und bei der Nacht zu unserm Herrgott auffi gjammert: Warum hat's denn sein müssen, hättst mir den Bauer net lassen können?"

„Auch das war ein Hartes für Euch! Aber das meine ich nicht, ich meine . . . ob Ihr als junge Frau nicht auch das andere schwer entbehren mußtet . . . daß Euer Mann, wie Ihr vorhin sagtet, zu Euch als Weib so gut und . . . und lustig und lieb sein konnte!"

„Ah so? Jetzt versteh ich erst! Freilich, ja, ein Zeitl hat's mich schon plagt . . . ein halbs Jahr, oder ich weiß net wie lang'. Aber nacher hab ich mein Ruh ghabt. Und d' Muttersorg hat 's ander alles stad gmacht in mir."

„Und . . . dieses Entbehren war nie so schwer in Euch, daß Ihr krank wurdet? Und daß Euch irrsinnige und sündhafte Gedanken wie Feuer ins Blut und in die Seele fielen?"

„Na! Nie net! Mein, so ebbes is gar net so wichtig, als wie's die verruckten Leut allweil machen. Freilich, es is ebbes, was sein muß, wenn d' Welt schön weiterlaufen soll. Unser Herrgott hat's einmal so eingricht't. Aber es daucht mir, daß die rauschigen und ungsunden Menschenleut ebbes anders draus machen, als wie's unser Herrgott gmeint hat. Da sagt man allweil: ‚'s dumme Vieh!' Ah na! Bei die wichtigsten Lebenssachen is 's Vieh allweil gscheiter und gnügsamer als wie der Mensch. Ein Stückl Vieh, ein Baum, ein Blüml . . . das macht's allweil, wie's der Herrgott haben will, und verspart sich für ein paar Täg im Jahr, was sein muß zum Furtleben. Und da hat's die ander Zeit im Jahr sein Ruh vor die rauschigen Sachen. Und kann sorgen für sein gsunds Aufwachsen. Bloß der Mensch zarrt die verliebte Narretei übers ganze Jahr auseinander, tut sich ein Schaden an der besten Kraft und macht aus seim Leben ebbes Minders, als wie's hätt sein können. Und da schimpfen nacher d' Leut übers irdische Jammertal. Na na, 's Leben is schon recht. Und unser Herrgott hat nix Schiechs derschaffen. Freilich, alt werden, absterben und auslöschen, das muß sein! Aber an die richtigen Schlechtigkeiten is unser Herrgott net schuld. Die haben bloß d' Menschen selber mit ihrer Narretei und mit die schwachen und ungsunden Kinder ins Leben einigsetzt. Und da wurstelt nacher 's Unkraut

weiter. Mein Ersten hab ich kriegt, ich weiß net wie. Das sollt man abschaffen, daß man Hochzet macht mit Gäst und Musi, mit Fressen und Saufen. Da sollt ein jungs Paarl fromm und sauber und nüchtern sein als wie beim Kumlizieren. So bin ich gwesen, wie ich mein Toni kriegt hab. Und d' Mutterfreud zahlt mich aus dafür, daß ich von der narrischen Wüstheit nix mehr wissen hab mögen. So oft ich mein gsunden und graden Buben anschau, spür ich in meiner Mutter seel ein Bröserl von der ewigen Gottsfreudigkeit."

„Annamarie! Ihr müßt leiden und seid krank! Und Euer Leben ist gesünder als das meine! Und Ihr seid das bessere Geschöpf als ich!"

Verstummend beugte Frau Lutz das Gesicht gegen die Brust dieses verlorenen Weibes, dem die kalte Hand des ungeduldig wartenden Todes schon die Schläfen berührt hatte.

„Jesus Maria, Frau Dokter!" stammelte die Lahneggerin erschrocken. „Was reden S' denn da für unsinnige Sachen! So ein fürnehms Frauerl wie Sie . . . und unsereins! So ebbes därf man doch gar net vergleichen. Und als Mutter können S' doch mehr als zfrieden sein! Ein Buben haben, dem d' Sauberkeit aus die Augen aussiglanzt!"

„Annamarie!" Frau Lutz hob mit rascher Bewegung den Kopf, und in der steingrauen Dämmerung mühte sich ihr heißer Blick, die ruhigen Augen des kranken Weibes zu finden. „Ihr habt da vorhin gesagt, das Glück Eures Sohnes hätte den Vorrang vor allen anderen Dingen Eures Lebens?"

„Bei Enk als Mutter wird's auch net anders sein."

„Was versteht Ihr unter diesem Worte: das Glück Eures Sohnes?"

„Mein . . . was soll man da sagen? Spüren tut man's besser, als man's sagen kann. 's Glück von meim Toni? Ich mein' halt, da müßt ihm alles, was für mich im Leben schön und richtig war, noch viel schöner und besser kommen . . . und 's Harte viel linder! Und den gsunden Schlag soll er bhalten. Und sein ruhsams Leben haben. Und ein unbuckleten Weg. Und ein eigens Dach. Und jede Saat soll ihm wachsen und Frucht haben. Und sein richtigs Weib soll er kriegen, die gesund is und lachen und schaffen kann! Und mit sauberem Blut soll er trinken aus'm Liebsbrünndl. Und mit Freud soll er seine gradgwachsenen Kinder anschauen. Und wenn's zum Auslöschen kommt, soll er sagen können: Vergeltsgott, jede Plag war zum Derleiden, und mein Glück is brunnklar und sauber blieben."

In der tiefen Dunkelheit eine bebende Stimme: „Annamarie, da hofft Ihr viel für Euren Sohn!"

Und in der tiefen Dunkelheit die ruhige Antwort: „Wann ich mein Toni anschau, kann ich 's Kreuz machen und sagen: es kommt so."

„Was tätet Ihr, Annamarie, wenn vor dem reinlichen Lebensglück Eures Sohnes eine Gefahr stünde? Eine Versuchung?"

„Da tät ich ihm halt 's Bettzeug abitragen lassen aus der Kammer." Ein leises Lachen. „Jetzt weiß ich, daß ich der Kathrin d' Arbeit sparen hätt können. Und daß der Krispi besser is, als ich gforchten hab. Aber ein bißl fürsichtig sein, is allweil gut . . . ob's es braucht oder net!"

„Annamarie, das versteh ich nicht!"

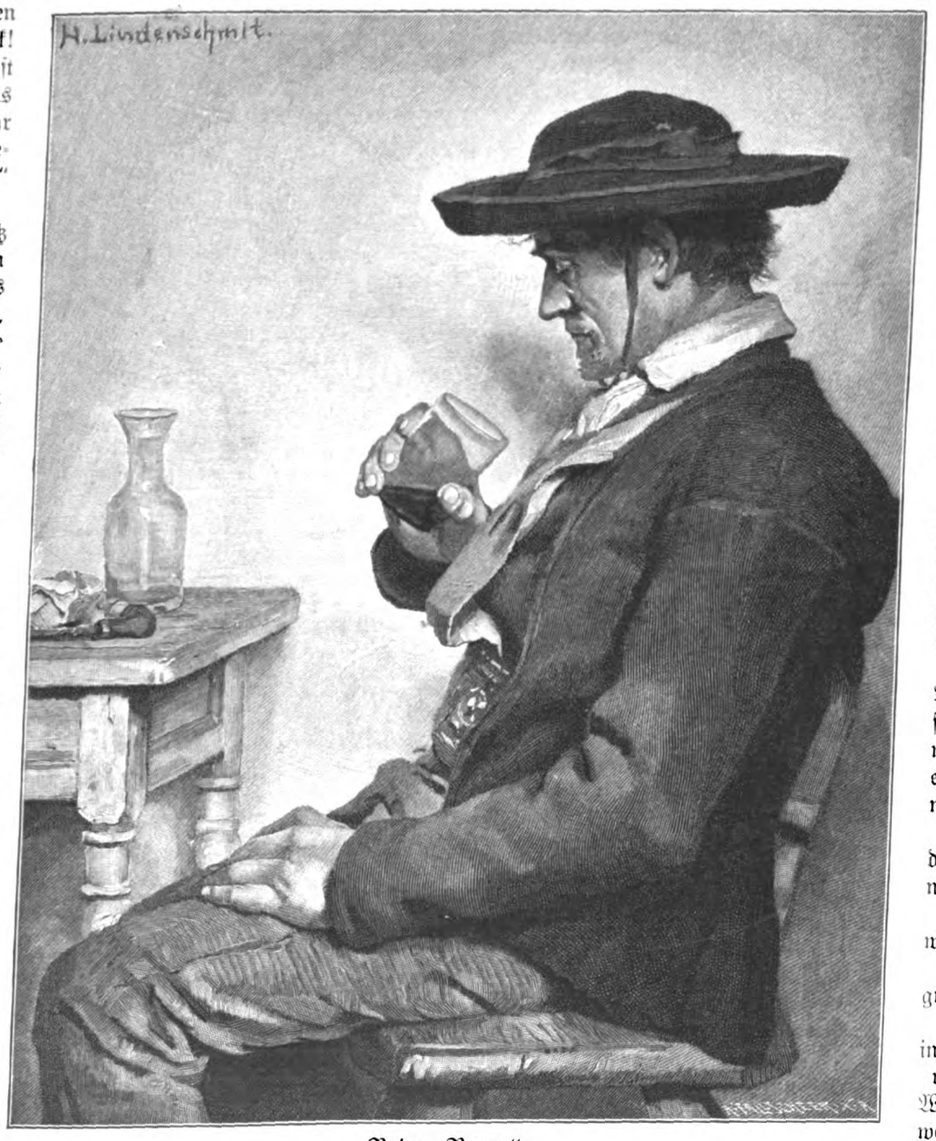
„'s wird halt wieder ein bißl beispielmaßig gwesen sein."

„Sagt es mir in Worten, die ich verstehen kann! Wenn der Lebensweg Eures Sohnes bedroht wäre von einer Versuchung, die sein Herz zerbrechen und sein junges Leben zerstören könnte . . . was würdet Ihr tun als seine Mutter?"

„Jesus! . . . Ah na! Sie kommt ein zweitsmal nimmer! Und ich brauch für'n Toni kein Angst net haben! . . . Aber tät sich ebbes einstellen, daß ich Sorg haben müßt, da tät ich mir eiserne Spreißeln in d' Waden einitreiben, daß mich die kranken Füß noch ein bißl tragen, und tät meim Buben die Gfahr aus 'm Weg jagen!"

„Und wenn Ihr tun müßtet, was ihn schmerzt . . . und was ihn seiner Mutter entfremden würde?"

„Der Toni? Und fremd zu mir? Ah na! So ebbes gibt's net! . . . Aber wann ich so was tun müßt, und ich könnt mir sagen: es hilft meim Buben . . . da tät ich mich net lang bsinnen! Meintwegen könnt er nacher kein Wörtl nimmer reden mit mir . . . wann's ihm nur gholfen hat aus der Gfahr!"



Beim „Neuen".
Gemälde von Hermann Lindenschmit

Frau Lutz erhob sich. „Ich dank Euch, Annamarie! Jetzt muß ich heim!"

„Freilich, ja, es nachtelt schon ein bißl! Aber bedanken muß ich mich . . . für'n gütigen Bsuch, Frau Dokter!"

In der Dunkelheit legte Frau Lutz den Arm um die kranke Frau. „Annamarie! Ich wünsch Euch alles Gute! Und gehe leichter von Euch fort, als ich gekommen bin." Dieses Wort verstand die Lahneggerin anders, als es gemeint war. Sie lachte ein bißchen und sagte: „Ja, bei eim Krankenbsuch därf ein gsunds Menschenleut allweil froh sein, wann's wieder draußen is zur Tür." —

Die Nacht war schwül und windstill. Vom Mondschein, der erst gegen Mitternacht kommen mußte, war noch kein Schimmer zu sehen. Und die Sterne flimmerten trüb und hofig. Doch während Frau Lutz auf der dunklen Straße heimwärts eilte, konnte sie große, klarflammende Sterne sehen, fern in der schwarzen Finsternis, die das Gehänge der Großen Not umlagerte. Das waren die Kienholzfeuer, die bei den Ursprüngen der Wildach zur nächtlichen Arbeit leuchteten. Diese Feuer brannten, bis der Morgen kam. Und als die frühe Sonne schon die Bergspitzen rosig anhauchte, stiegen noch immer dunkle Rauchwolken aus den Wäldern der Wildachschlucht. Ein Morgen, wieder so blau und schön wie in den vergangenen Tagen. Im Tale hatte der starke Tau, der gefallen war, diesen rostfarbenen Staub von den Gräsern und Büschen fortgewaschen. Doch der Bergwald wollte seine grüne Frische und jenes trunken leuchtende Rot seiner Blüte nicht mehr finden. Und seine Wipfel waren anzusehen, als hätte eine sengende Flamme über alle Kämme der Wälder hingeweht.

Um die neunte Morgenstunde, sobald die Sonne warm wurde, begann auf allen Berggehängen schon wieder der Flug dieser safrangelben Wolken, noch stärker als am verwichenen Tage. Zwei Stunden später wurde das Wehen dieses braunen Staubes auch im Tale so lästig, daß Frau Lutz — die wie zu einer Staatsvisite gekleidet war — vom oberen Wirt einen geschlossenen Wagen kommen lassen mußte, um ihr altmodisches, veilchenfarbenes Seidenkleidchen ungefährdet durch dieses dunstige Staubgewirbel an ihr Ziel zu bringen.

Der Wagen hielt vor dem Parktore der herzoglichen Villa. Das Tor war geschlossen, und der Kutscher zog die Schelle, während Frau Lutz mit blassem Gesicht und hämmerndem Herzen im Wagen wartete. (Fortsetzung folgt.)

Glück und Ende des tibetischen Priesterreichs.

Von Dr. Lindsay Martin.

Tibet ist für das Abendland stets Gegenstand besonderen Forschungsinteresses gewesen. Über ihm schwebte der Schleier des Mystischen, um seine Grenzen zog sich ein schier unübersteigbarer Wall von himmelaufragenden Gebirgsstöcken und menschenleeren Steppen, mehr noch machte es die spröde Struktur einer priesterlichen Verfassung unangreifbar, die um der Aufrechterhaltung theokratischen Absolutismus willen gegen alle fremden Einflüsse schroff sich absperrte. Die ersten Pioniere des Christentums, die jesuitischen Missionare, denen es im 17. Jahrhundert gelang, von Kaschmir und vom Kukunoor aus in das tibetische Hochland vorzudringen, lüfteten jenen Schleier keineswegs; vielmehr waren ihre Berichte so widerspruchsvoll und unklar, daß sich das Geheimnis des Landes der „gelben Kirche" eher noch verdichtete. Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts, als der Kapuzinerorden in der sagenumwobenen Hauptstadt Lhassa sich durch eine ständige Mission festsetzte, wurde wirklich zuverlässiges Forschungsmaterial zur Kenntnis Tibets gesammelt, die sich dann sehr schnell ausweitete und vertiefte, als England unter dem genialen Warren Hastings, dem Generalgouverneur von Bengalen, wiederholt Expeditionen nach Schigatse ausrüstete und feste Handelsbeziehungen mit dem Nachbarreich anknüpfte. Seitdem ist durch ununterbrochenes Bemühen und Zusammenwirken von Reisenden, Geographen, Orientalisten, Sinologen die Decke des Mysteriums von Tibet fast gänzlich hinweggezogen worden.

Das Ergebnis der Forschungen nach ihrem heutigen Stand ist in kürzestem Abriß folgendes. Bis zum siebenten Jahrhundert waren die Tibeter Anhänger einer materialistischen Naturreligion, des sogenannten Bonkultus, der sich in der Anbetung von fetischistischen Symbolen erschöpfte. Dann unterwarf sich der Buddhismus bei seinem Siegeszuge durch ganz Innerasien und China auch Tibet, dessen König Srongdsan Gambo (629—698) die neue Lehre zur Staatsreligion erhob. Jetzt drangen, ähnlich wie Deutschland zur Zeit der fränkischen Könige von Rom aus christianisiert wurde, vom Ganges her scharenweise buddhistische Priester in das Land ein, und sie wurden, Hunderte von Kirchen und Schulen erbauend, unzählige fromme Stiftungen ins Leben rufend, Träger und Beherrscher der tibetischen Kultur. Mit der Zeit zersplitterte sich die so gegründete Ordenshierarchie durch die Aufnahme von Bestandteilen der Kultussysteme benachbarter Völker, insbesondere durch Annäherung an das Schamanentum und die hindostanische Religion, in verschiedene Sekten, unter denen die „rote Kirche", so genannt nach der Farbe der Priesterroben, mit dem Sakiakloster als Zentrum am mächtigsten, aber auch am meisten entartet war. Da stand um die Wende des 15. Jahrhunderts ein Erneuerer in der Person des Priesters Tsong Kaba auf, der das reine Bekenntnis Buddhas wiederherstellte, zugleich aber es in der Lehre von der Fleischwerdung erweiterte. Die heiligen Bücher Buddhas geben das chiliastische Versprechen, daß, wenn jemals seine Lehre vergessen werden sollte, ein neuer Buddha erscheinen und die Menschheit aus ihrem Unglauben und Elend befreien werde. Tsong Kaba predigte demgegenüber das sogenannte Hubilhan, die ununterbrochene und vielfältige Fleischwerdung, wonach in allen seinen Jüngern, deren priesterliches Abzeichen zum Unterschied von den Sakiamönchen die gelbe Robe war, Buddha in ewig sich erneuernder Gestalt unter den Gläubigen fortleben und wirken werde. Auf dieser Grundlage errichtete er dann das Gebäude einer höchst sorgfältig organisierten und alle Teile des gesellschaftlichen Lebens meisternden Theokratie.

Man hat den Dalai-Lama den buddhistischen Papst, Lhassa den Vatikan des Ostens genannt. Die Bezeichnungen sind irreführend. Tsong Kaba hinterließ zunächst zwei Jünger, die sich als fleischgewordene Buddhas in die theokratische Gewalt teilten. Der eine wählte als Dalai-Lama*) Lhassa, der andere als Taschi- oder Panschen-**) Lama Taschilumpo (westlich Lhassa unweit Schigatse) zur Residenz. Mit der Zeit bildete sich der Unterschied heraus, daß der Dalai-Lama mehr die weltliche, der Panschen-Lama mehr die geistliche Gewalt vertrat, jener also in politischen, dieser in konfessionellen Fragen entscheidend war. Das Gebiet von Schigatse war seit uralter Zeit der Brennpunkt des religiösen Lebens und ist es geblieben, während Lhassa jetzt die administrative Zentralstelle wurde. Im Namen des Dalai-Lama — meist ein Kind — übt ein Regent, der Desi, die Regierung aus. Ihm steht gleichsam als Minister eine Reihe höchster priesterlicher Würdenträger zur Seite und bildet gemeinsam einen Rat, der die großen Klöster Lhassas verwaltet und von diesen aus durch eine Armee von Lamas die Verwaltung und Justiz des tibetischen Reiches bis zu den untersten Funktionen regelt und lenkt.

Die weitläufige Ausdehnung seiner theokratischen Gewalt weit über die Grenzen Tibets verdankt der Lamaismus dem

*) Lama heißt Oberer, Dalai Meer, Dalai-Lama etwa soviel wie ehrwürdiger Meeresschatz.

**) Panschen heißt kostbar.

ten Mongolenkhan Kublai. Als dieser mit seinen rohen über Asien dahinstürmte und ein Reich schuf, größer, die Erde jemals gesehen, machte er auch Tibet von sich ig und tributpflichtig, erkannte aber zugleich, daß die e Kraft, die in dem von den esoterischen Lehren s durchgeistigten Lamaismus steckte, das beste Werkzeug die von ihm selbst entfesselten wilden Instinkte der en Nomadenvölker zu bändigen. Ein kluger Diplomat, er den Buddhismus zur Staatsreligion und erkannte mepiskopale Macht des Dalai Lama über alle seine en an. So knüpfte sich, als er seine Residenz nach verlegte, jenes eigenartige Verhältnis zwischen der dt des chinesischen Riesenreichs und Tibet an, das ch den Sturz der Mongolendynastie und die Mingrevolutionen nicht erschüttert worden ist und erst seinem Ende entgegengeht. Der Großlama des en Kirchenstaats war das geistige Oberhaupt Chinas r seiner Tributäre, dessen Macht weitgehende politische fte der lamaitischen Priester stützten, während Peking ügte, in Lhassa zwei Ambans zu unterhalten, deren im wesentlichen sich auf die Befehlsgewalt über die korrupte tibetische Armee beschränkte.

1903 Younghusband seinen Zug nach Lhassa unterwurde Europa plötzlich darauf aufmerksam gemacht, r unterdessen Tibet in die Sphäre der modernen en Politik, in den Widerstreit der drei großen Rivalen , Rußland, China einbezogen worden war. Im m Sikkim, der mit der englisch-chinesischen Konvention 93 endete, hatte die Pekinger Regierung die Rechte betischen Schützlinge mit der Lauheit wahrgenommen, r damaligen Apathie in allen außenpolitischen Dingen . Der Dalai-Lama machte aus seiner Unzufriedenheit kein Hehl, suchte Schutz bei einer anderen Macht und die guten Beziehungen mit dem Zaren noch enger, Lamaismus als Dank für die Bewegungsfreiheit, die der russischen Mongolei gelassen wurde, seit alters hat. Eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken ging ersburg ab, um den Zaren der Ergebenheit Tibets chern; der Dalai-Lama selbst soll sich auf dem Wege chen Ziel befunden und sein Gebetbuch und seinen eppich bereits dorthin vorausgeschickt haben. Jetzt trat , ängstlich geworden, auf den Plan. Lord Curzon um die Zitadelle Indiens der britischen Herrschaft leiben. Aber als Younghusband nach siegreichen en in Lhassa anlangte, war das Hauptbeutestück, der Lama, verschwunden. Wohin, war nicht festzustellen. r Sieg Englands erwies sich in jeder Richtung als hrhussieg. Younghusband konnte seine Truppen in mwirtlichen und frostigen tibetischen Hochlande nicht gen. In Indien nahm die britenfeindliche Be unter den Nationalisten so bedrohliche Formen daß es geraten schien, die militärischen Kräfte nicht ländischen Expeditionen zweifelhaften Wertes zu zer. China aber war jetzt aus seinem mittelalterlichen voll erwacht und wehrte sich mit ungewöhnlichem Eifer alle Eingriffe europäischer Großmächte in seine Macht. England stand vor der Entscheidung der Frage, ob Besitz Tibets wert wäre, sich dauernd mit dem ge n Nachbar zu verfeinden. Und es antwortete klugernein! Die Verhandlungen, die 1905 durch den chi n Unterhändler Tangschaoyi in Kalkutta mit dem indischen ng geführt wurden, hatten den Erfolg, daß England souveränität Chinas in Tibet bedingungslos anerkannte seine Residentschaft in Lhassa gänzlich verzichtete.

s Dunkel der Odyssee des Dalai-Lama nach seiner aus Lhassa durch Innerasien ist noch heute nicht gelichtet. ermutung lag nahe, daß er sich Rußland in die Arme en habe. Tatsächlich scheint es, daß er zunächst seine im Gebiete des Karakorum und Pamir aufgeschlagen Vielleicht sind es die Niederlagen Rußlands im Kriege mit Japan gewesen, die es dem flüchtigen Herrscher geraten erscheinen ließen, auf chinesisches Gebiet sich zurückzuziehen. Fest steht, daß er Mitte 1906 in Urga weilte und von da noch im selben Jahre nach dem Kloster Gumbun in der chinesischen Grenzstadt Hsiningfu sich begab. Von hier wanderte er, Peking immer näher rückend, nach der Hauptstadt der Provinz Schansi, Taijuen, und weiter zum heiligen Berg des Wutaischan, um endlich, am 3. September 1908 aufbrechend, am 28. September in der Reichshauptstadt anzulangen.

Alle chinesischen Berichte wissen Wunder von dem ungeheuren Zulauf und dem Ansehen zu erzählen, dessen sich der Dalai-Lama überall, wo er hinkommt, erfreut. Tausende von Pilgern strömen allenthalben hinzu, um seinen Segen zu empfangen; der Wert der Geschenke, die seine vielköpfige Karawane mit sich schleppt, soll sich auf mehrere Millionen Taels belaufen. Von der Regierung empfängt er nicht nur eine ansehnliche Dotation aus der Staatskasse, sondern es sind auch die Provinzialbehörden angewiesen, ihm und seinem Gefolge alle Lebensmittel umsonst bereitzustellen, ja man wagt nicht, dem ewigen Heischen außerordentlicher Gaben zur Füllung des, wie es scheint, niemals zu sättigenden priesterlichen Schatzes sich zu widersetzen. Dabei benehmen sich die begleitenden Lamas überaus herausfordernd und brechen jedesmal, wenn ihnen nicht alles zu Willen getan wird, Händel vom Zaun; alle Gesuche um Bestrafung der Ausschreitungen bleiben unberücksichtigt. In Peking empfing man den Dalai-Lama mit höchstem Pomp und wie einen souveränen Fürsten, veranstaltete im Sommerpalast um seinetwillen große Festlichkeiten und bemühte sich, ihm und seinen Reisegenossen jede nur erdenkliche Bequemlichkeit zu schaffen.

Danach scheint es, als ob die Macht des geistlichen Gewalthabers, seit er seine Residenz verlassen, noch zugenommen habe. In Wirklichkeit ist aber das Gegenteil der Fall. Man kann ohne Übertreibung und mit nahezu unbedingter Bestimmtheit sagen, daß der von tausendfachem Hosianna begleitete Einzug des Dalai Lama in die Hauptstadt Chinas das Ende der tibetischen Theokratie und damit des letzten großen Priesterreichs der Erde besiegelt. Der Herr von Lhassa weiß wohl, weshalb er so lange und mit so großer Zähigkeit allen Aufforderungen, nach Peking zu kommen, widerstand. Auch jetzt hat er sich nur durch die Nachricht, daß der Panschen-Lama zu einer Reise nach Peking sich bereit erklärt habe, um in Verhandlungen über verfassungsrechtliche Reformen in Tibet einzutreten, veranlaßt gefühlt, den Widerstand aufzugeben. Die Regierung ihrerseits hat alle Ursache, es mit dem Dalai-Lama nicht zu verderben. Der Lamaismus war von jeher die zuverlässigste Stütze der Tsingdynastie, während der Mohammedanismus, der namentlich im Norden immer mehr an Kraft gewinnt, die treibende Energie aller Erhebungen wider die Mandschus gewesen ist. Man überhäuft daher das politische Oberhaupt des Lamaismus mit Ehren, hat sich aber andererseits nicht abhalten lassen, seine Abwesenheit von Lhassa sich zunutze zu machen, um die Fundamente der Priesterherrschaft zu vernichten, die tibetische Verwaltung der Zentralregierung in Peking engstens anzugliedern und die theokratische Verfassung durch eine Zivilordnung zu ersetzen. Anstatt der Ambans, die regelmäßig Mandschus und meist höchst unfähige Herren waren, da die Gesandtschaft in Lhassa als Strafversetzungsposten galt, ist ein Chinese, Lienjü, als Generalgouverneur nach der heiligen Stadt berufen worden, der zusammen mit zwei als besonders befähigt geltenden Räten aus dem Ministerium des Innern, den Brüdern Schao Erfun und Schao Erhsun, die gesamte Verwaltung nach den modernen Grundsätzen umbilden soll, wie sie in den nördlichen Provinzen Chinas bereits zur Geltung gebracht worden sind. Zugleich wird, um das Ansehen der Zentralregierung nach außen wie innen unangreifbar zu machen, mit großem Eifer daran gearbeitet, eine aus den Eingeborenen rekrutierte, aber von Chinesen befehligte und modern organisierte Armee zu schaffen, die nach einem Thronerlaß vom März 1907 auf die Höhe von nicht weniger als 50 000 Mann Infanterie

und 15 000 Mann Kavallerie gebracht werden soll. Die Verhandlungen, zu denen der Dalai-Lama alsbald nach seiner Ankunft in Peking vom Staatsrat eingeladen worden ist, und in die einzutreten er zunächst mit hochfahrender Haltung abgelehnt hat, bezwecken daher zweifellos nichts anderes, als irgendein Abkommen zu treffen, durch das die politische Gewalt aus dem Summepiskopat ausgeschieden wird. Mag der Dalai-Lama vielleicht im Glanz hoher Würden nach Lhassa heimkehren: von den Insignien seiner Herrschaft, die er schutzlos zurückließ, wird er nur noch die Hälfte wiederfinden, und an seine selbstherrliche Fürstenmacht wird höchstens noch ein klingender Titel erinnern.

Ein merkwürdiges düsteres Schicksal scheint ob dem Dalai-Lama zu walten, der, der dreizehnte in der Reihenfolge der seit 1512 im Hauptkloster zu Lhassa gewählten Großlamas, den prunkvollen Namen Nagwang Losang Anbdan Gjatso (Herr der Rede, mächtiger Ozean der Weisheit) führt. Schon seine Wahl vollzog sich unter abnormen Umständen. Sie erfolgt der Regel nach dadurch, daß die Namen der um die Zeit des Todes des letzten Dalai-Lama Geborenen auf Hölzchen geschrieben und durch Auslosung bestimmt wird, in welchem Kinde Buddha Fleisch geworden ist. Diesmal wurde durch das Orakel von Nantschung Tschosjong dem Regenten bekannt gemacht, daß nur ein Mönch von reinsten Sitten die wahre neue Menschwerdung ausfindig machen könne. Diesen, dessen Person von dem Orakel auf Anfrage bestimmt wurde, führte eine geisterhafte Stimme zu einem kristallklaren See, in dessen Spiegel das Bild des neuen Dalai-Lama erglänzte, wie er im Elternhaus auf dem Schoß seiner Mutter und vom Vater geliebkost saß. Hiernach wurde der neue Herrscher in einer wohlhabenden, nahe Lhassa wohnenden Familie ausfindig gemacht. 1881 hat ihn der indische Babu und Forschungsreisende Tschandra gesehen; er schildert ihn als einen klug dreinblickenden hübschen Knaben von frühreifem Wesen, aber Mitleid erregendem, durch Fasten abgemagertem Körper. Herkommen gemäß stirbt der Dalai-Lama unnatürlichen Todes, sobald er mündig geworden, damit nicht die Selbstherrlichkeit des eigentlichen Gewalthabers, des Regenten, erschüttert wird. Nagwang hat, vielleicht geschützt durch die Eifersucht der Großmächte, es als erster vermocht, sich am Leben zu erhalten; er ist heute 35 Jahre alt. Nun aber verkünden zwei Wahrsagungen aus altersgrauer Zeit, daß der dreizehnte Dalai-Lama der letzte sein und daß jeden tibetischen Herrscher, der die Grenzen seines Reiches überschreite, Seuche dahinraffen werde. Die erste Prophezeiung ist heute so gut wie erfüllt; ob auch die zweite sich als richtig erweisen wird, bleibt abzuwarten. Einer der Vorgänger Nagwangs, der als erster 1779 die Reise nach Peking wagte, starb unterwegs an den schwarzen Blattern.

Um das dem Untergange geweihte Priesterreich wird der Kulturpolitiker keine Träne vergießen. Ein Thronbericht Lienjüs vom Anfange vorigen Jahres schildert die Tibeter als „ein dummes und unwissendes Volk von unfriedlichem und bösartigem Charakter". Die Schuld, daß der Menge so wenig erfreuliche Eigenschaften anhaften, dürfte in der Hauptsache der Priesterherrschaft zufallen, die ein reaktionäres Regiment schlimmster Art geführt hat. Die Menge der Laien ist zu einer Art von Hörigen herabgedrückt worden, die die Unzahl geistlicher Müßiggänger zu erhalten haben und mit Absicht in größter Unwissenheit erhalten werden. Ethisch ist der Lamaismus allmählich zu einem Zerrbild des Buddhismus geworden; die Vertreter der gelben Kirche sind in der Mehrzahl Scharlatane, die krassen Aberglauben für unfehlbare Wahrheit ausgeben und ihn in den Dienst ihrer schrankenlosen Habgier und Herrschsucht stellen. Weit über die kulturelle ragt die politische Bedeutung des heutigen Umschwungs hinaus. Er zeigt in ausgeprägter Form, wie sehr China der Stärke seines Riesenkörpers sich bewußt geworden, wie sehr es diese Kraft durch festen Zusammenschluß und gleichmäßige Organisierung aller Körperteile, auch der entferntesten Außenstaaten, unter Benutzung der überlegenen europäischen Verwaltungs- und Wirtschaftsformen zu erhöhen gewillt ist, und wie selbst das mächtige England den Gewaltäußerungen der mehr durch die Masse als durch geistige Energien erdrückenden Macht auszuweichen sich genötigt sieht.

Letzte Fahrt.

Ich möchte heimlich still hinüberschreiten,
So wie der Abend in die Nacht verrinnt,
Es sollen süße Lieder mich begleiten
Zu meinen Inseln, die beglückend sind.

Ich möchte sterben schön und ohne Fehle
Und noch im Tode reich an Sehnsucht sein
Und möchte fühlen, wie die freie Seele
Mit Klingen zieht zu ihren Himmeln ein.

Hans Bethge.

Baumschlangen.

Von Dr. Friedrich Knauer.

Weitaus die meisten Vertreter der Reptilienwelt sind echte Bodentiere, die mehr oder weniger gewandt auf der Erde dahinkriechen. Aber sowohl unter den Schlangen als unter den Echsen gibt es auch ausgesprochene Baumtiere, die mit Vorliebe die lauschigen Baumwipfel zum Aufenthalte wählen und diesen nur selten verlassen.

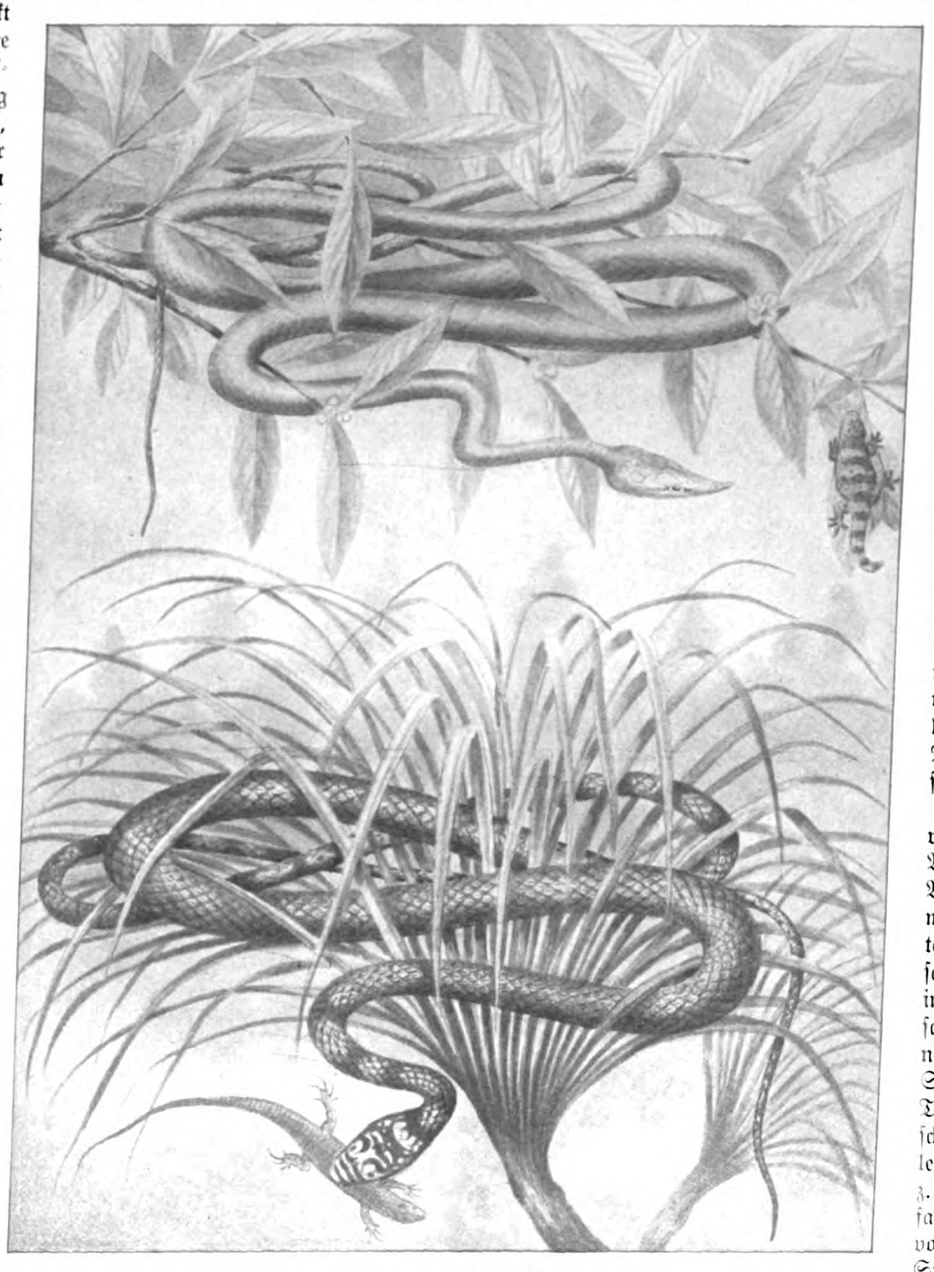
Solche Baumbewohner finden wir unter den Schlangen in ganz verschiedenen Gattungen. Die meisten kennzeichnen sich schon durch ihre schöne grüne Färbung als Baumtiere. Es gibt aber auch ganz braun oder metallisch grau gefärbte Baumschlangen. Ich will hier zwei schon wiederholt in unsere Terrarien gelangte Arten, den grünen Baumschnüffler (Dryophis mycterizans) und die Schmuckbaumschlange (Chrysopelea ornata), dem Leser in Wort und Bild vorführen.

Selbst Beobachter, die den Schlangen durchaus nicht hold sind, müssen zugeben, daß ein mit geeigneten Pflanzen schön besetztes, von diesen zwei Baumschlangen bewohntes Terrarium einen hochinteressanten Anblick gewährt. Karl Hagenbeck, weltbekannt durch seine großzügigen Tierschaustellungen, hat vor elf Jahren im Wiener Vivarium ein mit großen Blattpflanzen prächtig besetztes großes Terrarium zur Schau gestellt, in dem mehr als ein halbes Hundert Exemplare des grünen Baumschnüfflers untergebracht waren. Befinden sich in einem Terrarium nur einige dieser intensiv grünen Schlangen, so hat man, solange sich die Schlangen in Ruhe befinden, Mühe, die Tiere aus dem umgebenden Baumgrün herauszufinden. Dazu kommt, daß diese Baumschlangen nicht, wie z. B. unsere Äskulapnatter, auch eine Besucherin der Waldbäume, sich ans Geäste dicht anschmiegen und die Zweige umwickelt halten, sondern in weiten Windungen auf dem grünen Laubdache liegen. Auch den Schwanz benutzen sie nicht wie andere Baumschlangen, so z. B. auf Bäumen lebende Riesenschlangen, um sich mit ihm zur Stütze des Leibes an einem Aste festzuhalten. Man kann überhaupt bei ihren Bewegungen im Laubdickicht nicht von einem Klettern sprechen. Wie unsere Ringelnattern auf dem Boden eilen diese Baumschlangen in raschen Windungen auf dem Blätterdache dahin. Ja, verschiedene Baumschlangen vermögen, ohne Schaden zu leiden, von der Höhe in die Tiefe zu stürzen. Durch die ihn begleitenden Dajaken wurde A. Shelford auf Sumatra aufmerksam gemacht, daß

dortige Schlangen imstande seien, sich von hohen Bäumen herab auf den Boden oder ins Wasser zu stürzen. Ein solches Fliegen der Schlangen fand dann Shelford, der Sache nachgehend, in der Tat bestätigt. Die Bauchschilde besitzen nämlich eine scharnierartige Seitennaht. Indem nun die Schlangen beim Herabspringen die Mittelschilde der Bauchfläche stark einziehen, entsteht längs des Bauches eine hohlkehlartige Rinne, durch die bewirkt wird, daß die Tiere nicht rapid in senkrechter Richtung zur Erde stürzen, sondern in schräger Richtung langsam zur Erde herabgleiten. Man braucht nur ein Bambusrohr der Länge nach mitten durchzuschneiden, um zu sehen, daß eine solche Rohrhälfte, von einem erhöhten Punkte aus in die Tiefe geworfen, sanft zur Erde gleitet und noch nahe dem Boden einen flachen Bogen nach aufwärts beschreibt.

Betrachten wir nun den grünen Baumschnüffler, der da auf dem obersten Blattwipfel des Terrariums, in weiten Windungen gerollt, ruhig daliegt, genauer! Der ganze langgestreckte Rumpf und auch Kopf und Schwanz sind intensiv grün gefärbt. Längs des Bauchrandes ist jederseits eine gelbe Linie sichtbar. Die Pupille des großen Auges ist horizontal, in der Mitte eingeschnürt, also etwa biskuitförmig. Die Schnauze geht in einen weichen, beschuppten Fortsatz über. In verschiedenen zoologischen Schriften ist von einem Farbenwechsel dieser Baumschlangen die Rede. Es ist dies aber ein Irrtum, der dadurch entstand, daß, wenn sich beim Verschlingen der Beute der Hals stark ausdehnt, die schwarz und weiß gewürfelte Verbindungshaut der Halsschuppen sichtbar wird.

Ruht der grüne Baumschnüffler — er ist ein ausgesprochenes Tagtier — so wird der immer erhoben getragene Kopf auf einen Zweig gestützt. Man sieht dann die Pupille stark zusammengezogen. Schon in den ersten Morgenstunden werden die Schlangen munter und beginnen im Blattgewirre herumzusuchen. Je höher die Sonne am Himmel steht, desto lebhafter werden sie. Wie sie so von Zweig zu Zweig gleiten und fortwährend züngelnd jeden Winkel absuchen, dann plötzlich eine ihrer Futtereidechsen erblicken, starr auf diese hinblicken, die Zunge weit vorgeschnellt, zum Satze ausholen und dann in jähem Losfahren die Eidechse am Hinterkopf erfassen und nun die Beute freischwebend halten, das ist ein überaus interessanter Anblick, nicht zu vergleichen mit der Beobachtung des ungestümen Jagens und rohen Hinabwürgens bei unseren Ringelnattern. Erstaunlich ist die Beweglichkeit des Kopfes und die Leistungsfähigkeit der Rumpfmuskeln. Der grüne Baumschnüffler dreht, wenn er nach einer Beute ausblickt, den Kopf, ohne seine übrige Lage zu verändern, rechtwinklig zum Halse nach oben, unten oder nach der Seite, vermag die ganze vordere Hälfte des Leibes in mehrfachen, weiten, S-förmigen Windungen ganz frei ausgestreckt zu halten und ist imstande, seine Beute, wenn sich diese, wie J. Berg beobachtet hat, in einen Zweig so fest verbissen hat, daß die Schlange sie nicht loszureißen vermag, stundenlang festzuhalten. Daß diese Baumschlangen nur ganz ausnahmsweise von ihrer grünen Baumhöhe zum Boden herabkommen, darauf deutet schon die Tatsache hin, daß sie in der Gefangenschaft das Wasser nicht, wie andere Schlangen, aus den Trinknäpfen aufschlürfen oder auflecken, sondern, wie z. B. auch die ebenfalls im Laubwerke von Bäumen und Sträuchern lebenden Chamäleons, in Gestalt von Tautropfen von den Blättern aufsaugen. Man muß daher diesen Schlangen, besonders an heißen Tagen, solche Trinkgelegenheit geben, indem man des öfteren mittels eines Zerstäubers die Blattpflanzen des Terrariums besprengt.



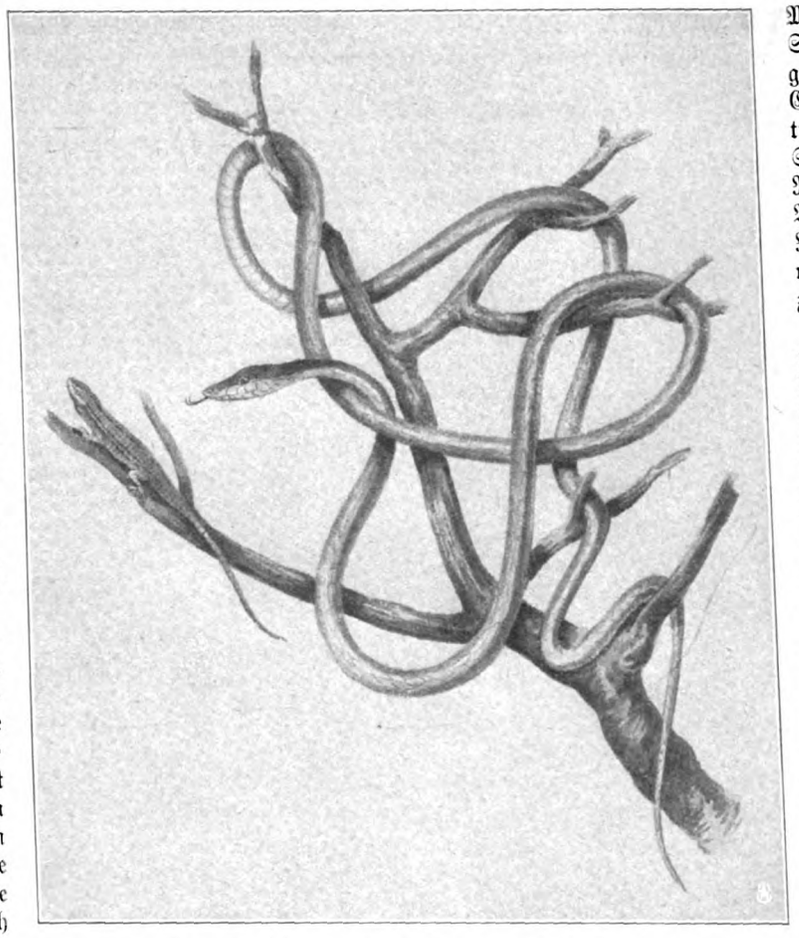
Der grüne Baumschnüffler.
Die Schmuckbaumschlange.

Der grüne Baumschnüffler ist in Vorder- und Hinterindien und auf Ceylon zu Hause und erreicht eine Länge von etwa 150 Zentimetern. Ihm sehr ähnlich ist eine auf den Sundainseln gemeine Art, Dryophis prasinus, der aber der Schnauzenfortsatz fehlt. Beim grünen Baumschnüffler scheint dieser Schnauzenfortsatz verschiedenen Zweck zu haben; er mag das Durchkriechen im Zweig- und Laubdickicht erleichtern, als Tastorgan Dienste leisten und beim Aufsaugen der Tautropfen als Mundrinne dienen.

Ebenfalls auf Ceylon bis nach dem südlichen China und den Philippinen hin tritt die Schmuckbaumschlange auf, die

bis 120 Zentimeter lang wird. Bei ihr ist die Pupille des großen Auges rund. Diese Baumschlange ist in Färbung und Zeichnung sehr veränderlich. Die Oberseite zeigt auf schwarzem Grunde sehr verschiedenartige gelbe, rote oder grüne Zeichnungen. Bei anderen Exemplaren zeigen die schwarzen Schuppen einen gelben Mittelpunkt. Wieder bei anderen haben die gelben Schuppen eine schwarze Mittellinie. Die Unterseite ist einfarbig grünlichgelb oder an den Schilden schwarz gerändert. Der Kopf ist mit gelben Querbinden gezeichnet.

Auch diese Baumschlange ist ein Tagtier, legt wie der grüne Baumschnüffler den Leib, ohne sich an die Äste anzuschmiegen oder sich mit dem Schwanz an einem Zweige zu verankern, in lockeren Schlingen auf die Laubdecke oder um die Zweige und schießt rasch über die Unterlage hinweg, so daß auch hier, wie bei der früheren Art, die Weise, wie die Schlange auf dem Gezweige liegt, sich fortbewegt, auf eine erblickte Beute losschnellt, den Eindruck macht, als ob eine Stahlfeder gespannt daläge und dann plötzlich zum Ausschnellen käme. Indem die Schlange den federartigen Schwanz S-förmig umlegt und jäh streckt, schießt sie im Gezweige enorm rasch vorwärts.



Glanzspitzschlange. Nach einer Skizze von Dr. F. Werner.

Sowohl der grüne Baumschnüffler als die Schmuckbaumschlange sind Trugschlangen, das heißt, wie unsere europäische Katzenschlange und Eidechsennatter opistoglyphe Nattern mit gefurchten hintersten Oberkieferzähnen und Giftdrüsen, für den Menschen aber bei der Stellung der Giftzähne ganz ungefährlich. Das Gift kann erst zur Geltung kommen, wenn die Schlangen ihre Beute im Rachen haben, diese beim Verschlungenwerden im Rachen bis zum Schlunde vorrückt und nun die Giftzähne eingreifen können.

Fast im Widerspruche mit der lebhaften Färbung dieser Baumschlangen steht das Fehlen des bei den meisten Schlangen sichtbaren Hautglanzes, der durch gleichmäßige Reflektierung des Lichtes von den Schuppen entsteht. Indem so die Baumschlangen ganz matt gefärbt erscheinen, fallen sie in der Umgebung um so weniger auf.

Die Baumschnüffler sind in Afrika und Amerika durch verwandte Formen vertreten. Es sei hier nur noch der überaus schlanken, dünngeschwänzten Glanzspitzschlange (Oxybelis acuminatus) des tropischen Amerika gedacht. Sie ist in ihrem Äußeren und auch in ihrem Wesen dem grünen Baumschnüffler sehr ähnlich, ist aber hellgrau oder rötlichbraun gefärbt, bronzeglänzend und hat eine runde Pupille. Der Kopf ist sehr lang.

In mit Blattpflanzen und Passifloren, die sich üppig emporranken können, reich bepflanzten Terrarien halten die Baumschlangen gut aus. Man tut gut, die Temperatur der Terrarien auf 25 Grad Celsius zu halten und die Terrarien auf gut besonntem Platz aufzustellen. Als Futtertiere passen am besten kleine Eidechsen.

Charlottens Weg ins Leben.

(1. Fortsetzung.)

Novelle von Else Franken.

Zu Hause war nun alles anders, als das Mädchen gefürchtet hatte.

Väterchen empfing sie schon an der Tür. „Wo bleibst du auch, Kind?“ Der alte Herr war blaß, und seine Stimme zitterte. „Du mußt zu Konni fahren; der liegt zu Bett und verlangt nach dir. Und sei recht liebevoll zu Mutter. Es kränkt sie, wenn sie auch nichts sagt, daß der Junge dich haben will und nicht sie.“

Die Mutter stand in der Nebenstube und hatte verweinte Augen. Sie packte ein verschabtes Kofferchen mit Charlottens nötigen Sachen voll.

Ob es schlimm sei mit Bruder Konrad? Gefährlich keinesfalls, der Doktor Schlotheim hatte nur wenige Zeilen geschrieben: Fieber und Gemütsdepression. Nun müsse sie sich aber vor der Fahrt etwas stärken. Gott sei Dank, über diesem Neuen war ihre Untat schon in den Hintergrund gedrängt — wenigstens für den Augenblick.

Die Mittagsstunde war längst vorüber, und das kleine Dienstmädchen setzte ein paar Schüsselchen mit aufgewärmtem Essen auf den unabgeräumten Eßtisch. Der Vater holte einen alten „Führer“ durch die Reichshauptstadt, ging ab und zu, zählte Geld auf den Tisch und paßte auf, daß die Tochter sich zum Essen zwinge.

„Und Doktor Schlotheim, sagst du?“ fragte Lotte.

„Ja, gewiß, der Ulrich Schlotheim, der hier am Krankenhaus Assistent gewesen ist. Der hat jetzt die innere Station am Martinushospital.“

„Also der Schlotheim,“ sagte Lotte versonnen und schob endgültig den Teller zurück — „das war doch so ein unangenehmer, spöttischer Mensch mit scharfen, hellen Augen. In Gesellschaft ging der nie, aber auf der Straße funkelte er einen so über die Brille weg an.“

„Wenn dich die Menschen nun auch so unter die Lupe nähmen?“ klang die Stimme der Mutter scharf und kurz herein, aber der Vater strich dem Mädchen übers Haar und griff ihr unter das runde Kinn. Da fing sie sich seine alte Hand ein und strich sich mit der über ihre blühende Wange, immer wieder. Solche kleinen Zärtlichkeiten trieben

sie meist heimlich, und es war ihnen dadurch ein doppeltes Labsal.

Dann ging alles ganz flink. Mutter rief noch gute Lehren nach, als sie schon unten im Hausflur stand. Väterchen trabte mit zum Bahnhof und kletterte voran in das Abteil, um das Kofferchen oben im Netz unterzubringen. Und weil es noch früh war, so saß er noch ein Minutchen neben dem Kind auf der blanken gelben Holzbank. Lotte müsse natürlich gleich schreiben, wie es dem Konni gehe, und was denn los sei — ja gleich eine Karte. Gehe es aber besser — und der Brief klang ja gar nicht ängstlich, dann solle das Kind doch ja in ein Theater gehen und in die Nationalgalerie und in den Dom und in das Kaiser Friedrich-Museum.

Da kam der Schaffner, und der alte Herr mußte machen, daß er hinauskam, und dann ruckte die lange Wagenreihe an, besann sich erst noch ein paar Augenblicke und glitt dann leise fort, unter dem blanken, nüchtern hellen Schein des herbstlichen Spätnachmittags.

Lotte fand in ihrem Schoß ein paar Goldstücke in Zeitungspapier gewickelt. Die steckte sie gerührt in ihr Geldtäschchen. Merkwürdig, Väterchen dachte doch immer an das Gute, was man sich — trotz allem und allem — verschaffen konnte; Mütterchen immer nur an die Sorgen. Dabei lebten aber die beiden Alternden in bester Seelenharmonie. Wenn eins nur ein halb Stündchen länger ausblieb, geriet das andere schon in Unruhe. Sollte das nun wirklich nur die Macht der Gewohnheit sein — — — und nicht der starke Zug von Herz zu Herzen, die ineinander wurzelten mit feinen, festen und zähen Fasern?

Dem dachte sie lange nach und empfand wohlig das ungehemmte, stille Hinsinnen. Wie selten konnte sie sich dem überlassen. Die ganze Zeiteinteilung war ihr ja vorgeschrieben. Man sollte so sein und nicht so, alles mögliche, nur nicht man selbst. Das ging durch die ganzen Jugendjahre und schien ja auch so selbstverständlich — bis man eines schönen Tages aufgerüttelt wurde. So wie sie heute.

Nun ließ sie sich Muße, die Mitreisenden zu mustern. Die kleine Alte in den wohlgebürsteten schwarzen Sachen, die in einem abgegriffenen Notizbüchlein kritzelte, war sicher eine kleine Geschäftsfrau, die in Berlin ihren Lagerbestand ergänzen wollte. Dann saß da ein blasses, kümmerliches Fräulein, das sich fröstelnd in seine Reisedecke gewickelt hatte. Die war wohl kaum älter als Lotte, hatte aber einen scharfen, gereizten Blick, als ob sie immerzu abwehrbereit gegen Angriffe wäre.

Da lehnte sich Lotte zurück in ihrer Ecke und dachte an Bruder Konni und an Berlin, und daß Mutter noch nachgerufen hatte, sie solle Cousine Hardy aufsuchen, die Klarisse Hardy, mit der sie doch gar keine Beziehungen unterhielten, die vornehme, verwöhnte Frau. Nein, da paßte sie doch wirklich nicht hin. Und dann freute sie sich an der märkischen Landschaft, den schillernden kleinen Wasserflächen, die herüberblinkten, den Kiefernkuscheln rings um die spärlichen Dörfchen. Das war doch eigentlich wunderhübsch, so hinzugleiten; man konnte sich in all die fremden Existenzen da draußen hineinträumen. Da stiegen Kirchtürme auf, und langgestreckte, vielfenstrige Fabrikgebäude flogen vorüber — ein knatternder Lärm entstand, das war der Zug aus der Richtung, in die hinein sie fuhren. Das war alles wie der Atem des Lebens, und das Leben — so schien ihr plötzlich — atmete mit starken Lungen, mit einer stillen, unbändig starken Kraft. —

Und dann stand sie im Treppenhause des Lazaretts.

Ihre derben Stiefelchen gaben auf den grauen Steinfliesen der großen, leeren Halle ein munteres Geräusch, das sie in Verlegenheit setzte. Es kam aber kein Mensch, den sie hätte befragen können.

Rechts und links von der Flurrotunde streckten sich lange Korridore, unabsehbar lang im halben Dämmer schienen sie dem Mädchen. Die geweißten Wände waren von großen, braunen Flügeltüren mit weißen Porzellanschildchen unterbrochen. In weiten Abständen brannte schon das Glühlicht in den weißen Glasbirnen.

Lotte ging behutsam ein Stück in den langen Gang hinein. Warteräle, Direktionszimmer, Auditorien; aus einem der letzteren drang eine scharfe, helle Stimme, der Vortrag wurde unterbrochen von leiseren, mehr gemurmelten Anweisungen. Vielleicht wurde da operiert, und Charlotte flog in die Rotunde zurück; sie hätte sich nicht als Lauscherin ertappen lassen mögen.

Nun horchte sie an der Treppe hinauf in den oberen Stock und unterschied allerlei unbestimmte Geräusche. Dieses Riesenhaus war durchsummt wie ein Bienenstock voller Zellen.

Und nun huschte da etwas die breite mattenbelegte Treppe herab, ein schmales, graues Persönchen, so leise und flink, als ob die sanitätsbeschuhten Füßchen nicht über Stufen, sondern durch die Luft glitten.

„Ja, was wollen Sie denn noch so spät?" fragte die Schwester, knapp vor Lotte stehenbleibend — „die Besuchszeit ist doch lange vorüber — oder sind Sie gar das Fräulein Lotte Wagner? Dann sind Sie nämlich sehnlichst erwartet — " und das kleine strenge Schwesterngesicht erstrahlte in Freundlichkeit.

„Steht es so sehr schlecht mit meinem Bruder?" — fragte Lotte beklommen.

„O bewahre; er hat sich — übrigens bei einer menschenfreundlichen Handlung — einen gehörigen Lungenkatarrh geholt. Wir sollten nicht nach Hause schreiben, er wollte die Eltern nicht ängstigen, und es war ja auch schon viel besser. Da kam gestern ein Brief von Ihrer Mutter — ich weiß natürlich nicht, was drin stand — und sofort stieg das Fieber. Er ist ja ein Mensch wie ein junger Baum, die schüttelt's am heftigsten. Die ganze Nacht hat er nach Ihnen verlangt."

„Seltsam — " meinte Lotte — „und er hat sich seine Krankheit bei einer guten Tat geholt?"

„Ja, Fräulein Wagner. Er ist einer verschrobenen Dame ins Wasser nachgesprungen und hat die Lebensmüde wieder herausgefischt."

„Einer Dame, der er nahesteht?" fragte Lotte leise.

„Kann's wirklich nicht sagen. Aber für Romantik solcher Art ist Ihr Bruder doch wohl zu ernst und zu männlich. Und nach meiner Ansicht — wenn eine mit ihrem Leben schon gar nichts Besseres anzufangen weiß, dann sollte man sie doch ruhig — "

„Aber, Schwester, das sagen Sie?" fragte Lotte in hellem Staunen.

„Ach, mein liebes, gutes Fräulein, mit Ihren lieben Kinderaugen — — ! Nun muß ich noch Wäsche holen, warten Sie nur einen Augenblick, dann führe ich Sie zu Ihrem Bruder."

Die Schwester glitt lautlos eilend in eine der großen Türen, und Lotte stand sinnend mitten auf der Treppe. Merkwürdig, die Krankenschwestern hatte sie sich immer wie Nonnen vorgestellt, fromm und heilig und ganz weltfremd in ihrem Opferleben. Diese schien ihr doch ganz anders zu sein, klug und scharfsichtig.

Da kam schon die schmale Gestalt zurück, eine schwere Last großer Leintücher auf dem Arme, von denen sie sich durchaus nichts abnehmen lassen wollte.

Es war ganz und gar seltsam für Lotte, daß sie so behutsam auf den Zehenspitzen in das Krankenzimmer schleichen mußte; der Konrad war doch sonst so ein straffer, kerngesunder Junge.

Da lag er auf dem schmalen, weißen Lazarettbette, lang auf dem Rücken ausgestreckt, und atmete in flinken, oberflächlichen Zügen. Sein dichtes dunkles Haar stand fest und trotzig in die Höhe, die Brauen hatte er zusammengeschoben wie in Pein oder Sorge, und die Arme lagen über der Brust fest verschränkt.

Und plötzlich hatte er die Augen — die dunklen Wagnerschen Familienaugen — weit offen und zog das bängliche Mädchen zu sich herab.

„Hast du dich mit dem Kerl, mit dem Schwarzkopf, verlobt, Charlotte?“ Es lag wie Abscheu und Verachtung auf dem klugen, schmalen Jünglingsgesicht.

„Aber nein, mein Einziger, da sei du ruhig —“ und das Mädchen lachte ihn mit feuchten Augen an — „wenn dich das quält, ich hab's ja gewollt, den Eltern zuliebe — aber dann bin ich ausgerissen. Wenn du nur auf meiner Seite stehst, mein Konni — —“

Der junge Mann atmete auf, seine Arme lösten und streckten sich.

„Kerlchen,“ sagte er zärtlich, aber mit schlaftrunkener Stimme, „mein Schwesterseelchen! Ganz aus Eigenem hat sie sich gewehrt, ganz aus der gesunden Einfalt ihres Herzens. Nun schlaf ich aus, und dann werde ich schnell gesund. Bleib nur bei mir, zu Hause quälen sie dich ja, mein Kerlchen.“

Beruhigt drehte er sich zur Wand und ließ Charlottens Hand aus seinen heißen trockenen Fingern gleiten.

Lotte sah sich nach der Schwester um. Die stand im Hintergrunde des Zimmers an einem kleinen Tisch und zündete das Nachtlämpchen an. Nun gingen sie beide hinaus auf den langen Gang und traten in ein bescheidenes Wohnstübchen, in dem die Schwestern dieser Station ihre wenige Mußezeit verbrachten.

„Was machen wir nun mit Ihnen, Kindchen?“ fragte Schwester Modeste und nötigte ihren jungen Gast auf das Sofa hinter dem gemütlich gedeckten Teetische.

„Ach, behalten Sie mich doch nur ja hier; lassen Sie mich bei meinem Bruder wachen!“

Schwester Modeste sann einen Augenblick nach.

„Nun, es ist ja gegen die Hausordnung. Aber da Ihr Bruder sich hier schon oft als Assistent nützlich macht, so sind Sie ja nicht nur so schlechthin ‚Publikum‘. Da will ich's auf meine Kappe nehmen. Wohin sollten Sie auch so allein, jetzt bei einbrechender Nacht.“

Es kamen noch ein paar andere Schwestern und begrüßten lebhaft das junge Mädchen.

Sie sind alle energisch und frohsinnig, mitten zwischen Elend und Krankheit, dachte Lotte und ließ sich ihre Sachen abnehmen und teilte gern das einfache Abendessen der Schwestern. Und sie sprachen alle von Bruder Konrad, wie wert er ihnen sei, wie der Professor ihn schon heranzöge und so viel von ihm erwarte. Wie tüchtig er schon sei trotz seiner Jugend.

„Und so sehen Sie auch aus, Kindchen,“ fügte Schwester Modeste freundlich bei, „Ihnen sieht man auch gleich den guten Kern an.“

„Ach, Schwester,“ rief Lotte erglühend, „ich bin ja noch rein gar nichts. Habe auch noch gar nicht gewußt, wie das beschämt, wenn man gelobt wird, und fühlt doch, man hat sich's noch gar nicht verdient.“

Es war die erste Nacht ihres Lebens, in der Charlotte wachte. Sie hatte ihre Flechten gelöst und ihre Schuhe gewechselt, und nun saß sie in einem tiefen, bequemen Lehnstuhl am Krankenbett ihres Bruders.

Also hatte Mutter in jenem Briefe, der den schon Kranken so erregt hatte, über die Verlobungsaffäre geschrieben — das Herz war ihr eben übergelaufen, weil sie solches Glück in dieser Heirat sah. Und so sehr hatte Konrad sich das zu Herzen genommen. Da fühlte er ja viel tiefer als sie. Hätte er sich verlobt, gefreut würde sie sich haben, einfach gefreut. Verlobung, Hochzeit, nun das sind doch Lichtpunkte im Einerlei des Familienlebens!

Nun wußte sie das besser, nun hatte sie es am eignen Leben gespürt, wie viel komplizierter die Dinge sind.

Ihre Augen hatten sich an das dünne bißchen Licht gewöhnt, das das Kerzlein im Wasserglase aussandte.

Seit fast fünf Jahren war nun der Konrad vom Elternhause fort. Wie viele Menschen hatte der nicht kennen gelernt, ernsthaft und gründlich, in gemeinsamem Streben und oft wohl auch im Übermut der Jugendfreude. In wie viele Verhältnisse hatte der Einblick nicht gewonnen und hatte wohl auch mit Damen Umgang gehabt, mit Damen — und Nichtdamen.

Nein, Konrad nicht, dachte sie entschieden und richtete sich im Sessel auf, oder doch, auch der? Sie sank wieder in die Polster zurück. Und hatte gelernt, unablässig, hatte alle seine Sinne geschärft, all sein Denken vertieft und verfeinert. Das konnten diese jungen Leute alle, wenn nur irgend etwas in ihnen drin stak. Das war bei ihnen ganz selbverständlich.

Und sie wählten sich ihren Lebensweg, fanden schon alle Straßen geebnet vor, zum Ziele hin.

Und wir Mädchen, dachte sie — da verwirrten sich ihre Gedanken. Die Frauenrechtlerinnen, von denen sie gelegentlich las, Gott ja, sie hatte ja riesigen Respekt vor solcher Pionierarbeit, aber unsympathisch war ihr die ganze Geschichte. Mutter nannte das alles einfach unweiblich und überspannt. Väterchen aber sagte, daß man der Bewegung eine gewisse Berechtigung, wenigstens soweit sie das Erwerbsleben betraf, nicht absprechen könne.

Und sie selbst? Sie dehnte sich und lächelte. So viel wußte sie ganz genau: ein tüchtiger, feuriger und gütiger Mensch, wie der Konni, wog sechs solcher Durchschnittsmädel auf, wie sie eins war. Und solchem begegnen . . . nein, zur Frauenrechtlerin würde sie sich schwerlich eignen.

Der Bruder hustete und bewegte sich unruhig. Da richtete sie ihn sanft in ihren Armen auf und gab ihm von dem Getränk, das Schwester Modeste für die Nacht bereitgestellt hatte. Er sah auf, lächelte gerade in ihre Augen hinein und war gleich wieder eingeschlummert wie ein mattes Kind.

Nun saß die Lotte wieder eine Weile so vor sich hin. Der Straßenlärm war nicht ganz erstorben. Eine ferne Kirchenuhr schlug die Stunde, erst vier schnelle, helle Töne und dann zwei schwere, dunklere. Räderrollen klang von weit her, von Zeit zu Zeit auch, trotz der späten Stunde, hallten Schritte auf dem Pflaster. Auch allerlei unbestimmbare Nachtgeräusche drangen herauf.

Da kreiste nun die Nachtwelt der Riesenstadt um die stille Insel dieses Krankenheims. Unheimlich und störend war dem Mädchen der Gedanke, und fröstelnd zog es die Decke höher hinauf über ihre Knie. Und dann schlummerte Lotte in er quickenden Schlaf hinüber.

* * *

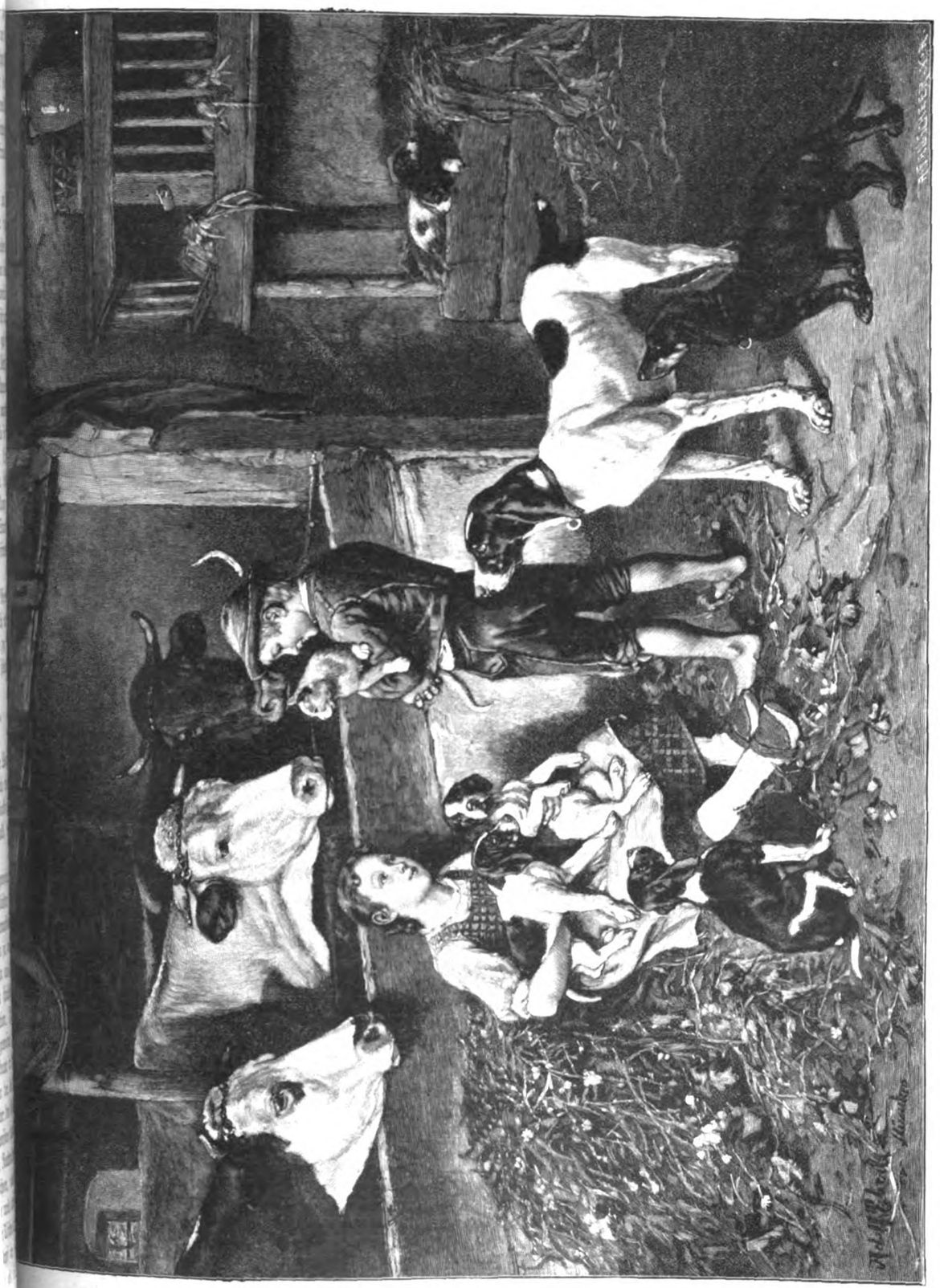
Seit acht Tagen schon lebte Lotte Wagner bei den Hardys, und der Konni, bei dem sie täglich ein paar Stunden zubrachte — wunderschöne Stunden dünkte es ihr — langweilte sich, mit mühsam beherrschter Ungeduld, der völligen Genesung entgegen.

Wie ein Traum war es ja gewesen, das Erwachen am hellen Morgen unter dem freundlichen Blick von Konrads fieberfreien Augen; das allmählich heraufdämmernde Bewußtsein: ich bin ja nicht zu Hause; ich bin ja in dem großen Berlin, Rätsel und Wunder liegen ringsum ausgebreitet.

Die Schwester hatte sie mit hinübergenommen in den Rekonvaleszentensaal der Kinderstation. Da war alles geschäftig und flink bei der Morgentoilette gewesen, denn die Visite des Professors stand bevor. Kleine Leute in den blauen Anstaltskitteln saßen an niedrigen Tischen bei der Morgenmilch. Es war ein fröhliches Schwatzen unter den Kleinen, aber wo Lotte hinkam, verstummten sie. Die meisten hatte platte, kümmerliche Gesichter, die farblos blonden Rattenschwänzchen überwogen. Aber es gab auch dunkle Köpfchen, auch scharfe Augen und dreiste Blicke, erschreckend dreiste und unkindliche.

An der Schmalseite eines der Tische saß ein kleines Mädchen, es hatte seinen zausigen Blondkopf in die beiden aufgelegten Arme gewühlt und weinte, daß es seine schmalen Schultern schüttelte. Eine der Schwestern bemühte sich mit gütigem Zureden um das verzweifelte kleine Menschenwesen; das aber war keinem Trost zugänglich, es stieß mit Schultern und Ellbogen um sich.

„Sie hat so große Angst,“ sagte Schwester Modeste leise, „sie wird heute entlassen, die Mutter wird sie am Nachmittag abholen. Die Leute haben die Hölle im Hause. Hier ist ihre arme, kleine Seele zum Ausruhen gekommen.“



Nachbarskinder.
Gemälde von Adolf Eberle.

„Angst, zu den Eltern heimzukehren?“ fragte Lotte mit erschrockenen Augen.

„Gewiß, und wenn sie nicht zu stumpf sind, dann verlassen uns die meisten mit Bedauern. So ein Krankenheim ist doch ein guter Ruhehafen zwischen allen den widrigen Lebensstürmen. Auch wenn sie noch so renitent herkommen, hier herrscht Stille und die Hauptsache: jeder hat gleiches Recht. Das wirkt schon. Da steckt eine merkwürdige, seelsorgerische Kraft darin.“

„Beten sie denn auch, glauben sie an Gott?“ fragte Lotte zaghaft.

„Danach fragen wir nicht,“ sagte Schwester Modeste gelassen, „wo Friede und Ausruhen ist, wo die gepeinigten Nerven zur Ruhe kommen, da ist Gott — da ist, was wir von Gott zu fordern haben, wenn wir seine Geschöpfe sind.“

Charlotte fühlte wieder ein stilles Wundern, dem sie aber nicht Ausdruck geben konnte, denn die große Flügeltür öffnete sich und ließ den Professor ein, dem ein ganzer Stab junger Assistenten folgte.

Ja, das war noch die lange, schmalbrüstige Gestalt Hubert Schlotheims, den sie schon gekannt hatte, als sie ein kleines Mädchen war. Sie hätte ihn jederzeit zeichnen können, so genau hatte sich ihr, nur vom Begegnen in den Straßen her, das hagere Gesicht mit dem kalten, hellen Blick und der sommersprossigen Haut der Rotblonden eingeprägt.

Die Kleinen waren alle artig von ihren Stühlchen aufgestanden, und Schwester Modeste stattete mit gedämpfter Stimme ihren Krankenbericht ab. Der Professor stand etwas niedergebeugt; das war ihm wohl so, da er die meisten Menschen überragte, zur Gewohnheit geworden. Seine magere, weiße Hand spielte in dem schüttern, rötlichen Barte, der die schmalen, festgeschlossenen Lippen freiließ.

Einmal flog sein Blick zu Lotte hinüber, stutzte, wich ab und kehrte suchend zurück; aber der leichte Gruß galt dennoch wohl einer Fremden.

Er ordnete allerlei an, leise, scharf akzentuierend. Einen blassen Buben, der müde, mit trüben Augen über seiner vollen Tasse hing, schickte er wieder zu Bett, und dem kleinen Mädchen, das weiter still vor sich hinschluchzte, strich er zweimal mit der Hand über den Scheitel. Lotte sah deutlich, daß diese Hand wie mit zärtlichem Nachdruck auf dem Köpfchen lag, und daß der Mann wie in physischem Schmerze die Brauen zusammenzog.

Dann verließen die Herren, alle in ihren weißen, leinenen Anstaltsanzügen, gleich wieder den Saal. Nur ein blutjunger Doktor, mit lustigen Augen und einem feinen, dunklen Schnurrbärtchen, öffnete nochmals die Tür und rief: „Alles, was Federn hat, fliegt hoch!“ Darauf machten alle die Kinder, die unter Schlotheims Augen wie brave, kleine Rekruten gestanden hatten, einen fröhlichen Luftsprung. Es gab einen vergnügten, kleinen Tumult und war, als ob ein Bann von ihnen genommen wäre.

Danach saß Lotte lange Zeit an Konrads Bett. Das Oberlicht des Fensters war aufgestellt, herbstliche Sonne und luftige Frische drangen erquickend in das stille Zimmer. Der Jüngling lehnte halb aufgerichtet in den weißen Kissen, und sie sprachen mehr mit zärtlichen Blicken als mit Worten zueinander.

So viele Fragen brannten dem Mädchen auf dem Herzen, aber sie unterdrückte sie alle, sogar die brennendste, wenn denn nur der Bruder, ihr spröder, kühler Bruder, ins Wasser nachgesprungen sei. Warum wissen wir so wenig voneinander, wir Nächsten? Aber wenn ich eine Liebe hätte, ich könnte auch nicht davon sprechen.

Nach dem Professor Schlotheim hätte sie fragen mögen, der ihren Sinn ganz eigen bewegt hatte. An Uhdesche Christusgestalten hatte sie denken müssen, die sie gelegentlich in illustrierten Blättern gesehen hatte. Wie dumm und äußerlich urteilt so ein kleines Mädchen. Freilich, man muß jeden Menschen in dem Kreise sehen, für den er geschaffen ist. Aber der Mann mußte krank sein — und wie wohl der Konni zu ihm stand?

Konrad wußte selbst, daß er nicht viel sprechen dürfe. Aber über die nächste Zukunft beruhigte er die Schwester doch. Er habe schon gestern zu Klarisse Hardy geschickt, die werde sich die Lotte wohl im Laufe des Vormittags zu sich holen. Lotte müsse jetzt eine gute Weile in Berlin bleiben, sonst ginge die Quälerei zu Hause wieder an. Und es sei wahrlich Zeit für ein so großes Mädchen, sich in etwas weiterem Umkreise umzuschauen. Das konnte man den Eltern nicht ersparen, und schließlich werde es ihnen ganz recht sein. Ob das nicht auch Lottes Standpunkt wäre?

Lotte lachte. Sie stand einstweilen in ihrer großen Seelenbescheidenheit ziemlich unbehilflich auf jeglichem Standpunkt, auf den ein bewußter Wille sie stellen würde — ausgenommen natürlich, wenn es sich um einen ganz und gar unerwünschten Freier handelte. Ging es nicht vielen so? Den meisten Mädchen?

Konrad nickte. Gewiß. Sie gingen oft so gedankenlos vom Elternhause zum Gatten. Was sie als Mädchen ganz und völlig frei wählen und selbst entscheiden durften, das waren zumeist doch nur die Bagatellen, auf die im Leben nicht viel ankommt. Das forderte dann nachher den Ernst, und sie waren so oft nicht darauf vorbereitet. (Fortsetzung folgt.)

Die Empfänger der Schillerpreise. (Zu den nebenstehenden Bildnissen.) Der aus dem Schillerjahr 1859 stammende, vom Prinzregenten, späteren König Wilhelm I. von Preußen gestiftete sogenannte „Große Schiller-Preis“, — eine Dotation von 1000 Talern Gold (3400 M.) und einer goldnen Denkmünze im Werte von 100 Talern — der ursprünglich alle drei Jahre für die beste in diesem Zeitraum erschienene oder aufgeführte dramatische Arbeit erteilt werden sollte, war nachgerade mythologisch geworden. Seit 1896 hatte ihn keiner mehr bekommen, trotzdem Kaiser Wilhelm II. die Bestimmungen am 10. November 1901 dahin erweitert hatte, daß der Preis nur alle 6 Jahre und in doppelter Höhe (also 6800 M.) vergeben werden sollte, und daß für die Auswahl der Stücke nicht nur die letzten drei, sondern die letzten 12 Jahre in Betracht zu kommen hätten. Wiederholt hatten die Vorschläge der Kommission die Billigung des Kaisers nicht gefunden, trotzdem anerkannte Meister, wie Hauptmann, Fulda usw., in Frage kamen, und so überraschte es fast, daß der Kaiser diesmal die Verleihung des inzwischen auf 13 600 Mark angewachsenen Preises an den Österreicher Karl Schönherr und den jungen deutschen Dramatiker Ernst Hardt bestätigte. Karl Schönherrs Drama „Sonnwendtag“ gab den Kampf der Weltanschauungen im neuen Österreich wieder, sein jüngstes Werk „Erde“ ward bereits mit dem Bauernfeld-Preise gekrönt. Der jetzt im 32. Lebensjahre stehende Dramatiker Ernst Hardt ist Westpreuße von Geburt, ein Talent, das mit gemäßigtem Realismus begann und sich durch hohe Schönheit der Sprache auszeichnet. Nach einer Reihe von Novellen und einem Gedichtbuch „Aus den Tagen des

Ernst Hardt,
Empfänger des Staats- und des Volks-Schillerpreises.

Dr. Karl Schönherr
erhielt den Staats-Schillerpreis.

S. Johannes, Hofphot., Meran, phot.

E. Werner (Elise Bürstenbinder)
feiert ihren 70. Geburtstag.

Knaben" trat er zuerst mit dem Drama „Tote Zeit", dann mit dem starken Einakter „Ninon von Lenclos" hervor und hat nun mit dem hochpoetischen Schauspiel „Tantris der Narr", das das Tristanmotiv in modernem Sinne vertieft, große Erfolge errungen. Den Staats-Schillerpreis teilt, wie vorhin erwähnt, der junge deutsche Dichter, dessen eigentlicher Name Stöckhardt lautet, mit dem österreichischen Schriftsteller, während der von den Goethe Bunden gestiftete Volks-Schillerpreis, der 3000 Mark beträgt, ihm unverkürzt zuteil wird.

E. Werner. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Ein enges Band der Dankbarkeit einerseits und der treuen Anhänglichkeit andererseits verbindet die „Gartenlaube" mit E. Werner, der Verfasserin so vieler packender, prächtig geschriebener Romane. Der 70. Geburtstag der Autorin, der auf den 25. November fällt, bietet uns willkommene Gelegenheit, diesem Dank öffentlich Ausdruck zu geben und warme Wünsche für das Wohlergehen der immer noch frisch und rüstig Schaffenden daran zu knüpfen. Als im Jahr 1872 ihr Roman „Ein Held der Feder" in den Spalten unseres Blattes erschien, eroberte er sich schon nach den ersten Seiten das Interesse unserer ganzen großen Leserwelt, er war ein „Schlager", wie man so sagt, und noch mehr war es der folgende, der stark geschriebene Roman „Am Altar", in dem E. Werner mutig gegen den Gewissenszwang der katholischen Kirche anging. Mit Jubel und Erwartung wurde von da ab jedes neue Werk ihrer Feder begrüßt. „Glück auf", „Gesprengte Fesseln", „Um hohen Preis" und wie sie alle heißen, die Gaben dieses fruchtbaren Talents. Und heute steht eine große Gemeinde hinter dem Namen E. Werner, der nur ein Pseudonym ist. Denn in Wahrheit heißt die Autorin Elise Bürstenbinder und ist ein Berliner Kind. „Glück auf" — mit diesem Titel eines ihrer erfolgreichsten Werke, rufen wir ihr heute den Geburtstagsgruß zu.

Victorien Sardou. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Der berühmteste französische Theaterdichter, dessen Komödien und Dramen zu den wirksamsten und spannendsten der Theaterliteratur zählen, ist am 8. November im 78. Lebensjahr in Paris verschieden. Der Schwerpunkt seiner Kunst, die ihn nicht nur zum bekanntesten, sondern auch zum reichsten aller Bühnenautoren machte, lag nicht im poetischen Wert seiner Arbeiten, die zumeist der Tiefe entbehrten. Er bestand vor allem in einer glänzenden Technik, die mit unfehlbarer Sicherheit prägnante Charaktere in Freskostrichen zu zeichnen verstand und effektvolle Stoffe unter sorgfältigster Wahrung szenischer Steigerungen, durch historische Treue der Kostüme, Dekorationen und Requisiten zu einem Gesamtbilde von bezwingender Kraft zu meistern wußte. Zu diesen Dramen, in denen ihm in Sarah Bernhardt eine unvergleichliche Interpretin zur Seite stand, gehören: „Tosca", „Thermidor", „Gismonda", „La sorcière", „Fernande", „Ferréol", „Dora", „Cléopâtre", „Fédora", „Madame Sans-Gêne" und noch viele andere, die von Frankreich aus den Weg über deutsche Bühnen nahmen. Aber auch im feinen Lustspiel, in dem neben der bewunderungswerten Technik auch der geistvolle Dialog, die Gewandtheit und der Witz des Franzosen sich voll entfalten konnten, wie in „Pattes de mouche", das unter

Donac & Cie., Paris, phot.

Der französische Dramatiker
Victorien Sardou †

Copyright by H. G. Ponting F. R. G. S.

Eine Chrysanthemenausstellung in Tokio.

dem Titel „Der letzte Brief“ zahllose Aufführungen erlebte, ferner in „Famille Benoiton“, „Marquise“ und vor allem in „Divorçons“ („Cyprienne“, wie der deutsche Titel des so oft bei uns aufgeführten Dramas lautet), offenbart sich die Bühnenmeisterschaft Sardous. Der Dahingeschiedene, dessen erster Bühnenerfolg fast ein halbes Jahrhundert zurückdatiert — er errang ihn 1860 mit „Monsieur Garat“, einem Stück, dessen Hauptrolle die damals berühmte Schauspielerin Dejazet verkörperte — hat auch zwei Romane veröffentlicht, von denen der eine „Perle noire“ bereits 1862 erschien, während der andere, „Theodora“, den Sardou vor sechs Jahren herausgab, aus seinem 1884 aufgeführten gleichnamigen Drama entstand.

Chrysanthemenausstellung in Tokio. (Zu der Abbildung auf Seite 1007.) Die Japaner sind große Blumenfreunde und gleich den Chinesen auch große Künstler in der Zucht neuer Abarten. Prachtvolle Blütenpflanzen sind von Japan auch nach Europa gekommen; wir brauchen nur an die japanischen Goldbandlilien und die japanische Iris zu erinnern. Aus dem fernen Osten Asiens haben wir auch die Chrysanthemen in tausend Abarten erhalten. In Europa werden diese zumeist im späten Herbst blühenden Pflanzen seit etwa hundert Jahren gepflanzt und sind heute Modeblumen geworden. Viel früher haben aber die Japaner diese veredelte Goldblume von den Chinesen erhalten und ihre Zucht in hohem Maße vervollkommnet. Sie prangt auch in dem japanischen Chrysanthemumorden, der im Jahre 1876 vom Kaiser Mutsuhito gegründet wurde und nur an regierende Fürsten und höchste Staatsbeamte verliehen wird. Um den Blumenzüchtern Gelegenheit zur Bekanntmachung ihrer Neuschöpfungen zu geben, werden in größeren Städten, namentlich aber in Tokio, alljährlich Blumenausstellungen veranstaltet. Je nach der Blütezeit der verschiedenen Pflanzenarten wechseln Ausstellungen von Iris, Lotus, Trichterwinde und Chrysanthemen ab. Die Ausstellungen werden ungemein fleißig beschickt und gestalten sich zu Blumenmärkten, an die sich wieder Volksbelustigungen knüpfen.

Guslar.

Beg zu Roß.

Volkstypen aus Bosnien und der Herzegowina. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Am Straßenrande sitzt der alte Guslar. Der graubärtige Bardensänger ist blind; er sieht nicht die Welt, die ihn umgibt, aber um so heller schaut sein Geist in die Vergangenheit, in die alte Zeit, in der man anders, feuriger liebte, in der man anders, ungebundener, romantischer lebte. Er streicht mit dem Bogen die einzige Saite seiner Gusla, der primitiven, mit einer Tierhaut bespannten Geige ... und die Töne locken jung und alt herbei. Was singt der Barde? Dem alten Bosnien gilt sein Lied, dem Bosnien vor der Okkupation. Wie war es damals? Eigenartig, wild! Kein Dampfroß schnaubte in den Tälern, es gab überhaupt keine Straßen, auf denen ein Wagen fahren konnte; Saumpfade allein schlängelten sich über Berge und Täler. Aber bewaffnet bis an die Zähne mußten die Kaufleute des Weges dahinziehen; denn in Wäldern und Schluchten lauerten die Heiducken, die Räuber, die in Bosniens Bergen ebenso fröhlich gediehen wie all die Raubvögel in unzugänglichen Horsten. Da gab es Abenteuer, Kämpfe, „Helden“ hüben und drüben, und von ihnen singt der Guslar; er läßt auch andere Weisen dazwischen erklingen von Liebeslust und Liebesleid, von Entführung und Brautraub, die damals gang und gäbe waren. Farbenprächtig schildert er alles: die rotwangigen Mädel in ihrer bunten Tracht, in den Hosen und Leibchen mit bunten, golddurchwirkten Stickereien, mit dem lecken Fes auf dem Kopfe, geschmückt mit Silbermünzen und echten güldenen Dukaten. Er schildert den stolzen Beg, den bosnischen Feudalherrn, der an hundert Kmeten (Bauern) seine Äcker verpachtet hat und sorglos von der Tretina, dem Dritteil des Ernteertrages, lebt. Auf reich geschirrtem Rosse reitet er stolz durch das Land. — Der Alte schweigt, und die Gusla tönt schwermütig, klagend ... und wie die Herbstblätter im Winde zerstiebt der Kreis der Zuschauer. Tröste dich, du blinder Sänger! Von der alten Herrlichkeit ist noch viel in Bosnien und in der Herzegowina zu schauen. Die Kultur hat dort allerdings sieghaften Einzug gehalten. Eisenbahnzüge rollen durch das Land, es gibt nunmehr gute, fahrbare Straßen bergauf, bergab; in den Städten, in Sarajewo, in Mostar hat sich wohl vieles verändert; da tragen die Mädchen und die Frauen der Christen fränkische Kleider oder ein Mischmasch von bosnischer Tracht und Pariser Mode von gestern, aber auf dem Lande blühen noch jene alten Gestalten. Und im Geistesleben der Menschen hat sich vieles zum Besseren gewendet. Die Schulen haben nicht fruchtlos gewirkt. Immer größer wird der Stamm tüchtiger, gebildeter Männer und Frauen, selbst die Moslems wissen die Bildung zu schätzen. Die Heiducken sind aus den Wäldern und Bergen ein für allemal verschwunden. Dafür sorgen die Serdaren, die vielen Gendarmen in der schillernden, malerischen Nationaltracht. Mögen Kaufleute, Gewerbetreibende, Ackerbauer die neue Zeit loben, dem Guslar steht hoch über allem die Raubritterromantik.

Frauentrachten aus Bosnien und Herzegowina.

Bosnisches und herzegowinisches Bauernmädchen.

Herzegowinische Serdaren.

Bilder aus Bosnien und der Herzegowina.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau“: Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Altdeutsche Bürgerfrau.

Gemälde von Eduard von Gebhardt.

Nr. 48 — Die Gartenlaube — 1908

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Waldrausch.

(19. Fortsetzung.)

Roman von Ludwig Ganghofer.

Herr Kesselschmitt erschien in der Ulmenallee. Er ging bei Sonnenschein unter einem Regenschirm — weil er für seine Livree die gleiche Sorge betätigte wie Frau Lutz für ihr seidenes Kleid. Er sperrte das Tor auf, trat zum Wagenfenster und musterte verwundert dieses blasse Frauengesicht, diese angstvollen Augen. „Gnädige wünschen?"

Frau Lutz nahm aus einem kleinen Täschchen eine Visitenkarte. Ihre Hand zitterte.

Noch ehe Herr Kesselschmitt die Karte eines Blickes würdigte, zog er die Brauen hoch und fragte: „Sind die Gnädige von Ihrer Hoheit zur Aufwartung befohlen?"

„Ich bitte, mich der Frau Herzogin zu melden. Sie wird mich nicht abweisen."

Jetzt hatte Herr Kesselschmitt den Namen auf der Karte gelesen. „Oh?!" Er machte mit dem glattfrisierten Kopf eine eigentümliche Schnörkelbewegung und ging unter seinem Regenschirm davon. Ein paar Schritte hinter dem Torgitter drehte er das Gesicht. Und da war etwas in seinen Augen. Doch der schärfste Menschenkenner hätte nicht unterscheiden können, ob dieses Glimmernde in den Augen des Herrn Kesselschmitt eine Art von Humor war oder Indignation.

Frau Lutz saß in der Wagenecke, sie hatte die Lider geschlossen. Noch ein letztesmal überlegte sie sich die klugen Worte, die sie sprechen mußte. Diese Worte zu finden — das war die bohrende Gedankenmühe einer schlummerlosen Nacht gewesen. Am schwersten findet man immer das Selbstverständliche. Aber bevor es Morgen wurde, war sie über alles ins klare gekommen: über die Notwendigkeit des Schrittes, den sie wagte, und über seine heilsamen Folgen. Alles, was da in zwei jungen Herzen vorging, glaubte sie genau zu erkennen — nicht, wie es für Ambros erschien, sondern wie es wirklich war: eine junge, nicht sonderlich glückliche Frau aus hohen Kreisen, gut veranlagt und für Schönes begabt; doch in aller innerlichen Entwicklung durch die Konvention und Etikette ihrer Lebensstellung beschränkt; von einer Langweile bedrückt, die sie nicht zu verscheuchen vermag, von einer Sehnsucht erfüllt, deren Wege sie nicht gehen darf. Und da weht ihr — Jugend im Frühling — ein Hauch des wärmsten und redlichsten Lebens entgegen; die Pforten klingender Schönheit öffnen sich vor ihrer freudlosen Seele. Nun findet sie Freude und greift nach ihr. Und was sie hinüberzieht zu diesem jungen Menschen, der lieben mußte, weil ihm das erste liebenswerte Weib begegnete — das ist halb ein ehrliches Gefühl, halb nur Spiel und Getändel, ein liebenswürdiger Zeitvertreib. Aber im Kern ihres Wesens ist sie gut und vornehm — sonst hätte Ambros diese Frau nicht lieben können. Und dieses Gute in ihr bedarf nur eines vorsichtigen Rufes, um wach zu werden. Und da wird sie die Gefahr erkennen, die ihrer eigenen Lebensruhe droht, wird barmherzig empfinden, daß dieses klingende Frühlingsspiel für ein Jünglingsherz, das sich ahnungslos ergab, den Lebenstod und die Vernichtung bringen kann. In den Kreisen dieser Frau ist man für alles geschult, was äußerliche Form heißt. Nach dem ersten Befremden — vielleicht nach einem Ärger, nach einem jäh aufwallenden Zorn — wird diese vornehme Dame ihre Haltung wiederfinden, sich aller Pflichten ihrer Stellung erinnern und mit feinem Geschick die Fäden, die sich da verknüpfen wollten, wieder lösen, ohne Riß und Hast, ohne Schmerz und böse Folgen. Und dieser zitternden, von Angst um ihren Sohn gequälten Mutter wird sie freundlich die Hand reichen — und wird lächelnd zu ihr sagen: Ich danke Ihnen, Frau Lutz! Sie haben nur Ihre Pflicht erfüllt. Und ich kenne die meine. Seien Sie ganz ohne Sorge!

„Ihre Hoheit die Frau Herzogin erwarten die Gnädige." Mit diesen kühl gesprochenen Worten öffnete Herr Kesselschmitt den Wagenschlag — unter dem Parapluie, schon ein bißchen angepulvert von der verflogenen Sehnsucht der Waldblüte. Frau Lutz erschrak beim Klang dieser Stimme. Doch als sie aus dem Wagen stieg, gegen den wehenden Staub das Sonnenschirmchen aufspannte und dem Kutscher sagte, daß er heimfahren könne — da wurde sie ganz ruhig. Was sie zu tun und zu sprechen hatte, war als ein Festes, als ein klar Überdachtes und Unbeirrbares in ihrem Herzen. Sie ging so rasch durch die Ulmenallee, daß Herr Kesselschmitt sich einer ungewohnten, seiner Würde nicht völlig entsprechenden Eile befleißigen mußte. Und immer blies er unauffällig über die Ärmel und Brustteile seines Frackes, machte immer wieder diese nervöse Schnörkelbewegung mit dem Kopf — und wenn er mißmutig die schlanke, hastig schreitende Frau und ihr altmodisches Besuchskleid musterte, zog er die Brauen hoch, auf eine Art, die zu sagen schien: Nun, diese Sache wird bald erledigt sein!

Im Flur der Villa waren alle Fenster so dicht verhängt, daß Frau Lutz in tiefe Dämmerung zu treten glaubte. Und als der alte Lakai, den sie in diesem Dunkel kaum unterschied, die Tür des Empfangsraumes geräuschlos öffnete, strahlte ihr eine weiße, glänzende Helle entgegen — auf dem Lüster und

Published 26. XI. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

den Girandolen des Zimmers, in dem die alten Bilder hingen, brannten die Wachskerzen, als wäre der Tag versunken und schon die Nacht gekommen. Wie der Schimmer eines Weihnachtsbaumes umzitterte dieser weiße Glanz die junge zarte Frau, die dem Gaste mit ausgestreckten Händen entgegenkam, in blaßgrünem Morgenkleide, das Haar über dem Nacken lose geknotet, so daß es mit dunkeln Sicheln um die Wangen lag und das schmale Gesichtchen noch feiner und kindlicher machte. Ein zärtlich Schönes leuchtete in ihren großen, blaudunklen Augen, und dieses glücklich Erregte war auch in ihrer Stimme: „Ich danke Ihnen, Frau Lutz, daß Sie mir die Freude schenken, Sie kennen zu lernen! Schon heute! Sie sind wohl erst gestern hier eingetroffen?"

„Ja, Frau Herzogin . . ." Das war ein erloschener, kaum vernehmlicher Laut.

„Ihr Sohn sagte mir am Sonntag, daß er noch eine lange Woche auf seine liebe Mutter warten müßte. Und nun haben Sie ihm diese Überraschung bereitet! Wie muß er sich gefreut haben! Ich weiß doch, wie herzlich er an seiner geliebten Mutter hängt. Und kann ihm alle Freude nachfühlen! Und da kommen Sie nun heute schon zu mir! Wie lieb das ist! Und verzeihen Sie, Frau Lutz, daß ich Sie empfange, wie ich war, im Morgenkleid . . . aber ich wollte Sie nicht warten lassen und habe mich so sehr gefreut, als ich auf der Karte Ihren Namen las!"

Frau Lutz wollte sprechen. Aber die Stimme versagte ihr. Während sie stumm dieses zarte, froh erregte Gesichtchen betrachtete, aus dessen Augen der glückliche Frühling einer jungen und köstlichen Menschenseele strahlte, verwandelte sich der kluge Mut, mit dem sie gekommen war, in hilflose Verwirrung, in eine Freude, die sie wie brennenden Schmerz empfand, in eine Hoffnung, die vor sich selbst erschrak.

Wie dankbare Freundschaft eine liebe, vertraute Freundin empfängt, so führte die Herzogin ihren Gast zu einem kleinen, altertümlichen Sofa zwischen den verdunkelten Fenstern. „Kommen Sie, Frau Lutz, nun wollen wir plaudern, lange, recht lange! Ich habe bestimmt, daß niemand mich abruft, und daß wir ungestört und allein bleiben . . . wir beide."

Noch immer wußte Frau Lutz kein Wort zu finden.

Auch die Herzogin wurde still. Während sie zwischen ihren Händen die zitternde Hand des Gastes umschlossen hielt, atmete sie wohlig und tief, und ihr glänzender Blick hing wie in glücklicher Andacht an dem Gesichte dieser stummen Frau. Dann sagte sie leis, als spräche sie von einem heiligen Geheimnis des Lebens: „Eine gute Mutter!"

Erschrocken machte Frau Lutz eine Bewegung, wie um ihre Hand zu befreien. Aber sie hatte nicht die Kraft, um zu tun, was sie wollte. Und während sie gegen all diesen verwirrenden Sturm in ihrem Inneren kämpfte, sprach aus ihrem Blick ein scheues Flehen.

„. . . Frau Lutz?" Die Herzogin lächelte. „Sie dürfen sich mir gegenüber nicht so fremd und beklommen fühlen. Ich war Ihnen schon von Herzen gut, noch eh' ich Sie kennen lernte . . ."

„Das hab ich empfunden."

„Ja? . . . Und nicht nur gut bin ich Ihnen. Auch dankbar. Ihnen, als der Mutter Ihres Sohnes! In seiner opferwilligen Freundlichkeit und mit seinem reichen Können brachte er so viel Wertvolles und so viel reine Schönheit in mein entbehrendes Leben . . ." Befremdet verstummte die Herzogin.

Nun wieder diese bedrückende Stille.

Die Herzogin beugte sich zu ihrem Gaste hin. „Frau Lutz? Was macht Sie so schweigsam? Und so . . . ich weiß nicht, wie ich es nennen soll?"

„Verzeihen Sie, Frau Herzogin . . . ich fühle ja selbst, wie hilflos ich mich benehme . . . aber all das Ungewohnte . . . und diese Lichter . . . jetzt . . . am Tage . . ."

„Das hat so befremdend auf Sie gewirkt?" Die Herzogin atmete auf. „Ja! Sie haben recht. Das kann einen wunderlichen Eindruck machen, daß die Kerzen brennen müssen am hellen Tage." Nun lachte sie — ein frohes, kindliches Lachen von bezwingendem Reiz. „Die Menschen, die mich umgeben, sind mir so gut. Aber diese zärtliche Fürsorge meiner braven Zieblingen geht wohl zuweilen über das Notwendige hinaus. Sie hatte Bedenken wegen des Staubes, der seit gestern die Luft erfüllt und auch durch geschlossene Fenster noch in die Zimmer dringt. Drum wurden, als heute in der Sonne dieser häßliche Staubflug wieder begann, die Läden an allen Fenstern zugelegt." Wieder lachte sie. „Aber so im Dunkel konnte ich diesen lieben Besuch doch nicht empfangen. Da wollte ich schöne Helle haben."

„Dieser Staub . . . ja, Frau Herzogin . . . fast sieht man die Wälder und Berge nicht mehr. Und im Tal wird alles grau von diesem Staub. Und alles Grün verschwindet. Das sehen zu müssen, das ist . . . so bedrückend ist das! Man atmet so schwer . . . und ich fürchte, das wird für die Menschen hier im Tal noch eine Pein und schwere Sorge werden . . . und eine Störung bei der Arbeit . . ."

„Pein? Und Sorge?" Die Herzogin war ernst geworden. „Daß dieses zaubervolle Blühen so schlimme Folgen haben könnte . . . daran hab ich noch gar nicht gedacht. Als sein zwei Tagen dieser seltsame Wandel kam, da ist mir nur leid gewesen um den roten Blütenglanz der Wälder, um die träumende Schönheit, die sich da so häßlich verschleiert und nun versinken muß." Ein leises Beben ihrer Stimme. „Das ist schade! Und ich meine, das hätte nicht so kommen dürfen."

„Ja! Es wird uns Menschen schwer, das zu begreifen. Denn vieles . . . was da blühte und schön war . . . viel schöner, als ich es gestern noch gesehen habe . . . das wird versinken müssen!" Mit umflorten Augen sah Frau Lutz zu den brennenden Kerzen hinauf. Und dann haftete ihr Blick an dem alten Bilde der jungen Frau, die der Herzogin glich wie eine heitere Zwillingsschwester. „Es liegt auf mir eine drückende Sorge . . . und wenn ich an meinen Sohn denke . . . und an das Schöne, das sich jetzt in eine Qual verwandelt . . . in eine dunkle, schmerzende Gefahr . . ."

„Gefahr? . . . Eine Gefahr für Ihren Sohn? Für sein Werk? Für sein Leben?"

Frau Lutz, deren Blick sich hilflos an das alte Gemälde klammerte, sah nicht den Schreck in den Augen der Herzogin, nicht das jähe Erblassen ihrer Wangen. Nur diese schwankende Stimme hörte sie, die mehr verriet, als die stammelnden Worte sagten. Und was ihre Muttersorge beim ersten Blick auf diese junge Frau als eine verwirrende Ahnung empfunden hatte, war in ihrem erschütterten Herzen verwandelt zu klarem Wissen. Sie fühlte: das alles war anders, als sie es gesehen hatte. Und all das Kluge, das sie sich ausgesonnen hatte in dieser Nacht, war ein Unmögliches geworden, war erloschen und vergessen. Ein Neues stand vor ihren Augen, zärtlich und schön, ein Neues war heiß in ihrer Seele. Zum erstenmal empfand sie, daß sie den Sohn verlieren könnte, in Freude, um ihn hinzugeben an das Glück einer anderen, an das harrende Glück seines eigenen Lebens. Mahnen? Und warnen? Zwei Herzen trennen, die zueinander gehörten wie Tag und Sonne? Und grauen Staub hinschütten auf alles Blühende dieses jungen Menschenfrühlings? War denn solch ein irrsinniger Wille je in ihr gewesen? Gegen diesen Vorwurf wehrte sich alles, was Mutter in ihr hieß. Kein Gedanke sagte und zeigte ihr jetzt, was diesem Glück entgegenstand — diesem Glück, das werden mußte! Ihr Denken war verwandelt in ein quälendes Sinnen nach Rat und Hilfe. Und nun wußte sie, daß sie gekommen war, nur weil sie Eines wollte, nur dieses Eine: sich hinwerfen vor die Füße dieser reinen, in Liebe blühenden Frau und ihre Hände fassen, ihre Hände küssen! Und hinaufschreien zu ihrem Herzen: Du schönes Glück meines Sohnes! Habe den Mut deiner Liebe! Stoße von dir, was dich hindert und hält! Nicht verlieren wirst du! Tausendfältig wirst du gewinnen! Mein Sohn ist des Glückes wert, das du geben kannst! Und wird dir alles Glück bereiten, das du verdienst! — Doch während der Aberwitz solcher Gedanken durch ihre taumelnden Sinne stürmte, saß sie in

kleinbürgerlicher Steifheit neben der blassen Frau, wagte mit keinem Blick diese erschrockenen Augen zu suchen, hielt das Gesicht immer abgewandt und lispelte mit erzwungener Ruhe diese langsamen Worte, die allem widersprachen, was sie früher geredet hatte: „Gefahr? Für das Leben meines Sohnes? Ach nein! Mein Sohn ist gesund und stark. An Leib und Seele. Dieser häßliche Staub da draußen wird ihm keinen Schaden bringen . . . an seiner Gesundheit ebensowenig wie an seinem reinen Fühlen und Denken. Bei der Arbeit wird es ihn freilich behindern . . . dieses sinnlose und unbegreifliche Naturspiel. Man mußte schon gestern an der Wildach droben die Arbeit untertags für mehrere Stunden einstellen. Und in der Nacht haben die Feuer gebrannt . . . weil man nachholen mußte, was am Tag versäumt wurde. Aber ich hoffe, daß dieser Irrsinn der Natur das Werk meines Sohnes nicht lange stören wird. Das muß bis zu einer bestimmten Zeit vollendet sein. Und da ist alles für die Stunde vorausberechnet. Wie viele schlaflose Nächte hat mein Sohn durchwacht . . . an seinem Arbeitstisch . . . und hat gesonnen, gezeichnet und gerechnet. Gegen sieben Mitbewerber hat er den Preis gewonnen. Mein Sohn! Und etwas schaffen, was den Menschen nützt und eine Gefahr besiegt, die ihnen droht . . . das ist ein schönes und stolzes Werk, Frau Herzogin! Und wer könnte meinem Sohn das volle Gelingen heißer wünschen als ich, seine Mutter . . . die doch am besten weiß, wie gut und treu und redlich er ist, und wie reich er das verdient, was wir Menschen das Glück des Lebens nennen."

Auf der zitternden Hand, die Frau Lutz in ihrem Schoße liegen hatte, erschien an dem perlgrauen Leder des Glacéhandschuhs plötzlich ein kleiner dunkler Fleck. Und dieses Feuchte weckte an dem etwas runzligen Handschuh ein Parfüm, das nicht zu den vornehmen Wohlgerüchen zählte, sondern an halbverflüchtigten Benzingeruch erinnerte.

„Es gibt alte Märchen, Frau Herzogin . . . bei gefährlichen Bauten hat man ein schuldloses Menschenkind lebendig in den Turm oder in die Brücke eingemauert, um durch ein solches Opfer den Haß der bösen Mächte zu versöhnen. Freilich, das war törichter Aberglaube vergangener Zeiten. Aber wenn es dem Werk und dem Glück meines Sohnes nützen könnte . . . ich ließe mich gern in die Talsperre unter der Großen Not da draußen einmauern . . . und hätte das auch keinen anderen Zweck, als daß ich meinem Sohn beweisen könnte, wie lieb ich ihn habe, und wie dankbar ich ihm bin. Seit er ein Kind war, hat er mir keine Stunde meines Lebens verbittert, nur jede verschönt. Er hat mir nie einen Kummer verursacht . . . nur hoffende Sorge . . . weil ich immer zitterte um das Glück, das er verdient, und das er finden muß, wenn es einen Gotteswillen und eine Gerechtigkeit auf Erden gibt! Alles, was lebt in ihm, ist wahr und schön. Alles an ihm, an Leib und Seele, ist so rein und unberührt wie ein blühender Morgen im Frühling . . ." Da verstummte sie, erschrocken über das eigene Wort, erschrocken über dieses beklommen atmende Schweigen an ihrer Seite.

Ein feines, heimlich knisterndes Geräusch ging von den vielen brennenden Kerzen aus. Und durch die geschlossenen Fensterläden klang wie dumpfes, fernes Gesumme das Rauschen der Fontänen in den stillen, von weißem Glanz erfüllten Raum.

Langsam das Gesicht wendend, warf Frau Lutz einen scheuen Blick auf die junge Frau, die wortlos an ihrer Seite saß. Blässe lag um den streng geschlossenen Mund der Herzogin. Doch was aus diesen weitgeöffneten Augen sprach? War das noch Schreck? Oder war es Freude? Ein träumendes Schauen? Ein verstörtes Ahnen?

Frau Lutz wagte nicht weiterzusprechen. Aber dieses Schweigen umkrampfte ihr in Marter das Herz. Sie mußte sprechen, irgend etwas. Und weil ihr Blick wieder an dem alten Gemälde hing, begann sie zu stammeln: „Dieses schöne Bild, Frau Herzogin . . . und so lebenswahr . . . immer muß ich es betrachten. Dieses Bild sieht aus, als wär' es alt. Und es kann doch erst vor kurzer Zeit entstanden sein. Weil es der Frau Herzogin so ähnlich ist, Zug um Zug, in aller Güte und mit aller Seele des wirklichen Lebens! Und eine frohe, glückliche Zeit muß das gewesen sein . . . in der die Frau Herzogin so heiter lachen konnten?"

„Dieses Lachen ist nicht das meine!" War das die Stimme der Herzogin? Es klang, als hätte eine andere gesprochen. „Aber ich gleiche diesem Bilde. Man sagt es. Und ich weiß es auch selbst. Doch dieses Bild ist schon ein halbes Jahrhundert alt. Es ist ein Porträt meiner Urgroßmutter, der Fürstin Lorenberg."

Frau Lutz hörte nicht den Sinn dieser Worte, nur auf den Klang dieser Stimme — hastig wandte sie das Gesicht und erschrak vor dem Blick dieser weitgeöffneten Augen, vor dem Namenlosen, das stumm aus der erschütterten Seele dieses jungen Weibes redete. Diesen Blick vermochte sie nicht zu ertragen. Und da suchte sie verstört nach einem ungefährlichen Worte, und weil ihre ratlos irrenden Augen jenem anderen Bilde begegneten, dem Bilde jenes jungen, klug schauenden Jägers, sagte sie rasch: „Dieses andere Bild scheint aus der gleichen Zeit zu stammen? Und stellt wohl den Gemahl der Frau Fürstin dar? In Jägerkleidung?"

„Nein. Ich weiß nicht, wer das ist. Niemand im Hause scheint es zu wissen. Das alte Bild hat immer hier gehangen, seit meiner Kinderzeit. Wohl auch viel länger noch. Und meine Mutter mag dieses Bild nicht leiden. Sie sagt, es wäre schlecht und wertlos. Aber hier hängt viel Unwert an den Wänden. Warum soll dieses Bild nicht bleiben? Mir ist es lieb. Seit meiner Kinderzeit. Seine Augen reden zu mir." Obwohl die Herzogin ruhig sprach, war doch in jedem Laut eine tiefe, innerliche Erregung, als spräche sie nicht von einem alten Bilde, sondern von den schmerzlichsten und süßesten Dingen ihres eigenen Lebens. „Immer reden diese Augen. Doch was sie sagen, versteh' ich nicht. Nur fühlen kann ich es. Und was ich fühle, das ist traurig . . . und dennoch schön und froh. Und heute . . . in dieser Stunde, in der die Kerzen brennen müssen am Tage . . . heute ist das alles froher und schöner, als es jemals war! Und doch so traurig, wie es nie gewesen!" Verstummend lauschte die Herzogin — und erhob sich jäh, von seltsamer Angst befallen, wie ein erschrockenes Kind, das sich schuldig fühlt und die Entdeckung seiner Sünde befürchtet. „Da kommt jemand!" flüsterte sie tonlos. Und nun schien sie plötzlich der eigenen Angst zu vergessen und umklammerte die Hand der Frau Lutz, als müßte sie ihren Gast vor einer nahenden Gefahr beschützen.

„Frau Herzogin?" Auch Frau Lutz erhob sich, so erregt, daß die Züge ihres Gesichtes sich veränderten.

Aber da atmete die Herzogin auf, wie halb erlöst von diesem rätselhaften Schreck. Auf der Schwelle des Musikzimmers war die kleine Baroneß erschienen, in einer Verfassung, wie man sich vor Gästen nicht zu zeigen pflegt. Etwas Grellblaues hing um das magere, mißgestaltete Körperchen her. War es ein Hauskleid nach längst vergangener Mode? Oder ein Frisiermantel? Und um das frühalte Runzelgesichtchen wulstete sich eine unfertige Haartour, als wäre die Baroneß den Händen der Kammerjungfer bei der Morgentoilette entsprungen. An ihr vorüber sah man durch die geöffnete Tür in einen dämmergrauen Raum. Der Kerzenschein des Lüsters warf in diese Dunkelheit einen grellen Lichtstreif hinein und zeichnete die schwarze, schiefe Schattengestalt der Baroneß als eine koboldähnliche Figur auf das Parkett. Die kleine Dame zitterte an allen Gliedern. Sie hielt ein offenes Blatt in der Hand und hatte einen Verzweiflungsblick in den jungen Augen, als käme sie, den Untergang einer schönen Welt zu verkünden. Die Herzogin schien das Martervolle in diesen Augen nicht zu gewahren; nur diese unzulässige Garderobe schien sie zu sehen. „Aber liebes, gutes Hannchen . . ." stammelte sie, von glühender Verlegenheit befallen. Sie wandte sich zu Frau Lutz, wie um den Gast und die kleine Hofdame miteinander bekannt zu machen. Doch Baroneß Zieblingen huschte auf die Herzogin zu

und begann in einer fremden Sprache zu reden; wieder war es jenes gleichmäßige, unaufdringliche Gelispel; doch die sanft ineinandergleitenden Worte hatten ein angstvoll jagendes Tempo.

Frau Lutz verstand diese fremde Sprache nicht; sie erkannte nur, daß das Blatt in der zitternden Hand der Baroneß eine Depesche war; und sah die qualvolle Sorge in den jungen Augen dieses kleinen, greisenhaften Geschöpfes; und sah das Befremden im Blick der Herzogin, dieses Erwachen und Wachsen einer neuen Angst.

Die kleine Zieblingen verstummte und reichte der Herzogin das Blatt hin, auf eine Art, als wäre sie gezwungen, glühendes Eisen in die Hände der geliebten Herrin zu legen. Die Herzogin las. Erst schien sie nur verwundert zu sein. „Meine Mutter? Heute?" Sie warf einen Blick auf die Baroneß, einen Blick auf Frau Lutz — und das feine, schmale Antlitz, das noch eben in Verlegenheit geglüht hatte, wurde plötzlich vor Schreck so weiß wie das Wachs der vielen Kerzen, die hell und schön über diesem stummen, dunklen Schmerze leuchteten.

Die kleine Zieblingen, deren Gesicht sich in Pein verzerrte, machte einen Schritt und streckte die Hände. Und Frau Lutz, mit zärtlicher Sorge in der Stimme, fragte scheu: „Ich hoffe doch, daß Frau Herzogin keine böse Nachricht erhielten?"

„Böse Nachricht?" Die Herzogin ließ die Hand mit dem Blatte sinken. Das blasse Gesichtchen bekam einen steinernen Ausdruck. „Ein Kind müßte sagen: das ist eine Freudenbotschaft! Meine Mutter wird heute kommen, mich zu besuchen . . . mich, ihr Kind."

Frau Lutz atmete auf. Dennoch blieb in ihren Augen ein angstvolles Fragen. Und mit bebenden Händen zog sie unter dem Kinn die Schleife des Kapotthütchens fester zu, als empfände sie die Notwendigkeit, sich jetzt zu verabschieden.

„Ich bitte Sie, gute Hanna, alles Nötige zu veranlassen!" sagte die Herzogin. „Kesselschmitt, wenn er zur Bahn fährt, wird den geschlossenen Wagen nehmen müssen . . . wegen dieses häßlichen Staubes. Und Franz und die Jungfer sollen die drei nach Süden liegenden Zimmer in Ordnung bringen. Und . . ." Ihre Stimme erlosch. Sie sah die Depesche wieder an, als wäre da noch immer ein Rätsel zu lösen. Und während sie zögernd das Blatt der kleinen Zieblingen hinreichte, fragte sie mit gepreßtem Laut: „Johanna? . . . Verstehen Sie das?"

Die Baroneß blieb stumm. Ihr schiefer Nacken schien von einem bebenden Krampf befallen. Trauernde Qual in den Augen, sah sie wortlos die Herzogin an. Und während ihr bei diesem Schweigen die Tränen kamen, glitt ihr verstörter Blick hinüber zu Frau Lutz.

„. . . Hanna?" flüsterte die Herzogin tonlos. Dann machte sie eine jähe Bewegung, als möchte sie die Hand der Frau Lutz ergreifen. Doch die Arme fielen ihr schlaff hinunter. Brennende Glut ging über das schmale Gesichtchen und verwandelte sich wieder in marmorne Blässe. Der gleiche Wandel auch in den großen, blaudunklen Augen: ein glückliches Aufleuchten, eine wissende Freude, dann ein banges Erschrecken, eine wehe Trauer, ein Blick ins Leere, ein Blick wie in Qual und Zorn. Nun zuckte sie zusammen — ein Schauer des Ekels schien sie zu befallen, weil sie eine Berührung an ihrer Hand empfunden hatte. Doch als sie, gleich einer Erwachenden aufblickend, die kleine Zieblingen sah, die sich zu der Hand ihrer Herrin hingebeugt hatte, um sie zu küssen — da veränderte sich der Widerwille, der aus den Zügen der Herzogin gesprochen, in zärtliche Dankbarkeit, in ein schmerzliches Lächeln. An ihren Wimpern erschienen zwei Tropfen, die im Kerzenglanz wie Tauperlen schimmerten — und es war wie die Klage eines leidenden Kindes, als sie leise sagte: „Johanna! . . . Jetzt glaub ich alles zu verstehen! Mich selbst. Und alles andere! . . . Nun ist das so! Und deshalb kommt nun heute diese Dame, zu der ich Mutter sage! . . . Direktiven, liebes Hannchen! Direktiven! . . . Das ist immer so gewesen. Immer, wenn ein kleines Lachen barmherzig in mein Leben treten wollte. Immer kam das so. Und drum muß es auch so kommen . . . jetzt . . . da eine große, schöne, reine Freude den Weg zu meinem Herzen finden wollte. Mehr als eine Freude! Ein Glück! Das auch ein Glück noch sein wird, wenn es Schmerz geworden." Eine Träne fiel über das zuckende Mündchen. „Das ist nun so. Ich soll mich nicht freuen dürfen. Pflicht, mein gutes Hannchen! Pflicht! Und schwere Sünde. Der Gott, an den ich seit zwei Tagen glaube, nennt es Menschlichkeit. Und Blüte reiner Seelen! Doch meine Mutter wird sagen: Staub und Schuld! Und ich werde wieder beten müssen! Beten! Und . . ." Die flüsternde Stimme erlosch. Mit einem Blick des Grauens starrten die nassen Augen nach der Tür. Dann ein erwürgter Schrei. Und schluchzende Laute: „Nein, nein, nein! Dieses Fürchterliche nicht mehr! Niemals wieder in meinem Leben! Niemals wieder! Lieber sterben!"

„Hoheit! Liebste, beste Hoheit!" zischelte die kleine Baroneß in bleichem Schreck und wollte die Herzogin aus dem Zimmer führen. „Hoheit befinden sich in so besorgniserregendem Grade leidend . . . Hoheit scheinen nicht zu wissen . . ."

„Was ich spreche? . . . Alles weiß ich, mein gutes Hannchen! Alles!" Die Herzogin befreite sich. „Ich weiß, was in mir ist. Und weiß, was mich erwartet. Und weiß jetzt, wie mein Leben war. Und weiß, wie es hätte werden können. Und weiß, daß es Mütter gibt. Und weiß . . ." Sie streckte dem Gast die beiden Hände hin. Und die kleinen Schritte. die sie machte, waren wie das Taumeln einer halb Ohnmächtigen. Frau Lutz, in deren Leben alle Sinne erloschen schienen, stand an die Lehne eines hohen Sessels geklammert. Durch den Schleier ihrer Tränen sah sie ein unklares Gewirre von Farben und Lichtern. Sie stammelte ein paar hilflose Worte — und wußte nicht, wie es geschah, daß sie plötzlich einen schlanken, zitternden Frauenkörper in ihren Armen hielt und mit heißer Zärtlichkeit umschlang. Und eine Kinderstimme hauchte in ihr Ohr: „Das hat . . . mein Leben . . . mir noch nie geschenkt . . . daß eine gute Mutter mich so an ihrem Herzen hielt! Jetzt weiß ich, wie das ist!" Zwei Arme krampften sich um ihren Hals. Und wieder diese leise, fiebernde Stimme, dicht an ihrer Wange. „Ich hab ihn lieb! Ich hab ihn lieb! Mehr als mich selbst und mein Leben! Mehr als meinen Gott und alles in der Welt! So hab ich ihn lieb!"

Was diesen Worten folgte: das verzweifelte Gebaren der kreidebleichen Baroneß; ihr verstörtes Gelispel; ihre krampfhaften Versuche, die Hoheit aus dem Zimmer zu führen; ihr zärtliches Bemühen um die junge, blasse Frau, die wie entseelt schien, nicht mehr die Kraft zu einem Schritte hatte und noch immer gleich einer selig Träumenden lächelte; dieser angstvolle Hilfeschrei der Hofdame; das Erscheinen des schwarzlivrierten Herrn Kesselschmitt, der die Herzogin auf eine wunderlich ehrfurchtsvolle Weise stützte und mit ihr in dem stillen Dunkel des Musiksaales verschwand — das alles war in der Erinnerung der Frau Lutz erloschen, als sie aus dem dämmerigen Korridor hinaustrat in die trübverschleierte Mittagssonne, in das dichte Gestöber dieses rostfarbenen Staubes.

Wie in der Morgendämmerung alle kleinen Lichter des Himmels erlöschen und nur noch ein einziger großer Stern hinüberglänzt in das Erwachen des Tages, so blieb in dieser erschrockenen und dennoch heiß beglückten Mutter von allem Erlebnis der vergangenen Stunde nur dieses eine, leuchtende Wort lebendig: „Ich hab ihn lieb! Mehr als meinen Gott! Mehr als mein Leben und mich selbst! So hab ich ihn lieb!"

Ein Rausch von Glück und Freude war in ihrer Seele, in ihren Gedanken, in ihrem Blut. Und ein seliges Zittern rann ihr durch alle Fibern, als sie der Stunde dachte, in der sie den Sohn in ihren Armen halten würde, um alle Pein seiner Sehnsucht zu stillen mit dieser Verheißung seines Glückes.

Plötzlich, wie von unsichtbaren Fäusten aufgerüttelt, blieb sie stehen und spähte unter dem Sonnenschirmchen ratlos in die dichten, bräunlichen Schleier, die rings um sie her alles Wirkliche verhüllten. Im Wirbelflug dieses Staubes und bei

Copyright 1906 by Franz Hanfstaengl.

„Fuchsriegeln".

Gemälde von Josef Schmitzberger.

ihrem blinden Hinhasten hatte sie sich in abgelegene Wege des Parkes verirrt. Nach welcher Richtung sollte sie sich wenden? Nur den Sand vor ihren Füßen gewahrte sie, nur die nächsten Büsche und Bäume — über ein Dutzend Schritte hinaus war alles braun umschleiert von dieser irrsinnig wehenden Sehnsucht der reifgewordenen Waldblüte. In atembeklemmender Angst fing sie zu laufen an. Und weil von diesen Parkwegen einer wie der andere aussah, glaubte sie, daß sie in einem Kreise liefe und immer wieder zur gleichen Stelle käme. Sie wollte in ihrer wachsenden Angst nach einem Menschen schreien, der sie führen könnte. Aber das wagte sie nicht. Und so irrte sie weiter, bis sie unter den rostfarbenen Schleiern einen weißen Schimmer gewahrte. Die Parkmauer! Aus Freude über diese Erlösung fing sie unter Tränen zu lachen an. Sie verließ den Weg, blieb immer dicht an der Mauer, drängte sich durch wirres Gebüsch, schlüpfte unter den niederhängenden Ästen der Fichten hindurch — und wenn sie nur leicht an einen dieser Äste stieß, dann wehte von dem blühenden Gezweig eine dicke, rötliche Wolke in die Luft und umwirbelte die hastende Frau, die das Taschentuch vor die Lippen pressen mußte, um noch atmen zu können. Ihre Augen begannen zu brennen und erblindeten fast.

„Das Tor! Ach, Gott sei Dank!"

Nun stand sie auf der Straße und sah unter den Schleiern des braunen Staubes ein paar Weibsleute vorüberlaufen, die ihre Röcke über die Köpfe gezogen hatten. Geschrei auf den Wiesen. Und irgendwo in der Nähe das Sakramentieren eines Fuhrknechtes, dem die Pferde scheu geworden.

Während Frau Lutz eine Weile wie gelähmt auf der Straße stehenblieb, erwachte eine Erinnerung in ihr. Sie hatte sich das am Morgen vorgenommen: wenn der kluge Weg, zu dem sie sich entschlossen hatte, gut erledigt wäre, dann wollte sie ins Kirchdorf gehen und zum Trost ihres Herzens das alte, liebe Haus betreten, in dem jetzt fremde Menschen wohnten — das Haus, in dem vor zwanzig Jahren ihr frohes und stilles Glück gewohnt hatte, das Glück eines jungen Weibes, das Glück einer jungen, lachenden Mutter! Und was sie sich am Morgen vorgenommen hatte, das fiel ihr nun ein — doch so dunkel und verschwommen, als wär' es eine Erinnerung aus graugewordenen Zeiten. Aber solch ein Weg ins Dorf? In solcher Stunde? Kann denn ein Mensch das Sinnlose wollen? Heim! Heim! Nur heim!

Mit dem Sonnenschirmchen vor dem Gesichte, schlug sie den Weg nach dem Hause der Wildacherin ein. Sie hatte keine andere Heimat mehr als die kleine Dachstube, in der sie zitternd auf die Heimkehr ihres Sohnes warten konnte. Glück, das erloschen und versunken ist? Glück der Vergangenheit? Was konnte das ihrem Herzen noch gelten in dieser wirbelnden Stunde, in der sich das kommende Glück ihres Kindes entschieden hatte! Glück? . . . Ein Glück? . . . Ein Glück? Etwas Wehes, namenlos Schmerzendes umklammerte ihr die mühsam atmende Brust. Ach Gott! Und Bros da droben! In diesem fliegenden Wahnsinn der Natur! Er wird sich krank machen, wird den Tod davon haben!

Mit taumelnden Schritten folgte Frau Lutz der Straße, immer den Sonnenschirm vor dem Gesichte, den Körper vorgebeugt, als ginge sie durch schweren Sturm. Erschöpft und atemlos, von quälendem Hustenreiz befallen, erreichte sie das Haus der Wildacherin. Als sie zur Schwelle kam, wurde die Haustür aufgerissen — Frau Lutz fühlte sich am Arme gefaßt und in den dunklen Flur gezogen — die Tür wurde zugeschlagen, und der Riegel klirrte. „Frau Dokter! Jesus, Jesus!" Das war die Stimme der Beda. „Was sagen S', Frau Dokter! Der Wald is verrückt, und d' Welt wird narrisch! Und d' Menschen . . ." Der Beda schlug die Stimme um, wie unter Tränen, die sie verschluckte. „Was ich von die Menschen denken muß, das weiß ich eh' schon nimmer! . . . Kommen S', Frau Dokter!" Das Mädel zog die wortlose Frau über die Stiege hinauf. Die kleine Giebelstube war finster — weil auch hier die Läden geschlossen waren. Als Beda ein Kerzenlicht anzündete, warfen die Blumenstöcke und die zwei Kistchen mit den Waldrauschranken, die vom Fensterbrett auf den Tisch geräumt waren, so unförmliche Schatten an die Mauer, als wär's der Schatten eines großen, wirren Gebüsches.

Frau Lutz, die noch immer kein Wort gesprochen hatte, versuchte mit zitternden Händen die Bandschleife ihres Hutes zu lösen. Aber sie brachte das nicht fertig — und plötzlich warf sie sich auf das Sofa hin und vergrub das Gesicht darin, von einem schreienden Weinkrampf befallen.

„Jesus! Frauerl!" Beda sprang zu ihr hin und nahm sie in die Arme. Während sie die Weinende an ihrer Brust umschlossen hielt, sagte sie kein tröstendes Wort und stellte keine Frage. Doch auf ihren blassen Wangen glitzerten die rollenden Tropfen.

Die veilchenblaue Seide, in die Frau Lutz gekleidet war, schien zu rostbraunem Samt verwandelt. Und rings um die zuckende Kerzenflamme war ein Schimmerkreis von den winzigen Stäubchen, die in der Luft der kleinen Stube schwammen. Der trübe Schleier um die kleine Flamme schien immer dichter zu werden. Kam dieser Staub vom Kleide der Frau Lutz? Oder quoll er durch die Fugen der Tür herein, durch die Ritzen der verdunkelten Fenster?

Manchmal hörte man kreischende Stimmen von der Straße herauf, dann wieder das Rädergerassel eines Wagens, der in Hast vorüberjagte. Aber als die Mittagsstunden vergangen waren, wurde die Straße still und öde.

Auf den Wiesen und Feldern mußte alle Arbeit ruhen. Das Vieh wurde in die Ställe gesperrt, und die Menschen blieben hinter geschlossenen Läden in ihren Häusern. Holzknechte, die in den blühenden Wäldern bei der Arbeit waren, kamen hustend und mit entzündeten Augen von ihrem Tagwerk heimgelaufen — und andere, die aus den Wäldern zu den Hochalmen und Felswänden hinaufgestiegen waren, um diesem wolkendichten Staubfluge zu entrinnen, kamen erst bei Anbruch der Nacht ins Dorf herabgestiegen und erzählten, daß von der Höhe das ganze stundenlange Tal sich angesehen hätte wie vom braunen Qualm einer grauenvollen Brandstatt überlagert; und am Abend, als die Sonne rot geworden wäre und ihre Feuerglut über diesen wirbelnden Rauch gegossen hätte, wäre alle Tiefe wie ein See von kochendem Blut gewesen.

So blieb es einen Tag um den anderen, die ganze Woche hindurch. Die Liebesbrunnen der blühenden Wälder, aus denen all diese verirrte und zwecklose Sehnsucht hinausdampfte in die Lüfte, schienen unerschöpflich zu sein. Und der schöne, leuchtende Frühlingsrausch des Bergwaldes war verwandelt zu einer häßlichen, sinnlosen und widerlichen Orgie der Natur.

Auch in den geschlossenen Häusern wurde den Menschen das Leben schwer und das Atmen zu einer Pein. Und sie hungerten lieber, als daß sie die nach Harz schmeckenden und von diesem allgegenwärtigen Staube verdorbenen Speisen hinunterwürgten.

Was droben am Himmel war, ob klarer Sonnenschein oder Wolkenzug, das konnte man unter diesen braunen Schleiern im Tal nicht mehr erkennen. Doch hundertmal vom Morgen bis zum Abend guckten die Leute nach den Wetterhäuschen, nach den Storchenschnäbeln und Barometern. Noch in keiner Dürre hatten die Bauern des Wildachtales mit solcher Sehnsucht auf Gewitter und Regen gewartet wie in den unerträglichen Staubtagen dieser Waldrauschzeit.

* * *

In den Nächten, vom Anbruch der Abenddämmerung bis zum graubraunen Morgen, brannten droben in der Wildachschlucht die mächtigen Feuer, die zur Arbeit leuchteten.

In diesen schwülen, von einem betäubenden Duft erfüllten Nächten — wenn die Massen des am Tage ausgeflogenen Blütenstaubes sich zu senken begannen — saß Frau Lutz durch Stunden und Stunden am offenen Fenster, hustend und mit quälendem Kopfschmerz, starrte zu dem undeutlichen Schein der fernen Feuer hinauf und verzehrte sich fast vor Angst und Sorge.

s waren keine stillen Nächte. Überall Lärm und Stimmen l, und überall diese gaukelnden Laternen. Auch im mußte man von der Arbeit, die am Tag unmöglich wurde, tzeit nachholen, was sich im Dunkel ermöglichen ließ. ganze Woche kam Ambros nicht von den Arbeits- herunter. Doch er sandte der Mutter in jeder Nacht r beruhigende Zeilen. Und als Antwort schickte ihm tz ein Gestammel ihrer Sorge um seine Gesundheit, Gelingen seines Werkes. Von allem anderen wagte Liegenden Zetteln keine Silbe anzuvertrauen. Und sie nicht nur im Bangen um ein köstliches Geheimnis, jenen, die es anging, keiner wissen durfte. Wie schöne Leuchten des berauschten Waldes verwandelt das Grauenvolle dieser staubschweren Tage, so war e leuchtende Hoffnung für das Glück des Sohnes t zu einer neuen, quälenden Furcht. Damals, als em Kerzenglanze der Fürstenvilla hinaustaumelte, war be wie ein Rausch in ihrem Herzen gewesen: der m Liebe, die stark ist und siegen wird! Eine Ehe, rtum war, ist zu lösen. Und das Leben hat keine ie nicht fallen müßte, wenn es Raum zu schaffen in reines und wahrhaftes Menschenglück! — Aber ere war in ihren Gedanken ein Unentwirrbares ge- ei ihrem ruhelosen Brüten in diesen dunklen Staub- diesen lärmvollen Nächten. Aller Glaube, den sie r gewonnen hatte, zerfiel ihr wieder, weil sie als ühlte: Die Kinder! Diese Frau hat Kinder! In danken, der mit Schreck in ihr wach geworden war, Hoffnung unter. Hier stand von den Mauern des e, die niemals fallen darf! Keinem Rausch und lück zuliebe. Mutter und Kind! Das ist ewige it. Untreue wider Mann oder Weib kann Reinheit ch ein Glück, das eine Mutter von ihren Kindern üßte, wäre Schuld und Verbrechen. So schloß die die Frau Lutz in ihrer finsteren Stube machte. sie fühlte in dieser Finsternis, war gepaarte Sorge: Angst um ihren Sohn und schmerzende Trauer um e, holde, verlorene Geschöpf, das ihr lieb geworden Seele. Und immer war dieser Streit in ihr: ihm sagen, daß diese Frau ihn liebt? Oder muß s verschweigen? Zu seinem Besten? Darf ich ihm en? Zu wissen: diese Frau muß leiden um ihrer en!

er Nacht vor Sonnabend kam von Ambros keine Frau Lutz in ihrer Sorge dachte gleich an alle bösen Dinge, die unter den Schleiern dieses grauenvollen Staubes und da droben in den Steinschluchten der Großen Not geschehen konnten. Aber Beda brachte es fertig, die verstörte Frau zu beschwichtigen; sie rechnete: mit dem Sonnabend ist die Wochenarbeit zu Ende, am Tage können sie bei diesem Staubgewirbel nicht schaffen, und Ambros hat keine Nachricht mehr geschickt, weil er statt am Abend schon am Morgen heimkehren wird — er und Gott sei Dank auch jeder andere, der da droben die ganze schwere Woche aushalten mußte.

Frau Lutz sah der Beda beim Kerzenschein in die schwermutsvollen Augen. „Mädel, sagst du das nur aus Barmherzigkeit?"

Beda schüttelte den Kopf. „In mir selber is ja 's Warten, ich weiß net wie!" Sie tat einen mühsamen Atemzug. „Aber z'tiefst in mir is noch allweil 's richtige Vertrauen, grad so, wie der Schnaufer in allem Lebendigen is!"

Der Morgen kam. Doch Stunde um Stunde verging, ohne daß Ambros heimkehrte. Und als die Sonne stieg — — noch ehe die Staubmengen des verwichenen Tages sich völlig gesenkt hatten — begann schon wieder dieses neue Qualmen der blühenden Wälder. Die Sonnleite, die dem Wildacherhause gegenüberlag, war anzusehen wie ein ungeheurer Kessel, aus dem es braun herausdampfte in dichten Wolken.

Frau Lutz in ihrer wachsenden Sorge war völlig verstört. Und als es auf den Abend zuging, litt es sie nicht länger im Hause. Sie rief nach der Beda, zog sie in das dunkle Stübchen herein und umklammerte das Mädel. „Dieses Warten bringt mich um. Ich will ihm entgegengehen. Ich muß! Und wenn ich ihn nicht auf dem Heimweg finde, will ich hinauf zur Wildach. Magst du mir helfen? Gehst du mit?"

„Jesses, ja!" stammelte die Beda in jäher Freude. „Aber heimlich müssen wir's machen! D' Ahnlmutter hat noch allweil ihren Verstand beinander. Die tät uns net fortlassen."

In fieberhafter Hast zerschnitt Frau Lutz einen großen Schleier in zwei Teile; die eine Hälfte band sie der Beda um das Gesicht, die andere nahm sie für sich selbst. In die Mäntel gewickelt, die Kapuzen über die Köpfe gezogen, huschten sie hinaus in das graubraune Staubgewirbel. Der Spitz in der Stube fing zu bellen an. Und die Wildacherin kam zur Haustür gesprungen und kreischte: „Mar' und Joseph! Madl! Bist denn narrisch! Wo willst denn hin?"

Durch den wehenden Staub kam die Antwort von der Straße her: „D' Frau Dokter macht bloß ein Sprüngl auffi zum oberen Wirt. Und ich laß d' Frau Dokter net allein. Wir kommen gleich wieder heim!" (Fortsetzung folgt.)

Die neuen Hussiten.

Von Karl Hans Strobl.

er Mondschein liegt über den spitzen gotischen Giebeln Stadt Prag und über den Gesimsen der Barockpaläste. auben des Altstädter Ringes aber, im dichten Schatten Historie von blutigen und grausamen Szenen, deren hier gewesen ist, von Hinrichtungen und Aufständen. ngen, winkligen Gassen hinter der Teinkirche, deren Türme mit ihrem Kranz von Spitzen vor dem hellen el stehen, winden und krümmen sich, oft nicht brei- n orientalisches Basargäßchen, in immer tiefere Dunkel- In die Dunkelheiten des Gettos, das bis vor we- ren in seiner ganzen mittelalterlichen Enge und Un- behanden hat. Ein Labyrinth, in dem man sich auskennen muß, um den Weg zu finden. Die ficht hier mitten drin, ein zusammengedrückter Bau gegenen Schultern, und der uralte Judenfriedhof, eine unsägliche Traurigkeit zu Hause ist, die Angst schlechter vor dem Unbekannten und Unabwendbaren. kann auch auf der Karlsbrücke stehen und dem Rau- Moldau zuhören, stundenlang, nur manchmal von den Schritten eines nächtlichen Spaziergängers gestört. Auf der einen Seite die Kulisse der Altstädter Mühlen mit Türmen und Treppengiebeln, wie ein Ausschnitt aus einer holländischen Stadt. Auf der anderen das Massiv des Hradschins, der königlichen Burg mit ihren Hunderten von Fenstern, das im Mondschein glitzert wie ein Block Silber.

Oder man kann bei Tag auf dem Platz zwischen dem Chor des Veitsdomes, der in wunderbarer steinerner Üppigkeit mit Pfeilern und Fialen und gotischem Schnörkelwerk empor wächst, und dem Burgflügel stehen, der hier eine überdachte Galerie in den Dom hinübersendet. Auf diesem stillen Platz, auf dem die strenge und kräftige Reiterstatue des heiligen Georg steht, das Werk der Brüder Martin und Georg von Klausenburg, eins der besten Erzgußwerke des 14. Jahrhunderts.

Immer wird man dem Zauber hingegeben sein, der aus den „Steinen von Prag" emporquillt wie ein leichter Hauch, ein Geruch von Weihrauch und duftenden Ölen, wie ein Rauschen von Brokatgewändern und Fahnen, wie ein Klirren von Waffen und kirchlichen Gefäßen. Diese Stadt ist von einer traumhaften

Schönheit, wenn sie schläft und ruhig atmet. Prag ist eine der schönsten Blüten des deutschen Mittelalters. Man kann mit Fug und Recht sagen: des deutschen Mittelalters. Denn alles, was das 12., 13. und 14. Jahrhundert schuf, ist geistiges Eigentum Deutschlands. Seine Dome und alten Türme, seine Brücken und Mauern, seine Kirchhöfe und die Grundlagen seiner Burg, alles ist ihm von Deutschland gekommen. Sein Recht und seine soziale Ordnung, seine Wehrhaftigkeit und seine Kunst. Deutsch sind die ganzen Fundamente seiner Kultur. Deutsche Steinmetzen und Baumeister, deutsche Maler und Erzgießer, deutsche Rechtsgelehrte und Forscher haben an der Erhöhung Prags gearbeitet. Und wenn Prag schläft und ruhig atmet, dann ist diese ursprüngliche Schönheit unverstellt, sie drückt sich klar und ein wenig melancholisch in seinen Zügen aus.

Wenn aber Prag erwacht — dann will es nichts von seinen Träumen wissen. Es bäumt sich gegen die Last seiner Vergangenheit auf. Es möchte aus seiner Erinnerung alles streichen, was von deutscher Art ist. Und wenn der Undank nicht zu den Selbstverständlichkeiten dieses Lebens gehörte, so lohnte es sich fast, von diesem großen Beispiel zu sprechen. Wenn Prag erwacht, so verfällt es sofort dem Bann der Hypnose. Es ist die Hypnose des Fanatismus, der alles kurz und klein schlagen möchte. Schon seine friedlichen Tage sind oft angefüllt von üblen Geräuschen, von einem Zanken und Keifen, einem sinnlosen Geplänkel und armseligen Bosheiten gegen deutsches Wesen. Dem ruhigsten Spaziergänger kann es begegnen, irgendwo in einer einsamen Gasse angerempelt, angespuckt und womöglich verhauen zu werden. Die beiden Nationen sind in ihren befestigten Heerlagern voneinander vollkommen geschieden. Aber es gibt trotzdem eine Menge von Berührungspunkten, Schnittflächen, gemeinsamen Zonen. Es ist das Ziel der Tschechen, diese gemeinsamen Zonen zu erobern, auf den Berührungspunkten ihre Wartürme zu errichten und auf den Schnittflächen ihre Laufgräben vorzuschieben. Das ist die Arbeit des nationalen Alltags. Diesen Zielen dienen die tausend Mittel, die der Tscheche unbedenklich in den Dienst seiner nationalen Sache stellt. Von den Schikanen der Stadtgemeinden gegen die deutschen Hausbesitzer angefangen bis zu den Balgereien der deutschen und tschechischen Schuljungen, von den Gesetzwidrigkeiten der tschechischen Behörden bis zu dem herausfordernden und frechen Benehmen des tschechischen Kellners gegen den Deutsch sprechenden Gast. Jeder Tscheche, vom letzten Straßenkehrer bis zum Richter oder Verwaltungsbeamten in höchster Stellung, ist ein freiwilliger Kämpfer für seine Nation. Es ist bewunderungswürdig und beneidenswert, wie sehr das ganze öffentliche und private Leben der Tschechen von dieser nationalen Begeisterung durchdrungen ist. Von allen europäischen Nationen ist dieses Völkchen von einigen Millionen das kampflustigste und selbstbewußteste. Jeder seiner Angehörigen ist zu allererst Tscheche, dann lange nichts und zuletzt erst Beamter oder Kaufmann oder Arbeiter. Wir Deutschen haben ihnen Ähnliches nur in den Tagen hellster nationaler Begeisterung zum Vergleich zu bieten: unsere Befreiungskriege, den Krieg von 1870-71. Man stelle sich ein Volk vor, in dem nun schon durch Jahrzehnte alle jene Kräfte tätig sind, die in Deutschland das Jahr 1813 herbeiführten. Die gleiche Opferwilligkeit, der gleiche Drang, die gleiche Zuversicht. Es ist ein nun schon lange dauernder Bürgerkrieg, ein Kampf auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet. Er ist um so gefährlicher, als diese Art des Kampfes eigentlich dem Wesen des Tschechen am besten entspricht: Wühlarbeit, Ränkespinnen, die kleinen Pfeile der Verleumdung, Denunziation und Verstellung. Der Beispiele der durch allerlei heimtückische Kriegslisten zum Falle gebrachten deutschen Städte sind leider in den letzten Jahren allzu viel geworden, um aufgezählt werden zu können. Noch immer aber sind die Deutschen allzu vertrauensselig. Noch immer wird den in deutsche Gemeinwesen einwandernden Tschechen hilfreiche Hand geboten, bis sie sich festgesetzt haben, vermehren, laut und lärmend zu werden beginnen und endlich ihre Wirte hinausdrängen. Es ist die alte Fabel von den Kuckuckseiern. Und Wien ist in diesem Punkte vorbildlich geworden. Es ist bereits so weit gekommen, daß man von einer Tschechisierungsgefahr Wiens sprechen kann. Die armseligen Handwerker, die vor 30 Jahren mit ihrem Bündel auf dem Rücken bei der Taborlinie hereingekommen sind, haben heute ihr gutes Geschäft und ein paar Häuser. Ihre Genügsamkeit hat gesiegt, und der gutmütige Wiener, der inzwischen in bester Duliöhstimmung immerfort seine alte „Kaiserstadt" „angestrudelt" hat, wundert sich nun, daß man in Wien tschechische Schulen und tschechische Theatervorstellungen haben will.

Wo aber die tschechische Nation die Mehrheit hat, da begnügt man sich nicht mit der Eroberung der Grenzzonen. Allzu keck und überbegehrlich richtet man seinen Angriff auch gegen die befestigten Heerlager, gegen die ohnehin bescheidenen letzten Bollwerke. Das ist nun wieder einmal in Prag im Gange. Manchmal erhebt sich Prag mit einem Wutgeschrei. Es mag sein, daß dann bisweilen die Hypnotiseure vor den Wirkungen ihrer Künste erschrecken, wenn, wie im Jahre 1897, der Pöbel keinem Kommando mehr gehorcht, wenn bei Freund und Feind gleichmäßig geplündert wird, wenn die Tobsucht eingetreten ist, in der man gegen sich selbst wütet. Aber zumeist wissen die Hypnotiseure ganz genau, was sie von ihrem Medium erwarten dürfen. Und wenn sie aus den Redaktionen der tschechischen Blätter ihren Willen auf die Massen zu übertragen wünschen, so gehorcht Prag augenblicklich.

Dann sammeln sich die Bataillone draußen auf den freien Plätzen der Vorstädte und kommen in die innere Stadt. Zuerst nur in der Abenddämmerung. Dann aber auch am hellen, lichten Tage. Sie ziehen zuerst in einem drohenden Schweigen dahin, aus dem sich erst langsam ein Murmeln entwickelt, dann ein Schreien und Singen. Jetzt aber stellt sich der Masse das erste Hindernis entgegen, oder eine deutsche Firmentafel fällt ihr auf, irgendwo gerät ihren Plänklern ein ahnungsloser Farbenstudent in die Hände. Da bricht auch schon das wilde Gebrüll los, ein Kreischen, Johlen und Heulen, eine dämonische Fuge, in der alle Naturlaute und die Nachahmungen aller Tierstimmen enthalten sind. Hunderte von Knütteln stoßen im Takte gegen das Straßenpflaster. Und plötzlich klirrt eine Fensterscheibe. „Sie werfen Steine auf uns!" brüllt jemand. Oder einer der Desperados schleudert einen Feuerwerkskörper gegen die Wand. „Sie schießen auf uns!" Das ist das Zeichen, daß nun der „gerechten Empörung" alles erlaubt ist. Ein Hagel von Steinen prasselt gegen die Fenster . . . klirrend stürzen die Scheiben herab. Das klare, scharfe Geräusch hat nur eine aufreizende Wirkung. Es ist, als ob es der Horde ins Blut gehe. Das ist nichts, es ist nichts . . . da muß mehr daran . . . Über den Köpfen der Menge erscheint ein Mensch. Es kann ein zerlumpter, schmutziger Kerl sein, ein Zuchthäusler, ein Vagabund, der nachts unter den Eisenbahnbrücken schläft. Es kann aber auch ein eleganter, junger Mann sein, mit wohlgepflegtem Haar, mit den langwallenden Locken unter dem Zylinderhut, wie es die tschechischen Künstler lieben, ein Kommis, ein Student. Der Gebildete gesellt sich in solchen Stunden dem Mob, fühlt sich ihm verbunden, führt ihn an und stachelt seine Wut durch die wahnsinnigsten Gerüchte. Jetzt schwankt der Aufgehobene auf den Schultern der Menge. Aber hundert Hände strecken sich aus, stützen ihn, reichen ihm Stöcke, Eisenstücke, Instrumente. Er erhebt sich, langt an der Mauer hinan und reckt die Hände nach der deutschen Firmentafel da oben. Auch die Fernerstehenden haben jetzt erkannt, um was es sich handelt. Sie rufen ihm zu, feuern ihn an, machen ihn rasend vor Begierde, sich auszuzeichnen. Endlich erreicht er die Tafel, rüttelt an ihr, hebt sich empor und reißt mit aller Kraft. Die Haken knirschen in den Ziegeln, der Mörtel bröckelt herab . . . „Sie fällt . . . sie fällt!", jubeln sie unten. Ein zweiter Stürmer kommt dem ersten zu Hilfe, vereint fassen sie an. Polternd und dröhnend stürzt die schwere Tafel hinab, auf die Köpfe der Untenstehenden. Aber was liegt an ein paar Beulen, wenn es gegen die ver-

haßten Deutschen geht. Und nun ereignet sich etwas Unglaubliches. Ein Wirbel entsteht um die gestürzte Tafel, einen Augenblick lang mahlt ein ungeheurer Strom von Menschen über sie hin, es ist schwarz und beängstigend wirr um sie herum. Man glaubt, daß plötzlich ein gellendes Schreien den Beginn einer Panik anzeigen müsse. Aber es erhebt sich nur ein Schreien des Triumphes. Die schwere, eichene Tafel ist zertrümmert; in lauter kleine Stückchen, als ob sie in eine Maschine geraten wäre. Sie ist zertreten, mit den Absätzen zerstampft, mit den Fäusten zerdroschen, wie Papier entzweigerissen. Jeder Sieger trägt ein Stückchen, einen Splitter des Holzes davon, stolz und glücklich, daß er deutsches Eigentum zerstören durfte. Die Polizei hat indessen von ferne zugesehen und sich damit begnügt, irgendeine Gasse abzusperren. Jetzt aber klappern die Hufe der berittenen Polizei heran. Ein gellendes Pfeifen . . . „Abzug!" „Schande!" . . . Steine fliegen . . . hier und da stürzt ein Polizist vom Pferde. Jetzt endlich hat sich aber die Staatsgewalt auf ihre Pflichten besonnen, und die Attacke geht in die Menge hinein, mit flachen und auch mit scharfen Hieben. Aber in diesem Zustande der Erregung ist der harte Schädel des Tschechen noch härter. Mit blutendem Kopfe fährt er fort zu brüllen und Steine zu werfen. Endlich ist die Menge in eine Gasse abgedrängt. Das ist nämlich das Um und Auf der polizeilichen Taktik: das „Abdrängen". Aber in der Seitengasse zieht die Masse weiter. Krachend fliegen die Haustore zu, die eisernen Rollladen fahren dröhnend herunter. Wehe dem Deutschen, der sich von den Horden überraschen läßt. Er kann froh sein, wenn er nur mit dem materiellen Schaden und ohne lebensgefährliche Verletzung davonkommt. Die Führer kennen jedes deutsche Geschäft genau, sie kennen die Häuser, wo deutsche Studenten wohnen, sie haben eigene Proskriptionslisten, nach denen sie die Arbeit verteilen. Von der einen Ecke vertrieben, fangen sie an der anderen wieder an. Und jetzt wird das Kreischen und Schreien ganz schrill, dazu dröhnt irgend etwas dumpf, man weiß nicht, ist es das laute Herzklopfen der ungeheuren Masse, ist es ein rhythmisches Brüllen, der letzte Rest eines unartikulierten Gesanges? Sie haben irgendwo einen kleinen Trupp von Farbenstudenten erblickt, haben ihn eingeholt und umringt. Ich habe als Junge einmal auf den schreienden Leinwandwänden eines wandernden „Panoramas" eine Szene aus dem Zulukriege gesehen. Eine kleine Schar von Engländern, Rücken an Rücken, mit den letzten Patronen in ihren Winchestergewehren. Und rings Tausende von Zulukriegern, halbnackt und Schaum vor dem Munde, die sich toll und blind auf sie losstürzen. Damals habe ich mir immer gewünscht, etwas so Schönes und Gewaltiges zu erleben. Seitdem ich einigemal im Handgemenge gegen tschechische Banden gestanden bin, haben diese Wünsche an Lebhaftigkeit nachgelassen. Es ist ein ungleicher Kampf. Die Überlegenheit der Kultur hat hier nicht mehr Wert als eine Parfümspritze gegen einen wütenden Hund. Man wird umringt und, ehe man recht dreinhauen kann, erdrückt und niedergerissen. Der Fanatismus dieser Banden ist ungeheuer. Es gibt für sie keine Gesetze des Völkerrechtes und der Ritterlichkeit. Es kommt vor, daß Wagen, in denen schwerverwundete Studenten in das Krankenhaus gebracht werden sollen, umgestürzt werden. Die Pferde werden ausgespannt, der Kutscher vom Bock herab- und die Verwundeten aus dem Wagen herausgerissen und alle: Kutscher, Verwundete und Pferde, werden geschlagen. Es kommt vor, daß Frauen angegriffen und mißhandelt werden.

Und wenn der Hexensabbat ein paar Tage gedauert hat, dann erscheinen Vertreter des tschechischen Volkes vor den Behörden und bitten um Schutz — vor den unaufhörlichen Provokationen der Deutschen . . . !

Diesmal gilt es den deutschen Studenten in Prag, das ist: der deutschen Universität. Nach vielen alltäglichen Kämpfen wieder einmal ein Sturm gegen eine Festung. Man darf nicht etwa glauben, daß es sich hier um eine Kleinigkeit handle, um das Recht von ein paar hundert Farbenstudenten, in Kappe und Band auf dem Graben zu bummeln. Man muß wissen, daß dieser Bummel zu den wenigen Gelegenheiten gehört, die dem deutschen Studenten zu öffentlichem Auftreten in Prag gegeben sind. Hier gibt es keinen Sang und Klang aus freier Burschenbrust, kein lustiges Kneipen auf Platz und Straße wie in Jena oder Halle, an dem die Philister selbst ihre Freude haben. Hier gibt es kein Wandern durch die Umgebung, keine Auffahrten in die Bierdörfer, die sich der Hoheit der Farben gern und willig unterwerfen. Kein lachendes Blau schmückt den Himmel der deutschen Studenten. Es ist ein Himmel, der immer von Wolken verhängt ist, an dem immer in irgendeiner Ecke des Horizontes ein Gewitter grollt. Sich unter solchem Klima Jugendmut und Jugendfreude nicht verkümmern zu lassen, ist nur der goldenen Zuversicht des deutschen Studenten gegeben. Diesem Jugendmut entspricht die Kriegstüchtigkeit, die nationale Tätigkeit des Studenten. Und um ihm diesen Jugendmut zu zerstören, soll er in seinen letzten, armseligen Rechten verkürzt werden. Der Farbenbummel ist ein deutlicher Ausdruck dafür, daß in Prag noch immer Deutsche leben, Zehntausende von Deutschen, die wichtigsten Faktoren im wirtschaftlichen und geistigen Leben Böhmens. Mütterchen Prag fühlt sich geschändet. Es soll dem Deutschen verwehrt sein, „Farbe zu bekennen". Und so rotten sich die Haufen zum Sturm gegen die Studenten und die deutsche Universität zusammen.

Schon einmal hat der nationale Fanatismus zu Stürmen auf der Prager Universität geführt. Das waren jene Wehen, aus denen die Universität Leipzig (1409) geboren wurde. Das war zur Zeit des famosen Magisters Johannes Huß, den wir Deutschen gerne als Vorläufer der Reformation feiern. Es war dieser Huß, der ein königliches Dekret erwirkte, das in der Vertretung der Universität der tschechischen Nation drei, den an Zahl jedoch vielfach überlegenen Deutschen nur eine Stimme zuerkannte. (Derselbe Huß, zu dessen Ehren eine tschechische Tafel an seinem Gefängnis in Konstanz geduldet wird. Man frage sich, ob etwa eine rein tschechische Stadt eine deutsche Gedenktafel zu Ehren Bismarcks oder Luthers dulden würde!) Um den Beschwerden der Tschechen mit gerechtem Entgegenkommen zu erwidern, machte man den Vorschlag, die Universität national zu teilen. Aber damit war König Wenzel IV. nicht einverstanden. Die Deutschen sollten sich nicht selbständig machen, sondern unterwerfen. Und mit bewaffneter Hand wurden dem Rektor die Insignien und Matrikeln der Universität entrissen. Darauf antworteten die deutschen Professoren und Studenten mit dem großen Exodus, dem die Gründung der Leipziger Universität folgte.

Diese Vergewaltigung des Prager Deutschtums war das Vorspiel der Hussitenstürme, in denen man keineswegs nur eine religiöse, sondern vor allem eine nationale Revolution zu erblicken hat. Schon zehn Jahre später war Prag verwüstet, nur ein Schatten seiner selbst. Die Hochschule war verödet, ganze Gassen standen wie ausgestorben, die gewerbfleißigsten und tüchtigsten Bewohner waren vertrieben.

Sind Analogieschlüsse auf dem Gebiet der Geschichte berechtigt? Darf man ohne Gefahr müßiger Spielerei Ähnlichkeiten suchen? Sind die Angriffe auf die Prager Universität wieder die Einleitung neuer Hussitenstürme? Haben wir einen neuen Vorstoß des Slawentumes zu erwarten?

Und wenn man in Deutschland sich vielleicht damit beruhigen möchte, daß die Tschechengefahr nur auf Österreich beschränkt ist, so möchte ich zu bedenken geben, daß die Hussitenzüge bis in das Herz Deutschlands gingen. Auf wirtschaftlichem Gebiet haben diese Züge schon begonnen. Der Deutsche, der im fremden Lande Arbeit sucht, wird nur allzu leicht seinem Volk entfremdet. Als ich aber vor zwei Jahren bei Kösen einen Arbeiter nach dem Wege zur Rudelsburg fragte, antwortete er mir mit höhnischem Lächeln: „Nix Deutsch!" Und ich erkannte an Aussprache und Gesichtsschnitt einen Angehörigen der glorreichen Nation Libussas, deren Wesen sich deutlich genug darin charakterisiert, daß ihr großes mittelalterliches „Heldengedicht" eine deutschfeindliche Fälschung ist.

Neue ostasiatische Kunstwerke für das Museum für Völkerkunde in Berlin.

Von Adolf Fischer.

Jizo, der Beschützer der Bedrängten.
(13. Jahrhundert n Chr.)

Zu Beginn des Jahres 1905 begab ich mich als wissenschaftlicher Sachverständiger auf drei Jahre nach Ostasien, um meine reichen Erfahrungen auf dem Gebiete der ostasiatischen Kunst, die ich durch wiederholten langen Aufenthalt in Ostasien seit dem Jahre 1892 gewonnen hatte, im Interesse des Museums für Völkerkunde in Berlin zu verwerten.

Das Größte und Tiefste, was die Kunst in Ostasien je zutage gefördert hat, wurzelt in der Religion, und so ging mein Auftrag dahin, die Sammlungen religiöser Kunst im großen Stil auszubauen, zugleich aber über alle Erscheinungen auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet Bericht zu erstatten. Meine Expeditionen erstreckten sich auf China, Japan und Korea, wo ich im Interesse meiner Mission viele anstrengende, zuweilen keineswegs gefahrlose Reisen auf wenig betretenen Pfaden unternehmen mußte, da in Ostasien die Kunstschätze noch viel weniger auf der Straße liegen als bei uns in Europa. Besonders in China, das während der Taipingrebellion, dieser furchtbarsten und anhaltendsten aller Revolutionen, entsetzlich litt sowie während anderer Kriege und Aufruhre, die in den letzten fünfzig Jahren über dieses am schwersten geprüfte aller Länder hereingebrochen waren, gingen unendlich viele Werte zugrunde. Zahlreiche Provinzen wurden gänzlich zerstört, alle Blüten einer alten Kultur fielen diesen Katastrophen zum Opfer. Oftmals, wenn ich an zerstörten Städten vorbei und durch einst blühende, nun verödete Landstriche zog, drängte sich mir der Gedanke auf, so müsse das verwüstete Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege ausgesehen haben. Das Wertvollste, das uns vom alten China in Zukunft beschieden sein mag, sind Schätze, die noch unter der Erde ruhen, denen die Stürme, die über das Land fegten, nichts anhaben konnten. Aber einstweilen droht noch Todesstrafe demjenigen, der es wagt, die Ruhestätten Verstorbener zu durchsuchen. Auch in Korea liegen die Verhältnisse ähnlich; eifersüchtig wachen die Japaner, die neuen Herren des Landes, darüber, daß Kunstschätze frühester Epochen, die noch unter der Erde schlummern, nur ihnen in die Hände fallen. Im 17. Jahrhundert unter dem großen Feldherrn Hideyoshi, dem Napoleon Japans, haben aber die Japaner in Korea derartig gehaust, daß alle Kunst im Keim erstickte. Was der Zerstörung entgangen war, wanderte als Beute nach Japan. Korea ist heute ein völlig verarmtes Land, das unter einer unglaublich verlotterten Regierung immer mehr verkam und nunmehr weder einen reichen Adel noch reiche Klöster oder einen begüterten Bürgerstand aufweisen kann, die, wie in Japan, Hüter, Träger und Fortpflanzer einer alten Kultur sind.

Erfreuliche Verhältnisse sind in Ostasien heute allein in Japan zu finden. Da gibt es Museen, kaiserliche Schatzhäuser, unendlich reiche Klöster, die, wie bei uns in früheren Jahrhunderten, die Pflanzstätten von Kunst und Wissenschaft waren, einen historischen Adel, der mit Pietät die von den Vorfahren erworbenen ästhetischen Werte hütet, und eine in den letzten Jahrzehnten zur Macht gelangte Plutokratie, die gleich jener in Europa die Kunst an sich zu reißen sucht. Obgleich Japan das Land ist, das weitaus am meisten Kunstwerke vergangener Epochen aufgestapelt hat, ist es sehr schwer, dort wirklich Gutes zu erlangen; die Gefahr, betrogen zu werden, ist für den, der nicht gründliche Kenntnisse und reiche Erfahrungen besitzt, sehr groß. Japan ist das Land der Fälscher. Auf allen Kunstgebieten werden die raffiniertesten Nachahmungen mit bewundernswerter Geschicklichkeit ausgeführt, der harmlose Europäer steht all diesen Tricks ahnungslos gegenüber. Erstaunlicherweise herrscht heute, selbst bei sonst sehr vernünftigen Menschen, die Ansicht, daß es zur Kenntnis der ostasiatischen Kunst, der Blüte einer uns ganz fremden Kultur, nicht wie zum wirklichen Kennen und Verstehen der europäischen Kunst eines gründlichen Studiums bedürfe, sondern daß bei jedem nach Ostasien Reisenden, der überhaupt nie die geringsten Beziehungen zur Kunst besaß, das Verständnis für ostasiatische Kunst mit jedem Kilometer, den er sich von Europa entfernt, zunimmt und er als Kunstkenner die fernen Gestade betritt.

Enno Gyoja, der Gott der Pilger.
(7. Jahrhundert n. Chr.)

Dämon Myodoki.

Bei diesen naiven Anschauungen ist es kein Wunder, daß viele, die irgendein Zufall nach Ostasien verschlug, Dinge mitbrachten, die mit ostasiatischer Kunst nichts zu tun haben, Dinge, die dem europäischen Geschmack am meisten zusagen, eine oft raffinierte Technik aufweisen, aber jedweden ostasiatischen Kunstgeistes bar sind und nur für den Export fabrikmäßig erzeugt werden. Selbst bei höchst kunstbegabten Europäern, bei hervorragenden Künstlern, die aber der ostasiatischen Kunst fremd gegenüberstanden, fand ich, daß verlogene, überladene Produkte, die kein kunstgebildeter Ostasiate als Kunstwerke anerkennen würde, auf sie viel mehr Eindruck machten als die einfachen, vornehmen Erzeugnisse, die das Ergötzen des japanischen Ästheten bilden. Keinem Menschen ist das Verständnis für ostasiatische Kunst angeboren. Wir müssen unsern Geist,

unsere Nerven für die Ästhetik der Ostasiaten erziehen, uns in das Wesen ihrer uns fremden Kultur vertiefen, wenn wir den feinen Duft der Blüten, die sie treibt, genießen wollen. Heute ist es dem Europäer, der Muße hat, lange in Japan zu bleiben, und dem es Ernst ist, sich gründliche Kenntnisse zu verschaffen, viel leichter gemacht, als es vor fünfzehn und noch vor zehn Jahren der Fall war. Wie alle europäischen Institutionen in Japan in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren sich ungemein vervollkommnet haben, so auch das Museumswesen, das heute auf einer ganz anderen Stufe steht als damals. Heute gibt es nicht nur das Ujenomuseum in Tokio, sondern auch die Museen in Kioto und Nara, den glänzendsten Stätten altjapanischer Kultur. Heute kann der Europäer durch oftmaligen Besuch dieser Museen sehr viel lernen, da die Kunstobjekte stets mit englischen ausführlichen Aufschriften versehen sind. Oftmaliger Besuch der klassischen Klosterschätze, Ausstellungen von Vereinigungen von Kunstfreunden, gewichtige Empfehlungen an Besitzer bedeutender Sammlungen erweitern den Gesichtskreis des Lernenden und führen ihn zur Erkenntnis der Größe und Eigenart der verschiedensten Epochen und Künstler. Abgesehen von dem direkten Anschauungsunterricht an diesen eben angeführten Stätten, bieten die ausgezeichneten illustrierten Prachtwerke „Japanese Selected Relics" und „Kokkwa", die beide auch mit englischem Text versehen sind, reichliche Anregung und Belehrung.

Bronzestatue der elfköpfigen Kwannon, der Göttin der Barmherzigkeit.
(1175—77 nach Christo.)

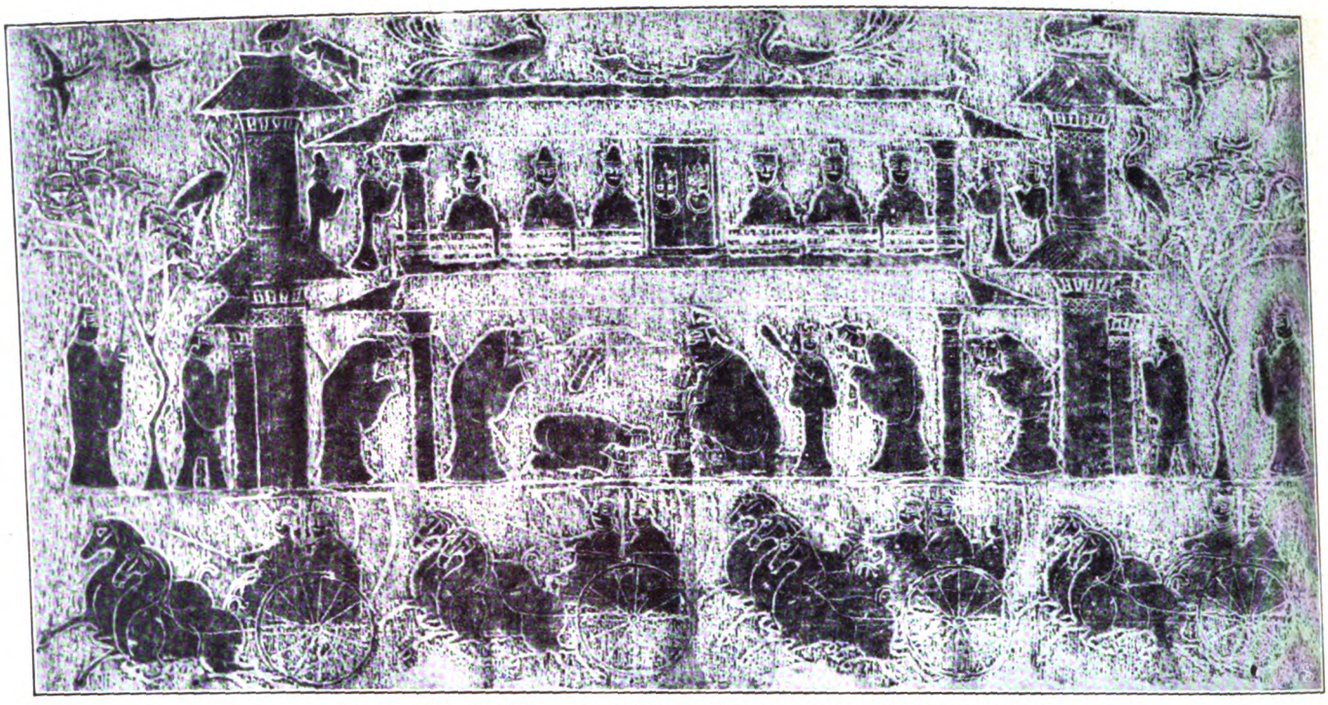
Hölzerne Hundslöwen aus der Kamakuraepoche (12. Jahrh. n. Chr.). **In der Mitte eine chinesische Bronzeglocke aus der Choudynastie** (1122 v. Chr. bis 255 n. Chr.). **Vorn ein tibetisches Ritualmesser und eine tibetische Schöpfkelle** (Opfergefäß).

Besonders glückliche Zufälle, vereint mit meiner genauen Kenntnis des Landes und wertvollen Beziehungen, die ich seit Jahren unterhielt, ermöglichten es mir, eine bedeutende Anzahl hervorragender religiöser Kunstwerke aus den frühesten Epochen des Buddhismus zu erwerben. Aus der großen Sammlung von Bildern möchte ich besonders hervorheben eine Folge von acht Bildern, Porträten der Gründer der Zensekte aus dem neunten Jahrhundert, sowie ein aus Turfan stammendes Werk der Tangdynastie (618—967 n. Chr.), das, was Technik und Malmittel anbelangt, grundverschieden von allen chinesischen und japanischen Bildern ist, die mir jemals begegneten. Dieses Bild, das von allergrößtem Interesse ist, da es die Wandfresken, die Professor Grünwedel von Turkestan mitbrachte, ergänzt, kam wahrscheinlich im zehnten Jahrhundert, als die fanatischen Mohammedaner den Buddhismus im östlichen Turkestan mit Feuer und Schwert vernichteten, durch fliehende Mönche auf Umwegen über Nordchina und Korea nach Japan.

Die oberste Abbildung auf Seite 1018 zeigt das Bild des Jizos, des Beschützers der Bedrängten, ein Werk aus dem dreizehnten Jahrhundert n. Chr., das in der Farbe und dem bezeichnenden Goldrelief der Einfassung des Gewandes an religiöse Werke italienischer Meister der gleichen Epoche erinnert. Eine Holzstatue von unmittelbar packender Kraft ist die lebensgroße, erstaunlich realistisch gearbeitete Gestalt des Gottes Enno Gyoja, dem die müden Pilger ihre Strohsandalen zu opfern pflegen. Es ist dies ein Werk aus dem siebenten Jahrhundert n. Chr., gleich dem Dämon Myodoki, der eine Flasche in der rechten Hand hält und stets im Gefolge des Enno Gyoja dargestellt wird. Von großem historischen Wert ist die über vier Fuß hohe Bronzestatue der elfköpfigen Kwannon, der Göttin der Barmherzigkeit, auf einem Lotosblumensockel stehend. Auf der Rückseite des Heiligenscheins befindet sich im Guß die Inschrift: „Dem Wohle des Landes, dem Ruhme der Waffen. Dem Tempel Kongubuji auf dem Heiligen Berge Koyasan gewidmet von Naidoshin Takerano Shigemori, Angen zweites Jahr im Sommer" (Regierungsperiode Angen 1175—1177 n. Chr.). Wie bei allen Statuen aus dieser frühen Periode sind die Arme abnehmbar, sonst aber ist die Statue aus einem Guß. Von geradezu klassischer Schönheit ist der Faltenwurf. Auf der mittleren Abbildung dieser Seite erblickt man zwei trefflich stilisierte Hundslöwen in Holz geschnitzt aus der Kamakuraperiode (12. Jahrh. n. Chr.), eine große, ungefähr einen Meter hohe chinesische Bronzeglocke aus der Choudynastie (1122 vor bis 255 nach Chr.), ein ungemein charakteristisches Stück, das als Knauf einen naiv stilisierten Tiger hat, an dem die Glocke hing, die von außen wie ein Gong mit einem Klöppel geschlagen wurde. An die Glocke gelehnt steht ein tibetisches Ritualmesser; das obere Ende des Griffes stellt eine lamaistische Gottheit dar, während das untere Ende ein Drachenkopf bildet, der das Messer im Rachen hält. Davor liegt eine höchst seltene tibetische Schöpfkelle, ein Opfergefäß. Die Kelle selbst ist die Hälfte eines quer durchschnittenen, von Türkisen und Korallen eingefaßten Priesterschädels; dieser wird von einem silbernen Drachenkopf im Rachen gehalten, der an einem etwa einen Meter langen, silbertauschierten eisernen Stiel sitzt. Ein Meisterwerk altjapanischer Bildhauerkunst ist der von dem berühmten Bildhauer Jocho (Blütezeit von 1017 bis 1036 n. Chr.) geschaffene Jizo, Nothelfer und Beschützer aller Bedrängten, dessen Bildnis man in Japan in allen buddhistischen Tempeln und Kirchhöfen findet. Von besonderer Schönheit ist der geradezu klassische Faltenwurf des Gewandes, der es mit dem der besten griechischen Statue aufnimmt. Jizo erhebt sich auf einem wunderbar schön gearbeiteten Lotosblumensockel von großer Harmonie in der Linie.

Abgesehen von alten Bronzen ist kein Kulturland der Welt so arm an Werken aus alter Zeit — aus der klassischen, vorbuddhistischen Periode — wie China. In Italien, Griechenland, Kleinasien, Ägypten und vielen anderen Ländern des Westens findet der Kunstforscher gewaltige Baudenkmäler, die ihm einen tiefen Einblick in die Kultur dieser Völker gewähren. In China hatten die furchtbaren Revolutionen von ungeheurem Umfange, die das Land

Der Nothelfer Jizo. Altjapanisches Bildwerk
(1017—1036 nach Christo).



Vorbuddhistisches Relief aus der Zeit der Handynastie. (221 vor bis 206 nach Christo).

verwüsteten, ferner der Umstand, daß eine Dynastie stets die Werke der vorhergehenden zu zerstören suchte, zur Folge, daß selbst an den Stätten, die während der Chou- und Handynastie eine ähnliche Rolle spielten wie bei uns Rom oder Athen, weder Baudenkmäler noch Skulpturen aus alter Zeit aufzufinden sind. Von der hohen Kultur, die schon in vorbuddhistischer Zeit in China herrschte (der Buddhismus setzte dort ungefähr 100 n. Chr. ein), gaben nur herrliche Bronzen Zeugnis, die in alten Gräbern gefunden wurden, bis Ende des 18. Jahrhunderts (1786) durch Zufall steinerne Grabreliefs entdeckt wurden, die die Chinesen als Heiligtümer bewahren. Es gelang mir, die ersten vorbuddhistischen Reliefs sowie eine Säule aus einer Ahnenopferhalle, die ersten, die jemals China verließen, nach Berlin zu bringen.

Eins dieser Reliefs führe ich im obenstehenden Bilde vor. Die darauf geschilderten Vorgänge bauen sich in drei übereinanderliegenden Reihen auf; sie beziehen sich vermutlich auf Ereignisse aus dem Leben eines hohen Würdenträgers. Die Steine stammen, wie Inschriften auf mehreren dieser Reliefs bezeugen, aus der Handynastie (221 v. bis 206 n. Chr.) Die in die Steine flach gemeißelten Reliefs weisen eine erstaunliche Ähnlichkeit mit altassyrischen und altbabylonischen auf, die Darstellung der zweirädrigen Wagen zeugt von großer Freiheit, Anmut und Grazie in der Bewegung.

In der Verkörperung der Tiere zeigen die altchinesischen Bildhauer gleich den altägyptischen und altassyrischen ein ungleich größeres Können als in der Behandlung der Menschen, die viel unfreier, gebundener in der Bewegung erscheinen. Überdachte, hastig dahineilende Vigen (Zweigespanne) nehmen die unterste Reihe des Reliefs ein. Die mittlere Reihe zeigt, wie einem Großen des Reiches Ehrenbezeigungen erwiesen werden, während auf einer Veranda des Obergeschosses links und rechts von einem mit löwenkopfförmigen Türklopfern geschmückten Tore Würdenträger sitzen, zu denen sich außerhalb des Hauses stehende Besucher gesellen wollen. Wie die Föhrenbäume, Kraniche und Personen in den beiden Geschossen und außerhalb des Hauses eine symmetrische Anordnung zeigen, so sind auch die in der Luft fliegenden Wildgänse, Phönixe und Fasanen auf dem Dache paarweis einander gegenübergestellt, in der Absicht, eine ornamentale Wirkung zu erzielen. Der Grund auf diesem einer Grabkammer entstammenden Stein ist gerieft, die Darstellungen jedoch liegen etwa zwei Millimeter tiefer.

Diese Steine, die uns einen Blick in eine uns noch wenig bekannte große Kultur tun lassen, erregten in weiten Kreisen das größte Interesse. Sie eröffnen den Forschern ein großes Gebiet und werden Veranlassung geben, festzustellen, ob die erstaunliche Ähnlichkeit der Darstellungen mit solchen auf altbabylonischen Reliefs zufällig ist, oder ob diese Kultur es war, welche die altchinesische, vorbuddhistische Kultur direkt beeinflußte, und ob uns nur noch die Bindeglieder fehlen, die unsere Vermutungen zur Gewißheit werden lassen.

Charlottens Weg ins Leben.

(2. Fortsetzung.)

Novelle von Else Franken.

Die Hardys bekamen das Kärtchen, das Schwester Modeste in Konrads Auftrag geschrieben hatte, an der Abendtafel. Zufällig waren sie ganz allein, was der Professor nicht gut vertragen konnte.

Das große Speisezimmer schien ihm dann matter erleuchtet als sonst, und ganz verloren saßen sie dann an dem großen Tische. Die schöne Klarisse mit ihrem feinen, blonden Madonnenkopfe war für seine gewaltige Lebhaftigkeit ein zu kleines Publikum. Ohnehin hatte er eine kleine, innerliche Bange vor ihrem leisen, stillen Lächeln. Denn nach Art der Vielredenden wiederholte er sich oft, und dann kam er sich vor wie ein Menagerielöwe in einem ruppig engen Gitterkäfige.

Waren aber viele Leute um ihn, dann vergaß er die lächelnde Frau und ließ sich mit seinen breiten, pompösen Gesten völlig gehen.

Klarisse war dann still amüsiert und machte ihre schmalen Augen. Sie war etwas kurzsichtig, was sie aber vorzüglich kleidete und ihrer zarten Anmut noch einen aparten Zug mehr verlieh. Und in ihrem ganzen Eheleben — in wenig Wochen wollten die Hardys ihre silberne Hochzeit mit großem Gepränge

feiern — war von der kinderlosen Frau nie etwas anderes gefordert worden, als daß sie das Haus schmücke, als daß sie blühe wie eine erlesene, seltene Blume. Hardy liebte seine Frau zärtlich; aber er war viel zu sehr ein robuster Ichmensch, um sich zu fragen, ob eine Frau, die man von allen Leistungen und Pflichten abhält, eine Frau, die nur blühen und prangen soll, auch die starken und festen Wurzeln treibt, die im Leben Halt und Festigkeit verleihen.

So war es ein bißchen still zwischen den Gatten geworden; sie hatten sich nicht immer viel zu sagen, und zudem wußte Klarisse ganz genau, daß solcher heftiger Menschenhunger ihren Gatten befiel, wenn er vor seiner Riesenstaffelei an einem toten Punkt angekommen war. Dann schien ihm das vornehme Haus mit seiner Stille förmlich beängstigend, und dann brauchte er Lärm, Menschen, Pläsiers.

In solche Zeit fiel Lottens Ankunft in Berlin.

„Dieser vortreffliche Wagner!" — schrie Hardy — „überhaupt die Familie — nichts geht über die Familie! Vandalen sind wir, wir Modernen, mit unserer Respektlosigkeit vor den Traditionen! Seit zwanzig Jahren haben wir nichts voneinander gehört. An die Marsbewohner habe ich öfter gedacht als an diesen meinen Vetter, ich weiß allerdings nicht genau wievielten Grades. Stelle dir die antike Straffheit eines Charakters vor, der am Amtsgericht in Dingsda in Würden und Ehren ergraut ist. Du lächelst, Klarisse?"

„Er könnte ja am Ende ein Stockphilister sein!"

Aber Hardy schüttelte mißbilligend den Kopf. „Fühlst du denn nicht, daß in solchem Menschen die geniale Zweiheit steckt — Kind und Philosoph?"

Hardy wiederholte diesen letzten Ausspruch, der ihm überaus gefiel. Er hatte da eine wirklich hübsche Metapher gefunden; die konnte man vielleicht bald mal in einer Tischrede oder sonstwie anbringen. Er exzellierte in sorgfältig vorbereiteten Improvisationen.

„Und dann, der Vater unseres jungen Freundes Konrad! Ich bin gespannt auf die Tochter, die so ganz in der Stille erblühte."

„Sie könnte ja vielleicht ein Gänschen sein —" meinte die unverbesserliche Klarisse lächelnd. Sie hatte schon so oft erlebt, daß schnell und allzu nahe Herangezogene fallen gelassen wurden. Dann mußte sie auf alle Weise suchen, solche empfindliche kleine Wunden zu heilen. Sie hatte einen ganzen Stab gutgeschulter Dienstboten, und von mancher mit Pflichten überlasteten Frau wurde sie im stillen beneidet. Wer aber tiefer sah, wußte, daß Eduard Hardys Frau zu sein, keine Sinekure war.

So fuhr das Ehepaar gemeinsam zum Martinushospital. Hardy blieb vor dem Portal auf den teegrünen Atlaspolstern seines Landauers sitzen. Klarisse stieg die breite graue Steintreppe hinauf zu Konrads ihr schon bekanntem Krankenzimmer.

Sie legte köstliche Rosen vor ihn auf die Decke und hielt eine ganze Weile mit festem Druck seine Hand; den blaßgelben Handschuh hatte sie dazu abgestreift.

„Wir sind sehr gute Freunde —" sagte sie lächelnd zu Lotte, die neben ihr am Bette stand, „und er vergibt mir alle meine Unzulänglichkeiten. Aber er ist im Grunde gar nicht mit uns zufrieden, dieser junge Weltverbesserer."

„Ich will die Welt gar nicht verbessern —" sagte Konrad — „ich will mich nur zu denen halten, die meine eigene Straße ziehen. Weltverbessern — lieber Gott, das wär' doch wahrlich Kraftvergeudung."

„Er soll nicht viel sprechen, gnädige Frau —" Lotte setzte schon ihr Hütchen auf. Es war alles so merkwürdig, auch daß sie nun als Gast zu diesen Hardys kommen sollte. Ihr verschabter Koffer und sein geringer Inhalt machten ihr große Sorge.

„Nein, das soll er auch nicht —" sagte Klarisse aufstehend und strich mit ihrer linden Hand dem jungen Menschen mit seinen schwermütigen Augen über sein dunkles, aufstrebendes Haar.

„Nur eins noch, Konni, Sidonie läßt grüßen; sie kommt täglich nach Ihnen zu fragen. Sie ist Ihnen unsäglich dankbar, die Dankbarkeit liegt ihr wie ein schwerer Stein auf dem Herzen."

„Darauf mache ich nicht den geringsten Anspruch —" sagte Konrad mit böse zusammengezogenen Brauen. „Das war verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, sonst —" er machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand.

„Soll ich nicht doch wiedergrüßen? —" fragte Klarisse mit eindringlichem Blick in seine Augen.

„Wenn ich doch sehr bitten dürfte, nein!" Das klang gereizt.

„Konrad, Sie sind der erste Mensch, der kein Herz für die kleine Sidi hat!"

Sie nahmen Abschied. Charlotte wollte den Bruder küssen, aber er bog sich fort und drückte nur ihre Hand. Sie kannte schon von klein auf an ihm diese herbe Scheu vor Demonstrationen des Gefühls.

Drunten machte Hardy ein großes Hallo, als er aus dem Wagen sprang und den Damen entgegeneilte.

Nein, so groß und hübsch hatte er sich das Cousinchen gar nicht vorgestellt — die personifizierte Jugendblüte!

Er half den Damen in den Wagen und wollte sich ausschütten vor Lachen, als Lotte nicht zu bewegen war, sich neben Klarisse in den Fond zu setzen. Schließlich brachte er es doch zustande und schwatzte lustig fort. Wie es denn den Eltern ginge, wie oft er sich nach — nach Dingsda gesehnt habe, nicht zu sagen — aber das vertrackte Berlin — das reine Spinnennetz, wer da mit drin' gefangen ist —

Lotte unterbrach den Schwall, es sei so gütig von Herrn und Frau Professor —

Herr Professor? Na, das gab's nicht. Sie sollte sogar gleich zur Nichte avancieren, sogar zur Wahlnichte, und das bedingte das sofortige „Du". Wahlnichten wurden übrigens nur solche Mädelchen, mit denen sich niedlich renommieren ließ.

Lotte lachte übermütig. „Lieber Gott, Herr Professor, mit mir renommieren, mit der Lotte Wagner aus ‚Dingsda'?"

Justament mit der. Kannte sie Berlin schon? Nein, dann war's ein Fest, sie so ein bißchen einzuteufeln. Berlin frißt hübschen Mädeln aus der Hand. Aber erst mal unter die Linden zu Petrus. Künstlermarotte; der mußte sie sich fügen. Über diesen dunklen Augen mußten unbedingt Straußenfedern nicken.

Lotte wehrte aus Leibeskräften. Sie hatte gar keine Zeit, auf die sich abrollenden Bilder zu beiden Seiten und vor ihr zu achten. Der bewegliche Hardy in seiner gepflegten Eleganz, mit dem blanken Zylinder über dem großzügigen Gesicht und den im Luftzuge flatternden grauen Bartzipfeln, nahm sie völlig in Anspruch.

Auch Klarisse kam nicht zu Wort. Sie lehnte in den Polstern mit der kleinen nervösen Abspannung, die sie oft überkam, wenn der Gatte so recht im Zuge war, so ganz aus dem vollen lärmhaft und expansiv.

Vor den großen Spiegeln nahm er Lotte mit einem flüchtigen „excuse" das unscheinbare Hütchen ab. Die Ladenfräulein, der Chef selber schleppten herbei. Hardy war ein häufiger Besucher bei ihnen. Gar zu gern wühlten seine verwöhnten Künstlerfinger in zarten Spitzenfluten und Seidenwogen von bestrickendem Farbenreiz.

Lotte sträubte sich verzweifelt; nicht nur ihre Bescheidenheit wehrte sich, auch ihr Stolz.

„Meine Nichte ist aus Dingsda," erklärte Hardy, fast ein bißchen geniert durch des Mädchens hartnäckigen Protest, „bitte, machen Sie Dingsda verschwinden."

Aber alle die graziösen Toques und kühn geschwungenen Gainsboroughhüte einten sich nicht mit der lieben, mädchenhaften Schlichtheit der hübschen Kleinstädterin.

Endlich fand sich ein anscheinend schlichtes Hütchen, das denn doch auch das Mädchen entzückte. Sie ahnte gar nicht,

was das bißchen goldbrauner Samt mit den veilchenfarbenen Straußenfedern kostete.

„Nun ein Fähnchen für die Silberhochzeit, he, Klarisse, was meinst du?"

Klarisse nickte lächelnd, aber sie sagte kein Wort. Sie wußte schon, in den Modegeschäften gebärdete sich Hardy völlig souverän, so oft er auch rief: „Klarisse, was meinst du?"

Das Protestieren fing von neuem an.

„Du siehst doch, Kindchen, diese blaßgelbe Seide ist nur ein Hauch, Backfischseide sozusagen", Hardy kniff listig die Augen zusammen, raffte mit der Faust den schmiegsamen schimmernden Stoff und ließ ihn hoch von oben herabrieseln.

„Und sehen Sie mal, das Hälschen frei und nur so eine breite Passe von silberweißem Samt — weiter gar nichts, ganz einfach. Was meinst du, Klarisse, stimmt's? He? Ja? All right, avanti!"

Lotte bekam nun doch noch auf dieser ersten Fahrt eine ganze Menge zu sehen. Sie fuhren die Linden entlang, durch den Lustgarten und über die Brücken, von wo man die schönen pittoresken Bilder hat und gewahr wird, daß Berlin sich durchaus nicht so traditionslos darstellt, wie die übrigen Metropolen der Alten Welt gern behaupten.

Bei den Denkmälern machte Hardy beredt und mit seinen weiten Gesten den Erklärer. Es ging ihm oft so, wenn er Fremden sein Berlin vorstellte. Er fühlte sich dann als Besitzer, ja fast als Schöpfer. Alle seine Liebhabereien und seine geheimsten Instinkte fühlten sich gehoben und geschmeichelt. Das gehörte ja alles ihm persönlich, und er ließ die Fremden nur gönnerhaft, großmütig so ein bißchen Anteil daran haben. Und der Fremde kam sich dann ganz klein und bescheiden vor, so sehr blendete ihn Berlin und sein Manager Hardy.

Charlotte hatte nie einen Menschen von solcher, wie sie meinte, urwüchsigen Frische gekannt. Ihre harmlose Seele hätte sich nicht vorstellen können, daß sich hinter dieser ganzen Art, sich zu geben, der harte, verbissene Kampf eines Mannes verbarg, der sich an Leistung und Geltung sinken fühlte. Freilich war ihm diese Art schon zur zweiten Natur geworden.

Aber die Damen fühlten sich überaus behaglich, als sie sich zu später Stunde am Eßtisch allein gegenübersaßen, da Hardy zu einem Herrenessen geladen war. Es war auf einmal so wohltuend ruhig und still.

Klarisse schickte auch den Diener hinaus, als er die Platten hingestellt hatte; sie wollten sich allein bedienen. Konnis Schwester hatte von vornherein einen Stein bei ihr im Brett, und Lottens Weltfremdheit, ihre großen Wunderaugen, all das Staunen und Entzücken amüsierten Klarisse, nicht zuletzt des Mädchens kindlich guter Appetit.

„Wie verschieden ihr zwei Geschwister seid!" Hardy hatte schon während der Fahrt das Du zwischen den beiden erzwungen.

„Nicht wahr," rief Lotte eifrig, „ich bin wohl mehr Väterchens Kind, und der Konni schlägt nach der Mutter. Aber ganz stimmt das nicht," fügte sie nachdenklich zu, „Mutter und Konni sind beide ernsthaft und schwerblütig. Aber bei Mutter," sie wurde rot, ihre Worte wollten ihr beinahe respektlos erscheinen, „bei Mutter gelten die Sorgen wohl immer mehr dem Persönlichen, Konrad sorgt sich mehr um —" sie fand den Ausdruck nicht für ihren noch unklaren Gedankengang.

„Dein Bruder wird hart mit dem Leben zu kämpfen haben, er ist zu wenig Egoist."

„Der Konni?" fragte Lotte leichthin.

„Wir kennen ja niemals ganz, die zu uns gehören, Kind. Wenn sie aus edlem Stoff gemacht sind, dann verbergen sie ihre Tugenden, als ob es Sünden wären oder Gebrechen."

Das gefiel Lotten, wie die ganze feine Frau ihr gefiel. Sie fragte eifrig: „Ich weiß gar nicht, wo Sie — wo du herkommst, Klarisse. Ich habe noch so wenig von dir gehört."

„Aber daß ich Offizierstochter, ein Fräulein v. Kühlwang war, das hast du wohl gehört. Der Vater wurde viel herumgeschickt; alle paar Jahre mußten die Eltern den Aufenthalt wechseln. Wir wurden nirgend recht warm und heimisch. Und sie starben früh. Da kam ich als Hofdame nach Thüringen, auf das Waldschlößchen Wildenfels im Schwarzburgischen, zur alten Prinzeß Friederike Ottilie."

„Nein wie herrlich, wie romantisch", rief Lotte.

Klarisse lächelte herb. „Es war nichts als ein Unterkriechen gewesen, bei einer galligen alten Durchlaucht, die man nach dem einsamen Wildenfels abgeschoben hatte, wie man ein unbrauchbares, altes Möbel auf den Speicher schiebt. Aber die Pön hatte nicht lange gewährt."

Einmal waren sie zu einem Familienfest bei den schwarzburgischen Herrschaften zur Tafel gewesen. Da hatte Eduard Hardy sie gesehen, den der Fürst in Berlin beim Kronprinzenpaar kennen gelernt hatte. Dieser elegante, redegewandte Malerprofessor hatte das Dornröschen erlöst. Wie war er entzückt, wie war sie dankbar gewesen.

„Aber dann wurdest du doch glücklich?" fragte Lotte atemlos. Alle seligen Stunden fielen ihr ein, die sie der Marlitt verdankt hatte.

„Ja, gewiß", sagte Klarisse und neigte den schmalen Kopf; es sah aus, als wäre ihr die blonde Haarkrone zu schwer — „für das Glück der Frau ist immer der Gefährte entscheidend, den sie findet."

„Und wenn sie ganz für sich bleibt?" klang es aus dem Nebenzimmer.

Klarisse lachte. „Darüber mir den Kopf zu zerbrechen, bin ich nicht modern genug, Sidi. Komm aber herein, hier ist Konrad Wagners Schwester."

Lottens Herz fing an zu pochen. Unter allem heut Erlebten hatte sie der Gedanke nicht losgelassen, ob etwa jene Sidonie, den Namen hatte sie sich wohl gemerkt, die Heldin von Konnis Abenteuer gewesen sein möge.

Sie fing zunächst nur den starken und eindringlichen Blick der Eintretenden auf, die ganz merkwürdige Augen hatte, fast schwarz unter ungewöhnlich dunklen und breiten Brauen.

Sidonie trat schnell mit ausgestreckter Hand auf Lotte zu. Ihr Händedruck war freundschaftlich und fast wie der eines lebhaften Jünglings. Sie war nicht groß und sehr schlank, ein Figürchen von vollendeter Vornehmheit; und zwischen den üppigen Wellen ihres dunklen Haars sah das Gesicht schmal und unendlich zart aus.

„Sie sind doch sehr verschieden, Sie zwei Geschwister", sagte nun auch Sidonie und setzte sich zu den beiden Damen. Sie seufzte, dann lachte sie wieder. „Zu amüsant, daß ihr gleich beim Kapitel ‚Mann' angelangt seid."

„Das war doch nur Zufall, Sidi", meinte Klarisse. „Ich bin über das Kapitel hinaus, und Charlotte ist wohl noch nicht so recht dabei angelangt. Liebe Charlotte, das ist Sidonie Hardy, die Tochter von Eduards verstorbenem Bruder, eine sehr selbständige junge Dame, mit der nicht immer gut Kirschen essen ist."

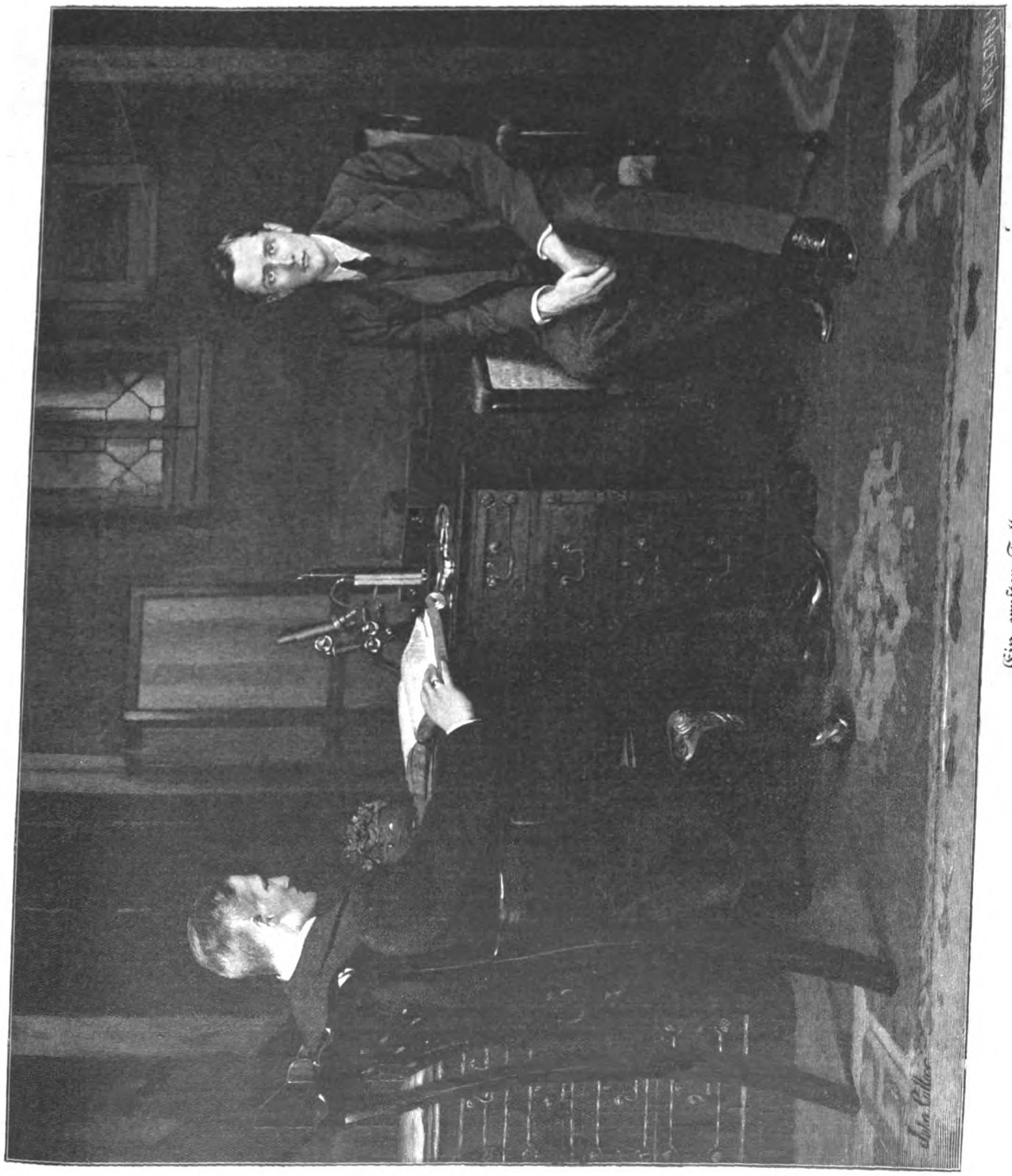
„Sehr gut sogar; man muß nur meinen Willen nicht beugen wollen, wo er gut ist."

Sidonie saß ganz still, hatte die Ellbogen auf den Tisch gestützt, und ihr Kinn ruhte in beiden Handflächen. Sie sah auf das ruhige, blühende Mädchen und fragte langsam, wie unter einem innerlichen Zwange: „Wissen Sie eigentlich, daß Ihr Bruder mich aus dem Wasser geholt hat? Er hat mir ‚das Leben gerettet', wie man so zu sagen pflegt. Übrigens hätte ich mich schon allein herausgekrabbelt, denn ich schwimme wie ein Fisch."

„Dann sind Sie ja meinem Bruder also gar keinen Dank schuldig", sagte Lotte kalt und wunderte sich über ihre Kühnheit, denn die aparte Schönheit Sidoniens, der matte Hauch eines erlesenen Duftes, der den Seidenspitzen ihres schwarzen Kleides entströmte, hatten dem einfachen Mädchen großen Eindruck gemacht.

Sidonie lachte leise, schwermütig und ironisch.

„Ja, wenn du schon selbst davon sprichst, wie kam es nur, Sidi?" fragte Klarisse.



Ein ernster Fall.
Gemälde von H. J. Collier.

„Nun, ich könnte ja vielleicht ausgeglitten sein. Es war nach dem tollen Regen, die Bohlen der Brücke so schlüpfrig. Ich bin nervös; ringsum der Fahrlärm und das Gedränge; plötzlich tutet halb neben, halb hinter mir ein Automobil — ich gleich unter den Eisentraillen des Geländers hindurch. Fräulein Wagner, dergleichen lesen wir alle Tage in den Zeitungen. Passiert es einem, den sie kennen, dann bauschen's die Leute zu einem großen Ereignis auf. Bleiben Sie lange in Berlin?"

Lotte fand sich nicht gleich im Augenblick in die sprunghafte Art des Mädchens, und so sagte Klarisse: „Hoffentlich recht lange. Sie wird uns eine sehr liebe Hausgenossin sein, und sie kennt noch so wenig. Berlin ist für solchen lieben Neuling auch ein guter Boden zum Lernen."

„Darf ich Sie etwas herumführen?"

Lotte antwortete nicht sogleich. In ihren Augen stand ein Protest, sie fühlte sich für ihren Bruder beleidigt.

Sidonie lachte wieder ihr leises, melancholisches Lachen. „Ich habe kein Glück bei den jungen Wagners. Bei Ihrem Bruder auch nicht, Fräulein Charlotte —." Schwermut klang durch die beabsichtigte Ironie hindurch.

„Sehen Sie —" fuhr sie fort — „Onkel Eduard und Klarisse werden Sie in die Museen und in die Theater führen, allenfalls in den Reichstag. Und dann in den Tiergarten und in die Umgegend von Berlin, die schöner ist als ihr Ruf. Das ist immer das gleiche Programm, wenn man Fremde da hat. Und mit Damen geht man zu Wertheim und Gerson. Es ist immer die gleiche Leier. Aber das ist nur die eine Seite von Berlin, die ganz auf der Oberfläche liegt."

„Wenn Sie meine Heimatstadt kennten, Fräulein Hardy —"

„Sagen Sie doch Sidi zu mir!" — das klang fast demütig bittend.

Das tat aber Lotte nicht, sie fuhr fort: „dann würden Sie finden, daß man mir mit alledem eine ganze Welt auftäte."

„Ach Gott —" seufzte Sidonie — „ich bin ja schon so alt, schon zwanzig gewesen. Meine Sehnsucht geht nach ganz anderen Richtungen."

„Sie gehören vielleicht zu den Frauen, die sich emanzipieren wollen, die arbeiten und Geld erwerben wollen und keinen Mann brauchen? Zu den starken Geistern?" Lotte kam sich fast bedeutend vor mit dieser dreisten Frage. So hätte sie sich zu Hause, im Bannkreise der Eltern, gar nicht auszudrücken gewagt. Wie doch die Fremde einen frei macht und stählt, dachte sie.

Aber Sidonie sah auf ihre weißen schlanken Hände, und ihr herbes Lächeln zuckte um die Lippen. „Ach nein, ich gehöre gar nicht zu jenen Frauen. Ich suche die Liebe — mit Inbrunst suche ich sie, und da scheint einem der Mann gar nicht überflüssig."

„Aber wie kann man das nur so offen aussprechen —" rief Lotte fast empört.

„Ich kenne kein Gesetz, das uns verböte, eine ehrliche Herzenswahrheit zu bekennen. Die Liebe kommt heute zu kurz in der Welt, und was könnte uns Jungen wichtiger sein?" Sie fragte sehr sanft und hatte wieder ihren werbenden Blick.

„Ich weiß nicht —" sagte Charlotte sinnend, „zu mir ist die Liebe noch nicht gekommen —" wie merkwürdig schien es ihr, über dies heikle Kapitel so offen zu sprechen, noch dazu mit einer ganz Fremden — „und mein Bruder sagt, zur Liebe würde er nie Zeit haben. Zur Freundschaft wohl, aber Liebe sei zu anspruchsvoll für einen Menschen mit einer Lebensaufgabe."

„Ach, ihr Kinder —" rief Klarisse und errötete wie ein junges Mädchen, „ich glaube, die Liebe ist für die meisten Menschen wie der Falter im Märchen. Sie sehen ihn gaukeln, ferner, näher, im Sonnenglanz funkelt er wie ein Edelstein — aber fangen läßt er sich nur von wenig Auserwählten."

„O Klarisse —!" rief Sidonie und zog ihre dunklen Brauen schmerzhaft zusammen, „und es gibt kein Heilmittel gegen die Liebe?"

„Doch wohl, die Arbeit", sagte Lotte bestimmt.

Da lachte Sidonie, aber diesmal ein helles, übermütiges Lachen. „Nein, über solche abgrundtiefe Lebensweisheit! Was habt ihr denn in eurer guten Stube für Bilder hängen?" Sie war glücklich wieder abgesprungen.

Aber Lotte war es schon recht, das heikle Thema zu verlassen, und sie erklärte lachend: „Über dem Sofa die Bilder der Eltern; über dem Schreibtisch Kaulbachs Hunnenschlacht; über dem Vertiko zwei Pendants, Sichel und Kiesel, sehr schöne Frauenköpfe; und über der Chaiselongue Guido Renis Aurora. Drei helle Fenster und kirschrote Polster."

Das amüsierte die beiden Damen königlich, o ja, so etwas gab es, so was bewährt Herkömmliches, ganz abseits von Klinger und Hodler, von Habermann und Slevogt, von allen den erschreckend Neuen, an denen alte Werte beinahe schon etwas abblaßten und gutgläubige Herzen erschraken.

Die Damen machten eifrig Pläne für alles, was man Charlotten zeigen wollte. Die wunderte sich, denn man hatte eigentlich bisher nicht viele Umstände mit ihr gemacht. „Wenn die Eltern mich so lange hier lassen, und wenn es Konni gut geht."

„O, dem geht's schon gut —" sagte Sidonie träumerisch.

„Woher wollen Sie denn das wissen?"

„Weil mir sonst mein Herz wie ein Zentner in der Brust läge."

Und die ehrliche, vernünftige Lotte unterdrückte mit Mühe ein Achselzucken; sie hielt den Gefühlsüberschwang Sidis für Pose. Und Konrad hatte ja geradezu abgelehnt, ihre Grüße zu erwidern. Wenn er sie liebhätte — —, ja, aber wenn nicht, dann hätte er doch die kleine, gleichgültige Höflichkeit wohl kaum versagt. —

Die alten Wagners hatten den längeren Urlaub für Lotte bewilligt. Alle Hoffnungen Mamachens schossen wieder mächtig ins Kraut. Auch Konrad hatte befürwortend geschrieben und hatte in einer Nachschrift flüchtig hingekritzelt, daß er schon vor ein paar Wochen promoviert hätte.

Die alten Herrschaften hatte es bitter gekränkt, daß der Sohn das bedeutsame Ereignis nicht sofort mitgeteilt hatte. Das Staatsexamen war ja schon vor Jahr und Tag bestanden. Nun war er für die Alten der „Doktor" Konrad Wagner, vor dem die großen Karrieren ausgebreitet lagen. Er selbst, das wußten sie, legte ja keinen besonderen Wert auf solche Dinge. Ihm war es ganz selbstverständlich, daß man sein Examen bestand und seinen Weg glatt und anständig machte. Aber wie konnte er seinen Elten die Herzensfreude so lange vorenthalten!

„Jugend," seufzte die Mutter, „ach, die Jugend von heutzutage!"

Und etwas heimliches Geseufze stand auch zwischen den Zeilen ihres korrekten kleinen Briefes an Hardy; nur nicht das Kind verwöhnen; anspruchslos müsse sie bleiben, ganz anspruchslos, denn das Leben habe sie nun einmal auf einen bescheidenen Platz gestellt.

„He —" rief Hardy über die Tasse weg, denn der Brief war mit der Morgenpost gekommen, „wer hindert denn solch ein Prachtmädel, den bescheidenen Platz mit einem ganz famosen andern zu vertauschen? Ich garantiere deiner guten Mutter einen sehr annehmbaren Schwiegersohn."

„Aber nicht ohne Liebe —" rief Lotte erschrocken.

„Nie, natürlich nicht!" sagte Hardy mit einer grandiosen, halbkreisförmigen Armbewegung, die um so eindrucksvoller wirkte, als er dabei seine große vergoldete Kaffeetasse durch die Luft schwenkte — „zum Glück aber ist das Herz ein akkomodationsfähiges Organ in den flüchtigen Tagen des Liebesverlangens, sonst kämen wohl weniger Ehen zustande."

(Fortsetzung folgt.)

Die preußische Städteordnung vom 19. November 1808.

Von Walter Friedensburg.

Als in den verhängnisvollen Oktobertagen des Jahres 1806 den jugendfrischen Kräften Frankreichs der Staat Friedrichs des Großen unterlag, kam dies Ereignis Tieferblickenden nicht unerwartet. Schon im Todesjahre des großen Königs hatte der französische Politiker Mirabeau den nahen Fall des preußischen Staates vorausgesagt und sein Verdammungsurteil über den Absolutismus ausgesprochen, der von Friedrich in höchster Vollendung ausgebildet worden war. Lief doch das friderizianische System auf äußerste Zentralisation des Staates in eine höchste Spitze aus, auf Unterordnung des einzelnen, der Gemeinden, der städtischen Körperschaften unter die Staatsbehörden, und Unterordnung dieser unter den Souverän. Der Staat war zu einer überaus künstlichen Maschine geworden, deren treibende Kraft allein das Königtum war; auf die beiden Augen des Monarchen war alles gestellt. Auch das wirtschaftliche Leben war nicht bloß der Aufsicht, sondern auch der unmittelbaren Leitung der Staatsgewalt, also der Krone, unterworfen; letzterer aber diente eine zahlreiche und routinierte, jedoch unselbständige und mittelmäßige Bureaukratie als Werkzeug der Staatsverwaltung und ein von adligen Offizieren befehligtes, großenteils noch durch Werbung von Ausländern zusammengebrachtes Heer zum Halt und zur Schutzwehr. Ganz und gar hatte es dieser Staat versäumt, seine Wurzeln in die Tiefe zu versenken; die breite Masse der Bevölkerung war unmündig und willenlos geblieben, ohne Initiative, unfähig, sich selbst zu helfen, ebenso unfähig aber auch, dem Vaterland in seinen Nöten zu Hilfe zu kommen.

Dieses System war es, das zwanzig Jahre nach dem Tode seines Schöpfers im gewaltsamen Zusammenstoß mit den Kindern einer neuen Zeit zertrümmert wurde. Als nach der Schlacht von Jena das Heer auseinanderlief, die Festungen des Landes übergingen, der König in rastloser Eile nach dem äußersten Osten der Monarchie flüchtete und die Bureaukratie hinter ihm drein eilte, da war es in der Tat mit Preußen aus, mit jenem alten Preußen des Absolutismus, des Feudalismus und der Bureaukratie, das, in den alten Traditionen erstarrt, sich von der Zeit hatte überholen lassen.

Allein über den Trümmern des alten Staates Friedrichs des Großen erhob sich nun mit fast unbegreiflicher Schnelligkeit ein neues Preußen, das den verloren gegangenen Zusammenhang mit der Zeitentwicklung wieder herstellte. Unmittelbar nach dem Falle beginnt der Aufbau; seine Stützen aber bilden nicht mehr Mißtrauen und Bevormundung, Privilegien und Standesunterschiede, sondern Vertrauen, Gleichberechtigung und freies Spiel der Kräfte.

Der Werkmeister bei diesem Bau ist ein Nichtpreuße gewesen, der Reichsfreiherr Karl vom Stein, in dem der unruhige, unberechenbare Stand der Reichsritter in dem Augenblicke, da er als solcher unterging, seinen bedeutendsten Vertreter hervorgebracht hat. Trotz seines unabhängigen Sinnes hatte Stein den preußischen Staatsdienst gesucht, weil er in den deutschen Großstaaten, vor allem in Preußen, das Heil für die Zukunft Deutschlands erkannte. Zum Minister aufgestiegen, erlebte Stein als solcher das Unglücksjahr 1806. Er gehörte zu den wenigen preußischen Staatsmännern, die damals nicht den Kopf verloren; seine Umsicht rettete die sämtlichen Kassen seines Departements, deren Bestand dem Staate die Fortführung des Krieges im nächsten Jahre ermöglichte und noch darüber hinaus dem Hof und den Behörden das Dasein fristete.

Aber erst als Preußen nach dem Tilsiter Frieden vollends am Boden lag, offenbarte sich die Größe des seltenen Mannes im ganzen Umfange. Steins Reformeifer war mit dem Träger der Staatsgewalt, König Friedrich Wilhelm III., der sich von den Gepflogenheiten des Absolutismus noch nicht hatte freimachen können, hart zusammengestoßen und der Minister Anfang 1807 in erklärter Ungnade entlassen worden. Jetzt aber, da alles versagte, berief ihn der König aufs neue als den einzigen, von dem Rettung kommen könne, und Stein sah sich mit Vollmachten ausgestattet wie nie zuvor ein preußischer Minister. So trat er, klaren Blickes und innerlich längst vorbereitet, an die Aufgabe heran, den gefallenen Staat auf neuen Grundlagen aufzurichten.

Steins großes Ziel war es, die Nation, das Volk, mündig zu machen. Es galt, wie er sich ausdrückte, „die Fesseln zu zerbrechen, durch welche die Bureaukratie den Aufschwung der menschlichen Tätigkeit hemmt, jenen Geist der Habsucht, des eigennützigen Vorteils, jene Anhänglichkeit ans Mechanische zu zerstören, die diese Regierungsform beherrschen". „Man muß", ruft er aus, „die Nation daran gewöhnen, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus jenem Zustande der Kindheit herauszutreten, in dem eine immer unruhige, immer dienstfertige Regierung die Menschen halten will." Der einzelne Staatsangesessene aber soll dann durch die Aufhebung des Drucks von oben und die Begründung einer Verantwortlichkeit ein näheres Verhältnis zur Allgemeinheit gewinnen, sich als Glied eines großen Körpers fühlen: „das Volk soll", sagt Stein einmal, „genötigt werden, König und Vaterland dergestalt zu lieben, daß es Gut und Leben ihnen gern zum Opfer bringe."

Es ist Stein nicht beschieden gewesen, das gesteckte Ziel, das ihn folgerecht bis zu dem Gedanken an Reichsstände führte, vollauf zu erreichen. Aber ein gewaltiges Probestück seines Wollens und Vollbringens hat er abgelegt, an einer Stelle dem freien Spiel der Kräfte breiten Eingang in den preußischen Staat eröffnet. Das ist geschehen durch die „Städte-Ordnung" vom 19. November 1808, deren hundertsten Geburtstag wir in diesen Tagen feiernd begingen.

Wie kraftvoll und bedeutsam war doch einst das Bürgertum in die deutsche Geschichte eingetreten, als es sich seinem Kaiser, dem hochgemuten Heinrich IV., in dessen Kampfe gegen Adelshochmut und Pfaffenlist wehrhaft an die Seite stellte. Mit dem Emporkommen der Städte sind in unserem Vaterlande die ersten Regungen des Nationalgefühls verbunden gewesen; an die Städte knüpfte nicht minder die bedeutsamste innere Umwälzung der älteren Zeiten, der Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft, das will sagen, die Loslösung der Nation von der Scholle; im Zeichen des mobilen Kapitals durchbrach das Bürgertum die Schranken des Lehnssystems und führte die Welt aus der Gebundenheit und Isoliertheit des Mittelalters zu freieren Daseinsformen hinüber, um dann freilich selbst seine besten Errungenschaften an den jungen fürstlichen Staat abzugeben, der überhaupt erst durch Aneignung des in den Städten geschaffenen Begriffs des Gemeinwesens zum Staat geworden ist. Aber das Übergewicht des Fürstentums drückte seit dem 16. Jahrhundert die Städte nieder und unterwarf sie sich, wobei nicht nur die geschichtlich überkommene Sonderstellung der Städte beseitigt, sondern auch die bürgerliche Selbstverwaltung angegriffen wurde; die städtischen Obrigkeiten sanken — zumal im absolutistischen Preußen — auf die unterste Stufe staatlicher Funktionäre herab, die einer unbegrenzten Oberaufsicht der höheren Behörden, ja nicht selten den willkürlichsten Eingriffen der Organe des Staats unterlagen. Die Folge war, daß das städtische Gemeindeleben zunehmender Erstarrung verfiel und der alte Bürgersinn mehr und mehr erstarb. Auch die großen Ereignisse des ausgehenden 18. Jahrhunderts und selbst der Untergang des eigenen Staates lösten in diesem verkommenen Bürgertum keine tiefere Erregung aus.

Da mußte denn der Retter von außerhalb, von oben her kommen, und er kam. Seit dem Sommer 1808 sehen wir Stein am Werke, die Stadtverfassung umzuformen, um, wie

er selbst sagt, durch die freie Mitwirkung der Bürger bei der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten und durch die Aufhebung schwerfälliger sinnloser Formen den Gemeingeist wieder zu beleben.

Hier darf indes daran erinnert werden, daß dem Minister der wichtigste Mitarbeiter aus städtischen Kreisen erstanden ist; es war der Königsberger städtische Polizeidirektor Frey, ein Mitglied des Kreises der Königsberger Intelligenz, die ihre höchste Emanation in Immanuel Kant besaß. Stein weihte den Bürger, mit dem er im gleichen Hause wohnte, in seine Ideen ein, aus denen heraus dann Frey einen Entwurf der Städteordnung abfaßte. „Zutrauen", so beginnt der Entwurf, „veredelt den Menschen, ewige Vormundschaft hemmt sein Reifen, Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten gibt politische Wichtigkeit, und je mehr diese an Umfang gewinnt, wächst das Interesse für Gemeinwohl und der Reiz zur öffentlichen Tätigkeit, welche den Geist der Nation erhebt, zur Erwerbung gemeinnütziger Kenntnisse, ja selbst eines unbescholtenen Rufes anfeuert und dadurch den Eigensinn und die Frivolität zügelt."

Unablässig gefördert, hat die Städteordnung von dem Freyschen Entwurfe an, der ihre Grundlage blieb, noch verschiedene Stadien durchlaufen, bis sie im November 1808 dem König zur Vollziehung eingereicht werden konnte, von einem Immediatberichte Steins und des preußischen Provinzialministers von Schrötter begleitet, der nochmals den grundsätzlich neuernden Charakter des Gesetzes hervorhob, durch das die Bürgerschaften eine zweckmäßig geordnete Verfassung erhalten, um frei von der Vormundschaft handeln zu können.

Und so war es in der Tat. Die Städteordnung beseitigte, indem sie die Mediatstädte aufhob, den gutsherrlichen Einfluß, dem diese unterlegen waren, schuf ein einheitliches Bürgerrecht, das jedem Unbescholtenen unschwer erreichbar war, setzte an die Stelle der lebenslänglichen, meist durch Kooptation ergänzten Stadtobrigkeiten Magistrate von begrenzter Amtsdauer, die durch freie Wahl der Stadtverordneten aus der Bürgerschaft entnommen wurden. Die Stadtverordneten aber, fortan durch die zu territorialen Verbänden an Stelle der alten Interessenverbände der Zünfte und Klassen zusammengeschlossenen Bürger erkoren, wurden erst zu wirklichen Vertretern der Gemeinde. Zugleich verschwanden aus den als Sinekuren gehandhabten städtischen Beamtungen die gedienten Soldaten, Offiziere und Mannschaften, die das friderizianische System mit Vorliebe in der städtischen Verwaltung untergebracht hatte. Endlich wurden die staatlichen Aufsichtsbefugnisse, die bisher die städtische Wirtschaft in ausgedehntem Maß und oft in kleinlichster Weise, ohne irgendeine genau gezogene Grenze kontrolliert hatten, auf ein bestimmtes, leidliches Maß beschränkt.

Die Städteordnung vom 19. November 1808 sollte nach den Absichten ihres Urhebers nur die erste Etappe in einem fundamentalen politischen Umwandlungsprozesse des Staates bilden; ihre Bestimmung war es, den Weg freizumachen zur Ersetzung des absoluten Polizei- und Militärstaats durch die Selbstregierung eines verfassungsmäßig organisierten Volkes. Als dann aber Stein vorzeitig aus dem Amte schied, ohne einen gleichgesinnten Nachfolger zu finden, blieb die Städteordnung gleichsam als ein Torso zurück. Gleichwohl kann sie kaum hoch genug eingeschätzt werden. Indem sie die bürgerliche Selbstverwaltung im geordneten Geschäftskreis einführte, legte sie für die Erziehung der Nation zur politischen Betätigung und zur politischen Freiheit ein unverlierbares Fundament. Das fleißige, intelligente Bürgertum war fortan durch enge Interessengemeinschaft mit dem Staate verwachsen, es wurde diesem jetzt erst wahrhaft eingefügt. Wie viel näher als unter dem alten System, das, ob auch der Staat in Trümmer ging, dem Bürger die Ruhe des geduldigen Abwartens, des passiven Gehorsams anbefohlen hatte, wurde die städtische Bevölkerung von jetzt ab von des Vaterlandes Wohl und Wehe berührt, das sie nicht nur am eigenen Leibe empfand, sondern für das sie sich auch zu ihrem Teile verantwortlich fühlte.

Wenn aber das Bürgertum auf diesem Wege zu einer der stärksten Stützen des modernen Staates herangewachsen ist, so war das nur möglich, weil die Steinsche Reform zugleich den alten bürgerlichen Sinn in die Mauern der Städte zurückgeführt und jenen wagenden Unternehmungsgeist wieder erweckt hatte, der mit der Größe und Weite seiner Ziele wächst. Die kleinbürgerliche Enge und Ängstlichkeit ward — wenn nicht sogleich, so doch nach und nach — durchbrochen, ein großer Zug durchdrang die städtischen Kommunen des neuen Preußens und machte sie fähig, die Fülle der immer riesenhafter anwachsenden Aufgaben, die eine überraschend schnelle Großstadtentwicklung stellte, zu lösen, während gleichzeitig das bürgerliche Unternehmertum, auf die verbesserten Verkehrsmittel und die technischen Erfindungen der Neuzeit gestützt, das städtische Wirtschaftsleben zu einem nie erhörten Aufschwunge brachte und eine bürgerliche Industrie ins Leben rief, die sich anschickt, die Welt zu erobern.

Wenn daher auch nicht alle Blüten gereift sind, welche die Reformzeit vor hundert Jahren erschloß, wenn zumal die Reaktion, die trotz Steins in Preußen lebendig geblieben ist, der freien Betätigung des städtisch-bürgerlichen Wesens manches Hindernis in den Weg zu legen sich bemüht hat, so wird das preußische Bürgertum gleichwohl nicht aufhören dürfen, in dem Freiherrn vom Stein einen seiner hochherzigsten, größten Wohltäter zu preisen und in der Städteordnung vom 19. November 1808 seine Befreiung aus unwürdiger Knechtschaft zu nationaler Geltung und selbständiger, erfolgreicher Tätigkeit zu feiern.

Ein geschmuggelter van Dyck. (Zu dem Bild auf Seite 1027.) Seit die italienische Regierung sich endlich zu dem Gesetzerlaß aufgerafft hat, daß ohne ihre Genehmigung auch aus Privatbesitz kein Werk alter Meister mehr verkauft werden darf, ist der Veräußerung italienischer Kunstschätze an amerikanische Multimillionäre ein Riegel vorgeschoben worden. Die verarmten conti und principi und die reichen Kunstliebhaber müssen es schon sehr schlau anfangen, dem Gesetz ein Schnippchen zu schlagen. Und schlau sind sie wirklich zuwege gegangen beim Schmuggel des berühmten van Dyckschen Bildes, das nun P. A. B. Wideners Bildergalerie in Eltins Park bei Philadelphia ziert. Aus seinem Rahmen herausgenommenen und behutsam in einer eisernen Röhre von Wideners Automobil verpackt, die scheinbar zum Mechanismus gehörte, wurde es unbehelligt bis an Bord des Dampfers gebracht und zog dann über den „großen Teich". Der bekannte Bankier und Nabob aber zahlte 250 000 Dollar (rund eine Million Mark) glatt auf den Tisch — eine Summe, die heute kaum noch Staunen erregt, solche Zahlen ist man bereits gewöhnt. Ein herrlicher van Dyck ist das so nach Amerika gelangte Bild. Aus einer Säulenhalle tritt eine jener Frauengestalten, die van Dycks Pinsel so oft gemalt hat. Ein Mohrenknabe hält ihr beflissen den Sonnenschirm über den stolz getragenen, feinen, perlengeschmückten Kopf, und sie wendet sich, anmutig in Haltung und Kleidung, einem unsichtbaren Beschauer zu, für den vielleicht auch die Blume bestimmt ist, die sie noch zögernd in den schlanken Fingern hält. Im Hintergrunde dehnt sich eine Landschaft weich und anmutig in der Sonne. Schade, daß so viel Kunst und Liebreiz dem Italienfahrer wieder verloren gegangen ist — freilich mag die Versuchung groß sein, 250 000 Dollar für ein einziges Bild zu erhalten.

Fuchsriegeln. (Zu dem Bilde Seite 1013.) Merkwürdig, wie sich unser Urteil über den Rotrock, Herrn Reinele de Vos geändert hat. Noch vor dreißig Jahren wären alle Jäger einmütig wie ein Mann aufgestanden, wenn jemand sich erkühnt hätte, ihren Liebling zu beleidigen. Er war in ihren Augen der Ausbund aller List und Verschlagenheit, kurzum der Held des niederländischen Epos, dem in Wirklichkeit nur die Sprache fehlte, um seinem schlimmsten Widersacher, dem Menschen, ebenbürtig zu sein. Das ist durchaus keine Übertreibung, im Gegenteil. Die Beweise dafür liefert die Geschichte des

deutschen Weidwerks! Sie zeigt deutlich, wie infolge dieser Überschätzung des Tieres die Methoden seines Fanges immer verschmitzter und pedantischer wurden. Zuletzt hatten sie ein solches Maß von Verstiegenheit erreicht, daß die Grünröcke, die nebenbei noch ein großes Waldrevier zu verwalten hatten, keine Zeit mehr für den Fuchsfang erübrigen konnten. Dazu mußten sie zuerst „Witterungen" kochen. Den Grundstoff gaben stets gehackte Hammelbeine. Sie wurden in einem Topf gekocht, der noch nie benutzt sein durfte, sie wurden umgerührt mit einem Holzspan, der frisch aus einem großen Stück gespalten sein mußte. Daß die grüne Gilde durch die scharfriechende Witterung, durch die übertriebenen Vorsichtsmaßregeln Reinekes natürliches Mißtrauen erst rege gemacht, ahnten sie gar nicht. Aber schließlich drang die Erkenntnis doch durch, daß er nicht schlauer ist als andere begabte Tierarten, seitdem die Erfahrung gelehrt hat, daß er bei Vermeidung von Gefahren lange nicht soviel Vorsicht und Überlegung zeigt wie das Reh oder selbst Herr Lampe. Daß er vor der Fährte oder Witterung des Menschen sich nicht scheut, ist begreiflich. Deshalb besteht jetzt die ganze Kunst des Eisenlegens darin, daß man den Fuchs durch lockende Köder, wie Fleischabfälle der Küche, an den Besuch einer einsamen Waldblöße gewöhnt und ihm, nachdem er sein Mißtrauen überwunden hat, einige Tellereisen legt, in die er dann blindlings hineintappt. Von der Überschätzung stammt auch noch die Gewohnheit, bei Treibjagden den Fuchswechsel mit dem sichersten Schützen zu besetzen, damit der Schlaue nur ja nicht entwischt. In Wirklichkeit ist er leichter zu erlegen als der Hase, der in rasendem Lauf die Schneise überfällt. Denn der Fuchs kommt auf seinem bekannten Wechsel sofort angeschlichen, sobald die Treiber laut werden. Sorglos kommt er angetrollt . . . deshalb kann auch der einzelne Jäger im Winter mit einem oder zwei Jungen, die als Treiber dienen, seiner habhaft werden. Er schleicht sich unter Wind an eine Schonung oder Dickung, in der er den Fuchs vermutet oder weiß. Die Treiberjungen gehen mit Wind in die Schonung, sprechen laut und schlagen ab und zu mit einem Stock in die Äste. Dies „Fuchsriegeln" oder -drücken hat stets Erfolg. Der Schlaue schleicht vor den dummen Menschen, die ihre Anwesenheit durch solchen Spektakel verraten, alsbald auf seinem Wechsel davon . . . da . . . seitwärts von einem Holzstoß halb gedeckt, hebt der Jäger langsam die Schrotspritze zur Backe, ein Blitz, ein Knall . . . der Schlaue ist zur Strecke gebracht! F. St.

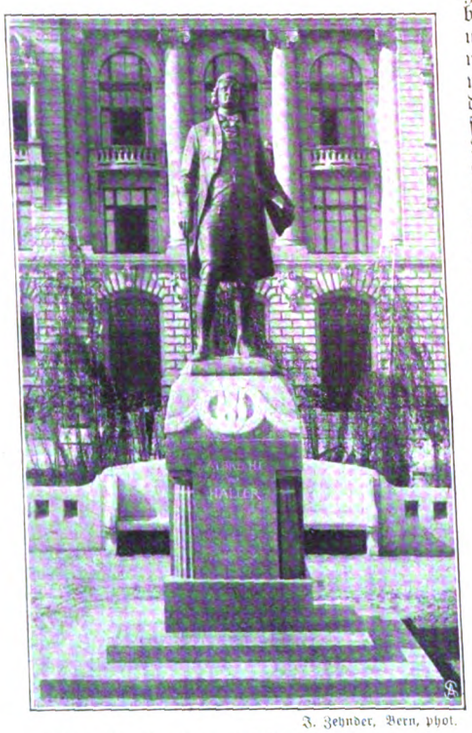
Das für 250 000 Dollar nach Amerika verkaufte Gemälde von A. van Dyck.
„Patrizierin und Mohr."

Ein schweres Grubenunglück in Westfalen. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Im Ruhrkohlenrevier, das vom Bergbau lebt, dessen Söhne zum größten Teil das harte Brot des Grubenarbeiters essen, hat sich ein Grubenunglück ereignet, das zu den schwersten Katastrophen gehört, von denen die an Unglücksfällen so reiche Geschichte des Bergbaues zu berichten weiß. Zuerst hoffte man noch, daß die Botschaft vom 12. November übertrieb, die von etwa 300 bei einer Kohlenstaubexplosion ums Leben Gekommenen sprach. Aber leider haben die nächsten Tage die furchtbare Gewißheit gebracht, daß sie fast hinter der traurigen Wirklichkeit zurückblieb, was die Zahl der Verunglückten betrifft. Die mit Todesmut aufgenommenen Rettungsarbeiten mußten schon gegen Abend des 12. eingestellt werden,

Berliner Illustrations-Gesellschaft, phot

Vom Grubenunglück auf der Grube Radbod bei Hamm in Westfalen.

weil der Grubenbrand, der verheerend unter der Erde wütete, mit zu großen Gefahren für das Leben der Rettungsmannschaften verbunden war. Von 380 Mann, die eingefahren waren, kamen nur 6 unverletzt davon, und 33 Verletzte haben so furchtbare Verbrennungen und Knochenbrüche davongetragen, daß wohl viele von ihnen noch den Wunden erliegen werden. 302 mußte man in der von Feuer unzugänglich gemachten Grube ihrem Schicksal überlassen — von ihnen allen lebt keiner mehr, 341 Tote sind zu beklagen. Die Entstehungsursache des grausigen Unglücks, das ursprünglich auf Kohlenstaubexplosion zurückgeführt wurde, ist bis jetzt vollständig unbekannt, teilweise wird an Schlagwetterexplosion gedacht. An der Einfahrt der Zeche Radbod, eine halbe Stunde von Hamm, spielten sich herzzerreißende Szenen ab, als die Kunde des Unglücks sich verbreitete und dann die ersten Toten und Schwerverletzten geborgen wurden. Der Jammer der verwitweten Frauen und verwaisten Kinder ist grenzenlos, und nur die Zeit, die Gewohnheit des Lebens können da heilend, abstumpfend wirken. Es gibt aber auch viel äußeres Elend zu lindern, es gilt, jenen Frauen und Kindern, denen der Ernährer genommen ist, zu helfen, und dazu sind in dieser Weihnachtszeit Herzen und Hände hoffentlich offen!



J. Zehnder, Bern, phot.

Das Denkmal für Albrecht von Haller vor der Universität zu Bern.
Ausgeführt von Hugo Siegwart.

Ein Denkmal für Albrecht von Haller in Bern. (Zu der obenstehenden Abbildung.) Zweihundert Jahre nach seiner Geburt, am 16. Oktober 1708, wurde dem großen Dichter und Denker Albrecht v. Haller in seiner Vaterstadt Bern ein Denkmal gewidmet. Wie ein Bindeglied steht Haller auf dem Entwicklungswege, der von Leibniz nach Goethe aufwärts führt, und wenn er, der Wahrheitsfanatiker und Selbstdenker, auch seiner Zeit oft voraneilte, so war er doch andrerseits in ihr befangen und eingeengt. Eine bedeutende Persönlichkeit und an Begabung ein Universalgenie, gleich tüchtig als Anatom, Botaniker, Arzt und Philosoph, ließ sich Haller nach Beendigung seiner mathematischen, medizinischen und naturwissenschaftlichen Studien 1729 in Bern als Arzt nieder, verdarb es aber bald mit weiten Kreisen durch die scharfe Satire seiner Dichtungen und Sinnsprüche, deren manch einer zum geflügelten Wort wurde. Im Jahre 1734 gestattete man ihm das Halten von Vorlesungen an dem neugegründeten anatomischen Theater und ernannte ihn ein Jahr später zum Stadtarzt und Stadtbibliothekar — Ämter, die er freilich nur ein Jahr lang verwalten konnte, da er 1736 als Professor der Medizin, Botanik, Anatomie und Chirurgie nach Göttingen berufen wurde. In dieser seinen großen Fähigkeiten entsprechenden Stellung gründete er nach und nach allerlei gemeinnützige Anstalten und organisierte die Königliche Sozietät der Wissenschaften, die 1751 unter ihm eröffnet wurde. 1753 legte er seine Göttinger Ämter nieder, um in die Vaterstadt zurückzukehren. Er schied am 12. Dezember 1777 aus einem reichen, arbeitsvollen Leben. Das Denkmal — ein Werk des Luzerner Bildhauers Hugo Siegwart — zeigt Haller in der Fülle seiner Kraft.

Copyright by Charles Delius, Paris.

Der Menschenaffe Zizi-Bamboula.

Der Menschenaffe Zizi-Bamboula. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Seit lange bilden die Schimpansen in unseren Zoologischen Gärten anziehungskräftige Schaustücke. Sie geraten meist jung in Gefangenschaft, und da sie von Hause aus gesellige, muntere und heitere Geschöpfe sind, so gewöhnen sie sich recht bald an ihren Wärter und benehmen sich in verschiedenen Stücken, wie Essen, Trinken und Rauchen, nach Menschenart. Der junge Schimpanse Zizi-Bamboula, den wir unsern Lesern im Bilde vorführen, ist noch nicht so weit zivilisiert; er ist aber interessant geworden durch die Reklame und mancherlei Legenden über seine Abstammung, die durch die Blätter gingen. Sein Besitzer, der Pariser Tierbändiger Pezon, berichtet nämlich, dieser Zizi sei ein Kreuzungsprodukt von einer Negerin und einem Gorilla. Italienische Schiffer sollen das „Kind" einer Negerin in den Urwäldern von Borneo abgekauft haben. Es heißt weiter, daß berühmte Forscher für diese Abnormität sich sehr interessierten, und daß Professor Metschnikoff vom Pasteurschen Institut für den Zizi 5000 Franken geboten habe. Jedem einigermaßen unbefangenen Menschen mußte diese Schauermähr sofort als unwahr erscheinen, da ja der Gorilla in Westafrika und nicht auf Borneo vorkommt. Immerhin hat die Fabel Sensation gemacht. Die Aufklärung ließ nicht lange auf sich warten. Professor Metschnikoff erklärte, daß der junge Affe ihm für sein Institut für 500 Mark angeboten wurde, daß er in ihm sofort einen Schimpansen erkannte, aber von seiner Erwerbung absehen mußte. Das Menschenähnliche an diesem Tierchen besteht nämlich in der sehr geringen Behaarung des Körpers, diese aber ist die Folge einer ansteckenden Hautkrankheit, an der der Affe litt.

Straßenbild aus Schanghai: Impfkinder.

Das Impfen in China. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Viel länger als im alten Europa wird das Impfen der Kinder im uralten „Reich der Mitte" geübt, das uns ja so manche der Kultureinrichtungen, auf die wir wunder wie stolz sind, überliefert hat. Unser Bild zeigt eine der malerisch bunten Straßen Schanghais, in der sich chinesische Mütter mit ihren Kleinen, der Impfung wartend, eingefunden haben. Von einer zur andern gehen die langzöpfigen Jünger Äskulaps, und je nach ihrem Temperament halten die kleinen Opferlämmer geduldig oder schreiend dem Messer still. Sie sind meist noch in dem Alter, wo an der Mutterbrust auch der heftigste Schmerz schweigt und zum seligen Lächeln wird.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Auf dem Weihnachtsmarkte.

Gemälde von Franz Skarbina.

Nr. 49 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Waldrausch.

Roman von Ludwig Ganghofer.

(20. Fortsetzung.)

In dem Gewoge des Staubes, bei dem man über zehn Schritte nimmer klar zu sehen vermochte, verfehlten Frau Lutz und Beda den Überstieg über die Bretterplanke — weil der Pfahl nicht mehr dastand, der die Tafel mit der Inschrift „Verbotener Weg" getragen hatte. Auf den Wiesen fanden sie keinen Pfad, gingen nur immer der Richtung zu, in der sie die Wildach rauschen hörten, und liefen auf hundert Schritte an Ambros und Toni vorüber, die von der Arbeit heimkehrten.

Auch diese beiden waren trotz der schwülen Hitze des Abends in ihre Mäntel gehüllt, mit den Kapuzen über den Hüten; die Mäntel waren aus schwarzbraunem Loden; aber jetzt hatten sie die gleiche rötliche Farbe wie dieser wirbelnde Staub — so reichlich waren sie von der fliegenden Sehnsucht des berauschten Waldes überschüttet. Unter den Kapuzen trugen die beiden ihre Taschentücher um den Mund gebunden.

Bis zum Wildacherhause sprachen sie kein Wort. Vor dem Zaungatter wollte Ambros dem Freunde die Hand reichen. Aber Toni zerrte das Taschentuch vom Mund und sagte: „Ich schau noch ein Sprüngl mit eini!"

Auf der Schwelle riß auch Ambros das Tuch von den Lippen. Und beim ersten Schritt in den dämmerigen Hausflur schrie er über die Treppe hinauf: „Mutter! Ich bin daheim!"

Kläffend kam der weiße Spitz aus der Stube gesprungen. Und die Wildacherin hustete immer, während sie sagte: „Gott sei Dank, Herr Inschenier, weil S' endlich daheim sind! D' Frau Dokter is halbert narrisch worden vor lauter Angst.

Published 3. XII. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Und grad hat s' ein Sprüngl zum Wirt ummi gmacht . . . mit der Beda . . ." Die alte Frau verstummte erschrocken, als sie beim Lichtschein, der aus der Stube herausfiel, dieses entstellte Gesicht gewahrte, in das alle Zeichen der Erschöpfung geschnitten waren.

Ambros schwieg und hielt die Fäuste um die Geländerstange der Treppe geklammert. Und Toni sagte langsam: „Mit der Beda? So so? . . . Warten därf ich net! Jetzt muß ich zur Mutter heim."

Er wollte das Taschentuch wieder um den Mund binden. Aber da faßte Ambros die Hand des Freundes, und schwer atmend sagte er zu der alten Frau: „Ich bitte, Wildacherin, holen Sie mir nur gleich ein Schaff mit frischem Wasser! Ich muß mich waschen."

Die Frau rannte davon.

Und Ambros sah dem Sagenbacher in die rotgeränderten Augen. „Ich dank dir, Tonele! Ohne deine Hilfe wär es mir in dieser grauenvollen Woche schlecht gegangen."

„Geh, was redst denn da? Leut, die zueinand ghören, helfen halt z'amm. Und morgen schlafen wir uns aus. Und am Montag hast mich wieder. Und der bsoffne Wald wird doch wieder einmal sein nüchternen Verstand finden!"

Ambros stieg müd über die Treppe hinauf. Er war schon droben in dem finsteren Giebelzimmer, als der weiße Spitz im Hausflur einen fürchterlichen Spektakel zu erheben begann. Sully schien den Toni für einen Dieb zu halten, der stehlen will. Dieses Mißverständnis war dem weißen Spitz nicht zu verübeln. Denn während die Wildacherin draußen beim Brunnen war, benahm sich der lange Sagenbacher sehr verdächtig, sprang in die Stube hinein, in der bei geschlossenen Laden die Lampe brannte, sprang auf die Handschuhmaschine zu und begann in der Lederschachtel zu kramen, die auf dem Fensterbrette stand. Ein paar lange Schritte, und unter dem schrillenden Gekläff des Spitzes war der Toni wieder bei der Haustür, just in dem Augenblick, als die Wildacherin mit der schweren Holzwanne vom Brunnen kam; aber was sie da trug, das sah nicht aus wie reines Wasser, sondern wie eine dunkle Suppe, die von einer unverständigen Köchin dick mit Safran bestreut wurde. „Geh, alts Mutterl, laß dir ein bißl helfen!" sagte der Toni. Er nahm der Wildacherin das schwere Schaff aus den Händen und trug es hinauf in die dunkle Giebelstube. „So, Brosle, da kannst dich sauber machen! Wenn ich heim komm, wird's auch gleich 's erste sein, daß ich mit'm Köpfl untern Brunnstrahl einifahr." Ambros, der in dem grauen Zwielicht am Tische saß, das Gesicht in die Arme vergraben, richtete sich wortlos auf. Und da legte ihm der Toni den Arm um die Schultern und sagte leis: „Geh, Kamerad, jetzt tu dich ein bißl aufrichten! Da draußt bei der Wildach bist auf'm Platz gstanden wie der Beste! Da hast fertig bracht, was menschenmöglich gwesen is . . ."

„Mit deiner Hilfe!"

„Na na, Brosle! Ich bin der Handlanger. Den Kopf hast du! Und ohne Hochmut därfst dir sagen, wie viel als d' wert bist. Schau, Bub, das därfst net sinken lassen, weil dir ein Zentnergwicht aufs Herz gfallen is! Es hat sich im Leben schon oft einer in die tiefsten Gräben verrennt. Aber wenn's ein richtigs Mannsbild war, hat er allweil wieder aussigfunden. 's Leben laust seine krumpen Weg, aber der Mensch muß sich allweil ein graden machen."

„Ein gutes Wort! Aber dir wird alles kluge Reden leicht, weil frohes Glück in deinem Herzen ist. Glück haben . . . das ist am Ende die einzige, siegende Weisheit des Lebens!"

„Ah na! Gscheiter als wie 's blinde Glück is allweil ein Mensch, der weiß, was recht is. Schau, fürgestern z' Mittag, wie der Bluhstaub am ärgsten gflogen is, und wie wir in der Daxenhütten haben liegen müssen, mit der Roßdecken über die Köpf . . . und wie dich da an mein Hals ghängt hast und hast mir alles gsagt . . . Bub, da is mir ein eiskalter Schreck vor allem, was Herzdurst heißt, in d' Seel einigfahren! . . . Du! Der 's Glück verdient! Und 's Elend haben muß! . . . Da kennt sich einer nimmer aus. Wer hat ein Recht aufs Glück? Wer keins? Wer schlagt auf uns eini, wer vergunnt uns ein Bröserl Freud? . . . Mit söllene Fragen hat's den ganzen Tag allweil gwuhlt in mir. Aber in der Nacht, beim Fuier und bei der Arbeit, und wie man wieder schnaufen hat können . . . schau, Brosle, da hab ich d' Ruh wiedergfunden. Und hab mir gsagt: Da stehst, und da tust dein Pflicht und Schuldigkeit!"

Schweigend zündete Ambros die Lampe an.

„Und so machst es ein Tag um den andern, bis zum letzten Schnaufer. Da kann dir kein Mensch und kein Herrgott ein Fürwurf machen. Und da kann nacher alles sein, wie's mag. Es kann so sein, wie der Pfarr sagt . . . oder es kann so sein, wie du sagst, und wie's der Waldrauscher singt, daß alls bloß ein einzigs is, Herrgott und Welt, unser durstige Menschenseel und 's gnügsamste Herzl, das in eim Vögerl schlagt, 's kleinste Blüml in der Bluh und ein endsmächtiger Wald in seim narrischen Hochzeitsrausch. No ja, meintwegen! Aber weißt, Brosle, Viech bleibt Viech und braucht sein Leitstrang und sein Stall. Und ein Baum, wann er sich krumm verwachsen hat, kann sich nimmer grad richten. Und ein bsoffener Wald, wann er sein roten Rausch hinblast aufs Leben und Schaden über Schaden bringt, der kommt zu keiner Einsicht net und hat kein reumütigen Gedanken. Aber ein Mensch hat allweil seine Herzwörtln und sein Gwissen. Und hat sein Verstand. Den muß er in der Höh halten, ob's ihm wohl is, oder ob's ihm weh tut. Und bringt er's net fertig, so is er kein Mensch net, sondern ghört mit'm Viech zur ewigen Gmeinschaft!"

Ambros, dessen Schatten schwarz auf die weiße Mauer fiel, stand vor der Lampe und preßte den Arm über das Gesicht, weil seine entzündeten Augen den Lichtschein nicht ertrugen. „Tonele, du bist gesund und stark. Das weiß ich seit zwanzig Jahren. Aber manchmal kommen Worte aus dir heraus, daß ich mich fragen muß, von wem du das lerntest."

Der Toni lachte, und dabei drehte er die rotverschwollenen Augen von der Lampe weg. „Könnt sein, daß mir söllene Sachen vor acht Täg noch net eingfallen wären. Aber seit'm Sonntag hab ich ein guten Schulmeister ghabt. Und der bist du gwesen! Am Montag in der Fruh haben die unverständigen Rammeln einander die Köpf verschlagen. Und du hast Fried geschafft!"

„. . . Ich?"

„Du, ja! Und der Wald in seiner Bluh is narret worden, und von die Wildachtaler is ein Dutzend ums ander von der Schaufel davongloffen, und ein halbs Hundert von die Wällischen hat sich mit blindheiße Augen einiglegt in d' Schupfen. Aber du hast allweil wieder ein Rat gfunden und bist am Posten gstanden, Nacht für Nacht! Allweil hab ich dich anschaun müssen. Und hab mir gsagt: Jetzt weiß ich, was Mensch sein heißt! . . . Und hast ebbes füreinandbracht zum Nutzen für ander Leut, da wirst wohl für dein eigens Leben auch noch den richtigen Rat finden! . . . So, und jetzt komm und laß dir den Kittel abiziehen! Und schlupf aus 'm Hemmed aussi! Und fahr eini ins frische Wasser!" Der Toni beugte sich über die Wanne und fischte mit den Händen den braunen Blütenstaub aus dem Wasser heraus. „Und grad so sauber wie auf Brust und Buckel mußt es einwendig halten in dir! Gelt, ja? Und laß vor deiner Mutter net merken, wie viel Sorg dir d' Arbeit macht, und wie schwer dein Herzl tragt! Muß ein anders mittragen, das eim gut is, da wird's allweil härter! . . . So, komm her! Herrgott, Bub, hast du ein nobligen Brustkasten! . . . So! Fest fahr eini ins Wasser! Und nacher leg dich schlafen! D' Müdigkeit wird dir 's Herzl schon stad machen. Bhüt Gott derweil! Und gelt, meiner Mutter sag ich ein schönen Gruß von dir. Da hat s' ihr Freud dran, weißt!"

Mit zornigem Kläffen folgte der weiße Spitz dem Toni durch die Haustür hinaus in die von dichtem Staubgewoge erfüllte Dämmerung. Der Sagenbacher schmunzelte. „Paß

auf, Sullerl, wir zwei werden noch die besten Freund miteinander!" Dann band er das Taschentuch vor den Mund und zog die Mantelkapuze über die Augen.

Eine Stunde später kehrten Frau Lutz und Beda von ihrem nutzlosen Wege heim. Das Mädel, ohne auf das Gerede der Großmutter zu hören, ging wortlos in die Stube. Frau Lutz hastete über die Treppe hinauf, und als sie Mantel und Schleier von sich abgerissen hatte, trat sie in das Zimmer ihres Sohnes. Die Lampe brannte. Und Ambros schlief in der Regungslosigkeit aller körperlichen Erschöpfung. Nur seine Brust hob und senkte sich; und jeder dieser schweren Atemzüge strömte wie leises Stöhnen. Die Augen waren mit einem nassen Leinenbausch bedeckt -- und was Frau Lutz von diesem halbverhüllten, abgezehrten Gesichte sehen konnte, das war ein Anblick, der sie zittern machte. „Kind!" Sie hob das Tuch von seiner Stirne, hauchte scheu einen Kuß auf diese rotgedunsenen Lider und strich ihm das nasse Blondhaar von den Schläfen zurück. Ambros erwachte nicht. Doch als ihm Frau Lutz das frischgekühlte Tuch wieder auf die Augen legte, schien er das zu fühlen, denn er machte mit der Hand eine müde Bewegung und flüsterte: „Mutter . . ." Und lag schon wieder in bleiernem Schlummer.

Frau Lutz nahm eine von den Plannappen und stellte sie als Schirm vor die Lampe. Um kaltes Wasser zu holen, verließ sie das Zimmer. Als ihr Schritt die leichte Holztreppe knarren machte, kam Beda aus der Stube gesprungen. „Frau Dokter? Brauchen S' ebbes?"

„Frisches Wasser."

Beda nahm den Krug, huschte in die Nacht hinaus, kam flink zurück und fragte in erregter Hast: „Was macht er denn, der Herr Brosi? Hat er verzählt, wie's ihm gangen hat? Und ob er gut heimkommen is . . . mit'm Sagenbacher?"

„Er schläft. Aber seine Augen . . . seine guten, lieben Augen . . ." Frau Lutz konnte nicht weitersprechen.

Beda stieß in Zorn die Fäuste vor sich hin. „Gleich zerreißen könnt ich den Wald, den verruckten! So wird er's mit eim jeden gmacht haben . . . der liebe und gute Augen hat!" Als sie wieder in der Stube war, blieb sie wie in einem Anfall von Schwäche an die Tür gelehnt, zog ihr Tüchelchen aus der Rocktasche und hatte lang' an ihren heißen Augen zu trocknen.

In der Kammer, deren Tür offenstand, murrte die Wildacherin: „Mach einmal Feierabend, daß zur Ruh kommst!"

„Ich hab kein Schlaf net. Und statt daß ich unter der Decken ein harts Schnaufen hab, bleib ich lieber bei der Arbeit sitzen." Mit diesen müden Worten ging Beda auf die Lederschachtel zu, um einen schwarzen Trauerhandschuh zwischen die Stahlklappen der Maschine zu nehmen.

Die Wildacherin brummte noch was Unverständliches und drehte sich auf die Seite. Doch als ihr der Schlaf schon kommen wollte, hörte sie plötzlich einen leisen Schrei. Und da fuhr sie mit so jähem Ruck aus den Kissen auf, daß die alte Bettlade krachte. „Mar' und Joseph! Was is denn?"

Auch Sully, der auf der Ofenbank geschlummert hatte, hob den Kopf und knurrte. Doch er duckte die Schnauze wieder, weil er nichts Verdächtiges gewahren konnte und nur die Beda sah. Die stand bei der Lederschachtel, zitterte an allen Gliedern, hatte brandheiße Wangen und hielt an ihrer Brust ein Sträußchen blutroter Almrosen umklammert.

„Jesses, Madl, so red doch, was hast denn?"

„Nix . . . ah na, gar nix . . . ich hab mich bloß mit der Nadel ein bißl ins Fingerspitzl einigstochen."

„Und da mußt ein Schrei tun, als hätt dir einer den Herzfaden abgschnitten? Geh, du wehleidigs Frauenzimmer! Leg dich lieber schlafen! Heut hast keine sichern Händ nimmer."

Ein wohliger Atemzug. „Hast recht, Ahnl, ja! Und jetzt, daucht mir, kann ich schlafen!" Beda blies die Lampe aus. In der Finsternis preßte sie die Blumen an den Mund und sog, als hätte sie den süßesten aller Düfte zu trinken bekommen. Die schöne Bergrose ist ohne Wohlgeruch. Und dennoch duftete das Sträußchen, das der Toni heimlich gebracht hatte -- duftete nach dem Hochzeitsrausch des Waldes, duftete harzig nach dem Blütenstaub, der sich von den qualmenden Fichten auch in die kleinen Blutkelche der Almrosen verflogen hatte.

In der schwarzen Kammer steckte Beda das Sträußchen unter die Kissen ihres Bettes. Und während sie sich entkleidete, konnte sie ganz ruhig sagen: „Draußt aufm Stubenboden hab ich so ein paar Tapper gesehen. Wer is denn mit gnagelte Schuh in der Stuben gwesen?"

„Bei uns in der Stuben? Kein Mensch net!"

„Hast aber doch gsagt, daß einer mit'm Herrn Brosi heimkommen is."

„Der Sagenbacher, ja. Der is aber bloß im Hausgang blieben. Und wie ich vom Brunnen kommen bin, hat er dem Herrn Inschenier 's Wasserschaffel auffitragen."

„So, so? . . . Gut Nacht, liebs Ahnerl!" Die Beda huschelte sich lachend unter die Decke und nahm in der Finsternis das harzduftende Rosensträußchen an die Wange.

Aber sie konnte nicht schlafen. Trotz aller Freude, die heiß in ihrem Herzen hämmerte, fuhr ihr doch immer wieder eine unbegreifliche, mit zwei „unterlandrischen Rossen" bespannte Sache durch die wirbelnden Gedanken. Drum lag sie noch mit wachen Augen, als schon ein trüber Schein des erwachenden Tages durch die Herzlöcher der geschlossenen Fensterladen hereindämmerte, und als der sonntägliche Morgengruß geläutet wurde.

Die Glocke tönte an diesem Morgen stärker, als sie sonst zu hören war. Wehte Westwind draußen? Oder trug und verstärkte der in den Lüften schwimmende Staub den Glockenton?

Droben in der Giebelstube erwachte der müde Schläfer von diesem summenden Hall und sah im Lampenschatten die Mutter am Bette sitzen; ihr Kopf lag gegen die Mauer gesunken — in ihrer Schwäche hatte der Schlaf sie überfallen; doch kaum, daß sich Ambros ein bißchen regte, fuhr sie auf und gewahrte, daß er die Augen offen hatte. „Kind!" Nur dieses eine Wort konnte sie sagen.

Er hob sich aus den Kissen und umklammerte ihre Hände. „Ach, geh doch, Mutterle! . . . Aber ich danke dir! Ich habe so schwer geträumt. Und konnte aufatmen, weil ich dich sah! . . . Aber schau nur, was du für ein müdes Gesichtl hast! Jetzt mußt du verständig sein und dich ausruhen! Ich bin doch nicht krank. Nur ein bißchen zerschlagen von der Plage da draußen. Und meine Augen . . . die hast du mir wohl seit dem Abend immer gekühlt? Weil sie nicht mehr brennen. Ich dank dir, du Liebe! Aber schau nur, wie du zitterst! Geh, Mutterle, ruh dich aus! Tu's mir zuliebe!"

„Ja, Kind!" Sie küßte seine Wange. Und ging, ohne noch ein Wort zu sagen. Und nahm die Lampe mit hinaus, die schon an den letzten Tropfen des Öles zehrte.

Die kleine Stube wurde nicht finster. Ein graues Zwielicht blieb. Und Ambros sah in dieser Dämmerung umher, als müßte er sein Erwachen erst völlig begreifen. Von einem schmerzenden Schauer befallen, verhüllte er das Gesicht mit den Händen und warf sich in die Kissen zurück. So lag er, an allen Gliedern wie gelähmt. Doch seine Seele wanderte und sang:

Durch die Nacht, auf Sternenauen,
Zieht die Sehnsucht träumend aus,
Geht zur schönsten aller Frauen,
Und im schwülen Morgengrauen
Steht sie, Lieb, vor deinem Haus.

Brauner Staub umwebt die Bäume —
-- Meine Sehnsucht schleicht ins Haus,
Taumelt durch die fremden Räume,
Stiehlt sich leis in deine Träume,
Ruht an deinem Herzen aus.

Das graue Licht, das durch die Ausschnitte der geschlossenen Laden hereinfiel, wurde ein bißchen heller. Doch es blieb noch immer wie Dämmerung. Da draußen wollte der rechte Tag nicht kommen. Und drunten in der Stube der Wildacherin rief schon der Kuckuck an der Schwarzwälder Uhr die sechste Morgenstunde. Ambros richtete sich auf. Das war die Stunde, in der sie droben bei der Wildach an jedem

Morgen nach schwerer Nachtarbeit die Feuer gelöscht hatten und in die Reisighütten gekrochen waren, um diesem erstickenden Staube zu entrinnen, der mit dem ersten Schein der Sonne aus den Wäldern zu qualmen begann. Aber wo blieb die Sonne heute? Flog der braune Staub am frühen Morgen schon in solcher Menge, daß kein Sonnenleuchten mehr herunterdrang ins Tal? Oder wollte trübes Wetter kommen? Schon seit dem verwichenen Morgen hatte der Wind in Unruh immer gewechselt, und der Barometerstand war gesunken.

Ambros saß vorgebeugt im Bett und preßte die Fäuste an seine Stirn. Die Sorge um den Fortgang seines Werkes riß ihn aus allen wehen Träumen seines Herzens. Aber auch das Denken an die Arbeit war ihm eine Qual. Durfte er hoffen? Oder mußte er fürchten? Hoffen, daß ein Regen käme, der die Luft klärte, die schmerzenden Augen heilte, das Atmen und Schaffen am Tage wieder möglich machte? Oder fürchten: daß schwere Regengüsse eine neue Gefahr für die Arbeit brächten, jetzt, da mehr als die Hälfte der einheimischen Arbeitsleute davongelaufen war und von den Italienern ein halbes Hundert krank in den Baracken lungerte — jetzt, da der Bau der Talsperre erst aus den Grundmauern emporstieg, noch zu schwach, um mächtig andrängenden Wassermengen zu widerstehen. Da brauchte kein Wolkenbruch zu kommen, nur ein Regen, der sich einhängte durch vier, fünf Tage — und bei dem unvorhergesehenen Ausfall an Arbeitskräften geriet alles in Gefahr, was man seit Wochen mit fieberhaftem Fleiße geschaffen hatte. Und wenn eine solche Gefahr mit Aufgebot aller verfügbaren Kräfte noch zu besiegen wäre — wie sollte man Ersatz für die ausgeschiedenen Arbeiter finden, um die nächsten Wochen noch ergiebig auszunutzen und den Bau der Talsperre in Sicherheit zu bringen, bevor die Gewitterzeiten des Hochsommers ihren Anfang nahmen. Noch hundert Italiener anwerben? Bis sie eintreffen konnten, gingen zwei kostbare Wochen verloren. Und die Hoffnung, daß sich den Einheimischen noch Vernunft predigen ließe, war auch in Ambros erloschen, schon seit der blutigen Prügelei, deren Spektakel ihn am Montag früh bei der Notburg empfangen hatte. Es glich schon halb einem Wunder, daß es Ambros mit Tonis Hilfe gelungen war, in dieser Woche an die vierzig von den Wildachtalern bei der Pike festzuhalten; von den sechzig anderen, die Trupp um Trupp die Arbeit im Stich gelassen hatten, war nichts mehr zu wollen; ihre Eifersucht auf die „Wällischen" und das Echo aller Hetzereien des Krispin Sagenbacher — das waren wirkende Lebenskräfte, gegen die ein vernünftiges Wort nicht mehr aufzukommen vermochte.

Aber wie nun Hilfe schaffen? In den letzten Tagen, wenn der wehende Staub vom Morgen bis zum Abend jede Arbeit unmöglich machte, hatte Ambros diese Dinge mit dem Toni endlos durchgeredet. Aber auch der kluge, starke Sagenbacher hatte keinen Rat gefunden, nur ein Wort der Hoffnung: „Es muß sich was richten lassen! D' Narretei von die Menschenleut is allweil wie ein Faden. Wenn er noch so lang is, gahlings hört er einmal auf, und 's Verstandschnürl fangt wieder an. Paß auf, Brosle, es kommt ebbes, was dir hilft! Da hab ich mein Glauben drauf!" Aber dieses Helfende mußte bald kommen! Von heute auf morgen!

Ambros war aus dem Bett gesprungen. In Hemd und Hose, bloßfüßig, riß er das Fenster auf und stieß die Laden hinaus. Ein kräftiger Windstoß fuhr in die Stube und wehte eine Dunstwoge dieses rostfarbenen Blütenstaubes herein. Die schwimmenden Schleier in den Lüften schienen seit dem Abend dünner geworden. Und dennoch ein dumpfes, trübes Grau da draußen. Der ganze Himmel mußte mit Wolken überzogen sein! Aber man sah durch die wirbelnden, vom Winde gepeitschten Staubdünste nicht hinauf in die Höhe, kaum über die Hälfte des Gartens hin. Doch Ambros wußte: jetzt wird die Erlösung von diesem fliegenden Liebeswahnsinn der Wälder kommen! Aber auch das andere wird niederrauschen aus den verschleierten Lüften. Die Gefahr! Die Zerstörung!

Durch die Stube schreitend, nahm er seine Stirne zwischen die Hände. „Denken! Wenn ich nur ruhig denken könnte!" Da hob er lauschend den Kopf. Hastige Schritte auf der Stiege draußen. Dann wurde drüben im Stübchen der Frau Lutz geredet. Ambros fuhr in Zorn auf die Türe los. „Ach, Herr du mein, jetzt lärmen sie mir auch noch die Mutter aus dem Schlafe, den sie so nötig hat!" Doch als er die Tür seines Zimmers aufgerissen hatte, stand er, als wäre in seinem Herzen kein Schlag mehr. Im trüben Zwielicht des Bodenraumes sah er eine kleine Dame gegen die weiße Mauer gelehnt, in einen lichtgrauen Mantel gehüllt, den Kopf mit einem dunklen Schleier umwunden — und in den Händen hielt sie etwas Weißes. Ambros erkannte das stumme, zitternde Geschöpf — an der schiefen Schulter. Er wollte sprechen und brachte keinen Laut heraus. Und da kam die Beda aus dem Stübchen der Frau Lutz — erschrocken drückte Ambros die Türe zu — und Beda stammelte: „Gnädigs Fräuln, d' Frau Dolter tut noch liegen. Aber d' Frau Dokter laßt Ihnen bitten, Sie möchten trotzwegen zu ihr einischaun ins Stüberl." Baroneß Zieblingen hastete wortlos gegen die offene Schwelle hin. Und Beda lispelte: „Jesus, was is denn da?"

Ein kleines Kerzenflämmchen fing zu strahlen an, als Baroneß Zieblingen in das dämmerige Stübchen trat. Neben dem Tische, von dem die Blumenstöcke ihre Schatten auswarfen, blieb sie stehen, ohne den Mantel zu öffnen oder den Schleier zu lösen. Schweigend blickte sie gegen das Bett hin, in dem Frau Lutz, vom Schein der Kerze überflackert, vor den zerwühlten Kissen saß, alle Angst ihres Herzens in den Augen. „Gott, du gütiger Himmel! Mein liebes Fräulein . . . ach, ich weiß ja gar nicht . . . aber, bitte, kommen Sie doch zu mir, und . . ."

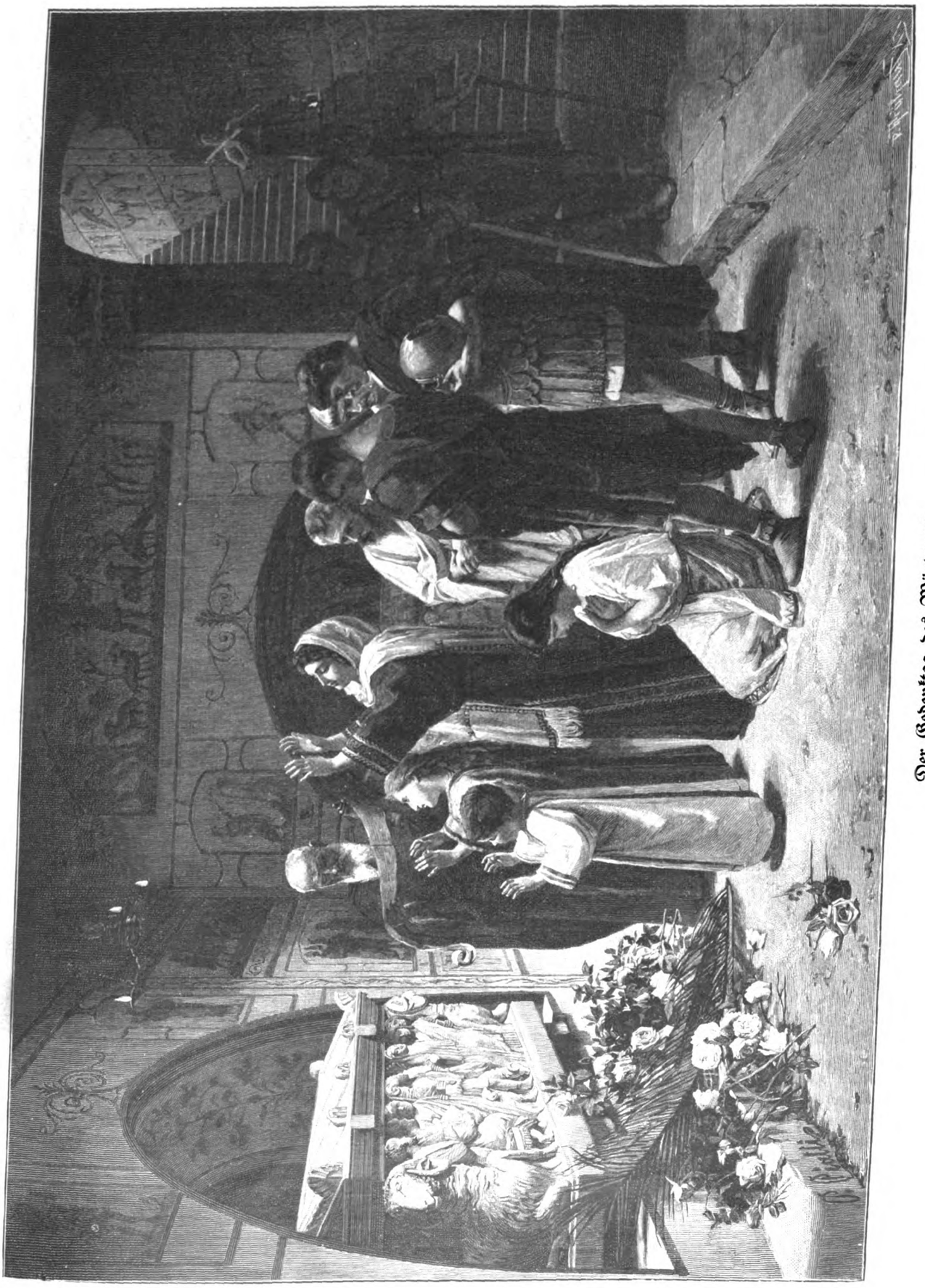
„So viel Zeit, um Platz zu nehmen, ist mir nicht verstattet. Und verzeihen Sie die Störung, gnädige Frau, zu so unschicklicher Morgenstunde. Aber schwere Zeiten zwingen zu Freiheiten, die in ruhigen Tagen unmöglich wären . . ." Auf dem Schleier des verhüllten Gesichtes erschien ein feines Geglitzer.

„Ach, Fräulein, ich bitte . . ." Frau Lutz zerrte einen Sessel zu sich heran.

Doch die Baroneß blieb unbeweglich stehen. „Es mag Ihnen nicht unbekannt sein, gnädige Frau . . . daß wir Besuch in der Villa haben. Seit vier Tagen. Dies hatte zur Folge, daß Ihre Hoheit mich gestern beauftragten, einige Zeilen an Sie zu richten . . . und mich ermächtigten, diesem Brief einen Strauß von Rosen beizufügen, deren Auswahl gestern von Ihrer Hoheit im Glashause getroffen wurde. Diese Rosen und meine Zeilen sollten Ihnen heute übersandt werden. Aber da ich nun Ursache hatte, persönlich hierher zu kommen . . ." Baroneß Zieblingen legte das Weiße, das sie in den zitternden Händen gehalten hatte, achtsam zwischen die Blumenstöcke, die auf dem Tische standen. „Gestern am Abend war der hochwürdige Herr Pfarrer von Ihrer Durchlaucht der Fürstinmutter zum Diner befohlen. Er wurde im geschlossenen Wagen geholt. Wegen dieses häßlichen Staubes. Und bei der Tafel wurde andauernd von dieser unbegreiflichen, allen vernunftgemäßen Naturgesetzen widersprechenden Erscheinung konversiert. Und als der hochwürdige Herr erzählte, wie vielen Schaden dieser Irrtum der Natur den Landleuten brächte, und daß alle Arbeit schwere Behinderung fände . . . auch die Arbeit bei der Verbauung der Wildach . . . da wurden Ihre Hoheit . . ." Baroneß Zieblingen mußte Atem schöpfen. „Ihre Hoheit gerieten über diese Nachricht in schwere, die zarte Gesundheit Ihrer Hoheit ernstlich gefährdende Besorgnis."

„. . . Fräulein!"

Der wehe Laut dieses Wortes schien die kleine Hofdame aus ihrer mühsam bewahrten Ruhe zu bringen. „Ich habe nicht den Mut, noch deutlicher zu sprechen. Gnädige Frau werden verstehen, was ich nur anzudeuten wage. Und heute nacht . . . da zogen Ihre Hoheit mich ins Vertrauen . . . und weil es mein sehnlichster Wunsch war, Hoheit zu beruhigen, hab ich einen Besuch der Frühmesse vorgeschützt und kam zu Ihnen, um Wahrheit aus bester Quelle zu holen. Nun hab'



Der Gedenktag des Märtyrers.

Gemälde von Antonio Viatti.

ich ja auch Ihren Herrn Sohn gesund und ungefährdet gesehen ... jetzt eben ... da draußen ... und nicht wahr, gnädige Frau, ich darf Ihre Hoheit mit gutem Gewissen beruhigen?"

„Beruhigen? ... Und ich selber sterbe vor Angst um den armen Buben! Gestern hab' ich so böse Dinge erfahren müssen ..."

Auf ihrem nutzlosen Wege zur Rotburg war Frau Lutz dem Zahlmeister des Herrn Wohlverstand begegnet. Der hatte kein Blatt vor den Mund genommen. In seiner Sorge um den Geldsack, an dessen Ersparnissen er mit aneifernden Tantiemen beteiligt war, erschienen ihm die Dinge, die das Gelingen des Werkes zu stören drohten, noch bösartiger, als sie in Wirklichkeit waren. Und da warf er seinen Ärger der erschrockenen Frau ins Gesicht und machte für den Ausstand der Wildachtaler und für alle Schädigung der Arbeit den „geschäftlichen Unverstand und heimatsduseligen Eigensinn" des leitenden Herrn Ingenieurs verantwortlich. Was Frau Lutz da erfahren hatte, das stammelte sie jetzt aus ihrem bedrückten Herzen heraus. Und die kleine Zieblingen hörte diese schluchzende Sorge stumm und zitternd an.

Im Wehen des Windes ein hallendes Glockenläuten.

Die Baroneß, von Schreck befallen, lispelte tonlos: „Die Frühmesse ... meine Zeit ... ich darf nicht ..." Und verstört, ohne für Frau Lutz noch ein Wort des Abschieds zu finden, huschte sie zur Tür hinaus.

Kaum war ihr Schritt auf der Stiege verklungen, als Ambros über die Schwelle trat. „Mutter? Was war das?"

Seine Stimme klang wie der Schrei eines fremden Menschen. Und als Frau Lutz dieses blasse Gesicht sah, das die Erregung verzerrte, brachte sie kein Wort aus der Kehle.

„Ich bitte dich, Mutter! Sprich! Das ist fürchterlich gewesen da drüben in meiner Stube! Nicht hören dürfen ... und immer denken müssen, ich weiß nicht was! Das mußt du mir sagen, Mutter! Was wollte ... welchen Sinn hat dieser unbegreifliche Besuch?"

„Das Fräulein ... dieses gute Fräulein ist zu mir gekommen, weil ... ach, Kind, wie soll ich es dir nur sagen!"

„Sag mir's! Ich weiß ja, daß es mich schmerzen wird!"

„Nein, Kind! Es wird dich freuen ..."

„Mutter!"

„Daß diese Frau ... daß sie in ihrer Sorge um dich ..."

„Sorge? Das versteh ich nicht."

„Ach, Bros! Ich weiß ja nimmer, was ich rede! Aber dort ... zwischen den Blumenstöcken, auf dem Tische ..." Frau Lutz deutete, wie entsetzte Menschen mit den Armen deuten, wenn sie in reißendem Gewässer einen Ertrinkenden schwimmen sehen, dem sie helfen möchten. „Dort! Ich glaube, das ist für dich."

Er nahm, was er da liegen sah. Und starrte die schönen Blumen an. Und wollte sie wieder fortlegen und hielt sie dennoch fest umklammert. „Rosen! Wie man sie einem Menschen in die Hände legt, der tot sein muß!"

„Nein, nein, nein ..."

Da sah er den Brief, der bei den Rosen gelegen. Er riß ihn auf, versuchte zu lesen und streckte das Blatt in der zitternden Hand von sich fort. „Mutter ... das ist für dich!"

Sie griff nach dem Blatt und las, mit halblauter, von Tränen erwürgter Stimme: „‚Hochverehrte gnädige Frau! Im Auftrage Ihrer Hoheit soll ich die Bitte an Sie richten, daß Sie Ihrem Herrn Sohn den wärmsten Dank Ihrer Hoheit für die wertvollen Stunden aussprechen möchten, die Ihre Hoheit der Kunst Ihres Herrn Sohnes zu verdanken hatten. Dieses Schöne kam wie reiner Sonnenschein in das stille und nicht sehr fröhliche Leben Ihrer Hoheit. Ich bin ermächtigt, diesem Dank als äußeres Zeichen die mitkommenden Rosen beizufügen. Hoheit werden es hochselbst auf das schmerzlichste empfinden, daß diese schönen musikalischen Exerzitien aus zwingenden Gründen bis auf weiteres unterbleiben müssen ...'"

Ambros hatte die Rosen mit einer jähen Bewegung auf das Bett der Mutter hingelegt. „Laß gut sein! Du brauchst nicht weiterzulesen. Ich habe schon verstanden. Das ist ein Abschied ... für immer!" Er machte einen taumel[illegible] Schritt.

Die Mutter faßte erschrocken seinen Arm. „Du irrst[illegible] Bros ... nein, nein, ich lasse dich jetzt nicht fort von[illegible] Und ich will dir sagen ..." Sie verstummte. Hunde[illegible] in diesen martervollen Tagen und Nächten hatte [illegible] geschworen, ihm das zu verschweigen. Aber diese [illegible] seinen Augen konnte sie nicht sehen. Und da schrie [illegible] von Sinnen zu ihm hinauf: „Kein Abschied! Nein, [illegible] Denn diese Frau ... ich weiß es ... diese Frau hat [illegible] Das ist kein Wahnsinn, Bros! Und keine Lüge. Das [illegible] glauben! Sie hat es mir selbst gesagt ... mir, deiner [illegible]

Ein Zittern rann über seinen Körper. „So ge[illegible] Scherze solltest du mit meinem Leben nicht machen!"

„Was ich dir sagte, das ist wahr! So wahr, [illegible] ich sterben könnte für euch beide und für euer Glück! [illegible] Kind! Steh nicht so steinern da! Komm her zu mir! [illegible] deine Arme um meinen Hals! Und so ... so hat die[illegible] an meinem Halse gehangen ... und hat es mir ge[illegible] Schmerz und Freude, daß sie dich liebhat, mehr al[illegible] Gott, mehr als ihr Leben! Dich! Meinen Sohn!"

Er schwieg noch immer. Und dann brachen ihm [illegible] Und von einem stummen Schluchzen geschüttelt, preßte [illegible] Gesicht in den Schoß, der ihn geboren hatte. —

— Draußen läutete noch immer die ferne Glocke, [illegible] nah zu klingen schien, als hätte man bis zum Kirch[illegible] ein paar hundert Schritte zu gehen. Und das We[illegible] Westwindes war ein gleichmäßiges Rauschen geworden.

Gegen diesen starken Strom der Lüfte kämpfen[illegible] Baroneß Zieblingen über die Wiesen hin. Ihr Mantel [illegible] und die Enden ihres Schleiers flogen. Ihr entgegen [illegible] ihr vorüber jagte ein rostfarbener Dunst; mit ihm ver[illegible] sich die vom Wind aufgewirbelten Flocken und Fäd[illegible] Heues, das seit einer Woche verdorben auf den Wie[illegible] Am Ufer des Altwassers stand noch das ungemähte [illegible] Baroneß Zieblingen ging da wie auf einem linden Tep[illegible] das Gras, über das die berauschten Wälder diese [illegible] Mengen ihres klebrigen Blütenstaubes hingeblasen hatte[illegible] in eine dicke, elastische Masse verwandelt. Und der [illegible] Lauf des Altwassers bedeckte ein zäher brauner Schla[illegible] sich unter dem Zuge des Wassers träge vorwärts[illegible] wunderlich geformte Schlacken an den Ufern ablagerte.

In solchem Wasser fischen zu wollen? War da[illegible] sinnlos? Doch seit jenem roten Abend, an dem der [illegible] Huchen gebissen hatte, war dem Toni Sagenbacher n[illegible] Fischfang so glücklich geraten wie an diesem dunk[illegible] Morgen. Ein Dutzend schöner Forellen plätscherte [illegible] Gießkanne. Freilich stand der Toni — im bestaubten [illegible] und mit einem Tuch um den Mund herum — schon [illegible] Uhr morgens am Bach. Doch dritthalb Stunden hat[illegible] das gekostet, die mit einem Bleikügelchen beschwerte [illegible] schnur durch diese zähe Schlammkruste immer wieder [illegible] zubringen ins Wasser. Kaum aber sank der Haken m[illegible] Köder, da hing auch schon eine Forelle an der Angel. [illegible] die Fische hatten seit einer Woche den Mückenfraß e[illegible] müssen und waren hungrig.

Im gleichen Augenblick, als das dunstumwehte [illegible] der Baroneß an den Erlenstauden vorüberhastete, sch[illegible] Toni die dreizehnte Forelle durch den Blütenschlamm [illegible] „So! Gnug is's!" Für jeden der sechs vergangenen [illegible] tage und für jeden Tag der angebrochenen Woche [illegible] erlaubter Fisch zur leichten Kost der Lahneggerin ge[illegible] Die schwere Gießkanne aufraffend, warf Toni einen [illegible] vollen Blick zum unsichtbaren Himmel hinauf. Dieses [illegible] Dunkel da droben schien ihm nicht zu gefallen. „[illegible] sakra," brummte er unter seinem wollenen Beißkorb, [illegible] mein', da darf ich mich tummeln!"

Als er heimkam, in Schweiß gebadet und hustend, [illegible] er in die Stube und zur Lahneggerin in die K[illegible] hinein. Auch hier waren die Fensterladen geschlossen.

tel suchte Toni die Hände der kranken Frau. „Mutter! schwachs Magerl is doppelt versorgt für acht Täg. Ferchen hab ich dir heimbracht. Aber gleich muß wieder auf und davon. Grob Wetter steht ein. Und Rosle wird mich brauchen."

Die Lahneggerin sagte ruhig: „Freilich, da mußt auffi! d' Leut so schlecht und narrisch sind, müssen die paar gen seit am Fleck sein."

Hast recht, Mutter! Und laß dir's gut sein, gelt?"

Während der Toni aus der Kammer hinaustrat in die kam zur anderen Türe der Krispin herein, in seiner Ausgala, mit einem klobigen Regendach unter dem Arm. Jünglingsbauer schmunzelte spöttisch, als er den Bruder te. „So?" sagte der Toni, drückte die Kammertüre ins Schloß, packte den Krispin mit beiden Fäusten Brust, schob ihn hinaus in den Flur und hielt ihn dem Brette fest, auf dem das walfischähnliche Konterfei gen Huchens in Brandmalerei zu sehen war. „Du kommst nd wie gwunschen. Mit dir muß ich ein Wörtl reden!"

n diesem jähen Überfall verblüfft, bekam der Jünglings- das Käsfarbene im Gesicht — weil er doch kein völlig Gewissen hatte. Doch er maulte in seiner groben Art. Du Narr du! Langsam ein bißl!"

aß auf, gelt! Jetzt sag ich dir ebbes. An die sechzg sind bei der Wildach von der Arbeit ausgstanden. hast du verhetzt! Du! Ja, du!"

Krispin merkte, daß von einer völlig ungefährlichen die Rede war, erholte er sich flink von seinem Schreck zu lachen an.

wird dirs Lachen schon noch vergehn. Wann's heißt! Verstehst mich! Und die Ausschusser hast zu chen, untatsächlichen Protest ans Bezirksamt verschmust! alls haben wir Zeugen, die schwören können. Und der Bauleitung um deintwegen ein Nachteil zuwachst, ein Prozeß auf Schadenersatz. Und zahlen mußt! Und nzen Hof kannst versilbern! So! Jetzt weißt es! Jetzt dich hinnen, so lang's noch Zeit is!" Der Toni griff einem Rucksack, der am Stiegengeländer hing, und sauste hinaus.

besann sich Krispin ein paar Sekunden. Aber fing er wieder zu lachen an, ruderte mit den und brüllte hinter dem Bruder her: „Ah, narret! ebba, ich kenn 's Gsetzbuch net besser wie du! Was mich die ganze Sauerei bei der Wildach da draußten und du und dein schmalziger Inschenier mit seim Gsindel, ös könnts mir alle miteinand auf'n Buckel Ös Unchristen, ös gottverlassene! Mit Dynamit die heilige Notburga vom geweichten Postamentl abi Und weil enk die Heilige zur Straf ein Schaden sollt ich schuld sein! Ah, da legst dich nieder!"

Toni, der schon draußen auf der Straße war, hörte mehr von dieser Gescheitheit. Er setzte auch keine große auf die Wirkung seiner Worte. Er hatte getan, der Augenblick eingegeben, hatte mit dem Bruder et, wie er dachte, daß es auf ihn wirken könnte, aber: pin blieb eben der Krispin!

einem ähnlichen Aber in den Gedanken trat Toni beim eister ein. Der saß mit seinem Weib und seinen vierzehn in der Küche rings um den Herd bei der Morgen- und ein struwwelköpfiges Büberl jammerte eben: , so viel schiech schmecken tut d' Suppen schon wieder!" mußte husten, bevor er reden konnte. „He, Burger- Ein Wörtl z'reden hätt ich."

eilich, ja!" Der Bauer mit den klugen Augen legte el fort. „So ein Burgermeister muß allweil zum sein! Suppen oder Schlaf. Alls muß er dahint lassen!" mit dem Toni in die Stube. Und hinter den beiden Bürgermeisterin hereingehuscht und begann in einem dlaiten nach einer Sache zu suchen, die nicht zu war.

Während Toni von dem Ausstande der Arbeiter sprach und von der Gefahr, die bei der Wildach drohte, hörte der Bauer aufmerksam zu. „Ja, Bub, hast schon recht! So ebbes Nutzbars wie d' Wildachverbauung! Da sollten d' Leut schon verstandsamer sein!"

Die Ruhe dieser klugen Worte rührte im Toni einen heißen Ärger auf. „Geh, du! Warum hast denn net so zu die Ausschusser gredt, wie s' den verlogenen Protest ans Bezirksamt gmacht haben?"

„Verlogen? So so? No mein, was weiß denn ich? Ich bin der Burgermeister. Der Haferlputzer! Und d' Ausschusser machen's halt, wie s' mögen." Drüben beim Schubladkasten fing die Bäuerin auf eine nicht ganz natürliche Art zu husten an.

„Mensch!" Der Toni faßte den Bürgermeister an den Schultern. „Ich bitt dich um Gotts willen! Du hast doch ein Verstand! Du kannst dir doch sagen, wie viel auf'm Spiel steht! . . . Oder meinst ebba, ich soll ein Sprung zum Herrn Pfarr auffi machen, daß er uns ein Beistand tut?"

„Ich tät dir's net raten. Der Herr Pfarr is schiech verschnupft. Z'erst hat ihm der Herr Inschenier net so viel Ehr geben, daß er ein Bsuch im Pfarrhof gmacht hätt. Und nacher hat man den Herrn Inschenier zwei Monat lang in keiner Kirch gsehen." Weil die Bäuerin hustete, verstummte der Bauer.

„So? So?" fuhr es dem Toni in Zorn heraus. „Ein nutzbars Werk muß Schaden leiden, weil man vor der Pfarrköchin kein Buckerl net macht! Respekt vor so eim Christentum!"

„Du, da hast mich aber falsch verstanden!" brauste der Bürgermeister auf. „Ich will nix gsagt haben. Bloß Mutmaßungen hab ich gmacht . . ."

„Ja," fiel die Bäuerin hurtig ein, „das kann ich bezeugen! Der Herr Pfarr tut auf Visiten net anstehn. Was den Herrn Pfarr so schiech verdrossen hat, is bloß der Unglimpf gwesen, den die heilige Notburga leiden hat müssen. Und drum hat unser Herrgott zur Straf den Staubschaden gschickt und söllene Täg hergmacht wie bei der ägyptischen Finsternis."

„Ja!" pflichtete der Bauer bei. „Und die Unschuldigen müssen mitleiden. 's ganze Heu is mir versaut."

„Michel, tu dich net unchristlich äußern!" mahnte das Weib. „Unser Herrgott wird schon d' Heiden von die Christen auseinand halten."

Toni, dem die Fäuste zitterten, war einem Wutausbruch nahe. Aber da flog ein greller Schein über die Fenster hin, und während die Stube nach dem blendenden Lichte finster wurde, ging ein dumpfes Rollen durch die Lüfte. „Mar' und Joseph! 's Wetter kommt!" Wie ein Narr sauste der Toni zur Türe hinaus und der Straße zu. „Miserablige Bagasch übereinander!" Mit diesem Stoßseufzer erledigte er den mißlungenen Versuch, dem Freunde Hilfe zu schaffen.

Noch fiel kein Regen. Doch immer wieder flackerte im trüben Morgen dieses grelle Leuchten auf, und die Berge dröhnten vom Widerhall des fernen Donners. Der sausende Wind fing in Wirbeln zu stürmen an und blies den dick umherliegenden Blütenstaub der Wälder vom Boden auf, so daß eine Jagd von braunen Wolken über die Wiesen hinfuhr.

Der lange Sagenbacher war in seinem ganzen Leben noch nie so flink durch das Tal hinaufgekommen wie in dieser sorgenschweren Morgenstunde. Als er atemlos das Gehöft der Wildacherin erreichte, kam das Gewitter am dunkel verhüllten Himmel schon über den Talkessel hergezogen, und die ersten Tropfen begannen zu fallen, groß und schwer. Keuchend sprang der Toni ins Haus und fand die Beda mit der Großmutter in der Stube. Gleich erkannte Sully den „Dieb" wieder und schlug einen solchen Spektakel auf, daß Toni schreien mußte, um sich verständlich zu machen: „Wildacherin, sei so gut und renn zum Brosi nauf und sag ihm, daß ich da bin . . . ich muß mich ein bißl niederhocken!" Über den lärmenden Spitz räsonierend, humpelte die alte Frau davon, während Beda wie ein steinernes Bild beim Ofen stehenblieb. Kaum aber war die Wildacherin zur Tür draußen, da löste sich diese Lähmung in Bedas Gliedern — der Toni vergaß,

daß er sich „niederhocken“ wollte — und die beiden flogen aufeinander zu und hingen Brust an Brust.

„Vergeltsgott, Bub! Heut in der Nacht, wie ich dein Sträußl gfunden hab, da is mir gwesen, als wär mir ein Stern ins Herz einigfallen.“

„Herrgott! Einand wieder haben! So ebbes Guts!“

Sully tollte mit Gekläff um die zwei glücklichen Menschen her. Und draußen rauschte ein dumpfes Getrommel nieder. Blitz um Blitz. Und das Echo des Donners rollte mit den neuen Schlägen zusammen in ein ununterbrochenes Gedröhn.

„Schier hätt ich's nimmer ausghalten!“ Mit geschlossenen Augen schmiegte sich Beda an die Brust ihres Buben. „Täg und Nächt hab ich durchgmacht . . . Jesus Maria!“

„Gelt! Und allweil hab ich dran denkt, was d' leiden mußt! Und hab gflucht auf den bsoffenen Narrenwald . . .“

„Der Wald? Ah na! Aber 's ander hat mich so plagt . . . wann ich mir gleich allweil fürgredt hab, daß ich weiß, wer bist, und daß alles bloß Lug und Schwindel is.“

„. . . Herzschatzl? Was redst denn da?“

„Ich weiß schon, daß ich unrecht hab. Aber viel hättst mir ersparen können, wann bloß ein Wörtl gschnauft hättst . . .“

„Wörtl? Von was denn?“

„Vom selbigen Bsuch, der am fürigen Sonntag bei enk im Haus übernachten hat därfen.“

„Bsuch? . . . Bei uns is kein Bsuch net gwesen.“

Erschrocken stammelte sie unter einem rasselnden Donnerschlage: „Tonele! Tu dich doch bsinnen, was d' redst!“ Sie bettelte mit Augen und Händen. „Schau, ich glaub ja an dich wie 's Herz an sein Blut. Da brauchst mir nix verheimlichen und kannst mir doch d' Wahrheit sagen!“

„Aber, Bedle! Mein guts Madl! Ich hab dir doch grad . . .“ So weit hatte Toni ganz ruhig gesprochen. Aber nun fuhr es ihm unter flackerndem Blitzschein mit Zorn aus der Seele: „Himmelsakrament!“ Das galt aber nicht der Beda, sondern dem weißen Spitz, der dem Sagenbacher einen Triangel aus dem Hosenschaft gerissen hatte.

Beda, deren klare Sinne sich umnebelten, fing bleich zu zittern an. „Tonele! Um Gottschristi willen! Sei doch net so zu mir! Und tu mir keine Lugen net sagen!“

„Lugen? Aber, Bedle! Was hast denn heut für Wörtln? Ich hab dir doch schon gsagt, daß bei uns am Sonntag kein Bsuch net über Nacht war.“

Jetzt wurde auch die Beda laut, und nicht nur deshalb, weil es donnerte. „Kein Bsuch net? So? Das kannst mir sagen, wo ich 's Weibsbild selber gsehen hab . . . und gspürt!“

Bei diesem kummervoll betonten Worte streckte sie die Hand mit den gespreizten Fingern und zeigte ein so leidendes Gesicht, als begänne wieder dieses würgende „Grausen“ in den innersten Tiefen ihres Lebens.

„Weibsbild? Weibsbild?“ Auch dem Toni fing der Verstand zu wirbeln an. „Was für ein Weibsbild? Ich weiß von keim Weibsbild nix.“

„. . . Jesus Maria!“ Das war ein tonloser Laut unter kollernden Zähren. Und weil die Beda den Toni nimmer ansehen konnte und im gleichen Augenblick auch Schritte auf der Treppe hörte, schlug sie den Arm vor die Augen und taumelte in die Kammer hinaus. Der Toni stand, als hätte ihn einer der Blitze gestreift, die draußen durch die von grauem Rauschen erfüllten Lüfte zuckten. „Bedle!“ Er streckte die Hände. „Was is denn? Jesus! Was is denn?“ Doch als er dem Mädel nachgehen wollte, fuhr der weiße Spitz in so rasender Wut auf ihn los, daß Toni unwillkürlich die Hände hinter den Rücken zog. „Du gottverlassens Hundsviech, du! Z'erst hab ich gmeint, du hast uns zammbracht. Jetzt bringst uns auseinander!“ Und weil nun auch der Toni den Schritt im Hausflur hörte, machte er einen flinken Sprung gegen die Tür hin, betrachtete verstört die Bißnarbe an seiner Hand und murmelte: „Jetzt is uns ebbes Unrechts einikommen!“

Ambros erschien auf der Schwelle, im Wettermantel und mit dem Ölhut. „Ich hab gewußt, daß du kommen wirst. Drum hab ich gewartet.“

„Brosle!“ Dem Toni zitterte die Stimme. „Jetzt schaut's aber miserabel aus!“ Er meinte nicht nur das Wetter.

„Komm nur!“ sagte Ambros ruhig, mit einem Leuchten in den Augen. „Schwere Tage wird's geben. Aber jetzt hab ich allen Glauben wieder. Und meine Kraft! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

An Franz Joseph.

(Zum Kaiserjubiläum.)

Ich seh dich nicht in deiner Krone Glanz,
Ich seh dich nicht in deines Purpurs Falten,
Ich seh dich einen schlichten grünen Kranz
Gedankenvoll in deinen Händen halten.
Aus Deutschland kommt er . . . Und dein Haupt, es nickt.
Still horcht dein Ohr dem Gruß der Eichenreiser . . .
Denn dieser Gruß, den Deutschlands Volk dir schickt,
Gilt einem größern noch als Östreichs Kaiser!

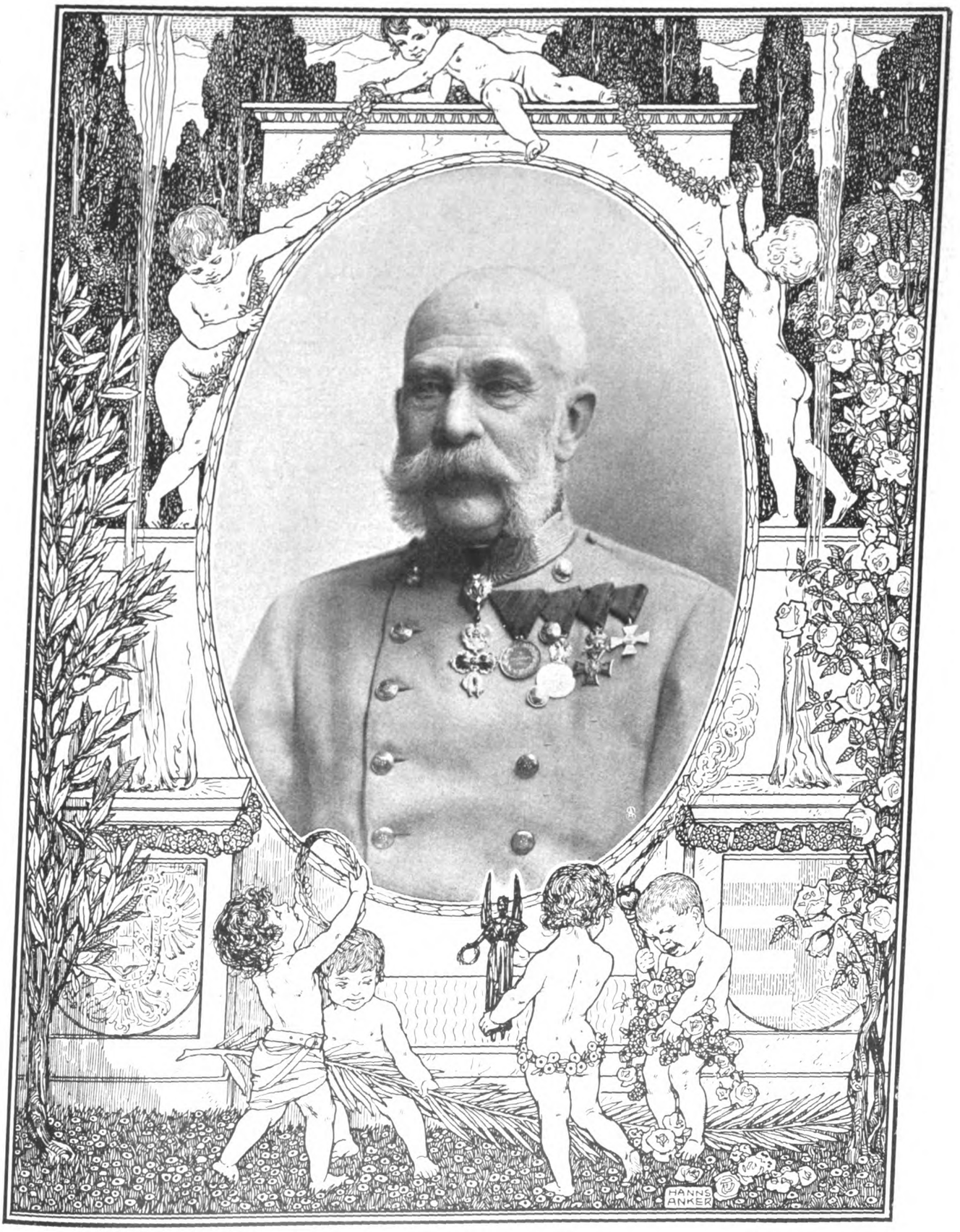
Gilt einem größern —? Spürt dein Herz das Wort?
Gibt's Größres noch als kaiserliche Zeichen?
Ein Rufen schallt, pflanzt sich zum Throne fort,
Durchbricht die Dämme, macht die Schranken weichen,
Und eines Kaisers Mannesseele schwillt
Von diesem Wort, das kein Gesetz verschrieben:
Franz Joseph! Habsburg! Deutsches Ritterbild!
Der Mann in dir, er ist es, den wir lieben!

Daß du ein Deutscher bist! — — das ist ein Dank,
Den heute wir zum deutschen Herrgott senden.
Die Tage fiebern, und die Zeit ist krank,
Gespenstisch flackert's hinter Wolkenwänden;
Hie, da und dort — verräterischer Gruß
Von blanken Klingen ohne rasche Reue!
Da setztest fest an unsern du den Fuß:
„Habsburg pariert! Sein Stahl heißt: deutsche Treue.“

Nein, nein, noch ist's kein Wahn um deutsche Treu'.
Du übtest sie als höchste Mannestugend
Und gabst, ein Greis, den alten Glauben neu
Als Kompaß für die sturmbedrohte Jugend.
Das tat, weil selber du im Sturme standst,
Der nicht dein Reich, der nicht dein Herz verschonte,
Und dennoch, dennoch nicht dein Auge wandt'st
Von diesem Kompaß, der den Weg dir lohnte.

Das ist kein Kaiser-, das ist Mannestum,
Kein krongeschmücktes, wohlfeil Wandererbe!
Aus Not und Tod gewannst du dir den Ruhm:
„Es stirbt mein Name nicht, wenn ich einst sterbe.“
Den gabst du uns! Wir halten ihn umringt
Und betten ihn in deutsche Eichenreiser.
Horch auf! Ein Lied! Wie ein Choral es singt,
Singt: „Gott erhalt' Franz Joseph, Östreichs Kaiser!“

Rudolf Herzog.



Zum sechzigjährigen Regierungsjubiläum
des Kaisers Franz Joseph I. von Österreich.

Die „fleissigen Heinzelmännchen".

Ein Kapitel zur Psychologie der Traumhandlungen. — Von Dr. phil. Richard Hennig.

„Wie war zu Cöln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem . ."

Von ihrer Schulzeit her erinnern sich wohl die meisten Leser und Leserinnen dieses hübschen Kopischschen Gedichts von den fleißigen Heinzelmännchen, die den schlafenden Menschen über Nacht alle ihre für den nächsten Tag geplanten Arbeiten ausführen, so daß der Schläfer zu seinem größten Erstaunen beim Erwachen sein Tagewerk schon getan findet. Das Gedicht weiß weiter zu berichten, daß die Heinzelmännchen heutzutage ihre erfreuliche Tätigkeit eingestellt hätten, weil sie durch die Neugier der Menschen vertrieben worden seien, und gar mancher mag wohl halb ernsthaft und halb scherzhaft bedauert haben, daß mit so vielen anderen Annehmlichkeiten der „guten, alten Zeit" auch jene liebenswürdigen kleinen Helfer dahingeschwunden sind.

Die Erzählung von den fleißigen Heinzelmännchen hat wohl kein Leser jemals anders aufgefaßt als sagenhaft, als freundliches Märchen aus alten Tagen, das vom größten aller Dichter, der Volkspoesie, erdacht ist, und dem jeder tatsächliche Hintergrund selbstverständlich fehlt. — Da kommt nun in unsern Tagen die psychologische Wissenschaft und zeigt uns, daß jene fleißigen Heinzelmännchen durchaus keine Phantasieprodukte sind, daß sie vielmehr gelegentlich wirklich schaffen und arbeiten, und zwar noch heute in unserer lebendigen Gegenwart, wenn auch bei weitem nicht in so poetischer Weise, wie es das Märchen darstellt.

Um diese zunächst seltsam anmutende Behauptung zu verstehen, bedarf es einer umfangreichen Vorbetrachtung. — Es ist eine bekannte Tatsache, daß in unsere normalen nächtlichen Träume die Gedanken des Wachzustandes, die uns tagsüber beunruhigt und erregt oder auch sonst ohne endgültiges gedankliches Ergebnis stark beschäftigt haben, vielfach in der eigenartigsten Weise hineinspielen. Angelegenheiten und Probleme, mit denen wir uns im Wachzustande abgefunden haben, die für uns eine fertige, abgeschlossene Gedankenarbeit bedeuten, werden uns im Schlafe nicht mehr beschäftigen, selbst dann nicht, wenn sie mit einer lebhaften Erregung des Affekt- und Gefühlslebens verbunden waren. Hat die schwere Krankheit eines teuren Angehörigen, die unser Traumleben lange Zeit hindurch beschäftigte, zum Tod oder auch zur endgültigen Genesung geführt, ist ein Examen, dem wir wochenlang selbst noch im Schlaf mit Bangen entgegensahen, glücklich oder unglücklich verlaufen und somit bis auf weiteres abgetan, so werden die Gedanken daran sehr lange Zeit, oft viele Jahre hindurch, niemals wieder im Traume auftauchen, und erst wenn zahllose andere Eindrücke die Nachwirkung der alten Erregung längst ausgelöscht haben, spiegeln sich die Sorgen wegen der Krankheiten und des Examens, die Personen verstorbener Verwandter und Freunde in unseren Traumbildern noch einmal wider.

Andererseits beschäftigen uns im Schlafe, außer den flüchtigen, kaum bemerkten Sinneseindrücken des Alltags, die mit ganz besonderer Vorliebe während des Traumes an die Schwelle unseres Bewußtseins pochen, gern jene Gedanken, die für uns eine Furcht, eine Sorge, eine Unruhe, eine freudige Erwartung, kurz, irgendeine Ungewißheit über den erst in der Zukunft bevorstehenden Ausgang bedeuten; sie machen den Schlaf, wie wohl allgemein bekannt ist, ungemein unruhig, rufen sehr häufig sogar eine lästige Schlaflosigkeit hervor und lenken das Traumleben dessen, der Schlaf findet, immer in eine und dieselbe Richtung.

Außer dieser Tatsache, die man sich gegenwärtig halten muß, möge man aber noch der Erscheinungen eines bekannten abnormen psychischen Zustandes eingedenk sein, des sogenannten Nachtwandelns. Das Nachtwandeln ist streng genommen nichts anderes als ein ganz besonders starkes Träumen. Während beim normal Schlafenden auch im lebhaftesten Traum die Tätigkeit der Bewegungsmuskeln auf ein Geringes beschränkt bleibt, nehmen beim Nachtwandler die Bewegungsmuskeln des Körpers, insbesondere die der Beine, Anteil an dem Traumleben. Der normal Schlafende mag träumen, daß er spazierengehe, ohne dabei irgendein Glied zu rühren; der Nachtwandler setzt sich während eines solchen Traumes wirklich in Bewegung und wird, wenn er nicht vorher infolge eines Kältegefühls oder infolge einer fremden Einwirkung erwacht, wirklich einen Spaziergang durch seine Wohnung oder sein Haus, vielleicht gar ins Freie antreten. Oft genug kleiden sich Nachtwandler während des Schlafes an und gehen alsdann irgendeiner gewohnten, oftmals geübten Beschäftigung nach; sie steigen vielleicht die Treppen hinab, um auszugehen, und kommen erst an der verschlossenen Haustür oder einem anderen Hindernis zum Bewußtsein und zur Erkenntnis ihrer Lage; sie begeben sich an ihren Schreibtisch oder in die Bibliothek und beginnen dort zu schreiben oder zu lesen. Ihre Tätigkeit ist dabei vollkommen mechanisch, unbewußt, sinnlos; man hat schon Nachtwandler gefunden, die scheinbar eifrig in einem Buche lasen und sogar dabei von Zeit zu Zeit die Seiten umblätterten, die aber dennoch, wie sich bei näherem Zusehen herausstellte, das Buch verkehrt in der Hand hielten, so daß alle Buchstaben auf dem Kopfe standen. Der Nachtwandler kopiert in der Regel nur die ihm geläufigen, alltäglichen Handlungen und ist für die wirklichen Vorgänge in seiner Umgebung so wenig empfänglich, daß er z. B., wenn man etwa die von ihm angezündete Kerze auslöscht, in nächtliches Dunkel versetzt zu sein glaubt, mag auch der Raum, in dem er weilt, inzwischen durch andere Menschen von einem ganzen Lichtmeer erfüllt worden sein; er tappt dann mit offenen Augen in dem hellerleuchteten Zimmer wie in tiefer Finsternis umher, bis er seine Kerze wieder in Brand gesetzt hat.

Alle diese Tatsachen sind der Wissenschaft ja längst wohl vertraut und sind im hypnotischen Schlafe, der mit dem Zustand des Nachtwandlers eine erstaunlich große Ähnlichkeit hat, unzählig oft durch Versuche nachgeprüft und nach allen Seiten erforscht worden. Sie sind uns aber hier von besonderem Interesse, weil sie uns gestatten, den psychologischen Hintergrund der alten Sage von den „fleißigen Heinzelmännchen" zu erkennen.

Es gibt nämlich tatsächlich vereinzelte Fälle, daß ein Schläfer, der sich am Abend mit dem Gedanken an irgendeine bevorstehende, ihn besonders interessierende oder beunruhigende Arbeit ins Bett legte, morgens beim Erwachen die Arbeit fix und fertig und tadellos ausgeführt vorfand. — So wurde mir z. B. erst kürzlich von einem nahen Freunde folgendes eigene Erlebnis berichtet: er hatte einst als Sekundaner in der Schule einen deutschen Aufsatz abzuliefern, dessen Thema ihm außerordentlich wenig behagte, so daß er die unangenehme Arbeit immer weiter und weiter hinausschob, bis schließlich der letzte Tag vor dem Abgabetermin des Aufsatzes herankam, ohne daß der kleinste Strich für eine Niederschrift getan war. Abends legte sich der faule junge Mann schlafen mit dem löblichen festen Vorsatz, am nächsten Morgen ganz früh aufzustehen und dann in einem Zuge das Scheusal von Aufsatz abzutun, dessen ungefähre Bearbeitung allmählich (vermutlich nicht ganz ohne vorherigen Einblick in die bereits vorhandenen Geistestaten der Schulkameraden) dem sinnenden Geiste klar geworden war. Als nun wirklich am frühen Morgen der Herr Sekundaner nach dem Erwachen mit anerkennenswerter Energie an seinen Schreibtisch trat, um das ungeheure Werk in Angriff zu nehmen — siehe, da waren die „fleißigen Heinzelmännchen" an der Arbeit gewesen: vor den Augen des

Erstaunten lag, in seiner eigenen Handschrift fein säuberlich niedergeschrieben, der fertige Aufsatz!! . . . Er war nachts unter dem Drucke der beunruhigenden Gedanken aufgestanden und hatte als Nachtwandler (vielleicht auch nur in einem Zustande des Halbwachens) die Arbeit erledigt, ohne daß er nach dem Erwachen die geringste Erinnerung daran hatte.

Ähnliche sonderbare Vorkommnisse scheinen gerade bei Schülern nicht zu den Ausnahmen zu gehören, wie ja auch Schüler einen besonders großen Prozentsatz der Nachtwandler stellen. Wenigstens behauptet der bekannte Nervenarzt Löwenfeld in seiner jüngst in zweiter Auflage erschienenen kleinen Studie „Somnambulismus und Spiritismus": „Es kommt nicht selten vor, daß Schüler die schriftlichen Schulaufgaben, welche sie untertags zu bearbeiten angefangen haben, in ihren Anfällen (von Nachtwandeln) fortsetzen und beendigen."

Nun handelt es sich ja bei derartigen Schülerarbeiten nicht gerade um großartige wissenschaftliche oder künstlerische Taten und wichtige Forschungsergebnisse, sondern mehr um mechanische Reproduktionen fremder Gedanken, aber gelegentlich schaffen die „fleißigen Heinzelmännchen" doch auch neue geistige Werte von Bedeutung. So erwähnt Löwenfeld die alte, im einzelnen nicht mehr nachprüfbare Erzählung, daß Lafontaine seine Fabel „Les deux pigeons" als Nachtwandler niedergeschrieben habe, und weist ferner auf einen von dem englischen Psychologen Abercrombie mitgeteilten, seltsamen Fall hin: ein Rechtsanwalt, der seit längerer Zeit mit der Ausarbeitung eines besonders schwierigen Gutachtens beschäftigt war, erzählte eines Morgens beim Erwachen seiner Gattin, er habe heute nacht im Traum die lange vergeblich gesuchte Lösung des ihn beschäftigenden Problems gefunden, er könne sich aber auf den Traum nicht mehr besinnen, und er gäbe etwas darum, wenn er ihm wieder einfiele. Da führte ihn seine Frau, die bemerkt hatte, daß er nachts aufgestanden war und sich längere Zeit an seinem Schreibtisch zu schaffen gemacht hatte, an seinen Arbeitsplatz, und hier fand er zu seiner größten Verwunderung, von seiner eignen Hand aufgezeichnet, die lange gesuchte, richtige Fassung des gewünschten Gutachtens. Die „Heinzelmännchen" hatten es über Nacht für ihn fertiggestellt! — Auch van Swinden berichtet von einem Studenten der Mathematik, der nach dreitägigem, vergeblichem Bemühen, eine ihm gestellte mathematische Aufgabe zu lösen, morgens beim Erwachen die fertige Rechnung fehlerlos auf seinem Schreibtische vorfand.

Um derartige Vorkommnisse zu verstehen und richtig zu werten, muß man daran denken, daß in manchen, wenn auch immerhin nicht eben häufigen Fällen selbst der gewöhnliche Traum, der sich nicht bis auf die Bewegungsmuskeln erstreckt und dann Traumhandlungen auslöst, uns befriedigende Antwort auf lange vergebens ergrübelte Fragen zu geben und gute Einfälle zutage zu fördern vermag, um die wir uns vielleicht schon seit Wochen und Monaten vergeblich bemüht haben. Einen ganz einfachen, aber grade darum vielleicht besonders deutlichen und bezeichnenden Fall dieser Art erlebte ich selbst vor einigen Jahren. Es handelte sich darum, einem alten, hochverdienten Oberlehrer zur Feier seines fünfzigjährigen Lehrerjubiläums eine Ehrung zu erweisen, und in den Kreisen seiner ehemaligen Schüler beriet man hin und her, was für eine Ehrengabe man ihm darbringen sollte, die gleichzeitig nicht allzu teuer sein und doch die Eigenschaft haben müsse, ihn recht von Herzen zu erfreuen. Lange führten die Beratungen zu keinem Ergebnis. Da träumte ein besonders eifriges Mitglied des Festausschusses, ein in den Fünfzigern stehender Herr, in der Nacht vor der entscheidenden Beschlußfassung: das Fest finde statt, und bei dieser Gelegenheit werde dem Jubilar ein Album überreicht, das die Photographien seiner früheren Schüler in ihren gegenwärtigen Lebensstellungen enthalte. Der in dem Traum aufgetauchte Gedanke fand großen und allgemeinen Beifall, und man entschied sich wirklich für eine derartige Ehrung. — Diese kleine Geschichte beweist, daß gute, brauchbare Einfälle sich gelegentlich schon im gewöhnlichen Schlaf einstellen können. Sind sie nun von einer derartigen Beschaffenheit, daß es erforderlich scheint, sie sogleich aufzuzeichnen, damit sie nicht wieder der Vergessenheit anheimfallen, oder neigt der Schläfer ohnehin zum Nachtwandeln, so erhebt sich der Träumende und schreibt im Zustande des Schlafs oder doch in einem Zustande des Halbwachens, an den nachher keinerlei Erinnerung zurückbleibt, die gefundenen Gedanken nieder — die „fleißigen Heinzelmännchen" verrichten ihr Werk!

Den wundervollsten Vorfall dieser Art, der zugleich — vielleicht — lehrt, daß solche nächtlichen Aufzeichnungen am Schreibtisch auch ohne jede Beleuchtung erfolgen können, berichtete der bekannte Ägyptologe Brugsch-Pascha in seiner Selbstbiographie, die unter dem Titel „Mein Leben und mein Wandern" vor einiger Zeit erschien. Es findet sich nämlich darin folgende merkwürdige Stelle:

„In der Arbeit empfand ich die höchste Lust, und jede neue Entdeckung auf dem Gebiete der altägyptischen Entzifferungen, für die mir meine Reisen ein außerordentlich reiches Material zu Gebote gestellt hatten, konnte mich in einen Freudentaumel versetzen. Tatsächlich lebte ich bisweilen in einem Zustande wirklicher Verzückung, die mein ganzes Nervensystem in Beschlag nahm und die merkwürdigsten Erscheinungen an mir hervorrief. Die folgende erwähne ich ausdrücklich, weil sie sich im Laufe der Zeit mehrfach wiederholte, so daß ich anfing, mich vor mir selber zu fürchten. Bis tief in die Nacht hinein saß ich eifrig vor meinen ägyptischen Inschriften, um beispielsweise die Aussprache und die grammatische Bedeutung eines Zeichens oder einer Wortgruppe festzustellen. Ich fand trotz allen Grübelns und Nachdenkens die Lösung nicht, legte mich übermüdet in mein Bett, das sich in meinem Arbeitszimmer befand, nachdem ich vorher die Lampe ausgedreht hatte, um in einen tiefen Schlaf zu verfallen. Im Traume setzte ich die unerledigt gebliebene Untersuchung fort, fand plötzlich die Lösung, verließ sofort meine Lagerstätte, setzte mich wie ein Nachtwandler mit geschlossenen Augen an den Tisch und schrieb das Ergebnis mit Bleistift auf ein Stück Papier. Ich erhob mich, kehrte nach meiner Schlafstätte zurück und schlief von neuem weiter. Nach meinem Erwachen am Morgen war ich jedesmal erstaunt, die Lösung des Rätsels in deutlichen Schriftzügen vor mir zu sehen. Ich erinnerte mich wohl des Traumes, aber fragte mich vergebens, wie ich imstande gewesen war, in der dicksten Finsternis deutlich lesbare ganze Zeilen niederzuschreiben."

Hierzu ist zu bemerken, daß Brugschs Behauptung, er habe wirklich „mit geschlossenen Augen" und „in der dicksten Finsternis" seine Aufzeichnungen zu Papier gebracht, nicht erwiesen werden kann. Da ihm jede Erinnerung an sein somnambules Arbeiten fehlte, sind diese Angaben willkürliche Kombination. Es erscheint keineswegs ausgeschlossen, daß er, ebenso wie andere Nachtwandler, sich Licht angesteckt, dann mit offenen Augen gearbeitet und schließlich die Lampe wieder gelöscht hat, ohne an alle diese Einzelheiten die geringste Erinnerung zu bewahren. —

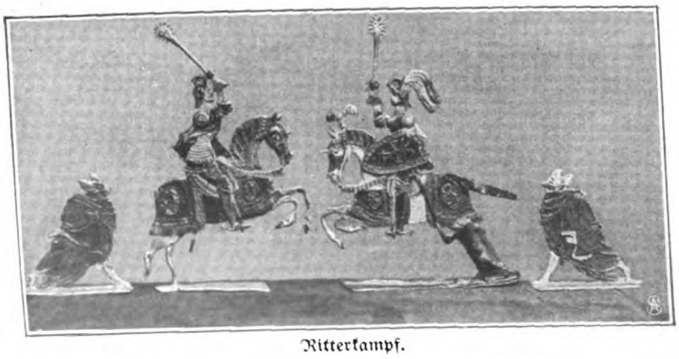
Es kann wohl kaum bestritten werden, daß ähnliche Vorfälle, wie sie hier berichtet wurden, sich in alter Zeit ebensogut ereignet haben müssen wie in der Gegenwart und in der jüngsten Vergangenheit, wenn auch vielleicht dereinst dabei nicht so sehr Produkte der Geistesarbeit in Frage kamen als Handarbeiten und manuelle Geschicklichkeiten. Gibt man aber die Wahrscheinlichkeit dieser Voraussetzung zu, so ist wohl kein Zweifel darüber mehr möglich, daß die überraschende psychologische Tatsache der Traumhandlungen zugleich die kulturhistorische Erklärung enthält für eine der hübschesten und reizvollsten Sagen, die im reichen Schatz unserer deutschen Volkspoesie zu finden sind, für die Sage von den „fleißigen Heinzelmännchen".

Kinderspielzeug aus alter Zeit.

Eine kulturgeschichtliche Plauderei von Dr. R. Forrer.

Als ich vor einigen Jahren auf dem an Monumenten der Vorzeit so reichen Odilienberg Ausgrabungen vornahm, stieß der Spaten auf eine seltsame Gruppe viereckig zubehauener kleiner Säulchen aus rotem Vogesensandstein. Sie hatten Finger- bis Handlänge und waren kreisförmig, senkrecht stehend, angeordnet. Das Ganze ähnelte auffallend den „Bahnhöfen" und „Gartenanlagen", wie sie unsere modernen Kinder aus Ankerbausteinen aufzubauen pflegen. Ich dachte zuerst, daß unter dieser Steinsetzung ein Grab folgen werde; es fand sich aber nichts als eine Steinzeittopfscherbe, wie ähnliche nebst Steinbeilen und anderen Überresten einer Steinzeitansiedelung in der Nähe des Fundortes schon mehrfach zutage getreten waren. Als einzige Erklärung des seltsamen Fundes bleibt nur der Gedanke an eine Art vorgeschichtlichen Kinderspielzeuges, bleibt die Annahme, daß Kinder zur Steinzeit hier den Steinkreistempel nachbildeten, wie er wenige hundert Schritte weiter aufwärts den Gipfel jenes Berges einst krönte. Die Reste jenes Tempels waren bis 1734 sichtbar und haben durch Chronisten und alte Abbildungen ihre Bestätigung gefunden.

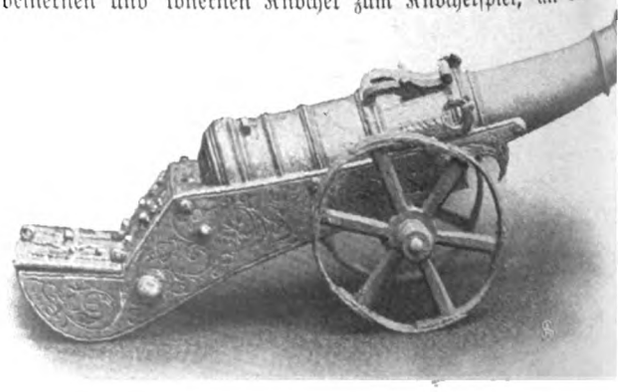
Turnierritterpuppe.



Ritterkampf.

Übrigens sind Kinderspielzeuge der Urzeit des öftern zu uns gekommen. In Pfahlbauten und Gräbern hat man hohle Tonkugeln mit eingeschlossenen Steinchen gefunden, regelrechte Kinderrasseln, auch Vogel- und andere Tierfigürchen aus Ton, wie sie in fast genau gleicher Form heute noch auf allen Weihnachtsmärkten verkauft werden. Und wie noch heute unsere Kinder, so spielten schon jene der Stein- und Bronzezeit mit Puppentellerchen, Puppenschüsselchen und ähnlichen Miniaturnachbildungen des damaligen Hausrates. Ich besitze unter anderem aus dem Pfahlbau Wollishofen bei Zürich ein tönernes Puppennäpfchen, das kaum zwei Zentimeter Höhe und zweieinhalb Zentimeter Durchmesser hat und die 25fache verkleinerte Wiedergabe eines ebendort gefundenen Tonbechers darstellt. In der gleichen Ansiedelung fand man auch tönerne Rädchen kleiner Puppenwägelchen. In andern Stationen und in Gräbern der gleichen Zeit kamen sogar bronzene Puppenwagen, bronzene Kinderrasseln und mancherlei andere hierhergehörige Fundstücke zutage. Die gleiche Erscheinung wiederholt sich ebenso in den frühzeitlichen Funden Südeuropas wie in denen von Zypern, Kleinasien und Ägypten.

Kinderspielzeug mangelte natürlich auch Griechen und Römern nicht, wie teils aus Vasen- und andern Malereien, teils aus Originalen hervorgeht, die uns erhalten geblieben sind. Ich erinnere nur an die in griechischen und römischen Gräbern mehrfach gefundenen Gliederpuppen aus Ton und Knochen, an die zinnernen Soldaten und Götterfigürchen, an die beinernen und tönernen Knöchel zum Knöchelspiel, an die



Kanone des Michel Mann.

Alte Nürnberger Zinnsoldaten.

Statuen knöchelspielender Kinder, an das Vasenbild, das einen Knaben darstellt, der einen Miniaturrennwagen hinter sich herzieht.

Neuerdings ist unsere Kenntnis des antiken Spielzeugs durch eine neue Gruppe von Funden wesentlich bereichert worden. In Ägypten sind im Laufe der letzten Jahre mehrfach Gräberfelder aus einer bis vor kurzem dort noch wenig studierten Epoche, der spätrömischen und der byzantinischen Kaiserzeit, geöffnet und ausgebeutet worden. Insbesondere sind es frühchristliche Nekropolen bei Sakkarah, bei Antinoe und bei Achmim, dem antiken Panopolis. Hier fand ich anläßlich meiner Ausgrabung nicht nur die Toten mit Haut und Haar erhalten, sondern selbst deren Gewänder und alles das, was die Hinterbliebenen dem Verstorbenen auch sonst noch mitgegeben hatten, seine Schmucksachen, die Blumen und Kränze, mit denen man ihn geziert, und zuweilen selbst das Werkzeug, mit dem der Tote bei Lebzeiten gearbeitet hatte. Kindern gab man auch wohl die Puppen mit ins Grab, mit denen sie einst spielten — teils als Akt der Pietät, teils auch vielleicht mit dem wohl auf altägyptische Tradition zurückgehenden Gedanken, daß das geliebte Kind am Tage der Auferstehung gleich seine Puppe wiederfinden möge. Wie heute, so gab es schon damals Unterschiede, die über das Grab hinausreichten. Arme Kinder mußten sich mit einer roh geschnitzten Puppe aus Bein begnügen. Die Kinder der Reichen wurden in verzierte Hemdchen gehüllt, erhielten niedliche Schühchen oder kleine Sandalen und endlich Puppen mit farbig gewirkten Kleidchen, die in Schnitt und Verzierung ganz die Gewänder nachbilden, wie sie die Erwachsenen jener Zeit trugen, und wie ich sie in Achmim mehrfach vollkommen erhalten gefunden habe.

Aus dem späteren Mittelalter sind uns Kinderrasseln in Form von hohlen Püppchen mit eingelegten Rasselsteinchen, tönerne und zinnerne Reiterfiguren und anderes überliefert. Es muß damals aber auch schon raffinierteres Spielzeug gegeben haben; im Original ist es uns zwar nicht erhalten, aber alte Miniaturen geben uns davon Kunde. In dem 1870 beim Bombardement Straßburgs verbrannten Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg, einer Bilderhandschrift des 12. Jahrhunderts, sieht man, wie zwei Kinder auf einem Tische zwei anscheinend hölzerne Kriegerpuppen durch abwechselndes Ziehen an Schnüren in kämpfende Bewegung setzen. Andere Miniaturen der gleichen und späterer Epochen veranschaulichen anderes Kinderspielzeug, Windrädchen, Reitpferdchen, Reifen und Puppen.

Je mehr wir uns aber den letztverflossenen Jahrhunderten nähern, desto häufiger begegnen wir wieder altem, noch erhaltenem Originalspielzeuge. Hier sind wir nicht mehr auf die Erd-, besonders Gräberfunde angewiesen, hier sind es die alten Speicher und der alte Familienbesitz, die uns die Originale überliefert haben. Ich erinnere an die aus Nürnberg stammenden und auf der Versteigerung der Sammlung Kuppelmayr vom Bayrischen Nationalmuseum für 25 000 und 38 000 Mark erworbenen Turnierritterpuppen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts.

Aus alten Nürnberger Zinnfiguren gestelltes Gartenfest.

Ein gleiches Spielzeug ist in Hans Burgkmairs „Weiß-Kunig" als „Kurzweyl in der Jugend" abgebildet. Daß es auch schon damals an großen und kleinen, oft überaus zierlich gearbeiteten Miniaturkanonen nicht fehlte, wird durch die schöne, auf Seite 1040 abgebildete Arbeit des Michel Mann bestätigt.

Aber auch ganze Puppenstuben dieser Zeit sind uns, besonders im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, erhalten. Nürnberg ist auch der Ort, wo schon im 16. und 17. Jahrhundert die Zinngießer als Verfertiger von Spielzeug eine Hauptrolle spielen. Sie fabrizieren große Mengen vorzüglich modellierter Puppenteller mit reicher Reliefornamentik, wozu bald darauf auch die Herstellung der Zinnsoldaten tritt. „Der standhafte Zinnsoldat" ist, wie die schon erwähnten Beispiele aus römischer Zeit und aus dem Mittelalter beweisen, zwar keine Erfindung der Neuzeit, doch hat er seine allgemeine Verbreitung erst durch die Nürnberger Massenfabrikation im 18. Jahrhundert gewonnen, die auch allerlei andere Motive darstellt, wie das köstliche

Gliederpuppe aus dem 18. Jahrhundert.

„Gartenfest" auf Seite 1041. Ihnen zur Seite treten zur gleichen Zeit die Marionetten aus gemaltem Holz und gedrucktem Papier.

Zahllos sind die Varianten und Neuerscheinungen, welche die Spielwarenindustrie seitdem geschaffen hat. Die Puppen sprechen und gehen; den Zinnsoldaten haben sich ganze Lager- und Schlachtenszenen beigesellt, den primitiven Segelschiffen hat man Rad- und Schraubendampfer, mächtige Panzerschiffe, neuerdings sogar Unterseebote als Spielzeug zur Seite gestellt. An Stelle des einfachen Pferdewägelchens von einst rast heute die Eisenbahn auf Schienen durch die Kinderstube oder „verunglückt" dort ein Automobil en miniature.

So geht auch das Kinderspielzeug mit der Zeit — eins aber ist sich gleich geblieben: sicher ist die Freude des Kindes von heute, wenn es seine Lokomotive oder seine sprechende Puppe erhält, nicht größer als die, die das Kind unserer Vorzeit empfand, wenn ihm liebende Eltern eine primitive Tonklapper oder eine plumpe Puppe, ein rohes Tontellerchen oder eine ungelenke Soldatenfigur in die Hand drückten.

Charlottens Weg ins Leben.

(3. Fortsetzung.) Novelle von Else Franken.

Es kamen für Lotte bewegte Tage. Daß das Hauswesen seinen ruhigen, vornehmen Zuschnitt trug, die Mahlzeiten für beliebig viele Gäste ausreichten, die plötzlich einfielen und allzeit willkommen waren; daß sich die Vasen und Kübel wie von selbst mit frischen Blumen füllten, nach kühlen Nächten ein leichtes Holzfeuer in den Kaminen brannte, ohne daß die Hausfrau sich um alle solche Dinge zu bekümmern brauchte, das ersah das Mädchen bald. Sie lernte das gute Hausgeistchen kennen, eine alte Anverwandte Hardys, das Mariannchen. Das blieb hinter der Szene und beherrschte das ganze, große Hauswesen.

Hardy wäre gewiß nicht der Mann gewesen, sich einer armen Verwandten zu schämen. „Der gute Geist meines Hauses —" würde er sie den vornehmsten Menschen vorgestellt und sich dabei in seiner Vorurteilslosigkeit gesonnt haben. Aber das alte Mariannchen begnügte sich damit, den Herd, die Dienerschaft und des Professors Kasse zu betreuen, und alle Beteiligten fühlten sich wohl dabei.

Bei dieser Vortrefflichen wollte Lotte in die Schule gehen, auch schon, um sich zum Dank nützlich zu machen. Aber es war kein rechter Platz für sie und ihre sehr bescheidene, wirtschaftliche Leistungsfähigkeit. Und sie geriet in einen Taumel wahllos gehäufter Genüsse, aus denen es gar kein Entrinnen gab, wo Hardy die Zügelführung in der Hand hatte. Und sie fiel von Entzücken in Enttäuschung und umgekehrt.

Sie sah Bilder — „kilometerweise", meinte Hardy lachend. Sein Atelier blieb fest verschlossen, der graue Leinenvorhang vor sein großes, figurenreiches Gemälde gezogen. Es legte sich ihm nachgerade auf die Nerven, daß diese Neuen — jung und stark waren sie, das konnte der kluge Mann sich selbst nicht leugnen — die Ideale seiner Jugend wie tönerne Scherben in den Winkel warfen.

Unrast und Arbeitsscheu packten ihn oft mit Gewalt, dann wußte er nicht, wohin mit sich; die Lotte war ihm ungemein gelegen gekommen. Er führte sie in die Museen und packte sie derb am Arm, wenn sie von Bild zu Bild eilen wollte, zumeist durch den Vorgang angelockt, den das Bild darstellte.

„In solche Prunksäle mit dem feierlichen Oberlicht, in denen die Leute nur ganz leise treten und sprechen," meinte sie, „passen doch gar nicht die kleinen Vorgänge. Da will ich große Begebenheiten geschildert haben, die starke Eindrücke hinterlassen."

Er bemühte sich, ihr das Unreife dieser Ansicht klarzumachen, sprach von der Macht des Zuständlichen im Gegensatz zum konkreten Vorgange, vom Stimmungsreize, vom Gewichte des Psychologischen in jeglicher Kunst — aber ihre Ansicht tat ihm im Innersten wohl, da man ihm ja neuerdings seine „Haupt- und Staatsaktionen" zum Vorwurfe machte. Es zuckte bitter um den Mund, dessen Winkel anfingen, sich zu senken, aber er trug seinen schönen, ergrauenden Apostelkopf nur um so hochmütiger aufgerichtet.

Und einmal — Klarisse war zu Hause geblieben — traten sie aus dem Alten Museum und schritten selbander die vielstufige breite Treppe hinab, die in den Lustgarten führt. Glorreiche Sonne lag auf den üppigen, grünen Anlagen, glitzerte auf der hohen, stäubenden Wassersäule der Fontäne, und alle Wege waren von geschäftigen Menschen belebt. Nach der stillen Feierlichkeit in den Museumssälen wirkte der hier nur gedämpft herüberschallende Lärm der ferneren Straßen so fröhlich und lebenweckend, daß Lotte unwillkürlich beide Arme ausbreitete: „Ach, Onkel Hardy, noch tausendtausendmal schöner ist das brausende, das wirkliche Leben als das, was ihr in euren Bildern schildert."

„Über solche kleine Kunstbarbarin!" spottete Hardy. Aber er streifte sie mit einem melancholischen Seitenblicke. Solche Tochter haben, solches aufquellende Leben, wenn man altert!

Es war doch eigentlich manchmal geradezu öde, solche kinderlose Ehe, und zur Seite eine Frau, deren Gefühle — mindestens für seine eigene Welt — so unglaublich abgeblaßt waren.

Es riß ihn angenehm aus seiner nachdenklichen Stimmung, als Lotte erklärte, nichts mache so hungrig, als Bilder zu sehen; und so saßen sie gleich darauf vergnügt an einem der kleinen Marmortische im Café Bauer.

Im Theater waren sie fast nie allein. Der Professor saß gern in den Orchesterlogen seitlich der Bühne und „hielt da Cercle". Was Väterchen wohl dazu sagen würde, dachte Lotte, wenn das Plaudern und Lachen neben ihr gar nicht aufhörte. Die waren alle schon blasiert gegen die schönen Theaterstücke; aber für allerlei malerische Eindrücke im großen Bühnenhause, an denen sie gar nichts so Besonderes fand, konnten sie sich begeistern. Besonders der kleine Schöll und der elegante Rheinländer Erik Wulffert waren oft mit ihnen. Dieser junge Mainzer schien Klarisse ganz leidenschaftlich zu verehren, und sie war ganz besonders gütig zu ihm. Lotte war oft betroffen, wie ganz anders, freier und erschlossener die Menschen hier miteinander verkehrten, als sie es gewohnt war; das machten wohl die vielen gemeinsamen Interessen.

„Ich glaube, ich bin sehr dumm," sagte sie ehrlich, „mit allen den Leuten dieses Theaterstücks möchte ich im Leben nichts zu tun haben." Sie waren in Ibsens „Nora", und daß ein berühmter Gast spielte, machte auf den Neuling gar keinen Eindruck. Sie hielt sich an die Dichtung, mit dem immensen Vorteil der Naiven.

„Eigentlich hat dieser Helmer ja ganz recht," fuhr sie fort, „das darf man doch wirklich nicht, Wechsel fälschen. Gut, der Gatte dieser Frau war krank, aber warum sagt sie es ihm nicht später noch zu rechter Zeit? Freilich, wenn die Frau, die Nora, vernünftig gehandelt hätte, dann fiele ja das ganze Stück zusammen."

„Sie haben ganz recht", sagte Erik Wulffert; er saß hinter den beiden Damen in der kleinen Parkettloge, „ganz recht, gnädiges Fräulein. Ein psychologisch auffrisierter Alltagsdelikt gibt sehr oft den sogenannten Konflikt für ein Drama."

Sie verstand gar nicht — und es war auch nicht immer leicht, zu wissen — ob er ihr zustimme, oder ob er sie ironisierte. Darum fragte sie eifrig: „Es war wohl unverständig, was ich sagte?"

Aber er protestierte: „Durchaus nicht, es ist ganz berechtigt. Solchen Fragen muß man entweder völlig reif und verständnisvoll gegenüberstehen oder als ganz schlichter, unverbildeter Mensch."

Er sah sie so herzlich an, daß sie ganz verlegen meinte: „Ich werde schon lernen, meinst du nicht, Klarisse?"

Aber Klarisse hatte gar nicht zugehört. Sie hatte völlig selbstvergessen, mit streng zusammengezogenen Brauen, Wulffert angestarrt.

Wäre es möglich, daß ihn dieses einfache Mädchen mit dem engen Gesichtskreise fesseln könnte, diese — sie suchte nach der Bezeichnung — diese allzu einfache — allzu robuste Seele?

Und als ob er ihre Pein fühlte, das tastende Schleichen ihrer Gedanken, hob Wulffert unruhig die Augen zu der Frau, suchend und in ihren Blicken forschend. Da wandte sie schamhaft ihr Gesicht und sah in das volle Haus, über die Lichtfluten und allen den Farbenschimmer.

Eifersucht? — dachte sie, und alles Blut schoß ihr zum Herzen — Eifersucht, ich? Mit all meinem Stolz, mit aller meiner glücklich bewahrten Herzenskühle? Im Herbste meines Lebens? . Eifersucht auf einen jungen Mann, dessen feine Huldigung mich verwöhnt hat, gerade in ihrer geziemenden Zurückhaltung?

Das Spiel auf der Bühne ging fort. Aber die Frau konnte mit ihren Gedanken nicht fertig werden. Sie wurde sich zum erstenmal voll bewußt, daß sie ältere. Die Junge da neben ihr, die mit den starken Nerven und den glatten Flechten, die könnte ihre Tochter sein. Mißmut und etwas wie eine plötzliche Abneigung krampften ihr das Herz zusammen. Da erschrak Klarisse im tiefsten: wenn ich nicht einmal mehr gütig bin — was bleibt dann für meine Selbstachtung! —

Charlotte ließ sich in dieser ersten Zeit willig treiben. Es war gar hübsch, in dem großen Gartenzimmer mit den bequemen englischen Möbeln zu schlafen und abzuwarten, was die Stunden des Tages Neues und Angenehmes bringen würden.

„Lebt ihr denn nur immer so?" fragte sie ganz erstaunt den Professor, wenn der mit neuen Vorschlägen kam.

„Gott, Kindchen, ja. Wir schuften nämlich hier ein gut Teil mehr als die lieben Leutchen in der Provinz. Weißt du, wie die Bären tanzen lernen? Auf einer heißen Eisenplatte. Da werden sie sich schön hüten, stille zu stehen. Na ja — wir sind hier, soweit wir überhaupt mitspielen, lauter solche Tanzbären, jeder auf seine Manier. Nachher sitzt uns das Tanzen in den Gliedern, die infame Rastlosigkeit, und die peitscht uns dann auch durch das Vergnügen, oder was so im allgemeinen dafür gilt."

„Aber es macht furchtbar müde."

„Schon Katzenjammer, Kindchen?"

Das wollte aber Lotte nicht zugeben; es schien ihr ganz jämmerlich undankbar.

Morgens stahl sie sich fort und saß gern im nahen Tiergarten auf einer Bank; sie hatte sich schnell ein Lieblingsplätzchen ausgefunden. Um diese Zeit, es war gewöhnlich um die zehnte Stunde, bewegten sich nur einfache Leute um sie her. Sprengwagen und Geschäftsfuhrwerke kamen vorbei, Postboten und nette Dienstmädchen im Hamburger Häubchen, den Einholkorb am Arm. Ein alter Herr mit seiner Zeitung saß da jeden Tag; der streute Körner und Brocken und lockte damit eine lärmende Spatzengesellschaft herbei. Darüber war er mit Lotte in ein freundliches Grußlächeln gekommen. Ganze Scharen von „Fräuleins" kamen vorüber, die allerliebste Kinder zu den Spielplätzen führten.

Da atmete Lotte mit großem Behagen. Das war alles so schlicht und natürlich. Da konnte man auch so schön an Vater und Mutter denken. Dazu rauschte es in den Baumkronen, und der Kies des breiten Weges war von Sonnenfleckchen übertupft und von unruhig wechselnden Schatten der wogenden Laubmassen überflogen.

Und Lotte saß so still und sinnend da und fragte sich: wo gehöre ich nun hin, und was hat das Leben mit mir vor? Und hat es denn mit jedem Menschen etwas vor?

Gestern hatte sie in einem zierlichen Goldschnittbändchen auf Klarissens Schreibtisch gelesen: „Zufall und Laune regieren die Welt." Larochefoucauld hatte der Verfasser geheißen.

Und sie lachte still vor sich hin — das war ja Unsinn. Ihr schien das Leben reich und stark und ganz und gar nicht auf eine einzige, kläglich finstere Tonart gestimmt. Und vom Leben — vom starken, tätigen — sich heben und ganz durchdringen lassen — und selbst mit anpacken. Ja, aber wie und wo?

Wo braucht man ein Menschenkind ohne Talente, und das nichts Rechtes gelernt hat?

Sie nahm dann einen Tarameter und fuhr ins Martinushospital, und ihr war wohl in diesen Frühstunden, weil sie dann auch ihre einfachen Kleider von zu Hause tragen konnte. Sie hätte nicht vor Konrad und auch nicht vor den Schwestern mit der geschenkten Eleganz prunken mögen.

Und täglich ging es nun ein bißchen besser mit ihrem Bruder; und immer hatte er die erlesensten Rosen, daß es eine Pracht war. Fragte Lotte, wer ihm die immer schickte, dann zog er unwirsch die Brauen zusammen und sagte kurz: „Die Hardys." Aber er pflegte die Blumen und schnitt mit einem feinen Scherchen jeden welken Trieb heraus. Da dachte sie, daß Sidonie wohl die Spenderin sei; aber zu fragen getraute sie sich nicht.

Alles, was ihr begegnete, erzählte sie ihm mit großem Eifer.

„O Konni, ich habe ein ganz schlechtes Gewissen."

„Aber warum denn?" fragte er verwundert.

„Ja, Konni, wir waren gestern in einem großen Varieté. Und Väterchen hat immer gesagt: Zuerst den ‚Freischütz' und dann ‚Fidelio' und dann Glucks ‚Iphigenie', und —"

„Kind," sagte Konni — „lasse dich doch treiben, wie's der Stunde gefällt. War es denn schön?"

„O herrlich! Vieles so wunderschön, und anderes war so lustig — und wie Menschen mit ihren Gliedern nur solche Fertigkeiten, solche Präzision erreichen können. Und Sidonie Hardy sagt, sie erheitern Tausende und Tausende, die für die große Kunst kein Verständnis haben können. Für die wäre ein herzhaftes Lachen viel wichtiger als die tiefsten Seelenerschütterungen."

„Sagte sie das?" meinte Konrad versonnen. Er durfte nun schon den größten Teil des Tages außer Bett sein und saß in der Ecke des kleinen Sofas in seiner Krankenstube.

„Konrad, hast du Sidonie gern?" Lotte erschrak. Die Frage hatte sich keck und wider ihren Willen losgerungen.

„Gern —!" Er blieb ganz sanft. „Was machte das ihr oder mir? Ich genieße sie, wie ich eine ferne, sehr, sehr schöne Musik genieße. Aber im Grunde hat doch solches Genießen keinen ernsthaften Bezug zu meinem Leben."

„Konrad, ich weiß doch eigentlich so wenig von dir."

„Wer weiß denn vom andern! — Ich schiebe die Gedanken an Sidonie Hardy von mir, weil ich sie nicht einen kann mit dem Wege der Arbeit, den ich mir vorgezeichnet habe, der mir so nötig ist wie die Atemluft. Ich schiebe diese Gedanken von mir, weil Sidoniens zarte Blüte nur auf dem Boden von Luxus und Genuß erblühen konnte. Weißt du, Charlotte, was der Kirchenvater Tertullian berichtet? Von den Engeln phantasiert er, die niederstiegen, die schönen Töchter der Erde zu lieben. Und sie brachten als Morgengabe den Luxus, die Künste, den Kultus des Schönen. In ihren Zerknirschungen aber sehnten sie sich nach dem Himmel und besannen sich auf ihre göttliche Mission. Sidonie braucht alles das zu ihrer Lebensluft, alles das, was ich meide und geringschätze."

„Mein Gott, Konrad, warum?"

„Kind, denk an die sorgenvolle Enge zu Hause, und dann sieh dir die fahrige Gedankenlosigkeit und den Kastenhochmut der ‚Genießenden' an — und dann blicke ganz nach unten, auf die ‚vielzuvielen'."

„Kannst du es ausgleichen, weißt du ein Heilmittel, Konni?"

„Nein, Kind, so wenig wie gegen den Tod. Ich aber will auf der Seite der Verkürzten stehen. Unsere ganze Zeit

ist am Werke, den sozialen Aufgaben gegenüber. Das ist mein Arbeitsfeld, und ein Arzt vermag viel."

Sie schwiegen einen Augenblick. Dann faßte Lotte sich ein Herz und sagte, ohne Konrad dabei anzusehen: „Sidonie liebt dich, warum willst du einsam bleiben?"

Er lachte bitter. „Sidonie ist ein Spielball ihrer Stimmungen."

„Dann nimm sie doch fest in deine Hand. Ein Mädchen, das mit ganzer Seele liebt, liebt wohl im Manne zugleich die geistige Sphäre, in die er sie heben soll."

Konrad lächelte froh und faßte seine Schwester fest an ihrem runden Kinn und drehte sich ihr errötendes Gesicht zu. „Woher kommt denn dir solche frühe Weisheit des Herzens?"

Und Lotte errötete noch tiefer. „Das weiß ich nicht. Mir scheint, was ich sagte, so einfach selbstverständlich."

Konrad nickte und fragte dann unvermittelt, ob sie Schlotheim schon gesehen hätte.

Lotte bejahte. Öfter schon war ihr der Morgen im Kindersaal eingefallen; immer wenn es sie befremdet hatte, wie viel Wesens die Hardys und ihre Freunde betrieben, um ihre Zeit, um so viele leere Stunden herumzubringen. Dann stand plötzlich die Gestalt des Arztes vor ihr, der seine blasse Hand auf das Haupt eines verzweifelten Kindes drückte.

„Sieh" — sagte Konrad — „der ist schwer herzkrank, eines Tages wird die Maschine plötzlich stillstehen. Sein bißchen Lebensrest braucht er für die Ärmsten auf. Möchtest du immer so leben wie jetzt?"

Lotte wurde blutrot und sah ihn erschrocken an. Aber das wollte er gar nicht, mochte sie sich doch das Leben von allerlei Seiten betrachten; jeder mußte selbst die Richtung herausfinden, in die hinein er am besten wachsen konnte.

Er sah seine Schwester freundlich an. „Und nun frage nicht wieder nach Sidonie, denn du tust mir weh damit. Für mich ist die kleine Sidi das Holdeste und Feinste, was die Erde trägt. Das sollst du wissen, weil wir Geschwister sind — für mich aber blüht sie nicht."

„Und daran ist nicht zu rütteln?" fragte Charlotte leise.

Er schüttelte den Kopf. „Nein, Kind, denn wir entstammen zwei Welten, und keiner von uns vertrüge die Luft, in der allein der andere atmen kann."

Draußen, den Korridor entlang, kamen, gerade wie damals, die Ärzte. Lotte wollte sich an die Wand drücken in ihrer großen Bescheidenheit, aber der Doktor Schlotheim blieb knapp vor ihr stehen, während er den jungen Herren ein Zeichen gab weiterzugehen.

„Ich glaube, wir sind alte Bekannte von Ihrer Heimat her" — sagte er mit besonders gütigem Lächeln — „was sind Sie für ein starkes, blühendes Menschenkind geworden, Fräulein Wagner. Einem schönen, tätigen Leben sind Sie entgegengewachsen."

Sie wußte erst gar nicht, was sie antworten sollte; endlich sagte sie überstürzt: „Man weiß aber gar nicht, wo man anpacken soll, wenn man keine Talente hat."

Er lachte leise. „Und blühende Gesundheit? Eine flinke Intelligenz, lachender Frohsinn — sind das keine Talente, läßt sich das nicht in Leistung umsetzen? Einstweilen führen Sie Ihren Bruder fleißig in die Luft, er ist nun schon so weit."

Dann ging der Mann kopfschüttelnd weiter. — Talente — dachte er — die kleinen Talente und das große Leben — —

Die Hardys fanden Lotte zerstreut und abgespannt. So schlug Klarisse vor, ihr junger Gast solle den Abend allein zu Hause bleiben.

Lotte saß am offenen Fenster ihres Zimmers und dachte immer nur an zweierlei: der Konni liebt diese fremdartige Sidonie, und sie ihn — mehr als ihr Leben. Sie rückte unruhig auf ihrem Sessel, sprang auf und starrte finster in die dunklen Boskette des Gartens unter ihr. Es war etwas Beunruhigendes, um solche, wie schwere Bürde getragene, fanatische Leidenschaft zu wissen. Es war, als ob die Luft, die sie umgab, von etwas Fremdem und Gewaltsamem, von irgendeinem Seelenfluidum durchtränkt wäre.

Und dann kam wieder der fremde Mann und sagte ihr, daß man auch so alltägliche Güter wie Gesundheit und Frohsinn in Leistung umsetzen könne.

Sie riß sich endlich von dem Hinstarren in den nächtigen Garten los und schrieb einen langen Brief an die Eltern. Sie schrieb eifrig drauf los, über alle ihre Erlebnisse, füllte Bogen um Bogen. Als sie aber mit den zärtlichsten Grüßen schloß, mußte sie sich sagen, daß von ihrem eigentlichen inneren Erleben keine Silbe darin stand. Und so war es gut; sie fühlte, daß sie nicht mehr in den Kinderschuhen stand.

— — — — — — — — — — — —

Es war wieder eine Woche später, und im Hardyschen Hause rüstete man zu einem großen Jubelfeste.

Klarisse saß vor dem Spiegel in ihrem Ankleidezimmer. Sie musterte scharf ihr Spiegelbild. Aber sie durfte sich sagen, wie sie da schmal und schlank in ihren weißen Unterkleidern im Sessel lehnte, daß ihr wahrlich keiner die fünfundzwanzig Ehejahre ansehen könne. Sie selbst war fast verwundert. Jahr war so sacht in Jahr geglitten — ein stiller, unablässiger Tropfenfall von Tagen und Monden. Nun hieß es, sich zu dem Faktum bekennen — peinlich unbequem!

Manches gute Jahr war darunter gewesen — sann die Frau vor sich hin, während sie langsam den funkelnden Ring an ihrem zarten Finger schob und drehte — gute, o sehr gute, verständige Jahre. Kluger Leute reife Ehejahre! Wollte je im sachten Hinfließen der Zeit irgendein Schatten drohen — Enttäuschungen oder Konflikte — man hatte stets etwas in Reserve gehabt, was sich zwischen den guten Tag und den drohenden Schatten mitten hinein hatte schieben lassen.

Das war so Eduard Hardys Lebensphilosophie gewesen: die Ereignisse nicht zu dicht herankommen lassen, besonders keine Konflikte; lieber einen vorsichtigen Umweg — eine konservierende und bekömmliche Lebensphilosophie.

Klarisse lächelte vor sich hin und drückte die Augen in den vollen feuchten Veilchenstrauß, der ihr im Schoße lag. Es war ein vieldeutiges Lächeln, voll mitleidiger Selbstironie, träumerisch vergrübelt.

Der gute Eduard hatte diese Ruhestunde gefordert. Silberhochzeitstag, also seelische Emotion. Ein ganz abgeackerter Vormittag: die Gratulationscour, Besuche über Besuche, die guten Freunde, aber auch die mancherlei Schmarotzer, die an solchem großen Hause hängen. Deputationen von der Kunstschule, der Akademie; ein paar Herren vom Hofe, in „Allerhöchstem Auftrage". Kollegen, Auswärtige — Reden über Reden — der Professor spürte seine beinahe sechzig Jahre.

Dabei quälte ihn die Empfindung, daß er sich heute anders als sonst, zärtlicher, sozusagen ein bißchen schäferlich gebärden solle, selbstverständlich in geschmackvollen Grenzen. So eine hübsche und so eine durch und durch angenehme Frau, smorzando wie ein weicher Mollakkord. Und — da sage man nun, was man wolle — die gescheiteste Frau hat ihre sentimentale Ader.

Als Hardy aber Miene machte, sich dem Zimmer der Gattin zu nähern, fühlte er sich plötzlich so leer im Gehirn, so recht eigentlich marode; und nun stand noch das Festmahl bevor; dergleichen dauerte bei ihnen immer bis in die tiefe Nacht.

So schrieb er auf ein Kärtchen: „Meine süße Klarisse, jedes dieser Veilchen bedeutet einen sehnsüchtigen Gedanken. Aber Du brauchst unbedingt ein Ruhestündchen. Schlafe und träume von mir — wie einst im Mai!"

Alles, was er gelegentlich gegen seine Frau auf dem Herzen hatte, war im Moment vergessen. Das Briefchen schickte er ihr mit den Veilchen durch die Jungfer.

Dann streckte er sich in seinem verdunkelten, üppigen Arbeitsraum auf einen stilvollen Haufen orientalischer Kissen.

Solchen Veilchenstrauß, es waren Klarissens Lieblingsblumen, hatte er ihr an jedem Morgen des kurzen Brautstandes gebracht. Wirklich graziöser Typ, diese nervösen Blondinen, dachte er noch, nette kleine Reminiszenz, das da mit den Veilchen, sie heute wird es ihr Spaß machen.

Damit schlief der robuste Hardy, der unablässig mit dem Leben hatte Bescheid tun müssen, schon sanft ein.

Klarisse hatte das Billettchen mit leichtem Lächeln in die Tasche geknittert. Wie einst im Mai . . .! Dieser liebe, Hardy mußte immer ein bißchen Komödie spielen, auch sich selber. Warum sagte er nicht einfach: ich bin müde, will schlafen. Weil wir eben nicht einfach und natürlich miteinander stehen.

Klarisse liebte solche nachdenkliche Stunden. Wo der fröhliche Sturm heranwachsender Jugend fehlt und die Vielgeschäftigkeit der Familienmutter, da nistet sich leicht der Trieb zum Grübeln ein.

Heute zumal, an ihrem Ehrentage. Lieber Gott, Ehrentage, Alltage! Dieser Tag sprach nicht anders zu ihrem Herzen wie der gewöhnliche Alltag, daran konnte sie nichts ändern. Sie hatte nie begriffen, warum Gefühle gerade an einem Datum zum Überquellen kommen sollten, etwa wie die Blumen, die die feine Kunst des Gärtners in der Treibhauswärme zu einem beliebigen Termin zum Blühen und Duften bringt. Es schien ihr gegen die Natur zu gehen. Gedenktage — Feste, die wiederholten sich in jedem Kalenderjahr, und die hohen Wellen der Geschicke und die seichten des Alltags erstarben sich darüber fort.

Nun glitten ihre Gedanken dennoch in eine Betrachtung der zurückgelegten Wegstrecke. Es wäre ungerecht gewesen, sich zu beklagen. Hatte Eduard sie nicht auf einen hervorragenden Platz geteilt? War sie hier nicht herangereift zum Verständnis der Ideen, die ihre Zeit beherrschten? War sie nicht in Jugendzeiten die Genossin seines Aufsteigens gewesen, seines vielbeneideten Triumphes? Seine Egeria? So hat ja heute ein schwungvoller Lobredner sie genannt.

Aber war sie je eine herzfrohe Frau gewesen, eine, deren Leben mit dem des Gatten zusammenschmilzt? Nein, das gab es wohl. Über solche Gefühle war Hardy schon hinweg gewesen, als er ihr im Thüringer Fürstenschlößchen begegnet.

Natürlich Ehen mit Kindern, das hatte sie oft genug gesehen, die gestalten sich anders, tiefer, wurzelechter. Aber sie hatten sich ja so oft darüber einig geworden, für ihre ganze Lebensführung und Geschmacksrichtung sei es so besser gewesen. Was war da doch ein Manko? Vielleicht etwas künstlich, diese fünfundzwanzigjährige Zweieinsamkeit — etwas trocken vielleicht, sozusagen resultatlos — nämlich an der Zweckbestimmung der Ehe gemessen, aus der eine Familie hervorgehen soll mit allen ihren Freuden und Sorgen?

Als ob alles Geschehen einen Zweck haben müßte, warf sie sich selbst ein. Ist nicht diese ganze Zweckidee eine Scheinvorstellung, künstlich in das sorglose Leben hineingetragen? Über allen den kleinen Zwecken, die man natürlich unablässig verfolgen muß, zieht wie hoher Wolkenflug das tiefe Innenleben. Menschen handeln aus Impulsen, aus Neigung, nicht nach Zwecken! . . . Oder doch?

Sie seufzte. Sie fand aus ihren Grübeleien keinen Ausweg; sie litt doch wie unter einem schweren Gewicht, unter Trauer und Bitternis. Das hatte sich früher nur ganz selten geregt und wuchs nun in ihr und — wollte selbst heute nicht schweigen. Und da stand wieder das Bild dieses jungen Mannes, Wulffert, vor ihr, so daß sie stirnrunzelnd die Zähne in die Unterlippe grub.

Aber was hatte sie sich vorzuwerfen? Nicht ein Wort, nicht eine Miene der Ungehörigkeit. Sie, die Klarisse Hardy, hielt ihre Gefühle in so kühlen, festen Händen hielt. Nur daß sie sagen mußte, in ihrer Jugend würde sie den Herzschlag eines hohen, starken Gefühls für ihn gespürt haben, und daß gerade er sie ahnen ließ, wie reich beglückend die Ehe sein könne. Sie dachte wieder an ihr Alter, sie war grenzenlos unzufrieden mit der Richtung ihrer Gedanken, denen sie nicht wehren konnte, und gleich darauf lächelte sie wieder.

Das Lächeln war gütig, ein klein wenig mütterlich; sie dachte an die feine Kunst ihres jungen Freundes.

Der junge Wulffert war ein reicher, verwöhnter junger Herr, über dreißig war er wohl sicher, von den Mainzer Wulfferts. Er hatte die Handelstraditionen seiner Familie verlassen und war Maler geworden. Er malte aber nicht wie ein rheinischer Millionärsjunge, der es nicht eben nötig hat, sondern als ein sehr ernsthafter Künstler.

Bildnisse malt er, diese jetzt so berühmten Bildnisse mit wenig Farben, raffiniert sparsam in den Mitteln. Aber er sieht eine Persönlichkeit mitten durch und holt das Wesentliche heraus — o ja, ein Menschenkenner, dieser junge Erik Wulffert! Und er ist wissend, weil er ein starkes Herz hat und ein fein verständnisvolles — — und er weiß, daß ich leide. Das ist das ganze Band zwischen ihm und mir!

Drüben über dem Bouleschränkchen hing so ein kleines Meisterwerk nur einer müßigen Stunde, Eduard Hardys Porträt in blassen Pastellfarben nur so flüchtig hingewischt.

Klarisse erhob sich langsam, die Veilchen glitten zu Boden.

Sie stand oft vor diesem Bilde, immer mit der strengen Falte zwischen den Brauen. Zuweilen, da sie schlecht schlief, erhob sie sich mitten in der Nacht, eine Kerze in der erhobenen Rechten, und bohrte ihren Blick in dieses Bild.

Ja, das war Hardy ganz und gar! Sein ergrauter Künstlerkopf mit der gebäumten Haarkurve, den mächtigen Stirnknochen, der vornehm gebogenen Adlernase. Aber das trog ja! Diese Kraft, den Stolz, die Eigenart besaß er ja gar nicht. Er hatte ja doch immer um den Erfolg gerungen und sich mit der künstlerischen Moderichtung mitbewegt, sich dem Geschmack der Menge angepaßt. Er war nie ein harter, ein willensstarker Eigener gewesen — und das hatte der gewissenhafte Pinsel Wulfferts auch herausgebracht — die flaue Farbe, ein Schillern im Blick, eine kleine Eitelkeit im Lächeln.

Nein — sie wollte das gar nicht ausdenken, heute gewiß nicht! Und impulsiv nahm sie das Bildchen vom Nagel und schob es mit zitternder Hand in ein Fach des Schränkchens.

Hardy war immer gütig, hilfreich gegen die Kleinen, die Bescheidenen. Er war immer fleißig gewesen, oft enthusiastisch für neue Kunstgedanken. Und er hatte sich ja auch durchgesetzt, in jeder Beziehung.

Nun fing sie an, im Zimmer auf und ab zu gehen, auf dem hellblumigen Teppich.

Sie haderte heftig mit sich. Geradezu eine Krankheit, dieses Hellsehen. Eine Frau darf das nicht. Die Welt draußen findet selbst genug, erspäht unbarmherzig jede Schwäche. Bei der Frau ist des Mannes Port, unveräußerlich. Sonst ist sie in seinem Leben der Wurm, der die gesunde Frucht zerstört!

Heftig nahm sie ein paar Zeitungsblätter und zerriß sie in kleine Fetzchen, so klein, daß Lesen unmöglich wurde. Man hatte ihr die Blätter heute unter Kreuzband übersendet; Leute wie die Hardys hatten selbstverständlich Neider und Gegner die Menge. In den Blättern standen Aufsätze über die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts; man war nicht eben glimpflich mit Hardy umgegangen, man warf ihn einfach unter das alte Eisen.

Nur das eine konnte sie nicht unterdrücken: sie fühlte mit dieser neuen Zeit, zu der Hardy nicht mehr gehörte. Die hohle, leere Würde, der buntscheckige Glanz dieser akademisch aufgebauten Theaterszenen, die sogar in den Galerien hingen — nein, empfunden hatte sie das sogar schon damals, als sie noch ganz unreif neben ihm stand. Aber zum Glück hatte er es nie bemerkt.

Schon seit einiger Zeit grübelte sie über dem Gedanken: weiß er, sieht, fühlt er das selbst, daß seine Zeit vorbei ist

— dann spielt er seine Rolle brillant. Aber sie hoffte inständig, daß er es nicht erkennen möge, denn sie gehörte zu ihm, und sie wollte ihm ja auch die gute Frau bleiben, auf die er sich verlassen konnte.

Sie starrte mit finsteren Augen vor sich hin. Warum hatte er ihrem Wunsche nicht nachgegeben, diesen Tag in der Ferne zu begehen. — War denn Anlaß für ein Jubelfest? —

Und dann zerpflückte sie den eigenen Wert. Was hatte denn sie in ihrem müßigen Leben geleistet? Wodurch hatte sie selbst denn Anspruch, an eines Allerersten Seite zu schreiten?

Es übermannte sie ein elendes Schwächegefühl, und aus ihren Augen flossen die Tränen. In der ganzen Welt war nur einer, der wußte, wie ihr zumute war. Sie aber würde altern, während der reifte und emporstieg. (Fortsetzung folgt.)

Rezept zum Goldmachen.

Von Stephan Kekule von Stradonitz.

Beim Suchen nach Nachrichten über den „Goldmacher König Friedrichs I. von Preußen", einen Italiener, der sich selbst den prunkvollen Namen „Don Domenico Emanuele Caetano, Conte de Ruggiero" beigelegt hatte, während er in Wirklichkeit der Sohn eines Bauern aus Petrabianca, einem Dorf unweit Neapels, war, fand ich auch sein Rezept zur Herstellung des Steins der Weisen. Es lautet: „Alle Salzen, so die Natur in regno minerali gibt, auch alle gewöhnlichen Salzen ex regno animali et vegetabili, ferner alle metalla und mineralia, keines ausgelassen, pulverisiere, was sich pulverisieren läßt, und feile oder mache sonst zu einem Kalk, was sich nicht will pulverisieren lassen. Von denen Salzen nimm zwei Teile, darunter reibe einen Teil von denen Mineralien und Metallen, schmelze alles zusammen in einem Tiegel, so findest du eine vielfarbige massam, in der das Universal der Welt schon mit allen Farben spielet, diese pulverisiere und gieße darauf einen spiritum vini rectificatissimum, lasse ihn digerieren, bis er hochrot gefärbt ist. Diesen gefärbten spiritum tue in englische Weinbouteilles, halb damit angefüllt, verbinde sie mit einer Ochsen- und ja mit keiner Schweinsblase, mache oben in die Blase mit einer Stecknadel ein Loch, das eben das sonst so verborgene Sigillum Hermetis ist, setze sie alsdann auf mäßige Wärme auf sandcapellen, so wird innerhalb drei Monaten der spiritus vini durch dieses kleine Löchlein hinausfliegen und auf dem Grunde der Bouteillen ein rötlich Pulver sich finden, das des Caetani Tinktur ist."

Das ist also das Rezept, für dessen Hingabe an den König der Italiener nach einer angeblich gelungenen Verwandlungsprobe unedler Metalle in Gold, die im Königlichen Schlosse zu Berlin stattgefunden hatte, ein diamantenbesetztes Bildnis des Königs, einen außerordentlich weitgehenden Königlichen „Protektionsbrief" (3. November 1705) und den Charakter als Generalmajor der Artillerie (29. Dezember 1705) erhielt. Allerdings hatte er die feierliche Versicherung gegeben, der König werde mit diesem Mittel in kürzester Zeit für sechs Millionen Taler Gold herstellen lassen können.

Das Rezept hat den Vorzug, leicht verständlich zu sein. Arbeiten konnte man danach. Derjenige, der es der Nachwelt überliefert hat, ist der Kanzleirat Johann Konrad Dippel, der seit 1704 in Berlin lebte, ein nicht unverdienter Chemiker, der Erfinder des Farbstoffes „Berlinerblau" und eines Arzneimittels war, das das „Dippelsche Tieröl" hieß. Das Rezept ist also authentisch.

Durch seine Verständlichkeit unterscheidet es sich jedenfalls vorteilhaft von den meisten schwülstigen, völlig dunkeln und vielfach ganz unverständlichen Vorschriften anderer Alchimisten zur Herstellung des „Steines der Weisen". Diese Vorschriften beginnen gewöhnlich damit, daß das Schwerste, die Auffindung des Ausgangsstoffes, mit dem die Arbeit zu beginnen ist, der „materia cruda" oder „materia prima" sei, von der z. B. gesagt wird: „Es ist ein Stein, auch nicht ein Stein, sondern im Gleichnis nennen wir es einen Stein, weil die vier Elemente in ihm verborgen sind." Aus diesem Grundstoffe gewinnt man dann den „philosophischen Merkur", der das „merkurialische und schwefelige Prinzip" enthält und oft auch „Jungfernmilch" oder „grüner Löwe" genannt wird. Zu ihm setzt man „philosophisches Gold", darauf wird längere Zeit „digeriert". Dann erhält man einen schwarzen Körper, das „Rabenhaupt". Durch weiteres Fortsetzen der Arbeit verwandelt sich der schwarze Körper in einen weißen, den „weißen Schwan". Durch stärkeres Feuer wird dieser gelb, endlich glänzend rot, womit der „Stein der Weisen" gewonnen ist. Paracelsus († 1541) beschreibt ihn als eine sehr fixe Substanz, in Masse lebhaft rot wie Rubin und durchsichtig wie Kristall, biegsam wie Harz und doch zerbrechlich wie Glas, gepulvert gleiche er dem Safran. Van Helmont († 1644) schildert ihn als ein schweres Pulver von Safranfarbe, schimmernd wie nicht ganz fein gestoßenes Glas.

Als Beispiel für die Sprache der Alchimisten führe ich folgende Sätze aus dem „Kern der Alchimie von Philaletha" an:

„Wenn die Sonne weiß gemacht und verschlungen worden ist, alsdann muß an Beide der Medeae Saft gegossen werden. Dieser ist unser Meer, in welchem zween Fische schwimmen, deren keiner weder Haut noch Gräte hat. Das Meer ist allezeit rund und hat keine Ufer. Das Meer und die Fische sind einerlei. Diese digerieren wir, bis sie einen Saft machen. Warte alsdann 40 Tage, so wird die allerschwärzeste Schwärze erscheinen. Wenn du das siehst, so hast du dich nicht zu fürchten, sondern die Weiße wird sich endlich zeigen, ohne Fehl, und also kommt ihr zu der glänzenden Röte. Also ist die Schwärze das Tor, dadurch wir hingehen zum Licht des Paradieses. Befleißige dich, diese Schwärze zu erhalten, denn sonsten werden alle Dinge vergebens sein."

Weiter heißt es: „Alsdann wirst du bei gebührlichem Feuer sehen, daß deine Wasser unten in die Höhe fließen und auch deinen Leib reinlich kochen. Diese Circulatio soll so lange kontinuieren, bis der Adler den Drachen zu Boden schlagen, da dann alles miteinander sterben und zu einer scheußlichen Kröte werden wird, die du verbrennen sollst, bis du die Schwärze durch mancherlei Farben wirst abnehmen sehen und licht erscheinen, alsdann siehe zu, daß du den Lauf mit Geduld halteit, bis der Mond mit sehr hellen Strahlen aufgehet. Dieses ist unser junger König, der von Morgen kömmt und trägt den zunehmenden Mond auf seinem Scheitel."

Man muß zugeben, daß Ruggieros Rezept gegen das eben genannte äußerst vorteilhaft absticht, und man kann sich leicht denken, wie froh König Friedrich I. und seine Ratgeber waren, in den Besitz eines so einfachen Rezeptes zu gelangen.

An der Wirksamkeit des Mittels zweifelte man nicht, da Ruggiero die geforderte „Probe" bestanden hatte.

Heute mutet die Vorschrift den Leser ja geradezu als kindlich an. Darüber zunächst noch einige Worte:

Alle „Salze" aus dem Mineralreich, dem Pflanzenreich und dem Tierreich soll man nehmen und zerstoßen, ferner alle Metalle und alle Mineralien schlechthin! Ein solches Rezept bot also Gelegenheit zu Reisen auf Kosten des hohen Auftraggebers, denn es gibt, und man kannte auch damals schon seltene Mineralien, die schwer zu beschaffen waren. In der Tat läßt sich auch nicht selten urkundlich nachweisen, daß Alchimisten auf Reisen, z. B. nach den ungarischen Bergstädten, geschickt wurden, um gewisse seltene Mineralien zu beschaffen.

Alle Salze, alle Metalle und alle Mineralien sollten genommen werden! Also auch goldhaltige Salze und Mineralien,

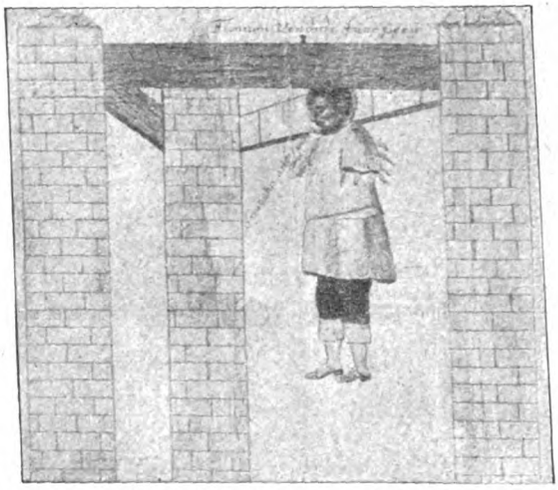
Peter.

Gemälde von E. Cabane.

also auch Gold! Es ergibt sich hiernach, daß das „rötliche Pulver, so des Caetani Tinktur ist", notwendig erweise schon eine kleine Beimischung von Gold enthielt, so daß es wenigstens theoretisch als möglich angesehen werden muß, dieses durch irgendwelche Kunstgriffe auch zutage zu fördern. Es ist schwer begreiflich, daß ein Mann wie Dippel an diesem Umstande allein nicht schon den Schwindel gemerkt hat.

Der „spiritus vini rectificatissimus", den das Rezept als Lösungsmittel vorschreibt, ist natürlich nichts anderes als reiner „Weingeist" oder Alkohol. Dieser ist aber, wie jeder weiß, kein Lösungsmittel für alle Salze, Mineralien und Metalle, auch nicht, wenn sie vorher zusammengeschmolzen worden sind, sondern höchstens für einen Teil dieser Dinge.

Mit der Redensart, daß das „Universal der Welt schon mit allen Farben spiele", der kindischen Vorschrift, zum Verbinden der Weinflaschen „Ochsen- und ja keine Schweinsblasen" zu nehmen, dem Löchlein in diesen Blasen, das als das verborgene „sigillum Hermetis" bezeichnet ist, ist nun in das Gebiet des reinen Hokuspokus hinübergegriffen. — Die Sandkapellen waren eine bestimmte Art von Öfen mit feinem Sande darin, wobei der letztere den Zweck hatte, eine gleichmäßige Verteilung der Wärme herbeizuführen und dadurch das Springen der Gefäße zu verhüten.



Ausschnitt aus dem Flugblatt über die Hinrichtung Caetanos.

Ruggiero wurde, wie in jedem Nachschlagewerk nachgelesen werden kann, am 23. August 1709 zu Küstrin gehängt. Das Urteil der fünf „zum Strafgericht verordneten Kammergerichtsräte", auf Grund dessen dies geschah, lautete folgendermaßen:

„1. Weil Inquisit im Jahre 1705 sich von selbst beym König angegeben und demselben versprochen habe, das seinem Vorgeben nach von Gott ihm verliehene Arkanum der Transmutation der Metalle in Gold und Silber getreulich zu zeigen, davon nicht allein eine kleine, sondern eine große Probe von 6 Millionen zu machen, und dies Versprechen auch mit den größten Vermessungen oft wiederholet;

2. habe er dabei verheizen, Seiner Kön. Maj. die Multiplikation der Tinkturen zu zeigen, und zu diesem Ende sich mehrmahlen verpflichtet, ohne Erlaubniß nicht außer Landes zu gehen, welches er doch, der vom Könige erzeigten Gnade ohnerachtet gethan, und

3. zu zweemalen heimlich davon gegangen, und das letztemal in Frankfurt am Mayn wieder attrappiret worden, des Inquisiten Bosheit sich aus denen bei ihm gefundenen Schriften klarer am Tage gelegt, indem er

4. in einer bekannt gemachten Spezies-Fakti, des Königs geheiligte Person, aufs schändlichste traduciret und boshafte Unwahrheiten von derselben angegeben, wozu

5. die mit dem schwedischen Feldmarschall von Mellin entdeckte Korrespondenz, und die bey der Krone Schweden gesuchte Protektion hinzu käme. Welches alles

6. zu hellen Tage liege, daß, da Inquisitus, nach so lange ihm zugestandener Frist, von seinem Versprechen nichts prästieren können, er aber inzwischen von S. K. M. nicht allein einen ansehnlichen Charakter, und dessen mit Diamanten besetztes königliches Bildniß, sondern auch daneben über 7000 Thaler bares Geld, sein kostbarer Aufwand, und daß seine in Gold und Silber gemachte Proben nach dem Werth ihm mehrenteils besonders bezahlt worden, zu erhalten und sich zu Wege zu bringen gewußt, Inquisite ein Erz- und Landbetrüger sey, der unterm Vorwand seiner falsch gerühmten Kunst sich groß zu machen, große Herren aber um ansehnliche Geldsummen nur zu betrügen suchen; wozu

7. vita ante acta hinzukomme, da er bereits am bayerischen, nachgehends am kaiserlichen und pfälzischen Hofe, seine Betrügereyen ausgeübet, welches alles

8. an Inquisiten desto härter zu bestrafen, da er als ein summus impostor in seinen ad acta liegenden Schriften sich zu mehrmalen Christo, und seinen wohlverdienten Arrest dem unschuldigen Leiden des Erlösers, auf die aller gotteslästerlichste Art verglichen, welche Passagen auch billig meritiret, daß die zur Inquisition verordneten Kommissarien, selbige in articulos verfasset, und Inquisitum darüber litem zu contestiren angehalten hätten.

Aus diesen Umständen sey Inquisit nicht allein als ein Falsarius, sondern als ein Dieb, mit dem Strange vom Leben zum Tode zu bringen, wobey nicht schaden könne, daß andern dergleichen Betrügern zum Abscheu, und damit der Welt das Verbrechen offenbar werde, der Galgen oder des Inquisiten Kleidung mit Flitter- oder Scheingold gezieret und bekleidet werde, wie solches im Jahre 1591 in München einem solchen Betrüger, Marco Bragadino, und im Jahre 1596 dergleichen betrügerischen Goldmacher, George Honauern, am würtembergischen Hofe geschehen seyn soll, und vor einigen Jahren ein Präsident und Goldmacher am bayreuthschen Hofe in solcher Positur aufgehenkt worden."

Dieses Urteil fand die Bestätigung des Königs. Es wurde am 16. August dem Unglücklichen deutsch vorgelesen, ihm sodann Wort für Wort in die italienische und dann in die französische Sprache übersetzt.

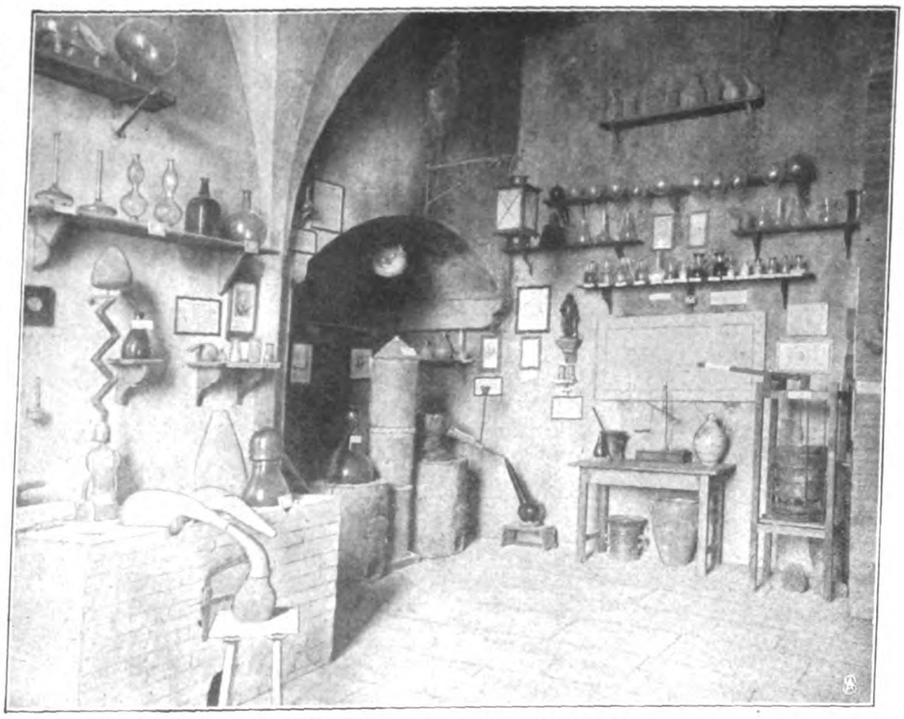
Ich lasse nun einen aus den Akten geschöpften, zeitgenössischen Bericht wörtlich folgen: „Caetano ward nach Anhörung dieses Urtheils ganz ungeduldig, schäumete wie ein rasender Mensch, stellte sich wahnwitzig, hielt sich bisweilen mit beyden Händen den Mund zu, bisweilen schrie er wieder mit lauter Stimme: es sind lauter Lügen, was sie dem Könige vorgebracht haben! — Er appellire an Se. Majestät, selbige wäre zu gnädig. Wie man ihm aber des Königs eigene Unterschrift vorzeigte, rief er aus vollem Halse: der König hat es nicht gelesen — der König weiß davon nichts! Es wäre ihm alles untergeschoben. Er appellire an den Kaiser. Man gab ihm hierauf zu verstehen, daß von Sr. Majestät weder Appellationen an den Papst noch den Kaiser statt hätten, er würde besser thun, sich zum Tode sanftmüthig zu bereiten und seiner Seelen Seeligkeit durch Bekenntniß seiner Sünden und Betrügereyen zu befördern; weshalb man ihm einen Pater, im Falle er einen verlange, willfahren und holen lassen wolle. Er blieb aber dabey, er appellire an den Kaiser, er verlange keinen Pater, und wolle auch nicht sterben. Man bedeutete ihm hierauf, er würde wohl thun, sich anders zu betragen, indem es nicht an Mitteln fehle, ihn zurecht zu bringen, als, wenn er sich nicht gutwillig am bevorstehenden Freytage zum Tode schicken wollte, mit Gewalt an Galgen zu schleppen. Als man hierauf befragte, ob er noch dabey bliebe, daß er andere Metalle zu Gold und Silber machen könne, bestätigte er solches. Sodann fing er an entsetzlich zu schreyen und zu lermen, so daß ihn die Wache in sein Behältniß schleppen mußte, wo er mit Toben und wahnsinnigen Wüthen als ein verzweifelter Mensch fortfuhr. Sein Diener wurde von ihm abgesondert, scharfe und schneidende Sachen, die man bey ihm fand, weggenommen, damit er sich kein Leid anthun könne, und er mit einem Unteroffizier und einigen Soldaten bewacht.

Den 17. August, ward der Land-Syndikus und Oberauditeur Andreä zu Caetano gesandt, der ihn befragte, ob er

noch behauptete, der Besitzer des Arkanums zu seyn, und ob er sich durch Ablegung einer deutlichen Probe zwischen hier und dem kommenden Freytag, von dem ihm bevorstehenden schimpflichen Tode befreyen wolle? Caetano erwiderte hierauf mit vielen Eidschwüren, er besäße das Arkanum wahrhaftig, es sey ihm aber unmöglich solches hier, wenn ihm auch tausendmal das Leben genommen würde, zu bewahrheiten, weil sich kein Keller, so zur Zubereitung des Schwefelöls bequem wäre, zu Küstrin fände.

Den 20. August ließ Caetano sagen: er habe noch Tinktur, und wolle in Berlin in zehen Tagen sein Versprechen erfüllen, oder geschehen lassen, daß er in kleine Stücken zerhauen, und ihm das Herz mit glühenden Zangen aus dem Leibe gerissen werde. Hierauf begab sich der Hauptmann nebst dem Oberauditeur zu ihm, damit er seine Entschließung schriftlich geben möchte. Aber er fing an seine alte Leyer wieder hervorzusuchen, um nur Zeit und Gelegenheit zu finden, dem Tode zu entgehen und zu entfliehen. Besonders vermaß er sich, daß diejenigen, welche seinen Tod beförderten, dem königlichen Hause einen unglaublichen Schatz entzögen, welches er zu Berlin innerhalb zwanzig Tagen zeigen werde, und bat um diese kurze Frist, und daß er nach Berlin gebracht werden möge, tausendmal, und um Gottes und des Seligmachers Barmherzigkeit willen. Der König könne ihn mit so vieler Mannschaft, und so scharf als es ihm beliebe, bewachen lassen.

Die Kommission selbst war hier durch so bewegt worden, daß sie dies vorgegangene nach Hofe berichtete, und dabey anführte: man könne kaum glauben, daß ein Christ, der noch ewiges Leben nach dieser Zeitlichkeit hoffe und nicht anders wüßte, als daß er künftigen Freytag sterben müßte, sein Seele so hintansetzen, und sich so hoch wie Caetano vermessen sollte, und glaubten, daß ihm die erbetene Frist zu verstatten wäre, weil man ihn nachher dennoch zur verdienten Strafe ziehen könne.



Nachbildung eines Alchimisten-Laboratoriums.
(Deutsches Museum in München.)

Man war aber schon bey Hofe zu sehr von dem Betrüger hintergangen worden, als daß man ihm den verdienten Lohn länger hätte entziehen sollen. Dieser ward ihm den 23. August gegeben. Der Balken des Galgens an den er gehängt wurde, ingleichen sein von Leinewand gemachtes Kleid, waren mit Flittergold überzogen. Zwey Tage vor der Exekution war er noch sehr unruhig, in der Nacht vor derselben aber, fing er an fleißig zu beten, und sagte: weil er sterben müsse, so verzeihe er zwar allen seinen Feinden, er fordere aber die, welche das Urtel abgefaßt vor den Richterstuhl des Höchsten, um daselbst binnen dreyen Tagen zu erscheinen, welches jedoch nicht geschahe. Die ihm zugegebenen Patres, wiesen ihn deshalb zurecht, und verwarfen seine widrige Meinungen, worauf er sich zu beruhigen schien, und die ganze Nacht mit beten zubrachte. Den Morgen seines letzten Lebenstages, setzte er sich zwischen 9 und 10 Uhr mit einem Pater, welcher italiänisch mit ihm sprach, geduldig in eine Chaise, welche mit 40 Grenadier bedeckt, und ließ sich zum Richtplatz der mit hundert Mann von der cüstrinschen Garnison besetzt war, hinführen. Der Pater Prior begleitet ihn zu Fuße neben dem Wagen, und unterließ nicht ihm bis auf den letzten Augenblick zuzusprechen.

Caetano starb mit der festen Behauptung, er sey das wofür er sich ausgegeben hatte. In der Beichte und bey Empfang des Sakraments, welches ihm zwey Tage nach einander gereichet wurde, blieb er beständig dabey, er sey der Besitzer des Arkanums; alle Proben, die er bisher gemacht habe wären keine Verblendung und ohne alle Betrügerey. Er habe alles von selbst gemachter Tinktur verfertiget, und hätte der König die erbetenen zwanzig Tage gefristet, würde er während dieser Zeit 80 Pfund Gold und nach und nach, und zwar längstens innerhalb drey Monate die versprochene 6 Millionen gemacht haben."

Soweit dieser zeitgenössische Bericht.

Auf die Hinrichtung Caetanos wurde ein Flugblatt gefertigt und verbreitet. Es trägt die Überschrift: „Der nach Urtheil und Recht gestraffte Goldmacher CAJETANI, Wie solcher den 23. Augusti 1709, Vormittags zwischen 11. und 12. Uhr in Cüstrin, an einen mit güldenen Lahn beschlagenen Balcken, deß ordinairen Diebes-Galgen, und in einen von der gleichen Stoff gemachten Romanischen Habit, allen betrügerischen Goldmachern zum Abscheu und Exempel auffgehangen worden."

Darunter erblickt man den Galgen auf drei Pfeilern. An einem der Querbalken hängt der Adept. Darüber steht die Inschrift: „Fumum vendidi, fune pery", d. h.: ‚ich habe Rauch verkauft, ich habe blauen Dunst vorgemacht" — ein Ausdruck des römischen Rechts —, ‚durch den Strick starb ich.' Aus dem Munde des Gehängten dringen die Neronischen Worte: „o quantus artifex pereo" — ‚welch großer Künstler starb in mir.'

Darunter steht folgende Beschreibung des Tatbestandes und des Strafverfahrens: „Nachdem der sogenannte Graff Cajetani (welcher sich nicht gescheuet, vor einen, aus dem berühmten Italiänischen Geschlecht, deß in dem 16. Seculo bekantgewesenen Cardinals Cajetani entsprossenen, auszugeben, da er doch nur eines gemeinen Bürgers Sohn aus Neapolis soll gewesen seyn) an den Kayserlichen, Bayerischen, Pfältzischen, und andern Höfen, seiner Betrüglich vorgegebenen Wissenschafft des Goldmachers halber, sich nicht allein berüchtiget gemacht, sondern auch endlich zu Vermeidung der dergleichen Falsariis und impostoribus gebührenden Straff durchgehen müssen, kame er zu seinem Unglück endlich an den Königlichen Preußischen Hoff, umb auch daselbst die Roll eines vermeinten Adepti (in der von so viel Tausenden vergeblich gesuchten Kunst des Goldmachens) zu spielen, dadurch diesen Hoff ein gutes stück Geld abzulocken, von welchen er herrlich leben, und so lang grossen Staat führen

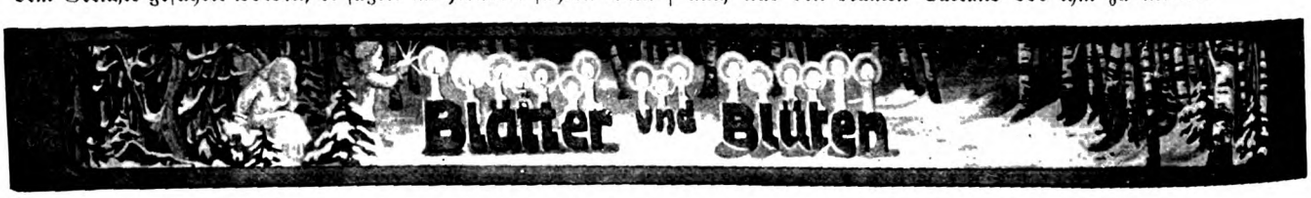
möchte, biß sich endlich die Gelegenheit erzeugen würde, durch heimliche Flucht seinen Fuß weiter zu setzen, wie denn auch in verwichenen Jahr würcklich geschehen, als er aber hierauff in Franckfurt am Mayn wieder attrapiret, und gefänglich nach Cüstrin gebracht worden, ergieng endlich das gerechte Urtheil, das er den 23. Augusti an einen mit güldenen Lahn oder Zindel beschlagenen Balcken, und in einen gleichmäßigen Romanischen Habit, Ihm zur wohlverdienten Straffe, andern zum Abscheu und Exempel offentlich solte auffgehangen werden, welches Urtheil dann auch würcklich an ihm in Zuschauung vieler Menschen vollzogen worden. Die kurtze Relation des gantzen Processes wird aus Cüstrin folgender Gestalt überschrieben.

Cüstrin, den 23. Augusti 1709. Heute Morgens umb 10. Uhr, ist der bekandte Goldmacher, und so genandte Graff Cajetani ausserhalb der Vestung, für der kurtzen Vorstadt, seinen Urtheil gemäß, gehäncket worden: Als ihm einige Tage vorher bekandt gemacht ward, daß er sich zum Tode praepariren solte, hat er sich solches anfänglich nicht einbilden wollen, sondern in dem Wahn gestanden, daß es ihm nur zum Schrecken geschehe; Nach dem nun zween Patres von Kloster Zelle ihn zum Sterben zubereiten anhero geholet worden, haben dieselbe grosse Mühe gehabt, in dem er sich zu nichts verstehen wollen, sondern horribel lamentiret, und mit dem Kopffe wider die Wandt gestossen und sich sonsten sehr desperat auffgeführet. Endlich aber hat er sich gegen die Patres submittiret, und mit ihnen zu beten angefangen, dabey aber allezeit gesaget, Er müsse unschuldig sterben, GOTT würde die richten die an seinen Tode Uhrsache währen, er hat noch gestern Vorschläge gethan, daß er die versprochene Quantität Gold machen wolte, und zwar in Berlin, oder Spandau, in Cüstrin aber könte er es nicht praestiren, weil keine tüchtige Keller oder Gewolbe verhanden, und ist er noch heute dabey geblieben, daß er Gold machen könte. Gegen Ss. Königl. Majest. hat er sich vor alle ihm wiederfahrne grosse Königliche Gnade bedanckt. In dem er nun in Begleitung der beyden Patres vom Schloß heruntergebracht, ist er nebst denenselben in eine halb bedeckte Chaise gestiegen und unter Escorte der hiesigen Grenadier, aus der Vestung, nach dem Gerichte geführet worden, er sagete im herunter fahren allen umbstehenden Adieu, und bejammerte sehr seine Hure (mit diesem freundlichen Ausdrucke ist seine, vor ihm verstorbene, angebliche Frau gemeint!). Unterwegens wie auch im Creyse hat er sehr fleißig Lateinisch und Italiänisch gebetet, und das in Händen habende höltzerne Crucifix, sehr offt geküsset, ans Haupt und an die Brust gedrücket; unter dem Galgen brachte er fast eine gute Stunde halb Knieend und halb Stehend zu mit Beten, biß ihn der Hencker von den beyden Pfaffen empfangen, da er denn seine Peruqve und Halßtuch selbst von sich that, und in einem weissen Camisole und Pantoffeln mit der Winde hinauff gezogen wurde, zuvor aber von denen beyden Patres Abschied nahme und ihnen das Crucifix wieder überreichete, denenselben die Füsse küssete, da er den stetig geruffen: JEsus Mariä: Bitte vor einen armen Sünder. Item, in manus tuas commendo, Animam meam; als er mit dem Kopff gegen den Balcken, an welchen ein Fleck so weit er zu hencken gekommen, mit güldenen Zindel beschlagen war, kam, sagte er zum Hencker, geschwind, worauff ihm denn der Hencker den Strick um den Halß legete, und das Genicke abdrückete, das Gesichte wurde ihm abscheulich schwartz und braun, und nach hefftigen Zücken gab er endlich seinen Geist auff. Er ist mit Ketten über all wohl bevestiget, und nachgehends mit einen auff Romanische Art gemachtes Kleid von gülden Zündel umbhangen worden, welches man sehr weit sehen kan. Es haben einige die Patres gefraget: Ob sie auch grosse Mühe mit diesen armen Sünder gehabt, so haben sie geantwortet, anfänglich wohl, nachgehends aber hätte er sich biß ans Ende sehr wohl zum Tode bereitet, und möchten Sie wünschen, daß alle arme Sünder so stürben. Dieses ist nun kürtzlich das spectaculeuse und erbärmliche Ende des beruffenen Goldmachers Cajetani von dem es wohl mit Recht hieß: Fatiche, Fumo, Fame, Foetore, Freddo & Fune.

Arbeit, Armuth und Gestanck, Rauch und Kält zuletzt den Strick,
Zahlet in der Alchymie der Betrüger List und Tück." —

So geschehen am 23. August 1709. Das Flugblatt ist auch ein kulturgeschichtliches Kuriosum, nicht weniger als der ganze Prozeß.

König Friedrich I. aber verbot aufs strengste, je wieder auch nur den Namen Caetano vor ihm zu nennen.



Gabriel von Seidl,
feiert seinen 60. Geburtstag.

Gabriel von Seidl. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Der berühmte Münchener Architekt, Professor Dr.-Ingenieur Gabriel von Seidl, stimmberechtigter Ritter des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste und Mitglied der Kgl. Preuß. Akademie der Künste und des Bauwesens, vollendet am 9. Dezember d. J. sein 60. Lebensjahr. Ein geborener Münchener, studierte Seidl in seiner Vaterstadt Maschinenbaukunde und wandte sich, nachdem er den Deutsch-französischen Feldzug mitgemacht hatte, der Baukunst zu, die er an der Kunstakademie bei Neureuther studierte. Seit 1876 war er als Privatarchitekt tätig und hat sich durch seine große Kunst, die von der deutschen Renaissance ausging, weit über Deutschlands Grenzen einen Namen geschaffen. Gabriel von Seidl — der Prinzregent Luitpold verlieh ihm im Jahre 1900 den persönlichen Adel — betreibt Heimatkunst im edelsten Sinne des Wortes. Seine Bauten schließen sich immer an die heimische Architektur an, sind harmonisch mit dem Boden verwachsen und wirken dennoch durchaus modern. Daß es heute einen spezifisch münchnerischen Baustil gibt, ist vornehmlich sein Verdienst, denn er hat das prächtige Warenhaus Oberpollinger, die eigenartigen Wohnhäuser Lenbachs und Kaulbachs, das Neue Bayrische Nationalmuseum, das Münchener Künstlerhaus, das Bierhaus des Spatenbräues und verschiedene andere ganz hervorragende

Tze-hsi,
Kaiserinwitwe von China, †

A. Tivoli, Venedig, phot.

Das Denkmal für Richard Wagner in Venedig.
Ausgeführt von Fritz Schaper in Berlin.

Münchner Bauwerke geschaffen hat. Meisterhaft durchgeführt sind die zahlreichen Villen- und Schloßbauten Seidls, von denen wir hier nur die Villa Heyl in Darmstadt, die Villa August Scherl im Grunewald bei Berlin, die Villa Puricelli in Düsseldorf, das Schloß Repten des Grafen Henckel-Donnersmark in Schlesien und Schloß Neubeuren am Inn nennen.

Ein Denkmal für Richard Wagner in Venedig. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Im Palazzo Vendramin zu Venedig hat Richard Wagner am 13. Februar 1883 seinen Titanengeist ausgehaucht, und man muß es den Venezianern lassen, daß sie das Andenken des Meisters pietätvoll gepflegt haben. Das Wagnerdenkmal, das Adolf Thiem von San Remo der Stadt Venedig geschenkt hat, und das Anfang Oktober auf dem Kleinen Platze an der Lagune enthüllt wurde, ist deshalb heimatberechtigt auf dem Stadtboden, und oft werden vom nahen Markusplatz herüber seine unvergänglichen Weisen den Meister umklingen, fehlt doch fast in keinem Konzert, das die Banda Municipale auf diesem schönsten Platz der Welt gibt, eine Probe der neuen deutschen Kunst. Das Denkmal selbst hat Professor Fritz Schaper in Berlin geschaffen.

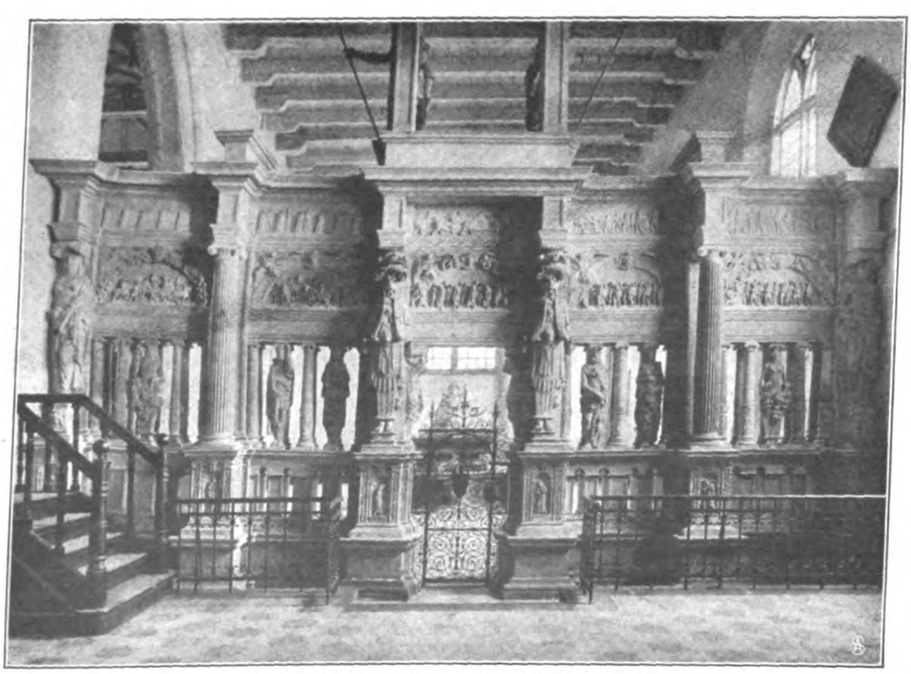
Die Kaiserinwitwe von China. (Zu dem Bildnis auf Seite 1050.) Dem ohnmächtigen Schattenkaiser Kuang-hsü ist wenige Tage darauf, am 15. November, die allmächtige Kaiserinwitwe Tze-hsi im Tode gefolgt. Die Nachricht, die, vielfach dementiert und endlich bestätigt, aus dem Kaiserlichen Palast in Peking kam, hat auf das chinesische Volk den tiefsten Eindruck gemacht und kann trotz der augenblicklich herrschenden Ruhe noch von sehr schwerwiegenden Folgen sein. Denn diese große Kaiserin, die eine der merkwürdigsten Frauen aller Zeiten ist, hat seit langem die Geschicke Chinas gelenkt und alle Fäden der äußeren und inneren Politik in ihrer festen Hand vereinigt, trotzdem sie beim Tode 74 Jahre alt, also nach unsern Begriffen eine ruhebedürftige Greisin war. Seit 1875 hat sie diese Herrschaft ausgeübt, trat aber in ihrer ganzen überragenden Bedeutung erst seit dem Jahre 1898 hervor. Der unglückliche Krieg, den ihr Land mit Japan um Korea geführt hatte, war beendigt, der jugendliche Kaiser Kuang-hsü sah — von reformfreundlichen Freunden noch aufgestachelt — das Heil des Landes in der vollständigen Umgestaltung zum Kulturstaat nach westeuropäischem Muster. Da trat die damals schon betagte Kaiserinwitwe dazwischen, entkleidete Kuang-hsü seiner Macht und ergriff mit eiserner Hand das Zepter. Und sie brachte das Große fertig, trotz ihres glühenden Fremdenhasses sich den neuen Ideen zu erschließen und langsam, wohl überlegt, nicht stürmisch, China dem Geist der neuen Zeit zu öffnen. Ihr Name wird für immer mit der Umgestaltung Chinas verknüpft sein.

Gedenkfeier für Robert Blum. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Am 8. November 1848 wurde in der Brigittenau, beim sogenannten „Jägerhaus" an der Bannlinie Wiens, der politische Agitator und Freiheitskämpfer Robert Blum als Hochverräter erschossen. Zur Erinnerung an diesen Märtyrertod, der ein sturmbewegtes talentvolles Leben abschloß, wurde an diesem 8. November eine große Gedenkfeier auf der Richtstätte, deren gegenwärtiges Aussehen auf unserer Abbildung festgehalten ist, veranstaltet. Robert Blum wurde, wie unseren Lesern ja bekannt ist, einer der Vizepräsidenten im Vorparlament und Mitglied des Fünfzigerausschusses im Frankfurter Parlament und vertrat als Führer der Linken zugleich die Stadt Leipzig. Ihm und andern erschien die Wiener Sendung, zu der er mit Fröbel gemeinsam von der Linken bestimmt war, wie eine Erlösung, und der Empfang durch die Wiener leitenden Korporationen am 17. Oktober war durchaus ehrenvoll. Aber schon am 26. Oktober stand der feurige Blum als Kämpfer, unter den ersten einer, auf den Barrikaden. Er ward am 4. November mit Fröbel im Gasthaus verhaftet und trotz des Protestes seiner Anhänger erschossen. Die Demokratie verlor in ihm einen ihrer glänzendsten Redner.

Carl Seebald, Wien, phot.

Von der Gedenkfeier an der Richtstätte Robert Blums am „Jägerhaus" bei Wien.

Zur Stützung und Förderung des Deutschtums ist in Teschen (Österreichisch-Schlesien) der Bau eines deutschen Theaters geplant, das als ein bleibendes Wahrzeichen deutschen Gemeinsinns dort in der Ostmark deutschen Geist und deutsche Ideale von würdiger Stätte aus künden soll. Ein Theaterbauverein hat sich in der Stadt gebildet, und dank der Unterstützung durch die Stadtvertretung Teschens, dank dem Opfersinn seiner Bürger, ist schon die stattliche Summe von 175 000 Kronen aufgebracht. Noch aber fehlen 25 000 Kronen, um das schöne Werk zu sichern, und der Theaterbauverein wendet sich deshalb an alle Deutschen mit der Bitte, den schon in völkischer Richtung so sehr bedrängten deutschen Brüdern beizustehen, ihnen gleichsam als Weihnachtsgabe das sehnlichst gewünschte Theater zu bescheren. Steuert jeder nur eine Kleinigkeit bei, so ist der Bau gesichert, und dem polnischen Chauvinismus wird ein würdiges Bollwerk deutscher Kraft entgegengestellt. Vereine und einzelne gütige Spender wollen ihre Gaben an die Redaktion der „Silesia" in Teschen (Österreich.-Schlesien) richten.



Portalwand zur Gruft der ostfriesischen Fürsten in der Großen Kirche zu Emden.
Ein dem Untergang geweihtes Kunstdenkmal.

Der Gartenlaube-Kalender 1909 tritt, ein früher und doch sehnlichst erwarteter Neujahrsbote, seine Wanderung durch die deutschen Lande an. Wiederum ist mit dem alten Freund und Berater eine Metamorphose vorgegangen. Nicht, daß er von seiner gemütvollen Innigkeit und Gediegenheit, die sein großer Verehrerkreis an ihm schätzt, etwas eingebüßt hätte, o nein, aber reicher geworden ist er. Mit einem energischen Schritt hat sich der Kalendermann mitten in die moderne Zeit hineingestellt und das Beste und Feinste, was an Namen und kleinen Kunstwerken der Feder nur eben da war, für seine Leser vereint. Man braucht nur aufs Geratewohl aufzuschlagen, um das bestätigt zu finden. Da erzählt Rudolf Stratz, der berühmte Romanschreiber, unter dem Titel „M. (Modell) 86“ eine köstliche Spionagegeschichte, und Freiherr v. Ompteda, den Lesern der „Gartenlaube“ ebenfalls ein lieber Freund kraft seiner schlicht innigen Erzählung „Herzelorde“, gibt in der feinabgetönten Novelle „Seltsame Liebe“ eine Probe seiner innerlichen Kunst. Auch Hermann Bang hat eine reizende kleine Novelle „Sehnsucht“ beigesteuert. Und damit neben dem Unterhaltenden auch das Belehrende, Wissenschaftliche nicht zu kurz komme, sind populär geschriebene Artikel über interessante Themata eingestreut. So schreibt Lovis Corinth, der berühmte Sezessionist, über „Die Entwicklung der modernen Malerei in Deutschland“, Charles Rennée über „Die Erfindungen des Jahres“, Hans Joachim stellt „Die Eroberung der Luft“ dar, das augenblicklich aktuellste Thema, und Viktor Ottmann plaudert in seiner bekannten liebenswürdig amüsanten Art über die „Gastfreundschaft in aller Herrn Ländern“. Es ist nicht möglich, die Fülle des Gebotenen, die neben dem üblichen Kalendarium, der chronologischen Charakteristik des Jahres 1909, den vielen Tabellen usw. hergeht, im einzelnen anzuführen.

Ein japanisches Kunstwerk. (Zu der untenstehenden Abbildung.) So gleichgültig die Japaner in ihren Bildern gegen photographisch getreue Widerspiegelung der Wirklichkeit sind, so sehr drängt ihre brillante Kenntnis der Natur sie andererseits, besonders in ihren Plastiken, zu einer bis ins kleinste realistischen Darstellung. Auch unsere Abbildung einer japanischen Holzschnitzerei ist ein Beweis dafür. Es wäre kaum möglich, die brutale Gewalt jener Riesenpolypen und das Grausen des Menschen vor der todbringenden Umarmung lebendiger, nervenerregender zum Ausdruck zu bringen. Jede Muskel und Sehne dieses nackten Manneskörpers ist angespannt zu äußerster Abwehr, zu einem Kampf auf Leben und Tod auf dem Grunde des Meeres. Die Beherrschung der technischen Mittel ist meisterhaft.

Unsere Bilder. Die heutige Nummer der „Gartenlaube“ steht im Zeichen der Weihnachtszeit. Schon vom Umschlag leuchten die lieben, alten Figuren des Christlinds und des Nikolaus, von Arthur Kampfs Meisterhand gemalt. Ganz schlicht und einfach hat er die beiden erfaßt, so wie sie einst, in seliger Zeit, durch unsere Kinderträume geschritten sind, so wie sie noch heute und wohl immerdar, solange es rechte Kinder gibt, verklärt durch diese Adventszeit gehn. Erfüller stummer und lauter Wünsche, Boten der Liebe, die nimmer vergeht. Hat Arthur Kampf in dem verschneiten Dörfchen, dessen erhellte Fenster freudig durch die Winternacht lugen, die Weihnachtsandacht illustriert, so gibt Franz Skarbina mit seinem Ausschnitt vom Weihnachtsmarkt auf unserer Kunstbeilage den echten rechten Weihnachtstrubel wieder, in dem jeder zu seinem Recht kommen will. Die Wagen rollen von Laden zu Laden, die Schaufenster strahlen im Weihnachtsglanz, und unter dem schnell emporgewachsenen Walde zahlloser Christbäume bieten die kleinen, fliegenden Weihnachtshändler ihre Ware aus, brummende Waldteufel und Hampelmänner, bunte Laternen und Lamettafäden — bescheidene Herrlichkeiten allzumal, aber doch eine Quelle des Erwerbs, an die sich die Hoffnung der Armen klammert ... Ob das „Peterle“ in seinem hohen Stuhl, das F. Cabane so lieblich gezeichnet hat, auch schon eine rechte Vorstellung vom „Christkindchen“ hat? Fast sollte man's meinen nach dem sinnenden Ausdruck dieser großen, traumtiefen Kinderaugen. Nicht ans Christlind, aber an Christus, den Gottessohn, gemahnt das ergreifende Gemälde P. Plattis: „Der Gedenktag des Märtyrers“. Ist doch der Tote, zu dessen Grabgewölbe in den Katakomben die kleine Gemeinde in heiliger Ergriffenheit pilgert, für den Glauben an das neue Gesetz der Liebe, das jener Christus verkündigte, in tausend Qualen standhaft gestorben. Nun schütten sie Rosen um seinen Sarg, als Sinnbild des triumphierenden Lebens, das größer, stärker ist als der Tod, und singen ihm ein jauchzend Lied: „Also hat Gott die Welt geliebt ...“ Jedes von ihnen ist bereit, dem Vater, dem Sohn und Bruder zu folgen, wenn des Caesars Schergen auch ihn ergreifen, um ihn in die Arena zu stoßen. Führt doch der Ausgang von dort unmittelbar in die himmlische Heimat — in diesem Glauben litten und starben die ersten Christen.

Kampf eines Tauchers mit einem Kraken.

Japanische Holzschnitzerei.

Ein dem Untergang geweihtes Kunstdenkmal. (Zu der Abbildung auf Seite 1051.) Die zerstörenden Naturgewalten, denen schon so manches herrliche Menschenwerk zum Opfer fiel, werden unabwendbar auch den Untergang eines der hervorragendsten Denkmäler Nordwestdeutschlands herbeiführen: den Zerfall der berühmten Cirksenaschen Portalwand zur Gruft der einstigen ostfriesischen Fürsten in der Großen Kirche zu Emden. In diese Gruft der äußerlich unansehnlichen Kirche ließ die heute noch vom Volke verehrte Gräfin Anna im Jahre 1550 die Särge ihres Geschlechts bringen, weil deren alte Ruhestätte im Kloster Marienthal durch Brand zerstört worden war. Eine reichgeschmückte Sandsteinbrüstung von beinahe 4½ Metern Höhe und 9½ Metern Breite schließt die im südlichen Seitenschiff des Chores gelegene Gruft nach dem Kirchenraum ab, und diese Sandsteinverkleidung ist es, welche die salzhaltige Luft und eine 1825 stattgefundene Überschwemmung nach und nach zerfressen haben. Das im Sandstein zurückgebliebene Salz wird auskristallisiert und zermürbt den Stein. Bei der Größe des Denkmals und dem unvermeidlichen Klima ist eine von Professor Gary in Dahlem bei Berlin vorgeschlagene Austrocknung leider nicht durchzuführen. Das ganze, in unserer Abbildung noch unversehrt dargestellte Bildwerk wird deshalb abgeformt, um wenigstens in der Kopie seine Schönheit zu zeigen, wenn das Zerstörungswerk vollendet ist.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler für die „Welt der Frau“: Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Puppenmahlzeit.

Gemälde von Max Arenz.

Nr. 50 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Waldrausch.

(21. Fortsetzung.)

Roman von Ludwig Ganghofer.

Ambros und Toni gingen zur Haustür. Droben im Bodenflur haspelte die tröstende Stimme der Wildacherin, die der Frau Doktor zu beweisen versuchte, daß Donner, Blitz und Regen noch lange nicht die gefährlichsten Dinge des Lebens wären. „Drum tun S' Ihnen net aufregen! Unser Herrgott wird schon alls wieder recht machen." Der Toni, der das noch hörte, während er hinter Ambros hinaustrat in den prasselnden Regen, tat einen schweren Atemzug. „Unser Herrgott? Dem wird d' Weltregierung auch net gut nausgehn, wann er der Pfarrköchin kein Bsuch net gmacht hat." Ein paar Sekunden genügten in diesem Guß, um den langen Sagenbacher kalt einzuweichen bis auf die Haut. Diese Abkühlung schien klärend auf seinen umdüsterten Verstand zu wirken. Er blickte nach dem von wehenden Wasserfäden verschleierten Hause zurück. „Na, na, na, na, na! 's Madl is ehrlich, und 's Madl mag mich! Weiß der Teufel, was uns da für ein Mißverstand einikommen is in unser schöne Sach. Aber hat uns einer so ein verlogens Gschwatz hergmacht . . . wann ich den aussibring . . . dem reiß ich d' Ohrwascheln aus'm Grind!" Mit diesem Vorsatz sprang er durch die Wasserlachen, um Ambros einzuholen.

„Sakra, sakra!" schalt er in Kummer und Sorge. „Heut tut's aber schiech! Und Elend über Elend kommt."

Es gab Leute, die in dieser rauschenden Stunde anders dachten, und denen dieses Schütten und Gießen eine lachende Freude war, weil es die Erlösung von der grauenvollen Pein dieser sieben Staubtage brachte. In den Gehöften sprangen die Kinder mit grillendem Vergnügen im graudicken Regen umher und pritschelten durch die Pfützen. Von überall hörte man schreiende Stimmen, die einen Klang von Heiterkeit hatten. Und wo eine Stalltür war, da wurden die Pferde, Rinder, Schweine, Ziegen und Schafe in den Regen hinausgetrieben, damit sie sich von diesem klebenden Staube reinigen sollten in des lieben Herrgotts großer Badestube. Die Blitze leuchteten seltener, der Donner rollte schon fern, aber der Regen fiel noch immer in so schweren Strömen, daß man in dem gießenden Grau nicht weiter sah, als man unter den endlos wehenden Schleiern dieses rostfarbenen Staubes gesehen hatte.

Wo war nun all dieser irrgeflogene Liebeswahnsinn der Wälder? Kein Stäubchen mehr in den Lüften, in denen nur fallendes Wasser war. Die rote Schönheit der Waldrauschzeit war schwimmender Schmutz auf tausend Pfützen geworden. In den Wäldern, die der Regen grau umhüllte, hatte von dieser verschwenderisch brennenden Liebe nur ein kleiner, unberechenbar winziger Teil das Ziel seiner Sehnsucht, den harrenden Schoß der weiblichen Blüte gefunden. Und dennoch war dieses Winzige ein Ungeheures — Millionen von sprossenden Keimen waren befruchtet und zum Leben erweckt: die jungen Seelen von kommenden Wäldern, die wieder grünen, blühen und versinken werden.

Die Kirchenglocken riefen im Rauschen der Lüfte zum sonntäglichen Hochamt, als die beiden Freunde sich der Rotburg näherten. Wie ein Brüllen von dumpfen Stimmen empfing sie der Lärm des hochgestiegenen Wildbaches. Und die weiten Flächen des Kiesbettes waren schon übergossen von einem schlammigen Gewoge.

* * *

Der Regen wurde schwächer. Man sah die grauen Wälder von langsam kriechenden Nebelmassen umzogen und alle Bergzinnen von schwerem Gewölk umhangen. „Brosle, das gfallt mir net!" sagte der Toni. „'s Wetter hängt sich ein und wird ein Landregen."

Ambros nickte stumm.

Beim Kapellenhäuschen der heiligen Rotburga, deren Antlitz trotz der Dulle im Nasenbein durchaus nicht feindselig, sondern geduldig und friedlich durch das eiserne Gitter herausguckte, stand der Rottmeister der Italiener, genau so von Nässe triefend wie die beiden, die da kamen. Er zog den durchweichten Hut und sagte: „Cattivo tempo, padrone!" Ambros fragte, wie viel Arbeiter zur Verfügung stünden. Mit Ausnahme von siebzehn Leuten, die ihre entzündeten Augen nicht mehr öffnen konnten, waren die Italiener wieder alle auf dem Posten. Von den einheimischen Taglöhnern hatte sich bis zur Stunde kein einziger sehen lassen. Nur ein alter Mann wäre gekommen, sagte der Rottmeister, und hätte nach Ambros gefragt.

„Eccolo!" Er deutete auf ein graues Männlein, das nicht weit von der Kapelle unbeweglich im Regen stand und vor Nässe glitzerte. „Ach Gott, Tonele, sieh nur, der Waldrauscher!" Ambros sprang in seinem klatschenden Mantel auf den Alten zu.

Published 10. XII. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Der sah ihm in die Augen, mit einem scharf spähenden Blick. Und fragte lächelnd: „Büeble? Kannst mich brauchen?"

„Ja, Waldrauscher! Und ich danke dir, daß du gekommen bist! Aber du sollst dich nicht plagen müssen. Ich stelle dich als Wächter zum Pegel hin. So oft das Wasser gestiegen ist um einen Strich, mußt du den Lärmschuß lösen. Und sollte das Wasser sinken, so mußt du dreimal schießen, damit die Leute in ihrer Mühsal gleich erfahren, daß die Arbeit leichter wird! . . . Komm, Waldrauscher! Komm!" Ambros umklammerte die Hand des Greises und zog ihn gegen das von Gedonner umschütterte Wassertor der Notburg hin.

Auch die hochgebaute Straße, die neben der Felsklamm des Wildwassers zur Baustatt der Talsperre führte, war schon von schießenden Schlammbächen übergossen. Und neben ihr, in der mächtigen Steinschlucht, wirbelte ein Brausen vorüber, daß von den vier Männern, die über die Straße hinaufeilten, keiner mehr verstand, was der andere sagte.

Von der Höhe des Wassertores, wo der nüchterne Ziegelkasten des „Elektrizitätswerkes Friedrich Wohlverstand" schon unter Dach war, sah man über den halbvollendeten Bau der gewaltigen Sperrmauer hin; sah die vier grauen Flutströme, die aus den tiefgeschachteten, mit schwerem Balkenwerk verschalten Schleusengängen herausjagten; sah das Aufspritzen und Schäumen der Wassermengen, die sich durch die Waldschlucht unter der Großen Not heranwälzten und tobend gegen die aus Baumstämmen geschränkten Schutzwehren der Baustätte schlugen. Und überall huschte unter dem Grau des Regens schattenhaft das Gewimmel der Menschen durcheinander, die sich mühten, den rauschenden Zorn der Natur zu bekämpfen. Ambros riß den triefenden Mantel herunter und schrie: „Du, Toni, hinauf zu den Notverhauen! Und führe den Waldrauscher zum Pegel hinüber. Mein Platz ist hier bei der Mauer!" Er sprang von der Straße hinunter auf eins der Balkengerüste, die den Bau der Talsperre schützen sollten, aber schon zitterten und schwankten unter dem Andrange des steigenden Wassers. Toni hatte in diesem Brausen die Stimme des Freundes nur als etwas Undeutliches vernommen; doch er hatte verstanden, was Ambros mit den Armen redete. Drum faßte er den Waldrauscher am Kittel.

„Komm, Manndele, spring ein bißl!"

Dieses Dröhnen und Rauschen verschlang jeden menschlichen Schrei, verschlang jeden Laut und Lärm der mühsamen Arbeit, die hier geschah. Die vielen Menschen, die da huschten und rannten, schienen stumm zu sein, an den Armen von einem wunderlichen, fast komisch wirkenden Zucken befallen. Die Axthiebe, mit denen man auf dem Waldgehäng die Bäume umschlug, waren ohne Klang. Und wenn die Bäume niederstürzten, krachten sie nicht, sondern legten sich still und geduldig mit ihren braunen, wie dürrgewordenen Wipfeln auf die Erde hin und wackelten hinter diesen stumm schleppenden Menschen auf das tosende Wasser zu, um in den grauen Wogen unterzutauchen, als Hemmung für den Schub des Gerölles und zur Festigung der Stauwehre, die den Druck des Wassers von der Baustätte ablenken sollten.

Nur wenn beim Pegel ein Schuß gelöst wurde, übertönte der Hall des Böllers als einzige Stimme dieses Rauschen und Brausen.

Immer wieder krachten diese Warnungsschüsse, in immer kürzeren Pausen. Und immerzu ging dieser gleichmäßig strömende Regen nieder. Und die schaffenden Menschen, die nicht essen und nicht rasten durften, begannen müde zu werden. Nur Ambros schien keine Erschöpfung zu fühlen. In seinen vor Nässe sprühenden Kleidern sprang er von einem bedrohten Posten zum anderen und war das hämmernde Herz und der feste, treibende Wille in diesem vielhundertfäustigen Körper. Doch die Sorge in seinen heißen Augen blickte immer ernster. Nur hundert Menschen! Wenn er nur hundert Menschen noch hätte! Um die Müden ablösen zu können und mit der Arbeit durchzuhalten bis zum nächsten Tage. Dieser gleichmäßige Regen, so reichlich er auch fiel, war keine unbesiegbare Gefahr. Alles konnte noch gut werden, wenn der Bau der Talsperre sich so lange schützen ließ, bis die groben, während des Gewitters niedergefallenen Wassermengen von den Bergen herabgeronnen waren und sich verlaufen hatten.

Und da geschah gegen Abend etwas Unerwartetes und für Ambros Unerklärliches. Innerhalb einer Stunde erschienen vierundachtzig Wildachtaler und boten sich zur Arbeit an.

Kamen die Leute, weil sie verdienen mußten? Weil durch den Staubflug der blühenden Wälder die Heuernte verdorben war? Und weil bei solchem Wetter keine Arbeit auf den Feldern geschehen konnte? Oder war die Vernunft in ihren verhetzten Köpfen wachgeworden? Hatten sie die Warnungsschüsse gehört, die immer wieder und wieder dieses Brausen übertönten? Und waren sie erschrocken vor den jagenden Schlammwogen, die das breite Kiesbett der Wildach füllten? Hatten sie Angst bekommen um ihre Häuser, um ihre Heuschuppen und Wiesen? Und kamen sie nun zur Hilfe gelaufen, weil ihnen die drohende Gefahr an die eigenen Hälse griff?

Ambros stellte keine Frage. Doch er atmete auf, drückte die Hand eines jeden, der zu ihm kam, und stellte jeden an den Posten, wo er am besten zu brauchen war.

Vor Beginn der Dämmerung brannten die großen Feuer auf, die in der Nacht zur Arbeit leuchten sollten. Und die Müden, die man ablösen konnte, saßen um die mächtigen Flammen her, verschlangen ein paar Bissen, schliefen ein paar Stunden und ließen sich von der einen Seite anregnen, von der anderen Seite braten, daß ihre nassen Kleider dampften.

Ums Tagwerden stellten sich wieder zweiundsechzig Wildachtaler zur Arbeit ein.

Und gegen sieben Uhr morgens krachten beim Pegel, wo der Waldrauscher als Wächter stand, drei donnernde Böllerschüsse.

Das Wasser sank!

Ambros, als er dieses dritte Krachen hörte, stieß einen Schrei aus — wie Menschen aufschreien in unerträglichem Schmerz. Aber dieses Wehe in ihm, das war die jähe Kraft seiner Freude. Ein paar Sekunden konnte er sich nimmer regen, alle Glieder waren ihm wie gelähmt. Dann streckte er sich, lachte wie ein heiteres Kind — und blieb noch vier Stunden bei der Arbeit. Um die Mittagszeit vergönnte er sich die erste Rast — seit 27 Stunden. Er schickte eine erlösende Zeile an die Mutter. Dann wechselte er die Kleider, ließ sich aus der Kantine von der Polenta bringen, wie sie die Arbeiter aßen, und streckte sich in einer Reisighütte auf die Pferdedecke. Hier fand ihn der Toni, der in seinem übel zugerichteten Gewand die starren Arme seitwärts hielt und schwerfällige Schritte machte. Sein Kittel und seine Hose hatten so viele Löcher, daß der Triangel, der auf Rechnung des weißen Spitzes ging, kein Aufsehen mehr erregte.

„Brosle! Ich muß dir was sagen!"

Ambros hob das erschöpfte Gesicht.

„Im Dorf is ebbes gschehen. Ebbes Guts! . . . Weißt, warum sich die hundertvierzg Leut zur Arbeit gstellt haben? Der Bruder von eim Ausschusser hat mir's verraten."

„Was?"

„Gestern nachmittag beim Rosenkranz hat der Herr Pfarr für d' Wasserarbeit predigt. Und der Burgermeister hat in der Gmeind und im Ausschuß für uns auf'n Tisch ghaut. Und den Krispi haben s' aus der Sitzung aussigschmissen. Und weißt, warum? Weil d' Frau Herzogin gestern ans Pfarramt und an' Burgermeister gschrieben hat: wenn die Gmeind deiner nutzbaren Sach und dir kein richtigen Beistand macht, so tät d' Frau Herzogin ihrer Lebtag nimmer ins Tal kommen und tät alle Stiftungen auflassen, die s' jeden Sommer für die Kirch und für'n Gmeinsäckel macht. Wann aber die Gmeind Verstand zeigen möcht, so tät d' Frau Herzogin alle Gutgaben fürs Ort verdoppeln! . . . Sakra! Da haben s' gschwind ausrucken können, die gscheiten Wildacher!"

Schweigend preßte Ambros das Gesicht in die Hände.

„Gelt, Brosle, das tut dir wohl?" Toni legte dem Freunde die Hand auf die Schulter. „Und gelt, ich hab recht ghabt mit meim Wörtl: Es kommt ebbes Hilfbars! Da hätt ich drauf schwören können. Schau, in der schiechsten Nacht, die ich durchgmacht hab, da hat mir der Dokter gsagt, daß d' Mutter sterben muß. Und seit derselbigen Nacht is d' Mutter besser worden mit jedem Stündl. Und gradso hat dein nutzbars Arbeitswerk ebbes Lebendigs in ihm. So ebbes kann net z'grund gehn! . . . Gelt, jetzt schnauf ein bißl auf! Und tu dir d' Ruh vergunnen. Du brauchst es!"

Als der Toni mit den steifen Knien davonging, fiel Ambros auf das grobe Lager hin und streckte wohlig den müden Leib. Während draußen dieses dumpfe Brausen war, begann er wachen Auges zu träumen. Und diese Träume trugen ihn hinüber in den schweren, bilderlosen Schlaf eines an allen körperlichen Kräften erschöpften Menschen.

Der Abend dämmerte schon, als Ambros erwachte. Und weil er im Zwielicht der Reisighütte einen Menschen sah, der neben dem Lager auf der Erde hockte, war es seine erste Frage: „Regnet es noch?"

„Ja, Büeble!" antwortete der Waldrauscher. „Aber d' Wildach nimmt Verstand an . . . gradso wie der rauschige Wald, der wieder nüchtern is. Jetzt brauch ich nimmer böllern und schießen!" Aus diesem letzten Worte des Hundertjährigen klang etwas zärtlich Heiteres.

Ambros richtete sich auf und lauschte dem dumpfen Brausen da draußen, in dem man die heiseren Stimmen der schaffenden Leute wieder hörte und das Krachen der stürzenden Bäume. Nun beugte er sich zu dem Alten hin und fragte leis:

„Waldrauscher?"

„Was, Büeble?"

„Weißt du schon, was sie getan hat . . . für mich?"

Der Alte nickte.

Und Ambros legte den Arm um die Schultern des Greises. „Waldrauscher! Von allem Schönen, das ich erleben durfte, ist dieses Eine das Schönste, daß ich die Hilfe für mein Werk der Frau verdanke, die ich liebe."

Lächelnd schlang der Hundertjährige die dürren Hände um die aufgezogenen Knie und flüsterte:

„Was 's Leben oam schenkt,
Was ma hat, was ma denkt,
's is allweil ebbs dro(n) —
Bloß auf d' Augen kommt's o(n)!

Wia's oaner betracht't,
Hat's Liacht oder Nacht,
Und a Ries' weard a Zwerg,
Und a Stoanl a Berg.

Wer kalt is und gwinnt,
Hat Glück, dös verschwindt,
Wer blüaht und verliart,
Hat 's Beste verspüart."

Ambros erhob sich jäh, nahm den noch nassen Mantel um die Schultern und griff nach dem Ölhut. „Waldrauscher, ich glaube zu verstehen, wie du es meinst. Aber Trost hab ich nicht nötig. Sag mir lieber, wer das so austeilt unter den Menschen: Gewinn oder Verlust. Ist da ein Wille? Oder ist das Irrtum? Oder blinder Zufall?"

Kichernd nickte der Greis. „Ja, Büeble, das hab ich mich oft schon gfragt."

„Einmal . . . ich weiß nicht, war es vor einer Ewigkeit oder in einem blühenden Frühling, der seit sieben Tagen erloschen ist . . ." Ambros legte den Arm über die Augen, „da hab ich mitangehört, wie ein kleiner, blasser, scheuer Mund dich fragte: ‚Waldrauscher, warum singst du nie von Gott?'"

Diese Erinnerung schien den Alten zu erschüttern. Doch nach kurzem Schweigen sagte er ruhig: „Und heut fragst du? Weißt, Büeble, so ebbes Endsmächtigs wie der Herrgott huschelt sich halt net eini in so ein wunzigs Liedl. Aber vier Jahr kann's her sein, da hab ich sehen müssen, wie man ein Blüml ein jungs . . . und ganz ein liebs und feins . . . um Bluh und Freud betrogen hat." Die Stimme des Greises wurde nicht lauter und brannte doch von wühlendem Zorn. „Und ein Blüml aus meim Herzgarten war's! Und schau, Büeble, da hab ich gfragt wie du: Versäumnis oder Irrtum, Zufall oder Mißverstand? Und da hab ich so ein Liedl singen müssen. So ein Liedl von Gott! Ganz ein wunzigs! . . . Ah ja, der Tonele hat mich auch schon gfragt. Dem hab ich's net gsungen, mein Liedl. Der wär derschrocken, weißt! Aber du verstehst mich, Brosle! Dir sing ich mein Liedl!" Der Waldrauscher sah mit flackerndem Blick zu Ambros auf, faßte ihn am Mantel, streckte den Hals aus den Schultern und sang in das Rauschen des Abends:

„Und 's Schware und 's Leichte
Und alls is im Flug,
Und alls is im Wachsen,
Und alls hat an Zug.

Und oaner, an Alter,
Is allweil noch jung,
Verschaut si und draht si
Und gibt si an Schwung.

Und allweil probiert er's
Und baut an em Haus,
Is selm no net firti
Und wachst si erst aus."

Ein leises Kichern in der Dämmerung des niederen Reisigschuppens. Und draußen das mächtig brausende Lied der jagenden Gewässer.

„Waldrauscher!" stammelte Ambros. „Nein! Das ist ein Uferloses! . . . Wie ich noch ein Kind war, hab ich ein kluges Lied von dir gelernt. Jetzt geb ich es dir als Antwort zurück: ‚Das Kalte ist kalt nicht, das Heiße nicht heiß, und alles ist anders, als einer es weiß!' . . . Aber eines weiß ich: da draußen ist wildes Wasser, das sich dämmen läßt. Und kahles Gestein, das wir zerbrechen können, um Raum zu schaffen für das Leben! . . . Ich gehe zu meiner Arbeit. Kommst du mit?"

„Na, Mannsbild!" Der Greis erhob sich und lachte. „Jetzt brauchst mich nimmer! Jetzt kann ich heimgehn."

Als Ambros aus der Reisighütte trat, brannten im Regengrau und in der sinkenden Dämmerung die großen Feuer auf.

Drei Nächte und Tage hielt dieser ruhig fallende Regen noch an. Am Donnerstag, als es auf den Abend zuging, begannen die Nebel zu steigen, und manchmal lugte ein Stücklein Blau durch das zerklüftete Gewölk herunter. In der Nacht verliefen sich die gröbsten Mengen des Wassers. Der Morgen brachte eine schüchterne Sonne, alle Gefahr war überwunden, und man konnte den Bau der Talsperre fortsetzen und die Arbeit an der Verbauung der Ursprünge unter der Großen Not wieder aufnehmen.

In dieser Morgensonne trat der Toni Sagenbacher sonntäglich gekleidet in das Bureau der Bauleitung. Er hatte ernste Augen, doch sonst ein ruhiges Gesicht.

Ambros, dem die guten Kleider auffielen, die der Sagenbacher trug, machte einen Versuch, zu scherzen: „Tonele? Willst am Werkeltag in die Kirche gehen?"

„Ah na! Ehnder zum Teufel seiner Brutstatt!" Der Toni warf einen Blick des Unbehagens auf den Zahlmeister. „Ein Wörtl z' reden hätt ich mit dir. Und ganz privat."

„Komm nur!" sagte Ambros. „Ich gehe mit dir hinaus in die rein gewordene Luft." Ein Lächeln überhellte sein hager gewordenes Gesicht und die erschöpften Züge.

Draußen standen sie in dieser halben, wässerigen Sonne. Von den Dächern der umliegenden Holzbaracken ging ein weißliches Dampfen in die Lüfte. Und vier junge Burschen saßen mit verbundenen Augen vor einer Türe.

„Gestern auf'n Abend hat mir der Amtsbot ebbes bracht." sagte der Toni in aller Ruhe. „Und da hab ich in der

Nacht ein' Menschen heimgschickt, daß er mir die gute Montur holt. Und jetzt mußt mir zwei Tag Urlaub geben."

„Gern, Tonele! Du hast doch auch ein Aufschnaufen nötig. Aber was ist denn los?"

„Geh, frag net! In die beste Familliſach is mir halt ebbes Unrichtigs einikommen. Gar net denken kann ich mir, was da gschehen sein muß! So ebbes Narrets, daß der Waldrauscher ein Liedl drüber singen könnt. Aber da muß ich d' Luft wieder sauber machen . . . wie's der Platzregen mit der rauschigen Waldbluh gmacht hat. 's Madl mag ich net veralterieren, d' Mutter mag ich net aufregen . . . da geh ich net lang zum Schmiedl, sondern gleich zur Schmiedin aussi. Morgen bin ich draußt, und am Sonntag in der Fruh . . ."

„Aber, Toni! So sag mir doch . . ."

„Na na! Leut, die eim gut sind, soll man net plagen mit unsaubere Sachen. Ich mach schon wieder klar Wasser bis am Sonntag in der Fruh. Bhüt Gott derweil, Brosle! Und Vergeltsgott für'n Urlaub!"

Mit den längsten Schritten, die seine langen Beine fertigbrachten, ging der Sagenbacher durch die stille Barackengasse davon. Und während er zwischen dem niedergeklatschten Wiesengras auf dem Wege wanderte, der einst verboten war, zog er schwül atmend einen Papierbogen in Amtsformat aus der Joppentasche und las mit gerunzelter Stirne. Was da geschrieben stand, das hatte er seit dem vergangenen Abend schon ein dutzendmal gelesen — aber noch immer nicht verstanden.

Auf diesem unbegreiflichen Blatte wurde der Anton Sagenbacher für den 2. Juli vor Gericht geladen, um Zeugnis abzulegen in Klagsachen der Barbara Gschwendtner aus Zipfertshausen, gegen — — „Himmelsakra! Allweil steht's wieder da!" — — gegen — —

Toni las nicht weiter, sondern steckte das Rätsel dieses Blattes wieder in die Joppentasche. „Gotts Blut und Leben! Was muß denn da gschehen sein! Mein Madl, mein bravs! Und verklagt wegen Ehrenbeleidigung und tätlicher Mißhandlung!" Er mußte die Stirne trocknen. Und in der schwülen Ratlosigkeit dieser Stunde fand er den gleichen Gedanken, der dem Krispin in einem sorgenvollen Augenblicke gekommen war: „Jetzt hilft nix anders nimmer! Da muß jetzt d' Witib her!" Doch der Toni diktierte keinen anonymen Brief. Der machte die gleiche Sache ganz anders.

Breiter und heller fiel die Sonne durch die ziehenden Nebel herunter. Die steilen Wände der Großen Not bekamen Glanz, und über die Waldgehänge gingen langsam gleitende Sonnenlichter. Dennoch verschönte sich der Anblick der Wälder nicht. Etwas Müdes und Trauerstilles blieb in ihrem Grün. Und alle Wipfel und Zweigspitzen hatten ein schmutziges Braun und sahen aus wie abgestorben, wie verbrannt vom Fluge eines ungeheuren Feuers.

Auch der Straßenboden, auf dem der Toni Sagenbacher dem Bergpaß nach dem Unterlande zuwanderte, bot einen außergewöhnlichen und seltsamen Anblick. Die weiße Kalksteinfläche war dicht und endlos überzogen von phantastisch gewundenen, fast künstlerisch wirkenden Arabesken in schwarzbrauner Farbe. Diese krausen, an die Ornamentik der Zopfzeit erinnernden Zierleisten hatte der Regen ersonnen, als er die maßlos irrende Sehnsucht der liebestrunkenen Wälder aus den Lüften niederpeitschte, um sie klebend anzuschlemmen an alles Harte der Erde.

* * *

Im Gehöfte der Wildacherin bedeckten diese schwarzbraunen Ornamente den ganzen Boden. Sie hingen fein an den Blättern und Rinden der Obstbäume, lagen dick in den Kelchen der vom Regen zerschlagenen Kohlköpfe des Gartens, klebten dünn an der weißen Hausmauer und füllten an den Fenstern jedes Winkelchen der Gesimse und des Rahmens.

Es war eine harte Arbeit, hier wieder blanke Sauberkeit zu schaffen. In der schüchternen Morgensonne plagte sich die Beda schon seit drei Stunden mit dieser schwierigen Sache.

Für gesunde Menschen ist jede Arbeit etwas Lustiges. Aber die Beda schien krank zu sein. Gar nicht gut sah sie aus. Alle paar Minuten tat sie einen mühsamen Schnauser — so, wie asthmatische Menschen Luft ziehen; das pfeift immer ein bißchen. Und als sie wieder einmal mit dem leergewordenen Zuber zum Brunnen ging, fuhr ihr dieser Stoßseufzer aus der sorgenvollen Seele: „Mar' und Joseph! Bloß sechs Tag noch bis zum zweiten Juli! Jesus! Jesus! Was tu ich denn!"

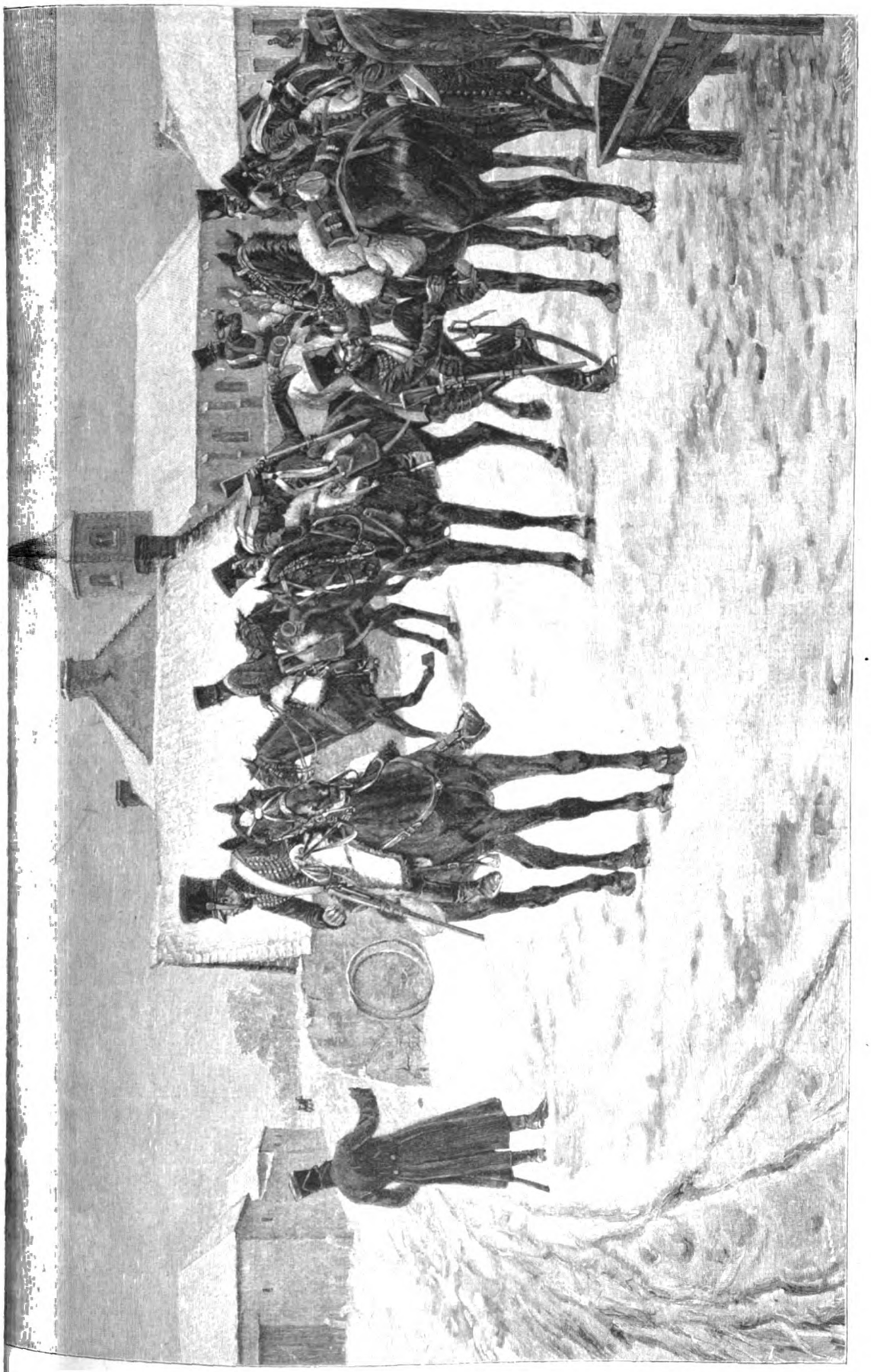
Trotz der zärtlichen Vorsicht, die der Toni in dieser schwebenden Sache bewiesen hatte, war der Beda eine schwere „Veralteration" nicht erspart geblieben. Denn auch ihr hatte der Amtsbote am verwichenen Abend solch ein großes Stück Papier gebracht — in Klagsachen der Barbara Gschwendtner aus Zipfertshausen gegen — und wegen —

Aber nicht ein dutzendmal, wie der Toni, sondern nur ein einzigesmal hatte die Beda das gelesen. Dann hatte sie schon genug gehabt. Ein Glück nur, daß die Wildacherin gerade droben bei der Frau Doktor war, als Beda die Zustellung unterfertigen mußte. Da konnte man doch diese fürchterliche Sache allein und schweigend mit sich herumtragen! Aber bei diesem stummen Tragen war der Beda manchmal zumute, als bräche ihr das Herz in Stücke. Ein paar Wochen sitzen zu müssen — wegen Ehrenbeleidigung und tätlicher Mißhandlung — und die Schande vor den Leuten, das Gerede und Gelächter — das wäre noch nicht das Schlimmste an der Sache! Aber das andere! Dieses andere! Vor fremden Menschen, vor dem Richter, vor Mannsleuten über Dinge reden zu müssen, die der reinlichen Beda schon bei jedem stummen Gedanken alles Blut der Scham in Aufruhr brachten und alles in ihr brennen ließen, was einem Menschen weh tun kann!

Keiner von jenen grauenvollen Staubtagen war der Beda so unerträglich geworden wie dieser langsam sich klärende Morgen mit seiner vorsichtigen Sonne. Ist die Sonne ein kluges, lebendes Wesen? Hat sie Zartgefühl wie der Toni Sagenbacher? Denn sie wärmte so fein und bescheiden, als wäre sie des Glaubens, daß man einer verstörten Natur nach Tagen des Leidens nur in klug abgemessenen Dosen wieder mit allem Guten und Schönen kommen dürfte. Erst am späten Nachmittage schien sie zu denken: So! Jetzt glaubt das mißhandelte Leben wieder an alles Helle, jetzt kann ich weit und groß alle Schatzkammern meines Glanzes öffnen! Und das wurde ein Leuchten, so schön und herzerquickend, daß die verärgerten Menschen, die auf den übel zugerichteten Wiesen noch eine Mahd zu retten suchten, mit klingenden Stimmen jauchzen und singen mußten.

Von dieser tröstenden Schönheit wollte nur die Beda keinen Funken empfinden. Die Tränen kugelten ihr über das verhärmte Gesicht, als sie einen Korb mit verstaubtem Leinenzeug durch den feuerschönen Glanz hinüberschleppte zum Altwasser. Beim Anblick der Erlenstauden — dort, wo drei Kinder einen großen Huchen gefangen hatten, dort, wo der weiße Spitz den Toni in die schmeichelnde Hand gebissen — beim Anblick dieser heiligen Stätte des Glückes wurde die Beda von einem solchen Krampf ihres Schmerzes befallen, daß ihr die Zähne knirschten. Am Ufer auf den Knien liegend, spülte sie das verstaubte Leinenzeug in dem sonnfunkelnden, farbig blitzenden Wasser. Das machte ein Geplätscher, daß Beda die Schritte des Krispin Sagenbacher überhörte, der mit den beiden Knechten zu seiner an der Wildach liegenden Wiese ging, um das verwüstete Gras als Stallstreu niederzumähen.

Der Jünglingsbauer bekam, als er die Beda gewahrte, gleich wieder die kugeligen Augen seines zärtlichen Hungers. Trotz allem Verdruß und Verluste, den die vergangenen Staub- und Wassertage seinem Anwesen gebracht hatten, konnte er vergnüglich schmunzeln. Denn er glaubte die Stunde gekommen, in der sich etwas vom süßen Segen seiner heimlich webenden Gescheitheit ernten ließe. Mit einem stummen Wink schickte er die Knechte davon, gab ihnen seine Sense mit und schlich auf die gebeugte Wäscherin am Bache zu, mit der festen Absicht, klug und zuwartend von nichts anderem zu reden als



„Aufsitzen!“
Gemälde von W. H. Wollen.

von dem „feinen Wetter", das nun kommen wollte. Doch als er die Beda erreichte und diesen lind gebeugten Mädchenkörper mit den geschmeidigen Bewegungen in atmender Nähe sah, da mußte ihm wider Willen dieses Dumme abermals passieren, daß alles Dunkle in seinem Blute sich stärker zeigte als das Helle in seinem Verstande. Er streckte zutunlich die klobige Hand und tuschelte ein schmalzmildes Wörtchen — nur ein einziges — denn bevor er das zweite herausbrachte, war die Beda blitzschnell aufgefahren. Und das triefende Leintuch, das sie in der Faust hielt, machte durch die schönen Abendlüfte einen so bedrohlichen Schwung, daß Krispin sich duckte und erschrocken ein paar Schritte zurücksprang. „Himisakra! Du Weibsbild, du unguts! Mußt denn allweil gleich zuschlagen!"

Beda schwieg und atmete schwer und zitterte. Und als der Krispin Sagenbacher diese verweinten Augen sah, in denen Schmerz und Zorn und Verachtung brannten, fing auch er ein schwüles Schnaufen an. Weil er solchen Aufruhr menschlicher Anständigkeit nicht kapierte — und weil er doch wußte, daß der schlauberatene Osterhase von Zipfertshausen seinen Heimweg am Zaun der Wildacherin vorbeigenommen hatte, begann sein fleckiges Gewissen verdächtig zu rechnen. „Himisakra!" Seine wachgerüttelte Gescheitheit fand noch das überlegene Lachen eines großveranlagten Menschen, der den Unverstand der minderwertigen Naturen heiter nimmt. Dann ging er ohne Gruß davon und sakramentierte in Gedanken: „Himibluatsa! Wie mich das Weibsbild angschaut hat! Die muß ebbes gmerkt haben! Wer weiß denn, was die grupite Gans aus 'm Unterland alles gredt hat! Sakra, sakra! Da zieht ebbes auf! Und einschlagen könnt's." Solche Wetterahnungen hatte der Krispin, obwohl der Abend in reinen Gluten leuchtete.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefahren des Bergmanns.

Von J. Biolik.

Ein furchtbares Grubenunglück, dem Hunderte von Menschenleben zum Opfer fielen, hat sich vor kurzem auf der Zeche „Radbod" bei Hamm in Westfalen ereignet. Die Katastrophe, deren Entstehen auf eine Kohlenstaubexplosion zurückzuführen ist, gehört zu den schwersten, die jemals im Ruhrkohlenbergbau stattfanden. Angesichts dieser Katastrophe erscheint es von hohem Wert, jene Maßregeln zu erörtern, deren Durchführung eine Wiederholung so entsetzensvoller Geschehnisse nach Möglichkeit ausschließen.

Wenn wir die ungeahnt schnelle Entwicklung der Technik und der Industrie, die Herstellung aller verschiedenartigen Werkzeuge zum Nutzen der menschlichen Tätigkeit überblicken, so kommen wir zu der Erkenntnis, daß es vorwiegend die Rohstoffe aus dem Mineralreiche sind, mit deren Hilfe und deren Anwendung die Errungenschaften erzielt wurden, auf die wir mit Recht so stolz sind. Vor allem ist es der Bergmann, der der Erde die unermeßlichen Schätze abringt und ans Tageslicht fördert. Leider ist die Gewinnung dieser für die Menschheit unentbehrlichen Rohstoffe mit den mannigfachsten und größten Gefahren verknüpft. Trotz aller Vorsicht und trotz der Anwendung der vollkommensten Mittel zur Erkennung und Verhütung dieser Gefahren, die jedes Jahr so viele Opfer fordern, ist es nicht gelungen, die Unglücksfälle vollständig zu verhüten, und wir werden dieses edle Ziel aller Voraussicht nach auch niemals erreichen. Bald ist es die Flamme der „schlagenden Wetter", bald ist es, wie jetzt in Westfalen, der Grubenbrand, oder es sind plötzlich einbrechende Wasser, die, von ihren natürlichen Wegen abgelenkt, in die Grubenbaue stürzen und jede menschliche Tätigkeit zunichte machen, wenn es nicht das über dem Knappen lastende Gestein ist, das unvorhergesehen hereinbricht und alles unter sich begräbt.

Diesen gewaltigen Gegnern tritt der Bergmann mutig und unablässig entgegen, und sie sucht er täglich, ja stündlich zu bekämpfen. Der größte Feind, dessen Wirkungen die zahlreichsten Opfer fordern, ist das „Grubengas" oder „Methan" (CH_4), mit Luft gemischt, die „schlagenden Wetter" genannt. Ihr Auftreten ist hauptsächlich an Steinkohlengruben gebunden, wenn auch nicht ohne Ausnahme.

So gehören sie in Oberschlesien zu den Seltenheiten, dagegen sind sie im rheinisch westfälischen Industriebezirk und im Saarbrückener Revier ungemein häufig. Das Vorkommen dieses gefährlichen Gases hängt insofern von den Gebirgsverhältnissen ab, als alle Kohlen, die ursprünglich hochgespannte Gase enthielten, diese zum Teil einbüßen, wenn die Kohlenflöze von durchlässigen Gebirgsschichten überlagert oder von Störungen durchsetzt sind. Man kann beobachten, daß sich bei frisch angehauenen Flözen, die in ihrer ursprünglichen Ablagerung nicht gestört wurden und ein undurchlässiges Gebirge hatten, stets Methan entwickelte.

Zuweilen finden plötzliche Gasausbrüche aus Kohle oder aus Klüften in großen Mengen statt, die zu verheerenden Explosionen Anlaß geben können. Die Entzündlichkeit eines Schlagwettergemenges tritt bei 6 v. H. ein und erreicht ihren Höhepunkt bei 9,38 v. H. Bei größerem Gehalt nimmt die Explosionsfähigkeit des Schlagwettergemisches allmählich ab. Die Entzündlichkeit dieses Gases wird aber bei Gegenwart von explosiblem Kohlenstaub bedeutend erhöht, und unter diesen Umständen können schon 2 v. H. Methangehalt genügen, um eine Explosion zu bewirken. Bei sehr gasreichen Kohlen kann der Kohlenstaub allein eine Explosion verursachen. Ein solcher Fall ist erst kürzlich auf einer englischen Grube eingetreten; er lief glücklicherweise ohne Opfer an Menschenleben ab. Ein Kohlenzug fuhr bei einer Lampenstation zufällig zur gleichen Zeit vorbei, als der Lampenwärter mit der Reparatur der Lampen beschäftigt war. Ein von ihm in die vollständig schlagwetterfreie Hauptstrecke hinausgeworfener glühender Docht wurde zur Ursache dieser Kohlenstaubexplosion. Eine ungefähr 80 Zentimeter hohe Flamme schlug von dem auf der Sohle glimmenden Docht empor, fand in dem durch den Zug der Wetter aufgewirbelten Kohlenstaub neue Nahrung und folgte, einer langgestreckten Feuersäule gleich, dem Kohlenzuge nach. Eine weitere Gefahr dieses in der Luft fein verteilten Kohlenstaubes besteht nämlich darin, daß bei einer Entzündung die Flammen auf weitere Entfernungen fortgeschleppt werden und eine Entzündung weiterer Schlagwetteransammlungen verursachen können. Man pflegt daher zwischen reinen Schlagwetter- und reinen Kohlenstaubexplosionen oder auch gemischten Explosionen zu unterscheiden.

Das einzige Mittel, das dem Bergmanne bis jetzt zur Verfügung steht, um diesen gefährlichen Feinden erfolgreich zu begegnen, besteht in der Zuführung so bedeutender Mengen frischer Luft, daß der Gehalt an Grubengas in dem ausziehenden Wetterstrom unter 1 v. H. gehalten wird. Die Kohlenstaubgefahr dagegen wird durch reichliche Berieselung der Grubenbaue mit Wasser unschädlich gemacht.

Wenn diese bewährten Mittel vom Bergmanne mit glänzendem Erfolg angewandt werden, so würden trotzdem noch zahlreichere Unglücksfälle zu verzeichnen sein, wenn dem Knappen nicht ein Treuer und ständiger Begleiter zur Seite stünde, der die Anwesenheit von Schlagwettern anzeigte und ihn vor kommenden Gefahren warnte.

das Grubenlicht. Mit Hilfe dieser in den Schlagwettergruben allgemein gebräuchlichen, sogenannten Sicherheitslampe, deren Flamme mit einem feinmaschigen Drahtnetz umgeben ist, vermag der Bergmann schon $1\frac{1}{2}$ v. H. Methangehalt zu erkennen und rechtzeitig einer Gefahr vorzubeugen. Gerät er jedoch plötzlich in ein hochprozentiges Gasgemisch, so entzündet es sich im Innern des Drahtgeflechts an der Flamme, deren weitere Verbreitung der Drahtkorb hindert, solange er nicht rotglühend wird.

Die Entstehung der Grubenbrände ist meistenteils auf Selbstentzündung der Lagerstätte zurückzuführen, seltener auf Brände des Holzausbaues oder auf Schlagwetterexplosionen.

Manche Kohlen sowie die in diesen enthaltenen Schwefelkiese nehmen in Berührung mit der Luft Sauerstoff auf. Bei diesem Vorgange wird so viel Wärme erzeugt, daß sie in den meisten Fällen hinreicht, um einen gefährlichen Grubenbrand zu verursachen. Die ersten Anzeichen eines beginnenden Grubenbrandes sind in der auffallend großen Erwärmung der Grubenluft sowie in dem späteren Auftreten von Brandgasen zu erkennen, die aus Rauch und Qualm bestehen und mit dem sehr giftigen Kohlenoxyd sowie mit dem Kohlendioxyd stark durchsetzt sind.

Infolge der großen Gefahren, die ein Grubenbrand mit sich bringt, ist man immer darauf bedacht gewesen, einer Entstehung tunlichst vorzubeugen. In neuerer Zeit hat man durch die Einführung des Spülverfahrens zum Ausfüllen der abgebauten Flözteile, sei es mit Sand oder Schlamm, große Erfolge bei der Abwendung von Grubenbränden erzielt. Das Spülwasser selbst sowie zum nicht geringen Teil auch die Feuchtigkeit der ausgefüllten Abbaufelder kühlen die Grubenluft und mithin auch die anstehende Lagerstätte selbst ab.

Durch den Spülversatz wird ein äußerst dichter Versatz erzielt und hierdurch die Möglichkeit einer Ansammlung von Schlagwettern in abgebauten Felderteilen vollständig behoben. Ist trotzdem ein Grubenbrand ausgebrochen, so werden sämtliche Zugänge zum Brandherde luftdicht abgedämmt und die Zuführung von frischer Luft verhindert. Um einen wetterdichten Abschluß zu erzielen, werden ein bis zwei Meter starke Branddämme, sei es aus den in der Grube genügend vorhandenen Bergen, sei es aus Ziegelsteinen, mit Asche und Lehm als Bindemittel, hergestellt. Ein allseitiger dichter Anschluß der Dämme durch Einlassen in Schlitze vervollständigt die Wetterdichtheit. Ist schnelle Hilfe vonnöten, so begnügt man sich mit einem Notdamm, entweder aus Rundhölzern hergestellt und mit Holzkeilen und Sand gedichtet, oder aus übereinandergreifenden Brettern, zu einer doppelten Bretterwand aufgeführt. Der einen halben bis ein Meter weite Zwischenraum wird mit Sand vollgeschüttet und die Innen- und Außenseite mit Lehm und Kalk dicht ausgefüllt.

Die Ausführung der Arbeiten bei einem Grubenbrande, sei es zu dessen Bekämpfung oder zur Rettung eingeschlossener Bergleute, ist äußerst gefahrvoll, und die Bergbautechnik hat nach Mitteln und Wegen gesucht, die ein ungehindertes Arbeiten in den Brandgasen gestatten, und sie auch gefunden. Da die Brandgase unatembar sind, so muß den Rettungsmannschaften ständig frische Luft zugeführt werden. Um dies zu erreichen und dabei die Zuführung von frischen Wettern zum Brandherde zu vermeiden, bedient man sich der Atmungsapparate. Diese neueren Apparate sind den Taucherapparaten nachgebildet, führen einen Behälter mit hochgespanntem Sauerstoff mit sich und einen zweiten mit Kalilauge, die zur Aufsaugung der ausgeatmeten Kohlensäure dient.

Die Zuführung des Sauerstoffes kann nach Bedarf geregelt werden, und die Dauer des Aufenthalts in unatembaren Gasen hängt lediglich von der Schulung der Rettungsmannschaft und den mitgeführten Mengen an Sauerstoff und Kalilauge ab. Bei Rettungsversuchen werden auch anstatt der gewöhnlichen Sicherheitslampen elektrische Lampen benutzt, da diese keine Verbrennungsluft benötigen. Die Bekämpfung eines Grubenbrandes kann mitunter jahrelang dauern, und es können weitere Jahre vergehen, bevor der Betrieb des in Brand geratenen Feldes in seinem ehemaligen Umfange wieder aufgenommen werden kann. Ist der Brandherd der Lagerstätte nicht tief genug, sondern nahe an der Tagesfläche gelegen, so machen sich auch dort seine Wirkungen in nachteiliger Weise bemerkbar: die Feuchtigkeit des Bodens ist ausgesogen, die Vegetation erstorben, und Spalten durchziehen das Land, aus denen namentlich nach Regentagen Rauch und stechende Dämpfe aufsteigen.

Wenn auch die vorhin erwähnten Gefahren in ihrer Wirkung für den Bergmann überaus unheilvoll sind, so lassen sie sich bei einiger Aufmerksamkeit vorher erkennen und bei rechtzeitiger Anwendung von Sicherheitsmaßregeln in den meisten Fällen gefahrlos machen. Nicht so leicht, und in vielen Fällen überhaupt nicht, läßt sich das Verderben bringende Nahen einer anderen, dem Bergknappen feindlich gesinnten unterirdischen Gewalt rechtzeitig erkennen: es ist das plötzlich und unvermutet in die Grubenbaue hereinbrechende Wasser. Das die Kohlenflöze und andere nutzbringende Mineralien überlagernde Deckgebirge ist sehr oft von vielen Spalten und Rissen durchzogen, die mit natürlichen Wasseradern in Verbindung stehen können. Fährt der Bergmann eine solche Spalte an, dann bricht das Wasser mit brausender Gewalt herein, überschwemmt das Arbeitsfeld bergmännischer Tätigkeit und vernichtet die überraschten Knappen, die sich nicht schnell genug in Sicherheit bringen konnten. Wassereinbrüche können auch beim Anfahren alter verlassener Baue eintreten, in denen sich oft ungeheure Massen von Wasser ansammeln.

Die Gefahren eines Wassereinbruchs sind besonders beim Braunkohlenbergbau bedeutend. Das Deckgebirge der Braunkohlenablagerungen besteht fast immer aus wasserführenden Schichten, und bei der eigenartigen Abbaumethode der Braunkohlenflöze ist es äußerst schwierig, einen Durchbruch sowohl der in den hangenden Gebirgsteilen zusitzenden Wasser als auch entfernt liegender Wasseradern zu vermeiden. So ist im Jahre 1879 auf einem Braunkohlenbergwerk in der Nähe von Dux ein Wassereinbruch von weittragender Bedeutung zu verzeichnen gewesen, der durch den Einbruch der sieben Kilometer entfernt liegenden Teplitzer Quellen entstand. Binnen zehn Minuten wurden die Grubenbaue unter Wasser gesetzt, und 23 Bergleute fanden in den Fluten den Tod.

Der Zusammenhang des Wassereinbruchs mit den Teplitzer Quellen wurde dadurch bestätigt, daß sie einige Tage nach dem Grubenunglück zu fließen aufhörten, nachdem sie seit ihrer Entdeckung im Jahre 762 nach Christo ununterbrochen den Tiefen entströmten und nur zur Zeit des Lissaboner Erdbebens etwa fünf Minuten lang versiegt waren. Bergmännischer Kunst und Wissenschaft ist es aber gelungen, die Einbruchsstellen durch Tieferlegen der Quellenfassungen zu schließen, auf diese Weise die heilbringenden Wasser der Menschheit zu erhalten und die Grubenbaue von neuem der Tätigkeit der Bergknappen zu übergeben. Die Mittel und Wege, die man ersonnen hat, um die drohende Gefahr eines plötzlichen Wassereinbruchs zu beseitigen, bestehen größtenteils in der vorherigen Entwässerung der wasserreichen Gebirgsteile durch Niederbringen von Bohrlöchern und allmähliches Ableiten des Gebirgswassers zu den Wasserhaltungsmaschinen oder, bei bereits eingetretenem Wassereinbruch, in dem Abschließen der Einbruchsstellen durch Aufstellen von gemauerten Dämmen. Außerdem wird das Leben des Knappen von seiner nächsten Umgebung, dem Gebirge, durch Steinfall täglich bedroht. Infolge des gewaltigen Gebirgsdrucks lockert sich das Gestein; es lösen sich größere und kleinere Steine los, und von beträchtlicher Höhe herabfallend, können sie die schwersten Verletzungen herbeiführen. Das einzige Mittel, das der Bergmann zur Verhütung des Steinfalls in der Hand hat, ist eine genügende und dauerhafte Auszimmerung der Grubenbaue. Aber die Last des Gebirges ist zu gewaltig, als daß sie sich in jedem Fall durch einen Ausbau aufhalten ließe. Mannsdicke Hölzer werden wie schwache Rohre durch den Gebirgsdruck geknickt und

zersplittert, ja sogar gewaltige Mauer- und Eisenpfeiler vermögen dieser drückenden Last auf die Dauer keinen Widerstand zu leisten. Die vielen Unfälle, die sich immer und immer wieder im Bergbaubetriebe ereignen, zeigen, daß sie sich trotz der umfangreichsten Anwendung von bewährten Sicherheitsmaßregeln niemals werden ganz vermeiden lassen. Entweder sind es die Bergleute selbst, die es an der nötigen Vorsicht haben fehlen lassen, oder eine Verkettung von Zufälligkeiten gibt den Anlaß zu einer verhängnisvollen Katastrophe.

Bei all den unglückseligen Ereignissen, die über die Knappen hereinbrechen, ist ihre Zusammengehörigkeit, die im Falle einer Gefahr für den einzelnen oder die ganze Belegschaft nie versagt, sowie die bewunderungswürdige Ausdauer und heldenhafte Aufopferung der Aufsicht führenden Kameraden, der Beamten, als ein wohltuender Lichtpunkt zu betrachten. Die bergmännische Tätigkeit ist auch dazu angetan, um Männer mit solchen Eigenschaften zu erziehen. Wenn auch die Arbeit des Bergmanns mit so vielen und großen Gefahren verknüpft ist, so bietet ihre Ausübung gegenüber anderen Berufsarbeiten den großen Vorteil eines dauernden Verdienstes das ganze Jahr hindurch, unabhängig von den Jahreszeiten und Witterungsverhältnissen.

Adalbert Matkowsky.

Ein Gedenkblatt zu seinem 50. Geburtstage am 6. Dezember 1908
von Otto Neumann-Hofer.

Der größte Schauspieler ist der, der den höchsten Schöpfungen der Dichtung den Körper gibt, worin die Mitlebenden die dichterische Gestalt als ihren Zeitgenossen erkennen. Die Seele der Helden, die die Dichter schufen, ist ewig und immer sich selbst gleich; die Miene, der Ton, die Geste, der Vortrag und die Rangordnung der Motive, mit einem Wort: der Ausdruck, wechseln mit jeder Generation. Nehmt eine Luise, die euch im tiefsten erschüttert hat, Lotte Medelsky etwa, und versetzt sie in die Dalbergsche Zeit; nach allem, was wir wissen von der „artigen" Art jener angeregten Gesellschaft, würde sie das Mannheimer Publikum entsetzt haben; und höchstwahrscheinlich würde uns heute Schillers bevorzugte Luise, die schöne Katharina Baumann, deren „zärtliche Empfindung" den Dichter bezauberte, fad erscheinen. Glaubt den alten Herren auf ihr Wort, die euch aus der Erinnerung ihrer frischen Jugend vorschwärmen von dem Gretchen der Seebach und dem Shylock Dörings und ehrlich betrübt hinzufügen, daß dergleichen heute auf der Bühne nicht mehr zu finden sei: sie haben recht. Nur vergessen sie, daß ihr Gretchen mit ihnen gealtert ist und heute eine großmütterliche Haube trägt, und wissen nicht, daß der heutige Shylock-Typ andere Humore (wenn auch immer den gleichen Humor) zur Schau trägt.

Karl Moor.

Rustan in Grillparzers „Der Traum ein Leben".

Die Macht des großen Schauspielers über sein Publikum erklärt sich daraus, daß dieses Publikum an ihm sieht, wie es fühlt und denkt. Sein Fühlen, sein Denken wird ihm körperlich greifbar und darum auf einmal für Augenblicke wonnevoll klar; seine dunkle, widerspruchsvolle Seele tritt in die deutliche Beleuchtung seiner Sinne. Für diesen Dienst ist das Publikum dem großen Schauspieler so dankbar, daß es darüber der größeren Leistung des Dichters vergißt, der ihm sagt, was es fühlt und denkt. Zeigt ein Schauspieler seinem Publikum die vollkommensten Gestalten, die die Dichtung geschaffen hat, mit dem Menschenantlitz und der Menschenstimme, die der Zeit vertraut sind, dann hat er ihm den höchsten Dienst geleistet, dessen seine Kunst fähig ist. In diesem Sinne kann auch der große Schauspieler ein Vertreter seiner Zeit sein, und jede Generation hat derart repräsentative Schauspieler. Das Paar, das die Generation repräsentiert, die jetzt den Punkt ihrer Vollendung erreicht hat (bei dem, nach irdischem Geschick, der Abstieg zu den Gefilden der Vergangenheit beginnt), heißt: Joseph Kainz und Adalbert Matkowsky.

Wallenstein.

Kainz und Matkowsky — beide haben in diesem Jahr ihr fünfzigstes Lebensjahr vollendet, Kainz am ersten Tage, Matkowsky in den letzten Tagen des Jahres. Beide einander so unähnlich und doch so ähnlich. Beide Persönlichkeiten. Eigenwillige, gewalttätige, beherrschende Persönlichkeiten, die jeder Rolle ihren persönlichen Stempel aufdrücken. Und weil sie Persönlichkeiten sind, auch zugleich Größen der Kunst. Denn auf der Bühne ist die Persönlichkeit das Fundament der großen Kunst. „Den Cäsar der deutschen Bühne" nannte Otto Brahm einst Kainz. Daran anknüpfend nenne ich Matkowsky, um die Höhe und den Unterschied zugleich zu bezeichnen, mit einem anderen Helden des Altertums: den Alexander der deutschen Bühne; bei dem einen schimmert ein genialer Verstand, bei dem anderen ein genialer Impuls durch.

Götz von Berlichingen.

Unübersehbar ist der Rollenkreis, in dem die Schauspielerseele Matkowskys gestaltend gewirkt hat. Er hatte das Glück, in frühester Jugend an eine Stätte zu kommen, wo er seine Anlagen in üppig quellenden

E. Bieber, Hofphot., Berlin, phot.

Macbeth.

des klassischen Repertoires. Ein Talent von weniger kraftvoller Art wäre unter dieser beglückenden, aber auch bedrückenden Arbeitsfülle zusammengebrochen; Matkowskys künstlerische Kraft aber wuchs nur mit der Fülle und Größe der Aufgaben.

Der schönste Kopf, der feurige Begeisterung und zarte Schwärmerei gleich vollkommen auszudrücken fähig war, saß auf einem Leibe, dessen schwellende Kraft immer auf dem Punkte schien, das dennoch bewahrte Ebenmaß gerade zu durchbrechen. Eine Jung-Siegfried Gestalt an Kraft und Schönheit, aber auch an Feuer und Weichheit. Matkowsky erzählt in einem Bändchen Lebenserinnerungen, daß gerade um die Zeit von Dettmers Tode, als ein gut Teil der Last des Dresdner Hoftheaterbetriebes auf seine jugendlichen Schultern gewälzt wurde, die sächsische Militärverwaltung ihren Arm nach dem Dienstpflichtigen ausstreckte und er als einjährig-freiwilliger Schütze eingekleidet wurde. „Von früh sechs oder ein halb sieben Uhr bis zehn Uhr vormittags hatte ich Exerzierdienst in der Kaserne, dann raste ich nach Hause, um Zivil anzulegen und hierauf zur Probe zu stürzen; diese dauerte durchschnittlich bis zwei Uhr; dann war von drei bis fünf Uhr wieder Dienst in der Kaserne, dann hatte ich mich zu eilen, um ins Theater rechtzeitig zu gelangen, dann kam ich so um elf oder ein halb zwölf Uhr nachts nach Hause und setzte mich hin, um den Fiesko, Sigismund, Karl Moor und andere dicke Röllchen zu studieren." Ein ganzes Jahr lang konnte freilich auch ein Matkowsky eine solche Strapaze nicht ertragen, und da er dem deutschen Heer entbehrlicher war als dem Dresdner Hoftheater, so erwirkte ihm sein Intendant Graf Platen die vorzeitige Entlassung aus dem Heere, die ihm sein Kompagniechef mit den Worten erteilte: „Ich dispensiere Sie auf Befehl des Herrn Obersten von allem großen Dienst und freue mich im Interesse des Dienstes, daß ich es darf."

Als Matkowsky im Jahre 1886 das Dresdner Hoftheater mit dem Hamburger Stadttheater vertauschte (infolge eines Konflikts mit dem alten Generalintendanten, der eine reizende Grundlage für eine satirische Hoftheaterkomödie darböte), da war er, der Achtundzwanzigjährige, souveräner Herrscher über das gesamte jugendliche Liebhaberrepertoire.

Im Jahre 1889 kam er an das Hoftheater zu Berlin und hier hatte seine kurze Wanderzeit ein Ende: dieses, sein drittes, war auch zugleich sein letztes Engagement. Noch heute gehört er dem Berliner Hoftheater an als dessen stärkste Säule. Gastspielfahrten freilich führten den Künstler über fast alle deutschen Theater, diesseit wie jenseit des Ozeans; selbst den kleinsten Bühnen gönnte er gern den künstlerischen und materiellen Segen seiner Gastgeschenke; in Amerika fehlte es nicht viel, daß er mit Sarah Bernhardt zusammen aufgetreten wäre, eine theatralische Versöhnungsfeier deutscher und französischer Kunst, wie er in einem humorvollen Bericht über einen Theaterabend mitteilt, den er in Neuyork mit der Pariser Tragödin und — ihrem sie als Schoßhündchen begleitenden Leoparden hatte.

Nach Berlin kam Matkowsky noch als der jugendliche Held und Liebhaber, Karl Moor, Fiesko, Ferdinand, Don Carlos, Max Piccolomini, Mortimer, Melchthal, Don Cesar; Romeo, Prinz Heinz, Edgar; Grillparzers Leander, Rustan, Otto von Meran; Calderons Sigismund von Polen, Hebbels Siegfried, waren die Gipfelpunkte seines Repertoires. In Berlin wandelte sich der Jüngling zum Mann. Götz, Tasso und Faust, Wallenstein und Tell, Coriolan, Macbeth und Othello, Hebbels Holofernes, Herodes und Kandaules traten nacheinander in die Erscheinung und bildeten eine zweite Reihe herrlicher Gestalten voll schwellenden Lebens.

In all diesen Rollen hat man Matkowsky ebensooft gerühmt wie geschmäht als einen impulsiven Schauspieler, dem Ton, Geste und Mienenspiel, mit denen er seine Gestalten ausstattet, aus der Eingebung des Augenblicks zuströmten. Nichts ist falscher. Matkowsky ist ein zuverlässiger Schauspieler, d. h. ein ernster Künstler, der nichts dem Zufall überläßt. Er probiert nicht nur fleißig und aufmerksam, er studiert seine Rolle von dem Augenblick, in dem er sie erhält, mit größter Aufmerksamkeit. Er studiert das ganze Stück, da die Gestalt ihrer Fülle und Ganzheit ihm erst aufgehen kann, wenn er mitzuleben vermag in der Umwelt, in die die Gestalt vom Dichter

E. Bieber, Hofphot., Berlin, phot.

Othello.

E. Bieber, Hofphot., Berlin, phot.

Wilhelm Tell.

versetzt worden ist. Dann geht er erst in das Detail, prüft aufmerksam und geduldig sein Mienenspiel und seine Gesten, bis sein künstlerisch gebildetes Auge glaubt, daß sie die Situation erschöpfen; er wiederholt jeden Ton, bis er dem Ohre die Stärke und die Farbe zu haben scheint, die seinem Kunstverstand erforderlich dünkt. Wenn er in der berühmten Schlußszene des zweiten Aktes von Grillparzers „Ein treuer Diener seines Herrn" als Otto von Meran mit einer scheinbar plötzlich sich zusammenkrampfenden Hand die Tischdecke ergreift, herunterreißt, sich in sie wickelt und sich zur Erde wirft, wutheulend, daß das Weib ihm entgehen soll, nach der seine Begierde schreit — so war dieser Zug sorgsam überlegt: dem verletzend Animalischen der Situation wird buchstäblich ein Mantel umgehängt, der sie zur idealen Einheit des Stils zurückführt, worin die Dichtung sich hält. Und wenn Matkowsky als Marc Anton an der Leiche Cäsars, mitten im feurigsten Redefluß, eiskalt prüfende Seitenblicke in die Menge wirft, um die Wirkung seiner Worte abzuschätzen, so ist Dauer und Ausdruck dieser Blicke vorher am Spiegel sorgsam ausgeprobt wie die Einstellung einer Libelle auf einem geodätischen Meßinstrument. Und steht einmal die Menge der Züge fest, die ihm seine reich quellende Phantasie zu finden gestattet, so bleiben sie: Mitspielende wissen zu erzählen, daß er Abend für Abend streng auf die Anzahl der Schritte hielt, die von einem Punkt der Bühne zum anderen zu machen waren.

E. Bieber, Hofphot., Berlin, phot.

Ödipus.

Je sorgfältiger das Studium, desto vollkommener gelingt es ihm, den Anschein der Unmittelbarkeit hervorzurufen, jene höchste Illusion, zu der die schauspielerische Kunst fähig ist: das Werden eines Charakters miterleben zu lassen. Ein ausdrucksvolles Auge, eine Gruppierung der Wangenmuskeln und des ringförmigen Mundmuskels, die einen schnellen Wechsel starker physiognomischer Zustände gestattet, eine klangvolle und modulationsfähige Stimme, eine Beweglichkeit der Gliedmaßen, besonders der Finger und des Rumpfes in Schulter- und Hüftgelenken, die jeden Seelenzustand gestikulatorisch begleiten kann, macht schon den halben Schauspieler. Matkowsky ist mit allen diesen Mitteln in idealer Vollkommenheit ausgestattet, und er gebraucht immer das ganze Orchester seiner künstlerischen Instrumente mit tadelloser Präzision. Das gibt seinem Spiel eine Fülle, die das Studium zudeckt und wie das absichtslose Wirken seines erregten Organismus aussieht.

Matkowsky ist vielleicht das stärkste Temperament unserer Bühne. Es ist in ihm ein ungeheurer Lebensdrang, und die Gestalten, einmal von seiner Phantasie ergriffen, führen in ihm ein intensives Leben, ein Leben, das gärt und wühlt und bohrt und zu Ausbrüchen drängt. Aber sein künstlerischer Intellekt hat es zu meistern und zu lenken gelernt, und wie er ihm gestattet, es in Rollen jugendlicher Leidenschaft ungehemmt auszuströmen, drängt er es im „Götz" in die Herzkammern zurück, daß es daraus wie eine unendlich wohlige Wärme ausstrahlt. Das feurige Leben im Dienst seiner Phantasie macht die bezwingende Kraft seiner künstlerischen Persönlichkeit aus.

Adalbert Matkowsky wurde am 6. Dezember 1858 in einem kleinen polnischen Nest dicht an der preußischen Grenze von einer deutschen Mutter geboren, als sie auf dem Wege von Warschau nach Königsberg war, um zu ihrem in der Pregelstadt weilenden Gatten zu reisen. Der Vater, polnischen Geblüts, und der zufällige Ort der unerwarteten Geburt machen Matkowsky zu einem Polen; die Mutter und seine Erziehung in Königsberg, später in Berlin, zu einem Deutschen. Er selbst fühlt sich ganz als Deutscher. In einer kleinen Skizze aus seiner Feder, in der er erzählt, wie er als Einjährig-Freiwilliger in Dresden Einmieter in der Villa des berühmten polnischen Dichters Ignaz Kraszewski war (der kurz vor seinem Tode wegen Hochverrats in die Festung Magdeburg interniert wurde), bekennt er dem großen polnischen Schriftsteller und Agitator, daß er weder „Pole noch Katholik wäre", aber ihm doch mit einigen polnischen Brocken dienen könnte, „die ihm von frühester Kindheit her noch geläufig waren". Dennoch werden wir annehmen dürfen, daß das polnische Geblüt in ihm sein überquellendes schauspielerisches Temperament zum guten Teil erklärt. Die deutsch-polnische Mischung hat sich unserem Theater noch einmal günstig erwiesen: in Agnes Sorma — ihr Künstlername ist eine Zusammenziehung des urpolnischen Familiennamens Zaremba — hat sie uns den weiblichen Gipfel unserer heutigen Bühnenkunst geschenkt.

E. Bieber, Hofphot., Berlin, phot.

Holofernes in Hebbels „Judith".

Der „Alexander der Bühne" ist ein lieber, stiller, guter und gutmütiger, zuweilen fast scheuer Mensch. Er hat neben seiner Kunst eine Liebhaberei, eine noble Liebhaberei: er sammelt Erzeugnisse des alten Kunsthandwerks. Wer seine Wohnung betritt, glaubt in ein Museum zu kommen: durch Ausbrechen mehrerer Wände ist eine Reihe von Zimmern umgewandelt zu einem gewaltigen Saal, angefüllt mit Säulen und Truhen und Tischen und Bänken, Konsolen und Vasen und Trinkgefäßen und allerlei Gewaffen und

herrlichen Stücken alter Holzschnitzkunst. Und doch wieder in kein Museum; denn das Ganze ist mit einer so liebevollen Hand angeordnet, daß es ein echtes Heim bildet, erfüllt vom Odem einer kunstsinnigen Seele. Hier bringt er seine liebsten Stunden zu, die Stunden des Studiums und des behaglichen Sinnens, mit Vorliebe gehüllt in eine härene Mönchskutte. Sie paßt gut zu dem alten Hausrat, dem versonnenen Menschen, dem fesselfreien Künstler, und sie erzählt zugleich von der naiven Schalkhaftigkeit, die dieses ewige Kind sich in seine hohen Mannesjahre gerettet hat.

Matkowsky hat einen künstlerischen Herzenswunsch. An das Königliche Schauspielhaus gebannt, das der modernen Produktion im allgemeinen ablehnend gegenübersteht, hat er nicht Gelegenheit gefunden, seine Kunst an den besten modernen Aufgaben zu bewähren. Diese Probe abzulegen, besonders an Ibsenschen Gestalten, ist sein heißester Wunsch. Nichts Lieberes können wir ihm und uns zu seinem fünfzigsten Geburtstage wünschen, als daß auch dieses einzige, ihm noch unerfüllt gebliebene künstlerische Sehnen befriedigt werde, solange seine volle Mannes- und Schaffenskraft noch währt.

Charlottens Weg ins Leben.

(4. Fortsetzung.) **Novelle von Else Franken.**

Ganz eigen war es Lotte mit der jungen Sidonie Hardy ergangen. Die hatte mit stiller, ganz wie selbstverständlicher Energie von ihr Besitz ergriffen.

Kaum hatte Sidonie bei Lotte die ersten Zeichen der Ermüdung an ihrem gegenwärtigen Leben bemerkt, so war sie ganz still eingesprungen, und zwar in den schönen, freien Morgenstunden. Denn bis zum halben Vormittage war Lotte immer ihr eigener Herr.

„Nun will ich dir einiges von der andern Seite von Berlin zeigen —". Im „Du"-sagen hatte sich Sidi nicht beirren lassen, und so war auch die spröde Lotte darauf eingegangen; die ungleiche Anrede ließ sich nicht durchführen. Mit dem „Du" aber kam ganz von selbst eine Vertraulichkeit in den Verkehr der beiden Mädchen.

Und die unermüdliche Sidonie mit ihrer weichen Schmiegsamkeit und dem fordernden Bitten ihrer beredten, dunklen Augen erhielt überall Zutritt, auch wo man sich sonst lästige Besucher gern vom Halse hielt.

In die gigantischen Küchenräume der großen Restaurants fanden sie Einlaß, die, von einer einzigen Firma geleitet, über die ganze Weltstadt verteilt sind. Sie entzückten sich im Säuglingsheim an den Mustereinrichtungen und an der Fülle winziger, herziger Kindlein, die da dem Leben entgegenträumen. Da konnte sich Lotte schwer trennen, da erwachten in ihr alle mütterlichen Instinkte der Weibesseele.

Die Asyle sahen sie sich an und die Arbeitsnachweise, und großen Eindruck machte auf Lotte das Lettehaus, das unablässig Scharen von Mädchen wohl ausgerüstet ins Leben entläßt.

Dann frühstückten sie seelenvergnügt in einem der alkoholfreien Restaurants. Da saßen sie an einem blanken Tischchen in etwas nüchtern hellem Raume, dessen Wände mit Sprüchen der Enthaltsamkeit aus der Bibel, dem Talmud und den indischen Weden geschmückt waren. Sie ließen sich Milch geben und Gebäck und Früchte. Fast alle Tische waren besetzt, viele von Gruppen junger Herren, anscheinend studierender Jugend.

„Ich weiß nicht" — sagte Lotte leise — „die sehen mir anders aus als sonst junge Leute. Nicht alle, aber manche. Ernster, gesammelter, so mehr in sich selbst, möchte ich sagen. Und viele haben die Kragen anders, nicht so hoch und steif, wie jetzt Mode ist, und manche tragen das Haar länger, richtig oppositionell gegen den blank geschorenen Kopf."

„Kluge Lotte" — lächelte Sidonie — „die hier verkehren, deren Stammlokal das ist, die huldigen einer ganz neuen Lebensanschauung. Der Kampf gegen den Alkohol, die Abstinenz, soll das ganze Menschengeschlecht befreien und gesunden lassen. Nicht mehr und nicht weniger."

„Ich habe mal gelesen" — sagte Lotte zögernd — „wenn die Männer nicht tränken und nicht rauchten, würden Mittel frei, die ganze soziale Frage zu lösen."

„Und dann lägen große Industrien brach, und ungezählte Scharen würden brotlos. Denn nur die Arbeit auf allen Gebieten, die Produktion bringt das Blut des Volkes, das Geld, ins Strömen."

Lotte staunte, sie fand sich da in ganz fremden Gedankengängen.

„Ob es wohl viele Mädchen gibt, die sich über solche Dinge den Kopf zerbrechen?" fragte sie.

„Heute schon; es sind die Fragen, die unsere Zeit bewegen. Aber" — seufzte Sidonie — „welches Stückwerk ist unser Mädchenwissen. Zu mir gehörte der rechte Mann, der mich in richtige Bahnen lenkte — und der will mich nicht."

Aber keine würde zu meinem Konni so gut passen wie dieses schöne Geschöpfchen — dachte Lotte und nahm Sidis schmale Finger in ihre warme, liebevolle Hand.

Und dann gingen sie weiter, und Charlotte lernte mit jedem Tage mehr erkennen, daß nichts so groß und bedeutend ist als diese Riesenwelt der Arbeit, die eine große Stadt darstellt. Das dankte sie dieser kleinen Sidi, die im Schoße des Luxus erwachsen war, und die mit heißem Verlangen den Weg suchte zu Ernst und Tüchtigkeit.

— — — — — — — — — — — — — —

Lotte saß schon vor Tag in ihrem Bett auf und horchte in die Morgenstille hinein. Ein schauernd kühles Herbstlüftchen wehte durch den offenen Fensterspalt. Sie zog die leichte Steppdecke dichter um sich und schlang die nackten Arme um ihre hochgezogenen Knie. So saß sie lange mit großgeöffneten Augen.

Sie sann einem Traume nach. Es war wohl wirres Zeug gewesen, denn es war verronnen und verschwommen mit dem verstandkühlen Taglicht. Aber plötzlich stand Wulffert mit voller Schärfe vor ihren Augen, die leicht getragene, elastische Figur, das aufgesträubte Kraushaar und der zweizipflig geteilte Bart um das schmale, luftgebräunte Gesicht. Auch die schlanken Hände bräunlich, denn Wulffert betrieb jegliche Art von Sport. Die hochmütige Falte zwischen den Brauen und dazu der gütige zärtliche Blick, dieser zärtlich eindringliche Blick des Bildnismalers, des Psychologen.

Und dieser Blick ruhte so merkwürdig beständig auf Klarisse — wo sie ging und stand, folgte er ihr. Und sie — Onkel Hardys Frau! Was schlich hier um — was ging hier vor?

Sie schlug plötzlich beide Hände vor das Gesicht. Das war ja schlecht von ihr — sie sah ja wohl Gespenster. Aber nie bisher im Leben war ihr so häßlicher Argwohn genaht. Daran war nur Onkel Hardy schuld; was hatte er nicht alles von Wulffert erzählt!

Viel Glück bei den Damen sollte er gehabt haben, die mochten ihn alle und verwöhnten ihn, gleich damals, als er jung nach Berlin kam. Einen herrischen Willen hätte er gehabt und eine bestrickende Liebenswürdigkeit. Da ist er denn nach Paris geflüchtet, aus allen seinen kleinen Abenteuren heraus.

Lotte schüttelte sich; häßlich, abstoßend war doch oft Onkel Hardys Zynismus.

„Paris, Kunst und Liebe — welcher weltweite Horizont —" hatte Hardy gerufen und dabei mit beiden Armen einen imaginären weltweiten Horizont umspannt.

Aber der junge Mensch war von Grund aus gesund. Drum hatte sich „der kleine Wulffert", wie ihn Hardy gern patronisierend nannte, blindlings in die Arbeit gestürzt.

Ob er nur immer Bildnisse male, hatte Lotte gefragt.

„Ne, von Anfang nicht. Arme Leute, Kindchen, waren's zuerst; Volksküche, Nachtasyl und solche Chosen. Rein aus Abneigung gegen die soziale Schicht, der er doch selbst angehört. Aber die Herrschaften aus der vierten Dimension des Hinterhäuslerischen lagen dem schönen Erik nicht. Er ging da oben an die Küste, wo in der endlosen Heide einsame Wasserpfützen aufblinken. Wenn da der schwere, düstere Himmel so recht nachdrücklich darauf lastet, dann denkt man ganz von selbst an Nixenrufung oder an nächtlich wimmernden Selbstmord."

Hardy gefiel sich wieder mächtig und klopfte sich, sie hatten gerade wieder beim Morgenkaffee gesessen, mit selbstgefälligem Lächeln ein Ei auf. Lotte hatte mit großen Augen zugehört, und Klarisse war in ein Zeitungsblatt vertieft gewesen.

„Da ist alles gedämpft und gebunden," hatte Hardy fortgefahren, „Farben und Töne und nicht zuletzt die Menschenseele, der die Worte nicht emporquellen wollen für ihre Gefühle. Da liegt schon was drin. Pathos — das Pathos der gebundenen Kreatur. Da muß der Beschauer erst die Seele hineinsehen, aber, weißt du, das Essentielle ist eben, daß er muß, daß der Künstler ihn zwingt. Ganz verfluchte Kerle, die da oben, sitzt ein groß Stück Ernst drin! Na, das war auch nur ein Übergang. Der Wulffert malt nur noch schöne Frauen."

„Schöne?" hatte Klarisse ironisch gefragt, die doch anscheinend über ihrer Zeitung gar nicht zugehört hatte.

Hardy hatte einen schnellen, scharfen Blick auf seine Frau geworfen.

„Silbenstecherin! Also nicht eben das, was sie landläufig schön nennen. Er malt Menschen, die eine Geschichte haben, oder die das Zeug dazu hätten; wenn auch nur eine ganz heimliche, still innerliche. Dich würde er noch nicht malen, du allzu junge Lotte. Klarissen würde er es nicht abschlagen." Hardys Blick blieb einen Augenblick auf der Stirn seiner Frau haften. Aber Klarisse war wieder in ihr Lesen vertieft, das Thema schien sie nicht zu interessieren.

Daran dachte Lotte. O ja, Klarisse würde er ganz sicher malen. Denn Klarisse, das hatte sie nun schon still beobachtet, trug stilles, stillverschwiegenes Seelenleid. War denn nur der Onkel blind dafür?

Und dann träumte sie weiter in den stillen Morgen hinein. Ob sie selbst lieben könnte, Liebesleid tragen, das sie bisher so gnädig verschont hatte? Ach ja, sicherlich, sicherlich für diesen Erik Wulffert, der gar nicht nach ihr hinsah, außer in einer sehr liebenswürdigen Herablassung zu ihrer Unreife.

Sie errötete heiß: der reife, bedeutende Mann, und sie, die schlichte Charlotte, die statt der feineren Begabungen Körperkraft und Frohsinn mit ins Leben bekommen hatte.

Gut, sagte sie sich mit ihrem kerngesunden Trotz, so will ich meine Gaben ausnutzen. Ein Herzensgefühl, sei es auch unerwidert, unentfaltet, das bleibt immer im Untergrund und kann aus meinem Leben nicht mehr schwinden.

Heute war nun der große Festtag, und nichts rührte sich noch im Hause. Später würden die Köche kommen und die fremden Diener, die Gärtner und die Kapelle für die Tafelmusik. Man braucht sich um nichts zu bekümmern, das machte alles das liebe Geld. Die Leute hier hatten offenbar alle eine schreckliche Menge davon, das heißt, die Leute, mit denen sie hier in Berührung kam. War das nun wirklich erst eine kurze Reihe von Wochen her? Das Leben hatte doch seine ganze Physiognomie verändert.

Sie wußte noch ganz genau, wie Mutter als Silberbraut ausgesehen hatte, in dem schweren Seidenkleide, schwarz natürlich. Der Kranz aus Silberblättchen und künstlichen Blüten hatte nicht recht zu den strengen Zügen und dem glatten, dunklen Scheitel stimmen wollen.

Denn Mutter war aus bescheidenen Verhältnissen gewesen; filia hospitalis nannten das die übermütigen Studenten. Väterchen hatte als junger Referendar in Berlin erst jahrelang bei der Großmutter Linsemann gewohnt, da in der Nähe des Kammergerichts.

Mutter hatte die höhere Töchterschule durchgemacht und dann das Lehrerinnenexamen machen sollen. Das war immer Großmutter Linsemanns Stolz gewesen, daß man sich zu so ehrgeizigen Plänen verstiegen hatte.

Aber Mutter wollte gleich mitverdienen helfen, und da war sie in das große Wäschegeschäft von Jordan und Klepper gegangen, und zuletzt hatte sie mit zum Vorstande der Abteilung für Damenwäsche und Kinderausstattungen gehört und hatte ein schönes Geld verdient. Darum war auch Mutter so ernst geworden, weil sie schon gar so früh ihr Brot verdient und alle ihre Tage in vollster Anspannung verlebt hatte.

Aber Mutter las auch gern ein gutes Buch, und ihre Augen konnten so warm leuchten, wenn sie spazierengingen, so gegen Abend im Hochsommer, wenn das reife Korn duftete und die Bäume ihre dunkle Laublast so feierlich und ernsthaft trugen. Schade, daß das so selten war; und der Frühling machte die Mutter immer traurig. Eigentlich merkwürdig, dann prickelt doch den Jungen das Blut so unruhig lenzfroh und erwartungsvoll in den Adern. Und Konni war Mutters Sohn, ganz und gar — — — und die leidenschaftliche Sidonie liebte ihn — — — und da drüben, jenseit des Korridors, lag Klarisse, die Silberbraut des heutigen Tages, in ihrer gepflegten und unaufdringlichen Schönheit und schlummerte.

Charlottens Gedanken fingen an zu kreiseln wie abgefallene Blätter, die im Winde wirbeln. Sie sank nochmals in die Kissen zurück und dämmerte noch ein knappes Viertelstündchen, bis Klarissens Jungfer kam, leise und sorgfältig wie jeden Morgen die Vorhänge aufzog, am großen englischen Waschtisch mit Schüsseln und Kannen hantierte und endlich das Festgewand der Lotte aus Dingsda auf der Chaiselongue unter dem Mittelfenster ausbreitete. Dann ging sie leise hinaus.

Das Rascheln und Flimmern erweckte das halbwache Mädchen vollends. Sie lief mit bloßen Füßen über den dunkelblauen Teppich, der den ganzen Boden überspannte. Mit spitzen Fingern untersuchte sie das prächtige Gewand, dessen glatte, goldige Seide in schillernden Falten fiel. Halb entzückt, halb beschämt war ihr zumute. Dann huschte sie vor den großen Spiegel.

Da stand die Lotte Wagner mit den schlafroten Wangen und den gelösten, glatten Zöpfen, — nein, das paßte gar nicht zu ihr, solche Nixenpracht; nein, da hatte ihre Mutter doch wirklich recht, ihre gute, ihre ehrbare Mutter. Nein, sie wollte zu denen gehören, die die Arbeit in den Mittelpunkt ihres Tages stellen.

Heute wollte sie noch all das Ungewöhnliche ohne Nebengedanken mitnehmen. Dann kannte sie auch diese Lebenssphäre — bildete sie sich ein. Sie wollte es mit allen den neuen Eindrücken halten wie der Geizhals mit seinen Goldstücken: alles auf Zins legen. Der Zins bestand dann bei ihr in den Rückerinnerungen. Da konnte man daran zehren wie an einem schwer erworbenen, aber gut angelegten Kapital.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das feierliche Mahl war vorüber, der letzte Tusch der Kapelle mit Hochrufen begleitet.

Die Gesellschaft hatte sich in den Hardyschen Salons verteilt; ein glänzendes Bild angeregter Beweglichkeit und weltsichern Sichgehenlassens. Man war froh, nach der langen Sitzung sich nach Gefallen zu den Intimen zu gesellen; man hatte auch so vieles zu besprechen nach dem Sommer und der langen Reisezeit.

Überall ertönte das Lob dieses schönen Festes und des Jubelpaares. Es waren ja zum großen Teil langjährige, erprobte Freunde beisammen.

Aus früheren Tagen.

Gemälde von Oskar Freiwirth-Lützow.

Aber in einzelnen, kleinen Gruppen gestattete man sich hinter Fächer und Claque ein leises Flüstern. Klatschen ist das nicht — o durchaus nicht — man erlaubte sich nur allerlei Beobachtungen auszutauschen — rein aus Anteil und psychologischem Interesse.

Gott, klatschen — darüber ist doch wohl eine Klarisse Hardy erhaben. Eine gütige, vornehme Frau, Silberbraut, nach einem makellosen Leben.

Nur, warum ist sie so blaß, so apathisch in ihrem weißen Spitzenkleide? Den Silberkranz hat sie verschmäht und trägt nur eine matte Perlenschnur durch ihr blondes Haar geschlungen. Merkwürdig schweigsam war sie bei Tisch gewesen, meinte man, und Hardy neben ihr doppelt laut. Und immer überflog ihn flackernde Röte. Auch im Reden hatte er nicht seinen guten Tag gehabt — scharf alles, was er auf die vielen Tischreden erwiderte, verbissen scharf.

Der Mann hatte doch wohl ein bißchen zu viel getrunken. Er kann ja seinen Stiefel vertragen, aber an so einem Tag übernimmt's manchmal den Erfahrensten.

Der alte Geheimrat v. Keller aus dem Kultusministerium stand, die Mokkatasse in der Hand, neben dem Sessel der greisen Gräfin Wettenau und neben Scholl, dem Landschafter, der zierlich, mit feinen, scharfen Zügen und schwarzem Bärtchen, wie ein kleiner Südfranzose aussah.

Scholl fühlte sich ganz als Moderner, was für ihn bedeutete: auf der Höhe. Er hatte von Böcklin die kühne Gegensätzlichkeit der Farben genommen, von Leistikow die Transparenz und Stille des Wassers, von Liebermann das wehende Sonnenhuschen über Wiesen und Alleen. Von sich selbst hatte er, nach vielem Sinnen und Suchen, eine gewisse durchaus paradoxe Pinselführung ausgefunden, die verblüffte. Scholls Bilder gingen immer noch naß von der Staffelei weg.

„Sagen Sie mir," fragte die Gräfin, deren dürres, gelbes Persönchen in schwerem, schwarzem Samt stak und von Brillanten funkelte, „warum ist Hardy um Gottes willen so aufgeregt gewesen, sonst ein solcher Meister des Wortes! Das war kein Dank, das war eine Anklage der gesamten Gegenwart. Der Mann ist doch heute so über alles herkömmliche Maß gefeiert worden."

Scholl, der vor Jahren als Anfänger mit Inbrunst darum gerungen hatte, zu den Intimen des Hardyschen Hauses gehören zu dürfen, zuckte die Achseln.

„Lieber Gott, die Alten! Die Zeit ist ihm über den Kopf gewachsen. Sehen Sie," Scholl nahm seine Bilder gern aus dem Landschaftlichen, „der ist wie einer, der in einen giftgrünschillernden Sumpf gerät, und der nun langsam sinkt. Und es ist noch dazu so verflucht stille ringsum. Möcht' nicht in seiner Haut stecken."

„Jesus," rief die alte Wettenau gedämpft, „der hat doch so große Bilder — Historienbilder. Sein ‚Kaiser Friedrichs II. Vermählung mit Konstanze von Aragonien' hängt doch in der Nationalgalerie!"

„Kitsch!" zischte der kleine Maler. Er hatte auch etwas in der Krone, sonst wäre er nicht so aus sich herausgegangen; und es war seine Rache für Hardys patronisierendes „Schöllchen".

Das „Schöllchen" war einer von heute, der machte Schule; Kruse und Flockmann und noch ein paar von den jungen Antiakademikern folgten errötend seinen Spuren. Hardy war ein Epigone, ein Epigone Pilotys — ganz und gar aus der Mode.

„Sehen Sie, Gräfin, wenn man die Fühlung mit seinem Volke verliert!"

Die Wettenau verstand nichts von Bildern, aber sie war mit Hochgenuß boshaft, und so sagte sie lebhaft interessiert: „Und die besitzen Sie, mein verehrter Herr Professor?" Sie wußte ganz genau, daß Scholl nicht Professor war, daß er in schweren Herzensnöten auf den ersehnten Titel wartete.

Aber der Geheimrat, ein rosig rundlicher und behaglicher Herr — eine seiner ministeriellen Hauptfunktionen bestand im Repräsentieren auf den großen Festen angesehener Leute — warf sich ins Mittel: „Nun, nun, der Hardy hat seine Stellung und seinen Ruhm. Solche Leute soll man doch immer stützen und halten. Und dann: ‚Wat hält ewig?' sagte der Maurermeister, als der eben fertig gebaute Backofen hinter ihm zusammenfiel. Hehehe!" Der Geheimrat hatte immer eine Masse Anekdoten auf Lager, das war seine Art, sich populär zu machen.

Übrigens wurde er sofort wieder ernst. „Und ein wohlbestelltes, gastfreies Haus. Sehen Sie, die Hardys haben seit Generationen das gehabt, was man heute eine ‚vorzügliche Kinderstube' nennt. Das gehört durchaus zum Patriziat, auch ohne Adelsbrief; das hebt sich aus der Menge heraus. So was ist unbedingt zu achten," der alte Herr sah ein bißchen streng auf den kleinen Scholl herab, „und endlich haben wir hier diese reizvolle und unantastbare Hausherrin, eine Zierde jeder Gesellschaft."

Die Gräfin richtete sich lebhaft aus ihrer bequemen Stellung auf. „Im Vertrauen, Herr Scholl, wie steht die schöne Klarisse eigentlich mit Ihrem interessanten Kollegen Wulffert? Man munkelt ja allerlei."

„Aber, Gräfin?!" staunte Herr v. Keller.

Scholl sah ernsthaft auf die blanke Spitze seines Lackschuhs hinab. Klarisse hatte, als der Pseudoprovenzale zögernd und sehr vorsichtig angeklopft hatte, ob sie wohl für ihn ein gütiges Wörtchen bei ihrer Nichte Sidonie einlegen würde, ihn so eigentümlich angesehen, so freundlich kühl und spöttisch verwundert, mit einem so hochmütigen Zusammenziehen ihrer kurzsichtigen Augen, daß es Scholl wie ein Gertenhieb getroffen hatte. Durch diese eine Miene hatte sich Klarisse einen Todfeind geschaffen.

Und Scholl sagte zurückhaltend, als ob er widerwillig, nur einem inneren Zwange folgte: „Der schöne Erik hat mehr Frauen auf dem Gewissen, von deren kleinen Blessuren die Welt nichts erfährt. Es ist nur so befremdlich, daß die beiden Leutchen so gänzlich über die zehn Jahre fortsehen, die Dame Klarisse voraushat."

„Ich bitte Sie!" rief die Gräfin ebhaft, „denken Sie an Semilasso" — und da die beiden Herren nicht sofort orientiert schienen — „an den berühmten Hermann Pückler, den Muskauer, der noch ganz jung für seine erste Ehe die Mutter der Tochter vorzog, eigentlich doch nur, um zu verblüffen. Für manche Naturen haben Anomalien ihren pikanten Reiz."

Die kleine Dame erhob sich. Sie hatte einen zehrenden Neid auf alle sorglos Besitzenden, denn ihren kostbaren alten Familienschmuck konnte sie sich nur durch direkte Entbehrungen erhalten. Das Entbehren machte ihr nichts, aber der Zwang dünkte ihr unwürdig.

Drüben in Klarissens amethystfarbenem Boudoir, wo das Glühlicht durch topasgelbe Scheiben gedämpft wurde, saßen einige Damen vom Lyzeumklub, dem die Gräfin angehörte und auch Klarisse. Sie wollte doch gleich drüben mit den Damen etwas Fühlung suchen!

Den Flügel hatte man für die Dauer des Festes in den Wintergarten stellen lassen, und von dorther klangen verlorene Akkorde herüber.

Schöne Frauen saßen auf Bambussesseln um einen reich bestellten Teetisch. All der Farbenschmelz nahm sich zart und bildmäßig aus unter dem Dach breitblättriger Palmen und dem exotischen Gezitter feingefiederter Rispen.

Klarisse saß bleich und sich mühsam zusammenfassend zwischen den Frauen von Hardys befreundeten Kollegen. Hardys Art bei Tische hatte sie ganz verstört.

Frau Enkevort, eine große, üppige Blondine, die für dumm, aber bezwingend gutmütig galt, saß neben ihr. — Die Dame wirkte in ihrem pfirsichfarbenen, mit silbernen Ranken überstickten Empirekleide wie ein Gemälde. Sie hatte Klarisse in einen Langstuhl gedrückt und ihr eine Tasse Tee in die Hand gegeben. Schon das zarte, matte Aroma tat wohl.

Dann rückte sie selbst dichter heran, und ihre freundlichen, grauen Augen unter den hohen, hellen Brauen drückten ehrliches Mitgefühl aus.

„Sie müssen sich's nicht weiter zu Herzen nehmen, liebste Klarisse", sagte die Enkevort mit ihrer gütigen, immer etwas schleppenden Stimme; „es ist ja natürlich fatal, daß er es just heute erfahren mußte, aber so wie der Hardy dasteht, da kann er doch schließlich drauf pfeifen."

Klarisse sah verwundert auf.

Nun mischte sich die kleine Gustinka Bretschneider ein, die Frau des Bildhauers.

In allen seinen vielbegehrten Statuettchen, in der „Ährenleserin" so gut wie in der „Spinnerin", im „brünstigen Glauben" wie in der „heimlichen Sünde" sollte er jawohl dieses zierliche Rotfüchschen benutzt haben. Nun sahen die Leute sie manchmal mit lächelnder Neugier an, obschon sie das bravste, fleißigste Hausmütterchen war, für ihren hühnenhaften Bildhauer so gut wie für die schmächtigen drei Rotfüchschen, die sie ihm geboren hatte. Die Goldquelle floß sehr ungleich bei ihnen, aber sie ließen sich's wohl sein in reichen wie in knappen Tagen.

„Bitt' Sie, Klarisse" — sagte sie achselzuckend — „machen Sie doch kein so niedergeschlagenes Gesicht. Das ist noch lange nicht so unangenehm wie der Gerichtsvollzieher. Da schickt ihr euer Jüngstes nach Düsseldorf; 's muß doch nicht immer gerad' München sein. In Düsseldorf sind die Chancen noch besser; da kommen all' die Schlotbarone hin, und für Amerika ist Düsseldorf ein Hauptmarkt."

Und die Enkevort meinte stirnrunzelnd — denn die meisten hier trugen geheime Wundmale verletzten Selbstbewußtseins: „Ist doch schon das Höchste so eine Jury! Haben sie drei Bilder nacheinander angenommen, dann muß schon das vierte fallen, ohne Ansehen der Person. Was das dem Hardy macht, der kann's verschmerzen!"

Da wußte Klarisse, daß ihres Gatten großes Bild von der Sezession zurückgewiesen war, und eine große Woge des Mitgefühls schwoll ihr zum Herzen. Sie richtete sich straff empor; nun galt es, Haltung zu bewahren. Aber sie kannte ihre Nerven, lange durfte das Fest nicht mehr dauern!

Sie wußten es auf einmal alle in den Sälen, im Augenblick hatte es sich herumgeflüstert.

Flockmann fragte das Schöllchen, ob er's schon gehört hätte. Der richtete sich wichtig auf. „Aber natürlich, schon gestern, fatale Chose."

Keine Ahnung hatte er gehabt. Nun genoß er es um so intensiver. Sein „Hertasee im Morgengrauen" würde in Saal III an der Hauptwand hängen, Stuck selber hatte es ihm durch Ewald Priester bestellen lassen. Und von Schulte hatte er am Morgen die Nachricht bekommen, daß sein „Dorfkrug unter Gewitterhimmel" wieder glattweg verkauft sei. Es war doch wirklich eine dumme Gutmütigkeit, daß er's immer noch auch mit den Alten halten wollte. Reinen Tisch machen, das war das einzige; rücksichtslos ins Lager der Jungen! Die Alten stehen am Ufer, winken — das Schiff hat keinen Raum mehr für euch, Messieurs!

Am Flügel saß Leo Amberger und ließ seine langen, nervösen Virtuosenfinger verloren über die Tasten gleiten. Die jüngste Jugend hatte sich um ihn geschart, und er ließ alle seine empfindlichen Sinne umschmeicheln von ihrem gedämpften Lachen und Plaudern, von dem herbfrischen und süßstarken Lebenshauch, den für ihn diese Zwanzigjährigen in ihren luftigen Gaze- und Seidenwölkchen ausströmten.

Das genoß er, der sich hart hatte durchringen müssen. Es gab ja wunderliche Leute, die den Flattermohn wie Unkraut aus dem nützlichen Weizenacker ausrotteten. Er nicht; er ackerte gewiß schwer; aber die süßen Blumen gaben ihm seine kleinen poetischen Inspirationen.

Und da stand plötzlich Sidonie Hardys zierliches Persönchen zum Singen bereit neben ihm, vor dem Hintergrunde fremdartiger Palmen und Farne. Und Leo Amberger präludierte ein ganzes Weilchen; er umschmeichelte sie mit einer süßen kleinen Sehnsuchtsmelodie, die sich zuletzt in Tröpfchen und Funken verperlte.

Sidonie sang Brahms, sang aus Tiecks „Schöner Magellone": „Niemand hat es noch gereut, der das Roß bestiegen, um in stolzer Jugendzeit in die Welt zu fliegen" — und: „So tönet denn schäumende Wellen und windet euch rund um mich her."

Es paßte wundervoll für ihre weiche Stimme, die aus der tiefsten Seele hervorbrach.

Sie hatte ihren feinen Kopf ein wenig zurückgebogen, an ihrer weißen jungen Kehle klopften die Pulse. Im Singen wurde sie blaß, und ihre Augen strahlten. Sie warf sich in die Wogen der Töne, wie ein leidenschaftlicher Schwimmer sich in das Meer stürzt.

Und sie sahen es alle, die der Richtung ihrer Blicke folgten, daß sie einzig für den schlanken, ernsten Mann sang, der da eben vor wenig Augenblicken eingetreten war, dessen dunkle Augen in ihrem Blicke wurzelten, und der die Hand auf sein pochendes Herz drückte. Sie würden gewiß nachher zischeln und spötteln, alle jene; aber augenblicklich unterlagen sie alle der gewaltigen Unbekümmertheit dieser schmerzhaft gesteigerten Seelensprache. (Schluß folgt.)

Die physische Beschaffenheit der Kometen.

Von Professor Dr. J. Scheiner.

Gegen Ende des Jahres sind die lichtstarken Fernrohre fast aller Sternwarten auf eine bestimmte, sich zunächst langsam verschiebende Stelle im Sternbilde des Orion gerichtet, um den Halleyschen Kometen, dessen Wiederkehr erwartet wird, aufzusuchen, sei es direkt optisch, sei es mit Hilfe der photographischen Platte. Er wird zwar erst im April 1910 seine größte Sonnennähe erreichen; aber man hofft, ihn jetzt schon auffinden zu können.

Der Halleysche Komet ist einer der ersten, dessen enge Zugehörigkeit zum Sonnensystem bekannt wurde, und zwar 1682 von Halley, der eine so große Ähnlichkeit der Bahn mit der eines hellen Kometen vom Jahre 1607 fand, daß er beide für identisch erklärte. Die Zukunft bewies die Richtigkeit der Halleyschen Hypothese, denn sowohl 1759 als auch 1836 erschien der Komet pünktlich wieder. Und wenn es auch außerordentlich mühsamer und schwieriger Rechnungen bedarf, um die Wiederkehr eines Kometen von etwa 76 Jahren Umlaufszeit mit der üblichen astronomischen Exaktheit vorauszusagen, so dürfen wir doch nicht zweifeln, daß auch diesmal das merkwürdige Gestirn nahe in seiner vorausberechneten Bahn am Himmel gefunden werden wird. Die Ursache dieser Schwierigkeiten ist die Anziehung durch die Planeten, die als Störungen bezeichnet werden und es verhindern, daß der Komet eine exakte Ellipse beschreibt, wie er es tun würde, wenn er der Schwerkraft der Sonne allein unterzogen wäre. Es ist dies die gleiche Ursache, die überhaupt einzelne Kometen veranlaßt, in unserem Sonnensystem zu bleiben. Für gewöhnlich laufen sie in langgestreckten Bahnen, Parabeln, als ob sie aus dem unendlichen Weltall kämen und auch wieder in dieses zurückkehrten; kommen sie aber einem der größeren Planeten nahe, so werden sie abgelenkt und unter Umständen eingefangen. Der größte unserer Planeten, Jupiter, heimst die meiste Beute in dieser Beziehung ein.

So interessant nun die nähere Betrachtung der Bahnverhältnisse der Kometen ist, so wollen wir uns doch heute nicht näher damit beschäftigen, sondern wir wollen versuchen,

die noch interessantere, scheinbar viel schwierigere Frage nach der Natur der Kometen, dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse entsprechend, zu beantworten.

Ähnlich wie die totalen Sonnenfinsternisse sind auch die Kometen früher als schreckenerregende Himmelserscheinungen betrachtet worden. Bei den Sonnenfinsternissen glaubte man an eine gefährliche Bedrohung der Sonne, in China z. B. durch einen Drachen, der sie auffressen wollte; durch Geschrei und anderen Spektakel versuchte man, diesen Drachen zu verscheuchen, was ja auch immer gelang und sich daher lange Zeit als gutes Mittel bewährt hat. Viel anders war es auch nicht, als noch im Jahre 1887 während der Sonnenfinsternis im Innern Rußlands die Dorfbevölkerung singend, betend und Weihrauchfässer schwingend um unsern Beobachtungsplatz herumzog.

Bei der länger dauernden Erscheinung der Kometen nahm man eine derartige akute Gefahr weniger an; vielmehr betrachtete man sie als böse Vorzeichen kommenden Unglücks in Form von Krieg und Pestilenz, und auch das traf ja leider in vielen Fällen zu:

„Den Kometen steckt er wie eine Rute
Drohend am Himmelsfenster aus."

Heute haben wir die harmlose Natur der Kometen erkannt und brauchen sie nicht mehr zu fürchten, sondern sie nur als merkwürdige Gäste unseres Sonnensystems zu bewundern und unser Naturerkennen an ihnen zu bereichern. Schon oft ist die Erde mit ihnen in direkte Berührung getreten, ohne andere Folgen als das prächtige Schauspiel eines Sternschnuppenfalles. Ob bei einem allerdings äußerst unwahrscheinlichen Zusammenprall mit dem eigentlichen Kometenkern nicht bedenklichere Erscheinungen auftreten würden, läßt sich nicht recht entscheiden.

Der typische Verlauf der Erscheinung eines großen Kometen ist der folgende: bei der Entdeckung in größerer Entfernung von der Sonne besteht der Komet aus einer runden, nach der Mitte verdichteten Nebelmasse. Bei Annäherung an die Sonne bildet sich zunächst ein scharfer, fixsternartiger Kern, von dem sich helle Ströme entwickeln, die auf die Sonne zu gerichtet sind, dann aber umbiegen, in wechselnder Form und Richtung zurückfließen und so den Kern mit einer Hülle umgeben, der sogenannten Coma. Diese fließt dann über den Kopf des Kometen und bildet den Schweif, die auffälligste Erscheinung. Dieser kann verschiedenartig gestaltet sein, erscheint aber hauptsächlich als Kegelmantel, dessen Achse gekrümmt ist. Zuweilen entstehen auch fächerartige Schweife, sogar gradlinige, und es ist nicht selten, daß die verschiedenen Schweifbildungen gleichzeitig bei dem gleichen Kometen auftreten. Stets aber sind die Schweife von der Sonne fortgerichtet.

In je größere Sonnennähe der Komet gelangt, um so intensiver wird die Erscheinung. Die Helligkeit des Kerns wechselt häufig innerhalb weniger Stunden um beträchtliche Beträge, und feinere, schnell sich ändernde Details zeigen sich in den Schweifen. Die vom Kern ausgehenden Strömungen bleiben zwar im allgemeinen auf die Sonne zu gerichtet, pendeln aber um größere Winkelbeträge hin und her.

Die Mechanik dieser Phänomene ist bereits von Olbers und Bessel erkannt und richtig gedeutet worden. Durch die starke Bestrahlung werden auf der der Sonne zugewendeten Seite Gase, die in der Kernmaterie enthalten sind, ausgetrieben; sie strömen also natürlich nach der Sonne hin. Neben der Anziehung, die die Bahn des Kometen regelt, geht aber auch eine abstoßende Kraft von der Sonne aus, die bei einer gewissen Verdünnung der Gase in Wirksamkeit tritt und diese über den Kern wieder zurücktreibt. Die ausgestoßene Materie unterliegt also der vereinigten Wirkung der ursprünglichen Bahnbewegung und der vorläufig unbekannten „Repulsivkraft", und hieraus ergibt sich die Form des Schweifes. Zöllner ging dann einen Schritt weiter und deutete die Repulsivkraft als einfache elektrische Abstoßung, die nur auf sehr kleine Teilchen, wie die Gasmoleküle, stärker wirken kann als die Schwerkraft.

Inzwischen wurde nun auf einem ganz anderen Gebiet eine außerordentlich wichtige Entdeckung über die physische Beschaffenheit der Kometen gemacht. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde mit Hilfe der noch sehr jugendlichen Spektralanalyse erkannt, daß der leuchtende Bestandteil der Kometen tatsächlich ein Gas ist, und zwar ein Kohlenwasserstoff. Damit war die wesentliche Grundlage der Besselschen Theorie endgültig festgelegt.

Diese wichtige Entdeckung hat in Laienkreisen zunächst nur Spott und Hohn hervorgerufen; denn da darauf hingewiesen wurde, daß das damals erst in allgemeinen Gebrauch gekommene Petroleum auch ein Kohlenwasserstoff sei, so wurde die Entdeckung dahin verdreht, daß die Kometen aus Petroleum beständen. Ein kölnisches Karnevalsblatt brachte eine sehr amüsante Beschreibung eines Zusammenstoßes der Erde mit einem Kometen, wobei es schon tagelang vorher auf ersterer vor Petroleumgeruch nicht mehr auszuhalten war. Später stürzte das Petroleum in ganzen Fässern zur Erde herab.

Kohlenwasserstoff ist bisher in allen Kometen festgestellt worden; aber auch andere Stoffe zeigten sich bei sehr sonnennahen Kometen, vor allem Natrium und Eisen.

Eine weitere wichtige Etappe in der Geschichte der Kometen ist durch die mathematischen Untersuchungen des russischen Astronomen Bredichin gegeben. Dieser fand durch die Berechnung der verschiedensten Kometenschweife, daß trotz aller scheinbaren Kompliziertheit sich sämtliche Schweife in drei Typen zusammenfassen lassen, nur daß jeder dieser Type allein durch die Stärke der Repulsivkraft und durch nichts anderes bestimmt ist. Bezeichnet man die Anziehungskraft der Sonne auf einen Kometen in einem beliebigen Augenblick mit 1, so ist die Repulsivkraft bei den Schweifen des Typus I 18mal so groß; bei Typus II ist sie etwa 1,1, also nur wenig stärker als die Anziehungskraft, und bei III ist sie sogar beträchtlich geringer und liegt zwischen 0,3 und 0,1.

Durch diese Entdeckung war eine ungemeine Vereinfachung gegeben, ja man konnte nunmehr bei einem neu erschienenen Kometen, sobald dessen Bahnelemente ermittelt waren, die Schweifformen im voraus berechnen, und diese Vorausberechnung ist bisher stets eingetroffen. Damit ist formell, d. h. rein mechanisch, alles in Ordnung, und die Kometenschweife sind erklärt. Aber von hohem Interesse ist doch nun die Frage nach der Ursache der verschieden starken Repulsivkräfte. Auch diese Frage ist von Bredichin beantwortet worden. Er verweist auf die bereits von Zöllner angenommene elektrische Abstoßung, die bei Gasen umgekehrt proportional den Atomgewichten wirkt. Nun verhalten sich die Repulsivkräfte wie 18 : 1,1 : 0,2, umgekehrt verhalten sich die Atomgewichte von Wasserstoff, Kohlenwasserstoff und den Metallen wie Eisen, Kupfer 2c. Hiernach nimmt Bredichin an, daß die Schweife des I. Typus aus Wasserstoff bestehen, diejenigen des II. aus Kohlenwasserstoff und die des III. aus den Dämpfen der schwereren Metalle. Die Schweife des I. Typus sind stets sehr lichtschwach, so daß es nicht auffallen kann, daß das Wasserstoffspektrum in Kometen bisher noch nicht aufgefunden worden ist. Auch für viele Einzelheiten der Kometenerscheinungen liefert die Bredichinsche Theorie vollkommene Erklärungen, z. B. in bezug auf die Verdichtungen und wellenförmige Struktur der Schweife, wie sie erst durch die Anwendung der Photographie erkannt worden sind, und wie sie unser Bild auf S. 1069, die Wiedergabe einer photographischen Aufnahme des Kometen von 1893 am 13. Juli, so deutlich zeigt. (Die Abbildung ist dem Werk: Dr. Scheiner „Astrophysik", im Verlage von B. G. Teubner, Leipzig, entnommen.) — Die wie Regentropfen aussehenden Striche sind die Bilder der Fixsterne und zeigen die während der Aufnahme erfolgte Eigenbewegung des Kometen, der das Fernrohr folgte, um das Bild des Kometen selbst scharf zu erhalten. Es ist leider unmöglich, in den beschränkten Grenzen eines Aufsatzes auf diese Einzelheiten näher einzugehen.

Als Bredichin seine Theorie aufstellte, waren andere Repulsivkräfte als die elektrische Abstoßung nicht bekannt, wenigstens nicht solche, die je nach der Materie, die sie beeinflußten, verschieden stark einwirken. In den letzten zwei Jahrzehnten haben sich aber die Kenntnisse der Physiker in dieser Beziehung ungemein erweitert. Ein gänzlich neues Strahlungsgebiet ist dem Studium eröffnet worden und hat auch bereits Anwendung auf die Theorie der Kometenerscheinungen gefunden; Kathoden- und Radiumstrahlen, insbesondere die sogenannten Kanalstrahlen, sind herangezogen worden, um die Schweifbildungen zu erklären, zwar im genauen Anschluß an Bredichins Ergebnisse, aber unter Verwerfung der einfachen elektrischen Abstoßung. Von der Existenz derartiger Strahlen im Weltraum weiß man aber noch gar nichts; ihre Verwendung in der Kometentheorie beruht auf reiner Hypothese, und wir müssen ein Urteil darüber späteren Zeiten überlassen.

Dagegen ist eine andere, auf streng wissenschaftlicher Grundlage ruhende Anschauung aufgestellt worden, die ebenfalls die elektrische Abstoßung verwirft zugunsten des nach den modernen physikalischen Forschungen festgestellten „Lichtdrucks". Arrhenius vertritt mit aller Entschiedenheit diese Kometentheorie, und wir wollen daher näher auf sie eingehen, obgleich wir den Bredichinschen Anschauungen noch immer den Vorzug geben.

Photographische Aufnahme des Kometen von 1893.

Nach der Maxwellschen Lichttheorie übt ein Lichtstrahl in seiner Fortpflanzungsrichtung auf einen sich ihm entgegenstellenden Schirm einen Druck aus, der sich genau berechnen läßt und auch bereits experimentell nachgewiesen ist, letzteres allerdings unter bedeutenden Schwierigkeiten, da er im allgemeinen sehr gering ist. So beträgt er bei der Sonnenstrahlung 0,4 Milligramm auf einen Quadratmeter. Das macht für die Erde zwar schon 5 Millionen Kilogramm aus, ist aber gegenüber der Sonnenanziehung verschwindend gering. Je kleiner aber der bestrahlte Körper ist, um so mehr wächst im Verhältnis zur Anziehung dieser Lichtdruck. Bei einem Kügelchen von 0,00015 Millimeter Durchmesser heben beide einander auf; bei weiterer Verkleinerung überwiegt der Lichtdruck, bis er bei 0,000018 Millimeter Durchmesser 18 mal stärker wird als die Anziehung. Bei noch weiterer Verkleinerung aber nimmt die Wirkung des Lichtdrucks sehr schnell wieder ab, so daß er auf Gasmoleküle keinen merklichen Einfluß mehr ausübt. Arrhenius nimmt nun an, daß die bei der Gasentwicklung in den Kometenkernen mitgerissenen kleinsten Körperchen die Schweiferscheinungen verursachen, und daß die verschiedenen Schweiftypen nicht durch das Atomgewicht der Gase, sondern durch die spezifischen Gewichte und die Größe der festen Teilchen bedingt seien. Im übrigen entspricht dann aber alles weitere der Bredichinschen Theorie.

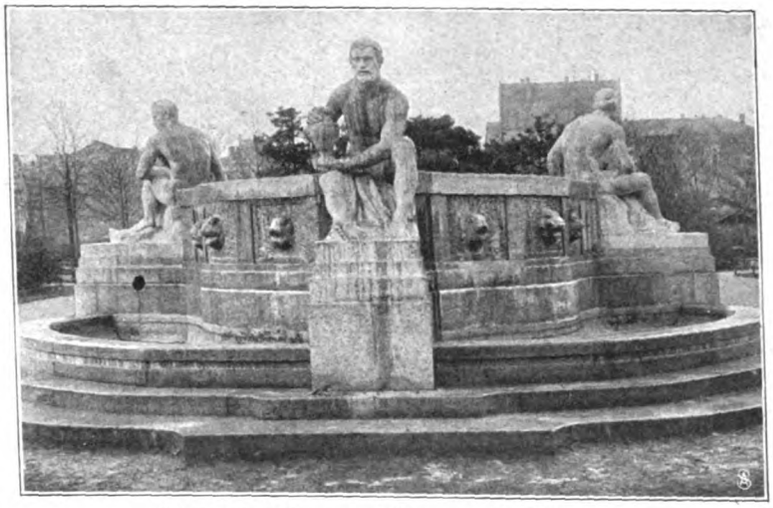
Es läßt sich nicht leugnen, daß die Arrheniussche Kometentheorie die materiellen Schweifbildungen durchaus zu erklären imstande ist, da die Lichtdruckkräfte mit den beobachteten Repulsivkräften im Einklang stehen und in den Kometenschweifen außer den Gasen auch kleine diskrete Teilchen vorhanden sind. Aber in manchen Punkten ist doch die Deutung schwieriger. So ist z. B. der starke Sprung in der Repulsivkraft zwischen dem I. und II. Typus unter Annahme der elektrischen Abstoßung durchaus plausibel, ja notwendig, während man sich die bei der Lichtdrucktheorie notwendige Annahme einer unüberbrückten Lücke in der Größe oder im spezifischen Gewicht der kleinen Teilchen nicht recht vorstellen kann.

Es ist bereits erwähnt, daß der Eintritt der Erde in einen Kometenschweif, oder in die Bahn eines schon länger bestehenden periodischen Kometen mit der Erscheinung der Sternschnuppen verbunden ist. Kleine Körperchen, die im Schweif enthalten sind, durcheilen die obersten Schichten unserer Atmosphäre mit gewaltiger Geschwindigkeit, werden durch Reibung

glühend und zerstieben oder verbrennen. Nur größere Stücke gelangen bis zur Erdoberfläche als Meteorsteine und können im Laboratorium untersucht werden. Hierbei hat sich ergeben, daß beim Erhitzen von Meteorsteinen Gase frei werden, und zwar speziell Kohlenwasserstoffe. Damit ist die Brücke zu den entsprechenden Erscheinungen bei den Kometen gegeben und zugleich ein Rückschluß auf das Wesen der Kometen.

Ein Komet, fern vom Sonnensystem, ist ein nahe kugelförmiges Aggregat von Meteoren der verschiedensten Größe, in denen geringe Mengen von Gasen eingeschlossen sind, die bei Annäherung an die Sonne durch deren Strahlung befreit werden. In Folge repulsiver Wirkung der Sonne — sei es nun elektrische Abstoßung, sei es Lichtdruck oder am wahrscheinlichsten beides zusammen — werden die freigewordenen Gase und die kleinsten Teilchen von der Sonne über den Kern zurückgetrieben und bilden den Kometenschweif, durch den die abenteuerliche Gestalt dieser Gestirne bedingt ist. Das ist in aller Kürze das Wesentlichste unserer Kenntnisse von den Kometen. Noch viele weitere Fragen drängen sich auf: woher die Kometen stammen, ob sie selbständige Himmelskörper oder Produkte anderer Gestirne sind, ob sie tatsächlich aus dem unendlichen Raum kommen, oder ob sie schon ursprünglich zum Sonnensystem gehören. Wir wissen es nicht; wir müssen weiterforschen in der Hoffnung, auch dieses zu ergründen, wie die physikalische Beschaffenheit durch allmähliche Forschung bereits erkannt worden ist.

Ein neuer Monumentalbrunnen in Nürnberg. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Nürnberg, das schon in alten Zeiten um seiner reizvoll eigenartigen Brunnen willen sich einer gewissen Berühmtheit zu erfreuen hatte, ist mit der Errichtung des hier abgebildeten neuen Monumentalbrunnens um eine Sehenswürdigkeit reicher geworden. Prächtig paßt dieser, auf dem Melanchthonplatz in der stark aufstrebenden Vorstadt Steinbühl gelegen, sich seiner dortigen Umgebung an. Bildhauer Ludwig Kindler in München, der beim Wettbewerb um diesen von der Fabrikbesitzerswitwe Ott in Nürnberg gestifteten Brunnen mit dem ersten Preise siegreich hervorging, hat es verstanden, hier Eigenartiges zu schaffen. Drei auf dem Becken des aus Muschelkalkstein gefertigten Brunnens auf wuchtigen Postamenten gelagerte überlebensgroße männliche Gestalten bringen die Verkörperung des gerade in Nürnberg überaus heimischen Handels, der Industrie und des Handwerks. Als Repräsentant des letzteren erscheint ein in ruhiger, höchst natürlicher Haltung dasitzender älterer Mann, der mit beiden Händen eine Vase, seine Arbeit, umfaßt; seitlich von diesem ein Jüngling, als Repräsentant des Handels den Merkurstab tragend. Auf der entgegengesetzten Seite aber ein sinnend nachdenklich dreinblickender Mann, die Industrie darstellend. Schön stilisierte Ornamentik umzieht geschmackvoll das weite Bassin des Monumentalbrunnens, der nach seiner ganzen Anlage, sowohl in Architektur wie Plastik, ein Bild vornehm modernen Brunnenbaues darstellt.



Ein neuer Monumentalbrunnen in Nürnberg.
Ausgeführt vom Bildhauer Ludwig Kindler in München.

Das Festmahl des Vereins Berliner Buchhändler. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Wie wir kürzlich berichteten, beging der „Verein Berliner Buchhändler" das Jubiläum seines fünfzigjährigen Bestehens. Eine reiche Anzahl von Festteilnehmern versammelte sich um die siebente Abendstunde in

Das Festessen in der „Gesellschaft der Freunde".
Von der Feier des 50jährigen Stiftungsfestes des Vereins Berliner Buchhändler.

den schönen Räumen der „Gesellschaft der Freunde“, um den Stiftungstag festlich zu begehen, und ein reichhaltiges Programm, in dem ein von Dr. Julius Rodenberg gedichteter, von Ernst Heiberg gesprochener Prolog, ferner ein köstlicher „szenischer Gelegenheitsscherz“ von Dr. Oskar Blumenthal, „Buchhändler-Freuden“ genannt, der von vier der bekanntesten Berliner Schauspielkräfte aufgeführt wurde, und zum Schluß die „Geschichte des Vereins“ in Lichtbildern, deren Text Dr. Rudolf Presber geliefert hatte, die Höhepunkte bildeten, sorgte für frohe Unterhaltung. Das schöne Fest wird allen Teilnehmern, die nun längst wieder in ernster Arbeit stehn, immer in der Erinnerung bleiben.

Copyright by C. Vandyk, London.

Der in der Ausstellung zu London auf 20 000 Mark geschätzte afghanische Hund „Zardin“.

Ein teurer Hund. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Die Liebhaberei treibt gar oft die Preise in die Höhe. Für Seltenheiten werden Summen geopfert, die fabelhaft klingen, wenn man an den wirklichen Nutzen oder Wert des Gegenstandes denkt. Hunderte Mark für eine Briefmarke, Tausende und aber Tausende für eine neue Orchidee, Hunderttausende für ein Pferd, so geht es in einem fort; eine Statistik der Liebhaberpreise würde einen erstaunlichen Beleg dafür liefern, was der Mensch für seine Schwächen zu opfern bereit ist. Liebhaberpreise spielen auch im Hundehandel eine Rolle, denn es gibt mehr Hundeliebhaber als wirkliche Hundefreunde. In dieser Hinsicht ist der Hund ein dankbares Objekt, denn er „variiert“ unter dem Einfluß der Menschen sehr leicht, und es fällt nicht schwer, immer neue Rassen herauszuzüchten. Aber auch ohne Betätigung des heutigen Hundesports sind in verschiedenen Ländern vom Nordpol bis zum Äquator und darüber hinaus allerlei Hunderassen entstanden. Dank der Erleichterung des Verkehrswesens werden sie in der Neuzeit allmählich auch nach Europa gebracht. Wir erinnern nur an die Tschia, die Zwerghündchen aus Japan und China, an die nackten Hunde Mittelamerikas, an den Beduinenhund und die bissigen Hunde aus Tibet. Aber in dieser Hinsicht ist die Welt noch lange nicht durchforscht. In entlegenen Winkeln der Erde entdeckt man noch immer neue Hunde. Das zeigte sich auch auf der jüngsten Ausstellung für Damen- und Luxushunde in London. Da sah man Vertreter einer Hunderasse, die unseren Bernhardinern ähnelt, sich als Schäfer- und Wachthund bewährt und in den Pyrenäen entdeckt wurde. Die größte Rarität bildete aber ein langhaariger Hund „Zardin“, der einem Mr. Barff gehört. Er ist vorläufig der einzige seiner Art in England und wohl auch in Europa; als seine Heimat, in der die Tiere zu Wolfhetzen verwendet werden sollen, ward Afghanistan angegeben. Das Eigenartigste an ihm ist aber der Preis, zu dem er eingeschätzt wird. Er beträgt 20 000 Mark. Ein unglaublicher Preis, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß Mr. Barff ihn erhalten würde, wenn er den Hund verkaufen wollte.

„Papa Schmids“ Jubiläum. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Fünfzig Jahre Theaterdirektor — ein seltenes Jubiläum, das wohl nur einem Manne beschieden sein konnte, dessen Komödianten so wenig Gage verlangen und so gar nicht zur Intrige neigen wie die lieben Puppen des Münchner Puppenvaters Joseph Schmid. Am 5. Dezember 1858 übernahm er das Theaterchen von dem bayrischen General Wilhelm von Heyduck, der auch, als Schlachtenmaler hochgeschätzt, ein Mitglied der Tafelrunde des Herzogs Max in Bayern war. In diesem von seltsam abenteuerlicher Lebenslust erfülltem Kreise saß auch der Dichtermaler und Hofmann Graf Pocci, der den hölzernen Puppen sein Herz geschenkt hatte und uns manch abenteuerlich gemütvolles Stückchen für Puppenschauspieler und Kinderzuschauer schuf. Pocci blieb auch der Hausdichter, als Schmid Direktor der winzigen Bühne geworden war. Und noch heute beherrschen seine Dichtungen den Spielplan. Daneben wurde aber auch mancher glückliche Griff in die literarische Vergangenheit getan. Das uralte Spiel vom Doktor Faust in der Simrockschen Ausgabe fesselte auch die Erwachsenen an das Puppentheater. Stücke von Hans Sachs wurden ebenfalls „angenommen“ und wirkten wie Novitäten. Joseph Schmid, der nun schon so lange als „Papa Schmid“ eine der letzten wirklich volkstümlichen Gestalten Münchens ist, war nicht nur Direktor — er war auch der erste Sprecher und Spieler seines Theaters. Seine Darstellung des Kasperl Larifari hat Tausende von Kindern erfreut, und heute gehen schon Großväter mit ihren Enkeln zu dem treuen Freund ihrer Kinderjahre. Die kleine Bühne ist in den fünfziger Jahren manches Mal gewandert, bis endlich die Stadt München ihr ein eigenes Heim bot. Der damalige Münchner Baurat Professor Theodor Fischer zeichnete die Pläne für das neue Kunsttempelchen, das am 3. November 1900 feierlich eröffnet wurde. Am 29. Januar 1902 feierte Papa Schmid seinen achtzigsten Geburtstag, und noch immer ist er der rührige Leiter seines Unternehmens. Freilich stehen ihm auch treue Helfer zur Seite, vor allem die Künstler, die in so sinnreicher und künstlerischer Weise die Puppen und die Inszenierungen entwarfen. Dann aber auch die internen, wirklich lebenden Mitglieder der Bühne, die ebenfalls fast alle jubiläumsreif sind: der Dirigent der Puppen, Kunstmaler Adolf Lentner, Hofspoorenmeister Georg Meyer, Magistratssekretär Zeiller und Frau, die nun seit 45 Jahren bereits mitspielen. Auch die Tochter Papa Schmids, Frau Babette Klinger, ist heute seit fast vierzig Jahren am Werk. Möge dem gütigen alten Herrn auch weiterhin ein freundlicher Lebensabend beschieden sein!

M. Stettmeyer, München, phot.

Joseph Schmid.
Zum fünfzigjährigen Jubiläum des Münchener Marionettentheaters.

Von den Riesensauriern in Ostafrika. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Professor Dr. E. Fraas aus Stuttgart berichtete in der letzten Zeit in der „Gesellschaft für Erdkunde“ zu Berlin über seine geologischen Streifzüge in Ostafrika, die ihn auch nach dem Süden der Kolonie in den Bezirk Lindi führten, wo er eine

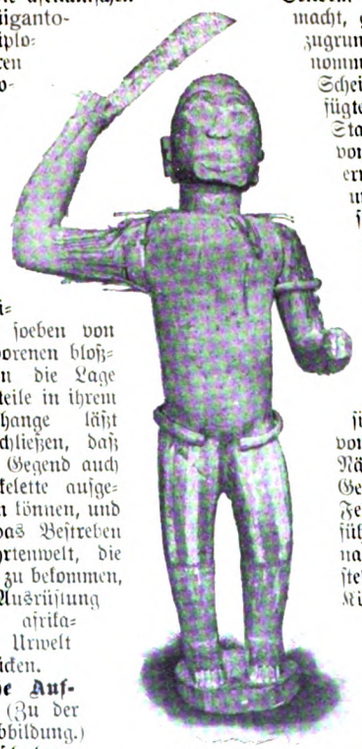
Fund eines Riesensauriers in Ostafrika.

unerwartete und für die Wissenschaft hochinteressante Entdeckung machte. In der Gegend des Berges Tendaguru, in der Nähe des Flusses Mbekuru, stieß er auf die Überreste von versteinerten Riesensauriern und war in der glücklichen Lage, einen wenn auch nur kleinen Teil der gewaltig großen Knochen zu bergen und in sein Museum nach Stuttgart zu schaffen. Es war dies kein leichtes Stück Arbeit, wenn man bedenkt, daß z. B. ein einziges Schenkelbein Manneshöhe und ein Gewicht von über drei Zentnern erreichte. Gegen 100 Träger waren notwendig, um die Lasten von der Fundstelle über die steilen Gebirgspfade nach der Küste zu bringen. Die wissenschaftliche Untersuchung dieses Materials ergab nun, daß es sich hier um die Überreste von sogen. Schreckenssauriern oder Dinosauriern handelt, einer Reptiliengruppe, die die größten in der Geschichte der Erde bekannten Landtiere umfaßt. Auch der im Museum für Naturkunde zu Berlin aufgestellte Abguß des Diplodocus aus dem amerikanischen Jura stellt einen Dinosaurier dar, und nach den Untersuchungen von Professor Fraas glichen die afrikanischen Arten, die er Gigantosaurus africanus und Gigantorobustus nannte, auffallend dem amerikanischen Diplodocus. Nach den gewaltigen Wirbeln und anderen Skeletteilen zu schließen, kamen unter diesen Gigantosauriern Arten vor, die den Diplodocus, der die anständige Länge von 22 bis 23 Metern aufweist, noch bedeutend an Größe übertrafen und selbst den ganz großen amerikanischen Arten nur wenig nachstehen. Unser Bild zeigt uns den Forscher inmitten der Arbeit auf dem Ausgrabungsfelde, und wir erkennen im Vordergrunde die gewaltigen Wirbel-, Becken- und Fußknochen eines der afrikanischen Riesen, der soeben von den schwarzen Eingeborenen bloßgelegt wurde. Schon die Lage dieser Skeletteile in ihrem Zusammenhange läßt darauf schließen, daß in dieser Gegend auch ganze Skelette aufgedeckt werden können, und es ist zurzeit das Bestreben der deutschen Gelehrtenwelt, die Mittel in die Hand zu bekommen, um mit der nötigen Ausrüstung diesen gewaltigen afrikanischen Riesen der Urwelt auf den Leib zu rücken.

Aufrührerische Volksmenge auf dem Wenzelplatz in Prag.

Der tschechische Aufruhr in Prag. (Zu der obenstehenden Abbildung.) Der Haß der Tschechen gegen alles Deutsche, insbesondere gegen die deutsche Studentenschaft, die die Sache des Deutschtums zu der ihrigen machte, hat, wie unsere Leser aus den Tageszeitungen wissen, zu wiederholten blutigen Zusammenstößen in den Straßen Prags geführt. Die deutsche Bevölkerung befindet sich angesichts dieser unerhörten Roheiten des tschechischen Pöbels in einer sehr schwierigen Lage, da ihr der Schutz der staatlichen Behörden nur in unzureichendem Maße zuteil wird. Mit tiefer Entrüstung und Empörung begleitet die zivilisierte Welt jene ganz unwürdigen Vorgänge, und die ungeteilten Sympathien aller deutsch Fühlenden stehen auf Seiten der bedrängten akademischen Jugend, die inmitten dieser feindlichen Kundgebungen steht, die sich zwar, dem Anschein nach, bloß gegen die Studentenschaft richten, in Wahrheit jedoch das ganze Deutschtum treffen.

Statuen der Könige von Dahome. (Zu den untenstehenden Abbildungen.) In früheren Zeiten beschäftigte sich die öffentliche Meinung in Europa öfter mit dem Königreich Dahome an der Westküste von Afrika. An der Spitze dieses Negerreiches stand ein König mit unbeschränkter Macht, und zu seinem Schutze unterhielt er neben einem gewöhnlichen Heerhaufen noch eine starke Leibgarde von Amazonen. Das war eigenartig, greulich aber erschienen die Sitten des Volkes, das alle möglichen Festlichkeiten mit Menschenopfern oder genauer gesagt mit Menschenschlächtereien verband. Seitdem Frankreich in jenem Gebiete seinen Einfluß geltend gemacht, ging die alte Herrlichkeit von Dahome nach und nach zugrunde. Schließlich wurde König Behanzin gefangen genommen, auf Martinique interniert und an seine Stelle ein Scheinkönig eingesetzt, der sich den fremden Verordnungen fügte. — An das alte Dahome erinnern uns aber die drei Statuen der früheren Könige von Dahome, die neuerdings von dem ethnographischen Trocadero-Museum in Paris erworben wurden. Wir haben nicht etwa Bildsäulen vor uns, die die Züge der ehemaligen Herrscher wiedergeben, sondern symbolische Figuren. Die eine bezieht sich auf den König Geto, der in den Jahren 1818 bis 1858 regierte; sie ist nicht mehr vollständig und vor allem der Hülle beraubt. Auf der menschlichen Figur, die in der erhobenen Rechten ein Schwert schwingt, sieht man eine Menge von Metallplättchen und Nägeln, früher war aber die Gestalt über und über mit Federn bedeckt, denn der König führte zu seinen Lebzeiten den Beinamen „Hahn". Die zweite Statue stellt den Nachfolger Getos, den König Glele mit dem Beinamen der „Löwe" dar. Dementsprechend trägt die menschliche Figur einen Löwenkopf. Die dritte endlich gilt dem von den Franzosen entthronten König Behanzin, der sich den Beinamen der „Haifisch" beigelegt hatte. Wir erkennen nur in der Statue eine Fischgestalt mit menschlichen Armen und Beinen. In der Deutung dieser eigenartigen Darstellungen sind wir leider nur auf Vermutungen angewiesen. Zieht man nun die Tatsache in Betracht, daß in Dahome verschiedenen Tieren, wie z. B. Schlangen, Panthern und andern göttliche Verehrung gezollt wurde und der König dem Volke auch als eine Art Gottheit galt, so ist die Annahme berechtigt, daß diese Figuren einen religiösen oder zauberischen Zweck hatten.



Walter & Co., Paris, phot.

König Geto, der „Hahn"

Königsstatuen aus Dahome.

Walter & Co., Paris, phot.

König Glele, der „Löwe".

Walter & Co., Paris, phot.

König Behanzin, der „Haifisch".

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Wintermorgen.

Gemälde von Thorolf Holmboe.

Nr. 51 1908

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Waldrausch.

(22. Fortsetzung.)

Roman von Ludwig Ganghofer.

Zärtlich umglänzte die Sonne das stumme, an Herz und Sinnen verstörte Mädel. Und in schöner Sonne wachsen helle Gedanken. Die Beda erriet wohl nicht den kleinsten Fadenschlag in den dunkel gewobenen Zusammenhängen. Aber sie sah, daß der Krispin zu seiner Wiese ging — und glaubte, daß der Toni bei der Arbeit wäre — und da fiel ihr der Gedanke in die gequälte Seele: D' Lahneggerin! D' Mutter Lahneggerin! Sie warf die gespülte Wäsche zu der ungespülten, zerrte den Korb hinter die Erlenstauden und fing zu springen an, dem Kirchdorf entgegen. Beim Anblick des Lahneggerhofes zuckte ihr etwas Wohles und Wehes durch das atemlose Leben. Und im Flur bekam sie einen nassen Flor um die Augen, als sie das alte Brett mit dem eingebrannten Walfisch und mit den steilen, an assyrische Keilschrift erinnernden Buchstaben sah: „67 Zenti lang, 16 Pfund alt Gewicht."

Kathrin, die das atemlose Mädel ein bißchen mißtrauisch betrachtete, tat die Stubentür auf und wies die Beda zur Kammer. In dem kleinen Raum, durch dessen Fenster die Abendsonne goldschön hereinglutete, saß die Lahneggerin vor den geblumten Kissen, hatte einen Holzteller auf dem Federbett stehen und speiste gerade einen erlaubten Fisch. Beim Anblick der Beda ging in den müden Augen der kranken Frau ein frohes Leuchten auf. Aber diese Freude verwandelte sich gleich wieder in Schreck. Auch der Beda, die seit langer Zeit die Lahneggerin nicht gesehen hatte, fiel ein Zittern in das Herz, als sie dieses zerstörte Gesicht gewahren mußte. Dabei stammelte sie die Lüge heraus, die sie in der letzten Minute gefunden hatte: „D' Frau Lutz hat mich fragen geschickt, wie's der Lahneggerin geht."

Die Kranke lauschte aufgeregt nach der Türe hin und flüsterte in Angst: „Herr Jesus! Bedle! Was machst denn jetzt da für ein Unsinn! Und rennst zu mir da her! Wann der Krispi einikommt und merkt ebbes . . ."

„Der maht auf der Wildachwiesen."

„Ah so? . . . Freilich, mir sagt er ja nie kein Grüßdich und kein Bhütdich!" Um den welken Mund der Lahneggerin grub sich ein schmerzlicher Zug. Aber während sie dieses Harte bekannte, erwachte in ihrer Stimme wieder etwas Frohes. „Ja, wann er maht, der Krispi . . . da kann ich mich freuen an dir." Sie streckte die Arme. „Sonst bist allweil als ein Fremds vorbeigangen an meim Fenster. Aber seit der Toni gsagt hat: ‚Mein Bedle! . . . derzeit bist ein Einzigs mit mir!' . . . So geh halt, Kindl, komm her zur Mutter!" Beda schmiegte sich stumm in diese mageren Arme und umklammerte den abgezehrten Köper mit ihrer jungen Kraft. Der Lahneggerin tat das ein bißchen weh. Aber sie lachte. „Jetzt hab ich dich, Kindl! Gelt, jetzt hab ich dich! Und tu meim Buben gut sein, gelt?"

In dieses frohe Lachen der Lahneggerin stammelte die Beda: „Ein Mutterl mag mich! Jesus, ein Mutterl mag mich!"

„Halt ja! Und ich weiß schon, Bedle, warum! Und tu halt so bleiben, wie d' allweil gwesen bist! Und tu dich sauber halten an Leib und Seel!"

Da kam etwas über die Beda, daß sie aussah, als wäre sie ganz von Sinnen. Sie hatte das verzerrte Gesicht gehoben und sah der Lahneggerin verstört in die Augen. „Mutter . . . ich bin von die Schlechten eine! Grundschlecht bin ich! Und lauter schieche Sachen muß ich mir denken . . ."

Die Lahneggerin wollte erschrocken wehren, wollte was sagen. Aber in einem unaufhaltsamen Sturz von Worten schüttete die Beda alle Pein der letzten Tage aus sich heraus. Und die Bäuerin wurde stumm. Ihre Hände zitterten, ihr Gesicht wurde weiß, und eine ganz spitzige Nase bekam sie. Auch als die Beda nach aller Beichte schluchzend das Gesicht ins Federbett drückte, schwieg die Lahneggerin noch immer; aber sie legte der Beda die schwergewordene Hand aufs Haar.

„Tu mich schimpfen, Mutter! Ich weiß schon, daß ich unrecht hab. Aber völlig schwarz is mir's vor die Augen gwesen. Und gar nimmer auskennt hab ich mich!"

„Freilich, ja! . . . Wenn ein Weibsbild föllene unverschämte Lugen macht!" Die Lahneggerin mit ihrer erloschenen Stimme redete so langsam und zögernd, als hätte sie Ursache, jedes Wort genau zu überlegen. „Aber was wahr is, muß ich sagen. D' Witib hat mir am fürigen Sonntag ein Bsuch gmacht. Ja. Aber z'mittelst im Tag. Und d' Witib wär im übrigen kein unguts Weiberleut. Ah na! Is halt ein bißl arg narret auf'n Toni. Und bei der Nacht hätt ich s' net einilassen ins Haus. Ah na! Furt hat s' wieder müssen. Und der Toni hat bei mir da draußt in der Stuben gschlafen. Und is in der Fruh zur Arbeit aussi. Und hat von der Witib nix ghört und nix gsehen. Und noch allweil weiß er nix. Weil ich kein Wörtl net gschnauft hab . . .

Published 17. XII. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig

und weil ich gmeint hab: was einer net weiß, das macht ihm net heiß!" Immer müder wurde diese zittrige Stimme. „Und sonst is gar nix dran! Mit'm Toni net und . . . mit keim andern auch net . . . mit . . . keim andern . . ."

„Wie därf's denn nacher sein, daß d' Leut so lugen!"

Die Lahneggerin tat einen schweren Seufzer. „O mein, du guts Madl! Unsereins hat auch schon oft glogen! . . . Und allweil geht's krumm aussi! Und allweil lügt man wieder!"

Da steckte die neugierige Kathrin den Kopf zur Türe herein — und log: daß sie den abgespeisten Teller holen möchte. Aber nun wurde die müde Lahneggerin plötzlich so heftig und grob, daß die Magd erschrocken davonsurrte und draußen in der Küche brummte: „Ich hab mir's aber denkt! Es muß ebbes sein . . . mit dem verdrahten Madl da drinn!" In dieser Vermutung wurde sie noch bestärkt, als Beda nach einer Weile wie verrückt aus der Stube herausgesprungen kam, draußen vor der Hausschwelle im purpurnen Abendschimmer stehenblieb und aufatmete wie zu einem stummen Jauchzer. Die Magd wollte ihr nachgucken. Da klang im Haus eine schrillende Stimme: „Kathrin!"

„Mar' und Joseph!" Die Magd sprang in die Kammer. „Wo brennt's denn, Bäuerin?"

An den Fenstern glänzte keine Sonne mehr. Abendschatten füllte den kleinen Raum. Und die Lahneggerin saß vorgebeugt im Bette, blaß und zitternd. „Kathrin, tust dich noch bsinnen auf'n fürigen Sonntag?"

Diese Frage schien das Mißtrauen der Magd zu erwecken. „Warum denn?"

„Hast selbigsmal gut gschlafen?"

„Ah ja! Gsund is man allweil. Und hat sein Schlaf."

„So?" Die Lahneggerin atmete schwer. „Und da hast ebba gar nix gmerkt in der Nacht?"

„Na, gar nix!"

„Und in der Fruh?"

„Na, Bäuerin, gar nix."

Ein kurzes Schweigen. Trotz der Dämmerung hatte die Lahneggerin noch deutlich sehen können, daß die alte Kathrin rot geworden war bis unter die grauen Haare. „Gar nix? So? Gar nix?" Und die Bäuerin fiel in die Kissen zurück, als hätte sie einen schweren Stoß vor die Brust bekommen.

Draußen im Flur bekreuzigte sich die Magd. „Heilige Mutter! Wann ich da ein Wörtl schnaufen möcht . . . der Bauer tät mich derschlagen!" —

Es kam eine milde, stille Nacht mit feinblitzenden Sternen. Am Morgen umnebelten sich die Berge vom feuchten Dunst der Wälder. Aber die Sonne sog dieses Dunkle wieder fort und trocknete den Grund im Tal und auf den Berggehängen. Die Wände der Großen Not verloren das stumpfe Grau und begannen weiß und silberig zu schimmern. Das war ein verläßliches Wetterzeichen.

Dann stieg nach einer kühlen Neumondnacht die Sonntagsfrühe aus der Dämmerung heraus, mit erquickender Frische, rein und schön, tauschillernd und sonnenduftig. Die Bergzinnen waren im ersten Glanze des Tages anzusehen wie ruhig brennende Freudenfeuer. Das gleichmäßige Rauschen der klein gewordenen Wildach tönte wie ein frohes Morgenlied des erneuten Lebens. Ein linder Ostwind wehte. Und die Kirchenglocken klangen so weich und zart, als stünde der rufende Turm in meilenweiter Ferne. Alles funkelte, alles lebte, in allem war Freude. Nur die Wälder hatten noch immer diese braunen Trauerborten über alle Wipfel hin — und auf der Straße sah man, neben den Geleisen der Mitte, noch immer diese wunderlichen Arabesken. Aber der scharfe Schuhbeschlag der vielen Kirchgänger, die in der schönen Sonne mit Schwatzen und Lachen dem Unterdorfe zuwanderten, begann auch schon von den Straßenrändern und Fußwegen diese braunen Ornamente fortzuschleifen.

Nach dem zweiten Läuten, als nur noch die letzten Nachzügler der gutchristlichen Wildachtaler die weiße Straße spärlich sprenkelten, kam von dem Bergpasse, der ins Unterland hinausführte, ein nettes, sonnblinkendes Wägelchen ins Tal heruntergerollt, mit zwei wohlgenährten Rossen bespannt. Auf dem Kutschbock thronte der alte Hansele, und hinter dem Wägelchen war die Reisetasche mit dem vergnügten Osterhasen aufgebunden, der seit der letzten Fahrt kein weiteres Ei mehr gelegt hatte. Nach seiner fröhlichen Miene zu schließen, schien er nicht im geringsten gekränkt darüber, daß er seinen Platz im Wagen bei dieser neuen Reise an den Toni Sagenbacher hatte abtreten müssen. Der saß, mit fester Ruh im Gesichte, stumm und nachdenklich auf dem schmalen Polsterflecke, den die mollige Barbara Gschwendtner aus Zipfertshausen noch übrigließ. Die runde Witib war genau so schweigsam wie der Toni und guckte immer nach der anderen Seite aus dem Wagen hinaus, schillernd in all ihrer bunten Seide, die große Seele von den Silberkettchen und Schaumünzen umklunkert. Ihr Sternenantlitz brannte heiß. Und rotgeränderte Augen hatte sie, obwohl die Fichtenwälder im Unterlande ganz verständig, sparsam und unberauscht geblüht hatten. Die Augenentzündung der unterspickten Witib stammte von anderen Ursachen her. Und immer unruhiger wurde Barbara, je näher die Kutsche einem kleinen Hause kam, dessen weiße Mauer durch das erfrischte Grün der Obstbäume herausschimmerte. Bei dem Lärm, den die Hufe und Räder machten, hörte man undeutlich das aufgeregte Gekläff eines Hundes, der hinter verschlossener Haustür bellte.

„Sie wird ebba schon in der Kirch sein!" sagte der Toni, dem die Augen glänzten. „Aber schauen müssen wir allweil. Halt ein bißl auf, Hansele!" Er sprang aus der Kutsche, noch ehe die Pferde hielten. Und im gleichen Augenblick — unter der schönen Sonne dieses Morgens — kam die Beda flink von der Haustür gegen die Straße her, in ihrem frisch gestärkten Sonntagskleid, in der Hand die große Postschachtel mit der fertigen Wochenarbeit. Dem Toni lachte die Freude im Gesicht. „So, mein Madl, mein guts! Da kommst mir aber grad wie gwunschen. Besser hätt mir's net graten können."

Das Mädel wurde vor Glück und Schrecken rot und blaß. „Jesus! Tonele . . ."

Aber da hatte ihr der Tonele schon die Schachtel abgenommen, faßte die Beda bei der Hand und zog sie zur Kutsche hin. „So, Schatzl! Schau her, da hab ich d' Witib bracht! Die muß dir jetzt die schuldig Abbitt machen . . ."

„. . . Mir?" Die Beda sah ratlos zuerst ihre Hand und dann das trauervolle Sternenantlitz der Barbara an.

„Dir! Natürlich! Wem denn sonst? Und nacher därf s' die Klag zruckziehn und därf die Kosten zahlen! . . . Also, Gschwendtnerin, jetzt red!"

In Scham und Zerknirschung fing Barbara zu betteln an: „Jesus! So tuts mich doch da net auf der Gassen so einer Sach aussetzen! Mar' und Joseph! So tuts doch einsteigen! 's ander machen wir daheim! So tuts doch einsteigen!"

„No also, meintwegen, steigen wir halt ein!" entschied der Toni. „Komm, Bedle!" Er stellte der Witib die Handschuhschachtel auf die seidene Schürze. „Gelt, tu mir aufpassen auf d' Schachtel! Da is der Meinigen ihr fleißige Arbeit drin." Dann sprang er in die Kutsche — und weil die Beda in ihrer wortlosen Verwirrung mit dem Einsteigen zögerte, griff der Toni hurtig zu und hob das Mädel auf seinen Schoß. „So! Jetzt sitzen wir ganz kommod! Hüo, Hansele!"

Die braven Rosse aus dem Unterlande trabten munter los und holten auf der Straße die Nachhut der Kirchgänger ein. Wie die Leute guckten! Aber das merkte weder die Beda noch der Toni. Der hielt mit festen Armen das schmucke, atmende Glück umschlossen, das ihm die Gunst der Stunde auf den Schoß gegeben. Und die Beda schaute nicht rechts und nicht links, saß immer schön aufrecht, hatte nicht den Mut, dem Zug dieser Arme nachzugeben, und machte sich so leicht wie möglich. Einmal drehte sie aber doch das brennheiße Gesichtl, sah dem Toni in die Augen — und weil sie vor der Witib nichts reden, dem Toni aber doch das Zärtlichste sagen wollte, flüsterte sie: „Deiner Mutter geht's fein gut!"

„Gott sei Lob und Dank!"

Barbara – der die Ungunst der Zeiten nur das schwer angepackte Postpaket in den Schoß gelegt hatte, das sie mit den Armen krampfhaft umschlungen hielt – guckte immer seitwärts aus dem Wagen hinaus. Das Geflüster, das sie hörte und nicht verstand, schien in ihrer gesunden Leiblichkeit eine Erscheinung wachzurufen, die man bei zarteren Naturen als Nervosität bezeichnet. Denn sie erklärte plötzlich sehr gereizt: „Ein bißl gar eng sitzen tut man . . . jetzt!" Und zornig fügte sie bei: „Das paßt mir auch net recht . . . in meim Wagen . . . daß einer allweil ein Frauenzimmer auf die Knie hat . . . vor die Leut!"

„Geh, Tonele, laß mich aussteigen!" sagte die Beda ruhig.

„Na, na! Du mußt dabei sein, wenn klar Wasser gmacht wird. Und du, Gschwendtnerin, überleg dir, was d' redst. Wärst allweil so gschamig gwesen! Nacher hättst heut in Zipfertshausen bleiben können. Und tätst net unkommod sitzen müssen." Der Toni hatte sich erhoben. „Komm, Schatzl, setz dich her da!" Er drückte die Beda auf den Wagensitz. „Das därfen wir net tun, daß wir der Gschwendtnerin ein Moralischen verursachen." Und mit einem flinken Schwung seiner langen Beine war er beim Hansele auf dem Kutschbock droben.

Jetzt bettelte die mollige Unschuld erschrocken: „Mar' und Joseph, Toni, geh, so steig doch wieder eini! Schau, so hab ich's fein gwiß net gmeint! Es is halt ein bißl hart für mich . . ." Das Weitere verschluckte sie.

Der Sagenbacher plauderte gemütlich mit dem Hansele von den drei schönen Fohlen, die heuer im Gschwendtnerhofe zu Zipfertshausen das Licht der Welt erblickt hatten.

Dicke Tropfen kollerten über das Sternenantlitz der Witib, deren Sehnsucht noch viel übler in die Irre geflogen war als das trunkene Liebesbegehren der blühenden Wälder.

Beda sah diese Zähren fallen. Und alles Widerstreben, das sie an der Seite ihrer ausgiebigen Reisegefährtin noch empfand, verwandelte sich in tiefes Erbarmen. „Kommen S', Gschwendtnerin," sagte sie freundlich, „tun S' Ihnen net mit der schweren Schachtel da plagen." Sie wollte zugreifen.

Aber die Witib wehrte sich energisch um den Besitz dieser Kostbarkeit. „Na! Und na! Und d' Schachtel muß ich haben. Der Toni hat mir boten, daß ich drauf Obacht gib." Sie schluckte an ihren Tränen. „Was der Toni haben will, muß gschehen." Das nasse Sternenantlitz versank bis an die Nasenspitze in den Falten des schillernden Brusttuches. Und aus diesem verflogenen Herzen kam es bang heraus: „Wann ich sunst nix zum Tragen hätt als wie das bißl Schachtel da, nacher wär's eh noch gut! Aber der ander . . . der ander . . ." Über Barbaras runde Schultern lief ein Schüttler hin – wie es manchmal einem Menschen passiert, wenn ihm eine große Spinne über die Finger läuft.

Und da sah die Beda plötzlich einen Faden in dem dunklen Netze glitzern, das dieser „andere" so schön heimlich und doppelfängig gesponnen hatte. Brennende Glut huschte ihr über das Gesicht, und erschrocken legte sie die Hand auf den Arm der Witib. „Jesus! Frauerl!"

„Mein, jetzt muß ich's halt haben! Und gschieht mir grad recht! Wann d' Seel oder 's Blut in ein Menschen übernarrisch wird, geht's allweil so!" Barbara hob die traurigen Augen und fragte schluckend: „Tust ihn denn gar so schauderhaft mögen . . . mein Toni?"

Beda konnte nicht antworten.

Und Barbara in ihren Tränen kluckerte weiter: „Madl, da machst ein Glück! Wie der Toni, so gibt's kein zweiten nimmer. Mir därfst es glauben! Der ungestillte Hunger hat schärfere Augen als wie ein gspeister Magen." Zärtlich bewunderte sie den graden festen Mannsrücken auf dem Kutschbock droben. „Und jetzt noch allweil . . . wo ich ihm sein saubers Glück schiech angstrichen hab . . . jetzt is er noch allweil der Beste zu mir! Ja, gestern in Zipfertshausen draußt . . . ein andrer hätt gschumpfen und Spittakel gmacht . . . und der Toni is so viel gut zu mir gwesen! Und hat mir verstandsam zugredt. Und heut beim Fahren hat er mich allweil auf der Nobelleiten sitzen lassen. Und das wär doch sein Platz gwesen." Wieder hob sie die zärtlichen Augen zum Kutschbock. „Für'n Toni könnt ich alls prestieren! Und ich hab mir ebbes ausdenkt . . . heut in der Nacht . . ." Ihr ganzes Wesen verwandelte sich plötzlich zu einer Schärfe, die man dieser molligen Seele gar nicht zugetraut hätte. „Und was ich mir fürnimm, reiß ich durch! Und der ander wird's haben müssen, wie's mir paßt für'n Toni! Und wann er sich einspreißt, der ander, so schlag ich ihm 's Regendachl übern Grind eini. Ja! Und laß mein Avakaten d' Anzeig machen!" Trotz aller Energie, die aus der runden Witib in dieser Minute herauskam, war sie doch zu schwach, um ihre Tränen zu bezwingen.

Da hielt der Wagen vor dem Zauntor des Lahneggerhofes.

„Frauerl, Jesus," stammelte Beda, „tun S' doch Ihr Gsichtl ein bißl trücknen!" Weil Barbara die Schachtel nicht loslassen wollte, zog Beda ihr eigenes Tüchl heraus und trocknete die Tränen von diesen krebsroten Apfelbacken.

Dankbar sah die Witib zu dem jungen Mädel hinauf. „Vergeltsgott, Schwägerin!"

Toni war vom Bock gesprungen. „So, Gschwendtnerin, jetzt haben wir's!" Er nahm der Witib das Postpaket vom Schoße, half ihr beim Aussteigen — und während der Hansele den Osterhasen vom Kofferbrett herunterschnallte, sagte der Toni eindringlich: „Jetzt sei halt ein bißl gscheit! Tu dir 's Ruckgrat aufrichten! Aber laß dich net hinreißen! Im Zorn schafft man nix Guts. Und denk halt allweil dran, was das heißt: Mutter werden und Mutter sein! Das muß dir d' Hauptsach bleiben. Und schau, der Krispi hat auch seine verträglichen Seiten. Mußt ihn halt gscheit behandeln! Da könnt er sich noch ganz verstandsam aussidrahn."

Die Witib bekam einen bitteren Zug um das Göscherl.

„No mein, jetzt is 's halt einmal net anders! . . . Und gelt, zur Mutter gehst net eini, eh net alles sauber in der Ordnung is. Und kommst mit'm Krispi füreinand, so mach's bei der Mutter kurz und tu mir das kranke Weibl net aufregen! . . . So, jetzt komm halt, in Gottsnamen! Ich führ dich ins Gartenhäusl eini. Und da mußt halt warten, wann ebba der Krispi schon furt is auf'n Kirchgang."

Barbara schwieg. Und mit schwermütiger Zärtlichkeit sah sie dem Toni in die Augen. Das war ihr Abschied von allen Hoffnungen auf die bessere Hälfte der beiden Sagenbacher. Schluckend wandte sie sich ab, nahm in die eine Hand den Osterhasen, in die andere den seidenen Regenschirm — dann trat sie, den zwei anderen voran, mit festem Schritt in das stille Gehöft.

Der Hansele kutschierte den leeren Wagen nach dem Gasthaus zum Goldenen Posthörndl. Dabei trabten die schönen Unterländer an vielen Kirchgängern vorüber — auch am Krispin Sagenbacher. Der riß die Augen auf wie ein Hirschkalb, wenn es nach einem vergnügten Sommer das erste kalte Schneegestöber um die Luser wirbeln sieht. Eine Frage an den freundlich grüßenden Hansele brachte er gar nicht heraus. Er dachte nur: Himi Bluatsa! Jetzt schlagt's aber ein! Und weil er so gescheit war, wie die Katzen sind, die immer möglichst weich zu fallen wünschen, wurde er seiner Christenpflicht untreu und steuerte im Laufschritt nach Hause, um aus der gefährlichen Nuß dieser Schicksalsstunde noch einen linden Kern herauszuklopfen. Da er alle Dinge, die ihn selbst berührten, als eingefleischter Optimist betrachtete, drum feierte in seiner klugen Seele auch gleich wieder jener schöne Traum einen Sonnenaufgang: Zipfertshausen verkaufen, den Lahneggerhof nobel aufbauen, mit zwanzig Fenstern in der Front, an Wiesen, Äckern und Wäldern kaufen, was zu erwischen war, und dann als oppositionsgefeiter Großbauer den „Ausschußrammeln", die ihn aus der letzten Sitzung hinausgeworfen hatten, die widerhaarigen Köpfe zwiebeln, bis sie Glatzen bekamen!

Er fand den Hof in friedlicher Sonnenstille. Doch als er scharf die Ohren spitzte, vernahm er irgendwo im Garten eine

gereizte, energische Weiberstimme. Er machte ein paar flinke Sprünge — und sah in dem von wilden Reben freundlich umsponnenen Gartenhäuschen etwas Rotes, Blaues, Grünes und Gelbes schimmern. Jene energische Stimme schwieg jetzt. Und hinter den Rebenblättern waren nur noch Laute zu hören wie von einem verschnupften Menschenkinde, das niesen möchte und diese Erlösung nicht fertigbringt.

„Mit wem kann s' denn gredt haben?" dachte der Jünglingsbauer. „Hat s' ebba gleich ein Avakaten mitbracht?" Dann lachte er leis, denn beim Anblick des heimlichen Gartenhäuschens war ihm das Salettl im Wirtsgarten zum Goldenen Posthörndl eingefallen.

Ein paar Schritte noch. Dann guckte er lächelnd durch die grüne Türe hinein — und wurde so blau im Gesicht, als wäre in seinem gescheiten Köpfl eine jähe Blutstockung eingetreten. Auf das unterspickte Bild der Witib von Zipfertshausen war er ja vorbereitet. Und daß sie schluchzend aus dem Herzen des fröhlichen Osterhasen allerlei Dokumente herauskramte — das wäre auch noch verständlich gewesen. Aber die Beda und der Toni dabei! Das war für den Krispin, was man eine unvorhergesehene Katastrophe nennt. Doch er ermunterte sich flink von diesem Schlag auf sein Gehirn — und sagte mit einer harmlos tuenden, schmalzfreundlichen Miene: „Ös drei seids aber schön gmütlich beinand!"

War denn an dieser objektiven Konstatierung etwas „Aufreizerisches", etwas Zornschürendes? Denn Barbara, die kreidebleich geworden, vergaß alle guten Ratschläge des Toni, ließ sich „hinreißen", packte ihren seidenen Regenschirm und drosch so fürchterlich auf den erschrockenen Krispin los, daß die klappernde Waffe einen Knacks machte, und daß der halb aufgespannte Schirm gleich dem Modell eines mißlungenen Drachensliegers zu Boden sauste, während der Stockstumpf in der Faust der Witib blieb. Den warf sie dem Jünglingsbauer noch an den Kopf. „So! Jetzt hast es! . . . Du!"

Krispin atmete schwer, nahm den Hut ab und betastete das harte Dach seiner Klugheit. Und zum erstenmal im Leben sprach er ehrlich eine Meinung aus, die ihn erfüllte: „Sakra! Ich hab mir's aber denkt, es wird einschlagen!"

„Komm, Bedle!" sagte der Toni ruhig und faßte die Hand seines Mädels. „Jetzt hast dir gnug gsehen! Schauen wir zur Mutter eini! Die zwei haben Privatsachen miteinand!"

Barbara schien zu fürchten, daß der Jünglingsbauer dieses „Enfin seuls!" zu einem Fluchtversuche benutzen könnte. Mit beiden Fäusten faßte sie ihn bei den Joppenflügeln. „Du bleibst mir, du! Und ins Gsicht könnt ich dir speiben, dir! Ja, dir . . . wann ich net . . ." Zähren erstickten den Zornklang ihrer Stimme, „wann ich net meim zukünftigen Kindl z'lieb ein bißl Respekt haben müßt!"

Weit öffnete Krispin die gescheiten Augen. Und schmunzelte. Und schien Oberwasser zu spüren. Und fing grob zu schimpfen an: „Ah so? Und muß man denn da gleich zuschlagen? Was hast denn jetzt davon? Als daß dir ein neus Regendach kaufen kannst . . . für unser Geld!" Er wollte diese molligen und dennoch zähen Fäuste von seiner Joppe lösen.

Aber Barbara hielt fest und wiederholte dieses doppelsinnige Schicksalswort: „Du bleibst mir, du!" Sie schob den Krispin hinter den Tisch. Und als er unentrinnbar im Winkel der Bank saß, wurde sie ruhiger, trocknete ihre Tränen, sah die schlechtere Hälfte der beiden Sagenbacher prüfend an — wie Bauern beim Ochsenkauf zu gucken pflegen — deutete auf die Schriften, die neben dem mager eingeknickten Osterhasen den Tisch bedeckten, und erklärte: „So! Da hab ich dir den Kataster von meim Anwesen herglegt. Und 's Inventari. Und alle Papierschaften halt! Da kannst jetzt aussilesen, was ich wert bin. Und nacher reden wir weiter. Und wann kein anständigen Menschen net aussidrahst, so wird heut noch d' Anzeig gmacht. Mit'm Avakaten hab ich gestern schon gredt. Vier, fünf Reate könnten aussikommen, hat er gsagt. Und ein paar Jahr kannst kriegen!"

„Ah, woher denn?" sagte Krispin mit scheinbarer Seelenruhe. „Wann einer ein Weibsbild so narret gern hat, und er mankelt ein bißl, da lachen d' Richter dazu!" Scharf beobachtete er die Wirkung der beiden Wörtchen „narret gern"; dann schwieg er und begann mit Ernst den Katasterplan des Gschwendtnerhofes von Zipfertshausen zu studieren.

Die Kirchturmglocken läuteten mit schönem Hall zur Wandlung. Und Barbara, nachdem sie sich fromm bekreuzigt hatte, zog aus den inneren Tiefen des Osterhasen das kleine Spiegelchen heraus, um ihr Haar und die Falten des seidenen Brusttuches in schöne Ordnung zu bringen. Dann legte sie geduldig und erwartungsvoll die Hände in den Schoß, und während sie den studierenden Krispin aufmerksam betrachtete, begann sie an ihm alle versöhnlichen Ähnlichkeiten aufzusuchen, die ihr verflogenes Herz an den Toni erinnern konnten. Allzuviel dieser schöneren Züge fand sie nicht. Aber seit der Mahlzeit im Salettl des Goldenen Posthörndls waren ihre Ansprüche bescheidener geworden. Und jetzt gefiel ihr sogar die Dulle in Krispins Nasenbein — weil das ein Werk und Denkzeichen des Toni war.

Durch das Rebendach des Gartenhäuschens fielen der Barbara Gschwendtner ein paar warme, feinleuchtende Sonnenlichter über die Stirne und in den Schoß.

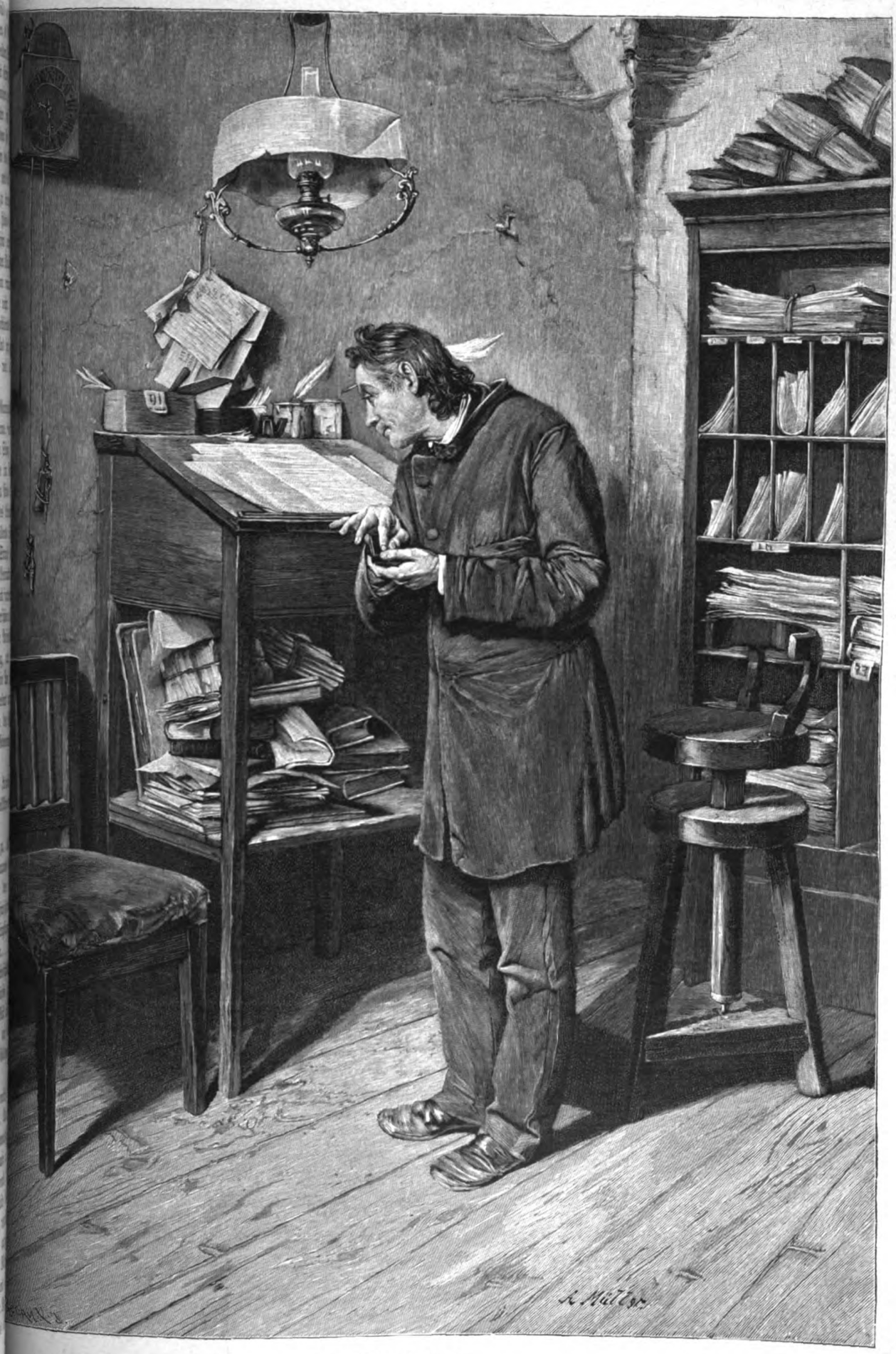
Aber dieser beschauliche Friede im Grünen dauerte nicht lange. Denn als das Hochamt zu Ende war und die guten Wildachtaler Christen am Zaun des Lahneggerhofes vorüberwanderten, konnten sie die zornbrüllende Stimme des Krispin Sagenbacher vom Garten bis zur Straße hören. Dann sahen sie den Jünglingsbauer wie einen Verrückten aus dem grünen Sommerhause herausstürmen und mit fuchtelnden Fäusten durch den Obstgarten rasen — und nun erschien ein rundliches, buntschillerndes Frauenzimmer, mit einer Reisetasche am Arm, und hob etwas auf, was im Grase lag, und wollte durch das Gehöft davongehen; aber der Krispin kam mit langen Beinen gesprungen, faßte das fremde Weiberleut unter deutlich erkennbaren Beschwichtigungsversuchen an den Rockfalten und zog es wieder hinter die grüne Rebenwand des Sommerhäuschens.

In der Stille des Vormittages kräuselten sich aus allen Schornsteinen die zartblauen Rauchwölkchen empor in die reinen, leuchtenden Sommerlüfte.

Es ging auf die elfte Stunde zu, als Krispin allein aus dem Garten kam. Er hatte ein blaurotes Gesicht und schwitzte vor Zorn und Aufregung. Mit den Ellbogen rudernd, fluchte er in die schöne Sonne: „Himisakra Kruzi Türken und Krawall! Die hat mich nobel eingfangen! Und ja muß ich sagen und der Siemanndl sein . . . oder sie laßt mich einspirren wegen Hinterlist und Ehrenbeschädigung! Kruzi Türken Krawall und Himisakra!" Die Fäuste in die Joppentaschen bohrend, warf er einen wütenden Blick über Mauer und Dach des Lahneggerhofes hin und trat auf die Straße, um den Weg nach dem Gasthause zum Goldenen Posthörndl einzuschlagen.

Eine geraume Weile später verließ auch Barbara die Stätte ihres vollkommenen Sieges. Aber sie sah nicht stolz aus, nur relativ zufrieden. Gemächlichen Schrittes, mit wiegenden Hüften, ging sie dem Hause zu, am Arm den vollgepackten Osterhasen. An den Henkel der Reisetasche hatte ihr der sparsame Krispin die Stücke des Regenschirmes angebunden, der sich vielleicht noch reparieren ließ. Vor der Haustür begegnete Barbara der aufgeregten Kathrin, die fragen kam, ob die Bäuerin zum Mittagsessen bliebe; denn dann müßte man noch ein Dutzend Knödel mehr einlegen. „Vergeltsgott, na! Ich und der Meinig fahren jetzt gleich davon. Grad is er ins Wirtshaus auffi, der Meinig, und holt unsern Wagen."

Die Kathrin guckte mit runden Augen drein, als sie diese Rede hörte und all die seidenen Farben sah, die ihr ein bißchen bekannt erschienen — wenigstens „zur Halbscheid". „Mar' und . . ." stotterte sie. Den „Joseph" brachte sie



Der Winkeladvokat.

Gemälde von A. Müller.

nicht mehr heraus, sondern furrte ins Haus hinein. Und Barbara konnte beim Eintritt in die Stube hören, wie Kathrin in der Kammer haspelte: „Gleich fahren s' davon . . . sie und der Ihrig, sagt s'! Und er tät schon den Wagen holen, der Ihrig, sagt s'!"

Die Magd erschien, machte wieder die kreisrunden Augen — in der Kammer blieb es still — und als die unterspickte Braut aus Zipfertshausen zögernd eintrat, mit etwas verlegenem Sternenantlitz, sah sie die Beda zur Linken und den Toni zur Rechten des Bettes sitzen; zwischen den beiden lag die Lahneggerin gegen die geblumten Kissen gelehnt — Sorge, Zorn und Hoffnung in den Augen.

Der Barbara kamen bei Tonis Anblick gleich wieder die Tränen. Und sie mußte erst schlucken, bevor sie das herausbrachte: „Grüß Gott, Lahneggerin . . . das heißt . . . no ja . . . jetzt wird's wohl über vier Wochen so kommen, daß ich Mutter sagen därf zu Enk . . ."

„O Jesu mein . . ." Die Lahneggerin verstummte wieder.

Toni stand auf und streckte die Hand übers Bett. „Da sag ich halt als Erster mein rechtschaffenen Gutwunsch . . . ."

Aber Barbara, statt die dargereichte Hand zu fassen, drehte das Gesicht auf die Seite und fing zu klagen an: „Sei stad! Sei stad! . . . Viel reden durft er jetzt ebba net, der ander da . . . sonst bring ich net aussi, was ich sagen muß!"

„Tonele!" stammelte die Lahneggerin. „Tu 's Weibsbild reden lassen! Und tu 's net auseinand bringen!"

Eine Weile hörte man in dem weißen, sonnig durchleuchteten Raume nichts anderes als das Schlucken, Schnuffeln und Zähnebeißen der glücklichen Braut. Doch endlich war sie so weit beruhigt, daß sie reden konnte. „No ja, jetzt haben wir's halt ausgmacht, daß der Meinig über vier Wochen aussiheiret zu mir auf Zipfertshausen. Und der ander . . ." Langsam hob sie die tröpfelnden Augen zum Toni auf, der jetzt der „andere" geworden war. „Der soll sein Mutterhaus b'halten. So hab ich's beim Meinigen durchdruckt . . . daß er mir ein freundschäftlichs Andenken laßt . . . der ander . . ."

Die Lahneggerin machte stumm eine seltsame Bewegung mit dem Kopf. Und der Beda brannte die jähe Freude heiß im Gesicht. Aber der „andere" wurde blaß bis in die Zähne und sagte heftig: „Da hab ich nix z'tun damit! Über so was hab ich kein Wörtl net gredt."

„Na, kein Wörtl net!" fiel die Witib ein, in der nach aller tränenfeuchten Schwäche die Energie wieder ein bißchen zu erwachen begann. „Da bin ich ganz allein draufkommen. Mir wird auch einmal ebbes Gscheits einfallen därfen. Ja! Den Preis für d' Übergab kann er selber machen . . . der ander . . ."

„Und net um d' Welt!" wehrte der Toni. „Da müssen gwissenhafte Schätzleut her und müssen . . ."

Die Lahneggerin zog den Toni am Ärmel. „So sei doch stad einmal! 's Weibsbild tut so viel vernünftig reden . . ."

„Gelt, Mutter, ja?" fiel Barbara ein und machte mit der Osterhasentasche an ihrem Arm einen Schubbs, als hätte diese Zustimmung alle Kraft in ihr gefestigt. „Wir in der Familli brauchen keine fremden Leut net. Wie der ander 's Muttergütl haben will, so kriegt er's. Mit'm ganzen Inventari. Und was er net aufzahlen kann, das laß ich ihm mit drei Perzent drauf stehn als unkündbare Hypothek, so lang' er mag. Da hat mir der Meinige nix dreinz'reden. 's Geld hab ich. Und den Gschwendtnerhof laß ich dem Meinigen net verschreiben. So dumm bin ich net! Da tät er mich schön um'n Daum wickeln. Ah na, ah na! So lang' ich 's Heft net aus der Hand gib, muß er parieren. Is er gut und freundlich zu mir, so soll er als mein Bauer jeden Respekt gnießen. Und ich mach's notarisch, daß ihm alles ghört, wann er dem Toni ein bißl nachgraten will, und wann ich sagen kann, daß ich zfrieden bin mit ihm. Das kann er leicht prestieren, wann er mag. Von der Bauerschaft versteht er ebbes, der Meinig, und gnau und sparsam is er auch . . . das hab ich schon gmerkt."

„Gelt, ja? Gelt, ja?" stammelte die Lahneggerin.

„Ja, Mutter! Und ganz freundlich kann er sich beweisen, wann er muß. Z'letzt, im Gartenhäusl, hat er so viel gut und verstandsam gredt. Wann ich d' Augen zugmacht hab, da hab ich oft gmeint, ich hör den . . . no ja, den andern halt!" Barbara schnaufte schwer. „Aber z'erst, freilich, da hat er wild spittakelt. Und weil ich gforchten hab, es könnt ihm daherinn der Gachzorn wieder auffifahren, und er könnt uns d' Mutter ebba schadhaft aufregen . . . drum hab ich gmeint, es is am besten, wann er gleich mit aussifahrt auf Zipfertshausen. Sein Sach müßts ihm halt nachschicken. Ich laß ihn nimmer aus, den Meinigen. Sonst schlagt er am End wieder um. Aber wann er mein Hof gsehen hat, bleibt er schon bei der Stang und macht sich, daß er mir gfallen kann. Da müßt er net so viel Eigenschäften vom andern haben . . . schier zum Verwechseln, ja! Sonst hätt er mich selbigsmal in der falschen Kammer droben net so gschwind übern Löffel . . ." Sie sprach dieses Gleichnis aus der Baderstube nicht zu Ende, sondern verstummte erschrocken, sah in brennender Scham die Lahneggerin an, hob scheu die schwimmenden Augen zum Toni auf und steuerte, während ihr das Weinen nahe war, mit fluchtartiger Eile der Türe zu.

„Aber, Gschwendtnerin!" rief der Toni. „Was rennst denn jetzt so davon!" Seine Stimme, die doch ein bißchen anders klang als die des Krispin, machte das Unglück noch fertig.

Barbara begann zu heulen. „Hast ja doch selber gsagt, ich soll's kurz machen! Und . . . den Wagen hör ich, und . . . der Meinige kommt." Da war sie schon draußen.

„Jesus, Tonele!" fing die Beda aufgeregt zu betteln an. „So tu doch das arme Weiberleut zruckhalten! Oder gib ihr doch ein paar gute Wörtln auf'n harten Heimweg mit!"

„Freilich, ja!" Der Toni wollte zur Türe. Doch bevor er um das Bett herumkam, blieb er stehen und sah in Sorge die Mutter an, die mühsam nach Atem zu ringen schien. „Mar' und Joseph! Mutterl! Was hast denn?" Er sprang zu ihr hin und schob ihr den Arm unter den Rücken, während Beda zitternd ein Glas mit Wasser füllte.

Aber da lachte die Lahneggerin ein bißchen. Und fing mit kämpfenden Lauten zu reden an: „Gut, Tonele . . . so viel gut is mir! Und d' Freud . . . bloß d' Freud, Tonele . . . die steckt mir im Hals, daß ich schier dersticken muß! Herr Jesus, Jesus! Vergeltsgott tausendmal! Daß ich so ebbes noch erleben hab därfen! Mein Krispi . . . Jesus, mein Krispele, mein guts . . . und hat sein Leben unter Dach . . . und so ein Hof und so viel Zuig . . . und kriegt ein Weib, die dran glaubt, daß er gut is, und die sich drauf versteht, daß er 's Gute aussidraht . . . und daß er als Mensch und Bauer sein Rispekt gnießen soll! Jesus, Jesus! Und allweil is mir d' Angst wie ein Bügeleisen über d' Seel gangen . . . und gestern, und heut noch . . . schier draufgangen bin ich vor lauter Sorg, er könnt ebbes Strafbars verübt haben! Und schau, jetzt hat er sich einigsündigt ins Glück und in d' Lebensruh!" Ihr Reden war ein immerwährendes Lachen geworden. „Unser Herrgott wird ihm d' Sünd verzeihen, und 's Glück wird er ihm lassen! Und schau, Tonele, da därfst ihm auch net nachträgerisch bleiben! Und gelt, ja . . . die dreihundert Markln im Strumpf, die tust ihm schenken, daß er ein Recht drauf hat!"

„Aber, Mutterl, den Strumpf, den hast ja noch allweil!"

„Freilich, ja . . . den hab ich noch allweil . . . schau, ich weiß ja schier nimmer, was ich red!" Und da brachte die Lahneggerin vor Lachen kein Wort mehr heraus. Sie lachte wie eine Berauschte, lachte immerzu — bis sie plötzlich stumm wurde und erbleichend die Hände in der Magengegend auf den Leib drückte. Schwer fiel sie in die Kissen zurück.

„Jesus! Mutter!" schrie die Beda.

Aber da lächelte die Lahneggerin schon wieder. „Ganz leicht is mir! Wirst sehen, Tonele, jetzt geht's auffi mit'm Gsund."

„Hoffen wir's, Mutter, ja!"

Vor den Fenstern fuhr die nette Kutsche vorüber und hielt beim Zauntor des Gehöftes. Der Toni konnte durch die Fensterscheibe sehen, wie Barbara das leichte Wägelchen schwer machte, und wie der Krispin ihr freundlich beim Einsteigen half.

Hufschlag und Räderlärm — und wieder die stille Straße.

Mühsam fragte die Lahneggerin: „Hat er noch ein bißl einigwunken?"

Toni, dem die Stirne brannte, sagte ruhig: „Ja, Mutter! Fest! Und grufen hat er noch, daß er d' Mutter recht schön grüßen laßt. Das mußt doch ghört haben, gelt?"

„Ja, Tonele, ganz gut hab ich's ghört!" Die Lahneggerin streckte sich wohlig. „Vergeltsgott halt, mein Kindl! Und so viel gut is mir jetzt. So gut is mir's im ganzen Leben noch nie net gwesen." (Fortsetzung folgt.)

Das Weihnachtsgebäck unserer Vorfahren.

Von W. Scheuermann.

Der Riese Goliath.
(Ende des 17. Jahrhunderts.)

Die Zeit der Wintersonnwende mit ihren endlosen Nächten und kurzen Tagen, ihren brausenden Stürmen und der tiefen Schneeruhe war für unsere Altvordern durchwoben mit allerlei bedeutsamen Sitten und Bräuchen. Galt sie doch als eine besondere Schicksalszeit, in der die Unirdischen den Menschen näher, erreichbarer waren als sonst, in der Wodan auf seinem Schimmel, von den Göttern gefolgt, Umzug hielt auf der „Männererde", und man suchte sich die Hohen geneigt zu machen durch allerlei sinnvolle Gaben, wie die im Tempel gebackenen Opferbrote, denen die Frauen geschickt die Gestalt des Ebers zu geben wußten, des Sinnbilds der wieder verjüngten Sonne.

Fortuna.

Geheimnisvolle Zauber weben noch heute um die winterliche Sonnwendzeit, wenn wir ihnen auch andere Deutung gaben, und es spuken in unseren Weihnachtsbräuchen die alten Göttermythen nach. Auch das Gebäck zeigt noch die uralt germanischen Formen, aber der Bäckergeselle, der die „Stollen" oder „Striezel" formt, weiß nicht mehr, daß auch sie dem Juleber nachgebildet sind, und die Hausfrau gibt ebenso unbewußt dem kleinen Honigkuchengebäck die Gestalt des „Julrads", des „Schimmelreiters", des „Fisches" usw.

Josua und Kaleb mit der Traube aus Kanaan.
(Anfang des 18. Jahrhunderts.)

So backen in Nordeuropa die Bauern in diesen Tagen der heiligen Zwölfte (Weihnacht bis Dreikönig) gleichfalls Brote in Form des Ebers, und vielfach besteht dort noch der Brauch, daß einer von diesen Brotebern während der heiligen Zeit unberührt auf dem Tische bleibt. Dabei denkt niemand mehr des Ebers Sährimnir von Walhallas goldenem Tische, dessen Fleisch zur großen Genugtuung der gefallenen Helden niemals weniger wurde, und doch sind die rosinenteiggebackenen Wildschweinchen der skandinavischen, der baltischen und der norddeutschen Bauern seine direkten Enkel und Nachkommen.

Jakob und der Engel.
(Anfang des 18. Jahrhunderts.)

In Oberdeutschland stellt um die Weihnachtszeit der Bäcker den wilden Jäger ins Fenster. In der Schweiz, in Bayern, Schwaben, dem Elsaß, Baden und im pfälzischen und hessischen Frankenlande kehrt er in den verschiedensten Gestalten und unter noch wechselnderen Namen wieder. Vielfach ist er ganz grob und primitiv aus einfachem Sauerteig geformt, daß

Krippe.
(Anfang des 18. Jahrhunderts.)

man zur Not an Kopf und Beinen erkennen kann, der Bäckergeselle habe sein Ebenbild einmal in Brotteig formen wollen, bald ist er zu Fuß und bald hoch zu Roß. Wo kunstvollere Formen verwendet werden, ist er zum St. Georg oder schlechthin zum gewappneten Ritter geworden (Nürnberg, 16. Jahrhundert) oder zum Pandur (Lüneburg, 17. Jahrhundert), zum heiligen Martin, St. Nikolaus oder auch zum wilden Mann. Auch der Riese Goliath präsentiert sich wohl knusprig gebacken! So besucht uns alljährlich zum uralten Feste der Sonnwende ein Geselle, der trotz aller mannigfachen Verkleidungen immer der gleiche war und ist: der Weihnachtsmann.

Ein Barde aus der Klopstockzeit.

Adam und Eva.

Der Schneider als Hahnenreiter.

In keinem Feste steckt so viel altes Erinnern an die Kindertage des einzelnen und der Völker als in diesem. Scheffel war sogar der Ansicht, daß selbst ein Teil der Rezepte für das Weihnachtsgebäck Jahrtausende alt sei.

Und er mag wohl recht haben. Vererbte sich doch das Geheimnis des Teigmengens und -auswirkens lange Jahrhunderte hindurch von der Mutter zur Tochter. Erst in unserer Zeit schwinden mit der Gepflogenheit, den Lebkuchenbedarf im Laden einzukaufen, auch die guten, alten Hausrezepte dahin. Zwanzig verschiedene Sorten der feinsten Nürnberger, Thorner, Basler, Aachener u. a. Pfefferküchlein liegen jetzt auf unserm Christteller, aber die einfachen, braunen Scheibchen, Kringel und Herzen, die Mutter in unserer Kinderzeit unter Beihilfe und Bewunderung ihrer kleinen Schar gebacken, die erfüllen das Haus nicht mehr mit ihrem süßen und doch so kräftigen Duft! Schade drum! Wir berauben unsere Kinder mit dieser nicht mehr gebräuchlichen weihnachtlichen Selbstbäckerei um ein gut Stück Christpoesie.

Und wie der Familie, so geht's auch ganzen Städten und Gegenden mit jahrhundertelang gebräuchlich gewesenen Kuchenformen und -rezepten. Manches alte Küchenmodell fristet nur hinter den Glasscheiben der Museumsschränke noch sein verstaubtes, tatloses Leben, nachdem es einst Jahrzehnt um Jahrzehnt dem Weihnachtsteig seinen Stempel aufgedrückt, als allgemein bekanntes und geehrtes Wahrzeichen. So haben im Basler Altertumsmuseum verschiedene alte Modelle einen ehrenvollen Ruheplatz bekommen, die lange Zeit die wechselnden Geschlechter der Schweizerstadt mit ihren drolligen Bildern — Damentrachten à la Jardinière, einem butternden Mönch und zwei wilden Männern — erfreut haben, und auch die alten Straßburger Formen mit dem Stadtwappen und dem Bild der auf dem alten Stadtbanner aufgestickten Mutter Gottes sind nicht mehr im Gebrauch. Dagegen sind unsere heutigen Abbildungen durchweg nach Gebäck hergestellt, das auch heute und wohl noch manches Menschenalter lang in Straßburg i. E. verkauft wird. Die ältesten der Formen stammen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Es kann daher nicht wundernehmen, daß sie der Zeit ihren Tribut zahlen müssen, und wenn auch der gewappnete Riese Goliath noch ziemlich unversehrt in seiner ganzen Größe dasteht, so umgibt die Dame Fortuna eine unerwünscht große Zahl von unregelmäßigen Tropfen, Abdrücken der Wurmstiche, welche die Form durchlöchern. Neben biblischen Motiven — der Riesentraube aus dem Lande Kanaan, wo Milch und Honig fließt, Jakob mit dem Engel und der Krippe mit dem Jesuskindlein — hat das 18. Jahrhundert eine ganze Sammlung von modischen Motiven beigesteuert, den Barden mit der Harfe aus der Klopstockzeit, den Hahnenritt des Schneiders, empfindsame Damen mit Sträußen und Blumenstöcken und ferner auch den prächtigen „Baum des Lebens" mit Adam und Eva.

„Christkindel" aus Pfefferkuchenteig.
(Aus dem elsässischen Lebküchlerdorfe Gertweiler.)

Weibliche Trachten. (18. Jahrhundert.)

Auch das drollig primitiv gesattelte Pferdchen auf Seite 1081, das in seiner ergebungsvollen Krummbeinigkeit allerdings nicht entfernt mehr an den wilden Schimmelhengst Wodans, sondern eher an ein

recht neuzeitliches altes und in den Knien hängendes Droschkenpferd erinnert, und das halb kindliche, halb weibleinartige „Christkindel", das wir auf S. 1080 abgebildet sehen — die aus dem elsässischen Lebküchlerdorf Gertweiler stammen — bilden heute noch zur Weihnachtszeit die Lust der Kinder. Diese letztgenannten Bäckereien werden aus Honigkuchenteig geformt, während die vorgenannten, wie auch aus den Abbildungen ersichtlich ist, Teigabdrücke sind. Und zwar Abdrücke aus Anisbrotteig. Die zugehörigen Holzformen werden heute noch

Gesatteltes Pferdchen aus Honigkuchenteig.
(Aus dem elsässischen Lebküchlerdorfe Gertweiler.)

in der Regel aus Lindenholz gefertigt, doch geht man bei den neuentstehenden leider fabrikmäßig zuwege, ohne eigene Erfindung und Empfindung walten zu lassen.

Indessen kann man bei der Zähigkeit, mit der die alten Bilder drei, vier Jahrhunderte lang immer wieder unter den Weihnachtsbaum erschienen, ohne Prophetenkunst hoffen und sagen, daß auch hier einmal das moderne Kunstgewerbe auferweckend eingreifen wird, ähnlich wie es auf anderem Gebiete bei den Münchner und Dresdner Künstlerlebkuchen seit einigen Jahren geschehen ist.

Die „westliche Kaiserin".

Eine Charakterskizze Von Dr. Lindsay Martin.

Am 15. November ist die „westliche Kaiserin" Tze-hsi im Alter von 78 Jahren gestorben. Mit ihr ist diejenige Herrscherin aus dem Kreise der Machthaber der Welt ausgeschieden, die die Geschicke Chinas, dieses Kolosses, dessen ungeheure wirtschaftliche und politische Kräfte, wenn erst von den Fesseln der Kulturroheit befreit, in der asiatischen Frage die Hauptrolle zu spielen bestimmt erscheinen, ein halbes Jahrhundert lang gemeistert hat. Ein Leben hat der Allherrscher Tod vernichtet, sagenumwoben von seinen Anfängen an, seltsam in allen seinen Schicksalsfügungen und Betätigungen hoher Talente, ungewöhnlicher Kraft. Eine Frau ist ins Grab gesunken, die unter den wenigen, durch männliche Fähigkeiten ausgezeichneten Regentinnen, von denen die Geschichte berichtet, eine erste Stelle einnimmt. Darin stimmen alle, Bewunderer wie Feinde Tze-hsis, überein. Scharfe Gegensätze freilich bildet die Kritik, wenn es sich um die Entscheidung handelt, ob die Regierung der Kaiserin dem Lande zum Segen oder zum Fluch gereicht hat, ob ihr Wirken edle oder unedle Triebe bestimmt haben. Auffällig ist, wie wenig günstig fast alle englischen Zeitungen urteilen. Tze-hsi wird einer Katharina von Medici, ja einer Messalina verglichen. Die Motive, die zu solcher Verurteilung führen, verraten jedoch durchweg einen wenig stark entwickelten Geschichtssinn. Der Maßstab modernen Kulturempfindens wird angelegt. Und das ist grundverkehrt. Mag China immerhin langsam und an der Peripherie seines politischen Lebens westlichen Kulturzuständen sich nähern, die Gesamtheit, die Tiefen und Zentren seines Volkstums beherrscht zweifellos noch die Finsternis mittelalterlicher Barbarei. Den Herrschern, die aus einer solchen Welt herausgeboren werden, haftet notwendig etwas von der Brutalität, der Selbstsucht, der Herrenmoral an, die dem Cäsarentum der antiken Welt den Stempel aufdrückt. Und die Erfahrung lehrt, daß nur die Wucht eines solchen Heldentums wenig gezügelter Instinkte es vermag, die rohe Welt, mit der sie im Kampf liegen, vorwärtszubewegen. Läßt man die Taten der Kaiserin Tze-hsi in diesem Prisma geschichtlich-parteiloser Analyse zusammenstrahlen und sich brechen, dann zeigen die wiederausstrahlenden Grundfarben wohl ein freundlicheres und zugleich gerechteres Bild der eigenartigen Frau.

* * *

Abenteuerliche Erzählungen begleiten den Eintritt Tze-hsis ins Leben. Sie soll die Tochter eines mandschurischen Bannermanns gewesen sein, der, aus dem Amt gejagt und in größte Not geraten, seine Tochter auf deren eigene Bitten hin verkaufte. Jehonala, das ist der Geburtsname Tze-hsis, soll dann, als 1851 der Kaiser Hsienfeng öffentlich bekannt machte, daß er für seinen Harem ein schönes junges Mädchen aus dem Mandschustamm suche, prächtig gekleidet, von ihrem Dienstherrn in Peking vorgestellt worden und habe durch den Zauber ihres Wesens und ihre Klugheit den Herrscher so eingenommen, daß die Wahl sofort auf sie fiel. Nach anderen Berichten wäre Tze-hsi an einen chinesischen General verkauft worden und von diesem aus in den kaiserlichen Harem übergegangen. Alle diese Erzählungen sind durch nichts beglaubigt. Sie dürften Märchen sein, die nur insofern Interesse haben, als sie zeigen, wie schnell in Ländern, wo die Romantik noch nicht durch polizeiliche Statistik eingeengt wird, das Lebensbild einer hervorstechenden Persönlichkeit mit legendarischen Ranken vom Volk ausgeschmückt wird. Sicher ist nur, daß Jehonala 1834 als Tochter eines höheren Offiziers geboren und 1851, als Hsienfeng zu der Überzeugung gekommen war, daß er von seiner rechtmäßigen Gemahlin einen Leibeserben nicht zu erwarten habe, zur Haremsdame fünften Grades ernannt wurde. 1856 gab sie einem Thronerben das Leben und erhielt daraufhin den Rang einer zweiten „westlichen Kaiserin"*). Hsienfeng starb 1861 in Jehol auf der Flucht vor den französischen und englischen Truppen. In seinem Testament waren weder die Kaiserinmutter noch die Kaiserinwitwe noch auch die Brüder des Kaisers, die Prinzen Kung und Tschun — Vater des bekannten „Sühneprinzen", der die Ermordung des deutschen Gesandten von Ketteler in Berlin persönlich entschuldigte — zu Mitgliedern des für den minderjährigen Thronfolger Tungtschih eingesetzten Regentschaftsrates ernannt. Sogleich wurde der Hof darauf aufmerksam gemacht, daß Tze-hsi nicht die Frau sei, die sich übersehen lasse. Mit dem aufgeklärten und fremdenfreundlichen Prinzen Tschun verband sie sich am 1. November 1861 zu einem Staatsstreich: im Pekinger Palast, wohin der Hof unterdessen zurückgekehrt war, wurde vor versammeltem Staatsrat das Testament als gefälscht erklärt und ein Edikt des sechsjährigen Kaisers vorgelesen, das den Regentschaftsrat auflöste und dessen Funktionen Tze-hsi in Gemeinschaft mit der östlichen Kaiserin und dem Prinzen Tschun übertrug. Die Lage des Reichs war gerade damals so verworren und von allen Seiten gefährdet, daß eine eiserne Hand an der Spitze der Regierung dringend not tat. Der vulkanische Ausbruch der revolutionären Gewalten, die der Taipingaufstand auslöste, wirkte ununterbrochen in heftigen Stößen nach, der Taipingkaiser residierte noch immer in Nanking, von wo aus Rebellenhorden sengend und brennend Mittelchina bis nach Hankau hin überfluteten. Mohammedanische Erhebungen, geleitet vom Sultan Soliman in Talifu, setzten den Norden in Flammen des Aufruhrs und breiteten sich weit zum Westen bis in das Herz von Turkistan aus. Aber Tze-hsis Umsicht und Festigkeit zeigte sich allen diesen Gefahren gewachsen; Schritt um Schritt eroberte sie die Herrschaft, die in Trümmer zerfallen zu sollen schien, zurück, und 1878 war die Ruhe im ganzen Reich wiederhergestellt.

---

*) Die Bezeichnung wird verschieden gedeutet. Nach M. v. Brandt ist links — Osten — der Ehrenplatz des nach dem Süden blickenden Herrschers, rechts — Westen — der Platz für die zweite Kaiserin. Nach anderen stammt die Namengebung von der Lage der Paläste der Kaiserinnen.

1873 wurde Tungtschih mündig und bestieg den Thron, erwies sich aber, an Geist und Körper durch frühzeitige Ausschweifungen zerrüttet, als ein vollständig unfähiger Herrscher. Er starb schon 1875, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen. Die mit seinem Abscheiden auftauchende Thronfolgerfrage war äußerst verwickelt. Die bestbegründeten Ansprüche schien der Sohn des Prinzen Kung zu haben, der indessen ein Wüstling schlimmster Sorte war und sogar später wegen einer Entführung strafrechtlich verfolgt wurde. Glaubwürdig wird erzählt, daß Tze-hsi in einer bitter kalten Nacht den vierjährigen Sohn aus der Ehe ihrer Schwester und des Prinzen Tschun, Tsaitien, als Kaiser Kuang-hsü genannt, aus dem Bett geholt, in den Kaiserpalast gebracht, einem hierhin in der Eile zusammenberufenen Staatsrat vorgestellt, ihn adoptiert und zum Kaiser habe ausrufen lassen. Dagegen scheinen die vielen Berichte über Ermordungen, zu denen Tze-hsi angestiftet habe, um ihr unbequeme Thronkandidaten aus dem Wege zu räumen, lediglich auf verleumderischen Erfindungen zu beruhen. Die Zeit der zweiten Regentschaft verlief ruhig. 1889 war Kuang-hsü mündig geworden und übernahm die Regierung. Auch ihm waren die Gaben eines Herrschers, Willensstärke, Tatkraft, Selbständigkeit, versagt. Ein englischer Botschafter schildert ihn als einen schmächtigen, knabenhaft aussehenden Mann mit langem, vorstehendem Kinn, großen, melancholisch blickenden Augen, bleicher Hautfarbe, wunderbar reichem Haargeflechte; seine Hauptliebhabereien wären Musik und die Beschäftigung mit mechanischen Spielereien gewesen. In den ersten Jahren seiner Regierung blieb er so gut wie einflußlos; Tze-hsi führte das Regiment in alter Weise fort. Damals begann nun aber jene reformatorische Bewegung, die das „Himmlische Reich" aus seiner kulturellen Starre zu erwecken bestimmt war und an Stelle der früheren politischen Gärungen einen geistigen Aufruhr von ungemeiner Stärke und Nachhaltigkeit setzte. Studenten, die ausländische Universitäten besucht hatten, kehrten heim, erfüllt von Begeisterung über die freiheitlichen Formen europäischer Zivilisation. Die kriegerischen Verwicklungen mit England und Frankreich hatten weiten Schichten der Bevölkerung die Überlegenheit westlicher Kultur anschaulich gemacht. So entstand die Reformpartei, die glaubte, China, das so oft gedemütigte, jählings einer glänzenden Zukunft entgegenführen zu können, wenn es schleunigst alle politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen von Europa übernähme. An ihrer Spitze stand Marquis Tseng, der bekannte Verfasser von „Chinas Schlaf und Erwachen", und Kangjuwei, der „Moderne Weise". Was war natürlicher, als daß Kuang-hsü, der Idealist und Schwärmer, alsbald diese Männer zu seinen Ratgebern machte und allen ihren Vorschlägen ein williges Ohr lieh? Bald folgten Edikte über Edikte, die das ganze Staatsgefüge von Grund aus umzubilden bestimmt waren und, wenn sie wirklich durchgeführt worden wären, China noch rücksichtsloser modern revolutioniert hätten, als es eine Generation früher in Japan geschehen war. Aber so weit kam es nicht. Tze-hsi, die, kränkelnd, eine Zeitlang von den Geschäften sich zurückgezogen hatte, gewann angesichts der Gefahren, die aus solcher ihren Anschauungen schnurstracks zuwiderlaufenden Politik drohten, sofort ihre alte Energie wieder. Dem Drängen des Marquis Tseng nachgebend, hatte Kuang-hsü beschlossen, seine Adoptivmutter als Hauptstütze der Reaktion verhaften zu lassen. Jüanschikai, damals Befehlshaber der Garnison in Tientsin, erhielt den Befehl, die Verhaftung durchzuführen. Aber der General verriet Tze-hsi den Plan, und jetzt drehte diese den Spieß um. Am 20. September 1898 ließ sie in der Nacht den kaiserlichen Palast besetzen, die Führer der Reformpartei, soweit es ihnen nicht gelang, zu entfliehen, verhaften und später hinrichten und zugleich durch einen Erlaß vom gleichen Tage verkünden, daß sie die Regierung wieder übernehme. Kuang-hsü führte von da ab ein Schattendasein, von dem ihn erst jetzt nach langem geistigen und körperlichen Siechtum gleichzeitig mit seiner Adoptivmutter der Tod erlöst hat.

Der mit diesem dritten Staatsstreich beginnende Abschnitt in der Regierung Tze-hsis ist die Epoche der Reformen. Alle Welt erwartete, daß mit der Entsetzung Kuang-hsüs alle liberalen Regungen unterdrückt werden würden, und daß finstere Reaktion sich in China wieder breit machen werde. Tatsächlich schienen die nächsten Ereignisse, insbesondere der Boxeraufstand, der in Wirklichkeit gegen die Fremden gerichtet war und von der Kaiserin heimlich unterstützt wurde, diese Besorgnis zu rechtfertigen. Aber alsbald überraschte Tze-hsi wieder einmal die Welt durch ihre Taten. Sei es nun, daß die Strafexpeditionen der vereinten Großmächte Eindruck auf die Herrscherin gemacht haben, oder daß sie sich durch den klugen und besonnenen Jüanschikai, der alsbald zum Vorsitzenden im Staatsrat ernannt wurde, hat beeinflussen lassen, jedenfalls war schon der bald nach Friedensschluß erfolgende Empfang der Botschafterdamen, ein für das chinesische Hofleben geradezu umstürzlerisches Ereignis, das zudem bewies, wie der Freiheitssinn der Kaiserin jahrtausendelang geschmiedeten Etikettenzwang von sich abzuschütteln verstand, ein unverkennbares Anzeichen gänzlich gewandelter Politik. Aus der Fremdenhasserin wurde, wenn nicht eine Fremdenfreundin, so doch eine Fremdendulderin, aus der streng konservativen Despotin eine wenn auch gemäßigte, doch unbeirrt vorwärtsdrängende liberale Regentin. Es begann die Ära, in der vorsichtig, jeden Schritt abmessend, aber doch ohne Ansehen von Stand und Titel, ohne Rücksicht auf altererbte, aber abgenutzte politische Formeln das Staatswesen in allen seinen Teilen nach westlichem Vorbild umgebaut wurde. Die Privilegien der Mandschus wurden aufgehoben, die veralteten Mandschutruppen aufgelöst, neue, modern geschulte und bewaffnete Armeekörper geschaffen, die Selbstherrlichkeit der Vizekönige eingeschränkt, das ganze Verwaltungssystem zentralisiert und einheitlichen Normen unterworfen, in den Gemeinden Versuche mit Einführung der Selbstverwaltung gemacht, die Militärherrschaft der Tatarengenerale in den Tributärstaaten durch eine Zivilverwaltung ersetzt, staatliche Volksschulen gegründet, in den höheren Schulen moderne Lehrpläne eingeführt, selbst Mädchengymnasien eingerichtet, das gesamte Prüfungswesen umgeformt. Dem breitangelegten Verjüngungswerk wurde durch ein Edikt von 1906, das dem Volk eine Verfassung versprach, die Krone aufgesetzt und diese Zusage endlich durch Tze-hsi kurz vor ihrem Tode durch ein weiteres Edikt vom 2. September dieses Jahres dahin feierlich befestigt, daß sich die Krone zur Einberufung des Parlaments bis spätestens 1917 verpflichtete.

* * *

Es gebührt sich, bei diesem epochemachenden Abschnitt in der Geschichte Chinas einen Augenblick haltzumachen und Bedeutung und Inhalt der Reform zu prüfen. Gegen Tze-hsi ist immer wieder der Vorwurf erhoben worden, daß ihr Liberalismus unecht, ihre Reform eine Pseudoreform sei. Der Tadel kann vor unparteiischer Kritik unmöglich standhalten. Ist es schon an und für sich höchst erstaunlich, wie eine Frau in einem Staate, dessen gentile Gesellschaftsordnung das Weib zur Hörigkeit verurteilt, in solcher Selbständigkeit an erster Stelle sich behaupten konnte, so fordert die Art und Weise, wie Tze-hsi in der Reformära ihren Willen gegen Anfeindungen von allen Seiten durchgesetzt hat, höchste Bewunderung heraus. Eine einzige Episode aus den Verfassungskämpfen lehrt hier vielleicht mehr als viele theoretisierende Auseinandersetzungen. In einer Sitzung des Staatsrats beantragte Jüanschikai, um freiere Hand für seine Reformen zu haben, daß den Prinzen und Tatarengeneralen die Beteiligung an der Politik untersagt werde. Kaum hatte er das Verlangen ausgesprochen, als sich Prinz Tschun mit dem Revolver auf den kühnen Mann stürzte, der ein Opfer seines Freimuts geworden wäre, hätte sich nicht ein anderer Prinz zwischen die Feinde geworfen. So handelte der „liberale" Prinz Tschun. Tze-hsi aber ließ sich nicht irremachen und hielt unbeirrt an ihrem ersten Minister fest. Die Treue muß der Kaiserin

gerade in diesem Falle hoch angerechnet werden. Handelte es sich doch um einen entscheidenden Schlag gegen den Einfluß des bevorzugten Mandschuadels, mittelbar also gegen die eingewanderte Dynastie selbst, zugunsten des echten Chinesentums! Damit sinkt zugleich der andere Vorwurf in sich zusammen, daß Tze hsi der Freiheit mit absolutistischen Mitteln Bahn zu brechen versucht habe. Die Geschichte aller Völker und auch diese Szene im Staatsrate lehrt, daß der Übergang vom Absolutismus zum Liberalismus in seinen ersten Anfängen nur durch eine starke despotische Macht möglich ist, weil nur diese die Kraft besitzt, in gleicher Weise den sich überstürzenden Radikalismus von unten wie die Reaktion von oben zu bändigen.

Der gesamte soziale und wirtschaftliche Aufbau Chinas, sein ganzes religiöses und politisches Empfinden ruht auf Gesetzen, die den Kulturformen des Westens unmittelbar entgegengesetzt sind. Bei der Aufnahme europäischer Einrichtungen droht also die Gefahr, daß der Fassade des Staats äußerlich Türme und Kuppeln aufgesetzt werden, unter deren Last schließlich das morsche, unausgebesserte Fundament sich ausbiegt und das ganze Gebäude zusammenbrechen läßt. Dieser Fehler sollte in China vermieden werden; man wollte in systematischer Arbeit aus dem chinesischen Volkstum heraus etwas Eigenartiges, echt Nationales und Ursprüngliches schaffen. Daß diese Versuche schon heute vielfach als mißglückt sich erwiesen haben, ändert nichts an der Vernunft der Reformabsichten Tze-hsis, nichts an der Tatsache, daß die jetzt verschiedene Kaiserin die bedeutendste Persönlichkeit gewesen ist, die die Tsingdynastie seit einem Jahrhundert auf dem Throne sah. Ihr Äußeres schildert eine amerikanische Malerin, die ihr Bild anzufertigen beauftragt war, mit folgenden Worten: eine sehr proportionierte Figur, feine Hände, eine edelgeformte Stirn, glänzende, schwarze Augen, eine kräftige Nase von dem Typ, den der Chinese als „adlig" bezeichnet, ein starker, aber schöner Mund mit beweglichen Lippen, ein festes, Hartnäckigkeit verratendes Kinn, pechschwarzes feines Haar, eine wunderbar sanfte, mädchenhafte Stimme. Die Skizze paßt sich harmonisch dem Charakter an, wie er aus dem Leben und den Taten der Kaiserin hervorleuchtet. Festigkeit bis zur Rücksichtslosigkeit, Ehrgeiz im Dienste des Staatswohls, gezügelt weniger durch Idealismus als durch ein starkes Empfinden für Erfolgsmöglichkeiten, Arbeitsamkeit, Strenge und Treue gegenüber sich selbst wie gegenüber anderen, Selbstsucht, sich steigernd zum Geiz, und doch wieder Freigiebigkeit, wo es das Ansehen der Krone verlangte, kurz, eine Frau aus dem Edelmetall mit vielen unedlen Beimischungen, aus dem geniale Herrschernaturen geformt werden. Aber bei all diesen männlichen Zügen doch wieder echt weibliches, mildes Empfinden. In sanftem, von Todesahnungen verklärtem Licht bricht es aus dem Abschiedserlaß Tze-hsis an ihr Volk hervor, dessen Worte an kein Ohr anklingen dürften, ohne Saiten des Mitgefühls für die Verblichene mittönen zu lassen:

„Ich, von niederer Tugend, hatte die Ehre, unter die Gemahlinnen seiner geheiligten Majestät Hsienfeng aufgenommen zu werden. Die Thronfolge meines Sohnes Tungtschih im Jahre 1861 traf eine Zeit, erfüllt von Aufruhr . . . Überall sah das Auge Elend. Zusammen mit der östlichen Kaiserinwitwe führte ich die Regierung, rastlos arbeitend bei Tag und Nacht . . . Ich verwendete die Guten im Amt und hörte auf ihren Rat. Ich linderte die Not des Volks in Zeiten der Flut und der Hungersnot. Durch die Güte des Himmels unterdrückte ich die Aufstände, und aus dem Unheil machte ich Frieden... Ein gütiges Geschick erhielt mir lange meine Gesundheit und Kraft. Seit dem letzten Sommer aber war ich unerwarteterweise oft krank. Indessen die Staatsgeschäfte waren dringend, und ich konnte keine Ruhe finden. Ich verlor meine Eßlust, meinen Schlaf, bis schließlich meine Kraft zu versagen begann. Trotzdem ruhte ich nicht einen Tag. Am Sonnabend starb der Kaiser. Mein Kummer überwältigte mich. Ich konnte mich nicht mehr aufrechterhalten. Meine Krankheit ist gefährlich. Alle Hoffnung auf Genesung ist dahin. Eine allmähliche Einführung der Reformen ist gesichert. Seine Majestät der neue Kaiser ist von zartem Alter und bedarf der Belehrung. Der Prinzregent und die Staatsräte müssen ihm helfen, die Fundamente unserer Nation zu festigen. Seine Majestät müssen ihren Kummer um mich vergessen und mit Eifer bestrebt sein, in Zukunft den Thron der Vorfahren mit neuem Glanz und Ehren zu schmücken. Das ist meine ernste Hoffnung."

Der Eukalyptusbaum.

Von C. Falkenhorst.

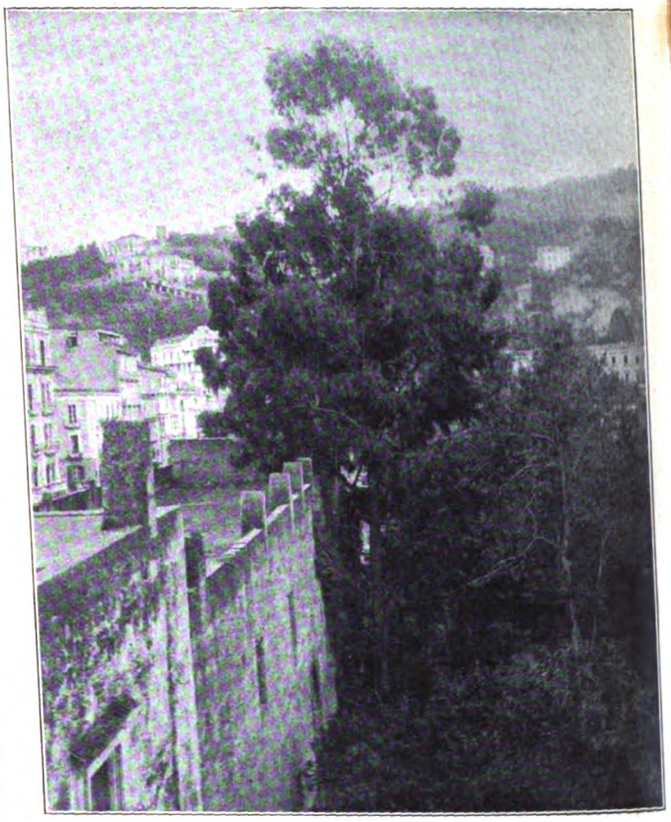
Wandert man durch die römische Campagna, diese eigenartige fiebergetränkte Weidesteppe vor den Toren der Weltstadt, so treten neben den Gehölzen der dunklen Steineichen und neben breitwipfligen Pinien die hohen blaugrünen Eukalyptusbäume im Charakterbilde der Landschaft hervor. Überraschend wirken sie aber auf den Beschauer, wenn er auf der Straße nach Ardea die Abtei von Tre Fontane (der drei Brunnen) aufsucht. Schon von weitem heben sich die blaugrünen Massen von dem Hintergrund eines ausgedehnten Waldes ab und zeigen uns an, daß wir uns einer der schönsten und größten Eukalyptuspflanzungen Europas nähern.

Ein Eukalyptuszweig.

Vor 50 Jahren gab es hier noch keine Spur des eigenartigen Waldes und der langen Alleen. Verrufen, fiebererzeugend war die Gegend. Da wurden 1868 als Nachfolger der Zisterzienser und Franziskaner französische Trappisten in der Abtei angesiedelt und gingen an eine schwere Kulturarbeit. Man rühmte damals die australischen Eukalyptusbäume, namentlich den Blaugummibaum (Eucalyptus globulus), wegen ihrer erstaunlichen Raschwüchsigkeit und empfahl ihren Anbau in sumpfigen Gegenden wärmerer Länder, da sie vorzüglich den Boden entwässern und so die Miasmen der Malaria zerstören sollten. Man trug sogar kein Bedenken, dem Eukalyptus den verlockenden Namen „Fieberheilbaum" zu geben.

Die Trappisten begannen nun in der Umgebung der Abtei Eukalyptusbäume zu pflanzen, und die Fremdlinge gediehen auf latinischem Boden. Die Pflanzungen bedecken heute einen Raum von etwa 12 Hektaren, und man zählt in ihnen gegen 120 000 Stämme. Zauberhaft rasch ist dieser Wald emporgeschossen. In den ersten 10 Jahren erreichten die Bäume schon die Höhe von 20 Metern, und sie brachten auch zum Teil den erhofften Nutzen. Sie legten an ihrem Standorte die Sümpfe trocken, vernichteten dadurch viele Brutstätten der Stechmücken, die, wie man erst später ermittelte, die Verbreiter der Malaria sind. Mit der Abnahme der gefährlichen Insekten zeigte sich auch eine Abnahme der Malaria in dieser Gegend. Als richtiger Fieberheilbaum konnte sich der Eukalyptus natürlich nicht bewähren. Nützlich ist er aber durch sein vortreffliches Holz und liefert auch ein ätherisches Öl, mit dem man allerlei

Eukalyptusallee vor der Abtei von Tre Fontane bei Rom.



Der größte Eukalyptusbaum in Neapel.

Heilversuche anstellte. Noch heute verkaufen die Trappisten von Tre Fontane Eukalyptusschokolade und Eukalyptuslikör.

Die zimtbraunen oder aschgrauen Bäume schmücken sich gegen Weihnachten mit gelblichweißen Blüten, und bei manchen Arten sind diese Blüten so schön, daß man einzelne Zweige in die Vase stellt, und daß solche Zweige von Italien auch nach den nördlichen Ländern versandt werden. Diese Blüten sind einer genaueren Betrachtung wert. Es fehlt ihnen der Kelch, und die eigentlichen Blumenblätter sind holzig entartet, aber die gelbweißen Staubblätter verbinden sich zu kleinen Trichtern und zaubern so den Anblick einer Blume hervor. Aber nicht nur in der fieberreichen Campagna findet man den Eukalyptus. Er spiegelt seine blaugrünen, weidenähnlichen Blätter in den stillen Fluten des Lago Maggiore und erhebt seine stolzen Wipfel hoch über die Dächer der schönen Stadt Neapel. Bei uns in Deutschland dauert er leider nicht aus, und an den Fieberheilbäumchen, die gelegentlich im Topf gepflegt werden, erlebt man nicht viel Freude. Aber selbst unter dem sonnigen Himmel Italiens und Algeriens erreicht er nicht seine volle Größe. Überragt er auch viele der hier einheimischen Bäume, so bleibt er in der Fremde doch nur ein Zwerg. Man muß die lichten Wälder Australiens aufsuchen, um Eukalyptusbäume kennen zu lernen. Dort sind Exemplare des Fieberheilbaumes von 70 Metern Höhe und 4 bis 5 Metern Umfang keine Seltenheit, und unter günstigen Umständen können einzelne Bäume selbst eine Höhe von 100 bis 120 Meter erreichen. Mächtiger schießt noch eine andere Art, Eucalyptus amygdalina, empor. Ein Exemplar, das man in Westaustralien auffand, übertraf den „königlichen Wuchs" der Pyramiden und wetteiferte bei 152 Metern Höhe mit dem Kölner Dom. Das war der höchste Baum, den Menschen je gesehen.

Das schädliche Sitzen.

Von Prof. Dr. E. Grawitz.

„Wohlauf, die Luft geht frisch und rein! Wer lange sitzt, muß rosten", singt Scheffel in seinem herrlichen Wanderliede, und der gleiche Gedanke findet sich gerade in der schönen Literatur in Vers und Prosa vielfach ausgesprochen. Sehr richtig deutet schon die erste Strophe, das heißt der Hinweis auf die frische Luft, die naturgemäße Korrektur des schädlichen Sitzens an, und sehr richtig ist auch der Vergleich dieser Schädlichkeit mit dem Rosten, das heißt mit dem Zerstörtwerden eines blanken Metalls, wobei man zunächst an den Stahl und die blanke Waffe denkt, die in der Ruhe vom Rost zerstört wird.

Fragt man sich nun, wie das Edelmetall des menschlichen Körpers, das ohne allen Zweifel vom Schöpfer ursprünglich auf ausgiebige Bewegung und Kraftleistung zusammengeschmiedet wurde, durch unnatürlich langes Sitzen zum Rosten gebracht wird, so machte man sich früher die Sache ziemlich leicht und dachte im wesentlichen an den Kreislauf des Blutes, der durch langes Sitzen zum Stocken gebracht wird, Blutüberfüllung der Eingeweide und fehlerhaftes Funktionieren dieser Organe hervorruft.

Im Lichte der neueren Forschung erscheinen aber diese Schädigungen doch etwas komplizierter, und es dürfte zunächst nützlich sein, wenigstens in großen Zügen die Gefahren zu schildern, die dem Körper durch unnatürlich lange ausgedehntes Sitzen erwachsen. Diese Schädigungen sind verschieden je nach dem Lebensalter, und sie beginnen beim Kinde naturgemäß mit dem Zeitpunkte, wo dieses die volle ungebundene Freiheit der ersten Kindheit aufgeben muß und vom Stadium der reinen Spielzeit in das der Lernzeit übertritt. Aber schon vorher bedingt oft, zumal bei Stadtkindern, der Einfluß längeren Sitzens einen Unterschied in der Entwicklung der kleinen Mädchen gegenüber den Knaben, da erstere vielfach infolge eines falschen Erziehungsprinzips schon von klein auf mehr auf sitzende oder zum mindesten körperlich untätige Lebensweise hingeführt werden, während man den Knaben reichlichere Gelegenheit zu körperlicher Betätigung bietet. Die Folgen dieser unterschiedlichen Erziehungsweise machen sich allmählich dadurch bemerkbar, daß bei den Mädchen drei Systeme in der Entwicklung zurückbleiben, nämlich die Muskulatur infolge geringerer Bewegung, das Blut, das das Brennmaterial für den arbeitenden

Muskel, nämlich den Sauerstoff, liefert, und das Herz, das bei geringem Blutbedarf der Muskeln weniger Arbeit zu leisten hat und daher in seiner Entwicklung zurückbleibt. Wir finden daher bei kleinen Mädchen, die in einer solchen falschen, mehr sitzenden Lebensweise während ihrer ersten Lebensperiode erzogen sind, gegenüber ihren Brüdern, die bei der Geburt vielleicht weniger kräftig entwickelt waren, nicht nur schwächere Muskeln und ein schwächeres Herz, sondern auch das Blut enthält ein Defizit an seinem wichtigsten Bestandteil, dem Blutrot, gegenüber dem Blute der Knaben, wie man sich durch direkte Messungen am Blute überzeugen kann.

Auf diese wichtigen Erfahrungstatsachen muß gerade heute mit allem Nachdruck hingewiesen werden, wo die Frauen in immer größerer Zahl in die männlichen Berufe einzudringen beginnen, die Eltern aber ebenso wie die Frauenrechtlerinnen zum Teil in der falschen Vorstellung begriffen sind, daß die geistige Ausbildung genügend sei, um zum Beispiel die Gelehrtenberufe auszufüllen. Diese Ansicht ist für die jungen Mädchen sehr verhängnisvoll, denn auch diese Berufe erfordern heutzutage einen sehr gesunden Körper und besonders ein gesundes Nervensystem, und die schwächliche Konstitution, die durch ungenügende körperliche Betätigung in der ersten Jugend erworben wird, ist später nicht mehr auszugleichen.

Die Schädigungen durch das lange Sitzen in der Schule sind mannigfacher Art. Erstens wird auch hier in der geschilderten Weise die Ausbildung der Muskeln, des Blutes und des Herzens geschädigt, ferner treten Stockungen des Blutes in den Unterleibsorganen mit Störung in der Verdauung auf, und manche Kinderärzte führen die so häufig auftretende Blutarmut in der Schulzeit auf fehlerhafte Zersetzung des Darminhaltes infolge von Stuhlträgheit zurück, die durch das lange Sitzen veranlaßt wird. Nicht weniger leidet das Nervensystem unter der Verlangsamung des Blutumlaufes, denn gerade diese Organe und besonders das Gehirn haben das stärkste Bedürfnis nach Zufuhr frischen Blutes, und wir sehen daher Nervosität und Nervenleiden verschiedener Art sich ebenfalls auf der Basis des langen Sitzens entwickeln.

Es könnte nun vielleicht jemand einwenden, daß die paar Schulstunden schwerlich so erheblich schaden könnten; indes ist doch zu berücksichtigen, daß ein Kind von etwa neun bis zehn Jahren, wenn es richtig gehalten wird, zehn bis elf Stunden Nachtschlaf, also völlige Ruhe hält, daß die vier bis fünf Schulstunden mit ein bis zwei häuslichen Arbeitsstunden und dazu noch die nötige Essenszeit demnach fast die Hälfte der Tageszeit in Anspruch nehmen, so daß die für die körperliche Bewegung übrige Zeit tatsächlich viel zu kurz ist.

In späteren Jahren sind es gewisse Berufe, die durch zu vieles Sitzen in ganz besonderer Weise gefährdet sind, wie z. B. das große Heer der hohen und niederen, im Bureau tätigen Beamten, Juristen, Kontorarbeiter, Schreiber usw. Wir finden hier, wo es sich um Menschen mit ausgewachsenem Körper handelt, in erster Linie die Schädigungen durch Blutstauung, durch Verdauungsstörung, durch fehlerhafte Zersetzung der Nahrungsstoffe im Darm bei chronischer Stuhlträgheit, und wir müssen annehmen, daß hierbei schädliche Stoffe ins Blut übertreten, die reizend und schädigend auf das Nervensystem wirken, oft auch das Blut schädigen und manchmal im Verein mit gestörtem Appetit und Verdauung einen schweren Zustand allgemeiner Ernährungsstörung und Blutarmut hervorrufen. Die sprichwörtlichen Klagen über Launenhaftigkeit, Gereiztheit und wechselnde Stimmung bei Bureaubeamten sind in der Regel auf diese schädlichen Folgen des Sitzens zurückzuführen, und es wäre eine interessante Aufgabe, nachzuforschen, wie viele Sonderbarkeiten „vom grünen Tische" sich in letzter Linie als Ausflüsse des zu vielen Sitzens erweisen. Neben diesen allgemeinen Störungen des Organismus bedingt das lange Sitzen noch gewisse örtliche Erscheinungen in den Beckenorganen, die sich in Blutüberfüllung, häufig verbunden mit Erweiterung gewisser Blutgefäße (Hämorrhoiden), äußern und mannigfache Beschwerden hervorrufen.

Wenn wir somit sehen, daß übertrieben langes Sitzen den Körper des Heranwachsenden in seiner Entwicklung schädigt, den Erwachsenen aber mit direkter und indirekter Gefährdung seiner Gesundheit bedroht, so muß es hier wie bei all den vielen anderen Schädlichkeiten des täglichen Lebens Aufgabe sein, vorbeugend einzuwirken und Mittel und Wege zur Verminderung dieser Gefahren anzugeben. Sind bereits wirklich krankhafte Veränderungen durch diese Schädlichkeiten entstanden, so ist es Sache direkter ärztlicher Behandlung, Heilung zu schaffen, allein es ist hier nicht der Ort, auf diese oft recht schwierige Aufgabe der Heilkunde einzugehen. Wichtiger ist es ohne Zweifel, daß nicht nur das große Publikum, sondern auch die Behörden sich dieser Gefahren klar bewußt werden und alles vermeiden, was über das unumgänglich notwendige Maß von Sitzen, zumal im jugendlichen Alter, hinausgeht.

Nach dem oben Gesagten ist es ohne weiteres klar, daß im ersten Kindesalter beide Geschlechter gleichmäßig reichliche Gelegenheit zu körperlicher Betätigung haben müssen, und es dürfen bis zur Periode der geschlechtlichen Entwicklung nicht in der Quantität, sondern nur in der Qualität der körperlichen Übungen Unterschiede bei Knaben und Mädchen bestehen. In der Schule ist eine Verminderung der Stundenzahl nicht nur wegen der hier geschilderten Gefahren aufs dringendste erforderlich. Es ist vom hygienischen Standpunkt ganz unzulässig, zarte Kinder schon vom zehnten Lebensjahr ab fünf Stunden hintereinander in die Schulstube zu stecken, denn neben der viel zu langen geistigen Anspannung machen sich auch die rein körperlichen Schädigungen durch das lange Sitzen geltend. Durchaus nützlich ist eine gehörige körperliche Bewegung in den Zwischenstunden, auch leichte gymnastische Übungen durch Aufstehen, Rumpf- und Armbewegungen während des Unterrichts sind sicher sehr zweckmäßig.

Vor allem muß natürlich durch das Elternhaus eine Korrektur dieser Schädigungen durch reichliche Gelegenheit zu körperlicher Betätigung in und außer dem Hause gegeben werden. Spiele, Sport, Märsche usw. bieten die besten Mittel hierzu, und nur bei sehr zarten Kindern bedarf es sorgfältiger Erwägung und ärztlichen Beirates, ob vielleicht durch Liegekuren im Freien mit Schonung der schwachen Kräfte und Nerven und mit besserer Blutversorgung des Gehirns der richtige Weg einzuschlagen ist. Abgesehen aber von diesen Fällen muß das allgemeine Prinzip bei der Vorbeugung immer in ausgiebiger körperlicher Bewegung, und zwar am besten in der freien Luft liegen, und die immer zunehmende Beliebtheit des Ballspielens in allen Formen sowie der vielen sonstigen Spiele im Freien, des Sports und der Reisen zeigt, wie sehr auch die Erwachsenen heute die Wohltaten der Bewegung im Freien als Korrektur des berufsmäßigen, schädlichen Sitzens empfinden.

Man sehe sich den Bureaubeamten an, wenn er mit blasser Gesichtsfarbe, schlaffen Bewegungen und nervöser Hast die Sommerreise ins Gebirge oder an die See antritt, und wiederum, wenn er mit frischgeröteten Wangen, in straffer Haltung und froher Stimmung wieder zurückkehrt, und man erkennt, wie durch die Anregung des Stoffwechsels beim Wandern und Steigen in den Bergen oder beim Baden in der See, beim Rudern und ähnlichen Betätigungen die Ernährung gehoben, das Blut verbessert und die Nerven erfrischt sind. Der richtige Schluß, den man aus dieser Beobachtung ziehen muß, kann nur der sein, nicht immer erst bis zum Sommerurlaub mit der Erfrischung des Körpers zu warten, sondern dauernd, je nach den zeitlichen, örtlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen, dem gefährdeten Körper eine freie Entfaltung der Kraft durch gesunde Bewegung in freier Luft zu bieten, denn dieses fordert die Natur auch bei dem höchst zivilisierten Mitgliede des Menschengeschlechts als Grundbedingung geistiger wie körperlicher Leistungsfähigkeit.

———∘∘———

Charlottens Weg ins Leben.

(Schluß.) Novelle von Else Franken.

Klarisse schlich sich heimlich hinter den Pflanzengruppen des Wintergartens hinweg. Draußen lehnte sie sich todmüde an die Wand. Aber Geräusche schreckten sie auf; so stieg sie, schwer auf das Geländer gestützt, hinauf in den Oberstock in ihr Ankleidezimmer, dessen abgelegene Ungestörtheit ihr so oft ersehnte Zuflucht bot.

Sie fühlte sich so hinfällig, daß sie sich im Dunkeln in einen Sessel warf und nicht einmal die Tür zum Korridor schloß. Die Vorhänge waren nicht zugezogen, so schwamm das Zimmer im Schimmer blassen Mondlichts.

Da unten war sie sich wie ein geschmücktes Opfer erschienen. Nicht eine Minute hätte sie mehr das zwecklose Sprechen und erzwungene Lachen ertragen. Das sind ja ganz unnötige Leiden, das ist ja Quälerei! sagte sie sich.

Welches Anrecht haben die Menschen darauf, daß ich ihnen eine Komödie vorspiele? Wozu schleppen wir alle die Beziehungen durchs Leben, statt uns an wahren Freuden genügen zu lassen!? Weil wir sonst merken würden, daß unser Leben leer ist, daß wir nicht in der Tiefe leben, sondern auf der Oberfläche.

Und warum bin ich einsam, wenn ich leide, warum steht dann Hardy nicht an meiner Seite? Weil er sich an der Oberfläche wohlfühlt? Oder ist auch er einsam, und wir fanden nur den Weg nicht zueinander?

Aber da senkte sie trauernd die Stirn. Nein, ihn beugte nur der äußere Mißerfolg, kein innerlicher Mangel.

Ich habe gar kein eigenes Leben gehabt, sagte sie sich. Ich bin wie ein Spiegel gewesen, der kein eigenes Gesicht hat, der immer nur fremde Bilder auffängt und zurückwirft. Gewiß, in ihr hatte keine kühne Ursprünglichkeit, kein lebensstarker Wille, hatten keinerlei tiefere Begabungen gelegen; darum war sie abhängig geworden von diesem lärmenden Lebensgenießer.

Wie weise und gütig von der Natur. Da war Entwicklung für den Grashalm so gut wie für den Eichenbaum; ein jedes wuchs, seiner Art gemäß.

Bei den Menschen wurden die Zarten von den Starken unterdrückt. Auch in der Liebe, oft auch in der Ehe. Viel Stilles und Feines geht dabei verloren.

Und plötzlich stand Wulfferts Bild vor ihr, und sie lächelte ein geheimnisvoll melancholisches Lächeln über die verflossene wirre Zeit.

Nein, was im Leben verpaßt war, ließ sich nicht nachholen. Aber es ließ sich mit Würde tragen.

Sie errötete heiß, wenn sie daran dachte, es könne ein Liebessturm über sie hinbrausen, wie er die junge Sidonie durchrüttelte.

Jede Lebensphase stellt ihre besonderen Forderungen — und was in der einen unerfüllt blieb, läßt sich niemals in einer späteren nachholen.

Sie erhob sich und streckte beide Arme von sich und atmete tief, wie erlöst. Sie fühlte die beängstigende Empfindung für ihren jungen Freund abebben und sich klären.

„Gnädige Frau?“ Es war Wulfferts Stimme, die leise und zaghaft durch die offene Tür fragte.

Klarisse atmete tief. Es gab eine Stille von Sekunden. Dann trat sie zurück und stand nun hochaufgerichtet gegen das matthelle Fenster.

„Überall habe ich Sie gesucht,“ sprach er warm und eindringlich, „denn ich sah Sie leiden. Ahnen Sie denn nicht, wie bitterlich ich jede Pein mit Ihnen fühle?“

Klarisse horchte auf den Ton der Stimme, die sie eine Zeitlang beunruhigt hatte. Sie schwieg.

Da trat er langsam zwei Schritte näher, aber sie bannte ihn mit ihrer ausgestreckten Hand.

„Doch,“ sagte sie sehr leise, „doch, ich weiß es. Ich weiß, daß Sie in mir lesen wie in einem offenen Buche. Manches Krause stand da zu lesen. Aber denken Sie, lieber Erik, das habe ich heute alles abgestreift, dazu will ich mich nun nicht mehr bekennen.“

Das aber konnte sie ihrem Herzen nicht verbieten, daß es sich freute, einem wertvollen Menschen so warme Verehrung eingeflößt zu haben.

„O, Klarisse,“ sagte er bewegt, „dürfte ich Ihnen helfen, Sie auf einen neuen Boden stellen, daß Sie Ihres Lebens froh werden könnten.“

Er stand nun dicht vor ihr, und sie sah, wie er seine innige Mitleidenschaft mit allen seinen Kräften geknebelt hielt.

„Ich bleibe ja doch überall die ich bin,“ sagte sie leise, „das ist eine ganz neue Erkenntnis für mich, eine schwer errungene. Jeder Mangel liegt in uns selbst; es ist ein Irrtum, wenn wir ihn in den äußeren Verhältnissen suchen.“

„Wie kalt Sie sprechen,“ klagte er traurig, „wo ich mein ganzes Herz zum Schemel Ihrer Füße machen möchte.“

„Ich altere,“ sagte sie demütig, „und ich will in die unentrinnbaren Schatten des Alters lieber in Herzenseinsamkeit eingehen als in häßlicher Unnatur.“

„Sie schaffen künstlich eine Kluft zwischen uns, die ich nicht sehe.“

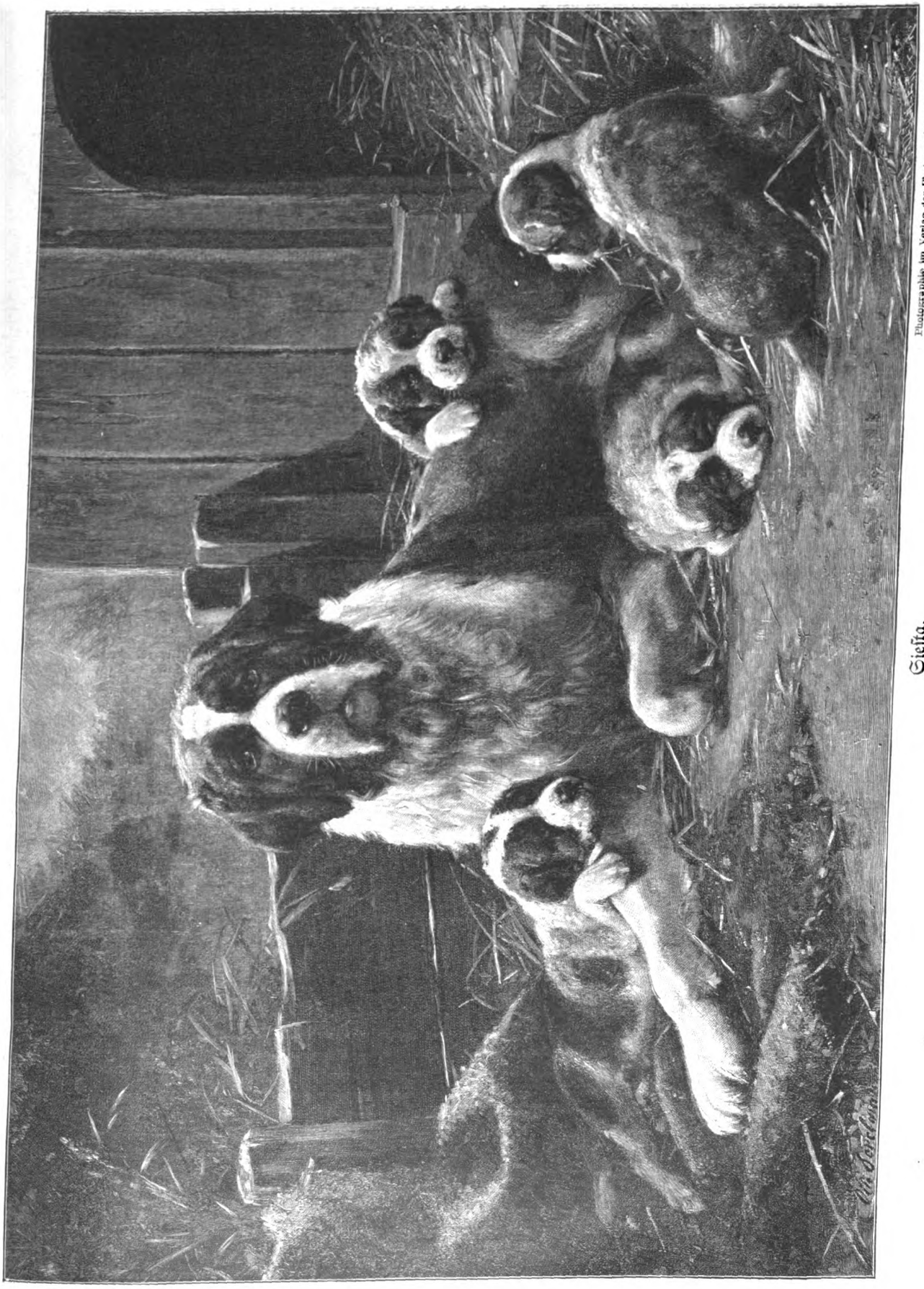
„Und Hardy?“ rief sie. „Sehen Sie nicht, Sie, mit Ihren wissenden Augen, daß er abwärts schreitet? Wie lange wir Weggenossen waren — das wissen Sie ja nun.“

„Ich kam mit dem vollsten Herzen zu Ihnen,“ klagte er, „und nun erkühle ich an Ihrer Ruhe. Meine ganze Jugend habe ich vertan, Klarisse, daß mir selbst davor graut. Ganz mir selbst überlassen, ganz direktionslos wuchs ich auf, trotz aller Fülle im Elternhause. Hämisch und spöttisch sah ich das leere, äußerliche Treiben. Auch mit meiner Kunst hatte ich gespielt — bis mir ein feines Gelingen kam, ungesucht, ohne sonderliche Anspannung meiner Kraft — als ein Ausfluß des stärkeren Besseren in meiner wild überwucherten Natur. Das war damals das Bildnis einer in tiefster Seele trauernden Frau gewesen, die ihr Leid verborgen trug. Und ich war so selig, daß mir dies Seelenlesen verliehen war, vielleicht, weil ich selbst an so vielem gedarbt hatte, von Kindheit an. Da lag mein kleines Arbeitsfeld, da hatte ich's gefunden. Und ich stürzte mich in sportliche Übungen, mich zu befreien von allem sinnlichen Überschwang. Ich fühlte Kräfte in mir wachsen und erstarken, und da begegnete ich Ihnen, Klarisse. Und ich verarme, wenn Sie mich fortschicken. Soll ich nun scheitern an dem Manne, der alle die langen Jahre an Ihrer Seite schritt, und der nicht ausging, die feine, süße Innigkeit Ihrer einsamen Seele zu genießen?“

„Ja,“ sagte sie herbe, „ja, Sie sollen fort. Das alles ist Unnatur. Wir Frauen fordern zu viel für Herz und Seele, weil unser Kopf und unsere Hände nichts Wesentliches zu schaffen haben. Das Leben ist streng, es ist hart. Aber was kann das Leben dafür, wenn wir seine besten Stunden verpaßt haben! Haben Sie Dank, Erik — aber halten Sie sich an die Jugend, zu der Sie gehören.“

Sie dünkte Wulffert unendlich lieblich; aber sie stand so unnahbar vor ihm, daß er nur noch ihre kleine Hand mit Küssen bedeckte — und dann stand Klarisse allein und atmete die herzhaft reine Nachtluft, die durch das offene Fenster sie überströmte.

Hardy lief aufgeregt durch alle Räume und fragte alle Welt nach seiner Frau. Die Damen des Lyzeumklubs standen da in einer geschlossenen Gruppe und wollten sich den Wirten empfehlen. Auf der Stirn der einen — sie war die Gattin eines berühmten Arztes und entstammte den Kreisen der hohen Finanz — lag ein gespannter, hochmütiger Zug, und eine kleine, greise Frau, einer der Stars im vorgeschobensten Posten



Photographie im Verlage der Photographischen Union, München.

Siesta.

Gemälde von Otto Gerelman.

der Frauenbewegung, pochte mit der Schuhspitze ungeduldig den Boden.

Das irritierte Hardy; es irritierte ihn heute alles. Sein großes Bild, sein Schmerzenskind, hatte er mit zähem Willen einer lange schon über ihm brütenden Schaffensunlust direkt abgerungen. Nun hatte er die Blamage, nun glaubte er sie auf allen Gesichtern zu lesen.

Sicher mußte es Klarisse auch schon wissen. Besser wäre es gewesen, er hätte selbst mit ihr gesprochen, gleich wie die Unglücksbotschaft — just heute nachmittag — eingetroffen war. Ein paarmal hatte er auch angesetzt, noch bei der Tafel. Aber da hatte sie ja wie ein Opferlamm gesessen, einfach schauderhaft unter solchen Verhältnissen, unter denen man den Kopf nicht hoch genug tragen kann. Weiber! — er zuckte hochmütig die Achseln, immer und ewig ihrem gebrechlichen Körper untertan. Immer gleich down — wollen sich emanzipieren — Spaß — unter Zehntausenden immer gerade eine, die das Zeug in sich hätte. Gar nicht ernst zu nehmen! Und ihm selbst klopfte das Blut in den Schläfen; Ärger — Scham — Alkohol — bißchen viel auf einmal.

Dabei eilte Hardy mit seinen langen Beinen durch alle Zimmer und blickte in jeden Winkel.

Im Wintergarten schritten vier schmale, dunkle Jungfräulein einen Reigen und wanden sich zwischen den Bosketten in mancherlei Verschlingungen hindurch. Sie staken in lilagrauen Schleiern und trugen smaragdgrüne Glühlämpchen in den Haaren, und Leo Amberger spielte den vertrackten Tanz aus der „Salome", den Hardys gereizte Nerven nicht mehr aushalten konnten.

Auch hier keine Klarisse; wo stak denn nur die Frau, wo sollte man sie in Teufels Namen noch suchen?

Er kam gerade beim Billardzimmer vorbei. Da herrschte ein Tohuwabohu von trinkenden, rauchenden und sich überschreienden Herren. Alte Kunst — neue Werte: „Das eben ist ja das Große in unsrer Zeit!" schrie eine nicht mehr ganz sichere Baßstimme. „Diese göttliche Respektlosigkeit, diese Wurschtigkeit vor abgeleierten Axiomen, die wir uns gestatten, heute zu leugnen; immer nur auf Trümmerstätten sproßt die Zukunftssaat."

Quatsch! — dachte Hardy und stürzte ein Glas Sekt hinunter. Quatsch. Der meint, er schwinge die Keule des Herkules und hat doch nur die Pritsche des Harlekins — er beguckte sich den kleinen, fetten und kahlköpfigen Herrn mit grimmer Heiterkeit.

„Ihr Jungen werdet auch altern und spüren, daß am Großen nicht zu rütteln ist. Das steht."

Dann fielen ihm die Klubdamen ein.

„Avanti!" Er wollte doch wenigstens seine Frau entschuldigen. Aber die Stelle war zu Hardys Ärger leer, die Damen waren schon fort.

„Wollte, ich könnte auch fort", brummelte er; „für diese Nacht an keinen Schlaf zu denken. Und da ist ja mal wieder die kleine Schmiede in meinem Schädel. In den Schläfen hämmert's, und oben drüber dröhnt eine Kathedralglocke."

Hardy hatte von diesen gefährlichen Symptomen nicht einmal seinen Arzt verständigt. Keiner brauchte zu wissen, wie sehr er auf der Kippe stand. Er riß die Tür zur Garderobe auf, vielleicht daß dort — Da stand aber nur die alte Gräfin Wettenau, der Scholl ihren großen, vergilbten Hermelinkragen über die Schultern legte. Die alte Dame hatte so brillante Verbindungen.

„Meine Frau nicht hier, Gnädigste, um Ihnen die Honneurs zu machen?"

„Ihre Frau Gemahlin, mein teurer Professor, wird an allen Ecken vermißt", sagte die Wettenau sehr langsam und sehr liebenswürdig. „Ich denke, sie wird sich an ein sicheres, ruhiges Plätzchen zurückgezogen haben."

„Vermutlich im Oberstock, Hardy", sagte Scholl nachlässig und reichte der alten Dame Fächer und Blumenstrauß. „Sie können aber ganz ruhig sein — ich glaube, Wulffert ist oben und sorgt für der gnädigen Frau Behagen."

Wie ein Blitz durchfuhr es Hardy. Er besah sich den boshaften, kleinen Unheilstifter von seiner stolzen Höhe aus.

Dann zeigte er nur mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf die Tür, die ins Treppenhaus führte. Sprechen hätte er nicht können, ihn schüttelte ohnmächtiger Zorn.

Klarisse verdächtigen — — Gemeinheit! — Aber dennoch — — kleine Worte fielen ihm ein, vage Gesten, ein Schweigen zur Unzeit — ihre ganze Art, sich stumm in sich selbst zu verkriechen — und Wulffert hatte sich in letzter Zeit so rar gemacht gegen früher — immer spröde und einsilbig — wie unter einem Druck. — —

Aber dann steckt sie ja in der schwersten Krisis ihres Lebens — meine Klarisse — und nie nahm ich mir die Zeit für sie! Dann gehöre ich ja an ihre Seite — da muß ich ihr ja doch zu Hilfe kommen, auch gegen alle die Hämlinge da draußen — —

Er wollte sich zusammenrichten, aber ein Schwindelanfall packte ihn an; ein häßlich ziehender Schmerz vom Rücken in den Nacken hinauf stellte sich plötzlich ein. Er fühlte, wie ihm das Blut zum Kopfe schoß, und wie ein widriges Kältegefühl anfing, ihn in den Zehen und in den Fingerspitzen zu kribbeln. Er wollte zu seiner Frau stürzen und konnte sich nicht vom Platze rühren. Und plötzlich fiel Hardy schwer zu Boden.

Irgendeiner war in der Nähe gewesen und hatte den dumpfen Schlag gehört. Die Nachricht eilte im Nu durch die schon halb geleerten Säle. Einer der Gäste, ein Arzt mit scharfen Zügen und klugen, dunklen Augen, war um den Todkranken beschäftigt. Ihn überraschte die Katastrophe keineswegs. Er wollte den wenigen Umstehenden auseinandersetzen, wie die ganze Lebensweise Hardys seiner Konstitution zuwider gewesen sei. Aber er schwieg mit leisem Achselzucken. Wozu denn für diese Unwissenschaftlichen, was geht es die an! Der liebe Herrgott gibt die Lebenswerte mit vollen Händen, und die Menschen zerpflücken und verkrümeln sie. Der arme Kerl hier ist ein fertiger Mann; der sieht wohl kaum noch das Sonnenlicht wieder.

Man hatte Hardy auf einen niedrigen Diwan gelegt. Das alte Mariannchen, das man sonst nie in den Gesellschaftsräumen zu Gesicht bekam, saß plötzlich neben dem Lager des hart Atmenden und legte Eiskompressen auf seine Stirn. Es lag ein tiefer, leidvoller Schmerz auf ihrem durch ein ganzes Leben geduldigen Dienens zur Gelassenheit erzogenen Gesicht. Das war nun doch ihr richtiger Vetter, der Eduard Hardy mit seiner ritterlichen Gestalt, mit allen den ironischen Lachfältchen um die Schläfen und mit aller seiner geräuschvollen Verve. Das war doch noch einer, daran hatte sich stets der Familienstolz des alten Mädchens emporgerankt.

Nun saß sie und betreute den Ohnmächtigen und wußte ganz genau, noch ein paar Stunden, dann würde es eine Totenwache sein.

Die Gäste hatten sich verstört entfernt, und die Festräume lagen im Dunkel. Man hatte die Türen abgeschlossen und noch nicht einmal den Kehricht, die welken Blumen, die Stoffetzen und zerborstenen Gläser ausgefegt.

Lotte saß neben der trostlosen Klarisse und ließ sie nicht aus ihren Armen.

„Tu das fremde Kleid von dir —" flehte sie, und Lotte schlüpfte in ihr dunkles Morgenkleidchen.

„Es gibt ja keinen besseren Tod, wenn schon gestorben sein muß" — wiederholte zum öfteren das Mädchen. Konrad hatte so gesagt, und jener andere Arzt hatte von Hardys Disposition für ein solches Ende gesprochen. Das käme so bei solchen Gewaltnaturen, die dem Alter keine Zugeständnisse machen.

Aber Klarisse bebte vor Grauen. Nun er fort war, der geräuschvolle Mann, der immerdar die Tonart und Takt und Tempo für ihr Leben angegeben hatte, nun gähnte sie eine noch unfaßbare Leere an.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Im großen Speisezimmer hatte man über dem Mitteltische die Flammen bis auf eine abgedreht. Das gab eine matt helle Insel mitten in der Schattentiefe des großen Raumes.

Im dunkelsten Winkel stand Konrad, und Sidonie hing mit beiden Armen an seinem Halse.

„Nicht, Sidi —", flehte er inständig und bestrebte sich, ihre ineinandergekrampften Hände von seinem Nacken zu lösen — „nicht, lassen Sie mich frei — drüben kämpft ein grundgütiger Mensch mit dem Tode."

Aber sie schluchzte an seiner Brust, daß es ihren zarten Körper schüttelte. Er wußte, wie sehr sie ihrem Onkel Hardy angehangen hatte. Nun suchte die Einsame Zuflucht bei ihm wie ein Kind, das noch zu schwach ist, Kummer allein zu tragen. Da ließ er sie gewähren.

Aber er stand steif aufrecht und neigte sein Haupt nicht um eine Linie. Sein Blick haftete finster auf dem großen Diamanten, der das feine Perlkettchen an ihrem Halse schloß.

Und endlich wurde sie ruhiger und richtete sich von ihm auf und zog ihn neben sich auf den kleinen Diwan, der in der tiefen Fensternische stand.

„Warum willst du mich von dir schicken, da du mich doch liebst?"

„Ich habe keine Zeit zur Liebe, Sidonie."

„Dann hast du keine Zeit zum Leben!"

Und da er stumm auf ihr Geschmeide wies, so löste sie es flink mit zitternden Fingern und warf es weit von sich auf den Tisch.

„Um solchen Tand! Ich will ein Kettchen von Ringelblumen tragen, Konni, oder ein hanfenes Schnürchen, wenn ich dich nur habe."

„Du kennst ja das schwere, schwere Leben nicht."

„So will ich dein Lehrbub sein!"

„Du machst ja tolle Streiche auf Schritt und Tritt."

„Auf Schritt und Tritt" — sagte sie mit leuchtenden Augen.

„Springst einfach ins Wasser, wenn ich nicht will wie du . . ."

„Nie wieder, Konni, denn du springst mir nach, ohne Besinnen — und also liebst du mich!"

„Und so nimmst du mich, so ohne Kampf und ohne Schwertstreich!"

„Ich habe kein Schwert, ich habe auf der ganzen Welt nichts als meine große Liebe."

Und sie stürzte sich in seine Arme, und er schloß sie so fest an seine Brust, daß eines den Herzschlag des andern fühlte.

Aber sie lösten sich bald voneinander und traten an das Fenster. Im Osten blühte der Morgen mit blassem Schimmer empor und, ein paar Türen nur von ihnen getrennt, veratmete ein stiller Mann seinen kargen Lebensrest.

Ein paar Tage später — es war wieder um die Zeit des Abenddämmerns — saß Lotte Wagner in der heimischen Wohnstube, zwischen Vater und Mutter. Die trauliche Hängelampe brannte, und es duftete nach den späten Nelken und Reseden im hohen Kelchglase.

Eines von den Alten hielt immer eine von den jungen kühlen Händen; aber Mutter ließ sie öfter los, nur damit Väterchen nicht zu kurz käme.

Sie fanden das Kind ein bißchen schmäler aussehend, und das war wohl kein Wunder nach allem, was die in dem großmächtigen Berlin erlebt hatte.

Stundenlang saßen sie nun schon, und des Erzählens war kein Ende. Und der Konrad Bräutigam! Sie konnten nicht genug von dem fremden Mädchen hören, das ihren Sohn so über alles liebte.

„Und wir Alten hier haben gelebt wie die Turteltauben" — sagte Väterchen, stand auf, ging um die Lotte herum und klopfte seiner guten Frau sänftiglich auf die Schulter.

„Mutter hat keine Kaffeevisiten gemacht, und ich bin immer nur Donnerstags in den ‚Grünen Baum' gegangen, wenn die Kollegen da ihren Dämmerschoppen halten. Und auch nur, weil ich Mütterchen doch gern immer was Neues erzählen wollte."

„Glaubst du" — fragte Mutter und machte ihre großen Sorgenaugen — „glaubst du, daß sie es im Alter auch so gut haben werden wie wir, der Konni und seine schöne Braut?"

Und Lotte lachte — aber nicht ganz so leicht und herzfroh wie ehedem. Aber das durften die lieben Alten nicht merken. So nahm sie die Bilder der beiden Brautleute wieder zur Hand — „Sieh die nur erst zusammen, Mutter. Unser Konni ist ein ganzer Mann, der tut sein schweres Stück Arbeit, und die Sidi neben ihm, die ist und bleibt sein Freudenborn. Der Konni, Mutter, der ist wie du, fest und ernsthaft."

Aber der ist nicht in der Enge steckengeblieben — dachte das Mädchen weiter, und plötzlich kam ihr die seltsame Veränderung ihrer innerlichen Stellung zu den Eltern zum Bewußtsein. Ganz wie ein Kind hatte sie im Elternhause gestanden, ganz in treuer, bescheidener Einfalt. Alle ihre Gedanken waren gewesen wie die Fischlein, die im klaren, seichten Wasser dahinschnellen.

Nun hatte sie so viel gesehen und gedacht in der kurzen Spanne Zeit — das ließ sich gar nicht alles in Worte fassen. Wie sollte sie Vater und Mutter ein Bild geben von so seltsamem Ehebunde wie dem Hardys und Klarissens — wie von der kleinen Sidonie, die geschwärmt und gelitten hatte, weil zu wenig Liebe in der Welt sei!

Wenn man mit Worten malen könnte, dachte sie; aber auch das hülfe nichts, denn der Menschen Augen sind alle nur auf bestimmte Farben eingestellt, und jedes Naturell hat seine eigene Skala. Und sie dachte an einen Aufsatz, den sie kürzlich in einer großen musikalischen Revue gelesen hatte. Die Töne innerhalb eines Umfanges von zehn Oktaven fängt das normale Ohr auf. Was an Tönen tiefer liegt, dringt nicht mehr ins Bewußtsein, und was höher liegt, die unermeßlich hohen Töne der Galtonpfeife, die werden nicht als Ton, sondern nur als Schmerz empfunden. Das hatte sie frappiert.

Diese Charaktere, deren Schicksal sie zum Teil miterlebt hatte, die lagen ganz außerhalb der zehn Oktaven, auf die Väterchens und Mutters Weltauffassung eingestellt war.

Aber nichts von Überhebung lag in diesen Gedanken, die durch des Mädchens Kopf in nur Sekunden flogen. In der engen Begnügtheit hier wehte es sie an wie ein frischer und gesunder Odem. Aber hier ferner wurzeln — nein das konnte sie nicht.

„Unsere Lotte ist müde", meinte Väterchen und zwinkerte der Mutter zu, denn die beiden Alten versprachen sich großen Eindruck von der hellblumigen Tapete und den mancherlei Verschönerungen, die sie in dem Hofstübchen angebracht hatten.

„Ja," sagte Lotte, „ich bin müde, und ich werde köstlich schlafen unter unserm alten Dache. Aber erst muß es noch heraus: ich kann nicht ferner so müßig hiersitzen mit allen den Kräften, die ich in mir fühle. Mit Konrad bin ich schon ganz einig. Ich will Pflegeschwester werden. Ich will lernen und dienen und dem Konni zur Seite stehen."

Es war ganz still, und Väterchens magere, alte Hände mit den dicken Adersträngen, die auf der Tischplatte lagen, fingen leise an zu zittern.

„Als ein Kind bist du von uns gegangen, Charlotte," sagte die Mutter und suchte mit ihrem dunklen Blick auf der weißen Stirn der Tochter zu lesen, „hast du so Schweres durchlebt in den kurzen drei Wochen?"

Es war aber nicht Schwere und Trübsal, die sie vom Gesicht ihrer Tochter ablas; im Gegenteil, ein stilles Glänzen schien von der jungen Lotte auszugehen.

„Ich will euch die ganze Wandlung in einem Bilde darlegen", sagte sie. „Väterchen, wie würde dir heute sein, wenn du in großer Uniform über den Marktplatz gehen solltest, oder im Palmenfrack des Akademikers?"

„Jenun," sagte der Vater ganz verwundert, „da käme ich mir eben vor wie in einer unpassenden Maskerade."

„Seht ihr, so ging es mir. Ich trug ein schillerndes Nixenkleid von auserlesenem Reiz auf dem großen Fest, und da kam eine ganz alte, vornehme Dame, die nahm mich aufs Korn durch eine langgestielte Lorgnette und ließ sich meinen Namen nennen. Und dann sah sie mich von oben herab an, obschon sie zwei Köpfe kleiner ist als ich, und fragte mich, ob ich verwandt mit Richard Wagner sei. Und als ich das verneinte: ‚Dann aber wohl mit Adolf Wagner?' Von dem wußte ich gar nichts, habe mir's erst nachher erklären lassen. Und da ich nun verlegen dastand, so war ich für die alte Dame Luft. Der Mensch in mir ging sie nichts an. Und ich kam mir wirklich selbst so vor wie auf einer Maskerade und hielt mich, soweit es anging, im Hintergrunde. Zu sehen gab es genug, und so war ich ganz vergnügt auf meine Weise. Komisch, an Großmutter Linsemann mußte ich denken, an ihr gehäkeltes Schultertuch und ihre Filzschuhe im Winter, von denen immer ein Paar in der Ofenröhre stand. Und das Linsemannsche in mir machte mich ganz oppositionell gegen all den übertriebenen Staat."

„Kind," sagte der Vater, „du bist überreizt, laß sich das alles erst setzen."

Und die Mutter fragte geradezu: „Charlotte, das kommt so plötzlich" — sie suchte nach den Worten — „hast du ein Herzenserlebnis gehabt?"

Aber Lotte hob ihre Augen ganz frei und klar. „Ich habe ein paar Tage lang geglaubt, einen Mann zu lieben. Aber ich wußte gleich: der dachte nicht an mich, der war in Leidenschaft verstrickt zur Frau eines andern."

Väterchen fing sich gleich wieder der Tochter Hand ein — oho — er wollte schon fest an ihrer Seite stehen; ganz kriegerisch aufgeregt sah der alte Mann aus.

„Und da," fuhr Lotte fort — „so ganz zur rechten Zeit kam mir ein Bild wieder ins Bewußtsein, von meinem ersten Tage in Berlin. Ein Krankensaal im Martinushospital und ein Arzt, ein blasser, herzkranker Mann, der für die Armen und Elenden lebt bis zum letzten Atemzuge. Das war der Hubert Schlotheim, den ihr ja kanntet. Jetzt sieht er etwa aus wie der Herr Jesus Christus, wenn er zwischen den Kindern sitzt oder zwischen den Einfältigen und Geringen."

Es blieb einen Augenblick still; die Lotte hatte Tränen in den Augen, aber die schluckte sie hinunter.

„Und nun seht mich mal an," sie sprang auf und stand da in ihrer ganzen rüstigen Jugendblüte, „Kraft und Frohsinn sind auch Talente. Ich will zum großen Heer der Arbeitenden gehören. Da, wo ich am besten hinpasse, da will ich lernen und —"

„Und willst auf eigenes Familienglück verzichten?" fragte Väterchen sorgenvoll.

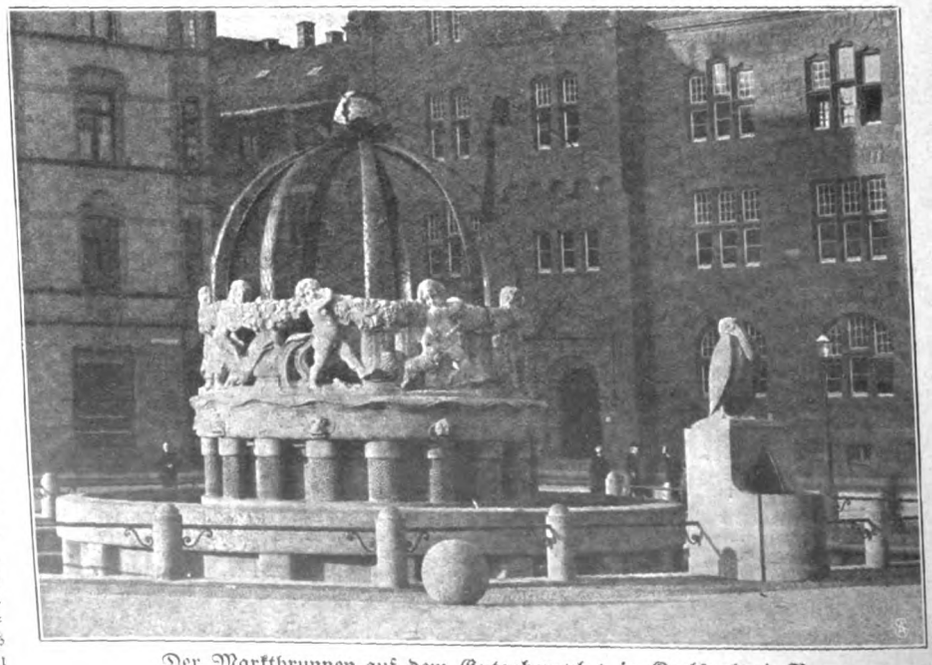
Aber da kam ihr die Mutter zur Hilfe. „Sie geht ja nicht ins Kloster. Sie geht ja da erst recht ins Leben und tritt in die mannigfachsten Beziehungen."

Und Mutter lachte vergnügt vor sich hin. Sie holte aus der großen Alabasterschale einen großen, steifen Brief vom Format der Verlobungsanzeigen: der Herr Bankdirektor Schwarzkopf gab sich die Ehre — —

Da lachte die Lotte so vergnügt mit, wie seit langer Zeit nicht, und staunte: „Daß du es so vergnügt nimmst, Mutterchen!"

„Ich bin doch schließlich erst recht eine Linsemann und habe also gelernt, mich zu schicken. Du hast nun aus dir selbst einen Willen und ein Ziel gefunden. Vergiß nur nicht das heimische Nest, das wartet alle Stunden auf euch Kinder!"

Der Marktbrunnen in Karlsruhe. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Seit Jahren ist die Karlsruher Stadtverwaltung am Werk, ihre öffentlichen Plätze durch prächtige Brunnenanlagen zu heben. In aller Erinnerung ist noch der sogenannte Stephansbrunnen von Billing, dessen wasserspeiende Fratzen viel von sich reden machten. Nun entsteht ihm in dem neuerrichteten Marktbrunnen auf dem Gutenbergplatz, was Originalität anbetrifft, ein Konkurrent. Denn diese Brunnenanlage – ein Werk des inzwischen verstorbenen Friedrich Ratzel — zeigt einen eigentümlichen kompositionellen Gedanken, der wohl dem Motiv alter Ziehbrunnen entlehnt ist. Der Kern: der runde Brunnenkörper mit dem zisternenartigen Bassin, ist umgeben von einem breit hingelagerten, vielfach abgestuften Steinbau und überwölbt von einem kronenartigen Aufbau aus getriebenen Kupferstangen, den ein naturalistisch behandelter Krautkopf — als Sinnbild des Marktes — abschließt. Besonders schön ist der Steinbau, den ein barockisierender, flüchtig stilisierter Fries von Kindergruppen schmückt.



Der Marktbrunnen auf dem Gutenbergplatz in Karlsruhe i. B.
Ausgeführt von Friedrich Ratzel in Karlsruhe.

Deutschland auf der Weltausstellung in Brüssel 1910. Nachdem das Deutsche Reich die Einladung der belgischen Regierung, sich amtlich an der Brüsseler Weltausstellung von 1910 zu beteiligen, angenommen hat und auch die Platzfrage durch Überlassung eines an vorteilhafter Stelle des Ausstellungsgeländes gelegenen Areals von mehr als 20 000 Quadratmetern geregelt wurde, ist es Ehrenpflicht, die Organisation der deutschen Abteilung auf der Weltausstellung in jeder Weise zu fördern und die Ausstellung selbst so zu beschicken, daß sie ein zutreffendes Bild von dem hohen Stand unserer künstlerischen und gewerblichen Leistungen bietet. Denn wir haben ein großes Interesse daran, gerade bei dieser Gelegenheit, gerade in Brüssel, die Leistungsfähigkeit unserer Industrie, die Blüte deutscher Wissenschaft und Kunst, darzutun. Nicht nur, weil Belgien selbst bei seiner ganz ungewöhnlichen Bevölkerungsdichtigkeit ein besonders wertvolles Absatzgebiet ist – unsere Ausfuhr dorthin ist von 1897 bis 1906 von 189 Millionen Mark auf 355 Millionen gestiegen — sondern auch wegen des auf

weitverzweigten internationalen Beziehungen beruhenden Zwischenhandels, der uns über Belgien den Absatz nach dritten Ländern vermittelt. Die Weltausstellung beruht auf dem Nationalitätsprinzip, d. h. die einzelnen Nationen stellen — soweit es möglich ist — alle ihre Erzeugnisse in räumlich geschlossenem Zusammenhang auf. Auch die gesamte deutsche Abteilung wird in einem selbständigen Gebäude untergebracht, was der Übersichtlichkeit sehr zugute kommen wird. Zum Reichskommissar der Ausstellung, die Ende April 1910 eröffnet werden und mindestens sechs Monate dauern soll, ist der Regierungsrat im Reichsamt des Innern Albert ernannt worden; er wird in den vorbereitenden Arbeiten durch ein Ende September d. J. in Berlin gebildetes „Deutsches Komitee" unterstützt, an dessen Spitze der Geheime Kommerzienrat Ravené steht.

Charles Trampus, Paris phot.

Verkauf von Kamelfleisch in Paris.

Kamelfleischverkauf. (Zu der obenstehenden Abbildung.) Eines der praktischen Ergebnisse, die die französische Besetzung Marokkos gezeitigt hat, ist die Einführung von Kamelen aus Casablanca in Paris, die als Schlachtvieh verwendet werden. Das Fleisch wird durch den Kleinhandel im Ausschnitt verkauft, und in der Rue Montmartre ist eine erste Kamelfleischverkaufsstelle eröffnet worden. Die Pariser Speisekarten bieten es unter dem wohlklingenden Titel „Filet mehari" an, aber die Feinschmecker wollen nicht viel davon wissen, sie behaupten, es wäre „zäh wie Leder". Da es außerdem ziemlich teuer ist — nur die geringeren Stücke werden zu 45 bis 70 Centimen das Pfund verkauft, von den guten kostet das Pfund fünf bis acht Mark! — so wird es wohl nicht allzu beliebt, sondern mehr der Kuriosität wegen gegessen werden.

Ilse Frapan. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Am 3. Dezember ist Ilse Frapan-Alunian, wie sie sich nach ihrer Verheiratung mit dem Armenier Alunian nannte, gemeinsam mit einer russischen Malerin, der sie in seltener Freundschaft zugetan war, freiwillig in den Tod gegangen. Unheilbare Krankheit trieb sie dazu, die trotz einer starken Kampfnatur doch nicht die Kraft besaß, ohnmächtig, wehelos dem unerbittlichen Verfall entgegenzugehn.

Joh. Meiner, Zürich, phot.

Ilse Frapan †

Ilse Frapan war eine Hamburgerin. Am 3. Februar 1853 als Nachkömmling einer französischen Hugenottenfamilie Levien dort geboren, war sie vierzehn Jahre lang als Volksschullehrerin in ihrer Vaterstadt tätig, ehe sie „die Leidenschaft für Darwin und Häckel, der Hunger nach dem gesamten Wissen ihrer Zeit" in die weite Welt trieb. Friedrich Th. Vischer in Stuttgart wurde ihr Führer und Freund, der alte Storm in Hademarschen, der ewig junge Paul Heyse in München nahmen sich liebreich ihrer an, und dann zog sie — eine der Vorläuferinnen des Frauenstudiums — nachdem sie in Stuttgart Literatur studiert hatte, noch einmal als Studentin aus, um in Zürich Naturwissenschaft zu hören. Dort verheiratete sie sich auch, Ende der neunziger Jahre. Im Jahre 1903 veröffentlichte sie den Roman „Arbeit", der als „Schlüsselroman" in Zürich so unliebsames Aufsehen erregte und wohl der Grund ihres Wegzugs wurde. Ihre letzten Jahre verbrachte sie mit ihrer Freundin zusammen in Genf. Ilse Frapan war eine vielseitige Frau, deren Blick große Reisen und ernsthafte Studien geweitet hatten; aber ihr Bestes im Leben und im Schaffen hat ihr Hamburg gegeben. Von dort stammen in ihren Büchern „Zwischen Elbe und Alster", „Zu Wasser und zu Lande" ihre prächtigen Typen aus dem Volksleben, und über ihre „Hamburger Novellen" ist sie eigentlich nie hinausgekommen.

Wintervergnügen am Lamsenjoch. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Es dürfte noch erinnerlich sein, wie im Frühjahr die mit einem Kostenaufwande von 45 000 Mark erbaute Lamsenjochhütte mit einem Zimmern, 25 Betten und 16 Matratzenlagern wie durch Zaubermacht einfach von der Erdoberfläche verschwand, ohne irgend welche Spuren zu hinterlassen. Einige Innsbrucker Touristen, die von Schwaz aus durch das Falsturntal den Aufstieg zur Hütte unternommen hatten, konnten sie, trotzdem sie auf Grund früherer Besuche über deren Lage bestens unterrichtet waren, zu ihrem größten Erstaunen einfach nicht mehr finden und waren gezwungen, im Schneesturme zu biwakieren. Am nächsten Morgen wurden sie zu ihrer nicht geringen Überraschung gewahr, daß die Hütte durch einen Wirbelsturm mit ihrer ganzen Einrichtung einfach von der Spitze gefegt worden war. Teile des Hauses fand man späterhin in stundenweiter Entfernung auf. Das Lamsenjoch wird als sommerliche Bergtour ebenso wie als beliebter Wintersport- und hauptsächlich Rodelplatz, besonders von Innsbruck aus (über Schwaz) eifrigst besucht. Wenn schon die Wanderung durch das Falsturntal und zur Lamsenjochhöhe prachtvolle Szenerien von überraschender Großartigkeit bietet, so läßt sich von der Höhe selbst aus ein wundervolles Panorama genießen. Die Rodelbahn ist eine der hübschesten und dankbarsten im Karwendelgebiete, und die Tour zählt im Winter nicht minder wie im Sommer zu den lohnendsten in den Nordalpen. A. N.

Teenamen. Pekoe, Souchong, Pouchong, Congou, Moning! So schwirrt es bei Tisch; denn beim Fünfuhrtee ist die Gesellschaft wieder einmal in Debatten über die besten Teesorten geraten. Dieser und jene, ja vielleicht die meisten der Gäste sitzen gleichgültig dabei, denn all diese Namen sind für sie ein leerer Klang; sie wissen nicht, was sie sich darunter denken sollen. Und doch haben diese Benennungen der Teesorten eine bestimmte und zum Teil auch nicht uninteressante Bedeutung. Sie sind chinesischen Ursprungs. Im Lande der Mitte, wo die Wiege der Teekultur gestanden hat, kennt man schwarzen und grünen Tee. Bei dem letzteren unterscheidet man zwei große Klassen, die Oolongs und die Boheas, die wieder in verschiedene Sorten zerfallen. Der Oolongtee enthält aber viele gelblich-grüne Blätter, so daß er völlig schwarz nicht aussieht; dieser Färbung verdankt er seinen Namen, denn

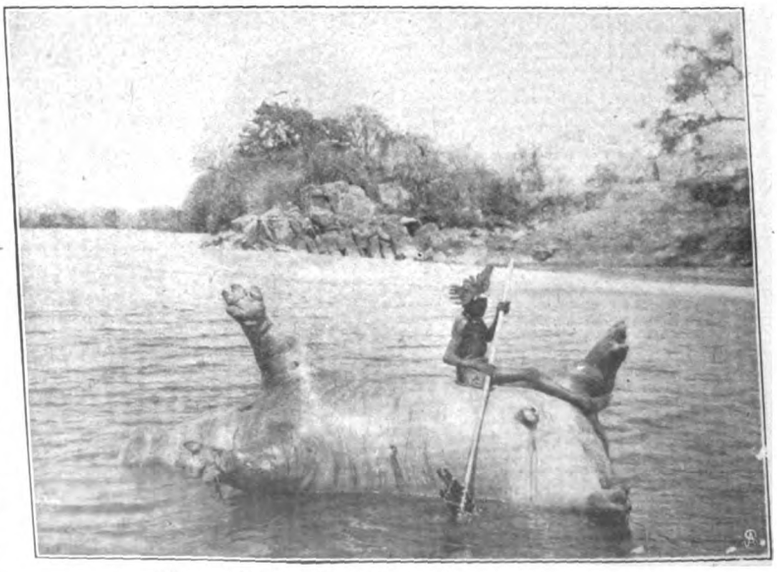
Wintervergnügen am Lamsenjoch.

Oolong bedeutet „grüner Drache“. Der Boheatee ist völlig schwarz, und er hat seinen Namen von einem Gebirge in der Landschaft Woo-e-schan erhalten, wo die besten Sorten hauptsächlich gebaut werden. Unter ihnen ist nun zunächst Pekoe zu nennen; es ist dies eine Verstümmelung des chinesischen Pak-ho, was so viel wie „weiße Daunen“ bedeutet, weil die Spitzen der Blätter bei echtem Pekoe mit einem weißlichen Stoff bedeckt sind und eine entfernte Ähnlichkeit mit Daunen aufweisen. Souchong bedeutet die kleine und seltene Sorte, Congou dagegen die mühevolle Sorte, weil deren Herstellung viel Arbeit und die größte Sorgfalt erfordert. Die besten Congousorten stammen aus dem Monningdistrikt, und Monningtee wird hoch bewertet. Von den grünen Teesorten erfreut sich der Hyson eines besonderen Rufes. Der Name ist poetisch, denn er bedeutet „blühender Frühling“, womit besagt wird, daß diese Sorte im vollen Frühling geerntet wird. Eine Abart von ihm, im Handel Hyson-Pekoe genannt, führt in China den märchenhaft klingenden Namen „der Tee des Drachenbrunnens.“ Ob aber die Ware, die wir von China beziehen, stets dem Namen entspricht, den sie führt, ist eine andere Frage. Es gibt recht viele Teetrinker und wenige Teekenner in der weiten Welt. Das erleichtert ungemein die Teefälschung. Er glaubt da, eine gute Sorte gekauft zu haben, merkt aber nicht, daß er ein Gemisch von wenig Teeblättern, aber um so mehr Weiden- und Schwarzdornblätter erhalten hat. Auch für dieses Produkt hat der Chinese einen besonderen Namen, er lautet Mein-pan-tscha, d. h. „Lügentee“. C. F.

„Der lebende Kreisel“.
Eine neue Manegesensation.

„Der lebende Kreisel“. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Einen neuen Zirkustrick, der an Waghalsigkeit an das nervenerregende „Looping the Loop“ erinnert, führt Herr Menneret, der sich selbst „den lebenden Kreisel“ nennt, auf. Auf einer hoch in der Luft auf einer feststehenden Stange rotierenden Scheibe radelt der kühne Franzose — in einem kaum mit den Augen zu folgenden Tempo — im Kreise herum, scheinbar frei von jedem Halt, so daß man jeden Moment des todbringenden Absturzes gewärtig ist. Was haben wir noch vor den so oft um der Stierkämpfe willen getadelten Spaniern voraus, wenn unser deutsches Publikum ganz dem gleichen Nervenkitzel — nur an andersartigen Darbietungen — frönt?

Ein originelles Fahrzeug. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Die Schlußszene einer Jagd in den Wildnissen Afrikas! Das gewaltige Flußpferd ist erlegt worden, und es treibt auf den Wellen des Nil. Ein Eingeborener hat sich auf dessen Bauch geschwungen und rudert es nach dem Ufer. Dort wird man es zerlegen; auch der weiße Jägersmann wird das Flußpferdsteak nicht verachten, und langsam wird er das Fett ausschaben, das weit besser ist als das Schweineschmalz. Einst war die Jagd auf Flußpferde ein gefährliches Unterfangen; die durch Harpunen oder Kugeln verwundeten Kolosse wandten sich mit Ingrimm gegen den Feind. Heute bringt man mit den modernen Gewehren das Flußpferd leicht zur Strecke, ein wohlgezielter Kopfschuß, der in das Gehirn des Hochwildes dringt, tötet es rasch. Der Koloß sinkt langsam auf den Grund. Dann heißt es aber aufpassen, stromabwärts die Wasseroberfläche mustern, denn nach eineinhalb bis zweieinhalb Stunden, je nach der Entwicklung der Gase in den Därmen, taucht der Kadaver empor und treibt mit den Wellen. Es sei uns gestattet, hier eine Jagdepisode einzuschalten, die ein berühmter deutscher Afrikaforscher, Hermann von Wissmann, auf dem Bauche eines von ihm geschossenen Flußpferdes erlebt hat. Er selbst berichtete darüber folgendes: „Ein erlegtes Flußpferd war inmitten von Stromschnellen auf einen Stein getrieben. Da nur ein ganz kleines Kanu zur Stelle war, ging ich mit Eingeborenen in den Fluß, um das erlegte Tier aus dieser ungünstigen Stellung herauszubringen und weiter flußabwärts aufzufischen. Als wir uns von oberhalb den Schnellen näherten, wurde das Kanu mit derartiger Gewalt vorwärtsgerissen, daß es uns nur gelang, dasselbe auf die angetriebene Jagdbeute zu dirigieren, auf die wir auch mit mächtigem Stoß auffuhren. Ich sprang auf den Bauch des Dickhäuters und hielt das Kanu. Rings um uns tobten die Wassermassen mit solcher Gewalt, daß wir gezwungen waren, in dieser wunderlichen Stellung zu verharren, da wir die weitere Fahrt und das wahrscheinliche Umschlagen des Kanus nicht riskieren wollten wegen eines gewaltigen Krokodils, das, von dem Schweiße des Flußpferdes angezogen, flußabwärts auf der Lauer lag. Bald geriet, um unsere Stellung noch angenehmer zu machen, unsere Rettungsinsel, der angetriebene Dickhäuter, in langsames Hin- und Herschwanken, und wir waren zum tollen Gelächter der am Lande Stehenden gezwungen, eine volle Stunde lang, fortwährend balancierend, den Bewegungen zu folgen, bis endlich ein größeres Kanu uns aus der lächerlichen und doch höchst peinlichen Situation in glühender Sonnenhitze befreite.“ C. F.



Ein originelles Fahrzeug auf dem Blauen Nil.

Seltene sassanidische Münzen. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Das Kgl. Münzkabinett in Berlin hat kürzlich wiederum zwei interessante Seltenheiten seiner reichen Sammlung einreihen können:

Varanes III.
(292 nach Christo.)

Purandocht.

Seltene Goldmünzen aus der Zeit der Sassaniden.

eine Goldmünze des Sassanidenkönigs Varanes III. Die Sassaniden, die seit dem Jahre 224 n. Chr. als Nachfolger der Arsaliden das einstige Weltreich der Perser beherrschten, haben in ihrer 400jährigen Regierung fast ausschließlich nur Silbermünzen geprägt. Die vorliegende Goldmünze ist deshalb um so interessanter und wertvoller, als Varanes III. nur vier Monate lang im Jahre 292 den Thron innehatte und aus dieser kurzen Regierungszeit bis jetzt nur vier bis fünf Silbermünzen bekannt sind. Der Avers der Münze trägt das Porträt des Herrschers mit der von einem perlenbesetzten, ballonartigen Aufsatz überragten Krone, deren Form übrigens bei jedem Thronwechsel verändert wurde. Auf dem Revers ist ein Altar dargestellt mit dem heiligen Feuer des persischen Mithrakultus, beschützt durch zwei schwerttragende Wächter, von denen der linke durch die Krone als der König selbst gekennzeichnet ist. Die Aufschriften sind in der mancherlei Schwierigkeiten bietenden Schrift des Pehlewi gegeben. Noch eine zweite höchst seltene Sassanidenmünze des Berliner Kabinetts sei hier erwähnt von der Königin Purandocht, einer der sehr wenigen orientalischen Herrscherinnen, von denen die Geschichte weiß. Sie erregt noch ein besonderes Interesse um deswillen, weil sich an ihren Namen (in der arabischen Aussprache Turandocht) die Fabel knüpft, die Schiller nach Gozzis Vorgang zu seiner „Turandot“ benutzt hat. — Als nach dem Tode des Königs Choscu II. im Jahre 621 n. Chr. Anarchie und Bürgerkrieg das Reich verwirrten und die Gefahr der von ihrer neuen Religion, dem Islam, fanatisierten Araber immer drohender wurde, da ergriff Choscus Tochter Purandocht mit fester Hand die Zügel der Regierung und stellte nach Unterwerfung des aufständischen Adels Ordnung und Ruhe wieder her. Aber schon nach 16 Monaten hatte ihre Herrschaft ein Ende, und mit ihrem Tode erlosch die letzte Hoffnung für die Sassanidendynastie; wenige Jahre später, 636 n. Chr., erlag das persische Reich und die Religion des Zarathustra der unwiderstehlichen Expansivkraft des Islams. R.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau“: Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Weihnachtszauber.

Gemälde von Robert Weise.

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Waldrausch.

(23. Fortsetzung.)

Roman von Ludwig Ganghofer.

Tag um Tag in strahlender Sonne. Im Nachwuchs der Wiesen begannen schon wieder Blumen zu sprossen. Und über dem Wipfelgezack der Wälder verbleichte dieses stumpfe, häßliche Braun. Doch wo es erlosch, da kam etwas anderes: die grüngewordenen Zweigspitzen und Wipfel erschienen wie mit unzählbaren, weißgrünen Strichelchen dicht und fein schraffiert. Erst standen diese weißlichen Striche senkrecht im dunklen Grün, dann wurden sie schief, und je mehr sie wuchsen, desto tiefer krümmten sie sich nach abwärts. Das waren die Kleinkinderwiegen der tausend und abertausend Waldmütter — die samenhütenden Fruchtkolben, die sich zu Tannenzapfen auswuchsen, erst aufwärts standen wie grünliche Kerzen, dann immer schwerer wurden und nach abwärts hingen. Die Äste begannen sich unter diesem ziehenden Gewicht zu beugen, und viele Wipfel krümmten sich, wenn sie einseitig zu schwer mit Früchten behangen waren. Da kam in die sonst so ruhigen und gleichmäßigen Linien des Waldbildes etwas Wirres und Regelwidriges. Und seine Farbe behielt dieses Dunkle und Müde. Nur die jüngeren Bäume, die nicht geblüht hatten und keine Früchte trugen, ließen die frischen Jahrestriebe kräftig sprossen und wiegten die zierlichen Wipfel lebensfroh im spielenden Sonnenwinde.

Während dieser schönen Tage, deren reiner Himmel nur ein paarmal von kurzen, ungefährlichen Gewittern überschleiert wurde, verwandelte sich die böse Wildach in einen zahmen, freundlich rauschenden Bach. Und die Arbeit an der Verbauung des Wildwassers machte mit jedem neuen Tag einen starken Schritt nach vorwärts.

Täglich gegen die Mittagsstunde kam Frau Lutz in die Wildachschlucht, aß mit Ambros die grobe Kost der Kantine, saß dann mit einem Buch oder mit dem Arbeitstäschchen am Waldsaum, gegenüber den schimmernden Wänden der Großen Not, und wartete geduldig, bis Ambros vor Einbruch der Dämmerung zu ihr trat, mit dem immer gleichen Worte: „Komm, Mutterle! Feierabend!“ Seine Gestalt war gekräftigt, der Bau seines Körpers schien in dieser ruhelosen Mühsal hart und zäh geworden; doch sein hageres Gesicht, obwohl es von der Sonne gebräunt war, hatte immer eine steinerne Blässe und glich dem Gesicht eines Menschen, der ein schweres Leiden noch nicht völlig überwunden hat, oder dem ein zehrendes Siechtum bevorsteht.

Im letzten Leuchten des Abends pflegten die beiden über die Wiesen heimzuwandern, manchmal zwischen einem Trupp der Einheimischen, die um die gleiche Stunde von der Arbeit kamen. Und da wurde oft heiter geschwatzt. Die Leute zeigten sich jetzt gutmütig und verträglich, seit ihnen der Krispin unter den Wirtshausstühlen nicht mehr die kleinen Hetzfeuerchen anzündete. Abgesehen von unterschiedlichen Privatkeilereien, die zwischen einzelnen Hitzköpfen mit Beulen und blutigen Nasen endeten, wurde der Friede nicht mehr gestört. Drum konnte Ambros auch den Toni leichter entbehren, der jetzt Bauer im Lahneggerhofe sein mußte und die kranke Mutter nicht mehr verließ. Es schien mit der Lahneggerin nicht schlechter zu gehen. Sie war immer guter Laune. Nur aufstehen konnte sie nimmer, weil ihre Beine immer schwächer wurden. Und vor allem, was Nahrung hieß, hatte sie einen unüberwindlichen Widerwillen. Auch die erlaubten Fische vertrug sie nicht mehr. Ein anderer Mensch wäre bei solchem Zustand in wenigen Tagen vor Schwäche zerfallen. Aber die Lahneggerin behielt ihren Atem. Und am besten schien es ihr zu gehen, wenn Toni und Beda mit ihr vom Glück des Krispin plauderten, der eine begeisterte Postkarte aus Zipfertshausen geschrieben hatte und dann nichts mehr von sich hören ließ.

Ein paarmal in der Woche kamen Frau Lutz und Ambros im Lahneggerhofe für ein Abendstündchen zu Gaste. Sully, der im Wildacherhause ganz freundlich mit den beiden stand, schien sie hier in der zweiten Heimat, die er nun zu behüten hatte, als fremde Leute zu betrachten und machte, wenn sie kamen, einen so fürchterlichen Spektakel, daß ihn die Beda gar nicht beruhigen konnte. Da half nur ein Machtwort des Toni, dem der weiße Spitz — seit einem Friedensschlusse bei Bratwürsten und Nierenbraten — auf Wink und Pfiff gehorchte.

Nach solch einem abendlichen Heimgart, als Toni die beiden und seine Beda in der schwülen Sommernacht zum Wildacherhause begleitete, blieb der Lahnegger im Gespräche mit Ambros immer wieder auf der Straße stehen. Solch ein Trödeln — das war doch sonst nicht seine Art. Und plötzlich fragte Ambros: „Toni? Hast du mir etwas mitzuteilen? Es sieht so aus, als hieltest du mich mit Absicht hinter der Mutter zurück?“

Toni legte dem Freunde den Arm um die Schulter. „Geh, Brosle, sag mir's . . . hast dich aussighoben aus'm tiefen Graben? Hast dein' Herzfrieden wieder?“

„Laß gut sein! Davon wollen wir nicht reden.“

Published 24. XII. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

„No schau, ich sorg mich halt! Und hab mir denkt, ich muß dir in Ruh ebbes sagen. Erfahrst es gahlings von ein andern, so könnt's dich ebba ein bißl veralterieren."

„. . . Was?"

„Denk dir z'erst ebbes Harts! Ebbes, was dir schwer auf d' Seel fallt. Und nacher sag ich dir's."

„. . . Was?"

„Auf der Post hab ich davon reden hören, daß über die nächsten Tag der Herr Herzog kommt."

Ambros sagte rauh: „Nun ja, ich glaube doch, daß die Jagdsaison jetzt bald beginnt. Und da kommen sie immer . . . die Jäger!" Ein Lachen. „Vorwärts, Tonele! Ich will die Mutter einholen. Und du, mein langer Junge, sollst auch nicht zu weit hinter deinem gesunden und schönen Glück zurückbleiben! Komm!"

Sie sprachen bis zum Wildacherhause kein Wort mehr. Vor der Schwelle reichte Ambros dem Toni die Hand. „Ich danke dir!" Er trat mit der Mutter ins Haus. Die Beda wollte noch vor der Türe stehenbleiben. Aber Toni sagte: „Heut net! . . . Gut Nacht, Herzschatzl!"

Als Ambros in seiner Stube war, schob er den Riegel vor. Lange blieb er unbeweglich im Dunkel auf dem gleichen Flecke stehen, schwer atmend. Dann brannte er mit zitternden Händen die Lampe an, setzte sich an den Tisch und versuchte zu arbeiten. Eine Stunde verging, eine zweite und dritte. Die Arbeit schien ihn zu beruhigen. Aber da stieß er plötzlich mit den Fäusten alles von sich weg, was vor ihm lag. Er wandte das bleiche Gesicht um und lauschte nach der Türe. Aus der Tischlade nahm er eine verschlossene Mappe heraus und öffnete sie mit dem kleinen Schlüssel, der an seiner Uhrkette hing. Die Mappe enthielt wichtige Geschäftspapiere, den Vertrag mit Herrn Friedrich Wohlverstand — und viele, kleine, beschriebene Blätter. Von diesen Blättern nahm er eines um das andere und sah es mit heißen Augen an, doch ohne zu lesen. Nun lachte er kurz und trocken auf. „Ist das nicht Torheit? Und Irrsinn? Wie kann solche Lüge in einem Menschen lebendig werden? Und klingen?" Auf dem Blatte, das grell im Schein der Lampe schimmerte, stand ein Lied, einer von seinen klanggewordenen Träumen. Und dieser Traum da? Den hatte er geträumt an einem jener grauenvollen Staubtage, als er hustend und schwitzend in der Reisighütte unter der Pferdedecke lag, um seine Augen vor dem fliegenden Gift zu schützen. In solcher Stunde körperlicher Marter hatte sein Herz gesungen:

„Linde, goldne Sonnenwellen
Fluten durch das Tal herauf.
Und im Bach, im silberhellen,
Springen blitzend die Forellen
Aus den kühlen Tiefen auf.

Wundersame Morgenträume
Flüstern durch den Fichtenhag,
Und die rotbekränzten Bäume,
All die sehnsuchtsvollen Keime,
Fühlen froh den schönen Tag.

Lichtumflutet, glanzumwoben,
Naht mir, liebste Frau, dein Bild,
Reiner, wärmer, als dort oben
In das klare Blau gehoben
Alles Licht der Sonne quillt.

Hauch und Seele, Herz und Hände
Sind verschlungen, sind vereint!
Frohes Schreiten ohne Ende!
Unser Weg geht in Gelände,
Wo die Sonne ewig scheint."

Er legte das Blatt beiseite. Und nahm ein anderes. Was hier geschrieben stand — das hatte er in einer der brausenden Regennächte gesungen, als er, an allen Kräften zerrieben und erschöpft, für wenige Minuten unter einem triefenden Baume rasten mußte, beim Geflacker und Rauschen der großen Feuer, beim Gedonner des Wildwassers und beim Lärm der kämpfenden Arbeit:

„Du bist bei mir in stiller Nacht,
Wenn alles Leben schlummert,
Und du und ich, wir sind erwacht,
Noch eh' die Frühe schummert.
Du leitest mich mit frohem Schritt
Durch morgendunkle Wälder,
Steig' ich zu Berge, steigst du mit
Durch steilbesteinte Felder.

Blick' ich aus Höhen in das Tal,
Stehst du an meiner Seite.
Und harr' ich auf den ersten Strahl,
Träumst du mit mir ins Weite.
Und klimm' ich nieder durch die Wand,
Und werden Steine rege,
Dann schützt mich deine liebe Hand
Und baut mir gute Wege.

Du reichst mir jede Blume hin,
Daß sie mir näher blühe;
Du führst mich zu gelindem Grün,
Wenn ich ermüdet glühe,
Trägst mir den letzten Schimmer zu,
Wenn's dunkelt zwischen Bäumen —
Und kehr' ich heim und such' die Ruh,
Ruhst du in meinen Träumen!"

So nahm er Blatt um Blatt in die zitternde Hand. Und als er das letzte gewendet hatte, stand er auf und löschte die Lampe aus. Draußen blühte der weiße Schein des wachsenden Mondes. Wie ein breites Band aus vergilbter Seide fiel die schräge Helle über den Tisch — und am feucht behauchten Fenster funkelte eine Stelle in tiefem Blau. Das glich dem Kelch einer Gentiane.

Ambros stand im Dunkel, die Hände um die Stuhllehne geklammert. Und immer hing sein Blick an diesem blauen Gefunkel, bis es erlosch.

Nun zündete er die Lampe wieder an — nahm das letzte der kleinen Blätter, die da lagen, und schrieb auf die Rückseite:

„Ein Sommerwehen, fein und lau,
Geht um die schöne Hochlandsau.

Zwei Stare singen süß im Hag,
Und tief im Wald ein Amselschlag.

Und neben meinem schmalen Steg
Blüht eine Blume blau am Weg.

In mir ein Zittern tief und heiß,
Ein Sehnen, das nicht Hilfe weiß.

Kann eine Blume, stumm und klein,
In mir erwecken solche Pein?

Das hold erblühte Sommerkind
Ist blau — wie deine Augen sind!"

Dann schrieb er in jagender Hast diesen Brief: „Verehrtes Fräulein! Die Frau Herzogin hat meinem Werk an der Wildach einen rettenden Dienst geleistet. Ich habe bis zur Stunde nicht den Mut gefunden, nicht den Weg und nicht das rechte Wort, um der Frau Herzogin zu danken. Ich weiß auch, daß ich sie nicht mehr sehen darf. Niemals wieder. Bei diesem Worte, das eines von den rechten ist, denke ich nicht an mich. Und nun bitte ich Sie, der Frau Herzogin meinen Dank zu sagen. Dank? Das ist ein kurzer Laut. Doch er sagt das gleiche wie der Inhalt meines ganzen Lebens! Die Blätter, die ich hier beifüge, geb' ich in Ihre Hand. Was Sie damit machen wollen, das stelle ich ganz Ihrem Willen und Ihrer Pflicht anheim. Ich habe hier niedergeschrieben, was einen kostbaren Wert nur für mich selbst besitzt. Für kalte Augen mag das alles ohne Wert sein, so töricht und nutzlos, wie es all die irrgeflogene Sehnsucht der berauschten Wälder war. Natur? Ihr leuchtendes Erschaffen und ihr dunkles Zerstören? Wer unter uns Menschen versteht das? Aber ich schicke Ihnen diese Blätter, damit Sie jenes Wort verstehen möchten: vom meinem Danke, der das gleiche ist wie mein ganzes Leben. Auch Ihnen danke ich, verehrtes Fräulein! Und küsse zum Abschied Ihre gute, treue Hand. Um dieser Treue willen, die ich an Ihnen kennen lernte, werden Sie für mich immer bleiben, was alle reine Zärtlichkeit eines Menschen mit dem Namen Schwester nennt. — Ihr Ambros Lutz."

Er verschloß den Brief mit den kleinen Blättern und schrieb Adresse. Als er die Feder fortlegte, wurde sein entstelltes sicht von einem krampfhaften Zucken befallen. Jäh warf sich mit beiden Armen über den Tisch und verbarg die Augen. Ein graues Dämmern ging über die Fenster hin. Das nicht mehr der Mondschein. Es war der neue Tag.

Die Lampe erlosch. Draußen die wachsende Helle. Ein es Schimmern in den duftblauen Lüften — ein zarter rschein des Rosenglanzes, den die kommende Sonne über Gipfel der Berge hinflutete.

Jetzt ein Pochen an der Türe. Und eine bange Stimme: ch, es wird gleich fünf Uhr schlagen."

Ambros hob den Kopf. „Ja, Mutter, ich bin schon wach!" „Der Tee ist auch schon fertig. Komm dann nur gleich her!"

Das war ein Samstag; der letzte Tag in der zweiten woche. Um drei Uhr nachmittags wurden auf dem ndeten Bau der Talsperre die zwei Fichtenbäumchen mit bunten Seidenbändern aufgerichtet.

Bei der kleinen Feier stand Frau Lutz an der Seite ihres ns. Fünfhundert Menschen drängten sich in zermürbten ssklitteln und mit entblößten Köpfen auf den Gerüsten, dem Balkenbord der gewaltigen Mauer und am Ufer der n, friedlich rauschenden Wildach. In der Sonne, die diesem Bilde funkelte, sprach Ambros mit fester Stimme: dürfen heute Richtfeier halten. Von allem, was wir müssen, haben wir heute das Schwerste fertiggebracht. von euch hat getan, was in seinen Kräften stand. Und haben ein nützliches Werk geschaffen. Ich danke allen, mir geholfen haben!" Die gleichen Worte wiederholte er lienischer Sprache.

Die Wildachtaler guckten lachend drein. Und ein junger ter schrie: „Evviva il nostro buon padrone!" Nun all jubelnden Stimmen — und man hörte für eine halbe te das Rauschen der kleinen Wildach nimmer.

Ambros bewirtete die Arbeiter in dem schattigen Walde der Kantine. Und während da gelacht, getrunken und Ziehharmonika und Mandoline deutsch und italienisch ge- en wurde, ließ sich aus dem Wipfelgrün der Bäume mal ein leises Krachen hören. Da droben brach immer er ein Ast, der mit der Übermenge dieser lichtgrünen en zu schwer belastet war.

Als die Heiterkeit der Leute ein bißchen weinheiß und mütig wurde, trat Ambros mit seiner Mutter den Heimweg Frau Lutz blieb keine Sekunde still; immer plauderte sie, regt und hastig. Und während die beiden im Feuerglanz Abends zwischen den geblumten Wiesen hingingen, spähte Lutz bei diesem heiter klingenden Schwatzen immer wieder Sorge zu dem Gesicht des Sohnes hinauf, das noch einer Plage der vergangenen Wochen so ernst und müde sehen hatte wie an diesem Abend des Erfolges.

Auf der Straße sagte Ambros: „Einen Augenblick, er . . . ich muß nur einen Brief in den Kasten werfen." ing auf den Postbehälter zu, der beim oberen Wirt an Mauer hing. Seit dem Morgen, bei aller Arbeit und Feier dieses Tages, hatte Ambros den Brief an seiner mit umhergetragen. Es gab einen dumpfen Klang, als der ere Brief in den großen, leeren Kasten fiel.

Da kam mit klingendem Hufschlag und lärmlosen Rädern offene Jagdkalesche in schneller Fahrt vorüber. Kessel mitt, der das Gespann regierte, schien zu gewahren, wer drüben bei der weißen Mauer stand. Doch in seinem rbenvollen Antlitz bewegte sich keine Wimper. So hoheits ll und steinern müßte jener Herrgott dreinschauen, den sich Toni Sagenbacher einmal in schwerer Stunde vorgestellt tte: als ein unlustiges Mannsbild ohne Wehdam und ohne eude.

Der andere, der behaglich im Fond der Kalesche saß und Zigarette rauchte, sah mit seltsam gleichmäßigem Lachen den glühenden Abend hinaus und schien des Menschlichen sehr viel an sich zu haben. Ein Dreißigjähriger; in englischem Reisekostüm; eine überkräftig gebaute Mannsgestalt, die dem Längenmaß der beiden Sagenbacher noch um einen festen Zoll voraus war. Das breite Gesicht mit dem dunklen Schläfenbärtchen, mit den schwarzen, etwas vortretenden Glanzaugen, mit den starken Lippen und den derben Backenknochen war von der Sonne dunkel gebräunt. Dieser Kupferton endete hoch oben am Halse mit einer scharfen Kreislinie, bis zu der das Weiß des steif umgelegten Leinenkragens nicht mehr hinaufreichte. Und immer lachte dieses braune, von Gesundheit strotzende Mannsgesicht.

Als die Kalesche am Überstieg der Bretterplanke vorüberglitt, schien der kräftige Passagier des Wagens irgend etwas im Bilde der Landschaft zu vermissen. Er rief dem Kutscher eine Frage zu. Kesselschmitt deutete mit der Peitsche nach der Stelle zurück, wo einst der alte Pfahl mit der Tafel gestanden hatte, und gab Antwort über die Schulter. Unwillig zog sein Herr die starken Brauen zusammen; dabei lachte dieses Gesicht noch immer in der gleichen Art wie früher.

Der Wagen, der trotz schneller Fahrt so wenig Lärm machte, huschte an Frau Lutz vorüber. Ihr Gesicht verlor alle Farbe. Und ihre Augen waren weit geöffnet, als sie durch das leichte Staubgewirbel, das hinter der Kalesche zurückgeblieben war, den Sohn vom Briefkasten langsam herüberkommen sah.

Ambros hielt das Gesicht abgewandt und sah durch das rote Leuchten des Abends zur Notburg hinaus. „So, Mutter, komm! . . . Nun ist alles erledigt."

Wäre statt des brennenden Abends eine finstere Nacht um die beiden her gewesen, so hätte Frau Lutz ihren Sohn an dieser Stimme nicht erkannt.

Als sie heimkamen, reichte Ambros der Mutter die Hand. „Ich kann nicht essen . . . heute! So müde bin ich."

Auch Frau Lutz schien an keine Mahlzeit zu denken. Sie trat verstört bei der Wildacherin ein. Die saß am Fenster neben der feiernden Handschuhmaschine und atmete beim Anblick des Gastes wie eine Erlöste auf. „Vergeltsgott, Frau Dokter, weil S' ein bißl einischauen zu mir! 's Madl is natürlich schon wieder drunt beim Ihrigen. Und allweil allein sein . . . das is ebbes Schauderhafts!"

Am anderen Morgen, als Frau Lutz ihrem Sohne das Frühstück bringen wollte, fand sie seine Stube leer. Auf dem Tische lag ein beschriebener Zettel. Sie erschrak, daß sie fast ohnmächtig wurde. Doch auf dem Zettel standen ruhige Worte: „Liebs Mutterle, sorg Dich nicht! Es ist in der Nacht ein Bedenken über den Regulierungsplan für den offenen Bachlauf in mir aufgestiegen. Und da will ich heute auf die Große Not hinauf, um alles von einer weiten Höhe klar und ein letztes Mal überschauen zu können."

In der Abenddämmerung kam er heim. Und trotz der anstrengenden Bergtour schien sein Aussehen gebessert. Er aß mit der Mutter im Garten und blieb bei ihr, bis die Sterne kamen und das Mondlicht auf den Zinnen der Großen Not zu flimmern begann.

Und da sagte er plötzlich, nach einem langen Schweigen: „Sieh nur, wie hell das reine Licht den finsteren Berg macht!"

„Ja, Kind! So viel Schönes bleibt noch immer."

Er lächelte. „Kind? . . . Auch dieser gewaltige Berg ist nur ein Kind."

Sie schwieg zu diesem Unverständlichen.

„Nun, weil die Große Not doch eine Mutter hatte."

„Meinst du die Kraft der Schöpfung?"

„Nein. Ich meine die heiligste Freude. Das hat mir der Waldrauscher einmal gesagt. Und seit heute versteh ich es ganz. Vor sechzig Jahren . . . oder ist es noch länger her? . . . da hat der Wald auch so verschwenderisch geblüht wie heuer. Und der Waldrauscher hat das erlebt. An Leib und Seele." Ambros erhob sich. „Aber ich will nicht werden, wie der Waldrauscher wurde. Komm, Mutter, wir wollen zur Ruhe gehen, weil ich morgen wieder schaffen muß."

Als in seiner Stube die Lampe brannte, schrieb er nieder, was sein Herz beim Niederstieg von der Großen Not gesungen, während er an einem Seitenwasser der Wildach gerastet hatte:

„Du milde Stunde stiller Ruhe
In meines Bergwalds grünem Haus!
Wie eingesargt in tiefer Truhe
Liegt meine Qual und ruht sich aus.
Ein wohlig tröstendes Ermatten
Ist mir in Herz und Blut gesenkt,
So kühlend wie im Waldesschatten
Der Bach des Ufers Blumen tränkt.

Als läg' ich träumend, schweben Bilder
Aus Schleierfernen zu mir her,
Und alles Harte fühl' ich milder,
Und alles Wehe schmerzt nicht mehr.
Und alles Schöne, das ich schaue,
Kommt wie ein leiser Gruß zu mir,
Und alles Leuchtende und Blaue
Ist wie ein Augenwink von dir."

Er konnte schlafen in dieser Nacht und erwachte nicht, wie oft auch draußen im Bodenflur die Diele knarrte, wenn die Mutter herüberschlich und an seiner Türe lauschte. Nur einmal, als die Nacht schon zum Morgen wurde, zerriß ein kurzes, wunderliches Aufschrecken seinen Schlummer. Und da hörte er von der Straße her einen klingenden Hufschlag — wie von zwei Pferden, die auf der Weide scheu geworden waren, die Hürde übersprungen hatten und durchbrannten — oder wie von Pferden, die vor einem Wagen mit lärmlosen Rädern liefen.

Am Morgen, als die Mutter ihn zum Wege nach der Notburg weckte, meinte er das gleiche im Augenblick des Erwachens wieder zu hören. Oder war das nur die Erinnerung an einen Traum? — „Ein Traum! Was sonst?" — Qualen und Gedanken, die den Tag erfüllen, bleiben auch schlummerlos in den Nächten, in Menschen mit bleiernen Lidern.

Der Himmel war trüb geworden, und am Vormittage fiel ein leichter Regen, der die Arbeit an der Wildach nicht behinderte. Für das Auftrocknen der Sperrmauer war dieser Regen sogar günstig — Beton erhärtet besser in der Feuchtigkeit.

Frau Lutz blieb an diesem Regentage zu Hause, um den Schlaf der letzten ruhelosen Nächte nachzuholen.

Als die Arbeiter Marende (Vesperbrot) hielten, stand auch Ambros unter dem Vordach der Kantine und verzehrte einen Bissen. Da sah er auf dem gelben Reitwege, bis zu dessen Saum hin alle Bäume niedergeschlagen waren, einen gebeugten Menschen bergwärts steigen. War das nicht der Waldrauscher? Ambros eilte gegen den Berghang hin und schrie.

Der Greis — auf dem Rücken eine Lattenkraxe mit kleinen Körben für die Schwämme, die er suchen ging — blieb im feinen Grau des Regens stehen, drehte das Gesicht über die Schulter, schien schwer zu atmen und folgte wieder seinem Wege.

Ambros sprang hinauf zum Reitsteige. „Waldrauscher! So warte doch!" An der Stelle, wo Ambros die Herzogin bei ihrem Sturz von dem scheuenden Pferd aufgefangen hatte, holte er jetzt den Hundertjährigen ein — und erschrak beim Anblick dieses entstellten, fast unkenntlich gewordenen Greisengesichtes. „Waldrauscher? Was ist dir geschehen?"

Dieser Blick in den Augen des Alten! War das Zorn? Oder war es Erbarmen? Doch sein Mund blieb stumm. Mit der hageren Knochenhand machte er eine heftig abwehrende Bewegung, schritt gebeugt davon und verschwand um eine Biegung des Weges. Von quälendem Bangen befallen, versuchte Ambros dem Greise zu folgen — und sah ihn nimmer. Er schrie. Doch keine Antwort kam.

Dieses dunkle, ziellose Bangen wollte nicht mehr von ihm lassen. Auch bei der Arbeit nicht. Immer wieder erwachte in ihm die Erinnerung an diesen Traum — immer wieder hörte er diese klingenden Hufschläge vor einem lärmlosen Wagen. Und als er am Nachmittag auf dem Baugerüst der Talsperre war, in die man die stählernen Schleusenzüge einzusetzen begann — da sah er den Toni Sagenbacher von der Kapelle herauskommen. „Der kommt zu mir und hat mir ein Schweres zu sagen!" Er machte vom Gerüst einen so sinnlosen Sprung in die Tiefe, daß ein Arbeiter erschrocken die Arme nach ihm streckte — „Padrone! Siete pazzo?" Doch seine Glieder waren heil. Und er rannte dem Toni entgegen und zog ihn von der belebten Straße, auf der die Fuhrwerke knatterten, seitwärts unter die dunstumwobenen Bäume. „Du? Was bringst du?"

Aber das kam nicht allzu schnell heraus. Bei der Pflege seiner kranken Mutter hatte der Toni das gelernt: wie man löffelweise die Suppe reichen muß, die ein leidendes Leben nicht verträgt. Da kam zuerst ein scheltendes Wort über das Regenwetter. Und ob das keine Gefahr für den Bau brächte? Und ob nicht wieder Mangel an Leuten wäre? In solchem Falle könnte der Toni mit seinen Knechten schon ein paar Tage zur Arbeit kommen — obwohl die Mutter in der letzten Zeit „nicht recht passabel" wäre. Aber der Doktor hätte heute doch ein ganz zufriedenes Gesicht gemacht. Und da wäre man auf allerlei zu schwatzen gekommen — auch auf das traurige Gerede, das seit dem Morgen im Dorf herumginge: daß die gute Frau Herzogin krank geworden, und daß man sie heute in der Nacht hätte fortführen müssen, in die Stadt hinein.

Ambros stand gegen einen Baum gelehnt, gleich einem Erschlagenen. Dann faßte er mit den Fäusten die eigene Brust, wie ein Verbrecher in brennender Reue. „Toni! Das hab ich gehört! Ich habe die Pferde gehört . . . vor diesem stillen Wagen! Und habe wieder schlafen können! Ich!"

„No, geh, Brosle, vielleicht is die ganze Sach viel ungfährlicher, als wie's ausschaut."

„Sag es mir! Alles! Ich seh es dir an den Augen an, daß du mir ein Fürchterliches sagen mußt! So sag es mir! Das Wissen ist besser als alle dunkle Qual."

„Auf Ehr und Seligkeit, es is nix anders! So ein bißl krankhafte Veralteration halt, weißt . . . mit'm andern, denk ich mir. Es muß da in der Nacht vom Samstag auf'n Sonntag ebbes geben haben. Der Gärtnerbursch hat's ausgredt. Und es kommt mir für, als wär d' Frau Herzogin in der Nacht noch ein bißl spazieren gangen im Garten . . . oder es könnt auch sein, sie wär in ihrer Herzensangst aus der Schlafstub aussigsprungen . . . und da haben sie's Frauerl nacher gfunden im Park. Und da wird sich halt das bluhzarte Gschöpfl ein bißl ebbes tan haben."

Ambros griff mit den Fäusten in die Luft und schrie wie ein Irrsinniger: „Dieser Mensch . . . dieses Tier . . ." Er taumelte.

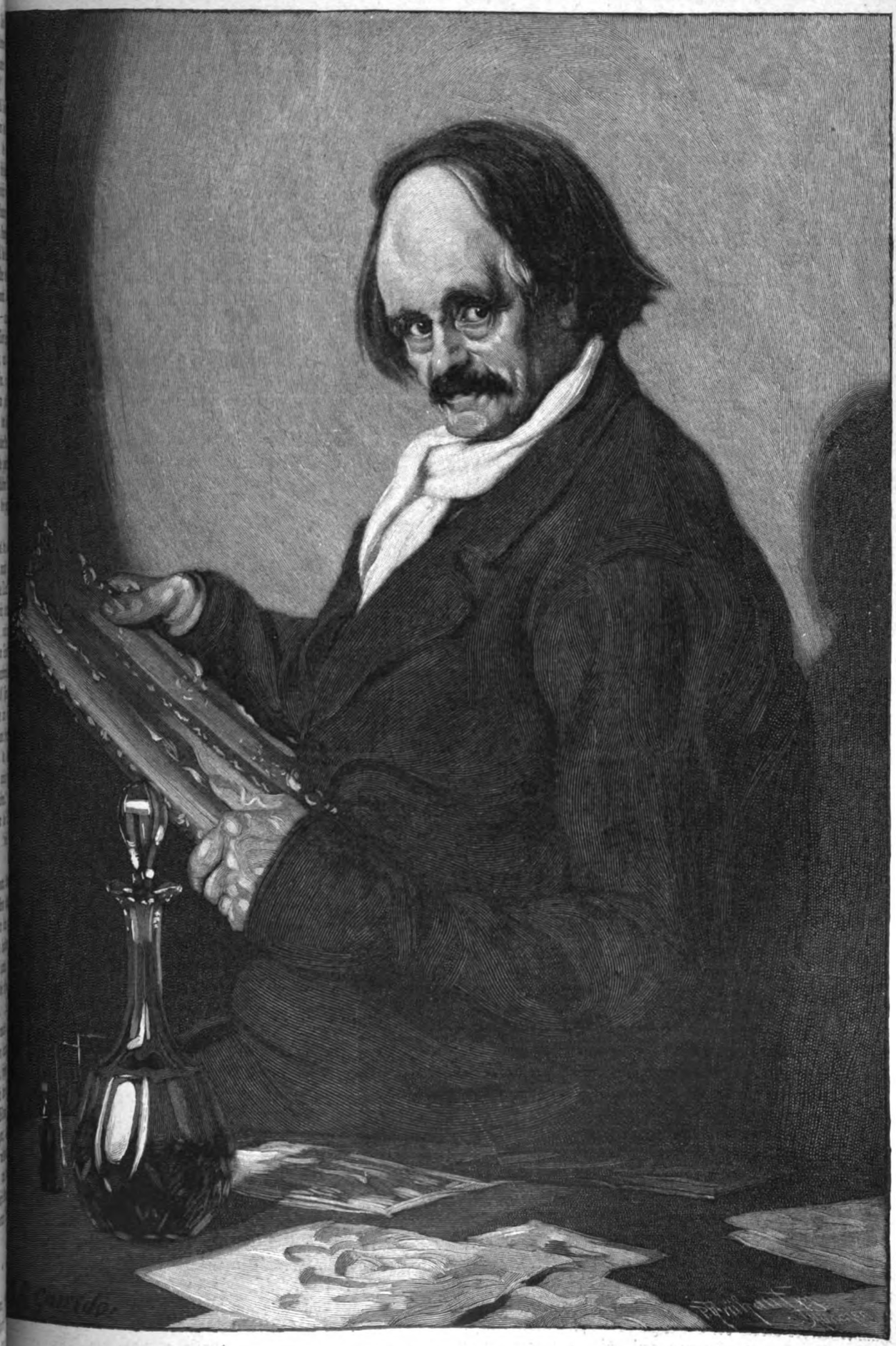
Der Toni umschlang ihn. „Komm, Brosle, hock dich ein bißl her da! Ich tu dich fest im Arm halten. Da hast ein Platzl zum Aufschnaufen!" Er führte ihn zu einem gestürzten Baum, den der Sturm vor einem halben Jahrhundert aus der Erde gerissen und niedergeworfen hatte, und dessen mächtige Wurzelstorren noch unvermodert in die Höhe ragten wie das Sparrenwerk eines zerstörten Hauses. „So, Mensch, da hast ein guts Bleiben! Und der Regen macht dir 's Köpfl kühl!"

Ambros umklammerte stumm den langen Sagenbacher und preßte die Augen an diesen braunen, festen Bauernhals.

Mit feinem Geriesel schleierte sich der kühle Regen um die beiden Männer her. Die nahe Wildach rauschte ein wenig stärker als in den vergangenen Tagen; über den Kamm des Wassertores klang das Lärmen der vielhundertfäustigen Arbeit herüber; und droben im dunklen und triefenden Grün der Fichten war immer wieder dieses leise Krachen zu hören, wenn einer von den übermäßig beschwerten Wipfeln die Last der Früchte nicht länger tragen konnte.

* * *

Vier Tage dauerte dieses feine, stille Geriesel aus träg um die Berge schleichenden Nebelzügen. Es kam ein Morgen, an dem die Sonne stach. Und dann wechselte die schwüle Julihitze mit rasch vorübergrollenden Gewittern, die dem Bau an der Wildach keinen Schaden mehr brachten und für die Bauern ein Segen Gottes wurden. Das Grummet begann so reich und fett zu sprossen, daß man den Verlust



Der Kunstkritiker.

Gemälde von A. R. Garrido.

des Frühheues verschmerzen konnte. Und der Hafer schoß so üppig in die Ähren, wie noch selten in einem Jahr. „Schau her," sagte der Toni zu seinem Altknecht, „jetzt is der Wald mit seiner rauschigen Überbluh ein Fabriksbetrieb für billigen Kunstdünger worden! Gspaßig! Es muß am End' doch alls sein Sinn haben! Oder es wachst aus der ärgsten Narretei doch allweil wieder ebbes Nutzbars aussi. D' Welt, daucht mir, is' wie ein gschickts Hausmutterl, die ein verhunzten Wecken in d' Milli legt und gute Knödel draus macht."

Im Lahneggerhofe waren während dieser schwülen Tage die Maurer und Zimmerleute an der Arbeit, um aus den Kammern des Krispin und des Toni eine große, schöne Stube zu machen. Die Beda, wenn sie da war, lief gerne über die Stiege hinauf und guckte bei dieser Arbeit mit glänzenden Augen ein Weilchen zu. Und einmal sagte sie zum Toni: „Weißt, was wir in unserer Stub ans schönste Platzl hängen?"

„Was denn?" Der Toni schmunzelte.

„'s Bildbrettl mit unserm Fisch."

„Ja, du, da hab ich auch schon dran denkt. Und da schauen wir nacher allweil miteinand drauf hin! Gelt, ja?"

Auch sonst bekamen die Zimmerleute und Maurer im Lahneggerhofe mancherlei zu richten und zu putzen. Das mußte schön vorsichtig gemacht werden. Gab's nur ein bißchen Spektakel, so kam der Toni gleich gelaufen und schalt. So etwas hörte die Lahneggerin einmal, und da sagte sie in ihrer lächelnden Schwäche: „Geh, Bub, laß d' Leut doch arbeiten, wie s' müssen! Das Pumpern und Klopfen hör ich fein gern. Und so viel gut tun d' Farben allweil schmecken (riechen). Es kommt mir für, als tät Fruhjahr sein, wo alles aufgfrischt wird und wieder ein lustigs Leben kriegt!"

In der letzten Juliwoche siedelte Beda für drei Tage in den Lahneggerhof über. Denn der Toni mußte ins Unterland hinaus, zur Hochzeit des mageren Krispin und der unterspickten Barbara. Die Lahneggerin hatte eine Stunde lang an den Ratschlägen und guten Wünschen zu reden, die sie dem Toni für den Hochzeiter mitgab. Und zuletzt vertraute sie ihm ein kleines, dick versiegeltes Brieferl an, in dem mit zittrigen Buchstaben und schief gerutschten Zeilen geschrieben stand: „Mein Lüber Grischbi mein gutter Pub! Irz wo dein Glick hahst Godsei Lohb, jäz must eß hald auch verdünen geld ja mein liber Pueb, unds ander sacht dir schonn ahls der Doni, und nim dich hahlt zam mein guter, un dann gez schohn, sist ales bein Menschen blos der Wilen wens der richtig is mein lüber Bu, un god würd son helfen mein gutter Pub, un mein segen hasd auch vonn Härtzen. Un was noch sachen wil die dreihunter March außen Strunf du weißt schon die sohlen dir Geschänkt sein in Eren, das dir kein Bürwurf nich machen braust nicht mein gutr Bub. Un denk ahn dein Vattr und wert auch ein gutr Fadter mein lüber Pueb. Dis wünsch in Glik un Freid dein Libe Mutr Anna Maria Sagenbacher mit Hausnam Laneggrin."

In Zipfertshausen krachten die Böller und auch die Tische. Da war „Große Hochzeit" mit 58 Mahlgästen. Und so viele Trompeten wurden geblasen, daß die Honoratioren, die empfindliche Trommelfelle hatten, immer wieder mit den kleinen Fingern in den Ohrmuscheln wackeln mußten.

Bei dieser schmetternden Hochzeit wurde viel von der verblüffenden Ähnlichkeit der langen Brüder gesprochen. Es war aber auch ganz erstaunlich, wie die beiden einander zum Verwechseln glichen. In den drei vergangenen Wochen hatte Barbara ihrem Hochzeiter alle äußerlichen Eigenschaften des Toni erfolgreich andressiert: wie er sich kleidete, wie er beim Rauchen die Pfeife hielt, wie er beim Reden den Kopf zurücklegte, wie er die Haare trug, wie er aß und trank. Auch die Hochzeit wurde noch ein Schultag dieser Ähnlichkeit. Immer wieder bekam der Bräutigam diese flüsternden Mahnungen der Braut zu hören: „Schau ummi, wie's der Toni macht! . . . Siehst net, wie der Toni zugreift! . . . Paß auf, wie der Toni tanzt." Kein Wunder also, wenn die Ähnlichkeit so täuschend wurde, daß sogar Barbara selbst sich irrte und beim Tanz immer wieder den Toni für den Krispin nahm. Der Hochzeiter wurde eifersüchtig und begann sich in Redensarten zu ergehen, die der Ähnlichkeit einige Dullen ins Nasenbein schlugen. Und gegen das Ende der Hochzeit kam noch weiterhin eine wesentliche Verschiedenheit der beiden Brüder zum Durchbruch. Denn der Toni trat nüchtern die Heimreise an — und der Krispin hatte einen so fürchterlichen Rausch, daß die runde Barbara aus Zorn und Elend vor allen Hochzeitsgästen heulte.

Am anderen Abend, daheim im Lahneggerhofe, erzählte Toni der Mutter so viel Schönes von dieser Hochzeit, daß die Lahneggerin über dem Federbett die Hände ineinander faltete und mit frommer Dankbarkeit zur weißen Kammerdecke hinaufsah.

Anderthalb Wochen später war Hochzeit im Lahneggerhofe. Fünf Gäste waren geladen. Doch es kamen nur drei: die Wildacherin, Frau Lutz und Ambros. Der Gschwendtner von Zipfertshausen hatte zur Absag für sich und seine Bäuerin einen klotzgroben Brief geschrieben. Den bekam die Lahneggerin nicht zu sehen. Aber als der Toni über die Verhinderung des Krispin mit ihr redete, begriff sie das gleich: daß ein Unterländer Großbauer in der Roggenernte keine Vergnügungsreise machen kann. „Ich hätt ihn schon gern wieder gehen, mein' Krispi, als ein' richtigen Menschen. Aber freuen tut's mich auch, daß er so verlaßbar an seim Acker hängt."

Kein Böller. Und keine Trompete. Aber Mann und Weib zwei junge, gesunde, reinliche Menschen, denen die Freude an ihrem festen Glück in Herz und Blut und Seele zitterte. Sie waren auch nicht abergläubisch. Daß es an ihrem Hochzeitstag in schweren Strömen goß — das nahm ihrem lachenden Glück keinen Funken von Sonne. In der Frühmesse wurden sie still getraut, unter den Regenschirmen gingen sie mit ihren drei Gästen heim — und dann hielten sie ein kleines Frühstücksmahl neben dem Bette der Lahneggerin, die von dem Gläschen Wein, das sie lachend hinunterzwang, auch gleich ein bißchen verduselt und schläfrig wurde.

Ambros, den bei diesem Wetter die Arbeit rief, erhob sich bald. Er küßte der Mutter die Wange, nickte der jungen Lahneggerin schweigend zu, legte seine roten Nelken der kranken Frau auf das Federbett und reichte dem Lahnegger die Hand. „Tonele! . . . Das wird so weiterregnen die ganze Woche. Wir haben schlechten Barometerstand. Aber es soll kein Wasserschaden mehr durch dieses Tal rauschen. Ich lasse morgen die Schleusentore fallen, wenn die Glocken Mittag läuten! . . . Kommst du hinauf?"

„Ja, Mensch! Da muß ich dabei sein. Daß ich stolz sein kann auf dich!" Toni legte dem Freunde den Arm um die Schultern. So gingen die beiden aus der Kammer. Draußen bei der Haustür rüttelte der Lahnegger zärtlich den hageren Körper des anderen. Und mahnte leis: „Geh, Brosle . . ."

„Ja, Toni! Ich danke dir! Denn weißt du . . . Glück sehen, das ist auch eine Freude, die ans Leben glauben läßt!" . . .

Ambros schritt in den Regen hinaus. Und der Lahnegger betrachtete mit ernstem Blick diesen vorgebeugten Kopf. Denn an diesem jungen Kopfe war etwas Ungewöhnliches zu sehen. Ein Siebenundzwanzigjähriger! Und sein dichtes Blondhaar hatte an jeder Schläfe einen silbergrauen Fleck.

In der Mittagsstunde des folgenden Tages, als die Glocken läuteten, konnten die Menschen im Wildachtal ein Ding erleben, das einem Wunder glich. Nach dem schweren Regenfall dieser Tage war das breite Kiesbett des Wildwassers übergossen von einem dumpfbrausenden Wassergewoge, das schon die Ufer zu überfluten und wieder wertvolle Stücke des guten Feldes zu fressen drohte. Doch während die Glocken läuteten, schien dieses Rauschen wie unter einem unsichtbar wirkenden Zauber immer schwächer zu werden. Das quirlende Wasser begann von den steinigen Ufern zurückzuweichen. Überall tauchten lange Kiesbänke und wunderlich geformte Steininseln aus der breiten, immer ruhiger ziehenden Wasserfläche heraus. Und als das Geläut der Mittagsglocken verstummte, war der tückische Riese des Wildwassers verwandelt in einen zahmen Bach, der kein Haus, kein Feld, kein Leben mehr bedrohte

nur noch so viel Wasser führte, als die Müller und Säger nötig hatten zum Antrieb ihrer fleißigen Räder. Lachend und schreiend standen die Dorfleute im Regen sahen diesem Wunder zu. Und während die Kinder mit diem Vergnügen durch die im Kiesbett stehengebliebenen el wateten und ein paar verirrte Fische zu haschen suchten, die Erwachsenen truppweise zur Notburg hinauf. Als en zur Hochstraße neben der Kapelle kamen, fanden sie Felsklamm der Wildach kein Gedonner und Gewirbel ondern sahen nur am Fuße der mächtigen Sperrmauer weiße Wasserstrahlen scharf aus den Betonschächten ren. Und droben — auf der Plattform des Sperr- zwischen den Eisensäulen und Triebrädern der Schleusen- gewahrten sie eine ruhige, schlanke Mannsgestalt, gen grau umschleiert. Dieser starke, schaffensfreudige da droben, das war der feine blondköpfige Doktorsbub , der im dunklen, tiefen Walde die rotgeflügelte Fee und Tümpel der Wildach das Totenmännle gesehen hatte. enthlößten Kopf in den Regen beugend, stand Ambros ie Große Not gewendet und blickte über die Mauer in den langsam sich anstauenden See, der schon ein Stück der gerodeten Schlucht erfüllte und das Rauschen allen Ursprüngen einherschießenden Wildwassers immer zurückdrängte von den steinernen Brüsten der Mauer. en Ambros saß der Lahnegger im grauen Wetter- auf einer Quader. Und er schien an etwas Frohes chönes zu denken. Seine Augen hatten an diesem Tage den Glanz einer köstlichen Trunkenheit. Und ob er sich. „Schau, Brosle, da rennen d' Leut über en auffi! Ich kann mir denken, wen d' Leut suchen. freut's mich, daß ich der erste bin bei dir. Komm, ton, tu mir d' Hand hergeben! Ich bin ein Bauer Wildachtal. Und ich sag dir Vergeltsgott! Jetzt kann auch mein Gras wachsen lassen und mein Traid bauen." die vielen Leute kamen, ging der Toni davon und ch einen Blick über den wachsenden See hinaus, einen nüber zu der einsamen Frau, die unter einem Bretter- und mit weißem Gesicht herüberblickte zur Mauer. ihr, wie ein glücklicher Mensch durch schöne Sonne So ging der Toni Sagenbacher durch diesen Regen. der Schwelle seines blank aufgefrischten Hauses er lachend aus dem triefenden Wettermantel. Die Beda kam und so ruhig sie auch war, der Toni merkte doch gleich, daß etwas nicht in Ordnung war. Sie hätte nicht erst zu sagen brauchen: „Tonele, gelt, tu net erschrecken . . . aber d' Mutter gfallt mir gar net recht." Die junge Lahneggerin legte den Arm um ihren Mann, als hätte der lange feite Mensch jetzt eine Stütze nötig. „Schau, ich weiß net . . . aber seit dem Glockenläuten tut d' Mutter so gspaßig duseln, als hätt s' noch allweil ihr kleins Räuscherl von unserm gestrigen Freudentag." Als die beiden in die Kammer traten, fanden sie die Mutter still in den Kissen ruhend. Manchmal lächelte sie ein bißchen, und manchmal bewegte sie ganz leise die Fingerspitzen. Der Toni atmete auf. „Geh, du Angsthasl! Schau nur, wie lind als d' Mutter schlaft!"

Das war ein Irrtum. Und dennoch hatte der Toni das rechte Wort gesagt. Ein lindes Entschlummern! Halb noch das lächelnde Leben, halb schon der kühle Tod. Und diese Mutter mußte sterben am ersten Tag, an dem ihre zerriebene Kraft von keiner zähen Sorge mehr am Leben erhalten wurde.

Im Abenddunkel machte sie noch einmal die Augen auf, sah immer in das brennende Kerzenlicht und redete ruhig ein paar Worte. Aber den Toni hielt sie für den Krispin, und zur Beda sagte sie: „Mein Barbele, mein bravs!" Und schmunzelte dazu ganz wunderlich schelmisch. Dann fielen ihr die Lider wieder zu. Und schlummernd murmelte die Annamaria Sagenbacher den letzten Klang ihres Lebens: „Schau . . . jetzt hat er sein' ganzen Roggen daheim . . . und so viel schön!" Ein wohliger Atemzug. Und in der Nacht das stille, schmerzlose Hinüberschwinden, das zögernde Erkalten.

Auf dem Fenstergesimse brannte noch immer die Kerze, als der regentrübe Morgen durch die Scheiben hereinguckte.

War die Lahneggerin schon tot? Oder lag sie noch immer im lächelnden Räuschlein, das sie von den zwanzig mühsam verschluckten Tropfen des Hochzeitsweines bekommen hatte?

Toni, der am Bette der heiteren Schläferin saß, war mauerbleich von der Stirne bis in den Hals. Doch keine Träne kam in seine Augen. Und zum Abschied legte er seine Wange auf diese dürren, kalt gewordenen Hände hin. Als er sich aufrichtete, sagte er: „Bedle, schau d' Mutter an! Und da sagt man allweil, 's Sterben wär ebbes Harts. Freilich, sein Leben muß man halt dernach einrichten. Wie's d' Mutter gmacht hat! Nacher zählt eim's Sterben grad so wie ein Stündl Ruh!"

(Schluß folgt.)

Victorien Sardou.

Von Siegmund Feldmann.

torien Sardou, dem jetzt die Bretter seines Sarges die edeuten, hat lange genug gedauert, um der Parteien und Haß zu überleben. Hat er dabei auch sich selber ? Die Apotheker der Kunstweisheit, die uns den dosieren, die oberflächlich gekämmten Zukunftsgrüßer Freechaustisch, die alle schon den Titel ihrer Meisterwerke aben, die fortschrittlichen Privatdozenten, die für die der Schönheit habilitiert sind, und alle Aristarchen der erne" geben es uns schriftlich. Nun gut denn, ja, u hat sich überlebt, er ist ein überwundener Standpunkt! noch wird die Zeit zu erweisen haben, ob jene Titanen, ihn überwanden, gleichfalls imstande sein werden, ein s Jahrhundert hindurch die ganze Menschheit in Atem zu n, sie zu rühren und zu ergötzen, mit bunten Bildern in unabsehbarer Reihe zu beschenken, sie durch lustige und e Einfälle zu fesseln und in immer neue Vorspiegelungen geschickt einzuspinnen, daß alle ob der Täuschung die Armut eigenen Daseins zu vergessen vermögen.

Freilich, die Klage Börnes am Grabe Jean Pauls, daß Krone gefallen sei vom Haupt eines Königs, ruft man nicht nach. Doch wenn ihm auch die Krone der Poesie Stirn nicht umspannte, ein König in seinem Reiche war er immerhin, und zudem einer, der zu Recht regierte. Er beherrschte die Bühne wie kein zweiter, weil kein zweiter mit ähnlicher Meisterschaft den „Effekt" vorzubereiten, abzuschätzen, zu kanalisieren, anzuwenden und zu erneuern verstand. Er glich einem Elektriker, der planmäßig seine magischen Drähte zieht und hierauf ruhig wartet, daß sie sich just in den Augenblicken, die er vorausbestimmte, entladen und die Seele der Hörer komisch oder tragisch rütteln. Wo diese Meisterschaft alles ist und ohne jede literarische Anwandlung sich brüstet, mag man sie gering bewerten. Allein Sardou war, obschon keiner seelischen Offenbarungen und endgültiger Worte, so doch häufig echter leidenschaftlicher Erregungen fähig; besaß zwar nicht den persönlichen Stil Dumas' und Augiers, aber er führte eine glatte, nervöse, reinliche Sprache, und vor allem verstand er es, das Gerüst seiner Komödien mit einem so launigen, witzigen, schillernden und von mancher Beobachtung genährten Dialoge zu umkleiden, daß man ihn wohl als einen der Siegelbewahrer des Pariser Esprits gelten lassen kann. Trotzdem wurde er immerzu als blanker Virtuose, als „Macher" ausgeschrien. Nicht nur bei uns in Deutschland, wo das ästhetische Bonzentum von jeher in Blüte stand, sondern auch und noch kräftiger in seiner Heimat drüben, und je lauter das

Publikum ihm zujubelte, desto verächtlicher wurde seine „Mache“ festgenagelt, die man, beiläufig bemerkt, vielleicht gerechter „Methode“ nennen sollte. Am heftigsten entrüsteten sich natürlich seine Zunftgenossen, die ihm seine Triumphe neideten. Dann aber setzten sie sich hin und versuchten ihm ängstlich abzugucken, wie diese Mache gemacht wird. Gerade die ärgsten Schimpfer verdankten ihr bißchen eigenen Erfolg seiner Schule. Anfangs ärgerte er sich gewaltig über diese Angriffe und hieb mit einer guten Klinge zurück, die manche Narbe hinterließ, später, in der Sättigung des Ruhms, belustigte er sich bloß darüber. „Es ist doch sonderbar,“ rief er einmal aus, „daß heutzutage alle Welt Sardousche Stücke schreiben darf, nur ich allein nicht!“

Er schrieb sie dennoch, solange er noch einen Hauch in der Lunge hatte. Das Bild vom Sensenmann, der dem Künstler das Werkzeug aus der Hand schlägt, trifft bei ihm nicht zu; ihm mußte der Tod die Feder erst mühselig entwinden, so krampfhaft hielt er sie fest. Allen Mahnungen der Zeit stemmte er bis in die letzten Wochen seinen unbändigen Lebenswillen und einen federnden Schwung entgegen, der manchen Flaumbart beschämen konnte. Er wehrte dem Alter durch die Unverdrossenheit täglicher Arbeit. Am liebsten arbeitete er draußen auf seinem Landsitz in Marly-le-Roy, dem „Verduron“, der, vierzig Eisenbahnminuten von den Boulevards, unter der Hügelterrasse von Saint-Germain seinen ungeheuren Park mit den saftigen, von breitästigen Zedern beschatteten Rasenflächen, den magischen Rosenspalieren, den im Dunkel uralter Eichen schlummernden Weihern und den von mythologischen Marmorleibern durchbrochenen Taxushecken weit ins gesegnete Seinetal hinstreckte. Auch wenn die zwölf Porphyrsphinxe — ein Geschenk des Khediven aus dem Jahre 1878 — nicht gewesen wären, die gleich hinter dem herrlich geschmiedeten Gittertor zu beiden Seiten des glitzernden Kiesweges mit leeren und dennoch rätselvollen Augen den Eintritt bewachten, konnte der Besucher den Eindruck empfangen, daß hier zum mindesten ein üppiger Duodeztyrann hause, so feudal mutet uns dieses herrliche Anwesen an. Dieser Charakter beurkundet nur seinen Ursprung, denn das Schlößchen, das sich inmitten dieser grünen Pracht erhebt, ist ein Bau des vierzehnten Ludwig. Sardou hatte es recht verwahrlost übernommen, aber mit großen Kosten wieder auf den Glanz gebracht. Und die Fülle historischer Erinnerungen, kunstvoller Möbel und kostbaren Kleinkrams, mit dem er es ausstattete, legt Zeugnis dafür ab, was für ein kenntnisreicher und verschwenderischer Sammler er war.

Nur das Speisezimmer im Erdgeschoß beließ der neue Besitzer in der alten Einfachheit seiner weißen, stuckierten Wände. Wie eine Legende berichtet, sprengte auf einer Treibjagd Bonaparte mitten durch diesen Saal, einem Hirsche nach, der sich ins Gestrüpp des „Verduron“ geflüchtet hatte. Wäre Sardou die gleiche Überraschung zuteil geworden und plötzlich ein Reiter in der Perrontür aufgetaucht, um ebenso plötzlich über die Bratenschüssel hinweg durch die Gartentür zu verschwinden, dann hätte er vielleicht einen Schrei ausgestoßen, aber seine Mahlzeit hätte er kaum unterbrochen. Das war eine so wichtige Angelegenheit, daß er sich nicht einmal durch eine dreireihige Kavallerieattacke hätte darin stören lassen. Wer Sardou nie bei Tische sah, wußte ihn nicht voll zu würdigen. Er war mit einem staunenswerten Appetit gesegnet, und man fragte sich immer ein bißchen ängstlich, wie der schmächtige Mann diese starken Ladungen in seinem dünnen Leibe unterbringen konnte. Seit Victor Hugo, der allerdings noch viel Verblüffenderes im Essen geleistet hat, besaß die Weltliteratur keinen so tüchtigen Magen. Aber Victor Hugo schwieg vor seinem Teller und gab sich bloß dem Kauen hin; Sardou kaute und sprach zugleich, und beides mit einer schwer begreiflichen Behendigkeit. Während er sich mit einem Huhn auseinandersetzte — einem ganzen Huhn wohlgemerkt — erzählte er eine Menge von Abenteuern aus seinem und seiner Freunde bewegten Leben, oder er holte aus alten, vergessenen Aufzeichnungen allerlei raunende Visionen hervor. Sein Gedächtnis war eine Fundgrube ohne Boden. Je länger er hineinlangte, desto reicher schien es zu werden. Er hatte alles gesehen, alles gehört, alles behalten, und er gab alles mit hinreißendem Temperament wieder.

Und alles, was er sah, hörte und behielt, setzte sich hinter seiner Schädeldecke sofort in dramatische Form ab. Von Sardou kann man sagen, daß er nichts anderes werden konnte als ein Theaterdichter. Ihm spannte sich die ganze Welt im Rahmen der Bühne ein, und alle Dinge strahlten oder dämmerten ihm im Rampenlicht. Alle Erlebnisse, Erfahrungen und Wahrnehmungen traten ihm szenisch ins Bewußtsein. Jede Landschaft wurde ihm zur Dekoration, jede Versammlung zur Komparserie, jede Begegnung zur Exposition, jede Trennung zum „Abgang“, jedes aufgefangene Wort zur Pointe, jeder Gegenstand zum Requisit, jede Zufälligkeit zur Handlung. Eines Tages dreht er sich im Tabakladen aus einem vom Boden aufgerafften Papierfetzen einen Fidibus. Er bemerkt darauf noch rechtzeitig eine Unterschrift, liest und findet, daß es der Brief einer bekannten Schauspielerin an ihr auf der Schule weilendes Söhnchen ist. Und während er, seine Zigarre von einem Mundwinkel in den andern schiebend, heimwärts schlendert, grübelt er, was sich wohl aus einem gefundenen Brief auf der Bühne machen ließe. Ein gefundener Brief, das ist eine recht gleichgültige Geschichte! . . . Aber angenommen, daß es nicht der Brief einer Mutter an ihr Kind, sondern der Brief einer Frau an ihren Liebhaber wäre, und daß der Gatte, der sich eine Zigarre anzünden will . . . Die „Idee“ war gestaltet. Und noch am selben Abend begann er „Les Pattes de Mouche“, die als „Der letzte Brief“ zu uns nach Deutschland geflattert sind, wo ihm ein millionenstimmiges Lachen als fröhliches Echo geantwortet hat.

„Les Pattes de Mouche“ waren der erste große „Schlager“ Sardous, sie brachten — 1860 — den ersten Erfolg, der seinen Namen über alle Grenzen trug und seine Weltstellung begründete. Sauer war es ihm genug geworden, und so jung an Jahren er noch war, so schwer beladen mit Enttäuschungen, erreichte er endlich das erträumte Ziel. Schon auf dem Gymnasium skandierte er sich eine Tragödie „Otto der Große“ zurecht, und er hatte die Zwanzig noch nicht erreicht, als er die Notwendigkeit empfand, der Comédie-Française ein zweiaktiges Reimspiel „Les Amis Imaginaires“ einzureichen, das uns Sardou, der einen guten Stoff nicht gern umkommen ließ, vielleicht später — eine bloße Vermutung — in „Nos Intimes“ (in Deutschland unter dem Titel „Die guten Freunde“ viel gegeben) vernewert und erweitert wieder vorgesetzt hat. Nach diesen fruchtlosen Versuchen studierte er auf seines Vaters Geheiß widerwillig Medizin, hielt es aber nur drei Semester aus und warf sich hierauf mit verdoppeltem Ungestüm auf das Dichten. Wie viele Dramen er damals hungernd in seinen durchschlotterten Nächten zusammengeschmiedet hat, in Versen natürlich, wie es einem idealistischen Jünglinge geziemte, dessen wußte er sich selber nicht mehr zu entsinnen. Zwei Dutzend Dramen waren es gewiß, wenn nicht mehr, und keines davon konnte sich den Zugang zur Bühne erzwingen. Mit Vorliebe bewegte er sich im Historischen. Das Hauptwerk dieser Gattung war eine Trilogie aus der Reformationszeit: „Martin Luther“ — „Der Bauernkrieg“ — „Die Wiedertäufer“, und als ihm auch diese Arbeit zurückgeschickt wurde, raffte er sich auf, um etwas Nagelneues, etwas Noch niedagewesenes, etwas Übermächtiges und Niederschmetterndes, das ihm die Pforten des Theaters und zugleich die der Unsterblichkeit aufsprengen mußte, zu verfertigen, und er schrieb die „Königin Ulfra“.

Das Nagelneue und Niederschmetternde an diesem Werke war die Form des dramatischen Ausdrucks. Der Vers verlängerte oder verkürzte sich nach der Bedeutung der Personen. Die Königin, der offenbar der plebejische Alexandriner nicht genügen konnte, sprach in Versen von vierzehn Füßen, die Minister und Marschälle verständigten sich zwölffüßig, die Damen und Herren des Hofes verfügten, je nach ihrem Rang, über zehn, acht oder sechs Füße, die Diener mußten

sich mit vier oder zwei Füßen behelfen, und das Volk schätzte sich glücklich, wenn ihm eine der Herrschaften einen abgelegten Jambus zur Einkleidung seiner Gefühle übrigließ. Sardou bildete sich ungemein viel auf diese „Symbolik der feudalen Tyrannis" ein, rechnete jedoch nicht mit der noch schlimmeren Tyrannis launischer Primadonnen. Auf einem ganz verrückten Umwege, durch eine verkrachte Regenschirmhändlerin, die Sardou beherbergte und dem Intendanten der Schönen Künste die Stube fegte, gelangte die erhabene Dichtung an das Théâtre-Français und in die Hände der Rachel, bei der die Entscheidung lag: wenn sie die Titelrolle darstellen wollte, würde man die Tragödie annehmen. Aber Ulfra war eine Schwedin, und die Rachel liebte Schweden nicht. Sie ließ daher dem stürmischen Bahnbrecher vermelden, er möge ihr lieber „etwas Griechisches" schreiben.

Das tat Sardou nun nicht. Statt dessen schrieb er etwas Deutsches: „Die Studentenkneipe", deren Ankündigung sofort das Mißtrauen des damals — kurz nach dem Staatsstreich — noch wild republikanischen Lateinischen Viertels erregte. „Die Studentenkneipe" auf dem Odeon, einer Staatsbühne — das konnte nur eine von der Regierung bestellte Verhöhnung der akademischen Jugend sein! Das konnte sich die akademische Jugend natürlich nicht bieten lassen. Das Stück, eine unbescheiden harmlose Liebesgeschichte, beginnt damit, daß zwei Papas ihre Schlingel von Söhnen in der Wirtschaft überraschen, in der gerade ein Gaudeamus steigt. Aber kaum hatte der eine der beiden „Alten", noch in der Tür, den ersten Vers gesprochen:

Est-il en Allemagne un endroit plus bruyant?

als ihm das Publikum durch ein betäubendes Heulen, Pfeifen, Zischen und Stampfen bewies, daß es, wenn auch vielleicht nicht en Allemagne, so doch in Frankreich einen noch lärmenderen Ort geben konnte. Zwar wurde der Zweiakter trotzdem zu Ende gespielt, am zweiten Abend beruhigten sich die Gemüter ein wenig, und wer weiß, ob das Stück nicht noch ins rechte Gleis gekommen wäre, wenn nicht am dritten Abend ein kleines Mißgeschick alles verdorben hätte. Der Hauptschlauch der noch recht primitiven Gasbeleuchtung barst, und tiefe Finsternis brach just in dem Augenblick herein, da der Held in „Wichs" dem Wirtstöchterlein seine Flamme gestand. Das entfesselte plötzlich die Ulkstimmung wieder. „Das ist Absicht, er will ihr Gewalt antun!" schrien die Studenten unten. „Wehre dich, Gretchen!" — Und damit begann die Beschießung der dunklen Bühne mit Fußbänkchen, Polstern, Armlehnen und allem, was sich im Saale losbrechen ließ, der, als endlich die Polizei mit Laternen eindrang, einer Trümmerstätte glich, die selbst mit einer Anzahl Verwundeter sehr malerisch staffiert war. Es war ein Skandal, von dem sich das Odeon vier Tage und Sardou vier Jahre lang nicht erholen konnte. So oft er mit einem Manuskript bei einem Direktor anklopfte, ließ man ihn nicht einmal vor. „Ah, nein! Der Monsieur aus der ‚Studentenkneipe'! Das fehlte uns noch!"

Erst die alternde Dejazet, bei der er sich mit einer jugendlichen Hosenrolle eingeschmeichelt hatte, erbarmte sich seiner. „Richelieus erster Waffengang" war auch sein erster Waffengang mit dem Publikum, der glücklich ausfiel. Es war bloß ein Anfang, aber er bereitete immerhin den ausgetretenen Schuhen, den ungeheizten Stuben, den fragmentarischen Mahlzeiten und dem ganzen grauen Elend ein Ende. Die Muse der Tantieme hatte ihn nach langem Buhlen auf die bleiche Stirn geküßt, und beflügelt von ihrer Gunst, eilte er nun unaufhaltsam von Treffer zu Treffer, von Sieg zu Sieg. Nach dem „Letzten Brief" bezeichneten „Die Familie Benoiton", „Die alten Junggesellen", „Die guten Landleute", „Dora", „Odette", „Divorçons!" („Cyprienne"), „Fedora", „Theodora", „Marquise!", „Madame Sans-Gêne" nur einzelne Etappen einer Laufbahn, deren Fruchtbarkeit selbst die Franzosen nicht ganz abschätzen können, weil Sardou auch kräftig für den Export wirkte. So schrieb er für Henry Irving einen „Robespierre" und vorher einen „Dante", den die Londoner nach sechshundert Aufführungen noch nicht satt gekriegt hatten, und auf amerikanische Bestellung lieferte er über ein Dutzend nach allen Regeln der Yankeeästhetik zurechttätowierte Dramen, von denen nur ein einziges, der „Onkel Sam", den Weg über den Ozean zurückgefunden hat. Dabei schmiegte sich sein nie verlegener Geist allen Anforderungen, allen Stilen, allen Gattungen an. Für die radschlagende Possenkomik der „Äpfel des Nachbars" trifft er Ton und Tempo genau so richtig wie für den pathetisch klirrenden Ritterschritt in „Vaterland", und in den Komödien gleitet sein munterer Witz auf geölter Bahn so sicher in den ernsten Konflikt hinein, daß beide Teile, der lachende und der weinende, nirgends auseinanderfallen.

Sein Lebenswerk war also ungeheuer. In den Augen der Nachwelt, die nicht zählt, sondern wägt, wird es allerdings sehr zusammenschrumpfen; sie wird höchstens den „Rabagas" gelten lassen wollen, in dem der Schatten des Aristophanes leise lichert. Diese politische Satire wird vielleicht sein einziges literarisches Vermächtnis sein. Aber Literatur und Theater sind zweierlei, und in der Geschichte des Theaters nimmt er einen hervorragenden Platz ein, schon wegen des Einflusses, den er ausübte. Das ist schon etwas. Das ist sogar viel, so wenig auch das Theater, aller hergebrachten Feuilletonweisheit entgegen, in der menschlichen Kulturbewegung bedeutet. Diesen Platz hat er sich in beharrlicher, erbitterter Arbeit redlich errungen — Eugen Scribe zum Trotz, der noch nach den „Guten Freunden" schwor, daß Sardou „nie etwas Brauchbares für die Bühne machen" werde.

Vergänglichkeit.

Nun hat die Heide ausgeblüht.
Wie Unheil senkt sich schwer und fahl
Ein trüber Himmel auf das Tal.
Die greisen Wipfel rauschen müd.

Wir wandern einsam, ich und du,
Durch nebelnassen Herbsttestag
Und grübeln stumm dem Sommer nach
Und nicken schwer den Wolken zu.

Uns starb des Sommers frische Tat,
Und unser Lieben ward zur Qual, —
Wir wandern, wandern ohne Wahl
Den weiten, öden Heidepfad.

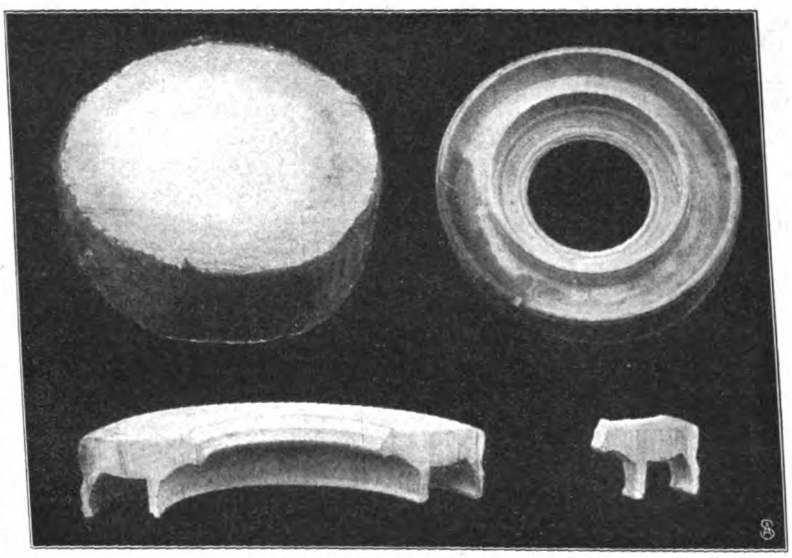
Adele Ahues.

Im Spielwarendorf.

Von M. Hagenau.

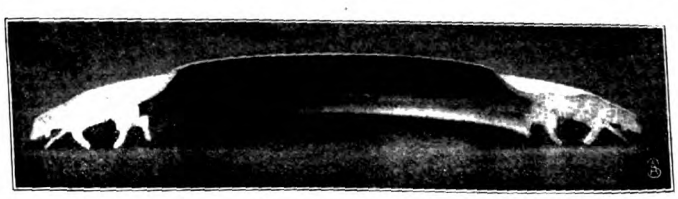
Ohne Spiel kann das Kind nicht leben. Das Spielen ist ihm ein Lebensbedürfnis, das tägliche Brot der Kinderseele. Wir Erwachsene greifen zum Spiel, um Langweile zu vertreiben, uns zu zerstreuen, mitunter auch, um die langsam dahin kriechenden Stunden, die überflüssig lange freie Zeit totzuschlagen. Beim Kinde liegt die Sache anders. Das Spielen ist ihm eine hochernste Beschäftigung, es übt dabei seine Sinne und seinen Verstand, es lernt Neues und prägt sich bereits Erfaßtes besser ein. Diese Beschäftigung ist die gleiche beim Kinde des reichen Mannes, wie beim Kinde des Tagelöhners; allgemein menschlich ist sie, und wir begegnen ihr überall, auf jeder Kulturstufe der Menschheit; selbst die rohesten Naturvölker kennen das Kinderspielzeug. Bei den Wilden verfertigen es gelegentlich Eltern, Verwandte oder Bekannte, bei den Kulturvölkern geschieht das mitunter auch, aber die Arbeitsteilung hat sich seit uralter Zeit auch auf dieses Gebiet

ausgedehnt, das Kinderspielzeug wird als Handelsartikel berufsmäßig hergestellt. Und dieser Industriezweig ist durchaus nicht unbedeutend. Man sagt, die Deutschen wären besonders kinderlieb, und darum wohl ist gerade in Deutschland die Herstellung der Spielwaren zur hohen Blüte gelangt. Das war schon im Mittelalter der Fall. Nürnberger Tand ging durch das Land, und darunter war vieles, was die Kleinen und Kleinsten erfreuen sollte. Von Nürnberg aus verbreitete sich dieser Industriezweig in andere Gegenden. Zunächst bürgerte er sich in Thüringen ein. Damals kannte man noch nicht das Porzellan, nicht den Kautschuk und auch nicht das Papiermaché; in der Bearbeitung der Metalle war man noch nicht weit fortgeschritten, aber in der Verarbeitung des Holzes war man in der alten Zeit geübter als heute, d. h., die Kunst, allerlei Holzwaren zu schnitzen und zu zimmern, war mehr Menschen eigen. Es war ja noch die alte, alte Zeit ohne Fabriken, mit langsamem unsicheren Verkehr, in der noch wirklich die Axt im Hause den Zimmermann ersparte, weil der Hausherr mit Axt und Säge umzugehen verstand. Damals wurde auch fast alles Kinderspielzeug aus Holz gemacht; einiges verfertigte man auch aus Ton, aber das war zerbrechlich; schöne Figuren und Tierchen knetete man auch aus Mehlteig, aber in diesem Spielzeug nisteten sich die Milben ein, und die Mäuse, die damals eine größere und ständigere Hausplage bildeten, fraßen es auf. Das Holz war viel geeigneter, leicht und doch fest, kein Appetitsbissen für die Nager und in der waldgesegneten Zeit auch billig.



Vom Tierreifen und seiner Bearbeitung.
Ursprünglicher Holzblock. (Vom Stamm abgesägt.) Reifen aus diesem Block gedreht. (Von unten gesehen.)
Unten: Der Reifen gespalten, im Profil gesehen, und die davon abgehackte Figur.

Als die Nürnberger Kaufleute über den Thüringer Wald nach den Städten des Nordens zogen, fanden sie dort eine Bevölkerung, die mit der Bearbeitung des Holzes wohl vertraut war. Es wäre ja auch sonderbar, wenn der Waldbewohner den Rohstoff, der vor seiner Tür lag, nicht ausnutzen würde. Wenn der Winter kam, der die Leute mehr ans Haus fesselte, dann wurde gehauen, gesägt, gehobelt und geschnitzt. Da entstanden allerlei nützliche Dinge: Mulden und Backtröge aus einem Stammstück, Schüsseln, die man mit Ornamenten versah, Wannen und Fässer für den Hausgebrauch und die Milchwirtschaft, Holzlöffel und Quirle für die Küche und auch Holzpantoffeln für die Gänge über morastige Dorfstraßen und ungepflasterte Höfe. Es war zu natürlich, daß diese Waldbewohner auch das Spielzeug nachzumachen versuchten, das sie bei den Nürnbergern gesehen hatten. Und sie arbeiteten geschickt. Zuerst gaben die Nürnberger Aufträge, dann aber wurde die Spielwarenindustrie in Thüringen selbständig, und Sonneberg entwickelte sich zu ihrem Hauptort. Aber sie breitete sich noch in anderen Gebieten aus, sie entstand in Schwaben auf der Rauhen Alb, sie erblühte im Schwarzwald, und sie faßte auch festen Fuß im Sächsischen Erzgebirge. Die Zeit schritt fort, eine neue Ära der Kultur brach für die Völker Europas an, es kam das Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, und die Menschen wurden anspruchsvoller.



Ein Jagdhundreifen.

Im Kinderspielzeug spiegelte sich auch ein Teil der Fortschritte, und auch der Luxus machte sich in ihm breit. Es mußte ja Neues und immer Neues und Elegantes und Feines für die Kinder verwöhnter, anspruchsvoller Eltern geschaffen werden. In dieser Hinsicht wußte Nürnberg seinen alten Ruf zu behaupten; es wetteiferte mit Paris, und auch in Berlin und Stuttgart entwickelte sich eine namhafte Industrie der feinsten Spielwaren. In ferne Länder, weit über alle Meere geht das deutsche Kinderspielzeug; nach der neuesten Statistik betrug der Wert der ausgeführten Waren gegen 60 Millionen Mark. Dem Holz machen nun andere Rohstoffe Konkurrenz. Da ist das Papiermaché, da sieht man die Gummiwaren für Kinder, Porzellan wird häufiger benutzt, und vor allem taucht das Metall in verschiedenen Formen auf. Aber das Holz hat sich doch behauptet. Es kann sich wohl dem Feinen und Feinsten anpassen, ganz besonders ist es aber zur Herstellung des billigeren Spielzeugs geeignet, befriedigt vollauf die Kinder der minder Bemittelten — aber nicht allein diese. Das leichte, glatte Holz gibt man doch häufig den Kleinen lieber in die Hand als z. B. Metallsachen mit ihren schärferen Spitzen und Kanten. In dem alten Gewerbe der Holzspielwaren haben sich aber im Laufe der Zeit auch Wandlungen vollzogen. Billig, billig! war auch auf diesem Gebiete die Losung, und die billige Herstellung wurde durch Arbeitsteilung erzielt. Sie ging bis ins Kleinste, ins Trostlose. Wo die Spielwarenherstellung Hausindustrie war, da saßen die Leute in der Stube und arbeiteten Tag und Nacht ein und das gleiche Ding. Pferdebeine und Pferdebeine ohne Ende; oder lackierten die Soldaten, die ihnen fertig ins Haus gebracht wurden, mit der gleichen Farbe, und dabei war der Verdienst gering, die Familie konnte gerade noch das Leben fristen. Es ist aber besser in dieser Hinsicht geworden. Die Maschinen hielten auch in der Spielwarenindustrie den Einzug, das Holz fügte sich ihnen in allerlei Formen. Auch für die Ausbildung der Arbeiter wurde gesorgt, indem man Spielwarenindustrieschulen gründete.

Wer nun sehen will, was alles aus Holz zum Ergötzen der Kinderwelt gemacht werden kann, der sollte ins Sächsische Erzgebirge wandern. Rauh ist dort die Luft auf den Hochtälern, aber herrlich sind die Wälder, in denen die Tanne gedeiht, und malerisch die eingeschnittenen Täler. Nahe der böhmischen Grenze auf dem Wege nach Bad Einsiedel und Teplitz gelangt man in ein wahres Spielwarenland. Da ist das Städtchen Olbernhau mit regsamen Betrieben, da liegen höher hinauf die Dörfer Heidelberg, Heidelbach, Neuhausen, Niederseiffenbach und Deutschneudorf; in allen Häusern arbeitet man dort für die Kinder, nicht nur für die deutschen, sondern auch für die anderer Völker. Das Herz dieser Industrie ist aber das Dorf Seiffen, das etwa 1500 Einwohner zählt. Um diesen Erwerbszweig zu heben, wurde in ihm vom Staate schon im Jahre 1870 eine Fachschule für Spielwarenerzeugung gegründet; mit ihr ist auch eine Musterausstellung verknüpft,

in der man sehen kann, was von diesem entlegenen Winkel an schönen Sachen in die Welt hinausgesandt wird. Und in welchen Massen! Beträgt doch der jährliche Umsatz an Spielwaren im Distrikt Seiffen mehrere Millionen Mark! Da werden Holzsoldaten zu Tausenden und aber Tausenden erzeugt; nicht so schmuck und mannigfaltig sind sie wie die feineren Zinnsoldaten, aber für die unverwöhnten Knaben eine Quelle reichlicher Freuden. Da liegen in Schachteln verpackt Dörfer mit einfachen Häusern und Ställen, mit einer betürmten Kirche und den bekannten rohen Bäumen, deren grüne, kegelförmige Kronen grünbemalte Holzspäne bilden; und in größeren Schachteln liegen Städte zum Aufstellen bereit. Wir alle haben mit diesen einfachen Sachen in unserer Kindheit gespielt, und unsere Enkel finden wieder die gleiche Freude daran. Auch Kinderflinten aller Art blinken uns entgegen; in Reihen stehen dort Wagen und Wägelchen aller Art und für kleine Mädchen eine schier unerschöpfliche Auswahl an einfachen und feinen Puppenmöbeln, an fertigen Puppenstuben und Küchen. Mit besonderer Vorliebe wird aber hier das zoologische Fach betrieben. Was Seiffen an Tieren aller Art erzeugt, ist geradezu erstaunlich. Hier ist das Dorado der Liebhaber der Arche Noah mit den rohen, von Lack strotzenden Figuren. Diese Arche bildet eine wahre „Attraktion" für die Kinderwelt. Natürlich werden in Seiffen auch bessere, feinere Tierfiguren aus Holz gemacht, das Interessanteste für Erwachsene ist aber, wie sie gemacht werden.

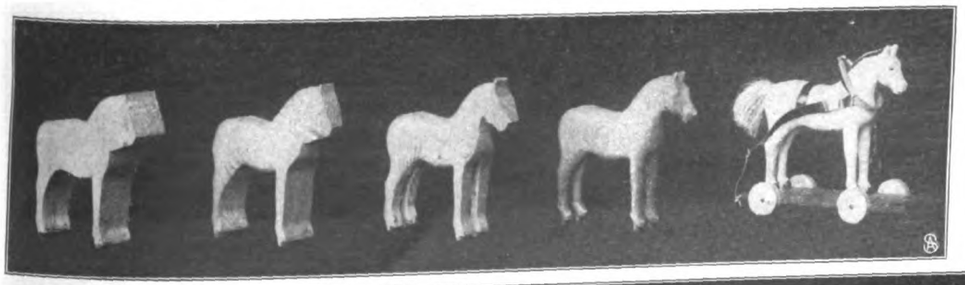
In dieser Hinsicht blüht in Seiffen eine Spezialität, die wir uns näher ansehen wollen. Die Entwicklungsgeschichte der lebenden Tiere steht heute im Vordergrunde des Interesses,

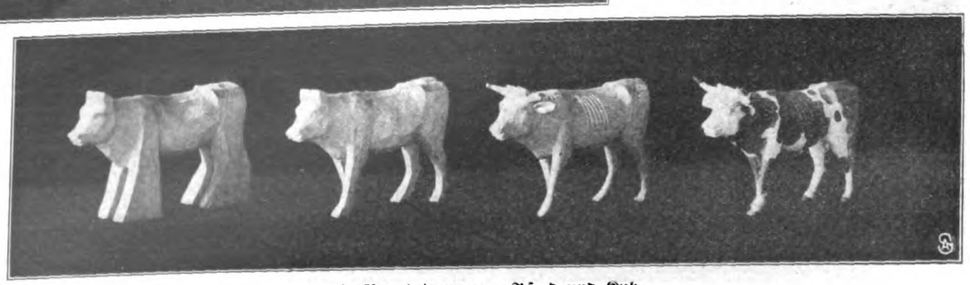
Wie die Tierfiguren von dem Reifen abgehackt werden.

Ein Hirschreifen.

ein Teil dieses Interesses fällt gewiß bei unseren Lesern auch für die Entwicklungsgeschichte des Holztieres ab. Sie hat den Vorteil, daß sie nicht so sehr verwickelt, sondern klar und übersichtlich ist. Wer da glaubt, daß so ein Tierchen aus einem Stück Holz fein und sauber geschnitzt wird, der befindet sich auf dem Holzwege. Eine derartige mühselige Arbeit würde sich für ein kleines Kunstwerk lohnen; bei den Preisen aber, die für hölzernes Kinderspielzeug bezahlt werden, müßte der Schnitzer bald verhungern. Hier kann nur Massenfabrikation lohnen, und diese wird auf eine überraschende und sinnreiche Weise erreicht.

Sehen wir nun näher zu! Unsere Abbildungen ersparen uns den Besuch der Werkstätten. Also betrachten wir die erste Abbildung. Da ist links oben in der Ecke ein runder, vom Holzstamm abgesägter Holzblock von einer bestimmten Dicke. Dieser Block kommt zu einem Spezialisten, dem „Reifendreher". Der Mann bearbeitet ihn auf der Drehbank. Was er da tut, ist uns so ziemlich rätselhaft. Wozu macht er das Loch in der Mitte, und wozu bringt er auf der glatten Scheibe, dem Reifen, eine Reihe von Vertiefungen und Abschrägungen an, die wie konzentrische Kreise verlaufen? Der Mann ist tief in seine Arbeit versunken, jeder Strich, jede Drehung muß für ihn von großer Bedeutung sein. Endlich ist er mit seiner Arbeit fertig und übergibt uns den Reifen. (Vgl. die Figur rechts oben auf der Abbildung.) Wie sehr wir aber unsere Augen anstrengen und unsere Phantasie zu Hilfe nehmen, etwas Tierisches können wir an dem Reifen mit dem besten Willen nicht erblicken. Da lächelt der Künstler überlegen. Er setzt den Reifen auf einen Holzblock, nimmt Messer und Hammer in die Hand und hackt aus dem Reifen ein Stück heraus, das links unten auf unserer Abbildung zu sehen ist. Da gehen uns die Augen auf: auf dem Durchschnitt des Reifens erblicken wir die Umrisse einer Tiergestalt. Der Meister hackt ein dünnes Stück ab und stellt es vor uns hin: es ist ein Kälbchen in ganz rohen Formen. Die Leistung verdient unsere Anerkennung: was da vor unsern Augen geschah, war keine gewöhnliche rohe Arbeit. Wer einen solchen Reifen drehen kann, der muß technisches Geschick,





Die Bearbeitung von Pferd und Kuh.

anatomische Kenntnisse und Übung und Erfahrung besitzen; denn wie die Dreharbeit gelungen ist, zeigt sich erst, wenn der Reifen gespalten wird. Diese Kunst des Reifendrehens vererbt sich in Seiffen zumeist von Geschlecht zu Geschlecht, und sie wird heute nur von einer beschränkten Anzahl von Leuten ausgeübt, die als „Reifendreher" einer Zwangsinnung angehören.

Wer nun Tierfigurenherstellen will, der bestellt sich vom Reifendreher die nötigen Reifen. Da gibt es eine große Auswahl: Kuhreifen und Pferdereifen, Ziegenreifen und Hirschreifen, Elefantenreifen und Hundereifen usw. usw. Außerdem unterscheidet man bei den einzelnen Tierarten zwischen „stehenden Reifen" und „fortschreitenden Reifen", je nachdem diese, zerhackt, stehende oder fortschreitende Tierfiguren ergeben, wie etwa der Jagdhundreifen, den die untenstehende Abbildung auf Seite 1102 veranschaulicht. Es gibt auch „Freßreifen" für fressende und „Liegereifen" für liegende Tiere, und viele andere, je nach dem Einfall des Meisters oder dem Wunsch des Bestellers.

Familie beim Ausarbeiten der Tierfiguren.

Die vom Reifen abgehackten Figuren sind noch ganz roh. Man könnte mit ihnen keinen Staat machen, ja, würde für sie schwerlich einen Käufer finden; denn selbst dem armen Manne würde doch ein solches Kinderspielzeug nicht behagen. Die Tiere müssen also noch vervollkommnet werden, und damit beschäftigen sich wieder besondere Leute. An der Arbeit beteiligt sich in der Regel die gesamte Familie. Da hackt der Vater Tier auf Tier von dem Reifen ab, indem er einen Holzblock auf den Knien als Unterlage benutzt, und nun gehen Frau und Kinder flugs an die weitere Bearbeitung. Es werden die Beine zurechtgeschnitzt, an Kopf und Leib die nötigen Rundungen herausgeschnitten; die Hörner und Geweihe sind schon öfters im Reifen vorgearbeitet, wie dies z. B. bei dem auf Seite 1103 abgebildeten Hirschreifen der Fall ist. Wo sie noch fehlen, müssen sie eingesetzt werden. Und wenn die Schnitzarbeit fertig ist, geht's ans Bemalen. Da pinselt die Jugend drauf los; in Reih und Glied stehen nun die Füchse und die Schimmel und die scheckigen Kühe auf einem Brettchen, bis sie trocken werden und man sie einpacken kann. Besser als Worte belehren uns über das Fortschreiten dieser Arbeit die beiden Abbildungen auf Seite 1103: die Bearbeitung eines Pferdes und die einer Kuh. Und wie jung und alt bei den Schnitzern emsig mitwirken muß, zeigt uns das nebenstehende lebenswahre Bild einer bei der auf die Dauer eintönigen Arbeit versammelten erzgebirgischen Familie. Daß auch hierzu ein gewisser Kunstsinn nötig ist, daß Geschick und Übung erforderlich sind, liegt auf der Hand. — In dieser Hinsicht wirken die Spielwarenindustrieschulen sehr segensreich, und ihnen sind auch immer größere Fortschritte in den Leistungen der Arbeiter zu danken; dadurch wird aber auch die wirtschaftliche Lage der strebsamen Leute gebessert, denn gut zugeschnitzte Figuren erzielen natürlich höhere Preise. Und es kommt viel auf richtige und gefällige Formen auch bei dem billigen Kinderspielzeug an. Für die Kleinen ist ja das Spielzeug auch ein Bildungsmittel, und es ist von größerem Wert, wenn es richtige Vorstellungen erweckt und zugleich den Sinn für gefällige Formen großzieht. Nach dieser Richtung hin macht unsere Spielwarenindustrie in letzter Zeit erfreuliche Fortschritte. Das Reifendrehen wird aber nicht allein zur Herstellung von Tierfiguren verwendet, sondern auch viele andere Gegenstände werden vom Reifen abgehackt; namentlich einzelne Bestandteile an Spielwaren, die zusammengesetzt werden müssen, wie z. B. bei Soldaten die Arme, die Säbel, die Gewehre usw. Die Arbeit geht auf diese Weise rasch vor sich, und vor allem wird dadurch auch die nötige Gleichheit der Teile erzielt.

Großmutter trägt die Spielwaren zum Kaufmann.

Ist nun ein Posten der Spielsachen fertig, so wird er sorgsam in einen Tragkorb gepackt, und die Großmutter rüstet sich zu dem Wege nach der Stadt, zum Kaufmann, der die Ware abnimmt. Die alte Großmutter will auch etwas schaffen, und die wetterfeste Frau ist von Jugend auf das Lastentragen gewöhnt. So wandert sie vom Dorfe bergauf und bergab, und nur zu oft heult ein kalter Wind auf den Höhen des Erzgebirges, und nur zu häufig fällt dort der Schnee, durch den sie sich mühsam fortschleppen muß. Wenn aber die Ware zur Zufriedenheit ausgefallen, das Geschäft glatt und gut abgelaufen ist, dann scheint bei Wind und Wetter die helle Freude im Herzen der Alten. Und wenn sie unter rauschenden Tannen heimwärts schreitet, dann segnet sie den Wald, segnet das Holz, das sie genährt hat und mit Gottes Hilfe auch ihre Enkelsenkel nähren wird.

Die Banane eine neue Weltfrucht.

Von C. Falkenhorst.

Unter den zahllosen Früchten, die uns die Natur in allen Zonen der Erde beschert, sind nur wenige so beschaffen, daß sie eine lange Lagerung und weite überseeische Transporte vertragen und sich in frischem Zustande zu Artikeln des Welthandels eignen. In Ländern mit gemäßigtem Klima zeichnet sich vor allem der Apfel durch diese Eigenschaften aus, und so tritt er auch, wohlverpackt, weite Reisen nach dem Süden an, durchquert ferner von Kalifornien aus Nordamerika, durchkreuzt den Atlantischen Ozean und erscheint als köstlich frische Frucht auf unserer deutschen Tafel. Noch mehr als diese sind zwei Früchte südlicher Länder, die Zitronen und die Apfelsinen oder Orangen, zum Welthandelsartikel geworden. In Massen werden sie nach den Ländern des Nordens verschifft und haben sich derart eingebürgert, daß sie selbst in den kleinen bescheidenen Läden entlegener Dörfer feilgeboten werden. In neuester Zeit haben Fortschritte des Verkehrs, vermehrte Schnelligkeit der Transportmittel und vor allem auch die Kühlvorrichtungen auf den Schiffen und in Eisenbahnwagen den Versand frischer Früchte bedeutend erleichtert. Obstarten, die man früher nur auf kurze Strecken zu versenden wagte, werden nunmehr von Land zu Land und übers Meer verschickt; am meisten hat aber durch diese Fortschritte die in den tropischen Ländern reifende Banane gewonnen. In ungemein raschem Fluge erobert sie sich ein Land nach dem andern, und ungewohnt schnell hat sie sich zu einer Weltfrucht emporgeschwungen.

In kleinen Mengen wurde die Banane schon seit langer Zeit nach Deutschland eingeführt; man sah ihre Fruchtbündel neben anderen exotischen Früchten in Delikateßwarenhandlungen hängen; aber sie bildeten sozusagen nur eine Kuriosität; der Verbrauch war gering, der Handel völlig ohne Belang. Es war auch keine besonders schöne Ware, die wir erhielten, und nach dem, was wir da sahen und kosteten, konnten wir kaum begreifen, wie die Tropenbewohner diese Frucht so sehr preisen und als ein Hauptnahrungsmittel benutzen können. Die Banane hat eine geringe Haltbarkeit, unter gewöhnlichen Umständen hält sie sich nur eine Woche nach der Aberntung frisch, nach dieser Zeit wird sie gelb und breiig, und am zwölften, längstens am fünfzehnten Tage beginnt sie zu faulen. Wollte man nun Bananen von den Kanarischen Inseln oder von Westindien nach Europa bringen, so mußte man sie noch völlig unreif pflücken, in Erwartung, daß sie während der Reise nachreifen würden. Trotzdem aber gingen die meisten Früchte schon während der Fahrt in Fäulnis über, und der Rest war für einen Bananenkenner höchst unansehnlich.

In dieser Hinsicht befanden sich die Nordamerikaner in einer viel günstigeren Lage. Von ihren Häfen sind die tropischen Länder viel leichter und rascher zu erreichen, und obendrein bot sich ihnen die schönste Auswahl an Bananensorten; denn nirgends gedeiht die Banane so herrlich wie in Mittelamerika und auf einigen westindischen Inseln. Namentlich die Bananen von Costa Rica haben guten Ruf. Mit diesen Gebieten stand aber die Union schon vor dreißig Jahren in einem äußerst regen Verkehr. Sie unterhielt eine Flotte von schnellfahrenden Schiffen, den sogenannten „Fruchtjägern", die den Handel mit Südfrüchten vermittelten. In Neuyork allein trafen jährlich gegen 200 Dampfer ein, die aus Westindien und Zentralamerika Orangen und Zitronen brachten. Unter diesen Umständen lag es nahe, Versuche mit der Einfuhr von Bananen anzustellen; selbst auf dieser kürzeren Transportstrecke betrugen anfangs die Verluste durch Fäulnis 30 bis 38 v. H., die tropische Frucht entsprach aber dem Geschmack der Nordamerikaner, und im Jahre 1882 wurden bereits über eine Million Bananenbündel nach Neuyork gebracht. Von da ab verbesserte man die Transportmethoden, und Kapitalisten begannen den Anbau von Bananen in Mittelamerika zu fördern. Heute hat eine große Gesellschaft, die United Fruit Company in Costa Rica, allein 11000 Hektar Boden unter Kultur, und im Jahre 1907 hat Costa Rica über 10 Millionen Bündel ausgeführt, von denen jedes an Ort und Stelle im Durchschnitt einen Wert von zwei Mark darstellt. Der Wert der Gesamteinfuhr der Bananen nach den Vereinigten Staaten belief sich aber in den zwölf Monaten vom 1. Juli 1906 bis 30. Juni 1907 auf 11833000 Dollar.

Dem Beispiel der Nordamerikaner folgten zunächst die Engländer. Eine Zeitlang wollte man die Schwierigkeiten der Ausfuhr von Westindien nach Europa in der Weise umgehen, daß man die Bananen trocknete. Die Herstellung dieser Konserven blühte namentlich auf Jamaika auf, und bekanntlich hat die Dörrbanane ihren Weg auch nach Deutschland gefunden. Die Versuche, frische Bananen nach Europa einzuführen, wurden indessen fortgesetzt, und zunächst bevorzugte man wegen der kürzeren Transportstrecke die Bananen der Kanarischen Inseln. Für eine Massenausfuhr bester Sorten war aber nur Mittelamerika geeignet. Nach und nach wurden aber auch die Schwierigkeiten der Seefahrt überwunden, und in den letzten Jahren stieg die Bananeneinfuhr in England in ungeahntem Maße. Im Jahre 1900 wurden dort erst 1287912 Bündel eingeführt, im Jahre 1906 war die Einfuhr bereits auf 6425704 Bündel gestiegen und ist seitdem noch mehr gewachsen. Ein Bündel Bananen wiegt im Durchschnitt 20 bis 30 Kilogramm und wird in London für 8 bis 10 Mark verkauft.

Von England aus wurden die Bananen weiter nach verschiedenen Ländern des Kontinents verschickt. Der Zwischenhandel verteuert jedoch die Frucht. Man hat neulich festgestellt, daß Frankreich in der letzten Zeit gegen 300000 Bananenbündel von England bezogen hat und die Engländer daran gegen eine Million Mark verdient haben. Ähnlich liegen die Verhältnisse in andern europäischen Ländern. Es zeigt sich darum das Bestreben, die Bananen mehr und mehr direkt zu importieren. So haben französische Schiffahrtsgesellschaften einen Teil ihrer nach Mittelamerika ausreisenden Schiffe mit Kühlkammern ausgerüstet und haben schon im vergangenen Winter größere Posten Bananen von den Antillen und von Costa Rica nach Bordeaux in gutem Zustande gebracht. In diesem Hafen werden die Bananen in Eisenbahnwagen verladen, die im Winter frostsicher gehalten, im Sommer dagegen gefühlt werden. Auf diese Weise gelangt die Frucht in bester Verfassung nach Paris und in andere französische Städte. Man plant auch, den Versand über Bordeaux—Paris weiter auszubauen und die Bananen auf diesem Wege nach Mitteleuropa zu bringen.

Auch in Deutschland ist der Verbrauch an Bananen in den letzten Jahren gestiegen. Im Jahre 1907 belief sich die Einfuhr auf 53698 Doppelzentner im Werte von 1450000 Mark. Längst haben bei uns die Bananen, die früher nur in Delikateßwarenhandlungen der Großstädte zu finden waren, ihren Weg selbst in kleine Städte gefunden, und die im Schaufenster prangenden Bündel laden immer weitere Kreise zu einem Versuch ein, werben neue Liebhaber. So unterliegt es kaum einem Zweifel, daß in sehr naher Zeit die Banane auch bei uns eine ähnliche Rolle spielen wird wie die Apfelsine. Sie verdient auch die Verbreitung, denn ihr Nährwert ist nicht unbedeutend und übertrifft den vieler anderer Fruchtarten. In den tropischen Ländern ersetzt sie in der Volksernährung unsere Kartoffel, ist ihr aber, was den Gehalt an Eiweiß anbelangt, überlegen; denn während in der ersteren 2 bis 3 v. H. Eiweißstoffe enthalten sind, beträgt der Gehalt der Banane an diesem wichtigen Nährstoff 3 bis 5 v. H. Freilich ist die Zusammensetzung der Banane verschieden, je nach der Sorte und je nach dem Zustande der Reife. Die unreife Banane, die auch ein wichtiges Nahrungs-

mittel bildet, enthält mehr Stärke und wenig Zucker und zeichnet sich durch einen hohen Gehalt an Gerbstoff aus. Mit zunehmender Reife schwindet die Gerbsäure, und die Stärke verwandelt sich in Zucker. Durch diese Wandlungen wird der Geschmack der Frucht wesentlich beeinflußt; wer herbere Früchte vorzieht, dem werden weniger reife Bananen besser munden.

Es ist aber noch zu beachten, daß die Banane sich nicht allein zum Rohessen eignet; sie kann auch gebacken und gekocht in verschiedenen Zubereitungen zur Bereicherung der Tafel und als Gemüseersatz dienen. In Kuba wurde neulich ein Diner gegeben, in dem alle Beilagen und Kompotte aus Bananen hergestellt wurden. Unsere Hausfrauen dürfte es darum interessieren, diese Verwendungsarten der Banane kennen zu lernen, um so mehr, als sie in unseren Kochbüchern noch nicht gewürdigt werden. Die Rezepte finden sich aber wohl in Kolonialkochbüchern.

Von den Eingeborenen verschiedener tropischen Länder werden unreife Bananen in heißer Asche gebacken und wie Kartoffeln verzehrt. Man kann aber die unreifen Früchte auch mit der Schale in Salzwasser garkochen, zieht ihnen die Schale ab und hat einen Ersatz für Salzkartoffeln. Es kann aber auch die Schale vorerst abgezogen, die Frucht in zwei Hälften geschnitten, gesalzen und in heißem Fett oder in Butter gebraten werden; das Gericht eignet sich als Beilage zu Braten oder Geflügel.

Aus reifen Bananen, die aber nicht zu weich sein dürfen, bereitet man wohlschmeckende Schnitte. Die Früchte werden abgezogen, in Hälften geschnitten, etwas mit Zitrone beträufelt, in Eierkuchenteig umgedreht und in heißem Fett oder Butter goldbraun gebacken. Nach Belieben mit Zucker bestreut, werden sie dann heiß serviert.

Die Bananen eignen sich ferner als Zugabe zu Reis. Man schält die Früchte, schneidet sie in kleine Scheiben und schüttet sie in den fertigen Reis, in dem sie ziehen müssen. Er wird dann noch abgeschmeckt mit Weißwein, Zucker und Zitronensaft.

Und noch ein Rezept für einen Bananenpudding: man schneidet Weißbrot in dünne Scheiben, taucht sie in geschmolzene Butter und legt damit eine Puddingform sauber aus. In die Mitte legt man in feine Scheiben geschnittene Bananen, die man mit gestoßenem Zucker und einigen Tropfen Zitronensaft untermischt. Obenauf legt man wieder in Butter getauchte Brotscheiben und bäckt den Pudding in mäßiger Wärme goldbraun. Dann bestreut man ihn nochmals mit Zucker und gibt ihn warm oder kalt zu Tisch.

Dies zur Anregung! Eine erfahrene Hausfrau wird, nachdem sie sich mit den Bananen befreundet hat, noch andere Formen der Zubereitung in der Küche selbst ausfindig machen. In den tropischen Ländern kennt man noch verschiedene andere Verwendungsarten der Bananen: die halbreifen Früchte werden getrocknet und zu Pulver zerkleinert; man erhält auf diese Weise ein Mehl, das, mit Weizenmehl gemischt, sich zum Brotbacken eignet. Man kann auch reife Bananen vergären lassen und erhält ein alkoholhaltiges Getränk, das Bananenbier, das in Afrika und Amerika von den Eingeborenen reichlich getrunken wird. In Südchina verwendete man die Bananenschößlinge schon seit langem zur Papierfabrikation, und man beginnt in Amerika diesem Beispiel zu folgen. Auch die Faser der Pflanze bringt einen Nutzen, indem sie als Textilstoff verwendet wird. Als Kuriosität sei erwähnt, daß die Chinesen aus den Blüten einen feinen Salat bereiten.

Der steigende Verbrauch der Bananen in Europa wird ohne Zweifel fördernd auf die Kultur der Pflanze in Afrika wirken. Die Banane wird auch hier in vielen Gegenden massenhaft angebaut, aber nur zur Deckung des Ortsbedarfs. Von unseren Kolonien werden wohl Togo und Kamerun am ehesten in Betracht kommen. Die Engländer haben schon gegenwärtig auf die Hebung der Bananenkultur in Ägypten ihr Augenmerk gelenkt.

In der Geschichte der Banane ist somit ein wichtiger Wendepunkt eingetreten, und diese Geschichte ist uralt, verliert sich im Dunkel der Sage wie die Urgeschichte der Menschheit, denn allem Anschein nach entstammt die Frucht, die sich heute zu der neuesten Weltfrucht emporschwingt, der ältesten Kulturpflanze des Menschen. Ungezählte Jahrtausende erfreute sie sich seiner Pflege, wurde von ihm durch Schößlinge vermehrt und hat völlig verlernt, den Samen zu tragen. Bis dahin brachte sie nur den Eingeborenen der Tropen Nutzen; dank dem Aufschwung des Verkehrs kann sich heute auch der Bewohner des eisigen Nordens an dem Wohlgeschmack der Paradiesfeige erfreuen.

Onkel Bim.

Novellette von Georg Busse-Palma.

Wie ein müdes Augenlid schob sich ein grauer Wolkenzug über die herbstlich matte Mittagsonne. Die Witterung war kalt und regenfeucht. In den Kieferwaldungen, von denen die Landstraße zu beiden Seiten flankiert wurde, hing die Luft bleifarben und träge zwischen den rötlichen Stämmen. Und auf der Straße standen überall kleine, schmutzige Wasserlachen.

Der alte Walzbruder schob mit starken Schritten vorwärts, der Stadt zu. In der Rechten hielt er den derben Stock, die linke Hand schützte er in der Hosentasche vor der Kälte. Den massigen Kopf hatte er so tief wie möglich in die Schultern hineingezogen und die Schirmmütze bis über die Augen gerückt.

Seine Stiefel sangen bei jedem Schritt: Quitsch quatsch! Sie zogen Wasser und waren auch im Oberleder nicht mehr kapitelfest. Der alte Kunde sah wehmütig auf sie nieder und begleitete ihre Musik mit seinen Gedanken: Es ist Herbst geworden, und die Trittlinge sind entzwei, sagte er sich. Es wird Zeit, daß wir uns ein warmes Quartier suchen, ehe der Winter anrückt. Vater Weiß . . . brrr! . . .

Er schüttelte sich, schauernd vor Kälte und Winterangst. Noch keinen Frühling hatte er es in der Werkstatt ausgehalten, beim Pechdraht unter der Schusterkugel, wenn draußen frische Eichenstecken und blankere Himmelskugeln winkten. Aber auch jeden Winter hatte er versucht, irgendwo unterzukriechen. Nicht immer glücklich, aber größtenteils hatte er doch Arbeit und ein warmes Plätzchen gefunden.

Quitsch quatsch! Wie würde es dieses Jahr werden? Er wollte nicht allzu lange säumen und sich rechtzeitig nach Arbeit umsehen. Schon aus Rücksicht auf seine Stiefel. Es wäre nicht schön, wenn er sie allzusehr strapazierte! Damals im Frühling — ja, als sie jung waren, da durfte er ihnen alles zumuten, und sie sprangen noch dazu. Ebenso im Sommer. Aber jetzt nicht mehr. Sie zogen Wasser und quietschten. Schließlich war er ja selber nichts anderes als solch Stiefelpaar, in dem das Leben mit starken Schritten dahinging. Wenn es ihn einmal austritt und am Wege zurückläßt . . .

„Dummes Zeug!" brummte er vor sich hin. Und wie um den eigenen dumpfen Gedanken zu entgehen, richtete er seine scharfen Augen auf die dunklen Kiefernwipfel, die der Wind melancholisch wiegte. Mißtönig krächzend zankten sich Elstern darin, Krähen schwirrten über sein Haupt und brachen geräuschvoll durch das Astwerk des Forstes in ihre Nester, und von weiter drüben her klang das hungrige, gelle Raubtiergezwitscher des Stößers.

Copyright 1902 by Life Publishing Co., Newyork.

In der Festvorstellung.

Gemälde von W. M. Balfour Ker.

Die haben auch vor dem Winter allen Respekt! dachte der Kunde. Der Wald selbst ebenso wie die Tiere. Es wird wohl am besten sein, ich versuch's schon im nächsten Ort und frag nach Arbeit!

An einem Meilensteine blieb er stehn und stieß den Stock in die nasse Erde der Böschung. Einen kleinen Magenwärmer mußte er sich schon genehmigen. Aus der Brusttasche seines zerknitterten Rockes zog er die alte Freundin, die Schnapsbuddel, sorgsam hervor, hielt sie prüfend gegen das Licht, entkorkte sie, roch und setzte sie dann an den bärtigen Mund. Ein tüchtiges Quantum der grünen, scharf riechenden Flüssigkeit kullerte durch seine Kehle. Dann kniff er die Augen ganz klein zusammen, schnitt eine schreckliche Grimasse und wischte sich mit dem Handrücken die Lippen.

Ach, das tut wohl! Nu aber auch los, daß ich noch vor der Dunkelheit hinkomm'!

Die Flasche kam wieder an ihren alten Platz, und wieder ging es auf der Landstraße weiter, die sich in sanften Krümmungen immer noch durch den Forst zog. Er ging aber forscher als vorhin. Der Gedanke, für dieses Jahr mit der Wanderschaft Schluß zu machen, hatte ihn tüchtig belebt und sich anscheinend auch seinen Stiefeln mitgeteilt. Sie traten stämmiger auf, schlugen derb in die kleinen Wasserlachen, und ihr Gesang klang weitaus männlicher: immer nur „Quatsch" statt des weinerlichen Gequietsches. Die Hoffnung auf eine warme Ofenbank steckte dahinter.

Eine warme Ofenbank, ein rechtschaffenes Bett und regelmäßig sein Essen, wie es sich gehört! Himmelherrgott! dachte der Wanderer, es ist doch etwas Feines um eine sichere Stätte. Dann können sich Wind und Schnee und Hagel und Regen mausig machen nach Herzenslust!

Noch eine gute halbe Stunde hatte er zu marschieren, dann machte der Weg eine scharfe Biegung, und der Wald verlief in ein schmutziges Wiesenland, hinter dem sich die steinernen Häuser einer kleinen Stadt erhoben, grau auftauchend aus dem feinen Nebel, der schon über den Gräsern quirlte.

Dort also! dachte der wandernde Schuster. Will's Gott, bleib' ich den Winter über da und find' einen guten Platz.

Er holte das Felleisen vom Rücken, nahm einen Kamm und einen kleinen Spiegel heraus und begann Toilette zu machen. Der breitzinkige Kamm hatte aber rechtschaffene Mühe, das verwilderte, schon leicht ergraute Haar zu durchpflügen, und oft verzog der Kunde schmerzlich seinen Mund. Als er aber endlich fertig war und auch den aufgeschlagenen Rockkragen wieder heruntergeklappt hatte, sah er sich selber nicht ohne Wohlgefallen an. Das lange Wanderleben war ja nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Seine Haut war wie braungegerbt, und ein bißchen wüst erschien er überhaupt. Aber der gemeine Zug der Verkommenheit fehlte doch in dem freien, mutigen Gesicht.

So betrat er die winkligen Straßen der kleinen Ackerstadt auch in hoffnungsfreudiger Erwartung. Er hatte auch nicht lange zu suchen. Gleich über dem zweiten Haus erblickte er eine Tafel, auf der „Johann Nagler, Schuhmachermeister" zu lesen war.

Einen Augenblick betrachtete er das einstöckige, gelb angestrichene Häuschen, als ob er es auf sein inneres Leben hin prüfen wollte, räusperte sich stark und klinkte dann die Glastür auf, die in einen kleinen, saubern Ladenraum führte. Hinter diesem, durch die offenstehende Stubentür sichtbar, befand sich die Werkstatt, in der ein gebücktes, runzliges Männchen auf rundem Schemel den Hammer schwang.

„Gott grüß das Handwerk!" redete ihn der Kunde an. „Habt Ihr Arbeit für mich, Meister?"

„Arbeit?"

Meister Nagler stellte bedächtig Stiefel und Hammer neben sich, rückte die Brille tiefer und sah ihn über die Gläser hinweg prüfend an.

„Vielleicht!" erwiderte er vorsichtig und streckte die Hand aus.

Stillschweigend griff der Arbeitsuchende in die Tasche und holte seine Papiere hervor.

Meister Nagler sah sie langsam, Blatt für Blatt, durch, ohne daß sich eine Miene in seinem greisen Gesicht verzog. „Georg Männer, evangelisch, fünfzig Jahre alt", las er dann halblaut vor sich hin.

Währenddessen hatte der an der Werkstattschwelle Stehende Zeit, seine Blicke umherzuschicken, und plötzlich fielen sie auf ein kleines, vielleicht dreijähriges Mädchen, das in der Ecke auf einem Stück Leder saß und ihn, einen Finger im Mäulchen, groß ansah. Es war ein feines, zartes Kind mit versonnenen Augen, dem die glatten, dunklen Härchen tief über die Stirn fielen. Der alte Kunde konnte sich nicht enthalten, es ein bißchen zu necken. Er steckte also auch einen Finger in den bärtigen Mund und guckte es ebenso groß und nachdenklich an. Verlegen drehte das Kind sein Köpfchen und drückte sich tiefer in den Winkel. Gleich darauf aber sah es wieder hervor mit schelmisch lachenden Augen und die rosigen Lippen halb geöffnet, so daß die winzigen weißen Zähnchen hindurchblitzten. Es schien nicht übel Lust zu haben, mit dem fremden großen Manne zu spielen . . .

„. . . Hm, die Papiere sind in Ordnung!" sagte Meister Nagler. „Wenn es Ihnen recht ist, können Sie gleich hierbleiben."

Er stand auf und streckte dem Gesellen die schwielige Hand hin, in die dieser kräftig einschlug.

* * *

Von nun ab klang das Klippklapp des Schusterhammers im lustigen Doppelton aus Meister Naglers Werkstelle. Der neue Geselle hämmerte tüchtig und unverdrossen drauf los. Und ein lieber Kerl war er obendrein, was besonders dann zum Vorschein kam, wenn die kleine Erna, Meister Naglers vaterlose Enkelin, im Arbeitsraum spielte. Wenn es gegen Mittag ging, pflegte er sich zum Beispiel an seine dicke, kurze Nase zu fassen und sie mit dumpftönigem „Bimmelbammel, Bimmelbammel" bald nach rechts und bald nach links zu drehn, weil um zwölf Uhr die Glocke so läutete. Das machte dem Mädelchen immer ein ganz unbändiges Vergnügen, und sie gab sich rechtschaffene Mühe, ihr kleines Näschen ebenso zu biegen und die seltsamen Worte zu wiederholen. Ganz war sie dazu aber immer noch nicht imstande. Nur die erste Silbe „Bim" brachte sie leicht heraus, und da sie überdies bereits gelernt hatte, „Onkel" zu sagen, zog sie beides zusammen und nannte ihren neuen Freund „Onkel Bim".

Onkel Bim war aber auch sonst eine Quelle ständigen Vergnügens für sie. Er wußte nicht allein mit der Nase zu läuten, sondern hielt auch die ernsthaftesten Gespräche mit ihr. Meister Nagler hatte oft im Laden zu tun oder in der Stadt bei der vornehmeren Kundschaft. Dann gab Onkel Bim ihr seine ganze Lebensphilosophie zum besten. Ganz besonders an dem Nachmittag, an dem er seine eigenen Wanderstiefel besohlte. Er hatte sich ein rechtes Stück Kernleder dafür geschnitten, und als er den ersten blanken Nagel aufsetzte, sagte er: „Paß mal auf, Ernchen! Hier steht dieser Mosjö, spitz und frech wie die kleinen Leute meistens im Leben. Nu aber kommt das Schicksal und hebt den Hammer hier. Klapp! Da hat er eins! Grade auf den Kopf, daß er sich vor Schmerz und Scham ganz tief in das Leder hinein verkriecht. Ist das nicht lustig?"

„Ja!" sagte die Kleine mit ihrem dünnen Stimmchen ernsthaft. Mit den großen, immer verwunderten Augen sah sie ihm aufmerksam zu. Und als er dann zögerte, den zweiten Nagel anzusetzen, krähte sie: „Mehr, Onkel Bim, mehr!"

„Gut!" erwiderte der in unerschütterlicher Ruhe. „In dem Falle hier bist du der liebe Gott. Also jetzt kriegt der zweite eins auf den Kopf. Nu mußt du aber auch bedenken, daß ein Nagel auch ein Nagel sein kann und nicht nur ein Mensch. Bedenkst du das?"

„Ja!" antwortete Ernchen wieder und rutschte noch näher an ihn heran.

„Na also! Es gibt auch Nägel, die keine Nagel sind. Zum Beispiel Nägel zum Sarge, wie vor allem kalte Füße. Die geistlichen Herren sagen auch: das Fläschchen! Aber auf das laß ich nichts kommen, weil es mich so oft gewärmt hat. Hier bedeutet er also kalte Füße. Soll ich mir so was in meine eigenen Stiebel treiben? Behüt Gott, denkst du. Ich bin aber älter und verständiger und laß ihn doch drin. Warum? Weil der nasse Nagel unten mir die Nässe oben vom Leibe hält! Klapp! Siehst du, wie er reinfahrt?"

Die kleine Erna jauchzte vor Vergnügen. Auf den Inhalt seiner Worte legte sie ja kein besonderes Gewicht, aber seine lachenden Augen und das energische Klappen des schweren Hammers begeisterten sie. Sie begnügte sich also nicht, sondern krähte immer wieder ihr „Mehr! Onkel Bim, mehr!"

„Hm, Dirning! Wenn ich dir zu jedem Nagel eine gelehrte Betrachtung liefern soll, wird mein Stiebel in diesem Leben nicht mehr fertig. Aber jetzt kommen auch die fröhlichen Nagel, wo's schneller geht. Sieh mal: dieser Nagel hier ist ein Tag, den ich wintersüber im Warmen verlebe. Klapp! Da sitzt er! Und das hier ist der zweite. Klapp! Er ist drin! Und das ist der dritte, und das ist auch einer, alles so Nägel, die die Sohle ans Oberleder halten. Jeder Tag ist so'n Nagel, und das ist die Hauptsache bei der ganzen menschlichen Konstitution, daß es viele solche Nägel gibt. Denn Stiebel sind wir alle. Du auch! Und Gott weiß, was für eine Pfote dich einmal austreten wird. Das Leben hat manchmal Fußnummer Oberkahn und läuft dann ein fein' Pantöffelchen früh zuschanden."

So sprach Onkel Bim mit der Erna Nagler, und es ist ganz klar, daß sie auf solche Weise herzliche Freunde wurden.

* * *

Der ganze Himmel war von grauen Schneewolken bedeckt. Weiche, lockere Flocken rieselten unaufhörlich auf die Erde herunter. Die roten Ziegeldächer der Kleinstadt trugen alle weiße Winterkapuzen, und auf dem holprigen Pflaster ging man jetzt wie auf Daunen.

Die Dämmerung war sehr früh hereingebrochen, und Meister Nagler dachte schon daran, die Lampe anzuzünden, als sein Geselle ihm schmunzelnd ein Paar neuer Stiefel vor den Schemel stellte.

„Saubere Arbeit, was, Meister?"

Ein gutmütiges Lächeln glitt über dessen Gesicht, während er den einen Stiefel aufhob und sich ihn dicht vor die Nase hielt.

„Schlechte Arbeit habt Ihr bei mir noch nie gemacht, Männer! Überhaupt: für einen Sonnenbruder seid Ihr ein ganz passabler Kerl. Hätt' nicht gedacht, daß Ihr Euch so gut halten würdet."

„Na, na! Warum denn nicht?" Männer lachte halb geschmeichelt und halb verlegen. „Winters hab ich noch immer meine Arbeit rechtschaffen getan. Freilich, mit dem Frühling, da hat das so seinen Haken. Und Gott weiß, ich glaub, es wird mich hier ebenso wenig lassen wie anderswo. Der Frühling, ach Gott ja! . . ."

Er kraute sich ärgerlich hinterm Ohr.

Meister Nagler wiegte nachdenklich den Kopf. „Verstehen tu ich das nicht recht! Ja, wenn einer ein junger Bursch ist . . Aber mit grauen Haaren! Was zieht Euch denn nur immer fort?"

„Ich weiß es selbst nicht, Meister. Wenn der Himmel blau wird und die Sonne scheint, leidet's mich nicht in der Stadt. Vielleicht, daß unsereiner, der so gar nichts hat, doch den Frühling ganz haben möchte. Aber nee. Ich kann das so nicht sagen. Ich wollt eigentlich bitten, daß ich die Stiebel selber abtrag. Morgen ist Weihnachten — na, und da möcht ich doch auch mal sehn, was man so zu kaufen kriegt."

„Für wen wollen Sie was kaufen?"

„Vielleicht was fürs Kleinchen."

Meister Nagler warf ihm einen scharfen Blick zu. „Für die Erna? Ja, Weihnachten ist ein Kinderfest. Gehen Sie nur immer zu. Aber nicht zu tief ins Glas gucken! Das ist nun mal Ihre schwache Seite, und der Thomas, dem die Stiebel gehören, hat die Herberge!"

„Keine Bange, Meister. Zu viel wird es schon nicht."

Beim Hinausgehen stieß er auf dem Flur mit der verwitweten Frau Nagler und der Erna zusammen, die eben aus der Stadt heimkamen. Die Kleine war in ein dickes weißes Wollmäntelchen gehüllt und überdies ganz mit Flocken bedeckt, so daß sie aussah wie ein leibhaftiges Schneemännchen. Ihr für gewöhnlich blasses Gesicht war von der frischen Luft gerötet und schaute rotbackig wie ein Apfelchen aus der Tuchhaube hervor.

Als sie ihn erblickte, machte sie ihr Händchen eilig von der Mutter los und kam mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu getrippelt.

„Onkel Bim!" jubelte sie.

„Na was denn, mein Töchting?"

„Püppchen, viele, viele Püppchen Erna gesehen", plauderte sie selig und umklammerte seine Knie.

„Schöne Püppchen?"

„Schöne! Ja!"

„Soll Onkel Bim der Erna ein Püppchen mitbringen?"

„Püppchen mitbringen! Bitte, bitte!"

Sie sah ihn mit den munteren Schwalbenäugelchen beweglich an und patschte die Fingerchen bittend aufeinander.

Ein warmes, überquellendes Gefühl stieg in der Brust des alten Landstreichers auf. Er beugte seinen bärtigen Kopf ganz tief herunter, daß er Ernas feines Gesichtel beinahe berührte.

„Wie macht ein artiges Kind erst?" fragte er zärtlich.

Die Kleine legte ihr Händchen auf seine rauhe Wange und begann sie langsam zu streicheln.

„Eia, eia, eia!" sagte sie dabei.

Dem Gestreichelten wurde seltsam zumute. Am liebsten hätte er das winzige Persönchen an sich gerissen und mit tausend Küssen überschüttet. Aber er traute seinen eigenen Liebkosungen nicht. Wie leicht war solch einem Flaumvögelchen weh gethan! So ließ er es denn und machte sich sanft von dem Kinde frei.

Als er wieder aufblickte, sah er die Augen der Mutter in freundlicher Verwunderung auf sich ruh'n. Frau Nagler war durch den frühen Tod ihres Mannes, der sein Kindchen kaum noch gesehen hatte, über ihre Jahre hinaus ernst und still geworden. Ein verhärmter, trauriger Zug wich fast nie aus ihrem Gesicht.

„Es ist nicht zu sagen, wie das Kind an Ihnen hängt!" meinte sie kopfschüttelnd. „In der Stadt hieß es alle Augenblick ‚Onkel Bim, sehen', und jeden Morgen fast, wenn ihr der Schlaf noch in den Guckerchen sitzt, sagt sie: ‚Onkel Bim macht klapp klapp!' Als ob der Großpapa das nicht auch täte!"

In Männers Augen leuchtete es hell auf. Er fühlte sich durch die Anhänglichkeit des Kindes ordentlich gehoben und war stolzer darauf als auf sämtliche Stiefel, die ihm in seinem Leben gelungen waren.

„Ja, sie hat mich gerne", antwortete er schmunzelnd. „Und was sagen Sie nur zu der Frechheit, mich Onkel Bim zu nennen! Bim! Ist das etwa ein Christenname?"

„Onkel Bim", wiederholte Erna mit ihrem feinen Stimmchen.

„Nu hören Sie nur! Als ob ich nicht Männer hieße!"

Selbst die ernste Frau Nagler mußte über seine schlecht gespielte Entrüstung lachen.

„Sie ist eben unverbesserlich!" rief sie in mütterlicher Freude. „Aber jetzt müssen wir hinein."

Sie nahm die Kleine wieder an der Hand, nickte dem alten Gesellen herzlich zu und ging in ihr Zimmer.

Zu komisch! dachte Männer, als er schon auf der Straße war. Wie kommt das Menschlein wirklich nur dazu, mich Bim zu nennen? Das tut wahrhaftigen Gott ganz so, als ob es ein Recht dazu hätt'. Na, eine Puppe kauf ich ihr, die soll nicht von schlechten Eltern sein!

Das Stiefelpaar sorgsam in der Hand wiegend, ging er durch den weichen, wirbelnden Schnee eilig der Herberge zu. Als er die Tür öffnete, schlug ihm eine dicke Wolke von Schnapsdunst und Tabaksqualm entgegen. Im ersten Moment war ihm das widerwärtig. Als er dann jedoch am Schenktisch stand und mit dem Herbergsvater sprach, wurde ihm nach und nach alles wieder vertraut und behaglich. An den braunen Holztischen, über denen sich trübe Hängelampen schaukelten, saßen die Kunden und lachten, lärmten und tranken, wie er selber ein Menschenalter hindurch oft genug getan hatte. Manch einer saß auch einsam und stützte das struppige Haupt in die Hand. Jugend und Alter saßen bunt durcheinander, zusammengeschweißt durch Handwerksbrauch, Leichtsinn und Wanderlust.

Als der Herbergsvater ihm das Geld für die gelieferte Arbeit auf den Tisch zählte, hörte er sich mit einem Male angerufen:

„Teixel! Ist das nicht der Männer?"

Er drehte sich um, und gleich darauf verzog er den Mund zu einem schallenden Gelächter. „Häschen, bist du es wirklich?"

Unmittelbar hinter ihm saß ein kleiner, magerer Rotkopf, der ihn, nicht weniger überrascht, freundschaftlich ansah. Ein großes Glas Schnaps stand vor ihm auf dem Tisch, und in der Hand hielt er eine Zigarre, die auf der einen Seite bis in die Mitte hin kohlte, während die andere anscheinend feuerfest imprägniert war. Der fuchsige Schnurrbart hing ihm melancholisch über die Lippen. Sein Halstuch war naß und schmutzig. Es war augenscheinlich, daß er eben erst von der Landstraße gekommen war.

Die beiden alten Bekannten, die wochenlang miteinander gewalzt waren, drückten sich kräftig die Hände.

„Junge, wie kommst du bloß hierher?" begrüßte ihn der Rote, der Schriftsetzer war.

„Der Nase bin ich nachgegangen!" erwiderte Männer lachend. „Aber du wolltest doch nach Bayern tippeln. Nicht?"

„Ich hab's mir überlegt. Die politischen Verhältnisse schienen mir nicht recht geeignet. Nu sitz' ich hier in dem Nest und muß auf dich stoßen! Na, darauf müssen wir eins trinken — wenn du Moos hast, verstehst du. Ich bin ein bißchen in Schwulitäten wie die russische Regierung."

„Natürlich, Häschen. Wart nur einen Augenblick!"

Er strich sein Geld ein und ließ sich eine Flasche Korn geben. „So, mein Junge! Und nu erzähl was."

Er machte es sich auch gemütlich, und während beide dem Schnaps reichlich zusprachen, lauschte er den letzten Wandererlebnissen seines Kameraden.

„Weißt du," meinte er endlich aufgeräumt, „bleib doch den Winter über auch hier. Vielleicht kannst du hier in der Kreisblattdruckerei unterkriechen. Dann walzen wir im Frühling wieder zusammen los!"

Sein Vorschlag wurde mit lautem Beifall aufgenommen.

„Eine göttliche Idee, Brüderchen! Wenn's geht, ganz gewiß. Aber darauf trinken wir noch eins!"

„Prosit!"

Die beiden Gläser stießen wieder einmal zusammen. Georg Männer wurde immer gesprächiger, und schließlich war er mitten in der Erzählung seiner eigenen Erlebnisse. „Einen guten Meister hab ich auch, aber das ist nicht der Rede wert. Was ich hier habe, Bruderherz, das ist so, so groß . . ."

Er wies mit seiner Fingerspannung ungefähr die Höhe eines mäßigen Bierglases.

„Was ist das?" fragte der Rotkopf verständnislos.

„Was das ist? Ein Kind ist es, ein Mädchen, das ‚Bim' zu mir sagt. Wahrhaftigen Gott! ‚Onkel Bim' sagt sie zu mir."

„Onkel Bim?"

Außer dem Rotkopf lachten noch an den Nebentischen einige andere mit, die zugehört hatten. Männer verstand das aber falsch. Er war schon ein wenig bekneipt, und es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß sie den Namen komisch finden konnten. Er war innerlich so stolz auf Ernas Zuneigung, daß er das Lachen als Zweifel an der Wahrheit seiner Erzählung auffaßte. Und das machte ihn böse. Er schlug mit der Hand auf den Tisch, daß die Gläser nur so klirrten.

„‚Bim' sagt sie zu mir!" schrie er. „Und wenn ich mich ganz klein mache, wie eine Maus so klein, dann streichelt sie mir mit den Händchen die Backen und sagt: ‚Eia, eia'!"

Das frühere Gelächter wiederholte sich noch stärker und lebhafter.

„Onkel Bim, eia, eia!" scholl es von allen Seiten. Dem Rotkopf rannen die Tränen vor Lachen aus den Augen.

Der alte Männer reagierte diesmal aber nicht darauf. Zu stillschweigender Verachtung goß er sich ein neues Glas voll und leerte es ohne Zutrunk auf einen Zug.

„Was versteht ihr davon!" sagte er mitleidig. „Solch Menschlein, solch liebes, kleines Menschlein . . . das versteht ihr nicht, basta!"

„Ich versteh es!" rief ihm eine heisere, vertrunkene Stimme von einem Ecktisch her zu. „Hab selber mal so'n kleines Mädel gehabt. Du hast recht, Schuster!"

Georg Männer hob den Kopf und maß den Sprecher von oben bis unten. Es war eine widrige Erscheinung, mit trüben Säuferaugen und schmutzstarrender Kleidung.

„Daß du die Nase ins Gesicht behältst, Junge!" brauste er dann auf. „So'n Mädel willst du gehabt haben? Hast du eine Ahnung, was die Erna für 'n Mädel ist?"

Entrüstet und etwas von „Frechheit" vor sich hinmurmelnd, stemmte er die Hände auf die Tischplatte und stand schwerfällig auf, den Stuhl mit dem Fuße zurückschiebend. Das ging ihm denn doch gegen den Strich, daß einer ihn verstehen, ihm in seinem stolzesten Gefühl gleichwertig sein wollte! Er bezahlte die Zeche und ging brummend hinaus.

Teufel! Was wurden ihm die Beine mit einem Male schwer! Und der Schnee — oder war es gar nicht der Schnee? — wie ein dichter Nebel lag es vor seinen Augen. Die Häuser schwankten, die Menschen schwankten, dann sah er durch einen dunkeln Vorhang einen blendenden Lichtstrahl, und plötzlich war es ihm, als stände er in einem Geschäft und erhandelte zwei Puppen für die Kleine. Und dann ging es weiter durch Schnee und Nebel bis vor Meister Naglers Tür. War die etwa gar verschlossen? Eine Viertelstunde brauchte er, ehe sie aufging. Und mit einem Male stand er im Wohnzimmer, in dem die Familie gerade beim Abendessen saß. Meister Nagler in der Mitte, neben ihm seine Schwiegertochter mit dem Kindchen auf dem Schoß, dem sie gerade ein Löffelchen Suppe einflößte.

Er hörte eine tiefe, wie ihm schien vorwurfsvolle Stimme: „Männer! Aber Männer!" Ehe die ihm aber noch recht in das Bewußtsein drang, erscholl ein andres, helles Silberstimmchen in hellem Jubel: „Onkel Bim!"

Die Kleine begann auf dem Schoß der Mutter zu zappeln und glitt herunter. Mit ausgebreiteten Armen trappelte sie auf den unbeholfenen Beinchen auf ihn zu. Er wollte sich niederbeugen, um sie an sich zu ziehen, und da . . . Er war wohl gefallen, das Kind schrie jämmerlich auf. Er fühlte sich hart beiseite geschoben, und hinterher war es ihm, als ob man ihn in sein Bett trüge. Tief und traumlos, wie ein Toter, schlief er bis morgens in den Tag hinein.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüten

Die beiden deutschen Empfänger der diesjährigen Nobelpreise. (Zu den beiden nebenstehenden Bildnissen.) Am 10. Dezember, dem Todestage Alfred Nobels, werden bekanntlich alljährlich die von dem Erfinder des Dynamits gestifteten „Nobelpreise" verteilt, die nach den Bestimmungen des großherzigen Stifters denen unter den Lebenden zuteil werden „die der Menschheit die größten Dienste erwiesen haben". Ein bestimmtes Gebiet ist nicht festgesetzt, vielmehr kommen alle Gebiete der Wissenschaft, Technik, Literatur usw. in Betracht. In diesem Jahre nun nimmt Deutschland durch zwei Vertreter an Ehre und Gewinn des Nobelpreises teil — und zwar durch den Literatur- und den Medizinpreis. Die Höhe des Preises beträgt diesmal je 154 262 Mark. Der Literaturpreis, für den unter anderen auch die in Deutschland viel gelesene schwedische Schriftstellerin Selma Lagerlöf in Aussicht genommen war, wurde Professor Rudolf Eucken in Jena zuerkannt. Dieser, ein Friese von Geburt, erblickte im Jahre 1846 in Aurich das Licht der Welt und empfing schon auf dem Gymnasium tiefere philosophische Eindrücke, die bestimmend für seine ganze Richtung wurden. Nach vierjähriger Tätigkeit als Gymnasiallehrer in Berlin wurde Eucken 1871 als ordentlicher Professor der Philosophie nach Basel und drei Jahre später in gleicher Eigenschaft an die thüringische Landesuniversität berufen — er, der überzeugte Anhänger des Christentums, der begeisterte Vorkämpfer religiöser Wiedergeburt, wirkte dort Seite an Seite mit Häckel, dem bedeutendsten Vertreter des von Eucken so leidenschaftlich bekämpften Naturalismus. Es war ein friedliches Nebeneinander, trotz der Verschiedenheit der Ansichten, und die Studenten scharten sich wie um jenen, so auch in gleicher Begeisterung um Eucken, der sie mit temperamentvoller, von Idealismus durchglühter Rede zu entflammen weiß wie selten ein Lehrer der Jugend. Eucken ist außerdem einer der fruchtbarsten philosophischen Schriftsteller der Gegenwart, wenn er auch infolge seiner schweren, tiefsinnigen Schreibweise nie in die breiteren Schichten dringen wird. Nur ein einziges Buch von ihm ist „populär" geworden, sein systematisches Hauptwerk: „Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis auf die Gegenwart." Alle andern, ob sie auch mehrere Auflagen erlebten, wie seine „Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart", „Der Kampf um den geistigen Lebensinhalt", „Der Wahrheitsgehalt der Religion" u. a. m. werden nur in engeren Kreisen gelesen. Der Preis für Medizin wird zwischen dem berühmten Pariser Bakteriologen Professor Metschnikow und dem Geheimen Medizinalrat Professor Dr. Paul Ehrlich, dem Direktor des Instituts für Serumforschung in Frankfurt a. M., geteilt. Letzterer, als Biologe bekannt und geschätzt, war früher Assistent von Robert Koch; er hat sich gleich diesem schwerwiegende Verdienste um die Erforschung der Schlafkrankheit erworben. Auch um den Ausbau des Kochschen Verfahrens der Tuberkulose-Bekämpfung hat sich Ehrlich verdient gemacht. In Strehlen in Schlesien im Jahre 1854 geboren, wurde er nach Vollendung seiner Studien Assistent des berühmten Klinikers v. Frerichs in Berlin, habilitierte sich 1887 und ging drei Jahre später nach Frankfurt an das Institut für Infektionskrankheiten, das unter der Leitung Robert Kochs stand. Im Jahre 1896 wurde er als Direktor an das zuerst in Steglitz bei Berlin eingerichtete Institut für Serumforschung berufen, mit dem er dann später wieder nach Frankfurt übersiedelte.

Geh. Hofrat Prof. Dr. Rudolf Eucken.

J. Baruch, Hofphot., Berlin, phot.

Professor Dr. Paul Ehrlich.

Die deutschen Empfänger der diesjährigen Nobelpreise.

Chinesische Gemälde. (Zu den Abbildungen auf dieser Seite und auf Seite 1112.) Am 9 Dezember wurde in der Akademie der Künste zu Berlin eine Ausstellung chinesischer Gemälde eröffnet, die Frau Olga Julia Wegener, die Gattin des bekannten Forschungsreisenden, in jahrelanger umsichtiger und verständnisvoller Arbeit gesammelt hat. Geradezu Aufsehen erregte diese Ausstellung bei Zünftigen und Laien. Denn es hatten vordem von chinesischer Malerei nur wenige einen klaren Begriff gehabt — in den meisten lebte nur die verschwommene Vorstellung einer bizarren, halb primitiven, halb überfeinerten, uns jedenfalls völlig fremden Kunst. Und nun sah man da eine ganze Reihe von Bildern, die merkwürdig stark nicht nur zu unserm Kunstempfinden, sondern auch zu unserm Gefühl sprachen. Bilder, die uns zunächst allerdings merkwürdig anmuteten infolge der mangelnden Perspektive und Körperlichkeit, die aber einen unbeschreiblichen Reiz auf den Beschauer ausübten und direkt an Vorbilder unsrer eignen ernsten Kunst erinnerten. Die Ausdrucksmittel sind sehr einfach, aber trotzdem mannigfaltiger Anwendung fähig. Die ältesten der Bilder zeigen noch ungebrochene Farben und volle Flächen, die späteren sind mit Wasserfarben illuminierte Umrißzeichnungen, die neuen schwarz mit entweder haarfeinen oder hingeschnörkelten oder gar in impressionistischer Art mit dem Finger verwischten Umrissen. Alle aber sind von überraschender Schlichtheit und zeugen dabei von feinster Naturbeobachtung und von einem fabelhaften Reichtum der Motive. Die letzteren sind meist literarischen Ursprungs, aus bekannten Büchern entnommen und voller Anspielungen, die uns unverständlich sind, den Genuß aber dennoch nicht schmälern. Auf Rollen gemalt und in Brokathüllen aufbewahrt, werden diese für kleine, lichte Räume bestimmten Bilder von vornehmen Chinesen immer nur einzeln aufgehängt und später nach Belieben gewechselt — eine Art des Kunstgenusses, die von einer hohen Kultur zeugt und uns geradezu beschämen kann. Unsere Abbildungen vermögen den feinen Reiz der Farbe leider nicht wiederzugeben, wohl aber die starke Ausdrucksfähigkeit, den Humor und die Phantasie chinesischer Kunst zu dokumentieren. Die „Männerfigur" — Maler unbekannt — ist ums Jahr 1750 entstanden, eine Arbeit voll köstlicher Laune und überzeugendem Aus-

Männerfigur.
(Um 1750.)

Der Priester Tamö geht in der Mongolei auf die Jagd.
(1522—1567.)

druck. Besonders charakteristisch und am ehesten dem entsprechend, was man sich unter chinesischen Bildern vorstellte, ist „Kaiserin Li, Gemahlin des großen Ming-Kaisers Wang-Li, auf dem Fabeltier Chi-lin“, am wunderbarsten aber erscheint uns doch das überaus feine, weiche, stimmungsvolle Bild, der Bergriesen in gelbem Abendlicht, auf dem das wuchtig schreitende Kamel und der Mann — der Priester Tamö — zu einem winzig kleinen Vogel aufschauen. „Es wird Abend, und es fängt leise an zu schneien“, besagen die wenigen chinesischen Zeichen des um 1522—1567 lebenden Malers zur Seite des Bildes. Könnte das nicht einer unsrer „Modernsten“ als lyrisches Motiv gegeben haben?

Kaiserin Li,
Gemahlin des großen Ming-Kaisers Wang-Li, auf dem Fabeltier Chi-lin.

Deutsche Salpeterschiffe. Unsere Landwirtschaft verbraucht jährlich für mehr als 100 Millionen Mark Salpeter, und da ist die Verfrachtung von Salpeter auch für uns von besonderem Interesse. So besitzt die eine große Hamburger Firma eine Flotte von etwa 15 Seglern, die vorwiegend in der Fahrt nach Valparaiso und Iquique beschäftigt sind. Unter ihnen befindet sich auch „Preußen“, eines der größten Segelschiffe der Welt. Im Durchschnitt brauchen die Segler zur Hin- und Rückfahrt je 75 bis 100 Tage. In der Heimat nehmen sie eine Ladung von Massengütern, wie Zement, leere Flaschen, Zucker usw., ein und bringen auf der Rückfahrt fast ausschließlich Salpeter nach Hamburg und Rotterdam. In ähnlicher Weise arbeiten noch einige andere deutsche Firmen. Die meisten dieser Schiffe machen dabei eine sogenannte wilde Fahrt, d. h., sie halten sich nicht an bestimmte Routen. So hat z. B. vor kurzem ein Hamburger Segler folgende Frachtreise durchgemacht: von Antwerpen mit Stückgutladung nach San Francisco, von dort in Ballast nach dem Pouget Sound, von Pouget Sound nach Port Pirie in Australien mit einer Ladung Holz, von Newcastle N.-S.-W. mit einer Kohlenladung nach Valparaiso und von einem chilenischen Salpeterhafen schließlich mit eigener Ladung Salpeter nach einem europäischen Hafen. Auf diesen Fahrten, bei denen es auf die Zeit nicht ankommt, rentiert noch die Verwendung der Segler oft besser als die von Dampfern. Es knüpft sich also an das Wort „Salpeterschiff“ eine weite Vorstellung von weltumfassendem Treiben, und es ist durchaus nicht veraltet oder widersinnig, wenn wir im Zeitalter des Dampfes annehmen, daß auch ein Salpeterschiff als „wilder Fahrer“ den Ozean durchkreuzt, der „größer ist, als man fassen kann“.

C. F.

Im neuen Jahrgang ein neuer Heimburg!

Wir glauben, unseren Lesern zur Jahreswende keine angenehmere Überraschung bieten zu können, als durch die Ankündigung, daß die „Gartenlaube“ den Jahrgang 1909 mit dem Heimburgschen Roman „Der Stärkere“ eröffnen wird. Kraftvoller noch als in irgendeiner ihrer früheren Schöpfungen zieht die gefeierte Erzählerin in diesem Roman die Leser in den Bann jener intimen und doch dramatischen Erzählungskunst, durch die sie sich die treue Anhänglichkeit ihrer nach vielen Hunderttausenden zählenden Verehrer erworben hat.

Verlag und Redaktion der „Gartenlaube“.

Nicht zu übersehen! Mit der nächsten Nummer schließt das vierte Vierteljahr dieses Jahrgangs der „Gartenlaube“; wir ersuchen die geehrten Leser, ihre Bestellung auf das erste Vierteljahr des neuen Jahrgangs schleunigst aufzugeben. — Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß der Bezugspreis (2 Mark für die Ausgabe ohne „Welt der Frau“, 3 Mark 25 Pf. für die Ausgabe mit „Welt der Frau“) bei Bestellungen, die **nach Beginn des Vierteljahrs** bei der Post aufgegeben werden, sich um 10 Pfennig erhöht.

Einzelne Nummern bzw. Hefte der „Gartenlaube“ liefert auf Verlangen gegen Einsendung von 25 bzw. 35 Pfennig in Briefmarken direkt franko die Verlagshandlung: **Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G.m.b.H. in Leipzig.**

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler für die „Welt der Frau“: Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth, für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Ratsherr von Brügge.

Gemälde von Claus Meyer.

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Waldrausch.

(Schluß.)

Roman von Ludwig Ganghofer.

Es blieb noch immer Regenzeit, als man die Annamaria zum verläßlichen Frieden trug. Der Krispin Sagenbacher, mit dem Hausnamen Gschwendtner, fehlte auch diesmal unter den Gästen. Aber jetzt hielt ihn wirklich die Bauernsorge um seinen verregneten Roggen in Zipfertshausen fest.

Neben der Straße, die der dunkle Zug zu gehen hatte, waren die für das Privatgeschäftchen des Herrn Wohlverstand schanzenden Arbeiter daran, die hohen Masten der elektrischen Leitung aufzurichten. An jeden zehnten Mast ließ Herr Wohlverstand eine Tafel mit der Inschrift nageln: „Vorsicht! Hochspannung! 5000 Volt! Beschädigung der Leitungsdrähte ist lebensgefährlich! Warnung! Jede Haftpflicht wird abgelehnt!“ Genau zweihundert solcher Tafeln hatte Herr Wohlverstand malen lassen. Doch als die Stromleitung vollendet war, standen im Wildachtal der Warnungstafeln zweihundert und eine. Aber diese überzählige war keine neue, nur eine renovierte: „Verbotener Weg!“

Lärm und Leben war in den folgenden Wochen durch das ganze Tal hin. Die fünfhundert Arbeiter, die ihr Werk zu Füßen der Großen Not vollendet hatten, waren ins Tal heraus gezogen, um das weite Kiesbett der Wildach in einer Breite von 10 Metern einzudämmen und die ersparten Geröllfelder mit Erlen- und Weidenschößlingen zu bestecken. Diese unübersehbare Herde von kahlen Zweigen sollte in einem Jahrzehnt zu einem langen Walde von grünen Stauden aufwachsen; ihre Wurzeln sollten das Geröll zerbeißen, ihre Asche dereinst den rauhen Grund in urbares Land verwandeln.

Was im offenen Tal zur Vollendung des ganzen Werkes noch zu geschehen hatte, das war leichte Arbeit. Und in der milden, fast frühlingshaften Sonne des Septembers wurde sie auch eine heitere. Vom Morgen bis zum Abend klangen diese fremden Lieder und dazwischen die Jauchzer und das Lachen der Einheimischen.

Herr Friedrich Wohlverstand, der sich seit den Grundablösungen aus irgendwelchen Gründen im Wildachtale nicht mehr hatte blicken lassen, traf am 4. Oktober im Gasthaus zum Goldenen Posthörndl ein, um der Übergabe des vollendeten Werkes an den Regierungsvertreter beizuwohnen, und um die Vorbereitungen für die auf Sonntag, den 8. Oktober, angesetzte Feierlichkeit in seine geübte Hand zu nehmen.

Gegen Ambros zeigte er gemütliches Wohlwollen und eine wortreiche Anerkennung dessen, was da „gemeinschäftlich“ geleistet worden war. Hundertmal wiederholte er sein Lieblingswort: „Respekt, Herr Kollega! Respekt!“ Doch am 6. Oktober, bei der geschäftlichen Abrechnung, schob er den Zahlmeister vor und zog sich in den Hintergrund zurück — was er in seinem biederen Münchner Dialekt mit den Worten entschuldigte: „Wissen S', Herr Kollega, Sie sind a studierter Herr! Aber unseroans is halt bloß a Praktikus . . . wissen S', mit a bißl Menschenverstand und mit an gsunden Trümmerl Gschäftsgoascht. Aber von Soll und Haben, und wia's alles hoaßt . . . da versteh i halt nix! Da muaß i scho mein' Biamten wursteln lassen. Is a verläßlicher Mensch, mein Herr Zahlmeister! Der geht gnau und streng nach Gsetz und Vertrag.“

Als Ambros von dieser Abrechnung, die der Zahlmeister mit ihm gehalten, am Abend heimkehrte, sah Frau Lutz an ihrem Sohne das erste Lächeln wieder seit langer Zeit. Vor Freude schoß ihr das Blut in die schmalen, von feinen Falten durchschnittenen Wangen. „Kind? So gut ist alles abgelaufen?“

„Gut? Nein, Mutter! Sagen wir lieber: so heiter! Eine Komödie . . . wenn du dabeigewesen wärst, du hättest lachen müssen, gerade so wie ich. Es wären . . . ‚laut Vertrag‘ . . . auf meinen Anteil 22 000 Mark gekommen. Aber sie haben mir . . . ‚laut Vertrag‘ . . . so viel auf den Buckel geschrieben . . . ‚zu Lasten‘, wie sie das nennen . . . daß ich nur noch 7000 Mark herausbekomme.“

Frau Lutz entfärbte sich. „Bros, das darfst du dir nicht gefallen lassen! Du, der alle Arbeit leistete . . . du, der bei dieser ruhelosen Plage seine Gesundheit opferte. . . .“

„Ich? Nein, Mutter! Da übertreibst du ein bisserl. Ich bin gesünder als je.“

„Ja, Gott sei Dank, daß ich dich heute wieder lachen sah! Aber das da . . . nein, das darfst du dir nicht gefallen lassen. Weil es ein Unrecht ist! Da mußt du einen Prozeß machen!“

„Den ich verlieren würde. Die Leute sind nach dem Wortlaut des Vertrages in ihrem Recht. Der Schuldige bin ich selber, weil ich diesen Mausfallenvertrag vertrauensselig unterzeichnet habe . . . und weil ich mit dem Wörtchen ‚Verantwortung‘ leichtsinnig umgesprungen bin. Das soll mir eine Lehre sein. Aber hier ist nichts mehr zu machen. Auch hab ich die Abrechnung schon signiert.“ Ambros lachte. „Und habe druntergeschrieben: ‚Respekt, Herr Kollega, Respekt!‘“

Published 31. XII. 1908. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Frau Lutz wurde nicht heiter. Die Tränen schossen ihr in die Augen.

„Aber! Mutterle!"

Ein Weinkrampf war die Antwort. Und bei diesem Schluchzen fuhr der gequälten Frau jenes lang' gehütete Geheimnis aus der Seele heraus: von dem Erbteil, das sie geopfert hatte, und von der Rente, die schon im letzten Jahre stand.

Ambros faßte wortlos die Hände der Mutter und zog sie an seine Brust. Die Erregung zerdrückte ihm fast die Stimme: „Mutter! . . . Damals, als du mir die Kaution nicht geben wolltest, da ist in mir ein mißmutiger Gedanke gegen dich aufgestiegen. Verzeih mir das! Und jetzt schau mich an! Sieh, Mutter: ich lache! Daß du mich liebhast, hab ich immer gewußt. Aber so erfahren zu dürfen, daß du alles und das Letzte für mich opfern konntest . . . guck, Mutterle, das ist doch mit dem dreckigen Geld da draußen in der Baracke noch viel zu billig bezahlt. Und jetzt komm, Mutterweibele! Und mach dir keine Sorgen!" Nun sprach er ruhig und frei: „Wir beide miteinander, wir kommen schon durch! Was diese zwei Respektspersonen mir noch lassen von meinem Verdienst, das hilft uns über die beiden nächsten Jahre hinüber. Inzwischen kann ich mich umsehen. Und meine Arbeit hier, die wird auch für mich reden. Ich finde schon was. Und mache meinen Weg. Nach aufwärts. Da sei du nur ganz ohne Sorge! . . . Aber jetzt mußt du mir was zu Gefallen tun! Gelt, ja?"

„Alles, Kind! Alles, alles!" Ihre nassen Augen glänzten.

„Übermorgen, diese Feier . . . nein, die mag ich nicht mitmachen. Ich bestelle den Wagen für uns. Das schwere Gepäck soll uns der Toni nachschicken. Morgen sag ich meinen Arbeitern Adieu und schau mir nochmal an, was ich gemacht habe. Und übermorgen in der stillen Frühe fahren wir zusammen fort. Gelt, ja? . . . Und jetzt gehen wir hinunter. Der Toni und die Beda sind schon drunten. Und da wollen wir mit diesen zwei glücklichen Menschen zum Abschied einen recht herzlichen Abend verbringen. Komm, Mutterle! Aber zuerst mußt du dir das verweinte Gesichtl ein bißl waschen."

Das wurde in der Stube der Wildacherin ein so langer Abend, daß seine letzten Stunden schon fast als Morgen gelten konnten.

Nach kurzer Ruhe, früh um halb sechs, verließ Ambros in der herbstlich kühlen Dämmerung das kleine Haus, wie er seit dem Frühling Tag für Tag zur Arbeit gegangen war. Über den kahlen Wiesen lag ein feiner, silbergrauer Hauch — der leichte Reif, der sich in den Morgenstunden gebildet hatte. Der Himmel brannte in grellem Gelb. Und während sich die Schattenberge und die Große Not mit purpurgetöntem Blau in diesen Schimmer hoben, erwachte auf den Zinnen der Sonnleite schon ein erstes Glühen des Tages. Zwischen dem Dunkel der steilen Fichtenwälder begannen die welken Ahorn- und Buchenkronen im wachsenden Lichte rot zu glänzen wie stille Feuerchen. Von einer Niederalpe klang das Röhren eines brünftigen Hirsches. Und durch das ruhige Tal hin summte — gleich einem gedankenvollen Liede — das milde, gleichmäßige Rauschen der gezähmten Wildach.

Tief atmend schritt Ambros auf der weißen Straße hin. Und wandte das Gesicht — und sah in der Mansarde noch die Lampe brennen, sah, wie der Schatten einer Frauengestalt durch diese rötliche Helle glitt, die der Schein des jungen Tages schon fast erstickte.

Frau Lutz hatte zu räumen und zu packen begonnen. Die Mutter Wildacherin half ihr dabei. Vier Stunden — dann war in den zwei kleinen weißen Kammern alles Letzte getan.

In dem veilchenblauen Seidenkleide, aus dessen Nähten und engen Fältchen sich jener feine, bräunliche Staub der Waldrauschtage nicht völlig hatte herausbürsten lassen — in diesem Kleide trat Frau Lutz gegen die Mittagszeit auf die sonnige Straße. Sie wollte zum Doktorhause, wollte um ein paar von den Blumen bitten, die da im Garten noch blühten — in dem Garten, den vor erloschenen Jahren ihre eigenen Hände bei Glück und Lachen gepflegt und behütet hatten. Es war eine bedrückende Stunde, der sie entgegenging. Und dennoch konnte sie lächeln; etwas froh Erregtes war in ihren Augen; sie konnte aufatmen wie in Erleichterung. Gleich einer Genesenden nach schweren Leiden, so empfand sie den Schimmer dieses herbstlichen Tages, seine milde Sonne, das träumerische Leuchten seiner Farben.

Da wurde sie auf der Straße angesprochen. Der Postbote, der zum Wildacherhause hatte kommen wollen, gab ihr einen Brief, dessen Empfang sie bestätigen mußte. Sie wollte ins Haus zurück. Aber der Mann hatte einen Tintenstift, und die Sache war auf der Straße zu erledigen. Frau Lutz schrieb mit unsicherer Hand ihren Namen auf den kleinen Zettel. Ihre Augen waren in Angst erweitert — denn die Hülle des Briefes, der so dick war wie ein kleines Buch, trug ein gepreßtes Monogramm mit einer Krone darüber.

Als der Postbote davonging, wurde Frau Lutz von einem heftigen Zittern befallen. Ihr Blick irrte verstört ins Leere. Hätte jetzt vor ihren Füßen ein Feuer gebrannt — sie hätte diesen Brief in die Flamme geworfen, ohne ihn zu öffnen. Diese schwer erkämpfte Ruhe ihres Sohnes! Die sollte nun wieder erschüttert, zerrissen und zerschlagen werden?

„An mich? . . . Warum denn an mich?"

Es stand aber deutlich ihr Name da, in einer steilen und großzügigen Schrift, die an den Federstiel eines Riesen denken ließ. Wie viele Blätter auch dieser schwere Brief enthalten mochte — wenn sie mit dieser gleichen Schrift beschrieben waren, konnten sie allzu viel nicht sagen.

Ruhiger geworden, schnitt sie mit einer Nadel den Umschlag auf. Ein kleiner Bogen von etwas maniriertem Format — und dabei ein zweiter, dicker Brief in unverschlossenem Kuvert. Sie las, in der Sonne stehend:

„Reichenhall, den 5. Oktober. — Verehrte gnädige Frau! — Von Ihrer Güte darf ich erhoffen, daß die anliegenden Zeilen in die Hände Ihres Herrn Sohnes gelangen werden. Ich hielt es für richtig, das Anliegende unverschlossen zu lassen, weil ich jeden Anschein einer sekreten Korrespondenz zu vermeiden wünsche. Ich habe keinen Auftrag — aber ich glaube Ihnen versichern zu können, daß eine Dame, zu der wir beide in Liebe und Verehrung aufblicken durften, Ihnen ein dankbares Gedenken bewahren wird, solange ein Menschenherz sich noch mit irdischen Dingen zu befassen vermag. Genehmigen Sie, gnädige Frau, den Ausdruck der wärmsten Verehrung, mit der ich verbleibe — Ihre ergebene — Johanna von Zieblingen."

Die großen, steilgeraden Schriftzüge dieses Namens, ein paarmal übereinandergestellt, hätten der kleinen Baronin hinaufgereicht bis zu dem früh gealterten Runzelgesichtchen mit den jungen, treuen Augen.

„Ach Gott! Ach du lieber, lieber Gott!"

Was konnte an diesen Zeilen, die gar viel nicht sagten, auf Frau Lutz so erschütternd wirken? Sie hatte Tränen in den Augen, wühlte das Blatt und diesen dicken, unverschlossenen Brief mit zitternden Händen wieder in den Umschlag hinein, machte jagende Schritte und eilte quer über die Wiesen zum regulierten Kiesbett der Wildach hinüber, weil sie da drüben einen Trupp von Arbeitsleuten sah.

Der andere Brief, den zu lesen sie nicht mehr den Mut gefunden, lautete:

„Reichenhall, den 4. Oktober. — Sehr geehrter Herr Lutz! Seit gestern bin ich meines Dienstes bei Ihrer Hoheit der Frau Herzogin enthoben. Ihre Hoheit traten gestern in Begleitung eines ärztlichen Trains die Reise nach dem Süden an, um den Winter zur letzten Fristung einer bis zum äußersten erschütterten Gesundheit in Ägypten zu verbringen. Neuerliche Blutungen der zarten Atmungsorgane, wie sie ja auch schon in früheren Jahren lebensbedrohend aufgetreten waren, haben jede Hoffnung auf Erhaltung dieses kostbaren Lebens ausgelöscht. Ihre Hoheit werden die Heimat mit beseelten Augen nicht wiedersehen. Seit gestern jeder behindernden Direktive entzogen, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen diese schwere

Wahrheit ohne Rückhalt mitzuteilen. Sie wird Ihr bedrücken, doch nicht belasten. Wie ich selbst mein Gewissen frei weiß von jeder Inkorrektheit, so dürfen auch Sie Genugtuung und Trost in dem Bewußtsein finden, daß Sie reines Glück und heiligen Wert in ein freudloses Leben tragen, das schon verloren war, als die Sonne dieses jungen Frühlings scheinen wollte. — Ich könnte Ihnen sagen von einer Nacht, in der zwei süße, zarte Arme um mein Hals geklammert lagen, während eine beglückte und reine Seele zu mir sprach: ‚Ich hätte Mut, Hanna! Das Glück ist nur für gesunde Menschen. Und ich bin . . .‘ Wie mutig dieses edle Frauenherz sich zeigen konnte, galt, Ihrem bedrohten Werke zu nützen, das haben selbst erfahren. Doch als ich empfing, was Ihr Dank anvertraute, da war in der vorausgegangenen Nacht Unsägliche schon geschehen. Eine Stunde . . .“

Nach diesem Worte waren drei Zeilen des Briefes durch Federstriche unleserlich gemacht.

„. . . was sich jeder Aussprache entziehen muß. Auch ist mir nicht zu, die Meinung des Arztes zu korrigieren, diesen jähen Rückfall des alten Leidens als einen von allen Ursachen unabhängigen Krankheitsverlauf betrachtete. Ist auch dieses Dunkle und Tötende mit der hellen und reinen Schönheit zu tun, die wir beide blühen sahen und hörten. Was nun kommen wird, noch ehe der Frühling blüht, das scheinen Ihre Hoheit selbst mit gottergebener Ruhe erwarten, fast zu hoffen. Vor Wochen, an einem besseren Tage, als ich Ihrer Hoheit die geliebte Geige reichen wollte, stoßen Hochselbe das Instrument zurück und sagten: ‚Nein, Nicht mehr! Denn ich höre Musik, die schöner ist als Klang, den meine Hände noch erwecken könnten.‘ Und als ich vorgestern Abschied nehmen durfte, sahen Ihre Hoheit dankbar zu mir auf, mit diesen Worten: ‚Gut, die reinen Herzens blieben! Ich vergebe allen, die mir weh getan. Und danke jenen, die mich liebten!‘ — Ihre Hoheit meiner Fürsorge, was nach Abschied nicht von kalten Augen gefunden werden Ich lege das mir anvertraute Gut hiemit in die Hände zurück, aus denen es kam. Das wird für Sie nun unendlich Kostbares sein! Ein Heiliges! Durch Tage und Nächte des Leidens ruhten diese kleinen Blätter als ein zärtlich Geliebtes Eigentum an einem treuen und reinen Herzen! Herr Lutz, ich fürchte, Sie werden gar nicht lesen können, wie da in all den schmutzigen Flecken so häßlich aus Blut fließt. Man sollte sich beherrschen können. Aber kann es nicht, wenn man untergehen und in Staub zerfallen sieht, was eine schuldlose Blüte des Lebens war! — Kann nicht weiterschreiben. Aber solang' ich noch Atem werde ich in meinem Schmerz Ihre treue Schwester — Hanna Zieblingen.“ —

Durch der Wildach eilte Frau Lutz von einer Arbeiterkolonne zu Kolonne. Und suchte und fragte. Doch überall, wohin sie kam, war Ambros schon gewesen. Auch bei der Notburg kehrte ihn nicht ein. Denn als er zur Talsperre gekommen und die grünen, mit Papierrosen geschmückten Girlanden gesehen hatte, die Flaggenmasten und Wimpelstangen — da wurde seine Sehnsucht mehr empfunden, die Stätte seiner Jugend noch ein letztes Mal zu überschauen.

Bei der Kapelle der heiligen Notburga war er in den von Moos umwobenen Wald hineingeschritten. Und um die Mittagsstunde ruhte er einsam an jener Stelle, an der im vergangenen Frühling der Waldrauscher gesungen hatte, als ein Weib wie eine schöne rote Flamme vor ihm stand.

Im Moos gelagert, blickte Ambros empor zu dem reinen Blau, das zwischen den sonnigen Wipfeln strahlte — ein Blau, leuchtend wie ein Maienhimmel. Und dieser alte, stille, von Harzen schwere Wald? War wieder ein Neues in ihm erwacht? Wirkte unter dieser zärtlichen Sonne eine verjüngende Kraft in ihm lebendig? Wollte er jetzt, da alles sommerliche Leben in Natur schon bald erlöschen mußte, wieder rote Frühlingslieder träumen, in Rausch verfallen und wieder blühen? Denn überall in seinem Grün war schön und kräftig ein rostfarbenes Brennen, ein unzählbares Aufblitzen von kleinen Herrlichkeiten in Gold und Scharlach.

Die Farbe der Zerstörung! Die Farbe neuen Lebens!

Dieses Rostrote im dunklen Grün — das waren die vielen gebrochenen Äste, deren welk gewordene Nadeln im hellen Mittagslichte feurig leuchteten. Und dieses Glänzen in Scharlach und Gold, das sich um alle gesunden, aufrecht gebliebenen Wipfel drängte — das war die Tausendzahl der reif gewordenen Tannenzapfen, deren lichtes Braun von der Sonne metallenen Schimmer bekam. Und viele von diesen reif gewordenen Früchten des Waldes waren in ihrem Glanze mit feinen, sichelförmigen Schatten gezeichnet — wie lachende Gesichter mit hundert geöffneten Lippen.

Sprachen diese erschlossenen Lippen von einem Wipfel hinüber zum anderen? Und wurde jedes Wort, das sie sprachen, zu einem kleinen, lebendigen Ding? Das von den lautlos redenden Lippen entfloh? Und mit feinem Silbergeschimmer durch die Lüfte ruderte, um jählings zu verschwinden? Viele, viele von diesen geflügelten Worten gingen durch die milde Sonne gegen den Schatten hin. Und alle flogen sie nach der gleichen Richtung, die der laue, spielende Windhauch nahm — wie alles Lebende eine Weile in der Sonne flattert und dann niedersinkt in den gleichen, kühlen Schatten.

Ambros, den es in der einsamen Ruhe nicht lange duldete, stieg ziellos durch das wundersame Bild des herbstlichen Waldes empor — ein Bild, das ernst und fröhlich war, und das bedrückte und erhob.

Die Sonne glänzte noch warm, doch es ging schon auf den Abend zu, als Ambros aus dem geschlossenen Bergwalde zu einer grasigen Kuppe kam, von der ein steiles Gewände gegen Süden niederfiel. Es war das eine von den Mauern der Großen Not, deren Gipfel versteckt lag hinter Wäldern, die von der grünen Kuppe wieder aufwärts stiegen.

Einen Weg suchend, beugte sich Ambros über den Absturz der Felsen hinaus. Und da sah er in Turmtiefe ein seltsames Bild, das er nicht zu deuten wußte. Auf schrägen, blinkweißen Felsplatten leuchteten da drunten in der Sonne sieben große, blutrote Flecken, die einen rund, die anderen wie unregelmäßige Gevierte. Das konnten keine Blumen sein. Was war dieses Unerklärliche? Während Ambros spähte und grübelte, schien es ihm, als hätte sich dort unten im Schatten des Waldsaumes etwas bewegt. Ein Mensch! Der sah in dieser Tiefe so grau und winzig aus wie ein Zwerg in den Bergmärchen.

„Der Waldrauscher!“

Um da hinunterzugelangen und die Felsmauer zu umgehen, wandte sich Ambros in den Wald zurück. Seit jener wortlosen Begegnung auf dem Reitwege hatte er den Hundertjährigen nicht mehr gesehen. Er hatte nach dem Greise gesucht, nach ihm gefragt. Doch der Alte, den alle sahen, bald hier und bald dort, blieb für Ambros seit zwei Monaten wie verschwunden und verschollen.

Zu Füßen der steilen Mauer trat Ambros aus dem Waldesdunkel auf das steinerne, von der Sonne angestrahlte Plattich heraus. Und da sah er gleich, was dieses Rote auf den flachen Felsen war — Beeren, die in der Sonne trocknen sollten — kleine, rote, den Johannisbeeren ähnliche Früchte — die Beeren jener immergrünen Rankenpflanze, der das Volk den Namen Waldrausch gab.

Im Schatten einer Fichte, die in Menge die reifen braunen Zapfen trug, saß der Waldrauscher klein zusammengebeugt und warf mit schnippender Hand einen Kiesel, so oft sich kleine Vögel zum Schmause bei den lockenden Beeren niederlassen wollten. Ein Bergfink ließ sich nicht vertreiben. Er flatterte nur ein bißchen in die Höhe, wenn das Steinchen geflogen kam, und dann pickte er weiter. Da richtete sich der Waldrauscher mit scheuchenden Armen auf: „He, du! Waldaus und waldein hast Speis! Tu mir mein bißl Brot vergunnen!“ Im

gleichen Augenblicke gewahrte der Greis den jungen Mann. Und wieder war in seinem Blicke jener seltsame Gegensatz: Zorn, der ein tiefes Erbarmen zu verdrängen sucht, und Erbarmen, das den Zorn bekämpft.

„Waldrauscher?“ fragte Ambros ernst. „Warum gehst du mir aus dem Wege?“

„Dir?“ Der Hundertjährige lächelte ein wenig; seine sonst so ruhigen und steinfesten Züge hatten etwas Müdes und Schlaffes; und ganz silberweiß war sein Haar und das starksprossende Bartgestoppel. „Dir? Ah na, Büeble! Es gibt bloß ein einzigen Menschen, dem ich gern aus'm Weg gehn möcht. Und der bin ich selber.“ Er nahm eine leichte, schmale Holzschaufel mit langem Stiel vom Boden auf. „Was willst, Büeble? Ebba fragen, wakum einer hundert Jahr alt wird? Da müßt ich mich erst noch bsinnen drauf. Recht weiß ich's nimmer.“ Er ging auf die roten Flächen der Waldrauschbeeren zu und begann die dörrenden Früchte mit der Schaufel zu wenden und durcheinander zu schütteln.

Die niedergehende Sonne schlug das steinerne Plattich und die steile Felsmauer mit goldrotem Feuer an, ließ die Beeren leuchten wie Granatkügelchen und warf den Schatten des Waldrauschers als ein langes, schwarzmageres Riesenbild über den Felsgrund hin. Ein stärkerer Windhauch machte die mit braunen Früchten behangenen Wipfel schaukeln, das feine fliegende Silberblitzen in den Lüften wurde ein zartes Goldgefunkel, und fern im dunkelnden Walde fingen die Hirsche zu schreien an. Das klang fast wie die geheimnisvollen Bässe im langsamen Satz der Appassionata.

„Waldrauscher! Warum trocknest du deine Beerenernte so hoch heroben in der Einöd?“ fragte Ambros; und seine Stimme bebte, als wären andere bedrückende Gedanken in ihm. „Damals, in meiner Kinderzeit, da tatest du das immer im Gehöfte deines kleinen, einsamen Hauses.“

„Ei wohl!“ Der Alte schaufelte in den Beeren. „Aber vor dreizehn Jahr einmal, wie ich d' Waldrauschbeer hab dörren lassen sell drunt, da sind mir zwei Nachbarskinder drüberkommen. Die haben ein bißl unsinnig zugriffen. Mein, wie s' halt sind, die kleinen und die großen Kinder! . . . 's Büberl haben s' durchbracht mit knapper Müh. Da hab ich noch helfen können, ja. Aber 's Maderl hat sterben müssen.“

Ambros, schwer erschüttert von diesen ruhigen Worten, ging plötzlich mit raschem Schritt zu dem Alten hinüber. „Waldrauscher! Sieh mir in die Augen!“

Langsam hob der Hundertjährige das graue Gesicht, während ihm die Sonne, noch herstrahlend durch eine Lücke des Waldkammes, einen Glutstreif über die Schulter und auf die lederne Kappe warf.

„Waldrauscher! Deine Runzeln zeigen mir die Zeit nicht mehr, in der deine Wange glatt und deine Stirne jung war. Aber deine Augen erzählen noch heute von jener Zeit.“

„So, Büeble? Meinst?“

„Die Augen in deinem alten Gesichte . . . das sind die Augen des jungen Jägers, dessen Bild an einer Mauer der Fürstenvilla hängt.“

Ein leises Lachen. „Büeble, da tust jetzt wieder ein bißl traumhaft reden!“ Der Alte wandte sich und rüttelte mit der Holzschaufel die Beeren durcheinander. „Aber wissen tu ich schon ebbes vom selbigen Bild. Ah ja! Und daucht mir schier, den hab ich kennt . . . den Jagerischen, weißt! Ja, wann ich mich noch richtig bsinn, so is er ein junger Forstmeister gwesen bei die Larenbergischen Fürstenleut.“ Der Alte lachte wieder und schwieg.

„Waldrauscher! . . . Was ist geworden aus ihm?“

„Was weiß denn ich? Wird halt verdorben und verstorben sein. D' Menschenleut dauern net lang. Diemal einer wird älter als die andern. Aber z'letzt beißt er auch ins Gras.“

Ambros, dem vor Erregung die Hände zitterten, fragte mit gepreßter Stimme: „Waldrauscher?“

„Was, Büeble?“

„Denkst du an deinen nahen Tod?“

„Ah na!“ Wieder dieses leise, dünne Lachen. „Ich tu schon noch warten ein Aichtl. Allweil noch ein bißl warten . . . aufs Meinige. Ah ja! Kommt's heut net, kommt's morgen. Kommt's huier nimmer, kommt's übers Jahr.“ Der Alte, der die Beeren schüttelte, entfernte sich immer weiter von der Stelle, wo Ambros stand.

„Waldrauscher? . . . Wie kam das Bild dieses jungen Jägers hinauf an jene Wand?“

Die hölzerne Schaufel machte auf den Felsplatten ein dünnes Geklapper. Nun war der Alte schon droben bei dem letzten Beerengeviert an der steilen Mauer. Und während vor seinen Füßen die dörrenden Waldrauschfrüchte wie erstarrte Blutstropfen durcheinander rieselten, fing der Alte in seiner wunderlichen Weise zu singen an:

„'s kommt oft oaner aussi
Und findt si' koa Ziel,
's kommt oft oaner abi,
Denn Wegln gibt's viel!

Bald krumme, bald grade,
Oft hoaß und oft kalt —
— Schaug eini ins Leben,
Schaug eini in Wald!

Und alls hat sei(n) Reden,
's hat alles a Sprach
Und schreit d'r a Wörtl
A sunnahells nach.

Bloß 's Tiafste und 's Höchste
Bleibt alleweil trüab! —
Und woaßt d'r koan Weg net,
So geh mit der Liab!

Denn alles wann stad is —
D' Liab singt no und lacht
Und lo(n) di no füahrn
Aa z'tiafst in der Nacht!“

Am Fuße der Felsmauer schob der Waldrauscher die hölzerne Schaufel in eine Steinschrunde. „So, Büeble! Feierabend! Und morgen kann ich ein guts Körbl voll abitragen in d' Apotheken.“ Über ein schmales Grasband der Mauer begann der Hundertjährige langsam emporzusteigen, als wäre dort oben im kahlen Felsgeklüfte seine Ruhstatt für die Nacht. Und nun verschwand er hinter einer scharfen und hohen Steinkante, die noch schimmerig umleuchtet war von einem letzten Schein des Abendglanzes.

Ambros hob die Arme und schrie: „Waldrauscher! Lebwohl!“

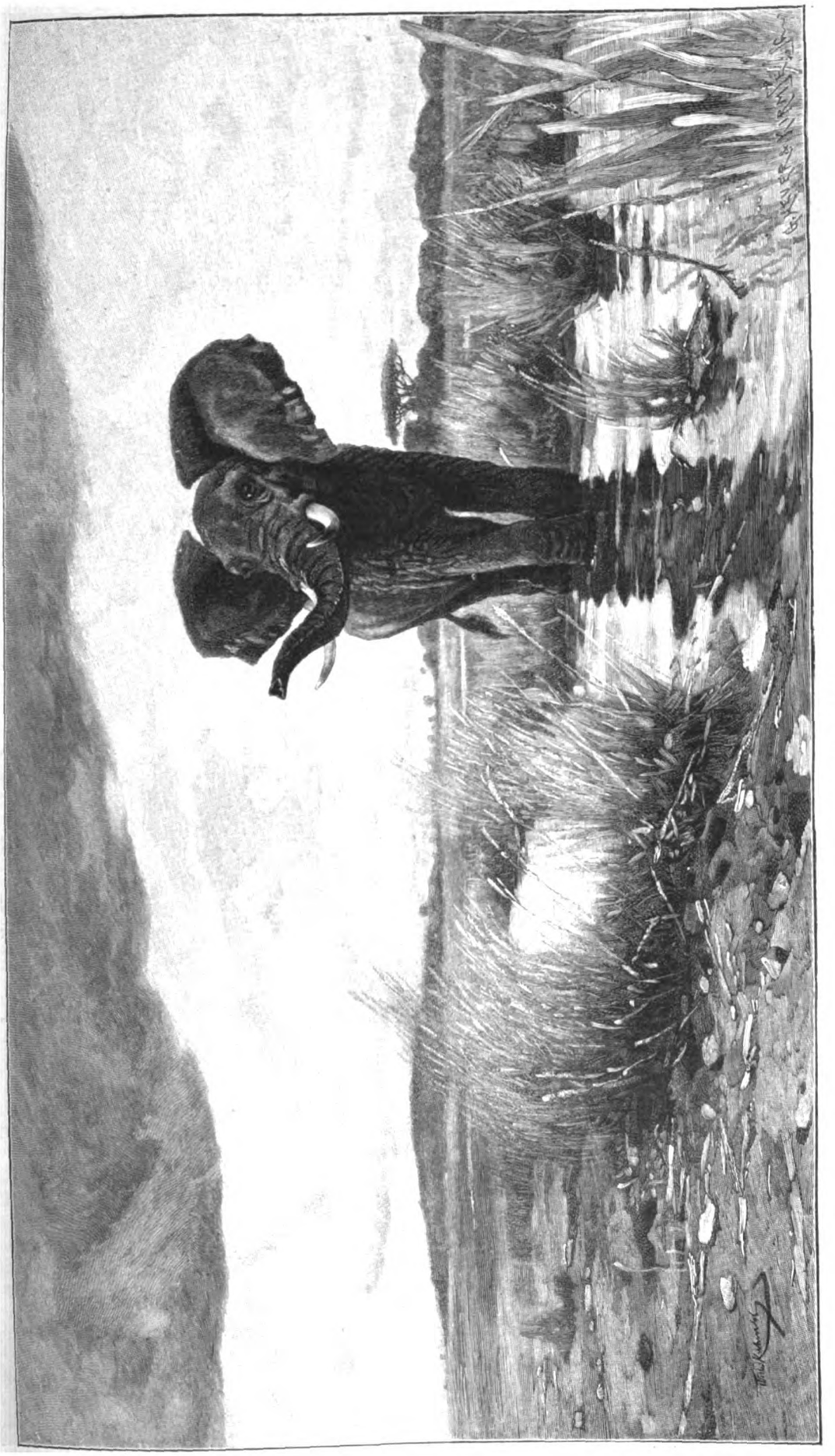
Keine Antwort mehr. Nur ein Echo an der Felswand.

Die dörrenden Beeren, die in der Sonne so feurig geleuchtet hatten, bekamen im Schatten ein rostiges Braun. Und dieses silberne Glitzern und Fliegen in den Lüften hatte aufgehört. Doch das Röhren der Hirsche hallte häufiger und stärker, je mehr es dämmerte — schreiende Leidenschaft, die sich wohlfühlt in allem Dunkel und brutal sich sättigt in finsteren Nächten.

Beim Niederstieg durch den abendlichen Bergwald erreichte Ambros eine gerodete Fläche. Und da sah er weit hinaus bis in das fernste Tal, sah noch sonnbeglänzte Gipfel auf allen Zügen des Gebirges und sah in der Tiefe zwischen rotem Laub und dunklen Fichten ein langes, silberweißes, streng gezogenes Band, das regulierte Kiesbett der Wildach.

Aufatmend preßte Ambros die Fäuste gegen seine Brust.

Da schärfte sich jäh sein erschrockener Blick. Was er sah, war das ein Irrspiel seiner Gedanken? Eine Erinnerung an den Frühling, der vergangen war? Oder Wirklichkeit? Unmögliche Wahrheit? Klein und kaum erkennbar wie eine im Schatten tanzende Libelle, so flatterte auf dem Dache der Fürstenvilla über dunklem Fichtengrün eine rot und weiß gestreifte Flagge. Ambros streckte mit schreiendem Laut die Arme und eilte in jagender Hast über die Rodung hin, blieb zitternd stehen und preßte das Gesicht in die Hände. „Nein . . . da ist kein Wiederkommen mehr! . . . Ich weiß es.“



Der Einsiedler.
Gemälde von Wilhelm Kuhnert.

Diese Flagge? Vielleicht galt sie dem Feste, das morgen gefeiert werden sollte? — Ein wehes Lachen. Und Ambros stieg über die Rodung hinunter in den dämmernden Wald. Als er bei sinkender Dunkelheit die Wiesen erreichte, brannten schon die ersten Sterne am bleich gewordenen Himmel. Eine Glocke begann zu läuten, und ihre letzten Schläge waren noch nicht verhallt, da krachte bei der Notburg ein Böllerschuß.

Ambros, der schon nah bei der Straße war, blieb stehen, blickte gegen die Stätte seiner Arbeit zurück und sprach in die Dunkelheit: „Jetzt wird Herr Friedrich Wohlverstand der Welt das Licht bringen!"

Ein zweiter Schuß, ein dritter, und während das donnernde Echo über die Berge rollte, glühten viele schöne Lichter auf, über die ganze Straße hin. Bei der Haustür des oberen Wirtes war eine so starke Helle, daß sie hinüberglänzte bis zu dem neu errichteten Pfahl mit der alten Warnungstafel. Und draußen bei der Notburg hingen zwei brennende Bogenlampen im Abenddunkel, gleich einem Paar verläßlich strahlender Sonnen.

Frau Lutz, die wartend beim Zauntor stand, vernahm und erkannte den Schritt ihres Sohnes. Dennoch fragte sie: „Kind, bist du's?"

„Ja, Mutter!"

Ambros erschien im Lichtkreis einer Straßenlampe. Und Frau Lutz ging rasch in das Gehöft zurück, als hätte sie ihrem Sohn in dieser schönen Helle nicht begegnen mögen.

Bei der Haustür war es dunkel. Unter diesem Schleier einer barmherzigen Finsternis vermochte Frau Lutz mit halber Ruhe zu sagen: „Komm nur, Bros, ich habe schon Licht in deiner Stube gemacht. Und habe . . ." Sie mußte Atem schöpfen. „Droben hab ich dir etwas auf den Tisch gelegt."

„Mutter? Was ist in deiner Stimme?"

Ohne zu antworten, trat Frau Lutz in den schwarzen Flur.

Und Ambros, die Hände streckend, stammelte erschrocken: „Mutter . . ."

Hinter den beiden fiel die Türe zu. Und eine Weile war nur das leise Rauschen der fernen Wildach und das Geplätscher des Brunnens in der stillen Nacht, vor deren neuen Sternen die alten kaum noch zu sehen waren.

Dann klangen heiter schwatzende Stimmen auf der Straße. Ein Trupp von Burschen und Mädchen kam da gegangen, um die elektrische Beleuchtung des Wildachtales anzugucken. Von Stunde zu Stunde wurde die Straße belebter. In Zügen von dreißig und vierzig Männern wanderten die italienischen Arbeiter zwischen den Einheimischen auf und nieder. Überall ein lachender Friede in der aufgehellten Nacht.

Eine kleine Schar der Italiener, die am kommenden Morgen nach der Festlichkeit das Tal verlassen sollten, blieb vor dem Hause der Wildacherin stehen. Heimliches Geflüster. Und dann, von kräftigen Stimmen gesungen, eins jener schwermütigen und leidenschaftlichen Lieder des Südens.

Die Mansarde war noch hell. Doch niemand zeigte sich am Fenster.

Das Lied verklang. Und dreißig junge Männer schrien: „Addio, buon padrone! Addio! Addio!" Als sie auf der Straße hinwanderten, begannen sie ein heiteres Ritornell. Sie schlugen den Weg ein, der wieder verboten war. Und noch von weit her durch die kühle Herbstnacht waren ihre Lieder zu hören.

Gegen zehn Uhr gab es auf der Straße einen lustigen Rummel mit Kreischen und Gelächter. Denn die schönen Glühlichter waren plötzlich erloschen. Hatte es in der Leitung einen Kurzschluß abgesetzt? Oder sparte Herr Wohlverstand den Gratisstrom der ersten Probenacht?

Da wurde nun bald die Straße wieder still und leer. Nur dieses leise, freundliche Rauschen noch in der Nacht. Und die ewigen Lichter funkelten rein und ruhig im Stahlblau des endlosen Raumes.

Gegen Mitternacht ein strenges, heiliges Klingen. Aus dem schwarzen Fenster einer Mansarde schwoll es mit wachsender Kraft heraus in die Schlummerstille des Lebens — klar und schön — und dennoch durchzittert vom Atem eines brennenden Schmerzes, der nach Frieden rang. —

— Das dunkle Schweigen wieder. Und dann die Glockenschläge vom Kirchturm her.

Die Sterne wanderten. Über die Zinnen der Großen Not und ihrer Nachbarberge stiegen die sieben Flammen des Orion hinauf. Dann kam der Morgenstern, gleich einer wunderbaren Himmelsfackel, so groß und hell, daß der Tau an den Gräsern funkelte.

Ein mattes Erbleichen des Himmels im Osten. Und im Westen wurden die schwarzen Berge grau.

Von den Höhen wehte ein kalter Frühwind in das Tal herab; der Tau erstarrte zu silbernem Reif; und im Dunkel der Wälder begannen jene dröhnenden Stimmen wieder ihr dumpfes, wildes Lied.

Auf der Straße ein lärmender Menschenzug. An der Spitze ein Reiter — im Sattel eines schweren Pferdes saß eine hohe, kraftvolle Mannsgestalt — und diesem Reiter wurde höflich und achtsam eine Laterne vorangetragen. Dann die Jäger, mit der Büchse auf dem Rücken, mit dem Schweißhund an der Leine. Und an die zwanzig Treiber und Träger.

Der Zug wandte sich gegen den Wald der Sonnleite. Als er verschwunden war, blieb die Straße nicht lange still. Es kam ein Leiterwagen mit Biergebinden und Weinfässern, die man hinausführte zur Notburg. Und im ersten Erglühen des klaren, zauberschönen, mit allen herbstlichen Farben prunkenden Morgens begann auch schon der Zustrom der festlich gekleideten Menschen.

Noch während der Schattenkühle wurde in der Kapelle beim Wassertor die stille Weihmesse gelesen.

Und im ersten Glanz der Sonne war zu beiden Seiten der Talsperre ein Gedräng von tausend bunten Menschen. Lärmend musterten sie das gewaltige Mauerwerk und guckten mit erstaunten Augen über den langen, blaugrünen, ruhigen See hinaus, der das Menschengewimmel, die Waldgehänge und das im Morgenfeuer strahlende Bild der Großen Not auf seinen klaren Wassern spiegelte.

Als in den sonnigen Lüften dieses feine, silberne Flimmern und Fliegen erwachte, da begann auf einer schön gezierten Tribüne der Herr Bezirksamtmann in Uniform seine lange Festrede. So oft er von der „zielbewußten Bauleitung" sprach, verbeugten sich Herr Wohlverstand und sein Zahlmeister. Ein Hoch von tausend Stimmen. Ein Tusch der Veteranenkapelle. Der erste Böller krachte — im fernen Kirchdorf fingen alle Glocken zu läuten an — und das Pulver, das Herr Wohlverstand eigens für diesen Tag erfunden hätte, wenn es nicht schon vorrätig in der Welt gewesen wäre, wurde in endloser Folge zu mächtigen Rauchwolken verböllert.

Wie der Donner eines schweren Gewitters, genau so rollte das Echo der hundert Schüsse über die sonnglänzenden Berge hin.

Dieses schwere Dröhnen und Grollen zitterte auch hinauf in die schmale Waldschlucht des Bergpasses, zu dem in der reinen, leuchtenden Frühe ein offenes Wägelchen von gemütlichen Pferden schrittweis hinaufgezogen wurde. Der Kutscher ging pfeifend neben dem Gespanne her, schien froh zu sein im schönen Morgen und guckte manchmal über die Schulter zurück, als wäre etwas Wunderliches an den beiden schweigsamen Passagieren, an dieser feinen, alten Dame, die so blaß und so ruhelos erregt war — und an diesem ruhig scheinenden jungen Manne, der leidende Augen hatte — Augen von jener Art, wie man sie in den Staubtagen der Waldrauhzeit an vielen Menschen hatte sehen können.

Der Wald stand dicht bis an die Straße heran. An beiden Seiten das gleiche Bild der Bäume, mit dem Rotbraun der gebrochenen Äste im dunklen Grün, mit der Überfülle dieser reifen Zapfen an allen gesund gebliebenen Zweigen und Wipfeln. Und dennoch ein Verschiedenes zu beiden Seiten des Weges. Die eine Mauer des Waldes war ernst und trauerte müd, weil sie im Schatten lag — die andere schien nach allen Schmerzen heiter aufzuleben, weil die Sonne

sie umschmeichelte. Über diesem Hellen und Dunklen wölbte sich das klare, lachende Blau. Und hundertfältig ging von der Sonnenseite des Waldes dieser kleine, feine, silbrige Zitterflug in die Lüfte hinaus und zur Erde nieder.

Endlich verstummte das rollende Echo der Böllerschüsse und das ferne Glockengeläut.

Frau Lutz, die erleichtert aufatmete, machte eine Bewegung, als wollte sie die Hand ihres Sohnes fassen. Aber sie tat es nicht. Und sprechen wollte sie. Doch sie hatte nicht den Mut dazu — konnte aber auch dieses Schweigen nicht ertragen. Und weil sie immer und überall dieses winzige Glitzern und Schweben sah, drum fragte sie: „Kind, sag mir . . . was sind das für kleine Tierchen, die da fliegen und so schillern?"

„. . . Tierchen? . . . Ja, Mutter, du hast recht! Das ist ein Lebendiges. Kleine, junge Seelen sind es, die ihre Sonnenreise ins Leben machen. Die Seelen kommender Wälder! . . . Was du da schweben und winzig funkeln siehst, das ist der reife Waldsamen, der jetzt ausfliegt aus den Fichtenzapfen . . . früher als sonst, weil der September heuer so schöne, milde Tage brachte . . . und auch reichlicher als sonst . . . nach allem verschwenderischen Rausch dieser Blüte."

Ambros erhob die Hand. Und es gelang ihm leicht, von diesen fliegenden Seelchen eins zu fangen.

„Sieh, Mutter! Ein winziges Flügelchen! Und ein kleines, braunes Körnchen dran. Und das ist Leben! Hat Herz und Blut und Sehnsucht! Geht auf die Reise nach einem Flecklein nährender Erde. Und will ein Baum werden, will grünen, blühen, sich freuen und Früchte tragen . . . wenn Glück und Sonne ihm das vergönnen."

Er wollte schon das kleine, erwartungsvolle Seelchen fortblasen. Aber da schloß er die Hand, sprang aus dem Wagen, ging hinüber zum Waldsaum, und wo ein Stück der schwarzen Erde aufgerissen war, da ließ er das Körnchen fallen.

Als er wieder zum Wagen kam und neben der Mutter herging, sagte sie leis und hoffend: „Ein so schweres Jahr hat heuer der Wald gehabt! . . . Aber sieh nur, wie reich und froh das fliegt! . . . Alles drängt doch immer wieder dem Leben zu!"

„Ja, Mutter!"

Die beiden schwiegen. Und während Ambros in der schönen, reinen Frühe auf steilem Wege neben dem Wagen herging, ließ er seine Hand zwischen den Händen der Mutter ruhen.

Je stärker die Sonne wurde, um so reichlicher ging dieser fliegende Schimmer durch die Lüfte. Und als der Wind ein bißchen kräftiger wehte und zwischen den Mauern des Waldes seine leichten Wirbel drehte, schwangen sich die reisenden Kinderseelchen des Waldes in glitzerndem Reigen durch die Sonne.

Sie waren stumm. Und dennoch sangen sie ein kleines, an Wunder und Geheimnis reiches Lied auf ihrem Fluge:

„Neues Leben! . . . Neues Leben!"

Jahresende.

So gehn die letzten Tage,
Schleppend und sonnenleer,
Wie eine verklingende Sage,
Von heimlichen Tränen schwer.

Das Jahr ist müde geworden,
Versorgt und freudeblind,
In schlummertrunk'nen Akkorden
Klagt durch die Kiefern der Wind.

Was auch an lebendigem Segen
Dein Tag erstritt und gewann,
Es sieht dich durch rinnenden Regen
Entrückt und verblichen an.

Andrea Frahm.

Die Lehre vom Glück.

Von Joseph Aug. Lux.

Mit Lächeln denke ich daran, wie die Vorstellung vom Glück ins Leben kommt. Die Seele weiß es ganz genau, daß das Glück eines Tages erscheinen muß. Sie kann nicht sagen, wie es aussehen, in welcher Gestalt es zum Vorschein kommen wird, aber sie ist von froher Ahnung erfüllt. Von der Ahnung eines Wunders, und ist zugleich von Furcht befallen, daß sie die Gelegenheit versäumen könnte, wenn sich der Himmel öffnet und die Wonnen niederstürzen. Solch ungeheure Lasten von Wonnen, daß es nicht Hände genug gibt, alles zu fassen. Und darum ist sie wachsam, denn sie möchte nicht das Schicksal der törichten Jungfrauen erleiden. Nein, nein, sie will gerüstet sein, wenn es anbricht. Denn der Vorgenuß ist fast der bessere Teil der Freude, und mit Bewußtsein genossen, verdoppelt sich das Glück. Also ist sie wachsam und zittert an jeder Straßenecke aus Furcht vor der Überraschung. Nicht zu hastig, o du mein Glück! Und sie wandert durch die Welt und erkundigt sich vorsichtig bei allen, die das Glück gesehen haben mochten und Kunde bringen könnten, wie es aussieht, und wann es zu kommen gedenkt. Sie fragt den Frühling, aber der kommt wie ein gepanzerter Held und weiß nur von Tod und Vernichtung, und die Täler dröhnen lawinenartig unter seinen Schritten. Sie fragt den Sommerwind, der in blauen Sandalen über die Kornfelder tanzt und mit geballten Händen Blüten bis an den Himmelsrand wirft; sie fragt den Herbst mit seiner bunten Jacke, und sie fragt die starren Sphinxe in einsamen Gärten. Und die Sphinxe schweigen und lächeln, und niemand will Bestimmtes sagen. Sie fragt ein Paar Augen, die sind dunkel und schön: Bist du das Glück? Aber die Augen sind kalt und fremd und gehen vorüber. Sie wartet und wartet auf das Nichts, das kommt. Schließlich aber ereignet sich doch etwas: der Schmerz kommt, lange verzweiflungsvolle Nächte kommen, Nächte mit heißen Tränen und wilden Träumen, und die arme gepeitschte Seele windet sich wie eine zarte Birke unter den Schlägen und Stößen des Sturms. Des Wirbelsturms der Leidenschaft. Junge Liebe! Und erst wenn's vorüber ist, weiß die Seele, daß es ein Glück gewesen ist.

Lächeln muß ich, wenn ich daran denke, wie uns die Künstler das Glück veranschaulichen. In ihren Symbolen ist es eine rollende Kugel, die auf einem messerschmalen Steg über einen Abgrund hinweggleitet. Eine holde Truggestalt ist es, ein Weib von hinreißender Schönheit, das die Sinne betört und den Verstand verdunkelt, eine nackte Göttin, sanft entschwebend, den lechzenden Lippen und Händen nahe und doch unerreichbar. Und eine fessellose Jagd beginnt um dieses Glück. Nun gibt es kein Halten für diese Menschheit mehr. Über alle Hindernisse hinweg, dem verderbenbringenden Abgrund entgegen, dem holdseligen Wahngebilde immer nach. Immer nach auf wilden Rossen, unter deren Hufen die Liebenden, zur Umkehr Mahnenden, händeringend Flehenden zertreten niedersinken. Wird es der sinnlose Glücksjäger erreichen? Werden seine sehnsüchtig verlangenden, krampfhaft ausgestreckten Hände diese Göttin umfassen? Wird die unendliche Süßigkeit dieses Lächelns den Jammer stillen, die Wunden heilen, die Opfer sühnen? Werden Blumen aus den blutigen Merkmalen hervorblühen, die den Weg der Glücksgöttin auf Erden bezeichnen? Niemals! Schuld türmt sich über Schuld und verlangt Sühne. Schon reitet der Tod dicht hinter dem Glücksjäger und greift mit unbarmherzigem Rächerarm nach dem Betörten.

Oder wir sehen eine riesige Pyramide von Menschen, ein unaufhörliches Schieben, Stoßen, Treten und Zertretenwerden und in den Höhen dieser Pyramiden qualzerrissene Antlitze und emporgereckte Hände, nahe daran, den Himmel zu fassen und den Schleier der ewig Lächelnden zu ergreifen, der vor diesen Händen in Schaum zerfließt. Wir sehen all diese nutzlose Qual, die enttäuschte Hoffnung, die gemordete Liebe, die überflüssigen Opfer und als Lohn dieser Hölle den Wahnsinn, der fieberhaft in den Augen lodert und die liebe, zärtliche, streichelnde Hand in die Klaue des Wolfs oder in die Kralle des Raubvogels verwandelt.

Wenn der Künstler auf den grausigen Effekt verzichtet, dann zeigt er uns den Glückssucher als großen, schönen Mann, der mit Helm und Harnisch wohlgerüstet auf dem Pferde sitzt, auf einem großen, schwarzen, mutigen Pferde, und der längs der Meeresküste gemächlich hinreitet. Wohin? Unsere Ahnung sagt es uns. Der Künstler verzichtet darauf, die ganz ungewisse, allgemeine und kaum darstellbare Vorstellung vom Glück in eine gewisse Gestalt zu bannen. Aber seine pessimistische Anschauung drückt sich in dem schweren Gewölk aus, das am Horizont lagert, wo die Sonne untergegangen ist; und es drückt sich in der lauernden Ruhe des Meeres aus, bei dem kein Vertrauen ist. Nur der Reiter Wohlgemut hat Vertrauen. Er hat Vertrauen zu seiner Eroberkraft. Unsere Gefühle begleiten ihn auf seinem einsamen Ritt und weissagen nichts Gutes. Wir denken an das Grauen, das die Nacht birgt, an die Schiffe, die hier gestrandet, an die Gebeine, die hier bleichten, an die schwarzen Vögel, die hier Mahlzeit hielten. So klingt dort die Mär vom Glück.

O über diese falsche Lehre dieser Symbolisten! Wahn über Wahn! Und dieser Wahn hat so festen Bestand gewonnen, daß wir ihm alle in dieser Form huldigen. Wir alle, obschon wir zu gewissen Zeiten die Unwahrheit dieser Symbole empfinden. Und selbst der Dichter, der uns von dieser Tyrannei zu befreien sucht, wird doch kaum einen Zipfel dieses wunderbaren Wesens ergreifen, wenn er uns vom Glück sagt, daß es ein Augenblick sei, ein rätselhaft geborener Augenblick, der, kaum gegrüßt, schon verloren ist. Ein unwiederholter Augenblick. Sollten wir das nicht tiefer fassen können? Sollten wir so ganz dem Zufall preisgegeben sein? Sollen wir uns damit bescheiden können, daß alles im Leben Lotterie ist? Ist jener Glaube vom Glück, in der konventionellen Form dargereicht, nicht ein Irrglaube? Das also ist die Frage: Ist dieses Glück wirklich ein außer uns Gegebenes, ein Materielles, ein rücksichtslos zu Erjagendes und niemand, fast niemand Zuteilwerdendes? Denn das sind die gemeinsamen Merkmale aller jener Schilderungen und aller Vorstellungen, die wir vom Glück gewonnen haben.

Man sage nicht, daß es eine nebensächliche, gleichgültige Frage ist, von der nichts in unserem Leben abhängt. Ich behaupte, daß es eine der wichtigsten Fragen ist, von der alles abhängt. Von der es namentlich abhängt, ob wir ein Leben der Freude, der Zuversicht und der Eintracht leben können, ob wir den Stimmen des Herzens und den edlen Kräften unserer Seele vertrauen dürfen, oder ob wir als Ausgestoßene des Paradieses mit wilder Gier an der Beute hängen müssen und doch dieses verruchten Daseins nicht froh werden dürfen, weil alles schändlicher Trug ist, weil jedem Trunk aus dem Glücksbecher die Schmach, das Verderben, der Tod zuvorkommt. Und wäre das heilige Wort der gnadenreichen Wahrheit und Gerechtigkeit hundertmal mit Füßen getreten, so ist gerade diese Frage nicht gleichgültig, die zutiefst das Wesen von Schuld und Sühne umschließt. Wie könnten wir sonst verstehen lernen, daß das schwerste Unglück über die Menschen gerade aus jenen inneren Verfehlungen kommt, aus den psychologischen Irrtümern, aus den Anklagen und Martern der eignen verkannten Seele, und daß keine Macht auf Erden, keine Art von Reichtümern und äußern Ehren dafür Sühne bieten kann. Wie könnten wir die wahrhaft großen Dichtungen der Menschheit verstehen, die jene Schuld und jene Sühne sorgfältig abwägen, das gleißnerische äußere Glück mit dem unmeßbaren inneren Einsatz, den es gekostet hat, vergleichen und die gestörte Weltharmonie durch die schier übermenschliche Tragik der gerechten Buße wieder ins Gleichgewicht bringen.

Freilich ist es eine schöne Sache, Geld und Gut zu besitzen, alle Reichtümer der Erde und wonach ein Menschenherz verlangen kann. Es gibt keine Glückslehre, die bloß von der Entsagung lebt, es wäre denn eine finstere Lehre, die die Freude am Dasein verdorren macht. Die Weltflucht ist kein Segen, und es ist ein falscher Glaube, daß wir ein Glück erreichen könnten, wenn wir diesem Leben mit seinen Problemen, seinen Kämpfen und seinen Niederlagen aus dem Wege gehen. Wie sollen wir seiner Segnungen teilhaftig werden, wenn nicht in der Wüste oder in der Einsamkeit des Klausners ebensogut wie in den volkreichen Städten, in dem aufreibenden Kampf ums Dasein oder in der harten Lebensmühe, die der Weltanteil der allermeisten von uns ist? Wenn wir unter dem Glück nur ein Äußeres verstehen dürften, dessen nur ein paar wenige, einige Auserwählte teilhaftig werden, nicht immer nach Verdienst als vielmehr nach der Laune des Zufalls, dürfen wir dann nicht den Himmel anklagen, daß er so schreiende Ungerechtigkeit über die Menschheit verhängt? Dürften wir nicht selbst dann die Vorsehung spielen und mit Gewalt an uns reißen, was uns mit Unrecht vorenthalten wird? Warum, müßten wir fragen, hat das Schicksal unsere Seele mit einem unendlichen Glücksverlangen begabt, wenn es gleichzeitig die Hoffnung versagt, daß dieser Seele jemals gegeben wird, was der Seele ist? Könnte die Welt einen Tag länger bestehen, wenn die Göttin der Gerechtigkeit, der Milde und der Gnade vom Throne gestoßen würde? Dann allerdings hatten jene falschen Symbole recht, die uns der Hoffnungslosigkeit ausliefern, einem Pessimismus, von dem wir nicht sagen können, wie das Ende sein wird. Das Verlangen nach dem Glück wäre nicht so allgemein, nicht jeder Seele so stark eingeboren, wenn es nicht im letzten Grund ein Geistiges wäre, das von äußeren Zufällen gänzlich unabhängig im Bereiche jeder Seele liegt. Wir wissen nicht, wie es in Wirklichkeit aussieht. Nur so viel wissen wir, daß es keineswegs immer die rosige Gestalt ist, die vor uns herflicht und mit ihren oberflächlichen Reizen ewig nur die niedrigen Instinkte aufstachelt. Oft sieht das Glück dem Unglück verzweifelt ähnlich, und dann steht es fest, daß es einmal in eines jeden Tür eintritt, in jeder Hütte Platz nimmt und eines jeden Menschen Brust zum Schwellen bringt. Wir ahnen es nur nicht immer, und wenn wir seine Segnungen verspüren, dann ist es gewöhnlich schon vorüber. Und später gestehen wir uns oft, wie sehr auch manchmal der Sturm in die Kronen gegriffen hat: eigentlich ist es doch schön gewesen! Niemand hat das Recht, von sich zu behaupten, sein Leben sei ganz glücklos gewesen, es sei denn, daß er großes Selbstverschulden auf sich geladen hätte. Nur der ist hoffnungslos, den die schweren Schickungen nicht zu läutern vermochten, den sie nicht reiner, edler, freier gemacht haben. Und da ist der Wendepunkt, wo wir das Glück auch in seiner herben Gestalt verstehen lernen. Die Tränen der Angst und der Sorge um irgendein Liebes, sie werden später Diamanten und Rubine, die Seele zu schmücken. Die trüben Stunden, in denen Hoffnungen zusammenbrechen, Freundschaft in Feindschaft sich verwandelt und das Unglück in mannigfacher Gestalt den Willen wappnet, sie werden vielleicht die Stufen jenes Throns vom Glück, auf dem die Seele sich erheben darf, von der mystischen Strahlenatmosphäre der Erinnerung umglänzt. Nicht um alles in der Welt möchte ich die letzte Süßigkeit vermissen, die die Seele aus dem Leid und dem bitteren Unrecht saugt. Betrachte ein jeder sein Dasein und prüfe, ob es mehr der guten oder der schlimmen Tage gewesen sind. Meinen Glückwunsch allen, die mehr Freundliches denn Trübes erlebt haben. Sie erscheinen uns als die Bevorzugten. Ich möchte es aber dahin

gestellt sein lassen, ob sie die Glücklicheren sind. Leid macht die Seelen tief, und nur die tiefen Seelen wissen was vom Glück zu sagen. Wir alle, alle sehnen uns nach einem geruhsamen Dasein, wir wollen von den Stürmen verschont bleiben, wir ducken uns und weichen scheu und ängstlich aus, wenn das Schicksal droht. Wenigstens eine schöne Jugend wollen wir für uns gesichert wissen, um daran zu zehren und Trost zu gewinnen, wenn später die Freude für immerdar vorüber zu sein scheint. Aber ich kenne viele, deren Jugend alles eher war als schön. Und dennoch waren sie nicht glücklos. Kann Jugend überhaupt glücklos sein? Vielleicht ergeht es vielen so wie mir; ich möchte nicht die eigene Vergangenheit beklagen, wie schwer auch das Lebensschiff an gehäuftem Leid beladen war. Die wilde Verzweiflung, hoffnungsloses Verzagen, trotziges Aufbäumen, der anklagende Schmerz und die Lästerung wider Welt und Schicksal sind verwandelt in tiefe Dankesschuld. Und um keinen Preis möchte ich zurücknehmen, was war. O diese Stunden, Tage und Jahre gehäuften Mißgeschicks, die ich verfluchte, sie waren meine Freunde, meine Genien, die Bildner meiner Seele. Sie waren das Glück. Aus ihren Händen empfing ich den Reichtum, der unverlierbar ist und einen Lebensschatz bildet, obschon ich es damals nicht erkannte. Und dieser Reichtum ist nichts Äußeres, obwohl er mir höher steht als Geld und Gut, und obwohl er mehr bedeutet als bloßes Wissen. Und dieses darum: weil er nichts Totes ist, weil er wie alles persönliche Erfahren und tiefe Erleben fortwirkt und alle Stunden und alle Tage mit unsichtbaren, kundigen, gütigen, wundersamen Händen an dem Lebenshaus mitbauen hilft. Und nun sei es gesagt: alles Leid ist Glück, wenn es der Seele hilft, fruchtbar zu sein. Wie sollte das Wunder der menschlichen Weisheit, die Güte, entstehen, wenn das Schicksal so grausam mit uns verfährt, daß es uns den Sturm versagt, der allein die Schatzkammern der menschlichen Natur aufriegeln kann? Aber wir können das Wunder nicht außerhalb unser erwarten. Es wartet nirgends auf uns, um mit der Plötzlichkeit eines Geschehnisses unsere Seele zu erleuchten. Niemand fällt es mühelos zu, und auch das Glück will erkämpft sein. Allerdings nicht auf jene Weise, wie es uns die Maler in der nackten Weibsgestalt gezeigt haben. Jene haben uns keine Lehre vom Glück gebracht, sie haben uns nur einen seichten Varietébegriff gegeben. Alles Glück ist ein persönlicher Fall. Seine Gestalt ist unfaßbar, und nur zu oft erkennen wir es nachmals in der Erinnerung und an den veredelnden Nachwirkungen, die seine späte Gabe sind. Nur die unfruchtbare Seele, die taub und geschlossen bleibt, erkennt es nicht, und sie ist die eigentlich glücklose, zu keiner Edelreife fähig, wie sehr sie auch im Bruchstück des Materiellen Zuflucht und Labsal sucht. Denn wenn es ein untrügliches Kennzeichen für das wahre Glück gibt, so ist es dieses, daß es die Seelen in allen Tiefen ergreift und aufschließt wie einen Heiligenschrein der köstlichsten, menschlichsten Empfindungen. Glück ist Leben, ist Leiden, ist Überwinden! Das, lieber Leser, ist meine bescheidene Lehre vom Glück.

Im Banne der Pyramiden.

Von Ernesto Baum. Mit Illustrationen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Oft mußte ich an ein Kunstwerk Richard Wagners denken beim Betrachten der ägyptischen Landschaft. Bis zur Ermüdung großartig ist sie in feierlicher Eintönigkeit, aber um so tiefer prägt sie sich mit ihren Eigentümlichkeiten den Sinnen ein. Und ist der Nil nicht das große Leitmotiv, um das sich alles drängt, und dessen Ufer in den 1000 Kilometern seines Laufes vom ersten Katarakt bis zu den Deltamündungen sich so wenig ändern? Oft bietet Ägypten dem Reisenden auch Enttäuschungen, gleich beim Eintritt in das Innere des Landes.

So waren wir nach herrlicher, dreitägiger Überfahrt von Messina in Alexandrien ans Land gegangen. Das Meer konnte nicht ruhiger sein, nur am leisen Vibrieren der Schraube konnte man merken, daß wir uns nicht auf fester Erde befanden; milde Lüfte hatten uns umfangen, und die Wintersonne hatte jenes physische Wohlbehagen erzeugt, das nur der südliche Winter hervorzurufen imstande ist. Auch in Alexandrien das gleiche Wetter, überall üppiges Grün, lebendiges, fremdartiges und farbenfreudiges Treiben. Es war köstlicher Frühling mitten im Winter, wir hatten so ganz das Bewußtsein, uns im erträumten Lande des ewig heiteren Himmels zu befinden. Dann ging es mit dem Schnellzug in drei Stunden nach Kairo, und sobald wir uns dem direkten Einfluß des Meeres entzogen hatten, änderte sich alles. Das Wetter wurde so unfreundlich, wie wir es im regenlosen Nillande kaum für möglich gehalten hätten. Ein lästig kalter Wind jagte graue Wolken in unheimlicher Geschwindigkeit über den wasserblauen Himmel, Wüstenstaub erfüllte die Luft, die spärlichen Bäume ächzten im Sturme. Und auf dem eintönigen Flachlande lag die Monotonie der norddeutschen Ebene, an die wir auch gemahnt worden wären, wenn nicht Palmen den Horizont abgeschlossen und dunkelfarbige Menschen auf gravitätischen Kamelen das Ackerland durchzogen hätten.

Blick auf die Pyramiden.

Man darf sich von dem Winterklima Kairos keine übertriebene Vorstellung machen. Viele behaupten, es habe sich verschlechtert, seit durch den vermehrten Anbau im ganzen Niltale so viel mehr Feuchtigkeit erzeugt wird, die im trockenen Wüstensande früher nicht entstehen konnte. Jetzt sind Regenschauer in Unterägypten in den Wintermonaten nicht mehr so selten, und viel lästiger als diese ist der in den Vormittagsstunden in Kairo herrschende Wind mit seinem Wüstenstaub. Am Nachmittage freilich wird es warm und still, und Farbenpracht und Durchsichtigkeit der Luft gegen Sonnenuntergang sind von unvergeßlicher Wirkung. Abende und Nächte sind kalt, in den Drawingrooms der Hotels und Pensionen setzt man sich nach dem Diner gern um das Feuer. So mag es nicht jedes Jahr sein, aber so sind meine Erfahrungen. In Oberägypten

Allee von Lebbachbäumen

und Arabischen Wüste, durchsetzt mit den Ruinen der großen Pharaonenzeit, so ausgedehnt und oft noch so wohlerhalten, daß man sie kaum Ruinen nennen kann. Nichts, was uns aus den Zeiten des klassischen Altertums erhalten wurde, kann damit verglichen werden. Je mehr wir nach Süden vordringen, um so majestätischer breiten die Dattelpalmen ihre Kronen unter dem Feuerhimmel aus, und später gesellen sich ihnen noch andere phantastische Pflanzenformen hinzu, wie die Dumpalme, die in Abessinien ihre Heimat hat.

Lange Züge von Fellachen und Beduinen auf Kamelen durchziehen die weiten Flächen, von Eseln getriebene Schöpfräder (Saköje) oder Ziehbrunnen (Schadûf) verbreiten das kostbare Naß in Millionen von Rinnsalen über die Erde. Wo man hinblickt, wimmelt es von Tieren, von Kamelen, Büffeln, Ochsen, Hunden, Katzen, Hühnern und Perlhühnern, Puten, Enten, Gänsen und Tauben zu vielen Millionen.

Seinen Glanzpunkt aber erreicht das Nilland in

freilich, in Luxor und in Assuan, ist das Winterklima wirklich ideal und findet wohl kaum seinesgleichen auf Erden. Dort spendet nur der Fluß allein die notwendige Feuchtigkeit, oft vergehen Jahre, ohne daß ein Tropfen Regen fällt. Auch dort sind die Nächte kühl, aber schon früh am Vormittage hat die Sonne alles angenehm durchwärmt, und wenn sie hoch steht, wird man gern den Schatten aufsuchen, selbst mitten im Winter. Wirkliche Hitze hat man aber auch dort bis zum März nicht zu befürchten, es sei denn, daß der Chamsin einmal außer seiner Zeit Gluthauch über die Landschaft ausströmt.

Ägyptens Reiz beruht gerade auf dem Mangel an Abwechslung seiner Landschaft. Seine Bilder sind stets gleich, das fruchtbare Uferland, in mehr oder weniger schmalem Streifen, eingefaßt von den endlosen Einöden der Libyschen

Überschwemmungsgebiet im Februar.

der Umgebung der großen Pyramiden von Giseh. Die Landschaft ist wohl die gleiche wie überall, aber der Abschluß, den die gewaltigen Bauwerke bilden, die auf Erden nicht wieder vorkommende Silhouette eines solchen Hintergrundes ändern die Stimmung des Bildes, das wir je nach Wahl unseres Standpunktes mit Land oder Wasser, mit Beduinendörfern oder Palmenhainen umgeben können. Wo wir auch stehen mögen, auf einem einigermaßen erhöhten Punkte der Gegend, auf der Zitadelle von Kairo, auf dem Dache der großen Moschee Ibn Tulun, auf dem Mokattan oder auf dem Hochplateau von Helouan, immer werden unsere Blicke auf die gewaltigen Dreiecke gelenkt, die der Gegend den Charakter verleihen. Noch auf dem rechten Ufer oder von der Insel Rhoda gucken sie wie Riesenknöpfe über Häuser und Gärten hervor, und wenn wir dann hinüberkommen ans andere Ufer, auf die Insel

Beduinendorf in der Nähe der Pyramiden.

Gesireh, verschwinden sie unter der Pracht der Gärten, Villen und Paläste. Dann beginnt jene wunderbare Kunststraße, die bis hart an den Fuß der Bauten führt. Mit Rücksicht auf ihre Entstehung könnte man sie das letzte Pharaonenwerk nennen, denn nur das rücksichtslose Machtgebot eines orientalischen Despoten konnte sie in so kurzer Zeit fertigstellen. Es war im Jahre 1869, und Ismael-Pascha bereitete sich vor, die Fürsten Europas, die er zur Eröffnung des Suezkanals geladen hatte, in glänzenden Festen zu feiern. Da wurde in später Stunde auch der Besuch der Kaiserin Eugenie angemeldet. Sollte die Gattin des allmächtigen Franzosenkaisers den Weg zu den Pyramiden auf einem Maultier zurücklegen, sollte sie gezwungen sein, im losen Wüstensande zu waten? Es mußte eine Fahrstraße geschaffen werden, in kürzester Zeit. Und ein moderner Cheops, ließ Ismael die armen Fellachen in ungezählten Tausenden zu dem Bau treiben; wie sie 5000 Jahre früher Steine aus der Wüste heranbrachten für die großen Pyramiden, so mußten sie jetzt schuften an der Fertigstellung der herrlichen, baumbepflanzten Kunststraße, auf der die Kaiserin dann auch die Pyramiden besuchte. So wird es in Kairo erzählt und von manchem, der über Ägypten geschrieben, berichtet. Aber es wäre schon möglich, daß sich ein wenig Legende in die wahre Begebenheit verirrt hat; jedenfalls ist die Straße 1868 begonnen und sehr rasch mit einem Heer von Arbeitern zur Eröffnung des Suezkanals vollendet worden. Die Straße wäre später gewiß angelegt worden, aber vielleicht erst dann, als die Engländer Ägypten unter ihren „Schutz" genommen hatten. So sind von jenen glanzvollen Festen zwei Dinge noch auf unsere Zeit gekommen und werden sie noch lange überdauern: die Straße an die Pyramiden — und die Oper „Aida" von Verdi. Die damals angepflanzten Lebbachbäume (eine indische Akazienart, die erst im Frühling auf kurze Zeit ihr Laub verliert) spenden jetzt den ganzen Winter hindurch herrlichen Schatten, und die schwermütigen Liebes- und Klagelieder der nubischen Königstochter Aida werden noch lange der italienischen Oper zur besonderen Zierde gereichen.

Beduinenfrau mit Kindern.

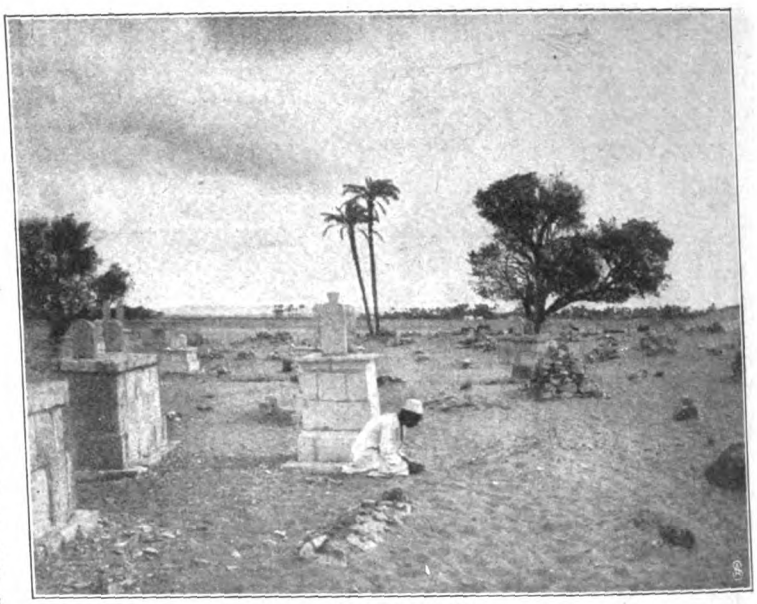
Nun kommen wir den Bauten immer näher und können sie in ihrer trotzigen Massigkeit bewundern. Wir sehen jetzt auch die Schäden, die Zeit und Vandalismus ihnen zugefügt haben. Wir sehen, daß die Cheopspyramide ihre Spitze und ihre ganze Bekleidung verloren hat, daß die Chèfrenpyramide diese Außenbekleidung auf der Spitze noch trägt. Jetzt können wir von der Größe der Kolosse vielleicht eine Idee bekommen, aber doch keine recht anschauliche, wenn wir nicht Zahlen sprechen lassen. Es enthält die Cheopspyramide zweieinhalb Millionen Kubikmeter Baumaterial auf einer Fläche von 54 000 Quadratmetern. Aus dem Material der drei Pyramiden ließe sich eine drei Meter hohe und einen Meter breite Mauer herstellen von Alexandrien bis zu den Küsten von Guinea. Wohl nur die dem Nillande eigenen Verhältnisse konnten die Herstellung derartiger Riesenbauten ermöglichen. Wenn im Sommer der Fluß alles Ackerland überschwemmt und die Feldarbeiten ruhen, konnte der Despot sein Volk zu Hunderttausenden aufbieten, um sein Grabmonument zu bauen. Und so können wir auch dem Vater Herodot Glauben schenken, der uns berichtet, daß an der Cheopspyramide 100 000 Menschen 20 Jahre lang gearbeitet haben. Welch ein Mißbrauch, welch eine Ausbeutung und Kraftverschwendung eines armen, geknechteten Volkes! Wie viel Blut und wie viel Tränen mögen an diesen Steinen kleben! Hätte man sie noch zur Ehre der Gottheit zu einem Tempelbau zusammengetragen; aber für das Grab eines Menschen! Es sind Trauerdenkmäler von dem Mißbrauch der Gewalt eines Despoten, diese ältesten Zeichen menschlicher Tätigkeit, die in ihrer Unverwüstlichkeit auch vielleicht den Menschen am längsten erhalten bleiben werden. Nichts Anmutendes oder Versöhnliches hätten sie kommenden Welten zu berichten.

Ziehbrunnen (Schadûf).

Die gewaltige Anhäufung von Baumaterial in der Nähe einer großen Stadt mußte natürlich die Zerstörungslust reizen, um das Material zu anderen Bauten zu verwenden. Schon im dreizehnten Jahrhundert wollte der Sultan Melik el Kamil die Menkaurèpyramide abtragen lassen, aber es war nicht möglich; seine Arbeiter mußten es nach mehrmonatigem Be-

Fremdenkarawane.

Bei der Pyramide.

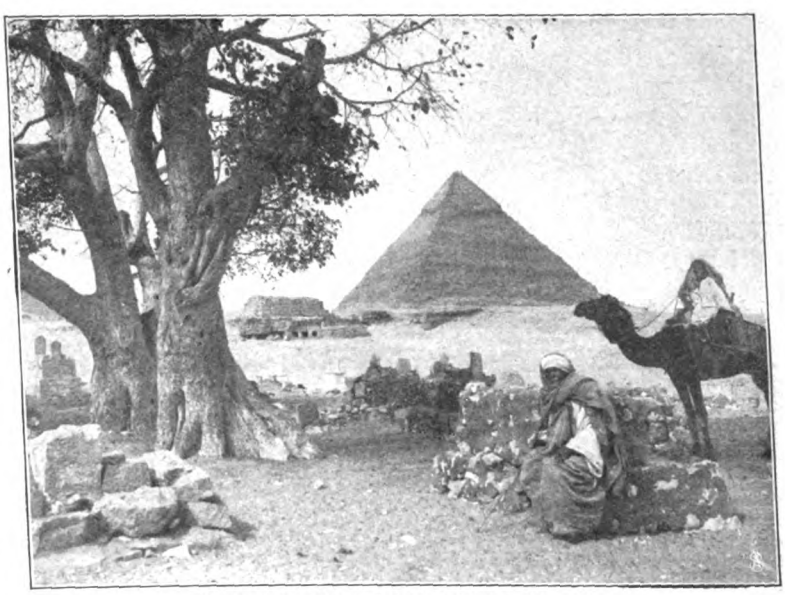


Arabische Gräber.

mühen aufgeben. Selbst Mohammed Ali hatte am Anfange des vorigen Jahrhunderts noch die Absicht, die große Pyramide niederreißen zu lassen, doch man wußte ihn davon abzubringen; vielleicht wäre es mit den damals zu Gebote stehenden Mitteln auch gar nicht möglich gewesen. Unseren modernen Sprengstoffen würden die Kolosse wohl keinen Widerstand mehr leisten, aber in unserer Zeit ist auch die Befürchtung ausgeschlossen, daß jemand Hand an diese Klötze legen könnte, die bereits dem Erzvater Abraham den Weg gewiesen haben, als er nach Ägypten zog. Mit Staunen hören wir von der wunderbaren Symmetrie in der Anlage der Cheopspyramide. Die Längen von Seiten und die Größe von Winkeln sind ganz gleich bis auf geringe Fehler; auch die Grundlage ist exakt, und das ist um so mehr zu bewundern, als die Messungen durch einen Felsblock erschwert wurden, den man in der Mitte stehen ließ. So vereinigen sich hier Augenreiz, älteste Kultur und historische Überlieferung zu einem Gesamteindrucke, der kaum wieder seinesgleichen findet.

Doch nicht eine Tramfahrt von Kairo mit der üblichen Besteigung der großen Pyramide, Kamelritt bis zur Sphinx und etwa noch Rundgang um das ganze große Gräberfeld dürften ausreichen, um uns in den Bann dieser ältesten Kulturstätten der Menschheit zu schlagen. Wer hier bewundern und träumen und so zum rechten Genusse kommen will, der muß eine Zeit im Umkreise der gewaltigen Bauwerke gelebt haben; muß am Morgen ausziehen in die Beduinendörfer, mittags ruhen im Palmenschatten und am Abend von dem kleinen poetischen Araberfriedhof (einem unerschöpflichen Quell für Künstler) still betrachten, wie die Sonne hinter den sanften Wellenlinien der Libyschen Wüste untersinkt und die Dämmerung alles in grelles Kanariengelb taucht, wenn sich diese Farbe nicht, was noch viel schöner ist, bei leichtem Gewölk in seltsames intensives Zinnober verwandelt. Nur wer das Land so kennen gelernt hat, der steht wirklich im Banne der Pyramiden. Dazu braucht man keine Karawane auszurüsten und wochenlang in Zelten zu leben, wie es reiche amerikanische und englische Familien auch heute noch tun. Es läßt sich sehr bequem und behaglich und zu erschwinglichem Preise am Fuße der Pyramiden hausen.

Doch darüber mag man das Nähere aus den Reisehandbüchern ersehen.



Auf dem arabischen Friedhof bei den Pyramiden.

Onkel Bim.

Novellette von Georg Busse-Palma.

(Schluß.)

Als Männer aus seinem Rausch erwachte, waren seine Augenlider geschwollen, und der Schädel brannte ihm zum Zerspringen. Mehrere Male tauchte er den Kopf in eiskaltes Wasser, bis er rot wie ein Krebs wurde und kaum noch zu atmen vermochte. Dabei wurde ein Gefühl tiefer Beunruhigung in ihm wach, eine dumpfe Ahnung, daß er gestern abend noch etwas Beschämendes angerichtet haben müsse. Mit Erna, schien es ihm. Er konnte sich darüber jedoch nicht klar werden.

Scheu und gedrückt betrat er die Werkstelle. Meister Nagler, der schon am Arbeitstische stand und ein Stück Leder zurechtschnitt, erwiderte seinen Gutenmorgengruß kühler als gewöhnlich und schien sich weiterhin nicht um ihn kümmern zu wollen.

Männer ging an seine gewohnte Beschäftigung. Der schnelle Schlag seines Hammers vermochte aber die beklemmende Stille nicht zu beleben und klang unangenehm hart.

Nach und nach tauchten klarere Vorstellungen des gestrigen Geschehnisses in ihm auf. Gefallen war er, und Erna hatte bitterlich geweint. Mein Gott, ob er ihr nicht gar einen Schaden zugefügt hatte?

Er warf einen angstvollen Blick auf den Meister, und der Schweiß trat ihm kalt auf die Stirn. Meister Nagler bewegte aber keine Miene, und direkt zu fragen, wagte er aus Scham nicht.

Immer emsiger schwang er den Hammer. Dazwischen horchte er auf den Flur hinaus. Es war die Stunde, in der die Kleine gewöhnlich zu erscheinen pflegte. Den ruhigen Schritt der Mutter hörte er auch mehrere Male; von dem vertrauten Stolpern der Kinderfüßchen war aber nichts zu vernehmen.

Schließlich hielt er die Ungewißheit nicht mehr aus.

„Wo bleibt denn die Erna heute, Meister?" fragte er gepreßt.

„Drüben."

Männer empfand die kurze, unfreundliche Antwort wie einen Schlag. Er zog den Kopf in den Nacken und bückte sich wieder auf den Stiefel. Aber nur für wenige Minuten. Dann ließ er ihn samt dem Hammer auf die Diele fallen und sah schwer atmend wieder auf.

„Hab ich ihr etwas . . . etwas getan, Meister?"

Es zitterte eine solche Angst in seiner Stimme, daß Meister Nagler unwillkürlich an der Brille rückte und ihn, zum ersten Male heute, voll ansah.

„Getan habt Ihr ihr gottlob nichts", antwortete er langsam. „Es ging noch mal gut ab. Aber Angst eingejagt habt Ihr uns allen nicht schlecht."

Dem alten Gesellen stieg die Schamröte ins Gesicht, aber er atmete doch erleichtert auf. „Gott sei Dank! Wie das gestern auch nur gekommen ist . . . . Es muß Gift in dem Schnaps gewesen sein."

„Der ist immer drin, wenn man zu viel trinkt!" meinte der Meister nickend.

Dann schwiegen beide. Nur die Lederschere und der Schusterhammer sprachen klirrend und klappernd noch miteinander. So blieb es auch den ganzen Tag über, bis der Meister schon in der ersten Dämmerung die Arbeit beiseitelegte.

„Wir wollen Feierabend machen, Männer! Heute ist heiliger Christ, und ehe man sich gewaschen und angezogen hat, ist die Kirchzeit da. Aufgeräumt muß für die Feiertage auch noch werden."

Einige Stunden später schritten sie in ihrer Feierkleidung gemeinsam der Kirche zu. Meister Nagler in langem, schwarzem Rock und altfränkisch hohem Zylinder, während Männer es sich, in Ermangelung einer besseren, an seiner sauber gebürsteten Alltagstracht und weißer Wäsche genügen ließ. Der Schnee fiel wieder wie tags zuvor in dichten, großen Flocken und ballte sich unter den Absätzen, so daß die große Schar der Kirchgänger, die aus den winkligen Nebengassen auf der Hauptstraße zusammenströmte, rechtschaffen zu tapsen hatte, um freien Schritt zu behalten. Besonders zahlreich kamen, in Pelzmützen und wollenen Fäustlingen, die Kinder gezogen. Jedes trug einen gewundenen farbigen Wachsstock in der Hand, und aus dem Turme des schmucklosen Gotteshauses sangen feierlich mit gewaltigen Stimmen die Weihnachtsglocken in das Land hinaus.

Georg Männer drückte sich schüchtern in eine Bankecke. Er war seit langen Jahren in keiner Kirche mehr gewesen und fühlte sich erhoben und bedrückt zugleich. Der hohe, kalte Raum, der nur durch die Lichter eines Kronleuchters und durch die gelben Flammen der Altarkerzen erhellt wurde, stimmte ihn zur Ehrfurcht. Die einströmenden Menschenmassen schritten alle so ernst und leise, und die tiefen Männerstimmen raunten nur in scheuem Flüsterton. Ein Heiliges und Großes schien sich vorzubereiten.

Die Kinder sammelten sich in den vordersten Bänken. Die Wachsstöckchen wurden aneinander angezündet, und bald funkelten hundert kleine Flämmchen wie Sternenfeuer nach oben, kindlich in ihrem zarten weichen Brennen wie ihre Träger. Und dann huben die hellen Stimmchen das alte Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht" an und trugen die schlichten Worte wie auf Vogelschwingen über die Häupter der Gemeinde.

Das Weihnachtsevangelium wurde verlesen. Georg Männer hörte regungslos zu, mit halbvorgebeugtem Oberleib und verträumten Blicken. Und es war ihm, als ob er selber alles leibhaftig vor sich sähe, die Engel, die den erschrockenen Hirten die freudige Botschaft verkündeten, und in der ärmlichen Krippe das Kind, das die Menschen von allem Schlechten erlösen sollte. Und es hatte die gleichen klaren, schönen Augen wie die Erna, die das einzige Kind war, das jemals dem alten Wanderbruder nahegekommen war.

Unter dem mit Kerzen besteckten Tannenbaum, der zu Hause in der Mitte des Zimmers auf dem Tische stand, lagen die bescheidenen Geschenke neben Bergen von Äpfeln und Pfefferkuchen sorgsam verteilt. Der für die kleine Erna bestimmte Platz war natürlich am reichlichsten besetzt, mit wollenen Röckchen, einem Mützchen und allerhand Spielwaren, zu denen Männer mit verlegenem Lächeln noch eine Puppe legte, die er an Stelle der gestern zerbrochenen noch schnell über Mittag besorgt hatte. Auch ein Paar rotlederne Schuhchen, die er heimlich für sie zurechtgeschustert hatte, fügte er bei. Das Kind, das halb geblendet von dem ungewöhnlichen Lichterglanz vor so viel Neuem stand, hatte zunächst aber gar kein Auge für ihn. Und als er dann mit einer wahren Armsündermiene auf Erna zutrat und ihr seine Hände entgegenstreckte, zuckte sie erschrocken zusammen und barg ihr Köpfchen in der Schürze der Mutter.

„Sie fürchtet sich vor Ihnen!" sagte Frau Nagler mit sanftem Vorwurf.

Der Geselle zog die buschigen Augenbrauen finster zusammen und trat an den Tisch zurück. Allerhand Gutes lag auch vor ihm, gestrickte Winterstrümpfe von Frau Nagler und als Geschenk des Meisters eine Literflasche mit Pomeranzenschnaps, damit er zu Hause etwas zu trinken hätte und die Kneipe nicht brauche. Mit zusammengepreßten Lippen sah er darauf nieder. Dann lief eine heiße Röte über sein Gesicht.

„Ich danke schön, Meister," sagte er leise, „aber den Schnaps möchte ich lieber nicht nehmen."

„Nanu, Männer! Ist der gestrige Rausch Euch so zu Herzen gegangen?"

„Ja, Meister! Der Teufel soll mich holen, wenn ich noch einen Tropfen anrühre."

„Mir soll es lieb sein!" meinte Meister Nagler trocken.

Georg Männer atmete erleichtert auf, als die Flasche vom Tisch verschwand. Die ängstliche Abwehr des Kindes, dessen Liebe ihn mit solchem Stolz erfüllt hatte, quälte ihn über die Maßen. Er fühlte sich dadurch ärger gedemütigt, als der Hohn aller Großen es fertig gebracht hätte, und brachte die Flasche als eine Art Sühnopfer dar. Wenn die kleine Erna nur wieder gut werden wollte! Verstohlen blickte er immer wieder zu ihr hinüber. Aber sie saß auf der Erde und spielte mit ihren Sächelchen, ohne sich um irgend etwas anderes zu kümmern. Plötzlich aber — Gott weiß, wie ihr's durch das Köpfchen geflogen war, krabbelte sie in die Höh und kam, die Puppe an einem Bein unsanft nebenher schleifend, auf ihn zugelaufen.

„Da, Onkel Bim! Püppchen!" sagte sie ernsthaft und reichte ihm ihr Spielzeug hin. Den gestrigen Schrecken schien sie ganz und gar vergessen zu haben.

Dem alten Gesellen stiegen vor Freude beinahe die Tränen in die Augen.

„Bist du wirklich wieder gut, Ernchen?" fragte er zärtlich.

„Erna gut!" Die Kleine nickte. Und dann streckte sie die Ärmchen aus, und Onkel Bim neigte seinen struppigen Kopf und bekam von den weichen, unschuldigen Lippen einen Kuß.

Erst da wurde er sich auch im Gefühl bewußt, daß heute ein Tag der Freude war. Er hob das liebliche Wesen in seinen starken Armen hoch empor und freute sich über die strampelnden Beinchen und das fröhliche Jauchzen so innig, als ob er Gottes Gnade selber im Arme hielte.

* * *

Silvesterglocken hatten das neue Jahr eingeläutet.

Der Schnee fiel nicht mehr in großen weichen Flocken; hart und körnig peitschte ihn der Wind durch die Gassen, und

unter den Sohlen der Schreitenden knirschte er wie Salz. Der Januarfrost hauchte seltsame Gebilde an die Scheiben, Sterne und Blumen mit phantastisch geschwungenen Kelchen und langen Stengeln. Die Fenster der Schusterwohnung wurden von ihnen so überwuchert, daß der an der Tür glühende Eisenofen nicht stark genug war, dem spärlichen Tageslicht freien Eintritt zu verschaffen. Wenn die kleine Erna von dem erkletterten Stuhl aus auf die Straße sehen wollte, mußte sie erst minutenlang gegen das Glas hauchen. Dann entstanden runde, feuchte Löcher, die sie mit den ungeschickten Fingerchen mühsam vergrößerte, um das wenige Leben draußen betrachten zu können, die Männer, die in dicken Röcken und Pelzmützen einherstampften, die Weiber, die sich Tücher um die steifen Ohren gebunden hatten, und gelegentlich, als Glanzpunkt des Ganzen, einen Bauernschlitten, der von stämmigen Gäulen gezogen auf krummen Kufen schellenklirrend vorüberfuhr. Daran ließ sie es sich aber auch genügen. Ihre Welt war noch so klein und in ihrem Gehalt so auf Mutters Schürze und Großpapas und Onkel Bims Schusterschemel konzentriert, daß ein Verlangen darüber hinaus nicht wach in ihr wurde.

Dem alten Onkel Bim ging es freilich nicht so gut. Er hatte in fünfzig Jahren die Sonne so lieb gewonnen, daß er sie nicht mehr entbehren mochte, und sah oft gar trübselig in den klirrenden Frost hinaus. Wenn es doch nur bald Frühling werden wollte! Er träumte zum Takt des Hammerschlags oft von ihm, von der Sonne und weiten, blühenden Landen. Und immer, wenn er davon träumte, sah er sich selbst mit dem Knotenstock in der Hand frischfröhlich dahin wandern.

Diese Träumereien waren aber lange nicht mehr so skrupellos wie in früheren Jahren. Wie ein ertappter Verbrecher fuhr er immer zusammen, wenn ihn Erna dabei mit ihrem feinen Stimmchen anrief. Sein Traum stritt mit einer heimlichen Freude, die er hegen wollte, und so fand er gar keinen Frieden mehr in sich. Er ließ diese Empfindungen aber immer im Dunkeln und schlug nur unwirsch und verdrossen auf seine Schuhnägel, als ob diese daran schuld wären.

Aus dem Hause ging er nur noch selten. Seitdem er den Schnaps verschworen hatte und höchstens noch hier und da ein Glas harmloses Bier trank, waren auch seine Zusammenkünfte mit dem Rotkopf, der wirklich in der Stadt Arbeit gefunden hatte, weniger unterhaltend geworden. Über sein inneres Leben, dessen bester Teil ja seine kleine Freundin war, sprach er mit ihm nicht, und das einzige, was sie eigentlich zusammenhielt, war die Erinnerung an gemeinsame Wandererlebnisse und ihre Sehnsucht nach dem Frühling. Sie hatten sich ja vorgenommen, wieder zusammen zu walzen.

Der Frühling begann sich auch allmählich zu rühren und zu einem neuen Herabstieg vorzubereiten. Der Februar brachte Stürme, die heftig brausten, aber nicht mehr wie Peitschenhiebe scharf und eisig die Luft durchschnitten. Die Flocken wurden wieder groß und weich, und die liebe Sonne schob die grauen Wolkenschichten von Tag zu Tag energischer beiseite, so daß der Schnee keine Dauer mehr hatte. Er schmolz und bildete zwischen den Pflastersteinen schmutzige kleine Lachen. Das sah nicht schön aus, aber es verkündete die Altersschwäche des Winters und war darum allen willkommen.

Als dann gar der März kam und Schneeglöckchen, Leberblumen und Veilchen aus der weichgewordenen Erde brachen, weitete sich Georg Männers Brust bis zum Zerspringen. In tiefen Zügen trank er die Luft ein, die an manchen Tagen so weich und würzig war, wie er sie noch nie geatmet zu haben glaubte. Das letzte Grau der Wiese, über die er damals dem Städtchen zugeschritten war, mischte sich immer stärker mit lebendigem Grün, und mit jedem Hälmchen mehr, das sich dort der Sonne zudrängte, drängte in ihm ein Nerv mehr hinaus in die freie Wanderschaft.

Mitten in der Arbeit ließ er jetzt oft den Hammer wie ermüdet herabsinken und starrte verträumt vor sich hin. Wenn ihn dann ein scherzhaft mahnendes Wort des Meisters weckte, nahm er errötend seine Arbeit wieder auf. Nur der kleinen Erna erzählte er, was in ihm drängte.

„Jetzt kommt die Zeit, wo Onkel Bim wieder fort muß", sagte er traurig. „Weit fort, und die Erna muß hierbleiben."

Das war seiner Freundin aber gar nicht recht.

„Erna auch mit!" erklärte sie einfach.

„Und die Mama und der Großpapa, sollen die hierbleiben?"

„Auch mit!"

Sie sah ihn dabei ganz ernst und verständig an, und unwillkürlich mußte er lächeln über die einfache Art, mit der sie alle Schwierigkeiten löste. Dann seufzte er aber doch.

„Das geht leider nicht, Ernchen. Die müssen alle, alle hierbleiben und du auch."

Das Kind sah einen Augenblick nachdenklich vor sich hin, bis es ihm aufging, daß dann eben Onkel Bim nicht fortgehen dürfe. Sie brachte das in ihrer energischen Art auch ruhig zum Ausdruck, und als Onkel Bim nicht gleich darauf eingehen wollte, wiederholte sie ihr „hierbleiben" so oft und so erregt, daß er schon um des lieben Friedens willen zusagen mußte.

Am andern Sonntag kam er mit dem Rotkopf zusammen. Es war wundervoll warmes Vorfrühlingswetter, und beide schritten in das Freie hinaus, anstatt in der Kneipe zu sitzen.

„Morgen sage ich meinem Meister auf!" erklärte der Schriftsetzer. „Nächste Woche tippeln wir dann los — was, Männer?"

Männer reckte seine Arme tiefaufatmend von sich, als wäre seine Brust immer noch nicht breit genug, um ihn mit der jungen Frühlingsluft zu sättigen.

„Ja, ich komm mit!" stieß er dann hervor. „Mich hält es auch nicht mehr."

Wie im Rausch ging er durch den Wald. Die einzelnen grünen Knospen an Baum und Strauch, die schüchternen Blumenhäupter überm Moos, alle die kleinen blühenden Worte, in denen der Frühling von sich selber sprach, bemerkte er aber gar nicht. Das junge Leben ringsum schlug nur in seiner Gesamtheit an seine Seele; nicht in den einzelnen Erscheinungen, sondern nur in dem alles erfüllenden Gefühl. Er ging immer weiter und wäre vielleicht gar nicht mehr umgekehrt, wenn sein Kamerad ihn nicht gemahnt hätte.

Am andern Tage sagte er dem Meister, daß er nicht länger bleiben könne.

„Ich hab's gewußt", erwiderte Meister Nagler ruhig. „Ein Sonnenbruder hält's nirgends aus."

„So ist es!" sagte Männer resigniert. Eine plötzliche Traurigkeit überfiel ihn. Er hatte es doch gut hier gehabt, und die Menschen waren alle lieb und freundlich zu ihm gewesen. Besonders um die kleine Erna tat es ihm leid. Ob der neue Geselle ebenso mit ihr spielen und ob sie ihn ebenso liebhaben würde? Eine leise Eifersucht stieg in ihm auf, als er an diese Möglichkeit dachte.

Die letzte Woche hindurch war er noch zärtlicher und unterhaltender als vorher. In der Mittagspause legte er sich oft lang auf die Erde, nahm das unzerreißbare Bilderbuch und erklärte der neben ihm liegenden Kleinen die darin dargestellten Tiere und Pflanzen. Und es war immer ein Triumph für ihn, wenn sie das Vorgesagte richtig nachsprach und die verschiedenen Namen im Köpfchen behielt. Am letzten Mittag aber, bevor Frau Naglers Tischglocke erklang, bereitete er ihr noch einmal ihr Spezialvergnügen, er setzte sein Arbeitszeug beiseite, räusperte sich und begann mit dumpfem Bimmelbammel seine Nase gewaltig hin und her zu drehen.

„Das sind diesmal Onkel Bims Abschiedsglocken", erklärte er dazwischen. Und dann bimmelte er weiter, und während das Kind hell aufjauchzte vor Fröhlichkeit, wischte er sich mit der freien Hand heimlich die Augen.

Der Abschied vom Meister und von Frau Nagler war kurz, aber herzlich.

„Sagen Sie der Kleinen nicht, daß Sie fortgehen", bat Frau Nagler am Schluß. „Sie ist immer gleich so heftig."

Die kleine Verkäuferin.

Gemälde von R. Sansom.

„Ja", seufzte Männer. „Es ist besser so. Für mich ist es auch leichter."

Vor dem Hause ging der Rotkopf schon wartend auf und ab.

„Na endlich!" rief er ungeduldig. „Hast dich wohl gar nicht trennen können?"

„Ich komme früh genug", brummte Männer.

„Früh genug, wo ich schon eine halbe Stunde warte! Beinahe dacht ich schon, du kommst gar nicht, weil dein Eia-Mädchen dich am Rockzipfel festhält. Na, auf der Walze wirst du schon wieder ein Mensch werden."

Männer ging schweigend, mit schweren Schritten neben ihm her. Auf der Wiese blieb er aber nochmals stehen und sah zurück.

„Es war doch das einzige, was ich so im Leben gehabt habe, Roter", murmelte er wie zur Entschuldigung.

„Was? Die Kleine?"

„Ja. Sieh mal, das kam so von innen. Wenn ich sie auf dem Knie hatte, dann wußt' ich eigentlich immer am besten, daß ich ein Mensch bin. Mit den andern ist das so 'ne Sache! Beim Meister arbeitet man, weil er bezahlt, mit dir geh ich, weil zwei besser durchkommen als einer, und weil du ein lustiger Bruder bist. Aber das kommt alles so von draußen."

„Und bei der kommt's von drinnen?" spottete der Schriftsetzer. „Liebe ist auch Egoismus, wie Goethe sagt."

„Manchmal ja. Aber so, wie du es hier meinst, versteh' ich's nicht. Ich kann dir das auch nicht so sagen, wie ich denke. Aber sieh mal, man hat doch so was in sich, daß man was Gutes tun möchte . . . so einem kleinen, wo kein Geschäft dabei ist. Verstehst du?"

„Quatsch!" sagte der Rotkopf. „Wenn du philosophieren willst, hätt'st du auf dem Schusterschemel bleiben können."

„Eine verfluchte Sache ist das doch!" meinte Männer seufzend. Dann ging er wieder ein paar Schritte.

Mit einem Male blieb er aber wie angewurzelt stehen.

Über die Wiese trug ihm der Wind ein angstvolles, helles Stimmchen zu: „Onkel Bim! Onkel Bim!"

Hastig drehte er sich um.

„Jesus Maria!" rief er dann.

Auf dem schmalen Wiesenpfade kam eine kleine Gestalt barfüßig in Hemdchen und Unterrock auf ihn zugetrabt. Es war die Erna, und dicke Tränchen rollten ihr über das Gesicht.

„Nu schlag doch der Donner drein!" schrie der Rotkopf.

Onkel Bim lief mit gewaltigen Schritten dem Kinde entgegen, und als er bei ihm war, beugte er sich und zog es an seine Brust.

„Zu Tode kannst du dich erkälten, du Unband!" schimpfte er zärtlich.

Die Kleine schluchzte zum Herzzerreißen. Beide Ärmchen schlang sie ganz fest um seinen Hals.

„Onkel Bim, hierbleiben!" bettelte sie, während die tiefste Verzweiflung um ihr Mäulchen zuckte.

Onkel Bim knöpfte seinen Rock auf und steckte die kleinen kalten Füßchen schleunigst darunter. Dann überhäufte er ihr nasses Gesicht mit unzähligen Küssen.

„Ja, mein Liebling! Onkel Bim bleibt bei dir!" rief er fast jauchzend.

Der Rotkopf kam langsam näher. Eine tiefe Verlegenheit drückte sich in Männers eben noch so sonnigem Gesicht aus. Aber nur für einen Moment. Dann kehrte er sich, die Erna im Arm, ihm ruhig zu. „Sei nicht böse, Alter! Es geht mal nicht anders!"

„Was zum Teufel? Willst du etwa gar zurück? Da soll doch . . ."

Das Wort blieb ihm im Munde stecken.

Onkel Bim, den wohl die Angst gepackt hatte, daß er sich von seinem Kameraden überreden lassen könnte, drehte sich um und lief mit seiner lieben Last wie ein junger Rehbock über die Wiese dem Hause zu.

Mochte der Rote nur hinter ihm her schimpfen! Die kleine Erna war ihm lieber als der! Und mit jedem Sprunge wurde er sich darüber klarer, daß in ihren blanken, jetzt durch Tränen lachenden Augen ein höherer Frühling lag als der, den er auf der Landstraße erreichen konnte!

Fährtenkunde.

Plauderei von Fritz Skowronnek.

In den Indianerbüchern wird der Spürsinn der Rothäute stets als unerreichbar für den Europäer hingestellt. Nur einzelne, mit feinen begabten Sinnen ausgerüstete Weiße, wie z. B. der Liebling der Jugend, Coopers „Lederstrumpf", lernen manchmal unter guter Anleitung die schwere Kunst. Ich will gar nicht bestreiten, daß die Indianer, die nur von der Jagd lebten und von Jugend auf mit jedem Zeichen der Natur vertraut wurden, mehr sahen als die Europäer, denen diese Übung fehlte. Aber ich meine, daß jeder Mensch mit gesunden Sinnen durch stete Übung die Vertrautheit mit der Natur erwerben kann. Wie oft erlebe ich es, daß ich beim Herantreten an einen See Dinge beobachte, die den Augen meiner Begleiter verborgen bleiben. Sie nehmen es mit ungläubigem Lächeln auf, wenn ich ihnen berichte, daß dort eben ein Hecht nach der Tiefe davonschoß, daß hier die Ukeleie in dichten Schwärmen stehen. Ihnen sind eben die kleinen Zeichen, die mich zu den Schlußfolgerungen berechtigen, unbekannt.

Unsere Literatur enthält ein geradezu klassisches Zeugnis dafür, was eine gute Beobachtung den stummen Zeichen der Natur ablauschen kann. Das ist Hauffs Märchen vom „Juden Abner, der nichts gesehen hat". Dem Beherrscher der Gläubigen ist ein prächtiges Reitpferd entlaufen, seiner Lieblingsgemahlin zu gleicher Zeit eine Wachtelhündin. Herr Abner, der im Gehölz vor der Stadt lustwandelt, hat keinen der Flüchtlinge gesehen, aber den suchenden Hofbeamten beschreibt er sie ganz genau. Er weiß, daß es ein Goldfuchs war, er kennt seine Größe, er gibt an, daß der Hengst aufgezäumt war. Und ebenso von der Hündin, daß sie vor kurzem geworfen, einen reichen Behang und buschigen Schwanz hat.

Es lohnt sich wohl, die amüsante Erzählung nachzulesen. Mir war sie als Beispiel eingefallen, das mich einer langweiligen Begründung enthebt. In der Tat gehört nichts weiter als gute Beobachtung und etwas Verstand dazu, um die kleinen Zeichen richtig zu deuten. Allerdings auch ein guter Lehrmeister, und den habe ich gehabt. Meinen Vater! Ihm ist kein Tier fremd, das über deutschen Boden geht und darin seine Fährte hinterläßt. Er war jung mit seinen Jungen. Schon vor Tagesgrauen holte er mich aus dem Bett, wenn eine Neue gefallen war. Im unbeschlagenen kleinen Schlitten, einen langbeinigen Braunen davor, ging's in der Morgendämmerung hinaus in den schneeverhangenen Wald. Bald wurde die gebahnte Straße verlassen. Auf einsamen Schleichwegen, die nur der Grünrock und der Wilderer kennen, fuhren wir dahin.

Eine heilige Stille umfängt uns. Man hört den kleinen Schneeplacken herabfallen, den die Meise beim Auffliegen abgestoßen hat. Da kommt summend ein wundersamer Ton angeflogen. In der fernen Stadt läuten Glocken den Sonntag ein. Im Schritt stampft der Gaul durch den tiefen Schnee. Wie ein unbeschriebenes Blatt Papier liegt die weiße Decke da.

Ein kurzer Ruck an der Leine. Der Braune steht. Quer über das Geleit läuft wie eine Schnur eine tiefe Fährte.

Zu beiden Seiten liegt neben den Fußtapfen der aufgeworfene Schnee locker wie gestreutes Mehl. Die Spur ist noch keine Stunde alt, denn erst kurz vor unserer Ausfahrt hat es zu schneien aufgehört . . . Wir steigen ab. Tief beugt sich mein Lehrmeister über die Fährte. „Es scheint nur einer zu sein. Die Abdrücke der Klauen sehen so spitz aus. Aber man kann sich irren, es können auch zwei Wölfe sein."

Er nimmt die Büchsflinte vom Schlitten und schreitet neben der Fährte davon. Ich winde mich mit dem Gefährt durch das lichte Holz. Ich weiß, wohin die Reise geht. Nach fünf Minuten kommen wir an einen breiten Graben. Wenn ihn die Wölfe überfallen haben, können wir ihre Zahl feststellen. Richtig! Es sind ihrer zwei. Beim Sprung haben sie sich verraten. Aber schon nach fünf, sechs Schritten läuft nur eine Spur weiter. Sie zeigt geradeswegs nach dem Bruchdickicht, wo die Wölfe, die aus Rußland kommen, um in unseren ostpreußischen Wäldern Gastrollen zu geben, stets sich für den Tag zu stecken pflegen.

Ohne uns aufzuhalten, fahren wir dorthin und umschlagen das Jagen auf allen vier Seiten. Das „Festmachen" ist nicht schwer. Die Räuber haben noch einen Ausflug auf die Wiesen gemacht, die sich weit hinter dem Torfbruch erstrecken, sind aber bald in das Dickicht zurückgekehrt. Nun geht's in scharfer Fahrt zur Oberförsterei, um Meldung zu erstatten, damit die Schützen und Treiber zur Wolfsjagd versammelt werden.

Mit Recht wird von jedem Grünrock, der ein Jagdrevier verwaltet, verlangt, daß er den Wildstand seines Schutzgebietes ganz genau kennen muß. Das größere Nutzwild, Hirsch, Damhirsch und Reh, das gut gehegt und gepflegt wird, kann man im Winter an den Futterstellen nach Zahl und Geschlecht ziemlich genau kennen lernen. Will man aber im Sommer und Herbst ihren Standort, ihren Wechsel wissen, dann muß man die Fährten zu lesen verstehen. In sandigen Gegenden, wo jeder Waldweg die Wildfährten wiedergibt, ist die Aufgabe nicht schwer. Nach mehrmaligem Beobachten fegt der Jäger die Stellen, über die das Wild gewechselt ist, mit einem Kiefernast glatt. Am nächsten Morgen kann er dann genau ablesen, wie viel Stück und in welcher Stärke hinübergewechselt sind.

Dem Laien mag es unfaßbar erscheinen, daß der Grünrock, nachdem er die Zeichen im Sande betrachtet hat, sagt: „Hier sind zwei starke Hirsche, drei geringere und vier Tiere hinübergewechselt." Er hat es aber deutlich gesehen und mit Sicherheit festgestellt. Die Fährtenkunde ist eben eine Wissenschaft, die erlernt sein will. Vom Rothirsch z. B. verzeichnen die Lehrbücher 72 Kennzeichen, von denen viele überflüssig sind und nichts weiter bedeuten als eine Ausartung in Spitzfindigkeiten. Aber ein Dutzend der Merkmale muß jeder Weidmann beherrschen, der eine Hirschfährte richtig ansprechen will.

Das erste und wichtigste Zeichen heißt der „Schritt". Schon im Alter von vier Jahren schreitet der Hirsch weiter aus als das älteste Tier. Ein Zehnender schreitet etwa $2^1/_2$ Fuß weit. Deshalb wird jeder Lehrling angehalten, die Fährte eines Hirsches, den er zu Gesicht bekommen hat, zu messen. Dadurch gewinnt er mit der Zeit die Fähigkeit, schon nach dem Augenmaß aus der Spur die Stärke des Hirsches annähernd richtig anzusprechen. Nun geht's weiter in der Erkenntnis. Der Jäger sieht an der Fährte, ob der Hirsch feist oder mager ist. Ist er feist, dann „schränkt" er, d. h. die Tritte der Hinterläufe stehen nicht in gerader Linie hintereinander, sondern nebeneinander. Das Tier schränkt auch zuweilen, namentlich das tragende, aber nur wenige, etwa drei bis vier Schritt.

Zudem ist die Fährte von Hirsch und Tier leicht zu unterscheiden. Erstens an der Größe, zweitens daran, daß der Hirsch stets mit geschlossenen Schalen schreitet. Im trocknen Boden wirft er die zwischen den geschlossenen Schalen zusammengepreßte Erde als ein winziges Häuflein hinter den Tritt, was der Weidmann „das Zwängen" nennt, im feuchten Lehm- oder Sandboden bleibt die Erde zwischen den vorn geschlossenen Schalen wie eine kleine Erhöhung stehen. Das Zeichen heißt „der Burgstall" oder „der Grimmen". Bei zusammenhaltendem Boden trägt die Erhöhung noch einen schmalen Längsstrich, „das Fädlein" genannt.

Beim alten Tier sind die Schalen stets vorn geöffnet. Man kann seine Fährte also stets von der des Hirsches unterscheiden, selbst wenn die Stärke der Spur mit der eines geringeren Hirsches übereinstimmt. Ja, selbst auf das Alter kann man schließen. Hirsche, bei denen die Spannkraft der Sehnen abgenommen hat, erreichen mit den Hinterläufen nicht mehr die Tritte der Vorderläufe, sondern bleiben zwei, drei Schritte dahinter zurück. Das kommt auch bei alten tragenden Tieren vor. Aber dann sind die vorn geöffneten Schalen und das Schränken, das Seitwärtssetzen stets sichere Kennzeichen.

Im Frühjahr sucht der Weidmann die Stellen auf, wo die Hirsche die Geweihe fegen. Dort findet er die „Himmelsspur", d. h. an der Höhe, in der die Baumrinde von dem fegenden Hirsch abgescheuert ist, kann er die Stärke des „Geweihten" schätzen. Bei feuchtem Wetter und im Schnee ist noch ein Zeichen zu beobachten, das der Weidmann die „Oberrücken" nennt. Das ist der Abdruck des „Geäfters", d. h. der Afterzehen, die oberhalb der Schalen am hintern Rande der Läufe sitzen. Beim Hirsch drücken sich die Oberrücken stets rund und dick, wie der Eindruck eines Mannesdaumens, beim Tier spitz und schmal ab.

Diese Beispiele werden genügen, um dem Laien einen Begriff davon zu geben, wie und was der Weidmann im Buch der Natur zu lesen vermag. Nun gibt es aber Gegenden, in denen zur Sommerzeit beim besten Willen keine Fährte zu entdecken ist. Zum Beispiel auf dem trocknen, harten Lehm oder auf dem moosbedeckten Waldboden. Solch ein Zustand ist für den weidgerechten Jagdherrn, dem die Pflege der Wildbahn mehr am Herzen liegt als das Schießen, unerträglich. Er grenzt womöglich mit einem Stück seines Reviers an eine Gemeinde, deren Flur an schießwütige Pächter vergeben ist. Dort knallt's oft in mondheller Nacht, denn das Wild läßt sich weder durch Klappern noch Schießen am Austreten verhindern; es gewöhnt sich daran wie an die auf den Feldern aufgestellten Scheuchen.

Um nun wenigstens zu wissen, ob und was für Hirsche an der gefährdeten Grenze austreten, lassen manche Jagdherren einen Spurstreifen aus trocknem Sand schütten. Nach der ersten großen Aufwendung ist er mit geringen Mühen und Kosten zu erhalten. In Gegenden mit sandigem Boden reißt man zu dem gleichen Zweck die Moosdecke etwa einen Meter breit auf und fegt sie glatt. Ganz neuerdings ist ein Mittel in Aufnahme gekommen, das jeden mit der Kreatur fühlenden Menschen erfreuen muß. Das ist die Anlage eines Schonrevieres, worin nie und nimmermehr ein Schuß fallen darf. Am besten, wenn das Revier so ziemlich in der Mitte des Jagdgebietes liegt. Es braucht nicht gar so groß zu sein: vierzig bis fünfzig Morgen genügen. Sie müssen nur ein Dickicht enthalten, in dem das Wild sich stecken kann, dann sind einige Blößen erwünscht und vor allem springendes Wasser. Im Notfall tut es auch ein Graben mit rinnendem Wasser und ein See.

Geradezu merkwürdig ist es, wie bald das Wild herausfindet, daß ihm dort eine Freistatt mit ewigem Frieden bereitet ist. Und während es anderswo im Revier vor dem herannahenden Menschen in eiliger Flucht abspringt, steht es dort vertraut und hebt kaum den Kopf, um den vorbeischreitenden Förster anzuäugen. Allerdings muß man auch bei Treibjagden schon die nächste Umgebung dieser Freistatt respektieren. Dann kann der Jagdherr dort am nächsten Tage den übriggebliebenen Bestand seiner Wildbahn genau mustern. Ein Spurstreifen um dies Revier kann am besten mit der Kontrolluhr einer großen Fabrik verglichen werden, in der jeder, der ein- und ausgeht, auf den Knopf drückt.

Verhältnismäßig leicht ist es auch im Sommer, das Raubzeug zu spüren. Im Fuchsbau fegt der Grünrock von Zeit zu Zeit die befahrenen Röhren mit einem dichten Baumast. Dann sieht er am nächsten Morgen, ob Grimbart ausgefahren ist, ob Reineke seine Burg Malepartus besucht hat oder nicht. Bei den ersten Malen erschrickt jedes Tier ob dieser ungewöhnlichen Verschönerung seines Hauseinganges. Bald gewöhnt es sich daran und tappt sorglos in das unter dem aufgekratzten Sand versteckte Tellereisen. Um das kleinste Raubzeug, Iltis und Wiesel, zu belauschen, sucht man die Ackerfurchen ab, oder man läßt von den Waldarbeitern die Sohle der trockenen Gräben einige Schritt weit aufreißen. Dem Fischotter schüttet man am Ufer des Baches einen Sandhügel auf. Kommt er an seinen Raubzügen daran vorüber, so pflegt er die Stelle stets zum Ablegen der Losung aufzusuchen.

Ein Festtag für jedes Jägerherz ist die „Neue". Das ist die in keuscher Unberührtheit daliegende Schneedecke, die nächtens sich still über Wald und Flur gebreitet hat. Kein Buch kann so treu berichten, keine Schilderung ist so eingehend und abwechslungsvoll wie dies weiße Blatt, worauf jegliches Tier seine nächtlichen Fahrten einzeichnet. Unser Wild lebt in der Nacht. Am Tage hält es Ruhe im Dickicht des Waldes. Erst mit der Dämmerung macht es sich auf, um Nahrung zu suchen, und im ersten Morgengrauen sucht es seine Schlupfwinkel auf. Danach richtet sich der Weidmann und stellt genau fest, wann der Schneefall sein Ende erreicht hat. Er gewinnt daraus einen Anhalt, was die Zahl der Fährten zu bedeuten hat, denn das Wild streift umher und hinterläßt eine Menge Spuren. Der Hase, der unweit des Waldes auf der Saat äst, flüchtet bei jeder Störung ins Dickicht, um es wieder zu verlassen, sobald er sich sicher fühlt. Es ist also nicht jede Fährte, die in den Wald hineinführt, als Zeichen für das Vorhandensein eines Hasen anzusprechen.

Am leichtesten spürt es sich, wenn der Schneefall erst kurz vor Tagesgrauen aufgehört hat. Dann kann man jegliches Tier ohne große Mühe bis zu seinem Schlupfwinkel verfolgen. Solch eine Neue ist mir noch stark in der Erinnerung. Als die Morgenröte schon am Himmel stand, fielen noch einige Minuten winzige Graupelchen. Noch in der Dunkelheit hatte ich die Hausgenossen geweckt, einen Freund, der die winterliche Natur bewundern wollte, und die vier Buben, die schon lange mit Sehnsucht der Neuen geharrt hatten. Zehn Schritte vom Hause beginnt der Wald . . . Er birgt viel Karnickel, viel zu viel für eine gute Jagd. Wie eine Schafherde waren sie zur Saat über die Chaussee und zurück in den Wald gewandert. Fünfzig Schritte weiter die erste Hasenfährte. Jetzt muß erklärt werden, weshalb die beiden voran- und nebeneinanderstehenden Tupfen Abdrücke der Hinterläufe sind und doch die Richtung des Weges angeben. Hier ist Herr Reineke in den Wald zurückgekehrt; wie an der Schnur gereiht, stehen die Tupfen im Schnee; er hat „geschnürt", also ist er langsam, sorglos gewandert.

Aber dort, die vier dicht vor- und nebeneinanderstehenden Abdrücke . . . Das ist der Marder . . . in zwei großen Sätzen hat er den Weg überfallen. Halt! Stehenbleiben! Nur mit dem Auge suchen! Nirgendswo ein Anhalt, welchen Weg er weiter genommen. Da zeigt ein Bub von sechs Jahren auf den Stein, neben dem er steht. Richtig, dort hat der Räuber seine Fährte hinterlassen. Alle Augen richten sich auf den dahinterstehenden Baum und weiter auf die schneebedeckten mannshohen Kiefern der den Weg säumenden Schonung. Jetzt sehen alle die dunklen Stellen, von denen der Marder beim Sprung den Schnee geworfen hat. Mit Hallo geht's hinein in den Wald.

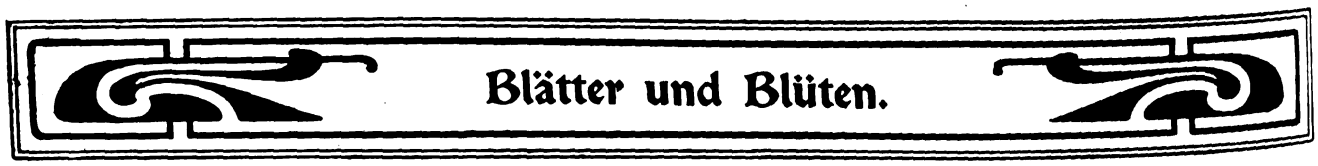
Doch Halt! Jetzt soll's weidmännisch zugehen. Ihr dort den Weg entlang zum Gestell, wo der Hochwald beginnt, wir schlagen hier herum, bis wir wiederzusammentreffen.

Das war ein Genuß! Wir lasen nicht eine, nein zwei interessante Geschichten. Die eine trug die Überschrift: „Marder und Eichkater". Sie endigte tragisch. Der Räuber war am Stamm einer dünnen Kiefer emporgeklettert, auf der in seinem Nest ein Eichkater schlief. Doch die Erschütterung hatte den Schläfer gewarnt. Die Wipfel entlang, dann zur Erde und wieder am Stamm hinauf war das Eichhörnchen geflüchtet. Aber nicht weit . . . Dort, auf der Lichtung hatte der Marder sein Opfer ereilt, gerissen und zum größten Teil verzehrt. Mit dem Rest war er in einem dichten Forst alter Fichten verschwunden.

Bei der zweiten Geschichte war der Ausgang erfreulich. Der Marder hatte vorn in der Röhre eines Kaninchenbaues gesessen und gelauert. Ganz ahnungslos kam Herr Lampe vorbeigewandert. Mit einem gewaltigen Satz — man sah die Eindrücke des Absprungs im Boden — hatte der Marder sich auf die Beute gestürzt. In weiten Sätzen, den Räuber mit sich fortreißend, war der Hase — nach der Fährte zu urteilen, ein großer Rammler — dem Dickicht zugeeilt. In das dichte Gewirr der niedrigen Schonung war er hineingesprungen, und zu seinem Heil, denn er hatte den Räuber abgestreift.

Gleich hinter den ersten Bäumen hatten drei Rehe gestanden und den Vorfall beobachtet. Als die wilde Jagd auf sie zukam, hatten sie in weiten Fluchten den Ort verlassen. Beim Absprung hatten sie mit den Schalen so stark in den Boden gegriffen, daß die dunkle Erde über den Schnee herausgeworfen war . . .

O ja, es gibt schon manches zu lesen in dem Buche der Natur. Und wer erst das Abc gelernt hat, der buchstabiert sich bald weiter. Es gehört nur ein wenig Anleitung dazu und — Liebe zur Natur!



Blätter und Blüten.

Karl Schurz' Farm. (Zu der Abbildung auf S. 1131.) Die Farm in der Nähe der Stadt Watertown (Staat Wisconsin, Nordamerika), die Karl Schurz Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bewohnte, kam kürzlich zur Zwangsversteigerung. Dieser Verkauf konnte nicht mehr gehindert werden, doch ist es dem Komitee in Gemeinschaft des Mayors von Watertown gelungen, sich bei dem jetzigen Eigentümer innerhalb eines Jahres das Rückkaufsrecht zu sichern. Denn das Heim des größten deutschamerikanischen Staatsmannes, der so unendlich viel für die Hebung und Sicherung des Deutschtums in den Vereinigten Staaten getan hat, muß als eine Art Nationalheiligtum vor der Vernichtung bewahrt werden. Es besteht denn auch der Plan, das Grundstück zu einem öffentlichen Park umzuwandeln, der zum Gedächtnis des einstigen Freiheitshelden „Karl-Schurz-Park" genannt werden soll. Daß die nötigen Mittel noch vor dem angesetzten Termin beisammen sein werden, kann bei der Bedeutung dieser Ehrensache wohl keinem Zweifel unterliegen — es wird jedem Deutschamerikaner Pflicht und Ehre sein, dazu beizusteuern.

Der Einsiedler. (Zu dem Bilde auf S. 1117.) Einsamkeit wurde von den Weisen aller Völker gar oft gepriesen. Sie mag in der Tat schön für manchen sein. Sonst soll es indessen nicht gut sein, daß der Mensch allein sei, und das gilt für alle Geschöpfe, die von der Natur zur Geselligkeit bestimmt sind. Herdentiere, die aus irgendeinem Grunde zu einer einsamen Lebensweise gezwungen werden, bilden in der Stille ihre schlechten, wilden Charaktereigenschaften aus. Bekannt ist dies z. B. vom Kafferbüffel. Nur selten wird ein Bulle von seinem Rivalen von der Herde abgeschlagen. Er zieht sich dann grollend in dichte Verstecke zurück und faßt einen ingrimmigen Zorn gegen jede Kreatur. Solche Büffeleinsiedler gehen nicht dem Menschen aus dem Wege, sondern suchen ihn geradezu auf, um ihn anzugreifen und zu töten. Sie sind die gefährlichsten Tiere von Afrika. Auch der Elefant ist ein Herdentier, dabei aber sehr exklusiv. Die Herde besteht, wie groß sie auch sein mag, eigentlich nur aus einer Familie, und es wird nicht geduldet, daß Elefanten aus einer anderen Herde sich ihr anschließen. Nun geschieht es nicht selten

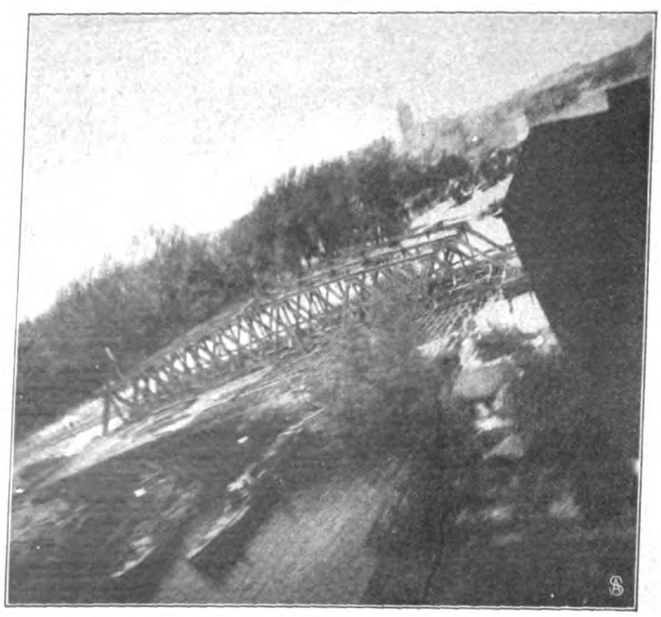
daß ein Elefant vereinsamt. Er ist vielleicht ein Versprengter oder der letzte eines Stammes, den Jäger vernichtet haben. Er irrt umher und sucht Anschluß, sobald er einer Elefantenherde ansichtig wird. Aber die exklusive Gesellschaft will von dem Hergelaufenen nichts wissen. Er wird fortgetrieben, von den Bullen fortgestoßen, und selbst schwache Weibchen regalieren ihn mit Rüsselschlägen. Lange folgt er der Herde und weidet und ruht in gemessenem Abstande von ihr, bis er sich in sein Schicksal ergibt und zum Einsiedler wird. Das bis dahin gutmütige Geschöpf wird nun zu einem grollenden, aller Welt feindlichgesinnten Gesellen. Gleich dem einsiedlerischen Kafferbüffel meidet der Einsiedlerelefant nunmehr den Menschen nicht, sondern er greift ihn wütend an, sobald er ihn irgendwo erspäht. Das ist ebenso beim indischen wie beim afrikanischen Elefanten der Fall. In Indien werden solche Einsiedler „Rogues" genannt und stehen in so üblem Rufe, daß man sie baldigst mit Pulver und Blei zu beseitigen sucht. Aber auch die unbändige, wilde Kraft hat ihre schönen Seiten; man muß sie nur mit Künstleraugen betrachten. Und das hat der treffliche Tiermaler Wilhelm Kuhnert in den Steppenwildnissen Afrikas getan. Da steht der trotzige Einsiedler im Morgenlicht an dem Ufer eines Gewässers. Ein alter Haudegen, düster nach dem Feinde spähend und jeden Augenblick zum Angriff bereit, eine kraftvolle Verkörperung dunkler Gewalten, die sich markig von dem weiten, lichtdurchtränkten Horizont abhebt. C. F.

Die Farm von Karl Schurz bei Watertown.

Die Brieftaube als Photograph. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Dem Hofapotheker Dr. Neubronner in Cronberg im Taunus gebührt das Verdienst, den nützlichen Wirkungskreis der Brieftaube erweitert zu haben. Er benutzte sie zur Aufnahme von Photographien aus der Vogelperspektive, wozu man sich bisher des Luftballons, des Drachens und der Rakete bediente. Schon der Vater des Erfinders richtete Brieftauben ab, daß sie ihm Kopien ärztlicher Rezepte aus den benachbarten Ortschaften des Taunus in seine Apotheke brachten. Der Sohn hielt diesen Rezeptverkehr aufrecht und ließ sich auch durch Brieftauben kleine Mengen selten gebrauchter Arzneimittel vom Drogisten in Frankfurt a. M. zutragen. Als einmal eine der Tauben sich verirrte und erst nach vier Wochen in den Heimatsschlag heimkehrte, stieg ihm der Gedanke auf, daß man wohl hätte erfahren können, wo sie sich aufgehalten hatte, wenn sie mit einem photographischen Apparat ausgerüstet gewesen wäre. Auf diese Weise wurde er zu seinen weiteren Versuchen angeregt. Zunächst lehrte ihn die Erfahrung, daß Brieftauben eine Belastung von 75 Gramm auf Entfernungen von 100 bis 150 Kilometer tragen können. Nun wurde mit Hilfe der mechanischen Werkstätte von Schröder u. Co. in Frankfurt a. M. ein derartig leichter photographischer Apparat hergestellt. Er wurde, um verschiedene Aufnahmen zu ermöglichen, mit zwei Objektiven versehen, von denen das eine nach vorn, das andere nach hinten gerichtet ist. Elastische Bänder, die den Apparat halten, kreuzen sich auf dem Rücken der Taube und werden hier durch Druckknöpfe verbunden. An dem Apparat ist ein kleiner Gummiballon angebracht, der aufgeblasen wird und dann durch einen Sperrhaken den Schlitzverschluß festhält. Durch ein feines Glasröhrchen entweicht die Luft allmählich; ist der Ballon bis zu einer gewissen Größe zusammengeschrumpft, so springt der Sperrhaken hervor, der Schlitzverschluß ist gelöst, und es erfolgt die Aufnahme. Später wurde noch ein Apparat gebaut, mit dem man acht Aufnahmen in bestimmten Zeitabständen bewirken kann. Wie eine unsrer Abbildungen zeigt, sind auf diese Weise recht gelungene Photographien aus der Vogelperspektive von den Tauben heimgebracht worden. Es handelt sich aber dabei keineswegs lediglich um eine interessante Spielerei. Die Tauben können vielmehr uns Aufnahmen unzugänglicher Ortschaften liefern, und das kann im Laufe eines Krieges nützliche Erkundigungen ergeben. Dr. Neubronner hat bereits Versuche mit Tauben der Militärbrieftaubenstation in Spandau angestellt und befriedigende Erfolge erzielt. Weitere Prüfungen stehen in Aussicht. Für die Amateure ist aber

Apparat für acht Aufnahmen.

Taube mit dem Doppelobjektiv-Apparat.



Mit dem Apparat hergestellte Aufnahme (vergrößert).

Die Brieftaube als Photograph.

Copyright by Agence Générale d'Illustrations, Paris.

Ein mit 120000 Mark preisgekrönter Merinowidder.

ein neues interessantes Gebiet erschlossen worden, die Brieftaubenphotographie. M. H.

Ein preisgekrönter Schafbock. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Das südaustralische Merinoschaf hat ein sehr eigenartiges Gepräge infolge des besonders großen, starken Körperbaus und der bis 7,5 Zentimeter langen Wolle. Ein Widder aber, wie unser Bild ihn darstellt, ist auch dort und in der ganzen Welt etwas Außergewöhnliches — er ward auf der Schafzucht-Ausstellung in Sydney in Australien mit Recht als „Champion" aller lebenden Schafböcke proklamiert und mit 6000 Pfund Sterling bewertet. Schafzüchter würden ihm ohne weiteres auch den Schönheitspreis zuerkennen, wir gewöhnlichen Sterblichen aber finden ihn gradezu abschreckend häßlich in seiner kolossalen, herangezüchteten Unförmlichkeit.

Künstliche Herstellung echter Saphire. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Nächst dem Diamanten werden der blaue Saphir und der rote Rubin als Edelsteine besonders hochgeschätzt. Beide sind miteinander nahe verwandt, bilden Abarten vom Korund. Dieses Mineral besteht seiner chemischen Zusammensetzung nach aus kristallisierter Tonerde, das heißt Aluminiumoxyd mit kleinen Beimengungen von Metallen. Der gewöhnliche Korund enthält in der Regel etwas Eisenoxyd und ist weniger durchsichtig, zeigt graue oder bläuliche Farben. Sind Spuren von Chrom enthalten, so erhält der Stein eine rote Farbe und ergibt den Rubin; durch Kobaltbeimengungen wird er blau gefärbt und bildet den Saphir. Seitdem Gaudin im Jahre 1839 durch Schmelzen von Aluminiumoxyd in der Flamme des Knallgasgebläses zum ersten Male kleine Korundkristalle künstlich erzeugte, machte man Versuche, auch die wertvollen Edelsteine Rubin und Saphir künstlich herzustellen. Bei den Rubinen wurden diese Arbeiten früher von Erfolg gekrönt. Die künstlichen Rubine, die man gegenwärtig herstellt, sind, was Härte, Farbe, Glanz usw. anbelangt, den natürlichen so gleich, daß sie recht wohl als solche angesehen werden können und mitunter auch als solche verkauft wurden. Erst durch mikroskopische Untersuchung läßt sich die Herkunft der Steine ermitteln, da natürliche Rubinen andere Einschlüsse als die künstlichen enthalten. Was die Herstellung des Saphirs anbelangt, so hat man bis jetzt weit weniger befriedigende Erfolge erzielt, weil man die blaufärbenden Metalloxyde nicht in richtiger Mischung und Beschaffenheit der Tonerde beizufügen verstand. Neuerdings hat aber ein junger französischer Ingenieur namens Paris die Schwierigkeiten überwunden und eine Methode zur Herstellung künstlicher Saphire in größeren Mengen ermittelt. Die interessante Werkstatt befindet sich in Boulogne sur Seine. Zunächst werden pulverisierte Tonerde und die färbenden Zusätze in bestimmten Mengen peinlichst genau abgewogen. Darauf erhitzt man hochgradig die Mischung in einzelnen Tiegeln mehrere Stunden lang. Sie wird dann in besondere Behälter gebracht, die mit einer Trichteröffnung und einer regulierenden Abflußvorrichtung versehen sind. Die Behälter werden über die Flamme eines Knallgasgebläses gebracht, und hier schmilzt die hervortretende Mischung zu mehr oder weniger großen Tropfen zusammen, die nach dem Erstarren sich als Saphire erweisen und, was Farbe, Wasser, Härte usw. anbelangt, den echten Steinen durchaus gleichwertig sind. Die eine unserer Abbildungen zeigt uns den Erfinder beim Abwägen der zur Bereitung der Edelsteine nötigen Pulver, die andere dagegen einige der künstlichen Saphire. Die praktische Bedeutung des neuen Verfahrens liegt vielleicht darin, daß man den teuereren Diamant bei Bohrmaschinen und dergleichen durch den billigeren künstlichen Saphir wird ersetzen können, denn der Korund wird in betreff der Härte nur von dem Diamanten übertroffen. C. F.

Jacques Boyer, Paris, phot.

Künstliche Saphire.

Ein Riesen-Knallbonbon.

Englische Riesen-Knallbonbons. (Zu der obenstehenden Abbildung.) Weit mehr noch als bei uns spielt der Knallbonbon in England die Rolle des Spaßmachers, der bei keinem Festmahl fehlen darf, und er gehört dort auch zum altherkömmlichen Weihnachtsrequisit wie bei uns Pfefferkuchen und Marzipan. Dieser Bedeutung gemäß hat der „Cracker" im Land der Nebel und Plumpuddings auch immer gewaltigere Formen angenommen. Crackers von 1½ Metern Länge und mehr, deren Ausziehen oft die Kräfte der ganzen Tischgesellschaft erfordert, gehören nicht mehr zu den Seltenheiten. Unsere Abbildung gibt einen dieser sogenannten Giant-Crackers wieder, der statt des üblichen Pulverstreifens eine ganze Dynamitbombe aufnehmen könnte. Aber er denkt gar nicht dran, Schreck und Verheerung anzurichten, er birgt unter kunstvoller Außenhülle eine ganze Ladung von Geschenk- und Scherzartikeln; genug, um die ganze Gesellschaft mehr oder weniger freudig zu überraschen. Welche Nachfrage nach diesen Knallbonbons herrscht, geht daraus hervor, daß es in London eine Fabrik gibt, die sich ausschließlich mit der Herstellung dieser Crackers befaßt, und die zu diesem Zweck 500 Arbeiterinnen beschäftigt.

Gebrüder Haeckel, Berlin, phot.

Das Abwägen der Pulver.

Von der Herstellung künstlicher Saphire.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für das Hauptblatt: Dr. Hermann Tischler, für die „Welt der Frau": Karl Rosner, für den Anzeigenteil: Franz Boerner, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth für den Anzeigenteil: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Die Welt der Frau

Jahrgang 1908

Leipzig

Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl)
G. m. b. H.

Inhalt.

Der Stern (*) zeigt an, daß der betreffende Artikel illustriert ist.

Gedichte.

Seite

Ausgleich. Von Frida Schanz . . . 22
Dies war es, was die Liebste sang. Von A. Sergel 461
Die drei Birken. Von C. B. Baumgarten 229
Du bist ich. Von Wilh. Vogelpohl . 582
Du fragst . . . Von Albert Sergel 166
Du und ich. Von A. Altnes . . . 794
Einsam. Von J. M. Schulze . . . 431
Einsamkeit. Von J. M. Schulze . . 661
Erlöser Gesang. Von Anna Ritter . 38
Hans Träumer. Von W. Sacken . . 71
Heimgefunden. Von Grete Massé . 281
Herbstblätter. Von J. M. Schulze . 533
Heute und morgen. Von A. Stier . 268
Himmelsschlüssel. Von Elisabeth Kolbe 211
In einem Hof. Von Erna Heinemann 141
Einer Künstlerin. Von Adelheid Stier 715
Eine leise, weiche Weise. Von Adelheid Stier 127
Das Lied vom Glück. Von Ilse Hamel 315
Märzwind. Von Adelheid Stier . . 205
Mondnacht. Von C. B. Baumgarten. 86
Nachklang. Von Adelheid Stier. . . 509
Noch einmal. Von Adelheid Stier. . 187
Bei Saragossa. Von H. Bethge . . 54
Schnee. Von J. Madeleine Schulze . 826
Sieben Wunden schlug ich dir . . . Von C. B. Baumgarten 295
Den Sonnenberg hinan! Von J. Wolff 603
Spätherbst. Von F. M. Quintano . 694
Spatzengespräch. Von Paula Tehmel 330
Über welkes Laub. Von A. Stier . 730
Der Wanderer und das Glück. Von Kony Towska. 572
Wechsel der Tage. Von C. B. O. Baumgarten 13
Wie im Märchen. Von G. Massé . 394
Winternacht. Von J. M. Schulze. . 761

Skizzen.

Alle neune. Von Adelheid Weber . . 337
Die Bruthenne. Von Ruth Helmholtz 177
Dritter Klasse. Von Adelheid Weber 657
Eitelkeiten. Von Adelheid Weber . . 817
Emmi, Alli, Anna. Von A. Malberg 721
Der erste Ball. Von Anna Ritter . . 49
Freuden und Leiden aus junger Ehe. Von P. Schleinger. 611
„Freundschaft". Von Hannah Winkler 145
Heldenfrauen in der südslawischen Volkspoesie. Von V. Faust . . 497
Kurze Trennungen. Von A. Weber 401
Ein letztes Stück Mittelalter. Von H. Winkler 385
Mimi und ich. Von Anna Malberg . 81
Nimrods Glück, Fall und Ende. Von Adelheid Weber 545
Schöne Hände. Von R. Litten . . . 65
Das Städtchen. Von Sophie Krokenius
„Staroperationen". Von Hans Arnold 262
Das Sündenregister der jungen Frau. Von Annemarie Heidelet . . 33
Des Überländers Weib. Von St. v. Koyr 1
Unerwiderte Leidenschaften. Von H. Arnold 765
Im Wartezimmer. Von F. Goebeler 709
Aus der Weihnachtszeit 1839. Von A. Stier 801
Zu gut. Von Annemarie Heidelof . . 129

Beiträge zur Frauenfrage. Frauenberufe. Frauenleben. Biographisches.

Seite

Amerikanische Dienstboten. Von O. Aden 441
*Arabische Frauengestalten. Von B. Ottmann 18
*Arbeiterinnenkolonien. Von Hans Oswald 643
Die beiden ersten deutschen Ärztinnen. Von H. F. Klem 311
Berliner Dienstboten ums Jahr 1740. Von Agnes Harder 229
Der Beruf der Buchbinderin. Von Elisabeth Marsten Matt. 717
Die Entwicklung der deutschen Geselligkeit. Nach Marolme von Rochow. Von Olga Wohlbrück 241
Das Familienleben des Sultans. Von A. Ezerm 625
Familienpensionen und deren Leiterinnen. Von Florence Hampton . . 758
Die Frau in der Landwirtschaft. Von Dr. F. Bornemann 209
*Die Frau in der Schmuck- und Goldschmiedekunst. Von M. Exler 322
Frauen auf Reisen. Von R. Lindner 566
Ein neuer Frauenberuf? Von Dr. A. Burger 797
Frauenberufe Anno dazumal. Von Olga Wohlbrück 431
Frauenorganisation. Von G. Israel 616
Die gesetzliche Stellung der Frau als Gattin und Mutter. Von Eliza Ichenhäuser 705
Im Schatten der Titanen. Lily Braunns Erinnerungsbuch an Baronin Jenny v. Gustedt. Von Martha Stern . 577
Hebammen oder Geburtshelferinnen? Von Dr. A. Schindler . 42
Helferinnen vom Roten Kreuz. Von Paula Waldewen. 522
Zur Immatrikulation der Frauen in Preußen. Von Helene Lange . 481
Erinnerungen Katharinas II. Von O. Wohlbrück 785
Sophie Koner. Von Jarno Jessen . 2
Sonja Kowalewskij. Von S. Manjkowskij 57
Die verheiratete Lehrerin als Hausfrau, Gattin und Mutter. Von Grete Trapp 202
Liebe und Ehe im Lichte der Frauenbewegung. Von E. Ichenhäuser 561
Die Briefe der „Lieselotte". Von O. Wohlbrück 513
*Florence Nightingale. Von H. Jastrow 108
*Opernjoubretten. Von H. Neumann 194
*Petrarcas Liebe zu Laura. Von S. Manjkowskij 769
Die Photographie von heute als Frauenerwerb. Von A. Hinderman 582
Elisa Radziwill. Von Helene Meinhart 161
Das Recht der geschiedenen Frau. Von Dr. E. Güttesen 273
Regentinnen. Von Jarno Jessen . 403
Die Röntgenschwester. Von Ada Mentz 845
Schmuckfedernfabrikation. Von Else Mai 13
*Speisehäuser für stillende Mütter in Paris. Von J. Gräß 5
Die Stenotypistin. Von Grete Massé 358
*In der Telephonistinnenschule. Von R. Helmholtz 315
*Unsere Schwestern in Deutsch-Ostafrika. Von A. Jarson . . . 611
Die Urfrau. Von E. Falkenhorst . . 737
Die Herrin eines berühmten Salons. (Rahel Varnhagen.) Von J. Schneider-Schonfeld 149
Richard Wagner an Minna Wagner. Von O. Wohlbrück 353
Hedwig Wangel. Von Ola Alsen . . 115
Der Weg zur Bühne. Von O. Wohlbrück 289
Im Wigwam. Von B. Ottmann . . 691
*Die Zeichen- und Malschule des Vereins der Künstlerinnen zu Berlin. Von Jarno Jessen . . . 371
Die Ziele und Bestrebungen des Vaterländischen Frauenvereins. Von Paula Waldewen 26

Preisfragen.

Was sollen wir mit unseren Töchtern anfangen? 9, 417 433

Beiträge zur Jugendfürsorge. Erziehung. Unterricht. Beschäftigung.

*Amüsante Wissenschaft. Von Hans Dominik 155, 491 700
*Das Baby in früheren Zeiten. Von R. Lindner 787
*In der Ballettschule. Von Olga Wohlbrück 99
Bis zur Sexta. Erinnerungen einer Mutter. Von Meta Schoepp 149, 469 185
Briefe eines modernen Schulmannes: Die Schulküche . . . 123
Die Schulsparkasse 182
Handfertigkeit 266
Echte und falsche Kinderfeste . . . 348
*Im Schulgarten 530
*Chinesisches Spielzeug. Von M. Möller 588
Das einzige Kind. Von Dr. med. M. Cohn 225
Die Erziehung zur Geduld. Von A. Weber 689
Unserer Kinder Flegeljahre. Gedanken einer Mutter 321
Von der Fleischnahrung des Kindes. Von E. Falkenhorst 12
*Gesellschaftsspiele. Von H. Winkler 451
Großstadtkinder als Kleinstadtlehrlinge. Von Otto Müller u. von G. Heintschel 661, 794
*Der Kartoffel-Zoo. Von M. Ponta 506
*Das Kind als Plastiker. Von A. Reimann 35
Die Kinder und die Geselligkeit. Von M. v. Branden 778
Von Kindern, die so etwas niemals tun. Von F. Goebeler 253
*Ein Kinderhotel in London. Von Henriette Jastrow 50
Kinderlügen. Von Dr. H. Fr. Zielzner 193
Berliner Kindervolksfeste. Von Helene Sarner 471
*Kinderturnstunden. Von Ola Alsen 163
Kindliche Darstellungskunst. Von M. Bartz 711
Der Klavierunterricht der Kinder. Von R. Lindner 602
Ein Mädchenhort. Von F. Jobit . 250
Negerkindergärten. Von J. Schneider-Schonfeld 291
*Für den Ostertisch. Von Eve Horst . 213

Seite

Das „Preishüpfen im Tierreich". Von T. v. Altwallstädt . . . 92
Das Recht der Eltern. Von L. Amrhein . . . 406
Säuglingspflege außerhalb der Großstädte. Von Fanny Schumm 781
*Der Silberschatz im Puppenhaus. Von M. Batzer . . . 732
Sollen wir unseren Kindern bei den häuslichen Schularbeiten helfen? Von G. Wolff . . . 746
Ein sommerliches Kinder-Kostümfest. Von M. v. Alten . . . 547
„Tütlein, spring hinein!" Von T. v. Altwallstädt . . . 444
Der Verkehr mit den Kindern. Von R. Artaria . . . 651
Vom Verreisen der Kinder. Von Dr. M. Cohn . . . 422
Wege der Aufklärung. Von Adele Hindermann . . . 17
*Wenn die Mutter mit den Kindern singt... Von A. v. Ohlen . . . 211
*Womit sich unsere Kinder am besten die Zeit vertreiben. Von Else Mai . . . 188

Mode.

Bühnentoiletten vor hundert Jahren. Von Fr. Katt . . . 508
Das Eiskostüm. Von Dr. E. Franck . 37
Farbenwahl. Von Erna Bruck . . 257
*Die Fortschritte der Bewegung für Verbesserung der Frauenkleidung. Von M. Pochhammer . 387
*Moderne Frisuren. Von Else Mai . 828
*Was die Frühjahrsmode bringt. Von Else Mai . . . 227
Geschmacksverirrungen. Von Erna Bruck . . . 166
Handschuhe. Von Meta Merz . . . 218
Wie putze ich meinen neuen Hut? Von D. Hochstadt . . . 739
*Moderne Knöpfe. Von Ch Herms . 171
*Kopfputzlorheiten. Von H. v. Schroetter 683
*Aus dem Zeitalter der Krinoline. Von J. Schneider-Schönfeld . . . 754
*Menschen und Moden der Empirezeit. Von J. Jessen . . . 627
*Die Mode. 6, 23, 39, 55, 72, 88, 102, 119, 135, 151, 167, 184, 199, 216, 231, 246, 264, 280, 296, 312, 327, 342, 360, 376, 391, 408, 424, 4:8, 455, 471, 488, 503, 519, 535, 552, 568, 584, 599, 615, 632, 648, 663, 679, 696, 711, 727, 743, 759, 775, 791, 807, 823, 839
Der Morgenrock. Von Ola Alsen . . 105
Pariser Moden während der großen Revolution. Von F. Katt . . . 294
*Künstlerische Passementerien. Von Doris Kiesewetter . . . 802
*Rüschen und Krausen. Von E. Mai 619
*Neue Schleiertrachten. Von J. Jessen 147
*Unentbehrliche Kleinigkeiten. Von Else Mai . . . 331
Die Unterkleidung. Von A. Osten . 681
*Vollstrachten aus Nordwestböhmen. Von Lilly Peter . . . 595
Was zur eleganten Frau gehört. Von A. E. Pick . . . 53
*Westen und Krawatten mit Stickerei. Von Johanna Kranzler . . . 355

Handarbeiten.

Allerlei Arbeiten aus Hobelspänen. Von Cl. Grumbacher . . . 652
*Arbeitsbeutel mit Applikation. Von E. Ellwerts . . . 140
Bastarbeiten. Von H. Steffahm . . 235
Beutel mit fester Grundform. Von H. Steffahm . . . 579
Vom Flickkorb. Von Adelheid Stier . 477
Gestickte Sprüche Von Elisabeth Eitler 134
Gestrickte Schals. Von Ch. Herms 293
Handarbeiten. Von R. Artaria . . 550
*Kartenpapierarbeiten. Von H. Steffahm . . . 284
*Leichte Handarbeiten. Von Doris Winter . . . 636
*Eine Nadelkünstlerin. Von O. Alsen 220
*Neue Handarbeiten. Von Fia Wille 419
*Schwedische Handwebereien. Von G. Meurer . . . 442
*Stickereien. Von F. Oberg . . . 59
*Stickereien auf Tüll- und Filetstoff für elegante Unterröcke. Von D. Hochstadt . . . 412
*Stopfen und Flicken. Von D. Hochstadt . . . 667
*Theaterschal in Häkelarbeit. Von Ch. Herms . . . 731
*Zur Wiedererweckung einer alten Volkskunst in Italien. Von M. v. Bieberstein . . . 523
*Wiener Kinderhäubchen. Von H. Steffahm . . . 483
*Zigarettenspitzen und Perlarbeit. Von Eve Horst . . . 572
*Das praktische Zuschneiden von Herrenwäsche. Von D. Hochstadt . 10

Moderne und antike Möbel. Kunstgewerbe.

Wie unser Bett ist und wie es sein sollte. Von C. Falkenhorst . . . 248
*Blumentrippen und Blumentische. Von O. Alsen . . . 460
*Der Fächer in der Schmuckkunst. Von M. Erler . . . 723
*Gemütliche Winkel. Von H. St. Jones . . . 675
*Künstlerische Photographie. Von Fia Wille . . . 82
*Nordischer Schmuck. Von D. Goebeler 396
*Ostfriesischer Hausrat. Von H. v. Schroetter . . . 499
*Riechbüchsen und Riechdosen. Von H. v. Schroetter . . . 659
*Über Senftöpfe: Leben Sie Senf? Eine milde Plauderei von G. Laya . 763
*Moderne deutsche Steinzeug- und Töpferware. Von Dr. Rob. Schmidt 275
*Eigenartiges Tafelgerät aus alter Zeit. Von H. v. Schroetter . . . 539
*Taufgeschenke. Von Jarno Jessen . 707
*Das moderne Teezimmer. Von O. Alsen 268
*Aus dem Zimmer der Japanerin. Von H. v. Schroetter . . . 66

Hauswirtschaft.

Unseres Heimes Blumenschmuck. Von F. C. Oberg . . . 117
Bürgerliche Gastlichkeit von heute. Von R. Gollmer . . . 138
Das Einküchenhaus. Von H. Gildemeister . . . 753
Von den Fenstern und dem Fensterputzen. Von M. v. Sendow . . . 621
*Der gedeckte Tisch. Von O. Wohlbrück 179
Hausfrauen-Untugenden. Von Dr. Dockhorn . . . 389
Hauswirtschaft und Wirtschaftsgenossenschaft. Von A. Salomon 97
Über Hauswirtschaftsschulen. Von E. Kaselowsky . . . 341
Die Instandhaltung der Herrengarderobe. Von A. Kessler . . . 86
Praktische Ästhetik. Von J. A. Lux. 517
1. Die Küche . . . 762
2. Salon oder Arbeitszimmer? . . . 533
Die Rauchplage im Hause. Von C. Falkenhorst . . . 307
*Zur Reisezeit. Von D. Hochstadt . 283
Sparsamkeit sonst und jetzt. Von M. Pochhammer . . . 685
Tafelluxus vergangener Zeiten. Von M. Enberg . . . 75
Von den teuern Zeiten. Von R. Artaria 538
Wandschmücken. Von F. C. Schneider 811
*Berliner Waschanstalten. Von Else Mai

Seite

Auf Wohnungssuche. Von Ruth Helmholz . . . 609
Die Zentralheizung im Wohnhause. Von C. Falkenhorst . . . 677

Küche und Keller. Koch- und Backkunst.

Das Aufbewahren von Speiseresten. Von J. Batzer . . . 21
*Austernkunde. Von H. v. Schroetter 27
Allerlei vom Beefsteak. Von J. Batzer 169
Über die Verwendung der Birne. Von Marie Bauer . . . 635
Curry und Currygerichte. Von R. Gollmer . . . 789
*Eine billige Dunstobstmethode. Von A. Steimann . . . 339
Winke für den Einkauf von Eßwaren. Von M. Enberg . . . 726
Eisgetränke. Von H. v. Schroetter . 490
Englische Jams. Von R. Gollmer . 524
Erdbeergerichte. Von H. v. Schroetter 475
Das erste Frühstück. Von Dr. E. Söchting . . . 730
Etwas vom Flammeri. Von M. v. Branden 458
Unseres Frühlings erste Delikatessen. Von R. Gollmer . . . 310
*Die Garnele. Von H. v. Schroetter . 379
Gelee und Marmelade. Von H. Schumm . . . 443
Der Gugelhupf und seine Sippschaft. Von Gerda Thaller . . . 154
Die Verwertung des Hirschfleisches. Von J. v. Wedell . . . 742
Der Honig und seine Verwendung in der Küche. Von R. Gollmer . 394
Der Honig im Weihnachtsmenü. Von R. Gollmer . . . 774
Horsd'oeuvres. Von H. v. Schroetter 747
Junge Gemüse. Von Else Mai . . 245
Etwas vom Kaffee. Von Meta Merz 187
*Der Käsegang. Von H. v. Schroetter 603
Unser Keller. Von J. Batzer . . . 630
Koloniale Kochkunst. Von C. Falkenhorst . . . 69
Die Konserven im großen Welthandel. Von Else Franken . . . 299
*Vom Küchenausguß. Von C. Falkenhorst . . . 556
Küchen-Elend und Ideal-Küche. Von W. Mischke . . . 197, 214, 233
Kulinarisches aus Babel und Bibel. Von R. Gollmer . . . 436
Die Lieblingsfrucht der Küche. Von Margarete von Branden . . . 838
„Der liebste Gang". Von Marga Torn 555
Von allerlei Mürbteigkuchen. Von K. Dammnow . . . 598
Näschereien von dazumal. Von H. Winller . . . 826
Ochsen- und Rindermark in der Küche. Von J. Batzer . . . 501
Das Papier in der Kochkunst und in der Küche. Von Elsa Staack . . 666
Die „Pfanne". Von H. Schumm . . 333
Praktische Ästhetik. Von J. A. Lux. 517
1. Die Küche . . .
Der Reis und seine Bedeutung für die gemüsearme Zeit. Von J. Batzer 121
Verschiedene Reisspeisen. Von M. Bauer . . . 427
Vom „Schneiderkarpfen". Von R. Gollmer . . . 278
Der Silvesterpunsch. Von P. Kaldewey 822
Neue Spargelrezepte. Von H. v. Reymond 362
*Die Strandauster. Von H. v. Schroetter 715
Suppen. Von Meta Merz . . . 90
*Eine süße Kunst in Wort und Bild. Von M. Batzer . . . 779
Süße Speisen mit frischen Aprikosen. Von M. Bauer . . . 541
Tierschutz in der Küche. Von F. Schumm . . . 613
„Unser täglich Brot". Von R. Gollmer 604
Weihnachtskonfekt. Von E. v. Schmidt 765
*Weihnachtsküche. Von H. v. Schrötter 795

Seite

*Wiener Kaffee. Von B. Wirth . . 378
Etwas über Wintersalate und deren Bereitung. Von M. Prigge-Brock 100
Zur Geschichte der Wurst. Von R. Gollmer 326
Feine warme Zwischengerichte. Von M. Bauer 411

Blumen-, Gemüse- und Tierzucht.

Abtheid die Gans. Von Else Franken 571
*Balkonschmuck und Blumenfenster im Sommer. Von M. Hesdörffer 363
Nutzgeflügelzucht. Von Max Hesdörffer 259
Seltsame Haus- und Lieblingstiere. Von F. v. Tippel 131
*Tierkrankenpflege. Von A. Voller 515
Wilde Blumen. Von G. Meuer . . 505
Winterarbeiten im Hausgarten. Von Max Hesdörffer 842

Gesundheitspflege.

Etwas vom Älterwerden. Von R. Artaria 453
Die Bedeutung des Gemüses für die Ernährung. Von Dr Rehberg 61
Die Hygiene der Entwicklungsjahre. Von Dr. H. F. Stelzner 593
Für junge Mütter. Von E. Falkenhorst.
Die Pflege der Milchzähne 305
Die Pflege des kindlichen Fußes . . 374
Kalte Wände. Hygienische Winke. Von E. Falkenhorst 587
Von den Krankheiten des Kindes. Von Dr. M. Cohn 673
Die Migräne. Von E. Waldmeister . 529
Warum unterlassen so viele Mütter das Stillen? Von Dr. E. Neter 113

Verschiedenes.

Berlin als Blumenstadt. Von Ola Alsen 563
Berliner Straßenhändlerinnen. Von H. Winkler 835
Siebenbürgischer Christbaumschmuck. Von E. Horst 771
Glasmalerei-Imitation. Von G. Meuer 76
Von Heimat und Heimatliebe. Von Doris Stachle 618
Junge Liebe in alter Kunst. Von Dr. H. Vollmer 466
Originelle Einzugsgeschenke. Von Else Mai 205
Aus einer Portenwirtschaft. Von J. Schneider-Schönfeld 106
*Schleswig-Holsteinische Minnegaben. Von H. v. Schroetter . . 300
Schnurrige Sammlungen. Von Erna Bruck 813
Worauf man schreibt und wie man schreibt. Von H. St. Jones . . . 819
Spiegel. Von Ruth Lindner 699
In der Strohhutfabrik. Von O. Alsen 428
*Unterhaltungen im Freien in früherer Zeit. Von R. Lindner . . 346
„Der wandernde Wald." Von H. Gildemeister 810
Niederdeutsche Weihnachtssitten. Von M. Barz 769
Die Wohnung des neuen amerikanischen Präsidenten. Von E. Osthaus 805

*Ratgeber für jedermann.

Am Schlusse jeder Nummer.

Illustrationen.

Das Abräumen des Tisches . . . 415
Das Affentheater 64
Bella Alten 196
Amüsante Wissenschaft . 155, 191, 700
Anbietplatte für Mokka und Likör . 798
Apfelsinenschäler 831
Zwei dankbare Apfelsorten 574
Arabische Frauengestalten 18
Arbeiterinnenkolonien 613
Arbeitsbeutel mit Applikation . . . 140
Armschützer 112
Austernkunde 27
Das Baby in früheren Zeiten 787
Balkonschmuck und Blumenfenster im Sommer 363
Ballblumen aus Chiffonabfällen . 62
In der Ballettschule 99
Das Balltaschentuch 14
Japanische Banane 750
Bastarbeiten 235
Geflochtenes Bastkörbchen 672
Batikarbeiten 512
Verschiedenfarbige Begonie 623
Elegante Bergpalme 31
Berlin als Blumenstadt. 563
Berliner Straßenhändlerinnen . 835
Berliner Waschanstalten 811
Bettpompadour 559
Beutel mit fester Grundform. . . 579
Wie das Knäuel Bindfaden aufbewahrt werden sollte 350
Blattkakteen 590
Blumenbehälter 720, 782, 818
Blumenkrippen und Blumentische 460
Blumenkulturen ohne Erde . . . 158
Variierbarer Blumenschmuck 831
Neue Blumenspritzen 117, 687
Zwei moderne Blumenvasen 479
Hermine Bossetti 195
Nadia Boulanger. 526
Vom Brautbukett 47
Die Brennschere auf der Reise . . . 319
Der kleine Briefträger 639
Brosche aus einem Zehncentimesstück . 318
Moderne Broschen mit Emaileinlagen . 190
Neue Brotmesser 590
Bücherbrett mit Schnitzerei 431
Ein improvisierter Bücherschrank . . 622
Ein praktischer Buchumschlag. . . . 639
Butterdose mit Kühlvorrichtung . . . 415
Buntblätteriges Caladium 478
Chinébandgürtel mit Spange . . . 223
Chinesische Prachtdecke 576
Chinesisches Spielzeug 588
Chinesische Teekanne 698
Siebenbürgischer Christbaumschmuck . 771
Sophie David 196
Einfache Decke 238
Gestickte seidene Decke 767
Decke in englischer Lochstickerei 272
Decke mit Öl- und Opalmalerei . . . 208
Ein neuer Deckel für runde Schüsseln 479
Unsere Schwestern in Deutsch-Ostafrika 611
Marie Dietrich 196
Doppelgängerbildchen 79
Silberne Dose mit Achatdeckel 526
Eine billige Dunstobstmethode . . . 339
Selbsttätiger Eierkochapparat . . . 702
Ein neuer Eierkocher 11
Eine neue Eierplatte 511
Einlegplatten aus Holz für Aufschnitteller 398
Eisdeckchen mit Malerei 731
Praktische Eismaschine 430
Der elektrische Haartrockner . . . 719
Elektrische Lampen 79, 606
Die elektrische Wärmschlange . . . 687
Elektrische Zigarrenanzünder . . . 750
Exotische Elfenbeinfigürchen . . . 46
Menschen und Moden der Empirezeit 627
Birgit Engell 197
Die Engelsküche. Von Murillo . . 464
Erdbeergerichte 475
Modernes Eßzimmer 734
Der Fächer in der Schmucklunst . . 723
Bemalter Fächer 672
Faschingstanz- und Menükarten . 144
Feger aus Reisstroh in Lederhülle . . 512
Wollige Fetthenne 367
Neue Feueranzünder 383
Eine Feuerspritze mit allem Zubehör . 223
Neue Flaschenpfropfen 494
Verwendung leerer Fleischextraktbüchsen 16
Die fleißige Mutter. Von Chardin . 384
Florentiner Holzschnitzereien . . 638
Florentiner Majoliken 350
Hedwig Francillo-Mautsmann . . 196
Die Frau in der Schmuck- und Goldschmiedekunst 322
Frauenberufe Anno dazumal . . . 434
Die Fortschritte der Bewegung für Verbesserung der Frauenkleidung . . 387
Moderne Frisuren 828
Fruchtschale aus Serpentin . . . 672
Was die Frühjahrsmode bringt . . 227
Eine praktische Art, Garn zu wickeln . 463
Die Garnele 379
Arbeiten aus Garnrollen und Paketknebeln 16, 95, 116, 496, 542, 558, 718
Der gedeckte Tisch 179
Ein neues Geduldspiel: die Mausefalle 416
Geflügelrupfer 78
Der Gemüseteiler 271
Gemütliche Winkel 675
Kleine Geschenke für die Herren der Familie 783
Kleine Geschenke für Kindergesellschaften 110
Gesellschaftsspiele 451
Getränkewärmer 816
Glasmalerei-Imitation 76
Hängende Glockenblumen 288
Gundelrebe als Ampelpflanze . . . 418
Moderne Gürtel 36, 96, 351
Gürtelschließe 223
Hakenbrettchen aus Tannennadeln . . 702
Handarbeiten 119, 636, 704
Langer Handschuh in Strickarbeit . . 127
Handschuhsachet mit Sonnenschirmstickerei . 255
Handtuchhalter für ein Kinderzimmer 528
Die Hängematte im Handtäschchen . . 398
Seltsame Haus- und Lieblingstiere 131
Heißwasserkanne. 192
Herdreiniger 512
Allerlei Arbeiten aus Hobelspänen . 652
Der Spielplatz für Hockey 240
Russische Holzbrandarbeiten . . . 320
Horsd'oeuvres 747
Hosenstrecker 351
Wie Hunde reisen 846
Wie putze ich meinen neuen Hut? . . 739
Hutnadel. Hutnadelständer. 368, 512, 830
Hyazinthen und Tazetten in niederen Schalen 526
Aus dem Zimmer der Japanerin . . 66
Jaqueline de Bourgogne. Von Mabuse 576
Junge Hausmutter. Von G. Don . 640
Junge Liebe in alter Kunst . . . 464
Kabarettbesteck 398
Praktischer Kaffeefilter 302
Eine Wiener Kaffeemaschine . . . 379
Kaffeewärmer 352
Eine vornehme Kaminwand 63
Karneval auf der Dessertschüssel . 143
Kartenpapierarbeiten 281
Neuer Kartoffel- und Gemüseschneider. 817
Kartoffelschüsseln und Schalenmapf . 254
Der Kartoffel-Zoo 506
Der Käsegang 603
Käseknopf 224
Kasten mit Leinwandbekleidung . . . 192
Ein Heiser gegen den Kesselstein . . 479
Kimonos 174
Das Kind als Plastiker 35
Womit sich unsere Kinder am besten die Zeit vertreiben 188
Kinder Autos mit Handbetrieb . . . 302
Kinderhäubchen 176, 483
Ein Kinderhotel in London . . . 50
Ein sommerliches Kinder Kostümfest . 517
Kinderporträt. Von Van Dyck . . 221
Zwei Kinderservietten 30
Kindertaschentücher 512
Kinderturnstunden 163
Kissen in Samtplatterei 112
Moderne Kissen mit Kubelstickerei . . 655
Zwei Kissen mit Baststicerei 399

Seite

Wenig bekannte Knollenfrüchte . . . 766
Moderne Knöpfe 171, 304
Kokosnußbecher 366
Sophie Koner 2
Konfektschachtel mit Malerei . . . 286
„Kopenhagener" 31
Kopfkissen für die Badewanne . . . 131
Kopfputzkorheiten 683
Zwei Körbchen für die Reise 131
Der Kostlöffel 847
Kotillongeschenke 128
Krauthobel 31
Gehäkelte Krawatte 94
Kreisel aus Paketknebeln 95
Vier Kreuzstichmuster 799
Aus dem Zeitalter der Krinoline . . 754
Vom Küchenausguß 556
Altsilberner Küchendolch und Löffel . 574
Küchenmerktafel 206
Künstlerpuppen 735
Kupferring für feuerfestes Porzellan . 127
Landschaften für Maskenkostüme . 96
Läufer in verschiedenen Technisen 336, 368, 446, 480, 736, 784
Launen der Mode 543
Ein angebliches Laura-Porträt . . . 369
Selbstgefertigte Lederbälle 670
Leinendeckchen mit Heliosmalerei . . 384
Leuchter 558
Limonadenkühler 335
Ein Mädchenhort 250
Herzogin Magdalena von Bayern. Von P. de Witte 624
Elfriede Martick 197
Selbstgefertigte Mausefalle 432
Moderne Meißnerfiguren 400
Menükarten und Kalender 815
Messerbänkchen 62, 558
Gestickte Mittendecke 336
Möbel aus gebogenem Holz . . . 175
Mode. Modebilder zum Modeteil in jeder Nummer.
Aus Mörikes Haushaltungsbuch . 106
Wenn die Mutter mit den Kindern singt 211
Nachtlämpchen 192
Eine Nadelkünstlerin 220
Minnie Nast 196
Negerkindergärten 291
Florence Nightingale 109
Nippsigürchen 222
Ein neuer Nußknacker 671
Nutzgeflügelzucht 259
Obstaufsatz 848
Opernsonbretten 194
Opferstock der ledigen Mütter in Paris 304
Die Orakelpuppe 255
Osterfuhrwerk 240
Für den Ostertisch 243
Ostfriesischer Hausrat 499
Arbeiten aus Paketknebeln und Garnrollen 16, 95, 416, 496, 542, 558, 718
Papierdrachen und Wanduhr für die Puppenkinder 624
Der „Bienenkorb" in Paris 688
Pariser Modellhüte 190
Neue Vorrichtung zum Abziehen der Parkettböden 335
Künstlerische Passementerien 802
Praktische Passiermaschine 367
Der Peitschenkaktus 239
Englische Pelargonien 495
Moderne Perlarbeiten 655
Perlenketten 496
Pfeifenkraut 335
Pferdefall für Kinder 559
Formloses Pfirsichspalier 111
Pfropfen für Likörflaschen 799
Pfropfen mit Bezeichnung des Inhalts 415
Künstlerische Photographie 82
Photographierahmen mit Pergamentmalerei 511
Pipifax, ein neues Freiwildspiel . . . 251
Plakatankleberin in Paris 656
Plüschbären 782
Neue Pompadours . 417, 511, 623, 816

Seite

Das Preishüpfen im Tierreich . . 92
Promenadenfächer 271
Lustige Puppen und Karikaturen . 800
Ein Puppenheim. 382
Puppenküche und Puppenvorratsstube aus dem 18. Jahrhundert . . 654
Japanische Puppenküche 816
Puppenmöbel 16, 687
Puppensportwagen 207
Puppenwiege und -wagen aus Rohrgeflecht 783
Radialgasofen 783
Ragoutnäpfchen 224
Réchaud mit aufklappbarem Rost . . 831
Regentinnen 403
„Reigen" 495
Reisetäschchen und Reisenecessaires 414
Zur Reisezeit 307
Riechbüchsen und Riechdosen . . . 659
Römertauben 94
Rüschen und Krausen 619
Rutschbahn 159
Salzgefäß 224
Salzmandeln 366
Salznäpfchen in Diaboloform . . . 558
Savonaroladose 608
Geschnitzte Schachfiguren 256
Bemalte Schachtel 718
Hedwig Schacko 195
Gestrickte Schals 203
Kleiner Schaukelstuhl 320
Fritzi Scheif 195
Scheibenvorhang in Durchbrucharbeit und Flachstickerei 383
Schirmhülle mit leichter Stickerei . . 751
Moderne Schleier 174
Neue Schleiertrachten 147
Schleswig-Holsteinische Minnegaben 300
Schlüsselbrettchen 32
Nordischer Schmuck 396
Schmuckfedernfabrikation 43
Schmucktruhe 286
Schnurrige Sammlungen 843
Worauf man schreibt und wie man schreibt. 819
Im Schulgarten 530
Die Schulküche 123
Schürze mit Batistauflagen 846
Schutzhülle für das Vogelbauer . . . 830
Eine schwarze Gesellschaft 478
Schwedisches Bauernbüfett 334
Schwedische Handwebereien 442
Schwertlilien 560
Seifenhalter 192
Ein neuer Selbstkocher 686
Lieben Sie Senf? 763
Praktisches Senfglas 847
Zöblitzer Serpentindosen 816
Serviettenbänder für ein Silberbrautpaar 14
Serviettenhülle mit leichter Stickerei . 558
Silberpokal 80
Der Silberschatz im Puppenhaus . 732
Silhouetten 63, 336
Sitzbrettreiniger 607
Sofakissen 160, 464
Sommerhäuschen und Garten . . 126
Moderne Sonnenschirme 303
Eine Sparkasse 766
Einfache Spielsachen 703
Modernes Spieltischchen 654
Spitzenjäckchen 48
Sport- und Reisehüte 287
Stapelie 610
Die „Pipette" — ein neuer Staubsauger für den Hausgebrauch . . 750
Blütenstrauß des nobliechenden Stechapfels 510
Steinzeugvase mit Kupferauflage . . 79
Moderne deutsche Steinzeug- und Töpferware 275
Stickereien 59
Stickereien auf Tüll- und Filetstoff für elegante Unterröcke 412
Stopfen und Flicken 667
Die Strandaster 715

Seite

Bortenbenähter Streifen 320
In der Strohhutfabrik 128
Der Strohmann. Von F. Goya . . 144
Strumpelpeterfiguren 814
Eine süße Kunst in Wort und Bild 779
Anna Sutter als „Salome" 195
Eigenartiges Tafelgerät aus alter Zeit 539
Tamburinball 318
Tänzerin. Statuette 623
Schwedische Täschchen 400
Moderne Taschenbürste 383
Moderne Taschentücher 400
Taucherinnen 752
Taufgeschenke 707
Moderner Teekocher 608
Das moderne Teezimmer 268
In der Telephonistinnenschule . . 315
Eine elegante Telephontafel 574
Tellerträger 158
Allerlei für Tennisspielerinnen . . 288
Theater- und Ballpompadour . . 638
Theaterschal in Häkelarbeit . . . 731
Tierfiguren aus Porzellan 382
Moderne Tierfiguren 80
Tierkrankenpflege 515
Tischbillard 527
Tischdecke mit Aufnäharbeit . . . 720
Das Tischgebet. Von Chardin . . 768
Tischgedeck mit Zwischensätzen auf Filetgrund 592
Tischkehrmaschine 239
Toast- oder Brotständer 848
Toaströster 95
Toilettegarnitur aus Elfenbein . . 719
Toilettekissen 559
Toilettespiegel und Schmuckkästchen . 799
Toilettetisch für einen Herrn . . . 238
Weißlackierter Toilettetisch und -stuhl 46
Topinambur 766
Praktischer Tragsitz 446
Trauerbuche 176
Trompeter, einer Dame einen Brief überbringend. Von G. Terborch 48
„Tütlein, spring hinein!" 445
Unentbehrliche Kleinigkeiten . . . 331
Unterhaltungen im Freien in früherer Zeit 316
Untersatz aus Paketknebeln 512
Winterblühende Vergißmeinnicht . . 830
Zur Wiedererweckung einer alten Volkskunst in Italien 523
Volkstrachten aus Nordwestböhmen 595
Vorhang aus Champagnerpfropfen . . 462
Wagen- und Automobilfächer . . . 288
Waldreben 206
Wandbehang für Herrenzimmer, Kinderzimmer rc. 78, 286, 399, 510, 606, 622, 659
Ein praktisches Wandbrett 718
Wandkalender 15
Hedwig Wangel 115
Wärmschüssel 119
Die Wäscherin. Von Chardin . . . 544
Weihnachtsküche 795
Vom Weihnachtspaket 798
Italienische Weinkännchen 462
Arbeiten aus gelochtem Weißblech . 818
„Des jungen Weißkunig Kurzweil" . 32
Die Wellingtonia 784
Westen und Krawatten mit Stickerei 355
Ein neues Wettrennspiel 270
Wohlriechende Wicken 127
Wiegendecke mit Schattenstickerei . 352
Im Wigwam 691
Windschirme für den Balkon . . . 270
Zahnstocherbehälter . . . 142, 334, 512
Die Zeichen- und Malschule des Vereins der Künstlerinnen zu Berlin 222, 371
Zeitungshalter 767
Ziegenbock aus Porzellan 598
Zigarettenspitzen und Perlarbeit 552
Eine dankbare Zimmerorchidee . . 672
Zimmerruderm 163, 112
Zitronenpressen 814
Zuschneiden von Herrenwäsche . . 10

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 1, 1908.

Wie die Winde durch die Bäume schleifen
Und die Blüten von den Ästen streifen,

Lern' ich alte Weisheit neu begreifen:
Lächelnd opfern können, das heißt reifen.

Ilse Franke.

Des Überländers Weib.

Eine Skizze aus dem australischen Busch von St. v. Kotze.

Das Haus enthält zwei Zimmer; es ist aus Rundholz und Baumrinde gebaut und mit gespaltenen Stämmen gedielt. Eine große Rindenküche schließt sich als Anbau an, sie ist geräumiger als das ganze Haus, die Veranda eingeschlossen.

Ringsumher dehnt sich der Busch; Busch ohne Horizont, denn das Land ist flach. Keine Berge in der Ferne. Der Busch besteht aus verkrüppelten Eukalypten, ohne Unterholz. Nichts belebt die Aussicht außer dem dunklen Grün der wenigen Eichen, die über dem schmalen, fast wasserlosen Bachbett wehen; zwanzig Meilen bis zum nächsten Anzeichen von Zivilisation — einer Kneipe auf der Hauptstraße. — Der Überländer ist schon lange fort mit seiner Herde. Frau und Kinder sind allein.

Die Kinder spielen um das Haus herum — vier sind es, und abgerissen und vertrocknet sehen sie aus. Plötzlich schreit eins: „Schlange, Mutter! Hier ist 'ne Schlange!"

Die hagere, sonnenverbrannte Frau stürzt aus der Küche, greift das Baby vom Boden auf, setzt es auf ihre linke Hüfte und langt nach einem Stock. „Wo ist sie?"

„Hier! Unter das Feuerholz gekrochen!" brüllt der älteste Junge, ein aufgeweckter Bengel von elf Jahren. „Bleib dort, Mutter! Nimm dich in acht! Ich werde sie schon fassen!"

„Tom, komm her, oder du wirst gebissen! Komm sofort!"

Der Junge gehorcht unwillig, in der Faust einen Knüttel, größer als er selbst. Plötzlich schreit er triumphierend:

„Da kriecht sie — unter das Laub!" und springt mit erhobenem Stock darauf los. Zugleich reißt sich der große, schwarze, gelbäugige Köter von der Kette und stürzt der Schlange nach. Er kommt jedoch eine Sekunde zu spät, und seine Nase erreicht die Ritze in den Bohlen gerade, als das Schwanzende der Schlange darin verschwindet. Der Hund kümmert sich wenig darum und beginnt das Haus zu unterminieren. Endlich wird er gefaßt und wieder angekettet; die Familie darf ihn nicht verlieren.

Die Frau läßt die Kinder zusammen an der Hundehütte stehen, während sie auf das Reptil lauert. Sie holt zwei kleine Satten Milch und stellt sie in die Nähe der Wand, um die Schlange zu locken; aber die zeigt sich nicht.

Es ist nahe Sonnenuntergang, und ein Gewitter zieht herauf — die Kinder müssen hinein. Sie will sie nicht ins Haus nehmen, weil sie weiß, daß die Schlange dort ist und jederzeit durch einen Spalt im rohen Holzflur heraufkommen kann. So trägt sie denn ein paar Armvoll Feuerholz in die Küche und nimmt die Kinder dahin. Die Küche besitzt einen aus Lehm festgestampften Fußboden. Ehe es dunkel wird, geht sie ins Haus und rafft schnell ein paar Kissen und Decken zusammen — bei jedem Griff gewärtig, die Schlange zu berühren. Sie macht auf dem Küchentisch ein Lager für die Kinder zurecht und setzt sich daneben. Ein tüchtiger Stock liegt bei ihr bereit; vor sich hat sie ihren Nähkorb. Der Hund ist auch in der Küche. Tommy legt sich unter Protest nieder und sagt, er will die Nacht wach liegen. Er hat seinen Knüttel neben sich und das Kind an seiner Seite klagt: „Mammi! Tommy stößt mich immer mit seiner Keule! Nimm sie ihm doch weg."

Tommy: „Halt's Maul, du Kleiner! — Willste von der Schlange gebissen werden?"

Jacky ist still.

„Wenn du gebissen wirst," fährt Tommy nach einer Pause fort, „schwillste an, riechst, wirst grün, blau und rot, bis du platzt. Nicht wahr, Mutter?"

„Junge, ängstige das Kind nicht. Geh schlafen", sagt sie. „Willst du mich wecken, wenn die Schlange kommt?" „Ja. Schlaf!"

Nahe Mitternacht. Die Kinder schlafen, und sie sitzt noch da und näht. Ab und zu sieht sie sich um, wenn sie irgendein Geräusch hört, und greift nach dem Stock. Das Gewitter zieht herauf, und der Wind droht durch die Spalten in der Bohlenwand das Licht auszublasen. Bei jedem Blitz blinken die Ritzen in der Wand wie Silber. Der Donner rollt, und der Regen kommt in Strömen nieder.

Alligator, der Hund, liegt der Länge nach auf dem Boden, die Augen auf die Wand zum Hause daneben gerichtet. Daran erkennt sie, daß dort die Schlange ist. Sie ist nicht feige, aber nervös neuerdings. Der kleine Sohn ihres Schwagers wurde kürzlich gebissen und starb. Außerdem hat sie seit sechs Monaten nichts von ihrem Manne gehört und ist beunruhigt seinetwegen. Er ist ein Überländer, der Viehherden oft Tausende von Meilen weit zu Markte treibt. Sein Bruder, der auf der Hauptstraße wohnt, kommt alle Monate mal herüber und versorgt die Frau mit den nötigsten Nahrungsmitteln.

Sie ist das Alleinsein gewohnt. Einmal hat sie so achtzehn Monate gelebt. Ihr Mann ist Australier, wie sie. Er ist leichtsinnig, aber ein guter Kerl. Hätte er die Mittel, er würde sie wie eine Fürstin behandeln. Die letzten zwei Kinder wurden im Busch geboren — für das eine mußte ihr Mann mit Gewalt einen betrunkenen Arzt weither heranschleppen. Ein anderes starb, als sie hier allein war. Sie ritt neunzehn Meilen um Hilfe, das tote Kind im Arm. —

Es muß jetzt zwischen ein und zwei Uhr sein. Das Stearinlicht ist niedergebrannt. Alligator ruht, den Kopf auf den Pfoten, und bewacht die Wand. Er ist kein schöner Hund, aber er fürchtet nichts auf der Erde oder darunter. Er haßt alle anderen Hunde und fremde Menschen. Er haßt Schlangen und hat schon viele getötet; doch eines Tages wird er gebissen werden. Die meisten Schlangenhunde enden so.

Ab und zu legt die Frau die Arbeit nieder und horcht und denkt. Sie denkt an Stücke aus dem eigenen Leben.

Der Regen wird das Gras wachsen machen, und das erinnert sie daran, wie sie einst ein Buschfeuer bekämpfte, während ihr Gatte abwesend war. Das Gras war lang und sehr trocken, und das Feuer drohte ihr Heim zu vernichten. Sie zog sich ein paar alte Hosen ihres Mannes an und schlug die Flammen mit belaubten Ästen aus, bis große schwarze Schweißtropfen auf ihrer Stirn standen und in Streifen die geschwärzten Arme hinabliefen. Das Bild seiner Mutter in Hosen schien Tommy außerordentlich komisch, der wie ein kleiner Held neben ihr arbeitete; aber das Jüngste brüllte; und das Feuer würde sie schließlich doch übermannt haben, wenn nicht noch gerade recht-

zeitig Hilfe gekommen wäre von einem fernen Rancho. Als sie dann das Jüngste aufnehmen wollte, schrie es und wehrte sich wie rasend gegen den „schwarzen Mann", und Alligator traute der Vernunft des Kindes mehr als dem eigenen Instinkt, griff wütend zu und hing in den Hosen, bis Tommy ihn mit einem Riemen abwürgte. Die Reue des Hundes über sein Versehen war so deutlich, als ein etwas schadhafter Schwanz und ein sechszölliges Grinsen es machen konnten.

Sie erinnert sich, wie sie eine Hochflut bekämpfte, ebenfalls in der Abwesenheit ihres Mannes. Stundenlang stand sie im prasselnden Regen, einen Abzug grabend, um den Damm zu retten. Doch am nächsten Morgen war der verschwunden: die monatelange Arbeit des Gatten. Und sie weinte.

Und dann wieder hatte ein toller Bulle ihr Haus belagert. Sie goß sich Kugeln und schoß durch die Ritzen in den Wänden mit einer alten Vogelflinte. Am nächsten Morgen war er tot. Und sie erhielt 7 Mark 50 Pfennig für das Fell.

Und dann die „menschlichen" Gefahren! Erst vorige Woche war ein übelaussehender Wanderer gekommen, und nachdem er sich von der Abwesenheit des Hausherrn überzeugt, hatte er Essen und Tabak verlangt und gesagt, er werde über Nacht bleiben. Sie griff nach einem Stück Holz, ließ den Hund los — und der Fremde wurde sehr höflich und ging. Sie sah entschlossen aus, und Alligators Gebiß erinnerte zu lebhaft an dasjenige seines Namensvetters.

Sie hat nur wenige Erholungen. Alle Tage sind sich gleich für sie; aber Sonntags nachmittags zieht sie sich an, bringt die Kinder in Ordnung, zupft das Kleinste zurecht und geht auf dem einsamen Buschpfad spazieren, einen alten Kinderwagen vor sich herschiebend. Das tut sie jeden Sonntag. Es gibt nichts zu sehen, und keine Seele begegnet ihr. Man kann zwanzig Meilen auf diesem Wege wandern, ohne daß ein Punkt sich ins Gedächtnis prägt. Das kommt von der schrecklichen, ewigen Gleichmäßigkeit der verkrüppelten Bäume. Als junge Frau haßte sie diese Landschaft, aber jetzt würde sie sich fremd fühlen fern von ihr.

Sie freut sich, wenn ihr Mann zurückkehrt; aber sie zeigt es nicht in lauter Weise. Sie liebt ihre Kinder, hat aber nicht viel Zeit, es zu zeigen. Sie erscheint ihnen hart. Ihre Umgebung ist der Entwicklung der sentimentalen und weiblichen Seiten ihrer Natur ungünstig. —

Es muß nun bald Morgen sein. Das Licht ist am Ausgehen. Sie legt mehr Holz aufs Feuer, und der Raum wird sehr warm. Alligator bewacht noch immer die Wand, und plötzlich wird er äußerst aufgeregt, ein Zittern läuft durch den Körper, und das Haar auf dem Nacken sträubt sich. Die Frau weiß warum und greift nach dem Stock. Am unteren Ende einer Bohle glitzern aus einem Spalt ein böses Paar kleiner, heller, perlenähnlicher Augen. Die Schlange kriecht langsam hervor, um einige Zoll, und bewegt den Kopf auf und nieder. Der Hund liegt still, und die Frau sitzt da wie gebannt. Die Schlange kriecht noch ein Stück weiter. Die Frau hebt den Stock, und das Reptil schießt plötzlich zurück. Doch diesesmal ist Alligator schneller. Er springt zu, schnappt und hat das Tier gefaßt; dann beginnt er es aus dem Loch herauszuziehen. Die Frau schlägt zu und trifft des Hundes Nase. Aber er läßt nicht los, und da er einen guten Griff dicht hinter dem Kopf hat, kann die Schlange sich nicht wehren. Es ist ein fünffußlanges Exemplar der gefährlichen schwarzen Giftschlange. Noch einmal, zweimal schlägt die Frau zu, und das Reptil ist tot.

Tommy ist aufgewacht. Aber die Mutter schiebt ihn zurück. Sie hebt die Schlange mit dem Ende des Stockes auf und wirft sie ins Feuer. Sie legt Holz darüber und sieht zu, wie das Tier verbrennt. Tommy und der Hund sehen ebenfalls zu. Sie legt ihre Hand auf Alligators Kopf, und sogleich erlischt das wilde Kampfeslicht in seinen gelben Augen. Der Junge dreht sich um und sieht Tränen auf ihren Wangen, und plötzlich wirft er die Arme um ihren Hals und sagt: „Mutter — ich gehe niemals überlanden; hol mich der Teufel, wenn ich's tue!"

Und sie drückt ihn an ihre vertrocknete Brust und küßt ihn, während das kränkliche Frühlicht über dem Busch anbricht.

Sophie Koner.

Von Jarno Jessen.

(Mit zwei Porträten der Künstlerin und Abbildungen nach ihren Gemälden.)

Wenn Heinrich Wölflin erklärt, daß Vornehmheit im Grunde eine negative Eigenschaft sei, weil sie vieles ausschließt, ist Sophie Koner vornehm und zugleich liebenswürdig. Sie besitzt auch reiche Herzenswärme und Schalkhaftigkeit, ihre Gemälde tragen eignen Stempel, und wo ein Werk ihrer Hand dem Auge geboten ist, überkommt uns die behagliche Stimmung eines einladenden Milieus mit schwellenden Polstern, warmen Teppichen und kunstgehobenem Zierschmuck. Durch ihre Bilder hindurch fühlen wir, daß es sich in der Nähe dieser Frau wohl sein lassen muß.

Sophie Koner.

Sophie Koner ist als Kind deutscher Eltern in London geboren und in Deutschland erzogen worden. Schon in der Pension in Frankfurt am Main verfuhren die Lehrer sehr verständnislos mit der begabten Kleinen, die immer nach eignem Kopf beim Abzeichnen der Vorlagen vorging. Sie fand das bloße Kopieren so unendlich geistlos, daß sie freie Zusätze und Umbildungen nicht unterlassen konnte. Die Schulpedanten verloren die Geduld, und völliger Ausschluß vom Zeichenunterricht wurde über sie verhängt. Man gab ihr dafür als Entschädigung das Aufpasseramt über einige unbeschäftigte Pensionärinnen. Immer schon hatte es sie getrieben, die Menschen ihrer Umgebung zeichnerisch festzuhalten, und aus dieser Porträtgalerie sah sie manche Federskizze vorsichtig nach der Konfiskation in der Westentasche eines Lehrers

Kinderbildnis.

geborgen werden. Dann kam das kurze Glück wirklicher Studien nach der Natur bei Freilichtausflügen mit einem einsichtsvollen Künstler. Sie heiratete sehr jung nach England und stand, nach anderthalb Jahren bereits aus allen Himmeln gerissen, als Witwe vor der schweren Aufgabe einer Berufsausbildung. Im Hause der Schwiegereltern in Paris wandte sie nun alle Energie auf das Malstudium. Zu Henner und Düran ging sie einige Jahre lernen, aber die flüchtige Art der Korrektur, das geringe Zusammenarbeiten mit den Lehrern im Atelier befriedigte sie wenig. Obgleich Düran nach vier Wochen bereits in echt französischer Höflichkeit ihre Farbengebung für prächtig und sie selbst für reif zum Porträtieren erklärte, war ihr Selbstvertrauen äußerst gering. Sie verschrieb sich stärkere Dosen des Studierpensums und meldete sich außerdem bei dem greisen Meister Barrias an. Hier fand sie ein Lehrideal nach höchsten Erwartungen, einen ganzen Künstler und zugleich einen berufenen Pädagogen. Immer saß der liebenswürdige Meister mitten unter seiner internationalen Schülerschar. Jede Entstehungsstufe der Arbeiten bewachte sein kritischer Blick. Er spornte ihren Eifer durch Exkurse, ihre Urteilsfähigkeit durch allsonnabendliche Juryveranstaltungen. Über die Arbeiten der Woche wurde dann zu Gericht gesessen, jede Kritik auf einen Zettel in die Stimmurne getan und darauf das Volksgericht verlesen. Den langen Studientag in den Ateliers unterbrach oft statt des Mittags nur eine Stunde im Louvre mit Apfelsinen und Brot. Über allem Entzücken an der Arbeit vergaß die junge Frau nur eins, die eigene Gesundheit. Still machte sie alltäglich in einer Ecke des Ateliers ihren Schüttelfrostanfall ab, bis des Meisters Wachsamkeit auf einem gemeinsamen Arztbesuch bestand. Es wurde ihr bitter schwer, den Wunsch des Schwiegervaters, ihr Talent in seiner Fächerfabrik auszunutzen, nicht zu erfüllen. Sie kehrte nach Deutschland zurück, und die Wiederbegegnung mit Max Koner, ihrem nur wenig älteren Verwandten, ließ die an französischer Lehre

Knabenporträt.

Die Künstlerin in ihrem Atelier.

Geschulte seine bedeutende Malerzukunft mit Sicherheit vorauserkennen. Aus dem Lehrer wurde der Gatte, und nach ihrer eigenen Aussage dankte sie ihm zweierlei: „In der Kunst die Selbständigkeit, im Leben das Glück". Beide Künstler machten als Porträtmaler Eindruck. Die Berliner Große Kunstausstellung von 1896 brachte ihr die kleine goldene Medaille für ein klassisches Kinderbild, und kurze Zeit nachdem ihr Gatte sein denkwürdiges Kaiserporträt geschaffen hatte, fiel ihr der Auftrag zu, die kleine Prinzessin Viktoria Luise zu malen. Von der großen Gesellschaft mit Aufträgen überschüttet, von der Kritik gepriesen und von der Zunft mit den höchsten Ehren ausgezeichnet, stand das Ehepaar Koner auf der Höhe beruflichen Gelingens. Ihr menschliches Glück war durch den Besitz eines Sohnes und einer Tochter vollkommen geworden. Aber alles Licht erlosch, als ein bitteres Geschick Sophie Koner zum zweitenmal zur Witwe machte. Es schien vorerst, als sei diese Wunde zu tief gegangen; aber die Liebe zu ihren Kindern und zur Kunst gab ihrem Wesen neue Schwungkraft. Sie vermochte sich aufzurichten, und neues Schaffen zeugt von ungebrochenen Kräften.

Hela Peters.

Menschenkenntnis, Gemüt und Geschmack sind die Voraussetzungen für Sophie Koners Bildnismalerei. Die Porträte ihrer Frauen und Männer, oder besser ihrer Damen und Herren, erwecken vorerst den Eindruck ausgezeichneter Ähnlichkeit. Sie verraten den psychologischen Scharfblick des Malers. Gleichviel, ob sie die Klugheit und Schrullenhaftigkeit eines alten Rechtsgelehrten, den tiefgründigen, anteilnehmenden Ernst des Arztes oder das zuckende Künstlertemperament des Gatten zu spiegeln trachtete, immer redet ihr Pinsel eine sichere, überzeugende Sprache. Im Kostüm weiß sie trotz der Wahrung des Zeitgemäßen gewisse Zeitlosigkeit herzustellen. Sie liebt das Schöne, wenige, voll sammenstimmende Immer weiß sie die des Körpergefüges nutzen. Wo die Mod Enggeschnürtseins die Form beeinträchtigt, ein lose gleitender ein bewegtes Band mut des Linienflusses recht halten.

Wenn die Le Sophie Koners auf Gebieten die Gesellsch Besten ihres Faches ver ohne der Kunst al wesentlich Neues fügen, muß vor ihren bildnissen gesagt werde sie einen Platz als Ei hauptet. Aus allen eines zur Heiterkei Neckerei geneigten aus der Tiefe der Mü keit hat sie für solche fungen gespendet. Wie und Rubens und borough wußte sie di liche Kinderstube ausg In solchen Schöpfungen kann sie auch geistreich sein, dem Einfall vollen Spielraum, ergreift sie die Gu Augenblickes. Sie überrascht einmal ihr winziges Blon im Großvaterstuhl, in dem es Posto gefaßt hat, um die zu erschrecken. Sie belauscht es ein anderes Mal

Das Töchterchen der Künstlerin.

Ein Sonnenstrahl.

Unternehmen, einen breiten Sonnenbalken, der quer das Fenster auf ihren Lockenkopf und ihr Nachthäubchen

ngen. Im sausenden
nd auf der Düne malt
Kleine wie ein verflatter-
Röckchen. Sie malt
Bilder mit aller Eleganz
us Paris geholten Wis-
n tonschöner Altmeister-
oder mit dem prickelnden
pressionistischer Methode,
iger Atelierbeleuchtung
Vibrieren des Freilichts.
n Porträt ihres Jungen
des drolligen Baby-
tums Velasquez' hat die
in 1889 ihren ersten
Lorbeerkranz errungen.
95 stammt das hold-
Doppelporträt zweier
rn „Im Märchenland".
köstlichen Modellfund
n Schwarzen und Roten
ar Koner triumphierend
ier seiner Frau. Er
sich, zu welcher Fröm-
e den schelmischen Rot-
ihr Porträt zu stimmen

Das Jüngste.

und es war kein Geringerer als der dem Künstlerpaar
ete Professor Ernst Curtius, der beim ersten Anschauen
m Bild den Namen gab. Niemals macht eins ihrer
orträte den Eindruck des Gestellten, in Ausdruck und
. Ihr Verkehr mit den Kleinen ist natürlich, mütterlich und kameradschaftlich. „Die herzigen Dingerchen müssen sich im Atelier ganz heimisch fühlen," sagt sie, „der Künstler hat sie absolut nicht zu behelligen, er muß nur wie ein Falke auf seinen glücklichsten Moment passen." Sophie Koner versteht auch vor allem, die Seligkeit der Mutterschaft zu künden. Nichts verletzt sie so stark wie eine Selbstgefälligkeit der Frau bei solchen Sitzungen, und ihr Pinsel wird zum Lobsänger, wenn es gilt, allen im Kinde gipfelnden Stolz einer jungen Mutter zu schildern.

In ihrer Lehrtätigkeit schwebt ihr die unvergessene Pariser Studienzeit bei Meister Barrias vor, und sie hofft, selbst ein gleiches Glück spenden zu können.

Auf einer ihrer Staffeleien im Atelier steht jetzt ein neues Kindergenrebild vollendet, ein kleiner Frühlingsengel, so schelmisch, so pausbackig, so farbenfrisch wie ein Puck-Capriccio aus Oberons Elfenreich. Auf einer anderen ist ein lebensgroßes Damenporträt entstanden, das Bild einer feinen, leidberührten Frau — ein Chopin Nocturne, eine Poesie Hölderlins. Die beiden Seelen Sophie Koners grüßen uns hier, und dankbar spüren wir den vollen Reiz ihres Wesens.

Speisehäuser für stillende Mütter in Paris.

Von Josephine Grätz.

schon wurde darauf hingewiesen, daß es nicht immer
nen Mittel sind, mit denen Werke echter Menschen-
nr Segen der Notleidenden ausgeführt werden. Starkes,
Empfinden oder, volkstümlich ausgedrückt, das tiefste
en mit den vom Schicksal Vernachlässigten hat schon
hnliches geleistet und die Wohlhabenden zum Öffnen
re veranlaßt, hat diesen den Weg gezeigt oder ihnen
regung gegeben, den Tribut ihrer bevorzugten materiellen
zu bezahlen. So hat die ganz unbemittelte Frau
nzösischen Provinzprofessors ein Werk geschaffen, das
s zum Vorbild werden könnte.

der eigenen Familie ward ihr edles Herz auf die
e aufmerksam, denen die Säuglinge der ärmsten Volksklassen
sein müssen. In Paris, der Weltstadt, wohin ihr
versetzt wurde, wurden ihre Gedanken zur Tat. Madame
dies ist der Name der ausgezeichneten Frau, wollte
er unentgeltlichen Hergabe sterilisierter Milch beginnen.
ellten sich die Zweifel bei ihr ein, ob die Milch auch
ich den Kindern zugute käme. Verschiedene andere
ahmen, die sich die warmherzige Frau ausgedacht hatte,
die Probe des Erfolges ebenfalls nicht bestehen.
ihren Beobachtungen und Erfahrungen gab es nur eins:
enden Mütter selbst zu speisen, und zwar in einem von
gemieteten Lokal, das nur als Speiseraum gedacht war.
Madame Coullet mietete in dem Arbeiterviertel Ménil
ant einen bescheidenen Raum, versah ihn nur mit dem
ständigsten, und nun ging sie zu Bekannten, machte sie mit
n Plänen und Sorgen bekannt und pochte an deren
re, und nicht ohne Erfolg.
Eine Mitteilung an der Türe des Lokals besagte: „Mütter,
ihre Kinder selbst stillen, werden hier von 11—1 Uhr
ittags und von 5—7 Uhr abends kostenlos gespeist."

Ein Gastwirt hatte die Verpflichtung übernommen, für 35 Centimes eine Portion guter Bouillon, eine Fleisch- und eine Gemüsespeise zu liefern. Brot stellte die Anstalt. — Das Beispiel Madame Coullets fand Anerkennung und freudige Geber, so daß bald 200 Personen sich an den Kosten beteiligten und weitere Lokale eröffnet werden konnten. Es sind bereits 12 000 Mahlzeiten gespendet worden.

An der Ausstattung der wohl einfachen, aber äußerst sauber gehaltenen Räume beteiligten sich außerdem einige Geschäftsfirmen.

Bedingung zur Entgegennahme der Mahlzeiten ist nur, daß die betreffende Frau den Beweis erbringt, daß sie selbst stillt.

Keine unnützen Fragen und keine zeitraubenden, meist auch sehr kränkenden Erkundigungen belästigen hier die Frauen, die kommen — ihren Hunger zu stillen, was zugleich die Nahrung ihres Kindes bedeutet. Mit feinstem Takt widmet sich Madame Coullet ihren Schützlingen, überwacht die Abgabe der Speisen und steht mit ihrem warmen, anteilfrohen Herzen neben allen, die ihren Dank in freiwillige Mitteilungen kleiden über den eigenen Lebensweg, der sie zwingt, die in so hochherziger Form gewährte Hilfe anzunehmen.

Irgendein Druck zu solchen Mitteilungen wird niemals ausgeübt, und darin dürfte die Anstalt ein weiteres Beispiel für die wahrhaft vornehme Art des Gebens geleistet haben, die nicht genug zur Nachahmung empfohlen werden kann. Nur durch solche Zartheit wird den Bedürftigen das Bitterste erspart in den Tagen, da sie von den Begüterten abhängig sind; diese Bitterkeit, die gar manche gehässig macht! Jeder „Wohltäter" kann diese häßliche Begleitempfindung des Dankes vermeiden, wenn richtige Nächstenliebe ihn lehrt, als Helfer im Unglück zu erscheinen, der glücklich ist — geben zu können.

Geschulte seine bedeutende Malerzukunft mit Sicherheit voraus-erkennen. Aus dem Lehrer wurde der Gatte, und nach ihrer eigenen Aussage dankte sie ihm zweierlei: „In der Kunst die Selbständigkeit, im Leben das Glück". Beide Künstler machten als Porträtmaler Eindruck. Die Berliner Große Kunstausstellung von 1896 brachte ihr die kleine goldene Medaille für ein klassisches Kinderbild, und kurze Zeit nachdem ihr Gatte sein denkwürdiges Kaiserporträt geschaffen hatte, fiel ihr der Auftrag zu, die kleine Prinzessin Viktoria Luise zu malen. Von der großen Gesellschaft mit Aufträgen überschüttet, von der Kritik gepriesen und von der Zunft mit den höchsten Ehren ausgezeichnet, stand das Ehepaar Koner auf der Höhe beruflichen Gelingens. Ihr menschliches Glück war durch den Besitz eines Sohnes und einer Tochter vollkommen geworden. Aber alles Licht erlosch, als ein bitteres Geschick Sophie Koner zum zweitenmal zur Witwe machte. Es schien vorerst, als sei diese Wunde zu tief gegangen; aber die Liebe zu ihren Kindern und zur Kunst gab ihrem Wesen neue Schwungkraft. Sie vermochte sich aufzurichten, und neues Schaffen zeugt von ungebrochenen Kräften.

Hela Peters.

Menschenkenntnis, Gemüt und Geschmack sind die Voraussetzungen für Sophie Koners Bildnismalerei. Die Porträte ihrer Frauen und Männer, oder besser ihrer Damen und Herren, erwecken vorerst den Eindruck ausgezeichneter Ähnlichkeit. Sie verraten den psychologischen Scharfblick des Malers. Gleichviel, ob sie die Klugheit und Schrullenhaftigkeit eines alten Rechtsgelehrten, den tiefgründigen, anteilnehmenden Ernst des Arztes oder das zuckende Künstlertemperament des Gatten zu spiegeln trachtete, immer redet ihr Pinsel eine sichere, überzeugende Sprache. Im Kostüm weiß sie trotz der Wahrung des Zeitgemäßen eine gewisse Zeitlosigkeit herzustellen. Sie liebt das einfach Schöne, wenige, voll zusammenstimmende Mittel. Immer weiß sie die Züge des Körpergefüges zu benutzen. Wo die Mode des Enggeschnürtseins die schöne Form beeinträchtigt, hilft ihr ein lose gleitender Schal, ein bewegtes Band die Anmut des Linienflusses aufrecht halten.

Wenn die Leistungen Sophie Koners auf diesen Gebieten die Gesellschaft der Besten ihres Faches vertragen, ohne der Kunst allerdings wesentlich Neues hinzuzufügen, muß vor ihren Kinderbildnissen gesagt werden, daß sie einen Platz als Eigene behauptet. Aus allen Registern eines zur Heiterkeit und Neckerei geneigten Wesens, aus der Tiefe der Mütterlichkeit hat sie für solche Schöpfungen gespendet. Wie Albani und Rubens und Gainsborough wußte sie die häusliche Kinderstube auszunutzen. In solchen Schöpfungen kann sie auch geistreich sein, gibt sie dem Einfall vollen Spielraum, ergreift sie die Gunst des Augenblickes. Sie überrascht einmal ihr winziges Blondinchen im Großvaterstuhl, in dem es Posto gefaßt hat, um die Mama zu erschrecken. Sie belauscht es ein anderes Mal bei dem Unternehmen, einen breiten Sonnenbalken, der quer durch das Fenster auf ihren Lockenkopf und ihr Nachtröckchen fällt.

Das Töchterchen der Künstlerin.

Ein Sonnenstrahl.

einzufangen. Im sausenden Meerwind auf der Düne malt sie die Kleine wie ein verflattertes Flöckchen. Sie malt solche Bilder mit aller Eleganz ihres aus Paris geholten Wissens, in tonschöner Altmeistertechnik oder mit dem prickelnden Reiz impressionistischer Methode, in ruhiger Atelierbeleuchtung oder im Vibrieren des Freilichts. Mit dem Porträt ihres Jungen im Stil des drolligen Babygrandentums Velasquez' hat die Künstlerin 1889 ihren ersten vollen Lorbeerkranz errungen. Aus 1895 stammt das holdselige Doppelporträt zweier Schwestern „Im Märchenland". Diesen köstlichen Modellfund der kleinen Schwarzen und Roten brachte Max Koner triumphierend ins Atelier seiner Frau. Er amüsierte sich, zu welcher Frömmigkeit sie den schelmischen Rotkopf für ihr Porträt zu stimmen wußte, und es war kein Geringerer als der dem Künstlerpaar befreundete Professor Ernst Curtius, der beim ersten Anschauen auch dem Bild den Namen gab. Niemals macht eins ihrer Kinderporträte den Eindruck des Gestellten, in Ausdruck und Haltung. Ihr Verkehr mit den Kleinen ist natürlich, mütterlich und kameradschaftlich. „Die herzigen Dingerchen müssen sich im Atelier ganz heimisch fühlen," sagt sie, „der Künstler hat sie absolut nicht zu behelligen, er muß nur wie ein Falke auf seinen glücklichsten Moment passen." Sophie Koner versteht auch vor allem, die Seligkeit der Mutterschaft zu künden. Nichts verletzt sie so stark wie eine Selbstgefälligkeit der Frau bei solchen Sitzungen, und ihr Pinsel wird zum Lobsänger, wenn es gilt, allen im Kinde gipfelnden Stolz einer jungen Mutter zu schildern.

Das Jüngste.

In ihrer Lehrtätigkeit schwebt ihr die unvergessene Pariser Studienzeit bei Meister Barrias vor, und sie hofft, selbst ein gleiches Glück spenden zu können.

Auf einer ihrer Staffeleien im Atelier steht jetzt ein neues Kindergenrebild vollendet, ein kleiner Frühlingsengel, so schelmisch, so pausbackig, so farbenfrisch wie ein Puck Capriccio aus Oberons Elfenreich. Auf einer anderen ist ein lebensgroßes Damenporträt entstanden, das Bild einer feinen, leidberührten Frau — ein Chopin Nocturne, eine Poesie Hölderlins. Die beiden Seelen Sophie Koners grüßen uns hier, und dankbar spüren wir den vollen Reiz ihres Wesens.

Speisehäuser für stillende Mütter in Paris.

Von Josephine Grätz.

Oft schon wurde darauf hingewiesen, daß es nicht immer die eigenen Mittel sind, mit denen Werke echter Menschenliebe zum Segen der Notleidenden ausgeführt werden. Starkes, soziales Empfinden oder, volkstümlich ausgedrückt, das tiefste Erbarmen mit den vom Schicksal Vernachlässigten hat schon Ungewöhnliches geleistet und die Wohlhabenden zum Öffnen der Börse veranlaßt, hat diesen den Weg gezeigt oder ihnen neue Anregung gegeben, den Tribut ihrer bevorzugten materiellen Stellung zu bezahlen. So hat die ganz unbemittelte Frau eines französischen Provinzprofessors ein Werk geschaffen, das auch uns zum Vorbild werden könnte.

In der eigenen Familie ward ihr edles Herz auf die Nachteile aufmerksam, denen die Säuglinge der ärmsten Volksklassen ausgesetzt sein müssen. In Paris, der Weltstadt, wohin ihr Mann versetzt wurde, wurden ihre Gedanken zur Tat. Madame Coullet, dies ist der Name der ausgezeichneten Frau, wollte mit der unentgeltlichen Hergabe sterilisierter Milch beginnen. Bald stellten sich die Zweifel bei ihr ein, ob die Milch auch tatsächlich den Kindern zugute käme. Verschiedene andere Maßnahmen, die sich die warmherzige Frau ausgedacht hatte, konnten die Probe des Erfolges ebenfalls nicht bestehen. Nach ihren Beobachtungen und Erfahrungen gab es nur eins: die stillenden Mütter selbst zu speisen, und zwar in einem von ihr gemieteten Lokal, das nur als Speiseraum gedacht war.

Madame Coullet mietete in dem Arbeiterviertel Ménilmontant einen bescheidenen Raum, versah ihn nur mit dem Allernötigsten, und nun ging sie zu Bekannten, machte sie mit ihren Plänen und Sorgen bekannt und pochte an deren Börse, und nicht ohne Erfolg.

Eine Mitteilung an der Türe des Lokals besagte: „Mütter, die ihre Kinder selbst stillen, werden hier von 11—1 Uhr morgens und von 5—7 Uhr abends kostenlos gespeist."

Ein Gastwirt hatte die Verpflichtung übernommen, für 35 Centimes eine Portion guter Bouillon, eine Fleisch- und eine Gemüsespeise zu liefern. Brot stellte die Anstalt. — Das Beispiel Madame Coullets fand Anerkennung und freudige Geber, so daß bald 200 Personen sich an den Kosten beteiligten und weitere Lokale eröffnet werden konnten. Es sind bereits 12 000 Mahlzeiten gespendet worden.

An der Ausstattung der wohl einfachen, aber äußerst sauber gehaltenen Räume beteiligten sich außerdem einige Geschäftsfirmen.

Bedingung zur Entgegennahme der Mahlzeiten ist nur, daß die betreffende Frau den Beweis erbringt, daß sie selbst stillt.

Keine unnützen Fragen und keine zeitraubenden, meist auch sehr kränkenden Erkundigungen belästigen hier die Frauen, die kommen — ihren Hunger zu stillen, was zugleich die Nahrung ihres Kindes bedeutet. Mit feinstem Takt widmet sich Madame Coullet ihren Schützlingen, überwacht die Abgabe der Speisen und steht mit ihrem warmen, anteilfrohen Herzen neben allen, die ihren Dank in freiwillige Mitteilungen kleiden über den eigenen Lebensweg, der sie zwingt, die in so hochherziger Form gewährte Hilfe anzunehmen.

Irgendein Druck zu solchen Mitteilungen wird niemals ausgeübt, und darin dürfte die Anstalt ein weiteres Beispiel für die wahrhaft vornehme Art des Gebens geleistet haben, die nicht genug zur Nachahmung empfohlen werden kann. Nur durch solche Zartheit wird den Bedürftigen das Bitterste erspart in den Tagen, da sie von den Begüterten abhängig sind; diese Bitterkeit, die gar manche gehässig macht! Jeder „Wohltäter" kann diese häßliche Begleitempfindung des Dankes vermeiden, wenn richtige Nächstenliebe ihn lehrt, als Helfer im Unglück zu erscheinen, der glücklich ist — geben zu können.

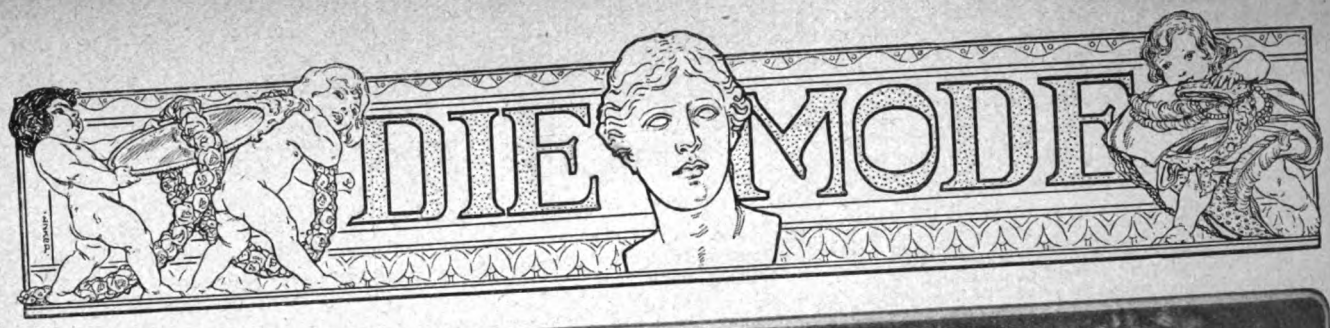


Abb. 1 u. 2. Zwei Toiletten für grössere Gesellschaften und Empfänge.

Zwei Toiletten für grössere Gesellschaften und Empfänge. (Abb. 1 u. 2.) Wenn uns die Hochflut des Gesellschaftslebens umbrandet, so heißt's durch entsprechende Toiletten für alle Anforderungen gerüstet sein. Während der tiefe Ausschnitt früher nur zu Bällen üblich war, wird er jetzt vielfach auch zu großen Gesellschaften, Diners und sonstigen Festlichkeiten getragen, bei denen viele Menschen versammelt sind. Eine elegante Toilette mit tiefem Ausschnitt wird mit unserm schönen Modell Abb. 1 veranschaulicht. Weiche hellwasserblaue Libertyseide ergab das Material zu diesem schlanken Prinzeßkleide, dessen Ausstattung in gleichfarbiger, hier und da durch Silbereffekte belebter Schnur- und Kurbelstickerei bestand. Die Toilette zeigt eine schmale, oben in feine Fältchen abgenähte Vorderbahn aus hellblauem Chiffon, die unten in weichen Falten ausfällt. Gleicher Chiffon ergibt die sich kreuzende Draperie, die vorn den spitzen Ausschnitt abschließt. Von reicher Wirkung erweisen sich die beiden die Vorderbahn begrenzenden Stickereistreifen, mit denen der Stickereiteil übereinstimmt, der epauletteartig über die Achsel fällt. Unter ihm setzt sich der aus vier Serpentinevolants gebildete Halbärmel an, der die neueste Form der Gesellschaftsärmel vertritt. Unterhalb der Hüfte fällt dieses Prinzeßkleid in weiche Falten aus, die sich nach hinten zu einer 15 Zentimeter langen Schleppe verlängern. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50, 52, 54 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5 bis 6 Meter. — Weniger große Ansprüche an die Schönheit der Figur stellt die zweite, aus weißem getupften Tüll gefertigte Toilette (Abb. 2). Mit rundem Ausschnitt gearbeitet, ist die blusige Taille durch ein faltiges Tüllhemdchen vervollständigt, das zwischen den geöffneten Vorderteilen zum Vorschein kommt. Der vorn sich leicht kreuzenden Überbluse sind die zipfeligen Überärmel angeschnitten, die lose über den halblangen Puffärmel fallen und mit altrosa Samtband umrandet sind. Samtband besetzt auch die schmalen Spitzenrevers, die den obern Abschluß der Überbluse begrenzen und sich auch im Rücken wiederholen. Unter dem vorn spitzen und dadurch schlank machenden Gürtel fällt in weichen Reihfalten der über ein rosa Unterkleid gearbeitete, leicht schleppende Rock hervor, der oben eingereiht ist und durch schönen Samtbandbesatz, den Spitzenkräuschen begrenzen, Spitzengalons und aufgesetzte Spitzenempirekränzchen sein reiches Gepräge erhält. Zu dieser eleganten und modernen Toilette ist der Schnitt für den Rock in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch für die Taille bei 1,10 Metern Breite 1,85 Meter, für den Latzteil etwa 40 Zentimeter und für den Rock bei 1,10 Metern Breite 5,75 Meter.

Abb. 3 u. 4. Zwei Maskenkostüme für Damen: Italienerin und Holländerin.

Zwei Maskenkostüme: Italienerin und Holländerin. (Abbildungen 3 u. 4.) Die Wahl eines Maskenkostümes ist im allgemeinen nicht ganz leicht. Hängt der Erfolg doch zumeist nicht nur von der Erscheinung, sondern auch vom Temperament der Trägerin ab, die deshalb sorgfältig zu prüfen hat, ehe sie die Entscheidung trifft. Mit unserer Gruppe bringen wir den Freundinnen Prinz Karnevals zwei reizvolle Kostüme, die durch ihren ausgeprägten Charakter verschiedenen Individualitäten entsprechen. So ist die Italienerin (Abb. 3) für brünette, lebhafte Damen geeignet, die kräftige Farbeneffekte lieben. Der orange- oder zitronengelbe Rock aus weicher Seide wurde oben leicht eingereiht und unten durch einen breiten dunkelroten Samtstreifen abgeschlossen. Die gleiche Farbe zeigt auch das knappe Samtmieder, das, mit grünem Band besetzt, durch rote Samtbänder auf den Schultern festgehalten wird. Besonders charakteristisch ist die römische Schürze, die auf weißem oder hellblauen Grunde buntfarbige Streifen zeigt und in der Art eines Überhandtuches oben und unten mit breiter Franse abschließt. Die weiße Batistbluse wirkt durch ihre einfache Machart besonders ländlich; am Halse eingezogen, wird sie durch einen halblangen puffigen Ärmel vervollständigt, den eine lange rote Tuchmanschette abschließt. Als Kopfbedeckung dient ein zusammengefaltetes weißes Batisttuch, das hinten ziemlich lang herabfällt und durch Schmucknadeln auf dem Kopfe festgehalten wird. Zu diesem durch reichen Kettenschmuck zu vervollständigenden Kostüm ist der Schnitt in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. — Zur Darstellung der schmucken Holländerin Abb. 4 eignen sich am besten rosige, rundliche Blondinen, doch kann das Kostüm überhaupt von jeder Dame mit derben, kräftigen Formen getragen werden. Der kurze Rock aus kornblumblauem Tuch ist in Plisseefalten angeordnet, die, scharf niedergeplättet, frei ausfallen. Die weiße blaugeblümte Satinschürze tritt in Reihfalten in den Bund und wird durch Bindebänder geschlossen. Schwarzer Samt ergibt das Mieder, das über einem Brokatlatz geschnürt und mit dunkler Goldborte umrandet ist. Nach oben ist es mit einem schmalen Schulterteil, dem der kurze glatte Ärmel eingefügt ist, verbunden; letzterer zeigt gleichfalls Goldbortenabschluß. Die Stelle der Bluse vertritt hier ein Brusttuch aus weißem Mull, das, mit Spitze umrandet und in dichte Falten gelegt, vorn ins Mieder tritt. Das charakteristische holländische Häubchen besteht gleichfalls aus weißem Mull und zeigt eine breite Spitzenumrandung. In zierliche Falten gelegt, wird es durch einen Goldreif mit Schneckenabschluß auf dem Kopfe festgehalten. Plumpe schnabelige Holzschuhe

vervollständigen dieses reizvolle Kostüm, dessen Schnitt in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig ist.

Jackett und Mantel für Schulmädchen. (Abb. 5 u. 6.) Lose Formen bleiben, wenigstens bei den wärmenden Umhüllen, stets das Zweckmäßigste und Kleidsamste für die allerjüngste und jüngere Generation, wodurch sie den Vorteil haben, eigentlich nie ganz aus der Mode zu kommen. Bequem und lose sind auch unsere beiden für schulpflichtige Mädchen bestimmten Hüllen, von denen das hübsche Faltenjäckchen aus dunkelblauem Tuch durch seine Machart besonders zierlich wirkt. Es ist mit einer glatten Passe gearbeitet, unter der vorn und im Rücken an jeder Seite drei Plisseefalten hervorfallen, die bis unterhalb der Taillenlinie niedergesteppt sind und nach unten frei ausspringen. Den Ansatz der Falten deckt an der Vorder- wie an der Rückseite je eine mit Knopf verzierte Patte. Eine gleiche Patte schließt auch den keuligen, unten in Fältchen abgenähten Ärmel ab, als Halsabschluß dient ein kleiner Herrenumlegekragen. Zu diesem Mädchenjackett ist der Schnitt in 32, 36, 40 und 44 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 1,50 Meter.

Für den obenstehenden Mantel (Abb. 6) ergab brauner Velvet das ebenso moderne wie praktische Material. Dieser Mantel ist im Rücken in drei, vorn aber an jeder Seite in eine nach innen gelegte Quetschfalte geordnet, die unterhalb des Taillenschlusses ausspringt. Die originelle Passe läuft im Rücken in zwei Zacken aus, die rechts und links von der Mittelfalte auf die niedergesteppte Falte treffen, vorn bildet die Passe an jeder Seite einen Teil für sich, der knopfgeschmückt mit seiner Zacke auf den Ansatz der Quetschfalte trifft. Den Umfallkragen schließt ein Vorstoß von brauner Seide ab, der keulige Ärmel ist mit breiter Quetschfalte gearbeitet und wird durch einen Aufschlag mit Zacke vervollständigt. Der zur Herstellung dieses hübschen Mantels erforderliche Schnitt ist in 30, 34, 36 und 38 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 2 Meter.

Ein Tunikarock. (Abbildung 7.) Zu den Neuerrungenschaften auf dem Gebiete der Rockmode gehören in dieser Saison vor allem die Tunikaröcke, die in den verschiedensten Variationen auftauchen. Noch halten sie sich in recht bescheidenen Grenzen, sowohl in bezug auf die Stoffmengen und die Ungewöhnlichkeit der Anordnung als auch in bezug auf ihre Verwendung. Auf der Straße sieht man vorläufig noch kaum eines dieser neuen Modelle, die vorläufig für das elegante und Gesellschaftskleid bestimmt sind. Einer dieser neuen Röcke wird mit unserer Abb. 7 veranschaulicht, einem Modell aus grünem Tuch, das nur durch gleichfarbige Steppereien verziert ist. Der leicht schleppende Rock ist in der vorderen und hinteren Mitte mit gegenseitiger Falte gearbeitet und zeigt die übrigen Rockbahnen durch unten ausgeschweifte Tunikateile ausgestattet, die ringsum bis auf einen breiten abstehenden Rand den Rockbahnen aufgesteppt sind. Zwischen ihnen werden eingesetzte Faltenteile sichtbar, außerdem fällt unter ihnen ein hoher Serpentinevolant hervor, der den vorderen und hinteren Faltenteilen angeschnitten und gleichfalls abgesteppt ist. Der zur Anfertigung dieses eleganten Rockes erforderliche Schnitt ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5 bis 5,25 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstverfertigung von Kleidungsstücken sind zu den Modefiguren Nr. 1 bis 7 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstraße 37-41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unter der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Einsendung des Betrages in Briefmarken mit der Bestellung, da durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Abb. 5 u. 6. Jackett und Mantel für Schulmädchen.

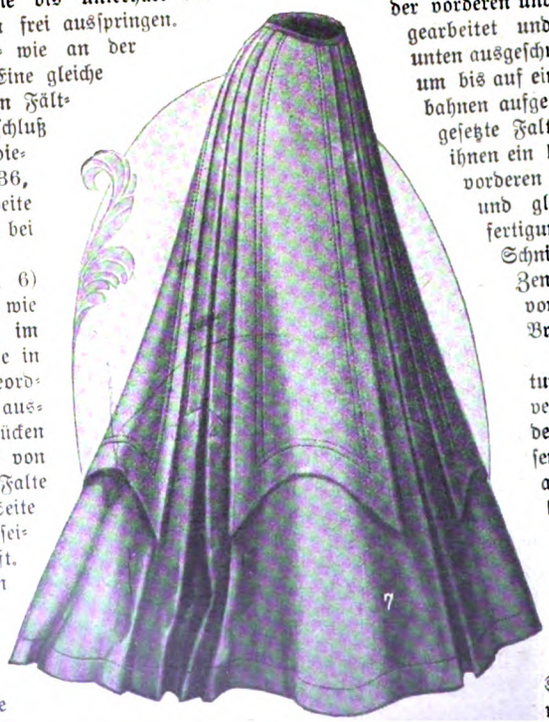


Abb. 7. Rockneuheit: Tunikarock.

Ein neues Preisausschreiben.

Peter Rosegger hat in einer Sammlung von Aufsätzen, der er den zusammenfassenden Titel: „Volksreden über Fragen und Klagen, Zagen und Wagen der Zeit" gegeben hat, eine Frage aufgeworfen, von deren richtiger Beantwortung das Glück und die Wohlfahrt von Tausenden abhängt. Diese Frage lautet:

Was sollen wir mit unseren Töchtern anfangen?

Der gefeierte Schriftsteller gibt auf diese Frage die einfache Antwort: „Wir sollen sie zu guten Hausfrauen erziehen". Wir wollen die gleiche Frage unseren Leserinnen vorlegen. Aus den Erfahrungen, die sie bei der Erziehung ihrer Töchter gemacht haben, aus den Ergebnissen, die bei ihrer eigenen Erziehung oder berufsmäßigen Ausbildung erzielt worden sind, sollen sie urteilen, ob und warum Roseggers Antwort richtig oder falsch ist. Die Mütter noch heranwachsender Töchter aber sollen die Frage mit der Darstellung der fürsorglichen und liebevollen Pläne beantworten, mit denen sie ihre Töchter für das Leben vorbereiten.

Das Preisausschreiben „Vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt . . .!" (s. Jahrgang 1905 Nr. 22) hat gezeigt, wie viel tapfere Energie, wie viel geistige und körperliche Kraft im entscheidenden Augenblick bei Frauen durchbrechen kann, die ungeschult, waffenlos, plötzlich und unvorbereitet, dem harten Leben als Kämpferinnen entgegentreten müssen. Unser Buch wurde ein Buch der Siegerinnen — ein Buch von Frauen, die bereits stolz auf das Errungene zurückblicken durften. Aber manch eine von ihnen schloß doch mit dem bitteren und nachdenklichen Erwägen, wie anders, wie viel leichter ihr Weg sich gestaltet hätte, wenn sie rechtzeitig für ihn vorbereitet worden wäre! Wie diese Vorbereitung beschaffen sein muß, das soll der Inhalt der Antwort sein, die wir auf unsere Frage erwarten. Jede Frau, die ehrlich, aus Erfolg und Mißgriff, aus eigenem Erleben und ernstem Nachdenken ihre Schlüsse zieht und dann unsere Frage beantwortet, wird so mit dazu beitragen, daß ihre stille Einzelerfahrung mitbestimmend wirkt für das, dem wir alle dienen möchten — das Wohl der Gesamtheit. Für die beste Beantwortung der von uns gestellten Frage setzen wir 4 Preise aus:

1. Preis	. . . . .	**500 Mark**
2. Preis	. . . . .	**300 „**
3. u. 4. Preis	. . . . . je	**100 „**

Den Abdruck weiterer verwendbarer Arbeiten gegen das übliche Honorar behalten wir uns vor.
Das Preisrichteramt haben übernommen:

Frau Elisabeth Kaselowsky
Vorsitzende des Lettevereins

Herr Prof. Dr. Jakob Wychgram
Direktor des Kgl. Lehrerinnenseminars, Berlin

Frau Anna Ritter

Frau Helene Lange

Herr Karl Rosner
Redakteur der „Welt der Frau".

Schlußtermin für Einsendung der Antworten ist der 31. März 1908. Alle Sendungen sind zu senden an die Redaktion der „Welt der Frau", Berlin SW., Zimmerstraße 41, „Abteilung für Preisausschreiben".

Leipzig u. Berlin, den 1. Januar 1908.

Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl)
G. m. b. H.

Das praktische Zuschneiden von Herrenwäsche.

Von Dorothea Hochstadt.

So bequem die vor wenigen Jahrzehnten in dieser Ausdehnung noch ungeahnte Möglichkeit, einfach alles fertig zu kaufen, sein mag, ernste Stimmen sprechen immer mehr gegen solche Verwöhnung durch die „Konfektion". Denn so große Anstrengungen die Vertreter dieser wichtigen Industrien machen, es läßt sich nicht leugnen, daß alles fertig gekaufte „nicht ganz" so gut sitzt, „nicht ganz" so lange hält wie Selbstgefertigtes, daß es banaler, fabrikmäßiger ist. Es wird in vielen, in den meisten Haushaltungen trotzdem nicht mehr völlig zu entbehren sein, aber es gibt doch Arbeitsgebiete, die sich Hausfrauenhände, wenn irgend möglich, nicht ganz entreißen lassen sollten.

Mit diesen Seiten geben wir eine Anleitung für das Zuschneiden von Herrenwäsche, in der Annahme, daß viele Hausfrauen altem bewährten Brauch folgend das Linnen noch selbst verarbeiten und eine besondere Freude darin finden, ein Wäschestück nach dem anderen unter ihren emsigen Händen entstehen zu sehen. Das Nähen an sich ist jeder Frau, die sich vor diese Aufgabe stellt, geläufig; wir brachten auch im Jahrgang 1906, S. 562 eine Anleitung zum Wäschenähen, es seien daher hier nur die wichtigsten Momente betont. Gezeigt ist, wie das typische Nachthemd, das Taghemd, das Beinkleid und eine Leibbinde gearbeitet werden. Von dem Taghemd sei gleich gesagt, daß die für Frackwesten bestimmten Hemden mit reichlich langen Chemisetten gearbeitet werden. Diese sind mit Abb. 1 gezeigt. Das täglich zu tragende Taghemd kann eine kürzere Chemisette haben, in der Art, wie wir sie mit Abb. 4 und im Schnitt geben. Ein leichtes ist es für jede Hausfrau, den Ausschnitt beim Zuschneiden beliebig zu verlängern. Chemisetten aus Pikee oder Leinen in den verschiedensten Musterungen, mit zweifachem oder vierfachem Futter, Hals- und Armelbündchen, Manschetten und Kragen kann man in jedem größeren Wäschegeschäft sehr preiswert fertig kaufen; eine große Erleichterung für die ganze Herstellung. Das Bildchen, Abb. 2, zeigt solche Teile, dabei zwei Kragen, von denen der eine Vorder-, der andere Rückenschluß hat. Man verarbeitet für Leibwäsche neben dem Leinen sogenanntes Hemdentuch und Dowlas; beide sind in verschiedenen Breiten käuflich. Für unsere Darstellungen von Nachthemd und Taghemd ist ein Stoff von 82 Zentimetern Breite angenommen.

Wir haben zur Erleichterung des Überblicks für das Auflegen der Schnitte den ausgebreitet gedachten Stoff, auf dem die einzelnen Schnitteile liegen, in Quadrate eingeteilt; jedes Quadrat gilt 10 Zentimeter. Über den Stoffverbrauch gibt die neben die Schnittaufstellung gesetzte umrahmte Notiz Auskunft. Darunter sieht man die Bezeichnung der einzelnen Formen. Für die Nähte ist bei jedem Schnitteil an allen Seiten ein halber Zentimeter zuzugeben.

Für das Nachthemd, Abb. 3 (Schnittübersichten Abb. 5 und 6), sind Handpriesen, Halspriese, Umlegekragen und Schulterstücke aus doppelter Stofflage herzustellen. Das Hemd schließt vorn; für diesen Schlitzverschluß führt man in der vorgezeichneten Längslinie a sowie in der kurzen Querlinie b den Einschnitt aus und bringt an der rechten Schnittkante die Untertrittleiste (Knopfleiste) an, so daß die Schlitzkante in die doppelte, nach innen eingeschlagene Stofflage der Untertrittleiste geschoben und durch Steppnaht befestigt wird. Die linke Schnittkante des Schlitzes schlägt man ein und legt sie an der mit „Bruch" bezeichneten feinen Linie nach der Außenseite um und steppt etwa einen halben Zentimeter von den Kanten entfernt die Ränder der Länge nach fest. So ist die vordere Mittelfalte entstanden, die noch mit farbigem Besatzbändchen verziert werden kann, und in die später die Knopflöcher hineingearbeitet werden. Diese Deckfalte legt man so auf den Untertritt, daß dieser gedeckt wird. Man legt nun die im unteren Rumpfteil befindliche überflüssige Weite des Stoffes in eine Quetschfalte (× auf ·), diese bildet die Fortsetzung der oberen Deckfalte. Die zusammenstoßenden Schnittkanten deckt man außen und innen durch einen aufgesteppten Stoffstreifen. Je zwei Achselstücke werden durch hintere Naht (.) verbunden. Dann wird der obere Rand des hinteren Rumpfes von * zu * eingekraust und den Achselstücken zwischengesteppt. Der obere Rand des vorderen Rumpfteils wird glatt eingesteppt. Beim Nähen der Ärmel ist zu beachten, daß die Keile richtig angesetzt werden; es kann leicht geschehen, daß man zwei gleiche Ärmel für ein Hemd zusammennäht. Zum Sichern der Schlitze in Rumpf und Ärmel dienen kleine dreieckige Keile, die überwendlich eingenäht, eingeschlagen und angesäumt

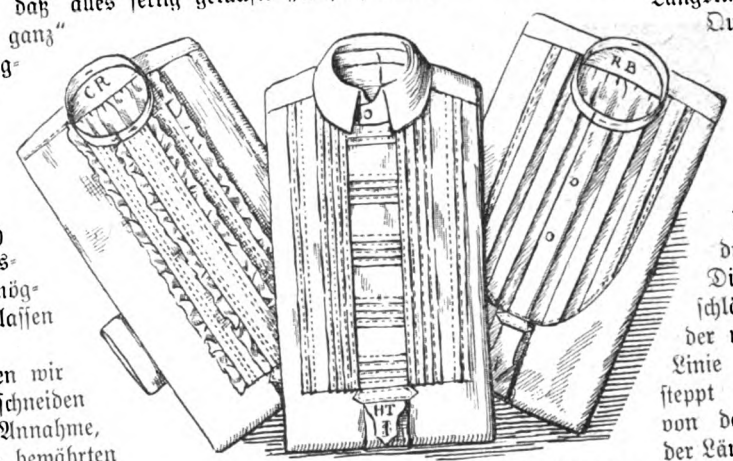


Abb. 1. **Taghemden mit verschiedenen Chemisetten.**

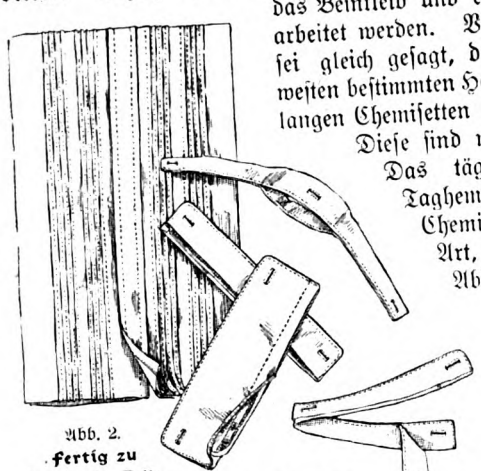


Abb. 2. **Fertig zu kaufende Teile aus feinem Leinen für Taghemden.**

Abb. 3. **Herrennachthemd.** Hierzu die Schnittaufstellungen Abb. 5 und 6.

Abb. 4. **Herrentaghemd.** Hierzu die Schnittaufstellung Abb. 9.

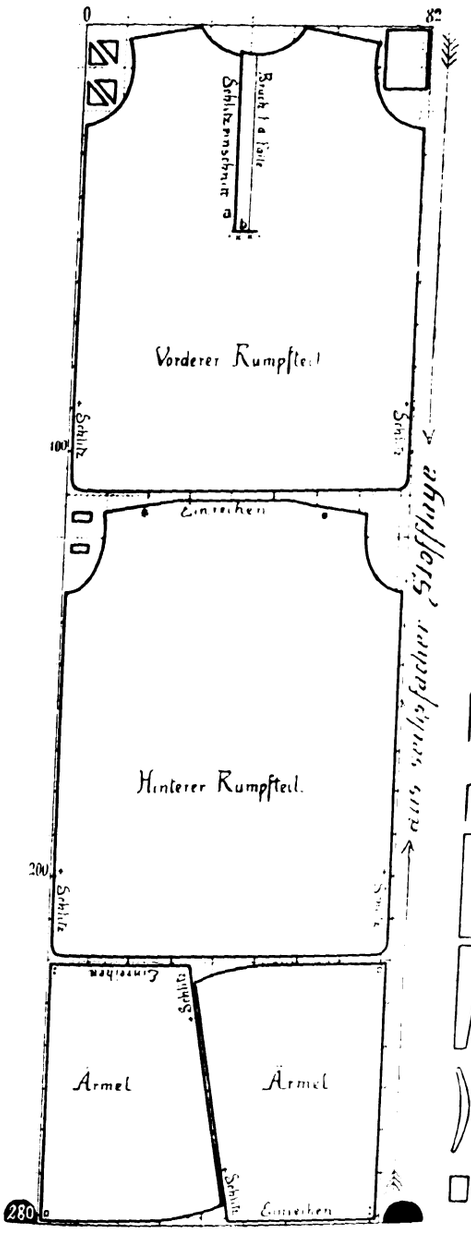


Abb. 5. **Stoff zum Nachthemd mit darauf ausgebreiteten Schnittteilen.**

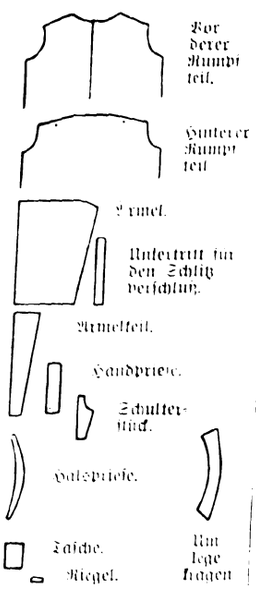
werden, Abb. 10. Die mit Priese zu versehenden Ärmel werden mit zwei Zentimeter breiter Naht dem Armloch eingefügt.

Stoffverbrauch für ½ Dutzend Nachthemden.

1. Aus sechsfacher Stofflage: Rumpfteile und Ärmel, 6 × 2,80 Meter . 16,80 Meter
2. Aus einmaliger Stofflage: Ärmelteile und Untertrittleisten. Aus doppelter Stofflage: Handpriesen, Schulterstücke, Halspriesen, Umlegekragen } 3,40 Meter

20,20 Meter

Beim Einsetzen in den Rumpf hat man die kürzere Ärmelnaht genau an die Seitennaht des Rumpfes zu setzen. Halspriese und Umlegekragen sind zu



Bezeichnung der Formen zum Nachthemd

vereinigen und an den Halsausschnitt zu setzen. Das Taghemd, Abb. 4, Schnitt Abb. 9, ist mit Rückenschluß gedacht. Die Weite des vorderen Rumpfteiles, aus dem das Stück für den später einzufügenden Einsatz herausgeschnitten ist, wird durch Falten, die von × auf · treffen (siehe Schnittübersicht) eingeschränkt. Diese Falte wird durch die kleine Lasche gedeckt. Den Schlitzeinschnitträndern für den Rückenschluß, also in dem hinteren Rumpfteil, steppt man zuerst den Untertrittstreifen an, dann den oberen Schlitzstreifen, dem später die Knopflöcher für den Rückenschluß eingearbeitet werden. Sehr zu empfehlen ist es, der Haltbarkeit wegen dem oberen Teil des Vorderrumpfes links und rechts vom Ausschnitt noch eine Stofflage unterzusetzen, die unten abgerundet wird. Diese Form ist auf der Schnittübersicht durch eine feine Linie bezeichnet. Das Einsetzen der Chemisette geschieht am einfachsten in der Art, daß man das Futter ansteppt und den feinen Oberstoff sauber einschlägt und aufsteppt. Beim Einsetzen einer aus vier Stofflagen bestehenden Chemisette werden zwei Futterteile gegen den Rand genäht. Am Rand der inneren Lage ist dann der Einschlag fortzuschneiden, damit die Naht nicht zu stark wird. Der dritte Futterteil wird mit dem feinen Oberstoff zusammen aufgesteppt. Nach dem Zusammensetzen der beiden Rumpfteile mittels Kappnähten fügt man die oberen Ränder der Rumpfteile in die Schulterstücke. Die Ärmel erhalten, nachdem die passenden Teile zusammengenäht sind, einen extra eingeschnittenen Schlitz, der nicht wie beim Nachthemd mit Zwickel, sondern mit Besatzstreifen gesichert wird. Der untere Ärmelrand ist einzureihen und in die vorbereitete Handpriese zu setzen. Das Einfügen des Ärmels in den Rumpf und der Zwickel in die Seitenschlitze des Rumpfes geschieht wie beim Nachthemd.

Für Unterbeinkleider, von denen wir eins mit Abb. 7 zeigen, verwendet man ebenfalls Dowlas oder Köperstoff. Sämtliche in der Schnittübersicht, Abb. 11, aufgezeichneten Teile sind mit einem halben Zentimeter breiter Nahtzugabe zu schneiden. Zuerst steppt man den vorderen Beinkleidteilen an den vorderen Schlitzrändern die Besatzstreifen an, legt sie um und steppt sie fest. Danach schließt man die äußeren und inneren Beinnähte und verbindet beide Beinteile, wobei man einen zehn Zentimeter langen Schlitz oben in hinterer Mitte stehen läßt; dieser wird gesäumt. Das Gurtfutter, das mit dem Gurtoberstoff am oberen Rande durch einfache Naht zu verbinden ist, wird dem oberen Rand der Beinkleidteile angenäht:

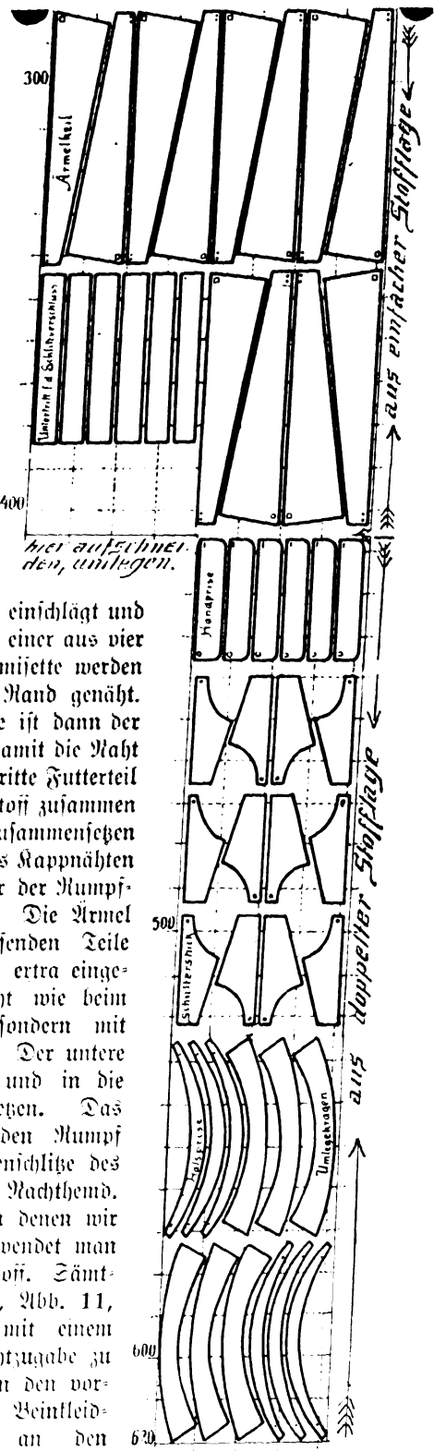


Abb. 6. **Stoff zum Nachthemd mit darauf ausgebreiteten Schnittteilen.**

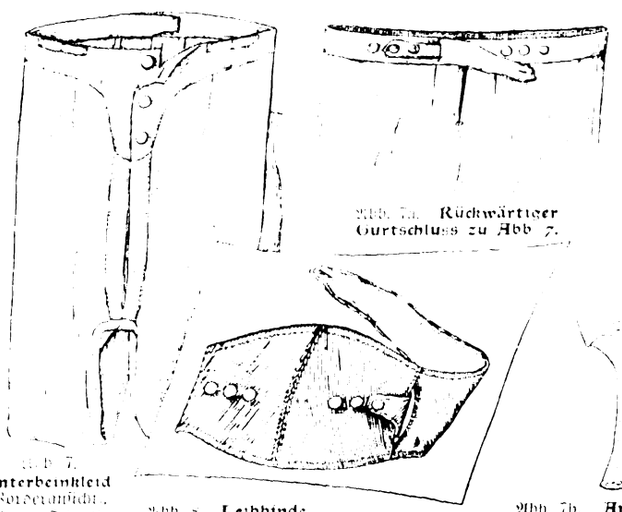


Abb. 7. **Unterbeinkleid** (Vorderansicht). Hierzu Schnittübersicht Abb. 11.

Abb. 7a. Rückwärtiger Gurtschluss zu Abb. 7.

Abb. 8. **Leibbinde.** Hierzu Schnittübersicht Abb. 12.

Abb. 7b. **Ansetzer von Trikot zum Unterbeinkleid.**

der Gürteloberstoff wird aufgesteppt. Der vordere Schluß geschieht durch drei Knöpfe.

breite Kappnaht angenäht werden. Hierbei ist der Rand des gewebten Ansatzes der Weite des Beinkleidrandes entsprechend zu dehnen (Abb. 7b).

Mit Abb. 8 ist eine Leibbinde gezeigt. Man verwendet Flanell oder Barchent als Oberstoff und nimmt dazu einen leichten Futterstoff. Nach unserer Schnittübersicht (Abb. 12) sind die Teile auf den Stoff zu zeichnen, beim Ausschneiden ist rundum ein halber Zentimeter zuzugeben.

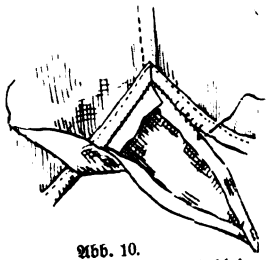


Abb. 10. Das Einsetzen eines Zwickels.

Stoffverbrauch für 1/2 Dutzend Taghemden.

1. Aus sechsfacher Stofflage 6×2,55 Meter (Rumpfteile, Ärmel und diverse kleine Teile) . . . . . 15,30 Meter
2. Aus einfacher Stofflage (Ärmelteile, Schulterstücke) . . . . . 0,90 Meter
3. Für die 12 Teile zum Unterlegen der oberen Vorderrumpfteile . . 0,75 Meter

16,95 Meter

Den rückwärtigen Schluß kann man entweder, wie es bei der Zeichnung ersichtlich, durch die sich übereinanderlegenden, angeschnittenen Gürtelenden (Schlitz am linken Gürtelende) oder durch Bindlochverschnürung herstellen. Für den letzten Fall sind beim Zuschneiden die Laschen (b) fortzulassen. Auf den Gurt sind Bandspangen zum Durchziehen der Hosenträger zu steppen. Einen allgemein beliebten Abschluß der unteren Beinränder bilden gewebte Ansätze, die paarweise käuflich sind, und durch

In der rechten Seitennaht bleibt ein Schlitz stehen zum Durchgreifen des von links kommenden Endes. Nachdem die Oberstoffteile für sich, ebenso die Futterteile für sich miteinander verbunden sind, heftet man die Nähte auseinander. Dann werden Oberteil und Unterteil aufeinandergebracht, an den Rändern rund herum gegenseitig nach innen eingeschlagen und abgesteppt. Auch die Nähte beider Teile verbindet man durch Steppnähte, die rechts und links neben jeder Naht herlaufen. Die Enden der Binde erhalten Knopflöcher. Durch die drei, den Vorderteilen in zwei Zentimeter breiten Abständen aufgesetzten Knöpfe läßt sich die Weite der Binde beim Anlegen bequem regeln.

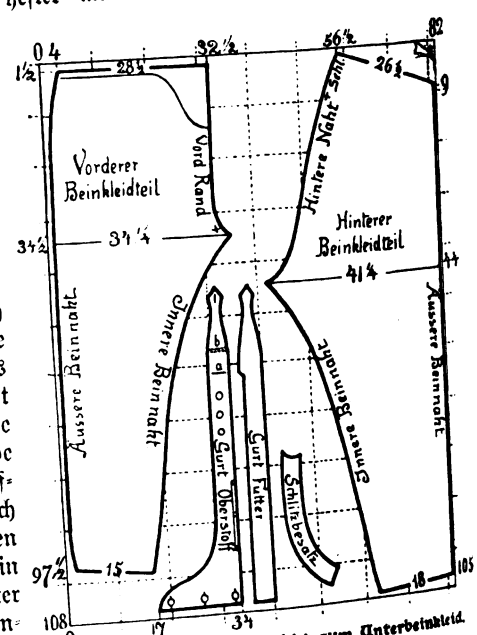


Abb. 11 Schnittübersicht zum Unterbeinkleid.

Fertige Schnitte dieser Wäschegegenstände sind von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37-41, erhältlich. Der Schnitt des Taghemdes für die Halsweite von 38, 40, 42, 44 Zentimetern à 60 Pf.; der Schnitt des Nachthemdes für die Halsweite von 38, 40, 42, 44 Zentimetern à 50 Pf.; der Schnitt des Herren-Unterbeinkleides in den Größen 96, 104, 112 Zentimeter Hüftweite à 50 Pf.; der Schnitt der Herren-Leibbinde in den Größen 96, 104, 112 Zentimeter Hüftweite à 30 Pf.

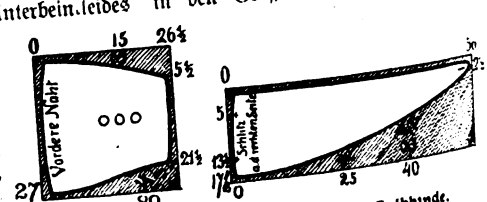


Abb. 12. Schnittübersicht zur Leibbinde.

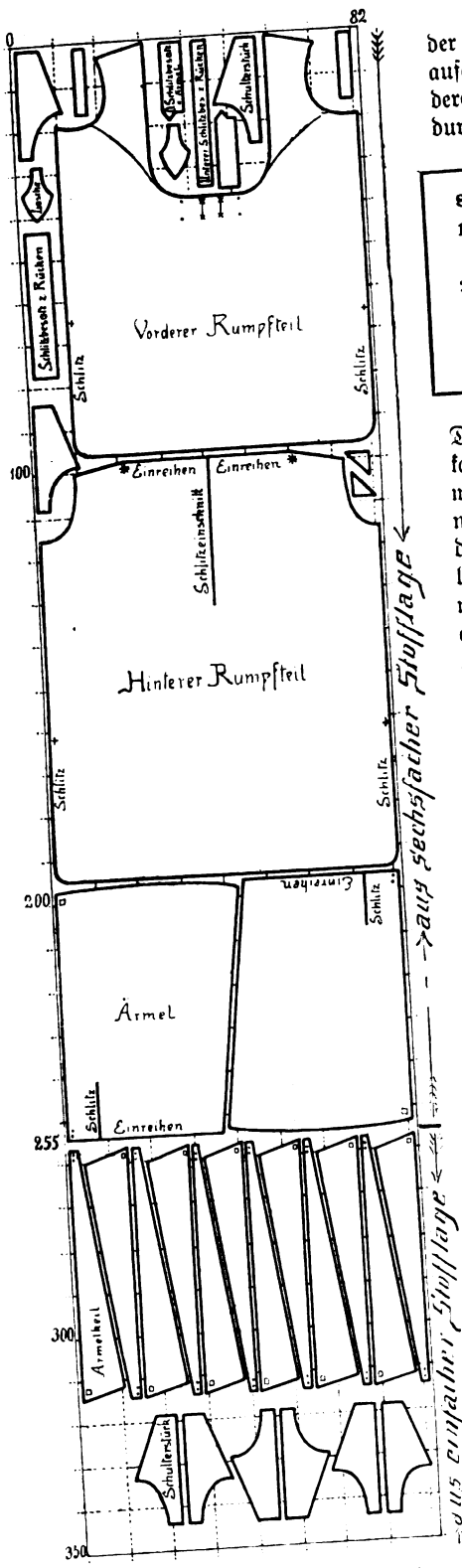


Abb. 9. Stoff zum Taghemd mit darauf ausgebreiteten Schnittteilen.

Bezeichnung der Formen zum Taghemd.

Von der Fleischnahrung des Kindes.

Von C. Falkenhorst.

Wenn unerfahrene Leute sich ein Tier anschaffen, einen jungen Hund, eine Katze oder einen Vogel, so füttern sie oft ihren Pflegling in übertriebener Güte krank oder gar zu Tode, indem sie ihm Leckerbissen auf Leckerbissen verabreichen. Man schüttelt den Kopf über solche Unvernunft, aber wie groß ist nicht die Zahl der Eltern, die ihren Kindern gegenüber ganz ähnlich verfahren! Kaum ist der Säugling entwöhnt, so zerbricht sich schon die junge Mutter den Kopf, was sie ihm vorsetzen könnte. Und doch lehrt uns die Erfahrung, daß noch monatelang, fast bis zum Abschluß des zweiten Lebensjahres die Milch den Hauptbestandteil der Nahrung bilden muß und die Beikost nur aus mehlhaltigen Stoffen bestehen soll, die man am besten mit Milch verkocht. Viele Leute wollen die Beikost durch den Zusatz von Fleisch

brühe schmackhafter machen; wenn das in sehr beschränktem Maße geschieht, so kann man dagegen nichts einwenden. Nötig ist es aber nicht, und ein reichlicherer und regelmäßiger Genuß der Fleischbrühe ist dem Kinde nicht bekömmlich. Diese Brühe, die früher als Nährmittel so sehr gepriesen wurde, enthält, wie die neueren Untersuchungen zeigten, sehr wenig wirkliche Nährstoffe, dafür aber viele erregende und reizende Substanzen, die den Magen und die Nerven des Kindes sehr leicht ungünstig beeinflussen können.

Andere wieder, die das wissen, können den Zeitpunkt nicht abwarten, in dem sie dem Kinde Fleisch geben sollen, denn Fleisch gibt Kraft, meinen sie. Und doch soll man sich mit diesem Kraftmittel gar nicht beeilen! Seinen Bedarf an Eiweiß deckt das Kind vollständig aus der Milch und dem Mehl der Nahrung, und erst gegen den Schluß des zweiten Lebensjahres, nicht früher aber als nach Ablauf der ersten achtzehn Lebensmonate, kann man es mit Fleisch als Beikost versuchen. Aber auch dann sei man noch vorsichtig, denn die kindlichen Verdauungsorgane können das Fleisch noch nicht gut ausnützen und eine Überladung des Magens kann nur Krankheiten hervorrufen. Mit kleinen Portionen fängt man an, bis zuletzt 40 bis 50 Gramm Fleisch als die höchste Tagesration für das Kind genügen.

Es ist aber nicht gleich, welches Fleisch wir geben. Den Vorzug verdienen die leichtverdaulichen Sorten, also Fleisch von Tauben und jungem Geflügel, das aber ohne die unverdauliche Haut gegeben werden soll. Wo Geflügel nicht zu haben ist, empfiehlt sich, zunächst Kalbfleisch zu wählen, da dieses leichter zu verdauen ist als Rindfleisch. Ob man das Fleisch gekocht oder gebraten gibt, ist gleich, nur müssen in beiden Fällen alle schärferen Gewürze vermieden werden. Unerläßlich ist es aber, daß das Kind seine Fleischportion in fein zerkleinertem, gehacktem Zustande erhält, da sein Magen größere Stücke noch nicht auflösen und bewältigen kann. Bei diesem Verfahren verbleibt man bis zum vierten Jahre; nun kann man im Laufe des dritten Lebensjahres den Kindern hin und wieder auch des Abends etwas Fleisch geben; freilich gibt es Ärzte, die das nicht ratsam finden.

Erst vom vierten Lebensjahre an darf das Kind das Fleisch in der Zubereitung genießen, wie es für Erwachsene auf den Tisch kommt; aber Einschränkungen aller Art sind noch notwendig. Die Küche für Kinder muß mild sein; von den verschiedenen Fleischsorten sind fette als schwerer verdaulich auszuschließen, geräuchertes Fleisch erzeugt bei Kindern oft Verdauungsbeschwerden; bis zum fünften und sechsten Lebensjahre sind auch Würste aller Art zu verbieten, weil sie doch in der Regel scharf gepfeffert und gesalzen sind und auch leicht zum Verderben neigen. Mit dem Darreichen von Fischfleisch muß man auch zögern, und zwar nicht allein der Gefahr wegen, die die Gräten mit sich bringen, sondern auch darum, weil das Fleisch vieler Fische wegen seines Fettgehaltes schwer verdaulich ist, und weil die Fische, um sie schmackhafter zu machen, oft mit pikanten oder scharfen Gewürzen zubereitet werden. Diese Warnung gilt noch mehr allerlei Konserven und Delikatessen gegenüber, wie Hering, Bücklinge, Sprotten, Sardinen, Anschovis, Sardellen oder gar Lachs und Kaviar.

Leider können sich viele liebevolle, aber unvorsichtige Eltern nicht versagen, die Kinder hin und wieder von diesen pikanten Sachen kosten zu lassen und so bei ihnen unnötige Gelüste zu erzeugen.

Der Grundsatz „Nichts für Kinder!" muß gerade am Familientische streng gehandhabt werden, und vor allem ist die Mutter berufen, über seine Befolgung zu wachen. Er hat übrigens nicht nur eine gute hygienische Seite, sondern auch einen hohen erziehlichen Wert. Die Kinder gewöhnen sich da alltäglich, daß sie sich dieses und jenes versagen müssen, und entsagen zu können, ohne sich darum unglücklich zu fühlen, ist für das Leben von ungemein hohem Wert.

Einen großen Fehler begehen ferner die Eltern, wenn sie die Kinder zu dem von ihnen erlaubten Fleischgenuß noch besonders auffordern. Viele Kinder folgen dem Zuspruch und gewöhnen sich, immer größere Portionen Fleisch zu vertilgen. Dadurch kommt aber eine fehlerhafte Ernährung zustande; bei diesem Übermaß gedeihen die Kinder gerade nicht, werden sogar eher blutarm als die mäßigen Fleischesser. Man geht ja kaum fehl, wenn man annimmt, daß in wohlhabenderen Kreisen gerade durch einen zu starken Fleischgenuß die Neigung zu allerlei Krankheiten, wie Gicht und Nervenstörungen, gefördert werde.

Auch bei Kindern reizt eine überreichliche Fleischkost die Nerven und führt außerdem eine Frühreife in der geschlechtlichen Sphäre herbei, die wir in unserem sowieso aufgeregten Zeitalter mit aller Kraft hintanhalten sollten.

Es gibt Kinder, die gegen das Fleisch einen mehr oder weniger ausgesprochenen Widerwillen zeigen. Ängstliche Mütter werden dadurch beunruhigt, sie meinen, die Kinder wären krank und fürchten, daß sie ohne die gehörigen Fleischmengen von Kräften kommen werden. Das ist nun nicht richtig. Man kann die Kinder wohl bei Kräften erhalten, wenn man den Ausfall an Eiweiß, der bei Fleischenthaltung entsteht, durch Eier, Milch- und Mehlspeisen ersetzt, und die Kinder werden bei dieser Kost sogar vorzüglich gedeihen. Zwingt man sie aber durch alle möglichen Mittel zu der ihnen nicht zusagenden Nahrung, so werden sie dadurch unwohl, sie bekommen Magenstörungen, Erbrechen usw., und schließlich kann sich bei ihnen ein ausgesprochener Fleischekel ausbilden. Sie verweigern dann die Aufnahme jeglicher Fleischnahrung, und dieser Zustand kann Monate und selbst Jahre andauern und das Kind mehr schädigen als der frühere ganz knappe Fleischgenuß.

Für die ganze Kindheitsperiode ist also Mäßigkeit im Fleischgenuß nur empfehlenswert. Gibt man allerdings dem Kinde dabei nur die Beikost des erwachsenen, starken Fleischessers, also Kartoffeln und Gemüse, die sehr gesund sind, aber wenig Eiweiß enthalten, so wird das Kind dabei schwerlich gedeihen. Da muß die Mutter ausgleichend eingreifen und den Eiweißgehalt der Nahrung durch häufigeres Einfügen von Mehlspeisen, Nudeln, Makkaroni, Milch- und Eierspeisen, ferner aber auch durch Verwendung von Quark und mildem weißen Käse auf genügende Höhe bringen. Bei einer solchen Kost werden ihre Kinder wohl gedeihen, und unter Umständen würde sie auch der Mutter selbst und dem vielleicht zu sehr fleischverwöhnten Vater bekommen.

Wechsel der Tage.

Nicht immer nur klagen: was wird uns geschehn?
Der Morgen: was wird er uns bringen?
Gewähren? . . . Versagend vorüberwehn?
Schärft er schärfere Schwerter, die herztief gehn?
Laßt er süßere Lauten erklingen?

Du änderst den Ablauf der Tage nicht,
Den Wechsel von guten und bösen —
Steh aufrecht mit hoffendem Angesicht:
Der eine zerschmettert . . . der zweite verspricht . . .
Der dritte schon kann dich erlösen . . .

C. B. O. Baumgarten.

Ratgeber für jedermann

Für die Krankenküche.

Durststillende Getränke. Das beste für den Durst ist Wasser, wenn es rein, hygienisch einwandfrei ist. Das gilt für den gesunden Menschen. Verschiedene Kranke vertragen aber das reine Wasser nicht. Namentlich sind das Personen, die an Reizzuständen, Entzündungen oder Geschwüren der Magen- und Darmschleimhaut leiden. Für diese sind andere diätetische Getränke am Platze. Nicht jedes sagt aber jedem zu; der Geschmack ist zu verschieden, und ganz besonders wird der Kranke durch ihn beeinflußt. In dieser Hinsicht muß man dem Kranken nach Möglichkeit entgegenkommen. Es seien darum nachstehend verschiedene Getränke zur Auswahl empfohlen. — Reiswasser bereitet man, indem man 125 Gramm guten Reis reinigt und in einem Porzellan- oder Steinguttopf mit siedendem Wasser anbrüht. Man läßt den Reis so eine halbe Stunde stehen, gießt die Flüssigkeit ab und gibt sie zu trinken. Dieses Getränk muß aber jeden Tag frisch zubereitet werden, da es sich leicht zersetzt und dann Schaden bringt. Man kann auch die gleiche Menge Reis mit zwei Litern Wasser eine halbe Stunde lang kochen und erhält dann eine mehr schleimige Flüssigkeit. Auch in diesem Falle muß die Zubereitung täglich erfolgen. — Maiswasser mundet verschiedenen Kranken wegen des vanilleartigen Beigeschmacks gut. Zwei Löffel tadellose Maiskörner werden mit einem halben Liter Wasser übergossen und so lange gekocht, bis die Körner gequollen sind. Die Flüssigkeit wird durchgeseiht und zum Trinken gegeben. Stets frische Zubereitung ist nötig. — Brotwasser wird von vielen Kranken wegen des kräftigeren Geschmacks gern genommen. 25 Gramm Brot werden in Würfel geschnitten und leicht angeröstet. Anbrennen darf aber das Brot nicht. Man übergießt die Brotwürfel mit einem Viertelliter kochenden Wassers, läßt sie so eine Stunde stehen, seiht durch ein Stück Leinwand ab und gibt die Flüssigkeit zu trinken. — Eiweißwasser hat den Vorzug, daß es einige Nährstoffe, bis zu 5 v. H. Eiweiß enthält. Man verwendet zu seiner Bereitung nur völlig frische Eier. Das Eiweiß von einem Ei wird zunächst leicht angequirlt, ohne daß es zur Schneebildung kommt, und mit einem Fünftelliter frischen Wassers vermischt. Das Ganze läßt man eine Stunde stehen und gießt die Flüssigkeit vom Bodensatz ab. Der Geschmack dieser Getränke läßt sich durch Zusatz von Zucker, etwas Zitronensaft und dergleichen verbessern. Ob das aber in dem betreffenden Fall erlaubt ist, darüber muß man den Arzt befragen.

Ein neuer Eierkocher.

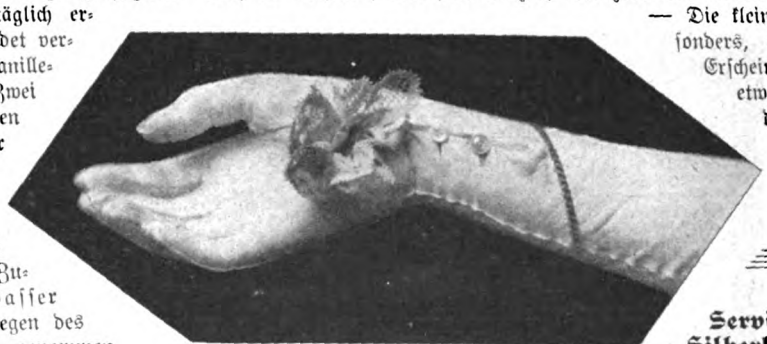
Ein neuer Eierkocher. Man empfiehlt jetzt immer mehr, Eier besonders für Kranke, Kinder oder Magenleidende nicht auf die herkömmliche Weise in der Schale zu kochen, sondern sie in ein geeignetes Gefäß aufzuschlagen, wie wir es auf unserer Abbildung zeigen, mit dem nötigen Salz zu verquirlen und dann so im Wasserbad zu kochen. Das Verfahren hat den Vorteil, daß man die Güte der Eier besser bestimmen kann, und daß sie außerdem so viel leichter verdaulich sind. Unser Eierkocher hat hübschen blauen Dekor, so daß die Eier ohne weiteres in ihm auf den Tisch gebracht werden können.

Frauenrecht.

Frauenstimmrecht in Aktiengesellschaften. Das Reichsgericht hat entschieden, daß „hinsichtlich der Geschäftsfähigkeit zwischen männlichen und weiblichen Personen kein Unterschied mehr besteht". Die Bestimmung im Statut einer deutschen Aktiengesellschaft, daß nur großjährige, männliche Aktionäre ein persönliches Stimmrecht besitzen, „sei mit den fundamentalen Grundsätzen des Bürgerlichen Gesetzbuches nicht in Einklang zu bringen". Danach hat also jede großjährige Frau, die von irgendeiner Gesellschaft Aktien besitzt, das Recht sowohl auf Sitz wie auch auf Stimme in den Versammlungen, selbst dann, wenn die Statuten ihr dieses Recht absprechen.

Ratschläge für die Toilette.

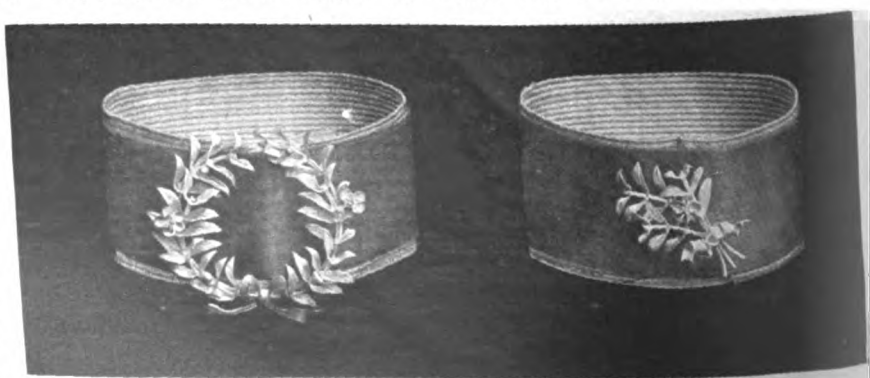
Das Balltaschentuch findet bei den „edel fließenden", modernen Ballgewändern weniger als je die solide Zufluchtstätte, die den braven Leinentüchern von ehemals eine geräumige Tasche im Ober- oder Unterrock bot. So blieb ihm nichts übrig, als sich auf das Mindestmaß seiner Flächenausdehnung demütig zu beschränken, immer kleiner zu werden und immer kleiner bis — es im Handschuhausschnitt zur ersehnten Ruhe kommen konnte. Was es an Größe verlor, versucht es durch Kostbarkeit zu ersetzen: das winzige Viereck aus Seidenbatist (Seide ist nicht mehr modern) umranden die teuersten Spitzen, die zart und kokett aus dem Ausschnitt quellen. — Die kleine Modeneuheit ist hübsch; besonders, wenn man galanterweise die Erscheinung einer kleinen Balldame für etwas viel zu Ätherisches hält, als daß der Gedanke an so irdische Dinge wie einen Schnupfen hier überhaupt in Betracht käme.



Das Balltaschentuch.

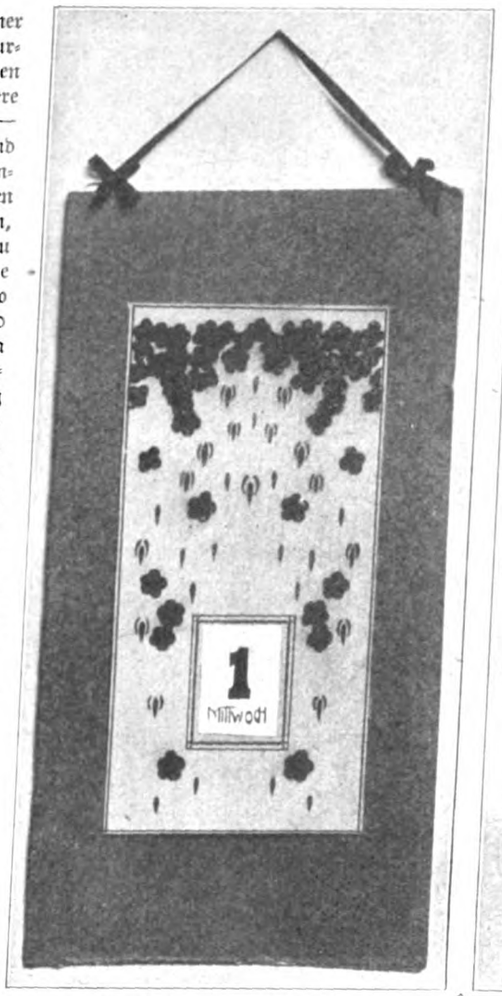
Kleine Geschenke.

Serviettenbänder für ein Silberbrautpaar. Es ist eine so begreifliche Sitte, daß viele Leute der fünfundzwanzigsten Wiederkehr ihres Hochzeitstages ganz still aus dem Wege gehen und diesem Tage — statt ihn zu einer offiziellen Festfeier zu stempeln — auch noch nach fünfundzwanzig Jahren etwas von jener Zartheit wahren, die unsere heutigen Hochzeitsbräuche leider noch so sehr vermissen lassen! Ist aber eine Hochzeit im Grunde nur die Sache von zwei Menschen,



Serviettenbänder für ein Silberbrautpaar.

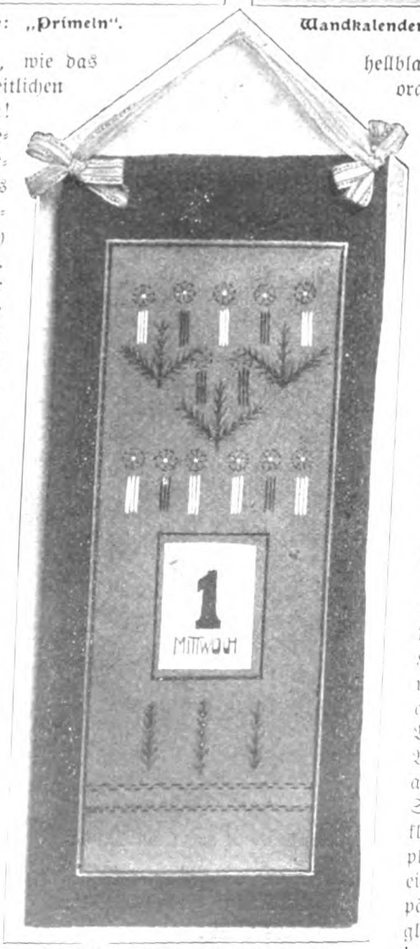
so gibt es bei einer Silberhochzeit naturgemäß in den meisten Fällen noch andere Nahberechtigte — die Kinder. Und diese werden wünschen, den teuren Tag in jener zarten, sinnigen Weise zu feiern, die gerade im engsten Kreise so recht gedeihen und wohltun kann. Da bringt nun die untenstehende Abbildung auf der vorhergehenden Seite die Anregung zu einem reizenden Geschenk: zwei Serviettenbänder aus Silbertresse tragen — sozusagen als Agraffe oder Schnalle — das Symbol des Tages, die Silbermyrte. Kranz und Strauß sind sehr fein vom Goldschmied gearbeitet; auf der Abbildung ist um die Silbertresse ein hellblauseidenes Band — zur Schleife gebunden — gelegt, um den zarten Silberschmuck wirkungsvoller erscheinen zu lassen. — Es bedarf durchaus nicht immer jener lauten Betonung, wie das offizielle Tragen der Silber gewordenen hochzeitlichen Myrte, um der Weihe des Tages zu entsprechen! Im Gegenteil, ein so fein und doch voll gestimmter Klang, wie er z. B. in diesen Serviettenbändern zum Ausdruck kommt, wird das Festliche oft viel glücklicher betonen, ohne dabei den Zauber des bräutlichen Schmuckes durch eine bloße banale Wiederholung zu profanieren. — Am besten läßt man ein hübsches Etui für die Serviettenbänder arbeiten, da sie ja für den täglichen Gebrauch weder gedacht noch passend sind. Vielleicht tun sie aber von nun ab an jeder Wiederkehr des Hochzeitstages aufs neue ihren Dienst, eine sinnige, dankbare Erinnerung an das Glück, den Tag der Silberhochzeit gefeiert haben zu dürfen.



Wandkalender: „Primeln".

Wandkalender: „Krokus im Frühlingsregen".

Kalender. Zur Neujahrszeit und einige Wochen darüber hinaus ist ein origineller, hübsch ausgeführter Kalender ein Geschenk, das von alt und jung gern entgegengenommen wird und im Studierzimmer wie in der Kinderstube einen praktischen und zugleich freundlichen Wandschmuck bildet. Besonders bei Herren, für die man gewöhnlich schwer etwas Passendes findet, wird diese „Handarbeit" sicherlich Anklang finden; für die Spenderin doppelt angenehm, da dies Geschenk weder zeitraubend noch so kostspielig wie die meisten der anderen Überraschungen ist. Und schließlich wird dabei so wenig Technik verlangt! Die Herstellung ist denkbar einfach. Auf weißes Zeichenpapier wird der Entwurf sauber aufgepaust und dann in Temperafarben ausgeführt. Der Kalender „Primeln" hat die Größe von 13 : 23 Zentimetern, dunkelgelbe Blüten auf tiefbraunem Grunde, dazu grüne Blattornamente und Umrahmungslinien. Der Kalender „Krokus im Frühlingsregen" ist 12 : 25 Zentimeter groß. Von dem dunkelgrauem Grunde heben sich die tiefbraunen Linien der stilisierten Wolken und der Regen scharf ab. Dazu kommen die leicht lila Blüten mit den graugrünen Blättern. Das Ganze wirkt durchaus vornehm. Auf dem dritten unserer Kalender (deren Entwürfe von Else Lewin, Charlottenburg, herrühren) wollen die weihnachtlichen Lichter, die die Zeit, da er gespendet wurde, noch erhellten, ihr tröstendes Licht über alle Tage des Jahres aussenden. Die Größe des Kalenders „Weihnachten" beträgt 9 : 25 Zentimeter. Der Grund wird holzbraun angelegt, für die Zweige und Zierlinien wählt man dunkelgrün, die Lichter abwechselnd hellblau und leicht grün, die Strahlenkonen dunkelorange. — Die fertigen Malereien werden auf entsprechend größere dunkelbraune Kartons aufgezogen, mit Kalenderblocks versehen und durch gelbseidene Bänder und Schleifchen verziert.



Wandkalender: „Weihnachten".

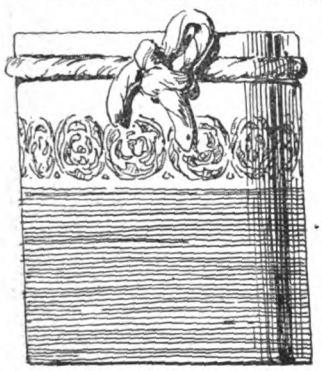
Beschäftigungsspiele.

Der „Dürerkasten" ist ein vom „Albrecht-Dürer-Haus" (Berlin W., Kronenstraße) herausgegebenes Beschäftigungsspiel. Neben einer kleinen Geschmacksanleitung und guten, einfachen, modernen Vorbildern enthält der geräumige Kasten alle Dinge, die man zu einfachen Papparbeiten und ihrer Flächenverzierung braucht. Lesezeichen, Buchumschläge, Lampenschirme usw. erhalten durch die Zusammenstellung der gutgewählten Buntpapiere, die den Hauptinhalt des Kastens bilden, Flächendekorationen von sehr guter Wirkung.

Der Morrisrahmen. Hier bietet uns das „Dürerhaus" (Berlin W.) das stets für die Kinderstube ersehnte Arbeitsgerät für Handweberei, das einfach genug ist, um diese uralte, so vielseitig erziehliche Technik wirklich auch Kinderfingern zugänglich zu machen. Aus Wolle, zur Schnur geknüpften Seidenrestchen, Bast und anderem Material können selbst nicht allzu geschickte kleine Hände hier die reizendsten Sachen für die Puppenstube weben, und selbst kleine Geschenke für Große, Deckchen, Kissenplatten usw. lassen sich zweckmäßig auf dem einfachen Rahmen herstellen. — Ein besonderer pädagogischer Vorteil der Arbeit liegt in der gleichmäßigen Schulung der linken Hand, die ja jetzt so allgemein angestrebt wird.

Neues aus Altem.

Verwendung leerer Fleischextraktbüchsen. In jedem Haushalt, in dem Fleischextrakt gebraucht wird, sammelt sich mit der Zeit eine ganze Anzahl leerer Büchschen an, die der Hausfrau zwecklos im Wege stehen und schließlich als lästiger „Krimskrams" fortgeworfen werden. Damit tut man unrecht, denn die kleinen, hübschen Büchschen lassen sich auf mannigfache Weise nutzbar machen, z. B. eignen sie sich mit ihrer zarten, gelbweißen Glasur vorzüglich zu Blumenkübeln für die kleinen Biedermeierbäumchen, die jetzt als Tafelschmuck so überaus beliebt sind. Die Bäumchen bestehen, wie wir wissen, aus kugelförmig gebundenen, natürlichen oder gefärbten Immortellen, kleinen Röschen aus Papier oder Stoff (ohne Blätter), grünem Laub mit roten Beeren usw. Man kann sie aber auch sehr gut aus beliebigen frischen, nur etwas dauerhaften Blüten binden, was im allgemeinen viel hübscher wirkt als die trocknen toten Bäumchen. Der Stiel der Bäumchen steckt in zierlichen, mit Moos ausgefüllten Kübeln, die in Übereinstimmung mit den Bäumchen im Biedermeierstil dekoriert sind. Auch die Extraktbüchschen lassen sich für den, der ein wenig Geschick besitzt, leicht in dieser Art verzieren, wozu Ölfarbe oder noch besser die reliefartig wirkende Emailfarbe benutzt wird. Wir geben in unseren Abbildungen einige Vorlagen für diesen Zweck. Die Glasur der Töpfchen bleibt entweder als Grundfarbe stehen, oder man überstreicht sie mit einer anderen Farbe. Die Rinne unter dem oberen Rand der Büchschen bietet ganz von selbst ein hübsches Dekorationsmoment, indem man entweder ein Band in der Farbe der Tischdekoration oder einen mit Goldbronze bestrichenen Bindfaden darum schlingt. Es genügt schon, das Büchschen durchweg olivgrün zu tönen und einen vergoldeten Bindfaden darum zu knüpfen, um einen allerliebsten kleinen Blumenkübel herzustellen. Unsere Abbildungen zeigen einen reicheren Ausputz der Kübel. Auf der rechtsstehenden Abbildung schlingt sich ein Kranz von grünen Lorbeerblättern um den oberen Teil des in seiner Farbe belassenen Töpfchens, ein Band in der gleichen grünen Farbe umgibt den Rand und fällt in eine Schleife mit langen Enden aus. Das obenstehende Bild zeigt einen festonartig in drei Bogen sich um die Büchse legenden Kranz von blauen Blüten; die Schleife ist hier gemalt. Der Kranz wird durchaus nicht sorgsam ausgemalt, er besteht einfach aus unregelmäßig verstreuten Tupfen; der durchschimmernde Grund erweckt die Illusion von Blüten. Die gleiche Technik ist bei der Rosengirlande im Biedermeierstil auf dem links abgebildeten Kübelchen anzuwenden. Die Blütenblätter werden nur angedeutet. An dieser Büchse ist der untere Teil dunkelgrün gefärbt, von dem oberen, in einem lichten Reseda gehaltenen, hebt sich der Rosenkranz in kräftigem Rosa oder Rot ab. Der Bindfaden ist vergoldet. Auf diese Weise kann man die Büchschen überaus mannigfaltig dekorieren, natürlich auch in einfacher Strichmanier, oder indem man aus Tupfen ein Muster zusammenstellt usw. Dem, der Geschmack besitzt, bieten sich bei der Arbeit von selbst immer neue Motive, und er wird ein großes Vergnügen bei dieser Beschäftigung finden, die seinem Heim kostenlos einen hübschen Schmuck zufügt.



Liebigtöpfchen als „Blumenkübel".

Das fertige Bäumchen in einem Kübel mit gemalten Blütenfestons.

Detail zu den Blütenfestons.

Puppenmöbel aus Paketträgern. Paketträger, die viele Damen so achtlos fortwerfen, lassen sich ganz praktisch als Material für Puppenmöbel verwenden. Hat man eine Anzahl Knebel beisammen, so bohrt man mit einem Drillbohrer die erforderlichen Löcher für die Nägel, weil die kleinen Nägel bei dem Einschlagen in das harte Holz sich leicht verbiegen. Um die Lehnen auf dem Untergestell zu befestigen, schlägt man in die der Länge nach in die Knebel gebohrten Löcher einen Nagel, von dem man zuvor den Kopf abgekniffen hat, und steckt den anderen Knebel darauf. Zu einem Stuhl gehören sechs ganze und acht halbe Knebel. Die halben dienen zur Verbindung der Stuhlbeine und der Lehne. Das Sofa besteht aus vierzehn ganzen Knebeln. Die Beine der Fußbank sind halbe Knebel, und zu den Seitenverbindungen verwendet man den dritten Teil eines Paketträgers. Zu den Sitzen nimmt man mit Stoffresten bezogene Pappstückchen, denen man die Ecken vorher herausgeschnitten hat, damit sie in die Knebel hineinpassen. Die etwa zehn Zentimeter große, achteckige Tischplatte aus Zigarrenholz, ebenfalls mit Stoff überzogen, ruht auf einundeindrittel Knebel, die auf zwei über Kreuz als Fußgenagelten Paketträgern ruhen. Die Nagelköpfchen werden mit Gold bronziert. Ein Plüschrestchen als Teppich vervollständigt die auf so billige Art hergestellte Puppenstubeneinrichtung.

„Blumenkübel" mit anderer Dekorierung.

Hauswirtschaft.

Gasschläuche kann man ebensowohl wie die Luftschläuche des Rades flicken, falls nur ein einzelnes sichtbares Loch oder auch mehrere vorhanden sind, aber nicht der ganze Schlauch undicht und brüchig ist und fortwährend Gas, wenn auch nur in kleinen Mengen, ausläßt. Die Stelle wird auseinandergehalten, sanft mit Glaspapier abgerieben und der entsprechende Fleck mit dem Klebestoff der Gummitüben aufgeklebt, nachdem man letzteren einige Minuten nach dem Aufstreichen hat verdunsten lassen. Stärkerfehlerhafte Gasschläuche sind unter allen Umständen fortzuwerfen, sie sind gefährlich und verschwenderisch zugleich!

Wachsflecke in Teppichen und Kleidern, die unvermeidlichen Folgeerscheinungen der Weihnachtszeit, lassen sich sehr leicht durch Ausbügeln beseitigen, indem man weißes Löschpapier unter das Plätteisen legt und es wechselt, solange sich noch ein Fettabdruck zeigt. An Stellen, wo man mit dem Plätteisen nicht hineinkommt, bedient man sich einer erhitzten Brennschere. Es bleibt keine Spur zurück.

Puppenmöbel aus Paketknebeln.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 2, 1908.

Das ist ein Glück, das niemals trügt: —
Stets recht getan — der Pflicht genügt;
Glück oder Unglück kommt und geht,
Wohl dem, der vor sich selbst besteht.

Auguste Posch.

Wege der Aufklärung.

Von Adele Hindermann.

Es wird zurzeit eine Schlacht geschlagen um das Problem der sogenanten „Aufklärung" unserer heranwachsenden Jugend.

Das bedeutet ein Stück heißer Arbeit. Denn eine solche grundsätzlich geforderte Aufklärung kann weniger mit dem Lüften eines Schleiers verglichen werden, als vielmehr mit dem Stemmen gegen die erstarrte Tradition, und zwar ohne die geringste fördernde Vorarbeit der Vergangenheit.

Noch ist in dem Ringen der Meinungen kein Resultat erstritten; die Mütter haben zwar den Ruf vernommen: „Es geht so nicht weiter, es muß etwas geschehen!" aber auf praktisch anwendbare Fingerzeige aus der pädagogischen Wolkenschlacht warten sie bislang vergebens.

Inzwischen stehen sie da in lauschender Ratlosigkeit, aufgescheucht aus der alten Gewohnheit der Passivität, unsicher gemacht gegenüber ihren heranreifenden Knaben und Mädchen, verängstigt durch „Kindertragödien", erfüllt von einer begreiflichen schamhaften Scheu vor der neuen schwierigen Mutteraufgabe: so oder so ihren größeren Kindern die wesentlichsten Grundzüge jenes Wissens zu übermitteln, von dem eine natur entfremdete Menschheit sich längst gewöhnt hat nur im Flüsterton zu sprechen.

Die Forderung „klärt eure Kinder auf" besteht zu Recht. Aber es hieße sich selbst belügen, wenn wir uns nicht klarmachen, daß sie die heutige Generation vor den Zwang zu einer Brutalität stellt. Enthüllung statt Entwicklung; ein grelles Licht, das in tiefes Dunkel fällt, statt einer stetig sich steigernden Helle, in der junge Augen das Blinzeln gar nicht erst lernen.

Glauben wir wirklich „aufzuklären", wenn wir uns eines Tages entschließen, das Märchen vom Storch mit gedämpfter Stimme und gesenkten Augen zu widerrufen? Wir geben damit nur wieder, was wir selbst einst unter Abscheu empfingen: eine Ungeheuerlichkeit.

Es hilft nichts, sich darüber täuschen zu wollen. Im Gegenteil, wir wollen diesen Punkt ganz fest im Auge behalten, weil zwei Folgerungslinien von ihm ausgehen.

Die eine: Es wird trotz alledem, um der viel größeren Gefahren des Verschweigens willen, notwendig sein, daß dieser schwere Moment herbeigeführt und überstanden werde.

Die andere: Die ganze Durchführbarkeit der Aufklärung als allgemein gültiger Erziehungsgrundsatz hängt davon ab, daß jene „Ungeheuerlichkeit" als solche zum Verblassen, ja allmählich zum Verschwinden gebracht werde.

Wollen wir wirklich Kinder, die ohne das Grauen vor einer umfaßbaren Eröffnung wissend werden, so bleibt uns einzig dieser Weg: Versuchen, daß sie unbefangen, unverbildet und neugierlos Schritt für Schritt zu dem Verständnis natürlicher Vorgänge heranreifen.

Wenn uns das heute als graue Theorie erscheinen will, so stehen wir da wie ein Sünder, der die Kraft zur Umkehr noch nicht gefunden hat.

Denn ein Wunder von schlackenloser Reinheit war es, als Gott am Anfang aller Dinge ein Stücklein seiner Schöpferkraft in Menschenhände legte. Und ist wohl kaum ein Flüstern gewesen, als seine Stimme sprach:

„Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde!"

* * *

Also zurück dorthin — das wäre die Richtung des Fortschritts. Zurück bis an die Pforte des Gartens Eden.

Das scheint ein langer, langer Weg. Wir dürften entmutigt die Arme sinken lassen, wäre da nicht eines, vor dem bis heutigen Tages jegliche Verunglimpfung natürlicher Geschehnisse haltmacht — das neugeborene Kind.

Allen lichtscheuen „Auffassungen" zum Trotz — in seinen verträumten Augen steht nichts geschrieben von Scham über ein „peinliches" Werden! Und wir, die wir beschädigt sind vom Leben, eingeengt von naturfremden Gewöhnungen, wir stehen bewegt vor der Kraft, die diese Augen zum Licht rief mit ihrem hellen Ruf — „es werde!" — heute wie vor Tausenden von Jahren.

Nein, wir brauchen uns nicht zurückzutasten bis zum Garten Eden, wenn wir finden wollen, was wir suchen: lautere Anschauung. Jedes Kind, das geboren wird, trägt sie uns zu als sein erstes Geschenk.

Wir haben die Möglichkeit, sie festzuhalten, sie zu wahren, sie ausstrahlen zu lassen über das heranwachsende Kind selbst. Es wäre denkbar — ich möchte diesen Gedanken theoretisch weiter verfolgen — auf Grund der vorhandenen völligen Unbefangenheit der jungen Seele jedwede künstliche Verschleierung zu vermeiden, das Kind bei seinen Beobachtungen aus dem Familienleben von Pflanze und Tier eher zu fördern, als zu hindern, und seine Fragen bezüglich ähnlicher Vorgänge in seiner menschlichen Umgebung stets entsprechend dem Grade seiner Fassungsgabe, niemals aber mit einer Unwahrheit zu beantworten.

Dieser Weg ist aber nicht ohne weiteres gangbar. Erstens, weil nur unter der Voraussetzung, daß alle Mütter ihn wählen, eine Bürgschaft besteht, daß nicht etwa ein paar einzelne Kinder ihre bessere Führung durch eine — angefeindete! — Sonderstellung büßen müssen. Zweitens, weil eine solch einschneidende Veränderung der Erziehungsmarschroute nicht übergangslos ins Werk zu setzen ist.

Um ein Kind stark zu machen für die Aufnahme fortschreitender Erkenntnisse dieser Art, bedarf es einer sorgsamen Vorarbeit, deren wesentlichste wohl in einer gründlichen Auslüftung unserer landläufigen Schicklichkeitsbegriffe bestehen dürfte.

Es ist eine gute, eine sehr gute Sache um die Schicklichkeit. Nur eins hat sie auf dem Gewissen, daß sie nämlich einen Teil ihrer sehr lobenswerten Wirkungen auf Kosten der sexuellen Unbefangenheit erzielt.

Das ist der Punkt, an dem ihr das Handwerk gelegt werden müßte.

Nicht etwa, daß ich vereinzelten Naturschwärmern beistimme, die dem kleinen Volk am liebsten die Kleidung und damit das Schamgefühl, das „nicht im Plan der Natur liegt", abgewöhnen möchten. Im Gegenteil, ich rechne gern mit diesem

Schamgefühl, als einer Art Dornenhecke, die das schlummernde Dornröschen schützend umhegt. Ich möchte es bei keinem größeren Kinde missen. Aber die so wertvolle Unbefangenheit erst recht nicht!

Die Frage der Praxis wäre also die, ob diese Unbefangenheit erhalten werden kann, ohne daß die äußere und innere Wohlanständigkeit eine Einbuße erleide.

Ich glaube, ja. Wer in dem Betrieb einer Kinderstube heimisch ist, dem wird es ein leichtes sein, dem — gleichviel ob natürlichen oder kulturell erworbenen — Schamgefühl anstatt einer unklar sexuellen eine klare hygienisch-ästhetische Grundlage zu geben. Und bei dieser wird gar kein Anlaß sein, zu tuscheln und zu flüstern, was an sich schon aus allgemeinpädagogischen Gründen einen Gewinn bedeutet.

Zugegeben, daß — besonders zu Anfang — eine gewisse mütterliche Diplomatie das zu ersetzen hätte, was an Freimütigkeit erst zurückgewonnen werden muß; zugegeben alle nicht zu berechnenden Schwierigkeiten, die die Praxis in den Einzelfall hineintragen mag.

Demgegenüber steht eins unverrückbar fest: Erst wenn wir erreicht haben, daß jedes Kind sich der Gesamtheit seiner jungen, rosigen Leiblichkeit so harmlos bewußt ist, wie es den Bau einer Apfelblüte zu betrachten pflegt — erst dann dürfte die wesentlichste Grundlage geschaffen sein für den Weiterausbau der Bestrebungen, die mit dem Schrecknis jäher Enthüllungen sowohl wie den Fährlichkeiten einer sich steigernden Neugier aufzuräumen trachten.

Es muß vorwiegend negative Arbeit geschaffen werden. Es muß alles aus dem Wege geräumt werden, was schuld daran werden könnte, daß der Aufklärende in die Zwangslage gerät, mit „Enthüllungen" seiner eigenen bisherigen Erziehungsmethode einen Faustschlag zu versetzen.

Ich habe bisher das kaum zu verdeutschende Wort Prüderie noch nicht genannt; es ist ein bißchen reichlich abgegriffen. Aber als Schädling Nr. 1 kann ich dies merkwürdig zählebige Etwas nicht unerwähnt lassen.

Es hieße offene Türen einrennen, wenn ich mich mit einer Begründung der längst als selbstverständlich erkannten Forderung „Los von der Prüderie!" aufhalten wollte.

Jeder vernünftige Mensch ist ohne weiteres überzeugt von ihrer Berechtigung. Bliebe nur zu bedenken, daß es der Prüderie — zu der sich ja niemals freiwillig jemand bekannt hat — manchmal geht wie dem Splitter in des Bruders Auge. Dem Balken im eigenen Auge läßt sich ja ein hübscherer Name beilegen, als da ist „gute Sitte", „sorgsames Behüten" usw.

Ja, würden diese Bezeichnungen wirklich den Kern der Sache decken, alles wäre gut. Denn die „gute Sitte" kann nur gewinnen, wenn eine Schritt für Schritt heranreifende Erkenntnis an Stelle jäher „Aufklärung" tritt, und wer die junge Seele seines Kindes schützen will vor der Brutalität jener übergangslosen Enthüllungen, der kann es nicht „sorgsamer behüten", als wenn er jegliches von ihm fernhält, das geeignet ist, durch künstliches Verdunkeln die Vorgänge der Natur in ein trübes Licht und damit in Mißkredit zu bringen.

Das eben tut die Prüderie, und in diesem Umstand scheint mir ein ziemlich sicheres Kennzeichen gegeben, das eine Verwechslung dieser mit der gar nicht hoch genug zu bewertenden Keuschheit unmöglich macht: wahrheitsfeindlich ist die eine, schmutzfeindlich die andere.

* * *

Um die wesentlichsten Punkte noch einmal nebeneinander zu stellen: Bisher elterliche Passivität; das Ereignis der Aufklärung blieb dem Zufall und damit oft zweifelhaften Elementen überlassen.

Vorläufige Reform: Belehrung durch die Mutter. Das ist ein Fortschritt, aber immer noch eine Qual für beide Beteiligte. Denn der eine Teil gibt sich selbst gewissermaßen preis; der andere vernimmt entweder völlig unvorbereitet eine das Gemüt umdüsternde Enthüllung oder, auf fragwürdigen Nebenwegen vorbereitet, eine „pikante" Ergänzung erschlichener Vermutungen.

Ich stehe nicht an, zu behaupten: diese Art Reform ist kaum eine Reform zu nennen. Deshalb nicht, weil sie das Objekt erst untauglich werden läßt zu reinlicher Anschauung, bevor sie einsetzt. Deshalb nicht, weil sie an die Mutter Zumutungen stellt, die nur mit Heroismus zu erfüllen sind. Deshalb nicht, weil man Reformen, die einer Menge von Hunderttausenden zugedacht sind, nicht von einer solchen Außergewöhnlichkeit, wie der Heroismus ist, abhängig machen darf.

Mit ein paar Dutzend heroischen, taktvollen, wortgewandten Müttern ist der Sache ebensowenig gedient wie mit ein paar Dutzend Kindern, die „die Sache" leidlich hinunterzuwürgen verstanden.

Also etwas anderes, etwas Durchgreifendes, das das Übel an der Wurzel packt, das Zustände, wie die als unhaltbar erkannten, gar nicht erst aufkommen läßt.

Ich sehe keinen andern Weg als den oben angedeuteten. Leicht ist auch dieser nicht, denn er fordert den Bruch mit manchem Hergebrachten, fordert von den Müttern eine unablässige Selbstkontrolle, die sich bis auf die scheinbar geringfügigsten Vorgänge des täglichen Lebens erstreckt.

Übergangsmühsal, die ertragen werden muß. Wenn die Erziehende ihrerseits sich an die geistige „Luftveränderung" mehr und mehr gewöhnt hat, wird an Stelle komplizierter Denkvorgänge jene unbefangene Sicherheit treten, die aus sich selbst heraus den richtigen Ton trifft.

Nicht von heute auf morgen können nennenswerte Erfolge erwartet werden, aber Zeit wäre es wohl, endlich an die Arbeit zu gehen, die „Luftveränderung" allmälich ins Werk zu setzen, anstatt weiter wie bisher die (im Sinne der Erkenntniskraft) künstlich Verweichlichten einem plötzlichen Sturm auszusetzen.

Hinein in den Sturm müssen die Kinder; mußten sie stets. Sie dafür stark zu machen unter allen Umständen — diese sehr ernste Pflicht der Eltern konnte nur so lange übersehen werden, als elterliche Passivität sich damit begnügte, besagten Stürmen gegenüber den Kopf in den Sand zu stecken.

Wir stehen vor einem „Entweder — oder."

Entweder wir bleiben schwächlich an der alten Vogel-Strauß-Politik hängen, oder wir entschließen uns, es mit einer von Grund aus veränderten Richtung zu versuchen, die aus dem Erziehungsplan alle einer reinen unbefangenen Anschauung feindlichen Momente auszuschalten trachtet.

Ein drittes, das dauernd durchführbar wäre, gibt es nicht.

Arabische Frauengestalten.

Von Viktor Ottmann.

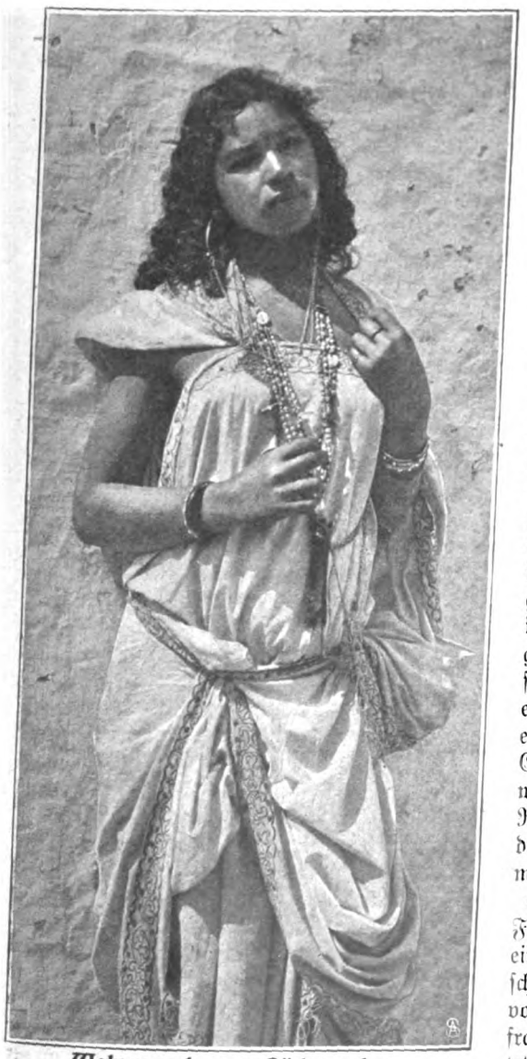
Die tausend Schleier des Geheimnisvollen, mit denen der Islam sein intimes Leben zu verhüllen weiß, scheinen sich nirgends so dicht zusammenzuziehen wie an der Schwelle der Frauengemächer; hier erreicht die Zurückhaltung des Mohammedaners gegenüber dem Andersgläubigen ihren höchsten Grad. Was in gesitteten Kreisen des Abendlandes als eine selbstverständliche gesellschaftliche Pflicht gilt, die teilnahmsvolle Frage nach dem Befinden der Gattin, wäre im Verkehr mit einem Türken oder Araber ein arger Verstoß gegen die Schicklichkeit, der sich nur mit völliger Unkenntnis der Verhältnisse entschuldigen ließe. Der Fremde hat die weiblichen Familienmitglieder zu ignorieren, und selbst wenn er mit dem Hausherrn auf vertrautem Fuße stehen sollte, wird er doch nur in „Selamlik", dem für Besucher offenen Teil der Wohnung

empfangen, während der „Haremlik" ausschließlich für den engen Familienkreis bestimmt ist und höchstens von Damenbesuch oder dem Arzt betreten werden darf.

Da nichts so sehr die Neugier reizt wie alles Verschleierte, war das mohammedanische Frauentum von jeher ein Lieblingsgegenstand der Fabulierlust, eine romantische Weide, auf der die Novellisten seltsame Blüten zum Kranze wanden. Haschischrauch und süßer Duft des Rosenöls, plätschernde Fontänen und spangenklirrende Sklavinnen; schöne, träge, melancholische Damen auf schwellendem Pfühl, die Insassen eines goldenen Käfigs, eifersüchtig behütete Spielbälle der Paschalaune; tückische Haremswächter, Intrigen, Verrat, grausame Rache — das sind so die Requisiten der herkömmlichen Haremspoesie. Aber in unserem romantikfeindlichen Zeitalter einer allgemeinen Nivellierung muß auch das Bollwerk der islamitischen Frauenbehütung hier und dort vernichtende Stöße erdulden, am meisten in Ägypten. In diesem fortgeschrittenen Staatswesen des mohammedanischen Orients haben Besitz und Bildung ein Kompromiß mit den Sitten Europas geschlossen; die starre Scheidewand zwischen Harem und Außenwelt existiert dort nicht mehr, und wenn die ägyptische Dame auch noch immer eine nach unseren Begriffen weitgehende Zurückhaltung übt, so bemüht sie sich doch, am geistigen Leben der Gegenwart teilzunehmen. Die zum Khedivegeschlecht gehörigen Prinzessinnen tragen kein Bedenken, auf Reisen zu gehen und sich aller Annehmlichkeiten unserer Kultur zu erfreuen, und der ganz europäisch erzogene Khedive selbst gibt in allen Dingen der Aufklärung ein gutes Beispiel; so hat er z. B. nur eine einzige Gattin, obwohl seine Religion jedem Muselmann vier rechtmäßige Frauen und eine unbeschränkte Zahl von Nebenfrauen gestattet. Er weiß sehr wohl, daß die soziale Stellung des mohammedanischen Weibes reformbedürftig ist, er weiß aber auch, daß auf dem Wege der Reformbestrebungen behutsam Schritt um Schritt vorgegangen werden muß, weil ein plötzlicher Bruch mit dem Herkömmlichen — wie ihn Schwärmerinnen extremer Richtung am liebsten sähen — geradezu ein Unglück für das Weib wäre und es unvorbereitet und schutzlos dem Leben draußen preisgeben würde. Es bedarf noch der Arbeit von Generationen, ehe die Orientalin auf jener Höhe der Bildung und persönlichen Festigkeit stehen wird, ohne die sie kein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft wäre.

Kleines Beduinenmädchen.

Ob sie dann auch glücklicher sein wird? Die Frage wurzelt in der ziemlich stark verbreiteten Voraussetzung, daß die mohammedanische Frau ein unglückseliges Geschöpf ist, die Sklavin ihres Mannes und Gebieters, im günstigsten Fall ein kostbares Spielzeug. Glücklicherweise beruht diese Voraussetzung auf ganz irrigen Berichten und der Verallgemeinerung von Einzelfällen, die im Abendland genau so gut vorkommen wie im Orient. Weist das Mohammedanertum der Frau auch eine streng häusliche Stellung an und verschließt ihr die Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten — was, nebenbei bemerkt, auch die alten Griechen trotz ihrer Verehrung der Weiblichkeit taten — so räumt es ihr doch Rechte ein, die keineswegs so eng begrenzt sind, wie häufig angenommen wird. In den Harems großer Würdenträger und reicher Männer mag sicher manches Weib ein bedauernswertes Dasein führen — aber wie viele solcher Luxusharems gibt es denn? Die überwiegende Mehrheit der Türken wie auch der Araber lebt in sehr bescheidenen Verhältnissen oder in Armut, und schon aus rein materiellen Gründen, von anderen Gründen abgesehen, leisten die Hausherren auf ihr Recht der Vielweiberei



Wahrsagerin aus Südalgerien.

Christliche Maurin aus Algier.

freiwillig Verzicht. Frauen sind kostspielig, denn jede Gattin hat einen gesicherten Anspruch auf standesgemäßen Unterhalt. Die meisten Mohammedaner leben in Einzelehe, und da sie sehr kinderlieb sind, nüchtern, religiös und von einem starken Gefühl persönlicher Würde beseelt, das ihre Leidenschaften zügelt, so brauchen wir nicht die Versicherungen der Mohammedaner zu bezweifeln, daß ihr Familienleben trotz der Unwissenheit der Frauen innig und glücklich ist. In den untersten Schichten verändert sich dieses Bild allerdings zuungunsten der Frau, denn hier ist sie unter dem Drucke der Notwendigkeit nicht die rücksichtsvoll gepflegte Insassin des Haremlik, sondern die Arbeitsgenossin ihres Gatten, die Schulter an Schulter mit ihm den Boden bestellt oder schwere Lasten

Südalgerisches Beduinenweib.

trägt. Aber dem Manne geht es schließlich auch nicht besser, und wenn wir an die Fülle von Frauenelend in europäischen Großstädten denken, an alle die durch Trunksucht, Roheit und Not hervorgerufenen Leiden, so verwandelt kritisches Gelüste sich in Schweigen.

Tänzerin vom Stamme Ulad-Naïl.

Bei der sorgfältigen Abgeschlossenheit mohammedanischen Frauenlebens ist es für den männlichen Touristen fast unmöglich, einen wenn auch nur flüchtigen Einblick ins Leben und Treiben des Haremlik zu gewinnen. Eher kommen Damen dazu, denn im Besitz einer Empfehlung fällt es ihnen nicht schwer, Eintritt in irgendein feineres Haus zu erhalten, und ihr Besuch wird als willkommene Abwechslung stets gern gesehen, zumal wenn sie interessante Modeneuigkeiten zu zeigen haben oder Süßigkeiten mitbringen, in deren Vertilgung die Orientalinnen Unglaubliches leisten. Am zugänglichsten sind die arabischen Frauen Algeriens. Zwar ist es den Franzosen in den vielen Jahrzehnten der Okkupation noch immer nicht gelungen, ein herzliches Einvernehmen zwischen sich und der eingeborenen Bevölkerung zu schaffen, aber ihre lange Anwesenheit im Lande hat doch stark „abgefärbt" und den äußeren Formen des Mohammedanertums die Starrheit genommen. Unsere aus Algerien stammenden Porträtaufnahmen, die diesen Text begleiten, geben einen Begriff vom Reichtum der algerischen Frauenwelt an schönen und interessanten Erscheinungen. Auf der Straße merkt der Reisende allerdings nicht viel davon, denn der Haïk, das Übergewand aus Seide oder Wolle, das den ganzen Körper verhüllt und auf der Brust mit den Händen dicht zusammengehalten wird, verleiht den wandelnden weiblichen Gestalten etwas Sackähnliches, und der schwerfällige Gang, den die städtischen Mohammedanerinnen infolge ihrer trägen, sitzenden Lebensweise haben, trägt auch gerade nicht dazu bei, den ungünstigen ästhetischen Eindruck zu verbessern. Aber was der Haïk plump verhüllt, die feingeschnittenen

Junges Beduinenmädchen.

Gesichter, der samtartige Glanz der großen Augen, die in Farbe und Komposition höchst reizvollen Kostüme, die oft wunderbar gearbeiteten Schmucksachen, wie riesige Ohrgehänge, Ringe, Arm- und Fußspangen — alles das läßt den Stolz der Araber auf ihre Frauen und ihren Hang zu leidenschaftlicher Eifersucht berechtigt erscheinen.

Wenn hier von arabischen Frauen die Rede ist, so folgt diese Bezeichnung nur dem allgemeinen französischen Sprachgebrauch, der die Bewohner des nordwestlichen Afrikas etwas oberflächlich einfach Araber nennt. In Wirklichkeit bilden die Eingeborenen arabischer Herkunft nur einen Teil der Bevölkerung Algeriens, die berberischen Kabylen einen anderen Teil, und daneben gibt es noch so viel Mischungen, besonders mit den dunkelfarbigen Bewohnern der Saharagebiete, daß es nicht leicht fällt, genaue Rassenunterschiede zu machen. Unsere Porträte lassen in der

Junge Maurin.

Verschiedenartigkeit des Gesichtsschnittes, des Teints und der Kleidung diese Mannigfaltigkeit von Rassenmerkmalen gut erkennen. Von der hellen Hautfarbe und dem glatten Haar der Maurin aus Algier, die übrigens im christlichen Glauben aufgewachsen ist, bis zu der fast negerhaft dunklen Farbe der südalgerischen Nomadin mit ihren groben Zügen und dem dicken Wollhaar ist eine weite Strecke, in deren Verlauf alle möglichen Formen und Farben nuancen vorkommen. Im großen und ganzen kann man zwischen einem Typ der Seßhaften, der in den Städten lebenden sogenannten Mauren, und einem Typ der nomadenhaften Beduinen unterscheiden; der erste hat den Vorzug des Feingeschliffenen in Zügen, Haltung und Gewändern, der andere den einer oft seltsam fesselnden Mischung von Sanftmut und scheuer Wildheit. Je tiefer nach dem Süden, desto dunkler die Hautfarbe, desto negerhafter die aufgeworfenen Lippen. Sozusagen außerhalb der Gesellschaft steht die Weiblichkeit des in der Gegend von Biskra ansässigen Stammes der Ulad-Naïl, die ein herkömmliches Privileg darauf haben, als Tänzerinnen umherzuziehen, bis das ersparte Geld ihnen in den Heimatsdörfern eine „gute Partie" sichert. Die Vorurteilslosigkeit in dieser Beziehung ist übrigens im Orient nicht vereinzelt.

Algerische Damen auf Reisen.

Wenn arabische Frauen auf Reisen gehen, wozu sie allerdings selten Veranlassung haben, dann benutzen sie in den Gegenden, wo es noch keine Eisenbahnen oder Fahrposten gibt, das Kamel als Beförderungsmittel. Das Tier wird zu diesem Zweck merkwürdig aufgeputzt und trägt auf dem Rücken ein nach beiden Seiten überhängendes, mit Tüchern verhängtes Gestell, das zwei Frauen Platz gewährt. Unsere nebenstehende Abbildung zeigt diese eigenartige Beförderung recht deutlich. Europäische Touristinnen, die diese Art des Reisens praktisch erproben wollten, geben die glaubhafte Versicherung, daß die schaukelnde Gangart des Kamels Empfindungen hervorriefe, die alles andere, nur nicht angenehm wären!

Das Aufbewahren von Speiseresten.

Von J. Balzer.

Es ist Ehrensache jeder guten Hausfrau, nichts umkommen zu lassen, jeden, auch den kleinsten Speiserest in der Hauswirtschaft wieder zu verwenden. Um dies zu können, ist ein richtiges Aufbewahren von vorhandenen Resten unerläßlich. Bei gekochten Speisen aller Art ist es Hauptsache, daß sie gut abkühlen, bevor sie zugedeckt werden, da sie sonst säuern. Gekochtes Fleisch sowie Braten bleiben schmackhafter und saftiger, wenn die Stücke noch warm mit Brühe überfüllt werden.

Es ist darauf zu achten, daß vorhandene Reste in passenden Gefäßen aufbewahrt werden, in Steingut, Porzellan oder irdenem Geschirr, niemals in Blech, Eisen, Kupfer oder Messing, selbst Email ist nicht anzuraten. Ihrer gesundheitsschädlichen Eigenschaften wegen sind derartige Gefäße zum Zweck längerer Aufbewahrung von Speisen durchaus unzulässig.

Braten, der von vornherein zum Aufwärmen bestimmt ist, sollte sofort nach Tisch zerlegt und in die Sauce gegeben

werden, so daß diese, kalt und erstarrt, das Fleisch vollständig einhüllt. Dadurch wird es vor dem Austrocken und vor sonstigen ungünstigen Einflüssen der Luft bewahrt, behält seine Frische, und auch der jedem Braten eigene spezifische Geschmack, ich möchte fast sagen das Aroma, wird erhalten. Bleibt der Braten offen und ohne Sauce stehen, so wird er hart und zähe, und auch das sorgfältigste Aufwärmen verhilft ihm nicht mehr zu Frische und Wohlgeschmack.

Soll der Braten als Aufschnitt benutzt werden, legt man ihn auf eine große Holzplatte, gibt eine große, tiefe Schüssel darüber, unter die man an einer Seite ein kleines Hölzchen schiebt, damit die Luft freien Zutritt hat, und stellt den Braten in den Fliegenschrank. So nimmt er keinen dumpfen Geruch an, bleibt saftig und ist vor Fliegen geschützt. Reste von Suppenfleisch bleiben wohlschmeckend und erhalten sich gut, wenn man das Fleisch in übrig gebliebene Brühe zurücklegt und in dieser erwärmt. Noch besser aber erhält sich Suppenfleisch, das aufgewärmt werden soll, wenn man es in abgeschöpftem Rindsfett warm stellt und damit durchziehen läßt. Auch einige Löffel Fleischbrühe kann man zusetzen und das Fleisch darin recht heiß werden lassen. Es schmeckt wie frisch.

Um angeschnittenen, gekochten Schinken frisch zu erhalten, so daß auch selbst die oberste Schnitte saftig und rot bleibt, empfiehlt es sich, die Schnittfläche dick mit dem Schinkenfett zu bestreichen, das sich auf der erkalteten Brühe bildet. Beim Schneiden des Schinkens schabt man es ab, um es nachher wieder zu verwenden. Wird das Fett vorher ausgebraten, so daß es keine Brühe mehr enthält, so bleibt es lange gut. Übrigens tut jedes andere Fett die gleichen Dienste.

Man kann auch die Schnittfläche mit einer weingeistigen Salizyllösung bestreichen, die aus sechzig Gramm Salizyl auf einen halben Liter Weingeist hergestellt wird. Abgekochter, angeschnittener Schinken läßt sich nach mehreren Tagen, im Winter nach Wochen, wie frisch herrichten, wenn man ihn in einem leichten Säckchen an trockenem, kühlem Orte aufhängt und bei Bedarf in vorhandener Schinkenbrühe oder in heißem Wasser rasch zur Durchhitzung bringt. Über den Anschnitt eines rohen Schinkens legt man ein Stück Schwarte oder auch etwas Stanniol. Unter beidem hält sich der Anschnitt frisch.

Reste von Pökelfleisch halten sich gut und saftig in der Brühe, ebenso hält sich abgekochte, geräucherte Ochsenzunge, wenn man sie jedesmal in die Brühe zurückgibt, in der sie gekocht wurde. Wird diese allmählich zu alt, so kocht man eine Lake aus anderthalb Liter Wasser, zehn Lot Salz, einem Lot Salpeter und einem Lot Zucker. Alles wird zusammen aufgekocht und heiß über die gekochte Zunge gegeben. Auch hält sich Pökelzunge wochenlang frisch, wenn man sie in ein Tuch einschlägt, das öfters in starkem Salzwasser angefeuchtet wird. Oder: man kocht die Pökelzunge ganz enganliegend mit zwei Kalbsfüßen oder etwas Gelatine. In der sich bildenden Gallerte, die man von Zeit zu Zeit aufkochen kann, hält sich die Zunge ungemein lange. Auch in aufgekochtes Rindsfett eingetaucht und erstarren gelassen, kann man Zunge trocken konservieren, ebenso hält sie sich in guter, starker Fleischbrühe, wenn man den Topf luftdicht verschließt.

Alle Ragouts kann man an kühlem Orte lange Zeit gut erhalten und mehrmals aufwärmen, ohne daß sie an Güte und Wohlgeschmack verlieren. Sie werden im Wasserbade erwärmt, und eine etwaige Blätterteiggarnitur wird im Backofen aufs neue erhitzt. Der Geschmack derartig aufgewärmter Ragouts ist so vollständig gleich den frisch gekochten, daß man zu einer Gesellschaft ein mühsam herzustellendes Ragout schon am Tage vorher bereiten und aufgewärmt servieren kann. Ein Zusatz von Wein oder Essig darf erst später zugesetzt werden kurz vor dem Anrichten.

Aufschnitt hebt man am besten auf einem Kabarett auf, über dessen Henkel man ein feuchtes Tuch derartig ausbreitet, daß es die Fleisch- oder Wurststückchen nicht berührt.

Fleischbrühe hält sich gut, wenn man sie durchseiht, jedem Liter eine Messerspitze doppeltkohlensaures Natron zusetzt und das Gefäß an einen kühlen Ort stellt. Am folgenden Tag kocht man die Brühe auf und nimmt den Schaum ab, der durch das Natron veranlaßt wird. Suppe sollte nur im Wasserbade aufgewärmt werden, und zwar so rasch wie möglich, da sie sonst einen leicht säuerlichen Geschmack annimmt.

Reste von Fischen lassen sich vorzüglich aufwärmen, wenn man sie sofort in den Sud zurückgibt und sie beim Gebrauch auf eine Stelle des Herdes stellt, wo der Sud sich langsam erwärmt. Angeschnittenes Brot schlägt man in ein leicht angefeuchtetes Tuch, verdeckt es mit einer irdenen Schüssel und stellt es in den Keller.

Weißbrotreste hängt man in dünnen Säckchen derartig in der Speisekammer auf, daß sie die Luft von allen Seiten umspülen kann. So trocknen sie langsam, schimmeln nie und finden im Haushalt die verschiedenartigste Verwendung.

Um Weichkäse längere Zeit gut zu halten, entfernt man die Stanniolhülle, legt ihn unter die Glocke und stellt ihn kühl.

Hartkäse verwahrt man an luftigem Orte und wickelt ihn in Leinwand, die man mit Salz bestreut, oder man legt ein in Bier, Wein oder Salzwasser ausgerungenes Tuch darüber und erneuert dies öfters. Maden und Würmer hält man vom Käse fern, wenn man ihn in Hopfen, Johanniskraut oder Birkenlaub einlegt.

Man legt auch angeschnittenen Käse in einen Steintopf und stellt daneben in den Topf in ein kleines Gefäß etwa einen Eierbecher oder ein Likörglas mit Rum. Der Topf wird fest zugebunden. Der Käse hält sich lange gut, trocknet nicht ein und bekommt keine harte Rinde, keine weiße Außenseite, wie das beim Einschlagen in Salz- oder Weintücher vorkommt, und verliert auch nicht an Güte und Wohlgeschmack.

Gelbei, von dem das Eiweiß verbraucht wurde, ist oft recht schwer zu halten. Bedeckt oder unbedeckt hingestellt, mit Wasser oder Milch verquirlt, selbst mit einem Zusatz von Salizyl wird es gar oft unappetitlich und trübe. Will man Eiweiß allein verbrauchen und das Gelbe zurücklassen, so öffne man das Ei gerade nur so viel, daß das Weiße herauslaufen kann, lasse aber das Gelbe in seinem natürlichen Behälter. Dieses trocknet nicht ein und wird durch den geringen Eiweißrest vorzüglich erhalten.

Kalte Puddings müssen so kühl wie möglich aufbewahrt werden, da sie sehr leicht säuern. Alles Gefrorene, namentlich Fruchteis, läßt sich abermals in die Gefrierbüchse bringen und aufs neue benutzen.

Alle süßen und sauren Gelees und Aspiks lassen sich sehr leicht umbilden, man läßt sie am Feuer zergehen und bringt sie in eine neue Form. Weinsulzreste schlägt man mit dem Schneebesen zu dickem Schaum und gibt diesen lagenweise mit geschlagenem Rahm in eine Kristallschüssel.

Ausgleich.

Dein Nahsein habe ich so weich empfunden,
Daß meine Seele sanft dabei genas,
Dein linder Hauch strich über meine Wunden
Wie Westwind über's arme Heidegras.

Nun sehn wir uns erschüttert an beim Scheiden.
Wer gab, wer nahm? — Wer litt und wer genas?
Kein tiefrer Ausgleich war wohl je auf Erden!
Das wird nun eine große Sehnsucht werden!

Frida Schanz.

Drei Kindermaskenkostüme: Engel, Schmetterling und Rose. (Abb. 8 bis 10.) Das Gewand des Engels ist ganz einfach, aus weichem, weißem Wollstoff gefertigt, reichlich weit und lang geschnitten und in der Taille durch einen Goldgürtel zusammengehalten, über den ringsum der blusige Taillenteil überfällt. Am Halse durch einen Zug geschlossen, wird das Kostüm durch lange, unten sehr weite Ärmel und ein Paar Flügel vervollständigt, die aus einer mit Draht gesteiften Gazegrundform bestehen und entweder mit Taubenfedern beklebt sind oder ganz aus weißer, silberdurchwirkter Gaze gefertigt werden können. Der Schnitt ist in 32 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark erhältlich. — Für graziöse, bewegliche Mädchen ist das Schmetterlingskostüm eine dankbare Verkleidung. Über luftiger Unterkleidung bauscht sich das kurze weite Röckchen aus weißer golddurchwirkter Gaze, aus der auch die rund ausgeschnittene Bluse besteht, die in der Taille ein goldbrauner Samtgürtel mit Schmetterlingsschnalle zusammenhält. Goldbrauner Samt und leuchtend gelber Atlas ergeben das nach oben in einer Spitze auslaufende Bolero, der Ärmel aus Gaze ist lang geschnitten und umhüllt in leichten Falten den Arm. Das Wirkungsvollste am ganzen Kostüm aber sind die Flügel, die am Bolero befestigt, durch die ausgebreiteten Arme ausgespannt erhalten werden. Doppelt genommener hellbrauner Chiffon oder Gaze ergibt hierzu das Material, dessen Ausstattung auf der Innenseite entweder in Malerei oder in braunen, gelben und blauen Samt- und Seidenauflagen bestehen kann, die der Zeichnung entsprechend dem inneren Chiffonteil aufgenäht oder aufgeklebt werden können. Vervollständigt wird der Anzug noch durch ein paar große, auf dem Kopf getragene Fühlhörner aus Golddraht und einen sich im Haar wiegenden, goldglänzenden Schmetterling. Der Schnitt ist in 32 und 36 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark vorrätig. — Für das dritte, die Rose darstellende Kostüm bildet ein zartrosa Mullkleidchen den Hauptbestandteil, während rosa Rosengirlanden mit grünem Laub den Charakter der Blume betonen. Die bauschige, rund ausgeschnittene Bluse, deren Ausschnitt Rosenranken umranden, wird durch kurze Puffärmelchen vervollständigt die grünes Samtband abbindet. Grünes Samtband ergibt auch den Gürtel, unter dem das kurze gereihte Röckchen hervorfällt, das, durch steife Röcke stehend erhalten, durch reichen Rosenschmuck besonders reizvoll und duftig wirkt. Der Schnitt ist in 32 und 36 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark erhältlich.

Drei Theaterblusen. (Abb. 11 bis 13.) Das erste, aus bastfarbener Seide gefertige Modell Abbildung 11 hat eine Überbluse in Falten, die vorn ein weißer Spitzengalon mit grünem Samtvorstoß abschließt. Die Überbluse schließt mit tiefem Armloch ab, aus dem der halblange Puffärmel hervorfällt, dessen Manschette feines Seidenplissee besetzt. Den kleinen spitzen Halsausschnitt füllt ein in Fältchen abgenähtes weißes Chiffonlätzchen, dessen Bündchen Spitze garniert. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite etwa 2 Meter. — Die zweite Blusentaille Abbildung 12 ist aus moosgrünem Taft gefertigt, der diskret durch die Maschen der gleichfarbigen Tüllgarnitur hindurchschimmert. Das vorn wie im Rücken leicht blusig gearbeitete Modell wird am Halse durch eine in feine Säumchen abgenähte gelbliche Spitzenstoffpasse ausgestattet, die sich im Rücken wiederholt und dort wie vorn durch je einen eckigen, lose herabhängenden Tüllteil begrenzt wird. Diese Garnitur erhält durch die Umrandung mit einem Goldgalon, in dem dunkelgrüne Seidenquadrate die Goldmäander unterbrechen, eine gewisse Festigkeit, die das Zusammenfallen der Fläche verhindert

Abb. 8 bis 10. Drei Kinderkostüme: Engel, Schmetterling und Rose.

Abb. 11 bis 13.
Drei Theaterblusen.

und sich auch als Begrenzung der ziemlich tief herabreichenden epauletteartigen Achselteile wiederholt. Der halblange puffige Ärmel besteht aus gelblichem Spitzenstoff und ist mit grünen Taftblenden umrandet. Der Schnitt ist in 40, 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,50 bis 1,75 Meter und etwa 2 Meter Spitzenstoff. — Von duftiger Wirkung erweist sich die dritte Bluse Abb. 13 durch den dazu verwendeten weißen Tupfentüll. Über ein leichtes weißseidenes Futter gearbeitet, wird die ziemlich glatte Bluse durch breite gestickte Fichuteile ausgestattet, die leicht gefaltet in den Gürtel treten und mit einer gleichfalls gestickten Ärmelglocke verbunden sind, die gereiht unter dem Bretellenteil hervorfällt. Diese Glocke fällt lose über den halblangen Puffärmel, den ein spitzengarniertes Bündchen abschließt. Der zur Herstellung dieser duftigen Bluse erforderliche Schnitt ist in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,50 bis 2,75 Meter.

Zwei elegante Kinderkleider. (Abb. 14 u. 15.) Da die Mode der Erwachsenen fast nie ohne Einfluß auf die Kinderkleidung bleibt, so macht sich auch hier und da die Vorliebe für das Japanische an der Mädchengarderobe bemerkbar. Sie zeigt sich zum Beispiel auch an unserem eleganten Festkleide, das, für größere Mädchen bestimmt,

Abb. 14 u. 15. Zwei elegante Kinderkleider.

Abb. 16 u. 17. Zwei Wintersportkostüme.

über einer Spitzenbluse ein Bretellenarrangement im japanischen Geschmack veranschaulicht. Die über hellblaues Futter gearbeitete gestickte Tüllbluse ist in der vorderen und hinteren Mitte in feine Fältchen abgenäht, die nach unten ausspringen und durch weiße Spitzengalons begrenzt werden. Der Ärmel der Bluse zeigt die beliebte halblange Puffenform, die ein spitzenbesetztes Bündchen abschließt. Zur Herstellung der aus Blenden gebildeten Bretellengarnitur diente hellblaue Libertyseide, aus der auch der den Trägern angesetzte Überärmel besteht. Blaue Seide ergab auch das Material zum Gürtel, unter dem der oben gereihte, unten in in breite Stufen abgenähte Rock hervorfällt, der durch seinen Rundschnitt unten leichte Tollen bildet. Zu diesem hochmodernen Mädchenkleide ist der Schnitt für die Bluse in 32, 34 und 36 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 32, 34, 36, 38 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,50 Meter, für die Unterbluse bei 83 Zentimetern Breite 1,30 Meter und für die Bretellen etwa 2 Meter bei 56 Zentimetern Seidenbreite.

Für das zweite Festkleidchen (Abb. 15) war weißer Kaschmir gewählt, der, durch gleichfarbige Lochstickerei verziert, durch eine zartfarbige Seidenschärpe ein etwas lebhafteres Aussehen erhält. Das mit stark verlängerter Taille gearbeitete Kleidchen zeigt die vordere Mitte in feine Querfältchen abgenäht, die zu beiden Seiten von einem Stickereistreifen begrenzt werden, der sich im Rücken fortsetzt. Unter diesem Streifen fällt ein epauletteartiger Stickereiteil hervor, der sich nach der Achsel zu verbreitert und in gleicher Weise im Rücken verläuft. Den kleineren viereckigen Halsausschnitt begrenzt gleichfalls Stickerei, das Ärmelchen zeigt die kurze, in ein Bündchen gefaßte Puffe, und das Röckchen setzt sich in Reihfalten der Taille an. Als Abschluß der Taille dient ein hinten zu voller Schleife gebundenes Seidenband, während den unteren Rockrand Stickerei abschließt. Zu diesem niedlichen Mädchenkleide ist der Schnitt in 28, 30, 32, 34 und 36 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 3 bis 3,25 Meter.

Zwei Wintersportkostüme. (Abb. 16 u. 17.) Unter den Sportfreuden des Winters haben sich in neuerer Zeit neben dem Eislauf das Rodeln und Skifahren zahlreiche Freunde und Freundinnen zu erobern gewußt, die diesem gesunden Sport immer neue Seiten abgewinnen. Daß hierzu, wie zur Ausübung der meisten Sportarten, aber ein zweckentsprechender Anzug gehört, der die Kälte abhält, Nässe verträgt und die Bewegungsfreiheit nicht hemmt, ist wohl ebenso selbstverständlich wie die Forderung, daß er einer gewissen Kleidsamkeit nicht entbehre. Für diese Arten des Wintersportes gewinnt die weite Pluderhose durch ihre praktischen Vorzüge immer mehr an Bedeutung, da sie durch ihre reichliche Weite den Rock nicht nur völlig ersetzt, sondern den Körper auch besser schützt und warm hält als der Rock. Durch eine solche Hose aus starkgeripptem braunen Samt wird auch unser Rodelkostüm Abb. 16 vervollständigt, das außerdem eine der warmen gestrickten Golfblusen aus weißer und brauner Wolle veranschaulicht, die doppelreihig geschlossen und durch einen Umlegekragen aus brauner Wolle ausgestattet wird. Der Ärmel ist blusig gehalten und durch eine glatte Manschette abgeschlossen, unten schließt die Bluse mit einem Gürtel ab, der den Bund des Beinkleides verdeckt. Reichlich weit geschnitten und mit Seitenschluß versehen, tritt das Beinkleid oben in Reihfalten in den Bund, während es unten überhängend das Kniebündchen verdeckt. Die hinten aufgeschlagene Sportmütze besteht gleichfalls aus gerippptem Samt, außerdem vervollständigen hohe Tuchgamaschen den echt sportlichen Anzug, für den der Schnitt zur Golfbluse in 44, 46 und 48 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig, zur Hose in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 50 Pfennig und zur Mütze für 35 Pfennig erhältlich ist. Materialverbrauch für die Hose bei 1,30 Metern Breite 1,70 Meter, für die Strickjacke 1 bis 1½ Pfund Zephirwolle.

Durch eine gestrickte Jacke wird auch der zweite

Abb. 18.
Japanisches Bolero aus Samt.

Sportanzug Abb. 17 vervollständigt, der diese in Sackform aus weißer Wolle und nur durch große Metallknöpfe ausgestattet zeigt. Mit glatt gestricktem Schalkragen gearbeitet, schließt die Golfjacke gleichfalls doppelreihig, der Ärmel ist in der üblichen Keulenform gestrickt, nur mäßig weit gehalten und durch einen Aufschlag ausgestattet. Der ganz fußfreie Rock aus starkem dunkelblauen Reversiblestoff verbirgt die darunter getragene Pluderhose völlig und wird ganz glatt und nur unten in einigen Falten ausfallend gearbeitet. Kleine Abnäher sichern ihm den faltenlosen Anschluß an die Hüfte, der Schluß befindet sich an der leicht seitlich laufenden Naht. Die das Kostüm vervollständigende Sportmütze ist aus weißem Flauschstoff hergestellt, während das Material der Gamaschen in gelbgrauem Tuch bestand. Der zur Anfertigung dieses schicken Anzuges erforderliche Schnitt ist für die Jacke in 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig, für den Rock in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 60 Pfennig und für die Mütze für 35 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch für den Rock bei 1,30 Metern Breite 2,25 Meter.

Japanisches Bolero. (Abb. 18.) Auch in diesem Winter bleibt die junge Damenwelt den kurzen Hüllen treu, die in der Hauptsache aus Boleros und Liftboyjäckchen bestehen, vorherrschend aus Samt und Pelz gefertigt werden und sich durch ihr flottes Gepräge auszeichnen. Eine dieser kurzen Konfektionen veranschaulicht unsere Abb. 18. Zu dem japanischen Bolero ergab maulwurfsgrauer gerippter Velvet das Material, während die Ausstattung in einem weißen Tuchkragen in Schalform bestand. Vorn durch Knöpfe geschlossen, ist das Bolero mit eingesetztem glockigen Ärmel gearbeitet, der in weichen Falten den Arm bis zum Ellbogen umhüllt. Der Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 95 Zentimeter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstverfertigung von Kleidungsstücken sind zu den Modefiguren Nr. 8 bis 18 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstraße 37-41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über demstärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Einsendung des Betrages in Briefmarken mit der Bestellung, da durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Die Ziele und Bestrebungen des Vaterländischen Frauenvereins.

Von Paula Kaldewey.

Es ist Tatsache, daß trotz der weiten Verbreitung, die der Vaterländische Frauenverein in allen Teilen des Reiches gefunden hat, selbst in den gebildeten Kreisen noch oftmals die Frage aufgeworfen wird: Was versteht man unter der Bezeichnung „Vaterländischer Frauenverein", welche Ziele und Bestrebungen verfolgt er?

Gegründet am Friedens- und Dankfest — am 11. November 1866 — aus den weiblichen Hilfskräften des „Preußischen Vereins zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger", blickt der Vaterländische Frauenverein auf eine mehr als vierzigjährige segensvolle Tätigkeit zurück. Es war der überaus glückliche Gedanke seiner Stifterin, der Königin Augusta, die Frauen, die während des österreichischen Krieges sich dem Vaterland gewidmet, dem Volk unter den Waffen gedient hatten, auch im Frieden vereinigt zu halten zu einer Bereitschaft, die, alle Bekenntnisse und Stände umfassend, hilft, wo immer die Not an sie herantritt. Allerdings setzte sich die junge Organisation anfangs aus einer bescheidenen Anzahl Mitglieder zusammen, aber schon der Krieg 1870/71 führte ihr unaufhörlich neue Kräfte zu, die es ermöglichten, die ernste, schwere Probe zu bestehen. Denn die vornehmste Aufgabe des Vaterländischen Frauenvereins ist und bleibt nun einmal, Fürsorge zu üben an den im Felde Verwundeten und Erkrankten, und in Friedenszeiten diese Hilfstätigkeit vorzubereiten. Zweifellos waren es diese patriotischen Bestrebungen, die das rasche Wachsen des Vereins zur Folge hatten, zählte er doch bereits vier Jahre nach seiner Begründung 364 Zweigvereine, denen 38 093 Mitglieder angehörten.

Es liegt nun keineswegs in der weiblichen Natur, lange vorauszusorgen, ohne ein erkennbares Ergebnis vor Augen zu haben, und so erwachte in dem Vaterländischen Frauenverein die Befürchtung, daß manche dieser neuen Mitglieder und Vereine bei der Wiederkehr ruhiger, friedlicher Tage sich der Gemeinschaft entziehen könnten, falls es nicht möglich sein würde, eine umfassende, anregende Tätigkeit zu finden, geeignet, die einmal geschaffene Organisation dauernd zu erhalten, zu befestigen und auszudehnen und sie immer geschickter und bereiter zur Erfüllung ihrer eigentlichen Pflichten zu machen. Diese Aufgabe ist im Laufe der Jahrzehnte in wachsendem Maße erfüllt worden. Weitere Arbeitsfelder wußte der Vaterländische Frauenverein sich zu erschließen, in weiteren Landesteilen Eingang zu gewinnen. Nach dem jüngsten Bericht beträgt die Zahl seiner Zweigvereine 1264, die seiner Mitglieder 363 672; er verfügt über Vermögenswerte in der Höhe von 8 474 577 Mark. Diesen stolzen Ziffern an menschlicher Arbeitskraft und menschlicher Opferwilligkeit stehen aber auch überaus hohe Anforderungen gegenüber — Anforderungen, wie sie nur Not und Elend zu erheben vermögen. Die letzteren zu lindern, vereinen sich die verschiedenartigsten Kräfte. Sie wirken zusammen — die reichen, starkbevölkerten Städte und die armseligen Wald- und Heidedörfer. Das feste Band der Nächstenliebe umschlingt sie alle und läßt sie nicht müde werden in ihren Bestrebungen: „Tränen zu trocknen, Schmerzen zu stillen, frohe und glückliche Menschen zu machen."

Unter dem Protektorat von Preußens Königinnen und unter dem Banner des roten Kreuzes im weißen Felde übt der Vaterländische Frauenverein seine vielgestaltige Tätigkeit aus. Vor allem gilt diese der Vorbereitung seines ursprünglichen Zweckes. So läßt er sich ein Zusammenarbeiten mit den andern bei der freiwilligen Kriegskrankenpflege beteiligten Faktoren: den Männervereinen, den Sanitätskolonnen und den Genossenschaften freiwilliger Krankenpfleger in hohem Grade angelegen sein. Ferner richtet er sein Augenmerk darauf, daß die in den einzelnen Provinzen bestehenden Depots an Wäsche- und Verbandmaterialien durch regelmäßige Lieferung der Zweigvereine vermehrt und auf einen Stand gebracht werden, der im Ernstfall selbst den weitestgehenden Ansprüchen genügt. Von größter Wichtigkeit ist für den Vaterländischen Frauenverein natürlich auch die Ausbildung von Krankenpflegerinnen. Diese geschieht in eigenen „Krankenpflegerinneninstituten". Unter der genannten Bezeichnung versteht man Anstalten, die den Schwestern vom Roten Kreuz als Mutterhaus dienen, einerlei ob sie am Orte selbst oder auf Außenstationen beschäftigt sind. Augenblicklich besitzt der Vaterländische Frauenverein 16 Mutterhäuser vom Roten Kreuz, denen 1038 Schwestern angehören. Weiter unterhält er eine beträchtliche Anzahl kleinerer Krankenanstalten, dazu bestimmt, die Segnungen unserer sozialpolitischen Gesetzgebung so fruchtbar wie möglich zu gestalten.

Zu einer festen Einrichtung des Vaterländischen Frauenvereins sind auch die theoretischen und praktischen Krankenpflegekurse geworden, die mehrmals im Jahre an vielen Orten stattfinden. Zunächst gewinnt hierdurch die Organisation, da in Kriegszeiten die vorhandenen Pflegekräfte bei weitem nicht ausreichen, den so dringend erforderlichen Ersatz, und ferner schafft sie durch die sachgemäße Belehrung unendlichen Nutzen und Segen. Denn was für die Kriegskrankenpflege notwendig ist, das berührt sich aufs engste mit der ersten Hilfe bei Unglücksfällen, mit dem, was in jeder Krankenstube zu beobachten ist, mit der Verhütung von Ansteckungen, ja, mit all den Fragen der Volksgesundheit, die heute

tage zu so großer Bedeutung gelangt sind. Aber solche Lehren der Wissenschaft können eben nur zur Durchführung kommen, wenn sie dem Verständnis der weitesten Kreise, insbesondere auch dem der Frauen, näher gebracht werden. So erwirbt sich der Vaterländische Frauenverein auf diesem hygienischen Gebiet zweifellos ein nicht zu unterschätzendes Verdienst! Noch in das Bereich seiner Kriegsvorbereitung fällt die Gemeindekrankenpflege. Einzelne Gegenden unseres Vaterlandes sind bereits mit einem dichten Netz von Pflegestationen überzogen. Dies immer mehr auszudehnen gehört mit zu den wichtigsten Pflichten des Vereins. Für ihn gilt es hierbei, den Siechen und Leidenden aller Bevölkerungsschichten liebevolle Fürsorge angedeihen zu lassen, damit staatliche Einrichtungen durch eine Organisation der Barmherzigkeit ergänzt und soziale Gegensätze versöhnt werden; gleichzeitig aber auch Kräfte zu gewinnen, die befähigt sind, die Wunden, die der Feind geschlagen, verbinden und heilen zu helfen.

Von besonderer, allgemeiner Bedeutung ist die Krankenpflege auf dem Lande, für die der Vaterländische Frauenverein „Landkrankenpflegerinnen" ausbildet. Mit deren Tätigkeit hat man nicht selten eine Wochen- und Hauspflege verbunden. Wo jedoch die Mittel fehlen, um derartige segensreiche Einrichtungen ins Leben zu rufen, setzen sich die Zweigvereine wenigstens in den Besitz von Schränken mit Krankenpflegegerätschaften, um den Inhalt leihweise abgeben zu können. Ebenso liefern sie den sogenannten „Wanderkorb für Wöchnerinnen". Durch ihn ist die so überaus wichtige Beobachtung der hygienischen Vorschriften selbst in der ärmsten Familie ermöglicht.

Neben der Krankenpflege gestaltet sich die Friedensarbeit des Vaterländischen Frauenvereins in der mannigfaltigsten Weise. Sie schließt keine Form von Wohlfahrtsbestrebungen aus und richtet sich meist nach den besonderen Bedürfnissen des jeweiligen Ortes. So nennt ein großer Teil der Vereine umfangreiche Anstalten, wie Asyle, Mägdeherbergen, Siechen-, Waisen- und Erziehungshäuser, Volksküchen, Kaffeestuben, Krippen und Kleinkinderschulen sein eigen. Andere, deren Mitwirkung an dem weitverzweigten Tempelbau sich in bescheideneren Grenzen hält, beschäftigen sich mit der Einkleidung von Konfirmanden, der Entsendung von Kindern in Solbäder oder Ferienkolonien, der Unterstützung von Bedürftigen durch Brennmaterialien, Brot-, Milch- oder Fleischportionen und der Bestreitung von Arzt- und Apothekerkosten. Daß man allüberall zu weihnachtlicher Zeit den Armen den Tannenbaum anzündet, bedarf wohl kaum der besonderen Erwähnung.

Als vor ungefähr einem Jahrzehnt der Kampf gegen die Tuberkulose so machtvoll einsetzte, da nahm ihn auch der Vaterländische Frauenverein ohne Zögern auf der ganzen Linie auf. Er gründete Heilstätten für Erwachsene und Kinder, Walderholungsstätten, Lungenkrankenfürsorgestellen, Arbeitergärten und Waldschulen. Ferner sucht er durch Verteilung von Merkblättern, worin in gemeinverständlicher Weise auf die Gefahren und die Verhütung der verheerenden Seuche aufmerksam gemacht wird, vorbeugend und aufklärend zu wirken. Allein nicht nur wider diesen mörderischen Feind ziehen die Vereine zu Felde — wo irgendeine Epidemie, ein Brandunglück oder ein Naturereignis ratlosen Schrecken verbreiten, entsenden sie Pflegerinnen oder stellen Mittel zur Linderung der ersten Not zur Verfügung. So hat beispielsweise — der Vaterländische Frauenverein durch sein Wirken in den durch die Granulose stark bedrohten östlichen preußischen Provinzen einen ganz hervorragenden Anteil an dem Zurückdrängen und Schwächerwerden dieser Volkskrankheit.

Aber auch noch über einem andern Arbeitsgebiet flattert seit einiger Zeit das Banner mit dem roten Kreuz. Das ist die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit. Gerade diese benötigt dringend zahlreicher Kräfte. Nimmt doch Deutschland mit seiner Säuglingssterblichkeit unter den europäischen Staaten die vierte Stelle ein! Auch hierbei beschritt der Vaterländische Frauenverein zunächst den Weg der Belehrung der breiten Volksmassen durch Verteilung eines Merkblattes, das, von dem bekannten Kinderarzte Privatdozent Dr. Trumpp in München verfaßt, in einer Auflage von anderthalb Millionen Exemplaren gedruckt und den Zweigvereinen zur Verfügung gestellt wurde. Im weiteren rief er Säuglings-Fürsorge- und Beratungsstellen für Mütter, Milchküchen, Milch-Abgabestellen und ähnliche Einrichtungen ins Leben, ebenso wie er die Beaufsichtigung des Haltekinder Wesens in sein Tätigkeitsprogramm mit einbezog.

Angesichts einer so vielgestaltigen, umfangreichen Wirksamkeit dürfte der Wunsch des Zweigvereins Charlottenburg, ein eigenes „Rotes Kreuz-Haus" zu besitzen, überaus erklärlich erscheinen, und im eben abgelaufenen Jahre konnten sich in der Tat die Vorstandsmitglieder und die Freunde der Organisation zusammenfinden, um den Grundstein zu legen für ein Zentralgebäude der gesamten freien Wohlfahrtspflege in der genannten Stadt. In diesem sollen zunächst Unterkunft finden: die Vereinsschwesternschaft, eine Privatklinik, die in Kriegszeiten in Verbindung mit anderen Räumlichkeiten zu einem Lazarett mit zweihundert Betten umgewandelt werden soll, die Volksküche, die Krippe, die Lungenkrankenfürsorge- und die Säuglingsfürsorgestelle und endlich die Krankenküche. Durch diesen Zusammenschluß der bisher an verschiedenen Stellen in gemieteten Lokalen untergebrachten Betriebe erhofft man in Hinblick auf das bei der jetzigen räumlichen Trennung erschwerte und doch dringend wünschenswerte gemeinsame Arbeiten eine wesentliche Förderung ihrer Leistungsfähigkeit.

Das rote Kreuz im weißen Felde ist das Symbol eines Kulturfortschritts, dem so leicht kein zweiter als gleichbedeutend zur Seite gestellt werden kann. Unter diesem Zeichen schafft und wirkt der Vaterländische Frauenverein, diese bewunderungswürdige Schöpfung, der es in dienender Liebe gelungen ist, Einfluß zu gewinnen auf die Gestaltung unseres öffentlichen Lebens. Seine Tätigkeit, die Ausdehnung seiner Vereine, ist ein Beitrag zur Erfüllung der sozialen Aufgabe, die die Gegenwart fordert, denn es gelingt ihm in fortschreitendem Maße durch Geben und Nehmen eine Gemeinschaft zu errichten, in der die Gebenden Nehmende und die Nehmenden Gebende werden.

Austernkunde.

Von H. v. Schroetter.

„Debout! Ihr Kavaliere!
Ihr Pagen und Gardiere
Reißt auf die Flügeltür!
Mit einem Zauberschlage
Wird jetzt die Nacht zum Tage:
Die Auster tritt herfür!"

Sänger und Verehrer hat das edle Weichtier schon vor mehr als 1800 Jahren gehabt. Ein Römer legte die ersten Austernparks, in denen die jungen Tiere Schutz und Mästung fanden, im Golf von Bajä an, Plinius beschreibt ihre Zucht in den Lucrinischen Teichen und erzählt, daß „der Luxus ersann, die Austern in den Schnee der Alpen zu hüllen und so die Spitze der Berge mit der Tiefe des Meeres zu vereinigen." Als besonders schmackhaft galten die Austern mit rötlichen Kiemen — während man heute die „Groenbaardjes" in Holland besonders schätzt — von Tarent, Brundusium und die der Südwestküste von Gallien. Auch heute genießen die französischen Austern, so z. B. die von Arcachon, Marennes und von St. Malo, einen Weltruf, der aber von den kleinen englischen Natives, Whitestables und Colchesters über-

troffen wird. Der Kanal bildet nach Prof. W. Marshalls Ansicht das Zentrum des Vorkommens der europäischen Auster. An der holländischen wie an der schleswig-holsteinischen Küste, meistens, wo große Flüsse münden und der Auster Nahrung zutreiben, gedeiht eine Austernsorte, die in Deutschland am meisten genossen wird und es an Wohlgeschmack mit den erwähnten ausländischen aufnehmen kann. Nicht verwechseln darf man diese Auster aber mit den minderwertigen, durch besondere Größe auffallenden Produkten der sogenannten wilden Austernbänke in der Nordsee, südöstlich und südwestlich von Helgoland, die besonders auf dem Cuxhavener Markt zu finden sind und zum Backen vielfach verwendet werden.

Eine von den Schmarotzern des Meeres bewachsene Auster.

Die schleswig-holsteinischen Austernbänke sollen der Sage nach bereits im elften Jahrhundert von Knut dem Großen angelegt sein. Sie wurden 1587 als Königlich Dänisches Eigentum erklärt — kein „Osterling" durfte ohne des Amtmanns Erlaubnis gefangen werden — und wurden an Inselfischer, später an Fischgroßhändler verpachtet. Im Jahre 1720 zu 2000 Taler, 1879 bereits für 163,000 Mark. Der Wert der Auster ist im Laufe von hundert Jahren ganz außerordentlich gestiegen. Wurden 1000 Stück um 1800 mit 1 Mark bewertet, so ist heute der Preis 50 bis 70 mal so hoch. Allerdings haben gerade die schleswig-holsteinischen Austernbänke mehrere Jahre gänzlich ruhen müssen, um wieder Ertragsfähigkeit zu erlangen. Der Rückgang in der Austernfischerei ist eine Folge nicht nur des Frostes der letzten kalten Winter, sondern vor allem der rücksichtslosen Ausbeutung.

Wie man die Auster mit dem Austerbrecher öffnet.

Unsere 53 deutschen Austernbänke liegen zwischen den Inseln Fanö, Röm, Sylt, Föhr und den Halligen an den Abhängen der tieferen Rinnen des Wattenmeeres. Die Amrumer und Sylter Austernfischer werden manchen Leserinnen aus dem Seebadeaufenthalt bekannt sein. In früheren Zeiten ernährte die Austernfischerei auf diesen Inseln 60 Familien. Es gab eine „Skraager-Kaß", und man feierte ein „Strikkabier", wozu der Pastor, der allsonntäglich auf der Kanzel für die Erhaltung der Auster beten mußte, und der Schmied, der die Streicheisen reparierte, Einladungen erhielten.

Der Fang der Austern geschieht mit sogenannten Austernkratzern, Schleppnetzen mit vielzinkigen Streicheisen, mit denen die bis zu 15 und 20 Kilometer breiten Bänke „abgestrichen" werden. Nach dem Fang muß die Auster mit Messern abgekratzt werden, denn ein Heer von Schmarotzern — man zählte auf einer einzigen Auster 321 lebende Wesen, Seepocken und junge Mießmuscheln! — siedelt sich auf ihrer Schale an (S. Abb.). Auf unserem Bild hat der sich in der eroberten, mit Bohrschwamm bedeckten Behausung breitmachende Seestern, der erbitterste Feind der Auster, das Weichtier bereits vertilgt. Mit seinen langen kräftigen Armen öffnet er die festschließenden Schalen, überwindet den beträchtlichen Widerstand des Schließmuskels und vergiftet alsdann mit dem Saft seines Mundes das überfallene, wehrlose Tier.

Die herkömmliche Art des Anrichtens.

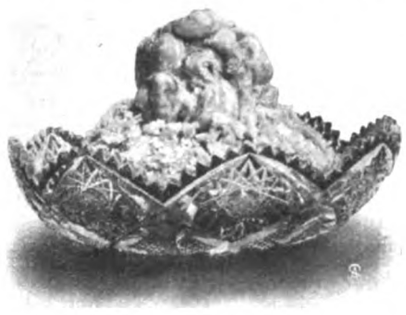
Die Austernbeute kommt in Körben und Holztonnen, sie aufeinandergeschüttet und gut beschwer

Austernkratzer in Tätigkeit.

oft auch mit Draht verschnürt, zum Versand. Der Vorrat an Meerwasser, den die Schalen enthalten, genügt, um das Tier — dem man Stumpfsinn (der Engländer sagt „dumm wie eine Auster"), aber auch ein hochentwickeltes Nervensystem nachsagt — tagelang am Leben zu erhalten.

Die auf den Markt kommende schleswig-holsteinische Auster, „Zahlbar Gut" im Gegensatz zu „Jung Gut", mißt etwa sieben bis acht Zentimeter Länge zu anderthalb Zentimeter Höhe und ist sechs- bis siebenjährig. Die Auster wird im dritten Jahre fortpflanzungsfähig, und ihr Zeugungsvermögen ist so groß, daß man zwei Millionen Junge in einer einzigen Auster nachgewiesen hat. Wenn die im Wasser schwärmende, junge Brut nicht fast völlig die Beute anderer Tiere würde, so könnte — wie ein Forscher ausgerechnet hat — in fünf Jahren die ganze Nordsee mit Austern bevölkert sein. Die junge bläuliche Auster läßt sich zu Boden fallen, baut ihr Haus und nährt sich von pflanzlichen und tierischen Organismen. Ihre ursprünglich gleichförmigen Schalen werden durch das Anwachsen am Boden verschiedenartig, die untere höhlt sich aus, die obere wird zum Deckel. Während des ganzen Jahres sondert die Auster Schalensubstanz ab, und jedes Jahr entsteht ein neuer Anwachsstreifen auf der Schale, so daß man das Alter eines Schaltiers — das bis zu zehn Jahren steigt — danach genau berechnen kann.

Modernes Austernbrett und Austergabel.



Austernpyramide mit Kranz von Chesterkäse.

Eine unserer Abbildungen lehrt, wie man die Auster öffnet. Ein besonders geformtes Messer, der sogenannte Austernbrecher, wird zwischen die beiden Schalen — an der vorderen Breitseite — geschoben und muß an der Unterseite der oberen Schale entlang fahren und den Schließmuskel, der quer von Schale zu Schale läuft, zerschneiden. Das lebende Tier leistet kräftigen Widerstand; gibt daher die Schale leicht nach, so hat man es mit einem abgestorbenen Tier zu tun und muß sich vor dem Genuß und dem gefürchteten Austerngift hüten. Vor dem Verspeisen entfernt man den oberen Teil des bräunlichen Kranzes — Schweif oder Bart genannt — das mit Flimmerhärchen besetzte Atmungsorgan der Auster — zerschneidet, das Messer unterhalb des Tierkörpers hindurch schiebend, den Schließmuskel der entgegengesetzten Seite und entfernt den Rest des Bartes und den harten Kamm, der ebenfalls ungenießbar ist.

Gedünstete Austernspeisen in Pastetenform.

Das Bild auf dieser Seite oben bringt ein Geschenk für einen Austernfreund — ein modernes Metallbrett für Austern und eine beliebte Austerngabel mit breiten Zinken, ein anderes stellt die herkömmliche Austernanrichte, wie sie die ganze gastronomische Welt kennt, dar: ein halbes Dutzend lebendfrische Austern roh in der eigenen Schale auf einem Bett von zerkleinertem Kristalleis derart angerichtet, daß fünf Stück im Kranz um eine Mittelauster liegen. Zitronenachtel übernehmen die Ausschmückung, jedoch wird vielfach auch Pfeffer und Salz dazu gewünscht. Zu diesem appetitreizenden und stets vor der eigentlichen Mahlzeit gereichten Gericht wird Chablis, guter Rheinwein oder herber Sekt, seltener englisches Bier angeboten.

Die Auster gilt, da ihr Fleisch die Stoffe der Muskeln enthält, seit alters her als besonders nahrhaft und leicht verdaulich, und die Küche hat sie längst ihrem Repertoire in den verschiedensten Formen einverleibt, wenn sie auch — leider! — nicht wie am Atlantik ein Volksnahrungsmittel darstellt. Man verwendet die Auster zur Austernsuppe, zur Sauce zu Fisch und Lamm, als Fülle in Hecht, Steinbutt und Kapaun, als Auflage auf Sandwiches, vorzüglich aber als Vorgericht.

Wir zeigen auf dieser Seite rechts Austern, wie sie die berühmte Hamburger Küche als Eingangsgericht anzuordnen beliebt. Das Verspeisen der Schaltiere ist hier noch mehr vereinfacht und erleichtert. Statt in der eigenen plumpen Schale ist die rohe Auster in kleinen sog. Ragoutmuscheln angerichtet. Wir sehen abwechselnd rohe und panierte gebackene Austern, die heiß serviert werden. Gebackene Austern sind als Garnitur zu Spinat, Schoten, Spargel, Champignonpüree beliebt und dankbar.

Unsere nebenstehende Abbildung stellt eine in England geschätzte kalte Austernpyramide dar, umgeben von einem Kranz von geriebenem Chesterkäse.

Gedämpfte Austerngerichte bringt unser letztes Bild. In dem kleinen Tontopf ist das Rezept „Austern in der Kasserolle", das aus Frankreich stammt, bereitet: Der Boden des Gefäßes wird mit Butter ausgepinselt, darauf kommen rohe frische Austern, die mit Pfeffer, Salz, Zitronensaft gewürzt und mit einem halben Glas Sekt begossen werden. Butterflocken und Parmesankäse können den Beschluß machen, sind aber nicht durchaus nötig. Das Gericht wird fünf Minuten im Ofen erhitzt.

Rohe und gebackene Austern in Ragoutmuscheln.

Das mittlere Förmchen ist eine holländische Austernpastete und als Zukost zu Bouillon oder als Garnitur von Gemüse gedacht. Die äußere Hülle besteht aus Blätter- oder Butterteig, die Fülle aus einem Ragout von abgetrockneten Austern, die in Butter gedünstet und mit gehackter Petersilie, Salz und Zitronensaft gewürzt wurden.

In der Originalschale werden „Gefüllte Austern" angerichtet. Hierzu bereitet man aus einem Stück gekochten Aal, einem Dutzend frischer Austern, Gewürz, Eigelb, gehackten Champignons und in Rahm geweichter Semmelkrume eine Farce, mit der die Schale ausgestrichen wird. Eine rohe Auster bildet den Kern und wird mit einer Schicht Farce zugedeckt, die mit Butter beträufelt und mit Reibbrot bestreut wird und zehn Minuten im Ofen backen und Farbe annehmen muß.

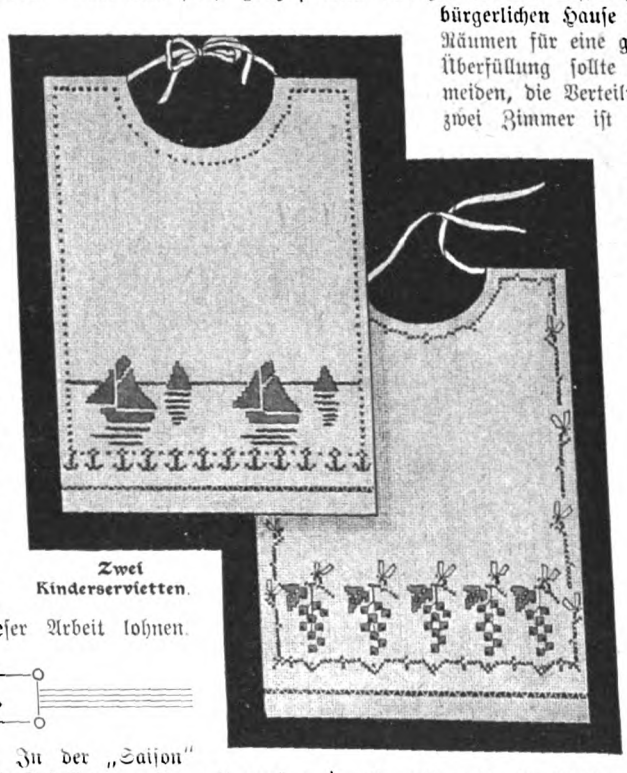
Es wird viel davon gesprochen, daß in Austern seltene Perlen gefunden werden. In den wenigsten Fällen waren die Funde wertvoll.

Ratgeber für jedermann

Handarbeit.

Zwei Kinderservietten mit Kreuzstichstickerei. Die einfachen Bordüren sind in zwei Schattierungen rot oder blau mit D-M-C-Leinengarn in Kreuzstich zu arbeiten, und zwar nimmt man dazu die käuflichen Kinderservietten mit gewebtem Javastreifen zum Besticken.

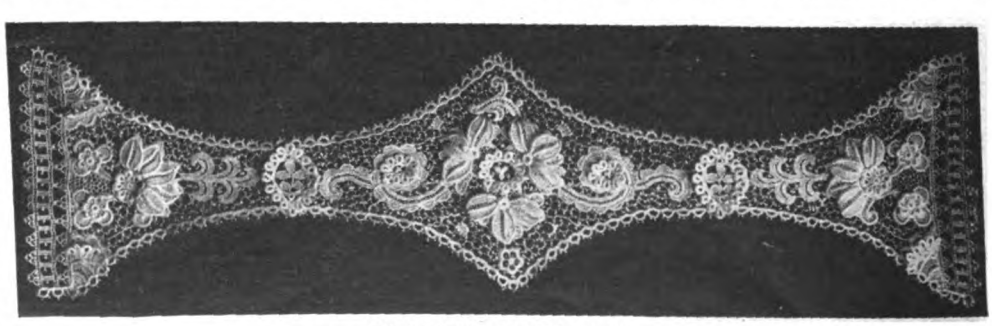
Gürtel in irischer Häkelarbeit. Man kann selbst ganz einfachen Toiletten durch schöne und gut dazu stimmende Gürtel ein elegantes Aussehen verleihen. Trägt man zum Beispiel unsern Gürtel aus irischer Spitze über einem weißen, plissierten Voilekleid oder über einem duftigen Seidenkleid, das ohne Spitzenverzierung gearbeitet ist, so wird man von dem Effekt überrascht sein. Die Mode, einfache Kleider durch einen kostbaren Gürtel zu heben, haben wir von den Engländerinnen übernommen, die es vielfach besonders gut verstehen, in ihrer Einfachheit doch elegant auszusehen. Unser miederförmiger Gürtel wird am besten an verschiedenen Stellen durch Fischbeinstangen vor dem Zusammenschieben geschützt. Das Modell, das wir der Firma Schöneberg in Berlin, verdanken, kann von Damen, die sich schon längere Zeit mit Häkelarbeiten nach irischen Mustern beschäftigen, kopiert werden. Jedenfalls wird sich ein Versuch mit dieser Arbeit lohnen.



Zwei Kinderservietten.

Geselligkeit.

Platz an der Festtafel. In der „Saison" jagen einander die Gesellschaften und Festessen — hier mit großem Prunk und Aufwand, die sich der Reichtum gestatten kann, dort in schlichterem Aufputz des bürgerlichen Hauses. Gleichviel aber, welche Mittel zur Verfügung stehen, die Sorgen der Hausfrau bleiben gleich; von ihren Vorbereitungen hängt es ja ab, ob die Gäste sich in ihrem Hause wohl fühlen werden. Und eine dieser Sorgen ist auch die Beschaffung des Raumes für die Festtafel und die Verteilung der Plätze. Die Gäste dürfen an dem Tische nicht zu dicht gedrängt sitzen, denn auch für die Gemütlichkeit, die ja beim engen Zusammensein sich gerade einstellen soll, gibt es eine Grenze, aber man darf sie auch nicht zu weit auseinander setzen, denn das erschwert die Unterhaltung und macht den Eindruck des Öden und Leeren. Auch für die Festtafel gibt es Sitzregeln. Jeder Gast soll für sich die Breite von zwei Tellern erhalten, jeder also soll sechzig bis siebzig Zentimeter für sich haben. Für seinen Stuhl braucht der Gast, vom Tischrande nach außen gerechnet, wieder sechzig Zentimeter, und zwischen seiner Stuhllehne, der Wand, einem Möbelstück oder dem Stuhl eines anderen Gastes müssen für die Bedienung weitere sechzig Zentimeter freibleiben. Die Breite und Länge ihres Tisches und die Größe des Zimmers kennt ja die Hausfrau, und auf Grund der angegebenen Zahlen kann sie also berechnen, wieviel Gäste sie bequem unterbringen kann. Hat man verschiedene Tische zur Auswahl, so empfiehlt es sich, solche von 1,25 Metern Breite zu wählen, weil bei ihnen die Unterhaltung sich am besten gestaltet und jede Beengung vermieden wird. Stellt man im Zimmer zwei Tische auf, so muß der Mittelgang von Stuhllehne zu Stuhllehne für die Bedienung sechzig bis siebzig Zentimeter breit sein. Das gleiche gilt für den Mittelgang, wenn man beim Aufstellen der Tische die Hufeisenform wählt. Unter Umständen kann man sich auch damit behelfen, daß man den Tisch quer im Zimmer von der einen Ecke zur anderen aufstellt, doch sieht das nicht schön aus. Im bürgerlichen Hause wird es nicht selten an genügenden Räumen für eine größere Tafel fehlen. Eine bedenkliche Überfüllung sollte die Hausfrau auf alle Fälle vermeiden, die Verteilung der Gesellschaft an der Tafel auf zwei Zimmer ist nur bei größeren Festlichkeiten angebracht, da sonst die Unterhaltung beeinträchtigt wird. Es muß sich eben jeder nach seiner Decke strecken, und die Hausfrau muß die Zahl der Einladungen nach den ihr zur Verfügung stehenden Räumen bemessen.



Gürtel in irischer Häkelarbeit.

Zimmerpflanzen.

Die eleganten Bergpalmen. Seit geraumer Zeit gehören die Palmen in den verschiedensten Arten zu den meist bevorzugten Zimmerblattpflanzen. Wenn sie auch im Zimmer nur ein recht mäßiges Wachstum entfalten, das sich bei guter Behandlung im Laufe des Sommers häufig auf die Bildung von zwei bis drei neuen Blättern beschränkt, so werden sie doch infolge der großen Dauerhaftigkeit ihrer Belaubung und der Eleganz ihres Baues überall gern gesehen. Leider haben sich die meisten gärtnerischen Betriebe in den letzten Jahren mehr und mehr spezialisiert, und infolgedessen ist die Anzucht der Palmen auf einige wesentliche Arten beschränkt worden, die nun in großem Maße auf den Markt geworfen werden. Dies ist insofern bedauerlich, als verschiedene, durch Eleganz und Dankbarkeit besonders ausgezeichnete Arten fast vollständig von der Bildfläche verschwunden sind. Zu den mit Unrecht mehr und mehr verdrängten Palmen gehören auch die sogenannten Bergpalmen, wissenschaftlich Chamaedoreae genannt; diese in Südamerika heimischen Palmen gehören zu den zierlichsten Vertretern des Palmengeschlechtes. Manche Arten sind Lianen mit windenden Stämmen, die als Schlinger bis in die höchsten Spitzen der Urwaldbäume emporklimmen, während andere zierliche, dünnstämmige Pflänzchen sind. Gerade die Stammbildung mancher Arten macht sie den Freunden von Zimmerpflanzen besonders interessant, weil einerseits nur wenige Palmen im Zimmer zur Stammbildung gelangen, und weil andererseits die Stämme der Bergpalmen außerordentlich ansprechend aussehen. Sie haben große Ähnlichkeit mit Bambustrieben und sind wie diese in geringen Abständen geringelt; überall da, wo zuvor ein Blatt saß, zeigt der Stamm einen Ring. In früheren Jahren wurden die dünnen Stämmchen dieser Palmen mit besonderer Vorliebe zu Spazier- und Schirmstöcken verarbeitet. Aber noch ein anderer Umstand macht die Bergpalme interessant; es ist dies ihr reiches Blühen, vorzugsweise im Herbst und Winter. Sind auch die einzelnen, gelben Blumen

für sich betrachtet, unscheinbar, so erfreut doch der ganze, reichverzweigte hängende Blütenzweig durch seine Eleganz. Allerdings folgt der Blüte nicht ohne weiteres die Fruchtbildung, da sich bei Palmen männliche und weibliche Blüten bekanntlich auf verschiedenen Pflanzen befinden. Wo künstliche Befruchtung ausgeführt werden kann, da kommt es bei weiblichen Pflanzen im Zimmer auch zur Ausbildung der hübschen, roten Beerenfrüchte. Die Blätter der Bergpalme sind bei einigen Arten gabelförmig ausgeschnitten, bei anderen fiederteilig. Unsere abgebildete Pflanze, die elegante Bergpalme (Chamaedorea elegans), eine der schönsten Arten, hat fiederteilige Blätter. Wir sehen an dieser Pflanze die in der Entwicklung begriffene Blütenbildung. — In bezug auf die Behandlung sind Bergpalmen sehr anspruchslos; sie stehen am liebsten in verhältnismäßig kleinen Töpfen und erfordern demgemäß nicht alljährliches Verpflanzen. Zur Wachstumszeit wollen sie reichlich Wasser haben, aber auch im Winter mäßig feucht gehalten sein. Von tierischen Schädlingen werden diese Pflanzen nur selten befallen, auch sind sie im Gegensatz zu Fächer- und Dattelpalmen in der Regel frei von pilzlichen Schmarotzern. Auch das bei Palmen oft zu beklagende Eintrocknen der Blattspitzen ist bei den Bergpalmen nur selten zu beobachten. Die prächtige Belaubung bleibt gesund, wenn die Pflanzen im Winter in nicht zu trockener Luft gehalten werden und am Fenster, möglichst abseits vom Ofen, Aufstellung finden.

Elegante Bergpalme.

Hauswirtschaft.

Kupfergeschirr findet sich in vielen Haushaltungen, dient aber meist wenig zum Gebrauch, sondern mehr zur wirkungsvollen Küchendekoration. Gar manche Hausfrau fürchtet die Grünspanvergiftung. Diese aber tritt nur ein, wenn saure Speisen mehrere Tage in Kupfergeschirren aufbewahrt werden. Ist Kupfergeschirr gut ausgezinnt, und wird es tadellos sauber gehalten, dann ist das Kochen in ihm ganz gefahrlos. Beim Neuauszinnen tut man aber am sichersten, sich an einen fachkundigen Kupferschmiedemeister zu wenden, der nur reines, englisches Zinn verwendet. Kupfer ist wohl teuer, aber das haltbarste Geschirr, das es gibt; es ist nichts Seltenes, daß sich Kupfergeschirr durch Geschlechter vererbt.

Das blaue Anlaufen des Nickelbeschlages bei den Öfen kommt besonders bei Dauerbrennern vor und ist ein Zeichen, daß eine Überheizung stattgefunden hat. Ist es in starkem Maße vorhanden, läßt es sich oft nicht mehr gutmachen; die angelaufenen Teile müssen alsdann neu vernickelt werden. Ist nur ein bläulicher Schein vorhanden, so lasse man den Ofen kühl werden, dann mit Stearinöl einreiben und zuletzt, nachdem dies eine Zeitlang eingewirkt hat, mit Wiener Kalk und wollenen Tüchern tüchtig polieren. Rostige Stellen reibt man mit Petroleum ab; natürlich darf dabei der Ofen auch nicht mehr warm sein. Starken Nickelrost läßt man, mit Vaseline bedeckt, eine Zeitlang stehen und dann mit Salmiakgeist oder Petroleum abreiben. In den hartnäckigsten Fällen muß man es mit oxalsaurer Lösung versuchen, die man in der Drogerie bekommt, sie ist aber gefährlich, deshalb Vorsicht! Nickelrost ist viel schwerer zu entfernen als jeder andere, es gehört immer ein so starkes Reiben dazu, wie Frauenkraft es selten aufbringen kann. Man beugt deshalb besser vor, läßt jeden Wasserfleck gleich fortwischen und frottiert den Beschlag täglich tüchtig mit wollenen Lappen, auch zuweilen mit sogenanntem Polierrot. Die Mühe ist dann klein.

Holzkäfer sind aus Möbeln, Fußböden nur durch andauernde Aufmerksamkeit zu vertreiben, wenn es sich um poliertes, lackiertes oder gestrichenes Holz handelt. Bei rohem Holz, das durch eine energische Behandlung nicht leidet, geht die Sache leicht durch Bestreichen mit Karbolschwefelsäure; größte Vorsicht bei der Anwendung ist natürlich geboten, auch empfiehlt es sich, keinen Rest dieses sehr wirksamen Mittels aufzubewahren. Bei feinen Möbeln spritze man in die kleinen Wurmlöcher Benzin oder Terpentin, und zwar vermittels des Nähmaschinenölers, oder man reibe die Stelle mit dem terpentinhaltigen Bohnerwachs so lange ein, bis die Gänge ganz mit Wachs ausgefüllt sind.

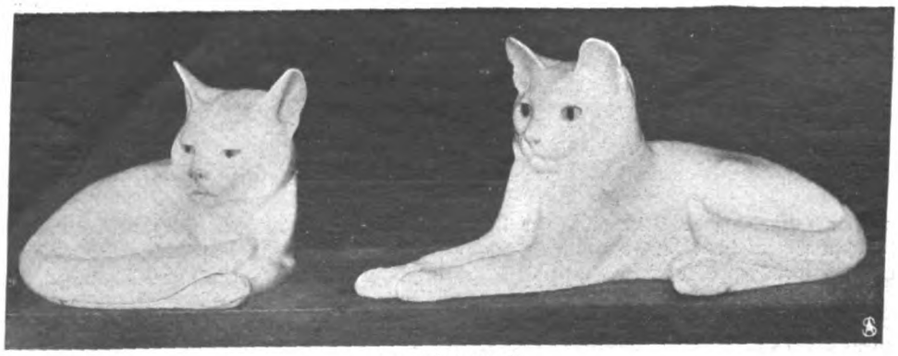
Krauthobel. Trotz des Siegs der Konservenbüchse auf der ganzen Linie gibt es Leute, die das einfachste sonstige Gemüse dem feinsten, das der Büchse entnommen werden muß, vorziehen. Für sie stehen diese Monate dann freilich vor allem im Zeichen jener Vegetabilien, von denen der alte Spottvers singt: „Saures Kraut und Rüben haben mich vertrieben — Hätt' meine Mutter Fleisch gekocht, wär ich daheim geblieben". Auch für die Köchin aber bedeutet es durchaus kein Vergnügen, auf Kraut und Kohl und Kohl und Kraut sozusagen angewiesen zu sein, und wie gerne wird sie die Abänderung des alten Krauthobels willkommen heißen, die wir hier zeigen: er erleichtert ihr in dieser Form wenigstens die rein mechanische Arbeit nicht unwesentlich.

Krauthobel.

Eingerostete Schrauben, die so fest sitzen, daß sie sich nicht ohne weiteres lösen lassen, werden gelockert, indem man etwas Terpentinöl darauf gießt und einziehen läßt. Nach einigen Minuten klopft man von unten gegen die Schrauben, sie lösen sich dann sehr bald.

Kunst im Haus.

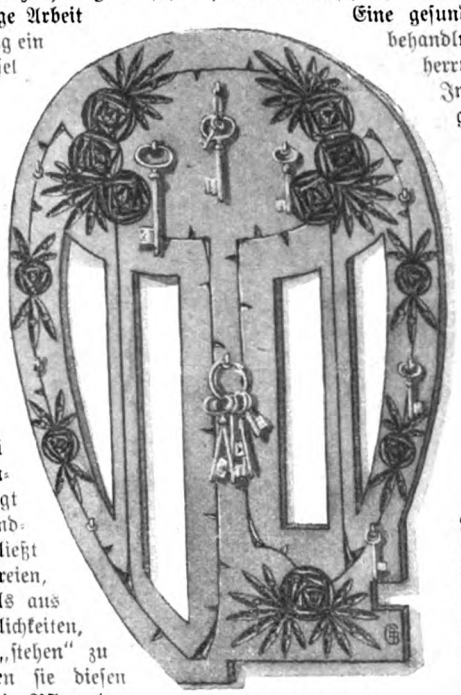
„Kopenhagener". Die entzückenden Tierdarstellungen der Kopenhagener Porzellanmanufaktur und ihre Nachahmungen haben auch bei uns bereits ihre begeisterten Freunde, die sie allen anderen „Nippes" bei weitem vorziehen. In der Tat geben diese mehr oder minder streng stilisierten Formen weit treuere Charakteristiken als die meisten üblichen Tierbilder, die mit ihren vielen



„Kopenhagener."

Details gerade keine Vertiefung des Ausdrucks, sondern nur eine größere Süßlichkeit der Darstellung erreichen.

Schlüsselbrett in Kerbschnitt. Das aus Satinholz gearbeitete Schlüsselbrett wird mit der Mustervorzeichnung versehen und den Umrissen folgend geschnitzt. Die fertige Arbeit ist nur zu wachsen, da die natürliche Holzfärbung ein Beizen überflüssig macht. Zum Anhängen der Schlüssel werden kleine Messinghaken eingeschraubt.



Schlüsselbrettchen.

Schönheitspflege.

Handpflege im Winter. Die Zeiten sind vorbei, in denen man hinter der Frau mit den gepflegten Händen die schlechte Hausfrau suchte. Auch von der Frau, die selbst in Küche und Haus mitarbeitet, verlangt man eine gewisse Pflege der Hand, die sich einerseits in einer vorbeugenden Schonung, wie sie das Tragen von Handschuhen bei schmutzigen Arbeiten darstellt, andererseits in der sorgfältigen Behandlung bei der Toilette erreichen läßt. Wo eine Repräsentation irgendeiner Art von der Frau verlangt wird, ist ganz besonders auf eine richtige Handpflege zu achten; denn aus der Hand schließt man oft mehr auf Neigungen und Liebhabereien, auf den ganzen Bildungsgrad der Menschen, als aus dem ganzen Drum und Dran der Äußerlichkeiten, und weder Juwelen noch kostbare Toiletten „stehen" zu ungepflegten Händen. Noch weniger können sie diesen Mangel verdecken. Im Sommer ist nun die Pflege der Hände bedeutend leichter als zur schlechten Jahreszeit. Schon im Spätherbst bekommen viele Damen häßliche, rote und aufgesprungene Hände, die erst im Frühjahr wieder ihre normale Farbe wiedererlangen. Sehr oft kann man hören, daß die Hände, die so aussehen, nur mit kaltem Wasser gewaschen werden, um sie gegen die Kälte abzuhärten. Das ist aber ganz verkehrt. Frisches Leitungswasser ist ja viel kälter als die Luft in unseren wohltemperierten Räumen; draußen aber pflegt man doch die Hand in Muff und Handschuh gegen die Kälte zu schützen, und es fällt niemand ein, sie niedrigen Temperaturen ungeschützt auszusetzen. Oft genügt die Anwendung warmen Wassers, um aus ewig roten Händen zarte weiße zu machen. Wer sich zu verwöhnen fürchtet, mag sie nach dem gründlichen, warmen Waschen schnell mit kaltem Wasser übergießen, aber nicht zu lange. Man wähle dazu eine möglichst milde alkalienfreie Seife, wie sie etwa eine gute Kinderseife darstellt. Starkriechende Seifen zur Handpflege zu benutzen, ist nicht eben ein Zeichen guten Geschmackes; außerdem sind gerade stark parfümierte Seifen durchaus nicht immer die besten. Besonderen Wert muß man auf das Abtrocknen legen; feuchte Hände springen im Winter auf, sehen häßlich aus und sind dazu noch recht schmerzhaft. Die meisten Flecke lassen sich mit Zitronenresten entfernen. Zur Nagelpflege bedarf man weder einer Manikure noch eines kostspieligen Apparates; eine gute Nagelschere, mit der man den Nägeln die entsprechende Länge und richtige Abrundung der Ecken gibt, eine kleine Handbürste und ein Stückchen weiches Handschuhleder zum Glänzendpolieren genügen schon, um bei entsprechender Anwendung die Nägel im besten Zustande zu halten. Das Zurückdrücken des Nagelrandes an der Nagelwurzel geschieht am besten mit der andern Hand; will man es mit Instrumenten besorgen, so darf man keine metallenen wählen. Je mehr der Halbmond am Nagel sichtbar ist, je schöner der Eindruck. Bei aufgesprungenen Händen reibe man die nassen Hände abends mit verdünntem Glyzerin ein und ziehe für die Nacht weite, dänische Handschuhe an, die die Blutzirkulation nicht hemmen. Eine gesunde Haut verschönert sich nicht mit Glyzerinbehandlung. Schwärzliche Risse, die von Küchenarbeit herrühren, lassen sich mit Bimsstein entfernen. In den letzten Jahren ist es vielfach Mode geworden, sich ohne Handschuhe draußen zu zeigen. Vom hygienischen Standpunkte ist dies nicht anzuraten. Der Handschuh schützt vor sehr vielen Berührungen mit ganz unkontrollierbaren Dingen, besonders an Türklinken, Geldstücken, Straßenbahnwagen usw. und dadurch vor vielen unerklärlichen Übertragungen, und man soll sich dieses Schutzes, besonders im Winter, in ausgedehntem Maße bedienen.

Hausnäherei.

Ein kleiner Kunstgriff beim Wäschenähen. Beim Nähen harter, weißer Baumwoll- oder Leinenstoffe bricht leicht die Maschinennadel entzwei, wenn sie über eine dickere Stelle gehen soll, oder der Stoff rutscht überhaupt nicht weiter. Eine große Erleichterung erzielt man, wenn man die Unterseite der Naht mit einem Stückchen naßgemachter, weißer Seife einreibt. Auch das Brechen der Nadeln wird so vermieden. Selbstverständlich kann man den kleinen Kunstgriff, der ein sehr flottes Nähen ermöglicht, auch bei Wollstoffen anwenden, deren Farben nicht empfindlich sind. Etwa anhaftende Reste von Seife lassen sich später von solchen Stoffen leicht abbürsten, ohne irgendwelche Spuren zurückzulassen. Naß darf der Stoff bei dem ganzen Vorgang in keinem Fall werden, da sonst die Nadel wie die Stahlteile, die mit der Feuchtigkeit in Berührung kommen, bald rosten würden.

Kinder in der Kunst.

„Des jungen Weißkunig Kurzweyl" (Holzschnitt von Hans Burgkmair — 1473 bis 1531). Wenn der große Maximilian, der „letzte Ritter", müde und müßig ward nach Kriegsfahrt und Schlachtgetöse, dann liebte er es, wie die ganz gewöhnlichen Menschen, denen, die dabei und denen, die nicht dabei gewesen waren, zu erzählen, wie das alles geschehen, und wie dann alles gekommen war. Und unversehens ward seine Sprache weich und fröhlich, und nicht nur, was der Mann erkämpft, sondern auch wie der Jüngling geliebt und geworben und wie der Knabe geträumt und gespielt, gab es da zu hören und wurde von dem Geheimschreiber fürsorglich aufnotiert und zu einem wunderlichen Buche verarbeitet, das — unter dem Decknamen „Weißkunig" für Maximilian — des letzten Ritters Leben, Liebe und Fahrten erzählte. Und wenn der Herr Geheimschreiber auch recht viel gelehrten Wust dazwischen schrieb — des Hans Burgkmair gemütvolle Holzschnitte schließen sich um so enger an des Kaisers naive Darstellungsart. Auf dem Bildchen, das wir hier bringen, zeigt er, wie der kleine Weißkunig schon all die „Kurzweyl" der Großen liebte, wie ihm Turney und Jagd, Schießen und Reiten und ritterlich Raufen über alles ging.

„Des jungen Weißkunig Kurzweyl."

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 3, 1908.

Sollst auch ehrlich im Unglück sein,
Dir's eingestehn und dich fügen.

Nicht mit erlogenen Glückes Schein
Dich und andre betrügen!

Adelheid Stier.

Das Sündenregister der jungen Frau.

Von Annemarie Heidelof.

„Also ich eröffne die Sitzung", sagte Frau Meta Witte mit scherzhafter Würde und fügte, zu der jungen Frau Amtsrichter gewendet, erklärend hinzu: „Da Sie Neuling in unserem Kreise sind, gnädige Frau: die Präsidentschaft für den Vortrag, der stets unsere Unterhaltungen einleitet, geht reihum, die jedesmalige Präsidentin gibt das Thema für den nächsten Klubabend; die Mitglieder sprechen nach der Reihe und werden nicht unterbrochen; die etwaige Diskussion, die die Präsidentin parlamentarisch leitet, schließt sich dem letzten Vortrage an. Bedingung für die Sprecherinnen: Kürze, Sachlichkeit, vor allem aber nichts Angelesenes, sondern eigenes Urteil, womöglich geschöpft aus eigener Anschauung und Erfahrung.

Unser heutiges Thema sind die Unarten junger Frauen — Unarten, nicht Vergehen, nicht Bosheiten — speziell gegen den Eheherrn. Und da wir zum großen Teil junge Frauen sind, so werden wir ja", sie lächelte, „sowohl reiche Erfahrung für unser Thema mitbringen wie Nutzen aus der der andern schöpfen können. Beginne, liebe Marie."

Die Angeredete verbeugte sich.

„Ich bin nun freilich gerade eins der wenigen unverheirateten Mitglieder des Klubs, aber auch Zaungäste sehen auf den Rennplatz, und seine Erfahrungen macht man zum größten Teil an andern. Dennoch stände es mir nicht zu, über tieferliegende Ehezwistigkeiten zu sprechen, und so greife ich die weitest verbreitete, harmloseste und doch ärgerlichste unserer Unarten — nicht nur der Ehefrauen — heraus. Ich hatte eine Freundin — ich schlage vor, daß wir alle so beginnen, und niemand frage, wer und wie viele mit dieser Freundin gemeint seien — ich hatte also eine Freundin, die war die Güte, die Sorglichkeit, die Liebenswürdigkeit, die heitere Gelassenheit selbst und ärgerte ihren Mann doch aus aller seiner Fassung heraus dadurch, daß es keine Uhr für sie gab. Zu allem Unglück war der Mann, ein Oberlehrer, schon durch seinen Beruf an strenge Pünktlichkeit gebunden. Die Tragikomödie des Tages begann schon mit dem Morgen, an dem der Oberlehrer von halb Acht an im Wohnzimmer auf Erna wartete. Jede zweite Minute rief er nach der Schlafstube hin: ‚Erna, der Kaffee!' Und in den holdesten Tönen klang es zurück: ‚Gleich, Hänschen!' Endlich, um dreiviertel Acht erschien das natürlich auch stets unpünktliche Mädchen mit dem Frühstückzeug und begann umständlich den Tisch zu decken. Wütend riß ihr der Gepeinigte die Kanne aus der Hand, goß Kaffee in die Tasse, stürzte ihn hinunter, verbrannte sich Hals und Zunge, ergriff ein Brötchen, würgte es hinunter, stürzte nach Hut und Stock. Wenn er schon die Korridortür in der Hand hatte, öffnete sich die des gegenüberliegenden Schlafzimmers, und, noch ganz verschlafen, aber lieblich und rosig wie eine spät aufgehende Morgenröte, stand das Frauchen in der Öffnung und sagte: ‚Da bin ich, Hänschen! O, warum hast du nicht einen Augenblick gewartet, böser Mann!'

‚Es ist 8 Uhr!' rief er wütend und schlug die Tür schon von außen zu. Aber als er eben auf die Straße trat, rief das Frauchen ihm aus dem geöffneten Fenster nach: ‚Die Frühstückssemmel schicke ich dir zur Pause, Hänschen, und was Leckeres darauf.' Und er ahnte, sein Weibchen werde ihm Trüffelleberwurst zur Versöhnung spendieren — und sie ihm schicken, wenn die Pause eben zu Ende war. Und ärgerte sich schon im voraus. Natürlich spielte diese Szene in unzähligen Variationen zu allen Mahlzeiten, allen Ausflügen und Besuchen.

Zuletzt ereignete sich etwas wie eine Katastrophe. Sie hatten in den großen Ferien Fahrkarten für den Extrazug nach Triest. Der Oberlehrer war, da Erna wieder nicht fertig werden konnte, vorauf nach dem Bahnhof gefahren, Plätze zu belegen und das Gepäck zu verstauen. Aber wer nicht kam, war Erna. Nach einer Viertelstunde voll Höllenqual, als der Zug sich schon in Bewegung setzte, faßte der Oberlehrer einen heroischen Entschluß, sprang in den Wagen und fuhr allein ab. Er konnte noch, mit halbem Leibe aus dem Fenster liegend, sein Weibchen mit erhobenem Regenschirm den Bahnsteig entlang stürmen sehen. Seine Trauer soll sich in einem rauhen Lachen geäußert haben.

Auf dieser Ferienreise kam er ohne Ärger über Unpünktlichkeit davon. Denn er war diesmal unerbittlich. Erna blieb zu Hause. Ob die Lektion genützt hat, weiß ich nicht."

„Meine Freundin war auch nie fertig", sagte die Fräulein Marie zunächst sitzende junge Frau. „Aber aus einem andern Grunde oder vielmehr aus einem anderen Temperament. Meine arme Martha hatte sich dem Arbeits- und Sorgenteufel verschrieben, und ihr ganzes Leben war ein einziger schwerer Werktag. Wahr ist es, sie stand einem großen Hauswesen und einer zahlreichen Familie vor, und nicht minder wahr, daß das Haus vor Sauberkeit und Ordnung blitzte, die Dienstboten gehorchten, die Kinder trefflich gediehen. Nur zwei Dinge fehlten immer in diesem Musterhause: Muße — und Freude. Und mit der Zeit auch die seelische Zusammengehörigkeit der Familienglieder. Der Mann hatte zuerst oft und oft versucht, der Frau, die ein Bild von Gesundheit, Kraft, Verstand war, und in die er rechtschaffen verliebt war, nahe zu kommen, aber sie hatte nie Zeit, wenn er ihr erzählen oder mit ihr lesen, musizieren, einen Spaziergang machen wollte. Das gab zuerst manche heftige Szene, aber da Martha ihrer eigenen Trefflichkeit ganz sicher und in ihrer Auffassung von der Nötigkeit und der Nützlichkeit ihres Tuns nicht zu erschüttern war, zog sich der Mann allmählich ermattet von ihr zurück und suchte seine Gefährten auswärts. Auch die Kinder verhinderte die ewige Arbeitsjagd, Wurzel zu schlagen in einem innigen Familiengefühl, und das Musterhaus war kalt wie eine frischgescheuerte Stube, die von Reinheit blitzt und in der doch niemand wohl wird."

„Ja, aber wenn die Frau allzu mitteilungsbedürftig ist, ist es auch nicht gut", begann die dritte Rednerin und lachte über ihr ganzes, schelmisches Apfelgesicht. „Das habe ich in Wallnauken bei meinem Bruder gründlich einsehen gelernt.

Die Leutchen, mein Bruder und meine Schwägerin, waren damals noch jung verheiratet, liebten einander wie die Turteltäubchen und waren ein Herz und eine Seele. Die Verhältnisse waren reichlich, das Gut lag hübsch, das Haus war sehr behaglich eingerichtet. Das Paradies mit Adam und Eva, dachte ich, als ich einen Tag da war. Schon am zweiten hatte ich die Schlange im Paradiesgärtlein entdeckt. Die unbändige Mitteilungssucht von Adam und Eva, namentlich von Eva war's. Mein Bruder kam vom Felde nach Hause. Die Mahlzeit stand auf dem Tische, kaum daß er sich die Hände gewaschen und den Rock gewechselt hatte; das junge Frauchen, hübsch gekleidet, hing an seinem Halse, der kräftige Duft der Suppe füllte das Zimmer mit Behaglichkeit, Glas und Porzellan blitzten, die Augen des jungen Paares auch. Alles sehr schön. Aber kaum hatten wir die Löffel in die Suppe getaucht, da ging's los: ‚Na, Liebster, wie ging's denn heute mit den Galiziern? Sind wieder ein paar kontraktbrüchig?'

‚Natürlich, Kind; der Kerl, der Agent steckt ganz gewiß dahinter. Der Schubiak hat nicht daran genug, wenn er nur einmal seine 50 Mark pro Mann verdient.'

‚Ja, ja, der hetzt. Heut sagte mir die Franna . . .'

Und nun ging's los. Von beiden Seiten wurden alle Ärgernisse des Vormittags herausgezerrt, besprochen, von neuem sich an ihnen geärgert — und ehe noch der Braten kam, sah mein Paradies aus, als ob an allen seinen Bäumen eitel Galläpfel hängen. Statt daß die Leutchen mit dem guten Hauswein ihrer Liebe dem andern die Kümmernisse aus dem Herzen gespült hätten, vergällten sie sich durch das Wiederkauen die Mahlzeit, bis mir zuletzt die Geduld riß und ich ihnen mal gründlich die Meinung sagte. Sonderbarerweise half's. Sie sahen ihre Torheit ein; namentlich Eva, die eigentlich ein kluges Geschöpf ist, begriff, wieviel behaglicher das Leben wird, wenn man möglichst das Unangenehme verschweigt und einander das Erfreuliche mitteilt. Es gibt auch da eine Grenze, gewiß, jenseit welcher die Gemeinschaft aufhört und der oberflächliche Verkehr anfängt; aber eben die Grenzen empfinden und wahren zu können, darin besteht überhaupt meines Erachtens die Lebenskunst. Sollte ich aber eine allgemeine Regel für das Mitzuteilende und zu Verschweigende aufstellen, so wäre es die: man teile einander mit, was das tiefere, innere Erleben angeht; man verschweige den Ärger des Alltags. Das Zusammensein sei Erquickung für beide Gatten."

„Aber beileibe füttere die Frau ihren Mann auch nicht mit schönen Gefühlen!" rief die nächste Rednerin, eine nicht mehr junge, klug und resolut aussehende Frau. „Man glaubt gar nicht, wie wenig Geschmack die Männer an der Sentimentalität finden, wie sie unsere schönen und feinen Empfindungen nennen! Ich bin mir noch immer nicht darüber klar, ob sie so grobfädig oder aber seelisch so keusch sind, jedenfalls wird jeder rechte Mann entweder verlegen oder grob, oder er läuft weg, wenn seine Frau zu schwärmen beginnt — sogar, nein erst recht, wenn er selbst der Gegenstand ihrer Schwärmerei ist. Er geniert sich und kommt sich selber lächerlich vor, wenn die Frau ihn ansingt — und ich fürchte, er hält die Frau schließlich für dumm, die das tut."

„Da hat er auch ganz recht", sagte die lebhafte Alice lachend. „Na, durchgemacht haben wir diese Dummheit ja wohl alle, und der einzige Trost liegt darin, daß sie so rasch vorübergeht. Wir Frauen gehen ja in die Ehe blind wie, mit Respekt zu sagen, die jungen Hunde ins Leben. Aber am neunten Tage kriegen die jungen Hunde Augen — und wir auch. Na, dann kommt erst der Rückschlag — und der ist recht unangenehm für beide Teile, aber dann finden wir uns eigentlich ziemlich rasch in die Tatsache, daß unser Mann kein Gott ist. Viel rascher meistens als die Männer sich in unsere Unvollkommenheit finden; denn drei Viertel von ihnen sind bis zum Ende ihrer Tage immer wieder von der Tatsache überrascht, daß wir ganz anders sind, wie sie sich uns gedacht haben."

Alle lachten und stimmten bei.

„Ja," nahm nun die ernste Agathe das Wort, „in die Enttäuschung über die Gottähnlichkeit des Mannes finden wir uns über kurz oder lang schon, schwerer aber in die über — kurz gesagt: das Wesen der Ehe selbst — über die fundamentale Wesens- und Willensungleichheit von Mann und Weib in bezug auf ihre Ansprüche an die Ehe. Die Frau sieht in ihrem Manne die Welt und beansprucht auch, ihm seine Welt zu sein. Und ich hatte eine Freundin, die fand sich nie darein, daß ihr Mann noch andere Götter hatte neben ihr, daß ihn zum Beispiel sein wissenschaftliches Werk beschäftigte. Sie hatte kein Verständnis, darum auch keinen Respekt vor seiner Arbeit. Und er fühlte das bald heraus und zog sich vor der Störung, die sie in seine Konzentration hineintrug, in sich zurück. Da weinte sie und sagte, der Mann liebe sie nicht mehr, habe sie wohl nie geliebt. Nun verstand er sie wieder nicht, denn er fühlte seine Neigung zu ihrer Weiblichkeit nicht gemindert, und als Kamerad hatte er sie nie gewünscht. Er hatte andere Kameraden, Freunde, Berufsgenossen. Sie aber wurde eifersüchtig auf alles, was ihn ihr entzog, auf seine Arbeit, die seine Gedanken einnahm, auf die Freunde, zu denen er sich aussprach. Und da sie die Arbeit nicht aus seinem Leben verbannen konnte, verlangte sie von ihm, er solle sie zu seiner Gefährtin auch darin machen, solle seine Gedanken ihr mitteilen, nicht seinen Freunden. Aber als er das wirklich versuchte, fand sich, daß ihr alle Vorkenntnisse fehlten, die ein müheloses Aussprechen möglich gemacht hätten, und daß er ihr immer erst die Voraussetzungen erklären mußte, aus denen er seine Schlüsse zog. Das ermüdete ihn, und er ließ bald davon ab. Die kluge Frau aber konnte sich nicht darein finden, aus seinem eigensten Gebiete von ihm als minderwertig verbannt zu werden; sie begann seine Arbeit erst bei sich selbst, dann vor ihm herabzusetzen, zu schmähen, lächerlich zu machen. Er aber verstand gar nicht, daß dies törichte Tun ihrer Eifersucht entsprang, und die Eifersucht ihrer großen, törichten Liebe. Er begann sie für dumm und boshaft zu halten. Als sie nicht an seine Arbeit heran konnte, wollte sie wenigstens seine Freunde verdrängen. Und das gelang ihr besser; denn es gibt keinen Menschen, den nicht die beharrliche Bosheit einer Frau aus dem Herzen des Mannes reißen kann, selbst wenn er den Menschen liebt und die Frau nicht liebt. Hier ist die schwache Stelle im Charakter oder im Verstande fast jedes Mannes. So gelang es der Frau, ihm seine Freunde zu nehmen. Aber ohne Nutzen für sie. Er wandte sich deshalb ihr nicht zu; er ward einsam. Und sie mit ihrem heißen Herzen und ihrer ausschließenden Liebe verzehrte sich in ohnmächtiger Verbitterung."

„Sie haben uns da in eine Tragödie blicken lassen, gegen deren tiefe Tragik die Geschichte meiner Freundin nur eine kleine Komödie ist", sagte Frau Berta. „Meine Freundin war auch eifersüchtig, aber in einfacherer Weise. Nur auf hübsche Frauen. Da aber gründlich. Ihr Mann brauchte nur harmlos zu äußern, daß ein junges Mädchen eine hübsche Nase habe, oder eine junge Frau ein schönfarbiges Kleid trüge, da wurden Annies Augen schon grün und ihre Blicke zu Dolchspitzen. Ja, nicht einmal eine andere Frau durfte das in seiner Gegenwart äußern, so in Angst war sie, daß die bloße Erzählung von anderer Frauen Reizen ihn verführe. Und dieses Unglücksweib mußte — ausgesucht — einen Maler zum Manne haben, einen Künstler, der mit den Augen lebt, denkt und fühlt, und dem die Schönheit alles ist! Was für Szenen das gab, könnt ihr denken. Endlich lernte der Mann — nicht blind werden, aber schweigen. Und das tue auch ich. Denn mehr Worte ist solche ausbündige Narrheit nicht wert."

„So bin ich nun die letzte der Rednerinnen," sagte eine ältere Dame, „und da alle meine Vorrednerinnen weibliche Schwächen gegeißelt haben, so möchte ich wohl das Bild einer Frau zeichnen, die eine Musterkarte aller weiblichen Tugenden, ein Engel, die Inkarnation der Vernunft und der Liebe war und mit ihrer Vollkommenheit den Mann zugrunde richtete. Aber ich müßte ausführlich werden, und unsere Zeit ist abgelaufen. So verspare ich meine Geschichte für ein andermal.

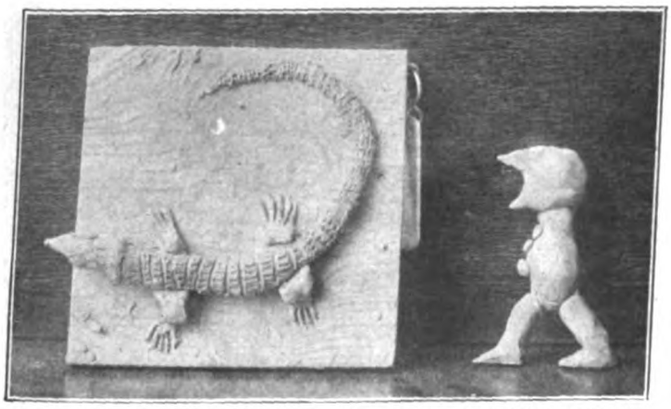
„Dafür will ich noch ein ganz kleines Geschichtchen erzählen, und zwar von mir selbst", sagte die Präsidentin mit schalkhaftem Gesicht. „Ich hörte nämlich als siebzehnjähriges Mädchen einmal einen Bußprediger, einen Kapuziner. Er predigte über alle Eitelkeiten, Schwächen und Laster der Menschen, belegte sie mit Beispielen und führte sie zu schauerlichem Ende. Die Kirche war erstickend voll, und wir alle waren sehr ergriffen. Ich war kochend heiß vor Erregung, meine Phantasie flammte, und noch auf dem Nachhausewege wiederholte ich mir die Stellen der Rede, die mich am meisten gepackt hatten, und knüpfte daran die Erfahrungen, die ich in meinem jungen Leben glaubte gemacht zu haben. Aber mit einem Male, ich hatte öfter so plötzliche Erleuchtungen, fuhr wie ein Blitz die Erkenntnis vor mir nieder, daß ich alle diese treffsichern Pfeile immer in die Fehler — der andern hatte treffen sehen und an mich selbst dabei nie gedacht hatte!

Ob das den Zuhörern aller Bußpredigten so gehen mag?"

Das Kind als Plastiker.

Von Albert Reimann.

Der Drang nach Tätigkeit wurzelt tief im Menschen. Die Freude am Schaffen und an dem selbst erschaffenen Werke ist wohl die reichste der Freuden, und aus ihr heraus mag auch voreinst, nachdem das zur Notdurft des Lebens Erforderliche getan war, das erste Werk der Kunst hervorgegangen sein.

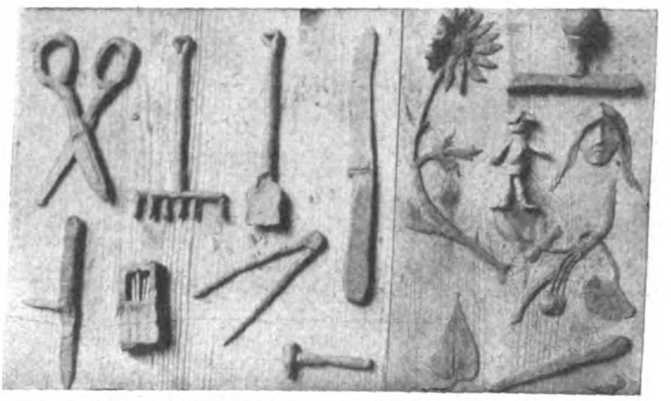


Eidechse und schreitender Mann. Arbeit sechs- bis siebenjähriger Kinder.

Schon im frühesten Alter zeigt sich der Schaffensdrang. Wie rührig sind die Händchen unserer Kleinen, wie wollen sie alles anfassen, alles tun, wie freuen sie sich über jedes Holzklötzchen, über jeden Bogen Papier, aus dem sie sich „etwas Schönes machen können". Diese Sehnsucht nach Tätigkeit, auf die ja Fröbel in seinen Kinder-Beschäftigungs-Spielen so vieles aufgebaut hat, wird in dem heutigen Erziehungs-System immer noch zu wenig berücksichtigt. Nur der Verstand wird trainirt, für die Ausbildung des Auges, für die Ausbildung der Hand ist meistens keine Zeit mehr übrig.

Man sehe sich einmal ein in einem Sandhaufen spielendes Kind an. Wie sich da die Phantasie regt beim Aufbau der Backöfen, Brücken, Höhlen, Grotten und Burgen! Wie geschickt wird im Winter auf dem Lande der Schnee zusammengeballt, bis der Schneemann erhobenen Hauptes sich die klare Winterluft um die Nase spielen läßt! In diesem „freien Spiel der Kräfte" liegt bereits der Anfang plastischer Kunst, liegt der Keim für eine künstlerische Lebensauffassung, die bei dem Erwachsenen meistens nicht mehr vorhanden ist, ohne die aber das menschliche Leben wenig Inhalt und Wert hat. Man unterschätzt meistenteils den Wert dieser kindlichen Spiele. Aber gerade unsere Zeit mit dem hastenden, ruhelosen Vorwärtstreiben, mit dem mechanischen Kraftbetriebe, mit den neu entstehenden Gewohnheiten und Lebensbedingungen, mit der überhandnehmenden Nervosität zwingt uns, der manuellen und besonders der künstlerischen Tätigkeit in der Erziehung des Kindes einen Platz einzuräumen.

Die abwechslungsreichste Beschäftigung ist das Formen oder Modellieren; es ist für das Großstadtkind ein kleiner Ersatz für den Sandhaufen und den frisch gefallenen Schnee, aber es ist auch ein Beginnen, das der Phantasie des Kindes ungeahnte Weiten eröffnet und dem Betätigungsdrange unerschöpfliche Quellen des Genusses bereitet. Das Kind erlangt durch das Modellieren erst die Möglichkeit, seine Gedankenwelt richtig zum Ausdruck zu bringen.



Allerlei Gerät, Pflanzenmotive und Porträtversuche.

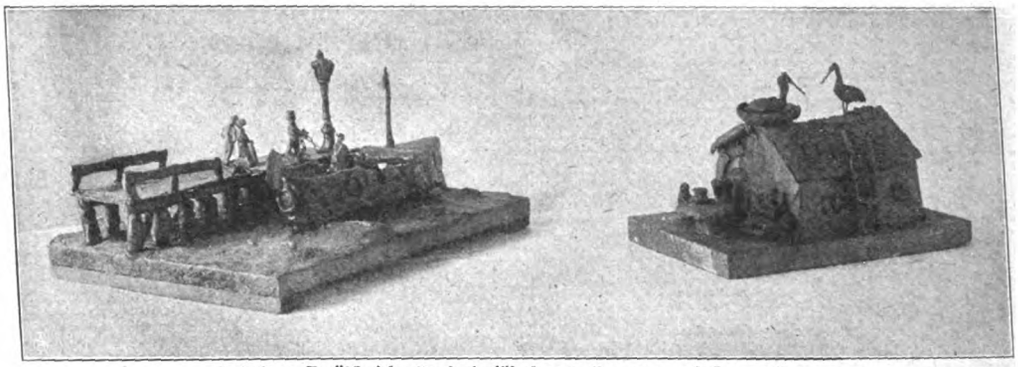
Wie ein elfjähriges Mädchen den Soldaten und seine Köchin modellierte.

Bei meinen langjährigen Versuchen, Kinder modellieren zu lassen, bin ich zu dem Ergebnis gekommen, daß in jedem Kinde ein Stückchen urwüchsigen Künstlertums steckt. Von vielen Hunderten von Kindern, die ich an den Vormittagen im Winter in meinem Atelier modellieren ließ, hat fast ein jedes etwas zustande gebracht. Bisweilen sind sogar künstlerisch zu nennende Arbeiten entstanden. Diese künstlerischen Fähigkeiten gehen vielfach in späteren Jahren verloren, weil die Schule und später das Berufsleben für solche Beschäftigung meistens keine Zeit übrig lassen, weil der Erwachsene diese Beschäftigung für Spielerei hält und vor allem auch, weil der Mut, mit dem ein solches Kind an die größte Aufgabe herantritt, bei dem Erwachsenen nicht mehr vorhanden ist und dieser daher, aus Angst sich lächerlich

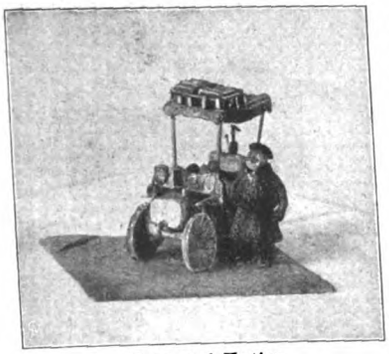
zu machen, gar nicht mehr wagt, sich mit einer solchen Tätigkeit zu befassen.

Da Kinder vom dritten bis vierzehnten Lebensjahre, Knaben sowohl als Mädchen, bunt durcheinander gewürfelt, sich an diesen Modellier-Spielen beteiligen, so ergibt es sich von selbst, daß ich keinerlei Lehrplan aufstelle. Bedingung bei jeder künstlerischen Tätigkeit ist es überhaupt, dem Kinde Freiheit zu lassen in seinem Schaffen; kein Plan, kein Lehrgang darf es beeinflussen, keine „künstlerische" Korrektur darf es mutlos machen. Es gilt hier nicht etwa, die Kinder zu kleinen Künstlern heranzubilden, sondern es handelt sich darum, die manuelle Geschicklichkeit zu üben, das Auge zum Sehen anzuleiten und die farbenprächtige Kinderphantasie anzuregen. Die Gesetze der Kunst und namentlich der Plastik sind zu ernst und wohl auch zu schwierig, als daß man sie unseren Kleinen schon beibringen möchte. Aber auch diejenigen, die bei jeder künstlerischen Beschäftigung immer gleich das Lehrhafte berücksichtigt wissen wollen, kommen bei dem Modellieren auf ihre Kosten, denn von dem Tage ab, wo die Kinder modellieren, beginnen sie draußen in der Natur alles schärfer zu beobachten und bereichern auf diese Weise ihre Kenntnisse.

Villa, von einem zwölfjährigen Knaben modelliert.



Arbeiten Zwölf- bis Dreizehnjähriger: Seesteg und Bauernhaus.



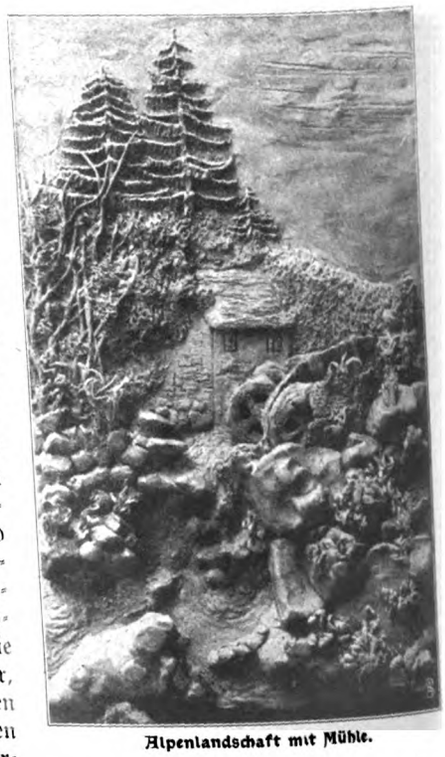
Auto und Autler.

Zum Modellieren gehört Ton oder Plastilina, letztere ist für Kinder aus Reinlichkeitsgründen dem stets feucht zu haltenden Ton vorzuziehen. Plastilina ist in sämtlichen Zeichen-Materialien-Handlungen zu haben (das Kilogramm kostet ungefähr 1.50 M.). Man verlange die Masse für Kinder möglichst weich und in grauer Farbe, weil diese dem Auge am meisten zuträglich ist. Man erhält Plastilina jedoch auch in allen anderen Farben, so daß die Kleinen „polychrome Werke" schaffen können. Wer nicht selbst modellieren kann, der tut am besten, bei diesem Spiel die Kinder sich vollständig selbst zu überlassen, sie werden sich sehr schnell mit dem Material befreunden. Es ist besser, sie gar nicht anzuleiten, als mit grober Hand ihre zarten kindlichen Erzeugnisse verbessern zu wollen. Die eigene Schöpferfreude spornt sie schon allein zu immer weiteren Leistungen an. Wenn das Kind seine ersten Versuche glücklich überwunden hat, etwa einen Apfel, ein Brötchen, einen Korb, eine Kaffeetasse usw. modellierte, gebe man ihm als Hilfsmittel kleine Drahtstücke, abgebrannte Streichhölzer, Nägel usw., damit es, wie der Bildhauer-Fachausdruck heißt, „sich ein Gerüst bauen kann". Wenn es sich z. B. darum handelt, einen Menschen, ein Pferd oder auch nur einen Tisch zu modellieren, so muß man natürlich in die freistehenden Gliedmaßen irgend etwas hineintun, damit die ganze Arbeit Halt bekommt und nicht in sich zusammenfällt.

Der „alte Fritz". Eine Strandszene.

Ueber die Technik des Modellierens gibt es zwar gedruckte Anleitungen, doch sind diese weder für den Erwachsenen noch für die Kinder zu empfehlen. Nur die Anschauung kann hier vorbildlich wirken. Natürlich kann nicht jedem Kinde Gelegenheit geboten werden, einmal in das Atelier eines Bildhauers zu kommen, doch wird sich leicht ein des Modellierens Kundiger finden, der bei den Anfangsübungen zugegen ist, um hier und da helfend einzugreifen und dadurch dort neue Lust zu wecken, wo durchaus nichts gelingen will.

Auch für die Erforschung der kindlichen Seele ist hier ein großes Feld, denn in dem ungehemmten Tätigkeitsdrange deckt uns das Kind sein ganzes Innenleben auf, und läßt seine Gedankenwelt erkennen: die Händchen stellen die Welt ja so dar, wie sie sich in den kleinen Köpfen malt. Eine überwältigende Fülle von Motiven entsteht manchmal an einem einzigen Sonntagvormittag. Die Pflanzen- und Tierwelt muß herhalten, allerhand Gebrauchsgeräte, vom Fingerhut bis zum



Alpenlandschaft mit Mühle.

Büfett, auch ganze Häuser werden geformt, Löwen im Kampf mit Drachen, Märchendichtungen, Fabeln, Szenen aus dem Straßenleben, Landschaften, Schiffe, Eisenbahnen, Denkmäler usw. Auch der kindliche Humor, der bei einer gesunden Erziehung nicht zu kurz kommen darf, tritt hier vielfach zutage.

Unsere erste Abbildung zeigt zwei Arbeiten von sechs- bis siebenjährigen Kindern. Während der armlose Mann mit den ausdrucksvollen Knöpfen als einzigem Bekleidungsstück „aus dem Kopf" entstanden ist, ist die Eidechse nach einem lebenden Vorbild modelliert worden.

Auf dem danebenstehenden Bildchen sehen wir eine Anzahl Gebrauchsgegenstände von acht- bis neunjährigen Kindern modelliert.

Den Soldaten mit seiner Köchin hat ein elfjähriges Mädchen entworfen. Daß hier nicht unfreiwilliger, sondern ganz bewußter Humor zutage tritt, erkennt man an dem kühnen, aufwärts gezwirbelten Schnurrbart des Soldaten und an seinem leeren Portemonnaie. Aber auch an den Würsten und anderen, ein Soldatenherz erfreuenden Proviantvorräten in dem Korbe und an den wundervollen schwärmerischen Gesichtern merkt man den Sinn für gesunde Komik.

Beim Modellieren.

Die Villa auf dem nächsten Bilde, die ein zwölfjähriger Knabe „erbaute", ist mit großer Liebe und mit Verständnis durchgeführt.

Schwierigere Aufgaben sind es auch, deren Lösung die beiden nächsten Bilder zeigen: der Seesteg mit dem Motorboot und dem spazierengehenden Pärchen stammt von einem dreizehnjährigen Knaben, das idyllische Bauernhaus, mit den Störchen auf dem Dach, mit dem Zeitung lesenden Bauern und der großen Kaffetasse auf dem Tisch, ist von einem zwölfjährigen Mädchen angefertigt.

Alsdann folgt der Autler, der ja als Zeichen unserer Zeit nicht fehlen darf. Diesem Kraftwagenlenker fehlt auch nichts, was zu seinem Komfort erforderlich ist. Man erkennt deutlich die Kurbel, die Laternen, die Signaltrompete usw. Selbst die Schirme und Reisekoffer sind nicht vergessen. Das Bild darunter zeigt ein charakteristisches Porträt des Alten Fritzen und eine selbst erdachte Szene am Strande.

Die Alpenlandschaft mit der Mühle ist die Arbeit eines sehr eifrigen vierzehnjährigen Knaben. Mit größter Liebe und Sorgfalt ist jeder Stein, jedes Pflänzchen durchgeführt.

Die letzte Abbildung führt mitten hinein in ein Sonntag-Vormittag-Modellierspiel; man sieht, wie fidel und lustig und trotzdem wiederum wie eifrig und wichtig es dabei zugeht.

Das direkte Kopieren vorgelegter Modelle halte ich nicht für wertvoll. Ich verwerfe diese Kopiermethode schon beim Kunstunterricht für Erwachsene, weil sie den Geist träge macht und die Selbstschöpfungskraft untergräbt, wieviel mehr erst bei einem Kinde, dem ja das ganze Modellieren gar kein Unterricht, sondern Spiel und Erholung sein soll.

Für mich sind diese Modellierspiele köstliche Stunden ungetrübtesten Humors. Der Einblick, den man in die kindliche Seele erhält, gibt vielseitige Anregungen von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit.

Der Vorzug des Modellierens als Erziehungs- und Ausdrucksmittel ist ja auch der, daß man schon bei dem kleinsten Kinde damit anfangen kann, ohne es geistig oder körperlich anzustrengen; im Gegenteil, man macht dem Kinde Freude mit dem Modellieren, wenn man es in diesem Sinne auffaßt. Eine Ergänzung kann es aber zum Schulunterricht sein und ein Bollwerk gegen pedantischen, übertriebenen Doktrinismus.

Das Modellieren wird unseren Kleinen köstliche Stunden bereiten, sie werden ihre Märchenträume zum Leben wecken, sie werden den angeborenen Hang zur Betätigung austoben lassen können. Die Plastik kann aber auch ein gut Teil dazu beitragen, das Ziel einer wahrhaft künstlerischen Erziehung näher zu rücken, das darauf ausgeht, Menschen heranziehen mit begeisterungsfähiger und verständnisvoller Liebe zur Natur und zur Kunst. Nur durch die Wechselwirkung von Genießen und Schaffen kann die Harmonie der Seele hergestellt werden, die in unserer überarbeiteten, nervösen Generation mehr und mehr dahin schwindet.

Das Eiskostüm.

Von Dr. Ernst Franck.

Ein Frauenkenner hat einmal die Behauptung aufgestellt, daß die Frage, ob sich ein Sport für Frauen eigne, nicht so sehr eine Frage des Vergnügens und der Gesundheitspflege sei, wie ein Problem der Mode und der Möglichkeit, eine reizvolle Lösung der Kostümfrage zu finden. Er hat vielleicht nicht so unrecht, wenn er weiter den Grund für die große Verbreitung des Lawntennisspiels darin findet, daß es der Mode gelungen sei, zweckentsprechende und doch anmutige, fesche und doch feine Kostüme für den Tennisplatz zu ersinnen. Und ein gleiches gilt auch für den Sport, der das Rasentennis im Winter ersetzen kann, dem alles, was jung und reizend und lebenslustig ist, voll Eifer huldigt, den Dichter und Maler oft und begeistert geschildert haben: den Eissport.

Das Schlittschuhlaufen ist vor dem Lawntennis sogar noch bevorzugt, und zwar insofern, als es bescheidener in seinen Ansprüchen an die Toilette ist. Es ist nicht nötig und auch nicht jedermanns Sache, sich ein besonderes Eiskostüm zu leisten. Ist der Winter milde und gibt es keine Eisbahn, so sind die

Ausgaben für einen modegemäßen Schlittschuhanzug zum großen Teil unnütz gemacht. Aber ein besonderes Eiskostüm ist eben gar nicht unbedingt erforderlich. Für den Eissport eignet sich vielmehr jedes winterliche Straßenkleid, jedes Winterkostüm überhaupt. Nur hat es sich natürlich in seiner Machart den rein sportlichen Erfordernissen der Eisbahn anzupassen. Diese Anpassung aber ist meist unschwer zu erreichen.

Wie bei allen Kleiderformen, die bei raschen und lebhaften Bewegungen getragen werden, ist auch hier der fußfreie Rock die notwendigste Voraussetzung. Ob glatter Rock oder Faltenrock, ist unerheblich, doch scheint es, daß bei der gleitenden und schwebenden Haltung, die der Körper beim Eislauf einnimmt, der Faltenrock ein mannigfaltigeres und darum reizvolleres Bild gewährt. Ist der Frost nicht sehr scharf, so tut man gut, das Winterjackett abzulegen und in Taille zu laufen. Zumal, wenn man Pelzjackett trägt, erhitzt man sich leicht beim Laufen und setzt sich einer Erkältung aus. Die Boa oder der jetzt so beliebte Stolakragen, auch die lose über die Schulter gelegte oder kecker verschlungene Pelzkrawatte reichen im Verein mit der körperlichen Bewegung vollkommen aus, um das Gefühl der Wärme zu erhalten. Auch kommen in Taille die schlanken, ebenmäßigen, biegsamen Figuren am besten zur Geltung. Es sieht sehr hübsch aus, wenn in voller Fahrt der Wind mit den Enden der Boa spielt und sie in graziösen Schlangenwindungen um die Trägerin flattern und wirbeln läßt. Übrigens kommt die diesjährige Wintermode den Wünschen und Ansprüchen der Eissportlustigen ziemlich entgegen. Da sind die leichten und lose geschnittenen Paletots und Jäckchen aus samtenen und tuchenen Stoffen, die in verschiedener Länge getragen werden und mit dem Rock geschmackvoll zusammengestimmt werden können. Da sind ferner die kleidsamen und ja gar nicht so teuern gestrickten Jäckchen aus weißer Wolle, die wie geschaffen für den Eisplatz sind. Mit goldenen Knöpfen zweireihig geschlossen und mit einem Samt- oder Tuchrock von energischer Farbe wirkungsvoll kontrastierend, sehen sie bei Blondinen wie Brünetten gleich entzückend aus.

Da der Muff auf dem Eise fast unentbehrlich ist, wird man eine hübsche Pelzgarnitur wählen und, wenn man das Barett nicht will, in der Garnierung des Winterhutes einen harmonischen Einklang zu erzielen suchen. Allerdings wirkt gerade das Pelzbarett auf der Schlittschuhbahn so allerliebst fesch, daß wenigstens junge Mädchen nicht darauf verzichten sollten. Zudem wird bei stärkerer Brise der Hut, namentlich die ovalere Glockenfasson dieses Winters, oft lästig, weil der Wind sich leichter darin verfangen kann. Den Schleier läßt man jedenfalls ganz weg. Erstens ist er unpraktisch, friert leicht an und rötet dann die Nasenspitze in unlieblicher Weise. Dann aber taugt er auch nicht aus gesundheitlichen Gründen: er hält die frische Winterluft zurück, die auf die Gesichtshaut so wundervoll belebend und kräftigend wirkt. Es ist ein Aberglaube, zu meinen, sie müsse durch den Schleier geschützt werden, damit der Teint nicht verdürbe.

Als Fußbekleidung ist der hochschnürende Stiefel das einzig Brauchbare. Der Fuß sitzt fest darin, „knackst" nicht und sieht unter dem fußfreien Rock tadellos elegant aus. Man tut freilich wohl daran, ein nicht allzu feines und empfindliches Leder zu nehmen. Trotz der idealen Konstruktion unserer modernen Schlittschuhe ist der Stiefel auf dem Eise doch ziemlichen Strapazen ausgesetzt. Wer die halblangen Ärmel trägt, die man merkwürdigerweise japanische nennt, obwohl sie denen des japanischen Kimono kaum in der Form und gewiß nicht in der Länge gleichen, bedarf noch der langen Handschuhe aus schwedischem Leder, um das eissportliche Ersatzkostüm ausreichend zu vervollständigen.

Das eigentliche Eiskostüm freilich sollte seine Trägerin jener Schneekönigin vergleichbar machen, die im Andersenschen Märchen den kleinen Kay verzauberte. Pelz und Mütze, so erzählt der Dichter, waren von lauter Schnee. Es war eine Dame, hoch und schlank, blendend weiß, es war die Schneekönigin! Blendend weiß, meine ich, sollte das ideale Eiskostüm sein, aus feinem weißen Tuch oder Samt und durch die echte Hermelingarnitur, durch weiße Stiefel und Handschuhe komplett gemacht. Leider bevorzugt aber die diesjährige winterliche Mode in weniger märchenhafter Weise positivere Farben wie weinrot, krokodilgrün und die violetten Tönungen, also ein gesättigtes Kolorit, das nicht aus dem Sportmilieu erwachsen ist, sondern sich froh und leuchtend von ihm abhebt. Aber andererseits neigt sich die Mode, wie in den langen Paletots, den Abendmänteln und in dem Schnitt der oben erwähnten Jäckchen, so auch in den Eiskostümen vor dem Gesetz und den Reizen der ästhetischen Linie, deren bewegter Zauber gerade auf dem Eise glänzende Triumphe feiert. Das erzielt nicht nur die neue Pariser Form des graziös ausladenden Rockes und das lebhafte Spiel seines Faltenwurfs, sondern das wird auch durch den Eindruck, den die Muster der bevorzugten gestreiften und karierten englischen Wollstoffe hervorrufen, verstärkt. Sehr fesche und vornehme Eiskostüme stellt man ferner ganz aus Damentuch in einer Nuance der vorhin erwähnten Farben her. Der Eissportcharakter wird durch Besatz oder Rollierung mit Pelz diskret markiert. Eins scheint mir zum Nachdenken anzuregen: Die Reformtracht ist vorläufig auf dem Eise noch selten in guten Modellen zu sehen. Bei anderen Sports, für das Reitkleid, Tennis- und Radfahrkostüm gibt es eher praktische Schöpfungen der Reformmode, obwohl auch hier das Problem des fußfreien Rockes noch immer der Lösung harrt. Vielleicht ist der Grund der, daß die Reformkleidung mehr eine Tracht für den ruhenden oder ruhig bewegten Körper, Eislauf aber pfeilschnelles Gleiten und schwebender Flug ist.

Eiskostüme von origineller Einfachheit haben die Bäuerinnen in Friesland, wo die Leute bis ins biblische Alter dem Eissport huldigen. Bei den dortigen Schlittschuhwettrennen stellen sich die Teilnehmerinnen in kurzen Röcken und fest anschließenden wollenen Trikots an den Startplatz. Über ein Eiskostüm von origineller Pracht hingegen weiß die Literaturgeschichte zu berichten. Es war ein karmesinroter Pelz, der eine lange Schleppe hatte und vorn herunter mit goldenen Spangen besetzt war. Getragen hat ihn im historischen Augenblicke freilich keine Frau und kein junges Mädchen. Der junge Goethe war es, der in ihm „wie ein Göttersohn übers Eis fuhr". Und der Pelz gehörte Frau Aja, seiner Mutter.

Erlöser Gesang.

Du sangst zur Nacht ... Da ward die Stube weit!
Ins Ungewisse dehnten sich die Wände,
Die grauen Wogen der Unendlichkeit
Umbrandeten ein nebliges Gelände.

Ein Land der Dämm'rung, das den heil'gen Strahl
Des wundervollen Lichtes nie gespiegelt —
Dort harrten wir, die Sklaven einer Qual,
Die ew'ges Schweigen in der Brust verriegelt.

Du aber wardst Erlöser unserm Leid:
Mit gold'nen Tönen schlugst du an die Pforte
Und gabst dem Schmerze, von sich selbst befreit,
Der Klage Klang, der Sehnsucht brünst'ge Worte.

Und immer höher, einem Adler gleich,
Hob dein Gesang die feierlichen Schwingen,
Um unsere Seelen aus dem Nebelreich
Zur Klarheit stillen Friedens hinzubringen.

Anna Ritter.

Bluse mit oben glattem Ärmel, Promenadentoilette aus Tuch, Strassenkostüm mit langer Schossjacke. (Abb. 19 bis 21.) Unter den diesjährigen Blusenneuheiten fallen die Modelle mit oben glattem Ärmel durch ihre die natürliche Schulterform betonende Machart angenehm auf. Wir sehen eine solche Form durch unsere Abb. 19 veranschaulicht, bei der die kleidsame Bluse aus schwarzem Wollstoff gefertigt und nur durch einen weißen Wäschekragen belebt wird. Die in Falten abgenähten Vorderteile treten leicht bauschend in den Gürtel, den Verschluß bewirken kleine Knöpfe, die die dem rechten Vorderteil angeschnittene Klappe besetzen. Der Ärmel setzt sich mit schmalem Paspel glatt und faltenlos dem Armloch ein und erweitert sich stark nach dem Ellbogen zu. Unterhalb desselben tritt er in Falten in ein eckiges Bündchen, das den Abschluß der Dreiviertelform ergibt. Hierzu ist der Schnitt in 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1.10 Metern Breite 2,50 Meter.

Für das elegante Promenadenkleid Abb. 20 ergab maulwurfsgraues Tuch das vornehme Material, zu dem die mit Altsilber und fahlblauer Seide gestickten Besatzborten eine diskrete Garnitur bildeten. Die ziemlich glatte, nur oberhalb des Taillenschlusses leicht bauschende Taille zeigt den tiefen spitzen Ausschnitt durch eine grau und weiß gestreifte Seidenpasse gefüllt, mit der die halblangen vollen Puffärmel übereinstimmen, die in eine Manschette auslaufen. Ihren Ansatz verdeckt der der Taille angeschnittene Glockenärmel, der, leicht geschlitzt, gleichfalls mit Borte besetzt erscheint. Unter dem faltigen Seidenstoffgürtel fällt, glatt die Hüfte

Abb. 19 bis 21. Bluse mit oben glattem Ärmel, Promenadentoilette aus Tuch, Strassenkostüm mit langer Schossjacke.

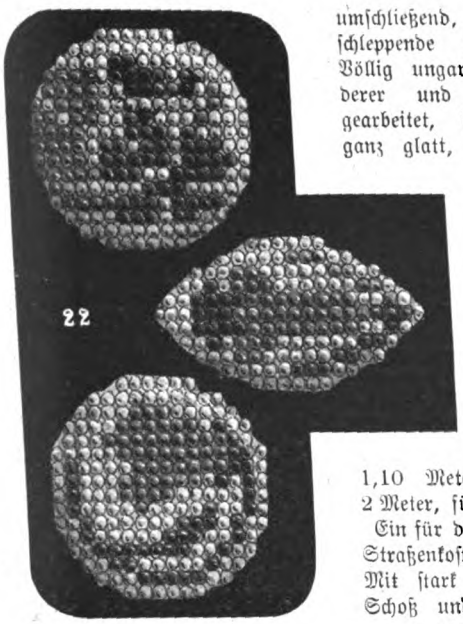


Abb. 22. Knöpfe, aus Perlen gearbeitet.

umschließend, der schlanke, leicht schleppende Glockenrock hervor. Völlig ungarniert und mit vorderer und hinterer Mittelnaht gearbeitet, fällt er vorn fast ganz glatt, hinten aber faltig aus. Sein Schnitt ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,80 bis 2 Meter, für den Rock 2,60 Meter.

Ein für die Mode charakteristisches Straßenkostüm stellt Abb. 21 dar. Mit stark abgerundetem glockigen Schoß und verbreiterter Schulter gearbeitet, zeigt das Ganze jenes hochmoderne Aussehen, das von den meisten Damen mit mehr oder weniger Erfolg erstrebt wird. Das Kostüm ist aus braunschwarzkariertem Tuch gefertigt und mit schwarzer Seidentresse garniert, die die Konturen des Jakketts einfaßt. Bis auf die gerade, einreihig geknöpfte Front fest anschließend gearbeitet, wird die Jacke durch einen angesetzten, glockig ausfallenden Schoß vervollständigt, der unter einem gürtelartigen Teil hervorfällt. Der vordere Mittel- und Rückenteil läuft dagegen im ganzen bis zum Saum und setzt sich mit englischer Naht den übrigen Teilen an. Als Halsabschluß dient ein kleiner Herrenkragen, die Schulterverbreiterung bewirkt ein vorn wie im Rücken verlaufender Bertenteil, der sich oben über den Ansatz des leicht keuligen Ärmels legt. Der hierzu getragene Rock fällt schlicht ohne jegliche Garnitur herab und hat in der vorderen Mitte zwei sich begegnende Plisseefalten, die nach unten ausspringen. Der Schnitt ist für die Jacke in 44, 46, 48, 50, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite zum gleichen Preis vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter, für das Jackett 3 bis 3,50 Meter.

Abb. 24. Gestreifte Bluse für junge Mädchen.

Knöpfe aus Perlen gearbeitet. (Abb. 22.) Diese Knöpfe bilden beliebte Verzierungen für Kostüme und Mäntel; man arbeitet sie in verschiedenen Formen und Größen auf feinem Kanevasstoff mit farbigen Glasperlen. Die Farbenzusammenstellung richtet sich dabei selbstverständlich nach der Farbe des Mantels. Unsere Abbildung zeigt unten einen zartgrauen Knopf mit dunkelvioletter Blüte und grünen Stielen und Blatt, die längliche Knopfform in der Mitte ist zartgrün mit niederhängender Fuchsienblüte in Hochrot und Dunkelblaurot mit dunkelgrünen Kelchblättchen, und die obenstehende Abbildung ist ein hellblauer Knopf mit dunkelblauer Blüte und grünem Blattstiel. Am besten zeichnet man die gewünschte Form auf den sehr feinen Kanevas und näht danach das Muster auf, da die Perlen nie ganz gleichmäßig sind. Die fertige Arbeit wird über Holzknöpfe oder auch starke zugeschnittene Pappe gespannt und auf der unteren Seite mit gleichfarbiger, zu dem betr. Kostüm passender Seide gefüttert.

Abb. 23. Gesellschaftstoilette mit japanischer Taille.

Gesellschaftstoilette mit japanischer Taille, gestreifte Bluse für junge Mädchen. (Abb. 23 u. 24.) Aus pastellgelbem Tuch gefertigt, zeigt die vorn leicht gekreuzte Taille der Abb. 23 ein leicht blusiges Arrangement, das sich aus einzelnen Tuchstreifen zusammensetzt, aus denen auch der japanische Ärmelteil besteht, der als Fortsetzung der Blusenteile ungezwungen über den halblangen Puffärmel fällt. Letzterer ist unten in Fältchen abgenäht und reich mit Valenciennekräuschen garniert. Zwischen den vorn spitz geöffneten Vorderteilen wird ein faltiger Latzteil aus weißem Tüll sichtbar, der den Hals frei läßt. Als Abschluß der Außenkanten der im Rücken gleichfalls aus Streifen zusammengesetzten Taille dient mandelgrüner Panne, über den sich weiße Gipürespitze legt, die ein seidener Klöppelspitzengalon begrenzt. Die gleiche Verzierung wiederholt sich am japanischen Ärmel, ebenso besteht der leicht faltige Gürtel aus grünem Panne. Der etwas schleppend geschnittene Rock ist oben leicht eingereiht und fällt durch seinen Rundschnitt nach unten in weichen Falten aus. Mit schmalen Blenden besetzt ist der Rock außerdem durch Klöppelspitze ausgestattet, die mit der Taillengarnitur übereinstimmt. Zu dieser geschmack-

vollen Toilette ist der Schnitt für die Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und der zum Rock in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter, für die Taille 2 Meter. — Zur Herstellung der eleganten Winterbluse Abb. 24 diente braune Seide, die, durch gleichfarbige Samtstreifen gemustert, einen der modernsten Stoffe dieses Winters darstellt. Das schöne Material ist bei dieser Bluse schräg verwendet, was besonders an dem glatten Rücken sehr wirksam wird, an dessen Mittelnaht sich die Streifen begegnen. Vorn ist die Bluse in Gruppen feiner Fältchen abgenäht und durch kleine Knöpfe geschlossen. Der nach unten blusige Ärmel ist teilweise dem Vorder-, teilweise dem Rückenteil angeschnitten und unten in Reihfalten in ein Bündchen genommen. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 2,50 bis 3 Meter.

Untertaille und Unterrock für Gesellschaftszwecke. (Abbildung 25.) Reich mit Blüten in weißem Plattstich bestickt, zeigt die Untertaille tiefen runden Ausschnitt mit Festonabschluß, unter dem ein farbiges Seidenband hindurch geleitet ist, das den Anschluß an den Körper bewirkt. Unten tritt das Leibchen in Reihfalten in den schneppigen Gürtel, im übrigen wird es durch Perlmutterknöpfchen geschlossen. Der Mode der schlankfallenden Röcke entspricht der reichgarnierte Jupon, dessen Volantgarnitur die untere Rockpartie in graziöser Weise stützt. Aus weißem Taft gefertigt, umschließt er glatt die Hüfte, um nach unten leicht tollig auszufallen. Unterhalb der Kniee mit einem hohen Serpentinevolant gearbeitet, ist der Rock mit fünf gereihten Spitzenvolants garniert, deren jeder mit einem untergesetzten zartlila Seidenbande abschließt. Der Schnitt ist für den Rock in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 70 Pfennig und der der Untertaille in 44, 46, 48, 50, 52, 54 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 82 Zentimetern Breite 0,90 bis 1 Meter.

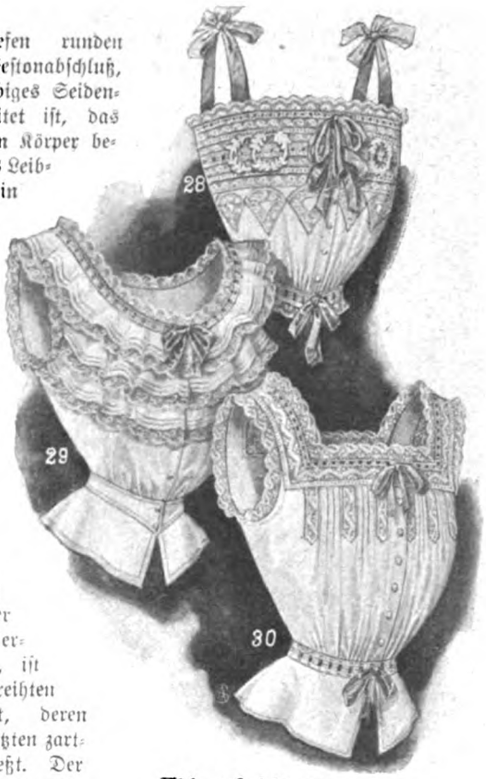


Abb. 28 bis 30. Drei Untertaillen.

Hausbluse und Matinee. (Abb. 26 u. 27.) Unser Bildchen zeigt eine Bluse aus olivegrünem Wollstoff mit schmalem Achselstück, unter dem die in Falten abgenähten Vorderteile hervorfallen. Die vordere, unsichtbar geschlossene Mitte ist in zwei schmale Quetschfalten abgenäht, die gleichfalls leicht bauschend in den Gürtel treten. Die Rückenmitte begrenzt an jeder Seite eine abgesteppte Falte, der Ärmel zeigt die blusige, mit einem Bündchen abschließende Form. Der Schnitt ist in 36, 38, 40, 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 3 Meter. — Das Matineejäckchen ist aus zartblauem Flanell mit weißer Valenciennespitze besetzt. Es wird mit kleinem spitzen Halsausschnitt gearbeitet, der durch einen breiten zipfeligen Kragen vervollständigt wird, der über den Ansatz des unterweiten offenen Ärmels fällt. Vorder- und Rückenteile des Morgenjäckchens setzen sich gereiht einer glatten Passe an und fallen lose herab, als Abschluß des Kragens dient eine lange, blaue Seidenbandschleife. Der Schnitt ist in 44, 46, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 80 Zentimetern Breite 3,75 Meter.

Drei Untertaillen. (Abb. 28 bis 30.) Die aus weißem Seidenbatist gefertigte Balluntertaille (Abb. 28) wird durch farbiges Seidenband auf der Achsel festgehalten. Bei tiefem Ausschnitt können die Bänder dann, nachdem die Kleidertaille angelegt ist, wieder aufgebunden und unter der Taille verborgen werden. Die Ausstattung besteht in reicher Valenciennes- und feinster Stickereigarnitur, durch die farbiges Bändchen geleitet wird. Unten tritt die Untertaille in leichten Reihfältchen in ein banddurchzogenes Stickereibündchen, das durch eine Schleife geschlossen wird. Der Schnitt ist in 40, 44, 48 und 52

Abb. 25. Untertaille und Unterrock für Gesellschaftszwecke.

Abb. 26 u. 27. Hausbluse und Matinee.

Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 0,60 bis 1 Meter. — Die zweite Untertaille ist aus weißem Batist. Vorn leicht blusig gehalten, ist sie mit rundem Ausschnitt gearbeitet, den farbiger Seidenbanddurchzug anliegend macht. Außerdem begrenzt ein serpentineförmig geschnittener schmaler Volant, den Stüschen verzieren, die Ausschnittkontur, während die beiden anderen Volants bis zum Armloch laufen. In der Taille tritt das Ganze in einen schneppigen Gürtel, unter dem ein kurzes Serpentineschößchen hervorfällt. Der Schnitt ist in 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 1,10 Meter. — Bei der dritten Batistuntertaille umzieht den viereckigen Ausschnitt Stickereieinsatz mit schmalem Banddurchzug, den Vorderschluß bewirken Perlmutterknöpfchen und Knopflöcher. Ihr leicht blusiges Aussehen erhält diese Untertaille durch Gruppen feiner Stüschen, die in Brusthöhe ausspringen und unten als Reihfältchen in das banddurchzogene Bündchen treten, dessen Abschluß ein kurzes Serpentineschößchen bildet. Der Schnitt ist in 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 1,15 bis 1,25 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte sind zu den Modefiguren Nr. 19—30 gegen Einsendung des Betrages (am besten in Briefmarken) von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstraße 37-41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird.

Hebammen oder Geburtshelferinnen?

Von Dr. Karl Schindler.

Die Reform des Hebammenwesens steht auf der Tagesordnung; in diesem, spätestens im nächsten Jahr wird dem preußischen Abgeordnetenhaus ein neues Hebammengesetz vorgelegt werden. Die besten Hebammen sind für das Volk gerade gut genug, denn das Wochenbettfieber fordert immer noch viele Opfer. Je besser ausgebildet die Hebammen sind, um so seltener tritt Wochenbettfieber im Anschluß an die geburtshilflichen Verrichtungen ein. Die Lehre von der Übertragung der Wundkrankheiten, der Infektion — von dem Laien Blutvergiftung genannt — und der streng durchzuführenden Keimfreiheit der Instrumente und vor allem der Hände, der Desinfektion, setzt einen bestimmten Grad von Auffassungsvermögen voraus. Diese Lehre kann daher nur von intelligenten Schülerinnen erfaßt werden, die ihren geistigen Gehalt auch wirklich begriffen und so durchdacht haben, daß Fehler aus Unachtsamkeit oder bewußter Nachlässigkeit bei der praktischen Durchführung unmöglich werden. Der Wunsch, daß mehr als bisher oder ausschließlich nur Frauen und Mädchen besserer, intelligenter Kreise den Hebammenberuf ergreifen möchten, wird bei Ärzten und Hebammenlehrern immer lebhafter. Auch das Publikum gibt diesem Wunsche durch eine gewisse, mißtrauische Zurückhaltung Ausdruck, indem mehr und mehr Familien, deren Mittel es erlauben, auch zu den normalen und leichten Geburten nicht mehr Hebammen, sondern Ärzte und Pflegerinnen zuziehen. Daß die Hebammen oft den Anforderungen der Zeit nicht mehr genügen, hat darin seine Ursache, daß die Hebamme ihren Beruf als solche auch als Nebenerwerb ausübt, daß die Hebammen nicht, wie die Krankenschwestern, nur diesem ihren einen Berufe leben. Es sind Hebammen gleichzeitig Leichenwäscherinnen gewesen! Andere Hebammen, namentlich in den schwach bewohnten ländlichen Gegenden, verrichten schwere Arbeit, welche die Hände rauh und hart macht, die Desinfektion erschwert, das erforderliche Tastgefühl beeinträchtigt. Der Hebammenberuf wird eben noch von zu vielen als Rettung im Schiffbruch des Lebens betrachtet. Ohne Lust, ohne Liebe und Verständnis für den Beruf wählen ihn viele unter dem Zwange der Ungunst der Verhältnisse. Einzelne hervorragende Geburtshelfer, wie z. B. Geheimrat Professor Dr. Fritsch in Bonn, der Direktor der dortigen Universitäts-Klinik, suchen den Hebammenstand dadurch zu heben, ein neues Geschlecht von Hebammen zu erziehen, daß sie in ihrer Klinik in besonderen Unterrichtsstunden Töchter höherer Stände, intelligenter Kreise zu Hebammen ausbilden. Die Lust und Liebe zum Hebammenberuf ist in den besseren Ständen vorhanden, es melden sich mehr Schülerinnen, als zurzeit ausgebildet werden können. Es stehen aber der Ausbildung von Hebammen noch gewisse Schwierigkeiten entgegen. Wie die Einjährig Freiwilligen in der Armee zuerst von den Zweijährigen getrennt ausgebildet werden und erst später mit ihnen zusammen in derselben Kolonne dienen, so müssen auch die neuen Hebammen, ihrer höheren Intelligenz und ihrem Bildungsgrade entsprechend, in besonderen, der höheren Vorbildung entsprechenden Unterrichtskursen ausgebildet werden. Das ist aber nach einem veralteten Gesetz vom 26. Oktober 1870 nur ganz ausnahmsweise gestattet, weil in der Regel nur solche Hebammen zur Ableistung des Examens zugelassen werden sollen, die in den Provinzial-Hebammen-Lehranstalten ausgebildet worden sind. Dieses Monopol muß beseitigt werden. Vorläufig haben die Universitätslehrer, die die Aerzte zu Frauenärzten ausbilden, wenn sie selbst wollten, nicht das Recht, in beliebiger Zahl Frauen zu Hebammen auszubilden; die privatim von ihnen ausgebildeten Hebammen können von der Prüfungskommission zurückgewiesen werden, weil eben der Besuch der Provinzial-Hebammen-Lehranstalt zur Bedingung für die Ablegung des Examens gemacht werden kann. Die Universitätslehrer sind aber gewiß wohl ebenso zu Hebammenlehrern berufen und vielleicht noch mehr als die von den Provinzialvorständen, von Laien, gewählten und angestellten ärztlichen Direktoren der Hebammenlehranstalten. Nicht nur ausnahmsweise, sondern regelmäßig, je nach der Zahl der Meldungen, sollten die Universitätslehrer Frauen und Mädchen besserer Stände ausbilden dürfen. Die so ausgebildeten Schülerinnen sollten, bei welcher Prüfungskommission ihres Landes sie sich auch melden, zum Examen ebenso zugelassen werden, wie die in den Provinzialanstalten ausgebildeten Hebammen. Kann doch jeder junge Mann sich privatim zum Abiturientenexamen vorbereiten, zur Ablegung des Examens an ein Gymnasium oder eine Realschule melden, dürfen doch Hunderte sogenannter „Pressen" Jünglinge zum Examen für den einjährigen Dienst vorbereiten! Erst wenn wir intelligente Schülerinnen haben, und diesen ihre Meldung zum Examen erleichtert und nicht erschwert wird — kann der Unterricht der Hebammen vertieft werden. Aus verschiedenen Gründen können nicht alle Mädchen, die es möchten, Ärztinnen werden; ein Teil von ihnen wird aber Hebamme werden können und auch als Hebamme Befriedigung in dem der Ärztin nahe stehenden Beruf finden. Leider aber steht auch noch der Hebamme aus besseren Ständen das Vorurteil ihrer eigenen Schwestern, der Frauen, entgegen: das Vorurteil und die Gleichgültigkeit. Damen gebildeter Stände werden von ihren früheren Bekannten nicht mehr eingeladen, wenn sie Hebammen wurden, oder man will in Pensionaten, Damenkochschulen, in denen alleinstehende Damen sich beköstigen, nicht mehr mit ihnen an einem Tische essen. Eine gebildete Hebamme, die in der Klinik in Bonn ausgebildet worden war, suchte im Norddeutschen Frauenverein die Frauen für die Reform des Hebammenwesens zu gewinnen. Von hundertvierzig eingeladenen Damen erschienen nur fünfzehn! In der Diskussion sagte eine Dame, daß es doch jetzt Mode sei, einen Arzt zu haben statt der Hebamme. Die Vortragende, die Tochter eines höheren Offiziers a. D., entgegnete, daß für die gebildete Hebamme, wenn sie Zeit zu warten hat, vielleicht auch einmal der Tag kommen wird, wo „sie" Mode wird. Sie hob ferner hervor, daß es wohl hauptsächlich das Wort Hebamme sei, das der gebildeten Dame diesen Beruf erschwert. Der Ar-

Geburtshelferin, ebenso die Ausübung des Berufes unter dem Schutze der Haube in der Tracht der Krankenschwester würden das Vorurteil der besseren Stände wohl leichter überwinden. Ich schließe mich dieser Ansicht durchaus an und würde es besonders gern sehen, wenn auch die Hebammen die leicht waschbare und zu desinfizierende, saubere Schwesterntracht anlegen würden. Wie wenig Interesse die Frauenwelt dieser sie doch am nächsten angehenden, wichtigen Frage entgegenbringt, habe ich selbst erfahren. Ich habe vor kurzem die Versicherung der Hebammen gegen ansteckende Krankheiten des Berufs in einer von allen Seiten anerkannten Broschüre behandelt und auch einer Dame geschickt, die in einer öffentlichen Rede ausgeführt hatte, wie sehr gerade die Frauen berufen seien, in allen Fragen der Volkshygiene nicht nur mitzuhelfen, sondern voranzuschreiten. Die hygienische Bedeutung eines guten und gesunden Hebammenstandes scheint aber diese Dame zurzeit noch nicht recht zu würdigen, sie wird wohl erst dann der Bewegung mit begeisterten Worten voranschweben, wenn die gebildete Hebamme „Mode" geworden, und das anstößige Wort Hebamme durch Geburtshelferin ersetzt ist. Aber es geht doch nichts über schöne und begeisterte Worte in einer öffentlichen Versammlung! — Die Frauen haben das ureigenste Interesse daran, sich von gebildeten Geburtshelferinnen in ihrer schweren Stunde beistehen zu lassen. Also fort mit allen Erschwerungen, allen Vorurteilen, die gebildeten Frauen und Mädchen heute noch im Wege stehen. Die Frauen müssen aber selbst etwas dazu tun, daß die Reform des Hebammenwesens wirklich endlich durchgeführt wird! Zu entscheiden, wie sie durchgeführt wird, ist die Aufgabe der Regierung und der Volksvertretung.

Schmuckfedernfabrikation.

Von Else Mai.

Zu Rembrandts Zeiten wehte die stolze Straußfeder sogar von den Baretten der Männer. Und wenn die farbenfrohe Männertracht der früheren Zeiten, in denen die Männer sich mit Spitzen und Federn schmückten, auch vielleicht nicht für immer verschwunden ist, so sorgt doch die allgemeine Verteuerung der kostbaren, seltenen, echten Federn dafür, daß wir jetzt froh sein müssen, wenn wir sie in genügender Anzahl für schmuckfreudige Frauenköpfchen erhalten können. Dafür leben wir in der Zeit der praktischen Verwertung auch jener Materialien, die man früher als recht minderwertig betrachtete. Selbst das einfachste und unscheinbarste Federchen wird jetzt, da die Mode nichts so sehr lanciert wie „Federn", durch geschmackvolle Färbung und geschickte Anordnung zu einem hübschen Hutschmuck.

Selten war die Hutmode den Federn so günstig wie heute. Auf den überaus großen Kopfbedeckungen ist reichlich Platz für die präparierten Federn, die die Laune der Mode und sicherlich auch die Rücksicht auf Ersparnis als Ersatz für das Edelmaterial aussucht. Echte Straußfedern und die Boas aus diesen echten Federn sind nur für Damen, die nicht gewöhnt sind, ihrem Toilettenetat die geringste Einschränkung angedeihen zu lassen. Die Preise der guten Straußfedern sind durch die große Nachfrage erheblich gestiegen. Das Bedürfnis nach Abwechslung und der Reiz des Neuen ließ findige Köpfe aus weniger schönen Straußfedern die „Pleureusen" zusammenstellen, die ihren Namen mit Recht tragen. Sie sehen tatsächlich traurig aus: an die einzelnen Federchen der Feder klebt man zur Verlängerung ein gerundetes Federfäserchen.

Da es aber nicht jeder Frau vergönnt ist, sich den Luxus der echten Straußfeder und der so sehr kleidsamen Federboa auch nur in dieser Form zu gestatten, ruhte die Industrie auf diesem Gebiet nicht eher, bis sie einen Ersatz dafür in einer Imitation gefunden hatte. Warum sollte auch nicht eine Boa einem hübschen Gesicht vorteilhaft stehen, wenn ihr nicht der seltene

Beim Sortieren des Materials.

Unterlegen und Kräuseln der Federn.

Vogel Strauß seine kostbaren Federn gab, sondern irgendein anderer Vogel seine Federn dafür ließ?

Der Preis der Straußfedern ist so hoch, weil die Jagd auf Strauße mit so großen Schwierigkeiten verknüpft ist.

Das Ausschaben der Federn.

Einklemmen und Zusammennähen der Federn für die Boas.

Die wilden Tiere werden von den Arabern zu Pferde so lange gehetzt, bis sie müde und matt in den Sand sinken. Dann werden den Tieren die schönen Deckfedern des Schwanzes und der Flügel ausgezogen. Diese Prozedur vollzieht sich im Innern Nordafrikas, wo wir den Strauß auch als Haustier finden, innerhalb zweier Jahre dreimal. Außer im Innern Nordafrikas finden wir auch Straußzüchtereien am Kap, in Algerien, Argentinien und Südkalifornien. Die Federn der wilden Vögel stehen bedeutend höher im Preise. Die Körperfedern des Männchens sind von denen des Weibchens verschieden gefärbt. Das Männchen trägt schwarze und das Weibchen braune Körperfedern, nur die Federn des Schwanzes sind bei beiden schneeweiß, bisweilen mit schwarzem Saum oder schwarzer Spitze. Die weißen und hellen Federn werden erst gereinigt und dann in ihrer natürlichen Farbe verwendet. Die dunkleren werden schwarz gefärbt oder erhalten, nachdem sie durch Bleichen mit Wasserstoffsuperoxyd fast weiß gemacht worden sind, eine bunte Färbung.

Früher glaubte man, nur in Paris könne man den Straußfedern ihre köstliche, fein nuancierte Färbung geben, doch halten die deutschen Fabriken die französische Konkurrenz in jeder Beziehung aus. Wir führen unsere Leserinnen in eine der größten Fabriken von Putzfedern und Federboas. Zuerst betreten wir den großen Saal, in dem die Federn sortiert werden. (Siehe die erste Abbildung.) Es gibt eine Unmenge verschiedener Qualitäten, und es gehört ein geübtes Auge dazu, sie sachgemäß herauszufinden. Den Arbeiterinnen gehen Tag für Tag, Jahr für Jahr vom frühen Morgen bis zum späten Abend nichts anderes als diese Federlein durch die Hände. An den Kielen besonders erkennt die durch die Gewohnheit geübte Hand die Beschaffenheit und den Wert der Feder. Beim Sortieren wird das Minderwertige mit einem scharfen Messer entfernt. Die guten Teile werden für die teuren Boas oder die modernen Federnarrangements der Hüte verwandt, während die kleinen Stücke zum Unterlegen größerer Federn verwendet oder in billigere Boas verarbeitet werden.

Man sollte nicht glauben, wie groß gerade die Nachfrage nach billigeren Boas ist. Der Export ins Ausland beschäftigt und ernährt bei uns viele Tausende. Bei der Arbeit fliegen kleine Teilchen des kostbaren Materials herum, die jeden Tag sorgfältig zusammengekehrt und wieder verwendet werden. Auf diese Weise geht nichts verloren, und was wir als Abfall auf dem Boden liegen sehen, schmückt vielleicht unsere Hüte oder die unserer Kinder als Pompons.

Das Drehen der Federboas.

Auf dem zweiten Bilde sehen wir ganz gute Straußfedern, die hier weiter bearbeitet werden, um später so auszusehen wie die im Hintergrunde sichtbaren schönen Federn. Verhältnismäßig ist die Zubereitung des echten Materials viel einfacher als die des billigen. Nachdem die rohe Feder gereinigt oder gefärbt ist, wird sie etwas

unterlegt, genäht und dann gekräuselt. Augenblicklich ist es sogar modern, die Federn ganz glatt und ungekräuselt zu tragen, wozu aber nur Federn allerbester Qualität geeignet sind. Dies ist aber nur eine vorübergehende Laune der Mode, denn eine köstliche Straußfeder repräsentiert sich viel vorteilhafter, wenn sie nicht steif und reizlos hängt, sondern sich in leichten Wellen anschmiegt.

Das Kräuseln und Fertignähen.

Die fleißigen Hände der Arbeiterinnen auf unserm zweiten Bilde sind eifrig beschäftigt, aus den flachen Kielen durch Zusammennähen und Kräuseln die hübschen Federköpfe herzustellen, die das Herz jeder Frau erfreuen. Der Wert einer Feder richtet sich nach der Stärke und Länge des Kiels und der einzelnen Fasern. Es ist selbstverständlich, daß die guten Federn möglichst wenig bearbeitet werden und man sich bei ihrer Färbung die denkbar größte Mühe gibt. Das Färben der Federn entspricht im großen ganzen dem Färben der Seidenstoffe.

Auf dem nächsten Bilde (S. 44) sehen wir viele Arbeiterinnen an Maschinen beschäftigt, die Kiele der Federn auszuschaben; denn zur Verwendung für Boas muß die Feder weich und biegsam sein. In den Kasten liegen noch die unbearbeiteten Federn, und das Bild zeigt deutlich, wie die Arbeiterin im Vordergrund eine Feder nach der andern unter den Hebel schiebt.

Unsere Aufnahmen sind in der großen Fabrik für Schmuckfedern von E. Levinsohn in Berlin gemacht. Da auf den Bildern nur immer ein kleiner Teil aus einem großen Saal aufgenommen werden konnte, kann man einen Rückschluß auf den Verbrauch an Federn ziehen.

Interessant ist besonders die Herstellung der Federboas, die allgemein so sehr beliebt sind, weil sie ihren Trägerinnen ein so vornehmes Aussehen geben. Die Pelzstolen, die für Ballzwecke lange nicht so geeignet sind wie die duftigen Federboas, haben auch aus diesem Grund eine scharfe Konkurrenz mit ihnen zu bestehen. Einer eleganten Dame fehlt der letzte Schliff der Toilette ohne die Stola oder Boa, denn erst dies gibt der Erscheinung den Ausdruck der Vollendung. Viele Damen, besonders junge Mädchen und Frauen, bevorzugen zu einer hellen, lichten Chiffon-Tüll- oder Krepptoilette eine duftige, sich anmutig den Linien des Halses anschmiegende Federboa, die ja wirklich immer kleidsam ist.

Ganz lange Tische ziehen sich durch den Saal. Zu beiden Seiten der Tische befinden sich Vorrichtungen. (S. Abb. S. 44 rechts oben.) Auf der einen Seite sind lange Reihen von Zinken, zwischen die die ausgeschabten Federn geklemmt werden. Dann werden die Federn gleichmäßig gekämmt und glatt geschnitten. Die Zinken werden alsdann umgedreht, und die mühselige Arbeit des Aufnähens der Federn beginnt. Diese Arbeit ist ungemein kinstlich und nimmt eine geraume Zeit in Anspruch. Jedenfalls gehören zu ihr sehr geübte und geschickte Hände. Die Federn sind nun glatt aufgenäht, und manche Leserin wird erstaunt fragen: „Wie entsteht denn die runde Form der Boa?" Dafür sind nun extra Vorrichtungen getroffen. Die auf eine Schnur genähten Federn werden angefeuchtet, dann werden verschiedene Schnüre in einen Rahmen zum Trocknen aufgespannt. Im Hintergrunde sehen wir drei solche Schnüre in einem Rahmen aufgespannt. Erst jetzt geht man daran, der Federboa ihre Rundung zu geben. Dies geschieht auf eine sehr eigenartige Weise. Die Boa wird an einem Drehrad befestigt, während das andere Ende von einem Mädchen straff gehalten wird. Nun wird das Drehrad in Bewegung gesetzt, bis die Boa eine vollendet schöne Rundung erhalten hat. Auch hier herrscht der Kamm, damit die einzelnen Faserchen sich nicht verwirren (S. Abb. S. 44 unten.)

Auf den Bildern dieser Seite sehen wir, wie die letzte Hand an die Boas gelegt wird. Eine ganze Schar Mädchen ist damit beschäftigt, die Federboas zu kräuseln. Da viele Damen ganz breite, aus mehreren kleineren Teilen zusammengesetzte Boas lieben, weil man sie flach über die Schultern legen kann und sie besser wärmen, sehen wir die Arbeiterinnen damit beschäftigt, die einzelnen Teile so zusammenzunähen. Helle und dunkle Exemplare liegen verlockend vor uns ausgebreitet und interessieren uns noch mehr als früher, da wir jetzt ihre Entstehungsgeschichte kennen. Wir wissen, daß eine Boa aus Straußfedern, selbst wenn sie nicht aus allerbester Qualität hergestellt wurde, ein ziemlich teurer Luxusgegenstand ist. Betrachten wir uns aber die hübschen, duftigen und vollen Boas vorne auf dem Tisch, ist unser Bedauern, nicht eine echte Boa erstehen zu können, sehr herabgemindert. Aus den Federn unserer Pute sind diese Boas fabriziert. Die Federn werden gereinigt, auseinander

Fertige Boas aus Putenfedern.

gerissen, entweder in natürlicher Farbe verwandt oder, da sie auch viel von jungen Damen für Ballzwecke getragen werden, häufig rosa oder hellblau gefärbt. Die übrige Handhabung, das Kräuseln, Aufnähen, Zusammensetzen ist ungefähr die gleiche wie bei den Straußfedern. Da diese Boas aus einfachen Federn gearbeitet werden, sind sie auch sehr preiswert.

Ratgeber für jedermann

Schöner Hausrat.

Damentoilettetisch und Stuhl. Unser Toilettetisch (nach Entwurf von Campbell & Pullich, Berlin) zeigt, wie es möglich ist, Einfachheit und Eleganz geschmackvoll zu verbinden. Ohne Schnörkel und Schnitzerei, in einfachen geraden Linien ist das ganze Möbelstück gehalten, und nur das Rund des Spiegels unterbricht diese einfach geraden Richtungslinien. Der Tisch ist ziemlich lang, mit einer Glasplatte bedeckt und eignet sich vorzüglich zur Aufnahme der zahlreichen notwendigen und überflüssigen Toiletterequisiten der eleganten Frau. Der runde Spiegel ist verstellbar und dadurch als Frisierspiegel sehr zweckmäßig. Der Tisch ist aus weißlackiertem Holz angefertigt, dessen Eintönigkeit durch eine in lichten Farbentönen gleichsam hingehauchte Blumenranke unterbrochen wird. Ebenso wirkungsvoll sind auch die dunklen Metallbeschläge der Schlösser an den Kasten. Der weiße Toilettetisch, der in der Schlichtheit seiner schneeigen Farbe so freundlich anmutet, wird in ein bescheidenes Mädchenstübchen ebenso passen wie in jedes helle, lichte Schlafzimmer, und man wird sich auch dank seiner Einfachheit keiner Geschmacksünde schuldig machen, wenn man ihm einen Platz in einem Zimmer anweist, dessen Möbel nicht eben dem gleichen Stil angehören. Der Stuhl, der in ähnlichen Formen gehalten ist, hat einen Bezug von duftigem, weißgrundigem, in zarten Farben geblümtem Cretonne. Auf unserem Tisch wirken die schönen Gegenstände aus blauem Wedgewood mit weißen Girlanden ganz wundervoll und nehmen sich, da man diese Zusammenstellung nicht häufig findet, sehr apart aus.

Weisslackierter Toilettetisch und Stuhl.

Exotische Elfenbeinfigürchen. Das leichte, warmtonige Material, aus dem diese zierlichen Nippes geschnitzt wurden, stimmt gar gut zu den preziösen Persönchen der beiden Dargestellten; über den Fächer hinüber, mit dem ihre winzigen Hände spielen, schaut die eine in die senkrechten Schriftzeichen des auf kostbarem Ständer ruhenden Manuskriptes, während die andere zu der seltsamen Laute sicher eins jener ostasiatischen Liebeslieder singt, in denen das Rauschen seidener Kimonos, der monotone Silberklang feiner, kleiner Glöckchen wunderlich hineintönt in die lange, lange melancholische Geschichte irgendeiner kleinen Prinzessin, die für ihre Liebe sterben mußte.

Elfenbeinfigürchen: Lesende Dame.

Für unsere Haustiere.

Die Pflege der Schoßhunde im Winter. Daß die Besitzerin eines kleinen Schoßhundes gelegentlich der Hundemode Zugeständnisse macht, dem kleinen Hündchen ein niedliches Käppi oder gar ein Glockenhütchen aufsetzt, ihm einen blendend weißen Stehkragen umlegt und dann zum Überfluß auch noch ein Deckchen, möglichst mit Monogramm und Grafenkrone, überhängt, ist zwar kaum geschmackvoll, aber immerhin schließlich begreiflich; weniger begreiflich erscheint es mir aber, wie man diese Tierchen so verweichlichen kann, daß man sie des Nachts in seidene Federbettchen legt, sie auf der Straße bei feuchtem Wetter sorgfältig auf den Armen trägt und sie außerdem auch noch in ein dichtes, wollenes Kostüm einzwängt. Wahrhaft lächerlich aber wirkt es, wenn uns nicht nur winzige Schoßhunde, sondern auch Vertreter großer Rassen, so mit schweren Decken behängt, auf der Straße begegnen. Es sind mir nur zwei bei uns eingebürgerte, übrigens nur verhältnismäßig wenig vertretene Rassen bekannt, die im Winter eines leichten Schutzes bedürfen; es sind dies der haarlose afrikanische Nackthund — bei uns eine große Seltenheit — und das leichte, feinhaarige, italienische Windspiel. Bei allen übrigen Hunden, die kleinsten Zwerg- und Affenpinscherchen nicht ausgenommen, sorgt die Natur durch geeigneten Haarwuchs schon allein für die erforderliche Winterdecke. Bei den rauh- und langhaarigen Hunden entwickelt sich, eine naturgemäße Haltung vorausgesetzt, mit Eintritt des Winters unter dem verlängerten Deckhaar eine reichliche Unterwolle, die mit Beginn des Frühlings allmählich, oft in dichten Polstern, wieder ausgeht. Die Entwicklung dieser Unterwolle, des natürlichen Winterschutzes des Hundes, wird ungünstig beeinflußt und verhindert, wenn wir die Tiere mit Decken behängen, in geheizten Zimmern schlafen lassen oder sonst verweichlichen. Die kurzhaarigen Hunde, die keine Unterwolle besitzen wie die winzigen Zwergpinscherchen, bedürfen keines solchen Schutzes und sind unserer kalten Jahreszeit durchaus gewachsen. Es sind mir im Winter auf der Straße gelegentlich schon Hündchen begegnet, die neben der obligaten Decke auch noch Strümpfe trugen und eine unsagbar komische Figur machten. Mit einer derartigen Bekleidung der kleinen Tiere erreicht man das Gegenteil von dem, was man erreichen möchte. Die Hündchen verweichlichen durch Verzärtelung, neigen infolgedessen zu Erkältungen und zu allen möglichen sonstigen Krankheiten, lassen häufig im Alter von drei bis fünf Jahren schon Anzeichen von Altersschwäche erkennen und gehen vor der Zeit ein. Vor Jahren brachte ich mir aus Brüssel einen kleinen Vertreter der dort Griffon bruxellois genannten, strohgelben Affenpinschervarität mit, die in Wirklichkeit nur eine verfeinerte Abart unseres deutschen Affenpinschers ist und heute auch bei uns ziemliche Verbreitung gefunden hat. Das kleine Tierchen war außerordentlich verweichlicht und machte mir deshalb anfänglich

Elfenbeinfigürchen: Musizierendes Mädchen.

viel zu schaffen. Ich stellte mir aber von Anfang an die Aufgabe, es systematisch abzuhärten; bald schlief es auch im strengen Winter bei offenen Fenstern auf einfacher Decke und war selbst am Tage bei Schnee und Eis mein ständiger Begleiter. Das Tier erreichte trotz bzw. gerade infolge dieser Abhärtung das für solche kleinen, knapp eindreiviertel Kilo schweren Hunde sehr hohe Alter von vierzehn Jahren. Wer seine Hunde liebhat, der härte sie also ab, lasse die übel angebrachten wollenen und sonstigen Decken beiseite, biete den Tieren täglich die notwendige und ausgiebige Bewegung im Freien, ohne Rücksicht auf die Witterung, lasse sie in kalten Räumen schlafen und, was die Hauptsache ist, füttere ausgewachsene Hunde nur täglich einmal, dann aber so reichlich, daß sich die Tiere vollständig sättigen können. Vorsichtig sei man nur beim Baden. Man bade die Tiere wöchentlich einmal abends in lauwarmem Wasser, reibe sie nachher so gut wie möglich trocken und lasse sie erst am Morgen des nächsten Tages wieder ins Freie.

Maiblumenstrauss mit langer Tüllschärpe.

Derselbe Strauss von der andern Seite.

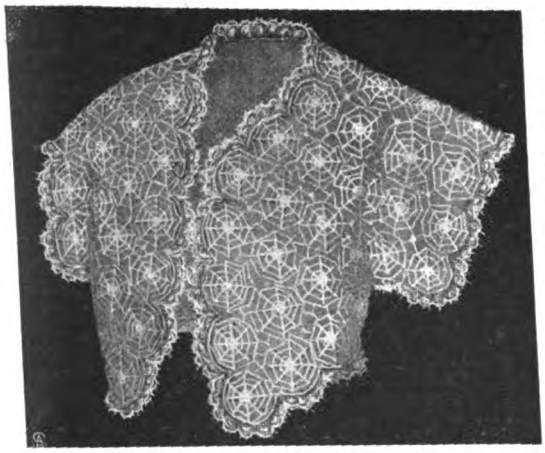
Ratschläge für die Toilette.

Vom Brautbukett. Seit unser individueller gewordener Geschmack sich wenigstens in den Details unserer Lebens- und Kleiderformen nicht mehr ganz von der Mode tyrannisieren läßt, haben auch die festlichen kleinen Zubehöre des Brautanzugs viel von der Steifheit verloren, die so lange untrennbar von ihnen schien. So ist auch das drahtdurchwachsene Tellerbukett in harter Manschette verschwunden, ja, die Neigung dafür schlug so jäh um, daß die runde Form des Brautbuketts überhaupt eine Zeitlang verpönt war, bis die Biedermeiermode ihr wieder zu vorübergehender Ehrenstellung verhalf. Im allgemeinen aber zieht man jetzt immer die locker und lose gebundenen länglichen Sträuße in sogenannter englischer Form vor. Man nimmt alle möglichen Gattungen Blumen dazu, sofern sie nur weiß sind: Maiblumen, Orchideenrispen, Gardenien, Flieder, Nelken usw. Am schönsten wirken Sträuße, für die nur eine einzige Sorte gewählt wurde, jedoch sieht man auch schöne, aparte Zusammenstellungen von weißen Rosen und herabhängenden Orchideenrispen und dergleichen mehr. Immer aber wird das helle Weiß durch etwas Grün, Myrtenranken, feine Gräser oder Farne belebt. Die Stelle der ehemaligen Manschette vertreten Tüll und Band. Auf dem durch unsere beiden obersten Abbildungen veranschaulichten Maiblumenbukett hängen die Enden der gestickten Tüllschärpe ebenso lang herunter wie das Band; auf dem untenstehenden Bukett aus weißen Rosen gibt nur ein Schlupfenarrangement aus weißem Tüll den duftigen Hintergrund für den Strauß, aus dem einzelne der langstieligen Rosen wie absichtslos locker heraushängen.

Brautbukett aus weissen Rosen.

Gesundheitspflege.

Heiße Getränke im Winter. In der rauhen Jahreszeit fühlt der Mensch das Bedürfnis, warme Getränke und Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Ihre wärmende Eigenschaft ist nicht zu leugnen. Als Nansen mit seinem Gefährten Johannsen im ewigen Eis und Schnee wanderte, erquickten sie sich im Lager durch heißes Wasser, das sie löffelweise zu sich nahmen, und die durchfrorenen Menschen fühlten mit Wohlbehagen, wie die Wärme allmählich bis zu den Fußzehen in ihre durchkälteten Glieder eindrang. In der grimmigen Polarkälte wurde übrigens der Löffel heißen Wassers beträchtlich abgekühlt, bis er zum Munde gebracht wurde. Im allgemeinen wird bei uns mit dem Trinken heißer Flüssigkeiten

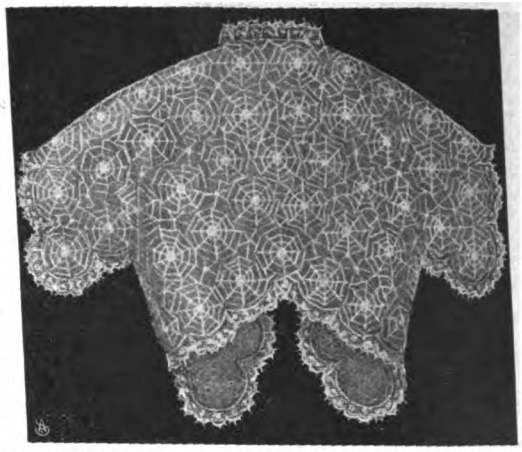


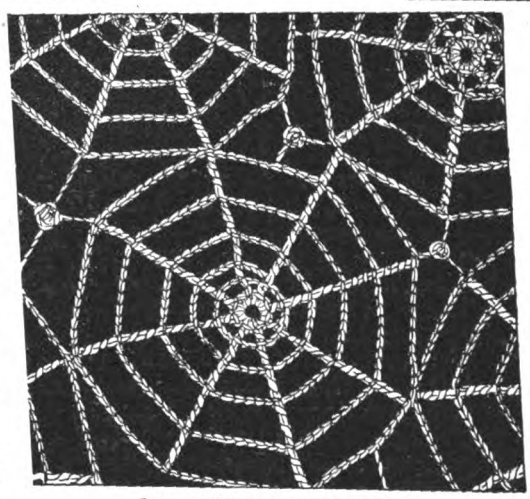
viel Unfug getrieben. Um sich zu erwärmen, trinken die Leute den Kaffee oder Tee so heiß, wie sie es gerade vertragen können. Das ist aber vom Übel, denn die Schleimhäute im Munde, Schlund und Magen werden doch dadurch sehr ungünstig beeinflußt, und durch diese Unsitte kann man sich erfahrungsgemäß Magenkatarrh und Magengeschwüre zuziehen. Man sollte nichts schlucken, was auf der Zunge und im Munde ein heißes, brennendes Gefühl erzeugt oder, mit anderen Worten gesagt, die Temperatur der Getränke und Speisen sollte niemals 45 bis 50 Grad Celsius übersteigen. Für die Regel ist aber auch diese Grenze zu hoch. Am bekömmlichsten erweist sich eine Temperatur der Nahrung, die unserer Bluttemperatur entspricht. Diese beträgt aber 37 bis 38 Grad Celsius. Zu warnen ist vor alkoholhaltigen Getränken zum Zwecke der Erwärmung, diese rufen zwar das Gefühl der Wärme hervor, indem sie anfangs das Blut nach der Haut treiben, setzen aber die Temperatur des Körpers eher herab. Die richtige Erwärmung im Winter erreicht man durch zweckmäßige Ernährung, passende Kleidung und entsprechende Bewegung.

Trockene Zimmerluft ist so schädlich, daß die flache Verdampfschale mit Wasser in keinem geheizten Raume fehlen sollte. Noch besser ist es, der Luft gelegentlich durch Zerstäuben einer geeigneten Flüssigkeit (am besten einer ozonhaltigen) die Trockenheit zu nehmen.

Handarbeit.

Spitzenjäckchen in Häkelarbeit. Das elegante, über duftigen Gesellschaftskleidern oder lichten Seidenblusen zu tragende Jäckchen kann beliebig auf farbigem Taft oder, zum Waschen, über weißem Batist gearbeitet werden. Für das feine Spinnenmuster, das das Jäckchen überzieht, häkelt man eine entsprechende Anzahl Netze, heftet diese dem gut sitzenden Futterjäckchen auf und verbindet die Ränder durch Zierstiche und genähte Spinnen, wie sie bei Pointlacearbeiten angewendet werden. Durch dieses Ausfüllen der verschiedenen Zwischenräume kann man das Muster genau dem Schnitt anpassen. — Als Material können beliebige Farben genommen werden, doch müssen sie der Farbe des Jäckchens und der Toilette entsprechen. Am gefälligsten sind ganz lichte Farben, wie Elfenbein, Hellgrau, Fliederfarben, Goldbraun oder Hellgrün; als Material nimmt man Glanzhäkelgarn. Die Spinnen werden folgendermaßen gearbeitet: 5 Lm. zum Rg. geschl., 8 f. M., 8 mal abw. 2 Lm., 1 h. St., 8 mal abwechselnd 4 Lm., 1 St., dann eine Runde 7 bis 8 Lm., 1 St., eine Runde etwa 9 bis 11 Lm., 1 dpp. St. und zuletzt eine Runde von 14 bis 16 Lm., 1 dpp. St. Dabei darf man sich nicht genau nach der angegebenen Zahl der Lm. richten, sondern muß darauf achten, daß die Netze ganz glatt aufliegen und sich nicht beuteln; eher etwas zu weit als zu eng häkeln. — Eine schmale, kraus angesetzte Valenciennespitze bildet den Abschluß. Wie die Abbildung zeigt, fallen über die Ärmel nur breite Klappen, die an das Jäckchen anschließend gearbeitet werden; den freibleibenden Teil am Armausschnitt umsäumt Valenciennespitze.





Spitzenjäckchen in Häkelarbeit.
Vorder- und Rückansicht und Detail.

Frauenleben in der Kunst.

Trompeter, einer Dame einen Brief überbringend. Gemälde von Gerard Terborch (1617—1681). Man hat dieses in München befindliche, vorzügliche Werk mit einem andern Terborch in Zusammenhang gebracht: mit dem briefschreibenden Offizier in Dresden. In der Tat läßt sich unschwer daraus eine kleine Novelle konstruieren, und dem Maler selbst mochte dies Anekdotische auch nicht unwichtig sein, gerade weil ihm die malerischen Anforderungen an ein Bild ganz selbstverständlich waren. Wir, die wir erst allmählich wieder jene Übung und Kultur des Auges erlangen, die zu der Erkenntnis gehört, daß Bilder vor allem durch ihre Malerei an sich, also durch Flächen und Farben wirken und erst in zweiter Linie durch den Gegenstand, werden gut tun, uns immer die Elemente dieser rein malerischen Wirkung klarzumachen. Wenn wir uns also genugsam gefreut haben an der feinen und sprechenden Charakteristik des Vorgangs, an der geschlossenen und noch abweisenden Haltung der Dame im Gegensatz zu den beiden andern, dann wollen wir ja nicht vergessen, Terborchs meisterliche Darstellung des Lichts auf Stoffen zu bewundern, die virtuose Technik, mit der er diese Stoffe selbst charakterisiert, und schließlich den vollendeten Geschmack, mit dem er das unruhvolle Spiel der vielen hellen Flecke und Lichter bändigt durch die zusammenfassende Ruhe des Hintergrundes.

Trompeter, einer Dame einen Brief überbringend.
Gemälde von Gerard Terborch.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 4, 1908.

Ein Körnchen Leid, und wie mit grauen Flören
Hüllt dir die Sorge alles Leben ein;
Ein Fünkchen Freude, und die Welt ist dein
Und widerhallt von hellen Jubelchören.

Auguste Polch.

Der erste Ball.

Von Anna Ritter.

„. . . Im blaßgelben Kleidchen,
Die Rose im Haar . . ."

Ich hatte in einer unserer mitteldeutschen Provinzialstädte vorgetragen und wieder einmal, mit einem fast körperlichen Unbehagen, empfunden, welche Disharmonie darin liegt, das Allerintimste, die Lyrik, in viel zu großen, stimmungslosen Räumen preiszugeben. Das Publikum aber schien diese Skrupel nicht zu teilen, es war liebenswürdig dankbar für das Gebotene gewesen und hatte gerade die schlichtesten kleinen Lieder stürmisch beklatscht; und nach dem Festessen, das wie gewöhnlich dem Vortrag folgte, hatte allerlei junges Volk sich mit Bitten und Fragen um mich gedrängt und in naiver Dreistigkeit viel mehr wissen wollen, als ich zu beantworten willig war.

Besonders eine hatte mir zugesetzt, ein junges Ding mit Augen, die förmlich brannten vor allzu großer Lebenssehnsucht. Und sechzehnjährig, wie ich gewesen war, damals... damals...

„War es wirklich alles genau so auf Ihrem ‚ersten Ball', gnädige Frau? Das mit dem ‚blaßgelben Kleidchen', meine ich, und mit der ‚Rose', und daß Sie ‚ihn' gleich liebhatten auf den ersten Blick?"

Ich hatte sie lächelnd abgespeist mit ein paar freundlich nichtssagenden Worten — wie kam ich dazu, vor dem fremden, jungen Geschöpf den Schleier zu heben von dem einzigen, was unvergänglich hold und schön mit mir gegangen war durch all die Jahre: von der Erinnerung jener seligen Zeit!

Dann aber waren all die fremden Menschen, die mir noch bis zum Hotel das Geleit gegeben hatten, gegangen, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen, und ich war allein in der fremden Stadt, in dem fremden Zimmer, das trotz aller Tapeziererelegance und allem vielerlei an Möbeln doch so frostig leer, so unpersönlich nüchtern war. Allein mit der tiefen, seelischen Erregung, die das Wiederbeleben alter Leiden und Freuden auslöst, und mit den Erinnerungen, die ich heraufbeschworen. Die Blumen dufteten stark in Gläsern und Schalen, und auf dem Teppich lag, halbverwelkt und doch so schön im Sterben noch, eine dunkle Rose. Sie war von dem gleichen samtenen Rot wie jene andere, mit der mich der Vater einst geschmückt, zum „ersten Ball", der in Wahrheit — ein Tauffest gewesen war, und wie ich sie aufhob und träumend in Händen hielt, trat die Erinnerung jener Zeit zu mir.

* * *

„Anna!" Vaters Stimme klang zornig, er mochte wohl schon oft nach mir gerufen haben. Ich hatte keinen Laut gehört, denn ich hetzte gerade mit „Butz" durch den Garten, und der gute alte täppische Kerl kläffte und sprang wie toll vor Freude, weil ich ihn von der Kette losgemacht. Es war ein schweres Stück Arbeit, ihn gleich wieder festzulegen, aber Vater verstand, was Gehorsam betraf, keinen Spaß, und so lief ich denn nach vollbrachtem Werk, heiß und zerzaust wie ich war, ins Haus.

Als ich eintrat in das primitiv möblierte Gemach, das immer noch „Kinderzimmer" hieß, obwohl selbst die jüngste von uns Sieben schon lange blonde Zöpfe trug, hielt Vater eine fein lithographierte Karte großen Formats in der Hand, über die er wohl eben mit Großmutter gesprochen hatte.

„Du bist mit eingeladen zu Josts," sagte er, mir flüchtig die Karte hinhaltend, „am achtundzwanzigsten ist drüben Taufe."

Wahrscheinlich hatte er einen Freudenausbruch erwartet, aber wäre der Blitz neben mir niedergefahren — ich hätte nicht erschrockener sein können als jetzt. „O Gott!" stammelte ich entsetzt und griff nach dem Blatt, ob es nicht möglicherweise ein Irrtum sei, daß ich mitkommen sollte. Aber da stand es schwarz auf weiß, mit unzweideutiger Klarheit — „und Fräulein Tochter", und das Fräulein Tochter, das, „Herr und Frau Jost sich die Ehre gaben einzuladen", war ich!

Vater sah mich kopfschüttelnd an. „Du machst ein Gesicht, als ob du mindestens geköpft werden solltest!" sagte er, mir ein dürres Blatt aus den Haaren zupfend. „Wenn man dich in diesem Aufzug sieht, kann man allerdings kaum glauben, daß du in vierzehn Tagen als ‚junge Dame' zu Tisch geführt wirst und tanzen sollst."

Diese Aussicht gab mir den Rest. „Mit fremden Herren?" schluchzte ich.

„Mit alten Tanten gewiß nicht", lachte Vater.

Mir aber war nicht lächerlich zumute, ich war in tausend Ängsten und Sorgen. Erstens konnt' ich doch gar nicht tanzen, denn ich hatte nie richtige Tanzstunde gehabt, und dann: was sollte ich wohl mit jungen Herren reden, die ich noch nie im Leben gesehn? Ich würde sicher wie auf den Mund geschlagen da sitzen! Außerdem aber war ich in schwerer Gewissensnot, denn die Herrnhuter, bei denen ich diese letzten zwei Jahre gelebt, verurteilten das Tanzen. Es war zwar nicht gerade als etwas Böses hingestellt worden, aber man hatte uns eingeprägt: zu keinem Vergnügen, an keinen Ort zu gehen, wo wir nicht auch ruhigen Herzens — sterben könnten. Und sterben mochte ich im Ballkleid doch ganz gewiß nicht.

„Tanzen ist Sünde!" stotterte ich kleinlaut, denn ich traute der Übereinstimmung unserer Ansichten in diesem Punkte nicht. Und Vater wurde auch wirklich ärgerlich.

„Das ist Quatsch! Du gehst einfach hin, wo ich will; und damit basta."

Dagegen gab's keine Berufung, das wußte ich. So schlich ich mich also schweigend hinaus und heulte in meinem Stübchen zum Steinerweichen — ich war sehr unglücklich. Die Pension, die ich vor kaum zwei Monaten verlassen, erschien mir wie ein friedlicher Hafen gegen alle Versuchungen dieser schlimmen Welt.

Aber ein sechzehnjähriges Mädchenherz ist ein gar schwaches, eitles Ding! Schon als ich mit Großmutter zum Einkauf des Festkleides ging und all die hübschen Kleinigkeiten erstehen durfte, die zur Balltoilette einer jungen Dame gehören, empfand ich — nicht ohne Gewissensbisse — eine sündhafte Freude an diesem „Tand"! Immer wieder lief ich an meine Kommode und ließ den Stoff durch die Finger gleiten und hielt die „Goldkäferschuhe" ans Licht. Du lieber Gott — mein

„Staat“ war bescheiden genug. Heute muß schon das Unterkleid Seide sein, mir aber dünkte der weiche Satin, dessen schwefliges Gelb so gleißte und glänzte, und die duftigen Spitzen wunder wie schön!

Und dann rückten Fräulein Hirsebein an und das bucklige Trautchen, das immer beim Schneidern half. Alte Laken wurden über den Fußboden der Kinderstube gelegt, und die Maschine wurde blitzblank geputzt, damit es nur ja keine Flecken gab, ich aber stürzte mich auf die Rolle zerlesener Modenblätter, die, mit Einfaßband zusammengebunden, Fräulein Hirsebein durch die Kundschaft begleitete.

Es war die Zeit der gezogenen „Püffchen,“ der engen Röcke und engen Ärmel, der unzähligen Rüschen, Volants und Frisuren. Trautchens Nadel flog tagelang durch viele meterlange Besatzstreifen, das Fräulein aber stand für den „Sitz“ und nähte Fischbein in jede Taillennaht. Sie war ein bißchen sehr fürs „Knappe“, aber Vater schob einfach die Hand unter die Taille, als ich beim Anprobieren war, und wenn ich auch heimlich den Atem anhielt — er dekretierte: „Fünf Zentimeter weiter!“ Auch den Halsausschnitt überwachte er. Das winzige spitzenumsäumte Viereck, das die klappernde Schneiderschere wegnehmen durfte, ließ meinen jungen Hals kaum sehen. Als das Kleid aber fertig am Riegel hing, war's wirklich ein Meisterwerk Hirsebeinscher Kunst, von der feingekrausten Spitze des Rocksaums bis zu der zierlich gepufften Schleife, die unter dem Namen „Hühnerkörbchen“ rückwärts „verloren“ befestigt wurde.

Inzwischen war auch die zweite Sorge auf günstigste Weise gehoben worden. — In der bescheidenen Villa zur Linken — unsere Nachbarn zur Rechten waren Josts — wohnten zwei verschiedene Parteien, die ein gütiges Geschick dort zusammengewürfelt zu haben schien, denn sie waren in harmloser Lebenslust, in rührender Anspruchslosigkeit einander ähnlich wie selten Menschen. Da sie außerdem — weit von der Stadt entfernt — mit tausend kleinen Gefälligkeiten auf einander angewiesen waren, lebten sie so intim miteinander, daß der alte hessische Major mit Frau und Schwägerin und seinen drei Söhnen und das junge Ehepaar Schütt bald eine einzige Familie zu bilden schienen.

Es war bei „Majors“ eigentlich immer was los, denn sie machten sich jedes Ereignis zum Fest, und da sie alle talentvoll waren, prächtig malten und musizierten und auch im Handwerk ihren Meister suchten, hatte jede Festlichkeit einen künstlerisch genialen Anstrich, trotz der allerbescheidensten Mittel. Bald gab's eine „Italienische Nacht“, bald einen „Zirkus“ oder ein „Konzert“ — was Wunder, daß sich die Jugend dort hinzog, wo alles so jung und fröhlich war!

Ich ging sehr gern in das liebe Haus und hatte kaum meine Not geklagt, daß ich durchaus nicht tanzen könnte, so war schon die „Tanzstunde“ arrangiert. Fremde wurden nicht zugezogen, nur eine Cousine half aus, so brauchte ich keine Scheu zu haben. — Wir tanzten Walzer und Polka-Masurka, wir übten Quadrille und Française, und die alten Leute waren so eifrig, als fingen sie wieder von vorne an.

„Tante Malchen“ saß am Klavier. Ihre kurzen, grauen Löckchen flogen, die vielen Kissen, auf denen sie saß, hoben ihr schmächtiges Nippfigürchen bis zur Höhe normaler Menschen empor, und wenn der Tanz zu Ende war, sang sie mit dünnem, zittrigem Stimmchen: „Guter Mond, du gehst so stille . . .“ bis die pietätlose Jugend lachte.

Jeden zweiten Abend lief ich hinauf zu Majors, den einsamen Weg am Stoppelfeld entlang, auf dem noch vor kurzem die Drachen flogen. Nun war es zu kalt, es hing Schnee in der Luft, trotzdem wir erst Ende Oktober hatten. Das Laub war beinahe fort von den Bäumen, und der Gärtner hatte die Rosen schon zugedeckt, nur ein einziges Stämmchen stand noch aufrecht, das trug zwei halberschlossene Rosen. Ich wußte, Vater sah täglich danach, und wußte wohl auch, warum . . .

Zur letzten Tanzstunde gab's sogar einen Kotillon mit allen Schikanen, dann ward ich mit einem ehrenden Diplom über meine Tanzkunst entlassen. — Großvater aber lachte verächtlich.

„War er etwa Husar?“ fragte er mich und wies mit dem Daumen über die Schulter nach der Richtung des Majorschen Hauses hin. „Nur wir Husaren verstehen zu tanzen!“ Und er ruhte auch nicht, bis eins die alte Drehorgel spielte und er selbst mir den „richtigen Schleifer“ wies. Zwei-, dreimal ging's den langen Gang hinauf und hinunter, und Großvater klappte die Hacken im Takt und drehte mich zierlich rechtsum und linksum, daß all die andern „Bravo“ schrien.

Und dann war der große Tag wirklich da! Langsam schlich er, von Stunde zu Stunde, und ich hatte ein wunderlich banges Gefühl, als müßte ich weinen, und war doch froh . . . Großmutter hatte mittags schon mit spitzen Fingern den ganzen Staat in meinem Stübchen ausgebreitet, und bald nachher fuhr der Wagen zur Stadt, um Schwester Grete herauszuholen. Die hatte leichte, geschickte Hände und wollte mir selbst die Locken stecken, derentwegen ich schon seit gestern mit verhülltem Haupte laufen mußte.

Als ich fix und fertig vorm Spiegel stand, im Schmuck meiner jungen sechzehn Jahre — einen andern besaß ich nicht! — kam Vater, schon feierlich angetan, und brachte mir eine rote Rose. Er hat sie mir selber angesteckt, mit seiner lieben, gütigen Hand, und seine Augen schimmerten feucht dabei.

Dann lief das ganze Haus zusammen, Großeltern, Geschwister, Mädchen und Gärtner — es sah fast wie ein Triumphzug aus, als ich an Vaters Arm bis zu dem Gitterpförtchen schritt, das zu Josts Garten hinüberführte.

Drüben war alles festlich hell, voll fremder Menschen und lauter Stimmen. Die vergessene Angst kam wieder über mich, daß ich hilflos versuchte, Vaters Arm festzuhalten. Aber wir wurden schleunigst getrennt, denn die liebenswürdige junge Frau, deren Kindchen wir taufen helfen sollten, stellte mich ihren Gästen vor. Ein Schwall von Namen umbrauste mich. Schleppen rauschten und Steine blitzten, und dann sprach eine warme, dunkle Stimme zu mir, und ich sah in ein paar nie gesehene und doch so seltsam vertraute Augen . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Winter war gekommen, indes wir drinnen tanzten und lachten. Wild wirbelten die Flöckchen um mein heißes Gesicht, als ich an Vaters Arm den Weg zurückschritt, der so kurz war und doch bis ans Ziel des ganzen Lebens führte, und die Sterne zitterten in der Höhe, wie vor Leid oder großer Glückseligkeit.

Ein Kinderhotel in London.

Von Henriette Jastrow.

Das Wohnungsproblem ist schon von manchen Seiten beleuchtet worden. Die Familienhäupter, der einzelne Mann, die einzelne Frau, sie alle schütten von Zeit zu Zeit ihre Herzen aus und bieten mehr oder weniger weise Ratschläge zur Lösung der Frage dar — nur das Kind ist noch nicht zu Worte gekommen. Und doch spielt es eine große Rolle in dem Kapitel. Und wenn es Zeuge wäre von den Verhandlungen, die dem Wohnungsmieten seiner Familie vorangehen, wenn es wüßte, wie scheel und lieblos es oft von denen angesehen wird, die Häuser besitzen, ja, wie es von manchen dieser Gattung geradezu als „Stein des Anstoßes“ betrachtet wird, wie würde ihm da sein kleines Herz wehe tun, das Kinde! Aber davon dringt nichts in seine Spielstube; in gewöhnlichen Zeiten wenigstens gibt es in dieser Region

keine Wohnungsfrage. Jedoch nicht immer bleiben die Umstände normal. Und wenn der Staatsdienst oder die Geschäfte oder gefährdete Gesundheit eine Übersiedlung der Eltern in ein fernes Land erheischen, dessen Klima für Kinder nicht zuträglich erachtet wird, dann taucht auch in der Kinderstube die Wohnungsfrage auf. „Wohin werden wir kommen?" heißt es da in dem Bereich der Kleinen. „Zur Großmama? Oder zu Tante Luise? Oder zu Tante Auguste?" Mit Eifer werden die verschiedenen Möglichkeiten erwogen, und die kindliche Naivität ist geneigt, zunächst deren gute Seiten zu sehen und sich ihrer zu freuen. Anders stellt sich den Eltern das Problem dar. Auch sie haben zunächst an die Angehörigen gedacht, bei denen vielleicht die Kinder untergebracht werden können; aber in dem einen Fall ist dieses und in dem andern jenes zu bedenken, und man kommt zu dem Schluß, daß sich keines dieser Projekte ausführen läßt. Was nun tun? Wo ist eine Stätte, in der man seine Lieblinge in sicherer und sorgsamer Obhut weiß und in gebildeter und liebevoller Umgebung, die Gewähr dafür bietet, daß die Erziehung in der rechten Weise fortgesetzt wird?

Ein Schlafzimmer.

In England tritt diese Frage wohl häufiger an Eltern heran als anderswo. Denn in seinen zahlreichen Kolonien hat das Inselreich ein großes Heer von Beamten aus dem Mutterland im Staats- und Militärdienst, und ein beträchtlicher Teil von ihnen sieht sich jenem Problem gegenüber, sei es bei der Übersiedlung oder später. Auch die Kinder z. B., die in Indien zur Welt kommen, werden zumeist — soweit die besser gestellten Familien in Betracht kommen — in zartem Alter nach England gebracht, weil gewisse Klimaverhältnisse den Europäern gerade in den ersten Lebensjahren am gefährlichsten werden. Tritt also in England jene Frage am häufigsten auf, so ist es natürlich, daß sich gerade dort auch eine Lösung dafür gefunden hat. Die „Norland Nurseries" nehmen dieses Verdienst für sich in Anspruch, und ein Besuch des Instituts gibt den Eindruck, daß man hier in der Tat dem Ideal, wie es den Eltern als Ersatz der Kinderstube in der eigenen Familie vorschwebt, so nahe wie möglich gekommen ist. Unsere Überschrift nennt das Haus ein „Kinderhotel". Das ist es in gewissem Sinn, insofern es seine kleinen Gäste auch für kurze Zeit, für Tage oder Wochen aufnimmt. Aber ein Hotel in der gewöhnlichen Auffassung ist's nicht. Auch nicht ein „Boarding House" oder eine Pension. Eine solche hat eine gewisse Gemeinsamkeit unter den Bewohnern zur Voraussetzung, während in den „Norland Nurseries" das Familiensystem zu dem herrschenden gemacht worden ist. Je drei Kinder bilden eine Familie. Sie bewohnen zwei zusammenhängende große Zimmer, von denen das eine für den Tag und das andere für die Nacht bestimmt ist, und sie stehen unter der Obhut einer Pflegerin und deren Gehilfin. In diesen schönen, freundlichen, einfach und gediegen ausgestatteten Räumen macht es sich die kleine Gesellschaft gemütlich mit Spielzeug aller Art, und im Kensingtonpark oder im Hydepark ergeht man sich in frischer Luft, beide nahe von Pembridge Square, wo das Kinderhotel seine Stätte hat. Nur bei besonderen Gelegenheiten, wie unsere Abb. auf Seite 52 oben eine wiedergibt, vereinigen sich die Kinder zu einem gemeinsamen Mahl, sonst nimmt jede Familie die Mahlzeiten für sich ein, und jedes Wohnzimmer ist

In der Gehschule.

Wieviel hat das Kleine zugenommen?

mit der praktischen Einrichtung versehen, die unser rechtsstehendes Bildchen zeigt: ein Schrank in der Wand, der die ganze Tiefe der Mauer einnimmt und daher von der anderen Seite direkten Luftzutritt hat, mit einem Drahtgewebe als Schutz; eine vortreffliche

Ein gemeinschaftliches Festessen.

Speisekammer im Kleinen! Auch die Behälter, die sich darin befinden, erregen unsere Aufmerksamkeit. Sie sind alle mit bestimmten Namen bezeichnet: „Joy" (Freude), „Forget me not" (Vergißmeinnicht), „Dawn" (Morgendämmerung) usf. Das ist der Name der betreffenden Kinderstube, so wird uns erklärt; alles, was zu dieser Kinderstube gehört, trägt deren Namen bis zu den kleinsten Gerätschaften hinab, eine Einrichtung, die die Aufrechterhaltung der Ordnung wesentlich erleichtert. Überhaupt merkt man es dem Hause in allen Teilen an, daß peinlichste Ordnung und Sauberkeit oberstes Prinzip bilden, und daß die Leitung mit Umsicht und Intelligenz gehandhabt wird.

Aber was bei einem Rundgang mehr noch als das erfreut, das sind die glücklichen Gesichter der Kinder in den „Familien". Der übliche Fünfuhrtee, den sie, als der Besuch stattfand, gerade einnahmen, mundete ihnen augenscheinlich vortrefflich. Die Mahlzeit heißt zwar „Tee", wie bei den Großen, in Wirklichkeit aber ist das Getränk für die kleine Gesellschaft natürlich Milch, dazu Butterbrot mit Fruchtmarmelade und Kuchen, und alles dieses auf dem blumengeschmückten Tisch so angerichtet, wie man es sich nur wünschen kann; wie es das Kind eben auch zu Hause in der elterlichen Kinderstube haben würde. Hier wie dort unter Aufsicht der Pflegerin.

Spaziergang im Hydepark.

Nicht immer bestehen die „Familien" aus drei Mitgliedern. Wer es wünscht, daß sein Kind allein oder in Gemeinschaft mit nur einem anderen Kinde erzogen werde, und bereit ist, die entsprechend höheren Kosten dafür zu tragen, kann dies mit der Leitung verein baren, falls Raum genug vorhanden ist. Und in dem Bereich der ganz Kleinen, der Säuglinge, die unter sechs Monate alt sind, bildet immer nur ein Kind die Familie. Für diese Abteilung sind vier geräumige, luftige Zimmer reserviert, die unter der Obhut einer Oberpflegerin, vier Pflegerinnen und zwei Aspirantinnen stehen. Die letzteren sind, ebenso wie die „Gehilfinnen" in anderen Abteilungen, dem Norland Institut entnommen, mit dem das Kinderhotel in Verbindung steht. Dieses Zusammenarbeiten ist eine vortreffliche Einrichtung. Das Norland-Institut nämlich widmet sich der Ausbildung von Kinderpflegerinnen, und diese erhalten durch die Verbindung mit dem Kinderhotel Gelegenheit zur praktischen Arbeit unter der Aufsicht bewährter Kräfte. Das ist ein wertvoller Abschluß ihrer Ausbildung; und wie diese gewürdigt wird, beweist die große Nachfrage nach Kinderpflegerinnen, die ein Zeugnis des Institutes aufweisen können. Was die Nachfrage noch vermehrt, ist der Umstand, daß man die Bürgschaft hat eine gebildete Pflegerin aus gutem Hause vom Norland Institut zu erhalten, denn dieser Grundsatz wird dort strenge durchgeführt. Nur „Gentlewomen" werden zur Ausbildung aufgenommen. Mit Recht legen auch die „Norland Nurseries" auf diesen Punkt, nämlich, daß die Umgebung der Kinder ausschließlich aus gebildeten Menschen besteht, besonderen Wert. Nach der Fröbelschen Methode, die ja in England so allgemein

Luftschrank in der Wand
(nach außen mit Drahtgewebe).

Eingang gefunden hat, werden auch in diesen Kinderstuben die Kleinen beschäftigt, oder auf Wunsch werden sie in einen Fröbelschen Kindergarten geschickt, mit dem das Kinderheim in Verbindung steht. Die größeren Kinder gehen zur Schule, denn nicht nur ganz kleine beherbergt man hier (beginnend mit einem Lebensalter von einem Monat), sondern in allerlei Abstufungen bis zum Alter von acht Jahren werden sie aufgenommen und auch für jede gewünschte Zeitdauer, für Tage, Wochen, Monate oder Jahre. In betreff der Schule ist den Eltern natürlich die Wahl überlassen, besonders empfohlen aber wird eine bestimmte Anstalt, die nach modernsten pädagogischen Grundsätzen geleitet wird, und in der auch „Coeducation" zum System erhoben ist, so daß also Knaben und Mädchen zusammen unterrichtet werden.

Die Kosten für den Aufenthalt der Kinder in dieser Musteranstalt können sich naturgemäß nicht niedrig bemessen. Wohnung, Beköstigung, Kleidung und das ganze Um und Auf der Lebensführung sind auf einen Fuß gestellt, dem ein Familiengebrauch von etwa £ 500 (10,000 Mark) jährlich oder darüber entsprechen würde. Für das Kind bis zum Alter von sechs Monaten sind die Gebühren zwei Guineen (42 Mark) die Woche, für die älteren Kinder 30 bis 42 Mark wöchentlich, je nach dem Zimmer. Für längere Zeiträume tritt entsprechende Ermäßigung ein, und die Jahresgebühren z. B. stellen sich auf 1000 bis 1600 Mark. Für die Kleidung der Kinder sind drei verschiedene Skalen vorgesehen. Eine sorgfältig ausgearbeitete Liste zeigt den Eltern, was jede der drei Kategorien enthält, und dann können sie wählen, ob sie die Lieferung der Kleidung dem Institut übertragen oder selbst übernehmen wollen. In der niedrigsten Skala werden die Kosten auf 80 bis 200 Mark jährlich berechnet (je nach dem individuellen Verbrauch des kleinen Menschenkindes), in der mittleren auf 240 bis 360 Mark und in der höchsten auf 400 bis 600 Mark. Für Reparaturen jedoch muß in jedem Falle etwas hinterlegt werden, auch wenn die Kleidung in eigene Regie genommen ist, und ebenso wird auch regelmäßig festgesetzt, daß die Vorsteherin ermächtigt werde, einen Arzt und eventuell einen Spezialarzt zu Rate zu ziehen, falls es für nötig erachtet wird. Für den Fall einer ansteckenden Krankheit werden gleichfalls Vereinbarungen getroffen sowie für andere mehr oder weniger ernste Eventualitäten.

Bei eifrigem Spiel.

Einen höchst wertvollen Anhang zu dem Kinderhotel in der Stadt bildet ein Haus an der See, das den kleinen Insassen der „Norland Nurseries" zur Verfügung steht. In Bognor an der Küste von Sussex ist es gelegen und von London aus leicht zu erreichen: in etwa zwei Stunden mit der Bahn. Hier kann jedes Kind sich einige Wochen am Strande tummeln, sofern die Eltern es wünschen, und außer den Fahrgeldern tritt keine Extraberechnung für diese „Ferien" ein. In diesem Landhaus an der See ist das System der einzelnen „Familien" aufgehoben. Wie die Großen und sogar die Größten in der Welt gewisse Schranken fallen lassen für die Ferienzeit, um diese desto abwechslungsreicher zu gestalten und um unbeengter und freier sich zu bewegen, so sucht man es auch für die Kleinen einzurichten. In Bognor badet man zusammen in der See und spielt am Strande zusammen, und auch die Mahlzeiten werden gemeinschaftlich eingenommen. Die „Norland-Kinder" bilden dann eine Familie, und wer ihnen zuschaut, wird nicht im Zweifel darüber sein, daß sie eine glückliche Familie bilden.

Was zur eleganten Frau gehört.

Von Arthur E. Pick.

Der Franzose pflegt zu sagen: „C'est le ton, qui fait la musique", und genau so ist es mit der Toilette der Frau. Es sind die verschiedenen kleinen und kleinsten Gegenstände, die dabei ihren Einfluß auf den Gesamteindruck ausüben. Um ein Beispiel zu geben, stellen wir fest, daß es in dieser Saison viel wichtiger ist, einen neuen Hut zu haben als ein neues Kleid, da zufällig diesmal die Hutmode ganz bedeutende Veränderungen aufweist, während dies bei den Kleidern nicht der Fall ist.

Ähnlich liegt es auch mit den anderen kleineren Modeartikeln, ohne die die Dame von heute nun mal nicht auskommen kann. Da selbst die große Toilette gegen die vergangene Saison nur wenig Veränderung aufweist, greifen unsere Damen gern zu allen Mitteln, um neue und abwechslungsreiche Noten einzufügen. Der Reiz des Ganzen liegt in der Zusammenstellung selbst, in der Farben- oder, noch besser gesagt, in der Ideenharmonie. Immerhin wollen wir versuchen, unsern Leserinnen wenigstens einen Überblick über alle diese „Kleinigkeiten" zu geben.

Nach den schon erwähnten Hüten sind es die Handschuhe und die Stiefel, auf die eine Modedame Wert legen muß. Beim Handschuh beherrscht noch die lange Form die gesamte Mode. Man wählt je nach der Gelegenheit entweder Leder, das stets den Vorzug der größeren Vornehmheit hat, oder Stoff und Spitzen. Der Stoffhandschuh verbleibt in dieser Jahreszeit nur für kleinere Gesellschaften, für Theater und derartige Gelegenheiten, nicht aber für die Straße. Seine Stelle nimmt der Lederhandschuh ein, zu den langen Ärmeln kurz, zu den kurzen Ärmeln lang getragen. Unstreitig am vornehmsten sind die Venezianerhandschuhe. Man trägt die sehr langen Armteile an den Armen ganz lose und in Falten. Eine besondere Feinheit liegt in der Zusammenstellung der Farbe der Toilette und der des Handschuhes.

Mindestens so viel Wert wie auf den Handschuh muß man auf Stiefel und Schuhe legen. Es steht nun einmal unumstößlich fest, daß ein häßlicher, ungraziöser Schuh den Eindruck der schönsten Toilette zerstören würde. Auf diesem

Gebiet wird noch besonders viel gesündigt. Leider, weil man noch so oft sagt: Ach, man sieht ja doch so wenig von meinen Stiefeln . . . Erst die Mode der fußfreien Röcke hat hier Wandlung und Besserung geschaffen. Die Lust und das Vergnügen an schicken Schuhen ist von diesem Zeitpunkt an erwacht. Der elegante Halbschuh trat die Herrschaft an, um sie so bald auch nicht wieder abzugeben. Lackleder oder feinstes Chevreaux herrschen fast unumschränkt. Die Farbe für den Winter ist für die Straße natürlich nur schwarz. Die andern Farben sind für das Zimmer vorbehalten. Der elegante Gesellschaftsschuh ist indessen auch aus schwarzem Lackleder. Für den Ballsaal treten die hellen Farben, in erster Linie weiß und ivoire auf. Etwas extravaganter, aber unter Umständen auch sehr hübsch sind zur Toilette passende Farben. Also etwa hellblau, grau, hellgrün und derartige Farben. Für einen sehr schmalen und kleinen Fuß ist auch gold sehr schön, aber die Trägerin muß bedenken, daß gerade diese sehr prononcierte Farbe nur gewählt werden kann, wenn es der Fuß verträgt, genau auf tadellose Form kritisiert zu werden.

Durch die Mode begünstigt, hat in den letzten Jahren der elegante Gürtel sich viele Freundinnen erworben. Der Gürtel ist an der modernen Toilette ein sehr wesentliches Verbindungsstück geworden. Wählt man ihn richtig, so läßt sich dadurch manch eine sonst unschöne Zusammenstellung von Rock und Bluse erträglich machen. Es gibt Gürtel in jedem Material. Vom einfachen Seidenband bis zum golddurchwirkten Brokat ist alles vertreten. Neben dem Glacéleder das in Streifen geflochtene Wildleder usw. Entzückend sind die bunten japanischen Stickereien, die Arbeiten im russischen Geschmack, die rumänischen Stickereien, die gerade wegen ihrer Buntheit einen gewissen Reiz ausüben. Man bringt als Neuheit auch wieder die Seidengummibänder. Diese werden von unsern Damen des vorzüglichen Sitzes wegen so gern gekauft. Wie bekannt, schmiegen sich diese Gürtel dem Körper am leichtesten und bequemsten an. Auffallend viel Wert wird auf die Ausstattung der Gürtelschlösser gelegt. Es sind in der Tat kleine Kunstwerke, die heute getragen werden. Man bringt eine ganze Reihe von Schließen, namentlich nach den Zeichnungen der Darmstädter Schule, auf den Markt. Viele wirklich sehr kostbare Stücke kommen von Frankreich zu uns. Entwürfe und Ausführungen von Lalique gehören zu dem Teuersten und gleichzeitig zu dem Schönsten, was auf diesem Gebiet überhaupt geschaffen worden ist. Viel Silber und Gold ist in echten Ausführungen neben den bekannten Imitationen zu sehen. Auch Filigranarbeiten im nordischen Geschmack, teilweise wunderhübsch emailliert, werden gern gekauft. Daneben sieht man ein paar der Antike nachgebildete Muster.

Für die Ballsaison, zum ausgeschnittenen Kleid sind natürlich die Umhänge unentbehrlich. Am elegantesten ist immer noch die Straußfederboa, aber auch teuer und empfindlich. Wer in der Anwendung allzu großer Mittel keinen Fehler sieht, kann auch, wenn er gern auf der Höhe sein will, die neuen Pariser Schulterkragen aus Pelzwerk tragen. Am modernsten auf diesem Gebiet ist noch immer Hermelin, danach Chinchilla und Zobel — für den, der es erschwingen kann.

Spitzen, in allerlei Phantasieformen gebracht, spielen natürlich in der Toilette eine ganz bedeutende Rolle. Es gibt wohl kaum eine dankbarere Sache als Spitzen, die an allen Teilen der Toilette, am Rock, an der Taille, als Schal verwendet werden können. Von der Spitzenrobe bis zum Jabot gibt es nichts Graziöseres. Ein eignes Studium ist nötig, um alle Arten und Arbeitsmethoden der Spitze zu kennen. Es gibt namentlich unter den alten Spitzen eine ganze Reihe von bekannten Stücken, die wie die Schmuckgegenstände eine Geschichte haben. Am schönsten sind die Points de Venice. Schwerer in der Ausführung und massiger in der Wirkung sind die Leinenspitzen, die Points coupés, die durch Fadenauszug gearbeiteten Brüsseler Leinenspitzen und die irischen Spitzen.

Knöpfe spielen an der Toilette ebenfalls eine große Rolle. Man legt auf eine schöne und geschmackvolle Ausführung viel Wert. Beliebt sind Gold und Silber, aber auch die dunklen oxydierten Metalle kommen zur Geltung. Modern sind Perlmutter- in allen den bekannten Ausführungen, Büffelhorn-, Stoff- und Posamentenknöpfe. Als Neuheit auf dem Gebiet der Knöpfe dürften wir die Pelzknöpfe verzeichnen. Man verarbeitet sie an den Mänteln, Jacken und natürlich auch an Pelzkonfektion.

Von den vielen kleinen Gegenständen, die noch zur Toilette der eleganten Frau gehören, erwähnen wir nur noch die Hutnadel. Sie ist ein Gegenstand, auf den wohl niemals früher so viel Wert gelegt worden ist wie gerade jetzt. Einst nur zur Befestigung des Hutes dienend, hat sie neben dieser ursprünglichen Bestimmung heute die Rolle eines Schmuckgegenstandes übernommen. Die Ausführungen sind so außerordentlich mannigfaltig, daß es fast unmöglich ist, auch nur einen kleinen Teil genauer zu beschreiben. Es möge genügen, wenn wir erwähnen, daß in dieser Saison die Nadeln mit großen Knöpfen wieder sehr modern sind. Dabei spielt bemaltes Porzellan eine gewisse Rolle.

Es ist nur eine natürliche Folge der ganzen Moderichtung, daß auch das Gebiet des rein persönlichen Schmuckes außergewöhnlich gepflegt wird. Die Modedame, die noch in der letzten und noch mehr in der vorletzten Saison in bezug auf Schmuck eine ausgesprochene Zurückhaltung zeigte, trägt jetzt sehr viele Schmuckgegenstände der verschiedensten Art. Man sieht in den maßgebenden Kreisen viele Armbänder, viele lange goldene Ketten, und auch die modernen Kolliers feiern am Halse ihrer schönen Trägerinnen Triumphe. Am vornehmsten ist und bleibt natürlich die lange Perlenschnur, die in der verschiedensten Weise um den Hals oder um die Schultern gelegt wird. Man sieht Broschen aus Edelsteinen aller Art und Spangen an jedem Teil der Toilette, wo sie nur irgend möglich und mit dem Gesamtbild vereinbar sind!

Bei Saragossa.

Auf allen Gärten Saragossas lag
Der Mond wie blaue Seide. Das Gesträuch
Stand funkelnd um die Marmorbrunnen da,
Gleich silbernen Wolken, die ein schöner Duft
Ins Leben wies, das ihnen nur ein Traum.
Wir glitten auf dem flüsternden Fluß zu Tal,
Bekränzte Jugend, schöne Frauen auch,
Und sahn den Glanz und fuhren weit ins Land,
Durch viele Gärten, blühenden Feldern zu.
Da hub die schönste von den Mädchen in
Dem schwebenden Kahn mit sanfter Stimme an
Ein Lied zu singen, das wie Heimweh war
Und lieblich gleich dem Mondlicht rings im Land.
Wohl mancher Wanderer an dem Ufer, der
Es hörte, manches späte Liebespaar,
Das einsam seine glücklichsten Pfade ging,
Hielt an, verwundert, lauschte dem Gesang
Der schönen Stimme, bis das ferne Licht
Ihn ganz begrub, und lenkte seinen Schritt
Nachsinnend weiter, an dem Wasser hin . . .

Hans Bethge.

Zwei Promenadenkostüme. (Abb. 31 u. 32.) Die von allen hochgewachsenen Damen mit Freude begrüßte Mode der eleganten langschößigen Jacken dürfte sich aller Voraussicht nach auch noch in nächster Saison behaupten, da sich keinerlei Anzeichen bemerkbar machen, daß ihre Beliebtheit abgenommen hätte. Auch unsere beiden schicken Promenadenkostüme werden durch Schoßjacken vervollständigt, die beide durch helle Westen ergänzt werden. Abb. 31 zeigt die dreiviertelanliegende Jacke aus bronzebraunem Tuch gefertigt und mit leicht verkürzter Taillenlinie, die besonders im Rücken hervortritt. Sie ist mit verbreiterter Schulter gearbeitet, Vorder- wie Rückenteile werden durch englische Nähte durchschnitten und die Vorderseite durch eine gleichfarbige Schnur- und Soutachestickerei verziert. Als Halsabschluß dient ein schmaler Schalkragen aus braunem Samt, die vordere Mitte zeigt eine weiße Tuchweste, die mit kleinen Knöpfen geschlossen und teilweise von einem spitzenverzierten Jabot überrieselt wird. Der dreiviertellange Ärmel tritt in Fältchen in ein schmales Bündchen und ist ziemlich weit geschnitten; in leichten Falten fällt auch der ziemlich lange Schoß aus, der durch seine vordere starke Abrundung weit auseinander tritt. Der den Boden streifende Rock ist in dichte Plisseefalten geordnet, die, oben niedergesteppt, nach unten frei ausfallen. Sein Schnitt ist in 92, 100, 108 und 116 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der des Jacketts in 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preis vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 2,40 Meter, für den Rock etwa 3 Meter. — Für das zweite Modell Abb. 32 ergab olivengrünes Tuch das schöne Material, dessen Ausstattung in schwarzer Seidentresseneinfassung bestand. Die gleichfalls langschößige Jacke wird durch eine grauweiße Tuchweste ausgestattet, die doppelreihig mit Stahlknöpfchen schließt. Um den Hals legt sich ein Schalkragen, der in Revers ausläuft, die gleichzeitig die Weste begrenzen. Im Rücken anliegend gearbeitet, zeigt die Jacke eine grade Front. Zu beiden Seiten hat sie englische Nähte, denen sich Blendenteile ansetzen, die über die Schulter greifen und in dem Gürtelteil verlaufen, der sich vom Seitenteil bis zur englischen Naht des Vorderteiles zieht. Unter ihm setzt sich der lange glockige Schoß an, während der Rückenteil wie die Vorderpartie der Vorderteile bis zum Saume im ganzen geschnitten sind. Der schlanken Form des Jacketts entsprechend, ist auch der Ärmel ziemlich schlank und, wie es die verbreiterte Schulterlinie bedingt, fast ganz ohne Kugel geschnitten. Der schlichte Rock aus dem gleichen Stoff hat keinerlei Schmuck und zeigt sich als mäßig weiter Glockenrock, den vorn eine Naht durchteilt. Sein Schnitt ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der des Jacketts in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preis vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 2,75 bis 3 Meter, für den Rock etwa 2 Meter.

Abb. 31 u. 32. Zwei Promenadenkostüme.

Matrosenanzug für Knaben, Matrosenkleid für Mädchen. (Abb. 33 u. 34.) Mit unseren Abbildungen bringen wir zwei Matrosenanzüge für Kinder.

Abb. 33. Matrosenanzug für Knaben.

Für den Knaben- wie für den Mädchenanzug bildete kräftiger dunkelblauer Cheviot das Material, während für den Matrosenkragen dunkelblauer Satin gewählt war, den weiße Baumwollitze besetzte. Die mit tiefem Ausschnitt versehene Kielerbluse des Knaben ist über den Kopf zu ziehen und wird durch einen Latzteil von Satin ergänzt, den ein gestickter Anker verziert. Den vorn spitzen Matrosenkragen hält eine blauseidene Schifferkrawatte zusammen, unten hängt die völlig lose Bluse leicht über und ist durch einen Gummizug anschließend gemacht. Der glatt angesetzte Ärmel ist nur mäßig weit geschnitten und unten in Fältchen abgenäht. Die kurze glatte Hose ist einem Futterleibchen angesetzt, das im Rücken geknöpft wird. Zu diesem praktischen Anzug ist der Schnitt für die Bluse in 30, 32, 34, 36, 38, 40 und 42 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig und für die Hose in 28, 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 60 bis 75 Zentimeter, für die Bluse etwa 1,20 Meter. — Das niedliche Mädchenkleid Abb. 34 wird gleichfalls durch eine Matrosenbluse vervollständigt, die ringsum überhängend, durch einen Gummizug ihren Anschluß an den Körper erhält. Es ist reichlich lose geschnitten und mit vorn spitz verlaufendem Matrosenkragen ausgestattet; dieser wird gleichfalls durch eine blauseidene Schifferkrawatte zusammengehalten, während den tiefen Ausschnitt ein mit Anker bestickter Latzteil füllt. Der Ärmel zeigt die übliche blusige Form, die unten in einer Fältchenmanschette verläuft. Das flotte kurze Röckchen ist in Plisseefalten geordnet, die alle nach einer Richtung gehen und frei ausspringen. Der zur Herstellung dieses kleidsamen Anzuges erforderliche Schnitt ist für die Bluse in 30, 32, 34, 36, 38 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig und für den Rock in 32, 36 und 40 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preis vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 bis 2,40 Meter, für die Bluse 1,75 Meter.

Abb. 34. Matrosenkleid für Mädchen.

Zwei Mädchenschürzen. (Abbildungen 35 u. 36.) Die für größere Mädchen bestimmte Trägerschürze macht sich besonders hübsch aus hochroter, weiß getupfter Kretonne, die weiße Besatzbörtchen beleben. Der blusige Latzteil wird zu beiden Seiten von glatten Bretellen begrenzt, die sich auf den Schultern epauletteartig verbreitern und sich in gleicher Weise auf dem Rückenteil fortsetzen wie auf der Vorderseite. Der rockartige Schürzenteil ist oben ringsum eingereiht, durch Taschen bereichert und fällt, völlig das Röckchen deckend, leicht faltig über dieses. Den Schluß bewirken Bindebänder. Der Schnitt ist in 32, 36 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 2,60 Meter. — Für kleinere Mädchen ist die originelle Hängerschürze Abb. 36 bestimmt, die über den Kopf zu ziehen ist und bei unserem Modell aus kräftigem ekrü Satin mit buntkariertem Kretonnebesatz hergestellt war. Aus einem Stück geschnitten, wird sie an den offenen Seiten durch Kretonnespangen mit Knöpfchen festgehalten und zeigt im Rücken das gleiche Aussehen wie vorn. Über die Schultern legt sich ein epauletteartiger Teil, der gleichfalls der Schürze angeschnitten ist. Der Schnitt ist in 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 35 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 1,60 Meter.

Bluse aus Spitzenstoff. (Abb. 37.) Im Theater und in Konzerten spielt die helle Bluse noch eine so große Rolle, daß ihre Tage vorläufig noch nicht gezählt sein dürften. Auch unser Modell ist für die obengenannten Gelegenheiten bestimmt und dürfte, zu einem gleichfarbigen Rock getragen, eine sehr vorteilhafte Toilette ergeben. Aus ekrü Filetspitzenstoff gefertigt, ist die Bluse über cremefarbenen Taft gearbeitet, der das Zusammenfallen des Oberstoffes verhindert, der vorn blusig und in Reihfalten, im Rücken straff in den gefalteten Taftgürtel tritt. Die runde Passe setzt sich aus Valenciennesein-sätzen und Zierstichen zusammen und wird durch eine türkisfarbene Pannesblende abgeschlossen, auf die sich ein Spitzengalon legt. Der Ärmel zeigt eine mäßig weite Puffe, an die sich eine glatte, aus Einsatz, Zierstich und Filetstoff gebildete Manschette ansetzt.

Abb. 35 u. 36. Zwei Mädchenschürzen.

die mit einem blauen Pannerändchen abschließt. Der Schnitt ist in 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1.80 bis 2 Meter.

Nachmittagskleid aus Tuch. (Abb. 38). Aus violettem Tuch besteht unsere geschmackvolle Nachmittagstoilette, die durch einen kleinen weißen Spitzenkoller ein freundliches Aussehen erhält, während die Ärmel aus etwas heller getönter lila Libertyseide bestehen. Die nur ganz leicht blusige Taille ist mit kleinem japanischen Ärmel gearbeitet, der, dicht soutachiert, lose über den Halbärmel fällt. Den runden Ausschnitt der Taille begrenzt ein geschweifter, mit Seidenschnur benähter Samtbesatzteil, der originelle Ärmel ist in Querstufen abgenäht und schließt unten mit einem drapierten Teil ab. Die Taille umspannt ein violetter Pannegürtel, unter dem der schlanke, leicht schleppende Paquinrock hervorfällt, dessen beide Vorderbahnen die für ihn charakteristischen leichten Querfalten aufweisen. Zu beiden Seiten des Rockes werden eingesetzte, sich nach unten verbreiternde Teile sichtbar, die, reich soutachiert, mit der Garnitur der Taille übereinstimmen. Der Schnitt ist für die Taille in 40, 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch für die Unterbluse bei 56 Zentimetern Breite 2 Meter, für die Überbluse bei 1,10 Metern Breite 1 Meter und für den Rock 3,50 Meter.

Abb. 37. Bluse aus Spitzenstoff.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte sind zu den Modefiguren Nr. 31 bis 38 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37-41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unter der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Einsendung des Betrages in Briefmarken mit der Bestellung, da durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Abb. 38. Nachmittagskleid aus Tuch.

Sonja Kowalewskij.

Von S. Manjkowskij.

Im Beginn des vorigen Jahrhunderts herrschte wohl überall in Europa häuslicher Despotismus, nirgends aber so üppig wie in Rußland. Man denke nur daran, daß die russische Frau damals, wie heute die türkische, noch eingesperrt und verschleiert leben mußte. Die zweihundertfünfzigjährige Institution der Leibeigenschaft hinterließ eben auch nach ihrer Aufhebung im häuslichen Leben der russischen Gesellschaft ein gut Teil Sklaverei. Diese bekundete sich vornehmlich in der despotischen Mißachtung jeglicher menschlichen Individualität seitens der Väter und in der heuchlerischen Unterwürfigkeit seitens der Frauen, Söhne und Töchter. Die unbedingte spätere Folge war die Empörung des Individuums gegen alle Gewohnheiten und Sitten des täglichen Lebens, gegen alles Konventionelle und alle Vorurteile der Gesellschaft. Die Jugend warf den Aberglauben der Väter von sich — nicht etwa den aufrichtigen, religiösen Glauben, der eine psychologisch begründete Forderung des Gefühls bildet — ein kritisch verneinender Geist machte sich überall in durchgreifender Weise geltend. Ehe ohne Liebe, vertrauter Verkehr ohne Freundschaft wurde verpönt. Sah eine Frau, daß ihre Ehe keine Ehe mehr war, so zerbrach sie lieber alle Bande, anstatt ihr besseres „Ich" beständig verleugnen zu müssen. Fast in jeder reichen Familie fand ein erbitterter Kampf statt zwischen den Vätern, die die alten Traditionen aufrecht erhalten wollten, und den Söhnen und Töchtern, die für das Recht stritten, ihr Leben nach ihren eigenen Idealen einrichten zu dürfen.

Mädchen aus den vornehmsten Häusern strömten scharenweise ohne einen Pfennig nach den Universitätsstädten des In- und Auslandes, voll heißesten Verlangens, etwas zu erlernen, das sie vom häuslichen Joche und vielleicht auch vom drohenden Ehejoche freimachen könnte. Um der elterlichen Autorität zu entschlüpfen, griff man zu dem inzwischen sehr beliebt gewordenen Auskunftsmittel der fingierten Ehen. — Und eins jener aufgeregten, nach Freiheit, Wissen und Selbständigkeit schmachtenden russischen jungen Mädchen — ein Kind und im gewissen Sinne auch ein Opfer jener Fieberjahre — war auch die später so bewunderte und so gefeierte Sonja Kowalewskij.

Geboren am 15. Februar 1850, hervorgegangen aus alter, vornehmer Familie (ihr Vater war der General Krukowskij, ihre Mutter Tochter des deutschen Astronomen Schubert), war Sonja von Kindheit an in der Lage, ihrer Begabung und allen ihren Fähigkeiten die höchste Entwicklung zu verschaffen. Naturkind, wie sie war, verband sie mit all dem Zauber der Frische und der stolzen, frischen Ungebundenheit einen ungeheuren Wissensdurst unter dem Zwange eines außerordentlichen Talents. Ihre Vorliebe für Mathematik und Dichtkunst lag ihr wohl im Blute, hat sich vielleicht vom deutschen Großvater auf sie vererbt. Der Rhythmus konnte sie dermaßen bezaubern, daß sie schon im fünften Lebensjahre anfing, Verse zu machen. Da die englische Gouvernante ihre dichterischen Versuche grausam verfolgte, fing sie einfach an, im Geiste zu schreiben. Früh zeigte sich auch, wie sie selber in ihren „Jugenderinnerungen" später erzählt, ihr reges Interesse für Mathematik. Als der Onkel Peter Wassiljewitsch, der einzige, der sie als Kind zärtlich geliebt und behandelt hatte, einmal nach russischer Art laut dachte und von der Quadratur des Kreises und ähnlichen Dingen sprach, da ahnte er gar nicht, wie tief seine Worte auf die Phantasie des Kindes einwirkten, und welche Begeisterung er ihr für die Mathematik einflößte — als für eine Wissenschaft, die dem Kundigen eine neue, herrliche Welt eröffnet, zu der einfache Sterbliche keinen Zutritt erlangen können. Hierzu trug noch ein ganz anderer interessanter Umstand bei, der besonders für Eltern höchst bemerkenswert erscheint, indem er ihnen nämlich zeigt, wie scheinbar nichtige Dinge auf die Phantasie eines Kindes einwirken und für seinen Lebensberuf entscheidend werden können: wegen Mangels an Tapeten war das Kinderzimmer jahrelang mit Schriften beklebt, wozu die lithographierten Vorlesungen Ostrogradskijs über Differential- und Integralrechnungen verwendet wurden. Diese Bogen mit den bunten, unverständlichen Formeln nahmen bald die Aufmerksamkeit des Kindes in Anspruch. Stundenlang stand Sonja vor der geheimnisvollen Wand und bemühte sich, zum mindesten die Ordnung herauszufinden, in der die Bogen aufeinander folgen mußten.

Doch das Geschick verstand sich offenbar auf sie nicht oder trieb seinen bitteren Spott mit ihr. Es überschüttete sie mit allen möglichen Gaben und nahm ihr das Beste: ihre Kindheit, ihre Jugend. Das nach Liebe und Zärtlichkeit lechzende Kind wächst einsam heran, ohne Liebling der Eltern zu sein, ohne Kameradin, ohne sich auszutollen. Sie wird scheu und verschlossen, ernst und traurig. — Und da lernt sie F. M. Dostojewskij kennen. Sie zählt zwölf oder dreizehn, er dreiundvierzig Jahre. Sie verliebt sich in ihn, er aber liebt die ältere Schwester Anjuta, was Sonja nicht merkt. In ihren schlaflosen Nächten betet sie mechanisch: „Lieber Gott! Mögen alle, mag die ganze Welt von Anjuta entzückt sein — mach es bloß so, daß Fedor Michailowitsch mich am hübschesten findet." Und — welche Ironie! — der große Psychologe weiß es gar nicht, welch tiefe Wunden er der armen, kleinen Sonja schlägt!

Sonjas jungfräuliches Erwachen fiel gerade in jene eingangs bereits erwähnte Fieberepoche der russischen Jugend, und ihr kurzer Aufenthalt in Petersburg entschied ihr Schicksal. Sie machte da einen „Seitensprung", der für ihr ganzes Seelenleben verhängnisvoll wurde, und den sie später bitterlich bereute. Siebzehn Jahre alt, ging sie eine Scheinehe ein mit dem Studenten Kowalewskij, um an dessen Seite ins Ausland gehen und dort studieren zu können. Über den persönlichen Eindruck, den sie machte, entnehmen wir einiges der Beschreibung einer Freundin: von kleinem Wuchse, schmächtig, nur im Gesichte ziemlich voll, mit kurzem, kastanienbraunem, lockigem Haar, mit einem anmutigen, lebhaften, ausdrucksvollen Gesichtchen, mit ihren Stachelbeerensirupaugen, deren Ausdruck fortwährend wechselte, bald auffallend wach, bald tief träumerisch, äußerst natürlich in ihrem Auftreten, ohne Spur von irgendwelcher Koketterie, gewann sie bald die Herzen aller und wurde „der kleine Sperling" genannt.

Sie ging zuerst nach Heidelberg, wo sie unter Helmholtz und Kirchhof Mathematik und Physik studierte, und dann nach Berlin, wo sie unter Weierstraß ihre mathematischen Studien fortsetzte. Dieser erkannte sofort die Divinationsgabe des Genies, die sie in einem Grade besaß, wie er ihn bei seinen männlichen, ganz reifen Schülern vergeblich gesucht hätte, und er wurde fürs Leben ihr väterlicher Freund und Beschützer. Charakteristisch hierbei ist, daß all ihre späteren wissenschaftlichen Arbeiten Anwendungen und Fortentwicklungen der Sätze des Meisters waren. So produktiv, wie sie auch war, bedurfte sie doch stets der Anregung durch die Genialität anderer. Und dies zeigte sich nicht nur in ihrer wissenschaftlichen Wirksamkeit, sondern auch in ihrer literarischen Produktion. Ein Zug, der den größten literarischen Genies — Shakespeare entnahm unbefangen Gerüst und Idee vieler seiner Dramen älteren Werken — eigentümlich war. Es handelt sich eben in der Kunst immer um das „Wie", und erst in zweiter Linie ist das „Was" zu bedenken. Vielleicht ist dieser Zug bei Frauen aber auch besonders erklärlich durch die ewige Bevormundung. Und Sonja war wirklich ein Weib, kein Mannweib, ein Weib in des Wortes vollster Bedeutung. Aber noch ist sie sich dessen nicht ganz bewußt, noch lebt sie mit ihrem jungen Gatten in jener seltsamen, nur den Russen bekannten Mystik der Liebe, die, in ihrem Wesen fast unsinnlich, in gegenseitige geistige und seelische Erregungen, in erotische oder aszetische Hochgefühle ausläuft.

Im Jahre 1874 promovierte sie in Göttingen zum Dr. phil. auf Grund dreier Abhandlungen (deren eine: „Zur Theorie der partiellen Differentialgleichungen" zu ihren besten Leistungen zählt), die so vorzüglich waren, daß sie der Verpflichtung enthoben wurde, das mündliche Examen abzulegen.

Einige Monate darauf starb ihr Vater. Im Trauerhause war sie dann nach fast siebenjähriger Scheinehe das Weib ihres Gatten geworden, dem sie sich nach und nach immer enger anschloß. Hier in Petersburg begann sie auch jetzt ihre literarische Tätigkeit. Sie schrieb Zeitungsartikel, Gedichte, Theaterrezensionen, alles anonym, sowie auch einen Roman „Der Privatdozent".

1878 schenkte sie ihrem Gatten ein Töchterchen; doch das vermeintliche Eheglück währte nicht lange. Wie immer im Leben blieb auch hier der Teufel nicht aus. Hier trat er in Gestalt eines Abenteurers auf, der den Mann zu gewagten Spekulationen verleiten wollte. Da Sonja ihm im Wege war, streute er bösen Samen und entzweite die Gatten. Die künstlich, nur durch einen Willensakt zusammengefügten Bande der Zärtlichkeit rissen, und Sonja schied aus ihrem Herzen das Bild des Mannes aus, den sie nie wirklich geliebt, und wurde wieder einsam. Um sich und ihrem Kinde eine Zukunft zu schaffen und um Vergessenheit zu finden, beschloß sie, Heimat und Vaterland zu verlassen und im Auslande ihre mathematischen Studien wieder aufzunehmen.

Bald darauf erfolgte der plötzliche Tod ihres Mannes, und sie verfiel in ein heftiges, langwieriges Nervenfieber, von dem sie sich nur mühsam und gebrochen erheben konnte. — Gerade da erhielt sie von Professor Mittag-Leffler — einem Schüler Weierstraß' und Freund der Frauenfrage — die Berufung nach Stockholm, wo sie, nach kurzer Wirksamkeit als Privatdozent, 1884 zur Professorin der Mathematik auf die Dauer von 5 Jahren und dann auf Lebenszeit ernannt wurde.

Sie las über die „Algebraische Einleitung in die Theorie der Abelschen Funktionen". Bald aber beginnen sie auch diese Vorlesungen zu langweilen, es macht ihr keinen Spaß mehr, den Studenten immer dasselbe in einem ewigen Zirkelgang einzubleuen, sie findet überhaupt kein Vergnügen an abstrakten Arbeiten mehr, denn sie fühlt sich vereinsamt. Bei ihrem Phantasieleben erwacht ihr erotisches Leben, sie jammert über ihre verlorene Jugend, sie will Weib sein, als Weib anziehen und genießen. Ein heftiges, nervöses Verlangen nach Liebe — ihre Großmutter, die Zigeunerin — erwacht in ihr.

Die Bekanntschaft mit Anne Charlotte Leffler rief ihre bereits in Petersburg erprobten literarischen Fähigkeiten wieder wach, und sie beschloß, gemeinsam mit dieser ein Drama zu schreiben, dessen Gegenstand die Verherrlichung der Liebe als des Wichtigsten im Leben und das Zukunftsbild der sozialistischen Idealgesellschaft, worin alle für alle wie zwei für zwei füreinander leben, bilden sollte. In diesem Drama „Der Kampf ums Glück" hat sich Sonja selbst (in Alice) als echtes Weib wie als Russin jener Zeit vortrefflich charakterisiert und darin ihrer eigenen Verzweiflung wie ihren utopistischen Träumen einen wahrhaft rührenden Gefühlsausdruck gegeben. Alice sagt (es hätte ebenso heißen können: Sonja sagt):

„Laß mich dir nur einmal zeigen, was ich sein könnte, wenn man mich wirklich lieben würde. Die arme Alice ist doch nicht ganz ohne Fähigkeiten. Sieh mich einmal an. Bin ich schön? Ja, wenn man mich liebt, bin ich schön — sonst nicht. Bin ich gut? Ja, wenn man mich liebt, bin ich gut — die Güte selbst. Bin ich selbstlos? Ach, ich kann so selbstlos sein, daß jeder meiner Gedanken in einem andern Wesen vollständig aufgeht. — —"

Und dann Alicens Äußerung von der großen Arbeiterassoziation: „Denke, wie anders es wäre, wenn wir alle die gleiche Erziehung, gleiche Lebensgewohnheiten hätten — wenn wir alle ein einziger großer Kreis von Kameraden wären . . ."

Es sei noch hierbei an ein herrliches Wort Herrmann Bangs erinnert, das auch Leffler zitiert hat. Sie sagt vom „Kampf ums Glück":

„Ich gestehe, ich liebe dieses merkwürdige Schauspiel, das mit mathematischer Evidenz die Allmacht der Liebe beweist: daß sie und nur sie dieses Lebens Einziges und Alles ist; daß nur sie Gedeihen gibt oder verwelken läßt. Nur in ihr kann man sich entwickeln und stark werden. Sogar seine Pflicht zu erfüllen, kann man nur durch sie erreichen."

Als Sonja merkte, daß sie Leffler auf deren eigenstem Gebiete überlegen war, fing sie an, selbständig zu schreiben. Sie schrieb zunächst ihre „Jugenderinnerungen" — ein Stück wahrhaft goldiger Kinderphantasie — dann die vortreffliche Novelle „Wjera Woronzow" und den Anfang des unvollendet gebliebenen Romans „Vae Victis".

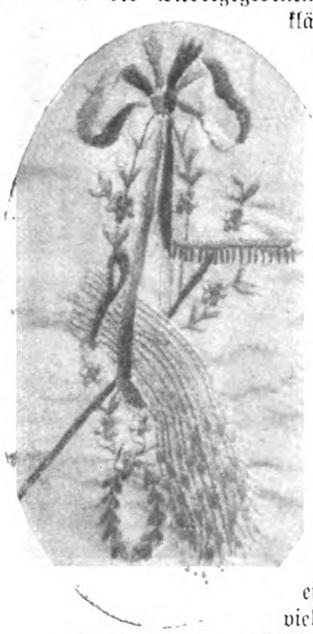
Ihre literarischen Arbeiten hinderten sie jedoch nicht, sich mit jenem mathematischen Problem zu befassen, dessen Lösung ihr Weltberühmtheit und höchste Bewunderung einbringen sollte. Aber sie läßt sich Zeit, sie schiebt es bis auf die letzte Stunde auf. Selbst als der Konkurrenztermin von der Pariser Akademie der Wissenschaften ausgeschrieben ist, denkt sie noch nicht daran. Dann aber stürzt sie sich darauf, sie arbeitet fieberhaft, unmenschlich, denn sie betrachtet es nun als Ehrensache, den Preis davonzutragen, da alle ihre Freunde von ihrem Vorhaben wissen; sie reicht die Abhandlung im letzten Moment ein und — erhält den Preis! — Die ruhmvollste, wissenschaftliche Auszeichnung, die vorher nie ein Weib erhalten hat! Sie ist Heldin des Tages, wird bewundert, gefeiert . . . aber auch jetzt noch und durch alle Erfolge ihres weiteren Lebens zittert der Schmerz des ungeliebten Weibes, bis sie der Resignation verfällt — jener Resignation, deren allein die Russen fähig sind — bis der Tod (1891) sie erlöst . . .

Es ist viel über sie geschrieben worden — von Frau Leffler, Ellen Key, Laura Marholm. Aber nirgends ist Sonja ganz zu finden. Am besten scheint sie noch Marholm — weil selbst Halbrussin — verstanden zu haben. Sie zeichnete sie als Russin, als Weib und als Kind ihrer Zeit. Doch auch hier fehlt die Einheit — jene Einheit der Mannigfaltigkeit im Gefühls- und Geistesleben, nach der Sonja selbst stets vergeblich gestrebt hatte.

Stickereien.

Von F. Oberg.

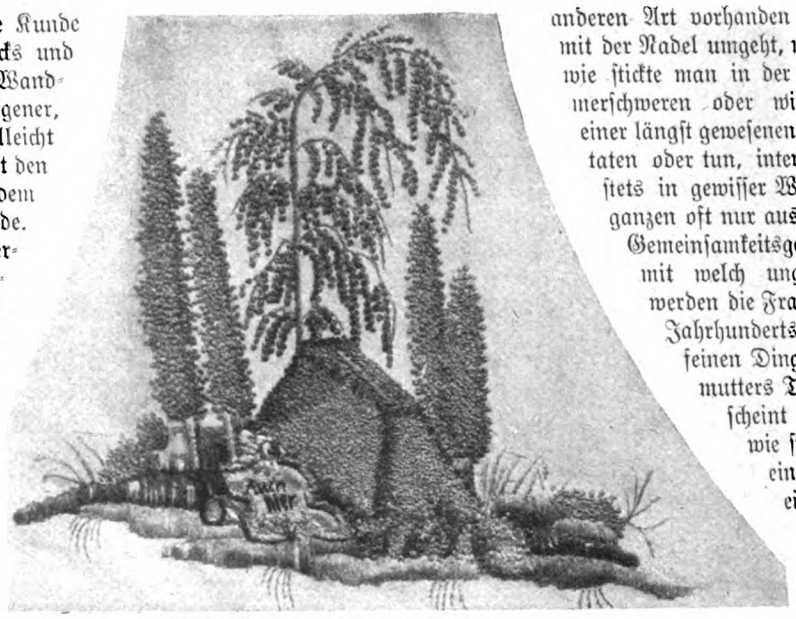
„Was ist das?" fragt man zuerst unwillkürlich beim Anblick der wiedergegebenen Stickereien. Die sachliche Erklärung ist einfach genug: Es ist sogenannte Klosterarbeit, von einem heranwachsenden Mädchen in einer Klosterschule verfertigt. Wie auch unsere kleinen Mädchen in den Schulen Mustertücher fertigen, Mustertücher für Näharbeit, andere für Häkel-, Strick- und Stick techniken, so wollte man, seit ein regelmäßiger Handarbeitsunterricht überhaupt besteht, den jungen Mädchen gleichsam als Dokument für den abgeschlossenen Unterricht etwas geben, was sie als Beweis ihrer erworbenen Fertigkeit „getrost nach Hause tragen" konnten. Darüber hinaus aber mag vorzeiten ein solches Mustertuch lange Jahre, vielleicht eine Lebenszeit hindurch fleißigen Fingern ein treu beratender Freund gewesen sein. Denn es war ja ungleich wichtiger als heute, wo Modeblätter und Handarbeitsvorlagen bis ins



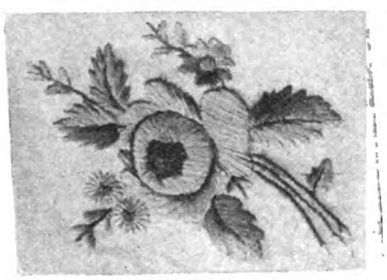
Erntesymbole.

Freundschaftsymbole.

weltfernste kleine Dorf regelmäßige Kunde von den Wandlungen des Geschmacks und der Mode bringen und — solche Wandlungen auch dort herbeiführen, wo eigener, konservativer Sinn sich sonst vielleicht ohne weiteres, heute wie damals, mit den oft nachgestichelten Mustern auf dem alten Mustertuch begnügen würde. So brachte denn eine solche Mustersammlung unsern Ahnfrauen Anregungen — sozusagen für alle Lebenslagen. Für Gelegenheitsgeschenke gab es gleichgültigere Motive, Freundschaft und Liebe fanden in Allegorien und Symbolen, wie sie der Zeitgeschmack liebte, ihren Ausdruck, und sachte klingt auch die schwere Note „Tod" durch die lieblich dünne Musik dieser Einfälle. — Die Stickereien stammen aus Danzig, etwa aus dem Jahre 1780. So bringen also diese feinen Arbeiten uns ein Stück Atmosphäre von einer längst vergangenen Zeit. Sie muten auf den ersten Blick an, als stammten sie etwa aus der Biedermeierzeit. Doch genauer betrachtend, wird man gewahr werden, daß sie weder jenen unbekümmerten biederen Humor noch jene kokette, sich ihrer selbst so wohlbewußte Grazie dieser Zeit haben, aus der man jetzt so viele Anklänge sucht. Sondern was uns aus diesen Stickereien anspricht, ist noch viel rührender, viel mehr voll holder Kindlichkeit als die späteren Muster.

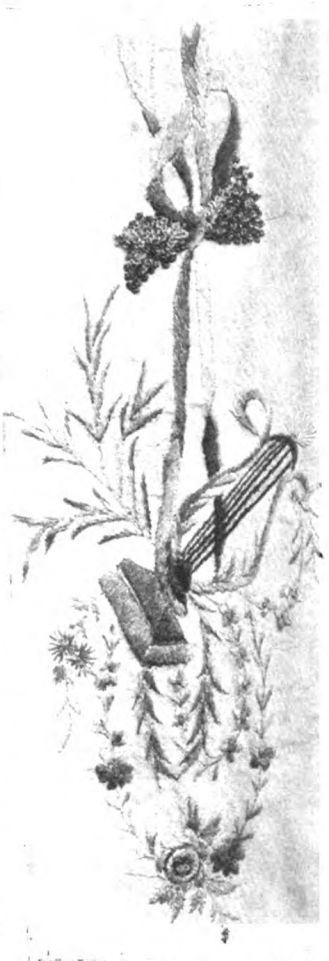


Grabhügel mit Trauerbäumen.



Gestickte Blümchen.

Allerdings — eine kühle Kritik, ein gleichmütiges Abwägen des künstlerischen Wertes oder Unwertes dieser Arbeiten wird schnell genug mit diesen Mustern fertig werden; sicherlich sind die kleinen Stickereien — im Original so wenig wie in der Wiedergabe — auch in der Tat nicht danach angetan, ohne weiteres das allgemeine Interesse zu fesseln. Dies kann nur da geweckt werden, wo Vorbedingungen der einen oder anderen Art vorhanden sind. Wer selbst mit der Nadel umgeht, wird wissen mögen: wie stickte man in der ereignislosen sommerschweren oder winterwarmen Stille einer längst gewesenen Zeit? Was Frauen taten oder tun, interessiert Frauen auch stets in gewisser Weise, wenn auch im ganzen oft nur aus einem unbewußten Gemeinsamkeitsgefühl heraus. Und mit welch ungläubigem Staunen werden die Frauen des zwanzigsten Jahrhunderts diese unbeschreiblich feinen Dingerchen aus Urgroßmutters Tagen betrachten! Es scheint schier unbegreiflich, wie sich die Ausdauer für eine so mühselige, für eine so durch gar keine ins Auge springende Wirkung lohnende Arbeit finden ließ. Mit ganz matter Seide und unsagbar feinen Stichen und Knötchen ist hier gestickt, voll ausdauernder Geduld, voll treulicher Hingabe der zum Teil rührend unbehilflichen Zeichnung folgend. „Der Freundschaft heilig" steht auf der Gedenktafel, die von anderem, aber auch weißem Seidenstoff in die weiße Grundseide hineingesetzt ist, und darüber ragt, Stich neben Stich, Faden neben Faden, die marmorne Urne auf. Der Seidenstoff des ganzen Mustertuches hat den nuancierenden Elfenbeinton des Alters, die Stickseide ganz matte hellgraublaue und gelbliche Töne — nur die dunkle Farbengebung der Urne fällt stark unterschieden heraus. Jener von Pünktchen und in kaum wahrnehmbaren zarten Abstufungen gestickte Grabhügel mit den Trauerweiden oder Hängebirken, die mit feinen Stichen gestickte Krone der Bachweide auf der Bauernhauslandschaft — wie schade ist es, daß Abbildungen die köstlichsten intimsten Reize dieser Stickereien nicht wiedergeben können!



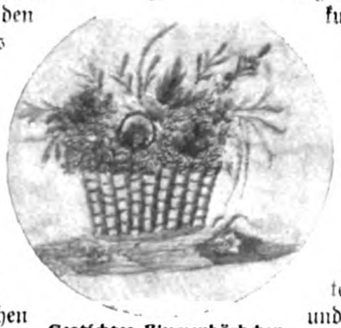
Blumenranken und Lyra, von Seidenbändern gehalten.

Das wird um so mehr bedauert werden, wo eine vornehmere Voraussetzung als das Interesse am rein Sachlichen vorhanden ist: Frauen mit stillem Blick, die nicht nur das Ding, sondern des Dinges Seele suchen — die werden diese Stickereien betrachten mit mehr als einem kühlgleitenden, halb achselzuckenden Erstaunen. Es ist doch auch wirklich etwas mehr als die fast ängstliche und gequälte Nadelfertigkeit, das diesen Arbeiten ein

Bauernhäuschen und Weidenbaum.

Anrecht auf Interesse gibt — es ist das Psychologische, der Geist einer Zeit, die der unseren ferner zu liegen scheint, als nur durch eine Zeitspanne getrennt! Wer diesen Gefühlsreiz, diese intime psychologische Eigenart in den Stickereien erfaßt, dem vergeht der Hochmut des arbeitsgewohnten, tatgezwungenen Menschen von heute dieser schlichten Innigkeit gegenüber, die ihm einen Ernst und eine Andacht abzwingt, wie es die künstlerische Würdigung allein schwerlich vermöchte.

Denn ein Beitrag zur Charakteristik der Nadelarbeiten in der Geschichte des Kunstgewerbes sind diese kleinen Stickereien nicht; ihr künstlerischer Wert und ihre Bedeutung als zu verlässige Typen eines Kulturabschnitts im historischen Sinn mögen dahingestellt bleiben. Nur in dem schlanken graziösen Sommer und Erntesymbol verliert sich die Unbehilflichkeit der Linien, die Zagheit und Raumunsicherheit, und statt ihrer zeigt sich sichere Feinheit und freierer Schwung der Formenumrisse. Das ist eine wirklich künstlerisch fesselnde Vignette. Aber das allen Gemeinsame, das ihnen am innigsten Eigene ist jener kindlich vertrauende Verzicht auf Wirkung, jene Hingabe an Kleinheiten, jenes geduldige Eingehen auf alle matten Überfeinheiten einer mühseligen Stichtechnik. In unserer Zeit der starken Akzente, in der man auch in den kleinen Dingen des Kunstgewerbes mit großen einfachen Mitteln auf starke geschlossene Wirkung zu gehen trachtet, berührt all dies uns aufs seltsamste. Aber wir Tatsachenleute von heutzutage sollten nicht den Sinn verlieren für den Reiz der mühseligen naiven Arbeitsfreude unserer Vormütter. Hören wir nicht ein Glöckchen klingen, o, so matt und silbern, mit so zart feinem Klang, daß er rettungslos untergehen würde, wollte er neben all dem Brausen heutigen Erwerbslebens wieder aufklingen? Aber er ist vernehmbar in der Stille andächtigen Rückschauens . . . Ein leises, dünntöniges tröpfliges Geläute . . . aber es ist ein feines Glöckchen. —



Gestichtes Blumenkörbchen.

Die Bedeutung des Gemüses für die Ernährung.

Von Dr. Rehberg.

Würde man die Gemüse nur von dem Gesichtspunkte aus betrachten, wie viel Eiweiß, Fett und Kohlehydrate sie unserm Körper zuführen, so kämen sie bei der Beurteilung sehr schlecht weg, denn während z. B. das Fleisch der Schlachttiere und der Fische durchschnittlich etwa 20 v. H. Eiweiß liefert, hat das Gemüse davon im Durchschnitt nur etwa 2—3 v. H., die zudem noch bei der Verdauung sehr schlecht ausgenützt werden. Der Fettgehalt des Gemüses ist so gering, daß man ihn gar nicht zu erwähnen braucht.

Einzelne Wurzelgemüse haben Bedeutung als Lieferanten der Kohlehydrate, also von Stärke und Zucker, besonders die Kartoffel, die davon 21 v. H. enthält, und die verschiedenen Rübenarten mit 8—12 v. H. Aber auch darin werden sie von anderen Nahrungsmitteln weit übertroffen. Die Armut an wirklichen Nährstoffen ergibt sich am besten aus dem hohen Wassergehalt der Gemüsearten; er beträgt bei der Kartoffel 75 v. H., bei den Wurzelgemüsen etwa 80 v. H. und bei den Blattgemüsen 90 v. H. und mehr. Daß da nicht mehr viel für die eigentliche Ernährung übrigbleibt, ist ohne weiteres verständlich. Wer sich also ausschließlich von Gemüsen ernähren wollte, der müßte so große Mengen zu sich nehmen, daß auch der größte menschliche Magen viel zu klein wäre.

Trotz dieses geringen Gehaltes an Nährstoffen ist der Genuß von Gemüse sehr zu empfehlen, da es eine notwendige Ergänzung zu den nährstoffreichen Nahrungsmitteln bildet.

Zur Nahrungsaufnahme werden wir durch das Hungergefühl, in seiner milden Form Appetit genannt, veranlaßt; würden wir nun dieses Hungergefühl nur mit sehr nährstoffreichen Nahrungsmitteln stillen, so würden wir unserem Magen viel mehr Nährstoffe zuführen, als er nötig hat, und als er zu bewältigen vermag; wir würden nicht nur seine Verdauungstätigkeit überanstrengen, sondern auch die wertvollen und teuren Nährstoffe geradezu verschwenden. Deshalb ist es nötig, daß wir solche nährstoffreiche Nahrungsmittel mit nährstoffarmen mischen, und dazu ist in erster Linie das Gemüse geeignet.

Durch die Verdauung werden die Stoffe, die unserm Körper zugeführt werden sollen, in eine flüssige Form gebracht und im Darm nach und nach aufgesogen. Diese Aufsaugung geschieht nur dann rasch und gründlich, wenn der Speisebrei eine gewisse Verflüssigung aufweist. Wollten wir diese Verflüssigung schon im Magen durch reichliche Aufnahme von Getränken beim Essen bewirken, so würden wir die Verdauungssäfte im Magen stark verdünnen und dadurch in ihrer Wirksamkeit sehr beeinträchtigen. Im Gemüse ist aber das Wasser in dünnwandige Zellen eingeschlossen, die durch das Kochen an Widerstandskraft außerordentlich eingebüßt haben. Im Verlaufe des Verdauungsvorgangs werden diese Zellwände nach und nach aufgerissen und voneinander getrennt, wobei auch noch gewisse Darmbakterien tätig sind, so daß die Verflüssigung des Speisebreies zum Teil erst im Darm und nur ganz allmählich eintritt, ohne die chemische Wirkung des Magensaftes zu beeinträchtigen.

Dadurch wird auch die Beförderung des Speisebreies im Darmkanal beschleunigt und einer trägen Verdauung vorgebeugt, was besonders für Leute, die wenig körperliche Bewegung oder eine sitzende Lebensweise haben, von größter Wichtigkeit ist.

Damit ist aber die Bedeutung des Gemüses für die Ernährung noch nicht erschöpft. Denn das Gemüse ist auch ein wertvolles Genußmittel, und der Magen ist nun einmal keine chemische Retorte, bei der es nur darauf ankommt, was hineingeschüttet wird!

Wenn es sich auch bei der Ernährung in erster Linie darum handelt, unserm Körper Eiweiß, Fett und Kohlehydrate zuzuführen, so darf man nicht außer acht lassen, daß er neben diesen wichtigsten Nährstoffen auch noch anderer Stoffe bedarf, um gesund zu bleiben. So brauchen wir dringend, wenn auch in verhältnismäßig geringer Menge, Eisen, Schwefel- und Phosphorverbindungen sowie noch eine Reihe anderer Mineralsalze, wenn unser Blut die richtige Zusammensetzung, unsere Nerven die nötige Anregung und Ernährung haben und Haut und Muskeln in richtiger Weise tätig sein sollen.

Im Kindesalter ist die richtige Entwicklung der Knochen nur möglich, wenn der Körper gewisse Mineralstoffe in der nötigen Menge aufnimmt, und eine Anzahl Krankheiten, wie die gefürchtete Rachitis oder englische Krankheit, Skorbut, Bleichsucht, hängen aufs engste mit einem Mangel des Körpers an solchen Stoffen zusammen. Als Lieferant dieser notwendigen Salze spielt das Gemüse eine sehr wichtige Rolle, besonders das Blattgemüse, und wenn es auch nicht viel Nährstoffe aufzuweisen hat, so ist sein Genuß doch gesund, ja notwendig, da es wie das Obst eine Reihe der erwähnten Mineralstoffe in einer Form enthält, in der sie von dem Körper leichter aufgenommen werden als aus jeder Arznei.

Darum, ihr Hausfrauen, sorgt dafür, daß reichlich Gemüse auf den Tisch kommt, und gewöhnt besonders die Kinder daran, regelmäßig Gemüse zu essen!

Ratgeber für Jedermann

Hausnäherei.

Ballblumen aus Chiffonabfällen. Als bei unserer letzten Hausschneiderei eine Unmenge kleiner Chiffonflickchen weggeworfen werden sollten, sannen wir nach einer praktischen Verwendung für diesen schönen Stoff und kamen auf die Idee, daraus kleine Röschen zu fertigen. Die Abbildung zeigt, wie wirkungsvoll und zart eine Ballgarnitur aus solchen Röschen in Verbindung mit Blättern, Ranken und Tautröpfchen erscheint. Die Farbe der Blumen ist zart rosa oder himmelblau, die Blätter zeigen verschiedene grüne Schattierungen. — Zur Herstellung einer einzelnen Blume gebraucht man fünf bis sechs Blättchen. Die Länge des dazu nötigen Chiffonflickchens beträgt fünf Zentimeter und die Breite dreieinhalb bis vier Zentimeter. Um eine intensivere Farbe und bessere Haltbarkeit zu erzielen, legt man zwei Chiffonstückchen in dieser Größe aufeinander, knifft sie der Länge nach, reiht sie mit einer Nadel (siehe Abbildung) im Bogen, von dem Kniff anfangend, auf und zieht sie über der Fingerspitze hohl zusammen. Diese Blättchen werden dann um ein kleines Quästchen aus Chiffon, das man an einem nicht zu starken Draht befestigt hat, genäht und bilden die kleine Rose. Der Stiel wird mit einen Zentimeter breitem, moosgrünem Seidenpapier umwickelt, und die Nadelstiche und Fäden verdeckt man durch Aufkleben grünen Mooses mit Fischleim. Hat man nicht Gelegenheit, sich Moos selbst im Walde zu sammeln, so bezieht man die grünen, farnkrautähnlichen Blättchen leicht aus jedem Geschäft, wo künstliche Blumen zu kaufen sind. Ferner braucht man etwas Gummischlauch für die Stengel, etwa zwei Dutzend grüne Rosenblattzweige und einige Tautröpfchen. Man hat dann bei Verwendung von vierzig bis fünfzig Chiffonröschen eine billige, sehr aparte und wirkungsvolle Ballgarnitur; aber auch für Hüte und Kleidergarnierungen lassen sich diese Rosen gut verwenden.

Ballbukett aus Chiffonabfällen.

Wie ein Chiffonröschen entsteht.

Das Knopflochband ist an sich eine nicht ganz neue Erfindung, die aber soeben eine nicht unwesentliche Verbesserung erfahren hat. Während bisher die einfachen Knopflochbänder aufgesteppt werden mußten, sind die Knopflöcher, die die Firma Schäffer & Vogel, Bielefeld, auf den Markt bringt, auf einen doppelt zusammengelegten Streifen gearbeitet, dessen Ränder unten offen bleiben, so daß der Stoff des mit Knopflöchern zu versehenden Gegenstandes beim Steppen dazwischengeschoben werden kann. Bei dieser Ausführung ist die Arbeit von einem gewöhnlichen Saum mit eingearbeiteten Knopflöchern kaum zu unterscheiden und gibt ihm jedenfalls an Dauerhaftigkeit nichts nach.

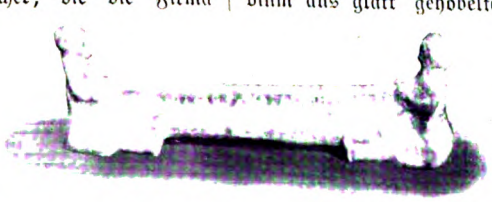
Für den Winter.

Kalter Fußboden. Wenn die Zimmer über kalten Kellern, unbewohnten Räumen oder zugigen Hausfluren, Toreinfahrten und dergleichen liegen, so sind sie im Winter recht unbehaglich, da in ihnen der Fußboden ganz besonders kalt wird. Man sucht dem Übelstande durch Auflegen von Teppichen abzuhelfen. Der Erfolg ist aber meist gering, wenn die Teppiche nicht dick sind. Besser wird er, wenn man unter die Teppiche noch andere Unterlagen, wie Stroh- und Kokosmatten, eine Schicht von Pappe oder Zeitungspapier legt. Am besten ist es wohl, solche Räume zum ständigen Aufenthalt als Arbeits- und Wohnzimmer nicht zu benutzen. Das ist aber nicht immer gut möglich. Am meisten haben dann von dem kalten Fußboden Personen zu leiden, die schwach und blutarm sind oder gar an Rheumatismen kränkeln. Aber auch für Gesunde, die eine sitzende Lebensweise am Schreibpult führen müssen, sind solche Räume unerträglich, geben Anlaß zu kalten Füßen und Erkältungen, setzen das Wohlbefinden herab und vermindern die Arbeitslust und Leistungsfähigkeit. Unter solchen Umständen kann das Anbringen eines Podiums, eines Trittbretts in dem Zimmer viel helfen. Es genügt, wenn das Podium eine Höhe von zwanzig bis fünfundzwanzig Zentimetern hat. Es muß so breit und so lang sein, daß auf ihm der Arbeitstisch und der Stuhl bequem aufgestellt werden können. Das Podium soll an drei Seiten mit einer aus leichten Brettern gemachten, etwa dreiviertel Meter hohen Schutzwand versehen werden. Und zwar soll die Schutzwand auf den Seiten nach dem Fenster zu, im Rücken des Stuhls und am hinteren Rande des Arbeitstisches angebracht werden, während die Seite nach dem Zimmer zu offen bleibt. Manche Leserin lächelt vielleicht über einen solchen Kasten, aber er hat große Vorzüge. Auf dem erhöhten Podium kommt man mit der kalten Diele nicht in Berührung. Die Schutzwand hinter dem Stuhl sichert uns, daß wir beim Hin- und Herrücken des Stuhls bei der Arbeit nicht von dem Podium herunterkippen, und die Schutzwand gegen das Fenster zu hält den so lästigen, von dieser Seite herkommenden kalten Luftzug ab. Wenn man das Podium aus glatt gehobelten Brettern, die gebeizt werden, herstellen läßt, so kostet es nicht viel.

Einzelnes Röschen aus dem Ballbukett

Kunst im Haus.

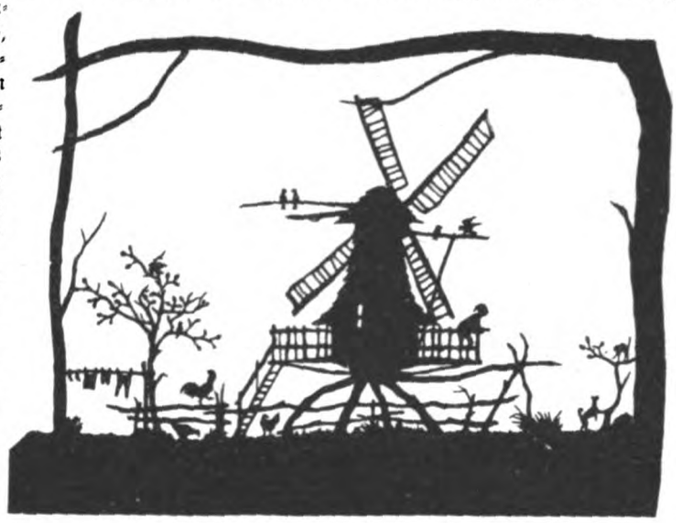
Modernes Steinzeug-Messerbänkchen. Das abwaschbare kleine Tischgerät ist nicht nur etwas praktischer als ein Metallbänkchen, das ja so oft gepunzt



Modernes Messerbänkchen.

werden muß, wenn es seinen Glanz behalten soll, sondern mit seinen beiden putzigen Kinderfigürchen künstlerisch und dekorativ zugleich. Die Ausführung des hübschen, von Hengstenberg entworfenen Gerätchens stammt von Richard Mutz, Berlin.

Silhouette: Windmühle. Tönt wirklich noch irgendwo das leise Geklapper der Silhouettenschere, Behagen verbreitend, in das Geplauder langer, winterlicher Abendstunden? Den selten gewordenen Anhängern der schönen, geschmackvollen alten Kunst zeigen wir hier ein reizendes Vorbild: von der Wäsche, die links im Winde flattert, bis zu Hund und Katze, die sich rechts herumbalgen, von der zierlich umrissenen Umgebung der Windmühle bis zu dieser selbst und dem zipfelmützigen Bauer, der von ihrem Steg aus Umschau hält, ist hier alles so fein und klein, so zart und klar wiedergegeben, daß es eine wahre Freude ist.



Silhouette: Windmühle.

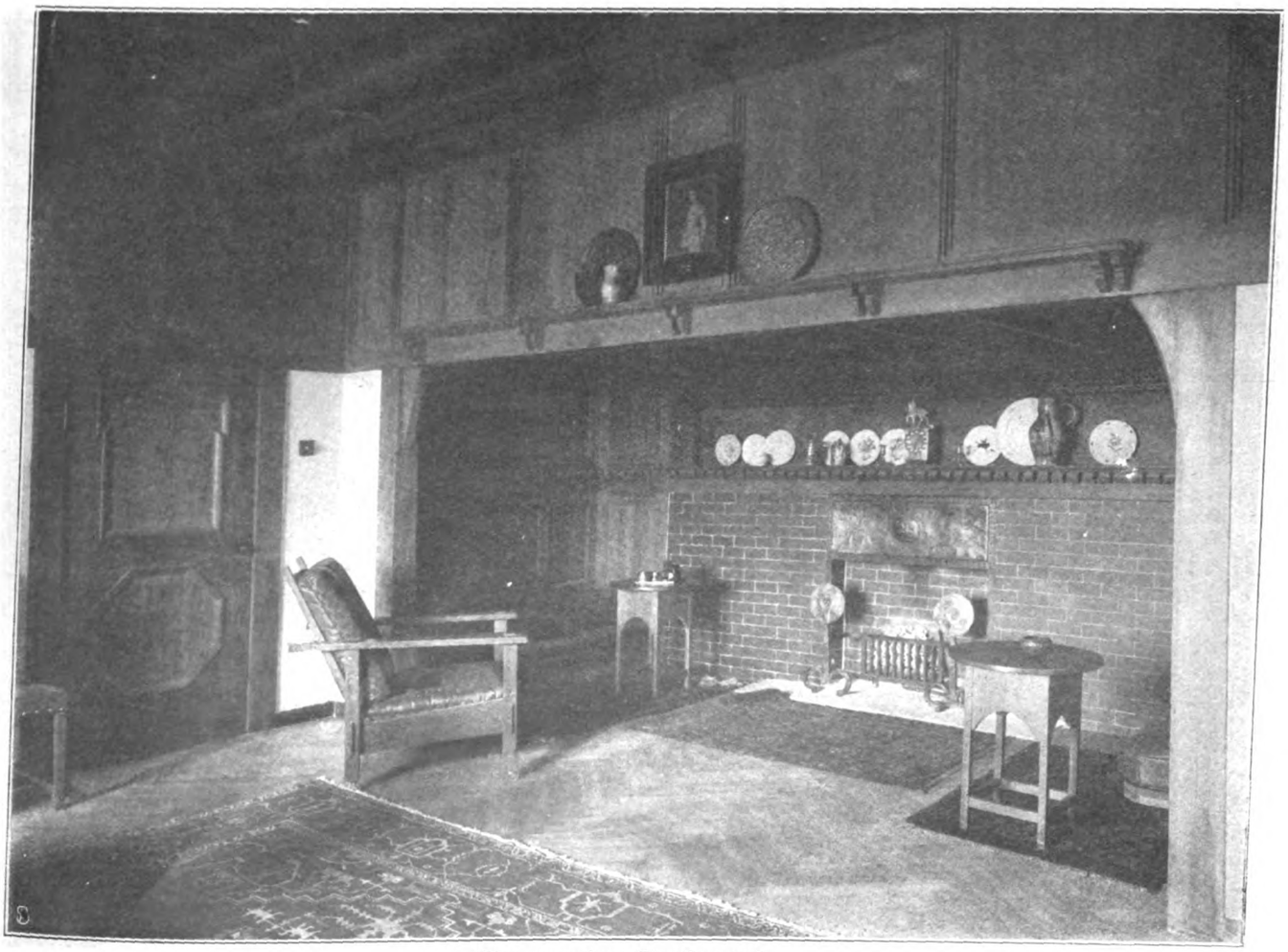
Ein Kamin. In früheren Zeiten war der Platz um den Kamin der Sammelpunkt der Familie, und jetzt ist man wieder zu der Einsicht gekommen, den Wohnungen, wo es irgend angeht, durch den Kamin größere Behaglichkeit zu verleihen. Betrachten wir das untenstehende Bild, so können wir uns wohl denken, wie verlockend es sein muß, an diesem breiten, behaglichen Kamin zu träumen oder zu plaudern. Der Kamin, der nach einem Entwurf von Campbell & Pullich hergestellt wurde, ist aus roten Backsteinen gebaut; eine Bronzeplatte zieht sich über den Flammen hin. Holzbekleidung, die mit den Möbeln des Zimmers harmoniert, gibt dem Ganzen einen anheimelnden Anstrich.

Aus der Frauenbewegung.

Heranziehung von Frauen zu Ehrenämtern. Es handelt sich im „Kampf" der Frau jetzt längst nicht mehr um das Erwerben neuer Gebiete allein, sondern vor allem um das Behaupten der erworbenen. Es herrscht zum Beispiel bedauerliche Unkenntnis der Ehrenämter, die Frauen zugänglich sind. Der „Bund deutscher Frauenvereine" hat nun vor kurzem eine Kommission ernannt, die hier Abhilfe schaffen soll. Vormundschaften, Rechtsschutzstellen, Tätigkeit an Krankenkassen und in Schulkommissionen sind die nächstliegenden Arbeitsgebiete, zu denen Frauen herangezogen und vorgebildet werden müssen. Interessentinnen werden gebeten, Adressen an die Vorsitzende der Kommission Frau Wegner, Breslau, Kaiser-Wilhelmstraße 109, einzusenden.

Briefkasten.

Leserin in F. Wir teilen Ihnen gern mit, daß die entzückenden Bildchen zu dem Artikel von Jarno Jessen „Aus der Modengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts" (Jahrg. 1907, Nr. 52), dem erwähnten Buche „Die Mode" (Verlagsanstalt F. Bruckmann, München) entnommen sind. Das reizende Buch können wir bestens empfehlen. Sie werden nicht nur praktische Anregung für historische Kostüme darin finden, sondern es schenkt Ihnen vor allem vertiefte Kenntnis der Modengeschichte und damit der Kulturgeschichte dieses Zeitraums.



Eine vornehme Kaminwand.

Für unsere Kleinen.

Das Affentheater.

Es schmückt der Schönheit Zauber nicht — Des Affen bärtiges Gesicht. — Und wenn er sich noch schlecht benimmt, — So ist man drüber leicht verstimmt, — Weil sich das Tier so gar nicht schämt . . .

* *

Hingegen, wenn man ihn gezähmt — Und ihn zu Künsten klug erzogen, — Ist unser Ekel schnell verflogen, — Und ehrlich angestaunt von vielen — Pflegt im Theater er zu spielen.

„. . . der Affe ist und bleibt der Held!"

* *

Und was sich auch in solchen Stunden — An Katzen, Pferden, Schweinen, Hunden — Und an Kaninchen zu ihm stellt — Der Affe ist und bleibt der Held! — Und hierbei unterstützt ihn viel — Sein wundervolles Mienenspiell

Der Affe als Kinderfrau.

* *

Versucht er auf dem Seil zu gehen, — So ist das reizend anzusehen! — Und ebenfalls wirkt er apart, — Wenn er die dicke Henne karrt; — Und wenn er auf dem Pferde hockt, — Ganz unbekümmert, ob es bockt, — Muß er an einen Feldherrn mahnen, — Selbst wenn den alten Pavianen, — Die stets vor Neid und Bosheit schielen, — Mal seine Künste nicht gefielen!

* *

Ja, solch Theater anzusehen, — Wo Affen auf der Bühne stehen, — Hat jedes Kind die Lust gepackt! — Und nun erst der „Melange-Akt", — Wo Affen, Esel sich vereinen — Mit Katzen, Hunden oder Schweinen, — Und immer alles glücklich klappt . . . — Das hat noch stets Erfolg gehabt.

* *

Es neigt des Affen Naturell — Zu jäher Wut und Bosheit schnell, — Und eh' der Hund es sich noch denkt, — Hat ihn der Affe oft gekränkt, — Indem er, ohne erst zu fragen, — Ihm derbe an das Maul geschlagen. — (Sehr komisch auf der Bühne oben, — Obwohl es sittlich nicht zu loben!) — Und wär' der Herr nicht stets dabei, — Wär' blutig oft die Keilerei.

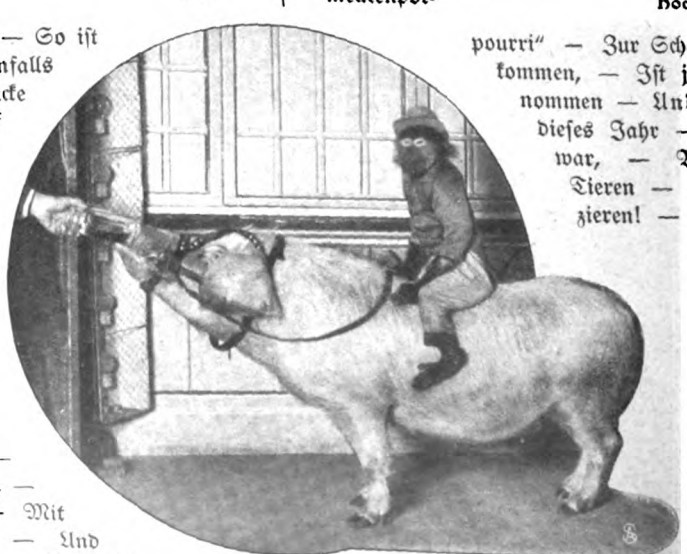
* *

Nachdem der wilde Kampflärm schweigt, — Wird das dressierte Schwein gezeigt, — Das leert, weil es so riesig klug, — Das Seidel Bier auf einen Zug.

* *

Wenn dann, nach diesem Borstenvieh, Das „Hundemeutenpotpourri" — Zur Schau und Geltung schön gekommen, — Ist jedes Kind wie ganz benommen — Und denkt: Wie schön, daß dieses Jahr — Ich wieder im Theater war, — Wo Affen neben andern Tieren — So schwere Künste produzieren! — Nun will ich selber auch recht gerne — Mich mühen, daß ich tüchtig lerne! Will in der Schule brav stets bleiben, — Rasch folgen und nicht Unfug treiben, — Sonst müßte sich ja Mutter grämen — Und ich mich — vor den Affen schämen.

Hoch zu Ross.



Ein kräftiger Zug.

* *

Marx Möller.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 5, 1908.

Du klagst, daß du dem Unglück bist geweiht,
Und wie du ohne Schuld so schwer geduldet.
O klage nicht: wenn du es selbst verschuldet,
Fürwahr, viel schwerer wäre noch dein Leid!

Alb. Roderich.

Schöne Hände.

Skizze von R. Litten.

Mamsellchen mit den blanken, roten Backen unter den blanken, grauen Scheiteln zündete den Spiritus unter dem noch blankeren Nickelkesselchen an, schob das Tablett mit Rumkaraffe, Zuckerdose und Gläsern näher an den Rand des ovalen Sofatisches und knixte: „Jute Nacht, die Herren! Ich denk', so haben Si's janz jemietlich!"

Der Gerichtsrat sah ihr nach, rekelte sich in seinem altmodischen Großvaterstuhl, dessen Lederbezug grau und brüchig war, streckte die langen Beine weit von sich auf das weiche Elchfell, horchte auf das Knallen der Buchenscheite in dem riesigen, braunen Kachelofen und sagte dann endlich: „Nur jemietlich nennt das alte Wurm das? Herrlich ist es, wonnig, eine Oase in der Wüste, ein Labsal, ein — was weiß ich für einen abgehetzten Weltstädter und Aktenmenschen wie unsereins. Aber doch" — er zog die Augenbrauen hoch — „Fritz, oller Höhlenbär, wenn du hier so das ganze Jahr mutterseelenallein haust, wird es dir da nicht manchmal, besonders abends, verdammt langweilig?"

Der andere schob ihm die Zigarrenschachtel näher und brummte: „Wer einsam ist, der hat es gut — weil niemand ist, der ihm was tut! — Ihn stört in seinem Lustrevier — kein Tier, kein Mensch und kein Klavier — und niemand gibt ihm weise Lehren, die —"

„Gut gemeint, doch schlecht zu hören", vollendete der Rat lachend. „Ja, ja, deinen Leib- und Magenphilosophen Wilhelm Busch in Ehren, aber dabei bleibe ich doch bei dem, was ich vorhin sagte."

„Daß ich mich langweile? I wo, fällt mir gar nicht ein! Im Sommer hat man seine reichliche Arbeit — und auch im Winter kommt die graue Madam Langweile höchstens mal auf Stubbsvisite zu mir. Ich brauch' nur meinen Brehm oder ein Geschichtswerk aufschlagen, von Busch, Reuter und Seidel gar nicht zu reden, schwupps ist sie wieder überm Türenfüll. Und dann hat man ja auch seine Skatpartie, und die Stadt ist in einer knappen Stunde zu erreichen. . . ."

Der Rat legte die Spitzen seiner schlanken Finger gegeneinander. „Alles schön und gut, Fritz, aber sag mal ganz aufrichtig, kommt dir nicht doch manchmal die Sehnsucht nach was anderem, was Lieberem, kurzum: nach Weib und Kind?"

„Nee, daß ich nicht wüßte! Wenigstens schon lange nicht mehr! Mamsellchen hält mir ja alles gut in Schick, und die beiden Bengel meiner verwitweten Schwester Berta — sie stehen jetzt beide in Königsberg bei den Dragonern — sorgen schon, daß meine Vatergefühle nicht zu kurz kommen. Ein Vertrauen haben die Schlackse zu mir, geradezu rührend. ‚Onkelchen, nicht wahr, du hilfst uns wieder aus der Patsche? Unsere alte Dame versteht das nicht, aber du — na, Onkelchen, du bist doch auch mal jung gewesen und warst sicher auch kein Sauerklops!'"

Der Rat lachte: „Nichts weniger als das, da haben deine Neffen recht. Und so was ist Junggeselle geblieben! Ein Mensch, der so leicht Feuer fing wie ein Gazeschleier und besonders, wenn hübsche Mädchenhände es entzündet hatten. Schöne Hände, das war ja dein Dollpunkt, Fritz!"

Der Teekessel sang laut. — Der Hausherr löschte das Flämmchen darunter. Als der goldfarbene Grog in den geschliffenen Gläsern dampfte, stieß er mit seinem Gast an.

„Prosit, Reinberger, auf die schönen Hände!" Er tat einen tiefen Zug und fuhr dann fort: „Obgleich eigentlich sie die Schuld daran tragen, daß ich Junggeselle geblieben bin."

„Erzählen, erzählen!" drängte der Freund.

Der Gutsbesitzer nahm noch einen tüchtigen Schluck, und sagte erst dann bedächtig: „Meinetwegen, obgleich das schon so lange her ist, an die sechzehn Jahre mindestens. Ja, ja, so viel sind's, denn meine dreiundvierzig hatte ich schon gut und gern auf dem Puckel, als mir der Algawischker da eines Tages auf den Hof geritten kommt. ‚Tag, Nachbar! Ich hör' da, Sie wollen für ein paar Wochen nach Berlin, sich mal so'n bißchen auslüften. Recht haben Sie! Ja, und da könnten Sie mir einen rechten Gefallen tun, lieber Brandt! Sehen Sie, da ist die Frau von dem Brinkmann, Sie wissen, die Jeuratte, der sich dann die Kugel durch den Kopf schoß, und ich wüßte gern, wie es ihr und dem Margellchen geht. Man hat doch genug vergnügte Stunden in dem Hause verlebt, ist darum einfach verdammte Pflicht und Schuldigkeit, da mal hinzuhorchen. Die Frau hat mir zwar vor Jahren, als ich so von weitem bei ihr anpochte, geschrieben, es ginge ihr so weit gut, aber ich trau' dem Frieden nicht. 's gibt ja solche Weiber; zu Hause gedarbt und nach außen: Kopf hoch! Und ich glaube, die Agnes Brinkmann, geborene Mielitz, gehört zu dieser Sorte. Ich sage Ihnen den Namen so ausdrücklich, damit Sie sich in Berlin auf dem Meldeamt ihre Adresse geben lassen können. Mir ist sie abhanden gekommen.'

Na, es war reichlich unverschämt von dem Kerl, dem Algawischker! Ich kannte die Frau gar nicht, hatte mich erst nach der tragischen Geschichte hier angekauft, und er hatte sich in dem Hause verlustiert und wahrscheinlich, da auch er einem Tempelchen keineswegs aus dem Wege geht, dem Verstorbenen manchmal den Beutel leichter gemacht. Und nun sollte ich helfen, ihm sein Gewissen reparieren? Donnerlittchen, wie kam denn ich dazu? Das konnte er doch eigentlich selbst besorgen! Na, wie das denn so ist: das sagt man seinem Bruder Innerlich und — ist wiedermal der Dumme! Und es war komisch, Reinberger, ich hatte in Berlin nicht eher Ruhe, bis ich richtig die Weibsleute, die mich doch den Deibel was angingen, ausgekundschaftet hatte. Und dann schrieb ich einen höflichen Brief: ehrenvoller Auftrag, Grüße übermitteln, wenn gnädige Frau Gelegenheit geben wollten. Ich dachte, es wäre ihr vielleicht nicht lieb, wenn so'n wildfremder Mensch da mir nichts dir nichts bei ihr 'reinschneit. Ich hatte recht damit. Wenigstens schrieb mir Frau Brinkmann, sie würde sich freuen, mich in dem und dem Café — Tisch genau bezeichnet, da wir uns ja nicht kannten — zu sprechen. Na, ich denn pünktlich zur angegebenen Zeit hin, obgleich es mir vorläufig

noch schleierhaft war, wie ich meine Mission erfüllen sollte. Ich konnte doch der Frau nicht die Pistole auf die Brust setzen: ‚Nu mal raus mit der wilden Katze! Sind Sorgen vorhanden oder nicht? 's Sparkassenbuchchen in Ordnung?' Aber es arrivierte nichts dergleichen. Die Dame, die ein paar Minuten später mit ihrer Tochter erschien — was mir sehr gefiel, Damen müssen in solchen Fällen nicht so happig sein — sah bei aller Einfachheit doch ganz nobel aus. Und erst die Tochter, so'n Margellchen von achtzehn, neunzehn Jahren, das reine Prinzeßchen. So'n nettes, blaues Kleidchen, was ihr zu ihrem goldblonden Haar, das sie ganz künstlich in vielen Puffen trug, bildschön ließ, einen feinen Hut mit allerhand Band- und Blumenwerk und — erst die Händchen. Als das reizende Kind die Handschuhe abzog, war ich bezaubert. So was von Händen, so was Kleines, Molliges, Schneeweißes mit Grübchen und spitzen Rosanägelchen hatte ich denn doch bisher nicht zu Gesicht bekommen. Nicht einmal bei der, die mich mit ihren Pätschchen so lange an der Nase herumgeführt, bis ich schließlich ins alte Eisen geraten war. Und wie die Kleine zierlich damit hantierte, es war eine Pracht! — In den nun folgenden Tagen gaukelten diese Händchen nicht schlecht vor meinen Augen, manchmal, so vor dem Einschlafen, war es mir sogar, als tätschelten sie mir das Gesicht. Na, ich schrieb dann wieder an die Mutter, bat um die Gnade zum Souper bei Dressel und zitterte, bevor die Antwort kam, man könne mir meine Dreistigkeit übelnehmen. Aber schließlich — ich war ein Landsmann der Damen, auch kein Springinsfeld mehr — sie nahmen meine Einladung an. Und dann hatten wir einen sehr vergnügten Abend. Wenigstens ich war im siebenten Himmel, und als Fräulein Hertas süße Fingerchen eine Apfelsine für mich zerlegten, hätte ich am liebsten das Händchen festgehalten für immer. Sie war überhaupt in ihrem feinen, hellen Kleide noch bezaubernder als das erstemal, und wie sie mit mir umging! Lustig und zutraulich wie mit einem alten Freunde und dabei doch wieder gesetzt und bedacht. Ein Interesse hatte sie zum Beispiel für die Landwirtschaft, staunenswert! Alles wollte sie wissen, von der Rapsbestellung bis zur Kälberzucht. Als ich ihr meine Verwunderung darüber aussprach, sah sie mich treuherzig an:

‚Aber, Herr von Brandt, ich habe doch meine Kindheit auf dem Lande zugebracht und keinen größeren Wunsch, als wieder dorthin zurückzukehren!'

Auch die Mutter gefiel mir sehr, obgleich sie recht schmalgesichtig war und etwas Gedrücktes in ihrem Wesen lag. Aber trotzdem machte sie in ihrem Schwarzseidenen einen vornehmen Eindruck, der sich noch verstärkte, als sie auch beim Essen die schwarzseidenen Handschuhe nicht ablegte. Nein, Geldsorgen hatte die Frau nicht! Wie sollte denn Fräulein Herta sonst zu so feinen Fähnchen kommen und vor allem zu solchen Händchen? Na, die sollte sie auch bei mir behalten, ich hatte es ja, Gott sei Dank, dazu, mir ein Weibchen mit schönen Händen zu leisten. Schon an dem Abend stand nämlich mein Entschluß fest: die oder keine!

Erbarm dich! Das Herzklopfen, als ich am nächsten Abend die vier Treppen im Gartenhause der Lützowstraße, wo die Damen wohnten, hinaufkletterte! Frau Brinkmann hatte mich zwar auf meine Bitte, ihr einen Besuch machen zu dürfen, freundlich zum Abendessen eingeladen, was ja ermutigend genug war, aber Fräulein Herta? Wenn sie nun Nein sagt? Aber möglicherweise erhört sie mich doch. Sie liebt ja das Landleben so sehr, vielleicht nimmt sie mich darum mit in den Kauf. So verliebt war ich alter Knabe in das Mädel, daß ich ganz Demut war. Die Wohnung, in die ich kam, war das reine Puppenheim. Die Damen hatten ihre vorige geräumige plötzlich aufgeben müssen, das Haus wurde da der Straßenbahn wegen abgebrochen, und mußten sich nun vorläufig, bis sie Geeigneteres fanden, mit den beiden Stübchen behelfen. Das erklärte mir Frau Brinkmann auf mein erstauntes Umschauen, das zu verstecken ich nicht gewandt genug war, und wurde dabei blutrot. Natürlich weil ich mich mit meinen sieben Fuß und den dazu gehörigen achtzig Kilo gewiß putzig genug in dem Puppenstübchen ausnahm. Als sie mit einer Entschuldigung hinausging — ihr Mädchen war nicht sehr zuverlässig — wurde ich verlegen. Sofort konnte ich doch Fräulein Herta nicht mit meiner Werbung überfallen, und irgend etwas Geistreiches, womit ich mich bei ihr in gutes Licht setzen konnte, fiel mir absolut nicht ein. So heuchelte ich denn Interesse für ein Bild, das mir gegenüber an der Wand hing. Als ich darauf zuging, gab es ein Gepolter! Ich war einem Tischchen zu nahe gekommen und hatte es umgerissen. Ich stellte es erschreckt wieder auf, während Herta einen Stickrahmen und mehrere fertige bunte Seidenstickereien, wohl zu Kissen bestimmt, aufsammelte. ‚Meine Arbeiten,' sagte sie, ‚alles Geschenke für Freundinnen!' Die lieben, fleißigen Händchen! Und dabei so glatt und fein! Kein einziges, rauhes Stellchen am rosigen Zeigefinger! Wie sie das nur anstellen mag? — Darauf erschien die Mutter und bat zu Tisch. Sie sah erhitzt aus und bat um Entschuldigung, ihr ungeschicktes Mädchen hätte sich soeben die Hand verbrannt und könnte nun nicht bei Tisch servieren. Hertachen vertrat unter Lachen und Scherzen ihre Rolle. Sie war ganz allerliebst dabei, und ich hatte Mühe, sie nicht einfach in meine Arme zu nehmen und halbtot zu küssen. Na, so wie das Essen vorüber ist, sage ich mein Sprüchlein. Hübsch ordentlich in Gegenwart der Mutter, wie sich's gebührt. Unwillkürlich sehe ich zu Frau Brinkmann, die mir gegenüber saß, hinüber. Sie bemerkte meinen Blick nicht, sie war mit ihrem Fisch beschäftigt. Meine Augen streifen ihre Hände und haften dann fester darauf. . . . Ich hatte sie bisher nie unbekleidet gesehen und — erschrak jetzt ins innerste Herz vor ihnen, vor diesen mageren, rauhen, zerstochenen, armen, versorgten Händen."

„Nun, und dann, Fritz?"

„Dann ging ich und kam nicht wieder. Ich wollte doch lieber keine Frau mit schönen Händen haben, deren Mutter so verarbeitete hatte. Aber ein nettes Sümmchen lieh mir Frau Brinkmann bald darauf von einem Rechtsanwalt als alte Schuld eines fingierten Gläubigers ihres verstorbenen Gatten zukommen, und die Tochter hat das ja auch gut angewandt. Sie ist heute die berühmte Schauspielerin Hermione na, Namen tun ja nichts zur Sache. Ja, Talent hatte sie schon damals! Na prost, auf die schönen Hände! Die treuen, fleißigen, sorgsamen Frauenhände, die immer schön sind!"

Aus dem Zimmer der Japanerin.

Von H. v. Schroetter.

Japan ist heute Trumpf in der Mode der Frau. Die Europäerin beeilt sich — mit mehr oder weniger Erfolg — ihre Blusentaille zum Kimono umzugestalten, der die Ostasiatin so wunderbar kleidet. Japanische Seide gilt als elegant, Veilchenfarbe, die Lieblingsfarbe des Japaners, prangt in allen Schaufenstern, bunte Japanstickereien machen sich auf Kleidern und Mänteln breit, und Blumenarrangements nach japanischer Sitte stehen in den Blumengeschäften. Selbst die Knöpfe machen die Japanmode mit und zeigen Auflagen von Silber und Emaille — Blüten und Blätter ganz im Geiste Japans. Da dürfte es wohl von Interesse sein, einen Blick in das Gemach zu tun, in dem die Japanerin sich schmückt.

Das japanische Zimmer, von dem ich hier erzählen will, ist freilich kein Zimmer in unserem Sinne.

Japaner verachtet alles Übertriebene und Überladene in der Zimmerdekoration. Nur wenig erlesene, formlich oder inhaltlich zueinander passende Gegenstände stellt er zu gleicher Zeit auf. Er wechselt seine Bilderschätze je nach Jahreszeit und Gelegenheit. Größere Möbelstücke fehlen in dem Zimmer der Japanerin völlig. Ein Biobu-Setzschirm aus leichtem, mit bemaltem Papier oder gestickter Seide bespanntem Holzrahmen und nach beiden Seiten beweglichen Scharnieren, mit einer Darstellung des schneebedeckten Fujiberges, über die Wolken ragend, oder eines Falken, der über das Meer fliegt — beides Sinnbilder der „glücklichen Träume" der Japaner — bildet die abgrenzende Wand. Die Zushi, die Etagere aus gelacktem Holz mit unsymmetrisch angeordneten Borden, die mit Schiebetüren verschlossen werden, nimmt die Gegenstände des täglichen Gebrauchs, das Vorratsgefäß für Tee, Chaïre, die Teeschale Chawan, den Choshi, den Kessel für warmen Reiswein und die Eßstäbchen auf. Ein niedriges Schreibtischchen von nur Schemelhöhe trägt den Suzuribako, den flachen quadratischen Schreibkasten mit Stülpdeckel, ohne den kein Japaner existieren kann. An den Wänden hängt ein Rollbild aus Birodo-Yuzen, gemaltem, nur an gewissen Stellen aufgeschnittenem, daher wunderbar weich wirkendem Samt. Vor der Tokomana, der Ehrennische, findet die Hanaike, das Blumengefäß, Platz, das im Blumenland, wo jeder Monat eine andere Blütenpracht bringt, täglich neuen Schmuck erhält. Fräulein O-chiku-san, d. i. Fräulein Bambus, erwacht von den drei helltönenden Schlägen des Gong, die den Anbruch des Morgens anzeigen. Daß sie überhaupt hat schlafen können auf der Makura (s. Abb.) können wir Europäer, für die sie eine wahre Marterbank bedeutet, gar nicht begreifen. Das kleine, mit Nackenausschnitt versehene, an seinen vertikalen Flächen je nach dem Reichtum seiner Besitzerin mehr oder weniger üppig verzierte, oft mit Schubladen zur Aufnahme des Haarschmucks versehene Gerät wird des Abends einfach nur mit einem frischen Papiertaschentuch belegt. Die Makura auf unserer Abbildung — aus dem Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe stammend, dessen Leiter der erste Japankenner Deutschlands ist — besteht aus gelacktem Holz und rotem verzierten Leder. Der an der Kopfstütze lehnende Haarpfeil mit seinem Blütenbüschel aus blondem Schildpatt soll dem Schmuckkünstler Lalique die erste Anregung zur Komposition seiner vielbewunderten Schmuckstücke mit naturalistischen Motiven gegeben haben. Anlaß zu der eigenartigen Form der Makura mag die umständliche Haartracht der Japanerin gegeben haben, die, soll sie sich unverändert erhalten, nur eine Nackenstütze erlaubt.

Vornehme Japanerin.

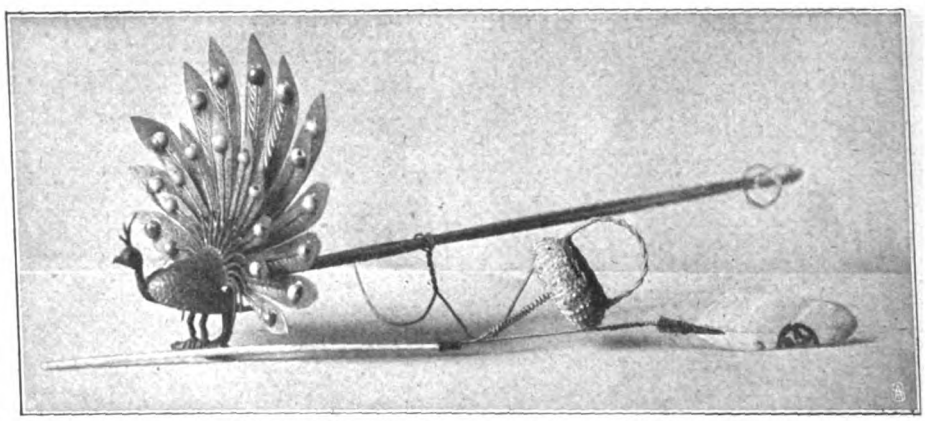
Makura, die Kopfstütze zur Nachtruhe.

Nachtruhe auf der Makura.

Die Friseurin bei der Arbeit.

Da im „Lande der fruchtbaren Schilfrohrgefilde und der segenbringenden Reisähren" vernachlässigtes Haar für ein Zeichen moralischer und physischer Verkommenheit gilt, so hält jede, auch die arme Frau, auf eine gepflegte Haartracht und gestattet sich den Luxus einer Friseurin, die alle drei bis vier Tage ihrer Kunst waltet. Am Abend vor der Frisierprozedur wird das Haar mit einer Abkochung der Rinde einer Kletterpflanze gereinigt. Andern morgens, wenn O-ish-shau, d. i. Frau Fels antritt, steift sie einige Teile der Frisur mit dem schleimigen Saft der Kadzurabeere, bindet die Strähne mit Bindfaden aus gedrehtem Papier — das Papier ist in Japan Hilfe für alles, Kopfkissen, Windel, Taschentuch, Regenschirm — hoch und legt unter das Vorderhaar hohe Roßhaarunterlagen. Auch die

Japanerin kennt falsches Haar wie ihre abendländische Schwester, nur daß sie es, geschmackvoller als diese, in schönverzierter, kleiner Truhe aufhebt. Im Lande der aufgehenden Sonne gilt nur schwarzes Haar für fein, sagt doch ein Sprichwort: „Schwarzes Haar hat der Mensch, helles das Vieh und der Affe.“ Frau Fels muß sich auf alle diese Künste verstehen und an die fünfzig Frisuren kennen, denn jedes Alter, jeder Stand hat seine eigene Kopftracht. Durch den Haarknoten steckt sie die die Frisur stützenden Haarstäbe und schlingt in Achterform einen schmalen Kreppstreifen darum. Fräulein Bambus als unverheiratete Schöne darf noch die Zitternadeln — kleine Kunstwerke an Geschmack und Ausführung — in den Haaraufbau stecken. Der kostbare Pfauenpfeil auf unserem Bilde besteht aus Silber mit bunter Email- und Steinauflage — der zweite, weniger prunkvolle, wirkt durch die entzückende Miniaturarbeit an dem Korb — die braunen, blanken Japankörbe haben sich ja auch Bürgerrecht in unseren Wohnräumen erworben — und an der weiß-rosa Feder. Der Kushi, der Zierkamm, der nun noch ins Haar gesteckt wird, ist aus rot gelacktem Holz geschnitten und trägt als Dekor das sehr beliebte Motiv des über den Wellen schwebenden Chidorivogels.



Zitterpfeile für die Frisur junger Mädchen.

Inro mit Magnolienblüte.

Und nun mit dem Papiertuch die Haut abgerieben und mit all den kleinen Verschönerungskünsten, wie sie unser Schiebfach eines Toilettenkastens andeutet, gearbeitet! Da ist ein rechteckiges, flaches Döschen mit Blumenauflage aus vielfarbiger Perlmutter und rosa Korallen voll des weißen Samens der Wunderblume Oshiroi, der mit der in eine kleine goldene Uhr gefaßten Puderquaste verteilt wird. Ein rundes Schächtelchen, bemalt in Togidashi-Goldlack, enthält die Tusche, die mit dem spitzen Pinsel auf die Augenbrauen aufgetragen wird, ein drittes, mit Takamakiye, der erhabenen Goldlackarbeit, verziert, dient zur Aufnahme der Lippenfarbe. Gut, daß O-chiku-san noch nicht mit goldenen Pinseln aus dem Inhalt eines anderen Kästchens die schwarze Farbe zum Färben der Zähne zu entnehmen braucht, wie es alte Sitte von ihr verlangen wird, wenn sie dereinst ins Haus des Gatten zieht . . .

Zierkamm.

Wenn Frau Fels ihres Amtes gewaltet hat, kommt die Ama, die blinde Kneterin, in das Zimmer der Japanerin. Die Kinder Japans haben die vorbeugende Wirkung der Massage weit eher erkannt als wir, die wir nur in Krankheit nach ihrer Heilwirkung rufen.

Bei all diesen Toilettekünsten kauert O-chiku-san vor einem Bronzespiegel (s. Abb.) in hohem, gelacktem Holzgestell, dessen leicht gewölbte, spiegelnde Vorderfläche ihre dunkle Schönheit wiedergibt. Auf unserem Bild ist die Rückseite des Metallspiegels veranschaulicht, die in erhabener Arbeit das beliebte Kranichmotiv zeigt. Wird der Spiegel nicht gebraucht, so wird er in der Kapsel wohl verwahrt. Die Japanerin hat für alle kunstvollen Gebrauchsgegenstände, von der Chaïre bis zum Spiegel, seidene Beutel zum Überstreifen, um sie vor Witterungseinflüssen und Stoßschäden zu bewahren. Wenn Fräulein Bambus über das scharlachrote Unterkleid das goldgestickte Busentuch Kai-dorishita genestelt und das mit hellfarbigem Krepp verbrämte Obergewand übergestreift, den Obi umgebunden hat, greift sie zum Inro (s. Abb.).

Inro mit Darstellung eines Gottes.

Das Inro ist der Pompadour der Japanerin und gehört zum täglichen Anzug so gut wie die Tabi, die genähten, seitlich geknoteten Strümpfe. Es besteht aus mehreren, genau aufeinanderpassenden länglichen flachen Döschen, die durch eine Schnur, die durch den Schnurhalter Ojime geführt ist, zusammengehalten werden. Diese Schnur endet in einem knopfähnlichen Zierstück, das das Inro im Gürtel festhalten soll. In dem Inro führt die Japanerin Heilmittelchen und Erfrischungen, wie z. B. überzuckerte Aniskörner, mit.

Die Schieblade eines japanischen Toilettekastens.

Inro und Netzke sind von der japanischen Kunst, die eine Kleinkunst ist — auf das Betrachten in der Nähe berechnet — mit besonderer Vorliebe ausgestattet und geschmückt worden. Scherzhafte Anspielungen, Allegorien, Märchen- und Sagenmotive, persönliche Liebhabereien spielen bei ihrer

Anfertigung — die vielfach auf Bestellung geschah und daher dem Inro ein individuelles Gepräge geben konnte — eine Hauptrolle. Unsere Abbildung auf Seite 68 links zeigt ein dreiteiliges Inro aus gelacktem Holz, auf dessen schwarzem Grunde in Gold, Silber und Rotlackrelief mit erhabener Einlage von weißglasiertem Ton Magnolienblüten dargestellt sind. Das Ojime ist aus blauem Glas, und das Netzke aus geschnitztem rotlackierten Holz hat die Gestalt eines Chinesen, der eine Schriftrolle hält. Das Inro auf der rechtsstehenden Abbildung ist mit dem Bild des Glücksgottes Fukurokujuim und drei Kranichen in mit Perlmutter, Elfenbein, Schildpatt und Koralle gearbeitetem Relief geschmückt. Das Netzke mit einem vielfarbig schillernden Blütenzweig in gleicher Arbeit ist knopfförmig.

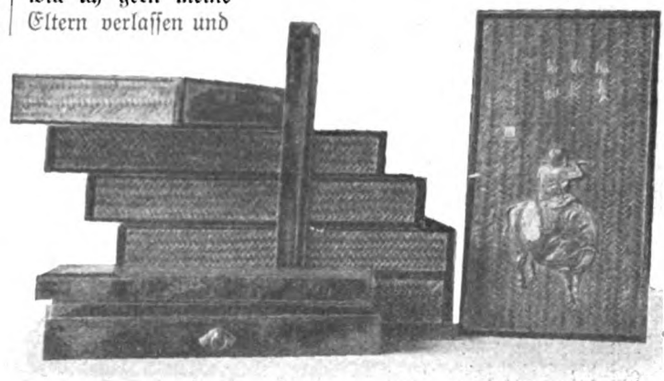
Anbietplatte.

Und nun ist O-chiku-san fertig und kann der Freundinnen harren, die sie abholen kommen zum Besuch der blühenden Irisfelder. Der Kuchenkasten (s. Abb.), aus einem Satz von fünf schmalen, strohgeflochtenen Schubladen bestehend, ist wohlgefüllt mit viereckigen gezuckerten Kuchen aus Bohnenmehl, ungesalzenen Waffeln, gerösteten Bohnen und delikaten Reiskuchen, die monatelang in der Erde vergraben waren. Vor dem Kuchenkasten steht ein schmaler länglicher, unserem Griffelkasten ähnlicher Deckelkasten, der Fubako (Briefkasten), mit einer spiegelglatten Silberplatte, um den Namen des Briefempfängers mit Tusche darauf zu schreiben. Er dient zum Übersenden eines Schreibens, wird mit seidener Schnur umknotet und geht an den Absender zurück. — Anbieten wird O-chiku-san der Ko-matsa (das ist „kleine Tanne") und der Ko-taki-san („kleiner Wasserfall") die Kuchenherrlichkeiten auf der Anbietplatte „Bon", auf der sie auch Blumen und Früchte darzureichen gewöhnt ist. Aus weißem Ton, mit Brautenten und Wildgänsen bemalt, wird sie Kenzan Poin, d. i. dem einsiedlerischen Töpfer Kenzan, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts lebte, zugeschrieben. Auf der unteren Seite der rechteckigen Platte steht eine Strophe, die verdeutscht etwa lautet: „Wer hat berichtet, daß schon Herbstwind weht, den wilden Gänsen? Schon ertönt bei uns der fliegenden Gänse Schrei!"

Für einen europäischen Kuchenteller eine etwas anzügliche Poesie! Aber andere Länder, andere Sitten. In Japan ist die Wildgans die Personifikation der Grazie und Gewandtheit, und will man einer jungen Dame eine Schmeichelei sagen, so heißt es: „Du erinnerst mich an eine Wildgans."

Und während O-chiku-san mit der angeborenen Geduld der Töchter des Blumenlandes wartet, was der Tag ihr bringen wird — schön geschmückt, wie sie ist, ist sie auf alles vorbereitet, selbst auf den Besuch Harakukis, von dem es heißt, daß er sie zum Weib begehren wird — summt sie das alte Liebeslied vor sich hin: „Kann ich bei dir sein, will ich gern meine Eltern verlassen und überall hingehen. Wenn ich auch in die Dornen geriete, so würde mich dies nicht verdrießen."

Bronzespiegel in Holzgestell.



Kuchenkasten und Fubako.

Koloniale Kochkunst.

Von E. Falkenhorst.

Immer größer wird die Zahl der deutschen Frauen, die nach unseren Kolonien auswandern. Das ist im Interesse des deutschen Volkstums nur mit Freuden zu begrüßen. Der Mann begründet wohl das Haus, die Frau aber hält es. Ein gewisser Opfermut gehört immerhin zu dieser Reise über das weite Meer. Besitzen doch die meisten unserer Schutzgebiete ein ausgesprochen tropisches Klima, und in ihm muß der Deutsche anders leben als daheim. Eine zweckmäßige Ernährung ist in diesen Ländern für die Erhaltung der Gesundheit von höchster Wichtigkeit, und doppelt verantwortungsreich wird hier das Amt der Hausfrau als Vorsteherin der Küche. Der gröberen Arbeit ist sie allerdings überhoben, denn nur ausnahmsweise kann die Europäerin in den Tropen selbst kochen; auf die Dauer würde sie in der heißen Luft die Glut am Herde nicht aushalten können. In der Regel steht ihr ein Koch oder eine Köchin zur Verfügung; nur sind es keine im europäischen Sinne ausgelernten Dienstboten, sondern Eingeborene, die anders behandelt werden und erst angelernt werden müssen, um den Ansprüchen eines zivilisierten Menschen zu genügen. Die Leitung des Ganzen und eine peinliche Aufsicht ruhen aber auf den Schultern der Hausfrau.

In einem wohleingerichteten tropischen Wohnhause duldet man die Küche wegen der Hitze des Herdes nicht und quartiert sie in einen besonderen Bau ein. Je nach den Mitteln des Besitzers ist er größer oder kleiner und besser oder schlechter ausgestattet. Vorbildlich kann natürlich nur das Bessere sein. Im allgemeinen ist die Kücheneinrichtung der unserigen gleich, wird doch das meiste, was zu ihr gehört, aus Europa eingeführt. Der musternde Blick entdeckt aber einige Eigenheiten. Auffällig ist der große Reichtum an Fenstern, wodurch der Kochraum möglichst luftig gehalten werden kann. Alle diese Fenster sind aber mit Fliegendraht verwahrt, um den unerwünschten Besuch der zahllosen geflügelten Insekten abzuhalten. Sind sie schon bei uns während des Sommers

in der Küche vom Übel, so bilden sie in den Tropen eine der lästigsten Plagen. Darum kann hier ein Vorrat an Fliegenschränken, Draht- und Glasglocken nicht groß genug sein, um alles, was da summt und brummt, von den Nahrungsmitteln und Speisen fernzuhalten. Aber auch, was da kreucht, wird nicht minder zudringlich. Auch dagegen muß man sich nach Kräften schützen, und so steht der Anrichtetisch in der Mitte der Küche mit seinen Füßen in Blechnäpfen, die mit Petroleum gefüllt sind. Versäumte man dies, so wären Fleisch und Gemüse auf dem Tisch in kürzester Zeit von Scharen kleiner Ameisen und anderer Insekten förmlich bedeckt. In Petroleumnäpfe tauchen wir auch die Füße der Schränke, in denen eßbare Waren aller Art aufbewahrt werden.

Ja, mit dem Aufbewahren beginnt das Kreuz der „kolonialen Hausfrau". Wenn schon bei uns im Hochsommer gewisse Nahrungsmittel schnell dem Verderben anheimfallen, so erfolgt dieser Vorgang in den Tropen zumeist mit einer geradezu erstaunlichen Geschwindigkeit. Wir haben nun Kühlhäuser, kühle Keller und Eisschränke; in den Kolonien fehlen diese Einrichtungen, und nur an wenigen Orten kann man Eis erhalten. Das erschwert die Wirtschaft. Das Fleisch hält sich z. B. in dem tropischen Klima während der Regenzeit nur einen Tag, während der Trockenzeit höchstens zwei Tage. Man kann es nicht abhängen lassen und muß für die Küche frischschlachtenes Fleisch verwenden. Dieses ist aber bekanntlich zähe, und so muß die Frau darauf verzichten, einen saftigen, weichen Braten auf den Tisch zu bringen. Das Fleisch wird gehackt und als Klops u. dgl. gebraten oder zu Ragouts verwendet. Allerdings läßt sich das Fleisch durch Einlegen in Essig, Pökeln und Räuchern etwas länger erhalten, aber auch dabei ist die Gefahr eines raschen Verderbens ungemein groß.

Was nun die Fleischsorten anbelangt, so ist die Auswahl je nach dem Gebiet, in dem man sich gerade niedergelassen hat, größer oder geringer. Wo Viehzucht getrieben wird, kann man häufig Rindfleisch erhalten. Kalbfleisch ist dagegen in den Kolonien überaus selten, da die Eingeborenen Kälber nicht gerne schlachten. In vielen Gegenden fehlt es nicht an Hammel- oder Ziegenfleisch; obwohl letzteres auf die Dauer dem Deutschen nicht zu munden pflegt, wird es doch nicht selten in der Küche verwertet. Fleisch von zahmen und wilden Schweinen ist wohl zu haben, darf aber nicht zu häufig auf die Tafel kommen, weil sonst leicht ein Widerwillen dagegen sich einstellt. Immerhin gestaltet sich das Schweineschlachten auch in den Kolonien zu einem regelrechten Hausfest. Es gibt aber auch Gegenden, in denen die Viehzucht nicht gedeihen will; dort ist man der Auswahl überhoben und muß sich mit dem Geflügel begnügen.

Wohl ist aber zu bedenken, daß das Fleisch der Haustiere in den Tropen sich mit dem unsrigen auch in der Qualität nicht messen kann. Die Tiere werden nicht gemästet, und ihr Fleisch ist darum mager und weniger zart.

Oft bringt die Jagd eine angenehme Abwechslung für den Küchenzettel. Das größere Wild ist aber zumeist trocken und hat einen häßlichen Geschmack; man kann es auch nicht wie bei uns gut abhängen lassen und muß versuchen, das Fleisch durch Dämpfen, Beigabe von Essig und Gewürzen schmackhaft zu bereiten. Antilopen werden wie Reh und Hirsch in der Küche behandelt, kleineres Wild wie Hasen verwertet. Seltener kommt die Hausfrau in die Lage, sich mit kolonialen Raritätsgerichten zu befassen. Diese liefern die größten wilden Tiere Afrikas, der Elefant und das Flußpferd. Von dem ersteren gelten namentlich die Füße als ein Leckerbissen. Man kocht sie mit Essig, Wein und Suppengemüsen wie Aspik und serviert sie kalt oder warm. Das Fleisch der Elefantenfüße ist schneeweiß und von angenehmem Geschmack. Auch das Elefantenherz findet mit Madeira- oder Tomatensauce Liebhaber. In ähnlicher Weise verwertet man von dem ungeschlachten Flußpferd die Wangen, den Schwanz und die Füße. Namentlich die weichere Haut der Wange, die gallertartig wird, gilt als ein feines Gericht. Außerdem steht das Fett des Flußpferdes im besten Rufe und bildet eine willkommene Bereicherung der Küchenvorräte. Man kann es wie Rindertalg auslassen. Aus der starken Fettschicht des Tieres wird auch Speck bereitet.

Leider ist die Butter in den Tropen ein seltener Artikel. Wohl wird sie von einigen Viehzucht treibenden Völkern hergestellt, aber nicht zum Genuß, sondern zu kosmetischen Zwecken. Diese Salben sind für die Küche nicht gut verwendbar. In der Regel muß die Hausfrau für die Bereitung der Butter selbst Sorge tragen oder sich mit Butterkonserven begnügen. Ihr kann das Verfahren, aus Butterschmalz wohlschmeckende Butter zu bereiten, nicht selten von Nutzen sein. Das Schmalz wird auf 40° C erwärmt; man schüttelt dann 85 Teile Schmalz mit 15 Teilen frischer Milch einige Minuten gut durch und gießt die Mischung in dünnen Strahlen in kühles Wasser. Die erstarrte Masse wird dann abgeschöpft und mit zwei bis drei v. H. Kochsalz geknetet.

Unter Umständen wird sich die Hausfrau in den Kolonien mit verschiedenen Pflanzenfetten, die von den Eingeborenen benutzt werden, befreunden müssen. Man denkt da wohl zunächst an die Kokosnußbutter, die bei uns verkauft wird. Dieses Fett ist aber gereinigt in europäischen Fabriken hergestellt. Das rohe Kokosnußfett, wie es in den Kolonien im Haushalt gewonnen werden kann, hat dagegen für den europäischen Gaumen einen widrigen Geschmack. Recht angenehm mundet das aus den Früchten der Ölpalme gewonnene Fett. Es eignet sich sehr gut zur Fleischbereitung, die Hauptbedingung ist aber, daß es stets frisch bereitet wird. Die Mühe ist dabei nicht groß, da die Früchte nur gekocht und durchgepreßt zu werden brauchen. Da die Ölpalme zu den Bäumen zählt, an denen die Früchte immerfort reifen, so kann man dieses Fett fast zu jeder Jahreszeit sich frisch besorgen.

Die Anschaffung von Mehl bereitet dagegen der Hausfrau mehr Sorgen. Wohl kann man in den meisten Kolonien Mehl und Hirse, Reis oder Mais an Ort und Stelle kaufen, aber dieses Mehl ist grob, und man muß darum einen Vorrat von feinerem Mehl in Blechbüchsen aus Deutschland sich beschaffen. Unter den Zerealien ist aber der Reis für die Tropen am wichtigsten. Auf dem kolonialen Küchenzettel erscheint er immerfort in den verschiedensten Zubereitungsformen. Man hat darum gesagt, daß derjenige, der gegen den Reis einen unüberwindlichen Widerwillen hat, für die tropischen Kolonien völlig ungeeignet sei.

Die Einbürgerung der Kartoffel ist stellenweise gelungen, und eines guten Rufes erfreuen sich z. B. die Kartoffeln von Usambara. In der Regel aber entarten die Kartoffeln in den Tropen. Darum ist man in vielen Gegenden auf Einfuhr angewiesen; sie stehen dann hoch im Preise. Natürlich kann man auch Kartoffelkonserven verwenden, sie sind aber nicht so schmackhaft wie die frischen Knollen. Da muß die Hausfrau sich nach Ersatz für ihr gewöhnlichstes Gemüse in der Heimat umsehen. Sie findet ihn in verschiedenen Knollengewächsen, in den Bataten oder süßen Kartoffeln, in den stärkereichen Maniok, Taro und Yam. Sie werden zu Püree verarbeitet oder gebacken serviert. In ähnlicher Weise verwendet man auch unreife Bananen; man kann sie auch in Scheiben schneiden, mit Essig und Öl anrichten und dabei an den Kartoffelsalat denken.

In der Ernährung im tropischen Klima spielt das Gemüse eine sehr wichtige Rolle; allmählich gewöhnt sich hier auch der Europäer daran, weniger Fleisch und mehr Gemüse und Früchte zu essen. Wenn der Hausherr und die Hausfrau in den Kolonien dafür sorgen, daß in der Nähe des Hauses auch ein Nutzgarten angelegt wird, so werden sie über Mangel an Gemüse in der Regel nicht zu klagen brauchen. Unsere Gemüse gedeihen auch in den Tropen, nur wenige sind so widerspenstig, wie z. B. der Rosenkohl und der Blumenkohl, die keine Rosen und keine Blumen ansetzen wollen, sondern gleich emporschießen. Gurken, Kürbisse, Melonen wachsen in den warmen Ländern, die ihre Heimat sind, besser als bei uns. Sie werden fast überall angebaut, und auch die Tomaten

n vielen Gegenden eingeführt. Im übrigen lernt die
au bald auch einige einheimische Gerichte kennen. So
, B. der innere, weiße und weiche Teil einer jungen,
vier bis sechs Jahre alten Kokospalme als Gemüse
; das ähnlich wie die Artischocken schmeckt. Aus
n der Bataten oder süßen Kartoffeln bereitet man ein
tiges Gericht usw.

der Heimat wird die milde Hausküche im Gegensatz
so oft scharf gepfefferten Restaurationsküche gepriesen.
mit Recht, weil sie den Magen schont. In den Tropen
ie Sache anders. Der Magen und der Darm er-
hier sehr leicht und bedürfen zur Anregung schärferer
e. Das muß die Hausfrau beachten. Weit verbreitet
Tropen ist das Currygewürz, eine Mischung von
und spanischem Pfeffer, Kurkuma, Koriander, Kar-
, Kümmel, Ingwer, Senfkörnern, Zimt u. dgl., zu
bereitung verschiedene Rezepte angegeben werden. In
pischen Speisekammer müssen darum die Vorräte an
Pickles, an scharfen englischen Saucen, an Maggi-
u. dgl. einen breiteren Raum einnehmen.

: man sein Haus in der Nähe eines Flusses oder Sees
der Meeresküste errichtet, so wird auch die Fischerei
Abwechslung des Küchenzettels beitragen; denn in
Falle kann man leicht verschiedene, oft recht wohl
nde Fische erhalten; und an verschiedenen Meeresküsten
en sich für verhältnismäßig billiges Geld auch Hum-
Langusten und Austern beschaffen können. Hier ist aber
doppelt angebracht. Fische verderben besonders leicht,
bildet sich in dem zersetzten Fleische rasch das so ge-
: Fischgift. Nur frischgefangene Fische dürfen darum
Küche Verwendung finden; außerdem ist zu beachten,
tropischen Meeren häufiger an sich giftige Fische vor-
, deren Genuß schwere Erkrankung und Tod verursacht.
ßt es, aufpassen und nur bekannte, in der Küche be-
Arten verwenden!

ersame Hausfrauen sind Künstlerinnen im Ausnützen
reiskreisten. Die Hausfrau in den Tropen muß sich in
Hinsicht sehr beschränken. In der Hitze verdirbt alles
, daß nur gewisse Speisen über Nacht für das Früh-
serviert werden können. Der Reis verdirbt z. B. über
er bedeckt sich mit Pilzen und wirkt, wenn man ihn
genießt, geradezu giftig. Man kocht also nicht mehr,
vde bei der Mahlzeit verbraucht wird. Den Ueberfluß
ilt man aber oder wirft ihn fort; das ist das einfachste
gienisch auch das beste!

hr wichtig ist schließlich für die tropische Tafel das Obst.
Apfel, Birnen, Pflaumen und Kirschen gedeihen in den
Ländern nicht, dafür bringt die tropische Natur eine
nderer Früchte hervor. Da sind die Apfelsinen, Orangen, Pomeranzen, Baummelonen, die Mangos und die Mangostanen, die Kokosnüsse und die Bananen namhaft zu machen, und auch die herrliche Ananas darf nicht vergessen werden. Ihr Genuß ist in den Tropen nicht schädlich, wenn Übermaß vermieden wird, sondern im Gegenteil höchst erwünscht. Gefährlich wird aber das Obst, wenn es durch schmutzige Hände gegangen ist; es soll darum rein abgewaschen auf die Tafel kommen, und für jeden Tischteilnehmer sollte noch eine Schale mit abgekochtem Wasser vorhanden sein, damit er das Obst unmittelbar vor dem Genuß noch einmal abspült. Natürlich lernt die Hausfrau bald die fremden Früchte auch zu Kompotten, Kuchen usw. verwenden und mischt sie auch nach folgendem Rezept zu einem Obstsalat: Man schneidet zwei schöne Apfelsinen in feine Scheiben, legt sie in eine Schüssel und überstreut sie mit Zucker. Eine Ananas wird in der gleichen Weise geschnitten, ebenso Bananen, Papaya und Mango, dann übergießt man die Früchte mit einem Wasserglas voll Weißwein, rührt alles vorsichtig mit einer silbernen Gabel und gibt diesen erfrischenden Salat als Nachspeise mit kleinen Kokosnußmakronen.

Und selbst im „Bierbrauen" wird sich unsere Hausfrau versuchen und dazu die köstliche Ananas nehmen. Schöne reife Ananasfrüchte werden in Stücke geschnitten, mit etwas Zucker versetzt in eine Schüssel getan, dann gießt man so viel Wasser darauf, daß die Früchte bedeckt sind. Nach 24 Stunden gießt man die Flüssigkeit ab, füllt sie in Flaschen, bindet lose einen Kork darauf und läßt sie noch ein bis zwei Tage stehen. Dies gibt ein sehr erfrischendes, leicht moussierendes Getränk, das Ananasbier!

Stoßen wir mit ihm an auf das Wohl der deutschen Frauen, die sich mühen und plagen um das deutsche Heim in den fernen heißen Zonen! Bis vor kurzem waren sie wenig beraten, wenn sie über's Meer hinauszogen. Kohlstock schrieb noch in seinem „Ratgeber für die Tropen": „Vielleicht findet sich eine deutsche Hausfrau, die in den Tropen die höhere Kochkunst gepflegt hat, dazu bereit, ihre Kenntnisse zum Wohle der Menschheit in Form eines Kochbuches für die Tropen niederzulegen, und sich dafür ein bleibendes Denkmal zu stiften."

Heute besitzen wir schon zwei solche Bücher: „Das Kolonialkochbuch" von Olga Rosenberg, herausgegeben im Auftrage des Kolonialwirtschaftlichen Komitees und das „Kochbuch für die Tropen" von Antonie Brandeis (Berlin, Dietrich Reimer, Preis geb. 3,75 Mark). Namentlich das letztere bringt in seinem einleitenden Teil eine Fülle nützlicher Belehrung allgemeiner Natur. Der Anfängerin in den Tropen gibt es die vermißte Richtschnur; lesenswert aber ist es auch für diejenigen, die daheim bleiben; denn es bietet ein interessantes Bild der schwierigen Kulturarbeit der Frauen in fernen, noch wilden Ländern.

Hans Träumer.

Hans Träumer setzt sich auf sein Roß
In gläubigem Vertrauen,
Hans Träumer will sein Königsschloß
Aus weißen Wolken bauen.

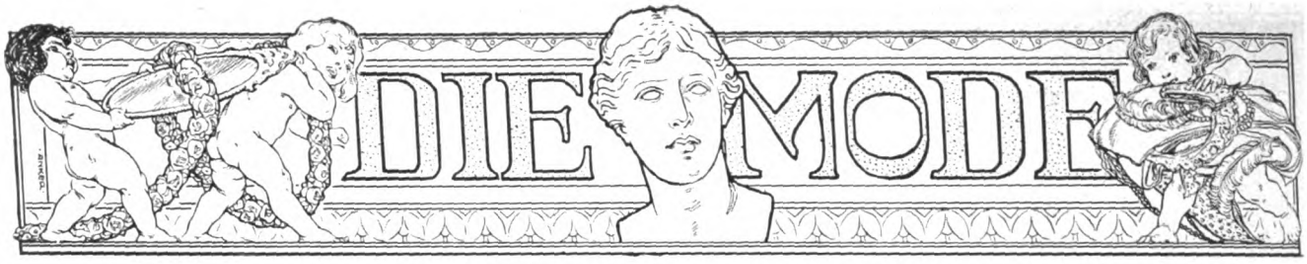
Ein Klingen weht durchs Weizenfeld,
Es rauschen rings die Buchen.
Hans Träumer reitet in die Welt,
Die Königin zu suchen — —

Wie Säulen steigt der blaue Rauch,
O Reiterlust, o Wonne!
Die Grete liegt am Fliederstrauch
Und blinzelt in die Sonne.

O Reitertag, o Sonnenschein,
Kreuzweg und Wegeswende!
Hans Träumer läßt das Reiten sein,
Das Märchen ist zu Ende.

O Wolkenschloß, o Königstraum,
Mailicht und blauer Flieder — — —
Hans Träumer unterm Birnenbaum
Der dichtet Wiegenlieder.

W. Sacken.



Gesellschaftstoilette in Prinzessform. (Abb. 39.) Für schlanke, ebenmäßige Erscheinungen ist die vornehme Prinzeßkleidform wohl diejenige, die die Linien der Gestalt am vorteilhaftesten zur Geltung bringt. Und da die kommende Mode die Mode der plastisch ausgearbeiteten Formen sein wird, so dürfte dem Prinzeßkleide dadurch eine Zukunft erblühen, die es zum gefährlichen Nebenbuhler schon bestehender Formen macht. Ein Prinzeßkleid stellt auch unser vornehmes Gesellschaftskleid dar, das mit kleinem, spitzem Ausschnitt gearbeitet, aus zartlila Libertykrepp gefertigt und durch breite, etwas dunklere Panneblenden bereichert ist. Es umschließt glatt den Oberkörper, nur eine tuchartig wirkende Fichugarnitur dient als Ausstattung, die mit langen Seidenfransen und einer Panneblende umrandet und durch eine in Lila, Grün und Gold ausgeführte Plattstichstickerei verziert wird, die oben ein Spitzengalon abschließt. Mit letzterem stimmt das Bündchen des halblangen, aus creme Spitzenvolants gebildeten Ärmels überein, dessen Ansatz die Fichugarnitur verdeckt. Der schlank die Hüfte umschließende Rock fällt, mit Panneblenden besetzt, nach unten in weichen Falten aus und wird durch eine 15 Zentimeter lange Schleppe vervollständigt. Zu dieser eleganten Toilette ist der Schnitt in 44, 46, 48, 50, 52, 54 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 6,75 bis 7 Meter.

Weisses Cheviotkleid für junge Mädchen. (Abb. 40.) Für Kinder wie für junge Mädchen bleibt für einfachere Festkleider weißer Cheviot ein immer dankbares Material, das zugleich den Vorzug besitzt, von unbegrenzter Solidität zu sein. Weißer, ziemlich weicher Cheviot diente auch zur Herstellung des niedlichen Back-

Abb. 39. Gesellschaftstoilette in Prinzessform.

fischkleides, dem durch eine gleichfarbige Spitzenstoffbluse der Charakter des Schweren genommen war. Die mit eckigem Ausschnitt gearbeitete Überbluse zeigt einen angeschnittenen glockigen Ärmel, der auf dem Arm durch weiße Seidenbandverschnürung zusammengehalten wird. Im übrigen ist die Überbluse vorn wie im Rücken in breite Stufen abgenäht und weist als Umrandung weißen Bandbesatz auf. Die Unterbluse wird oben in Form einer eckigen Passe sichtbar und läßt den ihr angefügten Spitzenstoffärmel durch die Bandverschnürung des Glockenärmels hindurchschimmern. Der Spitzenstoffärmel selbst ist eine halblange Puffe, die, unten in Fältchen abgenäht, in ein Stoffbündchen tritt. Von recht jugendlicher Wirkung ist der stark fußfreie, oben in feine Fältchen abgenähte Rock, dessen einzige Verzierung zwei breite Stufen bilden, die über einem breiten Saum sichtbar werden. Der zur Herstellung dieses jugendlichen Anzuges erforderliche Schnitt ist für die Taille in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 94, 100 und 106 Zentimetern Hüftweite, die einer Länge von 75, 85 und 95 Zentimetern entspricht, für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,75 Meter, für die Taille 2 Meter.

Japanische Bluse, Empfangskleid mit Spitzenbluse. (Abbildungen 41 u. 42.) Die neuste Phase der japanischen Taillenmode zeigt die Taillen und Blusen mit angeschnittenem, sich nach unten erweiterndem Ärmel, der dreiviertellang unten in ein Bündchen tritt. Diese Mode veranschaulicht auch unsere gestreifte Bluse, die auf weißem Atlasgrund rosa und grüne Samtstreifen zeigt. Die fast ganz glatte Form des Modells ist schräg geschlossen und im Rücken ebenso wie vorn arrangiert, wobei die Vorderteils- und Rückenkanten mit einem dunkelgrünen Samtstreifen abgekantet werden. Den tiefen Halsausschnitt füllt ein kleines Spitzenstofflätzchen, der der Bluse angeschnittene Dreiviertelärmel tritt unten in ein Bündchen. Hierzu ist der Schnitt in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 2,75 bis 3,25 Meter. — Das für junge Damen bestimmte, im kleineren Kreise zu tragende Empfangskleid erhält durch die duftige Bluse ein ebenso reizvolles wie jugendliches Aussehen. Gestickter Tüll über weißer Seide ergab zu letzterer das schöne Material, während zu den Bretellen abgepaßte weiße gestickte Seidenstreifen verwendet waren. Die ziemlich faltenlose Bluse wird oben durch eine Passe aus schmalen Seidenblenden und Zierstichen ausgestattet und besteht im übrigen aus Spitzenstoff; der Ärmel ist als halblange Puffe geschnitten, die ein Bündchen aus Seidenblenden und Zierstichen abschließt. Hellgrün bezogene Atlasknöpfchen bringen eine farbige Note in das kleidsame Modell, zu dem der sandfarbene Ton des eleganten Tuchrockes einen aparten Gegensatz ergibt. Aus neun Bahnen geschnitten, ist dieser Rock an jeder Naht in zwei Falten geordnet, die, bis in Kniehöhe niedergesteppt, nach unten ausspringen. Sein Schnitt ist in 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Bluse in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch für die Bretellen bei 1,10 Metern Breite etwa 75 Zenti-

Abb. 40.
Weisses Cheviotkleid für junge Mädchen.
Abb. 41 u. 42.
Japanische Bluse, Empfangskleid mit Spitzenbluse.

meter, für die Bluse bei 55 Zentimetern Breite 2,40 Meter und für den Rock bei 1,10 Metern Breite 3,30 bis 3,50 Meter.

Elegantes Empiremorgenkleid. (Abb. 43.) Für das elegante Morgenkleid ist der Empirestil durch seine fließenden Linien wie kein zweiter geschaffen. Auch unserem schönen Modell aus fraisefarbenem Tuch verleiht er seine graziöse Wirkung, die durch das leicht die Taillenlinie andeutende Band, das vorn wie im Rücken nach der Mitte zu in die Höhe steigt, noch erhöht wird. Das völlig lose, in etwas Schleppe ausfallende Modell wird durch einen in Stüfchen abgenähten Latzteil aus gelblichem Seidenbatist ausgestattet, der sich auch im Rücken wiederholt und durch eine kragenartige Batistgarnitur begrenzt wird, die gelblicher Spitzeneinsatz und Spitze abschließen. Unter dem kleinen angeschnittenen japanischen Ärmel fällt die volle halblange Ärmelpuffe hervor, die in einem mit Spitze verzierten Batistbündchen endigt. Vorder- und Rückenteile setzen sich in Reihfalten dem Leibchenteil an, der seine Abgrenzung durch breites fraisefarbenes Libertyband erhält, das vorn zu einem vollen Tuff mit langen Enden arrangiert ist. Der zur Anfertigung

Abb. 44 u. 45. Zwei Hauskleider.

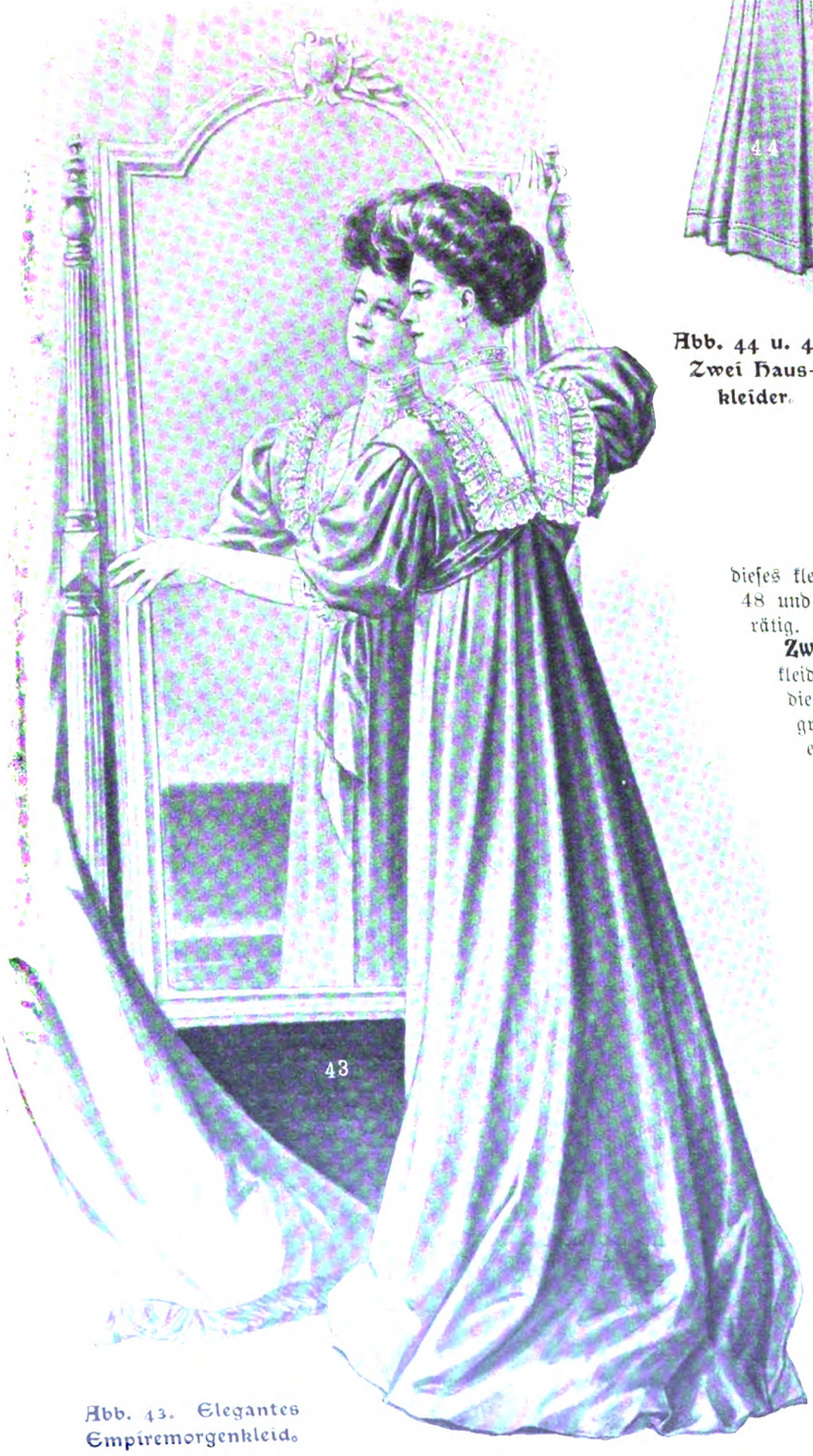


Abb. 43. Elegantes Empiremorgenkleid.

dieses kleidsamen Morgenkleides erforderliche Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter.

Zwei Hauskleider. (Abb. 44 u. 45.) Für das Hauskleid wird neben der Bluse die leicht blusige Taille immer die bevorzugteste Form bleiben, die durch ihre fast unbegrenzte Wandlungsfähigkeit sich nach Belieben einfach und elegant gestalten läßt. Auch unsere beiden Hauskleider werden durch Blusentaillen vervollständigt, von denen die eine in gelegte, die andere in Reihfalten angeordnet ist. Brauner Wollstoff ergab zu dem Modell Abb. 44 das Material, während die Ausstattung in gleichfarbiger Mohärtresse und braun und hellila gestreifter Seide bestand. Die vorn und im Rücken in Falten gelegte Blusentaille wird durch eine gestreifte Seidenpasse ausgestattet, die auf den Schultern durch Tressenspangen überspannt wird, die die in Bogen verlaufenden Vorder- und Rückenteile miteinander verbinden. Die vordere Mittelfalte besetzen ebenso wie die Bogen der Vorderteile kleine Schmuckknöpfe, der Ärmel zeigt eine volle halblange Puffe, die eine tressenbesetzte Manschette abschließt. Sehr gefällig wirkt hierzu der fußfreie, aus neun Bahnen bestehende Rock, der mit zwei Falten an jeder Naht gearbeitet, diese bis in Kniehöhe niedergesteppt zeigt. Sein Schnitt ist in 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 Meter, für den Rock 3,30 bis 3,50 Meter. — Zur Herstellung des zweiten, für schmächtige Figuren recht vorteilhaften Kleides diente mittelgrauer Cheviot, während die durchsteppten Blenden, die zur Garnitur verwendet waren, aus glänzendem grauen Tuch bestanden. Die auch im Rücken durch Fältchen bereicherte blusige Taille

zeigt die Vorderteile oben passenartig eingereiht und in leichtem Bausch in den Gürtel tretend. Den kleinen spitzen Halsausschnitt füllt ein weißes Spachtellätzchen, außerdem werden die Vorderteile durch abgesteppte Streifen umrandet, die zum Teil auch das Armloch begrenzen. Der schlanke Ärmel zeigt sich als dreiviertellange Puffe, die in eine lange glatte Manschette ausläuft. Übereinstimmend mit der Taille ist auch der glatte Siebenbahnenrock mit durchsteppten Blenden garniert, über die Längsstreifen greifen, die die einzelnen Nähte des Rockes decken. Unten fällt der Rock durch seine leicht geschweiften Nähte etwas tollig aus. Sein Schnitt ist in 92, 100, 108, 116, 125, 135 und 145 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,80 bis 2 Meter, für den Rock 2,75 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte sind zu den Modefiguren Nr. 39—45 gegen Einsendung des Betrages (am besten in Briefmarken) von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstraße 37-41, zu beziehen. Für Taillen, Mantel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird.

Von den teuern Zeiten.

Von R. Artaria.

„Notig is nit lustig!" sagt der oberbayrische Bauer. Es sagen's heute mit ihm viele Stadtleute, die das Strecken nach der Decke als eine recht unliebsame Gymnastik empfinden. Wir waren so bequem geworden, hatten uns so angenehm mit allen möglichen, von auswärts bezogenen guten Dingen verwöhnt — da schnappt plötzlich der Riegel des Zolles vor, und hinterher kam die Teuerung: dem Fleisch folgten in geschlossenem Aufmarsch die Gänse und Hühner, ja selbst Hirsche, Hasen und Rehe, deren „Produktionskosten" doch wahrlich nicht gestiegen sein können, und Seife, Mehl, Butter, Eier und Kohlen!

Während die Gelehrten in mehr oder minder fruchtbaren Erörterungen die Gründe dieser allgemeinen Teuerung festzustellen suchen, ist es jedenfalls unsern Hausfrauen nicht zu verdenken, daß sie über alles dies lauten Jammer erheben.

Aber das Jammern nutzt bekanntlich nie etwas. Man muß aus jeder verschlimmerten Situation das Beste zu machen suchen. Sollen wir also bei gleichbleibenden Einnahmen und gesteigerten Ausgaben das Jahr ohne Defizit beschließen, so heißt es möglichst gleich zu Beginn des Jahres ernstlich nachdenken und die Punkte ausfindig machen, wo noch am ehesten gespart werden kann.

Am Überflüssigen — selbstverständlich! Aber was heißt „überflüssig? . . . dem einen ist es Kaviar, dem andern die Butter zum täglichen Brot. Eine allgemeine Norm dafür kann es nicht geben. Wohl aber ist es jedem möglich, je nach seinen Verhältnissen genau nachzusehen und zu prüfen, wo etwa reduziert werden könnte. In einem vortrefflichen Artikel des Jahrgangs 1906, Nr. 3 der „Welt der Frau", hat Meta Merz eine ganze Menge nahrhafter, wohlschmeckender Ersatzgerichte für das teure Fleisch angegeben und nebenbei ausgeführt, daß der Fleischgenuß ohne allen Schaden für die Gesundheit etwas beschränkt werden kann. Das ist so gewiß richtig wie ein anderer Satz: daß nämlich die meisten von uns mehr essen, als nötig ist. Der menschliche Organismus rächt sich oft genug durch schwere Störungen und vorzeitiges Ende für allzu vieles und leckeres Essen und Trinken, oder er umgibt sich mit einer dicken Fettschicht, die dann wieder durch Badekuren und „schlankmachende" Geheimmittel weggebracht werden soll. Allen gewichtigen Vielessern könnte eine starke Verringerung der täglichen Ration nur guttun. Den Mäßigen aber ist sie nicht anzuraten, und die Hausfrau soll an der Quantität des Mittagessens nicht sparen. Aber sie kann es durch Vereinfachung, durch wohl überlegte Abwechslung zwischen billigen und kostbareren Gerichten, Ersatz der teuern frischen durch die preiswerten Dörrgemüse, größere Benützung der billigen Hülsenfrüchte und was derartige Ersparnisse mehr sind, die es ermöglichen, dann doch wieder dem Sonn- und Festtag durch eine gute Extraschüssel die gebührende Ehre anzutun. Aus den Artikeln von Skowronnek: „Fischverwertung", Nr. 39, 1906, und „Billige Wildküche", Nr. 41, 1907 der „Welt der Frau", wie auch „Reste" von M. Merz in No. 8, 1907, und „Verwendung minderer Fleischpartien" von Gollmer in Nr. 21, 1907 der „Welt der Frau", sind hierzu auch noch eine Menge trefflicher Ratschläge zu schöpfen.

Energisch gespart werden kann ferner am Abendessen. Höchstens im kräftigsten Lebensalter brauchen arbeitende Männer und Frauen Fleisch am Abend. Kleinen und größeren Kindern wie auch älteren Leuten und vor allem den vielen Magenleidenden ist ein leichtes Abendessen von süßer oder saurer Milch und Butterbrot oder sonstige leichte Kost entschieden viel zuträglicher als warme Fleischgerichte oder der beliebte kalte Aufschnitt von Wurst und Schinken. Daß Bier und Wein nur Geld kosten, aber weder Kraft noch Nahrung geben, ist heute allbekannt. Auch diese Ausgabe kann stark verringert werden — bei gleichzeitiger Förderung des Familienwohlbefindens.

Vor allem aber heißt es, den vielen kleinen Verschwendungen steuern, die in zahlreichen bürgerlichen Haushaltungen vorkommen. Die Hausfrau schilt wohl, wenn sie wieder einmal alte Fleischbrocken und weggeschüttetes Gemüse im Abfalleimer findet, aber das tägliche Vorbeugen muß sie eben ernsthafter betreiben. Nichts darf unnütz verkommen, jeder Rest muß verwendet werden. Auch sollten die Vorräte unter der Hand der Hausfrau bleiben. Viele von ihnen finden es sehr bequem, dem Mädchen alle Schlüssel zu überlassen: sie dürfen sich dann nicht wundern, wenn selbst die ehrlichen mehr von allem nehmen, als notwendig wäre.

Ganz so scharf brauchen sie's ja nicht zu betreiben wie jene Frau im „Rheinländischen Hausfreund", der der hungrige Mann das Speisekästlein auf dem Rücken in die Kaffeegesellschaft trägt: damit sie es aufschließe und ihm etwas zum Abendessen herausgebe. Aber die „Schlüsselgewalt" wenigstens über die größeren Vorräte auszudehnen, ist doch jeder Hausfrau recht anzuraten.

Wenn unsere Hausfrauen alle diese Hilfsmittel gebrauchen, so kann es ihnen wohl glücken, die Kluft zwischen den heutigen Preisen und ihrem vorjährigen Haushaltsgeld zu überbrücken, so unmöglich ihnen das im ersten Augenblick erscheinen mag. Deshalb braucht noch lange keine trübselige Sparstimmung am Familientisch Platz zu greifen. Gemeinsam haben Vater und Mutter die notwendigen Maßregeln überlegt. Die letztere muß sie ausführen, aber dem ersteren liegt dann die Verpflichtung ob, mit gutem Beispiel in Heiterkeit und Humor den Kindern voranzugehen, keine mäkelnde Kritik am neuen Speisezettel zu dulden noch sie gar selbst zu üben. Seine nicht zu vermehrenden Einnahmen sind es doch, die alle diese ökonomischen Künste notwendig machen!

Gewiß ist das alles nicht leicht. Kinder angesichts der Naschwerkautomaten, der verlockenden Konditor- und Delikateßauslagen zur Einfachheit erziehen, bleibt ein schweres Stück. Aber tüchtige, vernünftige Eltern, die ihren Kindern geistige Interessen und Freuden zu geben haben, bringen es doch fertig.

Und hier treffen wir den Punkt, wo die vielbeklagte Teurung neben ihren unleugbaren Übeln uns ein paar große Güter bringen kann: Selbsteinkehr, Selbstbeherrschung und größere Wertschätzung des idealen Lebensinhalts. Wie einfach lebten unsere Vorfahren, wie viel sparsamer und genügsamer war ihre ganze häusliche Führung als heute die unseres

Mittelstandes! Aber aus den Lebenserinnerungen jener Zeit klingt uns eine Zufriedenheit und Unabhängigkeit von äußeren Dingen entgegen, die heute fast nirgends mehr zu finden ist. Wir sind sehr materiell geworden, sehr verwöhnt und anspruchsvoll. Und die anderen Nationen werfen uns alle vor, daß man in Deutschland ungebührlichen Wert auf Essen und Trinken lege. Wie viel Luxus hält man heute für notwendig zum Leben und entbehrt ihn nur mit großem Mißmut! Was die Größten vergangener Zeit zu staunender Bewunderung hingerissen hätte: die Reinlichkeit und Beleuchtung unserer Städte, die billigen Verkehrsmittel, das unentgeltliche Liefern aller Bedürfnisse ins Haus, die Fülle leicht erreichbarer Bildungs- und Kunstschätze, die öffentlichen Vorträge und Lesehallen, die Gratisschreibgelegenheiten in Bureaus und Poststellen, die Gratisbenutzung des wundervollen Telephons in jedem bekannten Geschäft — alles das und wie viel anderes noch ist uns heute ganz selbstverständlich geworden. Das entsprechende Glücksgefühl über ein so erleichtertes und verschönertes Leben würde man aber vergeblich suchen. Niemand mag sich damit über die verteuerten Lebensmittel trösten, ja niemand versucht es, auch nur in sich und den Seinigen, besonders in den Kindern, das lebendige Bewußtsein, wie viel Lebenserleichterungen wir vor unseren Altvorderen voraushaben, zu erwecken und wach zu erhalten.

Da wird dann vielleicht, wie so manchmal im Menschenleben, die äußere Kalamität zum Anlaß der inneren Umkehr werden. Zurückgreifen auf die ärmlich knappe, schlecht beheizte und beleuchtete Existenz der Vorfahren können wir wohl nicht, aber wir können die vielen, unnötigen Übertriebenheiten abtun und die Sucht, alles auch haben zu müssen, was andere haben. Sich äußerlich bescheiden im Gefühl des eigenen inneren Wertes ist auch eine Vornehmheit! Vielleicht wird es modern werden, aus den gleichen Gründen auch die materiellen geselligen Genüsse zu vereinfachen, aus denen heute schon eine Menge hochstehender Menschen auf den Alkohol verzichten: um menschlich besser und gesünder zu leben! Vielleicht kommen wir noch so weit, daß, wer nötig hat, sich einzuschränken, dies ganz ruhig zugesteht, statt es ängstlich zu verbergen. Mut brauchen dazu nur die ersten, dann erwacht der Herdentrieb und die andern folgen nach. Wie selbstverständlich fahren bereits eine Menge von feinen Leuten in der dritten Klasse, die früher glaubten, weitere Entfernungen nur in der zweiten zurücklegen zu können! Wie viele nehmen einen billigeren Platz im Theater, wenn der Parkettsitz unerschwinglich wird, nach dem Beispiel der Künstler- und Studentenjugend beiderlei Geschlechts, die z. B. in München eine Wagneroper nur von der Galerie aus hört und durch ihre unglaublich billigen Land- und Rodelpartien der Welt beweist, daß unter Umständen „notig", sogar sehr lustig sein kann. Es kommt nur darauf an, wohin man den Akzent legt, auf die Atzung oder auf den Naturgenuß!

Wäre es ein Schaden, wenn diese Lebensauffassung etwas allgemeiner würde? Wenn die „neue Frau" versuchte, der neuen, schwereren Zeit mit mehr Standhaftigkeit und Tatkraft zu begegnen als der früheren bequemen? Vernunft, Mut und praktische Gaben gehören dazu, auch Fröhlichkeit, die sich an kleinem freuen kann, und ein warmes Herz, das noch was für die Armen zurücklegt, die ja viel schlimmer daran sind. Glückt es aber solch einer sorgenden, selbst arbeitenden, überall zum Rechten sehenden Frau, nicht nur ihren Haushalt durch alle Schwierigkeiten zu steuern, sondern auch noch ihre Kinder zu anspruchslosen, heiteren und lebenstüchtigen Menschen zu erziehen, dann hat sie in ihrem Hause zur Tat gemacht und erfüllt, was ein altes, weises Sprichwort rät: „Man muß aus der Not eine Tugend machen!"

Glasmalerei-Imitation.

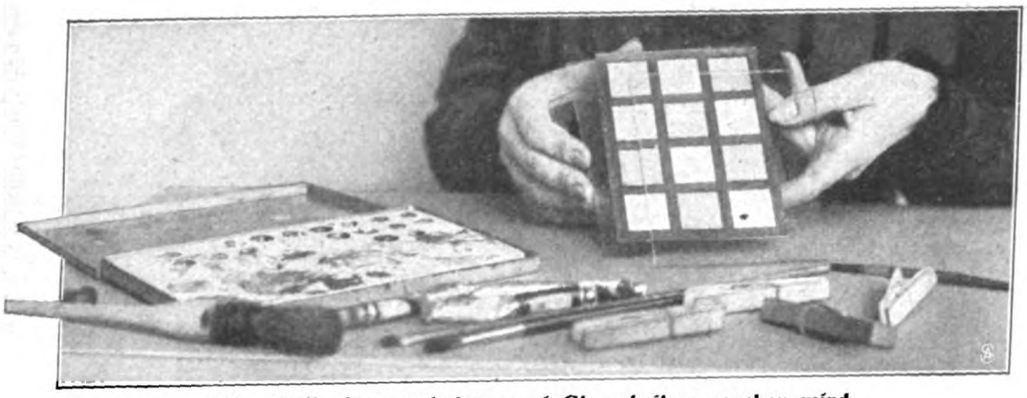
Von Gertrude Meurer.

Nicht um eine Nachahmung im Sinne einer beabsichtigten Täuschung handelt es sich bei dieser leichten und angenehmen Arbeit, die sich besonders für Frauenhände eignet. Technik und Wirkung der Mosaikkirchenfenster oder der künstlerischen Glasgemälde werden nicht angestrebt — das Glas wird weder geglüht noch in weichem Zustande gefärbt, auch die Hilfe der Lotstange nicht in Anspruch genommen. Wir wollen es nur mit einer farbigen Zeichnung schmücken, etwa so, wie wir eine Holztäfelung mit Ornamenten unter Anwendung des Stiftes verzieren würden. Diese Bemalung ist denn auch, streng genommen, nicht in die Reihen der häuslichen Künste zu stellen. Der Ausführung haftet immerhin etwas Handwerksmäßiges, etwas Mechanisches an, und deshalb werden künstlerisch Begabte an dieser Erholungsarbeit kaum Genüge finden; vielleicht aber diejenigen unserer Leserinnen, die in weiser Selbsterkenntnis die Grenzen ihres Könnens nicht überschreiten und statt verzeichneter Genrebildchen und verquälter Blumenstücke lieber ein korrekt gezogenes Linienornament auf die Glasplatte setzen und mit Geschicklichkeit, gutem Geschmack und peinlicher Sorgfalt — die ja zu jedem Gelingen unerläßlich sind — dann Resultate erzielen, die selbst anspruchsvollere Wünsche befriedigen können. Um so eher, als die bemalten Glasplatten sich sehr hübsch zu dekorativen Zwecken verwenden lassen, so z. B. als Fenstervorsätze, Einsatzscheiben in Bücherschränke und Büfette, als Türfüllungen, Kastenwandungen, Tischplatten usw.

Vom Glaser lassen wir uns zunächst eine Glasscheibe von tadelloser Reinheit und frei von Bläschen oder Streifen in der gewünschten Form schneiden. Man überläßt das Maßnehmen am besten dem Fachmann, der Laie begeht in seiner Unkenntnis leicht Fehler, die sich später bitter rächen. Ein wenig zu viel oder zu wenig kann die fertige Arbeit ganz unbrauchbar machen: eine zu knapp bemessene Scheibe läßt sich nicht fassen, und auf einer zu reichlich bemessenen bleibt das Ornament durch Übergreifen der Rahmenleisten ohne festen Abschluß — eine Entdeckung, die stets gemacht wird, wenn's zu spät ist.

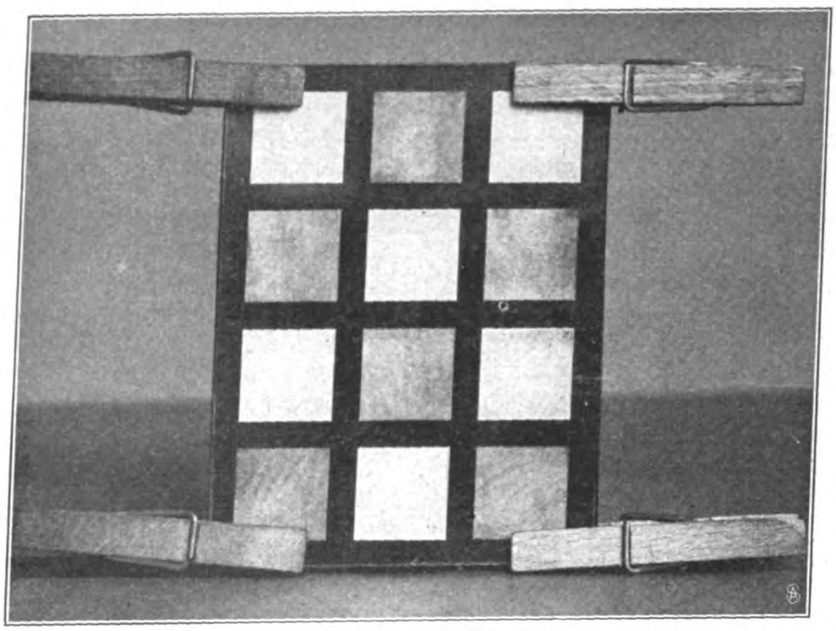
Als Motiv wählt man am besten geometrische Figuren. Wer sich etwas mehr zeichnerische Fertigkeit zutraut, wird sich mit Freuden der schönen Pflanzenornamente bedienen, die alte und neue Vorbilder in so reichem Maße liefern. Für den Anfang empfiehlt sich das Einfachste, zumal da ja unser moderner Zug im Kunstgewerbe alles Einfache auch ohne Rücksicht auf Anfängertum begünstigt. Jedenfalls sieht ein scharf geführtes Schachbrettmuster unter Umständen besser aus als verzitterte Butzenscheibenkreise oder verkrüppeltes Rankenwerk.

Die Vorzeichnung wird auf weißem, nicht zu starkem Papier ausgeführt. Als erste Bedingung ist bei der Anlage darauf zu achten, daß die Umrisse der einzelnen Farbenfelder sich in ihrer Breite je nach der Größe der Arbeit richten müssen; es kann die Stärke eines Schwefelhölzchens genügen, mitunter aber auch Bleistiftbreite nötig sein. Diese Bandumrisse, die „Verbleimungen", sind stets durch zwei nebeneinandergehende Linien zu markieren. Hat man auch noch leichte Farbenangaben auf dem Papier gemacht, so ist der schwierigste Teil der Arbeit beendet. Das Papier wird nun unter die vorher mit Schlemmkreide oder Weingeist gesäuberte Glasplatte geklebt oder, wie unsere Bilder es zeigen, zwischen zwei Glasplatten mit Klammern befestigt; so wird es ermöglicht, ohne Übertragung der Zeichnung auf die Glasfläche selbst, mit sicherer Hand die Linien nachzuziehen. Nirgends darf der Papierbogen ein Fältchen werfen, nirgends sich verschieben, da sonst die senk- oder wagerechten Linien sich ebenfalls



Wie die Vorlage zwischen zwei Glasscheiben gegeben wird.

verschieben oder dem Fachausdruck nach: wackeln würden. Haftet das Papier unverrückbar am Glase, so wird mit dem Malen begonnen. Es empfiehlt sich, die Glasplatte auf dem Arbeitstisch etwas schräg zu stellen, um das Blenden und Schillern des Glases zu vermeiden. Von Vorteil für den Arbeitenden wäre es, wenn sie bis zur Beendigung des Malens unberührt in der einmal gegebenen Stellung verbleiben könnte, da bei steilerer oder flacherer Lage der Platte sich die Zeichnung für das Auge jedesmal verändert. Vor dem Auftragen der Farbe reibt man die zu bemalende Fläche mit einem in Terpentin getauchten Wattebäuschchen ab; es entsteht dadurch eine leichte Trübung des Glases, die jedoch das Anhaften der Farben wesentlich erleichtert. Nach etwa zehn Minuten kann dann das eigentliche Werk begonnen werden.

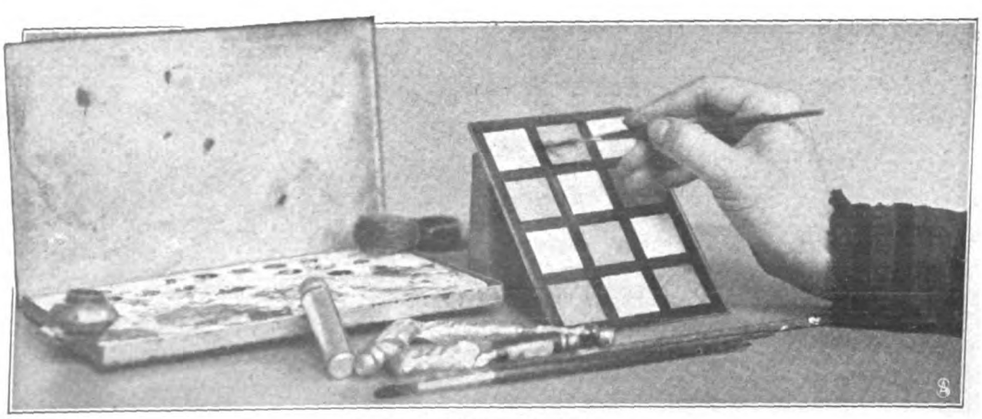


Das Befestigen mit Klammern.

Als Handwerkszeug sind einige Haarpinsel nötig, flache und spitze, möglichst für jede Farbe ein besonderer; als Arbeitsmaterial: Lasurölfarben, etwas Terpentin und für die Verbleiungen Graphitpulver, dem man zur Aufhellung ein Drittel Silberbronze beigibt. Diese Mischung rührt man mit Leinöl, unter späterer Zugabe von Terpentin, zu einem ziemlich dicken Brei an, jedoch nicht zuviel auf einmal, da die Masse ziemlich schnell erstarrt.

Zunächst füllt man nun die Verbleiungsbänder glatt und gleichmäßig, wobei man vor allem auf scharfe Außenlinien zu achten hat. Anfangs ist die Hand unsicher, und der Pinsel springt wohl mal über die durch das Glas scheinende Linie; bald aber finden sich Ruhe und Übung, und die Sache geht flott und lustig weiter. Die Arbeit wird oben begonnen und schichtweise weitergeführt, damit die Hand nirgends in die noch flüssige Farbe tasten kann. Sind alle Umrißbänder gefüllt, so ruht die Arbeit ein bis zwei Tage. Ist der Graphit überall angetrocknet, so kratzt man mit Hilfe eines Federmessers oder einer Stopfnadel vorsichtig etwaige kleine Entgleisungen an den Rändern weg, bessert dünngebliebene Stellen nach und entfernt jedes Stäubchen von den noch unbemalten Glasflächen, die man nun mit Farbe anstreicht, denn als „Malen" darf man die Arbeit, die nichts weiter ist als ein Tünchen, nicht bezeichnen. Gleichmäßiges Auftragen der Farben mit nur halbfeuchtem Pinsel bleibt Hauptbedingung für das gute Gelingen. Je nach Wunsch kann die Farbe von einem Mittelpunkt kreisförmig aufgetragen werden (Butzenscheiben) oder aber strichweise von oben nach unten, in diesem Falle tupft man mit einem „Vertreiber", einem runden, geradegeschnittenen Pinsel, die Farbenfläche von Unebenheiten frei. Ist nach ein paar Tagen alles gut und hoffentlich staubfrei getrocknet (Staubkörnchen sehen bei so einfachen Ornamenten doppelt unschön aus), so entfernt man die untergeklebte Papierzeichnung, säubert die ungemalte, jetzt „rechte" Seite von etwa anhaftenden Gummiflecken, überklebt die Farbenseite mit Papier oder überstäubt sie mit Fixativ oder schützt sie durch eine zweite Glasplatte.

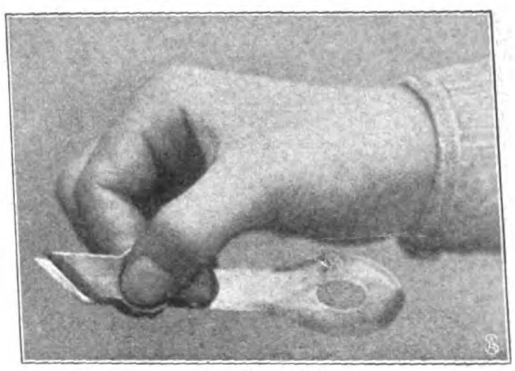
Wie schon erwähnt, lassen sich diese Glasmalereien dekorativ sehr wirkungsvoll verwerten. Auf der Innenseite der Doppelfenster ausgeführt, sehen sie viel besser aus als die bunten Glasmalerei-Imitationen aus Papier, die von wirklich gutem Geschmack ja längst verpönt wurden und nur selten in schlichten, künstlerischen Mustern hergestellt werden, sich überdies leicht von den Scheiben lösen und dann das Gegenteil eines Schmuckes für das Zimmer bedeuten.



Das eigentliche „Malen".

Praktische Küche.

Pasten in Tuben. Der unaufhaltsamen Verteuerung aller Lebensmittel stehen doch auch einige Ersparnismöglichkeiten durch bessere Ausnutzung des Materials gegenüber. Dahin gehören in erster Linie die Tuben mit Sardellenbutter, Anschovis und allerlei Fleischpasten. Sie sind durch luftdichten Verschluß für längere Zeit benutzbar und deshalb viel praktischer als die bekannten „Pains" in Blechbüchsen, die, einmal geöffnet, rasch verderben und doppelt so viel Stoff enthalten, als für einen Teller voll Brötchen zum Tee nötig ist. Nun aber kann man aus der Tube die kleinste Portion Sardellen-, Anschovis- oder sonstigen Brötchen herstellen (die Masse wird mit der drei- oder vierfachen Portion Tafelbutter gut vermischt), auch schnell einmal eine Sauce schaffen oder verbessern, ohne erst kaufen, putzen und verwiegen zu müssen. Mayonnaise bereitet man wohl besser selbst, wenn irgend die Zeit reicht und Olivenöl im Hause ist; sonst ist sie auch in der gleichen Form fertig zu haben; selbst kondensierte Milch ist in Tuben verschlossen zu haben und bewährt sich sehr auf Ausflügen. Für sparsamen Haushalt sind diese Tuben höchst praktisch, vor allem aber auch für die vielen einzeln Lebenden, Künstlerinnen, Lehrerinnen und andere, die auch einmal ihrem Besuch einen netten Teetisch bereiten wollen und wenig Zeit zum Einkaufen haben. Kühl aufbewahrt, halten sich die Tuben mehrere Wochen tadellos frisch und sind stets gebrauchsfertig; ihr Preis ist mäßig.

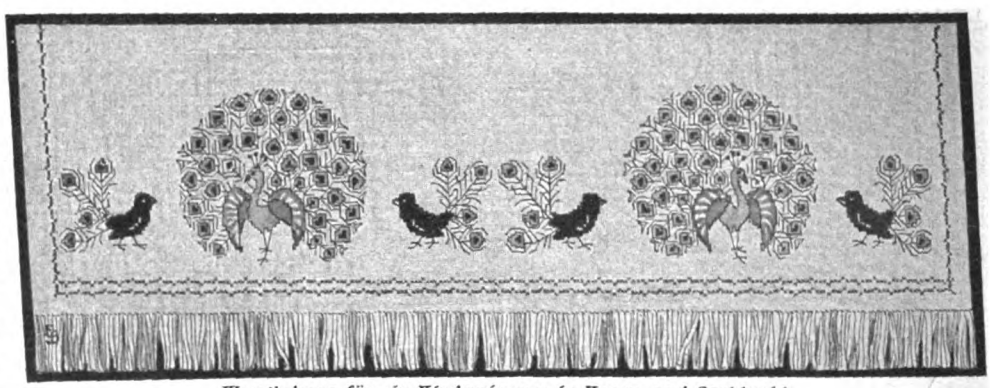

Geflügelrupfer.

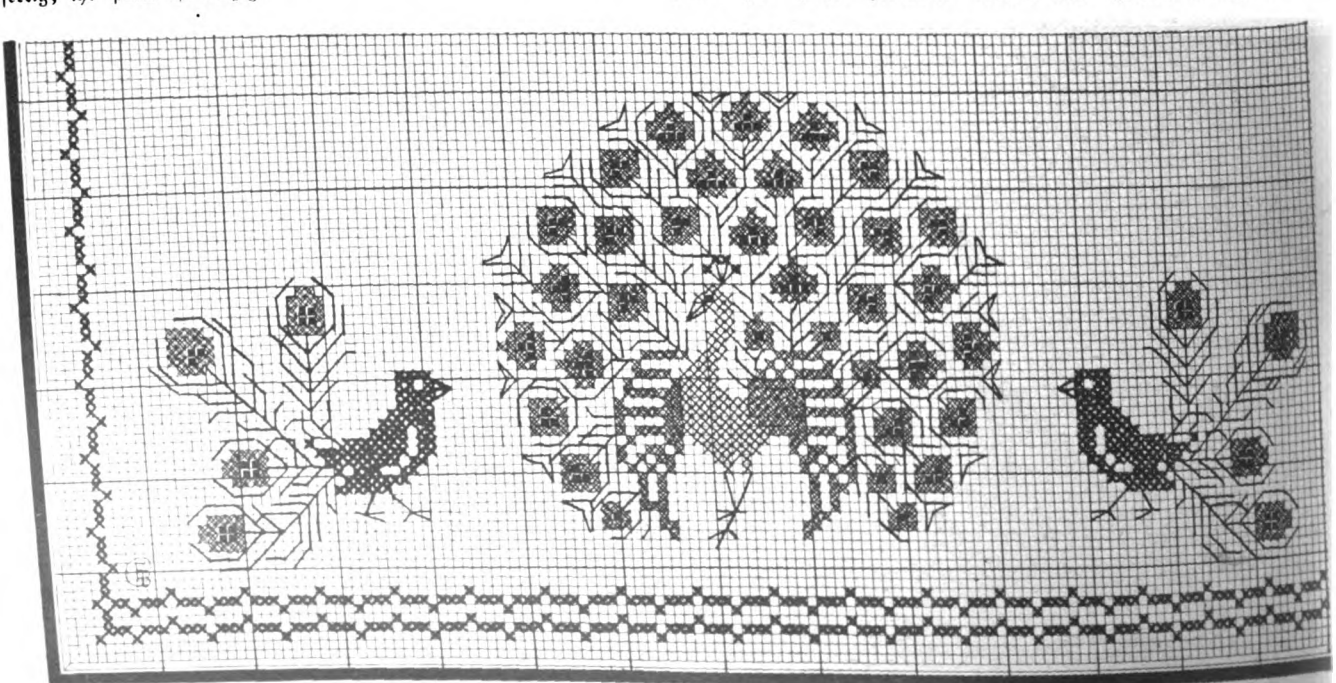
Kartoffelsalat. Ein in England äußerst geschätzter Kartoffelsalat wird hergestellt, indem man in Scheiben geschnittene, abgekochte Kartoffeln mit Gurken, Krabben und frischen Morcheln vermischt und mit einer dicken Mayonnaise anmacht.

Neuer Geflügelrupfer. Die Handhabung und Einrichtung dieses kleinen Instruments leuchten in ihrer Zweckmäßigkeit wohl jeder kochenden Frau ein. Die Dillen für Daumen und Zeigefinger machen die Arbeit sehr bequem.

Handarbeit.

Wandbehang für ein Kinderzimmer in Kreuz- und Strichstich. Der für ein Kinderzimmer so recht geeignete Wandbehang zeigt als Motiv die Fabel vom Raben, der sich mit fremden Federn schmückt. Wie stolz steht der Pfau in seiner schimmernden Pracht da, und wie plump sind die Raben mit den zerrauften Federn dazwischen. Die Stickerei wird mit Perl- und Glanzgarn auf zart graugrünem, grobem Rupfen in Kreuz- und Strichstich gearbeitet. Zur bedeutenden Erleichterung des Zählens ziehe man von zehn zu zehn Stichen einen Heftfaden, wie er durch stärkere Linien auch auf der Zeichnung markiert ist. Die Raben, die Kronfederchen, Schnabel, Augen und Füße des Pfaus und die Umrandungslinien sind mit Perlgarn schwarz gestickt, für den Körper des Pfaus wird mittelblau, für die Flügel und Umrandung der Pfauenfedern mittelgrün und für die „Augen" der Federn dunkelblaues Glanzgarn genommen. Die feinen Federchen in Strichstich stickt man mit zur Hälfte geteiltem blauen und grünen Glanzgarn, das


Wandbehang für ein Kinderzimmer in Kreuz- und Strichstich.


Detail zum Wandbehang.

zusammen in die Nadel gefädelt und gestickt wird, um den blaugrünen Schimmer möglichst natürlich herauszubekommen. Für den unteren Abschluß zieht man die Längsfäden etwa fünfzehn Zentimeter lang aus, die andern drei Seiten werden gesäumt.

Amateurphotographie.

Doppelgängerbild eines Kindes. Unser hübsches Bildchen zeigt, daß das bekannte photographische „Zauberkunststück" der Doppelgängerbilder (man photographiert bei neutralem Hintergrund einmal auf die eine und dann auf die andere Hälfte der Platte) sich auch in der Kinderphotographie recht wohl durchführen läßt, obwohl ja die auch sonst schon gefürchtete Unruhe der kleinen Modelle hier natürlich eine etwas größere Schwierigkeit bildet. Zunächst wurde die Puppe auf einem geschickt verborgenen Ständer befestigt und für das ganze Bild ein schwarzer Vorhang als Hintergrund gewählt. In schwere Gefahr stürzte unser „Mutzelchen" das Gelingen des Bildes, als sie bei dem Vertauschen ihres Standplatzes der Puppe, deren „Unverrücktheit" ja allein das Bild wahrscheinlich macht, einen kleinen Schubs gab, der diese sonst so ruhige kleine Dame zunächst völlig aus dem Gleichgewicht zu bringen drohte. Zum Glück entwickelte sie die ungewöhnliche Geschicklichkeit, fast vollständig in die alte Lage zurückzufinden. So waren nur ein paar kleine Positivretuschen nötig, um der Mit- und Nachwelt mit größtmöglicher Wahrscheinlichkeit zu beweisen, daß Mutzel wirklich — eine kleine Zauberkünstlerin ist.

Doppelgängerbildchen.

Gesundheitspflege.

Ist Gefrorenes nach einer Festmahlzeit schädlich? Bei größeren Festmahlzeiten pflegt Gefrorenes oder Speiseeis den Schluß zu bilden. Viele meinen, daß es auf den vollen Magen besonders schädlich wirke. Nun ist Gefrorenes überhaupt kein hygienisch empfehlenswertes Genußmittel. Eis und eiskalte Getränke können wohl bei verschiedenen Krankheiten gegen Blutungen, Erbrechen und dergleichen vom Arzt verordnet werden; dem Magen sind sie aber im allgemeinen nicht bekömmlich, da sie einen starken Reiz auf die Magenschleimhaut ausüben. Es ist auch bekannt, daß viele durch zu kalten Trunk sich Krankheiten zugezogen haben. Was nun das Speiseeis anbelangt, so wirkt es um so verderblicher, je leerer der Magen ist. In dieser Weise wird namentlich in der Sommerzeit gesündigt, da man in Konditoreien vormittags oder lange nach dem Mittagessen Gefrorenes mit der winzigen Zukost einiger Waffeln zu genießen pflegt. Einem wohlgefüllten Magen schadet es aber am wenigsten, und gerade nach größeren Mahlzeiten und Diners wird es noch am besten vertragen. Man muß aber des Guten nicht zu viel tun, und wer vollends an einem schwachen Magen leidet, der muß sich vor dem Speiseeis hüten.

Die Mundpflege der Kranken. Die bestbereiteten Speisen können unbekömmlich werden, wenn die Mundpflege des Kranken vernachlässigt wird. In gesunden Tagen fördert schon das Kauen von Brot und festen Speisen die Reinigung des Mundes. Bei den ruhig, oft apathisch daliegenden Kranken fällt das fort, und nur zu leicht wird die Mundhöhle zur Brutstätte aller Art Fäulnis erregender Bakterien. Das wirkt auch auf den Magen des Patienten zurück, der Appetit wird vermindert. Nun ist vielen Kranken die in gesunden Tagen wohlgewohnte Mund- und Zahnpflege zu beschwerlich. Solchen Kranken muß man alles möglichst bequem machen. Bei schwerer Erkrankten, die teilnahmlos daliegen, muß aber die Krankenpflegerin die Mundpflege selbst übernehmen, ebenso bei Kindern. Am zweckmäßigsten geschieht das, wenn man ein Stück reine Leinwand oder Verbandwatte um den Zeigefinger der rechten Hand wickelt, ihn in das Mundwasser taucht und damit die Zähne und die Mundhöhle gründlich abwischt. Natürlich muß die Watte oder Leinwand dazu bei einer Sitzung mehrmals frisch genommen werden.

Schöner Hausrat.

Elektrische Lampe. Die elektrische Lampe, die wir links unten unseren Leserinnen zeigen (Entwurf von Campbell & Pullich, Berlin), macht einen sehr originellen Eindruck. Der Fuß ist mit Rindleder bezogen, und antik aussehende Messingknöpfe schmücken ihn und den Ständer, der aus dunkelm Holz geschnitzt ist. Diese Nägel, die die einzige Verzierung ausmachen, sind wie Perlen an einer Kette eng aneinandergereiht. Der Schirm ist aus dichter, buntgewebter Seide, und die Farben sind so gewählt, daß sie beim Benutzen der Lampe ein warmes, harmonisches Licht ermöglichen.

Moderne elektrische Ständerlampe mit seidenem Schirm.

Steinzeugvase mit Kupferauflage. Eine ungewöhnlich feine

Steinzeugvase mit Kupferauflage.

Wirkung wurde hier durch ein nicht eben häufig verwendetes Mittel erzielt. Die grünlich rötlichen Reflexe des eigenwilligen, auf der Technik nicht auf ausgeklügelter Reißbrettzeichnung beruhenden Ornaments heben sich leuchtend von der stumpferen Ruhe des Grundmaterials ab. Die schöne kleine Vase wurde von den Damen Lehnert und Lobedan entworfen und ausgeführt.

Silberpokal. Professor Ernst Riegel in Darmstadt, von dem unsere Leserinnen schon gelegentlich an dieser Stelle ein schönes Werk in Abbildung sahen, hat auch dieses Stück, ein Gelegenheitsgeschenk größten Stils, geschaffen. Aus dem mit gemeißeltem Ornament reich geschmückten Unterbau entwickelt sich der Pokal zu schlanker Höhe, überdacht von dem stark verbreiterten, gebuckelten Oberteil, dessen Abschluß der Deckel bildet: seinen Schmuck ergibt das den ganzen Pokal krönende zierliche Figürchen, aus dessen Blumenhorn ihn die Rosen überrieseln.

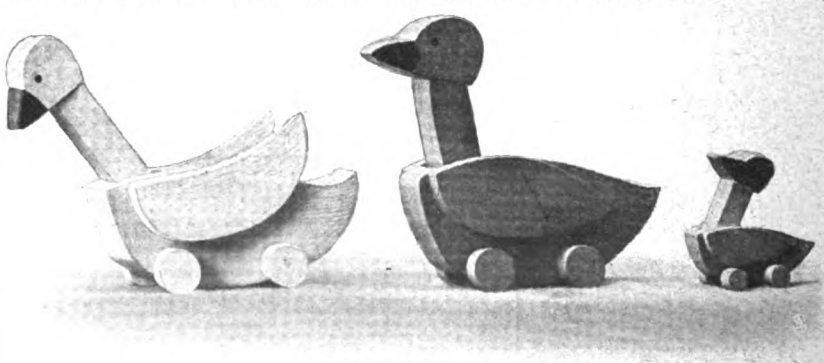
Silberpokal.

Kinderspielzeug.

Moderne Tierfiguren. (Von Richard Knöhl.) So einfach die Grundformen sind, auf die hier die einzelnen Körperteile zurückgeführt sind — das Ganze ergibt eine überraschende Naturwahrheit in Ausdruck und Bewegung, so daß diese hölzernen Gänse und Enten nichts weniger als — hölzern wirken. Ihre drolligen und so variablen Bewegungen vor allem werden ihnen das Entzücken jeder Kinderstube sichern.

Hauswirtschaft.

Reinigung der Nähmaschine. Ein treuer, unermüdlicher Helfer der Hausfrau ist die Nähmaschine. Und doch wird sie manchmal recht undankbar behandelt. Wie ist es dann zu verwundern, wenn sie einmal die gute Laune verliert — und streikt! Mit wenig Mühe aber kann man sie durch öftere Reinigung in tadellosem Zustand erhalten. In das Maschinenkännchen gießt man gutes Petroleum und tropft es in alle Löcher, nachdem man das Schiffchen herausgenommen hat. Nun setze man eine Minute lang die Maschine in Bewegung, damit das Petroleum überall eindringt und sich verteilt. Es löst allen verhärteten Schmutz. Die Maschine wird dann aufgeklappt, und alle Teile werden so gut wie möglich mit einem Lappen sauber gerieben. Nun erst wird das Kännchen mit dem echten Nähmaschinenöl gefüllt und mit diesem alle Teile befettet: sowohl innen als von außen her durch die Löcher; mit einem Lappen wird außen noch alles sorgfältig gereinigt, damit es beim Nähen keine Ölflecke gibt, und — die Arbeit ist beendet! Das „Zerlegen" ist nicht ratsam, in den meisten Fällen will es beim Zusammensetzen nicht klappen, und man muß schließlich noch den Mechaniker in Anspruch nehmen. Gut ist es auch, wenn man manchmal beim Treibriemen nachsieht. Hat sich dort eine Kruste angesetzt, so muß sie entfernt und mit Petroleum abgerieben werden. Auf diese Weise behandelt, arbeitet die Maschine tadellos und leicht, und teure Reparaturen werden vermieden.



Moderne Tierfiguren.

Emailliertes Geschirr ist noch immer beliebt, trotz aller modernen Küchengeräte. Man braucht sich auch vor dem Abspringen der Glasur durchaus nicht zu ängstigen. Die Glasur springt lediglich durch falsche Behandlung, ungleichmäßige Verteilung der Hitze oder äußere Veranlassung, und das ist durch Beachtung folgender Vorsichtsmaßregeln zu vermeiden. Niemals darf der Inhalt eines emaillierten Kochtopfes soweit verkochen, daß eine Stelle auf dem Feuer trocken wird. Niemals gieße man in heißes Emailgeschirr plötzlich kaltes Wasser. Will man seimige Sachen oder Milch in einem emaillierten Gefäß kochen, so spüle man dieses vorher mit klarem Wasser aus. Speisereste dürfen nie ankochen. Sobald der Inhalt ausgeschüttet ist, gieße man warmes Wasser mit einem Stückchen Soda in die Gefäße. Man kratze nicht mit Messern an das Email, stoße die Töpfe nicht an harte Gegenstände und lasse sie nicht fallen. Man reinigt die Gefäße mit einer heißen Sodalösung oder mit heißem Wasser, dem einige Tropfen Salzsäure beigefügt wurden. Sollten die Töpfe einen dunkeln Schein zeigen oder durch Obstsaft angelaufen sein, dann gieße man abends kaltes Wasser hinein, dem etwas Chlorkalk und Pottasche beigefügt wird, um dies am nächsten Morgen auszuschütten und mehrere Male mit klarem Wasser nachzuspülen. Auch erhalten Emailtöpfe ihre weiße Farbe wieder, wenn man sie bis zum Rand mit lauwarmem Wasser füllt, auf drei bis vier Liter einen halben Eßlöffel Seifenstein hineintut, sie aufs Feuer setzt und das Seifenwasser mehrere Stunden darin kochen läßt. Dann wäscht man gut mit Sodawasser nach und spült mit heißem Wasser die Töpfe aus.

Fensterscheiben kann man selbst undurchsichtig machen, indem man in einem Glase leichten, hellen Bieres eine gute Handvoll Kochsalz auflösen läßt und mit dieser Mischung die Scheiben anstreicht. Sie hat den Vorzug, daß sie sich viel leichter entfernen läßt als Ölfarbenanstrich; es gehört nur etwas heißes Wasser dazu.

Ratschläge für die Toilette.

Zum Imprägnieren von Kleidungsstücken gibt man in einen großen Kessel zehn Liter Wasser und löst, wenn es kocht, ein Pfund beste weiße Kernseife, in kleine Stückchen geschnitzelt, sowie ein Pfund Leim darin auf. Gelatine ist noch besser, stellt sich aber zu teuer. Hat sich beides gelöst, so gibt man anderthalb Pfund Alaun dazu — gewöhnlichen Alaun, nicht etwa gebrannten, wie man ihn zum Gurgeln benutzt — und läßt alles zusammen noch zehn bis fünfzehn Minuten kochen. Ist die Mischung so abgekühlt, daß man die Hand noch kaum eintauchen kann, so legt man den Stoff hinein, bis er ganz durchtränkt ist, läßt ihn dann austropfen und trocknet ihn liegend. Am besten benutzt man dazu den Fußboden, den man mit alten Tüchern belegt hat; beim Hängen auf der Leine tropft zu viel Imprägnierflüssigkeit aus, und der Dichtigkeitseffekt geht verloren. Nach dem Trocknen muß man den Stoff nochmals in klarem Wasser flüchtig ausspülen und auf die gleiche Weise trocknen. Alle Falten und alles Querziehen des Stoffes müssen nach Möglichkeit vermieden werden, da Plätten bei imprägnierten Sachen ausgeschlossen ist; sie dürfen nur gerollt werden. Diese Flüssigkeit reicht für einen großen Mantel, für elegante Sachen eignet sich dieses Verfahren nicht, sondern nur für wirklich wetterfeste. Um die Wirkung zu sehen, empfiehlt sich eine Probe mit einer kleineren Menge an einem Stoffstückchen.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 6, 1908.

Wer sich an die Ecken stellt,
Wird angerannt und angebellt.

Weniger Übles der riskiert,
Der im Schwarm sich still verliert.

Gertrud Triepel.

Mimi und ich.

Von Anna Walberg.

Mimi war die Freundin meines höheren Backfischalters. Wir gingen zusammen in die Selekta und waren vielleicht die größten Gegensätze, die die Klasse aufzuweisen hatte. Ich ganz gärende Unfertigkeit, halbflügger Vogel, der die wachsenden Schwungfedern recht wunderlich lüftete, Brausekopf unter schlichtem Glatthaar, schüchtern bis zur Menschenscheu und formlos bis zur Unart, in der Äußerung meiner Zu- und Abneigungen schroff und entschieden, soweit ich sie nicht den Augen der verständnislosen Welt als meine Privatsache lieber ganz entzog. Wenn jemand mich diesbezüglich beeinflussen wollte, so rannte er gegen einen Stacheldraht. Das mußte meine Klavierlehrerin erfahren, die auch Mimi Stunde gab und sich in den Kopf gesetzt hatte, wir müßten Freundinnen werden. Sie kam immer von jener zu mir und bestellte mir dann freundliche Grüße. Bitte, sagen Sie Mimi, ich ließe sie nicht grüßen, war meine stehende Antwort. Mimi war nämlich ein Allerweltsliebling, und das ärgerte mein steifnackiges Gerechtigkeitsgefühl. Sie hatte schöne, blaugraue, lachende Augen, deren schalkhaftem Leuchten Lehrer und Mitschülerinnen gleich wenig widerstehen konnten, und eine gewisse gelassene Würde, mit der sie die Dinge des Lebens und das fröhliche Wohlgefallen der Menschen an sich herankommen ließ. Trotz ihrer kaum fünfzehn Jahre war sie körperlich schon voll aufgeblüht und geistig merkwürdig ausgeglichen. Zu den Lernköpfen ersten Ranges gehörte sie nicht, war aber recht fleißig für die Stunden, schon aus einem gewissen inneren Anstand heraus, der ihr verbot, die Lehrer zu enttäuschen. Gelang ihr aber etwas nicht, so drückte ihr das nicht weiter das Herz ab. Sie nahm mit schöner Ruhe die ironischen Spitzen des Literaturlehrers entgegen, über die wir andern wütend waren, und entwaffnete die Heftigkeit des Herrn Diakonus durch Schweigen oder sachgemäße knappe Antworten, wie es dem Soldaten gegenüber seinem hohen Vorgesetzten zukommt. Denn Mimi war ein Soldatenkind, dem das im Blute lag. Daher wohl auch ihr ruhiges und zähes Vorrücken, wo sie feindliches Gebiet in Besitz zu nehmen wünschte.

Weiß der Himmel, was ihr an meiner widerhaarigen Persönlichkeit gelegen sein konnte! Und weiß der Himmel, wie sie es schließlich durchsetzte, mich zu gewinnen, ohne auch nur ein Strichlein von ihrer Natur abzuweichen! Es kam wohl daher, daß in dieser Natur, unter dem Funkelspott und der lächelnden Überlegenheit versteckt, Quellen zarter Herzensgüte lagen. Die bahnten sich den Weg zu mir heran und spülten allmählich meinen eigenwilligen Stolz weg. Dieser saß Mimi gegenüber noch ganz besonders scharf auf dem Wachtposten, weil sie aus einer sehr alten, vornehmen Familie stammte und also notwendigerweise „hochmütig" sein mußte. Es ist wahr, daß sie sich an ihrer ununterbrochenen Ahnenreihe freute wie andere Backfische an einer Bernsteinkette, auch hatte sie auf die theoretische Gewissensfrage, ob sie wohl einen Bürgerlichen heiraten würde, vorsichtig aber mit großem Nachdruck geantwortet: „Ich hoffe nicht!" Das war für mich, die damals Bürgerstolz vor Königsthronen und eine trauervolle Sympathie für Luise Millerin im Herzen trug, ein zwingender Grund, bei Mimi fortwährend auf Herablassung zu fahnden. Ich konnte mich aber schlechterdings über nichts beklagen, höchstens ärgerte mich der freundliche Gleichmut, mit dem sie meinen Angriffen und schwungvollen Zitaten gegenüber bemerkte, die Vorurteile schienen ihr auf der andern Seite zu liegen, und auch unter den Dichtern gäbe es neidische Menschen.

Wir hatten keinen gemeinsamen Schulweg, und deshalb gingen wir viel miteinander spazieren. Das wurde der höheren Tochter damals nicht sehr gern gestattet. Sie sollte in ihren freien Stunden Klavier spielen, Kragen sticken und sich auf der Straße womöglich nur neben der Mama sehen lassen. Wir durchbrachen aber diese Regel, was dem alten kerzengraden Oberstleutnant mit dem weißen Wrangelschnurrbärtchen und seiner stattlichen Frau Gemahlin vielleicht etwas mehr Unbehagen verursachte als meinen jedem Schema abholden Eltern. Wer aber hätte Mimi je einen Spaß verderben mögen? Und so kam ein Sommer und ein Winter des wohligsten Plätscherns in der reinen scharfen Luft, die über unsere hochgelegene Stadt streicht, und im Genuß des harmlosesten, nie versiegenden Geplauders über Menschen und Dinge, Lebensunbegreiflichkeiten und Zukunftsträume, Klatschgeschichten und Kleiderfragen, alles durcheinander. Der Literaturlehrer, der wirklich ein sehr kluger und interessanter Mensch war — der erste, den wir auf unserem Lebenswege kreuzten — wurde gründlich durchleuchtet und erörtert, was einen noch persönlicheren Reiz gewann, wenn er uns mit seiner schönen Braut unterwegs begegnete. Egmont, Fiesco, Tasso, Tellheim, das war eigentlich alles er, und dann hatte ich eine Photographie von Lord Byron aufgetrieben, der er wirklich etwas ähnlich sah. Also kamen Lara, der Corsar und Childe Harold auch noch in nähere Erwägung. Von da aus war es nicht weit zum Thema Liebe und Leidenschaft. Wir hatten die „Musikalischen Märchen" der Elise Polko gelesen. „Merke auf den Sabbat deines Herzens!" zitierte die Verfasserin aus Schleiermacher. Dazu waren wir sehr bereit, beobachteten ihn zunächst an anderen. Ein älteres Mädchen aus unserer Selekta, die auch Seminarklasse war, verlobte sich; ob aus Liebe oder Vernunft, beschäftigte uns tiefgehend. Der Bräutigam hatte einen „kleinen Verdruß", das sprach für die letztere Auffassung, aber er sollte eine schöne Seele haben, und so waren wir nicht ganz sicher. Dagegen ward eine andere Verlobung gelöst, was Mimi chokierte, und ich als tapfere Tat auffaßte. „Doch lieber ein scharfer Schnitt als lebenslanges Unglück!", sagte ich ganz außer mir. Aber Mimi meinte, so etwas könne man sich doch vorher lange genug überlegen — hätte man sich einmal gebunden, so müsse man sich damit einrichten. So schufen wir uns Grundsätze, jeder nach seiner Art, und das Leben lächelte dazu. Dazwischen packte uns ein unwiderstehlicher Appetit nach etwas Süßem, und die kleine Konditorei in der Seitenstraße, wo

es den herrlichen Käsekuchen gab, befriedigte ihn ausgiebig und wohltuend.

Mimi verließ die Schule gleich nach der Konfirmation, ich sollte das Examen machen. Aber unser Verkehr blieb rege. Sie suchte mich jetzt manchmal in dem sonderbaren engen Parterrestübchen auf, das in unseren grünen Garten ging, und in das ich meistens durch das Fenster hineinturnte — mein erstes eigenes Zimmer! Es war immer ein bißchen moderig darin, und der kleine eiserne Ofen mußte sogar an kühlen Sommerabenden häufig in Tätigkeit treten, wobei er alsbald in übereifrige Rotglut ausbrach. Die Wände waren garstig grau getüncht, und das Fensterrouleau mit der Landschaft auf grünem Kattun zog sich stets etwas schief hinauf. Von allen Möbeln war nur ein kleiner Korbstuhl zierlich und bequem, und in dem saß Mimi, geladen mit heiteren Klatschgeschichten, während ich auf dem Bette hockte, in das Atlas und Grammatik tief eingesunken waren. Bei ihr zu Hause war es freilich schöner; die feine stille Häuslichkeit, in der keine kleinen Geschwister tobten, erschien mir als der Inbegriff aller Eleganz. Es roch immer so herrlich nach Räucherpapier, das in der Ofenröhre mit der beispiellos blanken Messingtür langsam verduftete. Ein Tablett mit durchscheinenden Porzellantassen und silbernen Kännchen erschien alsbald, und exquisite kleine Süßigkeiten, die Mimis Papa stets selbst aussuchte, bildeten „das Goûter". Ich hatte, außer bei einem vorbereiteten „Kaffee", nie etwas dergleichen meinen Freunden vorzusetzen, denn meine grausame Mutter behauptete: „Besuch braucht nicht ewig zu stopfen". So markierte ich die bedürfnislose schöne Seele, ließ mir aber doch schließlich ganz gern zureden und sah nur manchmal argwöhnisch nach der angelehnten Stubentür, ob auch Mimis Mama nicht käme. Die war mir nämlich, trotz ihrer stets gleichbleibenden, stattlichen Freundlichkeit, etwas unheimlich; ich fühlte mich stets amüsiert betrachtet und von der stummen Frage verfolgt: „Was findet Mimi eigentlich an der?" Mimi selbst hatte dies einmal lachend zugegeben.

Eines Tages erzählte Mimi, daß sie nächstens verreisen werde. Eine Tante, deren Mann in Krotoschin stand, hatte sie eingeladen, die Saison mitzumachen. „Natürlich wirst du dich da verloben", sagte ich in prophetischem Tone, und Mimi meinte gelassen: „Warum auch nicht?" Briefe flogen hin und her, die ihren enthielten nicht gerade viel, denn sie schwamm im fröhlichsten Gesellschaftstreiben; aber ihre große gezogene Handschrift bedeckte doch immer ein paar Seiten, und ich sah zwischen den Zeilen allerhand Leutnantstypen auftauchen, die ihr tüchtig den Hof machten. Richtig fiel der entscheidende Schlag nach etlichen Wochen. „Mein Dicker" wurde mir mit warmen aber lakonischen Worten brieflich vorgestellt, und zum Schluß hieß es: „Auf dich ist er sehr neugierig." Ach, ich war es gar nicht auf ihn. Mir fehlte alles Schwungvolle an seinem Bilde, alles Heldenhafte — es ist gewiß ein Leutnant, der Kissen stickt, dachte ich betrübt; denn über diese Verwendung der Mußestunden im preußischen Offizierkorps gingen damals wilde Sagen. Ich freute mich auch gar nicht auf die Aussicht, Brautjungfer zu werden. Aber wer kann dem Schicksal in die Zügel fallen? Mimi wollte mich dazu haben, und es war ja sehr ehrenvoll. Schließlich war der „Sabbat ihres Herzens" ihre eigene Sache, und er hat sich auch sehr bewährt.

Zum Polterabend kam ich in rosa Flor und Griechenärmeln als Poesie; eine andere Freundin Mimis als ganz allerliebst in Kattunkleid und weißem Häubchen auftretende Prosa. Wir stritten uns um die Braut, ich erklärte, daß ich sie keinesfalls in die Fesseln meiner Rivalin geraten lassen würde. „Mein Dicker" lächelte verbindlich dazu. Daß ich mich nicht wirklich, sondern nur allegorisch an die Spuren seiner künftigen Frau heften konnte, war ihm wohl nicht unlieb. Er sah mich ein wenig mit den Augen seiner Schwiegermama an.

Beim Hochzeitsmahl im Kasino stand ich allerlei kleine Qualen aus. Ich hatte noch niemals ein richtiges Diner mitgemacht; die Fülle der Weine verblüffte mich, und doch glaubte ich, von jeder präsentierten Sorte nehmen zu müssen. So hatte ich bald eine unheimliche Batterie von Gläsern um meinen Teller stehen, die die Nachbarn mit unterdrücktem Lächeln betrachteten. Mein Tischherr, natürlich auch ein Leutnant, der mich mit einem herrlichen Tellerbukett von weißen Kamelien und Veilchen zu stummer Fahrt in die Kirche abgeholt hatte, hätte mir gern durch die Schwierigkeiten geholfen, wußte aber nicht, wie er dies anfangen sollte. Es war ein netter Mensch, Bruder der niedlichen „Prosa", und er strengte sich an, so gut er konnte, Konversation mit mir zu machen. Als er zu diesem Zwecke beim Dessert auf Vilmars Literaturgeschichte geraten war, fing die Sache an zu gelingen. Aber da bemerkte ich, daß Mimi und ihr Mann das bekannte abschiedlose Verschwinden in Szene setzten. Das heißt, daß es sich um einen endgültigen Aufbruch handelte, dämmerte mir nur halb, obgleich auch die stattliche Mama entrauscht war. Mich befiel nur eine große Angst und Traurigkeit, die immer düsterer wurde, als die Plätze der beiden wie natürlich leer blieben. Inzwischen hob sich die Stimmung im Saal stark ins Überheitere. Mimis Onkel Landrat fing mit einer hübschen jungen Frau aus der Verwandtschaft einen Bauerntanz an, alles lachte, trank sich zu, machte blitzende Augen. Mir aber drückte das Bangen nach Mimi fast das Herz ab, und ich fragte meinen Leutnant leise, ob er denn auch dächte, daß sie nicht wiederkäme. Da hörte man die ersten Wagen vorfahren, die wohl abreisende Hochzeitsgäste zum Zuge bringen sollten. In dem entstehenden Durcheinander flüchtete ich mich in ein anstoßendes Zimmer. Die Gäste aus dem Orte sollten allmählich nach festgeordnetem Programm nach Hause gefahren werden. Ich aber mochte das nicht abwarten, raubte mein weißes „Talma" aus der Garderobe, nahm das Bukett mit der schönen Spitzenmanschette in die Hand und glitt durch eine Hintertür aus dem Kasino. Meine weiße Mullschleppe hinter mir herziehend, auf Atlasschuhen und mit Vergißmeinnicht im Haar, eilte ich unsere Straße hinauf, so schnell ich konnte. Es war zum Glück nicht weit bis nach Hause. Die Aprilsonne sank gerade, die welkenden Veilchen des Straußes dufteten, Mutter schalt ein bißchen über mein törichtes Ausreißen — ich aber fühlte zum erstenmal, wie es tut, wenn das Leben einen Strich unter einen seiner Paragraphen zieht — und die Tränen saßen mir sehr lose.

Künstlerische Photographie.

Von Fia Wille.

Wieder höre ich: „Ich habe einen Apparat geschenkt bekommen, nun fange ich an zu photographieren" — und wieder frage ich: „Ja, hast du denn vorher gelernt zu sehen?" Wollten die Menschen doch begreifen, daß man als Bild nur aufnehmen kann, was man als Bild sieht. Das kann man nun sehr verschieden verstehen. Ich meine nicht ein Zurechtbauen für ein Bild, nicht daß man „verkleiden" spielen soll mit einem Menschen, vor allem nicht mit einem Kinde, nicht daß man Zutaten herbeisucht, die dem Bilde Stil geben sollen, und damit nur erreicht, eine gezierte Ansichtskarte fertigzubringen. Nein, ich meine, daß man lernt, einen Ausschnitt der Wirklichkeit mit dem zu photographierenden Objekt als Hauptmotiv in allen seinen Einflüssen und Wirkungen auf diesen Hauptpunkt zu erkennen. Und da möchte ich vor allem sagen: Die

— Ruhe in der Bewegung, Ruhe im Hintergrund, Ruhe in der Auswahl des Vordergrundes. Kein Zersplittern des Bildes in Einzelheiten, die das Auge unruhig hin und her treiben, es vom Hauptpunkt ablenken, ermüden, ohne daß es wieder, vom Hauptpunkt abgelenkt, dort zur Ruhe zurückfindet. Mit solchen Bildern wollen die Verfertiger zu viel erzählen, ohne zu bedenken, daß allen den ineinander geschachtelten oder nebeneinander gestellten Episoden die rechte Pointe fehlt, so daß der aufmerksame Beschauer sich fragt: Was soll das alles?

Wer hat nicht schon einem Schwätzer zuhören müssen, der sich bei einer Erzählung in Einzelheiten verliert, die nur in losem Zusammenhange stehen und keine rechte Beziehung zueinander haben. Hat man zugehört, fragt man auch da am Schluß: Und was nun, was weiter — keine Ahnung — wie? Am besten, man hört nur flüchtig zu, aber das ist doch nicht „der Zweck der Übung", genau so wenig, wie man ein Bild nicht flüchtig betrachten, sondern, da es eine Sache von Dauer ist, sich recht innig und intensiv damit beschäftigen soll. — Ich spreche zunächst von Aufnahmen im Freien, denn der Anfänger tut gut, damit anzufangen, da durch die gleichmäßige Beleuchtung leichter gute Bilder zu erzielen sind. Wie gut wirkt es z. B., wenn man Figurenaufnahmen macht und der Kopf über dem Horizont gegen die ruhige Fläche des Himmels steht. Man braucht dazu nur den Apparat tief zu halten. Natürlich muß die Figur oder der Kopf eine schöne Form haben. Ein Fehler ist es auch, so oft unmotiviert die Haare aufzulösen, wodurch die Kopfform leicht verloren geht — eine schöne Kontur ist so wichtig!

Andacht.

Der Junge.

Der Kopf des Kindes, das (S. 84 unten) nachdenklich, ermüdet und lässig über die Wiese schreitet, würde nicht in so reiner Form uns erfreuen, die anmutige Biegung des schlanken Hälschens verloren gehen, wenn man durch offene Haare eine malerische Haartracht hätte machen wollen — wofür manche eine förmliche Manie haben. Diese Auffassung zeigt sich schon bei den alten primitiven Meistern, deren feines Stilgefühl wir bewundern, wenn sie in bewußter Absicht einen Kopf gegen den Himmel stellen und die oft reich gestaltete Landschaft, Wälder, Burgen, Wiesen und Bäche so fern halten, daß das Porträt etwas über den Dingen Stehendes bekommt, so daß der Blick des Beschauers sich willenlos auf den Kopf lenkt und die ferne Landschaft nur ein leises sehnsüchtiges Gefühl hervorruft, das psychisch den Hintergrund gibt zu der reinen hellen Freude an dem dargestellten Kopfe.

Doch auch auf anderem Wege läßt sich künstlerische Wirkung erzielen, noch andere Dinge müssen mitsprechen, und das ist vor allem die Verteilung im Raum. Das auf der Wiese sitzende Kind (S. 85 unten) hat auch den Kopf gegen ruhigen Hintergrund stehen, hier nicht den Himmel, sondern beschattete Baum- und Wiesenfläche. Dies ist ein gutes Beispiel für Raumverteilung. Der Schneeballbaum im Hintergrunde hält durch Form und Tönung ein vorzügliches Gegengewicht zu der Figur im Vordergrunde. Das ist stilvoll gefühlt, wie denn auch hier das klassische Wort Anwendung finden muß: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen." Falsches Stilgefühl zeigt das Bild „Im Winde" — das ist „Mache", davor muß man sich hüten; mag das Bild auch sonst seine Reize haben, so führt der Weg doch zu leicht auf Irrwege.

Dann ist die Beleuchtungsfrage sehr zu beachten. Wie gut bringt die

Im Winde.

Bubis Blumenernte.

gewitterliche Beleuchtung im Bilde „der Junge" das Zigeunerhafte des Gesichtes zur Geltung, und wie paßt zur „Andacht" das ganz ruhige, gleichmäßige Himmelslicht! Man versuche auch gegen das Licht zu photographieren, was freilich nur bei sehr reinen Konturen des Kopfes bzw. Profiles zu empfehlen ist, und freue sich, wie der feine Lichtrand diese zur Wirkung bringt.

Wenn man mit seinem Apparat gut Freund ist, (das klingt vielleicht im ersten Augenblick paradox) sich miteinander einarbeitet und kennen lernt, so wird man auf immer neue Wirkungen kommen — jeder neue Apparat verlangt gewöhnlich erst wieder eine neue Reihe von Versuchen, die vorher gemachte Erfahrungen oft wieder zunichte machen. Man wähle deshalb besser gleich einen guten Apparat, aber dessen Möglichkeiten lerne man dann gründlich kennen. Über Zimmeraufnahmen läßt sich nur weniges sagen, da es hier zu viel verschiedene Umstände gibt durch Beleuchtung, Größe des Raumes ꝛc. —

Eine Frage, über die ich hier noch sprechen möchte,

Klein-Eva und ihr Freund Peter-Esel.

scheint mir von Laien noch lange nicht berücksichtigt genug, nämlich: Einrahmung und Aufhängen bzw. Aufstellen des Bildes. Gott sei Dank ist ja die Zeit der Moraständer überwunden, noch aber wissen die wenigsten, mit wie wenigen

Liesels Heimkehr vom Felde.

Mitteln man eine an sich bescheidene Aufnahme durch Einrahmung geschmackvoll und künstlerisch wirken lassen kann. Da ist die Hauptbedingung, daß der Rahmen dazu dient, den Blick auf das Bild zu konzentrieren. Ein breiter Rahmen tut es, indem man ihn dem Bild unmittelbar anfügt, ein schmaler, indem man das Bild zuerst auf einen kräftig genarbten Karton legt, den man überall jetzt in schönen Farben bekommt, und dann erst gleichsam als Saum die schmale Leiste folgen läßt. Man kann sich auch vom Glaser Glasscheiben in entsprechender Größe schneiden lassen und rahmt das Bild durch Umleben mit einem Papierstreifen selbst ein, befestigt an einem Stückchen Plattlitze einen oder zwei Hornringe zum Aufhängen und wird sich wundern, wie fein und geschmackvoll das wirkt. Man kann es auch variieren, indem man statt des Kartons diskret gemustertes Vorsatzpapier nimmt, in das man einen Ausschnitt für das Bild macht; ebenso kann man durch Verschnürungen hübsche Aufmachungen erzielen: man durchlocht das Bild oben und unten und bildet oben mit der Schnur, die man unten wieder durchzieht, den mit einer Perle versehenen Aufhänger.

Mutterglück.

Aber halt, das kann doch zu gefährlich werden und gerade das Gegenteil bewirken von dem, was ich beabsichtige! Es sieht so einfach aus, und doch gehört zu diesen einfachen Dingen gerade das meiste Stilgefühl, und Furchtbares kann geschehen, wenn etwa ein Geschmack, wie er sich in dem unseligen „Schmücke dein Heim" auslebte, sich einer solchen neuen Idee bemächtigte, um sie (Gott schütze uns!) „auszuarbeiten". Ich bin überzeugt, daß das, was wir da an Verknotungen, an Verzierungen und Vergewaltigungen der unglücklichen Schnur zu sehen bekämen, überwältigend wäre! Will man also die Schnur zum Aufhängen benutzen, so halte man sich doch ja an die einfache obige Angabe und bedenke, daß ein wohlbedachtes Wenig mehr ist als ein unüberlegtes Viel. Und gerade vom gedankenlosen Schaffen muß man sagen: „Wehe, wenn es losgelassen, wachsend ohne Widerstand . . ."

Im Schneegestöber.

Dabei ist noch eine Sache zu erwähnen, die zwar so selbstverständlich scheint, gegen die aber doch oft gesündigt wird: daß man nämlich auch dem Inhalt des Bildes durch die Einrahmung gerecht werden muß. Ein anspruchsloses Bildchen in einen köstlichen, prunkvollen Rahmen zu bringen wäre das gleiche, als wenn ein kleines Volkslied mit Pauken und Trompeten als Armeemarsch heruntergespielt würde. Aber auch das gibt es ja.

Im Garten.

Noch ein Wort über Sammelmappen und Aufstellung. Wer gern seine ganze Familie im Bilde aufmarschieren läßt, wogegen ja nichts einzuwenden ist, schaffe sich ein langes Brett an, handbreit, etwa 1 ½ Meter lang, und auf diesem bringe er alle Bilder an, verändere zuweilen und stelle auch an Erinnerungstagen Blumen davor auf; er hat so alles zusammen, was ihm freundliche, erinnerungsreiche Gedanken auslöst — das ist weit schöner, als hier und da durch die ganze Wohnung zerstreut meist an Kunstwert recht armselige Bilder aufzuhängen und dadurch alle ruhigen Flächen in seiner Wohnung zu verderben. Tausend Anregungen gibt es auf diesem Gebiete. Eine hübsche Sitte ist es z. B., wenn man sich nach eigener Angabe vom Buchbinder Mappen machen läßt, für jedes Kind des Hauses eine, und darin, nach Jahren geordnet, die Aufnahmen auf Karton geklebt, sammelt. Zuviel wird heute phothographiert, als daß man alles aufstellen könnte,

aber solche chronologische Sammlungen haben für den Betreffenden dauernden Wert, und ihnen entnimmt man dann, immer wechselnd, den Schmuck für sein Zimmer. Dieses Auswechseln des Zimmerschmucks wird jetzt auch wesentlich durch die überall in den einschlägigen Geschäften käuflichen Wechselrahmen erleichtert. Noch sind wir zwar in unseren Kunstempfindungen nicht so differenziert wie die Japaner, die nichts in ihrer Umgebung vertragen, was nicht nach alten sinnvollen Traditionen sich der Eigenstimmung jeder Jahreszeit, ja jedes Monats und Tages vollendet einfügte. Aber immerhin wissen wir, daß auch für die Diätetik unserer Seele und ihrer Genüsse Gesetze gelten, die wir für unseren Körper längst anerkannt haben. Und wenn der physiologische Wert der Anregung durch die Abwechslung in unserer Nahrung längst feststeht, so können wir uns auch ruhig der immer erneuten seelischen Frische erfreuen, die maßvoller Wechsel in unseren künstlerischen Freuden mit sich bringt.

Mondnacht.

Flimmernde Wolken wandeln und gehn
Geisternd um Mond und Sterne,
Sind Seelen, verwunschene, ferne,
Die lächelnd am Himmel stehn.

Sind Seelen, dem silbernen Lichte verwandt
Und verwunschen in ferne Räume,
Vom seligsten unsrer Träume
In die heilige Nacht gebannt. . . .

C. B. Baumgarten.

Die Instandhaltung der Herrengarderobe.

Von Alwine Kessler.

Die Herrengarderobe ist eine kostspielige Sache, das wissen unsere Hausfrauen am besten, um so kostbarer, je weniger manchmal die Herren der Schöpfung geneigt sind, ihr eine schonende Behandlung angedeihen zu lassen. Die Aufgabe der Hausfrau besteht darin, diese oft rücksichtslose Behandlung durch besondere Sorgfalt auszugleichen und für sehr akkurate Männer die Stücke stets in so tadellosem Zustand zu erhalten, daß eine Neuanschaffung dem Träger nicht so bald als notwendig erscheint. Die Kleidungsstücke unserer Herren sind meist aus ausgezeichneten Stoffen gefertigt, die sich auch bei stärkerer Benutzung kaum abtragen, und auch ein lange getragener Anzug kann durch richtige Behandlung immer wieder zu neuem Glanze auferstehen. Richtige Behandlung aber ist notwendig, sonst sieht selbst ein neuer Anzug in sehr kurzer Zeit unansehnlich aus, besonders wenn, wie es nicht selten der Fall ist, die Herren der Schöpfung nicht viel Wert darauf legen.

Herrenanzüge dürfen keine Flecke haben, die Beinkleider dürfen keine Falten aufweisen, besonders verpönt sind die ausgearbeiteten Knie. Ebenso muß der Rockkragen stets in der richtigen Steifheit gehalten sein, und an der Halspartie darf er nicht den geringsten grauen Schein haben. Nebenbei bemerkt, müssen Herrenkleider sehr gründlich ausgelüftet werden, da sie, wenn der Träger selbst Raucher ist oder sich auch nur öfter in raucherfüllten Lokalen aufhält, den geradezu widerlichen kalten Rauchgeruch annehmen. Es ist daher völlig verkehrt, wenn Herrenanzüge sofort nach dem Gebrauch in den Kleiderschrank gehängt werden. Vorsichtiges Klopfen, das aber nicht in Zerklopfen ausarten darf — wie es von übereifrigen Hausfrauen sogar sehr oft angeordnet wird — und gründliches Lüften vertreiben diesen Geruch. Sehr praktisch ist es, wenn die Herren mit den Anzügen täglich wechseln. Dazu genügen zwei Anzüge, die abwechselnd einen Tag um den andern getragen werden. Der nicht getragene Anzug kann dann stets tüchtig auslüften und jeder Fleck sofort entfernt werden. Das ist eine Arbeit, die täglich kaum einige Minuten aufhält. Von Zeit zu Zeit müssen dann die Anzüge geplättet werden, wozu nachher Anleitung gegeben werden soll.

Damit die Anzüge ihre Façon behalten — zur Eleganz der Herrenkleidung eine unbedingt nötige Vorbedingung — müssen sie beim Ablegen stets auf ihre Bügel gehängt werden, und zwar muß das Beinkleid dabei in die Bügelfalte gelegt sein. Das geschieht mit einem Griff. Die beiden Beinlängen werden unten am Saum gefaßt, zusammengelegt und der Bügelfalte entlang glattgestrichen. Mit ein wenig Geduld und freundlichen Worten bringt man jeden, auch den widerborstigsten Herrn der Schöpfung dazu, diese kleine Mühe auf sich zu nehmen. Wird aber das Beinkleid nur hingeworfen und der Rock am Aufhänger aufgehängt, so ist in ein paar Wochen alle sogenannte „Ehre" davon.

Flecke in Herrenkleidern werden am besten mit Benzin entfernt. Dabei mache man sich zur Regel: wenig Benzin und viel Reiben. Es nutzt durchaus nichts, wenn man sehr viel Benzin nimmt und den Fleck damit oberflächlich entfernt, er kommt dann sofort wieder zum Vorschein. Die so weit verbreitete Meinung, daß Benzin nicht gründlich reinige, kommt von dieser verkehrten Anwendung. Man schüttet wenig Benzin auf einen weißen Lappen und reibt den Fleck damit gut an. Das Benzin löst die fleckenden Bestandteile auf, die nun erst durch Reiben entfernt werden müssen; läßt man sie darauf, so wird natürlich nach der Verflüchtigung des Benzins der Fleck wieder sichtbar. Flecke, die der Benzinreinigung widerstehen, werden am besten mittels einer kleinen Bürste durch Seife und warmes Wasser ausgewaschen, wobei nachher mit einem Schwamm jede Seifenspur entfernt werden muß. Die grauen Flecke am Kragen werden durch warmes Salmiakwasser entfernt. Man mengt einen Löffel Salmiak mit vier Löffeln recht warmen Wassers und bearbeitet den fest auf ein Brett — den Küchentisch — gelegten Kragen dem Strich nach so lange mit der Mischung, bis das Wasser klar bleibt. Auf diese Weise kann man nicht zu stark strapazierte Anzüge sehr sauber halten.

Von Zeit zu Zeit indes bedürfen sie einer Auffrischung, wie auch Arbeits- und Sportanzüge öfter einmal gründlich gereinigt werden müssen. Dazu werden die Kleider mit einem flachen Ausklopfer — nicht mit dem Stöckchen — innen und außen gut geklopft und sodann den Strich entlang mit einer reinen Bürste gebürstet, bis kein Staub mehr kommt. Dann werden alle Flecke zunächst in der oben angegebenen Weise weggebracht, und der ganze Anzug alsdann mit warmem Salmiakwasser — ein Löffel Salmiak auf acht Löffel Wasser — mittels einer halbharten Bürste dem Strich nach sehr sorgfältig gebürstet. Die Nässe darf nicht auf die Rückseite dringen, nur besonders schmutzige Beinkleider machen hier eine Ausnahme. Ist das Salmiakwasser bei der ersten Waschung sehr schmutzig geworden, so muß eine zweite folgen. Dann werden die Kleidungsstücke auf die Bügel gehängt und nachher sehr fein geplättet.

Tintenflecke weichen am besten einer gründlichen Waschung mittels der Bürste und starkem warmen Seifenwasser, ebenso Harz- und Ölflecke. Durch und durch schmutzige Anzüge

auch Kinderanzüge, wäscht man in einer Tabaksabkochung. Dazu wird ein halbes Pfund ordinärer Rolltabak eine Stunde lang in einem alten Topf in etwa sechs bis acht Liter Wasser gekocht, die Brühe durchgeseiht und so weit verdünnt, daß der Anzug darin eben gewaschen werden kann. Auch hier müssen Fettflecke usw. vorher entfernt sein. Danach wird er zweimal in reinem Wasser ausgewaschen. Das Plätten der Anzüge muß mit großer Sorgfalt und sehr heißem Eisen geschehen. Man legt dazu das Beinkleid in der Bügelfalte auf das Plättbrett, bedeckt es mit einem weißen Tuch und plättet es vollkommen trocken. Ebenso verfährt man mit der Weste. Der Rock erfordert besondere Aufmerksamkeit. Kragen und Schultern müssen auf dem Aermelbrett ausgeplättet werden. Die Aermel selbst werden so gelegt, daß die innere Naht den Bruch bildet, dabei kommt dann die richtige Aermelbügelfalte heraus. Man muß sich sehr hüten, den Kragen zu verziehen; zunächst wird der Rock bis an den Kragenansatz geplättet, dann der Kragen für sich allein, und dann noch einmal die Bruchstelle des umgeschlagenen Kragens. Das Beinkleid wird dann sehr sorgfältig zusammengefaltet und über einen Bügel zum Trocknen aufgehängt, der Rock muß auf dem Bügel trocknen, wobei er nicht im geringsten verzogen werden darf. Am besten stopft man ihn mit ein wenig Papier aus.

Etwaige Risse und Schäden in Herrenanzügen können, falls sie nicht zu schlimm sind, sehr gut gestopft werden, wenn man die nötige Geschicklichkeit dazu hat. Das Stopfen geschieht von der Innenseite. Man heftet sich den Riß, sobald er etwas größer ist, auf ein Stück steifes Papier und stopft nun auf der Innenseite mit schwarzer Seide und einer sehr feinen Nadel dicht nebeneinander, so daß auf der Außenseite kein Stich sichtbar ist. Etwaige lose Fäden hat man vorher weggeschnitten, sind mehrere vorhanden, so müssen sie in gute Ordnung gelegt und von der feinen Nadel ebenfalls in der richtigen Lage festgehalten werden. Dann wird die Stelle gut angefeuchtet und festgeplättet, und man wird erstaunt sein, wie unsichtbar der Schaden geworden ist.

Zur großen Schonung der Herrenbeinkleider dient es, wenn dem unteren Rande des neuen Beinkleides vom Schneider ein Lederstreifen in der Farbe des Stoffes so untergesetzt ist, daß er dem Saum gleichsteht. Diese Sicherung ist völlig unsichtbar, und ein so gesicherter Rand franst niemals aus. Das häßliche Dünnwerden der unteren Armelränder läßt sich freilich so nicht verhindern. Der dünnwerdende Armelrand muß im Bruch ringsum aufgeschnitten werden, dann heftet man die äußere Seite halb strohhalmbreit mit kleinen Stichen sehr akkurat nach innen um, staffiert den Saum so dagegen, daß er einige Millimeter von der Kante bleibt, und näht ihn mit kleinen Saumstichen und feiner schwarzer Seide fest. Danach wird ebenfalls ordentlich angefeuchtet und ausgeplättet, und die Ärmel sind wieder tadellos. Überzieher werden auf die gleiche Weise behandelt.

Auf diese Weise behandelte Anzüge bleiben jahrelang tadellos und elegant, und die Notwendigkeit einer neuen Anschaffung tritt viel seltener ein, während nachlässig behandelte Herrenkleider sehr schnell von ihren Trägern als verbraucht erklärt werden.

Daß die Herrenwäsche ein äußerst kostbarer Artikel ist, wissen wohl alle unsere Leserinnen. Am meisten wird sie bei dem Waschen außer dem Hause ruiniert, da zum Weißwerden gewöhnlich Chlor angewendet wird. Verständnisvolles Waschen im Hause sichert ihr ein dreifach langes Leben, und da Herrenkragen und Manschetten ja fast niemals eigentlich schmutzig sind, ist ihre Behandlung eine sehr einfache Sache. Man legt sie zunächst ein paar Stunden in laues Wasser, so daß die Stärke herausgeht, und tut sie dann über Nacht in eine sehr fette, warme Brühe, die man aus weißer Seife gekocht hat, und der man auf etwa zehn Liter Flüssigkeit zwei Löffel Salmiak und zwei Löffel Terpentin zufügt. Am andern Morgen waschen sich die Sachen „von selbst". Sie werden dann gekocht, sehr gut ausgewaschen und ein klein wenig geblaut. Man wird sie sehr weiß und klar finden.

Lädierte Herrenkragen lassen sich nicht mehr ausbessern, die sparsamste Hausfrau muß sich davon überzeugen. Das Einfassen und ähnliche Hilfen verabscheut jedes männliche Wesen mit Recht, da die tadellose weiße Wäsche durchaus das Signum des anständigen Mannes ist. Manschetten indes und die Bündchen der Herrenhemden lassen sich sehr gut wiederherstellen. Nachdem alle Stärke ausgewaschen ist, trennt man die Säume mit großer Vorsicht auseinander. Es ist dies eine kniffliche Arbeit, da die Säume außer ordentlich fein sind. Nun schlägt man das Schadhafte ein, wobei sehr akkurat verfahren werden muß, heftet beide Teile genau aufeinander und macht mit der sehr fein gestellten Maschine eine neue Naht. Da die Herrenmanschette nur ein bis zwei Finger breit sichtbar wird, so kann diese Ausbesserung zweimal geschehen, besonders wenn man Manschetten wählt, deren Knopflöcher etwas weiter vom Rand entfernt sind, worauf man beim Einkauf sehen muß. Für Herren, die die Sparröllchen verwerfen, während die sparsame Gattin den Luxus des Manschettenhemdes als unerschwinglich erklärt, sind die aufknöpfbaren Halbärmel, die am unteren Rande eine Manschette tragen und einem halblangen Hemdärmel eingeknöpft werden, sehr praktisch. Von der Hemdbrust gilt das gleiche wie vom Kragen, sie läßt sich nicht ausbessern, und es ist besser, dieses Experiment überhaupt gar nicht erst zu versuchen.

Herrenhüte werden ebenfalls mit Salmiak und Wasser gereinigt, und zwar wird die Stelle um das Band und der Rand, wenn es nötig sein sollte, mit etwas stärkerem Salmiakwasser behandelt, wobei man den inneren Lederrand des Hutes nicht vergessen darf, der gewöhnlich sehr fettig ist. Danach wird der Hut selbst mit schwachem, lauem Salmiakwasser und einem weichen Schwämmchen dem Strich nach sorgfältig behandelt. Zylinder müssen mit einer besonderen Zylinderbürste gebürstet werden. Übrigens seien unsere Hausfrauen darauf aufmerksam gemacht, daß Zylinderhüte sehr lange zu benutzen sind und umgeformt werden können, wenn die Form nicht mehr modern ist. Ein altmodischer Zylinder ist ebenso lächerlich wie etwa ein altmodischer Frauenhut, das vergessen unsere Damen gar zu leicht. Es ist also durchaus notwendig, den Zylinder zuweilen umarbeiten zu lassen.

Samtkragen an Herrenüberziehern müssen manchmal aufgedämpft werden. Dazu hält man den sehr sauber gebürsteten Kragen über den strömenden Wasserdampf des kochenden Kessels, wobei man sich hüten muß, den Samt mit dem Finger anzufassen oder überhaupt zu berühren. Nach einigen Minuten werden sich die gedrückten Stellen aufgerichtet haben. Der Samt muß alsdann völlig trocknen, was wenigstens zwölf Stunden in Anspruch nimmt.

Ein besonderes Kapitel müßte eigentlich der Krawatte gelten. Vor allen Dingen darf man, besonders wenn man sparen muß, keine billige Krawatte kaufen, die sofort unscheinbar wird. Eine teure Krawatte hält vier billige aus. Krawatten müssen zuweilen mit etwas Spiritus abgerieben werden. Nach dem Trocknen sind sie dann gewöhnlich ein wenig hart, man schüttle sie aus, ohne sie zu reiben, sie bekommen dann ihre Weichheit wieder.

Die Behandlung des Schuhzeuges ist bekannt. Hier möge nur darauf aufmerksam gemacht werden, daß Lackstiefel stets sofort nach dem Tragen auf die Form gezogen werden müssen und nicht in einem warmen, trockenen Raum aufbewahrt werden dürfen, da sie sonst schnell springen. Eine Behandlung mit besonderer Lackcreme ist notwendig, um sie in ihrem Glanz zu erhalten. Hält man einen Lackstiefel zuweilen über strömenden Dampf und reibt ihn nach einigen Minuten mit einem Fanellappen recht gut ab, so springt er nicht so leicht und hält länger.

Drei Kleider für Konfirmandinnen. (Abb. 46 bis 48.) Sehr vorteilhaft für schmächtige Figürchen ist das aus schwarzem Satintuch gefertigte Modell Abb. 46. Die blusige Taille wird vorn durch einen viereckigen Besatzteil ausgestattet, der lose herabhängt und durch ein durch Spangen geleitetes Seidenband seine Garnitur erhält. In der vorderen Mitte wird er durch eine Quetschfalte überschnitten und oben mit einer schmalen Seidendrapierung abgeschlossen; über ihm wird eine kleine, in Fältchen abgenähte Seidenpasse sichtbar, die sich auch im Rücken wiederholt. Den halblangen Puffärmel, der unten in ein banddurchzogenes Bündchen gefaßt ist, vervollständigt eine unter dem Taillenteil hervorfallende, ziemlich glatte Ärmelglocke. Von jugendlicher Wirkung ist der fußfreie, schlank die Hüfte umschließende Sechsbahnenrock, der, mit eingesetzten Faltenteilen gearbeitet, diese bis in Kniehöhe durch Stepperei niedergehalten zeigt. Sein Schnitt ist in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 40, 42, 44 und 46 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 2 Meter, für den Rock 4 bis 4,50 Meter. — Für das zweite Modell Abb. 47 ergab weißer Kaschmir das schöne Material, dessen Ausstattung in gleichfarbiger Soutachestickerei bestand. Die blusige, vorn übereinandertretende Taille wird oben durch eine tiefe Passe aus weißem Tupfentüll ergänzt, an die sich in Reihfalten ein Hemdchen ansetzt, das gewissermaßen den Ausschnitt der Taille füllt. Diese selbst ist mit breit zurückgeschlagenen, soutachierten Revers und angeschnittenem Zipfelärmel gearbeitet, der leicht über den halblangen Puffärmel aus getupftem Tüll fällt. Im Rücken zeigt die Taille das gleiche Arrangement wie vorn, nur daß sie hier ziemlich straff in den Gürtel tritt. Die Taille umspannt ein faltiger Seidengürtel; der fußfreie Rock ist in dichte

Abb. 46 bis 48. Drei Kleider für Konfirmandinnen.
Abb. 49. Tuchkleid für stärkere Damen.

Abb. 50. Strassenkostüm für junge Mädchen.

Plisseefalten geordnet, die, oben niedergesteppt, die Schlankheit der Hüfte wahren. Nach unten springen sie in ungezwungenen Falten aus. Der zur Herstellung dieses eleganten Anzuges erforderliche Schnitt ist für die Taille in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108 und 116 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter, für die Taille 1,85 Meter und 1 Meter Garniturstoff. — Schwarzer Kaschmir diente zur Herstellung des dritten Kleides Abb. 48, dessen Garnitur in feinem schwarzen Seidenplissee bestand. Die mit rundem Ausschnitt gearbeitete Überbluse ist vorn wie im Rücken in breite Stufen abgenäht, die in leichtem Bausch in den gefalteten Seidenstoffgürtel treten. Sie ist mit verbreiterter Schulter geschnitten, das Armloch wird durch Plissee umrandet, die gleiche Garnitur wiederholt sich auch an dem runden Ausschnitt. Die diesen füllende Passe besteht aus schwarzer, in Stüfchen abgenähter Seide, der dreiviertellange Ärmel ist ziemlich weit und puffig geschnitten und sein Bündchen mit einem Plissee garniert. Der stark fußfreie Rock besteht aus neun Bahnen, die derart arrangiert sind, daß sich an jeder Naht zwei Plisseefalten bilden, die zur Erzielung der modegerechten Hüftschlankheit bis in halber Höhe durch Stepperei niedergehalten werden. Hierzu ist der Schnitt in 34, 36, 38, 40 und 42 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig und für die Taille in 38, 40, 42 und 44 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 Meter, für den Rock 3,50 Meter.

Tuchkleid für stärkere Damen. (Abb. 49.) Zu unserem geschmackvollen Modell war feines nickelgraues Tuch verwendet, zu dem gestickte weiße Spitze einen freundlichen Gegensatz ergab. Die vorn und im Rücken mit breiten gelegten Falten versehene Taille zeigt die Vorderteile mit angeschnittenen Kläppchen verziert, die mittels silberner Knöpfchen auf der Spitze festgehalten werden, die sich bis zur Gürtellinie zieht. Den tiefen spitzen Halsausschnitt füllt ein faltiger Latzteil aus grauem Chiffon, während die reversartig zurückgeschlagenen Vorderteilskanten mit hellgrauem Panne bekleidet sind. Den dreiviertellangen Puffärmel schließt ein mit Kläppchen verzierter Aufschlag ab, um die Taille legt sich ein gefalteter Seidengürtel. Der schlanke, mit in Falten gelegter Vorderbahn gearbeitete Rock ist völlig schlicht gehalten und ladet nach hinten in leichter Schleppe aus. Rundgeschnitten umschließt er glatt die Hüfte, um unten in weichen Falten auszufallen. Sein Schnitt ist in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 46, 48, 50, 52, 54 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 Meter, für den Rock 3,75 bis 4 Meter.

Strassenkostüm für junge Mädchen. (Abb. 50.) Durch ein Liftboyjäckchen wird unser zierliches Straßenkostüm vervollständigt, das aus braun und schwarz gestreiftem Kostümstoff, durch schwarze Tresseneinfassung seine wirksame Ausstattung erhält. Das ziemlich geschweifte und nur vorn lose Jäckchen reicht knapp bis auf die Hüfte und ist durch Posamentenknebel geschlossen. Vorn und im Rücken durch englische Nähte durchteilt, wird es am Halse durch einen Schalkragen ausgestattet, der mit braunem Samt gedeckt und durch schwarze Tresse, zwischen der ein weißer Tuchstreifen sichtbar wird, abgekantet ist. Der Ärmel zeigt die schlanke Keulenform, die unten Tressengarnitur bereichert. Flott und jugendlich wirkt hierzu der fußfreie Faltenrock, der mit fünf doppelten aufgesetzten Quetschfalten gearbeitet ist und zwischen diesen unten zwei Querstreifen zeigt. Zur Erzielung der modegerechten Hüftschlankheit sind die Falten bis zum Knie niedergesteppt, um unten frei auszufallen. Der Schnitt ist für den Rock in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und für das Jäckchen in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 Meter, für den Rock 5,25 Meter.

Abb. 52. Eleganter Unterrock.

Abb. 51. Tuchkleid mit Überbluse.

Tuchkleid mit Überbluse. (Abbildung 51.) Noch immer behauptet sich die Überbluse mit Erfolg in der Gunst der Damen. Und nicht mit Unrecht! Denn sie ist nicht nur kleidsam, sondern auch von einer schier unbegrenzten Wandlungsfähigkeit. Auch unser elegantes Modell aus feinem hellgrauen Tuch wird durch eine dieser Überblusen vervollständigt, die durch etwas dunklere Panneumrandung und schwere Gipüraufagen ihre reiche Wirkung erhält. Sie ist mit kleinem runden Ausschnitt und verbreiterter Schulter gearbeitet, den ersteren füllt ein feingefälteltes weißes Tüllhemdchen, an das sich eine kleine, aus schmalen Spitzen gebildete Passe ansetzt. Vorder- und Rückenteile treten in leichten Falten in den hohen gefalteten Pannegürtel, der Ärmel der Unterbluse zeigt sich als halblange Tüllpuffe, die, mit einem Spitzengalon besetzt, durch ein Spitzenbündchen abgeschlossen wird. Sehr schick wirkt hierzu der schlank die Hüfte umschließende, den Boden leicht streifende Sechsbahnenrock,

der ohne jede Garnitur mit eingesetzten Faltenteilen gearbeitet ist. Diese sind bis zum Knie niedergesteppt, um nach unten frei auszufallen. Der Schnitt zu diesem Rock ist in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und für die Taille in 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch für die Überbluse bei 1,10 Metern Breite 50 bis 90 Zentimeter, für die Unterbluse bei 55 Zentimetern Breite 1,25 bis 1,75 Meter und für den Rock 4 bis 4,50 Meter bei 1,10 Metern Breite.

Eleganter Unterrock. (Abb. 52.) Als schwarz und weiß gestreifter Taftrock zeigt sich das Modell Abbildung 52. Glatt die Hüfte umschließend und mit französischem Ausschnitt gearbeitet, wird dieser Rock durch einen hohen Serpentinevolant vervollständigt, der auf weißem Grunde reichen Samtbandbesatz zeigt. Mäanderbordüren wechseln hier mit Streifengruppen ab und verleihen dem Volant seine reiche Wirkung. Hierzu ist der Schnitt in 98, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 60 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,20 Metern Breite 3,90 Meter.

Drei Seidenblusen. (Abb. 53 bis 55.) Solange es Jackenkostüme gibt, so lange wird es auch Blusen geben, da die garnierte Taille als Ergänzung des Jackenkleides sich nicht als praktisch erweist und deshalb hier fast gar nicht in Frage kommt. Unsere Blusengruppe veranschaulicht drei gefällige Modelle, die für den obengenannten Zweck bestimmt und sämtlich aus weicher Seide hergestellt sind. Die in zweierlei braunen Tönen gestreifte Bluse Abb. 53 ist mit verbreiterter Schulter über ein loses Futter gearbeitet und zeigt Vorder- wie Rückenteile in breite Falten abgenäht, während die vordere Mitte eine breite Falte deckt, die feines braunes Seidenplissee umrandet. Der Ärmel ist als reichlich halblange Puffe geschnitten, die ein plisseebesetztes Bündchen abschließt. Zu dieser kleidsamen Bluse ist der Schnitt in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,25 Meter. — Für die zweite Bluse Abb. 54 ergab lila und grün gestreifte Libertyseide das schöne Material, zu dem einfarbige Samtschleifchen eine hübsche Garnitur bildeten. Gleichfalls mit losem Futter versehen, setzen sich Vorder- und Rückenteile in Reihfalten einer bogigen Passe an, die, mit Samt abgekantet, durch Schleifchen belebt wird. In der Taille tritt diese Bluse in vollem Bausch in den hohen faltigen Gürtel, der Ärmel zeigt die halblange Puffe, die ein Bündchen zusammenhält. Hierzu ist der Schnitt in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 55 Zentimetern Breite 4 Meter. — Das dritte Modell Abb. 55 veranschaulicht eine schwarze Merveilleuxbluse, die durch eine farbige orientalische Stickereibordüre ihr apartes Aussehen erhält. Im Rücken mit einer Gruppe feiner Stüschen gearbeitet, erscheint die Bluse auch vorn in Stüschengruppen abgenäht, die, in Brusthöhe ausspringend, den Blusenbausch ergeben. Am Halse zeigt dieses Modell eine kleine, in Querfältchen abgenähte Passe, die sich auch im Rücken wiederholt und durch den Stickereigalon begrenzt wird. Der Ärmel ist in eine halblange Puffe geordnet, die mit breitem Bündchen abschließt und durch einen breiten Längsstreifen garniert erscheint. Der zur Herstellung dieser schicken Bluse erforderliche Schnitt ist in 40, 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 2 Meter.

Abb. 53 bis 55. Drei Seidenblusen.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte sind zu den Modefiguren Nr. 46 bis 55 gegen Einsendung des Betrages (am besten in Briefmarken) von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37-41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unter der Taillenlinie gemessen wird.

Suppen.

Von Meta Merz.

Der Suppe fällt in den jetzigen Teuerungszeiten mehr denn je die Aufgabe zu, einen sättigenden Teil der Mahlzeit zu bilden. Geht eine dicke Suppe voraus, so braucht das darauf folgende Mahl nicht so reichhaltig zu sein, und auch der Hausherr nimmt nach einem solchen wohlschmeckenden und sättigenden Eingang schon eher mit leichteren Speisen vorlieb. So wird in vielen Haushaltungen, in denen man bis jetzt die Suppe als Stiefkind betrachtete, mehr Wert auf sie gelegt, und gute Suppenrezepte sind sehr begehrt. Der Hausfrau sei es ins Ohr gesagt, daß aus allen Resten, die sich im Haushalt ergeben, sehr wohlschmeckende Suppen gekocht werden können, wenn man es richtig anzufangen weiß. Die herkömmlichen Suppen mit Einlagen aller Art sind ja in jedem Haushalt bekannt; gebundener werden sie, indem man, wenn man

sparsam kochen muß, weniger von der Einlage nimmt und nach Bedarf mit Wasser glattgerührtes Mehl zum Schlusse zufügt und einige Male aufkochen läßt. Die Suppe ist dann steifer und sättigender, ohne daß sie sehr verteuert wird. Wer auf den Pfennig sehen muß, wird dies kleine Hilfsmittel gerne anwenden. Ausgezeichnete, kräftige Suppen erzielt man beim Auskochen von Knochen, die sehr gut zweimal verwendet werden können. Ebenso sollte man alles Fett, das vom Fleisch geschnitten wird, zur Suppe ausnutzen. Selbstredend muß es vollständig frisch sein. Fettschwarten und Schinkenüberbleibsel geben der Suppe einen kräftigen Geschmack. Zu solchen „Verschwindungssuppen", die von ausgezeichnetem Wohlgeschmack sind, gibt man die Knochen mit irgendeinem Fett in einen eisernen Topf, schneidet eine oder auch zwei dicke Zwiebeln darauf und läßt alles zusammen braun rösten. Ist es hellbraun, so wird etwas Mehl darauf gestreut oder auch Semmelkrume, die ebenfalls mitröstet. Dann füllt man so viel Wasser auf, als man Suppe braucht, wobei reichlich zum Verkochen zugegeben werden muß, und gibt in diese Brühe alles, was von passenden Resten vorhanden ist: Gemüse, Schinken oder Speckreste und Fett. Dazu kommen dann genügend geschälte Kartoffeln, um die Suppe gebunden zu machen, Brotreste und Ähnliches. Je länger diese Suppe kocht, desto angenehmer wird sie. Kann man frisches Suppengrün daran tun, so wird der Wohlgeschmack noch erhöht. Nach mindestens einstündigem Kochen — je länger, je besser — schlägt man die Suppe durch und gibt nun nach Gefallen noch etwas Sahne hinzu oder etwas Maggi. Nötig ist keines von beiden, da man sie kräftig genug im Geschmack finden wird. Diese Suppe kann man in den verschiedensten Abarten kochen. Entweder man gibt nur Kartoffeln und Mohrrüben hinein oder nur Weiß- oder Wirsingkohl. Eine ganz ausgezeichnete Suppe ist auch die Nierensuppe. Dazu läßt man frische Knochen, die möglichst zerkleinert sind, in etwas frischem Rinderfett schmoren, fügt eine dicke, geschnittene Zwiebel und Suppengrün bei und füllt mit Wasser auf. Die Brühe muß wie Bouillon kochen. Eine halbe Stunde vor dem Anrichten gibt man etwas frische Butter in einen kleineren Topf und läßt eine beliebige Portion Kalbs- oder Schweinenieren, die man ordentlich gebrüht und in fingerdicke Scheiben geschnitten hat, darin schmoren. Dann vor dem Anrichten passiert man die ausgekochte Suppe durch, setzt sie wieder aufs Feuer und kocht reichlich geschnittene Kartoffelscheiben darin weich. In die Suppenschüssel kommt die Niere mit ihrem Fett, nach Belieben etwas geröstete Semmelscheiben und die Suppe mit den Kartoffeln darauf. Nach dieser Suppe kann man sehr wohl eine Mehlspeise mit gekochtem Obst geben. Teilt man dem Hausherrn eine etwas reichlichere Portion Niere zu, so wird er den Fleischgang wenig vermissen.

Die Brühe von gekochtem Speck oder Schinken darf selbstverständlich nicht weggegossen werden. Sie ergibt eine sehr schöne Suppe über Grießklöße, zu denen man etwas Butter und Wasser in einem Topf zusammen kochen läßt, so viel Grieß einrührt, daß sich die Masse vom Topfe löst, die man dann noch ein wenig rührt und, wenn sie abgekühlt ist, mit zwei etwas mit Wasser aufgeklopften Eiern vermischt. Aus dieser Masse sticht man kleine Klöße in die kochende Speckbrühe ab. Durch das von den Klößen sich Ablösende wird die Brühe etwas sämig, und die Klöße tun zur Sättigung das übrige.

Eine sehr wohlschmeckende Zwiebelsuppe stellt man her, indem man auf die Person eine Zwiebel rechnet, die man in feine Scheiben schneidet und mit Butter oder Bratfett in einem eisernen Topfe zu einer braunen Masse schmoren läßt. Darüber streut man dann so viel Mehl, daß die Suppe sämig wird, und kocht das Ganze mit Wasser glatt. Man kann die Suppe ohne weiteres zu Tisch geben, sie aber auch mit etwas Sahne oder einem aufgeklopften Ei vermischen. Wird der Zwiebelgeschmack nicht so stark geliebt, so nimmt man weniger Zwiebel und etwas mehr Mehl, das schon aufgegeben wird, wenn die Zwiebeln erst dunkelgelb gedämpft sind, und mitdämpfen muß. Auch zu dieser Suppe kann man geröstete Semmelschnitten oder Würfel geben, die im Moment des Auftragens in die Suppe getan werden. Eine sehr gute und sättigende Suppe ist auch Nudelsuppe. Dazu nimmt man ein entsprechendes Teil Eiernudeln — am besten sind natürlich die selbstgemachten — bricht oder schneidet sie in fingergliedlange Stückchen und läßt sie in kochendem Salzwasser sehr weich werden. In der Suppenterrine schlägt man ein ganzes Ei mit Sahne oder Milch auf und füllt die Suppe darauf. Sie wird besonders von Kindern gern gegessen. Brotsuppe wird in manchem Haushalt öfters gekocht, um das übriggebliebene Brot zu verwenden. Besonders wohlschmeckend wird sie, wenn alle Brotreste im Ofen bräunlich geröstet und dann zerstoßen werden. Kocht man diese gerösteten Brotkrumen mit einer Mischung von zwei Dritteln Wasser und einem Drittel leichten Kochwein oder von zwei Dritteln Apfelwein und einem Drittel Wasser, gibt noch etwas gutgewaschene Korinthen dazu und süßt die Suppe etwas, so hat man eine recht wohlschmeckende Abendmahlzeit, nach der man noch etwas Butterbrot nachißt. Alle Brotsuppen kann man mit Ei abquirlen, wodurch sie noch schmackhafter werden. Brotsuppe läßt sich ebenso schön mit Weiß oder Braunbier kochen, wobei sie dann behandelt wird wie die Weinsuppe.

Daß man von allem Gemüse sehr wohlschmeckende Suppen kochen kann, wurde schon früher an dieser Stelle erwähnt. Der Vollständigkeit halber seien hier noch einmal die Gemüsesuppen kurz erwähnt. Man nimmt dazu entweder die Gemüsebrühe und das übriggebliebene Gemüse, wobei man die Brühe mit Mehl verdickt und das in kleine Stückchen zerteilte Gemüse zuletzt hinzufügt, oder man kocht die Suppe gleich von frischem Gemüse. Dazu wird jedes Gemüse nach seiner Art zerteilt — das einzige nicht verwendbare ist Rotkohl — gut gesäubert und zunächst in Butter oder Fett etwas eingeschmort. Dann füllt man die nötige Brühe hinzu und läßt das Gemüse weich werden. Man zieht die Suppe mit einem Ei ab und kann Semmelscheiben oder -würfel dazu reichen.

Sehr wohlschmeckend sind vor allem Suppen von Möhren (Karotten), von Weißkohl, Wirsing- und Blumenkohl. Daß Spargelsuppe eine Delikatesse ist, wissen gewiß alle unsere Leserinnen. Gegen das Frühjahr kann man prachtvolle Frühjahrssuppen von dem ersten erscheinenden Grün kochen, von Sauerampfer, Melde, jungen Brennesseln und Kerbeln. Dazu reinigt man alles sehr gut, schneidet Melde, Brennessel und Kerbel klein, streift den Sauerampfer von den Rippen und dämpft nun entweder alles zusammen oder jedes für sich in reichlicher Butter weich. Danach rührt man so viel Mehl dazu als notwendig, läßt alles zusammen gar dämpfen, füllt mit Wasser auf und kocht die Suppe glatt. In der Suppenschüssel zerschlägt man ein Ei mit etwas Milch oder Sahne und legt zerschnittene Semmelwürfel hinein, die darin durchweichen müssen. Nun füllt man die Suppe darauf, die recht gebunden sein muß. Solche Frühlingssuppen sind nicht nur wohlschmeckend, sondern auch gesund.

Hier sei noch einer ländlichen Suppe gedacht, die viele leidenschaftliche Verehrer hat, indes nicht von jedem gern gegessen wird. Es ist dies die Buttermilchsuppe. Dazu rührt man genügend Mehl mit frischer Buttermilch an, läßt dies aufkochen, gibt die Milch über ein mit Milch aufgeschlagenes Eidotter und setzt von dem Schnee des Eiweiß kleine Klößchen darauf. Viele lieben auch in der Buttermilchsuppe geröstete Semmelwürfel.

Das Heer der süßen kalten Suppen ist bekannt. Sehr gut und weniger bekannt ist indessen Apfelsuppe, die von den Schalen und Kerngehäusen der Äpfel gekocht wird. Man nimmt halb Apfelwein, halb Wasser und kocht Schalen und Gehäuse gründlich darin aus. Dies läßt man durch ein Haarsieb gehen, kocht Korinthen und dünne Apfelscheiben darin auf

und bindet die Suppe durch etwas Kraftmehl. Nachdem man sie gehörig gesüßt hat, stellt man sie sehr kalt. In diese Suppe kommen kleine Suppenmakronen oder zerbröckelte Löffelbisluits, die aber erst beim Anrichten hineingetan werden, damit sie nicht zu weich werden. Quittensuppe wird ebenso gemacht. Sie wird auch von Obstfreunden leidenschaftlich gern gegessen, ist aber ebenfalls nicht jedermanns Sache. — Gerade bei Suppen kann die Hausfrau selbst mit einiger Überlegung noch eine Menge anderer Zusammenstellungen finden, je nach dem Geschmack der eigenen Familie, die eine angenehme Einleitung zur Mahlzeit sind, und die Monatsrechnungen vermindern helfen.

Das „Preishüpfen im Tierreich".

Von T. v. Altwallstädt.

Dieses „Preishüpfen im Tierreich" kostet so gut wie nichts und ist dabei nicht allein als Gesellschaftsspiel für mehrere Kinder zu verwerten, sondern die Spielfiguren können auch dem einzelnen Kind ebensogut zur Kurzweil dienen, wie Modepuppen, Bauklötzchen und dergleichen. Dann ist auch die Anfertigung des Spielmaterials so einfach, daß wir sie größeren Kindern nach einigen erklärenden Worten getrost selbst überlassen oder uns wenigstens jugendlicher Hilfskräfte bedienen können. Endlich wäre noch zu erwähnen, daß unser „Preishüpfen im Tierreich" nicht zu jener Sorte von irreparablem, beweglichem Spielzeug gehört, bei dem aller Spaß vorüber ist, sobald etwas daran „kaputt gegangen" ist. Denn sollte im Laufe der Zeit das Kamel ein Bein, der Hirsch ein Geweih oder der Elefant seinen Rüssel einbüßen, so kann, wenn einem daran liegt, noch in der gleichen Stunde Ersatz geschafft werden.

Das schnuppernde Eichhörnchen.

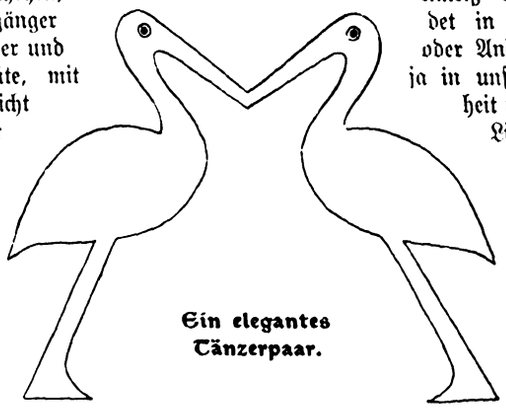
Man verschafft sich sehr starkes Packpapier oder dünne, noch biegsame Pappe — die geeignetste Stärke ist die des Ansichtspostkartenmaterials — von brauner oder grauer Farbe. Will man nun ein Tier anfertigen, so schneidet man von dieser Pappe ein Stück ab, das so groß ist, daß unter dem Umriß eines Tieres noch gut ein zweites gleiches Platz hätte. Auf die obere Hälfte dieses Bögleins überträgt man dann durch Pausen oder freihändig eine der hier beigegebenen Tierkonturen, klappt dann die untere Hälfte des Bogens zurück und schneidet nun, der Kontur folgend, aus diesem doppelten Papier die Tiergestalt aus. Ist dies geschehen, so klebt man die beiden kleinen Doppelgänger mit Kopf, Körper und Schwanz aneinander und biegt dann die Beine (die man sich hüte, mit Leim zu bestreichen) auseinander (also nicht scharf brechen). Schon während der flüssige Leim trocknet, kann das Tierchen aufgestellt werden.

Augen müssen ihm natürlich auch „angemalt" werden. Bestehen die Tiere aus glattem Material, so kann man dazu Tinte verwenden. Auf rauherer Pappe dagegen würde diese ausfließen, und es wäre dann der Bleistift zu benützen. Das ist namentlich dann zu beachten, wenn man etwas sich sehr nett macht — z. B. dem Löwen die Mähne etwas dunkel schraffiert oder ähnliche Verzierungen im Sinne hat.

Es dauert nicht lange, und eine ganze Anzahl hüpfbereiter Tierchen steht vor dem entzückten Kinderauge. Da präsentiert sich zuerst König Nobel mit erhobenem Schweif; dem Löwen folgt der gewichtige Elefant, dem wir gleich ein paar tüchtige Ohren zum Herunterklappen angeschnitten hatten (siehe Konturbild). Sie beschatten nun seine Augen und geben ihm ein unleugbar gutmütiges und vertrauenerweckendes Aussehen. Mit hochmütig emporgezogener Nase stolziert das Kamel einher. Dann kommt der Hirsch, eine sehr niedliche Tanzfigur. Er wurde dadurch plastischer gestaltet, daß man sein hübsches Zehnendergeweih nicht aneinanderklebte, sondern sanft auseinanderbog. Sehr nett wirkt auch das schnuppernde Eichhörnchen. Bei ihm beachte man, daß die Hinterkeulchen, durch deren Stellung der große Schwanz balanciert wird, gut auseinandergespreizt sind. Den Schluß bildet das drollige Storchenpaar, das sich, in Ermangelung von Händen, die Schnäbel zum Tanze reicht. Diese symmetrische Figur, die große Neigung hat, sich immer um sich selbst zu drehen, wird den Kindern viel Spaß bereiten.

Der grimme Löwe.

Ist der Kreis der Spieler größer — und das „Preishüpfen" eignet sich gerade gut für Kindergesellschaften — so wird dieses halbe Dutzend nicht ausreichen. Aber wer hindert uns denn, unsere Menagerie nach und nach zu vergrößern! Da gibt es noch so viel einfache Konturen, die ohne Mühe zu treffen sind! Da ist der Esel, so überaus leicht zu charakterisieren durch seine berühmten Ohren — das Ziegenböckchen, das dicke Schweinchen, der buckelmachende Kater mit emporgerecktem Schwanz, die Giraffe mit dem langen Hals. Nicht zu vergessen sind der Hund und das Pferd. Wem des letzteren Umriß Schwierigkeiten bereiten sollte, der findet in jeder illustrierten Zeitschrift Vorlagen oder Anhaltspunkte. Und übrigens kommt es ja in unserem Fall gar nicht auf strenge Wahrheit und Richtigkeit an. Grobcharakteristische Linien befriedigen das Kind vollkommen.



Ein elegantes Tänzerpaar.

In den meisten Fällen jedoch werden sechs Spielfiguren vorläufig genügen. Sind diese fertiggestellt, so muß ein Pappschachteldeckel von genügender Größe beschafft werden. Zu beobachten ist, daß dieser Deckel, der den Tanzboden vorstellen soll, nicht eingedrückt sei, weil er sonst keine gerade Stehfläche mehr liefern würde. Er darf auch nicht aus allzu hartem, festem Karton sein, da dieser nicht leicht schwingt. Sehr gut sind für unseren Zweck jene leichten Kartons, in denen Versandgeschäfte ihre Wäschekonfektions- und ähnliche Waren verschicken. Auf dem Lande werden solche wohl des öfteren ins Haus kommen.

Ist der Tanzboden zur Stelle, so muß noch das „Korkhämmerchen" fabriziert werden. Es ist dies das Werk einer Minute: In einen Flaschenstöpsel normaler Größe wird ein zugespitztes, etwa 20 Zentimeter langes Stäbchen aus Feuerholz hineingesteckt.

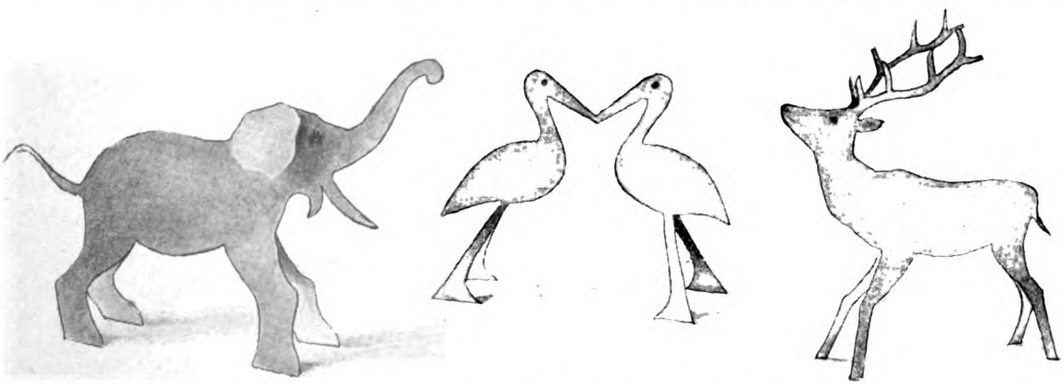
Ist auch dies geschehen, so kann das Spiel beginnen. Mütterchen schreibt auf je ein Zettelchen einen der in Betracht kommenden sechs Tiernamen, faltet die Zettelchen zusammen und läßt jedes der Kinder eins wählen. Da es in unserem Falle vier kleine Spieler sind, behält Mütterchen zwei Papierchen in der Hand. Eins wählt sie für sich selbst. Eins bleibt übrig; auf ihm steht der Name des Eichhörnchens. Dies hat heute also keinen Herrn und darf an dem Spiel nicht teilnehmen. Während nun die größeren Kinder den kleineren beim Entfalten der Zettel und Ablesen der Namen behilflich sind, stellt die Leiterin des Spiels die Tiere auf. Diese können auf der Mitte des Deckels im Kreis stehen, entweder mit den Köpfen nach innen oder mit den Schwänzen nach innen gerichtet (auf runden Hutschachteldeckeln sieht dies sehr nett aus). Auf länglichem Karton stellt man sie am besten paarweise oder in länglichem Viereck auf. Mütterchen hat sie im Kreise aufgestellt. Jetzt legt sie einen süßen Gewinn auf den Tisch. „Dasjenige Tier", verkündet sie dabei, „das sich am längsten auf den Beinen hält, das weder umstürzt noch über den Rand des Deckels hinunterhüpft, ist Sieger und bekommt den Preis."

Nach diesen Worten ergreift sie das Korkhämmerchen, und auf dem ihr zunächstliegenden Rande des Deckels trommelt sie damit in rhythmischen Schlägen herum. Ist die Familie musikalisch, so kann sie eine Melodie anstimmen, z. B. den Zapfenstreich in beschleunigtem Tempo oder eine recht flotte Polka. Freilich werden die Kinderlippen bald verstummen, denn die Spannung, die nun, wo die Tiere sich mit drolligen Sprüngen in Bewegung setzen, die jugendlichen Spieler ergreift, absorbiert alles übrige in ihrem Gemüt.

Da findet auch schon das erste Ereignis statt — ein Zusammenstoß des Löwen mit dem Elefanten. Den Besitzern der beiden Tiere stockt fast der Atem vor Angst und Spannung. Einer dieser erotischen Herrschaften muß ja nun zu Boden stürzen! Aber das Schicksal will es anders. Friedlich hüpfen sie wieder voneinander, der Löwe tanzt in ruhigen Sprüngen dem Rande zu, aber noch ein Schlag des Korkhämmerchens, und der König der Tiere ist hinabgestürzt und diesmal als erster unterlegen. Zugleich dringt aus des Jüngsten Munde ein Klagelaut hervor. Bubis Storchenpaar hat sich umgelegt! Und das Töchterchen des Hauses muß zusehen, wie das Schicksal des Löwen auch ihren Elefanten ereilt. Nun ringen nur noch Mamas Kamel und Edgars Hirsch um die Palme. Der Hirsch verfängt sich jetzt in die in die Luft ragenden Beine des umgefallenen Storchenpaares. Er hat nun Aussicht, fest hängen zu bleiben in dieser segensreichen Fußfalle, also weder zu stürzen noch über den Rand zu tanzen. Edgars Augen leuchten vor Freude und Ungeduld. — Doch das Unglück schreitet schnell! — Unvermutet reißt sich der Hirsch los, ein paar taumelnde Sprünge noch, und auf den Boden hingestreckt liegt der Zehnender! Hocherhobenen Hauptes, auf selbstbewußt gespreizten Stelzbeinen steht das Kamel als Sieger da.

Da legt Mama das Hämmerchen beiseite; ein wehmutsvoller Abschiedsblick aus Edgars Augen trifft die Schokoladenschildkröte.

Um so heller Sonnenschein aber breitet sich über die Gesichter seiner Geschwister: Wenn Mama gewonnen hat, so wird ja der Preis wieder ausgesetzt. Von neuem kann es beginnen, das herrliche Spiel! Von neuem winkt dem Sieger und seinem glücklichen Besitzer der süße Lohn.

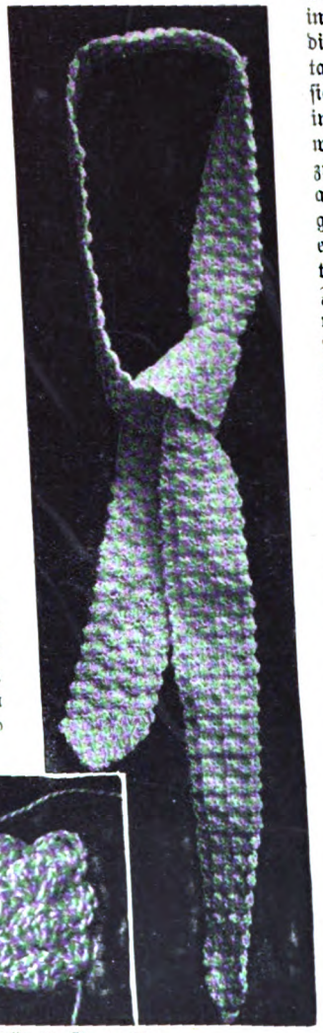


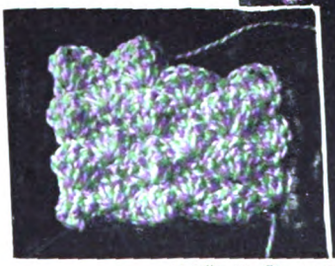
Wie die Tiere aufgestellt werden.

Ratgeber für jedermann

Handarbeit.

Gehäkelte Krawatte. Der Häkelhaken, der viele Jahre fast ganz außer Tätigkeit getreten war, ist in letzter Zeit wieder zu neuem Leben erstanden. Freilich, die gehäkelten Spitzchen für Wäschegarnituren sind fast ganz verpönt, und die solide Lochstickerei ist an ihre Stelle getreten. — Jetzt benutzt man den Häkelhaken in anderer Weise. Die kunstvollsten Gipüremuster werden imitiert, ja, ganze Kleider in dieser sehr mühsamen Weise gehäkelt, die dafür allerdings fast unvergänglich sind, was freilich bei der so wechselnden Mode auch kein zu großer Vorzug ist. Einfacher und lohnender sind gehäkelte Gürtel und Krawatten, zu deren Anfertigung ein besonderes, seidenglänzendes Garn in sehr feinen Farben im Handel ist. Reine Seide zum Häkeln, die meliert oder glatt auch viel verwendet wird, ist noch solider und haltbarer, aber auch erheblich teurer. Die hier abgebildete Krawatte, die einen einfachen, hübschen Häkelstich zeigt, wurde aus mattblauem Garn gehäkelt. Man schlägt dazu eine Reihe Luftmaschen auf, bis man die zur Krawatte gewünschte Breite hat, und häkelt, wie aus der zweiten Abbildung ersichtlich, je sechs Stäbchen in eine Masche. Hat man die notwendige Länge, so näht man die beiden Enden in eine Spitze ab.





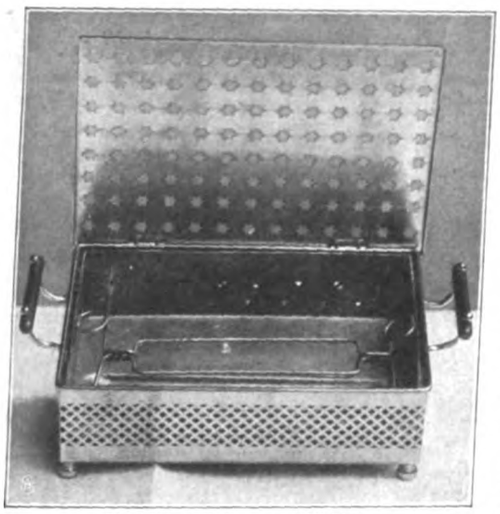
Gehäkelte Krawatte.

Geflügelzucht.

Die Römertaube. Es gibt bekanntlich eine beträchtliche Anzahl von Taubenrassen, als deren alleinige Stammutter allgemein, aber kaum mit vollem Recht, die wilde Felsentaube angesehen wird, deren Farbe, blau mit schwarzen Flügelbinden, neben den mannigfachsten anderen Färbungen und Zeichnungen bei den Vertretern aller Rassen der Haus- und Feldtaube wiederkehrt und wohl auch die schönste und typischste aller Taubenfarben ist. Im Laufe langer Jahre ist unter den Händen begeisterter Taubenliebhaber aus verschiedenartigen Kreuzungen eine enorme Zahl teilweise recht absonderlicher Rassen hervorgegangen, die man in zwei Hauptgruppen, in Haus- und Feldtauben, eingeteilt hat. Der ersteren Gruppe gehören nur Liebhaberrassen an, die lediglich ihres schönen oder absonderlichen Äußeren halber gezüchtet werden, denn über die Schönheit so mancher kostbaren Rasse läßt sich streiten. Unter den Feldtauben finden wir die Nutzrassen, unter denen es aber gleichfalls viele gibt, die vorzugsweise auf das Äußere oder, wie der fachmännische Ausdruck lautet, auf die Feder gezüchtet werden, wodurch der Nutzwert ziemlich tief gesunken ist. Zwischen den Feldtauben und den Haustauben rangieren die sogenannten Riesentauben, die aus Kreuzungen unter Vertretern beider Gruppen hervorgegangen sind. Ursprünglich hat man wohl bei Züchtung dieser Rasse das Hauptaugenmerk auf die Erzielung einer großen und schweren Fleischtaube gerichtet; dann ist man aber mehr und mehr in die Zucht auf die Feder verfallen, zumal auch diese Riesentauben, von ihrer Größe und Massigkeit abgesehen, als Nutztiere nicht das leisteten, was man glaubte erhoffen zu können. Sie sind schwerfällige, träge, faule Futtersucher und daneben auch starke Fresser, die gewohnt sind, am Schlage das ihnen reichlich gebotene Futter entgegenzunehmen, schwerfällige Flieger, die leicht gefiederten Räubern zum Opfer fallen, und außerdem schlechte Züchter, das heißt, sie brüten nur wenig, verlassen häufig vorzeitig die Gelege und füttern die Jungen schlecht, wenn es wirklich zum Erbrüten der Eier kommt, so daß die Brut meist in halber Entwicklung eingeht. Im Hinblick auf diese schlechten Eigenschaften gehören die Riesentauben zu dem Luxusgeflügel; als solches haben sie allerdings viele Liebhaber. Den Riesentauben im engeren Sinne gehören nur zwei, vorzugsweise in Frankreich in hoher Vollkommheit gezüchtete Rassen an: die Römertaube als größte aller Haustauben, in Frankreich Pigeon romain genannt, und die Montabantaube. Vertreter der ersteren Rasse zeigt unsere Abbildung. Die Römertaube ist aus einer Kreuzung der italienischen Feldtaube, der größten unter den wirklichen Nutzrassen, mit orientalischen Tauben hervorgegangen. Die italienische Feldtaube wird unter unseren klimatischen Verhältnissen als Zier- und Nutztaube nicht gehalten, dagegen gelangt sie geschlachtet, sauber gerupft und in zierliche Holzkistchen verpackt häufig durch deutsche Delikatessengeschäfte auch bei uns auf den Markt. Die Römertaube, mit der wir uns hier ausschließlich beschäftigen wollen, hat in der äußeren Gestalt große Ähnlichkeit mit einer Feldtaube, ist aber von massigerem Körperbau mit dichtem, vollem Gefieder. Es gibt von ihr zehn Farbenschläge, die, mit Ausnahme einiger gesprenkelter, sämtlich einfarbig sind. Die größten Exemplare der Rasse findet man unter den blauen mit schwarzen Flügelbinden und den fahlen. Von der Durchzüchtung anderer Rassenzeichen abgesehen, legen die Liebhaberzüchter den Hauptwert auf möglichst respektable Flügellänge. Von Römertauben, die Anspruch machen sollen, edle Rassetiere zu sein, verlangt man eine Flügelspannweite von 100 Zentimetern; solche mit 105 Zentimetern Flügelspannung kommen nicht allzu selten vor, und in der Umgebung von Paris sollen sogar Tiere gezüchtet werden, deren Flügelspannweite noch erheblicher ist. Selbstverständlich sind die Flügel, dieser Spannweite entsprechend, verhältnismäßig lang, dabei dürfen sie weder über dem Schwanz gekreuzt werden, noch dürfen sie hängen; Tiere mit sogenannten Hänge- oder Schleppflügeln, die eine Folge der beregten Zuchtrichtung sind, fallen häufig, haben aber keinen Liebhaberwert. Von Wichtigkeit ist bei der Beurteilung, von der ganzen Figur abgesehen, auch die Farbe des Schnabels, der hellfleischfarben sein soll, und die Farbe der Augen; letztere müssen bei allen Farbenschlägen, dem weißen ausgenommen, perlfarbig sein, bei letzterem dunkelbraun. Charakteristisch ist ferner ein anderthalb Zentimeter breiter Augenrand. Ich kann nicht empfehlen, diese schwerfällige Riesentaube da freiliegend in Schlägen zu halten, wo gelegentlich Raubvögel beobachtet werden. Wer wertvolle Exemplare besitzt, die er nicht gerne den Gefahren aussetzt, denen solche massige Tiere stets ausgesetzt sind, der muß sie in geschlossenen Volieren pflegen. Da wir ferner in den Römertauben sowie in manchen anderen kuriosen Haustaubenrassen überzüchtete Tiere vor uns haben, deren Fortpflanzungs-

Römertauben.

fähigkeit durch diese Überzüchtung in Mitleidenschaft gezogen ist, so wird man nur dann gute Zuchtresultate erzielen, wenn man neben dieser Rasse in einem zweiten Schlage sogenannte Taubenammen hält. Unter dieser Bezeichnung versteht der Liebhaberzüchter gewöhnliche Feld- oder Brieftauben, die er bei Aufzucht der heiklen Sporttauben heranzieht.



Der Toaströster — geöffnet.

Eigentliche Ammen im landläufigen Sinne sind diese Tauben natürlich nicht; ihren Funktionen nach würden sie besser die Bezeichnung Pflegeeltern tragen. Derartigen gewöhnlichen, robusten und wetterfesten Ammentauben nimmt man die eigenen Eier weg und schiebt ihnen dafür die frisch gelegten Eier der heiklen Luxustauben unter. Diese erbrüten sie nun mit der ihnen eigenen Liebe und Sorgfalt, wie sie auch die Jungen mit bestem Erfolge groß füttern. Nur auf diese Weise kann man von Römertauben und anderen heiklen Rassen befriedigende Nachzucht erzielen; auch werden sie durch das ständige Fortnehmen der eigenen Gelege indirekt zur Produktion einer größeren Eierzahl veranlaßt, weil sie dadurch des Brütens und der Aufzucht der erbrüteten Nestjungen überhoben sind. Als Schlachttauben sind Römertauben natürlich wertvoller als kleinere Rassen; sie wiegen im schlachtfähigen Alter von etwa sechs Wochen durchschnittlich bereits ein halbes Kilo. Ausgewachsene Täuber bester Qualität erreichen ein Gewicht von ein bis einundeinviertel Kilo bei einer Körperlänge von fünfundfünfzig bis achtundfünfzig Zentimetern, von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende gemessen.

Neues aus Altem.

Kreisel aus Paketknebeln und einem Garnröllchen. Wie wenig dauerhaft sind doch die gekauften Spielsachen, und wie leicht kann man sie nach unserem Modell selbst herstellen! Man sägt ein Garnröllchen an dem einen Ende des dünnen Teils entzwei und steckt dort einen halben Paketknebel in die Öffnung. Dessen andere Hälfte, auf die man zuvor den abgesägten Teil der Garnrolle gezogen hat, steckt man in die untere Seite der Rolle so, daß der Knebel etwas heraussteht und den Fuß des Kreisels bildet. Der Kopf wird zuvor am Halse mit einer Laubsäge eingekerbt und dann rund geschnitzt. Man achte darauf, die Einkerbungen nicht zu tief zu sägen. Zu den Armen gehören je ein drittel Paketknebel, die mit kleinen Ösen an der fertigen Puppe befestigt werden. Eine Ösenzange dient zur Anfertigung der Ösen aus kleinen Drahtstiften, von denen man die Köpfe abgeschnitten hat. Nachdem man den Kreisel auf diese Weise fertiggestellt hat, streicht man ihn nach Art des Nürnberger Spielzeugs mit Ölfarbe an.

Kreisel aus Paketknebeln und einem Garnröllchen.

Hauswirtschaft.

Bierflecke entfernt man aus Wollstoffen, indem man sie mit lauwarmem Seifenwasser, dem man ein paar Tropfen Salmiak hinzufügt, abwäscht und dann mit kaltem, klarem Wasser nachspült. Bei sehr empfindlichen Woll- sowie bei Seidenstoffen versuche man einmal erst das Entfernen mit ganz klarem, lauem Wasser; gerät es nicht, so muß man eine Mischung von Weingeist, Salmiak und Wasser zu gleichen Teilen anwenden und sofort mit klarem Wasser nachspülen. Zum Reiben benutze man immer ein Läppchen des gleichen Stoffes und unterlege die Stelle mit sauberer Leinwand, die man wechselt, sobald sie feucht geworden ist.

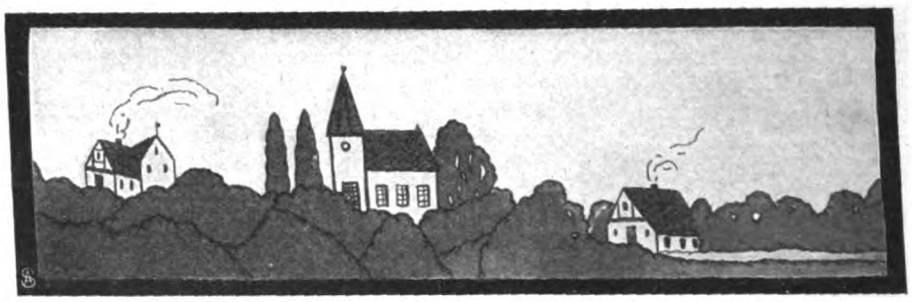
Toaströster. Mit der englischen Tischzeit, die durch die Entwicklung unseres modernen Geschäftslebens sich auch bei uns — wenigstens in den Städten — immer mehr einbürgert, haben englische Tischsitten aller Arten ihre Einführung bei uns gefunden. Nicht aus dem uns Deutschen traditionell nachgesagten äußerlichen Nachahmungstrieb, sondern weil England eben das Muster einer Lebensführung bot, die den uns neuen und dort längst vertrauten Verhältnissen angepaßt war. Am schwersten bürgert sich bei uns die reichere Zusammensetzung des ersten und zweiten Frühstücks ein — und doch ist sie die unbedingte Voraussetzung dafür, daß die spätere Essensstunde gut vertragen wird. Sehr zweckmäßig ist auch die englische Gewohnheit, das Brot — möglichst bei Tisch selbst — zu rösten. Nicht nur, daß eine solche knusperige Scheibe viel besser schmeckt: sie ist auch vor allem weitaus verdaulicher. Unser Apparat besteht aus einem Nickelkasten mit zierlich durchlochter Oberplatte. Im Innern des Kästchens nimmt eine federnde Vorrichtung ein Päckchen des überall käuflichen Glühstoffes auf, der angezündet wird und so die Platte erhitzt, auf der die Toaste geröstet werden. (Bezugsquelle: Raddatz, Berlin.)

Toaströster.

Ratschläge für die Toilette.

Zwei Maskenkostüme. Die Vorbereitungen zu einem Feste sind bekanntlich oft amüsanter als das Fest selbst; das Nachdenken und Austüfteln, wie alles am hübschesten aussehen soll, macht außer den unvermeidlichen Umständen, die damit verknüpft sind, viel Spaß. Handelt es sich gar um ein Kostüm- oder Maskenfest, dann kann man nur immer wieder empfehlen, seine Garderobe selbst herzustellen, denn abgesehen davon, daß das Leihen viel Bemühungen, Unkosten und Verpflichtungen verursacht, bekommt man schließlich doch nur Gewänder, die überall und von jedermann getragen werden: „gangbare Ware". Jeder aber hat doch viel mehr Freude daran, ein Kostüm zu tragen und vor allem zu besitzen, das originell und hübsch zugleich ist. — An dieser Stelle seien nun zwei Kostüme empfohlen, die apart und ohne große Kosten herzustellen sind. Das „Regen"-Kostüm besteht aus einem hellgrauen Hänger aus leichter Seide, aus Nessel, Perkal oder Satin. Der Rock wird mit dunkelgrauen Seidenfäden bestickt, und zwar in einfachen, parallelen Stielstichreihen, die vom Taillenschluß ausgehen und auf den Rocksaum

herabrieseln, der mit einer Sommerlandschaft in Aufnäharbeit geschmückt ist. Diese Landschaft besteht aus Häuschen, Bäumen und einer Kirche mit rotem Turm, alles mit einfachen, leicht zu zeichnenden Umrissen, wie unser Bildchen es zeigt, und ein wenig an die Dorfhäuser in den Kinderspielschachteln erinnernd. Auf blaßblaues Tuch, den den Regenhimmel darstellenden Grund, nähe man in leichter Seide das Grün der Sträucher und Bäume, die weißen Häuser mit roten Dächern und den gelben Kiesweg auf und verbinde alles untereinander mit befestigenden, überwendlichen Stichen. Umrisse, Türen, Fenster, die Rauchlinien, die Fahne sticke oder male man in Schwarz. Der Gürtel wird aus Seidenbändern in den Regenbogenfarben zusammengesetzt. Auf die Säume der weit ausfallenden Ärmel wird ein „Regenschirmornament" aus schwarzer Seide genäht — lauter kleine aufgespannte Regenschirme in kleinen Abständen nebeneinander — das mit Glasperlen (Regentropfen) übersticht wird. Diese Perlen verstreue man auch über das ganze Kostüm. Zu den grauen Strümpfen passen die Tanzschuhe, die mit grauen Bändern in Sandalenart ausgestattet werden. Als Haarschmuck empfiehlt sich ein Krönchen aus bunten Glasperlen, in der Hand trage man ein zierliches Seidenpapierschirmchen in schwarzer Farbe. — Handelt es sich um zwei Schwestern oder Freundinnen, die gemeinsam einen Maskenball besuchen, dann ist als Pendant zum „Regen" der „Schnee" zu empfehlen. Er trägt ein dunkelblaues Gewand, dessen grauer Saum durch eine aufgenähte Winterlandschaft verziert wird. Auf den hellgrauen Grund, der den Himmel darstellt, nähe man die braune Mühle, das dunkelgraue Haus, den braunen Ziehbrunnen, das grüne Gehölz und die grünen Tannen. Nun wird die weiße Fläche des Schnees daraufgenäht und alles mit überwendlichen Stichen (in Schwarz) befestigt. Die dunkle Tür, die Fenster mit ihrem gelbroten Lichtschein können entweder aufgemalt oder eingesticht werden. Auf den Dächern der Häuschen und auf den Bäumen, die möglichst einfach ausgeführt werden müssen, liegt Schnee, der in weißem Tuch ausgeführt und mit Lametta bestickt wird. Der Oberteil des Rockes ist mit silbernen und goldenen Sternen sowie einem Mond im ersten Viertel zu versehen, man kann auch hier Lamettaflocken in gefälliger Verteilung anbringen. Die Taille verziere man mit gestickten Tannenzweigornamenten, auf denen Lamettaschnee liegt. Die weit ausfallenden Armelsäume werden durch breite weiße Streifen abgeschlossen, wie man auch für den Gürtel lamettabesetztes, weißes, breites Band benutzt. Als Fußbekleidung wähle man weiße Schuhe und Strümpfe, die man ebenfalls mit Lametta schmückt. Eine weiße Kappe, mit „Schneeflocken" bedeckt, bildet die Kopfbedeckung, während ein auf der Spitze eines silbernen Stabes angebrachter Schneemann, der aus Wolle und Lametta hergestellt wird, dieses sehr kleidsame Maskenkostüm vervollkommnet. Malbeflissene werden die beiden Friese für die Kostüme schneller und kaum weniger wirkungsvoll ohne Aufnäharbeit, nur mit Farbe und Pinsel herstellen.



Landschaft als Dekorationsmotiv für das Faschingskostüm „Regen".

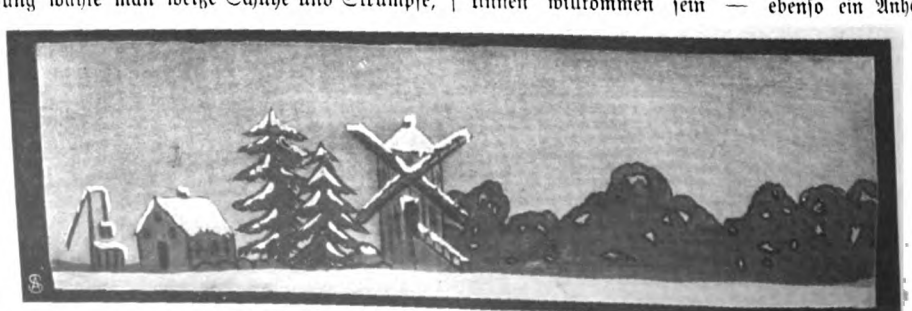
Gürtel. Die japanischen Seidenstickereien als Verzierungen haben sich bei uns eingeführt und gehalten: überall sehen wir die farbenprächtigen, seidenen Blumen, Ranken und Schmetterlinge. Gewiß wird unseren Leserinnen der oberste unserer Gürtel gefallen, dessen reiche Ornamentierung ein Kunstwerk der japanischen Technik ist. Um dem Gürtel Halt und Festigkeit zu geben, ist die Seidenstickerei auf weißes Leder gesteppt. Dieser Gürtel sowie der untere Gürtel werden nur durch eine weiße Lederschnalle geschlossen, während der Gürtel in der Mitte, der aus fein abschattierter Seide in starkwirkendem Zickzackmuster gewebt wurde, ein mattes Goldschloß aufweist. Dieser Gürtel eignet sich vorzüglich zu einfachen Hemdblusen, während der darunter befindliche Gürtel zu jeder, auch der elegantesten Toilette getragen werden kann. Er ist auf weißer Seide in zarten, blau abschattierten Farben bestickt, doch kann man ihn auch in anderen Farben erhalten. Unsere Gürtel sind Modelle von Schöneberg, Berlin.

Moderne Gürtel.

Frauenarbeit.

Der Preis der Hofrat-Moos-Stiftung in Heidelberg wurde der Studentin der Medizin Marie Köbele aus Hachel in Baden verliehen. Diese ungewöhnliche Ehrung der Arbeit einer Frau dürfte in Deutschland kaum einen Präzedenzfall haben.

„Die Arbeit im Evangelischen Fröbelseminar und Erziehungsheim" ist der Titel einer kleinen Broschüre, die das Kasseler Fröbelseminar und Erziehungsheim vor kurzem herausgab (Preis 30 Pfennig). Sie bringt nach einem kurzen Überblick über die Geschichte der Anstalt eine gute Einführung in die Grundgedanken der Erziehungsarbeit, die dort geleistet wird. Die jungen Mädchen, die dort ausgebildet werden, bekommen — gleich, ob sie ihr Wissen später in der eigenen Familie oder im Beruf zu verwerten gedenken — nicht nur theoretisch Einblick in die sozialen Forderungen der Zeit, sondern werden in die verschiedenen Zweige sozialpädagogischer Arbeit praktisch eingeführt. Die Gesundheitspflege im Erziehungsheim beruht auf den besten modernen Grundsätzen. Eine Zusammenstellung der Lehrfächer in den verschiedenen Schulen und Kursen der Anstalt wird allen Interessentinnen willkommen sein — ebenso ein Anhang mit anschaulichen Berichten ehemaliger und jetziger Schülerinnen über ihre Schul- und späteren Erfahrungen. Die fröhliche Zusammenstellung „Unsere Feste" zeigt, daß auch der heiteren Jugend der Insassinnen des Fröbelseminars und Erziehungsheims ihr volles Recht wird.



Dekorationsmotiv für das Kostüm „Schnee".

Die Welt der Frau

„Gartenlaube“, Nr. 7, 1908.

In stillen Gärten sah ich Mondviolen,
Unscheinbar, duftlos, blühten sie verstohlen;
Nachts, wenn die andern Blumen sich geschlossen,
Hat süßen Duft ihr blasser Kelch ergossen.

Ilse Franke.

Hauswirtschaft und Wirtschaftsgenossenschaft.

Von Alice Salomon.

Hat die Frau in der Hauswirtschaft heute noch einen Wirkungskreis? Ist ihr nicht mit der modernen wirtschaftlichen Umwälzung, mit dem Entstehen der Fabrikbetriebe, in denen ein großer Teil der Güter hergestellt wird, die früher im Haus produziert wurden, ihr Arbeitsfeld genommen worden?

Zweifellos ist die Wirkung moderner Technik, der Neugestaltung unseres ganzen Wirtschaftslebens nirgends so fühlbar wie in der Hauswirtschaft. Und die Ansicht ist daher in weiten Kreisen verbreitet, daß die Frau, die früher „Produzentin“ war, heute eine „Nurkonsumentin“ geworden ist. Auch von Anhängern der Frauenbewegung ist es manchmal ausgesprochen worden, daß die „Hausfrau“ keine Werte mehr schafft, daß sie einen Beruf ergreifen, erwerben muß, weil sie im Haus nicht mehr genug zu tun hat, weil ihr die geringen wirtschaftlichen Aufgaben des Hauses keine Befriedigung, keinen Lebensinhalt sichern können. Man hat gesagt, die Frauen, die im Haus nicht mehr viel zu tun haben, werden „vom Mann erhalten“, von ihm ernährt, die Frauen werden niemals im öffentlichen Leben Gleichberechtigung erlangen können, sie werden auch innerhalb der Ehe nicht ökonomisch unabhängig sein können, solange sie nicht im gleichen Umfange wie der Mann der Erwerbsarbeit nachgehen. Die Berufsarbeit jeder Frau, auch der verheirateten, ist in manchen Kreisen volkswirtschaftliches Ideal geworden. In der Ehefrau und Mutter, die in der Textilfabrik arbeitet, sieht man den „Typ der neuen Frau“, statt einer traurigen Notwendigkeit, einer sozialen Krankheitserscheinung, die zu bedauern ist. Nachdem die jungen Mädchen weitester Schichten heute berufsmäßig tätig sind und erwerben müssen, weil für die „Haustochter“ ganz gewiß kein ökonomisch und sittlich wertvoller Wirkungskreis in der Hauswirtschaft mehr gefunden werden kann, sei es unwahrscheinlich, daß sie bei der Schließung einer Ehe geneigt sein dürfte, den Beruf aufzugeben. Denn wer einmal in bezug auf die Befriedigung seiner Bedürfnisse von anderen unabhängig war, wird sich nicht freiwillig in die Lage bringen, den Mann um jeden Groschen bitten zu müssen, ohne seine Einwilligung kein Kleid, kein Buch anschaffen zu können. Die Mädchen, die im Berufsleben gestanden haben, sind auch für die Hauswirtschaft meist nicht vorgebildet und würden es schon deshalb vorziehen, ihrer Erwerbsarbeit weiter nachzugehen und sich in der Wirtschaft durch bezahlte Kräfte vertreten zu lassen.

Auch die Vertreter so radikaler Forderungen geben immerhin noch unumwunden zu, daß die Pflichten der Hausfrau doch so umfassend sind, daß eine Vereinigung von Berufstätigkeit und Hauswirtschaft eine zu starke Belastung der Frauen ergeben würde. Und da sie für ihre Geschlechtsgenossen nicht auf die Berufsarbeit verzichten wollen, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als die Beseitigung der Hauswirtschaft in ihrer bisherigen Form anzustreben. Hauswirtschaftsgenossenschaften, das war das Programm, das seit einigen Jahren immer wieder in den Diskussionen auftauchte, Einküchenhäuser — das ist eine neue Forderung, die in letzter Zeit hinzugekommen oder an ihre Stelle getreten ist. Es ist unwirtschaftlich, verschwenderisch und unmodern, hat man gesagt, daß in tausend Haushaltungen zur gleichen Zeit ein Kochtopf auf dem Herd steht, und daß tausend Frauen die Zubereitung der gleichen Mahlzeit vornehmen oder überwachen müssen. Den Gedanken hat eine amerikanische Schriftstellerin in sehr geistreicher Weise ausgesprochen, und es ist die Forderung daran geknüpft worden, eine Reihe von Familien sollten sich zusammentun, um Genossenschaften zu gründen, die durch angestellte Beamte, bezahlte Kräfte, alle die wirtschaftlichen Aufgaben ausführen lassen, die bisher in den Händen der Frauen lagen. Jede Familie soll innerhalb der Genossenschaftshäuser ihre eigene und abgeschlossene Wohnung haben. Die Reinhaltung dieser Wohnungen soll aber durch Angestellte erfolgen, die von der Genossenschaft engagiert werden, und von denen jeder die gleiche Arbeit für eine große Reihe von Familien erledigt. Reinmachen, Waschen, Schuheputzen, das alles soll nicht, wie bisher, in jeder Haushaltung von einem Dienstboten ausgeführt, sondern Berufsarbeitern, die immer die gleiche spezialisierte Arbeit tun, übertragen werden. Die Vorteile der Arbeitsteilung sollten auch für die häuslichen Dienstleistungen nutzbar gemacht werden; und das sei um so notwendiger, als die zunehmende Dienstbotenteuerung, die Dienstbotennot, die Führung von kleinen Einzelhaushaltungen immer mehr erschwert. Gerade die Dienstbotenfrage treibt viele Hausfrauen, die im übrigen für Neuerungen nur schwer zu haben sind, dazu, für die Gründung von Hauswirtschaftsgenossenschaften einzutreten. Im Mittelstand haben die Frauen oft gar keine Möglichkeit mehr, ein Dienstmädchen zu halten, da die Löhne während der letzten zwanzig Jahre ganz außerordentlich, fast um das Doppelte, gestiegen sind. Dazu kommt, daß die Mädchen nicht gern in einen Haushalt gehen, in dem sie bei allen Verrichtungen zugreifen müssen. Auch sie wollen sich spezialisieren, wollen nur bestimmte Arbeiten tun, nicht zu jeder Zeit zur Verfügung stehen müssen.

Das alles würde in einem großen Haushalt, der viele Familien umfaßt, eher möglich sein. Jede Familie würde ihre Nahrung aus einer Zentralküche beziehen, in der eine Köchin für alle kocht. Die anderen Verrichtungen würden ebenfalls von Berufsarbeitern übernommen werden, die sich für ihre besondere Arbeit ausgebildet haben, die nur zu bestimmten Stunden ihre Arbeitsstätte aufsuchen, die des Abends ebenso frei wie andere Arbeiter sein würden. Dann dürfte das Angebot von Arbeitskräften für den häuslichen Dienst wieder steigen. Die Dienstbotennot würde durch die Hausgenossenschaften beseitigt werden.

Und auch die Kinder, deren Versorgung allerdings bei diesen Plänen nie sehr hoch in Rechnung gesetzt war, sollen in gemeinsamen Kindergärten und -horten versorgt werden, damit die Hausfrau und Mutter, von ihren bisherigen Pflichten entlastet, — ebenso wie der Mann der Berufsarbeit nachgehen könnte. Auch privaten Unternehmern ist die Errichtung solcher

Einküchenhäuser ans Herz gelegt, als dankenswertes Unternehmen empfohlen, als aussichtsreiche Kapitalsanlage gepriesen worden.

Ist ein Bedürfnis nach solchen Einrichtungen vorhanden? Läuft unsere Entwickelung tatsächlich auf eine Entwertung der Hausfrauenarbeit in weiten Schichten hinaus? Wird die Frau der nächsten Zukunft es vorziehen, dem außerhäuslichen Beruf nachzugehen und ihre bisherigen Aufgaben in Hauswirtschaft und Familie bezahlten Kräften zu übergeben? Wird die Wirtschaftsführung solcher Einküchenhäuser tatsächlich sparsamer und vorteilhafter als die Wirtschaftsführung des isolierten Haushalts sein?

Das alles sind Fragen, deren Beantwortung ganz verschieden ausfallen wird, wenn man das Leben der Hausfrau und Mutter in den verschiedenen Schichten und Kreisen unseres Volkes beobachtet. Zunächst kann bei den Frauen der Gutsbesitzer, der Bauern, auch der kleinen Stellenbesitzer von einer Entlastung der Hausfrau, von einer Entwertung ihrer Tätigkeit absolut nicht die Rede sein. Bei allen diesen Frauen wie auch bei der Frau des Handwerkers, der gleichzeitig ein Ladengeschäft versorgt, und bei der Frau des kleinen Kaufmanns und Krämers ist noch heute die Erwerbswirtschaft mit der Hauswirtschaft verbunden. Diese Frauen nehmen an der Produktion, an dem Beruf und Erwerb des Mannes teil. Sie können ihre Berufspflichten gar nicht von den Pflichten im Haus lösen. Sie sind vollbeschäftigt, wie die Frauen früherer Zeiten es waren. Die Frau auf dem Lande schon deshalb, weil sie durch die Viehwirtschaft, durch die Bestellung des Gartenlandes einen Teil der Güter beschaffen muß, deren die Familie bedarf. Und auch im städtischen Mittelstand ist die Hausfrau keineswegs entlastet. Sowohl in den Kreisen der Subalternbeamten, der wenig begüterten Kaufleute wie auch bei den geistigen Berufsarbeitern, bei Lehrern, höheren Beamten, bei „Geheimräten und Professoren" hat die Hausfrau meist ein Arbeitsfeld, das dem einer Berufsarbeiterin in nichts nachsteht.

In den Kreisen des Mittelstandes, in denen kein Dienstbote gehalten wird, in denen aber die Ansprüche an Wohnung, Nahrung, Kleidung und auch an ein gewisses Maß geistiger Kultur erheblich höher als in den eigentlichen Arbeiterschichten sind, hängt von der Arbeit der Frau der Wohlstand und das Gedeihen der Familie mindestens so sehr ab wie von dem Erwerb des Mannes. Die Art, wie sie ihre Aufgaben erfüllt, ist für das Wohl und Wehe aller Familienangehörigen geradezu entscheidend. Und wenn man in der sozialen Stufenleiter noch etwas weiter aufsteigt — je größer die Komfortbreite, je höher die Kulturansprüche werden, desto umfangreicher gestaltet sich der Pflichtenkreis der Hausfrau im gebildeten, besitzlosen Mittelstand. Die Beamtenfrau, die ihre Kinder standesgemäß erziehen, die gewisse gesellschaftliche Pflichten zu erfüllen hat, die ihrem Mann auch in geistigen Dingen Gefährtin sein soll, die muß von morgens bis abends unermüdlich tätig sein, wenn sie mit der Hilfe eines Dienstmädchens allen Aufgaben gerecht werden, wenn sie für schmackhafte Nahrung sorgen soll, die nicht teuer sein darf, wenn sie die Kleider der Kinder immer wieder wenden und reinigen muß, wenn die Wäsche gestopft wird, trotzdem „kein Faden daran mehr ganz ist", wenn sie die Möbel sorgfältig erhalten muß, weil eben für Neuanschaffungen kein Geld da ist.

Anders liegen die Verhältnisse allerdings bei einem Teil der Arbeiterfrauen, nämlich bei den Frauen in der untersten Schicht ungelernter Arbeiter, deren Haushaltsführung auf die Reinhaltung von „Stube und Küche" beschränkt ist, deren Wohnung nur mit dem notwendigsten Mobiliar ausgestattet, deren Nahrung ziemlich primitiv ist, und die infolgedessen für die Wirtschaftsführung allerdings nicht ihre Kraft voll verausgaben können. Bei ihnen wird die Möglichkeit, einer Erwerbsarbeit nachzugehen, stets davon abhängen, ob sie und wie viel kleine Kinder sie haben, wie stark sie durch die Versorgung und Erziehung ihrer Kinder in Anspruch genommen sind.

Wenn sie für eine größere Anzahl von Kindern zu sorgen, die Nahrung zuzubereiten, die Kleidung instand zu halten, die Körperpflege vorzunehmen haben, so werden auch diese Frauen, wenn auch nicht als Hausfrauen, so doch als Mütter ein vollgerütteltes Maß von Arbeit finden. In den Jahren, in denen keine Kinder vorhanden sind, und auch in den Jahren, in denen die Kinder heranwachsen, werden diese Frauen allerdings nach einer Erwerbsarbeit suchen, schon deshalb, weil ihr Erwerb bei dem geringen Einkommen des Mannes für die Familie von größter Bedeutung wird.

Heute pflegen solche Frauen sich entweder der Heimarbeit zuzuwenden oder andere elastische Arbeitsarten aufzusuchen, die sie nicht für den ganzen Tag dem Haus entziehen und ihnen die Versorgung ihrer eigenen Wirtschaft ermöglichen; wie Zeitungtragen, Aufwartestellen, Waschen und Plätten, Arbeiten, die nicht solche Regelmäßigkeit und Kontinuierlichkeit verlangen wie die Fabrikarbeit. Gewiß würden sie durch Wirtschaftsgenossenschaften oder Einküchenhäuser in der Wahl der Arbeit freier werden. Und größere Freiheit in der Wahl der Arbeit bedeutet in der Regel die Möglichkeit besserer Entlohnung und besserer Arbeitsbedingungen.

Nur darf man nicht vergessen, daß in diesen Kreisen das Familieneinkommen so gering ist, daß eine Wirtschaftsgenossenschaft oder daß ein Einküchenhaus nicht nutzbringend sein würde. Die Erwerbsarbeit der Frau dieser Schichten ist meist so schlecht gelohnt, daß sie nur nutzbringend ist, solange die Frau daneben ihren häuslichen Pflichten gerecht wird. Sollen diese durch ihren Erwerb abgelöst, von anderen bezahlten Kräften übernommen werden, dürfte keinerlei Gewinn entstehen. Der Lohn der Frauen dürfte vollständig für die vermehrten Wirtschaftsausgaben aufgehen, und es bleibt dann nur fraglich, ob die Frauen dieser Kreise es vorziehen werden, von morgens bis abends in einer Fabrik mechanische, stumpfmachende Arbeit zu tun, anstatt nach einer Halbtagsarbeit zu ihren Haus- und Familienpflichten zurückzukehren.

Neben der Arbeiterfrau ist es aber besonders die Frau der besitzenden Klassen, deren Hausfrauentätigkeit entwertet worden ist. Diese könnten und sollten in ganz anderem Umfang als bisher an dem geistigen, politischen und sozialen Leben unseres Volkes teilnehmen. Diese Frauen aber gebrauchen keine genossenschaftlichen Einrichtungen. Denn sie üben in der Regel keinen Beruf aus und brauchen deshalb von dem geringen Maß häuslicher Pflichten, das ihnen noch geblieben ist, ganz gewiß nicht entlastet zu werden.

Nur für einen kleinen Kreis von Frauen würde die Wirtschaftsgenossenschaft oder das Einküchenhaus in der Tat große Bedeutung gewinnen können. Das sind die Frauen des gebildeten, besitzlosen Mittelstandes, die einen künstlerischen oder wissenschaftlichen Beruf oder auch einen geistigen Beruf schlechthin ausüben. Nicht für die Arbeiterin, auch nicht für die Angestellte, die einen vorwiegend geistig-mechanischen Beruf hat, wie die Telephongehilfin, die Handelsangestellte, pflegt die Aufgabe des Berufs bei der Eheschließung ein Opfer zu bedeuten. Selbst von Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen pflegt das häufig nicht als Opfer empfunden zu werden. Und auch die ökonomische Abhängigkeit vom Manne scheint für die meisten keine Veranlassung für das Aufgeben der Ehe zu sein. Wohl aber wird die Frau, die mit ihrem ganzen Leben, mit ihrem stärksten Interesse in einem höheren Beruf verankert ist, sich zu einer Ehe unter Umständen nur dann entschließen können, wenn sie der gewohnten Tätigkeit nicht zu entsagen braucht, wenn sie sich nicht aus dem Boden entwurzeln muß, aus dem sie bis dahin ihre beste Lebenskraft gesogen hat. Um diese Frauen nicht durch Beruf und Wirtschaft doppelt zu belasten, dürften genossenschaftliche Einrichtungen wünschenswert und auch erfolgreich sein! Für diese Fälle werden sie auch ökonomisch möglich sein, weil der Verdienst dieser Frauen etwa

hoch genug ist, um ihre Entlastung in der Hauswirtschaft durch bezahlte Kräfte rentabel erscheinen zu lassen. Und in einer Zeit, in der es so schwer hält, tüchtige und gut ausgebildete Dienstmädchen zu finden, die einen Haushalt selbständig versorgen können, sollte man gewiß im Interesse dieser Frauenkreise nach neuen Formen der Wirtschaftsführung suchen, die ihnen die Sorge für die Befriedigung der täglichen Bedürfnisse abnehmen.

Für die große Masse der Frauen aber werden nach wie vor Aufgaben in der Familie liegen, die ihre Zeit und Kraft in Anspruch nehmen. Die Hauswirtschaft ist noch nicht tot, wenn sie heute auch ein anderes Gesicht als vor fünfzig Jahren trägt. Und neben wirtschaftliche Aufgaben, die die Frau in der Familie zu erfüllen hat, treten täglich neue Ansprüche, wenn die Familie nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine sittliche Lebensgemeinschaft werden soll.

In der Ballettschule.

Von Olga Wohlbrück.

Ballettschule! Es ist wohl die einzige Schule, die die Vorstellung von Glanz und Flimmer erweckt. Die Quelle der Grazie, der schwebenden Leichtigkeit, des lachenden Frohsinns. Duftig wie die glitzernd wolkigen Tarlatanröckchen erscheint alles, was sich mit dem Wort Ballett verbinden läßt. Frei

Übungen an der Stange.

schwebend über allen Gesetzen der Wirklichkeit umschmeichelt das Ballett unsere Sinne mit dem Farbenrausch seiner prickelnd beweglichen Kunst.

Es scheint fast unglaubhaft, daß diese zarte wolkige Kunst sich nur auf Grund einer schweren physischen Arbeit ausbilden kann, so sehr stark ist der Eindruck des Improvisierten, des kindlich fröhlichen Spiels. Und dieser Eindruck ist es, der in so vielen Kindern den heißen Wunsch weckt, mitzutun in dem lustigen Reigen.

Der Tanz ist vielen Kindern angeboren, er ist ihnen die rhythmische Sprache ihrer erwachenden Seele, ein in Bewegung umgesetztes Singen ihres ganzen Wesens. Aber wie die schönste Stimme geschult sein will, so muß auch der Körper sich den Gesetzen unterwerfen lernen, die die freien Bewegungen zu bewußt harmonischer Kunstform wandeln. Es gibt eine Fußspitzenkoloratur, wie es eine Koloratur der Stimme gibt.

Das Ballett, das seit etwa zweihundert Jahren in seinen Formen erstarrt ist, ist in den letzten dreißig Jahren recht stiefmütterlich behandelt worden. Nur ganz vorübergehend sehen wir es als eine selbständige Form des Dramas; meist nur als eingeschobenes Ballettdivertissement in einer Oper oder als Einzelschaunummer in einem Varieté. Die Anforderungen an die Technik dieser schönen Kunst sind die gleichen geblieben, nur ihre Bedeutung hat sich verringert. Das Ballett, das, von Mailand ausgehend, seinen Siegeszug über ganz Mitteleuropa bis nach dem hohen Norden antrat, steht heute nur in Stockholm und vor allem in St. Petersburg in Blüte.

Dennoch drängen sich nach wie vor tanzlustige kleine Beinchen vor den Ballettschulen der großen Städte. Sie müssen früh anfangen, die kleinen Tanzenthusiasten — beinahe wie Akrobatenkinder. Schon mit fünf oder sechs Jahren machen sie ihre ersten „Pas". Sie lernen Attitüden an einer langen Stange, die an der Längsseite des Tanzsaales angebracht ist. Während sie sich mit einer Hand stützen, dehnen und strecken sie die ungelenken kleinen Beinchen, die in kurzen Höschen stecken, und lernen es, den freien Arm in anmutiger Rundung zu senken und zu heben. Vorgeschrittenere Elevinnen machen ihre täglichen Übungen, ihre Beinsolfeggien an dieser selben Stange. Wenn das Kind zum erstenmal von der Stange wegkommandiert wird, um frei im Saal stehend oder nur von einer älteren Elevin gestützt auf den Fußspitzen zu balancieren, dann ist gewöhnlich der psychologische Moment erreicht, wo der kleinen Kunstjüngerin der Tanz als ein zweifelhaftes Vergnügen erscheint.

Fussspitzenbalance.

„Spagat."

Ballettmeister und meisterinnen sind nicht gerade sehr weichherzig, und der dünne Rohrstock tänzelt oft in bedenklicher Weise auf den ungeschickten Füßchen herum. In der Ballettschule mehr als wo anders gilt das Sprichwort: Wer nicht hört, muß fühlen, und die Lehrmethode ist der Dressur kleiner Hunde nicht unähnlich. Es gilt eben, alle Kräfte bis aufs äußerste anzuspannen und aufzureizen, und die Angst vor den

physischen Beschwerden der fußbrechenden Attitüden ist nur durch die Angst vor den nachdrücklichen Verwarnungen des tänzelnden Stöckchens zu heben.

Fussspitzentanz.

Wie im Gesang gibt es auch im Tanz verschiedene Methoden. Die eine setzt es sich zur Aufgabe, die Fußspitzentechnik zu entwickeln, die zweite eine allgemeine, gleichmäßige Beweglichkeit des Körpers, die dritte legt den Schwerpunkt auf die Ausdrucksfähigkeit der Gebärde: da haben wir die italienische, die englische und die französische Schule! Lange Zeit war die italienische Schule die alleinherrschende, bis der berühmte Ballettmeister Noverre in seinen Briefen über das Ballett zum erstenmal folgende Bemerkung machte: „Wenn wir unsere Kunst der Wahrheit näherbringen wollen, müssen wir mehr Sorgfalt auf den Gestus verwenden und weniger Kapriolen machen". Und so wurde dann Pécour unter Ludwig XIV. der erste Meister, der die Pantomime zum Ballett heranzog und dem Tanzpoem, das bis dahin nur Gefühle in Töne, Farben und Bewegung umsetzte, eine Fabel unterlegte. Heutzutage gilt das reine Virtuosentum als Selbstzweck nur in England.

Die englische Schule hat dem Tanz eine Art Akrobatentum zugemischt. Dort ist es, wo die Gelenkigkeit des Körpers am meisten ausgebildet wird und die Verrenkungen der einzelnen Glieder nicht bloß vorbereitende Übungen sind, sondern als selbständiger Tanzzweig vorgeführt werden. Minutenlang auf einem Bein stehen, das andere kerzengerade ausgestreckt, im sogenannten „Spagat" auf dem Fußboden sitzend, durch die nach entgegengesetzter Richtung ausgestreckten Beine eine gerade Linie bilden, auf den Händen stehend, mit den Füßchen phantastische Pas in die Luft malen, das ist der Endzweck der englischen Ballettschule. Man kann von ihr sagen, was Diderot einst von dem überhandnehmenden Virtuosentum des damaligen französischen Balletts sagte: „Das allgemein übliche Tanzen heißt jetzt Trillern, und nicht Singen." Eine Kunst, die ausschließlich Staunen über das Überwinden von Schwierigkeiten auslöst, ist keine Kunst in unserem Sinne. — Unsere deutsche Ballettkunst ist durchaus eklektisch. Sie lehnt sich an den klassischen italienischen Stil an und vereint englische Gewandtheit mit französischer Gebärdensprache. Der Italiener Taglioni hat den größten und förderndsten Einfluß auf die deutsche Ballettschule gehabt und eine Tradition geschaffen, der unsere Jüngerinnen Terpsichorens auch heute noch huldigen.

Übungen auf den Händen.

Die Königliche Ballettschule in Berlin ist ein in seiner Art mustergültiges Institut, in dem die jungen Elevinnen nebst dem Tanzkursus eine vorzügliche allgemeine Schulbildung genießen.

Die moderne Auffassung verlangt die Übereinstimmung der Kultur des Körpers mit der des Geistes und Belebung starrer Formen durch individuelle Persönlichkeit. Und so läßt sich ein schematischer Unterricht in den modernen Ballettschulen nicht durchführen.

Ein kleiner Neuling.

Où l'esprit va-t-il se nicher! ruft der Franzose charakteristisch aus. Dem einen sitzt der Geist im Hirn, dem andern in den Fußspitzen; diesem im Auge, jenem in der Hand. Ihn da auszubilden, wo er sich offenbart, das ist die Kunst des Lehrers. Und er offenbart sich leichter in der Ballettschule als in irgendeiner andern; er verrät sich in allen kleinen Zufälligkeiten dieser harten Arbeit, die sich so sehr dem Spiele nähert und das Temperament im Rhythmus der Musik zur Entfaltung bringt.

Musikalisches Empfinden ist eine der Grundlagen des Ballettstudiums und die genaueste Kenntnis der darzustellenden Musik ein Haupterfordernis für die angehende Tänzerin.

In neuester Zeit versucht man mit mehr oder weniger Glück, jede Musik in Tanzbewegung umzusetzen und die Formen des altgriechischen Tanzes neu zu beleben. Es ist eine Schule der Renaissance, deren Lebensfähigkeit freilich erst erwiesen werden muß.

Die alte klassische Ballettschule mit ihrem weichen „Adagio", ihrem graziösen Wirbel eines Fußspitzentanzes und dem koketten Sprühfeuer einer Pirouette aber wird jedenfalls noch lange ihren eigenen kleinen Kreis von Anhängern behalten.

Etwas über Wintersalate und deren Bereitung.

Von M. Prigge-Brook.

Die Verwendung verschiedenartigster Kräuter als Salat ist uralt! Älter noch als die Kochkunst, denn schon unsere Urväter, die zuerst darauf kamen, rohe Pflanzenblätter durch irgendeinen Zusatz eßbar und schmackhaft zu machen, dürften als Erfinder des Salates gelten.

Später wurden Salate allgemeiner bekannt. Plinius nennt schon die meisten der heute bei uns vorkommenden Sorten von Salatkräutern, und die Italiener sind heute noch die größten Salatschwärmer der Welt, die jedes eßbare Blatt zur Salatbereitung benutzen. Ob man in jenen frühen Zeiten die Salate auch schon mit Öl und Essig anrichtete, wird nicht erzählt. Bei den großen römischen Gastmählern tritt der Salat als Vorspeise auf und wird als appetitanregend den Gästen zuerst serviert.

Ähnliches finden wir im Mittelalter in den Klöstern, doch galten Salate dort auch schon als Hauptgericht, namentlich in der Fastenzeit. Ich nehme an, es hat sich damals schon um gekochte, sogenannte Wintersalate gehandelt, von deren

Zubereitung ich einiges erzählen will. Zwar ist der Begriff Wintersalat dehnbar geworden, seit es für uns keine Entfernungen mehr gibt und wir die Erzeugnisse der südlich gelegenen Länder fast so billig wie einheimische kaufen können. So gibt es fast den ganzen Winter über frischen Kopfsalat. Seine Bereitung ist zu bekannt, als daß man sie wiederholen könnte. Ich setze dafür die deutsche Regel: „Einen Geizhals für den Essig, einen Verschwender für das Öl, einen Weisen für das Salz, einen Narren zum Mischen", mit der wirklich alles gesagt ist. Macht ihn dann noch die Hausfrau vor den Augen der Gäste sozusagen „mit Liebe" zurecht, so schmeckt er sicher noch einmal so gut wie ein in der Küche bereiteter Salat.

Das gleiche gilt von Endivien und Karfiol, die man ebenfalls fast den ganzen Winter in den Delikateßläden findet. Gurken und Tomaten gibt es auch durch das ganze Jahr, sie eignen sich beide vorzüglich zu Salaten, gehören indessen nicht eigentlich in die Gruppe Wintersalate. Ich möchte diese mit dem Kartoffelsalat beginnen.

Es gibt Kartoffelsalate für die einfachste wie für die feinste Küche. Zu ersterer kocht man die länglichen Salatkartoffeln in der Schale gar, schält sie ab und schneidet sie in nicht zu dicke Scheiben. Zur Sauce kocht man ein bis zwei geriebene Zwiebeln mit drei bis vier Eßlöffeln Gänseschmalz durch, fügt reichlich mit Wasser verdünnten Essig, Salz und Pfeffer zu und mischt die Sauce mit den noch heißen Kartoffeln. Statt des Schmalzes kann man auch Speck verwenden. Feiner wird der Salat mit einer Sauce, zu der man das Gelb von vier hartgekochten Eiern nimmt, dies mit einem rohen Eigelb, einem Eßlöffel Senf und einem Eßlöffel Öl verrührt, dazu Estragonessig, Salz, Pfeffer, feingewiegte Petersilie, Zucker, drei Teelöffel Maggi und einen Tassenkopf lauwarmes Wasser fügt und die Sauce nach und nach süßsauer abschmeckt. Man gibt die Kartoffelscheiben hinein und mengt sie gut durch. Noch feiner wird der Kartoffelsalat mit einer guten Remouladensauce angemacht.

Auf Kartoffelsalat folgt Sellerie, diese so außerordentlich beliebte Knolle, die in der feinen wie in der bürgerlichen Küche gleich viel benutzt wird. Selleriesalat ist nicht nur sehr wohlschmeckend, sondern bekömmlich und sehr gesund — wie schon die ältesten Arznei- und Kochbücher zu vermelden wissen.

Man wasche die Knolle tüchtig in lauwarmem Wasser, gebe sie nach dem Waschen in kochendes, mit einigen Eßlöffeln Essig und dem nötigen Salz vermischtes Wasser und koche sie darin gar. Dann schneide man sie in nicht zu dicke Scheiben, stelle sie gut zugedeckt beiseite und mische den Salat mit einer aus Öl, Essig, Pfeffer und Salz bestehenden Sauce an. Mit fein gewiegter Petersilie garniert und zur Tafel gegeben, bildet der Selleriesalat eine beliebte, zu jedem Braten passende Zuspeise.

Weniger bekannt, doch fast ebenso schmackhaft dürfte der Krautsalat sein. Er ist freilich nicht ganz so bekömmlich wie Blatt- und Selleriesalat, dafür sieht er sehr gut aus und dient jeder Tafel zur Zierde, paßt auch vorzüglich als Beigabe zu Suppenfleisch und Braten.

Krautsalat kann aus Rot- und Weißkraut bereitet werden. Man schabe den Krautkopf fein, nachdem man zuvor die dickeren Rippen der Blätter und den Strunk entfernt hat, brühe das Geschabte in kochendem Salzwasser ab und lasse es eine Weile darin stehen. Inzwischen mischt man die aus reichlich Öl, Essig, Pfeffer und Salz bestehende Sauce, gebe das gut abgetropfte Geschabte hinein und mische es gut durch. Der Salat muß vor dem Gebrauch einige Stunden stehn und geschickt angerichtet werden. Rotkrautsalat richte man bergartig auf der Schüssel an und gebe einen Kranz von gekochten Selleriescheiben darum.

Weißkrautsalat kann mit eingelegten roten Rüben garniert werden. Auch ein gemischter Salat ist sehr zu empfehlen, der aus Salzgurken, roten Rüben, gekochter Sellerie und Kartoffeln besteht. Alles zu gleichen Teilen in Scheiben geschnitten und mit nachfolgender Sauce vermischt: Mehrere hartgekochte Eigelb, Essig, Senf, Zucker und Salz werden fein verrührt, dann fügt man reichlich Öl und saure, dicke Sahne hinzu und mischt Sauce und Salat. Es empfiehlt sich, ihn einige Stunden vor dem Gebrauch fertigzumachen, da sich die einzelnen Beigaben so inniger vermengen.

Auch Hülsenfrüchte eignen sich zum Salat. So ist ein solcher von weich gekochten, weißen Bohnen, einfach mit Öl und Essig vermischt, für viele sogar eine Delikatesse, auch macht man Bohnen mit einer Speckfauce an. Porreesalat ist besonders in der Rheingegend beliebt und wird dort, wo man sich auf Salatbereitung und -kenntnis nicht wenig zugute tut, gerne gegessen, ist aber nicht jedermanns Geschmack. Ebenso dürfte es einem Salat aus Rosenkohl gehen, der mir kürzlich als Neuheit angepriesen wurde. Er schmeckt nicht schlechter als der mir auch erst in diesem Winter bekannt gewordene Artischockensalat. Beide waren einfach mit der üblichen Salatsauce angemengt, ich konnte indessen nicht umhin, bei den Artischocken das für meinen Geschmack vergeudete Material zu bedauern; Artischocken schmecken mit holländischer Sauce ungleich besser. Eins schickt sich eben nicht für alle. Uns bleiben noch genug Möglichkeiten für Wintersalate, ohne daß man zu weit gehen muß. Außer den gekochten Salaten, von denen bis jetzt die Rede war, haben wir noch einige spezifische rohe Wintersalate. Ich erinnere an die bekannte Rapunzel, auch Rapünzchensalat genannt. Die etwas harten Blätter werden nur in seltenen Fällen allein und unvermischt verwandt, man gebraucht sie zum Würzen von Kartoffel- oder Selleriesalat, bereitet sie auch mit Speckfauce. Mit Scheiben von roten Rüben und hartgekochten Eiern bildet die Schüssel eine Zierde des Tisches, die aber nicht zuviel verspricht, denn der Salat schmeckt als Beigabe vorzüglich.

Winterkresse wird wie Gartenkresse bereitet, nur darf die Sauce nichts Süßes enthalten. Dagegen verbessern Pfeffergurken und Mixed Pickles den Salat wesentlich.

Es würde zu weit führen, noch die verschiedenen Fisch- und Fleischsalate anzuführen, an denen unsere Küche so reich ist. Auch gehören sie nicht eigentlich zu den Wintersalaten, deren wichtigste im vorstehenden genannt sein dürften. Es erübrigt zu bemerken, daß alle zu Salaten benutzten, vegetabilischen Stoffe, seien es Kräuter, Wurzeln oder Früchte, jung, zart und frisch sein müssen, und daß vor allem die Zutaten tadellos beschaffen sein müssen.

Schlechtes, minderwertiges Öl verdirbt den besten Salat, ebenso muß der Essig vollkommen klar sein. Salz ist mit Vorsicht anzuwenden. In Fällen, in denen man den Essig durch Zitronensäure ersetzt, bediene man sich nur frischer Zitronen. Außer mit den genannten Ingredienzien kann man rohe Salate noch mit verschiedenen Kräutern vermengen. Ich nenne hier: Borretsch, Estragon, Dill, Kerbel, Schnittlauch und Portulak. Diese Kräuter werden, nachdem sie gut gewaschen sind, fein gewiegt oder geschnitten und der Sauce zugefügt. Es empfiehlt sich jedoch, mit diesen Zutaten nicht sehr freigebig zu sein, da ein Zuviel leicht dem Salat den ihm eigentümlichen Geschmack benimmt.

So einfach die Bereitung der meisten Salate dem Laien erscheint, so schwierig ist sie in Wirklichkeit. Fast keine Speise wird in der Küche so obenhin und oberflächlich behandelt wie der Salat, und dennoch fordert keine Speise so viel Sachkenntnis, Übung und Fertigkeit. Und wenn wir auch kaum dazu raten, wie es im 18. Jahrhundert geschah, eigene „geprüfte" Salatbereiterinnen der Tafel zuzuziehen, die mit den vor den Augen der Gäste gewaschenen schönen Händen den Salat durchzumischen hatten, so meinen wir doch, daß jede Hausfrau es sich angelegen lassen sein sollte, sich in der Kunst der Zubereitung guter Salate zu vervollkommnen.

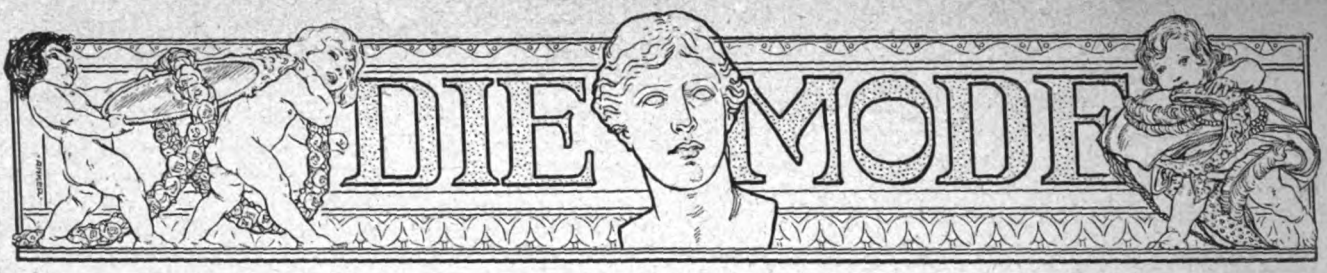


Abb. 56.
Strassenkostüm für junge Mädchen.

Strassenkostüm und Besuchskleid für junge Mädchen. (Abbildungen 56 u. 57.) Für die frische Jugend, zu der selbstverständlich auch die Konfirmandinnen zählen, bleiben die losen Sakkos eine immer beliebte, weil kleidsame und flotte Form. Durch sein sportmäßiges Aussehen für die verschiedensten Gelegenheiten geeignet, vervollständigt solch ein flottes Sakko auch unser schickes, für ein junges Mädchen bestimmtes Straßenkostüm. Zu seiner Herstellung diente hellgrauer, schwarzkarierter Kostümstoff, zu dem der schwarze Samtkragen der Jacke einen kräftigen Gegensatz ergab. Das kurze, völlig lose Sakko ist ohne Seitenteil gearbeitet und zeigt doppelreihigen Knopfschluß, als Halsabschluß dient ein teilweise mit Samt gedeckter Herrenkragen. Der Ärmel ist keulig geschnitten und unten durch einen schlichten Aufschlag abgeschlossen. Schick und jugendlich wirkt hierzu der fußfreie, in Plisseefalten geordnete Rock, dessen Falten, nur oben durch Stepperei niedergehalten, nach unten frei ausfallen. Sein Schnitt ist in 96, 100, 108 und 116 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der des Sakkos in 40, 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite etwa 2 Meter, für den Rock 5 Meter. — Das zierliche, durch seine Machart auch für ein Konfirmationskleid geeignete Jungmädchenkleid war bei unserem Modell Abb. 57 aus blau elektrikfarbenem Wollstoff gefertigt und durch gleichfarbige Soutachestickerei verziert. Die rundausgeschnittene Überbluse ist vorn in feine Fältchen abgenäht, die ausspringend in leichtem Bausch in den Gürtel treten. Der japanische Ärmelteil ist wie der Rand des Ausschnittes mit Soutache benäht, während den Ausschnitt selbst ein Kollerteil aus gesticktem weißen Tüll füllt. Der originelle Ärmel ist dreiviertellang und in Querfalten geordnet, die unten den Arm umspannen und durch eine Stoffrosette festgehalten werden. Unter dem die Taille umspannenden geschweiften Gürtel fällt der jugendlich wirkende fußfreie Rock hervor, der, in der vorderen und hinteren Mitte in je zwei Quetschfalten geordnet, diese bis in Kniehöhe niedergesteppt zeigt. Außerdem ist dem Rock an jeder Seite je eine Faltenbahn eingesetzt, die, reich soutachiert, auf der Hüfte durch die aufeinander übergreifenden, durch einen Zierknopf gehaltenen Ecken überschnitten wird, die der seitlichen und Hinterbahn angeschnitten sind. Der Schnitt dieses Rockes ist in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 40, 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite etwa 1,75 Meter, für den Rock 4 Meter.

Promenadenkostüm mit Empirejäckchen. (Abbildung 58.) Für die Frühjahrssaison macht sich wieder eine starke Neigung zum Empire bemerkbar, die vor allem deutlich an allerlei kurzen, flotten Jäckchen in die Erscheinung tritt. Auch unser elegantes Modell aus mausgrauem Tuch wird durch eins dieser aparten Jäckchen vervollständigt, zu dem das weiße, zwischen den geöffneten Vorderteilen sichtbar werdende Lingeriejabot ein freundliches Aussehen ergibt. Im Rücken mit leicht verkürzter Taillenlinie gearbeitet, zeigt das Jäckchen jenes halb lose graziöse Gepräge, das für gutgewachsene Gestalten so überaus vorteilhaft ist. Vorn stark abgerundet und offen, ist es mit tiefgeschlitztem Schoß gearbeitet und ringsum mit einer Seidenblende besetzt, außerdem folgt der Vorderteilskontur eine graue Soutachestickerei, die sich auch auf dem japanischen Dreiviertelärmel wiederholt. Letzterer, der sich nach unten erweitert, ist halb dem Vorderteil und halb dem Rücken angeschnitten und gleichfalls mit Seidenblende garniert. Der dazu getragene Rock verkörpert ebenfalls die letzte Mode: er hat vorn einige leichte Querfalten, während die schmalen Seitenbahnen ebenso wie das Jäckchen durch Soutachestickerei verziert sind. Sein Schnitt ist in 100, 108, 116

Abb. 57.
Besuchskleid für junge Mädchen.

und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der des Jäckchens in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,25 Meter, für den Rock 3,50 Meter.

Strassenanzug mit kurzem Jäckchen. Frühjahrskostüm aus gestreiftem Tuch. (Abb. 59 u. 60.) Trotz der mancherlei neuen Formen, die uns das Frühjahr bescheren wird, dürften die kleinen flotten Jäckchen schon um ihrer zierlichen Fasson willen eine große Rolle spielen. Wir sehen ein solches auch an unserem aparten Straßenkostüm Abb. 59. Zum braun-crem gestreiften Rock wird eine glatte braune Tuchjacke getragen, die durch eine cremefarbene, buntdurchwirkte Brokatweste ihre reiche Wirkung erhält. Das vorn abgerundete Jäckchen ist halbanliegend und mit verbreiterter Schulter gearbeitet und zeigt als Halsabschluß einen blendenbesetzten Schalkragen, wie auch eine schmale Blende ringsum das Jäckchen besetzt. Die mit Seidentresse eingefaßte Weste tritt vorn übereinander und wird durch Schmuckknöpfe geschlossen, der Ärmel ist dreiviertellang geschnitten, ziemlich weit und unten durch einen Aufschlag garniert. Sehr elegant wirkt hierzu der gestreifte, gerade den Boden berührende Rock, der, in dichte Plisseefalten geordnet, unten mit zwei Querstufen besetzt ist. Zur Erzielung der modegerechten Hüftschlankheit sind die Falten bis unterhalb der Hüfte niedergesteppt, um nach unten frei auszufallen. Hierzu ist der Schnitt in 92, 100, 108 und 116 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und für das Jäckchen in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,25 Meter, für den Rock 4,50 Meter. — Für das nebenstehende Kostüm Abb. 60 ergab grau und grün gestreiftes Tuch das distinguierte Material, das nur durch einen grünen Samtkragen ausgestattet ist, sonst ohne jede Garnitur bleibt. Die schlanke, mit langem Schoß gearbeitete Jacke ist völlig anliegend gehalten und vorn doppelreihig geschlossen. Vorder- und Rückenteile werden von englischen Nähten durchteilt, den Halsabschluß bildet ein teilweise mit Samt gedeckter Herrenkragen. Der Ärmel zeigt die schlanke keulige Form und schließt mit schmalem Aufschlag ab. Unter dem langen Schoß fällt der leicht schleppende Glockenrock hervor, der, mit vorderer und hinterer Mittelnaht gearbeitet, nur durch seine graziöse Form wirkt. Der zur Anfertigung dieses schicken Kostüms erforderliche Schnitt ist für den Paletot in 44, 46, 48, 50, 52, 54 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,20 Metern Breite 4,50 Meter, für das Jackett 3 Meter.

Abb. 58. Promenadenkostüm mit Empirejäckchen.

Abb. 59 u. 60. Strassenanzug mit kurzem Jäckchen, Frühjahrskostüm aus gestreiftem Tuch.

Schlafrock für Mädchen, Morgenkleid für Damen. (Abb. 61 u. 62.) Wenn auch im allgemeinen für Kinder der Schlafrock nur ein Ausnahmekleidungsstück bilden soll, so erweist er sich doch in Krankheitsfällen und auch nach dem Bad im Hause als ebenso praktisch wie bequem, Vorzüge, die ja selbstverständlich sind, da zu seiner Herstellung meist ein flauschiger oder doch warmer Stoff verwendet wird. Unser praktischer Mädchenschlafrock Abb. 61 ist aus hellfarbigem Velourbarchent hergestellt und zeigt die lose herabfallenden Teile einer gezackten Passe untergesetzt, die in der vorderen Mitte von einer Quetschfalte überschnitten wird. Vorder- und Rückenteile sind oben in feine Fältchen abgenäht, die in Taillengegend ausspringen, wo sie eine starke Schnur zusammenhält, der Ärmel zeigt die

leicht blusige in ein Bündchen gefaßte Form. Hierzu ist der Schnitt in 30, 32, 34, 36, 38 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 80 Zentimetern Breite 4,10 Meter. — Für das elegante, in Kimonoform gehaltene Morgenkleid ergab feiner, auf hellem Fond ein farbiges Muster zeigender Flanell das hübsche, mollige Material, während zur Ausstattung einfarbige Seidenblenden in der Farbe des Druckmusters dienten. Das völlig lose Morgenkleid ist im Rücken mit Naht geschnitten und zeigt dort eine Glockenfalte, die in der Schleppe verläuft. Den in Geishaform gehaltenen Halsabschluß begrenzt eine Seidenblende, die sich bis zum Saume zieht und zugleich den Vorderschluß verbirgt. Der sich nach unten erweiternde Ärmel ist zur Hälfte dem Rückenteil angeschnitten, wodurch er sein japanisches Aussehen erhält, seinen Abschluß bildet gleichfalls eine Seidenblende. Der zur Herstellung dieses hochmodernen Morgenkleides erforderliche Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5,25 bis 5,75 Meter.

Unterkleidung für Backfische. (Abb. 63 bis 66.) Unsere Gruppe zeigt vier für ein junges Mädchen bestimmte Unterkleidungsstücke. Der Unterrock ist aus weißschwarzkariertem Wollstoff gefertigt und durch einen hohen Serpentinevolant ausgestattet. Mit schwarzem Samtband und Samtbomben verziert, schließt er unten mit schmalem Plissee ab. Oben tritt der Rock in Reihfalten in den schmalen Bund. Sein Schnitt ist in 28, 32, 36 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig vorrätig. — Die viereckig ausgeschnittene Untertaille ist aus weißem Batist, während die Ausstattung in Valenciennespitze, -einsatz und farbigem Seidenbanddurchzug bestand. Die Vorderteile sind hier in Gruppen feiner Stüschen abgenäht, die in Brusthöhe ausspringen und leicht bauschend in das Taillenbündchen treten. Den Verschluß bewirken kleine Perlmutterknöpfe, der Rücken bleibt glatt. Der Schnitt ist in 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 1,15 bis 1,25 Meter. — Die Hemdhose wird am besten aus feinem Hemdentuch gefertigt und erhält als Garnitur Valenciennespitze und -einsatz, den zu beiden Seiten farbiger Banddurchzug begrenzt. Mit spitzem Ausschnitt gearbeitet, wird die Hose auf der Schulter geknöpft, die Hosenbeine sind ziemlich weit geschnitten, unten offen und mit Spitzen und Einsatz garniert. Der Schnitt ist in 40, 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 2,50 Meter. — Dunkelblauer Cheviot ergab das Material zu der Reformhose. Mit Seitenschluß versehen, tritt sie ringsum in feinen Fältchen in den schmalen Bund, unten erhält sie einen Gummizug, der den Anschluß an das Bein bewirkt. Der Schnitt ist in 34, 36, 38, 40 und 42 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,50 Meter.

Abb. 63 bis 66. Unterkleidung für Backfische.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte sind zu den Modefiguren Nr. 56 bis 66 gegen Einsendung des Betrages (am besten in Briefmarken) von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37-41, zu beziehen. Für Taillen usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das überdem stärksten Teil von Brust und Rücken zunehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unter der Taillenlinie gemessen wird.

Abb. 61 u. 62. Schlafrock für kleine Mädchen, Morgenkleid für Damen.

Der Morgenrock.

Plauderei von Ola Alsen.

Hat eigentlich der Morgenrock noch Daseinsberechtigung in unserer Zeit, da alles vom Eigenkleid redet, da der viereckige Ausschnitt herrscht und die auf Samt gemalten stilisierten Blätter- und Blütenranken als Volant um die Schulter getragen werden?

Der liebe, gute Morgenrock! Die Erinnerung an ihn ruft in mir trauliche Stunden der Kindheit wach! Denn Mutter trug einen Morgenrock viele Jahre; wirklich viele Jahre immer den gleichen. Aber er war viel einfacher als unsere heutigen Morgenröcke. (Man sieht, ich will es gar nicht leugnen, daß der Morgenrock recht vergnügt und sogar sehr elegant existiert: trotz der Eigenkleider und der Modernen, die gleich zum Kampf gestiefelt und gespornt das Schlafzimmer verlassen und dann vielleicht erst zur abendlichen Hauptmahlzeit diese strenge Rüstung mit behaglicherer Gewandung vertauschen!)

Mutter trug den wollenen Morgenrock in einem türkischen Muster, das damals wohl sehr beliebt war, denn auch die Mütter meiner Freundinnen trugen ähnliche. Darin kam Mutter morgens zum Kaffee, um dann gleich unbehindert an die Arbeit in Küche und Haus zu gehen. Wenn sich diesem Morgenrock einmal ungewaschene Kinderhände näherten, war es kein großes Unglück, der Morgenrock war praktisch und mehr ein Morgenrock für Mütter als die, die wir heute ob ihrer zarten Farben und Spitzen bewundern.

Einen Besuchsmorgenrock kannte man damals auch noch nicht, denn kam einmal etwas früh Besuch, so mußte er warten, bis Mutter den Anzug gewechselt hatte.

Wie anders heute! Die richtigen „Müttermorgenröcke" sind überwunden. Eine einfache Bluse oder ein Kleid das für diese „einfacheren Zwecke" umgearbeitet wurde, hat den leeren Platz eingenommen. Und es mag ja richtig sein, daß im großen ganzen so ein adretterer Eindruck erzielt wird.

Aber dafür hat man eine wundervolle Auswahl heller, duftiger Teagowns aus plissierter Seide mit Spitzen und Bändern, aus pastellfarbenen Tuchen oder Kreppstoffen. „Man empfängt" heute im Morgenrock.

Bei der Aussteuer spielt er eine riesige Rolle, er ist in allen Variationen vorhanden, man sorgt für jede Jahreszeit. Im Sommer ist er aus gefälteltem, getupftem, weißem Batist, mit Valenciennes durchzogen und mit hellem Seidenband geputzt. Dieser Morgenrock ist waschbar und deshalb entschieden praktischer als der Morgenrock aus plissierter oder eingezogener Seide mit dem Reichtum der rieselnden Spitzen, der tausend Rüschen, Fältchen, Plissees und Volants.

Aber der kommt zu seinem Recht, wenn die junge Mutter noch blaß und angegriffen auf der Chaiselongue liegt und den Besuchern stolz ihr erstes Baby zeigt. Das Kleine liegt ganz in Spitzen gebettet, und das Futter der Wiegendecke und des Betthimmels hat die gleiche Farbe wie der Morgenrock der Mutter. —

Für den Winter schuf man die schönsten Morgenröcke aus Tuch oder Eiderstoff, einem dickeren Stoff, der außen kleine Flöckchen hat und links an das frühere Trikotgewebe erinnert. Hierbei herrscht die Kimonoform mit den nach unten weitfallenden Ärmeln. Während man bei den Morgenröcken aus leichten Stoffen häufig ganz kurze, kaum bis an den Ellbogen reichende Ärmel unter dem Schalkragen von Spitzen sehen läßt, ist beim Kimono der längere Ärmel Vorschrift. Praktische erfanden sogar einen kleinen seidenen, an der Hand enganschließenden Puff für den Kimono, damit der Arm vor Kälte geschützt bleibt. Der Kimono läßt den Hals frei, eine japanische Stickerei oder ein breiter Streifen von Chinéseide säumt den Tuchmorgenrock ein, der vorn übereinandergeschlagen und mit unsichtbaren Druckknöpfen geschlossen wird. Man trägt den Kimono auch aus weißem Atlas, wattiert und karoförmig durchsteppt, und statt der Stickerei oder Chinéseide bekommt er eine einfache Goldborte.

Die Mode der gestrickten und gehäkelten Bekleidungsgegenstände hat sich auch bis auf die Morgenröcke erstreckt, und eine Sportsdame, die sich nach einer Ski- oder Rodeltour oder vielleicht auch nur nach einigen Stunden auf der Eisbahn in einem mattlila oder weißen gestrickten Morgenrock ausruht, dürfte ganz zeitgemäß sein.

Und wenn um fünf Uhr ein Gast zu einer Tasse Tee erwartet wird, ist das fließende Teekleid aus Crêpe de chine oder sogar aus Tüll oder Libertyseide mindestens so stilvoll wie die Bluse. Im Gegenteil, es ist viel kleidsamer, und das wußten auch die Damen, als sie es für salonfähig erklärten und den lieben alten Morgenrock nur „Teagown" umtauften.

Der Morgenrock hatte immer einen Stoffgürtel, ein Atlas- oder Taftband, vielleicht auch nur eine wollene geknotete Schnur lose um die Taille. Die hat man jetzt vergessen. Ich meine nicht, daß man das Seidenband vergessen hat, o nein, ganz im Gegenteil, es flattert in langen Enden vom Rücken, ist in große und kleine Schleifen gebunden am Hals und den Ärmeln und windet sich in zahllosen Kreisen und Bogen in Miniaturausgabe durch die winzigen Löcher der Spitzen, um endlich in Rosetten zu enden. Aber man bezeichnet die Taille nicht mehr. Lose, weit und weich muß der Morgenrock den Körper umschmiegen, er muß ein wenig schleppen und darf auch vorne nicht zu kurz sein.

Für ihn hat die fußfreie Mode nie existiert. Läßt er den kleinen Fuß ein wenig frei, schaut die Fußspitze kokett unter dem Saum hervor, so harmoniert der Hausschuh mit der Farbe des Morgenrocks, entweder indem er sie in einer tieferen oder helleren Nuance wiederholt, oder indem er sie gerade durch einen pikanten Gegensatz in ihrer Wirkung hebt; aber es gibt auch Pantoffelchen in den gleichen zarten Tönen wie die Morgenröcke selbst.

In England ist der schwarze kleine Slipper aus weichem Lackleder „all the fashion" und dürfte sich auch bald bei uns großer Beliebtheit erfreuen. Der „Lakeslipper" legt sich weich um den Fuß und ist mit schottischer oder heller Seide gefüttert. Die reisende Engländerin schuf auch den „Sleeping Car Gown", also einen Morgenrock für den Schlafwagen. Das zeigt, welch großer Beliebtheit sich der Morgenrock noch erfreut und wie unentbehrlich er vielen Damen ist.

Der „Sleeping Car Gown" ist aus ganz weicher Japonseide, sehr lang und vollkommen zum Schließen eingerichtet. Er darf nur aus ganz weicher Seide gearbeitet sein, da er in ein Etui von vielleicht 20 Zentimetern Umfang gepackt und ganz klein zusammengelegt wird, um da hinein zu passen.

Er ist ein Requisit der komfortabel eingerichteten Handtasche.

Die Matinee — das lose, lange jäckchenartige Gebilde für das wir keine richtige Übersetzung haben, da Morgenjacke den Begriff nur unvollständig widergibt — ist eine nahe Verwandte des Morgenrocks, doch man schätzt sie nicht so sehr. Natürlich kann sie ganz reizend aussehen, doch sie hat meist etwas Unvollständiges. Eine noch so elegante Kombination aus Batisten in allen Nuancen, aus Seiden und Spitzen kann nicht mit dem Morgenrock konkurrieren. Der Morgenrock ist ein einheitliches Ganzes, die Matinee, selbst wenn ein passender oder sehr ähnlicher Rock dazu getragen wird, kann diesen Eindruck nie hervorrufen.

Wenn wir auch dem praktischen Morgenrock nachtrauern, so müssen wir seine Nachfolger, die so reich an Schönheit und Eleganz sind, doch bewundern. Sie passen ja auch viel besser in die eleganten, modernen Wohnungen, die keinen Komfort entbehren! Sie passen besser in die zierlichen weißen Salons oder zu den türkisfarbenen Samtmöbeln der Herrenzimmer,

und solch lieber alter praktischer Morgenrock würde sich in der feinen Gesellschaft ganz und gar nicht wohl fühlen . . .

Es gibt aber sicherlich trotz aller Moderne noch mehr als ein Hausmütterlein, das nicht nur mit spitzen Fingern die Schränkchen mit echtem Meißner und Kopenhagener Porzellan abstaubt, sondern mal ordentlich mit zugreift! Und die hat wohl auch noch einen dunklen Morgenrock ohne Spitzen und Bänder, der trotz seiner Einfachheit nicht unfreundlich aussieht und dem sich die Besitzer kleiner Patschhände getrost nähern dürfen und ihre Tränen hineinweinen nach der so beliebten Kinderart.

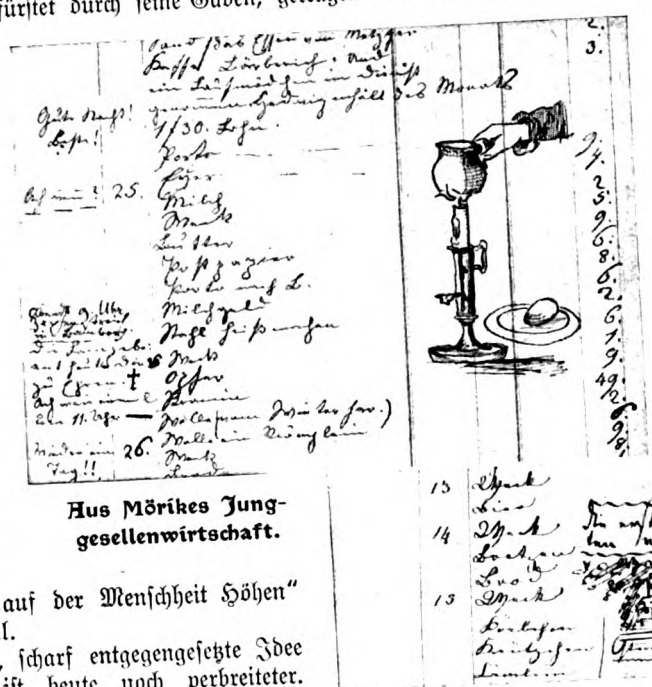
Es gibt noch solche Hausmütterchen und solche Morgenröcke, ich weiß es. Und — ich meine fast, daß sie sich in ihrem einfachen Rock gerade so wohl fühlen werden wie in einem Kleid mit Spitzen!

Aus einer Poetenwirtschaft.

Von Irma Schneider-Schönfeld.

Wollest mit Freuden
Und wollest mit Leiden
Mich nicht überschütten,
Doch in der Mitten
Liegt holdes Bescheiden.
Mörike.

Der Deutsche hat zwei Vorstellungen vom „Dichter". Die eine sieht ihn, gefürstet durch seine Gaben, getragen von einer Wolke scheuer Verehrung in erdentrücktem Pathos durch das Leben schreiten, das wie ein gehorsamer Sklave zu erraten sucht, was diesem großen Herrn im Augenblick genehm sein möchte. Der greise Goethe gab seinem Leben diesen Stil, sein Olympierkopf der an sich verschwommenen Vorstellung vom Sänger „auf der Menschheit Höhen" das klare Profil.



Aus Mörikes Junggesellenwirtschaft.

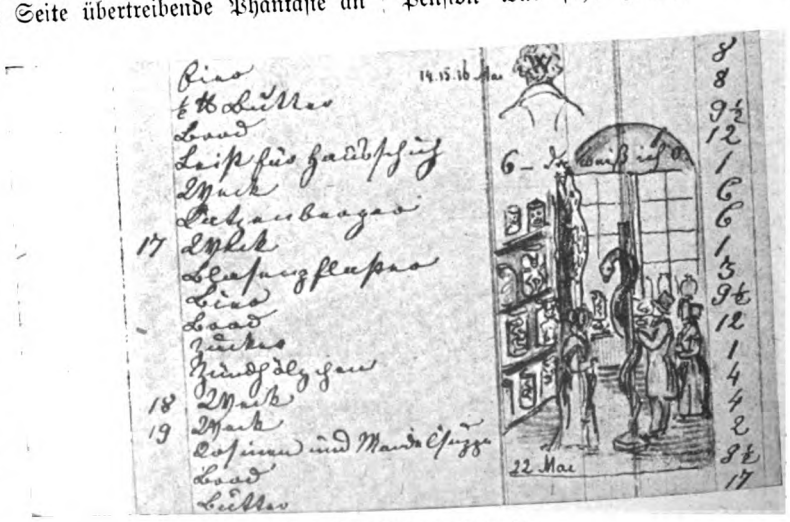
Die zweite, scharf entgegengesetzte Idee vom Dichter ist heute noch verbreiteter. Das ist der ach, so blondgelockte, ach, so samtrockbehaftete, ach, so deutsche Idealdichter in der Dachkammer, der lächelnd friert und singend hungert, bis er — noch immer freundlich lächelnd — verscheidet.

Und ungern nur gewöhnt sich unsere so willig nach der einen oder nach der andern Seite übertreibende Phantasie an die Vorstellung von dem nach Neigung und Lebensführung Fürstenhöfen wie der Bohême gleich fremden, sozusagen bürgerlichen Dichter. An den in der Geschichte deutscher Wortkunst doch nun einmal am reichsten vertretenen Typus des Dichters, der still das unsichtbare Königtum seiner Träume mitten hineinbaut in die Stuben seines Hauses, die es zwar nicht mit königlichem Prunk, aber doch auch nicht mit armen, sondern nur mit schlichten Mauern umhegen.

Wie der Glanz der heimlichen Krone dennoch die Prosa solcher Enge durchdringt, wie der tröstende Strahl, der von ihr kommt, in das graue Sorgengespinst, das jedes solchen Lebens trübste Last bedeutet, den aufhellenden Goldfaden flicht, das zeigt so recht ein schmales, liebes Buch, das aus der heiter getragenen Begrenztheit einer echten Poetenwirtschaft eben jetzt den Weg in breitere Öffentlichkeit fand.

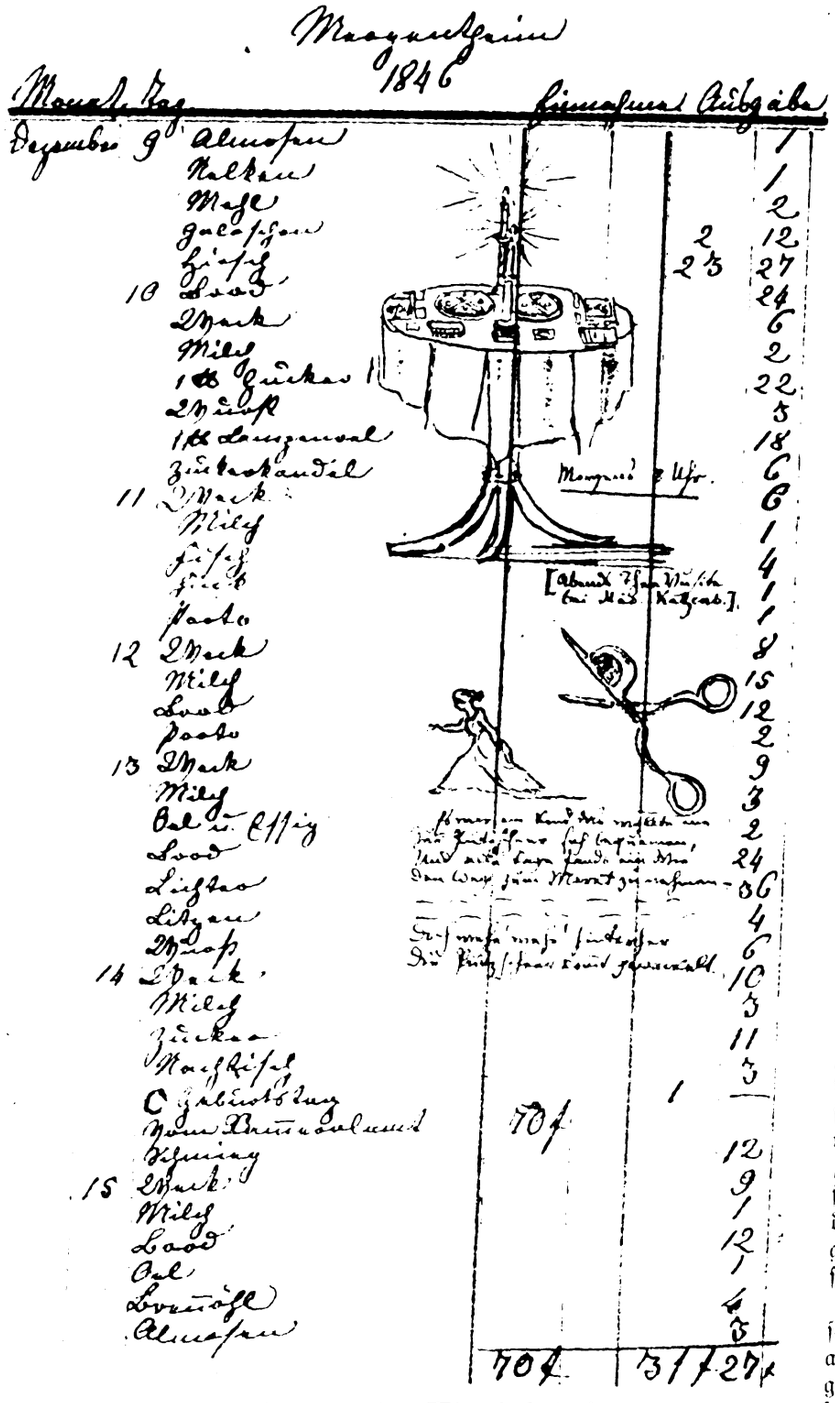
Es war ein sehr glücklicher Gedanke, Mörikes Haushaltungsbuch, das für ihn und die Seinen zugleich eine Art Gelegenheitstagebuch bildete und von ihm mit reizenden, frischen Zeichnungen zwanglos illustriert wurde, in faksimilierter Wiedergabe herauszubringen (Eduard Mörikes Haushaltungsbuch aus den Jahren 1843—1847. Von Walther Eggert-Windegg. Stuttgart, Verlag von Strecker und Schröder). Immer noch ist ja der Freundeskreis des „größten Lyrikers seit Goethe", wie man Mörike genannt hat, im Wachsen. Und dieses Buch, aus dem nur die liebenswürdigsten Seiten von Mörikes „freundlicher Papanatur" zu erkennen sind, wird ihnen allen herzliche Freude sein. — Im Sommer 1843 hatte Mörike seine Stellung als Pfarrer von Cleversulzbach wegen seiner zunehmenden Kränklichkeit aufgegeben. Die Pension war sehr gering, 280 Gulden, und die sonstigen Einnahmen auch recht schmal. So hatte der kleine Haushalt, der zunächst aus Mörike und seiner Schwester Klärchen bestand, genaue Rechnung und Einteilung sehr vonnöten. Aber „das Klärchen kann nicht rechnen, ich auch nicht", bemerkt der Dichter irgendwo resigniert, und so mochte er wohl denken, daß wenigstens gemeinsame Kontrolle der Einnahmen und Ausgaben eine größere Gewähr für die gesunde Ausbalancierung des ewig etwas wackligen

Ostern und Frühling.



Im Raritätenkabinett.

Budgets gäbe. Im Oktober 1843 setzt seine Mitarbeit an dem Wirtschaftsbuch ein. Abwechselnd machen die Geschwister die nötigen Eintragungen, und wenn das Klärchen verreist ist, dann kann es sein hausfrauliches Gewissen beruhigen: mit der gleichen zierlichen Schrift, mit der der Pfarrherr von Cleversulzbach die Sonntagspredigt, der Dichter von „Schön-Rothraut" seine Verse festhält, verewigt ihr Bruder den Kreuzer, der für Hirschunschlitt, und die halben und ganzen Groschen, die für „Weck" und Wurst verausgabt wurden. Während das poetische und künstlerische Beiwerk das kleine Buch zum allerungewöhnlichsten aller Haushaltungsbücher macht, muß man sagen, daß die Eintragungen selbst es in nichts von dem allergewöhnlichsten unterscheiden. Höchstens, daß in unseren teuren Zeiten Hausfrauenaugen wehmutig die geringe Höhe der einzelnen Posten der Ausgabenrubrik mit den entsprechenden Ziffern in ihrem eigenen Wirtschaftsbuch vergleichen dürften! Eintragungen in der Guldenrubrik sind die Ausnahmen — alles dreht sich um den Kreuzer, der allerdings eine uns heute ganz unglaublich scheinende Kaufkraft besessen hat. Milch für einen Kreuzer ist eine regelmäßig wiederkehrende Eintragung, „Fisch" können um drei Kreuzer erworben werden, die Magd erhält einen Gulden dreißig Kreuzer Monatslohn, für ihr Christgeschenk sind dreiundvierzig Kreuzer vermerkt — kurz, die Verhältnisse wären ideale, wenn nicht auch die Einnahmenrubrik ähnliche bescheidenste Dimensionen aufwiese. Aber der behagliche Humor Mörikes findet sich auch damit leicht ab.


1846
Monat Tag
Einnahme Ausgabe
Milch
Fisch
Weck
Zucker
Brod
Eier
Butter
Salz
Kaffee
Lichter
Seife
Besen
Bürste
Schuhwichse
Schuhbänder
Schuhnägel
Schuhsohlen
Schuhflicken
Schuhe
Stiefel
Hemden
Strümpfe
Kamm
Kleiderbürste
Kleiderbürste
Kleiderbürste

ungewöhnliche geistige Anregung, daß sie Mörike Anlaß zu einem der feinst ausgeführten Bildchen gibt. Abenteuerlich ringelt sich in der Mitte die arg bestaunte Riesenschlange empor, und durch das hohe Fenster fällt helles Licht auf das seltsame Getier, das die Regale füllt.

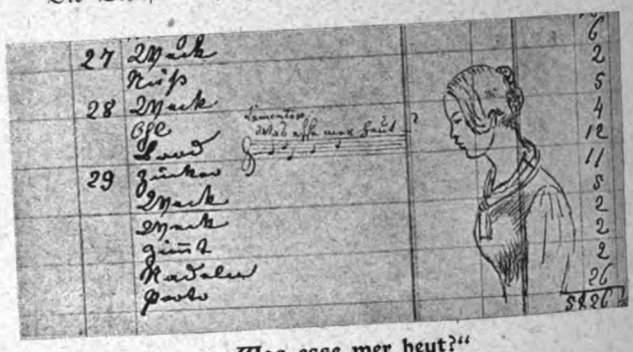
Selbstporträt (unten Ostersymbole).

Eine ganze Anzahl der kleinen Federzeichnungen ist aus der innigen Teilnahme heraus entstanden, die Mörike, der evangelische Pastor, dem Glaubensleben der katholischen Hausgenossin entgegenbringt. Er hält im Symbol den Tag von Gretchens Osterkommunion fest, die feierliche Osterkerze des Weißen Sonntags bekommt ihr eigenes Bildchen, und eine Gloriole umgibt die Mitteilung von dem gemeinsamen Besuch der letzten Messe vor Ostern.

Am Ostertag selbst aber schweben über dem Osterhäschen, das eben seine bunten Eier gelegt hat, die Glocken, die „von der Reise nach Rom" zurückgekehrt sind, und sie können nicht heller zusammenklingen als die Herzen der drei Menschen, deren Namen sie tragen.

Die kleinen heiteren Alltagserlebnisse überwiegen freilich weitaus in den Motiven. Da wird das Abbild einer besonders gelungenen Torte mit einem aufmunternden Dakapo versehen, während Klärchen zu den Fastenbrezeln, die eine Zeitlang das Ausgabenkonto bedenklich überlasten — sie kosten bare drei Kreuzer — ein begeistertes „Ach, wie gut" vermerkt. Jeder Besuch ist ein Ereignis, das mitunter in Bilderrätseln, die Mörike viel Spaß machen, festgehalten wird. Am gelungensten ist eine solche Hieroglyphendarstellung des Besuchs bei einer Frau v. Kratser in Löffelstelzen: ein Rückenkratzer, ein Suppenlöffel und zwei Stelzen. Sorgfältig ist daneben das Datum gebucht. Nach einer Kaffeevisite werden die Namen aller Teilnehmer auf dem Abbild des zierlich gedeckten Kaffeetisches eingetragen, auf Klärchens Geburtstagstisch, den eins unserer Bilder wiedergibt, sind noch für die späteste Nachwelt die kerzenüberstrahlten Kuchen und kleinen Geschenke festgehalten, und eine lustige Parodie auf Goethes „Wandelnde Glocke" hält einem der beiden Mädchen, heiter strafend, die Vernachlässigung der Putzschere vor.

Die Dienstbotenfrage bildet offenbar ein nicht ganz unwichtiges Kapitel im Hause Mörike. Die Namen wechseln nicht eben selten. Von Hedwig und Lene erfahren wir und von der „reiferen Petrea", und ein reizendes Brustbild der augenblicklichen Küchengewaltigen vom September 1846 fixiert sie in dem schicksalschweren Moment, da die Holde den Mund auftut zur Frage: „Was esse mer heut?" — „Lamentoso" schreibt die beigefügte Vertonung vor! Dies feine Köpfchen der Magd zeigt ebenso wie ein paar andere der verstreuten Porträtskizzen, daß Mörikes zeichnerisches Talent den üblichen Dilettantismus jedenfalls weit überstieg. Und in der Tat trug ja der Dichter, wie Goethe, sein Lebenlang als heimliche Liebe und Sehnsucht die Überzeugung in sich, daß es ihm in bildender Kunst leichter und voller gelungen wäre, das Glück tiefsten ganzen Ausdrucks zu finden.



„Was esse mer heut?"

Ein Genrebildchen aus Mörikes Feder.

Neue Züge wird dieses anmutige Buch kaum in des Dichters Bild fügen. Aber was wir an ihm lieben, das lehrt es noch klarer auch am Menschen erkennen. Seine „Andacht vor dem Kleinen", die tiefe Wärme seiner Lebensliebe, die schöpferisch aus Alltagsfreuden Feste zaubert, und schließlich — daß ihm das „holde Bescheiden" keine Resignation bedeutete, sondern daß offenbar die tiefsten Wurzeln seiner reinen Kunst nur in dem weltabgekehrten Frieden erwuchsen, der auch des deutschen Volkslieds bester Mutterboden ist: im eigenen Hause, im eigenen Herzen.

Florence Nightingale,

die Gründerin der heutigen Krankenpflege im Felde.

Von Henriette Jastrow, London.

In der Geschichte der ganzen Menschheit gibt es nicht viele Frauen, denen die Welt einen solchen Tribut der Dankbarkeit schuldet, wie Florence Nightingale. Ihr eigentliches Wirken gehört bereits so sehr der Vergangenheit an, daß viele erstaunt sein werden, zu vernehmen, daß sie noch unter uns weilt, um so mehr, als sie Jahrzehnte schon in völliger Zurückgezogenheit lebt. Dieser sorgenden Vorsicht eben ist es zu verdanken, daß Florence Nightingale heute, eine achtundachtzigjährige Greisin, noch verhältnismäßig frisch und teilnahmsvoll im Leben steht. Teilnahmsvoll ganz besonders für das Gebiet, auf dem ihre Lebensarbeit und ihr ruhmreicher Erfolg lagen: die Krankenpflege.

Zu welcher Geltung sie diesen Beruf bringen sollte, daran dachte niemand und sie gewiß am wenigsten, als sie im

Jahre 1850 nach Deutschland ging, um bei den protestantischen Schwestern in Kaiserswerth a. Rh. in der Krankenpflege unterwiesen zu werden. Den Leidenden unter den Armen wollte sie sich widmen. Dazu war sie von Elisabeth Fry, dem „Engel der Gefängnisse", angefeuert worden, der sie im Jahre 1844 begegnete, und die einen tiefen Eindruck auf sie machte. So nahm sie denn nach ihrer Rückkehr von Kaiserswerth die Pflege der armen Kranken auf den Gütern ihres Vaters in Derbyshire auf und betrachtete dieses als ihre Lebensaufgabe. Aber der Ruf, der an sie erging, war ein anderer. Ferne, im Südosten von Europa, wütete der Orientkrieg, der später der Krimkrieg genannt wurde. Auch England und Frankreich waren dem Kriege beigetreten, und mit Spannung folgte die ganze Welt den Vorgängen, dem Auf und Ab des Schlachtenglückes, den Erfolgen der Kämpfenden. Wie aber erging es denen, die verwundet und sterbend auf dem Schlachtfelde verblieben? Die umfassende Fürsorge für sie war zu jener Zeit noch nicht etwas, was zur Kriegsausrüstung gehörte, und man kann sich heute nur schwer eine Vorstellung von den Zuständen machen, wie sie damals herrschten. Vielleicht wäre auch noch lange keine Wandlung darin eingetreten, hätten nicht die flammenden Berichte des Kriegskorrespondenten William Howard Russell der Welt das fürchterliche Bild entrollt. „Unsere verwundeten Soldaten sterben hier und verderben, ohne daß auch nur der Versuch gemacht wird, sie zu retten", so rief er seinen Landsleuten zu. „Mit Schauern und Entsetzen nur kann man über das berichten, was hier ein Hospital vorstellt. Verwundete und Sterbende werden hereingebracht und hingelegt, von Kameraden, die wieder hinaus müssen ins Feld, und da liegen nun die armen Menschenkinder, darbend an allem, was ihnen not tut. Die elementarsten Erfordernisse sind nicht vorhanden. In verpesteter Atmosphäre, in unbeschreiblicher Unsauberkeit liegen Tausende zusammengepfercht, ohne Verbände, ohne Medikamente, ohne Abwartung, ohne menschliche Hilfe und Teilnahme." Ein Schrei des Schmerzes und der Entrüstung ging durch das Land, als diese Worte vernommen wurden. Aber während die Behörden betroffen und ratlos dastanden, war Florence Nightingale die Erkenntnis gekommen, welcher Weg ihr gewiesen sei. Ohne Zögern stellte sie sich dem Kriegsminister Sidney Herbert zur Verfügung und erbot sich, mit einer Anzahl erprobter Krankenpflegerinnen sich auf das Schlachtfeld zu begeben. Ihr Anerbieten wurde angenommen, und am 21. Oktober 1854 schiffte sich die kleine Truppe nach Skutari ein, 38 Frauen unter Führung von Florence Nightingale. Am 5. November, dem Tage der Schlacht von Inkerman, langten sie an, und der Anblick, der sich ihnen darbot, machte ihre Herzen stillstehen, machte das Blut in ihren Adern gerinnen. Mit über 4000 Kranken und Verwundeten war das Hospital angefüllt, und es fehlte an allem, nicht nur an medizinischer Hilfe, sondern auch an Betten und Wäsche, ja sogar an Nahrung für die Kranken. „Qualvoll und herzzerreißend sind die Zustände hier," schrieb eine der Krankenpflegerinnen nach Hause, „unbeschreiblich ist der Jammer rings um uns herum. Wenn wir uns spät abends zur Ruhe begeben, zu Tode müde und ermattet, dann ist es weniger die schwere Arbeit eines langen Tages, was uns so niederdrückt, sondern mehr noch die Not und das Elend, die uns am Morgen wieder entgegenstarren werden, die Hoffnungslosigkeit, hier wirkliche Hilfe bringen zu können."

Es hatte sich herausgestellt, daß ein großer Teil von Proviant, Kleidung und Medikamenten im Schwarzen Meer verloren gegangen war, und das, im Verein mit den ohnehin unzulänglichen Vorbereitungen, hatte eine unglaubliche Verwirrung an allen Ecken und Enden hervorgerufen.

Aber wenn auch ihre Gehilfinnen manchmal verzagen mochten, Florence Nightingale verlor den Mut nicht. Dabei hatte sie nicht nur mit den Schwierigkeiten ihres Werkes zu kämpfen, sondern auch noch mit dem Vorurteil der Militärbehörden. Denn obwohl sie mit der Genehmigung des Kriegsministers ausgezogen war, wurde sie im Felde doch mit Mißtrauen und Ungunst aufgenommen. Ihre Persönlichkeit jedoch, ihr großer Mut und ihre Hingabe, vor allem aber auch ihr hervorragendes Organisationstalent verhalfen ihr alsbald zur Anerkennung. Sie hatte einen Entwurf ausgearbeitet für die Ausführung ihres Werkes, und mit solcher Klarheit und Umsicht legte sie den Behörden den Plan dar, daß man ihr völlig freie Hand ließ. Ihre Aufgabe war nicht leicht. Es mußten Materialien beschafft, Küchen und Wäschereien mußten eingerichtet werden, ehe man daran gehen konnte, die Krankenpflege rationell zu gestalten. Aber ihrer zuversichtlichen Schaffenskraft, ihrer unermüdlichen Arbeit wichen alle Hindernisse. Mit dieser ersten organisierten Krankenpflege im Felde wies Florence Nightingale für alle Zeiten den Weg!

Florence Nightingale.

In den Feldlazaretten wurde sie wie eine Heilige verehrt. „Wenn sie spät abends mit der Kerze in der Hand die Reihen abschreitet," so schrieb einer der Invaliden nach Hause, „dann geht es wie ein Strahl von Glück über uns. Nicht allen von uns kann sie ein Wort oder auch nur ein Lächeln zuwenden, aber wenn wir nur ihren Schatten sehen und ihn küssen können, dann schlafen wir beruhigt ein."

Auch daheim in England erkannte man, was Florence Nightingale für das Vaterland und die Welt geleistet hatte. Es wurde eine Subskription für einen „Florence Nightingale-Fond", aus freiwilligen Liebesgaben bestehend, eröffnet, und in kurzer Zeit hatte er die angestrebte Höhe von £ 50,000 (1 Million Mark) erreicht. Diese Gabe aber nahm die also Geehrte nicht für sich selbst an, sondern sie stiftete damit ein Ausbildungsinstitut für Krankenpflegerinnen. Damit wirkte sie wiederum vorbildlich für die ganze Welt, indem sie die Begründerin einer systematischen Ausbildung für den Beruf wurde und gleichzeitig auch darauf hinarbeitete, daß die ihn Ausübenden sich aus den Reihen der gebildeten Frau rekrutierten. So kann Florence Nightingale mit Recht als die Schöpferin der modernen Krankenpflege bezeichnet werden.

An der weiteren Ausgestaltung aber konnte sie nur noch beratend, nicht mehr tätig teilnehmen. Ihre Kraft war in dem Feldzug aufgerieben worden. Zwar erholte sie sich mit der Zeit, jedoch nie mehr so weit, daß sie neue Arbeit auf sich nehmen konnte. Man dachte damals nicht, daß ihr ein so hohes Alter beschieden sein würde. Und ein so schönes Alter, denn auch als Greisin kann sie noch mit Interesse teilnehmen an allem, was in der Welt vorgeht. Die außerordentliche Ehrung, die König Eduard ihr neuerdings darbrachte, indem er ihr den Verdienst-Orden verlieh, hat sie, obwohl sie im allgemeinen Ovationen aus dem Wege geht, dennoch mit Freude erfüllt. Mehr noch aber als sie selbst schätzte die Nation diesen Beweis der Dankbarkeit ihres Königs. Dieser englische Orden „Pour le mérite", der im Jahre 1902 bei der Gelegenheit der Krönung König Eduards gegründet wurde, ist der höchste Orden, den der Monarch für verdienstvolle Taten zu vergeben hat, und als erste Frau, die dieser Ehre teilhaftig wurde, hätte, der allgemeinen Empfindung nach, keine würdigere auserkoren werden können als Florence Nightingale.

Ratgeber für Jedermann

Für die Krankenküche.

Vom Speisezettel des Kranken. Die Hausfrau überlegt, was sie heute oder morgen dem Patienten, den sie im Hause pflegt, vorsetzen soll. Der Arzt hat eine Reihe von Speisen zur Auswahl gelassen. Nun gilt es festzustellen, was der Kranke wünscht. Und so entsteht die Frage: „Was willst du heute, was willst du morgen essen?" Nur allzu häufig kommt man mit solchen Fragen schlecht an. Der Kranke ist schwach und müde, und er scheut alles, was ihn anstrengt, und anstrengend ist für ihn schon das bloße Überlegen. Er gibt abweisende Antworten, wird ungeduldig, je mehr man ihn fragt, und verstimmt, ohne die gewünschte Auskunft muß sich die Hausfrau entfernen. In dieser Hinsicht ist eine gewisse Lebensklugheit und Menschenkenntnis am Platze. Beim Kranken, dessen Appetit noch daniederliegt, darf die Speisezettelfrage nicht mit Wichtigkeit erörtert werden. Wenn man so nebenbei davon spricht, so flüchtig einen Vorschlag macht, kommt man leichter zum Ziele. Im übrigen kann man dem Kranken diese Überlegung gänzlich abnehmen. Hauptsächlich handelt es sich ja um Familienmitglieder, deren Geschmack und Lieblingsspeisen der Hausfrau bekannt sind. So kann sie im Rahmen des vom Arzte Erlaubten leicht eine Auswahl treffen, die den Wünschen des Kranken nahekommt, und ihn mit diesem oder jenem Gericht angenehm überraschen. Und sie wird zum Ziele kommen, wenn sie nach Möglichkeit für Abwechslung sorgt; denn eine zu eintönige Nahrung stumpft selbst den gesündesten Appetit ab.

Wärmschüssel.

Konfektschachtel.

Hauswirtschaft.

Die modernen buntgestickten Decken und Kissenbezüge sind oft Schmerzenskinder der Wäsche. Die Farben, die uns als „wirklich echt" gepriesen wurden, sind mißfarbig und häßlich geworden. Das liegt meist an Unachtsamkeit beim Reinigen. Bunte Wäsche oder buntgestickte Sachen müssen mit der größten Sorgfalt behandelt werden. Am besten reinigt man aber die Decken, ganz gleich, ob sie mit Seide, Baumwolle oder Wolle gestickt sind, indem man sie, ohne jede Spur von Seife, nur in lauwarmer Molke wäscht. Dem Spülwasser, das kalt sein muß, setzt man etwas Salz und Essig zu, die die Farben zusammenhalten. Nun drückt man die Decken aus, ohne sie zu winden, zieht sie gut fadengerade auf ein auf einem Tische ausgebreitetes reines, weißes Leinentuch und rollt sie in diesem fest zusammen, um sie bald darauf, noch feucht, auf der linken Seite zu plätten. Gerollt dürfen die Decken nicht werden.

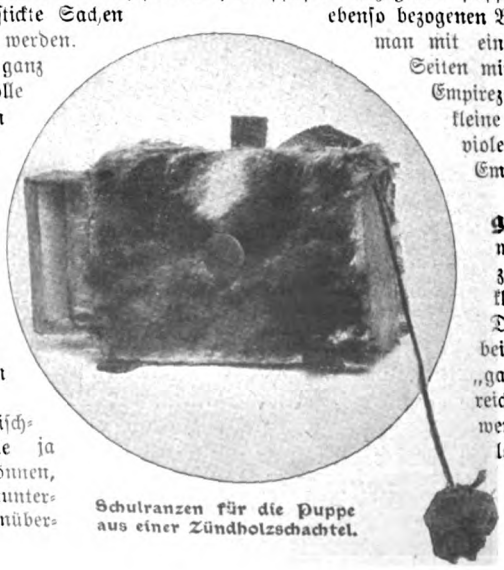
Wärmschüssel. Bei ungleichen Tischzeiten verschiedener Familienmitglieder, die ja so oft durchaus nicht vereinheitlicht werden können, sind Wärmschüsseln, die wenigstens über Zeitunterschiede von ein bis zwei Stunden glatt hinüberhelfen, eine große Unterstützung der vielgeplagten Hausfrau. Unsere Schüssel hat außer dem schweren Nickeldeckel, der „die Wärme zusammenhält", einen Doppelboden, dessen Innenraum durch das kurze hineinmündende Ansatzrohr mit kochendem Wasser gefüllt wird. Die praktische Schüssel ist durch Raddatz, Berlin W., zu beziehen.

Geselligkeit.

Die modernen Tischdekorationen im Empirestil sind leicht herzustellen. Da ist zuerst der Tischläufer. Man schabloniert auf weißes Kreppapier eine Empireranke und pinselt mit Wasserfarbe kleine rosa Röschen hinein. Die Tisch- und Menükarten kauft man glatt weiß und zieht kleine Ranken und Blüten den Rand entlang. Eine hübsche Neuerung ist der Leuchterschmuck. Weiße Pappe mit einem Durchmesser von ungefähr fünf Zentimetern ziert man auch mit dem gleichen Muster, dann durchlöchert man die Pappe und setzt eine Rüsche von Kreppapier, die durch ein festes, breites Band gestützt wird, in die Mitte. Diese Rüsche ist zur Aufnahme der Kerze bestimmt. Ein kleiner Schirm wird am besten fertig einfach weiß gekauft und auch mit dem Empiremuster bemalt. Statt frischer Blumen wählt man kleine, ungefähr sieben Zentimeter große runde Körbchen, die in jedem Korb- oder Spielwarengeschäft erhältlich sind. Diese füllt man ganz mit einfachen, ungefüllten Rosen, den sogenannten Empireröschen. Man stellt je ein solches Körbchen vor den Platz jeder Dame oder wechselt mit ähnlichen Behältern, die gleichfarbige Knallbonbons enthalten. Die Knallbonbons bindet man zusammen und setzt in die Mitte einen großen Busch ganz schmal geschnittenen Gelatinepapiers, das wie eine schillernde, glänzende Fontäne über die Bonbonhüllen rieselt. Man bindet die Bonbons mit Empireschleifen zusammen und drapiert überhaupt den ganzen Tisch mit solchen Schleifchen. Die Ständer zur Aufnahme der Papierservietten werden aus mit rosa Kreppapier bezogenen Pappstreifen zusammengeklebt und auf einen ebenso bezogenen Boden befestigt. Den oberen Rand schmückt man mit einer kleinen Papierrüsche, ziert alle vier Seiten mit farbigen Bildchen nach Motiven aus der Empirezeit und setzt um diese Bilder ganz winzig kleine Rahmen aus rosigen Blütchen. Rosa und violette Farben eignen sich als Tischfarben für Empiredekoration am besten.

Tintenwischer „Fliegenpilz" aus einem Champagnerpfropfen.

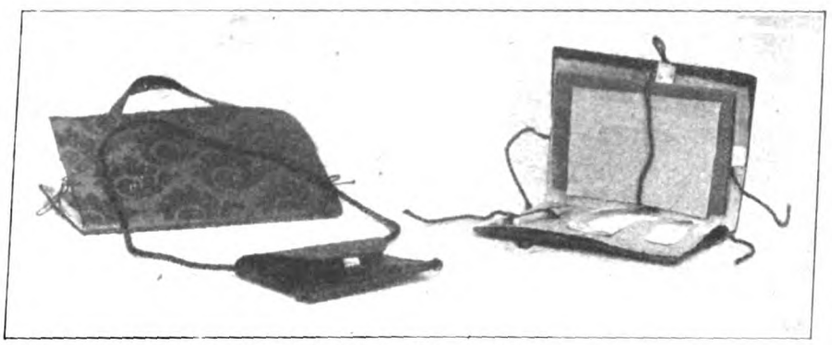
Kleine Geschenke für Kindergesellschaften. Es ist immer mehr und mehr Mode geworden, Kindergesellschaften zu geben, zu denen man nicht wie früher kleine Knaben und Mädchen, sondern kleine Damen und Herrchen einladet, die feingeputzt bei Schokolade und Kuchen sich belustigen, „ganz wie die Großen". Den Höhepunkt erreicht ein solcher Ball „en miniature" aber erst, wenn die „Verlosung" stattfindet. Eine Verlosung ist nun eine Veranstaltung, die, in der richtigen Art geleitet, den Kindern eine außerordentliche Freude bereitet, doch hat sich in letzter Zeit die Unsitte ein-



Schulranzen für die Puppe aus einer Zündholzschachtel.

Fahrbares Schäfchen.

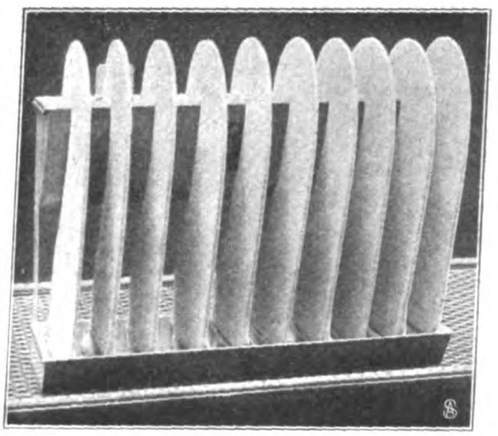
gebürgert, teure „Geschenke" einzukaufen, und so wird unvernünftigerweise viel dazu beigetragen, die Kleinen zu verwöhnen und unzufrieden zu machen. Einer überbietet den anderen, wenn auch einsichtige Mütter über diese Geldverschwendung schelten. Und meistens „gewinnen" die Kinder allerhand Krimskrams, der unnütz im Wege steht, wenn er überhaupt „ganz" nach Hause gebracht wird. Wie viel hübscher, billiger und doch wirkungsvoller ist es, wenn man die Kinder selbst in den freien Stunden anspruchslose Sächelchen für die kleinen Spielgenossen anfertigen läßt! Wir veranschaulichen auf dieser sowie der vorigen Seite einige Modelle dazu (von Else Lewin, Charlottenburg), die ein wenig Anregung bieten sollen. — Die runde Konfektschachtel ist eine gewöhnliche Spanholzschachtel. Die einfachen Umrisse der schwarzen Pudel, die knallroten Bällen nachlaufen, sind leicht aufzuzeichnen und werden dann von den Kindern mit Tusche bzw. Rotstift ausgefüllt. — Als Tintenwischer oder Nadelkissen ist der Glückspilz gedacht, ein mit rotweiß betupfter Seide bekleideter Sektpfropfen. — Fällt der Schulranzen einem Mädchen zu, dann endet er in der Puppenstube, kommt er in den Besitz eines Jungen, so wird er ein Marken- oder Gummibehälter, sobald der süße Inhalt verspeist ist — also keine Enttäuschung! Eine mit Samt beklebte Zündholzschachtel, „Linkrustariemen" und Reißnägel bilden das Material. — Der Schäfchenwagen aus einer betuschten Streichholzschachtel (mit Blechrädern aus den Überresten einer Zahncremetube) ist ein praktischer Behälter für Bonbons, später für Stahlfedern. Das Lamm, noch vom Christbaum her, steht auf einem grünen, geblümten Tuchteppich. — Linkrusta wird für die Musikmappe, die genähte Frühstückstasche und für die Ordnungsmappe (alles im Puppenformat) verwendet. Die Etüdenhefte fertigt man aus Notenpapier an. In der Ordnungsmappe sind Bleistifte, Löschpapier usw.



Musikmappe, Frühstückstäschchen und Ordnungsmappe.

Gesundheitspflege.

Luftbefeuchter. Bei der Schädlichkeit trockener Zimmerluft und der Unzulänglichkeit der üblichen Verdampfungsschalen wird dieser praktische Apparat, den man an Öfen an die Wand hängen oder beliebig aufstellen kann, sicher bald Verbreitung finden. Die zehn Platten, die seinen Hauptbestandteil bilden, sind mit einem Stoff überspannt, der aus dem Wasserbehälter, in dem sie stehen, sich stets mit Feuchtigkeit vollsaugt. So wird bei geringem Platzverbrauch eine ausreichend große Verdunstungsfläche hergestellt.



Luftbefeuchter.

Garten und Blumen.

Formlose Pfirsichspaliere. Unter unseren köstlichen Steinfrüchten nimmt unbedingt der Pfirsich den bevorzugtesten Platz ein. In den guten Sorten liefert er uns eine in der heißen Jahreszeit erfrischende Frucht, die ihres köstlichen Aromas halber auch mit Vorliebe zur Bereitung würziger Bowlen verwendet wird. Am beliebtesten sind die echten Pfirsiche mit rauher, plüschartig behaarter Haut, neben denen auch noch sogenannte nacktfrüchtige oder Nektarien angepflanzt werden. Man unterscheidet ferner unter den echten Arten solche, deren Fruchtfleisch sich von dem eigentümlich faltigen Kern löst, von solchen, bei denen es mit diesem fest verwachsen ist; das Essen der ersteren geht müheloser vor sich. Als Qualitätsfrucht steht der Pfirsich über der Aprikose, als Gartenbaum hat er außerdem vor letzterer den Vorzug, daß er sicherere und reichere Erträge liefert; die Aprikose ist in dieser Hinsicht bekanntlich unberechenbar. Beide Fruchtarten gehören zu den am zeitigsten im Frühling, gewöhnlich schon im März, erblühenden Obstbäumen und sind deshalb am meisten Spätfrösten ausgesetzt. In Rücksicht auf die Frostgefahr, die diesen beliebten Steinobstsorten droht, pflanzt man sie mit Vorliebe als Spaliere an südlich gelegenen Häuserwänden oder Mauern. Hier bietet sich dem Liebhaber die Möglichkeit, durch Bedecken der spalierförmig gezogenen Bäume mittels Packleinen oder Bastmatten im Frühjahr einen Schutz gegen die Sonne zu bieten und dadurch den Eintritt der Blütezeit zu verzögern oder auch, wenn die Blüte nicht mehr zurückzuhalten ist, durch Verhängen der Spaliere am Abend diese gegen etwa drohende Nachtfröste zu schützen. Während man früher und auch heute noch vielfach die Pfirsichspaliere im Sommer und dann auch wieder vor Beginn des Frühlings einem komplizierten Schnitte unterzog, um sie in regelmäßigen Formen zu halten, haben in neuerer Zeit vergleichende Kulturversuche ergeben, daß sogenannte formlose Spaliere, bei denen der Schnitt auf das notwendigste beschränkt wird, den reichsten Ertrag liefern. Unser Bild bietet eine Teilansicht eines formlosen Pfirsichspaliers. An solchen Spalieren werden nur die zu dicht stehenden oder zu sehr nach außen wachsenden Äste, die nicht an das Spalier zurückgebunden werden können, entfernt. Im übrigen vermeidet man jedes Schneiden und sichert sich dadurch eine reiche Ernte kostbarer Früchte. Der Pfirsich gedeiht keineswegs ausschließlich am Rhein oder in anderen günstigen Lagen Süddeutschlands, auch im Norden des Reiches kann man alljährlich tadellose Früchte ernten, vorausgesetzt, daß sich die Möglichkeit der Anpflanzung in freier Südlage bietet; in rauhen

Teilansicht eines formlosen Pfirsichspaliers.

Halblange Armschützer.

Lagen ist es allerdings vorteilhaft, nur früheste Sorten zu pflanzen, die auch in kalten Sommern tadellos reifen. Ein besonderer Vorzug der Pfirsiche besteht noch darin, daß sie nicht, wie die meisten anderen Obstsorten, unbedingt der Vermehrung durch Veredelung bedürfen; sie lassen sich auch aus dem Kern erziehen, doch soll man nur Kerne der besten Sorten bald nach der Reife der Frucht der Erde anvertrauen. Sie keimen dann im Frühling, falls sie nicht den Mäusen zum Opfer fallen. Eine der besten neueren Sorten, die sich aus dem Kern echt fortpflanzen läßt, ist der sogenannte Proskauer Pfirsich, der, aus Samen gezogen, schon im dritten Jahre ertragfähig wird. Die prächtig gefärbten und sehr wohlschmeckenden Früchte dieser Sorten reifen in warmen Sommern ausgangs August, in kühlen Sommern, wie dem verflossenen, von Mitte September bis Anfang Oktober.

Handarbeit.

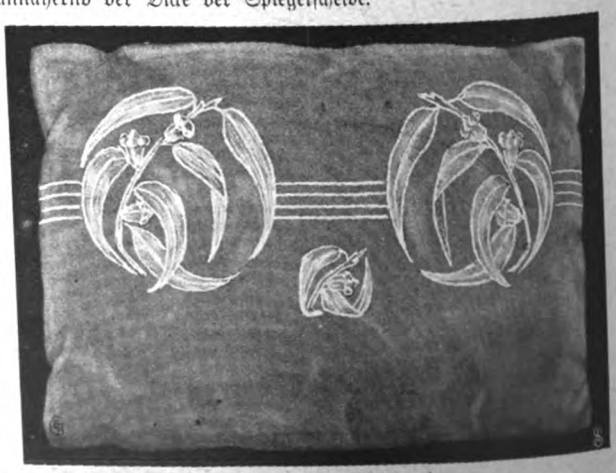
Zwei gestrickte Armschützer. Jeder, der weiter zurückdenken kann, wird sich der gestrickten Pulswärmer erinnern, die dereinst zum Warmhalten des Handgelenks gearbeitet und selbst von den elegantesten Damen getragen wurden. An diese praktische Mode wird jetzt anläßlich der so beliebten Tracht der kurzen Blusenärmel wieder angeknüpft. Man strickt kurze und lange Armschützer, die zum Ausgehen unter dem Mantel angelegt, und die ebenso wie Mantel, Hut und Handschuhe zur Straßentoilette oder zu Ausfahrten unerläßlich sind. Wir zeigen hier zwei solcher Armschützer, von denen das erste Paar beim Tragen halblanger, das zweite für kurze Puffärmel anzuwenden ist. Man strickt beide Armschützer in der Runde. Das Material ist weiße feine Strickwolle oder Vigogne. Für den kurzen Armschützer werden 122 Maschen auf 4 Nadeln aufgelegt und zur Rundung geschlossen. Man strickt abwechselnd 1 M. rechts, 1 M. links, 2 Maschen bilden das Nähtchen, das, wie beim Strumpf, durch rechts und links versetzte Maschen markiert wird. Zunächst sind 70 Runden zu stricken, in der 71. Rundung wird vor und hinter dem Nähtchen abgenommen, indem man je 2 Maschen zusammenstrickt. Ein gleiches Abnehmen geschieht dann noch dreimal stets nach 18 Runden. Es folgen noch 30 Runden. Danach wird der Rand ohne jedes Abnehmen, jedoch mit etwas feineren Nadeln gestrickt, er zählt 36 Runden. Zuletzt sind alle Schlingen abzumaschen und Anfangs- wie Endfaden fest und sauber zu vernähen. Der lange Armschützer ist aus feinem und starkem Material zu arbeiten. Mit feinster Wolle oder mit Vigogne legt man 136 Maschen auf, schließt sie zur Rundung und strickt 80 Runden, stets 2 Maschen rechts und 2 Maschen links. Dann strickt man mit dem starken Material (Vigogne) stets 1 M. rechts und 1 M. links, hat aber bei der ersten Rundung aus den 136 Maschen 181 Maschen zu bilden. Dieses Zunehmen geschieht, indem man nach jeder dritten Masche einen Gang aufnimmt und ihn als Masche abstrickt. Es sind jetzt 181 Maschen auf den Nadeln, von denen 1 M. zum Bilden der Naht rechnet. Es werden nun mit dem starken Material 136 Runden (1 r., 1 l.) gestrickt. In der 137. Rundung wird vor und hinter der Naht durch Zusammmenstricken von 2 Maschen abgenommen. Es folgen noch 2 Abnehmerunden, zwischen denen je 30 Maschen zu stricken sind. Nach dem letzten Abnehmen hat man noch 30 Runden mit der gleichen starken Wolle zu stricken, und zuletzt folgt ein gleicher Rand wie der zuerst gestrickte. Man hat die Maschenzahl wieder auf 136 Maschen einzuschränken und mit der feinen Wolle noch 80 Runden abwechselnd 2 M. rechts, 2 M. links zu stricken.

Langer Armschützer.

Kissen in Samtbügeltechnik. Zartgrüner Seidensamt wird als Material für das aparte Kissen genommen und das Muster, ein Eukalyptusmotiv, in bekannter Weise niedergebügelt. Die Linien und Umrisse sind scharf markiert, die eigenartigen Blütenknospen und Blätter leicht schattiert. Durch den natürlichen Farbenton des Samts treten die Formen schimmernd und plastisch hervor. Zur Fertigstellung des Kissens nimmt man entweder den gleichen Stoff — dann werden die Teile nur zusammengesteppt — oder guten Satin oder Futteratlas, wobei der Ansatz durch gleichfarbige dicke Seidenschnur gedeckt wird.

Allerlei Wissenswertes.

Prüfung der Spiegel. Ein schlechter Spiegel bildet die Quelle häufigen Verdrusses. Zunächst kann in ihm das Spiegelbild einen unwahren Farbenton erhalten. Es erscheint grünlich oder bläulich, Hineinschauende sehen krankhaft, blaß aus. Mitunter kann der Spiegel auch schmeicheln, wenn in ihm wärmere Farbentöne, wie Rot, Orange vorwiegen. Um sich zu überzeugen, ob er die Farben natürlich wiedergibt, empfiehlt es sich, ein weißes Taschentuch ausgebreitet vor ihn zu halten. Erscheint es im Spiegel blendend weiß, so ist der Spiegel gut, zeigt es einen Stich ins Blaue, Grünliche und dergleichen, so hat das Glas einen Fehler. — Ferner kann der Spiegel verzerrte Bilder liefern. Da empfiehlt es sich, einen völlig geraden, dünnen Gegenstand, z. B. eine Stricknadel, davor zu halten. Erscheint sie im Spiegel geradlinig, so ist der Spiegel gut. Bildet das Spiegelbild aber Wellenlinien oder erscheint die Stricknadel an einer Stelle wie geknickt, so ist das Glas fehlerhaft. Um die Dicke des Glases in einem eingerahmten Spiegel annähernd zu bestimmen, nimmt man eine Nadel und setzt sie mit der Spitze auf das Spiegelglas. Die Größe des Abstandes der Spitze und des Spiegelbildes entspricht annähernd der Dicke der Spiegelscheibe.



Kissen in Samtplätterei.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 8, 1908.

Wolle niemals die Menschen bekehren
Mit lauten Reden und weisen Lehren!

Leichter gelingt dir's sie umzuwandeln
Durch kluges Schweigen und schlichtes Handeln.

Adelheid Stier.

Warum unterlassen so viele Mütter das Stillen?

Von Dr. Eugen Neter.

Nur die da säugt, nur die da liebt
Das Kind, dem sie die Nahrung gibt,
Nur diese Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein.

Die falsche Ansicht von der „zunehmenden Unfähigkeit zum Stillen" kann nicht entschieden genug bekämpft werden, weil sie außerordentlich schädlich auf die Bestrebungen für das Selbststillen der Mütter zurückwirkt. Und wenn man weiter sagt, daß die Unfähigkeit zum Stillen von der Mutter sich auf die Tochter vererbt, so widerspricht auch diese Behauptung der täglichen Erfahrung. Allerdings etwas vererbt sich sehr leicht von Mutter auf Tochter: die Unlust zum Stillen. Es muß die feste Überzeugung bei unseren heutigen Müttern wieder Platz greifen, daß sie ebenso gut stillen können wie die Frauen früherer Zeiten, wenn es nur an dem nötigen Willen nicht fehlt. Denn der bedeutet viel, ja weitaus das wichtigste. Nun fehlt es — wenn man so die Frauen hört — fast nie an dem „guten Willen". Es ist aber ein eigenartiges Ding, dieser „gute Wille"; man darf ihn nicht genauer betrachten, ohne ein mehr oder weniger großes Fragezeichen dahinter setzen zu müssen.

Sehr oft darf von dem „energischen" Willen gar nichts erwartet werden, weil er in Wirklichkeit nur in den Worten der betreffenden Frauen vorhanden ist; diese wollen das aus irgendwelchen äußeren Gründen unterbliebene Selbststillen beschönigen, indem sie sagen: „Ich hatte die feste Absicht zu stillen, es ging aber nicht." Bei einer Reihe anderer Mütter ist der gute Wille schon etwas stärker; aber anfängliche Schwierigkeiten beim Stillen, Schmerzen und sonstige Unbequemlichkeiten werden diese Frauen rasch vom Stillen abbringen. Selbst wenn eine Mutter fest entschlossen ist, ihr Kind selbst zu nähren, gelingt es ihr doch oft nicht, ihre Absicht durchzuführen. Besorgte Ehemänner, ängstliche Großmütter oder Tanten setzen der jungen, unerfahrenen Frau, der das Stillen anfangs sehr schwer geht, so hartnäckig zu, bis die Stillversuche aufgegeben werden, und man sich mit dem tröstenden Hinweis abfindet, daß die Kinder ja auch an der Flasche groß werden.

Jeder Arzt, der erfreuliche Resultate bei seiner Propaganda für das Selbststillen aufzuweisen hat, kann bestätigen, daß er seine Erfolge hauptsächlich dadurch erzielt hat, daß er den Willen der Mutter stärkte. Und die tägliche Erfahrung gibt jenen Ärzten recht, die, wie z. B. der Leiter der Stuttgarter Hebammenanstalt, sagen: „Neigung (oder Notwendigkeit) und fester Wille zum Stillen gibt fast jeder Mutter auch die Fähigkeit zum Stillen." Fast jeder Mutter; diese kleine Einschränkung soll dem Einwurf begegnen, daß, wo nichts ist, auch der Kaiser sein Recht verloren hat, daß es mit anderen Worten auch Frauen gibt, die selbst mit dem besten Willen und trotz sachgemäßer Anleitung durch den Arzt nicht imstande sind, selbst zu nähren. Aber es besteht kein Zweifel darüber, daß die Anzahl der Mütter außerordentlich gering, ja fast verschwindend ist, die bei sachverständiger Beratung nicht imstande wären, ihrem Kinde, wenigstens durch einige Wochen und Monate, die Brust zu reichen. Unter sachverständiger Beratung ist ausschließlich diejenige durch den Arzt gemeint; nur dieser ist imstande, über die Stillfähigkeit einer Frau zu entscheiden, und nur der Arzt vermag die schwere Verantwortung für eine solche Entscheidung zu übernehmen.

Eine Reihe von Frauen weigert ihren Kindern das Recht auf die Mutterbrust lediglich aus äußerlichen Rücksichten: gesellschaftliches Leben, eigene Bequemlichkeit, Vergnügungen stehen diesen „Müttern" höher als die Gesundheit des Kindes. Wenn einer Mutter von ärztlicher Seite die Unersetzlichkeit der Ernährung an der Mutterbrust klargelegt, wenn ihr gesagt wird, daß sie imstande wäre, ihr Kind zu stillen, und wenn sie trotzdem aus jenen rein egoistischen Motiven das Stillen unterläßt, so verdient sie wohl kaum den unvergleichlich schönen Namen „Mutter". Auch selbst wenn sie eine Amme nimmt, ist sie noch weit entfernt von einer wahren Erfüllung ihrer ersten Mutterpflicht. Einer solchen Mutter seien jene herrlichen Worte entgegengehalten, die Zola in seinem Roman „Fécondité" eine echte Mutter sprechen läßt: „Mein Kind einer anderen, einer Amme geben? Nein, niemals, niemals! Ich würde es ihr zu sehr mißgönnen. Ich will, daß es durch mich geschaffen, aus mir hervorgegangen und durch mich seine Vollendung erhalte. Es wäre nicht mehr mein Werk hätte es eine andere vollendet".

Die Beschwerlichkeiten beim Selbstnähren sind übrigens lange nicht so schlimm. Alle drei Stunden dem Kinde die Brust zu geben, also ungefähr neun Monate hindurch eng an das Haus gebunden zu sein, das sieht in der Tat recht unangenehm aus. Doch es ist eigentümlich — für den Einsichtigen indes nicht überraschend — wie gerade die von dem Zwang betroffenen Frauen eigentlich nur sehr selten sich über diesen Zwang beklagen. Die Unbequemlichkeiten, Mühen und Sorgen sind beim Flaschenkinde ungleich größer als bei der Ernährung an der Mutterbrust. Wenn man versuchen wollte, all die vielen Unannehmlichkeiten aufzuzählen, die die Ernährung an der Flasche mit sich bringt, ich glaube, man würde kaum je damit fertig werden. Viele Mütter, die stillen, haben mir schon erklärt, daß sie gar nicht merken, „daß sie ein Kind haben", während ihre Freundin „jeden Augenblick etwas mit ihrem Kinde hat", was mich auch nicht überrascht, wenn ich erfahre, daß dieses Kind die Flasche erhält. Von den so zahlreichen Sorgen bei der künstlichen Ernährung sei nur auf die stete Angst um die Beschaffenheit der Milch — man denke an die heißen Sommermonate — und die Besorgnis um die Gesundheit des Kindes hingewiesen. Diese zwei ernsten Sorgen treffen nur selten eine Mutter, die stillt; Sommer und Winter, ein Wechsel des Ortes (Reisen usw.) sind für eine solche Mutter ohne wesentliche Bedeutung; die oft nicht leicht zu lösende Ernährungsfrage beim Flaschenkinde gibt es hier nicht. Doch weitaus wichtiger will mir jener Vorteil scheinen, der darin gegeben ist, daß eine Mutter sich bei ihrem Kinde, wenn sie es selbst nährte, weit weniger Sorge

um die Gesundheit und um das Leben ihres Lieblings zu machen braucht, als wenn sie ihm die Flasche reicht. Es ist ja eine allbekannte Tatsache, daß Brustkinder viel seltener erkranken als Flaschenkinder, und daß, wenn sie einmal erkranken, sie weit sicherer die Krankheit überstehen als künstlich genährte Säuglinge. Für eine Mutter, die an eigenen Kindern ihre Erfahrungen gemacht, für einen Arzt, den es die tägliche Beobachtung lehrt, wird es keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß die Ernährung mit der Flasche (und auch durch die Amme) unvergleichlich mehr Sorgen und Unbequemlichkeiten macht als das Selbststillen.

Eine sehr wichtige Rolle bei dem so häufigen Unterlassen des Stillens spielt die weit verbreitete Anschauung, daß die künstliche Ernährung, dank der großen Fortschritte in unserer Medizin, ungefähr ebensoviel leiste wie die Ernährung an der Mutterbrust. Es kann und soll nun nicht geleugnet werden — am allerwenigsten von einem Kinderarzt — daß die letzten Jahrzehnte tatsächlich uns in den Erfolgen mit der künstlichen Ernährung um ein gut Stück vorwärts gebracht haben. Doch werden diese guten Resultate (z. B. mit dem Soxhlet, mit dem oder jenem Kindermehl, mit irgendeiner besonders präparierten Milch) vom Publikum in ganz ungerechtfertigter Weise überschätzt. Und es ist nicht auffallend, daß gerade von den Ärzten, die doch wohl noch am besten und sichersten mit der künstlichen Ernährung umzugehen wissen, wieder eine eifrige Propaganda für das Selbststillen betätigt wird. Denn gerade der Arzt muß leider so oft, fast täglich erkennen, wie die künstliche Ernährung — und sei sie noch so gut geleitet — weit hinter der an der Mutterbrust zurücksteht. Der Laie sieht ja in der Regel nur die günstigen Resultate der künstlichen Ernährung; er ahnt aber nicht, wie viel Mißerfolge diesen guten Erfolgen gegenüberstehen. Die Frauen hören meist nur, wie das oder jenes Präparat so überraschend gut gewirkt habe, wie das oder jenes Kind bei einer bestimmten Milchkonserve oder sonst präparierten Milch so kräftig gediehen sei. Aber wie viel Kinder bei all diesen „Ersatzpräparaten" der Muttermilch gestorben, kränklich und schwach geworden sind oder sich schlecht entwickelt haben, davon erzählt „man" nichts.

Wenn die Statistik z. B. zeigt, daß ungefähr zehnmal — im Sommer sogar bis zu fünfundzwanzigmal — mehr Flaschenkinder sterben als Brustkinder, daß mithin eine Mutter, die ihren Säugling künstlich ernährt, diesem elfmal weniger Aussicht bietet, das erste Jahr zu überleben, als wenn sie ihm die Brust reicht — sollte da eine Frau noch wagen, darauf hinzuweisen, daß auch an der Flasche die Kinder groß werden? Wer gibt ihr denn die Sicherheit, daß ihr Kind nicht zu den elfmal mehr Kindern gehört? In meiner Broschüre „Mutterpflicht und Kindesrecht" habe ich in ausgiebiger Weise die unüberbrückbaren Verschiedenheiten zwischen der natürlichen und der künstlichen Ernährung besprochen; ich möchte nur hier noch einmal ausdrücklich betonen, daß gerade die Ärzte, die am meisten Erfahrung mit der künstlichen Ernährung besitzen, immer und immer wieder erkennen müssen, welch unerreichbare Vorteile die natürliche Ernährung vor der an der Flasche voraus hat, wie sie geradezu unersetzlich ist.

Nicht selten unterbleibt das Stillen, weil die Frau im voraus weiß, daß sie aus beruflichen oder anderen zwingenden Gründen doch bald mit dem Stillen wieder aufhören muß, und weil sie meint, daß es sich wegen dieser nur kurzen Zeit gar nicht lohnt, überhaupt mit dem Stillen anzufangen. Diese Ansicht ist nicht richtig; jede Woche, jeder Tag, den ein Säugling länger die Brust erhält, bedeutet für ihn einen Gewinn. Die Ernährung an der Brust auch nur während der Dauer der ersten Lebenswochen bringt für das Neugeborene unschätzbaren Nutzen mit sich. Dies wird verständlich, wenn man berücksichtigt, daß der Säugling gerade während dieser Zeit am empfindlichsten und solchen Erkrankungen am meisten ausgesetzt ist, die sein Leben direkt bedrohen oder schwere Schädigungen hinterlassen können. Den zarten Säugling über die gefährlichen Klippen dieser ersten Wochen gesund hinüberzubringen, gelingt an der Brust viel sicherer als mit der Flasche; man denke nur daran, welch großen Gewinn dieses wenn auch nur kurzdauernde Stillen für ein im Sommer geborenes Kind bedeutet. Es muß deshalb das Stillen unbedingt begonnen werden, auch wenn man weiß, daß man nur wenige Wochen stillen kann.

Ein weiteres Motiv, das Stillen zu unterlassen, bildet für eine Anzahl von Müttern die Ungewißheit, ob es zweckmäßig ist, dem Kinde neben der Brust — falls diese nicht ergiebig genug ist — noch die Flasche zu reichen, oder ob es in einem solchen Falle überhaupt nicht besser wäre, ausschließlich die Flasche zu geben. Dieser Ungewißheit muß die sichere Erkenntnis entgegengestellt werden, daß selbst die geringste Beigabe von Muttermilch neben der künstlichen Ernährung von außerordentlichem Werte für das Kind ist. Die gleichzeitige Ernährung an Brust und Flasche ist aus den verschiedensten Gründen weit besser als die an der Flasche allein. Allerdings ist diese gemischte („kombinierte") Ernährung nicht ganz leicht zu regeln, und es empfiehlt sich deshalb, in solchen Fällen beim Arzte Rat und Unterweisung einzuholen.

Das soziale Milieu ist bei der ärmeren Bevölkerung von sehr großer Bedeutung für das Nichtstillen. Die Arbeit führt die Mutter von ihrem Kinde weg und macht ihr sehr oft das Stillen unmöglich. Ohne Verkennung des großen Einflusses der sozialen Momente — die gerade der Arzt durch seine täglichen Erfahrungen in ihrem vollen Umfange zu würdigen lernt — muß aber doch darauf hingewiesen werden, daß immerhin eine gewisse Anzahl von werktätigen Frauen imstande wäre, dem Kinde die Brust zu reichen, sei es auch nur für kurze Zeit, oder sei es nur zwei- bis dreimal täglich (morgens, mittags und abends). Dieses teilweise Stillen ist gerade für das Arbeiterkind von großem Nutzen, weil es erst recht dringend der schützenden Mutterbrust bedarf. Aufgabe der sozialen Fürsorge muß es sein, es auch der Arbeiterfrau zu ermöglichen — soweit sie in Fabriken oder ähnlich beschäftigt ist — ihre Kinder stillen zu können.

Denn was nützt all der gute Wille, dem Liebling die Brust zu reichen, wenn die Mutter nicht recht weiß, wie man die Schwierigkeiten überwindet, die ihr bei den ersten Stillversuchen nicht selten entgegentreten? Meist mangelt es in solchen Fällen an der richtigen Unterweisung der Mütter; es fehlt ihnen die geeignete Belehrung darüber, wie man jenen Schwierigkeiten am erfolgreichsten begegnet. Anstatt dessen erhalten die Mütter von seiten der unberufenen Autoritäten der Kinderstube gute Ratschläge in großer Menge, was dann meistens ein Unterlassen des Stillens oder ein zu frühes Aufgeben der Stillversuche zur Folge hat. Dort meint z. B. eine Großmutter, daß die Tochter ihr armes Kind halb verhungern lasse, weil der Bengel so viel schreit; hier ist eine brave Tante der festen Überzeugung, daß das Kind deshalb nicht ordentlich zu nimmt, weil die Milch zu wässerig sei; eine andere gute Freundin glaubt das Gegenteil, die Milch sei zu fettig. Einig sind sie meist darin, daß entweder mit dem Stillen sofort aufgehört werden müsse (bzw. überhaupt gar nicht angefangen werden dürfe), oder daß mindestens die Flasche beigegeben werde, was in der Regel dann ein baldiges Versiegen der Brust zur Folge hat. Es sei deshalb einer jeden Mutter eindringlichst ans Herz gelegt, nie die Stillversuche aufzugeben, ohne vorher sich sachverständigen Rat beim Arzt eingeholt zu haben. Um über das Weiterstillen, um über die Stillfähigkeit überhaupt und damit vielleicht über das Leben des Kindes zu entscheiden, sind jene „Autoritäten" nicht die berufenen Instanzen. Wie oft bekommt man als Arzt auf die Frage, warum das Kind nicht gestillt wurde, von dessen Mutter die Antwort: „Ja, Herr Doktor, ich habe die feste Absicht gehabt, selbst zu stillen, und ich hatte mich schon darauf gefreut; wir haben alles getan und versucht; aber es ging einfach nicht." Fragt man nun weiter, ob denn auch ein Arzt um Rat gefragt worden ist, so erwidert die Frau meistens mit einem „Nein". Man hat „alles getan", aber daß man sich einmal an eine sachverständige

Instanz wenden mußte, fiel niemand ein: Und wie häufig konnte gerade bei solchen Müttern durch die rechtzeitig eingeholte ärztliche Unterweisung und Beratung dem Kinde die Mutterbrust erhalten bleiben! Jeder Arzt kann aus seiner Praxis von vielen Fällen erzählen, wo es seiner Ausdauer gelungen ist, aus der anfangs trostlos leer erscheinenden Mutterbrust langsam, aber schließlich doch genügend Nahrung für das Kind zu erzielen. Es sei denn noch einmal ausdrücklich betont: Eine Mutter, die gewillt ist, ihr Kind selbst zu nähren, soll die Stillversuche nie aufgeben, ohne sich zuvor ärztlichen Rat eingeholt zu haben.

Ich vermag meine Ausführungen nicht zu beendigen, ohne noch einmal mich an euch Mütter zu wenden und an euch, die ihr Mutter zu werden hofft. Gesundheit ist das, was eure Kinder von euch als Erbe zu verlangen berechtigt sind. Gebt euren Kindern Gesundheit! Wie ihr dieser heiligen Pflicht nachkommen könnt? Bietet eurem Kinde die Brust! Gleichsam ein zweites Mal werdet ihr dann Mutter eures Kindes; durch die Geburt gebt ihr dem geliebten Wesen das Leben, durch das Darreichen der Brust erhaltet ihr es ihm und gebt ihm Kraft und Stärke, sein Leben erfolgreich gegen Unbilden zu verteidigen.

Hedwig Wangel.

Von Ola Alsen.

„Wenn einer sich nicht freuen mag, — dem helfen nicht Ermunterungen, — und wird ihm auch den ganzen Tag — ‚freut euch des Lebens‘ vorgesungen, — wenn einer sich nicht freuen mag, — dem helfen nicht Ermunterungen.“

Dieser lebensfrohe Vers, den wir aus Hedwig Wangels lachendem Munde hörten, charakterisiert in seiner so beredten Sprache ihr übersprudelndes, starkes und freudereiches Temperament. Die große Künstlerin ist ein echtes Berliner Kind. Mitten im Zentrum, im Brennpunkt der Metropole, Ecke Friedrich- und Leipziger Straße, erblickte sie das Licht der Welt. Ihr Vater ist Musikverleger, und dadurch kam sie viel mit Musik und Musikern in Berührung. Schon früh entwickelte sich ihr musikalisches Verständnis, und sie lag mit vielem Eifer musikalischen Studien ob. Ihre große Vorliebe für Musik führte sie auch ihrem Lehrer, dem Kammermusiker Stabernack zu, dem sie dann die Hand zum ewigen Bunde reichte.

In Charlottenburg hat sie ihr Heim, echt künstlerisch, behaglich und wohnlich. Überall eine Fülle von Bildern und Büchern. Kein Plätzchen ist frei davon. Und dazwischen stehen unzählige Vasen mit blühenden Blumen. Hübsche Handarbeiten erzählen von ihrer geschickten Hand, denn sie ist so tüchtig, auch einen großen Teil ihrer Garderobe für die Bühne selbst herzustellen. Große, bequeme Sessel mit vielen Kissen laden verführerisch zu einem Plauderstündchen, und wir sitzen Hedwig Wangel gegenüber, die emsig beschäftigt ist, Zigaretten zu drehen; denn sie ist eine leidenschaftliche Raucherin.

Phot. Persch, B.

Hedwig Wangel als Maria in „Was ihr wollt“.

Dabei erzählt sie uns anregend von den Leiden und Freuden ihrer Laufbahn, und dazwischen klingt ihr herzliches, glockenreines Lachen, das geradezu ansteckend wirkt. Mit reizender Hausfrauenwürde kredenzt sie den Kaffee, und dabei hören wir, daß sie als fünfzehnjähriges Mädchen eine Aufführung der Minna von Barnhelm mit Nuscha Butze und Agnes Sorma so begeisterte, daß ihr Entschluß feststand, Schauspielerin zu werden. Ihre Mutter, die aus einer Künstlerfamilie stammt, gab ihren Bitten nach und ging mit ihr zu Antonie Baumeister, die ihre erste Lehrerin wurde. Dann studierte sie bei Elsa Ernst-Cochay, die Sardous Komödien im Berliner Residenz-Theater einführte. Schon mit 16 Jahren hatte sie ihr erstes Engagement und zwar am Detmolder Hoftheater; dort spielte sie alle Naiven und auch sentimentale Liebhaberinnen.

Von Detmold aus ging sie nach Riga, Kassel, Berlin, machte große Kunstreisen durch Rußland, Finnland, England, Belgien, bis Direktor Reinhardts scharfes Auge ihr starkes Talent entdeckte und sie für das Deutsche Theater verpflichtete.

Die junge Künstlerin ist von so vielseitigem Können, daß sich ihr Rollenfach nicht nur auf die Darstellung jugendlicher Frauengestalten beschränkt. Sie meistert ihre Haltung, ihren Gang, und ihrem natürlichen, gesunden Empfinden ist kleinliche Eitelkeit fremd. Sie ordnet sich vollständig dem Kunstwerk unter, und als blinde Bettlerin z. B. (in dem Drama von Synge „Der heilige Brunnen“) macht sie sich ganz alt und verabscheuungswürdig und hüllt sich in die schmutzigsten, zerrissensten Lumpen, um

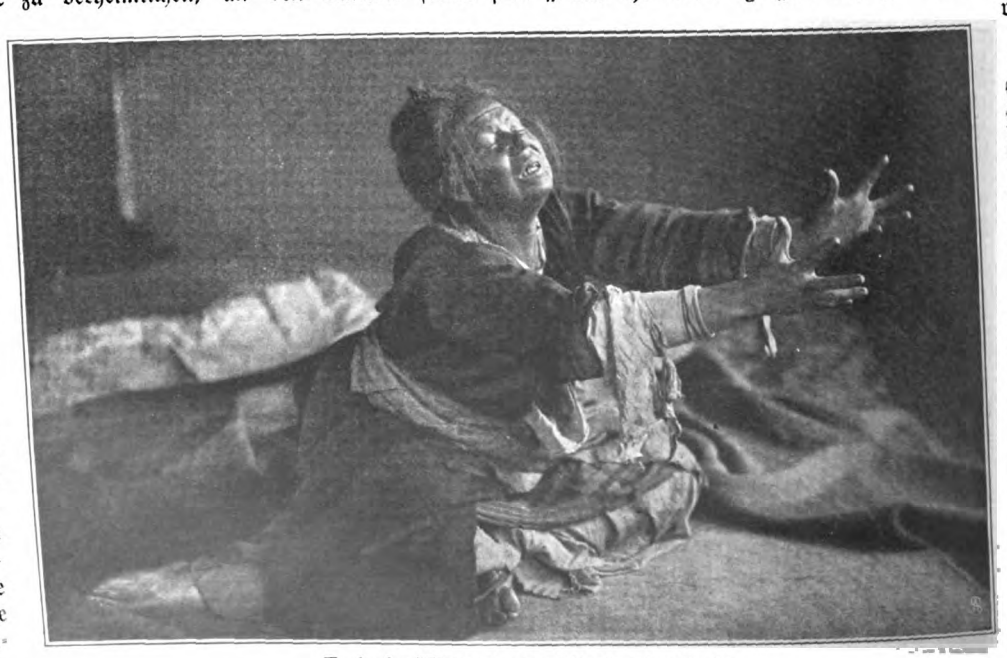
nur echt und packend zu wirken. — Frau Alving in Ibsens „Gespenster" ist eine ihrer Glanzrollen. Es ist bewunderungswürdig, wie Frau Wangel ihr helles, jugendliches, lebensfrohes Organ in der Gewalt hat, um den rechten Ausdruck der vom Lebenskampf hart mitgenommenen, um das Glück ihres Sohnes kämpfenden Frau zu treffen.

„Pastors Rieke".

In dieser Tragödie der Mutter schildert sie die durch das Unglück ihrer Ehe stark gewordene Frau, die nur den einen Gedanken hatte und hat, in ihrem Sohn das Andenken des lasterhaften Vaters, den sie gezwungen heiratete, und bei dem sie nur auf ausdrücklichen Wunsch ihres Jugendfreundes, Pastor Manders, ausharrte, rein zu erhalten.

Hedwig Wangel findet die echten Herzenstöne der Mütterlichkeit, und ihre Kunst wächst mit dem Unglück Helene Alvings. Es wirkt erschütternd, wenn man miterlebt, wie es nach und nach in dieser so lange kraftvoll ertragenden Frau klar wird, daß ihr ganzes Leben umsonst gelebt war, daß ihr Sohn Oswald, den sie so lange schmerzlich entbehrt, um ihm das Elend ihrer Ehe zu verheimlichen, an den Sünden seines Vaters, an dem Fluch der Lüge, zugrunde geht.

Wie alle Vertreterinnen der jüngeren Schauspielergeneration vertieft sich Hedwig Wangel mit Vorliebe in das Studium der komplizierten Ibsenschen Frauennaturen. Von diesen ist es Nora, die die Künstlerin besonders fesselte und interessierte, so daß sie auch diese Rolle in ihr Repertoire aufnahm.



Hedwig Wangel als blinde Bettlerin.

Auch in d'Annunzios „Gioconda" und „Die tote Stadt" findet die Künstlerin die feinstnuancierten Töne, während sie in der Rolle der Frau Warren, in „Frau Warrens Gewerbe", in dem Drama des geistvollen Iren Bernard Shaw den tragikomischen Grundton erklingen läßt. Es gelingt ihr, das Abstoßende und Widerliche dieser Rolle zu dämpfen und dem Beweggrund ihrer Handlungsweise einen Schimmer von Glaubwürdigkeit zu verleihen.

Nerissa im „Kaufmann von Venedig".

In das gleiche Gebiet schlägt auch die Rolle der Frau Schepschowitsch in Schalom Aschs „Gott der Rache". Auch hier löst sie ihre schwierige Aufgabe mit großem Feingefühl. — In Erich Schlaikjers Schauspiel „Pastors Rieke" bot Frau Wangel eine so mustergültige Leistung, daß man bedauert, nicht den Genuß zu haben, sie öfter in dieser Rolle bewundern zu können.

Dieser natürliche Humor und ihr köstliches Lachen verschaffen ihr in Rollen aus Shakespeareschen Stücken wie die der Frau Hurtig („Die lustigen Weiber") und besonders als Maria in „Was ihr wollt" großen Erfolg. Da kommt ihr kraftvolles, übersprudelndes Temperament so recht zum Vorschein, und ihre warmblütige, lebensfrohe Ausgelassenheit wirkt herzerquickend.

Wer Hedwig Wangels melodisches Lachen als Maria in „Was ihr wollt" gehört hat, und wer Gelegenheit hatte, hier den Charme dieser köstlichen Vollnatur zu bewundern, wird sich auf jede neue Rolle

freuen, die dieser Künstlerin Gelegenheit gibt, ihre vielseitigen Talente und ihr großes Können im Verein mit den natürlichen Reizen ihrer Persönlichkeit zu entfalten.

Auch die „Nerissa“ im „Kaufmann von Venedig“ weiß sie mit einer Fülle von Schalkhaftigkeit und Humor zu umkleiden, und sie gibt der Gestalt einen ungemein poetischen Reiz.

Ihr nachschöpferisches Talent ist stark und erstreckt sich auf die mannigfaltigsten Gebiete; denn auch in der koketten Angele in Hartlebens Salonstück ist sie dem Dichter kongenial.

Nicht nur die Schauspielerin Hedwig Wangel, auch Hedwig Wangel als Mensch ist unserer Bewunderung wert. Ihr blieb keine Schwierigkeit der meist dornenvollen Künstlerlaufbahn erspart, und der Erfolg, der ihr beschieden war, ließ sie all das Leid, das sie durchkostete, nicht vergessen.

Hedwig Wangel.

Darum machte sie es sich zur heiligen Pflicht, ihre vorwärtsstrebenden Kolleginnen, die noch nicht am Ziel angelangt sind, zu unterstützen und ihnen zu helfen. Um dem Übel auf den Grund zu gehen (sie als Schauspielerin kennt ja in dieser Beziehung die Quellen der vielen Leiden besser als Fernstehende und versteht sie zu beurteilen), trat sie dafür ein, daß den Damen die Kostüme geliefert werden möchten. Herr Direktor Max Reinhardt hat dieser Anregung seinen segenbringenden Entschluß folgen lassen. Eine Einigung sämtlicher deutscher Schauspielerinnen in dieser schwerwiegenden Angelegenheit zu erzielen, ist ihr eifrigster Wunsch und ihr Bestreben.

Auch als Lehrerin ist Hedwig Wangel sehr geschätzt, und es gehört mit zu ihren Freuden, daß einige ihrer Schülerinnen gute Engagements haben. — —

Hedwig Wangel hat schon früh ihre Laufbahn begonnen, und früher als vielen, vielen andern ist es ihr beschieden, Lorbeeren und Triumphe zu ernten.

Aber die Künstlerin, die noch lange Jahre den Reinhardtschen Bühnen angehört, wird uns sicherlich noch mit vielen Gaben ihrer köstlichen, erfrischenden, aus einem tiefen Innern quellenden Kunst erfreuen.

Unseres Heimes Blumenschmuck.

Von F. C. Oberg.

Man bekommt einen Blumenstrauß geschenkt, nicht wahr? Man nimmt eine Vase, füllt sie mit Wasser, stülpt den Strauß flink hinein, stellt ihn jetzt in all seiner aufgedrahteten Prächtigkeit mitten auf den Tisch, unter die Hängelampe. — Ja, ja, solche Barbarei kommt vor, nicht einmal selten! Es ist keine Bosheit, nur Unkultur und Verständnislosigkeit, und zwischen einem solchen „Urzustand“ und der bewußten, schönheitsgewissen Anordnung von Blumen ist ein großer Unterschied.

Vor allem sollte der Blumenschmuck in unseren Zimmern nicht eine zufällige Ausnahme sein, sondern eine liebe, ständige Gewohnheit. Man kann ruhig behaupten, in der verständnisvollen Anordnung von Blumen drückt sich — aufrichtiger als in irgendwelchen anderen Dingen einer Wohnungseinrichtung — das Konventionelle, das Unpersönliche eines übernommenen oder anerzogenen Geschmackes aus, während anderseits auch das durchaus Persönliche eines am Natürlichen geschulten, freudigen und innigen Feinsinns kaum zarter und doch bezeichnender zum Ausdruck kommen kann. Man braucht der gelegentlich geäußerten Bemerkung einer Frau, sie „liebe Blumen“, nicht eher zu glauben, als bis ihr Heim dies wirklich bestätigt. Es ist immer ein Zeichen von Beschränktheit, von unkünstlerischem Sehen und wenig Naturliebe, wenn behauptet wird, die eine oder andere Blumensorte sei „nicht schön“ — echte Blumenliebe kennt die Unterschiede der Blumen nur, um ihnen zu entsprechen, nicht um Metermaßstäbe in ihnen zu sehen. In Wald und Feld, in Treibhaus und Ziergarten, an Stock und Strauch und Baum gibt es Blätter, Blüten, Beeren, Früchte, Gräser, große Blütenbüschel, -dolden oder -kronen und ganz kleine zarte Blüten, Zuchtrosen und „Unkraut“ — wie kann man Unterschiede im Wert machen wollen, wo nur Unterschiede der Art sind, und die das Allereigenste und Köstlichste der Blumenwelt bilden!

Wenn man die Blumenindividualitäten versteht, wie viel Humor liegt dann nicht in Plumpheit und überlautem Farbeneifer, was für eine gravitätische Grandezza in Steifheit und Derbheit, was für eine Treuherzigkeit in bäuerischen Formen und Farben! Was für eine Welt von Melancholie und Freudigkeit, von Zartheit und Prunk, Sentimentalität und Zigeunerhaftigkeit!

Nicht jede Frau wird nun bei der Anordnung eine ursprüngliche geniale Hellsichtigkeit besitzen, doch auch die, denen der künstlerische Sinn für das Einsetzen von Blumen nicht angeboren ist, werden's an sich erfahren, daß auch die bescheidensten Anlagen sich durch liebevolles Eingehen auf den Gegenstand entwickeln. Die Natur ist immer wieder die klassische Lehrmeisterin; sie wird nie banal oder konventionell, sie gibt jeder Blume den Wunderreiz des ersten Geschöpfes, und bei aller quellenden kühnen Ursprünglichkeit vergreift sie sich nie. Das echte Verständnis für Blumen lernt sich nur aus Blumen.

Zum Beispiel: Dunkle, fast schwarze Skabiosen, die samtschwer und dennoch graziös die schlanken Stengel krönen, passen nicht in ein klares, geschliffenes Glas; aber eine edelgeformte, schlichtwandige, dunkelirisierende Vase, an der das schimmernd aufleuchtende Glanzlicht und der feine Filigransaum am Öffnungsrand das einzig Helle sind, schließt sich ihrer Eigenart an — leise Melancholie strömt von der Vase zu den Blumen, von den Blumen zur Vase.

Die elementarste Grundbedingung im allgemeinen ist ja natürlich, daß man Blumen nicht „strauß“- oder packweise in ein Glas preßt, sondern sie stets einzeln und locker einsetzt. Weiter sollte man nie vergessen, Einheitlichkeit zu wahren; wenn man dann innerhalb dieser Einheitlichkeit Lebendigkeit und Belebtheit anstrebt, so kann das Resultat nur gut sein. Ganz verschiedene Blumensorten zusammengefügt, sehen fast nie gut aus; ja selbst bei der Vereinigung verschiedener Formen oder Farben einer Sorte ist Vorsicht geboten. Man wird aber bald lernen, wann eine absolute Einheitlichkeit der Farbe gewahrt bleiben muß, wann die Blüten im Gegensatz und wann im Einklang mit der Vase stehen müssen; und man wird herausfinden, wann eine zarte und wann eine kräftige Nuancierung unter den einzelnen, in einer Vase vereinigten Blüten

deren völliger farblicher Übereinstimmung vorzuziehen ist. Sehr selten tut man gut, den Blumen fremdes, d. h. nicht das ihnen eigene Laub oder Gras hinzuzufügen (wie das ja leider immer noch eine Kardinalsünde der „Gärtnersträuße" ist). Ob Blumen in der Vase nicht überhaupt besser ganz ohne Blätter aussehen, oder ob diese im Gegenteil geradezu nötig zur Vollständigkeit sind — das muß in jedem Einzelfall entschieden werden. Rosen z. B. brauchen Laub, und es wäre barbarisch und höchst verständnislos, wenn man ihre Dornen von den Stielen brechen wollte. Doch auch Rosen und Rosen passen durchaus nicht immer zusammen; denn — von farblichen Unterschieden schon ganz abgesehen — die Zartheit mancher Rosensorte harmoniert nicht mit der stolzen kraftvollen Pracht einer anderen. Langgestielte Rosen — farbige sowohl wie weiße — sehen entzückend aus in hohen klaren Gläsern, in denen die Schönheit ihrer Stiele bis zu Ende sichtbar ist. Etwas nicht minder Schönes ist aber auch eine mit kurzstieligen — etwa verschiedenfarbigen — Rosen gefüllte Schale; und in der Rosenzeit, wenn die landläufigen Sorten in zahllosen Exemplaren zu haben sind, ist ein schlichter, nicht zu hoher weitbauchiger Tontopf, festgefüllt mit den kleinen vielblütigen bläulichrosa „bäurischen" Rosen, so reizvoll wie nur irgendein modernes Biedermeierornament.

Die ersten Blattknospen des Vorfrühlings, die kleinen Januarschneeglöckchen, Hochsommerreichtum und die Beeren vieler Baum- und Straucharten im September und Oktober und endlich das letzte rote Laub des Spätherbstes — alles, alles ist schön und verdient Liebe. Es gibt nichts Lohnenderes, als aus einfachem Material etwas Eigenartiges und Schönes zu schaffen.

Die Vasen sind ein Extrakapitel. Wer kennt nicht die unseligen Erzeugnisse einer zwecklosen Mißindustrie, jene „Vasen", die in Gold und lauten Farben prunken und meistens noch mit verwegener Phantasie gezeichnete „Blumenranken" an der Außenseite tragen? Haben sie wenigstens schlichte Wände, so ist das Unglück nicht so groß, und man lernt an ihnen die Regel der Welt schätzen, daß jedes Ding eine Kehrseite hat. Hoffnungslos aber sind jene farbigen Gläser, deren kühne Formen und regellose Profillinien wild umherspringen, die auf dem Boden zu tanzen scheinen, statt auf ihm zu wurzeln. Ein einigermaßen entwickeltes Unterscheidungsvermögen wird auch praktisch mit der Frage „Vase" fertig zu werden wissen: man muß das Vorhandene mit einiger Grausamkeit gegen „liebe Geschenke" sichten, um in der Neuwahl um so vorsichtiger zu sein. Es brauchen ja nicht gleich die kostbarsten Kunstgläser Ersatz zu bieten; auch gute Sachen sind nicht immer teuer (so wenig wie umgekehrt!), ja, die einfachsten Mittel können aushelfen: eine grüne schlanke Kapernkruke, ein hohes klares Einmacheglas, von breiter Basis schmal nach oben laufend, ein irdener Topf von guten Formen — das sind Blumenbehälter, die entzückend wirken können. Daß sie natürlich nicht Vasen im absoluten Sinne sind, sondern nur Geltung haben, solange sie mit Blumen gefüllt sind, versteht sich.

Ist es nun gelungen, aus den zwei Dingen, Blumen und Vase, eine künstlerische Einheit zu schaffen, so gilt es dann, dieser wiederum den rechten Platz anzuweisen, denn die beste Harmonie zwischen Blume und Vase kann zerstört werden durch eine unschöne, gedankenlose Placierung; eine Blumenvase braucht im künstlerischen Sinn nicht nur „einen Platz", sondern ihren Platz. Gerade hierin sollten die feinen individuellen Reize der Blumen und ihrer Vase am verständnisvollsten berücksichtigt werden.

Möbelbezüge, Tischdecken, Tapeten, Teppiche, Lampenkuppeln — deren Berücksichtigung gehört zu den Elementarbegriffen. Man muß achtgeben, ob Blumen besser hochstehen, so daß man sie ein wenig von unten sieht, oder ob sie tief gestellt am besten wirken; ob das voll und hell fallende Licht ihren Farben zusagt, oder ob sie im halbklaren Licht einer Nische am reizvollsten aussehen. Man wird zuweilen eine Vase mit großen gleichfarbigen Blüten als belebenden Farbfleck auf die Eintönigkeit einer Tischfläche oder vor einem Vorhang wirken lassen usw. Ja, man wird bald noch viel feinere Momente zu berücksichtigen wissen. Wie entzückend ist es, wenn in der dunklen, grünlichen Tönung einer kleinen Tanagrafigur das tiefe Grün und Violett des Rosenlaubes wiederaufblinkt, und wenn die rötlichen Champagnertöne der Rosenblüten verwandte Farben in der schlichten Tapete, dem Hintergrunde der Tanagraplastik finden! Oder wie wundervoll stimmt das leidenschaftslose strenge Weiß der ganz farblosen Rosensorte zu der ernsten Schlichtheit einer Marmorplastik, und das dunkle Holz, auf dem sie ruht, ist dann in seinem violetten Braun weich nuanciert wieder dem dunkelirisierenden Glas der Rosenschale verwandt. Ein leuchtendes Orange, ein besonderes Rot, ein eigenes Lila oder Blau scheint tausendmal gehobener, wenn es irgendwo in der Nähe in einem Kissen, einer Vorhangfarbe wiederklingt. Immer neue Reize lassen sich gewinnen.

Auch mit groben Reizen lernt man rechnen, und für einen Kübel voll lautfarbigen, starken Blüten findet sich auch ein Platz. Man weiß, wie weit man strotzende Kräftigkeit noch betonen darf, und wann man anfangen muß, sie zu brechen, und man wird die sentimentale Blässe und Feinheit zarter Blumen zu heben suchen, ohne sie zu übertönen.

Aus allem ergibt sich nun die letzte Hauptsache ganz von selbst: man kann einen Raum noch so reich mit Blumen schmücken, man darf nie über ein gewisses Genug hinaus. Durch ein geschmackloses Zuviel kann man manche im einzelnen vielleicht wertvollen Reize zerstören, doch es ist eine unendliche Fülle von Blumen in einem einzigen Raum unterzubringen, ohne daß sie zuviel wird, wenn nur alles in rechter Weise placiert ist. Denn man muß alle Blumen so anordnen, daß sie sich in den Rahmen der Gesamtwirkung eines Zimmers hineinschmiegen und nicht aus ihr herausfallen. Am schönsten ist es, wenn man all die Blumen nicht mit einem Mal, sondern erst nach und nach und immer mit neuer verwunderter Freude gewahr wird.

Die feine, holde, ja selbst die festlichste Art, ein Heim mit Blumen zu schmücken, muß doch immer das Intime, das Innige und Persönliche wahren — etwas anderes, als ein Haus von außen mit Girlanden zu behängen, ist es, wenn man sein Heim mit Blumen schmückt. Blütenreichtum bei Festen ist herrlich, aber nur Reichtum — nicht blinde Massenhaftigkeit. Nichts ist so vornehm wie eine zurückhaltende Verschwendung. Fülle ist königlich und wohltuend, Vollheit trivial und verletzend.

Selbst wenn die Jahreszeit mit dem Material für unseres Heimes Blumenschmuck kargt, sollten wir doch nicht ganz auf ihn verzichten: eine Rose im Winter ist so viel wie zwanzig oder fünfzig im Sommer, und sie ist müden Augen, die sich von der Arbeit unter dem winterlichen Lampenlicht für eine kurze Ruhe heben, oft eine unbeschreibliche Erquickung. Es sollte sich überhaupt ganz von selbst verstehen, daß die Notwendigkeit und Berechtigung des Blumenschmucks nicht etwa nur das Privilegium einiger Galaräume ist; im Gegenteil, ausnahmslos alle brauchen ihn, und das tägliche Arbeitszimmer am meisten. Ja, man kann fest behaupten, am Alltag sind Blumen nötiger als bei Festen. Es kommt nicht auf den Reichtum einzig an dabei, wohl aber auf Verständnisinnigkeit. Blumen im Haus, am Arbeitstisch tragen ein Stück Poesie in des Alltags Grauheit; sie sind ein stiller Ausdruck der Lebensfreude mitten in schweigender Eifrigkeit täglichen Tuns, ein Stück schöpfungsjunger Schönheit, dessen Predigt zur Andacht vor dem Kleinsten in der in allem, in jeder Winzigkeit so großen Natur man täglich zu hören nötig hat.

Die Aufgabe, Blumen ins Zimmer zu stellen, ist viel weniger eine Luxusfrage, als sie manchen zuerst erscheinen mag. Ihre Lösung erschließt ein Gebiet echter sinnvoller Frauentätigkeit — einer Tätigkeit, die aus Kleinigkeiten besteht, die doch nicht klein sind, denn es lohnt sich, nicht nur himmlische, sondern auch irdische Rosen zu flechten.

Drei Toiletten zum Fünfuhrtee. (Abb. 67 bis 69.) Die durch eine weiße Unterbluse ergänzte Toilette Abb. 67 ist aus grün und lila kariertem Wollstoff gefertigt und erhält durch die weiße Seidenbluse ein freundliches Aussehen. Letztere wird völlig in feine Längssäumchen abgenäht und oben durch eine Spitzenstoffpasse abgeschlossen. Übereinstimmend mit ihr zeigen die langen Ärmel gleichfalls ein Säumchenarrangement, das sich auch an der Puffe fortsetzt, an der die ausspringenden Fältchen den Bausch ergeben. Die vorn und im Rücken geschlitzte Überbluse wird durch ein lila Seidenschnürchen abgekantet und auf der Schulter durch silberne Knöpfe geschlossen. Ziemlich glatt gehalten, tritt sie in leichtem Bausch in den faltigen Gürtel aus lila Panne, unter dem der schlank die Hüfte umspannende Rock hervorfällt. Er ist aus neun Bahnen geschnitten, die derart angeordnet sind, daß sich an jeder Naht zwei Falten bilden, die bis in Kniehöhe niedergesteppt werden und unten frei ausspringen. Der zur Herstellung dieser gefälligen Toilette erforderliche Schnitt ist für die

67 68 69

Abb. 67 bis 69.
Drei Toiletten zum Fünfuhrtee.

Taille in 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,30 bis 3,50 Meter, für die Überbluse bei 1,10 Metern Breite 1,10 Meter und für die Unterbluse bei 56 Zentimetern Breite 2,75 Meter. — Den Freundinnen des Prinzeßkleides dürfte das zweite Modell Abb. 68 aus nickelgrauem Tuch willkommen sein, das außer der weißen Spitzenpasse ganz Ton in Ton gehalten, von äußerst vornehmer Wirkung ist. Die schlanke Prinzeßtoilette wird durch eine Fichugarnitur vervollständigt, die mit gleichfarbiger Seidenfranse abschließt und, durch erhaben gestickte graue Seidenrosen garniert ist. Nach innen wird das Fichu durch einen Westenteil aus grauer Seide ergänzt, aus dem nach oben die weiße Spitzenpasse aufsteigt, die klar gearbeitet ist. Der Ärmel aus Tuch zeigt die beliebte halblange Puffe, als Garnitur des Rockes dienten drei große Reliefseidenrosen, die den Abschluß der breiten Seidenfranse ergaben; im übrigen bleibt der unten mäßig weite, leicht schleppende Rock ohne weiteren Besatz. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 6,50 Meter. — Das dritte Modell Abb. 69 ist aus braun und creme gestreiftem, mit eingewebter Bordüre ausgestattetem Wollstoff. Die japanische Bluse ist der schrägen Verwendung des Streifenmusters durch die vordere und hintere Mittelnaht besonders günstig, um so mehr, als sie ganz glatt gehalten ist, wodurch die Bordüren besonders gut zur Geltung gelangen. Auch der angeschnittene Ärmel hat oben auf dem Arm eine Naht, wodurch die Streifen des Stoffes gleichfalls schräg laufen, im übrigen tritt er unterhalb des Ellbogens in ein bordürenbesetztes Bündchen. Am Halse ist die Bluse mit kleinem spitzen Ausschnitt gearbeitet, der von der Bordüre begrenzt, durch einen Latzteil aus creme Seide gefüllt wird. Der hierzu getragene schlankfallende Rock ist glockig geschnitten und mit vorderer Mittelnaht gearbeitet, nach unten etwas tollig ausfallend und in leichter Schleppe ausladend; seine Garnitur besteht in der Bordüre des schrägverwendeten Stoffes. Der Schnitt ist für die Bluse in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,25 Meter und für die Bluse bei Kantenstoff gleichfalls 3,25 Meter, sonst 1,25 Meter.

Abb. 70 u. 71. Zwei Kinderkleider.

Zwei Kinderkleider. (Abb. 70 u. 71.) Das viereckig ausgeschnittene, durch eine Stüfchenpasse vervollständigte Kleidchen Abb. 70 ist aus cremefarbenem Wollstoff gefertigt und mit Stoffstreifen verziert, die ein in Rot, Blau, Gelb ausgeführtes Stielstichmuster zeigen. Die Hängerteile fallen, in feine Fältchen abgenäht, vorn wie im Rücken unter dem bestickten, den Ausschnitt begrenzenden Streifen hervor und erhalten ihre Garnitur durch die zwei Längsstreifen, die über die Schulter greifen und ziemlich weit herabreichen. Unten wird das weitfallende Hängerchen durch Stüfchengruppen verziert, unter denen ein Stickereistreifen sichtbar wird. Das Puffärmelchen ist in ein Bündchen gefaßt und durch Stüfchen verziert. Der Schnitt ist in 28 und 30 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 80 Zentimetern Breite 1,75 Meter. — Für das Kittelkleidchen Abb. 71 ergab karierter Wollstoff in Weiß und mehreren Tönen blau das Material, während die Ausstattung in uni Seidenblenden bestand, die sich um den tiefen Armloch- und runden Halsausschnitt zogen. Der Kittel ist vorn wie im Rücken in je drei breite Quetschfalten geordnet, die in Taillengegend durch einen durch Riegel geleiteten Gürtel zusammengehalten werden, so daß sie nach unten rockartig ausspringen. In dem Halsausschnitt wird die weiße Wollstoffbluse sichtbar, der blusige Ärmel tritt unten faltig in ein Bündchen. Der Schnitt ist in 28, 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch für die Unterbluse bei 80 Zentimetern Breite 1 Meter, für den Kittel bei 1,10 Metern Breite 1,50 bis 2 Meter.

Tunikarock, einfacher Glockenrock. (Abb. 72 u. 73.) Von äußerst aparter Wirkung ist der Tunikarock Abb. 72 durch die Verwendung von glattem und kariertem Stoff. Oben glatt die Hüfte umschließend, fällt die glatte Tunika, die vordere Rockmitte freilassend, in je einem spitzen Zipfel fast bis zum Rocksaume hernieder, um dann etwas in die Höhe steigend, nach der hinteren Mitte zu wieder länger zu werden und dort in einer Spitze auszulaufen. Der nach unten tollig ausfallende, leicht schleppende Rock aus kariertem Stoff ist ringsum mit einer glatten Stoffblende besetzt, die die Übereinstimmung mit der Tunika herstellt. Der Schnitt ist in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,50 bis 4 Meter. — Zur Herstellung des Glockenrocks Abb. 73 war einer jener gestreiften Stoffe gewählt, die, mit karierter Bordüre ausgestattet, zu den Neuheiten der Frühjahrssaison zählen. Der

Abb. 72. Tunikarock.

Abb. 73. Einfacher Glockenrock.

glockige Rock ist mäßig weit geschnitten, mit vorderer Mittelnaht gearbeitet und durch eine leichte Schleppe vervollständigt. Wie ersichtlich, besteht seine Garnitur in der karierten Bordüre. Der Schnitt ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,25 Meter.

Gesellschaftstoilette in Empireform. (Abb. 74.) Aus hellsilbergrauem weitmaschigen Seidenvoile gefertigt, wird das Kleid durch gleichfarbige Seidenblenden, Soutache und Straßknöpfe belebt. Der japanische Ärmel fällt lose über eine Spitzenstoffpuffe. Der Mittelteil des Leibchens ist vorn wie im Rücken und oben durch einen weiten Spitzengalon abgeschlossen, unter dem sich die in feine Stüfchen abgenähte Passe aus weißem Seidenbatist ansetzt. Der leicht über der Taillenlinie ansetzende Rock zeigt das Vorderblatt glatt herabfallend und durch Querblenden besetzt, der hintere Mittelteil fällt dagegen in leichten Reihfalten herab und ladet in kleiner Schleppe aus. Der Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5,50 Meter.

Abb. 74. Gesellschaftstoilette in Empireform.

Elegantes Hauskleid mit japanischer Bluse. (Abb. 75.) Als Neuheit fordert die Mode die vollständige Übereinstimmung in Farbe wie Musterung zwischen Rock und Bluse, so daß also der seidene Blusenstoff nur durch das Gewebe vom Rock absticht. Diese Moderichtung vertritt unser elegantes Hauskleid aus grau und grün gestreiftem Tuch, zu dem die grau und grün gestreifte, glänzende Libertybluse eine hübsche Wirkung ergibt. Als Ausstattung dient eine jener käuflichen weißen Spitzenpassen, die abnehmbar und waschbar, eine ebenso hübsche wie praktische Garnitur ergeben. Die Bluse zeigt vorn wie im Rücken je eine breite Quetschfalte, außerdem sind die Vorderteile durch Gruppen feiner Stüfchen verziert, die in Brusthöhe ausspringen. Der in gestreiftem Stoff besonders hübsche Rock besteht aus geraden Bahnen, die in tiefe Plisseefalten geordnet sind. Diese werden oben durch Stepperei niedergehalten und springen unterhalb der Hüfte aus. Der Schnitt ist in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und zur Bluse in 40, 42, 44, 46, 48, 50 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 80 Zentimetern Breite 2,50 Meter, für den Rock bei 1,10 Metern Breite 4 Meter.

Abb. 75. Elegantes Hauskleid mit japanischer Bluse.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte sind zu den Modefiguren Nr. 67 bis 75 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37-41, zu beziehen. Für Taillen usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unter der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Der Reis und seine Bedeutung für die gemüsearme Zeit.

Von J. Batzer.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hat sich dies „ausländische Getreide" immer entschiedener den Volksnahrungsmitteln zugesellt. Auch in Deutschland verdrängt der Reis allmählich manches einheimische Nahrungsmittel, obgleich er, allein genossen, nicht ausreicht, sondern mit Milch oder Fleischspeisen genommen werden muß. Nach dem geographischen Herkommen unterscheiden wir: Karolina-Reis, aus Südkarolina (Amerika), von schön weißer Farbe, durchscheinend, hart, sehr rein, hülsen- und staubfrei, völlig geruchlos und von angenehmem Geschmack. Ostindischen Reis: hierhin gehört der Java-Reis mit gelblichem Aussehen und viel Bruch, aber sehr geschätzt. Auch der sogenannte Tafelreis kommt von Java und wird in Holland enthülst. Er kommt an Güte dem Karolina-Reis fast gleich. Spanischer, levantischer, ägyptischer und brasilianischer Reis sind

weniger beliebte Sorten, werden auch selten ausgeführt, sondern in den Produktionsländern verbraucht.

Beim Einkauf von Reis ist darauf zu achten, ob die Körner möglichst voll und unzerbrochen, je nach der Sorte entsprechend weiß, durchscheinend und reinlich sind; die gelblichen Reissorten gehören zu den geringsten. Die Körner müssen hart und trocken sein, dürfen keinen dumpfen oder sonst üblen Geruch, keinen unreinen oder sauren Geschmack haben. Letzteres kommt bei geringen Sorten oft vor. Eine kleine Probe geben wir in einen Durchschlag, um zu sehen, ob der Reis Staub, Mehl, Spreu oder Schmutz enthält.

Verfälschungen ist der Reis weiter nicht ausgesetzt, das Reismehl dagegen wird um so mehr gefälscht und bedarf der sorgfältigsten Untersuchung. Reismehl muß vollständig weiß sein und als Kennzeichen der Echtheit sich knisternd anfühlen.

Als Krankengericht spielt Reisschleim selbst bei Schwerkranken eine große Rolle. Er muß durch ein feines Sieb gerührt und mit etwas gutem Rotwein vermischt werden — auf eine Tasse Schleim einen Teelöffel Rotwein.

Jeder Reis muß vor dem Kochen gewaschen und blanchiert werden, d. h., nachdem er mehrmals mit kaltem Wasser gewaschen, wird er auch mit kaltem Wasser zum Feuer gebracht, bis vors Kochen kommen gelassen und abgegossen. Dies wird mehrmals wiederholt. Reis hat so oft etwas Säuerliches im Geschmack, was ihm dadurch vollständig genommen wird. Er wird weit kräftiger und schmeckt feiner in Suppen und Brei, wenn man ihn vorher etwas in Butter anröstet, dann erst die Flüssigkeit, mit der man ihn kochen will, Milch, Fleischbrühe oder auch nur Wasser, zugibt und drei Minuten stark kochen läßt. Dann setzt man ihn an eine heiße Herdstelle, wo er nicht anbrennen kann, und läßt ihn fest verdeckt 30 Minuten kochen. Er ist dann vollständig weich, jedes einzelne Korn klar und ganz. Hauptbedingung zum schönen Aussehen eines jeden Reisgerichtes ist, daß nicht darin gerührt wird während des Kochens. Man pflegt deshalb auch einen Porzellanteller auf den Boden eines Topfes zu stellen, in dem man Reis kochen will. Man schützt ihn dadurch vor dem Anbrennen, ohne daß man darin rührt.

In der gemüsearmen Zeit sollte die Hausfrau ihre Aufmerksamkeit mehr dem Reis zuwenden. Jedes Kochbuch bringt Rezepte zur Verwendung von Reis. Ich will mich daher auf ein paar weniger bekannte Vorschriften beschränken.

Reisrand mit Pilzen. Man kocht von einer großen Tasse Reis und dem notwendigen Wasser oder Fleischbrühe ein derbes Reisgemüse, gibt auch etwas rohe Butter zu. Dann nimmt man ein bis eineinhalb Liter Steinpilze oder auch Gelbschwämmchen, Pfifferlinge, schmort diese, nachdem sie geputzt und sauber zubereitet sind, in einem großen Stück Butter, worin man eine kleine Zwiebel angebräunt hat, gibt etwas feine Petersilie, eine Prise Pfeffer und Salz dazu, nach Belieben auch ein paar Eßlöffel sauren Rahm, richtet sie auf einer Schüssel an und gibt den Reisrand um die Pilze.

Gebackene Reisspeise mit Ragout. Man kocht 250 Gramm blanchierten Reis in Fleischbrühe weich, doch muß er ganz bleiben. Ist er dick genug, rührt man drei Eier und Salz daran, bestreicht eine Kasserolle dick mit Butter, gibt den Reis hinein, füllt in die Mitte ein beliebiges Ragout ein, deckt es mit Reis zu und bäckt die Speise gelb.

Reis zu Ragout. Man brüht ihn ab, kocht ihn in Bouillon, rührt ein Glas Madeira, eine Tasse Rahm, etwas Parmesankäse zu und legt ihn als Rand um das Ragout.

Einfacher Reisring. Man rechnet auf die Person 60 Gramm gut vorbereiteten, abgebrühten Reis, gibt ihn mit Fleischbrühe und einem Stückchen Butter zum Feuer und läßt ihn dick, doch nicht zu weich aufquellen. Man streicht eine Ringform dick mit Butter, gibt eine Lage Reis hinein, etwas Parmesankäse und ein paar Butterflöckchen darüber, wieder Reis usf., bis die Form voll ist. Dann stellt man ihn in den heißen Ofen. Rührt man zwei bis drei Eier ein, so kommt kein Käse daran.

Süßer Reisring. Man kocht den Reis in Milch mit frischer Butter, Zucker, Salz und etwas Zitronenschale, nimmt letztere dann heraus, vermischt ihn mit drei bis vier zerquirlten Eiern und etwas Vanillezucker. Dann bestreicht man die Ringform mit geklärter Butter und drückt ringsherum den Rand fest hinein, bäckt ihn, läßt ihn darin erkalten, stürzt ihn auf eine Schüssel und füllt die Mitte mit beliebigen süßen Speisen aus, z. B. gedämpftem Obst, eingemachten Früchten oder auch gut vanillierter Schlagsahne, die bergartig aufgefüllt und mit Löffelbiskuiten und kleinen Makronen garniert wird.

Reis mit gehacktem Schinken und Reis mit Bratwürstchen sind einfache, bürgerliche Gerichte, die in der gemüsearmen Zeit sehr angebracht sind. Der Reis wird abgebrüht, abgegossen, mit Salz, Butter und Fleischbrühe zum Feuer gebracht. Man gießt nach und nach etwas Fleischbrühe an und läßt den Reis langsam weich sieden, damit er ganz bleibt. Kurz vor dem Anrichten gibt man mit einer Gabel, damit er nicht verstoßen wird, gehackten Schinken durch und nach Belieben geriebenen Parmesankäse. Zu Reis mit Bratwürstchen wird der Reis in der gleichen Weise vorbereitet und gekocht, bergartig auf einer Schüssel angerichtet, mit brauner Butter übergossen und mit kleinen Bratwürstchen garniert. In dieser Weise kocht man auch Reis mit Kohl, mit Tomatenmus, Krebsbutter, Pilzen, Bücklingen usw. Mehr und mehr bürgert sich auch das italienische Nationalgericht Risotto bei uns ein: 80 bis 100 Gramm frische Butter, 100 Gramm gut gewässertes Rindsmark werden auf gelindem Feuer zerlassen. In dieses brodelnde Fett gibt man 260 Gramm gut vorbereiteten Reis, schüttelt ihn zehn bis zwölf Minuten über dem Feuer hin und her, gibt drei viertel Liter Brühe oder Wasser hinzu und eine kleine Prise Safran. Man läßt den Reis rasch weich kochen, damit er gut quillt, saftig und ganz bleibt. Zuletzt mischt man etwas Parmesankäse darunter und nach Belieben einen Teil in Scheiben geschnittener, in Butter weich gedünsteter Champignons oder Trüffeln.

Bekannt und sehr beliebt, namentlich bei Herren, ist das einfache kalte Dessert „Reis mit Arrak". Reis wird mit Wasser und dem notwendigen Zucker weich gekocht, doch muß er noch körnig bleiben. Ist er abgekühlt, so gibt man ein bis zwei Gläschen Arrak darunter und füllt die Masse in eine Form, die man später stürzt. Beliebige Sauce.

Malteser-Reis. Ein Pfund Reis, ein Pfund Zucker, von vier Zitronen den Saft, von zwei die Schalen, sechs Eßlöffel Rum, einen halben Liter leichten Rheinwein. Den Reis weicht man eine halbe Stunde im Wasser ein, bringt ihn dann vors Kochen, setzt ihn ab, bringt ihn abermals mit Wasser aufs Feuer (eine Hand hoch darüber) und läßt ihn aufkochen, doch muß er noch körnig bleiben, man schüttet ihn auf einen Durchschlag, gibt kaltes Wasser darüber. Dann kocht man Wein, Zucker und Zitronen auf, gibt den Rum dazu, zuletzt den Reis, schüttet ihn in eine Glasschale und garniert ihn mit Früchten. Zu Vanillereis schlägt man eineinhalb Liter Schlagsahne mit dem notwendigen Zucker und Vanille und mischt eine Obertasse vom besten, steif und körnig gekochten Reis darunter.

Reis à la Trauttmansdorff. Nachdem man 187 Gramm blanchierten Reis in drei viertel Liter Sahne mit 187 Gramm Zucker, einer Prise Salz und einer halben Schote Vanille weich gekocht und nach Beseitigung der Vanille mit 25 Gramm aufgelöster Hausenblase verrührt hat, mengt man den feinen Schaum von drei viertel Liter guter Schlagsahne und ein Glas Maraschino darunter, füllt die Masse in eine Puddingform, gräbt sie in Eis ein, stürzt sie nach dem Erstarren auf eine Schüssel und gibt eine kalte Erdbeersauce dazu.

Radetzky-Reis. 312 Gramm gewaschener und gebrühter Reis werden in Wasser mit einer Prise Salz weichgekocht; dann läßt man 156 Gramm gestoßenen Zucker in 20 Gramm Butter gelb werden, kocht ihn mit einigen Löffeln voll heißem Wasser, dem Saft von einer Orange und dem von einer Zitrone auf, mengt den Reis hinzu, läßt ihn noch eine Weile damit durchdünsten, nimmt ihn vom Feuer und zieht drei Eßlöffel voll feinem Rum

darunter. Nun schichtet man ihn bergartig mit dazwischen gestrichenen Lagen von Aprikosenmarmelade auf eine gebutterte Schüssel, streicht den steifen, mit Vanillezucker gewürzten Schnee von vier Eiweiß darüber, besiebt ihn mit Zucker und feingehackten Mandeln und backt die Speise bei gelinder Hitze langsam gelb.

Von all den Reispuddings, zu denen es massenhaft Vorschriften gibt, will ich hier nur die Vorschrift zu einem eigenartigen, pikanten Pudding geben, an dem namentlich Herren Geschmack finden: Man kocht 187 Gramm gebrühten Reis in einem Liter Milch weich, wobei er ganzkörnig bleiben muß, schüttet ihn in eine Schüssel, mischt eine Prise Salz, einen Teelöffel voll weißem, gestoßenen Pfeffer, einen Teelöffel voll Senfmehl, zwei Eßlöffel voll geriebenem Parmesankäse und drei zerquirlte Eier hinzu und backt den Pudding eine Stunde in gut gebutterter Form.

Briefe eines modernen Schulmannes:

Die Schulküche.

Friedenau-Berlin, im Februar 1908.

Hochverehrte Frau!

Es ist mir eine ganz besondere Freude und Genugtuung, daß Sie meinen*) Ansichten über das Zusammenwirken von Schule und Haus zustimmen. Ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Worte. Wir Lehrer sind nichts, sind wirklich nichts ohne die verständnisvolle Mitarbeit der Väter und Mutter unserer Kinder. Des Hauses Geist ist unser Fundament, auf dem wir bauen. — Ich hoffe, Ihnen durch meine Briefe Einblicke in unsere Arbeit und unser Streben zu geben, die Sie, die begeisterte Erzieherin Ihrer Kinder, erfreuen werden, und bin gewiß, daß Sie, hochverehrte Frau, Veranlassung finden, falsche Anschauungen und einseitige Urteile beseitigen zu helfen, die gerade über die Volksschule in weiten Kreisen verbreitet sind. Gestatten Sie mir, daß ich Sie zunächst zu einer Einrichtung führe, die Ihr Interesse als Hausfrau besonders wachrufen dürfte.

Wenn wir das riesige, allen Anforderungen der Neuzeit gerechtwerdende Schulgebäude durchwandern, wenn wir bewundernd durch die hellen, lichtreichen Räume und die breiten, hochgewölbten Korridore gehen, so kommen wir im Erdgeschoß in einen Raum, der in Schulhäusern im allgemeinen nicht zu finden ist, der aber immer mehr in die Pläne für Schulhausbauten aufgenommen wird, weil der durch ihn verwirklichte Gedanke seinen praktischen Wert und seine erziehliche Bedeutung immer deutlicher erweist.

Wir steigen die Treppe hinab, die ins Erdgeschoß führt. Ein weiter, heller Raum nimmt uns auf. Die Sinnsprüche an den in freundlichen Farben gehaltenen Wänden und die Gerätschaften ringsum nennen uns den Zweck, dem dieser Raum dient: wir sind in der Schulküche.

Ich höre Ihr verwundertes Fragen, hochverehrte Frau, sehe Ihr erstauntes Gesicht. Eine Küche? — In der Schule? — Wozu das? — Zum Kochenlernen natürlich! — Aber gibt es denn nicht genug anderes zu tun? Wie kommt das Kochenlernen in die Schularbeit hinein? — Gewiß gibt es in der Schule genug anderes zu tun! Auch heute noch wird bei uns gerechnet, gelesen, geschrieben wie in alten Zeiten, wird gezeichnet, gesungen, Religion und Geschichte, Erdkunde und Literatur getrieben. Neuerdings wird aber auch gekocht, und die Mädchen wiegen und kaufen, zerlegen Fleisch, kosten Suppen, schälen Kartoffeln und braten und schmoren. Und sie tun es mit Vorliebe und großer Freude, und wir — wir helfen mitarbeiten an der Lösung von Aufgaben, wie sie die Gegenwart in so großer Menge den sozial denkenden und fürs Volkswohl arbeitenden Männern und Frauen stellt.

Links von der Tür, durch die wir gekommen sind, steht ein langer Verkaufstisch, wie er in Kramläden zu finden ist, und dahinter ein Schrank mit Fächern und Kasten. Auf dem Schrank stehen Flaschen und Schalen und Litergefäße, und auf dem Tisch eine Wage und Gewichte: alles zum Kaufe und Verkaufe Notwendige. Hinter dem Schrank, der Fensterwand zu, steht ein Lehrpult mit modernem Anstrich. Auch der Lehrersitz und die Wandtafelfassung und alle die in schöner Ordnung an der Wand stehenden viereckigen Schemel haben den gleichen Anstrich, die gleichen einfachen Linien. Das Ganze vereinigt sich zu einem hübschen, das Auge wohltuend berührenden Bilde.

Wenn wir zur Unterrichtszeit diesen Raum betreten, so stehen die Schemel in geordneten Reihen vor dem Pult, und darauf sitzen vierzehnjährige Mädchen, die in den sauberen Haushaltungsschürzen den besten Eindruck machen. An der Tafel pflegt, nach Grammen berechnet, ein Gericht analysiert zu sein, und eine in dem hellen Weiß der Küchen- und Wirtschaftsschürze schmuck aussehende Lehrerin doziert über das Gericht, das nach dem „theoretischen Kochen" praktisch zubereitet und dann von den kleinen Haushaltungsdamen selbst gegessen wird. Jetzt ist der Raum leer, und wir haben Zeit, uns zu orientieren.

Rechts, den größten Teil, nimmt die eigentliche Küche ein. Wir stehen in dem Drittel, das dem theoretischen Unterrichte dient und auch als Eßsaal benutzt wird. Die Tür zwischen Fensterwand und Lehrerpult beachten wir zunächst nicht. Unsere Aufmerksamkeit wird durch die saubere, gefällige Einrichtung da vor uns gefesselt. An der hinteren Wand steht als Mittelstück ein zweiteiliger Schrank mit Schiebetüren und blankgeputzten Messinggriffen, und darin finden wir Teller, Tassen und Schüsseln und das für den Haushalt nötige weiße Porzellangeschirr. Rechts und links von diesem in seiner äußeren Ausstattung dem Ganzen angepaßten Mittelschranke stehen in einiger Entfernung zwei breite, dreiteilige Schubschränke mit mehreren Fächern, die mit Geschirr vom besten Pilsener Fabrikat besetzt sind: oben die breiten, runden Kasserollen, darunter Töpfe von verschiedener Größe, dann das irdene Geschirr und zuletzt große breite Schüsseln, wie man sie als Reibeschüsseln beim Kuchenbacken benutzt. Zwischen den Schränken hängen an kleinen Gestellen Kuchenbretter, braune Deckel, große und kleine Siebe und Schöpfer, Quirle, Kellen und Klopfhämmer. Auch die bekannten Kuchenwalzen fehlen nicht. Die gleiche Einrichtung finden wir mit zwei Schränken an der der Fensterwand gegenüberliegenden Seite wieder. Zwischen den Schränken und an der Fensterwand sind mehrere mit Kacheln ausgelegte Ausgußstellen in die Wand eingelassen.

Die weißgescheuerten Hölzer, die blanken Töpfe, die glänzenden Messinggriffe der Türen und Herde, die blitzenden Siebe und Löffel, alles vereinigt sich mit dem hellen Anstrich der Wand und den geschmackvoll in Grau gehaltenen Utensilien des Lehrraums da drüben zu einem hübschen Bilde, und inmitten dieser vier Wände stehen sechs ganz allerliebste Kochherde. Kein Spielzeug! Aber unsere gewöhnlichen Herde sind plumpe Gesellen gegen diese reizenden kleinen Herde, die, für die Größe der Mädchen berechnet, in jeder Beziehung praktisch und brauchbar sind. Da fehlt auch nichts, was zu einem ordentlichen Kochherde gehört, selbst die Kohlenschippe und der „Feueraufwärmer" liegen im Kohlenkasten, der bei jedem Herde steht. Rein und sauber sehen sie alle aus, und die Stangen der Gasherde blitzen. Es bedarf da nicht vieler aufmunternder Worte der Lehrerin. Die blankgescheuerten

*) Siehe Heft 40, 1906.

Eisenteile und die blitzenden Messingstangen zeigen, daß die hier wirtschaftenden jungen Mädchen schon öfter als einmal Herdstangen geputzt und Kochringe gesäubert haben. Und dann — wie darf eine Familie der andern nachstehen, wenn sechs Familien dicht nebeneinander wohnen in einem verhältnismäßig engen Raume! Aber keine falsche Vorstellung, hochverehrte Frau, es können hier doch bequem sechs bis acht Küchen unserer Großstadtwohnungen Platz finden.

Doch ich rede dauernd von Familien, gnädige Frau! Und die sind's in der Tat, die hier auf einige Stunden zusammenwohnen und lernen und kochen, kosten und prüfen. Jede Familie ist vier Glieder stark, nicht Vater und Mutter, Tochter und Sohn — Nummer eins, zwei, drei, vier nennt sie die Lehrerin. Also auch schon in der Kochschule Schablone und Zahl! werden Sie sagen. Nein, meine Gnädige, aber es ist praktisch so und führt auf dem kürzesten Wege zum Ziele. Es korrespondieren immer sechs Mädchen in ihrer Aufgabe, und das Aufrufen von sechs Namen bei jeder Aufgabe würde zu umständlich sein. Es mag sich ja zunächst etwas komisch anhören, wenn es nach Beendigung des theoretischen Unterrichtes heißt: Nummer eins besorgt den Herd, zwei kauft ein, drei und vier richten den Tisch her; aber es ist praktisch so. Hier dürfen ja nicht viele Worte gemacht werden, hier soll in kurzer Zeit etwas Schmackhaftes, Gesottenes oder Gebratenes hergestellt werden, und da müssen die Hände sich regen und die Lippen sich schließen, da muß fleißig gearbeitet werden, und scharf muß man aufmerken, schärfer noch als gewöhnlich, sonst verrät ein brenzliger Geruch die kleine Sünderin, und hier vor so vielen sich blamieren, das wäre doch mehr als dumm. Bald löst sich das Chaos, das einen Moment den Küchenraum erfüllte, und jede eilt an ihre Arbeit. Dort stehen die würdigen Herdverwalterinnen. Sie haben heute den Vorzug zu kochen. In einem Vierteljahre stehen andere an ihrer Stelle, und sie kaufen ein oder richten den Tisch her.

Beim Einkaufen.

Ob dann der Einkauf schneller vor sich geht als heute? Die eine der kleinen Käuferinnen steht vor dem Ladentisch und kommt durchaus nicht mit dem Gelde zu Rande, das sie für den Einkauf mitbekam. Es ist aber auch zu komisch, alles soll nach Pfennig berechnet werden. Für fünfzig Pfennig Fleisch, für fünf Pfennig Mohrrüben, für sechs Pfennig Kartoffeln, und so geht es fort. Wer soll da so schnell alle die Pfennig zusammenzählen! Und dann kommt es auch vor, daß die Verkäuferin da hinter dem Tisch mit dem lächelnden Gesicht und den fragenden Augen einem zu wenig herausgibt; einmal war es auch zu viel, und da haben sie alle tüchtig gelacht, als die Lehrerin sagte: „Na, Käthe, bist du heute beim Einkauf nicht etwas günstig weggekommen? Gib mal zwölf Pfennig zurück." Und da rechneten sie alle nach, und es stimmte.

Praktisches Kochen.

„Theoretisches" Kochen.

Da hatte man mehr Geld, als man wußte. Also lieber alles in Ruhe zusammenzählen und aufmerken, ob man richtig herausbekommt.

So müssen denn die andern Mädchen mit ihren Spankörben warten, bis die vorsichtige Käuferin langsam und richtig ihr Geld zusammengezählt hat und schmunzelnd mit ihren erstandenen Schätzen „nach Hause" geht, wo inzwischen alles fürs Kochen vorbereitet ist. „Das hat ja heute lange gedauert!" „Kauft ihr nur erst ein!" lautet die kurze Entgegnung, und lautlos gehen die Mädchen zu ihrem Tisch, und nun wird geschält und gewaschen, geputzt und geschabt. Jedes hat sich einen Schemel

unter dem Tisch hervorgeholt, die Schüssel auf den Schoß gesetzt und wirtschaftet flott darauf los. Eins und zwei erheben sich hin und wieder, um nach dem Fleisch zu sehen. Bald werden sie von drei und vier abgelöst, und nun beginnt der wichtigste Akt des Kochgeschäfts: die Sauce wird gerührt, sie wird geschmeckt und „abgepaßt". Die Mahlzeit ist fertig. Heute gibt's etwas Gutes, Gemüse mit Beilage. Während drei und vier das Mahl bereiteten, haben eins und zwei den Tisch gesäubert, die Schüsseln gewaschen und beiseite gestellt und eilen nun, die Bestecke zurechtzulegen. Alles ist fertig. Die dampfende Speise ist aufgetragen, und bald hört man das Klappern der Löffel, der Messer und Gabeln. Es mundet — wie immer — gut. Es soll oft, ja meist nicht das Geringste übrigbleiben. Solche Ehre tun die Köchinnen ihren selbstbereiteten Gerichten an. Ein gutes Zeugnis! — Ein kurzes Gebet, und bald wirbelt alles wieder durcheinander in Eßsaal und Küchenraum. Da wird gescheuert und geputzt, gerieben und zurechtgestellt. Nach kurzer Zeit ist alles wie zu Anfang, blitzblank und rein. Man sieht es der Küche nicht an, daß hier 24 Mädchen sich mehrere Stunden lang getummelt haben. Alles steht an seinem Fleck in tadelloser Ordnung und Sauberkeit. Nun noch schnell das Gericht mit seinen Teilen, Grammen und Preisen ins Rezeptbuch für spätere Zeiten, und freundlich knixend verlassen sie zu Paaren den Raum, nicht ohne noch einen Blick auf ihr Familiengut und einen zweiten, prüfenden, auf den Schrank und Herd der Nachbarfamilie geworfen zu haben. — Ist es nicht eine wunderbare Sache, hochverehrte Frau, in wenigen Stunden 24 Kinder zu lehren, zu speisen, anzuregen, selbsttätig und haushälterisch zu beschäftigen? Wird hier nicht ein Kapital gesammelt, dessen Zinsen, Hausfrauenfleiß und Hausfrauentugend, den Grund legen zu einer geregelten, rechten Auffassung von Hausarbeit und Hauswirtschaft?

Fröhliche Mahlzeit.

Einst war ich Gast bei der kleinen Gesellschaft. Eierkuchen gab's und geschmorte Ringäpfel. Ich hatte mich etwas verspätet, und die Gastgeber saßen bereits im Eßraum. Meine Entschuldigungen — natürlich mußte der Dienst wieder herhalten — wurden von der Kollegin freundlich angenommen, und 24 Augenpaare richteten sich auf mich, als ich so stand und mit Behagen auf den goldgelben Kuchen niederblickte, den man für mich gebacken hatte. Fragend, zagend, schelmisch, zweifelnd sah man uns an, und an dem einen Tische gab es Erröten und verlegenes Flüstern: ich wußte, woher der Kuchen rührte.

„Sie nehmen die Suppe wohl hernach? Er steht allerdings erst kurze Zeit — — —"

„Aber natürlich, Fräulein!" — „Gesegneten Appetit!" — „Danke!"

Ich langte tüchtig zu, und es schmeckte mir vorzüglich. Ich sagte das auch und lobte die kleinen Köchinnen. Das verlegene Lächeln hatte längst einem freudigen Leuchten der Augen weichen müssen; nun freute man sich sichtlich, und die Frage, ob auch die Ringäpfel nach meinem Geschmacke seien, und mein eifriges Nicken löste drüben ein fröhliches Lachen aus, das sich steigerte und allgemein wurde, als eine aus jener Familie mir die Suppe reichte. Welche Nummer es war, weiß ich nicht, das verantwortungsvolle Dienstgesicht ließ mich die Herdhüterin ahnen. Ich habe wohl ein recht verdutztes Gesicht gemacht; denn mein Visavis sagte: „Nun, Herr N., die haben Sie wohl noch nicht gegessen. Sie sehen so eigentümlich aus mit einem Male."

„Verzeihung, Fräulein; aber Sie kennen doch das schöne Wort: Wat de Buer nich kennt — —"

Das war der Höhepunkt! Unter schallendem, fröhlichem Kinderlachen habe ich die Suppe genossen und noch um einen Teller gebeten, und flink und freudig wurde er mir gereicht. Ich glaube, ich werde hier öfter zu Tisch geladen.

„Das war gebrannte Mehlsuppe!"

„Ah — — soo! — —" Ein verständnisloses Nicken meinerseits rief eine Erklärung der Dame hervor, der ich entnahm, daß ich eine in manchen Gegenden wenig bekannte, billig herzustellende, wohlschmeckende Suppe gegessen hatte. Ersteres hatte die Lehrerin bei der Besprechung besonders betont, und ich armer Mensch entstamme zufällig solcher suppenfremden Gegend und hatte nun, ohne es zu ahnen, den Kindern ad oculos demonstrieren müssen, wie recht sie hatte. Ich war also selbst zum Anschauungsobjekt geworden, der ich Stunde für Stunde nach Mitteln suche, die Vorstellungen meiner Schülerinnen zu klären und zu verdeutlichen; daher also das Lachen. — „Doch wozu ist eigentlich die Tür hier rechts zwischen Pult und Fensterwand?" — „Einen Augenblick, wir wollen erst danken." — Ein freundliches Knixen und „Gesegnete Mahlzeit". Alles erhebt sich. — Wir treten in den bezeichneten Raum ein. Eine Waschküche mit Zinkwannen und Wringmaschinen, mit Schrubbern, Besen und Eimern. „Wir haben Lappen und Handtücher genug zu waschen, und der theoretische Unterricht allein tut's nicht, besser ist die praktische Arbeit", belehrt mich die Lehrerin, als sie mein fragendes Gesicht sieht. „Wir besprechen in der Theorie einmal die Wäsche, dann das Fleisch, das Gemüse, die Konserven usw."

Ein kurzes Dankeswort für die freundliche Bewirtung, ein Scherzwort für die Kinder, und „Auf Wiedersehen!" klingt mir's nach. Wie sie so dastanden mit Tiegeln und Töpfen in den Händen, mit Holzwisch und Sandbüchse, scheuernd, schrubbernd, putzend, mit geröteten Gesichtern und hochaufgeschlagenen Ärmeln, alle tätig, alle fleißig, alle bei der Sache — ein drollig-komisches und doch ernstes Bild!

„Auf Wiedersehen!" Und ein guter Fortgang dem glücklichen Beginnen! Die Bewegung wächst, meine Gnädige, und wir können mitwirken, Sie und ich und alle, die ihren Wert erkannten, daß sie recht bald viel Boden gewinne. Sie verdient es um unserer Mädchen, um unseres Volkes willen.

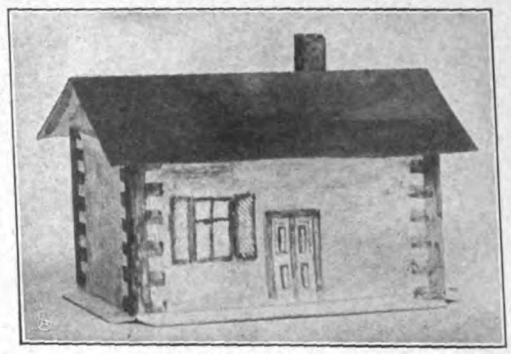
Mit freundlicher Begrüßung bin ich

in vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener E. Niederhausen.

Beschäftigungsspiele im Winter.

Unser Sommerhaus. Es gibt wohl nur wenige Kinder, die ihre Sommerferien nicht das eine oder andere Mal auf dem Lande, in der Sommerfrische verbracht oder wenigstens durch Ausflüge das sommerliche Leben auf dem Lande, in Wald und Feld kennen gelernt hätten. In ihnen allen ist sicher auch der Wunsch rege geworden, selbst ein Sommerheim zu besitzen. Aber die Erwerbung kostet Geld, viel Geld. Wir geben hier billig wenigstens einen kleinen Ersatz für die Wirklichkeit, der noch den Vorzug hat, daß der kleine Mann Baumeister, Gärtner und Forstmeister in eigener Person ist; auch bietet unsere Gabe Gelegenheit, während der langen Winterabende von den Freuden des Sommers zu träumen und diese Träume in bescheidenem Maße nach Neigung und Gefallen in Erfüllung gehen zu lassen; es gehört nur ein bißchen Geschick dazu, und wenn sich damit noch ein wenig Erfindungsgabe verbindet, können die kühnsten Pläne verwirklicht werden. — Um ein Sommerhaus bauen zu können, muß man natürlich zuerst ein Stück Land besitzen. Das ist nicht teuer; man kauft für wenige Pfennige ein Stück starke Pappe, am besten sogenannte Steinpappe, die hinreichend stark ist und sich nicht biegt; dann kann der Bau beginnen. Größe und Form des Häuschens werden bestimmt, und danach wird ein Aufriß auf Kartonpapier gezeichnet, der alles enthalten muß, was zum vollständigen Rohbau eines einfachen Häuschens erforderlich ist: vier Seitenwände, Dach und Giebel sowie Fundament. Ein älterer Bruder oder Vetter ist vielleicht so freundlich, dabei zu helfen, die Art des Zusammenklebens ergibt sich von selbst. Mit dem „Fundament" wird das in der Form nun schon fertige Häuschen aufs Grundstück, das heißt, auf die Pappe geklebt; vorher aber wird es mit Türen und Fenstern versehen, die sorgfältig darauf gezeichnet werden. Mit dem Tuschpinsel gibt man dem Häuschen einen gefälligen Anstrich und streicht auch Fenster und Türen. Zum Grundstück gehört auch ein Brunnen. Den stellt man leicht dadurch her, daß man Papier über das konisch zugehende Ende eines Federhalters wickelt und so eine nach oben sich verjüngende Hülse erhält, der man mit der Schere die erforderliche Länge gibt; der Schwengel wird auf Kartonpapier gezeichnet und ausgeschnitten. Nach Aufstellung des Brunnens kann an die forstliche und gärtnerische Bearbeitung des Bodens gegangen werden. Zu dem Ende wird das ganze Grundstück mit flüssigem Gummiarabikum oder mit Kleister bestrichen und sofort mit Sand bestreut; letzteres tut man am besten und gleichmäßigsten mit Hilfe eines Kaffeesiebes, durch das der Sand fein auf den noch feuchten Klebestoff gesiebt wird. Die Einteilung in Garten und Park, die Aufstellung von kleinen Tischen und Bänken bieten dem kindlichen Geiste reiche Anregung und Gelegenheit zur Geschmacksentwicklung. Hübsche, gerade Kiefernzweige, deren Nadeln man mit der Schere rundlich beschneiden kann, geben den Wald. Sie werden unten breit zugespitzt, mit dem Messer sticht man ein entsprechendes Loch in die Pappe, der angespitzte Baum erhält noch einen Tropfen Klebestoff, und dann wird er gepflanzt, das heißt, mit dem zugespitzten Ende in das Loch in der Pappe versenkt. So kann man einen regelrechten Baumbestand für den Wald oder Park herstellen. Für den Obstgarten können kleine Myrtenzweige, auch Buchsbaum, verwandt werden, deren Anpflanzung in gleicher Weise erfolgt. Etwas Moos aus der Heide gibt dem Walde den natürlichen Charakter. Das ganze Grundstück wird schließlich mit einem Drahtzaun umgeben, wozu sich Drahtgaze vorzüglich eignet. Es liegt auf der Hand, daß bei alledem dem Geschmack und Erfindungsgeist ein weites Feld geöffnet ist. Der kleine Baumeister braucht sich nicht mit einem Häuschen zu begnügen, er kann ganze Dörfer mit Kirche und Turm herstellen, sie mit Baumschmuck versehen und ganz nach Neigung wirtschaften. Und dieses Selbstentworfene und Selbstgeschaffene wird größere Freude und Befriedigung hervorrufen als das mechanische Zusammenkleben nach vorgezeichneten, fertigen Modellen.

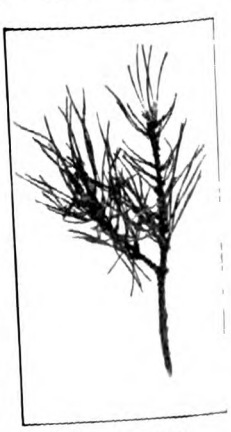

Das Häuschen.

Sommerhäuschen und Garten.

Der Hausbrunnen.

Handarbeit.

Langer Handschuh in einfacher Strickarbeit. Der auf der nebenstehenden Seite dargestellte Handschuh kann aus weißer, aus


Ein „Bäumchen".

schwarzer oder auch aus farbiger feiner Strickwolle gearbeitet werden. Für eine mittelgroße Hand schlägt man 72 Maschen auf 4 Nadeln, schließt sie zur Rundung und strickt 30 Runden, abwechselnd eine Rundung rechts und eine links. Das bei unserer Abbildung sichtbare Nähtchen ist durch Links- und Rechtsmaschen zu markieren. Damit ist der äußerste Rand der langen Manschette fertiggestellt. Nach diesem Rande folgen 9 breite Ringe, die abwechselnd rechts und links gestrickt erscheinen. Für die glatt erscheinenden Ringe arbeitet man stets 10 Runden rechts, für die links erscheinenden Ringe wechseln stets eine links und eine rechts gestrickte Rundung; jeder dieser Ringe zählt 9 Linksrunden. Nach dem letzten glatt erscheinenden Ringe setzt die Arbeit für den eigentlichen Handschuh ein. Man strickt zunächst 5 mal abwechselnd eine Runde links und eine Runde rechts. Diese einfache Strickart bleibt bis zum Anfang der Finger, die rechts gestrickt werden, stets die gleiche, sie erleidet nur eine Unterbrechung durch die auf der Oberseite rechts erscheinenden Nähtchen am Handrücken. 3 dieser Nähtchen setzen in der 6. Rundung ein. Man strickt für die linke Hand: 1. Rundung (die Naht, die bis zum Ansatz des kleinen Fingers fortgesetzt wird, miteingerechnet) 46 Maschen links, 2 M. rechts, 5 M. l., 2 M. r., 5 M. l., 2 M. r., die übrigen Maschen bis zum Nähtchen links. Die 2., 4. und 6. Rundung wird rechts, die 3. und 5. wie die 1. gestrickt. In der 7. Rundung setzen die beiden schmalen Nähtchen ein. Man strickt 46 M. l., 2 M. r., 2 M. l., 1 M. r., 2 M. l., 2 M. r., 2 M. l., 1 M. r., 2 M. l., 2 M. r., die übrigen Maschen links. Die darauf folgende Rundung (die 8.) wird rechts gestrickt. In dieser Art (eine Musterrundung wechselnd mit einer rechts zu strickenden Rundung) setzt sich die Arbeit bis zum Ansatz des Daumens fort. Man bildet in der 35. Rundung die Öffnung für den später anzustrickenden Daumen in der Art, daß nach Abstricken von 20 Maschen die nächsten 14 M. auf einen Faden gezogen (der Arbeitsfaden kann hier zum späteren Anstricken des Daumens hängen bleiben, des bequemeren Handhabens wegen steckt man das Knäuel an den fertig gestrickten Teil), und daß die folgenden Maschen mit einem neu angesetzten Faden abgestrickt werden. Geschlossen wird die Öffnung dadurch, daß man beim Stricken der nächsten Rundung nach den ersten 20 Maschen 14 neue M. auflegt und dann weiterstrickt. Mit Berücksichtigung der Nähtchen strickt man noch 37 Runden. Es folgen 3 Links- und 2 dazwischenliegende Rechtsrunden, und danach beginnt der Ansatz der Finger. Die 8 ersten (das Nähtchen mit eingerechnet; es verschwindet durch die stets rechts zu strickende Masche) und die 8 letzten M. der Rundung kommen für den kleinen Finger in Betracht. Man hat diese sich gegenüberliegenden Maschenreihen durch 2 neu aufzuschlagende Maschen (für die Spannung) zum Rund zu vereinigen und strickt mit den nun 18 Maschen 30 Runden rechts. Die Spitze des Fingers schließt man keilartig durch mehrmaliges Zusammenstricken von je 2 Maschen. Die letzte Masche wird übergeschlungen, der Faden fest angezogen. Für den Ringfinger strickt man 9 Maschen von den vorhandenen, legt 2 neue Maschen für die Spannung auf, nimmt 9 Maschen des Handrückens, die dem kleinen Finger am nächsten liegen, dazu und strickt aus den für den kleinen Finger neu aufgelegten Maschen 2 Maschen ab, so daß für die ganze Rundung 22 Maschen zählen. Bis zum Anfang der Spitze strickt man 45 Runden, die Spitze wird wie beim kleinen Finger ausgeführt. Für den Mittelfinger rechnen wir 9 Maschen von der inneren Handfläche, 9 M. von dem Handrücken, dazu 2 zwischen diesen aufzuschlagende Neumaschen und die beiden Anschlagmaschen des Ringfingers, also auch zusammen 22 Maschen. Er wird bis zur Spitze 50 Runden hoch gestrickt. 20 Maschen sind für den Zeigefinger, zu diesen treten die 2 Anschlagsmaschen des Mittelfingers, so daß auch hier 22 Maschen vorhanden sind. Man strickt 40 Runden bis zum Beginn der Spitze. Zuletzt wird der Daumen gestrickt. Man nimmt dazu die 14 auf dem Faden befindlichen Maschen auf 2 Nadeln und die Schlingen der 14 neu aufgeschlagenen Maschen auf eine 3. Nadel und strickt, indem man in der 2. und 4. Rundung nach der 17. Masche und am Ende der Rundung je 2 Maschen zusammenstrickt und dadurch einen keilartigen Teil bildet, 35 Runden. Auch beim Daumen wird die Spitze durch wiederholtes Zusammenstricken von je 2 Maschen geformt. Alle Fäden sind sicher zu vernähen. Der Handschuh für die rechte Hand ist dem linken entgegengesetzt zu arbeiten.

Langer Handschuh in Strickarbeit.

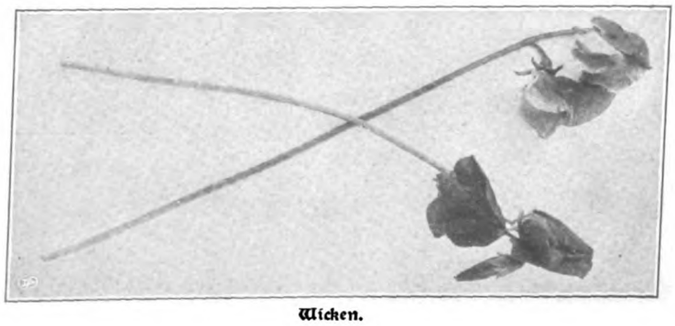
Kupferring für feuerfestes Porzellan.

Hauswirtschaft.

Feuerfeste Terrine im Kupferring. Bei Gerichten, die in dem gleichen Geschirr, in dem sie bereitet wurden, auch auf den Tisch kommen, pflegte man dieses mit einer Serviette zu umstecken — was nicht immer gut aussah. Man stellt jetzt die äußere Wandung dieser Kochgeschirre so her, daß sie, auch wenn sie direkt von der heißen Herdstelle kommt, ohne weitere Umhüllung tafelfähig wird. Besonders hübsch sieht solch glänzend braunes, weißes oder wie von rauher gelber Backkruste umkleidetes Geschirr in einem Metallring aus, der mit dem Deckel übereinstimmt. Beides war auf dem nebenstehend abgebildeten Modell aus leuchtend poliertem Kupfer. Die Handgriffe sind zierlich ornamentiert.

Garten und Blumen.

Wohlriechende Wicken. Es gibt unter unseren Sommerblumen, namentlich unter den alleranspruchlosesten, die man im Februar, spätestens im März, gleich ohne weiteres auf jene Gartenbeete säen kann, auf denen sie im Laufe des Sommers ihre vollständige Entwicklung erlangen, eine große Anzahl herrlicher, aber leider immer noch verkannter Vertreter, die allen jenen Gartenfreundinnen, die auf die Blumenpflege nicht allzuviel Zeit verwenden können, angelegentlichst zu empfehlen sind. Unter diesen dankbaren Sommerblühern stehen die wohlriechenden Wicken, wissenschaftlich Lathyrus odoratus genannt, an



Wicken.

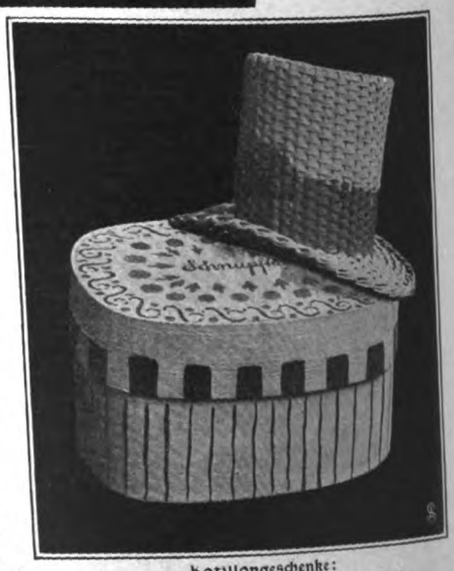
Ein Wickenstrauss.

erster Stelle. Es ist mir keine Sommerblume bekannt, die so dankbar, so unermüdlich und in so reicher Fülle blüht wie diese. In England und Amerika hat man eine große Anzahl herrlicher Sorten gezüchtet, die sich durch Farbe und Größe der Blüten, edle Form und einen prächtigen, fast zauberhaften Duft auszeichnen, der immer wohltuend auf die Nerven wirkt und niemals lästig fällt. Da die Samen dieser Wicken (englisch sweet peas = süße Erbsen) sehr billig erhältlich sind, und die Pflanzen selbst keine kostspielige Kultur erfordern, findet man diese Blumen in England auch in allen Gärten der Handwerker und Arbeiter; sie werden dort die „Orchideen des kleinen Mannes" genannt. Wie unsere Abbildungen zeigen, gehört die wohlriechende Wicke zu den sogenannten Schmetterlingsblütlern, einer Familie, der unsere Hülsenfrüchte, der Ginster, der Goldregen, die Robinie und andere Nutz- und Ziergewächse angehören. Die harten kugeligen Samenkörner werden so früh wie möglich im Jahre ausgelegt. In nicht allzu armem Boden erreichen die Pflanzen eine Höhe von 175 bis 200 Zentimetern, und da sie wie Erbsen ranken, eignen sie sich zur Seitenbekleidung von Lauben, zur Berankung von Spalieren, aber auch zur Bildung von Blütensäulen. Um letztere zu erlangen, wählt man am besten eine sonnig gelegene Rabatte, markiert sich auf dieser durch Ausspannen der Pflanzschnur eine gerade Linie und steckt darauf in Abständen von 2 Metern je einen 3 Meter langen Bambusstab 1 Meter tief in den Boden. Um jeden dieser Stäbe wird nun nach Entfernung der Schnur mit dem Finger oder Pflanzholz ein etwa 5 Zentimeter tiefer und 25 Zentimeter im Durchmesser haltender Kreis markiert, in den man gleichmäßig 15 bis 20 Samenkörner einer Sorte auslegt, worauf man die Erde wieder ebnet. Nach einigen Wochen keimen die Samen, und sobald die jungen Pflänzchen etwas erstarkt sind, werden sie mit Birkenreisern umsteckt, die man oben und in der Mitte locker um den Bambusstab zusammenbindet. Vom Juni ab entfaltet sich nun der Flor, der ununterbrochen bis zum Eintritt des Winters andauert. Im Juni und Juli sind die Blüten am stattlichsten, in allen Blattwinkeln erscheinen die 25 bis 30 Zentimeter langen Blütentriebe, an denen sich gewöhnlich je drei bis vier der reizenden Schmetterlingsblumen entfalten. Je mehr man die Blütentriebe schneidet, desto öfter erneuern sie sich. Die Blütenfülle ist so stark, daß man schon im Hochsommer die einzelnen Pyramiden durch je 3 bis 5 weitere Bambusstäbe stützen muß. Erst wenn das Schneiden vernachlässigt wird, die Blumen an den Pflanzen verblühen und zur Samenbildung schreiten, läßt der Flor nach; die einzelnen Stiele werden dürftiger, tragen schließlich nur noch zwei Blumen, und diese werden nun auch kleiner. Aus diesem Grunde ist das tägliche Schneiden der Blüten gewissermaßen eine Wohltat für die Pflanzen. Zur Füllung kleiner Vasen und für anmutigen Tafelschmuck gibt es nichts Lieblicheres als diese köstlich duftenden Erbsenarten, die sich in frischem Wasser lange halten. Die meisten Sorten sind einfarbig, reinweiß, gelb sowie rot und blau, lila bis zum tiefsten Schwarzblau und vom zartesten Rosa bis zum feurigsten Rot. Die ganze Pflege beschränkt sich während des Sommers auf einmaliges Beharken der jungen Sämlinge, auf eine leichte Kopfdüngung, für die ich mit Erfolg Peruguano verwende, und auf ausgiebige Bewässerung bei andauernder Trockenheit. Im vorigen regnerischen Sommer habe ich meine Wickenpyramiden von der Saat bis zum Eintritt des Winters auch nicht ein einziges Mal zu bewässern brauchen; sie bildeten tadellose, bis 2 Meter hohe Pyramiden.

Kleine Geschenke.

Fächer, Tabakdose und Postillionshut als bescheidene Kotillonspenden. „Biedermeierstil" lautet gegenwärtig die Losung, und sie bestimmt auch das untenstehende Stilleben (Modelle von Else Lewin, Charlottenburg). Die Holzschnupftabakdose — zunächst als Bonbonniere gedacht — kann später auf dem Nähtisch praktische Dienste leisten. Sie ist mit einfachen Ornamenten in Aquarellfarben geschmückt und starklackiert. Aus einem überall in dieser Form käuflichen Strohkörbchen fertigt man den Biedermeierhut an, sein seidenes Futter umschließt Konfekt, später vielleicht sehr prosaisch Fingerhut und Zwirn. Grellblauer Grund, gelbes Band mit schwarzgoldener Kokarde, das wären die Farben dieser „Haupt"-Zier eines alten Thurn- und Taxisschen „Schwagers". Zart wirkt der kleine Fächer aus hellfarbenem, dünnem Kreppapier, das über das vorhandene frischlackierte Gestell eines ausrangierten Fächers geklebt wurde. Die überdehnten Ränder der einzelnen Papierstreifen ergeben ungefähr die Umrisse eines Federfächers. Wer mit dem Pinsel Bescheid weiß, bemale den Fächer mit leichten Biedermeiermotiven, wie Rosengirlanden, Silhouetten usw., sonst beklebt man den Rand des Fächers, wie es auf unserem Bilde gezeigt ist, mit bunten, kleinen Bildchen (reliefierten Sträußchen u. dergl.)

Kotillongeschenke: Fächer aus Kreppapier.



Kotillongeschenke: Schnupftabakdose und Biedermeierhut.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 9, 1908.

Das Alter gibt solche Sicherheit.
Solch Freisein „jenseit der Grenze."

Ich tauschte es nicht um die Jugendzeit,
Um keine goldenen Lenze.

Elisabeth Kolbe.

Zu gut.

Von Annemarie Heidelof.

Als ich sie zum erstenmal sah, waren wir beide Kinder von sieben und acht Jahren. Ihre Eltern besaßen ein Gut mitten in der großen Heide. Meinen Vater führte eine seiner Amtsreisen dorthin, und er hatte mich mitgenommen.

Noch sehe ich deutlich die ungeheuren Kiefernwälder, durch die wir fuhren, trotz der frühen Morgenstunde in einer brütenden Hitze, die im Nadelholz den Saft kochte, so daß sein duftender Brodem die Brust beklemmte; ich sehe „die Sandscholle" mit ihrem feinen, weißen, leblosen Sande, und der die Spur unserer Räder lautlos rinnend hinter uns zuschüttete. Und ich sehe die ersten grünen Wacholdersträucher sich aus der weißen Wüste erheben, und dann weht es frisch, und ein kleiner Bach trippelt uns entgegen, von verkrüppelten Weiden umgeben, dann, überraschend, liegen gut bestandene Kornfelder, fette, grüne Wiesen vor uns; in der Ferne winkt einladend ein weißes Landhaus. Nun biegen wir in eine Allee von hohen Pappeln, und nun sehe ich nichts mehr als ein kleines blondes Mädchen. Es läuft so eilig über den Weg, daß es fast unter unsere Pferde geraten wäre, die der Kutscher nur knapp vor ihm noch anhält. Der Knecht flucht, Papa ruft, ich schreie, die Kleine steht still und macht einen artigen Knix. Von einem Bewußtsein der Gefahr ist gar nichts in ihrer Haltung.

„Kommt ihr zu uns?" fragt sie freundlich. Papa lacht. „Ein komisches Margellchen!" sagt er. „Du bist wohl das kleine Gutsfräulein?"

Sie knixt wieder. „Ich heiße Thilde Erdmann," sagt sie, „fahrt man immer die Allee weiter, unser Haus kommt gleich." Dabei sieht sie mich neugierig und zutraulich an.

„Fahre doch mit uns", sage ich.

Sie schüttelt ernsthaft den Kopf: „Ich muß erst die Maus auf die Wiese tragen."

„Eine Maus?" rufe ich, „die muß ich sehen. Papa, bitte, laß mich absteigen! Bitte, Papa!"

„Na, dann spring!" sagt Papa lachend. „Kommt aber bald nach, hört ihr, Margellchen?"

Dann stehe ich in der Pappelallee neben der kleinen Blonden und sehe dem weiterrollenden Wagen nach — mir ist ein wenig fremd zumute und fast ängstlich, aber nur einen Augenblick; denn die Maus in Thildens Schürze zieht alle meine Gedanken auf sich.

„Ich muß sie sehen", sage ich. Thilde schüttelt den Kopf. „Noch nicht; komm man auf die Wiese, da wohnt sie." „Nein, jetzt!"

Sie schüttelt wieder den Kopf und sieht mich ernsthaft und treuherzig aus blaßblauen, runden Augen an.

„Sie hat Angst vor dir; sie denkt, du bist die Franna."

„Wer ist denn die Franna?"

„Die ist doch unsre Köchin. Sie ist schrecklich böse. Gestern abend hat sie wieder die Falle aufgestellt. Wenn die Maus drin ist, hält sie sie über einen Eimer mit Wasser. Da plumpst die Maus 'nein und sterbst."

„Du sagst ‚sterbst'; du mußt ‚stirbt' sagen", verbessere ich.

Sie schüttelt den Kopf. „Die Maus sterbst im Wasser. Hörst nicht, wie naß das ist?"

„Na, denn erzähl man weiter", dränge ich.

„Ja, ich bin also heute ganz früh aufgestanden, als es noch beinahe finster war. Und richtig war die Maus in der Falle. — Hörst sie? Sie läuft immer rundum, immer rundum. Den ganzen Morgen schon. Ich hab so Angst gehabt, daß Fräulein sie hört. Ich hab' sie im Kleiderschrank versteckt. Alle Menschen sind so bös auf Mäuse."

„Na, du," sage ich, „sie fressen auch alles auf."

„Wenn sie aber doch Hunger haben", sagt Thilde.

Wir sind nun auf der Wiese. Thilde löst ihre Schürze und stellt die Falle auf die Erde. Wir knien daneben nieder, jede auf einer Seite der Falle, und stecken unsere kleinen Nasen beinahe durch das Drahtgitter. Drinnen läuft eine graue Maus unablässig in die Runde, und wir sehen ihr interessiert zu, wie etwa den Pferden im Zirkus. Daß die Angst sie jagt, wissen wir nicht. Aber nicht lange, so ruft Thilde:

„Ich denke auch an rein nichts. Die arme Maus hat ja noch gar kein Frühstück."

Sie hebt den Deckel vom Körbchen, das sie neben sich gestellt hat, und nimmt ein Stück Kuchen heraus, das sie zerkrümelt.

„Nu' paß auf. Wird's der aber schmecken!" sagt sie.

Sie zwängt die Hand mit dem Kuchen durch das Türchen der Falle, aber gleich zieht sie sie mit einem leichten Schrei heraus. Die Maus hat sie gebissen. Und nun — hui — ist die Maus heraus, und fort ist sie! Nur einen Moment sehen wir sie rennen — rennen wie der Wind, dann ist sie wie von der Erde eingeschluckt.

„O!" sag' ich. „Ach!" sagt Thilde.

Und nach einer Weile der Verdutztheit: „Wenigstens den Kuchen hätte sie doch essen können!"

Langsam gehen wir selbander die Pappelallee entlang dem weißen Hause zu. Zuletzt sagt Thilde: „Ich hätt' sie so gern einmal gestreichelt."

Als wir die Stufen der hübschen Freitreppe hinaufsteigen, sehen wir durch die weit geöffnete Tür die ganze Gesellschaft am Frühstückstisch sitzen.

„Nun, kommt nur näher!" sagt Frau Erdmann. „Guten Tag, Kleine; du heißest Ada, nicht wahr? Gib mir die Hand und setz dich; Fräulein Krause wird dir auflegen. Thilde, der Onkel hat mir erzählt, wie unartig du wieder warst —" „Im Gegenteil —" wirft Papa ein.

Sie wehrt mit der Hand ab. „Er hat aber für dich gebeten," fährt sie fort, „und du sollst diesmal ohne Strafe wegkommen, setz dich und iß."

Wir sitzen, jetzt selbst still und verschüchtert wie die Mäuschen, neben Fräulein Krause, die uns schweigend den Teller füllt. Oben höre ich Frau Erdmann sagen: „Ja, sie legt kranke Hühnchen in ihr Bett und setzt die in die Suppe gefallenen Fliegen auf den Ofen, damit sie sich nicht erkälten."

Papa lacht und sagt etwas von einem goldenen Herzen.

Frau Erdmann erwidert hart: „Sie wird um einer Maus willen unter den Wagen kommen. Das wird ihr Geschick sein, kein anderes."

Arme kleine Mathilde! Die liebelceren Augen sehen scharf.

Auch ich, ich schäme mich dessen jetzt, war nicht immer gut gegen Thilde. Das Stückchen Teufel, das im Menschen steckt, will das andere Stückchen Teufel im anderen. Wäre Thilde nur einmal böse geworden, so wäre ich wohl rasch zur Besinnung gekommen. Aber ihre Vergißmeinnichtaugen und ihre weiche Stimme konnten nur weinen und bitten. Und das hielt ich nicht aus. Und so mußte wohl in Thilde die heimliche Sehnsucht, Zärtlichkeit zu empfangen und nicht nur zu geben, so groß werden, daß sie dem ersten Mann anheimfiel, der ihr Gefallen an ihr zeigte.

Er war gar nicht aus ihrer Sphäre — ein junger Weinreisender, der vom Rheinlande mit seinem Flaschenkoffer in die Heide kam, die Gutsbesitzer, Oberförster und Pfarrer für seine Firma zu gewinnen. Weil kein ordentliches Gasthaus in der Nähe war, der junge, fröhliche Mensch auch in das einsam stille Gutshaus den Wind von draußen hineintrug, behielten ihn Erdmanns für die Nacht da, und er blieb dann noch den angebrochenen Tag und noch einen. Er hatte eine wohlgekleidete, schlanke Figur, blitzende Zähne und ein kühnes Schnurrbärtchen. Er sang mit Thilde und erzählte lustige Anekdoten, die er gleich selber mit hellem Lachen applaudierte. Er sagte Thilde, sie sei ein Engel, eben frisch von Mutter Maria gewaschen, gestrählt, in ein blau gepunktetes Waschkleidchen gesteckt und dann beim Sterneputzen ausgeglitten und vom Himmel gefallen — überglücklich, wer sie aufheben und zu sich ins Haus tragen könne! Der frische, junge Mensch, der ihr zeigte, daß sie ihn rührte und entzückte — und das einsame, sehnsüchtige, zärtliche, kleine Herz!

Wenn den jungen Rheinländer auch neben Thildens Person der Wohlstand des Hauses zu seiner Werbung veranlaßt hatte, so fand er sich freilich enttäuscht; die empörte Mutter gab Thilden nichts mit wie die Aussteuer. Er war aber leichtherzig genug, den Wert des Geldes nicht zu hoch zu schätzen, solange er nichts entbehrte.

Anderthalb Jahre nach ihrer Heirat kam ich nach Berlin, wo Richard jetzt als Agent seines Hauses wirkte und daneben einen kleinen Verkauf von Flaschenweinen betrieb.

Sie hatten eine kleine Parterrewohnung, des Kellers wegen, der, wie ich bald erfuhr, eine große Rolle in Thildens Leben spielte. Sonnenlos war es in dem kleinen Zimmer, in das mich das junge Dienstmädchen führte, aber der Blumentisch mit blühenden Fuchsien und Astern am Fenster machte mich sofort heimisch. Und nun öffnete sich die Tür, und Thilde stand vor mir — ein Kind an der Brust: „Ich wollte nicht warten, bis Bübchen ausgetrunken hatte. „Ich freue mich so sehr, Ada! Wie strahlend du aussiehst!"

„Und du?" sagte ich und mußte mich räuspern, weil mir etwas in der Kehle saß. „Wie geht's dir, liebe alte Thilde?"

„O, ich bin so glücklich!" erwiderte sie. „Denk' doch, Mann und Kind und sie brauchen mich nötig! Ist das nicht Glück?"

„Das beste", sagte ich und verbiß den Schreck, den mir ihre Blässe und Magerkeit verursachten. Sie fing meinen Blick auf, der über ihre Kattunjacke glitt.

„Es ist wegen des Nährens und auch, weil ich mich beim Weinabziehen viel bücke — da ist es besser, wenn ich lose gehe", sagte sie.

„Du ziehst euren Wein selber ab?" „Natürlich," erwiderte sie stolz, „ich stehe dazu schon immer um vier auf, sonst werde ich mit Bübchen und der Wirtschaft nicht fertig. Richard liebt es, daß alles sauber um ihn ist, wenn er aufsteht, und das Frühstück hübsch serviert. — Herrgott, ich muß ja den Tisch decken! Entschuldige, Liebste; du bleibst natürlich und nimmst vorlieb. Richard muß um zwölf essen, damit er nachher noch schlafen kann."

So sah ich denn auch den Mann wieder. Er sah sehr hübsch aus, nur fast schon ein wenig zu behäbig für seine jungen Jahre. „Sie mästet mir ein Bäuchlein an", sagte er und strich über Thildens Haar. Sie strahlte auf; ich mußte daran denken, wie sie als Kind immer gewünscht hatte, es möchte ihr jemand mal sanft über das Haar streichen.

Der Tisch war sehr zierlich gedeckt, mit Blumen und Früchten bestellt, das Menü lecker. Aber mir fiel auf, daß Thilde selbst nur wenige Häppchen aß.

„Thilde, ich stehle dir wohl dein Mittagessen!" rief ich erschrocken. Sie lachte. „Höchstens Richard. Aber ich habe rasch noch Apfelplätzchen gebacken. Die ißt er gern."

„Und du?" „Ich esse immer früher, Herz; ich bin schon um elf hungrig, und die feinen Sachen sättigen mich auch nicht genug. Ich brauche so viel jetzt."

„Ja, sie pampst sich mit Mehlsuppe voll", sagte Richard lachend. „Sie ist nun mal vom Lande. Aber es schlägt ihr sonderbarerweise nicht an."

„Ich habe auch nie bemerkt, daß bei ihr zu Hause schlecht gegessen worden ist", sagte ich rasch, denn mir schien, er behandle sie bei aller etwas paschahafter Zärtlichkeit als ein Geschöpf zweiten Ranges. Gerade, weil sie sich selbst so ganz in ihm vergaß. Und mir ahnte schon damals, daß sie sich schlecht ernährte, um ihm Leckerbissen schaffen zu können, wie sie sich den notwendigen Schlaf abbrach, damit er länger seinen genießen könnte. Ein Kind an der Brust, schlecht genährt und gekleidet, verblüht in erster Jugend, so stand sie im Keller, in dunstiger Weinatmosphäre und arbeitete für ihn!

Er griff ihr jetzt liebkosend ans Kinn. „Bist doch meine liebe Alte, wenn du auch Mehlpampel stopfst", sagte er und zog sie auf seine Knie. Sie kuschte sich an ihn wie ein Kind. Sein Blick ging über ihren Blondkopf zu mir herüber, triumphierend, ein wenig spöttisch und — huldigend. —

Als ich nach einigen Jahren wiederkam, waren schon vier Kinder da, und das fünfte wurde erwartet. Die vier lärmten, tobten und schrien in der kleinen, heißen Stube, das Dienstmädchen fuhr sie an: sie glaubten wohl, sie könnten mit ihr umspringen wie mit Mutter? Sie sei aber kein Narr . . .

Sie verstummte, als ich eintrat. Die Frau sei in die Markthalle gegangen, weil sie einen Gast zum Abend hätten. Dabei war etwas Hämisches in ihrem Gesicht. Ich gab meine Karte ab und ging. Nachmittags kam ein Rohrpostbrief von Thilde: „Bitte, Liebste, Beste, komm' heute abend um sieben zu uns. Wir haben nur eine Dame außer Dir zu Tisch, die Frau eines Geschäftsfreundes von Richard. Ich habe solche Sehnsucht nach Deinem alten Gesicht. Du kommst, nicht wahr?"

Ich ging mit einem unbehaglichen Gefühl hin.

Da ich die richtige Bahn verfehlt hatte, kam ich etwas spät, und die kleine Gesellschaft saß schon bei Tisch. Thilde sprang mit einem Freudenschrei auf und küßte mich mit einer Heftigkeit, die ihr sonst fremd war. Die Erregung ließ sie im Augenblick jung erscheinen. Auch Richard sah sehr wohl aus, nur — das bemerkte ich gleich — waren seine Züge etwas verschwommen, und seine Augen glänzten zu sehr. Die Ursache fand ich bald heraus, er sprach dem Weine sehr lebhaft zu. Daher mochte es auch wohl kommen, daß er sich so sehr gehen ließ. Er machte der hübschen gewöhnlichen Frau an seiner Seite so ungeniert den Hof, daß ich verlegen wurde. Ich sprach, die Situation zu decken, lebhaft mit Thilde. Sie aber wurde immer stiller und blasser.

Wir hatten kaum Gabel und Messer niedergelegt, als ich mich erhob — gegen alles Herkommen, um die immer unhaltbarer werdende Situation zu beenden. „Es ist spät, und Thilde bedarf der Schonung", sagte ich.

Die fremde Dame verstand den Wink und empfahl sich. Kaum war sie gegangen, so brach Richard aus: „Die hast du nun auch hinausgegrault mit deiner verfluchten engelhaften Duldermiene! Ne, so 'ne Frau zu haben! So 'ne Frau! Nein, zur Bestie wird einer, wenn er mit so 'ner Frau leben muß!"

Thilde sah aus, als wäre sie schon tot; nur das Zittern, das über ihre Glieder lief, zeugte, das sie noch lebte.

„Sei mir nicht böse, Richard", sagte sie sehr leise. „Ich weiß wohl, mir fehlt etwas, das andere Menschen haben. Aber ich weiß nicht, was es ist."

„Daß du nicht böse werden kannst, das ist's", sagte er ruhiger. „Vor wem einer gar keine Furcht hat, vor dem hat er auch keinen Respekt. Und da wird man schlecht."

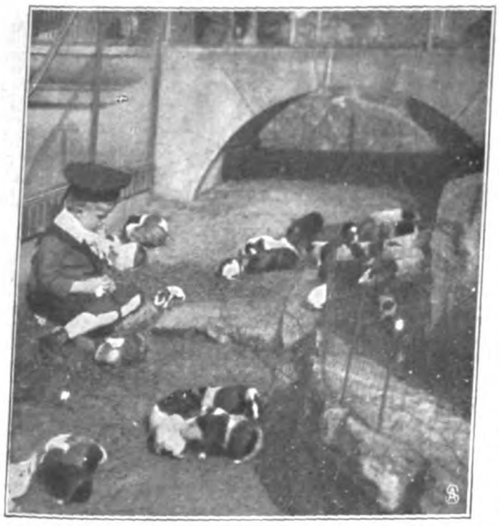
„Habe nur noch ein kleines Weilchen Geduld; es wird bald besser", sagte sie sanft. Da strich er ihr übers Haar: „Armes Dummchen! Du änderst dich nicht."

Sie hatte es anders gemeint. Sie fühlte, was kam. Bei der Geburt ihres fünften Kindes starb sie. Ohne Schmerzen; ihr Leben löschte aus wie eine niedergebrannte Kerze. In ihren letzten Stunden hörte sie immerfort schöne Musik. „Die Engel singen", flüsterte sie. „Die werden mich liebhaben!"

Seltsame Haus- und Lieblingstiere.

Von Friedrich von Dippel.

Gar oft treffen wir in einem Hause in einem besonderen Behältnis ein Tier, das wir sonst nur in der Freiheit oder hinter dicken Eisenstangen zu sehen gewöhnt sind. Stolz erklärt uns der Besitzer, mit welcher Sorgfalt und mit welcher Ausdauer er es fertig gebracht hat, seinen wilden Zögling zutraulich und mit den einfachsten Formen von Europas übertünchter Höflichkeit bekannt zu machen. Seitdem aber das große Werk gelungen ist, ist jener seltsame Insasse der Liebling der Familie geworden.



Bubis Meerschweinchen: Familienfreuden.

Als Großvater die Großmutter nahm, würde diese gewiß nicht erfreut gewesen sein, wenn er ihr als erstes Angebinde ein kleines reizendes Chamäleon verehrt hätte. Und wie groß würde erst die Entrüstung gewesen sein, wenn die Angebetete jenes Angebinde des Auserwählten mit ins Theater genommen hätte und das an und für sich ja unschuldige Tierlein am Vorhang der Loge hätte auf und ab laufen lassen, wie es vor einiger Zeit eine Dame der englischen Aristokratie im Opernhaus des Covent Garden getan hatte. Eine andere englische Dame, Frau Artur Cadogan, hat eine noch gefährlichere Passion. Ihre Freunde aus der Tierwelt sind giftige Schlangen. Zum Entsetzen der ganzen Londoner Gesellschaft trug Frau Cadogan eine kleine bunte Kobra, der, wir wollen es wenigstens zum Besten der Dame annehmen, die Giftzähne ausgerissen waren, als Armband. Diese Laune machte bald Schule, und man sah, wie verschiedene andere Damen, die gerne von sich reden machen wollten, nun auch giftige Schlangen als Boas und Armbänder trugen. Wodurch jene Vertreterinnen des schönen Geschlechtes sich gerade zu den Schlangen hingezogen fühlen, darüber hat sich, soviel bekannt ist, noch keine von ihnen ausgelassen!

Die jetzt noch lebenden Nachfolger der alten Saurier aus der Juraformation, die Krokodile und Alligatoren, die noch heute durch ihre Größe unsere Bewunderung erregen, findet man auch vielfach in Terrarien und Aquarien als verhätschelte Lieblinge. Natürlich nur in ihrer Jugend. Sie sind sehr blöde, langweilige Kameraden, die stundenlang, ohne sich zu bewegen, im Wasser oder auf dem Sande liegen. Ohne Zweifel erfreuen sich diese Tiere nur dadurch großer Beliebtheit, weil sie durch ihre Form auffallen, leicht zu behandeln sind und sehr zahm werden.

Mehr Freude machen die Schildkröten, die jetzt auch modern sind. Ganz kleine Tiere werden von den Damen in Paris und London an goldenen Kettchen gehalten, wobei es der Besitzerin überlassen bleibt, dem Tier ihrer Laune von ihrem Juwelier auf dem Rückenpanzer einen kostbaren Juwelenschmuck machen zu lassen. Die Schildkröten lernen mit der Zeit die Stimme ihres Pflegers unterscheiden und kommen auf Ruf herbei. Auch die bei uns heimische Sumpfschildkröte und die griechische Landschildkröte sind ganz harmlose Hausgenossen. Ebenso sind die Ringelnattern, die in ganz Deutschland an Flüssen, Bächen, Seen und Tümpeln vorkommen, Reptilien, die auch Kindern Unterhaltung und Freude gewähren. Sie lernen im Laufe der Zeit ihren Herrn kennen und recken ihre zierlichen Köpfchen, wenn sie angerufen werden. Besonders bei der Jugend sind die Ringelnattern sehr beliebt, sie bilden einen Tauschartikel auf den Schulen. Leider aber werden diese harmlosen Reptilien oft, anstatt daß ihnen die Freiheit wiedergegeben wird, getötet oder in

Förstertöchterchen mit zwei jungen Rehen.

dumpfen Zigarrenkisten gefangen gehalten, so daß sie bald eingehen. — Auch die flinken Eidechsen sind verträgliche Hausbewohner, die durch ihre Munterkeit und Geschwindigkeit ihre Interessenten zu fesseln wissen. — In unseren Kolonien, überhaupt in den Tropen, sind verschiedene Schlangenarten geradezu Haustiere, sie werden dort ähnlich wie bei uns die Katzen gehalten, um der Mäuseplage Abbruch zu tun. Diese Schlangen sind eifrige Jäger und fallen niemals durch Unreinlichkeiten lästig.

Zahmer Storch.

Ein anderer großer Mäusefreund ist der Igel. Man kann sich nichts Drolligeres denken als einen zahmen Igel. Ich möchte diese Stachelkugel als den Clown unter den Tieren bezeichnen. Wenn sich dieser Spaßmacher einigermaßen an seine Umgebung gewöhnt hat und zutraulich geworden ist, so muß man über seine Drolligkeit, besonders wenn noch ein anderes Haustier vorhanden ist, das ihn zum Spielen auffordert, wohl oder übel lachen. Der spitze Kopf, in dem zwei listige Äuglein glänzen, und das starre Stachelkleid, dessen Schutz in Anspruch zu nehmen der Geselle jederzeit bereit ist, geben dem Tiere an und für sich etwas Komisches.

Ein Leopardensäugling.

Ich brachte einmal einen Igel von der Jagd mit nach Hause. Frau und Kinder wollten natürlich zu gerne das Tier in seiner wahren Lebensgröße bewundern, aber der eigensinnige Kerl war gar nicht damit einverstanden, er rollte sich nicht auf. Nachts gab er dann sein erstes Debüt. Ich werde plötzlich aus dem Schlafe geweckt, meine Frau erzählt mir mit verstörter Miene, daß in unserer Wohnung Einbrecher seien. Ganz deutlich hörte man ein starkes Tapsen in der Wohnung. Im ersten Moment dachte ich gar nicht an meine Jagdbeute, sondern glaubte wirklich, daß sich jemand in der Wohnung befände. Wir begaben uns in das Zimmer, in dem das Geräusch war, und fanden dort statt des Einbrechers unsern Freund, der offenbar damit beschäftigt war, seine neue Umgebung zu erkunden.

Gar bald wurde der „Hans" gut Freund mit meinem Jagdhund, mit meinen Kindern und mit uns selbst. Hans war frech und faul, wie es sich für einen guten Igel geziemt. Fressen war seine Hauptbeschäftigung. Er lernte gar bald auf Ruf aus seinem Versteck hervorzukommen, kannte die Küche mit ihren Leckerbissen ganz genau und ging auch manchmal mit den Kindern auf die Straße spielen. Vorsichtig wurde er in einem Tuche die Treppen hinauf und hinunter getragen. Machte er einmal wirklich Miene sich weiter zu entfernen, als es nach der Ansicht meines Jagdhundes erlaubt war, so wurde er von diesem liebevoll darauf aufmerksam gemacht. Leider dauerte es nicht lange mit seiner Igelherrlichkeit, er starb eines schnellen Todes, er wurde nämlich von einem Nachbarhund totgebissen. Ungerächt aber blieb Hans nicht, denn mein Hund schwur dem Mörder ewige Feindschaft, die in grimme Fehden ausartete, bei denen manches Büschel Haare verloren ging.

Mäuse und Ratten, Tiere, die ein ganzes Mädchenpensionat in eine derartige Aufregung versetzen können, wie es nicht einmal ein schneidiger Leutnant fertigbringt, werden auch vielfach, wenn auch nicht als Haus- doch als Lieblingstiere gehalten. Allerdings sind es besondere Arten jener weitverzweigten Familien, die gewöhnlich als Tanz- oder weiße Mäuse und weiße Ratten bezeichnet werden. Besonders die weißen Mäuse sind ja ganz niedliche Tierchen und machen Kindern durch ihre tanzenden Bewegungen viel Spaß; anhänglich an ihren Pfleger werden sie fast niemals, so daß man ihrer bald satt wird. Dagegen wird ein Verwandter jener kleinen Nager, das Kaninchen, wenn man sich mit ihm beschäftigt, sehr zahm und folgt dem Rufe seines Herrn. Auch folgt es, wenn es beständig gelockt wird, ganze Strecken Weges und versteht es sehr wohl, auf einen niedrigen Stuhl und von dort auf den Tisch zu springen, um sich einige saftige Kohlblätter dort zu holen.

In letzter Zeit ist es sehr modern geworden, sich Raubtiere als Lieblingstiere anzuschaffen.

In der Jugend sind ja auch die großen Raubtiere recht possierlich und nett, sie sind wie die jungen Kätzchen.

In den südlichen Ländern findet man häufig, daß Leoparden oder Jaguare als Haustiere, ähnlich wie unsere Hunde, an Ketten gehalten werden und sich ganz manierlich aufführen. Sie kennen ihren Herrn und alle Familienmitglieder sehr genau, begrüßen ihre Freunde beinahe zärtlich, kurz, sie sind recht wohlerzogen. Eine Zeitlang geht alles gut, bis irgendein Zufall dem Tiere seinen wahren Charakter in Erinnerung bringt. Dann gibt es nur zwei Auswege, entweder einsperren und das Tier in einem Käfig halten, oder der Hausherr nimmt seine Büchse von der Wand und gibt dem Tier eine Kugel.

Hausigel.

Manchmal ist dies auch der einzige Ausweg bei den vielen Affenarten, die im Hause gehalten werden. Im großen und ganzen werden die Affen, auch die größeren Arten, sehr zahm, aber dem Charakter unserer „Verwandten" kann man doch nie ganz trauen. Besonders Kindern gegenüber ist der Affe sehr heimtückisch, so daß man sehr vorsichtig sein muß. Junge Tiere sind meistens sehr harmlos, je älter aber der Affe wird, desto launischer ist er.

In sehr vielen Häusern auf dem Lande werden Hirsche und Rehe als Lieblingstiere gehalten. Diese in freier Wildbahn so scheuen Tiere gewöhnen sich sehr rasch an den Menschen und folgen ihm auf Schritt und Tritt. Meistens werden sie hilflos als ganz junge Kälber oder Kitzchen von einem mitleidigen Jäger mit nach Hause genommen und hier mit der Flasche großgepäppelt. Doch so groß auch die Anhänglichkeit ist, wenn die Tiere in ein gewisses Alter kommen, dann befällt sie eine unwiderstehliche Lust, sich ihren in der Freiheit lebenden Brüdern anzuschließen.

Ein freundlicher Hausgenosse.

Ungemein zahlreich sind die Liebhaber der Vogelwelt. Abgesehen von den Singvögeln und anderen Arten, die durch ihr prächtiges Gefieder den Menschen erfreuen, finden wir in manchem Hause Vertreter dieser leichtbeschwingten Gesellschaft, die man nicht zu sehen erwartet. Neben der diebischen Elster sind Raubvögel vom Käuzchen bis zum Uhu und zum Weih vertreten. Wer kennt nicht jene zwerchfellerschütternde Geschichte vom Altmeister Busch über Hans Huckebein, den Unglücksraben, der wie ein Kobold das ganze Haus in Aufregung versetzt? In der Tat ist der Rabe in der Gefangenschaft ein großer Spitzbube, der nur dann sich zu beschaulicher Ruhe zurückzieht, wenn er einen neuen Schabernack plant.

Ein lieber Hausgenosse ist auch der Storch, er gewöhnt sich sehr leicht an den Menschen und verzichtet schließlich in treuer Anhänglichkeit auf seine Reise nach dem Süden. Auch ich war einmal glücklicher Besitzer eines richtigen, lebendigen Klapperstorches, den ich auf der Jagd am Flügel verletzt hatte und zum Ausheilen mit nach Hause nahm. Er wurde sehr bald zahm und nahm im Sommer einen Stammplatz auf dem Balkon ein. Im Winter stand er stundenlang auf einem Bein auf dem warmen Ofen, den Schnabel unter einen Flügel gelegt.

Die Raubvögel werden sehr schwer zahm und machen auch wenig Vergnügen. Anders ist es mit einigen exotischen Vogelarten wie Flamingos, Pelikanen usw., die sehr bald ganz zahm werden und sich von Erwachsenen und Kindern liebkosen lassen.

Wenig bekannt dürfte es sein, daß die Pariser und Londoner Damenwelt im Tierreich noch ganz andere Lieblinge gesucht hat. Sie hat nämlich ihre Aufmerksamkeit auch der Insektenwelt geschenkt, und besonders Prachtkäfer als Schmuckstücke gewählt. Doch nicht tot, wie sie auch bei uns vielfach als Schmuck getragen werden, nein, lebend müssen die zarten Geschöpfchen sein, wenn sie die Reize ihrer Trägerin erhöhen sollen. An goldenen Kettchen, auf eine zarte, duftende Orchidee gesetzt, schmücken die kleinen, farbenprächtigen Insekten den Busen und das Haar ihrer Herrin, nicht selten in Gemeinschaft mit einem beinahe ebenso winzigen, in allen Farben schillernden Kolibri.

Schon die mexikanischen Indianerinnen hatten diese Gewohnheit, als die spanischen Eroberer das Land betraten. Hier erwartete die

Eine zahme Boa constrictor.

Junge Opossums als Spielgefährten.

Liebste ihren Geliebten mit einem der großen mexikanischen Leuchtkäfer in den schwarzen Haaren. Die mexikanischen Leuchtkäfer verfügen über eine ganz respektable Leuchtkraft und sind eine gute Strecke Weges sichtbar.

Natürlich mußte auch das farbenprächtigste Insekt, der Schmetterling, sein Leben in den Dienst launischer Herrinnen stellen. Es ist nicht leicht, ein solch zartes Tierchen abendelang in einer großen Gesellschaft so zu hüten, daß es nicht Schaden an seinem ohnehin kurzen Leben nimmt. Aber was kümmert's die Damen, die unbestrittene Herrin Mode findet es schick, also wird's gemacht. Allerdings ist es ein herrlicher Anblick, wenn der sorgsam auf einer Blume befestigte Schmetterling seine bunten Flügel entfaltet und mit seinen satten lebendigen Farben den Kampf mit den feurigen, aber kalt in allen Farben schillernden Edelsteinen aufnimmt. Dieses kleine Tierchen aber kann nicht nur in den Augen der übrigen Gesellschaft mit den kostbaren Steinen wetteifern, es kann es auch, wenn man seinen Wert erwägt. Es ist nicht leicht, exotische Schmetterlinge in unserm Klima zu züchten, und die Leute, die es trotz der klimatischen und vor allem der Futterschwierigkeiten fertigbringen, lassen sich ihre Tiere ganz anständig bezahlen, so daß für einen einzigen Falter oft so viel bezahlt wird, daß man sich für das gleiche Geld auch einen guten Edelstein hätte kaufen können.

Gestickte Sprüche.

Von Elisabeth Eichler.

Seit die Frau mit Siebenmeilenstiefeln dem allgemeinen Wahlrecht entgegeneilt, sieht sie etwas naserümpfend auf eine Tätigkeit zurück, in deren Ausübung sie sonst Meisterin war. Das ist die weibliche Handarbeit. Die Nadel ist in ihrer Wertschätzung sehr gesunken, wenn auch noch nicht ganz so tief wie das verachtete Strickzeug. Schon unsere Mütter strickten weniger als unsere Großmütter, die moderne Frau nähte nicht mehr, stickte aber noch, die „neue" Frau tut auch das nicht mehr. Lächerlich, sich die Augen verderben, die Finger zerstechen, den Rücken krümmen, um sich mit Kissen, Läufern, Decken, Handtüchern usw. zu versorgen, lächerlich! Das kauft man alles viel billiger fertig, und stilvoll ist überhaupt nur noch das von Künstlerhand entworfene Muster, nach dem in künstlerisch geleiteten Webereien die Gegenstände hergestellt werden. — Doch gibt es immer noch ungezählte Tausende von artigen Haustöchterchen, liebenden Bräuten, treuherzigen Gattinnen, die da meinen, eine Arbeit von ihrer Hand rufe an Geburtstagen und am Weihnachtsabend eine ungemessene Freude hervor, und die es sich nicht nehmen lassen, allerlei Dinge des Haushaltes, des persönlichen Gebrauches mit feineren oder gröberen Stickereien in Seide, Garn, Wolle auf Tuch, Samt, Leinen, Stramin und anderen geduldigen Stoffen zu schmücken. Wieweit ihre Erwartungen bezüglich der hervorzurufenden Freude berechtigt sind, möge dahingestellt bleiben. Die meiste Freude haben wohl sie selbst an ihren Schöpfungen. Der beschenkte Mann, sei er Vater, Bruder oder Schatz, weiß in den seltensten Fällen die aufgewendete Mühe zu würdigen. Er schätzt die Nadel in des Weibes Hand nur als Näh- und Stopfnadel. Alles Bestickte ist ihm in der Regel — die wie alle Regeln einige Ausnahmen hat — ein Greuel, besonders der Schlummerpuff mit der Inschrift: „Nur ein Viertelstündchen!" von der er nach eingenommenem Mittagsschläfchen mindestens eine Silbe in Spiegelschrift eingedrückt stundenlang auf seiner Wange herumträgt, allermindestens aber das Rufzeichen.

Und damit bin ich mitten in meinem Thema.

Eine wohlbestickte Häuslichkeit wimmelt von gestickten „Sprüchen". Von rechts und links, aus allen Ecken trifft es in Platt- und Stielstich unser Auge, und es sind der Ermahnungen recht viele, die uns auf diese Art übermittelt werden. Schlafzimmer und Küche sind besonders reich bedacht. Da ruft uns ein Wandschoner den ganzen Tag über zu: „Froh erwache!" Hier sucht uns ein Besenhandtuch zu überzeugen, daß: „Arbeit spart, wer Ordnung wahrt!" oder daß man „Fegen und Kehren" ehren soll! Ein gestickter Lappen um die Wasserleitung verkündet, daß es hier frisches Wasser gibt, und eine Decke auf dem Küchentisch versichert: „Sich regen, bringt Segen." So geht es auf Schritt und Tritt. Hat doch sogar der selige Schiller herhalten müssen. Denn an den vier Brettern des Wäscheschrankes ist zu lesen:

„Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein."

All dies predigt mit so viel Aufdringlichkeit von Ordnung, Fleiß und Sauberkeit, daß wir uns recht faul und unordentlich vorkommen müssen, da wir doch, scheint's, der Ermahnungen so sehr bedürfen. Und ob sie helfen? Ob's schon je gehalten hat, daß eine Küchenfee, die mit schlechtweg allen häuslichen Tugenden auf gespanntem Fuße steht, bei jeder Wendung ihrer bezaubernden Gestalt einen dieser guten Sprüche vor Augen hat?

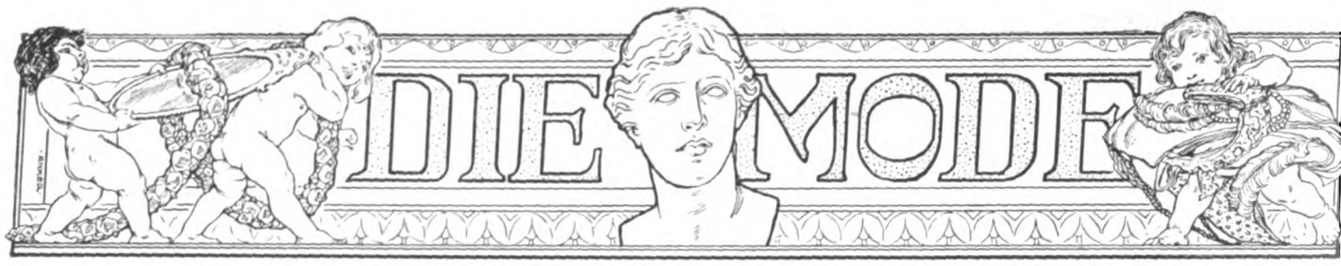
Nun lasse ich mir's noch gefallen, wenn auf dem Deckchen des Nachttisches ein „Schlaf wohl!", auf dem Überhandtuch „Guten Morgen!", auf einem Tablettdeckchen „Wohl bekomm's!" und auf der Klammerschürze „Schön Wetter!" steht. Das sind freundliche Wünsche, die das Schicksal aller freundlichen Wünsche haben: manchmal in Erfüllung zu gehen, noch öfter aber nicht. Und sie haben den Vorzug der Kürze. Doch daß an den Wänden ganze lange Vier- und Sechszeiler hängen, die anspruchsvoll verlangen, gelesen und wieder gelesen zu werden, ist von Übel. Sicher hat es noch nie einen bekümmerten Menschen getröstet, daß er alle Morgen über seinem Bette lesen mußte: „Sorg', aber sorge nicht zu viel, es kommt doch so, wie Gott es will."

Schon der mangelhafte Reim erweckt eine gewisse Opposition gegen die in Kreuzstich verzapfte Weisheit!

Eine kleine praktische Bemerkung sei mir noch gestattet.

Die Buchstabenstickerei geht langsam und verlangt einige Fertigkeit. Die schlechte Stickerin wird die Buchstaben noch mehr verprudeln als alles übrige, die gute Stickerin aber könnte in der Zeit, die sie für den „Spruch" braucht, eine Menge fein stilisierter Blüten oder ein schönes, wirklich empfundenes Ornament arbeiten. Wäre das nicht hübscher? Führen wir nicht die Nadel, um dem Notwendigen Zier und Schmuck zu verleihen? Zum „Guten den Glanz und den Schimmer zu fügen?" Was soll uns das gestickte Wort? Der Vers? Die Sentenz? Das steht alles in Büchern zu lesen. Dort gehört es hin, nicht auf Wände und Handtücher!

Vielleicht ist es oft auch nur ein Stückchen Faulheit des Zeichners, das in den Spruchvorlagen steckt. Ein füllendes gutes Ornament zu entwerfen, kostet Mühe und Nachdenken, die kann er sich sparen. Er belebt den Rand durch ein bißchen mageres Geranke und setzt in die leere Fläche irgendeine billige Wahrheit, die andere vor ihm gedacht haben, oder ein paar ganz nichtssagende Worte — fertig ist die Zeichnung. Und dergleichen wird so gern gekauft! Ja, das ist es eben. Nicht kaufen, grundsätzlich keine „Sprüche" nehmen sollten wir, so würden sie bald aus den Läden verschwinden!



Brautjungfertoilette in Empireform, Toilette für eine Brautmutter. (Abbildungen 76 u. 77.) Zur Herstellung des Modells Abb. 76 diente wasserblaues feinstes Tuch, gleichfarbige Seide und weiß- und silbergestickter Filetstoff. Das spitz ausgeschnittene Leibchen hat ein Lätzchen und wird von einem kragenartigen Teil aus Filetstoff begrenzt, dessen äußere Kante in einer

77

76

78

Abb. 76 u. 77. Brautjungfertoilette in Empireform, Toilette für eine Brautmutter. Abb. 78. Brautkleid in Prinzessform.

Seidenblende besteht. Unter dem Kragen setzt sich der gereihte, in Querfalten geordnete Dreiviertelärmel an, den Filetstoff abschließt. Der leicht schleppende Rock ist oben ganz wenig eingereiht und unter dem faltigen Seidengürtel dem blusigen Leibchen angesetzt, wobei er nach hinten ziemlich in die Höhe steigt. Rosa Seidenbandrosetten vervollständigen die Toilette, deren Schnitt in 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig ist. — Für die Brautmuttertoilette ergab eine abgepaßte Robe aus schwarzem Tüll mit Pailletten- und Perlstickerei das Material. Über der reich mit schmalen weißen Valenciennes garnierten Bluse wird die ziemlich glatte Tüllbluse sichtbar, die, mit verbreiterter Schulter gearbeitet, durch einen glockigen Ärmelteil vervollständigt wird, der lose über den halblangen Puffärmel der Unterbluse fällt. Den Halbärmel schließt unten eine Püschenmanschette ab, die mehrmals schwarzes Samtband besetzt. Im Taillenschluß tritt die Überbluse in leichten Fältchen in den schwarzen Pannegürtel, unter dem der oben etwas eingereihte Rock herabfällt. Leicht schleppend geschnitten, erhält er seine Stütze durch das weißseidene Unterkleid. Der Schnitt des Rockes ist in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite

Abb. 79. Elegantes Reisekleid.

Abb. 80. Promenadenkleid in Prinzessform.

für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch für die Überbluse bei 1,10 Metern Breite 1,50 Meter, für die Unterbluse bei 55 Zentimetern Breite 2,50 Meter und für den Rock bei 1,10 Metern Breite 3,50 Meter.

Brautkleid in Prinzessform. (Abb. 78.) Unser schönes Brautkleid ist aus weißem weichen Satin duchesse gefertigt, zeigt mäßig lange Schleppe und den Rock unten etwas tollig ausfallend. Es umschließt glatt die Hüften und den

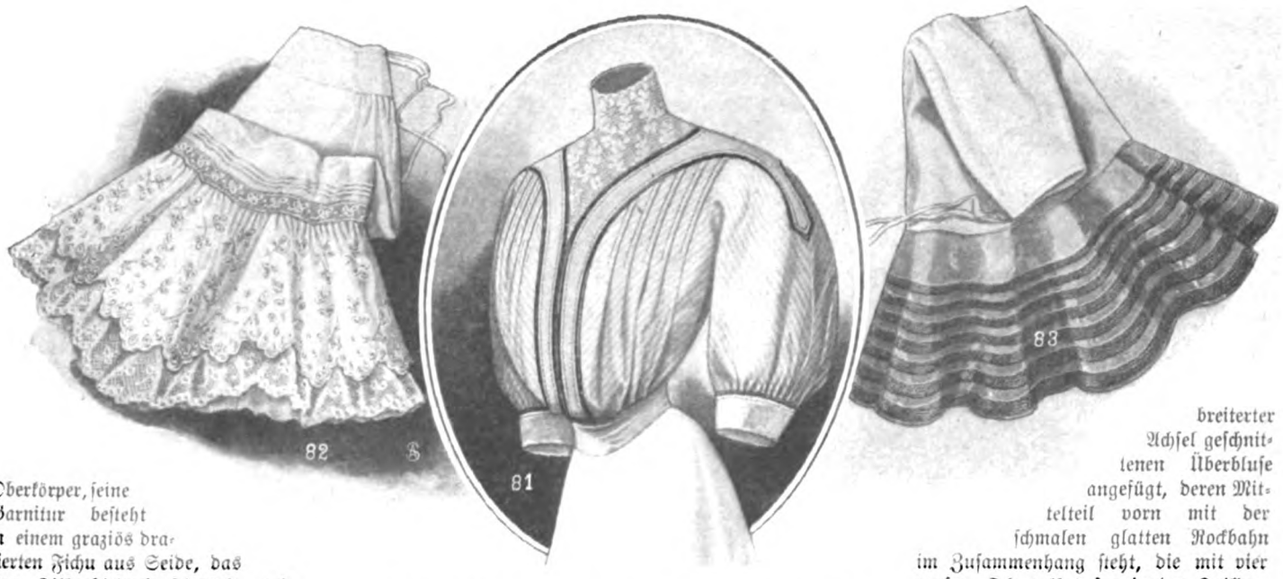


Abb. 81 bis 83. Bluse aus gestreifter Seide, zwei Volantunterröcke.

Oberkörper, seine Garnitur besteht in einem graziös drapierten Fichu aus Seide, das eine Silberstickerei schmückt und seitlich ein voller Bandtuff mit langen Enden festhält. Die obere Taillenpartie ist mit schönem weißen Spitzenstoff bekleidet, den halblangen Ärmel formen drei Spitzenvolants, die einem schmalen japanischen Ärmel entquellen, der nur wenig unter dem Fichu sichtbar wird. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 56 Zentimetern Breite je nach Größe der Schleppe 13,75 bis 17 Meter.

Elegantes Reisekleid. (Abb. 79.) Aus feinem grau und schwarz karierten Tuch hergestellt, erhält das Kostüm sowohl durch die Form wie die reiche schwarze Schnurstickerei seine distinguierte Wirkung. Das vorn leicht geöffnete kurze Jackett ist dreiviertelanliegend gearbeitet und zeigt die Vorderteile unten stark abgerundet. Als Halsabschluß dient ein reich soutachierter Umfallkragen, der unter der verbreiterten Schulter hervorfallende Dreiviertelärmel ist ziemlich faltig geschnitten und unten durch einen Aufschlag abgeschlossen. Der Faltenrock besteht aus sechs Bahnen, zwischen denen eingesetzte Faltenteile sichtbar werden, die bis in Kniehöhe niedergesteppt sind. Als Garnitur dienen den breiten Bahnen aufgesteppte Stoffpatten, zwischen denen sich schwarze Schnurstickerei hinzieht. Der Schnitt ist für die Jacke in 42, 44, 46, 48, 50, 52, 54 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116 125 und 135 Zentimetern Hüftweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4 bis 4,50 Meter, für das Jackett 1,50 bis 1,75 Meter.

Promenadenkleid in Prinzessform. (Abb. 80.) Dies aus perlgrauem Tuch gefertigte Promenadenkleid ist ganz Ton in Ton gehalten und läßt in der vorderen und Rückenmitte die aus schmalen Seidenblenden und Zierstich zusammengesetzte Unterbluse sichtbar werden, deren aus gleichfarbiger Seide bestehender Ärmel sich in Dreiviertellänge in Querfalten um den Arm drapiert. Die im Rücken im Gürtel verlaufende Überbluse zeigt dort wie an den Vorderteilen tiefe Schlitze, die durch Seidenschnur verschnürt sind. Auch ein schmales japanisches Ärmelchen ist der mit verbreiterter Achsel geschnittenen Überbluse angefügt, deren Mittelteil vorn mit der schmalen glatten Rockbahn im Zusammenhang steht, die mit vier großen Schmuckknöpfen in der Taillengegend festgehalten wird. Der schlank die Hüfte umschließende Rock bleibt völlig ungarniert und ladet in leichter Schleppe aus. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig erhältlich.

Bluse aus gestreifter Seide, zwei Volantunterröcke. (Abbildungen 81 bis 83.) Die Bluse Abb. 81 wird aus braun und weiß gestreifter Seide gefertigt und hat eine kleine Spitzenpasse; an diese setzen sich die oben in Fältchen abgenähten Vorderteile an, die ein geschweifter Besatzteil aus brauner Seide mit weißem Vorstoß begrenzt. Seine Spitze setzt sich auf dem blusigen, unten mit Aufschlag abschließenden Dreiviertelärmel fort, der zur Hälfte dem Vorderteil, zur Hälfte dem Rücken angeschnitten ist. Der Schnitt ist in 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 3,25 Meter. — Für den eleganten waschbaren Unterrock Abb. 82 ergab weißer Seidenbatist das zarte Material, aus dem auch der breite gereihte Volant bestand, den reiche Lochstickerei verziert. Unter ihm fällt ein zweiter, reich gereihter Valenciennevolant hervor, der seinen Rand leicht stützt, während über dem breiten Volant Valencienneeinsatz sichtbar wird, den nach oben eine Stüschengruppe begrenzt. Der Rock ist mit Kollerbund gearbeitet und hat eine in Reihfalten herabfallende Hinterbahn. Der Schnitt ist in 98, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 40 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 80 Zentimetern Breite 2,10 Meter. — Der zweite Rock ist aus braunem Tuch hergestellt und durch einen hohen Serpentinevolant aus gleichfarbigem Velvet ausgestattet, den schwarze Tresse in verschiedener Breite besetzt. Ziemlich eng geschnitten schmiegt sich dieser Rock leicht der Körperform an. Der Schnitt ist in 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,75 Meter.

Abb. 84 u. 85. Zwei Festkleider für kleinere Mädchen.

Zwei Festkleider für kleinere Mädchen. (Abb. 84 u. 85.) Die Unterbluse des weißen Kaschmirkleidchens Abb. 84 besteht aus gesticktem Tüll, der vorn und im Rücken als gereihter Latzteil zum Vorschein kommt und

aus dem auch die halblangen Puffärmel gefertigt sind, die unten eine spitzenbesetzte Manschette abschließt. Am Halse wird eine Spitzenpasse sichtbar, die ein Valenciennekräuschen begrenzt. Die Überbluse wird durch schmale Stoffblenden geschmückt, aus denen auch das kleine japanische Ärmelchen besteht. Das kurze Röckchen ist in Plisseefalten gelegt, die, oben niedergesteppt, nach unten ausspringen. Sein Schnitt ist in 30, 32, 34, 36 und 38 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch für die Überbluse bei 1,10 Metern Breite 1,80 Meter, für die Unterbluse bei 83 Zentimetern Breite 1,30 Meter und für den Rock 2,25 bis 2,50 Meter. — Für das zweite Modell Abb. 85 ergab weißer, reich mit kräftiger Plattstichstickerei in Glanzgarn verzierter Seidenbatist das zarte Material. Das Kleidchen zeigt die vordere und Rückenmitte faltig bekleidet und oben durch eine aus Stüschen und Durchbruch gebildete Passe vervollständigt. Über die Schultern ziehen sich gestickte Streifen, die nach außen durch einen gereihten Volant begrenzt werden, der sich epauletteartig über den Ärmel legt. Unter dem die Taillenlinie leicht markierenden Gürtel setzt sich das kurze flotte Röckchen in Reihfalten an, das gleichfalls bestickt und noch durch mehrere Hohlsäume verziert ist. Der Schnitt ist in 28, 30, 32, 34 und 36 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 3 bis 3,25 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte sind zu den Modefiguren Nr. 76 bis 85 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37-41, zu beziehen. Für Taillen usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Bürgerliche Gastlichkeit von heute.

Plauderei von Richard Gollmer.

Man sollte meinen, daß der Mittelstand, dieser „Pufferstaat" zwischen reich und arm, von den Wandlungen der Zeit am wenigsten getroffen worden sei und darum in alter, solider Weise fortwirtschaften könne. Das ist aber nicht so. Die gegen früher ganz enorm erhöhte geistige Potenz des Mittelstandes hat ihn den über ihm stehenden Klassen nähergebracht, jedoch nur wenige haben die trennende Barriere ganz überklettern können, während die meisten aus Mangel an Kapital nicht mitkonnten, sondern trotz aller Fähigkeiten mit höchst knappem Einkommen zurückbleiben mußten. Einschneidender ist aber noch die Grenze, die den Mittelstand nach unten hin isoliert. Dort finden wir zum Teil auch ein hohes geistiges Aufblühen, daneben aber einen so riesigen Bedarf an Arbeitskräften, daß auf die höhere Bildung kein Wert gelegt wird, weil nur einigermaßen körperlich Geschickten und Arbeitswilligen Einnahmen zufließen, die gar nicht mehr mit denen früherer Zeiten vergleichbar sind, während auf der anderen Seite das Genußbedürfnis, das zweifellos in den unteren Klassen auch in großem Maße vorhanden ist, doch weit billigere Mittel zu seiner Befriedigung findet als beim höher kultivierten Mittelstand. Was geschieht nun? Zu einem Hinuntergehen zu den Klassen unter ihm kann sich der Mittelstand nicht entschließen. Das hieße für ihn verzichten auf die mit seiner höheren Bildung zusammenhängenden Vorrechte. Er wird — und das ist menschlich so natürlich — immer suchen, es den besser Situierten gleichzutun. Das Resultat davon ist die Melodie, die die Spatzen auf den Dächern pfeifen, und die besonders vom Lande und aus den Kleinstädten in die großen Städte hineintönt: „Der Mittelstand lebt über seine Verhältnisse."

Von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir uns einmal die Lebensführung des Mittelstandes ein wenig ansehen, soweit sie unser Thema berührt.

Oft heißt es: „Da sparen die Leute an der Wohnung, um nur mehr Vergnügungen außer dem Hause mitmachen zu können." Umgekehrt wird ein Schuh daraus! Aus irgendwelchen Gründen geschäftlicher oder privater Natur muß die Wohnung in einer bestimmten Gegend liegen, und gerade dort ist sie so teuer, daß eine sehr weitgehende Einschränkung und Raumausnutzung erforderlich ist. Dadurch verbietet sich eine Geselligkeit im Hause, sobald sie über den kleinsten Kreis hinausgeht, von selbst, und so müssen in der Großstadt die geselligen Zusammenkünfte sympathisierender Familien am dritten Ort, im Wirtshaus, stattfinden. Das hat das Gute, daß niemand beim Kommen und Gehen geniert ist, und daß die Wohnung stets in Ordnung bleibt, wodurch Zeit und Geld gespart werden. Es hat ferner das Gute, daß das gegenseitige Überbieten in leiblichen Genüssen, wie es leider im Hause immer vorkommt, vermieden wird. Es bringt aber auch das Schlechte mit sich, daß das Haus nicht mehr ausschließlich und unter allen Umständen der Zentralpunkt der Familie ist, und daß das Wirtshaus für Damen auf die Dauer nicht der geeignete Aufenthalt ist, so wenig wie für die halb und ganz erwachsene Jugend.

Die Gastlichkeit und Geselligkeit in kleineren Städten und auf dem Lande spielt sich im großen und ganzen immer noch in den althergebrachten Bahnen und innerhalb der eigenen vier Wände ab; das ist erklärlich und beinahe selbstverständlich. Auch in der Großstadt gibt es noch Familien, die an ihren Riesenkaffees mit Bergen von Kuchen und ihren „kalten Abendbroten" mit unendlich vielen Platten zähe festhalten. Daß diese viel teurer, mühsamer und zeitraubender herzustellen sind als der viel bekömmlichere und bequemere warme Braten — welch ein Luxus! — wollen sie nicht wahrhaben. In den kleinen Städten aber ist diese Art „Vergnügen" vollends die Regel. Es gibt Ausnahmen, aber sie sind ungeheuer selten. Die gleichen geisttötenden Unterhaltungsspiele, ja noch das „Nötigen" in althergebrachter Form! Man muß Altertumsforscher sein, um sich zu freuen, wie das gesellschaftliche Leben Generationen hindurch stagnieren kann! Daher die Furcht junger Beamter und Kaufleute, junger Lehrerinnen, junger Ehepaare usw., in eine Kleinstadt zu kommen.

Hier also liegen die Hauptpunkte, wo die Hebel angesetzt werden müssen, um die bürgerliche Gesellschaft zu heben. Höhere Werte müssen in sie eingeführt werden, und das Materielle muß und wird dann in den Hintergrund treten! Auch die jungen Damen werden ihre geistig regsamen Partner anders einschätzen lernen und bald mittun. Die Mitwirkung unserer Frauen an der Vertiefung unseres geselligen Lebens ist ja eine dankenswerte Tat, im großen Gebiet der modernen Frauenbewegung nicht die geringste! Der „Tatort" aber ist das Haus und muß es auch in erster Linie bleiben, natürlich nur in kleinem Kreise. Solche Geselligkeit ist auch im mittleren Bürgerstand der Großstädte möglich, wenn man ein bißchen guten Willen dazu hat. Dabei spricht vieles rein Äußerliche und anscheinend Nebensächliche allerdings gewaltig mit, dem wir uns nun zuwenden wollen.

Zunächst ist mit Freude festzustellen, daß die Großstadt die mörderischen Kaffeeschlachten, wie gesagt, nur noch ausnahmsweise kennt. Die Zeit des Mittagsmahles ist eine spätere geworden als früher, und es sind inzwischen doch auch andere Interessen und Umstände zum Vorschein gekommen, die dem intimen Klatsch den Boden entziehen. Dagegen kommen mehr und mehr die frühabendlichen Tees auf. Sie fallen in die Zeit, wo die Hausfrau mit dem Gatten das Mittagsmahl eingenommen hat und nun ein paar Stunden zum Spaziergang usw. benutzt und gern bei einer Bekannten ein Täßchen Tee trinkt. Dabei braucht sie sich nicht lange aufzuhalten, sie kann schnell wieder nach Hause wandern oder sich vom Gatten ins Theater abholen lassen. Will sie jedoch länger bleiben, so steht dem auch

nichts im Wege, man bietet ihr auch Materielleres als Tee an, und kommt der Herr Gemahl gegen 9 Uhr, sie abzuholen, so findet auch er freundliche Aufnahme und Gesellschaft bei einem Glase Bier. Man sagt oft, diese Art der Geselligkeit habe etwas „Ambulantes" an sich! Sei's darum! Sie hat wirklich etwas sehr Bewegliches, aber mit ihrer eminenten Beweglichkeit haben die modernen Truppen ihre Siege erfochten — vielleicht ist das auf dem Schlachtfelde der Geselligkeit ebenso! An Stelle der alten ehrwürdigen Schlachtordnung der Kaffeetafel tritt das leichte Geplänkel des Teeabends. Nicht eine große Tafel vereinigt die Anwesenden, sondern jeder nimmt Platz, wo er solchen findet, sogar in verschiedenen Zimmern. Sorge der Wirtin ist es, für recht viele und anheimelnde Plätzchen zu sorgen. Sind Töchter oder junge Damen der Verwandtschaft anwesend, so übernehmen diese die Bewirtung und das Servieren des Tees — nur Sahne, Rum und Wein werden von Dienstboten angeboten. Der Samowar ist gasgeheizt, wieder „dernier cri", auch Tassen sind wieder beliebter als Gläser, und hochvornehm sind die ambulanten Teetische, wie unsere Bilder sie oft gezeigt haben. Solch Gestell birgt alles, was zum Tee irgend nötig ist. Es steht oft auf Rädern und wird dann von einem Dienstboten gefahren, während die Tochter des Hauses dabei die Honneurs macht; besonders im Freien bietet dies große Vorteile. Man meine auch nicht etwa, daß ein Teeabend keine so gute Gelegenheit zur Entfaltung eines gewissen Luxus gäbe wie die Kaffeetafel, die Urgroßmutters Porzellan und Silber so schön zur Geltung brachten. Erst recht, möchten wir sagen! Gerade durch die Verteilung der Gäste wird sehr viel mehr an Dekoration verlangt. Da hat nun gerade der Mittelstand Gelegenheit, mit echten Altertümern zu prunken, wenn er der Urväter Hausrat bewahrt und gepflegt hat. Wohl dem, der noch sein altes Zinn besitzt! Daneben sei aber auch auf die billigen farbenprächtigen Holzsachen aus Schweden, Norwegen und Rußland, auf Porzellan aus China und Japan, auf Bronzen aus Indien und Persien und den türkischen Ländern aufmerksam gemacht, eine Fülle von Material, das in der Hand fein Empfindender zu wahren Harmonien verarbeitet werden kann.

Denn das ist ja die vornehmste Errungenschaft der neuen Zeit, daß sie zwischen Rang und Geld die Werte der Person eingeschoben hat. Ein armes Haus kann unter Umständen eine vollendetere und feinere Geselligkeit aufweisen, als das Palais eines Protzen. Neben der „Ambulanz" zeigt unsere heutige Geselligkeit aber, um mich noch eines militärischen Ausdrucks zu bedienen, das Bestreben nach „Dezentralisation"! Große Abfütterungen sind heute nicht mehr Sitte; „intim" ist die Losung! Immer kürzer und deutscher werden die Menüs, immer kleiner die Tafelrunde. Aber wenn, wie es ganz modern ist, höchstens acht Personen um den runden Tisch sitzen, wenn ein Filet, ein Hase, eine Pute usw. für alle reicht, wenn man keine Dienerschaft bei Tisch braucht — dann ist es erst gemütlich! Dann kennt sich alles, dann kann auf jeden Rücksicht genommen werden, die Hausfrau braucht sich nicht mit unendlicher Arbeit vorher und nachher zu belasten, das Dekorieren der Tafel usw. wird ein angenehmer Zeitvertreib und nicht ein drückender Massenbetrieb! Dann kommen wieder die einst so viel benutzten Kabarette zu Ehren. Ja, wer's hat, kann sogar einmal mit Zinn decken lassen und das Essen „im Stil von 1800" durchführen. Bei größerer Personenzahl ist das allerdings schwierig. Ich möchte hier einem Brief Platz gönnen, den ich unlängst erhielt, als ich in dieser Sache einen nachgesuchten Rat erteilt hatte:

„. . . Besonders hat es mir gefallen, daß Sie der ‚intimen Geselligkeit in kleinem Kreise' das Wort reden. Wir leben nicht ungesellig und sehen im Monat mindestens einmal Gäste bei uns. Aber große Abfütterungen veranstalten wir nur eine während des Winters, weil es noch immer so Sitte ist. Wir selbst suchen auch Einladungen zu solchen gerne auszuweichen. Ich glaube, unsere Freunde fühlen sich bei uns recht wohl. Zu acht Personen sitzen wir um einen großen, runden Tisch. Die Gaskrone verbreitet angenehme Helligkeit, und der Tisch bietet reichlich Platz, alles, was zu dem betreffenden Gang gehört, zu placieren, wie es zu Großmutters Zeit war. Schon durch das Fehlen der Dienerschaft wird die Sache viel gemütlicher. Ich kenne nun schon meine Pappenheimer und weiß, wen ich einladen muß, wenn ich mal eine schöne Rebhühnerschüssel habe oder einen fetten Lachs oder frische Hummern. Und mein Mann erst! Ich möchte fast glauben, er führt über die Zunge seiner Freunde ein Register. Er läßt es sich nicht nehmen, selbst die Flaschen zu bestimmen, die jedem hingestellt werden sollen. Und verläuft der Abend außergewöhnlich nett, dann steigt er selbst in den Keller und bringt noch was ganz Besonderes zum Vorschein! Daß ich dem Gedeck jedes einzelnen besondere Aufmerksamkeit widme, ist selbstverständlich. Kenne ich die Lieblingsblume meines Gastes, so findet er sie — wenn es irgend möglich ist — auf seinem Platz usw."

Wohl dem Hause; da ist gut sein! Schon der Brief atmet eine behagliche Wärme und deutsche Gemütlichkeit. Jedem seine Weinsorte, wohl auch seinen Likör und seine Spezialzigarre zu kredenzen, ist im engen Freundeskreise reizend und zeugt davon, daß die Gastgeber mit Takt und Sorgfalt für das Wohlbefinden jedes Gastes Sorge tragen. Aber direkt das Gegenteil wird erzielt, wenn das gleiche an großer Tafel geschieht. Wir erlebten einmal, allerdings bei einem Parvenü in des Wortes schlimmster Bedeutung, daß den näher Befreundeten des Hauses besondere Weinmarken serviert wurden, was direkt verletzend für die übrigen wirkte.

Zurück zu unserem Tee, der inzwischen natürlich kalt geworden ist! Aber schon kredenzt man uns ein Glas Bowle oder ein Glas Bier. Und auch das süße Teegebäck, die zuckerklebrigen kandierten Früchte, das Konfekt und dergleichen sind verschwunden und haben einem schwedischen Tisch Platz gemacht. Auf unzähligen Schüsseln und Tellerchen sind allerlei Leckerbissen appetitreizend arrangiert, und sieht man genauer zu, durchaus nicht Austern und Lampreten! Aufschnitt aller Art, verschiedene Salate, marinierte Fische, kurz eine verblüffende Menge von mundrecht geschnittenen Häppchen, dazu knusprige Brötchen, Butterkugeln, auch ein gutes Gläschen Aquavit steht bei der Hand. — Herz, was begehrst du mehr?!

Aber ist das nun billig? Das kommt ganz auf die „Zutaten" an! Mit Kaviar und Lachs und Roastbeef und Rehrücken und Trüffelsalat ist es teuer, aber Heringscreme, Anschovis, verschiedene Wurst- und Käsesorten, einige pikante Restgerichte und ein guter Salat sind auch dem bürgerlichen Portemonnaie erschwinglich! Wohlgemerkt nur in Mengen, die dem Schluß eines Tages, also nach spätem Mittag, nach Tee und Kuchen entsprechen. Ladet man zum Abendbrot ein, so wird eine kalte Bewirtung mindestens ebenso teuer wie ein Braten — und letzterer macht nur halb soviel Arbeit. Gibt man nun aber Bowle und Bier in Damengesellschaft, so kann man sich bei uns getrost etwas von den Sitten der Schenke entfernen. Den Damen reicht man die Bowle in Weingläsern, und will man den Herren größere Gefäße gönnen, so vermeide man endlich die häßlichen Becher, sondern reiche größere, schon geformte Pokale, jedoch keine Bier- oder Wassergläser. Für den edlen Gerstensaft sind alle seidelartigen Gefäße (also groß und mit Handgriff) in Damengegenwart nicht zu verwenden; dafür gibt es so reizende Becher, kleinere für Damen, größere für Herren. Nur bei Herrenabenden sind Glasseidel oder Tonkrüge gestattet.

Bierabende sind entschieden das Bequemste und Billigste, was sich auf dem Gebiete der Geselligkeit denken läßt. Sie lassen sich nach Bedarf sogar den Wünschen des Junggesellen oder denen eines alten Fräuleins anpassen. Der allerdings dazu nötige Imbiß braucht sich durchaus nicht auf mehr zu erstrecken als auf belegte Brötchen, und man ist, mir deucht, ich hörte den Einwand, doch noch lange nicht in der Kneipe. „Leben in die Bude" zu bringen, ist Sache des Wirtes und aller Gutwilligen. Auch das Bier muß gut behandelt sein! Ist Flaschenbier

nicht zu umgehen, so muß es auf Eis liegen. Schöner sind aber die Siphons, mit denen man unter Zuhilfenahme von marmoriertem Wachstuch einen Tisch in einen Zapfapparat mit mehreren Hähnen „à la Aschinger" verwandeln kann. Bei einem Freunde sah ich unlängst aus zwei Hähnen, die über einem Tisch befestigt waren, der die Gläser trug, helles und dunkles Bier einschenken. Das sah verblüffend aus, bis man schließlich die Gummischläuche entdeckte, die zu den Achteln führten, die rechts und links je auf einem Schrank standen. Neuerdings gibt es nämlich auch schon für das Abzapfen eines kleinen Achtelchens Apparate.

Ich habe hier in rohen Umrissen Beispiele und Andeutungen gegeben, wie sich eine billige häusliche Geselligkeit gestalten ließe. Sind nur erst die Grenzen erkannt, in denen man sich bewegen darf und muß, so ist das Schwerste überstanden. Der erste Versuch findet sofort Nachahmung, besonders wenn es gelingt, nun neben den materiellen Darbietungen auch dem Geist etwas Befriedigendes zu bieten. Ein Vortrag, ein musikalischer Genuß, eine allgemeine Diskussion, etwas muß freilich noch hinzukommen, jedoch mehr Qualität als Quantität! Das kann aber nicht so schwer sein, denn, wenigstens wie es nicht sein soll, wissen wir ja alle!

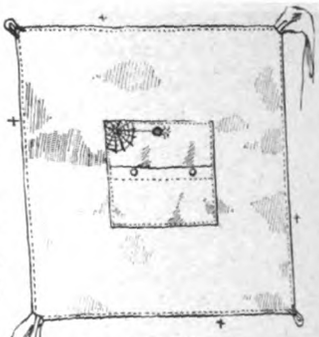
Arbeitsbeutel mit Applikation.

Von Ernestine Ellwerts.

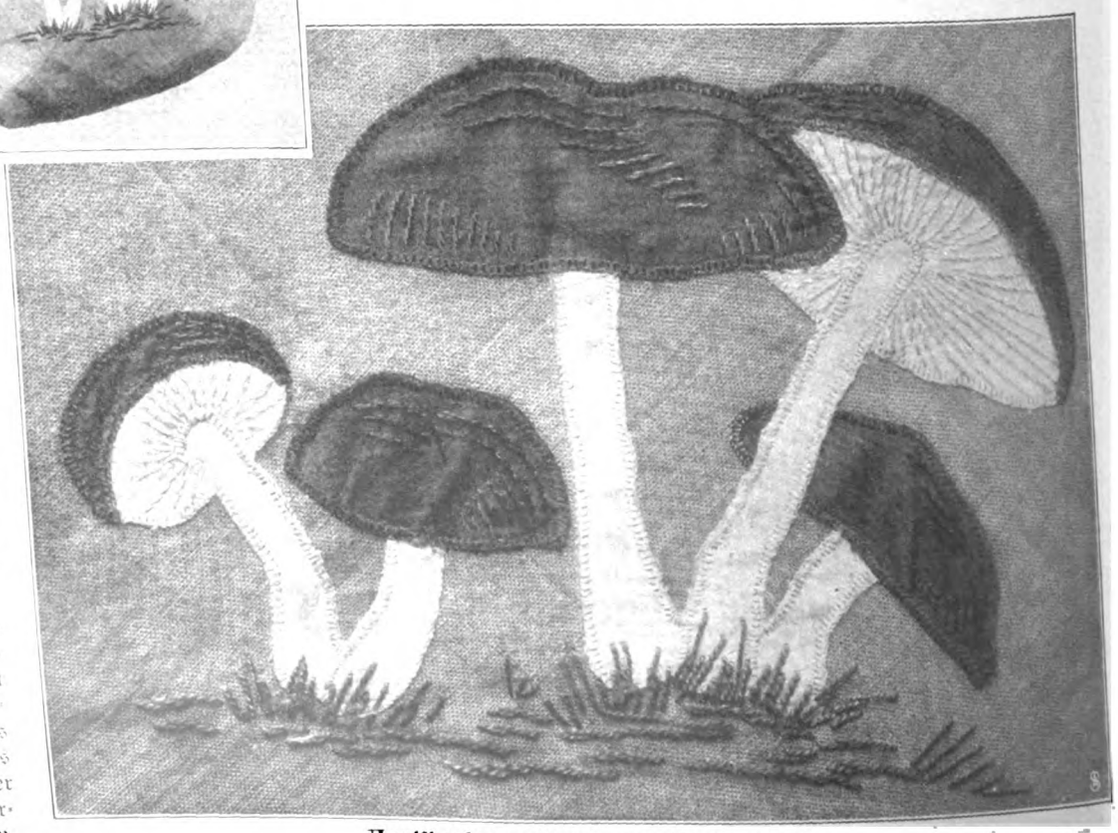
Ebenso ansprechend wie praktisch ist der hier dargestellte Arbeitsbeutel, der dazu dient, große Gegenstände, wie Decken, Gardinen oder auch Schneidereiteile, an denen man auf der Terrasse oder im Garten arbeiten will, bequem zu transportieren. Unser Modell besteht aus einem quadratischen Stück Stoff, das an den Ecken zusammengefaßt, an den Seiten durch Druckknöpfe verbunden wird und so einen Beutel bildet. Reseda grünes Leinen gibt den Oberstoff; auf diesen sind bei unserm Modell zwei Gruppen von roten und braunen Pilzen, teils aus Satin, teils aus Seide und Kattun geschnitten, appliziert. Für das Futter des Beutels ist Satin in der Farbe des Oberstoffes genommen.

Arbeitsbeutel.

Man braucht von Ober- und Futterstoff je ein 57 Zentimeter im Geviert messendes Stück. Dieses knifft man in der Diagonale zusammen, so daß zwei Dreiecke entstehen. Auf jedes von ihnen zeichnet man eine Pilzgruppe nach dem unten gezeigten Muster, und zwar auf die Mitte der Fläche, wie aus unserm ersten Bilde ersichtlich. Dann werden die einzelnen Formen für die zu applizierenden Pilze zugeschnitten. Man wählt, um eine Abwechslung des Musters zu erreichen, verschiedene Farben. Auf der einen Seite werden die Köpfe in leuchtend braunem Satin und die Stengel in elfenbeinfarbenem gleichen Material hergestellt — auf der anderen Seite sahen wir bei unserm Modell richtige feurige Fliegenpilze mit roten, aus Purpurkattun geschnittenen Köpfen und ganz weißen Stengeln, für



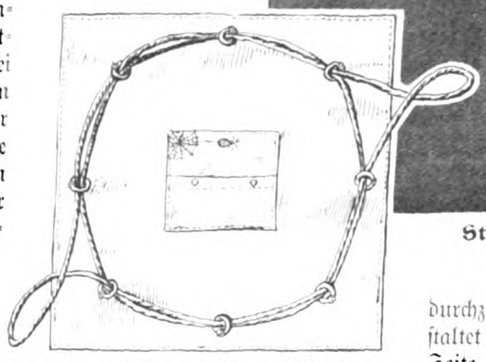
Innenansicht des ausgebreiteten Beutels.



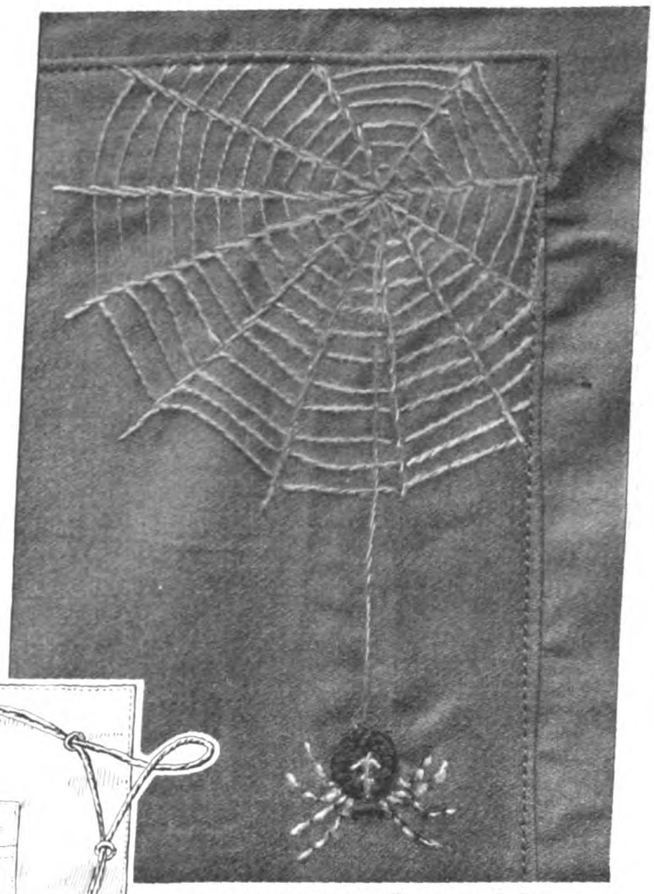
Applikationsstickerei zum Arbeitsbeutel.

die Taft verwendet wurde. Die Rückseiten der einzelnen Pilzköpfe sind stets in der Farbe der Stengel gehalten. Die sauber zugeschnittenen Teile werden nun sorgsam auf die betreffenden Stellen geheftet und mit Langettenstichen im gleichen Farbenton festgenäht. Dies geschieht mit Ausnahme des roten Stoffes bei den Fliegenpilzen durch waschechte Stickseide, zum Festnähen des stumpfen roten Kattuns dagegen wird ebensolches Stickgarn verwendet. Die braunen Köpfe erhalten noch eine Schattierung durch einige teils dunklere, teils hellere Stielstiche. Die Unterseite der Köpfchen wird mit regelmäßigen, strahlenartig auseinandergehenden Stielstichreihen bedeckt, damit die Faltung, die die Pilze an ihrer Unterseite haben, zum Ausdruck gebracht wird. Auf die roten Köpfe werden kleine weiße Knötchen aus Seide gestickt. Den Waldboden markieren unregelmäßige Stielstichreihen aus kräftig grünem Perlgarn. Auf die Mitte des Futters wird eine etwa 20 Zentimeter breite und 18 Zentimeter hohe Tasche aus dem gleichen Stoff gesetzt, die, wie aus unseren Innenansichten ersichtlich, aus zwei gleichen Teilen besteht und durch Knöpfe und Knopflöcher geschlossen wird. Bevor diese Tasche, die zur Aufnahme von Nähutensilien dient, dem Futter aufgenäht wird, hat man in eine ihrer Ecken das oben rechts abgebildete Spinnennetz und die daraus sich herablassende Spinne zu sticken. Weiße Seide wird für das Netz, braune und weiße Seide für die Spinne verwendet. Ist die Tasche aufgenäht, so werden Oberstoff und Futter an den Außenrändern nahtbreit umgelegt und gegeneinander gesteppt. An zwei schräg sich gegenüberliegenden Ecken hat man je ein vier Zentimeter breites grünes Seidenband von 50 Zentimetern Länge und an die anderen beiden Ecken je eine Bandschlinge zu nähen (s. Abb.). Durch diese letzteren werden beim Zusammennehmen des Tuches die Bänder geleitet und dann zur Schleife gebunden. Zu beiden Seiten der Schlingen hat man etwa 16 Zentimeter von der Ecke entfernt am Rande der Oberseite Druckknöpfe anzubringen, die die Seiten der unbestickten Flächen zusammenhalten sollen, damit die Muster auf den anderen beiden Flächen voll zur Geltung kommen. Bei der Innenansicht auf Seite 140 sind die Stellen für die Druckknöpfe durch Kreuzchen angegeben. — Dasselbe quadratische Stück kann auch durch Ringe und Banddurchzug zu einer ganz anderen Form gestaltet werden, wie die Abbildungen auf dieser Seite veranschaulichen. Durch die acht an der Innenseite im Kreise angebrachten Ringe und die durchgeleitete Schnur (siehe Abb.) entsteht nach dem Zusammenziehen der mit der Abbildung links oben dargestellte Pompadour. Die vier Ecken schlagen nach außen um, sind daher zu schmücken, und zwar bei Anwendung dieses Musters am besten mit dem Spinnennetz. Die Pilzgruppen hat man viermal so anzubringen, daß sie stets zwischen zwei der überfallenden Ecken stehen (siehe Abb.). Es ist ratsam, für diese Form das quadratische Stück in Länge und Breite um etwa 10 Zentimeter größer zu schneiden (also etwa 67 Zentimeter im Geviert), da die nach außen schlagenden Ecken ein Beträchtliches von der Größe des Beutels fortnehmen. Die kleine Tasche ist aber auch für diese Form genau so groß zu schneiden wie für den zuerst gezeigten Pompadour.

Pompadourartig geformter Beutel.



Innenansicht und Zugvorrichtung.



Stickerei für die Tasche auf der Innenfläche.

In einem Hof.

(Spanien.)

Durch ein Fenster, wie durch enges Bauer,
Schwingt sich eine helle Stimme auf,
Gleich Fontänen plätschern an die Mauer
Jubeltriller, wilder Läufe Schauer
Volle Töne — höher — hoch hinauf.

Lauschend steh ich, und im klaren Klingen
Such ich mir das Mädchenangesicht,
Suche aus dem lockend süßen Singen
Mir der Schönen Bildnis zu erringen,
Das sich schillernd aus den Tönen flicht.

Einen Körper muß das Kind besitzen —:
Schmal, geschmeidig, Toledaner Stahl,
Nur verstohlen wird ihr Glutblick blitzen,
Ihre Zähne aber werden küssend ritzen —
Ohne Grenzen gibt sie sich einmal.

Lässig wird sie die Mantilla stecken,
Schmückt sie sich für ihres Herzens Heros.
Könnte man den Kühnen wohl entdecken? —
Sicher ist er einer von den kecken,
Tapfersten und schönsten der Toreros.

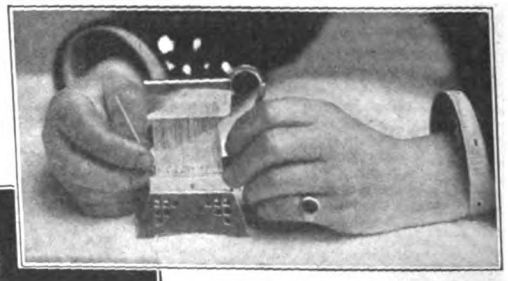
Erna Heinemann.

Gesundheitspflege.

Zimmerrudern. Wie sich allmählich neben der Sommerfrische auch die „Winterfrische" einbürgert, die in die aufreibende Monotonie beruflicher oder anderer Tätigkeit die willkommene Zäsur einiger Wochen voll Freiluftleben und Wintersport einfügt, so sucht man auch für die Körperübungen, die sich schlechterdings nur im Sommer ausführen lassen, einen gewissen Ersatz wenigstens in analogen Zimmerübungen zu schaffen. Vor allem für das Rudern gibt es vorzügliche Apparate, von denen wir hier einen zeigen. (Bezugsquelle: E. H. Schütze, Berlin, Kochstraße 35.) Für engere Stadtwohnungen wird ihn schon sein geringes Raumbedürfnis empfehlen: er wird nämlich aufrecht stehend aufbewahrt. Der bewegliche Bootsitz und die Elastizität des eingefügten Widerstandes, die dem Wasserdruck auf das Ruder entspricht, ermöglichen zusammen eine dem Wasserrudern völlig gleiche Muskel- und Atemübung, zu deren völliger gesundheitlicher Ausnutzung natürlich das Vorhandensein denkbar frischester Zimmerluft ganz unerläßlich ist.

Zimmerrudern.

Die Lebenskraft der Sonne. Ein alter Spruch sagt: „Wo keine Sonne hinkommt, kommt der Arzt hin", und es wäre zu wünschen, daß dieser Spruch mehr, als es augenblicklich der Fall ist, bekannt würde und Beachtung fände. Nicht nur unsere Seele steht unter dem Einfluß des Sonnenlichts, das im höchsten Grade unsere Stimmungen beherrscht, sondern auch das Wohl unseres Körpers wird ganz wesentlich durch Licht und Dunkel bestimmt. Es ist kein Zufall, daß das Verbrechen und die Sünde hauptsächlich in den Hinterhäusern wohnen, wo nur spärlich der Sonne Strahl durch die trüben Fenster dringt, und ebenso ist es kein Zufall, daß hauptsächlich in den engen, dunklen Stuben der Hinterhäuser die Menschen den Krankheiten anheimfallen, und unter diesen Krankheiten an erster Stelle der verheerenden Tuberkulose. Ohne daß wir behaupten wollen, die Krankheitskeime allein wären die Ursache einer Krankheit, so sind diese kleinsten Lebewesen doch zweifellos eins von mehreren Momenten, deren Zusammenwirken die Krankheit entstehen läßt, und die Krankheit wird viel seltener auftreten, wenn es gelingt, dieses eine Moment zu vernichten. Wie sehr aber hierbei als bakterienfeindlich die Sonne mitwirkt, das ist auch auf dem in Berlin abgehaltenen Hygienekongreß hervorgehoben worden, wo an der Hand der meteorologischen Aufzeichnungen der Nachweis erbracht wurde, daß in den Monaten mit dem geringsten Sonnenschein die Influenza und die Erkrankungen der Atmungsorgane die meisten Opfer fordern. Ebenso wissen wir von den Nordpolreisenden, daß in der kalten Zone mit ihrer klaren, sonnigen Luft viel weniger Erkrankungen auftreten als in den trüben Übergangszeiten des Frühlings und des Herbstes in der gemäßigten Zone. Es wird daher eine Pflicht der Selbsterhaltung, möglichst viel Sonne in das Haus zu lassen, und selbst wo die Mittel nur beschränkte sind, sollte doch beim Mieten der Wohnung darauf geachtet werden, daß die Sonne genügenden Zutritt hat. Wo die Sonne hinscheint, wird auch die Reinlichkeit ganz anders gepflegt werden als dort, wo selbst am Tage nur Zwielicht vorhanden ist, und mit der Reinlichkeit des Körpers hängt die Reinheit der Seele zusammen. Ganz verkehrt aber handeln jene, die durch dunkle, schwere Vorhänge die Sonne von den sonnigen Vorderstuben aussperren und ein schwüles Halbdunkel künstlich in den Zimmern erzeugen. Das Licht ist der Feind, das Dunkel der Freund des Bösen sowohl in körperlicher als in seelischer Beziehung! Und die Ihrigen möglichst im Lichte leben zu lassen, ist die Pflicht jeder Hausfrau, die ihre Pflichten eben nicht nur im engsten mechanischen Sinne auffaßt.


Guter Zahnstocherbehälter.

Zahnstocherautomat.

Hauswirtschaft.

Vorräte. Man glaubt oft, daß es sich durch den Einkauf großer Vorräte sparsamer und billiger wirtschaften lasse. Das beruht aber meist auf falschen Voraussetzungen. „Es ist ja noch so viel Mehl, Zucker oder Butter da —" heißt es, „da kann man getrost einen Kuchen backen oder eine Mehlspeise zum Nachtisch geben." — Hätte man den reichen Vorrat nicht im Hause, dächte kein Mensch an die Bereitung derartiger Leckereien. Auf dem Lande oder unter Verhältnissen, die ein tägliches Einkaufen des Bedarfs für die Haushaltung nicht gestatten, ist natürlich das Halten größerer Vorräte geboten, in der Stadt, namentlich in der Großstadt, ist der Einkauf kleinerer Mengen entschieden mehr anzuraten. Wie leicht verdirbt etwas, wie leicht finden sich begehrliche Hände und Münder, die an dem Vorrat teilnehmen, wenn die Hausfrau oder ihre Vertretung nicht Stück für Stück herausgibt, was doch auch wieder lästig und für unsere vielbeanspruchte Zeit kaum durchführbar ist! Kauft man täglich seinen Bedarf ein oder doch wöchentlich eine bestimmte Menge, so weiß man bald genau, wie lange man damit zu reichen hat, und gibt den Dienstboten dementsprechende Weisungen. Bei großen, zentnerweisen Vorräten ist die Kontrolle und Übersicht sehr schwer. — Darum sind große Vorräte für einfach bürgerliche Verhältnisse nicht praktisch.

Gute Zahnstocherbehälter. Ein guter Zahnstocherbehälter soll es der Hand unmöglich machen, beim Entnehmen eines Zahnstochers die andern auch nur leicht an der Spitze zu streifen. Offene Behälter, Schalen, Becher, Körbchen und dergleichen sind also ganz zu verwerfen. Recht gut ist das kleine — aber hygienisch durchaus nicht nebensächliche — Problem auf den Modellen unserer beiden Bilder gelöst. Auf dem oberen sind die Zahnstocher reihenweise in eine klammernde Vorrichtung gefügt, während ihre Spitzen durch eine gemeinsame Nickelhaube geschützt werden — das untere vollends entzieht sie gänzlich sowohl dem Verstauben als auch der tastenden Hand und gibt nach dem Druck auf den seitlich angebrachten Knopf automatisch immer nur eines der spitzen Hölzchen heraus. (Zu beziehen durch Raddatz, Berlin.)

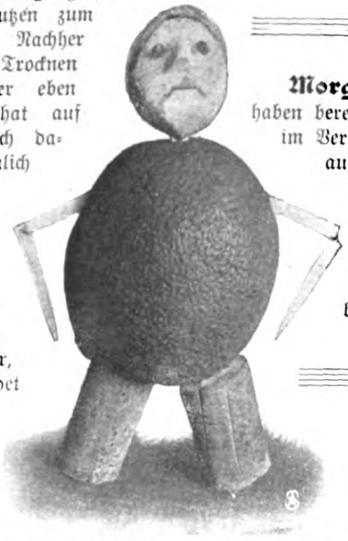
Der Küchenherd. Die Hauptzierde der Küche ist der spiegelblanke Küchenherd. Die richtige Pflege und Säuberung der Herdplatte aber ist keine kleine Arbeit für die Beherrscherin der Küche; man kann sie sich zwar sehr durch die Benutzung von Schmirgelpapier erleichtern, doch wird jede Hausfrau, auch die jüngste, bald

merken, daß die ausschließliche Reinigung der Herdplatte mit Schmirgelpapier zwar eine bequeme, aber sehr teure Sache ist. Vor allen Dingen ist auch bei Benutzung der Kochmaschine Reinhalten besser als Reinmachen. Jeder vergossene Wassertropfen wird mit Papier gleich aufgewischt; eine sorgsame Köchin vermeidet ohnehin das Überkochen, das bei Suppen den besten Teil auf die Platte laufen läßt, und deckt den spritzenden Fetttiegel sorglich zu. Zu starkes Feuern, das die Eisenteile erglühen läßt, rächt sich mit Blauanlaufen der glänzenden Platte. Alles Nachfeuern von oben durch die Ringöffnungen, wie es beim Heizen mit nassen Kohlen bei abbrennendem Feuer von den Mädchen oft gemacht wird, ist bei rechtzeitigem Nachsehen und Achtsamkeit unnötig und macht nur unnötige Arbeit und häßlichen Schmutz. Ist die Küchenfee so zur Vorsicht und Reinlichkeit erzogen, so hat sie selbst den Vorteil davon, indem die Herdplatte mit wenig Reiben täglich in den gleichen blanken Zustand versetzt werden kann, der zu den Kennzeichen eines tüchtigen Mädchens gehört. Zu der allwöchentlichen gründlichen Säuberung läßt man die ganze Platte erst ein wenig naß machen. Ein Befeuchten mit Essig erleichtert die Arbeit, doch erlaubt nicht jede Hausfrau diese Anwendung, da die Mädchen sehr geneigt sind, verschwenderisch mit diesem Mittel umzugehen, sobald sie es kennen. Die weitere Reinigung hat mit Sand zu geschehen; manche Mädchen benutzen zum kräftigen Reiben einen weichen Ziegelstein. Nachher wird die Platte abgewaschen und nach dem Trocknen mit Wollappen und Putzstein blank poliert oder eben nur mit Schmirgelpapier überrieben. Man hat auf diese Weise nur einen sehr geringen Verbrauch davon, da der Herd schon vollkommen rein und ziemlich blank ist.

Ein wirklich süsses Kind.

Praktische Küche.

Über die Verwendung von Fett. Das Fett ist ein wichtiger Faktor bei der Bereitung unserer Speisen, ob es nun in Form von Butter, Schweine-, Rinder-, Geflügelfett oder Öl verwendet wird. Zu feinen Speisen, sowohl Braten als Mehlspeisen, wird fast nur Butter genommen; da Butter jedoch das teuerste Fett ist, wird die sparsame Hausfrau auch, wo es angemessen, das Schweine- und Rinderfett, das ausgebraten auch Schmalz genannt wird, verwenden. Letztere Fettsorten eignen sich hauptsächlich zu Fleischspeisen und Gemüse. Zum Backen von Mehlspeisen, z. B. Pfannkuchen, Omeletten, Krapfen, ist das gewöhnliche ausgelassene Rinderfett weniger anzuraten, der Geschmack dieser Mehlspeisen erleidet dadurch große Einbuße. Man nimmt daher besser Butterschmalz (ausgekochte Butter), mit Schweineschmalz gemischt, um zu sparen. Das Schweineschmalz bereite man sich stets selbst. Frisches Nierenfett kann zu Gemüsen und zum Fleischbraten, z. B. Roastbeef u. a., gebraucht werden. Zu Kalbsbraten, Geflügelbraten verwendet man Butter und dünne Speckscheiben, auch zur Ersparnis noch etwas Schweineschmalz dazu. Zu Hasenbraten gehört Butter. Hirsch- und Rehbraten, die ohnehin mit Speck gespickt werden, bereitet man mit Speck und wenig Butter. Unerläßlich aber ist die Butter zu Beefsteaks, Fischen, Krammetsvögeln, jungen Hähnchen, Tauben, Enten, Poularden, Kalbsleber, Schnitzel; Koteletten werden zur Erzielung eines besonderen Wohlgeschmacks in reiner Butter gebraten, man kann aber auch halb Butter, halb Schweineschmalz nehmen, wenn man sparen muß. Zu Sauer- und Rinderbraten verwendet man frisches Nierenfett, zu Frikassee Butter. Eine Gans hat meistens genug eigenes Fett. Junge, feine Gemüse, z. B. Spargel, Hopfentriebe, Blumenkohl, grüne Erbsen, Schwarzwurzeln usw., verlangen gute Butter, desgl. Rotkohl. Zu den meisten anderen Gemüsen, zu Reis, Hülsenfrüchten nimmt man ausgebratenes Schweine- oder Nierenfett und Butter, auch Speck und Beinmark. Beim Ausbraten von Nierenfett gibt man etwas Milch zu dem kleingeschnittenen Fett. Ein Zusatz von Bratenfett verleiht den Gemüsen und Saucen einen kräftigen, vorzüglichen Geschmack. Hammelfett und Rüböl gehören zu den schlechtesten Fettsorten. Hat man eine größere Menge Fett, z. B. Schweinefett, ausgebraten, so muß es an geeignetem kühlen Ort aufbewahrt werden. Auf das festgewordene Fett gibt man Salz und die gelben Fettstückchen (Grieben) und bedeckt oder verbindet das Gefäß. Schmelzbutter muß durchgeseiht werden. Frische Butter kann eingesalzen längere Zeit aufbewahrt werden. Dazu eignet sich besonders gute Gebirgsbutter, die zuerst geknetet, dann ausgebreitet und mit Salz bestreut wird (auf zehn Pfund Butter ein halbes Pfund Salz). In einen mit scharfem Essig ausgeschwenkten, mit Salz ausgestreuten Topf drückt man die Butter stückweise fest ein, legt einen reinen Leinwandlappen obenauf und hält diesen immer mit Salzwasser bedeckt. — Um Salatöl zu konservieren, gibt man etwas Salz hinein.



„Bin ich nicht zum Aufessen niedlich?"

Messengerboy: nur der Mantel ist ungenießbar.

Bücher für Frauen.

Morgenländische Motive. Von E. W. Albrecht. Wir haben bereits beim Erscheinen der ersten Lieferung auf dieses im Verlag von Christian Stoll, Plauen, erscheinende Werk aufmerksam gemacht, von dem jetzt auch die zweite Serie vorliegt. Sie bringt in schönen, farbigen Wiedergaben zunächst einige Prunkstücke japanischer, chinesischer, indischer und persischer Stickkunst, in der Hauptsache aber Reproduktionen orientalischer Teppiche, deren prachtvolle Farben und Musterungen bemerkenswert gut wiedergegeben sind.

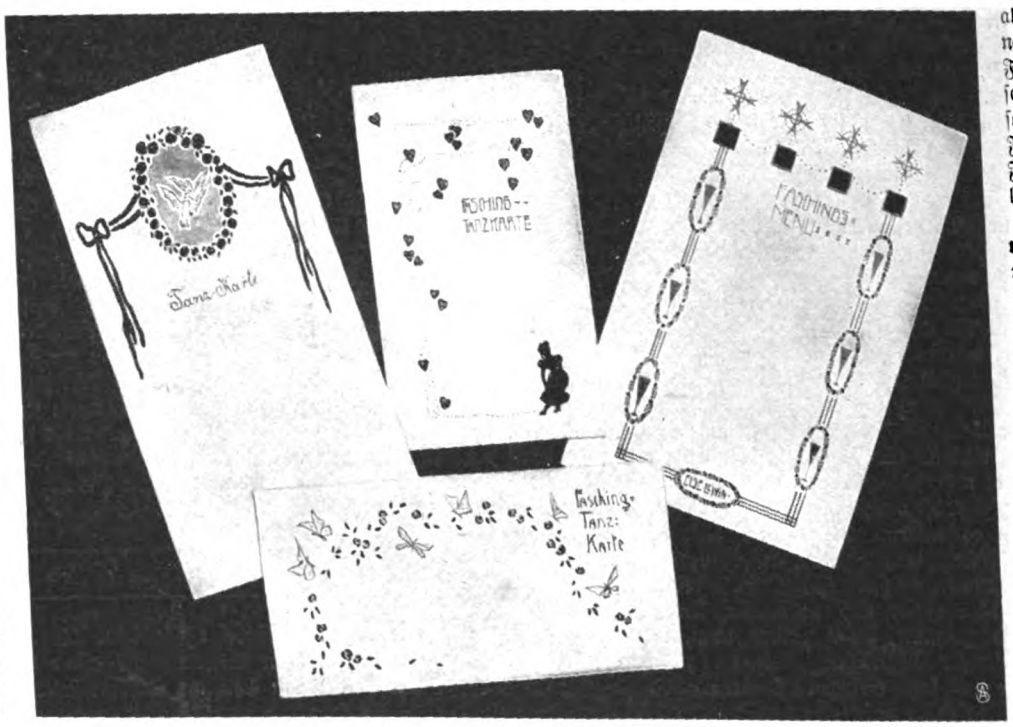
Für den Karneval.

Karneval auf der Dessertschüssel. Wie nach der sehr unmoralischen, aber erprobten Regel ein Nüchterner dem schönsten Kreis von — sagen wir höflich — Angeheiterten das Vergnügen stören kann, so kann auch eine steife, feierlich gedeckte Festtafel selbst den bestgelaunten Gästen eines kleinen häuslichen Faschingsvergnügens blitzschnell ihre kostbare „Würde" ins Gedächtnis zurückrufen und damit seltsamerweise die Verpflichtung zur üblichen Soireelangweile suggerieren. Also lieber auch da so viel Spaß wie möglich vorbereiten und — gestatten! — Unsere Bilder zeigen ein paar lustige Figürchen, deren Verkleidung so gelungen ist, daß ihre Analyse zunächst verblüfft. So entpuppt sich das Wickelkind als ein Gefüge guter „Thorner Katharinchen", mit weißem Leinenband umwickelt. Das aus einem Apfelstück geschnittene Gesichtchen mit Rosinenmund und Korinthenaugen wird mit einem Zahnstocher angesteckt. Auf die gleiche Weise kommt der Junge des zweiten Bildes zu seinem Kopf, dem eine aufgesetzte Nußschale den entschieden flotten Ausdruck gibt. Im übrigen bestreiten eine Zitrone, zwei geknickte Zahnstocher und zwei Flaschenkorke seine repräsentable Erscheinung. Eine Zitrone ist auch der Hauptbestandteil unseres naturwissenschaftlich einzig dastehenden Vogels, der von dem hohen Pflasterstein aus (ein Pfefferkuchen) sehnsüchtig mit den Korinthenaugen nach irgendwelcher Beute zu spähen scheint, in die er seinen spitzen Zahnstocherschnabel versenken

Der Zitronenvogel — allen Vegetarianern bestens empfohlen.

könnte. — Den Clou dieser im besten Sinne sehr zusammengesetzten Gesellschaft aber bildet die so rasch populär gewordene Berliner Type des „Messing-Buben" (Messenger-Boy): der Grundstock ist eine Bierflasche, die ein Apfelköpfchen mit Rosinenaugen und einer Krachmandel als Nase aufgesetzt bekommt, das Käppi ist eine kleine Pfeffernuß, der Arm eine Banane und der umgehängte Mantel eine blaue Papiertüte.

Tanz- und Menükarten. Mehr noch als die großen, offiziellen Faschingsfeste, die häufig genug nicht halten, was sie versprechen, erfreuen sich zur Karnevalszeit die Familienbälle großer Beliebtheit. Hier nur, im engeren Rahmen der Häuslichkeit, können Mütter und Töchter ihre Talente bei der Herrichtung der Tafel, der Ausschmückung des Tisches usw. entfalten. Statt der käuflichen, stets in der gleichen und häufig sehr unkünstlerischen Druck-Dutzendware erhältlichen Menü- und Tanzkarten wird, wer irgendwie den Pinsel zu handhaben versteht, seine Kärtchen selbst anfertigen. Die Menükarte unter unseren kleinen Vorlagen (von Else Lewin, Charlottenburg) zeigt ein einfaches Muster. Wir sehen die beliebten Biedermeiermotive, aber — in die grünen, goldumrandeten Kübel sind nicht Kugelakazien, sondern Kotillonorden gepflanzt, und die länglichen Rosenkränze umrahmen, dem Prinz Karneval zu Ehren, je ein schäumendes Sektglas. Praktisch ist diese Karte insofern, als sie wirksam Menü- und Tischkarte verbindet, denn wir schreiben die Namen der Gäste in den abschließenden wagerechten Rosenkranz. Auch die Tanzkarten malen wir als freundliche Wirtinnen selbst. Die Modelle zeigen uns drei verschiedene Tanzkarten, die erste mit dem schnäbelnden weißen Turteltaubenpaar (Schnäbel und Füßchen sind rot, der Grund ist kobaltblau) war für ein tanzlustiges Bräutchen bestimmt. Die grüne Girlande mit den dunkelgelben Blumen wird von blauen Bändern abgeschlossen. Für junge Mädchen eignet sich die Karte mit den roten, tanzenden Herzen, die an einer goldenen Schnur von einer Mädchengestalt (schwarze Silhouette) gelenkt werden. Die letzte Karte bekam ein „Backfisch im letzten Stadium" in die Hände. Streublumen und schwebende Falter sind die Motive.



Faschingstanz- und Menükarten.

Unterricht.

Kolonialschule für Frauen. Von Ostern dieses Jahres an wird die deutsche Kolonialschule in Witzenhausen (Hessen) jungen Mädchen die Möglichkeit bieten, alles das, was besonders die Frau an praktischen und theoretischen Sonderkenntnissen in unseren Kolonien benötigt, zu erlernen. Die neue, der Anstalt angegliederte Abteilung, die allmählich zu einer besonderen Frauenkolonialschule erwachsen soll, wird von Frau Helene von Falkenhausen geleitet werden.

Eine neue weibliche Privatdozentur. In Holland hat die Universität Groningen neuerdings die erste Privatdozentin zugelassen. Frau Dr. Loke liest über französische Sprache.

Zur Umfrage über die Mittelschulreform, die das österreichische Unterrichtsministerium veranstaltet, sind auch Frauen, und zwar Frau Marianne Hainisch, Baronin Prisca von Hohenbrück und Frau Emilie Exner zugezogen worden.

Frauenleben in der Kunst.

Der Strohmann. Gobelinentwurf von Francisco Goya (1746 bis 1828). Wer je einen Karneval des Südens mitgemacht hat, der weiß, daß die Lust am tollsten wird, wenn er sich dem Ende zuneigt. Die letzten Tage, Fastnacht vor allem, gehören dem Volk der Straße, das unzählige Bräuche nach alten Traditionen übt — selbst jetzt noch, da in allgemeiner Nivellierung des Geschmacks vieles von dem alten bunten Zauber verloren geht. Goyas Gobelinentwurf — kulturhistorisch noch interessanter als für die Kunsthistorie, der die Bilder und vor allem die Radierungen des heute mehr als je modernen Impressionisten wertvoller erscheinen möchten — stammt freilich noch aus des Karnevals großer Zeit. Und man merkt ihm die nationale Freude an, mit der „der spanische Grande unter den Malern" sich hier sein Motivchen gewählt hat. Vier übermütige Carmencitas haben sich an der Straße zusammengefunden, um den „Hanswurst zu prellen". Hoch in die Luft fliegt der arme Bursch und im Bogen wieder zurück und wieder empor, und vier paar Augen sehen ihm so strahlend lachend nach, daß es schließlich kein Wunder ist, wenn sie selbst dem Kerl aus Stroh und Leder ganz gehörig — den Kopf verdrehen!

Der Strohmann. Gobelinentwurf von Goya.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 10, 1908.

Mehr als du hast, kannst du nicht geben,
So laß deine Kräfte sich regen und heben;
Wer heiter genossen und hoch gestrebt,
Der hat ein vortreffliches Leben gelebt.

Gertrud Triepel.

„Freundschaft."

Von Hannah Winkler.

Frau Dorothee Günther sah verwundert auf die Karte, die Resi, das hübsche Zimmermädchen der österreichischen Fremdenpension, ihr soeben gebracht.

„Dr. Franz Hinrichsen, Archivrat", las sie mit zürnendem Kopfschütteln. Ja — was fiel ihm denn nur auf einmal ein? Er war ihr nachgereist? Knall und Fall von Arbeit und Kindern weg, ohne sie vorher zu fragen? Und trotzdem sie ihn erst kürzlich — aufgebracht durch eine seiner gutgemeinten Taktlosigkeiten! — energisch bedeutet hatte, endlich das Maß einer wohltemperierten Freundschaft innezuhalten und sie nicht immer wieder zu kompromittieren?

Noch nicht vier Wochen war's her, da hatte er ihr in seiner lustigen Art — halb knabenhaft keck und halb zerknirscht — versprochen, von nun an „aufs Wort" zu gehorchen. Und sie hatte den Brief, der so charakteristisch für ihn war, förmlich gerührt gelesen, hatte sich vorgenommen gehabt, schon den guten Willen zu lohnen und bei etwaigen kleinen „Rückfällen" gnädig durch die Finger zu sehen. Dies aber war zu stark. Er brachte sie ja mit Gewalt ins Gerede! Denn sie kannte die klatsch- und sensationslüsterne Hotelgesellschaft — die würde sich die Gelegenheit, ihr etwas anzuhängen, ganz gewiß nicht entgehen lassen.

Was tun? Frau Dorothee drehte die Karte immer noch unschlüssig hin und her. Ihn heute gar nicht mehr zu empfangen, wie sie's im ersten Augenblick vorgehabt — das ging doch auch wieder nicht an. Vor den Kopf stoßen wollte sie den treuen alten Freund nicht. Dieser paar Fremden wegen schon gar nicht! Was ging es die auch an, was sie tat und ließ? Hatte sie etwa Herrn X und Fräulein Y Rechenschaft abzulegen über ihr Tun und Handeln? Ach, überhaupt . . . Dorothee seufzte bekümmert auf, war sie denn immer noch so unfrei innerlich, so jämmerlich abhängig von dem, „was die Leute sagen?" Sie hatte mit ihren vierunddreißig Jahren doch, weiß Gott, das Recht und auch die Einsicht, für sich selbst die erste und einzige Instanz zu sein! Und vor diesem Tribunal blieb, wenn sie ehrlich war, von dem ganzen Staatsverbrechen des armen Doktors nichts übrig als ein lustiger, harmloser — ja, vielleicht sehr vernünftiger Streich . . .

Resi hatte den Wechsel von Überraschung, Ärger und Unentschlossenheit in den beweglichen Zügen der jungen Frau wohl gesehen, gleichwohl irrte sie, als sie der Zögernden mit skrupelloser Gewandtheit helfen zu müssen meinte.

„Wenn gnädige Frau sich vielleicht nicht wohl genug fühlen, Besuch zu empfangen . . .?"

„Nicht wohl genug?" Dorothee sprang lachend auf. „Ich bin so gesund wie ein Fisch im Wasser! Führen Sie den Herrn ins Lesezimmer, Resi. Oder nein — auf die Terrasse! Er möchte sich nur ein Viertelstündchen gedulden. Und ich freute mich!" rief sie der etwas Beleidigten durch die Tür noch nach.

Es war keine Lüge; sie freute sich wirklich, nun der erste Ärger verflogen war. Freute sich auf sein kluges, vertrautes Gesicht, in dem trotz Vollbart, Brille und beginnender Krähenfüßchen noch so viel Junges, Übermütiges steckte, auf sein humor- und geistvolles Geplauder und all die lieben, gemeinsamen Erinnerungen, die den festen Untergrund ihrer Freundschaft abgaben. Und während sie die Briefschaften, über denen Resi sie gestört, sorgsam verschloß und die Ordnung im Zimmer schnell wieder herstellte, dachte Dorothee mit einem Gefühl warmer Herzlichkeit daran, wie stark und treu diese Freundschaft geworden war, der man einst solch frühzeitiges Ende prophezeit.

„Es gibt keine Freundschaft zwischen Weib und Mann." Alle hatten sie die alte Phrase nachgebetet und geunkt und gelächelt, getuschelt und die Köpfe zusammengesteckt über das „dreieckige Verhältnis", wie ein gefürchteter Witzbold Dorotheens Verkehr mit den Hinrichsens getauft.

Denn damals lebte die Frau ja noch, und auch sie hatte Stunden und Tage gehabt, in denen das Gift solcher Einflüsterungen an ihrem kranken Herzen fraß . . . Über Dorotheens Stirn glitt ein Schatten, wie immer, wenn das Bild jener früh Verblichenen vor ihr auftauchte. Sie hatte viel gelitten durch die leidenschaftlich Empfindende, die, mit dem Todeskeim in der Brust, so gierig nach allem langte, was „Leben" hieß, und zeitweilig bald den Gatten, bald die Freundin mit nagendem Argwohn umlauerte.

Gewiß, es waren krankhafte Anfälle gewesen, die sie den beiden mit tausend Tränen wieder abbat, Folgezustände des furchtbaren Leidens, das sagten Franz und Dorothee sich oft. Aber schwer war es darum doch gewesen, und es hatte ihrer Freundschaft oft das Beste, die Harmlosigkeit genommen, so daß sie sich scheu aus dem Weg gingen, als stünde heimliche Schuld zwischen ihnen! Und war doch keine! Denn nie hatte Dorothee etwas anderes als wirkliche, warme Kameradschaft für den Freund empfunden, weder damals, noch jetzt.

Die junge Frau mußte plötzlich lächeln, in all den Ernst der Erinnerung hinein. Nein, als Liebhaber konnte sie sich den Freund beim besten Willen nicht vorstellen! Der Gedanke hatte etwas unwiderstehlich Komisches für sie! Ein lieber Kerl war er, der Dr. Franz Hinrichsen, mit seinem großen, gelehrten Wissen und seiner kindlichen Unwissenheit in allen praktischen Dingen des Lebens, mit seinen glänzend geschriebenen Essays und seinen unmöglichen Schlipsen und Handschuhen. Ein lieber Kerl, und ein Freund, wie sie sich nie einen bessern wünschen möchte. Aber mehr? Sie schüttelte heiter den Kopf, er würde ihrer Ruhe nie gefährlich werden.

Und ihm war es sicher ebenso gegangen. Trotz des regelrechten Heiratsantrags, den er ihr, zu ihrer unaussprechlichen Bestürzung, kaum ein Jahr nach dem Tode seiner Frau gemacht. Er hatte sich wohl „der Leute wegen" zu diesem Schritt verpflichtet gefühlt, denn er versuchte mit keinem Wort ihr „Nein" zu erschüttern — sein sonst so freimütig offenes Gesicht hatte einen rätselhaften Ausdruck gehabt bei ihrem Korb.

Wahrscheinlich war er heilfroh, nicht beim Wort genommen zu werden, dachte Dorothee amüsiert, während sie ihm zu Ehren ihr Alltagsgewand mit einem Kleid aus blaßlila Voile vertauschte, das er immer besonders gern an ihr gesehen. Ihre Gedanken hafteten noch an jenen Tagen voll Trauer und doch auch heimlicher Erleichterung, die dem furchtbaren Todeskampf gefolgt waren. Eigentlich hatte Klara Hinrichsens Scheiden eher eine Schranke aufgebaut als niedergerissen zwischen ihnen; äußerlich wenigstens. Denn nun, da sie beide „frei" gewesen waren und alle Welt förmlich auf ihre Vereinigung zu warten schien, hatte Dorothee selbst einen Kreis um sich gezogen, der den Freund unmerklich fernhielt. Aber die Zeit hatte ihn bald genug wieder verwischt, und auch die Menschen würden sich längst dazu bequemt haben, diese Freundschaft wirklich als „Freundschaft" gelten zu lassen, wenn nur Hinrichsens grenzenlose Unbesonnenheiten den Klatsch nicht immer neu genährt hätten.

Dorothee war oft in hellen Zorn über ihn geraten. Er brachte es fertig, ihr abends um zehn noch einen Besuch zu machen, in der Kleinstadt, wo jeder den andern kontrolliert. Oder er schrieb das unpassendste, übermütigste Zeug auf eine Postkarte, die natürlich sofort von so und so vielen gelesen und entsprechend gedeutet wurde. Von dem, was er in der Weinlaune zum besten gab, ganz zu schweigen! An sich waren das alles ja harmlose Dinge, aber sie blieben es nicht, sondern wurden entstellt und verdreht durch den Kommentar, den die Böswilligkeit ihnen gab. Hielt sie ihm aber vor, was er angerichtet hatte, so war er so betroffen und unglücklich, daß seine Zerknirschung sie völlig entwaffnete. Man konnte ihm wirklich nicht böse sein.

Und die Jahre kamen und gingen und knüpften das Band immer fester. Durch wie viele waren sie nun schon mit einander gewandert! Durch wie viel frohe und schwere Tage. Es war ihnen längst zum Bedürfnis geworden, einander teilnehmen zu lassen an allen äußeren und inneren Erlebnissen. War es da am Ende nicht auch ganz natürlich gewesen, daß ihre begeisterten, tagebuchähnlichen Briefe ihn hergelockt hatten zu diesem herrlichen Erdenfleck? Wie hatte sie sich nur so ärgern und erregen können über etwas, das doch wahrlich kein Staatsverbrechen war, sondern vielleicht sogar eine Quelle der Freude für sie beide werden würde! Denn er kannte ja den dunkelblauen See, an dessen Ufern sie nun schon seit langen Wochen weilte. Wie schön würde es sein, mit ihm in die Berge hinauf und durch die grüne Kampagna zu gehen in jenem schweigenden Genießen und Sicheinsfühlen, das nur zwischen vertrauten Seelen möglich ist? Hatte sie sich nicht oft solch liebe Zweisamkeit gewünscht, wenn das übervolle Herz nach einem Echo verlangte? Die Aussicht, den Freund hier zu haben, machte sie nun ganz froh. Trällernd nahm sie den Hut vom Riegel, strich nochmals glättend über die blonden Scheitel und lief hinunter, um Hinrichsen zu begrüßen.

Sie fand ihn erst nach längerem Suchen in einem Winkel der Terrasse und ging ihm, den zahlreich versammelten Gästen zum Trotz, die trinkend, flirtend und medisierend um die sauber gedeckten Tischchen saßen, mit ausgestreckten Händen entgegen. Aber es blieb ein Zug von Verlegenheit und Spannung in seinem Gesicht, den sie sich nicht erklären konnte, und der auch nicht wich, während sie mit frauenhafter Anmut die Wirtin machte, ihm Tee eingoß und Brötchen strich, erzählte und fragte und auf die Linien des zauberischen Landschaftsbildes wies.

„Was haben Sie nur?" fragte sie mehr als einmal, mit leiser Ungeduld im Ton. Der fast vergessene Ärger regte sich wieder — wenn er nur gekommen war, um sie anzuöden, hätte er lieber daheim, bei seinen alten Scharteken und Pergamenten bleiben sollen! Es fiel ihr nicht ein, sich die Laune durch ihn verderben zu lassen.

„Ich mache jetzt meinen Abendspaziergang — kommen Sie mit?" forderte sie ihn endlich ziemlich ungnädig auf und knüpfte die Bänder des leichten, blumengeschmückten Schutenhutes unter dem Kinn. Ihr klares, frisches Gesicht sah außerordentlich reizend aus der runden Umrahmung hervor. Sie glich in dem etwas altmodisch geformten Hut, dem lichten, faltigen Sommerkleide jenen Bildern aus Großmutters Jugendzeit, und der fransengeschmückte Schal, die Halbhandschuhe aus Filet, wie das über den Arm gehängte Beutelchen verstärkten den Eindruck noch. — So schritt sie mit ihrem leichten, etwas wiegenden Gange neben Hinrichsen her. Das holprige Pflaster war bald überwunden, nach wenig Augenblicken schon führte die Straße aus den Häusern hinaus ins Freie, und Dorothee schlug einen Seitenpfad ein, der zwischen blumigen Wiesen und Rosenhecken hin zum Ufer lief. Eine kleine Landzunge sprang dort spitz in die blaue Flut hinein, und unter Erlen und Weidengezweig barg sich ein Bänkchen, das nur selten einer der Fremden entdeckte. Frau Dorothee liebte den Platz über alles und saß oft dort um diese Zeit, wenn die Sonne schon hinter den Felszacken der Uferberge versank und die violetten Schatten lang übers Wasser fielen.

„Sie verdienen's gar nicht, daß ich Sie hinführe — so langweilig, wie Sie heute sind", sagte sie halb scherzend, halb ärgerlich; aber der Blick, der ihren zürnenden Augen begegnete, machte sie ganz beklommen, und sein beharrliches Schweigen, die Einsamkeit des Weges, alles bedrückte und verwirrte sie plötzlich. Sie blieb stehen und wandte sich, als wollte sie umkehren. Aber nun ergriff er sie bei der Hand.

„Ich bitte, bleiben Sie, Dorothee", sagte er gepreßt. „Es ist unnütz, den Dingen davonrennen zu wollen wie ein furchtsames Kind! Sie holen einen ja doch ein!" Und ehe die Bestürzte, Überrumpelte ihm wehren konnte, sprach er in hastigen, fast anklagenden Worten von seinem zerfahrenen Leben, von der Leere im Haus und der Unbehütetheit der Kinder, und daß er nicht einmal zur Arbeit Ruhe und Sammlung fände.

Sie versuchte ein paarmal vergeblich, dem Wortschwall, der so jäh, gleich einer lang aufgestauten Flut, über seine Lippen brach, Einhalt zu tun; mit dem sicheren Instinkt der Frau wußte sie plötzlich, daß nicht mehr der Freund, sondern der Liebhaber aus ihm sprach; zugleich aber auch, daß sie es nicht zu einer Erklärung kommen lassen durfte, daß sie ihm die Beschämung, sich beiden den Schmerz einer Abweisung ersparen mußte! Sie zwang sich zu einer Munterkeit, von der ihr Herz nichts wußte.

„Das ist ja ein netter Sack voll Klagen, den Sie über mein ahnungsloses Haupt ausgießen, lieber Freund", schalt sie gutmütig spottend. „Aber so verzweifelt liegt der Fall gar nicht — geben Sie acht, ich bringe das bald ins gleiche!"

„Nur, wenn Sie selbst kommen, Dorothee", griff er ihre Worte eindringlich auf. Aber wieder entwand sie sich der Gefahr mit einem Scherz.

„Ich selbst? Wo denken Sie hin! Ei freilich, das wäre wohl bequem, einem anderen die ganze Last aufhalsen und als Zuschauer daneben stehn, wenn er sich plagt. Nein — jedem das Seine! Das ist mein Grundsatz", sagte sie lachend. „Damit Sie aber sehen, daß ich's ernst mit meiner Freundespflicht nehme, will ich mir alle Ihre Sorgen durch den Kopf gehen lassen", und nun besprach sie mit dem ihr eigenen, praktischen Sinn und dem warmen Anteil, den sie an seinem Leben nahm, wie dies und jenes einzurichten und anzugreifen wäre, jedes ihrer Worte sorgsam wägend, jedem seiner Vorstöße die Spitze abbrechend, indem sie ihm eine harmlose Deutung gab. Es war ein Kampf mit Worten, in dem sie Siegerin blieb.

Still gingen sie endlich den weiten Weg zurück. Hinrichsen kämpfte mit seinem Schmerz; er hatte begriffen, daß die geliebte Frau sich ihm für immer versagte und nun, da er sie verlieren sollte, fühlte er erst, wie sehr er all die Jahre hindurch von der Hoffnung gelebt hatte, sie einst zu besitzen. Daß sie ihm die Freundin erhalten hatte, das dankte er ihr an dieser Stunde der ersten, bittersten Enttäuschung noch nicht

Auch Dorotheens Herz war voll tiefer Trauer. Nicht nur um des Freundes Leid, sondern auch um sich selbst. Eine schöne Aufgabe war ihr geboten worden: sie hätte einem Mann, dem sie in herzlichster Achtung und Zuneigung zugetan war, Gefährtin, zwei heranwachsenden Kindern Mutter sein können. Ihrem einsamen Leben wäre auf einmal Inhalt und Bedeutung gegeben worden! Aber sie hatte die Hand nicht danach ausstrecken dürfen. Ihre Ehe wäre eine Lüge gewesen, denn sie liebte Franz Hinrichsen nicht, und sie war noch nicht alt oder selbstlos genug, um in fremdem Glück das eigene zu finden. Wie aber, wenn die Freundschaft, die sie so vorsichtig durch den Sturm dieser Stunde getragen hatte, nun doch von ihm zerrissen und tödlich erkalten würde? Wenn Hinrichsen über ihr unausgesprochenes „Nein" doch nicht hinüberkam? Dorothee sah angstvoll zu dem Mann auf, der so schweigsam und verfinstert an ihrer Seite schritt, und die Prophezeiungen jener fielen ihr ein, die eine „Freundschaft zwischen Mann und Weib" nicht gelten lassen wollten. Sie hatten recht gehabt! Solch temperiert warmes, rein kameradschaftliches Gefühl war wohl wirklich nur möglich, wenn das Blut schon schwieg, wenn die Wünsche still geworden waren! Nicht aber, solange die Frau noch jung und schön war und der Mann nicht den Menschen, sondern vor allem das Weib in ihr sah! Diese Stunde hat kommen müssen, sagte sich Dorothee mit beklommenem Atemzug. Sie wird Klarheit schaffen zwischen ihm und mir. Und aus ihr wird die rechte, die starke und reine Freundschaft erblühen, der kein Begehren, keine Erotik mehr anhaftet.

Neue Schleiertrachten.

Von Jarno Jessen.

Die moderne Kunstgewerbebewegung ist lebenerweckend durch das Reich des Stofflichen geschritten. Ungeahnte Triebkräfte hat sie im Holz und Metall, im Porzellan, Glas und Ton wachgerufen. Sie hat Textiles und Schmuckkünstlerisches neues Wesen entfalten lassen. Ihr belebender Hauch hat neuerdings auch einen sehr alten Modeartikel gestreift: die Schleier. In einer Ausstellung des Hohenzollern-Kunstgewerbehauses wurden solche Wandlungen in einer kleinen geschmackvollen Ausstellung ersichtlich gemacht. Der Schleier spielt eine bedeutungsvolle Rolle in aller Kulturgeschichte. Sein Zauber liegt in einer Gegensätzlichkeit, im Geheimnis und in der Erkenntnis. Er versagt und gewährt, verbirgt und zeigt, wie der Wunderring des Märchens kann er sichtbar und unsichtbar werden lassen. Die Orientalin schützt sich mit dem Schleier oder verführt durch ihn. Sakuntala trägt ihn selbst im stillen Blütenhain, Salome tanzt den Tanz der sieben Schleier, um Begierden zu steigern. Der Schleier hat je nachdem etwas Keusches oder Frivoles, etwas Allzuklares oder Mystisches an sich. Aus allen diesen Gründen hat er der Kunst und der Mode immer dienen müssen. Er ist ihnen wegen seiner Doppelsinnigkeit unentbehrlich gewesen. Immer hat die Industrie mit erfinderischem Geist an ihm gearbeitet, ihn verdichtet oder gelockert, zart oder intensiv gefärbt, ihn gepunktet oder geflockt, ihn gar nicht oder sparsam oder kräftig dekoriert. Neuerdings wird er kaum für das Gesicht, meist für den Hut verwendet, er hat ihn zu umhängen und zu umspielen — wie das Zaumzeug ein aufgeschirrtes Zirkuspferd, könnte man mit einem recht ungalanten Vergleich behaupten.

Burnusartige Verwendung des Schals.

Man kann sehr wohl „auch einmal spanisch kommen."

Seltsam haben gewisse Kleiderstoffe der Damen wie zu Biedermeiers Zeiten heute schleierhaftes Wesen angenommen. Der Libertygeschmack, der Duncankult, die Reformkleidbewegung betonen das Fallende, Anschmiegende. Wenn man zwischen der Toilette einer Patrizierin des Bronzino oder einer Göttin Botticellis zu wählen hat, trägt heute meist die Göttin den Sieg davon.

Immer noch wissen auch heutige wie frühere Künstler das höhende Wesen des Schleiers für Wirkungen auszunutzen. Den Malern ist die verschleiernde Atmosphäre ein Stimmungsmittel geworden, um Psychisches zu betonen. Diese Methode Carrières hat geradezu schulbildenden Einfluß erwiesen. Solche Reize

haben freilich etwas vom Geheimkult an sich, sie werden nur von einem Kreis der Eingeweihten, von ästhetischen Feinschmeckern gewürdigt. Gemeinverständlicher ist das Wesen des Schleiers als Dekorationsmittel. Er ersetzt den Monumentalmalern, den Porträtisten Ornamente, wellt sich als Régencebandelwerk, flattert als Rokokoranke, zuckt und vibriert als Nervenmotiv des Jugendstils. Wo irgend phantastische Neigungen mitsprechen, hilft solch luftiges Gewebe dem Schwungvollen zum Ausdruck. Romantische Künstler können es nicht entbehren, für die Naturalisten brauchte es nicht zu existieren. Diesen Zauber des Erratenlassens schöpft kein anderes Kunstwölkchen ergiebiger aus als die italienischen Bildhauer. Verschleierung, die die volle Durchsichtigkeit und Anschmiegsamkeit der Hülle erweist, und die jede Körperkontur besonders abzeichnet, ist ihre besondere Virtuosität. Ähnlich den nie erreichten Schleierkleidern des Phidias liegen die Gewande der Canonica und Bistolfi und anderer neuerer italienischer Meister von Friedhofs- und Gartenplastiken über ihren Gestalten. Der Marmor hat sich fügen müssen, aber auch der ehrwürdigste und dauerhafteste aller Stoffe, die Bronze, ist der Einwirkung des Zeitgeistes unterlegen. Bis zur Nebelhaftigkeit des Ausdrucks hat es die französische Medaille und Plakette so gebracht, und die Roty und Chaplain haben wahre Wunder in der Gestaltung zartester Umhüllung erreicht. Das Schleierhafte des Empfindungslebens entspricht der Zeit des beredten Schweigens der Ibsen- und Maeterlinckpoesie, des intimen Theaters, der neubelebten Marionettenbühne. Die elektrischen Glühkörper leuchten so scharf, daß der künstlerischen Ausgestaltung verschleiernder Lampenschirme nie eine ähnliche Aufmerksamkeit erwiesen worden ist.

Fortuny-Schal als Negligé.

Eine ganz besondere Ehrung ist dem Schleier in neuester Zeit zuteil geworden. Der berühmte spanische Maler Mariano Fortuny hat sich seiner Höherkultur angenommen. Er will das spinnwebfeine Toilettenstück vielseitiger verwendet sehen. Es soll nicht nur das Antlitz der Frau hüllen — der anpassungsfähige Charakter des Schleiers, der ihn den Körper umschmiegen läßt wie der Guß den Kern, soll die Tyrannei der Mode, die Diktatur des maître tailleur ausschalten helfen! Umhänge, Überwürfe, Mäntel, Jackette, Dekorationsstücke können sich die Damen fortan selbst mit Leichtigkeit fertigen, meint Mariano Fortuny.

Die neuen Fortuny-Schleier, die im Hohenzollern Kunstgewerbehaus in Berlin ausgestellt waren, bieten das reichste Farbenregister. Sie sind weiße Chiffongewebe von kürzerer oder meterlanger Ausdehnung — die kürzesten etwa eineinhalb bis zwei Meter, die längsten fünf bis sechs Meter lang. Chiffons sind keine Neuigkeit, aber der individualistische Zug dieser Seiden ist neben der erwähnten Anregung zu ihrer vielseitigeren Verwendung ihr Dekor. Das nie Dagewesene ist Fortuny gerade gut genug erschienen, uralte Schätze der Kunsthistorie hat er nach Motiven durchstöbert.

In Knossos auf der Insel Kreta, in jenem überraschungsreichen Fundort frühester Kulturgegenstände, hat er von den Fayencen archäologischer Ausgrabungen die Ornamentmotive abgelesen, die seine modernen Schleier schmücken. Da klettern die Ranken mit den herzförmigen Blättchen, wie sie einst unter dem Himmelsblau des kleinasiatischen Südens Giebel und Säulen umhingen. Steile Lilienstengel reihen sich parallel auf, Lorbeerzweige streben schlank empor. Da schleichen Pantherkätzchen geschmeidigen Leibes, als wollten sie Eroten zum Ritt verleiten. Ein ausgesprochener Naturalismus ist am Werk, der Wirklichkeit ihre Bilder abzulauschen. (Auch die Morris und Obrist und Eckmann sind alle schon einmal dagewesen.) Aber auch schwarzfarbige Einzelornamente, Sterne, Voluten, Quadrate, Mäander sind in energischen Stempelungen hin und wieder in zartblauen, pfirsichnen, orangefarbenen Musterungen auf die weißen Seidenflächen gesetzt. Meist umrahmen sie als energische Randfassungen die lichten Grundstoffe. Wir glauben Ziergedanken babylonischer Siegel, ägyptischen Schmucks, frühgriechischer Vasen zu schauen: das

Eine improvisierte grosse Toilette.

Magazin des Altertums ist zum Nutzen des Gegenwärtigen geplündert. Und was läßt sich dagegen sagen? Wir hören die Fanatiker des Neuen spotten — schafft etwas Eigenes! Sie vergessen nur den Kreislauf alles Lebens. Ähnlich wie es auf verwandten Gebieten kunstgewerblichen Schaffens, beim Bauornament, bei der Frauenhandarbeit geschieht, läuft man Sturm gegen die Aufnahme der feinen Ziergedanken einstiger Geschmackskünstler. Aber wir begrüßen die Ehrfurchtsvollen, die vor alten Altären anbeten, ebenso wie die Gläubigen des neuen Evangeliums der Kunst, wenn sie nur alle echte Andacht üben! — Auch die modernen Kleinkünstler müssen sich auf einem Gebiet unbegrenzter Möglichkeiten tätig fühlen, und Meister Fortuny scheint uns ein glücklicher Anreger mit seinen kretenisischen Dekors auf modernen Schleiern. Gleichviel ob die Schablone oder das Battik bei dem Auftragen solcher Stoffmusterungen jetzt eine Rolle spielen — Fortuny hat seine Motive auf eingefärbte Holzmodeln gebracht und druckt sie mit der Hand auf. Jedes Stück ist daher persönliche Künstlerarbeit, und es verdient weit höhere Preise als ähnlich wirkende Massenartikel. — Der Fortuny-Schleier liefert nicht nur der Mode, sondern der Ästhetik einen originellen Beitrag. Die erste Salonschönheit, die ihn im Geiste seines Schöpfers anwendet, wird wie die Galatea Renis ein Siegesgefolge nach sich ziehen. Unsere Aufnahmen zeigen, wie leicht sich Kleidungsstücke oder ganze Toiletten durch Verwendung eines oder mehrerer Schleier herstellen lassen. Eine Pelerine, eine Matinee, ein Fichu, irgendein charakteristischer Ausputz für ein Kostümfest sind sehr schnell geschaffen. Die weichen Tücher folgen in lautlosem, immer schönem Fall der ordnenden Hand — gleich ob diese sich von Eindrücken aus der Antike, von einem schlanklinigen Bilde der Frührenaissance oder von einer melodiegetragenen Erinnerung an Carmens wilden Tanz in ihren Einfällen bestimmen läßt. Aber auch ein wundervoll fallender Schlepprock mit origineller Taille ist bald erreicht, wenn unsere Frauen, wie ihre Geschlechtsgenossinnen antiker Zeiten, den Gebrauch der Fibeln (einer Art Sicherheitsnadeln) wieder einführen wollten. (Auch die Japanerin ist von jeher ihre eigene Kleiderkünstlerin gewesen.) Noch sind die Fortuny-Schleier als gangbare Handelsartikel zu kostspielig und auch nur für den wohligen Salon denkbar. Ausführungen in billigerer Art und in wollenen Stoffen hätten erst Aussicht auf allgemeinere Verbreitung. Eine schneiderinlose, eine herrliche Zeit ist sicherlich das Sehnsuchtsziel aller Frauen: wir müssen hoffen, daß die Fortuny-Schals uns ihr näher bringen!

Der Schal einfach fichuartig gesteckt.

Die Herrin eines berühmten Salons.

Von Irma Schneider-Schönfeld.

Der Jammer über den Niedergang echter Geselligkeit bei stetigem Überhandnehmen eines unvornehmen und äußerlichen Gesellschaftstreibens hängt enge zusammen mit den überall merkbaren Symptomen wachsender Sehnsucht nach starken Persönlichkeiten, zumal unter den Frauen. Denn alle irgend bedeutungsvollen Vereinigungen von Menschen sind Organismen, die zu ihrer Bildung ein Lebenszentrum, eine Kristallisationsachse, eine — Seele nötig haben. Und ihnen diese Seele zu werden, dazu bedarf es eben — höchstes Glück der Erdenkinder — ganzer Persönlichkeit.

Ein wahrer Hunger danach hat uns alle ergriffen!

Und da uns lebendige Wirklichkeit selten genug das Glück solchen Erlebnisses schenkt (die ganze letzte Entwicklungsphase der Geschichte der Frau mußte ja, trotz aller gegenteiligen Schlagworte, zunächst zu einer Hebung des Allgemeinniveaus und dann von da aus erst zur Unterstreichung individueller Werte führen!) — wenden wir die Augen sehnsüchtig rückwärts. Längstvergessene Memoirenwerke, Briefsammlungen aller Art feiern so Neuauflagen und Neuerfolge, weil eben aus diesen subjektiven Zeugnissen toter Zeit das lebendige Lachen und Weinen ganzer Menschen zu uns spricht. Und immer häufiger werden jetzt jene Biographien, in denen nicht gewichtige historische Kennerschaft das entscheidende Wort spricht, sondern die Fähigkeit eines Autors, die ihm verwandte Wesenheit längst Gestorbener intuitiv zu erfassen.

Ein Buch solcher Art ist die „Rahel Varnhagen" von Ellen Key. (Erschienen im Verlag von E. Haberland, Leipzig.) Man muß Ellen Key danken, daß sie uns dies schöne Frauenbild gemalt hat, aber man wird nicht vergessen dürfen, daß hinter den blühenden Farben dieses Transparents plastikgebend wiederum — Ellen Key steht. Denn wenn auch nicht Wahrheit und Dichtung in diesem Buche die feinen Grenzlinien unlösbar ineinanderschieben, so liegt doch auch in der Auswahl und Zusammenstellung alles objektiv Feststellbaren, der verbürgten Aussprüche usw. so viel Hingabe, ja so viel leidenschaftliche Liebe für Rahel, daß die weniger sympathischen (allerdings auch weniger bedeutenden) Züge ihres Wesens, von denen Zeitgenossen zu berichten wissen, in dieser strahlenden Gesamterscheinung völlig untergehen.

Aber „eine tiefe Liebe ist ein Pfadfinder, wenn es sich darum handelt, in das Wesen oder das Werk eines Menschen einzudringen", sagt Ellen Key in ihrer Vorrede, und ihre Überzeugung, daß darum der „Mangel an Objektivität das wesentlichste Verdienst ihrer kleinen Schrift" sei, wird nicht wenige finden, die ihr zustimmen. — —

Ellen Key spürt Rahel Varnhagens Wesen an allen den vielfach verwickelten Fäden nach, in denen begabter Menschen Verhältnis zum Leben und seinen Werten sich darstellt. Sie sieht und zeigt, wie Rahels Abstammung, die sie selbst lange Zeit „für den dunklen Teil ihres Schicksals" hielt, ihr zugleich die Züge schenkt, die Ellen Key weit charakteristischer für jüdische Frauen und Männer erscheinen „als Verstandesbegabung und Schaffenskraft, Wissensdurst oder Energie": „Die morgenländische Liebesstärke tritt in allen ihren Empfindungen hervor

— im Familiengefühl, in der Freundschaft, in der Anbetung ihrer großen Meister, in ihrer Mütterlichkeit . . ."

Sie schildert in streifenden Impressionen Rahels Leben. Die schwere Jugend, an der sie trug zeitlebens: ein genialischer, aber „despotischer, ja toller Vater", eine Mutter, deren Wesen, am Vater zerbrochen, früh grämlich, klein und enge geworden, erst in den allerletzten Lebenszeiten so etwas wie Liebe und Erkenntnis für die Tochter aufkommen ließ. Ein zarter Körperbau — zum Leiden im Grunde prädestiniert. Und dann alle Schmerzen, die aus dem Zusammenstoß einer stets auf das Außerordentliche gerichteten Natur („das Übermaß ist ihr Maß") mit dem Vielzuordentlichen, mit der Wirklichkeit sich ergeben! Für Rahels drei Liebesgeschichten — sie war zweimal verlobt, bevor sie Varnhagen kennen lernte — findet Ellen Key die prägnante Zusammenfassung, daß sie „typisch sind für die drei Grundformen der weiblichen Erotik: Liebe zur eigenen Liebe, Liebe zum Mann und Liebe zur Liebe des Mannes". Daß sie das stärkste Gefühl ihres Lebens bereits durchlitten hatte, als sie, die siebenunddreißigjährige, den bald hingebungsvoll um sie werbenden dreiundzwanzigjährigen Varnhagen kennen lernte, mit dem dann glückliche neunzehnjährige Ehe sie verband, gehört vielleicht mit zu der leisen Tragik dieses Geschöpfes, die in so seltsamem Gegensatz zu dem quellend frohen Reichtum an Leben, Lebenswillen und Lebensfreude steht, der die eigentliche Quelle von Rahels Macht über die Menschen bildet.

Sie war klein und anmutig, ohne irgend schön zu sein — ja, hielt sich selbst nahezu für häßlich. In der Art ihres Auftretens scheint etwas von Unausgeglichenheit gewesen zu sein, die sie speziell ihrer Abstammung zuschrieb — der Widerspruch zwischen der ruhigen Überzeugung von dem eigenen Wert und einer qualvollen Schüchternheit, die sie besonders in erregten Momenten (z. B. in jenem Augenblick, den sie als den Gipfelpunkt ihres Lebensglückes bezeichnete, als sie das erstemal mit Goethe sprach) verhinderte, ihr wahres Wesen zur Geltung zu bringen. Und so — „klein und gering geboren" — in keiner Weise hervorstechend durch äußere Vorzüge, ohne Namen, ohne großen Vermögensaufwand, ohne eigene Produktivität, gelingt es dieser merkwürdigen Frau, in Berlin, in der anspruchsvollsten Gesellschaft, nicht nur festen Fuß zu fassen, sondern ihr in ihrem Salon die eigentliche Zentrale zu schenken! Gelingt ihr aber mit Naturnotwendigkeit: denn sie brachte neben Geist und Kultur (die damals noch nicht so selten geworden waren) das, was in Vereinigung mit diesen beiden so sehr selten ist — Ursprünglichkeit und Wahrhaftigkeit.

Mehr noch als ihre menschenliebende Hilfsbereitschaft („hilfreich bin ich und atmend, sonst kann ich mich auf nichts besinnen"), ihre erstaunlich weitblickenden und von unserer Zeit oft noch nicht einmal eingeholten, geschweige überholten Ansichten über viele unserer sogenannten modernsten Fragen, scheint mir diese strenge und edle Wahrhaftigkeit sie mit den nur allerbesten Frauen unserer Zeit zu verbinden. Denn wenn wir Frauen einen Vorwurf noch heute nicht für die ganze Gesamtheit zurückweisen können, so ist es dieser allertraurigste: die Sklavengewohnheit der Lüge. Nicht der großen Lüge, sondern der ekelhaften kleinen und kleinsten, die „harmlosen" Durchsteckereien, die vorsichtigen Bemäntelungen und die schwächlichen Beschönigungen. „Lügen tun sie auch, weil sie's oft so nötig haben, und weil Verstand zur Wahrheit gehört. Und Lügen ennuyiert mich bis zur Krankheit . . ." sagt Rahel von den Frauen und ihrer „plumpen, gräßlichen Dummheit im Lügen". Sie gab sich wahr, und „welcher Sache sie sich auch hingab — sie gab sich ganz". Sie war keine von Haus aus harmonische Natur, aber dieses „wahr sein und ganz" faßte einigend all ihr Wesen. Und ich glaube wohl, daß die trübe Klage von heute, daß wir nur mehr halben Herzen begegnen, stumm werden müßte, wenn wir bei uns selbst anfingen. Wenn wir endlich begriffen, daß wir nichts vom Glück erjagen können, für das wir nicht, ohne zu marten, den vollen Gegenwert, ein ganzes Herz — ein ganzes Leben — uns selbst vielleicht — aufs Spiel setzen . . .

Dem ersten „Salon" Rahels, der etwa bis 1806 durch zehn Jahre hindurch auf Männer wie Fichte, Schleiermacher, Gentz, Fouqué, Prinz Louis Ferdinand, Humboldt, die Schlegels, Tieck u. a. tieferen oder vorübergehenden Einfluß, immer aber Anziehungskraft ausübte, folgte um die Zeit, als ihr und Varnhagens Leben wieder in ruhigere Bahnen lenkte (die ersten Ehejahre bis 1819 hatte Varnhagens Beruf sie zu oft verändertem Aufenthaltsort gezwungen), ein zweiter. Neben den alten Freunden verkehren jetzt besonders die Arnims, dann Hegel, Gans, Ranke, Chamisso, Fürst Pückler-Muskau, Heine u. a. im Varnhagenschen Hause. „Alle Klassen, alle Menschen reden zu mir", sagt Rahel, glücklich über die Zusammensetzung ihrer Gesellschaft aus geistiger und gesellschaftlicher Aristokratie und die Brücken, die sie beiden schlägt. Sie kennt und übt die vornehmste Hausfrauenkunst, die zueinanderzuführen, die einander wirklich etwas zu geben vermögen, und wenn sie auch in großer Gesellschaft nie vergißt, daß „man nie mit einem Menschen zusammen ist, als wenn man allein mit ihm ist" und sich ein seelisches Alleinsein gelegentlich durch längere Gespräche verschafft, so gehört sie doch immer allen an, sucht überall um sich her „anzuregen, zu erhellen, zu erwärmen".

Sehr fein zeichnet Rahel selbst den Unterschied zwischen ihrem deutschen Salon und den Salons der berühmten Französinnen in dem Urteil über Madame de Staël, die „keine horchende Seele" habe, und bei der es nie sei, als ob sie allein nachdächte, sondern „immer, als ob sie es schon vielen sagte" —

Man versammelt sich zwanglos um fünf Uhr oder noch früher bei ihr. Kein selbstisches materielles Interesse hindert irgendeinen, sich zu geben, wie er ist, kein leidenschaftlich gesteigerter Lebenskampf macht die Menschen unfroh, wenig geneigt, in anderer Wesen zu lauschen und so unfähig im Gespräch gebend zu empfangen und empfangend zu geben. Dies lag an dem — noch — guten Geist der Zeit. An Rahel selbst aber lag: daß ihre so starke Individualität niemals die der andern unterdrückte, sondern daß sie im Gegenteil alles Persönlichste, alles Eigenste aus den Menschen hervorlockte. Dies Hervorlocken, dies Wecken und Anregen war — wenn alles andere nur schöne Begabung ist — recht eigentlich ihr großes Genie.

Ihre vielbewunderte Jugendlichkeit lag — obgleich sie selbst sich echt frauenhaft freute, jünger auszusehen als der so viel jüngere Gatte — weniger in der Erscheinung als in ihrem Wesen. Sie war „Kind und Frau, so sehr man es nur sein kann." Bezeichnend ist Grillparzers Ausruf nach einem Besuch bei der fast sechzigjährigen: „Auf der ganzen Welt hätte mich nur eine Frau glücklich machen können, und das ist Rahel". Und dabei fand er sie „alternd, vielleicht nie hübsch, von Krankheit zusammengekrümmt, etwas einer Fee, um nicht zu sagen einer Hexe ähnlich"!

Gibt es einen eindringlicheren Beweis für die Macht geistigen Reizes als diesen: Allein, ohne Hilfe von Jugend und Körperschönheit einen großen Dichter fühlen zu lassen: Siehe, ich hatte deiner eigenen Seele die Schwinge werden können . . ?

* * *

Schwinge der Seelen! — das ist Rahel gewesen. Was hätte sie gesagt, wenn sie uns hätte sehen können?

Auf sicher gewordenen Füßen schreiten wir tief im Werktagsstaube mit in den ungeheuren Arbeiterkolonnen der Menschheit.

Taktmäßig und fest ist unser Frauenschritt geworden — den Spöttern ist das Lächeln vergangen.

Aber mitunter überklingt den groben Rhythmus unserer eigenen Schritte und die triste Monotonie unserer marschmäßigen Siegeslieder ein vollerer Sang aus größerer Zeit — ein Lebenslied wie dies von Rahel.

Dann kann es sein, daß den Tiefsten und Wärmsten unter uns die gebundenen Seelen zucken in Scham. In Scham und dunklem Sehnen und Ahnen: daß eine Zeit wiederkommt, die ihnen die Schwingen löst, wissend, daß es zugleich die Schwingen der Menschheitseele sind.

ei Renntoiletten. (Abb. 86 u. 87.) Das erste Modell aus nem Tuch erhält durch etwas dunklere Panneblendenumrandung ıue, mit Rosa und Silber vermischte Seidenstickerei eine vornehme Wirkung, in die der weiße Spitzenstoff der Unterbluse den freundlichen Ton hineinbringt. Die auch im Rücken blusige, vorn leicht übereinandertretende Bluse zeigt vorn wie hinten gestickte und mit Panne umrandete Revers und einen, den Oberstoffteilen angeschnittenen, zipfligen Überärmel, der lose über den halblangen Puffärmel aus weißem Spachtelstoff fällt. Aus diesem besteht auch das faltige Hemdchen, das den vorderen und Rückenausschnitt füllt und oben durch einen Chiffonkoller ab geschlossen wird. Der zu dieser Toilette getragene Rock

Abb. 86 u. 87.
Zwei Renntoiletten.

Abb. 88. Frühjahrspaletot in halbloser Form.

Abb. 89. Karierte Stoffbluse.

zeigt die moderne, leicht schleppende Tunikaform. Die mit Panneblenden umrandete Tunika tritt vorn leicht übereinander und fällt in zwei Spitzen und hinten in einem Zipfel aus. Der darunter sichtbar werdende, unten weit ausladende Rock bleibt glatt. Der Schnitt ist für die Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und zum Rock in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,25 bis 3,50 Meter, für die Taille 1,85 Meter sowie 90 Zentimeter Garniturstoff.

Das Modell zu Abb. 87 aus gobelinblauem Tuch wird nur durch gleichfarbige Seidenstickerei ausgestattet, die in Form von Reliefrosen auf dem Fichu wie auf dem Rock sichtbar wird. Die leicht blusige Taille verdeckt zum größten Teil das Fichu, das, im Rücken gekreuzt, vorn in Zipfeln ausläuft und durch ein Schleifenarrangement mit Schnalle zusammengehalten wird. Seinen Bogenabschluß begrenzen schmale Seidenblenden, den Halsausschnitt füllt ein Valenciennekoller. Der originelle Ärmel ist halblang geschnitten und durch das gleiche Bogenarrangement wie das Fichu verziert, die Bogen erscheinen hier durch Schleifchen zusammengehalten und lassen das Spitzenunterärmelchen hindurchschimmern. Der Empirerock ist leicht schleppend und oben in leichte Reihfalten geordnet, die nach der hinteren Mitte zu reichlicher werden. Dort steigt der Rock ziemlich stark in die Höhe und läuft in eine Schneppe aus, die durch eine Band- und Rosettengarnitur auf der Taille festgehalten wird. Vorn wird er der normalen Taillenlinie gerecht und erhält durch einen Bandgürtel seinen Abschluß. Seine Ausstattung besteht in einer Tunika, die, vorn auseinandertretend, die Vorderbahn freiläßt und hinten in einem Zipfel ausfällt. Der Schnitt ist in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und für die Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,25 Meter, für den Rock 3,75 Meter.

Frühjahrspaletot in halbloser Form. (Abb. 88.) Der Paletot ist aus rotlila Tuch gefertigt und durch breite, gedunkelte Goldtressen mit Quasten und Knöpfchen verziert. Vorn offen, ist er mit dreiviertelanliegendem Rücken und angeschnittenem Japanärmel gearbeitet, der, sich nach unten erweiternd, in Dreiviertellänge als Glocke ausfällt. Als Hals- und Ärmelabschluß dient gleichfalls Goldtresse. Der zur Herstellung dieses vornehmen Paletots erforderliche Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 2,50 bis 2,75 Meter.

Karierte Stoffbluse, gestreifte Wollbluse. (Abb. 89 u. 90.) Das Modell von Abb. 89 ward aus schwarz-weiß-kariertem Wollstoff hergestellt und nur durch ein schmales weißes Lätzchen aus gefaltetem Mull ausgestattet, über dem sich schwarzes Samtband kreuzt. Die vorn und im Rücken in Falten abgenähte Bluse wird in der vorderen und Rückenmitte durch je einen latzartigen Teil vervollständigt und durch Schrägblenden eingefaßt. Sie wird mit verbreiterter Schulter gearbeitet, der Achselteil fällt lose auf den sehr weit dem Armloch entquellenden Dreiviertelärmel, der oben durch Querstufen verziert und unten in Fältchen abgenäht ist und mit einem Aufschlag abschließt. Der zur Herstellung dieser ansprechenden Bluse erforderliche Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 Meter.

Abb. 90. Gestreifte Wollbluse.

Nicht weniger hübsch und für volle Figuren kleidsam ist das aus hellbeige und braungestreiftem Wollstoff bestehende Modell Abb. 90. Die schräg übereinandertretenden Vorder- und Rückenteile bilden nur im Taillenschluß einige wenige Fältchen, sonst zeigt sich die Bluse fast ganz glatt. In dem spitzen Ausschnitt wird ein aus Mull und Spitze gebildeter Latzteil sichtbar, der von einem Schalkragen aus braunem Panne begrenzt wird, dessen Abschluß ein braunes Bandarrangement bildet, das sich bis zum Gürtel zieht. Sehr originell wirkt der japanische Ärmel, der, der Bluse angeschnitten, sich nach unten erweitert und un-

Abb. 91. Frühjahrskleid aus Bordürenstoff.

Abb. 92 u. 93. Zwei Kittel für kleine Knaben.

terhalb des Ellbogens durch ein spitzenbesetztes Bündchen abgeschlossen wird. Hierzu ist der Schnitt in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 2,75 bis 3,25 Meter.

Frühjahrskleid aus Bordürenstoff. (Abb. 91.) Unter den Stoffneuheiten, die uns eine rührige Industrie beschert hat, nehmen die Kantenstoffe eine hervorragende Stellung ein. Ihr Reiz liegt vielfach in der schrägen Verarbeitung der Bordüren, wie wir dies an unserm schicken Modell, Abb. 91, veranschaulicht sehen. Hellbrauner Wollstoff mit violetten Kanten ergab hierzu das hochmoderne Material, zu dem ein weißes Spitzenstofflätzchen sehr freundlich wirkte. Die ziemlich glatte Taille tritt nur im Taillenschluß in leichten Falten in den Gürtel, was sich auch im Rücken wiederholt, den, wie die Vorderseite, eine Mittelnaht durchschneidet. Das sich auch im Nacken fortsetzende Spitzenlätzchen wird von einer lila Seidenblende begrenzt, die nach außen eine gedunkelte Goldborte abschließt. Der Ärmel setzt sich glatt und faltenlos der leicht verbreiterten Schulter an und nimmt nach unten an Weite zu, wo er durch ein Kantenbündchen abgeschlossen wird. Unter dem knapp die Taille umspannenden braunen Pannegürtel fällt, glatt die Hüfte umschließend, der mäßig weite, durch die einander vorn begegnenden Bordüren verzierte Glockenrock hervor. Mit vorderer Mittelnaht gearbeitet, fällt er vorn fast glatt und ladet erst nach hinten in Falten und leichter Schleppe aus. Der zur Herstellung dieses modernen Kleides erforderliche Schnitt ist für die Taille in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,25 Meter und für die Taille gleichfalls 3,25 Meter mit Kantenstoff.

Zwei Kittel für kleine Knaben. (Abbildung 92 u. 93.) Nichts Kleidsameres und Praktischeres für die kleinen Buben als ein niedliches Kittelkleid oder durch ein Pumphöschen vervollständigtes Kittelchen! Unsere Abb. 92 und 93 veranschaulichen zwei dieser zierlichen Kleidungsstücke, die sich beide mit Hilfe der vorrätigen Schnitte mühelos im Hause herstellen lassen. Der Kittel Abb. 92, aus braunem Wollstoff, wird durch einen gewebten bunten Streifen verziert. Ziemlich glatt geschnitten, schließt der Kittel an der Seite mit Knöpfen und wird in der Taillengegend durch einen Ledergurt zusammengehalten. Der blusige Ärmel ist am Handgelenk in ein Bündchen gefaßt, das kurze Pumphöschen an ein Leibchen gesetzt, das im Rücken schließt.

Das Faltenkittelkleid aus schwarzweißkariertem Wollstoff wird durch einen Umlegekragen mit Seidenplissee und Goldknöpfe geziert. Das Kleidchen ist vorn wie im Rücken in je drei Quetschfalten geordnet, die in der Taille ein Ledergürtel zusammenhält. Das Ärmelchen ist blusig geschnitten, unten in Fältchen abgenäht und durch einen garnierten Aufschlag verziert. Der Schnitt ist in 28 und 30 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den glatten Kittel in den gleichen Größen für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,50 Meter, für den Faltenkittel bei einem Meter Breite 1,75 Meter.

Abb. 94. Schulschürze.

Schulschürze. (Abb. 94.) Unsere Schürze wird am besten aus Lüster hergestellt, der sich durch ein farbiges Besatzbörtchen verzieren und beleben läßt. Die weitfaltige, im Rücken zusammenstoßende Schürze setzt sich oben in Reihfalten einem schmalen, runden Passenteil an, der durch Knöpfe und Knopflöcher geschlossen wird. Der lange, den Kleiderärmel völlig deckende Ärmel ist reichlich weit geschnitten und unten in ein Bündchen gefaßt. Der Schnitt ist in 28, 30, 32, 34 und 36 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 2,50 Meter.

Matrosenkleid und Kieler Jacke für Mädchen. (Abb. 95 u. 96.) Das Kostüm aus kräftigem marineblauen Cheviot wirkt durch den hellblauen, mit weißer Litze bestickten Matrosenkragen der Bluse und die blanken Goldknöpfe freundlich. Eine blauseidene Schifferkrawatte hält vorn den Kragen zusammen, die Bluse hängt ringsum leicht über und wird durch einen Gummizug in der Taille anschließend erhalten. Das Ärmelchen zeigt die leicht blusige, unten in Fältchen abgenähte Form, das kurze Röckchen ist in Plisseefalten geordnet, die, nach einer Richtung laufend, frei ausfallen. Der Schnitt ist in 32, 34, 36, 38 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 2,50 Meter. — Die dazu passende, für kühle Tage bestimmte Kieler Jacke ist als dreiviertellanger Sakko geschnitten und gleichfalls mit einem hellblauen Satinkragen, den weiße

Abb. 95 u. 96. Matrosenkleid und Kieler Jacke für Mädchen.

Litze besetzt, ausgestattet. Zum Auswechseln eingerichtet, kann dieser auch durch einen beliebigen Stickereikragen ersetzt werden. Der schlichte Ärmel zeigt oben nur wenig Falten und unten als Abschluß Steppplinien. Der Schnitt ist in 30, 32, 34, 36, 38 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 1,50 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte sind zu den Modefiguren Nr. 86 bis 96 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37-41, zu beziehen. Für Taillen usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Der Gugelhupf und seine Sippschaft.

Von Gerda Thaller.

Die meisten — auch nicht österreichischen — Hausfrauen werden wissen, was ein Gugelhupf ist; nicht alle aber, wie er am besten zubereitet wird und hauptsächlich, mit was für Gebräuchen er zusammenhängt. Fragt man eine „echte" Kaffeeschwester, was der Gugelhupf ist, so strahlt ihr Gesicht, und sie versichert, das gleiche, was den weiland Göttern Olymps Nektar und Ambrosia waren, sei ihr der Gugelhupf und der Kaffee. Aber nur, wenn man sich diese „Götterspeise" selbst bereitet, kann man sich dem Genusse mit ähnlichen Gefühlen hingeben, als sei man einer aus des Olympes Höhen! (Phantasie gehört natürlich auch dann dazu!)

Die Gebräuche, mit denen der Gugelhupf in Österreich verwoben ist, sind zahlreich; besonders in Mähren und Böhmen und hauptsächlich in der ungarischen Slowakei genießt der Gugelhupf — dort „Buchta" d. i. Bůch dà (Gott gibt es) genannt — großes Ansehen; demgemäß wird er nur an höchsten Festtagen gebacken und von allen mit Ehrfurcht betrachtet. Bei Hochzeiten in Mähren wird der große, meist nicht allzu „lupfete" (lockere) Gugelhupf von einem Gaste zum andern getragen, und jeder gibt das Seine zum Brautschatz drauf. Diese eßbare Sparkasse wirft viel ab, zum Schlusse noch sich selbst, da sie dann — trotz aller Ehrfurcht — verzehrt wird.

In Nieder- und Oberösterreich kommen bei Hochzeiten solche Gugelhupfe auf den Tisch, und jeder Gast erhält nach Schluß der „Magenerweiterung" — im Vertilgen von Schweinen, Kälbern und „Bocherei" (Bäckerei) leisten die Bauernmagen Hervorragendes — das sogenannte „B'schoadessen". Der Gugelhupf spielt dabei die Hauptrolle, und die Kinder der „Ehrentagsleut'" freuen sich schon „damisch", wenn die Eltern das — gewöhnlich in ein nicht immer einwandfreies „Schneuztücherl" verpackte — „B'schoadessen" den Augen der Sprößlinge dartun; die Rauferei um die Götterspeise geht nun unter großem Stimmenaufwand los. Aber nicht nur die „untern Hunderttausend" lieben den Gugelhupf so sehr, auch bei den „mittleren" und „obern Zehntausend" hat er sich eine erste Stellung unter dem Kaffeegebäck geschaffen. Bei uns in Österreich wird er gewöhnlich bei größeren Jausen, an kleineren Festtagen usw. gebacken, und es herrscht auch hier hinsichtlich seiner Zubereitung große Verschiedenheit. Anhänger der „five o'clock teas" haben versucht, die gemütlichen Kaffeestunden zu verdrängen; es gelang teilweise, doch die meisten „Gemütlichen" bleiben dem Kaffee „mit Zutat" treu. Tee und Sandwiches sind keineswegs zu verachten, aber zur Jause (Vesper) — gehört doch Kaffee! Die Beigaben zu diesem sind bei uns andere als in Deutschland. Dort gibt man Musbrot zum Kaffee, bei uns kennt man das nicht. Wir haben außer dem berühmten „Wiener Gebäck" — und wo das nicht zu haben ist — dem Feinbrot, noch den Gugelhupf und jetzt, im Fasching, meist Krapfen dazu. Bei geladenen Jausen gibt man gerne verschiedenes Gebäck, worunter natürlich der Gugelhupf den Ehrenplatz inne hat. Aber auch das weiße Feinbrot ist beliebt, und auch dieses macht man sich am besten allein. Der Bäcker kann nie die gute „Zugehör" verwenden, und wenn ja, so ist das Brot unerschwinglich teuer. Bei dem kleinen „Wiener Gebäck" braucht man ja ohnehin schon die Lupe! So folgen denn hier einige sehr bewährte und gute Rezepte zu verschiedenem Kaffeegebäck. Ein „Sitzenbleiben" ist ausgeschlossen, die Rezepte können auch von all denen getrost versucht werden, denen schon das Wort Sitzenbleiben Gruseln verursacht!

Natron- oder Gesundheits-Gugelhupf. Man treibt in einer Schüssel 250 g Butter mit 250 g Zucker ab, rührt nach und nach 7 ganze Eier, 500 g Mehl (feines), 10 Löffel Milch, 3 Löffel guten Rum hinein, gibt von 1 Zitrone die feingehackte Schale dazu und schlägt den Teig sehr fein ab. Eine Gugelhupfform (Napfkuchenform) wird mit Butter oder Schmalz ausgeschmiert und mit feinen Semmelbröseln ausgestreut. In den Teig kommen noch 20 g Weinstein und 7 g doppelkohlensaures Natron, alles wird nochmals gut verrührt, kommt sofort in die Form und möglichst rasch in die gut vorgewärmte Röhre. Bei langsamem Feuer 1 Stunde lang backen; der Teig darf nicht gesalzen werden.

Feines Weißbrot. In eine große Schüssel gebe man 2 kg Mehl, $^1/_4$ kg Staubzucker, $^1/_4$ kg geschälte, feingeschnittene (nicht gemahlene) Mandeln, $^1/_4$ kg Rosinen, $^1/_8$ kg feingeschnittenes Zitronat, von einer Zitrone die feingehackte Schale und salze genügend. In 1 Liter lauer Milch läßt man $^1/_4$ kg Butter zergehen, macht in der Mitte der Schüssel in das Mehl eine Grube und schüttet die Milch hinein. Aus 50 g Hefe (Germ) macht man mit etwas lauer Milch, Zucker und Mehl ein Dampfel (Hefestück), gibt es, wenn es gut gegangen, zu der Masse, rührt diese zuerst mit dem Kochlöffel und knetet dann so lange mit beiden Händen, bis sich der Teig von diesen löst. Hierauf kommt er aufs Brett, wird in zwei Teile geteilt und aus jedem ein länglicher „Striezen" — Stollen — geformt. Bäckt man das Brot zu Hause, dann läßt man den Teig über Nacht gehen, formt früh die „Striezen" und bäckt sie, gut gegangen, langsam im Rohre. Besser ist es aber, sie geformt abends zum Bäcker zu geben, der sie früh einschiebt. Dieses Brot hat den Vorteil, sehr saftig zu sein und sich lange zu halten. (Nur in unserer Familie nicht, da es zu rasch Abnehmer findet.) — Einige Tage vor Gebrauch backen!

Nußstrudel. Aus $^1/_2$ kg Mehl, 200 g Butter, 150 g Zucker, 1 ganzen Ei und 3 Dottern, etwas Salz, 20 g Germ für das Dampfel und etwas Milch macht man einen leichten, aber nicht zu dünnen Teig. Ist er gut gegangen, so nimmt man ihn aufs Brett, walkt ihn leicht rund aus und bestreut die Flächen mit $^1/_4$ kg geriebenen Nüssen und $^1/_4$ kg Staubzucker. (Zuerst gut durcheinandermengen.) Der Teig wird zusammengerollt, auf das Blech gegeben und eine halbe Stunde gehen gelassen. Er wird mit Ei bestrichen und eine Stunde im Rohre gebacken. Ausgekühlt, dünn aufgeschnitten und mit Zucker bestreut, kommt er zu Tisch.

Topfenkuchen. Der vorstehend beschriebene Germteig wird, gut gegangen, aufs Brett gegeben, leicht gewalkt und mit folgender Fülle bestrichen: $^1/_2$ kg guter weicher Topfen (weißer Käse), 3 Eidotter, 200 g Zucker, 200 g Rosinen werden gut vermengt und aufgestrichen. Dann nimmt man die Enden des Teigs zusammen, drückt sie ein, legt den Teig verkehrt aufs Blech, damit die zusammengenommenen Enden hinunter kommen und drückt ihn auseinander, damit sich Teig und Fülle verbinden. Eine halbe Stunde gehen lassen. Nun nimmt man 250 g Butter, 200 g Zucker und 100 g Mehl.

bröselt alles gut durcheinander, streut es über den Kuchen und schiebt ihn ins ziemlich heiße Rohr. Eine halbe Stunde backen. Ausgekühlt, wird der Kuchen in schiefe Rechtecke geschnitten und bezuckert zu Tisch gegeben. Schmeckt, ebenso wie der Nußstrudel, ausgezeichnet, auch zum Kaffee.

Nun noch ein sehr gutes Rezept der berühmten Wiener Faschingskrapfen! Man treibt 70 g Butter mit 6 Eidottern ab, gibt, wenn dies flaumig ist, 1 Löffel Rum und 280 g feinstes Mehl, etwas Salz, fast ein fünftel Liter laues Obers (Sahne) und 15 g Hefe (mit etwas Obers, Mehl und Zucker gut gegangen) dazu und arbeitet dies durch, bis sich der Teig vom Kochlöffel löst. Wenn der Teig, zugedeckt an einem warmen Orte, aufzugehen beginnt, nimmt man ihn auf das warme Brett, drückt ihn mit den bemehlten Händen flach und sticht mit dem Krapfenstecher oder einem nicht zu großen Weinglase Fleckchen aus. Man gibt auf jedes eine Messerspitze voll Marillensalse (Aprikosenmarmelade oder -gelee), deckt ein anderes Fleckchen von gleicher Größe darüber — so, daß dessen Bodenseite nach oben kommt — und sticht nun mit kleinerem Stecher nochmals die Fleckchen aus. Auf ein bemehltes Tuch legen und mit einer Serviette zudecken. Mit den abgestochenen Restchen verfährt man ebenso, nur kann man, sollte der Teig dann schon zu fest sein, etwas laue Milch beifügen und ihn noch etwas gehen lassen, bevor man ihn verwendet. Sind die Krapfen an einem nicht zu warmen, aber vor Luftzug geschützten Ort langsam gegangen, so gibt man sie in heißes Schmalz, mit der oberen Seite nach unten, läßt sie so lange darin, bis das Schmalz zu zischen anfängt, dreht sie dann um und legt sie nach vollständigem Backen auf weißes Löschpapier und nach dem Abtropfen auf eine Schüssel. Sofort bestreuen. Das beliebte weiße Ränddchen bekommen sie, wenn sie gut gegangen sind und man sie nicht zu früh umkehrt. Sehr viel Arbeit: aber auch ein Vergnügen, diese Krapfen zu verspeisen!

Nun ende ich mit dem Gugelhupf und seinen Anverwandten und hoffe, daß die „reichsdeutschen" Hausfrauen die Rezepte ebensogut finden wie wir Österreicherinnen.

Probieren geht über Studieren; geht auch was schief, das soll uns nicht genieren, denke man sich. Aber es wird nicht! Und vielleicht könnte eine Deputation mit den Erzeugnissen zu dem Verfasser der „Kochenden Männer" gehen, um ihm zu zeigen, was Frauen können.

Gut Gelingen und „an guaden Appetit!"

Amüsante Wissenschaft.

Von Hans Dominik.

Kurt war heute etwas niedergeschlagen. Gestern hatte ihm der Vater einen schönen Luftballon gekauft. Als glänzend rote pralle Kugel hatte der Ballon in den Lüften geschwebt. Heute dagegen lag er matt und faltig am Boden. Die Schönheit und die Steigkraft waren beide verloren gegangen.

„Wir werden den Ballon neu füllen müssen", meinte der Vater, und nach Tische begann er seine Vorbereitungen.

„Wir kommen heute in das Gebiet der Chemie und müssen uns mit einem recht gefährlichen Stoff, mit der Schwefelsäure, befassen. Schwefelsäure zerfrißt Kleider, Tischtücher usw. mit Sicherheit, daher ist Vorsicht am Platze. Zunächst also einmal das Tischtuch herunter und die Wachstuchdecke über den Tisch gelegt. Dann die alten Röcke angezogen und nun immer noch recht vorsichtig."

Als alle wieder um den Tisch saßen, brachte der Vater eine kleine Medizinflasche, eine Waschschüssel mit Wasser, diverse Gläser und Flaschen und endlich eine Handvoll Zinkblechschnitzel an.

„Ich sagte euch bereits, daß die Schwefelsäure ein sehr gefährlicher Stoff ist", begann er. „In diesem Fläschchen hier habe ich einen viertel Liter konzentrierte englische Schwefelsäure. Würde jemand davon einen Schluck trinken, so müßte er unter entsetzlichen Qualen sterben. Die Schwefelsäure würde ihm Schlund und Magen völlig verbrennen. Diese gefährliche Wirkung ist auf das Bestreben der Schwefelsäure zurückzuführen, fremden Körpern mit Gewalt ihr Wasser zu entreißen. So reißt sie das Wasser aus den Körperstellen, die sie berührt, und bringt dadurch die Zerstörung aller lebendigen Zellen, eben jene geschilderten Verbrennungen, zustande. Um nun Kurts Ballon wieder in Ordnung zu bringen, müssen wir uns einen Wasserstoffentwicklungsapparat bauen. Zunächst wollen wir die Schwefelsäure verdünnen. Das ist auch noch eine Arbeit, die mit Vorsicht gemacht werden muß, wenn es kein Malheur geben soll."

„Ich weiß schon", unterbrach ihn hier Fritz. „Man darf das Wasser niemals in die Schwefelsäure gießen, sondern muß die Schwefelsäure in das Wasser gießen, sonst riskiert man eine kleine Explosion."

„So ist es in der Tat," erwiderte der Vater, „und da sich die ganze Geschichte beim Mischen stark erhitzt, will ich das Glas, in dem ich mische, in die Waschschüssel stellen." Mit diesen Worten nahm der Vater ein gewöhnliches, dünnwandiges Trinkglas, füllte es zur Hälfte mit Wasser und stellte es in die Waschschüssel, so daß es von allen Seiten mit Wasser umgeben war. Dann ließ er aus der Flasche Schwefelsäure einlaufen, während er mit einem Glasröhrchen umrührte. Er setzte etwa den dritten Teil Schwefelsäure zum Wasser zu und ließ die Mischung samt dem Glase ruhig in der Waschschüssel stehen.

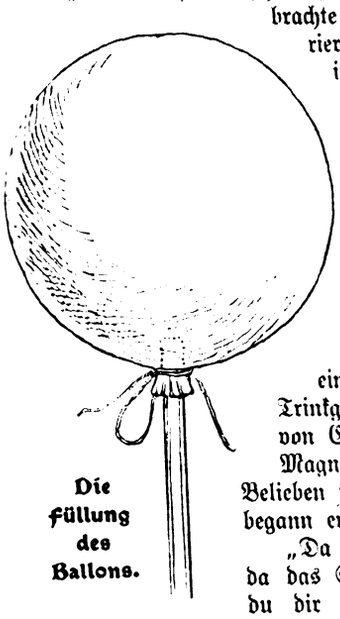
„Jetzt wollen wir uns eine Gasentwicklungsflasche bauen", fuhr er dann fort. „Hier habe ich eine Glasdose, in der einmal Kapern aufbewahrt worden sind, und hier einen schönen festen Pfropfen dazu. In diesen Pfropfen will ich jetzt zwei Löcher bohren. Ich stelle sie sauber und ohne den Pfropfen weiter zu ruinieren mit der feinen Klinge meines Taschenmessers her, so, daß diese beiden Glasröhren, die ich in der Drogerie für 15 Pfennig gekauft habe, eben gerade stramm hindurchgehen. Jetzt stoße ich die eine Glasröhre so weit durch den Pfropfen, daß sie später bis auf den Grund der Glasbüchse reichen muß. Die andere Glasröhre stoße ich dagegen nur so weit hindurch, daß sie einen Zentimeter herausragt. Mit diesem Siegellack werde ich die Durchgangsstellen noch ein wenig verschmieren. Jetzt werfe ich diese Zinkblechschnitzel auf den Boden der Flasche, und jetzt setze ich den Pfropfen mit ziemlicher Gewalt in den Hals der Glasbüchse. Nun binde ich an das tiefer hinabreichende Rohr ein Stückchen Gummischlauch und schiebe in diesen einen kleinen emaillierten Blechtrichter, der aus unserer Küche stammt. Den binde ich ebenfalls fest ein, und hier habe ich noch eine Zeitungsklammer, die benutze ich als Quetschhahn, wenn ich den Gummischlauch zusammendrücken und dadurch dieses Rohr schließen will (s. Abb). Nun ans Werk!" Mit diesen Worten ergriff der Vater das Glas mit der verdünnten Schwefelsäure und goß es in den Trichter, so daß sich die Glasbüchse zur Hälfte damit füllte. Sowie alle Säure in das Glas gelaufen war, quetschte er den Gummischlauch zu und ließ den Trichter nach unten hängen.

„Jetzt eine Weile Geduld und Ruhe", fuhr er dann fort und legte seine Uhr auf den Tisch, während es in der Flasche lebhaft siedete und brodelte. „Wir müssen wenigstens fünf Minuten warten. Erst dann ist zu erwarten, daß der entstehende Wasserstoff alle Luft aus der Flasche vertrieben haben wird." Als die fünf Minuten verflossen waren, entzündete er ein Streichholz und hielt es an die höher stehende Glasröhre. Eine blaue lange Flamme brannte alsbald aus dieser heraus.

„Jetzt haben wir reinen Wasserstoff in der Flasche und können an Kurts Ballon gehen", fuhr er fort. „Kurt, bringe den Delinquenten einmal her." Die schlappe Hülle wurde gebracht und vom Vater mit einer feinen festen Schnur um das Ende der höherstehenden Glasröhre gebunden. Alsbald begann sich die Hülle langsam zu blähen. „Jetzt wollen wir die Gasentwicklung noch ein wenig verstärken", meinte der Vater, entfernte den Quetschhahn, goß noch ein wenig Säure in die Büchse nach und quetschte dann den Schlauch wieder fest zusammen. In der Tat wurde die Gasentwicklung sofort lebhafter. Der Ballon nahm immer mehr Kugelgestalt an, gewann immer mehr an Straffheit und Prallheit.

„Jetzt kommt ein kritischer Moment", sagte der Vater. „Jetzt müssen wir den Ballon schnell und sicher abbinden, wenn er uns nicht platzen soll." Mit diesen Worten legte er eine feine Schnurschlinge um den unteren Teil des Ballons und zog diese derartig zusammen, daß sie den Ballon direkt über dem Ende des Glasrohres zusammenzog. Sofort schlang er einen zweiten Knoten über dem ersten, und dann zog er den Ballon vom Glasrohr ab. Mit der Schere entfernte er ein wenig überflüssigen Gummistoff und überflüssige Schnur. Dann zeigte er den freischwebenden Ballon. „Er fliegt und ist wieder in Ordnung", bemerkte er dazu.

„Das war fein", schmunzelte Kurt und brachte das reparierte Spielzeug in Sicherheit. „Aber was machen wir nun?" Dabei griff er in seine Tasche, entdeckte ein Pferdebahnbillett darin und faltete es zunächst rein mechanisch in der hergebrachten altbekannten Weise zu einem kleinen Schiffchen. Dann setzte er es auf ein großes, mit Wasser gefülltes Trinkglas. „Wenn das Schiffchen jetzt von Eisen wäre, und wenn ich einen Magneten hätte, so würde ich es nach Belieben seine Bahnen ziehen lassen können", begann er nachdenklich.



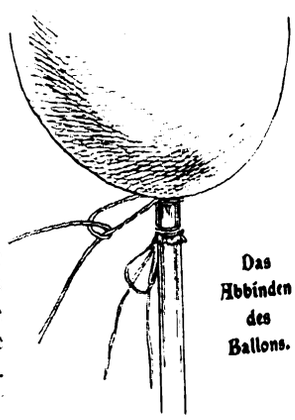
Die Füllung des Ballons.

„Da du aber keinen Magneten hast, und da das Schiffchen von Papier ist, so wirst du dir auf andere Weise helfen müssen", erwiderte Fritz. Bei diesen Worten zog er einen Hartgummifederhalter aus der Tasche, rieb ihn einige Male an seinem Tuchärmel und brachte dann die Spitze in die Nähe des Schiffchens. Sofort fuhr dieses gegen den Federhalter an. Kaum hatte es ihn aber berührt, so stutzte es einen Augenblick, um sodann eine entschiedene Abstoßung zu erfahren. „Da haben wir das alte Phänomen der elektrischen Anziehung und Abstoßung", mischte sich jetzt der Vater ins Gespräch. „Wenn wir das Experiment gut weiterführen wollen, müssen wir freilich Sorge tragen, daß unsere Papierschiffchen nicht durchweicht werden und so die Elektrizität ableiten. Wir müssen unsere Schiffchen entweder mit Öl tränken, bevor wir sie auf das Wasser setzen, oder wir müssen ihnen kleine Maste aus einem nichtleitenden Stoffe, z. B. aus Siegellack, verschaffen. Das geht sehr einfach, wenn wir den Siegellack über einer Flamme zu einem Faden ausziehen." Während dieser Worte hatte der Vater ein Blatt Papier mit Olivenöl getränkt und begann jetzt aus diesem frische Schiffchen zu knipsen. „Die werden uns die Elektrizität besser zusammenhalten als das einfache Papier", sagte er dabei und pflanzte eine Flottille von vier Kähnen auf einen mit Wasser gefüllten tiefen Teller. Dann rieb er den Federhalter von neuem, und in großer Deutlichkeit wiederholte sich die bereits vorhin beobachtete Erscheinung. Die Schiffchen wurden erst angezogen. In dem Augenblick aber, da sie mit dem Federhalter in unmittelbare Berührung kamen, änderte sich das Bild, und sie trieben wieder zur Seite fort.

Gasentwicklungsflasche.

„Genug jetzt von der Harz- oder Gummielektrizität", fuhr der Vater fort. „Jetzt wollen wir es mit der Glaselektrizität versuchen." Mit diesen Worten ergriff er eine Flasche mit besonders langem Halse und rieb diesen ebenfalls einige Zeit am Ärmel. Dann näherte er den geriebenen Flaschenhals den Schiffchen, die eben noch vor dem Kautschukfederhalter geflohen waren, und nun zeigte sich, daß sie der Flasche entgegenstrebten. Hatten sie diese freilich berührt, so zeigte sich hier das alte Bild: es trat wieder Abstoßung ein.

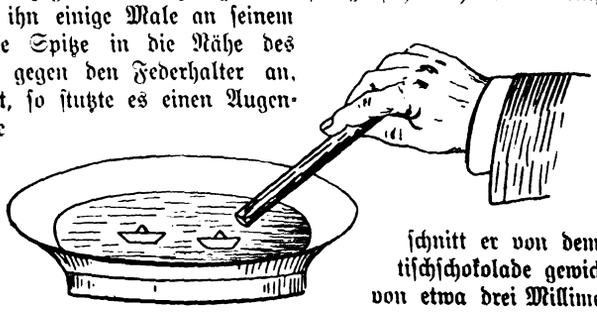
„Das Gesetz lautet: Gleichartige Elektrizitäten stoßen sich ab, ungleichartige ziehen sich an", sagte jetzt Fritz. „Die Abstoßung haben wir genügend beobachtet. Nun möchte ich wohl die Anziehung entgegengesetzter Elektrizitäten sehen."



Das Abbinden des Ballons.

„Das läßt sich wohl machen", erwiderte der Vater. Bei diesen Worten rieb er hintereinander den Flaschenhals und den Federhalter und näherte dann diese beiden Gegenstände zwei verschiedenen Schiffchen. Alsbald nahmen diese die verschiedenen Ladungen der Harzelektrizität bzw. der Glaselektrizität an, und nun zeigte sich deutlich, wie diese beiden elektrisch geladenen Kähne über die Wasserfläche des Tellers hin aufeinander zustrebten. Zuerst langsam, dann immer schneller fuhren sie gegeneinander.

„Wenn ihr diese Erscheinungen wirklich genau untersuchen und vorführen wollt," hub jetzt der Vater von neuem an, „so läßt sich auch das mit einfachen Mitteln erreichen. Wir können uns dazu sowohl eines Elektroskopes wie auch eines Pendelelektrometers bedienen und beide mit den einfachsten Mitteln herstellen." Mit diesen Worten steckte der Vater eine einfache Nähnadel wagerecht in den etwas hervorstehenden Kork einer Weinflasche. Dann schnitt er von dem dünnen Stanniol, in das die Nachtischschokolade gewickelt gewesen war, einen feinen Streifen von etwa drei Millimeter Breite und zehn Zentimeter Länge ab, knipste ihn in der Mitte quer und hängte ihn wie ein Handtuch über die wagerecht aus dem Korken hervorstehende Nadel (s. Abb.). „Damit ist unser Elektroskop fertig," begann nun der Vater, „jetzt wollen wir sehen, ob es einigermaßen prompt arbeitet." Bei diesen Worten rieb er bereits schon wieder den oft benutzten Federhalter und näherte ihn jetzt der

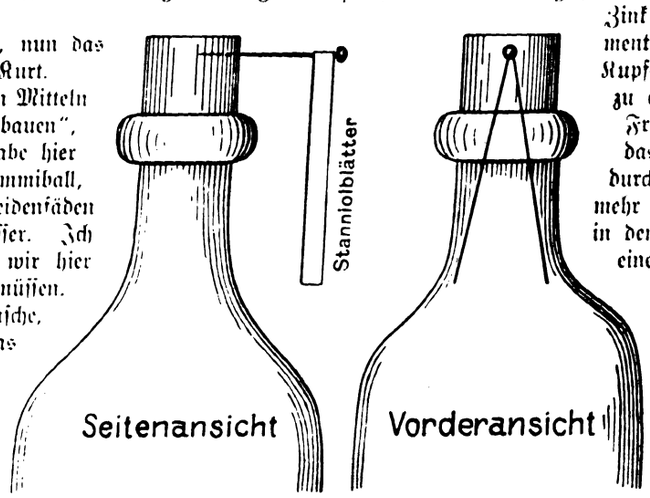


Die lenkbaren Schiffchen.

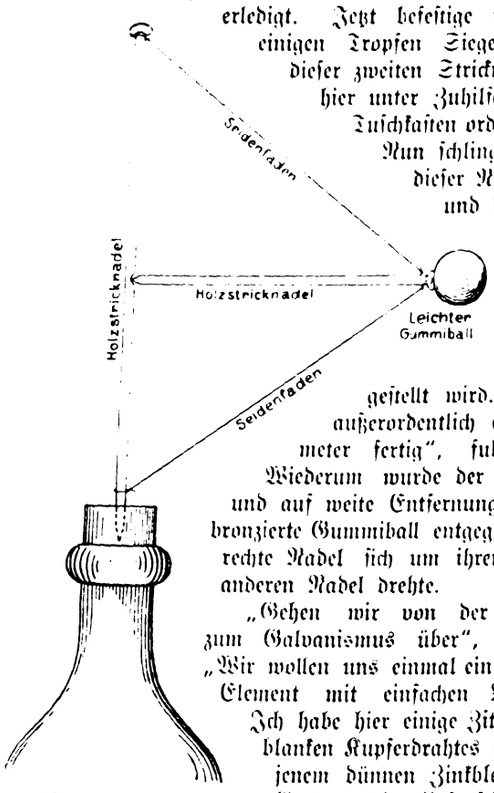
Nadel. Kaum hatte hier eine Berührung stattgefunden, so bemerkte man auch bereits deutlich, wie die beiden Zipfel des Stanniolstreifens auseinander trieben und geraume Zeit in dieser Lage verharrten.

„Das ist das Elektroskop, nun das Pendelelektrometer", forderte Kurt.

„Auch das ist mit einfachen Mitteln hergestellt. Wir wollen es gleich bauen", erwiderte der Vater. „Ich habe hier einen kleinen, ganz leichten Gummiball, zwei Holzstricknadeln, einige Seidenfäden und schließlich mein Taschenmesser. Ich beginne mit dem Stativ, dem wir hier besondere Sorgfalt widmen müssen. Zu dem Zweck nehme ich diese Flasche, die uns schon als Stativ für das Elektroskop dienen mußte, und stecke in ihren Pfropfen die eine der Holzstricknadeln in möglichst senkrechter Stellung fest. Nun muß ich in der Mitte dieser Stricknadel mit dem Taschenmesser eine Art Lagerpfanne für die zweite Stricknadel ausarbeiten. Auch das ist leicht erledigt. Jetzt befestige ich den Gummiball mit einigen Tropfen Siegellack an einem Ende dieser zweiten Stricknadel und bemale ihn hier unter Zuhilfenahme von Kurtchens Tuschkasten ordentlich mit Goldbronze. Nun schlinge ich um das Ballende dieser Nadel einen Seidenfaden und befestige dessen Enden an den Enden der senkrechten Stricknadel, während die zweite Stricknadel möglichst genau wagerecht eingestellt wird. So, jetzt ist ein außerordentlich empfindliches Elektrometer fertig", fuhr der Vater fort. Wiederum wurde der Federhalter gerieben, und auf weite Entfernung eilte ihm nun der bronzierte Gummiball entgegen, indem die wagerechte Nadel sich um ihren Stützpunkt an der anderen Nadel drehte.



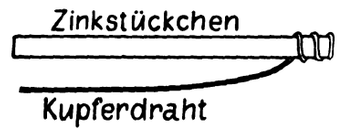
Elektroskop.

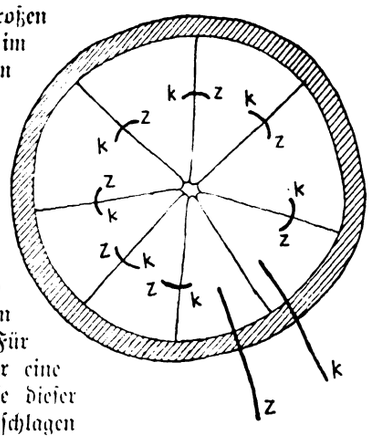


Pendelelektrometer.

„Gehen wir von der Reibungselektrizität zum Galvanismus über", begann jetzt Fritz. „Wir wollen uns einmal ein kleines galvanisches Element mit einfachen Mitteln verschaffen. Ich habe hier einige Zitronen, eine Portion blanken Kupferdrahtes und ein wenig von jenem dünnen Zinkblech, aus dem unser Gärtner die Rosenschilder zu schneiden pflegt. Das Zink schneide ich mit der Schere in dünne Streifen von etwa zwei Millimetern Breite und zwei Zentimetern Länge. Ebenso wird der Kupferdraht in Stücke von drei Zentimetern geschnitten. Weiter wird solch ein Kupferdrahtstückchen nun jedesmal um den Kopf eines Zinkstückchens gewickelt. Nun muß die Zitrone daran glauben." Bei diesen Worten schnitt der Vater die Zitrone derartig in zwei Teile, daß sämtliche Segmente des Fruchtkörpers dabei durchschnitten wurden, diese angeschnittenen Segmente also gewissermaßen einzelne, voneinander getrennte Taschen oder Becher bildeten, die aus saftigem Fruchtfleisch bestanden und durch Häute umhüllt waren. Nun wurden die vorher gewickelten Zink-Kupferbügel derartig in die Zitrone hineingesteckt, daß das Zink in einem Fruchtsegment, das angewickelte Kupfer dagegen im nächsten Segment steckte. Auf diese Weise wurden sämtliche Segmente besetzt. Es begann also mit einem Bügel, der mit Kupfer in Segment 1, mit Zink in Segment 2 steckte. In Segment 2 begann ein zweiter Bügel mit Kupfer, um mit Zink in Segment 3 zu enden. So ging es die ganze Frucht herum. Nur das erste und das letzte Segment wurden nicht durch solche Bügel verbunden. Vielmehr steckte man in das erste Segment, in dem ein Bügel mit Kupfer begann, einen Zinkdraht, in das letzte Segment, in dem ein Bügel mit Zink endigte, einen Kupferdraht.

„Hier haben wir eine kleine Zitronenbatterie", hub jetzt der Vater an. „Die Zitrone hat acht Segmente, und dementsprechend hat diese Batterie acht Elemente. Im Durchschnitt können wir die Spannung eines solchen kleinen Segmentes mit etwa drei viertel bis ein Volt annehmen. Bei acht Segmenten haben wir also immerhin sechs bis acht Volt. Ihr könnt diese Spannung deutlich schmecken, wenn ihr die Enddrähte an die Zunge bringt. Legt ihr den einen Draht nach oben und den andern nach unten, so schmeckt die Sache salzig, tauscht ihr mit den Drähten, so ergibt sich ein deutlich saurer Geschmack. Wir können aber eine größere Anzahl solcher Zitronenbatterien hintereinanderschalten und die Spannung dabei ganz gehörig steigern. Ich will sechs Zitronen opfern. Das gibt zwölf halbe Zitronen, deren jede einzelne eine Batterie von sechs bis acht Volt liefern kann. Schalten wir nun diese zwölf Batterien in passender Weise zu einer großen Batterie zusammen, so addieren sich die Spannungen, und wir erhalten $12 \times 6 = 72$ Volt Spannungsdifferenz für die Batterieenden. Wenn wir nun die Enddrähte dieser großen Zitronenbatterie hier im Dunklen, etwa unter dem Tisch, zusammenbringen und auseinanderziehen, so bemerken wir deutlich winzige Fünkchen zwischen den Drahtenden übergehen. Es sind also ganz beträchtliche Elektrizitätsmengen und Spannungen, die hier in Bewegung geraten. Für kurze Zeit kann man sogar eine elektrische Klingel mit Hilfe dieser Zitronenbatterie zum Anschlagen bringen."





Die Zitronenbatterie.

„Oder wir brauen uns eine Zitronenlimonade aus der Batterie", rief Kurt.

„Das geht ebensowenig wie etwa die Dauereinrichtung einer Klingel. Denn unsere Zitronenbatterie entwickelt zwar eine recht erhebliche elektrische Spannung aber nur sehr geringe Strommengen. Wollten wir ihr dauernd den Betrieb der elektrischen Glocke zumuten, so würde sie schnell versagen; andererseits wird es aber auch um unsere Limonade geschehen sein, denn zitronensaures Zink ist nicht nach jedermanns Geschmack und als Volksnahrungsmittel keineswegs zu empfehlen."

Ratgeber für Jedermann

Hauswirtschaft.

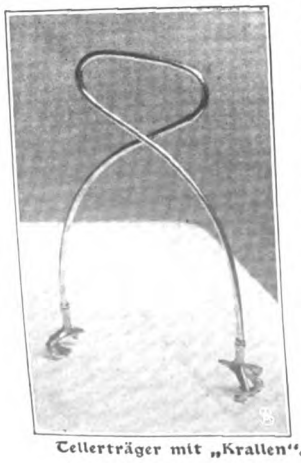
Tellerträger. Die bekannten und auch von uns in früheren Jahrgängen gelegentlich gezeigten Drahtbügel zur Umwandlung eines einfachen Tellers in eine Obst- oder Konfektschüssel — gewöhnlich in häuslicher Industrie hergestellt — sind jetzt nach solider Umgestaltung und Verbesserung auch in Geschäften erhältlich. Der Bügel ist entweder ganz schlicht glatt, oder er zeigt seine Klammervorrichtung bescheiden ornamentiert oder in krallenartiger Weise umgeformt.

Fünf kleine „Kniffe". Rotkraut wird schöner in der Farbe, zarter und bedeutend besser im Geschmack, wenn man es am Vorabend des Gebrauchs hobelt, ein Glas Essig darüber gibt und öfters durcheinander arbeitet. — Um Bratwürste vor dem Platzen zu bewahren, legt man sie vor dem Braten einige Zeit in kaltes Wasser oder bestreicht den Darm leicht mit Mehl. — Beim Backen in Schmalz ist ein kleiner Zusatz von Essig, Branntwein oder etwas Ingwer angebracht, weil dadurch das Fett nicht so sehr in das Backwerk eindringt. — Das Austrocknen einer angeschnittenen Wurst oder eines Schinkens verhütet man durch Überstreichen von etwas ausgekochtem Schinkenfett. — Altbackene Semmeln werden wieder wie frische, wenn man sie rasch in kaltes Wasser taucht und dann für etwa zehn Minuten in einen heißen Ofen bringt.

Tellerträger mit einfachem Teller.

Frauenerwerb.

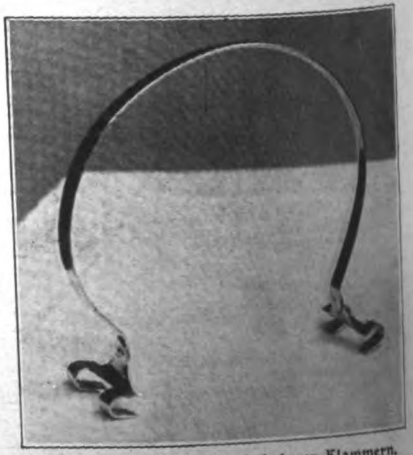
Geschickte Hände finden leicht einen kleinen Verdienst. So ist es recht einträglich für Schneiderinnen, Modelle en miniature zu arbeiten, denn viele Ateliers begnügen sich nicht mehr damit, ihren Kundinnen Modeblätter vorzulegen. Sie lassen sich nach erstklassigen Pariser Journalen oder aus maßgebenden Geschäften der Großstädte die Modelle in der Art von Puppenkleidern kopieren. Früher zeigten sie den Damen die Kleider in schwarzer oder weißer Gaze, doch fiel es natürlich den Kunden schwer, sich hiernach ein richtiges Bild zu machen. Deshalb sind die auf kleine, vielleicht einen halben Meter hohe Stoffbüsten gezogenen, bis ins kleinste Detail ausgearbeiteten Modelle sehr beliebt geworden. Die Damen haben das fertige Kleid, den Schnitt, die Farbenwirkung, die Zusammenstellung des verschiedenen Materials vor sich. Diese Modelle müssen tadellos gearbeitet sein, doch durch einige Übung erreicht man dies bald und findet seinen Lohn dabei. Die Auslagen sind gering, und hat man einen größeren festen Kundenkreis, kann man sich so vorteilhaft einrichten, daß die Ausgaben in keinem Verhältnis zu den Einnahmen stehen.



Tellerträger mit „Krallen".

Garten und Blumen.

Blumenkulturen ohne Erde. Freunde der Zimmerblumen experimentieren gern mit ihren Lieblingen, oft mehr als gut ist, um der Liebhaberei noch weitere interessante Seiten abzugewinnen. In der Tat gibt es eine ganze Anzahl geduldiger Pflanzen, die sich zu allerlei kleinen Experimenten gebrauchen lassen, ohne es allzu übelzunehmen, daß man ihnen dadurch, wie man zu sagen pflegt, das Leben mitunter sauer macht. Zu den interessantesten Experimenten, die nebenbei zurzeit modern sind, gehört es, gewissen Zimmerpflanzen die Erde zu entziehen, sie aber trotzdem wachsen und blühen zu lassen. Man nennt dies, die Kultur ohne Erde zu betreiben, und bietet als Gegenwert für diese ausschließlich Wasser. Bekannt ist ja die Hyazinthenkultur- und -treiberei auf wassergefüllten, enghalsigen Gläsern. Auch noch verschiedene andere Blumenzwiebeln eignen sich für diese Kultur, soweit sie mit Abschluß der Vegetation im Herbst alle jene Reservestoffe aufgespeichert haben, die zur Blütenbildung erforderlich sind. Sie verbrauchen dann während der Kulturperiode die aufgespeicherte Nahrung, entnehmen zu ihrer Verarbeitung dem Glase nur das Wasser und sind demzufolge nach Beendigung des Flors meist so erschöpft, daß sie sich zur Weiterkultur nicht mehr eignen. In den feuchtwarmen Urwäldern der Tropen und bei uns in den warmen Glashäusern der Gärtner finden wir verschiedenartige Pflanzen, die als sogenannte Scheinschmarotzer an den Stämmen anderer Bäume vegetieren, deren Wurzeln aber in der Hauptsache ihre Nahrung der feuchten Luft entnehmen. So gibt es gewisse Orchideen, die, mit Messingdraht an einen glatt gehobelten Holzklotz oder ein Rindenstück geheftet, sich mit ihren schwammigen Wurzeln festsaugen und so jahrelang gedeihen und blühen können. Ja, wir finden sogar sogenannte Luftpflanzen unter den Ananasgewächsen, der Gattung Tillandsia angehörig, die vollständig wurzellos sind und, an einen Faden frei in die Luft gehängt, sorglos weiterwachsen. Allerdings ist das Wachstum dieser Gewächse außerordentlich langsam und an feuchtwarme Luft gebunden. Unsere oberste Abbildung auf der nebenstehenden Seite zeigt ein in Japan heimisches Farnkraut, dessen Wurzelstöcke die Japaner gern zu allerlei Spielereien verwenden. Sie flechten sie zu Bällen und Puppen zusammen, um sie dann in feuchter Luft aufzuhängen; hier fangen nun die zusammengeschnürten Wurzelstöcke, wenn ihre Ruhezeit vorüber ist, bald an, auszutreiben und sich mit sehr feinzerteilter, tiefgrüner Belaubung zu bekleiden. Unser Bild zeigt einen solchen Wurzelball zur Vegetationszeit. Neuerdings gelangen die Wurzeln dieses Farnkrauts auch bei uns häufig in den Handel und werden in begrüntem Zustande gern als Zimmerschmuck verwendet. Sie lassen sich im Zimmer, mit Rücksicht auf die hier herrschende trockene Luft, nur bei täglich wiederholtem Besprengen dauernd erhalten, auch müssen sie immer in Zwischenräumen von einigen Tagen in einen mit überschlagenem Wasser gefüllten Eimer getaucht werden, damit sie das durchaus erforderliche Naß in entsprechender Menge aufnehmen können. Unser zweites Bild zeigt die zebrastreifige Form einer bekannten Zimmerampelpflanze, der Tradescantia. Sie ist von Natur aus

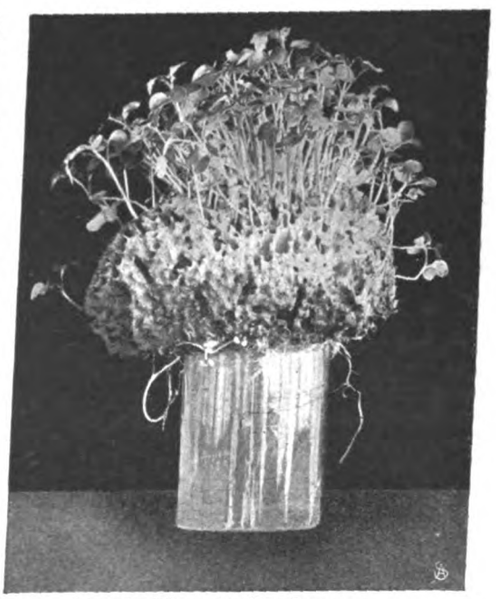


Ein Tellerträger mit einfacheren Klammern.

ein Sumpfgewächs, das auch im Zimmer das ganze Jahr hindurch grünt. Die Pflanze ist in ihren Anforderungen so bescheiden, daß ihre in ein mit Wasser gefülltes Gläschen gesteckten Triebspitzen schon nach wenigen Tagen Wurzeln treiben und auch ohne Erde freudig gedeihen. Ein ähnliches Experiment wird häufig mit einem als Zimmerpflanze unter dem Namen „Frauenhaar" (Isolepis) bekannten Zimmergrase gemacht, das seiner feinen, überhängenden Halme halber gleichfalls ein sehr elegantes Ampelgewächs abgibt. Wenn man dem Topf einer solchen Ziergraspflanze den Boden ausschlägt und das so vorgerichtete Gefäß dann in den Hals eines mit Wasser gefüllten Glases stellt, so daß es ins Wasser eintaucht, so treibt die Pflanze bald eine reiche Fülle von Wurzeln in letzteres, die das ganze Wasser nach einiger Zeit vollständig ausfüllen. Zu diesem Verfahren eignen sich besonders die enghalsigen Goldfischgläser, die glücklicherweise heute kaum noch zur Haltung von Goldfischen verwendet werden, sondern durch sachgemäß bepflanzte Aquarien ersetzt worden sind. Auch ein anderes, im Zimmer vorzüglich gedeihendes Gras, der sogenannte Cyperus, gelangt, in gleicher Weise behandelt, zur vollkommenen Entwicklung. Das Wachstum der im Wasser zu ziehenden Landpflanzen wird begünstigt, wenn man dem Wasser eine Kleinigkeit künstlichen Düngers zufügt, am besten Wagnersches Nährsalz, von dem aber nur ein Gramm auf je einen Liter Wasser gegeben werden darf, denn größere Gaben würden das Wasser verderben und die Wurzeln zugrunde richten. Unser drittes Bild zeigt einen gewöhnlichen großporigen Waschschwamm angefeuchtet und mit Samen des Rübsen (Brassica Rapa) bestreut. Rübsen sind die bekannten schwarzen Körnchen, die den Hauptbestandteil des Futters unserer körnerfressenden Stubenvögel, besonders des Kanarienvogels, ausmachen. Auf dem feuchten Schwamm, den man am besten auf einen Porzellanteller legt, keimen die Samen in wenigen Tagen, bald ist er vollständig begrünt. Allerdings ist die Herrlichkeit nicht von langer Dauer, da die Sämlinge aus Mangel an Nahrung nur so lange wachsen können, bis die in dem Samen aufgespeicherten Reservestoffe aufgezehrt sind. Man schneidet gewöhnlich die Keimlinge, sobald die Keimblätter voll ausgebildet sind, in welchem Stadium sie unsere Abbildung zeigt, mit der Schere ab und gibt das saftige Grün den gefiederten Lieblingen, die es als Leckerbissen gern annehmen. In gleicher Weise kann man auch Gartenkresse aussäen, die, mit den Keimblättern geschnitten, ein sehr würziger Salat ist. Nachdem das Grün des Schwammes abgeerntet ist, wird letzterer in heißem Wasser ausgebrüht und kann dann wieder in gleicher Weise Verwendung finden. Sehr interessant ist ein ähnliches Experiment mit einer leeren Weinflasche. Sie wird mit Wasser gefüllt, dünn mit entfetteter Watte umgeben, die man nun anfeuchtet und dicht mit Gartenkresse, auch wohl mit Gartengras ansät. Die so hergerichtete Flasche stellt man in einen tiefen Teller, gibt in ihren Hals drei dünne Wattedochte, die einige Zentimeter lang nach verschiedenen Seiten überhängen, das Wasser aus der Flasche anziehen und langsam auf die Umhüllung abtropfen lassen, wodurch diese, wenn täglich etwas Wasser in die Flasche nachgefüllt wird, stets feucht bleibt. Mit Kresse besät, ist die Flasche schon nach drei bis fünf Tagen lückenlos begrünt. Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß auch manche Pflanzen unserer heimischen Gewässer ohne allen Nährboden gedeihen. Es sind dies teils auf dem Wasserspiegel treibende Schwimmpflanzen, wie Wasserlinsen, Krebsschere und Froschbiß, teils völlig wurzellose, im Wasser flottierende Gewächse, wie Hornkraut und Wasserhelm; auch das an Felsen der Gebirgsbäche geheftete feinlaubige Quellmoos besitzt kein Wurzelsystem. Im allgemeinen kommen die letztgenannten Gewächse jedoch für die Kultur im Zimmer nicht in Betracht.

Japanisches Farnkraut.

Tradescantia.



Ein mit Rübsen besäter Schwamm.

Kinderspielzeug.

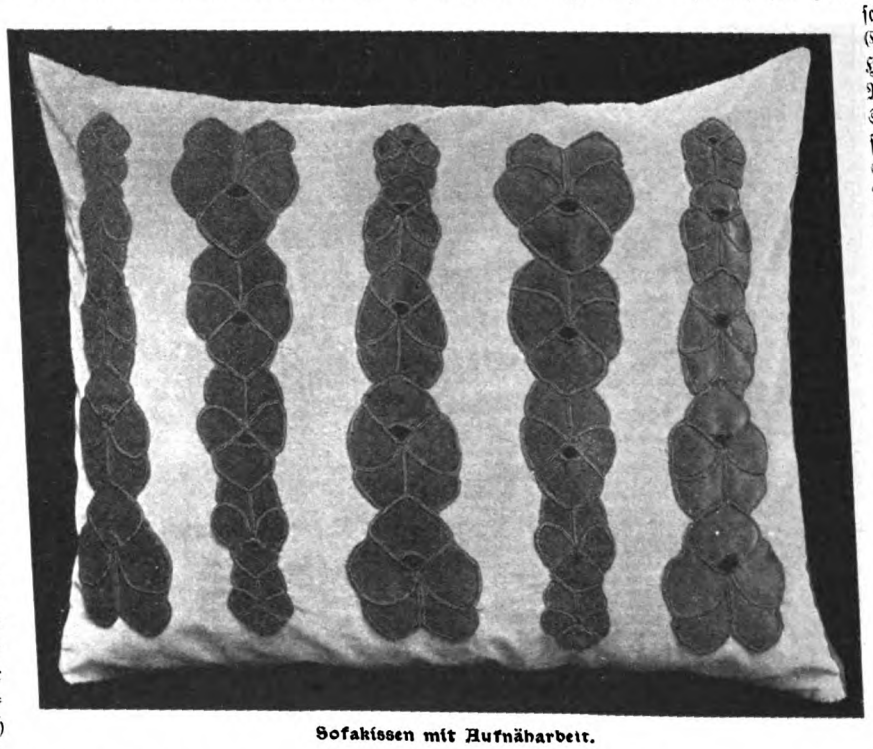
Rutschbahn. „Ri—ra —rutsch, wir fahren in der Kutsch' . . !" Hundertmal haben „die Großen" ihrem zierlichen kleinsten Schwesterchen den alten Kinderverz im Chor vorgesungen, aber selbst wenn des allerwildesten Buben Knie die „Kutsche" markierten, hat sie die Situation nicht so „unhaltbar" gefunden wie eben jetzt. Freilich — wer sich in die Gefahr begibt! . . . Denn das ist sicher, daß diesmal die Großen „wirklich gar nichts dafür können", wenn Mutzel im nächsten Augenblick eines jener Schreikonzerte gibt, für die die Mutter ein so undankbares Publikum bildet: sie haben sie gewarnt! Aber

Rutschbahn.

der mitfortreißende Jubel, mit dem sie die neue, im langen Korridor aufgestellte Rutschbahn einweihten, war stärker. Nun zum erstenmal in ihrem kleinen Leben weiß Mutzel, was es heißt, die Reue hinter sich reiten zu spüren. Und was viel gescheitere Leute auch erst lernen, wenn sie in immer gesteigerter Geschwindigkeit einem unbekannten Abgrund zusausen, das kommt ihr dunkel zum Bewußtsein, wenn sie die vergnügt lachenden Gesichter der Geschwister ansieht: wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

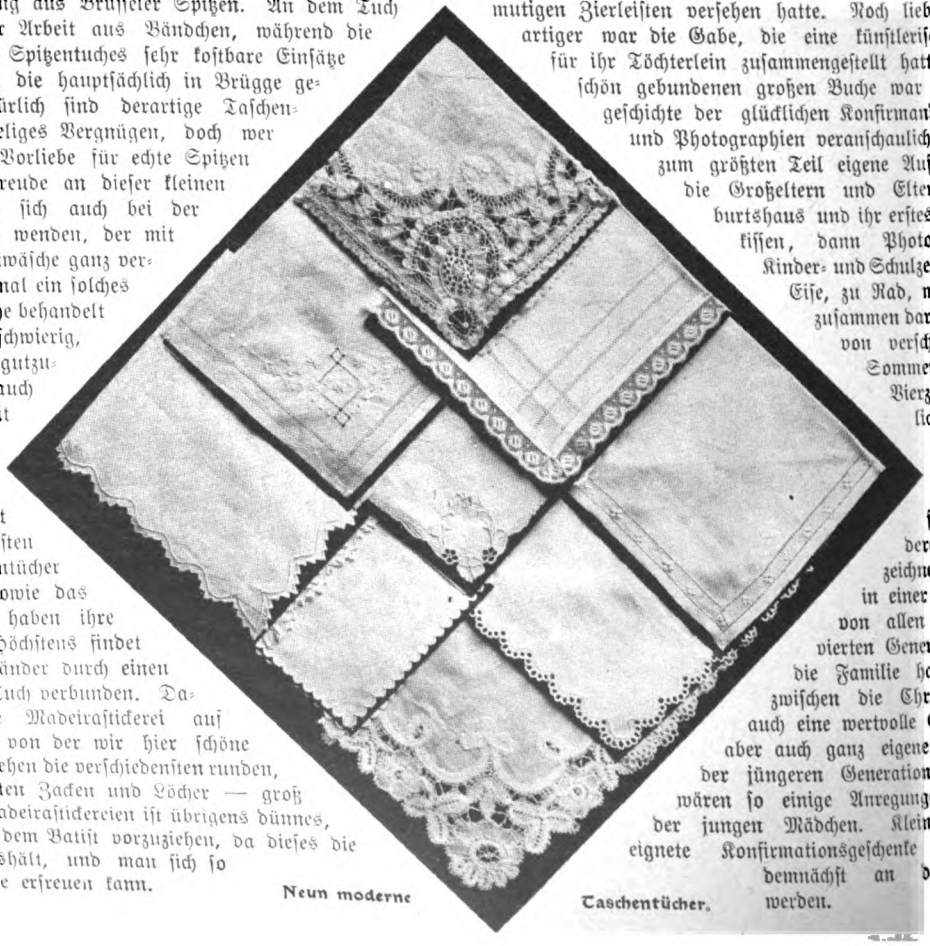
Handarbeit.

Kissen mit Aufnäharbeit (von Claire Grumbacher). Der Grund des Kissens besteht aus hellgrauem Samt. Die aufgenähten Stiefmütterchen sind aus pensee-farbigem Velvet ausgeschnitten und mit goldgelber Seidensoutache umrandet. Die kleinen Mittelpunkte in den einzelnen Blüten sind aus goldgelbem Samt und werden aufgeklebt. Die Rückseite des Kissens besteht aus passender gelber Seide. Die schmale Soutache gibt dem Kissen auch einen feinen Abschluß.



Sofakissen mit Aufnäharbeit.

Neue Taschentücher. Selbst köstliche echte Spitzen werden jetzt sehr viel zum Schmuck von Taschentüchern verwandt, denn es gilt als durchaus „fair", daß eine Braut oder vielleicht eine sehr verwöhnte Konfirmandin an ihrem Ehrentage die Tränen der Rührung hinter einem echten Spitzentaschentuch verbirgt. Wir zeigen auf dem untenstehenden Bilde u. a. zwei entzückende Tüchlein mit echter, sehr feiner Randverzierung aus Brüsseler Spitzen. An dem Tuch der oberen Ecke ist nur Arbeit aus Bändchen, während die Verzierung des unteren Spitzentuches sehr kostbare Einsätze der feinen Rosen besitzt, die hauptsächlich in Brügge gearbeitet werden. Natürlich sind derartige Taschentücher ein recht kostspieliges Vergnügen, doch wer mit vielen andern die Vorliebe für echte Spitzen teilt, wird sehr viel Freude an dieser kleinen Kostbarkeit haben und sich auch bei der Wäsche nur an jemand wenden, der mit der Technik der Spitzenwäsche ganz vertraut ist. Denn ist einmal ein solches Tuch schlecht in der Wäsche behandelt worden, so ist es sehr schwierig, den Schaden wieder gutzumachen. Sehr fein ist auch das Taschentuch mit den zierlichen Valenciennespitzen und dem Hohlsaumdurchbruch, der überhaupt eine der begehrtesten Zierden der Taschentücher ist. Das seidene sowie das farbige Taschentuch haben ihre Rolle ausgespielt. Höchstens findet man noch farbige Ränder durch einen Hohlsaum mit dem Tuch verbunden. Dafür dominiert die Madeirastickerei auf Leinen und Batist, von der wir hier schöne Muster zeigen. Wir sehen die verschiedensten runden, spitzen und gewölbten Zacken und Löcher — groß und klein. Für Madeirastickereien ist übrigens dünnes, aber festes Leinen dem Batist vorzuziehen, da dieses die Wäsche besser aushält, und man sich so länger seiner Mühe erfreuen kann.



Neun moderne Taschentücher.

Festgeschenke.

Konfirmationsgeschenke für Mädchen sind leichter und in vielseitigerer Gestalt zu finden als solche für Knaben. Außer den eigentlichen Schmucksachen gibt es ja eine Menge hübscher, wertvoller Dinge, Gürtelschließen, echte Hutnadeln, Täschchen aus Metallgeflecht, Perlen, Stickerei, auch vielerlei schönes Arbeits- und Schreibgerät, denn das Notwendige und Nützliche in einer besonders hübschen Form macht meist mehr Freude als der eigentliche Luxusgegenstand. Alles was zum Schmuck des eigenen Zimmers dient, ist willkommen, irgendein zierliches Möbel, Schreib-, Blumen- oder Toilettetischchen, Bücher- oder Glasschränkchen, dann Kunstgegenstände aller Art und gute Bücher nicht zu vergessen. Früher gab es regelmäßig das Poesiebuch in Lederband mit vielen weißen Blättern, worauf die Inschriften der Freundinnen oder die selbst abgeschriebenen Lieblingsgedichte zu stehen kamen, oder auch das verschließbare Tagebuch. Beides ist etwas abgekommen, ebenso wie das dicke Photographiealbum, das heute mehr durch leichte Sammelrahmen, „Familienrahmen" oder einen feinen Kasten ersetzt wird. Doch sah ich kürzlich noch ein reizendes Geburtstagsbuch, das eine Freundin der anderen mit selbstausgesuchten Versen für jeden Tag und mit anmutigen Zierleisten versehen hatte. Noch liebevoller und eigenartiger war die Gabe, die eine künstlerisch begabte Mutter für ihr Töchterlein zusammengestellt hatte. In einem sehr schön gebundenen großen Buche war die ganze Lebensgeschichte der glücklichen Konfirmandin in Zeichnungen und Photographien veranschaulicht — letztere waren zum größten Teil eigene Aufnahmen — voraus die Großeltern und Eltern, dann das Geburtshaus und ihr erstes Porträt im Wickelkissen, dann Photographien aus der Kinder- und Schulzeit, die Kleine auf dem Eise, zu Rad, mit den Freundinnen zusammen darstellend, ferner Bilder von verschiedenen Reisen und Sommerfrischen, zuletzt die Vierzehnjährige im feierlichen schwarzen Kleidchen, die nun das Buch weiter mit ihren Erlebnissen füllen soll. Eine andere Mutter, die nicht zeichnen kann, sammelte in einer netten Mappe Bilder von allen Orten, die bis zur vierten Generation zurück Bezug auf die Familie hatten, und schrieb dazwischen die Chronik des Hauses — auch eine wertvolle Gabe, die wohl Mühe, aber auch ganz eigene Freude macht und in der jüngeren Generation fortwirkt. — Dies wären so einige Anregungen für den Gabentisch der jungen Mädchen. Kleine Ratschläge für geeignete Konfirmationsgeschenke an Knaben sollen demnächst an dieser Stelle gebracht werden.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 11, 1908.

Hilft keine Trutzburg dir wider das Leid!
Es kommt und ist da zu seiner Zeit;
Verriegle die Tür, es findet noch
Den Weg selbst durch das Schlüsselloch.

Adelheid Stier.

Elisa Radziwill.

Von Helene Weinhart.

Oswald Baer hat uns ein hübsches Lebensbild der anmutigen Prinzeß Elisa Radziwill gegeben (Verlag Mittler & Sohn, Berlin), das uns zum erstenmal die Jugendliebe des ersten Deutschen Kaisers menschlich nahe rückt. Bisher mußte man viele Memoirenwerke, viele verschiedene Briefwechsel durch studieren, um etwas über diese fast sagenhafte, poetische Persönlichkeit zu erfahren. Das mag wohl daher kommen, weil sie selbst so ganz passiv geblieben ist und nie so recht aus ihrer mädchenhaften Zurückhaltung heraustrat. Sie war bis an ihr Lebensende das typische, vornehme junge Mädchen, abhängig von den Eltern, von den Verhältnissen, eine feine Gesellschaftsblüte, die den damals modernen mystischen Pietismus aufs glücklichste mit der harmlosen Koketterie ihres persönlichen Liebreizes verband und polnische Grazie mit deutscher Gemütstiefe vereinte.

Im Palais Radziwill, dem nachmaligen Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße, kam die kleine Elisa am 28. Oktober 1803 zur Welt. Ihr Vater, Prinz Anton Radziwill, von dem Goethe gesagt hat, er wäre „der erste wahre Troubadour, der ihm vorgekommen sei", war ein Mäzen aufstrebender Talente, sein Salon der Mittelpunkt des hohen Adels, der Künstler- und Gelehrtenwelt. Seine Frau, Prinzessin Luise Radziwill, war Königliche Hoheit, Enkelin des Königs Friedrich Wilhelm I. Bei allem starken Bewußtsein ihres Ranges und ihrer Würde war Prinzessin Luise im Hause von einer für die damalige Zeit fast unbegreiflichen Spießbürgerlichkeit. Die Gräfin Bernstorff, eine Intime des Radziwillschen Hauses, schreibt darüber: „Man sah die Mutter nie anders als von ihren Kindern umringt (4 Söhne, 2 Töchter: Elisa und Wanda). Der Unterricht bei den verschiedenen Lehrern wurde meistenteils in den entgegengesetzten Ecken eines Saales gegeben, in dessen Mitte die Prinzeß, oft auch der Prinz, beschäftigt waren. . . Zu den Spazierfahrten hatte sie einen eigenen, großen Familienwagen, der alle ihre Kinder und die zwei Pflegekinder aufnahm (Blanche und Louis von Wildenbruch, Vater unseres Ernst von Wildenbruch, Kinder des Prinzen Louis Ferdinand, die von Prinzeß Luise als Tante geliebt und erzogen wurden). . . Das Haus der Prinzeß Luise glich einer Arche Noah; es nahm immer Heimatlose auf, schien sich auch stets elastisch zu erweitern."

Im Jahre 1815 wurde Prinz Anton Radziwill zum Statthalter des Großherzogtums Posen ernannt, und dort war es, wo Elisa im Verein mit ihrer Pflegeschwester Blanche zuerst in die große Welt eingeführt wurde. Thekla von Gumpert, die Herausgeberin des später so beliebten Töchteralbums, Tochter des Leibarztes der Familie Radziwill, wurde innig mit der jüngsten Tochter Wanda befreundet. Sie war täglicher Gast im großen, finsteren Schloß, dem ehemaligen Jesuitenkollegium Posens, und schreibt darüber: „Die Fürstin war in der Gesellschaft immer die Königliche Hoheit, im häuslichen Leben aber die verständige, ernste, pflichttreue Erzieherin ihrer Kinder. . . Sie lehrte glauben und vertrauen und lehrte ihre Töchter besonders, jede Schickung, die aus Gottes Hand kommt, mit Geduld und Demut tragen."

Prinzeß Luise war zu deutsch in ihrem Fühlen, zu sehr Berlinerin, um ihre Heimat lange entbehren zu können; so beschränkte sie denn ihren Aufenthalt in Posen auf das notwendigste und verbrachte den größeren Teil des Jahres teils in ihrem Palais in der Wilhelmstraße, teils in Schlesien auf Schloß Ruhberg. Mag sein, daß die ehrgeizige Königliche Hoheit in ihrer vergötternden Liebe zu Elisa davon träumte, die Sprossen, die sie selbst aus Liebe zu ihrem Manne herabgestiegen war, von ihrer Tochter wieder erklommen zu sehen. Die Aufmerksamkeit, die der junge Prinz Wilhelm von Preußen der aufblühenden Prinzeß von jeher erwies, bestärkte sie jedenfalls in ihren Wünschen und Hoffnungen. König Friedrich Wilhelm III. war der Radziwillschen Familie aufs freundlichste gesinnt und der liebreizenden Elisa so zugetan, daß deren Einsegnung auf seinen ausdrücklichen Befehl in der Schloßkapelle vollzogen ward, wo einer längst eingeführten Hofetikette nach nur Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses eingesegnet werden dürfen. Daraus mochten Elisas Eltern etwas voreilig schließen, daß der König die Absicht hege, die junge Prinzeß zu seiner Schwiegertochter zu erheben.

Die Gelegenheit für die jungen Leute, sich bei Hofe zu sehen, war durch den regen verwandtschaftlichen Verkehr, durch die Feste, die der zu mondainem Leben erwachte Hof zu geben begann, recht häufig, und schon im Jahre 1815 fiel die zwölfjährige Prinzeß und der um sechs Jahre ältere Prinz Wilhelm in einer Quadrille als entzückendes Paar auf. Ganz langsam entwickelte sich in dem jungen Hohenzollernprinzen eine stille, tiefe Zuneigung für seine Jugendgefährtin, und um das Jahr 1820 mochten die zarten inneren Bande, die diese zwei jungen schönen Menschen aneinanderfesselten, für niemand mehr ein Geheimnis sein. Eine besondere Freude war es denn auch für Prinzeß Luise und ihre Tochter, als der König sie auf sein kleines Schloß in Freienwalde lud, wohin er nur seine nächsten Angehörigen gebeten hatte. Es waren, wie die Fürstin schreibt, „die frohesten Tage, die sie seit langem erlebt," froh, weil sie in ihnen eine Gewähr für die Erfüllung ihres Herzenswunsches zu sehen glaubte.

Tatsächlich wurde bald darauf auch zum erstenmal die Möglichkeit einer Ehe zwischen Elisa Radziwill und dem jungen Prinzen von Preußen vom König erwogen, und da stellte es sich denn heraus, daß in Preußen nur Töchter regierender Fürstenhäuser dem Herrscherhause standesgemäß seien. „Der König forderte nun also eine vollständige Entsagung meiner Aussichten und Wünsche," schreibt Prinz Wilhelm, „öfters hatte ich mir diese böse Katastrophe vorgestellt, daß sie mich aber so überwältigen würde, ahndete ich kaum . . . So stand ich also von dem Tage an wieder verwaist in der Welt, die mir öde und freudenleer vorkommt." — Das war am 9. März 1822! Am 28. Juli d. J. verließ die Familie Radziwill auf acht Jahre ihr Palais in der Wilhelmstraße,

um die Wintermonate in Posen, die Sommermonate abwechselnd in Ruhberg im Riesengebirge und in Antonin, einem Landsitz in Posen, zu verbringen.

Elisa war melancholisch, aber nicht verzweifelt — ihr Temperament eignete sich nicht für heftige Gemütsäußerungen. Auch in der Liebe war sie mehr empfangend als gebend. Eine Hofdame schreibt nach einem Besuch in Ruhberg: „Elisa ist recht sehr liebenswürdig und ganz Seele. Da man immer bei ihr viel für das Äußere getan hat, so legt sie vielleicht unwillkürlich ein wenig zu viel Wert darauf und läßt ihre Meinungen dadurch bestimmen, was so oft unschuldigerweise bei Prinzessinnen, die viel Schönheitssinn haben, passiert. Dabei ist sie aber gewiß einer so innigen Liebe fähig, wie der Prinz zu ihr hat."

Das klingt recht kühl, und wären nicht die Bemühungen der Fürstin-Mutter gewesen, die beiden jungen Leute hätten gewiß bald ihre Ruhe wiedergefunden. So aber erstanden neue Kämpfe.

Der alte König vermählte sich zur Überraschung aller mit der unbedeutenden kleinen Gräfin Harrach, späteren Fürstin Liegnitz. Prinzessin Luise suchte die Flitterwochenstimmung des Königs zugunsten ihres Wunsches auszunutzen und versicherte sich der Hilfe der Schwägerin des Königs, Prinzessin Wilhelm, sowie dessen Tochter, der Großfürstin Charlotte (späteren Kaiserin von Rußland), zweier Damen, die allen Liebesgeschichten von vornherein große Sympathie entgegenbrachten, und die wirklich schier unmögliches daran setzten, das interessante Liebespaar zu vereinen. So wurde der Plan ausgeheckt, daß Kaiser Alexander I. von Rußland in seiner Eigenschaft als Haupt des holsteinischen Hauses Elisa adoptieren sollte, um ihr eine dem Prinzen Wilhelm ebenbürtige Stellung zu geben. Der König ging auf diesen Plan ein und übergab dem Großfürsten, seinem Schwiegersohn, ein Schreiben an Kaiser Alexander, das jenes Projekt begründete. Aber das Jahr 1824 brachte eine Absage des Kaisers, da das eingeforderte Gutachten der Minister dem Plane nicht günstig war, und die deutsche Geschichte keinen Präzedenzfall für eine derartige Adoption böte.

Die nimmermüde Prinzessin Luise brachte einen neuen Vorschlag auf: ihr Bruder, Prinz August von Preußen, sollte seine Nichte an Kindes Statt annehmen. Vielleicht glaubte der König nun selbst an die Möglichkeit einer Verbindung, denn er erlaubte eine neue Annäherung des Prinzen Wilhelm an seine Jugendliebe. Dem jungen Prinzen wurde gestattet, die Großfürstin Charlotte auf ihrer Rückreise nach Rußland bis nach Posen zu begleiten, dort drei Tage zu bleiben und mit der Familie Radziwill zusammenzukommen. In dieser Erlaubnis lag gewissermaßen eine, wenn auch unausgesprochene, Einwilligung in die Heirat. Diese drei glücklichen Tage bilden den Höhepunkt des unglücklichen Romans. Bei allen Gelegenheiten sah man die jungen Leute Seite an Seite; man huldigte ihnen wie einem jungverlobten Brautpaar, und jetzt erst schien Elisa sich mit Ruhe und Freude ihrem berechtigten Gefühle hinzugeben. Das allzu rasche Tempo mochte den König wohl irritiert haben. Er legte ein energisches Veto gegen die Bekanntmachung der Verlobung ein und untersagte dem Prinzen später im Sommer eine Reise nach Warmbrunn, wo er mit der Radziwillschen Familie wieder hätte zusammentreffen können, sandte ihn vielmehr nach Teplitz. Im Anfang des Jahres 1826 schickte er ihn zur Feier der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus auf einige Monate nach St. Petersburg, verbot ihm jedoch, auf der Hin- und Rückreise Posen zu berühren. Im Juni des gleichen Jahres endlich fiel die endgültige Entscheidung, die Prinz Wilhelm auf immer von Elisa Radziwill trennte.

Ganz besonders tragisch erscheint es, daß diese Entscheidung ihm in schriftlicher Form zugestellt wurde, und dies gerade zu einer Zeit, wo er wieder zu hoffen anfing. „Versteinert stand ich da, als ich die endliche Entscheidung gelesen hatte." Elisa Radziwill wurde wieder eine Privatperson. Es mochte ihr von verschiedenen Seiten mehr Melancholie angedichtet worden sein, als sie wirklich empfand, denn sie wollte nicht recht an eine Liebe glauben, die sich, wie ihr dünkte, so leicht von ihr abwendete. Sie war nichts als ein junges Mädchen, voll romantischer Grillen und mystischen Überschwanges, gefeiert und verwöhnt. Der Besitz ihres Persönchens wog in ihren Augen wohl die Schwere einer Königskrone auf, und die Bitterkeit, die sie, wenn auch ungerechterweise, über den Verzicht erfüllte, half ihr merkwürdig rasch und leicht über ihre Liebe hinweg. Der große Roman ward ihr zur Episode, schon durch die Art, wie sie alles abtat, was mit dem Prinzen Wilhelm zusammenhing, und die Trennung von ihrer Pflegeschwester und liebsten Freundin Blanche v. Wildenbruch entlockte ihr heißere Tränen, steigerte ihre Sprache zu höherem Pathos als der Abschied von dem mehr liebenden, als geliebten Prinzen.

Die pietistische Schwärmerei, die, von der Schwägerin des Königs, der Prinzessin Wilhelm ausgehend, die meisten vornehmen Familien erfaßt hatte, tat das ihre, und so einten sich Religion, Mode und natürlicher Frohsinn, um Elisa Radziwill dem eleganten, zerstreuenden Leben ihrer Gesellschaft wiederzugeben. Es dauerte nicht lange, und sie bat ihre Freundin Blanche, ihr den Ball bei der Gräfin Réale ja „recht detailliert" zu beschreiben und „deine Toilette haarklein". Auch sie selbst bringt ausführliche Schilderungen ihrer Bälle in Posen, sendet förmliche Modeberichte an ihre Freundin, schildert die Kavaliere, mit denen sie tanzt, und unterschreibt ihre Briefe mit ihrem alten charakteristischen Kosenamen: „Deine Froh". Dazwischen ängstigt sie sich um das Seelenheil ihrer Blanche, fragt, ob sie ihr Leben auch nutzbringend anwende. Sie liest, nimmt mit ihren Brüdern Experimental-Physikstunden, schreibt Abhandlungen über die gehörten Predigten, die sie einer strengen Kritik unterzieht, macht Visiten und empfängt sie, malt, während sie sich von dem alten Lehrer in der Familie deutsche Geschichte vorlesen läßt, und bemerkt nebenbei, daß sie in ihrem Zimmer einen sehr schönen Kasten aufgestellt hat, mit Andenken: „It contains all Prince Wilhelm gave me and the letters I received from him." („Er enthält alle Geschenke Prinz Wilhelms und die Briefe, die ich von ihm erhielt.") Im Jahre 1827 schreibt sie: „Ich schrieb kürzlich, als ich Ursache hatte, über Prinz W. böse zu sein; ich glaube, ich ging zu weit darin . . . Ich blicke auf das, was ich erlebte und über vergangene Dinge, als gehörte ich der Erde nicht mehr an . . . Ich will die Spur, daß ich bitter werden konnte, verwischt wissen in anderen Herzen; nur das meinige soll mit Reue daran denken." Im Jahre 1828 spricht sie in aller Ruhe von der Braut des Prinzen W., der weimarischen Prinzessin, auch fühlt sie sich stark genug, den Wunsch des Prinzen Wilhelm nach einer Aussprache vor seiner Vermählung zu erfüllen, während Prinz Wilhelm noch in großer Bewegung ausruft: „Ich werde Elisa wiedersehen, ich gehe nach Antonin!" Diese Entrevue fand auf den Wunsch der Großherzogin von Weimar statt, der lautete: „Das erste Wiedersehen möchte vor seiner Vermählung überstanden sein." Diese Zusammenkunft hatte für alle Teile etwas sehr Erschütterndes; Prinz Wilhelm erklärte, er hätte nie eine andere geliebt und würde nie eine andere lieben als Elisa. Das gleiche soll Prinz Wilhelm nach den Aufzeichnungen der Karoline von Rochow auch zu seiner Braut geäußert haben, und es ist bezeichnend für den Edelsinn der weimarischen Prinzessin, daß sie trotzdem freundschaftliche Beziehungen zu der Jugendliebe ihres Gatten angebahnt hat.

Endlich nach acht Jahren freiwilliger Verbannung kehrte die Familie Radziwill in ihr schönes Berliner Palais zurück. Hier war Elisa die gefeiertste Erscheinung der ganzen Hofgesellschaft. Ihre „große Liebe" umgab sie wie mit einem Heiligenschein. Die erste Visite, die sie empfing, war die der Prinzessin Augusta. Fest auf Fest folgte. Der lebensfrohe lustige Charmeur Prinz Anton Radziwill empfand eine kindliche Genugtuung an den Huldigungen, die seiner reizenden

Tochter dargebracht wurden, zugleich mit einem Bedürfnis, den Kummer zu betäuben, den er durch den Tod seiner im schönsten Alter an der Schwindsucht verstorbenen Söhne erlitten hatte. Er wollte es nicht sehen, daß auch Elisas Gesundheit unter den Anstrengungen des tollen Gesellschaftstrubels zu schwanken begann. Vielleicht hoffte er auch, durch eine standesgemäße Heirat die Zukunft dieses geliebtesten Kindes zu sichern. Aber das Glück der Liebe sollte Elisa nicht beschieden werden. Noch tragischer als das erstemal endete ihr zweiter Roman, und diesmal war es nicht passives Dulden und sanftes Erwidern einer innigen, aber durch die Grenzen höfischer Etikette gedämpften Zuneigung, diesmal war es die selbstvergessene Leidenschaft eines reifen Weibes, die sich einem Manne zuwendete — Fürsten Friedrich Karl Schwarzenberg —, der sie wie eine Heilige verehrte, sich aber einer Verbindung mit ihr durch einen fluchtartigen Abschied entzog. So still und reserviert sie in ihren Aeußerungen über Prinz Wilhelm gewesen, so überschäumend glücklich, so kindisch verliebt spricht sie über den Fürsten Schwarzenberg. Wie rührend ist es z. B., wenn sie, um ihre Freundin Blanche für den unbekannten Geliebten einzunehmen und nicht etwa den Vorwurf eines Treubruches an ihrer ersten Liebe zu vernehmen, schreibt: „Und denke nur, er erinnert mich, wenn er lächelt, zuweilen an Männe (Blanches Gatte). Du weißt, wenn er Dir zulächelt und Dir einen Kuß in die Luft gibt — erinnerst Du Dich der Miene? Gerade dieselbe macht mein Fritz. Denke nur, Mama findet, daß er mit Deinem Vater auch Aehnlichkeit hat!" Und so geht es fort.

Die extravagante und ihr bis zu ihrem Tode unerklärliche Flucht Schwarzenbergs gab ihr den Todesstoß. Kaum ein halbes Jahr nach dem tragischen Ereignis stellten sich bei ihr die ersten Anzeichen der entsetzlichen Krankheit ein, der nach und nach alle Kinder der Radziwillschen Familie zum Opfer fielen. Auf einem Diner beim Prinzen Wilhelm, zwischen ihm und der Prinzessin Augusta sitzend, erlitt sie einen Blutsturz. „Ach, nur nicht hier sterben! Nur nicht hier sterben!" rief sie. Man brachte sie nach Hause, wo ihr Zustand wochenlang zwischen Leben und Tod schwankte. Prinz Anton Radziwill starb während dieser Zeit aus Kummer über das Schicksal seiner Tochter, und die arme geprüfte Mutter, Prinzessin Luise, die der Kranken nichts vom Tode des Vaters sagte durfte, mußte „mit unbefangenem Angesicht und in bunter Kleidung" am Krankenbette der Tochter walten.

Kaum dreiviertel Jahre schleppte sich Prinzessin Elisa durch. In Freienwalde, wo die Radziwills einst „so froh gewesen waren, wie seit langem nicht", schloß Elisa, die unvergessene Liebe Kaiser Wilhelms I., am 27. September 1834 die Augen für immer. Sie war 31 Jahre alt geworden.

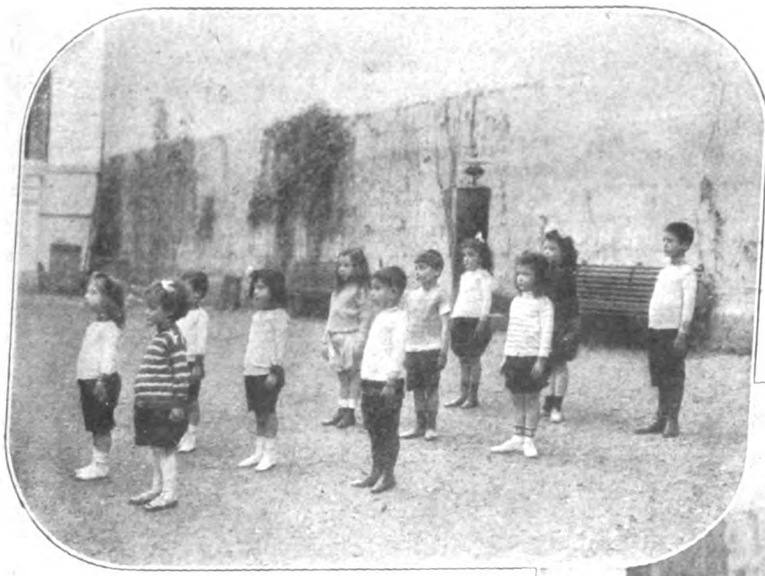
Sie ruht in Antonin, ihrem „liebsten Aufenthalt".

Kinderturnstunden.

Von Ola Alsen.

In einem gesunden Körper wohnt eine gesunde Seele! Selbst abgesehen von Menschen, deren gesellschaftliches oder berufliches Dasein sie zu exzessiven Ansprüchen an ihre Nerven zwingt, dringt die lärmende Hast modern-städtischen Betriebes so tief hinein in das zurückgezogenste Leben, daß wir nicht einmal den behütetsten Raum des Hauses, die Kinderstube, vor seinen schädigenden Einflüssen bewahren können. Das Schreckwort von den „nervösen Kindern" ist so allgemach zu einem weithin gültigen Wahrwort geworden!

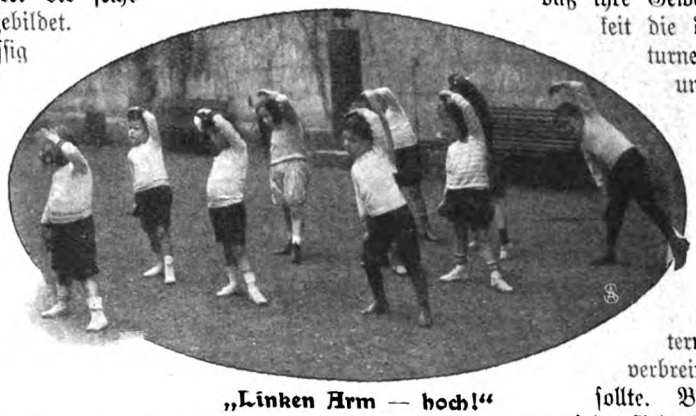
Kräftige systemisierte Bewegung hat man — abgesehen von Einzelfällen — als das beste Heilmittel dagegen zu betrachten und das Turnen spielt dabei trotz aller alten und neuen Sports immer noch eine wichtige Rolle. Kaum sind unsere Kinder dem Babyalter entwachsen, beginnt man jetzt damit, die Kleinen turnen zu lassen. Früher machte man im Türrahmen des Kinderzimmers oder im Korridor Ringe an und glaubte damit genug getan zu haben, wenn die Kinder schlecht und recht schaukelten. Nun ist man aber doch dahinter gekommen, daß es zweckmäßiger ist, wenn die Muskeln auch der Kleinsten systematisch ausgebildet werden, damit sie den Anforderungen, die später die Schule an sie stellt, leichter genügen. Denn gerade durch das Tragen der Schulmappe und durch das viele Sitzen beim Lesen und Schreiben wird bei schwachen Kindern leicht eine schlechte Haltung und dadurch wieder Rückgratverkrümmung



Grundstellung.

„Hände hoch — hebt!"

hervorgerufen. Durch das Turnen ist eine Abwehr dieser Gefahr möglich, und da der Turnunterricht in der Schule erst mit dem sechsten Jahr einsetzt, haben sich in Berlin verschiedene Turnklassen für Kinder von drei bis sechs Jahren zur Freude der Kleinen gebildet. Daß diese Turnkurse nicht überflüssig sind, sondern ein direktes Bedürfnis, beweist die außerordentlich rege Beteiligung. Die Kinderchen freuen sich auf ihre Stunden, die ihnen wie ein Fest erscheinen, denn in fröhlicher Gemeinschaft mit vielen gleichaltrigen Buben und Mädchen wird das wirklich ernste und systematische Turnen zum schönsten Spiel. Gar eifrig sind die Kleinen dabei, und es ist köstlich zu beobachten, wie die allerkleinsten dem großen Vorturner nicht nachstehen wollen und ihre ganze Kraft und Gewandtheit aufbieten. Um besonders bei Gangarten eine regelmäßig geordnete Bewegung zu erzielen, hauptsächlich aber, um den Reiz der Turnstunden noch zu erhöhen, werden viele Übungen mit Musikbegleitung ausgeführt.



„Linken Arm — hoch!"

Kniebeuge.

Unsern kleinen Dämchen ist die Toilette vorgeschrieben. Kleidchen und Röckchen sind in der Turnstunde verpönt, denn sie würden bei vielen Gerätübungen nur hinderlich sein, und so müßten die Mädchen durch manche scheinbare Ungeschicklichkeiten ungerechterweise hinter den Buben zurückstehen. In der Kinderturnstunde ist die „Frau dem Manne" gleichberechtigt. Hier herrscht gleiches Recht für alle.

Übrigens kleidet diese Tracht, wie unsere Leserinnen aus den Bildern sehen, ausgezeichnet. Die drall sitzenden, niedlichen Sweater im Verein mit den kurzen Höschen lassen die kleinen Körperformen sehr graziös erscheinen.

Unsere Abbildungen zeigen die Turnklasse der Kleinsten, die unter der Leitung der bekannten Turnlehrerin, Fräulein Käthe Rose, Berlin, steht. Auf unserer ersten Abbildung sehen wir die Kleinen in Grundstellung, gespannt nach der Lehrerin schauend, um ihre Befehle auszuführen. Gar manchem der kleinen Wichte fiel es im Anfang recht schwer, die Arme in hübscher Rundung über dem Kopf zu halten (s. die zweite Abb.), und noch sehen wir es den beiden vornstehenden Dreijährigen an, daß man vorläufig den guten Willen für die Tat nehmen muß. Die drolligen Handstellungen zeigen, welch große Mühe sich die Kleinen geben.

Eine schwerere Übung sehen wir auf dem nächsten Bilde. Hier müssen die Kinder die Armbewegung mit einer Fußstellung vereinen. Leicht ist das nicht, und unser kleines Mädchen legt sein Händchen so ungeschickt an den Kopf, daß man sich wohl vorstellen kann, daß die Lehrerin manche Mühe hat, bis sie die Kinder so weit trainiert, daß ihre Gewandtheit und ihre Geschicklichkeit die des Vorturners erreicht. Vorturner zu sein, ist eine große Ehre, und der Ehrgeiz aller Kinder geht dahin, dieses stolze Ziel zu erreichen. Eine beliebte Freiübung ist auch die Kniebeuge (s. Abb.). Der kleine Bursche in der ersten Reihe links hat diese Kunst auch noch nicht so recht erfaßt, aber es ist wohl nur Schüchternheit, die unter den Kleinen viel verbreiteter ist, als man annehmen sollte. Besonders in der ersten Zeit bedarf es vieler Geduld und manchmal der Hilfe von Schokolade, ehe die Kleinen den Mut haben, die Bewegungen nachzuahmen.

„Linkes Bein vorwärts — streckt!" Das kurze Kommando ertönt, und die kleine Schar, die wie beim Spiel zum Kreis gruppiert ist, balanciert auf dem rechten Füßchen. Schwierig ist es anfangs, den Unterschied zwischen dem rechten und dem linken Fuß zu machen, und die Lehrerin muß bei dieser Kleinigkeit äußerst lange verweilen. Man legt auch großen Wert darauf, die Geschicklichkeit des linken Armes und Fußes genau so auszubilden wie die des rechten.

Ganz besonders gern zeigen sich unsere Kleinen in der Ausübung einer der beliebten Gangarten. Die Kinder sind wirklich geschickt im Storchgang, im Kiebitzhüpfen, Schleif- und Stelzschritt und wie sie alle sonst noch heißen.

„Linkes Bein vorwärts — streckt!"

Zur Kräftigung der Armmuskeln dienen die Übungen mit den Keulen. Die Keulen werden nach Angabe der Lehrerin angefertigt, damit sie nicht zu schwer sind. Auf beiden Bildern mit den Keulen sieht man die Fertigkeit, die die Kinder im Schwingen dieser Geräte erlangt haben. Gerade unter den Keulenübungen gibt es eine große Anzahl, die man auch solche Kinder machen lassen sollte, denen der Vorzug der Turnstunde nicht zuteil werden kann. Die Keulen sind leichter als die eisernen Hanteln, mit denen bisher so sehr viel geturnt wurde, sie sind gefahrloser, und die Übungen mit ihnen wirken graziöser. Nicht nur Frei- und Keulenübungen führen unsere Kinder aus, sondern auch Übungen an Geräten, die sich besonderer Beliebtheit erfreuen. Sie schwingen an den Ringen, machen Klimmzug an der schrägen Leiter, und

Armbeuge mit Keulen.

wie wir auf den Bildern sehen, sind unsere kleinen Akrobaten am Barren beschäftigt. Nach dem Kommando springen sie auf, bleiben einige Minuten auf die Hände gestemmt hängen, schwingen, legen die Füßchen auf die Stangen und derlei schöne Dinge mehr. Sie sind alle mit großem Eifer bei der Sache und haschen nach einem Lob der Lehrerin. Das ziemlich strenge Kommando, mit dem die Lehrerin die Kinder im Zaum hält, ist eine zweckmäßige Vorbereitung für den Ernst der Schule.

Eine kompliziertere Keulenübung.

Groß ist die Betrübnis und der Schmerz der Kinder, wenn die Ferien anfangen, denn sie hängen alle mit großer Liebe an ihren Turnstunden. Die Kinder, die so früh mit der Gymnastik beginnen, sind auch gewissermaßen gefeit, da sie Krankheiten leichter ertragen und überwinden.

Aus doppelten Gründen ist es sehr ratsam, die Kinder auch in den Ferien turnen zu lassen. Erstens beschäftigt man die Kinder auf angenehme Weise, und dann bleiben sie auch in der Übung, denn gar zu leicht vergißt solch kleiner Wicht das Gelernte. Die Reigen, die in jedem Kursus eingeübt werden, verlangen eine ziemliche Gelenkigkeit und das sichere Beherrschen der einzelnen Gangarten. Diese Tanzreigen, die irgendeine Szene aus dem Ideenkreis der Kinder darstellen, werden in den Stunden mit Klavier- und Gesangbegleitung ausgeführt.

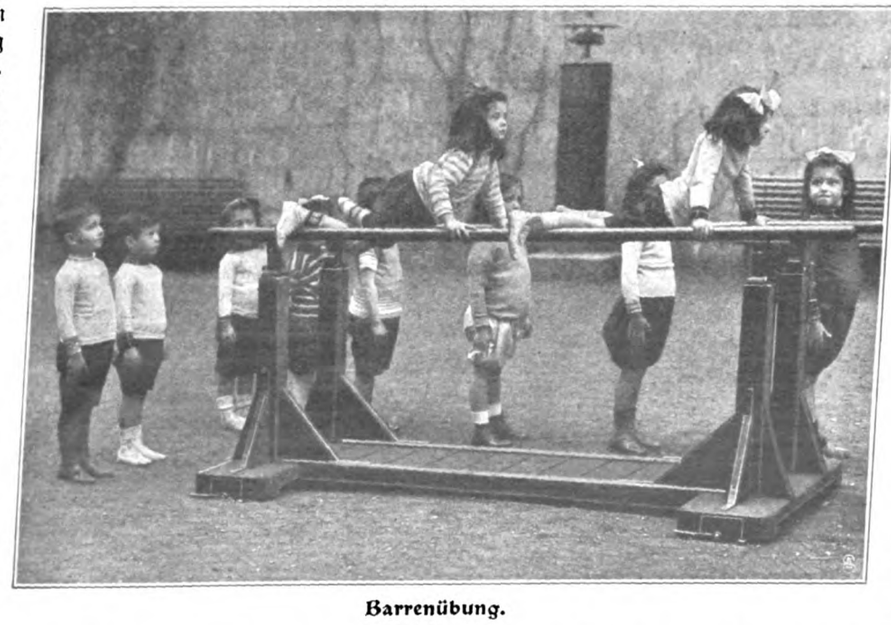
Die Bewegungen der Kleinen werden exakter und rhythmischer, wenn sie Musik hören und selbst dazu singen dürfen.

Eine besondere Freude bereiten den Kleinen die Verkleidungen, die manche Reigen mit sich bringen, die dadurch noch reizvoller und anziehender werden. Besonders die Blumenreigen, die Reigen als Elfen mit Schleiern, als Gnomen und Osterhäschen erfreuen die Kleinen schon wochenlang vor der Aufführung.

Aufschwung am Barren.

Gerade in unserer Zeit, die sich so sehr für den Tanz interessiert, nimmt die Turnstunde der ganz Kleinen einen wichtigen Platz in der Körpergymnastik ein.

Spielend lernen unsere Kinder, anmutig zu gehen, die manchmal recht komplizierten Drehungen und Posen auszuführen und, was die Hauptsache ist, sich einem Ganzen unterzuordnen und sich anzupassen.



Barrenübung.

Zu den Reigenaufführungen, die meist am Ende eines Quartals, hauptsächlich aber zu Ostern und zu Weihnachten stattfinden, werden die Eltern, Verwandten und Freunde der kleinen Künstlerschar eingeladen.

Groß ist die Freude, wenn die Vorstellung gut gelingt, und wir wollen es nicht verheimlichen: die Freude und der Stolz der Mütter übertrifft nicht in den seltensten Fällen den der Kinder! Der Stolz der Mütter ist uns anderen Müttern ja recht verständlich, und er richtet auch keinen Schaden an, wenn er den Kleinen nach Möglichkeit verborgen bleibt und so verhindert wird, daß sie zur Eitelkeit erzogen werden.

Jeder, der einmal einer Kinderturnstunde oder einer Reigenvorstellung beigewohnt hat, ist sehr befriedigt heimgegangen. Und sicherlich gehört das Interesse, das man dem Kind auf diesem Gebiete entgegenbringt, mit zu dem Segensreichsten, das wir dem 20. Jahrhundert, dem Jahrhundert des Kindes, danken. Denn für alle geistigen Erfolge sind ja, wie gesagt, gesunde Körper die unerläßliche Vorbedingung.

Du fragst . .

Du fragst, warum bei deinem Kuß,
du Liebe, Süße,
Ich oft von heimlicher Macht verführt
die Augen schließe?

Macht so der Wandrer nicht am Ziel,
am heißersehnten,
Vor lauter Glück die Augen zu,
die leis beträuten,

Als sei es nur ein schöner Traum,
der ihm entschwände,
Wenn er den sichern Mut, daran
zu glauben, fände?

Albert Bergel.

Geschmacksverirrungen.

Von Erna Bruck.

Ich weiß wohl, ich habe heute gegen die elementarsten Regeln des sogenannten „guten Tons" gefehlt! Ich habe getan, was der höheren Tochter selbst in den Backfischjahren nicht mehr passiert! Aber — ich konnte nicht anders. Es war stärker als ich.

Immerfort, so oft ich mich selbst auch energisch zur Ordnung rief, glitten meine Blicke an der kleinen Frau Dr. Zumbusch hinauf und hinunter, blieben, während sie mit mir sprach, bald an dem riesigen Glockenhut, bald an der Boa und den kurzen japanischen Ärmeln hängen oder bohrten sich in den ungeheuren Muff, der mit ungezählten Schwänzchen und Schwänzen bis weit übers Knie hinunter hing.

Ich merkte wohl, wie die lebhafte und liebenswürdige Frau zuerst befremdet, dann verlegen ward unter meinen indiskret beharrlichen Blicken, wie in ihr hübsches Gesicht allmählich die Röte peinlichster Verwirrung stieg, als ich nur zerstreute oder gar verkehrte Antworten gab, aber ich war so benommen von ihrem Anblick, daß ich rettungslos immer wieder in meine Unart verfiel. Und als sie sich dann ganz gegen ihre Art ziemlich frostig von mir verabschiedete, drehte es mir förmlich gewaltsam den Kopf herum — ich blieb stehen und sah hinter ihr her! Mitten in der Leipziger Straße! Allen Vorschriften gesellschaftlichen Anstandes zum Trotz!

Das zierliche Figürchen verschwand bald zwischen der wogenden Menge; nur ein paarmal noch tauchte in einer zufällig sich bildenden Lücke der Hut mit dem nickenden Federwald auf. Wie ein Wagenrad von stattlicher Größe saß er auf dem kleinen Untergestell, und sein nach hinten verbreiterter Rand tippte bei jedem Schritt auf den Rücken der netten, niedlichen Frau.

Mein Gott — wie hatte sie sich zurechtgemacht! Wie konnte sie sich so furchtbar vergreifen, bei ihrer schon leicht zur Fülle neigenden Liliputgestalt die Mode der weiten, gespreizten, japanischen Ärmel mitzumachen! Noch dazu in dem dicken Winterstoff, der nicht, gleich den seidenen Kimonos, dem Körper sich anschmiegte, sondern steif abstehend die ohnehin künstlich verbreiterte Achsel noch betonte und unterstrich. Und nicht genug, daß der Umfang von Rocksaum, Schultern und Hut gegen normale Maße verdreifacht war — es lag um den Hals auch noch ein Rattenkönig von kleinen Fellchen mit einer dem Muff entsprechenden Zahl von winzigen Köpfchen und zappelnden Schwänzen, die, ungleich lang, über Brust und Rücken und Ärmel hingen!

Alles in allem eine Karikatur, wie sie kein boshafter Künstlerstift überwältigender entwerfen könnte! Dabei war sie sich wunder wie schön vorgekommen. Mit dem Blick, den nur Frauen füreinander haben, hatte ich unter dem verbindlichen Lächeln jene gewisse Triumphatormiene bemerkt, die das Bewußtsein, das Neueste zu tragen, uns jeder andern gegenüber gibt.

Ob ihr wirklich, beim Blick in den Spiegel, nicht die leiseste Ahnung gekommen war, daß sie sich mit dieser Kostümierung selber entstellte? Ich glaube: nein. Sie hatte sich sicher nach bester Überzeugung so unsagbar lächerlich herausstaffiert. Und konnte doch so reizend aussehen! Wie oft war ich ihr in Gesellschaft begegnet in leichter, luftiger Balltoilette und war dann immer entzückt gewesen von der proportionierten Schönheit ihrer feingliedrigen Gestalt, die heute lediglich komisch wirkte infolge der ungeheuren Dimensionen jedes einzelnen Kleidungsstückes.

Nein, sie hatte sich riesig „schick" und deshalb riesig hübsch gefunden und mein ungehöriges Fixieren nachträglich womöglich als — Neid gedeutet! Des war ich gewiß. Und schick und hübsch fanden sich alle, die hier, wie aus dem Modejournal entsprungen, die Geschmacklosigkeiten des „dernier cri" spazieren trugen! Nicht eine, die nicht mindestens ein Dutzend Schwänze um sich herumbaumeln hatte! Nicht eine, der unter dem Riesenrund des in den Nacken geschobenen Glockenhuts nicht künstliche Locken unmotiviert hervorquollen! Sie machte den Eindruck einer Uniformierung, diese seltsame Übereinstimmung grotesker Lächerlichkeiten, die mit so viel Überzeugungstreue und glücklichem Selbstbewußtsein von der modernen Frauenwelt zur Schau getragen ward, und ich mußte mich bei jeder neuen, mir entgegenkommenden Erscheinung betroffen fragen: Sind das wirklich dieselben Frauen, die mit so viel Ernst und Verständnis ihren Anteil an der Arbeit unserer Zeit gefordert und ergriffen haben?

Denn man glaube doch nur nicht, daß nur die oberflächlichen, gedankenlosen Frauen den Torheiten der Mode Vorschub leisten! Nein, auch die andern unterliegen ihnen, kraft den Einflüsterungen des eigenen treulosen Empfindens. Denn wenn etwas noch erstaunlicher ist als der schnelle Wechsel der Mode selbst, so ist es die Schnelligkeit und Willigkeit, mit der unser Auge und Geschmack allen Launen dieser Mode folgen! Eine Häßlichkeit braucht nur „modern" zu sein, und sie wird „schön" gefunden; nicht nur von der ganzen großen, urteilslosen Menge, sondern auch von einer beschämend großen Zahl derer, die ein eignes sicheres Urteil in Dingen des Geschmacks, der Schönheit haben sollten.

Auf dieser wunderbaren, suggestiven Überzeugungskraft beruht ja hauptsächlich die sonst fast unglaublich erscheinende Macht der Mode. Wer daran zweifelt, schlage einmal ein Modenheft des vergangenen oder gar vorvergangenen Jahres auf. Er wird nicht begreifen, wie er die Mode von gestern je schön gefunden, und ebenso wird's ihm morgen mit der Mode von heute gehen . . .

Also widerstandslose Ergebung? Demütige Unterwerfung unter alle Tyrannenlaunen? O nein! Es gibt eine Grenze, vor der auch die willigste Gefolgschaft der Mode haltmachen sollte. Das ist die Grenze der Lächerlichkeit! Die gebildete Frau sollte zu viel Achtung vor sich selber haben, um sich zu einem Spott und Popanz für die Mitwelt zu machen, zu einer Karikatur, vor deren Erinnerungsbild sie später erröten müßte.

Auch der Geschmack läßt sich zu Sicherheit und Festigkeit erziehen, und wenn wir ihn nicht gar zu oft vergewaltigten und überschrien, würde er uns Frauen ein treuer Berater in Angelegenheiten der Toilette sein und uns vor Verirrungen, wie die eben herrschenden, freundlich bewahren.

Frühjahrspromenadentoiletten. (Abb. 97 bis 99.) Mattmattgrün und weißkarierter Stoff bildet das Material unseres Modells (Abb. 97). Die Taille zeigt eine neue Form der use, sie ist offen und mehrfach geschlitzt. Die Unterbluse ist reme Gipürespitzen. Die Ränder der Überbluse sowie die etten der Spitzenbluse sind mit Streifen von resedagrüner abgekantet, die auch das Material des Gürtels ergibt. Der ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch für die Überbluse bei 1,10 Metern Breite 75 Zentimeter, für die Unterbluse bei 56 Zentimetern Breite 2,25 Meter. — Das zweite Modell Abb. 98 ist aus feinem, weißem Kaschmir hergestellt und, was ganz besonders modern ist, mit zweierlei weißen Spitzen garniert. Die breite Filetspitze bildet den Grund der Uberbluse, auf dem vier breite Quetschfalten aus Kaschmir ruhen. Der mittlere Spitzenstreifen ist rund ausgeschnitten und läßt eine klare Passe von weißer Tüllspitze frei.

Abb. 97 bis 99.
Drei Frühjahrspromenadentoiletten.

Die übrigen Teile der Unterbluse sowie die mäßig weiten Puffärmel bestehen aus dem Stoff des Kleides. Nur das Ärmelbündchen ist wieder aus Filetspitzen gefertigt. Der Schnitt ist in 40, 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,50 Meter. — Schmiegsames, hellgraues Tuch ergab das Material des Prinzeßkleides Abb. 99. Die Garnitur besteht aus Soutache in der Farbe des Tuches, die eine breite, um den Rock laufende Bordüre bildet und den originellen Kragen der Taille ganz bedeckt. Eine breite Blende von grauer Seide umgrenzt die Soutachebordüre, wodurch deren eigenartige Form noch besser zum Ausdruck kommt. Eine gleiche Blende umrandet den Kragen, von dem eine breite, seidene Franse herabhängt. Auch der Schalkragen besteht aus grauer Seide. Die halblangen Ärmel sind mit Tuchvolants bedeckt, die gleichfalls mit Soutache benäht und mit Seidenstreifen abgekantet sind. Die weiße Spitzenpasse ist das einzige Abstechende der Toilette. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50, 52, 54 und 56 Zentimetern halber Oberweite zum Preise von 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 6,75 bis 7 Meter.

Gesellschaftstoilette mit Empirerock. (Abbildung 100.) Dieser überaus graziöse Rock, dessen oberer Rand vorn tief liegt und sich nach der Rückenmitte leicht hebt, ist so recht geschaffen, die Schönheit der Figur zur Geltung zu bringen. Ganz besonders in Verbindung mit einer Fichutaille, die ebenfalls als eine der kleidsamsten Schnittformen gilt. Das vornehme Kostüm ist ganz aus kreideweißem französischen Tuch hergestellt, dessen weicher Faltenwurf sich gut für die tunikaartige, hinten in einen Tuchzipfel übergehende Form des Oberrockes eignet. Der hüftglatte Rock ist im Rückenabschluß eingereiht und wird am Gürtelrande mit einer Blende von fuchsiarotem Taft begrenzt, die sich als Umrandung der vorderen Fichukante und der Ärmelstulpen wiederholt. Letztere sowie den äußeren Rand des Fichus deckt weißseidene Filetspitze, mit fuchsiarotem Chiffon unterlegt. Mit weißem Chiffon sind die querpuffig arrangierten Halbärmel bezogen. Ganz abstechend — von weißem Chiffon und Spachtelspitze — ist der spitze Latz und der Stehkragen gehalten. Vom Fichu herab auf die weißen Chiffonärmel hängen weißseidene Knüpffransen. Den Schnitt zu dieser Toilette erhält man zur Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig, zum Rock in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite zur Taille 2,25 Meter, zum Rock 3,75 Meter.

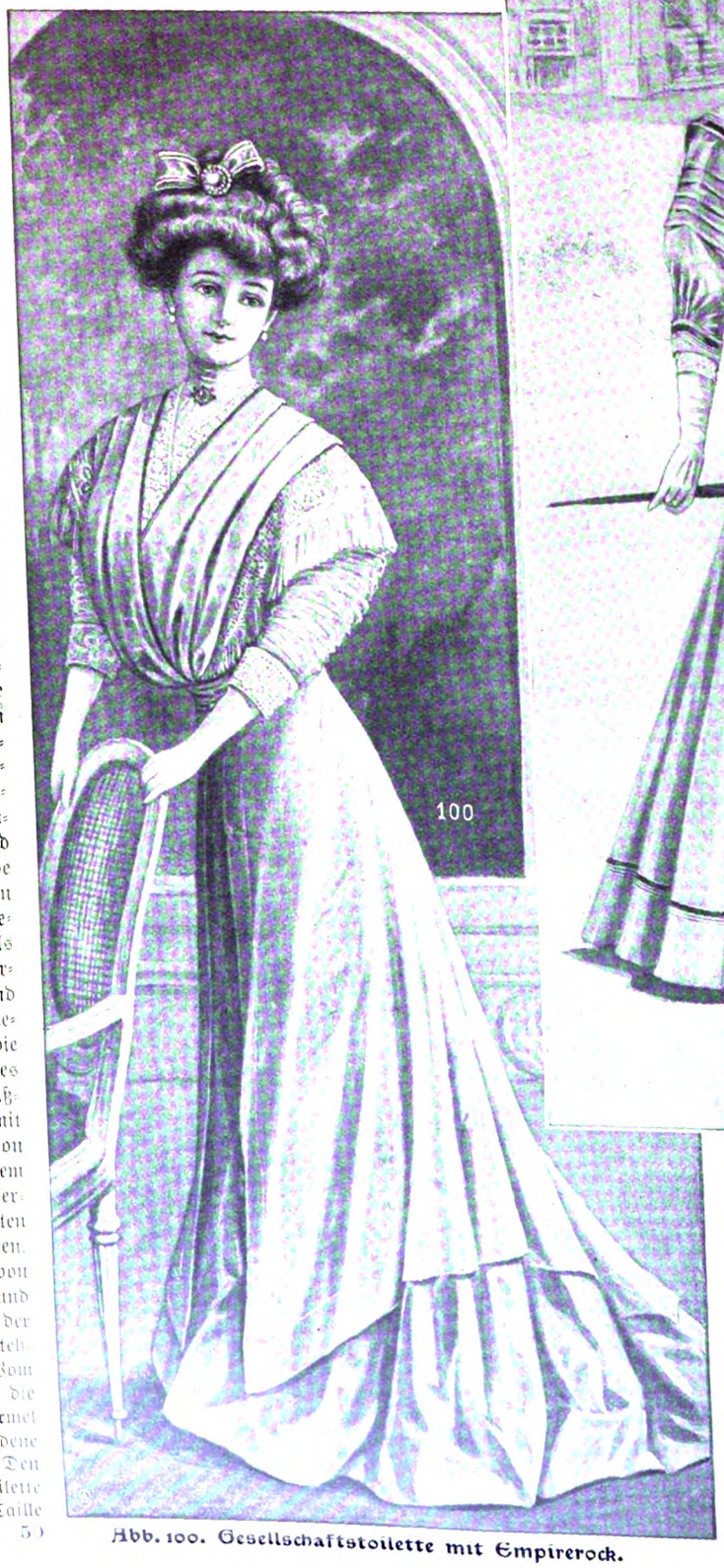


Abb. 100. Gesellschaftstoilette mit Empirerock.

Abb. 101.
Frühjahrskleid für junge Mädchen.

Frühjahrskleid für junge Mädchen. (Abbildung 101.) Das Modell dieses einfachen und doch so schick wirkenden Kostüms war in hellbraun gehalten. Rock und Überbluse übereinstimmend in hellbraunem Tuch mit dunkelbraunen Samtpaspeln, die Ärmel in hellbrauner Surahseide. Gelbliche Spitzen und hellblaue

Abb. 102. Moderne Blusenschürze.

Batiststickerei decken Latz und Kragen, erstere bilden auch die Randverzierung des mit Fältchen abschließenden und oben mit Querstufen versehenen Halbärmels, der die moderne Form mit stark ausgeschnittenem Armloch zeigt. Der tiefe Ausschnitt der Überbluse zeigt eine in Dunkelbraun ausgeführte Schnurstickereibordüre, während die Außenränder nur mit Samtpaspel abschließen. Eine ebenso reizvolle wie einfache Garnitur ergeben die kleinen, mit Schnurschlingen versehenen Samtknöpfchen auf der Überbluse. Ein brauner Samtpaspel begrenzt nach oben hin die breite Stoffblende, die dem Rock aufgesteppt ist, unter den beiden, die Vorderbahn bildenden Quetschfalten jedoch verschwindet. Auch im Rücken sind zwei solcher Quetschfalten als Hinterbahn angebracht und auf der Hüfte kurze, im Stoff verlaufende Stüfchen. Der Miedergürtel war mit brauner Seide faltig bezogen. Den Schnitt zu diesem jugendlichen Kleide erhält man zur Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig, zum Rock in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig. Stoffverbrauch zur Taille bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 2 Meter, zum Rock 3,50 Meter.

Moderne Blusenschürze. (Abb. 102.) Diese kleidsame große Schürze paßt sich mit ihrer eigenartigen Latzform der allgemeinen Blusenform vortrefflich an. Dieser Latz ist nach hinten zu etwas geschweift und vorn blusenartig in einen rundgeschnittenen Bund gefaßt, wodurch ein ganz vorzüglicher Sitz entsteht. Von der Achsel an verläuft der Latz in hinten gekreuzte Achselbänder. Die Ausstattung besteht in Schrägblenden mit weißen Paspeln und in breiten blauweißen Borten. Das Herstellungsmaterial ist blauweiß gesprenkeltes Leinen. Der Schnitt ist in 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 2,85 bis 3 Meter.

Zwei Kindermäntel mit angeschnittenen Ärmeln. (Abb. 103 u. 104.) Der erste für größere Mädchen bestimmte Mantel Abb. 103 aus dunkelbraunem Tuch zeigt die Ärmel in unten offener Form. Sie sind mit einem schottischen Seidenstreifen besetzt, der oben und unten mit breiter Tresse eingefaßt ist. Gleiche Tresse und Seidenstreifen bilden den schmalen, kragenartigen Halsabschluß, der in der vorderen Mitte unter einer Bandrosette endet. Die übrige Form des Mantels ist sackartig; er ist hinten ebenso wie vorn in je zwei oben festgesteppte, unten ausfallende Falten geordnet. Der Schnitt ist in 30, 32, 34 und 36 Zentimetern halber Oberweite für 75 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 2,70 Meter. — Für kleinere Mädchen ist der zweite, aus hell beigefarbigem Tuch bestehende Mantel Abb. 104 bestimmt. Auch hier sind die Ärmel mit dem Vorderteil und Rücken im Zusammenhang zugeschnitten. Unten sind sie jedoch in ein Ärmelbündchen genommen. Unter dem Arm ist ein Zwickel eingesetzt. Der Kragen sowie die Manschetten sind mit leichter Stickerei in weißer Seide geschmückt. Der Schnitt ist in 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 75 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 2,60 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte sind zu den Modefiguren Nr. 97 bis 104 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37-41, zu beziehen. Für Taillen usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Abb. 103 u. 104. Zwei Kindermäntel mit angeschnittenen Ärmeln.

Allerlei vom Beefsteak.

Von J. Batzer.

Diese „Weltspeise" kommt in den verschiedensten Formen vor. Zunächst als englisches Beefsteak, das angeblich zum erstenmal 1815 in Paris von englischen Köchen bereitet wurde. „Das französische Bifteck war bis dahin von dem englischen Beefsteak so verschieden wie die Politik beider Nationen."

Dem englischen Beefsteak reiht sich das deutsche aus Rindfleischgehäcksel an; auf gleiche Weise bereitet man das Tatarenbeefsteak aus rohem Rindfleischgehäcksel, mit Ei, Essig, Pfeffer, Zwiebeln, Kapern und Salzgurken gemengt und mit Sardellen belegt; das griechische Beefsteak wird aus gleichen Teilen Rind-, Kalb- und Schweinefleischgehäcksel mit erweichter Semmel und gedünstetem Reis, in Butter gerösteten Zwiebeln und Champignons gemengt und mit allerlei Gewürz in einer aus Rahm, Essig und Fleischbrühe gemischten Sauce gedünstet.

Das französische Beefsteak, in Süddeutschland Filetbeefsteak, in der Schweiz deutsches Beefsteak genannt, wird nur einige Minuten länger gebraten als das englische, verliert aber eben dadurch Saft und Kraft. Das englische Beefsteak ist von allen das saftigste und verdaulichste, das Tatarenbeefsteak das pikanteste und das kräftigste und das deutsche das leicht kaubarste — lautet die Einteilung, die uns Habs und Rosner in ihrem Appetitlexikon vom Beefsteak geben.

Diese drei Hauptsorten werden nach den verschiedenen Zutaten, auch wohl nach ihren Erfindern oder Verbesserern auch wieder verschieden benamst, z. B. Beefsteak à la Wiel, à la Leube, nach Nelson, nach Esterhazy usw.

Dr. Wiel behauptet, daß die englischen Beefsteaks nie richtig zubereitet würden, und sah sich dadurch veranlaßt, ein besonderes Rezept dazu „auszudenken" — das berühmt gewordene „Beefsteak à la Wiel". „Die Hauptsache ist mürbes Filet; es muß im Sommer zwei, im Winter sogar acht bis vierzehn Tage an einem luftig kühlen Ort im Eisschrank gehangen haben. Man achte ferner darauf, daß alles ‚Weiße', (Sehnen, sehnige Häute) gründlich entfernt werden. Das Fleischstück muß endlich in der richtigen Dicke und quer durchgeschnitten sein. Die richtige Dicke ist die eines Daumens. Damit dem Kauapparat möglichst viel mechanische Arbeit abgenommen, wird das Fleisch tüchtig geklopft und nachher erst in die Form eines dicken, runden Kuchens zusammengedrückt. Das normale Gewicht ist 150 Gramm, für einen Kranken genügen 100 Gramm. Als Kochgeschirr benutzt man eine silberne Kasserolle oder in Ermangelung dessen eiserne, emaillierte, flache Pfannen. Es ist durchaus nicht nötig, daß man das Beefsteak auf beiden Seiten würzt, nur eine Fläche wird mit der richtigen Menge Salz gleichmäßig bestreut. Feingemahlener Pfeffer soll wie alle riechenden Gewürze erst zugegeben werden, wenn das Beefsteak fertig ist — sonst geht das Aroma davon. Es eignet sich kein anderes Fett als frische Butter. Wenn diese in der Pfanne vollständig vergangen ist, legt man das Beefsteak so ein, daß die gewürzte Fläche oben ist. Nun läßt man die andere Fläche eine Minute lang braten, wer keine Uhr hat, zählt langsam bis 60. Jetzt kehrt man das Beefsteak um und begießt die nunmehr zur oberen gewordene Fläche mit einem Eßlöffel voll Bratenjus. Die zweite Fläche darf nur noch eine halbe Minute lang braten. Darauf wird das Beefsteak vom Feuer genommen, damit es nicht wieder erhärtet, und auf einem erwärmten Teller zu Tisch gegeben." „An diesen Beefsteaks", sagt Wiel, „hat noch nie einer etwas auszusetzen gehabt, als daß sie zu klein seien."

Ähnlich ist das Beefsteak nach Leube, dem berühmten Mediziner, der sich um die Lehre von den Magenkrankheiten verdient gemacht hat. „Mit einem Löffelstiel schabt man soviel als möglich, ohne hierbei Gewalt anzuwenden, von einem Lendenstück und bratet dann in guter Butter nicht zu lange."

Das englische Beefsteak wird vorbereitet wie das nach Wiel. Dann macht man über starkem Feuer reichlich Butter recht heiß, sie darf sogar hellbraun sein, legt Beefsteaks hinein, so viel der Raum gestattet, übergießt sie rasch mit der kochenden braunen Butter, damit sich die Poren schließen und der Saft erhalten bleibt, und bratet sie, indem man einmal wendet, schön braun. Je nach der Dicke der Schnitten darf die Bratezeit nicht länger als drei bis fünf Minuten dauern, liebt man sie durchgebraten, so braucht man acht Minuten. Dann legt man die Beefsteaks auf eine erwärmte Platte, läßt den Fond mit etwas Fleischbrühe oder Wasser kurz aufkochen und gibt sie über die Beefsteaks. Man garniert mit Zitronenscheiben, Pfeffergurkchen, Kapern und belegt jedes einzelne Stück mit einem Zetzei oder kleinem, ausgestochenem Eierkuchen, vielleicht auch mit einem Stückchen Sardellen- oder Kräuterbutter. Viele lieben Beefsteaks mit Zwiebeln gebraten. Damit letztere nicht verbrennen, legt man die Zwiebelringe erst in die Butter, wenn man die Fleischschnitten umdreht.

Beefsteaks à la Beauharnais. Die nach der Angabe englisch gebratenen Beefsteaks werden in folgender Sauce serviert: vier bis fünf Schalotten werden in Scheiben geschnitten und mit einem achtel Liter Wasser, zwei Eßlöffeln gutem französischen Essig, einem Teelöffel Liebigs Fleischextralt aufgekocht und an der Seite des Herdes etwas ziehen lassen. Die durchgegossene Brühe vermischt man mit zwei ganzen Eiern und zwei Eigelben, schlägt davon auf dem Feuer eine dicke schaumige Sauce, gibt ein gutes Stück frischer Butter hinein und schmeckt nach Salz und Säure ab.

Ein historisches Beefsteak könnte man das Marengo-Beefsteak nennen. Beefsteak war das Lieblingsgericht Napoleons. Als nun der glänzende Sieg bei Marengo errungen war, konnte ihm sein Koch doch nicht wohl etwas anderes servieren wie seine Leibspeise. Aber da war kein Fett — Fleisch genug, aber kein Fett. Und wie kann man denn braten ohne Fett! Das Fett muß ja die Poren verschließen, damit der Saft darin bleibt, das ist ja gerade die Idee, das Wesen, der Geist des Bratens! Da macht die Not des kritischen Augenblicks den Koch erfinderisch und genial, wie die Not eines kritischen Momentes auf dem Schlachtfeld eben erst die Genialität des Feldherrn hervorgelockt hatte. Der Feldherr hatte Marengo ersonnen, sein Koch ersann das Marengo-Beefsteak. Er schnitt das Fleisch in fingerdicke Stücke und ließ sie geklopft, gepfeffert und gesalzen — ohne Fett — durch rasches Umdrehen anbraten. Das war ein trocknes Verfahren und doch ein saftiges Beefsteak. Diese Art des Bratens verbreitete sich rasch in Frankreich und später auch bei uns. Heute noch bratet manche Hausfrau und Köchin ihr Beefsteak trocken ohne Fett auf beiden Seiten an und setzt später erst die Butter zu. Bei diesem Verfahren schrumpft die Fleischfaser sofort zusammen, der äußere Eiweißstoff gerinnt, und der Saft bleibt im Innern.

Zu deutschen Beefsteaks rechnet man auf ein Pfund gehacktes Rindfleisch eine Tasse Wasser, etwas Salz und Pfeffer, formt runde, zwei fingerdicke Beefsteaks davon, die man in steigender Butter auf jeder Seite drei Minuten bratet. Drei Zwiebeln schneidet man in Scheiben, bratet sie in der Butter schnell gar, gibt eine Tasse siedendes Wasser dazu und kocht die Sauce gut durch. Deutsche Beefsteaks werden wesentlich verbessert, wenn man auf ein Pfund mageres Rindfleisch ein viertel Pfund festes Nierenfett rechnet; Haut und Sehnen werden entfernt und beides zusammen gehackt. Ferner bleibt das Wasser weg. Sonst verfahren wie oben angegeben.

Deutsche Beefsteaks mit Kräutersauce. Fleisch nach Bedarf wird fein verwiegt, Knochen, Sehnen und Abfall mit wenig Wasser ausgekocht und das Fleisch mit Pfeffer, Salz, etwas frischer Butter und süßem Rahm vermischt und Beefsteaks daraus geformt; zwei kleine Schalotten, ein Eßlöffel Petersilie, Thymian, Kerbel und Basilikum werden fein gehackt. Dann läßt man reichlich Butter heiß werden, fügt die Kräuter dazu, bratet die Beefsteaks schnell auf beiden Seiten und stellt sie warm. Die durch ein Sieb gegebene Abfallbrühe gibt man zu der Bratbutter, läßt durchkochen und richtet die Sauce über den Beefsteaks an.

Geschmorte Beefsteaks nach Henriette Davidis sind warm zu empfehlen. Ein gutes Stück Rindfleisch wird so lange geklopft, bis es sich weich anfühlt, gesalzen, gepfeffert und mit Mehl bestäubt, darauf in einem engen Topf in frischer Butter, fest zugedeckt, langsam geschmort. Dann wird so viel siedendes Wasser dazu gegossen, daß das Fleisch zur Hälfte bedeckt ist, und der Topf fest zugedeckt, so daß die Dämpfe das Fleisch mürbe machen; es wird noch eine Zeit langsam geschmort.

Will man Beefsteaks auf dem Roste braten, so muß dies über starkem Feuer geschehen, und zwar sehr schnell, man muß beständig mit zerlassener Butter bestreicht. Man tut [illegible] daran, die Beefsteaks einige Stunden vor dem Braten in einer Schüssel mit einigen Löffeln Olivenöl oder zerlassener Butter zu marinieren.

Zu den sehr beliebten Bauernbeefsteaks bedarf es eines feuerfesten, irdenen Topfes mit gut schließendem Deckel. Man gibt frische Butter auf den Boden des Topfes und darauf die geklopften und gewürzten Lendenschnitten, mit mehr oder weniger Zwiebelscheiben je nach Belieben belegt. Auf das Fleisch kommt eine Lage roher Kartoffelscheiben, mit Butterstückchen belegt. Der Topf wird gut geschlossen und für ein bis anderthalb Stunden in einen heißen Backofen gebracht. Das Gericht ist ausgezeichnet, die Sauce kräftig und wohlschmeckend.

Lumpen-Beefsteaks. Dazu schneidet man von mürbem Filet dünne Scheiben und klopft diese, bis sie ganz „lumpig" sind. Dann läßt man sie, nachdem sie gesalzen und gepfeffert, in steigender Butter gelb braten, fügt einige Sardellen hinzu und gießt etwas Wasser an, mischt eine gehackte Zwiebel oder Schalotte darunter und läßt noch etwas dünsten. Kurz vor dem Anrichten gibt man eine Tasse Wein zu und macht die Sauce mit etwas Buttermehl sämig.

Esterhazy-Beefsteak wird nach folgendem Rezept in einem festverschließbaren Nelson- oder Pichelsteiner Topf gemacht: In dem Topf läßt man einen gehäuften Eßlöffel voll Palmin zergehen, schneidet etwa ein Pfund Filet in 2—3 Scheiben, salzt und pfeffert diese, legt sie in den Topf und bestreut sie mit 6—8 kleingeschnittenen Zwiebeln. Den noch leeren Raum füllt man mit kleinen, runden, gekochten Kartoffeln aus, schließt den Deckel und achtet darauf, wenn die Speise anfängt zu braten. Nach acht Minuten ist sie fertig zum Anrichten.

Beefsteak nach Nelson. Ein schönes Filetbeefsteak wird geklopft, gesalzen und in einer Pfanne schnell gebraten. Dann gibt man es in eine Nelson oder Pichelsteiner Form, übergießt es mit der Jus und fügt einige halbgar glacierte Zwiebelchen, Champignonköpfe und einige rund ausgebohrte, gut blanchierte Kartoffeln hinzu. Dann deckt man die Form zu und dämpft alles darin weich. Das Filet darf nicht „durch" sein. Ehe man das Beefsteak in der Form serviert, gibt man etwas Mixed Pickles zu.

Kommen wir nun zu dem rohen Beefsteak, das äußerst schmackhaft ist und, wie Wiel sagt, für Kranke dadurch besonderen Wert hat, weil es außerordentlich leicht verdaulich ist.

Geschabtes Beefsteak. ½ Pfund gutes Beefsteakfleisch wird geschabt, so daß das Sehnennetz zurückbleibt, sodann tue man etwas Salz, Pfeffer und feingeriebene Zwiebeln dazu, mische alles gut durch und forme ein Beefsteak daraus. Wird roh zu Butterbrot serviert und ist sehr kräftig und gut.

Ungarisches Beefsteak nach Wiel. Man belegt mit diesem Namen einen Fetzen rohen Fleisches, meist vom Filet, der in kleine Scheibchen geschnitten ist wie ein Rettich und mit Pfeffer und Salz gewürzt wurde. Sehr zweckmäßig ist es, in dem Teller, in welchem man die Speise gibt, einen Eßlöffel voll Weinessig und einen Teelöffel voll Speiseöl einzurühren und das Fleischstück eine Zeitlang in dieser Mischung liegen zu lassen.

Beefsteak à la tatare. Man nimmt ein Stück Filet, häutet und klopft es, schneidet, wiegt oder hackt es fein. Dann vermischt man es mit Salz, Kapern, Zwiebeln, alles fein verwiegt, nach Belieben auch Zitronenschale und Petersilie und mischt alles gut durcheinander. Dann verrührt man Senf, etwas Cayennepfeffer, guten Essig und feines Öl, mengt dies mit allem anderen und formt aus der Masse kleine Beefsteaks, legt sie auf eine mit Schnittlauch bestreute Schüssel und serviert sie mit feinen Butterbrötchen oder mit in der Schale gebratenen Kartoffeln und frischer Butter. Sehr beliebtes Gericht für ein Herrenfrühstück.

Rohes Beefsteak auf bayerische Art. Ein Lendenstück wird gehäutelt und fein gehackt oder gewiegt. Dann gibt man Salz, Pfeffer, etwas geriebene Zwiebel, ein rohes Eigelb daran, macht alles gut durcheinander, gibt diesem eine schöne Form, garniert es mit einigen kleinen Essiggurken und roten Rüben, streut einige Kapern darüber und gibt eine Zitronenschnitte dazu.

Beefsteakpastete nach Otto Bierbaums Konditoreilexikon. Von einem guten Filet werden je nach Anzahl der Gäste Beefsteaks geschnitten, geklopft, gesalzen, gepfeffert und bei Seite gestellt. Auf eine tiefe Schüssel wird in die Mitte ein Teller gelegt, und um diesen herum werden die Beefsteaks kranzartig geordnet, mit feiner Zwiebel und Petersilie bestreut und zwischen die Beefsteaks kleine, in Bouillon gekochte Kalbfleischklößchen gegeben. Ein Löffel voll Jus und ein Glas Madeira wird daran gegossen, der Rand der Schüssel mit Ei bestrichen, ein Deckel von Blätterteig darüber gelegt, mit dem Pastetenklemmer gezwickt, mit ausgestochenen, kleinen Herzen, Sternen usw. von Blätterteig garniert und die Pastete eine schwache Stunde im Ofen gebacken.

In die Pastete wird eine Öffnung gemacht, eine kräftige Madeirasauce hineingegossen und die Pastetenschüssel mit einer Serviette umwunden serviert.

Moderne Knöpfe.

Von Charlotte Herms.

Ein Knopf, in Farbe und Charakter dem Kleiderstoff angepaßt, kann dem einfachsten Kleide einen aparten Schmuck geben und jeden weiteren Besatz entbehrlich machen. So groß nun auch die Auswahl in käuflichen Knöpfen ist, so schwer ist es, für einen individuelleren Geschmack immer etwas ganz Passendes zu finden. Möchte doch da jede Frau mit schnellem Entschluß zu Nadel und Faden greifen und solche Knöpfe selbst anfertigen, sie in Farbe, Form und Ausführungsart zu dem Kleide abstimmen, das sie selbst gerne tragen will! Stoff, farbige Seiden, Goldfaden, Flittern, Perlen, Goldschnürchen und schmales französisches Seidenbändchen können in allen Nuancen zusammengestellt werden, und einige Knöpfe für ein Kleid, für einen Mantel oder für

Die Knopfform. Das Bekleiden des Knopfes. Der bezogene Knopf

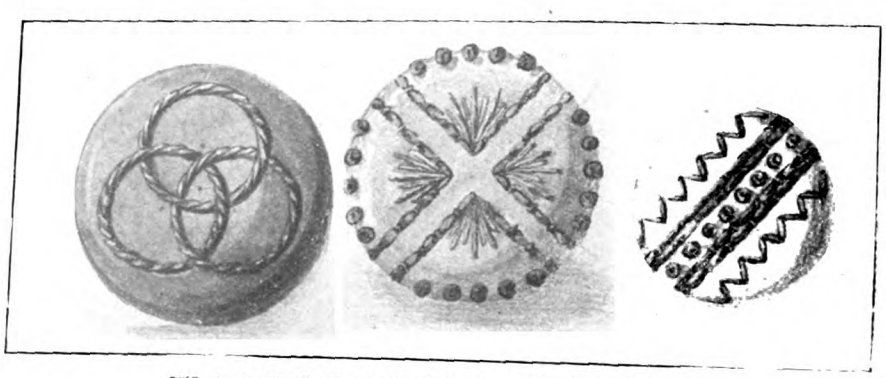


Abb. 1—3. Knöpfe mit einfach auszuführenden Mustern.

einen Umhang sind ja so schnell hergestellt. Einige Knöpfe! Man darf nicht zuviel tun. Zwei oder drei Zierknöpfe garnieren schon eine Jacke, oft kann ein einziger großer Zierknopf schon genügen. — Unsere Bilder zeigen eine Auswahl von Knöpfen in den verschiedensten Ausführungen mit Mustern, für die alle beliebigen Farben in Betracht kommen können. Man stickt am besten im Rahmen, hat aber für jeden Knopf so viel Stoff zuzugeben, daß die betreffende Holzform (solche Holzformen gibt es in verschiedenen Größen) gedeckt wird, und daß nach dem Überziehen ein genügendes Hälschen zum Annähen stehen bleibt. Unser erstes Streubildchen zeigt eine Holzform, deren Bekleiden und die Kehrseite der fertig bekleideten Form.

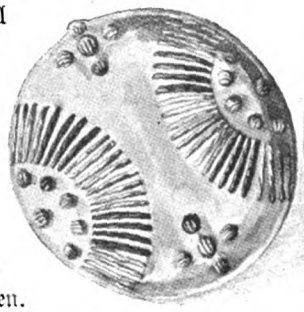
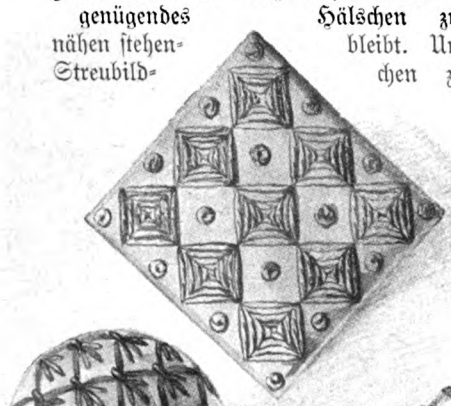


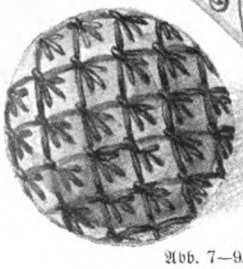
Abb. 4. **Knopf mit leichter Stickerei.**

Abb. 5. **Platt- und Knötchenstich.**

Abb. 6. **Knopfbezug in Kreuznahtstich.**

Leicht auszuführen und dabei sehr ansprechend sind die mit Abb. 1—3 dargestellten Knöpfe.





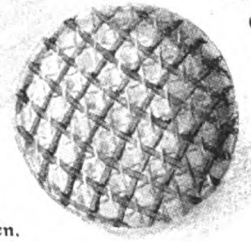


Abb. 7—9. **Knöpfe mit quadratischen Einteilungen.**

Die drei verschlungenen Kreise bei Abb. 1 sind im Stielstich gearbeitet. Die Winkelformen bei Abb. 2 werden durch langgelegte, von feinen Fäden überspannte Seidenfäden gebildet. Strahlenstiche füllen die Ecken, und Knötchen bilden den Rand. Die gleichen Sticharten sind bei Abb. 3 angewendet. Quadratische Einteilung erfordern die Muster für die Abb. 7—9. Bei Abb. 7 befestigen kleine Stiche die Kreuzungen, und je drei lange Stiche für jedes Quadrat vervollständigen das Muster. Für Abb. 8 ist die Form aus Pappe geschnitten, durch eine dünne Zwischenlage von Watte erhält die Platte eine leichte Erhöhung. Während für diesen Knopf das Muster auch aufgezeichnet wird, genügt für die Anfertigung von Abb. 9 ein gutes Augenmaß. Hat man die Fläche mit der dunklen Seide quadratisch überspannt, so durchzieht man sie in schräger Richtung mit heller, feinerer Seide. Abb. 6 zeigt einen Knopf, für den die Kreuzform durch Kreuznahtstiche gebildet wird. (Wie dieser Stich ausgeführt wird, veranschaulicht Abb. 14a.) Stielstiche konturieren das Kreuz, und ein Kreis aus Stielstichen begrenzt die Knopfform. Durch die verschiedenen Farben (bei unserem Modell Grün, Rot und Blau) kommt das einfache Muster der Abb. 4 zu außerordentlich schöner Wirkung. Sehr passend für Backfischkleider ist der Knopf mit dem zierlichen Kränzchen Abb. 5, dessen Blüten, Blättchen und Schleife im Plattstich gearbeitet werden, während drei Knötchenreihen die Rundung schließen. Diese waren bei unserem Modell mit hell- und dunkelbronzefarbiger Seide gearbeitet.

Kräftiges Material erfordern die Abbildungen 13—16. Die vier Dreiecke bei Abb. 14 werden durch Kreuznaht gefüllt, deren Mitte noch einmal zu umnähen ist, bevor man zur Ausführung der Strahlenstiche schreitet (Abb. 14b). Eine Spinne (siehe auch Abb. 16) füllt die Mitte bei Abb. 15. Der durch Stielstich bogenartig gemusterte Rand erhält Füllungen durch lange Strahlenstiche. Die Stickerei für die Abb. 13 und 16 wird auf den fertigen Knöpfen ausgeführt, für beide ist stark drellierter Seidenfaden oder auch feines Seidenschnürchen anzuwenden. Um das Arbeiten des Knopfes Abb. 13 deutlich zeigen zu können, veranschaulicht das daneben befindliche Bildchen die Ausführung in ihren Anfangsstadien. Wie ersichtlich, spannen sich die Fäden zur Form eines Quadrates über den Knopf, jeder Stich wird unterhalb des Knopfes durch den Stoff geführt, so daß der Faden an richtiger Stelle für den nächsten überspannenden Stich wieder herauskommt. Nachdem der ganze Knopf bespannt ist, werden gehäkelte Luftmaschenschnürchen, mit der Kehrseite nach oben, wie aus Abb. 13 ersichtlich, in der Richtung der obenaufliegenden Fäden überkreuzt. Eine große Spinne, deren einzelne Strahlenenden noch in Halbkreislinien umzogen werden, bildet

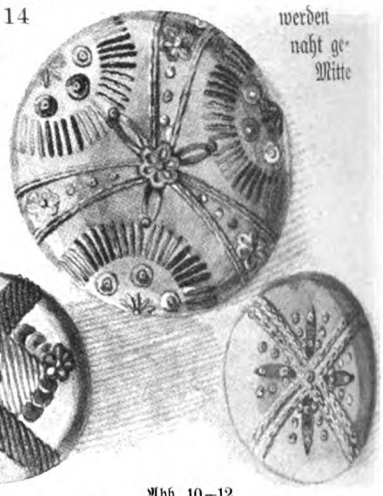


Abb. 10—12. **Stickereien mit Anwendung von Goldmaterial.**

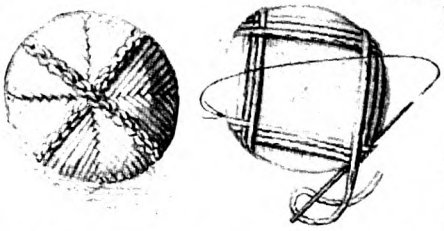


Abb. 13. **Knopf, zuerst mit Stoff bezogen und dann bestickt (rechts Ausführung).**

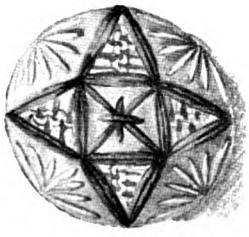


Abb. 14. **Knopf mit durchgezogenem Kreuznahtstich.**

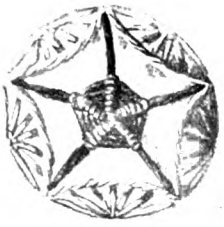


Abb. 15. **Knopf mit Spinnenmuster.**

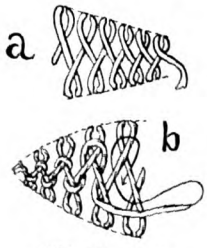


Abb. 14a und b. **Die Kreuznaht.**

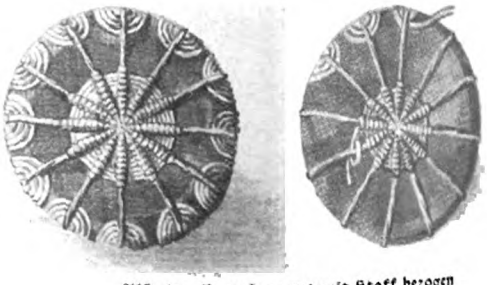


Abb. 16. **Knopf, zuerst mit Stoff bezogen und dann bestickt (rechts Ausführung).**

die Musterung für den Knopf Abb. 16. Die nebenstehende Darstellung der Ausführung zeigt, wie die gespannten Fäden, von der Mitte ausgehend, zu umnähen sind, und wie sie am Knopfrande umzogen werden.

Bei den Abb. 10—12 und 17—19 ist gezeigt, wie die Anwendung von Goldmaterial auch wesentlich zur Verschönerung von Mustern beitragen kann. Die beiden kleineren Formen, Abb. 10 und 12, sind in den Hauptlinien durch Plattstich bzw. durch gehäkeltes Schnürchen gemustert, Flitter und Goldperlen schmücken die Felder. Der Knopf, Abb. 11, ist reich mit verschieden geformten Flittern, Goldperlen und Goldschnürchen geziert. Einfache Stiche aus roter, grüner und blauer Seide erhöhen die Wirkung der Stickerei.

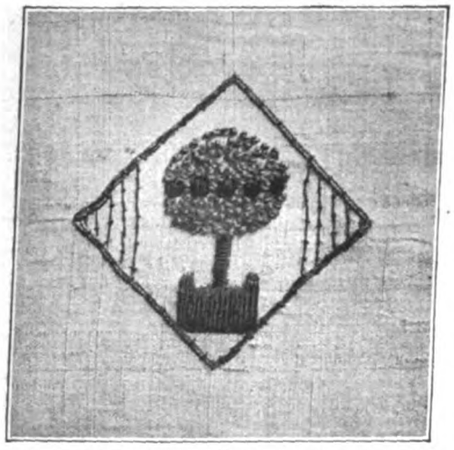
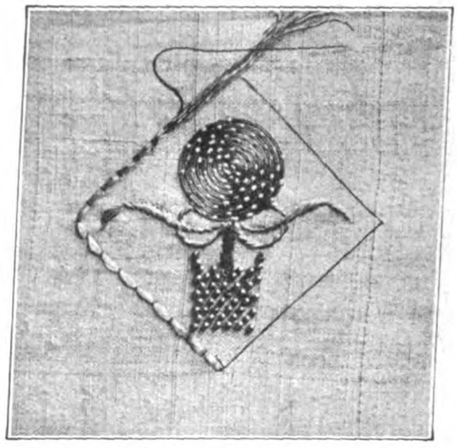
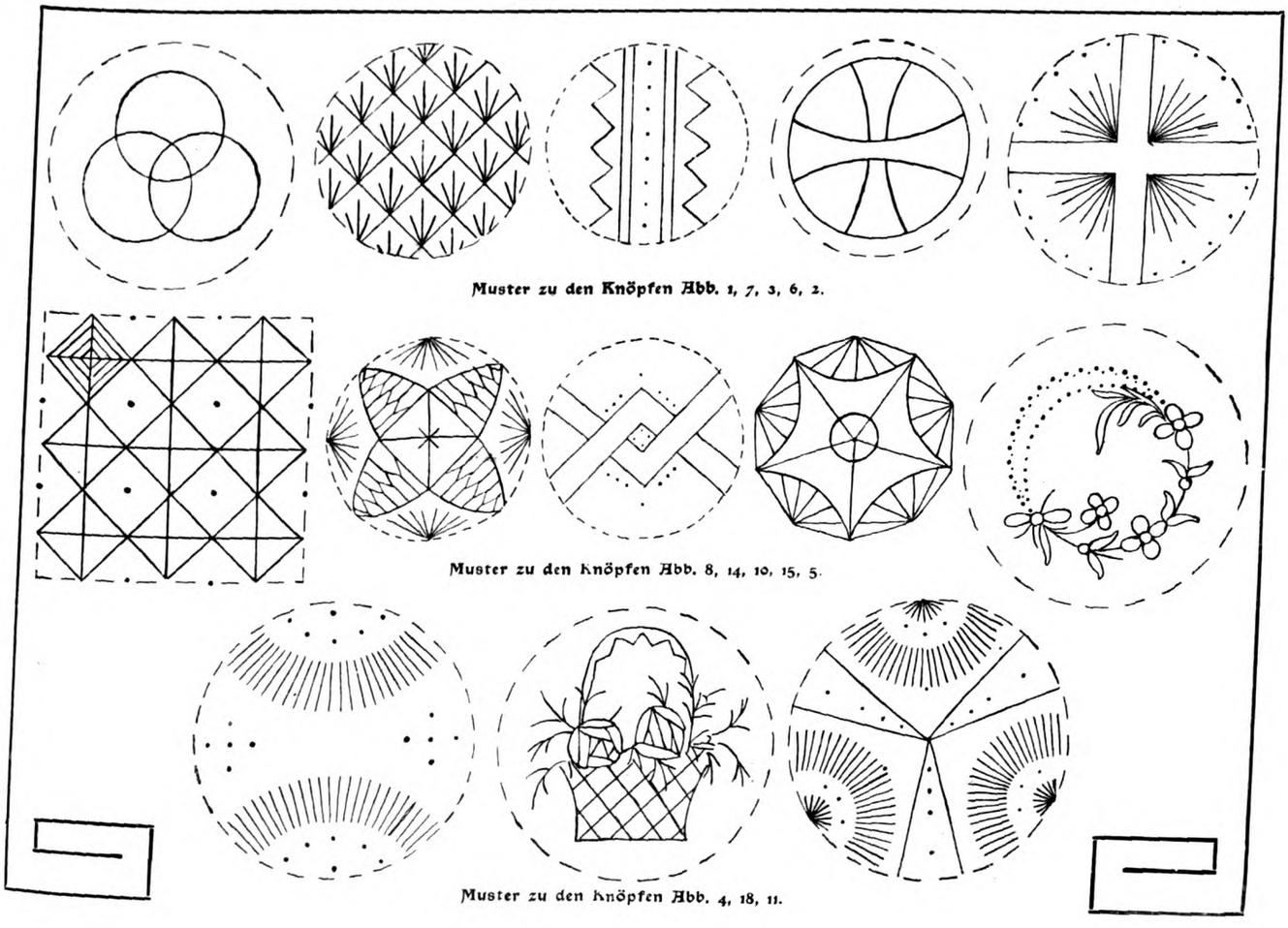


Abb. 17—19.
Drei Knöpfe für elegante Empirekleider.



Für elegante Empirekleider eignen sich die Knöpfe Abb. 17—19. Das Körbchen ist durch Goldfaden und Goldperlen gebildet, französisches Seidenbändchen und Stickseide wurden für Rosen und Blätter verwendet. Bei Abb. 17 wurde der Kübel sowie der Stamm des kleinen Bäumchens in Plattstich ausgeführt. Kleine grüne Knötchen füllten die Kugelform der Baumkrone aus, während rote, flachgestickte Runden den Blütenkranz ergaben, Goldschnürchen bildeten den Rahmen, und feine Goldfäden, durch Überfangstiche gehalten, gaben das Streifenmuster für die Ecken. Für Abb. 19 ist die Anlegetechnik verwendet, eine Stickart für geübte Hände. Ein doppelter Goldfaden wird von unten durch die Mitte des aufgezeichneten Kreises gezogen, dann spiralartig herumgeführt und nach kleinen Zwischenräumen durch Überfangstiche aus Seide gehalten. Diese Stiche müssen bei den Kreisrunden versetzt gestellt werden. Die Goldfadenenden sind zuletzt nach unten durch den Stoff zu ziehen und auf der Kehrseite festzunähen. Der kleine Kübel wurde durch Goldperlen gebildet. Stamm und Schleife waren in Plattstich ausgeführt. Ein Seidenfaden, durch Überfangstiche gehalten, bildete die Umrandung. Sehr hübsch wirkte die Zusammenstellung von Lavendelblau und Gold zu dem braun gestickten Stamm.

Es mag noch betont werden, daß bei solchen Zierknöpfen der Hals möglichst kurz gehalten sein muß, da die Formen, flach auf dem Stoff liegend, wie ein Ornament wirken sollen.



Muster zu den Knöpfen Abb. 1, 7, 3, 6, 2.

Muster zu den Knöpfen Abb. 8, 14, 10, 15, 5.

Muster zu den Knöpfen Abb. 4, 18, 11.

Ratgeber für jedermann

Für unsere Kranken.

Winke für häusliche Krankenpflege. Krankenwärter oder -schwestern haben ihre bestimmten, zur feststehenden Gewohnheit gewordenen Vorschriften für die notwendige Desinfektion. Anders ist es in leichten Krankheitsfällen, wenn die Hausfrau und Mutter neben ihren häuslichen Pflichten die Pflege übernimmt und damit, abgesehen von der großen Anforderung, die dadurch an ihre Kräfte gestellt wird, viel Verantwortung — nicht nur in bezug auf den Kranken, sondern auch in bezug auf die andern Hausgenossen. Die erste Vorsicht gilt dem Eß- und Trinkgeschirr. Alle Teller, Tassen, Gläser, Löffel, die für den Kranken gebraucht werden, dürfen niemals — und sei die infektiöse Erkrankung noch so leicht — mit dem andern Geschirr zusammen gereinigt werden. Kann man diese Reinigung, die in einem besonderen Napf mit besonders starker Sodalösung erfolgen muß, der Hausgehilfin oder einer erwachsenen Haustochter nicht anvertrauen, so muß man sich selbst der Mühe unterziehen. Diese Vorsicht ist, schon aus Gründen der Appetitlichkeit, aufs dringendste geboten. Zur Pflege eines Kranken eignet sich am besten ein waschbares Kleid. Da aber über solch praktisches Schwesternkleid die Hausfrauen kaum verfügen, so sollen sie sich zur Anschaffung einiger großer, waschbarer, grauer oder weißer Ärmelschürzen verstehen. Diese werden nur im Krankenzimmer getragen und sofort abgelegt, sobald man andere Beschäftigung vornimmt. Über Nacht sind die Schürzen möglichst der frischen Luft auszusetzen und nach zwei bis drei Tagen zu waschen. Die Hände müssen, sobald der Kranke irgendeine Hilfeleistung erfahren hat, mit lauem Wasser und Karbolseife gewaschen werden, man kann auch gute Kaliseife verwenden und dem Waschwasser etwas Karbollysol oder Thymol zusetzen. Dann trocknet man sie gut ab und reibt sie, um das Aufspringen zu verhüten, mit Zitronensaft ein, der auch desinfizierend wirkt. Die pflegende Hausfrau muß auch öfter täglich mit lauem Salzwasser oder lauem Wasser, dem man etwas essigsaure Tonerde zusetzt, gurgeln und den Mund spülen. Die Leib- und Bettwäsche des Kranken ist ebenfalls gesondert von der übrigen gebrauchten Wäsche aufzubewahren, am besten läßt man sie, auf Leinen gehängt, erst einige Tage auf dem Hausboden (der ja auch in der Stadt zu jeder Wohnung gehört) gehörig lüften und steckt sie dann in einen mit Karbol gründlich besprengten Beutel, der ebenfalls noch für einige Tage freischwebend aufgehängt wird. Man kann selbst bei kleinen Influenzaleiden nicht vorsichtig genug in dieser Beziehung sein und manche Ansteckung dadurch verhüten. Trotz des Siegeszuges, den die „Hygiene" und alles, was mit ihr zusammenhängt, durch die Welt angetreten hat, ist es ja leider manchmal gerade mit der häuslichen Krankenpflege in dieser Beziehung nicht gut bestellt. — Die Hausgehilfinnen, abgesehen von Kinderwärterinnen, deren Pflicht es ist, die ihnen anvertrauten Kinder auch in Krankheitsfällen so weit zu pflegen, als in ihren Kräften steht, sind tunlichst niemals zu irgendeiner Handreichung bei Kranken heranzuziehen. Ihr „Dienst" erstreckt sich nur auf gesunde Familienmitglieder, und es ist ihr guter Wille, wenn sie bei Kranken helfen. Man muß dabei bedenken, daß es vielen Personen wirklich unmöglich ist, fremde Kranke zu pflegen. Daß die Hausfrau sich in Krankheitsfällen den geringsten Arbeiten für den Kranken selbstverständlich allein unterzieht, wird ihre Würde und ihr Ansehen auch bei den Dienstboten in jeder Beziehung nur immer stärken.

Moderne Schleier.

Ratschläge für die Toilette.

Moderne Schleier. Noch immer werden die hängenden Schleier viel getragen, und es ist nicht in Frage zu ziehen, daß sie fast ausnahmslos sehr kleidsam sind. Vielleicht bleiben sie auch so lange modern, weil sie Teint und Frisur sehr schützen, denn bei den breit, mit vielen Locken frisierten Haaren wäre ein fest umgelegter Schleier wenig zweckmäßig. Nur Federhüte wehren sich gegen die großen Schleier, sie wollen ihre schönen Köpfe nicht vor ihnen beugen. Auf den obenstehenden Bildern zeigen wir zwei neue, sehr reizende und kleidsam Schleier. Der feingitterige getupfte Tüllschleier (links) ist braun, von einer etwas helleren Schattierung ist der doppelte Volant aus plissiertem Chiffon; ein ganz schmales Atlasband verbindet den Volant mit dem Tüll. Sehr angenehm im Tragen ist der ganz glatte Chiffonschleier. Er hängt weich vor dem Gesicht und stört die Augen nicht durch Tupfen. Seine Garnierung, einige dunkel abgetönte Streifen aus leichtem Chiffonbändchen, wirkt sehr geschmackvoll. Diese Schleier müssen, um diskret und vornehm zu wirken, die gleiche Farbe und Schattierung wie die Hutform haben.

Kimonos. Unsere Bilder zeigen Originalkimonos, die bei uns die verschiedenartigste praktische Verwendung gefunden haben. Diese kostbaren, in herrlichen Farben und kunstvoller Stickerei ausgeführten Gewänder sind bei uns als elegante Hauskleider sehr beliebt. Doch nicht nur im Hause werden sie getragen, sondern, mit Flanelleinlage oder ganz mit Pelz gefüttert, vertreten sie sogar den üblichen Abendmantel. In der Tat wirken sie am

Kimono (als Abendmantel verwendbar).

Abend, über farbenfrohe, glitzernde Toiletten geworfen, ganz ausgezeichnet, besonders jetzt, da die Mode nichts so sehr bevorzugt wie den japanischen Geschmack. So ist es selbstverständlich, daß auch der Originalkimono, also das ganz und gar echte Japanerkleid, von unseren Damen sehr geschätzt wird. Er ist aber auch, was Farbenwirkung und kunstvolle Stickerei betrifft, unübertroffen. Eine unsagbar mühselige Arbeit zeichnet die japanischen Gewänder aus. So ist der Kimono auf dem unteren Bilde der nebenstehenden Seite, der bei uns als Abendmantel getragen wird, bis zu dem breiten Abschluß, der aus abschattierten, gesteppten Streifen besteht, über und über mit reichster Stickerei bedeckt. Ein breiter, kunstvoll gearbeiteter Rand aus Goldornamenten verbindet den weitfallenden Mantel mit dem Saum. Das gleiche Muster wie am Saum wiederholt sich an dem aparten, doppelt fallenden Ärmel. Der Mantel wird links mit kleinen, gekurbelten Knöpfen und Goldschlingen geschlossen. Auf dem nebenstehenden Bilde bewundern wir ein rotes Morgenkleid ohne Ärmelansatz. Die Seide ist ganz und gar mit bunten und goldenen Blumen, symbolischen Zeichen, Tieren und Sonnen bestickt. Auf dem Abendmantel sehen wir Flamingos und Drachen in Goldstickerei. Auch das dritte Bild zeigt ein Morgenkleid, und zwar sind hier Rock und Jacke getrennt. Der Rock ist faltig, aus gelber Seide, mit blauem Bändchen und einem großen Einsatz von gestickter dunkler Seide. Die Jacke ist in Passenform bestickt, das gleiche Muster zieht sich vorn herunter und den Saum entlang. Auf der hellen, leuchtenden Seide schwirren buntfarbige, ganz herrlich schattierte Schmetterlinge, dazwischen sind Ranken und duftige Blüten. Dieser Anzug ist besonders köstlich in den Farben und in der Zeichnung.

Kimono als Hausgewand.

Flecke von Maschinenöl lassen sich bei der Näherei vermeiden, wenn man die Maschine niemals an dem Tage des Gebrauchs ölt, sondern am Vorabend, und alle Schmierlöcher an der Platte sofort wieder sehr gut abwischt. Selbstverständlich ist die ganze Platte vor Beginn der Näherei sorgfältig mit einem weichen Leinentuche zu reinigen. Hat es bei Unterlassung dieser Vorsicht doch einmal Flecke gegeben, so legt man die Stelle auf eine Unterlage von weißem Leinen oder Löschpapier und entfernt den Fleck durch Abreiben mit Benzin, wobei man bei jedem neuen Befeuchten eine frische Stelle unterschiebt. Am vorteilhaftesten benutzt man dabei ein Läppchen vom Stoffe selbst.

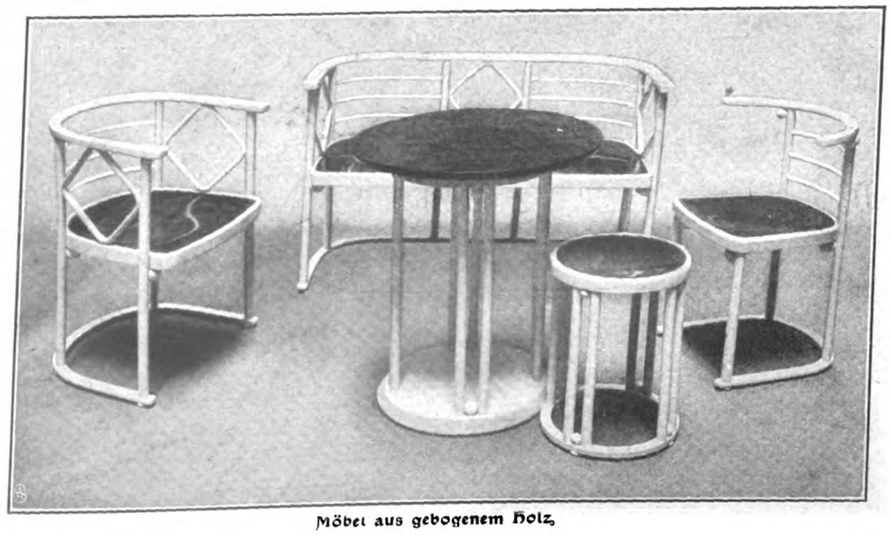
Festgeschenke.

Geschenke für Konfirmanden. Das herkömmliche Geschenk für den jungen Mann zur Konfirmation ist die Uhr mit ihren Begleiterscheinungen: der Kette, den verschiedenen Anhängern, Petschaft, silbernem oder goldenem Bleistift; dann folgen der Siegelring, die Krawattennadel und die Manschettenknöpfe, die sich meist in mehreren Exemplaren einstellen; seltener kommen: eine gute Reisetasche mit Einrichtung, ein Opernglas, eine feste kleine Kasse mit Inhalt für eine Ferienreise. Zuweilen wird an diesem Tage der Grund zur eigenen „erwachsenen" Bibliothek gelegt, ein Musikinstrument oder auch ein Rad geschenkt. Eine neue, bedeutsame Gabe, die schon manchem heranwachsenden Jungen große Freude bereitet hat, ist die im Kunsthandel befindliche Bismarckmedaille von Adolf Hildebrand, die in kleinem Format und doch im großen Stil des Meisters das vorzügliche Porträt des Altreichskanzlers und auf der Gegenseite Wappen und Umschrift zeigt; sie wird als Münze im Etui und als Medaille zum Anhängen mit Ring ausgeführt. Wer nur eine Kleinigkeit zu schenken hat, der sei an die vielen guten Kunstblätter unserer Zeit erinnert — „Meisterbilder fürs deutsche Haus" — und Lithographien aller Art, die in schlichtem, gediegenem Rahmen eine künstlerisch wertvolle Gabe darstellen und meist willkommener sind als die siebente Krawattennadel und der achte Silberbleistift.

Kimono als Matinee.

Schöner Hausrat.

Möbel aus gebogenem Holz. Die Industrie, die sich mit der Herstellung von Möbeln aus gebogenem Holz beschäftigt, hat durch neue Formengebung diesen so praktischen und dabei relativ preiswerten Möbeln neue Wirkungsmöglichkeiten gesichert. Während lange Zeit hindurch gebogenes Holz in erster Linie für bestimmte Gebrauchszwecke in Betracht kam — der sehr nüchterne gewöhnliche Kontorstuhl ward förmlich sein Wahrzeichen — gibt es jetzt reizende kleine Ziermöbel aller Art, wie sie auch unsere Abbildung zeigt. Die Möbel sind weiß mit dunkelgrünen Füllungen. (Bezugsquelle: Jakob und Josef Kohn, Berlin.)



Möbel aus gebogenem Holz.

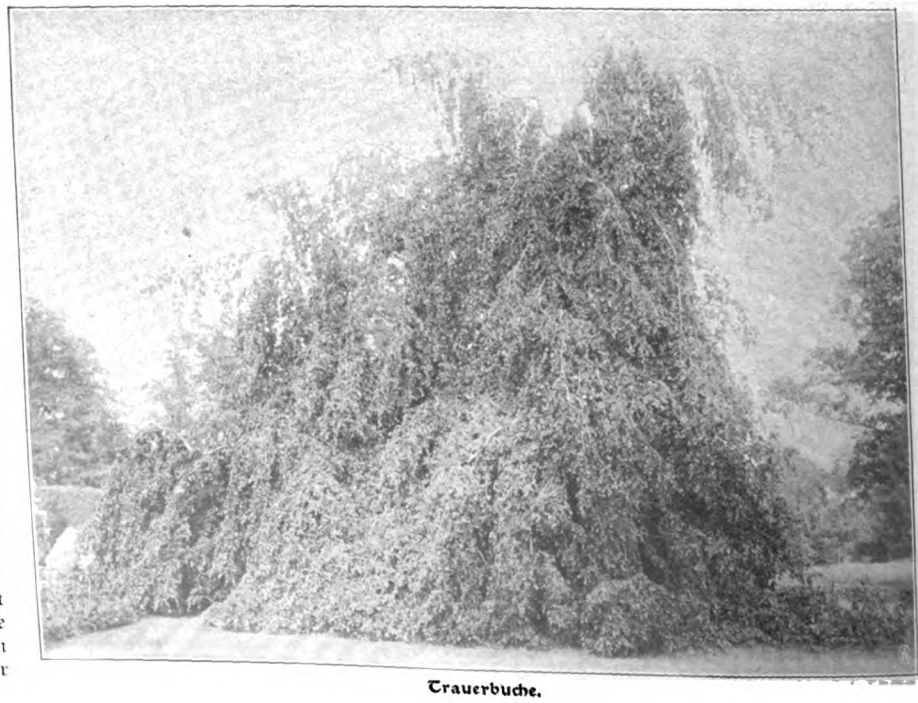
Handarbeit.

Kinderhäubchen. Hellblaue Seide ergibt das Material zu dem eleganten Häubchen, das mit kleinen bunten Rosenkränzen, aus farbigen Seidenbändchen zusammengezogen, geschmückt ist. Ein Stück mattgoldener Tresse oder Borte ist dem Hauptteil aufgenäht, und von ihr hebt sich die dunkelgrüne Blätter-girlande wirkungsvoll ab. Der Boden des Mützchens ist in Falten gelegt und mit einem kleinen Bukettchen auf Goldgrund verziert.

Kinderhäubchen.

Garten und Blumen.

Trauerbäume. Wenn wir im Laufe des Sommers die Gehölze in unseren privaten und öffentlichen Gartenanlagen mit offenen Augen mustern, so finden wir unter ihnen so manche interessante und absonderliche Erscheinung. Zu den vom Alltäglichen abweichenden Gartensorten, die immer das Interesse des Naturfreundes erregen, gehören die weiß-, rot- und gelbbunten Laubhölzer sowie die sogenannten Trauerbäume, die ihre Zweige mehr oder weniger elegant herabhängen lassen. Gehölze beider Gruppen dürfen in den Gärten nur ganz vereinzelt angepflanzt werden, da sie, zu oft wiederkehrend, der Landschaft den Charakter des Krankhaften aufprägen. Es ist dies namentlich der Fall bei gelbblättrigen Ziersträuchern. Hänge- oder Trauerbäume werden im allgemeinen vorzugsweise auf Friedhöfen als Trauersymbole angepflanzt, wie namentlich auf hohe Stämme veredelte Rankrosen, die in dieser Kunstform notgedrungen ihre langen Triebe herabhängen lassen müssen und so zu Trauerbäumen werden, Traueresche, Trauerweiden und andere. Die echten Trauerbäume, zu welchen letztgenannte gehören, sind in der Natur durch Zufall aus sogenannten Sporttrieben entstanden, indem sonst gesunde Pflanzen aus irgendeiner von der Wissenschaft noch nicht aufgeklärten Ursache einen vom Normalen abweichenden, nach abwärts wachsenden Trieb entwickelten. Diese abweichenden Trauerformen lassen sich nur ganz selten und ausnahmsweise aus Samen vermehren, der Gärtner pflanzt sie fort, indem er einzelne Zweigteile von ihnen auf Stämmen der Stammarten veredelt. Wunderbare Hängebäume, die in landschaftlichen Gärten in einzelnen Exemplaren vorzüglich zur Geltung kommen, sind die babylonischen Weiden, die namentlich an Teichrändern von malerischer Wirkung sind, die Traueresche, die in stärkeren Exemplaren wundervolle schattige Lauben bilden, und die Trauerbuche. Letztere, ein Abkömmling unserer gemeinen Buche (Fagus silvatica), ist unbedingt der schönste Laubbaum mit hängenden Zweigen. Unsere Abbildung zeigt ein prächtiges Exemplar, dessen herabhängende, dicht belaubte Äste weithin den Boden decken. In Rücksicht auf die kolossale Ausdehnung, die gerade dieser prächtige Trauerbaum erlangt, eignet er sich nur für große Gärten, in denen er als Einzel- oder Solitärpflanze tief in ausgedehnten Rasenplänen so angepflanzt werden muß, daß er sich nach allen Seiten hin ungehindert entwickeln kann. Auch unter den Nadelhölzern gibt es Trauersorten. Die schönsten sind die sogenannten Schlangenfichten und die hängende Tanne. Die erstgenannte braucht gleichfalls viel Raum zu naturgemäßer Entfaltung ihrer eigenartigen Äste, während die letztgenannte mit hängenden Zweigen garnierte Säulen bildet. Im landschaftlichen Garten treten alle diese Bäume nicht als Symbol der Trauer, sondern als malerisch schöne, charakteristische Baumtypen in der Umgebung normal wachsender Gehölze vorteilhaft in die Erscheinung und tragen so wesentlich zur Erzielung stimmungsvoller Motive bei.



Trauerbuche.

Geflügelzucht.

Interessante Nutzenten. In neuerer Zeit sind verschiedene Entenrassen zur Einführung gelangt, deren Fleisch sich zwar in bezug auf Güte mit dem der verbreiteteren Rassen nicht zu messen vermag, die sich aber dagegen durch sehr fleißiges Eierlegen auszeichnen. Die wichtigste unter diesen Legeenten ist die sogen. indische Laufente. Sie soll in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus Indien in den Zoologischen Garten zu London gelangt und vielfach, auch von Darwin, zu Kreuzungsversuchen benutzt worden sein, um dann allmählich wieder zu verschwinden. In neuerer Zeit hat sie wieder große Verbreitung gefunden. Sie ist ein verhältnismäßig kleines Tier mit kurzen, festanliegenden Flügeln, kurzem Schwanz, weit hinten angesetzten Beinen, die eine steile, fast senkrechte Körperhaltung zur Folge haben, die durch den dünnen, lang nach vorn gestreckten Hals noch mehr in die Erscheinung tritt. Diese Enten kommen rehfarbig, gelb und neuerdings auch reinweiß vor. Die indischen Laufenten machen ihrem Namen alle Ehre; sie sind nämlich vorzügliche, fest auf den Beinen stehende Läufer, denen nichts von dem sonst sprichwörtlich unbeholfenen und watschelnden Gange ihrer Gattungsgenossen anhaftet. Dabei bekunden sie ein lebhaftes Temperament, sind eifrige Futtersucher und fleißige Eierleger, die bei geeigneter Pflege auch im Winter nicht aussetzen. Gute Enten dieser Rasse legen 180 bis 200 (70 bis 80 Gramm schwere) Eier, nach einigen sogar bis 220 im Jahre! Eine durchschnittliche Leistung von 150 Eiern gilt als nicht hoch. Aus Kreuzung der indischen Laufente mit verschiedenen anderen Rassen ist neuerdings in England die sogen. Orpingtonente gezüchtet worden, ein durchschnittlich etwas stärkeres, prächtig gelb gefärbtes Tier. Es soll auch in einem blauen Farbenschlage vorkommen.

Eine dritte neue Legeente ist die sogen. Hochbrutflugente — ein Kreuzungsprodukt unserer Wildenten mit Hausenten. Auch bei ihr ist der Braten, ebenso wie bei den beiden vorgenannten, wenn auch nicht zu verachten, so doch von untergeordneter Bedeutung; sie ist in erster Linie eine fleißige Legeente. Sie versteht von ihrer vollen Flugfähigkeit ausgiebigen Gebrauch zu machen, das heißt, sie unternimmt im wahren Sinne des Wortes weite Ausflüge nach den Gewässern der Umgebung, wo sie fleißig der Nahrungssuche obliegt, was freilich zur Jagdzeit nicht ohne Gefahren für sie und ihren Besitzer ist.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 12, 1908.

Wann wär's zu spät,
Daß wir's noch lernten:
Wer Freude sät,
Wird Liebe ernten.

Ilse Franke.

Die Bruthenne.

Von Ruth Helmholtz.

Alle Kinder standen um die Mutter herum, als sie die neue Bruthenne kaufte. „Wie hübsch sie ist!" riefen sie jubelnd. „Sie hat noch ganz gelbe Beine und ein Lätzchen von schneeweißen Federn auf der Brust."

„Und eine Tolle hat sie auf dem Kopf," schrie der kleine Fritz begeistert, „eine richtige Tolle wie unsere Minna!" Da wurde sie „Minna" getauft wegen des Kopfputzes, obgleich das Kindermädchen nicht damit einverstanden war, das „dumme Huhn" zur Namensschwester zu haben.

Die junge Henne aber plusterte sich auf, daß man all ihre braunen und weißen Federchen sah; sie wußte es lange, wie hübsch sie war, aber sie hörte es immer von neuem gern. Der Mutter freilich war's weniger um die Schönheit zu tun.

„Ist sie auch wirklich zuverlässig im Brüten?" fragte sie den Mann, der die Henne gebracht hatte, und sah ihm scharf in die Augen dabei.

Der Händler nahm einen Augenblick die Pfeife aus dem Mund, um auszuspucken, wie er tat, wenn er ärgerlich war. Er besann sich aber zu rechter Zeit, daß er in Amtmann Dittmars Küche sei, und ließ das Spucken sein. „Sie kommt aus unserer Geflügelzucht und Brutanstalt!" sagte er nur, aber in einem Tone, daß es ganz unmöglich war, noch an Minnas Fähigkeiten zu zweifeln.

Da nahm die Mutter seufzend drei Mark aus ihrem dicken Wirtschaftsportemonnaie, und die neue Minna blieb richtig da.

Ein wenig bänglich war ihr nun doch zumute, als sie von den Kindern in den Hof getragen wurde. Es war alles so unbeschreiblich groß und weit und fremd! Nie hatte sie etwas Ähnliches gesehen. Aber die kleine Henne hätte es um die Welt nicht verraten mögen, wie unbehaglich sie sich fühlte! Sie war es ihrer Erziehung in der berühmten Brutanstalt schuldig, sich in jeder Lage zurecht zu finden. Trippelnd schritt sie ein paarmal hin und her, die Füße zierlich vor einander setzend, und machte ihr allerhochnasigstes Gesicht dazu.

„Ob sie sich mit den andern verträgt?" meinten die Kinder besorgt. „Ob sie ihr nicht das Futter wegpicken werden?"

„Wenn ihr der olle Hahn etwas tut, dann hau ich ihn", schrie der kleine Fritz und holte schnell seine Peitsche herbei. Da wurde die braune Minna dreister. Bis in die Nähe des Birnbaums ging sie, wo die Hennen in ihren Sandkuhlen hockten und faul in die Sonne blinzten, indes der Hahn von Zeit zu Zeit aufstand und gewaltig mit den Flügeln schlug. Nicht, daß er dazu verpflichtet war! Aber er fand es richtig, die Hennen zu erinnern, daß er über ungewöhnliche Kräfte verfüge.

Minna hätte fürs Leben gern ein Gespräch angeknüpft, aber sie wollte sich nichts vergeben. Als jedoch Stunde auf Stunde verstrich, ohne daß eins Notiz von ihr nahm, hielt sie das Schweigen nicht länger aus.

„Es ist recht hübsch bei Ihnen im Hofe," meinte sie so herablassend wie möglich zu einer schlanken, gelben Henne, „das Landleben hat sicher sein Angenehmes", und sie glaubte wunder wie höflich zu sein. Aber da kam sie schön bei der an! „Es ist überhaupt die einzige Art, um anständig und gut zu leben", schnarrte die Schlanke. „Ich meinerseits begreife nicht, wie man anderswo existieren kann!"

Dann schwieg sie, denn sie hatte alles gesagt, was ihrer Meinung nach über den Fall zu sagen war. Minna stieg das Blut in den Kamm, zumal alle Hennen spöttisch gackerten.

„Sie können darüber eben nicht urteilen," sagte sie in schnippischem Tone, „Sie sind aus dem Hof nie herausgekommen und wissen nicht, wie es draußen ist!"

„So?" schrie die andre, aufs höchste erbost, „ich wüßte nicht, wie es draußen ist? Bitte, beachten Sie doch gefälligst, daß ich weiße Ohrläppchen habe — das sicherste Zeichen spanischen Bluts! Ich stamme aus einem alten Geschlecht, meine Großeltern waren aus Andalusien! Und — bitte, wo kommen Sie denn her?"

„Aus der Brutanstalt von Kettler & Sohn", sagte Minna und hob triumphierend den Kopf. Aber sie sah nur höhnische Mienen.

„Da haben wir's ja!" riefen gackernd die Hennen. „Sie hat nicht einmal eine eigne Familie! Mit lauter hergelaufenem Gesindel ist sie zusammen aufgewachsen!"

„Wer weiß denn, was ihre Eltern waren?"

„Und finden Sie's etwa schön, meine Liebe, einen Brustlatz zu tragen wie kleine Kinder?" schrie eine bunt gesprenkelte Dicke.

„Und eine Nachtmütze auf dem Kopf?" rief eine andre. Dann lachten sie alle und scharrten im Sande, daß ihr die Körner um die Ohren flogen. Es war gut, daß just in dem Augenblick die Magd mit dem Futternapfe kam! Das ganze Hühnervolk jagte davon, um vor den Tauben zur Stelle zu sein. Auch Minna lief, so schnell sie konnte, aber die Hennen hackten in wilder Wut auf sie ein, und als sie dennoch ein Maiskorn erwischte, das appetitlich im Sande lag, zauste sie der Hahn, daß ihr Hören und Sehen verging.

„Hier herrscht Ordnung!" krähte er böse. „Sie haben zu warten, als fremde Person. Erst wenn die andern gesättigt sind, mögen auch Sie Ihren Hunger stillen."

Da stand nun die arme kleine Henne mit langem Hals und knurrendem Magen und sah, als die andern gegangen waren, daß auch kein Körnchen mehr übrigblieb. Es war ein schlimmer Anfang für Minna! Noch viele, viele Monate später dachte sie nicht ohne heimliches Grauen an die Nächte, die sie auf kaltem Stein verbringen mußte, weil man sie stets von der Stange stieß, an die Schnabelhiebe der anderen Hennen und die Angst vor dem wilden, grimmigen Hunde, der immer nach ihren Beinen schnappte! Aber die bösen Tage vergingen, und die kleine Henne war jung und froh. Es ergab sich auch bei näherer Bekanntschaft, daß nicht alle Hühner so abweisend waren wie die Spanierin aus altem Geschlecht, daß der Hahn, von den Zornanfällen abgesehen, ein gemütlicher alter Großpapa war, und auch der Hofhund viel grimmiger tat, als es eigentlich seiner Natur entsprach! Dazu schien die Sonne jeden Tag wärmer in Amtmann

Dittmars Hof hinein. Wenn der Wind durch den Birnbaum strich, stiebten lustige weiße Flöckchen herunter, und die Kinder brachten Minna manch Extrabröckchen. Das Leben war wirklich zum Aushalten jetzt! — Ja — und dann war da noch etwas Wunderschönes, an das Minnas törichtes Hühnerherz nicht ohne Klopfen gedenken konnte.

„Ist er ein Prinz?" fragte sie leise, als sie zum erstenmal sah, wie die Sonne auf den Schweiffedern des jungen Hahnes spielte.

„Ein Prinz?" Die gesprenkelte Henne lachte und sah verächtlich nach ihm hin. „Ein Zierbengel ist er, ein dummer Pinsel, der nicht einmal ordentlich krähen kann! Hören Sie nur — er schnappt immer über!"

Aber Minna fand nichts an ihm auszusetzen, auch sein Krähen war wie Musik für sie. Wenn er verzückt die Augen schloß und mit seiner hellen hohen Stimme sein „Kikeriki" in die Lüfte schrie, so ging ihr der Ton durch Mark und Bein. Auch daß er stets „Weiß" trug, gefiel ihr sehr, denn sie war eine kleine eitle Person, die viel auf Äußerlichkeiten gab. Bei der nächsten Gelegenheit gestand sie ihm, wie herrlich sie seine Stimme fände. Da beachtete er sie zum erstenmal und sagte mit freundlichem Wohlwollen: „Ich sehe, Sie haben Verständnis für Musik." Und er krähte, daß ihm die Luft fast ausblieb. Von da ab „gingen sie miteinander" und machten sich nichts aus der andern Gegacker. Der weiße Hahn gestattete nicht, daß Minna sich selbst um Futter bemühte; er scharrte eifrig hier und dort, und fand er einen leckeren Bissen, so legte er ihn mit dem Schnabel zurecht und dienerte zierlich: „Bitte sehr!"

Der kleinen, dummen, törichten Henne stieg diese „Hofmacherei" zu Kopf. Eines Nachts träumte sie gar, sie könnte fliegen — darüber fiel sie zweimal zu Boden und war am andern Morgen so matt, daß sie sich tief im Heunest versteckte.

„Die Minna ist fort", riefen die Kinder, aber sie rührte und regte sich nicht, sie wollte allein sein mit ihren Gedanken. Da klappten Holzschuhe über das Pflaster, und die Magd riß lärmend die Stalltür auf. „Frau Amtmännin," schrie sie, „ich hab' sie gefunden! Sie sitzt hier im Dunkeln und will wohl brüten." Und die Amtmännin nickte ernsthaft dazu und sagte zufrieden: „Dafür ist sie da. Ich habe die Eier schon alle gezeichnet — für Minna zwölf, für die Spanische vierzehn. Wir werden sie nebeneinander setzen."

Und so kam es wirklich, trotz Minnas Protest. Am andern Morgen in aller Frühe packte die Magd sie bei den Flügeln und trug sie in einen stockfinstern Stall, wo die Spanische schon mürrisch und schweigsam auf ihren vierzehn Eiern saß.

„Mache mir deine Sache gut", sagte die lachende Magd zu Minna und rückte sie auf den Eiern zurecht, die mit seltsamen Zeichen bekritzelt waren. „Wenn du die Eier kalt werden läßt und etwa vom Nest herunterspazierst, dann nimm dich in acht, dann setzt es etwas."

Nun saßen die beiden Hennen allein. Die Tage schlichen verzweifelt langsam, und das Brüten war ein mühseliges Geschäft. Minna hatte den besten Willen, aber sie rutschte bald rechts und bald links auf den Eiern, ständig verlor sie das Gleichgewicht. Wie sehnte sie sich nach dem weißen Hahn, nach dem sonnigen Hof und dem Düngerhaufen, nach einem einzigen guten Wort. Sie vergaß alle Feindschaft und Kränkung gern und sagte mit größter Bescheidenheit: „Wie gut, daß wir wenigstens zwei sind. Da kann man sich doch einmal unterhalten." Aber die Spanische sagte kalt: „Ich brauche niemand. Ich langweile mich nie, denn ich bin mir selbst die beste Gesellschaft." Dann drehten sie beide den Kopf nach der Wand, so unbequem diese Stellung auch war.

O — welch eine furchtbare Zeit war dies. Nicht mal die Sonne kam zu Besuch. Nur mittags, wenn man das Futter brachte, gab es ein wenig Abwechslung. Minna wurden die Glieder steif, und die weißen Federchen fielen ihr aus, sie verlor alle Frische und Zierlichkeit. — Manchmal hörte sie ganz von weitem die helle Stimme des weißen Hahnes, dann mußte sie sich Gewalt antun, um nicht von dem Nest herunterzuspringen. Und eines Tages geschah es doch, daß die Magd beim Fortgehen die Tür aufließ. Sofort kam ein lustiger Sonnenstrahl und stellte sich mitten auf die Schwelle.

„Du meine Güte, wie sehen Sie aus", sagte er zu der erschrockenen Minna. „Sie müßten täglich spazieren gehen, sonst werden Sie häßlich vor der Zeit." Und die Hühner kamen neugierig herbei und gaben allerlei gute Lehren, indes sie emsig die Körner aufpickten, die für die beiden Brütenden waren. —

„Ich habe es sechsmal durchgemacht, ich weiß, was es heißt", schwatzte eine der Hennen.

„Geduld muß man haben — das ist das ganze!" gackerte die Gesprenkelte. Und alle nickten: „Geduld, Geduld", und da es nichts mehr zu picken gab, liefen sie hurtig zum Hof zurück. Die Spanierin tat, als ob sie schliefe, auch Minna wollte ein Nickerchen machen, da sah sie plötzlich mit süßem Schreck den Freund vor ihrer Tür stehen.

„Ich möchte Sie zum Spaziergang abholen," schnarrte er, „und hinterher bitt' ich um das Vergnügen, einen Regenwurm mit Ihnen zu teilen."

Minna kämpfte redlich mit sich. „Sie sind sehr gütig," sagte sie traurig, „ich esse Regenwürmer sehr gern, aber ich darf Ihrer Bitte nicht folgen — die Eier dürfen sich nicht verkühlen . . ."

„Wollen Sie etwa den Pips bekommen von Ihrem ewigen Stubenhocken?" fragte der Weiße sehr ärgerlich. „Wollen Sie alt und häßlich werden . . .?" O nein, das wollte die Arme nicht! Das war ihr der allerschlimmste Gedanke.

„Wie kommen Sie überhaupt dazu, auf anderer Leute Eiern zu sitzen?" fing der Versucher von neuem an. Und Minna dachte angestrengt nach. Sie fand nicht die geringste Erklärung dafür.

„Hat man Sie etwa vorher gefragt, ob Sie Lust und Neigung zum Brüten hätten?" Nein, diesmal wußte Minna gewiß: man hatte sie absolut nicht gefragt!

„Na, also", sagte der weiße Hahn und schwenkte sich, daß alle Federn flogen. „Ich warte hier vor der Tür auf Sie, ich nehme bestimmt an, daß Sie kommen."

Und Minna kam! Trotz der giftigen Blicke, die ihr die spanische Henne zuwarf, trotz der hämischen Reden der Gesprenkelten, die sie pflichtvergessen und leichtsinnig nannte! Aber sie hatte ein böses Gewissen und drückte sich scheu am Stall entlang in die Ecke, wo altes Gerümpel beisammen stand.

„Ach bitte," bat sie beklommen den Freund, der ärgerlich über ihr Wesen war, „bringen Sie lieber den Wurm hierher. Ich bin nicht mehr an Spektakel gewöhnt, die Einsamkeit hat mich nervös gemacht."

Er hatte Nachsicht mit ihrer Angst und schleppte den fetten Braten herbei. „Langen Sie, bitte, tüchtig zu," bat er und gab ihr das größere Teil, „ich habe noch einen Vorrat davon." Das ließ sich die Henne nicht zweimal sagen, sie aß und schleckte nach Herzenslust und trank gutes Regenwasser dazu. „Köstlich!" rief sie bei jedem Schluck und legte den Kopf fast auf den Rücken, „köstlich, wie solch ein Tropfen schmeckt!" Minna war wirklich ein leichtsinniges Ding — sie hatte Pflicht und Arbeit vergessen. „Singen Sie immer so viel?" fragte sie schmachtend, „aus tausend Stimmen hört ich Ihre heraus!"

„Ich habe meine eigenen Töne," gab er voll Selbstbewußtsein zu — „es widerstrebt mir, gerade so zu krähen, wie schon mein Vater und Großvater taten! Ich bin für Individualität!" So wußte er noch viel Kluges zu reden und amüsierte sich gut dabei, wie stets, wenn er von sich selbst sprach. Im Nu war der Nachmittag verflogen, das Gerümpel warf lange, grämliche Schatten, und im Hofe war's schon still und leer.

„Meine Eier!" kakelte Minna plötzlich. „Meine Eier — o, was hab' ich getan!" Kaum, daß sie sich für das Essen bedankte, so eilig lief sie zurück zum Nest. Schauerlich [illegible]

waren die Eier geworden — Minna war's, als säße sie auf Eis. Sie machte sich arge Gewissensbisse . . .

„Heute müssen die Küchelchen kommen!" sagte die Amtmännin eines Tages. „Es ist schon ein Tag über die Zeit."

Minna war wie betäubt vor Angst — sie spürte kein Leben in ihren Eiern. Doch um die Mittagsstunde herum kam aus der Ecke der Spanierin ein wunderlich schwacher, zärtlicher Laut. „Piep," sagte ein feines Stimmchen, „Piep" und weckte noch andere Stimmen auf.

Die spanische Henne aus altem Geschlecht saß plusternd auf ihrer Kinderschar. Sie hielt den Kopf noch stolzer als sonst, und durch ihre Flügel drängte es sich mit flaumenweichen Federn und blitzblanken Äuglein — nicht eins war ihr verloren gegangen, vierzehn lebten und waren gesund.

Das war ein Jubel unter den Kindern, als sie von dem frohen Ereignis hörten! Sie standen staunend und jauchzend ums Nest. Und die Magd kam mit einem großen Topf voll Hirse und feingewiegten Eiern, die Amtmännin aber wunderte sich, daß sich unter Minna gar nichts rührte. „Sie wird doch das Nest nicht verlassen haben?" sprach sie zur Magd mit sorgender Miene. „Es wäre ein Jammer sondergleichen um all die teuren Minorkaeier! Hätt' ich sie lieber der andern gegeben!"

„Gook!" schrie die spanische Henne erbost, „Goook — sie hat ihre Kinder getötet!" Aber keiner verstand ihre Sprache. Nur Minna, und die übersetzte sie nicht. Ein paar Tage lang ließ man sie noch auf den Eiern, als hoffte man doch noch auf einen Erfolg. Aber vergebens pickte sie hier und dort und entwickelte so viel „Temperatur", als sie nur irgend aufbringen konnte — es kroch kein Minorkahühnchen aus!

Da riß die Magd sie unsanft vom Nest, und die Amtmännin ließ zornig den Händler holen und sagte, sie sei mit der Henne betrogen. Der vergaß diesmal allen Respekt und spuckte mitten in Amtmanns Küche und schwur, es wäre das erste Mal, daß eine Glucke von „Kettler & Sohn" den Ruf des Geschäftes geschädigt habe! Am allerbittersten aber war's, den Spott der Hühner in Kauf zu nehmen! Der armen, kleinen, törichten Minna ward nicht ein Teilchen der Strafe geschenkt, und das kühle Benehmen des weißen Hahns, der nun Gesang und Regenwürmer einer zierlichen, gelben Zwerghenne bot, gab ihrem kindischen Hochmut den Rest. Die Ärmste atmete ordentlich auf, als sie zum zweitenmal „sitzen" mußte! Nun kam ihr der dunkle, einsame Stall wie ein guter, warmer Zufluchtsort vor, und sie saß so mucksmäuschenstill, daß sie kaum zum Fressen vom Neste sprang!

Diesmal rief kein Versucher sie fort, alles spielte sich pünktlich ab, aber Minorkaeier hatte die Amtmännin kein zweites Mal spendiert, Minna saß auf zwölf ganz und gar gewöhnlichen Landeiern!

Der gedeckte Tisch.

Von Olga Wohlbrück.

Unsere Zeit, die so viel Kunst ins Haus trägt, hat sich nun auch unserer materiellsten Freude bemächtigt: der Freude am Essen. Diese Freude zu heben und zu adeln, bedarf es eines Rahmens, der in seiner künstlerischen Aesthetik das Menschliche, Allzumenschliche vergessen macht. Sie liegen sehr weit zurück die Zeiten, da Sättigung allein ein wenn auch robustes Genießen auslöste! Es ist die homerische Periode des alten Griechenlands. Die irdenen Gefäße, aus denen jeder nach Bedürfnis seine Nahrung schöpfte, waren, dem groben Zweck entsprechend, grob gefügt und luden nicht zum Verweilen.

Erst als sich die Familie um einen Tisch zu sammeln begann, trug die Frau aus ihrem natürlichen Schönheitsgefühl heraus etwas zu seiner Verschönerung bei. Die Geräte wurden auf einen bestimmten Platz gestellt, und in Ermanglung

Tischdekoration der Renaissance.

Moderner Dinertisch.

des Tischtuches, das man damals noch nicht kannte, wurde ein feiner Teig geknetet, der sich über die ganze Tischplatte breitete, und dessen herabhängende Enden als Servietten dienten, an denen man sich Mund und Hände säuberte. Das war schon der erste Fortschritt. Die Köche, die sich noch nicht aus Sklaven rekrutierten, sondern eine Art freier Zunft waren und sich auf dem Markte für Gastmähler verdingten, begannen dann im Anrichten der Speisen zu wetteifern. Es kam nicht mehr auf das Was allein an, sondern auch auf das Wie, und Plautus läßt höchst ergötzlich einen alten griesgrämigen Koch, der noch dem alten System huldigt, murren:

„Ich mache nicht das Essen wie die andern, die
Auf Schüsseln zugerichtete Wiesen, gleich als wenn
Die Gäste Kühe wären, mit Gras versehn."

Ländlicher Frühstückstisch.

Bald wurde die primitive Teigmasse durch feingewobene Stoffe ersetzt, und das protzige Rom legt Servietten mit breiten Purpurstreifen, Fransen und goldenen Troddeln auf. Herrlich geschliffene Kannen, Tischgeschirr aus Silber und Gold zierten die Tafel der Reichen und Vornehmen. Künstlerisch gearbeitete Vasen, Becher und Becken schmückten den Tisch. Der Konsul Petronius, der eine der seltensten Sammlungen kostbarer Tafelaufsätze und -gefäße besaß und so eitel darauf war, wie es nur heute ein Sammler auf seine Kunstschätze sein mag, vernichtete vor seinem Tode sein Lieblingsbecken aus Murra (schillernder Flußspat von größter Kostbarkeit), das er für 300 000 Sesterzien (etwa 75000 Mark) erstanden hatte, um es der Habgier Neros zu entziehen. Nero selbst bezahlte für seinen gehenkelten, opalisierenden murrinischen Mundbecher sogar eine Million Sesterzien (etwa 250 000 Mark). Kaum geringer war der Wert des Kristalls. Ein Patrizier ließ einen seiner Sklaven, der das Unglück hatte, einen Kristallbecher zu zerbrechen, den Muränen zum Fraß vorwerfen, die in einem Teiche vorzugsweise mit Menschenfleisch gemästet wurden.

Und da spricht man heute von Luxus!

Die Renaissancezeit mit ihrer schweren Pracht einigte pantagruelistische Gefräßigkeit mit dem Raffinement des Römertums.

Die Gesetze des Tafeldeckens haben sich seit jener Zeit in ihren großen Linien kaum verändert — wir haben die gleichen Bestecke, das gleiche Tischzeug. Die schweren Trinkbecher dienten mehr dekorativem Zweck. Obstschalen wurden nach Gemälden arrangiert, nur die Schaugerichte waren damals größer und zahlreicher.

In Berlin wurde im Januar eine hübsche Ausstellung gedeckter Tische veranstaltet. Elegante und künstlerisch veranlagte Frauen haben sich zusammengetan, um zu zeigen, wie die Tafel unserem modernen Schönheitsideal entsprechend geschmückt werden kann.

Es war eine glückliche Idee, als Folie einen Renaissancetisch zu bringen (S. die erste Abb.). Symbolisch wirkt der katafalkähnliche Tisch durch die schweren, mit Girlanden umwundenen Leuchter, die zu jener an Liebe und Verbrechen so reichen Zeit oft das zum Todesmahl gewandelte Festmahl beschienen. Wie leicht und duftig nimmt sich dagegen so ein moderner Dinertisch (S. die zweite Abb. auf Seite 179) aus! Seit die Schaugerichte von unseren Tafeln verschwunden sind und kaum noch zu bürgerlichen Hochzeiten in Form pyramidenförmiger Baumkuchen auf dem Tische prangen werden zur Mitteldekoration Blumenarrangements in allen möglichen Zusammenstellungen, zu

Jägertisch.

allen möglichen Behältern verwendet. Es ist ein Schwelgen in Farben und Duft. „Blumen, nix wie Blumen", möchte man manchmal ausrufen, beim Anblick gewisser Tische, die einem Blumenparterre nicht unähnlich sind. Die Teller versinken im Grünen, und man findet kaum ein Plätzchen für das Brot. Um die Illusion des Gartens zu vervollständigen, müßten nur noch lebende Käfer über die Teller krabbeln, und nicht bloß künstliche Schmetterlinge in die Tulpenbeete gesteckt sein, wie ich das auf einem Tische sah, den Ossip Schubin gestellt hatte.

Aber es ist nicht nur der Dinertisch, die große festliche Mahlzeit, die Ausdruck in unserer modernen Tischdeckkunst findet. Noch reizvoller, weil intimer ausgestaltet, sind jene Tische, die der zwanglosen Vereinigung dienen. Sie scheinen improvisiert wie gute Gedanken und sind so recht charakteristisch für das Tändelnde, Hastige und Flüchtige unserer Tage. Kein Tischtuch — man ist hier auf dem Lande. Rustikal ist alles: der Tisch um einen Baumstamm gedacht und darüber ein großer, grüner Schirm, von dem an schmalen, roten Bändern schwere Trauben, kleine Scheren, Pfropfenzieher herunterhängen; Weinflaschen stehen in zierlichen Körbchen, dazwischen liegt eine Ananas; Pfirsiche und Blumen sind durcheinander in einen Korbstock geworfen, als wäre man eben vom Spaziergang zurückgekehrt und hätte sie vom Spalier gepflückt. Da liegt Phantasie und Bewegung drin, eine entzückende Anregung für unsere „agrarischen Damen", eine reizende Neuerung für garden parties.

Egerländer Bauerntisch.

Aber auch die Herren kommen nicht zu kurz, auch ihnen ist ein spezieller Tisch „geweiht". (S. den „Jagdtisch" unserer Abbildungen.) Kräftig und handfest sind die Gläser, das Besteck, das mit Eichenlaubmuster gestickte Tischtuch aus ungebleichter Sackleinwand, die Prunkkanne, die wohl als

Japanischer Teetisch.

Ehrengabe dem glücklichsten Schützen zufällt. Der bärenhafte Hunger verlangt eine wuchtige Basis, das Jagdlatein einen Trunk aus echtem Jägerbecher.

Der Tisch hat seine Maskerade wie die Menschen. Ein Bauernfrühstück mundet noch einmal so gut an stilgerecht gedecktem Egerländer Bauerntisch mit seinem Aufputz an rot-grünen Bändern, an bunter Kornflora und lustigen Tellern. Da kommt die Stimmung von selbst, wenn der „Landwein" nicht zu echt und der Schinken nicht nach alter Bauernart zu hart ist.

Am üppigsten aber blüht unsere Phantasie um die Dämmerstunde, wo die Tasse Tee die Fermate im ruhelosen Getriebe des Tages bildet. Der Teetisch ist der Triumph der Hausfrau. Er ist der Altar, auf dem jeder Besucher dem Moloch des on dit opfert. Namen werden von spitzen Mausezähnen angeknabbert wie Kakes, und der Weihrauch steigt aus den modernen Opferschalen der japanischen Teetassen und schwebt in duftenden aromatischen Wölkchen über den Blüten empor. Der japanische Teetisch, dessen Abbildung wir hier bringen, hat japanisches Kunstgewerbe in wahrhaft origineller Weise unserm modernen Komfort zugesellt. Übrigens deuten die dreierlei Gläser an, daß der Tee nur ein Vorwand, eine kleine Vorrede ist, und ernstere kulinarische Genüsse folgen, die die Gäste weit über die übliche Teestunde hinaus an der eigenartigen Tafel fesseln werden. Dafür spricht auch der Zwischenraum zwischen den Gedecken.

Eine behagliche Mahlzeit verlangt eine gewisse Ellbogenfreiheit, aller korrekten englischen Eßkunst zum Trotz. Der Teetisch hingegen bedingt kaum einen bestimmten Platz für jeden Gast. Der Zufall ist der Zeremonienmeister. Und da, wo man ihm die Zügel entreißt, muß kluge und reizvolle Intimität den flüchtigen Zauber der Stunde vertiefen.

Das hat ein junger Künstler, J. Gipkens, erfaßt, indem er uns ein ganzes, modernes Teezimmer stellte, das er „Intimer Tee" nennt, und dem wir gewiß in manchem eleganten Hause in verschiedenen Varianten begegnen werden. Vor allem da, wo der leichte Salonklatsch durch feine Geistigkeit verdrängt wird.

Wenn in früheren Zeiten die Kunst des Tischdeckens darin bestand, auf kleinem Raum eine möglichst große Prachtentfaltung zu häufen, so ist das Bestreben unserer modernen Zeit darauf gerichtet, das Behagen des einzelnen durch Farben- und Formenreiz zu heben. Die Farbe spielt hierbei eine besonders große Rolle und läßt sich auch an bescheidener gedeckten Tischen wirksam ausspielen.

Mit einiger Phantasie und Geschicklichkeit können reizende Wirkungen erzielt werden: es gilt nur, gegebene Formen individuell umzugestalten. Statt des gestickten Tischläufers ein Endchen Kirchenbrokat, statt der lose gestreuten Blumen kleine Veilchenbüschel, mit schmalen Bändern verbunden, unregelmäßig um und über die Tafel geworfen, statt der silbernen Blumenschale irgend ein altes Hausgerät aus Zinn oder Ton, mit Blumen der betreffenden Jahreszeit, statt der steifen, kostbaren Kandelaber niedrige Leuchter, die jedem Gaste eigenes Licht spenden, vor allem keine hohen Mittelaufsätze, die den Ausblick auf das Visavis versperren, ein leiser, ja nicht aufdringlicher Duft von Blumen: das sind die Grundgesetze einer modern gedeckten Tafel. Wer ihr noch gut zubereitete Speisen hinzufügt und die Gabe mitbringt, Gäste verständnisvoll zu setzen, bei dem wird man nie den Luxus vermissen, der immer nur eine Beigabe, aber nie ein Grunderfordernis eines schön gedeckten Tisches bildet.

Und darum ist jede Frau, die dies Problem gelöst hat, eine Künstlerin in ihrer Art.

Briefe eines modernen Schulmannes:*)

Die Schulsparkasse.

Hochverehrte Frau!

Ihr lieber Brief erfreute mich außerordentlich. Ich wußte es, daß Sie so und nicht anders die Schulküche bewerten würden. Der Einwurf, ob die Schule nicht doch den Rahmen der ihr gesteckten Ziele überschreite, kann vielleicht berechtigt erscheinen, ist es aber nicht, da die Chemie des Haushaltes, die Nahrungsmittellehre, die Hygiene der Wohnung und andere Dinge des praktischen Lebens in der Schulküche gelehrt werden. Was sonst in der Schulstube an dürftigen Präparaten „entwickelt" wurde, wird hier auf Grund umfassender Anschauung gewonnen und — angewendet.

Wir haben noch mehr praktische Erziehungsmittel in der modernen Volksschule und Ihr Ruf nach weiteren sozialen Förderungsmitteln ist zum Teil bereits erfüllt, gnädige Frau. Man spricht so viel über den Verderb der Zeit, und wie es früher viel besser war in unserem Volk, aber nicht immer sind es die Alten, die das Vergangene in so lichten Farben sehen. Das ist bezeichnend, denn die wissen, wie es in ihrer Jugend aussah, die kennen jene Zeiten besser wie wir, die wir ihr Bild aus Wort und Schrift verklärt nur sehen, verklärt durch die Allheilmutter Zeit, die Wunden narbt und Trübes vergessen macht. — „Die gute, alte Zeit!" — Ja, sie war gut, und sie war — schlecht, gerade wie unsere Zeit schlecht ist und gut, nur, daß wir das Schlechte mehr sehen und an dem Guten zu sehr deuteln und nörgeln.

„Spare in der Zeit, so hast du in der Not!" so hat sich's in goldenen Worten fortgeerbt durch die Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht, und mancher Wohlstand und manches Wohlleben unserer Tage hat seinen Grund in dem Sparfleiß der Altvordern, die mit Ernst dieses Wort zur Tat machten und sorgsam Taler zu Taler legten und die Frucht ihres Fleißes behutsam und sicher bargen in Strohsack und Strumpf, in Kassette und Truhe. Das Wort ist Wahrheit und wird Wahrheit sein.

Und ein anderes goldenes Wort hat auch den Wandel der Zeiten überdauert und ist frisch und jung geblieben wie einst. Es heißt: „Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten." Die Gewöhnung, gnädige Frau, bleibt das einzige erfolgreiche Mittel aller erziehlichen Einwirkung der ersten Kinderjahre. Nicht von selbst wird das Häkchen, wenn auch Stoff und inhaltlicher Wert sein Krümmen mitbedingen, und nicht von selbst wird das junge Menschenkind, man muß es gewöhnen, solange es jung ist, und erst allmählich, wenn seine Kraft erstarkt, weicht der äußere Einfluß dem mehr inneren durch Beispiel und Lehre. Diese Wahrheiten haben in ihrer Vereinigung eine Veranstaltung der Schule ins Leben gerufen, die tiefe Blicke in das Sorgen und Sparen weiter Volksschichten tun läßt: die Schulsparkasse. Es wird tüchtig gespart in unserem Volke, hochverehrte Frau, und nicht nur von den Alten und für die Alten. Ich meine, die folgenden Zeilen werden die Ansicht entkräften, daß ich ein Hellseher und kein Wirklichkeitsmensch sei, weil ich unserer vielgeschmähten Zeit und unserem Volke das Wort redete.

Wir werden auf unserer Wanderung durch das Schulhaus vergebens nach einer Tür suchen, die uns vielleicht durch eine Aufschrift die Schulsparkasse anzeigt, gnädige Frau. Die Vorstellung, die das Wort „Kasse" in uns wachrief, ist falsch. Da gibt es keine Barrieren, keine dickleibigen Bücher, in die bebrillte Beamte Zahl auf Zahl einreihen, keine Kassetten und Schränke, keine Zahlbretter und diebessicheren Fenster, nur

*) Siehe Heft 8 der „Welt der Frau".

einmal ein Raum ist vorhanden, der als Kassenraum gekennzeichnet wäre. Und doch sind 65 000 Mark in der Kasse vorhanden.

Der Betrieb ist eigenartig, gnädige Frau. Das Einsammeln der Sparbeträge wird von jedem Lehrer während der Schulzeit erledigt. Jedes sparende Kind hat ein Quittungsbuch in Händen, das neben seinem Namen eine Nummer und den Namen der Klasse trägt. Mit diesem Buche treten die Kinder, die von ihren Eltern „Spargeld" erhielten oder sich selbst etwas verdienten durch Botengänge usw., an das Lehrerpult heran, wenn der Lehrer sagt: „Spargeld einsammeln." Der Lehrer bucht die empfangene Summe in dem Quittungsbuche des Kindes und in einem dünnen Folianten, der „Sammelliste". Durch Namensunterschrift leistet er Quittung, und die Eltern beglaubigen in einer nebenstehenden Rubrik zu Hause, daß der eingezahlte Betrag richtig sei. Monatlich liefert der Klassenlehrer das Geld an den Rendanten, einen vom Lehrerkollegium gewählten Lehrer, ab, und dieser führt die Sparbeträge der Schule vierteljährlich an die Kreiskasse ab. Neben dem Rendanten verwaltet ein von den Lehrern gewählter Vorstand die Kasse. Die Befugnisse der einzelnen Vorstandsmitglieder sind in einem von der Regierung genehmigten Statut festgelegt. Besondere Arbeiten erwachsen aber tatsächlich nur dem Rendanten, der dafür um einige Schulstunden entlastet wird. Einfach, nicht wahr? Aber, werden Sie mir einwerfen, gnädige Frau, sparen denn wirklich die Kinder? Sind's nicht vielmehr die Eltern, die die Kinder nur benutzen, das Geld zum Lehrer zu tragen? Werden ihm nicht die Pausen oder gar die Unterrichtszeit gekürzt? — So sagen viele, und eine der Thesen, mit der z. B. die Lehrer einer Großstadt die Schulsparkasse ablehnten, heißt: „Die Schulsparkasse ist verwerflich, weil die Schule nicht die Aufgabe hat, die Eltern durch die Kinder zur Sparsamkeit zu erziehen." Mag sein; aber es kommt ganz darauf an, welchen Standpunkt man einnimmt. Eins steht jedenfalls fest: die Tatsache, die von den Freunden der Schulsparkasse gern ins Feld geführt wird, daß sie nämlich dort, wo sie eingeführt wurde, einen schnellen und guten Aufschwung nahm. Folgende Zahlen aus dem Geschäftsbetriebe der Friedenauer Schulsparkasse beweisen diese Tatsache recht anschaulich: 1899 sparten 624 Kinder = 78 v. H. aller Gemeindeschüler, 1900 waren es 665 oder 78 v. H., 1903 schon 975 oder 80 v. H., 1905 1100 oder 80 v. H. Also ein dauerndes Steigen der Anzahl der Sparer und ein sich gleichbleibender hoher Prozentsatz ist wahrzunehmen, und das ist bei dem schnellen Wachstum der Vorstadtschulen Berlins eine Leistung, die für die Sache spricht.

Die einzige Agitation unsererseits besteht darin, daß wir den Kindern beim Eintritt in die Schule einen Jahresbericht der Kasse mit nach Hause geben. Die Leute ergreifen gerne die günstige Spargelegenheit und geben ihren Kindern einen Obolus mit zur Schule. Daß mancher Groschen und Fünfziger, der sonst anderen Zwecken dienen müßte, zum Lehrer wandert, ist nicht zu leugnen, und daß dies zum Wohle der Kinder geschieht und zum Besten der Familie, ist klar; denn es sammelt sich im Laufe der acht Schuljahre doch ein nettes Sümmchen an. Was da in einem Jahre von den Schulkindern gespart wird, hochverehrte Frau, ist nicht gering. Lassen Sie mich, bitte, noch einige Zahlen aufführen: 1899 waren es 7680,60 Mark, in allen folgenden Jahren über 8000 Mark, 1903 sogar 10868,60 Mark und 1904 10744 Mark. Bis Ende 1905 — in den sechs Jahren des Bestehens der Kasse — wurden 63 131,50 Mark gespart. Ein hübsches Sümmchen, das zum großen Teile dem Bonbonkrämer und dem vielgeliebten Automaten abgenommen wurde; denn das beweist die Erfahrung, daß dem leichtsinnigen Geldausgeben, dem Naschunwesen, dem Vertrödeln des Geldes in allerhand Spielsachen durch diese Spareinrichtung für Kinder ein Damm entgegengesetzt wurde. Und dann, am Beginn des neuen Halbjahres, gnädige Frau, wenn die Zeugnisse zu Hause zur Unterschrift vorgelegen haben, wie kommen sie dann voll Stolz und Freude mit blinkenden, wenn irgend möglich mit der neuesten Jahreszahl versehenen Geldstücken in der Hand und zahlen mit strahlenden Gesichtern, was ihnen der Fleiß in der Schule an klingender Münze als Lohn brachte! Wie willig und gern geben die Eltern ihren Lieblingen! — Aber die Armen, denen die Eltern nicht so geben können, wie sie gern wollten, und die nichtsparenden Kinder? — Man hat gerade hier einen ganzen Wall von Gedanken in logischem Aufbau geschaffen — Klassenunterschied, Zurücksetzung, Gefühlsverletzung, Scham und wie die Namen alle heißen. Auch hier gilt's von der Theorie, hochverehrte Frau, wie überall: Sie ist grau, sie sieht grau, oft schwarz. — Die Nichtsparer gehören nicht zu den ärmsten Kindern unserer Klassen!

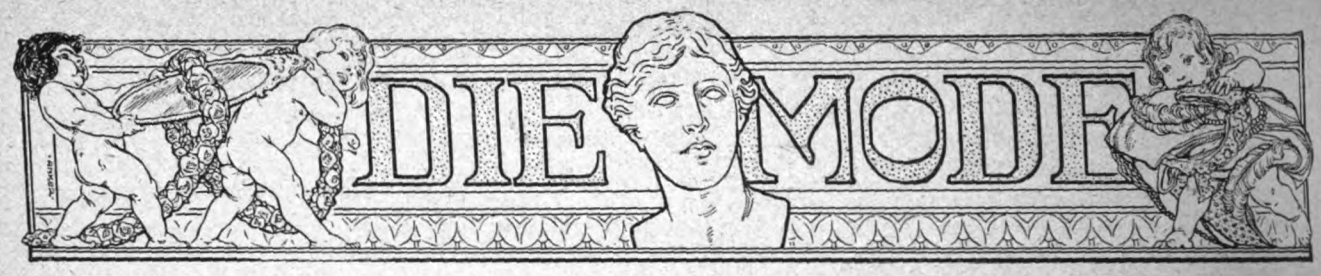
Und dann noch eins. Wieviel frohe Kindesblicke, wieviel freudiges Kinderlächeln heimst man ein für die geringe Mühe. Und wenn sie dann mit dem ersten Selbstverdienten kommen, und sei es noch so gering, das ganze, große Selbstbewußtsein, der ganze freudige Stolz, den eigenes Erwerben, eigenes Kraftgefühl geben, prägt sich den kleinen Gestalten so fest auf, daß man sie schon von weitem aus den anderen herausfindet. „Heute habe ich mir was verdient!" Wie das klingt! —

Einige Gegner der Schulsparkasse haben ihr zum Vorwurfe gemacht, sie errege den Geiz. Nun, ich meine, dieser Geiz ist berechtigt und besser als die früh erwachende Lust nach goldenen Ketten und Ringen, nach seidenen Blusen und sonstigem Zierat. Nach meiner Meinung kann mit so wichtigen, weitgehenden Dingen, wie die Sparsamkeit und die genaue Wirtschaftsführung es sind, nicht früh genug begonnen werden, und die Schule kann wohl durch ihre Einrichtungen daran mitarbeiten, diese für den einzelnen sowohl als auch für die Gesamtheit hochwichtigen Faktoren des wirtschaftlichen Lebens zu unterstützen. Die wenigen Minuten der für die Schulsparkasse nötigen Arbeit bringen zwar dem Lehrer nichts ein, wohl aber seinen Schülern und der wirtschaftlichen Kraft der Bevölkerung. Hier gibt es zwar keine kraftvollen Reden, keine schönen Tonsätze, keine im turnerischen Glanze vorgeführte Übungen; aber Wirken fürs Volk, Mitarbeit an der Beseitigung sozialer Schäden; zwar erfährt die Öffentlichkeit wenig von diesem Wirken in der Stille; aber es ist gut, und „das Ganze ist wohlgetan."

Zweierlei glaube ich Ihnen gezeigt zu haben, hochverehrte Frau. Einmal die fürsorgende Tätigkeit der Eltern für ihre Kinder und zum andern die Auffassung, die die modernen Lehrer von ihrem Berufe haben. Der Lehrer der guten alten Zeit hatte ohne Frage seine Vorzüge, und seine für das Volk vorbildliche Arbeit auf den verschiedenen Gebieten soll unvergessen sein. Wer aber meint, die bessere wissenschaftliche Ausbildung des Volksschullehrers von heute, sein Recht, des Kaisers Offizier sein zu dürfen, entfremde ihn dem Fühlen und Arbeiten der Kreise, denen sein Wirken und seine Tätigkeit gehört, der ist im Irrtum. Lehrer, die mit dem Schließen der Schultür mit ihrer Pflicht und Arbeit fertig sind, kann unsere Zeit, kann unser entwicklungskräftiges Volk nicht brauchen. Dem langsamen, aber sicheren Fortschreiten auf allen Gebieten darf sich am allerwenigsten der Mann verschließen, der durch seine Aufgabe und seine Arbeit mitten in die Volksmassen hineingestellt ist. Es freut mich, daß ich in dieser Beziehung vollständig mit den Ansichten Ihres Herrn Gemahls übereinstimme. Grüßen Sie ihn, bitte, von mir. Solche Worte und Urteile erfreuen und stärken! Ob ich nicht einmal über Knabenbeschäftigung Ihnen schreiben will? Bei Gelegenheit, hochverehrte Frau.

Inzwischen bin ich, mit vielen Grüßen an Sie und die Kinder,

Ihr sehr ergebener E. Niederhausen.



Zwei elegante Kinderkleider. (Abb. 105 u. 106.) Mit Valenciennecinsatz und Spitze geputzt, ist das weiße Batisthängerchen (Abb. 105) in der vorderen Mitte, sowie in der Rückenmitte in feine Fältchen abgenäht, die in Taillengegend ausspringen und dem Röckchen die erforderliche Weite verleihen. Das halblange, mit Spitze abschließende Puffärmelchen zeigt übereinstimmend mit dem Rande des Hängerchens Stüschenverzierung, als Rockabschluß dient breite Valenciennespitze. Der Schnitt ist in 28 und 30 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 80 Zentimetern Breite 1,75 Meter. — Das zweite Batistkleid

Abb. 105 u. 106.
Zwei elegante Kinderkleider.

Abb. 107.
Hauskleid mit gestreifter Bluse.

für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,25 Meter, für die Bluse bei 56 Zentimetern Breite 3 bis 3,50 Meter.

Zwei Frühjahrsjackchen für junge Damen. (Abb. 108 u. 109.) Ein schickes Jäckchen veranschaulicht Abb. 108, wo es, zum gleichfarbigen Rock aus biskuitfarbenem Tuch getragen, sich gerade durch seine Schlichtheit von äußerst vornehmer Wirkung erweist. Vorn und im Rücken knapp anliegend, werden Vorder- und Rückenteile durch englische Nähte durchschnitten, der Schoß erscheint in der vorderen Mitte leicht abgerundet und das Jäckchen einreihig geschlossen. Als Halsabschluß dient ein abgesteppter Herrenkragen. Der schlanke Ärmel fügt sich faltenlos dem Armloch ein und bleibt ohne jede Verzierung. Hierzu ist der Schnitt in 44, 46, 48, 50, 52, 54, 56 und 58 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 2 Meter. — Nicht ganz so fest anliegend, aber immerhin doch recht zierlich, erweist sich das zweite, durch eine weiße Tuchweste vervollständigte Jäckchen Abb. 109. Zu einem in zweierlei braunen Tönen gestreiften Rock zu tragen, ist es aus mittelbraunem Tuch hergestellt, zu dem die weiße Weste einen freundlichen Gegensatz ergibt. Mit leicht geschweiftem Rücken gearbeitet, fällt das Jäckchen vorn ziemlich lose herab und zeigt die Vorderteile durch Knöpfe auf der Weste festgehalten. Um den Hals legt sich ein schlichter Herrenkragen, das kurze Schößchen weist an jeder Seite eine kleine Tasche auf, der etwas blusige Ärmel ist dreiviertellang geschnitten und mit einem Aufschlag garniert. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 1,35 Meter.

Besuchskleid aus Tuch. (Abbildung 110.) Die breite Schulter wird auch im Frühjahr noch ihr Recht behaupten und sich mit dem japanischen Ärmel in die Gunst der Frauenwelt zu teilen haben. In ihrer neuesten Form vielfach als Fichu oder breiter Kragen auftretend, ist sie dadurch so recht für schmächtige Figuren geschaffen, die darin immer etwas vollkommener aussehen. Durch eine dieser kleidsamen

(Abb. 106) zeigt die Bluse vorn wie im Rücken in feinen ausspringenden Fältchen, die unter einer eckigen, aus Durchbruch und Blenden gebildeten Passe hervorfallen. Die Bretellengarnitur wird ebenso wie der geschlitzte glockige Überärmel und das halblange Puffärmelchen durch Hohlsäume verziert. Um die Taille schlingt sich lose ein farbiges Seidenband, das zugleich den Bund des kurzen gereihten Röckchens verdeckt, dessen Ausstattung außer in Spitze gleichfalls in Hohlsäumen besteht. Der Schnitt ist für die Bluse in 34, 36, 38 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für das Röckchen in 32, 34, 36, 38 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,80 bis 2,30 Meter, für die Bluse 2 Meter.

Hauskleid mit gestreifter Bluse. (Abb. 107.) Bei der aus grau und lila gestreifter Seide gefertigten Bluse fallen die Vorderteile in Reihfalten unter einer eckigen Passe hervor, der die vordere Hälfte des halblangen, unten in ein Bündchen gefaßten Ärmels angeschnitten ist, während die Rückenpasse mit der hintern Ärmelhälfte im Zusammenhang steht. Die vordere und Rückenmitte deckt je eine breite Quetschfalte, die mit in dem lila Seidengürtel verläuft. Der mäßig weite Rock hat reichen Knopfschmuck, der die Vorderbahn begrenzt. Nach hinten ladet die glockig geschnittene Form in leichter Schleppe aus. Zu diesem ansprechenden Hauskleid ist der Schnitt für die Bluse in 40, 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite

Abb. 108 u. 109. Zwei Frühjahrsjäckchen für junge Damen.

Abb. 110. Besuchskleid aus Tuch.

Kragengarnituren wird auch unser elegantes Besuchskleid aus hellgrauem Tuch vervollständigt, das durch etwas dunkleren Panne sein wirkungsvolles Aussehen erhält. Vorn wie im Rücken durch einen in Fältchen abgenähten Latzteil aus weißem Chiffon ausgestattet, wird so ziemlich alles übrige der blusigen Taille durch den breiten Doppelkragen verdeckt, der sich in gleicher Weise über den Rücken fortsetzt; der obere Teil wird aus Panne gefertigt. Den breiten, aus Tuch bestehenden Kragenteil schmückt eine in Silber und Altblau ausgeführte Rokokostickerei, die das Ganze in diskreter Weise belebt. Der originelle Ärmel ist oben sehr weit geschnitten, durch Quersäumchen verziert und in Ellbogengegend in feine Fältchen abgenäht, seinen Abschluß bildet ein eckiger Aufschlag. Unter dem die Taille umspannenden faltigen Pannegürtel fällt der leicht den Boden streifende Siebenbahnenrock hervor, der glatt die Hüfte umschließt und an jeder Bahn eine nach unten ausspringende Falte zeigt, im übrigen aber ohne jede Garnitur bleibt. Sein Schnitt ist in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 Meter, für den Rock 3 Meter.

Empirerock und Plisseefaltenrock. (Abbildungen 111 und 112.) Die jetzige Rockmode läßt an Vielseitigkeit nichts zu wünschen übrig. Bringt sie uns doch neben faltigen, glockigen und glatten Formen den Tunikarock in den verschiedensten Variationen, zu dem sich noch der Empirerock gesellt. Unsere Abbildung 111 zeigt einen solchen aus fraisefarbenem Voile, dessen gleichfarbige Seidenbordüre als Abschluß der Tunika Verwendung fand. Die Tunika dieses etwas schleppend geschnittenen Rockes tritt vorn auseinander und läßt die glatte Vorderbahn des Rockes sichtbar werden. Vorn ganz leicht eingereiht und der natürlichen Taillenlinie folgend, nimmt die Tunika nach der hinteren Mitte an Faltenreichtum zu und steigt zugleich an ihrem oberen Rande schneppenartig in die Höhe, um in der Rückenmitte mit einer in Roseiten endenden Bandwindung abzuschließen, die dann den Rock an der Taille festhält. Zu diesem eleganten Rock ist der Schnitt in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,75 Meter.

Zu dem für die Straße bestimmten Faltenrock ergab leichter gestreifter Kostümstoff das Material, da er in derberem Stoff durch seine Faltenfülle leicht zu schwer werden würde. Die Rockteile sind aus geraden Bahnen und ohne Schleppe geschnitten und in tiefe aneinanderstoßende Plisseefalten geordnet, die bis unterhalb der Hüfte niedergesteppt sind und dann frei ausfallen. Zu diesem eleganten Faltenrock ist der Schnitt in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4 Meter.

Drei neue Ärmelformen. (Abb. 113 bis 115.) Die neuen Ärmelformen zeichnen sich sämtlich durch einen Zug nach Schlankheit aus, der sich besonders an der oberen Partie bemerkbar macht, die entweder ganz faltenlos oder zur Erzielung der breiten Schulter ohne Kugel geschnitten ist. Von dieser neuen Moderichtung geben unsere drei Ärmelabbildungen Proben. Der sich fast ganz glatt dem Armloch einfügende Dreiviertelärmel, Abb. 113, erhält in der Gegend seiner drei Querstufen seine größte Weite, die, nach unten zu durch Längssäumchen eingeschränkt, durch einen mit Tresse besetzten Aufschlag abgeschlossen wird. Der zweite, querfaltige Ärmel ist speziell für weiche und leichte Stoffe geeignet und dürfte auch für Sommerkleider sehr empfehlenswert sein. Dreiviertellang geschnitten, ist er an seinen Nähten derart eingereiht, daß sich zwanglose Querfalten bilden, die ziemlich schlank den Arm umschließen. Den unteren Abschluß des Ärmels bildet eine Stoffdrapierung, die in einer Rosette ausläuft.

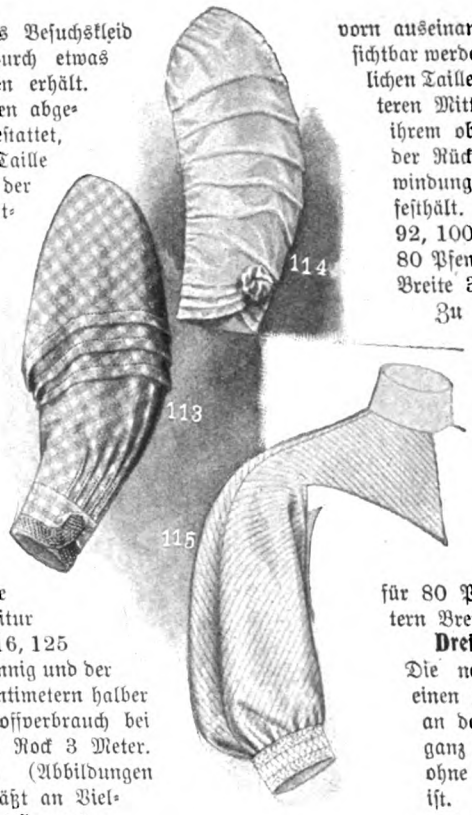


Abb. 113 bis 115. Drei neue Ärmelformen.

Abb. 111 u. 112. Empirerock und Plisseefaltenrock.

Abb. 116. Japanisches Matineejäckchen.

Ein anderes Gepräge trägt die dritte Ärmelform, bei der der Ärmel zur Hälfte der Vorderpasse, zur anderen Hälfte aber der Rückenpasse angeschnitten ist. Dadurch wird die natürliche Schulterlinie betont und die Wirkung des Japanischen hervorgebracht. Nach unten nimmt er an Weite zu und tritt in Reihfalten in ein breites Bündchen. Die Schnitte zu jedem dieser Ärmel sind in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 30 Pfennig vorrätig.

Japanisches Matineejäckchen. (Abb. 116.) Nirgends wohl sind die losen japanischen Formen so am Platze wie auf dem Gebiete der Morgenkleidung, wo sie, durch entsprechendes Material unterstützt, durch orientalische Stickereien oder Borten eine sehr originelle Wirkung hervorzubringen vermögen. Eins dieser aparten Modelle wird mit unserm eleganten Jäckchen Abbildung 116 veranschaulicht, das aus gelber, blaubedruckter indischer Seide

gefertigt, durch einfarbige blaue Seidenblenden seine Garnitur erhält. Die vorn wie im Rücken völlig lose Morgenjacke ist mit angeschnittenem japanischen Ärmel gearbeitet, der sich nach unten erweitert und durch eine blaue Seidenblende abgeschlossen ist. Kragenlos gearbeitet, wird sie am Halse durch eine Geishaform umrandet, deren Blendenfortsetzung die linke Vorderteilskante abschließt und zugleich den Vorderschluß verdeckt. Der zur Herstellung dieser eigenartigen Morgenjacke erforderliche Schnitt ist in 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 3,25 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte sind zu den Modefiguren Nr. 105 bis 116 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37-41, zu beziehen. Für Taillen usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unter der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Etwas vom Kaffee.

Von Meta Merz.

„Von gutem Kaffee reden die meisten Leute, ohne ihn zu kennen" pflegte mein Großvater zu sagen. Und er erzählte dann gleich eine hübsche Geschichte von einer Frau Base auf dem Lande, die wegen ihrer Sparsamkeit in der ganzen Familie übel berühmt war. Als der kaffeeliebende Vetter sie einmal besuchte, sagte sie mit wichtiger Miene, während sie ihm den braunen Trank kredenzte: „Herr Vetter, heute hab' ich mich bei dem Kaffee einmal angestrengt. Wie is er denn?" Der Kaffeekenner kostete die braune Brühe und sagte dann anerkennend: „Frau Bas', der Kaffee ist sehr — heiß!" Und in der Tat, das ist recht oft das einzige Lob, das man dem gewöhnlichen Kaffee erteilen kann: er ist heiß. Leider auch das nicht einmal immer. Guter Kaffee soll bekanntlich sein: „heiß wie die Hölle, schwarz wie der Teufel und süß wie die Liebe." Aber da gehen auch schon die Ansichten auseinander, denn süßen Kaffee erklären viele für ein barbarisches Getränk, und mit kochend heißem sich den Mund zu verbrennen, ist auch nicht jedermanns Sache. Es ist merkwürdig, daß man in sonst sehr gut geführten Häusern oft einen sehr schlechten Kaffee bekommt. Denn Kaffeekochen ist eine Wissenschaft, und es genügt durchaus nicht, den Kaffee zu mahlen und aufzubrühen, wie es die Dienstmädchen gedankenlos tun. Zunächst kommt es natürlich auf den Kaffee selber an, obgleich man von billigem Kaffee, wenn er sonst reinschmeckend ist, einen recht guten Trank brauen kann, und von teurem einen recht schlechten, wenn man's nicht versteht. Der Kaffee muß vor allen Dingen reinschmeckend sein, und das kann auch ein billiger. Leider ist das Kaffeebrennen im Haus abgekommen, und doch schmeckt ein frisch gebrannter Kaffee ganz unvergleichlich. Das Brennen ist ja auch eine so kleine Arbeit, die nur einige Aufmerksamkeit erfordert, und außerdem spart man immer noch dabei: vielleicht probiert eine oder die andere Hausfrau das Selberbrennen noch einmal! Der rohe Kaffee muß gleichmäßig grüngelblich in der Farbe sein, und vorsichtshalber soll man erst eine Probe davon in heißem Wasser waschen, um zu sehen, ob er nicht gefärbt ist. Man wird da manchmal ganz unerwartete Entdeckungen machen. Auch hier geht Probieren über Studieren, und man tut gut, zuerst von ein paar Sorten geringe Mengen zu brennen, um ihn dann auszuprobieren. Hat man guten Kaffee gefunden, so hole man gleich einen Vorrat, der beliebig lange aufbewahrt werden kann, ohne an Güte zu verlieren. Das Hinzufügen von etwas Zucker beim Brennen überzieht die Bohnen mit der bekannten Glasur, die insofern nicht zu verwerfen ist, weil sie die aromatischen Bestandteile der Bohne verhindert, sich zu verflüchtigen. Nun kommt das Mahlen des Kaffees, das, unrichtig ausgeführt, sehr oft die Ursache ist, daß die Hausfrau beim besten Willen keinen starken Trank zubereiten kann. Gemahlener Kaffee soll mehlfein sein, die Mühle muß also stets beobachtet und gestellt werden. Mit einer grob gestellten Mühle verschwendet man das Jahr hindurch viele Mark und hat einen schlechten Kaffee statt eines guten. Das mehlfeine Kaffeepulver kommt nun in die Kaffeemaschine oder in den Topf. Hier fangen nun die verschiedenen Sünden gegen den Kaffee erst recht an. Kaffeemaschinen aller Art gibt es, und jeder schwört auf die seinige. Am praktischsten sind diejenigen, die am einfachsten konstruiert sind. Die einfachen Karlsbader Sturzmaschinen und die sogenannten Wiener Kaffeemaschinen sind ausgezeichnet. Für den täglichen Gebrauch werden sehr häufig Kaffeebeutel verwendet, und in vielen Familien wird infolgedessen öfters der entsetzte Ausruf laut: „Puh, der Kaffee schmeckt nach dem Beutel!" Das ist zu vermeiden, wenn man mehrere Kaffeebeutel hat, die sofort nach dem Gebrauch umgestülpt und in fließendem Wasser gereinigt werden. Alle acht Tage müssen alle Beutel in reinem kalten Wasser aufgesetzt und tüchtig ausgekocht werden, wobei man etwas Soda zufügen kann. Die besten und haltbarsten Kaffeebeutel sind die aus weißer, ziemlich starker Baumwolle selbst gestrickten, von denen man gleich ein halbes Dutzend hintereinander stricken kann, um sie immer wieder zusammen im Gebrauch zu haben. Sie müssen vor dem ersten Gebrauch mindestens sechs Stunden in schwachem Sodawasser ausgekocht und dann weitere sechs Stunden in klarem Wasser ausgewässert werden. Überall da, wo die Hausfrau nicht selbst nachprüfen kann, und wo kein ganz zuverlässiges Mädchen vorhanden ist, wird der Kaffeebeutel aber zu beständigem Ärgernis führen. Sehr praktisch sind Kaffeetrichter aus Emaille mit kleinen Löchern, die dann mit Filtrierpapier, dem sogenannten Kaffeepapier ausgelegt werden. Die Ausgabe für das Kaffeepapier ist sehr klein; man nimmt ein doppeltes Viereck und drückt es in den Trichter hinein, formt also nicht eine Tüte, wie viele es tun, dann entsteht nämlich sehr leicht unten ein Loch, durch das das Wasser zu schnell abläuft. Nun kommt das gemahlene Kaffeepulver in die Maschine (zu allen Maschinen gibt es genaue, gedruckte Gebrauchsanweisungen, die man strikte befolgen muß), den Strumpf oder Trichter oder wird auch nur einfach in einen schmalen, hohen irdenen und glasierten Topf getan und angebrüht. Wer das Anbrühen richtig versteht, kann auf diese Weise ein sehr gutes Getränk herstellen. Wie viel Kaffee man gebraucht? Das läßt sich nicht sagen. Manche trinken gern schwachen Kaffee, manche sehr starken, das muß ausprobiert werden. Zum Kaffeepulver kommt dann auch noch — man schaudere und graue nicht — das Surrogat, der Extrakt, das Kaffeegewürz oder wie es sich sonst nennt. Der berühmte Karlsbader Kaffee, der berühmteste in der zivilisierten Welt, soll einer sehr bestimmten Mitteilung nach mit Zuhilfenahme solchen Extrakts gekocht werden. Es gibt auch immerhin ein halbes Dutzend Extrakte, die wirklich gut und empfehlenswert sind. Nur hüte sich die Hausfrau vor dem Zuviel, das so sehr leicht unter der schönen Devise „sie merken's nicht" beim Kaffeeersatz angewendet wird. Alle Tage eine Bohne weniger und etwas Ersatz mehr — das merken „sie" schließlich doch. Bei einer besonderen Gelegenheit wird die Hausfrau die höchste Ehre einlegen, wenn sie recht viel Kaffee und nur wenig Extrakt nimmt, von letzterem nur so viel, daß der Geschmack eben verstärkt und die Farbe tadellos wird. Zunächst kommt nun in den Topf, in dem der Kaffee zubereitet wird, etwas kochendes Wasser, und er wird zugedeckt, damit er sich durch und durch erhitzt. Das ist wichtig. Denn der Kaffee muß

sehr heiß sein, weil er durch die kalte Tasse und durch die Zugabe von kalter Milch oder Sahne ohnehin abkühlt. Dies Wasser gießt man aus, und nun gießt man den Kaffee auf; dabei muß das Kaffeewasser brausend kochen, darf aber durchaus nicht, wie es bei unseren Hausgehilfinnen so beliebt ist, „eben gekocht haben" oder „gleich kochen." Es muß brausend kochen, darf aber nicht etwa schon minutenlang brausend gekocht haben, weil in diesem Falle der Kaffee niemals ganz rein schmeckt. Im Moment, wo es zu sprudeln anfängt, gießt man den Kaffee auf, und zwar je nach Art der Zubereitung. Der Maschinenkaffee wird auf seine Art aufgegossen. Die Trichter und Strümpfe werden nicht ganz gefüllt, und wenn der Kaffee durchgelaufen ist, wird wieder nachgegossen. Der Kaffee im Topf, der zuerst nur angebrüht ist, wird nachgefüllt. Er bleibt auf der heißen Herdplatte zwei Minuten stehen und wird dann mit einem Emaillelöffel gründlich durchgerührt, so daß das oben schwimmende Kaffeepulver sich senkt. Nach dieser Prozedur bleibt der Kaffee wiederum zwei Minuten stehen und wird alsdann langsam und vorsichtig durch ein Sieb in die mittels kochenden Wassers erhitzte Kaffeekanne eingegossen. Trichterkaffee wird noch stärker und besser, wenn man den Trichter mit dem Kaffeepulver auf die Kaffeekanne aufsetzt und den fertigen Kaffee noch einmal langsam hindurch in die Kanne filtrieren läßt. Bei dieser Prozedur muß natürlich die Kanne unter allen Umständen heiß sein, damit der Kaffee sich hierbei nicht abkühlt. Unmittelbar nach dem Abguß des Kaffees muß er auch schon aufgetragen werden. Man reicht dazu bekanntlich Milch oder Sahne. Die süße Sahne ist selbstverständlich kalt, ob die Milch gekocht oder ungekocht, kalt oder warm sein soll, darüber gehen die Anschauungen sehr auseinander. Ich persönlich habe gefunden, daß rohe, kalte Milch, die etwa sechs Stunden gestanden hat, besser schmeckt als gekochte und heiße, andere Autoritäten erklären jedoch nur die gekochte und sehr heiße Milch für zulässig. Eine besondere Delikatesse wird in einigen Gegenden Westdeutschlands als „gebrannte Sahne" zum Kaffee gereicht. Dazu wird ein steinerner Topf voll eben gemolkener, fetter Milch an eine warme Herdstelle gestellt und bleibt dort so lange stehen, bis sich die auf der Oberfläche gesammelte Sahne zu einer festen, etwas schaumigen, heißen Masse verdichtet hat, ungefähr von der Konsistenz sehr fester Schlagsahne. Diese wird abgenommen und erkaltet in einer Kristallschale zum Kaffee serviert.

Erwähnen wir nun noch den türkischen Kaffee, der für uns Europäer mehr eine Spielerei ist. Vielleicht aber will doch einmal eine Leserin, die durch irgendeinen Zufall in den Besitz türkischer Kaffeeschälchen gelangt ist, einen echten Kaffee „à la turcque" bereiten! Dazu muß die Mühle besonders fein gestellt sein. Der echte türkische Kaffee wird in einem kupfernen Mörser mehlfein zerstampft. Vielleicht probiert eine Leserin diese Art der Kaffeezerkleinerung auch, um es ganz echt zu machen. Von diesem Kaffeepulver kommt ein Teil in jedes Täßchen, und es wird siedendes Wasser darauf gegossen. Das Kaffeepulver bleibt im Kaffee, den wir uns freilich mit etwas Sahne und Zucker europäisieren werden.

Gegen den Kaffee wird jetzt soviel geredet und geschrieben: er soll ein Nervenzerstörer sein und ist es gewiß auch bei übermäßigem Gebrauch. Aber es geht doch nichts über eine Tasse recht guten, starken, heißen Kaffee am zierlich gedeckten Tisch in guter Gesellschaft und bei heiterer Laune!

Womit sich unsere Kinder am besten die Zeit vertreiben.

Von Else Mai.

„Kommt, laßt uns unsern Kindern leben!" Dieser Ausspruch Friedrich Fröbels, der von seinen begeisterten Anhängern auch der Erzieher der Mütter der Menschheit genannt wurde, sollte das Motto jeder Mutter sein. Fröbel, dessen Vertiefung in die kindliche Psyche solch herrliche Früchte zeitigte, hat unter anderem auch behauptet, daß die Kindesliebe nicht wie etwas Selbstverständliches hingenommen werden soll. Nur durch Pflege der Seele und des Geistes kann dieses göttliche Gefühl wachsen und erstarken. Dieser weise Erzieher hat folgendes zu diesem wichtigen Punkt geäußert:

„Auch Kindesliebe kann altern. Das Anrecht an die Liebe der Kinder muß erworben, ich möchte sagen verdient werden durch eine normale Erziehung, durch die Pflege der heiligen Triebe, durch die Liebe und Einsicht, mit der man sie umgibt. Nur erst die Liebe der Eltern pflanzt das zarte Reislein dieses Gefühls in das Herz des Kindes, sie müssen es sorgsam pflegen, damit es erstarke und der kräftige Baum werde, unter dem kommende Generationen Schirm und Schutz finden."

Selbstgefertigtes Knusperhäuschen.

Es ist eine feststehende Tatsache, daß die Natur mit der Mutterschaft nicht die Gabe der Erziehung verleiht. Zu diesem schwersten und verantwortungsreichen Berufe muß die Frau durch das Bewußtsein der Heiligkeit dieser Aufgabe und unter Aufbietung ihres ganzen Willens und ihrer Hingabe erzogen werden. Denn in ihre Hand ist es gegeben, aus den Kindern würdige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu machen, die durch Charakterstärke und Tüchtigkeit als Beispiele dienen können. Die Frau ist es, die die Männer des Staates erzieht, und daher bestimmt sie die Schicksale der Nationen.

Herrn Müllers Ladenschemel.

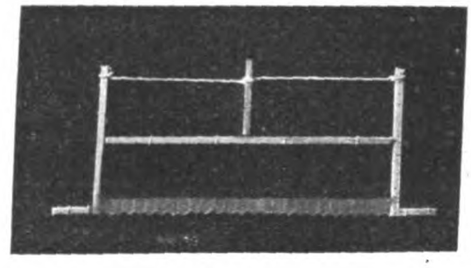
Der Kaufmannsladen.

Friedrich Fröbel hat die Basis für eine wissenschaftliche Behandlung des ersten Kindesalters gegeben. In den von ihm gelehrten Spielen und Spielgaben

hat er den reichen Schatz der von ihm erworbenen Kenntnisse von der kindlichen Psyche verwertet. Die geistige Tätigkeit wird angeregt und erhält Gelegenheit sich zu äußern, und der Bewegungstrieb kommt in der Spielgymnastik auf seine Rechnung, der Wissenstrieb entwickelt sich durch Übung der Sinne und des Beobachtungsvermögens, der Tätigkeitstrieb erhält durch freitätige Arbeiten seine natürliche Ausbidung.

Flocks Hütte.

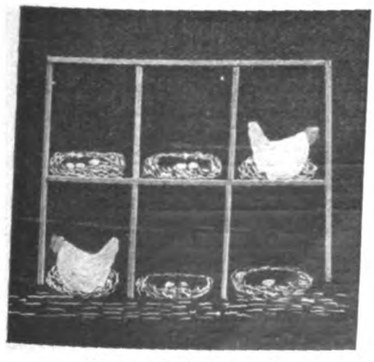
Fröbel beobachtete das Kind beim Spiel und erkannte, daß ihm das Betrachten und Anschauen nicht genügt und es nicht fesselt, sondern daß das Streben des Kindes nach eigener Betätigung geht. Das Kind versucht, die Gegenstände, von denen es umgeben wird, darzustellen. Es freut sich, wenn ihm die Mittel gegeben werden, aus denen es einen Stuhl, einen Tisch, eine Fußbank im Kleinen zusammenlegen kann. Bei einer solchen Tätigkeit sind selbst kleine Kinder ganz bei der Sache, ihre Phantasie erhält Nahrung, und sie werden des Spiels nicht so schnell überdrüssig, als wenn man sie mit dem von der Industrie so sehr lancierten mechanischen Spielzeug unterhalten will. In unseren Kinderstuben finden wir aber leider Unmengen von diesen aufziehbaren Blechsachen.



Die Säge.

In allen Menschen lebt der Trieb nach Betätigung, und selbst beim jüngsten Kindesalter kann man das schon beobachten. Wir zeigen denn auch unseren Müttern und den Freundinnen der Kleinen hier einige Arbeiten, die schon von Kindern im Alter von drei bis sechs Jahren gemacht worden sind.

Für die Stäbchenarbeiten genügen die einfachsten Mittel. Auf dunkles Kartonpapier müssen die Kinder nach Vorlagen, die ihnen gezeigt werden, die Stäbchen legen. Festgenäht wie auf unseren Vorlagen werden sie erst, wenn es den Kleinen gelungen ist, die Stäbchen gerade und ordentlich hinzulegen, damit man erkennen kann, was dies kleine Kunstwerk bedeuten soll. Unsere Bilder können als Muster dienen, und wer sich mit den Kleinen beschäftigt, wird selbst Freude an dem Jubel haben, wenn etwa „das Zelt" fertig ist. Zwei spitzzugelegte Stäbchen genügen, das Fähnchen zeichnet Mutter mit Buntstift darüber, damit der kleine Held sieht, wie es gemacht wird, und es das nächste Mal selbst kann. Für den Soldaten kann man ein vorrätiges Bildchen nehmen, doch wer etwas zeichnen kann, entwirft ihn selbst, denn das erhöht die Freude der Kinder. Betrachtet man das Hundehäuschen mit dem bellenden Flock, so überrascht die einfache Technik, ebenso bei der Säge, bei der man, um recht deutlich zu sein, ein Stückchen ausgezackten Stanniols zu Hilfe nehmen muß.



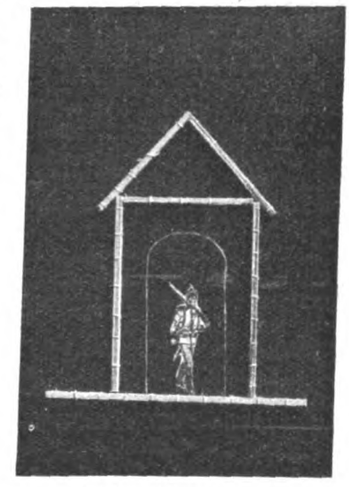
Unser Hühnerstall.

Der Hühnerhof mit den teils eingeklebten und teils eingezeichneten Hühnern und Nestern sowie das Schilderhäuschen machen den Kindern viel Freude.

Den Glanzpunkt unserer Arbeiten bildet aber der Kaufmannsladen, wobei Mutter Gelegenheit hat, ihren Humor und die verschiedensten Künste zu zeigen. Mit dem Anfertigen des Kaufmannsladens verbrachten unsere Kleinen aus dem Kinderheim, dem Zweigverein des Pestalozzi-Fröbelhauses in Berlin, Teltower Straße, viele glückliche Stunden. Alles haben die Kinderhändchen selbst gefertigt. Das Gestell ist aus Brettern zusammengenagelt. Herr und Frau Müller, die Besitzer des schönen Geschäfts, sind aus gezupften Fäden entstanden und mit bunten Kleidern geputzt. Frau Müller trägt ein rotes Kopftuch, ihre Besen und Staubwedel, die sie zum Verkauf bereithält, sind geschickt aus Fäden gemacht und mittels Bändchen an einen Holzstab gebunden. Herr Müller beschäftigt sich mehr mit dem Verkauf der gemalten Bilderrähmchen, der Tüten und Fähnchen. Auch die Trommeln sind aus Kinderhänden hervorgegangen, und ein kleiner Geschäftswagen für Herrn Müller wird aus Papier gefaltet. Die Harke, mit der Herr Müller das Laub zusammenfegt, ist aus Kork, in das einige Hölzchen gesteckt wurden. Herrn Müllers Ladenschemel, wir wollen es unsern kleinen Freunden verraten, ist auch ein runder Kork, mit drei Holzbeinchen. Sie sehen ihn auf unserer Abbildung.

Das Soldatenzelt.

Dem Knusperhäuschen gehört das allgemeine Interesse der Kinder, und so macht es ihnen großen Spaß, bei der Herstellung ihrer Phantasie freien Lauf zu lassen. Ein Brett bildet die Basis, Wände und Dach werden aus Papptafeln zusammengeklebt; jedoch ehe man sie kleben kann, zeichnet man die Leckerbissen auf, die die Kinder austuschen möchten. Natürlich sind die Brezeln, Honigkuchen und Herzen und alles, was im Hänsel-und-Gretel-Märchen steht, am geschätztesten. Zur Nachahmung kann unser Häuschen sehr gut als Vorbild dienen. Man vergesse jedoch nicht, Hänsel und Gretel an die Lebkuchentür zu stellen. Wie man die Püppchen macht, wissen ja unsere Leserinnen aus verschiedenen Anleitungen zu Wollpüppchen, die wir in früheren Heften der „Welt der Frau" brachten. Da der Rauch aus Watte ist, braucht man keine Feuersgefahr zu fürchten. Getrocknete Pflanzen oder später im Jahre junges Grün, Laub, Farne usw. werden zierlich um das Knusperhäuschen als „Garten" geklebt.



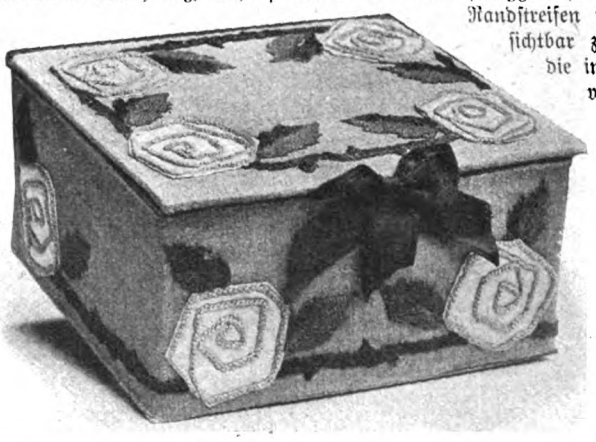
Schilderhäuschen.

Kind, das bisher zu dieser Tageszeit sich vielleicht draußen tummelte, gewöhnen, und all diese Veränderung muß durch geeignete Ernährung so eingerichtet werden, daß sie dem Körper und der Kraft des Kindes angemessen ist. Dazu gehört rationelle Ernährung, nicht durch Aufpäppeln mit „kräftigenden Nahrungsmitteln", vor allen Dingen nicht mit Schinken, Eiern und Wein, sondern durch leichtverdauliche, nahrhafte Kost, die dem Organismus des wachsenden Körpers zusagt und ihn unterstützt. Da wird beim ersten Frühstück daheim oft mehr gesündigt als beim zweiten in der Schule. Zunächst durch die Hast, mit der es in den meisten Fällen eingenommen werden muß, besonders, wenn die Mütter den Dienstmädchen oder Kinderfräulein das Wecken und Zurechtmachen der kleinen Schüler allein überlassen. Lieber sollen die Kinder zehn Minuten eher geweckt werden, damit sie zehn Minuten ruhig, langsam und behaglich am Tisch sitzen und frühstücken können! — Und was frühstücken die Kinder? O — meist, was „schnell" geht, also gewärmte Milch, Kakao oder Milchkaffee! Das ist alles ganz gut und zur Abwechslung gewiß willkommen, aber viel besser und zuträglicher ist eine rechte, echte, nahrhafte Morgensuppe: Haferflocken, Mehlsuppe von Roggen- oder Weizenmehl in Milch gekocht. Dazu ein trockenes Weißbröchen oder ein Schwarzbrot mit Butter gestrichen, wenn es Milch gibt, eine Honigsemmel — dann wird das Kind gesättigt seinen Schulweg antreten und braucht in der Schule nur etwas Weißbrot und Obst, einen Apfel oder eine Birne, zur Winterzeit eine Banane, um dem Magen etwas zu tun zu geben. Wenn die Kleinen ein solch konsistentes erstes Frühstück erhielten, würde manchem die Schule „besser bekommen." Die Worte, die man oft oder meist dagegen hört „meine Kinder essen Morgens keine Suppe" oder „meine Kinder können keine Milchsuppe essen" sind leere Entschuldigungen solcher Mütter, die ihre Kinder nicht an Suppe gewöhnt haben. Denn leider ist auch das „Breichen", das „Abendsüppchen" aus der Kinderstube verschwunden, man gibt — es ist viel bequemer — Milch und Butterbrot, letzteres natürlich „mit Belag!" Die Kinderstubenhygiene wird heute überall gepredigt, man hat nicht nur „stilvolle", sondern „hygienische" Kinderzimmer für die kleinen Herrschaften, man hat Kinderkunst usw., aber man sträubt sich, dem Kindermagen zu bieten, was das Richtige für ihn ist und was dem kleinen, durch die Schule angestrengten Körper Kraft und Widerstandsfähigkeit gibt. Reis, Hirse, Buchweizengrütze, Graupen, Grieß, Haferflocken, Mehl, Roggenmehl, in Milch gekocht, zum ersten gemütlichen Frühstück für die Schulkinder! Das ist das Rechte. Dabei ist natürlich, damit die Suppen den Kleinen nicht „über" werden, Abwechslung geboten, man hört nach einer Woche durch einige Tage mit Suppe auf, läßt einmal Milch oder Kakao an ihre Stelle treten, um dann wieder zur Suppe zurückzukehren. Man hat aber „keine Zeit, morgens Suppe zu kochen!" Und die Köchin auch nicht? Nun — dann kocht man sie eben abends, stellt sie über Nacht in kaltes Wasser, nimmt morgens die Haut ab und wärmt sie.

Nachtlämpchen.

Handarbeit.

Kasten mit Leinwandbekleidung und Aufnäharbeit. Für Bänder, Krawatten, Handschuhe usw. ist dieser Toilettekasten bestimmt, der mit einem Randstreifen und einer Deckelplatte aus lichtgrünem Leinen, auf das Rosen aufgenäht wurden, geschmückt ist. Alle sich ergebende „Buchbinderarbeit" wurde bei dem fertiggekauften Pappkästchen selbst gemacht, der Randstreifen wurde fest herumgespannt und unsichtbar zusammengenäht. Bei dem Deckel ist die inwendig aufgeleimte Platte aus Pappe vorsichtig entfernt und nach dem Bespannen mit der Stickerei wieder darüber geklebt worden. Die Rosen sind aus hellrosa Satin mit Schnürchenumrandung, die Blätter und Stiele in grünem und braunem Filingarn gestickt.

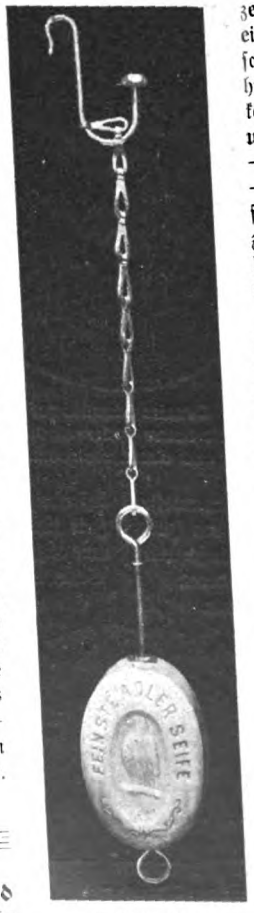


Kasten mit Leinwandbekleidung.

Hauswirtschaft.

Drei kleine Neuheiten für Haushalt und Küche. Das Nachtlämpchen unserer Abbildung wird in der Kinderstube besonders brauchbar sein, weil die durchbrochene Oberplatte des Hohlwürfels durch das Flämmchen der innen befindlichen Lampe erhitzt wird, so daß sie wie eine Herdplatte kleinsten Formates eine Tasse Milch oder dgl. ohne weiteres die Nacht über warm erhalten kann. Die Füllungen der Seitenwände, aus matter, transparenter weißer Masse gepreßt, zeigen kleine reliefierte Darstellungen deutscher Landschaften. — Der Seifenhalter sorgt dafür, daß es einigermaßen umständlich wird, die Seife von dem ihr einmal zugewiesenen Platz — beliebte Dienstbotenunart! — zu „verschleppen". Außerdem kann die Seife so, auf allen Seiten von Luft umspült, leichter trocken werden. — Die Heißwasserkanne, die bei unfreundlichem Frühlingswetter noch weit in den Mai hinein ihre nicht zu verachtende Funktion im Haushalt erfüllt, zeigt unser Bild in einem besonders hübschen Exemplar: sie ist hier aus leuchtend blankem Kupfer, Henkel und Bügel sind — händeschützend — von gutem Geflecht umsponnen. (Bezugsquelle für den Seifenhalter: Erwin Olbrecht, Leipzig, für die beiden andern Gegenstände: Raddatz, Berlin).

Heisswasserkanne.



Seifenhalter.

Fälschung des Olivenöles geschieht häufig durch Beimischung von Baumwollsamenöl. Will man sicher sein, daß Olivenöl rein ist, so tut man in eine kleine Probe etwas Bleisuperoxyd, läßt es damit einen Tag stehen und untersucht dann, ob sich das Öl rot gefärbt hat. Ist dies der Fall, so ist es mit Baumwollsamenöl vermischt. Ist es rein, so verändert es die Farbe nicht.

Neue Federn schreiben oft schlecht, das empfindet jeder, der viel schreibt, mit Unbehagen. Das lästige Versagen mit nachfolgendem zu dickem Einfließen wird vollständig vermieden, wenn man die neue Feder einigemal in ein rohes Kartoffelstückchen steckt. Auch Federn, die von Tinte verkrustet sind, werden so wieder glatt.

Fettflecke aus Überzügen von braunem Leder weichen durch Abwaschen mit lauwarmem Wasser, dem einige Tropfen Essigsäure zugefügt sind. Man reibe aber vorsichtig und möglichst nur die Flecke einigemal gut ab, um dann die betreffende Stelle mit Watte trocken zu reiben.

Fische erhält man lange frisch, wenn sie, horizontal hingelegt, geöffnet werden und der fleischige Teil mit Zucker bestreut wird: ein Eßlöffel voll auf einen fünfpfündigen Fisch. Noch nach zwei bis drei Tagen schmeckt der Fisch wie frisch.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube“, Nr. 13, 1908.

Den großen Herzen, drin so viel Raum,
Nahn sich die Alltagsbedenken kaum.

Doch in den kleinlichen, engen,
Die Krittelsorgen sich drängen.

Gertrud Triepel.

Kinderlügen.

Von Dr. med. Helene Friederike Stelzner.

Wir Erwachsenen wissen im allgemeinen ja einen recht genauen Unterschied zwischen unerlaubten, erlaubten und gebotenen Lügen zu machen. Der ethisch hochstehende Mensch wird kaum lügen, um sich einen Vorteil zu verschaffen oder einen Schaden fernzuhalten. Er jongliert aber dabei mit großer Gewandtheit auf der Brücke der gesellschaftlichen Lügen umher, die ja in vielen Fällen gar nicht geglaubt werden sollen, ja deren Umgehung geradezu als Unhöflichkeit gedeutet würde. Aus diesen Anschauungen heraus läßt Lessing die Gräfin Orsina auf des Prinzen Bescheid: „Ich bin beschäftigt, ich bin nicht allein“ verzweifelt ausrufen: „Für mich keine einzige Lüge mehr, keine einzige kleine Lüge mehr für mich.“ Es erübrigt sich, neben diesen erlaubten Lügen noch der gebotenen Erwähnung zu tun, die wir im Interesse des einen ohne Schädigung eines anderen Menschen, z. B. im Verkehr mit Kranken usw., machen müssen.

Den feinen Unterschied zwischen erlaubt und unerlaubt aber auch auf die Kinderlügen — und zwar in einem noch viel weiteren Sinne — anzuwenden, vergessen wir in vielen Fällen. Man darf ein Kind nicht einfach strafen, weil es die Unwahrheit gesagt hat. Von einer strafbaren Lüge kann nur dann die Rede sein, wenn die ausgesprochene Absicht zugrunde lag, sich einen Vorteil zu verschaffen oder eine Strafe fernzuhalten. Und auch in letzterem Falle kann das Kind, vom Erzieher suggeriert, fast unbewußt zur Lüge kommen, wenn ihm ein Vergehen, das es eben hinter sich hat, als solcher Abgrund geschildert wird, daß es auf die Frage: „Hast du das getan?“ notgedrungen nicht zustimmend antworten kann. Das Schamgefühl führt hier zur entschuldigenden Lüge, der schon im nächsten Augenblick die Reue folgt.

Derartige Fragen aber interessieren mehr den Erzieher als den Arzt. Für letzteren kommen eine Reihe kindlicher Verfehlungen nach Richtung der Unwahrhaftigkeit in Frage, die teils noch als physiologische, d. h. im normalen Entwicklungsprozeß des Individuums gelegene, teils schon auf der Grenze zum Krankhaften stehende oder drittens direkt als pathologische aufzufassen sind. In vielen Fällen entschieden nicht als Lüge zu bezeichnen ist z. B. der phantastische Ausbau eines wirklichen Erlebnisses oder auch die freie Erfindung eines die Umwelt des Kindes und die dazu gehörigen Persönlichkeiten betreffenden, im übrigen gleichgültigen Erlebnisses. Hier handelt es sich vielfach um ein Spiel der Phantasie, über deren Ausgeburten die kindliche Psyche selbst noch nicht steht, und wobei sie Tatsächliches und Erdachtes nicht unterscheiden kann.

So kommt es vor, daß die Erinnerung durch ein Traumerlebnis gefälscht oder durch im Zustande großer Ermüdung aufgenommene Eindrücke getrübt oder durch irgendwelche hereinspielenden Affekte total unzuverlässig werden kann. Eine Mutter erzählte sehr betrübt, daß ihr kleiner Fünfjähriger, der ihr bisher als ein ganz aufrichtiges Bürschchen erschienen war, plötzlich mit einer ganz unsinnigen Lüge herausgekommen sei. Er erzählte zunächst seinen Geschwistern, dann der aufhorchenden Mutter, im Garten, an einer genau bezeichneten Stelle liege ein kleiner Kessel, in dem sich verschiedene von den Kindern in letzter Zeit vermißte Spielsachen befänden. Er schilderte mit solcher Anschaulichkeit und Treue, daß sich die Mutter bestimmen ließ, mit dem kleinen Kerl die Stelle aufzusuchen, wo sich natürlich nichts fand. Die Frau war außer sich, weil sie das Ganze für ein besonders raffiniert ausgedachtes Lügengewebe hielt, das keinen anderen Zweck verfolgte, als dem Kleinen zu einem Besuch des Gartens zu verhelfen, der ihm an jenem Tag untersagt war. Das Kind hatte qualvolle Augenblicke, die Mutter eine schlaflose Nacht und viele unruhige Tage. Und warum? Weil das Kind vermutlich ein eindringliches Traumerlebnis von den Dingen der Wirklichkeit nicht unterscheiden konnte und dies in einem müßigen Augenblick, als gerade der Wunschaffekt, draußen im Garten zu sein, ganz besonders mächtig in ihm war, im Sinne dieses Wunsches verarbeitete. Kinder in einem Falle wie dem erwähnten strafen zu wollen, wäre grundfalsch. Es genügt, sie von der mangelnden Realität ihres Wahnes zu überzeugen.

Klang hier das egoistische Motiv nur leise an, so schwingt es schon lauter mit bei den renommistischen Kinderlügen, die sich in naiver Weise über die eignen Tugenden, über die Pracht des Elternhauses, über die schönen Kleider u. a. m. verbreiten, wobei der Gedanke, nicht ganz bei der Wahrheit zu bleiben, auch deutlicher ins Bewußtsein tritt. Ihr Zweck ist der, die eigene Position den Gefährten gegenüber zu erhöhen, und man kann nichts Besseres tun, als diese widerlichen Renommistereien als recht lächerlich zu brandmarken.

Bewegten sich die vorgeschilderten Verhältnisse noch durchaus auf dem Boden des Normalen, so wollen wir jetzt einen Blick in jene krause Welt tun, wo das Gesunde nach der kranken Seite abirrt. Ein Beispiel: Nellie ist zur Schule gekommen und bringt gleich am ersten Tag ungefragt die Nachricht nach Hause, die Lehrerin habe gesagt, sie sei das verständigste kleine Mädchen und solle ihr helfen, auf die anderen aufzupassen. Die beglückte Mutter erhält von nun an jeden Tag auf die Frage, wie es in der Schule war, prompt eine ausführliche Antwort, die jedesmal ein anderes Lob für ihr Kind enthält, z. B. sie solle sich vorsetzen, weil sie am schönsten schreibe, sie solle aufs Katheder kommen, damit die andern das beste Mädchen der Klasse sehen, sie solle dem Herrn Direktor etwas vorsingen, weil sie es am besten könne, usw. Diese vielfachen Variationen wurden schließlich durch eine neue, allerdings deutlich eigennützige Motive zeigende Lügenserie abgelöst. Nellie brachte Aufträge mit nach Haus wie, die Lehrerin ließe der Mutter sagen, Nellie sei so brav gewesen, sie müsse ein Stück Schokolade haben. Wie sich später herausstellte, konnten diese angeblichen Befehle der Lehrerin durch Suggestivfragen ins Unendliche gesteigert werden, z. B., sie sollte ihr eine Tafel, ein Buch, eine Mappe, schließlich einen ganzen Christbaum von Schokolade schenken. An diesem Punkt wurde der Mutter die Sache auf-

fällig. Sie ging zur Lehrerin und erfuhr, daß Nellie das Kreuz der ganzen Klasse sei, täglich Tadel bekomme, als das faulste, unartigste und ungehorsamste Kind der Klasse gelte usw. Als sich das Mädchen durchschaut sieht, wirft es sich zur Erde, schreit, man solle sie in Ruhe lassen, kurz, bietet andeutungsweise das Bild eines hysterischen Anfalles. Bei genauerer Untersuchung treten eine Reihe pathologischer Züge in den Vordergrund, als deren hauptsächlichster aber die Neigung zur oder vielmehr die Freude an der Unwahrheit steht. Ihre Erziehung war nicht sehr sorgfältig, und so stellt es sich bei näherer Untersuchung erst heraus, daß sie seit ihren ersten Sprechversuchen lügt, fabuliert, schwindelt. Sie kann nicht verstehen, warum sie die Wahrheit sagen soll, die ihr Unannehmlichkeiten einbringt, während ihr die Lüge nicht nur aus mancher Verlegenheit geholfen, ja geradezu eine Reihe von Freuden verschafft hat. — Häufig ist das Kind auch zu faul, sich auf die Wahrheit zu besinnen, während eine Reihe phantastischer Behauptungen geradezu gebrauchsfertig immer in seinem Kopf bereit liegen, für die die harmloseste Frage zur lösenden Suggestion wird. Wir haben hier den Typus des psychisch abnormen Kindes, dessen unselige Anlagen nur zu unterdrücken sind, wenn aufmerksame Behandlung und ernstes Vertiefen in seine Eigenart alle schlechten Keime zur Verkümmerung bringen. Hier genügt häufig das Elternhaus allein nicht, sondern Arzt und Erzieher müssen gemeinsam eingreifen, um zu retten, was zu retten ist. Wird die unselige Veranlagung, die häufig durch das Lügen als eine der hervorstechendsten Symptome offenkundig wird, früh genug entdeckt, so ist völlige Heilung nicht ausgeschlossen. In der Behandlung muß natürlich streng unterschieden werden zwischen den bewußten egoistischen, den halb bewußten, häufig auch selbstsüchtigen Zwecken dienenden und jenen phantastischen Lügen, die den Kindern wie Verse von den Lippen gleiten, aber schließlich doch auch einer eigennützigen Tendenz nicht ganz entbehren.

Die phantastische Lüge oder, wie ihr Name durch Delbrück in der Psychiatrie festgelegt ist, die Pseudologia phantastica würde den höchsten Grad unbewußter und halbbewußter illusionärer Darstellung bedeuten. Sie kann bei leicht erregbaren, nervösen, besonders hysterischen Kindern durch einen Gelegenheitsreiz geweckt werden und dann zu großen fortgesetzten, immer auch etwas zielbewußten Lügengespinsten sich auswachsen. Was z. B. Therese Humbert im großen leistete, das Ausspinnen der romanhaftesten und daneben wieder sehr natürlichen und glaubwürdigen Begebenheiten um eine vollständig erfundene Hauptfigur, wobei sie schließlich selbst den Faden, der Wahres von Falschem trennte, verlor, das können wir an Kindern in nicht zu seltenen Fällen beobachten. Es gibt Kinder, die sich auf diese Weise monatelang mit einer wirklichen oder erdachten Person, häufig mit sich selbst, beschäftigen und um diese alles gruppieren, was ihnen an wirklichen oder ersonnenen Geschehnissen nahetritt. Dichtung und Wahrheit sind hier zu solch festem Gewebe verfilzt, daß ein Entwirren den kleinen Autoren selbst unmöglich ist. Typisch ist dabei aber ein gewisses, nie versagendes Zweckbewußtsein, zunächst der Wunsch, sich durch die besonderen Erlebnisse interessant zu machen und gelegentlich auch alle möglichen Vorteile herauszuschlagen oder unangenehme Wahrheiten zu verschleiern, wobei immer wieder betont werden muß, daß derartige Lügner ihren Lügen absolut nicht objektiv gegenüberstehen, sondern selbst an sie glauben. Bis zu diesem Grade entwickelt, muß aber die phantastische Lüge als zweifellos pathologisch bezeichnet und der Gruppe der hysterischen Krankheitszustände zugerechnet werden. Es genügt, daß ein hysterisches Kind irgendeinen starken äußeren Anreiz bekommt, um bei ihm vollständig pseudologische Phantastereien auszulösen, und erst ein gegenteiliger Anreiz führt es in die Wirklichkeit zurück. So wird in der einschlägigen Literatur über einen Fall berichtet, wonach ein Schulmädchen monatelang Lehrerinnen und Mitschülerinnen mit einem fingierten Ohrenleiden täuschte, mit Verbänden zur Schule kam, von Operationen erzählte und dergleichen mehr, von der Lehrerin sich schließlich zu dem angeblich behandelnden Ohrenarzt begleiten ließ und dort erst mitüberzeugt werden mußte, daß sie nie in Behandlung gestanden. Dabei hatte sie zu den ganz zwecklosen Vorspiegelungen ein gewisses Raffinement aufgewandt, indem sie sich die Ohrverbände hinter dem Rücken der Eltern machte und nie versäumte, sie beim Nachhause kommen abzulegen. Neben solchen ausgebildeten Fällen phantastischer Pseudologie kommen Tausende von Übergangsformen vor. Ich greife einen selbstbeobachteten Fall heraus. Der Vater einer Schülerin starb plötzlich, und der Eindruck davon auf die andern Kinder war um so größer, als die kleine Waise mit der Trauernachricht aus der Schule nach Hause geholt wurde. Am nächsten Tag kam die Klassennachbarin der Trauernden ziemlich niedergeschlagen im dunklen Kleid zur Schule, schwarze Bänder in den Zöpfen. Auf Befragen erzählte sie der Lehrerin, ihr Vater sei auch gestorben, und nun folgten Details über Art und Dauer der Krankheit, wo und wie man ihn gepflegt habe u. a. m. Die Lehrerin hält es für ihre Pflicht, der Mutter des Kindes einen Kondolenzbesuch zu machen, und erfährt von der bestürzten Frau, daß kein wahres Wort an der Sache ist. Die kleine Lügnerin bricht in krampfhaftes Schluchzen aus und gibt zu, geschwindelt zu haben. Solange sie in der Schule gesessen habe, und noch auf dem Nachhausewege sei sie aber überzeugt gewesen, alles verhalte sich so, wie sie gesagt. Als sie nun nach Hause gekommen sei und Vater am Tisch habe sitzen sehen, habe sie ihre Erzählungen in der Schule ganz vergessen.

Unter der Suggestion eines starken Erlebnisses können plötzlich derartige Lügen aufschießen. Wie Nachtwandler steigen die Kinder auf den Zinnen und Gipfeln ihres Wolkenschlosses einher bis zu dem Augenblick, wo man sie anruft. Das Erwachen ist meist schmerzhaft. Ein vierzehnjähriges Mädchen nahm, als ihr der klaffende Riß zwischen ihren Erzählungen und der Wirklichkeit vorgeführt wurde, Gift, andere verfallen in Schrei- oder Weinkrämpfe; aber in vielen Fällen ist nach dieser starken Reaktion der Bann gebrochen, und das ganze Lügengebäude wird vergessen.

Schon dieser kurze Überblick zeigt, wie unendlich schwer es ist, namentlich beim Kinde der Wahrheit immer zum Siege zu verhelfen. Jedenfalls sollte man nicht ohne genauere Analyse der Kinderlüge, die in vielen Fällen gar keine ist, entgegentreten.

Opernsoubretten.

Von Heinrich Neumann.

Gibt es eigentlich noch Soubretten? Die Frage berührt den Kundigen im ersten Augenblicke beinahe komisch, aber daß sie überhaupt, wie es geschehen ist, ernsthaft gestellt werden kann, bietet doch den Anlaß zum Nachdenken. Sie zeigt zum mindesten, daß die Soubrette im Operngetriebe heute nicht mehr so sehr im Vordergrunde steht wie früher. Wir sind ja so furchtbar ernst geworden, in der Literatur sowohl wie in der Musik, daß schöpferische Geister, die zugleich heitere Naturen sind, von vornherein beinahe über die Achsel, jedenfalls mit einem gewissen Mißtrauen angesehen werden. Dazu kommt, daß im musikalischen Drama von jeher nicht so viel Wert wie im gesprochenen darauf gelegt wurde, durch lustige Szenen Gegensätze hervorzurufen. Die Soubrette aber ist gerade das heitere Element der Weiblichkeit in der Oper.

Noch ein zweites, mehr äußeres Moment bewirkt, daß das Wort Soubrette heute seltener gebraucht wird als in der

Vergangenheit. Man hat an der Bühne mit dem alten Usus gebrochen, die Künstler und Künstlerinnen für bestimmte Fächer zu engagieren. In den Verträgen der Gegenwart gibt es gemeinhin nur noch Sängerinnen, nicht mehr jugendliche oder hoch dramatische oder Koloratursängerinnen oder Soubretten. Aber entbehrlich ist für eine Bühne mit wechselndem Repertoire, und das sind zum Glück noch alle Opernbühnen, keine der genannten Kategorien. Die populärsten Werke von Mozart, Weber, Lortzing wären beispielsweise ohne Soubrette vom Theater verbannt. Nur ist der Begriff weiter zu fassen als in den Anfängen der Oper. Zuerst verstand man darunter nur verschmitzte Kammerkätzchen, deren die Herrschaft zur Anknüpfung von Intrigen bedurfte. Heute sind Soubrettenpartien alle, in denen sich die Damen lustig mit einem Einschlag von Übermut und Keckheit zu geben haben, sei es in Frauenkleidern oder in Hosen.

Fritzi Scheff.

Hedwig Schacko.

Ist somit die Zahl der Rollen für Soubretten bedeutend gestiegen, so sieht man sie doch seltener, weil, wie eingangs erwähnt, die Opern, in denen sie auftreten, im Spielplan seltener geworden sind. So erklärt es sich leicht, daß sich kaum noch eine Soubrette damit begnügt, die in ihr „Fach" schlagenden Aufgaben zu lösen, alle machen sich daneben auch dramatische oder ausgesprochene Koloraturpartien zu eigen.

Unter den noch tätigen Soubretten ist wohl am vielseitigsten Anna Sutter vom Hoftheater in Stuttgart, eine Schauspielerin von anscheinend unbegrenzter Wandlungsfähigkeit. Am 26. Januar 1868 in Wyl im Kanton St. Gallen geboren, genoß sie den ersten musikalischen Unterricht bei ihrem Vater, der als Organist am Freiburger Dom wirkte. Ursprünglich sollte sie Pianistin werden, dann aber bildete sie sich auf dem Münchener Konservatorium für die Bühne aus. In der bayerischen Hauptstadt fand sie auch am Volkstheater ihr erstes Engagement, Augsburg war die zweite Station. Dort sah der Intendant von Puttlitz gelegentlich die Künstlerin, er erkannte mit sicherem Blick sofort ihre außerordentliche Begabung und verpflichtete sie dem Stuttgarter Hoftheater, dem sie seitdem als erklärter Liebling des Publikums angehört. Auch die Berliner eroberte sie schnell, als das Stuttgarter Ensemble nach dem Brande seines eigenen Heims hier im Neuen Königlichen Operntheater gastierte. Fräulein Sutter ist eine ausgezeichnete Sängerin und eine Darstellerin, die, um Eindruck zu machen, auch der Musik entraten kann, sie wirkt in der Pantomime ebenso stark wie in der Oper und Operette.

Hermine Bossetti.

Ihre Vorgängern in Stuttgart war Marie Dietrich, die seit 1891 Mitglied der Königlichen Oper in Berlin ist. Die Künstlerin wurde in Stuttgart am 26. Januar 1868 geboren und bildete sich dort zunächst als Konzertsängerin aus. Später wurde sie der Hofoper auf drei Jahre verpflichtet, von denen sie jedoch je drei Monate in Paris zubrachte, um sich bei der Viardot-Garcia noch zu vervollkommnen. Nach Ablauf ihres Vertrages suchte sowohl Wien wie Berlin die junge Künstlerin zu gewinnen, die sich schließlich für Berlin entschied. Hier errang sie sich wie in ihrer Heimat bald die Gunst des Publikums. Eine echte Soubrette, lustig, liebenswürdig und natürlich!

Etwa im gleichen Alter mit Fräulein Dietrich steht Hedwig Schacko, aber den ersten Schritt auf die Bühne hat sie schon sehr viel früher getan. Bereits mit sieben Jahren spielte sie am Hoftheater ihrer Vaterstadt den kleinen Pepi im „Verschwender", und in nicht weniger

Anna Sutter als „Salome".

als 62 Kinderrollen war sie aufgetreten, als sie, vierzehnjährig, in das Dresdner Konservatorium aufgenommen wurde, um ihre frühzeitig begonnene musikalische Ausbildung zu vollenden. Nach erfolgreichem Debüt als Page in den „Hugenotten" und Marie in „Zar und Zimmermann" wurde sie 1886 an die Dresdener Hofoper engagiert, ging 1889 nach Danzig und im folgenden Jahr nach Frankfurt a. M., wo sie bisher festgehalten und nur zu gelegentlichen, erfolgreichen Gastspielen freigegeben wurde.

Bella Alten.

Eine höchst eigenartige Erscheinung ist Fritzi Scheff, die am 30. August 1876 in Wien als Tochter eines Regimentsarztes geboren wurde. Zuerst von ihrer Mutter, dann von der Schröder-Hanfstängl unterrichtet, kam sie nach Absolvierung des Konservatoriums in Frankfurt a. M. an die Münchner Hofoper, wo sie innerhalb dreier Jahre eine Berühmtheit wurde. Als die famose Regimentstochter dann in London mit größtem Erfolge die Nedda in den „Bajazzi" sang, war sie für Deutschland verloren. Man holte sie nach Amerika. Dort ist es ihr mehr als einmal gelungen, mit ihrer Sangeskunst und ihrem Spiel höchst bezahlte internationale Größen in den Schatten zu stellen. Die Ausgelassenheit, die Lust an tollen Streichen liegt ihr so im Blut, daß sie ihr gern auch außerhalb der Bühne nachgibt. Das letzte, was die Presse in dieser Richtung von ihr zu vermelden wußte, war, daß sie eine längere Spazierfahrt auf einer Lokomotive unternommen habe.

Hedwig Francillo-Kauffmann als „Margarete".

Die Münchner Hofoper hat für Fritzi Scheff Ersatz in ihrer um ein Jahr älteren Landsmännin Hermine Bossetti gefunden, die 1898 im Königlichen Theater in Wiesbaden als Ännchen im „Freischütz" debütierte, 1900 an die Hofoper ihrer Vaterstadt Wien und 1901 nach München engagiert wurde. Die Künstlerin, die sich dort der größten Beliebtheit erfreut, ist durch Gastspiele und namentlich durch ihre Mitwirkung an den Münchner Mozart-Mustervorstellungen auch weiteren Kreisen bekannt geworden.

Minnie Nast.

Eine dritte Wienerin, die im Deutschen Reich ihr Glück versucht und Lorbeeren geerntet hat, ist Hedwig Francillo-Kauffmann, eine Sängerin von beträchtlichem Können, deren Begabung sich aber mehr durch große Sicherheit als durch Gefühlswärme bekundet. Ihre schöne, klare Sopranstimme erregte schon, als sie noch die Schule besuchte, Aufsehen. Sie trat zunächst nur in Konzerten auf, ging aber bereits im Alter von 18 Jahren zur Bühne über. Sie begann ihre Laufbahn im Stadttheater zu Stettin, von wo sie an die Königliche Oper in Berlin engagiert wurde. Indessen blieb sie nach erfolgreicher Mitwirkung bei den Kaiserspielen in Wiesbaden 1900 zunächst noch einige Jahre dort, ehe sie ihre Berliner Stellung antrat. Hier stand ihr der große Ruf, den sie sich inzwischen erworben hatte, einigermaßen im Wege, die Kritik hatte mancherlei an ihr auszusetzen. Sie fand daher nicht die rechte Befriedigung in ihrer Tätigkeit und ging kurz entschlossen von der Königlichen an die Komische Oper über, an der sie alsbald große Triumphe feierte. Nun holte sie der Generalintendant v. Hülsen wieder an die Königliche Bühne, sie geht jedoch als Mitglied der Hofoper demnächst in ihre Heimat Wien zurück.

Sophie David.

Aus Österreich, wenn auch nicht aus Wien, ist ferner Sophie David ins Reich gekommen. In Böhmen geboren, debütierte sie im Alter von 14 Jahren am Deutschen Landestheater in Prag und errang dann in verschiedenen Orten große Erfolge als Bühnenwunderkind, ganz besonders gefiel sie in Berlin, wo sie im Theater Unter den Linden, dem jetzigen Metropoltheater, in einer eigens für sie geschriebenen Oper „Die kleine Primadonna" Furore machte. Freilich betrachtete man das winzige Fräulein David als eine Spezialität und war höchst erstaunt, als sie 1894 ein Engagement nach Danzig annahm, wo für Spezialitäten kein Raum war. Allein ihre geistige Kraft war groß genug, um die Kleinheit ihrer Figur vergessen zu machen. 1895 ging sie nach Essen und 1897 nach Köln, wo sie sich das Publikum im Sturm eroberte. Stimmbegabt und sehr musikalisch, konnte die kleine Soubrette sogar in Bayreuth ihren Platz mit Ehren behaupten; Cosima Wagner vertraute ihr die Partie

Marie Dietrich.

des Waldvogels im „Siegfried“ an. Ein Wandervogel ist Bella Alten; Polin von Geburt, wurde sie in Deutschland zur Künstlerin erzogen und begann ihre Laufbahn am Leipziger Stadttheater, siedelte aber nach kurzer Frist an das Braunschweiger Hoftheater über. Bald lenkte sie die Aufmerksamkeit auch der größeren Bühnen auf sich als eine überaus musikalische und ungewöhnlich vielseitige Künstlerin, die nicht nur ihre Soubrettenpartien mit vollster Sicherheit beherrscht, sondern auch weit davon abliegende Figuren wie Charpentiers Louise glaubhaft verkörpert, ja, in London sogar unter Hans Richter die Eva in den „Meistersingern“ mit großem Erfolg gegeben hat. Dort hörte sie Conried, der sie für Neuyork gewann.

Birgit Engell.

Elfriede Martick.

Neben den Größen ist aber auch vielversprechender Nachwuchs vorhanden. Der Generalintendant v. Hülsen, der stets darauf bedacht ist, das Personal der seiner Leitung unterstellten Bühnen rechtzeitig durch jüngere Kräfte zu vervollständigen, hat erst in letzter Zeit wieder zwei jugendliche Soubretten engagiert. In Wiesbaden hat Fräulein Birgit Engell, in Berlin Fräulein Elfriede Martick ihre Laufbahn unter günstigen Auspizien begonnen. Fräulein Martick, eine Breslauerin, ist Schülerin von Frau Aglaja Orgeni in Dresden. Ihr Name wurde, schon bevor sie die Bühne betrat, bekannt, da ihr im September 1906 bei dem Wettstreit um den Felix Mendelssohn-Bartholdy-Preis das große Stipendium von 1500 Mark zuerkannt wurde. Fräulein Engell wurde 1882 in Berlin geboren, siedelte aber im Alter von fünf Jahren mit ihren Eltern nach Dänemark über und kehrte erst nach Deutschland zurück, um die Gesangskunst zu studieren. Aus der Schule von Frau Etelka Gerster kam sie direkt an das Königliche Theater in Wiesbaden. Beide sind anmutige, liebenswürdige Erscheinungen.

Küchen-Elend und Ideal-Küche.

Von Wanda Mischke.

I.

Es ist jetzt fünfzehn Jahre her, daß ich mir meine erste Küche einrichtete. Ganz helle neue Möbel mit blauen Zierlinien machten einen freundlichen Eindruck, gehäkelte Kanten, mit blauen Bändern durchzogen, bekleideten die Ränder der Wandbretter und die Leisten des Küchenspindes, eine Menge hübschen Porzellankrams stand dekorativ umher, sogar oben auf dem Küchenspinde, dem menschlichen Arm unerreichbar, thronte ein blanker Kupferkessel, und in wunderschönen Porzellantonnen und -tönnchen lagerte Vorrat an Reis, Grieß, Graupen und kostbarem Gewürz. Mit einem Worte, es war eine Pracht.

Die Küche war auch eigentlich viel zu schade zur Benutzung. Ob das meine Dienstmädchen auch fanden? In meinem ersten jungen Ehejahre hatte ich nacheinander dreizehn Mädchen. Alle diese Marien, Annas, Josephinen und Helenen, und wie sie alle heißen, diese Mädchen für alles, keine brachte es fertig, mir diese Küche dauernd in tadellosem Zustande zu halten. Alle verzweifelten nach kurzer Zeit an der schweren Aufgabe und verließen mit den besten Segenswünschen meinen Dienst. Eine Marie trat mit Begeisterung an und vermochte es, mich zu bewegen, die schönen Möbel, Küchentisch, Schrank, Wandrahmen, die unter den Händen ihrer Vorgängerinnen schon etwas gelitten hatten, neu streichen zu lassen; ich ging entzückt auf diesen Vorschlag ein, froh, endlich eine gleichgestimmte Seele gefunden zu haben, aber ach! auch Marie stellte bald den Besen in die Ecke und packte ihre Kommode.

So wurde denn immer und immer wieder gewechselt. Schließlich wurde ich von selbst nachsichtiger, besonders als dann allmählich Kinder kamen und mit diesen neue Arbeit. Jahrelang plagte ich mich mit meiner niedlichen Küche schlecht und recht durch und mit manchem ergebenen Seufzer; aber so viele Abstriche ich auch von meinen Idealen machte, eine rechte Zufriedenheit wollte sich nicht einstellen.

Da kam ein Ereignis, das mit harter Hand in alles Bestehende eingriff und mit einem Male alles, Ideale, Verzichte, Hoffnungen, Träume, über den Haufen warf. Mein Mann nahm eine Stellung außer Landes an, über See, im fernen Japan, und nach einiger Zeit folgte ich ihm. O, das war ein Paradies! Ich möchte jeder armen gequälten deutschen Hausfrau raten, ihre Siebensachen zu packen und nach Japan zu ziehen. Noch besser aber, sie packt von den Siebensachen recht wenig, sondern macht kurz entschlossen einen Strich unter ihr bisheriges Leben. Denn sie kommt ja in eine ganz neue Welt.

Keine Sorge um die Wäsche mehr: der Waschmann holt die Sachen ab und liefert die Wäsche tadellos und pünktlich zurück. Kein Kopfzerbrechen mehr um Speisezettel und Küche: der Koch nimmt diese Sorgen auf sich, und zwar so gründlich, das er streiken würde, wenn man viel hineinredete. Man setzt sich sozusagen im eigenen Hause als Gast zu Tisch und läßt sich überraschen. Zwar kommt der Herr Koch, genannt Kuk san (cook ist englisch und san japanisch), jeden Abend mit seinem Küchenzettel an und hält, halb englisch, halb japanisch, eine längere Rede — jedenfalls ist es der Marktbericht und im Anschluß daran das Menü für den nächsten Tag — man erfährt aber doch nie vorher, was er nachher kocht. Es ist mehr Höflichkeit, daß er scheinbar anfragt. Aber es geniert nicht; der Mann kocht, er kocht gut, und er kocht reichhaltig. Täglich liefert er zum „Tiffin“ (dem Frühstück um 1 Uhr mittags) fünf bis sechs Gänge und zum „Dinner“ (dem Hauptessen abends zwischen 7 und 8 Uhr) sechs bis sieben Gänge. Man sieht, der Zuschnitt ist im großen und ganzen mehr nach englischem Stil. Etwaige Wünsche wurden tunlichst berücksichtigt — manchmal auch nicht, und in diesem Fall erfolgte eine längere Rede, die man nicht verstand, und die einen deshalb auch nicht besonders aufregte.

Als ich nun ein paar Wochen lang solch Schlaraffenleben geführt hatte, regte sich in mir die deutsche Hausfrau, und ich wollte doch auch einmal den Raum kennen lernen, in dem der Kuk-san diese Wunderdinge verrichtete, mit einem Worte: ich wollte meine Küche einmal sehen. Sie werden erstaunen, verehrteste deutsche Hausfrau und Kollegin, aber das ist in Ostasien nicht so einfach wie bei uns zulande. Erstens könnte

der Herr Koch solch frevelhaftes Beginnen als eine unberechtigte Einmischung ansehen und gewaltig übelnehmen; zweitens aber, was noch schlimmer ist, man verliert bei den lieben Landsmänninnen sofort die Hoffähigkeit, sobald man einiges Interesse oder gar einige Kenntnisse in Küchensachen verrät. Also, wie gesagt, man muß vorsichtig sein. So ließ ich denn durch mein Fräulein zunächst auskundschaften, wann der Herr der Küche sein Reich räume. Das Ergebnis der Erkundigung war in jeder Hinsicht überraschend, und ich wette, daß die meisten meiner Leserinnen es für unglaublich halten werden. Die Tageseinteilung war etwa die folgende. Gegen elf Uhr erscheint der Koch, der außer dem Hause wohnt, mit seinen Einkäufen in der Küche und geht an die Arbeit. In der kurzen Zeit bis halb eins oder eins (das ist in den verschiedenen Häusern etwas schwankend) stellt er das Tiffin von fünf oder sechs Gängen her, wenigstens in der Hauptsache, bis zwei Uhr etwa wird gegessen, und zehn Minuten später hat der Koch die vollkommen saubere Küche schon wieder verlassen. Die Tätigkeit für die Hauptmahlzeit, das Dinner, beginnt er dann um fünf Uhr nachmittags; das Essen ist um halb acht oder acht und dauert bis um neun Uhr. Es gibt ein Mahl mit allen Schikanen, außer den üblichen Suppen, Fisch-, Fleisch- und Gemüsegängen auch Pasteten und selbstgefertigtes Eiscream, dazu wird Obst und Käse und schließlich Kaffee mit eigenem Gebäck gereicht — kurz nach neun Uhr ist aber auch schon alles tot und still in der Küche, alles abgewaschen, aufgeräumt, fortgestellt, und der Herr Koch geht seinem eigenen Vergnügen nach.

Es ist wohl begreiflich, daß diese Entdeckungen meine Neugierde nur noch mehr reizten. Trotz der doppelten Gefahr faßte ich mir ein Herz und stieg in die Küche, um mir den Mann bei der Arbeit anzusehen. Ich fand, daß die Sache nicht so gefährlich war, denn ein paar eingelernte japanische Worte genügten vollkommen, um ihn zu beruhigen. Er ließ sich gar nicht stören. Die Arbeit flog ihm nur so von der Hand, jeder Griff, jede Bewegung war praktisch, durchdacht, beinahe mechanisch, kein Zaudern, kein Überlegen, kein Fehlgriff, und dabei sah alles so selbstverständlich aus, daß man durchaus nicht den Eindruck hatte, als ginge es besonders hastig her — diesen Eindruck bekommt man nämlich meistens, wenn es nicht klappt!

Es muß hier eins bemerkt werden, um einen naheliegenden Irrtum nicht aufkommen zu lassen. Der Koch hatte allerdings insofern eine Unterstützung, als das Hineintragen in das Speisezimmer und das Servieren vom Hausmädchen (der „Amah") besorgt wird, und ebenso auch das Abräumen und Zurückbringen der Teller usw. in die Küche. Aber in der Küche selbst arbeitet der Koch ohne jede Hilfe. Er macht das Fleisch und das Gemüse zurecht, schält die Kartoffeln, richtet die Pasteten an, kocht, brät, legt die fertigen Gerichte auf die Platten, zerteilt die Speisen kunstgerecht und schiebt die Schüsseln, fertig zum Servieren, der „Amah" oder dem „Hausboy" in die „Pantry". Er kommt auch nicht in Verlegenheit, wenn einmal zufällig ein paar Gäste mehr zu Tische kommen; da wird eben schnell ein bißchen mehr hergerichtet, oder im schlimmsten Notfalle gehen Boten zu den Köchen der Nachbarhäuser, um Fehlendes zu borgen — die Hausfrau kommt nie in Verlegenheit. Und schließlich wäscht der Koch auch Kochgeschirre und Teller ab und stellt alles an seinen Platz. Dem übrigen Dienstpersonal fällt es nicht im Traum ein, ihm dabei zu helfen.

Dazu gehört ohne Zweifel eine ganz bedeutende Übersicht, Geschicklichkeit und Übung, und man bekommt ordentlich Respekt vor so einem kleinen, braunen Kerl, der sich in die fremden Bedürfnisse so energisch eingelebt hat — er selbst würde ja solche Speisen, die ganz unjapanisch sind, niemals essen, nicht einmal kosten. Aber — es ist noch etwas dabei — und jetzt, geliebte deutsche Hausfrau, kommen wir zu etwas ganz Wichtigem und Wesentlichem. Als ich mir das Hantieren meines Kochs genügend angesehen hatte, wagte ich auch einen Rundblick in der Küche, und was ich da sah, war allerdings ganz angetan, um das, was einigermaßen den Eindruck der Zauberei machte, auf natürlichem Wege zu erklären.

Die Küche sah ganz anders aus als meine geliebte, hübsche Küche in Europa. Dort war alles niedlich mit Muschelaufsatz und Knöpfen verziert — hier alles glatt, niedrig, handlich, bequem, viel Fläche, keine Verzierungen. Die Tische groß, weiß gescheuert. Keine unnützen Topfschränke, in denen man die Töpfe erst dreimal umstellen muß, ehe man den rechten herausfindet. Alles offen, übersichtlich, auf Holzleisten, direkt zum Hingreifen. Die Küche war groß, geräumig, so daß man bequem herumwirtschaften konnte, aber sie machte, verglichen mit unseren deutschen Küchen, einen etwas leeren Eindruck. Kein unnützes Stück Möbel stand darin, vor allem kein Küchenspind, das bei uns oft zwei- oder dreifach vertreten ist, kein Gewürzspindchen, kein Küchenrahmen. Außer dem Kochherd und einem sehr praktisch eingerichteten Abwaschtisch sah man nur einen großen weißgescheuerten Arbeits- und Anrichtetisch und den sogenannten „Kitchen-Dresser".

Dieses ungemein empfehlenswerte Stück Möbel, eine wahre Wohltat für jeden Koch und jede Köchin, verdient eine besondere Beschreibung. Wie schon der Name sagt, geht die Einrichtung auf englische Sitte zurück. Überhaupt hat wohl England in dem ganzen Zuschnitt des ostasiatischen Lebens vorbildlich gewirkt, aber ich habe den Verdacht, daß die Japaner die Einrichtungen für ihre Zwecke noch sehr vereinfacht haben. Der Kitchen-Dresser ist das eigentliche Hauptstück der Kücheneinrichtung. Er ist im wesentlichen zunächst ein großer geräumiger Tisch, auf dem neben dem Anrichtetisch noch allerlei Hantierungen vorgenommen werden können, mit zwei oder drei praktischen Schubkästen für kleines Küchengerät, als da sind: Pastetenformen, Eisformen, Messerputzer, Ausstecher und dergleichen. Ferner ist unter dem Tisch noch ein ebenso großes Brett angebracht, auf dem die Gemüsevorräte und dergleichen mehr in einfachen und praktischen Körben Aufstellung finden. Oben aber ist dieser Tisch mit einem Regal in Verbindung, das aus drei übereinander angebrachten Leisten besteht, um die verschiedenen Gewürze, Konserven, Reis- und Grießbuchsen usw. in sofort greifbarer Aufstellung zu beherbergen. Es kommt also im wesentlichen doch auf eine Art Küchenspind heraus, nur daß alles etwas handlicher und bequemer ist, als wir es gewöhnt sind. Auch die Behälter der Gewürze und Konserven und was sonst zu den täglichen Gebrauchsartikeln der Küche gehört, sind im einzelnen viel einfacher und stets so eingerichtet, daß sie sofort von außen erkennbar sind, daß Verwechselungen und zeitraubendes Suchen ausgeschlossen sind, und daß, ohne langweiliges Beiseiteschieben anderer Gegenstände, ein Griff genügt, sie zu fassen. — Daß gar auf einen Stuhl oder eine Trittleiter gestiegen werden müßte, um etwas, was man braucht, herunterzuholen, ist ganz ausgeschlossen.

Und nun bin ich wieder in Deutschland und vor die Aufgabe gestellt, mich aufs neue einzurichten, mir u. a. auch eine neue Kücheneinrichtung zuzulegen. Gewiß gibt es in unsern Haushaltungsgeschäften eine unübersehbare Menge von praktischen Dingen, besonders im einzelnen. Aber es fehlt noch an der Hauptsache, und das sind: praktische Küchenmöbel. Es ist, trotz der vielen guten und bestechenden Neuheiten, die im Laufe der Jahre hinzugekommen sind, nicht viel anders als vor fünfzehn Jahren. Alles lackiert und verziert in allerlei Stilarten. Für alles Schränke und Behälter, Kasten für Töpfe und Lappen, Wichskasten, Putzkasten usw. Stellt man diese Sachen und Sächelchen in der Küche auf, so sieht das Ganze recht niedlich aus, aber Anna und Marie wird mit dem Wischen, Waschen und Putzen gar nicht fertig. Und nun erst die großen Reinmachtage! Wer aber wollte an ein „Tiffin" von fünf oder sechs Gängen denken! Nicht zu machen. Langt es doch kaum für ganz bescheidene Ansprüche, und die Hausfrau hat Ärger über Ärger.

In einem folgenden Artikel möchte ich deshalb noch einige praktische Vorschläge machen.

Frühjahrskostüm aus gestreiftem Stoff, japanischer Mantel für ältere Damen. (Abb. 117 u. 118.) Die Farbe unseres feschen Frühjahrskostüms ist ein zartes Graugrün, von dem sich die nur etwas dunkleren Streifen ganz diskret abheben. Das Jäckchen wird vorn wie im Rücken durch englische Nähte durchteilt und am Halse durch einen Herrenkragen abgeschlossen. Es wird einreihig geknöpft, hat kurzen abgerundeten Schoß und den Ärmel in Keulenform geschnitten. Der etwas schleppende Rock hat Glockenform und fällt bei völliger Hüftschlankheit nach unten etwas tollig aus. Sein Schnitt ist in 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der des Jäckchens in 44, 46, 48, 50, 52, 54, 56 und 58 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preise erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 2 Meter, für den Rock 4,50 Meter. — Für den Frühjahrsmantel ergab feines braunes, mit weißer Seide abgefüttertes Tuch das schmiegsame Material, während die Ausstattung in gleichfarbiger Seidenschnurstickerei bestand, die eine braune Seidenziehtresse begrenzte. Der reichlich dreiviertellange, völlig lose geschnittene Mantel zeigt Vorder- und Rückenteile glatt herabfallend und den kleinen Halsausschnitt mit Stickerei und Tresse abgekantet. Der ziemlich weite, unten offene Ärmel ist zur Hälfte

Abb. 117 u. 118. Frühjahrskostüm aus gestreiftem Stoff, japanischer Mantel für ältere Damen.

Abb. 119 u. 120. Cheviotanzug für kleine Knaben. Kittelkleid für Mädchen.

Abb. 122. Tändelschürze.

dem Vorderteil, zur Hälfte dem Rückenteil angeschnitten und zeigt die Naht teilweise durch die Garnitur verdeckt, die vom unteren Rande nach der Mitte zu in die Höhe steigt. Der zur Herstellung dieses eleganten Mantels erforderliche Schnitt ist in 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,20 Metern Breite 2,25 Meter.

Cheviotanzug für kleine Knaben, Kittelkleid für Mädchen. (Abbildungen 119 u. 120.) Durch einen dunkelblauen, mit weißer Litze besetzten Drellkragen ausgestattet, wird die Bluse des Anzugs Abb. 119 vorn durch eine blauseidene Schifferkrawatte zusammengehalten, während den spitzen Halsausschnitt ein weißer Latzteil füllt. Der Ärmel zeigt die beliebte, unten in Fältchen abgenähte Form, das kurze Pumphöschen ist einem Futterleibchen angesetzt, das im Rücken geknöpft wird. Der Schnitt ist in 28, 30, 32, 34, 36, 38 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 1,25 Meter.

Das Mädchenkittelkleid ist aus blauweiß kariertem Wollstoff hergestellt und mit einem weißwollenen Einsatzteil ausgestattet. Die langtaillige Bluse wird durch einen sich auch im Rücken wiederholenden Besatzteil garniert, der auf der Schulter mit angeschnittener Epaulette versehen ist, die über den Ärmelansatz fällt. Mit Tresse besetzt, begrenzt dieser Garniturteil zugleich den weißen Einsatz und verschwindet im Gürtel, der den Ansatz des kurzen Röckchens verbirgt. Dieses ist oben eingereiht und vorn gleichfalls mit einem weißen Einsatzteil versehen, der in der Mitte glatt, sonst in feine Fältchen gelegt ist. Der Ärmel ist blusig geschnitten, unten in Fältchen abgenäht und mit einem Aufschlag garniert. Der Schnitt ist in 30, 32, 34 und 36 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,25 bis 3,50 Meter.

Theaterbluse mit japanischem Ärmel. (Abb. 121.) Das Charakteristische der modernen Bluse liegt in dieser Saison hauptsächlich in dem ihr angeschnittenen Ärmel, durch den sie ein wesentlich anderes Gepräge als ihre Vorgängerinnen erhält. Mit unserer Abbildung veranschaulichen wir eine solche moderne Bluse, die aus altrosa indischer Seide, durch eine in Grün, Blau und Gold ausgeführte Stickereibordüre von besonders hübscher Wirkung ist. Futterlos gearbeitet, hat die Bluse in der vorderen Mitte zwei Quetschfalten, die zu beiden Seiten von je einer ausspringenden Fältchengruppe begrenzt werden. Die Rückenmitte ziert gleichfalls eine Quetschfalte, den kleinen viereckigen Ausschnitt umrandet die farbige Bordüre. Der sich nach unten stark erweiternde Halbärmel ist in ein Stickereibündchen gefaßt und halb dem Vorderteil und halb dem Rücken angeschnitten, wodurch er die natürliche Schulterlinie betont. Der Schnitt ist in 40, 42, 44, 46, 48, 50 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 80 Zentimetern Breite 2,50 Meter.

Tändelschürze. (Abb. 122.) Mit unserer Abbildung bringen wir ein Tändelschürzchen, das sich geschickte Hände ohne Mühe nacharbeiten können. Als Material diente ein Stück weiche hellblaue Seide, die, an drei Seiten durch feine Stüschen bereichert, durch weißen Valenciennesinsatz durchbrochen und durch breitere Valenciennespitze umrandet wird. Oben tritt das Schürzchen in feinen Falten in den schneppigen Bund, geschlossen wird er durch blaue Seidenbänder, die seitlich zu graziöser Schleife zu arrangieren sind. Hierzu ist der Schnitt für 35 Pfennig vorrätig.

Wäschegarnitur für Damen. (Abb. 123 bis 125.) Unsere Wäschegruppe veranschaulicht eine für Damen bestimmte Wäschegarnitur, die sich mit Hilfe der Schnitte nicht nur im Hause anfertigen, sondern auch eigenhändig durch Lochstickerei und Handlangette verzieren läßt. Das einfache Nachthemd Abbildung 123 aus feinem Hemdentuch zeigt Vorderschluß, der zu beiden Seiten von Stüschen begrenzt wird. Als Halsabschluß dient ein Umlegekragen mit gestickten Ecken, der blusige Ärmel ist in ein festoniertes Bündchen gefaßt. Hierzu ist der Schnitt in 40, 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 4 Meter. — Das Taghemd Abb. 124 ist gleichfalls aus Hemdentuch gefertigt und durch Handstickerei und Handlangette verziert. Spitz ausgeschnitten, ist es auf der Schulter zu knöpfen und mit leichter Taillenschweifung geschnitten, die unnötige Falten vermeidet. Sein Schnitt ist in 44, 48, 52, 56 und 60 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 2,30 Meter. — Das Beinkleid Abb. 125 ist mit

Abb. 121. Theaterbluse mit japanischem Ärmel.

Abb. 123 bis 125. Wäschegarnitur für Damen.

seitlichem Schluß gearbeitet, der durch je eine Patte begrenzt wird, die auf den breiten Kollerbund übergreift. Die Hosenbeine treten unten faltig in ein Bündchen, dem ein breiter, durch Stickerei und Langette verzierter Volant seine Garnitur verleiht. Der Schnitt ist in 100, 108, 116, 122 und 130 Zentimetern Hüftweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 1,85 bis 2 Meter.

Nachmittagskleid aus Tuch, Empiretoilette. (Abb. 126 u. 127.) Die Überbluse in ihren verschiedenen Formen hat sich nun auch mit in die neue Saison herüberzuretten gewußt, so daß wir dieser guten alten Bekannten in neuer Gestalt täglich begegnen. Eine besonders hübsche Form hat sie in unserem kleidsamen Modell Abb. 126 angenommen, das aus resedafarbenem Tuch hergestellt und nur durch Stepperei und dunkleren Seidenpaspel verziert ist. Über einer glatten Unterbluse zeigt sich die vorn etwas übereinandertretende Überbluse gleichfalls ziemlich glatt gehalten und leicht seitlich durch Schmuckknöpfe geschlossen. Als Halsabschluß dient ein schmaler Schalkragen, der zugleich das kleine Spitzenstofflätzchen begrenzt, das den Halsausschnitt füllt. Unter der verbreiterten Schulter der Überbluse fällt kugellos der oben ziemlich weite Dreiviertelärmel hervor, der, durch mehrfache Querfuten bereichert, unterhalb des Ellbogens in Längsfältchen in einen Aufschlag tritt, den eine glatte Manschette abschließt. Der Glockenrock bleibt völlig ungarniert und fällt in leichter Schleppe aus. Sein Schnitt ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 2 Meter, für den Rock 3,25 Meter. — Als Material zu der Empiretoilette diente gobelinblaues Tuch. Das vorn und im Rücken leicht blusige Leibchen zeigt einen kleinen spitzen Einsatz aus gefaltetem Seidenbatist, den der breite, leicht über den Ärmelansatz fallende Spitzenkragen begrenzt. Der etwas über die Taillenlinie verlegte Gürtel aus altblauem Panne deckt zugleich den Ansatz des ganz leicht gereihten Rockes. Der dreiviertellange Ärmel ist in ziemlich breite Querfalten geordnet. Der Schnitt ist in 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter.

Reformkleid für junge Damen. (Abbildung 128.) Der fraisefarbene mit gleichfarbigen Seidenborduren verzierte Voile dieses Kleides wird durch eine weiße Spitzenpasse gehoben. Das Leibchen

Abb. 126. Nachmittagskleid aus Tuch.

Abb. 127. Empiretoilette.

Abb. 128. Reformkleid für junge Damen.

zeigt die vordere und Rückenmitte mit einem gereihten Fältchenteil bekleidet, an den sich, durch Seidenstreifen unterbrochen, je ein glatter Teil anschließt, der mit dem glockigen japanischen Ärmel ein Ganzes bildet. Unter letzterem fällt der halblange Seidenpuffärmel hervor, den ein Spitzenbündchen abschließt. Den Ansatz des leicht faltigen Rockes deckt ein über Taillenschluß verlegter, lose umgelegter fraisefarbener Seidengürtel; die vordere Mittelbahn bleibt glatt, während die Hinterbahn, von Seidenstreifen begrenzt, in Falten ausfällt. Der Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5,50 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte sind zu den Modefiguren Nr. 117 bis 128 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37-41, zu beziehen. Für Taillen usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Die verheiratete Lehrerin als Hausfrau, Gattin und Mutter.

Von Grete Trapp.

Bisher mußten die im öffentlichen Schuldienst stehenden Lehrerinnen bei ihrer Verheiratung aus diesem ausscheiden. Ausgenommen waren nur jene wenigen Lehrerinnen, in deren Vokationen der Passus fehlte, der ihnen dieses Ausscheiden zur Pflicht machte. Sogar eine widerrufliche oder vertretungsweise Beschäftigung einer infolge ihrer Verheiratung aus dem Amt geschiedenen Lehrerin erklärt der Minister für unzulässig.

In neuester Zeit hat allerdings schon wiederholt vertretungsweise Beschäftigung verheirateter Lehrerinnen unter Zustimmung der Behörden stattgefunden. Durch den Erlaß vom Dezember v. J. aber gestattet der Minister eine widerrufliche Anstellung der verheirateten Lehrerin, eine solche also, die derjenigen der Lehrerin und des Lehrers vor ihrer endgültigen Anstellung entspricht. Es ist also in Zukunft statthaft, daß verheiratete Lehrerinnen dauernd und als Klassenlehrerinnen beschäftigt werden. Sie erwerben jedoch durch ihre Tätigkeit keinen Anspruch auf Pension und können jederzeit ohne Disziplinarverfahren entlassen werden. Ob die praktische Durchführung des Erlasses für die in Frage kommenden Faktoren von Segen sein wird, darüber sind die Ansichten in den beteiligten Kreisen sehr verschieden. Auch mir, einer verheirateten Lehrerin und Mutter eines noch nicht schulpflichtigen Kindes, die dank einer alles ernste Streben in loyalster Weise unterstützenden Stadtverwaltung wiederholt im öffentlichen Schuldienst als Hilfslehrerin beschäftigt wurde, sei es vergönnt, aus der Praxis heraus meine Erfahrungen zu veröffentlichen.

Was die verheiratete Lehrerin dazu veranlaßt, ihrem ehemaligen Berufe wieder zuzustreben, wird in den meisten Fällen der Wunsch nach geistiger Betätigung sein. Der Haushalt mit seinen in unserer modernen Zeit für die Hausfrau so bequemen Einrichtungen kann das Leben der denkenden Frau unmöglich ganz ausfüllen. Was liegt da näher, als daß die ehemalige Lehrerin das Feld zur Betätigung ihrer Geisteskräfte in ihrer einstigen Heimat, der Schule, sucht? Daß sie dort als Mutter eigener Kinder durch ihr liebevolles Verständnis für die Regungen der Kindesseele unendlich segensreich wirken kann, wird wohl von niemand bestritten werden.

Diese Betätigung ist aber auch finanziell nutzbringend. In den meisten Fällen wird ja eine Mehreinnahme, selbst wenn die Einkünfte des Mannes nicht unzulänglich sind, im Haushalt sehr willkommen sein. Auch weiß ich aus eigener Erfahrung, wie niederdrückend es für die jahrelang pekuniär unabhängig gewesene Frau ist, nach ihrer Verheiratung in dieser Beziehung abhängig zu sein, sei es auch von dem geliebten Manne.

Nun wendet man ein, die gewissenhafte Ausübung des Lehrberufes schließe eine ordnungsmäßige Instandhaltung des Hauswesens nahezu aus. Es müssen doch aber auch viele unverheiratete Lehrerinnen, die einen eigenen Haushalt führen, einen doppelten Pflichtenkreis ausfüllen, ohne daß einer davon zu kurz kommen darf! Zuweilen haben diese Damen noch eine kranke oder schwächliche Mutter zu versorgen und zu pflegen, dabei aber oft nicht einmal die Mittel für eine ausreichende Hilfskraft, die der verheirateten Kollegin zur Verfügung stehen.

Eine praktische, mit etwas Dispositionstalent begabte Frau wird sehr wohl beiden Tätigkeiten gerecht werden können, vorausgesetzt, daß sie körperlich kräftig ist und ihre Zeit weise einteilt. Natürlich wird sie eine tüchtige Arbeitskraft im Haushalt zur Seite haben müssen. Durch die Mehreinnahme ist die teurere Kraft auch leicht zu beschaffen, es gibt immer noch einen Überschuß!

Ein sehr bedeutender Faktor bei den Erwerbsbestrebungen der verheirateten Lehrerin ist aber der Gatte. In vielen Fällen wird er seine Zustimmung dazu nicht geben, und schon aus diesem Grunde ist eine Überfülle von verheirateten Bewerberinnen nicht zu befürchten, wie auch viele verheiratete Lehrerinnen selbst auf die Weiterausübung eines Berufes verzichten werden.

Ist aber der Mann eines Sinnes und eines Strebens mit seiner arbeitsfreudigen Gattin, so kann er gewiß sein, daß diese wohl imstande ist, bei richtiger Zeiteinteilung und einer tüchtigen Hilfskraft sowohl Zeit zu gemeinsamen Spaziergängen als auch zu ernster und unterhaltender Aussprache zu finden.

Natürlich wird er hier und da eine kleine Abweichung von pedantischen Hausregeln freundlich hinnehmen müssen; ebensowenig wird er sich daran stoßen dürfen, wenn die Frau wie auch er, ab und zu etwas von den kleinen und größeren Verstimmungen, die untrennbar vom Berufe sind, mit ins Haus trägt, wie er sich überhaupt damit abfinden muß, daß die Frau dann die gleichen Rechte wie er, ebenso wie die gleichen Pflichten hat.

Als Haupttrumpf aber spielen die Gegner der verheirateten Lehrerin immer die Kinder aus, und unbedingt hat dieser Einwand von allen die größte Berechtigung; schließt doch Kinderreichtum selbstverständlich eine mehrstündige tägliche Abwesenheit der Mutter von der Häuslichkeit aus! Anders ist es, wenn nur ein bis zwei Kinder vorhanden sind. Befinden sich diese bereits im schulpflichtigen Alter, so bieten sie für die Lehrtätigkeit der Mutter nicht das geringste Hindernis, da ihre Schulstunden sich mit denen der Mutter meist decken werden. Für diese Kinder wird aber eine Mutter, die selbst im praktischen Schuldienst steht, von besonders segensreichem Einfluß sein können, als Mitarbeiterin und Beraterin bei ihren häuslichen Aufgaben.

Sind die Kinder noch kleiner, aber, wie man zu sagen pflegt, schon „aus dem Gröbsten heraus" (ein Säugling wird allerdings die Abkömmlichkeit der Mutter vom Hause sehr in Frage stellen) so ist es auch dann sehr gut möglich, daß die Mutter ihrer Lehrtätigkeit nachgeht, ohne daß sie ihre Mutterpflichten dabei zu vernachlässigen braucht. Bedingung wäre dabei allerdings, daß der Mann nicht den ganzen Tag vom Haus abwesend sein müßte, sondern imstande wäre, seiner Gattin einen Teil der Erziehungspflichten abzunehmen.

Ich selbst bin Beamtenfrau und Mutter eines vierjährigen Kindes, das, an stundenlangen Aufenthalt im Freien, auch im Winter, gewöhnt, meine Abwesenheit von Hause während meiner Unterrichtszeit kaum empfinden kann. Um aber erziehlich auf die Kinder einzuwirken, dazu bedarf es nicht der dauernden Anwesenheit der Mutter; auch wird die liebevolle und pflicht

treue Mutter (und Pflichttreue liegt der Lehrerin sozusagen im Blut) ganz sicher noch viel Zeit finden, sich mit ihren Kindern zu beschäftigen.

So möchte ich nun das Ergebnis meiner Betrachtungen nach meiner praktischen Erfahrung folgendermaßen ziehen: Ist die verheiratete Lehrerin körperlich gesund und kräftig, so daß sie sich einem doppelten Berufe gewachsen fühlt, ist der Mann mit ihrem Streben einverstanden und steht ihr darin helfend zur Seite, sind ferner nur ein bis zwei Kinder vorhanden, so gebe sie ohne weiteres dem Wunsche nach, die Tätigkeit in dem liebgewordenen Beruf wieder aufzunehmen.

In bezug auf die schwächliche und kinderreiche Frau aber ist es sehr gut, daß der ministerielle Erlaß viele Wenn und Aber enthält und es ganz in die Hand der zuständigen Kommunen legt, ob sie verheiratete Lehrerinnen im öffentlichen Schuldienst beschäftigen wollen oder nicht!

Gestrickte Schals.

Von Charlotte Herms.

Das Stricken ist wieder „in der Mode", und hauptsächlich haben wir zu verzeichnen, daß gestrickte Schals sich einer besonderen Beliebtheit erfreuen. In unsern Kaufhäusern sieht man sie in hohen Stapeln aufgehäuft — in Weiß, in allen Pastellfarben, wie Grün, Blau, Heliotrop, auch in dunklen Tönen.

Während die Strickmuster und die gestrickten Schals überhaupt das Wiedererstehen einer sehr alten Mode bedeuten, sind zum Teil die Bezeichnungen des Materials ganz neue. Wir kennen eine dreiteilige „Autoseide", deren Fäden lose nebeneinanderliegen, die dadurch besonders weich und schmiegsam ist. Cachenezseide nennt sich eine stark gedrehte Seide, die gern in zwei oder mehreren Farben verwendet wird. Von Garnen ist besonders das seidig glänzende und weiche „coton perlé" zu nennen. Man kauft es in allen Pastellfarben. Neben einer lose gedrehten, mit feinem aufblitzenden Seidenfaden durchzogenen Wolle, die den Namen „Delphinwolle" trägt, läuft die altbekannte „Zephir"- und die „Castorwolle."

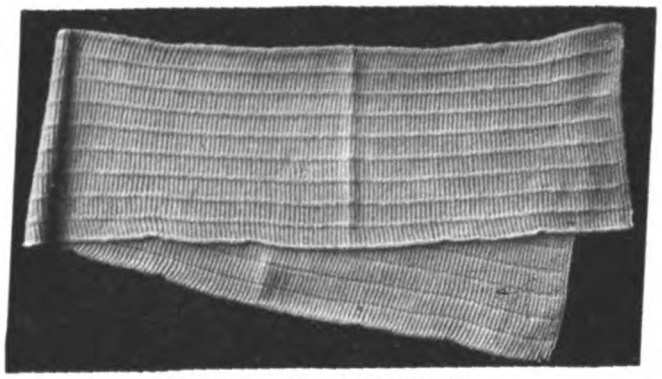


Abb. 1. **Kragenschoner.**

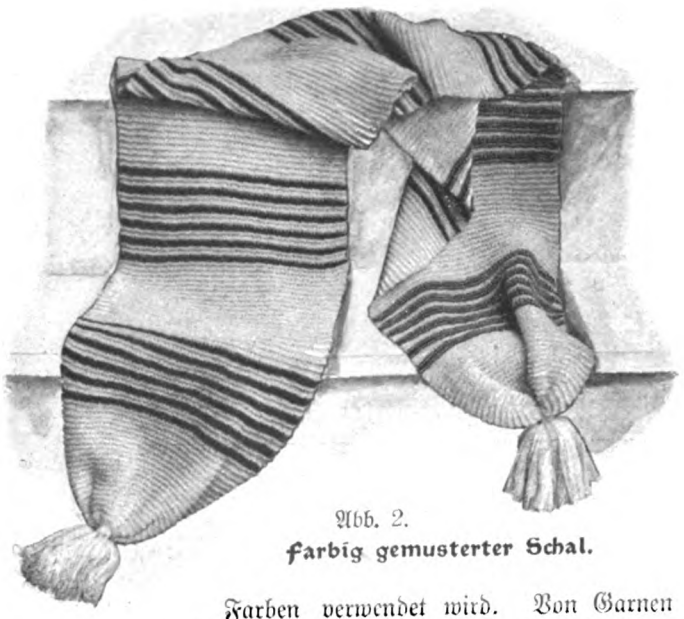


Abb. 2.
Farbig gemusterter Schal.

Für den Schal (Abb. 2) ist weiße und goldgelbe Zephirwolle als Arbeitsmaterial genommen. Es werden 65 Maschen aufgelegt, sie sind hin und her gehend stets rechts zu stricken, und es wechseln 42 Nadeln, von weißer Wolle gearbeitet, mit einem Streifenmuster, das man mit gelber und weißer Wolle strickt. Jeder gelbe Streifen entsteht durch Abstricken von zwei Nadeln, jeder weiße durch Abstricken von vier Nadeln. Der Schal kann beliebig lang gestrickt werden. Bei unserem Modell lagen sieben Muster, je durch sechs gelbe Streifen gebildet, zwischen acht weißen Feldern. Der Schal war 170 Zentimeter lang und 25 Zentimeter breit. Beide Enden waren zusammengezogen und mit wollnen Quasten geschmückt. Durch „Patentstrickerei" hergestellt ist der Schal (Abb. 3). Er eignet sich besonders für Wagen- und Automobilfahrten und dürfte gern von Herren getragen werden. Man arbeitet mit Castorwolle und legt 31 Maschen auf, ohne, wie sonst üblich, eine zweite Stricknadel für den Aufschlag zu

Für den aus weißer feiner Zephirwolle gearbeiteten Kragenschoner (Abb. 1) legt man 57 Maschen auf und strickt hin und zurück gehend (die erste Masche jeder Nadel wird stets abgehoben) die ersten vier Reihen rechts. Dann folgt ein Streifenmuster, bei dem auf der Musterseite stets fünf links erscheinende Maschen mit einer rechts erscheinenden Masche abwechseln. Bei unserem Modell zählte der Schoner 500 Reihen. (Die letzten vier Reihen sind wie die ersten rechts zu stricken.) Eine Strickprobe zeigt Abb. 8.

Abb. 3. **Schal in Patent-Strickarbeit.**

Hilfe zu nehmen. Durch dieses feste Aufschlagen erhält man sogleich die Verengerung dieser Schmalseite, wie sie die Abbildung veranschaulicht. Man strickt „das Patent" in folgender Weise: erste Nadel: die erste Masche abheben, dann * umschlagen, indem man den Faden vor die Nadel legt, die nächste Masche links (von oben) abhebt und eine Masche rechts strickt, vom * wiederholen. Die letzte Masche der Nadel wird rechts gestrickt. Zweite Nadel: Abheben, dann † umschlagen, die rechts gestrickte Masche links abheben, die nächste abgehobene Masche mit dem Umschlag zusammen rechts abstricken, vom † fortlaufend wiederholen (Abb. 10).

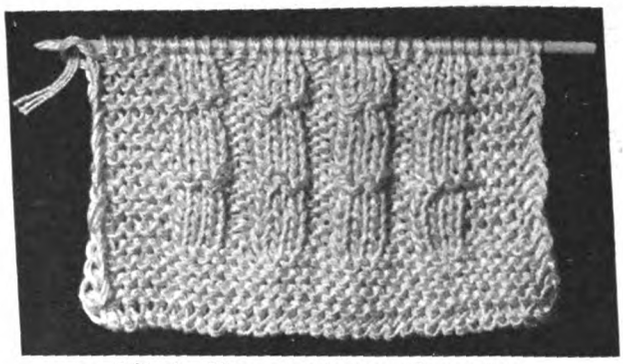


Abb. 4. **Musterprobe aus Autoseide.**

Durch das gemeinschaftliche Abstricken von Umschlag und Masche bildet sich der stark gerippte Fond. Diese zweite Reihe wird fortlaufend gestrickt, bis die gewünschte Länge erreicht ist. Unser Modell zählte 280 Maschen in der Länge. Die letzte Reihe ist, um das Zusammenziehen der Maschen zu erreichen, fest abzumaschen. Eingeknüpfte Fransen aus weißer Wolle bilden den Abschluß der beiden Enden.

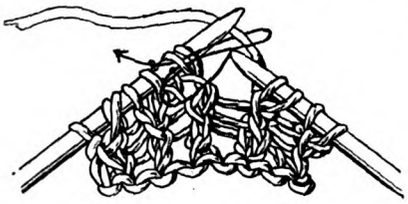


Abb. 5. **Erste Nadel des Mustersatzes zum à-jour-Streifen für Abb. 7.**

Abb. 7. **Schal mit einem à-jour-Musterstreifen.**

Der mit Abb. 7 dargestellte Schal ist mit coton perlé gearbeitet. Hier ist ein gestricktes à-jour-Muster einsatzartig angebracht. Man schlägt für den Schal 110 Maschen auf und strickt 29 Nadeln rechts (die erste Masche wird stets abgehoben), dann strickt man für den rechts erscheinenden Streifen eine Nadel links und eine Nadel rechts und für den links erscheinenden Streifen eine Nadel rechts, eine Nadel links und eine Nadel rechts. Es folgt der gemusterte Einsatzteil. Nachdem die erste Masche abgehoben, strickt man: * umschlagen, d. h. den Faden von vorn um die Nadel legen, die nächste Masche übergehen (siehe Abb. 5) und die danebenstehende Masche rechts abstricken, ohne sie von der Nadel zu streifen, darauf die übergangene Masche rechts abstricken, beide Maschen abstreifen, vom * fortlaufend wiederholen. Die zweite Nadel wird links abgestrickt, doch hat man den Umschlag nicht als Masche abzustricken, sondern ihn abfallen zu lassen. Die dritte Nadel wie die erste, nur sind die Maschen statt von vorn von rückwärts abzustricken (siehe Abb. 6). Die vierte Nadel wie die zweite. Es wird also abwechselnd eine Musternadel und eine Linksnadel gearbeitet, und es wechselt bei den Musternadeln stets das Abstricken der Maschen von vorn und von rückwärts. Auf diese Weise bilden sich von den aufstrebenden Rechtsmaschen leicht gewellte Längslinien. Der abgelassene Umschlag bei den Linksnadeln bildet das à-jour-Muster. Bei unserem Modell war dieser Musterstreifen 24 Nadeln hoch gestrickt. Es wiederholten sich sechs Mustersätze (siehe Abb. 9). Aus der gleichen Abbildung und aus Abb. 7 ist auch ersichtlich, daß dieses à-jour-Muster oben durch den gleichen Rand wie unten abschließt. Das darauf folgende Fondmuster wird an den Seiten durch einen Rand von je 16 Maschen eingeschlossen. Diese 16 Maschen sind stets rechts zu stricken, während für den Fond eine feine Musterung gearbeitet wird. Man strickt für die erste Nadel: zwei Maschen rechts, zwei Maschen links und versetzt dieses Muster bei der dritten Nadel, nachdem mit der zweiten Nadel die oben rechts erscheinende Reihe gestrickt worden ist. Bei unserem Modell wiederholte sich dieses Muster 179mal; darauf

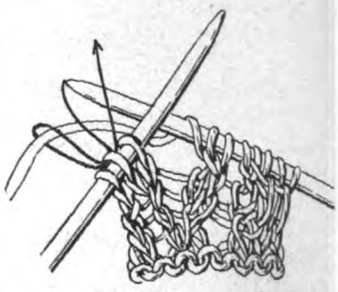


Abb. 6. **Dritte Nadel des Mustersatzes zum à-jour-Streifen für Abb. 7.**

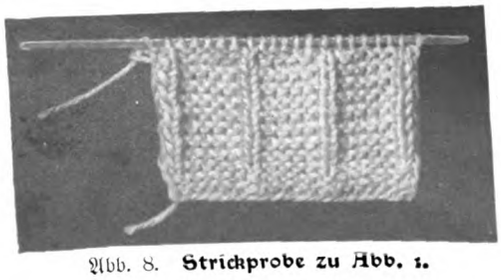


Abb. 8. **Strickprobe zu Abb. 1.**

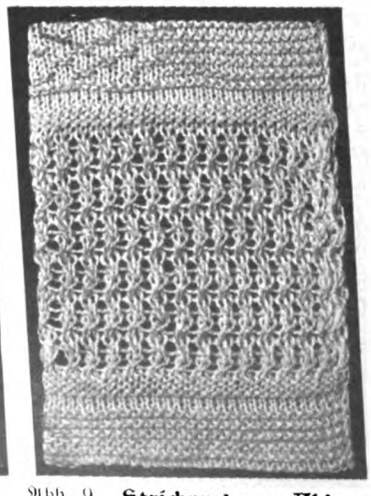


Abb. 9. **Strickprobe zu Abb. 7.**

Abb. 10. **Strickprobe zu Abb. 3.**

folgt, wie aus Abb. 7 ersichtlich, die gleiche Bordüre und der Abschlußrand. Auch hier sind Fransen einzuknüpfen.

Mit Abb. 4 ist ein Muster gegeben, das namentlich für „Autoschals" sehr oft Verwendung findet. Man erkennt die hier verwendete „Autoseide" an dem Endfaden dieser Strickarbeit. Das Muster des Mittelfeldes kann sich beliebig oft, je nach der gewünschten Breite des Schals, wiederholen, auch der Rand kann beliebig breit oder schmal gestrickt werden. Bei diesem Muster sind für den unteren Rand neun Nadeln rechts gearbeitet. Die Seitenränder sind je sechs Maschen breit; auch diese Maschen werden stets rechts abgestrickt. Für den Mustersatz kann man sich genau nach der gegebenen Abbildung richten. Man strickt stets drei Maschen rechts und drei Maschen links (bzw. drei Maschen links und drei Maschen rechts) und bildet so ein Streifenmuster, das durch einzelne Reihen versetzt gestellter Links- und Rechtsmaschen eine Unterbrechung erfährt. Diese hervorspringenden Reihen geben dem ganzen Muster den Charakter. Auch diese und anders gemusterte Flächen können durch farbige Streifen (je drei oder vier in jedem Schalende) unterbrochen werden.

Märzwind.

Wolken mit schleppendem Saume
Ziehn über den Himmel schwer,
Noch liegen im Wintertraume
Die Fluren braun und leer.

Der Märzwind streicht über die Schollen
Mit herber Kühle hin
Und weckt den geheimnisvollen
Zauber des Lebens darin.

Und über die letzten weißen
Schneereste am Waldesrand
Schickt er sein Lenzverheißen
Kraftvoll hinaus ins Land.

Adelheid Stier.

Originelle Einzugsgeschenke.

Von Else Mai.

Die Sitte des Schenkens hat in den letzten Jahren einen großen Umfang angenommen, der Kreis der Gelegenheiten hat sich sehr erweitert. Da ist zum Beispiel das Einzugsgeschenk, das seit einiger Zeit sich eingebürgert hat.

Nun gibt es leider viele Menschen, denen die Grazie des Schenkens versagt ist. Man kennte das Sprichwort „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist," variieren: Sage mir, wie du schenkst, und ich werde dir sagen, wie du bist, denn die Art des Gebens ist außerordentlich bezeichnend für den Charakter des Menschen.

Nicht der Wert allein macht die Gabe, sondern häufig ersetzt die Originalität die Kostbarkeit. Das Geschenk soll ja von Persönlichkeit zeugen, soll von der guten Absicht, der frohen Laune und den geschickten Händen der Geberin reden. Die meisten Leute aber wollen sich keine Mühe machen, sie suchen in einem Geschäft irgendeinen Gegenstand aus, der dem dafür ausgesetzten Preise entspricht.

Man vertiefe sich nicht in die Geldfrage, sondern man gehe mit Humor an die Sache, und man wird sicher etwas finden, was bei dem Beschenkten wenigstens einige Minuten des Vergnügens auslösen wird.

Sehr originell wirkt z. B. ein Korb mit der Aufschrift „Für den ersten Kaffeeklatsch" (es ist ja wohl allgemein Sitte, gute Bekannte in die neue Wohnung einzuladen).

Man nimmt einen Spankorb von beliebiger Größe, in dessen Mitte man einen selbstgebackenen Napfkuchen stellt. Dann füllt man zwei hübsche, bunte Tüten mit Kaffeebohnen und Würfelzucker und füllt den übrigen Raum mit Silberdisteln oder bunten Blumen, wie sie gerade die Jahreszeit bringt. In keinem Fall vergesse man ein kleines Töpfchen mit vierblättrigem Glücksklee hineinzustellen.

Selbstgebackene Brezeln und Kringel binde man an dem Henkel und dem Rande des Korbes mit farbigen Schleifen fest.

Wer mehr für ein Abendessen vorsorgen will, versieht den Korb mit einem rotbeschleiften Teebrot, einer auf die gleiche Weise geschmückten Wurst, einer Büchse Sardinen. Viele Hausfrauen setzen vielleicht ihren Stolz darein, eine Auswahl unter den selbstbereiteten Schätzen ihrer Speisekammer zu treffen. Den Hausfrauen in den Städten wird der „Küchengarten" sehr willkommen sein. Eine nicht zu große und tiefe Kiste wird grün angestrichen und dann mit roten Herzen und silbernen Hufeisen bemalt. Man füllt die Kiste mit Blumenerde und teilt sie in vier, in der Mitte spitzzulaufende Beete. Nun sät man abwechselnd Petersilie und Schnittlauch. Allerdings muß man das Geschenk zeitig vorbereiten, damit der Küchengarten in schönstem Flor steht, wenn er dem Beschenkten überreicht wird.

Jedenfalls wirkt unser Küchengarten, den man allenfalls noch mit andern Pflanzen versehen kann, bedeutend origineller als ein gekaufter Blumentopf.

Wer aber die Hausfrau nicht allein bedenken will, begeistert sich vielleicht für die „Balleteuse". Diese Balleteuse sieht reizend aus und bildet die Hülle für eine Likör- oder Kognakflasche. Der Kopf der Balleteuse, der auf den Flaschenhals gesetzt wird, kann entweder ein Puppenkopf sein oder ein Apfel, in den man Schokoladenbohnen als Augen und Mandeln als Nase und Mund setzt. Um den Kopf wickelt man Kreppapier, um Hals und Oberkörper zu markieren. Für die Arme nimmt man Zigarren, möglichst mit einer bunten Etikette, die das Armband vorstellt. Für die Röckchen der Balleteuse nimmt man drei bis viermal übereinander gelegtes Kreppapier.

Das übliche Geschenk, Salz und Brot, kann man in eine verfeinerte Gabe übersetzen. Man bäckt einen Biskuitkuchen oder eine Sandtorte in Brotform und gibt hierüber einen feinen Schokoladenguß. Dieses Brot legt man auf ein Tablett von Papiermaché, das man mit einer Papierspitzenserviette ausputzt, neben das Brot stellt man ein Kristallnäpfchen mit Salz.

Sehr niedlich ist auch ein Körbchen aus Binsen oder Weiden, das mit bunter Seide gefüttert wird. In dieses legt man einen großen Schokoladenschlüssel und macht dazu ein Verschen, in dem man wünscht, daß der Schlüssel zum neuen Heim auch der Schlüssel zum Glück sein möge.

Überhaupt ist es nett, den Gaben einen anspruchslosen Vers beizufügen, da er dem Geschenk einen persönlicheren Anstrich gibt.

Ratgeber für Jedermann

Krankenpflege.

Vom falschen Appetit der Kranken. Nicht selten verlangen die Kranken nach bestimmten Speisen und Genußmitteln. Sie wünschen, daß man ihnen Früchte, Säuren, Salze, Gewürze aller Art gebe, verlangen selbst schwerverdauliche Gemüse und behaupten, daß ihnen diese wohl bekommen würden. Leider ist in verschiedenen Volkskreisen das Vorurteil verbreitet, daß durch diese Appetitregungen die Natur anzeigt, was dem Körper gerade fehlt. Die Angehörigen lassen sich darum durch die Gelüste des Kranken bestimmen und geben ihm Speisen und Getränke, die ihm unter Umständen schweren Schaden bringen und mitunter selbst den Tod zur Folge haben. Wohl soll man nach Möglichkeit auf den Appetit des Kranken Rücksicht nehmen, und wo das Verlangen besonders stark hervortritt, wird man um so mehr geneigt sein, es zu befriedigen. Das Entgegenkommen hat aber eng gezogene Grenzen zum Wohle der Kranken selbst. Die Hausfrau als Krankenpflegerin muß in dieser Hinsicht besonders vorsichtig sein und, bevor sie den Gelüsten ihres Pfleglings nachgibt, den Arzt um Rat fragen.

Allerlei für die Küche.

Eine Küchenmerktafel findet sich wohl in manchen Küchen. Aber wenn die Anzahl der auf der Schiefertafel notierten ausgegangenen Küchensachen nur ein wenig das Übliche überschreitet, dann versagt sie regelmäßig. Denn „solch lange Reihe" abschreiben zu sollen, läßt sich weder Minna noch Lina, noch sonst eine — ina gefallen — und die Heiterkeit, mit der sie nach dem Marktgang und einem Blick auf die Schiefertafel verkündet, daß man, was man nicht im Kopfe hat, in den Füßen haben müsse, um sich danach gemütlich auf die zweite Marktschau zu begeben, wird eiligen Hausfrauen nur schwachen Trost bedeuten. Die hier abgebildete „Merktafel" aber ist ein Block, von dem der oberste Zettel beim Weggehen einfach abgetrennt und mitgenommen wird. Es steht so ziemlich alles darauf, was eben fehlen kann. Der Küchengewaltigen bleibt somit keine einzige Ausrede übrig, selbst öfter als nötig — „ausgegangen" zu sein.

Abreissblock mit Küchenmerkzetteln.

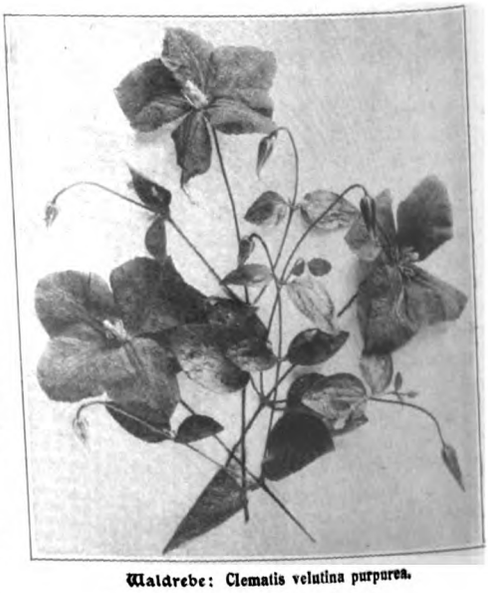
Zwiebeln ziehen jeden bösen Geruch an, man vermeide deshalb, von angeschnittenen Zwiebeln den Anschnitt oder das erste Stück zu verwenden. — Milch und Butter sollte man aus dem gleichen Grunde niemals neben stark schmeckenden oder riechenden Gegenständen aufbewahren, sie nehmen jeden Geruch, jeden Geschmack an.

Gekochte Speisen werden durch sehr starke Erhitzung keineswegs schneller gar. Ob das Wasser im Topf, in dem das Fleisch kocht, bis zum Überlaufen sprudelt oder nur mäßig wallend kocht, kommt im Effekt auf das gleiche heraus. Das Fleisch wird im ersten Fall um keine Minute eher weich; der Mehraufwand an Feuerungsmaterial wird vielmehr nur dazu verbraucht, um Wasser zu verdampfen, womit noch der Nachteil verbunden ist, daß sich mit dem massenhaft entwickelten Dampf auch die feinsten Geschmacksnuancen der Nahrungsmittel verflüchtigen.

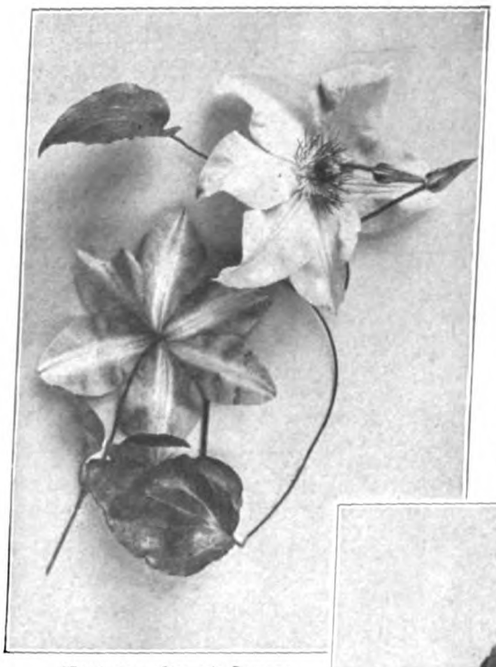
Garten und Blumen.

Waldreben. In neuerer Zeit erkennt man mehr und mehr die Schönheit und malerische Wirkung interessant belaubter und schön blühender Schlinggewächse an. In manchen Gegenden Süd- und Westdeutschlands findet man kaum noch ein Landhaus oder eine Gartenvilla ohne Schlingpflanzenschmuck. In den meisten Fällen bevorzugt man zur Bekleidung von Wohnhäusern, namentlich von Sandstein- und Verblendsteinbauten, den selbstklimmenden wilden Wein, der ebenso wie der Efeu die Fähigkeit hat, sich mit seinen Haftwurzeln am nackten Gestein festzuhalten, sich letzterem gegenüber aber durch seine fast unglaubliche Schnellwüchsigkeit auszeichnet. Zwei bis drei Jahre nach der Anpflanzung kann dieser wilde Wein ganze Landhäuser in üppiges Grün hüllen. Von wunderbarer Wirkung sind derartige Schlingpflanzen namentlich im Spätherbst, wenn sich das frische Grün ihrer Belaubung in ein prächtiges, weithin leuchtendes Feuerrot verwandelt hat. Die schönste und empfehlenswerteste Art dieser Selbstklimmer ist Ampelopsis Veitchii. Die Blüten sind aber beim wilden Wein, ebenso wie beim Efeu, dem Pfeifenstrauch und anderen, höchst unscheinbar. — Unter den schön blühenden, raschwüchsigen Schlinggewächsen nimmt die Glyzine, die im zeitigen Frühling herrliche, aus zahlreichen Schmetterlingsblüten zusammengesetzte weiße und rosige Blütentrauben in Fülle entwickelt,

Waldrebe: Clematis Xerxes.

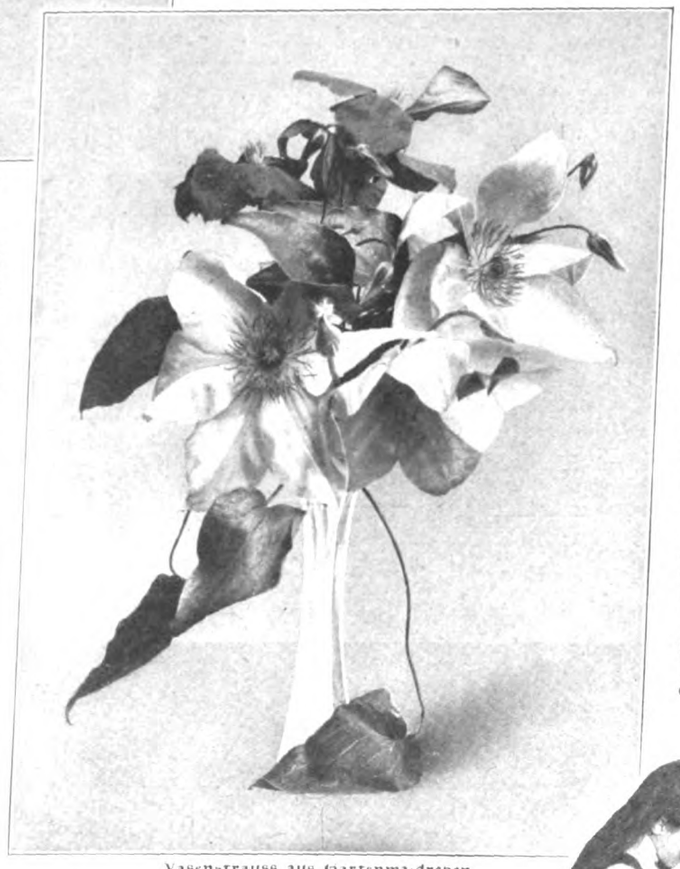


Waldrebe: Clematis velutina purpurea.



Waldrebe: Clematis Ramona

eine der ersten Stellen ein. Neben dieser schönblühenden Schlingpflanze und den neuerdings ständig vervollkommneten rankenden Rosen finden seit einiger Zeit auch die sogen. Waldreben als wunderbar blühende Schlinggewächse mehr und mehr Beachtung. Von sehr starkwüchsigen Waldreben, die ganze Landhäuser umspinnen können, waren bisher nur zwei Arten in den Gärten bekannt: unsere heimische Art mit bescheidenen weißen Blüten, im Volksmunde Herenzwirn genannt, Clematis vitalba, und die italienische Waldrebe, Clematis viticella, mit etwas stattlicheren, rötlich gefärbten Blumen. In neuerer Zeit sind zwei weitere, sehr raschwüchsige und ungemein dankbar blühende Arten bei uns bekannt geworden: die Clematis montana, bzw. deren großblumige Varietät, und eine japanische Art, Clematis paniculata; erstgenannte blüht im Frühling, gewöhnlich im April und Mai, letztgenannte dagegen im Herbst, meist im September, Oktober. Bei beiden sind die Blumen weiß, bei der japanischen auch von köstlichem Wohlgeruch. Während die bisher genannten Waldreben infolge ihres riesigen Wuchses hauptsächlich zur Bekleidung von Landhäusern oder im Absterben begriffener Bäume geeignet sind, die sie malerisch umspinnen, gibt es eine beträchtliche Anzahl sehr großblumiger Gartensorten von bescheidenem Wuchs, die sich zur Berankung von Zäunen, Spalieren und Lauben vorzüglich eignen. Unsere vier Abbildungen veranschaulichen drei der schönsten dieser Sorten: die lavendelblaue Ramona, deren Blüten achtzehn Zentimeter im Durchmesser haben, die violette Xerxes und die purpurviolette Velutina purpurea. Bei diesen und anderen Gartensorten beginnt der Flor zeitig im Frühling, im Herbst läßt er nach, aber erst mit Eintritt des Winters erreicht er sein Ende. Die großen, meist flach ausgebreiteten sternförmigen Blüten erscheinen zu Hunderten und verleihen einer mit ihnen geschmückten Laube einen eigenartigen Zauber. Nur wenige Waldreben sind Stauden, die im Herbst über dem Boden absterben und im Frühling aus dem Wurzelstock neu hervortreiben; die meisten sind ausdauernde Gewächse. Man vermehrt sie nicht durch Aussaat, sondern in den Gärtnereien durch Veredelung auf die Wurzeln von Samenpflanzen unseres wildwachsenden Herenzwirns. Derartig veredelte, in kleinen Topfen gezogene Pflanzen gelangen in den Handel und werden im Frühling mit Topfballen vorsichtig an Ort und Stelle in recht tief gelockerten und mit verrottetem Stallmist gedüngten Boden ausgepflanzt. Am meisten sagt diesen Waldreben Ostlage zu. Sie blühen, im Frühling ausgepflanzt, schon im Jahre der Pflanzung, aber erst im zweiten Jahre kommen sie richtig ins Wachsen, und vom dritten Jahre ab erfreuen sie uns dann Jahr für Jahr durch üppigen Wuchs und unerschöpflichen Flor. Die ganze Behandlung besteht in ausgiebiger Bewässerung bei andauernder Trockenheit und im Frühling, nachdem sich die ersten jungen Triebe entwickelt haben, im Entfernen des abgetrockneten Holzes; im Laufe des Sommers sind dann jene Triebe, deren rankende Blätter keinen Halt gefunden haben, an das Spalier anzuheften, wobei man für ihre gleichmäßige Verteilung Sorge trägt. Nach der Blüte gelangen die federbuschartigen, mit spiralisch gedrehten Anhängseln versehenen, interessanten Samen zur Reife, die bei manchen Sorten noch bis tief in den Winter hinein die kahle Pflanze schmücken.



Vasenstrauss aus Gartenwaldreben

Hauswirtschaft.

Billiger Einkauf. Viele Hausfrauen haben die Gepflogenheit, günstige Kaufgelegenheiten auszunutzen und allerlei Gegenstände aufzustapeln, nur weil sie gerade sehr preiswert zu haben waren und sicherlich mal „Verwendung finden würden". Solche Sparsamkeitsvorkäufe sind, näher betrachtet, Verschwendung, eine Kapitalsanlage, die unsichere oder gar keine Zinsen trägt. Außerdem nehmen die Sachen beim Aufbewahren Platz weg, werden unscheinbar, durch andere, später erstandene vielleicht auch überflüssig. Darum: Kaufe nur, was du brauchst, aber gib nicht Geld aus für etwas, dessen Verwendung dir nicht klar ist, und das seinem Zweck nicht auf das bestimmteste entspricht.

Um alte Nüsse schmackhaft zu machen, übergießt man sie in einem Gefäß mit heißem, stark gesalzenem Wasser und läßt sie darin erkalten. Die Kerne lassen sich dann wie bei frischen Nüssen schälen und schmecken auch ebenso.

Für unsere Kinder.

Sportwagen. Die umständliche „Familienequipage" auf vier Rädern ist von dem leichteren und handlicheren Sportwagen fast überall verdrängt worden. Das ist gut, wenn es sich um ein Wägelchen handelt, das dem kindlichen Körper wirklich angemessen ist — schlimm aber wenn es ihn — wie es bei den starren, unverschiebbaren Systemen der Fall ist — zwingt, bei vielleicht stundenlangem Aufenthalt im Freien in wenig veränderter, halb

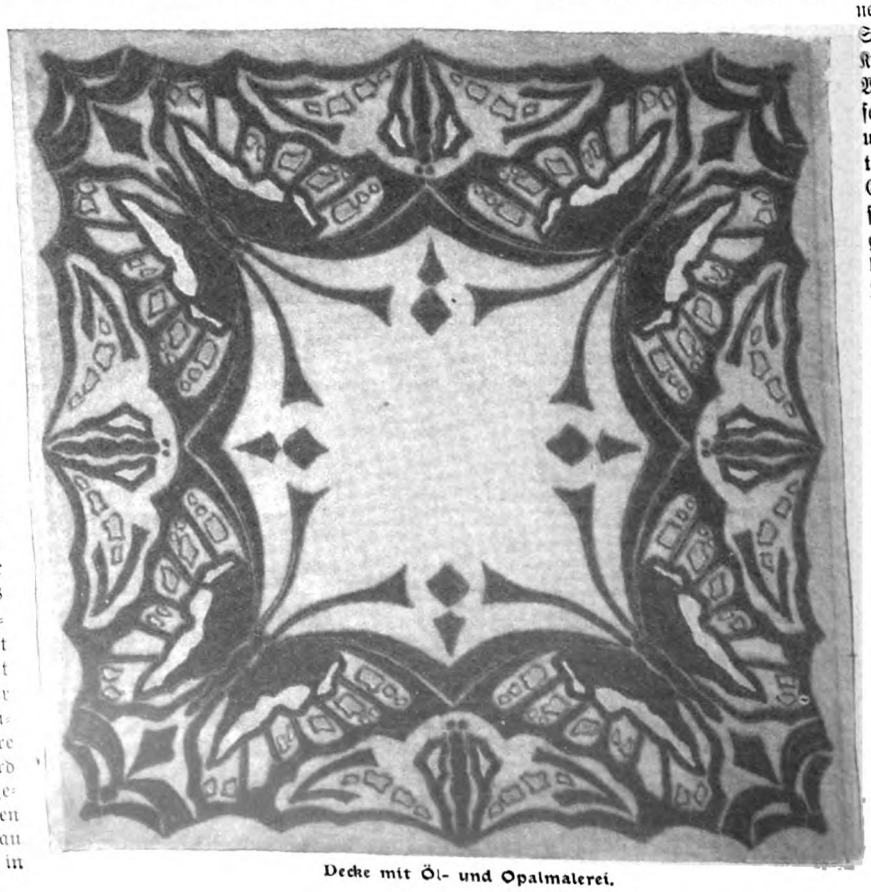
Der Puppensportwagen — „genau wie für wirkliche Kinder".

hockender, halb sitzender Stellung zu verharren. Die ärztliche Mahnung, mehr zu liegen, als es bisher geschieht, wird ja immer häufiger — auch den Erwachsenen gegenüber — und sie gilt ganz besonders für Kinder, deren Muskulatur ja noch in der Entwicklung ist und entscheidender durch Dauerstellungen beeinflußt wird. Die seit kurzem im Handel befindlichen verstellbaren Sportwagen aber, bei denen das Rückenbrett völlig zurückklappbar und das Fußbrett ebenfalls völlig in Horizontalstellung zu bringen ist, waren bisherrechtteuer. Wir zeigen nun hier einen solchen Wagen, der infolge kleiner, für den Laien kaum in Betracht kommender technischer Veränderungen bei gleicher Güte zu erheblich billigerem Preise, als es bisher der Fall war, in den Handel gebracht werden kann. Da Puppenmamas bekanntlich alles Interesse daran haben, ihr Baby nicht stiefmütterlicher behandelt zu sehen, als es Mutter mit ihrem eignen Kindchen hält, zeigen wir gleichzeitig auf der vorhergehenden Seite einen Puppenwagen, der den großen Sportwagen unserer vorstehenden beiden Bilder genau nachgearbeitet ist.

Sportwagen mit beweglicher Lehne und Fussbank.

Aus dem Kunstgewerbe.

Decke mit Öl- und Opalmalerei. Auf hellchampagnerfarbenen Samt werden die Linien des Musters mit dem Brennstift gezogen. Die Außenformen der Schmetterlinge, die drei kleineren Figuren in den Ecken und die fühlhörnerartigen an den Seiten sind mit Ölfarbe (stil de grain brun) gemalt. Die Körper der Schmetterlinge sowie die Umrandung des Spiegels in den Flügeln und die körperartigen Figuren an den Seiten malt man mit Kasselerbraun. Die Flächen in den Flügeln neben den Körpern, die Figuren in den Ecken und die Formen zwischen den Fühlhörnern werden mit gebrannter Siena gemalt. Alles übrige wird mit Opalfarbe, die noch feucht mit dem Glasschmelz bestreut wird, gemalt, und zwar die Spiegel in den Flügeln silbergrau (in ihre obere kleine Fläche wird etwas Himmelblau gemischt), die flechtenartigen Zeichnungen himmelblau mit Weiß, die Flächen in den mit Kasselerbraun umrandeten Figuren an den Seiten silbergrau. Die Decke kann abgefüttert, mit passender Schnur oder Borte umrandet oder der Samt am Muster entlang abgeschnitten werden, die Ränder bestreicht man in diesem Falle mit dünnem Gummi. Die fertige Decke oder Musterpause dazu (1 Mark) ist durch Frau Else Brattke, Schwiebus, zu beziehen.



Decke mit Öl- und Opalmalerei.

Perlenarbeiten. Die Anregung zur Glasperlenbenutzung hat uns der Biedermeierstil gegeben. Aber wir sind keine bloßen Nachahmer! Es fehlt die Zeit zu endlosen Aufsticheleien, und so war es ein glücklicher Gedanke der Frau Else Oppler, anzuregen, daß nicht die Perle, sondern die Schnur benutzt wird, daß nicht die Hand, sondern die Maschine das Material befestigt. Damit ist der Steifheit der Garnitur gemacht, das moderne, gelockerte Ornament, die ausdrucksvolle Linie kommen zu ihrem Recht. Und für den Hintergrund sind alle Stoffmöglichkeiten, vom schweren Samt bis zur durchsichtigen Gaze, gegeben. Dem Kanevas gönnt man die Ruhe historischer Bedeutung. Andere Geschmackskünstlerinnen hatten andere Ideen. Frau Fia Wille stickte in zierlichsten, feinfarbigsten Mustern diskrete Perlgarnituren für die Toiletten oder ersann wuchtige Gehänge für Beleuchtungskörper. Frau Luise Matz ließ in ihren Lübecker Werkstätten Halsbänder und Ketten fädeln, die als direkter Ersatz des Schmuckes gelten konnten. Das Allerneueste sind nun die Glasperlenleistungen der Frau Amalie Szeps aus Wien, die vor kurzem in Berlin ausgestellt waren. Die Künstlerin ist direkt an die Quelle, nach Venedig, gegangen und läßt nach früheren Mustern neue Perlen herstellen. Sie reiht Kolliers und Ketten von apartester Wirkung. Bernsteintränen fallen schwer aus gelben und stählernen Flechtungen. Ein schmales Glitzerband in fein abschattierten Tönungen mit gläsernem Fransenbehang bildet eine Krawatte. In Pompadours und Lampenschirme aus feinster irischer Spitzenarbeit sind durch miteingehäkelte Perlen überraschende Blitzlichteffekte getragen. Dies ist individuelle, künstlerische Frauenarbeit und steht hoch über aller Basarware. — Wie muß die Glasperle von heute auf die Glasperle von einst hinabsehen! Und trotz alledem sind die gläsernen Diamanten, Rubine und Smaragde doch nur gleißender Prunk, Spießbürgerjuwelen — Kommas im Frack, nach Hebbels Schlagwort. Vorläufig aber hat die Göttin Mode sie aufs neue zu ihrem Dienst befohlen.

Derselbe Sportwagen in einen Liegewagen verwandelt.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 14, 1908.

Der Kleinen Schaffensglück
Ist frohes Selbstbegnügen.

Der Großen Mißgeschick,
Sich selten zu genügen.

Adelheid Stier.

Die Frau in der Landwirtschaft.

Von Dr. Felix Bornemann.

Die Emanzipation der Frau bewegt sich in einem verderblichen Kreislauf von Ursachen und Wirkungen, solange sie die Betätigung ihrer Kräfte wesentlich in Wirkungskreisen sucht, in denen die Arbeitsgelegenheit nicht entsprechend vermehrt werden kann, in denen sie also dem Manne Konkurrenz macht, indem sie seine teuere Arbeitskraft durch ihre billigere unterbietet. Je schärfer der Kampf um die Lebensstellung sich für den Mann gestaltet, um so weniger Ehen werden dann geschlossen, um so mehr Frauen treten in den Kampf um wirtschaftliche Selbständigkeit ein, und um so schärfer wird der Konkurrenzkampf usw., bis Änderungen in der Bevölkerungszunahme regulierend einwirken. Damit soll nicht gesagt sein, daß hochtalentierte Frauen nicht in bisher männlichen Berufen tätig sein sollten! Es muß nur eindringlich davor gewarnt werden, daß geringerwertige weibliche Arbeitskräfte die männlichen Durchschnittsmenschen aus ihrer Berufssphäre zu verdrängen suchen, und dringend empfohlen werden bei der Auswahl der Berufe, in denen Frauen erwerbend tätig sein wollen, ein ganz besonderes Augenmerk auf solche zu richten, in denen bislang Männer wenig tätig waren, oder in denen die Arbeitsgelegenheit beliebig vermehrt werden kann, und zu deren Ausübung schließlich Fähigkeiten notwendig sind oder erworben werden müssen, die auch in der Ehe nutzbringend verwertet werden können. Der idealste solcher Berufe ist ja wohl der der Krankenpflegerin; er ist trotz der enormen Anstrengung, die er erfordert, fast überfüllt, während das große Arbeitsfeld, das die Landwirtschaft der Frau bietet, bisher fast ganz unbeachtet geblieben ist, obwohl schon öfter in Zeitschriften darauf eindringlich aufmerksam gemacht wurde. Der Grund für diese Tatsache scheint in der Stellung zu liegen, die die Frau in der Landwirtschaft zumeist einnimmt, und die entschieden reformbedürftig ist.

In der Landwirtschaft ist, im Gegensatz zu industriellen Unternehmungen, die Ehefrau direkt an den Produktionsarbeiten beteiligt, je nach der Größe der bewirtschafteten Fläche in verschiedenem Maße und in verschiedener Weise.

In den kleinen und mittleren bäuerlichen Betrieben von zwei bis zehn Hektaren und zehn bis zwanzig Hektaren Größe, deren Zahl durch die landwirtschaftliche Betriebsstatistik von 1895 auf 1 622 000 bzw. 393 000 für ganz Deutschland ermittelt wurde, führt die Frau ein Leben so reich an körperlicher Anstrengung, Mühe und Sorge, wie selbst das Leben der ländlichen Tagelöhnerin oder verheirateten Fabrikarbeiterin es nicht ist. In durchschnittlich fünfzehnstündiger Arbeitszeit besorgt sie häufig allein ohne jede Hilfe den Haushalt, die Wartung und Pflege des Viehes, die Verarbeitung der Milch und muß, unbeschadet ihrer Pflichten als Gattin und Mutter, im Frühjahr, Sommer und Herbst noch Zeit zur Arbeit im Garten, auf dem Feld und beim Dreschen finden.

Diese unglaubliche Überlastung der Arbeitskraft erklärt den gebeugten Rücken, die eingefallene Brust, die frühgealterten Gesichtszüge, aber auch die Unsauberkeit in den Häusern, die wir überall da finden, wo nicht Weidebetrieb im Sommer und genossenschaftliche Verarbeitung der Milch oder erwachsene Kinder die Hausfrau etwas entlasten.

Der Mann verrichtet die Acker- und Erntearbeiten, seine Arbeitszeit ist nicht kürzer als die der Frau, seine Arbeit nicht minder schwer. Für geistige Anregungen und Genüsse fehlt ihm meist das Interesse, immer aber die Zeit; sein Denken bewegt sich im Kreise seiner Arbeit und ist eng begrenzt wie die Scholle, auf der er lebt.

Der Bauernstand rekrutiert sich — aus verschiedenen Gründen, deren Erörterung zu weit führen würde — fast ausschließlich aus sich selbst, der Bauer ist Sohn und Enkel von Bauern, die Frau stammt aus bäuerlicher Familie; so nur ist es erklärlich, daß sich in ihm der Berufstypus besonders stark ausgebildet hat, der uns den Bauern in allen Nationen der Welt sofort erkennen läßt, und dessen absonderliche Eigenschaften ihm zu allen Zeiten eine gewisse Mißachtung bei der städtischen Bevölkerung eingetragen haben.

In den höheren Größenklassen der landwirtschaftlichen Betriebe tritt die Arbeit der Frau im Außenbetriebe mehr und mehr zurück. Schon in großbäuerlichen Betrieben von 20 bis 50 Hektaren (1895 = 239 643) finden wir die Frau nicht mehr auf dem Feld und im Viehstall arbeitend, sondern mehr auf innere Betätigungsgebiete angewiesen.

Ihre Tätigkeit beschränkt sich mehr und mehr auf die Verarbeitung der Produkte und die Haushaltung, und das ist noch mehr der Fall in den kleineren, mittleren und größeren Gutsbetrieben, deren Zahl sich 1895 in den Größenklassen von 50—100 Hektaren auf 42 124, von 100—200 Hektaren auf 11 250 und von 200—500 Hektaren auf 9631 bezifferte.

Die großen Güter über 500 Hektar (1895 = 4180) führen meist einen fast städtischen Haushalt. Zwischen den bäuerlichen Kreisen und den Kreisen der selbst wirtschaftenden Gutsbesitzer und Gutspächter besteht nun ein tief einschneidender Unterschied insofern, als dort die Frau, weil in den gleichen Verhältnissen aufgewachsen, die Interessen des Mannes voll und ganz teilt und versteht, während hier die Frau in immer steigendem Prozentsatz städtischen Kreisen entstammt und mit ganz anderen Interessen und fast ausnahmslos mit durchaus ungenügender Vorbildung in ihr bis zur Verheiratung oft ganz unbekannte Verhältnisse hineinkommt. Diese Entwicklung beruht auf zwei Ursachen. Einmal werden die Töchter der ländlichen Familien der Schulbildung wegen schon frühzeitig in die Städte in Pension gegeben und dort zu Interessen erzogen, denen sie später nur in der Stadt leben können. Sie werden dem Landleben systematisch entfremdet und unterliegen den gleichen Einflüssen, die die Landflucht überhaupt hervorrufen; dann aber finden sie auch in den Städten eine bei weitem größere Heiratsmöglichkeit als auf dem Lande selbst, weil sie eine so ansehnliche Kapitalausstattung, wie sie der junge Landwirt unter den heutigen Verhältnissen bei der Verheiratung suchen muß, aus dem väterlichen Betriebe nicht erhalten können.

Es vollzieht sich also ein stetig wachsender Austausch in der Bevölkerung zwischen Stadt und Land. Während aber die Landkinder in der Stadt meist ein zufriedenes, ihnen zusagendes Leben finden, ist dies mit den aus der Stadt stammenden, auf das Land verheirateten Frauen viel weniger der Fall. In keinem Stande gibt es anscheinend deshalb verhältnismäßig so viele unglückliche Ehen und „unverstandene Frauen" wie in den mittleren und größeren landwirtschaftlichen Betrieben.

Der jungen Frau, die im günstigsten Falle durch einen längeren oder kürzeren Aufenthalt auf einem Gute „zur Erlernung des ländlichen Haushaltes" für ihre künftige Stellung vorbereitet worden ist, wird eine Tätigkeit zugewiesen, die der einer besseren Wirtschafterin entspricht. Küche, Keller, Vorratskammern, Milchwirtschaft, Gemüsegarten und Geflügelhof sind ihr Bereich, in das sie sich mit dem Wirtschaftsfräulein teilt. Für die Pflege geistiger Interessen bleibt nicht viel Zeit, und wenn sie es versucht, sie zu erübrigen, so trifft sie überall, meist auch bei dem Mann, auf das eingefleischte Vorurteil, daß eben das umfassende Wissen und Können in dem bezeichneten Wirkungskreise das Ideal der Gutsfrau ausmache. Nur wer das zwischen Kochtöpfen, Kinderstube, Milchkannen und Geflügelhof fast ausschließlich sich abspielende Leben kennen gelernt hat, nur wer auf dem flachen Lande die Geselligkeit, die zur Feier von Geburtstagen und anderen Familienfesten die Nachbarn vereint, gründlich genossen hat, versteht, daß so manche junge Frau, die in ihrer Jugend den Wert anregender Geselligkeit schätzen gelernt hat, nach geistiger Anregung hungert und geistig verkümmert. Nur wenige finden Verständnis bei dem Manne, denn die meisten jungen Landwirte sind der irrigen Ansicht, daß die Wirtschaft aus dem Gleise geriete, wenn sie nicht selbst überall anordnend und helfend zugegen wären. Viele glauben an Aufsichtspersonal sparen zu können und zu müssen, bewirtschaften Güter von 200—300 Hektaren Größe ohne Beamten oder mit jungen unzureichenden Hilfskräften und überlasten sich selbst damit so sehr, daß selbst zur Führung einer ordnungsmäßigen Buchführung über ihren eigenen Betrieb keine Zeit bleibt, geschweige denn zur Pflege höherer geistiger Interessen — und was sie sich selbst zumuten, verlangen sie auch von der Frau. Mit der Zeit tritt dann meist eine Gewöhnung an diese Zustände ein; das Denken strebt nicht mehr hinaus aus dem engen Kreise der beruflichen Tätigkeit, Mann und Frau „verbauern", und wenn später das vorgeschrittene Alter dazu zwingt, sich Mußestunden zu gönnen, dann haben beide sich nichts zu sagen. Nur wenigen, geistig begabten Frauen gelingt es, sich und ihre Persönlichkeit durchzusetzen und ihren Wirtschaftsbereich so zu organisieren, daß für höhere geistige Interessen oder künstlerische Betätigung Zeit und Ruhe bleibt; sie bewahren dann auch den Mann vor der Gefahr der Einseitigkeit und führen in Wahrheit ein harmonisches Leben, um das sie allgemein beneidet werden. Und gerade dieser Neid ist für unsere Erwägungen von hohem Werte, denn er ist ein Beweis dafür, daß das Gefühl für die Unzulänglichkeit und Reformbedürftigkeit des heutigen Landlebens in weiten Kreisen lebendig geworden ist.

Wenn in einem Betrieb eine Überlastung eines Teiles desselben eintritt, so trägt immer ein Fehler in der Organisation des Ganzen die Schuld daran. Der Organisationsfehler, der in den landwirtschaftlichen Betrieben ganz allgemein gemacht wird, und dem man bei Güterbesichtigungen immer und immer wieder begegnet, ist das Sparen an Aufsichtspersonal; und doch ist es leicht nachzuweisen, daß durch die mangelnde Aufsicht vielmal mehr verloren geht, als die Aufsicht kosten würde. Dieses Sparsystem, auch ein Erbteil aus der Großväterzeit, wie so vieles andere, was in der Landwirtschaft reformbedürftig ist, verschuldet es ganz allein, daß, gering geschätzt, 75 v. H. aller Gutsbetriebe keine geordnete Buchführung haben.

Es handelt sich nun darum, einerseits diese Erkenntnis in die ländlichen Kreise hineinzutragen, andererseits geeignete Hilfskräfte dem Lande zur Verfügung zu stellen, und hier eröffnet sich den jungen Mädchen weiter Kreise ein segensreiches Arbeitsfeld. Viele Töchter von Subalternbeamten und aus Handwerkerfamilien, die heute in kaufmännischen Betrieben an der Schreibmaschine tätig sind, würden besser tun, wenn sie sich zum ländlichen Wirtschaftsfräulein ausbilden würden, deren Dienste stets sehr gesucht und bei vollständig freier Station, oft auch mit Familienanschluß, mit 400 bis 600 Mark Jahreslohn bezahlt werden. Die Töchter aus gebildeten und wohlhabenden Familien, denen wir jetzt schon zuweilen auf Gütern begegnen, wo sie als Gesellschaftsfräulein oder zur Unterstützung der Hausfrau oder zur Erlernung des ländlichen Haushaltes tätig sind, würden einen viel größeren Nutzen stiften, wenn sie landwirtschaftliche Buchführung, Korrespondenz und Amtsgeschäfte erlernen und diese Arbeit, die heute auf Tausenden von Gütern unterbleibt, übernehmen würden. Es wäre der Mühe wert für die Frauenwelt, diesen Beruf sich zu erobern, und es würden viele darin Platz finden, denn hier würde das Angebot die Nachfrage steigern. Die Ausbildung zu diesem Berufe kann aber nicht durch einen kurzen, vielleicht drei- bis sechsmonatigen Besuch eines Buchführungsinstitutes oder gar nur in einfachen Buchführungskursen erlangt werden. Solche Kurse sind zwar von praktischem Werte zur nachträglichen Ausbildung verheirateter Frauen, das künftige Geschlecht aber muß von vornherein besser vorgebildet werden. Denn es handelt sich nicht nur darum, die einfache Fertigkeit in der Handhabung der Technik der Buchführung und Korrespondenz, sondern vor allem ein möglichst eingehendes Verständnis für die Notwendigkeit der gesamten Betriebsausgaben, kurz einen Einblick in den gesamten landwirtschaftlichen Betrieb zu gewinnen. Nur zu häufig entsteht ein ehelicher Streit über die Frage der Notwendigkeit von Wirtschaftsausgaben, am häufigsten über die für Handelsdünger, teure Zuchttiere und Maschinen, und immer ist es die Frau, die durch den Vorwurf verschwenderischer Wirtschaftsweise Betriebsausgaben zu verhindern sucht, ohne zu wissen, daß sie damit den Ertrag des Gutes schmälert. Das skizzierte Ziel der Ausbildung kann unseres Erachtens erreicht werden durch einjährige seminaristische Übungen, in denen an der Hand der Buchführung der gesamte Einnahme- und Ausgabeetat verschiedener Güter ausführlich durchgesprochen wird. Ebenso würde das Kapitel „Vermögensverwaltung" zu behandeln sein, während Korrespondenz, Amtsgeschäfte, Verkehr mit Banken und Versicherungsinstituten mehr durch häusliche Arbeiten zu erlernen sein würden. Das auf solche Weise vorgebildete junge Mädchen, das zweckmäßig auch noch einen Samariterkursus durchgemacht hat, findet auf Gütern von etwa 200 Hektaren Größe ab aufwärts einen angenehmen Wirkungskreis. Wenn auch das Gehalt nur selten 500 Mark übersteigen wird, so werden doch dafür die besonderen Annehmlichkeiten der Stellung: der Schutz der Familie bei völliger Selbständigkeit, die Möglichkeit, die Organisation und Führung eines großen Haushaltes nebenher zu erlernen und dabei auch gesellschaftliche Talente pflegen zu können, reichlichen Ersatz bieten.

Eine solche Stellung würde die denkbar beste Vorbildung für die künftige Landwirtsfrau sein. Die jungen Mädchen, die sich diesem Berufe widmen, werden hohen kulturellen und ethischen Zielen dienen. Sie werden an der nationalen Produktion sich beteiligen an einer Stelle, wo Hilfe notwendig ist; sie werden die Lebensaufgabe mancher Frau erleichtern helfen, indem sie ihr Zeit und Gelegenheit zu geistiger Anregung schaffen, und sie werden der Frauenfrage einen unschätzbaren Dienst leisten, nicht nur dadurch, daß sie einen neuen Erwerbszweig erobern helfen, sondern dadurch, daß sie durch ihr Beispiel das Verständnis für eine der größten Fragen der Gegenwart in Kreisen fördern helfen, wo es bis jetzt noch nicht eingedrungen ist.

Himmelsschlüssel.

Himmelsschlüssel! Wieder taucht es auf,
Jenes Wanderbild, vor meinen Blicken.
Sonnengoldverklärt der Wellen Lauf,
Gelbe Blumen, die im Winde nicken.
Und ein tiefes Freuen mir im Herzen —
Maienzeit, du wunderfel'ge Zeit!
Du mit deinen ersten Blütenkerzen
Und dem Hoffen junger Seligkeit.
Und ein blauer Himmel lachend ausgespannt,
Und mir war's, als ob ich unter Blütenprangen
Deiner Liebe Himmelsschlüssel fand.
Seligfroh bin ich am Meer gegangen,
Hab' dem Zauberlied vom Glück gelauscht,
Und das ew'ge Meer hat traumbefangen
In mein wundersames Glück gerauscht.
Lauter Himmelsgold zu meinen Füßen
Und im Herzen lauter Sonnengold.
Wollte nicht das Glück, das Glück mich grüßen?
War nicht einmal, einmal mir der Frühling hold?

— — — — — — — — — — —

Frühling heut. Die Himmelsschlüssel sprießen,
Und den Himmel streift der Sehnsucht Flug.
Armes Herz, den Himmel aufzuschließen,
War dein Lieben doch nicht stark genug.

Elisabeth Kolbe.

Wenn die Mutter mit den Kindern singt . . .

Von Alix v. Ohlen.

Es gibt wohl kaum eine Kinderstube, in der nicht gesungen würde, und kein Mittel, das so schnell gelangweilte und verdrießliche Gesichter aufzuheitern vermöchte, wie die fröhliche Aufforderung: „Kommt, Kinder, wir wollen singen!" Zumal an Regentagen, wenn die Kleinen stundenlang an Zimmer und Spieltisch gebannt sind und oft nicht wissen, was sie mit der Zeit und ihren unruhigen Gliedern anfangen sollen, ist ein heiteres Lied, zumal ein Lied im Sinne Fröbels, das zugleich Bewegungsspiel und Gefühlsäußerung für die Kinder ist, geradezu unentbehrlich.

„Lustig im klaren Bächelein
Schwimmen die kleinen Fischelein . . "

„Bald sind sie grad' —"

„bald sind sie krumm —"

„Doch immer sind die Fische stumm!"

Natürlich ist es aber nicht einerlei, was und wie die Mutter mit den Kleinen singt. Wie bei allem, was das Kind tut, will es auch beim Singen innerlich beteiligt sein, und das kann es nur, wenn es versteht, was es singt. Die Mutter muß also solche Lieder wählen, deren Texte dem kindlichen Anschauungskreise entnommen sind und das kleine Herz mit fröhlichen Eindrücken füllen. Aufdringlich Moral predigen dürfen die Liedchen ganz gewiß nicht, wenn sie den Kindern lieb werden sollen; so wenig wie wir Großen ein ewiges Schulmeistern und Herumputzen an uns vertragen können, so wenig wollen Kinder immer und immer wieder mit dem Näschen darauf gestoßen werden, was sie tun müssen, um brav zu sein, und was sie nicht tun dürfen. Das läßt sich ihnen auf indirektem Wege, durch Anschauung und Beispiel viel besser und eindringlicher zu Gemüte führen.

Einen Schatz herziger Liedchen für Mutter und Kinder hat Fröbel in seinen berühmten „Mutter- und Koseliedern" geschaffen, und zwar gibt er darin nicht nur die Texte, sondern auch die Singnoten und erläuternde Betrachtungen über den Zweck und tieferen Sinn der Lieder. Denn, wie gesagt, Fröbel läßt die Kleinen nicht nur singen, um ihnen angenehm die Zeit zu vertreiben, sondern auch, um sie zum Nachdenken und Aufmerken zu veranlassen, um ihren Gesichtskreis zu erweitern, die Gliedmaßen zu kräftigen und gewandt zu machen und in den Kindern die Lust zu Arbeit und Tätigkeit zu erwecken.

So kann jedes Lied zugleich zu einem Spiel für das kleine Volk werden und wird es auch, wenn nur die Mutter in der rechten Weise mit ihm singt und den Geist des Liedchens selbst recht erfaßt. Bei den allerersten Koseliedern, die die Mutter ihrem Kindlein vorsingt: „Backe, backe Kuchen —",

„Kinnewippchen, rote Lippchen —", „Dies ist der Daumen —" und wie sie alle heißen, macht es sich ganz von selbst, daß sie während des Gesanges taktgemäß die kleinen Patschen gegeneinander schlagen läßt, daß sie das Kinn, die Lippen, das Nasenspitzchen des lustig krähenden Menschleins berührt oder die einzelnen Fingerchen hin und her bewegt, um sich die Anteilnahme ihres kleinen Zuhörers zu sichern. Und so soll es dann auch später und in noch ausgedehnterem Maße der Fall sein.

Das Geigen.

Mütterchen auf unseren Bildern weiß wohl, wie sie mit ihren Kindern singen soll. Da ist zum Beispiel das niedliche Lied von den Fischlein:

„Lustig im klaren Bächelein
Schwimmen die kleinen Fischelein:
Sie schwimmen darin immer herum,
Bald sind sie grad', bald sind sie krumm.
Doch immer sind die Fische stumm!"

Die munteren Fische sind den Kindern natürlich keine fremde Vorstellung. In den Zubern auf dem Wochenmarkt, im Teich in den Anlagen oder auch nur im Aquarium und Goldfischglas daheim haben sie schon oft ihr neckisches Spiel beobachtet und über das blitzschnelle Emporschnellen der schillernden Schuppenleiber gejubelt. Nun sollen ihre Finger im rhythmischen Auf und Nieder sich wie Fischlein gebärden, sollen sich jäh nach oben strecken und dann wieder geschwind zusammenschließen, wie es der Text des Liedes von den Fischen erzählt. Das macht den kleinen Sängern unendliches Vergnügen und läßt sie das nächste Mal die schlanken Wasserbewohner noch genauer beobachten, um ihnen womöglich noch weitere Eigentümlichkeiten abzulauschen. Und wie heilsam sind diese raschen Bewegungen für die meist ungeschickten Kinderhände, wie machen sie sie gelenkig und zierlich, genau wie es dem klugen Kinderfreunde beim Dichten des Liedchens vorschwebte. Auch das Zeichen des Stummseins, das die Geschwister schon so oft bei Mutti gesehen haben, wenn es hieß, die Plappermäulchen zum Schweigen zu bringen, ahmen sie mit Entzücken nach, ganz Eifer und Wichtigkeit. Ja, selbst das ominöse Händewaschen wird zu einem Vergnügen, wenn die Finger als Fischlein im Waschbecken herumplätschern dürfen und die hellen Töne des Liedes dazu erklingen.

Oder das reizende „Taubenhaus"! Mutter hat den Kleinen oft erzählt von den eigenen, ungebundenen Kindertagen auf dem Gute der Großeltern, von dem stattlichen Taubenhaus, das mitten auf dem Hofe stand, und seinen munteren Bewohnern mit ihrem tiefen „Rukuruku". Wie leuchten da die Augen, wie sind sie glückselig, wenn sie auf einem Gang über Land — vorausgesetzt, daß es Großstadtkinder sind — selbst einmal ein solches Taubenhaus sehen und wohl gar den gurrenden und schnäbelnden Täubchen zu schauen oder ihnen Futter streuen dürfen. Da macht es sich dann ganz von selbst, daß sie, wenn Mutter später das Taubenlied anstimmt, aus ihrer Linken ein Taubenhaus bilden und die Finger der andern Hand wie Vögel herausschwirren lassen, bis sie müde wieder in ihren schützenden Schlag zurückkehren und allerlei Schönes von Feld und Wald draußen in das lauschende Ohr gurren. Auch als Kreislied für mehrere Kinder läßt sich das „Taubenhaus" umformen. Die Kinder bilden dann einen Kreis, der das Taubenhaus vorstellt, und in dessen Mitte kauern einige Kinder als Täubchen. Bei den ersten Worten des Liedes wird der Kreis geöffnet, und die Tauben fliegen heraus, indem sie mit den Armen die Bewegung der Flügel nachahmen. Sie flattern um den Kreis herum, bis sie schließlich müde in ihr Haus zurückkehren und sich wieder niederhocken. Soll das Spiel ausgedehnt werden, so können sie der Mutter und den Geschwistern auch erzählen, was sie draußen auf ihrem Fluge gesehen und erlebt haben. Das lehrt sie nachdenken und regt ihre Phantasie an und erhält dem Liedchen eine ganze Weile ihr Interesse.

Das Flöten.

Das Trommeln.

Das Klingen der Glöckchen.

„Fegte ihre Stübchen. .“

Für kleinere Kinder bilden die Fingerlieder eine Quelle immer neuen Vergnügens:

„Fünf Bäume stehen im Garten,
Die wollen wir treulich warten,
Daß sie in späten Tagen
Einst gute Früchte tragen.
Der Baum, der dicke Daumen,
Der trägt die schönsten Pflaumen;
Der Zeigefinger Birnen
Für Buben und für Dirnen.
Der mittle ist der Apfelbaum,
Goldfinger ist der Kirschenbaum,
Und dieses kleine Fingerlein,
Das soll ein edler Weinstock sein.“

oder:

„Das ist die Mutter, lieb und gut,
Das ist der Vater mit frohem Mut,
Das ist der Bruder, lang und groß,
Das ist die Schwester, mit Püppchen im Schoß;
Und dies das Kindlein, noch klein und zart,
Und dies die Familie von guter Art,
Die mit sinn'ger und einträchtiger Kraft
Das Rechte und Gute in Freuden schafft.“

„Kochte warme Süppchen. . .“

„Nähte ihre Röckchen. . .“

„Putzte ihre Schuh. . .“

„Strickte warme Söckchen. .“

Einen besonderen Spaß macht es den Kindern, die Handwerker bei ihrem Tun zu belauschen; den Schuster mit seinem lustigen Klopfen auf die harte Sohle des Schuhs; den Tischler, unter dessen Hobel rechts und links die weißen Spanlocken niederfallen; den Bäcker mit dem mehlbepuderten Haar; den „schwarzen Mann“, der aus der Esse des Daches klettert; den Gärtner, der die Blümchen im Garten pflegt — kurz alle, mit denen sie durch die Bedürfnisse des Hauses in Berührung kommen. Und was sie da gesehen und gelernt haben, ahmen sie dann mit glühenden Backen und großem Eifer nach, wenn Mutter die verschiedenen hübschen Handwerkslieder mit ihnen singt:

„Zisch, zisch, zisch,
Tischler hobelt den Tisch . . .“
„Pink, pink, pink,
Schlägt der Schmied gar flink . . .“

„Backe Kuchen, backe,
Mehl aus dem Sacke,
Eier aus dem Neste,
Butter nun die beste . . .“

„Es klappert die Mühle am rauschenden Bach,
klipp, klapp . . .“

Oder die Musikanten sind im Hofe gewesen. Was ist da natürlicher, als das Musikantenliedlein zu singen und die Bewegungen des Geigens und Flötens, den Trommelwirbel und das leise Vibrieren der Glöckchen dabei mit den Händen (s. Abb. S. 212) anzudeuten.

„Kinder, laßt uns musizieren
Und die Geige schnell probieren:
Tideldum . . .

Laut und lauter muß es hallen,
Wenn die Trommeln dann erschallen:
Trom—tom—tom . . .

Spielet nun die muntern Lieder
Auf der Flöte auf und nieder:
Tühtühtüh . . .

Leis und leiser wird es klingen,
Wenn die Glöckchen lieblich schwingen:
Klingelingling . . .

Und nun spielt, ihr muntern Hände,
Unser Liedchen schnell zu Ende:
Klimper—klimper—kling.“

Ganz wunderschön ist es auch, ein ganzes Märchen in Melodie zu setzen und gleichzeitig zu illustrieren. Zum Beispiel die liebliche Geschichte von Schneewittchen und den sieben Zwergen:

„Wißt ihr, was Schneewittchen,
Das Prinzeßchen klein,
Machte in dem Hüttchen
Bei den Zwergelein?

Fegte ihre Stübchen
Mit dem Besen rein,
Kochte warme Süppchen
Ordentlich und fein.

Nähte ihre Röckchen,
Putzte ihre Schuh,
Strickte warme Söckchen
Ohne Rast und Ruh.

Klopfte ihre Kißchen
Glatt, im kleinen Bett,
Stopfte jedes Rißchen
Ordentlich und nett.

Kamen dann die Zwerge
Müde heim zur Nacht,
War in ihrem Berge
Alles fein gemacht.

Und so schlief Schneewittchen,
Das Prinzeßchen klein,
Glücklich in dem Hüttchen
Bei den Zwergelein.“

Da können die kleinen Hände sich ordentlich tummeln, können fegen und rühren, bürsten und klopfen, stricken und nähen, genau so, wie die Kinder es täglich im Hause sehen. Und bei allem Spiel lernen sie die Griffe der verschiedenen häuslichen Hantierungen und bekommen eine Ahnung davon, was alles dazu gehört, um die Wirtschaft instand zu halten.

Damit nun diese Lieder den Kindern auch wirklich in Fleisch und Blut übergehen, ist es in erster Linie erforderlich, daß sie Text und Melodie genau kennen. Man übe also nicht zu viele Lieder auf einmal mit den kleinen Sängern ein, sondern beschränke sich zuerst auf einige wenige. Mit dem Vorsagen des Textes fange man an, dann singe man ihnen die Strophe mehrere Male vor und lasse sie zuhören. Dann erst dürfen sie mitsingen, anfangs nur ganz leise und erst allmählich, wenn die Melodie schon einigermaßen „sitzt“, lauter. Besonders schwierige Stellen müssen wiederholt und immer wieder geübt werden, bis auch sie überwunden sind. Gerade schön werden die kleinen Helden ja nur in den seltensten

„Klopfte ihre Kisschen glatt . . .“

Fällen singen, aber ihre Freude an den eigenen Tönen, ihre Begeisterung und Hingabe verleihen ihrem Gesang etwas Rührendes für die Mutter und machen sie nur zu geneigt, über alle Fehler lächelnd hinwegzusehen. Das sollte aber nicht sein, denn gar zu leicht gewöhnen sich die Kinder bei diesen ersten Gesangsübungen Unarten an, die sie später nur sehr schwer oder gar nicht mehr ablegen können. So sollte die Mutter vor allem darauf achten, daß die Kinder nicht schreiend singen. Hell und laut dürfen ihre Stimmen wohl erklingen, aber niemals in Schreien und Kreischen ausarten. Auch möglichst rein soll der Kindergesang klingen, und je sorgsamer die Mutter beim ersten Einstudieren vorgeht, um so eher wird sie darin zum Ziele gelangen, am leichtesten, wenn ein Instrument zur Begleitung vorhanden ist, das immer und ohne Schwanken die richtigen Töne angibt.

Erst wenn die Lieder vollständig Eigentum der Kinder geworden sind, können sie in den jungen Herzen die rechte Freude hervorrufen; denn die Kinder wollen gern auch einmal allein singen, ohne daß die Großen Takt und Melodie dabei halten. Sie wollen selbst die Großen spielen und die ihnen lieben Lieder auch ihre Püppchen lehren und sie ihnen vorsingen.

Nun soll sich der Liederschatz unserer Kinder nicht allein auf die sogenannten Spiellieder beschränken; o nein, es gibt ja außer diesen noch so unendlich viele einfache Volks- und Kinderlieder und auch geistliche Lieder, daß wohl kaum je ein Mangel an Material zu befürchten ist. Das eine aber muß die Mutter, wie schon eingangs betont, stets im Auge haben, nämlich daß sie nur solche Lieder wählt, deren Texte mit der Anschauungs- und Gefühlswelt der Kinder übereinstimmen und in schlichten, klaren Worten das ausdrücken, was an Glück und Übermut, Gefühl und Sinnigkeit in den jungen Seelen lebt.

Singen sollen unsere Kinder, viel und fröhlich singen, denn „Gesang verschönt das Leben", das Leben der großen und der kleinen Menschen.

Küchen-Elend und Ideal-Küche.*)

Von Wanda Mischke.

II.

Wenn ich in meinem vorigen Artikel anscheinend etwas zu stark von den Schönheiten meiner japanischen Kücheneinrichtung geschwärmt habe, so könnte das wie der Traum einer Hausfrau aussehen, die das Glück hatte, sich eine Zeitlang nicht selbst um alle diese Dinge kümmern zu müssen. Man könnte den Verdacht haben, daß vor der praktischen Wirklichkeit der theoretische Traum bald verfliegen würde. Das ist aber nicht so. Ich hatte recht bald Gelegenheit, der Sache praktisch sehr nahe zu treten.

Dieser vorzügliche Koch, von dessen Leistungen ich so begeistert berichtet habe, hatte nämlich auch eine bedenkliche Schattenseite: er wirtschaftete recht teuer und dabei stark in seine eigene Tasche. Auf die Dauer ging das nicht. Kurz und gut: als die Preisdifferenzen zwischen dem Erlaubten und dem Tatsächlichen gar zu unverschämt wurden, setzte ich ihn eines Tages an die Luft. Die Folge war, daß ich sofort von allen Köchen Jokohamas boykottiert wurde. Ich mußte mich also mit meinem Kinderfräulein allein in die Küche begeben — in Ostasien etwas Unerhörtes! Sämtliche deutsche Damen Jokohamas gerieten, als sie diesen Frevel erfuhren, in die allergrößte Verlegenheit, denn sie wußten nicht, ob sie mich nun auf der Straße noch grüßen dürften. Aber es war auch sonst ziemlich schwierig, denn ich hatte noch wenig Japanisch gelernt, und beim Einkauf der Lebensmittel hatte ich es doch ausschließlich mit Japanern zu tun. Mein Mann gab mir freilich ein japanisch-englisches Lexikon, aber — so sind eben die Männer. Es war urkomisch, wie alle Lieferanten, Obsthändler, Gemüse-, Fisch-, Milch- und Brothändler, Schlächter, Bäcker mich in der Küche anstaunten, aber sich auch gleichzeitig freuten, jetzt mit der „Ok'-san" erst recht ihr Geschäft machen zu können; denn das war sicher, daß sie mich nach Kräften hochnehmen mußten, das waren sie schon dem Herrn Koch schuldig. Ganz besonders scherzhaft war der Obst-Boy, ulkig in seinem zutraulichen Wesen, überwältigend in seinem äußeren Aufzuge: angetan mit kurzen japanischen Höschen und seinem aufgesteckten Kimono darüber, darunter ein Paar alte Damenstrümpfe, von denen die Fußlängen abgeschnitten waren, auf dem Kopf einen alten Damenhut, den ihm mitsamt den verblaßten Rosen eine Kundin geschenkt haben mochte, erschien er freundlich lächelnd und verlangte unverschämte Preise, um dann, als er sah, daß ich fest blieb, allmählich ebenso freundlich herunterzugehen. Wir wurden später gute Freunde und sind es bis zum Schluß geblieben. Ebenso gewöhnten sich auch die anderen Lieferanten allmählich an reelleres Verfahren, und man merkte ihnen an, daß ihnen die Art meines Auftretens nach der ersten Verblüffung nicht geringen Spaß machte. Natürlich verfielen sie immer wieder in den alten Fehler, wenn es auch mehr die Lust am Versuche war, ob sie die deutsche Ok'-san nicht doch noch hinein legen würden; manchmal tat ich ihnen den Gefallen und zahlte lachend ein paar Sen mehr, damit sie doch den guten Willen sähen. So kamen wir, meine Lieferanten und ich, nach und nach in ein ganz erträgliches Verhältnis, und die Leute fuhren nicht schlecht, denn wir waren z. B. für Obst sehr große Konsumenten.

Das kam, wie gesagt, nach und nach. Im ersten Augenblicke war es viel schwieriger. Das schlimmste aber war, daß mein Koch bei seinem Auszug alles, was sich irgendwie transportieren ließ, aus der Küche entfernt hatte. Er betrachtete alles als sein Eigentum und ließ mir fast nur die Kochmaschine und die Tische zurück. Dadurch glaubte er mich in die größte Verlegenheit zu bringen und mich zu zwingen, ihn zurückbitten zu lassen. Als er seine Sachen irgendwo untergebracht hatte, legte er sich in den Garten unter einen großen blühenden Kamelienbusch, von wo aus die Küche zu beobachten war, und sah zu, was sich dort abspielen würde. Ich tat ihm aber den Gefallen nicht, sondern half mir, so gut es ging. Und es ging, wenn es auch kein Diner von sechs Gängen wurde, sondern gute deutsche Hausmannskost, die dann später bei unseren Freunden vor der englischen Küche sehr bevorzugt wurde.

In dieser Zeit habe ich auf den Trümmern, die mir geblieben waren, mit Hilfe der ungemein geschickten und billigen japanischen Holzarbeiter eine Idealküche hergerichtet.

Neben dem Kochherd befanden sich an der Wand eine Anzahl von Leisten fest angemacht, auf denen die Kochtöpfe aufgestellt wurden. Man könnte das auch durch ein massives Regal ersetzen. Hauptsache ist, daß nichts wackelt, und daß alles nebeneinander aufgestellt werden kann. Kein Kochtopf darf auf einen andern zu stehen kommen, damit nicht beim Herausnehmen durch Umstellen und Suchen Zeitverlust, lästiges Geräusch und Beschädigung der Töpfe erfolgt. Die Art, wie in unseren üblichen Topfspinden die Töpfe durcheinander geworfen und wieder zurecht gekramt werden müssen, ist wirklich ein Elend. Ein praktisches massives Gestell für die Topfdeckel darf nicht fehlen. Auf diesem müssen auch die großen

*) Siehe Heft 13 der „Welt der Frau".

und schweren Deckel unserer eisernen und irdenen Verschlußtöpfe ihren Platz finden. Auf den leichten Deckelständern, die in den Magazinen käuflich sind, ist das nicht möglich; die Folge davon ist, daß die Mädchen bei uns nach dem Abwaschen den Topf sofort zudecken, und daß der Topf dann am nächsten Tage riecht.

An der anderen Seite des Herdes stand die Heukiste, ein damals in Japan noch ganz unbekanntes Möbel. Man hat jetzt hier, wie ich gesehen habe, auf diesem Gebiet allerlei neue Patentartikel. Darüber will ich nichts sagen, es ist vielleicht mancher Fortschritt dabei. Mir genügte eine ganz gewöhnliche Holzkiste mit Heufüllung und dem Heukissen, und ich möchte dieser fast den Vorzug geben, denn sie ist überall in jeder wünschenswerten Größe kostenlos zu beschaffen, und man kann in sie Kochtöpfe jeder beliebigen Größe und Form einstellen, während die modernen Patentkisten, die ich gesehen habe, darin Beschränkungen auferlegen.

Für das Vorbereiten der Speisen, das Klopfen, Hacken, Würzen usw., diente ein großer Tisch aus Naturholz, ohne Anstrich. An den Seiten rechts und links waren die täglich gebrauchten Maschinen, die Fleischmaschine und die Reibemaschine, angeschraubt; sie wurden nach dem Reinigen stets wieder an ihrem Platze befestigt, so daß sie sofort verfügbar waren, wenn man sie brauchte — nicht, wie es bei uns oft der Fall ist, daß man die Bestandteile der Maschinen, Schrauben usw. erst aus allen Kasten und zwischen allerlei anderem Gerät zusammensuchen muß. Der Tisch an sich muß so groß sein, daß er trotz dieser an ihm festgemachten Maschinen genügend Raum zum bequemen Arbeiten bietet.

Dieser Tisch stand an der Wand, und über ihm in greifbarer Höhe war an der gleichen Wand ein schmales Leistenbrett angebracht, das zur Aufnahme alles dessen diente, was bei der Speisenbereitung fortwährend gebraucht wird. Der Rand dieses Brettes trug weder Spitzen noch Kanten noch Bändchen, sondern an festen Haken hingen dort Hackemesser, Wiegemesser, Schneeschläger, Keulen und Fleischklopfer und derartige Utensilien. Von diesen Sachen habe man nur das Nötigste, also wenig, aber was man hat, vom besten Material, nur Holz und Stahl — um Gottes willen keine sogenannte „Garnitur" von porzellanenen Keulchen, Quirlchen und Löffelchen, die man nicht zu berühren wagt, denn es könnte ja ein Stück entzweigehen und die Garnitur unvollständig werden! Delfter Muster, wo sie hingehören, aber nicht hier! Keulen und Hackemesser müssen einen Puff vertragen können. Man braucht nur hinzugreifen, um sie zu benutzen, und sofort nach der Benutzung werden sie gereinigt und wieder an ihren Ort gehängt. Das Brett, das diese Werkzeuge trägt, nimmt ferner die stets erforderlichen Gewürze auf. Unsere gewöhnlichen Gewürzspindchen und Tönnchen oder Kästchen sind das Unpraktischste, was es gibt. Die englischen und amerikanischen Fabriken liefern die Gewürze in Glasflaschen und mit entsprechendem luftdichten Verschluß. Die Glasbehälter sind besonders deshalb so praktisch, weil man sofort sieht, was darin ist. Ein Griff holt das gewünschte Gewürz herunter, und eine einzige Bewegung bringt es nach der Benutzung wieder an seine Stelle. Welche kochende Hausfrau hätte bei uns nicht schon die Erfahrung gemacht, daß Anna aus irgendwelchen Gründen den Pfeffer oder Zimt nicht in das Porzellantönnchen oder den Kasten gelegt hat, der die entsprechende Aufschrift trägt, daß vielmehr alles verwechselt ist. Da reißt man denn hastig mit unsauberen Händen erst alle Tönnchen auf, um das Richtige zu finden, und wenn die Tönnchen gar noch in einem niedlichen lackierten Spindchen mit Glasscheiben stehen, wird die Arbeit und später die Reinigung noch größer. Aus den mangelhaft schließenden Behältern entweicht außerdem das Aroma zu schnell, so daß das ganze Würzen zu einer verfehlten Sache wird.

Für das Abwaschen des Geschirrs diente natürlich ein praktischer Abwaschtisch, den ich mir aus alten Kisten und dem Zinkblech vom Klaviertransport hatte bauen lassen. Hierüber brauche ich mich wohl nicht weiter zu verbreiten, da wir jetzt Abwaschtische auch bei uns schon ganz brauchbar erhalten und sie in vielen Küchen überhaupt schon ein für allemal fest angemacht sind.

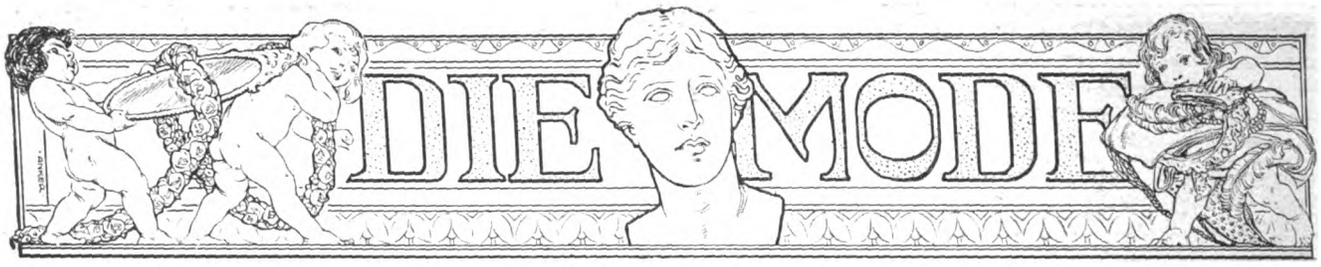
Jetzt komme ich zu dem letzten und wichtigsten Stück Möbel meiner Idealküche: dem schon erwähnten „Kitchen-Dresser" — der Ausdruck ist englisch, und ich behalte ihn bei, weil ich keine treffende deutsche Bezeichnung weiß; möge der Allgemeine Deutsche Sprachverein sich unserer Not erbarmen und ein Preisausschreiben loslassen! Ich hatte das Möbel in meiner Küche vorgefunden, aber es blieb nicht so, wie es war, sondern mein japanischer Daiku-san, der Tischler, Zimmermann, Böttcher und sonstige Holzgewerbetreibende in sich vereinigte, hat mir im Laufe der Zeit, je nachdem sich neue Bedürfnisse herausgestellt haben, daraus ein wahres Wunder praktischer Einrichtung geschaffen. Zu beschreiben ist das Möbel schwer. Äußerlich, in der Form ähnelt es etwa einem Riesenklavier, aber in der Tat war es natürlich ganz etwas anderes. Ach, wie ich es jetzt vermisse!

Die untere Partie des Kitchen-Dressers habe ich in meinem vorigen Artikel bereits beschrieben. Die obere Partie ist im wesentlichen weiter nichts als ein Regal von schmalen Leisten, das auf dem Tische steht und mit ihm fest verbunden ist. Dieses Regal bedeckt die Wandfläche oberhalb des Tisches, läßt aber die Tischplatte selbst frei. Drei parallele Bretter in nicht zu großer Entfernung voneinander mit den nötigen Versteifungen bilden das Gerippe der Einrichtung; das Ganze ist wiederum so niedrig zu halten, daß selbst die auf dem obersten Brett aufgestellten Gegenstände bequem zu erreichen sind. Auf diesen Brettern stehen die Konservenbüchsen, Fleischextrakte, präparierten Saucen, ferner getrocknete Pilze in Gläsern, eingemachtes Obst usw., was man beim Kochen zur Hand zu haben wünscht.

So sieht der übliche Kitchen-Dresser aus. Ich habe mir aber erlaubt, daran eine kleine Verbesserung anzubringen, indem ich der einen Hälfte dieses Regals durch eingesetzte einfache Kasten eine Einrichtung gab, wie man sie, in größerem Maßstabe natürlich, bei unseren Mehl- und Vorkosthändlern im Laden sehen kann. Diese Kasten wurden zu Mehl, Grieß, Reis, Salz, Zucker, Graupen, Erbsen usw. benutzt. Das ist insofern ein praktischer Ersatz für die bei uns beliebten Tonnen und anderen Behälter, als mit diesen aufziehbaren Kasten viel leichter zu hantieren ist, und die Vorräte in ihnen nicht so bald stocken.

Ferner erweiterte ich den ursprünglichen Kitchen-Dresser noch dadurch, daß ich seitlich einen Kastenschrank anfügte, der durch Leistenbretter mit ihm fest verbunden war. Die Kasten dieses Schrankes ersetzten die vielen kleinen Schränkchen, die bei uns für Putzlappen, Putzbürsten, Streichhölzer, Seife, Soda, Papier, Bindfaden u. dgl. vorhanden sind. Alle diese Vorrichtungen bei uns sind unpraktisch: erstens sind sie zu klein, und man kann die Kästchen nicht zuschieben, wenn der Putzlappen hineingelegt ist; zweitens sind sie mit ihren kleinen gedrehten Füßchen und sonstigen Kinkerlitzchen viel zu wackelig gebaut und erfordern fortwährende Vorsicht, um nicht umgerannt oder zertreten zu werden; drittens machen sie durch das notwendige fortgesetzte Putzen der blanken Knöpfchen und der gedrehten Zierate nur überflüssige Arbeit, und viertens wird Sauberkeit doch nicht erreicht.

Kein Brett in der ganzen Küche war gestrichen oder lackiert. Alles war aus weißem Naturholz, glatt gehobelt, ohne irgendwelche Einkerbungen, Rillen, Säulen von irgendeinem „Stil". Alles war leicht zu reinigen und machte daher stets einen sauberen Eindruck. Keine gestickten Vorhänge und Decken mit den üblichen Sprüchen und eingestickten Küchenfeen und Besen hingen oder lagen zwecklos herum und hinderten die Arbeit.



Drei Frühjahrstoiletten. (Abb. 129 bis 131.) Als besonders jugendlich erscheint uns das aus kräftigem weißen Chevrongewebe hergestellte Modell Abb. 129, das, nur durch weiße Seidenblenden ausgestattet, in seiner Schlichtheit besonders reizvoll ist. Die leicht blusige Taille wird durch eine bretellenartige Garnitur vervollständigt, die über die Schultern greift und durch ein japanisches Ärmelchen ergänzt wird, das wie die Bretellen mit Seidenblenden garniert ist. Der halblange Puffärmel wie der runde Koller bestehen aus weißem Spitzenstoff, der leicht faltige Gürtel aber aus weißer Seide. Sehr flott wirkt hierzu der kaum den Boden berührende Faltenrock, der aus geraden Bahnen besteht und diese in tiefe Plisseefalten angeordnet zeigt, die bis unterhalb der Hüfte niedergesteppt sind. Der Schnitt ist für die Taille in 40, 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoff bei 1,10 Metern Breite 4 Meter, für die Taille 2,50 Meter. — Für die zweite Toilette (Abb. 130) ergab creme und lila gestreifter Wollstoff das wirkungsvolle Material, zu dessen Ausstattung lila Seidenfranse, lila Panneblenden und lila Soutachierung dienten. Die mit kleiner cremefarbener Spitzenpasse versehene Taille ist mit ziemlich glatt fallender Überbluse gearbeitet, deren glatte Flächen, durch Soutacheverzierung mit Fransenabschluß belebt, sich in gleicher Weise auf dem Rücken wiederholen. Zur modegerechten Verbreiterung der Schulter dient ein aus Seidenknüpfwerk und Franse gebildeter glockiger Teil, der sich ungezwungen auf den halblangen Puffärmel legt, dessen Püffchenmanschette lila Samtbänder besetzen. Die Taille umspannt ein lila Pannegürtel, unter dem, schlank die Hüfte umschließend, der leicht schleppende Vierbahnenrock hervorfällt. Der durch eine Naht durchzogene vordere Teil zeigt die für diesen Rock charakteristischen Querfältchen und ist scheinbar den schmalen quergestreiften Seitenbahnen aufgeknöpft. Diese sind dem Rock eingesetzt und schließen unten mit Franse ab, in der hinteren Mitte verleihen zwei Quetschfalten dem Rock die nötige Weite. Hierzu ist der Schnitt in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und für die Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,50 Meter, für den Rock 3,50 bis 4 Meter. — Sehr ansprechend und frühlingsmäßig wirkt auch das dritte, aus cremefarbenem, rot, blau und hellgrün bedrucktem Wollmusselin gefertigte Modell, dessen Ausstattung in seiner Bordüre bestand. Durch eine ziemlich tiefe weiße Spitzenpasse vervollständigt, zeigt die Taille vorn und

Abb. 129 bis 131. Drei Frühjahrstoiletten.

im Rücken ein faltiges Musselinhemdchen, die Vorderteile treten leicht gekreuzt in den Gürtel. Die breiten Revers, die vorn wie im Rücken die Überbluse begrenzen, sind aus der Bordüre gefertigt, mit der auch der zipfelige Überärmel abschließt, der, der Taille angeschnitten, lose auf den Puffärmel fällt. Der Tunikarock hat aufgesteppte Tunikateile, zwischen denen einander begegnende Falten sichtbar werden, die den die untere Hälfte bildenden Serpertinevolant durchteilen. Zur Ausstattung des letzteren dienen die Bordüren, die dem schleppenden Rocke eine hübsche Wirkung verleihen. Sein Schnitt ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig, und der der Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,85 Meter und 90 Zentimeter Garniturstoff, für den Rock 5 bis 5,25 Meter.

Drei Hüllen für das Frühjahr. (Abb. 132 bis 134.) Neben den Jäckchen und Paletots bringt uns die Frühjahrsmode allerlei zierliche Hüllen, die, sowohl für junge Damen als für ältere Frauen geeignet, teilweise die Pelerine und das Bolero der verflossenen Saison ersetzen sollen. Als eine Verschmelzung des letzteren mit der Pelerine zeigt sich das kleidsame Faltenbolero Abb. 132, das aus schwarzweiß kariertem Konfektionsstoff gearbeitet und zum gleichfarbigen Rock getragen wird. Das Bolero zeigt Vorder- und Rückenteile in Falten gelegt, die, oben niedergesteppt, unten ausspringen. Der glockige Halbärmel ist der Hülle angeschnitten und unten mit einer hellen Tuchblende umrandet. Der Halsabschluß ist in Geishaform gehalten, die aus weißem Tuch, mit schwarzer Soutache benäht, vorn stolaartig verläuft und als schmale Patte die Schulter besetzt. Hierzu ist der Schnitt in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 Meter. — Von hocheleganter Wirkung erweist sich die für Frauen bestimmte Zipfelpelerine Abb. 133, die durch ihre weite Form einen japanischen Ärmel vortäuscht. Aus feinem biskuitfarbenen Tuch gefertigt, wirkt sie durch die ihr eingearbeitete Seiden- und Goldstickerei besonders elegant, wozu die die vorderen Zipfel beschwerenden Seidenquasten auch ihr Teil beitragen. Oben glatt den Schultern aufliegend, fällt die Pelerine nach unten in weiche Falten aus, der Rücken zeigt eine Mittelnaht und schließt unten gleichfalls zipfelig ab. Der zur Anfertigung dieses hochmodernen Umhanges erforderliche Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 2,75 Meter. — Ein ebenso modernes wie für junge Damen besonders kleidsames Modell stellt Abb. 134 dar, die zu einem blauweiß karierten Rock ein dunkelblaues Tuchjäckchen zeigt, das seine Zugehörigkeit zum Rock durch einen karierten Kragen erweist. Ziemlich glatt den Oberkörper umschließend, erscheint es vorn durch Knöpfe geschlossen und durch Schnurstickerei und einen bogigen Schalkragen ausgestattet, den karierter Stoff bekleidet. Der japanische halblange Ärmel ist dem Bolero eingesetzt und die Naht durch Stepperei markiert. Dunkelblaue Seidenblenden fassen das Bolero ein, dessen Schnitt in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig ist. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 95 Zentimeter.

Drei Kleider für kleine Mädchen. (Abb. 135 bis 137.) Zu dem hübschesten, was häuslicher Fleiß auf dem Gebiete der Kinderkleidung hervorgebracht, zählen zweifelsohne alle die gestickten weißen Kleidchen, in die zärtliche Mütter manchen Wunsch mit hineingestickt, ja, sie wohl auch eigenhändig angefertigt haben. Zwei dieser Stickereikleidchen werden durch unsere Abbildungen 135 und 137 veranschaulicht. Zu beiden ergab weißer Kaschmir das waschbare Material, das bei Abb. 135 durch reiche hellblaue Seidenstickerei verziert wird. Vorn und im Rücken ist es in je zwei doppelte Quetschfalten geordnet, die in Taillengegend durch einen lose umgelegten Gürtel zusammengehalten werden. Ihren Ansatz an die kleine runde Passe verdeckt eine in Form geschnittene Berte, das blusige Ärmelchen schließt mit Bündchen ab. Hierzu ist der Schnitt in 28, 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 Meter. — Von aller-

Abb. 132 bis 134. Drei Hüllen für das Frühjahr.

liebster Wirkung ist das zweite Stickereikleidchen durch seine zierliche Hängerform. Die eingereihten Hängerteile fallen unter einem kurzen Leibchen hervor, das, etwas ausgeschnitten, durch eine rosa Stilstichstickerei verziert wird. Die gleiche Verzierung wiederholt sich an dem Bündchen des halblangen Puffärmels und am unteren Rande des Hängerchens, das in zwanglosen Falten ausfällt. Der zur Herstellung dieses zierlichen Kleidchens erforderliche Schnitt ist in 28, 30 und 32 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 2 Meter. — Für den Anzug des größeren Mädchens Abb. 136 war hell- und dunkelbraun karierter Wollstoff gewählt, dessen etwas düsteren Ton der weiße, in Querfältchen abgenähte Latzteil etwas aufhellte. Die Taille wird an jeder Seite durch drei breite gelegte Falten bereichert, deren äußerste, leicht die Schultern verbreiternd, über den Ansatz des kurzen Puffärmels fällt, den eine glatte Manschette abschließt. In der vorderen und Rückenmitte verbindet je ein latzartiger Teil die Faltenteile miteinander, die nach der Mitte zu durch eine kräftige Spachtelspitze begrenzt werden. Das kurze Röckchen ist unter dem schmalen Gürtel der Taille angesetzt und zeigt von der vorderen Mitte ausgehend an jeder Seite drei gelegte Falten. Zu diesem mit Hilfe des Schnittes ohne Mühe herzustellenden Kleidchen ist das Schnittmuster in 32, 34, 36 und 38 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3 Meter.

Fichu und Überbluse. (Abb. 138 u. 139.) Unsere Abbildungen veranschaulichen ein Fichu und eine Überbluse, die sich mit Hilfe der Schnitte ohne Mühe im Hause herstellen lassen. Das vorn glatte, sich in gleicher Weise über den Rücken fortsetzende Fichu ist aus weißer, farbig bedruckter Seide gefertigt und mit dunkleren Panneblenden eingefaßt, mit denen der Pannegürtel übereinstimmt, in den die Fichuteile, leicht gefaltet, treten. Der Schnitt ist zum Preise von 35 Pfennig erhältlich. — Besonders elegant macht sich die weiße Spitzenüberbluse, für die feinste Spachtelgipüre verwendet war, während zu ihrer Ausstattung schmale Valenciennes dienten. Über einer weißen oder farbigen glatten Seidenbluse zu tragen, ist diese Überbluse vorn wie im Rücken mit tiefem spitzen Ausschnitt gearbeitet, den ein mit Spitzchen garnierter Valencienneeinsatz begrenzt, der sich zugleich auf dem glockigen Halbärmel fortsetzt. Dieser ist der Überbluse angeschnitten und legt sich lose auf den Ärmel der Bluse. In der Taille tritt die Überbluse in leichten Falten in einen Seidenstoffgürtel. Ihr Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig vorrätig.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 129 bis 139 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37 bis 41, zu beziehen. Für Taillen usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unter der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Abb. 135 bis 137. Drei Kleider für kleine Mädchen.

Abb. 138 u. 139. Fichu und Überbluse.

Handschuhe.

Von Meta Merz.

Beim Handschuh kann man ebensoviel verschwenden wie sparen, und es ist nicht zu viel behauptet, daß man bei sorgfältiger Schonung der Handschuhe gerade nur die Hälfte notwendig hat. Diese Schonung beginnt schon beim Einkauf, wobei man ein für allemal den Handschuh von der Verkäuferin gut, aber nicht zu stark ausweiten lassen muß. Das zu starke, heftige Ausweiten ist vom Übel, da sich der Handschuh leicht ganz unmerklich neben der Naht dehnt, was den ersten Anlaß zum Reißen gibt.

Der teuerste Handschuh ist meist der billigste. Das gilt nicht nur für Straßenhandschuhe sondern auch vielleicht in noch höherem Grade von Gesellschaftshandschuhen, besonders von den weißen Glacés. Gutes Leder ist immer feinnarbig, muß sich weich anfühlen und darf bei vorsichtigem Auseinanderdehnen

keinerlei Poren oder Flecke zeigen. Je weicher das Leder ist, desto besser ist der Handschuh.

Nicht nur das Leder ist zu beachten, sondern auch der Schnitt des Handschuhs, und zwar muß vor allem darauf gesehen werden, daß der Daumen genügend lang ist. Sehr oft kommen sogenannte verschnittene Handschuhe zu billigen Preisen in den Handel. Solche Handschuhe muß man stets vor dem Kauf anprobieren und, wo das nicht gestattet ist, lieber davon absehen. Gewöhnlich ist bei ihnen der Daumen zu kurz und der Zeigefinger zu lang geschnitten, oft auch alle Finger zu kurz und ein einzelner zu lang. Etwas anderes ist es mit den fleckigen oder „verlegenen" Handschuhen. Man bedenke, daß schon nach einer halben Stunde des Tragens ein heller Handschuh seine Frische einbüßt; der kleine Fleck oder eine gewisse Unklarheit in der Farbe, die man mit „Verlegenheit" bezeichnet, sind also wirklich kein Grund, die billige Gelegenheit zu verschmähen, wenn der Handschuh sonst tadellos ist.

Es gibt gar nichts Schlimmeres und auch eigentlich nichts Unsinnigeres, als die Handschuhe eine Nummer zu klein zu nehmen, wie es oft geschieht. Ein zu kleiner Handschuh reißt meist sofort beim Anstreifen, sicher aber im ersten Gebrauch; abgesehen davon macht er die Hand unsäglich häßlich und kann ein unerträgliches Frostgefühl hervorrufen, da durch ihn die Blutzirkulation gehindert wird. Bei dieser Gelegenheit möchten wir auch noch bemerken, daß ein dünner, gefütterter Handschuh wärmer hält als ein sehr dicker, ungefütterter.

Für die Straße sind Glacés und Wildlederhandschuhe am beliebtesten. Wildlederhandschuhe sind für alle diejenigen zu empfehlen, die vollkommen trockene Hände haben. Wo die Hand auch nur im geringsten zur Transpiration neigt, muß der wildlederne Handschuh völlig verworfen werden, da er dadurch häßliche, nicht mehr wegzubringende Flecke erhält.

Der gelbrote Hundelederhandschuh wird zum englischen Straßenkleid am liebsten getragen, und er ist auch der zweckmäßigste. Man sehe darauf, daß die Stulpe weit genug ist.

Sowohl der Wildleder- wie der Hundelederhandschuh soll, wie erwähnt, weich sein und keine großen Poren zeigen. Den Wildlederhandschuh kann man außerordentlich lange tragen, wenn man ihn zuweilen mit einem in etwas Benzin getauchten Läppchen sorgfältig abreibt. Das Waschen des Hundelederhandschuhs ist allerdings eine etwas schwierige Sache. Da der gute Hundelederhandschuh nicht unter sechs bis sieben Mark zu haben ist, lohnt es sich aber ihn in der chemischen Waschanstalt reinigen und färben zu lassen, was zum Preise von etwa einer Mark das Paar geschieht. Auch der Wildlederhandschuh ist für eine solche Behandlung sehr dankbar.

Der Trikothandschuh, der besonders als Imitation des Wildlederhandschuhs viel getragen wird, ist in besseren Qualitäten für Besorgungen, bei kaltem Wetter und für Einkaufswanderungen sehr zu empfehlen, doch eben nur in der besseren Sorte. Der billige Handschuh wird gar zu schnell schadhaft. Beim Einkauf von Trikothandschuhen achte man besonders darauf, daß nirgends eine Masche im Trikot aufgegangen oder dünn ist. An diesen Stellen reißt der Handschuh nachher im Tragen sofort. Zur Schonung der Fingerspitzen, die gewöhnlich sehr schnell schadhaft werden, steckt man in jede Spitze ein kleines Wattebäuschchen, das man mit ganz wenig Gummiarabikum befeuchtet hat, damit es an seinem Platz sitzen bleibt. Auf diese Weise wird das Durchstoßen mit den Nägeln vermieden.

Sehr unhaltbar sind die billigen seidenen und halbseidenen Handschuhe, die in mißverstandener Sparsamkeit so oft von Frauen, die sonst für ihre Toilette sehr viel Geld ausgeben, gekauft werden. Wenn diese Sparsamen wüßten, daß sie für den Kenner wirklicher Eleganz den ganzen Effekt ihrer kostbaren Toilette durch den billigen Handschuh verderben, würden sie wahrscheinlich die zwei oder drei Mark, auf die es da ankommt, nicht sparen wollen. Der seidene Handschuh muß außerordentlich schonend behandelt werden, wenn er seine unleugbare Schönheit etwas länger behalten soll. Hier ist es zur Schonung der Fingerspitzen gut, den Handschuh nach links zu drehen, in die Fingerspitzen einen der bekannten Handschuhstopfpilze einzufügen und nun jede Fingerspitze durch ein ziemlich dichtes Durchziehen mit gleichfarbiger Seide zu verstärken, wobei natürlich nicht nach der rechten Seite durchgestochen werden darf. So verstärkte Handschuhe halten doppelt so lange. Auch bei Trikothandschuhen läßt sich dieses Verfahren sehr gut anwenden, doch nehme man dazu ja keine Seide, da für empfindliche Fingerspitzen die Seidenlage auf der Wolle bald ein unerträgliches Gefühl verursacht. Kinderhandschuhe sollte man stets auf diese Weise verstärken, ganz besonders die dicken Wollhandschuhe, die beim Sport getragen werden, da diese den härtesten Anforderungen ausgesetzt sind.

Gewöhnlich entscheidet das erste Anstreifen des Handschuhs über die Länge seiner Lebensdauer. Niemals streife man neue Handschuhe in großer Eile an, am allerwenigsten in einer Garderobe oder unterwegs. Es ist nicht möglich, dem Handschuh dabei die hier unbedingt nötige Sorgfalt angedeihen zu lassen, und er rächt sich dafür durch schleuniges Aufspringen oder Zerreißen. Viele Damen verstehen es nicht einmal, die Handschuhe richtig anzustreifen. Das geschieht, indem man zunächst die vier Finger hineinbringt und dann mit der selbstverständlich tadellos sauberen Hand den Handschuh so tief hinunterstreift, daß die Fingerlängen vollständig ausgefüllt sind. Dann bringt man sehr vorsichtig den Daumen hinein, streift auch diesen vollständig auf den Finger, wobei jedesmal geachtet werden muß, daß die Nähte richtig laufen, nicht etwa spiralig um den Finger, wie man das bei schlechtem Anziehen sehr oft sieht. Dann wird der Handschuh langsam auf der Hand zurecht gezogen, und zwar zunächst auf dem Handrücken, niemals darf er an dem Ende angefaßt werden. Dann wird der untere Knopf zuerst geschlossen, immer und unter allen Umständen. Ein Handschuh, dessen unterer Knopf nicht beim ersten Anstreifen zugeht, ist zu eng. Ist man gezwungen, ihn aufzulassen, so verdehnt sich der ganze Handschuh und kommt völlig aus der Form. Allen, die öfters Gesellschaften besuchen oder Besuche machen, bei denen es auf den Handschuh ankommt, sei der weiße gestrickte oder gewebte Überhandschuh empfohlen. Ein Paar dieser nützlichen Dinger machen viele Paare von Gesellschaftshandschuhen überflüssig.

Das Abstreifen des Handschuhs hat sehr vorsichtig zu geschehen. Man zieht zuerst den Daumen an der Spitze ab, dann die übrigen Finger der Reihe nach, sodann zieht man den ganzen Handschuh gerade, indem man jeden Finger für sich anfaßt und in seiner richtigen Lage auf den andern legt. Das ist besonders wichtig zur Schonung des Handschuhs. Augenblicklich herrscht die Sitte, daß der lange Handschuh in Gesellschaften bei der Tafel nicht abgelegt, sondern nur von der Hand gestreift und nach innen gerollt wird. Knüllt man dabei den Handschuh einfach zusammen, so wird er in sehr vielen Fällen, besonders bei etwas feuchten Händen, am andern Tage hart und unbrauchbar sein. Man kann ruhig, ohne Aufsehen zu erregen, die Finger glatt zupfen und sie dann in der richtigen Lage hübsch zusammengerollt unter die Stulpe schieben. Sobald man das als selbstverständlich ohne alle Ängstlichkeit tut, wird jeder Zuschauer es ebenso selbstverständlich finden. Zu Hause lüftet man den Handschuh erst ein wenig aus, indem man ihn aufbläst und so ein paar Minuten liegen läßt, dann wird er in Form gezogen und glatt gestrichen.

Das Waschen der Handschuhe geschieht oft völlig verkehrt. Von allen Methoden, die es gibt, ist die Benzinwäsche für Glacés, mit Ausnahme der hundeledernen Handschuhe, die beste. Eine sehr gute Gewohnheit ist es, helle Handschuhe nach dem jedesmaligen Tragen sofort auf der Hand mit einem mit sehr wenig Benzin angefeuchteten Läppchen strichweise abzureiben. Dadurch erhalten sie sich sehr lange wie neu, und eine wirkliche Wäsche wird kaum notwendig. Das Benzinläppchen darf aber nur eben feucht sein. Die wirkliche Wäsche muß dagegen mit sehr viel Benzin ausgeführt werden. Es ist daher gut, mehrere Paar Handschuhe beisammen zu haben, wobei man die saubersten zuerst nimmt. Man gibt in eine kleine, tiefe Schale so viel

Benzin, daß die ordentlich zusammengelegten Handschuhe völlig damit bedeckt sind, deckt die Schale fest zu und läßt die Handschuhe etwa eine Viertelstunde darin, während man sie öfters hin und her drückt, aber nicht reibt. Dann nimmt man sie heraus, drückt sie sehr fest aus, legt sie auf ein Leinentuch, reibt sie mit dem Tuche sauber, aber nicht trocken und bringt sie dann in ein zweites Benzinbad, in dem sie wieder eine Viertelstunde bleiben. Dann drückt man sie aus, streift sie an und reibt sie nun strichweise mit sauberen, weichen Leinentüchern sehr gründlich ab. Danach werden sie in Form gezogen und zum Trocknen aufgehängt. Das Benzin läßt man zugedeckt stehen, bis sich der Schmutz gesetzt hat. Man filtriert es dann durch doppeltes Fließpapier und bewahrt es in einer fest verstopften Flasche auf, es läßt sich dann bei der nächsten Wäsche sehr gut wieder zuerst benutzen.

Seidene und baumwollene Handschuhe wäscht man in einer fetten Brühe von Marseiller Seife, spült sie dann klar und färbt sie entweder in Lindenblütentee, wodurch sie eine sehr schöne Färbung bekommen, oder, falls der Elfenbeinton erwünscht ist, in Wasser, dem man einige Tropfen Tinte beigefügt hat. Sie werden davon sehr schön grauweiß. Danach werden sie aufgezogen und noch feucht gut in Form gezogen, zwischen leinenen Tüchern geplättet, wodurch sie Glanz erhalten und länger sauber bleiben. Schmutzige, wollene Trikothandschuhe werden ebenfalls in eine fette Seifenbrühe gesteckt, danach zweimal in klarem lauen Wasser sauber ausgewaschen, sehr stark ausgedrückt, besonders gut gezogen und, ehe sie ganz trocken sind, auf die Hand gestreift, damit sie sich wieder dehnen, falls sie eingelaufen sind. Man drückt dann vorsichtig die Finger wieder recht lang und zieht sie in Form.

Für das Waschen waschlederner Handschuhe sei hier kurz eine gute Methode mitgeteilt, die darin besteht, sie in einer sehr fetten Seifenbrühe zu waschen, der man reichlich Glyzerin beigesetzt hat. Aus dieser Brühe kommen sie in eine zweite Seifenbrühe, werden darin ausgewaschen — nicht in klarem Wasser — dann ausgezupft, zum Trocknen an einen kühlen Ort gehängt und vor dem völligen Trocknen weich gerieben.

Das Ausbessern der Handschuhe wird bei Glacehandschuhen stets von außen besorgt, und zwar mit einer außerordentlich feinen Nadel, wobei man bei aufgegangenen Nähten die vorgebohrten Löcher faßt. Bei einiger Übung geht das sehr leicht. Ist die Naht geschlossen, so steckt man die Nadel nach innen durch, dreht die betreffende Stelle nach links und vernäht den Faden sehr fest. Ausgeplatzte Handschuhe lassen sich sehr nett ausbessern, wenn man ein Stückchen Leder der gleichen Farbe sorgfältig unterheftet und die ganz glatt geschnittenen Ränder mit kleinen Stichen recht exakt darüber säumt. Eine sehr feine Nadel ist zur Handschuhnäherei unbedingt erforderlich.

Trikothandschuhe müssen beim kleinsten Schaden sofort sorgfältig gestopft werden, da größere Stopfen sehr häßlich sind.

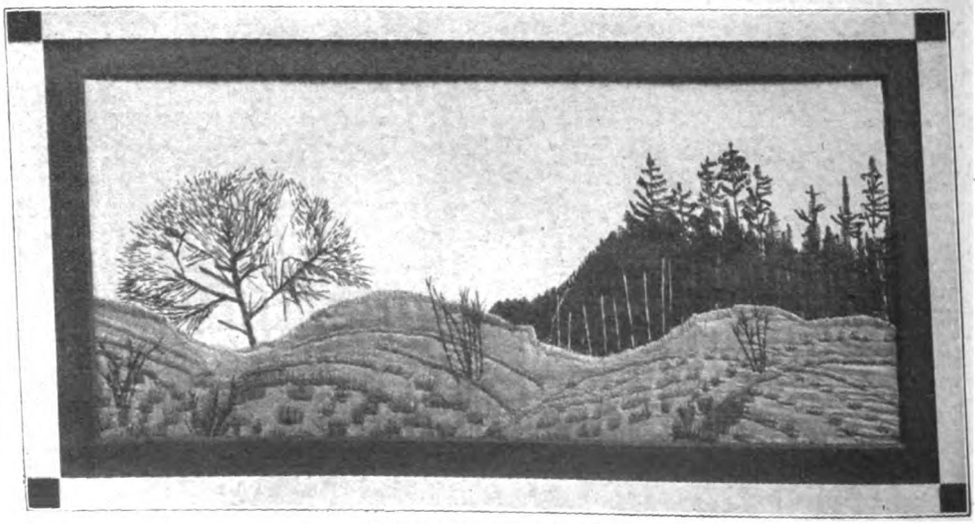
In den Handschuhkasten legt man ein Riechkissen mit unaufdringlichem Parfüm. Es ist gut, den Kasten zuweilen ein paar Stunden offenstehen zu lassen, besonders bei wenig gebrauchten Handschuhen, damit der unangenehme, muffige Ledergeruch gebrauchter Handschuhe vermieden wird. Natürlich darf der Parfümgeruch nicht aufdringlich stark sein.

Eine Nadelkünstlerin.

Von Ola Alsen.

Die Nadelmalereien der Engländerin Florence Jessie Hösel haben durch ihre großartige Technik allgemein berechtigte Bewunderung erregt. Selten hat man so wundervolle, eigenartige Farbenträume gerade durch die Kunst des Stickens verwirklichen gesehen.

Es entspricht ganz der Persönlichkeit Florence Jessie Hösels, wenn sie ihre Motive aus der Natur, aus der Landschaft wählt. Ganz verblüffend sind ihre Versuche, Perspektive und Luft in ihren Arbeiten zum Ausdruck zu bringen. Die Wirkungen, die sie erzielt, und der Eindruck ist vielleicht darum so unmittelbar, weil die Künstlerin ohne vorherige Aufzeichnungen sofort mit Nadel und Material arbeitet.



Wandbehang: Hügelland.

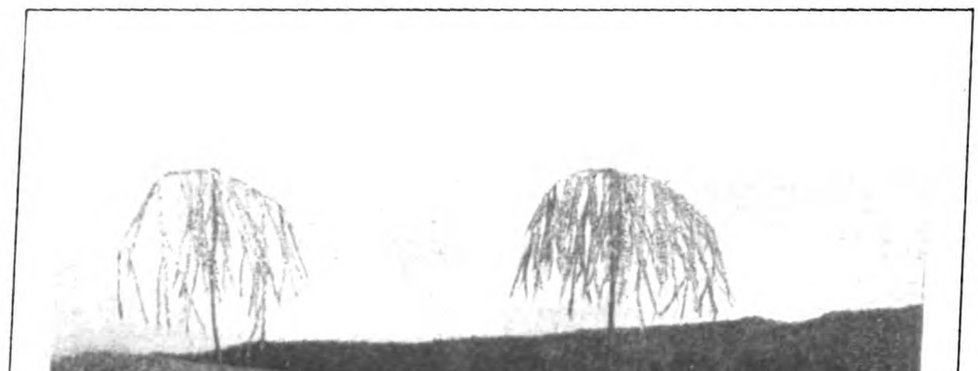
Die Künstlerin liebt es, für ihre Kompositionen große, weite Flächen zu wählen. Ihre Hauptarbeiten sind Wandbehänge und Bilder, deren Technik jedoch gleich ist. Nur ist bei den Bildern mehr Wert auf Raumwirkung gelegt, und zum Schutz der zarten Farben bannt man sie unter Glas und Rahmen.

Bei dem Betrachten der Bilder glaubt man die Technik einer Malerin zu empfinden, die über ein großes Können verfügt. Doch ihr ist die Kunst, ihre Farbenträume mit dem Pinsel zu verwirklichen, fremd. Sie hat niemals gemalt, und jetzt erst, nach ihren Erfolgen mit der Nadel, beginnt sie mit der Kunst des Radierens.

Jedes einzelne ihrer Werke verlangt großen Aufwand an Arbeit und Zeit, monatelang beschäftigt sich Frau Hösel mit einem Gemälde. Desto bewundernswerter ist es, daß sie die Stimmung, die das Ganze beseelt und lebendig macht, mit nie versagender Kraft durchführt.

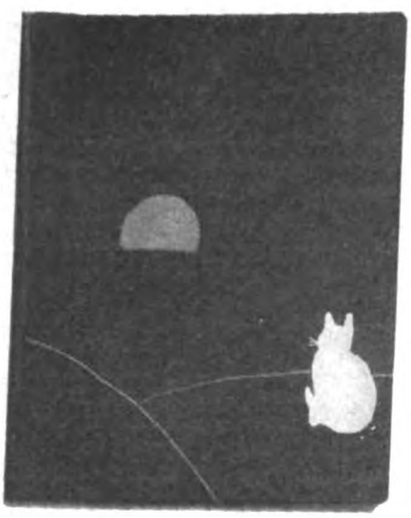
Stickerei, Applikation und leichte, farbige Grundierung sind die Mittel, deren sich die Künstlerin bedient, um ihre poetischen Gedanken auszudrücken. Sie benutzt nur selbstgefärbte Stoffe, und jeder einzelne Faden, der durch ihre Hände gleitet, ist von ihr selbst gefärbt. Ihre Erfindungsgabe ist außerordentlich, die Wirkungsmöglichkeit der einzelnen Stiche sehr wandlungsfähig. Für die zarten, vom Windhauch leise bewegten Äste, für die plastisch hervortretenden Stämme der Bäume, für den glühenden Sonnenball und das traumhafte Grün der Wiesen bedient sie sich der ihrem

Gegenstand angemessensten Mittel. Wie hingehaucht sind die weichen, kleinen Stiche, die das zarte Laub der rosenblütigen Mandelbäume ausdrücken, kraftvoll hingegen sind die Sonnenstrahlen herausgearbeitet, die das Grün durchleuchten, und eine stimmungsvolle Darstellungsweise fand sie auch für den grauen Himmel, der sich über pur prunes Heideland dehnt.



Wandbehang: Trauerbäume.

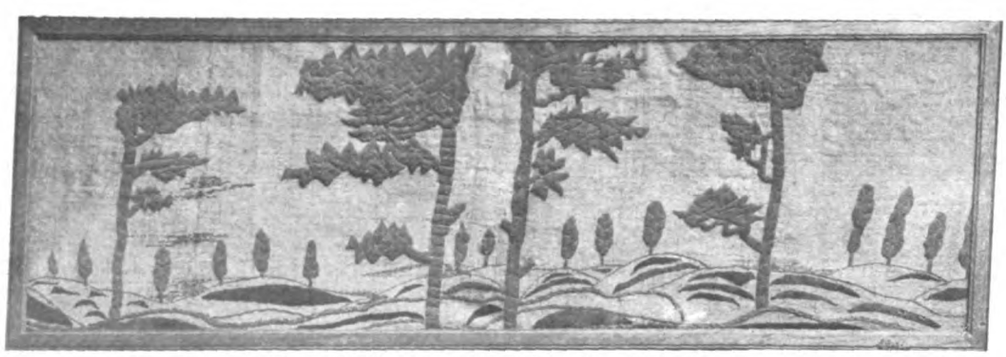
Die stickende Frauenwelt wird Florence Jessie Hösel die Erfindung einer unabsehbaren Reihe neuer Stickstiche und in dieser Technik anwendbarer Mittel danken müssen, denn ihre Phantasie diktiert ihr bei jeder neuen Schöpfung neue Ausdrücke. Ihre hauptsächlichste Kunst besteht in der eigenartigen Auffassung, in der Behandlung der Stickerei. Nicht selten fühlt man sich durch den unmittelbaren Eindruck, den sie durch ihre Naivität hervorbringt, geradezu hingerissen. Da ist z. B. ein Bild „Nachts im Walde", das einen märchenhaften Zauber ausströmt: der Mond, der durch ein Stückchen gelben Tuches dargestellt wird, blinkt durch das nachtschwarze Geäst.



Schreibmappe: Kätzchen und Mond.

Die melancholische Einsamkeit einer Winterlandschaft sucht die Künstlerin dadurch wiederzugeben, daß sie den Himmel graudüster färbt und den Kontrast durch ein weißes Schneefeld, das sich endlos zu dehnen scheint, herstellt.

Eine ihrer reizvollsten Schöpfungen verdient ganz besonders erwähnt zu werden. Frau Hösel vereint hier die vier Jahreszeiten auf einer großen, runden Tischdecke, die von der Mitte aus viermal geteilt ist. Sie arbeitete fast ein Jahr an diesem Kunstwerk. Ihr „Frühling" ist eine duftige, zarte Symphonie in Grün, während sie im „Sommer" schwerere, markigere Akkorde anschlägt, und goldgelbe Schattierungen ganz prachtvoll hinüber modulieren zu den vielfarbigen Tönen im Rot der Herbstlandschaft. Neben den knospenden, zarten Frühlingsträumen lagert auf der andern Seite die starre, schlummernde, weiße Winterlandschaft.



Wandbehang: Dekorative Landschaft.

Trotzdem unsern Bildern einer der Hauptreize, die farbige Darstellung, fehlt, kann man sich doch eine Vorstellung von ihrer Poesie und ihrer vollendeten Technik machen. Die unendlich feingeäderten Äste der Bäume, die Plastik der Hügel und selbst die einzelnen, zarten Blüten, mit denen die Bäume über und über bedeckt sind, und der Wald als Hintergrund sind nicht nur meisterhaft, sondern wirken auch zeichnerisch unvergleichlich.

Für ihre Wandbehänge und Kissen verwendet Frau Hösel mit Vorliebe handgewebtes Leinen. Sehr einfach im Entwurf und doch stark wirkend ist ein Wandbehang mit einem Schwarm von Schmetterlingen, alle über aus reizvoll im verschiedensten Blau gestimmt.

Die Phantasie unserer Nadelkünstlerin ist unbegrenzt, und wir sind gezwungen, die Hingabe zu bewundern, die sie selbst für die kleinsten, geringfügigsten Arbeiten übrig hat. So zeigen auch die mannigfaltigen Rückenkissen in der Zeichnung und der Farbenkombination einen erlesenen Geschmack.

Kissenplatte.

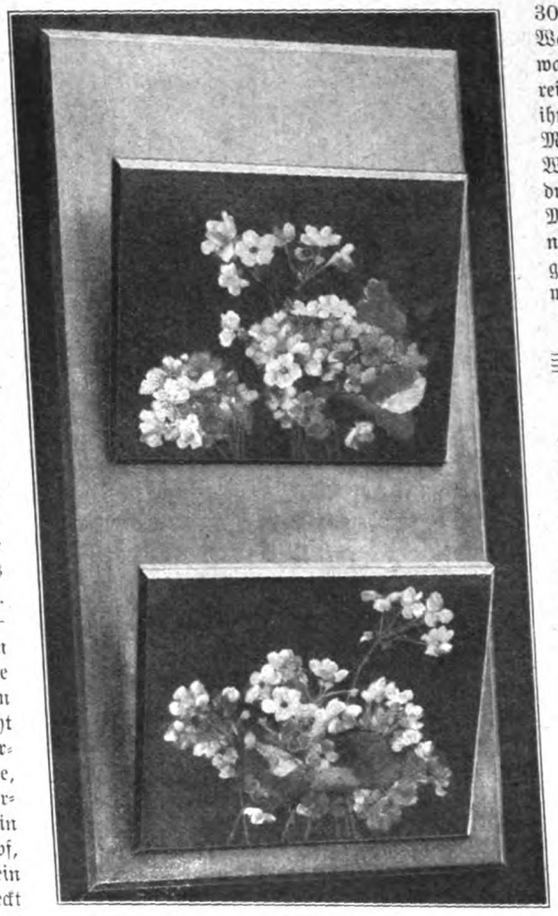
Ihre köstlichen Schreibmappen, die besonders für Kinder bestimmt und hauptsächlich in Tuchapplikationen ausgeführt sind, erzählen von ihrem Humor. Wie einfach und doch gleichzeitig effektvoll ist unsere Schreibmappe, auf der das Kätzchen ein Zwiegespräch mit dem Monde hält!

Florence Jessie Hösel verdient das große Interesse, das die Frauenwelt ihr und ihren feinsinnigen Arbeiten entgegenbringt. Die unter ihren Künstlerhänden hervorgegangenen wundervollen Schöpfungen lösen in dem Beschauer ganz eigenartige Gefühle aus, und diese Gefühle paaren sich mit ausgesprochener Bewunderung und Hochachtung vor der nie ermüdenden Arbeitskraft und dem rastlosen Fleiß dieser seltenen Frau, die es so gut versteht, ihren Gedanken durch die Nadel Ausdruck zu verleihen. Von einigen enthusiasmierten Bewunderern wurde die feine Träumerin auch mit dem stolzen Namen „die Paganini der Nadel" geehrt.

Ratgeber für Jedermann

Für die Krankenküche.

Krankenlimonaden und reizmildernde Hausgetränke. Säuerliche Limonaden werden namentlich von Fieberkranken als durstlöschende Getränke gern genommen. Freilich eignen sie sich nicht für alle. Sie verbieten sich bei verschiedenen Störungen des Magens und des Darmes. Wo sie erlaubt sind, kann man den Kranken verschiedene Arten anbieten. — Die Zitronenlimonade ist die bekannteste. Für Kranke bereitet man sie wie folgt: In einem halben Liter Wasser werden 75 Gramm Zucker aufgelöst; dann quetscht man in die Lösung den Saft einer frischen Zitrone aus, die man der Länge nach aufgeschnitten hat. Man fügt noch etwas kleingeschnittene Zitronenschale hinzu und läßt das Ganze in einer verkorkten Flasche oder einem gutverschlossenen Porzellangefäß eine halbe Stunde lang stehen. Hierauf filtriert man die Flüssigkeit durch ein Haarsieb oder ein Tuch und gibt die Limonade löffelweise von Zeit zu Zeit zu trinken. — Orangenlimonade kann eine willkommene Abwechslung bringen. Sie wird in der gleichen Weise wie die Zitronenlimonade bereitet, nur nimmt man weniger Zucker dazu. Anstatt reinen Wassers kann man auch Sodawasser verwenden. Der Geschmack ist dann angenehmer. — Äpfellimonade ist namentlich da am Platze, wo man eine stuhlanregende Wirkung mit erzielen möchte. Am feinsten schmeckt sie, wenn man die Früchte nicht abkocht, sondern in folgender Weise verfährt. Man nimmt zwei mittelgroße, säuerlich schmeckende Äpfel, schält sie, zerschneidet sie in feine Scheiben, legt sie in ein Porzellangefäß oder einen irdenen Topf, fügt etwas Zitronenschale hinzu, gießt ein Glas kochendes Wasser darauf und deckt das Ganze zu. Nach etwa zwei Stunden wird die Limonade abgeseiht bzw. mit Zucker versetzt und zum Trinken verabreicht. — In verschiedenen, oft fieberhaften Krankheiten, die mit Reizungen der Atmungsorgane und des Magens, des Darms oder der Blase verbunden sind, kann man Getränke verabreichen, die zwar keine Heilmittel sind, aber die Reizzustände mildern und dem Kranken das Leiden leichter erträglich machen. Die süße Mandelmilch wird zu diesen Zwecken wohl am häufigsten verwandt. Man nimmt dreißig Stück süße Mandeln, zieht sie ab, zerstößt sie in einem Porzellanmörser oder reibt sie fein in einer Reibschale und gießt einen halben Liter warmes Wasser auf die Masse. Nach einer halben Stunde drückt man die Flüssigkeit durch eine Serviette oder reines Tuch, versüßt die Mandelmilch und gibt sie warm oder kalt zu trinken. Besser werden die Mandeln ausgenützt, wenn man die zerquetschte Masse zunächst mit einem Viertel Liter Wasser übergießt, sie nach einer Viertelstunde durch die Serviette preßt und dann die Masse wieder mit einem Viertel Liter frischen warmen Wassers übergießt, wieder eine Viertelstunde stehen läßt und von neuem abpreßt. Die Mandeln müssen aber durchaus frisch sein, alle ranzig gewordenen taugen nichts, ja schaden nur, da die gebildeten scharfen Stoffe reizend wirken. In der gleichen Weise kann man aus frischen guten Wallnüssen eine Nußmilch bereiten. Die Nußkerne werden vorher abgebrüht und von den Häutchen befreit. Aus geschälten Kürbiskernen läßt sich ebenso eine Kürbismilch gewinnen. Sehr wohlschmeckend ist auch die Mohnmilch. Man brüht 30 Gramm frischen Mohn mit kochendem Wasser ab, wäscht ihn darauf mit warmem Wasser noch einmal ab, zerreibt ihn in einer Schüssel oder zerstößt ihn in einer Schale und überbrüht die Masse mit einem halben Glase warmen Wassers. Nach einer halben Stunde drückt man den Mohn durch ein Tuch. Mit der abgepreßten Masse verfährt man noch einmal ebenso; man gießt beide abgepreßten Säfte zusammen, versüßt sie mit etwas Zucker und gibt sie zu trinken.



Zeitungshalter.

Kunst im Haus.

Der Zeitungshalter unserer Abbildung wirkte mit den hellen Tönen seiner Grundfarbe und der leichten Bemalung in einem lichten Mädchenzimmer als hübscher und anspruchsloser Wandschmuck. Die einfache Kombination der beiden Brettchen und des größeren Wandbrettes gestattet es, den Halter vom einfachsten Schreiner nacharbeiten zu lassen. In unserem Falle bildete Eiche, in der Naturfarbe belassen, das Material.

Zwei Nippfigürchen (Ausführung von Richard Mutz, Berlin). Eine feine, weiblich zarte Empfindung spricht aus der nach dem Entwurfe von Fräulein Steffeck ausgeführten Statuette einer Mutter. Das Kind, mehr angedeutet unter dem schützenden Gewande als plastisch durchgeführt, bestimmt dennoch ganz und gar die körperliche Haltung sowie den seelischen Ausdruck der Hauptfigur. — Der kleine Clown (von Rich. Knöhl) zeigt das alte Motiv des drollig-betrübten Pierrots — ach, wie leer sind die Taschen, in die man seine Hände so tief vergraben kann! — mit Geschmack und Humor behandelt.

Nippfigürchen: Mutter und Kind.

Bücher für Frauen.

Frauenberufe. Nach amtlichen Quellen herausgegeben von Eleonore Lemp. (Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1908. Preis 1,60 M.) Alljährlich, wenn schulentlassene junge Mädchen die Berufsfrage zum erstenmal gründlich erwägen, greifen Hunderte fehl, weil sie aus Gedankenlosigkeit oder dem Mangel an Überblick über alle Möglichkeiten sich bei ihrer Wahl von Zufälligkeiten leiten lassen. In erster Linie entscheidend ist natürlich bei den meisten Berufen die Begabung, die man dafür mitbringt, dann aber auch die Summe, die man für eine gründliche Vorbereitung anlegen kann, und — nicht zuletzt — die Aussichten, die der gewählte Beruf dem jungen Mädchen überhaupt bietet. Das vorliegende Buch stellt nun in übersichtlicher und gemein-

Nippfigürchen: Pierrot.

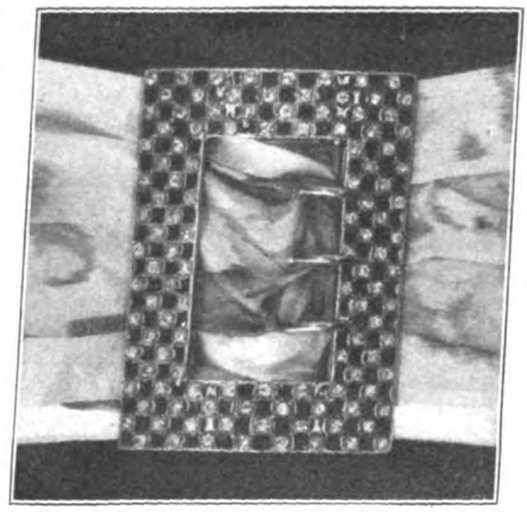
verständlicher Weise die Vorbedingungen, Anstellungsverhältnisse und Ausbildungsmöglichkeiten für etwa hundert Frauenberufe zusammen. Hat man bereits eine Entscheidung getroffen, dann wird man sich wohl besser an eins der vorhandenen ausführlicher orientierenden Werke halten, auf die das Büchelchen auch hinweist (vor allem an Lange-Bäumer, Handbuch der Frauenbewegung, 5. Teil: Die deutsche Frau im Beruf). In dem wichtigen Stadium der Vorwahl aber werden gerade diese kurzen übersichtlichen Zusammenstellungen, zu denen überdies Prüfungsordnungen und andere amtliche Verfügungen einige sehr willkommene Ergänzungen bilden, vortreffliche Dienste tun.

Gürtelschliesse.

Ratschläge für die Toilette.

Vergoldete Gürtelschließe mit lila Steinen. Die Gürtelschließe spielt bei unserer Blusentracht mit Recht eine bedeutende Rolle. Die Auswahl an Gürtelschließen ist dadurch unendlich groß geworden. Wir zeigen auf unserer Abbildung eine Schließe mit lila Steinen, die von Durchbrucharbeit umgeben sind. Unter dem goldenen Durchbruch schimmert die lila Steinunterlage. Das eigentliche Verschlußstück hat auch kleine amethystfarbene Steine als Verzierung.

Chinébandgürtel mit großer Spange. Chinéband, das momentan von der Mode sehr lanciert wird, ist ein vornehmer Schmuck für einfarbige Kleider. Sehr schön ist die große Agraffe, durch die es hier gesteckt wurde. Ihr breiter Rand ist aus imitierten Diamanten und Rubinen zusammengesetzt; doch da die Arbeit wirklich gediegen ist, wird vielleicht auch von Damen, die sonst mit Recht unechten Schmuck vermeiden und nicht für „ladylike" halten, die Agraffe gelegentlich getragen werden. Die Fassung aus echtem Gold ist so vorzüglich gearbeitet, daß die Steine schon durch sie ein vornehmeres Aussehen erhalten. Die drei durch das Band gedrückten scharfen Bogen sind ebenfalls aus Gold.



Chinébandgürtel mit Spange.

Kinderspielzeug.

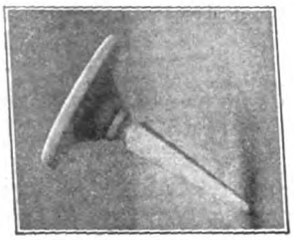
Eine Feuerspritze mit allem Zubehör. Durch die Stadt rasseln die Wagen der Feuerwehr. Den Erwachsenen erstehen aus dem aufregenden Klang ihrer stürmischen Signale die furchtbaren Bilder von Feuersgefahr und Not: sie sehen geängstigte, gequälte Menschen, die so sehnsüchtig auf die Hilfe warten, daß ihnen die rasende Eile der Räder noch langsam erscheint. Für Kinder aber bedeutet jede Aufregung vor allem Anregung, ein neues Spielmotiv, Abwechslung! Und da „Feuerwehr spielen" nebenbei nach mehr als einer Richtung Anlaß zur Entwicklung körperlicher Gewandtheit, aber auch eines gewissen Heroismus, Ritterlichkeit und anderer seelischen Qualitäten gibt, unterstützen vielleicht auch sehr pädagogisch denkende Erzieher das Spiel, indem sie nach und nach die Utensilien anschaffen, die die kleinen Helden dazu brauchen. Die Krone des Ganzen bildet natürlich eine Feuerspritze mit allen Schikanen, wie sie unser Bildchen zeigt. (Bezugsquelle: E. W. Matthes, Berlin.) Von dem Wasserkasten bis zur Alarmglocke ist da nichts vergessen worden — und wenn beim Spiel im Garten der Wasserstrahl hoch im Bogen gegen die eingebildete Feuerstätte braust, wenn Heinz sich an seinen eigenen Kommandoworten berauscht und Otto in der seligen Überzeugung, daß damit doch das Wichtigste besorgt sei, immer wieder den Glockenstrang in Bewegung setzt, dann lernen vielleicht auch die allernüchternsten „großen" Leute erkennen, was es eigentlich heißt, bei einer Sache mit — „Feuer"eifer dabei sein.

Eine Feuerspritze mit allem Zubehör.

Hauswirtschaft.

Über das Schlachten kleinerer Tiere im Haushalt. Die meisten Tiere sind vor ihrer Tötung zu betäuben, entweder durch einen wuchtigen Schlag auf den Hinterkopf oder dadurch, daß man den Kopf der Tiere kräftig gegen eine starke Kante schlägt. Sodann ist Sorge zu tragen, daß jedes Tier auf möglichst schnelle und schmerzlose Art getötet werde. Die Grausamkeiten müssen aus der Küche verschwinden! Das Geflügel darf weder durch die Ohren gestochen werden, nur um den Kopf unversehrt mit auf den Tisch zu bringen, noch darf den Tauben der Kopf abgedreht werden; die Schlachtwerkzeuge, Beil und Messer, müssen stets scharf geschliffen, letzteres auch mit einer guten Spitze versehen und im besten Zustande sein. Je glatter man die Adern durchschneidet, um so vollkommener findet das Ausbluten statt und um so schneller schwindet das Bewußtsein und das Schmerzgefühl der Tiere; zugleich gewinnt durch reichliches Ausbluten das Fleisch an Haltbarkeit und schönem Aussehen. Es ist nachgewiesen, daß das Fleisch von Tieren, die beim Töten geängstigt und gequält wurden, sich in gesundheitsschädlicher Weise verändert. Hühner und Tauben werden am schmerzlosesten getötet, indem man durch einen kräftigen Messerschnitt den Kopf vom Rumpfe trennt. Noch besser ist es, den Kopf des Tieres auf einem Holzklotze mittels eines scharfen Beiles abzuhacken. Truthühner werden erst betäubt, dann bis an den Hals in eine Schürze gewickelt und so zwischen die Beine genommen, daß die Bauchseite nach oben und die Beine dem Schlächter zugewendet sind. Hierauf schneidet man hinter den Unterkieferästen so tief ein, daß man die zu beiden Seiten des Schlundes und der Luftröhre liegenden Blutgefäße durchschneidet, damit sich das Tier verblute. Enten und Gänse werden auf die gleiche Weise betäubt und gehalten. Danach rupft man ihnen am Hinterkopfe zwischen den Halswirbeln, da wo man eine Vertiefung fühlt, die Federn aus, sticht mit der Messerspitze an dieser Stelle ein, schneidet das verlängerte Mark durch und läßt die Tiere ausbluten, oder man bringt ihnen gleich nach der Betäubung einen tiefen Schnitt an der Vorderseite des Halses bei, der die neben Luftröhre und Schlund liegenden Adern durchschneidet. Am besten ist

auch hier das Abhauen des Kopfes. Fischen durchschneidet man nach ihrer Betäubung die Wirbelsäule dicht hinter den Kiemen und oberhalb der Schwanzflosse, danach schlachtet man sie, nimmt sie aus und schuppt sie zuletzt. Aale werden ebenfalls durch einen kräftigen Schnitt hinter den Kiemendeckeln getötet. Sie bewegen sich zwar lange noch, aber die Schmerzempfindung hat schon aufgehört. Größere Aale, die ihrer Schlüpfrigkeit halber schwer zu fassen sind, wickle man in ein rauhes Tuch, greife mit der linken Hand hinter dem Kopfe zu und halte sie während des Tötens mit dem Arme fest. Sind Aale in größerer Menge zu töten, so gebe man sie in einen Eimer, gieße ein Wasserglas voll Essig, in dem man zwei Teelöffel Salz auflöste, hinein, decke den Eimer rasch zu und beschwere ihn. Die Aale schießen wohl noch ein paarmal blitzschnell durch das Wasser, sind aber längstens in einer halben Minute tot und bei solcher Zubereitung viel fester und schmackhafter als bei anderer Tötungsart. Sind die Aale zum Räuchern bestimmt, dann ist das letztgenannte Verfahren nicht anzuwenden. Krebse und Krabben tut man in ein auf dem Feuer befindliches Gefäß mit reichlicher Menge bereits kochenden Wassers und siedet sie sofort. Sie sterben gleich. Man darf jedoch nicht zuviel Krebse auf einmal ins Wasser tun, weil durch die eintretende Abkühlung die Todespein verlängert wird. Kaninchen betäubt man durch einen kräftigen Schlag auf das Genick, worauf man den Hals mit den großen Blutgefäßen durchschneidet. Alle noch vielfach vorkommenden Grausamkeiten beim Töten der Tiere sind nicht genug zu verdammen. Die Tiere sind erschaffen dem Menschen zum Nutzen und Vergnügen, zur Nahrung und Hilfe, keineswegs aber, um geplagt und gequält zu werden! Pflicht und Menschlichkeit erfordern es, die Tiere auf die kürzeste Weise ums Leben zu bringen!



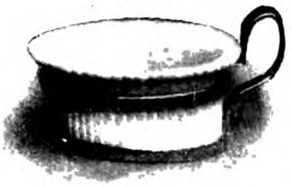
Käseknopf.

Salzgefäss.

Kleine Neuheiten für den Haushalt. Der Käseknopf ist aus elfenbeinartigem Material gedreht und schon deshalb jedem Käsespießchen oder ähnlichem, bisher üblichen Gerät überlegen, weil er keinen Geruch „anzieht", was bei Metallen mitunter selbst nach sorgfältigster Reinigung vorkommt. — Der Salzstreuer zeichnet sich durch die glückliche Neuerung aus, daß über dem üblichen anschraubbaren Metallverschluß noch ein zweiter Deckel mit einfachem beweglichen Scharnier angebracht ist, dessen Innenfläche kleine Metallspitzen zeigt, die nach Zahl und Form genau in die Löcher des Salzstreuers passen. So ist das Salz jederzeit vor Feuchtigkeit oder Staub, die durch die Löcher eindringen könnten, geschützt. — Das Ragoutnäpfchen ist den „Muscheln", denen man noch so oft in Haushaltungen begegnet, entschieden vorzuziehen. Es wirkt immer geschmackvoller. Bei dem kleinen Modell unserer Abbildung stand die leicht violette, nach unten verblassende Tönung des feuerfesten Porzellans sehr hübsch zu dem blanken Glanz des Nickelreifens.

Frauenbildung.

Die Hebung des hauswirtschaftlichen Unterrichts. Ein Schritt vorwärts zur Lösung dieser Frage, von deren Wichtigkeit nicht nur die meisten Anhänger der Frauenbewegung, sondern alle Freunde gesunder sozialer Entwicklung überzeugt sind, geschah durch die von der Berliner „Zentralstelle für Volkswohlfahrt" ausgegangene Einberufung einer Konferenz. Diese Konferenz wird am 11. und 12. Mai d. J. in der Philharmonie in Berlin abgehalten werden. (Anmeldungen zur Teilnahme nimmt das Bureau der „Zentralstelle für Volkswohlfahrt", Berlin SW., Dessauerstr. 14, entgegen.) Es sind Referate über folgende Themen vorgesehen: Allgemeine Bedeutung der hauswirtschaftlichen Bildung. — Haushaltung und Volksgesundheit. — Ausbau und Organisation der hauswirtschaftlichen Unterweisung. — Die praktische Durchführung der hauswirtschaftlichen Unterweisung. — Der hauswirtschaftliche Unterricht für Schulkinder. — Bei dem Ansehen, das die „Zentralstelle für Volkswohlfahrt" genießt, und bei dem Interesse, das ihr von den Behörden entgegengebracht wird, dürften sich nicht nur die Referate und die Diskussionen über die angeregten Themen interessant gestalten, sondern vor allem auch die Endbeschlüsse nachwirkenden Einfluß auf die Entschlüsse der maßgebenden Behörden gewinnen.



Ragoutnäpfchen.

Allerlei Wissenswertes.

Florence Nightingale, über die wir erst vor kurzem einen längeren Artikel brachten (siehe „Welt der Frau", Heft 7) hat eine Ehrung erfahren, die vor ihr nur einer einzigen Frau (Baronin Burdett Coutts im Jahre 1872) zuteil ward: die Stadt London hat ihr das Ehrenbürgerrecht verliehen. Bei dem feierlichen Akt der Diplomüberreichung am 16. März d. J. in der Guildhall in London mußte sich die greise Frau allerdings wegen ihres hohen Alters durch ihren Neffen vertreten lassen.

Kinderporträte in der Kunst.

Henriette Maria, Töchterchen Karls I. von England. (Ausschnitt aus dem in Turin befindlichen Gemälde „Die Kinder Karls I." Von Van Dyck. 1599—1641.) Die Photographie hat unsere Augen für Ähnlichkeit und Unähnlichkeit so empfindlich gemacht, daß wir geneigt sind, auch in der Porträtmalerei dieses Moment für das Entscheidende bei der Beurteilung eines Bildes zu halten. Und es ist dem Laien fast undenkbar, daß ein Porträt ein erstklassiges Kunstwerk und dennoch — unähnlich sein könne. Von dem Geschlecht königlicher Menschen, das auf Van Dycks Bildern durch die Jahrhunderte schreitet, können wir annehmen, daß die arme Wirklichkeit ihres lebendigen Leibes nicht an diese edle Schönheit ihrer Bildnisse heranreichte. So erzählt die Kurfürstin Sophie von Hannover in ihren Memoiren, daß Henriette von England unansehnlich, klein, schiefschulterig und mit Zähnen „wie Hauer" begabt gewesen sei — und wie strahlt diese Frau in seiner Schönheit aus Van Dycks Bildern! Der wirkliche Künstler gestaltet eben eine höhere Ähnlichkeit, die reiner, vollkommener das Wesen ausdrückt. Auch unser Bild hier — das Töchterchen jener Königin — bringt wohl kaum die kleinen, unwesentlichen Züge, die für jedermann an diesem Kinde zu erkennen waren. Der Künstler wollte vielmehr in der Art und Stimmung des Ganzen, in der Verteilung von Dunkel und Hell und nicht zum wenigsten in der Farbe seinen persönlichen Eindruck darstellen. Und gerade deshalb gibt auch uns das Bild noch jetzt nach Jahrhunderten einen weitaus stärkeren und lebendigeren Eindruck von dem zarten Königskind, als es die allertreueste sachliche „Ähnlichkeit" jemals zustande gebracht hätte.

Kinderporträt (Henriette Maria) von Van Dyck. (1599–1641.)

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 15, 1908.

Von wannen ich komm und wohin ich geh,
Wer kann mir's sagen?
Aber ich weiß, wo ich heute steh:
Kann wagen, schlagen und Lasten tragen.

Ilse Franke.

Das einzige Kind.

Von Dr. med. Michael Cohn (Berlin).

Oft kann man den Besitz eines einzigen Kindes als einen besonderen Vorzug preisen hören. Die Eltern seien dabei freier und unabhängiger, die ganze Erziehungsarbeit wäre wesentlich einfacher, als wenn mehr Kinder im Hause wären. Dem Kinde selbst böte es zudem den großen Nutzen, daß man ihm eine wesentlich bessere und sorgfältigere Erziehung angedeihen lassen könne, als sonst wohl möglich wäre, und vor allem sei seine Zukunft dadurch, daß es dereinst alleiniger Erbe des gesamten ungeteilten elterlichen Vermögens werde, in materieller Hinsicht eine besonders gesicherte. Demgegenüber verkennt man aber nur allzu häufig die Nachteile.

Das einzige Kind pflegt zunächst für seine Eltern, gleichgültig ob mit oder ohne Grund, weit eher als jedes andere ein sogenanntes Angst- und Sorgenkind zu sein. Eben weil es das einzige Kind ist, ist man um seine Gesundheit und sein Leben ganz besonders besorgt. Tatsächlich wird, wie die Erfahrung lehrt, der Verlust eines noch so heißgeliebten Kindes von den Eltern in der Regel weit leichter ertragen und eher überwunden, wenn mehrere Kinder da sind, als wenn es sich um das einzige handelt. Der Verlust des einzigen Kindes bedeutet zumal für empfindsame Mütter nicht selten geradezu die völlige Zertrümmerung ihres gesamten Lebensglückes, die Vernichtung ihres ganzen Lebensinhalts. Kein Wunder daher, wenn man um solch ein einziges Kind ständig zittert.

Aber gerade in der Übertreibung, die hierbei nur allzuleicht statthat, liegt zugleich eine nicht zu unterschätzende Gefahr für diese Kinder selbst, und zwar sogar schon in bezug auf ihr körperliches Gedeihen und ihre Gesundheit. Zwar wird selbstverständlich ein gut bewachtes und behütetes Kind im allgemeinen weit eher vor manchem Unfall und vor mancher Erkrankung bewahrt bleiben als ein Kind, das weniger sorgfältig beobachtet wird. Und wenn die einzigen Kinder durchschnittlich wohl häufiger den Arzt beschäftigen als Kinder mit Geschwistern, so liegt das gewiß nicht an einer größeren Kränklichkeit dieser Kinder, sondern einfach daran, daß hier infolge großer Ängstlichkeit der Eltern schon bei einem geringfügigen Anlaß, bei jedem leichten Unwohlsein der Arzt zu Rate gezogen wird, um so mehr, als es solchen Eltern an größeren Erfahrungen mangelt, wie sie Eltern, die mehrere Kinder besitzen, sich erworben haben. Allein eine übertriebene Sorgfalt, ein Zuviel an Fürsorge kann mitunter auch zum Schaden ausschlagen, im Übereifer, es möglichst gut zu machen, können leicht Mißgriffe geschehen, können leicht Fehlwege in der Erziehung eingeschlagen werden, die dem Kinde gelegentlich verhängnisvoll werden. Der Kinderarzt Dr. Neter, dem wir eine sehr beachtenswerte kleine Schrift über „Das einzige Kind und seine Erziehung" (München 1906) verdanken, erzählt daselbst, daß ihm der Gedanke, sich mit diesem Gegenstande eingehender zu beschäftigen, gekommen sei, als ihm das einzige fünfjährige Kind einer Witwe, das von der Mutter wie ein Augapfel behütet worden war, in schwer verletztem Zustande zugeführt wurde. Das Kind war bisher niemals allein auf die Straße gelassen worden, aus Furcht, es könnte ihm etwas zustoßen. Da war es in einem unbewachten Augenblicke dennoch hinausgeschlichen, und schon wenige Minuten später war das Unglück geschehen, war es von einem Bierwagen, dem es nicht rechtzeitig hatte ausweichen können, überfahren worden. Und mit Recht legte sich der Arzt die Frage vor, ob die Mutter wohl ihr Kind verloren hätte, wenn sie es weniger ängstlich behütet und dadurch rechtzeitig in den Stand gesetzt hätte, die Gefahren des Straßenlebens kennen und vermeiden zu lernen.

Was hier von der Unfallsgefahr gilt, das gilt auch von mancherlei Erkrankungen. So sei nur auf folgendes hingewiesen. Man kann mitunter bei Kindern beobachten, wie eine an und für sich gar nicht sehr ernste und gefährliche Krankheit ganz unerwarteterweise durch das Hinzutreten seltener Komplikationen, durch eine ungewöhnliche Ausbreitung des krankhaften Prozesses, durch besonders stürmisches Auftreten der Symptome wider Erwarten einen höchst bedenklichen und selbst tödlichen Verlauf nimmt. Wer nun über größere Erfahrungen verfügt, kann sich des bestimmten Eindrucks nicht erwehren, als ob solch ein fataler Verlauf und Ausgang sich verhältnismäßig oft gerade bei einzigen, besonders sorgfältig gehegten und gepflegten Kindern einstellt. Man kann dann oft genug die verzweifelte Klage und Frage der Eltern darüber vernehmen, weshalb gerade ihnen dieses Mißgeschick beschieden sei, warum gerade ihr so wohl behütetes Kind an einer Klippe scheitere, an der tausend andere Kinder, bei denen schon wegen der großen Geschwisterzahl eine gleiche Sorgfalt in der Erziehung ausgeschlossen sei, ungefährdet vorbeikommen. Es wird bei derartiger Gelegenheit wohl auch von „eigenartiger Tragik", von einem „besonderen Verhängnisse" gesprochen. Sollte nicht aber doch vielleicht hier öfters ein gewisser innerer Zusammenhang existieren? Sollte nicht vielleicht gerade das einzige Kind für ein solches Geschick eben darum manchmal direkt prädestiniert sein, weil gerade bei ihm infolge gewisser Übertreibungen bzw. Einseitigkeiten in der leiblichen Erziehung, wie z. B. allzu starker Verweichlichung oder unvernünftiger Abhärtung, einseitiger Ernährungsweise, Überfütterung und dergleichen, die Körperkonstitution, anstatt gekräftigt und gestählt, eher geschwächt und in ihrer Widerstandsfähigkeit schädlichen Einflüssen gegenüber herabgemindert worden ist?

Der übertriebene Eifer vermag auch nach anderer Richtung hin leicht schädlich zu wirken. Kümmert man sich stets und ständig um das körperliche Befinden des Kindes, um seinen Appetit, seinen Schlaf, seine Verdauung, um jede einzelne seiner Körperverrichtungen, so wird naturgemäß seine Aufmerksamkeit allzusehr auf diese Dinge gelenkt, es wird zu krankhafter Selbstbeobachtung verleitet, und man züchtet auf diese Weise jugendliche Hypochonder und Neurastheniker. Indem man das einzige Kind aus Angst, es könnte ihm etwas zustoßen, niemals sich selbst überläßt, wird es in seiner Bewegungsfreiheit gehemmt, hat es keine Gelegenheit, sich auszutoben und sich so gesunde Ermüdung zu verschaffen, wird

es von den fröhlichen Spielen mit andern zurückgehalten, wobei es doch Gelegenheit fände, nicht nur seinen Körper zu kräftigen, sondern auch wertvolle Charaktereigenschaften, wie Mut, Entschlossenheit, Selbstvertrauen zur Ausbildung zu bringen. Auf Schritt und Tritt angeleitet und unterstützt, ewig betreut und bevormundet, bleibt es unerfahren, unselbständig und ungeschickt, lernt es die kleinen praktischen Fertigkeiten, wie sie das Leben erfordert, später und schwerer als andere, und eine gewisse Unbeholfenheit haftet ihm deshalb nicht selten selbst noch in den Jahren der Reife an.

Das nachteilige Zuviel in der Erziehung des einzigen Kindes wird nicht allein durch den äußeren Umstand veranlaßt, daß die Mutter, der ja der Hauptanteil an der häuslichen Erziehung zuzufallen pflegt, durch die Fürsorge für andere Kinder in keiner Weise abgelenkt, zu viel Zeit und Gelegenheit findet, sich dem einen Kinde zu widmen; es ergibt sich auch als eine Konsequenz jenes Übermaßes blinder Elternliebe, das gerade solch „Einzigen" in der Regel zuteil wird. Alle Hoffnungen und Wünsche der Eltern knüpfen sich ja an dieses eine Kind, alle ihre Elternliebe strömt auf es allein über. Indessen, gerade dieses Übermaß der Elternliebe ist keineswegs unbedenklich. Es verleitet leicht zu einer allzu weichlichen, überzärtlichen Erziehung, zu einer Verwöhnung und Vergötterung des Kindes, die einen nachteiligen Einfluß auf seine Gemüts- und Charakterbildung auszuüben vermögen. Solch ein einziges Kind, das mit übertriebener Nachsicht und Milde behandelt, dem jeder Wunsch erfüllt, dessen geringste Laune berücksichtigt, dem jede Ungezogenheit und Zügellosigkeit beschönigt, wenn nicht gar als Tugend ausgelegt wird, lernt sich alsbald als den Mittelpunkt, um den sich alles dreht, betrachten, es entwickelt sich zum Haustyrannen, es bekommt leicht ein eitles, hochfahrendes Wesen, es wird unbescheiden, anspruchsvoll und herrschsüchtig. Von pädagogischer Seite ist darauf hingewiesen worden, daß man häßliche Formen des Egoismus, engherzige Selbstsucht, Rücksichtslosigkeit gegen andere gerade bei einzigen Kindern besonders oft antrifft. Dieser Egoismus fließt zu einem gut Teil aus der hier erwähnten Quelle, zum andern Teile hat er allerdings seinen Ursprung in dem Mangel des erzieherischen Einflusses der Geschwister.

Das Gemeinschaftsleben mit Geschwistern ist eine besonders gute Vorschule zur Entwicklung altruistischer Regungen, zur Erweckung des Gefühls allgemeiner Nächstenliebe. Die Liebe zu den Eltern ist in dieser Beziehung von viel geringerer Wirkung. Ein einziges Kind kann mit innigster Liebe an seinen Eltern hängen und dabei gegen andere kalt und hartherzig sein. Bei der Liebe zu den Eltern spielen eben zugleich Motive der Dankbarkeit und der Verehrung mit; auch egoistische Motive sind hier selten ganz ausgeschlossen. Die Geschwisterliebe hingegen ist weit selbstloser und daher für die Erziehung zur Selbstlosigkeit besonders wertvoll und förderlich. Und gerade sie fehlt dem isoliert aufwachsenden Kinde. Im täglichen Verkehr mit Geschwistern lernt ein Kind frühzeitig zu geben, gefällig zu sein, seinen Besitz zu teilen, sich mitzufreuen und mitzuteilen, sich unterzuordnen, seinen Willen zu beherrschen, seine allzu große Empfindlichkeit abzustumpfen, kurz sich in der Unterdrückung der Eigensucht zu üben.

Überhaupt bietet das Zusammenaufwachsen mit Geschwistern reichlich Gelegenheit zur Weckung und Entfaltung des Gefühlslebens, und die Jugend eines Kindes, das gemeinsam mit anderen aufgezogen wird, pflegt im allgemeinen viel sonniger und fröhlicher zu sein als die des einzigen, mag dieses auch noch so sehr von Elternliebe umgeben sein. Gewiß hallen die Wohnräume kinderreicher Familien nicht immer nur von Lust und Jubel wider, sondern auch von Zank und Streit; allein auch in diesem Aufeinanderplatzen der Geister, dem doch schon nach kurzem ein Nachgeben und Versöhnen folgt, liegt ein nicht zu unterschätzender erziehlicher Faktor: ohne Reibung ist kein Abschleifen möglich! In der Kinderstube des einzigen Kindes hört man zwar keine Zank- und Streitrufe, aber es fehlen auch hier meist die fröhlichen Laute jugendlichen Übermuts. Dafür haust hier nur allzu gern die Langeweile, und diese vermag auch schon dem jungen Kinde gefährlich zu werden. Denn bereits für das kleine Kind bedeutet Müßiggang den Anfang von Untugenden und die Quelle von allerhand Schäden. Ein Kind, das viel allein und unbeschäftigt ist, gerät mit seinen Gedanken und seiner Phantasie leicht auf Abwege. Dem einzigen Kinde fehlt es zwar kaum je an den nötigen Spielsachen, im Gegenteil pflegt es einen besonders großen Reichtum daran zu besitzen. Allein auch das schönste tote Spielzeug bekommt ein Kind meist schon sehr bald satt; wichtiger als dieses ist der lebende Spielkamerad. In Familien mit mehreren Kindern bietet sich als solcher ganz von selbst der Bruder oder die Schwester dar; dem einzigen Kinde aber fehlt es an einem derartigen kindlichen Spielgenossen, und das bedeutet eine recht empfindliche Lücke, die sich in keiner Weise vollkommen ausfüllen läßt. Wenn ein Kind, wie man täglich sehen kann, die Gesellschaft Erwachsener, in der es sich befindet, sofort im Stiche läßt, sobald es einem andern Kinde begegnet, um sich diesem freudig anzuschließen, so folgt es dabei nur einem richtigen Instinkte. Denn das Kind gehört nun einmal zum Kinde, und keine noch so gute Mutter, keine noch so treffliche Erzieherin vermag dem Kinde das Kind voll zu ersetzen.

Im Gegenteil: ein allzu häufiges Verweilen des Kindes in der Gesellschaft Erwachsener ist überhaupt in verschiedener Hinsicht von Nachteil für seine Entwicklung, und auch hier ist es wiederum das einzige Kind, das von diesem Übelstande besonders betroffen zu werden pflegt. Das einzige Kind ist gewöhnlich viel zu viel mit Erwachsenen, vor allem mit seinen Eltern zusammen. Dabei bekommt es leicht Dinge zu sehen und zu hören — Kinder sind sehr scharfe Beobachter — die für seine Augen und Ohren nicht bestimmt und nicht geeignet sind. Auch wird es, da man es nicht gut allein lassen kann, viel zu oft zu den Vergnügungen Erwachsener, zu Besuchen und auch auf Reisen mitgenommen. Dies alles führt nur allzu leicht zur Entwicklung einer gewissen Frühreife und Blasiertheit, Eigenschaften, die in der Tat bei einzigen Kindern öfter als bei andern wahrzunehmen sind. Dazu kommt noch ein Weiteres: In einem gewissen Alter regt sich bei jedem jungen Kind ein lebhafter Wissensdrang; alles, was es sieht und hört, möchte es verstehen und begreifen, und so stellt es, wenn es den ganzen Tag über mit der Mutter zusammen ist, an sie Hunderte von Fragen. Nun ist dieser Wissenstrieb an sich gewiß nicht zu unterdrücken; wenn indessen das Kind im ständigen häuslichen Umgange mit Erwachsenen, wie er durch den Mangel an Geschwistern leicht bedingt ist, Gelegenheit findet, allzuviel zu fragen und allzu viele Antworten, Erklärungen, Unterweisungen und Belehrungen zu empfangen, so kann das auch von Übel sein. Nicht daß durch solche Belehrungen zu Hause bereits, wie man wohl behauptet hat, eine „geistige Überbürdung" der Kinder geschaffen wird; ein „geistig überbürdetes" Kind wird nicht viel fragen und jedenfalls, wenn es selbst frägt, den Antworten nicht viel Beachtung schenken, zumal ein Zwang zur Aufmerksamkeit, wie er in der Schule herrscht, hier nicht vorhanden ist. Wohl aber droht die Gefahr, daß die Kinder auch auf diese Weise wiederum eine ungesunde Frühreife bekommen. Durch allzu mannigfaltige, dem Alter nicht angemessene Belehrung und Aufklärung raubt man dem Kinde leicht seine köstliche Naivität, seine Einfalt und Unbefangenheit, die fröhliche Heiterkeit seines Gemüts, die ja das schönste Vorrecht und das wahre Glück der Jugend ausmacht. Gerade dem einzigen Kinde droht aber ein solches Geschick am ehesten.

Überblicken wir das Gesagte, so sehen wir, daß es, entgegen einer weitverbreiteten Anschauung, durchaus nicht bloß ein beneidenswerter Vorzug ist das einzige Kind seiner Eltern zu sein, und daß es ebenso auch für Eltern seine Schattenseiten hat, nur ein einziges Kind zu besitzen. Wenn die Dichter in ihren Erzählungen und Romanen gerade einzige Kinder mit einer gewissen Vorliebe auf Abwege geraten lassen, so liegt dem

gewiß etwas Wahres und richtig Beobachtetes zugrunde. Nur muß zur Beruhigung sogleich hinzugefügt werden: nicht jedes einzige Kind weist die hier geschilderten Fehler und Schäden auf! Und umgekehrt sehen wir ohne Zweifel genau ebenso bei Kindern, die nicht die einzigen sind, auf Grund einer fehlerhaften Erziehung nachteilige Eigenschaften der genannten Art sich herausbilden. Nur das steht fest, daß die einzigen Kinder stärker gefährdet sind als die anderen, und das sollten sich Eltern, die nur im Besitz eines einzigen Kindes sind, stets gegenwärtig halten. Die Erziehung eines einzigen Kindes, dessen sollten sie sich bewußt sein, ist keineswegs immer leichter als die von zwei im Alter nicht allzusehr verschiedenen, sondern in mancher Hinsicht sogar erheblich schwieriger. Nur zu einem kleinern Teile lassen diese Schwierigkeiten sich dadurch heben, daß man das einzige Kind, anstatt es, wie das leider nur allzuoft geschieht, ängstlich abzuschließen, im Gegenteil möglichst viel und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit mit Altersgenossen zu gemeinsamem Spiele zusammenbringt und es in den Jahren des Schulbesuchs mit Schulkameraden fleißig freundschaftlichen Verkehr pflegen läßt. Dadurch wird immerhin ein gewisser, wenn auch keineswegs vollwertiger Ersatz für den fehlenden, miterzieherischen Einfluß durch einen Bruder bzw eine Schwester geschaffen. Daneben bleibt es für die Eltern eine Hauptaufgabe, bei der Erziehung einziger Kinder die altbewährten Grundsätze einer vernünftigen naturgemäßen Erziehungsweise, die sich von allen Einseitigkeiten und Übertreibungen fernhält, mit besonderer Energie und Konsequenz in Anwendung zu bringen. Es kann hier nicht mehr unsere Aufgabe sein, dies noch im einzelnen näher auszuführen. Nur darauf sei noch zum Schluß ausdrücklich hingewiesen, wie wichtig und unumgänglich notwendig es für das Gedeihen gerade der einzigen Kinder ist, daß man sie möglichst ihrer natürlichen Entwicklung überläßt, möglichst wenig an ihnen herumerzieht, aber die Tugenden der Bescheidenheit, des Gemeinsinns, der Selbstzucht und der Nächstenliebe möglichst frühzeitig in ihnen zu wecken und zu fördern sucht.

Was die Frühjahrsmode bringt.

Von Else Mal.

Spitzenjabot mit Hermelin, Straussfedernhut und Chiffonrüsche.

Endlich hat der Frühling gesiegt! Die rauhe, unfreundliche Witterung hat der heiteren Frühlingssonne das Feld räumen müssen, und es macht doppelte Freude, sich für den Junker Lenz zu schmücken. Die warmen, dunklen Kleidungsstücke verschwinden, und mit neu erwachtem Interesse betrachten wir die Überraschungen, die die Frühjahrsmode bringt. Da fesseln uns die tausend reizvollen Kleinigkeiten, die für den Anzug der eleganten Frau unerläßlich sind, die die Toilette vervollständigen, und in denen sich der persönliche Geschmack am besten zeigt.

Eins schickt sich nicht für alle! Wenn diesen uralten und doch so wahren Satz doch alle Frauen bedächten! Wie viel Unschönes würde dadurch verschwinden und nicht mehr die Spottlust erregen, und wahrlich, die erfinderische Mode bringt ja zu jeder Jahreszeit so viele neue Schöpfungen, daß jede Figur und jeder Geschmack dabei seine Rechnung findet.

Seit langem betrachten wir einen Anzug auf der Straße und zu andern Gelegenheiten nicht als vollendet, wenn nicht eine weiche, anschmiegende Boa oder ein köstlicher Schal aus Spitzen oder anderm Material über Hals und Schultern liegt. Und da die Frauen die Kleidsamkeit dieses Toilettengegenstandes durchaus anerkannt haben, finden wir eine unendliche Reihe reizvoller Variationen aus Federn, Spitzen, Chiffon und Pelz. Einen Namen haben diese Gebilde eigentlich nicht, denn der Begriff, den wir mit dem Wort „Stola" verbinden, ist zu steif, und eine „Boa" kennen wir nur als eine einfache, schlangenförmige Federrüsche. Doch Name ist Schall und Rauch! Betrachten wir uns diese Namenlosen, so wird ihre Schönheit uns über diesen Mangel leicht trösten. Als Abschiedsgruß des Winters erscheint uns (s. das obenstehende Bild) die Zusammenstellung von Hermelin mit echter irischer Spitze, die mit Köpfen und Schweifen des kostbaren Tierchens verziert ist. Die Spitze verleiht dem Pelz etwas Sommerliches, und da wir jetzt daran gewöhnt sind, in den Bädern, selbst bei der Augustsonne, Pelzwerk zu tragen, vorausgesetzt, daß ihre Wärmestrahlung das Minimum, mit dem sie uns in den letzten nassen Sommern vertraut gemacht hat, nicht überschreitet, eignet sich Hermelin als schönste Zierde für das ganze Jahr. Trefflich paßt er zu dem duftigen, weißen Tüllhut, dessen einziger

Hermelinkragen mit irischer Spitze, Tüllhut mit Rosette, „Knicker".

Moderne Boa aus Marabu- und Straussfedern, Gipüre und Valenciennespitzen.

Schmuck in der Empirerosette aus Silbergaze besteht. Der Sonnenschirm, der diesen Anzug vervollständigt, wird viele unserer Leserinnen in gelindes Erstaunen versetzen. Ganz vorsichtig raunte es die Mode schon zum Schluß der vergangenen Saison ihren Anhängerinnen zu, daß der Knicker aus Großmutters Zeit zu neuem Leben erwacht sei. Damals fand diese Kunde nicht viel Glauben. Man hielt sie für einen Scherz, doch er wurde mittlerweile zur Wahrheit. Der Knicker ist für diesen Sommer Trumpf. Seine Farben hat

Kragen aus grossen weissen Straussfedern.

er auch aus alten Zeiten mitgebracht. Er hat sich in keiner Weise verjüngt. Wir finden ihn aus braunem, olivenfarbenem, schwarzem und dunkel-

mige Marabus in grauen Tönen aufgenäht, gleichfarbige Straußfedern umkränzen den Saum. Diese Kombination eignet sich in hervorragender Weise für die

Braune Spitzenstola mit Marabufedern.

lila Taft; kleine Volants zieren meist den Rand. Der Griff ist fast immer schlicht, doch die Handhabung desto komplizierter. Wer weiß, ob er sich nicht dadurch seinen Eintritt erschweren und sich die Gunst der Frauen verscherzen wird!

Von besonderem Raffinement zeugt die Krawatte auf der linksstehenden Abbildung der vorhergehenden Seite. Ein wertvolles kleines Hermelintier mußte sein Leben für unsere Schöne lassen und prangt nun auf ihrem Jabot von Brüsseler Spitzen. Diese kleine Kostbarkeit ist ein vornehmer Schmuck für die neue Frühjahrstoilette, wenn auch so teuer, daß sie kaum jene allgemeinere Verbreitung gewinnen dürfte, die doch immerhin dazu gehört, um etwas als „hochmodern" auch für das blindeste Auge kenntlich zu machen.

Auf dem Lockenköpfchen wiegt sich ein unvergleichlich schöner, kleiner Hut mit den köstlichsten weißen Straußfedern. Die elegante Dame blickt voll Bewunderung auf ihre duftige Chiffonrüsche, deren Rand ebenfalls einen Saum von Straußfedern zeigt. Andere Kombinationen von Straußfedern sehen wir auf den beiden nächsten Abbildungen. Für die Boa wurden einer Spitze in kurzen Zwischenräumen flau-

Federboa mit Fransenponpons aus Chenille.

Straße, ebenso wie der in Dunkelbraun gefärbte Umhang der Abbildung auf dieser Seite links.

Über die weiße Spitzenbluse fließen hier braune Spitzen und Federn. Ihre braune Farbe harmoniert mit dem Pannerand des Hutes.

Auf beiden Bildern begegnen wir wieder dem kleidsamen Tüllhut, dem bevorzugten Liebling der diesjährigen Frühjahrssaison. Sein Kopf ist ganz aus großgepunktetem Tüll gesteckt, die Krempe entweder aus Tüll oder Spitzen. Hier ist die Empirerosette mattrosa und harmoniert vorzüglich mit den braunen Tönen der Toilette. Man kann sich für junge Mädchen nichts Kleidsameres denken

Chiffonrüsche, von Marabufedern unterbrochen.

Marabukragen mit Volant von Straussenfedern.

als diese beiden Schmuckhüllen, besonders die Boa, die wie ein Hauch den Hals ihrer Trägerin umschmiegt. Denn zu den weißen Gipürespitzen und den zartflaumigen Federn gesellen sich noch duftige Valenciennes, die den Saum entlang rieseln.

Wem dies aber für ein junges Mädchen zu reich erscheint, der wählt vielleicht lieber die Chiffonrüsche, die auch wirkungsvoll durch Marabus unterbrochen wird (siehe das unterste Bild auf Seite 228). Die beiden Damen auf unserem Bilde sind in eifriger Unterhaltung: die ältere, deren Schultern ein eleganter, weißer Marabukragen umhüllt, der einen Volant von Straußfedern aufweist, zeigt ihrer Freundin die Technik des Sonnenknickers, vermutlich eine Konversation „mit Unterhaltung und Belehrung", die sich im künftigen Sommer in unzähligen Varianten wiederholen wird.

Eine Erinnerung an die früheren Federboas finden wir auf der rechtsstehenden Abbildung auf Seite 228. Die Form ist eckig geworden, Zipfel, die durch Fransenponpons aus Chenille verlängert werden, hängen über Schulter und Rücken, und auch vorn endet die Stola in solchen Fransen. Diese Boa wirkt äußerst elegant und apart, doch kann sie nicht mit dem darüber abgebildeten wunderbaren Kragen aus den herrlichsten Exemplaren großer, weißer Straußenfedern konkurrieren. (Dieser Kragen ist, wie alle übrigen Modelle, von C. Herpich Söhne, Berlin).

Diese kostbare Federhülle eignet sich weniger für die Straße. Sehr passend wird sie aber ihre Trägerin auf den großen Rennen, in den Bädern und der Theaterloge schmücken, denn trotz der großen Kostbarkeit wirkt der Kragen, bei dem sich besonders schöne, große Straußfedern aneinanderreihen, bescheiden und ruhig. Zu diesem Kragen wurde kein anderes Material als weiße Federn verwandt.

An dem kurzen Ärmel, der schon von so vielen totgesagt wurde, bewahrheitet sich das alte Sprichwort, daß den Totgesagten das längste Leben beschieden ist; er behauptet sich auch noch in diesem Frühling und mit ihm auch der kostbare Spitzenhandschuh, der mit allen Neuheiten, von denen wir heute plauderten, und die wir im Bilde zeigten, dazu angetan ist, die elegante Toilette zu vervollständigen.

Die drei Birken.

Ein Märchen.

Sie gruben sich die Wurzeln aus,
Zur Fahrt sich zu bereiten,
Und huben an zu schreiten
Weit in die stille Nacht hinaus.

Das Mondlicht wies die Wege klar
Den Frühlingslaubbekränzten,
Die weißen Kleider glänzten,
Im Winde flog ihr grünes Haar.

Und als sie kamen vor dein Haus,
Begehrten sie zu bleiben,
Sie klopften an die Scheiben
Und riefen rauschend dich heraus

Und sprachen: „Herzen tragen wir,
Einst tief uns eingeschnitten,
Zwei Namen in der Mitten,
Und Herz und Namen sind von dir.

Und wenn sich wer im Trotze trennt,
Beginnen sie zu schmerzen,
Wund drücken uns die Herzen,
Daß unser Mark wie Feuer brennt.

Und wenn drei Jahr vorüberwehn,
Eh' sich zwei Hände drücken,
Kein Lenz kommt, uns zu schmücken,
Kein Laub will auf uns niedergehn."

Dann gingen sie, der Mond schien klar
Den Frühlingslaubbekränzten,
Die weißen Kleider glänzten,
Im Winde flog ihr grünes Haar.

So frag ich sie am Morgen doch
In Sehnsucht und beklommen:
„Ach sprecht! Und wird sie kommen?
Und brennt das Herz euch noch?"

C. B. Baumgarten.

Berliner Dienstboten ums Jahr 1740.

Von Agnes Harder.

Vor kurzem ist ein beachtenswertes Buch erschienen, das unter dem Titel „Alt Berlin Anno 1740" (Von Ernst Consentius. Verlag Schwetschke & Sohn, Berlin) hauptsächlich nach Annoncen in dem königlichen „Adreß-Comptoir" die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände der Stadt zugleich mit belehrender und belustigender Deutlichkeit malt. Vergleiche der damaligen und der heutigen Zustände liefern oft höchst interessante Ergebnisse, und es dürfte gewiß interessieren, näheren Einblick in die damaligen Dienstbotenverhältnisse Berlins zu gewinnen, das unter der strengen, aber väterlichen Zucht Friedrich Wilhelms I., der sich auch um die kleinsten Kleinigkeiten des täglichen Lebens seiner Untergebenen kümmerte, und unter manchen Schwierigkeiten zwischen Wollen und Sollen der Zeit Friedrichs des Großen entgegenreifte. Der gestrenge König gab im Jahre 1718 eine Gesindeordnung heraus, die bis zum Jahre 1746 gültig war, und die die Zustände einer fast vollständigen Anarchie beendigen sollte, die unter den Dienstboten eingerissen war. Es berührt eigentümlich, einen Einblick in diese Anarchie zu erhalten, wo die Mägde, die mitten im Dienst ihrer Herrschaft davongelaufen waren, „weil es Herrschaften und Dienste genug gäbe, und die Weiber nicht selbst Mägde sein wollten, sich keine Magd also trotzen lassen dürfe", bei den alten Trödelfrauen oft bis zum Dutzend zusammensaßen, für die Vermieterin spannen und sich von ihr in dem Aufbegehren gegen die Herrschaft bestärken ließen. Diese unter keiner Kontrolle stehenden Frauenzimmer verstanden es, sich die Gunst der Mädchen zu erhalten und sich für die gehabten Unkosten schadlos zu halten, wenn jene wieder in Dienst waren. Halbe Braten, Kannen Bier, Gewürzwein wurden dann von der Köchin an ihre Vermieterin abgegeben, bei der sie auch einen Teil ihrer Sachen hatte, so daß die Alte zugleich die Hehlerin war und etwaige gestohlene Gegenstände verwahrte oder weitergab. Selbst die Unsittlichkeit der Mädchen wurde durch diese Frauenzimmer gefördert. Denn trotz der Kleiderordnung lag über dem lockeren Berlin zu jener Zeit ein Hang zu Leichtsinn und Verschwendung, und die Sucht nach gestärkten, mit Spitzen besetzten Kleiderlätzen, seidenen Röcken, vielleicht gar Reifröcken, weißen und roten Strümpfen saß dem Berliner Gesinde tief im Blut, so daß später sogar befohlen werden mußte, solche Kleidung den Mägden auf der Straße öffentlich abzunehmen. Die Mädchen hatten in der Hauptstadt bald vergessen, daß sie mit einem kleinen Bündelchen vom Lande hereingekommen waren. Die Sucht, es den Handwerkstöchtern zuvorzutun, plagte sie mächtig, und der „Rasch", ein leichter Wollenstoff, der in den vom König unterstützten Woll-Manufakturen eigens für ihren Stand hergestellt wurde, dünkte sie lange nicht vornehm genug. Auch klagten die Hausfrauen, daß die Mägde mit dem anvertrauten Geschirr, dem Porzellan und dem Zinn erbärmlich genug umgingen und jeden Vorwurf an ihm ausließen. Kurz, es schien

wahrlich an der Zeit, daß Friedrich Wilhelm I. sich seiner Berliner auch hier annahm und Rechte und Pflichten der Herrschaften und Dienstboten gleichmäßig gegeneinander abwog.

Dazu eben wurde die Gesindeordnung herausgegeben. Ihre erste Folge war, daß in jedem Stadtteil zwei ehrbare Frauen oder Männer als Gesindemäkler angestellt wurden. Sie bekamen vom Magistrat ein Siegel und einen Schein und durften sich allein mit dem Vermieten befassen. Die Kupplerinnen und Hehlerinnen hatten also von nun an das Nachsehen. Von jetzt an wurde ein Dienstbote nur auf seinen Schein hin genommen, und diesen Schein zu erhalten war das hauptsächlichste Recht der Dienstboten, wenn sie ein Jahr ihre Pflicht erfüllt hatten. Weigerte ihnen die Herrschaft ihren Schein, so konnte das Gericht ihn ausstellen und ihnen durch Exekution zu ihren Sachen verhelfen. Denn dieser Schein war sehr wichtig. Die Dienstboten hatten ihn beim Antritt ihrer Herrschaft abzugeben und bekamen ihn von dieser nicht wieder zurück. Da es damals noch keine Dienstbücher gab, so war dies die einzige Art der Kontrolle. Die Herrschaft konnte höchstens später in ihr Abgangszeugnis eintragen, daß auch andere Dienstherren mit dem Mädchen oder dem Lakaien zufrieden gewesen wären. So wurde es den Leuten ziemlich unmöglich gemacht, sich ohne Dienst in der Stadt herumzutreiben, was dem König ganz besonders verhaßt war, weshalb nach den vier Ziehquartalen, Weihnachten, Ostern, Johannis und Michaelis, in allen Herbergen nach stellenlosem Gesinde gesucht wurde. Nahm eine Herrschaft einmal einen Dienstboten ohne Schein, so tat sie es auf ihre Gefahr, das heißt, wurde sie später bestohlen — wie hoch auch immer — und es gelang der Polizei, die Sachen wieder aufzufinden, so kam das gestohlene Gut an die Armenkasse, die vertrauensselige Herrschaft aber ging leer aus. Auch hatte sie nicht den geringsten Vorteil davon, sich auf anderem als ordnungsmäßigem Wege Dienstboten zu besorgen, denn strenge Gesetze setzten den Lohn fest, um es zu verhindern, daß durch Überbieten Reichere den Wenigerbemittelten die guten Dienstboten vor der Nase wegschnappten. Vier Groschen bekam der Vermieter von Herrschaft und Dienstboten. Nicht über acht Groschen durfte das Handgeld für weibliches, nicht über zwölf für männliches Gesinde betragen. Und ebenso fest stand der Lohn.

Für männliches Personal setzt die Gesindeordnung in ihren sehr detaillierten Lohntabellen den Jahreslohn (der nicht überschritten werden durfte) folgendermaßen fest:

Einem Kutscher nebst voller Livrey, welche jedoch die Herrschaften insgemein nur alle 2 Jahre zu geben, selbige auch den Leuten zu lassen nicht schuldig seyn wollen, wann sie nicht 2 Jahr ausgedient haben, bey 2 Pferden	12 bis 14 Thlr.
Einem Kutscher bey 4 oder 6 Pferden	14 bis 16 Thlr.
Einem Vor-Reuter	8 b.s 10 Thlr.
Einem Laquayen	10 bis 12 Thlr.
Einem Jungen von 12 bis 16 Jahren	5 bis 6 Thlr.

Als höchster Lohn waren nach der Gesindeordnung fürs ganze Jahr zu geben:

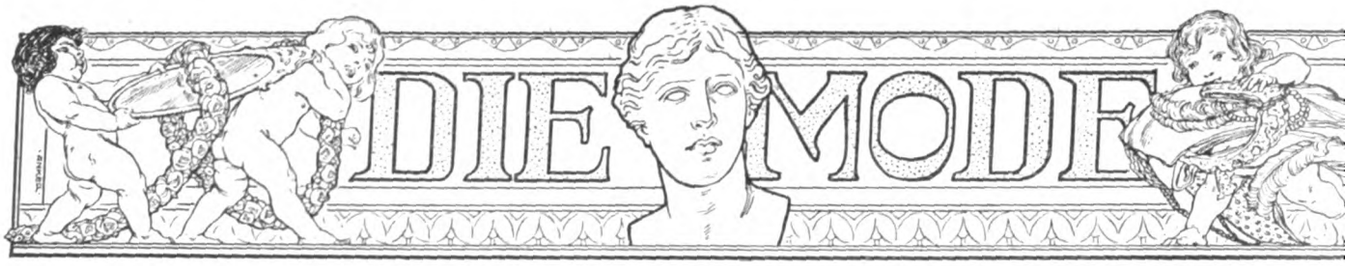
Einer Köchin, so nur gut kochen und braten kan	8 bis 12 Thlr.
Einer andern, die mit Pasteten und Back-Werck zugleich umgehen, und so gut als ein Koch bestehen kan, nach Beschaffenheit ihrer Geschicklichkeit	14 bis 18 Thlr.
Einer andern Magd, die zum nähen, wachen oder anderer Hauß-Arbeit gebrauchet wird	8 bis 9 Thlr.
Einem Cammer-Mädchen	12 bis 16 Thlr.
Einer Ammen, wann sie keine gehematete Person, und kein lebend Kind für sich hat	12 bis 14 Thlr.
Einer Amme, so lange sie ein lebendig Kind hat	16 bis 20 Thlr.
Einer Kinder-Frau	10 bis 12 Thlr.
Einem Kinder-Mädchen	6 Thlr.

Auch die Weihnachtsgeschenke waren festgelegt. Sie bestanden in ein bis zwei Talern. Den Herrschaften war es verboten — sei es auch als Ausdruck ihrer höchsten Zufriedenheit — irgend etwas an Geld oder Sachen hinzuzufügen. Die Strafen kommen uns hier ganz besonders hoch vor. Für jeden Taler, den die Herrschaften ihren Dienstboten schenkten, sollten sie das erstemal fünfzig Taler und später hundert Taler zahlen, für jeden Groschen am Wert eines Geschenkes einen Taler Strafe erlegen. Die vielfachen Strafen, die Friedrich Wilhelm so nötig für die Erziehung seines Volkes hielt, müssen ganz besonders das Denunziantentum großgezogen haben. Offenbar hielt der König den Angeber für ein notwendiges Übel, denn immer wieder kehrt das Versprechen, dem Denunzianten solcher Ausschreitungen ein Viertel des Strafgeldes als Lohn zuzusprechen. Da überdies natürlich dem Gesinde ähnliche Strafen drohten, Gefängnis- und Spinnhausstrafen, das Arbeitshaus, für einen Diebstahl, bei dem ein Schloß geöffnet werden mußte, sogar der Galgen, und da selbst befohlen war, die Arbeit „willig zu verrichten", und besonders darauf gesehen wurde, daß jederlei Arbeit im Dienst mit einbedungen war und zum Dienst gehörte, so sollte man annehmen, daß damals für die Herrschaften ideale Dienstbotenverhältnisse in Berlin geherrscht hätten, wenn nicht grade die vielen Strafen unser Vertrauen auf die gute alte Zeit auch auf diesem Gebiet erschüttern würden.

Am klügsten erscheint uns die Verordnung, daß der verhältnismäßig niedrige Lohn und die mäßigen Weihnachtsgelder in drei aufeinander folgenden Dienstjahren sich gleich bleiben mußten, dann aber in die Willkür der Herrschaft übergingen. In drei Jahren hatte ein Lakai wohl die neue Livree abgetragen. Von jetzt an durften die Dienstherren Lohn und Beköstigung, Geschenke an Geld und Sachen nach eigenem Ermessen spenden. Ein Dienstbote, der nach drei Jahren seinen Dienst verließ, hatte nur die Aussicht, mühselig wieder von vorn anzufangen. Einer, der blieb und sich seiner Herrschaft unentbehrlich machte, konnte nun in die Zeit der Ernte eingehen. Auch jetzt war die Herrschaft nicht verpflichtet, ihren Dienstboten mehr zu geben, doch durfte sie es, während in den ersten Jahren als einzige Ausnahmen für die Erlaubnis zu höherer Entlohnung lange Reisen und schwere Krankheiten gültig waren.

Exzellenz Grumbkow, der vollendete Feinschmecker, hatte einen Koch, dem er vierhundert Taler zahlte. Wie mag solch ein Koch auf manchen armen Studenten herabgesehen haben, der, um sich gegen den Hunger zu schützen, seine Dienste in der Unterweisung des „Schachtspiels" anpries, oder auch auf den Informator, der sich für ein räsonnables Gehalt eine „Bedienung" suchte. Denn die Möglichkeit, auf der gesellschaftlichen Leiter emporzuklettern, war für die Jünger der Gelehrsamkeit bedeutend geringer als für einen flinken Lakaien, der das „Perrücken- und Haarakkommodieren" verstand, seidene Strümpfe waschen konnte, Servietten brach, tranchierte oder gar Französisch sprach. Manch einer kam aus solcher Stellung in wichtige Vertrauensposten, wie auch die Kammerfrau bevorzugt wurde, die der französischen Sprache mächtig war und sich vielleicht im Besitz jener geheimen Mittel befand, die Schönheit unvergänglich machten, wie man sie sich an der Seine vorstellte. Vor allem die weiten Reisen, die die adligen jungen Herrlein ihrer Bildung wegen zu unternehmen pflegten — ob der König solche Auslandtouren auch wenig liebte — machten manchen von ihnen schmerzlich abhängig von seinem redegewandten Kammerdiener.

Ja, Friedrich Wilhelm I. versuchte es wirklich, sein Volk selig zu machen! Daß auch die Gesindeordnung diesen Zweck nicht vollständig erreichte, ersehen wir aus den Verordnungen an die Polizei, jenen Versammlungsorten nachzuforschen, an denen das Gesinde „komplottierte", das heißt, zusammenkam, um zu verabreden, „wie sie denen Herrschaften begegnen und sich in ihren Diensten verhalten wollten". Seltsam modern muten solche Versammlungen an. Und Friedrich Wilhelm I., dieser alte Hausvater, der den Segen des Krückstocks so wohl kannte, hat vielleicht seine Gesindeordnung mit einem Seufzer unterschrieben.



Zwei elegante Taillen. (Abb. 140 u. 141.) Für das elegante Kleid weiß sich die Überbluse noch immer in vollem Umfange zu behaupten, da sie allerlei Arrangements zuläßt, die durch das Zusammenwirken verschiedenen Materials oft eine äußerst reiche Wirkung ergeben. Zwei solche, durch Überblusen vervollständigte elegante Taillen stellen unsere Abbildungen dar. Matt erdbeerfarbener Seidenvoile ergab das Material zu Modell 140, dessen Unterbluse aus gelblich getöntem Seidenbatist bestand, den am Halse eine kleine weiße Spitzenpasse abschloß. Die auch im Rücken rund ausgeschnittene Unterbluse ist dort wie vorn in feine Fältchen abgenäht, die in Brusthöhe ausspringen. Übereinstimmend damit ist auch der bis zur Hand reichende Ärmel in feine Querstüfchen geordnet, die am Oberarm ausspringen und den leichten Bausch einer Puffe ergeben. Die Überbluse selbst, die vorn genau so wie im Rücken gearbeitet ist, greift mit je zwei durch Schmuckknöpfe aufeinander festgehaltenen Spangen über die Schultern und ist an jeder Seite durch einen bis zum Gürtel reichenden Schlitz unterbrochen, durch den die Unterbluse sichtbar wird. Als Ausstattung der Überbluse dienten starke fraisefarbene Plattstichstickerei und gleichfarbige Seidenblenden. Der zur Herstellung dieser hochmodernen Taille erforderliche Schnitt ist in 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoff für die Überbluse bei 1,10 Metern Breite 1,10 Meter, für die Unterbluse bei 55 Zentimetern Breite 2,75 Meter.

Zur Herstellung des zweiten Modells Abb. 141 war hellsilbergraues Tuch gewählt, zu dem der weiße Tupfentüll der Unterbluse einen wirksamen Gegensatz ergab. Sie wird am Hals in Form einer tiefen Passe sichtbar, an die sich der halblange Puffärmel anschließt, der, unten in Fältchen abgenäht, in einem Bündchen verläuft. Die Überbluse ist vorn wie im Rücken durch Gruppen gelegter Falten ausgestattet und zeigt angeschnittene glockige Ärmelteile, die auf der Schulter durch gestickte zartfarbige Borten zusammengehalten werden. Die gleiche Verzierung wiederholt sich als obere Begrenzung der Überbluse, die dadurch farbigeres Aussehen erhält. Zu dieser schicken Taille ist der Schnitt in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 Meter.

Abb. 140 u. 141. Zwei elegante Taillen.

Promenadenanzug mit kurzem Jäckchen. (Abb. 142.) Die Mode der kurzen flotten Jäckchen ist eine so hübsche, daß sich die jungen Damen nicht von ihr zu trennen vermögen. Zur Vervollständigung unseres gefälligen Promenadenkostüms war eins dieser feschen Jäckchen gewählt, das wie der Rock aus graugrünem Tuch besteht und sein apartes Aussehen durch die weiße Tuchgarnitur mit schwarzer Seidentressenumrandung erhält. Von leicht geschweifter Form, wird es vorn wie im Rücken durch englische Nähte durchteilt und unsichtbar geschlossen. Als Halsabschluß dient ein geschweifter, mit weißem Tuch bekleideter Schalkragen, den Tresse besetzt; das gleiche Material wiederholt sich auch am Bündchen des blusigen Halbärmels, der leicht die Schulter verbreitert. Die Vorderteilskanten sind mit Schmuckknöpfchen besetzt, der leicht den Boden streifende Rock ist dagegen völlig ohne jede Garnitur gehalten und zeigt in der vorderen Mitte zwei Plisseefalten, die bis in Kniehöhe niedergesteppt sind. Die hintere Mitte ist in eine nach innen gelegte Falte geordnet. Der zur Anfertigung dieses kleidsamen Kostüms erforderliche Schnitt ist für das Jäckchen in 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter, für das Jäckchen 1,50 bis 1,75 Meter.

Zwei Blusen für Haus und Gesellschaft. (Abbildungen 143 u. 144.) Nichts Bequemeres und Praktischeres für den täglichen Gebrauch als eine der molligen Flanellblusen, die uns so angenehm über niedrige Temperaturen hinweghelfen, uns vollste Bewegungsfreiheit gewähren und dabei in ihrer Einfachheit kleidsam und schick sind! Mit unserer Abb. 143 wird eine solche aus weiß und blau gestreiftem Flanell veranschaulicht, die, leicht waschbar, die Vorderteile in feine Fältchen abgenäht zeigt, die teilweise in Brusthöhe ausspringen und leicht bauschend in den Gürtel treten. Die Schultern deckt ein schmales Achselstück, den Rücken bereichern gleichfalls einzelne Fältchengruppen, die ebenfalls nach unten ausspringen. Sehr modern wirkt der halblange, als Serpentinepuffe geschnittene Ärmel durch seinen glatten

Ansatz, den unteren Ärmelabschluß bildet eine glatte Manschette. Zu dieser praktischen Bluse ist der Schnitt in 42, 44, 46, 48, 50, 52, 54 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,50 bis 1,75 Meter.

Eine für kleinere Festlichkeiten bestimmte Bluse, die auch im Sommer getragen werden kann, stellt Abb. 144 dar. Weißer, waschbarer Tupfentüll ergab dazu das Material, während die Ausstattung in schmalen wasserblauen Libertyblenden und ebensolchen Schleifchen bestand. Die Vorderpartie der ziemlich glatten Bluse ist in feine Längssäumchen abgenäht, die nach dem Gürtel zu ausspringen, über die Schultern legt sich eine Bretellengarnitur aus in breite Falten geordnetem Tüll, deren Falten von Blenden begrenzt werden, und die nach vorn mit einer gestickten Tüllspitze abschließt. Zierliche Schleifchen halten vorn dieses Arrangement scheinbar zusammen, der Ärmel bildet eine volle halblange Puffe, die, durch Quersäumchen verziert, mit einem Spitzenbündchen abschließt. Hierzu ist der Schnitt in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,50 bis 2,75 Meter.

Faltenkleid für Mädchen, Anzug für kleinere Knaben.

(Abb. 145 u. 146.) Für kleinere Mädchen ist es neben dem langtailligen Blusenkleide in erster Reihe der Faltenkittel, der als zweckmäßig und kleidsam in Frage kommt. Unsere Abbildung 145 veranschaulicht einen solchen aus feinkariertem blauen Wollstoff, dessen dunklen Ton der weiße Drellkragen etwas mildert. Die Taille des Kleidchens ist vorn wie im Rücken in je vier Quetschfalten geordnet und am Halse durch einen zackigen waschbaren Kragen abgeschlossen, den eine blaue Satinblende einfaßt. Den tiefen spitzen Ausschnitt füllt ein waschbares, in Querfältchen abgenähtes Lätzchen, der blusige Ärmel ist unten in Fältchen abgenäht, auf die sich ein schmaler Aufschlag legt. Das kurze, in Plisseefalten geordnete Röckchen ist der Taille angesetzt, seinen Ansatz verbirgt der dunkelblaue Ledergürtel. Zu diesem ohne viel Mühe herzustellenden Kleidchen ist der Schnitt in 30, 32, 34 und 36 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,75 Meter.

Abb. 142. Promenadenanzug mit kurzem Jäckchen.

Abb. 143 u. 144. Zwei Blusen für Haus und Gesellschaft.

Die Farben der Modestoffe für die erwachsenen Herren gehen ihre eigenen eigenwilligen Modewege, die mit der Entwicklung der jeweiligen Damenmode zwar immer in gewissem Zusammenhange stehen, sie aber doch eher ergänzen, als daß sie direkte Gemeinsamkeiten zeigten. Dagegen kann man oft merken, daß die kleinen Herren, die ihrer Mama so ritterlich zur Seite schreiten, Anzüge tragen, deren Farbenwahl entschieden darauf schließen läßt, daß der mütterliche Geschmack sich dabei von der Erinnerung an die für ihre eigenen Kleider von der Mode diktierten Farbenzusammenstellungen mindestens beeinflussen läßt. (Natürlich wird es sich dabei nie um die auffallenden Farben ihrer Gesellschaftstoiletten oder dgl. handeln, sondern mehr um die einfacheren Kombinationen, die auch sie selbst für die Straße wählen könnte.) So kann man z. B. dies Jahr eine entschiedene Zunahme der Verarbeitung von gestreiften Stoffen in der Knabenkonfektion feststellen. Auch zur Herstellung des praktischen Knabenanzuges Abb. 146 war für die Bluse baumwollener, leicht gestreifter Waschflanell gewählt. Das Höschen ist aus dunkelblauem Cheviot. Die völlig lose Matrosenbluse hat Vorderschluß und wird durch einen Gummizug in der Taille zusammengehalten. Ihren spitzen Halsausschnitt füllt ein Latzteil aus Drell, aus dem auch der weiße Matrosenkragen besteht, der mit blauen Satinstreifen besetzt ist und durch eine blauseidene Schifferkrawatte zusammengehalten wird. Der Ärmel

zeigt die übliche blusige, unten in Fältchen auslaufende Form. Das kurze glatte Höschen ist einem Futterleibchen angesetzt, das im Rücken durch Knöpfe geschlossen wird. Hierzu ist der Schnitt für die Bluse in 28, 30, 32 34, 36, 38 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für das Höschen in 28, 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 60 bis 75 Zentimeter, für die Bluse 1,25 Meter.

Strassenanzug und Batistkleid für junge Mädchen. (Abb. 147 u. 148.) Unser Backfischanzug Abb. 147 setzt sich aus einem weiß und dunkelblau gestreiften Faltenrock und einem einfarbig dunkelblauen kurzen Tuchjäckchen zusammen. Es ist ein Sakko mit geschweiften Nähten, der dadurch eine fast halbanliegende Form erhält. Leicht seitlich und verdeckt geschlossen, wird es am Halse durch einen Schalkragen aus dunkelblauem Samt begrenzt, der Ärmel ist etwas blusig und dreiviertellang geschnitten und durch einen Aufschlag garniert. Der fußfreie Rock besteht aus geraden Bahnen, die in tiefe Plisseefalten geordnet sind und bis unterhalb der Hüfte niedergesteppt werden. Der Schnitt ist für das Jäckchen in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite zum gleichen Preis vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4 Meter, für das Jäckchen 2 Meter. — Das Kleidchen Abb. 148 aus weichem weißen Seidenbatist hat Handstickerei in weißem Seidenglanzgarn. Die leicht bauschende Bluse zeigt den modernen japanischen Ärmel, der, den Vorder- und Rückenteilen angeschnitten, unten in ein Bündchen gefaßt ist. Oben wird die Bluse durch eine gestickte Passe vervollständigt, mit der die Stickerei der Ärmelbündchen und -streifen sowie des vorderen Mittelstreifens übereinstimmt, unter dem sich der Schluß verbirgt. Die Vorderteile setzen sich in Reihfältchen der Passe an und treten ebenso in den Gürtel aus hellblauer Seide. Der fußfreie Rock ist oben mit Ausnahme der Vorderbahn in feine Fältchen abgenäht, die unterhalb der Hüfte frei ausfallen, unten wird er durch breite Stufen bereichert, die der unteren Rockpartie etwas Stand verleihen. Der Schnitt ist für die Bluse in 38, 40, 42, 44 und 46 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 94, 100, 108 und 116 Zentimetern Hüftweite zum gleichen Preis erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,75 Meter, für die Bluse 1,50 Meter.

Abb. 145 u. 146. Faltenkleid für Mädchen, Anzug für kleinere Knaben.

Abb. 147 u. 148. Strassenanzug und Batistkleid für junge Mädchen.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstverfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 140 bis 148 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstraße 37-41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Küchen-Elend und Ideal-Küche.*)

Von Wanda Mischke.

III.

Die geehrten Leserinnen, die der Schilderung meiner Reformküche mit Interesse gefolgt sind, werden um ein sogenanntes gemischtes Gefühl nicht herumgekommen sein: das mag wohl alles ganz gut und nützlich und praktisch sein, und du, geschätzte Verfasserin, hast es ja ausprobiert und gut befunden, es ist also sozusagen bewährt und verbürgt, aber — aber — ja, nun kommt das leidige Aber! Wo bleibt die Schönheit? So einfach zurechtgehobelte Bretter, weiß gescheuert, mit reinen blanken Töpfen darauf, ohne Spitzen und Bänder, ohne gestickte Sprüche: „Blitz und blank sei Küche und Schrank"

*) S. „Welt der Frau" Heft 13 und 14.

und „Eigener Herd ist Goldes wert", ohne eingestickte Köchinnen und Schornsteinfeger, das ist doch zu — einfach, um nicht zu sagen, entschuldigen Sie gütigst, aber es kommt mir ein bißchen bäurisch vor . . .

Da haben wir es, es ist heraus!

Nun, ich war auf so etwas gefaßt, und ich nehme es dir, liebe Leserin, nicht übel. Denn ich weiß, daß da so ein paar Stilfexe und Kunstschmierer, die von Gott und der Welt nichts verstehen, ihr Wesen treiben und uns in den Zeitungen und Zeitschriften die Köpfe verdrehen. Da möchte jeder Blechlöffel ein Kunstgegenstand sein, ein Stiefelknecht muß Brandmalerei bekommen, ein Nachtspindchen muß in Renaissance oder Rokoko gebaut sein, und ein Blumentopf ist erst richtig, wenn er aussieht, als hätte ihn Schliemann ausgegraben. Und diese Leute, für die die schlimmste Höllenstrafe noch zu gelinde ist, haben sich einen so hochnasigen Ton angewöhnt, daß der arme Leser, der doch noch anderes im Kopfe hat, gar nicht nachzudenken und zu widersprechen wagt, denn wenn er das wirklich täte, so wäre er ein „Böotier", ein „Banause", ein „Snob" und was weiß ich! Diese Schmierfixe haben es durch die stetige Wiederholung ihres Unsinns dahin gebracht, daß wir Küchen entweder im Biedermeierstil oder im Jugendstil oder im Nonsensstil haben, bloß nicht im Vernunftstil. Sie haben die Hausfrauen, die das immer und immer wieder lesen, hypnotisiert, sie haben die Tischler wahnsinnig gemacht, sie bringen die leidende Menschheit zur Verzweiflung.

Die junge unerfahrene Hausfrau fällt natürlich darauf hinein und kauft sich die netten, hübschen, gelb oder weiß angestrichenen Möbel mit gedrehten Knäufen und Säulen, mit messingenen Beschlägen und all dem Unfug, und sie wundert sich dann, daß die Herrlichkeit nicht vorhält, daß der Messing Grünspan ansetzt, daß die Ölfarbe sich beim Scheuern löst, und daß die netten weißen und bunten Läppchen und Vorhänge in der Küche schmuddelig werden! Dann ist das Mädchen schuld, und die arme Marie kommt aus dem Putzen und Scheuern gar nicht heraus, ohne daß Besserung zu erzielen wäre.

Nur ruhig Blut, liebe Freundin. Geschmack ist so eine Sache, und was heute Geschmack ist, das ist morgen schon veraltet. Das geht manchmal sehr schnell. Ich hatte, als ich mich vor fünfzehn Jahren verheiratete, z. B. eine wunderschöne Schlafzimmereinrichtung, auf die ich ungemein stolz war, und heute mag ich das Zeug nicht mehr sehen, obwohl es sich brillant gehalten hat. Das Einfache und Praktische aber veraltet nicht, und ich wette, wer sich einmal eine solche einfache Küche, wie ich sie beschrieben habe, eingerichtet und in ihr eine Weile gewirtschaftet hat, der wird auch „Geschmack" an ihr finden, der lacht dann über den Kram, den er jetzt so verehrt, daß er sich kaum davon trennen kann.

Meine Reformküche, wie ich sie ausprobiert und im vorstehenden beschrieben habe, hat allerdings einen Fehler, und zwar einen sehr wesentlichen. Man kann diese Möbel hierzulande nicht in den Magazinen kaufen, und wenn man sich einen Tischler kommen läßt, der das nach eigenen Angaben anfertigen soll, so wird der Spaß teuer. Die Küchenmöbel, wie sie jetzt gang und gäbe sind, werden fabrikmäßig als Massenware angefertigt und stellen sich daher billiger. Das ist leider wahr — aber muß das so bleiben?

Deshalb habe ich ja gerade meine Erfahrungen niedergeschrieben und, hoffe ich, gemeinverständlich auseinandergesetzt, damit es anders werde. Wer hindert denn die Tischler, die jetzt Küchenrahmen, Spinden, Putzkasten, Gewürzständer mit allerlei „Verzierungen" spottbillig als Massenware liefern, auch diese viel einfacheren, aber besseren Möbel ebenso billig als Massenware zu erzeugen?

Oder ich wüßte noch etwas Besseres. Ist es denn wirklich nötig, daß bei jedem Umzuge Schulze sein Küchenspind, seinen Küchenrahmen und seinen Wichskasten aufpackt und in die Wohnung schleppt, die bisher Müllers gewesen ist, und wo Müller Spind und Rahmen und Kasten eben erst herausgerissen hat, um es in eine andere Wohnung zu transportieren, aus der gerade eben Meyer mit Spind und Rahmen und Kasten herausgezogen ist? Man zieht ja doch die Kochmaschine nicht mit, sondern diese gehört zur Wohnung. Auch das Luftspind und der Abwaschtisch mit Wasserleitung und Abfluß ist in den meisten Küchen jetzt schon eine feste Einrichtung, die einfach dazu gehört, die der Wirt bei Erbauung des Hauses gleich hat einbauen lassen. Ebenso finden sich hier und da schon über dem Kochherd einzelne Wandbretter angemacht — oft genug freilich reißen unverständige Mieter sie herunter, statt sie zu benutzen. Wie wäre es nun, wenn unsere Hauswirte dies System weiter ausbauten? Die Kücheneinrichtung, die ich geschildert habe, ist ja eigentlich weiter nichts als ein durchdachtes System von Wandbrettern. Wenn diese ein für allemal fest angemacht sind, so braucht kein Mieter seine unpraktischen Küchenmöbel mehr hereinzubringen. Der Raum der Küche wird ohne Zweifel besser ausgenutzt, wenn die passenden Einrichtungen eigens für sie gemacht sind und trotz wechselnder Bewohner darin verbleiben, als wenn fortwährend andere Möbel hineinkommen. Wer sich verheiratet, kauft gewöhnlich die ersten Möbel zu seiner ersten Wohnung passend, und es wird dann ein wahres Schmuckkästchen, aber schon beim ersten Umzug stimmt das Mobiliar nicht mehr zu der neuen Wohnung, und später wird das immer schlimmer.

Vor allem sollte, wer das Glück hat, ein eigen Häuschen zu bewohnen — und das Streben danach wird ja bei uns von Jahr zu Jahr volkstümlicher — sich ein für allemal so praktisch einrichten, wie er nur kann. Es bleibt ja alles so, wie er es einmal eingerichtet hat, und er braucht nicht darauf Rücksicht zu nehmen, daß in einer späteren Wohnung etwa diese oder jene Ecke anders sein könnte, wodurch dann irgendein passend gezimmertes Möbelstück unverwendbar würde.

Leider sind in vielen Häusern die Küchen räumlich recht beschränkt. Das ist sehr bedauerlich, und wer eine zu kleine Küche hat, der wird die Art von Einrichtung, die ich empfahl, nicht durchführen können. Da heißt es sich bescheiden, aber immerhin, glaube ich, wird es gut tun, die Erfahrungen anderer wenigstens in der Richtung zu durchdenken, ob sie sich nicht mit den gebotenen Abänderungen verwerten ließen.

Auch in räumlich beschränkten Küchen läßt sich vieles tun, um der Hausfrau und der Köchin das Leben zu erleichtern. Schön wäre es z. B., wenn der Hauswirt bei der Anlage gleich Wandschränke mit einzimmern ließe, die den zur Verfügung stehenden Raum voll ausnutzen, was ein fremd hereingebrachter Schrank nie kann, und zwar Wandschränke mit Schiebetüren, denn eine Schiebetür beengt den lichten Raum der Küche beim Öffnen nicht so wie eine Tür, die sich im Scharnier bewegt.

Sehr schön ist es auch, wenn neben der Küche ein besonderer kleiner Raum zum Anrichten der Speisen ist (in englischen Küchen die sogenante „Pantry"), und wenn dieser Raum, um unnütze Laufereien zu vermeiden, mit der Küche durch ein Schiebefenster verbunden ist. Aber das und verschiedenes andere geht über den Rahmen unserer heutigen Erwägungen, die ja nur die Küche behandeln sollen, hinaus.

Ich bin am Schluß meiner Betrachtungen und meiner Vorschläge, und wenn du, geschätzte Leserin, mir bis hierher gefolgt bist, darfst du billig fragen: Was ist denn nun eigentlich an der ganzen Sache von so großem Wert? Es muß ja doch das Fleisch geklopft und gehackt, gesalzen und gepfeffert und gebraten werden, die Kochtöpfe müssen gereinigt und weggestellt werden — ob ich nun das alte Küchenspind benutze oder deinen gerühmten „Kitchen-Dresser", ob ich das Gewürz im altgewohnten Gewürzspind bewahre oder sonstwie, das macht doch wohl nicht viel aus? Was ist denn dabei, wenn ich Grieß haben will, ob ich da einen Kasten aufziehe wie ein Vorkosthändler, oder ob ich eine Porzellantonne herunterhole, und wenn schon wirklich einmal die Marie den Grieß in das Graupentönnchen geschüttet hat, was macht das viel aus?

Liebe Leserin, wenn du so fragst, dann kann ich dir nur raten, lies die Geschichte noch einmal. Ob du einen „Kitchen-Dresser" benutzest oder sonst ein Möbel, ist natürlich ganz gleichgültig; nicht gleichgültig ist aber, ob du das, was du brauchst, so zur Hand hast, daß du es sofort ohne Überlegung und ohne Zeitverlust greifen kannst, und dazu sind praktische Möbel zu praktischer Aufstellung nötig. Du willst vielleicht ein Kotelett mit Pfeffer bestreuen, der Pfeffer steht in einer durchsichtigen Glasflasche in Augenhöhe direkt vor dir, du greifst sie, kehrst die Flasche um, und durch ein sinnreich angebrachtes Siebchen fällt der gepulverte Pfeffer auf dein Fleisch, bis es genug ist, dann setzt du das Fläschchen wieder zurück: eins, zwei, drei! Hast du aber ein elegantes Gewürzschränkchen, so mußt du erst mit deinen Fleischhändchen, ohne die es doch nicht abgeht, das Glastürchen öffnen, nachdem du zunächst ein paar Schritte in die Ecke gemacht hast, wo das Schränkchen hängt; dann greifst du nach dem Tönnchen, auf dem „Pfeffer" steht — o weh, da ist eine Verwechslung passiert, das ist ja Zimt! Du greifst nach dem Zimtfäßchen, das enthält aber Nelken . . . endlich hast du den Pfeffer, läufst zurück zu deinem Fleisch, pfefferst, läufst wieder ans Schränkchen, wieder erst Tür auf und zu . . . zwanzig, dreißig Bewegungen statt dreier, zehnmal so viel Zeit! Aus lauter solchen kleinen Vorgängen und Handlungen setzt sich aber die Arbeit in der Küche zusammen. Es ist wie in der ganzen Welt: der Baum besteht aus lauter mikroskopisch kleinen Zellen, dein Blut setzt sich aus Millionen kleiner runder Kügelchen zusammen, und aus Milliarden Sandkörnern wird ein Berg. Wenn du es durch rationelle Einrichtung deiner Küche so weit bringen kannst, daß du statt dreier Handgriffe und Bewegungen immer nur einen brau so wirst du oder deine Marie oder ihr beide zusammen der Arbeit, die sonst zwölf Stunden in Anspruch nahm, vier Stunden brauchen!

Leuchtet das ein?

Und was das heißt, täglich acht Stunden zu erübrig und seien es auch nur sechs, seien es nur vier, darüber doch wohl kein Wort zu verlieren. Das Unglück unserer gu Hausfrauen ist ja eben das, daß sie im Küchenjammer unt gehen, und die schlechten Hausfrauen, die aus der Kü flüchten, um die Köchin walten zu lassen, haben es auch ni besser. Da rast dann eben die brave Marie in der Kü herum und ruiniert, was sie kann, der Braten brennt an, d Geschirr wird zerschlagen, und wenn einmal ein unerwarte Gast das Haus betritt, kommt die Hausfrau in die tödlich Verlegenheit. Klappte die Sache schon vorher nicht, so ist m erst recht der sogenannte Teufel los. Krampfhaft lächelnd suc die Frau den Gast zu unterhalten, aber angstvoll schweif ihre Gedanken immer und immer wieder nach der Küche, horc das Ohr heimlich hinüber, ob nicht — und richtig! sie hat si nicht getäuscht. Malen wir diese Schrecknisse nicht erst weit aus, jede Hausfrau kennt sie mehr als genügend.

Hast du dir und deiner Fee aber die Küche bequer eingerichtet — statt dreier Griffe immer bloß einer! — dan spielt sich alles in größter Ruhe ab, und du hast viel getar um dir dein Haus zu einer Stätte der Freude und des Glück zu gestalten. Deine Kinder, dein Mann, deine Freundinnen die Freunde deines Mannes, auch deine Dienstboten werde deine Klugheit segnen und dir dankbar sein.

Bastarbeiten.

Von Hermine Steffahny.

Es scheint wenig bekannt zu sein, daß zum Verarbeiten für allerlei kleine und große, praktisch zu verwendende Gegenstände der Bast ein wundervolles Material bietet. Der gleiche Bast, wie ihn die Blumenhändler zum Binden ihrer Sträuße verwenden. Dieses glücklicherweise wenig durch Kunst umgemodelte „Gewebe" ist so interessant durch seine fast entgegengesetzten Eigenschaften, denn bei aller Sprödigkeit ist es schmiegsam, seine Fläche ist weich, und sein Glanz wie matte Seide. Kein Knoten hält fester, kein Knoten ist leichter zu lösen als der von Bast gebundene. Darum haben auch die Bastarbeiten eine so gute Konsistenz, etwas Festes, fast Unzerstörbares, sie können Feuchtigkeit vertragen und lassen sich immer wieder durch Pressen in die richtige Form bringen. Und dann die Farbe! Sie spielt in Nuancen von rötlichem Gelb bis ins Weißliche und schattiert gar in mattgrüne Töne hinein. Das gibt beim Verflechten zusammen eine wunderfeine Farbenstimmung.

Daß der Bast aus Pflanzenfasern gewonnen wird, und daß er durch verschiedentliche Verarbeitung zur Herstellung vieler Gegenstände in der Industrie eine große Rolle spielt, daß er gesponnen und zu wundervollen Geweben verarbeitet wird, ist ja allgemein bekannt.

Im Haushalt aber wird dies einfache, natürliche Material fast noch gar nicht benutzt, trotzdem es so mannigfache Verwendung dafür gibt und es jedem leicht zugänglich ist. Man kauft es in Samenhandlungen unter dem Namen „Raffiabast" bundweise in zirka 140 Zentimeter langen Enden, kann die meist ungleich breiten Strähnen in beliebig schmale Streifen reißen und so mit breiteren oder schmäleren Enden ein gröberes oder ein feineres Geflecht herstellen. Reizende Variationen sind auch durch die Anwendung der feinsten Handarbeitstechniken ermöglicht. Wie vielerlei kleine Dinge man aus diesem Bast arbeiten kann, ist in diesem engen Raum gar nicht darzustellen. Ich muß mich daher begnügen, kleine Körbchen zu zeigen, die gerade jetzt für die Osterzeit nachgearbeit werden können, und die, mit Eiern und Konfekt gefüllt, hübsche kleine Geschenke ergeben. Die Möglichkeit der Variationen sowohl für die Flechtart als für die Form ist fast unbegrenzt, und beim Arbeiten selbst führt meist ein Zufall, oft eine einzige Handbewegung zu neuen Ideen. Es ist daher nicht zu erwarten und ist auch nicht notwendig, daß die hier gegebenen Modelle sklavisch nachgeahmt werden. Sie mögen kleiner oder größer, auch schöner ausfallen — und wenn sich das erfüllt, so ist mit diesen Anregungen genug getan.

Am leichtesten ist ein Körbchen aus geflochtenen

Abb. 1. **Körbchen aus Zopfgeflecht.**

Abb. 2. **Der Zopf.**

Abb. 3. **Körbchen mit Stopfarbeit.**

Zöpfen herzustellen, Abb. 1. Die Strähnen dazu müssen in gleicher Breite gerissen und gleichmäßig geflochten sein. Das Ansetzen eines neuen Bastendes beim Flechten geschieht so, daß man es an das fast aufgebrauchte Ende anlegt und beide zusammen weiter verflicht. In gleicher Art setzt dann die zweite neue Strähne an die zweite alte an und ebenso die dritte. Alle drei, an gleicher Stelle angelegt, würden eine unangenehm sichtbare dicke Stelle im Geflecht ergeben, während man auf diese Weise einen schönen, gleichmäßigen „Zopf" erhält, Abb. 2. Mit Nadel und Faden fügt man nun diesen Zopf, ihn spiralartig legend, zur Korbform. Abb. 5 zeigt, wie der Anfang des Bodens entsteht, und zeigt auch, daß der Nähfaden durch die Breite des Zopfes geleitet wird, damit das Geflecht flach liegt. Hat der Boden die gewünschte Größe erhalten, so setzt man in der Folge die Spirale so weiter fort, daß sie zur Wand aufsteigt. Diese Wand kann ganz senkrecht stehen oder mit einem nach außen gebogenen Rande gearbeitet werden. Und je nach Wunsch kann sie hoch oder niedrig sein. Ein geflochtener Zopf, durch den ein feiner Draht gezogen wird, bildet den Bügel, dessen Ansätze durch knopfartige Flechtformen gedeckt werden. Abb. 6 zeigt, wie solch eine Knopfform herzustellen ist. Es legt sich hier die Zopfspirale nicht neben- sondern aufeinander. Der Nähfaden ist also durch die Dicke des Zopfes zu leiten.

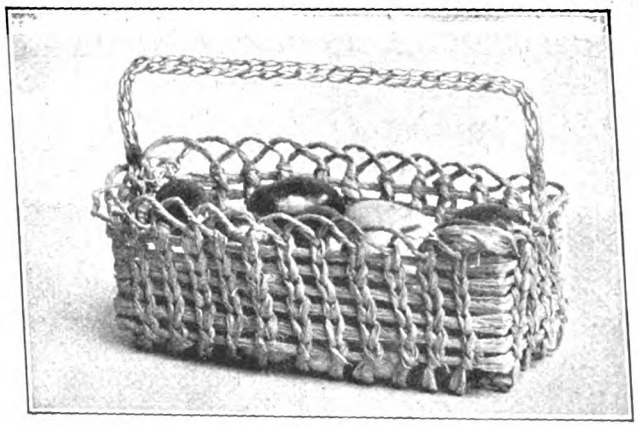


Abb. 4. Körbchen mit Kettenstich.

Abb. 5. Das Arbeiten des Bodens zu Abb. 1.

Für die folgenden Vorbilder, bei denen das Flechten über Formen in Anwendung kommt, verarbeitet man den Bast ungeflochten. Doch sind hier als Hilfsmittel die Formen erforderlich und eine Menge Stecknadeln. Als Formen sind verwendbar kleine und große Pappkästchen von Visitenkarten, von Briefkarten, dann Oblaten-, auch große Pillenschachteln. Runde und ovale, quadratische und rechteckige, auch Phantasieformen können als Grundform verwendet werden. Auch große Korke kommen in Betracht, wie einer für Abb. 3 gebraucht wurde. Dieser Kork hatte eine Höhe von 3 Zentimetern und einen Durchmesser von $5^1/_4$ Zentimetern. Die Abb. 8 zeigt deutlich, wie die Bastfäden über den Kork gespannt und wie sie am oberen Rande des Korkes mit Stecknadeln festgesteckt werden, eine Manipulation, die sehr leicht vonstatten geht, da die poröse Korkmasse sich leicht durchstechen läßt. In ganz einfacher Art — wie man gewohnt ist, eine Spinne zu machen, hat man nun die Fäden des Bodens zu durchziehen. Abb. 10 zeigt deutlich die Wirkung. Ist der Boden fertig, so werden, wie ebenfalls aus Abb. 10 ersichtlich, am oberen Wandrande stets zwei Bastfäden durch einfachen Knotenstich miteinander verbunden. Die festgesteckten Ösen bleiben dabei zackenartig stehen. Zuletzt hat man die Stäbchen durch Stopfstich zu bilden. Wie die gespannten Fäden dafür in Anwendung kommen, zeigt Abb. 10. Auch ist ersichtlich, daß der Bastfaden von jedem fertigen Stäbchen an dem nächsten gespannten Faden nach unten geleitet wird, damit beim nächsten Stäbchen wieder von unten begonnen werden kann. Sind alle Stäbchen fertig, so zieht man die Stecknadeln heraus, entfernt den Kork und arbeitet den Bügel. Dieser ist, dem Charakter des Korbes entsprechend, durch zwei starke, quer zu durchstopfende Bastfäden zu bilden (siehe Abb. 13), er kann dem Rande gleich angearbeitet werden. Eine kleine Schleife aus Bastfasern ziert die Bügelhöhe.

Abb. 6. Das Arbeiten der Bügelknöpfe zu Abb. 1.

Über ein Visitenkartenkästchen aus Pappe ist das Körbchen Abb. 4 geflochten. Wie man die Arbeit anzufangen hat, zeigt Abb. 11. Man umlegt zuerst die vier Wände mit einzelnen Querbändern. Anfang und Ende jedes einzelnen ist durch wenige Zwirnstiche zu vereinigen. In der Folge hat man diese Verbindungsstellen so zu verlegen, daß nicht alle untereinandertreffen, sondern in der Richtung sich verschieben und auf diese Weise nicht ins Auge fallen. Sind alle diese Bänder umspannt, so beginnt man mit dem Hineinarbeiten der Maschen für die Wände, bei dem zugleich die Bodenbänder überbreitet werden. Man knotet für jede Maschenreihe an den dem Boden zunächst liegenden Baststreifen ein neues Ende Bast, läßt aber ein längeres Ende dabei hängen (siehe Abb. 11), dann spannt man den in der Nadel befindlichen Bastfaden quer über den Boden des Kästchens, knotet ihn an das dem ersten gegenüberliegende Band und arbeitet, wie aus Abb. 11 genau zu ersehen, die Kettenstichreihe, indem man bei jedem Kettenstich den nächsten gespannten Faden umfaßt. Ist diese erste Wand fertiggestellt, so wendet man das Kästchen und führt mit den zu Anfang hängengebliebenen Bastenden die Kettenstichreihen für die zweite Längswand aus. Die Fäden am Rande bleiben vorläufig hängen. Die Schmalwände werden in gleicher Art ausgeführt, doch hat man beim Spannen der Fäden über dem Boden hier bei jeder Kreuzung jeden schon gespannten Bastfaden zu umknoten. Es entsteht dadurch ein netzartiger Grund, Abb. 12. Der Kasten wird entfernt. Die Enden am

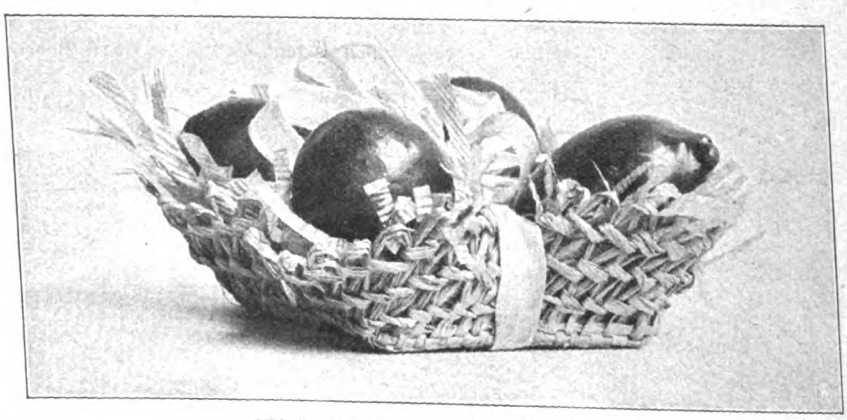


Abb. 7. Körbchen mit gedehntem Rande.

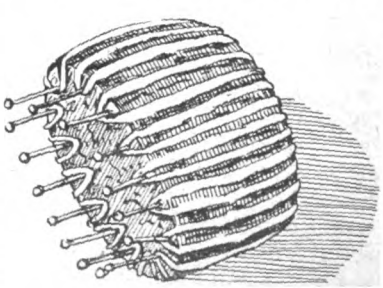


Abb. 8. Das Überspannen des Korkes zu Abb. 3.

Rande werden ein jedes für sich — gedreht, zu Bogen gelegt und nach unten in die Kettenstichreihen gezogen. Die Bogen müssen sich überschneiden und bilden so einen reizenden à-jour-Rand. Auch bei diesem Körbchen ist der Bügel passend zu der Art des Körbchengeflechtes auszuführen. Die Kettenmaschenreihen dazu werden gehäkelt, dann miteinander durch einen hin und her zu leitenden Bastfaden verbunden, so daß ein leiterartiger Streif entsteht, Abb. 14. Durch jeden Maschenrand wird ein feiner Draht geleitet, damit man den Bügel passend zu der Form des Körbchens eckig gestalten kann. Die Enden werden innerhalb der Schmalwände befestigt. Auch das Körbchen, Abb. 7, ist trotz seines geschweiften Randes über einem festen, fast quadratischen Pappkästchen gearbeitet. Hier werden die Bastenden sehr dicht gespannt. Auf Abb. 9 sieht man das Körbchen in der Arbeit. Es werden zuerst die Baststreifen von einem Wandrande (über den Boden greifend) bis zum entgegengesetzten Rande stets hin und zurück gehend gespannt, in der Art, daß man die Schlingen durch Stecknadeln, die in den Kastenrand gesteckt werden, festhält. In gleicher Weise verfährt man in entgegengesetzter Richtung, doch sind hierbei die vorgespannten Bastfäden auf dem Boden zu durchstopfen. Man erhält damit ein dem Charakter des Leinen ähnliches Gewebe, das man durch Übergehen von mehreren Fäden und durch späteres Versetzen auch mit einem Stern durchmustern kann. Bei diesem Modell war in die Mitte des Bodens ein Stern gearbeitet. Sind alle Fäden um das Kästchen gespannt, so ist auch der Boden fertig, und man beginnt mit der wenig mühsamen Arbeit, die Wandfäden zu vereinigen. Dies geschieht fortlaufend durch einfache Schlingenstiche, die in drei Reihen zu arbeiten sind. In diesen Reihen hat man die aufzunehmenden Fäden zu versetzen, so daß sie ein Zickzackmuster bilden. Nach Vollendung dieser Reihen zieht man die Stecknadeln aus dem Karton und löst das Geflecht davon ab. Der Rand wird nun umgelegt, so daß das kleine Muster im Boden in das Innere des Körbchens kommt. Dann ist der äußere Wandrand zu dehnen, mit einem feinen Draht zu umziehen und zu einer beliebigen Form zu biegen. Mein Körbchen hier war in vier gleichmäßige Ausbuchtungen gebogen, in jeder ein großes Schokoladenei Platz hatte. Dieses Sc ladenbraun stand dervoll zu dem z Bastton, zu dem n grünen, aus Krepp geschnitzelten Deckchen zu dem heliotropfarb Seidenbande, das, kr weise übergelegt, die B ten trennte und in Mitte zu einer Schlup rosette vereinigt war.

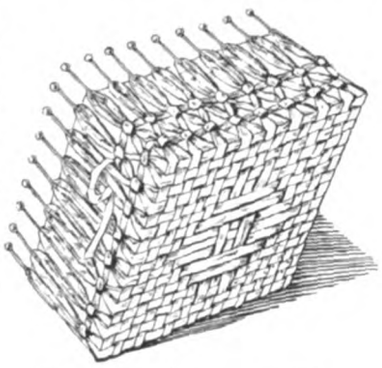


Abb. 9. **Das Körbchen der Abb. 7 in der Arbeit.**

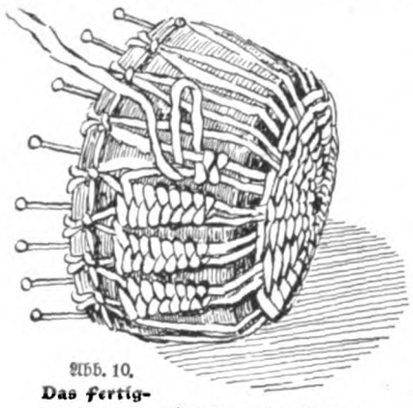


Abb. 10. **Das Fertigarbeiten des Körbchens der Abb. 3.**

Mit Abb. 16 ist n ein Körbchen gezeigt, auch über einem quad tischen Karton, doch anderer Weise ausgefü wurde. Hier bespannt man die Wände weniger dicht und l (genau wie bei einem runden Boden) die Bastfäden spinne artig über den eckigen Boden greifen, Abb. 15. Da wird von der Mitte des Bodens aus mit dem Durchstopf begonnen. Man nimmt dazu, wie üblich, stets einen Faden auf und übergeht den nächsten, hat aber um die zu den vier Ecken strebenden Fäden in jeder Tour einen Knoten zu schürzen, damit auch beim Durchstopfen die eckige Form gewahrt wird. Ist man bis zum Bodenrande gelangt, so befestigt man in den Ecken, aufstrebend vom Bodenrande bis zur Wandhöhe, je ein rundliches Holzstäbchen (japanische Zahnstocher). Dann wird an den Wänden entlang weiter gestopft, doch stets der Eckstab umwunden, Abb. 16. Sind einige Wandreihen durchzogen, so befestigt man mit einem Zwirnfaden die untersten Umwindungen an den Stäbchen. Man bindet dazu das Fadenende oben an den Stab, zieht den Faden mittels einer feinen Nähnadel durch die Umwindungen, greift über die untere nach oben und zieht den Faden durch die oberen Windungen wieder hinauf. Hier bleiben die Fadenenden hängen, bis die Wandhöhe ganz gedeckt ist. Über die letzte obere Umwindung hinaus ist dann der Faden wieder nach unten zu führen und zu befestigen. So verhindert man das Verschieben der Randreihen. Die Bastenden am oberen Rande sind, nachdem das Kästchen entfernt worden, nach innen zu ziehen und zu befestigen. Man kann nun die herausstehenden Stäbchenteile abschneiden oder sie als Beinchen stehen lassen. Solche Körbchen erhalten mehr oder weniger Konsistenz dadurch, daß man mehr oder weniger Fäden über die Wandflächen spannt. Sollen sie besonders fest sein, so kann man das Pappkästchen darin stecken lassen.

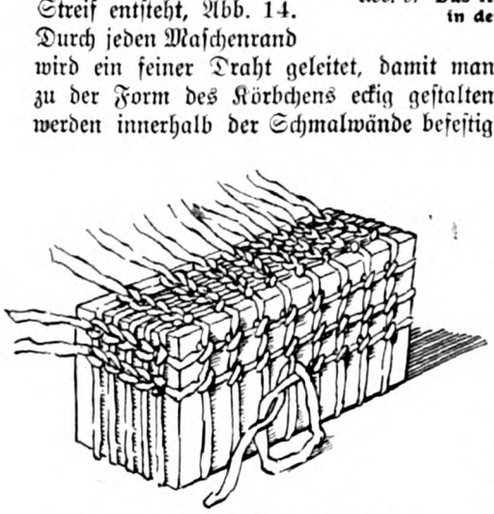


Abb. 12. **Das Vergittern des Bodens.**

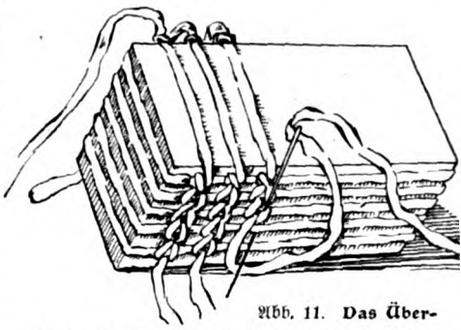


Abb. 11. **Das Überarbeiten der überspannten Wände zu Abb. 4.**

Abb. 13. **Der Bügel zu Abb. 3.**

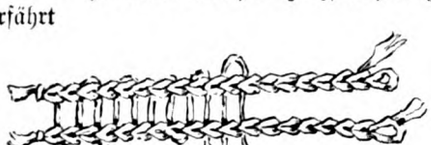


Abb. 14. **Der Bügel zu Abb. 4.**

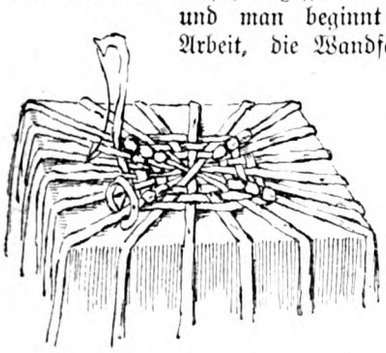


Abb. 15. **Ausführung des Bodens für das Körbchen Abb. 16.**

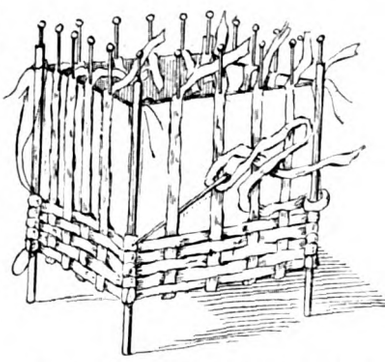
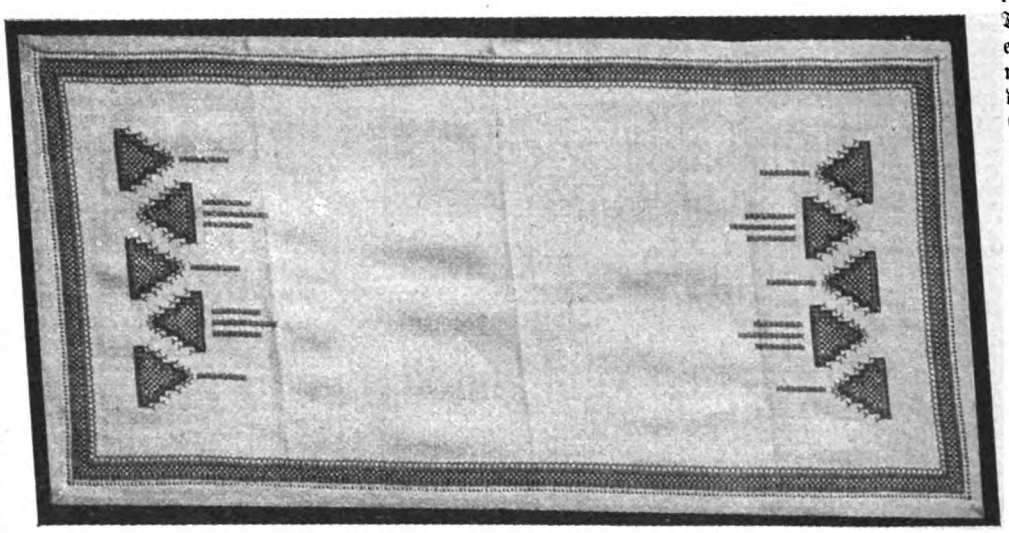


Abb. 16. **Ausführung eines Körbchens mit hölzernen Eckstäben.**

Ratgeber für jedermann

Handarbeit.

Einfache Decke für ein Garten-, Balkon- oder Teetischchen. Das in seiner Einfachheit sehr modern wirkende Muster kann in zwei kräftig voneinander abstechenden Tönen einer beliebigen Farbe oder auch in zwei Farben nachgearbeitet werden. Den Grundstoff bildet kräftiges Leinen, die Technik ist Kreuzstich (einfache und sogenannte Doppel- oder Sternkreuzchen) und — für die spitzen Außenverzierungen der Dreiecke und die innerste Randlinie — Strichstich. Man arbeitet zuerst in der dunkleren Farbe den Außenrand der Dreiecke in einfachem Kreuzstich — jedes Kreuzchen über zwei Fäden. Nach innen folgt nun in der helleren Farbe eine sich enganschließende Reihe von Doppelkreuzchen über vier Fäden. Das Innere der Dreiecke füllt man mit versetzt gestellten einfachen Kreuzchen (wieder in der dunklen Farbe), zwischen denen der Grund durchschimmert. Die Spitzchen an den Dreiecken bilden je drei Strichstiche (hellere Farbe). Die geraden Zierlinien sind Reihen von Doppelkreuzchen in der helleren Farbe. Für den Außenrand: Zwei Reihen Doppelkreuzchen in der hellen Farbe fassen drei Reihen versetzt gestickter einfacher Kreuzchen (dunkel) ein. Nach innen schließt sich das Käntchen in Strichstich an — nach außen bildet ein à-jour-Saum den Abschluß der Decke.



Einfache Decke.

Schöner Hausrat.

Herrentoiletteti,ch. Unsere Herren sind anspruchsvoll geworden. Früher verband man mit dem Begriff Toilettetisch die Vorstellung von tausend Niedlichkeiten aus dem Reiche der Frau. Die Zeiten sind vorbei; auch der Mann verfügt über seinen eigenen Toilettetisch, und für ihn ist dieses Möbel geradeso praktisch, denn nun haben die vielen Krawatten, Handschuhe, Kragen, Manschetten und alle die anderen Kleinigkeiten, die zur Vervollständigung seiner Toilette gehören, eine sichere Heimstätte. In dem unteren Kasten lassen sich sogar bequem die Oberhemden unterbringen. Der ganze, aus hellem Eichenholz hergestellte Tisch hat vollkommen den Charakter eines vornehmen Möbelstücks. Der Spiegel ist ziemlich in Schulterhöhe, man kann sich bequem davor rasieren, den Scheitel ziehen und die Krawatte binden. Gewiß wird es viele Herren geben, die sich über den Toilettetisch (Entwurf Campbell & Pullich, Berlin) sehr freuten, und wir können ihn als Geschenk unseren Leserinnen empfehlen. Der Tisch stammt aus einem Schlafzimmer, das ganz in diesem einfachen Charakter gehalten war, wie ihn auch der untenstehende Stuhl zeigt.

Toilettetisch für einen Herrn.

Für Ostern.

Ostereier. So manche alte Kunstfertigkeit ist im Laufe der Zeit verlorengegangen, so mancher alte Gebrauch stirbt in unsern Tagen aus, die keinen Platz mehr haben für Sentiments und Poesie. — Um so erfreulicher ist es, feststellen zu können, daß die schöne Sitte, die Ostereier für unsere Kleinen selbst anzufertigen, entschieden im Zunehmen begriffen ist. Freilich prangen außerdem auch an den Schaufenstern die fabrikmäßig hergestellten Eier aus Zucker, Schokolade, Marzipan usw. sowie jene oft sehr kostbaren Erzeugnisse modernen Kunstgewerbes, die teils als „Selbstzweck", teils als Attrappe dienen — denn in Eiform muß zu Ostern eben jedes Geschenk dargebracht werden, und wenn es eine Wurst ist! — und sie werden auch nie mehr vom Markt verschwinden. Es liegt uns auch fern, etwa gegen diese zu Felde ziehen zu wollen. Nur auf die Verschönerung der allerprimitivsten Ostereier, nämlich der hartgekochten Hühnereier, möchten wir die Aufmerksamkeit unserer verehrten Leserinnen lenken, denn das ist in der Tat eine reizende Beschäftigung für geschickte Frauenhände. Die fertig käuflichen „Eierfarben", das Marmorierpapier usw. machen einem die Sache ja sehr bequem — seitdem ich aber einmal Ostereier essen sollte, die auch innen gefärbt waren, ziehe ich die Methode unserer Mütter und Großmütter vor. Sollen die Eier warm verzehrt werden, so kocht man sie zehn Minuten in Wasser

mit folgenden färbenden Zusätzen. Koschenille, Blauholz: rosa, rot; Veilchen: violett, mauve; Zwiebelschalen: gelb bis braun; Safran: gelb; Schokolade, Kaffee: braun; Spinat: grün. Nimmt man nun noch einige weiße ungefärbte Eier dazu, so genügen diese Farben vollständig, um den Korb des deutschen Osterhasen — kein anderes Volk kennt diesen eierlegenden Vierfüßler — bunt genug zu gestalten. Man reibt jedes Ei ganz leicht mit einem Öllappen oder mit einer Speckschwarte ab. Weiße Eier kann man vor dem Kochen mit einer Bleistiftzeichnung versehen; diese leidet nicht nur nicht durch das Kochen, sondern wird im Gegenteil dadurch fixiert. Sollen die Eier kalt genossen werden, so ist der Dekoration natürlich ein weiterer Spielraum gegeben: Vor dem Sieden in der färbenden Abkochung kann man mit geschmolzenem Wachs oder Stearin Namen, Monogramme, Verse usw. auf die Eier schreiben; sie bleiben weiß und heben sich sehr wirksam von dem farbigen Grunde ab. Oder man radiert mit scharfem Messer oder mit der Spitze einer starken Nadel die Farbe fort und erzielt so weiße Ornamente auf farbigem Grunde. Man kann die Eier mittels Gold-, Silber- und farbigen Tuschen oder Tinten mit Namen, Arabesken usw. versehen. Oder man ziert sie mit einem Abziehbild oder einer kleinen Skizze in Öl oder Aquarell. Sehr hübsch macht sich z. B. eine Watteau- oder Kate-Greenaway-Figur, eine flott hingeworfene Karikatur, eine graziöse Blüte und dergleichen. Vor dem Kochen kann man auch natürliche Blätter auf den Eiern befestigen und nachher entfernen — sie heben sich dann hübsch vom Grund ab. Kocht man die Eier dann noch einmal zwei bis drei Minuten in der Farblösung, so erhält man z. B. rosa Blätter auf violettem Grunde. Man kann auch die Eier mit schwarzem Spirituslack oder in Spiritus aufgelöstem roten, blauen oder grünen Siegellack überziehen und in diesen Lacküberzug, ehe er ganz erhärtet, goldene, silberne oder chinesisch-japanische Oblaten eindrücken. Man kann die leeren Eierschalen auch innen mit einem eingeklebten seidenen Beutelchen versehen: das gibt eine niedliche Bonbonniere. Oder man befestigt sie auf einem kleinen Dreifuß aus Zweigen und hat dann eine zierliche Vase. Hierzu nimmt man am besten die Schalen von Enten- und Gänseeiern.

Tischkehrmaschine.

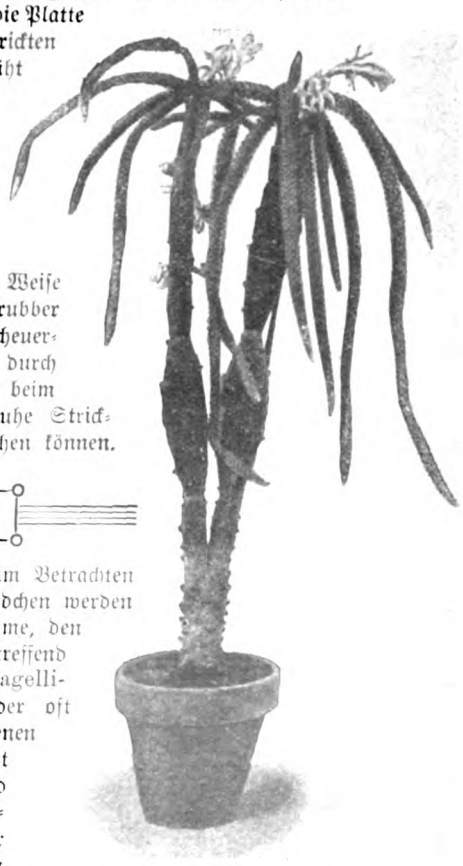
Hauswirtschaft.

Tischkehrmaschine. Die zierliche kleine Schaufel und das Bürstchen, die zum „eisernen" Bestand des Büfettinventars gehören, werden nicht allzugern von unseren Dienstmädchen benutzt: die Bürsten fassen die Krümel auf dem Tischtuch meist nicht energisch genug, so daß die kleine Arbeit dadurch schwer exakt ausführbar ist. Unsre Tischkehrmaschine dagegen zeigt das praktische System der großen Teppichkehrmaschinen: zwei Rundbürsten bewegen sich unter dem leichten Druck der den Apparat führenden Hand so gegeneinander, daß sie alle Brosamen usw. in den Hohlraum leiten, der sich hinter ihnen befindet. Ein Druck auf den oben sichtbaren Knopf genügt dann, um dieses Kästchen zu öffnen und so von dem angesammelten „Müll" zu entleeren.

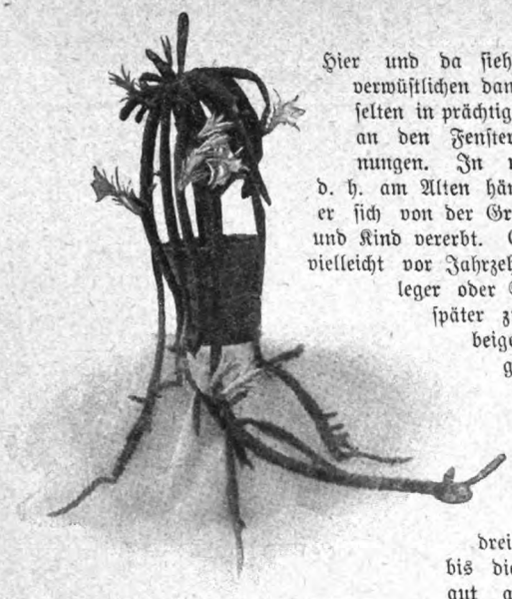
Kleine Kniffe. Vom Fett. Es ist vorteilhaft, Butter oder anderes Fett so spät wie möglich, manchmal sogar erst beim Anrichten an die Speisen zu geben. So empfiehlt es sich, bei allen mit viel Butter bereiteten Beigüssen, z. B. bei holländischer oder Spargelsauce, etwas von der Butter zurückzuhalten und im letzten Augenblick durch die Sauce zu rühren. An braune Sauce gibt man kurz vor dem Servieren ein Stückchen Butter und schlägt sie mit dem Schneebesen. Sie bekommt dadurch ein glänzendes, samtartiges Aussehen. — Silberne Löffelchen, die durch Eigelb gelitten haben, reinigt man durch Abreiben mit Ruß und nachheriges Abspülen mit lauem Wasser. — Um das Ausrutschen der Scheuertücher zu verhüten und die Tücher selbst zu schonen, benutze man zum Aufwischen der Dielen einen Schrubber ohne Borsten, also eigentlich nur ein Schrubberbrett mit Stiel. Man kann auch von einer alten Stielscheuerbürste die Borsten abschneiden oder mit der Zange aus den Löchern herausziehen, um zu dem gleichen Ergebnis zu gelangen. Nun strickt man aus mittelstarkem Bindfaden in glatten Maschen ein Rechteck, das ringsum etwa ein bis zwei Zentimeter größer ist als die Schrubberplatte, legt die Platte auf den gestrickten Fleck und näht ihn über dem Holz mit Bindfaden durchkreuzweis gespannte Fäden fest. Der auf diese Weise bezogene Schrubber reibt die Scheuertücher bei weitem nicht so schnell durch wie die Borstenbürste und hält sie beim Aufwischen dennoch durch die rauhe Strickfläche fest, so daß sie nicht abrutschen können.

Blumenpflege.

Der Peitschenkaktus. Beim Betrachten der diesen Zeilen beigegebenen Bildchen werden die Leserinnen finden, daß der Name, den man dieser Art beigelegt hat, sehr zutreffend ist; sie heißt wissenschaftlich Cereus flagelliformis und gehört zur Gattung der oft prächtig blühenden Kerzenkakteen, denen man auch die Königin der Nacht zurechnet. Unser Peitschenkaktus wird aber weniger seiner im Sommer erscheinenden, zwar nicht großen, aber doch ganz hübschen karminroten Blüten halber gepflegt, sondern wegen seiner eigenartigen peitschenförmigen Triebe.

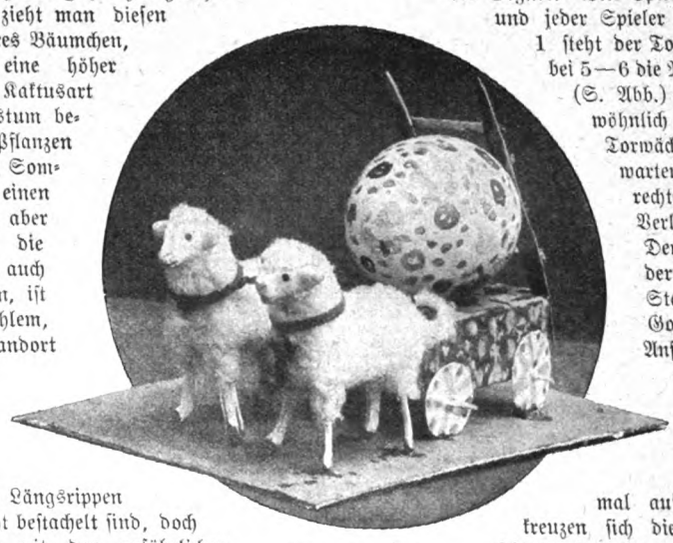


Peitschenkaktus, auf einen hohen zweiteiligen Feigenkaktus veredelt.



Peitschenkaktus auf ein niedriges Stämmchen veredelt.

Hier und da sieht man diesen unverwüstlichen dankbaren Kaktus, nicht selten in prächtigen alten Exemplaren, an den Fenstern ländlicher Wohnungen. In manch konservativer, d. h. am Alten hängender Familie hat er sich von der Großmutter auf Mutter und Kind vererbt. Großmutter hatte ihn vielleicht vor Jahrzehnten aus einem Ableger oder Steckling gezogen und später zu seiner Verbreitung beigetragen, indem sie freigebig von den sich mehr und mehr häufenden schnurartigen Trieben in ihrem Bekanntenkreise verteilte. Ein solches Triebstück legt man zwei bis drei Tage in die Sonne, bis die fleischige Schnittfläche gut abgetrocknet ist, dann pflanzt man es etwa zwei bis drei Zentimeter tief in ein kleines Töpfchen, in sandige Erde, gibt ihm einen recht sonnigen Standort und hält die Erde so lange trocken, bis nach Wochen Wurzelbildung eingetreten ist. Wie alle Kakteen, so wächst auch diese langsam, und es vergehen Jahre, bis sich die Schnüre so vermehrt haben, daß sie nach allen Seiten über die Topfränder herabhängen und eine prächtige, zu jeder Jahreszeit gleich schöne Ampel bilden. Neuerdings zieht man diesen Kaktus gern als niederes oder höheres Bäumchen, indem man einen Trieb auf eine höher wachsende, feststämmige andere Kaktusart veredelt, wodurch auch das Wachstum beschleunigt wird. Solche veredelte Pflanzen zeigen unsere Abbildungen. Im Sommer verlangt der Peitschenkaktus einen Standort in voller Sonne, dabei aber regelmäßige Bewässerung, denn die weitverbreitete Ansicht, daß Kakteen auch im Sommer trocken zu halten seien, ist durchaus irrig. Im Winter, bei kühlem, beliebigem, aber frostfreiem Standort wird diese Pflanze dagegen fortgesetzt staubtrocken gehalten, wodurch der schlimmsten Krankheit der Kakteen, der Fäulnis, vorgebeugt wird. Es sei noch bemerkt, daß die runden, mit Längsrippen versehenen Triebe dieser Art dicht bestachelt sind, doch sind die Stacheln harmlos und mit den gefährlichen Stacheln ihrer Brüder in der Urheimat nicht vergleichbar.



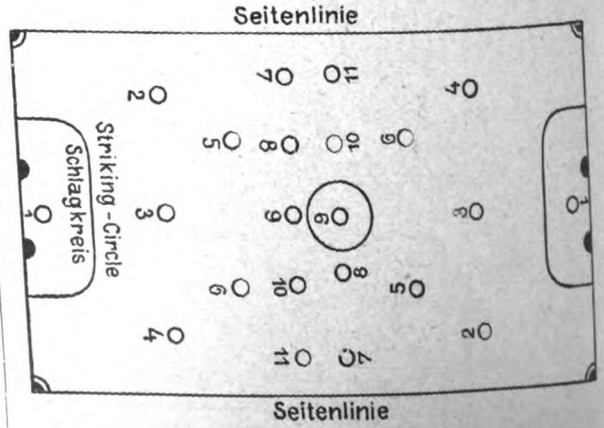
Osterfuhrwerk.

Für unsere Kleinen.

Osterfuhrwerk. Eine zierliche, wenn auch sehr bescheidene Dekoration für die Ostertafel einer Kindergesellschaft ist das Lämmchenfuhrwerk, das den Kleinen besonders viel Freude machen wird, wenn sie sich an seiner Herstellung beteiligen dürfen. Das recht primitive Material besteht aus einer bunt bemalten Streichholzschachtel, an der mit Reißnägeln vier bewegliche, farbig verzierte Papprädchen angebracht sind. An der Zündholzdeichsel wird das Gespann — zwei Schäfchen, wie man sie in der Spielzeugschachtel findet — mit goldfädigem Zaumzeug angeschirrt. Die Ladung dieser Osterfuhre besteht aus einem beliebigen Osterei, allenfalls nimmt man ein ausgeblasenes Ei, das man mit Streublümchen bemalt oder mit einem scherzhaften Verse verziert. Die bronzierte Zahnstocherleiter klebt man an das Ei und den Wagen an, damit das Frachtfuhrwerk recht natürlich wirkt. Dann wird das Ganze auf eine grasgrün angestrichene Pappfläche gestellt, und die Füße der Schäfchen werden sorgfältig aufgeklebt.

Sport und Spiel.

Das Hockeyspiel. Die täglichen körperlichen Übungen ohne sportliche Übertreibungen sind es, die in England den jungen Mädchen die Freiheit und Elastizität, die Grazie und Ungezwungenheit in den Bewegungen verleihen. Während Fußball nur und Kricket besser nur ein Spiel unter Knaben und Männern bleibt, ist besonders Hockey dem weiblichen Geschlecht sehr zu empfehlen. In Deutschland findet es wohl darum so langsam Eingang, weil es als erste Vorbedingung einen großen ebenen Platz nötig macht, etwa 90 Meter lang und 50 Meter breit; eine ebene Wiese eignet sich vorzüglich dazu. Zwei Parteien gehören zu einem Spiel, das gewöhnlich 70 Minuten währt. Jede der beiden Parteien besteht aus elf Spielern. Nach 35 Minuten hat ein Platzwechsel der Parteien zu erfolgen. Wie beim Tennis wird der große Platz durch weiße Linien abgesteckt, bisweilen auch mit vier Eckflaggen versehen. Je am Ende der beiden Längsseiten ist der „goal" (das „Mal"). Zwei senkrechte Stangen sind für ihn, mehr als 3½ Meter voneinander entfernt, in die Erde geschlagen; durch eine Querstange, die etwas über zwei Meter über dem Erdboden steht, sind beide Stangen verbunden. Der „goalkeeper" (Torwächter) hat den Goal zu bewachen. Vor dem Goal wird ein Halbkreis in der Erde markiert: der „striking-circle" (Schlagkreis); von diesem aus hat der Angriff auf den feindlichen Goal zu erfolgen. Beide Parteien stehen sich natürlich feindlich gegenüber, jede hat ihren Goal zu verteidigen. Das Spielmaterial besteht aus einem kleinen harten (Asbest-) Ball und je einem „hockey-stick" für jeden Spieler, das sind abgeflachte, an einer Seite gebogene Stöcke aus sehr hartem Holz. Es gilt, den Ball unter der Querstange des Goal der Gegenpartei wegzuschlagen. Man schlägt nur mit den Stöcken, mit den Füßen nachzuhelfen ist absolut gegen die Regel. Die Gegenpartei, die ihr Tor auch verteidigt, sucht natürlich die Manipulation der andern Partei zu hindern und unternimmt ihrerseits den gleichen Angriff auf die Gegner. Die Spieler sind in vier Kategorien geteilt, und jeder Spieler erhält seinen bestimmten Platz: bei 1 steht der Torwächter, bei 2—4 die Malmänner, bei 5—6 die Markmänner, bei 7—11 die Stürmer. (S. Abb.) Die besten Spieler nimmt man gewöhnlich als Stürmer (forwards). Der Torwächter muß oft lange unbeschäftigt warten, hat aber, wenn er schließlich den rechten Augenblick versäumt, sich für den Verlust des Spieles schuldig zu fühlen. Der Goal gilt für gewonnen, wenn der geschlagene Ball zwischen den Stangen unter der Querleiste über die Goallinie hindurchgegangen ist. Der Anfang des Spiels sieht spaßig aus: der Ball wird in die Mitte des Platzes gelegt, jede Partei schickt je einen Spieler zur Eröffnung. Dabei schlägt jeder dreimal auf den Boden und abwechselnd dreimal auf den Stock des Gegners. Dadurch kreuzen sich die Stöcke über dem Ball, und zuletzt schlägt der Angreifer den Ball selbst. Von nun an wird der Ball getrieben, hin zum feindlichen Goal und von der Gegenpartei zurück, bis zum Siege. Diejenige Partei, die in der festgesetzten Zeit (den 70 Minuten) die größere Anzahl Goals zu verzeichnen hat, ist Siegerin. Haben beide Parteien die gleiche Zahl, so gilt das Spiel für „remis". Um gegenseitig ihre Kraft zu messen, laden sich Schulen und Klubs zum Wettspiel ein. Das ist ein fröhliches Kämpfen, und das schönste dabei ist: gezankt wird nie.



Der Spielplatz für Hockey.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 16 1908.

Sollen und Wollen, ein Zwiegespann,
Passe das eine dem andern an;
Denn nur, wenn beide richtig gepaart,
Rechne im Leben auf gute Fahrt.

Gertrud Triepel.

Die Entwicklung der deutschen Geselligkeit.

Nach Aufzeichnungen der Karoline von Rochow. Von Olga Wohlbrück.

Die Aufzeichnungen der Karoline von Rochow umspannen siebenunddreißig Jahre preußischer Hofgeschichte. Luise von der Marwitz hat sie unter dem Gesamttitel „Vom Leben am preußischen Hofe 1815—1852" (Berlin, Verlag Ernst Siegfried Mittler & Sohn) herausgegeben und Auszüge aus den Tagebüchern der Stiefschwester Rochows, der Tochter des bekannten Romanschriftstellers Fouqué, Marie de la Motte-Fouqué hinzugefügt.

Karoline von Rochow ist unzweifelhaft die bedeutendere von beiden, eine starke, in sich abgeschlossene Persönlichkeit, die aus der herben Objektivität ihrer Natur heraus eins der ungefärbtesten Dokumente jener an Widersprüchen so reichen Zeit geliefert hat.

Ihre Familie mütterlicherseits stammte aus der Champagne, und ihre Vorfahren zählten zu jenen glaubenstreuen Hugenotten, die in dem Großen Kurfürsten ihren Schirmherrn fanden und sich besonders in Berlin der französischen Kolonie angliederten. Ihr Vater Bernd von der Marwitz-Friedersdorf war Hofmarschall König Friedrich Wilhelms II. Am 9. August 1792 erblickte Karoline das Licht der Welt. Ein Jahr darauf starb der Vater, und kaum sechzehn Jahre alt, blieb sie mit ihrer zwei Jahre älteren Schwester und ihren Brüdern völlig verwaist zurück. Nach einem einjährigen Aufenthalt in Weimar, unter dem Schutz der damaligen Oberhofmeisterin Gräfin Henckel, kamen die beiden Schwestern an den Hof der Prinzessin Wilhelm von Preußen, der Schwägerin des Königs Friedrich Wilhelm III., wo Karoline im Jahre 1814 die Stelle einer Hofdame erhielt. Vier Jahre später heiratete sie Gustav Adolf von Rochow, den nachmaligen Minister, dessen strengkonservative Richtung ihm zu Unrecht den Nachruf reaktionärer Beschränktheit einbrachte.

Die stürmisch bewegte Zeit fand in Karoline von Rochow eine vorurteilsfreie, kühle Beobachterin, da ihr klarer, nüchterner Verstand sie davon abhielt, sich irgendeiner Partei besonders anzuschließen. Und wie sie politisch ein bei Frauen so seltenes Maß in der Beurteilung innehielt, so brachte sie auch der Entwicklung und den Auswüchsen des gesellschaftlichen Lebens eine kritische Reserve entgegen. In gesunder Anspruchslosigkeit auferzogen, verhielt sie sich allen Extravaganzen eines mit ausländischen Modetorheiten kokettierenden Hofes gegenüber ablehnend. In ihren Erinnerungen an den alten Garten mit „den gesäeten Sommerblumen und blühenden Sträuchern" liegt eine starke Sehnsucht nach jener Zeit „unbefangener Lustigkeit", wo die Erwachsenen „sich ebenso vergnügten wie die Kinder und in die Kirschbäume kletterten." Eine Schaukel, etwas Musik, die Pferde der Offiziere, die stets von Berlin nach Friedersdorf angeritten kamen, „waren die einfachen Hebel jugendlicher Belustigungen."

Kamen königliche Prinzen zu Besuch, wurde schnell eine Komödie geschrieben, Karikaturen wurden gezeichnet und gemalt, bunte Lampen verfertigt und Verse gemacht. Alles Hausindustrie. Das frohe Lachen war die Würze, und die „familiarité sans gêne", in der man mit den königlichen Hoheiten verkehrte, war noch nicht von jener erstarrenden Etikette, die jedes warme Gefühl einkapselt, verdrängt.

„Die Erziehung kostete damals nicht viel Kopfzerbrechen. Das Mitleben und die freie Bewegung im Familienkreise taten das Beste für die Charakterentwicklung". Der Anschauungsunterricht, den wir so gern als moderne Errungenschaft der Pädagogik preisen, schien das natürlichste Bildungsmittel. Kupferstiche waren die ersten Lehrmeister, und die mythologischen Studien boten Anlaß zu architektonischen Versuchen. Aus kleinen Feldsteinen und Moos wurden Tempel und Hallen errichtet, auch zu einem gotischen Schloß verstieg man sich mal, man schnitzte Degen aus Holz, Lanzen aus Bohnenstangen, aus schwarzen Strohhüten wurden Helme verfertigt, und das alles „nahm unsere Erfindungsgabe und Geschicklichkeit bei weitem mehr in Anspruch als all die reichen Gaben, die jetzt jeden Kinderhaushalt schmücken."

Kaum war man über die Anfangsgründe des Abc hinaus, studierte man Zeitungen, und die Phantasie erregte sich an den Kämpfen des Landes. Dazu trieb man Geschichte, besonders ältere, Geographie, ein bißchen Naturgeschichte, Zeichnen, und je nach Talent etwas Musik. Die religiöse Ausbildung spielte eine große Rolle, und ein Prediger, der „eine gute Moral predigte", stand hoch im Ansehen. Bei Mischehen folgten die Töchter der Religion der Mutter, die Söhne der des Vaters. Einer besonderen Beliebtheit erfreute sich in Berlin der französische Prediger Ancillon, der sowohl als Kanzelredner wie als Lehrer eine hervorragende Rolle spielte. Er veranstaltete als Erster leichtfaßliche Vorlesungen für Damen und mischte das Parfüm weltlicher Frivolität mit dem Weihrauch der Kirche. Es steckte in ihm, wie in den meisten Hugenottenpredigern jener Zeit, ein gut Teil Schauspielertum, nahmen doch fast alle Kanzelredner Unterricht in der Deklamation bei einem Bühnenkünstler. Ancillons Vorlesungen waren ein mondaines Ereignis, dem die Damen der Gesellschaft in einer an Hysterie grenzenden Erbauung beiwohnten.

Die Prinzessin Wilhelm, die an der Spitze der pietistischen Richtung stand, verpflanzte die Kirche in den Salon. Wenn sie im Sommer auf ihrem Landsitz Fischbach am Riesengebirge weilte, sammelte sie einen kleinen Kreis gleichgestimmter Seelen um sich, unter denen Fürstin Luise Radziwill und Gräfin Reden ihr am nächsten standen. Es gab Teegesellschaften mit erbaulichen Andachten, Versammlungen „mit geistlicher Lektüre". Reisende Missionare, strebende Prediger fanden willkommene Aufnahme, Missionsberichte und -blätter kamen zur Vorlesung, und kleine Traktätchen wurden erbauungsvollen Gesprächen zugrunde gelegt. Dieser pietistischen Partei gelang es, Strauß' Berufung an den Dom durchzusetzen, jedoch wendete sie sich von ihm ab, da er ihr nicht streng genug erschien und zu sehr „Hofprediger" wurde. So viel romantische Gefühlsduselei auch in diesen Erbauungstees lag, so hatten sie doch ein nicht abzuleugnendes Verdienst: der Wohltätigkeit neue Bahnen zu eröffnen.

Das Armenwesen stand im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts noch auf seiner primitivsten Stufe. Jede Familie hatte einige Arme, die sich eine monatliche Unterstützung holten. Von einer seltsamen Neujahrssitte in großen Städten, Berlin an der Spitze, berichtet Karoline v. Rochow folgendermaßen: „An diesem Tage wurden die Arbeitshäuser geöffnet, und man gab ihren Bewohnern den Tag zum Betteln durch die ganze Stadt frei. Dadurch bot sich oft ein abscheulicher Anblick, denn da gewöhnlich große Kälte herrschte, zog die Schar ebenso frierend als zerlumpt umher. Nichtsdestoweniger war es doch ein Festtag für uns Kinder. Meine Mutter gab jedesmal eine kleine Summe dazu her. Die verwechselten wir in möglichst viele Sechser und Dreier, sammelten alles übrige Brot und Semmeln der letzten Tage im Hause und standen entsetzlich frierend an einem offenen Fenster, die kleinen Gaben zu verteilen, höchst erfreut, wenn unsere Freigebigkeit einen möglichst großen Kreis von Bittenden herbeilockte, den wir kaum befriedigen konnten. Hierauf beschränkten sich alle Anforderungen, die in dieser Beziehung an einen gewöhnlichen Einwohner der Stadt gestellt wurden."

Gräfin Reden versuchte, System in die Wohltätigkeit zu bringen. Sie war vielleicht die erste, die ein Krankenhaus auf ihrem Gute gründete, und sie erfand förmlich Industrien für die zahlreichen Armen des Gebirges, z. B. aus alten Fäden und Lumpen Sachen zu spinnen und zu weben, altes Papier und Siegellack zu verwerten u. dgl. m. Daß sie für diese Wohltaten erst nach ihrem Tode Ruhm und Anerkennung erntete, im Revolutionsjahre 1848 jedoch vor ihren eigenen beglückten Untertanen fliehen mußte, ist ein Schicksal, das sie mit den meisten Reformatoren teilt.

Das Leben bei Hofe war in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts von fast spartanischer Einfachheit. Der Luxus der jungen und schönen Königin Luise, über den die Berliner Damen mißbilligend den Kopf schüttelten, mußte von einem Jahrgehalt von tausend Talern bestritten werden. Höchst auffallend erschien es auch, daß sie mit zweiunddreißig Jahren auf einem großen Hofball eine Ekossaise mit ihrem Sohne tanzte, da nach damaligen Begriffen eine Frau in diesem Alter eine — alte Frau war.

Prinzessin Wilhelm und ihre Hofdamen trugen Winter und Sommer nichts als weiße Kattunkleider. „Ein dunkles seidenes war schon das beste, was man für einige Gäste hervorsuchte, und wenn wir anfingen, jene mit Stickereien zu verzieren, so war dies schon ein Ergebnis verfeinerter Mode." Und wie genügsam man in dieser romantisch spartanischen Epoche bei Heiratsausstattungen war, beweist die Einrichtung der Tochter der Gräfin Brühl bei ihrer Vermählung mit dem General von Clausewitz. Sie bestand aus einem Sofa und sechs Stühlen, die mit Kattun überzogen waren, und ein paar unerläßlichen Möbeln. Bei einer Hammelkeule boten die jungen Eheleute ihren Freunden die anregendsten Abende in Gesellschaft der hervorragendsten Männer ihrer Zeit.

Die napoleonischen Kriege waren der Entwicklung der Geselligkeit nicht förderlich. Die religiösen und politischen Spaltungen des Hofes hatten den gesellschaftlichen Partikularismus zur Folge, und die wirtschaftliche Enge ließ keine Prachtentfaltung zu. Die Diplomatie verhielt sich reserviert, und die elegante Berliner Jugend war auf das Haus des Fürsten Radziwill und des Herzogs von Cumberland angewiesen. In Abwesenheit des Königs versammelten sich die Prinzen und Prinzessinnen bei Prinzessin Wilhelm, die man aus Opposition gegen die Franzosenmode an die Spitze des Deutschtums stellte. Sie versuchte es, die deutsche Sprache von französischen Floskeln zu reinigen und Kleidung und Gewohnheiten ein echt deutsches Gepräge zu geben, was nicht ohne arge Geschmacklosigkeiten abging. Je deutschtümlicher sie wurde, desto französischer gebärdete sich der König, der zu Lebzeiten seiner Gemahlin jeden französischen Luxus verpönt hatte.

Die Nachkongreßzeit bedeutet einen großen Aufschwung des geselligen Lebens, dem die mystisch romantische Richtung der Prinzessin Wilhelm, die mit den Prinzessinnen gefühlvolle Seelenanalysen trieb und auf Verinnerlichung hinarbeitete, keinen Einhalt gebieten konnte.

Aus Paris brachte der König eine wahre Theaterpassion heim, und statt der schwerfälligen Couren und sogenannten „Polonäsen-Bälle", wo neben der Polonäse nur etwa ein Walzer getanzt wurde, und die um zehn Uhr endeten, fanden elegante „déjeuners-dansants" beim Könige statt oder „kleine Soireen", bei denen ein Theater aufgeschlagen wurde und hohe und höchste Herrschaften die Akteure waren. Da aber die Theaterfreudigkeit die Leistungsfähigkeit der hohen Herrschaften weit überragte, so wurden allmählich Berufsschauspieler herangezogen, woraus sich, wie Karoline von Rochow indigniert schreibt: „der Übelstand einer persönlichen Bekanntschaft aller jungen Prinzen mit dieser Gesellschaft" ergab.

Immerhin brachte die unverfälschte Theaterlust etwas Leben in die starren Hofformen.

Die Sitte, Theatervorstellungen zu arrangieren, bemächtigte sich aller wohlhabenden, eleganten Kreise Berlins, und da die Privaträumlichkeiten nicht immer ausreichten, kam die Mode auf, sich in verschiedenen Lokalen zu vereinigen und gegenseitig in ein Restaurant einzuladen. Es wurden kleine Vaudevilles in Szene gesetzt und Ballette, die „gräßlich aus der Nähe anzusehen waren".

Der zweiten Gemahlin König Friedrich Wilhelms III., der jugendlichen Fürstin Liegnitz, war es vorbehalten, Pariser Toilette und Pariser Luxus am Berliner Hofe einzubürgern. In wie nahen Beziehungen das Theater zu den Ereignissen des Hofes stand, illustriert das Vorkommnis mit dem Myrtenkranz. In der Eile der Vorbereitungen zur Trauung, die der König ohne Wissen seiner Familie hatte vornehmen lassen, war der Brautkranz vergessen worden. In seiner Ratlosigkeit rannte der Kämmerer Timm zu der ersten Tänzerin Madame Désargus-Lanière. Diese, eine jung verheiratete Frau, borgte ihren aufbewahrten Brautkranz, der nun den Kopf der Königsbraut schmückte. Interessant war die Stellung, die sich die junge Fürstin errang. Sie verband natürliche Grazie mit feinem Takt und vermied es ängstlich, je an dem Intrigenspiel einer Partei teilzunehmen. Sie herrschte als Modekönigin jener Zeit und fügte ihren natürlichen Gaben bald jene kleinen Wissenschaften bei, die für eine vornehme Dame unerläßlich waren, und in denen der König selbst sie unterrichtete. So lehrte er sie auch Kleinigkeiten, z. B., wie man ein Briefkuvert anfertigt, „in damaliger Zeit eine notwendige Kunst, die nicht jeder verstand".

Überflügelt wurde die Fürstin Liegnitz in der Eleganz ihres Auftretens nur durch die Prinzessin von Preußen, die nachmalige Kaiserin Augusta, die der Pracht ihrer Einrichtung, ihrer Toiletten und Livreen auch noch ein feines Gefühl für Kunst und Wissenschaft beigesellte und als Erste den Wert persönlicher Beziehungen zur Presse erkannte. So empfing sie zuerst einen Redakteur, Herrn Spener, den Herausgeber der berühmten Spenerschen Zeitung.

Je glanzvoller sich das Hofleben entfaltete, desto mehr trat das Bestreben zutage, etwas von diesem Glanze nach außen hin zu dokumentieren. Die Besuche auswärtiger Herrscher gaben den Vorwand zu jenen großartigen Schauspielen, die als große „Paraden" die halbe Stadt anlockten. Auch die neugeschaffene Bureaukratie, die sich an den Hof herandrängte und an seiner Geselligkeit lernte, trug dazu bei, das gesellschaftliche Bild in den Mittelklassen reicher zu färben, während der feingeistige Kreis einer Rahel Varnhagen über den lärmenden und vielleicht auch etwas rohen Luxus jener Zeit die erste Morgenröte einer werdenden Kultur ausstrahlte.

Im großen Rundkreise des Werdens wirken jene Worte der Schwiegermutter Karolinens v. Rochow, als wären sie heute geschrieben: „Wenn ich über den Verfall des Zeitgeschmackes klage, so wiederhole ich wohl nur das alte Lied, das jeder singt, der seine Jugendfreuden vermißt . . . der Luxus hat Sinn und Seele in allem, was gefordert und geboten wird, totgeschlagen."

Und entlocken uns die Worte, die sie über das Theater jener Zeit spricht, nicht ein leises Lächeln über die Wiederkehr alles Bestehenden: „Ich sehe nicht ein, warum wir unsere Trauerspiele und historischen Dramen nicht alle in Tableaux übersetzen; so hätten wir Kostüme, Stellungen, Gruppierungen, Lichter, Farben und Ansichten ferner Gegenden im Hintergrunde. Darauf läuft doch das ganze szenische Wesen hinaus."

Am 23. Februar 1857 starb Karoline v. Rochow in ungebeugter Einsamkeit, mit klarem Blick für die neue Epoche, die die Sturmglocke der Revolution eingeläutet hatte, m mütigem Lächeln für das „Lied ihrer Jugend", das die Worte zusammenfaßt:

„Alles wandelt sich, und die alten Geister gewöhn schwer an das Neue. Wir werden uns noch daran eri daß unsere Eltern Dinge durchaus rühmend erwähnten uns vorsintflutlich vorkamen, daß sie die Mängel u Jugend empfanden, wo wir uns selbst höchst scharma schienen, und so wird es wohl immer so zugehen!"

Für den Ostertisch.

Von Eve Horst.

Ostereier zu schenken, ist ein alter heidnischer Brauch, ein lieber Brauch, der sich von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Land zu Land fortgepflanzt hat. Heute werden große Ansprüche an solche Ostergaben gemacht. Die Schaufenster in den großen Städten zeigen herrliche und kostbare Eier aus Porzellan oder Metall, bieten wundervolle Blumeneier und kunstvoll ausgeführte Eier aus Zucker und Schokolade. Und man dürfte sich nicht wundern, wenn gar die in ihrer ganzen Pracht und Schönheit vielfach wieder auftauchenden echten Spitzen für duftige und kostbare Hüllen solcher Ostergaben verwendet würden. Das alles ist ja sehr schön — und doch, mir ist das Einfache, das Sinnige lieber. Wenn ich all diesen Luxus sehe, wenn ich an all die Möglichkeiten denke, denen er entgegenstrebt, so möchte ich uns dafür mehr Einfachheit zurückwünschen. Mir fallen dabei immer die lustig bemalten oder durch Schaben gemusterten Eier ein, die ich in so mannigfaltigen Variationen in den Volksmuseen ausliegen sehe. Viele sind mit Sprüchen und Buchstaben, viele mit zierlichen Ornamenten geschmückt, die sich aus Punkten, aus Strichen, Dreieckformen und Würfeln zusammensetzen. Alle schillern sie in wundervollen Farben. Alle haben sie persönliche Beziehungen und erzählen uns so viel von Einfachheit und schlichtem Sinne. Wir sollten wirklich mehr von solcher Volkskunst lernen! Uns mehr mit einem einfachen Schmuck auch für unseren Ostertisch begnügen! Vielleicht geben diese kleinen Modelle manch einem Anregung dazu.

Abb. 1. Eierständer mit verschnürtem Rande.

Abb. 2. Eierständer mit durchschnurtem Rande.

Man denke sich die bunt gekochten Eier, mit Ornamenten und mit Monogrammen der Familienmitglieder bemalt, in hübschen Ständern oder Körbchen auf den Ostertisch gestellt oder die für die Tafel zu servierenden Eier für einen kleinen Freundesbesuch als freundliche Ü raschung mit den Monogrammen der Besucher geschm Das ist so leicht zu machen und mit so wenigen Mitt Und an den kleinen Papparbeiten, die die Ständer bil mögen die Kinder ihre Geschicklichkeit üben und bewei Unsere Knaben figurieren dabei als die kleinen Architek die mit Zirkel, R schiene und Winkeln arbeiten, die Mädc helfen das Werk fert machen mit Pinsel u mit Farbe. Auch mög diese Darstellungen zu Erfinden neuer Form anregen. — Man sie daß das Haup augenmerk da auf gerichtet i die Formen a möglichst ei fache Art en stehen zu lasse und aus mög lichst weniger Teilen. Das beste Material ist hellbraune Lederpappe, die ma in jedem Papiergeschäft bogenweise kauft. Für den Eierständer, Abb. 1, ist ein einziges, rechteckiges Stück in Anwendung gekommen; nur für den Handgriff diente ein besonderer Streifen, der, an jeder Schmalseite mit zwei Einschnitten versehen, die an die Hauptform angeschnittenen Bügelteile zusammenhält. Unsere Abb. 8 gibt einen Teil des Schnittes für den ganzen Aufbau in halber Größe wieder. Man zeichnet danach, ungefähr die doppelte Größe berechnend, die vollständige Form, die auch für weniger Eier leicht eingerichtet werden kann, und schneidet die Form aus der Pappe heraus. Dazu ist eine harte Unterlage und ein scharfes Messer notwendig. Die festen Linien werden dann ebenfalls scharf durchschnitten, die punktierten Linien schwach eingeritzt. Diese letzteren sind die Richtungslinien für die Kniffe, durch die man die Fläche zur gewünschten Form modelt. Zuerst knifft man die Wände (1) herab, knifft

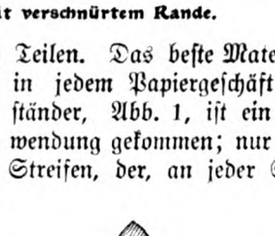


Abb. 3. Muster zu Abb. 1.

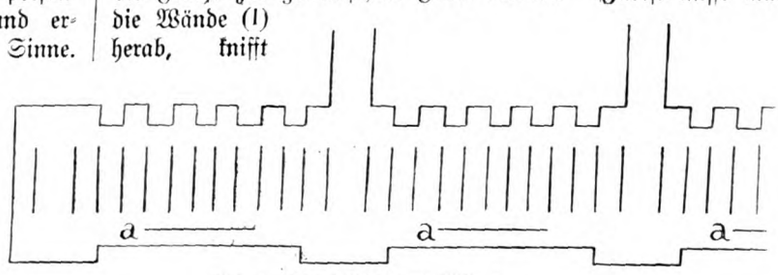


Abb. 4. Randschnitt zu Abb. 5.

dann die vier kleinen Ecken (b) in der Diagonale ein und die äußeren Streifen (c) der Schmal- und Langseiten nach außen um. Durch das Kniffen dieser Streifen legen sich die an drei Seiten durchgetrennten Rechtecke (d) nach innen und schieben sich unter die runden Öffnungen. Diese Teile werden mit Goldfäden verschnürt. Wie das gemacht wird, zeigt Abb. 7. Man hat bei dem Verschnüren darauf zu achten, daß die Kanten der Wände ganz senkrecht stehen, es treffen dabei die Ausläufer (e) von den Randstreifen (c) an allen vier Ecken aufeinander, sie werden, nachdem sie vorgelocht wurden, mit ganz gewöhnlichen Bureauzwecken verbunden. Bei Abb. 7 ist die Verklammerung auf der Kehrseite sichtbar. Unser Modell war 29 Zentimeter lang, 9 Zentimeter breit und ohne Bügel 3 1/4 Zentimeter hoch. Die angeschnittenen Bügelteile jeder Seite waren 15 1/2 Zentimeter lang. Sie sind in die Einschnitte des 19 Zentimeter langen Handgriffes zu stecken, und damit ist der ganze Ständer fertig. Nach diesen Erläuterungen ist es leicht, solche Formen für mehr oder weniger Eier herzustellen und sie auch zu variieren. Man kann sie kürzen für 2, 3 und 4 Eier, doch wäre es nicht ratsam, sie für sechs oder gar mehr zu verlängern, da mit Rücksicht auf die sich gleich bleibende Breite der ganze Bau an Proportion verlieren würde. Hier kann aber die Abänderung dadurch eintreten, daß man den Ständer zweireihig einrichtet. Sehr hübsch sähe auch eine quadratische Form für vier Eier aus mit zwei sich überkreuzenden Bügeln. Bei dem Einordnen der farbigen Eier in solche Ständer möge man auch auf eine anmutige Farbenzusammenstellung achten. Sehr gut stimmten die nebeneinandergereihten Eier in meinem Modell. Orangefarben war das erste, mit einem zarten Blau getönt das zweite, und nach dem mittleren roten folgte ein olivgrünes. Ein heliotropfarbiges Ei schloß die Reihe. Die Monogramme wie die feinen Begleitornamente, die sich der Schriftform anpaßten, waren mit Deckweiß gemalt und durch farbige Drucker herausgehoben.

Abb. 5. **Körbchen mit eingeschobenem Boden.**

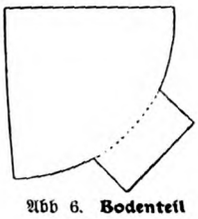


Abb 6. **Bodenteil zu Abb. 5.**

Bei dem kleinen, kuppelartig wirkenden Einzelständer spielt die Kreislinie die Hauptrolle. Die Grundform ist, wie aus Abb. 9 zu ersehen, eine radähnliche. Zwei der Speichen setzen sich nach außen in je 14 Zentimeter langen Enden fort. Sie bilden später den durch eine Spange vereinten Bügel. Nachdem die ganze Form gezeichnet und geschnitten worden, dekoriert man sie mit einem einfachen Muster, das bei unserem Modell braun und weiß gehalten war, und sticht mit einer starken Nadel an den markierten Stellen Löcher ein, die zum Durchziehen der Seidenschnur dienen, die die Form zusammenhalten soll.

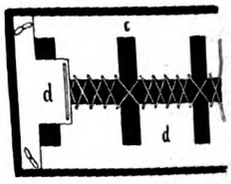


Abb. 7 **Bodenteil zu Abb. 1.**

Dann knifft man die speichenartigen Teile nach unten und biegt den Außenrand in den Linien a und b so ein, daß die frei aufstrebenden Teile entstehen; schließlich knifft man den Rand zur flachen Lage, so daß die Form standsicher wird. Die Bügelteile werden durch die mit Abb. 9A dargestellte Spange vereinigt. — Das Körbchen, Abb. 5, besteht aus zwei Teilen, nämlich dem Rand (Abb. 4) mit den daran geschnittenen vier Bügelteilen, die je 10 Zentimeter lang sind, und dem Boden, Abb. 6. Die Kreisform des letzteren hat vier angeschnittene Zapfen, die, durch die Randeinschnitte (a) geleitet, nach außen umgelegt werden und so die sichere Verbindung herstellen. Die vier Bügelteile werden durch eine Bureauzwecke vereinigt, Seidenband oder ein heller Papierstreifen sind durch die Randeinschnitte zu leiten.

Den Rand hat man so zu schneiden, daß Anfang und Ende aufeinandertreffen, und daß das durchzuziehende Band Anfang und Ende zugleich verbindet.

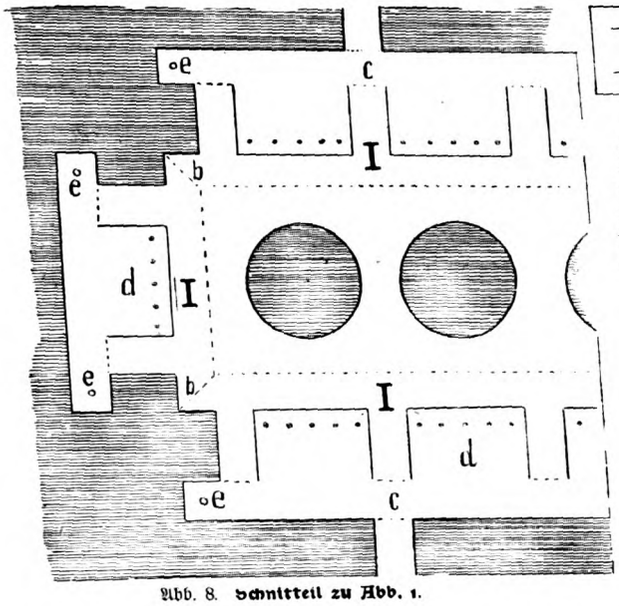


Abb. 8. **Schnittteil zu Abb. 1.**

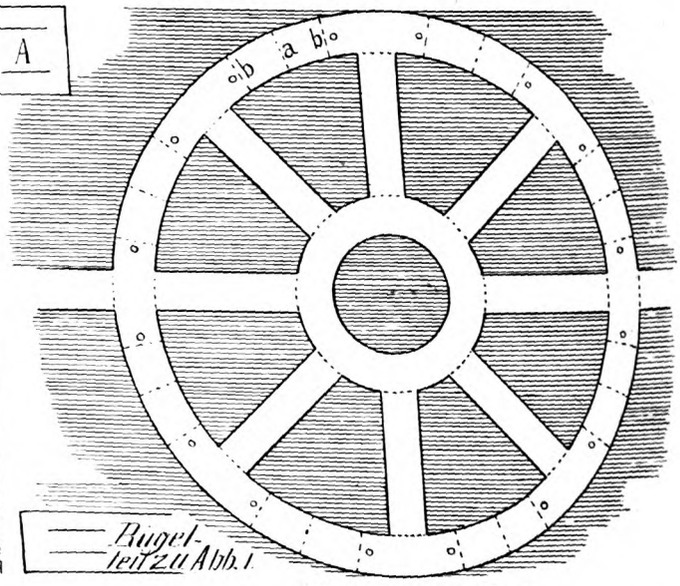


Abb. 9. **Schnitt zu Abb. 2.**

Über das Dekorieren von Ostereiern möchte ich noch sagen, daß bunte Blumen- und Linienornamente sehr schön auf hellem Grunde wirken, den die Naturfarbe des Eies selbst schon gibt. Man benutze z. B. stets die gelben Eier, deren warme, oft ins Rötliche spielende Farbe einen wunderschönen Grundton bildet. Eier, die durch Zwiebelwasser heller oder dunkler gefärbt werden, sehen sehr gut mit einem braunen Ornament aus. Für bunte, lustige Farben hat unsere Industrie genügend gesorgt. Beim Dekorieren stimme man die Bewegung der Linien stets zur Form. Sehr hübsch ist eine Zeichnung, die nur die Kuppe betont, Ringe, mit bunten Farben gemalt, können sehr lustig wirken, und daß mit ganz wenig Mitteln Abwechslung genug in die Muster gelegt werden kann, zeigt das große Ostereierlager von Hans Osterhaas u. Co.

Junge Gemüse.

Von Else Mai.

Seit einigen Jahren haben sich, dank ihrer bequemen Zubereitung und ihrer Schmackhaftigkeit, die Konserven bei uns eingebürgert, die in den winterlichen Küchenzettel Abwechslung bringen. Die große Vorliebe für die nahrhaften Gemüse hat allgemein auch bei den Feinschmeckern Platz gegriffen, und zwar so sehr, daß man sie eben auch im Winter nicht entbehren wollte. Sind aber die Konserven auch mit aller Vorsicht und Geschicklichkeit zubereitet, so entbehren sie doch ein wenig das köstliche Aroma, das die frischen Gemüse auszeichnet.

Alle Hausfrauen, die mit Ungeduld die frischen Gemüse erwarten, sind ob der teuren Preise dieser Erstlinge unangenehm überrascht, denn ihre Beschaffung stellt keine geringen Anforderungen an die Wirtschaftskasse. Ist die Jahreszeit nur ein klein wenig vorgeschritten, so wird das alles weit besser; die Gemüse verlieren dann nicht etwa an Aussehen und Geschmack, aber durch das vergrößerte Angebot sinken die Preise.

Viele Menschen, besonders die Engländer, lieben es, die Gemüse nur abzukochen und wenig gewürzt zu genießen, während andere eher bestrebt sind, die raffinierten Genüsse der französischen Küche nachzuahmen. Wir wollen nun unseren Leserinnen einige in Deutschland wenig bekannte Rezepte mitteilen, die gewiß großen Anklang finden werden. So glaube ich bestimmt, daß „Blumenkohl auf mailändische Art" sich viele Freunde erwerben wird.

Man kocht den Blumenkohl in Salzwasser weich, nachdem man die Stiele möglichst entfernt hat. Dann läßt man die Köpfe in einem Sieb abtropfen, streicht eine hübsche Backschüssel mit Butter aus, bestreut sie mit geriebenem Käse und legt den zerpflückten Blumenkohl darauf. Man bedeckt dann den Blumenkohl mit gehackter, geräucherter Ochsenzunge und feingehackten Champignons; darüber kommt ein Tomatenpüree und etwas zerlassene Butter. Das Ganze wird acht bis zehn Minuten auf das Feuer gestellt.

Es gibt leider noch so sehr viele, die für eins der gesündesten Gemüse, den grünen Spinat, keine große Vorliebe haben. Vielleicht wird das neue Gewand, das wir vorschlagen, ihm neue Freunde werben. „Spinatpudding", diesen verlockenden Namen führt das auf folgende Weise zubereitete Gemüse. Nachdem man den Spinat sehr gut gewaschen hat, wird er mit etwas Petersilie und einer großen Zwiebel fein gewiegt. Man weicht etwas Semmel in Milch ein und gibt hieran etwas Pfeffer und Salz; dies vermischt man mit Kalbsmilch, Hirn, kaltem Braten, Schinken und vier Eidottern und dem Schaum von vier geschlagenen Eiern. In diese Masse tut man den erkalteten Spinat. Dieser Teig wird in eine mit Butter ausgestrichene Serviette getan und wie ein englischer Pudding in Salzwasser gar gekocht. Man serviert den Spinatpudding, nachdem er genügend abgetropft hat, auf einer Schüssel, begießt ihn mit brauner Butter und garniert ihn mit gerösteten Broteckchen oder ungefüllten Pasteten.

Die zarten, grünen Erbsen genießt man am liebsten nur in frischer Butter geschwenkt, aber auch die auf folgende Weise angemachten Erbsen verlieren ihr Aroma nicht.

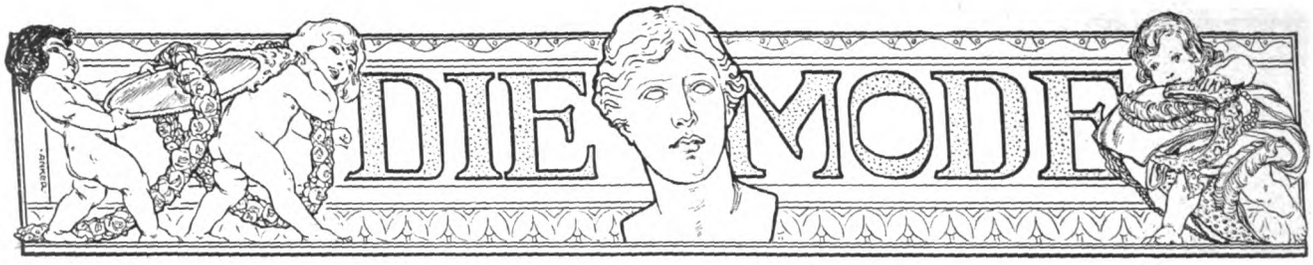
Vor allen Dingen werden die grünen Erbsen in frischer Butter geschwenkt, dann fügt man einige Stauden Lattichsalat bei, von denen man die äußeren Blätter entfernt hat, und gibt einige junge Zwiebeln hinzu, deckt ein mit Butter bestrichenes Papier über das Gemüse und schließt den Deckel der Kasserolle hermetisch zu. Man läßt die Erbsen dreißig bis vierzig Minuten kochen, muß sie aber sehr scharf beobachten, damit sie nicht durch zu langes Kochen hart werden. Im letzten Augenblick wird das Gemüse etwas gesalzen, und zwei Teelöffel voll Zucker werden darüber getan. Selbstverständlich werden die Erbsen mit dem gekochten Lattichsalat und den Zwiebeln zusammen aufgetragen.

Fast so nahrhaft wie Spinat sind Karotten, außerdem sind sie für Nierenkranke sehr zu empfehlen. Für „Soufflé von Karotten" werden sechs große Karotten in Viertel geschnitten und eine halbe Stunde in Salzwasser gekocht; dann nimmt man sie aus dem Wasser und kocht sie in gutem Fleischsaft weich. Dann drückt man die Karotten durch ein Haarsieb, vermischt die erkaltete Püree mit Mehl, Salz und Pfeffer. Hierauf fügt man sechs Eidotter hinzu, schlägt das Weiße dieser Eier zu Schnee und rührt ihn auch in die Püree. Diese Masse wird in eine mit Butter ausgestrichene Form gegossen und bei mäßiger Hitze acht bis zehn Minuten gebacken.

Eine andere Art der Zubereitung von jungen Karotten ist folgende: Vielleicht zwanzig Karotten werden in je vier Teile geschnitten, die Ecken rundet man ab, damit sie eine den Oliven ähnliche Form bekommen. Diese Stückchen werden mit wenig Wasser, Salz, zwei Stück Zucker, einem Stück Butter aufgekocht, dann läßt man das Wasser langsam einkochen. Wenn die Karotten gar sind, muß der Saft in der Kasserolle wie brauner Sirup aussehen. Man läßt die Karotten noch einige Minuten stehen, schüttelt sie im Safte hin und her und serviert sie sehr heiß.

Endivien „à la Parisienne", ein bei uns sehr wenig gekanntes, aber sehr wohlschmeckendes Gemüse, das, wie sein Name verrät, sich in Frankreich großer Beliebtheit erfreut und auch bei uns sich manchen Freund erwerben wird, bereitet man auf folgende Weise: Nachdem man die Endivien gründlich in kaltem Wasser gewaschen hat, läßt man sie fünf Minuten scharf kochen und dann abtropfen, drückt sie aus und läßt sie erkalten. Darauf legt man sie in eine mit Butter ausgestrichene Kasserolle, salzt und pfeffert sie, bedeckt sie mit Fleischbrühe und läßt sie bei lebhaftem Feuer aufkochen. Dann nimmt man sie vom Feuer, schöpft das Fett ab, bedeckt sie mit einem mit Butter bestrichenen Papier und läßt sie bei gelinder Hitze zwei Stunden lang im Ofen dämpfen. Die Endivien werden auf einer flachen Schüssel mit gewiegtem Schinken serviert. Die entfettete Sauce wird auf gelindem Feuer mit einem Stück Butter und einigen Tropfen Zitronensaft fertiggemacht.

Diese den deutschen Hausfrauen weniger bekannten Arten der Zubereitung von jungen Gemüsen sind verhältnismäßig einfach und verursachen wenig Mühe und Kosten. Aber sie weisen alle kleine Feinheiten auf, die von den üblichen, althergebrachten Rezepten abweichen. Und gerade in der Kochkunst liegt es ja oft nur an ganz unbedeutenden Kleinigkeiten, die dem einfachsten Gericht den pikanten Geschmack geben.



Eleganter Frühjahrspaletot, Reformkleid mit japanischen Ärmeln. (Abb. 149 u. 150.) Wenn auch Japan in der Mode nicht mehr als Alleinherrscher gilt, so macht sich doch sein Einfluß ganz besonders stark an den neuen Konfektionsmodellen geltend, die vielfach durch den angeschnittenen Ärmel ein ganz eigenartiges Aussehen erhalten. Eins dieser hocheleganten Modelle wird durch unsere Abbildung 149 veranschaulicht. Aus biskuitfarbenem Tuch und mit weißer Seide gefüttert, ist es reich mit gleichfarbiger Schnur und Seidenreliefsticerei ausgestattet, die in Verbindung mit gemusterter Seidentresse und Seidenpassementerie eine hervorragend schöne Wirkung ergibt. Der vorn auseinandertretende, im Rücken dreiviertel anliegende Paletot fällt vorn lose herab und legt sich völlig kragenlos um den Hals. Der sich nach unten erweiternde Dreiviertelärmel ist zur Hälfte dem Vorderteil, zur Hälfte dem Rücken angeschnitten, wodurch er die natürliche Schulterlinie betont. Der glatte Aufschlag ist mit Tresse besetzt, die auch die tiefen Seitenschlitze betont. Zu dieser schicken Hülle ist der Schnitt in 44, 46, 48, 50 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 2,50 Meter. — Zur Herstellung des kleidsamen Reformkleides Abb. 150 war nickelgraues Tuch verwendet, dessen matter Ton wirkungsvoll durch dunkelgraue Samtblenden und ebensolche Soutacheverzierung gehoben wurde. Es besteht aus elf Bahnen und wird durch Halbärmel aus weißem Spitzenstoff ergänzt, mit denen der ovale Latzteil übereinstimmt, der in dem Ausschnitt des Leibchens sichtbar wird. Letzteres wird vorn und im Rücken in Falten geordnet, die leicht die Schulter verbreitern und zugleich über den Ansatz des japanischen Ärmelchens fallen, das sich lose auf den Spitzenärmel legt. Die Taillenlinie wird durch einen ziemlich hoch verlegten schmalen Gürtel betont, unter dem sich der leicht schleppende Rock ansetzt, der, bis auf den untern Rand völlig glatt gehalten, unten in weichen Falten ausfällt. Der zur Anfertigung dieses ansprechenden Reformkleides erforderliche Schnitt ist in 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 6 Meter.

Abb. 149 u. 150. Eleganter Frühjahrspaletot, Reformkleid mit japanischen Ärmeln.

Empfangstoilette. (Abbildung 151.) Die wiedergekehrte Mode der Fichus ist so kleidsam, daß sie von vielen Damen mit Freuden aufgenommen wird. Auch unser elegantes Empfangskleid wird durch ein solches Fichuarrangement vervollständigt, dem eine große Strafschnalle vorn den

wirkungsvollsten Abschluß gibt. Die aus parmaveilchenfarbenem Tuch gefertigte Toilette zeigt die blusige Taille vorn und im Rücken mit gelblichem Spitzenstoff bekleidet, über den sich in weichen Falten das Fichu aus hellila Crepe de Chine legt, dessen äußerer Abschluß in einer in Tuch ausgeführten Richelieustickerei besteht. Im Rücken leicht gekreuzt übereinandertretend, fallen die Fichuteile vorn spitz aus und decken mit ihrer Kante den Ansatz des halblangen Puffärmels, der, mit Einsatz aus Crepe de chine, gleichfalls durch gestickte Tuchkanten garniert wird. Der schlanke Rock ist mäßig weit, leicht schleppend und glockig geschnitten und zeigt die schmale Vorderbahn gleichfalls durch Richelieustickerei verziert. Sein Schnitt ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,25 Meter, für den Rock 3,25 Meter.

Promenadenkostüm mit Schossjacke. (Abb. 152.) Die lange Schoßjacke, die sich schon seit einigen Saisons in der Gunst des Publikums zu behaupten wußte, feiert auch in dieser Saison wieder Triumphe. Ist sie doch für gutgewachsene Figuren viel zu kleidsam, als daß man sie ohne weiteres aufgeben möchte! Durch eine dieser eleganten Jacken wird auch unser echt frühlingsmäßiges Promenadenkostüm vervollständigt, das zu blau und weiß gestreiftem Rock ein dunkelblaues Tuchjackett zeigt, dessen Außenkonturen schwarze Seidentresse einfaßt. Im Rücken drei viertel anliegend, wird die Jacke durch eine weiße Tuchweste geschlossen, mit der der Schalkragen übereinstimmt, den ein schwarzes Soutachebörtchen verziert. Unter dem leicht verbreiterten Schulterteil, der in einer Spitze auf den Ärmel übergreift, setzt sich der lange kugellose Ärmel an, dessen Garnitur ein tressebesetzter Aufschlag bildet. Der stark abgerundete Schoß tritt vorn weit auseinander und fällt in weichen Tollen auf den knapp den Boden streifenden Rock aus weichem Bajaderenstoff, dessen blaue Streifen sich nach oben verschmälern. Seine geraden Bahnen sind in tiefe Plisseefalten geordnet, die, bis unterhalb der Hüfte durch Stepperei niedergehalten, von dort frei ausfallen. Der Schnitt dazu ist in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der des Jacketts in 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preis erhältlich. Stoffverbrauch für das Jackett bei 1,40 Metern Breite 2,40 Meter, für den Rock bei 1,40 Metern Breite 4,60 Meter.

Abb. 152. Promenadenkostüm mit Schossjacke.

Loses Morgenkleid aus Batist. Matinee mit Zipfelkragen. (Abbildungen 153 u. 154.) Bequemlichkeit ist die erste Forderung, die man an das Morgengewand stellt, und ihr zuliebe sind auch die meisten Negligés völlig lose gehalten. Zu den reichlich losen Morgenkleidern zählt auch unser aus weißem Batist gefertigtes Modell Abb. 153, das in weichen Falten die Figur umspielt und in leichter Schleppe ausfällt. Den kleinen spitzen Halsausschnitt umgibt ein breiter eckiger Kragen, dessen aus schmalen Säumchen und Valenciennceinsätzchen gebildeter Fond durch Einsatz und breite Spitze umrandet wird. Den Vorderschluß garniert eine bis zum Saume reichende Spitzenkaskade. Spitzenschmuck weist auch der halblange volle Puffärmel auf, der unten in einem Bündchen verläuft. Zu diesem eleganten Morgenkleide ist der Schnitt in 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter. — Zur Herstellung des kleidsamen Matineejäckchens diente naturfarbene Bastseide, deren matter Ton durch angesetzte rote Seidenblenden gehoben wurde. Die losen Jackenteile setzen sich in Reihfalten einer schmalen, durch den Kragen verdeckten Passe an und fallen in ungezwungenem Faltenwurf herab. Der dreiviertellange Ärmel erweitert sich nach unten zu und wird gleichfalls durch eine rote Seidenblende abgeschlossen. Den Halsausschnitt begrenzt ein breiter zipfeliger Kragen, der, vorn leicht übereinandertretend, durch breite Seidenblenden garniert wird, die ihm mit à-jour-Stich angefügt sind. Der zur Herstellung dieses aparten Jäckchens erforderliche Schnitt ist in 44, 46, 48 und 52 Zenti-

Abb. 151. Empfangstoilette.

metern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 80 Zentimetern Breite 3,75 Meter.

Blusenrock aus gestreiftem Stoff. (Abb. 155.) Der einfache Faltenrock wird, trotzdem gerade in der Rockmode sich die einschneidendsten Veränderungen vorzubereiten scheinen, an denen die Antike und ältere deutsche Modenstile in gleicher Weise beteiligt sind, sicherlich noch die nächste und vielleicht auch noch ein paar folgende Saisons überleben. Ist er doch zur einfachen oder auch zur eleganten Bluse, zum wettertrotzenden Kostüm, zu Sport und Wanderungen gleich unentbehrlich geworden — Gelegenheiten, bei denen ihn der Tunika- oder Empirerock wohl auch kaum immer ersetzen könnte. Der sowohl zur Ergänzung von Blusen wie als Bestandteil eines Jackenkostüms zu tragende Rock war bei unserm Modell aus braun und weiß gestreiftem Wollstoff gefertigt und mit schmalen Formblenden und braunen Soutacheornamenten verziert. Er wird aus neun Bahnen geschnitten, die derart geordnet sind, daß sich an jeder Seite eine Falte bildet, die, bis in Kniehöhe niedergesteppt, nach unten frei ausfällt. Durch diese Anordnung bleibt die modegerechte Hüftschlankheit gewahrt, ohne daß dadurch der Eindruck, einen Faltenrock vor sich zu haben, zerstört würde. Der Schnitt ist in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,25 bis 3,50 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstverfertigung sind zu den gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstraße 37 bis 41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Abb. 153 u. 154. Loses Morgenkleid aus Batist. Matinee mit Zipfelkragen.

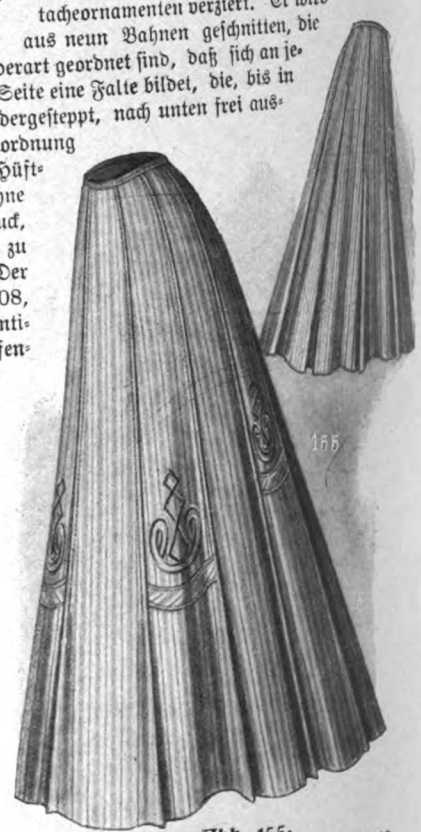


Abb. 155. Blusenrock aus gestreiftem Stoff.

Wie unser Bett ist, und wie es sein sollte.

Von C. Fallenhorst.

Das Bett ist des Menschen Nachtgewand. Dieser treffende Ausdruck stammt von Pettenkofer, dem Altmeister der Gesundheitslehre. Seine Bedeutung wird uns aber erst klar, wenn wir bedenken, wie lange wir dieses Gewand benutzen, denn je nach dem Schlafbedürfnis verbringt der Mensch den vierten bis dritten Teil seines Lebens im Bette. Darum verdient es in hygienischer Hinsicht die größte Beachtung. Glücklicherweise hat sich diese Einsicht in letzter Zeit in weiteren Kreisen Bahn gebrochen. Das alte, schmale, mit Federbetten vollgepfropfte Bett aus der guten, alten Zeit verschwindet mehr und mehr aus dem Haushalt; dagegen begegnet man häufiger bequemeren, breiteren Betten mit Stahlfedermatratzen, mit Stepp- und Wolldecken. Aber auch an dem modernen Bett ist noch nicht alles vollkommen; der Hygieniker findet noch

Anlaß, dies und jenes zu verbessern und für die Benutzung des Bettes besondere Ratschläge zu erteilen. Anscheinend handelt es sich dabei um Kleinigkeiten, aber diese Kleinigkeiten werden durch die lange und fortgesetzte Dauer ihrer Einwirkung oft recht bedeutungsvoll. Diese Bettfragen sind nun für die Hausfrauen, deren Obhut unsere Betten nach althergebrachter Weise anvertraut sind, von besonderem Interesse. Darum möchten wir auf die wichtigsten kurz hinweisen.

Ein lästiger Störenfried des Schlafes kann zunächst das Kopfkissen sein. Entstanden ist es aus der richtigen Würdigung der Tatsache, daß beim Ruhen des Körpers im Liegen der Kopf einer Stütze bedarf. Leider schießt man aber bei Herstellung der Kopfkissen sehr häufig weit über das Ziel hinaus. Man macht sie so hoch und breit, daß sie nicht nur den Kopf, sondern auch den oberen Teil der Wirbelsäule stützen. Das ist vor allem bei den Keilkissen der Fall, die den Matratzen beigegeben werden. Je nach ihrer Dicke bilden sie mit der Unterlage einen mehr oder weniger großen stumpfen Winkel. Legt man sich nun in ein derartig bereitetes Bett, so kann sich der Körper nicht völlig gerade ausstrecken; er bleibt in der Gegend der Brustwirbel mehr oder weniger geknickt, und außerdem hat er infolge der Schwere das Bestreben, gegen das Fußende des Bettes zu rutschen. Wer gewöhnt ist, auf Keilkissen zu schlafen, merkt das zumeist nicht; denn unwillkürlich suchen die Muskeln auch im Schlaf, den Körper in der einmal angenommenen Lage zu erhalten. Diese Lagerung ist aber durchaus nicht zweckmäßig. Die Muskeln werden in der Nacht nicht entspannt, und sie ruhen nicht genügend aus. Je schwächer der Mensch ist, desto eher kommt diese Ermüdung zur Geltung und macht sich am Tage durch Rückenschmerzen bemerkbar, über deren Herkunft man völlig im unklaren bleibt. Dieser Fall tritt besonders leicht bei zarter gebauten und schwächeren Mädchen und Frauen ein. Die leichte Beugung der Wirbelsäule während der Nachtruhe hat außerdem eine andere schädliche Wirkung; es werden durch sie die Bänder gezerrt und gedehnt, und so begünstigen die hohen Kopfkissen und Keilkissen die Ausbildung der Rückgratsverkrümmung, die als Altersbuckel bekannt ist. Schließlich ist das fortwährende Ankämpfen der Muskeln gegen das Hinabrutschen im Bette sehr häufig die Ursache eines unruhigen oder gestörten Schlafes. Nicht selten denkt man alsdann an Anzeichen einer beginnenden Nervenschwäche, die so oft alle möglichen Störungen des Wohlbefindens erklären soll; in Wirklichkeit hat aber nur ein unzweckmäßig eingerichtetes Bett die lästige Schlaflosigkeit verschuldet.

Aus diesem Grund empfehlen verschiedene Ärzte, die üblichen Kopfkissen durch eine Kopfrolle zu ersetzen, die in andern Ländern, wie in England, Frankreich und Italien, schon seit langem benutzt wird. In der Regel macht man diese Rollen 60 bis 80 Zentimeter lang, 25 bis 30 Zentimeter breit und gibt ihnen einen Umfang von 60 bis 90 Zentimetern. Zur Füllung eignen sich am besten Roßhaare; doch kann man auch anderes Polstermaterial verwenden. Da die Roßhaare Reibegeräusche erzeugen, die von vielen Menschen, wenn sie mit dem Ohr auf dem Kissen liegen, unangenehm empfunden werden, empfiehlt es sich, die Außenseite der Rolle nicht aus einfachem Stoff, sondern aus einem mit Watteeinlage hergestellten Steppstoff anzufertigen. Die Reibegeräusche werden dadurch vermindert und abgedämpft. Die Rolle sollte ferner nicht so lang gemacht werden, daß sie die ganze Breite des Bettes einnimmt, sondern etwas kürzer, damit man sie bei verschiedenen Lagerungen des Körpers bequem unter dem Kopf zurechtschieben kann. Professor Dr. Heinrich Quincke empfahl für Personen, die eine möglichst horizontale Lage des Kopfes vorziehen, die Rolle oder das schmale Kopfkissen in der Mitte auf etwa acht Zentimeter Breite abzusteppen, so daß hier eine Furche entsteht, in der Kopf und Nacken ruhen, beiderseits gestützt von den dickeren Teilen des Kissens. Letztere dienen dann, einzeln oder durch Zusammenklappen auf die doppelte Dicke gebracht, zur Stütze des Kopfes bei Seitenlage des Körpers. Aber auch die gewöhnliche Rolle ermöglicht in zweckmäßiger Weise die von den meisten bevorzugte Seitenlage des Körpers, denn sie unterstützt bequem den Kopf, ohne die Schultern zu drücken. Provisorisch, z. B. auf Reisen, kann man auch aus dem Federkopfkissen eine Rolle machen, indem man es zusammenrollt, dann ein Handtuch glatt umlegt und mit drei Sicherheitsnadeln befestigt. Vielleicht versucht diese oder jene unserer Leserinnen, ob sie mit einer solchen Kopfstütze besser schläft als auf dem Keilkissen.

Bei der Matratze ist darauf zu achten, daß sie nicht zu weich und zu nachgiebig ist, weil sonst eine bequeme gerade Lagerung des Körpers nicht erzielt werden kann. Ein Federunterbett ist im Sommer für alle entschieden zu verwerfen; der Gesunde braucht es auch im Winter nicht. Dagegen ist es nicht richtig, das Unterbett in ungeheizten Schlafräumen solchen Personen zu entziehen, die leicht frieren, weil sie bleichsüchtig, blutarm oder sonst kränklich und erschöpft sind.

Zum Zudecken während der Nacht werden gegenwärtig fast allgemein Decken verwendet; das Federbett, das früher groß und schwer war, ist zum Plumeau zusammengeschrumpft, das auf die Füße gelegt wird. Diese Einrichtung ist durchaus zweckmäßig, was das Prinzip anbelangt. Im einzelnen wird aber doch häufig gefehlt. So sind z. B. die Decken meistens zu kurz; um ihren Zweck zu erfüllen, sollten sie so lang sein, daß man sie an den Füßen umschlagen kann, und daß sie dann noch bis über die Schulter reichen. Ist dies der Fall, so ist der Körper gut eingehüllt. Namentlich werden durch Bewegungen im Schlafe die Füße nicht entblößt und können nicht mit den hölzernen oder metallenen Teilen der Bettstelle am Fußende in Berührung kommen. Geschieht dies aber, so werden die Füße leicht kalt, und dadurch wird der Schlaf in hohem Grade gestört. Um diesen Übelstand bei Benutzung kürzerer Decken zu verhüten, hat man die Fußrollen eingeführt; sie sollen die ganze Breite des Bettes ausfüllen, dürfen aber nicht unter das Bettuch, sondern müssen auf dieses gelegt werden. Rutscht der Körper im Schlafe gegen das Fußende des Bettes, so stemmen sich die Füße gegen die Rolle, die weich gepolstert ist, und kühlen sich nicht ab. Dieses Hilfsmittel ist namentlich für diejenigen angenehm, die an kalten Füßen leiden.

Decke und Plumeau sollten der Jahreszeit angepaßt, im Sommer leichter, im Winter schwerer sein. Das ist eigentlich selbstverständlich; wie wir unsere Tageskleidung mit der Jahreszeit wechseln, so sollten wir es auch mit der Bettausstattung, unserer Kleidung bei Nacht, tun. Die Erfahrung lehrt aber, daß recht viele Menschen das gleiche Bettzeug im Winter und im Sommer benutzen. Die Folge davon ist zumeist, daß sie in der schönen Jahreszeit zu warm liegen. Das verschafft ihnen aber einen unruhigen Schlaf, ja viele schlaflose Nächte, die keine Erquickung und Erholung bringen. Außerdem werden Personen, die zu warme Decken haben, veranlaßt, sich im Schlaf aufzudecken, was wiederum zu Erkältungen, Schnupfen u. dgl. Anlaß gibt.

Ferner verdient auch die Nachtwäsche eine besondere Beachtung. In dem Hemde und der Unterjacke, die man am Tage getragen hat, soll man sich nicht ins Bett legen. In einem wohlgeordneten Haushalt kommt das auch nicht vor — sollte man wenigstens glauben; aber namhafte Ärzte berichten leider, daß dies selbst in wohlhabenden Familien mitunter der Fall ist, und daß namentlich die Unterjacken nur alle acht Tage gewechselt werden, nachdem man sie ohne Wechsel Tag und Nacht getragen hat. Eine solche mit Ausdünstungen des Körpers beladene Wäsche wird übelriechend und feucht; sie ist nimmer gesund. Wer noch in dieser üblen Angewohnheit befangen ist, sollte sie baldigst ablegen.

Einige Apostel der Abhärtung sind in der neuesten Zeit in bezug auf die Nachtwäsche viel weiter gegangen. Sie erscheint ihnen überhaupt unnötig; man solle im Bette das „Luftnachthemd" tragen, d. h., nackt schlafen. Ein gesunder Mensch, der durch fleißige Benutzung der Luftbäder seine Haut an die Luft wieder gewöhnt hat, wird dies wohl vertragen

können. Man braucht dabei übrigens nur an die Tatsache zu erinnern, daß noch vor einigen Jahrhunderten unsere Vorfahren das Hemd nur bei Tage trugen, beim Zubettgehen es aber ablegten. Der Mensch kann sich eben an verschiedenes gewöhnen. Das Tragen der Nachtwäsche wird aber entschieden ungesund, wenn sie zu warm wird. Viele ziehen im Bette Unterjacke, wollenes Nachthemd, Bettpaletot und dergleichen an; in diesen Hüllen wird der Körper verweichlicht, er kann auch nicht ausdünsten. Wie in allen Dingen, so ist auch in diesem Falle das Übermaß zu vermeiden.

Wenn man aber derartige Regeln aufstellt, so muß man ganz besonders dabei hervorheben, daß sie nicht allgemein gültig sind. Eins schickt sich nicht für alle. Wir können die Menschen nicht einfach in Gesunde und Kranke einteilen; zwischen den beiden Hauptgruppen gibt es zahlreiche Übergänge; es gibt zarter und schwächer geartete Menschen, empfindlichere Konstitutionen, die einer größeren Schonung und sorgfältigeren Pflege bedürfen. Sie fühlen sich wohler und sind auch leistungsfähiger, wenn sie weicher und wärmer gebettet werden. Doch das sind schon Fragen, bei deren Beantwortung der Arzt von Fall zu Fall mitwirken sollte.

Unsere kurze Betrachtung hat uns unter anderem gezeigt, wie häufig der ruhige, erquickende Schlaf von der Einrichtung des Bettes und der Lagerung des Körpers abhängt. In unserm Zeitalter der Nervenanspannung und Gehirnanstrengung ist aber der Schlaf das kostbarste Gut, die Quelle einer wirklichen Erholung und Stärkung des Nervensystems. Wer sich tagaus, tagein im Freien körperlich ausgearbeitet hat, schläft fest auch auf einem unbequemeren Lager. Das ist aber weniger der Fall bei geistigen Arbeitern und Arbeiterinnen, deren Nerven und Sinne sich beim Zubettgehen noch nicht beruhigt haben, deren Gedanken noch in die Nacht hinein im Gehirn arbeiten; ihr Schlaf wird durch kleinere Unzweckmäßigkeiten der Betteinrichtung viel leichter gestört. Aus diesem Grund ist heute die Hygiene des Bettes ganz besonders wichtig. Am Bett und am Schlafzimmer soll nicht gespart werden. Das Geld, das man dafür ausgibt, ist ein wohlangelegtes Kapital, das im Leben die reichsten Zinsen trägt.

Ein Mädchenhort.

Von J. Jobst.

„Kehret zurück zu der Natur!" Das ist der Mahnruf, der in die Hetze unserer Tage tönt, von vielen ungehört, aber von der stillen Gemeinde derer aufgenommen, die Mitarbeiter sind an dem großen Liebeswerke, das seine Fäden über ganz Deutschland spannt und die den Spruch auf ihre Fahne geschrieben haben: „Das Trocknen einer Träne ist ehrlichem Ruhm näher als das Vergießen ganzer Blutmeere". Es ist der Vaterländische Frauenverein, der unter dem Protektorat der Kaiserin seine Friedensarbeit tut. — In Eberswalde hat er seine Heimstätte im Walde aufgeschlagen und dort unter den rauschenden Wipfeln hochragender Bäume einen Zufluchtsort für die Mädchen geschaffen, denen die für den Unterhalt der Ihrigen arbeitende Mutter kein gedeihliches Heim bereiten kann. Sie weiß von nun an ihre Kinder in treuer Hut, und der starke Andrang, dem des beschränkten Raumes wegen gar nicht genügt werden kann, liefert den Beweis, daß der Mädchenhort eine Geburt der sozialen Not ist.

Der Winkel der Kleinsten.

„Kehret zurück zu der Natur!" Hier in unserer schönen Waldstadt ist es zur Wahrheit geworden. Dort, wo der heilkräftige Odem des Waldes weht, und die leuchtende Sonne ihre Strahlen durch hohe Baumkronen zur Erde sendet, steht die freundliche Baracke. Sie birgt keine Kranken, sondern fröhliches, arbeitsfreudiges Leben. Wir sehen sie auf unseren Bildern und sind überrascht, wenn wir erfahren, daß sie in ihrem Innern drei Räume birgt, die 110 Kindern Obdach geben, und zwar im Sommer wie auch im Winter, denn die Baracke ist heizbar. Sie liegt in einem umfriedeten Raume, der ein Stück Gartenland und einen kiesbedeckten Spielplatz umfaßt. Will man mehr Raum haben, so strömt alles in den Wald hinaus, wo dem fröhlichen Spiel keine Grenzen gesteckt sind.

Jeden Nachmittag nach Schulschluß versammeln sich die Kinder vor der Baracke, und bald darauf erscheint in der Tür (s. Abb. auf S. 251) die angestellte Lehrerin; sie ruft in das summende fröhliche Völkchen hinein: „An die Schularbeiten — marsch, marsch!" Wie das Kommando wirkt! Alles hastet und drängt sich durch die enge Tür. Bald darauf sind die Schulbänke im Innern besetzt; nach drei Klassen geordnet, werden die vielen Kinder in den drei Zimmern verteilt und die Verbindungstüren geschlossen. Das mühsame Werk der Hilfskräfte beginnt, denn es ist natürlich Ehrensache der Helferinnen im Mädchenhort, daß ihre Zöglinge in der Schule gute Arbeiten abliefern. Hier muß im Rechnen nachgeholfen, dort einem kleinen Abeschützen ein neuer Buchstabe eingeprägt werden, der dritten will es nicht gelingen, die wandernden Gedanken zu konzentrieren, um das Gedicht auswendig zu lernen. Endlich ist alles bewältigt, und unter lautem Jubel werden Bänke und Stühle von den Mädchen ins Freie getragen, auf den Kiesplatz hinaus, wo neue Arbeit ihrer wartet. Mit welchem Eifer sie sich ihr hingeben, zeigt die nächste Abbildung. Es werden Strümpfe gestrickt und Hemden genäht, die mit selbst gehäkelter Spitze und rot gesticktem Namen

Vor der Veranda.

verziert werden. Man bemüht sich, sein Bestes zu geben, denn zu Weihnachten bei der großen Christbescherung findet ein jeder seine Arbeit als Geschenk auf seinem Platz. Erst wenn das Nützliche in einer langen Reihe von Arbeitsstunden vollendet ist, darf die geschickte Hand sich auch im Sticken von bunten Decken betätigen. In den Handarbeitsstunden wird oftmals vorgelesen, was eine besondere Freude ist. Im Winkel der Kleinsten (man sieht die lieben kleinen Geschöpfe auf dem ersten unserer Bilder) werden die alten und doch ewig jungen Volksmärchen erzählt. Hei, wie dann die bleichen Bäckchen glühen, die erst nach und nach im Mädchenhort sich zu gesunder Rundung füllen sollen. Manch sehnsüchtiger Blick fliegt am Schluß der Stunden zu der Ersten Vorsitzenden des Vaterländischen Frauenvereins, die den Mädchenhort ins Leben gerufen hat; die Kinder sehen in ihr nicht nur ihre Lehrmeisterin, sondern ihre warmherzige Freundin.

Die Sonne steht schon tief, und die Baracke treffen nur noch vereinzelte Strahlen, die schräg durch das dichte Gezweig des in der Runde liegenden Waldes fallen. Es wird Zeit, wenn die letzte Arbeit noch geschafft werden soll! Die Handarbeiten werden sorglich zusammengepackt und von der Lehrerin in den Schränken wohl verwahrt, dann geht es hinaus in den Garten zu den Beeten. Ein jedes hat seinen Eigentümer, und der Wettstreit ist groß, wer in der Gärtnerei den Ersten Preis erhält. Gütige Geber haben Samen und Pflänzchen umsonst für die gute Sache gespendet, für fröhliches Blühen und Gedeihen sorgen die kleinen unermüdlichen Hände, die unter sachgemäßer Leitung pflanzen, jäten und gießen. Wie das blüht und duftet! Ein lustiges Durcheinander von Blumen und Gemüsen, doch das tut nichts zur Sache. Die schweren Blüten der Nelken spenden den gleichen köstlichen Duft, wenn sie auch von sich rundenden Radieschen umgeben sind, und die stolze Feuerlilie streckt, sich ihrer Schönheit bewußt, ihre leuchtende Blütenkrone aus den rankenden Gurken hervor. Sogar inmitten gewaltiger Kohlköpfe, die der Stolz der Eigentümerinnen sind, blüht die Königin der Blumen,

„An die Schularbeiten — marsch, marsch . . !“

die Rose, und fühlt sich durch ihre prosaische Nachbarschaft durchaus nicht geniert. Die Kapuzinerkresse ringelt sich wie glühende Schlangen über die Beete, sie respektiert durchaus nicht die Grenzen und überwuchert dreist die trennenden Wege.

Mit welcher Lust die Kleinen unter ihren Pflanzen arbeiten! (S. die drei Abbildungen auf Seite 252.) Da sind sie geschäftig beim Jäten, und voller Freude beobachten sie die von Tag zu Tag sich immer mächtiger entfaltenden Sonnenblumen, die aus dem winzigen Samenkorn gewachsen sind, das sie selbst in die Erde legten. Wie haben sie aber auch das Pflänzchen von allem Unkraut freigehalten und es fleißig begossen, wenn die glühende Sonne das Land tagsüber ausgedörrt hatte! Diese Arbeit im Mädchenhort ist sehr mühsam, denn das Wasser muß aus einer Quelle geschöpft werden, die eine Strecke entfernt am Waldesrande dem Boden entspringt. Für

„Handarbeiten.“

so viele fleißige Arbeiterinnen mangelt es an Gießkannen, doch wie man auf unserer letzten Abbildung sehen kann, weiß man sich zu helfen. Während die eine das Beet überbraust, gießt die andere aus der Kanne sorglich das lebenspendende Naß an die Wurzeln der Pflanzen. Doch nicht mit Jäten, Pflanzen und Gießen ist die Arbeit getan, der böse Feind schläft nicht. In Gestalt von allerhand Schädlingen droht er den Pflanzen Verderben. Da sind vor allem die gefräßigen Raupen, die den Ertrag der Kohlpflanzen gänzlich in Frage stellen. Als leicht beschwingter Falter, so wird die Kinder gelehrt, wiegen sie sich über den kräftig entwickelten Pflanzen in scheinbar harmlosem Spiel. Doch legen sie ganz in der Stille die unzähligen winzigen Eier ab, und ehe man es sich versieht, kriechen Hunderte von Räupchen aus dem Eiernest hervor. Sie entwickeln sich, mit gutem Appetit die saftigen Blätter verzehrend, zu den dicken, großen Raupen, denen auf dem

Beim „Abraupen" des Kohls.

und Kleinen um die getreue Leiterin des Mädchenhortes. Im schlichten, kurzen Gebet gedenkt sie dessen, der vom Himmel droben ihre Arbeit segnen soll. Ein kräftig gesungener Choral bildet den Schluß. Die Kinder eilen nach Hause, um den aufhorchenden Eltern von allem zu berichten, was sie erlebt haben.

So lernen die Zöglinge des Mädchenhortes in innigem Verkehr mit der Natur und in treuer Pflichterfüllung das Beste, was die treuen Pflegerinnen ihnen mitgeben können, den Segen der Arbeit erkennen. Und wenn sie später im Kampfe des Lebens stehen und sich und den Ihrigen das tägliche Brot schaffen müssen, möchten sie dann, zu tüchtigen Menschen erzogen, mit dem großen Denker Carlyle also sprechen: „Herr, zeige mir meine Arbeit und mache mich fähig, sie zu tun."

Doch mit dem hier Geschilderten sind die Leistungen des Mädchenhortes noch nicht erschöpft. Wenn die Sommerferien beginnen, machen die Schülerinnen kranken Kindern Platz, die sich in der Sonne baden und bei kräftiger Kost und guter, geschulter Pflege Genesung finden sollen. Dreißig arme kranke Kinder werden in Tagespflege genommen, eine Krankenschwester tritt ihr schweres Amt an. Die Pfleglinge werden kräftig ernährt, sie müssen dreimal des Tages auf dem Lager die schwachen Glieder in längerem Liegen im Freien stärken. Ein Spaziergang im Wald und fröhliche Spielstunden auf dem trockenen, sonnendurchwärmten Waldboden füllen die übrigen Stunden. Alles im Garten gezogene Gemüse wird bei der Ernährung der Kinder als willkommener Beitrag verwertet. Verschiedene Ärzte stellen ihre Kunst freiwillig in den Dienst der Menschenliebe und üben auch genaue Kontrolle über die Gewichtszunahme der Kranken. Gerade darin wurden groß-

Die Arbeit auf dem eigenen Beet.

obersten der drei Bildchen die emsigen Kinderhände eifrig nachstellen, damit der gefräßige Wurm nicht, von den sich zusammenfaltenden Blättern unbemerkt eingeschlossen, in das Herz des Kohlkopfes gelangt, wo er verstohlen sein Zerstörungswerk vollendet.

Inzwischen haben die Mädchen, an denen die Reihe ist, das kleine Reich geordnet und gesäubert. Die Räume sind gekehrt, Bänke und Tische abgerieben, umherliegendes Papier gesammelt, und nun nehmen sie von den Arbeitenden alle Gartengerätschaften in Empfang, um sie an ihren Platz zu stellen. Die Wege werden zum Schluß noch säuberlich geharkt.

Der Tag geht zu Ende. Die Vögel singen im Wald ihr Abendlied, die Uhr vom nahen Turm schlägt die siebente Stunde. Da scharen sich die Großen

Blumengarten.

artige Erfolge erzielt; im Durchschnitt erreichte man in der Zeit von vier Wochen ein Mehr von sechs Pfund und neun, ja, in einem Falle wurde die Zunahme um 13 Pfund festgestellt. So konnte man also, dank dem Mädchenhort, außer den vom Vaterländischen Frauenverein in die heilkräftigen Seebäder gesandten Patienten dreißig armen Kranken mit wenig Kosten den Segen einer erfolgreichen Badekur zuteil werden lassen.

In weiser Voraussicht kommender Tage hat aber der Vaterländische Frauenverein noch in unmittelbarer Nähe der Baracke ein Grundstück von 2200 Quadratmetern erworben, denn der Platz, auf dem die Baracke steht, ist nur gepachtet. Auf diesem Besitze soll dann mit der Zeit ein massives Haus gebaut werden, das Mädchenhort, Volksküche, Jungfrauenverein usw. beherbergen soll. Jetzt ist es Ackerland und hat in diesem Jahr eine so reiche Kartoffelernte gebracht, daß nicht nur der große Bedarf der Volksküche damit gedeckt ist, sondern noch Kartoffeln an arme Familien verkauft werden konnten. Trotz des geringen Preises erzielte man dadurch noch eine Nebeneinnahme von 170 Mark. Die Kartoffeln wurden unter der Leitung der Helferinnen von den Kindern selbst geerntet, so daß keine Kosten entstanden. Und trotz der anstrengenden Arbeit wurden die Kinder ihrer Arbeit froh.

Man spricht so viel von der Unzufriedenheit, von dem Neid und Haß der armen Enterbten, von der sozialen Frage. Ich habe hier einen kleinen Bruchteil des großen Liebeswerkes gezeigt, das allerorten seine Tempel baut und zu den Ärmsten der Armen spricht: „Tretet ein und laßt euch helfen.“ Die Barmherzigkeit siehet auf die Not und nicht auf die Ursache, noch auf die Person, sagt ein alter Spruch, und jeder der freudigen Helfer, der seine Kräfte in ihren Dienst stellt, hilft zugleich dazu, die soziale Frage zu lösen.

Von Kindern, die so etwas niemals tun.

Von Dorothee Goebeler.

Sie waren nicht gerade befreundet miteinander, aber sie hielten gute Nachbarschaft. Ihre Häuser und Gärten stießen aneinander, da gab es manch freundlichen Gruß von Tür zu Tür und im Sommer wohl auch gemütliche Plauderstunden am Zaun. Man schätzte und achtete sich gegenseitig sehr hoch.

So war es denn auch einfach ganz natürlich, daß die Kinder, als sie größer wurden, anfingen, miteinander zu spielen.

Konnten Lettners Karl und Marie denn auch bessere Gefährten finden als Bergers Gustchen und den kleinen Paul, Kinder aus gutem Hause wie sie, erzogen in den gleichen Grundsätzen? Man war da wenigstens sicher, daß sie sich nicht an schlechte Gesellschaft anschlossen.

Eines Tages aber passierte doch etwas. Als Frau Berger von einem Spaziergang nach Hause kam, waren die Weintrauben, die sie auf dem Büfett hatte stehen lassen, aufgenascht. Wer konnte es gewesen sein? Nur die Kinder —; die vier wurden aus der Kinderstube zum Gericht geholt.

Wer war's gewesen? Gustchen und Paul „taten so was nie“, es konnten nur Karl und Marie gewesen sein — unerhört, in einem fremden Hause Weintrauben zu naschen! Die kleine, sonst so sanfte Frau Berger war helle Entrüstung: Ob sich die beiden denn gar nicht schämten? Oder wollten sie gar noch leugnen? Karl und Marie schworen Stein und Bein — nicht eine Traube hätten sie angerührt, aber Paulchen war ja allein im Zimmer geblieben, als sie nach der Kinderstube gegangen — und Paulchen war so lange geblieben und —

Und nun wollten sie auch noch Paulchen verleumden? Ihr Paulchen, das war ja die Höhe von allem; Frau Berger wurde immer empörter, aber sie würde es schon ihrer Mama sagen, sie sollten mal sehen, was dann erfolgte.

Zu Frau Bergers Erstaunen „erfolgte“ indessen gar nichts. Im Gegenteil — als sie am andern Morgen zu Frau Lettner kam, setzte diese eine sehr beleidigte Miene auf.

Ihr Karl und ihre Marie sollten genascht haben? Obendrein in einem fremden Hause —? Das war ja einfach unmöglich. „So etwas tun meine Kinder nicht — sie bestreiten es auch ganz entschieden.“ — „Dann lügen sie eben.“ — „Meine Kinder lügen niemals, es werden schon die Ihren gewesen sein.“ „Meine Kinder tun so etwas nie.“ „Meine erst recht nicht!“

Man trennte sich in offenem Unfrieden — —

Und wie viel andere Freundschaften und gute Nachbarschaften sind schon ebenso zu Ende gegangen, weil Kinder etwas getan hatten, was sie „niemals tun!“

Meine Kinder naschen nicht, meine Kinder lügen nie — meine Kinder zanken nie — ach, was gibt es nicht sonst noch alles, das „meine Kinder“ nicht tun.

Und dabei sind „meine Kinder“ doch keinesfalls Engel, was Mama selbst nur allzu gut weiß.

„Meine Kinder tun so etwas nicht“, welch ein dummes und törichtes Wort. Als ob nicht alle Kinder einmal „so etwas“ tun, sei es nun, daß sie lügen, naschen, zanken oder sonstigen Unfug anrichten, als ob nicht jede Mutter der anderen Mutter und überhaupt jedem Dritten aus tiefster Seele dankbar sein müßte, wenn er sie auf die Fehler ihrer Kinder aufmerksam macht!

Ist es denn eine Beleidigung der Erzieher, wenn man ihnen sagt, daß ihre Zöglinge noch nicht vollständig erzogen sind? Es ist das doch nur eine Wahrheit, die sie selbst wissen, eine Tatsache außerdem, die gar nicht anders sein kann. — Stehen wir Großen denn nicht alle der Jugend mit dem gleichen Wunsch gegenüber, einen tüchtigen Nachwuchs heranzubilden, und ist nicht jeder von uns, im Grunde genommen, moralisch verpflichtet, dabei mitzuhelfen?

Schade nur, daß nicht auch jeder der Verpflichtung nachkommt.

Wir sind ja heute glücklich so weit, daß der Mann, der einen Jungen auf der Gasse bei einem Bubenstreich ertappt und ihm einen Verweis erteilt, verhöhnt und verspottet wird: „Was hat'n der mir zu sagen?“ Will er ihm gar eine Ohrfeige darob versetzen, so wird er bestraft. — „Man wird sich doch seine Kinder nicht von fremden Leuten schlagen lassen.“ Es liegt ja eine kleine Berechtigung in diesem Gesetz, aber, Hand aufs Herz, wär's nicht manchem bösen Buben und mancher wilden Range mitunter gut, sie wüßten, auch der Fremde „hat ihnen was zu sagen“ und eventuell auch „was“ zu verabreichen in fühlbarer Gestalt?

Der vielbesprochenen Verrohung der Jugend würde damit doch vielleicht ein bißchen vorgebeugt.

Wir werden dahin sobald nicht kommen; unsere Mütter aber sollten es lernen, sich den Kindern gegenüber solidarisch zu fühlen und den Begriff „meine Kinder, deine Kinder“ in dieser Beziehung zu streichen. Für wahre Mütter gibt es überhaupt bloß Kinder, denen man alles Gute antun muß, sei es auch einmal mit einem strafenden Wort. Wahre Mütter fühlen sich anderen gegenüber alle als Schwestern, die einander helfen und fördern bei der Erziehung der Kleinen. Und darum weg mit dem dummen Wort: „Meine Kinder tun so etwas nicht!“

Ratgeber für jedermann

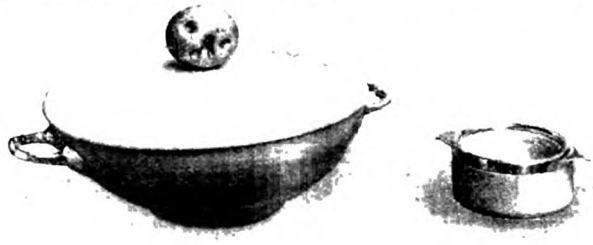
Sport und Spiel.

„Pipifax", ein neues Freiluftspiel. Das Spiel mit dem komischen Namen trägt in Frankreich, wo es eigentlich zu Hause ist, auch die Bezeichnung „la gracieuse Tennis" — alle Tennisregeln lassen sich denn auch beliebig darauf anwenden, nur daß eben die Spieler sich den neuen Bedingungen, die durch das neue Wurfwerkzeug geschaffen werden, anbequemen müssen. Dieser Stellvertreter des Raketis besteht aus einem starkfädigen Netz von etwa 35 Zentimetern im Quadrat und zwei Stäben, die an zwei Parallelseiten des Netzes eingezogen sind. Die beiden anderen Parallelseiten des Quadrates haben einen starken Gummizug. Man nimmt die beiden Stäbe in die Hände, nachdem man einen kleinen Gummiball (Tennisball) in das Netz gelegt hat, und zieht es nun auseinander. Der Widerstand durch den Gummizug ist ziemlich kräftig, ebenso ergeben sich aus der steileren oder ebeneren Anfangstellung der Stäbe, ferner aus der Bewegung, mit der man die Kraft des auseinanderschnellenden Netzes in der Richtung der Wurfbewegung zu unterstützen sucht, allerhand amüsante Kombinationen. Die zum Kampf reizende geheime „Tücke des Objekts" ist es ja schließlich immer, die den eigentlichen Spieleifer auslöst! Dazu kommt dann natürlich die Lust, die eigene Kraft und Überlegungsfähigkeit an der des Gegners zu messen. Dazu gibt „Pipifax" reichlich Gelegenheit. Eine gespannte Schnur oder allenfalls eine Linie als Grenzscheide der feindlichen Gebiete ersetzt das Netz des Tennisplatzes. Dies- und jenseit der Grenzlinie, und zwar dicht dahinter, stellen sich die Parteien auf. Der Anschläger versucht, den Ball über die Schnur hinweg in das Feld des Gegners zu schnellen. Der Gegner versucht, den Ball zurückzugeben, möglichst ohne daß er den Boden berührt hat. Berührt der Ball den Boden zwei- oder mehrmals, ehe er zurückgegeben wird, so ist er „aus". Das Zählen der Punkte usw. erfolgt ganz analog dem bei Tennis üblichen System. Das Spiel ist durch E. H. Schütze, Berlin, Kochstraße, zu beziehen.

„Pipifax", ein neues Freiluftspiel.

Hauswirtschaft.

Kartoffelschüsseln und Schalennapf. Kartoffeln recht verlockend zu servieren, ist nicht ganz leicht. Und doch bedeutet die „Aufmachung" hier genau so viel wie überall im Leben. Wir zeigen den Hausfrauen eine schöne, höchst praktische Kartoffelschüssel aus weißem Holz mit Nickelgriffen. Eine gut modellierte Kartoffel aus grauem Silber schmückt den Deckel und verrät so die Bedeutung der Schüssel. Daneben steht einer der dazu gehörigen Schalennäpfe, ebenfalls aus weißem Holz mit Nickelrand und Griffen. Die kleine Holzschale hat eine sehr aparte Form und wird vor jeden Teller gestellt. — Eine sehr vornehme Gefährtin dieser Kartoffelschüssel ist die daneben abgebildete Schale aus englischem Silber, die in einem japanischen Korbgeflecht ruht. Ein silbernes Gestell trägt die Schale, auf deren Deckel ebenfalls eine silberne Kartoffel angebracht ist. Diese Schale wird selbst dem elegantesten Tisch zur Zierde gereichen und eignet sich besonders als Geschenk, da sie wohl erst in wenigen Haushaltungen existiert. (Bezugsquelle Alfred Elsner, Berlin).



Kartoffelschüssel aus Holz mit Schalennapf.

Verbesserung alter Teppiche. Manche Hausfrau mag sich über ihren in Material und Farbe noch guterhaltenen aber im Laufe der Jahre lappig gewordenen Teppich ärgern, der sich beständig unter den Füßen zusammenrollt oder Falten schlägt. Und doch ist diesem Übelstand mit etwas Mühe, einigen Tafeln Tischlerleim und ein paar Metern altem Kretonne oder derbem Kattun usw. leicht abzuhelfen! Ich legte unsern fast dreißig Jahre alten Brüsseler Teppich, nachdem er gut geklopft und gebürstet war, auf seine noch farbenfrische Vorderseite, bestrich ihn mittels eines breiten flachen Pinsels strichweise mit nicht zu dickem heißen Tischlerleim, klebte ebenso Strich für Strich Kretonne von alten verwaschenen Vorhängen darauf, zog und drückte ihn recht glatt und fest und ließ das Ganze über Nacht trocknen. Das geschah vor zwei Jahren, und der alte Teppich, über den sich jeder im Hause ärgerte und alle Füße stolperten, und der an manchen Stellen kaum noch Reste seiner früheren Schönheit zeigte, liegt seitdem zu aller Freude glatt und fest wie ein neuer.

Bücher für Frauen.

Die Gründerinnen der deutschen Frauenbewegung. Von Anna Plothow. (Verlegt bei Friedrich Rothbarth, Leipzig). Während der Kampf um das Recht der Frau auf allen möglichen Wegen und Irrwegen ausgefochten wird, bald dauernd in die Bahn ruhiger Entwicklung überzugehen scheint, bald wieder irgendwo, an neuen oder alten Schlagworten entzündet, plötzlich zu der alten leidenschaftlichen Wildheit entbrennt, ist sacht ein neues Geschlecht emporgewachsen. Vieles ist dieser jüngsten Frauengeneration bereits selbstverständlicher Besitz geworden — vieles von dem, um das die Frauen vor uns noch heiß zu ringen hatten. Die Fragen zum Beispiel, die sich um „Bildung" und „Brot" drehen, sind überall fast ganz im Sinne der Frauen gelöst worden oder stehen doch unmittelbar vor freundlicher Lösung. Und so mag es wohl an der Zeit sein, dieses junge Geschlecht, das mit dem schlechten Gedächtnis aller glücklichen Besitzer geneigt ist, die zu vergessen, die ihm seine Position erstritten haben, vor die Bilder derer zu führen, die, bekämpft, verlacht oder — totgeschwiegen, dennoch den Weg für die Kommenden freigemacht haben. Das vorliegende Buch beschränkt sich darauf, die unmittelbaren Vorgängerinnen und Be-

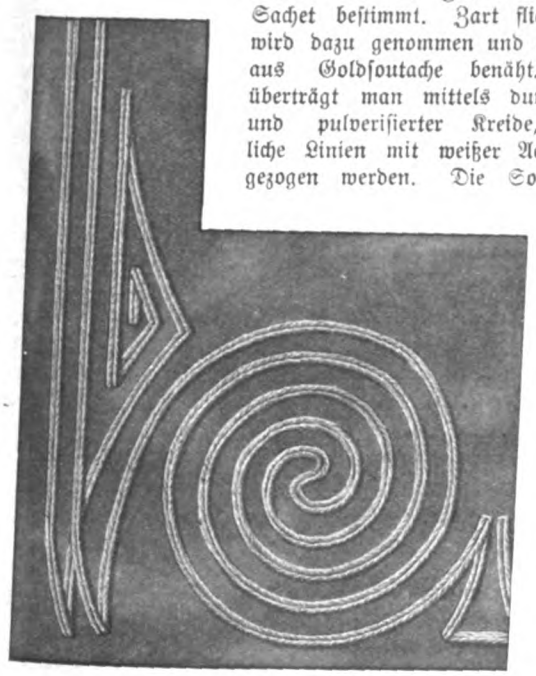
Kartoffelschüssel aus englischem Silber und japanischem Korbgeflecht.

gründerinnen der deutschen Frauenbewegung zu zeigen und nur gelegentlich die Zusammenhänge mit der Auslandsbewegung zu berühren, so wie es auch auf die letzten Ursprünge der Frauenbewegung, die zu Revolution und Reformation und Renaissance, ja vielleicht zu den Anfängen des Christentums zurückführen, nicht weiter eingeht. Von „der Gründerin der deutschen Frauenbewegung" Luise Otto Peters bis zu den Jüngsten herab sehen wir hier eine stattliche Reihe von Frauen — viele in der ruhig hellen Beleuchtung, die eine ausführliche und liebevolle Biographie ermöglicht, andere in dem charakteristisch streifenden Scheinwerferlicht einer gelegentlichen Erwähnung. Schlagworte, die uns ganz modern anmuten, lernen wir da und dort als geistiges Eigentum der ältesten unter diesen Frauen ehren, ethische Bestrebungen, denen die glühendsten Wünsche der jungen gelten, haben auch schon Kraft und Sorge der „alten" in Anspruch genommen. So umschließt das Buch in nicht unterbrochenem Ringe diese Generationen und stärkt — eine immer wünschenswerte Tat! — den Zusammenhang einer Gegenwartsbewegung mit der längst entrückten Vergangenheit.

Die Orakelpuppe.

Handarbeit.

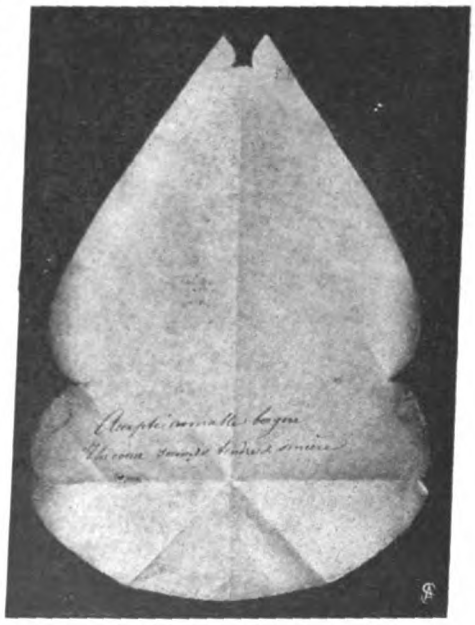
Handschuhsachet mit Soutachestickerei. Für die noch immer modernen langen Handschuhe ist das etwa 17 Zentimeter breite und 47 Zentimeter lange elegante Sachet bestimmt. Zart fliederfarbener Samt wird dazu genommen und mit einer Bordüre aus Goldsoutache benäht. Das Muster überträgt man mittels durchstochener Pause und pulverisierter Kreide, worauf sämtliche Linien mit weißer Aquarellfarbe nachgezogen werden. Die Soutache wird mit gelber Nähseide in kleinen Vorderstichen aufgenäht. Zum Abfüttern dient gleichfarbige oder weiße Seide, die über einer dünnen Watteeinlage gitterförmig abgesteppt wird. Den Rand deckt mittelstarke fliederfarbene Seidenschnur, und zwei gleichfarbige Seidenschleifen halten das Sachet zusammen. Das Sachet bildet als leichte und gefällige Handarbeit ein hübsches Geschenk für junge Mädchen.



Detailzeichnung zum Sachet.

Aus alten Truhen.

„La magicienne" (die Orakelpuppe). Mesdames, j'ai l'honneur — oh pardon — ich sehe Sie staunen und lächeln: hier wird Deutsch gesprochen! Also meine verehrten lieben Damen, ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen als Mademoiselle Rose-Lucienne Perrenond aus La Chaux-de-fonds in der Schweiz. Meines Geburtsdatums entsinne ich mich, wie die meisten älteren Damen, nicht mehr genau. Meine Herkunft ist etwas zweifelhaft, aber gar nicht unromantisch. Damals, als ich klein war, sind vielleicht meine Eltern aus Frankreich geflohen, und sie brachten mich in einer großen, gelben Postkutsche über die französische Grenze — nach der Schweiz. Jedenfalls war ich zur Zeit meines ersten Seidenkleides der Gegenstand allgemeiner Huldigung. Ich stand auf einem reizenden, eingelegten Tischchen und besah mir die vielen hübschen Bibelots, silberne Döschen mit feingravierten Sprüchen an die Liebste, Elfenbeinfiguren waren meine Nachbarn. Gemalte Bilder, Silhouetten, und im traulichen Gemach ein Duft von Behaglichkeit — nicht zu sagen! Die Herren und Damen saßen fröhlich zusammen, sie sprachen von großen Reisen, von goldenen Uhren, von berühmten Männern jener Zeit, sie spielten Schach und Domino und zum Schluß hieß es immer: „En avant la magicienne." Mesdames, das war eine schöne Zeit! Die jungen Damen wollten von mir ihr zukünftiges Schicksal erfahren, und schöne Herren drängten sich, ich muß gestehen, ziemlich dreist an mich heran, um mir wider Willen meine Geheimnisse zu entreißen. Sonst waren es sehr nette, junge Herren; ach, überhaupt finde ich, man sei zu jener Zeit viel artiger gewesen, und alles war sorgfältiger, echter. Sie lachen? Und gucken verschmitzt nach meinem papiernen Reifrock? Oh mes dames, s'il vous plait! Es ist gar nicht zu lachen über meine dessous! Permettez! Ich lag nun viele Jahre zwischen alten Tuchresten in einer großen, grünblaukarierten Hutschachtel. Das war ein muffiges Gefängnis für mich, la belle Rose-Lucienne, die einst so viele Verehrer hatte! Aber nun, mes chères dames, feiere ich meine Auferstehung, indem ich Ihnen die Geheimnisse meiner Toilette preisgebe. Mein jetzt vergilbter papierner Jupon bestand ehemals aus beinahe dreihundert weißen, roten, blauen und gelben Blättchen. Ziehen Sie eins heraus, bitte. Merken Sie sich gut die geschlossene Form — jetzt hübsch auseinanderfalten (siehe die Abb., auf der auch die Kniffe genau zu sehen sind, durch die das zusammengefaltete Papier seine Form erhält).



Ein Blatt aus der Papierkrinoline der Orakelpuppe.

Und nun lesen Sie, was Ihnen die „Magicienne" sagt: „Accepte aimable bergère — un coeur soumis tendre et sincère" (Ungefähr: „Nimm, liebenswürdige Schäferin, dies wahrhaft zärtlich Herze hin"). Sie begreifen, dazumal sprach selten jemand Deutsch, ich überlasse es Ihnen, wenn Sie neue Papierkostüme anfertigen, in einer oder in allen Sprachen Ihre Weissagungen niederzuschreiben. Ziehen Sie noch einige Blätter heraus und

Sachet für lange Handschuhe.

lassen Sie hören, was da steht: „Soigne ta bouche, d'après ta bourse", d. h. ungefähr: „Streck' dich nach der Decke," dem einen verspreche ich Glück, dem andern nur Geld ohne Liebe, jener Dame halte ich Koketterie, dieser Kälte vor. Hier lobe, dort schelte ich, einmal bin ich weise, dann auch ein bißchen ungezogen, alles so bunt, wie es im Leben geht, fröhlich, traurig kapriziös. Legte ich jetzt meine Krinoline ab — sie ist ganz einfach auf einen soliden Bindfaden aufgezogen, der um meine Taille gebunden wird — so käme — horreur — ich schäme mich fast — der feste, röhrenförmige Karton zum Vorschein, der gar nicht vermuten läßt, wie hübsch ich bin; aber jeder Beruf hat seine Tücken, ich würde in Ohnmacht fallen ohne des Kartons Stütze! Eh bien, des weiteren sei gesagt, daß mein Überkleid (oder Oberkleid) ehemals prächtige kupferrote Seide und mit einem winzigen schwarzen Samtbändchen verziert war, das Jäckchen schwarze Seide, mit ganz feinen, kupferroten Litzen garniert; als Abschluß breite schwarze Spitzen. Es sei Ihnen überlassen, nach eigenem Geschmack Stoffe zu wählen, aber vergessen Sie nicht, ein Stücklein leichteren Kartons rund um die Taille zu legen, das ergibt die elegante Fülle. Es will etwas heißen zu 35 Zentimetern Umfang und 20 Zentimetern Höhe nur 8 Zentimeter Gürtelweite zu besitzen, mes amies! Warum lächeln Sie so seltsam? Doch, ich errate, es ist heute nicht mehr Mode, eine solche Gestalt zu haben, es gibt wohl selten mehr Damen, die sich in enggeschnürtem Korsett zu Bett legen, um mit verjüngter Schlankheit aufzustehen. Fi donc — jetzt will alles gesund und breit werden! Ich, einst la belle Rose-Lucienne, bleibe bei der alten Anschauung und sage wie einst jene vornehme Dame vom Jahre 1714: „Bedenkt nur, liebe Schwestern, was für Nutzen und Bequemlichkeiten hat unser Reifrock zuwege gebracht. Es ist nicht nur unter uns, sondern unter dem männlichen Geschlecht eine ausgemachte Sache, daß man zwar ein von der Natur wohlgebildetes Frauenzimmer lobet, diejenige aber, die dabei mit einer geschickten Taille versehen, den andern vorziehet. Absonderlich hat das helle Perspektiv des männlichen Auges an uns wahrgenommen, daß uns etwas dicke Hüften einen sonderlichen Ornat geben, nit weniger, daß der dicke Unterteil unseres Körpers unsern Gang und Tanz sonderlich ziere und um ein großes Teil ansehnlicher mache, als wenn ein Mädchen wie ein Rockstecken oder anatomierter Hering aussehe." Voila, mesdames, ich empfehle mich Ihnen!

Geschnitzte Elfenbeinfiguren aus einem chinesischen Schachspiel

Bauer.

Kunst im Hause.

Geschnitzte Schachfiguren. So kriegerisch das „Spiel der Könige" seinem ganzen Wesen nach ist, es hat doch von jeher auch für friedliche Frauengemüter einen unzweifelhaften Reiz besessen. Auf alten Bildern und in alten Chroniken sitzt dem Abt oder dem liebeskranken Ritter nicht selten die Dame am Schachtisch gegenüber, ja die Beherrschung der „Schachzabel" gehörte im Mittelalter mit zu den unerläßlichen Künsten, die man von der „hovesch" gebildeten jungen Dame verlangte. Auch jetzt ist (trotzdem unzweifelhaft unsere Hauptinteressen körperlichen Sports und Wettspielen gelten) die Freude an dem geistreichen Spiele, bei dem — im freundlichen Gegensatz zu „des Lebens Ungerechtigkeit" — nicht Zufall, sondern nur wirkliche Überlegenheit den Sieg bringt, eher in Zu- als in Abnahme begriffen. Die preziösen Schachfiguren unserer beiden nebenstehenden Abbildungen dürften freilich selbst in ihrer Heimat, dem bunten Lande „hinter der chinesischen Mauer" kaum wirklich benützt, sondern doch wohl mehr als zierliche Nippes betrachtet werden. Wenigstens können wir uns kaum denken, daß diese hauchzarte Elfenbeinschnitzerei, deren subtile Feinheit an einzelnen Stellen sich bis zur Wirkung zartester Stickereien steigert, längere Inanspruchnahme durch wirklich eifrige Schachspieler gestattete — selbst wenn es die sorgsam zur Selbstbeherrschung erzogenen „Söhne und Töchter des Himmels" wären. Interessant sind auch die Piedestale, auf denen die Figürchen stehen: hier sind drei bis vier geschnitzte Hohlkugeln ineinander frei beweglich, ein Kunststückchen, das nur möglich war, indem diese Kugeln aus einem Stück heraus gearbeitet wurden, ähnlich wie wir es auch an kuriosen Raritäten alter deutscher Schnitzkunst gelegentlich bewundern können. — Derb und deutsch und gebrauchsfähig sind die holzgeschnitzten untenstehenden Figuren gegen diese ostasiatischen Zierlichkeiten. Jede einzelne Figur dieses Schachspiels zeigt einen andern Typus, und besonders der Läufer im Schellengewand gibt mit seiner spöttischen Überlegenheit einen hübschen Gegensatz zu der unternehmenden Pfiffigkeit des Bauern im Hut, ebenso wie zu der ergebenen Einfalt des Bäuerleins in der Zipfelhaube.

Holzgeschnitzte deutsche Schachfiguren: Läufer.

Sparsame Küche.

Rezepte zur Verwertung minderer Fleischpartien. Schweinegehirn verwendet man: auf dem Feuer in Butter mit Salz, Pfeffer und Zwiebeln gerührt; oder man kocht es in Essigwasser gar und gibt es in Scheiben geschnitten mit holländischer, Krebs- oder Tomatensauce oder kalt in Aspik oder mit Remouladensauce; oder man reicht die gekochten Scheiben gebraten mit brauner Butter oder Anchovissauce. — Rinderherz wird wie Sauerbraten eingebeizt, ebenso geschmort. Nach Belieben kann man die Höhlung mit einer Semmelfarce füllen. — Rinderleber wird ebenso wie Kalbsleber verwendet. Sie ist der Hauptbestandteil der Leberknödel. — Kuheuter wird blanchiert, dann mit Salz und Suppengrün weich gekocht. Erkaltet in Scheiben geschnitten, garniert und gebacken oder die Scheiben mit Frikasseesauce serviert. — Alle Rindergaumengerichte lassen sich durch Hinzunahme von Kuheuter vermehren und verbessern. Ein feines Gericht ist z. B. Gaumengratin: Auf eine feuerfeste Platte gibt man eine Lage fetter Kartoffelpüree, darauf Scheiben von Gaumen und Euter, beträufelt diese mit Maggiwürze und Zitronensaft, streut Kapern, gehackte Zwiebeln, Salz und Pfeffer darüber, bedeckt das Ganze mit dicker holländischer Sauce, streut geriebene Semmel darüber und bäckt es im Ofen

Bauer.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 17, 1908.

Du mußt dein Wesen gewähren lassen,
Brauchst nicht zu horchen auf allen Gassen.

Entblüht nichts Rechtes den Seelengründen,
Wirst auf den Gassen du auch nichts finden.

R. v. Lenegg.

Farbenwahl.

Von Erna Bruck.

In der Männerkleidung von heute spielt die Farbe keine, oder doch nur eine sehr untergeordnete Rolle; der kleine Farbenfleck des Schlipses ist die einzige bunte Note, die die Monotonie von Schwarz, Grau oder Braun — allenfalls noch Tiefdunkelblau — freundlich erhellt. Dem war allerdings nicht immer so! Das ganze Mittelalter hindurch und auch in der Renaissance- und Rokokozeit hielt die Farbenfreudigkeit der männlichen mit der der weiblichen Tracht gleichen Schritt, und der bunte Frack — den man vor etlichen Jahren von Paris aus neu zu beleben versuchte, — wie später der bunte „Leibrock", waren bis in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein allgemein übliche Kleidungsstücke. Dann verschwanden sie unter dem fühlbar werdenden Ernst der Zeiten und dem überwiegenden Einfluß der englischen Mode, und die Herrentracht nahm jene Einförmigkeit an, die uns heute an ihr geläufig ist. —

Aus der Frauenkleidung dagegen wird die Farbe sich nie verdrängen lassen, ja, es scheint, als sei ihre Herrschaft augenblicklich beständig im Wachsen! Ein förmliches Schwelgen in Farben und Tönen hat Platz gegriffen, ein wahrer Rausch, der sich nicht genug tun kann im Aussinnen immer neuer Zusammenstellungen, Abstufungen und Gegensätze. Und dieser Rausch erstreckt sich auch auf Kreise, die vordem äußerste Schlichtheit der Kleidung für das Merkmal wirklicher Vornehmheit ansahen! Das Dogma der siebziger und achtziger Jahre, „daß eine Offiziers- und Beamtenfrau sich auf der Straße so unauffällig wie möglich, am besten schwarz zu tragen habe" — wo ist es geblieben? Die Damen der „Gesellschaft" lachen heute darüber, wie über so manche überwundene Torheit der „guten alten Zeit!" Sie lachen und denken nicht daran, daß dieser bunte Farbentraum auch seine dunkle, bedrohliche Seite hat, daß auch er ein Zeichen der Zeit ist, das Kind eines beängstigend verstiegenen Luxus. Mit beiden Händen greifen sie nach dem Schönen, das eine auf höchster Höhe stehende Textil- und Farbindustrie so verschwenderisch vor ihnen ausbreitet. Und man kann ihnen nicht einmal zürnen deshalb, ist die Freude am Bunten und Leuchtenden dem Weibe doch angeboren, wenn sie, im Bann einer strengen Erziehung, auch jahrzehntelang wie im Schlummer lag. Frauen und Farben gehören zusammen! Der Erscheinung des Weibes, seinem schillernden Temperament, seiner weichen Anmut dient die Farbe als reizendste Folie — Frauenschönheit hat keine willigere Dienerin als sie.

Freilich auch keinen ärgeren Feind! Weh ihr, wenn die Hand sich in der Farbe vergreift! Geradezu mörderisch kann so ein Mißgriff wirken, während andererseits durch eine geschickt getroffene Wahl selbst ein farbloser Teint gehoben, ein allzu kräftiger wohltuend gedämpft und so einer an sich nicht schönen Erscheinung das Gepräge der Harmonie gegeben werden kann.

Goethe, der große Frauen- und Farbenkenner, stellt uns in seinen „Ideen zur Farbe" das Zeugnis aus: „Ich zweifle, daß irgendein Maler diese Partie (nämlich die Harmonie der Farben!) besser verstehe als eine Frau, die ein wenig eitel ist, oder ein Sträußermädchen (Blumenbinderin), die ihr Hand versteht." Aber dieser natürliche Farbensinn, den zahlr Frauen sicher besitzen, ist infolge der sklavischen Unterordn unter die Mode leider vielfach verloren gegangen, und and wieder mangelt er gänzlich, so daß R. Adams im Vor seines 1862 erschienenen Buches über „Die Farbenharm in ihrer Anwendung auf die Damentoilette" nicht mit Un betont, daß die Toilette „einer mehr ästhetischen Behandl der Farbe bedarf." Auch anderen angesehenen Gelehrten, Aundley, Schröder, Chevreul, Guichard u. a. m., erschien die Fr der Farbenwahl in der Damentoilette wichtig genug, um in langen wissenschaftlichen Abhandlungen mit ihr zu beschäftig und man findet beim Lesen ihrer Bücher so manche Erfahru „wissenschaftlich" begründet und bestätigt, die man prakt mit sehr viel Ärger und Geld hat bezahlen müssen. N läßt sich „Geschmack" freilich nicht ohne weiteres aus Büche lernen — wie käme es sonst, daß gerade die gebildetsten u geschmackvollsten Damen oft so schauerlich geschmacklos g kleidet gehen! — aber die gröbsten Fehler lassen sich do vermeiden, wenn man gewisse feststehende Regeln und E fahrungssätze beachtet.

Die Gelehrten geben, um das Ziel aller Schönheit, d Harmonie, zu erreichen, zweierlei Wege an: den Kontrast un die Zusammenstellung verwandter Farben! Um durch de Kontrast zu wirken, muß man zuvor die Ergänzungsfarbe de vorhandenen Stoffes bestimmen. Es gibt hierfür ei bekanntes, auch von Professor Severin Schröder empfohlene Hilfsmittelchen, nämlich: ein Stückchen des Kleiderstoffes au weißes Papier zu legen, es ein Weilchen unverwandt zu be trachten und dann plötzlich fortzuziehen. Man wird auf dem Papier die genaue Kontrast- oder Ergänzungsfarbe des Kleides erscheinen sehen, z. B. für ein blaugrünes Kleid rotorange, für ein gelbgrünes rotviolett usw. Übrigens bedarf es nicht immer der Ergänzungsfarbe, um eine gute Wirkung zu erzielen; man kann auch auf eigene Faust kombinieren! Nur sollte man immer erst die Probe aufs Exempel machen, indem man den etwa gewählten Ausputz ganz mit dem eigentlichen Kleiderstoff umgibt. Die Farben werden nämlich durch diese gegenseitige Einwirkung oft ganz unglaublich verändert; doch kann man einen ungünstigen Einfluß durch eine zweite Ausputzfarbe, z. B. durch eine Umrahmung von Schwarz oder Weiß, wieder aufheben.

Bei der Zusammenstellung verwandter Farben kommt es darauf an, die zusammenpassenden Töne zu finden, und es gibt heutzutage eigentlich keine „unmöglichen" Kombinationen mehr, denn die Nuancen sind so zart, daß selbst Gelb- und Blaugrün, Zinnober und Rosa mit einander vereinigt werden können, ohne das Auge empfindlich zu beleidigen. Dem entwickelten Farbensinn wird ein Mißgriff so leicht nicht geschehen; die Unsichere aber möge sich lieber vom Verkäufer beraten lassen oder auf gefährliche Zusammenstellungen ganz verzichten.

Viel wichtiger als das Kombinieren der Farben ist nun die Wahl der zur Erscheinung der Trägerin passenden Farbe, d. h. die Lösung der wichtigen, unbewußt richtigen Frage: „Steht es?“ Den Ausschlag hierin gibt in erster Linie nicht das Haar, sondern der allerdings durch das Haar beeinflußte Teint, weil, wie R. Adams richtig sagt, „die zarte Fleischfarbe am meisten durch Farben der Umgebung beeinflußt wird.“

Um sich nun in der Farbenwahl nach dem Teint richten zu können, muß man zuvor über ihn im klaren sein — eine Forderung, deren Erfüllung lange nicht so selbstverständlich ist, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Professor Schröder rät, zur Erleichterung der Feststellung einen schwarzen oder weißen Stoff ganz um Hals und Schultern zu legen, so daß nur der Kopf daraus hervorsieht. Die Wirkung ist unfehlbar, die Farbe der Haut wird durch den harten Grund des umgebenden Tuches so stark betont, daß kein Zweifel mehr möglich ist. Mit großer Gewissenhaftigkeit werden nun in den verschiedenen Büchern die Farben aufgezählt, die erfahrungsgemäß für jeden einzelnen Teint und jede Haarfarbe am günstigsten, bzw. ungünstigsten sind. Der Raum ist hier aber leider viel zu beschränkt, um auf alle Einzelheiten einzugehen; nur das Wichtigste kann herausgegriffen werden. So gilt als oberster Grundsatz für alle Blassen und Bleichsüchtigen: nichts zu tragen, was diese Farblosigkeit noch unterstreicht, also weder zu zarte, noch zu intensive Farben, kein Gelbgrün, Orange, Schwarz, Lichtgrau, Hellrot und Rosa. Letzteres z. B. hat bei grauem oder gelblichem Teint eine geradezu vernichtende Wirkung! Manches junge Ding, das auf seinem ersten Ball durchaus „in Rosa“ tanzen wollte, hat das zu seinem Schaden erfahren!

Lichtgrün vertragen nur die blühendsten Teints, für die auch Rosa und Blauviolett, Reinblau, Gelb und Reingrün von Vorteil sind. Übrigens kommt es, wie aus dem Angeführten schon ersichtlich, sehr auf den Ton der bestimmten Farbe an. So ist Gelbgrün und Blauviolett für farblosen Teint gefährlich, während ein warmes, dunkles Blaugrün, ein tiefes Violett selbst bei grauweißer Haut von vorzüglichster Wirkung sein kann, und das gleiche Rosa, das dem zarten Teint schadet, weil „das massenhafte Vorhandensein von Rosa die letzte Spur desselben im Teint ertöten und sich dafür in der zarten, unbestimmt gefärbten Haut ein grünlich gelber Schein geltend machen würde“, dämpft aus dem gleichen Grunde den allzu lebhaften Teint.

Auch der Glanz verändert die Farben sehr, und zwar meistens nachteilig. Am eklatantesten macht sich das bei Weiß bemerkbar. Der Spruch, daß Weiß „selbst Toten steht“, gilt nur bei stumpfen, am besten duftigen Stoffen. So kann ein weißes Spitzen- oder Tüllkleid infolge der durch die Lichtbrechung entstehenden bläulichen und grauen Schatten einer Blassen reizend „zu Gesicht stehen“, während ein weißes Atlaskleid sie grau und unvorteilhaft erscheinen ließe. Es sollten das vor allem die Bräute bedenken, die doch gern „schön“ sein wollen an ihrem „schönsten“ Lebenstage! Daß glänzende und helle Stoffe außerdem „dick“ machen, ist allgemein bekannt.

Über manche Farben sind sich die Gelehrten nicht einig. So empfiehlt R. Adams z. B. ein ins Bläuliche oder Gräuliche spielendes Grau als von schöner warmer Wirkung, während S. Schröder Grau als „sehnend, langweilig“ bezeichnet. Jedenfalls liegt etwas Feines, Zurückhaltendes darin, Grau ist, wie keine andere, die Farbe der „Dame“ und wird von andern Ständen, als „zu unscheinbar“, selten gewählt. Die gefährlichste Farbe ist nach Schröder Orangegelb, dem er so gut wie jede Verwendung zum ganzen Kleid abspricht. Weniger gefährlich, aber doch auch nur „mit Vorsicht“ zu gebrauchen, ist das schon erwähnte Violett, das weißem Teint schaden, gelblichen aber „heben“ soll.

Handelt es sich nicht um das Kleid, sondern nur um den Ausputz, so braucht man in der Wahl der Farben natürlich weniger ängstlich zu sein, besonders dann, wenn sie nicht mit dem Teint in Berührung kommen. Doch sollten andererseits wieder die als Dekoration des Grundtons benutzten, helleren oder farbenkräftigeren Stoffe möglichst in der Nähe des Kopfes angebracht werden, um nicht die Aufmerksamkeit von diesem wichtigsten Punkte der Erscheinung abzulenken. Besonders gilt dies, wenn Weiß bei einem einfarbigen Kleide verwendet wird! Helle Dekorationsteile in größerer Entfernung vom Kopf anzubringen, ist der Gipfel der Geschmacklosigkeit, da die Gestalt dadurch gleichsam zerhackt wird! Ein ruhiges Übergehen von Ton zu Ton und Unterordnung des Nebensächlichen sind Grundregeln, die jeder sich einprägen sollte.

Daß das Licht, besonders das künstliche Licht, von großem Einfluß auf die Farben ist, darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Blau bekommt bei künstlicher Beleuchtung leicht einen grünen Schein, Dunkelblau und Dunkelrot werden zu Schwarz (wie bei der Photographie). Grün dagegen ist eine Abendfarbe par excellence! Man sollte Abendtoiletten immer nur bei künstlichem Licht aussuchen; in den großen Geschäften stehen hierfür fensterlose, künstlich erhellte Kabinette zur Verfügung!

Ein besonderes Kapitel wird fast von allen dem Hut, als der Krönung und dem wichtigsten Teil der Damentoilette gewidmet, und so andächtig sich unsere Damen zu Beginn der Saison auch auf den Weg zur Hutwahl machen, mit wie beklommenem Entzücken sie auch die Modelle mit der Aufschrift „Paris“ aus den spitzen Fingern der Modistin entgegennehmen — sie ahnen ja gar nicht, welchen Akt der „Wissenschaft“ sie damit begehen, wie viel Bedenken und Zweifel ihnen eigentlich aufsteigen müßten.

Da kommen nach Schröder zunächst die „farbigen Schatten“ in Betracht, die der Hutrand über das Antlitz wirft! Und zwar lauern da Tücken und Gefahren abscheulichster Art! Z. B. die Käuferin ist von Natur etwas blaß und kauft sich deshalb einen schön „rosa“ abgefütterten Hut, in der berechtigten Hoffnung, der rosa Widerschein werde ihren Wangen das fehlende Kolorit verleihen! Ojemine — wie verrechnet sie sich! Das boshafte Rosa wirft — grünliche Schatten, und je lebhafter sie die Farbe wählte, je „grüner“ werden die bösen Reflexe. Eine womöglich noch ärgere Überraschung bereitet ihr aber ein gelber Hut, denn die Ergänzungsfarbe von Gelb ist — Lila! Auch himmel- und veilchenblaue Hüte darf nur ein tadellos weißer Teint riskieren, während violette und orangefarbene wenigstens keinen besonderen Schaden anrichten. Da sehr kleine Hüte keine „Schatten“ werfen können, bieten sie für Furchtsame einen Ausweg aus manchem Farbendilemma!

Ist die Klippe der „farbigen Schatten“ trotz aller erschwerenden Umstände glücklich umschifft, so gilt es, den Hut mit der Farbe des Haares in Einklang zu bringen, die hier eine ungleich größere Rolle spielt als beim Kleide. Die Blondine kann nicht das gleiche tragen wie die Brünette oder Schwarze, und die schon Ergraute wie die Rothaarige gar erfordern ein besonderes Studium. Zum Beispiel beeinträchtigt der dunkelblaue Hut, der Brünetten mit weißem oder rosigem Teint gut steht, schwarzes Haar oft in so auffallender Weise, daß er besser zu vermeiden ist. Grüne und lichtblaue Hüte kleiden Blondinen mit rosigem Teint entzückend, während sie dunkelblaue nicht tragen dürften, und der gelbe Hut wieder, der Brünetten gerade bei gelblichem Teint wunderbar schmeichelt, würde für eine Blondine unmöglich sein. Bei rötlich blondem oder ausgesprochen rotem Haar entscheidet die Frage, ob das Rot betont oder gemildert werden soll. Die Zeiten, da rotes Haar ohne weiteres als häßlich galt, sind längst vorüber — es gibt Nuancen von goldigem Rot, um die jede Trägerin heute beneidet wird. Sie kann durch einen grünen Hut dies Rot geradezu leuchtend machen, während sie es durch Schwarz oder gar Dunkelrotbraun beträchtlich herabzustimmen vermag. Bliebe noch das silberne Haar, für das außer dem schwarzen und weißen Hut ein violetter und kupferfarbener von prächtiger Wirkung ist.

Übrigens fällt beim Hut noch in erhöhterem Maß als beim Kleide dem Ausputz die Rolle des Milderns und Vermittelns zu. Nehmen wir z. B. an, eine fahlblonde Dame verliebt sich in einen violetten Hut. Er sieht „in der Hand" entzückend aus, auf dem Kopf aber geradezu unmöglich. — Da schiebt die gewandte Verkäuferin zwischen Haar und Hut eine schmale Garnitur von weißem Tüll oder hellgrünen Blättern, und siehe da — er kleidet vorzüglich. Wäre die Dame brünett gewesen oder auch schwarz, so hätte ein wenig Blaßgelb oder ein Strang ihres Haares, zwischen Teint und Hut geschoben, die gleiche günstige Wirkung gehabt.

Im allgemeinen gilt als Regel, daß die Farben des Kopfputzes sich kräftig und tief von hellem Haar, hell aber von dunklem sich abheben sollen, und mit Recht weist E. Chevreul in seinem 1870 erschienenen Buch über „Farbenharmonie" auf die unvergleichliche Wirkung des Samts hin, dessen tiefe satte Töne selbst an sich ungünstige Farben dem Teint nutzbar zu machen vermögen.

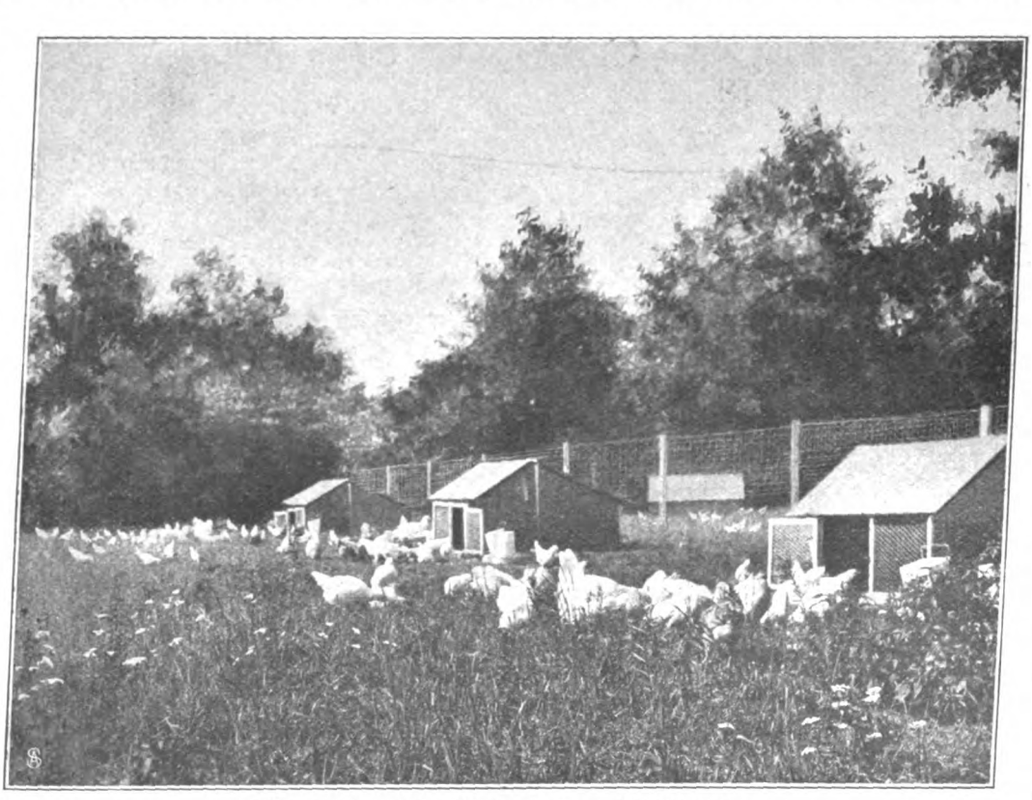
Daß der Hut nicht nur für sich allein, sondern auch in Verbindung mit dem Kleide „harmonisch" sein soll, ist selbstverständlich. Können doch selbst untergeordnete Toilettezutaten den Eindruck des Ganzen stören und beeinträchtigen. kann ein violetter, rosa oder brauner Schleier unter Umstän alles verderben, denn er mordet selbst den köstlichsten T und eine Blondine mit gelbem, eine Schwarze mit dun blauem aufgespanntem Schirm brauchen sich über ungünst Aussehen nicht weiter zu wundern. Wenn sie Severin Schröd Rat folgen wollen — und sie haben nachgerade wohl A trauen zu ihm — so nehmen sie bei blondem Haar ei schwarzen, blaßgrünen, hellroten oder hellblauen Schirm, braunem und schwarzem aber einen hellgelben, hellorange o hellroten, neben dem schwarzen oder weißen, der immer pa Und in bezug auf Handschuhe brauchen sie sich nur das E zu merken, daß deren Farbe in der Regel noch heller sein s als die hellste der Ausputzfarben.

Es wäre über die Farbenwahl noch tausenderlei zu sage denn die Möglichkeiten sind unerschöpflich, wie die Fülle d Erscheinungen auch. Aber es handelte sich hier ja nicht daru „Vorschriften" für jeden einzelnen Fall zu geben, sondern nu anzuregen zu eigenen Versuchen, die Richtung zu weisen un Wegesanfänge, die zum Ziel aller Schönheit, zur Harmoni auch in der den Frauen so wichtigen „Kleiderfrage" führen

Nutzgeflügelzucht.

Von Max Hesdörffer.

Während bei uns in Deutschland die Nutzgeflügelzucht noch ziemlich vernachlässigt wird, aber die Rassegeflügelzucht, die alles in allem ein ziemlich kostspieliger Sport ist, viele Verehrer hat, ist in der Neuen Welt das Gegenteil der Fall. Der Amerikaner ist ein Praktiker, ein nüchterner Rechner, und wenn er auch an edlen Pferden oder Hunden sein Vergnügen hat, so sucht er doch immer der Liebhaberei eine praktische Seite abzugewinnen. Manche schöne Geflügelrassen verdanken wir den Amerikanern, aber was dort gezüchtet wurde, waren in der Hauptsache Nutzrassen, die allerdings das Schöne mit dem Nützlichen verbinden. In der Neuen Welt wird die Nutzgeflügelzucht schon lange in großem Umfange betrieben; an Stelle der bei uns üblichen Geflügelhöfe treten dort vielfach die Geflügelfarmen, auf welchen Legehühner nach Tausenden gehalten oder Tausende von Nutzenten gezüchtet und gemästet werden.



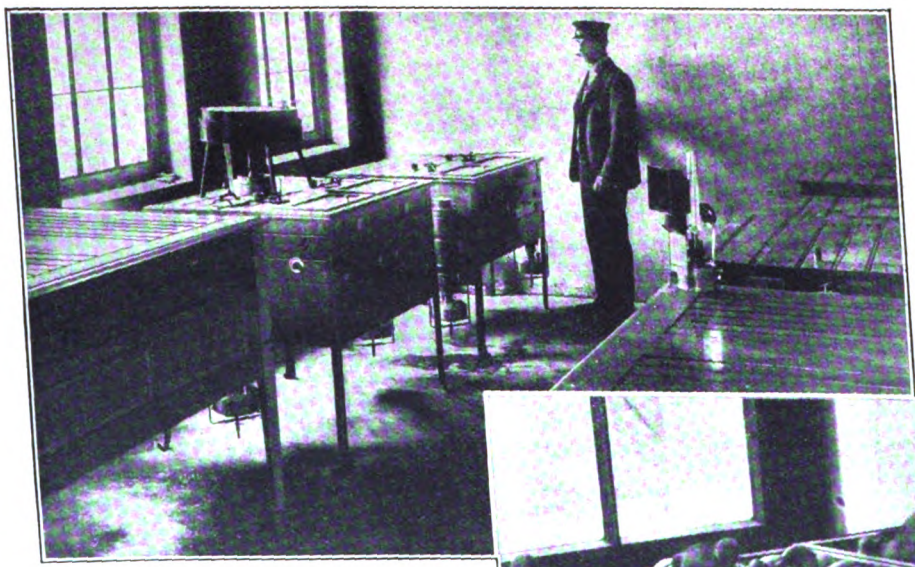
Hühnervolk auf voll begrastem Weideplatz.

Neuerdings findet auch der Großbetrieb der Nutzgeflügelzucht bei uns in Deutschland mehr und mehr Verbreitung, wenn auch der meist beschränkte und dazu noch teure Grund und Boden in der Heimat ähnlich umfangreiche Betriebe, wie sie in Amerika vorherrschen, nicht zuläßt. Es ist bedauerlich, daß man in den Kreisen unserer Frauen und Töchter, die darauf angewiesen sind, sich ihren Unterhalt zu verdienen und deshalb ständig nach neuen Berufen suchen, noch wenig an die Nutzgeflügelzucht gedacht hat, die, richtig betrieben, wohl ihren Mann, oder sagen wir hier besser, ihre Frau nährt. Die diesen Ausführungen beigegebenen Abbildungen entstammen einer heimischen, in der Provinz Brandenburg gelegenen Nutzgeflügelfarm. Solche auf ausgedehnter Grundfläche betriebene Geflügelzuchten sind vielfach mit Lehrinstituten verbunden, die auch gebildeten Damen die Möglichkeit bieten, sich auf diesem Gebiete die notwendigen Kenntnisse zu erwerben. Außerdem haben es sich bei uns im Reiche die Landwirtschaftskammern der verschiedenen Provinzen angelegen sein lassen, Lehranstalten für Nutzgeflügelzucht ins Leben zu rufen, denen meist ausgiebige staatliche Unterstützung zuteil wird; doch ist leider auf allen diesen Lehranstalten die Frequenz der Ausbildung suchenden besseren Damen nur recht mäßig. Wie alles gelernt sein will, so auch die Geflügelzucht. Ein

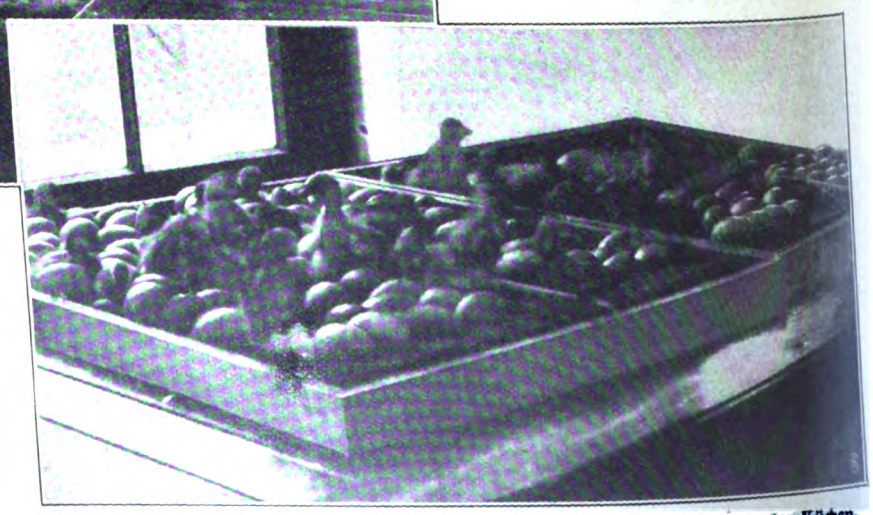
Getrennte Hühner- und Entenlaufplätze auf einer Geflügelfarm.

paar Hühner beim Hause halten und sachgemäß zu verpflegen, dazu gehört nicht viel, aber die Nutzgeflügelzucht im Großen will gründlich gelernt sein, und ich kann nur dringend warnen, ohne die nötige Schulung sich an eine solche Aufgabe heranzuwagen. Jedenfalls soll jede Anfängerin klein beginnen und dann den Betrieb, den wachsenden Erfolgen entsprechend, weiter ausdehnen, denn Lehrgeld muß überall gezahlt werden, und es fällt je schwerer in die Wagschale, je größer der Betrieb im Anfang aufgenommen wurde. Es stellt sich bei Inangriffnahme einer derartigen Geflügelzucht häufig heraus, daß sich eine Rasse, die an einem Orte Vorzügliches leistet, infolge der veränderten klimatischen Verhältnisse nicht bewähren will, daß die Beschaffenheit der Stallungen und sonstige Einrichtungen den Bedürfnissen nicht entsprechen, die Brutmaschinen zu wünschen übrig lassen usw. Aus diesen und anderen Gründen geht auch bei der Geflügelzucht Probieren über Studieren, allerdings erst dann, nachdem die grundlegenden Kenntnisse erworben sind.

Zur Hühnerzucht im Großen gehören ausgedehnte Ödländereien, die aus irgendeinem Grunde die Bearbeitung mit dem Pfluge nicht lohnen; es genügt schon, wenn sie einen auch nur dürftigen Graswuchs ermöglichen. Es ist aber von großer Wichtigkeit, daß die Ortlichkeit, die man sich zur Anlage der Zucht auswählt, in nächster Nähe einer Bahnstation an guter Landstraße und nicht zu entfernt von einer größeren Stadt liegt, möglichst in einer Industriegegend oder bei einem vielbesuchten Badeorte, wo Gewähr für schlanken, direkten Absatz der Erzeugnisse vorhanden und man nicht vom Zwischenhandel abhängig ist. Je größer der Auslauf, den man den Hühnern bieten kann, um so rentabler wird die Zucht, da sich leichtfüßige Legehühner bei unbeschränktem Auslauf vom Frühling bis zum Winter die meiste Nahrung selbst suchen. Vorteilhaft ist es, wenn für jeden Hühnerstamm, der da, wo auf die Gewinnung gut befruchteter Bruteier kein Wert gelegt zu werden braucht, aus einem Hahn und 20 bis 30 Hennen bestehen kann, mindestens zwei Laufplätze vorhanden sind, von denen einer abwechselnd den Hühnern zugängig gemacht wird, während man den anderen zur Beförderung des Graswuchses schont. Unsere erste Abbildung zeigt ein Hühnervolk, das eben in einen Grasplatz eingelassen wurde, der bisher Schonung genoß. Gras und Unkräuter sind hoch aufgeschossen und bieten dem Geflügel eine reiche Menge Grünfutter, zwischen dem sich auch mannigfache Insekten finden. Nach einiger Zeit wird man genau jene Gräser und Kräuter erkennen, die das Geflügel verschmäht, also unberührt läßt. Diese werden nun, da sie wertlos sind, mit den Wurzeln ausgestochen. Ist das Grün abgeweidet, so daß es durch weiteres Verbleiben der Hühner der Vernichtung anheimzufallen droht, so wird der Stamm auf den zweiten Laufplatz gelassen, auf dem inzwischen das Grün wieder üppig emporgeschossen ist, und so fort.



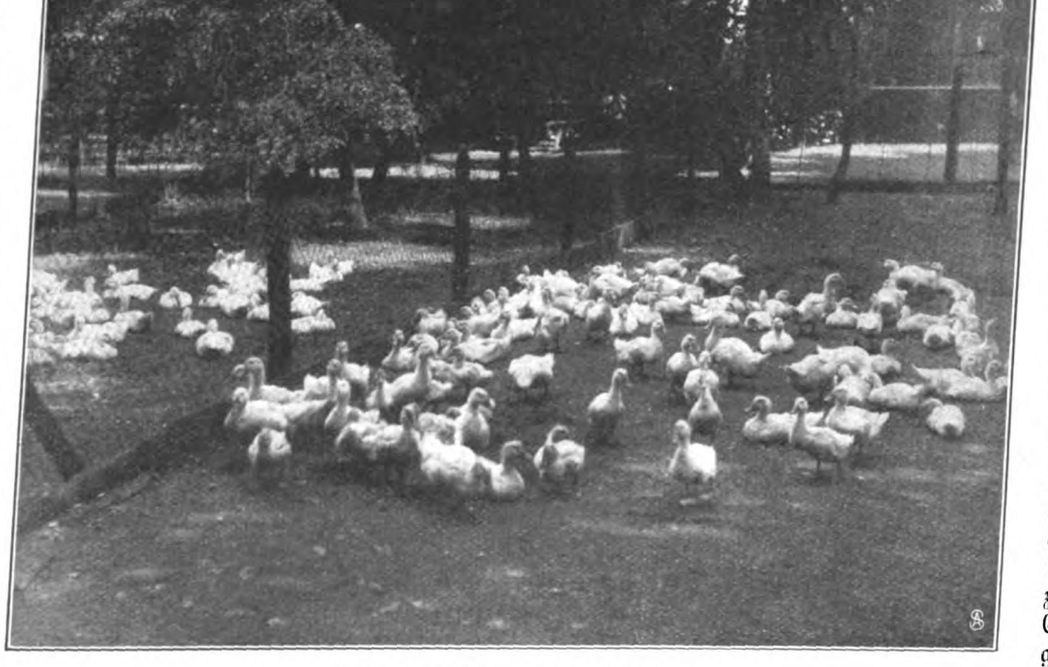
Brutraum mit Brutapparaten.



Im Brutapparat erbrütete Enteneier zur Zeit des Ausschlüpfens der Küken.

In neuerer Zeit hat man angefangen, mit der Nutzhühnerzucht auch Obstbau zu verbinden, d. h., die Weideplätze mit gutem Kernobst zu bepflanzen. Hierfür kommen nur Hochstämme oder Halbstämme in Frage, deren Kronen den Hühnern nicht zugänglich sind, leider aber nicht die ertragreichen Buschbäume

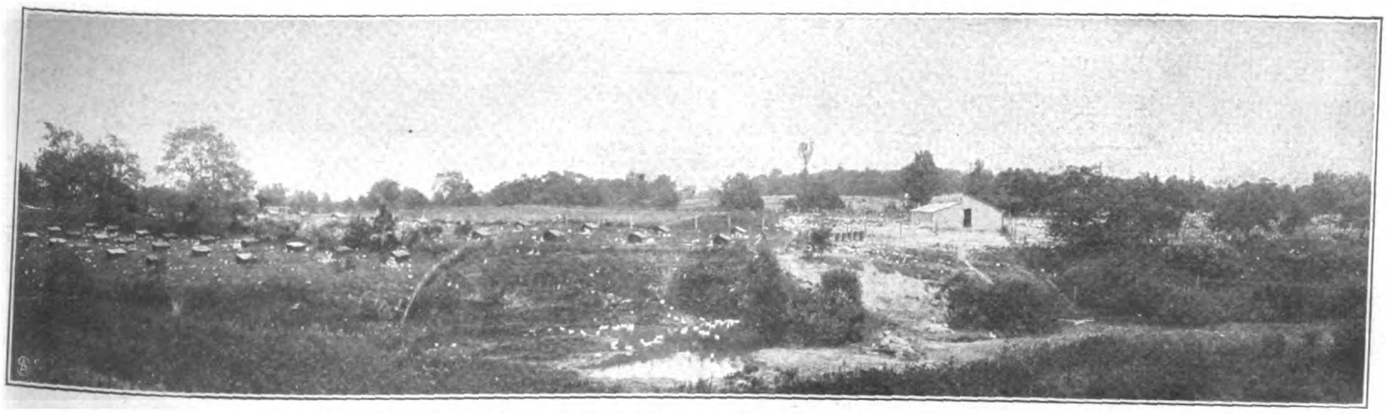
die von dem Geflügel arg mitgenommen werden. Vor Einlaß der Hühner auf die Baumplätze müssen die Bäume mindestens drei Jahre gestanden haben, damit sie gut eingewurzelt sind, aber auch dann noch muß man ein Auge darauf haben, daß die Hühner nicht durch starkes Scharren die Wurzeln bloßlegen. Die schönen Geflügellaufplätze, die verschiedene unserer Abbildungen zeigen, könnten durch sachgemäße Anpflanzung von Obstbäumen viel vollständiger ausgenutzt werden, was auch für das Geflügel vorteilhaft wäre, das unter den Baumkronen Schutz gegen brennende Sonne findet. Wo man von der Obstkultur absehen will, die allerdings sorgfältige Vorbereitung des Bodens an den Pflanzstellen, das Auswerfen großer und tiefer Pflanzlöcher, reichliche Düngung, zu der aber der Geflügelmist vorteilhafte Verwendung finden kann, auch besondere Arbeitskräfte erfordert, bepflanze man die Laufplätze hier und da mit einigem Buschwerk, (ganz gewöhnlichen Sträuchern) das den Hühnern Unterschlupf und Schatten an heißen Tagen bietet. Die untenstehende Abbildung veranschaulicht Entenlaufplätze mit solchem Buschwerk.



Halberwachsene Entenkücken.

Wo nun hauptsächlich Wert auf die Eierproduktion gelegt wird, da tun gute Landhühner vorzügliche Dienste, speziell die aus unserem gewöhnlichen Bauernhuhn herausgezüchteten Rassen, in erster Linie das Brakelhuhn. Andere vorzügliche Legerassen sind Italiener und Minorka. Fleisch- und Legehühner zugleich sind Dominikaner, Wyandottes, Plymouths, Orpington; Fleischhühner sind Sundheimer, Faverolles und Mechelner. Besonders lohnend wird die Hühnerzucht, wenn man sie so einrichtet, daß der Eierertrag im Winter ein besonders ansehnlicher ist. Dies erreicht man, von Auswahl der geeigneten Rassen abgesehen, durch Frühbruten. Neben der Eierproduktion im Winter ist auch die Winterkückenzucht sehr lohnend, da die aus ihr gewonnenen Brathühner als sogenannte Hamburger Kücken im Handel gesucht und vorzüglich bezahlt werden.

Bei der Hühnerzucht im Großen muß man sich unbedingt der Brutapparate bedienen. Es sind solche der verschiedensten Systeme, auch elektrisch betriebene, im Handel erhältlich. Brutapparate müssen vor allen Erschütterungen bewahrt bleiben und werden deshalb am besten in einem Raume des Erdgeschosses aufgestellt, der, möglichst ohne direkt geheizt zu werden, eine angenehme Durchschnittswärme hält. Sie bedürfen regelmäßiger, sehr sorgfältiger Wartung. Die einzulegenden Eier werden auf einer Seite mit einem Kreuzchen gezeichnet, weil sie täglich zweimal zu wenden sind und eine derartige Zeichnung das Übersehen einzelner Eier unmöglich macht. Die Brutwärme im Apparat soll 38 bis 40, durchschnittlich $38\frac{1}{2}$ Grad Celsius betragen. Morgens werden die Eierschubladen aus dem Apparat herausgenommen und 15 Minuten zur Lüftung der Eier auf diesen gestellt. Am sechsten Tage werden die Eier geprüft und die unbefruchteten entfernt. Ein befruchtetes Ei ist nach sechstägiger Bebrütung undurchsichtig, ein unbefruchtetes durchscheinend. Eine Abbildung auf Seite 260 zeigt einen Brutraum mit Brutapparaten, die nächste zwei Eierschubladen aus dem Brutapparat mit Enteneiern, aus denen die kleinen Entchen eben ausschlüpfen. Enteneier erfordern 28- bis 30tägige Bebrütung, Hühnereier eine solche von 21 bis 22 Tagen. Am 22. Tage müssen alle Hühnereier angepickt sein, die Jungen schlüpfen dann nach und nach aus; man nimmt nun die leeren Eischalen fort, hilft den Kücken, die zu schwach sind, die Schalen richtig aufzupicken, aus dem Ei heraus, und setzt die Kleinen in eine sogenannte künstliche Glucke, in der sie die nötige Wärme finden und abtrocknen können. Nach sechs Stunden ist letzteres geschehen, und nun erst beginnt die Freßlust der Kleinen.



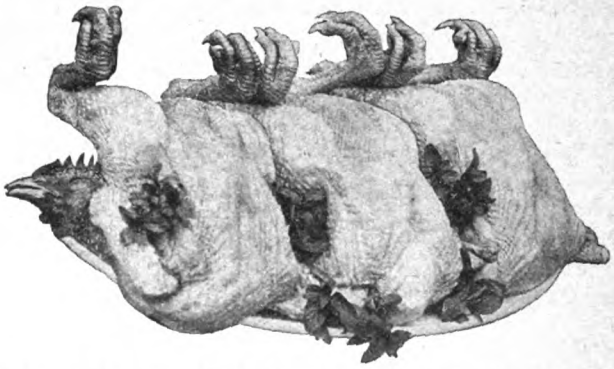
Entenfarm auf hügeligem, mit Buschwerk bepflanztem Terrain.

Selbstverständlich bedürfen noch kleine Kücken sorgfältigster Wartung und, namentlich bei der Winter- und Frühzucht, warmer Räumlichkeiten. Entenkücken sind weniger hinfällig und, wenn es sich nicht um Winterzucht handelt, ohne große Verluste aufzuziehen. Frühbrutenten hält man in den ersten Wochen in einem trokkenen Stall und läßt sie erst dann ins Wasser. Trotz bester Pflege kann man in der Regel froh sein, wenn man 50 bis 60 v. H. der künstlich erbrüteten Hühnerkücken groß bekommt.

Alte Nutzenten auf dem Wasser.

Die Entenzucht im Großen ist wesentlich von vorhandenen Wasserläufen abhängig; sie erfordert nach dem Wasser zu abschüssiges Terrain, weil ebene Laufplätze durch das unvermeidliche Wühlen der Enten bald in vollkommenen Morast verwandelt sein würden. Enten sind Allesfresser, aber auch unersättliche Vielfresser, weshalb die Entenzucht nur da lohnend ist, wo weite, mit Gras bewachsene Ausläufe und Teiche mit reicher Unterwasser- und Schwimmpflanzenvegetation (Laichkraut, Wasserpest, Hornkraut, Wasserlinsen oder Entenfloß) zur Verfügung stehen. Da Enten die Eier gern ins Wasser oder an versteckte Orte legen, so müssen sie bis nach dem Legen im Stall gehalten werden. Die Stallräume für sie müssen zu ebener Erde liegen und ausbetoniert sein. Sehr lohnend ist unter solchen Verhältnissen die Zucht junger Bratenten, deren Erbrütung man schon im Winter beginnt, denn viele Rassen sind bei richtiger Haltung gute Winterleger; im Alter von 6 bis 8 Wochen sind die jungen Enten schon bratfähig; die obere Abb. auf S. 261 zeigt sie in diesem Alter, während wir auf dieser Seite eine Schar Nutzenten, in deren Adern reichlich Blut der Pekingente fließt, sich auf dem Wasser tummeln sehen. Zwei Monate alte Enten wiegen bei den großen Rassen, wie z. B. der Pekingente, bereits 2 bis 3 Kilo. Sollen Enten gemästet werden, so beginne man im Alter von 6 bis 7 Monaten mit der Mast, indem man sie zu mehreren zusammen in kleinere Abteilungen sperrt und mit Maismehl, gekochten Kartoffeln, Fettgrieben sowie Kleie, vermischt und mit Wasser zu einem bröckeligen Teig angemacht, füttert. Eigentliches Stopfen, das übrigens eine Tierquälerei darstellt, ist bei Enten nicht üblich.

Wenn bei der Nutzgeflügelzucht alles zusammentrifft, also billige Ländereien zur Verfügung stehen, die Stallungen möglichst primitiv aber ausreichend, am besten transportabel gebaut werden, das reichlich notwendige Grünfutter, wie Seradella, Salat, Grünkohl und Futterrüben selbst angebaut werden kann, dann bringt sie unbedingt Gewinn. Es muß aber peinliche Sauberkeit und Ordnung obwalten und ein geschultes, zuverlässiges Personal angestellt werden, was alles zusammen eine Gewähr gegen das Auftreten und die Ausbreitung verheerender seuchenartiger Krankheiten bietet, durch die ganze Zuchten vernichtet werden können. Wo sich der Betrieb hauptsächlich um die Produktion von Schlacht- und Mastgeflügel dreht, da spielt auch das richtige Schlachten und das Zurichten, Dressieren genannt, eine große Rolle. Hierfür muß, wenn es die Besitzerin nicht selbst besorgen kann, eine besondere sachkundige Kraft angestellt werden. Unser letztes Bild zeigt drei sachgemäß zugerichtete Masthühner.



Sachgemäss geschlachtete und zugerichtete Masthühner.

Wem das Leben auf dem Lande Freude macht, wer Liebe und Verständnis für Tiere und möglichst auch für Gartenbau besitzt, an Frühaufstehen und strenge Pflichterfüllung gewöhnt ist und ein nicht zu kleines verfügbares Kapital besitzt, für den könnte sich die Nutzgeflügelzucht als Beruf eignen. Sie bietet, richtig betrieben, zweifellos eine interessante, innere Befriedigung gewährende Beschäftigung und kann auch für bescheidene Ansprüche genügenden Gewinn abwerfen.

„Staroperationen".

Eine Betrachtung von Hans Arnold.

Es gab eine Zeit in meinem Leben, wo ich eine Persönlichkeit in unseren Familienkreis aufzunehmen verpflichtet war, die trotz mancher unleugbaren Sonderbarkeiten doch auch ebenso unleugbar gute Seiten hatte, und über die man sich den Kopf nicht weiter zerbrach, weil sie eben bei uns sein mußte! Die Verhältnisse geboten es so, und wir hatten uns, wie der Volksmund es nennt, ganz gut miteinander „eingebissen!"

Da besuchte mich eines Tages eine gute Bekannte und traf mich allein. Ein Wort gab das andere, und schließlich sagte mein Gast kopfschüttelnd: „Nein, hören Sie einmal, ich bewundere Sie, daß Sie mit dieser Persönlichkeit leben, und so aufs Endlose hin, daß Sie gar nicht absehen können, wann Sie auch einmal mit den Ihrigen allein sein werden; ich ertrüge das nicht!" Und nun hob die Sprecherin ihre

Blendlaterne und ließ kleine, grelle Streiflichter auf die Eigenheiten unserer damaligen Hausgenossin fallen, die mir die freundliche Gewohnheit bis dahin in nachsichtiges Dunkel gehüllt hatte. Nachdem sie diesen Beleuchtungsapparat genügend hatte spielen lassen, erhob sie sich, wiederholte nur nochmals: „Ich bewundere Sie!" und ließ mich als Gegenstand der Bewunderung, zugleich aber als recht innerlich zerrütteten und zerschüttelten Menschen zurück. Wie Schuppen war es mir von den Augen gefallen, „ja, es ist wirklich schwer, daß die Betreffende so ohne absehbares Ziel bei uns sitzt — riesengroß, hoffnungslos." Die erstere Eigenschaft war ihr nicht abzusprechen, und ebenso riesengroß erschienen mir plötzlich zahllose kleine Gewohnheiten und Wunderlichkeiten an unserer Hausgenossin, die mir bis dahin völlig entgangen waren. Zu ändern war die Sachlage nicht — die Riesige herauszusetzen gab es keinen Grund, der vor Herz und Verstand zu rechtfertigen gewesen wäre! Ich mußte, von meiner glückseligen Blindheit verlassen, mit sehenden Augen ertragen, was mir bis dahin gar nicht als Last erschienen war.

Derartige „Staroperationen" sind etwas so Undankbares, und die Ärzte, die sich damit befassen, sind so unheimlich zahlreich! Meist sind es Ärztinnen, die ihre kleinen Messer ansetzen, die zu Töchtern sagen: „Ja, ihr habt es doch eigentlich schwer bei dem wunderlichen Papa!" die ihnen vorerzählen, daß für die Söhne so leicht Geld da ist und für die Töchter so selten! Die den Söhnen versichern, daß sie es „fabelhaft" fänden, wie viel Rücksichten sie auf die Ansichten der Eltern nehmen, und daß das heutzutage unendlich selten mehr vorkäme! Ich entsinne mich eben noch eines Falles solcher Staroperationen, der einem selbstlosen, zufriedenen Menschenleben den stillen See der häuslichen Pflichten bis auf den Grund aufrührte, und in dem es bitterer und schwerer Kämpfe bedurfte, um die so unfreiwillig sehend Gewordene ihrer sanften Ergebung wieder zuzuführen. In einer mir nahestehenden Familie waren zwei Schwestern glücklich verheiratet — die dritte lebte bei der alten, leidenden Mutter und pflegte diese mit rührender Aufopferung und der stets gleichmäßigen Heiterkeit, die als Lohn treuer Pflichterfüllung ja selten ganz ausbleibt. Eine schwere Erkrankung der Mutter führte alle Schwestern eine Zeitlang im Elternhause zusammen, und sie teilten sich getreulich in die Pflege, bis der Zustand der Kranken es gestattete, daß die beiden jungen Frauen zu ihren häuslichen Pflichten zurückkehrten. Als die unverheiratete Schwester vom Bahnhof heimging, zu dem sie die Abreisenden geleitet hatte, sagte eine gute Bekannte, die sich ihr anschloß: „Ja, ja, Evelinchen, nun gehen die beiden andern zu Mann und Kindern zurück, und Sie müssen die schwere Rekonvaleszentenzeit allein mit der Mutter durchmachen — die Lose sind doch recht ungleich verteilt!"

Die so Bedauerte erzählte mir dies später und fügte hinzu: „Diese Bemerkung hat gewissermaßen einen Tropfen Gift in mein Schicksal geträufelt, den ich erst sehr langsam wieder ausscheiden mußte und vielleicht nie ganz ausgeschieden habe — mir war es nie ganz klar gewesen, daß ich eigentlich zu bedauern war und es bei der guten Mutter manchmal nicht leicht hatte! Nun ich es wußte, daß andere mich deshalb beklagten, kam ich mir selbst beklagenswert vor." Hätte man der Staroperateurin gesagt, was sie mit ihren unbedachten Worten angerichtet hatte, so wäre sie sicher höchst überrascht gewesen — „ach, da habe ich mir ja gar nichts dabei gedacht!"

Diese Leute von der „Aufklärungspartei" bemerken in Gegenwart unserer Köchin mit ehrfurchtsvoll erstauntem Gesichtsausdruck: „Was, Ihre Karoline übernimmt die Wäsche? Das finde ich von einer so perfekten Köchin alles mögliche — das muß ich sagen, alles mögliche!" Sieht die Staroperateurin unser Stubenmädchen in einem Berge von Flickwäsche vergraben, so wirft sie leicht hin: „O diese Stopfwäsche! Ja, ja, Flickerei ist keine Leckerei!" — Beide Bemerkungen haben die angenehme Folge, daß unsere dienstbaren Geister, die bisher mit dem Verhältnis von Leistung und Gegenleistung sehr zufrieden waren, sich plötzlich darauf besinnen, daß ihnen doch eigentlich recht viel zugemutet würde! Die unausbleibliche Folge solcher Betrachtungen pflegt die zu sein, daß die Zofen am nächstmöglichen Zeitpunkt „mit lieblichen, verschämten Wangen" antreten und eine Lohnaufbesserung verlangen, da sie die Arbeit nicht mehr bewältigen könnten! — Diese Staroperateurinnen klären die Hausfrau, die unbewußt etwa Pack- und Plackesel für ihre egoistischen Anverwandten ist, mitleidig darüber auf, was doch alles von ihr erwartet und verlangt würde, wie sie eigentlich wie eine Zitrone von Mann und Kindern ausgepreßt würde, und wie wenig man es ihr dankt. Sie lassen diese unter ihrem Packen bis dahin ganz zufrieden dahintrabende gute Eselin plötzlich die Kanten und Schweren ihrer Last empfinden und haben dabei weder die Neigung noch die Fähigkeit, ihr diese Last auch nur im geringsten zu erleichtern, viel weniger, sie ihr abzunehmen! Sie öffnen andern nur die Augen über Mißstände und Mißverhältnisse ihres Lebens, über das, was ihnen versagt und was ihnen zugemutet wird, und gehen dann still befriedigt weiter, ohne sich im mindesten mit dem Gedanken zu beschweren, daß sie bitteres Unheil angerichtet haben — aus reiner, gedankenloser Schwätzerei!

Ich finde, man muß über schwere häusliche und persönliche Verhältnisse anderer, die ja oft — sogar meist — unabänderlich sind, mit den davon Betroffenen nur sprechen, wenn sie selbst davon anfangen — wenn in freundschaftlichem Beisammensein sie manchmal, wie das so gehen kann, plötzlich nicht mehr anders können, als einmal klagen und sich Kummer und Sorgen von der Seele sprechen! Aber auch dann muß man ihnen möglichst zeigen, daß auch ihre Lage noch Sonnenblicke, noch versöhnende Momente hat! Oder man kann ihnen so gut zu Gemüte führen, „ja, du leidest unter dem launischen Wesen, unter der Wunderlichkeit des Vaters — der Mutter — des Mannes — der Frau — aber stelle dir vor, daß der oder die Betreffende dir heute entrissen würde, wie gern würdest du seine kleinen Eigenheiten in Kauf nehmen, nur um ihn wieder zu haben und das gutmachen zu können, was auch du vielleicht an ihm versäumt hast." Man darf und soll den Klagenden trösten, beruhigen und aufheitern! — Aber wer in den Kelch, den mancher ahnungslos trinkt und wenn auch nicht für Honigseim, so doch, sagen wir, für Blümchenkaffee hält, den er nicht mit Hochgenuß, aber ohne Überwindung herunterschluckt, weil er nun mal zur Tagesordnung gehört — wer in diesen Kelch noch Galle und Gift träufelt, so daß der Betreffende nur mit Überwindung daran geht und sich schüttelt, wenn er das tun und lassen muß, was ihm kein anderer abnehmen kann, der macht sich einer großen Sünde schuldig! Das ist in meinen Augen einfach eine Abscheulichkeit — das ist, wie der geliebte Onkel Bräsig sagt, „nächst den Satan, wo einer die Katt hält, und der andere ihr stäkert!"

Nein, lassen wir die Leute sich ihr Alltagskleid und ihre Alltagslast selbst zurecht schneidern und zurecht polstern! Irgendwo und irgendetwas drückt ja uns alle — und wer stumpf und dumpf durchs Leben geht mit dem Gefühl „mir sitzt mein Schuh nicht besonders bequem, aber ich habe ihn nun einmal an!" der ist immer noch glücklich zu preisen im Vergleich zu dem, der sich sagt: „O weh, mein Schuh drückt so, schmerzt und quält bei jedem Schritt, und ich kann ihn mein Lebenlang nicht ausziehen und loswerden — wenigstens nur loswerden, wenn der Fuß und ein Stück Leben mitgeht!" Denn wie wenige Verhältnisse lassen sich von Grund aus reformieren, die in der Eigenart zusammenlebender und durch Familienbande aneinander gefesselter Menschen bedingt sind! Also wer blind ist, den lasse man doch ruhig blind bleiben — es sei denn, daß man ihm etwas sehr Hübsches zeigen kann!

Frühjahrskleid aus kariertem Stoff. (Abb. 156.) Neben dem Streifenmuster ist es vor allem das Karo, das im Frühling wieder einmal seine Triumphe feiert. Es ist in den verschiedensten Musterungen zu haben. Unser ansprechendes Modell besteht aus braun und weißem Plaidstoff, zu dem brauner Samt die Garnitur ergab. Die leicht blusige Taille ist vorn und im Rücken mit einem weißen Spitzenstoffplatz gearbeitet, den ein eckiger, Schnurstickerei verzierter Samtkragen begrenzt. Unter d[illegible] fällt ein breiter karierter Kragenteil hervor, der, vorn durch [illegible] geschlossen und mit schmalen Samtröllchen umrandet, sich in [illegible] Form auf dem Rük[illegible]ken wiederholt. Im Taillen[illegible] tritt die Taille in [illegible] leichten Falten in den S[illegible]

Abb. 157 u. 158. Zwei Prinzesskleider.

Abb. 156. Frühjahrskleid aus kariertem Stoff.

gürtel, der originelle Ärmel ist oben reichlich weit geschnitten, in tiefe Querfalten gelegt und unterhalb des Ellbogens mit einem spitzen Samtaufschlag verziert. Der leicht schleppende, über einen Futterrock gearbeitete Rock wird durch eine dreizipfelige Tunika vervollständigt, die glatt herabfällt und mit Samt bordiert ist. Die untere Rockpartie besteht in einem hohen Serpentinevolant, den eine breite braune Samtblende abkantet. Der zur Anfertigung dieses kleidsamen Anzuges erforderliche Schnitt ist für die Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,25 bis 4,50 Meter, für die Taille 2 Meter.

Zwei Prinzesskleider. (Abb. 157 u. 158.) Die vornehme Prinzeßform, die für gutgewachsene Figuren so überaus kleidsam ist, wird in dieser Saison ganz besonders stark von der Mode bevorzugt, so daß wir ihr in der verschiedensten Gestalt begegnen. Von ihrer Wandlungsfähigkeit geben unsere Abbildungen ein kleines Beispiel. Abbildung 157 zeigt ein aus feinem hellgrauen Tuch gefertigtes Modell, dessen Ausstattung in gleichfarbiger Seidenfranse, der Silberfäden eingeknüpft sind, besteht. Schlank die Figur umschließend, wird es durch eine tiefe Passe aus schwerer weißer Spitze vervollständigt, die ein faltiges Fichuarrangement abschließt, das vorn durch eine volle Bandrosette mit langen Enden zusammengehalten wird. Der aparte Ärmel setzt sich aus drei glatten, übereinanderfallenden Blenden zusammen, deren oberste aus einem japanischen Ärmelchen hervorfällt. Der Rock ist mit 25 Zentimeter Schleppe gearbeitet und ladet durch seine geschweiften Bahnen unten in weichen Falten aus. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 6,50 Meter. — Ein Prinzeßkleid in Verbindung mit einer Überbluse veranschaulicht unsere Abb. 158. Aus olivgrünem Tuch gefertigt, erhält es durch einen cremefarbenen, aus Spitze und Chiffonlagen zusammengesetzten Latzteil ein freundliches Aussehen, während die weitere Ausstattung in gleichfarbiger Seidenverschnürung, Chenillestickerei und etwas dunklerem Samtvorstoß besteht. Die der Rockvorderbahn angeschnittene Überbluse zeigt ein kleines japanisches Ärmelchen und vorn wie im Rücken tiefe Schlitze, die eine Verschnürung zusammenhältt. Nach unten in Zacken ausfallend, tritt sie im Rücken in das Mieder des Rockes, in dem auch die Unterbluse verläuft. Der Ärmel reicht bis zum Handgelenk und legt sich, in Querfalten drapiert, die oben tief, nach unten zu seichter werden, um den Arm, um ziemlich eng abzuschließen. Der schlanke Rock umspannt glatt die Hüfte und fällt, nach unten weiche Falten schlagend, in einer 12 Zentimeter langen Schleppe aus. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 6,75 Meter.

Abb. 159 bis 161.
Drei gestickte Blusen.

Drei gestickte Blusen. (Abb. 159 bis 161.) Die beliebte Bluse, wer möchte sie heute entbehren? Zur Freude ihrer Freundinnen hat sie sich in ihren mannigfachsten Variationen auch in die neue Saison herüberzuretten gewußt, in der sie wieder all ihre Vorzüge und Reize zu entfalten gedenkt. Unsere Abbildungen veranschaulichen drei kleidsame Blusen, die sämtlich durch Handstickerei verziert sind. Das jugendliche Modell Abb. 159 ist aus weißem Seidenbatist über einer zartblauen Futtertaille hergestellt und erhält durch schmale Valenciennes einsätze ein besonders duftiges Aussehen. Die Vorderteile sind in Gruppen feiner Fältchen abgenäht, die nach unten zu ausspringen, die Rückenmitte ziert gleichfalls eine Stüfchengruppe, die im Gürtel verläuft. Die kleine eckige Passe, die sich auch im Rücken wiederholt, ist durch Einsatz mit dem Oberstoff verbunden und durch kräftige seidenglänzende Plattstichstickerei geschmückt. Den halblangen Puffärmel schließt ein spitzenverziertes Bündchen ab. Der Schnitt ist in 40, 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 2 Meter. — Feines grauweißes Seidenleinen ergab das Material zu der zweiten, etwas japanisch anmutenden Bluse (Abb. 160), deren Schmuck in weißer, in Plattstich ausgeführter Glanzgarnstickerei bestand. Futterlos gearbeitet, zeigt sie die Vorderteile in feine Fältchen abgenäht, die, durch schmale Stickereistreifen unterbrochen, teilweise nach unten ausspringen, im Rücken aber bis zur Gürtellinie laufen. Das stark vergrößerte Armloch tritt, die Schulter leicht verbreiternd, etwas über den Ansatz des halblangen Puffärmels, der, durch Stickereistreifen und Säumchen verziert, mit einer gestickten Manschette abschließt. Den oberen Teil der Bluse deckt eine bogige Passe, die, mit Plattstichmotiven verziert, sich in gleicher Weise auf dem Rücken wiederholt. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 Meter. — Eine weiße Leinenbluse ist unser drittes Modell Abb. 161, das durch seine reiche Handstickerei ebenso gediegen wie hübsch wirkt. Die im Rücken genau wie vorn ausgestattete Bluse ist über loses Futter gearbeitet und zeigt die bestickte Passe in einen Mittelstreifen auslaufend,

der bis zum Taillenschluß reicht. Er wird zu beiden Seiten durch Gruppen feiner Stüfchen begrenzt, die an der Seite durch je eine bestickte Falte abgeschlossen werden. Der Dreiviertelärmel zeigt sich als mäßig weite Puffe, die, mit einem Stickereistreifen verziert, unten durch ein gesticktes Bündchen zusammengehalten wird. Der Schnitt ist in 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 2 Meter.

Zwei Jäckchen für junge Mädchen. (Abbildungen 162 u. 163.) Das Jäckchen Abb. 162 ist aus in zwei grauen Tönen gestreiftem Kostümstoff gefertigt und mit schwarzer Seidentresse eingefaßt. Es wird vorn wie im Rücken durch englische Nähte durchteilt, die ihm eine leicht geschweifte Form verleihen. Als Halsabschluß dient ein kleiner Herrenkragen, den Vorderschluß verbirgt eine verdeckte Leiste, der dreiviertellange Ärmel ist etwas blusig geschnitten und mit einem Aufschlag garniert. Der Schnitt ist in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 Meter. — Das Jäckchen aus sandfarbenem Tuch (Abb. 163) hat dunklen Samtkragen mit farbiger Stickerei. Es fällt ziemlich lose und zeigt den unteren Rand in der vorderen und Rückenmitte in Bogen ausfallend. Der Ärmel ist dreiviertellang, etwas bauschig geschnitten und unten in ein schmales Bündchen gefaßt. Der Schnitt ist in 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 1,30 Meter.

Zwei Mädchenkleider. (Abb. 164 u. 165.) Unser niedliches Wollmusselinkleid Abb. 164 weist blaue Tupfen auf creme Grund auf. Als Garnitur diente blauweiß gestreifter Wollmusselin. Die vorn mit einem Spitzenlätzchen versehene Taille zeigt zu beiden Seiten gelegte Falten, die sich auch auf dem Rücken fortsetzen. Unter der Falte kommt der japanische Ärmel hervor, der sich leicht auf den halblangen Bauschärmel legt. Die vordere Mittelpartie tritt oben westenartig gekreuzt übereinander, um die Taille legt sich ein schmaler Gürtel. In Plisseefalten geordnet, zeigt das Röckchen die vordere Mitte glatt, während sein unterer Abschluß in einem angesetzten, blauweißgestreiften Musselinstreifen besteht. Der Schnitt ist in 30, 32, 34, 36 und 38 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,75 bis 4,50 Meter. Das Kittelkleid Abb. 165 ist aus beigefarbenem Drell gefertigt und mit Blenden von rotem Schweizerkattun und einer in Rot, Blau, Gelb ausgeführten Kreuzstichstickerei verziert. Drei breite Quetschfalten werden vorn wie im Rücken durch einen roten Gürtel zusammengehalten. Als Halsabschluß dient ein rot umrandeter, stickereiverzierter Umlegekragen, der sich auf die gerade Passe legt. Das Ärmelchen ist blusig geschnitten und in ein Bündchen gefaßt. Der Schnitt ist in 28, 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,50 bis 2,25 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstverfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 156 bis 165 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37—41, zu beziehen. Für Taillen usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unter der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Abb. 162 u. 163. Zwei Jäckchen für junge Mädchen

Abb. 164 u. 165. Zwei Mädchenkleider.

Briefe eines modernen Schulmannes:*)

Handfertigkeit.

Friedenau, im April 1908.

Hochverehrte Frau!

„Die Kunst dem Kinde!" So lautet die Forderung, die in den letzten Jahren lauter und lauter erhoben wird, und allmählich setzt sie sich wirksam durch. Die eintönigen grauen Schulstuben werden seltener, und harmonischer Wandschmuck belebt den Raum, der dem Unterrichte dient. Seit dem Weimarer Kunsterziehungstage weiß man, daß ein Zerblättern und Zerpflücken des Gedichtes, das Stimmungspoesie ist, dem Abreißen der Blüten gleicht. Was die Phantasie des Kindes zu schaffen vermag unter künstlerischer Leitung, das hat uns die „Welt der Frau" in dem Aufsatze „Das Kind als Plastiker"

*) Siehe Heft 12 der „Welt der Frau".

gezeigt, und daß das Kind ein Organ hat, angemessene Lyrik in sich aufzunehmen, das zeigen dem Lehrer die Literaturstunden, die nicht beherrscht werden von Fragelust und Erklärungswut.

Wirksamer noch als die Erziehung zu künstlerischem Genießen, soweit man beim Kinde davon reden kann, hat sich in der modernen Schule die Erziehung zur Arbeit durchgesetzt.

Arbeit, Denkarbeit, keine Memoriersucht beherrscht die Lehrstunden. Im Anwenden der erkannten Gesetze, im phantasiemäßigen Handeln, im selbsttätigen Aufsuchen von Urteilen und Entschließungen üben wir unsere Schüler, und das unterscheidet uns von der Lernschule von einst, das gibt unserer Arbeit die Weihe, der Psyche des Kindes die Kraft. Und dieser Denkarbeit, dieser einseitigen Geistespflege müht man sich ein Gegengewicht zu geben durch den Arbeitsunterricht, durch Spiel, Turnen und Sport. Das Schülerrudern gewinnt bei uns in Berlin an Umfang, und der Wannsee sieht fröhliche Schülerscharen sich tummeln. Zu der Koch und Küchenarbeit, zu unserem Spielplatze habe ich Sie führen dürfen, gnädige Frau, und Ihre liebenswürdigen, aufmunternden Worte zeigen das Verständnis, das für unsere Bestrebungen der beste Lohn ist. Die Schule arbeitet für das Leben, für unser Volk und seine Zukunft! „Von dem politischen Werk der Nation ist das erste, schwerste Stück getan. Heute ringen wir unter uns und mit unsern Nachbarn um wirtschaftliche und soziale Güter. Was wir erleben, sind nur Vorpostengefechte . . . Noch eben jubeln wir über den ungeahnten Aufschwung unseres Wohlstandes, da reckt sich drohend die junge Riesenmacht jenseit des Ozeans und leuchtet im fernen Osten die gelbe Gefahr auf, die fürchterliche Konkurrenz der Hunderte von Millionen, deren Handgeschick und Kunstfertigkeit wir von je bewundert haben. Für uns gibt's kein Ausweichen mehr, wir müssen kämpfen, um unserm Volke Wohlstand und Macht, unsern Arbeitern Brot zu schaffen. Wir brauchen um unserer Zukunft willen ein handfertiges Volk und um eines solchen Volkes willen eine handfertig geübte Jugend. In den Händen, die bis zum Beginn der Werkstattsarbeit, bis zum 14. Lebensjahre, brach liegen, stumpfen die feinsten Organe ab. Da ist es Pflicht, bei den Knaben einzusetzen, ihnen, den Willigen, Arbeitsfrohen Gelegenheit zu ernsthafter praktischer Betätigung zu schaffen, ihre angeborenen Werkzeuge zu üben, von denen im harten Leben und im erbitterten Wettkampfe ihre Zukunft abhängen wird." Wenn man bedenkt, gnädige Frau, daß 86 v. H. in unserem Volke von der Arbeit der Hände leben, daß 40 v. H. der Industrie und dem Handwerk angehören, daß also viele Millionen werktätig sind, so muß man anerkennen, daß die Schule recht daran tut, wenn sie durch den Arbeitsunterricht die Organe schon früh entwickeln will, durch die dereinst Millionen ihr tägliches Brot sich schaffen. Pädagogische, soziale und nationale Gründe sprechen für ihn, und die praktische Arbeit drängt alle Bedenken zurück.

Es sind richtige, wirkliche Werkstätten, gnädige Frau, die dem Arbeitsunterrichte dienen. Sie liegen im Dachgeschoß unseres Schulhauses, und ein Surren und Summen in hohen und tiefen Tönen empfängt den, der sich ihnen nähert. Der scharfe Harzgeruch frischbearbeiteten Holzes dringt bis auf den Korridor heraus. — Treten wir ein. Ein Meister in Hemdsärmeln und blauer Schürze kommt auf uns zu und begrüßt uns freundlich. Die kleinen Gesellen wenden einen Moment den Kopf, um dann gleich wieder mit gewohntem Eifer ans Werk zu gehen. Ein allerliebster Anblick, diese eifrig tätigen Jungen mit Hobel und Werkzeug! Sie feilen und sägen, messen, vergleichen, klopfen und leimen; Hobelspäne fliegen umher, und dort pfeift sich ein kleiner Kerl sein Liedchen ganz stillverschwiegen und arbeitet darauf los und hört und sieht nichts. In dem Raume stehen zehn Hobelbänke in einiger Entfernung voneinander mit einer für die Knaben leicht zu handhabenden Einrichtung. An den Wänden hängen Werkzeugkasten, wie man sie in Tischlerwerkstätten findet, und darin sind große und kleine Hobel, Feilen, Stemmeisen und alles zur Holzarbeit notwendige Bearbeitungsmaterial aufgereiht. In der Ecke sind Bretter aufgestapelt, und an den Wänden sieht man Sägen übereinander hängen. Die Werkzeugkasten werden, wie es scheint, wenig benutzt. Das findet seine Begründung darin, daß wir uns hier in dem Kursus für leichtere Holzarbeiten befinden, unter kleinen, neun bis zwölfjährigen Jungen. Da genügen vorläufig die Hobelbank, Lineal und Winkelmaß, Feile, Sandpapier, Laubsäge und Hämmerchen. Erst später, in dem Kursus für körperlich kräftigere Kinder, werden andere Werkzeuge gebraucht, da die gefertigten Gegenstände größer, stabiler, handfester sind. Die großen Jungen wollen Kraftanstrengung, und die Altersgrenze für unsere Arbeitsschüler liegt zwischen sechszehn und siebzehn Jahren. Es sind nicht bloß Volksschüler unter den Teilnehmern der Arbeitskurse, auch Schüler höherer Lehranstalten nehmen daran teil, je nach Wunsch und Begabung. Das Arbeitsheer braucht Ingenieure und Werkleiter, und mancher von diesen tätigen Jungen wird dereinst in einem praktischen Berufe wirksam sein. Die Anlage und Neigung zeigt sich bei manchem Kinde ja früh. Ich halte es für gut, gnädige Frau, daß die Söhne verschiedener sozialer Schichten und Stände zusammenstehn mit Hobel und Winkelmaß und praktisch den Wert der Arbeit kennen lernen. Das Jugendland ist ein Neuland und ein neutraler Boden, auf dem jeder Dünkel und Unterschiedswert verderblich wirken muß auf das Gemüt und die Charakterentwicklung. Laßt sie lernen voneinander und füreinander, die Zeit kommt doch noch früh genug, wo der Lehrmeister Leben sie scheidet und oft unüberbrückbare Klüfte zwischen ihnen bildet! —

In Schweden betreibt man neben der Holzbearbeitung auch Schmiederei im Arbeitsunterrichte. Soviel ich weiß, sind in Deutschland mit diesem Zweige keine Versuche gemacht worden; ich meine auch, gnädige Frau, daß es weniger schwierige und gefährliche Arbeitsgebiete gibt als dieses. Man braucht sich die jungen Schmiedeburschen im Lederschurz nur anzusehen, wie schwer ihnen, wörtlich genommen, die ersten Gehversuche in der sonst edlen Zunft werden, um dieses Gebiet auszuschalten. Amboßdröhnen und Hammerschlag haben wohl poetischen Klang, allein Jung Siegfrieds Art scheint mir doch selten zu sein unter unseren Jungen, und die kleinen schwarzen Ungeheuer der Schulschmiede wecken in meiner Phantasie grausige Bilder, abgesehen von den Brandflecken an Körper und Kleidern. Auch mit der Blechbearbeitung hat man an vielen Schulen mit gutem Erfolge begonnen, ebenso finden Holzschnitzerei und -dreherei Anwendung. Ob diese Arbeitszweige nicht hygienisch Nachteile bringen, da sie den Körper in eine gewisse Zwangslage versetzen, bleibt abzuwarten. In Frankreich ist dieser Arbeitsunterricht durch das Unterrichtsgesetz vom Jahre 1882 obligatorisch für alle Stufen der Volksschule. Er gehört dort zu den notwendigen Lehrgegenständen wie Schreiben und Rechnen. In den oberen Klassen ist jedem Lehrer noch ein Handwerksmeister zugeteilt, der eine gewisse pädagogische Vorbildung nachzuweisen hat. Auch in einigen Kantonen der Schweiz ist dieser Unterricht obligatorisches Lehrfach. In Frankreich und Amerika schließt er sich eng an die Kindergärten mit ihren verschiedenen Arten der Beschäftigung an. In Amerika werden große Arbeitsschulen durch die Opferwilligkeit des praktischen Bürgertums gegründet. Große Stiftungen reicher Amerikaner stehen diesen „Manualtraining High schools" zur Verfügung. Alles Beweise für die wachsende Bedeutung, die der Arbeitsunterricht findet. Doch gehen wir zu der dritten Werkstatt hinüber, gnädige Frau. Papparbeiten werden hier gefertigt. An langen Tischen stehen neun- bis zwölfjährige Knaben und schnitzen und kleben, formen und leimen. Vor jedem liegt ein starkes Brett, und die vielen kräftigen Schnitte auf seiner Oberfläche zeigen, daß die Jungen fleißig und eifrig das Messer zu gebrauchen verstehen. Auf jedem Tische stehen mehrere Behälter mit Klebestoff. Hin und wieder werden mächtige Pinsel eingetaucht und in Bewegung gesetzt.

Die Wandtafel ist mit Zeichnungen bedeckt, und bei jeder Linie sind die Maße in Zentimetern angegeben. Die Arbeit des Lehrers ist nicht leicht. Freiheit heißt auch hier der leitende Gedanke des Unterrichts, doch wenn er seinen Zweck erreichen will, so muß der Lehrer eifrig tätig sein. Hier ist falsch gefalzt, dort ist das Kästchen windschief geworden, und kopfschüttelnd sieht der kleine Kerl auf seine Arbeit nieder und kann den Fehler nicht entdecken. Dort kommt einer mit Fragen, hier zeigt ein anderer die vollendete Arbeit. Überall gibt es zu tun, zu raten, zu helfen.

Die Kinder sind mit Lust bei der Sache. Es macht ihnen Freude, etwas zu schaffen. Der Tätigkeitstrieb des Kindes ist ja groß, und die Freude am Gelingen gibt dem Streben neue Nahrung.

Praktische Erziehungsarbeit ist es, die hier getrieben wird, gnädige Frau! Die Kinder überlegen, urteilen, handeln. Sie lernen, daß mangelhaftes Überlegen falsches Tun nach sich zieht, daß nur das paßt, gut und richtig ist, was vorher eingehend erwogen wurde, sie nehmen aus dem Arbeitsunterricht manche durch die Arbeit selbst gegebene Lehre mit hinüber in das Leben. Und Grundsätze, Lehren zu entwickeln und fruchtbar zu machen durch Anwendung und Übung, das ist ja der Zweck der erziehlichen Unterrichtsarbeit. So dient auch der Arbeitsunterricht den Zwecken der Schule und fügt sich zwanglos ihrem Streben ein. Er wird sich mehr und mehr die ihm gebührende Stellung im Schulleben erringen; denn er ist durch die ihm innewohnenden erziehlichen Momente ein kräftiges Mittel, die Willensbildung zu fördern, und hat neben seinem praktischen Werte erziehliche Bedeutung. Ich möchte ihn nach dieser Richtung hin vergleichen mit der Kocharbeit der Mädchen in der Schulküche und der praktischen Betätigung der Kinder im Garten.

Es taucht neuerdings das Bestreben auf, im Physikunterrichte die Kinder selbst experimentieren zu lassen, soweit es gefahrlos geschehen kann. Durch Selbsttätigkeit und Selbstbeobachtung sollen sie hingeführt werden zu der Erkenntnis der Naturgesetze, die ihnen so oft durch Bücher und Wortmacherei übermittelt wurden, und im naturkundlichen Unterricht gibt man ihnen Beobachtungsaufgaben, die sie veranlassen, einen bestimmten Baum, einen bestimmten Lebenskreis in seinem alljährlichen Wachsen und Werden, seinem Auf- und Abblühen zu verfolgen und die Ergebnisse in kleinen Heften zusammenzutragen. Hier wie dort das gleiche Streben, gnädige Frau, den Unterricht mit der Arbeit, die Belehrung mit der Betätigung zu verbinden! Die Schule soll für das Leben vorbereiten. Wir brauchen Menschen mit offenen Augen und praktischem Blicke, die früh gelernt haben, selbst zu sehen, selbst zu suchen, selbst zu handeln. Allmähliche, sorgsame Gewöhnung wird so die Kinder hinüberführen ins Leben, das oft so früh schon hart an sie herantritt, viel öfter als in vergangenen Zeiten. —

In der Hoffnung, daß dieser neue Blick ins moderne Schulleben Sie erfreue, bin ich in hochachtungsvoller Begrüßung

Ihr sehr ergebener

E. Niederhausen.

Heute und morgen.

Langsam schwindet der bleiche
Letzte Abendschein,
Schon schaut durchs Fenster die weiche,
Blauschattende Nacht herein.

Nun von der Arbeit die Hände
Feiernd im Schoße ruh'n,
Ergreift's dich am Tagesende,
Daß Stückwerk all dein Tun.

Du fühlst, wie du dem Leben,
Das nach dem Schuldbuch fragt,
Dein Bestes nicht gegeben,
Dein Tiefstes nicht gesagt.

Drum klopft es noch da drinnen
So ungestümen Schlags,
Und die Gedanken spinnen
Am Werk des neuen Tags.

Adelheid Stier.

Das moderne Teezimmer.

Von Ola Alsen.

Voll Stolz und Freude zeigte mir meine jungvermählte Freundin ihre Wohnung. Mit großem Geschick und Geschmack war aus einer einfachen und ziemlich ungünstig gelegenen Mietwohnung mit bescheidenen Mitteln ein behagliches, äußerst geschmackvolles Nest geschaffen. Hier mußte es sich gut leben lassen.

Nachdem ich das ernste Herrenzimmer, das gediegene Speisezimmer und das helle Schlafzimmer bewundert hatte, zeigte mir meine Freundin ihr Teezimmer, das auf die Veranda führte. Hier hatte sie mit erlesenem Geschmack aus einem kleinen Stübchen ein reizendes Plaudereckchen gezaubert.

Die junge Frau hatte auf den konventionellen Salon verzichtet, da auch die Räumlichkeiten sich wenig dafür eigneten. Aber das Teezimmer hielt sie schadlos.

Hier konnte sie ihre Freundinnen empfangen, ohne vorher für die Bewirtung große Vorbereitungen des Deckens und Servierens zu treffen. In diesem hellen, anheimelnden Raume ließ es sich bei einer Tasse Tee, die ohne große Umstände gereicht wird, besser plaudern als in dem Eßzimmer, wenn die große Kaffeetafel gedeckt ist.

Für die langen Mahlzeiten, die aus mehreren Gängen bestehen, ist natürlich das Eßzimmer am geeignetsten. Aber für die Teestunde ist das Teezimmer mit dem großen Sofa und seinen vielen, losen Kissen, die zur Behaglichkeit locken und einladen, ein kleines Paradies.

Hier kann man sich zwangloser geben, unwillkürlich nutzt man die verlockende Bequemlichkeit der Sitzgelegenheiten aus. Der Teetisch wird herangerollt, die graziöse Etagere mit den abhebbaren Körben wird neben den Tisch gestellt, und bei anbrechender Dunkelheit verbreitet die mit gelbseidenem Schirm beschattete elektrische Kugel ein diskretes, gedämpftes Licht.

Von der Decke herab hängen drei elektrische Birnen, die eine matte, bronzene Schale zusammenhält. Leichte, geblümte Seide läßt das Tageslicht voll hereinfluten, und die „Bonnes femmes" aus glattem Mull vermindern die Helligkeit nicht.

Die Wände sind schneeweiß tapeziert, um aber keine Monotonie aufkommen zu lassen ist die Wand bis zur halben Höhe mit einer einfachen Matte, die mit weißen Holzleisten durchsetzt ist, bezogen. Die Verbindung zwischen Matte und Tapete bildet der weiße Holzstreifen, der im Einklange mit den glatten, gleichfalls weißen Möbeln steht.

Das Teebüfett ist eine originelle und praktische Neuheit. Es hat keine riesigen Dimensionen, man erschrickt nicht vor den weiten Schränken, hinter denen sich unzählige Gebrauchsgegenstände türmen. In den seitlichen Schränken unseres Büfetts

sehen die japanischen Teetassen und die in silbernen Reifen ruhenden Teegläser ihrer Bestimmung entgegen. Zwischen diesen Schränken wird die Schwere des Holzes durch einen seidenen Vorhang, der mit den Gardinen harmoniert, gemildert.

In den unteren Kasten liegt das Silber, das man zum Kuchen und zum Obst benötigt, während das eine der Fächer das Leinenzeug, die gestickten Decken und Deckchen birgt.

Die Leinenstickerei feiert in dem Teezimmer ihre Triumphe. In den konventionellen Salons war sie lange verpönt, doch die Kissen auf grobem englischen Leinen, die Decken aus ähnlichem Material oder die weißen Decken mit den Produkten der böhmischen Hausindustrie haben wieder glorreiche Auferstehung gefeiert.

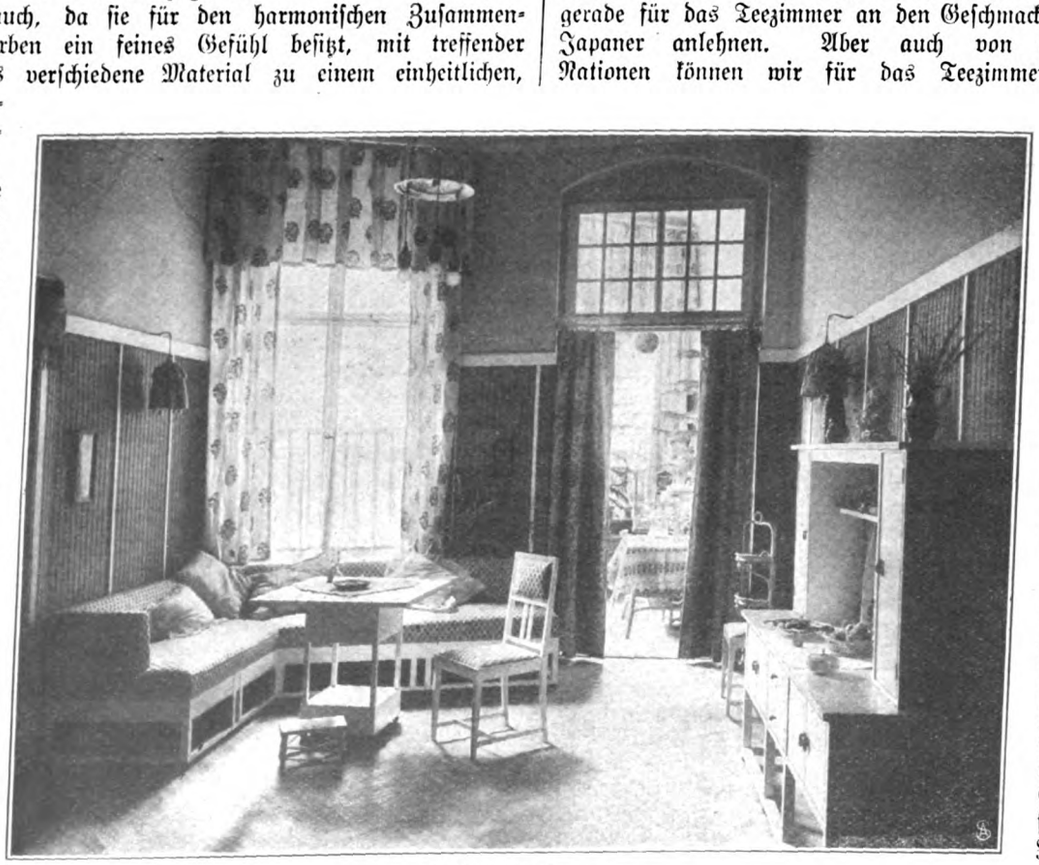
Das Teebüfett.

Meine Freundin hat alle Kissen und Decken in ihrem Teezimmer selbst gearbeitet. Die Leinen- ebenso wie die seidenen Kissen heben sich reizend von dem aparten und doch so einfachen Muster des Samtüberzugs ab.

Sie hat auch, da sie für den harmonischen Zusammenklang der Farben ein feines Gefühl besitzt, mit treffender Sicherheit das verschiedene Material zu einem einheitlichen, das Auge erquickenden Ganzen vereint.

Um das große Glasfeld der Tür, die auf den Balkon führt, zu unterbrechen, war sie auf den glücklichen Gedanken gekommen, durch Sprossenteilung das Fenster reizvoller zu gestalten. Dies läßt dem Lichte freien Eintritt und erspart das in früheren Zeiten so geschätzte Lambrequin.

Auf dem Tisch und dem weißen Büfett gibt es Schalen und Vasen aus dem bläulich getönten Kopenhagener Porzellan, dessen Zartheit in diesem Zimmer einen diskreten Widerhall findet. Schwere Bronzen wären hier nicht angebracht. Nur aus schillern-



Teezimmerchen.

den Krügen sprießen men und Zweige, dere nicht genug im Teezim geben kann. Denn Blumen sind es, die ei noch so gemütlichen Z mer den letzten Reiz leihen.

Gewiß wird es Leserinnen geben, gern dem Vorbild me Freundin folgten ihre Bekannten zur T stunde in einem e dazu hergerichteten Zi mer empfangen möcht Aber man kann a seine Geheimnisse in ein Teezimmer austausche das des Luxus samtbezogenen Möbel e behrt.

So eignen sich Kor möbel für Teezimmer, u eigener Geschmack wi manche leiten, ein kleine Zimmer, das sonst viel leicht wertlos ist, in eine hübschen Aufenthaltsor zu verwandeln.

Einfach und prunklos soll der Charakter des Teezimmers sein, das Gefühl der Ungezwungenheit muß sich dem Besucher übermitteln. Kein Stil einer bestimmten Epoche soll den Ganzen seinen Stempel aufdrücken, höchstens könnten wir uns gerade für das Teezimmer an den Geschmack der kunstsinnigen Japaner anlehnen. Aber auch von anderen fremden Nationen können wir für das Teezimmer lernen. Der russische Samowar ist bei uns in Ehren aufgenommen, und die russische Sitte, die über England zu uns kam und die darin besteht, den Tee im Zimmer selbst zuzubereiten, hat bei uns allgemein Anklang gefunden.

Die leise Melodie des surrenden Teekessels, das bläuliche Licht der kleinen Flammen laden zum Träumen ein und erfüllen den Raum. Und uns überkommt das angenehme Gefühl, das man empfindet, wenn zarte Hände graziöser Frauen für unser Wohl sorgen.

Ratgeber für jedermann

Für unsere Kinder.

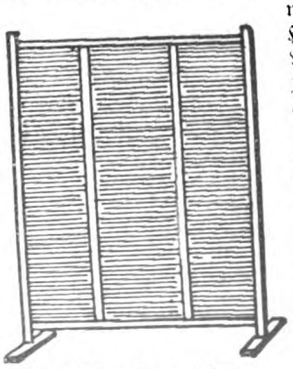
Harmonische Ausbildung des kindlichen Körpers. Beobachten wir heutige Kinder etwas genauer, so bemerken wir bald, daß bei ihrer überwiegenden Mehrzahl der Körper nicht gleichmäßig ausgebildet ist. Der untere Teil, die Beine und die Hüften, zeigen eine normale kräftige Entwicklung, der Oberkörper aber, die Brust und namentlich die Armmuskeln, sind merklich zurückgeblieben. Diesen Fehler findet man bei Mädchen häufiger als bei Knaben, bei Kindern aus der Stadt öfter als bei denen auf dem Lande, und er überwiegt auch bei den Kindern der besser situierten Stände, obwohl sie besser ernährt und verpflegt sind als der Nachwuchs ärmerer Leute. An diesem Mißverhältnis trägt unsere moderne Lebensweise die Schuld. Im großen und ganzen ist das Kind in seiner Bewegungsfreiheit eingeschränkt, die Schule zwingt es zu sitzender Lebensweise; die Beine werden geübt, denn gehen muß das Kind, muß den Schulweg zurücklegen und Spaziergänge machen, die schwereren Handgriffe werden ihm aber in den bessergestellten Familien von Eltern und Dienstboten abgenommen. Diese halbe Entwicklung des Körpers ist aber für die Gesundheit nachteilig, namentlich leidet darunter die Entwicklung der Brustorgane, der Lunge und des Herzens. Mütter und Erzieher sollten diesem Übelstande nach Kräften begegnen. Als ein gutes Mittel zur Stärkung der Muskulatur des Oberkörpers wird das Turnen empfohlen. In der Schule wird es freilich in genügendem Maße nicht betrieben. Das Haus muß dabei mithelfen, und das Anbringen von Turnapparaten im Zimmer ist wohl empfehlenswert. Wer einen Garten besitzt, stellt die Geräte auch im Freien auf. Die Erfahrung lehrt aber, daß die Kinder des Turnens bald überdrüssig werden, namentlich wenn sie es allein betreiben sollen und der Reiz des Wettbewerbes und der Unterhaltung fortfällt. Es kann darum nicht dringend genug empfohlen werden, in wohlhabenderen und städtischen Familien die Kinder in einer ihren Kräften angemessenen Weise zu leichten körperlichen Arbeiten anzuhalten. Gelegenheit dazu bietet sich im Hause reichlich genug, und wer einen Garten besitzt, kann in ihm die Kinder zweckmäßig beschäftigen. Natürlich darf das Spiel dabei nicht vernachlässigt werden, in den meisten Jugendspielen werden aber vorwiegend doch die Beine ausgebildet oder die Geschicklichkeit erhöht. Wirkliche Kraft und Ausdauer erwirbt man vorwiegend durch Turnen, Schwimmen und Arbeit. Bei der letzteren kommt jedoch noch ein Vorteil in Betracht: hat das Kind gelernt, physische Arbeit nicht zu scheuen, so bringt ihm das nur Nutzen im späteren Leben.

Ein neues Wettrennspiel.

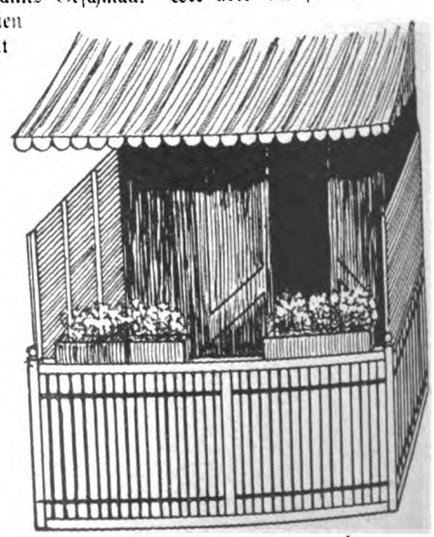
Ein neues Wettrennspiel. Das Spiel hat vor dem geistlosen Zahlenlotto die Begründung des spannenden Interesses und vor den meisten Renn- und Wettrennspielen für Kinder die geschmackvollere Ausstattung voraus. Es besteht im wesentlichen aus einem polierten Kasten, der innen eine Spindel besitzt, die durch die Kurbel an der Außenseite gedreht wird, und aus sechs berittenen Jockeis, deren Pferde durch gleich lange Schnüre an der Spindel befestigt sind. Dreht man, so werden die Pferde, trotzdem man sie am „Start" in gleicher Linie aufgestellt hat, bald ungleich „laufen", weil sich die Schnüre beim Drehen an der Kurbel nie völlig gleichmäßig aufwickeln. Dazu kommen andere kleine Hemmungen, die für die verschiedenen „Renner" verschieden sind, Reibungen an der Tischfläche u. a. m. Die Ursachen einer überraschenden Entwicklung des Rennens aufzuspüren, ist den Kindern oft ebenso interessant wie das Endergebnis des Rennens — und keine üble Schulung für ihr Beobachtungsvermögen.

Neues aus Altem.

Windschirme für den Balkon. Im Frühjahr, wenn die Hausfrau an die Neueinrichtung ihres Balkons denkt, würde manche gewiß gern einen Windschirm oder etwas Derartiges zum Schutz gegen Zug oder neugierige Nachbaraugen aufstellen. Aber die verstellbaren Rollschutzwände sind teuer, und aufgespannte Markisenleinwand ist zu wenig standhaft gegen Wind und Wetter, das ewige Geknatter auch nicht nach jedermanns Geschmack. Wer über ein paar alte bunte Stäbchenjalousien verfügt, die seit dem letzten Umzug ein nutzloses Dasein in der Bodenkammer verträumen, weil sie schadhaft geworden sind oder die neuen Fenster andere Maße haben, kann sich mit wenig Kosten ein paar hübsche praktische Schutzwände herrichten. Zwei grün angestrichene alte Stäbchenjalousien, die an ihrem oberen und unteren Ende bekanntlich je eine Leiste und einen Rundstab haben, ließ ich vom Tischler auch an ihren beiden Längsseiten an je eine Leiste befestigen. Zuvor hatten wir die



Windschirm für den Balkon aus einer alten Stabchenjalousie gefertigt.

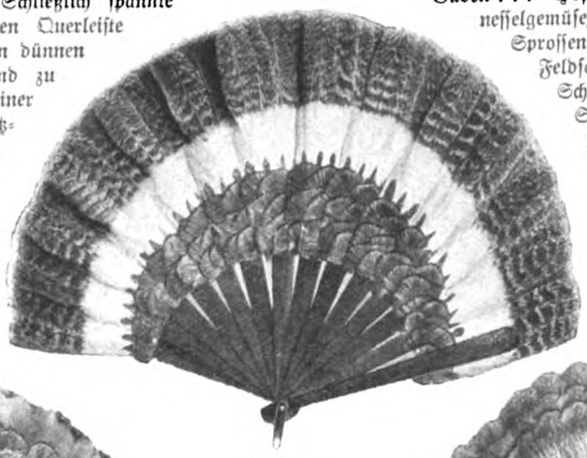


Die Windschirme im Gebrauch.

schadhaften Stellen am oberen Ende abgeschnitten, so daß sich eine Höhe von 1,70 Metern bei einer Breite von 1,25 Metern ergab. Die Rundleiste nahmen wir jetzt nach oben, und an der unteren kantigen Leiste wurden ein paar Querhölzer als Füße angebracht und das ganze Holzwerk grün angestrichen. Schließlich spannte ich noch von der oberen zur unteren Querleiste zweimal grünes Gurtenband, um den dünnen Stäbchen mehr Halt gegen den Wind zu geben. Mittels eines Stiftchens und einer Bindfadenschlinge wurden unsere Schutzwände an dem Balkongitter befestigt, sehen nett und behaglich aus und erfüllen seit Jahren ihren Zweck.

Ratschläge für die Toilette.

Promenadenfächer sind wieder modern! Aber wenn sie auch die Kleinheit der Promenadenfächer aus den Truhen unserer Mütter und Großmütter übernommen haben — die hier gezeigten Modelle (von E. Sauerwald, Berlin) haben etwa 25 Zentimeter Spannweite — so sind sie doch durch ihr eigentümliches Material wesentlich von ihnen unterschieden. In erster Linie werden Wildfedern für diese aparten Toilettekleinigkeiten verwendet — meist in ihrer natürlichen Farbe. Man nimmt die kleinsten, zartesten Federchen, die, je nach der Farbe geordnet und nebeneinandergeklebt, die reizvollsten Muster ergeben. So zeigt der linksstehende unserer Fächer zu dunklem Schildpattgestell fünf Bordüren, die — in der Reihenfolge von unten nach oben — aus Fasanen-, Pfauen-, Perlhuhn-, Pfauen- und wieder Fasanenfedern zusammengestellt waren. Der rechtsstehende Fächer zeigt eine ähnliche Kombination verschieden gefärbter Pfauenfederchen zu blondem Zelluloidgestell, während der dunkle Schildpattfächer in der Mitte durch die breite, weiße Schneehuhnbordüre und die abschließenden Rebhuhnfedern eine besonders wirksame Musterung erhält. Neben diesen charakteristischen Bordürenfächern sieht man auch solche Wildfedernfächer, die ganz einheitlich aus dem Gefieder eines einzigen Vogels zusammengestellt sind. Eine entzückende Zusammenstellung schien mir blondes Schildpatt und das zarte gemusterte Blau des Nußhähers.



Moderne Promenadenfächer aus Wildfedern.

Saisonküche.

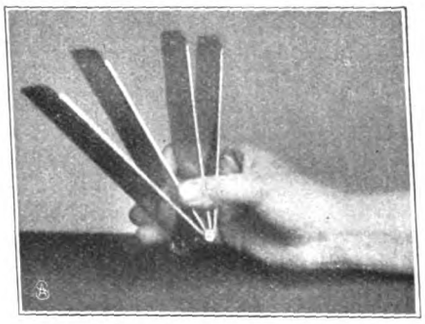
Plauderei über den Küchenzettel im Frühling. Ja der Frühling! Wie anders gestaltet er alles! Die Tänze und Lustbarkeiten im engen Saal — und faßte er 1000 Personen, er ist immer enge — hören auf, denn draußen bestellt der Herrgott einen Festsaal, der weit herrlicher und größer ist als alle Prachträume der herrlichsten Paläste, er breitet einen Teppich über die jungerblühende Erde und deckt die weiten Wiesenpläne und die schattenden Wälder mit duftigen Blumen und einem Grün, das kein Maler je heraus bekommt, und nähme er alles Ockergelb und Schweinfurter Grün der Welt zu Hilfe! Die Tafel, die der Winter mit allerlei eleganten Schwerverdaulichkeiten belud, die steht nun im Schmuck des jungen Laubes und der ersten Veilchen und bietet des Lenzes erste und beste Gaben . . . Hopfenkeimchen — Kiebitzeier — Brennnesselgemüse, Meldesalat, erste Kohlkeimchen und Sprossen — auch schon hier und da Spargel, Feldsalat und frische Froschschenkel neben Schnepfen und Bekassinen. Dann die ersten Stubentücken, die ersten jungen Tauben, Morcheln aus dem Walde, frische Eier aus dem Hühner- und Entenstall und vor allen zuerst das große, etwas robuste, aber noch immer zu wenig in seiner Eigenart gewürdigte Gänseei. Gänseeier sind die frühesten und schmecken sehr gut, wenn man sie richtig zu bereiten versteht, und als Zwischengericht ein Schinkenfrikassee in Gänseeierschalen vorgesetzt zu bekommen, kann man sich wohl gefallen lassen. Dazu stellt man die Gänseeier mit der Spitze nach unten in kleine Becher, schlägt sie oben auf, schneidet mit der Schere den Rand zackig, füllt Gelbes und Weißes aus in eine Pfanne und macht ein sehr weiches, mit Tomaten und Schinkenwürfelchen gemischtes, mit Selleriesalz gewürztes Rührei daraus. Dann fügt man einen Löffel Musselinsauce oder Béchamel zu jedem Ei hinzu, rührt alles kräftig durch, stellt die Becher mit den leeren Eierschalen in die Bratpfanne, in der sich kochendes Wasser befindet, und füllt jedes Ei dreiviertel voll der Rühreimasse, läßt sie in dem Bain Marie etwas erhärten, aber nicht zu fest werden und streut Parmesankäse darüber. In den Schalen rasch sehr heiß servieren. Man kann auch diesem Gericht frische, gut verlesene und mit Brühe und Maggiwürze versehene Morcheln einfügen. Kommt der Mai dann ins Land, so bringt der immer schöner und freigebiger werdende Frühling uns der guten Gaben sehr viele: da ist der Spargel auf der Höhe und die Krebse lassen willig unter glühendem Erröten ihr Leben für die Gourmets an der Tafel der Menschen. Da ist der Rhabarber, da sind die Steinpilze, da steht das stille grüne Kraut und hebt das Köpfchen und nickt uns zu: Maibowle, mein Lieber . . . ich bin der Waldmeister! Und welches Mahl im Frühling ohne Maibowle, Krebse, Schnepfenbraten, Hopfenkeimsalat und Rhabarber? — Und wenn ich solche Worte nicht singe, aber sage, da läuft wohl dem verwöhntesten Feinschmecker das Wasser im Munde zusammen, und es braucht weiter keiner Hymnen mehr auf den Frühling! . . .

Der Gemüseteiler im Gebrauch.

Hauswirtschaft.

Der Gemüseteiler ist ein praktisches kleines Nickelgerät, das es ermöglicht (s. Abb.), jede runde Schüsselplatte sofort in eine kabarettähnliche, elegante Gemüseschüssel mit vier Abteilungen zu

verwandeln. Es läßt sich, wie unsere nebenstehende Abbildung zeigt, ganz flach zusammenlegen.



Der Gemüseteller wird zusammengelegt.

Aus der Frauenbewegung.

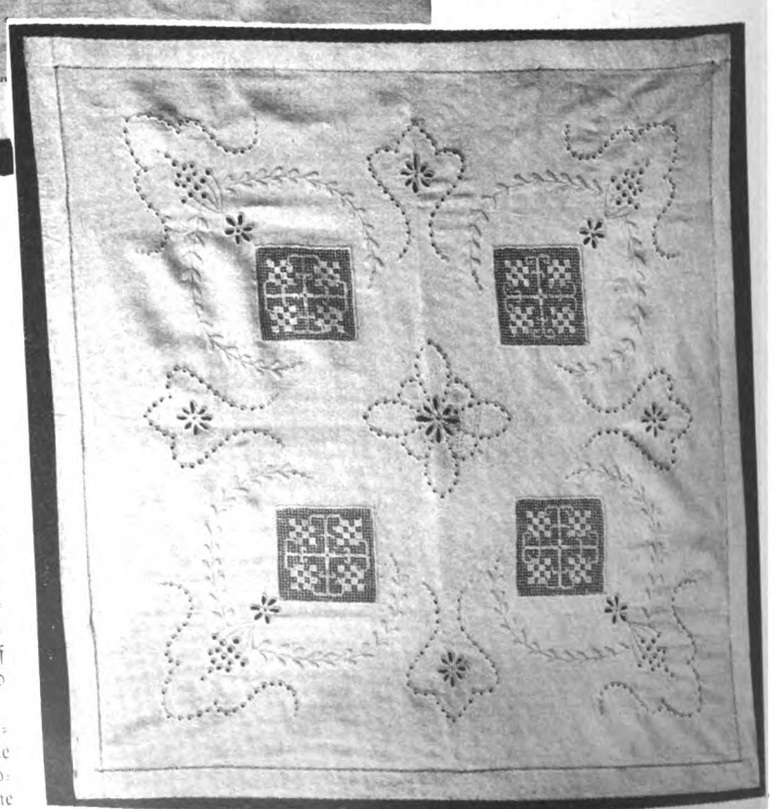
Ein neuer Frauenberuf: Die Transportbeamtin. Tritt in einer Familie die Notwendigkeit ein, daß einer ihrer Angehörigen in ein Krankenhaus oder eine Irrenanstalt, ein Invaliden- oder Siechenhaus befördert werden muß, oder muß man derartige Kranke an einem Umzuge teilnehmen, eine notwendige Reise oder dgl. machen lassen, so zeigt sich meist, daß taktvolle und zugleich energische Begleitung nur schwer zu finden ist. Frauen würden sich gerade wegen der unbedingt nötigen Vereinigung dieser beiden nicht immer miteinander verbundenen Eigenschaften für solche Stellungen sehr gut eignen, und in der Tat wurde auf einer englischen Arbeiterinnenkonferenz vor kurzem berichtet, daß man in England bereits die besten Erfahrungen auf diesem neuen Gebiete gemacht hat. Vielleicht findet der neue Beruf auch in Deutschland größere Verbreitung. In diesem Falle dürfte sicher das Angebot die Nachfrage erzeugen — denn das Bedürfnis nach der „Transportbeamtin" ist zweifellos vorhanden. Körperlich und geistig wären natürlich an sie die gleichen Anforderungen zu stellen, deren Erfüllung man von der Krankenpflegerin voraussetzt: also feste Gesundheit, körperliche Kraft, Ruhe, Kaltblütigkeit, heiterer Charakter usw. Auch als gelegentlicher Nebenerwerb für ehemalige Krankenpflegerinnen, die nach ihrer Verheiratung den Beruf aufgegeben haben, käme das neue Betätigungsfeld vielleicht in Frage.

Frauen als Trauzeugen. So sprichwörtlich beinahe das Interesse der Frauen für die Zeremonien der Eheschließung ist — eine irgendwie belangreiche Rolle dabei gesteht ihnen keine Konfession und kein Gesetz zu. Im allgemeinen vollziehen Männer den Trauungsakt — und Männer sind auch fast überall die einzigen staatlich anerkannten Zeugen. Nun hat in Belgien das Abgeordnetenhaus anläßlich der Beratung einiger auf das Ehegesetz bezüglichen Vorlagen mit großer Mehrheit einen Zusatzantrag angenommen, der es künftig auch Frauen ermöglicht, als Trauzeugen zu fungieren.

Handarbeit.

Decke in englischer Lochstickerei. Die Decke in englischer Lochstickerei mißt 62 Zentimeter im Quadrat. Zu ihrer Herstellung überträgt man die Zeichnung auf ein 70 Zentimeter langes und ebenso breites Stück Leinwand, und zwar wählt man unappretiertes, recht gleichmäßig gewebtes, sogenanntes Stickereileinen. Zuerst macht man den 3 Zentimeter breiten Hohlsaum und führt dann die Stickerei in weißem Glanzgarn aus. Zur Ausführung der Lochstickerei zieht man die Löcher und Ellipsenformen mit Vorstichen vor, schneidet den inneren Stoff der Formen kreuzweise mit einer scharfen Schere ein und umnäht mit dichten Stichen. Die anderen Figuren werden in Plattstich ausgeführt und die übrigen Linien in Stielstich. Zu den Fileteinsätzen kann man fertigen Filetstoff verwenden, doch sieht der selbstfilierte stets besser aus. Das Muster wird, wie aus dem Detail ersichtlich, in einfacher Weise in sogenanntem Stopfstich durchgezogen. Die fertigen Quadrate werden fadengerade auf den Stoff aufgeheftet und mit dichten Langettenstichen aufgenäht und der Stoff darunter fortgeschnitten.

Detail zur Decke.



Decke in englischer Lochstickerei.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 18, 1908.

Nicht Hinz und Kunz und allen
Sich's recht zu machen lohnt. —
Dem Richter nur gefallen,
Der in dir selber wohnt!

Adelheid Stier.

Das Recht der geschiedenen Frau.

Von Dr. jur. Ernst Grütteflen.

Die Wirkungen einer Ehescheidung sind durch das Bürgerliche Gesetzbuch vielfach mit erheblichen Abweichungen vom älteren Rechte geregelt worden. Die Folge davon ist, daß darüber leider in Laienkreisen eine große Unklarheit herrscht, da die neuen Bestimmungen noch keineswegs dem Volk in Fleisch und Blut übergegangen sind. Die Gründe der Ehescheidung sollen an dieser Stelle nicht erörtert werden. Wir setzen also mit unseren Ausführungen in dem Moment ein, wo das rechtskräftige Scheidungsurteil verkündet ist. In diesem Moment hören alle aus der Ehe folgenden persönlichen Rechte und Pflichten auf, insbesondere die eheliche Lebensgemeinschaft. Beide Teile erhalten das Recht der Wiederverheiratung. Auch einer Wiederverheiratung der geschiedenen Eheleute miteinander steht rechtlich nichts im Wege. Sie bedarf der gleichen Formen wie jede andere Ehe, namentlich auch eines Aufgebotes. Dagegen liegt ein Ehehindernis für die Heirat zwischen einem wegen Ehebruchs geschiedenen Ehegatten und demjenigen vor, mit dem der geschiedene Ehegatte den Ehebruch begangen hat, wenn erstens dieser Ehebruch der Scheidungsgrund war und zweitens der Name des Mitschuldigen im Scheidungsurteil festgestellt ist. Das Ehehindernis ist öffentlich und trennend, begründet also die Nichtigkeit der trotzdem geschlossenen Ehe. Es kann jedoch Dispensation erteilt werden, für die in Preußen der Justizminister die zuständige Instanz ist.

Eine wichtige Frage für die geschiedene Frau ist, welchen Namen sie nunmehr zu führen hat. Ist die Frau der schuldlose Teil, oder sind beide Ehegatten für schuldig erklärt worden, so hat die Frau die Wahl, ob sie den Namen des Mannes behalten oder ihren Familiennamen wieder annehmen will, im letzteren Falle natürlich mit dem Prädikat „Frau". Die geschiedene Frau Marie Müller, geb. Schulze, kann sich also „Frau Marie Schulze" nennen. War sie bereits zum zweitenmal verheiratet, so kann sie auch den Namen ihres ersten Ehegatten wieder annehmen. Hieß sie also in erster Ehe Frau Marie Schmidt, geb. Schulze, so kann sie sich wieder so nennen. Die Frau muß jedoch, wenn sie einen Namenswechsel vornehmen will, dies in öffentlich beglaubigter Form vor der zuständigen Behörde erklären. Zuständig sind in Preußen neben dem Standesamt, auf dem die geschiedene Ehe geschlossen wurde, auch das Amtsgericht oder ein Notar. Die Vornahme des Namenswechsels kann zu jeder Zeit erfolgen, doch hat die Frau nur eine einmalige Namenswahl. Der geschiedene Mann hat jedoch kein Recht, der Frau die Weiterführung seines Namens zu untersagen. Doch sind vertragsmäßige Abmachungen hierüber gültig. Eine mehr als zweimal verheiratet gewesene Frau hat ein Wahlrecht bloß zwischen ihrem Mädchennamen und dem vor der geschiedenen Ehe zuletzt geführten Ehenamen. Auf die Namen der Kinder aus der geschiedenen Ehe hat die Namensänderung der geschiedenen Frau keinen Einfluß.

Wesentlich anders liegen die Dinge, wenn die Frau für den allein schuldigen Teil erklärt ist. In diesem Fall ist der Mann befugt, ihr die Fortführung seines Namens durch öffentlich beglaubigte Erklärung vor der bereits bezeichneten zuständigen Behörde zu untersagen. Die Behörde soll der Frau die Erklärung mitteilen. Sie erlangt hierdurch von selbst wieder ihren früheren Namen. Falls der Mann ihr die Fortführung seines Namens nicht untersagt, bzw. solange dies nicht geschehen ist, ist die Frau berechtigt, den Familiennamen ihres Mannes fortzuführen. Sie kann aber auch freiwillig, wie ich schon ausführte, einen Namenswechsel vornehmen.

Sehr wichtig sind die Vermögensfolgen der Scheidung. Selbstverständlich endigt durch die Scheidung der eheliche Güterstand, insbesondere das Recht der Verwaltung und Nutznießung des Mannes an dem eingebrachten Gute seiner Frau. Er muß das eingebrachte Gut herausgeben und ihr über die Verwaltung Rechenschaft ablegen. Bei der Gütergemeinschaft hat eine Auseinandersetzung stattzufinden. Bis dahin steht die Verwaltung des Gesamtgutes nicht mehr dem Mann allein, sondern beiden Ehegatten gemeinschaftlich zu. Der nach der Berichtigung der auf dem Gesamtgute lastenden Schulden verbleibende Überrest gebührt den Ehegatten zu gleichen Teilen. Ist einer der Ehegatten in dem Scheidungsurteil für allein schuldig erklärt worden, so kann der andere verlangen, daß jedem von ihnen der Wert desjenigen zurückerstattet wird, was er in die Gütergemeinschaft eingebracht hat.

Nach älterem Rechte trafen den schuldigen Gatten noch Ehescheidungsstrafen, die das Bürgerliche Gesetzbuch abgeschafft hat.

Mit der Scheidung verlieren die Ehegatten auch jedes Erbrecht gegeneinander. Dieses Erbrecht fällt sogar schon vor der Rechtskraft des Scheidungsurteils weg, wenn der Erblasser zur Zeit seines Todes eine gerechtfertigte Klage auf Scheidung oder Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft wegen Verschuldens des überlebenden Ehegatten eingereicht hatte. Auch sonstige letztwillige Verfügungen, z. B. Vermächtnisse, durch die der Erblasser seinen überlebenden Ehegatten bedacht hat, sind in Ermangelung eines nachweisbaren, anderen Willens des Erblassers unwirksam, wenn die Ehe vor dem Tode des Erblassers aufgelöst worden ist, oder wenn der Erblasser wenigstens vor seinem Tode noch eine gerechtfertigte Scheidungsklage erhoben hat.

Endlich besteht für die geschiedenen Ehegatten ein Recht zum Widerruf von Schenkungen, die während des Brautstandes oder der Ehe gemacht waren. Aber dieses Widerrufsrecht kann nur ausgeübt werden, wenn der andere Ehegatte für den allein schuldigen Teil erklärt ist. Das Widerrufsrecht kann nur innerhalb eines Jahres seit Rechtskraft des Scheidungsurteils geltend gemacht werden. Der Widerruf erfolgt durch einfache Erklärung gegenüber dem Beschenkten, also z. B. durch eingeschriebenen Brief. Natürlich geht die Rückforderung nur so weit, als der Beschenkte das Geschenk noch hat. Hat er es unentgeltlich einem Dritten zugewendet, so ist der Dritte zur Herausgabe verpflichtet. Der Widerruf ist auch dann ausgeschlossen, wenn der Schenker oder der beschenkte Ehegatte verstorben ist.

Die wichtigste vermögensrechtliche Frage ist wohl die der Unterhaltspflicht. Hier ist als erster Grundsatz festzuhalten, daß ein für schuldig erklärter Ehegatte keinerlei Unterhaltsanspruch an den anderen hat. Dagegen hat der allein für schuldig erklärte Mann der geschiedenen Frau den standesgemäßen Unterhalt insoweit zu gewähren, als sie ihn nicht aus den Einkünften ihres Vermögens und, sofern nach den Verhältnissen, in denen die Ehegatten gelebt haben, Erwerb durch Arbeit der Frau üblich ist, aus dem Ertrage ihrer Arbeit bestreiten kann. Der Mann kann also nicht verlangen, daß die Frau zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes, und zwar des standesgemäßen, ihr etwaiges Kapital angreift. Er kann auch nicht verlangen, daß die Frau sich einen Erwerb suche, wenn in den in Betracht kommenden Kreisen der Erwerb einer verheirateten Frau nicht die Regel ist. Ist dies nicht der Fall, und hat sie dennoch Verdienst durch eigene Arbeit, z. B. als Lehrerin oder Hausdame, so braucht sie sich diesen Verdienst nicht auf den Unterhalt anrechnen zu lassen. Allerdings ist diese Frage nicht unbestritten.

Die allein für schuldig erklärte Ehefrau braucht dagegen dem geschiedenen Manne den standesgemäßen Unterhalt nur insoweit zu gewähren, als er außerstande ist, sich durch seine Arbeit oder aus seinem Vermögen, und sei es durch Aufzehrung seines Kapitals, selbst zu unterhalten. Aber die Unterhaltspflicht des schuldigen Teils hat eine Grenze in seiner Leistungsfähigkeit. Hierbei müssen auch dessen sonstige Verpflichtungen, z. B. eine Schuldenlast, berücksichtigt werden. Ist der zahlungspflichtige Ehegatte danach außerstande, ohne Gefährdung seines eigenen standesgemäßen Unterhaltes, dem anderen Ehegatten Unterhalt zu gewähren, so ist der Mann der Frau gegenüber von der Unterhaltspflicht ganz befreit, wenn die Frau ihren Unterhalt aus ihrem Kapital bestreiten kann. Andernfalls ist der Mann bzw. die zahlungspflichtige Frau berechtigt, von den zu seinem Unterhalt verfügbaren Einkünften zwei Dritteile zurückzubehalten und ein Drittel dem andern Ehegatten zu überweisen. Reichen auch diese zwei Drittel zu seinem notdürftigen Unterhalte nicht aus, so kann er so viel zurückbehalten, als zur Bestreitung des notdürftigen Unterhalts erforderlich ist. Hat der zahlungspflichtige Ehegatte noch einem minderjährigen, unverheirateten Kind oder infolge einer Wiederverheiratung dem neuen Ehegatten Unterhalt zu gewähren, so beschränkt sich seine Verpflichtung dem geschiedenen Ehegatten gegenüber auf dasjenige, was mit Rücksicht auf die Bedürfnisse sowie auf die Vermögens- und Erwerbsverhältnisse der Beteiligten der Billigkeit entspricht.

Der Unterhalt ist dem Geschiedenen, der einen Anspruch darauf hat, in bar durch Vorauszahlung für das Quartal zu leisten. Unter Umständen kann auch Sicherheitsstellung verlangt werden. Statt der Ratenzahlungen kann der Berechtigte eine Abfindung in Kapital verlangen, wenn ein wichtiger Grund vorliegt. Als wichtige Gründe sind anzusehen: Auswanderungsabsicht des Verpflichteten, Tod unter Hinterlassung einer großen Anzahl von Erben, Aussicht des Berechtigten auf Begründung einer gesicherten Lebensstellung mit Hilfe des Abfindungskapitals usw. Zum Unterhalt werden auch die Beerdigungskosten des Berechtigten gerechnet.

Die Unterhaltspflicht erlischt mit der Wiederverheiratung des Berechtigten sowie mit seinem Tode (abgesehen von den Beerdigungskosten), dagegen erlischt sie nicht mit dem Tode des Zahlungspflichtigen. Die Erben können jedoch die Unterhaltsrente bis auf die Hälfte der Einkünfte herabsetzen, die ihr Erblasser zur Zeit des Todes bezogen hat.

Eine an Stelle der Unterhaltsrente gegebene Kapitalsabfindung braucht bei nachträglicher Wiederverheiratung nicht zurückgegeben zu werden. Ist die Ehe wegen Geisteskrankheit eines Gatten geschieden, so hat ihm der andere Gatte standesgemäßen Unterhalt in gleicher Weise zu gewähren, wie wenn er allein für schuldig erklärt wäre.

Wir kommen jetzt zu dem überaus wichtigen Kapitel der Rechte und Pflichten der geschiedenen Frau gegenüber den Kindern. Auch hier kommt es darauf an, wer von den Ehegatten im Scheidungsurteil für den schuldigen Teil erklärt ist. Ist der Mann für den allein schuldigen Teil erklärt, so steht der Frau allein die Sorge für die Person des Kindes zu, d. h. nur sie hat das Recht, das Kind, ob Knabe oder Mädchen ist gleichgültig, zu erziehen, zu beaufsichtigen und seinen Aufenthalt zu bestimmen. Sie kann allenfalls gegen den Vater auf Herausgabe des Kindes klagen. Der Vater behält nur das Recht zur Vertretung des Kindes in vermögensrechtlicher Beziehung. Den Unterhalt des Kindes muß jedoch nach wie vor der Vater bezahlen. Er haftet hierfür vor der Mutter. (Bezüglich eines Zuschusses der Frau siehe unten.) Dafür behält er aber auch das Recht der Nutznießung an dem etwa vorhandenen Kindesvermögen. Ist die Frau für den allein schuldigen Teil erklärt, so steht die Sorge für die Person des Kindes allein dem Manne zu.

Sind beide Ehegatten für schuldig erklärt, so steht die Sorge für die Töchter ohne Rücksicht auf die Altersstufe der Mutter zu. Ihr gebührt auch die Sorge für Söhne unter sechs Jahren. Für einen Sohn, der über sechs Jahre alt ist, steht die Sorge dem Vater zu. Das Vormundschaftsgericht kann eine abweichende Anordnung treffen, wenn sie aus besonderen Gründen im Interesse des Kindes geboten ist. Es kann auch die einmal getroffene Anordnung wieder aufheben.

Aber auch derjenige Ehegatte, dem nach diesen Grundsätzen nicht das Recht zusteht, für die Person des oder der Kinder zu sorgen, behält die Befugnis mit dem Kinde persönlich zu verkehren, er kann das Kind besuchen oder sich von ihm besuchen lassen. Der Ehegatte, bei dem sich das Kind befindet, darf diesen persönlichen Verkehr nicht vereiteln. Das Vormundschaftsgericht kann jedoch diesen Verkehr näher regeln.

Hat der Mann einem gemeinschaftlichen Kind Unterhalt zu gewähren, so ist die Frau, ohne Rücksicht darauf, ob sie der schuldige Teil ist oder nicht, verpflichtet, dem Mann aus den Einkünften ihres Vermögens und dem Ertrag ihrer Arbeit oder eines von ihr selbständig betriebenen Erwerbsgeschäfts einen angemessenen Beitrag zu den Kosten des Unterhalts des Kindes zu leisten, soweit nicht diese Kosten durch die dem Mann an dem Vermögen des Kindes zustehende Nutznießung gedeckt werden. Steht der Frau die Sorge für die Person des Kindes zu und ist eine erhebliche Gefährdung des Unterhalts des Kindes zu besorgen, z. B. weil der Vater die Unterhaltskosten nicht oder nur unpünktlich zahlt, so kann die Frau den Beitrag zur eigenen Verwendung für den Unterhalt des Kindes zurückbehalten. In allen anderen Fällen muß sie jedoch ihren Beitrag erst an den Mann abführen, selbst wenn sich das Kind bei ihr befindet.

Zum Schluß seien noch zwei Wege kurz erwähnt, um das Zusammenleben der Ehegatten aufzuheben, ohne direkt eine Ehescheidung herbeizuführen. Es sind die tatsächliche Trennung und die Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft. Ein Ehegatte, der einen berechtigten Scheidungsgrund hat, ist zur tatsächlichen Separation vom Gatten befugt. Es ist das eine bisher noch wenig bekannte Neuerung des Bürgerlichen Gesetzbuches, von der der vor einigen Monaten verstorbene berühmte Rechtslehrer Professor Heinrich Dernburg in seinem „Deutschen Familienrecht" schreibt, daß dieser neue Rechtssatz, „wenn er in weiteren Kreisen bekannt werde, eine erhebliche Vermehrung tatsächlicher Separationen zur Folge haben müsse." Die tatsächliche Separation setzt nicht voraus, daß die Ehescheidungsklage bereits erhoben ist. Es kann aber der separierte Ehegatte von dem anderen aufgefordert werden, entweder die häusliche Gemeinschaft herzustellen oder die Scheidungsklage zu erheben. In diesem Falle muß die Scheidungsklage bei Verlust des Scheidungsgrundes binnen sechs Monaten nach der Aufforderung ab erhoben werden. Eine bloß separierte Gattin steht in pekuniärer Beziehung besser als eine schuldig geschiedene, denn sie behält den vollen Anspruch auf Unterhalt; sie hat auch ein Recht auf die zur Führung eines abgesonderten Haushaltes erforderlichen Sachen. Auch behält sie

Falle des Todes des Mannes ihr Erbrecht bzw. Pflichtteilsrecht. Dagegen hat sie kein Anrecht auf die Kinder. Dies wird die Frau vielfach veranlassen, die Scheidung einer bloßen tatsächlichen Separation vorzuziehen.

Die Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft ist ebenfalls eine Neuerung des Bürgerlichen Gesetzbuches und mit Rücksicht auf die Gewissensbedenken katholischer Eheleute eingeführt, steht jedoch auch anderen Konfessionen offen. Es ist eine Wiederbelebung der kanonischrechtlichen Trennung von Tisch und Bett. Die Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft kann nur durch Klage herbeigeführt werden, und nur aus den gleichen Gründen, aus denen eine Scheidungsklage zulässig ist. Jeder zur Scheidungsklage berechtigte Ehegatte hat also die Wahl zwischen Scheidung und Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft. Aber der andere Teil kann schon während des Prozesses fordern, daß auf Scheidung erkannt wird, er kann auch nach Beendigung des Prozesses jederzeit durch eine neue Klage beantragen, daß die Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft in Scheidung umgewandelt werde. Den gleichen Antrag kann auch der Ehegatte stellen, der im ersten Prozeß statt der Scheidung nur die Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft beantragt hatte. Bezüglich der Schuldigerklärung darf es aber zwischen den beiden Prozessen keine Abweichung geben. Wer in dem Urteil, durch das die eheliche Gemeinschaft aufgehoben wurde, für schuldig erklärt war, wird es auch in dem Scheidungsurteil. Die Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft hat die gleichen Wirkungen wie die Ehescheidung, nur mit einer wichtigen Ausnahme. Die Eingehung einer neuen Ehe ist für beide Teile ausgeschlossen. Wollen sie wieder heiraten, so müssen sie eben vorher die Umwandlung der Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft in Scheidung beantragen. Ist die eheliche Gemeinschaft nur aufgehoben, so können die Ehegatten die Ehe jederzeit durch bloße Willensübereinstimmung wiederherstellen. Hierzu bedarf es überhaupt keiner Form: schon durch einfache Wiederaufnahme des Zusammenlebens wäre die Ehe wiederhergestellt. Nur der frühere eheliche Güterstand tritt nicht von selbst wieder ein, vielmehr gilt Gütertrennung, bis die Ehegatten vertragsmäßig ein anderes Güterrecht bestimmt haben.

Moderne deutsche Steinzeug- und Töpferware.

Von Dr. Robert Schmidt.

Es ist noch nicht allzu lange her, daß man im mittleren und nördlichen Deutschland eigenartige Hausiererinnen wandern sah, mit kurzen, bunten Röcken und großen, langbebänderten, schwarzen Hauben, gebeugt unter einem hohen, käfigartigen Tragekorbe. Diese grüngestrichene Holzkiepe enthielt eine lustige Ware, die geschickt in fabelhafter Höhe übereinander getürmt war: Teller, Schüsseln, Töpfe, Näpfe, Wasserpfeifen, Tierfigürchen und Kinderspielzeug, alles frischglänzend braun glasiert und mit plastisch aufgelegten Blumenreliefs und Figuren bunt verziert, die Teller mit erbaulichen oder noch häufiger mit lustigen Sprüchen bedeckt. Diese „Topffrauen" kamen aus Hessen, meist aus der Marburger Gegend, und ihre Waren fanden reichlichen Absatz, so daß man noch heute, trotz ihrer Zerbrechlichkeit und Wohlfeilheit, vielfach diesen Töpfereien begegnet. Und man hat einsehen gelernt, wieviel ästhetische Vorzüge diese urwüchsig bäuerliche Ware vor den jetzt gebräuchlichen Massenerzeugnissen hat, so daß die meisten Stücke, die ihrem unausbleiblichen Scherbenschicksal noch entgangen sind, jetzt, dem Küchengebrauche entrückt, als Zierstücke an den Wänden und auf den Tischen unserer Wohnräume prangen. Wie bei so vielen gewerblichen Arbeiten trauern wir

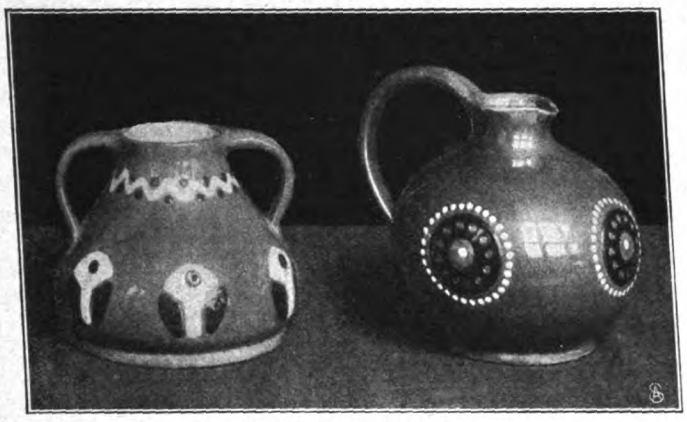
Hessisches modernes Kaffeeservice.

Hessische Bauerntöpfereien.

auch hier der guten, alten Zeit nach und fragen betrübt: „Warum gibt es das heute nicht mehr?" — Da war es denn für viele eine Überraschung, als im vorigen Jahre das Königliche Kunstgewerbe-Museum in Berlin eine Ausstellung heutiger deutscher Steinzeug- und Töpferware veranstaltete, und dem Besucher gleich aus den ersten Schränken die alten liebgewordenen Hessentöpfe gleichsam mit verjüngten Gesichtern entgegenleuchteten. Wirklich, trotz der wirtschaftlichen Schwierigkeiten, mit denen der bäuerliche Kleinbetrieb im Konkurrenzkampfe gegen die erdrückende Übermacht der großen industriellen Unternehmungen zu kämpfen hatte, haben sich die alten Überlieferungen in einigen Töpferfamilien am Leben erhalten, und nun liegt es am Publikum, ob diese immer noch schwachen Triebe neu erblühen oder verdorren sollen. Unsere erste Abbildung zeigt mehrere derartige Marburger Töpfereien mit ihrer köstlichen rotbraunen, häufig unten von tief dunkelbraunen Tönen unterstützten Glasur und dem lustigen, meist grün und weißen Ornament, das entweder in plastischen Auflagen besteht oder mit der primitiven Gießbüchse aufgetragen ist, wie Zuckerguß auf Geburtstagstorten. Wie fidel muß

ein Ofen von solchen Kacheln aussehen, im Vergleich mit den schrecklich überladenen Heizpalästen unserer Wohnstuben! Wie köstlich müßte Milch aus solchem Topfe schmecken, oder selbstgepflückte Beeren aus solchem Henkelkruge!

Naturgemäß ist diese Irdenware heute auf bestimmte Gattungen von Gebrauchsgerät beschränkt. Nur schwer würden



Farbige Töpfereien.

wir uns entschließen, den Kaffee aus anderen als porzellanenen Tassen zu trinken. Und doch: das hessische Service, das wir wiedergeben, zerstört dieses Vorurteil vollkommen, so einladend schmuck sieht es aus in seiner matt cremefarbenen Glasur mit dem diskreten Tupfenornament! Wir haben hier eine Art von Bauerntöpferei vor uns, die ihren modernen Ursprung nicht verleugnen kann, und in der Tat sind viele der alten Werkstätten von ausgezeichneten Künstlern mit Rat und Tat unterstützt, aber so, daß die gute alte Technik die gleiche geblieben ist, und nur die Formgebung und Ornamentierung — immer auf der gesunden Basis alter Überlieferung — in lebendig neuem Sinne beeinflußt wurde. Die abgebildeten Töpfereien von Ludwig Schneider in Marburg und Leonhard Bauer in Lauterbach stehen aber absolut nicht vereinzelt da: ähnliche, aber auch ganz verschiedene, immer reizvolle Erzeugnisse werden in vielen anderen Betrieben hergestellt.

Modernes Küchengeschirr (Steinzeug).

Während all diese bisher besprochene Ware bäuerlichen Ursprungs ist und von einfachen braven Töpfermeistern hergestellt wird — wenn diese das Wort „bäuerlich" doch immer als einen Ehrentitel, nicht als eine herabsetzende Bezeichnung auffassen möchten! — haben sich auch moderne Künstler mit der Weiterbildung der alten Technik zu feinen keramischen Kunstwerken befaßt. Die Vasen, die Professor Läuger in Karlsruhe herstellt, mit dem durch Angußverfahren hergestellten Pflanzendekor sind ja allgemein

Töpfereien — zum Teil nach alten Motiven (Konstanz).

bekannt, und auch die Arbeiten der Frau Elisabeth Schmidt-Pecht in Konstanz, z. T. nach Entwürfen des Münchener Malers J. Diez geschaffen, erfreuen sich bereits großer Beliebtheit (s. die Abb. auf dieser Seite oben). Wie famos sitzt der dicke Krebs mit seinen breiten Scheren auf dem Teller vor seiner Devise: „ich zwick", und wie köstlich ist auf dem andern Teller ein altes Motiv verwertet: das von Rosen umgebene Herz mit der Inschrift „ich bleib dir 3".

Auch Bunzlau tritt wieder in die Reihe der tüchtigen Töpferstädte ein, mehrere Brennöfen liefern ein gutes, formvollendetes braunes Steinzeug (s. oberste Abb. Seite 277), namentlich seitdem der preußische Staat dort eine keramische Fachschule gegründet hat. Auch hier sollte es eine Ehrenpflicht des deutschen Publikums sein, diese Bestrebungen alter, zeitgemäß weitergebildeter Handwerkerkunst zu unterstützen. Mit Bunzlau sind wir schon bei dem harten, wetterfesten Steinzeug, das streng von dem Steingut mit seinen weißlichen Scherben — eigentlich nur einem minderwertigen Surrogat des Porzellans — unterschieden werden sollte. Das Steinzeug ist ein urdeutsches Erzeugnis, das — abgesehen von Japan — auf der ganzen Welt einzig dasteht. Seit langen Jahrhunderten hat es unseren Vorfahren die derben Kannen und Krüge geliefert, und der plumpe bayrische Maßkrug legt noch heute Zeugnis von der Unverwüstlichkeit dieses Materials ab. Die Hauptfabrikationsorte lagen von alters her in der Gegend des Rheins, gebunden an das Vorkommen des dazu notwendigen Tones. Natürlich hat sich die moderne Industrie auch des Steinzeugs

Aschbecher (Steinzeug).

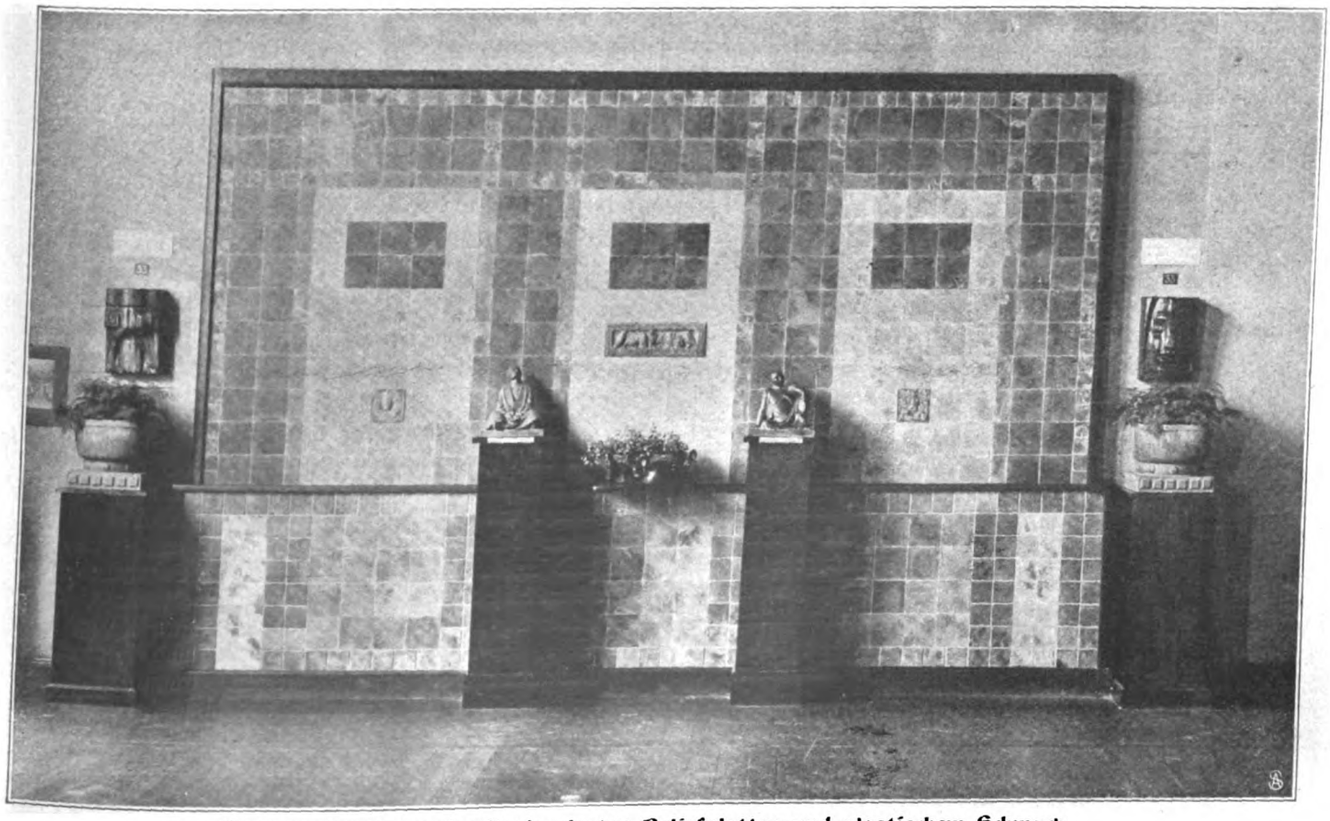
Tintenfass (Steinzeug).

Bunzlauer Geschirr.

bemächtigt, zuerst in stumpfer, unverstandener Nachahmung der als Antiquitäten beliebten und hochbezahlten alten Renaissancegefäße, dann in ornamentüberladenen, völlig unkeramischen Erzeugnissen. Warum man die alten Formen nicht nachbilden soll? Weil sie als bewußt geschaffene Werke einer fest geschlossenen Kunstepoche außerhalb ihres Kulturkreises nicht wirken können, und weil im Großbetriebe gerade das verloren gehen muß, was das individuelle Leben des Einzelstückes ausmacht: der Reiz der Handarbeit. Bei der Bauernkunst fällt der erstgenannte Grund fort: ihre Erzeugnisse sind naiv geschaffene Werke von Leuten, die außerhalb der großen Kunstströmungen standen, sind von vornherein konservativer und nicht so entwickelungsbedürftig; daher tragen ihre Kunstformen in sich die Möglichkeit längeren Lebens.

Um die Steinzeugproduktion frisch zu beleben, ist von zwei Seiten her dankenswert gearbeitet worden. Einmal hat der Staat auch hier in Höhr, dem Herzen des alten westerwäldischen „Kannebäckerländchens", eine keramische Fachschule gegründet, um dem Kleinbetrieb einen festen Anhalt zu bieten, und dann haben sich moderne Künstler darauf besonnen, daß das Steinzeug ein wundervolles Material ist. Und wie man früher verständigerweise nur Gebrauchsgegenstände hergestellt hat, so sind die Entwürfe, die vor allem Rich. Riemerschmid in München gemacht hat, sämtlich für den praktischen Gebrauch bestimmt. Köstliche breitbauchige Bowlen hat er geformt, Krüge, Kannen und Töpfe; sein Küchengeschirr (siehe Abb. S. 276) muß das Kochen direkt zu einem Genusse gestalten. — Während alle die bisher erwähnten Waren fest in alten guten deutschen Traditionen wurzeln, immer das schmückende Beiwerk zum Hauptfaktor der Verzierung machen, hat seit einigen Jahrzehnten eine neue Bewegung um sich gegriffen, die ihre Vorbilder aus dem fernen Osten hergenommen hat. Das Schwergewicht der japanischen Kunstwerke liegt in der Farbe: wundervolle, fein abgestimmte farbige Glasuren überziehen die unregelmäßig mit der Hand geformten Gefäße, bedecken sie wie die Felle fabelhafter Tiere, fließen an ihnen herab wie leuchtende Edelsteinflüsse. Dies ganz neue Gebiet des keramischen Dekors wurde nun auch uns erschlossen, und nach langen, mühevollen Arbeiten gelang es mehreren ausgezeichneten Keramikern, hervorragende Werke mit dieser koloristischen Tendenz zu schaffen, wohlgemerkt: in Anlehnung, aber nicht in sklavischer Nachahmung der japanischen Vorbilder. Derartige Stücke sind selbstverständlich keine Massenware, sondern jedes einzelne will als ein völlig individuelles Kunstwerk betrachtet und genossen sein. Und wenn man weiß, wieviel Wissen und Mühe der Künstler auf die Herstellung eines solchen

Steinzeugfigur: Kleines Blumenmädchen.



Steinzeugfliesenwand mit eingelegten Reliefplatten und plastischem Schmuck.

Gefäßes verwendet, und wie trotzdem beim Brande durch die Zufälligkeiten des schwer zu bändigenden Elementes häufig der ganze Erfolg in Frage gestellt wird, wird man das kleine Kunstwerk um so höher schätzen und zu seinem Erwerbe gern einmal etwas tiefer in den Beutel greifen. Natürlich gehört ein feiner Geschmack dazu, aus einer solchen köstlichen Vase alle Schönheiten herauszulocken durch gute Wahl der umgebenden farbigen Töne und der Blumen, die man hineinsteckt. Die Mutz-Vasen, die Werke der Brüder von Heider, Professor J. Scharvogels auserlesene Gefäße sind ja allgemein bekannt; allein, es ist erfreulich, daß man in letzter Zeit darauf Gewicht zu legen scheint, außer Ziervasen, die lange Zeit die Fabrikation fast ganz beherrschten, auch andere selbständige Kunstwerke und vor allem direkte Gebrauchsgegenstände herzustellen. So geben unsere Abb. auf S. 276 unten einen Aschbecher mit wundervollen braun und grüngeflossenen Glasuren aus der Werkstatt von Hermann Mutz in Altona und ein breit geschweiftes, graubräunlich geflammtes Schreibzeug von Richard Mutz, Berlin. Vor allem ist es dankbar zu begrüßen, daß die Herstellung schönfarbiger Fliesen einen starken Aufschwung genommen hat. Wundervolle Effekte können durch Einlegen einzelner Fliesen oder kleiner Tableaus in Zimmervertäfelungen, Friese usw. erzielt werden, Ofenverkleidungen, Kaminwände aus diesem herrlichen Material wirken ungemein stimmungsvoll, und sicherlich hat besonders das Bekleiden von Gartensälen und Wintergärten mit derartigen Fliesen, wie sie etwa die von Richard Mutz für die Sonderausstellung im Berliner Kunstgewerbe-Museum hergestellte Wand (s. Abb.) veranschaulicht, eine große Zukunft vor sich. Um selbständige plastische Kunstwerke aus dem edlen Steinzeugmaterial herzustellen, hat sich, abgesehen von den reich von Erfolg gekrönten Bemühungen mehrerer Bildhauer, auch die genannte Firma mit verschiedenen Künstlern in Verbindung gesetzt, die, wie das in unserer Abbildung vorgeführte kleine Blumenmädchen von Richard Knöhl zeigt, wohl verstehen, im Sinne des Materials und im Hinblick auf die Eigenart der Glasuren zu arbeiten und so wirklich keramisch durchdachte Kunstwerke zu schaffen.

Alles in allem hat die Ausstellung des Königlichen Kunstgewerbe-Museums, die jetzt als Wanderausstellung in vielen größeren Städten Deutschlands vorgeführt wird, bewiesen, daß sowohl die biedere, kräftige Bauerntöpferei wie auch die vornehme Künstlerkeramik auf dem richtigen Wege sind, unser praktisches und unser Luxusbedürfnis zu befriedigen. Beide verlangen aber mit Recht anerkannt, nämlich gekauft zu werden.

Vom „Schneiderkarpfen".

Zur Verwendung des Herings in der Küche. Von Richard Gollmer.

Respekt vor dem Hering! Er ist das Fleisch des armen Mannes, und gerade in Zeiten der Teuerung zeigt sich sein Wert.

Der größte Vorzug, den der Hering — der Maatjes ausgeschlossen — hat, seine große Billigkeit, ist aber auch der Grund, daß er auf der feinen Tafel nicht zu finden ist. Bismarck, der ein Liebhaber guter Salzheringe war, hat das des öftern bedauernd ausgesprochen. Man glaube aber ja nicht, im Hering etwas Minderwertiges zu genießen, denn er gehört zu den Edelfischen und zu einer Fischgruppe, die uns die wertvollsten Speisefische liefert. Überdies ist Fischfleisch im allgemeinen eine zuträglichere Kost als Fleisch und enthält nach Dr. Nichols weniger Krankheitskeime. Nach dem gleichen Autor haben für acht Pfennig frisches Heringsfleisch für den Menschen mehr Wert als für 25 Pfennig Speck!

Die auch zur Heringsfamilie gehörigen Bücklinge, Sprotten, Anschovis, Sardellen und Sardinen schließen wir hier aus; darüber findet man in meinem „Fischkochbuch" (Kulinar. Bibl. IV, 60 Pfg. Verlag Carl Georgi, Berlin SW. 11) eine Anzahl von Rezepten. Ebenso versparen wir uns die Rezepte für grüne Heringe auf ein anderes Mal und beschränken uns auf die Salzheringe. Man serviert sie meistens kalt. Dazu wässert man sie sechs bis zwölf Stunden oder legt sie in Milch, was sie milder macht. Vielfach legt man sie ungeputzt in Wasser und fertig zugerichtet in Milch. Auch in bezug auf die folgenden Rezepte, in denen nur vom Wässern die Rede ist, sei auf die feinere Behandlung mit Milch ausdrücklich hingewiesen. Dann reißt man die Backen und Kiemen ab, so daß nur Augen und Nase stehen bleiben, nimmt den Hering aus, entfernt die wenigen Schuppen, schneidet die Bauchlappen recht egal, spült die Fische noch einmal ab, macht auf beiden Seiten auf der Höhe einen Einschnitt, zieht die Haut ab und schneidet den Hering in schräge Stücke. Der Schwanz wird gestutzt. Der Maatjeshering soll weder gewässert noch abgezogen werden. Beide werden auf länglichen Schüsseln, mit Weinblättern oder Petersilie garniert, aufgetragen.

Gibt man dazu Schwenkkartoffeln (geschälte, kleine, am besten neue Kartoffeln mit Butter und gehackter Petersilie durchschwenkt) oder Pellkartoffeln (in der Schale), so hat man die einfachste und einzig zulässige Art der Zubereitung.

Den Salzhering kann man mit Gewürz usw. in Essig legen und diese Marinade nach Wunsch verfeinern. Sehr beliebt sind die kleinen Rollmöpse (halbe Heringe aufgerollt, mit Zwiebel, Salzgurke und Senfkörnern gefüllt, in Marinade gelegt) oder die großen feinen Rouladen (ganze Heringe entgrätet, aufgeklappt, mit Farce aus hartem Eigelb, Mostrich usw. bestrichen, aufgerollt und in Marinade gelegt). Die Marinade kann man durch das Hineinrühren der Heringsmilch sehr verbessern. Man kann aber auch nach russischer Art den zugerichteten Salzhering mit ganz dick gehaltenen, pikanten Saucen, wie Mostrichsauce und Mayonnaise, überziehen oder diese beiden sowie Remouladen-, Kräuter- und Tomatensauce extra dazu geben. Auch kann man die Heringe in feine Streifen schneiden und mit einer dieser Saucen mengen.

Zum Tee gibt man sie in feine Streifen geschnitten und in einer Sauce von saurer Sahne, mit Senf, Öl, Essig, geriebener Zwiebel und Pfeffer gut verrührt.

Bei allen Salzheringen ist die Vorbereitung die gleiche, wie eben geschildert, nur werden in den meisten Fällen noch die Gräten herausgenommen, was sehr sorgfältig geschehen muß.

Kalte Heringsschüssel. Die Salzheringe werden nicht entgrätet in Stücke geschnitten. Dann macht man auf dem Feuer eine Creme aus Weinessig, Eigelb, Butter, geriebenen Zwiebeln, Mostrich und etwas Zucker und gibt sie, etwas abgekühlt, über die Heringsstücke. Garniert wird die Schüssel mit harten Eiern, Mixed Pickles u. dgl.

Gebratener Salzhering, ganz. Die Heringe werden gut abgetrocknet, einzeln in mit Butter und Provenceröl bestrichenes weißes Schreibpapier gewickelt, unter öfterem Umwenden auf dem Rost gebraten und ausgewickelt, mit Zitronensaft beträufelt, zu grünem Salat gegeben. In Rußland umwickelt man die Heringe mit grünem Gras und bäckt sie über glühenden Kohlen auf beiden Seiten gut durch. Dann entfernt man das Gras und serviert die Heringe, mit dicker, saurer Sahne übergossen. Man kann diese Heringe auch mit einer Farce füllen, die man aus hellem Schwitzmehl, Semmelbröseln, gehackten Champignons und Schalotten nebst Petersilie, Maggiwürze und Salz herstellt.

Gebackene Salzheringsschnitten. Entgrätete Heringe werden der Länge nach gespalten und in schräge Stücke geschnitten. Diese werden in Mehl, Ei und Semmelbröseln paniert und in heißer Butter hellbraun gebacken.

Salzheringe zu backen. Nicht entgrätete Heringe werden abgetrocknet, in einer Mischung von Wein (Bier), Eigelb und

Mehl umgewendet und in heißer Butter gebacken. Gute Beilage zu Sauerkohl.

Salzheringe in Blätterteig. Entgrätete Heringe werden halbiert, die Hälften in Stücke geschnitten, gut abgetrocknet und die Stücke mit einer Fischfarce auf allen Seiten überstrichen. Nun schlägt man die Stücke in Blätterteig ein und bäckt sie in siedendem Fett. Zur Fischfarce wird das von Haut und Gräten befreite Fleisch irgendeines Fisches mit Butter fein gewiegt, dazu in Milch aufgeweichtes Weißbrot ohne Rinde gegeben und mit Eigelb, Salz sowie etwas Maggiwürze und Muskatnuß gut verrührt.

Salzheringe in Frikasseesauce. Man schneidet recht große entgrätete Salzheringe in schräge Stücke, bereitet eine Frikasseesauce und läßt die Heringsstücke einmal darin aufkochen.

Falsche Austern, gebacken. Die Milch von Salzheringen wird sehr gut ausgewässert und in austerngroße Stücke geschnitten. Jedes dieser kommt mit frischer Butter, Muskat, gehackten Sardellen, einer Prise feinem Reibbrot, etwas Zitronensaft und ein paar Tropfen Maggiwürze in eine Austernschale. Darauf gibt man einige Kapern, wieder Reibbrot, Muskat, Zitronensaft und Butter, bäckt die Austern im Ofen schön braun und serviert sie mit Zitronenachteln.

Gehackter Salzhering. Entgrätete Heringe werden mit Zwiebel, Petersilie, Kapern, Apfel, Zitronenschale, Essiggurke und hartem Eigelb ganz fein gewiegt. Dann rührt man diese Masse durch ein Sieb, mengt sie mit Olivenöl und richtet sie bergartig auf einem Teller oder in einer Glasschale an. Garnitur: Grüne Petersilie und das gehackte Eiweiß.

Man kann auch Heringsrümpfe davon formen, denen man die vorher beiseite gelegten Köpfe und Schwänze ansetzt. Diese Heringsmasse bildet auch einen guten Belag für Brötchen.

Heringsbuletten. Entgrätete Salzheringe werden fein gehackt und mit eingeweichten und wieder ausgedrückten Semmeln, ganzen Eiern, zerlassener Butter und gehackten Schalotten gut vermischt. Aus dem Teige formt man breitgedrückte runde Klößchen und bäckt diese in Butter hellbraun.

Man kann auch aus dem Teige Koteletten formen und gibt Tomatensauce dazu.

Heringskroquetten macht man ebenso, nur nimmt man statt des Weißbrotes geriebene gekochte Kartoffeln. Dann formt man kleine Würstchen, wälzt diese in Ei und Panniermehl und bäckt sie in heißem Palmin. Läßt sich auch von frischem, mariniertem und geräuchertem Salzhering machen.

Heringsklopse. Wie Heringsbuletten, nur nimmt man statt der eingeweichten Semmel trockene Semmelbröseln und gibt, wenn der Teig nicht geschmeidig genug ist, etwas saure Sahne dazu. Dann formt man runde Bällchen, paniert und brät sie oder kocht sie wie Königsberger Klops (mit Frikasseesauce). Läßt sich auch aus frischen Heringen machen.

Heringspfännchen. Entgrätete Salzheringe werden sehr fein gehackt und mit Semmelbröseln, gehacktem Kalbsbraten (Reste!), in Butter gedünsteten Schalotten, saurer Sahne, und Eidottern sehr gut vermischt. Mit dieser Masse füllt man kleine Ragouttiegelchen (oder Muscheln), bestreut sie mit Semmel, Parmesankäse und Butterstückchen und bäckt sie im Ofen bei mäßiger Hitze 20 Minuten.

Heringscreme. In 250 Gramm Butter kocht man 4 große, feingehackte Zwiebeln weich, gibt dann etwas Mehl und das ebenfalls sehr feingehackte Fleisch von vier entgräteten Salzheringen und einen Tassenkopf sehr fein gewiegtes, gekochtes Kalbfleisch dazu, mischt drei mit Sahne verklopfte Eidotter darunter, nach Belieben auch etwas Zitronenschale, Pfeffer und Maggiwürze, läßt unter stetem Rühren gut heiß werden und füllt es in eine Schale. Schmeckt erkaltet sehr fein und ist auch sehr gute Füllung für Herings Pastetchen.

Heringsauflauf. Vier schöne entgrätete fette Vollheringe schneidet man in kleine Würfel. Dann dünstet man drei klein geschnittene Zwiebeln in Butter weich und mischt sie unter die Heringe. Nun rührt man 165 Gramm Butter zu Schaum, gibt nach und nach 8 Eidotter, ½ Liter dicke, süße Sahne, 750 Gramm gekochte und geriebene Kartoffeln sowie den Schnee der acht Eier dazu und mengt gut durch. Dann füllt man eine gut ausgebutterte Form schichtweise mit der Kartoffel- und der Heringsmasse, so daß zu unterst und zu oberst Kartoffeln sind, überstreut mit Semmelbröseln, Parmesankäse und Butterstückchen und bäckt den Auflauf im Ofen eine Stunde bei mäßiger Hitze.

Heringspudding. Entgrätete Heringe werden mit geriebener Semmel, feingehacktem Kalbsbraten, Eidotter, in Butter gedünsteten Schalotten und saurer Sahne zu einer sehr feinen Farce verarbeitet. Mit dieser füllt man eine gut ausgebutterte Puddingform und bäckt sie im Ofen 40—45 Minuten oder kocht sie im Wasserbade. Der Pudding wird ausgestürzt, mit grüner Petersilie garniert und mit oder ohne Sauce serviert.

Heringspastete. Entgrätete Salzheringe werden der Länge nach gespalten. Dann bedeckt man den Boden einer hohlen Teigpastete mit einer Schicht feiner Farce, die man aus Hecht- oder Karpfenfleisch, Milchbrot, Sardellen, in Butter geschwitzten Schalotten und Champignons, Eidotter, geriebenem Parmesankäse, Maggiwürze, Petersilie, Muskat und sehr wenig Salz und Pfeffer herstellt. Darauf stellt man die zusammengerollten Heringshälften dicht an dicht, streicht Farce dazwischen und darüber, schließt die Pastete mit einem Teigdeckel und bäckt sie bei mäßiger Hitze ¾ Stunde. Dazu gibt man extra eine Kapern-, Kräuter-, Champignon- oder Tomatensauce.

Heringspie. Entgrätete Heringe werden der Läng nach gespalten, und jede Hälfte wird mit Pfeffer eingerieben und mit Zitronensaft beträufelt. Nun legt man eine Pieschüssel mit Teig aus und gibt auf den Boden reichlich gehackte Äpfel mit gehackten Zwiebeln, zu gleichen Teilen gemischt. Darauf kommen Heringe, dann wieder Äpfel und Zwiebeln, und darüber streut man Butterstückchen und fein gehackte Zitronenschale, gießt etwas Bouillon dazu, schließt dicht mit einem Teigdeckel und bäckt in mäßig heißem Ofen drei Viertelstunden.

Heringskartoffeln. Frisch gekochte Kartoffeln (ohne Schale) werden in Scheiben geschnitten, in eine Kasserolle gegeben und mit einem guten Stück Butter sowie einer gehackten Zwiebel umgewendet. Dann gibt man etwas fein gehackten Schinken und reichlich in kleine Würfel geschnittene, entgrätete Salzheringe nebst einer Tasse Brühe aus Maggis Bouillonwürfeln dazu und läßt das Ganze rasch einmal aufkochen.

Man kann auch Kartoffeln und Hering schichtweise in eine Form legen, eine Sauce aus Butter, Zwiebeln und Bouillon darüber geben und im Ofen backen.

Heringsposesen. Man schneidet von 1—2 Tage altem Weißbrot gleich große, 1½ cm starke Scheiben, taucht diese schnell in Milch und dann in zerlassene Butter, bestreicht eine Scheibe mit Heringsfarce (siehe „Gehackter Hering" oder „Heringscreme"), legt eine zweite darüber, umhüllt die Posesen mit Ausbackteig und vollendet sie in siedendem Fett.

Teltower Rüben mit Salzhering. Man putzt die Rüben und kocht sie mit Wasser, Salz und Bouillon halbweich, dann gibt man Salzhering, entgrätet und in Stücke geschnitten, hinein, läßt an der Seite des Feuers etwas ziehen, gibt dann Semmelbrösel oder geriebenes Brot und etwas Muskat dazu und läßt es zusammen aufkochen. Besonders gut mit geräuchertem Salzhering.

Hecht mit Salzhering. Wie üblich geputzte Mittelhechte und entgrätete Heringe schneidet man in Stücke und packt beides eng zusammen in eine Kasserolle. Dann gibt man Butterstückchen, saure Sahne, Wasser, Salz, Muskat und Zitronensaft darauf und läßt dies gut zugedeckt schmoren. Den Hering kann man auch ganz klein hacken.

Kalbfleisch mit Heringsmilch. Man dünstet gehackte Zwiebeln in Butter weich, gibt dann saure Sahne, Pfeffer, Muskat und die fein gehackte, gut gewässerte Milch von einigen Salzheringen und zuletzt dünne Kalbfleischscheiben hinein und läßt das Ganze auf gelindem Feuer gut durchschmoren.

Warme Heringssauce. Eine fein gehackte Zwiebel dünstet man in Butter weich, macht dann ein helles Schwitz-

mehl, das man mit einem halben Liter Bouillon zu einer seimigen Sauce verkocht, in die man einen entgräteten Hering, der entweder sehr fein gehackt oder im Mörser zu Salbe verrührt ist, nebst etwas Estragonessig oder etwas Weißwein mischt. Wer die Saucen sehr pikant liebt, kann noch Kapern, Pfeffer, Lorbeer, gehackten Estragon und Perlzwiebeln beifügen.

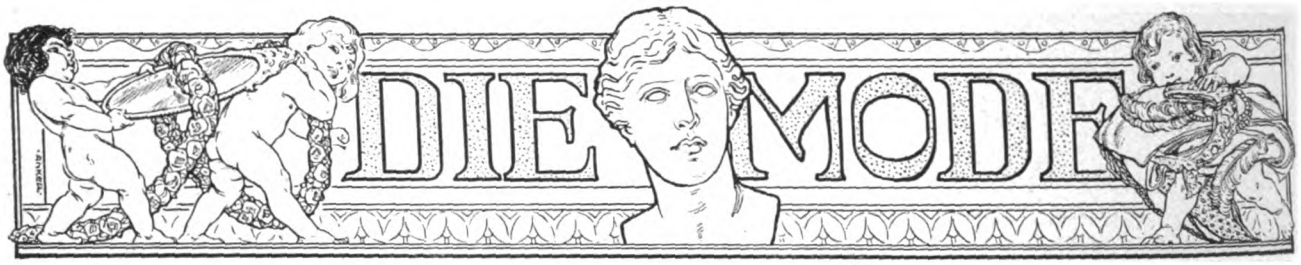
Kalte Heringssauce. Zwei entgrätete Salzheringe werden im Mörser zu Brei zerrührt, mit sechs harten Eidottern, einer großen geriebenen Zwiebel, einem Teelöffel Maggiwürze, einem Teelöffel Mostrich, acht Eßlöffeln Olivenöl und mit entsprechend viel Essig zu einer dicklichen Sauce verarbeitet, die zu kaltem Fleisch aller Art paßt.

Heringsbutter wird wie Sardellenbutter zubereitet.

Zum Schluß noch zwei Rezepte für Räucherhering, der aber außerdem genau wie Bückling behandelt werden kann.

Räucherhering, gebraten. Man wässert den Räucherhering sehr heiß, enthäutet und entgrätet ihn, legt ihn noch eine halbe Stunde in warme Milch, trocknet ihn und reibt ihn mit Cayennepfeffer ein, wälzt ihn in gehacktem Schnittlauch, dann in Ei und Mehl und brät ihn in Butter. Er kann auch ungehäutet ohne alle Zutaten in der Pfanne gebraten werden, bis die Haut aufplatzt. Man kann dann noch Zwiebeln in die Pfanne geben und die Sauce mit Mostrich verrühren.

Italienischer Räucherhering. Der in siedendem Wasser gewässerte, gut geputzte, enthäutete und entgrätete Hering wird innen und außen mit Mehl eingerieben, in klein gehackter Petersilie gewälzt und in Öl gebraten. Gute Beilage zu Makkaroni.



Kranzchenkleid für junge Damen, elegantes Hauskleid. (Abb. 166 u. 167.) Die Überbluse steht noch immer hoch in Gunst bei der Dame Mode. Und nicht mit Unrecht, denn sie ist für alt und jung kleidsam und von einer fast unbegrenzten Wandlungsfähigkeit. Durch eine Überbluse wird auch unser hübsches Modell (Abb. 166) aus resedafarbenem Tuch vervollständigt, das durch die dazu getragene creme Spitzenstoffbluse ein besonders freundliches Aussehen erhält. Letztere umschließt ziemlich glatt den Oberkörper und zeigt den Ärmel als halblange, in einem Bündchen verlaufende Puffe. Die durch resedafarbene Panneblenden garnierte Überbluse hat vorn wie im Rücken einen runden Ausschnitt, die untere Hälfte wird durchbrochen gearbeitet, so daß der Spitzenstoff leicht zwischen den Pannespangen hindurchschimmert. Die Taille umspannt ein faltiger Pannegürtel, unter dem der fußfreie Plisseefaltenrock hervorfällt, der aus geraden Bahnen besteht und durch grünes Samtband garniert ist. Zu diesem Anzug ist der Schnitt für die Taille in 40, 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108 und 116 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter, für die Überbluse 1,25 Meter und für die Unterbluse bei 56 Zentimetern Breite 2 bis 2,25 Meter. — Zur Herstellung des kleidsamen Hauskleides diente grauer, grüngestreifter Wollstoff, zu dem grüner Seidenvorstoß die Garnitur ergab. Die auch im Rücken durch je drei Quetschfalten vervollständigte Bluse zeigt die Vorderteile durch Stüfchengruppen, die in Brusthöhe ausspringen, bereichert und durch eine bogige Passe abgeschlossen, die Knöpfchen, Schnurschlingen und Vorstoß schmücken. Ihren kleinen runden Ausschnitt füllt eine Passe aus weißen Seidenblenden, während ein schmaler weißer Spitzenkragen die Ausschnittumrisse betont. Der halblange Puffärmel ist reichlich weit geschnitten und unten in ein Bündchen gefaßt. Überein-

Abb. 166 u. 167. Kränzchenkleid für junge Damen, elegantes Hauskleid.

stimmend mit der faltigen Bluse wird auch der faltige Rock gearbeitet, der durch fünf aufgesetzte doppelte Quetschfalten als Faltenrock wirkt. Er wird aus elf Bahnen geschnitten, die glatten Falten sind durch Querblenden verziert und die Faltenbahnen in querer Stofflage genommen, wodurch sich ein aparter Effekt ergibt. Der zur Herstellung dieses gefälligen Anzuges erforderliche Schnitt ist für die Bluse in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5,25 Meter, für die Bluse 2 bis 2,25 Meter.

Promenadenkostüm mit Kimonojacke. (Abb. 168.) Die Zusammenstellung einer einfarbigen Jacke mit einem karierten oder gestreiften Rocke gilt in dieser Saison als ganz besonders modern. Von eigenartigem Reiz erweist sich unser schickes Modell Abb. 168, das durch eine der hochmodernen Kimonojacken vervollständigt wird, die, hier aus bronzebraunem Tuch, durch gleichfarbige Seidentressen garniert ist. Offen zu tragen und vorn mit abgerundetem Schoß gearbeitet, zeigt das ziemlich lose Jackett den halblangen glockigen Ärmel zur Hälfte dem Vorderteil, zur Hälfte dem Rücken angeschnitten, wodurch es die natürliche Schulterlinie betont. Den Schoß unterbrechen tiefe Schlitze, die durch die Tressenumrandung markiert werden. Sehr apart wirkt hierzu der leicht schleppende, braun und weiß gewürfelte Rock, dessen brauner Randstreifen mit dem Jackett übereinstimmt. Mäßig weit und glockig geschnitten, fällt er nach unten etwas tollig aus, während er oben die Hüfte glatt umschließt. Sein Schnitt ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der des Jacketts in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,25 Meter, für den Rock 3,25 Meter.

Empirekleid aus Tuch, Promenadenanzug mit langem Paletot. (Abbildungen 169 u. 170.) Das Empirekleid spielt in der jetzigen Saison wieder eine große Rolle. Und es läßt sich nicht leugnen, daß die kurztaillige hochgegürtete Form einen ganz besonderen Reiz für sich hat. In der Form der Empirekleider wurde auch unser schönes Modell aus rotlila Tuch gearbeitet, das durch einen cremefarbenen Spitzenstofflatz ein freundliches Aussehen erhält. Das kurze blusige Leibchen tritt vorn gekreuzt übereinander und wird vorn wie im Rücken durch einen breiten Reverskragen aus Filetstoff ausgestattet, der in der

Abb. 168. Promenadenkostüm mit Kimonojacke.
Abb. 169 u. 170. Empirekleid aus Tuch, Promenadenanzug mit langem Paletot.

Farbe des Kleides gefärbt ist und durch starke seidene Reliefstickerei verziert wird. Der eigenartige Ärmel umspannt in tiefen Querfalten den Arm und schließt unterhalb des Ellbogens mit einer gestickten Manschette ab, die mit dem Reverskragen übereinstimmt. Die kurze Taille umspannt ein Gürtel aus Libertyseide, unter ihm fällt, leicht eingereiht, der schlanke, etwas schleppende Rock hervor, der im übrigen ungarniert bleibt. Zu dieser aparten Toilette ist der Schnitt in 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter. — Durch einen der modernen halblosen Paletots, wie sie in dieser Saison mit Vorliebe von der eleganten Dame getragen werden, wird der schicke Promenadenanzug Abb. 170 vervollständigt. Aus sandfarbener Bastseide gefertigt, ist er mit weißer Seide gefüttert und mit einer gelblichen Seidentresse besetzt, in der hier und da Silbereffekte aufleuchten. Der völlig kragenlose Paletot ist im Rücken dreiviertelanliegend gearbeitet, vorn offen zu tragen und mit tiefen Schlitzen versehen, die die glatte Fläche des Schoßes unterbrechen und mit Tresse umrandet sind. Der japanische Ärmel ist halb dem Vorderteil, halb dem Rücken angeschnitten und zeigt am unteren Rande seine größte Weite. Sehr schick wirkt zu dem hellen Paletot der aus feinem sandfarbenen Tuch gefertigte Glockenrock. Mit schmalen gleichfarbigen Panneblenden besetzt, ist er etwas schleppend geschnitten und zeichnet sich durch seinen schlanken Fall aus. Sein Schnitt ist in 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der des Paletots in 44, 46, 48, 50 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 2,50 bis 2,75 Meter, für den Rock bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter.

Abb. 171. Damennachthemd in Empireform.

Damennachthemd in Empireform. (Abb. 171.) Zur Herstellung des eleganten Nachthemdes diente feinstes weißes Hemdentuch, während die Ausstattung in feiner Schweizerstickerei und Stüfchenschmuck bestand. Er wird mit kleinem viereckigen Ausschnitt gearbeitet, die Achselstücke wie die seitlich schließende Passe des Hemdes bestehen aus Einsatz und Stüfchen, außerdem schließt farbiger Banddurchzug oben den Koller ab. Vorder- und Rückenteile setzen sich in Reihfalten dem letzteren an, der zierliche Ärmel ist ziemlich weit geschnitten, unterhalb des Ellbogens in ein Stickereibündchen gefaßt und mit breitem Stickereivolant abgeschlossen. Zu diesem mit Hilfe des Schnittes leicht anzufertigenden Nachthemd ist der Schnitt in 40, 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 4,50 Meter.

Zwei Kleider für stärkere Damen. (Abb. 172 u. 173.) Die blusige Taille gilt noch immer als die vorteilhafteste Form für stärkere Damen, da sie eine reichliche Fülle immer noch besser verbirgt als die glatt anliegende Taillenform, die die Linien der Figur deutlich zur Geltung bringt. Unsere Abbildungen veranschaulichen zwei für korpulente Gestalten geeignete Kleider, die beide, durch Blusentaillen vervollständigt, für den täglichen Gebrauch bestimmt sind. Das Modell zu Abb. 172 ist aus dunkelgrünem Wollstoff gefertigt, durch gleichfarbige Schnurstickerei verziert und durch einen Latzteil aus cremefarbener Spitze aufgehellt. Als Garnitur dient ein dreifacher übereinanderfallender Schulterkragen, dessen einzelne Teile soutachiert sind, und der sich auch im Rücken fortsetzt. Im Taillenschluß treten die Vorderteile in leichtem Bausch in den geschweiften Gürtel, der lange Ärmel bildet eine volle Puffe, die eine lange, glatte Manschette abschließt. Der leicht schleppende Rock umschließt glatt die Hüfte und fällt, mäßig weit geschnitten, durch seine Glockenform unten tollig aus. Die schmale glatte Vorderbahn zeigt gleichfalls Soutachestickerei. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,25 Meter, für die Taille 2 bis 2,25 Meter. — Für das zweite Kleid Abb. 173 ergab hell- und dunkelgrau gestreifter Wollstoff, in dem sich hier und da feine schwarze Streifen zeigten, das praktische Material. Als Garnitur diente schwarze Tresse, während sich der schmale

Abb. 172 u. 173. Zwei Kleider für stärkere Damen.

Abb. 174 u. 175. Eleganter Wäscheunterrock, blusige Untertaille.

Latzteil aus weißen Gipüreinsätzen und grauen Seidenblenden zusammensetzte. Bei der blusigen Taille sind die Vorderteile oben in feine Fältchen abgenäht, die ausspringend einen leichten Bausch ergeben. Den sich bis zum Gürtel ziehenden Latzteil begrenzen zu beiden Seiten Patten aus Tresse, deren Abschluß je eine graue Seidenquaste ergibt. Das Armloch wird gleichfalls durch Tresse umrandet, wie auch Tresse den Ärmel besetzt, der, oben ziemlich weit und faltig, unterhalb des Ellbogens in Fältchen abgenäht ist und mit einer glatten Manschette abschließt. Sehr elegant wirkt hierzu der leicht schleppende Tunikarock, dessen unterer Teil aus quer genommenem Stoff besteht, während die Tunika längsgestreift ist. Ringsum zweimal mit Tresse besetzt, tritt sie in der vorderen Mitte leicht übereinander, während sie hinten in einer Spitze ausfällt. Der Schnitt ist für die Taille in 40, 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch für den Rock bei 1,10 Metern Breite 3,25 bis 3,50 Meter, für die Taille 1,75 bis 2 Meter.

Abb. 176. Mädchenhut aus Batist.

Eleganter Wäscheunterrock, blusige Untertaille. (Abb. 174 u. 175.) Unsere Abb. 174 zeigt einen Wäscheunterrock aus weichem Batist mit faltiger Hinterbahn, die in Reihfalten unter dem Kollerbund hervorfällt. Die Ausstattung besteht in einem hohen gereihten Volant aus weißem Seidenbatist, der, durch Valenciennesinsätze und Spitze garniert, oben mit durch Einsatz geleitetem Banddurchzug abschließt. Der Schnitt ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 5,50 Meter. — Zur Herstellung der rund ausgeschnittenen Untertaille diente gleichfalls weißer Batist, während die Ausstattung in feiner Schweizerstickerei und Wäschebörtchen bestand. Glatt die Büste umschließend, tritt die Untertaille im Taillenschluß in Reihfältchen in den schmalen Gürtel, unter dem ein Serpentineschößchen hervorfällt. Den Verschluß bewirken Knopflöcher und Knöpfe. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50, 52, 54 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 82 Zentimetern Breite 90 Zentimeter bis 1 Meter.

Mädchenhut aus Batist. (Abb. 176.) Mit unserer Abb. 176 veranschaulichen wir eine zierliche Kopfbedeckung aus weißem Batist, die mit farbigem Band- und Schleifenschmuck verziert und von reizvoller Wirkung ist. Die durch Gaze gesteifte, oben wie unten mit Batist bezogene Krempe kann beliebig geschweift und durch Drahtband gesteift werden. Der Kopf setzt sich in Falten der Krempe auf, den Ansatz verdeckt die Bandgarnitur. Hierzu ist der Schnitt zum Preise von 30 Pfennig vorrätig.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstverfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 166 bis 176 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstraße 37—41, zu beziehen. Für Taillen usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Sparsamkeit sonst und jetzt.

Plauderei von Margarete Pochhammer.

Auf den ersten Blick will es scheinen, als wäre man früher viel sparsamer gewesen. Ich denke vierzig bis fünfzig Jahre zurück in die Zeit, wo es in Durchschnitts-Haushaltungen noch kein Büfett und keine Polsterstühle gab, wo in der guten Stube nur Sonntags geheizt wurde, und wo man zum Morgenkaffee trockene Semmeln aß. Da war das Leben noch billig! Ich habe es in alten Haushaltsbüchern gesehen, deren Studium uns ganz traurig machen kann. Eine fette Gans kostete 1 Tlr. 2½ Sgr., das Pfund vom besten Rindfleisch 5 Sgr., Obst und Gemüse standen im Verhältnis dazu. Man brauchte tatsächlich nur die Hälfte vom heutigen Wirtschaftsgeld.

Und wie bescheiden waren die übrigen Ansprüche! — Geduldig trug man das Sonntagskleid, bis es Alltagskleid werden mußte und man ein neues Sonntagskleid verantworten konnte. Das wurde dann mit der Hausschneiderin — Julchen oder Jettchen hieß sie gewöhnlich — in zweitägiger Sitzung hergestellt. Zu Ostern wurde der dunkle Strohhut und zu Pfingsten der helle Strohhut zurechtgemacht. Die Lebensdauer des Wintermantels reichte bis an die Grenzen der Möglichkeit. Das Gesellschaftskleid — meine Mutter nannte es „den höchsten irdischen Glanz" — war aus schwerer Seide (keinesfalls wäre man anders als im seidenen Kleid in Gesellschaft gegangen), aber es hielt dafür auch unglaublich lange und wurde nur alle paar Jahre „modernisiert".

Kurz und gut: Toilettengeld brauchte man auch nur die Hälfte. — Und die Wohnungen waren billiger, und an Möbeln stand viel weniger darin. Mit der Beleuchtung richtete man sich natürlich auch sparsam ein. War auch die Zeit der Talglichte und der Lichtschere schon vorüber, so bildete doch eine Öllampe für die ganze Familie eben nur eine bescheidene Lichtquelle. Und es bedeutete schon einen Luxus — und ein Wagnis — als im Familienrat die Anschaffung der ersten Petroleumlampe beschlossen war. —

Kommen wir uns nicht wie Verschwender vor — bei solchen wahrheitsgetreuen Erinnerungen? Im Haushalt sind ja gewiß unsere Mehrausgaben größtenteils unfreiwillig. Wir seufzen genug über die steigenden Preise der Lebensmittel. Aber wir haben uns doch so sachte daran gewöhnt, manche kleinen Zugaben unerläßlich zu finden und uns auf allerlei Weise die Arbeit bequemer zu machen. Wofür wären denn die vielen appetitlichen Sachen da, die in großen Fabriken „preiswürdig" hergestellt werden! — Und die Kleidung — die ist ja für die Frauenwelt etwas völlig anderes geworden! Was gehört heutzutage alles dazu, um auf der Höhe der Zeit zu sein! Und wie oft steuert der Modewechsel die ganze Garderobe um! Und wer richtete sich heutzutage nicht nach der Mode! Höchstens die „paar Reformdamen", die aber deshalb nicht billiger wirtschaften. Denn das „Künstlerische" kostet doch auch ein gutes Stück Geld.

Die Wohnungseinrichtung ist nun erst recht auffallend „fortgeschritten". — Im Eßzimmer genügt das Büfett schon nicht mehr (obwohl seine Dimensionen sich mit den Jahren erheblich vergrößert haben), es gehört noch eine „Anrichte" dazu. — Im Salon — um gute Grundsätze anzudeuten, nennen manche ihn Damen-Wohnzimmer — steht eine stilvolle Garnitur; wunderhübsch anzusehen und — ein Vorzug gegen früher — wirklich im Gebrauch. Das Herrenzimmer ist nicht mehr denkbar ohne pomphaften Bücherschrank. Einfache offene Regale für die Bibliothek sind überwundener Standpunkt. Klubsessel sind unerläßlich. Das lederbezogene Sofa wird umrahmt von dem mehr oder weniger kolossalen „Umbau". Neuerdings heißt er „Architektur". Spiegel sind zwar aus dem Wohnzimmer verbannt, sie finden sich aber desto reichlicher im Schlafzimmer. Der Waschtisch trägt einen breiten als Aufsatz, der Garderobenschrank hat eine Spiegeltür. Der Toilettentisch ist mit drei Spiegeln ausgestattet.

Licht flutet überall von der Decke herab; mindestens von Gaskronen, wenn's irgend geht aber elektrisch aus modernen Lichtkörpern aller Art.

Ja, ja, die Zeiten sind andere geworden.

Kann von Sparsamkeit da überhaupt noch die Rede sein?

Wir wollen erst einmal feststellen, was in Wahrheit „Sparsamkeit" ist: Nicht nur — nach der landläufigen Anschauung — möglichste Beschränkung im Geldausgeben, sondern das richtige Ineinanderwirken von Kraft, Zeit und Geld. Mit diesen drei Faktoren werden ja doch — genau besehen — alle Exempel unseres praktischen Lebens ausgerechnet. Sie stellen die drei Kapitalien dar, mit denen wir unser Lebenskonto zu bestreiten haben. Kraft und Zeit werden allen Erdenbürgern mit der Geburt verliehen, ohne Garantie für die Höhe des Kapitals, d. h. ohne Garantie für Gesundheit und Lebensdauer. Beide lassen sich befestigen, erhöhen durch den richtigen Gebrauch des dritten Kapitals, des Geldes, das wir uns doch gleichzeitig mit ihrer Hilfe verdienen müssen. Dieses sinngemäße, zukunftschaffende Ineinanderwirken der drei Kapitalien ist im eigentlichen, volkswirtschaftlichen Sinne Sparsamkeit. Nehmen wir ein paar Beispiele: Es ist sparsam, nicht zu fahren, sondern zu Fuß zu gehen. Wenn man aber durch eiliges Laufen sich übermüdet, so verschwendet man Kraft. Und wenn man trotz des Laufens zu spät kommt und dadurch einen Vorteil verliert, so verschwendet man Zeit. Also: Unter Umständen ist es sparsamer, in der Automobildroschke zu fahren, als zu Fuß zu gehen.

Kuchenessen galt nach altem Brauch als Verschwendung. Ist man aber auf Stadtwegen müde und hungrig geworden, so bedeutet die Einkehr beim Konditor — Sparsamkeit. Man opfert zwar Zeit und Geld, gewinnt aber dabei Kraft, die den Verlust übersteigt.

In diesem Lichte gesehen, würde nun vieles, was früher sparsam war, es heute nicht mehr sein. Und manches, was früher für ehrenwerte Sparsamkeit galt, ist eigentlich immer Verschwendung gewesen. Man sparte an der Verpflegung, an der Behaglichkeit und entzog sich dadurch Kraft und Zeit. Daß man das nicht empfand oder sich nicht klarmachte, lag an dem Unbewußteren aller früheren Zeit. Heutzutage denkt man viel mehr über die Lebenserscheinungen nach, vergleicht und prüft und hat ja auch ein ganz anderes Rüstzeug dazu.

Besonders die Frauen haben anders nachdenken gelernt. Wollte man heute noch alles im Hause nähen, es wäre Verschwendung; Strümpfe stricken — Verschwendung; Einmachen, wenigstens im Stadthaushalt, wäre oft Verschwendung. Eigentlich ist ja das Einzelnkochen für kleine Familien die allerärgste Verschwendung, denn es absorbiert bei den Beteiligten eine Summe von Zeit und Kraft, der gar keine Ersparnis an Geld gegenübersteht. Daran darf man aber noch nicht rühren, denn diese Art der „Verschwendung" ist fast allen Hausherren und den meisten Hausfrauen noch Herzensbedürfnis. Mögen sie ihm nachgeben — doch, bitte, mit dem Bewußtsein mangelnder Sparsamkeit.

Nun soll aber aus diesen Erwägungen nicht etwa der bedingungslose Rat gefolgert werden: Kauft fröhlich drauf los! Gönnt euch alles, was die Industrie an Erschwinglichem bietet. Darin liegt ja gerade die moderne Gefahr, daß so vieles einzelne erschwinglich ist und den Einkauf lohnt und man sich dadurch zu einer zu großen Zahl von Einkäufen verleiten läßt!

Auf dem Gebiete der Kleidung z. B. geht es so mit der Bluse. Ohne Zweifel spart man mit Hilfe fertig gekaufter Blusen Kraft, Zeit und Geld, die man beim Arbeitenlassen ganzer Toiletten nach Maß verbrauchen würde.

Häufig aber werden zu einem Rocke so vielerlei verführerische Blusen eingekauft, daß die Geldersparnis gründlich wieder verloren geht.

„Nur eine Bluse", das betrachten manche Damen als stets berechtigte Ausgabe — „nur ein Band, ein neuer Kragen . . ., nur ein Schlips" bilden allermindestens die gewöhnlich dabei notwendigen Ergänzungseinkäufe.

Ganz leicht ist es ja nicht, fortwährend das Rechenexempel im Kopfe zu haben und sich bei jedem Wunsch und jeder Notwendigkeit klarzumachen: Wie greifen Kraft, Zeit und Geld hier ineinander? Und vielleicht erscheint es manchem als Mangel an Sparsamkeit, wenn man seine kostbaren Gedanken an solche Überlegungen wendet.

Aber unsere Gedankenwelt ist ja doch kein feststehendes Kapital, sondern ist der Entwicklung und Ausdehnung fähig. Und der hohe Gedankenflug wird um so flotter und freudiger vonstatten gehen, je klüger und sicherer wir unsere Alltäglichkeiten geordnet haben.

Heimgefunden.

Ich steh an deines Hauses Schwelle,
Ich ging so lang' durch Not und Nacht,
Zu mir dringt deines Herdes Helle,
Von Licht und Warme eine Welle,
Da ist mein totes Herz erwacht.

Da hob ich still die scheuen Blicke,
Fand ich zu spät den Weg zu dir?
Du sahst mich an mit ernstem Glücke,
Und dieser Blick, der ward die Brücke,
Die Brücke zwischen dir und mir.

Und lächelnd kamst du mir entgegen,
Nahmst mich wie ein verirrtes Kind
In deinen Arm. Wird so viel Segen
Wohl allen, die auf dunklen Wegen
So lange irr gegangen sind?

Grete Massé.

Kartenpapierarbeiten.

Von Hermine Steffahny.

Wie reizend man die anspruchslosen Kartenpapierarbeiten ausgestalten kann, zeigen die beiden besonders fein ausgeführten Gegenstände, die wir heute abbilden: eine kleine Visitenkartenschale und ein Bilderrahmen. Das Material dazu gaben Kartenpapier (Papierkanevas), etwas zartgrüner Seidenstoff, weißer Karton und feiner Goldfaden.

Für die kleine Schale nimmt man ein Stück Kartenpapier von 99 Loch Breite und 124 Loch Höhe und zeichnet darauf leicht die Linie für den nachher hochzuklappenden Rand an, 18 Löchlein weit von der Außenkante entfernt. Man beginnt nun, am Boden der Schale die kleinen Kleeblätter, die die vier Ecken schmücken, herauszuschneiden, und zwar, von der

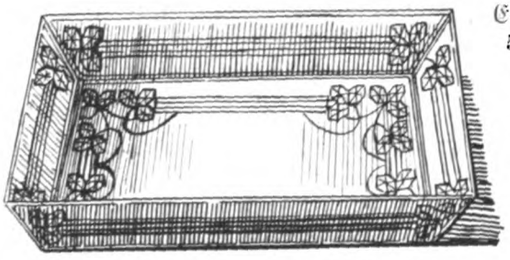


Abb. 1. **Visitenkartenschale.**

nach der Seite von der eingezeichneten Linie entfernt. Die Größe und Gestalt der auszuschneidenden Formen sowie ihre Entfernung voneinander ersieht man genau aus der auseinander geklappten Gesamtansicht der Schale (Abb. 3) und aus dem beigefügten Detail (Abb. 4); ebenso auch die Ausführung der drei langen Reihen, deren äußerste 6 Loch von der Grenzlinie entfernt ist. Ist alles ausgeschnitten, so wird das Muster mit dem Goldfaden eingestickt. Man füllt mit kleinen Spinnen die Blätter, während die langen Reihen durch Grätenstiche überspannt werden. Die Stiele und Umrandungslinien geben einfache, aneinandergereihte Stiche; siehe die Abbildungen. Die vier Ränder führt man in der gleichen Weise aus, nachdem man zuvor die Keile an den Ecken ausgeschnitten hat. So-

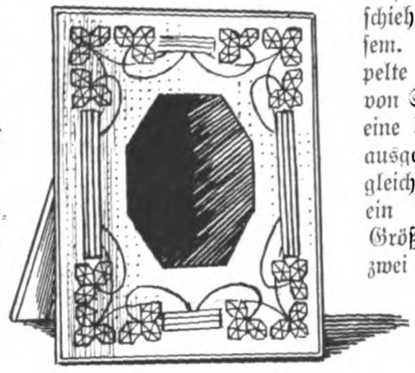


Abb. 2. **Bilderrahmen.**

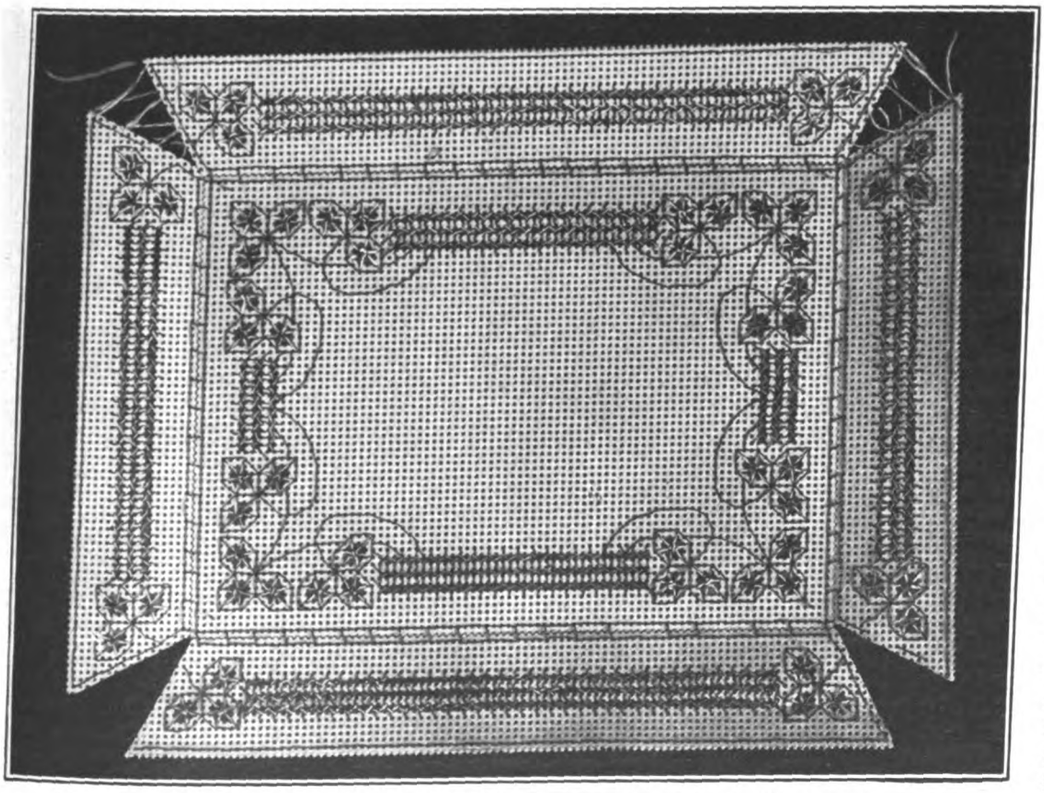


Abb. 3. **Ausgebreitete Ansicht der Schale, zugleich das Muster zu Abb. 1 und 2.**

dann schneidet man ein zweites Stück Kartenpapier von gleicher Größe wie das erste und ein Stück grünen Seidenstoffes im selben Format. Nachdem man auch bei dem zweiten Kartenpapierstück, dieses Mal an dessen Rückseite, die Breite des Randes anzeichnete, ritzt man beide, ebenfalls am Rücken, ein wenig ein, um das Hochbiegen des Randes zu erleichtern. Nun legt man den Seidenstoff zwischen beide Teile und verbindet diese durch dichte Stiche ringsum in den äußeren Lochreihen. Auch um die Bodenfläche der Schale führt man solch eine Stichreihe aus, desgleichen um die unteren Kanten der Ränder. Zwischen diesen beiden Nähten werden die Bruchlinien durch regelmäßig übergreifende Stiche gesichert. Das Ecke ausgehend, 5 Loch nach oben wie Verbinden der Ecken erfolgt ebenfalls durch Goldfaden. — Der kleine Bilderrahmen hat genau die Größe des Bodens der Schale, also eine Höhe von 90 und eine Breite von 65 Loch. Die Ausführung des Musters geschieht in der gleichen Weise wie bei diesem. Ebenso wird auch hier das doppelte Kartenpapier mit der Zwischenlage von Seide verwendet. In der Mitte wird eine beliebig große Öffnung für das Bild ausgeschnitten. Die Rückwand und zugleich den Ständer des Rahmens ergibt ein Stück weißer Karton in passender Größe. — Dieser Karton erhält nun zwei Längseinschnitte, die bis zur unteren Kante geführt werden, so daß sich der zwischen ihnen liegende Kartonstreifen nach unten völlig abheben läßt. Er bildet den Ständer des Rahmens und wird oben an seinem Ausgangspunkte querüber an der Rückseite auch leicht eingeritzt, damit er sich besser nach außen biegen läßt. Um den Ständer an der Biegungsstelle noch ein wenig zu befestigen, überklebt man diese an der Innenseite mit einem schmalen Kaliko- oder Leinenstreifchen, das zur Hälfte auf die Rückwand übergreift. Zuletzt wird diese selbst dem Rahmen an drei Seiten aufgeklebt. Die obere Seite bleibt offen zum Einschieben des Bildes. Man tut übrigens gut, um das Einschieben zu erleichtern, auch die beiden Längsseiten nicht ganz bis oben hin zu befestigen. —

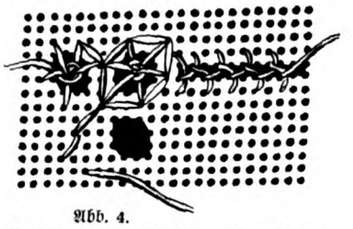


Abb. 4. **Stickprobe zur Kartenpapierarbeit.**

Diese anspruchslosen Arbeiten können zum Teil sehr wohl auch von geschickteren Kinderhänden ausgeführt werden. Das Besticken von Kartenpapier an sich ist ja sogar den Kleinsten von den Kindergartenarbeiten her, die sich dieser leichten Technik seit langem bemächtigt haben, geläufig. Freilich handelt es sich dort um einfachere Muster, die aber eine sehr gute Vorschule für die Muster unserer heutigen Vorlagen abgeben. Bei der „Buchbinderarbeit", die dann erst unseren bestickten Karton zum kleinen Geschenkgegenstand umwandelt, werden sich freilich nur die wirklich allergeschicktesten unter den kleinen Herrschaften betätigen können — aber dafür findet sich wohl immer ein freundlicher Helfer in der Not.

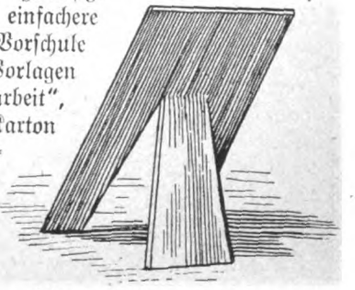
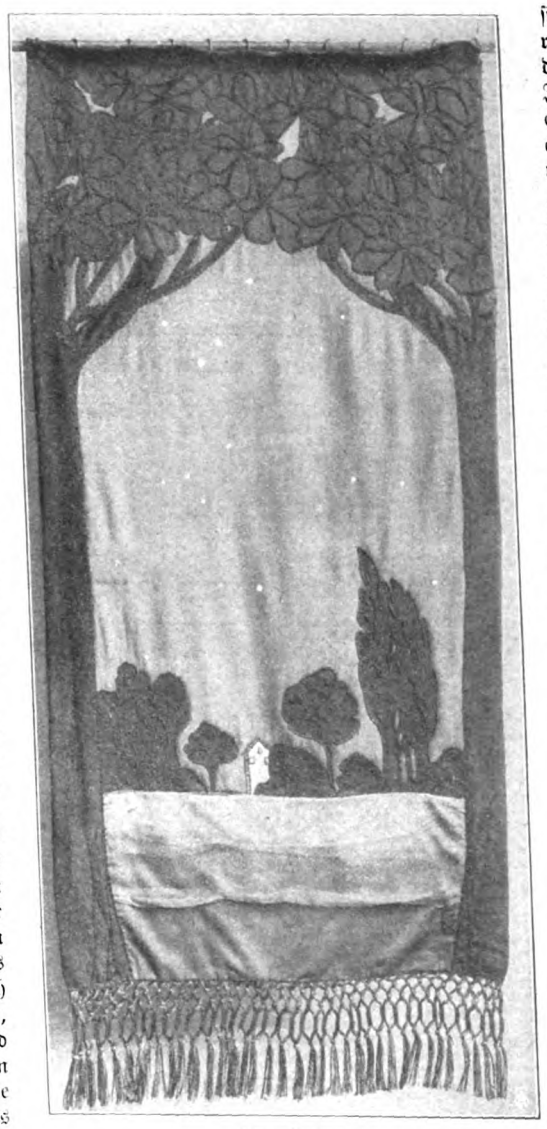


Abb. 5. **Rückansicht des Ständerteiles zum Rahmen.**

Ratgeber für jedermann

Handarbeit.

Wandbehang (von Claire Grumbacher). Der bildmäßige Behang, der in seinen dunklen, teilweise verschwimmenden Tönen eine Nachtlandschaft darstellt, ist auf Tuch appliziert. Er ist 1,80 Meter lang und 90 Zentimeter breit. Derbes Leinen oder Rupfen dient als Unterlage. Das dunkelblaue Tuch für den Himmel wird zuerst aufgenäht. Die Sterne sind mit weißer Seide gestickt, ihr flimmernder Mittelpunkt besteht aus größeren und kleineren Stahlperlchen. Die Bäume unten im Hintergrunde sind aus ganz dunkelgrünem, fast schwarzem Tuch appliziert und mit schwarzer nordischer Wolle umrandet, die auf der linken Seite der Bäume dann und wann mit hellgelber oder -grüner Wolle durchzogen ist, um die Lichtreflexe anzudeuten, die Mond- und Sternenlicht hervorbringt. Das kleine weiße Häuschen zwischen den Bäumen besteht aus weißem Tuch, ist mit silbergrauem Chiffon überzogen und ebenfalls mit Schwarz umrandet. Auch die Fensterchen sind mit schwarzer Wolle ausgestickt. Das im Mondschein liegende Feld vor den Bäumen ist aus blaßgelbem Tuch und mit einer blau-grau-grünen Chiffonlage überzogen, die in dem dunkelgrau-grünen Tuchstreifen verläuft, der die Schatten der umrahmenden großen Bäume darstellt und das Bild nach unten hin abschließt. Die Stämme und Äste der großen, das ganze Bild wie mit einem Rahmen einschließenden Bäume sind aus schwarzem Tuch. Ihre Kronen, die sich zu einem breiten Blätterdach vereinen, sind in kräftigem Grün gehalten und lassen nur dann und wann ein Stückchen des blauen Himmels hervorkommen. Die Umrisse der einzelnen Blätter sind aus schwarzer Wolle und, wie alles andere, im Kettenstich ausgeführt. Gefüttert braucht der Behang nicht zu werden, da das Leinen der Unterlage ihm die nötige Schwere verleiht und auch sauber aussieht. Man nimmt dieses etwa 50 Zentimeter länger, als der Behang ist, und benutzt es zur Franse, die, mit schwarzen Wollfäden gemischt und mehrfach geknüpft, dem Ganzen erst den richtig fertigen und teppichartigen Eindruck verleiht.



Wandbehang.

Konfektschachtel mit Malerei.

Kleine Geschenke.

Konfektschachtel und Schmucktruhe. Diese originellen kleinen Behältnisse sind Schülerarbeiten der Klasse für dekorative Malerei von Prof. Roßmann (an der Königlichen Kunstschule zu Breslau). In den bunten und frischen Farben der alten Bauernmalerei zeigt die Karikatur auf der Konfektschachtel eine lustig-verspottende Darstellung konkurrierenden „süßen" Liebeswerbens, während der Schmuckkasten, in der Form alter Brauttruhen, unten das Bild eines bäuerlichen Hochzeitswagens und oben die Figürchen eines zum Tanz antretenden Bauernpärchens zeigt.

Allerlei Wissenswertes.

Weibliche Arbeiter in Frankreich. Die arbeitende Französin ist für uns ein Begriff, der weit hinter dem der eleganten Französin, „der grande dame", zurücktritt. Wie unrichtig diese Auffassung ist, lehrten unter anderem die kürzlich veröffentlichten Ergebnisse einer offiziellen Statistik. Von 19¾ Millionen Arbeitern (Frankreichs Bevölkerung zählt im ganzen 39 Millionen) sind nicht weniger als acht Millionen Frauen! Ein großer Teil davon — drei Millionen — sind in der Landwirtschaft tätig, in industriellen Betrieben stehen zwei Millionen Frauen dreieinhalb Millionen arbeitenden Männern gegenüber, im Handelsgewerbe sind neben zwei Millionen Männern drei viertel Millionen Frauen tätig. Der Rest verteilt sich auf sonstige Berufsarten.

Saisonküche.

Vom Ei. Jetzt, da das frische Hühnerei zur Freude aller Hausfrauen endgültig wieder in die Küche eingezogen ist, mag es nicht uninteressant sein, von ihm wie von seinen ihm mehr oder minder nahestehenden Kollegen allerlei zu erfahren. Das Ei bildet eins unserer vorzüglichsten Nahrungsmittel. Seine chemische Zusammensetzung macht es leicht verdaulich und doch höchst nährend, so daß es für den Gesunden und Starken wie für Kranke und Schwache und auch für Kinder und Greise in gleicher Weise zuträglich ist. Es ist bekannt, daß das Ei in der Küche zur Bereitung einer Unmenge von Speisen unentbehrlich und bis jetzt noch über jedes Surrogat Sieger geblieben ist. Wenn wir allgemein vom „Ei" sprechen, so bezieht sich das aber nur auf das Hühnerei. Die übrigen eßbaren Vogel-, Fisch- und Reptilieneier kommen im Verhältnis zum Hühnerei wenig in Betracht. Das Ei der Ente übertrifft das Hühnerei nicht an Geschmack, aber an Nährstoffen. Gans und Pute legen große, sehr fette und wohlschmeckende Eier. Das Ei des Perlhuhns ist klein, aber

Schmucktruhe, mit altertümlichen Motiven bemalt.

von vorzüglichem Geschmack. Das Pfauenei hat ein eigentümliches Parfüm und schmeckt süßlich. Das Möwenei, sehr viel an der Ost- und Nordsee und an einzelnen Binnenseen gesammelt, hat viele Liebhaber, trotzdem ihm ein etwas öliger Geschmack anhaftet. Sehr schätzenswert sollen das frisch gelegte Straußenei und das etwas kleinere Ei des Kasuars sein. Etwas außerordentlich Delikates ist das Fasanenei, es erinnert an den Geschmack des Vogels selbst, ist aber sehr selten zu haben. Häufiger sind die Eier der Krähe und Taube, die ebenfalls ihre Liebhaber haben. Zu erwähnen bleibt nun noch das Kiebitzei, das eigentlich überschätzt wird, besonders in Frankreich, wo es heute noch selten ist. Bei uns läßt das Interesse an Kiebitzeiern seit Bismarcks Tod erheblich nach. Das Dotter des Kiebitzeies wird nicht hart, und das Weiße erhält eine gewisse grünlich-transparente Farbe, doch bleibt ein Kiebitzei in der Schale oder als Omelette mit frischer Butter und Kresse immer ein sehr feiner Bissen. Fischeier kennen und speisen wir als Kaviar; Schildkröteneier kennen wir nur als Einlage der echten Schildkrötensuppe, nicht als selbständiges Gericht, und von den Schlangeneiern wissen wir nur, daß Dr. Hermes im Berliner Aquarium vor vielen Jahren ein Frühstück gegeben hat, bei dem auch Schlangenrührei serviert wurde. Über den Geschmack können wir leider nichts berichten.

Automobilkappe mit „Charlotten"kopf, Automobilfächer.

Sportkleidung.

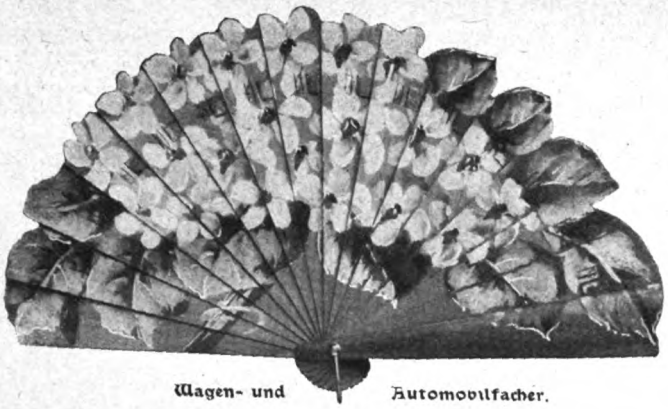
Automobil-, Reise-, Sport- und Strandhüte. Als die liebliche Charlotte Corday vor mehr denn hundert Jahren „die Stadt vom Tyrannen befreien" wollte, trug sie, die auch bei blutigster Tat nicht nur ein schwärmerisches, sondern auch ein etwas eitles kleines Mädchen blieb, eine besonders zierlich gefältelte Haube: — kraus war der Kopf und eingekrauft der Rand, wie es eben Mode war, oder wie es dem einsamen Landedelfräulein, das sie bis dahin gewesen war, Mode zu sein schien. Dieses Mittelding von Haube und Hut tauchte als „Charlotte" seither mehrfach in der Modengeschichte auf und wird auch in diesem Sommer wieder als reizendes „Allerneuestes" den Beweis erbringen, daß es auch in der Mode nichts wirklich Neues unter der Sonne gibt. Aber mindestens eine aparte Wandlung der „Charlotte" können wir hier zeigen: das sentimentale Hütchen umgewandelt in die praktische Kopfbedeckung für den modernsten aller Sporte. Statt der leichten Strohborte, dem gestickten Mull oder ähnlichem Material, das man gerne für Charlottenhüte benutzt, wurde hier braune, weiche Seide verwendet. Der Kopf ist stark eingekraust, die Krempe dagegen wie bei gewöhnlichen Kappen einfach versteift und durchsteppt. Die ziemlich große Seidenschleife links ist aus etwas hellerer brauner Seide. — Den weichen, großen, haubenartigen Kopf zeigt auch die Reisemütze auf dem nächsten Bilde, nur daß er hier nicht eingekraust ist. Eine praktische Neuerung weist die Krempe auf: die beiden Stofflagen werden durch eine zwischenliegende, in Form geschnittene Zelluloidplatte versteift, so daß ein Verbiegen und „Aus-der-Form-Kommen" dieser starken Strapazen ausgesetzten Mützen schwerer möglich wird. Ein langer dunkelblauer Reiseschleier stand bei unserem Modell gut zu dem dunklen Grün des Ton in Ton gestreiften Mützenstoffes. — Das letzte Hütchen, das wir zeigen, ist aus derbem Leinen und besitzt seinen Hauptvorzug in der durch unsere Bilder veranschaulichten Wandlungsfähigkeit, die es an sonnigen wie sonnenlosen Tagen für den Sportplatz wie für den Strand gleich geeignet macht. (Bezugsquelle für die dargestellten Kopfbedeckungen: S. Adam, Berlin.)

Reisemütze mit durch Zelluloideinlage versteifter Krempe.

Automobil- und Wagenfächer. Daß der Promenadenfächer wieder modern wird, haben wir unsern Leserinnen bereits mitgeteilt. Diese kleinen zierlichen und kostbaren Dinger sind aber größeren Anforderungen natürlich durchaus nicht gewachsen. Vor allem sind sie im offenen Wagen oder gar im Automobil unverwendbar, da der größere Luftwiderstand während des Fahrens eine der größten Kraftproben für einen Fächer bedeutet. So werden denn für diese Zwecke besondere Fächer hergestellt, die entweder durch ihr Material oder durch ihre Kon-

Sport- und Strandhütchen.

Der gleiche Hut mit aufwärts geklappter Krempe.



Wagen- und Automobilfächer.

struktion widerstandsfähiger sind. Dies letztere trifft für den originellen Fächer aus Papiermaché zu, den das oberste Bild auf der vorhergehenden Seite zeigt. Er wird nicht auf die gewöhnliche Weise bewegt, sondern durch einen Daumendruck auf die mechanische Vorrichtung am Griffe. Die dort befindliche Feder ist mit einer kleinen Fadenspirale verbunden, die sich je nach dem Druck auf- und abwickelt und so die Fächerscheibe in rotierende Bewegung versetzt. — Der oben stehende Fächer zeigt, daß dem sonst als Autographenfächer gefürchteten Holzfächer noch eine ungeahnte Zukunft bevorsteht. Das praktische Material macht ihn geradezu zum idealen Automobil- und Wagenfächer. Bei unserem Modell war der Rand in zackigen Umrissen ausgesägt, die dem Umriß der Bemalung entsprechen.

Allerlei für Tennisspielerinnen. Aufregende Neuheiten sind auf dem Gebiete des Tennisspiels nicht zu verzeichnen — die Industrie bringt ja hier, von England beeinflußt, seit Jahren so Vorzügliches, daß es kaum zu überbieten ist. Immerhin zeigt unsere Abbildung verschiedenes Neue oder weniger Bekannte. Das Racket weist, obwohl es deutsches Fabrikat (S. Adam) und dementsprechend bedeutend preiswerter ist als englische Schläger, die bisher fast nur an englischen Erzeugnissen beobachtete Spannungsart auf, bei der zwei Längssaiten mehr durch die Löcher geleitet werden, so daß die Mitte wesentlich verstärkt wird. — Der feste Wildlederschuh hat einen nicht photographierbaren Vorzug: seine Sohle ist mit einem neuen Präparat getränkt, das Ausgleiten fast völlig unmöglich machen soll. — Die Gürtel schließlich wirken durch ihr kräftiges Material echt sportsmäßig. Sie sind Geflechte aus starker weißer Schnur und hellblau, bzw. dunkelrot gefärbten, seidenartig glänzenden Holzbändchen. Die Schließen sind aus Leder und Nickel kombiniert.

Allerlei für Tennisspielerinnen.

Garten und Blumen.

Eine hängende Glockenblume. Die Glockenblumen sind von jeher Lieblinge der Blumenfreunde gewesen. Wir treffen sie in der freien Natur überall, auf der blumigen Wiese und am schattigen Waldesboden. Manche Arten sind geschätzte Alpenblumen, die im Gebirge bis über die Baumgrenze emporsteigen, andere hat man ihrer großen und stattlichen, lebhaft blau, violett und auch rein weiß gefärbten Blüten wegen in die Gärten verpflanzt. Unter diesen Gartensorten befinden sich viele, die heimische Arten zu ihren Stammeltern haben. Aber unter all den vielen Arten, die unser Interesse erregen und unsere Beachtung herausfordern, befindet sich nur eine einzige, die als Zimmerpflanze eine gewisse, doch leider nur beschränkte Verbreitung gefunden hat. Diese Zimmerblume ist die sogenannte gleichblättrige Glockenblume (Campanula isophylla). Sie stammt aus Ligurien und ist eine Pflanze mit dünnen, leicht zerbrechlichen, kriechenden Stengeln. Der kriechende Wuchs macht diese Glockenblume vorzüglich geeignet zur Ampel- oder Hängepflanze, und da sie daneben noch den Vorzug besitzt, geschlossener Zimmerluft während des ganzen Jahres erfolgreich standzuhalten, so sieht man sie hier und da hinter den stets geschlossenen Fenstern der Bauernhäuser, vorzugsweise in der Provinz Sachsen, dann aber auch in Holstein und auf der Insel Rügen. Bei meinen Fahrten auf dieser Insel habe ich neben dieser Glockenblume nur einen zweiten, gleich bevorzugten Liebling der Landbewohner gefunden: die zierliche, gleichfalls hängende blaublumige Lobelie, die in vornehmen Gärten so viel zur Bepflanzung von Teppichbeeten verwendet wird. Sie paßt sich augenscheinlich gleich gut geschlossener Zimmerluft an. Unsere Abbildung zeigt ein im Zimmer gezogenes Pflänzchen der gleichblättrigen Glockenblume, über und über mit Blüten bedeckt. Vom Frühling bis zum Eintritt des Winters nimmt das Blühen kein Ende. Die Blume zeigt bei dieser und mancher anderen Art mehr Stern- als Glockenform und ergänzt sich immer und immer wieder aufs neue. Einige Töpfchen dieser Blume am Fenster verleihen jedem Wohnraum etwas Anheimelndes. Man fühlt sich immer und immer wieder zu ihnen hingezogen, und ich habe oft lange vor so geschmückten Fenstern gestanden, ohne mich von dem reizenden Bilde, das sie boten, freimachen zu können. Neben der violett blühenden Stammart gibt es auch eine rein weiß blühende Sorte. Trotzdem im allgemeinen Blütenpflanzen Kinder der Sonne sind, stellen doch diese Glockenblumen nur bescheidene Ansprüche an das Sonnenlicht, wenn sie auch voller Sonne standhalten. Im verflossenen Sommer sah ich zum erstenmal bei einem Freunde eine mit Blumenkasten versehene Loggia, die nach innen, nach der Zimmerseite zu, mit dieser Glockenblume bepflanzt war. Die herabfallenden Ranken deckten die nüchternen Kasten vollständig und waren mit Hunderten von Blüten bedeckt. Einem englischen Züchter ist es gelungen, aus der anmutigen, aber immerhin bescheidenen Stammart eine großblumige Pflanze zu züchten, die unter dem Namen Campanula Mayi in den Handel kam. Die Vermehrung dieser lieblichen Glockenblumen erfolgt ausschließlich durch Stecklinge, die im Frühlinge und Sommer leicht wurzeln. Man muß nur darauf achten, daß diese Stecklinge eine Blattspitze haben und nicht in einer Blüte enden, weil Stecklinge der letzteren Art nicht die Fähigkeit besitzen, junge Blattriebe zu bilden und deshalb wohl wurzeln, aber nicht weiter wachsen. Am sichersten ist die Vermehrung durch Teilung alter Pflanzen im Frühlinge gelegentlich des Versetzens. Alljährlich einmalige Verpflanzung genügt, doch soll man eine gute, kräftige Erde geben, da das Nahrungsbedürfnis dieser Glockenblumen nicht gering ist. Überwinterung kann sowohl am Fensterbrett des geheizten, aber nicht überheizten Wohnzimmers, als auch in kühler Nebenstube erfolgen. Eine Temperatur von 5 bis 8 Grad Celsius genügt vollständig.

Hängende Glockenblumen.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 19, 1908.

Der Tod ist hart und klagt die Liebe an:
„Bereust du nichts? Hast du genug getan?"
Sie weint: „Ich habe nicht genug gegeben,
Denn stärker als wir beide ist das Leben."

Ilse Franke.

Der Weg zur Bühne.

Von Olga Wohlbrück.

Sind unsere Töchter eingesegnet, so tritt die Frage an uns heran: was sollen sie werden? Die harmlose Zeit des „Auf-den-Mann-Wartens" ist endgültig vorüber. Die Jahre, die das junge Mädchen von dem bedeutsamen Abschnitt trennen, da sie als Frau einem eigenen Hauswesen vorsteht, sollen nutzbringend ausgefüllt werden.

Früher genügte es, wenn ein junges Mädchen sich beschäftigte, jetzt drängt der öffentliche Wille sie zu einem Beruf hin oder wenigstens zu den Möglichkeiten, einen Beruf ergreifen zu können.

Der Beruf der Lehrerin wird am häufigsten gewählt, und wenigstens das Lehrerinnenexamen wird als Notanker absolviert. Auch von reichen jungen Damen. Das gehört beinahe zum guten Ton. Es ist wie der „Dr." des Mannes. Im letzten Jahrzehnt hat das Kunsthandwerk dem jungen Mädchen seine Tore geöffnet, und Manche schreiten hindurch auch ohne den göttlichen Funken, der früher von Kunstjüngerinnen verlangt wurde.

Mit der Vorurteilslosigkeit, die das erfreulichste Zeichen unserer kulturellen Entwicklung ist, haben sich dem jungen Mädchen auch immer mehr Berufsarten erschlossen, und selbst der Weg zur Bühne wird nicht mehr als ein Weg der Verderbnis angesehen. Im Gegenteil. Die Frage, ob ein leidlich hübsches, leidlich nett rezitierendes junges Fräulein zur Bühne geht, wird mit der gleichen Toleranz und Selbstverständlichkeit erörtert, als ob sie Lehrerin, Telephonistin oder Krankenschwester zu werden beabsichtigt. Ja, mehr noch. Der Weg zur Bühne scheint heutzutage allen derjenige zu sein, der am schnellsten und sichersten zu wirtschaftlicher Selbständigkeit, zu Ansehen, Ruhm und Glück führt. Vereinzelt machen sich ja auch heute noch Stimmen gegen diesen „Sündenweg" geltend, aber im Grunde sind die Theaterkreisen fernstehenden Familien nur sehr mangelhaft orientiert über die Nachteile und Vorzüge dieses Berufes.

Die Gegner schütten das Kind mit dem Bad aus. Je exklusiver die Kreise, je bürgerlicher die Anschauungen, desto weniger mag man sich an den Gedanken an die Schaustellung eines gehegten, geliebten und gehüteten Kindes gewöhnen. Je freier, phantastischer man dem Leben gegenübertritt, in desto romantischerem Licht erblickt man die tausend Zufälligkeiten dieses gerade vom Zufall so abhängigen Berufes. Nüchterner Verstand und blinder Überschwang sind aber beide gleich wenig geeignet, einem Wege nachzuspüren, wenn sie sich nicht einen.

Es würde sich also darum handeln, die rosenroten Schleier und die undurchdringlichen Latten hinwegzuräumen, die bis jetzt mehr oder weniger den Ausblick auf den Weg zur Bühne hindern.

Es gibt wohl kaum ein junges Mädchen, das die Bühnenlaufbahn nicht in dem Gedanken ergriffe, auch einst eine Berühmtheit zu werden. Die Lektüre einiger Memoirenwerke, begeisterte Kritiken lebender Stars bringen ihr diese Möglichkeit nahe. Und je stärker ihre Begabung, je ansprechender ihre äußere Erscheinung, mit desto größerer Bestimmtheit erwartet sie von dieser Karriere die Erfüllung ihrer Forderungen.

Memoiren längst verstorbener Größen sind jedoch heutzutage die schlechtesten Lehrmeister. Die Verhältnisse haben sich durchaus geändert. Die Zahl der Theater, die Zahl der ausübenden Schauspieler hat sich in den letzten Jahrzehnten verdreifacht. Das allgemeine Niveau wiederum hat sich gehoben. Es ist nicht richtig, daß die großen Schauspieler und Schauspielerinnen aussterben oder wenigstens nur zum Teil richtig. Es verhält sich mit der Schauspielkunst wie mit der Literatur: wir haben keinen Goethe, aber unsere Schriftsteller dritten und vierten Ranges stehen hoch über den literarischen Erscheinungen der damaligen Zeit. Der Durchschnitt hat sich um ein Bedeutendes gehoben. Aus dem Durchschnitt hervorzuragen, dazu gehört eben mehr als ein „nettes" Talent und eine „nette" Erscheinung.

Dazu gehört vor allem Persönlichkeit, eine stark individuelle Note, Charaktereigenschaften, die oft wenig in die Schablone der hergebrachten Moral hineinpassen; und vor allem gehört dazu eine Reihe glücklicher Zufälligkeiten, die in der Geregeltheit unserer heutigen Verhältnisse sich noch seltener ergeben als Anno dazumal.

Die Familie, die sich entschlossen hat, ihre Tochter die Bühnenlaufbahn ergreifen zu lassen, ist vor die beiden Möglichkeiten gestellt: entweder das junge Mädchen blind seinem Schicksal zu überlassen, es durch keinen Zuruf aus ihrer bürgerlichen Welt von ihrem nachtwandelnden Gleiten an Abgründen aufzuschrecken, oder aber diese Abgründe selbst durch eine goldene Brücke zu überbauen.

Der Werdegang einer jungen Bühnennovize ist etwa folgender:

Nach den ersten kleinen Salonerfolgen wird der Meister oder die Meisterin gesucht, die das vielversprechende Talent der Kunst zuführen soll. Es ist selten, daß die junge Dame als unbegabt abgewiesen wird, die Talentlosigkeit müßte denn — zu offenkundig sein. In unserer schwererwerbenden Zeit gehört Heroismus dazu, einen sicheren Verdienst auszuschlagen. Nur die Gratisschülerinnen sind einer gewissen objektiven Beurteilung ihrer Fähigkeiten sicher.

Solange wir kein staatliches besonderes Konservatorium für die Ausbildung von Schauspielerinnen haben, bei dem alle persönlichen Erwerbsinteressen wegfallen, so lange wird die Beantwortung der Frage: Ist Begabung vorhanden oder nicht? meist bejahend sein. Und aus dieser ersten Bejahung werden sich dann alle Enttäuschungen, Bitternisse und Tragödien entwickeln, die so manches junge Geschöpf zugrunde richten.

Der Schülerin werden ein Dutzend Rollen eingepaukt, sie wird notdürftig mit dem Rüstzeug ihrer Anfängerschaft versehen, und wenn sie das Glück hat, durch ihren Lehrer eine schwerwiegende Empfehlung mitzubekommen, so wird sie mit einer Anfangsgage von 80 bis 100 Mark monatlich in

der Provinz unterkommen. Aber das ist, wie gesagt, ein Glücksfall. In den Hauptstädten wird die Anfängerin ein Volontariat durchzumachen haben, ohne jegliches Entgelt. Sie wird in dritter Besetzung Rollen übernehmen müssen, die ihr oft einen großen Aufwand von Toiletten auferlegen. Es wird Jahre dauern, ehe sie sich zu einer Monatsgage von 200 Mark emporarbeitet — einige Ausnahmefälle abgesehen, die aber für die Beurteilung der Lage im allgemeinen nicht in Frage kommen.

Das junge Mädchen ist also auf Zuschüsse, und zwar auf sehr beträchtliche Zuschüsse von Hause angewiesen. Von einer Selbständigkeit in wirtschaftlicher Beziehung kann bei ihr daher nicht die Rede sein. Die „anständige, arme, junge Schauspielerin" ist ein sehr hübsches und anmutiges Phantasiegebilde. Da, wo die fehlenden Mittel ihr nicht von Hause zufließen, müssen sich ja notwendigerweise andere Quellen erschließen. Von der Luft kann sie doch nicht leben, und so einfach ihre Garderobe auch sein mag, jeder Meter Band, jedes Paar Schuhe kostet Geld. Eine Schauspielerin hat naturgemäß einen größeren Verbrauch an Kleidung als ein Mädchen aus bürgerlichem Stande. Letzteres braucht nicht auf den Ball zu gehen, wenn es die Mittel dazu nicht hat, die Schauspielerin muß sich das Ballkleid anschaffen, wenn es die Rolle erfordert — denn ein Zurückweisen der Rolle kommt einem Kontraktbruche gleich.

Das berühmte „Hungern" junger, strebsamer Künstlerinnen ist ebenso schädlich wie zwecklos. Unterernährung ist immer mit einer Verminderung äußerer Schönheit verbunden; das Rampenlicht verlangt blühendes Aussehen, das Schminke allein nicht geben kann. Hungerkandidatinnen machen stets einen gequälten, armseligen Eindruck, haben immer ein schwaches, heiseres Organ, kurz sind gerade das Gegenteil von dem, was man von einer Bühnenkünstlerin verlangt.

Alle ehrenwerten Eigenschaften, die im bürgerlichen Leben auf Anerkennung rechnen können, finden bei der Bühne ihre nachteilige Umwertung. Anspruchslosigkeit, Bescheidenheit, Sittsamkeit, Zurückhaltung, Häuslichkeit erschweren den Weg. Hat sich so ein armes Wurm jahrelang durchgehungert und durchgequält, und tritt die Natur endlich in ihr Recht, hat die sinnlichste aller Künste auch endlich ihr bißchen Blut in Wallung gebracht, ihren Trieb geweckt nach ureigenstem Erleben all jener schönen Gefühle, denen sie Abend für Abend Worte leihen muß, ist in ihr nach all dem Entbehren die Sehnsucht aufgestiegen, zu geben und zu empfangen, so findet sie in dem ersten Kollegen, der ihr ein gutes Wort sagt, der ihr hilfreich die Hand bietet, den Erlöser. Sie ist so glücklich, sich ausruhen, jemand etwas sein zu können, daß sie in einer unbedachten Neigung die ausgleichende Entschädigung all ihres Darbens erblickt.

Dieses Darben wird aber nicht geringer dadurch, daß sie sich mit einem Manne verbunden hat, um gemeinsame Sorge zu tragen. Ob diese Neigung eine kurze Episode in ihrem Bühnendasein bedeutet, ob sie zu einer jener Schauspielerehen führt, die sich an Nahrungssorgen oder getrennten Engagements meist langsam verbluten, diese Liebe ist ein Hemmnis mehr auf dem dornenvollen Wege der armen anständigen Schauspielerin.

Unterbilanz ist alles in ihrem Leben. Und wenn sie durch einen Zufall, den sie glücklich nennt, an einen exponierteren Platz kommt, wenn sie dann das Doppelte ihrer Hungergage mit stolzer Gebärde einstreicht, so genügt dieses Geld doch nicht, um den Toilettenaufwand zu bestreiten, der heutzutage von einer modernen Schauspielerin verlangt wird. Ihre neue Stellung schafft ihr manchmal Kredit; aber auch die langmütigsten Gläubiger dringen schließlich auf Zahlung. Jahre langer, stolzer Ehrbarkeit werden umgestoßen durch die blinkenden Flitter einer einzigen Toilette, die sie anzieht nicht aus Eitelkeit, sondern gezwungen durch den Kampf ums Dasein.

Ein Mädchen zum Theater gehen lassen, ohne ihr alle die dazu nötigen Mittel zur Verfügung stellen zu können, und ihr dabei absolute Sittsamkeit zu predigen, heißt: ein Kind mit einem Stein um den Hals ins Wasser werfen und verlangen, daß es am anderen Ufer schwimmend an Land kommt.

Wir müssen uns klar sein, daß wir mit althergebrachten und abgeklapperten Phrasen bestehende Verhältnisse nicht einfach annullieren können, und dürfen den jungen Wesen, denen wir erst selbst den Weg zur Bühne geebnet haben, nicht die alleinige Verantwortung aufladen für Verhältnisse, die in der Entwicklung des Theaterlebens begründet sind.

Die Idee, die ein paar freundwillige Damen veranlaßt hat, getragene kostbare Toiletten zu billigen Preisen an Schauspielerinnen zu verkaufen, ist ja sehr hübsch, aber praktisch von ganz minimaler Bedeutung. Schon die Umarbeitungskosten einer solchen Toilette übersteigen das Budget einer Anfängerin um ein Bedeutendes, ganz abgesehen davon, daß nur die wenigsten von ihnen eines solchen Gelegenheitskaufes teilhaftig werden können. Die leidige Protektion spielt auch da ihre Rolle. Gewichtige Empfehlungen an maßgebende Persönlichkeiten gehören zu den Schlüsseln, die Direktionsbureaux wie Garderobenschränke öffnen; und das Kapitel „alleinigen persönlichen Verdienstes" kann man, wie so vieles andere, ruhig zu den liebenswürdigen Theatermärchen zählen, die mit Vorliebe von Künstlerinnen aufgetischt werden, die sich nicht mehr genau auf ihre Jugend besinnen können oder wollen.

Solange sich also die bürgerliche Familie nicht mit dem Gedanken abfinden wird, daß eine junge Schauspielerin außerhalb der herkömmlichen Begriffe ihren Kampf zu führen hat, so lange darf sie nicht in frevelhaftem Leichtsinn und ohne materielle Unterstützung das junge Mädchen Schauspielerin werden lassen. Denn um noch einmal zusammenzufassen: es ist der wirtschaftlich unselbständigste, der unfreieste Beruf.

Da allerdings, wo eine ganz besonders schöne Stimme entdeckt wird, verändert sich die Situation ganz wesentlich. Hier wird es sich darum handeln, der Stimme die vollendetste Ausbildung zu geben. Es ist ein Fehler, wenn man einem Manne die Ausbildung der weiblichen Stimme anvertraut. Die berühmte Gesanglehrerin Marchesi in Paris, der wir die bedeutendsten Sängerinnen der Neuzeit verdanken, hat immer wieder und mit Recht darauf hingewiesen, daß, abgesehen von der Tonbildung, der Mann nur beim Manne, die Frau nur bei der Frau die entsprechende Ausdrucksfähigkeit und den Timbre der Stimme ausbilden kann. Vor allem ist die größte Vorsicht geboten der Anpreisung verschiedener „Methoden" gegenüber. Diese verblüffen oft durch irgendeine Neuartigkeit, richten aber ihre Opfer oft gewissenlos zugrunde.

Die größte Gefahr besteht im Sparen an Unterrichtsgeldern für eine erste Lehrerin. Gar manches herrliche Material ist daran elend gescheitert. Hier ist aber auch der Punkt, wo sich alle Ausgaben mit beinahe mathematischer Sicherheit rentieren. Stimmen werden wirklich bezahlt, sie sind absolutes Wertobjekt, nicht abhängig vom Geschmack. Sie sind ein Kapital, das bei guter Münzung ungeheure Zinsen abwirft.

Sängerinnen sind nicht wie Schauspielerinnen von so vielen kleinen Zufälligkeiten, Einzelprotektionen der Direktoren oder Agenten abhängig. Wirklich erste Stimmen setzen sich durch infolge der Nachfrage, und die gute Ausbildung ist die einzige Mitgift, die sie von Hause mitzubringen haben — aber auch in jedem Falle mitbringen sollten.

Ist die Stimme nur mittelmäßig, so nähert sich die Karriere der Sängerin der einer Schauspielerin, wobei ihr freilich noch eine Möglichkeit bleibt: sich ohne Schaden an ihrer „Seele", aber an ihrer gesellschaftlichen Stellung am Varieté oder Kabarett zu betätigen. Die „seriöse Sängerin" am Varieté ist eine der traurigsten, künstlerisch gescheiterten Existenzen, aber es ist ein Beruf, der wirtschaftliche Unabhängigkeit sichert. Die Varieté- oder Kabarettsoubrette kann auf höchst anständige Weise ihre 800 Mark monatlich verdienen, allerdings nur so lange sie jung und hübsch ist oder wenigstens den Eindruck ihrer Jugend und Schönheit zu suggerieren vermag. Eine Entwicklung kennt dieses Kunstgenre nicht und ebensowenig irgendeine Altersversorgung.

Hat sich die junge Künstlerin von der Familie oder den bürgerlichen Anschauungen losgesagt, ist sie skrupellos, raffiniert, leichtlebig, dabei hübsch, temperamentvoll und begabt, dann wird sie ihre eigenen Wege gehen, die weitab liegen von allem, was elterliche zärtliche Fürsorge für richtig hält. Und auf diesen Wegen kann sie höchste Ehre und tiefstes Elend finden, je nachdem sich Klugheit und Glück fördernd einen. — Ob Prinzenschloß, ob Armenhaus — der Weg ist oftmals gleich.

Und nur jene ist geschützt vor allen Niederungen dieses schwersten aller Berufe, die von Hause aus auf der breiten Basis materieller Unabhängigkeit den Weg zur Bühne einschlägt.

Negerkindergärten.

Von Irma Schneider-Schönfeld.

Die Freiheit des amerikanischen Negers, um die in den Befreiungskriegen so viel heißes — in der edelsten Leidenschaft der Menschenliebe entbranntes — Blut geflossen ist, wurde einer jener papiernen Rechtsansprüche, die der Beschenkte eher als Hohn empfinden muß: denn dies Recht ist ein Scheinrecht, nicht eingedrungen in das lebendige Bewußtsein derer, die es einzig zu einem wirklichen machen könnten. Im Süden betrachtet man heute noch den Neger genau so wie ehemals als eine Art Zwischenstufe zwischen Affe und Mensch, wenn auch Gewohnheit von klein auf, das Halten schwarzer Ammen usw. den eigentlichen Widerwillen gegen die Rassenmerkmale geschwächt haben. Im Norden aber, wo theoretische Negerfreundschaft fast genau so wie „before the war" (vor dem Kriege) behauptet wird, ist gerade dieser Widerwille die eigentliche Ursache des unlösbaren Widerspruchs zwischen geschriebenem und geübtem Recht, und gegen die zunehmende Intelligenzschicht unter den Negern hat der Amerikaner überdies das neue Haßmotiv des Konkurrenzneids. So bleibt hüben wie drüben der „coloured gentleman" (der „farbige Herr" — wie er sich gern nennen hört) nichts als der „Nigger". Und dies gleicherweise, ob er den Doktorhut und moderne Gesellschaftsbildung erworben hat und alle christlichen Tugenden besitzt, mit denen Beecher-Stowes Phantasie den guten „Onkel Tom" bekleidete, oder ob er wie manche Neger der untersten Schicht, träge und lasterhaft, feige und verlogen, trunksüchtig und käuflich, seine Freiheit ausschließlich zu dem Beweise benützt, daß man Sklavenart nicht mit dem Namen Sklave ablegt und daß man der Peitsche entronnen sein kann, ohne aufgehört zu haben, sie zu verdienen!

Unter diesem ungerechten Zusammenwerfen aller in einen Topf leiden am meisten jene Angehörigen der gebildeten Schichten. Oft kaum mehr in der Farbe von den Weißen unterschieden (der Amerikaner nennt noch den Oktogonen „Nigger", der nur mehr ein Achtel „schwarzes" Blut in sich hat), haben sie sich seine Kultur so zu eigen gemacht, daß sie im Grunde hassen, was er haßt, und verachten, was er verachtet. Von dieser Schicht ging der erste Anstoß zur Hebung der tieferen Schichten aus, und „der schwarze Messias der schwarzen Menschheit", Booker Washington, setzte sein ganzes Leben an diese

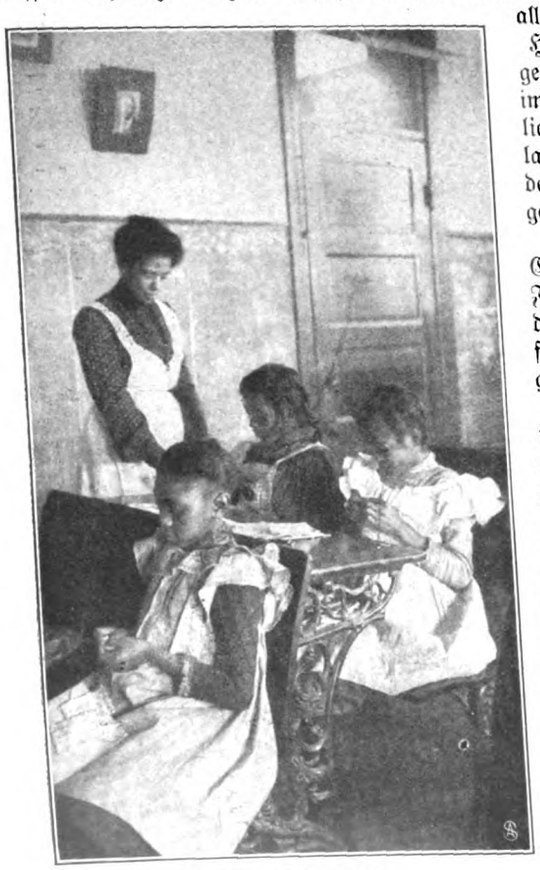
Die Flagge wird gegrüsst.

Grosser Waschtag.

Aufgabe. Schulen wurden gegründet, nicht für die — wie überall numerisch schwächere — Intelligenzschicht, sondern für die große Masse. Hier sollen Neger alles lernen, was sie besonders zur Landwirtschaft (die Liebe und Geschicklichkeit für den Boden ist dem Schwarzen angeboren) nötig haben, hier sollen sie jede Möglichkeit zur Ausbildung in Handwerken und andererseits, wenn es ihre besonderen Fähigkeiten verlangen, zur Vorbereitung für die höhere geistige Laufbahn finden. Aber vor allem sollen sie hier auch ablegen, was ihrer gesellschaftlichen Gleichberechtigung selbst in den unteren Kreisen besonders im Wege steht — ihre schlechten Gewohnheiten. Ein ganzes System von Schulen für Farbige wurde nach diesen leitenden Grundsätzen eingerichtet, und nach der guten alten Regel von der „Kinderstube", die man einem zeitlebens ansieht, werden Kindergarten überall gleich mit vorgesehen.

Beim Plätten.

Unsere Bilder zeigen uns unsere kleinsten „schwarzen Brüder" — tatsächlich kommen aber alle Schattierungen vom tiefsten Schwarz bis zum lichtesten Elfenbeinton vor — bei allen den Hantierungen, die sich im wöchentlichen Kreislauf des Kindergartens ergeben.



In der Nähstunde.

Mit dem Gruß an die Flagge wird die Woche feierlich eingeleitet.

„Ehrfurcht meiner Fahne und der Republik, — eine Nation, unteilbar, mit Freiheit und Gerechtigkeit für alle" — so grüßen die Kinder mit zuwinkenden Händen die Fahne, die der stramme kleine Fahnenjunker vor ihnen entrollt.

Man tut gut, den kleinen Farbigen besonders das „liberty and justice for all" (Freiheit und Gerechtigkeit für alle) so früh einzuprägen —: später könnten mannigfache persönliche Erfahrungen ihre Lernwilligkeit einigermaßen herabdrücken. . . .

Aber noch sind es Kinder — unbefangen, und in ihren Wertmaßstäben jenseit von weiß und schwarz und der Ungeheuerlichkeit, daß weiß und schwarz von vornherein gut und böse bedeuten soll. Und nichts innerhalb der Mauern dieses Schulfriedens könnte ihnen den Unterschied klarmachen. Denn alle, das gesamte Lehrerpersonal eingeschlossen, sind hier Schicksals- und Rassegenossen — wenn auch, wie gesagt, in allen Nuancen der Schwarz-Weiß-Skala. So verfließt denn ihr kleines Leben hier in dem gleichen pflanzenhaften Frieden, der fern in Europa das Wort Kindergarten erstehen ließ.

Nur sucht man eben in prinzipieller Vorbereitung auf ein mehr praktisches Leben auch in der sogenannten Kindergartenarbeit den Begriff der Arbeit hinter dem des Spiels nicht ganz zurücktreten zu lassen. In dem Tages- und Wochenpensum der kleinen Frequentanten nehmen jene Beschäftigungen einen breiten Raum ein, die in Form des Spiels direkte hauswirtschaftliche Fertigkeiten übermitteln.

Nach der kleinen religiösen Veranstaltung, Vorlesen eines Schriftkapitels, Singen eines Psalms oder dergleichen, die jeden Tag einleitet, folgen immer ein paar gemeinschaftlich gesungene Lieder — nicht selten in den eigentümlichen Rhythmen, die der besonderen Musikbegabung des Negers ihren Ursprung verdanken. Es gibt eine ganze Literatur dieser Negerlieder, vom einfachen Spielliedchen bis zu den wilden, in Freude und Schmerz maßlosen Gesängen, die in der Sklavenzeit entstanden.

In der Flickstunde.

In einem drolligen Begrüßungsliede, das nichts andres enthält als ein viel wiederholtes „Guten Morgen" und den Ausdruck der Freude, sich wiederzusehen, fassen sich die Kinder bei den Händen und drehen sich im Kreise, wobei jedes dem Nachbar die Freude des Wiedersehens auch möglichst durch Gebärden und Ausdruck klarmachen möchte. Der Neger ist der geborene Mimiker, und diese gutgemeinten Verbeugungen und Grimassen der selbst mitlachenden Kinder wirken auf den Zuschauer unwiderstehlich komisch.

Dann geht's an die „Arbeit" — und zwar jeden Tag an eine andere.

Montag ist Waschtag, der im Gegensatz zu der mäßigen Freude, die erwachsenere Hausfrauen für ihn aufbringen, hier

mit ungeheurem Jubel empfangen wird. Alle kleinen Handgriffe gehen nach dem Takt eines Liedchens doppelt flott — besonders wenn der Liedvers onomatopoetisch den Klang der gerade ausgeführten Handlung nachzuahmen sucht. „Zählt die Wäsche — weicht sie ein — die Zeit ist da, sie zu waschen — reibt — reibt — reibt — reibt, macht sie fertig zum Kochen . . .“ singen die kleinen Waschfrauen beiderlei Geschlechts, und mit brennendem Eifer rubbeln sie bei dem entsprechenden Verse gegen die gewellten Waschbleche, daß man denkt, es sollten mit dem Zeug auch die dunkeln Fellchen durchaus blütenweiß gewaschen werden! Und es ist ganz wirkliche, ehrliche Arbeit, die da geschieht, kein bloßes Spiel! Das Wasser ist nicht nur naß, sondern auch heiß, und es ist richtige Seife da und alles was an Gerät zum Waschen gehört — nur besteht das Zeug, wie es sich für die Kinderhände von selbst versteht, aus nur kleineren Stücken, Taschentüchern, Servietten, Staubtüchern, Puppenwäsche und dergleichen.

Die Rechenstunde der Kleinsten.

Die nächste Abbildung zeigt dann, daß auf den Waschtag ein ebenso vergnügter Bügeltag folgt, an dem die tags vorher gewaschene, gekochte, gespülte und nun getrocknete Wäsche nach allen Regeln der Kunst und persönlichen Geschmacks „auf neu“ geplättet wird. Mit glühendem Neid und unheimlicher Drehfertigkeit rollt Lissy ihre schwarzen Augen nach Lucy, der ihre Arbeit auf dem untergelegten Plättkissen so selbstverständlich von der Hand geht, während die dritte ihre Wäsche legt und die vierte an dem praktischen Gestellchen hantiert, das wie die meisten einfacheren Geräte dieses kinderreichen Hauses von den kleinen Insassen selbst gefertigt wurde. Und allen Vieren starren die drolligen schwarzen Zöpfchen steif wie Drahtenden um den Kopf, und rote Schleifen, so grell und bunt, wie sie nur ein Negerherzchen erfreuen können, leuchten um die Wette mit den blanken Zähnen und den roten Zungenspitzchen, die ganz wie bei kleinen weißen Mädchen, die ebenso wichtig beschäftigt sind, fortwährend den Drang haben, sich zwischen diesen blendendweißen Zahnreihen durchzuschieben. Zu anderer Zeit lernt man dann, wie diese mit so viel Liebe gewaschene Wäsche überhaupt entsteht. Die herrlichsten Ausstattungen für die augenblicklich zur Lieblingspuppe vorgerückte „Dolly“ — fast immer ist es die allerblondeste Perücke, das allerhellste Rosaweiß eines Puppenkopfes, das es diesen kleinen Farbigen antut — entstehen in den Nähstunden der Größeren. Aber auch manch kleinerer Gebrauchsgegenstand, ein gesäumtes Taschentuch, ein Teedeckchen oder dergleichen, kann nach Hause mitgenommen werden als stolzer Beweis für die in der Schule erworbene Fertigkeit. Wichtiger vielleicht noch als diese imponierenden Erfolge der Nähstunde mag es aber für Mutter und Kinder sein, daß es auch eine Flickstunde gibt. Die ganze Sorglosigkeit der Rasse, die nur oberflächlich aufgeklebte „Kultur“ spiegelt sich ja gelegentlich in dem unordentlichen Äußeren der typischen Negerfrau der unteren und mittleren Schichten. Kindlich eitel, ungemein farbenfreudig und geneigt, jede Modenarrheit mitzumachen, ohne die einfachsten Kulturbedürfnisse wirklich selbst zu empfinden — so schildert die amerikanische Karikatur den Neger, zeigt ihn mit dem Monokel im Aug' und dem Loch im Ärmel oder zeichnet das Negerfräulein, das den eleganten seidenen Jupon mit gewinnendem Lächeln rafft, sichtlich unbeirrt durch die darunter hervorschauenden ausgetretenen Filzpantoffel und das Loch im Strumpf. Aber auch abgesehen von karikierenden Übertreibungen wird man natürlich bei Menschen, deren Großeltern noch gelegentlich in stallartigen „Niggerhäusern“ zusammengepfercht lebten, deren Eltern unter den schwierigsten Verhältnissen, in den schmutzigen Negervierteln der Städte nicht mehr um die Freiheit, dafür aber um das nackte Leben zu kämpfen hatten, keine besondere Empfindlichkeit gegen Schmutz und Unordnung voraussetzen dürfen.

Orchestermusik.

Da setzt die Arbeit an den Kindern ein. Und wenn Jungen wie Mädchen gezeigt wird (siehe Abb.), wie der fehlende Hänger am Paletot zu befestigen, wie der Riß im Schürzchen, das

Loch im Puppenkleide wieder heil zu machen ist, so wird da neben der nützlichen kleinen Fertigkeit, die man ihren Kinderfingern schenkt, ein Stückchen Kulturentwicklungsarbeit geleistet, das dem kleinen Wilden vielleicht Türen öffnet, die ihm noch heute streng verschlossen sind.

Auch auf anderen Gebieten sucht man hier Spiel und Arbeit zwanglos zu verbinden. An den Bausteinen wird ohne Rechenmaschine den Kindern zum erstenmal der Begriff der Zahl beigebracht, in großen Scheuerfesten, die im Puppenhaus oder auch ganz ernsthaft im Kindergarten selbst abgehalten werden, lernen sie den Umgang mit Staubwedel und -tuch, mit Schrubber und Eimer als eine Art Fest feiern usw. Nicht nur, „wenn gute Reden sie begleiten", sondern vor allem beim Singen wird jede Arbeit anscheinend zum Spiel, und so schallt Musik und Gesang eigentlich den ganzen Tag aus dem Haus. Aber auch ein richtiges kleines Orchester hat sich zusammengefunden, und wenn ein Besucher besonders geehrt werden soll — frohe Gäste kommen häufig und sind gern gesehen — dann setzt sich „Missy" wohl ans Pianino, und die kleine Kapelle, in der Triangel und Trommel, Tamburins und Querpfeife nicht fehlen dürfen, tut ihr Bestes.

Musik ist keine Arbeit — Singen ist diesen Kindern selbstverständlich wie atmen. Die liebste aller Arbeiten aber ist die Beschäftigung mit dem, was der Neger vielleicht am leidenschaftlichsten liebt: Pflanzen, Bäume und Blumen.

In dem tiefen, alten Schulgarten, unter den hohen Bäumen und auf den weiten sonnenüberstrahlten Wiesen haben diese Kinder, deren Ahnen selbst Besitz, nicht anders wie Land und Vieh, gewesen sind, die heimatlos in dumpfer Sehnsucht das Bild nie gekannter Heimat in sich herumtrugen — ihr kleines Stückchen Erde zu eigen. Der Donnerstag gehört seiner Pflege und Bebauung ganz und gar. Da müssen Wege geharkt und die ersten grünen Spitzchen kurz vorher gesäter Blumen „gepflegt" werden, die ersten Rettiche, die schönsten Bohnen werden von den stolzen kleinen Züchtern im Triumph zu der bewundernden „Mammy" heimgebracht. Dann sieht man aber auch dem großen Gärtner zu, der wortkarg aber freundlich sich von den kleinen Leuten „abgucken" läßt, was sie noch nicht gelernt haben. Mit amerikanischer Frühreife diskutieren die größeren eifrig Art und Anwendung seiner Werkzeuge, und die kleineren suchen sie in Lehm nachzuformen oder bauen selbst „eine Farm" und statten sie mit so viel schönen Dingen aus, wie nur ein glückliches Kind sich ausdenken kann. Und dann sind da Vögel und Schmetterlinge und allerhand anderes Getier, dem gezähmten grauen Eichhörnchen werden unzählige Liebeserklärungen gemacht, und noch die letzten Krumen der Frühstücksemmel wandern in hungerige kleine Tiermagen.

Und sachte festigt sich in dem gütigen und beruhigenden Sommerfrieden dieses wahrhaften Kindergartens den dunkelsten Kindern der Erde ein unverlierbarer Besitz: die tiefe und nie wieder verlöschbare Liebe zur Natur.

Die Kinderherzen freilich mögen sich dieses Besitzes noch in dankloser Selbstverständlichkeit freuen. Aber wenn das harte Leben, das ewig lockend und ewig täuschend nur seinen lichtesten Lieblingen Wort hält, den Erwachsenen gelogen hat, dann erinnern sie sich vielleicht dieses Gartens ihrer Kindheit.

Und vielleicht wissen sie dann, daß ihnen hier in dem Wege zur Natur der Weg zu der einzigen Lebenströster in gewiesen ward, die keine Lüge kennt — und vor der wir alle gleich und alle gleich geliebte Kinder sind.

Pariser Moden während der grossen Revolution.

Von Fr. Katt.

Bald nach dem Beginn der großen Umwälzung, nach der Einnahme der Bastille, erfüllte die Massen eine reine, schöne Begeisterung, die in den verschiedensten Richtungen Ausdruck fand. Auch in der herrschenden Mode vollzog sich allmählich eine Wandlung. An Stelle der glänzenden, bunten Versailler Hoftrachten tauchten die einfachsten Pariser Moden auf. Die Frauen trugen auf dem Kopfe die weiße Zeug- oder Seidenhaube „à la Bastille", in der Form eines Turmes, geschmückt mit der großen Rosette oder Bandschleife in den blau-rot-weißen Nationalfarben.

Dann kamen die geblümten Kattunkleider „à la Constitution" auf, die Roben aus blauem Tuch, Schoßjacken mit rotem Vorstoß an Ärmeln und Kragen, „à la Patriote" oder „à la Démocrate" genannt. Samt- und Brokatroben verschwinden fast gänzlich. Nur bei Hofe, zu den spärlichen Empfangsabenden der Königin in den Tuilerien, werden solche von den Aristokratinnen, die noch nicht geflüchtet sind, getragen. Die Männertracht vereinfacht sich gleichfalls. Statt der farbigen, bordierten Seiden- oder Samtröcke legte man jetzt den Überrock oder Frack aus schwarzem Tuch oder Taft „à l'Angleterre" oder „à la Révolution" an.

Farbige, gestreifte Westen nebst rundem Hut und Stiefeln vollendeten das Kostüm. Das Haar trug man lang und ungepudert. Ebenso traten in Schmuck und Zieraten große Veränderungen ein.

Die Bastillesteine, Überbleibsel jener finsteren, grauenhaften Festung, die so viele Unglückliche in ihren Mauern beherbergt hatte, wurden zu mancherlei Gegenständen verarbeitet und kamen in die Mode. Da gab es Ringe zum Anstecken für die Fingerchen schöner freisinniger Bürgerinnen, deren Mittelpunkt ein Bastillesteinchen zierte, Bonbonnieren, Tintenfässer, Halsketten und patriotische Medaillen.

Auch die goldenen und silbernen Schuhschnallen wurden abgelegt und durch messingene ersetzt, die man „boucles à la Nation" nannte. Die Frauen opferten auf dem Altar des Vaterlandes ihre Juwelen. Es erscheinen die bürgerlichen blau-rot-weiß emaillierten Trauringe und Ohrgehänge aus Bergkristall, mit der Devise: „la Patrie". Durch das Ganze schlangen sich die Nationalfarben in strahlendem Glanze. Die Trikolore wurde von den Bürgern und Bürgerinnen Frankreichs angebetet. Seit dem 14. Juli 1789 trägt sie jedermann, wenn sie auch die Aristokraten so wenig wie möglich sehen lassen.

Die Schleife am Degen, die Rosette an der Haube leuchteten in den beliebten Farben, selbst der Gamin, die volkstümlichste Figur der Pariser, trug die Kokarde riesengroß auf die Brust genäht, und wehe dem Citoyen oder der Citoyenne, die ihr nicht die schuldige Ehrfurcht erwiesen hätten.

Sogar die Guillotine, eine Erfindung des Arztes Guillotin, die er am 10. Oktober 1789 der Nationalversammlung vorgeschlagen hatte, kam in die Mode.

Die Tage der Vernichtung und des Schreckens waren noch nicht eingetreten, wo „die rote Dame", wie die Pariser das Blutgerüst mit furchtbarem Witze zu nennen pflegten, unbarmherzig die Köpfe der Aristokraten und Bürger niedermähen sollte.

Auf dem Theater wurde die Guillotine dazu verwendet, den Darstellern auf der Bühne unter tobendem Beifall der Menge die Köpfe scheinbar abzuhacken; es kamen die Perücken „à la Guillotine" auf; man trug eine winzige Guillotine im Knopfloch, aus Gold und Silber gearbeitet, und sah sie als Schmuck in den rosenroten Ohrmuscheln der Schönen.

Selbst in vornehmen Gesellschaften diente sie als Hauptspielwerk, indem man sie klein, aus Mahagoni gefertigt, mit den prunkvollen Gastereien auf die Tafel setzte, um dem

ganz kleine Glaspüppchen zu köpfen, deren Leibern dann ein rotgefärbtes, feines Parfüm entströmte.

Später, da die gewaltige Sintflut immer höher stieg, Königtum und Krone verschlungen hatte, trat die rote phrygische Mütze auf. — Kamisole und Mantelwesten, aus groben haarigen Stoffen gearbeitet, wurden hauptsächlich von den Jakobinern getragen. Wenn sie in ihrer Tracht, der Karmagnole, erscheinen, mit struppigem Bart, einen mächtigen Säbel in eiserner Scheide an der Hüfte, gewähren diese Freiheitshelden einen widerwärtigen Anblick.

Was die Frauen anbelangt, so bleibt die strenge, puritanische Tracht, Hauben und einfache dunkle Kleidung. — Die grüne Farbe namentlich ist verpönt, da Charlotte Corday bei der Ermordung Marats einen grünen Hut getragen hatte.

Fanden Hinrichtungen statt, so glich die Menge, die erwartungsvoll den öffentlichen Plätzen zudrängte, um dem fürchterlichen Schauspiel beizuwohnen, in den leuchtenden roten Mützen einem riesigen Mohnblumenfelde, wie uns die Abbildungen jener Tage anschaulich machen.

Präsident Carnot hatte im Jahre 1889 dem Revolutionsmuseum zwei solcher Mützen aus seiner reichhaltigen Sammlung einverleibt, eine Männer- und eine Frauenmütze. Letztere war aus feinstem roten Tuch gefertigt, mit einer goldenen Blättergirlande gestickt, in die die Worte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" gleichfalls in Gold hineingewebt waren. Sie wurde von der Gattin Lazare Carnots, des berühmten Freiheitsmannes und Großvaters des Präsidenten, getragen.

Trotz des Mangels und der Not — die Pariser durften jeden Tag nur auf zwei Unzen schlechtes Brot und alle zehn Tage auf ein Pfund Fleisch Anspruch machen, so viel bewilligte die Republik — schien ein Rausch, eine Sucht eingetreten zu sein, merkwürdige Veränderungen einzuführen. Beim Feste der Vernunft zogen Männer und Frauen, in antike Gewandung gekleidet, an den Altären vorüber, um dem höchsten Wesen ihre Verehrung zu bezeigen, und doch hatte der öffentliche Gottesdienst ganz aufgehört.

Da erscheint es uns denn doppelt seltsam, wenn der blutige Freiheitsmann, der Anstifter dieses tollen Mummenschanzes, Maximilian Robespierre, im Konvente der einzige ist, der in seidenen Strümpfen, blauem Frack, chamoisfarbener Weste, gepuderten Haaren und kleinem runden Hut erscheint, einer Tracht, die so sehr an altfranzösischen Geschmack und altfranzösische Sitte erinnert.

Später, da die Schreckenszeit vorüber, die Leidenschaften gemäßigter wurden, und eine neue, friedlichere Stimmung Raum gewann, äußerte sich dies auch in der Mode. Die puritanische Einfachheit fing wieder an, dem gemäßigteren Luxus Platz zu machen. Die beliebte Nationalkokarde, das Wahrzeichen der Freiheit, wurde nunmehr von dem besseren Stande möglichst klein getragen, ja, es kam vor, daß selbst die Nationalgarden in den öffentlichen Gärten, in denen es nur gestattet war, mit der Kokarde zu erscheinen, fragen mußten, wo der Bürger oder die Bürgerin diese angesteckt hatte.

Die Damen erscheinen wieder in gestickten Seidenroben mit Fächern, Spitzen ersetzen einstweilen die Juwelen. — Auf dem Boulevard des Italiens, Klein-Koblenz (Petite Coblence) genannt, promenieren die vornehmen Emigrantinnen in duftigen Gazeroben, mit Veilchen und Rosengirlanden künstlich bestickt, von denen auch wieder die Bilder der Königin, des Dauphins und des Königs umrahmt werden. Auch die männliche Kleidung beginnt eleganter zu werden. Der junge Muscadin, so wird der Pariser Stutzer genannt, erscheint auf der Bildfläche.

Sein Rock von kurzem Schnitt strömt ein durchdringendes Bisamparfüm aus, und der breite, viereckige Kragen trägt die verpönte grüne Farbe. Dazu das Spitzenjabot und die mehrere Ellen lange Halsbinde von Musselinstoff. Ein mächtiger, knüppelartiger Stock und das Haar, wunderlich in langen Flechten herabfallend, mit Puder und Pomade vermischt, Frisur, „à l'oreille du chien" genannt, vollenden die Toilette!

Diese Jeunesse dorée ist der schlimmste Feind der Jakobiner, die sich nach wie vor im blauen Kleide mit rotem Kragen, der Schreckensfarbe, zeigen.

Seit dem 4. September 1794 singt jedermann in Paris den patriotischen Nationalgesang, den „chant du départ", der dazu bestimmt ist, den fünften Jahrestag der Einnahme der Bastille dem französischen Volk unvergeßlich zu machen. Am 29. September wurde er zum erstenmal in der Oper mit großem Orchester vorgetragen. Der Verfasser des Textes ist M. J. Chénier, der Komponist Étienne Méhül. Diese merkwürdige, feierliche, berauschende Musik erschütterte alle Welt. Ein Sturm der Begeisterung bricht aus, man jubelt dem Komponisten und dem Dichter zu. Bald darauf erscheinen die Damen in Roben „chant du départ", aus weißem, dünnen Linnenstoff gearbeitet, die Bordüre aus blau-rot-weißer Seide hergestellt. Méhül, der Komponist, wird alsbald auch der Mann der Mode. Die Bürger tragen braune Kastorhüte „Méhül", grau und grün gestreifte Pantalons, rote Seidenwesten, dazu einen schwarzen Samtfrack mit bunten Emailleknöpfen, die unter Glas das Bild des volkstümlichen Komponisten zeigen.

Schlägereien und blutige Händel sind die Folge der verschiedenen Moden, die schließlich unter dem Direktorium ins Tolle auszuarten drohen. Um diese Zeit bietet die Mode, namentlich die der Frauen, ein Bild des Glanzes und der Üppigkeit. Hunderterlei Kleidertrachten tauchen auf: Antike Römerinnen in himmelblauen Tuniken „à la Cères", die Haare mit Goldschmuck durchflochten, die nackten Füßchen in Sandalen bergend. Türkinnen „à la mauresque", die Wundersamen, die, in wallende griechische Gewänder gekleidet, schöne Figuren und Büsten noch vorteilhafter hervortreten lassen. Man sieht Damenperücken in schwarzer und blonder Farbe, man trägt die kurze Rundfrisur, Tituskopf genannt, die Männer auch die Brutusfrisur, und in den Schaufenstern der Haarkünstler wimmelt es von Frisuren „à la Cléopâtre, Faustine, Néron und Hadrian. So geht es fort in buntem Gemisch, bis der neue Cäsar, Napoléon Bonaparte, auf der Weltbühne erscheint und endlich mit dem Kaiserreiche die Ausartung der Revolutionsmoden ihr Ende erreicht hat. —

Sieben Wunden schlug ich dir . . .

Liebste, sprich nicht gut mit mir,
Deine Güte macht nicht froh,
Sieben Wunden schlug ich dir,
Und dein Lächeln martert so . . .

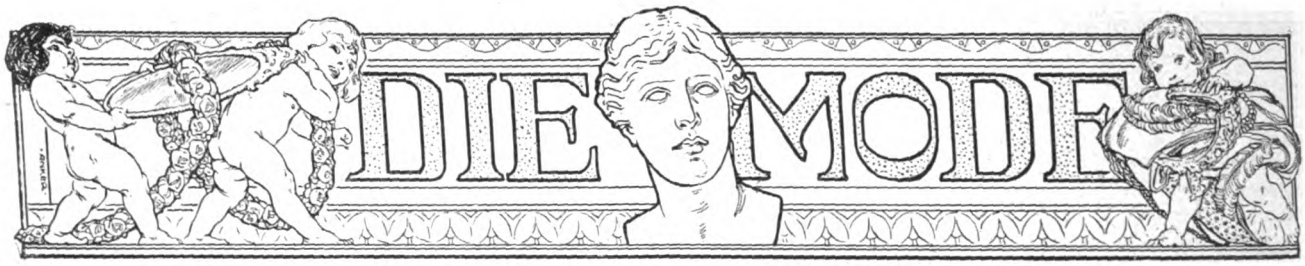
Meine Seele zagt vor dir,
Deine Güte wird ihr Last,
Nur dein Zorn ist Gnade mir,
Die du mir verweigert hast . . . .

Deine rote Lippe drängst
Du mir zu und sprichst beeilt:
„Liebster, ich vergab dir längst,
Alle Wunden sind verheilt . . ."

Und so sprichst du gut mit mir,
Täuschst mich über Qual und Schmerz . . .
Sieben Wunden schlug ich dir,
Siebenmal vergab dein Herz . . .

Liebste, nein, sie heilen nie,
Ob du auch beglückt erscheinst,
Jede Nacht noch zählst du sie,
Und dein Schmerz ist tief wie einst . . .

C. B. Baumgarten.



Zwei Picknickkleider aus Batist und Wollmusselin. (Abbildungen 177 u. 178.) Aus weißem Batist mit reicher Lochstickerei ist unser zierliches Jungmädchenkleid Abb. 177 hergestellt, das durch eine Valenciennepasse vervollständigt wird. Die blusige Taille zeigt einen über die Schultern greifenden geschweiften Besatzteil, der vorn und im Rücken bis zum Taillenschluß reicht und in der vorderen Mitte eine breite Quetschfalte aufweist. Unter diesem weich über die Achseln fallenden Garniturteil setzt sich eine Ärmelglocke an, die sich lose auf den halblangen Puffärmel legt, den ein Bündchen abschließt. Die Taille umspannt ein farbiger Seidengürtel, unter dem der schlank die Hüfte umschließende fußfreie Rock hervorfällt. Oben in feine Fältchen abgenäht, wird er unten durch zwei breite Stufen und Stickereieinsätze garniert, während eine breite Stickereikante den unteren Abschluß bildet. Der Schnitt ist für die Taille in 40, 42, 44 und 46 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 94, 100 und 106 Zentimetern Hüftweite zum gleichen Preise

Abb. 177 u. 178.
Zwei Picknickkleider aus Batist und Wollmusselin.

Abb. 179 u. 180. Blusiges Kleid für Mädchen, Anzug mit japanischer Bluse.

vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,75 Meter, für die Taille 1,75 bis 2 Meter. — Für das zweite, jugendlich wirkende Kleid (Abb. 178) ergab blau und grün gemusterter Wollmusselin das sommerliche Material, das durch den Latzteil aus weißem Seidenbatist ein duftiges Aussehen erhält. Die Taille ist blusig gehalten und durch einen breiten Kragen ausgestattet, der mit einem Stoffvolant abschließt und durch eine mattgrüne Seidenblende verziert wird. Eine gleiche Blende schmückt als Vorstoß den westenartigen Teil, der unterhalb des Latzes sich bis zum Gürtel zieht. Der Rücken ist glatt überspannt und zeigt den Kragen in runder Form. Die halblangen, oben kugeligen Ärmel garnieren an der Manschette Stoffvolants und Seidenblenden. Um die Taille legt sich ein gefalteter grüner Seidengürtel, unter dem der leicht gereihte, fußfreie Rock hervorfällt, den sieben in Bogenform aufgesetzte, gereihte Volants garnieren, die ihm eine reiche Wirkung verleihen. Der Schnitt ist für die Taille in 44, 46, 48, 50, 52 54, 56 und 60 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108 und 116 Zentimetern Hüftweite für 1 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5,75 Meter, für die Taille 1,75 bis 2 Meter.

Blusiges Kleid für Mädchen, Anzug mit japanischer Bluse. (Abbildungen 179 u. 180.) Unser zierliches, aus gesticktem weißen Mull gefertigtes Modell (Abb. 179) ist in Blusenform gearbeitet. Nur durch Hohlsäume verziert, erhält es durch eine breite rosa Batistblende, die mittels Hohlsaum dem unteren Rockrand angefügt ist, seine zarte Wirkung, die durch die breite rosa Seidenschärpe noch erhöht wird. Die blusige Taille zeigt einen kleinen runden Ausschnitt, den eine spitze Passe begrenzt, an die sich die Armlochgarnitur anschließt. Das Ärmelchen ist als kurze Puffe gehalten, die ein durchbrochenes Bündchen abschließt. Das kurze Röckchen setzt sich in Reihfalten der Bluse an und zeigt den Ansatz durch die Schärpe verdeckt. Der Schnitt ist in 30, 32, 34, 36 und 38 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 3 Meter. — Zur Herstellung des durch eine japanische Bluse vervollständigten Anzuges diente für letztere weiße Bastseide, die mit türkischen Bordüren bedruckt war, während der Rock aus weißem Cheviot gefertigt war. Die fast faltenlose Bluse ist im Rücken ebenso wie vorn geordnet, nur daß die Vorderteile leicht blusig in den Gürtel treten. Den kleinen Halsausschnitt füllt ein spitzer Latzteil, die mit Bordüre abschließenden Vorder- und Rückenteile treten leicht gekreuzt übereinander und sind zusammenhängend geschnitten, so daß die Schulter keine Naht aufweist. Auch der halblange Ärmel ist der Bluse angeschnitten und tritt unten in Reihfalten in ein Bordürenbündchen. Sehr schick wirkt hierzu der aus geraden Bahnen bestehende Plisseefaltenrock, dessen tiefe Falten bis unterhalb der Hüfte niedergesteppt sind, so daß sie von dort aus frei ausfallen. Im übrigen bleibt er völlig ungarniert. Sein Schnitt ist in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Bluse in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 2,75 bis 3,25 Meter, für den Rock bei 1,10 Metern Breite 4,60 Meter.

Abb. 181. Voilekleid mit Fichutaille.

Abb. 182. Staubmantel mit japanischem Ärmel.

Voilekleid mit Fichutaille. (Abb. 181.) Für schlanke Figuren besonders kleidsam, lassen sich die Fichus auf die verschiedenste Art anordnen, so z. B. ist das Fichu bei unserem eleganten Modell aus hellgrauem Voile mit türkischem Chinémuster in tiefe Falten gelegt, die vorn und im Rücken sich kreuzen und auf der Schulter niedergesteppt sind. Den breit über die Achsel fallenden Außenrand des Fichus besetzt

Abb. 183 u. 184. Zwei Mädchenschürzen.

ein hellgrauer Filetstreifen, mit dem der Filetlatzteil übereinstimmt, der den spitzen Ausschnitt der Taille füllt. Sehr originell wirkt der in zwanglose tiefe Querfalten geordnete Dreiviertelärmel, den ebenfalls ein Filetstreifen abschließt. Die Taille umspannt ein drapierter grauer Seidengürtel, unter dem der glatt die Hüfte umschließende Rock hervorfällt. Leicht schleppend und rund geschnitten, ist er oben in Falten abgenäht, die unterhalb der Hüfte ausspringen. Sein Schnitt ist in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,25 Meter, für den Rock 3,75 Meter.

Staubmantel mit japanischem Ärmel. (Abb. 182.) Die moderne Konfektion steht noch immer stark unter japanischem Einflusse, der sich besonders an den Ärmeln bemerkbar macht. So zeigt auch unser Staubmantel aus grauweiß gestreiftem Alpaka den sich nach unten erweiternden Mikadoärmel, der hier dem Mantel eingesetzt ist. Dieser ist völlig lose geschnitten und im Rücken mit nach innen liegender Falte gearbeitet, die unterhalb der Taille ausspringt. Als Halsabschluß dient ein flacher Schalkragen, die Ansatzlinie der Ärmelpartie wird durch einen dunkelgrauen Seidenvorstoß betont, der sich auch um die beiden Bogen zieht, die, mit Knöpfen besetzt, die glatte Linie unterbrechen. Die Ärmelgarnitur besteht in einer mit Vorstoß verzierten Blende, und eine Blende markiert auch den tiefen Schlitz, in dem die Seitennaht endigt. Zu diesem ebenso praktischen wie hübschen Mantel ist der Schnitt in 44, 46, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,75 bis 3 Meter.

Zwei Mädchenschürzen. (Abb. 183 u. 184.) Die aus blauem, weiß gepunktetem Waschstoff gefertigte Schürze Abb. 183 ist aus einem Stück geschnitten und über den Kopf zu ziehen. Sie ist an den Seiten offen, Vorder- und Rückenteil werden durch Riegel mit Knöpfchen verbunden, die Garnitur besteht in einer blauweiß gestreiften Bordürenumrandung. Der Schulterpartie sind Epauletten angeschnitten, die gleichfalls mit blauweißer Bordüre umrandet sind. Der Schnitt hierzu ist in 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite zum Preise von 35 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 1,60 Meter. — Die nebenstehende, für Mädchen von 4 bis 10 Jahren geeignete Schürze Abb. 184 ist aus weißem Batist hergestellt und durch Lochstickerei verziert. Völlig das Kleid deckend, wird sie in der Taille durch einen Gürtel zusammengehalten, von dem ein Anhängetäschchen mit farbiger Aufnäharbeit herabhängt. Die kleine spitze Passe wird an jeder Seite von einem gestickten Volant begrenzt, unter dem sich Vorder- und Rückenteile in Reihfalten ansetzen, den unteren Schürzenrand schmückt gleichfalls Stickerei. Der zur Anfertigung dieser hübschen Schürze erforderliche Schnitt ist in 30 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 2,25 Meter.

Zwei Mädchenkleider, Knabenkittel mit japanischen Ärmeln. (Abb. 185 bis 187.) Unsere Gruppe veranschaulicht drei Kinderkleider, die sich sämtlich mit Hilfe der Schnitte von den Müttern ohne Mühe anfertigen lassen. So zeigt Abb. 185 ein brauncreme kariertes Kleidchen, zu dem einfarbiger brauner Wollstoff die Garnitur ergab, während der viereckige Latzteil aus creme Stüschenbatist bestand. Das im ganzen geschnittene Kleidchen ist vorn wie im Rücken in je drei Quetschfalten geordnet, die in der Taille durch einen braunen Ledergürtel zusammengehalten werden. Über die Achseln greifen braune Patten, die gewissermaßen die Falten festhalten, das kurze Ärmelchen ist puffig geschnitten und schließt mit braunem Aufschlag ab. Der Schnitt ist in 28, 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,25 Meter. — Abb. 186 ist aus weißem Batist gefertigt und mit Lochstickerei und Valenciennespitzchen garniert. Die blusige Taille wird durch einen Valenciennekoller vervollständigt, an den sich die oben in feine Fältchen abgenähten Vorder- und Rückenteile ansetzen, während über die Schultern Bretellen greifen, die Stickerei und Spitze verzieren. Die gleiche Verzierung wiederholt sich dann auch an

Abb. 185 bis 187. Zwei Mädchenkleider, Knabenkittel mit japanischen Ärmeln.

dem Bündchen des halblangen Puffärmels, über den lose eine geschlitzte Glocke fällt. Um die Taille legt sich ein farbiger Seidenstoffgürtel, der kurze Rock ist bis auf die freibleibende Vorderbahn oben in feine Fältchen abgenäht und zeigt als Garnitur vier gereihte Volants, die mit Stickerei und Spitze geschmückt sind. Der Schnitt ist für die Taille in 34, 36, 38, 40 und 42 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 90, 94, 100 und 106 Zentimetern Hüftweite zum gleichen Preise vorrätig. — Für den Faltenkittel Abb. 187 ergab roter Schweizerkattun das Material, zu dem die Garnitur in dunkelblauen, farbig bestickten Batiststreifen bestand. Das Kittelchen ist mit viereckigem Ausschnitt gearbeitet und zeigt die vordere Mitte in feine, nach unten ausspringende Fältchen abgenäht, während die Rückenmitte zwei Quetschfalten aufweist. Das halblange Ärmelchen ist dem Kittel angeschnitten, wodurch dieser etwas japanisch wirkt. In Taillengegend wird das Ganze durch einen Gürtel zusammengehalten. Der Schnitt hierzu ist in 28 und 30 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 1,50 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 177 bis 187 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstraße 37 bis 41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unter der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Die Konserven im großen Welthandel.

Von Else Franken.

Das „Einmachen" gehört zu den zierlichsten Liebhaberkünsten der Hausfrau. Da stehen im Spätherbst, säuberlich gebunden und etikettiert, alle die Gläser, Dosen und Krüge. Nun sollen sie nur kommen, die knappen Zeiten, der unerwartete Besuch, die Rekonvaleszenz — der Haushalt ist gerüstet!

Überaus interessant sind die Verhältnisse des Großbetriebes. Die Menschheit ist heute verwöhnt, fast ohne es selbst zu ahnen. Der Tropenreisende speist unter dem Äquator Nordseehummer und Renntierrücken, letzeren durchfroren. Wie denn ein im sibirischen Eise gefundenes Mammut — man fand es in einem urzeitlichen Block eingefroren — recht eigentlich als Konserve zu gelten hat. Es hatte sich die fünf oder zehn Jahrtausende so gut erhalten, daß die Hunde der Expedition mit Lust und ohne Schaden davon speisen konnten.

Wir unterscheiden vier Hauptmethoden für die Erhaltung der Lebensmittel: das Gefrieren, Einsieden, Austrocknen und endlich das Einlegen in Salz (Pökeln), Zucker, Sprit usw.

Schon die Ägypter des Altertums kannten das Einsalzen; sie wußten offenbar schon, daß Salz den Substanzen Wasser entzieht, und daß dies fäulnishemmend wirkt. Aber wie viel edle Stoffe, Zucker, Fett, Nährsalze und Aromatika zerstört das Salz! Auch Essig, Arrak, Rum werden benutzt und sind fast unentbehrlich. Sie wirken, was frühere Generationen nicht wissen konnten, tötend oder lebenlähmend auf eine große Reihe von Bakterien. Leider töten sie neben den Bazillen auch den Eigengeschmack der Früchte.

Da kam ein einfacher Mann der Praxis mit einer höchst wichtigen Entdeckung, lange ehe an Robert Koch und an unsere heutige bakteriologische Wissenschaft zu denken war.

Es war François Appert, Koch und Konditor in Paris, der 1814 eine Schrift herausgab: „L'art de conserver toutes les substances animales et végétales (Die Kunst, alle tierischen und pflanzlichen Stoffe zu konservieren). Es war die uns heute ganz geläufige Methode, hermetisch geschlossene Büchsen und Flaschen im Wasserbade (au bain Marie) so lange zu kochen, bis die Fäulniserreger, tierische oder pflanzliche Keime, getötet sind.

Appert, den seine Regierung mit dem großen Staatspreis auszeichnete, war auf rein empirischem Wege, d. h. durch Versuchen und Ausproben, zu seiner Entdeckung gelangt. In der Welt der Wissenschaft waren Physiker und Glastechniker gerade aufs heißeste bemüht, das Mikroskop derart zu entwickeln, daß es das Forscherauge zur Aufspürung aller der kleinen, unendlich verderblichen Lebewesen befähigte. Davon konnte François Appert nichts ahnen, aber seine Methode kam den modernen Küchenerfordernissen erstaunlich vielseitig zugute. Durch sie konnten wir die Schätze ferner Weltteile für uns ausnutzen: das nahrhafte Fleisch indischer Schildkröten, das Fleisch und die Zungen der Büffelherden aus Fray Bentos, die Austern und Fische der Wasserkante, die Sardinen der Bretonischen Küste und so vieles andere noch. Nicht nur der bürgerliche Haushalt hatte Nutzen davon, auch die unzähligen Schiffe der Lloydgesellschaften, Truppentransporte, Forschungsexpeditionen, die Sportwelt und unsere Offiziere im Manöver.

Auch Weine und Biere macht man jetzt tropenfähig durch Erhitzen auf hohe Grade in den geschlossenen Flaschen. Das Verfahren rührt bekanntlich von Kochs genialem Meister, von dem Pariser Pasteur, dem „Hundswut-Pasteur", her. Eine große Rolle spielt auch die pasteurisierte Milch auf den gewaltigen Schiffskolossen aller Meere, als Nahrung für die unzähligen Babies, die alltäglich als lebendige Fracht in die fernen Erdteile verschifft werden.

Für den Massenkonsum freilich ist das Büchsenverfahren zu kostspielig.

Für Zwischendeck, Volksküche und Arbeiterkantine, Kasernenbetrieb usw. werden die Vegetabilien — neuerdings sogar der Raumersparnis halber die Kartoffeln — gedörrt. Ganz erstaunlich sind die Großanlagen für Dörrgemüse.

Das Trocknen geschieht in Riesenräumen, wo gewaltige Ventilatoren derartige Luftströme erzeugen, daß die ganze Prozedur in kürzester Zeit beendet ist. Danach kommt das Produkt unter hydraulische (Wasserdruck-) Pressen, wo es zu festen Blocks geformt wird. Ein Kilogramm gibt 40 Portionen, und ein Kubikmeter versorgt — 25000 Mann.

Alle Vorarbeit geschieht durch Maschinen, die menschliche Hand ist fast gänzlich ausgeschaltet. Da gibt es Entschotungsmaschinen, die am Tage 225 Zentner Frucht verarbeiten. Zugleich sortieren sie die grünen Erbsen durch ein sinnreiches System durchlochter Zylinder in die verschiedenen Größen und Güten.

Ältere Hausfrauen erinnern sich noch der Zeit, da sie selbst Blechdosen beim Nachbar Klempner anfertigen ließen. Sie begreifen nicht den billigen Preis der einfacheren Büchsengemüse. Es gibt eben heute Maschinen, die mit einem einzigen Schlag auf eine Scheibe Blech die ganze Dose nebst Deckel herstellen.

Auch das Eindicken zu Sirups und Gelees ist eine gute Konservierungsart. Gelegentlich besorgt das die Zeit selber. So soll bei den ersten Ausgrabungen in Pompeji ein Faß (vermutlich eine steinerne Amphora) Wein gefunden worden sein, dessen Inhalt sich zu einem dickgelierten Rest verdickt hatte, der, goldbraun und betäubend duftend, sowohl zum Kosten einlud, als auch wieder giftverdächtig abstieß. So ließ man einen zum Tode Verurteilten zuerst davon genießen, kam er ohne Vergiftung davon, so sollte ihm das Leben geschenkt sein. Und er kam davon; Bacchus selbst hätte seine Freude an dem zweitausendjährigen Weingelee gehabt!

Eine große Menge von fäulnishindernden Stoffen liefert die moderne Chemie: Salizyl und Borsäure sind die

bekanntesten. Wir haben aber genug andere Mittel, so daß wir reine Chemikalien aus der Nahrung recht wohl fortlassen können. Wir haben den luftdichten Verschluß und das gute alte Mittel einer luftdichten Decke von Fett, Öl oder Pech.

Dieser Stoffe bedienten sich schon unsere Urgroßmütter, ja das Verpichen kennt schon die Antike. Man kann fast den Satz aufstellen: Nahrungsmittel sind zu nahezu unbegrenzter Haltbarkeit zu bringen durch vollen Abschluß der keimhaltigen, Fäulnis oder Gärung erzeugenden Luft.

Wenn wir die Wintergemüse in Sand einschlagen, die frischen Eier mit Wasserglas überpinseln, die Schnittwunden der Weintrauben, die wir länger aufzubewahren wünschen, versiegeln, so folgen wir immer dem gleichen Prinzip.

Schleswig-Holsteinische Minnegaben.

Von H. v. Schroetter.

In der Zeit der Werbung sucht der Liebende sich auf jede Weise die Gunst der Geliebten zu erringen. Die Ausdrucksweise wechselt je nach Sitte des Landes und seiner Bewohner. Es ist interessant, zu sehen, wie die Arbeitshand im Frauendienst zur Künstlerhand wird, wie die Liebe sich mit zartem Sinn gerade diejenigen Dinge als „Minnegabe" aussucht, sie schmückt, verziert und mit persönlichem Dekor versieht, die von dem Gegenstand der Neigung oft und viel, täglich, ein Leben lang, in Benutzung genommen werden.

In der Provinz Schleswig-Holstein, die, von zwei Meeren befruchtet, sich durch Eigenart ihrer Bewohner, durch alte Bauernkunst, durch Festhalten an ererbtem Besitz auszeichnet, waren diese „Minnegaben" von alters her üblich und erreichten einen besonders hohen künstlerischen Wert. Sie verdienen daher allgemeiner bekannt zu werden und der Würdigung weiterer Kreise — das Entzücken des Sammlers bildet ihre Arbeit schon lange — als ein Stück höchst beachtenswerter Volkskunst unterbreitet zu werden.

Bleuel (Wäscheklopfholz) mit Kerbschnittverzierung.

Im Leben unserer Voreltern spielte die Wäsche und ihre mannigfachen Anforderungen eine ganz andere Rolle als im Leben der Hausfrau von heute, die sich Maschinenhilfe sichert. Die Frau, auch die vermögende Frau, übernahm mit der Verheiratung die Pflicht, für die Kleidung und für die Wäsche des Haushalts der Familie zu sorgen. Sie spann und wob, sie wusch und mangelte, sie nähte über dem Strumpfleisten die Strümpfe aus Tuch mit Lederbesatz, die in früheren Jahrhunderten die Schuhe und Stiefel ersetzten.

Unsere Abbildungen bringen — nach Originalen im Besitz der Museen in Hamburg und Altona — die Gerätschaften, die zu solcher verschiedenartiger Haus- und Handarbeit nötig waren, und die als „Minnegabe" einen wertvollen Besitz darstellten.

Zur Reinigung der Wäsche benutzte man in Schleswig-Holstein die auf mehreren unserer Bilder veranschaulichten, zum Klopfen der nassen Wäschestücke benutzten Bleuel oder Bückhölzer. Der Ausdruck „Bückholz" stammt von der Bezeichnung der Holzart Buche her und war so allgemein verbreitet, daß er sich vom Werkzeug auf die Tätigkeit übertrug und man das Waschen einfach „bücken" nannte. Bei dem einen der hier dargestellten Waschhölzer — aus dem Jahre 1777 stammend — hat der aus den nordischen Reichen nach Schleswig-Holstein verpflanzte Kerbschnitt Verwendung gefunden, während der andere Bleuel in leichter Reliefschnitzerei ausgeführt und bemerkenswert ist durch die kleine Runde mit einem Stückchen seltenen Spiegelglases. Der Geber kannte die Frauennatur!

Mangelbrett aus der Wilstermarsch.

Die ursprüngliche Form des Mangelbrettes war die eines flachen Eichen- oder Buchenstücks, das an der schmalen Seite mit einem Ausschnitt versehen war, der der Hand Halt gab — (s. Abb.). Die um einen Stock gewickelte Wäsche wurde mit Hilfe dieser Mangelbretter gerollt. Zirkel und Messer sind die einzigen Werkzeuge des Bauernkünstlers gewesen, mit denen er den abwechslungsreichen Schmuck schuf. Fast immer tragen die Mangelbretter eine Inschrift, durch die sie ein persönliches Gepräge erhalten und in Beziehung zu der Empfängerin gestellt werden. Wir finden Vor- und Zunamen, Jahreszahl, Namen des Gebers oder Sprüche wie auf dem von 1730 stammenden Brette — „Bete fleißig — Liebe hertzlich — Arbeite treulich — So gibt Gott reichlich." Die reiche Sammlung von Mangelbrettern im Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe liefert eine Blütenlese solch kernig derber, immer aber hohes Interesse beanspruchender Inschriften, von denen wir hier einige folgen lassen. Auf einem Brett von den Halligen, 1713, lesen wir: „Wete Linnen machet schone Fruwen", auf einem noch älteren, von 1686 stammenden Brett von der Insel Föhr heißt es sogar: „Wasshet, reiniget juw, doth juw bojes wesen van mynen ogen." Zärtliche Bitte (oder sollte es sich nur um eine Aufforderung zu häufiger Benutzung des Geschenkes handeln?) spricht aus den

Bleuel mit eingesetztem Spiegel.

Schöne alte Mangelbretter.

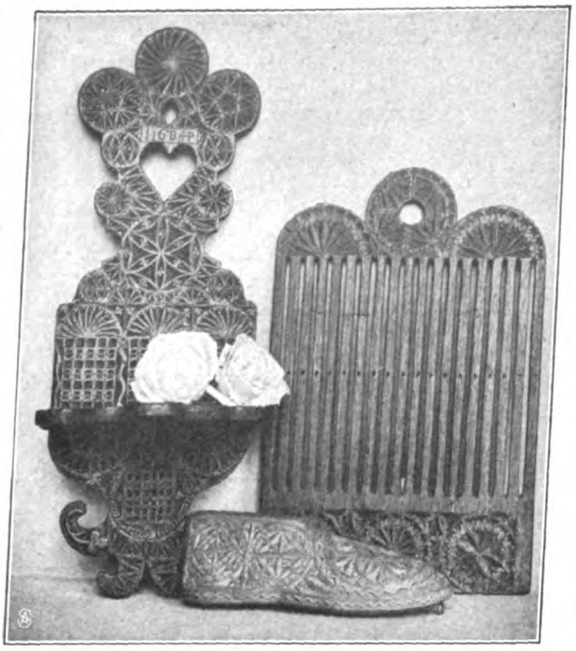
knappen Worten: „Laß mich doch nich ohn dich", die auf einem Mangelbrett aus Nordfriesland, 1700, stehen, und beglückte Neigung verzeichnet „Wohl geliebt macht vergnügt" oder versichert, daß es nichts Besseres auf Erden gibt, als „lieben und wieder geliebet werden."

Das Mangelbrett veränderte im Laufe der Zeit seine Gestalt. Man gab ihm einen handlichen Griff auf der oberen reichverzierten Seite. Der Kerbschnitt macht der Holzschnitzerei Platz, und wir lernen Mangelbretter (siehe die Abbildungen) kennen die auf das kunstvollste und künstlerischste dekoriert und von fachmännisch gebildeter Hand die Tischlerei blühte auf dem Lande – oder doch unter derem Einfluß entstanden sind. Die Abbildung auf Seite 300 unten links führt uns ein Stückchen früherer Sittenkunst vor: die Begrüßung der Liebenden. Rund um das aus dem Jahre 1625 stammende, wunderbar gut erhaltene Mangelbrett läuft die vielsagende Inschrift:

„Wenn alle Waldtvöglein
gehen zu Neste
So ist noch mein Spatcieren
mit Jungfrawen das beste."

Mangelbrett älterer Zeit.

Auf dem daneben dargestellten Mangelbrett aus der reichen Wilstermarsch, die für Sammler und Forscher jahrelang eine wahre Fundgrube war, ist die Lebendigkeit der Bewegung bei den tanzenden Frauenfiguren bemerkenswert. Hier finden wir auch die für Bauernkunst charakteristischen Zierformen — Herz, Maßliebchenblume. Unstreitig das künstlerisch wertvollste der Bretter dürfte das in reichem vollen Relief ausgeführte Mangelbrett mit der ein pfeildurchbohrtes Herz tragenden Frauenfigur unter einer von Puten gehaltenen Krone sein.



Löffelbrett, Webekamm und Strumpfleisten.

Neben den Geräten für die Wäscherei waren es die Hilfsgeräte zur Anfertigung der Kleidung, die als „Minnegaben" beliebt und begehrt waren. So zeigt eines unserer Bilder zwei mit Kerbschnitt verzierte Ellen, deren eine die Seite mit der Zolleinteilung weist.

Zwei Ellen aus Holstein.

Oft finden sich auch auf diesen Ellen derblaunige Inschriften, wie z. B. auf einer Elle von 1744 im Hamburgischen Museum: „Diese Elle ist fein bunt. — Mein Libgen hat zwei Brüztte Die wägen fünf Punt und noch ein Lot. — Diese Elle ist mir lieb und wer sie mir stelt der ist ein Dieb."

Die folgende Abbildung dagegen spricht von der bereits eingangs erwähnten Frauenkunst, die heute außer Übung ist, und die den Frauen früherer Zeiten nicht wenig Mühe und Arbeit gemacht haben mag. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert trug die Landbevölkerung noch den genähten Strumpf an Stelle des nur in den höheren Kreisen bekannten und eingeführten gestrickten Strumpfes. Zur Anfertigung dieser Strümpfe, deren Sohle mit Lederauflage versehen wurde, bedurfte man eines genauen Fußmodells. Und so kam es, daß der Liebhaber, der sich dem Gegenstand seiner Neigung unentbehrlich machen wollte, den Fuß der Geliebten, vielleicht auch als weiser Haushalter bereits den seinigen, in Holz nachbildete und diesen zu häufigem Gebrauche bestimmten Gegenstand liebevoll mit den Initialen seines Besitzers schmückte und die Oberfläche des Holzes mit Kerbschnittornamenten, die sich der Form des Fußes gefällig anpassen, überzog.

Mangelbrett.

Zu der weiteren Sorge für die Kleidung gehörte auch die Hausweberei, und der Webekamm auf unserer Abbildung ward daher ebenfalls von liebender Hand mit Schmuck bedacht. Auch das Löffelbrett, der täglichen Benutzung durch die Hand der Geliebten sicher, gehört in die Reihe der „Minnegaben" die wir, wenn es der Raum erlaubte, noch in weit zahlreicheren Abbildungen vorführen könnten.

Denn was irgendwie in Zusammenhang mit der Person der oder des Geliebten steht, hat zu Zeiten als derartige Liebesgabe gegolten. Auch neu auftretende Modegegenstände, die freilich inzwischen meist für uns zu einer Selbstverständlichkeit aufgerückt sind, die solche Auszeichnung schwer begründbar erscheinen läßt, gehören hierher, wie z. B. das Taschentuch. Aber der Raum reichte hier nicht einmal für das Kapitel der „Geräte als Minnegaben".

Jedoch dürfte das wenige Gezeigte und Gesagte genügt haben, zu sehen, daß selbst einfachen Geräten eine künstlerische Verzierung gegeben werden kann, ohne daß ihre Gebrauchsfähigkeit darunter leidet — das moderne Streben, Gebrauchsgegenstände künstlerisch im Sinne des Gebrauchs auszubauen, ist also schon vor Jahrhunderten ausgeführt worden.

Unsere Darstellung hofft aber noch eine weitere Anregung zu geben: wir wünschten nämlich gar sehr, daß auch Minnegaben, die in anderen Gegenden unseres Vaterlandes sich finden und nachweisen lassen, gesammelt und der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden möchten!

Strumpfleisten mit Kerbschnitt.

Ratgeber für jedermann

Für unsere Kinder.

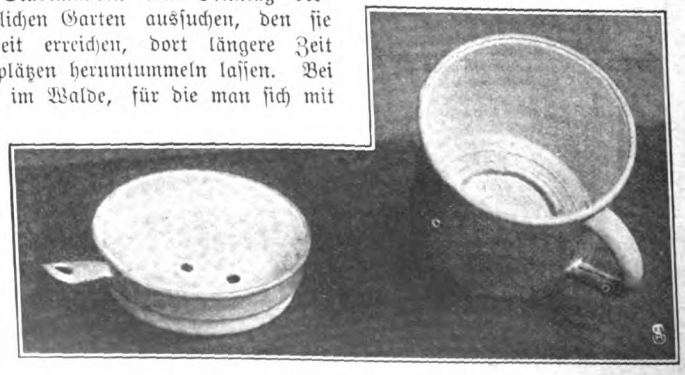
Kinder auf Spaziergängen. Auf dem Lande und in kleineren Städten sind den Kindern der Genuß frischer Luft und die Bewegung im Freien in zweckmäßigster Weise geboten. Sie bleiben im Hof und Garten und vertreiben sich die Zeit mit allerlei Spielen. In der Großstadt muß man die Kinder spazieren führen, denn die Straße ist für sie kein richtiger Aufenthalt. Nur solche Eltern, die sich um die Erziehung ihrer Kinder nicht kümmern können oder auch nicht kümmern wollen, lassen sie unbeaufsichtigt in zweifelhafter Gesellschaft vor dem Hause spielen. Spaziergänge sind gewiß nützlich, indem sie den Kindern den Genuß frischer Luft ermöglichen, aber sie haben auch ihre Schattenseiten. Die Kleinen leiden auf ihnen unter dem Zwang, auf vorgeschriebenen Wegen, stets im gleichen Schritt zu gehen. Sie langweilen sich und werden verstimmt. Unterhalten sie sich dabei mit Erwachsenen, die beaufsichtigen, so ist das auf die Dauer auch nicht von Vorteil, weil das Kind das Bedürfnis hat, mit gleichaltrigen Genossen zu spielen. Man muß darum nach Möglichkeit bestrebt sein, die Kleinen auf Wiesen und Spielplätze zu führen, wo sie sich austummeln können. Verkehrt ist es auch, die jüngeren Kinder an Ausflügen der Erwachsenen teilnehmen zu lassen, wenn diese mit längeren Märschen verknüpft sind. Der junge Körper ist wohl elastisch, Laufen und Springen bereiten dem Kinde Freude, aber die Bewegungen dürfen nicht zu lange anhalten; es müssen dazwischen immer kurze Ruhepausen eingeschaltet werden. Das tut das Kind von selbst, wenn man es frei spielen läßt. Wenn aber auf einem Ausflug ohne Unterlaß stundenlang vorwärts gegangen wird, so verträgt der kindliche Organismus diese Muskelarbeit nicht. Es fehlt ihm noch die Ausdauer. Die Folge solcher Ausflüge ist nur, daß die Kleinen übermüdet werden und vom Ausflug erschöpft heimkehren. Diese Unfähigkeit der Kinder zu Dauergängen ist noch im ersten schulpflichtigen Alter vorhanden, und erfahrene Lehrer wissen wohl, daß die Schüler und Schülerinnen noch am Montag unter den Strapazen der sonntäglichen Familienausflüge leiden. Den Kindern müssen die Mütter schon ein Opfer bringen. Wollen sie weit außerhalb der Stadtmauern den Sonntag verbringen, so müssen sie einen ländlichen Garten aussuchen, den sie vielleicht mit einer Fahrgelegenheit erreichen, dort längere Zeit bleiben und die Kinder auf Spielplätzen herumtummeln lassen. Bei schönem Wetter ist auch eine Rast im Walde, für die man sich mit einem Imbiß, Hängematten und Feldstühlen versorgt, für die Kinder sehr vorteilhaft.

Kinder-Autos mit Handbetrieb. Wir zeigen hier zwei verschiedene Typen eines vor kurzem erst in den Handel gelangten Sportgeräts, das, hinausgehend über den Wert eines bloßen Spielzeugs, eine beachtenswerte hygienische Bedeutung für Kinder gewinnen dürfte, gerade weil es, im Gegensatz zu den meisten andern sportlichen Vehikeln, den Oberkörper mehr in Anspruch nimmt als die Beine. Der Antrieb dieser Wagen erfolgt nämlich durch Vor- und Rückstoß der Arme, die einen bzw. zwei Antriebshebel in Bewegung setzen; durch die Füße wird nur die Fahrtrichtung bestimmt. Die Kraftübertragung erfolgt in verschiedener Weise, auf dem links dargestellten, besonders elegant wirkenden kleinen Fahrzeuge, das durch Heinrich C. Welsch, Köln, Zeughausstraße 24, zu beziehen ist, durch Zahnräder, auf dem andern durch ein System von Hebeln und Spiralen.

Kinder-Autos mit Handbetrieb.

Hauswirtschaft.

Benzin im Haushalt. Als Fleckmittel für Stoffe ist Benzin wohl jeder Leserin bekannt, neu wird es aber vielleicht mancher sein, daß sich Benzin auch sonst im Haushalt als Reinigungsmittel und Fleckentferner vortrefflich bewährt. Alle Fingerspuren, Fett- und Schmutzstellen an gestrichenen (Ölfarbe) Wänden, wie sie besonders dort, wo Kinder sind, aber auch sonst im Hause häufig vorkommen, verschwinden sofort, wenn man sie mit Benzin überreibt; ebenso die schwarzen Stellen um Tür- und Fenstergriffe. Ausgezeichnet ist ferner die Wirkung des Benzins beim Waschgeschirr. Waschbecken und Ausgußkanne setzen bekanntlich leicht Ränder an, wenn sie nicht täglich ausgeseift und gründlich poliert werden. Solche Ränder sind dann mühselig zu entfernen. Reibt man sie indessen mit Benzin ab, so verschwinden sie im Umsehen, und das Geschirr ist wieder spiegelblank. Auch die Marmorplatte des Waschtisches erweist sich für eine kleine Zwiesprache mit dem benzingetränkten Lappen äußerst dankbar; nicht ein Fleckchen bleibt danach zurück, und wenn man fein sauber mit einem weichen, trockenen Tuche nachfrottiert, so leidet auch der Glanz nicht im mindesten. Das gleiche gilt von Möbeln an Stellen, wo sie „befingert" oder durch Wasserspritzer verunziert sind, gleichviel, ob sie Politur oder Ölfarbenanstrich aufweisen. Dann seien als letztes noch die Emaillegeschirre genannt, natürlich nicht die Koch- und Eßgeräte, aber die Ausguß- und Aufwischeimer, Müllschippen, Küchenwaschbecken, Sanddosen usw., in deren Rändern und Ritzen sich der Schmutz so gern ansetzt. Ein einziges Überwischen mit dem Benzinlappen, und sie sind sauber. So gibt es noch zahllose Gelegenheiten, bei denen das Benzin helfend einspringen kann, und da man nur verschwindend wenig gebraucht, so darf man sich seine Hilfsbereitschaft unbedenklich zunutze machen.



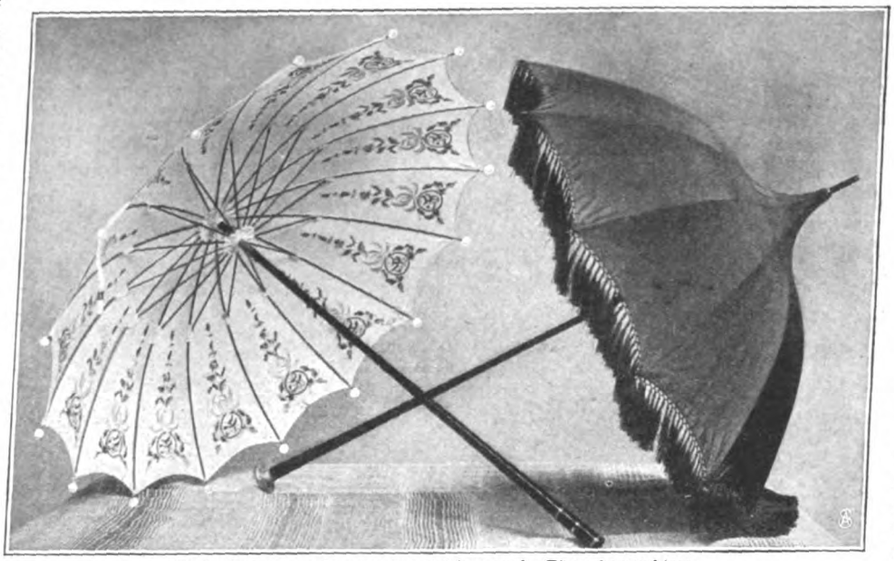
Der Rillenfilter — eine praktische Neuheit.

Praktischer Kaffeefilter. Unsere Abbildung zeigt die beiden Hauptteile dieser praktischen kleinen Neuheit, das Filtergefäß und den Eingießdeckel. Ein Rundfilterblatt — diese Blätter sind in Paketen käuflich und stimmen in ihrer Größe genau mit dem Boden des

Moderne Schirmstöcke.

Filtergefäßes überein — wird in das Gefäß eingelegt und etwas mit Wasser befeuchtet, so daß es sich dem Boden genau anschmiegt. Die Beschaffenheit dieses Bodens bildet den Hauptvorteil der kleinen Erfindung: er ist nämlich von Rillen durchzogen, die die Herstellung eines völlig satzfreien Kaffees bei möglichster Ausnutzung des Materials bewirken. Die Handhabung ist einfach. Nachdem das Filterblatt eingelegt ist, wird der gemahlene Kaffee aufgeschüttet, der Eingießdeckel aufgesetzt und sprudelnd kochendes Wasser aufgegossen. Durch zwei Abzuglöcher im Rillenboden fließt der Kaffee ab. (Bezugsquelle: E. Cohn, Berlin, Leipziger Str.)

Kleine Kniffe beim Gemüsekochen. Um im Sommer alte Kartoffeln beim Kochen vor dem Schwarzwerden zu schützen, gibt man einige Tropfen Essig ins Kochwasser. — Um Sellerie für Salat schön weiß zu bekommen, legt man ihn geputzt vor dem Kochen einige Stunden in Essig. — Blumenkohl kocht man ohne Salz, damit er weiß bleibt. Gibt man Salz zum Kochwasser, so wird der Blumenkohl braun. — Um Gemüsen die schöne, grüne Farbe zu erhalten, setzt man einige Körnchen Soda oder etwas doppeltkohlensaures Natron zu. Das Gemüse wird dadurch auch zarter.

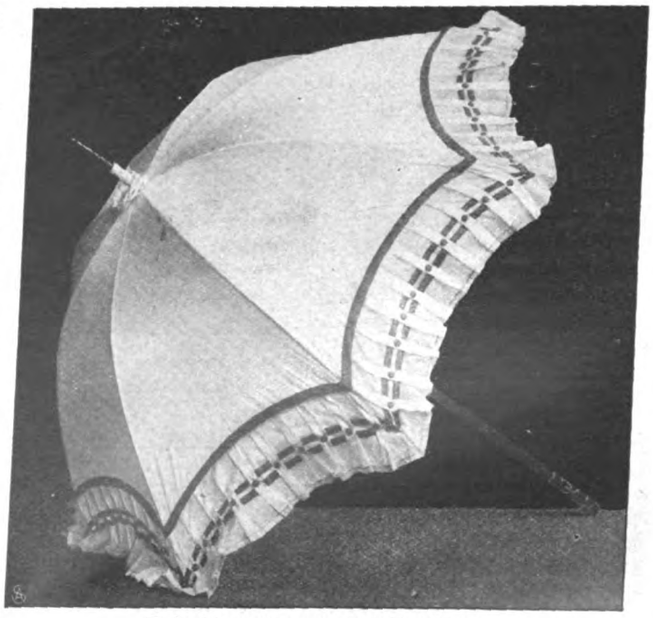


Sechzehnteiliger japanischer Schirm und „Türmchen"schirm.

Ratschläge für die Toilette.

Moderne Sonnenschirme. Im allgemeinen hat ja die Sommermode, soweit sie sich bisher entwickelte, keine wirklichen Umwälzungen gebracht — überall Fortsetzung und Ausbau von Motiven, die bereits in den Moden der Vorsaisons leise mitschwangen. Einen ungemein charakteristischen Zug aber weist diesmal die sonst so konservative Sonnenschirmmode auf. Neben dem ungewohnten Bilde des „Knickers", den wir bereits in mehreren Bildern zeigten, bringt sie als eigenartige Neuheit den sogenannten „Japänschirm" und den Türmchenschirm — zwei auffallende Formen, die unser mittleres Bild anschaulich zeigt. Der Japanschirm hat ein 16teiliges Gestell (meist aus goldig schimmernder Bronze), das ihn sehr flach erscheinen läßt — fast ganz in der Form der großen chinesisch-japanischen Papierschirme, die eine Zeitlang berüchtigte Dekorationsgegenstände des deutschen Zimmers bildeten. Der exotische Eindruck wird noch durch die kurze Schirmspitze verstärkt und ganz besonders durch die massiven Knöpfe, in denen die einzelnen Schirmrippen endigen. Diese glänzenden Kugeln haben Erbsen- bis Kirschengröße. Bei dem Türmchenschirm sind die Schirmschienen an der Spitze eigentümlich aufgebogen (s. Abb.). Der ganze Schirm, der nicht sehr groß und durchaus nicht flach sein darf, wirkt besonders durch den ernsteren Charakter seines Bezuges (hier schwerer dunkelgrüner Taft mit gleichfarbiger Seidenfranse) kokett altertümlich. Sonst zieht man duftigere Stoffe und Farben vor. Für Japanschirme kommen lichte orientalische Seiden in allen modernen Farben in Betracht, häufig mit exotischen Motiven bemalt oder — wie auf unserer Abbildung — reich und seitengleich bestickt. Für die immer modernen weißen Waschschirme ist Platt- und Lochstickerei beliebt, dann Einsätze von Reticellaquadraten oder anderer Spitze, durch die oft ein Futterbezug aus pastellfarbigem leichten Seiden- oder Baumwollenstoff schimmert. Verzierungen aus scharf abstechenden andersfarbigen Taftbändchen oder -röllchen wären noch zu erwähnen — unser letztes Bild zeigt einen solchen Schirm aus weißer schwerer Seide mit Ausputz aus dunkelbraunem Taft und taftbezogenen Knöpfchen. Die Schirmstöcke (s. die Abb.) passen sich den Sonnenschirmen mit ausgeprägtem Stilcharakter natürlich an: man sieht zu Japanschirmen ganz zierlich geschnitzte chinesisch-japanische Götterfigürchen der Griffplatte aufgesetzt oder diese selbst mit passender Elfenbeinschnitzerei oder Einlegearbeit versehen oder schließlich die langen schwarzlackierten Stöcke am verdickten Ende mit einfachen Goldauflagen geschmückt. Sehr breite, hübsch dekorierte Griffplatten, wie sie unser Türmchenschirm zeigt, sind wieder modern, ebenso perlenverzierte Griffe, die flache keulige Grifform zeigt dies Jahr meist starkfarbige Verzierungen im flachen Schnitzrelief, eine verkleinerte und verzierlichte Form der „Alten-Fritz-Krücke" sorgt für die solideren Ansprüche, und eine aparte Neuerung weisen schließlich jene Schirme auf, bei denen der dicke Holzstock von festem Leder überspannt wird. (Bezugsquelle: Wigdor, Berlin.)

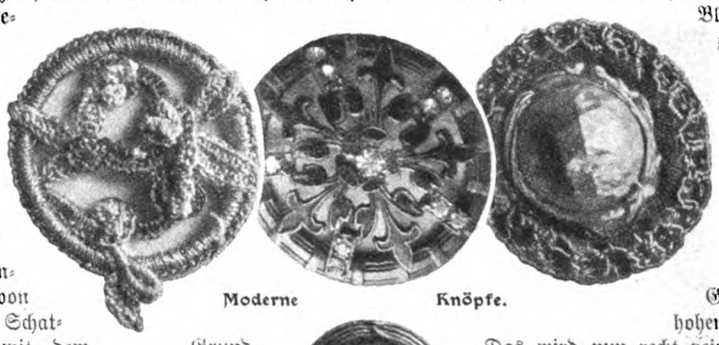
Sicherheits-Reitrock. Schon oft entstanden tragische Unglücksfälle dadurch, daß Reiterinnen von ihrem durchgehenden Pferd an dem langen Reitkleide buchstäblich geschleift wurden, weil es ihnen trotz verzweifelter Versuche nicht gelang, sich loszumachen. Nun bringt eine englische Firma einen Reitrock in den Handel, dessen automatisch funktionierender Verschluß so gearbeitet ist, daß der Rock gewöhnlich und auch bei raschester Gangart des Pferdes nicht anders aussieht als irgendein anderer, gut gearbeiteter Rock, sich aber bei einem Sturz der Reiterin sofort löst. Die furchtbare



Taftschirm mit neuartiger Verzierung.

Gefahr des Schleifens wenigstens ist dadurch ausgeschlossen, so daß der Rock besonders für Kinder und junge Mädchen, die eben erst reiten lernen, recht empfehlenswert sein dürfte.

Moderne Knöpfe. Bei zartfarbenen leinenen oder seidenen Kleidern und Blusen spielt der besponnene oder behäkelte Knopf, von dem wir hier ein hübsches Exemplar zeigen (im Genre der irischen Arbeiten) eine große Rolle. Der rechtsstehende Posamentenknopf kann zwar keinen Anspruch auf besondere Originalität machen, aber die Zusammenstellung des dunkel gewebten Randes mit dem grünlich irisierenden Stein zeigte von wohltuendem Geschmack. Die Schattierung des Steins stimmte mit dem Grundton der Toilette überein, zu der er getragen wurde. Der mittlere Knopf der obersten Reihe, der Emailauflagen und Straßverzierung trägt, eignet sich wohl nur für Umhüllen, besonders für die leichteren Taftjäckchen, die neben den Taftfracks auch im Sommer modern bleiben dürften. Der letzte Knopf schließlich zeigt, daß die bemalten Knöpfe, die einen so frischen Ton in die Toilette bringen, auch dies Jahr noch das ohnedies so reiche Bild der überhaupt möglichen Kleidergarnituren beleben werden.



Moderne Knöpfe.

Blumenpflege.

Ein neues Mittel der Schädlingsbekämpfung bei Zimmerpflanzen. In allerneuester Zeit hat Professor Dr. Mayr im angewärmten Wasser ein vorzügliches Mittel zur Bekämpfung tierischer Pflanzenschädlinge gefunden, und man kann nur darüber staunen, daß die gärtnerische Praxis nicht früher auf diese einfache Methode verfallen ist. Das warme Wasser macht alle die vielen, oft teueren Geheimmittel, durch deren Anwendung häufig mit den Schädlingen zugleich auch die befallenen Pflanzen vernichtet wurden, überflüssig, und ebenso auch die unappetitliche Tabakbrühe, Seifenwasser und ähnliche Mischungen. Nach den Versuchen des genannten Gelehrten, die auch in der Praxis Bestätigung gefunden haben, gehen alle zarten Raupen und alle Blattläuse schon bei flüchtigem Eintauchen der befallenen Pflanzen in 45 Grad Celsius warmes Wasser zugrunde. Die Vernichtung von Schildläusen und Käfern erfordert ein längeres Verweilen der Pflanzen im Wasser, unter Umständen auch eine etwas höhere Temperatur. Die Wassertemperatur, bei der die Pflanzen selbst Schaden nehmen, liegt erst bei 54 Grad Celsius. Die Freundinnen von Zimmerpflanzen werden sich hoffentlich dieses vereinfachte, von verblüffendem Erfolge begleitete Verfahren nutzbar machen. Diese Art der Schädlingsbekämpfung kann aber auch auf Gartenpflanzen ausgedehnt werden, vorzugsweise auf die Bekämpfung der an Rosen, Schneeballsträuchern, Obst- und anderen Bäumen oft so überaus lästigen Blattläuse. Wo man im Freien die befallenen Triebe nicht direkt in das warme Wasser hineinzutauchen vermag, bedient man sich einer den Strahl fein zerstäubenden Spritze und spritzt die befallenen Sträucher aus nächster Nähe mit warmem Wasser ein. Unter der Berücksichtigung des Umstandes, daß sich das Wasser beim Einziehen in die Spritze und bei Zurücklegung des Weges von dieser zur Pflanze abkühlt, wärmt man es bei der Behandlung der Gartenpflanzen bis auf 55 Grad. Zur kalten Jahreszeit kann es bei kahlen Pflanzen, die mit Schildläusen und den Wintereiern der Blattläuse besetzt sind, noch wärmer zur Verwendung gelangen.

Walter & Co., Paris, phot

Opferstock der ledigen Mütter in Paris.

Krankenküche.

Kartoffelspeise für Fettleibige und Zuckerkranke. Zuckerkranken und Fettleibigen, die sich einer Entfettungskur unterziehen, wird der Genuß der Kartoffeln wegen ihres hohen Gehaltes an Stärke verboten. Das wird nun recht peinlich empfunden, weil die Kartoffel ein tägliches Gericht bildet, an das man sich gewöhnt hat, und das man nicht entbehren möchte. Es gibt nun einen Ausweg, diesen Kranken den Genuß der Kartoffel in einer stärkearmen Zubereitung zu ermöglichen. Man schält rohe Kartoffeln und reibt sie durch ein Reibeisen in eine mit Wasser gefüllte Schüssel. Läßt man die Masse einige Zeit stehen, so setzt sich ein feines, weißes, stärkehaltiges Mehl zu Boden, während darüber eine Fasermasse stehenbleibt. Man schöpft nun die letztere ab und tut sie in eine zweite Schüssel mit Wasser; es setzt sich weiteres Mehl ab. Nun schöpft man die Masse heraus und preßt sie durch ein Tuch, bis sie trocken wird. Der Brei, der in dem Tuche zurückbleibt, ist sehr arm an Stärke, besitzt aber wohl den ausgesprochenen Kartoffelgeschmack. Es lassen sich aus ihm verschiedene Speisen bereiten. Das Verfahren wird in verschiedenen Gegenden Deutschlands auch in der Küche für Gesunde angewendet; für Zuckerkranke und Fettleibige sind diese Gerichte aber sehr geeignet, da sie den schädlichen Stoff nicht mehr enthalten. Zu bemerken ist nur, daß man bei Zuckerkranken bei Herstellung der Speisen größere Mengen Fett zusetzen soll, während man bei Fettleibigen damit sparsam umgehen muß. Hier noch einige Rezepte nach Dr. W. Sternberg. Man vermischt den Kartoffelbrei mit Eigelb und Salz oder auch mit geschlagenem Eiweiß und Salz, formt aus ihm runde Eierkuchen und bäckt sie in Schweineschmalz. — Die ausgepreßte Masse kann ferner mit etwas heißem Wasser oder Magermilch zu einem mäßig weichen Teig verrührt werden, man gibt Salz nach Geschmack und Eigelb zu und formt daraus mittelgroße Klöße, die in heißem Salzwasser eine Viertelstunde aufkochen müssen. — Für Croquettes rührt man den Brei auf dem Feuer mit Butter, bis er vom Löffel läßt, paniert und läßt die Croquettes in heißem Schmalz kochen.

Allerlei Wissenswertes.

Ein eigenartiger Opferstock. Auf der Höhe des Montmartre, in jenem Pariser Viertel, in dem das Glück des „Bohémiens" und sein tiefstes Elend zu Hause sind, erhebt sich seit wenigen Wochen ein Opferstock für die — schuldig oder unschuldig — elendesten aller Frauen, für die ledigen Mütter. Eine Herme trägt die Büste einer jungen Mutter, an deren vergrämtes, verzweiflungsharres Gesicht sich das Köpfchen ihres schlafenden Kindes schmiegt; eine Inschrift zeigt den Zweck der Gaben an, die durch eine schmale Geldöffnung in den als Kasse dienenden Sockel geworfen werden.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 20, 1908.

Zeit finden zu großen und kleinen Dingen,
Daß alles glatt und am Schnürchen geht,
Manch einem will's nie im Leben gelingen,
Weil er die Zeit nicht zu suchen versteht.

Gertrud Triepel.

Für junge Mütter.*)

Die Pflege der Milchzähne.

Es gibt seltene Fälle, in denen die Säuglinge kurz nach der Geburt zu zahnen anfangen oder gar mit Zähnchen geboren werden. Der Aberglaube früherer Zeiten erblickte darin Anzeichen, die auf Glück und Unglück oder Charaktereigenschaften des Neugeborenen im späteren Leben deuten sollten. Daran glaubt man heute nicht, und wenn man auf Grund der Erfahrung eine Voraussage an solche frühzeitigen Zähne knüpfen will, so kann sie leider nur dahin lauten, daß sie in der Regel nicht kräftig sind und leichter dem Verderben anheimfallen.

Die jungen Mütter brauchen also ein recht frühes Erscheinen der Zähnchen bei ihren Kindern nicht herbeizusehnen. Gut Ding will Weile haben, und wenn die Zähne etwas später durchbrechen, so bereitet das Zahnen den Kindern weniger Beschwerden, und die Zähne sind auch besser ausgebildet, dauerhafter. Freilich ist ein zu langes Säumen kein günstiges Zeichen, denn es tritt bei Kindern ein, die in ihrer Entwicklung zurückgeblieben sind oder an der englischen Krankheit leiden. In der Regel beginnt das Zahnen ungefähr im sechsten Lebensmonat; es zeigen sich zuerst die mittleren und dann die seitlichen Schneidezähne; dann kommt der erste Backenzahn, hierauf der Eckzahn und zuletzt der zweite Backenzahn. Diese Reihenfolge wird aber nicht immer eingehalten, und es ist für das Wohlbefinden des Kindes gleichgültig, ob der eine Zahn früher oder später als der andere erscheint. Im Alter von etwa 2½ Jahren ist der Zahndurchbruch vollendet, und das Kind hat alsdann ein vollständiges Milchgebiß, das aus 8 Schneidezähnen, 4 Eckzähnen und 8 Milchbackzähnen, zusammen also aus 20 Zähnen besteht.

Die ersten Zähne nehmen das Interesse der Mütter voll in Anspruch, man zählt sie und ist froh, wenn die Zahnungsbeschwerden ausbleiben oder nur geringfügig sind. Je vollständiger aber das Milchgebiß des Kindes wird, desto weniger wird es leider von der Mehrzahl der Eltern beachtet. Man weiß ja, daß diese Zähne nur vorübergehende Dienste erweisen sollen; es sind ja nur Milchzähne, die vom 7. Lebensjahre an allmählich ausfallen und durch bleibende ersetzt werden! Man kümmert sich wenig um sie, pflegt sie nicht und läßt sie vorzeitig verderben, und damit begeht man einen schwerwiegenden Fehler.

Anfangs glänzen die schöngeformten Zähne blendend weiß zwischen den roten Kinderlippen hervor. Kaum sind aber zwei oder drei Jahre verstrichen, so pflegt bei so vielen der schöne Schimmer zu vergehen, die Zähne sind grünlich verfärbt, zeigen schwärzliche Ränder und Flecken; es stellt sich die Zahnfäulnis ein, das Kind klagt über Zahnschmerzen, und nicht selten beginnen die Wurzeln der hohl gewordenen Zähne zu eitern. Das ist ein trauriger, mit vielen Beschwerden verbundener Verfall des Milchgebisses, ein unnatürlicher, krankhafter Vorgang, der leider bei der heutigen Menschheit nur zu häufig sich einstellt. Schuld daran ist wohl in vielen Fällen eine angeborene Schwäche des Gebisses, häufiger aber werden diese Schäden durch mangelhafte Mundpflege und unzweckmäßige Ernährung verursacht. Unter normalen Verhältnissen bleiben die Milchzähne völlig gesund. Wenn vom siebenten und achten Lebensjahre an die bleibenden Zähne allmählich im Kiefer vordrängen, schwinden unter ihrem Druck allmählich die langen Wurzeln der Milchzähne, sie werden schließlich so kurz, daß sie den Zähnen keinen Halt mehr geben, der Milchzahn beginnt zu wackeln und kann mit leichter Mühe herausgenommen werden. In die entstandene Lücke tritt aber sogleich der bleibende Zahn ein. Wir haben allen Grund, danach zu streben, daß bei unseren Kindern dieser natürliche Entwicklungsgang eingehalten werde. Zunächst muß ja betont werden, daß das Kind sein Milchgebiß zum Kauen der Speisen unbedingt braucht. Muß es davon infolge kranker Zähne mehr oder weniger absehen, so stellen sich Verdauungsbeschwerden ein, und darunter leidet die Ernährung und die Gesundheit des Kindes. Außerdem sind Zahnschmerzen, die oft schlaflose Nächte verursachen, eine schlimme Plage, die das Kind erschöpft und um viele fröhliche Stunden und Tage bringt. Diese Tatsachen sind wohl allgemein bekannt. Viele aber wissen nicht, daß die Milchzähne einen wichtigen Einfluß auf die Ausbildung der bleibenden Zähne haben. Wenn das Kind härtere Speisen kaut, so drücken die Wurzeln der Milchzähne auf die im Kiefer vorrückenden bleibenden Zähne, und dieser Reiz fördert eine bessere Entwicklung der letzteren, die dem Menschen das ganze Leben hindurch dienen sollen. Gehen aber die Milchzähne zu früh verloren, so fehlt dieser natürliche Reiz, und das Dauergebiß bildet sich schwächer aus. Ist aber die Verderbnis der Milchzähne mit eitrigen Entzündungen verknüpft, so kann es wohl vorkommen, daß dadurch auch die entsprechenden bleibenden Zähne angegriffen und schon im Keime sozusagen verdorben werden.

Wer nun diese Tatsachen kennt, wird ohne weiteres zugeben, daß die Zahnpflege schon im frühen Lebensalter beginnen muß. Etwa vom zweiten Lebensjahr an sollte die Mutter ihr Kind gewöhnen, sich die Zähnchen täglich zu reinigen. Das geschieht am besten mit einer weichen Bürste und einem milden Pulver, wie geschlemmte Kreide. Zum Ausspülen des Mundes genügt reines, temperiertes Wasser, dem man etwas Kochsalz zusetzt. Das Ausspülen allein nützt nichts, selbst dann nicht, wenn man desinfizierende Mundwasser gebraucht; denn wenn man noch so fleißig spült, so bleibt an den Zähnen doch ein schmieriger Belag haften, der die Keime der Zersetzung in sich birgt.

Ferner muß die Mutter darauf achten, daß die Kinder ihre Zähne tüchtig gebrauchen. Ihre Nahrung darf nicht zu weich sein. Grobes Brot, wie es früher mehr üblich war, ist für die Zähne recht gesund, ebenso das Kauen der Brotrinden, das man dem Kinde nicht erlassen sollte. Freilich suchen die

*) S. Heft 47, Jahrgang 1907, der „Welt der Frau".

Kleinen gar oft die Arbeit des Kauens sich zu ersparen; sie tunken ihre Brötchen in die Milch oder trinken zu jedem Bissen; dadurch werden die Brötchen weich und können sogleich verschluckt werden. Diese hygienische Unart darf nicht geduldet werden, am leichtesten kommt man in dieser Hinsicht zum Ziele, wenn man den Kindern zwar erlaubt, vor und nach dem Essen zu trinken, wie viel sie wollen, während des Essens aber das Trinken verbietet. Alsdann werden die Zähne kräftig gebraucht, und außerdem muß die Nahrung durch den Speichel gründlich erweicht werden, was die Verdauung befördert und einen der wichtigsten Nebenzwecke des Kauens darstellt.

Schließlich muß man dafür sorgen, daß die Kinder die nötigen Stoffe zur vollen Ausbildung der heranwachsenden, bleibenden Zähne in der Nahrung erhalten. Es handelt sich dabei um verschiedene Salze, namentlich um Kalk- und Phosphorsalze. Sie werden uns vor allem in der Milch, im Gemüse und allerlei Obstarten geboten; sie fehlen aber im Zuckerwerk. Darum sind süße Früchte aller Art, Marmeladen und dergleichen den Kindern bekömmlicher als feine Bonbons, die außer dem Zucker nur etwas Fruchtäther enthalten.

Bei einer solchen zweckmäßigen Pflege der Milchzähne wird in allen Fällen ihr Verderben hinausgeschoben, und jeder Zeitgewinn ist hier wertvoll, da diese Zähne nur eine kürzere Reihe von Jahren ausdauern sollen. Das Gebiß der heutigen Menschheit ist aber einmal geschwächter, und so werden die meisten Mütter die Erfahrung machen müssen, daß allmählich der eine oder andere Milchzahn ihrer Lieblinge Schäden aufzuweisen beginnt. Da schwindet z. B. die reine, milchweiße Farbe, und auf dem Zahn bildet sich eine grünliche Schicht. Es entsteht der Zahnstein, der sich zwischen den Zahn und das Zahnfleisch hineindrängen kann, in die Tiefe hineinwuchert, das Zahnfleisch zur Entzündung reizt und auch den Zahn lockert. In ihm wuchern auch schädliche, winzige Pilze, die die Fäulnis des Zahnes einleiten können. Darum muß der Zahnstein auf alle Fälle entfernt werden. Das kann aber die Mutter selbst nicht tun, und sie darf auch nicht allerlei Mittel gebrauchen, die den Zahnstein auflösen sollen, dabei aber auch den Schmelz angreifen und den Zahn selbst zugrunde richten. Hier muß der Zahnarzt eingreifen, er allein ist imstande, den Zahnstein mit seinen Geräten auf völlig unschädliche Art zu beseitigen.

Aber noch Schlimmeres entdeckt die aufmerksame Mutter an den Milchzähnen ihrer Kinder: kleine Flecke in dem Schmelz, die nach und nach dunkler und schließlich schwarz werden. Das sind die ersten Anzeichen der Karies oder Zahnfäulnis. Überläßt man den Zahn sich selbst, so dringt die Zerstörung in die Tiefe, der Zahn wird hohl, es stellen sich qualvolle Schmerzen ein, es kommt zu weiteren Entzündungen und Eiterungen, der Zahn geht über kurz oder lang völlig verloren. Auch in diesem Falle muß der Zahnarzt helfend eingreifen, und je früher er das kann, desto besser. Der Zahnarzt entfernt an einem solchen Zahn alles, was bereits erkrankt ist, und füllt die Höhlung mit einer geeigneten Masse. Dem Verderben wird dadurch Einhalt geboten, und der gefüllte Zahn kann für lange Jahre, selbst für die Lebensdauer des Menschen erhalten werden. Das gilt für die bleibenden Zähne, die Milchzähne können aber um so eher für die kürzere Zeit erhalten werden, die ihnen von der Natur beschieden ist. Dem Kinde wird aber dadurch die größte Wohltat erwiesen; die Zahnschmerzen bleiben ihm erspart; es kann mit den gefüllten Zähnen ebenso gut kauen wie mit den gesunden und auf die sich bildenden bleibenden Zähne den nötigen Reiz ausüben.

Es gibt leider noch recht viele Eltern, die da meinen, es lohne sich nicht, die Milchzähne füllen zu lassen. Einmal müssen sie doch geopfert werden. Man läßt also die Sache hinhängen, und wenn die Schmerzen das Kind zu sehr plagen, läßt man den Zahn ziehen. Oft wird zu diesem Zwecke nicht einmal ein richtiger Zahnarzt aufgesucht. Die Lücken im Milchgebiß haben aber nicht selten schlimme Folgen. Abgesehen von der schlechteren Ausbildung der bleibenden Zähne, kann auch durch sie die Stellung der nachfolgenden Zähne ungünstig verändert werden.

Wir ersehen daraus, daß wir in den allermeisten Fällen nicht imstande sind, ohne die Hilfe des Zahnarztes dem Kinde ein gesundes Milchgebiß zu erhalten. Darum müssen einsichtige Eltern an dem Grundsatze festhalten, daß vom dritten oder vierten Lebensjahre an die Zähne ihrer Kinder mindestens einmal im Jahre vom Zahnarzt untersucht werden. Vielfache Ermittelungen haben ja gelehrt, daß von unsern Schulkindern nicht weniger als 95 v. H. erkrankte Zähne haben, ein erschreckend hoher Prozentsatz, der leider beweist, daß wir im Grunde bereits den gesunden Zahnbestand als Abnormität zu betrachten und uns danach zu richten haben.

Aber auch in den Jahren des Zahnwechsels ist die Hilfe des Zahnarztes unentbehrlich. Im sechsten Lebensjahre brechen bei dem Kinde hinter den beiden Milchbackenzähnen neue Zähne durch, und zwar auf jeder Seite des Unter- und Oberkiefers je einer. Man nennt diesen Zahn den Sechsjahrzahn. Mütter, die die Zähne im Mund ihres Kindes nicht zählen, halten sie für Milchzähne. Sie sind aber in schwerem Irrtum, denn der Sechsjahrzahn ist ein bleibender Zahn, er ist der erste große Backenzahn oder Mahlzahn im Gebisse des Erwachsenen. Geht dieser Zahn zugrunde, so erneuert er sich nicht wieder. Er muß also besonders sorgfältig gepflegt werden, und zwar auch darum, weil er weniger kräftig ist als die andern bleibenden Zähne. Gerade an den Sechsjahrzähnen bemerkt man kurz nach ihrem Erscheinen feine Risse, die leicht zum Ausgangspunkt der Karies werden. Verhüten kann man das, wenn diese Risse rechtzeitig gefüllt werden. Da aber bisher die überwiegende Mehrzahl der Eltern ihre Kinder dem Zahnarzt nicht vorgeführt hat, so geschah es, daß bei den meisten Menschen diese Zähne zugrunde gingen. Da sie außerdem oft nach völligem Verfall zu spät gezogen wurden, bildete sich an ihrer Stelle eine Lücke, die die traurige Folge hatte, daß die hinteren Zähne sich schräg über den leeren Raum neigten, allmählich lose wurden und ausfielen, ehe das mittlere Alter erreicht wurde.

Nachdem die Sechsjahrzähne erschienen sind, beginnt der Durchbruch der anderen bleibenden Zähne. Der kleine Kiefer des Kindes ist inzwischen gewachsen, und nach und nach bietet er den nötigen Raum für die größeren bleibenden Zähne, deren Gesamtzahl 32 beträgt. Nicht immer erfolgt aber dieser Durchbruch glatt, ohne jede Störung. Die Milchzähne, die um diese Zeit gelockert sein sollten, bleiben mitunter fest stecken; die bleibenden Zähne können darum nicht an den richtigen Platz und suchen an den Seiten vorzukommen, das kann aber leicht zu falschen Stellungen der Zähne und zu häßlichen und lästigen Unregelmäßigkeiten des Gebisses führen. Je früher der Zahnarzt hier eingreift, desto sicherer ist der Erfolg, und desto kürzer dauert die Behandlung. Bei manchen Menschen steht auch die Größe der Zähne im Mißverhältnis zur Größe des Kiefers, die Zähne können kaum den nötigen Platz finden, stehen zu dicht aneinander und sind so der Gefahr des Verderbens mehr ausgesetzt. In solchen Fällen muß auf jeder Seite ein Zahn geopfert werden, um den übrigen Platz zu schaffen. Wann man den Zahn ziehen soll und welchen man am ehesten opfern kann, darüber muß wieder der Zahnarzt entscheiden.

Dem Laien will es nicht recht glaubhaft erscheinen, daß die richtige Zahnpflege ohne die Beihilfe des Zahnarztes fast bei allen Menschen nicht gut möglich sei. Man sollte doch meinen, daß bei einer naturgemäßen Lebensweise die Zähne von selbst gesund bleiben müßten! Leider aber ist das Gebiß ein wunder Punkt der Menschheit, vor allem aber unserer Kulturrasse. Das Gehirn entwickelt sich mächtig und nimmt den Raum im Schädel für sich in Anspruch; die Kieferknochen werden aber kleiner und schwächer, und die Entwicklung der Zähne bleibt zurück. Der Weisheitszahn erscheint ja in der Regel verspätet oder bleibt bei vielen Menschen völlig aus. Der Mensch, der das Getreide mahlt und fein

Speisen kocht, benutzt seine Zähne nicht so kräftig, wie der Urmensch es getan hat. Darum sind sie schwächer geworden und bedürfen, um leistungsfähig zu bleiben, sehr der künstlichen sachverständigen Hilfe.

Als ein Fortschritt ist es in dieser Hinsicht zu betrachten, daß in einigen deutschen Städten Zahnkliniken für Schulkinder errichtet wurden. Dadurch wird vielem Leid und Schaden erfolgreich vorgebeugt. Aber diese öffentliche Hilfe ist vorläufig nur an wenigen Orten vorhanden, und außerdem können die Zähne der Kinder schon vor dem schulpflichtigen Alter verderben. Darum ist es eine wichtige Pflicht der Mütter, über den Zähnen ihrer Kinder zu wachen und sie im Verein mit dem Zahnarzt zu hüten und zu pflegen. Die erwachsenen Kinder werden es ihnen danken.

E. Falkenhorst.

Zur Reisezeit.

Von Dorothea Hochstadt.

Unsere heutigen Abbildungen bringen allerlei praktische Vorlagen für Gegenstände, die zur Reisezeit gern angefertigt werden dürften.

Für den Kissenbezug (siehe Abb. 1) ist graues, loses, nicht zu grobes Leinen zur Anwendung gekommen. Man braucht dazu ein Stück von 60 Zentimetern (für die Bezuglänge gerechnet) zu 86 Zentimetern. Dieses letztere Stoffmaß, auf die Hälfte zusammengelegt und durch Naht zum Bezuge geschlossen, ergibt die Höhe. Die Seiten bleiben offen und erhalten einen etwa $1\frac{1}{2}$ Zentimeter breiten Saum. So entsteht eine Hülle von etwa 42 Zentimetern Höhe und 56 Zentimetern Länge, die mit Leichtigkeit über ein Kissen gestreift werden kann. Unser Modell war mit einfachsten Mitteln dekoriert. Das Muster, aus geometrischen Figuren durch schlanke Linien zum Streifen vereinigt, ist mit dunkelfräsefarbigem, mit weißem und mit schwarzem Coton perlé gestickt. Wir geben einen Musterteil in Abbildung. Die Steinchenfigur war bei unserem Modell fräsefarben und bekam durch die verschieden gehaltene Stichlage eine sehr gute Licht- und Schattenwirkung. Mit weißen, schrägliegenden Stichen waren die geteilten Dreieckfiguren gefüllt, die die Sternform ergaben, und alle Formen hatten Stielstichumrandung aus schwarzem Garn, wie auch für die schlanken Linien und für die willkürlich verteilten Punkte schwarzes Garn genommen war. Ein ganz besonderer Reiz lag in der Anordnung dieser Borten auf der einfarbigen Fläche, und sehr gut wirkte dazu die den Schmalseiten aufgesetzte, acht Zentimeter breite graue Schnurfranse. Diese lag auf dem nach außen ragenden Teil des eingeschobenen fräsefarbenen Kissens. In gleicher Art können solche Hüllen kleiner und größer hergestellt werden, auch würde bei dem Muster eine andere Farbenzusammenstellung, etwa Blau, Weiß und Schwarz, sehr gut wirken. Blau müßte dann auch das einzuschiebende Kissen sein. Das Muster selbst läßt sich auch für andere Zwecke vielfach verwenden, als fortlaufende Bordüre, auch für Pleins und dann durch Zusammensetzen von vier sich begegnenden Sternen auch für Milieus.

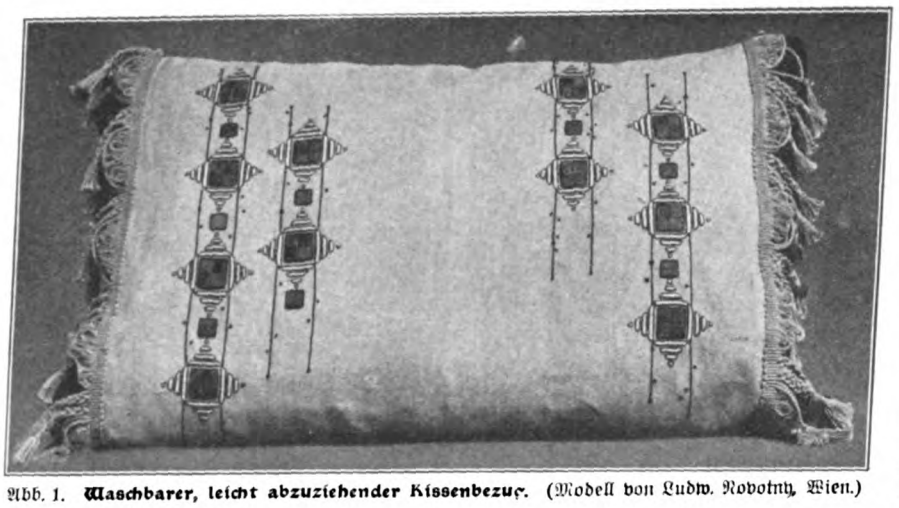


Abb. 1. **Waschbarer, leicht abzuziehender Kissenbezug.** (Modell von Ludw. Novotny, Wien.)

Abb. 2. **Das geschlossene Nähkästchen.**

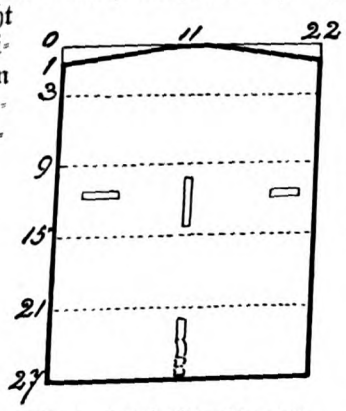


Abb. 3. **Schnittübersicht zum Nähkästchen Abb. 2 u. 5.**

Den Behälter für Nähutensilien kann man von Grund aus selbst anfertigen. Ein chinierter Seidenstoff, bei unserem Modell im Grundton blau gehalten, ergibt die äußere Bekleidung, einfarbiger blauer Seidenstoff das Futter. Die kastenartigen Teile sind durch hellblau bekleidete Pappstücke entstanden, und einzelne Pappeinlagen gaben der abzuklappenden Außenform die Festigkeit. Unser Modell war, geschlossen, 22 Zentimeter lang, 6 Zentimeter breit und 6 Zentimeter hoch, vollständig aufgeklappt, hatte es eine Ausdehnung von 22 zu 27 Zentimetern. Man braucht von dem chinierten Stoff für die Außenflächen etwa 60 Zentimeter, von dem Futterstoff 120 Zentimeter. Zuerst wird der äußere Klappenteil vorbereitet, und nachdem dieser

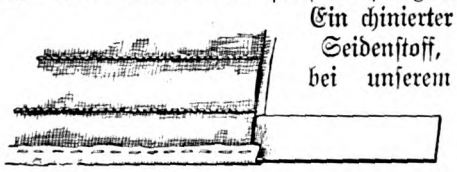


Abb. 4. **Das Einfügen einer Pappeinlage zu Abb. 3.**

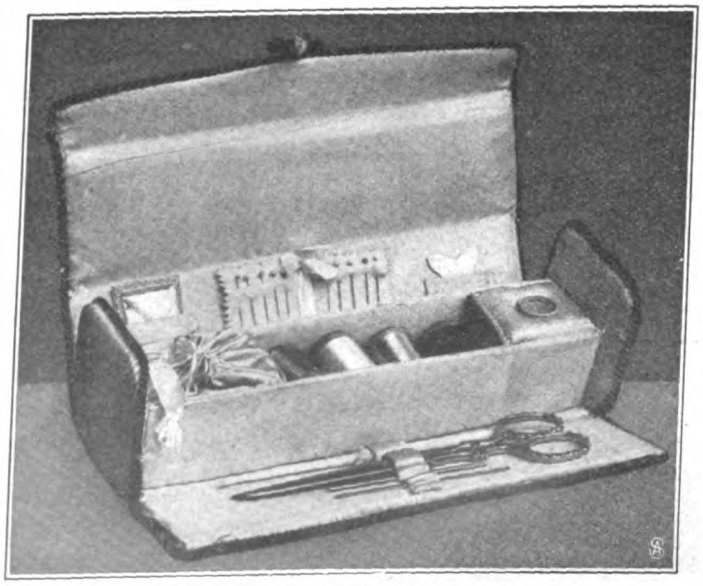


Abb. 5. **Das geöffnete Nähkästchen.**

ganz fertiggestellt ist, setzt man den Kastenteil ein. Den äußeren Teil schneidet man von Ober- und Futterstoff nach dem gegebenen Schnitt mit Zugabe der Einschlagbreiten. Um die Festigkeit für die einzuschiebenden Pappeinlagen zu erhalten, wird noch eine Stoffeinlage von Steifleinen verwendet, die man mit dem Oberstoffe so zu vereinen hat, daß die Breite von 27 Zentimetern durch vier Steppstichreihen eine fünfmalige Teilung erhält, für die die Entfernungen in der Abbildung angegeben sind. In alle diese Teile wird zwischen Oberstoff und Einlage je eine passend zugeschnittene starke Pappeinlage geschoben (s. Abb. 4). Wie aus dieser Abbildung zu ersehen ist, ragt die Kante des Oberstoffes etwas über das Leinen hinaus, der Oberstoff ist recht fest zu spannen, dagegen das Steifleinen für die einzelnen Teile etwas hohl zu legen, damit die Pappeinlagen sich leicht einschieben lassen. Der schmale, nach außen abgeschrägte Pappteil für die Schlußklappe wird an der Längsseite zwischengelegt und durch Umlegen und Festnähen des Oberstoffes eingeschlossen. Sind alle Pappteile eingefügt, so legt man den vorstehenden Oberstoff um, heftet die Kanten auf das Steifleinen und bringt das glatte Seidenfutter darauf. Dieses wird an den Kanten eingeschlagen und durch überwendliche Stiche mit den Kanten des Oberstoffes verbunden. Die beiden Pappteile für den Kasten sind je sechs Zentimeter hoch und der Länge des Behälters entsprechend lang zu schneiden. Sie werden mit dem Futterstoff bekleidet und als aufrecht stehende Wände dem auf unserm Schnitt mit a bezeichneten Teil angenäht. Die beiden Seitenwände sind $6^1/_2$ Zentimeter breit und 7 Zentimeter hoch. Die etwas kleiner zu schneidenden Pappteile werden an den Ecken abgerundet, leicht mit Watte gepolstert und mit Ober- und Futterstoff bekleidet. Sowohl diese wie die Hauptform erhalten eine Umrandung von altgoldfarbiger Seidenschnur. Der durch die beiden Längswände gebildete Kasten erhält noch eine Teilung. Für das Kissen rechts und für das Kästchen links ist je eine passende Seitenwand zu bilden und fest einzufügen. Das Kissen selbst ist um eine mit Stoff bekleidete Papprohre zu arbeiten, die den Fingerhut halten soll. Das Kästchen links wird durch einen eingefügten, beutelartigen Stoffteil, dem ein Zugsaum eingearbeitet ist, geschlossen. Hier hinein sollen Knöpfe, Haken und Ösen gelegt werden. Die offene Kastenmitte nimmt Seiden- und Garnrollen auf. Wie die Bändchen zum Festhalten von Garnwickel und Nähnadelbrief und für das Flanelläppchen angebracht werden, wie die Ösenreihe für Schere usw. zu befestigen ist, ersieht man aus Abb. 5. Ein Schnurbügel wird auf die obere Fläche genäht, ein Knebel von Fischbein, durch eine an der Längswand angebrachte Stofföse geleitet, hält den Deckel fest. — Die Tasche für zusammenschiebbare Kleiderbügel (s. Abb. 9 und 10) ist aus grünem Leinen hergestellt. Man fertigt sie aus einem rechteckigen Stück, das ohne Nahtzugabe eine Breite von 26 und eine Höhe von 21 Zentimetern hat. Das einfache Pleinmuster (s. Abb. 11) wird mit Kreuzstich in goldgelber, grüner und schwarzer Seide ausgeführt. Die Blüten stickt man gelb, die Mitte ist mit einem schwarzen Stich zu markieren, und die Stiele werden grün. Grün ist auch der Umrandungsstreifen. Goldgelber Satin gibt das Futter. Nachdem dieses sauber mit dem Oberstoff verbunden ist, legt man zum Taschenteil $7^1/_2$ Zentimeter des Stückes um und näht die Seiten fest. Zwei $1^1/_2$ Zentimeter breite grüne Seidenbänder von etwa 60 Zentimetern Länge, an die Mitte der oberen Kante genäht, dienen als Verschluß. — Eine Serviettenhülle, die mehrere Servietten aufnehmen kann, sie vor Staub, besonders vor der Berührung schmutziger Hände sichert, ist mit den zwei nebenstehenden Abbildungen dargestellt. Da hinein kommen die Servietten von Vater und Mutter, von Heinz und Lotte. Alle sind schön beieinander, und abgesehen von dem Behüten vor Staub wird dadurch Zeit gespart und jedenfalls die Unruhe vermieden, die das gelegentliche Suchen nach jeder einzelnen Serviette verursacht. Unser Modell war aus grobem, durchlässigem, naturfarbenem

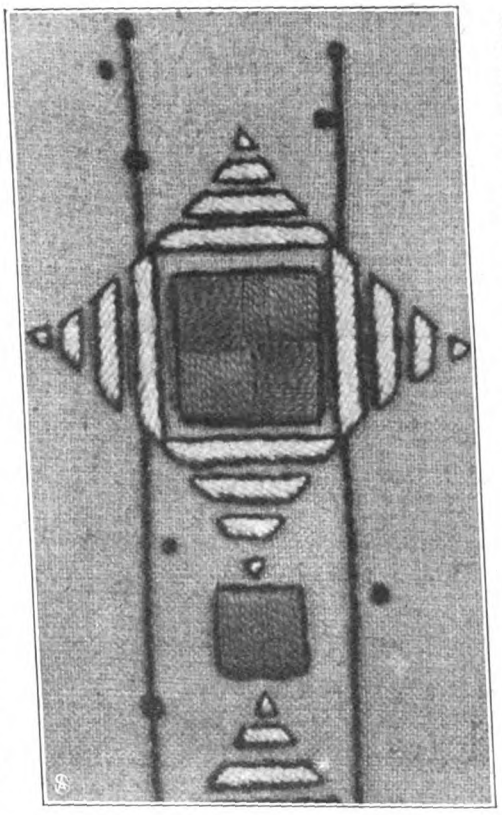


Abb. 6. **Naturgrosses Muster zu Abb. 1.**

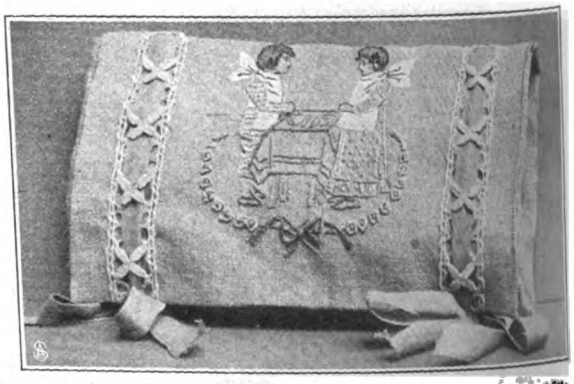


Abb. 7. **Die geschlossene Serviettenhülle.**

Abb. 8. **Die geöffnete Serviettenhülle.**

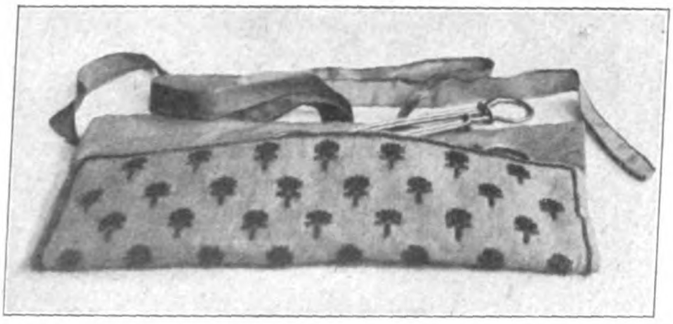


Abb. 9.

Abb. 10.

Abb. 9. **Tasche für zusammenschiebbare Kleiderbügel, offen.**

Abb. 10. **Dieselbe Tasche geschlossen**

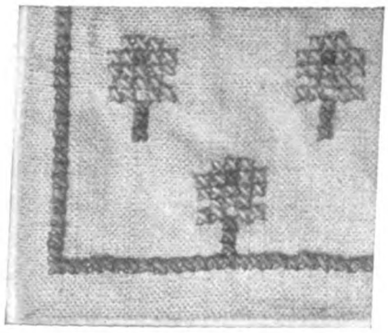


Abb. 11. **Kleinmuster zur Tasche Abb. 9.**

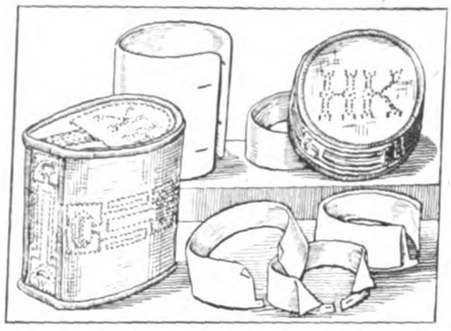


Abb. 12. **Ergänzende Ansichten zu Abb. 16 u. 17.**

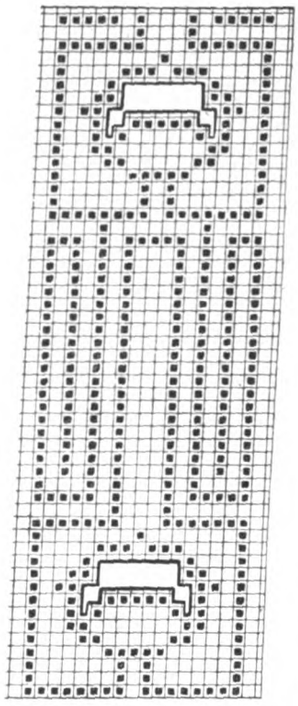


Abb. 13. **Typensatz zu den Manschetten- und Kragenhüllen Abb. 16 u. 17.**

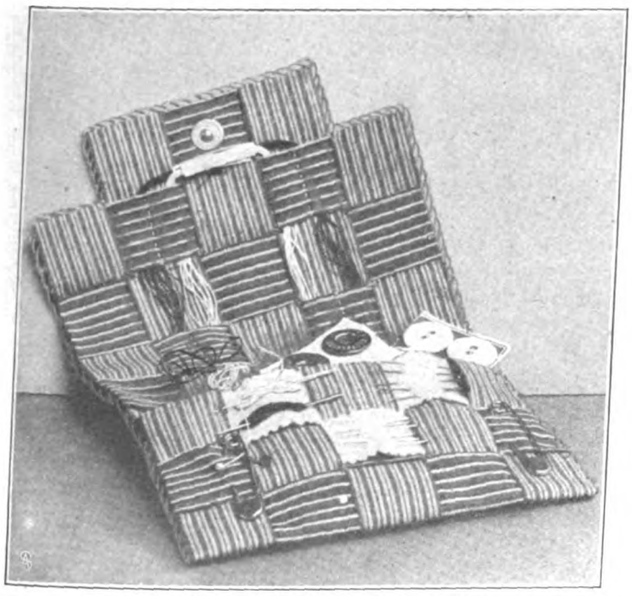


Abb. 14. **Geflochtene Tasche für Nähutensilien.**

Abb. 16. **Gestickter Kragenbehälter.**

Abb. 17. **Gestickter Manschettenbehälter.**

Abb. 15. **Die geflochtene Tasche geschlossen.**

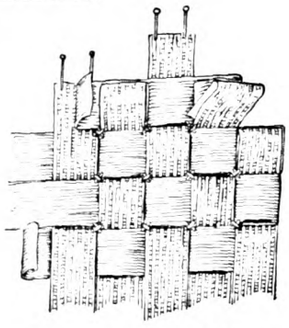


Abb. 18. **Wie das Flechtwerk für Abb. 14 auszuführen ist.**

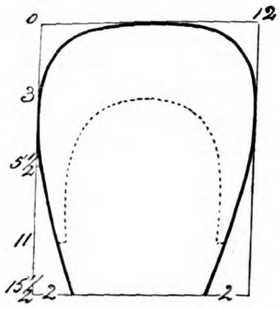


Abb. 19. **Schnitt zur Deckelform für Abb. 17.**

Leinen gearbeitet und hatte stahlblaues Satinfutter. Der Hauptteil ist 25 Zentimeter breit und 45 Zentimeter lang. An diesen Teil werden die 8 Zentimeter breiten und 29½ Zentimeter langen Klappen angesetzt. Die Außenfläche erhält an den Seiten einen Schmuck von geklöppelten Einsätzen, die zugleich zum Durchleiten eines blauen Bandes dienen, das die Hülle durch gebundene Schleifen zusammenhält. Ein kleines Bildchen, durch leichte Stiche aus blauem und weißem Stickgarn dargestellt, schmückt die Oberseite. Nachdem diese so weit fertiggestellt, ist das Satinfutter, das zugleich den Ansatz der Klappen deckt, dem Hauptteil aufzusetzen. Aus dem gleichen Satin ist auch das 4½ Zentimeter breite und 34 Zentimeter lange Band zur Aufnahme der Servietten, für das der Stoff doppelt genommen wird, geschnitten. Aus der Abbildung ist genau ersichtlich, daß dieses Band durch Knöpfe und Knopflöcher aufgeknöpft wird und so die schlupfenartigen Teile zum Durchschieben der Servietten gebildet werden. — Ganz einfach und sehr praktisch zum Mitnehmen für kleinere Reisen ist die mit den Abbildungen 14, 15 und 18 dargestellte Tasche für Nähutensilien. Zu dieser sind zwei verschiedenartige, je 2½ Zentimeter breite Schürzenbänder verwendet worden. Unser Modell war aus einem rot und blau gestreiften und einem hell- und dunkelblau gestreiften Bande zusammengeflochten. Es wird zuerst durch das Flechtwerk eine Fläche gebildet. Dazu legt man 5 Längsstreifen von je 24 Zentimetern Länge nebeneinander auf einen bedeckten Tisch und steckt die Enden an der Tischdecke fest. Dann durchzieht man 11 Querstreifen von je 16 Zentimetern Länge und näht die verflochtenen Bänder an allen Verkreuzungen durch kleine Stiche zusammen. An den Seiten ist reichlich so viel von den Bändern stehengeblieben, daß sie eingeschlagen werden können. Wie das gemacht wird, ist mit Abb. 18 verdeutlicht. Die zierliche Form für die übergreifende Klappe wird durch Abnehmen eines Flechtquadrates an jeder Seite gebildet. Alle Randkanten werden mit überwendlichen Stichen verbunden. Für den Taschenteil legt man eine Breite von 3 Flechtquadraten um und näht die Seiten an. Das Ganze umrandet man mit einer Schnur. Wie die Flanelläppchen eingezogen sind, die eingefädelten Nadeln bewahrt und wie die vorrätigen Fäden in den oberen Flechtteil gezogen sind, zeigt deutlich die erste der drei Abbildungen. Die Tasche kann natürlich auch kleiner ausgeführt werden, sie eignet sich besonders zur Reiseausrüstung für Herren.

Mit den nächsten Bildern ist eine Manschetten- und eine Kragenhülle gezeigt. Beide sind aus dem gleichen waschbaren grauen Stoff gearbeitet und mit einer einfachen Stickerei aus weißer Waschseide geschmückt. Der Rand für die Manschettenhülle besteht aus zwei Teilen, das ist ein 13½ Zentimeter hoher und 40 Zentimeter langer Streifen und ein 13½ Zentimeter hoher und 8 Zentimeter breiter Teil. Letzterer bildet den Rückteil, durch den sich die Rundung abflacht. Entsprechend dazu ist Boden- und Deckelteil zu schneiden. Die Kragenhülle besteht aus zwei kreisartig ausgeschnittenen Teilen von je 15 Zentimetern im Durchmesser und aus einem 7½ Zentimeter breiten und 44 Zentimeter langen Streifen. Für beide Gegenstände ist noch je ein sichelförmiger Teil zu schneiden, der der Rundung entsprechen muß und so eingesetzt wird, wie aus der Abbildung ersichtlich ist. Wie für beide Behälter das Muster verwendet wird, ist aus den Abbildungen ersichtlich. Zu der Manschettenhülle geben wir noch eine kleine Schnittübersicht mit Maßangabe, bei der auch die Sichelform angegeben ist. Nachdem alle Teile bestickt (die Deckelflächen können Monogramme oder Buchstaben erhalten) und mit weißem Satinfutter versehen worden, heftet man die Teile mit nach außen stehendem, nahtbreitem Rande zusammen und faßt die Ränder mit Seiden- oder Leinenband ein. Der Verschluß geschieht durch Druckknöpfe.

Unseres Frühlings erste Delikatessen.

Von Richard Gollmer.

Wenn man heute noch nach alter Weise von einer Saison für gewisse gute Bissen spricht, so ist das eigentlich unrichtig, denn ein Blick auf die Auslagen unserer großen Delikatessenmagazine oder auf die Speisenkarten unserer vornehmen Restaurants beweist ja, daß heute für den Feinschmecker Zeit und Raum überwundene Begriffe sind. Nur ist die Frage, ob Erdbeeren, mühsam im Treibhause zur Reife gebracht, oder Schoten und grüne Bohnen vom Vesuv und aus Algier oder Maatjesheringe zu Weihnachten so schmecken wie im Sommer, wenn sie ihre richtige „Saison" bei uns haben!? Meiner Meinung nach ist das nicht der Fall, und ich ziehe auch die richtige Martinsgans dem gemästeten Hamburger Gänschen vor.

Und jede Jahreszeit bringt doch auch unter unserer matten Sonne so viel Schönes auf unsere Tafel!

Mit Frühlingsanfang pflegt an unserer deutschen Küste der Fang jener kleinen lebenslustigen Seekrebse zu beginnen, die Garnelen, Granat, Krevetten und niederdeutsch Krabben genannt werden. In den Handel kommen drei Hauptsorten: die fünf bis sechs Zentimeter lange Sandgarnele von schmutzig grauer Farbe, die sich auch durch das Kochen nicht verliert, von der Nordseeküste — dies ist zwar die wohlfeilste, aber trotzdem die wohlschmeckendste —; dann die etwas kleinere lachsfarbene Ostseekrabbe, die hauptsächlich zum Garnieren dient, und die etwa zehn Zentimeter lange, auch schön rote, aber derber schmeckende norwegische oder Hummerkrabbe. Je frischer, desto wohlschmeckender sind sie, und das am meisten, wenn man sie gleich erhält, nachdem sie im Seewasser abgekocht sind, was gleich nach dem Fange geschehen soll. Man verspeist von ihnen nur den Schwanz — den geschickt bloßzulegen Sache eines Kunstgriffes ist, wie beim Krebs — und diesen ohne jede Zutat oder salatartig mit Remoladensauce oder einfach mit Essig, Öl und Pfeffer. Alle anderen Zubereitungsarten mißachtet man in unseren Seehäfen, da sie weder die Verdaulichkeit fördern noch den Geschmack heben, sondern ihn im Gegenteil eher verschlechtern. — Den Krabben folgen die Kiebitzeier; es ist ja bekannt, daß Fürst Bismarck ein großer Freund der Kiebitzeier war und alljährlich zum 1. April, seinem Geburtstage, von vielen Seiten mit Kiebitzeiern beschenkt wurde, z. B. mit 100 Stück von den „Gerreuen in Jever". Seine Nachfolger hatten diese Liebhaberei nicht und daher kennt man jetzt auch nicht mehr jene exorbitant hohen Preise, die damals für die ersten Märzeier bezahlt wurden. Da der Kiebitz aber immer nur ein Ei pro Tag legt, so ist eine genaue Prüfung der Frische sehr anzuraten. Bei uns ist das gebräuchlichste Verfahren zur Prüfung das, daß man die Eier in eine Schüssel mit kaltem Wasser gibt, die guten Eier sinken zu Boden, die angebrüteten oder nicht mehr frischen schwimmen dagegen oben. Man läßt sie bei uns meist einfach kochen (sechs Minuten) und serviert sie auf einer flachen Schüssel in Salz gesteckt oder in Servietten. Die schwer verdaulichen Kuppen schneidet man nach dem Abschälen ab und ißt die Eier nur mit Salz. Zuweilen macht man von ihnen auch Rührei, das mit in Madeira gekochten, kleingeschnittenen Trüffeln oder auch mit Spargelspitzen vermischt wird. Über seinen Eiern vergißt man jedoch bei uns den Vogel selbst, der ein recht gutes Wildbret liefert und daher das „Rebhuhn der Sümpfe" genannt wird. Geschmort oder wie die Bekassinen in der Pfanne bzw. am Spieß gebraten, ist er ein ausgezeichneter Bissen, und der Belgier hat nicht unrecht, wenn er sagt: „Wer noch keinen

Kiebitz gegessen hat, versteht nichts vom Federwild". Auch die Franzosen essen ihn; Paris z. B. verbraucht jährlich etwa 20000 Stück, die dort mit einem halben bis einem Frank bezahlt werden. — Um die Osterzeit hat auch die eigentliche Eiersaison begonnen, und selbst abgesehen von den hohen Preisen, die auch das gewöhnliche, frische Hühnerei jetzt erzielt, könnten wir es seines unübertroffen guten Geschmacks wegen hier in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen. Aber da trotzdem die wenigsten Leser es als eigentliche Delikatesse gelten lassen dürften, wollen wir uns mehr an jene „guten Bissen" halten, die zugleich wirklich Raritäten sind. Beliebt, aber selten zu haben sind z. B. Kräheneier, und zu den ausgesprochenen Delikatessen gehören die Möweneier, die allerdings von der Nord- und Ostsee oft einen etwas öligen Geschmack haben, der denen von den Binnenseen ganz fehlt. Die Eigentümer der Inseln des berühmten Kunitzer Möwensees, die Herren Gebrüder Taeschner, Hoflieferanten, Liegnitz, bringen diese Möweneier jetzt auch konserviert in den Handel, so daß sie im Winter ein prächtiger Ersatz für Kiebitzeier sind.

Noch einen und nicht den schlechtesten Leckerbissen verdanken wir der Vogelwelt: die Schnepfe, genauer Wald- oder Holzschnepfe, die jetzt ihren „Schnepfenstrich" zu veranstalten pflegt. Sie ist zwar (wie übrigens auch der Kiebitz) im Herbst am fettesten und im Frühling etwas mager, aber bei dem Mangel jedweden andern Wildes ist sie doch äußerst willkommen. Man verspeist sie, mit Trüffeln gefüllt, als Salmi oder am Spieß gebraten, auch als Pastete und sogar kalt und warm. Sie ist der berühmte „Vogel mit dem langen Gesicht", von dem Johannes Trojan so schön singt:

„Alles ist von ihr zu essen,
Auch was gar nicht eßbar scheint."

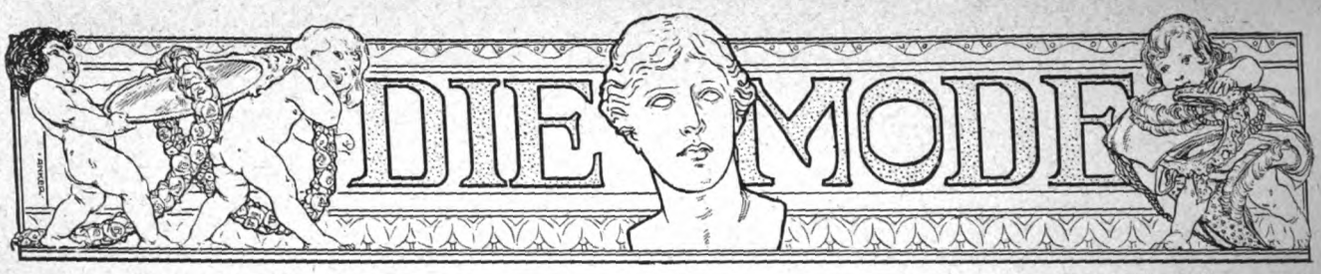
Und das ist der vielumstrittene Schnepfendreck. „Der Schnepf ist nämlich eines von dem köstlichen Wildprett, so mann mitsamt dem Ingeweid zu essen pfleget", so schrieb um 1650 der Freiherr von Hohberg, und dies Eingeweide, das man entweder im Leibe des Vogels selber oder mit Speck, Weißbrot, Eigelb und Sardelle farciert und auf dünne Brotschnitten gestrichen im Ofen bäckt, führt den eben genannten, so waldfrischen und poetischen Namen! Aber „Name ist Schall und Rauch" — erst kosten und dann gegen den „Schnepfendreck" losziehen!

Wenden wir uns nun den kaltblütigen Tieren zu, so finden wir zu Beginn des Frühjahrs zunächst zwei, die sich von Jahr zu Jahr immer mehr Liebhaber erwerben. Es sind dies die Frösche und die Schnecken, die beide Gerichte geben, deren sich die feinste Küche nicht zu schämen braucht. Von den verschiedenen Arten der ersteren ißt man in der Hauptsache nur den großen, grünen, stimmgewaltigen Wasserfrosch und von ihm meistens nur die Schenkel, die in Frankreich, Italien, Holland und in der Schweiz, neuerdings auch in Amerika als Leckerbissen gelten, während sich die Engländer mit einem „shocking" von ihnen abwenden. Ihr Fang ist nicht schwer und ihr Vorkommen häufig; doch hält man sie auch in Froschfarmen, besonders in den Vereinigten Staaten. Ein Schlag auf den Kopf tötet den Frosch, dann löst man die Schenkel aus und zieht die Haut ab. Sie sind heute auch in Deutschland schon für 50 Pfennig das Dutzend in den größeren Delikatessenläden zu haben, müssen aber ganz frisch sein und schmecken im Mai und Juni am besten. Sie erinnern im Geschmack an Hühnerfleisch. Man mariniert sie in Zitronensaft mit Salz und Pfeffer und bäckt sie paniert oder in Ausbackteig, gibt sie auch gedünstet mit holländischer Sauce oder in Gelee oder mit Champignons als Ragout; auch bereitet man von ihnen eine schmackhafte Suppe und feine Frikasseeklößchen.

Von den Schnecken kommt die auch in Deutschland nicht seltene große, weißliche Weinbergsschnecke auf die Tafel, und zwar als sehr beliebtes Fastengericht. In der Schweiz sowie in Württemberg und Bayern hegt und mästet man sie in Schneckengärten mit Salatblättern und Weizenkleie. Sie werden in kochendes Salzwasser geworfen, aus der Schale gezogen, und diese wird außen und innen sehr sauber gereinigt, weil die Schnecken meistens in den Schalen serviert werden. Sodann werden die Schnecken abgezogen und das Schwarze an Kopf und Schwanz abgeschnitten. Man paniert sie, bäckt sie und gibt sie ohne Schale zu feinerem Gemüse, man brät sie in den Gehäusen mit Semmelbröseln und Kräuterbutter oder mit Sardellenbutter, nachdem man sie vorher in Zitronensaft mariniert und gesalzen hat. Auch kocht man sie im Gehäuse mit einer Farce aus Semmel, Weißwein, Butter, Majoran und Gewürz, gibt sie auch einfach gekocht mit Kren (Meerrettich) oder mit Kapern, harten Eiern, Zwiebeln usw., Essig und Öl als Salat, auch als Pastetenfüllung und als Suppe. Froschschenkel sowohl wie Schnecken sind leicht verdaulich, letztere gelten im Volksglauben sogar als Heilmittel gegen Lungen- und Brustkrankheiten.

Auch die Fische senden uns eine ausgesuchte Delikatesse im Frühling auf unseren Tisch, und das ist die Forelle! So allgemein beliebt die Forellen nun auch sind, so sehr gehen die Urteile über die besten auseinander. In Nürnberg betrachtete man um 1600 die „Forellen aus Herspruck" als die besten, der schon erwähnte Hohberg bezeichnet als solche die aus der kleinen Vöchta; Grimod zieht die aus dem Genfer See und Brillat-Savarin diejenigen aus dem Jura, Baron Baerst die aus dem Engadin, Monselet die vom Mont Cenis vor. In Wien gibt man den Forellen des Salzkammergutes den Preis — de gustibus usw. Im großen und ganzen wird wohl richtig sein, daß die kleinen, ein bis anderthalb Pfund schweren Forellen aus den rasch fließenden Gebirgsbächen eine Nuance feiner schmecken als die großen Fluß- und Teichforellen. Wozu aber diese Abwägung des Wertes? „Gut sind sie alle, aber blau müssen sie sein", soll einst Bismarck gesagt haben, und — billiger könnten sie sein, dürfen wir wohl hinzusetzen.

Mit Beginn des Frühlings erscheint unfehlbar auch der Lammbraten als Vertreter der Delikatessen des Fleischmarktes. Oft ersetzt ihn des Kostenpunkts halber die junge Ziege. Beider Fleisch ist jedoch etwas weichlich, und deshalb interessiert es die geehrten Leserinnen vielleicht, eine weniger bekannte Art der Zubereitung kennen zu lernen, nämlich die Bayonner Lammkeule. Man häutet eine schöne Lammkeule, klopft und salzt und brät sie in Butter von allen Seiten braun an, übergießt sie mit kochender Bouillon, gibt gemischtes Gewürz, einige Zwiebeln, ein Stückchen Brot und ein kleines Glas Rum daran und dämpft sie langsam unter fleißigem Begießen weich. Da junge Lammkeulen nicht übermäßig groß sind und ihr Fleisch leicht trocken wird, so muß man darauf achten, daß die Keule nicht zu lange gedämpft wird. Während man das Fleisch dünstet, nimmt man acht Stück sauer eingemachte Gurken von möglichst gleicher Größe und gerader Gestalt, schneidet sie der Länge nach durch und höhlt sie mit einem silbernen Löffel vorsichtig aus. Ein Viertelpfund Kalbfleisch wird fein gehackt, mit einem Ei, etwas saurer oder süßer Sahne, Gewürz, Salz, geriebenem Brot zu einer guten Farce vermischt und hiermit die ausgehöhlten Hälften der Gurken glatt angefüllt. Dann legt man immer zwei Hälften wieder aufeinander und umbindet sie. Von der Brühe der Lammkeule schöpft man mehrere Löffel voll in ein kleines Gefäß, schwitzt etwas Mehl in die Sauce, gießt noch etwas Wasser daran, gibt Pfeffer, Salz und eine Messerspitze Bouillonextrakt hinzu und dünstet darin die Gurken eine knappe halbe Stunde. Die fertige Lammkeule wird beim Anrichten mit der dicken Sauce der Gurken glasiert, die Gurken werden gehäuft an einer Seite des Bratens aufgerichtet, an die andere werden kleine, ausgebackene Kartoffeln gelegt, während die Sauce, nachdem man sie entfettet hat, durchgeseiht und nebenher gereicht wird.



Sportkostüm mit Strickjacke, zwei Tenniskleider. (Abbildungen 188 bis 190.) Zu dem Praktischsten, was uns die Mode seit einigen Saisons beschert hat, zählen zweifellos die hübschen Strickjacken, die hauptsächlich in Rot, Blau und Weiß zu den verschiedensten Gelegenheiten getragen werden. Ganz besonders zweckmäßig erweisen sie sich aber für den Sport, wenn es gilt, den erhitzten Körper vor Erkältung zu schützen. Unsere beim Tennis getragene Strickjacke ist aus weißer Wolle gearbeitet und ringsum mit glänzender weißer Seidentresse eingefaßt. Die Form ist der mäßig weite, etwas über die Hüfte reichende Sakko, der vorn durch zwei Reihen weißer Knöpfe geschlossen wird. Der Ärmel zeigt die leicht keulige Form mit breitem Aufschlag. Als Halsabschluß dient ein Schalkragen. Der hierzu getragene stark fußfreie Rock aus kräftigem weißen Leinen ist nur durch Stepperei verziert. Er besteht aus fünf Bahnen und fällt völlig schlicht und ohne viel Falten herab, wodurch er besonders sportmäßig wirkt. Die das Kostüm vervollständigende Mütze ist aus weißem Satindrell gefertigt und durch Gazeeinlage gesteift, ihr Schnitt ist für 35 Pfennig, der des Rockes in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 50 Pfennig und der der Strickjacke in 44, 46, 48 und 50 Zenti-

190

189

188

Abb. 188 bis 190. Sportkostüm mit Strickjacke, zwei Tenniskleider.

Abb. 191 bis 193. Drei Promenaden- oder Besuchstoiletten.

metern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Erforderliches Material 2 bis 3 Pfund Wolle, für den Rock 2,75 Meter Stoff bei 1,20 Metern Breite. Ein ebenso hübsches wie praktisches Tenniskostüm wird mit Abb. 189 veranschaulicht. Die aus weißblaugestreiftem englischen Flanell gefertigte Bluse ist futterlos und im japanischen Stile gearbeitet, d. h., sie zeigt den halblangen Ärmel der Bluse gleich angeschnitten. Vorder- und Rückenteile treten leicht gekreuzt übereinander und lassen dazwischen je einen spitzen Latzteil aus weißem Säumchenbatist sichtbar werden, den oben ein Wäschekragen mit farbiger Krawatte abschließt. Die Blusenkanten begrenzt ein dunkelblauer Seidenvorstoß, der sich auch an dem Bündchen des unten ziemlich bauschigen Ärmels wiederholt. Der Rock ist aus weißem kräftigen Bordürencheviot hergestellt und zeigt als Garnitur eine blaue Streifenkante. Stark fußfrei geschnitten, besteht er aus sieben Bahnen, die derart angeordnet sind, daß sich an jeder Naht eine Falte bildet. Diese Falten springen in Kniehöhe aus, da sie bis dahin fest niedergesteppt sind. Dieses hübsche Kostüm läßt sich mit Hilfe des Schnittes leicht nacharbeiten; der Schnitt ist für die Bluse in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3 Meter, für die Bluse bei 83 Zentimetern Breite 2,75 bis 3,25 Meter. — Für das zweite Tenniskostüm Abb. 190 ergab gelbliches Leinen das Material, zu dem die Garnitur in rotweiß kariertem Waschstoff bestand. Die jugendlich wirkende Bluse wird durch eine Bretellengarnitur vervollständigt, die im Rücken ebenso wie vorn geschnitten ist, durch karierte Blenden eingefaßt wird und hinten in zwei langen Enden ausläuft. Der ziemlich glatten Bluse ist oben eine kleine Stickereipasse angefügt, der Ärmel ist eine halblange Puffe, die ein Bündchen abschließt. Der fußfreie Rock umschließt schlank die Hüfte und setzt sich aus neun Bahnen zusammen, von denen fünf glatt und durchgehend geschnitten sind, während die übrigen angesetzte Faltengruppen zeigen, deren Ansatz

je eine Blendenzacke aus kariertem Stoff verdeckt. Zu diesem Anzug ist der Schnitt für die Bretellengarnitur in 42, 44, 46 und 48 Zentimetern halber Oberweite für 30 Pfennig, für die Bluse in 40, 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4 Meter, für die Bluse 1,20 Meter, für die Bretellen 90 Zentimeter.

Drei Promenaden- oder Besuchstoiletten. (Abb. 191 bis 193.) Aus gobelinblauem Voile ist unser hübsches Besuchskleid gefertigt, zu dem etwas dunkler gehaltenes Seidenplissee die zierliche Garnitur ergibt. Die leicht blusigen Vorderteile der Überbluse treten gekreuzt übereinander, im Rücken ist diese straff in den Gürtel genommen, der japanische Ärmel ist ihr angeschnitten und wie die Überbluse reich mit Seidenplissee geputzt. Die aus weißem gestickten Filetstoff bestehende Unterbluse wird in der vorderen und Rückenmitte als spitzer Latzteil sichtbar, mit dem der puffige Halbärmel übereinstimmt, den ein plisseebesetztes Bündchen abschließt. Um die Taille legt sich ein faltiger blauer Seidengürtel, unter dem der elegante, leicht schleppende Rock hervorfällt. Er besteht aus zehn schmalen Bahnen, die teilweise unten abgerundet und mit Plissee besetzt sind, während die vordere Mitte in eine nach innen gelegte Falte geordnet ist. Der Schnitt ist für die Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter, für die Taille 2 Meter. — Gleichfalls recht elegant ist das zweite, aus bernsteinfarbenem Tuch gefertigte Modell Abb. 192. Durch die etwas dunkler getönte Soutachestickerei von reicher Wirkung erhält es durch bronzefarbene Pannevorstöße eine kräftige Note, die die weiße Säumchentüllbluse wieder etwas mildert. Diese wird durch Spachteleinsätze unterbrochen und ist in den verschiedenen Ausschnitten der Überbluse sichtbar, ihr Ärmel ist puffig geordnet und mit einem Tuchbündchen abgeschlossen. Die Überbluse zeigt vorn wie im Rücken das gleiche Arrangement und verläuft mit ihren Mittelteilen in dem faltigen Seidengürtel. Der hierzu getragene schlanke Rock ist glockenförmig geschnitten und mit aufgesetzter Vorderbahn gearbeitet, deren Garnitur mit der der Taille übereinstimmt. Außerdem ladet er in leichter Schleppe aus. Sein Schnitt ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch für die Überbluse bei 1,10 Metern Breite 75 Zentimeter, für die Unterbluse bei 56 Zentimetern Breite 2,25 Meter und für den Rock bei 1,10 Metern Breite 3,25 Meter. — Zur Herstellung der dritten Toilette Abbildung 193 diente cremefarbener, grünkarierter Wollstoff, während die Ausstattung in creme Tuch und grünblaugoldenem Stickereigalon bestand. Die für stärkere Damen besonders kleidsame Jäckchentaille setzt sich aus einzelnen Streifen zusammen, die unten zackig verlaufen, den Halsabschluß ergibt ein creme Tuchkragen, mit dem der schmale Westenteil übereinstimmt, der sich bis zum unteren Rande der Taille fortsetzt. Die freibleibende vordere Mitte bekleidet ein Latzteil aus weißem Gittertüll, aus dem auch die volle Puffe besteht, die unter der kurzen karierten Ärmelpuffe hervorfällt, deren Abschluß ein galonbesetzter Tuchaufschlag bildet. Der leicht schleppende Rock ist mit kleinem Mieder gearbeitet, das sich der Taille fest anschmiegt. Er besteht aus neun Bahnen und ist zur Erzielung der modegerechten Hüftschlankheit oben in feine Fältchen abgenäht, die unterhalb der Hüfte ausspringen. Der Schnitt ist für die Taille in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,75 Meter, für die Taille 2 Meter.

Abb. 195 u. 196. Untertaille mit angesetztem Rock, Prinzessunterkleid.

Abb. 194. Loses Morgenkleid.

Loses Morgenkleid. (Abb. 194.) Blauweiß gestreifter weicher Wollstoff ergab hierzu das Material, während die Garnitur in feinem blauen Seidenplissee und Lochstickerei auf Seide bestand. Das in seiner Form ziemlich einfache Modell ist reichlich lose geschnitten und im Rücken mit schräger Naht gearbeitet, wodurch es nach unten weit und schleppend ausfällt. Verdeckt geschlossen, wird es durch einen breiten, vorn übereinandertretenden Kragen ausgestattet, der den Hals völlig frei läßt. Der bequeme Ärmel reicht bis zur Hand und ist nach unten weit geschnitten, seinen Abschluß bildet ein gestickter Streifen.

Der Schnitt ist in 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter.

Untertaille mit angesetztem Rock, Prinzessunterkleid. (Abbildungen 195 u. 196.) Die wichtige Rolle, die jetzt die Unterkleidung in bezug auf den guten Sitz des Kleides spielt, läßt es gerechtfertigt erscheinen, daß man ihr mehr als früher Aufmerksamkeit schenkt und Formen erfindet, die, ohne viel aufzutragen, möglichst rein die Körperlinien wiedergeben. Diesen Prinzipien entsprechen auch unsere beiden, mit den Abb. 195 u. 196 veranschaulichten Garderobestücke. Das erste zeigt eine aus weißem Batist gefertigte Untertaille, die mit dem Anstandsröckchen aus gleichem Stoff verbunden ist. Viereckig ausgeschnitten, treten die leicht blusigen Vorderteile in Fältchen in den schmalen Bund, der hier aus Stickerei mit farbigem Banddurchzug besteht. Als Abschluß des Leibchens dient Handlangette, unter der farbiger Banddurchzug sichtbar wird, die weitere Ausstattung besteht in weißer Plattstichstickerei, den Vorderschluß vermitteln Knöpfe und Knopflöcher. Der glatt die Hüften umschließende Rock ist leicht serpentinenförmig geschnitten, wodurch er nach unten etwas tollig ausfällt. Sein Schluß befindet sich in der vorderen Mitte, die eine aufgesteppte Patte deckt. Die Garnitur besteht in einem gereihten Stickereivolant. Hierzu ist der Schnitt in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 4 Meter. — Für stärkere Figuren, die jede auftragende Unterkleidung vermeiden müssen, ist das Prinzeßunterkleid sehr vorteilhaft, das aus weißem Batist gefertigt ist und sich eng den Linien der Figur anschmiegt. Es ist mit rundem Ausschnitt gearbeitet, wird vorn durch Knöpfe und Knopflöcher geschlossen und durch reiche Lochstickerei verziert. Dem ziemlich schlanken Rock setzt sich in Kniehöhe ein hoher gereihter Stickereivolant an, dessen Ansatz banddurchzogener Einsatz verdeckt. Zu diesem eleganten Unterkleid ist der Schnitt in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark erhältlich. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 6,75 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 188 bis 196 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstraße 37 bis 41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unter der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Das Lied vom Glück.

Mädchen, sie sangen's beim Füllen der Krüge,
Sangen noch heimwärtsschreitend vom Glück;
Lang blieb ihr Lied noch über dem Brunnen
Leuchtend wie goldnes Gewölk zurück.

Sangen, als ob sie die Arme breitend
Riefen das Glück, so jung und so laut!
Wie sie so stolz ihre Krüge trugen,
War mir, ich hätte das Glück geschaut. — —

Singt ihre Seele das Lied einst wieder,
Klingt es von süßen Rätseln schwer,
Klingt es, als ob seine schimmernden Flügel
Hätten durchstrichen ein dunkles Meer.

Mütter, wenn sie ihre Kinder stillen,
Singen wohl so, und dann lauscht die Nacht,
Rauschen die tiefsten Quellen im Traume,
Großäugig staunend das Märchen erwacht.

Mütter, sie singen's in Hoffen und Bangen,
Leis', daß das Leid nicht werde erweckt,
Und sich das Lied vom Glück wie ein Schleier
Über die Träume des Kindes deckt.

Ilse Hamel.

In der Telephonistinnenschule.

Plauderei von Ruth Helmholtz.

„Dem Schnee, dem Regen, dem Sturm entgegen" stapfte ich an einem naßkalten Februarmorgen, um den längst geplanten Besuch der Telephonistinnenschule nun endlich auszuführen. Der sonst recht stille Teil der Lützowstraße war ungewöhnlich belebt, ganze Scharen junger Frauen und Mädchen schritten dem gleichen Ziel zu wie ich und füllten das nüchterne, dem Kaiserlichen Telegraphenamt gehörende Gebäude, in dem sich die Schule befindet, schnell mit dem Geräusch klappernder, scharrender Schritte und verhaltener Stimmen.

Ich klopfte aufs Geratewohl an einer der „dienstlich" aussehenden Türen, aber der Beamte, der eben am Telephonieren war, winkte mir ungnädig, die Tür von außen wieder zuzumachen! „Bitte draußen warten, Fräulein! Auf dem Gang! In der Garderobe!" rief er, den Hörer in der einen und ein großes Schreiben in der andern Hand schwenkend. Augenscheinlich hielt er mich für eine angehende „Hilfsarbeiterin", und das gleiche schienen die überall herumstehenden Bewerberinnen zu tun, denn sie musterten mich mit halb kollegialischen, halb mißtrauisch prüfenden Blicken. Erst als ich energisch den Herrn Inspektor zu sprechen wünschte, klärte sich die Situation. —

Der noch junge Beamte, dem die Ausbildung sämtlicher Hilfsarbeiterinnen für den Telephondienst unterstellt ist, gab mir in liebenswürdigster Weise Auskunft auf meine vielen Fragen.

„Sie treffen es heute etwas ungünstig", meinte er. „Es beginnt nämlich gerade ein neuer Kursus, deshalb kann ich Ihnen die Lehrsäle nicht im vollen Betriebe zeigen. Die jungen Damen da draußen sind ja einstweilen noch ‚Kücken', die erst in die Elementarkenntnisse des Berufes eingeweiht werden müssen."

„Wie lange dauert denn die Ausbildung, und wie groß ist die Zahl der Teilnehmerinnen?" fragte ich neugierig. „Es wimmelt ja förmlich von Wißbegierigen."

Er lächelte bestätigend. „Der Andrang ist augenblicklich ganz besonders stark und die Nachfrage ebenfalls!" erklärte er. „Für gewöhnlich umfaßt der vier Wochen dauernde Kursus nur 50 Schülerinnen, jetzt aber bilden wir infolge der ungewöhnlichen Verhältnisse monatlich die doppelte Zahl, also 100, aus. Wir haben uns deshalb entschließen müssen, täglich zwei Schichten einzurichten: die erste kommt von $^1/_2$8—$^1/_2$2, die andere von 2—8 Uhr abends, so daß also auf jede sechs Unterrichtsstunden entfallen, d. h. drei Stunden für die theoretische und drei für die praktische Ausbildung. Diese Zweiteilung ist übrigens schon deshalb geboten, weil die Säle nicht mehr als 25 Schülerinnen fassen — außerdem aber übt der Wechsel zwischen Theorie und Praxis einen günstigen, erfrischenden Einfluß aus und beugt der allzu

großen Ermüdung vor. Denn die jungen Damen werden tüchtig 'rangekriegt, das kann ich Ihnen versichern!"

Ich glaubte es ihm gern! Telephonistin wäre so ziemlich das letzte, was ich werden möchte. Daß so viele Frauen gerade zu diesem anstrengenden und nervenzerrüttenden Berufe sich drängten, begriff ich nicht. Aber der Inspektor, dem ich dies freimütig eingestand, war anderer Meinung als ich.

„Was wollen Sie, gnädige Frau! Der Beruf bietet doch Vorteile genug! Erstens schon die, daß er weder große Vorkenntnisse noch eine lange Ausbildungszeit erfordert! Ein gutes Gesundheits- und Führungsattest, die Ablegung einer kleinen Prüfung — wer die erste Klasse einer Höheren Töchterschule besucht hat, braucht sich nicht einmal dieser zu unterziehen — eine erfolgreiche vierwöchige Ausbildungszeit in der Telephonistinnenschule, und den Aufnahmebedingungen ist genügt! Außerdem erhält die Telephonistin doch sofort ein Tagegeld von 2,50 Mark, das im dritten und vierten Jahr auf 2,75, im fünften und sechsten auf 3 Mark, vom siebenten an auf 3,25 Mark steigt, und wird nach vollendetem neunten Dienstjahr mit 1100 Mark Gehalt nebst Wohnungsgeldzuschuß angestellt. Dies Gehalt wird von drei zu drei Jahren um je 100 Mark erhöht, bis das Höchstgehalt von 1500 Mark nebst entsprechendem Wohnungsgeldzuschuß erreicht ist — für eine im Verwandten- oder Bekanntenkreise lebende, einzelne Frau also ein sehr annehmbares Einkommen. Dann aber spricht — was Sie ja nicht unterschätzen dürfen — auch die Stellung mit! Die Telephonistin ist ‚Beamtin'! Ist pensionsberechtigt! Das fällt schwer ins Gewicht, und mit Recht!"

Von diesem Standpunkt aus hatte ich den Fall noch gar nicht betrachtet. Aber gewiß war's der rechte, die Fülle der Bewerberinnen da draußen bestätigte es. „Was die Ausbildung selbst anbetrifft, so ist es am besten, ich erkläre Ihnen die Einzelheiten an Ort und Stelle", sagte der Inspektor, sich erhebend, und schritt mir durch die hallenden Gänge voran in den praktischen Lehrsaal (s. die erste Abb.). Der große Raum war mit symmetrisch verteilten kleineren Tischen und einer langen, den ganzen Hintergrund einnehmenden Arbeitstafel bestellt. „Jeder dieser Einzeltische verkörpert ein Berliner Amt und wird von einer für die praktische Ausbildung der Schülerinnen verantwortlichen Lehrerin bedient", erläuterte der Inspektor. „Zu all diesen Tischen wie zu den durch einen besonderen Schrank verkörperten Nachbar- und Vorortämtern führen Leitungen von jener großen Tafel hin, die unser Berliner ‚Amt 6' darstellt. Wie Sie nun sehen," wir waren mittlerweile an den kleinen, unbenutzten „Ämtern" vorbei zum Hintergrund gegangen, „umfaßt dies sogenannte ‚Amt 6' fünfzehn Arbeitsplätze, die sich auf fünf Teilnehmerschränke verteilen. Von den markierten 8000 Teilnehmerklinken", er wies auf die durchlöcherte Rückwand der Teilnehmerschränke, die einer ungeheuren leeren Honigwabe mit ihren zahllosen Zellen nicht unähnlich war, „sind für den Betrieb des Schulamtes allerdings nur 300 angeschlossen, aber da sie absichtlich aus den verschiedensten Nummergruppen gewählt und weit unter den 8000 verstreut sind, haben die Schülerinnen wohl Gelegenheit, sich in der ‚Firigkeit' des Anschlusses zu üben!"

Praktische Übungen am Apparat.

Kopfschüttelnd sah ich mir die Hunderte und aber Hunderte von numerierten, winzigen Löchern an; wie war es nur möglich, sich da jemals zurechtzufinden oder gar sofort das eine, richtige Loch zu treffen . . .! Aber der Inspektor lachte beruhigend.

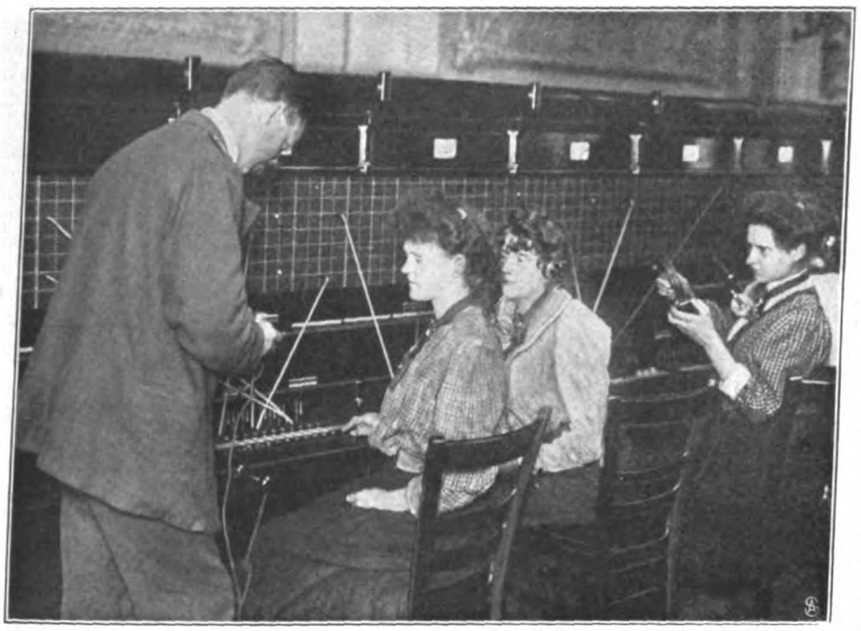
„Sieht schlimmer aus, als es in Wahrheit ist! Zuerst freilich, da verliert wohl manche den Mut, denn es dauert oft lange, bis der Stöpsel die gewünschte Teilnehmerklinke trifft! Aber mit der Zeit lernt sich alles, und Sie müssen bedenken, daß Tag für Tag, ja stundenlang nichts weiter getan wird als: anrufen — stöpseln, anrufen — stöpseln —"

„Aber 8000 Nummern . ." Ich war noch immer nicht überzeugt.

„Gewiß, 8000 Nummern", gab er zu. „Aber Sie dürfen nicht vergessen, daß doch ‚Methode' in der scheinbar so schwierigen Numerierung ist, die die Orientierung wesentlich erleichtert! Sehen Sie, wenn man dem Auge erst eingeprägt hat: bis hierhin gehen die Einhunderte, Zweihunderte usw., in dieser

Vortrag im theoretischen Lehrsaal.

Höhe liegen die Achtzige, Neunzige usw., so hat man schon einen bestimmten Anhaltspunkt. Nach vier Wochen finden Sie jede gewünschte Nummer im Schlaf!" behauptete er. Und als er mir dann zeigte, daß von jedem Arbeitsplatz aus die über drei Arbeitsschränke verteilten 8000 Nummern nicht nur zu übersehen, sondern auch zu erreichen waren mit den an langen hellen Gummischnüren beweglichen Stöpseln (s. die untenstehenden Abbildungen), da war mir die Sache wirklich nicht mehr so ganz „böhmisch", und ebenso schnell leuchtete mir die sinnreiche Einrichtung der buntfarbigen Lämpchen und Kontrollämpchen ein, die der Telephonistin so augenfällig beweisen, ob der angerufene Teilnehmer den Hörer ab- oder angehängt hat.

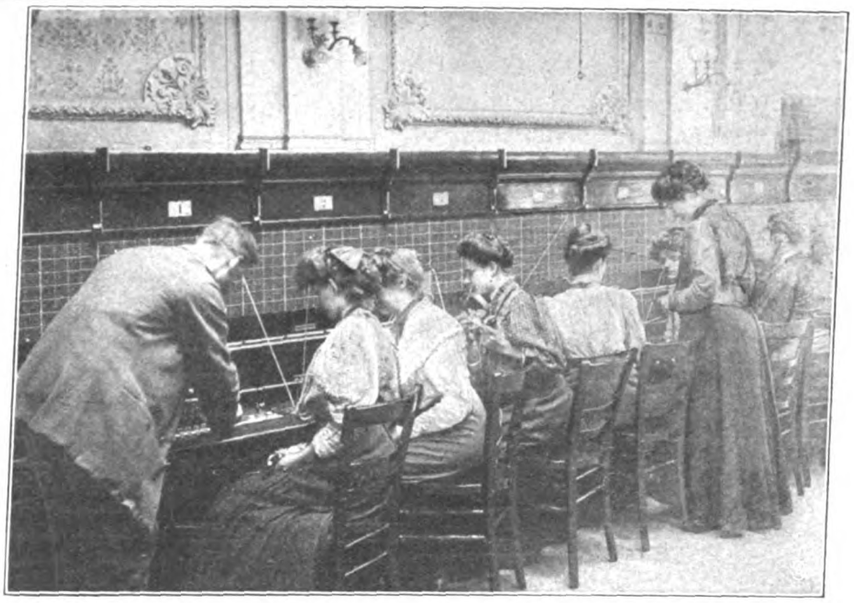


Nur eins war mir noch nicht ganz klar. „Wenn die Schülerin nun auch hier mit den 20 Teilnehmern, die auf jeden Platz entfallen, Bescheid weiß — im Amt hat sie doch so viel mehr zu bedienen?" fragte ich zweifelnd.

„Wenn schon!" gab der Inspektor gelassen zu. „Sie wird mit den 200 Grund- und 60 bis 80 Pauschgebühren-Teilnehmern, die ihrer dort warten, bald ebenso schnell fertigwerden wie hier mit den 20. Daß sie dazu fähig ist, muß sie eben in einer Prüfung beweisen, die den vierwöchigen Kursus schließt. Ebenso muß sie beweisen, daß sie die nötige Ruhe und Kaltblütigkeit für den Beruf besitzt. Sie hat in der Prüfung nämlich nicht nur sechs Anschlüsse in der Minute herzustellen, sondern es werden auch künstliche Störungen herbeigeführt, Betriebsschwierigkeiten, aus denen sie sich geschickt herauswickeln muß!"

„Fallen viele durch?" inquirierte ich neugierig.

Der Inspektor schüttelte den Kopf. „Von fünfzig voriges Mal nur zwei! Und wenn wir den guten Willen erkennen, wird ihnen noch ein zweiter Versuch gestattet! Der Prozentsatz derer, die es auch dann noch nicht schaffen, ist sehr gering, viel höher ist der der nach einiger Zeit wieder Ausscheidenden," fuhr er ernster werdend fort, „denn der Dienst ist anstrengend, auch für vollkommen gesunde Frauen und Mädchen. Besonders in der ersten Zeit, wo zu den äußeren Aufregungen und Ärgernissen noch die innere Unsicherheit kommt. Eine gewisse ‚Wurschtigkeit' ist das einzig Richtige für den Verkehr mit dem Publikum, der oft nichts weniger als angenehm ist, aber auch diese Wurschtigkeit will erst durch lange Gewöhnung erworben sein. Bei den Neulingen gibts oft genug Tränen," meinte er mitleidig, „aber es kommen auch ernstere Unfälle vor, durch Verschulden des Publikums, infolge von Entladungen bei Gewitterstimmung — der gefährlichen Zufälle sind mehr als man gemeinhin denkt. Nun aber", der Inspektor zog bedauernd die Uhr, denn die Unruhe draußen mehrte sich, „werde ich mich verabschieden müssen, der Unterricht wird gleich beginnen. Nur den theoretischen Lehrsaal möchte ich Ihnen noch zeigen." Damit öffnete er die Tür eines zweiten Raumes, in dem vor zwei langen, mit Stühlen besetzten Tischen ein kleines Podium errichtet war (s. die Abb. auf Seite 316). „Hier werden Dienstvorschriften, technische Einrichtungen, Rechte und Pflichten des Berufs u. dgl. m. erörtert, Krankenkassen- und andere Gesuche geschrieben und über ‚den guten Ton in allen Lebenslagen', den ja die Telephonistin so sehr beherrschen muß, das Notwendige vorgetragen! Und hier", er schloß einen Schrank des ersten Saales auf, „hängt der Apparat, das Rüstzeug der Schülerin: ein sogenannter ‚Kopffernhörer mit Brustmikrophon', den sie vor Beginn des Dienstes anlegen muß. Er ist aus Aluminium, sehr leicht, wie Sie sehen," ich wog ihn erstaunt in der Hand, „und hat einen federnden Bügel, der den Fernhörer an die Ohrmuschel drückt. Das Mikrophon aber kann durch eine Stellvorrichtung, die um den Hals gelegt wird, dem Munde so nahe gebracht werden, daß die Telephonistin nur halblaut zu sprechen braucht . . ."



Praktische Übungen am Verbindungsschrank.

„Aha . . ."

Aber er schnitt mir die alte Klage über das Undeutlichsprechen und -hören der Telephonistinnen mit einem freundlichen Scherzwort ab.

„Denken Sie an die vielen Nummern! Ein leichtes Brot ist das Telephonieren nicht!"

Da schwieg ich beschämt und bedankte mich und ging mit einem Gefühl: halb Mitleid, halb Hochachtung, an all den angehenden „Hilfsarbeiterinnen" vorüber ins Freie.

Ratgeber für Jedermann

Sport und Spiel.

Tamburinball. Bei der Aufmerksamkeit, die seit kurzem von Schulbehörden und Jugendspielleitern der Wiedereinführung oder Belebung des Tamburinballspiels geschenkt wird, interessiert es sicherlich unsere Leserinnen, Näheres über das anmutige und zur Anmut erziehende Spiel zu hören. Die Heimat des Tamburins ist Italien — Tamburello heißt es dort, während man mit Tamburin die bekannte Handpauke bezeichnet — aber es ist seit einem halben Jahrhundert bei uns zu Hause. Neuerdings gibt es jedoch systematische, wenn auch verhältnismäßig einfache Regeln für das Spiel, so daß es allmählich zum ganz ernstgeübten „Sport" aufzusteigen scheint. Eine gute Zusammenstellung der Spielregeln ist im Verlage von B. G. Teubner („Spielregeln des technischen Ausschusses", Heft 6, Preis 20 Pfennig) erschienen. Beim Einkauf der Geräte, die zum Tamburinballspiel gehören, achte man vor allem darauf, daß das Kalbs- oder Schafsfell, von dem das Tamburin überspannt wird, zwar haltbar, aber nicht zu dick und nicht steif sei. Die Geschmeidigkeit der Bespannung und ihre dadurch bedingte Elastizität sind wertvolle Eigenschaften des Tamburins. Beim Ball — einem hohlen Gummiball — empfiehlt es sich, den „vorschriftsmäßigen" Durchmesser von sechs Zentimetern und das Gewicht von 36 Gramm nicht zu überschreiten. Lederbälle mit Roßhaarfüllung statt dieser Gummibälle zu benutzen, ist nach den erwähnten Regeln nicht rätlich. Den richtigen „Griff" beim Spiel veranschaulicht die Abbildung: korrekt hat unser kleines Mädchen den Daumen und Ballen ihrer rechten Hand im „Kammgriff" an die äußere Seite, die andern vier Finger an die Innenseite des Tamburinrandes gelegt. Im Wettspiel, wo es gilt, hoch und weit zu schlagen, um den Ball möglichst weit ins feindliche Feld zu bringen, wird freilich der Griff noch entschiedener, die Armhaltung ausholender sein müssen als hier im beschaulichen Einzelspiel. Lange Zeit ist dieses Einzelspiel übrigens das einzige gewesen, das man mit dem Tamburin auszuführen gedachte — erst seit wenigen Jahren ist es zum Wettspiel und damit zum geselligen Spiel geworden. (Bezugsquelle: E. H. Schütze, Berlin, Kochstraße.)

Tamburinball.

Schmuck.

Brosche aus einem französischen Zehncentimesstück. In sehr vielen deutschen Familien gibt es irgendwelche Erinnerungsstücke an 1870 — von Waffen, Uniformteilen u. dgl. bis herab zu den an sich damals fast wertlosen kleineren französischen Münzen, die der Heimgekehrte achtlos den Kindern des Hauses schenkte. Diese Münzen aus den verschiedenen Regierungsjahren Napoleons III. erhielten jedoch nachträglich einen gewissen Sammlerwert, da ihre Zahl nach Einführung der Republik sehr zurückging. Eine Verwendungsart für eine solche Münze zeigt unser Bild: durch die angelötete Nadel (die hier nur teilweise sichtbar ist) und den Haken ist die Münze, von der wir eine Vorder- und Rückansicht bringen, zu einer Brosche umgewandelt.

Brosche aus einem französischen Zehncentimesstück.

Aparte Getränke.

Wenig bekannte Bowlen. Gute Weinkenner sind bei dem Gedanken an gemischte Getränke wenig entzückt, ihnen gilt der Wein in seiner ursprünglichen Reinheit als einzig annehmbares Getränk. Doch, der Geschmack ist verschieden, sonst wäre die Beliebtheit der Bowlen nicht zu erklären! Vereinigt sich im Frühjahr und im Sommer eine heitere Gesellschaft um die ausgiebige Bowlenterrine, dann hat mancher Herr Gelegenheit, stolz auf die geheimen Künste seiner Bowlenzusammenstellung zu sein. In der Tat kommt es ja hier so sehr darauf an, das richtige Maß zu treffen. Wie die meistverbreiteten Bowlen, Mai-, Erdbeer-, Pfirsich- und Ananasbowle usw., zubereitet werden, ist wohl allgemein bekannt, aber die Herstellung einer ganz aparten englischen Bowle mag hier unsern Leserinnen verraten werden. Man vermischt eine Flasche Rotwein mit einer Flasche Soda- oder Selterwasser, einem kleinen Glas Kognak und einem Gläschen Curaçao. Dann gibt man etwas Puderzucker sowie einige dünne Scheiben Zitrone und einige kleine Zweige Dill oder Gurkenkraut dazu. Wer Muskatnuß liebt, kann auch etwas von diesem Gewürz daranreiben. Dann stellt man das Ganze auf Eis und tut auch etwas Eis hinein. Die Dillkrautzweige werden wie die Maikräuter nicht zu lange im Getränk gelassen, damit es nicht zu stark danach schmeckt. — Zwei ausgezeichnete Rezepte, die wir der amerikanischen Gastronomie, die besonders auf dem Gebiet der Getränke vorgeschritten ist, verdanken, mögen folgen. Die „weiße Limonade", ein äußerst erfrischendes Getränk, wird auf folgende Weise zubereitet. Man zerstampft die Schale einer Zitrone in einem Gefäß, gibt drei kleine Tassen Zucker und den Rest von drei Zitronen hinein, läßt dies drei Stunden ruhen, gießt dann zwei Glas Hautsauternes und einen Liter kochende Milch auf den Zitronenzucker, läßt alles durch ein feines, weißes Leinentuch laufen und stellt es auf Eis. Die bei uns schon vielfach eingeführten amerikanischen „Cocktails" sind auch im Hause ohne große Schwierigkeiten herzustellen. Die einzigen Anschaffungen beständen wohl in kleinen, spitzen Cocktailgläsern, in denen man das Getränk serviert. In ein großes Wasserglas wird fein zerschlagenes Eis gegeben, ferner vier Tropfen Angosturabitter, vier Tropfen Pomeranzen oder Curaçaolikör, einige Tropfen aufgelöster Zucker. Auf diese verschiedenen Ingredienzien wird ein halbes Weinglas voll Whisky oder irgendeinem Branntwein, den man zum Cocktail nehmen will, gegossen. Das Ganze wird mit einem langstieligen Löffel sorgsam verrührt. Das Getränk muß eisig kalt sein. Dann gießt man es in ein Cocktailglas so behutsam, daß kein Eisstückchen mit in das Glas fällt, drückt ein paar Tropfen aus einer feinen Zitronenschale (nicht den Saft

der Frucht!) in das Glas, damit der Cocktail die Essenz der Schale erhält. Noch mehr als bei unsern einheimischen Bowlen und Getränken kommt es ja hier dem Kenner bei den Zutaten auf jenes geringe „Weniger" oder „Mehr" an, das dem Getränk eben seinen individuellen Charakter gibt.

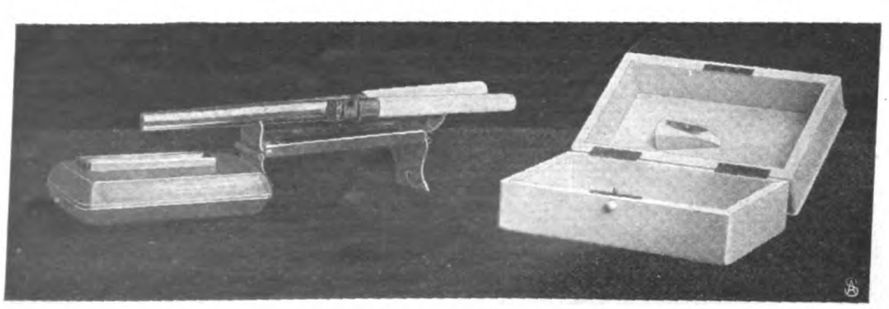
Ratschläge für die Toilette.

Farbig bedruckte Leinenjacken. Die Leinenjacken, die seit Jahren den einfachen Charakter des sommerlichen „Kostüms" für den Strand oder die Straße bestimmen, haben eine zunächst ganz seltsam anmutende farbenfreudige Auffrischung zu gewärtigen. Während sonst höchstens ein Streifchen oder ein eintöniges Karo das bescheidene Grau, Weiß oder Gelblich dieser Jacken unterbrach, bedruckt man jetzt das Leinen mit den zierlichsten farbigen Blümchenmustern (toile de Jouy), die oft genau den Möbelcretonnes nachgedruckt werden, die den Stolz der guten Stube des achtzehnten Jahrhunderts ausmachten. Man trägt diese Jacken zu einfarbigen Röcken (in der Farbe des Grundtons der Jacke, meist modefarben) oder auch zu einfarbigen, ganz abstechenden Voile- oder Musselinkleidern.

Die Brennschere auf der Reise: Kleiner Nickelzylinder als Brennmaschine.

Die Brennschere auf der Reise. Trotz aller vernünftiger Warnungen vor dem Brennen der Haare —: gerade auf der Reise, wenn es gilt, eine von einem Ausflug, einem Schwimmbad etwas mitgenommene Frisur noch ganz rasch vor Diner oder Souper in Ordnung zu bringen oder auch die an der Frisur so deutlich sichtbaren Spuren langer Eisenbahnfahrt für die unmittelbar daranschließende Fahrt zum Hotel etwas zu verwischen, wird man die Brennschere nicht immer entbehren mögen! Hier zwei zweckmäßige Verpackungen für die unentbehrlichen Hilfsmittel. Die beiden oberen Bilder zeigen einen ganz kleinen Apparat, der mit Glühstoff geheizt wird. Mit einem Griff sind die beiden flachen Stützen, auf die man die Schere legt, entfernt, mit einem zweiten wird der Nickelzylinder zusammengeschoben. Die handlichen Formen der sich so ergebenden vier Bestandteile erleichtern das Verpacken sehr. Zieht man es vor, für alles Zusammengehörige auch gleich eine passende Hülle mitzunehmen, dann wählt man wohl einen Brennapparat, der dem Typus auf unseren untenstehenden Bildern entspricht. Unser Modell war freilich nicht eben billig, da der Griff der Brennschere und das nur knapp handgroße, sinnreich konstruierte Kästchen aus Elfenbein und von bester Verarbeitung sind. Der eigentliche Brennapparat (ebenfalls mit Glühstoff heizbar) ist aus Nickel. Es gibt jedoch ähnlich zusammenlegbare Apparate auch in einfacherer Ausführung. Der Hauptvorzug unseres Modells besteht ja schließlich nicht in der Kostbarkeit des Materials, sondern in der wohldurchdachten Raumausnützung. Auch als „kleines Geschenk" mögen jetzt zu Beginn der Reisezeit diese hübschen Apparate gelegentlich in Betracht kommen.

Die Brennschere auf der Reise: Elfenbeingarnitur.



Die Elfenbeingarnitur im Gebrauch.

Frauenarbeit.

Deutsch-österreichischer Rechtsschutzverband für Frauen. So wichtig es für den des Rechtes unkundigen und dabei mittellosen Mann ist, daß es eine sich erfreulicherweise stetig vergrößernde Reihe von Auskunftsstellen gibt, die ihn über eine einzelne, für ihn in Betracht kommende Rechtsfrage belehren, ohne ihn durch das Gestrüpp unverständlicher Paragraphen zu zerren — noch wichtiger ist diese ihrem tiefsten Wesen nach moderne Einrichtung für Frauen! Denn immer noch ist ja die große Masse der Frauen abhängiger, isolierter und deshalb hilfloser, wenn ihnen unrecht geschieht, als Männer im gleichen Fall. Wie wenige andere Einrichtungen, die wir der Frauenbewegung verdanken, sind deshalb diese seit noch nicht zwei Jahrzehnten bestehenden Rechtsschutzstellen in Anspruch genommen worden, und die vor kurzem abgehaltene zweite Generalversammlung des Deutsch-österreichischen Rechtsschutzverbandes für Frauen (zu dem sich die verschiedenen deutschen Rechtsschutzstellen vor einigen Jahren zusammenschlossen) gab ein lebhaftes Bild von der Tätigkeit dieser Organisationen. Das Referat der Frau Julie Salinger-Dresden war hierzu schon seinem Thema nach — „Die typischen Fälle im Frauenrechtsschutz" — besonders geeignet, aber aus ihm ergaben sich auch viele der Forderungen, die von Vorrednerinnen in Einzelberichten präzisiert worden waren. Hierher gehören die Frage der Einführung des Arbeitszwanges für Männer, die sich ihren Unterhaltspflichten der Familie gegenüber leichtsinnig entziehen, dann die immer wieder erhobene Forderung nach Mündelpflegerinnen und

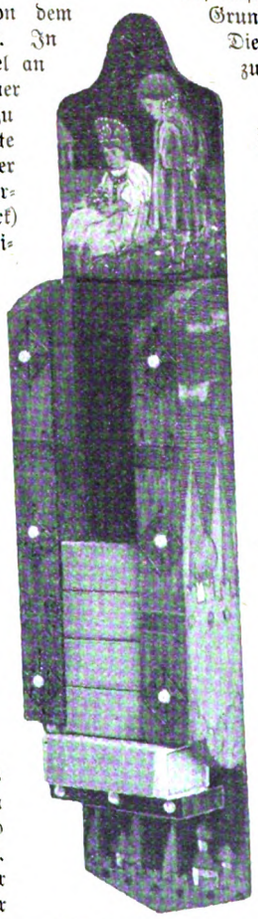
schließlich alle Forderungen, die sich auf eine Reform der Gerichtsbarkeit für Jugendliche, auf Jugendfürsorge, Jugendgerichte usw., erstrecken. Der Ruf nach weiblichen Juristen wurde von Dr. Alix Westerkamp dem Ruf nach weiblichen Ärzten gleichgestellt, da hier wie dort die Eigenart der in Betracht kommenden Verhältnisse fast immer bedingen werde, daß die Frau mit größerem Vertrauen zur Frau komme und vor allem leichter ganz rückhaltlos mit ihr spräche als mit dem männlichen Juristen. In den Rechtsschutzstellen ist ja auch in der Tat das Prinzip, daß den Frauen der gesuchte Rat von Frauen erteilt wird, allgemein durchgeführt.

Eine neue Dienstmädchenschule wurde von dem deutschen Frauenverein in Brünn (Österreich) gegründet. In den zweisprachigen Ländern Österreichs ist der Mangel an geschulten Dienstmädchen deutscher Nationalität immer groß, während Slawinnen leichter als Dienstboten zu finden sind. Diesem Mangel will die neugegründete Schule abhelfen. Der Kursus dauert drei Monate, der Unterricht ist unentgeltlich, für Wohnung und Verpflegung sind dagegen 30 Kronen (etwa 25 Mark) monatlich zu zahlen. Mehrere ganze und halbe Freiplätze sind gestiftet worden.

Kunstgewerbe des Auslands.

Russische Holzbrandarbeiten. Arbeiten in Holzbrand mit Malerei sind auch bei uns in Deutschland recht verbreitet, und deshalb werden unsere original-russischen Gegenstände gewiß Interesse erregen. Sehr dekorativ ist der praktische Streichholzbehälter, der sehr hübsch mit Ornamenten und weißen Perlen verziert ist. Seinen Hauptschmuck bildet das obere Feld mit den ganz reizend gebrannten und gemalten kleinen Russinnen in einem mit Blumen besäten Felde. Das Salzfaß mit Deckel hat jene originelle Form dieses Geräts, die man in fast allen russischen Familien vertreten findet. Die Rückwand zeigt einen Mann mit Axt in Nationaltracht, die Seitenwände und die Vorderwand sind mit Ornamenten verziert. Die weißen Perlen, die in das Holz fest eingefügt sind, sind bis jetzt unsern Holzbrandarbeiten fremd. Doch sie heben die Arbeiten un gemein und sind zur Nachahmung sehr zu empfehlen. Unsere Arbeiten sind aus einer großen Betriebs werkstätte für Brandmalerei, die von einer Frau geleitet wird. Für die fertigen Sachen wird dort ein uns ziemlich hoch erscheinender Preis gezahlt, während die rohen Gegenstände lächerlich wenig kosten, da das Holz in Rußland viel billiger ist als bei uns. Die Gegenstände, die in dieser Betriebswerkstätte, in der unter der Leiterin eine Anzahl Mädchen arbeiten, angefertigt werden, zeigen fast immer Szenen aus dem russischen Nationalleben in den stets wiederkehrenden roten und grünen Farben.

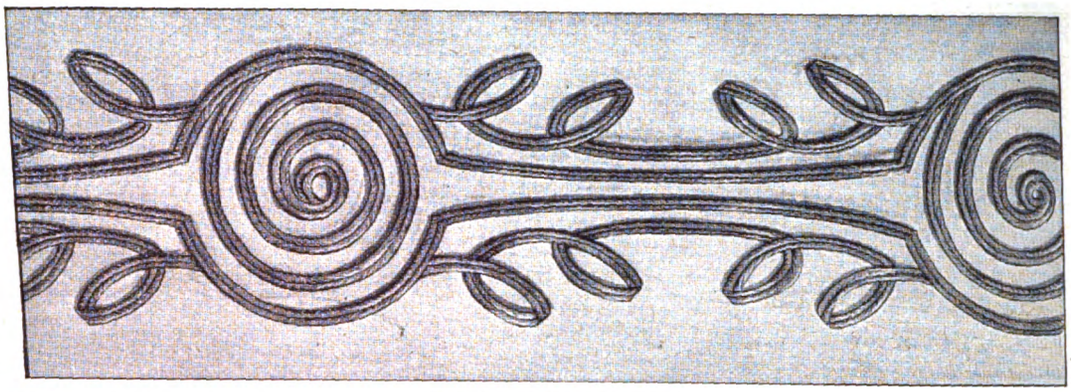
Russisches Salzfass.



Behälter für Zündholzschachteln.

Handarbeit.

Streifen in Soutachearbeit zur Verzierung von Kostümen usw. Seit die Nähmaschine mit all ihren kleinen Vervollkommnungen in jeder Familie selbstverständliches Hausmöbel geworden ist, wagt man sich wohl auch gelegentlich an die Herstellung eines einfachen Besatzes für das „selbstgemachte" Kleid. Soutachearbeit — allenfalls noch mit ganz leichter Stickerei verbunden, wie wir sie auf unserm Muster zeigen — ist als einfach schmückender Besatz im Grunde immer modern, so daß die Arbeit sich stets lohnt. Die Farbe der aufzunähenden Litze muß selbstverständlich zur Farbe des Kleides stimmen.



Börtchenbenähter Streifen.

Hauswirtschaft.

Ein kleiner Kniff. Um beim Schneeschlagen das Gerinnen oder Körnigwerden des Eiweißes zu verhindern, setzt man beim Beginn des Schlagens ein paar Tropfen Essig zu. Hierdurch erhält man stets glatten Schnee, der Essig hat weder auf Güte noch Geschmack des Schnees Einfluß.

Um die Möbel beim Ausklopfen zu schonen, besonders Seiden- und Plüschbezüge, ist es ratsam, über den Ausklopfer eine Schutzkappe aus Baumwollenflanell zu arbeiten, damit das Rohrgeflecht nicht direkt mit den Stoffen in Berührung kommt und Striemen darauf zurückläßt oder an den Gewebefäden hängen bleibt. Man schneidet die Kappe genau nach der Form des Ausklopfers in zwei Teile mit Nahtzugabe und näht diese Teile bis auf die untere Breitseite mit französischer Naht zusammen. Die Breitseiten beider Teile sichert man durch einen gegengesteppten Streifen und schließt sie mit Druckknöpfen oder durch einfache Knopf- oder Schnürvorrichtung. Es ist gut, mindestens zwei solcher Kappen zu arbeiten, damit man damit wechseln und sie stets sauber halten kann.

Schöner Hausrat.

Moderner Schaukelstuhl. Der hübsche, gerade wegen seiner Kleinheit sehr bequeme Schaukelstuhl gehört zu den Möbeln aus gebogenem Holz, die in den letzten Jahren durch die Anlehnung an ganz neue, ihnen angepaßte Künstlerentwürfe sehr hübsche neue Formenmöglichkeiten entwickeln. Das sommerlich leuchtende Weiß des Lackanstrichs bringt diesen Schaukelstuhl als Gartenmöbel auf Veranden oder Balkons zu besonders hübscher Wirkung — aber auch in der Tee-Ecke wird er an seinem Platze sein. (Bezugsquelle: Jakob u. Josef Kohn, Berlin, Leipziger Straße.)

Kleiner Schaukelstuhl.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 21, 1908.

Haust mancher lieber auf den Tempeltrümmern
Von einem Glück, das groß und rein,
Als sich bescheiden drauf zurechtzuzimmern
Ein Alltagswohnhaus, eng und klein.

Adelheid Stier.

Unserer Kinder Flegeljahre.

Gedanken einer Mutter.

Einmal kommen sie alle in die Flegeljahre, so unglaublich es scheint, alle jene entzückenden Lieblinge mit den weichen Gliedern und den liebevollen Herzen, die solche Fülle von Hoffnungen und Versprechungen in unser Leben hineintrugen! Und wir Mütter stehen dabei wie die Glucke am Ententeich, wir möchten schützen, helfen, folgen und können doch nicht mit hinaus, von unserer Scholle weg. Wir können nur warten, ob sie heimkehren, ob sie uns wiederfinden. Das heißt, ganz so blödsinnig und verständnislos wie besagte Glückenmutter brauchen wir uns doch nicht zu benehmen. Der Vergleich hinkt. Wir sind ja selbst einmal in den Flegeljahren gewesen und sollten nicht vergessen haben, was das heißt und wie solch einem Kücken dann zumute wird. Und mit diesem Erinnern müßte uns ein Begreifen und Verstehen kommen und damit eine große Geduld. Das bedeutet schon viel für uns und unsere Kinder, wenn's auch kein Helfen ist.

Wie ein zweites Loslösen von der Mutter, ein anderes Geborenwerden, ist dies Reifen vom Kinde zum Menschen. Und ohne Angst und Not und schwere Stunden geht's auch dabei nicht ab. Aber damals, als das Kind geboren war, wurde es erst recht unser Eigentum, unser geliebtes, wohlbehütetes. Alles an dem kleinen Kinde gehörte uns: sein weicher, anmutiger Körper, seine leicht zu lenkende Seele und seine beste Liebe. Beim Nähren, Pflegen, Bewachen, Hüten, Leiten jener ersten köstlichen Zeit blieb es ganz unser eigen. Und nun kommt das Leben, das große, fremde, und nimmt uns die großen Kinder leise, langsam aus der Hand. Es macht sie kritisch und nimmt ihnen den unbefangenen Glauben an uns und unsere Autorität. Es macht ihre Glieder ungelenk und ihren Sinn hart und eigenwillig. Und all das Neue, was ihnen durch Herz und Sinn fährt, wollen sie gar nicht mit uns teilen — das wollen sie auf ihre eigene Art ganz allein durchkämpfen und durchkosten. Wenn sie sich aussprechen, so ist's höchstens zu ihresgleichen oder in Tagebüchern und Versen. Kaum daß wir Mütter zeigen dürfen, wie viel wir ahnen und verstehen.

Sehr schwer ist's zu wissen, was vorübergehend ist von diesen Flegeljahrunarten, was abfällt wie die Stachelhülle von der reifen Frucht, oder was bleibt und ein Teil des Charakters wird. Die gewöhnlichste Begleiterscheinung der Flegeljahre unserer Söhne, jenes laute, grobe Reden und Widersprechen, das durch den Stimmwechsel seine spezielle unangenehme Tonfärbung erhält, und die „Flegelei" in Haltung und Manieren, das alles verschwindet meist zur gegebenen Zeit ganz von selbst — womit nicht gesagt sein soll, daß allzu großen Auswüchsen nicht mit Energie entgegengetreten werden muß.

Im übrigen verlaufen die Flegeljahre natürlich sehr verschieden — je nach der Individualität des davon Befallenen. Im ganzen spricht's für eine gesunde Entwicklung, wenn sie nicht zu früh einsetzen, freilich müssen wir es dann mit in den Kauf nehmen, wenn sie auch später ein Ende finden. Wir erleben meist immer wieder Rückfälle und Zickzacklinien — bis denn doch, oft ganz plötzlich, der Schluß kommt. Es gibt freilich auch Menschen, arme Menschen, die überhaupt nicht mit ihren Flegeljahren fertigwerden können, bei denen das Unreife, Unausgeglichene, der Sturm und Drang chronisch geworden sind. Die lassen sich und andere dann nie zur Ruhe kommen. So köstlich und berechtigt die Flegeljahre zur rechten Zeit sind, so traurig wirken sie in diesen verspäteten Stadien. Auf der andern Seite soll es Kinder geben, die keine Flegeljahre kennen lernen, die in steter Wohlanständigkeit ihren Lebensweg bergaufwärts wandeln. Aus eigener Erfahrung kann ich von solchen Fällen nicht sprechen. Denn meine eigenste Erfahrung ist die, daß meine eigenen Kinder alle, eins nach dem andern, gehörig in die Flegeljahre kamen. Ich habe oft darüber gelacht und viel darüber geweint — denn wenn irgendwo, so liegen hier Tragik und Komik nah zusammen. Aber davor bewahren hab' ich sie nicht können — wir mußten es eben zusammen durchmachen.

So ein Kind hat's recht schwer bei all dem Ringenden, Gärenden, all dem Neuen, das da an Leib und Seele mit ihm vorgeht. Und wie ein Igel steckt's seine Stacheln heraus — es will in Ruhe gelassen werden. Aber bei aller Liebe und allem Verständnis dafür liegt die Sache auch durchaus nicht immer einfach und bequem für uns Eltern. Man kann sich in der Theorie für Ausbildung selbständiger Charaktere begeistern und Dehmels Wiegenlied „An meinen Sohn" bewundern: „Und wenn dir einst von Sohnespflicht, mein Sohn, dein alter Vater spricht, gehorch ihm nicht, gehorch ihm nicht" — und dann doch bitter darunter leiden, wenn so ein Schlingel den Gehorsam verweigert und sich auf seine Persönlichkeitsrechte beruft. Und doch ist's gut, daß wir Eltern die Kinder nicht führen und formen können, wie wir wollen, daß sie kein Wachs in unserer Hand sind. Im Ringen und Kämpfen jener Jahre soll der neue Mensch geboren werden, der freie, fertige. Wir können im Grunde nichts tun, wie günstige Bedingungen für dies geheimnisvolle Werden schaffen: Eine möglichst gesunde Lebensweise mit viel Bewegung in frischer Luft, aber auch genügend Ruhe und Schlaf, eine kräftige, einfache Ernährung, ein Fernhalten vom Alkohol und anderen Reizen. Und dann heißt's, Geduld haben und Respekt vor dem, was werden will — und Gott danken, wenn wirklich unter all dem Frühlingsbrausen im stillen sich Tüchtiges, Eigenes bildet. Freilich ist's meist ganz etwas anderes, als wir dachten und wünschten. Was sagt Heim Heiderieter zu Jörn Uhl? „Wenn wir so gehen würden, wie Mutter gerne wollte, würden wir glatt und platt werden. Wir müssen alle in Sandwege hinein, damit die Geschichte Fülle und Tiefe bekommt." „Ja," sagte Jörn Uhl, „Zutrauen haben, das ist alles."

Zutrauen haben — das ist alles! Das ist die beste, großzügige Erziehungsweisheit, die immer am Platz sein wird, bei unseren Söhnen wie bei unseren Töchtern, so verschieden im

übrigen die Flegeljahre der beiden Geschlechter zu verlaufen pflegen.

Der Durchschnittsjunge liebt und sucht das Starke, Gewaltsame, Außergewöhnliche. Seine Bewunderung gilt deshalb vor allem den Großen des eigenen Geschlechts, das heißt denen, die ihm groß scheinen, so vielleicht dem Stärksten und Unverschämtesten seiner Klassengenossen oder Sherlock Holmes oder irgendeinem Carl Mayschen Helden. Daß dabei für die Art des anderen Geschlechtes und für seine Vorzüge wenig Verständnis und Hochachtung bleibt, ist nur natürlich und folgerichtig. Es ist in diesen Jahren wirklich sehr schwer und unangenehm, eine Mutter zu haben und in einiger Abhängigkeit von diesem Wesen leben zu müssen. Man versteckt dies traurige Verhältnis deshalb nach Kräften, zeigt sich so wenig wie möglich mit ihr an der Öffentlichkeit und benimmt sich in Gegenwart von Fremden, besonders von Klassengenossen, in der Überzeugung, diesen zu imponieren, möglichst rebellisch gegen diese Mutter. Auch Schwestern sind dann ein recht überflüssiger und unbequemer Besitz. Man fängt erst an, sie interessant und niedlich zu finden, wenn die Freunde sich in sie verlieben.

Man liest Nietzsche und Häckel und versteht das und alles andere viel besser als die Mütter. Denn für den Wert und die Art wahrer Bildung haben diese jungen Leute keinen Blick. Der Glanz ihrer jungen Schulgelehrsamkeit macht sie blind. Eine mehr einheitliche Erziehung und Bildung der beiden Geschlechter, die uns Frauen gründlicher schulte und bei unseren Söhnen nicht nur einseitig den Verstand, sondern auch Herz und Gemüt ausbildete, könnte da vielleicht einiges mildern und ändern, wenn auch die Hauptursachen dieser zeitweisen Entfremdung und Überhebung in der natürlichen Entwicklung liegen.

Das Durchschnittsmädel ist in seinen Flegeljahren kaum leichter und lenkbarer. Es ist launisch, sentimental, schwankt zwischen Schüchternheit und Selbstüberhebung und wird infolgedessen geziert und albern. Kommt ihm nicht wie dem Jungen gerade in diesen Jahren eine regelrechte, gesunde Tätigkeit zu Hilfe, so kann eine solche Tochter eine böse Hausplage werden und allerlei Ungesundes, Überspanntes mit weiterschleppen in ihr späteres Leben hinein. Und deshalb — abgesehen von den großen Gesichtspunkten, die heutzutage bei unsern gesellschaftlichen Zuständen für eine Berufsausbildung unserer Töchter sprechen, sollten wir sie gerade in den Entwicklungsjahren mit leiser, weiser Hand zur Arbeit anhalten, zur Arbeit und zur Tätigkeit für andere. Sonst scheint ihnen die Liebe, jene neue, wunderbare Liebe, die nun auf einmal an ihrem Horizont auftaucht, ihres Lebens einziges Ziel und alleiniger Inhalt, und es setzt sich da allerlei in dem jungen Kopfe fest, was keine Zukunft, kein Schicksal halten wird und kann. Ja, die Liebe, jene andere, neue Liebe, sie ist der große Faktor, der nun anfängt, im Leben unserer Kinder mitzusprechen. Wohl uns Müttern, wenn wir verstehen, uns die Kinder auch hier nicht fern und fremd werden zu lassen, wenn wir das große Gesetzmäßige, das natürlich Schöne alles Werdens begreifen und unsern Kindern raten und helfen können zur Klarheit und Reinheit diesen Fragen gegenüber. Unsere Zeit verlangt mit Recht hier mehr Wahrheit und Offenheit. Solange die Frage nicht auf der ganzen Linie der Schul- und Jugenderziehung gefördert und gelöst ist, muß jede Mutter, so gut sie kann, den rechten Weg, das rechte Wort selbst suchen. So sehr diese Liebe eine Gefahr im Leben unserer Kinder werden kann, so sehr kann sie einen Segen bedeuten. Sie ist es, die aus den Flegeljahren herausführt, die unsern Söhnen Verständnis für alles Weiche, Zarte, Lyrische gibt, die ihnen Augen und Herzen öffnet für die Werte des andern Geschlechts. So bringt sie oft auf Umwegen den Sohn der Mutter wieder, und unsere Tochter läßt sie in neuem Vertrauen und Verständnis mit uns, von uns jenes große, mütterliche, allumfassende Lieben, Helfen, Erbarmen lernen.

Und weil uns Müttern immer aufs neue zu lernen gegeben wird an den kleinen und an den großen Kindern, so haben wir jetzt die schönste Gelegenheit, Selbstlosigkeit zu üben und zu lernen. Denn für ein Kleines arbeiten, sorgen, wachen, ist keine Selbstlosigkeit. Man tut's für sein Eigenstes, Liebstes und hat Lohn genug. Aber warten, schweigen, entbehren, wenn die großen Kinder eigene Wege wandern, dann nichts für sich selbst begehren — nur sorgen, was zu ihrem Besten dient, das ist Mutterschicksal und Mutterleid. Aber aus diesem Leid kann jenes Neue geboren werden: den Sohn, die Tochter wiederfinden, wie man einen neuen, freien Menschen findet, einen Freund, einen Kameraden, den man um so vertrauter und freudiger begrüßt, weil er von unserem Eigenen in sich trägt. Nicht mehr die Erste im Herzen des Kindes sein wollen, dem Sohne die Braut, die Tochter dem Gatten gönnen, aber in freudigem Verständnis den Wegen der Kinder folgen. Ein köstlicher Ausblick — weit weg von allen Miseren der Flegeljahre, hinüber auf goldne Gipfel! „Mit Schweiß und Tränen und manchem Tropfen Blut setzen wir Kinder auf diese Erde und lehren sie Vorsicht und üben Nachsicht, bis sie sich selbst mehr lieben als uns." So klingt von ewigen Zeiten her der Chor der Mütter. Und es kommt mir vor, als ob unsere Kinder in diesem Jahrhundert des Kindes sich in besonders hohem Maße „mehr lieben als uns". Vielleicht, daß sie später bei der Erziehung der eigenen Kinder wieder mehr Wert auf Pietät und Demut legen lernen!

Wir armen Mütter haben's heutzutage gar nicht leicht. Wir haben so viel von den Rechten unserer Kinder gehört und gelesen — wir sind so vollgestopft von hygienischen und pädagogischen Ratschlägen, daß mir oft bange wird um unsere einfachen, gesunden Instinkte. „Früher war das Erziehen gar nicht Mode", sagte mir eine alte Dame, „und ist auch so gegangen."

Vielleicht ist auch jetzt nicht so sehr das Erziehen als vielmehr das Reden und Schreiben darüber Mode. Wahrscheinlich wird's auch so gehen. Denn an den ewigen, ehernen Gesetzen, nach denen wir Menschen unseres Daseins Kreise vollenden müssen, ändert das Menschengerede und -geschreibe nicht allzu viel. Und zu diesem eisernen Bestand unseres Menschen- und Familienlebens scheinen mir unserer Kinder Flegeljahre zu gehören.

Die Frau in der Schmuck- und Goldschmiedekunst.

Von Margarete Erler.

Nur allzuoft begegnen wir angesichts der interessanten Arbeiten in der modernen angewandten Kunst der Frage: was denn an all diesen Werken der Künstler „selbstgemacht" hatte. Man könnte sich wohl denken, daß der Künstler oder die Künstlerin die Zeichnung entwirft, sei es nun für Möbel, Metall, Glas, Schmuck u. a. m., die eigentliche Ausführung doch aber dem Arbeiter, dem Kunsthandwerker überlassen würde, der nun seinerseits an der Hand dieser Zeichnung diese kleinen und größeren Meisterstückchen herauszubilden hätte.

Es herrscht außerordentlich häufig eine große Unklarheit beim Publikum, auch bei dem kunstsinnigen Laien, über den eigentlichen Werdegang im Kunsthandwerk, von der Zeichnung an bis zur endlichen Vollendung. Man weiß nicht, inwieweit der Künstler bei der handwerklichen Ausführung seiner Entwürfe mittätig sein könne, oder inwieweit er auf die Gestaltung des Werkes Einfluß übt.

Da nun jeder Kunstgewerbler in seiner täglichen Praxis die Antwort darauf selbst erlebt, den Kampf und die Schwierig-

keiten in und mit der Technik kennt und somit auch den weiten Weg von der Zeichnung bis zum fertigen Stück, unterläßt er es leider, auf die Unkenntnis der Laien Rücksicht zu nehmen. Er setzt im allgemeinen zu viel Fachkenntnis voraus; das, was ihm selbst geläufig und selbstverständlich ist, behält er ganz unabsichtlich für sich und versäumt dadurch diejenigen weiterzuführen, die sich gern gewissenhafter mit den Grundbedingungen der modernen Nutzkunst vertraut machen möchten. Der Laie wiederum geniert sich nur zu oft, ganz einfache Fragen zu tun, aus Furcht sich Blößen zu geben, die der Künstler belächeln könnte, und so wird gegenseitige Annäherung und ersprießlicher Gedankenaustausch nicht gerade gefördert. Wie würde aber der Einblick in die Geistes- und Händewerkstatt des Schaffenden anzuregen vermögen und so manche Frage schnell beantworten helfen! Ja, die Weiterentwicklung allgemeiner künstlerischer Kultur hängt von solchen Momenten ab, in denen zwischen Suchenden und Wissenden, zwischen Fragenden und Schaffenden das Band des Verstehens geknüpft wird.

Drei silberne Anhänger mit Halbedelsteinen.

Ich möchte nun versuchen, die angeregte außerordentlich wichtige Frage den verehrten Leserinnen zu beantworten. Sie ist scheinbar so einfach, in Wirklichkeit aber doch kompliziert und nicht so ohne weiteres zu beantworten, denn sie schneidet ein Thema an, das in die Grundbedingungen des heutigen Schaffens im Kunstgewerbe hineinführt, im Gegensatz zu den früheren glücklich überwundenen Zeiten.

Wie war es früher? — Da begnügte sich freilich der Kunstgewerbler mit der Herstellung seiner Zeichnung. In möglichst gefälliger Form, fein ausgeführt und farbig getönt, entstand auf dem Papier das Möbel, die Vase, das Schmuckstück u. a. m. Die Zeichnung sah sehr schön aus und entzückte den Besteller. Dann übergab sie der Künstler dem Handwerker, der regelmäßig Schwierigkeiten machte, erklärte, daß der Entwurf so nicht ausführbar sei, und daß der Künstler nichts verstehe, nämlich nichts vom Handwerk. Der Entwerfer wiederum beklagte sich über das Fehlen jeglichen künstlerischen Verständnisses und handwerklicher Geschicklichkeit seitens des Arbeiters, kurz — endloser Ärger auf allen Seiten, auch auf seiten des Auftraggebers, der das vollendete Werk schließlich so wenig ähnlich mit dem vorgelegten „schönen Entwurf" fand. Die Schuld lag damals auf beiden Seiten. Der Künstler zeichnete eben nur seine Ideen nieder — ohne handwerkliche und Materialkenntnisse. Und der Handwerker wiederum war zu wenig geistig geschult, um den künstlerischen Ideen des Entwurfs folgen zu können, und zu wenig befähigt, von seinem eigenen handwerklichen Wissen erklärend weiterzugeben. Ein gedeihliches Zusammenarbeiten und ein echtes und lebensfrohes Kunsthandwerk war somit unmöglich. Wie viel Mühe, Zeit und Geld sind auf solche Aufträge, deren Mißlingen einer auf den anderen schob, verschwendet worden.

Anhänger in Gold mit Emaileinlagen und Opalen.

Die moderne angewandte Kunst hat diesen Standpunkt, der mit dem traurigsten Niedergange des Kunstgewerbes und der Handarbeit überhaupt geendet hat, völlig überwunden. Heute wird in allererster Linie gefordert, daß der Künstler das Handwerk, für das er entwirft, bis ins kleinste genau kennt und die Möglichkeiten in der Bearbeitung des Materials mit in den Bereich seiner schaffenden Phantasie zieht. Nur so kann er in innerer Gemeinschaft mit dem ausführenden Arbeiter stehen, ihm geben und von ihm lernen. Viele der führenden Künstler in der Moderne mußten bei dem gänzlichen Mangel geschulter Kräfte das Handwerk selbst erlernen, um ihre Originalentwürfe in ihrem Sinn ausgeführt zu sehen. — Das ist natürlich nur teilweise durchführbar, z. B. in der Möbel- und Raumkunst kaum möglich. Wohl aber ist es durchführbar und notwendig, in die Fabriken zu gehen, um alle Phasen der Technik zu studieren, das Rohmaterial kennen zu lernen, mitzuarbeiten, zu beobachten und auszuprobieren.

Diese Notwendigkeit einer praktischen Vorbildung haben seinerzeit die Engländer C. R. Ashbee und William Morris erkannt und zuerst in die Tat umgesetzt. Sie bildeten in Werkstätten technische Kräfte heran und legten ihre Erfolge und ihre Ziele in ihren Schulen fest. Überhaupt kam von England her der frische Wind für das gesamte Kunstgewerbe, auch für Deutschland. Erst langsam und mühsam, dann immer schneller und siegreicher rüttelte er an allem Alten, Verdorrten, Überlebten. Jedes Gebiet in der angewandten Kunst wurde davon erfaßt, ein ungeheurer Aufschwung bereitete sich unaufhaltsam vor, das „moderne Kunstgewerbe" erstand. — Ganz besonders hat das Wiederaufblühen der Schmuck- und Goldschmiedekunst englischen Künstlern viel zu verdanken. C. R. Ashbee gründete in Campden die so rühmlich bekannten

Silberne Sahnenkanne mit eingeschrotetem Ornament.

Silberne Teekanne, mit Chrysopras verziert.

Goldschmiedewerkstätten der „Guild of Handicraft". Dort arbeiten die Schüler und Schülerinnen als Lehrlinge unter Aufsicht eines Schmuckarbeiters lediglich um die Grundbedingungen der Technik zu erfassen, als da sind: das Hämmern und Punzen des Silbers und des Goldes, das sorgfältige Löten der verschiedenen Metalle, das Fassen der Steine, das richtige Anwenden all der Hilfsmittel, die technisch die Handarbeit zu unterstützen haben. Dieses Vorstudium ist besonders dringlich erforderlich, wenn die Frau als Selbstausführende Fertigkeiten erlangen will, die sich über das Dilettantische erheben sollen. Im Zusammenlernen mit vielen anderen liegt übrigens auch ein großer Vorteil, es ergänzt und unterstützt die Instruktionen des Lehrers und regt jedes eifrige Wollen an. — Sehr bald werden sich schon hier im ersten Lehrgange die individuellen Neigungen und Begabungen bei den Lernenden zeigen, auf denen dann jeder in seiner Art seine Geschicklichkeiten aufbauen und zur Höhe bringen kann. In der Werkstatt lernt der Schüler auch die eigentliche Juwelierkunst, nämlich das Fassen der Steine, mit der Goldschmiedekunst zu vereinigen, um bei der Herstellung von Schmucksachen die Reize und Vorteile beider miteinander zu verbinden.

Kaffeekanne in Silber getrieben.

Im gewöhnlichen Sprachgebrauch bedeutet dem Laien meist Juwelier- und Goldschmiedekunst dasselbe, aber es ist etwas sehr Verschiedenes. Die Arbeit des Juweliers besteht im Fassen der Steine; von dem größten bis zum allerwinzigsten Steinchen braucht jeder seine eigene Fassung, die ihn hält. In der Herstellung fertiger Fassungen ist die Industrie sehr weit vorgeschritten, doch gehört noch die Handgeschicklichkeit dazu, um den Stein einzufügen.

Drei Emailplaketten mit herbstlichen Motiven.

Im Schmieden des Goldes, also in der Bearbeitung des Edelmetalles überhaupt, liegt das Arbeitsfeld der Goldschmiedekunst. Das Hämmern, Treiben und Ziselieren kommt ebensogut bei größeren Arbeiten, wie Gefäßen, Leuchtern usw., in Anwendung, als auch bei all den kleinen Luxus- und Gebrauchsgegenständen. Vor allen Dingen aber findet das Gold- und Silberschmieden in Verbindung mit der Juwelierarbeit seine allerfeinste Betätigung. — Dieses im Handwerk wurzelnde Studium haben die Künstlerinnen durchschritten, deren Arbeiten in den anliegenden Abbildungen vorliegen.

Elsa Schroedter lernte Jahre hindurch in der obengeschilderten „Guild of Handicraft" unter C. R. Ashbee. Sie lebt in London und arbeitet vollkommen selbstständig in eigenem Atelier. Mit Vorliebe verwendet sie farbige Halbedelsteine, die sie in reizvoller Fassung und zierlicher Edelmetallarbeit zu gruppieren weiß. — Hier möchte ich einschalten, daß vom künstlerischen Standpunkte sowohl als auch von dem des geschickten Goldschmiedes keinesfalls der Brillant der interessanteste Edelstein ist. Die farbigen Edelsteine, besonders aber auch die Halbedelsteine, die Opale und Perlen sind für die schaffende Phantasie viel reizvoller und amüsanter. Der kostbare vornehme Brillant bleibt einsam am schönsten, je zurückhaltender seine Fassung, desto herrlicher leuchtet er selbst. Die farbigen Edelsteine gestatten schon eher Zusammenstellungen und reichere Goldarbeit. Welcher Reichtum an Farben, Schattierungen und Formen offenbart sich aber besonders bei den weniger kostbaren Halbedelsteinen! Da sind die Topase, Amethysten, die Chrysoprase und die lange Reihe der Aquamarine, die schimmernden Opale, die Feueropale, vom hellen Orange bis zum tiefsten Rot, und noch viele andere Steinarten; sie geben dem Schmuckkünstler so reiche Möglichkeiten zu individuellen Auffassungen und interessanten Schöpfungen.

Zuckerstreulöffel, silbergetrieben und ziseliert.

Elsa Schroedter hat ihre Schmucksachen (s. die ersten 4 Abb.) auch selbst ausgeführt, und zwar meist in oxydiertem Silber geschmiedet und ziseliert. Im links abgebildeten Anhänger (S. 323) wechseln gelbe Topase mit dunkelgrünen Aquamarinen, bei dem obersten kleinen umgeben Mondsteine einen zartrosa klaren Mittelstein. Das Ornament ist kräftig und sicher herausgearbeitet.

Beim Anhänger rechts vermittelt die matte Goldtönung am Außenrand einen feinen Übergang zum Silberton und zu den kleinen lustigen Goldspiralen, an denen matte Silbertropfen hängen. Vier grüne Chrysolithe in den Seiten des Kreuzes werden von fein ziselierten Blättchen und Goldperlchen kelchartig umschlossen. Die Mitte bildet ein rosa Stein in gleichem Motiv. — Ganz eigenartig im Geschmack und Entwurf ist der unterste große Anhänger. Statt der Steine ist hier tiefdunkles Email in Zellenschmelz verwendet, für die Mitte, von Goldlinien umzogen, ein Opal. Die Zeichnung führt die Idee des Dreiecks in sehr anziehender und konsequenter Weise durch, es kehrt immer wieder, auch in der Anordnung der Kette, die so geschickt die schwere Breitseite des Mittelteiles ins Zierliche und Lustige hinüberleitet.

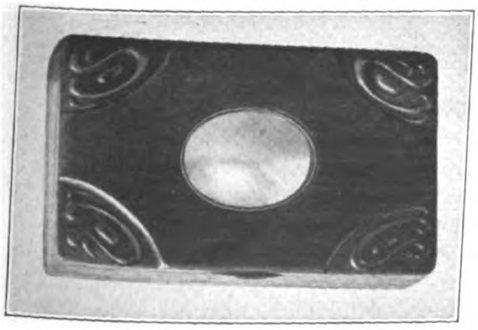
Email auf Kupfer: Kostümfigürchen „Biedermeier".

Frieda von Berlepsch-Wernigerode hat ihren Studiengang in einer deutschen Goldschmiedewerkstatt begonnen, und wie sie schmiedet und

treibt, zeigen ihre kraftvollen, schönen Arbeiten, die in den Abbildungen S. 323 unten und 324 dargestellt sind. Mit dieser eigenhändigen Durchführung beweist sie auch zugleich, daß Frauenkräfte für die technischen Schwierigkeiten ausgereicht haben, denn diese Gefäße werden aus großen Silberblechen auf eisernem Amboß mit dem Hammer aus freier Hand geformt, die Wölbungen nach und nach hineingeklopft, einzelne Stücke dann aneinander gelötet. So sind die Kannen für Kaffee, Tee und Sahne aus zwei im Längsschnitt gleichen Teilen getrieben und dann aneinander gefügt, Henkel und Ausguß werden für sich geformt. Das Ornament ist von außen mit der Schrotpunze eingeschlagen, wobei die linke Hand das schmale Instrument führt, während die rechte mit dem Hammer es langsam vorwärtstreibt. Chrysoprase, am oberen Rande der Kannen eingefügt, sind von feiner Wirkung. — Zum Treiben kleinerer Gegenstände, wie z. B. des Zuckerstreulöffels, benutzt man eine mit „Kitt" d. h. einer Pechmischung gefüllte Halbkugel, die beweglich jeder Handstellung nachgeben muß. Das erwärmte Metallstück wird darauf festgeklebt und je nachdem auf beiden Seiten abwechselnd bearbeitet. So entstehen Dosen, Uhrgehäuse, Fassungen aller Arten. — Was gibt es für eine Menge der verschiedenartigsten Punzen und Hämmer für das Treiben des Metalles, der Feilen für die Bearbeitung der Oberfläche, der technischen Hilfsmittel für das Walzen der Bleche, Ziehen der Drähte, Bohren und Sägen! Es ist eine unerschöpfliche Fundgrube für allerhand Kombinationen. — Natürlich können auch all diese handgetriebenen Stücke auf maschinellem Wege gedrückt oder gegossen werden, wie z. B. in den großen Silberfabriken in Hanau, aber die echte, reine Handarbeit bleibt an künstlerischer Schönheit dem Massenbetriebe weit überlegen und für Originalentwürfe das einzig Gewiesene.

Anhänger in Gold und Halbedelsteinen.

Elisabeth Weinberger hat ein besonderes Gebiet in der Schmuckkunst erwählt, die Emailmalerei. In den Lehranstalten des Gewerbemuseums zu Berlin hat sie ihr Studium absolviert. Auch dieser Kunst liegen gröbere handwerkliche Vorbereitungen zugrunde, wie das Formen der Platten in Kupfer oder Silber, die als Untergrund dienen, das mühsame Zerreiben der Farben und die Behandlung des Brennofens. — Email = Schmelzmalerei ist ein sehr bezeichnendes Wort; denn im Zusammenschmelz beruht die Technik, im öfteren Übertragen der Farben ihr Reiz und ihre Schwierigkeit, im weichen Schmelz ihr Zauber, in der Tücke des Ofens im Brande ihre Gefahr und ihre wunderbaren glücklichen Überraschungen. Während sonst die Palette des Malers tot ist gegen die Leuchtkraft der Natur, kommen die Emailflüsse ihr gleich, ja vertiefen sie noch. Aber wehe, wenn Mangel an feinfühligem Empfinden diese Leuchtkraft zur Härte entwickelt und in der Kraft der Farben Weichheit und Zartheit vermissen läßt, dann wird das Emailbild zu bunten, kalten, metallischen Flächen. Elisabeth Weinberger schafft auf Kupfer- und Silberplatten eine Welt von Poesie. Da entstehen Farbflecke, die sich zum Stimmungsbildchen schließen, weich und tiefglühend zugleich. Th. Volbehr schreibt über ihre letzte Ausstellung im Kaiser Friedrich-Museum zu Magdeburg: „Sie benutzt für die wundervollen Effekte dieser farbigen Glasflüsse jede Anregung der Natur. Landschaftsandeutungen, Blumen, Blätter, Früchte, selbst Figürliches entstehen, aber jede Wirklichkeit ist wie in Poesie getaucht."

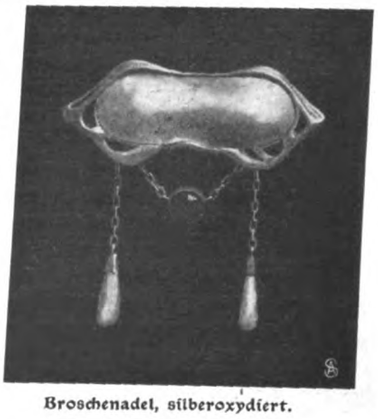


Getriebene Zigarettendose.

Die kleinen Reproduktionen S. 324 können dies freilich nicht zeigen, aber sie geben die Weichheit der Zeichnung und der Stimmungen wieder. — Die Glut des Herbstes mit seinem Rot und Gelb und letztem kalten Grün leuchtet aus der Birkengruppe (S. 324 unten rechts). Wie die Natur viel verhüllt und doch immer wieder erraten läßt, so schimmert das Email in ihren einander verdeckenden und wieder hervorleuchtenden Flecken in tausend Effekten. Der leuchtende Metallgrund — des Kupfers für warme Töne, des Silbers für kühler schimmernde — ja die Stellung des Auges zu dem einfallenden Licht bedingen das sonderbare Spiel in den Wirkungen. Auf dem Plättchen in der Mitte oben rieseln gelbe Birkenzweige über purpurne Tiefen, auf der linksstehenden Abbildung winzig im Format, aber flott und groß gemalt spielt ein farbiges Durcheinander wie der Herbst es in seinen goldigen Tönen hervorzaubert. Sehr amüsant im Format ist das Kostümfigürchen. In den Raum des Dreieckes ist die kleine Biedermeierdame geschickt hineinkomponiert. Die Malerei, grün in grün gestimmt, ist flächig gehalten und dunkel konturiert. Nur der ganz zarte rosa Fleischton, die hellrote Puffengirlande im Kleid und der tiefrote Rosenkranz im Haar leuchten als Kontraste heraus.

In der Emailmalerei ist Entwerfer und Ausführender für ein Originalwerk nicht zu trennen, denn die Kunst liegt hier zumeist in der künstlerischen Behandlung der Technik selbst.

Nur die geringere Zahl von Schmuckkünstlern aber wird in oben beschriebener Werkstattarbeit ihre Originalentwürfe selbst verfertigen. Die Zeit würde nicht ausreichen, all die langwierigen, technischen Arbeiten selbst zu leisten und daneben auch immer wieder neue geistige Werte zu schaffen.



Broschenadel, silberoxydiert.

Das Handwerkliche muß gutgeschulten Arbeitern überlassen bleiben, die neuzeitliche Einrichtungen heranzubilden hätten. Wohl aber ist es zwingend, daß sich der Künstler diese Werkstattserfahrungen geistig völlig aneignet und sie auszunutzen versteht. Er muß in der Werkstatt aus und ein gehen, den Fortgang seiner Arbeit dauernd prüfen, ändern, probieren,

kurz verantwortlich die Hand seines Arbeiters leiten, damit ein Werk entsteht, das seinen persönlichen Stempel trägt und nichts von der leitenden Idee eingebüßt haben wird. Er läßt also sein Werk vom gezeichneten Entwurf an nicht aus den Augen, bis es endgültig „geworden" ist. Niemals darf seine positive Arbeit mit der Zeichnung zu Ende sein!

In solchem inneren Zusammenhange mit der Technik, in der Liebe, ja Begeisterung für das Material liegen die Anregungen für die künstlerische Phantasie, bilden sich die Ideen und Aufgaben. Ich gehe zum Steinhändler. Da liegen in allen Formen und köstlichen Farben die fertiggeschliffenen Halbedelsteine. Ich suche und wähle und schiebe mit der feinen Pinzette die Steine hin und her. Da liegt der viereckige gewölbte Chrysopras in seinem zarten undurchsichtigen Grün. Wie gut steht der Rand weißschimmernder kleiner Perlen dazu, nun die tiefroten Feueropale für die oberen Ecken, der klare, hellgrüne kleine Chrysolith, der so fein mit dem matten Grün der Mitte verbindet. Für den Abschluß nach unten tropfenartige Perlen und Feueropale und für das Zusammenfassen der Ketten wiederum der gleiche Akzent. Wie von selbst ergibt sich das Motiv für die umfassende Goldarbeit. Das Material ist der lebendige Quell, aus dem unerschöpflich genommen und gegeben wird. So ist die Idee zu meinem Anhänger auf der nächsten Abbildung entsprungen. — Der Fassung der schönen Perlschalen wegen entstanden die silbergetriebene, vergoldete Zigarettendose und die Broschennadel (siehe die beiden letzten Bilder). Die Perlschale ist dasjenige Stück aus der echten Perlmuttermuschel, an dem sich eine nicht entwickelte Perle angesetzt hat. Je nach der Farbe, Form und Größe dieser Perlansätze wird das Stück wertvoll und eignet sich ganz besonders für originelle Fassungen.

Es ist verwunderlich, daß die künstlerisch veranlagte Frau, die zugleich sucht sich praktisch zu betätigen, um sich eine selbstständige Existenz zu schaffen, sich so selten der Goldschmiedekunst zuwendet. Wenn wir auch in Deutschland zurzeit noch keine Werkstatt nach dem englischen Muster von C. R. Ashbee haben, so glaube ich doch bestimmt, daß es der Frau gelingen würde, lernend in eine der großen Juwelierwerkstätten einzutreten, in der alles vorhanden, was zum Lernen nötig, aber auch Aufträge ausgeführt werden, an der sich Verständnis und Fertigkeiten schulen ließen. Sicher würden sich die feinen, empfindsamen Finger der Frau sehr dafür eignen, ihre große Zähigkeit und Ausdauer im Überwinden technischer Schwierigkeiten stehen ihr stützend zur Seite, ihr Gefühl für graziöse Schmuckwirkung würde der Sache sehr von Nutzen sein.

Wie nun auch die Fächerkunst zur Schmuckkunst gehört, wie beide eng zusammenhängen, im Dienst und zu Ehren festlich gekleideter Frauen einander zu ergänzen haben — wie auch diese Kunst wieder neue Anregungen und lebendigen Aufschwung erfahren, das sei einer anderen Besprechung vorbehalten.

Zur Geschichte der Wurst.

Von Richard Gollmer.

Wer kennnt sie nicht, die Wiener, Frankfurter, Regensburger, Halberstädter, Jauersche, Breslauer, Bock-, Rost-, Brat-, Grütz-, Pinkel-, Blut-, Leber-, Zervelat-, Schinken-, Schlack-, Mett-, Weiß-, Bier-, Brüh-, Knack-, Zungen-, Topf-, Sülzwurst — jetzt geht mir der Atem aus — den Schwartenmagen, den Preßkopf, die Mortadella, die Salami usw.? Wir Norddeutschen insbesondere können uns kaum ein Frühstück oder Abendbrot vorstellen, ohne daß dabei Wurst auf den Tisch käme.

Die Wurst ist ein Gemenge kleingewiegten Fleisches und Fettes (Leber, Zunge usw.), das, mit Gewürz (Salz, Pfeffer, Thymian, Zwiebel, Knoblauch, Trüffel usw.) vermengt, in Därme gefüllt, roh, geräuchert oder gekocht ein gutes Nahrungsmittel ist, ja sogar eine Delikatesse sein kann.

Die heutige Zubereitungsweise und die gesetzlichen Vorschriften sichern uns auch einigermaßen vor jenen Vorkommnissen, die in den Spalten der Witzblätter noch weiter ihr Dasein fristen. Es ist ja sehr drollig, das köstliche Oberländersche Bild in den „Fliegenden Blättern", auf dem der neue Geselle in femgerichtsartiger Kellerversammlung des ganzen Personals auf das dem Hackklotz aufgenagelte Katzenfell, unter atemloser Spannung aller, dem Meister, der das entblößte Beil wie der Nachrichter auf den Block stützt, mit erhobenem Schwurfinger den Verschwiegenheitseid leisten muß! Aber weniger auf die grundsätzliche Beschaffenheit der Wurst braucht man heute zu achten, als darauf, daß man nur gut durchgekochte und durchgeräucherte Würste zu sich nimmt. Durch Zersetzung entwickelt sich das Wurstgift, das zu den gefährlichsten Leichenalkaloiden zu rechnen ist. Auch Trichinen können in nicht garer Wurst noch lebenskräftig sein.

Die Wurst ist durchaus keine neue Erfindung. Schon Homer erzählt von den mit Fett und Blut gefüllten Ziegenmägen, die, auf glühenden Kohlen gebraten, den Freiern der Penelope zum Schmaus dienten. Andere Arten wurden Physke, Chordeuma und Allas genannt. Die Römer hatten die Würste: Botellum, Tomaculum, Lucania (Bratwurst), die Gallier die Hilla (Knackwurst), und die Angelsachsen die Grützwurst (199 n. Chr.). Viel hat auch das Mittelalter auf diesem Gebiete geleistet, doch verlor man sich vielfach, wie bei der Kochkunst jener Zeit überhaupt, in Seltsamkeiten, z. B. riesige Dimensionen, absonderliche Würzungen usw. Aus dieser Epoche stammt die mönchslateinische Bezeichnung farcimentum für Wurst. Die Neuzeit bietet uns im allgemeinen tadellose Produkte. Das verwendete Fleisch ist meistens vom Schwein, aber auch Kalb und Rind liefern sehr „geschmackvolle" Würste, sogar der Esel soll sich zur Salami verarbeiten lassen. Das ist aber nicht richtig. Der köstliche Geschmack der italienischen Salami rührt hauptsächlich von dem kernigen und würzigen Fleische der norditalienischen Bergschweine her, und die Wurst enthält nur gelegentlich einen Zusatz von Esel-, Büffel- oder Pferdefleisch.

Auch ein deutscher Dichter wußte die Wurst zu schätzen, und zwar kein geringerer als — Goethe. Besonders verehrte er eine Sorte, die sogenannten Schwartenmagen, die aus weichgekochten Schwarten, etwas Blut und fettem Schweinefleisch, all dies angemessen gewürzt und dann in einen Dickdarm gefüllt, bestehen. Sie waren schon damals eine Spezialität der Frankfurter Küche, und fern der Heimat hat der damals junge Goethe überall den Ruhm der Schwartenmagen verkündigt. Charlotte v. Stein wußte zwar eine den Gaumen berückende Bratwurst zu bauen, allein ein Ersatz für die Schwartenmagen war diese dem Freunde doch nicht. Er beschrieb ihr das Gericht, und sie versuchte es auch nach dieser Schilderung herzustellen; aber es muß doch wohl nicht nach dem Geschmacke des Gastrosophen ausgefallen sein. Sein Diener bat nun die Frau Rat um das Rezept, doch diese sah sich außerstande, den Wunsch zu erfüllen. Die Frankfurter Schlächter hatten nämlich untereinander das Abkommen getroffen, keinem, der nicht zu ihrer Gilde gehörte, davon Mitteilung zu machen. Die von ihnen verfertigten Schwartenmagen besaßen ja einen Weltruf; Fremde, die in die alte freie Reichsstadt kamen, begehrten meistenteils sofort davon zu essen, da würde man sich natürlich hüten, das Geheimnis der Herstellung so ohne weiteres preiszugeben. Aber die Mutter versprach dem Sohn, ihm alle Woche aus der besten Fabrik die ersehnten Schwartenmagen nach Weimar zu schicken. Mit der ersten Sendung bewirtete Goethe Frau v. Stein, Corona Schröter und Wieland. Man saß bis tief in

Nacht hinein und stimmte geradezu Lobeshymnen an auf das köstliche Gericht. Später bezog auch die Herzogin Anna Amalia auf Goethes Empfehlung hin die Wurst aus Frankfurt, und der Dichter, der damals „mittags herumaß", sah es gern, wenn er von der hohen Frau zu dem von ihm so sehr geschätzten Schwartenmagen eingeladen wurde.

Charlotte v. Stein mischte, wie sie Goethe selbst erzählte, feingehackte Zitronenschalen in die Masse und durchwirkte sie dann tüchtig mit etwas Wein, wie das noch heute in Italien geschieht. Zu erwähnen wären noch die Fisch- und Erbswurst, beide zur Massen- (Kriegs-) Alimentation in erster Linie bestimmt. Die Fischwurst ist noch nicht auf der Höhe, wohl aber die Erbswurst. Diese hat sich seit ihrem Debüt 1870-71 so vervollkommnet, daß sie heute schon dem Haushalt dienen kann; sie ist die Vorläuferin all der kondensierten Suppen, die wir heute kennen. Haben sich nun die Dichter mit der Wurst beschäftigt, so hat es auch der Volksmund getan, der mit dem Begriff „Wurst" den der Gleichgültigkeit verbindet, wie er das auch mit der Pomade tut. Daher haben wir auch in Berlin die bekannte „gleichgültige Ecke" an der Reichsbank, Oberwall- und Jägerstraße. Dort befindet sich der alte Niquetsche Frühstückskeller mit seinen berühmten Würstchen und die nicht minder berühmte Parfümeriefabrik von Treu & Nuglisch. „Auf der einen Seite ist mir alles Wurst, auf der andern Seite alles Pomade", sagt der Berliner. Und Bismarck schrieb im Jahre 1853 vom Frankfurter Bundestag an seine Schwester, daß in ihm „das Gefühl gänzlicher Wurschtigkeit" vorherrschend werde.

Hoffentlich geht es dem Leser nicht auch so, daß er jetzt am Ende dieses Aufsatzes mir in schönem Küchenlatein zuruft: Nescio quid mihi magis farcimentum fuisset! Ich wüßte nicht, was mir mehr Wurst gewesen wäre!

Drei elegante Blusentaillen. (Abb. 197 bis 199.) Blusen und blusige Taillenarrangements erfreuen sich zurzeit so stark der Gunst der Damenwelt, daß sie in immer neuen Formen auftauchen. Eine besondere Neuheit sind die Blusen, bei denen Ärmel und Achselstück zusammenhängend geschnitten sind, wie dies bei unserem Modell Abb. 197 der Fall ist. Die aus braun- und weißgestreifter Seide gefertigte Bluse ist vorn mit ausspringenden Fältchen und den Mittelstreifen begrenzenden Stüfchengruppen gearbeitet, während den Rücken nur eine Mittelfalte, die im Gürtel verlaufende Fältchen begrenzen, verziert. Der dreiviertellange, oben weite Ärmel ist dem Achselstück angeschnitten, das wie das Armloch mit braunem Panne paspeliert ist. Außerdem bilden Schmuckknöpfchen die Ausstattung der hochmodernen Bluse, deren Schnitt in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig ist. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 2 Meter. — Zur Herstellung der schicken Blusentaille Abbildung 198 diente weißer Säumchenbatist, zu dem Filetgipüregalons die Garnitur ergaben. Die Unterbluse aus weißer Filetgipüre zeigt den halblangen Puffärmel mit einem Bündchen abgeschlossen. Die Überbluse ist mit verbrei-

Abb. 197 bis 199.
Drei elegante Blusentaillen.

terter Achsel und eckigem Ausschnitt gearbeitet, der sich auch im Rücken wiederholt. Der sich über die Schultern ziehende Besatz gibt der Seitenpartie eine bretellenartige Wirkung, wodurch die Bluse ein besonders jugendliches Gepräge erhält. Zu dieser eleganten Blusentaille ist der Schnitt in 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoff für die Unterbluse bei 55 Zentimetern Breite 1,50 bis 1,75 Meter, für die Überbluse bei 1,10 Metern Breite 50 bis 90 Zentimeter. — Ein wesentlich duftigeres Aussehen trägt die dritte Blusentaille Abb. 199 aus getupftem Tüll, zu dem die Unterbluse aus in Säumchen abgenähtem Seidenmull besteht. Letztere zeigt oben eine tiefe runde Passe, an die sich Vorder- und Rückenteile gereiht ansetzen. Der puffige Ärmel ist halblang geschnitten und unten in ein Bündchen gefaßt. Der vorn weit, im Rücken sich etwas weniger weit öffnenden Überbluse ist der Glockenärmel angeschnitten, der die obere Partie des eigentlichen Ärmels verschleiert. Als Randabschluß der Überbluse dienen tief sich herabziehende Revers aus weißem Libertyatlas, die dem Ganzen eine reiche Wirkung verleihen. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,85 Meter.

Prinzesskleid mit Überbluse, Toilette mit Spitzenjäckchen. (Abb. 200 u. 201.) Bei der herrschenden Vorliebe für schlanke Formen spielt das Prinzeßkleid wieder eine Hauptrolle, wenngleich es sich gegen das frühere Vorbild sehr verändert hat. Ein Beispiel dafür gibt unser schickes Modell Abb. 200 aus kräftigem gelblichen Schantung, das bis auf den den Ausschnitt füllenden Teil aus weißer Spitze und Chiffon ganz Ton in Ton gehalten ist. Die aparte Machart des Kleides zeigt sich besonders an der der glatten Rockbahn angeschnittenen Überbluse, die vorn wie im Rücken geschlitzt und durch Verschnürung und Schnurstickerei ausgestattet ist. Mit breiter Schulter gearbeitet, zeigt sie im Rücken die gleiche Form wie vorn, nur daß der mittlere Teil hier in dem drapierten Gürtel verläuft, der sich um die Taille zieht und unter der Vorderbahn verschwindet. In diesen tritt auch die leicht bauschende, über das Prinzeßunterkleid gearbeitete Unterbluse. Sehr originell wirkt auch der schlanke Dreiviertelärmel, der sich in Querfalten um den Arm drapiert und mit einem Aufschlag abschließt. Der schlankfallende Rock bleibt völlig glatt und ladet in kleiner Schleppe aus. Zu dieser hocheleganten Toilette ist der Schnitt in 44, 46, 48, 50, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 6,50 bis 6,75 Meter. — Nicht minder elegant, wenn auch in ganz anderer Weise gearbeitet, ist die zweite Toilette (Abbildung 201), die zu einem pastellblauen Tussorrock eine gleichfarbige Bluse aus Seidengaze zeigt, die teilweise wieder von dem Bolero aus weißer Gipüreipitze verdeckt wird. Dieses ist mit angeschnittenen japanischen kurzen Ärmeln gearbeitet, die teilweise die halblange Puffe der Bluse verschleiern. Auf der Brust durch einen Straßknopf geschlossen, wird das Bolero am Halse durch einen Schaltragen begrenzt. Die leicht bauschende Bluse hält in der Taille ein hellblauer Tussorgürtel zusammen, unter dem der elegante Faltenrock hervorfällt. Er besteht aus geraden Bahnen, die in enge Plisseefalten geordnet, oben niedergesteppt sind und unterhalb der Hüfte ausspringen. Im übrigen bleibt der Rock völlig ungarniert. Zu dieser eleganten Toilette ist der Schnitt für den Rock in 92, 100, 108 und 116 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der des Jäckchens samt Bluse in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch für das

Abb. 200 u. 201.
Prinzesskleid mit Überbluse, Toilette mit Spitzenjäckchen.

Jäckchen bei 1,10 Metern Breite 50 bis 90 Zentimeter, für die Bluse bei 55 Zentimetern Breite 1,50 bis 1,75 Meter und für den Rock bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter.

Zwei Latzschürzen. (Abb. 202 u. 203.) Der blusigen Form der Taillen entsprechend arbeitet man jetzt die modernen Schürzen mit blusigem Latz, was ebenso kleidsam wie praktisch ist, da es die darunter befindliche Taille oder Bluse nicht drückt. Auch unsere beiden Schürzenmodelle sind in dieser Art gearbeitet. Für Abb. 202 ergab weißer Batist das Material, während die Ausstattung in Schweizerstickerei und zartblauem Stickereibörtchen bestand. Der zierliche Latz zeigt einen breiten, tief ausgeschnittenen Kragen, der in rückwärts gekreuzte Achselbänder ausläuft. Unter ihm setzen sich die blusigen Latzteile an, die das Börtchen begrenzt. Die Taille umschließt ein Schneppengürtel, der zugleich den oberen Abschluß des leicht gereihten Schürzenteiles bildet, der unten abgerundet und durch Stickerei und Börtchenbesatz verziert wird. Die Schürze wird durch Bänder geschlossen, ihr Schnitt ist zum Preise von 40 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 2,25 Meter. — Zur Herstellung der hübschen Wirtschaftsschürze Abb. 203 diente blauweißgestreifter Waschstoff, zu dem das dunkelblaue, weißgestickte Börtchen eine gefällige Verzierung ergab. Der blusige Latz dieser Schürze zeigt einen viereckigen Ausschnitt, der

Abb. 202. Schürze mit blusigem Latz.

Abb. 203. Praktische Latzschürze.

sich auch im Rücken wiederholt, da der in der Mitte zu schließende Latzteil dort gleichfalls in dem Gürtel verläuft. Der Schürzenteil selbst setzt sich in Reihfalten dem Schneppengürtel unter und deckt, hinten zusammenstoßend, den Rock vollständig. Hierzu ist der Schnitt in 44 und 42 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 3 Meter.

Einfache Bluse. (Abb. 204.) Diese Bluse zeigt die stark betonte Schulterlinie, wodurch das Modell für volle Figuren besonders geeignet ist. Aus blauweißgestreiftem englischen Zephir gefertigt, wird es durch dunkelblaue schmale Baumwollitze garniert, während den vorn spitzen Halsausschnitt ein Valenciennekoller füllt. Die Vorderteile sind oben in Fältchen abgenäht, die in Brusthöhe ausspringen. Der Rücken bleibt völlig glatt und zeigt nur eine schmale Passe. Der blusige Dreiviertelärmel ist zur Hälfte dem Vorder-, zur Hälfte dem Rückenteil angeschnitten und unten in ein Bündchen gefaßt. Längs der Schulter läuft eine

Abb. 204. Einfache Bluse.

Patte, die vorn in einen sich bis zum Gürtel ziehenden Besatzstreifen übergeht, während ihre Fortsetzung im Rücken die kleine Passe begrenzt. Der Schnitt ist in 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 3 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 197 bis 204 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstraße 37 bis 41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Spatzengespräch.

Ich war in Fez durch die Buden gewandelt
Und hatte einen Ring erhandelt
Mit einem seltsam geschliffenen Stein:
Sollte der Ring König Salomos sein
Wer ihn besäße, verstünde sofort
Zahlreicher Tiere Gebärde und Wort,
Könnte das Gras beim Wachsen belauschen,
Hörte Musik aus den Quellen rauschen,
Vernähme die Sprache von Baum und Stein,
Müßte aber ein Sonntagskind sein.
Nun, ich war zu meinem Frommen
Beim Glockenläuten zur Welt gekommen,
Nahm meinen Ring, bezahlte bar,
Und — war nun klüger als ich war.

Fröhlich ging ich zur Stadt hinaus,
Wußt' da ein einsames Bauernhaus,
Warf mich in die Frühlingsruh,
Kaute Halme und pfiff dazu,
Dachte an dies und dachte an das,
Wie so gedeihlich aus Ernst und Spaß
Die Welt sich verknotet zum Gottgetriebe,
Dachte an Glaube, dachte an Liebe,
Und wie hellauf über Zacken und Kanten,
Trotz Rechten, Gesetzen und alten Tanten,
Das Leben in neue Blüten schießt,
In die der Saft der Zeit sich ergießt;
Dachte, wie jeder, eiferbeflissen,
Glaubte den Weg aller Wege zu wissen —
Genau der Länge nach und der Breite —
Der die Welt zum Heile geleite,
Dachte, was man so buntes denkt,
Wenn über einem die Sonne hängt.

Neben mir blühte der blaue Flieder,
Ein Spatzenpärlein ließ sich drin nieder,
Plusterten zärtlich die dicken Hälschen,
Zogen sich Federchen aus den Pelzchen,
Sahen ganz verzückt darein,
Mußten wohl jung verheiratet sein.
Doch das Schweigen währte nicht lange,
Bald war eine Unterhaltung im Gange,
Und ich verstand das Plaudern der Gatten;
Ja, mein Ring kam mir trefflich zustatten,
Und mit Vergnügen durft ich ermessen,
Sie hatten auch höhere Interessen.

„Männe," sagte das Spatzenfrauchen
Und rückte näher an ihr Grauchen,
„Du bist so klug vom vielen Reisen,
Könnt'st mich ein wenig unterweisen.
Sag mir doch, was die Menschen wollen,
Sie werfen die Erde in dicken Schollen
Und tun sich an Arbeit nie genug
Mit Spaten und Hacke, Egge und Pflug."
„Hm", sagte der Spatzenmann mit Bedacht,
Nachdem er ein Weilchen nachgedacht,
„Hm, in der Erde gibt's schöne Dinge,
Fette Käfer und Engerlinge,
Die werden sie brauchen zu Schmaus und Festen
Und werden damit ihre Jungen mästen;
Auch graben sie gute Körner ein;
Fängt's später zu frieren an und zu schnei'n,
Und haben die Menschen Mangel im Haus,
Graben sie das Futter wieder aus."

„Du bist doch der allerklügste Spatz,"
Sagte die Spätzin, „so ist es, mein Schatz,
Doch noch was anderes wollt ich dich fragen,
Du kannst mir sicherlich auch sagen,
Warum die Sonne morgens aufsteht
Und abends wieder untergeht,
Ich habe mir seit vielen Wochen
Umsonst darüber den Kopf zerbrochen."
Der Spatz putzt sich den Schnabel und spricht:
„Kleines Närrchen, das weißt du nicht?
Wie sollten wir Vögel anders wissen,
Wann wir morgens auffliegen müssen?
Die Sonne ist da, um uns zu wecken
Und abends uns wieder ins Nest zu stecken."
„Ja, ja, nun wird mir alles klar",
Sagte das Weibchen, „ganz offenbar
Hast du da recht — doch sag mir schnell,
Für wen scheint denn der Mond so hell?"
„Der Mond? Ach, nenn den Falschen nicht,
Der hält es mit dem Katzengezücht,
Lockt Marder und Eulen auf unsre Brut,
Drum haß' ich ihn mit aller Wut."
Und zornig sträubt der kleine Mann
Die Federn und sieht sein Weibchen an,
Das drängt sich an ihn, zärtlich, dicht,
Glättet ihm Federn an Hals und Gesicht
Und plaudert weiter: „Sag' mir doch, Bester,
Ob nicht auch in der Menschen Nester
Die Sonne Licht und Wärme bringt,
Daß alles früh aufsteht und singt?"
„Nein, nein, für uns ist die Sonne gemacht,
Uns bringt sie Tag, uns bringt sie Nacht;
Die Menschen haben in ihren Zimmern
Ihre eigenen Sonnen: ich sah sie flimmern;
Als ich mal nachts, aus dem Schlafe geschreckt,
An ihr Fenster stieß, hab ich es entdeckt;
Sie schrauben die Sonnen rauf und runter,
Und erst, wenn sie müde sind, gehen die unter."

Das Spatzenfrauchen war ganz beglückt
Von so viel Klugheit und sah entzückt
Ihr Männchen an: „Du bist ein Genie
Und weißt auch sicher warum und wie
Die Menschen in den Steinhausen kleben
Und nicht so frei wie wir Vögel leben?"
Das Spätzchen guckte ein wenig ins Land,
Hatt' aber die Antwort schnell bei der Hand:
„Vor Mardern und Eulen und Katzengetier
Sind sie in den Häusern viel sich'rer als wir,
Und was der wichtigste Grund vor allen:
Kein Junges kann aus dem Neste fallen.
Ja, ja, die Menschen haben Geist,
Sind auch den Vögeln gefällig meist,
Haben sie doch von Land zu Land
Lauter feste Drähte gespannt,
Damit die Vögel scharenweise
Sich ausruhen können auf der Reise;
Auch Versammlungen werden von Jungen und Alten
Im Herbste darauf abgehalten,
Wir sind ihnen wirklich zu Dank verpflichtet,
So praktisch haben sie's eingerichtet."
„Glaub's schon, die Menschen sind recht klug,
Aber noch immer nicht klug genug,"
Sagte das Weibchen, „was würden sie geben,
Könnten sie in den Lüften schweben,

Doch sind sie zu ungeschickt zum Fliegen
Und werden wohl niemals Flügel kriegen."
„Bloß mit den dicken seidenen Bällen
Steigen sie manchmal hundert Ellen,"
Lachte das Männchen, „was bloß die tollen
Leute bei uns in den Lüften wollen?
Auch der Dompfaff lachte neulich
Und meinte, er fände die Dinger abscheulich,
Töricht und zwecklos wäre solch' Fliegen,
Kein Mücklein könnten die Menschen kriegen,
Sie sitzen ernsthaft in ihrem Kahn
Und gucken die Welt durch Röhren an;
Lachhaft ist's, das mit anzusehn;
Komm Schatz, wir wollen zu Bette gehn,
s'ist spät, heut hast du genug profitiert,
Morgen wird wieder ein Stündchen doziert." —
Eine Weile noch plusterte da was rum,
Dann waren die Plappermäulchen stumm.

Ich aber ging über's stille Feld.
So malt sich in Spatzenköpfen die Welt,
Dacht' ich und lächelte überlegen. —
Da hört ich's sich in den Lüften regen,
Eine alte Esche rief mir zu:
„Wieviel ist der Spatz beschränkter als du?
Seid ihr Menschen nicht allesamt
Zu solch unwissenden Tierlein verdammt,
Die das große Warum und das ewige Wie
Mit ihrer beengten Kindsphantasie
Zu begreifen suchen? Dürft ihr vertraun
Dem Funken in euch und aufwärts schaun?" . . .

* * *

So sprach die Esche; mich faßte ein Zittern,
Ich fühlte den Ring in Nichts zersplittern,
Sah auf — und sah in dämmernden Höhn
Millionen funkelnder Sterne stehn!

Paula Dehmel.

Unentbehrliche Kleinigkeiten.

Von Else Mai.

Unser Luxusbedürfnis ist in den letzten Jahren ungemein gestiegen. Die Mode mitzumachen, ist durch ihren raschen Wechsel nicht nur kostspieliger als in früheren Zeiten, sondern ihre Äußerungen sind auch so mannigfaltig, daß es für die Frau von heute ein Studium braucht, um vollkommen orientiert zu sein. Im wahren Automobiltempo jagen sich die Modeneuheiten! Was heute durch Originalität und Eigenheit verblüfft, wird morgen achselzuckend belächelt. Es ist „passé". Man trägt es nicht mehr. Und ist das Todesurteil über eine Modesache gefällt, wer hätte dann noch den Mut, sich damit zu zeigen. Man setzte sich ja der Gefahr aus, rückständig zu sein, unmodern, was ungefähr gleichbedeutend mit lächerlich ist. Es bleibt uns ja aber auch gar keine Zeit, uns mit Vergangenem zu beschäftigen. Das Neue fordert unser ganzes Interesse. Neues auf allen Gebieten der Toilette. Und wenn wir auch jetzt schon fast ganz fertig mit der Sommertoilette und der Reiseausrüstung sind, so müssen wir doch ganz vorsichtig das Wörtchen „fast" einschalten, denn gerade die vielen Kleinigkeiten für die Straße, für die Reise und den Sport wollen noch erledigt sein.

Sommerhut mit Schleife — Täschchen mit Opernglas — Voilekleid.

Siouxtasche.

Seitdem man — wohl mehr aus Schönheits- als aus praktischen Gründen — die Kleidertasche gänzlich verbannt hat, ist ein solcher Reichtum von kleinen Handtaschen aller Arten, Größen, Formen und mit allen erdenklichen Inhaltsmöglichkeiten aufgetaucht, daß man die Erfindungs- und Kombinationskunst immer aufs neue bewundern muß. Man entfernte die eingenähten Taschen in den Kleidern, hauptsächlich, weil das Taschentuch und das Portemonnaie auftrugen und dadurch bei Kleidern, die vorne oder seitlich geschlossen wurden, die Linie störten. Seitdem es nun fast gar keine Dame mehr ohne Handtasche gibt, haben sich dem Taschentuch und dem Portemonnaie noch sehr viele Dinge zugesellt, die man immer bei sich tragen „muß". So sind in den reizendsten Futteralen aus Leder Puderdöslein, Spiegel, Flakon, Kamm und Bürste, Visitenkartentasche, häufig sogar ein Opernglas, wie auf unserm ersten Bild, untergebracht, alles so klein und zusammenlegbar, daß die Tasche nicht unförmig wirkt. Manche Damen, die die Mode des Rauchens mitmachen, wählen wohl auch eine Einrichtung für eine Damenzigarettendose und Streichhölzer, beides aus fein ziseliertem Silber, doch dazu muß man schon sehr modern und eine so leidenschaftliche Anhängerin des Rauchens sein, wie es jetzt die Französinnen anscheinend werden, nach den zahllosen Rauchbibelots für Damen zu schließen, die mit einem Male auf den französischen Markt kommen.

Siouxtasche mit eingeknoteten Perlen.

Sportgürtel.

Ganz reizende Taschen werden mit Perlenstickereien hergestellt, doch vielleicht das Aparteste, was man bis jetzt sah, sind die Siourtaschen, die wir heute unsern Leserinnen zeigen. Es sind Beutel aus weichem Sämischleder, mit großen, farbigen Perlen geschmückt. Das Leder ist ringsum entweder in schmale Streifen geschnitten oder in verhältnismäßig breite. In diese breiteren Streifen werden leuchtende Perlen geknotet. Es gibt auch Siourtaschen aus weißem Glacéleder, doch wirkt dunkles Leder besser und harmonischer. — Ebenso wirkt an dem Gummigürtel, der zu den hübschesten gehört, was wir an Sportgürteln sahen, die dunkle Farbe wesentlich besser, als es eine helle täte. Unser Gürtel ist braun, hat Goldeinlagen und ein Lederschloß. Jedoch sind alle dunklen Farben, wie blau, grün und schwarz, in Verbindung mit Gold sehr reizvoll. Für die Touristin und Sportfreundin wird dieser Gürtel sehr geeignet sein.

Einer wirklich eleganten Dame wird es niemals in den Sinn kommen, einen garnierten Hut, den sie zu vornehmen Toiletten trägt, auch für die Reise, sei es per Eisenbahn, zu Schiff oder per Automobil, aufzusetzen. Das wäre einfach stillos. Sie sorgt in jedem Fall für Zweckmäßigkeit, und sie ist selbstverständlich geschickt genug, das Praktische auch kleidsam zu wählen. Wie reizend kleidet der kleine Zylinder mit dem umgelegten Schleier (s. Abb. links), der Teint und Haare vor Ruß und Staub schützt! Er ist lose zurückgeschlagen, man kann ihn aber auch leicht über das Gesicht fallen lassen.

Hütchen mit Perlenschnüren — Japanschirm.

Moderner Zylinder mit Schleier.

Neuer und origineller und doch sehr vorteilhaft kleidend ist der hohe Zylinder (s. die gegenüberstehende Abb.), der aber vielleicht nicht für jede Dame geeignet sein dürfte, wie das bei sehr aparten Bekleidungsgegenständen immer der Fall ist. Der Zylinder deckt das Haar hinten vollständig ebensowie der mützenartige Hut aus Strohgeflecht auf Seite 333 links. Diese Mütze, um deren Kopf als einziger Schmuck ein Samtband gelegt ist, hat einen seidenen Schutz, der innen mit Patentknöpfen befestigt ist und sich also recht bequem entfernen läßt. Er ist ungemein angenehm bei Automobil- und Seefahrten, denn er verhindert, daß Staub und Wind die Frisur zerstören. Aus ganz leichtem, feinem Strohgeflecht gearbeitet, sind diese Hüte bequem im Tragen, sehen schick und fesch aus, beanspruchen aber als ganz selbstverständlich, um gut zu wirken, einen flotten Reisemantel.

Sehr hoher Zylinder mit Schleier.

Halsrüsche mit seitlicher Schleife.

Die Dame auf unserm ersten Bilde freilich hat die Reise hinter sich und trägt zu ihrer reizenden Sommertoilette aus Voile, der diesen Sommer wieder sehr en vogue ist, einen weißen Hut, auf dem wie ein Hauch Valenciennesspitzen in duftigen Rüschen und kleine Röschen liegen. Die große, seitliche Schleife, die hier vom Hute weht, stellt eine Modeneuheit dar.

Auf der nebenstehenden Abbildung bildet eine solche Schleife den Abschluß des Federkranzes um den Hals. Mit dieser seitlichen Schleife, die wieder zu uns zurückgekehrt ist, kommen auch die kleinen Rüschen wieder, die den Stehkragen umsäumen. In plissiertem Batist oder Valenciennesspitzen gearbeitet, lugen die Rüschen aus dem Rande des Kragens hervor.

Auf der ebenerwähnten Abbildung ist das Kleid aus ganz grob-

Reisekappe.

fadigem Voile, der Stoff ist hellbraun und über braun- und weißkariertem Taft gearbeitet.

Um über Hüte ausführlich zu plaudern, fehlt es heute an Raum. Ich will nur einige begeisterte Worte über den reizenden Rosenhut (s. unsere letzte Abb.) sagen. Auf duftigem Chiffon reihen sich die köstlichsten Rosen aneinander, kaum unterscheidbar von ihren lebenden Schwestern. Aus einer Samtschleife lugen halberblühte Knospen, und entblätterte Kelche vervollständigen den Eindruck der Wirklichkeit. Von einer neuen Garnitur erzählt der Hut auf Seite 332 oben. Um den schwarzen Strohkopf mit dem reichen Reiherbusch hängen in Bogen Perlenschnüre aus Jett. Überhaupt sind Perlenschnüre in diesem Jahre „le dernier cri".

Der Schirm auf dieser Abb. hat die Originalfarbe der Bastseide und ist mit japanischen Mustern bedruckt. Der Stock ist aus dem so leichten Bambusrohr. Zu diesen Sonnenschirmen „à la japonaise" ist es sehr schick, den Griff mit japanischen, geschnitzten Mustern zu verzieren, da, wie bereits an anderer Stelle mitgeteilt wurde, große und breite Griffe dieses Jahr viel beliebter sind als schmale und zartformige.

Eleganter Rosenhut.

Die „Pfanne".

Eine Thüringer Spezialität. Von H. Schumm.

„Pfanne" heißt das auf dem echten Thüringer Mittagstisch allerseits freudigst begrüßte Sonntagsgericht, das während des Vormittagsgottesdienstes unter der Oberaufsicht des Gemeindebäckers in des riesigen Ofens wohl vorbereitetem Rachen, einen herrlichen Butter-, Schinken- oder Obstbackduft verbreitend, seiner Vollendung mit goldig brauner gewölbter Oberfläche entgegenreift. Die Rezepte zu diesen „Pfannen" sind außerordentlich mannigfaltig. Gleichwohl dürfte man selten etwas darüber in Kochbüchern finden, weil es sich hierbei meist um ererbte Zubereitungsvorschriften handelt. Die meisten dieser ehrwürdigen Pfannenrezepte verdienen es aber, in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Für die Taubenpfanne richtet man je nach der Personenzahl fünf, sechs oder mehr Tauben zu, streicht die Pfanne mit Butter gut aus, legt die innen ein wenig gesalzenen Tauben mit der Brustseite nach oben nebeneinander und gießt die aus einem Liter Milch, vier bis sechs Eiern, vier Löffeln Mehl und einer Prise Salz gut untereinander gequirlte Fülle darüber. Dann bedeckt man die Masse oben mit dünnen Semmelscheibchen, streut Butterflöckchen darüber und läßt die Pfanne beim Bäcker oder im Bratofen eine gute Stunde backen.

Stachelbeerpfanne wird nur mit unreifen Stachelbeeren zubereitet. Man rührt ein halbes Pfund Butter zu Sahne, fügt acht Eidotter, Zitronenschale, etwas Zimt, ein halbes Pfund Zucker, drei viertel Pfund geriebene Semmel und den steifen Schnee der Eiweiße hinzu, gibt die Masse über ein Pfund gewaschene und abgeputzte Stachelbeeren in die mit Butter ausgestrichene Pfanne und bäckt das Gericht eine Stunde.

Zur Grießkirschpfanne kann man halb sauere und halb süße Kirschen nehmen, auch nur Ostheimer, also halbsauere. Die Kirschen werden entkernt und gut eingezuckert. Inzwischen läßt man in einem Liter Milch ein viertel Pfund Grieß ausquellen, fügt ein Ei groß frische Butter hinzu, sechs ganze Eier und sechs in Milch eingeweichte und wieder ausgedrückte altbackene Semmeln. Diese Masse wird gut untereinander gerührt, die eingezuckerten Kirschen werden leicht damit vermischt und alles in die wie oben mit Butter ausgestrichene Pfanne geschüttet und im Ofen eine Stunde gebacken. Diese Grießkirschpfanne kann warm und kalt zu Tisch gegeben werden.

Kirschpfanne „Naumburger Patrizierin". Acht Zwiebäcke oder vier Milchbrote, altbacken, weicht man in Milch ein, am besten am Tage vorher. Dann drückt man sie gut aus, rührt ein viertel Pfund Butter zu Sahne, gibt nach und nach acht Eidotter, ein viertel Pfund Zucker, ein achtel Pfund süße geriebene Mandeln, einen Teelöffel bittere Mandeln und den Schnee der acht Eiweiße sowie einen Teelöffel Kartoffelmehl und ein Stückchen gestoßene Vanille dazu, zuletzt etwa zwei Pfund ausgesteinte, eingezuckerte Ostheimer (halbsauere) Kirschen. Man gibt die Masse in die butterbestrichene und mit Semmelkrumen ausgestreute Pfanne und bäckt drei viertel bis eine Stunde in nicht zu heißem Ofen. Diese Pfanne kann auch anstatt mit Kirschen mit Aprikosen zubereitet werden.

Ein Gericht für kühlere Tage ist die Birnenpfanne. Die Birnenpfannen alten Stils bestanden aus dreierlei, dem „Gefüllten" mit den Birnen, dem Schinken und dem in einem in der Pfanne befindlichen Abteil gebackenen Kloß. Der Kloß, eine Art Hefenteig wie zu Kuchen, ohne Zucker, wurde extra eingemacht und in den Abteil gelegt, denn er mußte etwas aufgehen. Dann wurden etwa sechs Semmeln in einem Liter Milch geweicht, neun bis zehn Eier und zwei Löffel Mehl, auch eine Prise Salz darunter gerührt. Dann wird ein Pfund guter halbfetter Schinken, in dicke Scheiben geschnitten, in die ausgestrichene Pfanne gelegt, mit geschälten Birnen überdeckt, die man wieder mit Schinkenscheiben belegt, zuletzt mit dem Eingequirlten übergossen, die Oberfläche wird mit Butterflöckchen versehen und im Backofen schön braun gebacken. Statt der frischen Birnen kann man ausgequollenes Backobst verwenden.

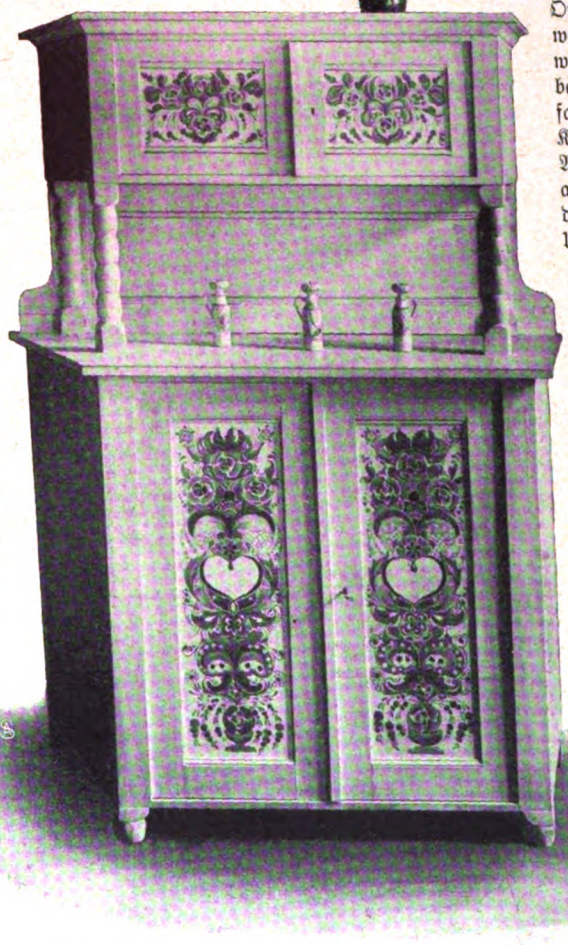
Weinbeerenpfanne wird am besten von reifen blauen Weinbeeren zubereitet. In einem Liter kochender Milch weicht man vier große Semmeln und deckt den Topf zu. Wenn es fast kalt ist, so rührt man ein gutes Stück zerlassene Butter dazu sowie eine große Tasse Zucker, Zitronenschale und etwas Zimt und zehn ganze Eier. In die ausgestrichene Pfanne gibt man eine Lage gewaschene und abgetropfte Weinbeeren, dann einige Schöpflöffel Eingequirltes und so fort. Den Schluß muß Eiermasse bilden. Die Weinbeerenpfanne darf nur drei viertel Stunden in nicht zu starker Hitze backen.

Will man eine Kürbispfanne zubereiten, so nimmt man etwa eineinhalb bis zwei Pfund rohen Kürbis, kocht ihn in Wasser oder Milch völlig weich und rührt ihn, trocken abgegossen, durch ein Sieb. Unter diese Kürbismasse quirlt man einen Liter Milch, vier Eier, ein viertel Pfund Zucker, zwei Löffel Mehl, eine halbe Tasse zerlassene Butter und eine Prise Salz. In die mit Butter ausgestrichene Pfanne kommt zunächst eine Lage frischer Apfelscheiben, hierauf die Kürbismasse und zum Schluß eine Lage mit Butterflöckchen versehener Semmelscheibchen. Diese Pfanne muß eine Stunde backen.

Ratgeber für Jedermann

Kunstgewerbe des Auslands.

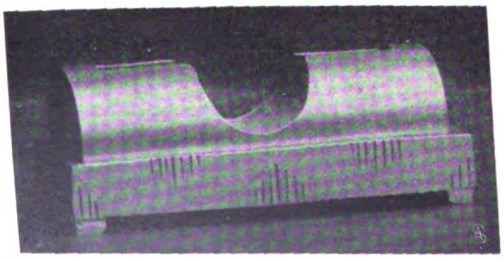
Schwedisches Bauernbüfett. Das Modell zu unserer Abbildung entstammt einer schwedischen Eßzimmereinrichtung, die mit peinlichster Treue nach einem 300 Jahre alten Vorbild, einem Bauernzimmer in Leksand (Dalekarlien), kopiert wurde. Das Material ist weißes Birkenholz. Auf dem weißen Lackanstrich erglänzen die frischen Farben, die der naiven Bauernmalerei aller Länder gleich eigentümlich sind, doppelt hell. Die Möbel zeigen einen merkwürdig selbständigen Zweckmäßigkeitsstil, der einem Zuge verwandter Empfindung in unserem — freilich komplizierteren und deshalb schwerer nach endgültigem Ausdruck ringenden — modernen Stil im Kunstgewerbe entgegenkommt.



Schwedisches Bauernbüfett nach 300 Jahre altem Modell.

Krankenküche.

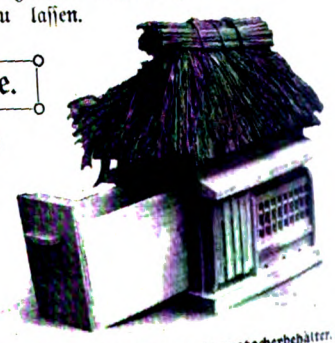
Regeln für die Bereitung der Heilkräuter. Seit uralter Zeit werden verschiedene Kräuter als Hausmittel gegen allerlei Krankheiten und Beschwerden angewandt. Ihre Wirkung ist im allgemeinen nicht groß und ernstere Leiden werden durch ihren Gebrauch nicht beseitigt, in vielen Fällen aber bringen sie dem Kranken Erleichterung und Linderung der Beschwerden, befördern das Schwitzen usw.; es ist also gegen diese Hausmittel, wenn sie gelegentlich verwendet werden, nichts einzuwenden. Sollen sie aber wirklich nützen, so müssen sie zweckmäßig zubereitet werden, und darin wird nicht selten gefehlt. Darum einige Winke für die Hausfrauen. Erstens ist zu beachten, daß nicht jedes Wasser sich zur Bereitung der Kräuteraufgüsse oder -abkochungen eignet. Kalkhaltiges Wasser, und das ist zumeist unser Brunnenwasser, läßt viele wirksame Bestandteile der Kräuter ungelöst. Wo also das Leitungswasser nicht sehr weich ist, empfiehlt es sich, abgekochtes Regenwasser oder destilliertes Wasser zu nehmen. Ferner soll die Bereitung niemals in Metallgeschirr, sondern in Porzellangefäßen, irdenen Töpfen oder Gläsern geschehen. — Die Heilgetränke aus den Kräutern werden nun in verschiedener Weise hergestellt. Man kann Abkochungen machen. Wie schon der Name besagt, werden dabei die Kräuter längere Zeit gekocht, je nach der Verwendung eine halbe oder eine ganze Stunde oder noch länger. Das verdampfte Wasser wird von Zeit zu Zeit durch Nachgießen frischen Wassers ersetzt. Ferner kann man einen heißen Aufguß bereiten. Die Kräuter werden in einem wohlverschlossenen, vorher erwärmten Gefäß mit heißem Wasser übergossen. Man läßt sie einige Minuten „ziehen" und gießt dann den Aufguß durch ein feines Sieb oder ein Tuch ab. Des weiteren wird auch ein kalter Aufguß hergestellt. Man übergießt die Kräuter mit kaltem Wasser und läßt das Ganze wohlverschlossen mehrere Stunden lang oder über Nacht stehen. Schließlich kennt man noch einen warmen Aufguß, der ebenso wie der vorhergehende bereitet wird. Nur verwendet man zum Übergießen warmes Wasser und läßt das Gefäß an einem warmen, aber nicht heißen Orte stehen. Je nach der Art der Bereitung werden aus den Heilkräutern verschiedene wirksame Stoffe ausgezogen. Wie man nun bei einzelnen der gebräuchlichsten Kräuter verfahren soll, sei im folgenden angegeben. Kamillenblüten verwendet man als heißen Aufguß; man nimmt 3 bis 5 Gramm Blüten auf einen halben Liter Wasser. Der Trank dient als beruhigendes Mittel bei Koliken, Unterleibsschmerzen und dient auch zur Einleitung des Schwitzens. — Aus Pfefferminzblättern bereitet man gleichfalls einen heißen Aufguß; es kommen 5 Gramm Blätter auf einen halben Liter Wasser. Man gebraucht den Tee gegen krampfhafte Zustände der Unterleibsorgane und als schweißtreibendes Mittel. In der gleichen Weise werden Melissenblätter zubereitet und auch zu dem gleichen Zwecke verwendet. — Vom Fenchel nimmt man zum heißen Aufguß 5 Gramm Kraut und 5 Gramm Samen auf einen halben Liter Wasser. Der Tee hilft gegen Blähungen. — Die Baldrianwurzel wird als kalter Aufguß bereitet; man nimmt 5 Gramm Wurzel auf einen halben Liter Wasser. Der Heiltrank gilt als beruhigendes Mittel bei nervösen Herzzufällen, bei nervösen Magenkrämpfen, bei Hysterie u. dgl. — Holunderblüten und Lindenblüten gebraucht man als heißen Aufguß und nimmt 5 bis 10 Gramm Blüten auf einen halben Liter Wasser. Sie sind bewährte, schweißtreibende Mittel, die man bei Erkältungen verwendet. — Als Gurgelwasser bei Erkrankungen der Schleimhaut des Mundes und des Halses leichter katarrhalischer Natur verwendet man einen heißen Aufguß der Eibischwurzel, wobei etwa 10 Gramm Wurzel auf einen halben Liter Wasser genommen werden. Von den so zubereiteten Heiltränken trinkt man gewöhnlich eine Tee- oder Kaffeetasse. Zu verwenden sind sie aber doch nur bei leichterem Unwohlsein; in irgendwie ernsteren Fällen versäume man nicht, den Arzt holen zu lassen.



Silberner Zahnstocherbehälter.

Kleine Geschenke.

Zahnstocherbehälter. Hier wieder zwei aparte kleine Vorlagen für das Gerätchen, das seit den Zeiten sorgfältigerer Zahnhygiene zum eisernen Bestande wenigstens der Familientafel gehört. Der silberne Zahnstocherbehälter (entworfen und ausgeführt von C. Grumbacher) hat in den eingegrabenen Linien ein hübsches Schmuckmotivchen, während sein Bau dafür sorgt, daß man den Zahnstocher bei der Entnahme



Chinesisches Häuschen als Zahnstocherbehälter.

Limonadenkühler.

bequemerweise nur in der Mitte anpacken kann — wie es hygienisch einzig richtig ist. Bei dem lustigen Häuschen rechts — chinesische Importware — ruhen die spitzen Hölzchen in dem herausziehbaren Kasten.

Limonadenkühler. Wie oft zerbricht man sich den Kopf, um einer Verwandten oder Freundin ein kleines Geschenk zu geben, das sie gut gebrauchen kann, und das in ihrem Haushalt noch nicht vertreten ist. Da wird in vielen Fällen unser Limonadenkühler sehr angebracht sein, denn in der warmen Jahreszeit serviert man ja häufig Limonaden, die niemals kühl genug sein können. Der Limonadenkühler besteht aus einem Glaseimer, darüber befindet sich ein silbernes Gestell, in dem das Glas hängt. In den Eimer füllt man kleingeklopfte Eisstückchen, die das Glas kühl halten. Auf diese Weise servierte Limonade ist schon durch den hübschen Anblick sehr erfreulich und durch ihre kalte Temperatur sehr erfrischend.

Hauswirtschaft.

Eine neue Vorrichtung zum Abziehen der Parkettfußböden. Sollen beim Großreinemachen, das erfahrene Hausfrauen gerne vor der Sommerreise absolvieren, auch die Fußböden einer gründlichen Behandlung unterzogen werden, dann erweist sich das Abziehen mit Stahlspänen oft als schwer zu umgehende Notwendigkeit. Wer aber, wenn auch nur als Zuschauer, einmal erlebt hat, wie händeverderbend, wie ermüdend und schließlich — wie unzweckmäßig dieser Vorgang ist, wenn er nicht ganz besonders sachverständigen Händen, einem Reinmacheinstitut oder dgl. anvertraut wird, der wird das hier dargestellte Instrumentchen sehr freudig begrüßen. Die Hand kommt nur mit der bequemen Griffplatte in Berührung. Die scharfen Stahlstückchen sind einem oval gebogenen elastischen Metallband aufgesetzt, so daß sich der Druck, der beim Abziehen ausgeführt werden soll, leicht regulieren läßt. (Bezugsquelle: Hoflieferant E. Cohn, Berlin, Leipziger Straße 88.)

Ein Ersatz für die unpraktischen Stahlspäne: Eine neue Vorrichtung zum Abziehen der Parkettböden.

Um dem Schimmeln von Schinken und Würsten vorzubeugen, übergießt man gewöhnliches Kochsalz in einem Teller nur mit so viel Wasser, daß eine breiartige Lösung des Salzes erfolgt. Wenn man schimmelige Würste mit diesem Brei dünn bestreicht, schwindet der Schimmel, und nach einigen Tagen überziehen sich die Würste mit überaus feinen Kristallen, die jede weitere Schimmelbildung verhindern. Dies Verfahren ist auch sehr zu empfehlen, um den Schimmel, der sich hin und wieder in den Gelenken bei Schinken bildet, zu beseitigen. Zu Butterbroten aufgeschnittenes Fleisch, Wurst usw. erhält man Tage hindurch frisch und ansehnlich, wenn man Brotschnitten darüberlegt.

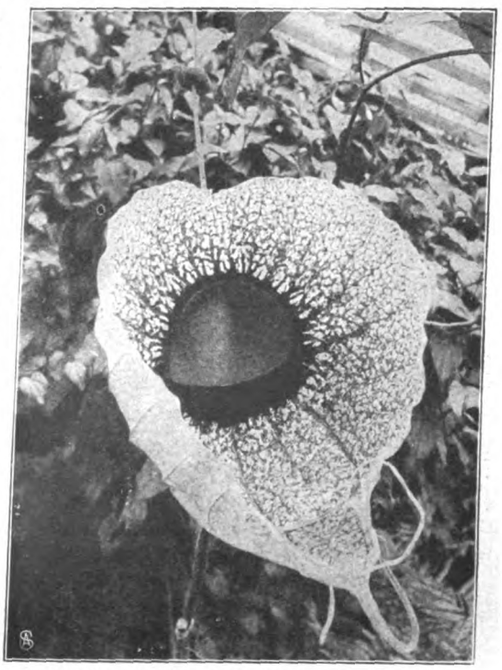
Gebrannter Kaffee verliert bekanntlich leicht das Aroma. Um dies zu verhüten, fügt man auf ein Kilogramm Kaffee sofort nach dem Brennen zwei Eßlöffel gestoßenen Zucker zu. Dieser umgibt im Augenblick den Kaffee und schützt das Aroma.

Blumenpflege.

Pfeifenkraut. Sehr eigenartige Schlingpflanzen der kälteren gemäßigten Zone und der Tropen sind die sogenannten Pfeifenkräuter oder Pfeifenwinden. Sie führen diese Bezeichnung im Hinblick auf ihre Blütenknospen, die vor der Erschließung eine sehr frappante Ähnlichkeit mit einer Tabakpfeife haben. In unseren Gärten findet man eine Art, die gemeine Pfeifenwinde (Aristolochia Sipho), viel verbreitet. Sie ist eine holzige Schlingpflanze mit sehr großen, fast kreisrunden Blättern und grünlich-gelben, pfeifenförmigen, aber ziemlich unscheinbaren Blüten, die sich gewöhnlich unter dem stattlichen Laubwerk ganz unseren Blicken entziehen und demgemäß gesucht werden müssen. Diese bescheiden blühende Art ist für den Gartenliebhaber und den Freund einer dicht umrankten Laube von großer Wichtigkeit, da sie, an Lauben angepflanzt, mit ihren großen Blättern vollständigen Schatten spendet und auch in schattiger Lage üppiges Gedeihen zeigt. Infolge seines reichen Wuchses eignet sich dieses Schlinggewächs auch zur Bekleidung ganzer Häuserfronten an der Nord- und Westseite; doch müssen ihm dann auch senkrecht gespannte Drähte als Klettervorrichtung geboten werden. Im Gegensatz zu dieser Art sind die tropischen Pfeifenkräuter in ihrer Mehrzahl herrliche Blütenpflanzen mit wunderbar gestalteten, gefärbten und gezeichneten Blüten, denen freilich in manchen Fällen ein nicht gerade angenehmer Duft entströmt. Die allergrößten Blüten entwickelt die sogenannte großblumige Pfeifenwinde (A. grandiflora oder gigas). Während die erstgenannte Art in Nordamerika heimisch ist, kommt diese in Guatemala und auf den Antillen vor. Sie eignet sich, ihres enormen Wuchses halber, nur als Schlingpflanze für sehr große Treibhäuser; man findet sie in der Regel nur in botanischen Gärten, woselbst sie zur Blütezeit als seltene Rarität aufgesucht und bewundert wird. Die Riesenblüte dieser merkwürdigen Pflanze erreicht eine Länge von 30 Zentimetern und läuft in einen langen, schwanzartigen Faden aus. In der Heimat dieser Pflanzen werden die Blüten häufig von der Jugend als Kopfbedeckung getragen. Eine gleichfalls prächtig blühende, zierlichere Tropenart ist das elegante Pfeifenkraut (A. elegans) aus Brasilien (s. Abb.). Wir erkennen auf dem Bilde das schwanzartige Ende der Blumenkrone, den tief purpurgefärbten Schlund der Blume und die netzartige Zeichnung des einzigen, hellfarbigen Blumenblattes.

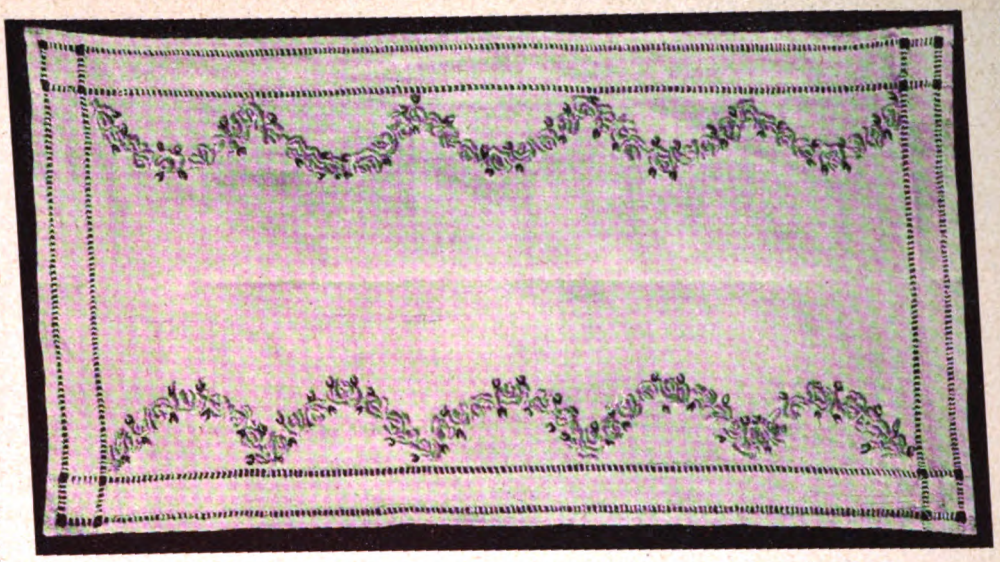
Schönheitspflege.

Gesprungene Lippen. Bei manchen Leuten zeigen die Lippen die Neigung einzutrocknen. Namentlich geschieht das in der Nacht. Die Folgen werden unangenehm, denn die Lippen werden spröde, die Schleimhaut springt und löst sich in kleineren oder größeren Fetzen ab. Im weiteren Verlauf können sich Sprünge und Risse bilden, die in die Tiefe gehen und bluten. Solche Lippen sehen nicht schön aus, sie bereiten aber auch Beschwer-

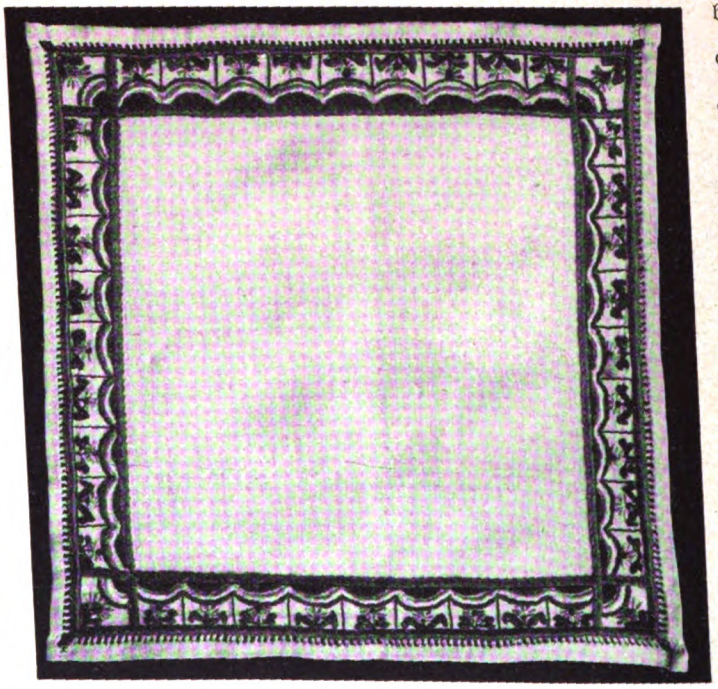


Blüte des Pfeifenkrauts. (Aristolochia elegans).

den beim Sprechen, Essen und Trinken, und die kleinen Wunden bilden eine offene Pforte, durch die allerlei mitunter sehr bösartige Ansteckungsstoffe eindringen können. In der Tat bilden sich auch mitunter an den Sprüngen und Rissen Eiterungen und Geschwüre, die eine ärztliche Behandlung nötig machen. Wer also an trockenen Lippen leidet, muß den Fehler von Anfang an zu bekämpfen suchen. Die Ursache der Trockenheit und Sprödigkeit ist Mangel an natürlichem Fett, das sonst die Lippen geschmeidig macht. Man muß also das fehlende Fett künstlich zu ersetzen suchen, und das geschieht durch Anwendung der Lippenpomaden. Die in Apotheken und Drogenhandlungen vorrätigen sind dieser und jener Dame wegen des Parfüms oder dgl. unangenehm. Man kann sich nun eine gute Lippenpomade leicht selbst bereiten. Man nimmt 10 Gramm weißes Wachs, 10 Gramm Walrat und 15 Gramm Mandelöl, erwärmt die Masse in einem Porzellantöpfchen und mischt sie gut durch. Oder man erwärmt 12 Gramm Kakaobutter mit 6 Gramm feinem, reinem Olivenöl und mischt gut durch. Als Parfüm kann man einen Tropfen Rosenöl zusetzen. Sind tiefere Risse vorhanden, so empfiehlt es sich, ein desinfizierendes Mittel der Pomade zuzusetzen. Manche Lippenpomaden enthalten Salizylsäure, doch ist das nicht zweckmäßig, da Salizylsäure die Haut erweicht und auflöst und darum die Heilung der Risse erschwert. Als zweckmäßiger wird ein Zusatz von Salol und Menthol empfohlen; auf die oben angegebenen Mengen Pomade nimmt man ein halbes Gramm Salol und ein zehntel Gramm Menthol. Aber es empfiehlt sich, in solchen Fällen den Rat des Arztes einzuholen.



Läufer, bestickt in den Farben und nach Motiven alter gemalter Porzellanservice.



Gestickte Mittendecke.

Handarbeit.

Stickereien nach Motiven und in den Farben alter Porzellanmalereien. Der Sommer ist die Zeit jener Handarbeiten, die möglichst klein und transportabel sind, aber dafür auch ihrer Technik nach so fein und zart und farbengenau sein dürfen, wie es eben nur dies helle Licht gestattet, bei dem nicht leicht eine Arbeit zum allzu bösartigen „Augenpulver" wird. Und um diese Zeit macht man sich auch vielleicht an eine Arbeit, wie sie unsere beiden Vorlagen anregen. Die Muster dazu sind dem zierlichen blühenden Geranke auf alten Porzellantassen entnommen, die noch immer in vereinzelten Großmutterservanten ein seit den letzten Jahren wieder hoch zu Ehren gekommenes Dasein führen. Auf feinem leinenem Grunde wurden sie in bunter Seidenstickerei ausgeführt — in jenen leuchtenden, ausgesprochenen, jedoch vorzüglich zueinander gestimmten Farben, die wir noch vor kurzem „altmodisch" schalten, die aber den blassen Pastelltönen, die jetzt so lange beliebt waren, seit einiger Zeit ernstliche Konkurrenz machen. Während auf dem oben dargestellten Muster die Röschen sich zur fröhlich-schönen Girlande zusammenschließen, zeigt die untere Decke die Blümchen steif und zierlich voneinander abgesondert. Den Abschluß beider Decken bilden à-jour-Umrandungen.

Frauenstudium.

Reifeprüfung am Mädchen-Realgymnasium in Charlottenburg-Berlin. Bei den vor kurzem abgehaltenen Reifeprüfungen an dieser Anstalt haben 14 Schülerinnen das Examen mit gutem Erfolge bestanden. Diese Prüfungen hatten übrigens deshalb eine gewisse historische Bedeutung, weil hier zum erstenmal an einem preußischen Mädchengymnasium die Abgangsprüfung vor dem eigenen Lehrerkollegium abgelegt wurde. Die weitaus meisten deutschen Frauen mit akademischer Bildung haben zu ihrer Zeit das Abiturium vor ihnen ganz fremden Lehrern ablegen müssen, und wer von uns sich der Schrecknisse dieser Erschwerung noch erinnert, wird sich herzlich freuen, daß der jüngeren Generation nun die Straße wenigstens an dieser entscheidenden Wegbiegung so gangbar gemacht wird, wie es dem jungen Manne, der den gleichen Weg geht, von jeher ganz selbstverständlich gewesen ist.

Silhouette „Waldbildchen".

Kleine Künste.

Silhouette „Waldbildchen". Etwas von des Waldes heimlicher Schönheit liegt über dieser zierlichen Schöpfung aus dem Reich der lieblichsten aller „Schwarzkünste". Heimlich auch darin, daß man erst bei sehr genauem Betrachten alle die liebevoll hineingezauberten Zierlichkeiten entdeckt. Denn nicht nur die äsende Rehfamilie will gewürdigt sein, die es sich unter den hohen, schwarzkronigen Kiefern so wohl sein läßt — sondern auch das ernsthaft debattierende Hasenpärchen rechts, der Specht links darüber, noch höher hinauf die zwei einander haschenden Eichhörnchen und schließlich das geruhsame Vogelpaar, das von seinem dürren Ästchen nach unruhigeren Gefährten äugt.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 22, 1908.

Sei zu stolz, um zu klagen,
Was du zu Unrecht gelitten,
Nicht aber, verdiente Strafe zu tragen,
Noch um Verzeihung zu bitten.

Ilse Franke.

Alle neune.

Von Adelheid Weber.

Die Geschichte, die ich hier erzähle, konnte freilich nur in der Kleinstadt und in der „guten alten Zeit" passieren, wo die Familienglieder, besonders wenn sie dem weiblichen Geschlecht angehörten, so dicht und fest aneinanderhackten wie die Drosseln auf der Leimrute, und nur die Vogelsteller Tod oder Freier sie auseinander reißen konnten — selbst für die Stunden eines Balles oder einer Gesellschaft. Vielleicht gab es damals wirklich innigeren und dauernderen Zusammenhang zwischen den Familiengliedern als jetzt, wo Leben und Drang nach Vollendung der Persönlichkeit die einzelnen nach allen Richtungen der Windrose auseinander treiben; aber es gab damals auch eine Tragik, die die Zuschauer in der Komik der Situation selten sahen, die aber die Beteiligten um so schärfer brannte, als sie ihre Wunden versteckten.

Doch ich will erzählen.

Doktor Schmidts hatten schon immer den guten Neustädtern Stoff zum Lachen gegeben. Nicht, daß eins der Eltern oder Kinder etwas besonders Komisches an sich gehabt hätte, im Gegenteil, der Doktor war ein tüchtiger Arzt und ein Mann, mit dem sich sowohl am Krankenbett wie in der Weinstube leben ließ, und seine Frau war einst ein hübsches, kleines Frauchen gewesen und hatte Rundlichkeit und Strenge erst im Laufe der Jahre und im Drange der Verhältnisse erworben, und gar die Kinder waren eins hübscher, lieblicher und fröhlicher als das andere. Aber das war es eben: der Storch hatte eine extravagante Anhänglichkeit an die Doktorsleute bezeugt: „alle Jahre eins, wunderselten zwei", hätte er wie die gottergebene Pastorin auf die Frage antworten können, wie er sich mit dem Kinderbringen bei Doktors einrichte. Und zwar wörtlich genommen. Nach einem Jahr der Ehe hatte er der Frau Doktor einen kräftigen Jungen in die Wiege gelegt, nach dem zweiten, dritten, vierten und fünften je ein Mädchen, und nach dem sechsten zwei, so daß in sieben Jahren sieben Kinder bei Doktors einpassiert waren. Und da in einer Stadt von 3000 Einwohnern, auf die vier Ärzte kommen, keiner von ihnen Reichtümer sammeln konnte, so mußte die Frau Doktor schon die Milchsuppen für ihre Kleinen „recken", wie sie es nannte, wenn sie immer noch ein Tröpfchen Wasser dazu tat, und abends gab es als Zukost zu dieser gereckten Milchsuppe ein Stück trockenes Brot. Dabei aber sahen die Doktorkinder aus „wie genudelt" und waren vergnügt wie die Spatzen im Frühling, nur bedeutend verträglicher; denn sie liebten einander sehr, im allgemeinen und im besonderen. Es fanden sich nämlich zwei Pärchen unter ihnen, die Ältesten Paul und Nora, die Brünetten und Schlanken der Sippe — und die Jüngsten, Anna und Marie getauft, aber von allen in den Kollektivbegriff „die Zwillinge" gefaßt, unzertrennlich, blond und kugelförmig und immer lachend. Die drei mittleren Schwestern, die auch blond, klein und rundlich blieben, schlossen sich zum Kleeblatt zusammen, hakten aber bald bei dem oberen, bald bei dem unteren Pärchen ein, und man sah die Doktorkinder eigentlich immer nur zu sieben auf der Straße. Das war ein drolliger Anblick, und jeder lächelte, wenn die sieben Orgelpfeifen in schön abgestufter Größe die ganze Breite der Straße einnahmen, möglichst gleich und in „durable" Stoffe gekleidet; denn die Kleider mußten bei Doktors ebenso gereckt werden wie die Milchsuppe, und wenn sie weder durch ausgetrennte Stufen noch durch angesetzte Streifen mehr zu verlängern waren, dann erbten sie von Nora abwärts auf die andern herab, und erst die Zwillinge brachten sie mit vereinten Kräften in die „Flickerkiste". Daher hatten alle Doktorkinder, mit Einschluß von Paul, der von Papa erbte, ihre Leben lang eine unbesiegbare Abneigung gegen „durable" Stoffe.

Ja, drollig sahen sie aus, aber lieblich auch, alle bis auf die beiden Ältesten blond, rosig und rundlich wie einst die Mutter, und die braune Nora schon früh eine kleine Schönheit.

Das wurde den Neustädtern klar, als das sechzehnjährige Kind auf seinen ersten Ball ging. Er war ein Ereignis für die Doktorfamilie, dieser erste Ball ihrer Ältesten — Paul als siebzehnjähriger Gymnasiast zählte natürlich nicht — Papa verzichtete seinetwegen auf das Faß Johannisberger, als den einzigen Luxus, den er sich gestattete, Mama zerbrach sich wochenlang den Kopf, welcher Stoff durabel genug wäre, um sich nächstes Jahr von Nora auf Dorchen zu vererben, und als sie endlich mittels Sprengung ihrer Kasse eine ganz leichte rosa Halbseide erworben hatte, saßen die drei ältesten Schwestern Tage und Nächte über durchzogenen Tüllspitzen, die aus dem Kleidchen ein Wunderwerk von Eleganz machen sollten. Als dann der Ballabend kam und die Frau Doktor, selbst schon in ihr Schwarzseidenes gezwängt, in dem sie im Laufe der Jahre immer mehr der Gefahr des Erstickens ausgesetzt war, ihre Älteste angezogen hatte, und nun Nora in ihrem Rosakleidchen dastand, das feine Gesicht licht wie die Apfelblüten in den schwarzen Zöpfen, die dunkeln Augen geheimnisvoll leuchtend, das junge Hälschen und die schlanken Arme fest und zart gemeißelt wie die Glieder einer Psyche, da standen die Schwestern ganz still vor Bewunderung um sie herum, und der Mama sank die Brille vom Stumpfnäschen, weil das sich emporziehen mußte, um keine Träne passieren zu lassen.

Als Nora in den Ballsaal trat, wurden die Augen der Männer groß, und selbst die Frauen lächelten, wie man lächelt, wenn man eine junge Rose im Morgentau anschaut. Und die junge Königin des Festes wurde noch liebreizender in dem ersten, halb unbewußten Gefühl ihrer großen Schönheit.

Wie aber auch ihr Herz hoch und hell klopfte, das der Mutter klopfte noch freudiger. Die Frau Doktor sah ihr schönes Kind als Braut, als Frau, vornehm, reich, geliebt, umschmeichelt. Und neben ihr auch ihre übrigen Fünf mit den erwünschtesten Gatten. Sie selbst aber schloß die Flickerliste zu und machte unter das Haushaltungsbuch einen dicken Strich; denn nun brauchte sie nicht mehr zu rechnen; sie saß mit ihrem guten Alten, pflegte sorgenloser Ruhe und briet ihm nur junge Hühnchen, die er so gern aß, und die für ihre dermalige Kasse nicht durabel genug waren.

Den Arm voll von Blumen, das Ohr vom Nachklang der Schmeichelreden, so schwebten Nora und Mama in rosigen Wolken heimwärts. Nur der Doktor wandelte noch auf der harten Erde.

Der zweite und nach ihm der dritte und vierte Ball kam und verlief wie der erste: das rosa Fähnchen, die Apfelblüten, die bewundernden Schwestern, die gerührte Mutter, der unbewegte Vater — Lichter, Parkett, Musik, Anbeter und als Mittelpunkt ihrer aller das holdselige Kind mit den unschuldig glänzenden Augen und dem lachenden Munde, der die leichte Luft des Augenblickes trank und nach dem Nachher nicht fragte.

Auch ihre vielen Tänzer fragten nicht danach; wer denkt auch an ernste, folgenschwere, wohl zu überlegende Dinge wie etwa eine Heirat, wenn er sich an dem Knospenreize eines sechzehnjährigen Kindes entzückt?

Im nächsten Jahre gingen Nora und Dorchen auf den Ball. Jetzt trug Dorchen das rosa Seidenkleid mit den Apfelblüten und sah darin allerliebst aus in ihrer blonden Appetitlichkeit, und Nora begnügte sich in Anbetracht der Verhältnisse mit einem weißen Mullkleid, in dem sie noch reizender aussah als im vorigen Jahre.

Als die beiden Schwestern in den Saal traten, die eine schlank, bräunlich und madonnenhaft, die andere blond und freundlich, ging ein hörbares „Ah" durch die Reihen der Männer, und Nora und Dorchen sahen sich nur in den Tanzpausen wieder. „Die himmlische und die irdische Liebe" taufte sie ein kunstbeflissener Assessor, und „die irdische Liebe", fand beinahe noch mehr Tänzer als „die himmlische." Einen ernsthaften Bewerber fand keine von ihnen; sie waren ja so jung, so harmlos — so arm und so unzertrennlich. Wer eins der sechs Doktormädchen heiratete, heiratete die anderen fünf gleich mit. — Das wollte bedacht sein.

Nora und Dorchen gingen mit ihren Blumen sehr vergnügt nach Hause; das Gesicht der Frau Doktor aber bekam allmählich etwas Süßsaures, das die Männer zurückscheuchte, zudem sie nähere Bekannte nicht hatte; denn große Feste konnten Doktors nicht geben, und ein unverheirateter Herr, der sie etwa intim besuchen wollte, wäre von allen Neustädtern sofort als Freier angesehen worden und so entweder zu einer Bewerbung gezwungen, zu der er nach reiflicherer Erwägung der Verhältnisse vielleicht keine Lust hatte, oder er hätte die Töchter des Hauses schmerzlich kompromittiert.

Im nächsten Jahre tanzten drei Doktormädchen, im vierten vier, im fünften sechs! Doktors wurden jetzt halb ein Schrecken, halb ein Lachen der Gesellschaft. Mit Schrecken dachten die Gastgeber an die achtköpfige Familie, die ja für sich eine Gesellschaft abgab, mit Seufzen schickten sie die Einladungen an sie fort, wenn sie unumgängliche Notwendigkeit geworden waren; Plätze, Bestecke, Budgets mußten ihretwegen genau berechnet und zu außerordentlichen Leistungen gezwungen werden. Von intimer Geselligkeit war die Doktorfamilie nahezu ganz ausgeschlossen; denn die Etikette der Kleinstadt erlaubte nicht, nur einzelne Glieder einer Familie einzuladen, und ihnen kam auch nicht der Gedanke, sich zu trennen. Traten sie nun in den Ballsaal oder das Gesellschaftszimmer, Papa und Mama, klein und kugelrund, voran, hinter ihnen sechs Töchter, fünf fast gleich blond, rosig und rundlich und der Mama sehr ähnlich, und eine unter ihnen schlank, groß und braun, dann, ein so reizender Anblick sie einzeln waren, ging durch den Raum ein verhaltenes Lachen, das nicht mehr ihrem Reiz galt. Als dann, nach spät und mühsam abgelegtem Abiturium, auch Paul einen Winter hindurch auf Gesellschaften erschien, er selbst, wenn schon braun, doch auch klein und rundlich, hatte ein naseweiser Backfisch beim Eintritt der Doktorfamilie in halbem Schrecken und halbem Lachen ausgerufen: „Alle neune!"

Das Wort war wie Feuer an den Wänden des Ballsaales entlang gelaufen, und seitdem hatten Doktors den Spitznamen: „Alle neune!" Und der blieb ihnen, auch als Paul längst — statt nach Leipzig, wo er studieren sollte — nach Hamburg gegangen und in ein großes Exportgeschäft eingetreten war. Doktors hießen „alle neune", und Nora wegen ihrer aus den Schwestern hervorragenden Gestalt hieß „Kegelkönig". Das Wort entblätterte ihren Reiz und entfesselte das Lachen, wohin sie kamen. Dazu kam, daß alle Schwestern, mit Ausnahme Noras, der Mutter sehr ähnelten, und wenn sie nun in der Kaffeepause des Balles um einen Tisch saßen, so war die sechsfache Wiederholung des gleichen Gesichtes und der gleichen Figur sehr drollig — und bedenklich; denn die Frau Doktor war vom vielen Kartoffel- und Brotessen ja kugelrund, ihre Stimme von jener Zeit her, als sie ihre Sieben so oft überschreien mußte, sehr laut und ihre Miene süßsauer geworden. Da wurde die Ähnlichkeit mit ihr für die Töchter bedenklich.

Aber auch Nora, obgleich sie immer schöner wurde und ihre Schönheit der Mutter gar nicht glich, tanzte nicht mehr ganz so viel wie früher; die Schwestern machten einander unbewußt Konkurrenz. Und Nora empfand sich, wenn sie die Zwillinge sich herumdrehen sah, beinahe als alt. Und sie war zwanzig Jahre! Aber sie hatte fünf durchtanzte Winter hinter sich und ein junger Nachwuchs, ihre eigenen Schwestern zudem, drängte sich zwischen sie und die Freude. Dorchen empfand bald ähnlich, und eine leise Traurigkeit breitete sich wie eine noch ferne, noch durchsichtige Wolke über ihr Herz, bald über ihr Wesen und dämpfte ihre heitere Liebenswürdigkeit, verschleierte ihren Reiz. Als die beiden Ältesten 23 und 24 waren, kam noch ein Rückschlag; sie kleideten sich auffälliger, sprachen lebhafter, lachten lauter, wurden beflissener liebenswürdig gegen die Herren. Aber dies letzte Anklammern an die Jugend dauerte nur einen Winter lang, dann wurden sie wieder still, sanft und fein, wie es ihre eigentliche Natur war, nur Noras süße Heiterkeit und Dorchens schelmischer Reiz waren wie verschleiert. Die Damen nickten ihnen wieder wohlgefällig zu, darüber einig, daß die Ältesten Doktors mit würdiger Resignation in das Register der alten Jungfern einrückten, die jungen Mädchen drängten sie nun sozusagen mit ihrer eigenen Einwilligung in die hintere Reihe, die Herren, obgleich sie Nora „noch immer sehr schön" fanden, hatten in ihrem Benehmen eine leise Nuance von mitleidiger Gönnerschaft.

Und doch fanden die Mädchen nicht den Mut, von den Bällen fortzubleiben, die für sie jetzt nur eine Quelle der Kränkung waren, denn damit hätten sie ja den Kampf um die Jugend selbst aufgegeben.

Die Frau Doktor aber sah nicht nur ihre Hoffnungen für Nora und Dorchen zusammenstürzen, diese schönen, schönen Kinder, deren Jugend langsam verblühte; im Geist sah sie auch schon die nächsten Jahre ihren Jüngsten, die noch so lustig herumflatterten, den Blütenstaub von den Flügeln streifen, sah ihre Kinder trauriger und trauriger werden, von Fremden in den Winkel gedrückt werden, ohne je das Leben und seine eigentlichsten und höchsten Schmerzen und Wonnen gekostet zu haben. Manchmal packte sie's wie eine Vision; sie sah sich und ihren Doktor als steinalte Leute an einem Tische sitzen und zwischen ihnen sechs vertrocknete, verbitterte, vergramte alte Jungfern. Sie konnte sich nicht mehr an der Jugend selbst der Jüngsten freuen; die Vision litt es nicht. Und doch, als gerade diese Jüngsten, die Zwillinge, von den revolutionären Ideen der Neuzeit angesteckt und, resoluter als die Schwestern, verlautbaren ließen, daß sie nicht länger daheim hocken und allmählich versauern, sondern sich draußen ihr Schicksal suchen möchten — als Krankenschwestern, denn weiter ging ihr revolutionärer Drang nicht — da widersetzte sich die Mutter mit aller Kraft der Idee, die Familie so gewaltsam auseinander zu reißen und die Töchter unbehütet in die Fremde ziehen zu lassen. —

So lange, bis höhere Mächte sich einmischten. Paul war von seinem Chef in der Filiale zu Buenos Aires mit sehr guten Bedingungen installiert worden. Nun schrieb er den Eltern, er fühle sich dort einsam und bitte sie, ihm seine Lieblingsschwester Nora zur Führung seines Haushaltes zu schicken.

Das war für die Frau Doktor die Fügung der höheren Macht; dem Bruder mußte die Schwester folgen, wenn

ihrer bedurfte. Da aber ein junges Mädchen unmöglich allein auf Reisen gehen konnte, so sollte Dorchen Nora begleiten. Paul willigte freudig ein — mit welchen Hintergedanken zeigte sich bald. Dorchens Schutz erwies sich nun freilich als eine Schimäre; schon auf dem Schiff, nun endlich nicht mehr eine von „allen neun", nicht mehr eine abgetanzte Ballschöne, warf Dorchen ihre angehende Altjungfernschaft samt ihrem Kollektivbewußtsein über Bord und zeigte sich als ein so allerliebstes, schelmisches und fröhliches Blondinchen, daß sie im Sturm eines reichen Amsterdamer Kaufherrn Herz eroberte. Sie kam in Buenos Aires nur an, um sich dort alsbald trauen zu lassen.

Etwas langsamer gewann Nora ihr Selbstvertrauen wieder; aber endlich gelang es den Huldigungen von Pauls Chef, der die Filiale revidieren kam, sie davon zu überzeugen, daß sie noch jung und schön sei, und sie ging in Jahresfrist als seine Frau mit ihm nach Hamburg.

Als die Mama so guten Erfolg von Weltreisen sah, erlaubte sie auch den Zwillingen, als Krankenschwestern nach Buenos Aires zu gehen, und sie hatte recht, wie ihrer beider bald erfolgte Verlobungen bewiesen.

Paul schrieb nun um die mittleren Schwestern; die aber, gerade weil sie die mittleren waren, hatten nicht Trieb und Mut, in die Fremde zu gehen; sie blieben zu Haus und wurden allmählich hübsche, runde alte Jungfern.

Und die Neustädter gaben ihnen recht; denn sie glaubten nicht an das Glück von Ehen, die nicht auf ordentlichen, im Elternhause gefeierten Hochzeiten basierten — vielleicht glaubten sie nicht einmal an die Ehen selbst.

Eine billige Dunstobstmethode.

Von Antonie Steimann.

Seitdem man Obst für den Winterbedarf einlegt, war die Frage nach zuverlässigen Rezepten und schimmelsicheren Verschlüssen immer offen. Sie hat den Hausfrauen genug Sorge bereitet.

Seit François Appert (ein genialer französischer Koch) seine große Entdeckung machte, nämlich alle möglichen Lebensmittel durch bestimmte Hitzegrade mit darauffolgendem Luftabschluß zu sterilisieren, kam auch für die Dunstobstbereitung die große Wendung zum guten. Heute kann dem Verderben des Eingemachten tatsächlich mit Sicherheit vorgebeugt werden, wenn man nicht gerade beim Einkochen grobe Verstöße begeht. Die Industrie hat das Appertsche System nutzbringend zu verwerten und volkstümlich zu machen gewußt. Anfänglich arbeitete man hauptsächlich mit den verlötbaren Blechbüchsen, von denen die Hausfrauen aber immer mehr zurückkommen, um sich mit viel Interesse den prächtigen, sicherschließenden Gläsern und Steinzeugtöpfen zuzuwenden, die nur leider alle noch einen sehr bösen Fehler haben, der sie für das große Publikum unzugänglich macht — sie sind viel zu teuer. Eine Anschaffung von fünfzehn bis zwanzig modernen Konservengläsern ist für eine Durchschnittshaushaltung eine beinahe unerschwingliche Ausgabe. Wie will man da noch das Kompott herstellen, wenn die Gefäße schon alles verschlingen? Auch das Sterilisieren an sich kommt gar nicht so billig. Man kann in den Apparaten der verschiedenen, sonst ja sehr bewährten Systeme höchstens sechs bis neun Gläser auf einmal kochen, die dann im Apparat erst wieder erkalten sollen, was seine Zeit braucht. Ich will von Gummiringen, Klammern, Einsatzkörben, Blechdeckeln gar nicht weiter reden, aber es sind Nebenausgaben, die die Sache nicht einfacher machen. Und so kommt es, daß trotz aller schönen Neuerfindungen die Hausfrauen über die „teuren Zeiten" zu klagen beginnen, wenn die ersten Kirschen erscheinen und die grünen Stachelbeeren ihnen von den Hallendamen angepriesen werden.

Das Einfüllen der Gläser

mit Früchten und Zuckerwasser. Die Papierscheiben, die als Verschluß dienen, werden in drei verschiedenen Größen ausgeschnitten.

In Amerika soll's Arbeiterhaushalte geben, in denen jedes Jahr drei- bis vierhundert Portionsgläser Konservenobst eingekocht werden. Das wagt man in Deutschland beinahe nicht zu erzählen. Andererseits ist es aber bekannt, daß die Amerikaner industriell sowie auch im Privathaushalt die herrlichsten Obstkonserven fabrizieren. Das Dunstobst wird nicht nur als Kompott dort in großen Mengen verzehrt, man benutzt es auch, um wundervolle kalte Speisen und Demiglaces damit herzustellen, die man hier noch gar nicht kennt.

Aber auch in Amerika arbeitet die Hausfrau nicht nur mit den teuren Gummidruckgläsern, sondern hat ihre Ersatzsysteme, bei denen ihr das gewöhnliche, grünliche Einmacheglas die besten Dienste leistet, das wir schon von fünf Pfennig aufwärts überall kaufen können. Die Verschlüsse, die es erhält, sind gewöhnlich von den Hausfrauen selber ausgedacht, und jede hält den bei ihr beliebten für den besten. Die meisten dieser Verschlüsse aber bedingen einen nicht wieder gutzumachenden Nachteil, das Obst muß vorgekocht werden und verliert damit sein Ansehen und viel von seinem besten Aroma und Wohlgeschmack. So müssen alle Gläser, die mit Lack, Paraffin oder mit Öl verschlossen werden, mit dem möglichst heißen Obst eingefüllt und mit dem flüssig gemachten Verschlußmittel zugegossen werden. Verschließt man die Gläser mit desinfizierter Watte, Pergament- oder mit in Milch getauchtem Seidenpapier, muß der Inhalt ebenfalls vorgekocht werden. Das konservierende Salizyl kann bei den letzten drei Arten aber kaum entbehrt werden. Wünscht man die Früchte aber, wie in den feinen Sterilisationsgläsern roh einzulegen und nur leicht zu erhitzen, so benützt man entweder Schweinsblase oder wendet ein Verfahren an, das im folgenden ganz genau beschrieben werden soll, da es das einzige ist, mit dem man auf so billige Art ein so wundervolles Dunstobst erzeugt. Merkwürdigerweise ist diese Art des Obsteinsiedens in Deutschland noch wenig bekannt, während sie in Böhmen, Ungarn, aber auch in Amerika vielfach in Anwendung kommt.

Das Rezept dazu (Obst- und Zuckerverhältnis) läßt sich auch bei allen teueren Sterilisationsgläsern mit Gummidruck verwerten. Es gibt immer eine Konserve von natürlichem und feinstem Wohlgeschmack.

Uns interessiert ja allerdings in erster Linie, daß es diesen Effekt auch in dem billigsten Fünfpfennigglase hervorbringt. Der Verschluß kostet obendrein nichts, oder beinahe nichts; denn er kommt auf die denkbar billigste Art zustande; er besteht aus Mehlbrei und Papier; zu den Deckblättern kann man sogar Zeitungspapier verwenden. Die Feuerung ist gleichfalls aufs äußerste reduziert, kurzum, das ganze Obsteinsieden wird zu einem Nebengeschäft, das während der Kochpausen der Mittagsmahlbereitung vorgenommen wird, und das während des eigentlichen Einsiedens überhaupt keiner Aufsicht mehr bedarf.

Das Gewichtsverhältnis von Frucht und Zucker dabei ist gleich vier zu eins, d. h. ein Kilo Früchte verlangt ein viertel Kilo Zucker. (Eine Ausnahme machen Johannisbeeren und sehr saure Kirschen, die dann etwa ein Drittel des Gewichts an Zucker beanspruchen.) Der abgewogene Zucker wird darauf in einer bestimmten Menge Wasser auf- und etwas eingekocht. Man füllt die Gläser (man verwendet am besten immer gleich große) mit der betreffenden Obstsorte so hoch ein, wie es unsere vorseitige Abbildung zeigt, zählt sie und füllt nun so viel mal ein drittel (leeres) Obstglas voll Wasser über den Zucker (den man in ein nur diesem Zwecke dienendes Ton- oder Emaillegefäß geschüttet hat) als im ganzen Gläser mit Obst vorbereitet wurden, und kocht davon einen süßen, dünnen Sirup.

Das Einschieben in den Ofen.
Auf diese Weise können 20—30 Gläser zugleich und ohne Extrafeuerung sterilisiert werden.

Daß man die Gläser vor dem Obsteinfüllen mit Sodawasser auswäscht und gut nachspült und trocknet, ist wohl selbstverständlich.

Das zu verwendende Obst soll tadellos sein. Hat man aufgeschlagene oder gequetschte Stücke darunter, sucht man diese aus und füllt mit ihnen Extragläser, die man vom Vorrat separiert aufbewahrt und im Herbst zuerst verbraucht. Die guten Früchte werden gewaschen und getrocknet und dann in die Gläser eingefüllt; man klopft dabei immer mit der Hand auf den Boden des Glases, damit sich die Früchte dicht übereinander setzen. Nun gießt man den lauwarmen Zuckersirup darüber, eine Prozedur, die zweimal vorgenommen werden muß; denn die erste Füllung sinkt langsam ein und unter die Früchte, die aber vom Zuckersaft bedeckt sein müssen.

Vorher hat man sich nach dem Maß des oberen Glasrandes so viel Scheiben weißes Papier ausgeschnitten, als man Gläser füllen will. Außer diesen kleinen Scheiben stellt man noch zwei Sorten größere her, die die Glasöffnung um einen Zentimeter und anderthalb Zentimeter etwa überragen (die letzten schneidet man eventuell aus Zeitungspapier aus, wenn man besonders sparsam sein will), das weitere erledigt sich, wie es unsere nebenstehende Abbildung zeigt. Das weiße, kleine, erste Blättchen wird dem Glas aufgelegt. Inzwischen bestreicht man auf der Rückseite eines Tellers das erste größere Blättchen mit einem Butterpinsel oder einer Feder mit glattem aber nicht zu dickem Mehlbrei und drückt es leicht über das weiße Deckelchen auf das Glas, streicht mit einem Griff die Ränder herunter, dreht das Glas zwischen Zeigefinger und Daumen so lange in einer Richtung, bis sich der Papierrand faltig, aber flach und fest dem Glas anschmiegt. Auf diese erste Kappe folgt in gleicher Weise die zweite und dritte, anderthalb Zentimeter größere Papierscheibe. Will man ganz sicher gehen, kann man auch noch eine vierte Scheibe überkleben, aber notwendig ist sie nicht. Wie ein richtig geklebtes Glas aussehen muß, zeigt die untenstehende Abbildung. Klebt man das Papier zu tief herab, oder füllt man das Glas zu hoch, verliert man die Kontrolle über den Inhalt.

Das Verschliessen der Gläser.
Die mit Mehlbrei bestrichene Papierscheibe wird dem Glas leicht aufgesetzt und mit einem Handgriff herunter- und glattgestrichen.

Falsch geklebt! **Falsch gefüllt!** **Richtig gefüllt und geklebt.** **In Toilette — als Geschenk.**

Daß bei dieser Arbeit die Hände sowohl wie die Gläser von außen etwas von dem Mehlkleister abbekommen, ist natürlich unvermeidlich. Die fertig geklebten Gläser werden dann vor dem Einschieben in den Herd mit einem nassen Tuch oder Schwämmchen gereinigt, wobei aber jedes Schiefhalten zu umgehen ist, damit der Zuckersirup nicht an den weichen Papierverschluß fließt. Die ganze Kleberei erledigt sich schneller als jedes andere Zubinden. Es ist dabei nur als vorteilhaft zu beachten, die Gläser immer der Reihe nach zuerst mit Blatt I, dann II usw. zu versehen, damit jedes auch die nötigen drei Papierlagen übereinander erhält.

Nun benutzt man das geheizte Bratrohr, in dem der Mittagsbraten bereits fertiggemacht wurde, um mit der verglühenden Feuerung das Obst zu sterilisieren. Man nimmt eine Bratpfanne, füllt sie mit kaltem Wasser, setzt die Konservengläser (man kann in einer großen Pfanne etwa 30 Stück kleine Gläser auf einmal sterilisieren) hinein, schiebt sie in die Röhre, schließt diese und sieht am besten vor Ablauf von vier bis fünf Stunden gar nicht weiter nach. Das Obst erhitzt sich auf diese Weise ganz langsam bis zum Sieden und kocht ein Weilchen ganz zart, wodurch den Früchten Farbe und Geschmack unvergleichlich fein erhalten bleibt. Die über dem Obst befindliche Luftschicht wird gehoben, dehnt sich aus und entweicht durch die weiche Mehlbreipapierdecke, es entsteht dann beim Erkalten der erwünschte luft- und keimfreie Raum; denn die Mehlbreidecke trocknet noch im Ofen zu einem harten beinahe undurchlässigen Überzuge ein. Man läßt die Gläser im Rohr vollständig erkalten, trocknet sie ab und bringt sie in die Speisekammer oder an einen sonstigen nicht zu hellen aber luftigen Aufbewahrungsort. Will man den etwas unansehnlichen Papierverschluß verhüllen, spendiert man ein paar gepreßte Papierkapseln oder verwendet Kreppapier oder die kleinen runden bedruckten Papieruntersetzer.

Jede Hausfrau wird aus dem Gesagten berechnen können, wie billig, einfach und vorzüglich sie auf diese Weise Obst einsieden kann, das in dieser Form von der gleichen Ausgiebigkeit wie frisches ist. Vom Rhabarber angefangen bis zur späten Quitte (die allerdings vorher weich gekocht werden muß), ist alles Einsiedfähige für diese Art der Konservierung geeignet. Eine Ausnahmebehandlung erfordert nur die Ananaserdbeere. Hier muß man den Zucker zum dicken Sirup einkochen, der nach dem Einfüllen nicht ganz über die Früchte gehen darf, da Erdbeeren selbst noch eine Menge Saft ausscheiden.

Besonders fein schmecken auf diese Art eingekochte Schälpflaumen, Aprikosen und Pfirsiche. Die erfrischendste Frucht aber bleibt die Kirsche, von der sich beinahe jede Sorte für diese Konservierung eignet.

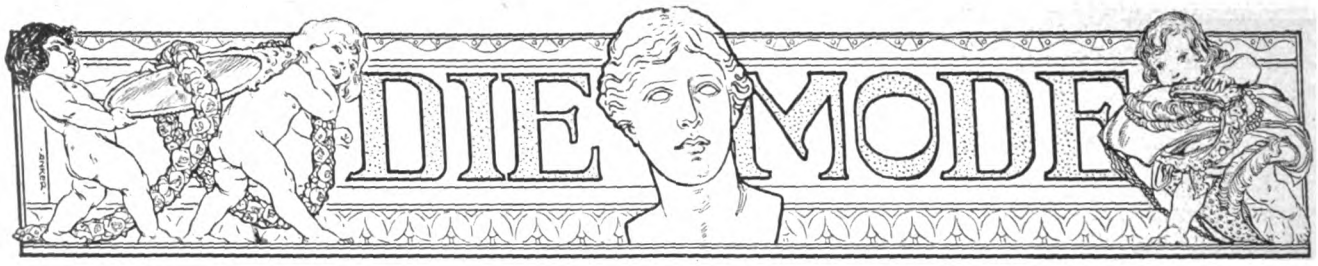
Es wäre nur noch zu bemerken, daß sich dieser Papierverschluß für den Versand nicht anwenden läßt. Die Gläser dürfen weder gestürzt noch in schräger Stellung aufbewahrt werden. Will man sie öffnen, sticht man mit einem spitzen Messer den Papierdeckel ein und schneidet ihn knapp am Rande glatt ab.

Für das Einsieden von Gemüsen ist dieser Verschluß ebenfalls nicht geeignet, da er der starken Gärung der Leguminosen nicht standhält.

Ueber Hauswirtschaftschulen.

Die Frau gehört ins Haus! Das ist ein oft, in verschiedenem Ton und Sinn, gesprochenes Wort. Nie soll es als der die geistige Entwicklung der Frau hemmende und sie in enge Schranken zurückweisende Befehl des Mannes ertönen. Wohl aber als die zielbewußte Forderung der Frau, die die Herrin des Hauses ist. Wer herrschen will, der muß gelernt haben zu dienen, er muß für die Pflichten des Berufes, der sein Leben ausfüllen soll, erzogen worden sein. Wenn in vergangenen Zeiten die Mutter oft die einzige Erzieherin und Lehrerin des Kindes war, so haben die vollkommen veränderten sozialen Verhältnisse, geschäftliche oder gesellschaftliche Verpflichtungen des Tages, die Forderung des Staates es herbeigeführt, daß Schulen in fest gegliederter Entwicklung die Weiterbildung des Kindes übernehmen. Wissenschaftliche und hauswirtschaftliche Bildung geht Hand in Hand, beide sind gleich wertvoll. Es bestehen zurzeit eine Menge trefflicher Schulen für hauswirtschaftliche Bildung im In- und Auslande. Mit zu den ältesten gehören wohl die Badens, deren Begründerin die Frau Großherzogin Luise war, und deren Besuch obligatorisch ist. Ebenso haben Württemberg, Sachsen und Preußen in den verschiedenen Provinzen und Städten vorzüglich geleitete hauswirtschaftliche Institute. Mehr neueren Datums sind in dem letztgenannten Lande drei staatliche Hauswirtschaftschulen in Posen, Rheydt und Potsdam, denen sich, durch ministeriellen Erlaß diesen gleichwertig und gleichberechtigt, die Schulen des Lettevereins, des Fröbel-Pestalozzi-Hauses in Berlin, beide mit Gewerbe-Schullehrerinnen-Seminaren, anschließen. Neue, weitgehende und sorgsam ausgearbeitete Schulpläne sind mit den letzteren ins Leben getreten, die Ausbildung selbst ist erweitert, die Lehrzeit wesentlich verlängert worden, so daß man hoffen darf, beste Lehrkräfte zu erziehen. Die hauswirtschaftliche Bildung ist nicht, wie man noch oft meint, eine nur praktische, sie beruht im Gegenteil in vielen Punkten auf einer durchaus wissenschaftlichen Basis, erforderlich ist unter anderem: Chemie, Hygiene, Buchführung, Nahrungsmittellehre usw. Die Ernährungsfrage wird stets eine der wichtigsten des Hauses sein, darum muß die Frau wissen, worauf es beim Einkauf des Materials ankommt, welchen Preis man zahlt, wodurch sich Gutes vom Schlechten unterscheidet. Sie muß den Nährwert von Fleisch, Gemüse, Milch, Mehl und Eiern kennen und hierdurch lernen, wie sie das ihr zur Verfügung stehende Geld am besten verwertet. Aus den Angaben ihres Wirtschaftsbuches ersieht sie, wo sie gut und sparsam, wo sie verschwenderisch und schlecht wirtschaftete. Sie soll bei Unfällen im Hause die ersten Handreichungen tun, es verstehen, einen Umschlag, einen Verband, eine Packung zu machen, das lehrt der Samariterkursus. Sie soll eine Krankensuppe kochen und angeben können, was für die Ernährung des Kindes zuträglich, was schädlich ist. Recht gelehrt und recht gewürdigt soll die Hauswirtschaftskunde die Frau zu dem machen, was sie sein soll: die Gehilfin des Mannes, die Mehrerin des Wohlstandes, die Schützerin der Gesundheit, die Förderin des Friedens und Familienglückes. Am segensreichsten wird sie für die Armen und Geringen werden, denn gerade da, wo man den Wert des Pfennigs schätzen müßte, werden Millionen durch die Unwissenheit der Frau verschwendet. Die Gründung der Hauswirtschaftschule ist mit bedeutenden pekuniären Opfern verknüpft. Sie bedarf große und helle Räume, ein sehr umfangreiches Inventar, täglich beträchtliche Mengen Rohmaterial und vorzügliche Lehrkräfte. In keiner anderen Schule wird das Gelehrte und Gelernte so rasch und so viel in die Praxis umgesetzt wie hier. Das Kind, das am Morgen lernte, wie gute Kartoffeln aussehen müssen, welchen Nährwert sie haben, wie man sie kochen muß, betrachtet am Mittag die auf den Tisch kommende Schüssel mit kritischem Auge. Der gegen die Mutter ausgesprochene Wunsch, selbst Kartoffeln kochen zu dürfen, wird gewährt, das Resultat ist gut. Ein anderes Kind betrübt sich über die schmutzige Messingtür des Ofens. Es weiß, wie man sie putzen kann, der Versuch wird gemacht, Mutter und Tochter blicken mit Befriedigung und Stolz auf den strahlenden Erfolg. Auf diese Weise wird oft das Kind zur Lehrerin der Mutter; so werden Ordnung, Schönheitssinn, Freude an der Arbeit ins Haus getragen. Möchten sich die Schülerinnen dieser Anstalten aus den verschiedensten Kreisen zusammensetzen, es kann ja auch verschiedensten Bedürfnissen in ihnen Rechnung getragen werden; möchten sie alle kommen die Schulpflichtigen und die Schulentlassenen, die Besucherinnen der mittleren, höheren und Fortbildungsschulen! — Groß im Kleinen! Das könnte das Motto der hauswirtschaftlichen Schulen sein. Aber das Kleine erstarkt, aus dem Kern erwächst der weit schattende Baum, der den Vögeln des Himmels Schutz gibt.

Elisabeth Kaselowsky.



Promenadenanzug mit Empirerock. (Abb. 205.) Unser elegantes Promenadenkostüm hat eine Taille aus hellolive Taft, während der Rock aus kreidefarbenem Tuch besteht. Die leicht blusige Taille ist vorn wie im Rücken mit spitzem Ausschnitt gearbeitet, den weißer Spitzenstoff deckt. Als Garnitur dient ein breiter eckiger Kragen, der sich auch im Rücken fortsetzt und mit brotfarbiger Stickereibordüre abgegrenzt ist. Vorn läuft dieser Kragen in drei Ecken aus, seinen Schluß bewirken Schmuckknöpfe. Der originelle Dreiviertelärmel ist oben ziemlich weit und in tiefe Querfalten geordnet, seinen Abschluß ergibt ein eckiger Aufschlag, der sich auf die unteren Längsfältchen legt. Der aus weichem Tuch gefertigte Empirerock ist leicht schleppend geschnitten und mit gleichfarbiger Seidenstickerei verziert, unter der eine schmale grüne Seidenblende sichtbar wird. Nach hinten ziemlich stark in die Höhe steigend, betont er vorn die übliche Taillenlinie; er wird von einem schmalen Seidengürtel begrenzt. Die vorn leicht auseinandertretende Tunika setzt sich in seichten Reihfalten dem Gürtel unter, um in der hinteren Mitte ziemlich faltig herabzufallen. Ihren unteren Rand begrenzt die Seidenstickerei, die vorn in den Zipfeln verläuft. Der Schnitt ist für die Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,75 Meter, für die Taille 2 Meter.

Toilette aus Schantung mit Überbluse, Umhang in Kimonoform. (Abb. 206 u. 207.) Das aus bernsteinfarbenem Schantung gefertigte Kleid Abb. 206 zeigt die leicht blusige Taille durch ein faltiges weißes Tüllhemdchen vervollständigt, dessen runden

Abb. 205. Promenadenanzug mit Empirerock.
Abb. 206 u. 207. Toilette aus Schantung mit Überbluse, Umhang in Kimonoform.

Abb. 208 u. 209. Loser Reisemantel, Reisekostüm mit Schossjacke.

Ausschnitt ein Spitzenkollerchen füllt. Die Überbluse besteht aus braunem Gitterstoff, der reich mit gleichfarbiger Reliefstickerei verziert ist und durch braune Seidenblenden abgekantet wird. Während sie in der vorderen und Rückenmitte im Gürtel verläuft, sind ihr seitlich glockenartige Teile angeschnitten, die vorn in quastengeschmückten Zipfeln auslaufen. Der enge, sich in Reihfalten um den Arm drapierende Ärmel besteht wie das Hemdchen aus Tüll und reicht bis zum Handgelenk. Die Taille umspannt ein brauner Seidengürtel, unter dem der schlank die Hüfte umschließende, mäßig weite Glockenrock hervorfällt. Er ist leicht schleppend geschnitten, seine Garnitur besteht aus drei bestickten Gitterstoffpatten, die mit Seidenblenden umrandet, durch Seidenfransen abgeschlossen werden. Der Schnitt ist für die Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,25 Meter, für die Überbluse bei 1,10 Metern Breite 1,10 Meter und für die Unterbluse bei 56 Zentimetern Breite 2,60 Meter. — Zur Herstellung des Kimonoumhanges Abb. 207 diente biskuitfarbenes Tuch, dessen Ausstattung in bunten marokkanischen Bordüren mit Goldeffekten bestand. Der in einem Stück geschnittene Umhang legt sich lose über die Schultern, von wo er in ungezwungenen Falten herabfällt. Am Halse ist der Umhang leicht ausgeschnitten, die Bordüre begrenzt den Ausschnitt wie die Vorderteilskanten, der Ärmelteil ist dem Ganzen angeschnitten und dort, wo die untere Abrundung der Hülle beginnt, durch einige Stiche zusammengehalten. Das Schnittmuster ist für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 2,35 Meter.

Loser Reisemantel, Reisekostüm mit Schossjacke. (Abb. 208 u. 209.) Unser schickes Modell Abb. 208 aus schwarzweißgestreiftem Grätenstoff wirkt durch die aufgesteppten Taschen recht flott. Doppelreihig durch große Knöpfe geschlossen, ist der reichlich lose Mantel mit Rückennaht und auf der Schulter mit Ausnäher gearbeitet, der in Brusthöhe verläuft. Als Halsabschluß dient ein Schalkragen mit vorn sich kreuzenden Revers, der rechten Vorderteilshälfte sind zwei Taschen aufgesteppt, die mit Klappen versehen sind. Der schlichte, mäßig weite Ärmel schließt mit glattem Aufschlag ab. Der Schnitt ist in 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 2,75 bis 3 Meter. — Bei der Jacke Abb. 209 werden die Vorderteile durch je eine englische Naht durchteilt. Als Halsabschluß dient ein mit brauner Seidenlitze eingefaßter Herrenkragen. Den Randabschluß ergibt ebenfalls braune Litze. Der Ärmel hat oben nur wenige Falten, der Schoß wird durch tiefe Schlitze unterbrochen und hat Taschen, auf die sich eine zackige Klappe legt. Sehr schick ist der aus neun Bahnen bestehende Rock, dem nach innen gelegte Quetschfalten eingesetzt sind, die in Kniehöhe ausspringen. Seine Garnitur bildet gleichfalls Seidenlitze, die die ausspringenden Falten besetzt. Der Schnitt ist für das Jackett in 44, 46, 48, 50, 52, 54 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116, 125, 135 und 145 Zentimetern Hüftweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,25 Meter, für das Jackett 2,25 bis 2,50 Meter.

Hängerkleidchen für kleine Kinder. (Abb. 210.) Das zierliche Kleidchen aus weißem Batist wird durch gestickte Einsätze verziert. Viereckig ausgeschnitten, zeigt es die vordere und Rückenmitte oben in feine ausspringende Fältchen abgenäht. Den Ausschnitt begrenzen Stickereistreifen, ein solcher zieht sich auch um das stüfchenverzierte Röckchen.. Auch das Puffärmelchen schmücken Stüfchen und ein Stickereibündchen. Der Schnitt ist in 28 und 30 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 80 Zentimetern Breite 1,75 Meter.

Wasche für kleinere und grössere Mädchen, gesticktes Batistkleidchen. (Abb. 211 bis 215.) Das viereckig ausgeschnittene Mädchenhemd aus weißem Perkal ist mit Handstickerei verziert. Es schließt auf der Achsel und zeigt vorn eine Stüfchengruppe. Der

Schnitt ist in 28, 32 und 36 Zentimetern halber Oberweite für 35 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 1,50 Meter. — Das Beinkleid aus Madapolam ist gleichfalls mit handgearbeiteter Lochstickerei verziert. An den Seiten durch Patten, Knopflöcher und Knöpfe geschlossen, tritt es oben in feinen Fältchen in den schmalen Bund, der an das Leibchen geknöpft wird. Unten schließen die Hosenbeine mit einem Kniebündchen und gesticktem Volant ab. Der Schnitt ist in 60, 68 und 84 Zentimetern Hüftweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 1,75 Meter. — Weißes Louisianatuch ergab das Material zum Unterröckchen Abb. 213. Die Ausstattung war Schweizerstickerei. Die Leibchenpartie wird im Rücken durch Knöpfe geschlossen. Am Hals rund ausgeschnitten, wird es dort wie an den Armlöchern durch schmale Stickerei verziert, den unteren Abschluß ergibt ein Stickereivolant unter einer Stüschengruppe. Der Schnitt ist in 28, 30 und 32 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 1 Meter. — Das Batiströckchen Abb. 214 hat ein angesetztes Leibchen, das glatt den Oberkörper umspannt und im Rücken geknöpft wird. Schweizerstickerei umrandet den runden Ausschnitt und die Armlöcher und wird von Wäschebörtchen begrenzt. Das Röckchen setzt sich in Reihfalten unter schmalem Bündchen dem Leibchen an. Den unteren Abschluß bildet gestickte Falbel und Stickereieinsatz. Der Schnitt ist in 28, 32 und 36 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 2,50 Meter. — Das Batistkleidchen ziert reiche Lochstickerei. Die Bluse tritt in leichten Reihfalten unter die Schärpe, ihre eckige Passe aus Einsätzen und Stüschengruppen setzt sich in gleicher Weise auf dem Rücken fort. Ein breiter Stickereivolant begrenzt diese Passe und deckt zugleich den Ansatz des kurzen Puffärmelchens. Die Taille umschließt eine zartfarbige Seidenschärpe, die, hinten zu voller Schleife gebunden, dem Kleidchen das farbige Aussehen verleiht. Das Röckchen besteht ganz aus Stickerei und fällt in Reihfalten unter dem Schärpengürtel hervor. Der Schnitt ist in 30, 32, 34, 36 und 38 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 3 Meter.

Schnittmuster. Gut passende Schnitte zur bequemen Selbstverfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 205 bis 215 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW. Zimmerstraße 37—41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Abb. 210. Hängerkleidchen für kleine Kinder.

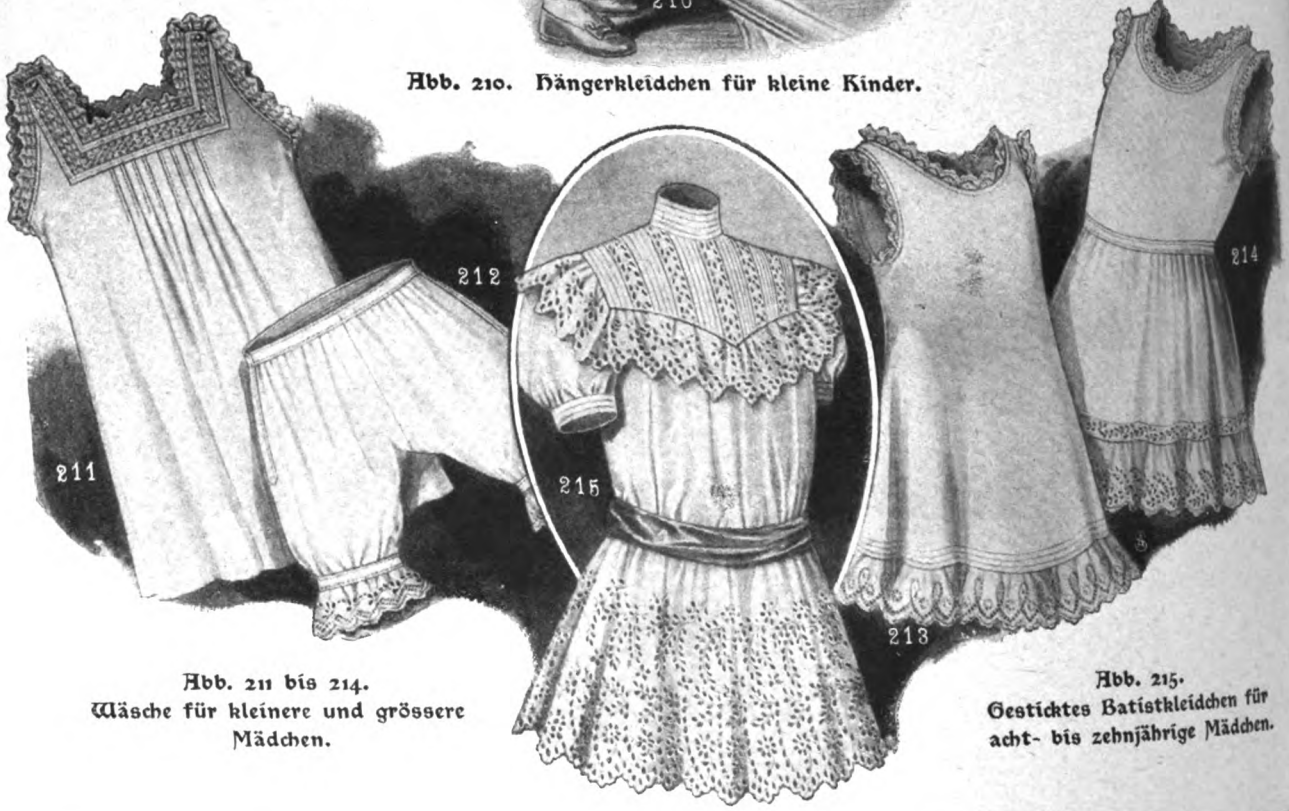


Abb. 211 bis 214. Wäsche für kleinere und grössere Mädchen.

Abb. 215. Gesticktes Batistkleidchen für acht- bis zehnjährige Mädchen.

Die beiden ersten deutschen Ärztinnen.

Von H. F. Klein.

Ein schweres Herzleid kam über mich — eine unfaßbare Kränkung mußte ich erdulden. Und vom Odenwald her brausen die Stürme, werfen sich heulend in die weite Rheinebene. Ich schließe die Läden und beiße die Zähne zusammen.

Ich kenne ein Mittel, über solche kritische Zeiten hinwegzukommen. Den hohen Eichenholzschrank öffne ich mit altem, krausem Schlüssel, schwer bewegt sich die massive Doppeltüre. Hier oben ist das Fach, in dem Generationen hindurch vergilbte Briefe, Schriften, Chroniken und altmodischer Schmuck aufbewahrt werden.

Und ich vertiefe mich in längst entschwundene Zeiten, ich lese, wie sie geboren wurden, wie sie heirateten und starben.

meine Großeltern, deren Eltern und noch weiter deren Vorfahren bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein und noch früher.

Sei still, mein Herz, mit deinen kleinen Nöten! Wie bald steht auch bei deinem Namen das Kreuz, wie bald verweht deine Spur wie die welken Blätter, die das unholde Wetter mir an die bebenden Läden wirft. Sieh hier, das alte Familienbuch, das mir in der schwer lesbaren Schrift des gewissenhaften, fleißigen Oheims Kunde gibt von meinen Urgroßeltern. Dabei liegt in altmodischer, grün und rosa geflammter Schachtel auf Ordensbändern und Atlasschleifen das feine Miniaturbild meiner Urgroßmutter Josefa Regine von Siebold. Schwacher, feiner Lavendelduft steigt auf. Ein Brustbild zeigt die etwa dreißigjährige Frau. Sie richtet den Blick ihrer großen, geistvollen Augen gütig und ernst auf mich, der kleine Mund, die feine, gerade Nase sind von vollendeter Schönheit. Rötlichblondes Haar in vollen, künstlichen Locken drängt sich neben dem runden anschließenden, reichgezierten Hut. Der Hals ist umhüllt von einem breiten Spitzenkragen, das Kleid ist von dunkler Seide. Ich vertiefe mich in die Schicksale dieser merkwürdigen Frau, die den unvergänglichen Ruhm hat, die erste, wirklich promovierte Ärztin gewesen zu sein, die alle Hindernisse, alle Vorurteile, alle Zunftschranken kraftvoll überwand, und die die Mutter war der zweiten, rite promovierten Ärztin, der ihrer Zeit so berühmten Dr. Charlotte von Siebold in Darmstadt.

Josefa Regine von Siebold wurde geboren am 14. Dezember 1771 in Geismar im Eichsfeld als Tochter des Regierungssekretärs Josef Henning. Erzogen wurde sie bei dessen Bruder, dem Regierungsrat und Stadtdirektor Lorenz Henning in Heiligenstadt, auf dessen großem Gute sie ihre Jugend verlebte. Bis zu ihrem zehnten Jahre tummelte sie sich in leichten Knabenkleidern und wurde ungewöhnlich groß und kräftig. In dem Hause des Professors der Medizin Richter in Göttingen erhielt sie ihre weitere Ausbildung, wurde auch auf der Reitbahn von Ayrer im Reiten und Fahren unterwiesen und erlangte hierin große Gewandtheit, die ihr bei ihrer späteren ausgedehnten Praxis in Darmstadt sehr zustatten kam. Am 14. Dezember 1786 heiratete sie den Kurmainzer Regierungsrat Georg Heiland aus Heiligenstadt. Während dieser siebenjährigen Ehe schenkte Frau Josefa zwei Töchtern das Leben; am 12. September 1788 wurde Charlotte, die nachmalige Doktorin, geboren. Heiland war ein reicher Mann und führte ein vornehmes Hauswesen, Frau Josefa erhielt von ihrem kinderlosen Pflegevater zudem noch ein bedeutendes Legat. Das idyllische Leben in Heiligenstadt erfuhr plötzlich eine gründliche Veränderung. Nach dem Ausbruch der Revolution flüchtete bekanntlich der Kurfürst von Mainz vor den siegreichen französischen Truppen nach Heiligenstadt. Der große kurfürstliche Hofhalt, die beginnenden schicksalschweren Zeiten brachten Unruhe und Bewegung in die stillen Heiligenstädter Verhältnisse. Heiland, ein tüchtiger Staatsbeamter, stand im Mittelpunkt der riesigen fürstbischöflichen Regierungsgeschäfte. Überanstrengungen warfen ihn im Herbst 1793 aufs Krankenlager. Durch einen fehlerhaft vorgenommenen Aderlaß entstand Blutvergiftung und Venenverschluß, der kräftige Mann erlag im November 1793 seinen qualvollen Leiden. Die verzweifelte Witwe, die ihrem zweiten Töchterchen das Leben geschenkt hatte, wurde gleichfalls schwer krank. Professor Richter eilte von Göttingen herbei, doch da tägliche Hilfe nötig war, überließ er die Behandlung seinem Assistenzarzt Dr. Damian von Siebold, der nach fünfmonatiger Behandlung die Patientin genesen sah. Die beiden jungen Leute lernten sich schätzen und lieben, und nach zwei Jahren, im Herbst 1795, fand die Hochzeit statt. Durch Dekret des Fürstbischofs wurde von Siebold, der 1794 Physikus in Heiligenstadt geworden war, zum kurfürstlichen Hofrat ernannt und im Herbst 1797 als Physikus und Hospitalarzt nach Worms versetzt. Vergebens hatte sein Vater, der „Chirurgus inter Germanos princeps", Professor am Juliusspital in Würzburg, Carl Caspar von Siebold ihn zu bewegen gesucht, sein Nachfolger zu werden. Damian schlug diese glänzende Stellung aus. Er war in Würzburg sch gekränkt worden, und seiner stolzen Natur widerstrebte es seine Vaterstadt zurückzukehren.

Kaum war er in Worms eingezogen, als, entsprechend Friedensschlusse von Campo Formio, Österreich das linke Rh ufer abtrat (17. Oktober 1797). Die Franzosenherrschaft gann. Damian von Siebold wurde vor die Wahl gestellt, sich die bekannten Bücher einzuschreiben: rot für, schwarz gegen franzöſischen Freistaat. Er schrieb sich in das schwarze B und machte aus seinem Haß gegen die Fremdherrschaft k Hehl. Die Gewalthaber Ney und Augerau, die seine Gesch lichkeit im Hospital schätzen gelernt hatten, suchten ihn du glänzende Anerbietungen zu gewinnen. „Wir wissen gar wol daß Sie kein Franzosenfreund, aber daß Sie ein Menschefreund" sind, sagte Augerau zu ihm. Aber Siebold blieb der deu schen Sache treu; es folgte eine planmäßige Hinausdrängu aus seinen Ämtern, Beraubung seines Vermögens und B schimpfung aller Art, so daß er nach Darmstadt zog und hi sein „Etablissement" am 19. Mai 1804 erlangte. Mein Großmutter wurde während der Umzugswirren von Heiligen stadt nach Worms geboren (sie heiratete später den Theologie professor Klein in Gießen).

In so schicksalschwerer Zeit für das Vaterland wie die Familie begann die Praxis in Darmstadt, schwere Sorgen warfen den vielgeprüften Mann aufs Krankenlager. Es kam bittere Not in die Familie. Aber Not macht erfinderisch. Die Gattin half. Alle Vorurteile, alle Schwierigkeiten überwindend, erschien sie unerwartet bei ihrem Schwager Elias, dem Nachfolger Carl Caspars von Siebold, der noch lebte. „Lehre mich, ich werde deine Schülerin." Er geleitete sie in den Hörsaal. Während die Mutter in Würzburg studierte, besorgte die Tochter Charlotte das Hauswesen. Am 6. November 1807 unterwarf sich Frau Josefa einem rigorosen Examen beim Collegium medicum und wurde zur Praxis zugelassen. Sie schuf sie sich, zunächst in den allerschwierigsten Fällen der Entbindungskunst, auf dem Lande. Bald lernte man die kunstreiche Hand, bald die außergewöhnlich schnelle, bereitwillige Hilfe kennen. In Nacht und Sturm, bei Winterfrost und Schneegestöber saß die entschlossene Frau sogleich zu Pferde. Oft auf Bauernwagen tief in den Odenwald fahrend, oft um Armen, denen ihre Sorge galt, noch zu helfen. Der liebe Gott segnete das. Ihr Gatte war mittlerweile wieder genesen, er wurde Physikus und Direktor des Medizinalkollegs. Sein Impfinstitut, in dem seine Gemahlin assistierte, wurde vom Staat übernommen, die Verhältnisse gestalteten sich allmählich in pekuniärer Hinsicht glänzend.

Am 25. Februar 1813 erhielt Frau Josefa ein vorzügliches Zeugnis der Regierung über Ausübung der Entbindungskunst, Schutzpockenimpfung und Unterstützung ihres Gemahls in der Hebammenlehre. Am 7. April 1815 Dekret: 300 Gulden Besoldung aus dem Kammerfiskus. Am 6. September 1815 ein auszeichnendes Doktordiplom nach öffentlicher Prüfung und Promotion vor der Fakultät in Gießen. Rektor: Professor Dr. Kuenoel, Promotor: Professor Dr. Wilbrand. Am 7. März 1817 Gehaltszulage von 200 Gulden, am 2. August 1818: Furage für 2 Pferde. Ihren Lebensabend verbrachte die edle Frau bei ihrer Tochter Charlotte in Darmstadt, oft ihre Kinder und Enkel in Mainz und Gießen besuchend und Freude verbreitend, wo sie war. Am 28. Februar 1849 entschlief sie sanft zu einem höheren Leben. Ihrer Tochter Charlotte sind wir oben bereits wiederholt begegnet. Sie wurde geboren zu Heiligenstadt am 12. September 1798, wurde von dem zweiten Gemahl ihrer Mutter adoptiert und trug von da mit kurfürstlicher Bewilligung den Namen „von Siebold". Sie war vermählt mit dem Dr med. und späteren hessischen Generalstabsarzt Heidenreich in Darmstadt. Die Ehe blieb kinderlos. Ihrer Neigung folgend, wurde sie von ihren Eltern privatim im Studium der Medizin vorbereitet, sie schreibt hierüber in ihrem der Gießener Fakultät vorgelegten Curriculum vitae: „Von verschiedenen Lehrern in Heiligenstadt, Worms und

Darmstadt unterrichtet, wurde der Wunsch, nach dem Beispiel und im Fache meiner Eltern nützlich zu sein, rege. Zu Ende 1811 ging ich nach Göttingen und hörte dort die Professoren Osiander, Blumenbach, Wünsch und Langenbeck." Sie veröffentlichte im März 1817 eine Dissertation, unterwarf sich dem Fakultätsexamen in Gießen und betrat am 17. März 1817 das Katheder und verteidigte öffentlich ihre Thesen. Diese Thesen liegen hier vor mir. Es sind sechsundzwanzig. Sie zeugen von vorgeschrittener medizinischer Einsicht; zum großen Teil sind sie heute noch gültig und durch die Erfahrung bestätigt.

In der hessischen Landeszeitung vom 29. April 1817, Nr. 33, steht: „Sie habe einen solchen Umfang von gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen und solcher Ruhe und Besonnenheit gezeigt, daß sie sich den allgemeinen Beifall der Sachverständigen und eines sehr zahlreichen Auditoriums erwarb." Das Doktordiplom ist datiert vom 26. März 1817. (Geh. Rat Balser, Carl Lud. von Grolman, Prof. Nebel.) Die junge Doktorin erwarb sich bald eine große Praxis. Im April 1819 wurde sie zur Herzogin von Kent nach Amorbach gerufen, um sie als Ärztin auf einer Reise nach England zu begleiten. Die Herzogin sah einem nah bevorstehenden, freudigen Ereignis entgegen und ertrug die erheblichen Beschwerden der weiten, aus politischen Gründen unternommenen Reise als mutige Tochter tapferer Ahnen ohne Klagen, sogar mit Heiterkeit. Ihr treubesorgter Gemahl tat alles, was in seinen Kräften stand, um die vielen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, zu beseitigen. Die Straßen waren damals noch nicht überall genügend ausgebessert „les convois de poudre, de boulets, les canons, les cáissons" hatten sie zu tief aufgerissen. Indessen wurde die große Reisegesellschaft von ungewöhnlich günstiger Witterung begleitet. Auch die heimlich gefürchtete Überfahrt über den Kanal brachte nichts Schlimmes — glücklich landeten sie und begaben sich nach London. Am 24. Mai 1819 erschien nach bangen Stunden der welthistorische Augenblick. Eine kleine Prinzessin erblickte das Licht der Welt. Charlotte legte das Kindchen sofort auf eine historische Schüssel aus alter Königszeit und präsentierte es, wie es war, den höchsten Würdenträgern des Landes. Als Anwesende verzeichnet sie: Herzog von Sussex, Herzog von Wellington, Lord Darnley, General Moore, Erzbischof von Canterbury u. a. Nach Beendigung dieses feierlichen Staatsaktes dankte der glückstrahlende Herzog der Doktorin für ihre Umsicht, Geduld und erfolgreiche Tätigkeit und überreichte ihr ein kostbares, mit Saphiren besetztes Armband.

Die kleine Prinzessin aber wurde später die Beherrscherin des Landes, in dem sie geboren war: die Königin Viktoria von England.

Eine große Zahl von Fürstinnen wurde von Charlotte von Siebold ärztlich beraten. Monatelang weilte sie in Koburg (1818), sehr oft in Heubach, die große Kinderschar (die sechs schönen Braganzatöchter) behandelnd, 1847 weilte sie bei der Fürstin Hohenlohe in Schillingsfürst usw. Doch immer wieder kehrte sie in ihren lieben Familienkreis nach Darmstadt zurück.

Charlotte von Siebold war eine Frau von ungewöhnlicher, geistiger Begabung, von entschlossenem Charakter und großer Körperkraft. Mit zäher Energie überwand sie alle Hindernisse, die ihrem Studium entgegenstanden, und die in jener Zeit und bei den damaligen Anschauungen noch bedeutender waren als heutzutage. Von Figur war sie mittelgroß, von gesunder Gesichtsfarbe, sie hatte durchdringende, dunkelblaue Augen, rotblonde Haare, eine kräftige Stimme und wunderschöne Hände.

Am 8. Juli 1859 im 71. Lebensjahre verschied sie in Darmstadt nach kurzem Krankenlager, noch fast bis zuletzt den Leidenden Trost und Hilfe spendend. In einem Nachrufe der Darmstädter Zeitung vom 4. Juli 1859 heißt es:

„In ihr verliert die Wissenschaft sowie alles Gute und Edle die würdigste Priesterin. Sie war Wohltäterin allen Leidenden und Bedürftigen im weitesten Sinne des Wortes. — Fürstin und Bäuerin wurden mit gleichem Pflichtgefühl von ihr behandelt. Ihr war der Stand ein untergeordneter, der Menschheit zu dienen die Hauptsache."

Unterhaltungen im Freien in früherer Zeit.

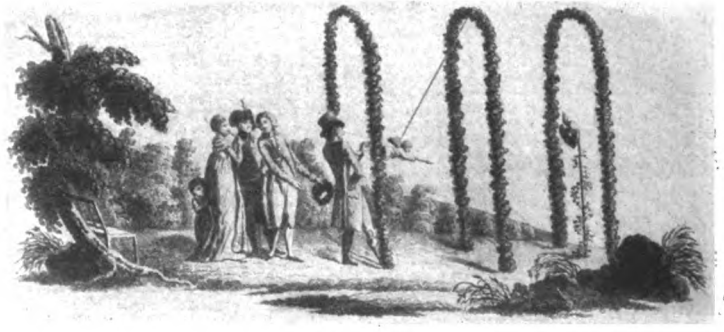
Von Ruth Lindner.

„Vom Eise befreit sind Strom und Bäche — Durch des Frühlings holden, belebenden Blick — —" da ist es doch natürlich, daß es die Menschen ins Freie lockt! Einzeln und in Scharen ziehen sie hinaus, um sich des Sonnenscheins und der Natur zu erfreuen. Und der Sonnenschein, der heitere, lachende, hilft ihnen, die Sorgen des Alltags zu vergessen, verscheucht Grillen und trübe Gedanken.

Jung und alt vergnügt sich im Wald und auf den Wiesen mit den beliebten Ball-, Lauf- und Gesellschaftsspielen. Die Erwachsenen beteiligen sich dabei und wetteifern mit der Jugend um den Lorbeer des Siegers.

Einige Spiele, die wir heute noch mit großer Hingabe ausüben, so das beliebte Kegelspiel, das wohl allgemein bekannte Topfschlagen, das drollige Sacklaufen, haben schon zum Ergötzen unserer Urgroßeltern beigetragen. Leider sind einige sehr reizvolle und amüsante Spiele aus der Zeit um 1800, wie das so im Laufe der Jahre zu geschehen pflegt, durch andere verdrängt worden und der Vergeßlichkeit anheimgefallen. Und doch waren diese Spiele hübsch und anregend, und unter Lachen und Scherzen verging gar schnell die Zeit dabei, und manche zarte Bande halfen die nun vergessenen knüpfen. —

Da auch unsere Mode, wie wohl schließlich alles im Leben, sich wiederholt und nach Ben Akiba alles schon einmal dagewesen ist, werden unsere Leserinnen es uns nicht verargen, daß die Spiele, von denen jetzt erzählt werden wird, nicht neu, daß sie schon einmal dagewesen sind. Vielleicht gelingt es uns, ihnen Freunde zu werben und sie zu neuem Leben zu erwecken.



Das Amorspiel.

Wir wollen mit dem „Amorspiel" beginnen. Ein hölzernes Herz mit einem Punkt in der Mitte wird an einem Pfahl befestigt. Ein Amor, mit einem spitzen, stählernen Pfeil bewaffnet, hängt in einiger Entfernung an einem andern Pfahl. Dieser Amor mit dem Pfeil wird nun nach dem Herzen geworfen, und wer den Punkt am Herzen so trifft, daß der Pfeil darin steckenbleibt, ist Sieger und erhält einen vorher ausgemachten Preis.

„Fröschchenstreichen". Auf einem ebenen, weichen Rasenplatze wird ein Pfahl errichtet. Den beiden, die zuerst mit

dem Spiel beginnen, verbindet man die Augen. Dann bindet man den einen an die kurze und den andern an die lange, am Pfahl angebrachte Schnur. Nun erhält der eine ein gekerbtes und ein glattes Holz, der andere einen Plumpsack. Nachdem der erste mit dem glatten auf dem gekerbten Holz einen Ton hervorgebracht hat, der mit dem Quaken des Frosches einige Ähnlichkeit hat, beginnt der andere ihn zu suchen, um ihn mit dem Plumpsack zu treffen. Das gegenseitige Bemühen, zu ergreifen und zu entwischen, macht den Spielenden und den Zuschauern viel Spaß und belustigt ungemein. Zu dem „Spickelierspiel" brauchte man spitze Stäbe, „Stichlitze", darum wurde das Spiel wohl auch zuweilen das „Stichlitzspiel" genannt. Auf weichem Boden gruppieren sich die Spieler im Kreis, und jeder gräbt hinter oder vor sich ein Loch in die Erde. Das Los entscheidet, in welcher Ordnung die Spieler die spitzen Stäbe in die Erde werfen. Hat nun der erste seinen Stab in das Loch geschleudert, so versucht der nächste, seinen Stab auf den gleichen Fleck zu bringen und den Stab des Gegners zu verdrängen. Hat er sein Ziel erreicht, so nimmt er den Stab des ersten und wirft ihn so weit er kann vom Spielplatz fort. Der Eigentümer des Stabes läuft nun seinem Stabe nach und holt ihn zurück, verfolgt von seinem Gegner, der eifrig bestrebt ist, den Plumpsack mit dem Rücken des Stabholers in Berührung zu bringen. Wohl alle kennen das Spiel „Dreh' dich nicht um, der Plumpsack geht 'rum", und wir brauchen keine nähere Beschreibung des „Plumpsack" zu geben. Die Zurückbleibenden graben in der Zwischenzeit das Loch des Verlierenden größer und tragen die Erde davon in ihre eigenen Löcher oder verstreuen sie. Eine strenge Spielregel ist, daß man dem, der den Stab holt, den Rücken zukehren muß, denn unbemerkt, leise, ganz leise soll er heranschleichen und mit dem Plumpsack die Missetäter von seinem Loche verjagen. Dann ist das Spiel aus und kann von neuem beginnen.

Fröschchenstreichen.

„Die sehende Blindekuh". Durch das Los wird der bestimmt, dem die Hände auf den Rücken gebunden werden. Er wird nun von allen Seiten geneckt, ohne sich verteidigen, ohne Gleiches mit Gleichem vergelten zu können. Natürlich steht er Qualen aus. Befreiung aus seiner üblen Lage blüht ihm nur, wenn er einen Unvorsichtigen, der ihm von hinten allzu nahe kam, schnell beim Kleide faßt und ihn festhält. Jeder vermeidet dies aufs ängstlichste, hat sich aber doch einer von der Gesellschaft ergreifen lassen, werden ihm die Hände auf den Rücken gebunden, und er muß nun die Rolle des Geneckten spielen, bis es ihm gelingt, einen Unvorsichtigen zu ergreifen usw. usw.

Das Spickelierspiel.

Die sehende Blindekuh.

„Der Strohmann". Am Fastnachtstage sah man

Der Strohmann.

in den Straßen von Madrid nicht selten Gruppen junger Mädchen, die sich auf folgende Weise belustigten. Ungefähr acht bis zwölf nehmen ein großes, leinenes Tuch, legen eine aus Stroh angefertigte Puppe darauf und werfen sie unter Tanz und Gesang in die Luft. Die Unvorsichtige, die den auf sie fallenden Strohmann nicht mit dem Zipfel des Tuches, das sie in Händen hat, auffängt, wird mit lautem Gelächter für ihre Unachtsamkeit bestraft. Dieses Spiel gewinnt noch sehr an Reiz, wenn beide Geschlechter daran teilnehmen und jeder Mangel an Aufmerksamkeit mit einem nachher auf beliebige Weise einzulösenden Pfande gebüßt werden muß.

Scheibenkollern.

Am „Scheibenkollern" können nur vier Personen teilnehmen. Diese stellen sich an die Spitze von zwei im rechten Winkel sich durchkreuzenden Linien, die ungefähr einen halben Meter breit und sechs bis zehn Meter lang sind. Auf diesem Raum nun haben die Spieler die Beweise ihrer Gewandtheit und Geschicklichkeit zu geben. Die Ecken des Quadrats, das da, wo die Linien sich durchschneiden, gebildet wird, werden mit kurzen Stäben besteckt. Zwei, etwa 15 Zentimeter im Durchmesser enthaltende Scheiben sind die Werkzeuge des Spiels.

Einer von den vier Spielenden rollt oder kollert seine Scheibe auf der bezeichneten Bahn nach den vier Stäben hin, und der andere, der an der Spitze der diese Bahn durchschneidenden Linie steht, sucht nun den Lauf der Scheibe zu unterbrechen. Dies muß aber gerade in dem Augenblicke geschehen, in dem sie durch das mit Stäben abgesteckte Viereck rollt. Hier muß die eine Scheibe von der Scheibe des andern getroffen werden. Gelingt dies, so muß der erste entweder dem andern etwas Bestimmtes erlegen oder sich einige Hiebe mit dem Plumpsack gefallen lassen. Die zwei, die am andern Ende der beiden Linien stehen, fangen die rollenden Scheiben auf und tun nun, was die beiden andern vorher taten.

Briefe eines modernen Schulmannes:*)

Echte und falsche Kinderfeste.

Hochverehrte Frau!

Ich danke Ihnen und Ihrem Gemahl bestens für die Übersendung der Karte mit Ihrem wunderschönen Heim. Die Buben sehen ja prächtig aus, und auch die kleine Ingeborg — übrigens der Mutter Ebenbild — erscheint gesund und frisch. Man merkt den Einfluß der See und des Waldes. Es ist doch ein Segen ohne Maßen, den das Tummeln in frischer Luft den Kindern bringt! Die Großstädte und ihre Erziehungsorgane erfüllen eine heilige Pflicht, wenn sie Gelegenheiten schaffen, die die Kinder dem dumpfen Stubenleben entziehen und ihnen das zu geben versuchen, was das Kind so notwendig braucht wie Nahrung und Schlaf — das Tummeln in freier Luft. Ein unsterbliches Verdienst erringen sich die Männer, die mit Herrn von Schenkendorf für unsere Jugend und die Volksgesundheit den Jugendspielen freie Bahn zu schaffen suchen. Ich habe seit Jahren den Segen dieser Jugendspiele an unserer Schuljugend beobachten können und bin ein begeisterter Anhänger dieser guten Sache geworden. Alljährlich, wenn der Frühling in das Land einzieht, strömen unsere Kinder zum Spielplatz hinaus, um sich im fröhlichen Spiele zu tummeln, um die Glieder zu festigen, die Lungen zu weiten im eiligen Laufe. Wenn dann das Spieljahr zu Ende geht, so schließen wir es, wenn es die Verhältnisse irgendwie gestatten, durch ein Spielfest ab. Dieses Fest ist ein Höhepunkt im Leben unserer Kinder, und wochenlang freuen sie sich darauf und arbeiten mit an seinem Gelingen.

Endlich ist der große Tag gekommen und mit ihm der heißerwünschte Sonnenschein. In tiefer Ruhe liegt der Spielplatz da. Leicht bewegt flattern die bunten Wimpel im Winde. In vollem Schein ergießt sich die Sonne über den weiten Platz, dessen Mitte durch weiße Bandstreifen regelmäßig geteilt ist. Dort sollen die turnerischen Vorführungen gezeigt werden. Ringsum ist der Spielraum durch weißrote Fähnchen abgegrenzt, und drüben in der Ecke zeigen rote Wimpel den Platz für die Kampfspiele an. Immer mehr Leute, alte und junge, strömen heran und nehmen hinter der Absperrung Aufstellung. In aller Mienen liegt Erwartung und Spannung. Kein Wunder, gnädige Frau, denn wie werden die Jungen geschwärmt und gerühmt haben! Ich habe reizende Beobachtungen gemacht, wie sie sich gegenseitig anspornten in edlem Korpsgeist und auch die letzten Trägen der Klasse heranzuholen suchten. „Du, den Emil müssen wir noch haben. Wenn er auch nicht oft zu den Spielstunden gekommen ist, laufen kann er mächtig!" — „Laß ihn doch, die 1a Klasse hat auch Säumige. Wir sind so eingespielt, wir werden den Stafettenlauf uns schon holen." — „Ob wir ihn holen!" und lachend und zuversichtlich blicken sie zu mir hinauf, der ich die letzten Worte gehört habe. Es ist etwas Eigenes, gnädige Frau, um die stolze Zuversicht und das Kraftgefühl deutscher Jungen! — —

Die Zuschauer brauchen nicht mehr lange zu warten. Von der Straße tönt Trommelwirbel und Pfeifenklang herüber. In strammem Schritt marschieren die Klassen heran auf die ihnen zugewiesenen Plätze, erst die Knaben, dann die Mädchen. Die Sachen werden abgelegt, und in schöner Ordnung warten die Kinder auf das Zeichen zum Beginn der Vorführungen. Schärpengeschmückte Jungen gehen den Lehrern zur Hand und verteilen die Spielgeräte. Währenddessen sammeln sich die vier oberen Mädchenklassen um die Turnlehrerin. Nach einem dreimaligen Trommelwirbel erfolgt ihr Aufmarsch zu den Freiübungen, die ein liebliches, schönes Bild bieten und mit einem kurzen Reigen schließen. Unter den Zuschauern herrscht während der Übungen eine anhaltende Spannung. Sie steigert sich beim Anmarsche von sechs Knabenklassen, die in malerischen Gruppen kombinierte Freiübungen turnen.

Die in tadelloser Ordnung und Straffheit ausgeführten Bewegungen, die große, in geöffneten Reihen stehende Knabenschar, die an dem Fahnenzeichen ihres Turnlehrers hängt, bietet aber auch einen ganz überraschenden Anblick. Mit blitzenden Augen und geröteten Wangen turnen die Jungen. Es sind prächtige Gestalten darunter, und manches Mutterherz mag höher schlagen beim Anblick dieser kräftigen, gewandten Jungen, die in Schlag und Widerschlag, mit schnellen Drehungen und Wendungen ein hübsches Kampfbild zeigen. Lauter Zuruf lohnt die Turnenden, und manches Vaters Auge leuchtet in freudigem Stolze.

Nun sind sie abgerückt, die Spielordner treten in Tätigkeit, und bald entwickelt sich auf dem Platz ein buntbewegtes

*) Siehe Heft 17 der „Welt der Frau".

Bild. Jede Klasse spielt unter der Leitung ihres Lehrers besondere, den einzelnen Stufen angepaßte Spiele, die Wettkämpfer sammeln sich. Der Spieleifer entbrennt, und neben den Kreisspielen der Kleinen sieht man die Bewegungsspiele der Großen. Überall verfolgen die Zuschauer mit großem Interesse den Gang der Spiele, und manch ein Blick aus dankbarem Elternauge sagt uns, daß unser Streben verstanden wird. Hier werden Fäden geknüpft zwischen Eltern und Lehrern, die nicht leicht reißen und das Band festigen helfen, das Haus und Schule verbindet und verbinden muß, wenn die Erziehungsarbeit nicht umsonst getan sein soll. Hier kommt mancher zu der Erkenntnis, daß der Lehrer der Erziehungsschule doch wohl etwas anderes ist als nur ein pedantischer Drillmeister, der eine gewisse Menge Leitfadenwissens an die Kinder in mehr oder weniger schmackhafter Form zu übermitteln hat, daß sein Arbeiten auf anderem Grunde ruht, als viele wähnen. Wie jubeln die Kinder, wenn der Lehrer in das Spiel mit eingreift und gleich jedem anderen Spielgenossen sich den Spielgesetzen unterordnet! Wie vorsichtig muß er heute sein; denn wie verdoppeln die Kinder heute ihre Kraft und ihren Eifer, heute, wo das Elternauge auf ihnen ruht! Die schlanken, prächtigen Knabengestalten stürzen von Fähnlein zu Fähnlein, um dem oft sicher treffenden Balle zu entgehen, und daneben im andern Spielfelde weichen Spieler langsam und berechnend zurück, um dem lockenden Gegner im Barlauf nicht in die Hände zu fallen. Von drüben tönen heitere Lieder herüber, und klatschend und tanzend dreht sich die kleine Mädchenschar. Überall die gleiche Lust, das gleiche Leben, der gleiche herzerfrischende Anblick jauchzender, sich im Spiel auslebender Kinder. Kräfte löst das Spiel aus, und Kräfte bildet das Spiel. Darum gehört es mit in unsern Wirkungskreis hinein, der Kraftbildung erstrebt.

Wenden wir uns von dem schönen Bilde weg, das die Spielgruppen uns bieten, und suchen die Wetturner auf, die bei dem Klettergerüst zusammenstehen!

Es sind durchweg gutgebaute, starke Jungen, die Auslese aus diesen Hunderten, unsere treuesten Turn und Spielgenossen.

In fünf Gruppen turnen die fünfundvierzig Knaben. Die Zehn- bis Zwölfjährigen sollen im Doppelwettkampf sich den Preis erringen, und die Zwölf- bis Vierzehnjährigen sollen im Dreikampf ihre Kraft zeigen. Die Jungen sollen nicht Kunststücke und halsbrecherische Dinge vorführen, in einfachen Bewegungen, wie es Werfen, Springen und Klettern sind, sollen sie zeigen, was ein planmäßiges Turnen und ausgiebiges Spiel, das Jahre hindurch betrieben wurde, zu erreichen vermag. Im Stoßballweitwerfen und Hochsprung wird denn auch von den Jungen Erstaunliches geleistet. Sie werden vielleicht sagen, gnädige Frau, es sei doch unrecht, den Ehrgeiz in den Kindern durch derartige Wettkämpfe anzuspornen. Ich gebe gern zu, daß hierin leicht zu weit gegangen werden kann; aber ich meine doch auch, daß eine derartige Kraftwägung Gutes wirkt, wenn sie das Maß des Natürlichen nicht überschreitet. Ich bin ein prinzipieller Gegner alles Anspornens und Anpeitschens und glaube sogar, daß manches Temperament direkten Schaden dadurch leidet; aber im allgemeinen ist der Kampf, sofern er in den rechten Grenzen bleibt, immer ein Mittel zur Kraftbildung, ein Ansporn nach vorne. Ich lobe viel mehr, als ich tadle, habe aber stets die Erfahrung gemacht, zumal bei großen Kindern, daß das Vorbild Wunder wirkt, gleich, ob das Kind auf ein solches gewiesen wird oder selbst einmal als Vorbild diente. Aber auch hier ist, wie immer, eins nötig: individuelle Scheidung. Was dem Cholerischen schadet, nützt dem Phlegmabeflissenen. Ein Siegerkranz aus Eichenblättern lohnt unsere tapferen Jungen. Man mag manches gegen diese Art von Schülerfesten in der Theorie eingewendet haben, in der Praxis zeigen sie, daß sie, richtig geleitet und von Liebe zur Sache getragen, geeignet sind, den Veranstaltungen spekulierender Unternehmer Abbruch zu tun.

In Berlin und seinen Vororten wird ja so viel gespielt. Man braucht nur zur Sommer- oder Herbstesszeit mit der Ringbahn zu fahren, um vielfarbige Wimpel, bebänderte Schnüre, buntüberladene Laubenkolonien, geputzte Menschenmassen zu sehen, die in dichtem Gedränge auf und nieder wogen. — Was das uns angeht? Was die Schule mit derartigen Festen zu tun hat?

O, sehr viel, gnädige Frau. Wir brauchen uns nur des Montags früh unsere Schüler genauer anzusehen. — „Wann bist du ins Bett gekommen?" — „Um zwölf — eins!" Das sind die Antworten, und matt, hohläugig, müde, bleich, so sitzen die Kinder vor uns. „Wir waren ja mit Vater und Mutter zum Kinderfest." Armes Kind! Armseliges Kinderfest!

Haben Sie ein solches Fest schon einmal gesehen, gnädige Frau? Da gibt es Karussells, Schießbuden, Näschereien und Bier, viel Bier und bunte Mützen, und jedes Kind bekommt ein Lampion gratis, um unter den Klängen einer ohrenzerreißenden Festmusik den Umzug mitmachen zu können. Denken Sie sich eine dichtgedrängte Menschenmasse dazwischen, tobend und lärmend, und Sie haben eine ungefähre Vorstellung von dem Kinderfest.

„Mutter, wann gehen wir?" „Gleich, gleich, du bist auch ein zu unnützer Junge. Sehn Sie, so ist er immer, man darf ihn niemals irgendwo mitnehmen. Vater, komm doch mal her!" Und der Vater wankt heran, das Bierglas hängt in seiner Hand. „Vater, gib mal dem Jungen een' Schluck, der will nach Hause gehn." „Wat, Junge, hier trink mal, det hilft dir uff! Nach Hause? Niemals!" Und brüllend fällt der Chorus ein: „Nach Hause gehn wir nicht" und singt mit heiseren Kehlen die Strophe herunter, während der arme Junge hilflos auf den Stuhl zurücksinkt . . .

Diese sogenannten Kinderfeste mit ihrem Höllenlärm, mit ihren buntgeputzten Menschenmengen, mit ihren Kindern, die in bänder- und spitzenüberladenen Kleidern eher lebenden Auslagemustern als jungen Menschenkindern gleichen, sie sind der Höhepunkt einer falschen, unnatürlichen Erziehungsweise.

„Das Kind will doch auch einmal etwas haben, es muß ja sehr viel heutzutage in der Schule arbeiten. — Ja, und wissen Sie, darunter so viel überflüssige Dinge, von denen man früher nie etwas gehört hat. — Wir gehen zum Kinderfest."

„Wir auch. Selbstverständlich. Aber, Ottochen, daß du dich nicht benimmst wie andere. Du bleibst an unserem Tische."

Und da sitzt denn das arme „Ottochen" in all dem Trubel still und steif und sieht auf all die schönen Sachen, die für billiges Geld zu haben sind, die aber alle den gemeinsamen Fehler haben, daß sie bald versagen. Sie wollen zart behandelt sein, diese Dingelchen; zum Ansehen sind sie wohl da, aber nicht zum Anfassen und Spielen. Und da hört man dann keifen und schelten: „Dir muß man auch etwas kaufen. Ich habe es ja gleich gewußt. So machst du's ja immer, du . . ." Und nun folgt eine Flut von Schimpfworten, und still und blaß sitzt der arme Sünder mit bekümmerter Miene, traurig und stumm und sieht auf die Reste des bunten Flitters herab. Heute ist ja aber auch Kinderfest.

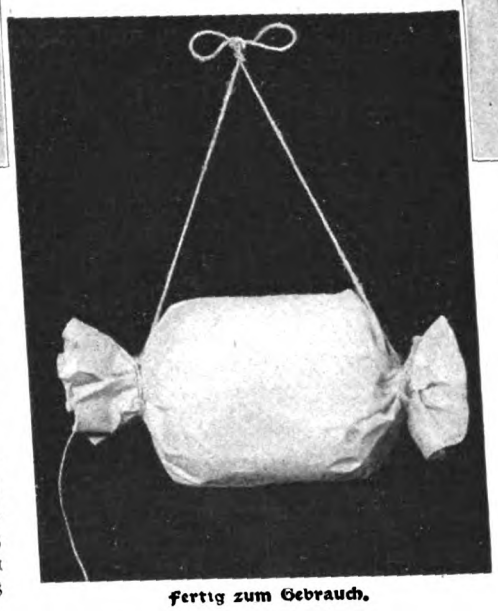
Diesen Veranstaltungen fehlt die gesunde Grundlage, gnädige Frau, aber immer mächtiger regt sich das Streben, unserem Volke den Sinn für eine gesunde, natürliche Fröhlichkeit wiederzugeben, es wieder spielen zu lehren. Durch Worte und Schrift breitet sich die gute Sache aus, und die künstlich hochgeschrobenen Kinderfeste weichen den auf natürlicher gesunder Grundlage ruhenden Jugendspielen. Lassen Sie mich mit dem Wunsche schließen, gnädige Frau: Möchte die Bewegung wachsen, möchten die Tausende zu Millionen werden, die mitarbeiten an dieser Sache zum Heile des Volkes, damit seine Söhne und Töchter wieder weite Lungen, kraftvolle Glieder, blitzende Augen, gesundrote Wangen erhalten, damit es gesunde und stark werde für die großen und schweren Aufgaben, die der Nation von der Gegenwart gestellt sind.

Ihr sehr ergebener E. Niederhausen.

Hauswirtschaft.

Wie das Knäuel Bindfaden aufbewahrt werden sollte. Der Bindfaden — Kordel — Schnur — Spagat — er hat beinahe so viel Namen als das deutsche Vaterland Provinzen! Aber gleichviel wie man das Knäuel benennt, eins bleibt sich im Norden wie im Süden gleich: überall wird es „gesucht", wenn man es braucht, und fast überall ist es, wenn es gefunden wird, in jenem trostlosen Zustande, der es vorzeiten zur Geduldsprobe für heiratslustige junge Mädchen geeignet erscheinen ließ. (In manchen Gegenden ward nämlich der Braut vor der Trauung ein möglichst verwirrtes Fadenknäuel zum richtigen Aufwickeln übergeben — in der richtigen Voraussetzung, daß man Frauenfinger gar nicht früh genug an geduldiges Schlichten gewöhnen könne.) Und wie einfach wäre wenigstens dieser kleine Störenfried häuslicher Ordnung, an den gerade zur Zeit der Reisen und der Ausflüge und so vieler sommerlicher Packgelegenheiten starke Ansprüche gestellt werden, zur Räson zu bringen! Hole ein neues Knäuel herbei, verehrte Leserin — du bringst das alte ja doch nicht mehr in die Reihe! Laß das äußere Fadenende ruhig an seinem Platz und hole dir lieber ohne unnötiges Zerren das innere heraus (s. Abb. 1). Dann nimm ein Stück starkes braunes oder weißes oder farbiges Papier zur Hand und wickle darin das Knäuel so ein, daß das Fadenende heraushängen kann (s. Abb. 2). Die beiden Endstücke des Einwickelpapiers sichert eine Umschnürung mit je einem Ende eines vorher abgeschnittenen Bindfadenstückes. In der Mitte bekommt dieser Bindfaden noch eine nette Schlinge, so daß wir das ganze kleine Werk an einen beliebigen Nagel hängen können, wo es immer gebrauchsfertig sein wird, bis das letzte Restchen verbraucht ist.

Wie man den Bindfaden aus dem Knäuel zieht.


Fertig zum Gebrauch.

Das Einpacken des Knäuels.

Florentiner Majoliken. Die Malereien dieses Services sind Kopien nach alten toskanischen Mustern. Überall begegnen wir der Florentiner Lilie und dem Wappen der Medici. Die hübschen und aparten Formen dürften den Besitz eines solchen Services nicht nur wegen der damit verbundenen Erinnerung an Italien, sondern auch wegen seiner schmückenden Schönheit jeder Hausfrau wertvoll machen.

Garten und Blumen.

Obstbaumkarbolineum als Pflanzenschutzmittel. Karbolineum, das früher als Pflanzengift schlimmster Art bekannt war, hat man in neuerer Zeit durch geeignete Präparation in ein Baumschutzmittel von nicht zu unterschätzender Bedeutung verwandelt. Es hat sich unverdünnt oder in wenig verdünntem Zustande vorzüglich bei der Behandlung von Baumwunden und besonders des an unseren Obstbäumen so häufig und so verderblich auftretenden Baumkrebses bewährt, auch als Rindenanstrich für ältere Bäume, an deren Rinde es Moose, Flechten und Ungezieferbrut abtötet und schließlich rauhen, rissigen Rinden mit der Zeit wieder eine normale glatte Beschaffenheit verleiht. Dabei ist allerdings im Auge zu behalten, daß sich Steinobst gegen die Behandlung mit reinem Karbolineum als außerordentlich empfindlich erwiesen hat. In allerneuester Zeit ist es gelungen, das Baumkarbolineum auch in wasserlöslicher Form herzustellen; es verbindet sich, in nicht zu kaltes Wasser gegossen, ohne weiteres mit diesem und stellt dann eine mehr oder weniger intensiv milchweiß gefärbte Flüssigkeit dar. Dieses wasserlösliche Karbolineum wird nun als Baumspritzmittel zur Abtötung von Läusen aller Art, besonders auch der gefürchteten Feinde des Apfelbaums, der grauen Blattlaus und der Blutlaus, sowie zur Verhütung pilzlicher Erkrankungen jeder Art mit durchschlagendem Erfolg angewendet. Das Bespritzen der Bäume erfolgt aber nicht mit einer gewöhnlichen Gartenspritze, sondern mit einer besonderen, die Flüssigkeit nebelartig zerstäubt abgebenden Baumspritze, an der nach Bedarf mehrere Meter lange Spritzrohre an-

Florentiner Majoliken.

geschraubt werden, die es ermöglichen, auch vom Boden aus die Kronen ziemlich hoher Bäume in erfolgreicher Weise zu behandeln. Je nach Ausdehnung der Pflanzung verwendet man tragbare Spritzen für kleinere Verhältnisse und fahrbare für größere. Eine zehnprozentige Lösung, d. h. zehn Teile Karbolineum auf 90 Teile Wasser, ist noch gerade dünnflüssig genug, um sich zerstäuben zu lassen. Ich halte aber diese Lösung für zu stark und eine fünfprozentige für ausreichend. Mit solcher Lösung spritzt man die Bäume zweimal im Winter, das erstemal im Januar oder Februar, das zweitemal in der ersten Märzhälfte vor Beginn des jungen Triebes. Aber auch die belaubten Bäume werden mit Karbolineum bespritzt, um den ganzen Sommer hindurch Obstmaden, Läuse, Blütenstecher und überhaupt schädliche Insekten jeder Art fernzuhalten. Zum Bespritzen der belaubten Bäume verwendet man aber nur eine halb- bis höchstens einprozentige Lösung, weil das Laub bei stärkeren Lösungen verbrennt. Das Spritzen ist im Winter nur dann bei trockenem Wetter auszuführen, wenn sich die Temperatur über dem Gefrierpunkte hält und nicht Schnee auf den Zweigen lastet; im Sommer möglichst bei trübem Wetter, zu allen Jahreszeiten aber nur bei vollkommener Windstille, da die Bäume von allen Seiten gleichmäßig bespritzt werden müssen, was bei windigem Wetter nicht möglich ist, da der feine Nebelstaub gegen den Wind nicht ankämpfen kann, sondern von diesem fortgeführt wird.

Ratschläge für die Toilette.

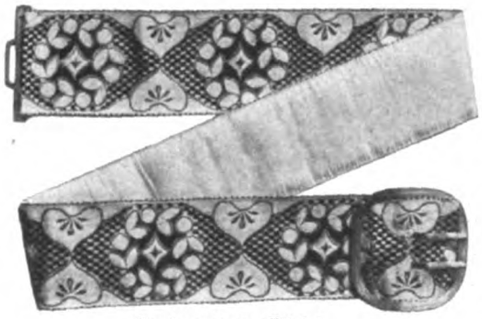
Hosenstrecker. Ein neuer Typus dieses allmählich unentbehrlich gewordenen Hilfsmittels zur Konservierung des Herrenbeinkleids! Und da der bequemer gewordene Besitzer dieses Bekleidungsstückes das Einspannen in den Strecker nicht selten der „sorgenden Gattin" oder anderen hilfsbereiten weiblichen Händen zu überlassen pflegt, mag der praktische neue Apparat „Extensor" wohl an dieser Stelle ein Plätzchen beanspruchen dürfen. Seine Einrichtung geht aus den beiden Abbildungen hervor, ebenso seine Anpassungsfähigkeit an jede Beinkleidlänge. Das Einspannen geht ungemein rasch vor sich, das Entstehen von Druckstellen ist unmöglich gemacht. Daß der Apparat völlig zusammenlegbar ist, bildet jetzt zur Reisezeit einen seiner besonderen Vorzüge.

Hosenstrecker.

Der Hosenstrecker im Gebrauch.

Eine kokette Modeneuheit wird aus Paris berichtet: Unter den duftigen, ziemlich eng anliegenden Tüllärmeln der Sommertoiletten werden glatte goldene Armreifen am Oberarm getragen werden. Um das Handgelenk kommen dann entweder nur ganz übereinstimmend mit diesen Reifen gearbeitete Armbänder, oder man läßt sie an dieser Stelle überhaupt fort.

Zwei moderne Gürtel. Der oberste dieser Gürtel hat die angenehme Eigenschaft, besonders wenig „aufzutragen", da das schwere Brokatband, aus dem er besteht, ungefüttert blieb, während ein Lederstreifen, mit dem er oben und unten eingefaßt wird, dafür sorgt, daß er trotzdem an den Rändern die nötige Festigkeit bekommt. Die Farbenzusammenstellung des Bandes, Gold, Weiß und metallisch schimmerndes, bläuliches Grün, steht gut zu dem ruhigen Dunkelgrün des Leders und dem Mattgold der mit blauvioletten Steinen geschmückten Spange. — Der zweite Gürtel zeigt eine weit einfachere große Tulaspange und ist mit weißer Seide leicht gefüttert. Er wirkt durch das Fehlen jeder ausgesprochenen Farbe — Weiß, Schwarz und Gold bilden die Musterung — sehr diskret, durch das originelle Muster selbst aber, das Herzornamente und Kränze in schachbrettartigem Fond zeigt, besonders apart.



Zwei moderne Gürtel.

Ausländische Küche.

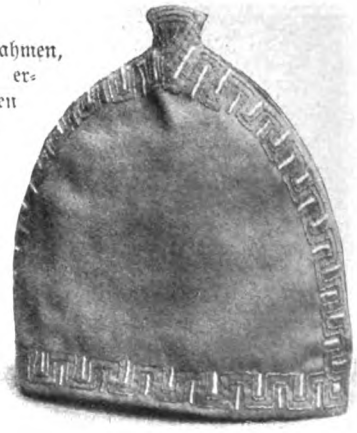
Polpettini di pollo (sizilianisches Hühnergericht). Das Fleisch eines jungen Huhnes mit der sehr knusperig gebratenen Haut wird von den Knochen sorgsam gelöst, mit etwa einem Viertelpfund rohem Schinken und einer kleinen Zwiebel fein verwiegt, am besten zweimal durch die Fleischhackmaschine getrieben. Die Masse wird dann mit Salz, etwas Pfeffer, Muskatnuß und geriebenem Parmesankäse gewürzt. In einer Pfanne wird mit reichlich Butter eine helle Mehlschwitze gemacht. Für obige Masse werden etwa vier starke Kochlöffel Mehl genommen. Nun kommt die Fleischmasse dazu, sie wird tüchtig mit der Mehlschwitze vermengt und mit ungefähr drei viertel Litern Milch so lange gekocht, bis sich die Masse von der Pfanne loslöst und ziemlich steif ist. Ist sie ein klein wenig erkaltet, so wird noch ein Ei daran gerührt, alles tüchtig vermischt, auf eine Platte gestrichen und zum völligen Erkalten in den Keller gestellt. Ist die Masse nach einigen Stunden kalt und starr, dann werden kleine, fingerdicke Würstchen geformt, die man zuerst in Mehl, dann in Ei, dann in Semmelbröseln taucht und schön hellgelb auf einer flachen Pfanne bei mäßigem Feuer herausbäckt, da sie sich wegen des Milchgehalts sehr leicht bräunen.

Wiener Mehlspeisen. Kirschgugelhupf: 70 Gramm Butter treibt man flaumig ab, gibt unter Rühren fünf Eidotter, 140 Gramm Zucker, eine Handvoll geriebene süße und einige Stück bittere Mandeln, drei Handvoll feine Semmelbröseln, zwei Kochlöffel feinstes Mehl, ein Pfund Kirschen und zuletzt den Schnee der fünf Eiweiß dazu. Nun wird eine Gugelhupf- (Napfkuchen-) form dick mit Butter ausgestrichen, mit Semmelbröseln ausgestreut, die Masse hineingefüllt und im Rohr bei guter Hitze gebacken. — Reisauflauf mit Kirschen oder Marillen: 200 Gramm Reis kocht man mit Milch weich und fügt während des Kochens 200 Gramm Zucker, etwas Zitronenschale und nach Belieben auch Zimt hinzu.

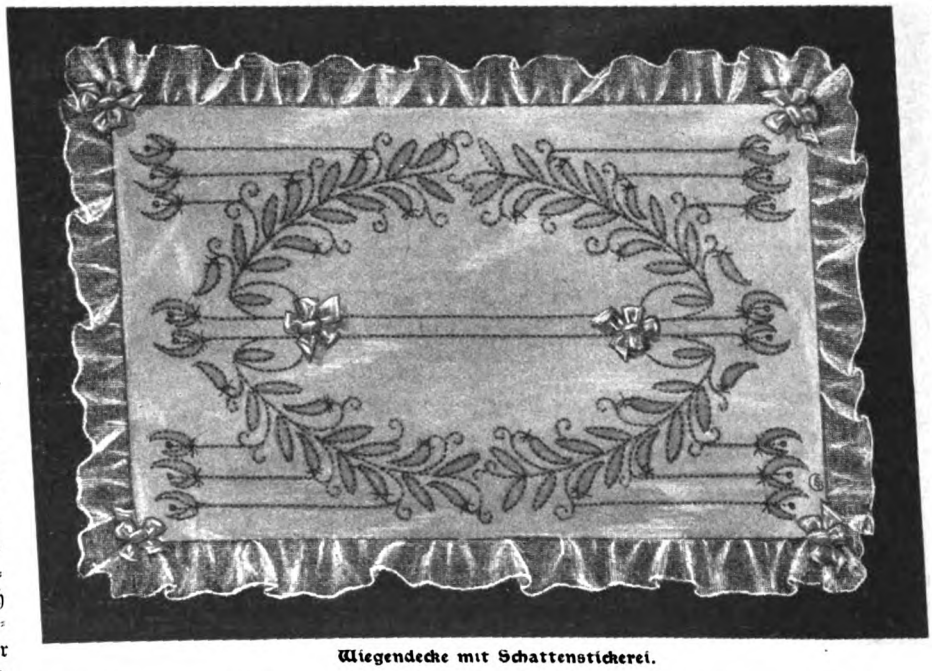
Wenn der Reis erkaltet ist, rührt man 125 Gramm Butter schaumig, gibt drei Eidotter, den Reis und zuletzt den Schnee von drei Eiklar darunter, füllt die Masse zur Hälfte in eine gut ausgeschmierte Auflaufform, gibt eine dicke Lage entkernter, gezuckerter Kirschen oder Marillen darauf, dann die übrige Masse darüber und bäckt die Speise bei mäßiger Hitze. — **Topfenknöderl mit Kirschen oder Marillen** (Aprikosen): Guten festen Topfen (Weißkäse) vermischt man mit einigen Eiern, etwas Salz, Mehl und Rahm (Sahne) nebst gekochten geriebenen Kartoffeln zu einem Teig, nimmt davon Stückchen auf das Nudelbrett, drückt sie flach, legt eine Marille oder zwei Kirschen darauf, schlägt die Fleckchen darüber zusammen und rollt sie zu Knödeln rund, kocht sie in gesalzenem Wasser und übergießt sie, wenn sie bereits auf der Mehlspeisplatte angerichtet sind, mit heißer Butter.

Aus der Frauenbewegung.

Der erste Kongreß italienischer Frauen. Auch in der Frauenbewegung ist und bleibt vorläufig Italien das klassische Land der Vereinigung größter Gegensätze. Für eine leider noch sehr große Gruppe von Frauen ist die kleine „Cameriera" durchaus typisch, die in einer neapolitanischen Pension eines Abends mit der schüchternen Bitte zu mir kam, ich möchte ihr doch den — Liebesbrief ihres Bräutigams vorlesen. Sie und alle ihre Freundinnen könnten nur sehr schlecht oder gar nicht lesen, und einen Mann darum zu bitten, schäme sie sich. Die fremde Signorina sähe so „engelsgut" aus — die würde sie gewiß nicht auslachen . . . Ich fand, daß dieser kleine Tantalus, der seinen Liebesbrief fast eine Woche ungelesen bei sich tragen mußte, eher zu beweinen war. — Neben den zahllosen Analphabetinnen gibt es aber seit Jahrzehnten Frauen, von denen Bildungs- und Berufsmöglichkeiten benutzt werden, zu denen bei uns der Zugang teilweise noch heute umstritten werden muß: von der verheirateten Lehrerin an, für die ihr Kind daheim niemals ein Berufshindernis gebildet hat, bis zu den Gymnasiastinnen, Studentinnen und wirklichen Dozentinnen. Der eben abgehaltene erste Kongreß italienischer Frauen hatte gerade wegen dieser Verschiedenartigkeit der Aufgaben, die dabei klar zutage trat, starke Bedeutung — wenn die Ergebnisse auch mehr symptomatisch wichtig als tatsächlich folgenschwer sind. — Das Frauenwahlrecht war aus dem Hauptprogramm ferngehalten worden, was nicht hinderte, daß die Frage in einer stark besuchten Sitzung, an der bekannte Politiker teilnahmen, eingehend und leidenschaftlich erörtert wurde. Die Interessen galten aber vor allem der Erörterung des in Italien besonders wenig frauenfreundlichen Eherechts und den Schulfragen. Nach stürmischen Sitzungen wurde der Antrag auf Abschaffung des Religionsunterrichts in den Volksschulen angenommen. Ferner wurde die ernstliche Durchführung des obligatorischen Schulunterrichts (bisher eine durchaus papierne Vorschrift) gefordert. Die eleganten Teilnehmerinnen gehörten durchaus den oberen gesellschaftlichen Schichten des Landes an. So ist dem Verfasser eines übrigens sehr warm gehaltenen Begrüßungsartikels in einem oberitalienischen Blatte nicht Unrecht zu geben, der in einem nächsten Kongresse zwischen diesen Trägerinnen eleganter Federhüte und Toiletten auch einfachere Frauen finden möchte, denen man ansieht, daß sie das schwere Leben der italienischen Bäuerin oder das noch trostlosere der kleinen „Midinettes", die grau und hohläugig durch die Gassen der Fabrikstädte schleichen, nicht ganz nur vom Hörensagen kennen.



Kaffeewärmer aus Tuch mit Goldschnürchen und leichter Stickerei.

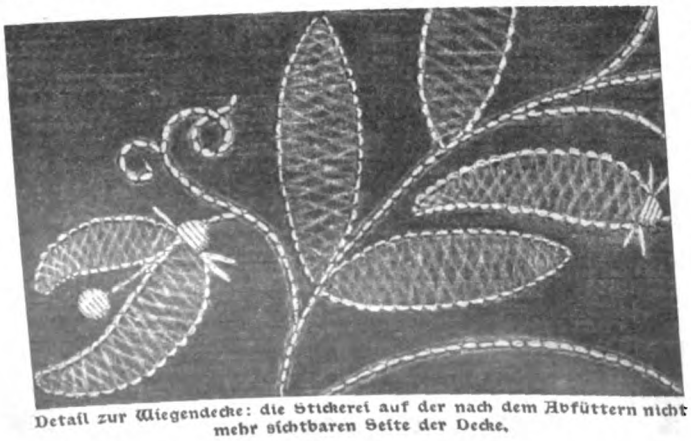


Wiegendecke mit Schattenstickerei.

Handarbeit.

Kaffeewärmer mit leichter Stickerei. In diesen Frühsommertagen, da trotz gelegentlichen kühleren Wetters jede Mahlzeit die Familie auf dem Balkon oder der Veranda versammelt, spielt der Kaffeewärmer eine noch größere Rolle als im geheizten Zimmer. Das hier gezeigte Modell (von Claire Grumbacher) ist leicht nachzuarbeiten und von gefälliger Wirkung. Aus farbigem Tuch schneidet man die einfache Grundform und benäht sie mit rundem Gold- oder Silberschnürchen. Die Rechtecke sind in Flachstickerei in passender Seide ausgeführt. Innen bekommt der Kaffeewärmer leichte Wattierung und abstechendes oder gleichfarbiges Satinfutter.

Wiegendecke mit Schattenstickerei. Die Schattenstickerei ist eine in Amerika vielfach angewandte Technik; sie hat ihren Namen wohl daher, daß die Stickerei, die nur auf ganz dünnen Stoffen auf der Rückseite ausgeführt wird, auf der rechten Seite wie ein heller Schatten durchschimmert. So arbeitet man in dieser Art Blusen und Kinderkleidchen, die dann farbig unterlegt werden, auch duftige Toilettekissen und -deckchen. Für unsere Wiegendecke wird feiner weißer Mull genommen und die Aufzeichnung auf die Rückseite des Stoffes mit Blaupapier übertragen. Zum Sticken nimmt man feines Perlgarn in Weiß oder, übereinstimmend mit dem farbigen Futter, Hellblau oder Rosa. Sämtliche Formen sind mit Hexenstich zu füllen, die Stiche dicht nebeneinander, dann sehen sie auf der rechten Seite wie eine Umrandung von Perlschnürchen aus. Die Linien werden ebenfalls auf der Rückseite gestickt, und zwar in Kettenstich; nur die Kelchblättchen und Kugeln sind rechtsseitig in Plattstich zu arbeiten. Die fertige Stickerei wird mit einem duftigen Mullvolant umsetzt und zartfarbig abgefüttert. Ebensolche Seidenschleifen vervollständigen die Decke.



Detail zur Wiegendecke: die Stickerei auf der nach dem Abfüttern nicht mehr sichtbaren Seite der Decke.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube“, Nr. 23, 1908.

Oft dünkt uns die Sehnsucht ein hartes Joch,
Oft tragen die Herzen sich wund daran;
Sehnsucht ist zehrender Gram und doch:
Glücklich, wer sich noch sehnen kann!

Gertrud Triepel.

Richard Wagner an Minna Wagner.

Von Olga Wohlbrück.

Mit den Briefen Wagners an seine erste Frau Minna, geb. Planer, hat der Verlag Schuster & Loeffler der deutschen Nation ein bleibendes, wertvolles Geschenk gemacht.

Wagner, der ein starkes Gefühl für dekorative Distanzwirkung hatte und auch in seinen vielbesprochenen Briefen an Mathilde Wesendonk diese Fernwirkung nie vergaß, tritt uns in den Briefen an seiner Frau ohne jede Pose entgegen, mit Schnupftabaksdose und Pfeife, mit einem Wort im Schlafrock, wenn er diesen Schlafrock auch, seinem Geschmack und Temperament entsprechend, in leuchtender Farbe und aus prächtigem Stoff trägt.

Die Briefe, 269 an der Zahl, umfassen beinahe einundzwanzig Jahre seines schweren und liebevollen Eheringens, beginnen mit den ersten Kämpfen für „Rienzi“ an der Dresdener Hofoper im Jahre 1842 und schließen mit den glänzenden Konzertaufführungen, die Wagner im Jahre 1863 in Moskau und St. Petersburg persönlich dirigierte. Was dazwischen liegt, sind die Höhen und Niederungen eines echten Künstlerdaseins, dem das Schicksal Liebe, Bewunderung und Ruhm, aber auch schwere, bittere Not, Verrat und kleinlichen Ärger in reichem Maße gegeben.

Das Verhältnis Wagners zu seiner ersten Frau ist von jeher ein Gegenstand eifriger Diskussion gewesen. Die einen bürdeten alle Schuld der häufigen Zerwürfnisse der leidenschaftlichen, unduldsamen, treulosen Art Wagners auf, die andern dem beschränkten, ungebildeten, mißtrauischen Wesen seiner Frau, die als völlig unbedeutend, des Meisters unwürdig hingestellt wurde. Für alle, die Wagners Briefe an Minna lesen, wird sie all dieses sein, aber zugleich doch eine Frau von so großem Reiz, so großer, weiblicher Anmut, daß dieser bedeutende Mensch nicht von ihr loskam und von allen Irrungen wieder zu ihr, die ihm „Heimat“ war, zurückkehrte.

Bis weit über die silberne Hochzeit hinaus nennt er sie „mein scharmantester Mutz“ und bittet sie, gut zu bleiben „ihrem guten Mann“. Wie in jeder Ehe mögen die ersten Jahre die innerlich stürmischsten gewesen sein. Doch gibt es auch da nicht das kleinste Ereignis, das ihr „gutes Männel“, ihr „charmantiger Richel“, ihr „liebes, kleines Richardchen“, ihr „hübsches Männchen“, ihr „RRRrrr“, ihr „ganz guter Mann“, ihr „unsinnig treuer Ehemann“ und ihr „ganz herrlicher Mann“, wie er sich immer unterschreibt, ihr nicht mitteilt. Jede seiner kleinen Freuden soll sie mitfühlen: wenn auf der Brühlschen Terrasse in Dresden die Ouvertüre von „Rienzi“ gespielt wird, und er „viel Spaß“ hat über die Ovationen, die ihm das Publikum bereitet, wenn der König von Sachsen ihm eine goldene Dose zustellen läßt, aus der sie nun auch „allemal eine Prise nehmen muß, und wenn der Tabak auch noch so stark ist, Du gutes, dumbes, allerbestes Minel Du!“, wenn er etwas erhält, was „noch viel mehr wert ist als die goldene Dose“, nämlich einen Brief von Spohr, und wenn er alles zu ihrem festlichen Empfange vorbereitet, damit sie mit ihm die Premiere vom „Fliegenden Holländer“ in Berlin erlebt. Und recht charakteristisch ist es, wenn er ihr schreibt: „Verachte meine Dose ja nicht, man schätzt sie gegen hundert Taler wert“, oder wenn er, da sie nicht nach Berlin kommt, außer sich ist, daß sie seinen Erfolg nicht mitangesehen, und ausruft: „Siehst Du, wärest Du nun dagewesen, wir hätten die ganze Nacht miteinander geplaudert, so war ich allein! Gott, was erlebt man nicht alles an so einem Abend wie gestern: was ist nicht alles in mir wieder vorgegangen . . . Geh, soll ich Dir nun nicht böse sein? Nun saß ich die Nacht im Bett allein und laberte mit mir selbst!“

So ging es ihm oft. Wenn er eine rechte Freude hatte, wog Frau Minna erst klüglich ab, ob der Gegenstand der Freude wert sei; wenn er einen Brief von ihr erwartete, so traf dieser Brief fast niemals ein; wenn er sie selbst ersehnte und ihr sogar das Reisegeld schickte, gab es immer hundert Gründe, die sie am Reisen verhinderten. Sie war kein Echo seiner starken Liebe. Sie sprach in anderen Tönen. Geliebt sein, war ihr Bedürfnis, doch schienen ihr oft Liebesbeteuerungen mehr als Liebestaten, Liebesbriefe mehr als die Anwesenheit des nicht immer bequemen, liebenden Gatten.

Während sich bei zeitweiligen Trennungen Minnas Bild, losgelöst von den kleinen, täglichen Reibereien, bei ihrem Mann immer wieder zu neuer und schöner Klarheit durchrang, wurde das seinige bei ihr durch argwöhnisches Grübeln immer verzerrter. Nicht sein Schaffen, dessen Bedeutung ihn schon in den vierziger Jahren erfüllte, sondern sich selbst stellte sie in den Mittelpunkt seines Lebenskreises, und so wurde ihr alles, was ihn von ihr ablenkte, zum Gegenstand der Eifersucht: seine Opern, die ihn zu Reisen zwangen, seine Schriften, denen sie nicht folgen konnte, seine Tiere, denen er im Hause und im Herzen einen so großen Platz einräumte. Es fehlte ihr jeder Maßstab zur Beurteilung seiner Persönlichkeit.

Aus einer kleinen Zwickauer Familie stammend, mit der Durchschnittsbildung einer mittelmäßigen Provinzschauspielerin und dem Durchschnittsehrgeiz einer kleinbürgerlichen Natur sah sie in der Anstellung ihres Mannes als Kapellmeister an der Dresdener Hofoper den Gipfel ihrer Wünsche erreicht. Daß er sich aus dem Mißmut seiner augenblicklichen künstlerischen Stimmung heraus der revolutionären Partei angliederte und seiner Stellung verlustig ging, woran sich ein jahrelanges Nomadisieren anschloß, hat sie nie verwunden, hat sie ihm nie verziehen; es blieb einer der großen Vorwürfe, die sie immer wieder gegen ihn ausspielte, wenn er sich über Mangel an Verständnis bei ihr beklagte. Und schließlich war er selbst so durchdrungen von Schuldgefühl ihr gegenüber, daß sich die Beteuerungen, sie nicht mehr so schwerer Unbill auszusetzen, wie ein roter Faden durch eine Korrespondenz von sechzehn Jahren ziehen.

Und das ist das Rührende an diesem Manne.

Rührend auch seine stete Sorge um ihre Gesundheit. Kaum ein Schreiben unter diesen 269 Briefen, in dem er nicht immer wieder auf ihr Befinden zu sprechen kommt. Jedes kleine Unbehagen, das sie ihm meldet, findet bei ihm liebevollstes

Eingehen, seitenlang gibt er ihr Ratschläge, wie sie ihr Leiden zu behandeln hat, was sie tun muß, um sich bei guter, gleichmäßiger Laune zu erhalten. Wie sorglich schreibt er ihr aus St. Moritz im Jahre 1853, um sie über ihre eingebildete Krankheit zu beruhigen: „. . . daß Du aber wohl gar zur Auszehrung geneigt wärest, das ist doch nun ganz nur ein Bild Deiner Phantasie. Denke an mich und mein Halsleiden vor achtzehn Jahren . . . Du sollst und mußt jetzt ein behaglich ruhiges Faulenzerleben führen, es muß Dich unterhalten, des Morgens Dich langsam, hübsch und nach Gefallen anzuziehen; ein recht behagliches, schönes Negligé sollst Du zur Zeit schon von mir bekommen, Deine Beschäftigung sei etwas Sticken, namentlich angenehme Lektüre; Besuche empfangen, gemächlich für die Straße Dich anziehen, Besuch machen usw. . . . Du mußt durchaus nun das Leben einer vornehmen Frau führen; um Wirtschaft darfst Du Dich nicht mehr kümmern, als eben Dir nur Vergnügen macht . . . Du darfst mir nur noch in Samt, Seide und Atlas gehen und doch dabei so recht behaglich."

Wenn er für sich das Recht in Anspruch nimmt, seiner Veranlagung entsprechend zu leben, so geht ihm ihr Behagen stets über alles, auch in den Zeiten, wo große und böse Differenzen manches herbe Wort zur Folge haben. Anlaß zu Differenzen gab es genug, das Unstete in Wagners Wesen reizte ihre bürgerlichen Instinkte zur heftigsten Gegenwehr, und als dem Ehepaar durch die Großzügigkeit des Züricher Kaufherrn Wesendonk das „Asyl" auf dem Hügel zur Verfügung gestellt wurde, da beschwor Minnas unüberlegte Eifersucht eine Katastrophe herauf, die ihnen beiden ihr sicheres Refugium nahm und sie wieder auf die Landstraße hinaustrieb.

Alle solche Übersiedelungen, Wanderungen und Niederlassungen kosteten schweres Geld, und Wagner kam selten aus den Geldkalamitäten heraus. Schönes Wohnen war ihm Bedürfnis, auch liebte er es, sich fein und vornehm zu kleiden. Um das zu erreichen, ohne seine Frau darben zu lassen, mußten gar oft Freunde und Mäzene hilfreich beistehen. Wagner schreibt selbst, daß, wenn er die Zeit und die Kraft, die er auf Regelung seiner finanziellen Angelegenheiten verwendete, seinem produktiven Schaffen widmete, er „der Welt ein bleibendes Werk schenken könne".

Dazu mußte er fast täglich Stunden damit verbringen, die mehr oder weniger versteckten Anspielungen seiner Frau, seinen Luxus und sein Amüsement betreffend, zu widerlegen. Mit jedem Jahr, mit jeder neuen Enttäuschung nahmen die Auseinandersetzungen zu, und doch geht aus allen Briefen Wagners eine unendliche Sehnsucht nach Ruhe und Frieden hervor. Das Leben in Hotels und möblierten Wohnungen ist ihm ein Greuel, das Zuhause für ihn der Inbegriff aller Gemütlichkeit, alles Behagens, ist ihm überhaupt erst Leben. Von seiner Kunst erwartet er Ende der fünfziger Jahre nicht Reichtum, sondern nur das Bewußtsein, „einige, wenige, treue, ganz ergebene Seelen zu finden, die seinen Reichtum ausmachen sollen". Der Aufenthalt in London, als der „unkünstlerischsten Stadt" ist ihm in tiefster Seele verhaßt. In einem Anfall guter Laune schreibt er: „Du würdest lachen, wenn Du das Publikum einmal sähest: was die Männer zwischen Nase und Mund zu lang haben, haben die Frauen alle zu kurz; keine kann das Maul zumachen, sondern jede zeigt beständig zwei nackte Zähne. Oft sieht man eine ungeheuer üppige Coiffüre, mit Rosen und Locken, und vorn dazu eine Brille auf der Nase. Nein, Mietzel, nach England gehe ich nicht wieder, und wenn sie mir 500 Pfund gäben!! Ich kann was Besseres tun, als hier leeres Stroh dreschen. Diese Engländer bleiben lederne Kerle, und lieber jage ich einen deutschen Tanzmusiker ins Feuer als so einen langweiligen Kerl!"

Schließlich machte ihn „das freundliche und auszeichnende Benehmen der kleinen Viktoria noch recht guter Laune", und er schreibt über sein Gespräch mit ihr: „Verschiedene Meinungen herrschen nur noch darüber, wodurch ich einen so vorteilhaften Eindruck auf die Königin gemacht habe? Präger behauptet, ich hätte in seiner weißen Krawatte so schön ausgesehen, daß sie sich in mich verliebt hätte; andere behaupten, es wäre der schöne Züricher Frack gewesen. Ich meinesteils habe mir Vorwürfe darüber zu machen, daß ich sie das ganze Konzert über betrogen habe: sie soll sich nämlich steif und fest eingebildet haben, ich hätte ganz frische Handschuhe an, wogegen es doch nur gewaschene waren . . ach Gott, liebes Mienel, ich bin ganz heiser von mit der Königin Reden! Erst frug sie mich, was Peps macht? Dann ob Knackerchen artig wäre? Dann, ob ich meiner Frau was mitbrächte . . und so ging's in einem fort."

Peps ist Wagners vielgeliebter Hund, der gleich seinem Nachfolger Fips eine große Rolle in Wagners Briefen spielt. Knackerchen ist der unzertrennliche Jacko, der zu seiner Hausmenagerie gehört. Wagner zeigt sich hier als großer Tierfreund, niemals vergißt er es, seine Haustiere grüßen zu lassen, und schreibt er von Hause der abwesenden Gattin, so werden alle Taten seines Peps und später seines Fips getreulich registriert. Muß er sich längere Zeit ohne seinen vierfüßigen Freund behelfen, dann tut er sich nicht wenig darauf zugute, der Versuchung, einen anderen kleinen Hund zu kaufen, widerstanden zu haben, wobei er nicht vergißt, hinzuzufügen: „daraus siehst Du, mein guter Mutz, wie treu veranlagt ich bin!" Da ihm aber die Gesellschaft von Tieren unentbehrlich ist, macht er während eines Sommeraufenthaltes in Luzern Frühritte auf einem Pferde, mit dem er sich dann bei dieser Gelegenheit eingehend unterhält. „Wie ich Dir schon einmal schrieb, habe ich hier fast nur Tierumgang, und meine Freunde auf den Spaziergängen haben sich nun um eine Katze und zuletzt um einen Esel vermehrt. Dieser ist auf dem Berge zur Weide eingehegt, scheint sich einsam zu fühlen und kommt mir allemal entgegen, wenn er mich sieht. Sobald ich weitergehe, fängt er allemal an gräßlich zu schreien. Als ich ihn auszanken wollte, konnte ich ihn doch nicht Esel nennen, was für ihn kein Schimpfname wäre, sondern mußte sagen: ‚Esel, sei doch kein Schaf!'"

Seine zeitweiligen Trennungen von Minna hatten nie einen anderen Grund als den, ungestört von allen häuslichen, kleinlichen Miseren und mündlichen, daher doppelt schmerzlichen Auseinandersetzungen arbeiten zu können. Nachdem er in sechs Jahren vier große Opern geschrieben und in Zürich am Nibelungentext gearbeitet hatte, begann er die Komposition von „Tristan und Isolde". In Venedig, wohin er infolge der Katastrophe im Wesendonkschen Hause sich zurückgezogen hatte, beginnt er mit der Instrumentierung des „verfluchten Tristan", und noch im gleichen Jahre schreibt er aus Luzern: „Tristan hat heute zum letzten Male mit dem Munde gewackelt; bis Ende des Monats soll, denke ich, auch Isolde untergebracht sein. Der letzte Akt wird sich wohl noch ganz famos machen. Von meiner Rigipartie habe ich auch Profit dafür gezogen. Früh um 4 Uhr weckte der Knecht mit dem Alphorn. Ich fuhr auf, sah, daß es regnete, und blieb liegen, um weiter zu schlafen. Doch ging mir das drollige Geblaie im Kopfe herum, und daraus entstand eine sehr lustige Melodie, die jetzt der Hirt außen bläst, wenn er Isoldens Schiff ankündigt, was eine überraschend heitere und naive Wirkung macht."

Aber trotzdem er Minna von jeder kleinsten Wendung seiner Arbeit schreibt, trotzdem er ihr fast stündlichen Bericht ablegt von seinem Leben und ihr beinahe jeden Pfennig vorrechnet, den er fern von ihr verbraucht, bis auf das Omnibusbillett in London, die Zimmermiete in Luzern, den Tabakpreis in Venedig, immer wieder sucht Minna seinen Handlungen und Worten andere Motive unterzuschieben. Und obwohl er an einer Stelle sagt, daß „man bei Weibern keine Vernunft suchen darf", müht er sich mit allen Gründen der Vernunft ab, ihr klarzumachen, daß sie ihm und sich das Leben nutzlos verbittert und erschwert, ihre und seine Gesundheit untergräbt, seine Schaffenskraft unterbindet, wenn sie ihn durch stets wiederkehrende Ausfälle und Beschuldigungen, durch ewige

Mißtrauen und Deutelei verwirrt. „Denke an Deine Erholung, denke an Deine Gesundheit", dies wiederholt er ihr ein über das andere Mal. Und wenn sie ihm wieder einmal einen „bitterbösen" Brief in später Abendstunde geschrieben, antwortet er ihr: „Jetzt leb wohl! Hoffentlich hast Du seitdem wieder eine bessere Nacht verbracht und schreibst andermal am Tage, Kind — die Nacht ist des Menschen Feind, da muß man niemand schreiben, den man liebhat, sondern still tragen, was uns quält, und den Erlöser um Besänftigung und Ruhe bitten! Auch ich habe meine Nächte, glaube mir!"

Minna liebte es, sich als ein schuldloses Opfer Wagnerscher Phantasterei und Abenteuerlust hinzustellen, denn milde war sie nicht in der Beurteilung seiner Persönlichkeit und der sich aus ihr ergebenden Handlungen. Vettern, Basen und klatschsüchtige Weiber hatten immer recht, er immer unrecht. Dem Bewußtsein von der Bedeutung seiner Mission setzte sie die hergebrachten Gewohnheiten trägen Spießbürgertums entgegen, und selbst da, wo ihm die ganze Welt zujubelte, legte sie kleinlich mäkelnde Kritik an. Und dennoch schreibt er ihr: „Daß Du seine (des Arztes Pusinelli) von ihm Dir dagelegte Meinung dahin glaubtest verstehen zu müssen, als trüge auch ich mich etwa mit dem Gedanken einer Scheidung von Dir, hat mich sehr betrübt. Nie ist mir dies in den Sinn gekommen, und wird dies nie mir in den Sinn kommen!"

Es ist unmöglich, aus der Fülle der wundervollen Briefe sich immer noch ein falsches Bild von dem Meister zu machen, der sich, selbst ganz unbewußt, hiermit als Mensch ein unvergängliches und herrliches Denkmal gestellt hat, und resigniert schreibt, da seine Frau ihn in ihrem persönlichen Interesse auf die Nachwelt verweist und auf seine Lebensbeschreibung: „. . . Indes, was wird da nicht alles noch vorkommen? Wer Briefe von Dir bei mir vorfinden wird, wird darin geschrieben lesen, daß meine Frau mich und mein Betragen gegen sie herzlos, roh und gemein nennt. So wird denn dies wohl auch in meine Biographie kommen. Das kann ich nun nicht ändern . . ."

Westen und Krawatten mit Stickerei.

Von Johanna Kranzler.

Auch in diesem Jahre werden gestickte Herrenwesten und Krawatten viel getragen werden. Dafür ist schon Garantie genug gegeben durch die reizenden, für diesen Zweck gewebten Stoffe, deren reliefartige Musterungen förmlich dazu auffordern, daß man sie durch bunte Fäden betone. Das ist eine leichte und so einfache Arbeit, daß jede Frau, auch wenn sie schon ermüdet von des Tages Lasten ist, sie noch als eine Erholung betrachten kann, eine Arbeit, die man im Garten, auf dem Balkon bei leichter Plauderei gut auszuführen vermag. Neben diesen schon gemusterten Stoffen erhält man jetzt kräftige kanevasartige Gewebe in Weiß, Ekrü und in Grau, die waschbar sind, und in die man jedes beliebige Pleinmuster sticken kann — in Farbe immer abgestimmt zum Ton des Stoffes und abgestimmt für den Geschmack dessen, den man mit einer so lieben Gabe bedenken möchte. Es brauchen auch nicht immer die üblichen geometrischen Muster zu sein; auch kleine Blumenformen, die durch den längs- und den querlaufenden Gewebefaden gleich stilisiert werden, können gut in Anwendung kommen. So ist z. B. mit Abb. 14 gezeigt, wie hübsch unsere einfache Glockenblume in solcher Zusammenstellung wirken kann. Dicht aneinander und versetzt gestellt, füllt sie fondartig die ganzen Westenteile. Man braucht für eine Herrenweste 70—80 Zentimeter Westenstoff, und man tut am besten, die Form jedes einzelnen Teils durch lange Vorstiche von starkem Garn zu begrenzen, ohne sie auszuschneiden. Es können dann immer noch, wenn der Herrenschneider das gestickte Stück nicht ganz passend findet, hier und da einige Stiche zugefügt werden. Unsere Abb. 5 gibt eine genaue Schnittübersicht für die Hälfte einer Weste, wie sie für ein gewöhnliches Maß notwendig ist, Abb. 6 zeigt das Stück mit der durch einen Faden begrenzten Linie. So vorgearbeitet kann man auch die auf Wunsch schon mit angefangenen Mustern versehenen Teile in allen Tapisseriegeschäften kaufen. Zur Ausführung der Stickerei nimmt man waschechte Seide.

Abb. 1. Fertige Herrenwesten.

Abb. 2. Einzelne ansetzbare Westenteile.

Abb. 3. Zusammenhängender ansetzbarer Westenteil.

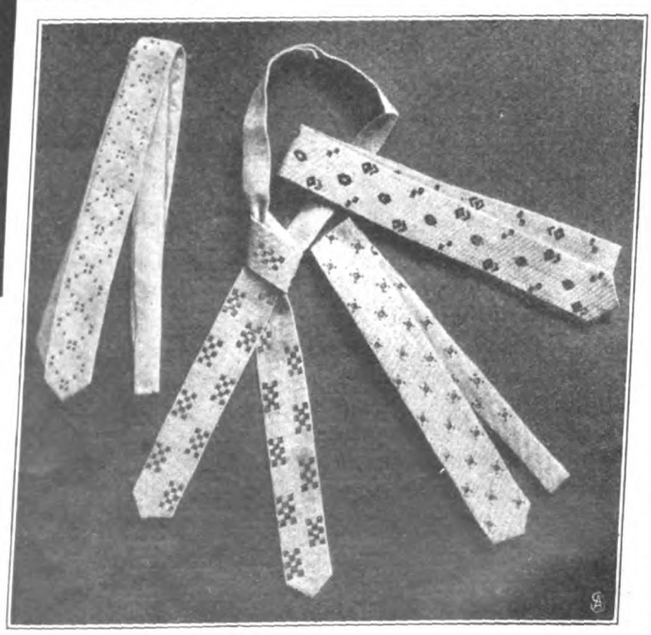


Abb. 4. Fertige Krawatten.

Die Mode der Westen hat sich in dieser Saison auch auf die Damenkleidung übertragen. Das Tragen einer Weste oder wenigstens von angesetzten Westenteilen ist fast zur Notwendigkeit geworden für die jetzt meist offenen, oft nur durch eine Patte zusammengehaltenen Vorderteile eines modernen Paletots. Bei ganz besonders eleganten Toiletten sind diese Westenteile mit schönen Stickereien ausgestattet. Wir sehen wundervolle und kostbare Stickereien, deren Muster und prächtige Farben alten Museumsstücken entnommen zu sein scheinen, auch zierliche Borten ganz moderner Art oder Blumenranken, die den Rand begrenzen. Auch Soutacheverzierungen kommen viel in Anwendung. Mit zierlichen Borten sind die Westenteile bestickt, die wir mit den Abb. 2 und 3 wiedergeben. Die Borten selbst sind mit Abb. 16 und 20 dargestellt. Für beide Westenteile war ein bastgelber Seidenstoff verwendet worden. Die Balkenformen des Börtchens Abb. 16 waren mit goldgelber Seide gestickt, mit feiner schwarzer Seide umrandet. Grün gestickt und ebenfalls schwarz umrandet war das Hauptfeld in der quadratischen Figur, deren hellgrauer Fond in drei Ecken durch drei rot gestickte Steinchen abschloß. Für die zierliche Kleebordüre, Abb. 20, war passende grüne Seide für die Blätter und rote Seide für die kleinen Blüten genommen. Beide Muster lassen sich mit wenig Mühe der leichten Bogenlinie dieser Westenteile anpassen. Solche Westenteile können auch aus kanevasartigen Stoffen hergestellt, mit Pleinmustern bestickt und so zur ganzen Toilette abgestimmt werden. Das gleiche gilt von den vollständigen Damenwesten, wie wir eine mit Abb. 7 zur Anschauung bringen. Man braucht dazu nur ein Stück von 60 bis 70 Zentimetern, da es üblich ist, für den Rückenteil, genau so wie für die Herrenwesten, einen Futterstoff zu wählen. Abb. 11 gibt die Schnittübersicht. Die Gewebe für solche Damenwesten gleichen denen für Herrenwesten, sie haben vielfach quadratische Musterungen. Auch gibt es reizende Seidenstoffe mit Rankenmustern, wie eines unter Abb. 12 dargestellt ist.

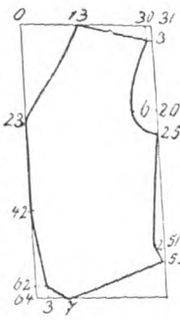


Abb. 5. Schnittübersicht eines Teiles zur Herrenweste.

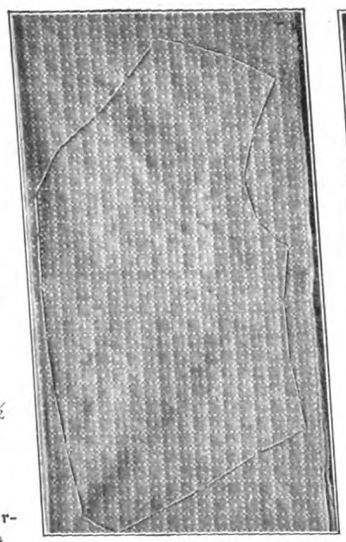


Abb. 6. Ein Westenteil, durch vorgezogenen Faden markiert.

Abb. 7. Eine fertige Damenweste.

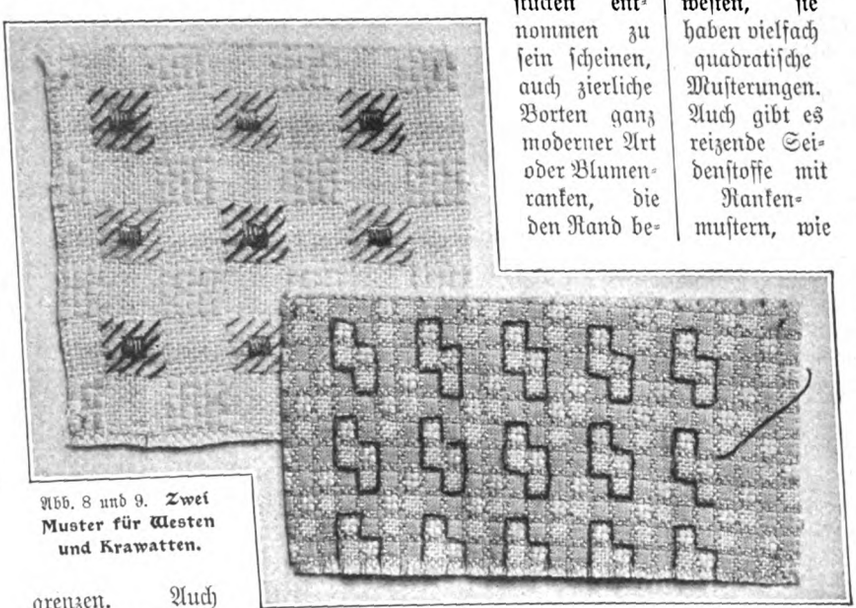
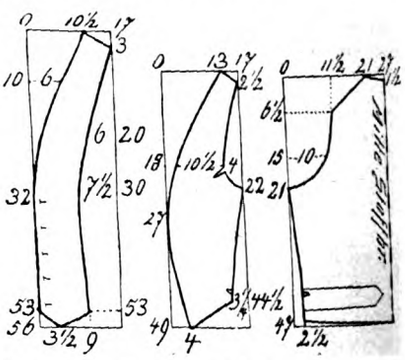


Abb. 8 und 9. Zwei Muster für Westen und Krawatten.



Erster Vorderteil. Zweiter Vorderteil. Rücken.

Abb. 11. Schnittübersicht zur Damenweste.

Für Herrenkrawatten wird ebenfalls gern gemusterter Westenstoff verwendet, doch verarbeitet man dafür auch oft ein härtliches, ganz porös gewebtes gelbliches Leinen. Bunt und lustig ist die Stickerei sowohl bei blütenartigen Formen wie bei Pleinmustern. Die Länge solcher Krawatten beträgt etwa 1 Meter bei einer Breite von $3^1/_2$—4 Zentimetern. Zu vermeiden ist bei diesen Krawatten ein abweichendes Futter, man stelle sie lieber vollständig aus dem gemusterten Stoffe her, da die Kehrseite bei leichter Verschiebung sichtbar werden kann und unschön wirken würde. Die Stickerei ist stets so weit zu arbeiten, daß nur das um den Kragen liegende schmale Bändchen frei bleibt. (Abb. 4.) Von

Abb. 10. Muster für Damenwesten.

Abb. 12. Muster für Damenwesten.

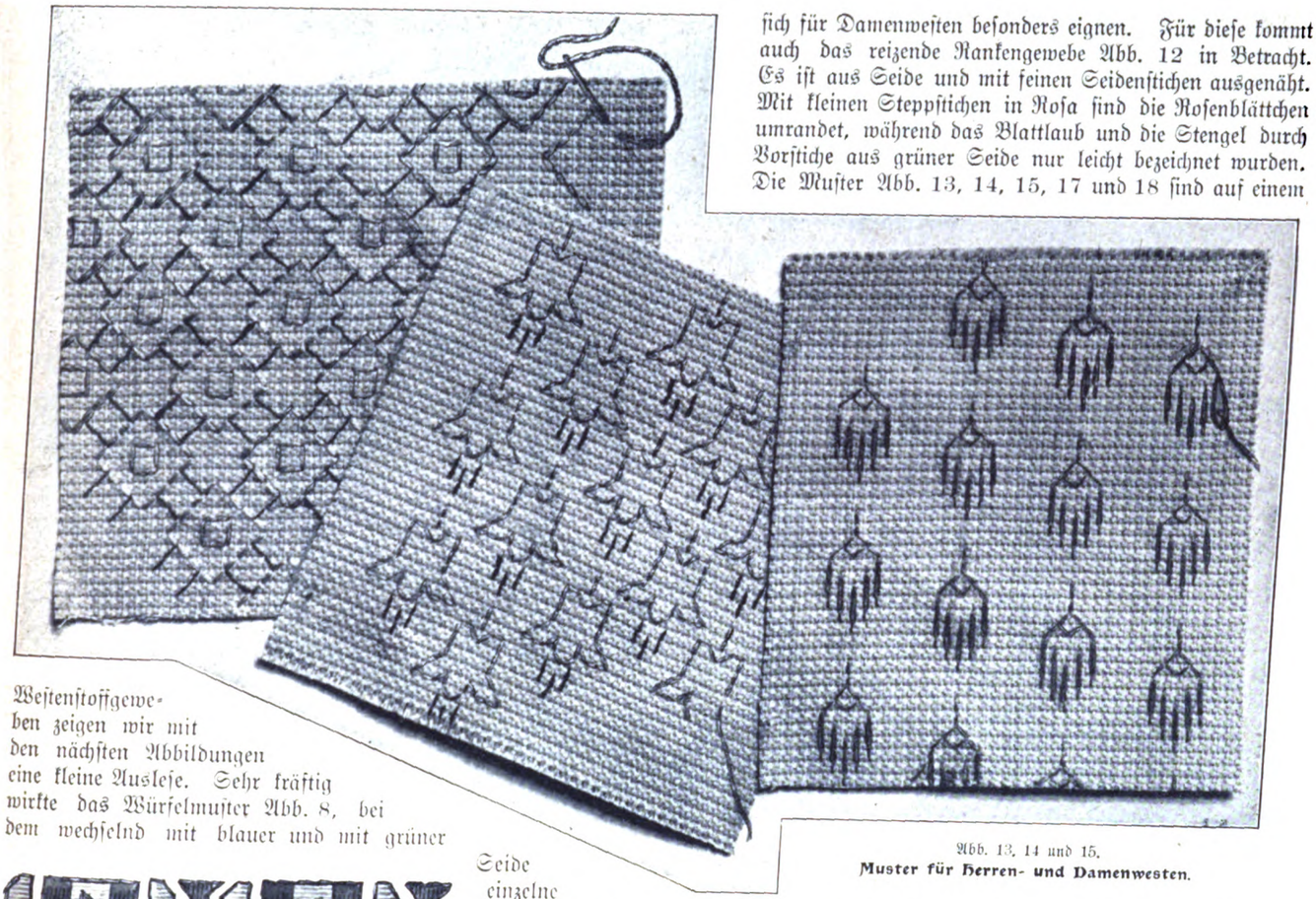


Abb. 13, 14 und 15.
Muster für Herren- und Damenwesten.

Westenstoffgewe-
ben zeigen wir mit
den nächsten Abbildungen
eine kleine Auslese. Sehr kräftig
wirkte das Würfelmuster Abb. 8, bei
dem wechselnd mit blauer und mit grüner
Seide einzelne
Würfel durch
flach gestickte
Steinchen und
durch über-
spannte Fäden
hervorgehoben
wurden. Ekrü-
farben war der Stoff Abb. 9, bei dem die einzelnen Figuren
durch terrakottafarbige und grüne Seide mit langen Stichen
umrandet waren. Das Muster Abb. 10 ist auf einfach
gewebtem kanevasartigen Stoffe mit losen Stichen
wechselnd in Blau und Grün ausgeführt.
Es wirkt überaus zierlich und dürfte
sich für Damenwesten besonders eignen. Für diese kommt
auch das reizende Rankengewebe Abb. 12 in Betracht.
Es ist aus Seide und mit feinen Seidenstichen ausgenäht.
Mit kleinen Steppstichen in Rosa sind die Rosenblättchen
umrandet, während das Blattlaub und die Stengel durch
Vorstiche aus grüner Seide nur leicht bezeichnet wurden.
Die Muster Abb. 13, 14, 15, 17 und 18 sind auf einem
grauen, kräftig und fest gewebten aidaartigen
Stoff ausgeführt. Rot und grün war das geometrische Muster
Abb. 13, mit veilchenblauer Seide waren die Glöckchen der Abb. 14
ausgeführt. Die hängenden Blüten bei Abb. 15 wurden durch
lange Schlupfenstiche und durch Steppstiche aus blauer Seide
gebildet.
Die Kränzchen bei Abb. 17 waren mit
grüner Seide ausgeführt, weiß ge-
halten war das zierliche Pleinmuster
Abb. 18. Die reliefartig auf-
liegenden Formen in dem kräftigen
steingrauen Seidengewebe Abb. 19
oliven-

Abb. 16. **Muster zum Westenteil Abb. 3.**

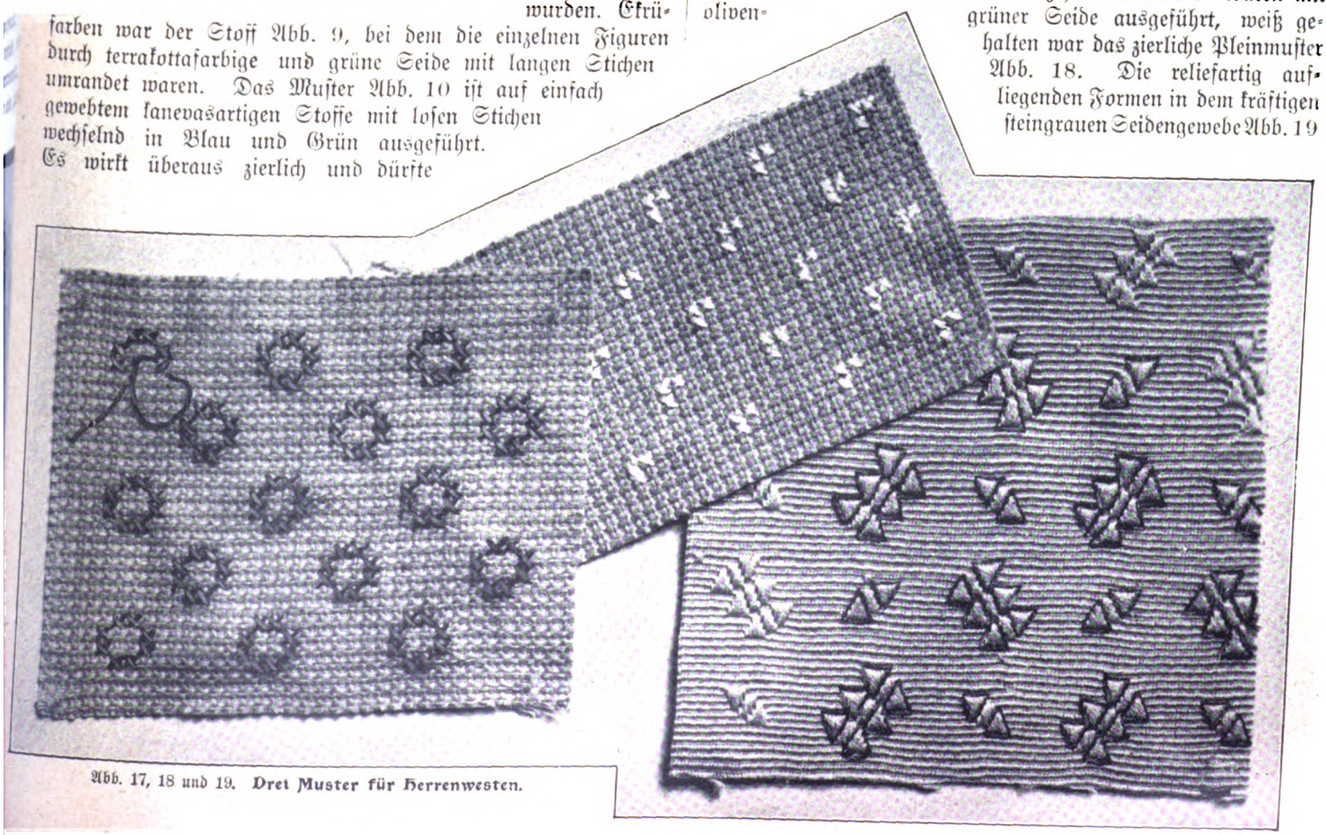


Abb. 17, 18 und 19. **Drei Muster für Herrenwesten.**

hatten grüne Umrandung erhalten. — Unsere letzten Abbildungen geben noch die leicht nachzustickenden Muster für Krawatten, von denen das erste auf einem mit Quadraten und Kreuzchen gewirkten weißen Fond mit roter Seide gestickt war. Aus gelber und schwarzer Seide setzte sich das dritte Muster zusammen; man erkennt aus der Abbildung genau die Verteilung der Farben.

Abb. 20. **Muster zu den Westenteilen Abb. 2.**

Für diese Krawatte wie für die zu beiden Seiten stehenden war leinenartiger porös gewebter Stoff verwendet worden. Rot und schwarz ist das Steinchenmuster des zweiten Krawattenendes, und mit blauer Seide ist das Pleinmuster in die eingewebten Felder der letzten Stickprobe gearbeitet. — Alle diese zierlichen bunten Herrlichkeiten werden als sommerliche Geschenke sicher hochwillkommen sein.

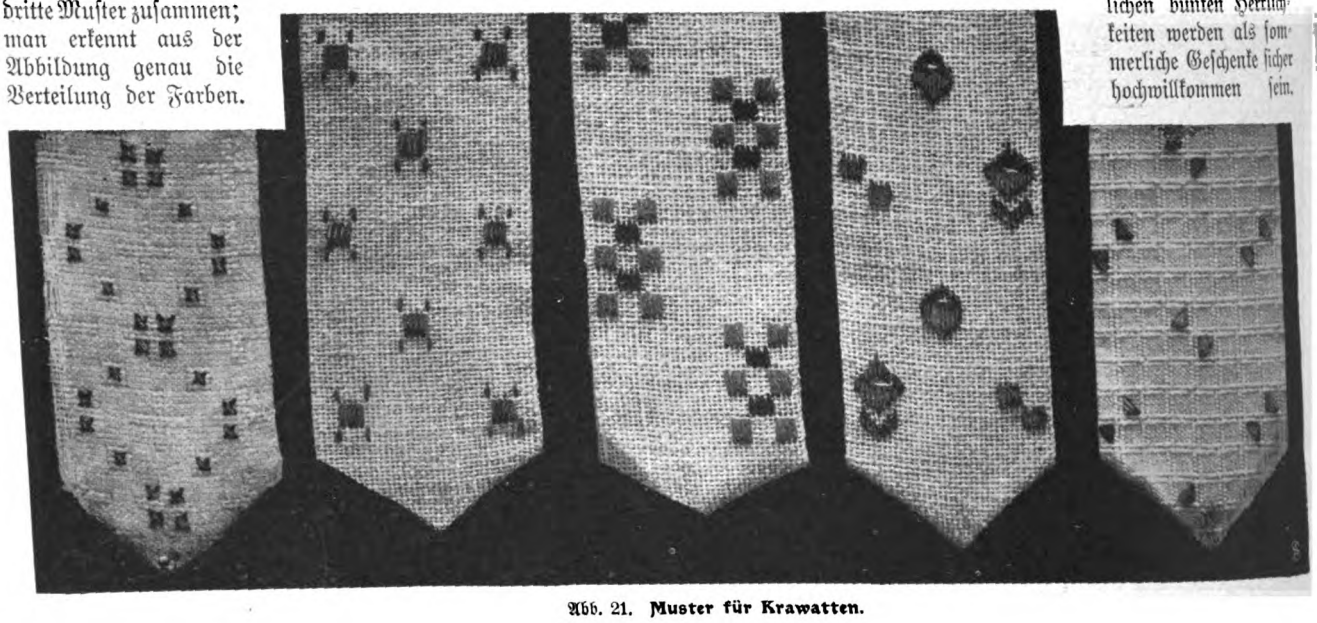


Abb. 21. **Muster für Krawatten.**

Die Stenotypistin.

Von Grete Massé.

Sie ist aus dem Geschäftsleben ohne eine gefährliche Stockung des Betriebes nicht mehr auszuschalten, die kleine Stenotypistin. Wir begegnen ihr überall. Wenn sich früh am Morgen der Menschenstrom in die Stadtgegenden ergießt, in denen sich Kontore an Kontore drängen, so sind in ihm die farbenfreudigen Hütchen, die kleinen Pelze, die Ledertäschchen der zur Stätte ihrer Tagesarbeit eilenden Damen schon lange ein gewohnter Anblick. Und sitzen wir abends bequem im Theater oder Konzert und harren des Augenblicks, in dem der Vorhang sich heben, das Klavierspiel beginnen soll, so schlüpft ganz kurz vor Toresschluß oft ein junges Mädchen neben unsern Sitz und flüstert der wartenden Freundin zu: „Entschuldige . . . Ich konnte nicht früher, der Chef diktierte noch."

In alle Branchen, in die Kontore der exklusivsten, mißtrauischsten Chefs hat sie sich langsam, aber zähe und energisch hineinzubugsieren gewußt. „Fräulein" hat aufzustehen, wenn das Telephon klingelt, „Fräulein" wird gefragt, in welcher Mappe der Brief von Jacques Lefèvre & Co., Madras, abgelegt ist, „Fräulein" hat zu wissen, was der Chef sagen wollte, aber in der Zerstreuung vergessen hat. „Fräulein" hat nett auszusehen, aber nicht so nett, daß es die Herzensruhe eines Angestellten oder eines Kunden gefährden könnte, „Fräulein" hat morgens und mittags pünktlich da zu sein und nicht ungnädig zu werden, wenn sich ihre Arbeitszeit ohne Extravergütung ein oder zwei Stunden über den festgesetzten Schluß hinauszieht, „Fräulein" hat weder zu süß zu sein noch zu sauer, weder zu hart noch zu weich, hat selbständig arbeiten zu können und ladet doch alle Gewitter auf ihr Haupt, wenn ihr Tun eine Laune des Chefs durchkreuzt.

Jedes Alter, alle Charaktere, alle Temperamente sind unter den Stenotypistinnen vertreten. Man findet junge Dinger, die nach ihrem Abgang aus der Schule ein halbes Jahr einen Handelskursus absolviert haben, um nun, kaum flügge geworden, den Kampf ums Dasein aufzunehmen, und Damen, über deren Alter des Sängers Höflichkeit zu schweigen hat. Man findet Geschöpfe, die vor Ehrfurcht mit der Stirn auf den Boden schlagen möchten, wie die Chinesen es vor ihren Majestäten tun, wenn das Wort „Faktura" oder „Vertragsentwurf" oder „Rentabilitätsaufstellung" an ihr Ohr klingt, und andere, die mit den Spezialausdrücken ihrer Branche um sich werfen, daß Nichtfachmänner sie verständnislos anstarren. Man findet Damen, die stundenlang auf dem Kontorbock vor der Schreibmaschine sitzen können, kühl und unbeweglich, mit Mienen, starr wie ein Bild, und andere, in denen das fröhliche, lebendige Blut anfängt zu schwirren und rebellisch zu werden, wenn sie nur eine Viertelstunde still auf einem Platz sitzen müssen, Damen, die des Nachts nicht schlafen können vor Sorge, ob eine Arbeit mit zwei oder drei Durchschlägen geschrieben werden sollte, und andere, die alles gleichgültig an sich vorüberstreichen lassen und denken: „Nach uns die Sintflut."

Am übelsten daran ist die Anfängerin. In der Handelsschule hat sie „mit heißem Bemühn" die Geheimnisse der Stenographie, des Maschineschreibens und etwas Buchführung studiert. Sie dünkt sich ein kleiner Krösus an Gelehrsamkeit und ahnt es nicht, daß sie nur ein Boot mit gefährlich schwachen, widerstandslosen Segeln ist, das nur zu leicht an der bösen Klippe „Praxis" zu zerschmettern droht. Am beschwerlichsten ist für sie die Erreichung eines ersten Engagements. Die Annoncen in den Zeitungen werden mit Gier verfolgt, und unzählige Briefe gehen hinaus, die alle beginnen: „Höfl. Bezug nehmend auf Ihr heutiges Inserat, erlaube ich mir ganz ergebenst, Ihnen meine Dienste anzubieten." Und

dann folgt eine Aufzählung alles Gelernten, der Hinweis auf alle Tugenden der Schreiberin, der feierliche Eid „nach Kräften bemüht zu sein, die Zufriedenheit des Chefs zu erringen", oder „sich würdig des Vertrauens, das man in sie gesetzt, erweisen zu wollen". Kommt dann einmal eine Aufforderung zur persönlichen Vorstellung, ist das Glück groß. Die erste Enttäuschung kommt nur zu bald. Sie glaubte: Kommen, Sehen und Siegen wäre eins. Da begegnet ihr auf der Treppe eine beängstigend große Zahl junger Mädchen, die der Tür entströmen, der sie selbst zustrebt. Im Kontor sitzen hinter der Barriere, die verhindert, daß sich die Eintretenden ohne Aufforderung direkt an die Pulte der Arbeitenden begeben können, bereits einige Wartende. Und mit dem Scharfsinn der Feindseligkeit erkennt sie jetzt: die Konkurrenz. Gleich ihr haben Dutzende die Zeitungen gelesen, gleich ihr Offertbriefe geschrieben, gleich ihr eine Antwort erhalten, und gleich ihr harren sie und bangen und fragen sich, wer aus ihrer Schar die Erwählte sein wird. Wird sie endlich durch eine Reihe ihr neugierig nachblickender Kontorangestellter in das Allerheiligste des Chefs geführt, sinkt ihr der Mut. Seine Fragen sind kurz und geschäftsmäßig, ohne einen Hauch des Mitgefühls mit ihrem ängstlich schlagenden Herzen.

„Wo waren Sie in Stellung?" „Noch gar nicht?" „Welche Handelsschule haben Sie besucht?" „Welches System stenographieren Sie?" „Wie viel Silben in der Minute?" „Welche Schreibmaschinen haben Sie geschrieben?" „Welches Salär beanspruchen Sie?" „Bitte, schreiben Sie einmal."

Ein Blatt Papier wird vor sie hingeschoben. Einen echten „Kohinur" umklammern ihre zitternden Finger. Schrecklich erscheint ihr die Stimme, die im rasenden Tempo diktiert: „In Beantwortung Ihres Geehrten vom 28. v. M. teilen wir Ihnen mit, daß wir die Regelung der strittigen Angelegenheit unserem Rechtsanwalt übergeben haben usw."

„Bitte, lesen Sie vor!"

Vor ihren flimmernden Augen führen die kleinen, krausen, stenographischen Zeichen einen wilden, höhnischen Tanz auf. Stockend beginnt sie, dann folgt fließender ein kleiner Satz, den sie noch im Gedächtnis behalten hat, dann beginnt wieder das Stolpern. Sie wird rot und stammelt ungeschickt etwas von „beim Prüfen so leicht verwirrt werden", „sonst viel besser schreiben können".

Der Chef klingelt. Ein Angestellter erscheint.

„Führen Sie Fräulein ins Schreibmaschinenzimmer. Fräulein kann den Brief auf der Schreibmaschine übertragen."

Es geht wieder den Weg zurück an den Pulten, den Neugierigen, an der Barriere vorüber. In einem kleinen Zimmer sitzen zwei Damen vor den Schreibmaschinen. Neben jeder steht ein strohgeflochtener Briefkorb, in den die fertigen Briefe hineingelegt werden. Der Tisch ist voll von Papieren und Briefen. Die Mädchen sehen die Hereingekommene mit den prüfenden, mißtrauischen Blicken an, mit denen die Frau die Frau zu mustern pflegt. Sie erwägen blitzschnell, welchen Schaden, welchen Nutzen die Kollegin bringen kann. Sie ist nett angezogen, also ist die Möglichkeit vorhanden, daß sie das Verdienen nicht so nötig hat und nur ein kleines Salär beansprucht. Sie ist jung und verlegen, also wird sie ungeschickt sein und muß erst angelernt werden. Das macht Mühe, hat aber den Vorteil, daß Chef und Prokurist den Wert ihrer eigenen Tüchtigkeit erkennen und vielleicht der „Perle" eine Zulage geben.

Die eine der Damen macht ihr an der Schreibmaschine Platz, und zitternd setzt sie sich davor. Weh, eine Remington! Mit Umschaltung! Und sie hat immer beim Üben mit Vorliebe die Maschinen mit Volltastatur geschrieben. Jetzt wird der Bogen eingespannt. Erst nach einigem Probieren gelingt es ihr, ihn gerade hinein zu bekommen. Die Zeilenstellung wird ihr beschwerlich. Einmal stehen die Reihen zu eng aneinander, einmal zu weit auseinander. Wenn sie vergißt, auf die Taste für die großen Buchstaben zu drücken, stehen die Hauptwörter klein geschrieben da, und sie muß radieren.

Endlich hat sie mühsam ihr Briefchen beendigt. Die eine der Damen bringt es dem Chef hinein. Sie kommt zurück und sagt, man würde ihr Bescheid zukommen lassen.

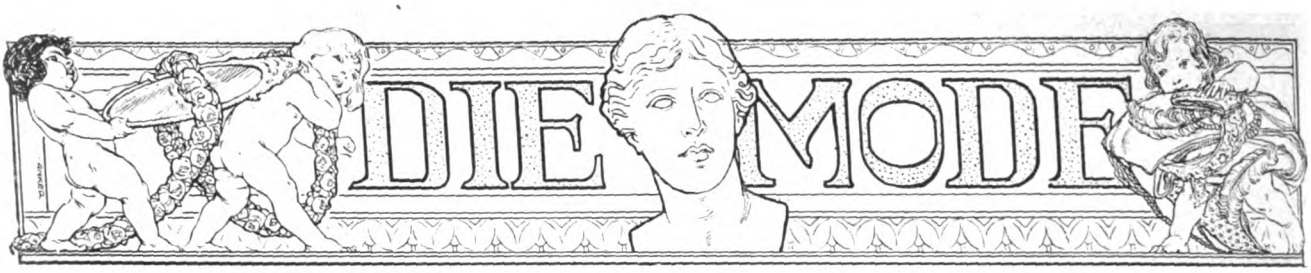
Die Übung macht die Anfängerin gewitzig. Es dauert nicht lange, und sie weiß, daß „das Bescheidzukommenlassenwollen" fast immer nur eine Phrase ist, es sei denn, der erwartete Bescheid begänne mit den Worten: „Wir bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen, daß wir die von uns ausgeschriebene Vakanz bereits anderweitig besetzt haben."

Aber einmal wird auch ihr Erfüllung. Größere Firmen mit Überfluß an Arbeit engagieren selten Anfängerinnen. Es sind meistens kleine Bureaus, die nicht das große Salär für eine „Perfekte" auszugeben vermögen, die sich der Anfängerin annehmen. Die ersten Tage ihrer Kontorlaufbahn bleiben ihr unauslöschlich im Gedächtnis haften, und später ist sie es selbst, die sich dagegen wehrt, eine Anfängerin als Kollegin zu bekommen.

Die Wirklichkeit stellt ganz andere Anforderungen an die Anfängerin als der nachsichtige Lehrer der Handelsschule. Am Morgen ist wenig zu tun. Man schiebt ihr ein Kopierbuch hin und lehrt sie, die Namen der an den Tagen vorher an die Kunden geschriebenen und kopierten Briefe in das Alphabetregister, welches das Buch beschließt, einzutragen und die Zahl der Seite, auf der der Brief kopiert ist, beizuschreiben. Auf das dünne Seidenblatt des Briefes wird mit Blaustift eine Null geschrieben, falls der Kunde in diesem Buche noch kein Konto hat, sonst wird die Nummer der Seite eingetragen, auf der der Brief kopiert ist, den man vorher an denselben Kunden gesandt hat. Ähnlich verhält es sich mit dem Registrieren. Die eingelaufenen, gelesenen und beantworteten Briefe werden alphabetisch geordnet den Sammelmappen eingefügt. Endlich kommt der Chef, und allmählich, nachdem er eine Reihe anderer Angelegenheiten erledigt hat, beginnt das Diktat. Zwanzig, dreißig kürzere oder längere Briefe folgen manchmal einander. Das Wiederlesen nachher wird ihr recht sauer, das Schreiben auf der Maschine geht noch zu langsam. Wenn ihr jemand zuguckt, wenn jemand treibt und anspornt, wird sie aufgeregt und kommt gar nicht vorwärts. Dann ist Mittagszeit. Zwei Stunden hat sie Pause und muß in dieser Frist den manchmal recht weiten Weg nach Hause und dann wieder ins Kontor zurückgelegt haben. Das Essen schlingt sie hinunter, es schmeckt ihr nicht bei der Hast. So werden diese zwei Stunden oft mehr zu einer Strapaze als zu einer Erholung.

Am Nachmittage sind die noch unerledigten Briefe fertigzustellen, und die neu eingelaufene Post wird beantwortet. Zuerst passiert es ihr oft, daß sie am Abend, wenn die Post zur Unterschrift ins Zimmer des Chefs gebracht wird, noch Briefe, die nicht richtig geschrieben waren, zur Abschrift zurückbekommt. Wenn sie Glück hat, kann sie dann fortschlüpfen, bevor der Briefträger die Abendpost bringt. Kommt der noch, bevor sie das Zimmer verlassen hat, kann es geschehen, daß man ihr zuruft: „Ach, Fräulein, bitte noch einen Augenblick!"

Doch nach und nach verbessert sich ihr Los bedeutend. Die tägliche, stündliche Übung macht sie gewandt, mit den Anforderungen wachsen ihre Kräfte. Sie wird vertraut mit den Gepflogenheiten und kleinen Wünschen ihrer Vorgesetzten, sie gewinnt Einblicke in den Betrieb, bekommt Interesse an den Besonderheiten ihrer Branche. Aus dem ängstlichen, eingeschüchterten, langsamen kleinen Mädchen wird, wenn der Fall nicht ganz hoffnungslos liegt und die Schiffbrüchigen klug genug sind, nach der rettenden Planke eines anderen Berufes zu greifen, das energische, seiner Leistungen voll bewußte Fräulein, dessen Gehalt sich allmählich von den anfänglichen monatlichen 50—60 Mark auf 100—120 Mark aufbessert. Besonders gut bezahlt werden Damen, die auch die fremden Sprachen beherrschen und in ihnen stenographieren können.



Elegantes Morgenkleid aus Waschseide, Matinee aus Batist. (Abb. 216 u. 217.) Für lose fließende Morgengewänder gilt neben weichen Wollstoffen die leichte Waschseide als besonders beliebtes Material, das sich besonders für warme Tage als recht zweckmäßig erweist. Aus weißer Waschseide besteht auch unser elegantes Modell Abb. 216, das durch die reiche Valenciennegarnitur ein besonders duftiges Aussehen erhält. Es wird leicht schleppend gearbeitet und durch einen pelerinenartigen Kragen vervollständigt, der, zackig geschnitten, den Hals völlig frei läßt und vorn einen kleinen Ausschnitt zeigt. Er ist mit einem Spitzenvolant umrandet und deckt so zum Teil den dreiviertellangen, unten offnen Ärmel; die losen Hängerteile des Gewandes fallen in leichten Reihfalten ungezwungen unter dem Kragen hervor und zeigen von halber Höhe an gleichfalls Spitzengarnitur. Der zur Anfertigung dieses ebenso bequemen wie vornehmen Morgenkleides erforderliche Schnitt ist in 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter.

Für das hübsche Matineejäckchen Abbildung 217 ergab weißer Batist das Material, zu dem Lochstickerei und Tüllspitze die Ausstattung bildeten. Auch hier macht ein großer eckiger Kragen, den eine helle Seidenschleife unterhalb des spitzen Ausschnittes in der Wirkung hebt, den Hauptbestandteil der Garnitur aus. Er wird durch Lochstickerei verziert, ein Spitzenvolant umrandet ihn, die gleiche Garnitur wiederholt sich dann an dem langen, unten weiten und offnen Ärmel. Unter dem Kragen befindet sich eine Passe, an die sich Vorder- und Rückenteile in Reihfalten ansetzen, um lose herabzufallen und der Matinee die Wirkung des Legeren zu verleihen. Der Schnitt zu dieser hübschen Hülle ist in 44, 46, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 80 Zentimetern Breite 3,75 Meter.

Leinenkleid mit Spitzenjacke. (Abb. 218.) Eine der elegantesten Ergänzungen des modernen Sommerkleides bildet unstreitig die in verschiedenen Längen auftauchende Spitzenjacke, die je nach den Verhältnissen des Beutels bald aus der kostbaren Irishgipüre, bald aus dem leichter erschwinglichen Spachtelstoff oder einer Gipürimitation bestehen kann. Unser schönes Modell zeigt eine solche Jacke aus weißer ungefütterter Irishgipüre, deren Ränder durch weiße Seidentresse mit gehäkeltem Crelotabschluß einen gewissen Halt bekommen. Die Jacke ist im Rücken nicht völlig anliegend und zeigt die Vorderteile in Brusthöhe leicht übereinandertretend und durch einen Schmuckknopf geschlossen. Der halblange Ärmel ist geschlitzt und zur Hälfte an den Vorderteil, zur Hälfte an den Rücken gearbeitet. Gleichfalls

Abb. 216 u. 217. Elegantes Morgenkleid aus Waschseide, Matineejäckchen aus Batist.

geschlitzt ist auch der vorn stark abgerundete Schoß, der dadurch besonders apart wirkt. Das dazu getragene Kleid besteht aus weißem Leinen und zeigt den Rock etwas glockig geschnitten und in leichter Schleppe ausladend. Er wird mit vorderer Mittelnaht gearbeitet, seine vornehme Ausstattung besteht in reicher Durchbruch- und Schnurstickerei, die unten ebenfalls durch Grelots umrandet wird. Zu dieser hocheleganten Toilette ist der Schnitt für die Jacke, die sich geschickte Hände selbst häkeln können, in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,25 Meter.

Leinenkleid für junge Damen. (Abb. 219.) Leinen, besonders naturfarbiges und weißes Leinen gehört auch in dieser Saison zu den bevorzugten Geweben für Sommerkleider, da es sich im Laufe der Jahre als ebenso praktisch wie hübsch erwiesen hat. Auch unser ansprechendes Sommerkleid ist aus sandfarbenem Leinen gefertigt, zu dem weiße Plattstichstickerei und Gipüreeinsatz die Ausstattung ergeben. Die ohne Futter gearbeitete Bluse hat ein stark vertieftes Armloch, aus dem der halblange Puffärmel hervorfällt, den ein gesticktes Bündchen abschließt. Außerdem wird die Bluse durch eine bogige Passe vervollständigt, die, vorn wie im Rücken von gleicher Form, durch Stickerei verziert und mit kräftigem Einsatz abgeschlossen wird. Die Vorderteile sind in schmale Quetschfältchen abgenäht, zwischen denen Gruppen feiner Stüfchen sichtbar werden, im Rücken wiederholen sich die Stüfchen und Quetschfältchen gleichfalls, nur in anderer Anordnung. Die Taille umspannt ein fahlgrüner Libertygürtel, unter dem der fußfreie, aus sechs Bahnen bestehende Faltenrock hervorfällt. Zwischen jedem der glatten Rockteile sind Faltenteile eingesetzt, die, bis etwa in Kniehöhe niedergesteppt, nach unten frei ausfallen. Im übrigen bleibt der Rock ohne jede Verzierung. Sein Schnitt ist in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Bluse in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 Meter und für den einfachen aber äußerst praktischen Faltenrock 4 bis 4,50 Meter.

Abb. 218. Leinenkleid mit Spitzenjacke.

Abb. 219. Leinenkleid für junge Damen.

Zwei Hemdblusen. (Abb. 220 u. 221.) Die schlichte Hemdbluse erfreut sich noch immer der Gunst all derer, die Wert auf gediegene Einfachheit legen, ohne dabei auf modegerechten Schick zu verzichten. Mit unseren Abbildungen bringen wir zwei Formen, deren eine sich für abgepaßte Stickereiblusen, die andere aber besonders für Waschstoffe eignet. Blauweißgestreifter englischer Zephir diente zur Herstellung von Abb. 220, die durch dunkelblauen Satinvorstoß belebt und durch die quergestreifte Passe von besonders hübscher Wirkung war. Die Vorderteile dieser Bluse sind bis in Brusthöhe in Fältchen abgenäht, die dann in gleicher Lage im Gürtel verlaufen. Die vordere Mitte deckt eine Patte, die den Knopfschluß vermittelt. Der Rücken zeigt zwei Fältchengruppen, die unter dem Achselstück verlaufen, das vorn sich überschneidende Bogenblenden begrenzen. Den keuligen Ärmel bereichern unten Längsfältchen, die eine quergestreifte Manschette abschließt. Zu dieser kleidsamen Hemdbluse ist der Schnitt in 40, 42, 44, 46, 48, 50, 52, 54, 56 und 58 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 2 bis 2,25 Meter. — Für die zweite Bluse Abb. 221 war bastfarbiges Leinen mit weißer Plattstichstickerei verwendet. Über ein loses Futter gearbeitet, bringen die ziemlich glatten Vorderteile die Stickerei vorteilhaft zur Geltung, während an jeder Seite eine Fältchengruppe in halber Höhe ausspringt. Die Bluse schließt in der vorderen Mitte durch Knöpfe und Knopflöcher, im Rücken wird sie durch zwei Fältchengruppen bereichert. Der Dreiviertelärmel ist reichlich blusig geschnitten und unterhalb des Ellbogens durch einen gestickten bogigen Aufschlag abgeschlossen. Der Schnitt ist in 42, 44, 46, 48, 50, 52, 54, 56, 58 und 60 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 2,50 bis 3 Meter.

Zwei Sommerunterröcke. (Abb. 222 u. 223.) Der weiße, glatt die Hüfte umschließende Batistrock mit Koller-

116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 60 Pfennig und für den Batistrock in den gleichen Größen zum gleichen Preise erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,25 bis 3,75 Meter, für den Alpakarock bei 80 Zentimetern Breite 4,25 bis 4,50 Meter.

Servierkleid und Schürze. (Abb. 224.) Zur Herstellung des hübschen Servierkleides diente blau- und weißgestreifter Waschstoff. Die blusige Taille ist in der vorderen Mitte geknöpft und durch ein Stehbündchen und mäßig weite Blusenärmel vervollständigt, die ein quergenommenes Bündchen abschließt. Unter dem die Taille umschließenden Gürtel fällt der schlichte Fünfbahnenrock hervor, der ziemlich fußfrei, das Streifenmuster gut zur Geltung bringt. Die den Anzug vervollständigende Schürze besteht aus weißem Batist, den Lochstickerei verziert. Der blusige Latz greift mit Achselbändern über die Schultern und läßt diese im Rücken im Schürzenbund verlaufen. Der Schürzenteil deckt den Rock fast ganz und ist nur auf der Hüfte etwas gereiht; die Schürze wird durch Bänder geschlossen. Ihr Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig und der des Servierkleides in den gleichen Größen für 80 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 80 Zentimetern Breite 7,20 Meter, für die Schürze bei 84 Zentimetern Breite 2,25 Meter.

Abb. 220 u. 221. Zwei Hemdblusen.

Abb. 224. Servierkleid und Schürze.

Abb. 222 u. 223. Zwei Sommerunterröcke.

bund (Abb. 222) hat einen hohen Serpentinevolant, der von breiten Valencienneeinsätzen durchquert ist und durch einen Valenciennevolant abgeschlossen wird. — Der zweite Rock Abb. 223 ist aus hellgrauem, weiß und dunkelgrau kariertem Alpaka und blieb, da er für praktische Zwecke bestimmt ist, ohne weitere Garnitur. Dieser Rock fällt völlig schlank und ist oben mit kleinem spitzen Ausschnitt versehen und durch Bänder geschlossen. Seine Ausstattung besteht in einem hohen Serpentinevolant, den Biesensäumchen verzieren. Der Schnitt ist in 100, 108,

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 216 bis 224 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstraße 37 bis 41, zu beziehen. Für Taillen usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unter der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Neue Spargelrezepte.

Von Helene von Reymond.

Die „Gartenlaube" hat zwar fast in jedem Jahr etwas über den Spargel gebracht. Doch immer neue Zubereitungsarten wurden durch die Kunst der Köche erfunden oder werden uns aus fremden Ländern gebracht. Überdies herrscht eine gewisse Eintönigkeit in der Zubereitung dieses köstlichen Gemüses bei uns. Ich persönlich freilich verlange sie nicht anders, als dick geschält, mit siedendem Salzwasser aufgesetzt, nicht zu weich gekocht und mit ganz frischen Butterstückchen aufgetragen!

Aber es gibt ja so viel Köpfe, so viel Geschmäcker, und wer mal „was anderes" bieten will, der kann zunächst seinen Stangenspargel mit verschiedenen Saucen servieren, wie z. B. mit Butter-, Holländischer, Musselin-, Ostpreußischer, Öl-, Sahnen-, Petersilien- usw. Sauce. Für Gesellschaftszwecke sehr fein ist auch das Anrichten des Stangenspargels — oder gar nur der oberen 10 Zentimeter langen Enden — in Rändern, z. B. von Eierstand, von Geflügel-, Hummer- oder Krebsfarce, von Duchessekartoffeln oder von getrüffeltem Reis. Für die Festtafel schneidet man auch den Spargel, aber immer nur dicken — und um den tut es mir dann eigentlich immer leid — in 5 Zentimeter lange Stücke und mischt sie

mit Trüffeln oder Champignons oder Morcheln und einer dicken Eier- oder Frikasseesauce.

Ganz feine Luxushors d'oeuvres erzielt man, wenn man nur die Köpfe dicker Spargel verwendet und diese mit Trüffeln oder Krebsschwänzen in Muscheln gibt, oder etwas länger abgeschnittene (3 Zentimeter) Kopfenden mit dicker Frikasseesauce umhüllt und in siedendem Fett ausbäckt.

Für den täglichen Tisch wird man nun aber nicht immer dicke Stangen kaufen, sondern sich manchmal auch mit recht dünnen begnügen müssen. Will man diese nicht zerschneiden, so kann man sie mit dicker Eiersauce überziehen, in Semmelbröseln wälzen und in siedendem Fett ausbacken; auch als Füllung von Plinsen (dünnen Eierkuchen) benutzen und mit holländischer Sauce servieren. Diese dünnen Stangen aber zerschneide ich ohne Gewissensbisse.

Im Grunde genommen bin ich keine Freundin von Resten und teile die Meinung „die Reste sind das Beste" nur insofern, als die Reste eines guten Diners sehr viel hübsche Einzelgerichte ohne neue Zutaten geben. Läßt man sich aber erst auf die so viel empfohlenen neuen Restergerichte ein, so muß man so viel dazu kaufen, daß die Elle länger wird als das Band.

Beim Spargel jedoch sind mir alle Überbleibsel hoch willkommen. Schon die dick abgeschälten Schalen werden getrocknet und geben eine prächtige Würze für die Bouillon; ja mit Hilfe von Schwitzmehl und Bouillonextrakt wage ich es, eine Suppe davon herzustellen! Kein Tropfen Spargelwasser geht bei mir verloren; es wird stets Suppe davon gemacht! Als Einlage in die Suppe dienen übriggebliebene Brechspargel oder zerschnittener Stangenspargel. Habe ich Gäste, so verwandle ich diese Reste in Püree und gebe sie dann in die Suppe, die dadurch fast zur Gesellschaftssuppe aufrückt. Ein Ei verdirbt die Suppe natürlich auch nicht.

Nun aber weiß ich noch andere Resterverwendungen: Mischen mit zerschnittenen Bratenresten und geriebenem Käse und im Ofen backen. — Mit dicker Bechamelsauce mischen, mit Semmelbröseln oder geriebenem Käse überstreuen und gratinieren. — Semmelscheiben mit Milch tränken, in die zwei Eier verquirlt sind; wenn diese eingezogen, braten, darüber dann die Spargelstücke mit holländischer Sauce anrichten. — Die Spargelstücke mit Sardellensauce und verlorenen Eiern servieren. — Spargelpüree anfertigen, mit Butter, Pfeffer, Salz, Muskat, gut abschmecken und zu kaltem Fleisch geben. — Mit Zitronensaft marinieren, in Aspik erstarren lassen und mit Remouladensauce servieren. — Als Gemüse mit Karotten oder Mohrrüben, Schoten oder Morcheln oder mit allem gleichzeitig mischen und zu Buletten geben. — Mit warmen, in Scheiben geschnittenen, hartgekochten Eiern vermischen und mit Bratensauce übergießen. — Zwiebeln und gehackte Petersilie in Butter dünsten, die Spargelstücke darin erwärmen. — Rührei nur mit Spargelstückchen oder mit Spargeln und Garnelen mischen. — Runden Semmelchen, in Milch etwas geweicht, wird ein Deckel abgeschnitten, die Semmel ausgehöhlt, mit Spargelpüree gefüllt, der Deckel befestigt und das Ganze in Butter schön braun gebraten. — Guten Salat macht man von Spargelresten, indem man sie mit einer Sauce aus Öl, Essig, etwas Pfeffer, Salz und Schnittlauch vermischt; er muß gut durchziehen.

Bei einiger Gewandtheit und einem bißchen Nachdenken lassen sich viele gute Gerichte „komponieren". Nur von einem rate ich ab: von der Spargelbowle! Brr!

Balkonschmuck und Blumenfenster im Sommer.

Von Max Hesdörffer.

Was dem glücklichen Landhausbesitzer der Garten ist, das soll den weniger beneidenswerten Bewohnern städtischer Mietskasernen der Balkon oder die Loggia sein. Auch die bescheidenste Wohnung wird sofort traulicher und wohnlicher, wenn wohlgepflegte, dankbar blühende Pflanzen Balkon und Fenstergesimse schmücken. Das weiß der Großstädter nur zur gut, und gern benutzt er die Gelegenheit, die Baumeister und Bauherren in neuerer Zeit durch Anbringung breiter, ebener Fenstergesimse, von Loggien oder Balkonen bis hinauf in die höchsten Etagen bieten, um seiner angeborenen Blumenliebe tatkräftigen Ausdruck zu verleihen. Dies ist aber nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick den Anschein haben könnte, da man vielfach Balkonen auch an der Nord- und Westseite der Häuser begegnet, wo sie kaum ein Sonnenstrahl trifft, oder in exponierten, der vorherrschenden Windrichtung ausgesetzten Lagen, die selbst ein Gedeihen der anspruchlosesten Pflanzen unmöglich machen.

Der Balkon, den blühende Pflanzen zur warmen Jahreszeit dauernd schmücken sollen, muß gegen Stürme geschützt und der Sonne zugänglich liegen. In ihren Ansprüchen in bezug auf Sonne verhalten sich die verschiedenen Balkongewächse glücklicherweise verschieden, so daß man für jede der Sonne mehr oder weniger ausgesetzte Lage das Geeignete herausfinden kann. Östliche, südöstliche und südliche Himmelsrichtung sind in fast allen Fällen vorzuziehen, verhalten sich aber verschieden, je nach der größeren und geringeren Breite der Straße und der tieferen oder höheren Lage der Wohnungen. Parterrewohnungen sind selbst bei direkter Südlage in engeren Straßen, wenn die gegenüberliegende Seite mit hohen Häusern bebaut ist, der Sonne nur wenig zugänglich. Je höher die Wohnung unter solch ungünstigen Verhältnissen liegt, um so größer ist die Möglichkeit, hier Blumen erfolgreich behandeln zu können.

Die unbedingt beste Balkonpflanze für ungünstige, der Sonne wenig zugängliche Lagen ist der sogenannte wilde Wein oder die Jungfernrebe, eine allbekannte Schlingpflanze mit fünfteiligem, frischgrün gefärbtem Blatt, das sich mit Eintritt des Herbstes zu prächtigen, leuchtendroten Schattierungen verfärbt. Den ganz bescheidenen Blümchen folgen metallisch glänzende blaue Beeren. Der wilde Wein ist eine ausdauernde Schlingpflanze; man zieht seine Haupttriebe an einer spalierartigen Vorrichtung empor oder an Schnüren, die man vom unteren Balkon nach dem oberen zieht, und die er rasch bekleidet, wodurch sich ganze Balkone in dicht begrünte Lauben verwandeln lassen. Auf solchem Balkon kann man zur warmen Jahreszeit die Mahlzeiten einnehmen, an Sommerabenden beim Scheine der Lampe in vollständiger Abgeschlossenheit und unbeobachtet durch die lieben Nachbarn angenehme Plauderstündchen verbringen. Wenn man die Ranken nicht allzu peinlich aufbindet und einige der kleineren ungezwungen über den Balkonkasten herabhängen läßt, so erhöht sich, von außen gesehen, wesentlich die malerische Wirkung des ganzen Pflanzenschmuckes. Genau in der gleichen Weise sind die verschiedenen Varietäten des immergrünen Efeus zum Balkonschmuck zu verwenden, die allerdings den Nachteil haben, weit weniger starkwüchsig zu sein. Wilder Wein und Efeu können mehrere Jahre in den Kasten stehen, wenn man die obere Erde alljährlich vorsichtig entfernt und durch neue ersetzt, auch zur Wachstumszeit im Sommer gelegentlich durch flüssigen Dünger nachhilft; wenn man sie aber in den freien Grund auspflanzt, was meist nur an den Gartenseiten des Hauses möglich ist, so umspinnen sie ganze Wohnhäuser und geben dann einen prächtigen Rahmen für blumengeschmückte Fenster, wie dies die Abbildungen Seite 364 und Seite 365 oben links zeigen. Auf letzterer Abbildung sehen wir den efeublätterigen, selbstklimmenden Wein vor Entwicklung des jungen Laubes.

Einjährige Schlinggewächse sind fast durchweg für Balkonkasten wenig geeignet; einmal fühlen sie sich in den beschränkten Verhältnissen der Balkonkasten nicht recht wohl, dann aber haben sie den Nachteil, daß sie, im Frühling gesät oder gepflanzt, in den nächsten Monaten nur ein mäßiges Wachstum erkennen lassen, so daß es Herbst wird, bis sie die Veranda mit Grün und Blüten schmücken. Sommerschlingpflanzen, die sich allenfalls in geräumigen Kästen üppig entfalten können, sind die rankenden Kapuzinerkressen, der grüne japanische Hopfen und seine weißbuntblätterige Varietät, die Feuerbohne und allenfalls noch die rankende Cobaea. Die Samen der ersteren legt man direkt in die Kasten, von der letzteren muß man sich junge Pflanzen aus einer Gärtnerei beschaffen. Das Anpflanzen von Kürbissen, Winden und ähnlichen starkwüchsigen Schlingpflanzen in Balkonkasten ist nicht empfehlenswert, da sie trotz bester Pflege und künstlicher Düngung bald verkümmern.

In Großberlin, dessen prächtig geschmückte Balkone und Loggien seit langen Jahren mit Recht vorbildlich sind, findet man überall in freien, der vollen Mittagssonne ausgesetzten Lagen die Balkone und Blumenfenster in üppiger Weise mit Pelargonien geschmückt. Eine ganz vorzügliche Wirkung erzielt man da, wo die Sonne während des ganzen Tages auf dem Balkon brütet, mit der Anpflanzung der sog. Zonalpelargonien. Von diesen sind in erster Linie die glühend feuerrot blühenden von vorzüglichster Wirkung, auch zeigen sie sich den Unbilden der Witterung besser gewachsen als die Sorten mit weißen und rosafarbenen Blüten. Auf jeden Fall ist den einfach blühenden Sorten vor den weniger schönen, gefüllt blühenden der Vorzug zu geben. Nicht ganz so sonnenbedürftig, aber doch noch für reichlich Sonne dankbar, sind die Efeupelargonien, so genannt nach ihrem efeuähnlichen Blatt und ihrem gleichfalls an Efeu erinnernden rankenden Wuchs. Bei dieser Gruppe ist, im Gegensatz zur vorgenannten, den gefüllten Sorten, die in dichten, vollen Dolden blühen, entschieden der Vorzug zu geben; die rosa und rot blühenden sind die vorherrschenden. Wenn der Balkon offen und frei bleiben soll, so zieht man die Ranken dieser Efeupelargonien nicht an Spalieren oder Schnüren hoch, sondern läßt sie über die Kasten herabfallen. (Abb. Seite 364 und 365 oben rechts.) Bei dieser Verwendungsart bieten die bepflanzten Balkone und Fenster zur Blütezeit, die sich bis tief in den Herbst hinein erstreckt, einen malerisch schönen Anblick, der jedem Vorübergehenden Bewunderung abnötigt. Stattliche Blütengewächse für voller Sonne ausgesetzte Balkone sind ferner noch die bekannten, feuerrot blühenden Kapuzinerkressen sowie die einfach und gefüllt blühenden, verschiedenfarbigen Petunien, die in einigen Sorten riesige, trompetenförmige Blüten bringen, ferner die Verbenen, die in geschlossenen Dolden, aus sternförmigen Blümchen zusammengesetzt, blühen. Diese Pflanzengattungen haben rankenden Wuchs wie die Efeupelargonien und sind gleichfalls von malerischer Wirkung, wenn man die rankenartigen Triebe über die Brüstung herabwachsen läßt. Bei Petunien sind die Sorten mit reinweißen, rosafarbigen und violetten Blüten wirkungsvoll, wenn der Balkon nur mit Pflanzen gleicher Blütenfarbe bepflanzt wird; bei Verbenen erzielt man die größte Wirkung durch Zusammenpflanzen der verschiedenen Blütenfarben, die von Weiß durch Rosa bis zum feurigsten Rot variieren. Für ganz kleine Verhältnisse, also für enge Balkone, deren beschränkter Raum durch üppigen Pflanzenwuchs nicht beeinträchtigt werden darf, gibt es noch zwei prächtige Miniaturpflanzen von rankendem Wuchs, beide mit blauen Blüten: einige Sorten der Lobelia Erinus, im Volksmunde Männertreu genannt, sowie die zerbrechliche Glockenblume, Campanula isophylla, und deren großblumigere Varietät, Campanula Mayi. Diese Glockenblumen sind mehrjährig; sie können sogar auf dem Balkon im Kasten überwintern, wenn man ihnen als Winterschutz eine Decke aus Fichtenzweigen gibt. Im Blühen sind alle diese Pflanzen unermüdlich. Prachtvolle, dankbare Blütenpflanzen für Balkone, die nicht zu sehr der heißen Sonne ausgesetzt sind, aber immer noch reichlich sonnig liegen, sind ferner die Blütenbegonien in den einfach weiß, rosa, rot und gelb blühenden Sorten, die Fuchsien mit ihren reizenden, hängenden Blütenglocken und das blaublütige, herrlich nach Vanille duftende Heliotrop. Den meisten Schatten erträgt von allen Blütenpflanzen die ausdauernde Hortensie. (Abb. Seite 365 unten).

Blühende Efeupelargonien
am Fenster eines mit Efeu umsponnenen Hauses.

Die beste Zeit zur Bepflanzung der Balkonkasten mit allen diesen Blütengewächsen ist von ausgangs Mai bis Mitte Juni. Die erforderlichen Pflanzen muß man sich in jungen, kräftigen und gesunden Exemplaren aus einer Gärtnerei beschaffen. Zu gutem Gedeihen der Balkonpflanzen ist in erster Linie die richtige Größe und Beschaffenheit der Fenster- und Balkonkasten von großer Wichtigkeit. Ein Balkonkasten, der allen Anforderungen genügen soll, muß aus Holz gefertigt und genutet, also nicht genagelt sein. Seine Länge richtet sich nach der Länge des Balkons; bei sehr langen Balkonen setzt man mehrere Kasten nebeneinander, deren Gesamtlänge natürlich genau der Länge des Balkons entsprechen muß. Das geringste Breitenmaß für einen mit wüchsigen Pflanzen zu besetzenden Kasten sollte 20 Zentimeter sein, auch die Höhe keinesfalls unter 20 Zentimeter betragen.

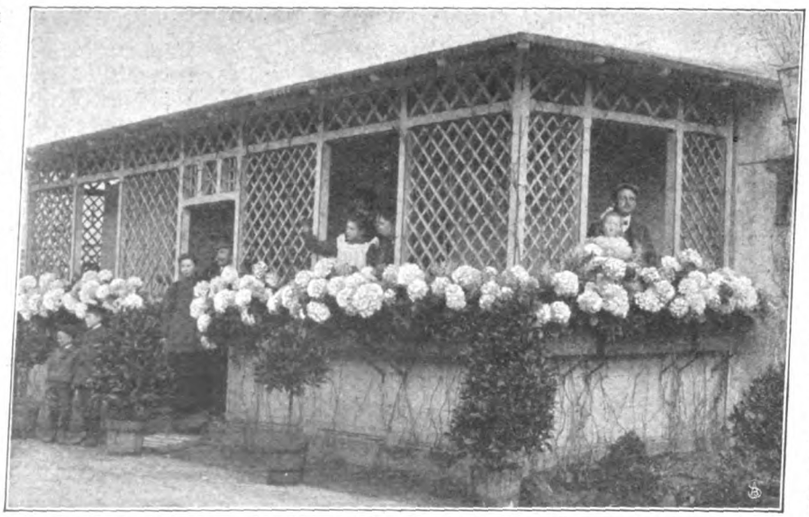
Zur Erzielung eines guten Wasserabzuges sind im Boden eines jeden Kastens möglichst zahlreiche Abzuglöcher von mindestens je zwei Zentimetern Durchmesser anzubringen; sie werden mit Topfscherben bedeckt, was ein Verstopfen durch die Erde verhindert. Auf die Topfscherben bringt man dann noch eine drei bis fünf Zentimeter starke Lage durchfeuchteten Torfmulls, das gleichmäßig verteilt und mit der flachen Hand gut festgedrückt wird. Es wirkt ähnlich wie ein Schwamm und hat deshalb in erster Linie den Zweck, das nach dem Gießen sonst abfließende überflüssige Wasser aufzunehmen und nach und nach wieder an die trockener werdende Erde

abzugeben, also das lästige Tropfen auf die Straße zu verhindern, ist aber auch den Pflanzenwurzeln außerordentlich zuträglich. Auf diese Torfmullage wird nun die Erde gefüllt. Von der Beschaffenheit dieser Erde ist die zukünftige Entwicklung der Pflanzen gleichfalls abhängig. Es ist nicht alte, verbrauchte Abfallerde zu verwenden, sondern die Kasten sind alljährlich neu mit frischer Mistbeeterde zu füllen, der man möglichst ein Drittel guter Lehm- oder Rasenerde und ein Zehntel groben Sandes, daneben noch als langsam wirkendes Düngemittel für je einen Kasten eine Handvoll Hornspäne beimischt. Die in die Kasten auszusetzenden Pflanzen werden aus den Töpfen genommen; der Wurzelballen wird danach mit einem spitzen Hölzchen ganz wenig und vorsichtig aufgelockert und dann in die Erde des Kastens eingebettet, die man gut festdrückt. Größere Pflanzen, wie Pelargonien, Begonien, Fuchsien usw., sollen im Kasten mindestens 15 bis 20 Zentimeter Abstand voneinander erhalten, da sie sich nur dann üppig entwickeln können. Ist der Kasten fertig bepflanzt, so darf er nicht vollkommen mit Erde gefüllt sein, denn es muß noch ein drei bis vier Zentimeter hoher Gießrand verbleiben.

Blumenfenster von Hofwohnungen.

Loggia mit blühenden Pelargonien und Glockenblumen.

An Stelle der Holzkasten, die in einfachster Ausführung und mit grünem Anstrich versehen am zweckmäßigsten sind, trifft man häufig solche aus Blech oder Terrinen aus Ton. Derartige Pflanzengefäße sind absolut unbrauchbar, einerseits, weil Blech und Ton gute Wärmeleiter sind und die Sonnenwärme auffangen, wodurch sich diese Gefäße im Sommer in Südlage derart erhitzen, daß nicht nur die Erde nach kurzer Zeit staubtrocken wird, sondern auch die an den Wandungen liegenden Saugwurzeln verbrennen. Blech und Metall überhaupt hat daneben noch den Nachteil, der Luft den notwendigen Zutritt zur Erde zu verwehren, wodurch diese nach kurzer Zeit versauert.



Laubenartiges Gartenhäuschen in schattiger Lage mit blühenden Hortensien.

Sind die entsprechenden Pflanzen gewählt und richtig in beste Erde und in zweckmäßige Kasten ausgepflanzt, so erfordern sie bis zum Eintritt des Winters, dem die meisten Balkongewächse zum Opfer fallen, nur eine bescheidene Pflege. Sie besteht in erster Linie im zweckmäßigen Gießen. Solange die Nächte noch etwas kühl sind, gieße man stets am Morgen, im Hochsommer stets am Abend; bei großer Hitze, wenn einmaliges Gießen am Abend nicht genügt, läßt man ihm ein zweites in den Morgenstunden, etwa in der Zeit von neun bis zehn Uhr, folgen. Zum Gießen verwende man nie frisch der Leitung entnommenes Wasser, sondern abgestandenes, das etwa die Temperatur der Außenluft aufweist. In der Zeit des regen Wachstums, wenn die Wurzeln der Pflanzen die Kasten bereits vollständig ausgefüllt haben, kann man gelegentlich mit flüssigem Dünger nachhelfen. Dazu verwendet man etwa zwei Gramm Taubenmist für je einen Liter Wasser oder je ein Gramm Wagnersches Nährsalz in einen Liter Wasser. Es ist besser, öfters Dungwasser in schwachen Lösungen, als zu starke Lösungen zu geben. Viele Balkonpflanzen sind bei trockener, staubiger Luft auch für reichliches Bespritzen dankbar; es darf ebenso wie das Gießen niemals in voller Sonne ausgeführt werden. Man spritze morgens zwischen neun bis zehn Uhr und abends zwischen fünf bis sieben Uhr. Rankende Pflanzen müssen namentlich in der ersten Zeit mehrfach an ihre Stützen angeheftet werden, verblüte Blumenstiele sind rechtzeitig zu entfernen, da sonst Samenansatz stattfindet, durch den die Bildung weiterer Blüten stark beeinträchtigt wird.

Ratgeber für jedermann.

Aparte Gerichte.

Salzmandeln. In Salz geröstete Mandeln stellen neuerdings ein beliebtes appetiterregendes Stimulans dar, das man in zierlichen Papiertütchen beim Gesellschaftsmenü sowie zum alltäglichen Tisch gern reicht. Da sie fertig gekauft ziemlich hoch im Preise stehen, und außerdem die Hausfrau nie ganz mit Sicherheit wissen kann, ob sie die Mandeln auch in frischester Qualität bekommt — und sie schmecken nur frisch geröstet — sei hier nachfolgend das Rezept zu ihrer Bereitung gegeben, die aus den Abbildungen noch deutlicher ersichtlich wird. — Die Mandeln werden wie üblich von ihrer braunen Haut befreit und kommen dann in eine Pfanne, in die man auf ein Pfund Mandeln einen Tassenkopf voll Wasser gießt. Dann schüttet man ein halbes Pfund Salz darauf, rührt die Menge mit einem Holzlöffel gut um und schiebt sie in den Bratofen, wo man unter beständigem Rühren die Mandeln zartgelb röstet.

Auf ein Pfund Mandeln — ein Tassenkopf Wasser.

Man schüttet ein halbes Pfund Salz darüber.

Süßigkeiten. Auch Königinnen halten es nicht unter ihrer Würde, sich gelegentlich mit der edlen Kochkunst zu beschäftigen, und eine Königin ist es, die schöne Margareta von Italien, der wir folgendes originelle Rezept verdanken. Diese „Kirschen à la Margareta" wurden zum erstenmal zu Lebzeiten des Königs Humbert an der königlichen Tafel zu Monza serviert. Also: vier oder fünf schöne Kirschen werden zu Sträußchen zusammengebunden. Die Früchte taucht man alsdann in Backteig, aber vorsichtig, damit die Stiele nichts davon abbekommen, und bäckt sie in Butter oder Fett aus. Mit Zucker bestäubt, trägt man die Kirschen auf einer heißen Schüssel auf. — Da wir nun mal bei Speisen sind, die ihren Namen einem gekrönten Haupt verdanken, wollen wir gleich die Herstellung eines Puddings mitteilen, der nach dem König Eduard benannt wird. 100 Gramm Butter werden mit 100 Gramm Zucker zu Schaum geschlagen, dann unter beständigem Rühren zwei Eier, 180 Gramm Mehl und zuletzt ein kleiner Teelöffel voll Hefepulver hinzugegeben. Diese zu Schaum verarbeitete Masse füllt man in eine mit Butter ausgestrichene Zylinderform, stellt diese auf den Ofen und läßt sie eine halbe Stunde kochen. Dann wird die Form auf eine Schüssel gestürzt, die innere Höhlung mit eingemachten Früchten, am besten Himbeeren oder Erdbeeren, gefüllt. Das Ganze wird mit einer recht schaumigen Weinsauce serviert. — Eine ganz raffinierte Zusammenstellung einer Eisomelette ist die folgende. Der Teig hierzu wird wie zu einer einfachen Omelette von Eiern, Zucker und etwas Vanille bereitet. Das Eiweiß wird zu Schnee geschlagen. Mit diesem Teig bedeckt man eine kalte Schüssel, macht in der Mitte des Teiges ein Loch, aber so, daß der Boden noch von Omelettemischung bedeckt bleibt. Dieses Loch füllt man mit Eis aus, je nach Geschmack. Das Ganze wird alsdann mit dem übrigen Omeletteteig bedeckt und mit Zucker bestreut. Es darf nicht höher als vier bis fünf Zentimeter sein. Nun stellt man die Schüssel in eine Schale mit kaltem Wasser oder kleingeschlagenem Eis und schiebt diese ineinanderstehenden Schüsseln in den sehr heißen Ofen. Die Eisomelette darf nicht länger als drei Minuten im heißen Ofen bleiben und muß nur Oberhitze haben. Die Teighülle absorbiert die Hitze und verhindert für diese kurze Zeit das Schmelzen des Eises.

Ziergerät.

Kokosnußbecher. Die ungewöhnlich schöne Arbeit kam hier apartem Material zugute. Der vergoldete Fuß mit seinem schönen getriebenen Ornament hebt sich zum filigrangeschmückten, türkisenbesetzten Knauf, von dem sich zu harmonischerem Übergange Tragrippen zu dem eigentlichen Becher spannen, dessen Grundmaterial die große schwarze Nuß bildet. Das hübsche Motiv des Reliefs bildet ein von Märchenvögeln begleiteter Reigen von Putten, die einen mit schweren Früchten beladenen Korb schleppen.

Kokosnussbecher.

Blumenpflege.

Wollige Fetthenne. Fetthennen nennt der Volksmund eine ganze Anzahl verschiedenartiger Fettgewächse mit kleineren oder größeren, dicken, vollsaftigen Blättern, die in vielen Arten bei uns, in vielen aber auch in den Tropen heimisch sind. Wie alle Fettgewächse, so sind auch diese Pflanzen befähigt, großer und andauernder Dürre standzuhalten, da ihre Blätter, ebenso wie die Körper der Kakteen, mit einer feinen wachsartigen Schicht überzogen sind, die meist als weißgrauer oder blaugrüner Duft auf ihnen liegt und den Wasserverlust durch Sonnenbrand und Lufttrockenheit auf ein Minimum beschränkt. Wir finden die verschiedensten Arten dieser Pflanzen an ihren heimischen Standorten meist auf öden, dürren Sandfeldern zwischen Felsen, ja selbst auf nacktem Gestein wachsend; sie überziehen oft weite Flächen rasenartig mit ihrem vollsaftigen Grün, wie dies z. B. in charakteristischster Weise unser hierher gehöriger Mauerpfeffer (Sedum acre) tut. Diese und ähnliche Arten kann man in minderwertigem Boden und in glühender Sonnenhitze, wo kein Gras und keine Blütenpflanzen mehr wachsen wollen, als Rasenersatz anpflanzen. Sie bilden dann eine dauernd grüne Fläche, die zur Blütezeit im Vorsommer, wenn die gelben, niedliche Scheindolden bildenden Blütenstände das Grün völlig überdecken, einem prächtigen, weithin leuchtenden Blütenteppich gleichen. Die fremdländischen Arten werden ihrer äußerst zierlichen Belaubung und ihres reichen, schönen Flors halber vielfach in kleinen Töpfen gezogen. Diese sollen möglichst flach sein und eine gute Dränage aus Topfscherben oder kleineren Steinchen erhalten, da die Wurzeln dieser Gewächse nicht tief gehen und gegen stockende Nässe sehr empfindlich

sind. Unsere Abbildung zeigt die wollige Fetthenne (Sedum villosum), die sowohl durch ihr zierliches Blattwerk als auch durch ihre in ungeheurer Fülle erscheinenden sternförmigen Blümchen die Aufmerksamkeit eines jeden Naturfreundes auf sich lenkt. Man gibt dieser und anderen Arten eine recht lockere, reich mit Sand vermischte Erde und hält sie im Winter völlig trocken, während sie im Sommer sonnigen Standort auf einem nach Süden gerichteten Fensterbrett oder auch im Freien bei regelmäßiger Bewässerung erfordert. Die Vermehrung erfolgt leicht durch Stecklinge im Frühling und Sommer, besser noch durch Teilung alter Büsche gelegentlich der alljährlich vorzunehmenden Verpflanzung. Eine Pflanze wie die abgebildete kann bei Vornahme des Versetzens in sechs bis acht Teile zerlegt werden, wovon jeder einzelne nach kurzer Zeit wieder den ganzen Topf derart füllt, daß die zierlichen Ranken nach allen Seiten elegant herabhängen.

Wollige Fetthenne.

Gesundheitspflege.

Kalkgebäck. Es gibt Krankheiten, bei denen dem Körper größere Mengen Kalk täglich verabreicht werden sollen. Das ist z. B. bei Kindern mit mangelhafter Knochenbildung der Fall, dann auch bei Leuten, die an Übersäuerung des Magens leiden; auch gegen chronische Durchfälle ist der Kalk nützlich, weil er stopfend wirkt. Auch bei Gichtkranken bringt die Verabreichung von Kalk Nutzen. Sehr zweckmäßig ist es nun, die Kalksalze den Kranken in Brot oder Gebäck beizubringen. Für Kinder wählt man am besten den Kalk in Form von weißgebranntem Knochenmehl, das durch Apotheken zu beziehen ist, nur muß man darauf achten, daß das Mehl möglichst fein pulverisiert ist, damit es im Gebäck nicht zwischen den Zähnen knirscht. Für Gichtkranke ist dagegen kohlensaurer Kalk angezeigt, den man gleichfalls in der Apotheke erhält. Als Beispiel bringen wir ein Rezept für Kinderkalkgebäck nach Professor Jaworski. Man nimmt ein halbes Pfund feines Weißmehl in eine Schüssel, macht mit einem Teile des etwas erwärmten Mehles und 15 Gramm trockener Preßhefe, die man mit einem Eßlöffel lauwarmer Milch glatt anrührt, einen Vorteig an. Geht dieser Vorteig gut in die Höhe, so vermischt man ihn mit 30 Gramm Butter, zwei Eigelb, drei Kaffeelöffelchen voll gesiebtem Zucker, einer Prise Salz, 15 Gramm Knochenmehl, dem übriggebliebenem Mehl und so viel lauwarmer Milch, daß der Teig weder zu fest noch zu locker ist. Man schlägt dabei den Teig so lange mit dem Kochlöffel, bis er elastisch ist und sich Blasen bilden. Hierauf mengt man noch einige Rosinen darunter, läßt den Teig bei gelinder Wärme steigen und bäckt das Milchbrot eine halbe Stunde lang in einer ziemlich heißen Ofenröhre. Das Gebäck enthält drei bis vier v. H. Knochenkalk. Man gibt es den Kindern als tägliches Brot. Zu beachten ist aber, daß der Kalk stopfend wirkt und darum bei Personen, die sowieso zur Verstopfung neigen, nicht anzuwenden ist.

Hauswirtschaft.

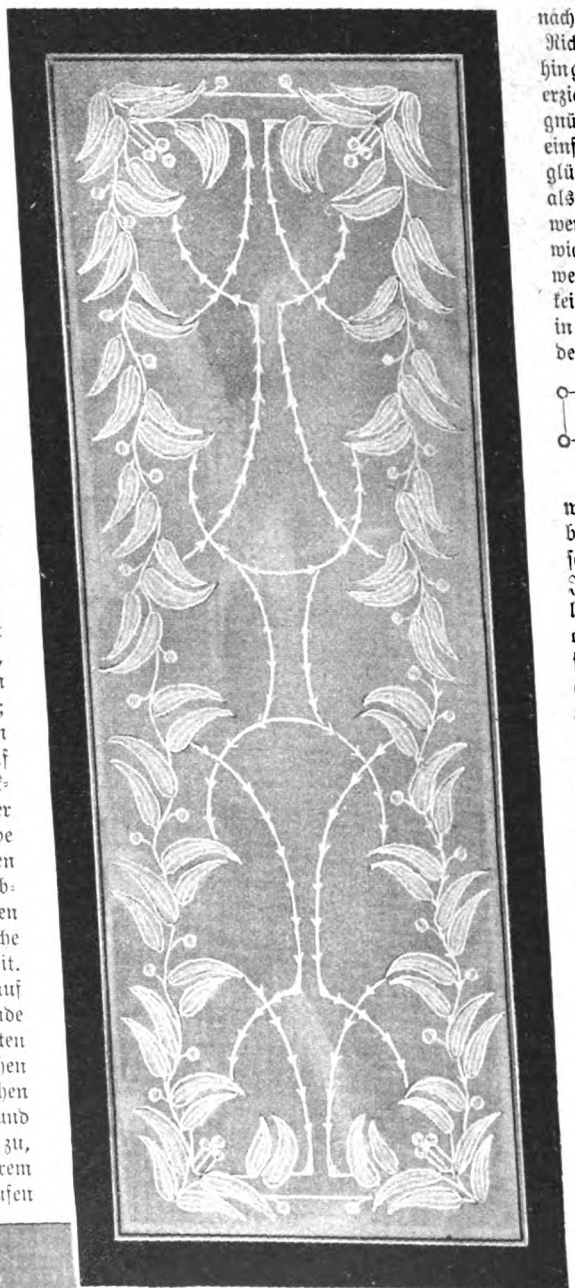
Neue praktische Passiermaschine. Die Besonderheit dieses neuen Durchschlags bildet der Kegelstutz, der beim Drehen mitrotiert. Durch seine Bauart wirkt er gleichmäßig verteilend auf die durchzutreibende Masse, wobei auch seine Schwere Druckbewegungen der Hand erspart. Da der Apparat überdies sehr kräftig gebaut ist und sich leicht beim Reinigen auseinandernehmen läßt, wird er zur Einsiedesaison im Haushalt sicher willkommen sein. Er ist durch Hoflieferant E. Cohn, Berlin, Leipziger Straße 88, zu beziehen.

Praktische Passiermaschine.

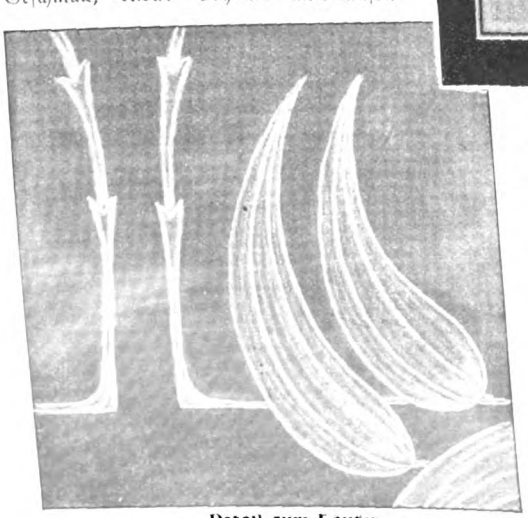
Kindererziehung.

Erziehung zur Selbständigkeit. Was uns alle einst am alten Robinson Crusoe, dessen Reiz auch für die heutige Jugend noch nicht erloschen ist, am meisten entzückte, ist neben dem Abenteuerlichen zweifellos die Entwicklung seiner Persönlichkeit gewesen. Jedes Kind liest mit Begeisterung, wie er sich, nur auf eigene Kraft angewiesen, allmählich ein menschenwürdiges Dasein schafft, wie er für Nahrung, Wohnung und Kleidung sorgt, obgleich er sich sogar alle Werkzeuge erst mit eigenem Nachdenken und eigener Kunstfertigkeit herstellen muß. Mir persönlich tat es schließlich immer leid, wenn ich beim Lesen des Buches bis an Robinsons glückliche Heimreise gelangte. Mußte er doch nun fort aus den Verhältnissen, über die er mit Klugheit, Geschick und Fleiß Herr geworden war! Und als Kind schon weiß man, daß durch eigene Mühe Erschaffenes ans Herz wächst. Die Bewunderung für den armen Schiffbrüchigen auf der weltfernen Insel ist vielleicht im Kindergemüt um so lebhafter, je stärker sich in ihm der eigene Robinsonsinn regt, den alle Kinder von Haus mehr oder weniger besitzen. Sie ahnen etwas von dem Gefühl der Kraft und Freiheit, das jeden erfüllt, der sich auf sich selbst verlassen kann und nicht nach allen Seiten hin abhängig ist. Diese köstliche Selbständigkeit lockt ja schon die Kleinsten, wenn sie sich nicht mehr füttern lassen wollen, sondern den Löffel eigenhändig an den Mund zu bringen versuchen; oder wenn sie die führende Hand abwehren, um auf den wackelnden Beinchen ohne Stütze den ersten selbständigen Schritt ins Leben hinaus zu wagen. Selbständigkeit in äußeren Dingen und innere Selbständigkeit sind eine köstliche Mitgabe fürs Leben, und sie richtig zu entwickeln ist eine wichtige Aufgabe der Erziehung. Doch in den modernen Haushaltungen mit dem wohlgeschulten Dienstpersonal und den tausend Verwöhnungen des täglichen Lebens kommt's schwer dazu. Kinder der Neuzeit, namentlich solche in der Großstadt, finden, was die äußeren Verhältnisse anbetrifft, schlechten Boden für die Ausbildung des angeborenen Robinsonsinns. Da kommen aber die Sommerwochen, wo es hinausgeht in Gottes weite Welt. Wenn nicht gerade kleine Kinder die Hilfe unentbehrlich machen, soll womöglich die Mitnahme der Bedienung ganz erspart werden. Das ist das richtige Erziehungsmittel für die liebe Jugend — aber, liebe Mutter, jetzt gilt's auch, dein Erziehungstalent zu erweisen! Nun nicht in weichlicher Liebe dich selbst anstrengen, um den Kindern das Leben zu erleichtern! Halte sie vielmehr an, soviel wie möglich für sich allein zu sorgen und für die andern, wo's nötig

wird, dazu; in den neuen, fremden Verhältnissen glückt so etwas leichter als daheim. Schon die Reisezurüstungen können eine gute Vorschule sein. „Wenn du dies oder das nicht lernst bis zur Reise, können wir dich nicht mitnehmen!“ heißt's, und solche Drohung wirkt Wunder. Da lernen die Knirpse — unter Aufsicht! — sich gründlich waschen, das Töchterchen lernt sich kämmen und kunstgerecht frisieren, der größere Bube ein paar Schuhe blank putzen und sich selbst einen Knopf annähen. Alles schon zugunsten der Reise. Selbständig suchen auch die Kinder ihre eigensten Reisebedürfnisse zusammen und dürfen unter dem überwachenden Mutterauge auch selbst die Verpackung besorgen. Die Mutter aber macht sich nicht die Arbeit ihrer Packerei zur Last, indem sie einen Haufen Ballast zusammenschnürt für alle möglichen Bequemlichkeiten der Kinder, sondern sie beschränkt alles Mitzunehmende in dieser Beziehung auf das Mindestmaß. „Es schadet nichts, wenn ihr euch gewöhnt, auch einmal ohne dies und jenes auszukommen!“ wird dabei schon vor der Reise als Grundsatz gepredigt. Vor allem wird das Gepäck mit möglichst wenig Spielsachen beschwert. Die Kinder sollen ja draußen in der Freiheit gerade selbstschöpferisch tätig sein beim Spiel, und sie fühlen sich auch erfahrungsgemäß nie befriedigter und glücklicher, als wenn die eigene Phantasie und Geschicklichkeit sich entfalten können. In Amerika ist eine neue, seltsame Art, in die Sommerfrische zu gehen, Mode geworden, die freilich ein wenig ans Zigeunertum streift, dafür aber den unleugbaren Vorzug größter Wohlfeilheit bietet. Die Stadtleute gehen „camping“, d. h., sie ziehen in einzelnen Familien oder mit Freunden hinaus ins Freie; wo es ihnen gefällt, schlagen sie im wahren Sinne des Wortes ihr Zelt auf als moderne Nomaden. An solcher Rückkehr zur Natur hätte der alte Genfer Philosoph und Erzieher seine Freude haben können! Die daheim verwöhnten Leute gefallen sich im gänzlichen Abschütteln aller Verweichlichung und leben ein paar Wochen hindurch als einfache Menschen in möglichster Bedürfnislosigkeit. Bedienung gibts nicht; man ist ganz auf sich selbst gestellt. Zarte Damenhände tun ungewohnte Arbeit beim Zubereiten der Speisen und sonstigen wirtschaftlichen Verrichtungen, auch die Herren gebrauchen die Kraft ihre Arme, wo's not tut, und selbst ungeschickte Kinderhände greifen zu, wo sie können. Daß dabei, nach unserem Geschmack, etwas Bohême unterlaufen muß, ist wohl sicher, aber ebenso auch, daß solche Sommerfrische eine Regeneration für Körper und Geist bringen kann. Selbstverständlich nur Leuten, die im Grunde einzig an den Übeln kranken, die unser modernes Leben erzeugt. Mehr nach unserem Geschmack möchten vielleicht schon die Hauswagen sein, mit denen andere Familien in die Welt ausziehen, um sie als behagliches Standquartier hier oder da zu benutzen. Jedenfalls liegt selbst noch in solchen extremen Versuchen der Rückkehr zur Bedürfnislosigkeit auf Reisen viel Gutes. Für die Kinder besonders hat jedes Streben nach dieser Richtung hin großen erzieherischen Wert. Sie lernen sich begnügen und erkennen, daß man beim einfachsten Leben in und mit der Natur glücklich sein kann; glücklicher vielleicht als in der Verwöhnung daheim. Auch werden Gaben und Kräfte in ihnen entwickelt, die sie freier und selbständiger werden lassen. Dazu braucht's noch lange kein „camp“, eine einfache Sommerfrische in den Bergen, auf dem Lande oder an der See tut's auch!



Läufer in Samtbügeltechnik.



Detail zum Läufer.

Moderne Hutnadel.

Ratschläge für die Toilette.

Moderne Hutnadeln. Die Entwicklung der Hutnadel vom einfachen Gebrauchsgegenstande zum Schmuckstück von selbständiger Bedeutung hält schon einige Jahre an. Neben den vielen Geschmacklosigkeiten, neben den übertrieben großen oder ornamentüberladenen Nadelköpfen findet man auch bereits kleine Kunstwerke auf diesem Gebiete. Der hier dargestellte Kopf zeigt eine schöne Verschlingung zart ornamentierter Bänder aus Altgold. Ähnliche durchbrochene Hutnadelköpfe werden in England und Frankreich häufig mit einem Duftträger als Füllung des Hohlraumes in den Handel gebracht. Da elegante Frauen es ja bekanntlich vorziehen, an möglichst vielen Stellen ihrer Toilette einzelne geringe Mengen Parfüms zu haben, statt wie früher nur das Taschentuch stark zu parfümieren, werden diese parfümierten Hutnadeln sehr gern genommen. Man kann sie sich auch selbst herstellen, indem man bei Hutnadeln, wie der hier gezeigten, durch eine der Durchbruchsöffnungen mittels einer Nadel Stückchen parfümierter, dunkelgefärbter Watte einschiebt.

Handarbeit.

Läufer in Samtbügeltechnik. Der hübsche Läufer aus mattlila Samt lag in einem Empiresalon, in dem Lila den Grundton abgab, über einem schmalen Mahagonitisch. Das Muster wird in der von uns schon öfter beschriebenen Technik auf den Samt übertragen.

Gemeinnütziges.

Der Kampf gegen den Alkohol. Vom 18. bis 24. Juli 1909 soll in London der zwölfte Internationale Kongreß gegen den Alkoholismus stattfinden. Da die Vorarbeiten sich besonders umfangreich gestalten dürften, sollen sie bereits in diesem Sommer begonnen werden. Zu diesem Zweck sind einzelne Ausschüsse auch bereits zusammengetreten. Das Generalkomitee ersucht, die Anmeldung von Referaten, Mitteilungen von Vorschlägen usw. möglichst bis Ende Juni dieses Jahres zu übermitteln. Zu Auskünften ist die Geschäftsstelle der Internationalen Vereinigung gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, Berlin W. 15, bereit.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 24, 1908.

Wie schwer ein Schicksal wiegt? Ja, sieh,
Vom eigenen weißt du's, vom fremden nie;
Denn jedem Herzen, tief im Grund,
Tut's seine eigene Wage kund.

Adelheid Stier.

Petrarcas Liebe zu Laura.

Von S. Manjkowskij.

Wer kennt nicht Petrarca? Wer kennt nicht den Schöpfer der italienischen Sonette, die als Vorbilder echter Liebespoesie für alle Zeiten bestehen bleiben? Wer hat nicht einmal von dem Gegenstand dieser Sonette, von seiner glühenden, leidenschaftlichen Liebe zur schönen Laura gehört? — Wie ein Idealwesen leuchtet uns Laura aus Petrarcas Liebeslyrik entgegen, keusch und engelrein, mehr göttlich als menschlich.

„Laura," — so lauten Petrarcas eigene zum ewigen Gedächtnis niedergeschriebene Worte — „die durch meine Gedichte weithin bekannt wurde, erschien meinen Augen zum erstenmal in der Claralirche zu Avignon am Morgen des 6. April 1327. Da ‚trat ich ins Labyrinth, draus kein Entrinnen'."

Dieser Tag gab ihm ein neues Leben, ward ihm der Ausgangspunkt einer neuen Zeitrechnung, dessen er immer wieder gedachte. Nicht durch Künste der Gefallsucht, sondern durch natürliche Anmut und seltene Schönheit der Gestalt hatte die gleichalterige Jungfrau Laura (de Noves?) den dreiundzwanzigjährigen, mittellosen Priester Petrarca gefesselt. (Die Annahme vieler Biographen, darunter auch die Körtings, daß Laura eine verheiratete Frau und Mutter einer zahlreichen Kinderschar gewesen, ist, wie Ludwig Geiger in seinem trefflichen Buche so schön ausführt, ganz entschieden irrig.)

Von ihrem Anblick hingerissen, wird er gar nicht müde, ihre herrliche Gestalt zu besingen:

„Himmel, Gestirn' und Elemente gaben
Wetteifernd jede Mühe sich, zu bauen
Ein lebend Licht, in welchem sich beschauen
Sonn' und Natur, die sonst nichts Gleiches haben."

Er beschreibt die schönen Formen ihres Körpers, das goldene Haar, „das mit lichtem Prangen der Sonne Neid erregt", und das mit unlöslichen Banden den Liebenden umschlingt, das grüne Kleid, das sie trug, als sie ihm zum erstenmal erschienen, ihre Augen, die sein Herz zum erstenmal mächtig entzündet haben und die einmal entfachte Glut stets neu schüren:

„Von welcher Sonn' entsprang des Lichtes Hehre
In Augen, die mir Krieg und Frieden bringen,
Die mir das Herz in Eis und Feuer sieden?"

Ein angebliches Laura-Porträt (Rom, Palazzo dei Conservatori).

So schwankt er zwischen brennender Glut und eisiger Kälte. Wohl liebt sie ihn wieder, er aber zweifelt an ihrer Gegenliebe, denn das, was sie ihm gewährt, ist höchstens ein Blick der Huld, ein zärtliches Wort, ein Lächeln — und das sehr selten, meist aber kommt sie ihm mit kalter Abweisung entgegen. Aber auch er ist nicht immer imstande zu reden, wenn er ihr gegenübertritt, denn „das Übermaß des Entzückens wehret die Zunge", und der wirklich Liebende „vermag nicht zu sagen, wie er liebe".

Wie freute er sich über ihren Triumph, als König Karl während seines Aufenthaltes in Avignon in einer Gesellschaft schöner Frauen Laura als die schönste herausfand, sie allein begrüßte und auf Stirn und Augen küßte. Er liebte sie eben wahr und aufrichtig und mit jener

vollen, sinnlichen Leidenschaft, die bei einem Manne, der so oft über sein heißes Blut und seinen Hang zur Sinnlichkeit geklagt hat, wohl als selbstverständlich vorausgesetzt werden darf.

So vergehen Jahre schmachtenden Verlangens und verzweiflungsvollen Entsagens, bis der Tag kommt, wo er sich endlich Sieger wähnt, wo die Geliebte ihm das höchste Glück verspricht und es ihm zu gewähren sich bereit erklärt. Da aber, während er voll Verlangens die Arme nach ihr ausstreckt, vernimmt er ihre warnende Stimme, er werde um eine Schönere sie verlassen. Vielleicht ahnte sie, die seine Sinnlichkeit und Unbeständigkeit kannte, daß ihre völlige Hingabe die Glut seiner Liebe erlöschen, die Schwingen seines Dichtergeistes lähmen würde, und versagte deshalb in echtester Zuneigung, „die das Glück des Fordernden mehr als seinen Willen bedenkt", dem Dichter das Gut, nach dem er sich sehnte.

Und damit beginnt erst seine eigentliche Leidensgeschichte. Er fühlt, daß die Liebe sein Verderben ist, doch er kann nicht mehr zurück, vielmehr drängt es ihn, all die Qualen, die die Geliebte ihm bereitet, zu erdulden. Er stürzt sich in die Wollust des Schmerzes und findet selbst darin eine Erquickung. Schonungslos greift er in seine Wunde, legt die feinsten Fasern seines zu Tode getroffenen Herzens bloß und nennt die unaufhörlich fließenden Tränen seine vertrauten Freunde. Er beginnt sich in die Einsamkeit zu flüchten und versucht dort, am Berge oder am Flusse hingestreckt, dem innigen Rauschen des Baches lauschend, inmitten des Nachtigallengesanges sein bitteres Weh durch die schönsten Verse seiner Sonaten und Kanzonen auszutönen:

„Die Nachtigall dort, die so zärtlich weinet,
Vielleicht, weil Gatt' ihr oder Kindlein fehlen,
Sie zieht die ganze Nacht mir nach und scheinet
Mein jammervoll Geschick mir zu erzählen."

Da ihm die Jahre keine Linderung bringen, da sie weder durch Bitten bewogen noch durch Schmeicheleien besiegt werden konnte, ihre weibliche Ehre zu verletzen, sehnt er sich nach dem Tode: „Wer schön in Liebe stirbt, geht schön von hinnen", haßt aber den Selbstmord, denn er ist religiös:

„Glaubt' ich, es könnte mich der Tod entladen
Der Liebeswehn, die mich zu Boden schlagen,
Zu Grab' hätt' ich mit eigner Hand getragen
Längst diese Last, die Glieder schmerzbeladen."

Er kommt immer mehr zu der Überzeugung, daß Laura ihren einmal gefaßten grausamen Entschluß nie aufgeben würde und versucht, sich durch Flucht ihren Banden zu entziehen, reist fortwährend umher, findet aber nirgends die ersehnte Ruhe:

„Eh' wandeln, fürcht' ich, mir sich Wang' und Locken,
Bevor in Huld mir zugewandt die Augen
Mein Götterbildnis von lebend'gem Lorbeer;
Denn zähl' ich recht, sind's heute sieben Jahre,
Daß seufzend ich von Ufer geh' zu Ufer,
Bei Tag und Nacht, in Sonnenwärm' und Reife."

Seine Liebe begleitet ihn vielmehr überall, und er weiß, daß er außer ihr keine andere lieben kann. Sieht er ein Weib, so stellt er Vergleiche an zwischen ihr und der Geliebten . . . Wohl versucht er, von seinem Beichtvater Augustin angeregt, da er nun einmal einsieht, daß das Reisen ihm sein Liebessehnen nur vermehrt, nicht vermindert, auch andere Mittel, die Freiheit zu erlangen. Hat er bis jetzt in der Einsamkeit sich am glücklichsten gefühlt und stets zurückgezogen gelebt, so beginnt er nun, sich in die Gesellschaft und deren Freuden zu stürzen, seine keusche Liebe durch Befriedigung seiner Sinnlichkeit zu vernichten. Kurze Zeit gelang es ihm auch, sich zu betäuben, doch die niedere Gier schwand, und die Liebe blieb . . .

Ergreifender vermag niemand die Fluchtversuche und die Irrfahrten zu schildern, als es Petrarca selbst in einem Briefe an seinen vertrauten Jugendfreund Giacomo Colonna getan hat. Ein schweres Unternehmen war es, meint er da, die Herrin aus dem zehn Jahre innegehabten Sitze zu vertreiben und die mächtige Feindin anzugreifen mit schon geschwächten Kräften. „Dennoch wagte ich den Angriff . . . Die Geliebte aber eilt mir nach wie einem entlaufenen Sklaven und stürmt trauernd auf mich ein — ach! Wie oft brachte sie den Schwankenden zu Falle! Ich fliehe, unstet durchirre ich den ganzen Erdkreis, scheue mich nicht, dies dem Joche der Liebe entrissene Haupt der gebrechlichen Barke anzuvertrauen, denn warum sollte ich einen vorzeitigen Tod fürchten, der ich durch Seelenqualen erschöpft und des Lebens müde bin? Wende mich nach dem Westen und wandre von hier dem Norden zu . . ." Allmählich besänftigte sich auf der Reise der Leidenschaft Woge; Schmerz, Zorn und Furcht begannen zu schwinden, „zuweilen schon schloß mir ein ruhiger Schlummer die feuchten Augenlider, und ein ungewöhnliches Lächeln erhellte mein Antlitz; schon glaubte ich vor der sinnbetörenden Liebe gesichert zu sein und die schmerzende Wunde und den Stachel der Leidenschaft verachten zu dürfen: es täuschte mich die oberflächlich vernarbte Wunde und die ungewohnte Unterbrechung des Schmerzes. Zum sicheren Tode kehrte ich zurück: so wollte es das grausame Verhängnis, so stürzte mein Irren meinen Geist ins Verderben." Denn kaum hatte er das Gebiet der teuren Stadt wieder betreten, als die rasende Krankheit aufs neue ihn befiel, „und nicht fürchtet mit solchem Entsetzen der Schiffer in der Nacht eine Klippe, wie ich jetzt der Geliebten Antlitz und ihr herzbewegendes Sprechen, ihr goldgelocktes Haupt und ihren schneeweißen Hals, den eine Kette schmückt, ihren reizenden Nacken und ihre süßen Tod spendenden Augen fürchte . . ." Während er im Gemüt alles das bedachte, erschaute er von fern an verborgenem Gestade einen Fels und glaubte, in seinem Schiffbruch hier Sicherheit zu finden. Hierher also richtete er seine Fahrt, doch die Geliebte verfolgt ihn auch hier und erscheint ihm bald wachenden Auges, bald in traumhaften Schrecken den flüchtigen Schlummer scheuchend. „Oft auch tritt sie — wunderbar! — trotz der dreifach geschlossenen Pforte um Mitternacht in mein Schlafgemach und fordert siegesbewußt mich als ihren Sklaven zurück. Dann erstarren mir die Glieder, und aus allen Adern strömt das Blut zum Schutz des Herzens zusammen. Erschreckt erwache ich, in Tränen gebadet, und springe vom Lager empor, und bevor noch die Morgenröte den Himmel erleuchtet, verlasse ich das mir furchtbar gewordene Haus, durchirre Berge und Haine und blicke immer scheu mich um, ob nicht etwa die, die den Schlummernden aufscheuchte, auch dem Wandelnden begegne, und Furcht hemmt meinen zweifelnden Schritt . . ."

Als er sich wiederum (1347) zu einer Fluchtreise anschickte, von der er erst nach dem Tode Lauras heimkehrte, da ist sein Herz von trüber Ahnung erfüllt, er werde die Geliebte nicht wiedersehen; dieser traurige Gedanke verläßt ihn nicht mehr; sie erscheint ihm im Traum, um selbst ihr nahes Ende zu verkünden . . .

Und das Jahr darauf — welch merkwürdiger Zufall! — am gleichen Tage, zur selben Stunde ihrer ersten Bekanntschaft starb Laura:

„Tausenddreihundertachtundvierzig, wehe!
Am sechsten Tag Aprils, in erster Stunden,
Ist seinem Leib' der sel'ge Geist entflogen."

Mit dem Tode Lauras hörte jedoch seine Liebe nicht auf, und er dichtete noch hundert Sonette an sie, die zu dem Vollendetsten gehören, was er je geschrieben hat. Er sei durch ihren Tod um so schmerzlicher betroffen, da er bereits in jenes Alter getreten sei, in dem er ein leidenschaftsloses, stillseliges Freundschaftsleben mit der Geliebten hätte führen können:

„Noch war die Zeit, die Liebe sich vertragen
Mit Keuschheit lehrt, und Liebenden gewähret,
Beisammen sitzend, alles sich zu sagen
— — — — — — — — — —
Mein Glück da, ja mein Hoffen neidisch störet
Der Tod:"

Jetzt empfindet er keine Freude mehr an der Natur; er hat nur den einen Wunsch, bald zu sterben, und kann den Tag kaum noch erwarten. Die ganze Natur trauert, nur sie

seligen Geister sind voll Freude und empfangen Laura mit dem Ausruf: „Was für ein Glanz an Reizen, nicht zu zählen!"

Er findet Trost in ihren häufigen Erscheinungen, sie steigt gleich einem Schutzengel zu ihm nieder und spendet ihm mit liebevollem Zuspruch Trost und Mahnung: „Warum ach! vor der Zeit dich so verbluten?" Und es klingt bald, wie wenn sie sich rühmen will, bald wie bittere Reue, wenn sie spricht: „Ich bin's, die dir so viel Leid bereitet . . ."

„Und könnt' ich . . .
. . . wollt' in Liebe
Ich Menschen- nicht, nein Tiger-Herzen zünden."

Jetzt lebt sie für ihn nur noch als überirdisches Wesen, in verklärter Gestalt fort, sie wird ihm zur Göttin, zur Heiligen. Das Paradies der byzantinischen Dome öffnet sich, man schaut einen unermeßlichen Raum voll göttlichen Lichtes, darin sieht man die Göttin der Lieder von Engeln umschwärmt . . . Sein Geist erhebt sich zu ihr:

„Sie reichte ihm die Hand und sprach: In diesem Kreise
Wirst du, irrt nicht mein Wunsch, mir einst verbunden;
Dein harr' ich nur und, das du liebtest lange,
Des schönen Kleids, das drunten aufgehoben.

Weh, warum zog sie stumm die Hand zurücke?
Denn bei so mild' und keuscher Worte Klange
Fehlte nicht viel, blieb ich im Himmel droben."

Und als der alternde Dichter von dem Joche einer Liebe, die sein ganzes Leben durchdauert und verklärt hatte, sich endlich befreit wähnte, schuf er noch seine „Triumphe". Doch war dies sein unleugbar schwächstes Werk, wie wenn mit der Liebe auch sein Genius erloschen wäre . . .

Die Zeichen- und Malschule des Vereins der Künstlerinnen zu Berlin.

Von Jarno Jessen.

Kleine Ursachen, große Wirkungen! Vor einigen Jahrzehnten trat ein halbes Dutzend kunstbegabter und kunstliebender Frauen in Berlin zu einem Zeichnerinnenbund zusammen. Man wollte ernsthaft arbeiten, aus eigener Kraft zum Malerparnaß emporklimmen. Regelmäßige Zusammmenkünfte wurden vereinbart, und eine bewährte Lehrkraft wurde gewonnen. Es war viel Frauentalent vorhanden, und die Macht des guten Beispiels erwies ihre Werbekraft. Der Kreis erweiterte sich unerwartet schnell, häufigere Zusammenkünfte mußten vereinbart, neue Lehrkräfte verpflichtet werden. Bald war eine ganze Körperschaft — die Zeichen- und Malschule des Vereins der Berliner Künstlerinnen und Kunstfreundinnen — herauskristallisiert. Fräulein Eichler, eine vortreffliche Porträtistin, übernahm vorerst die Leitung. Nach ihrem Tode ist ihr Fräulein Margarete Hoenerbach, eine vielseitige, gediegene Künstlerin, gefolgt. Im Jahre 1893 siedelte die Anstalt in ihre heutigen Räume in der Potsdamer Straße 39 über. Sie ist kein Homunkulus gewesen, dessen künstlich gezüchtetes Dasein bei ersten Kraftproben versagte, sondern ein gesunder Organismus voll blühender Triebkraft! Noch beharrt ja die Akademie auf dem engherzigen Ausschluß aller weiblichen Elemente. Die Königliche Zeichenschule ist überfüllt, Privatunterricht bei namhaften Künstlern kostspielig und meist einseitig. Ein Institut, das zeitgemäß mitschreitet und an dem Maßstab des Besten zu messen ist, bedeutet der malbeflissenen Frauenwelt also eine Notwendigkeit.

Zeichnen nach dem lebenden Modell.

Wer in die Künstlerinnenschule eintritt, beginnt je nach persönlichen Fähigkeiten mit Unterricht im Zeichnen oder Malen. In allen Klassen wird in dem anregenden Geist moderner Methoden gearbeitet, die flott von des Lebens goldenem Baum ihre Früchte holen. Nichts geschieht schablonenmäßig

Seminar-Zeichenklasse.

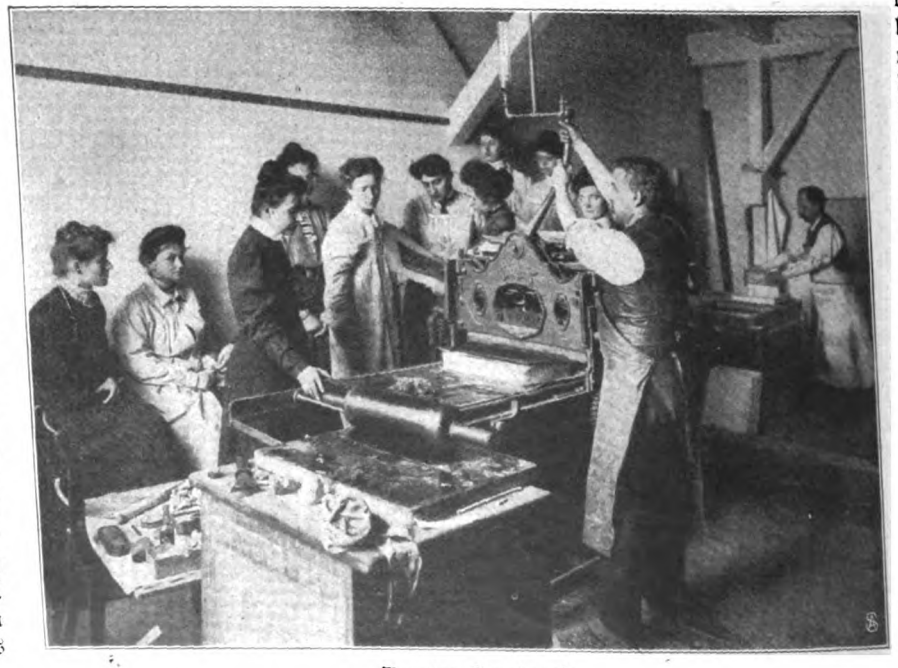
oder als bloßes Theoretisieren. Hier heißt es, die Sinne fleißig schulen. „Müßet im Naturbetrachten immer eins wie alles achten!“ Aus kräftigem Eigengefühl wird der großen Bildnerin Natur nachgebildet. „Das individuelle Sehen,“ sagt die Vorsteherin, „das ist mir das Wesentliche.“

Eine Sammlung wertvoller Anschauungsobjekte steht als Unterrichtsmaterial zur Verfügung. Es werden keine Kosten gescheut, den Bestand in möglichster Lückenlosigkeit zu halten. Mit Kohle, Blei, Feder, Buntstiften, Wasser- und Ölfarben sucht man Erscheinungsformen nachzuschaffen. Aber das lebendige Leben ist das Hochziel allen Ehrgeizes. Um das Ideal jeder Kunstdarstellung, die Wiedergabe des menschlichen Körpers, möglichst vollkommen zu erreichen, wird Aktmalerei in den Klassen des Herrn Martin Brandenburg mit großem Ernst betrieben. Gediegene anatomische Studien helfen vorbereiten und vertiefen. Eine taktvolle Leitung weiß zaghafte Bedenken schnell zu benehmen, denn hier muß ein ernsthaftes künftiges Künstlertum das Antlitz der Wahrheit ertragen lernen. Das Auf-den-Grund-Gehen ist ein Hauptgebot der Anstalt, man will keineswegs Frauendilettantismus mehren.

Graphische Klasse.

Aus guten Leistungen erwächst Selbstvertrauen, und die Künstlerinnenschule war berechtigt, sich ein eigenes Seminar zur Ausbildung von Zeichenlehrerinnen nach und nach auszugestalten. Die Überfüllung der Königlichen Kunstschule spornte zu diesem Ziel. In einem zweijährigen Kursus ist Gelegenheit geboten, sich gegen ein Drittel der sonst üblichen Schulkosten auf das Zeichenlehrerinnenexamen vorzubereiten. Praktische Lehrtätigkeit wird in einer besonderen Übungsschule ermöglicht. Seit mehreren Jahren ist der Anstalt auch eine Abteilung für Lithographie, Radierung, Holzschnitt und Buchschmuck angegliedert worden. Man wollte nicht nur eine besondere Genauigkeit des Zeichnens und das Gefühl für die Kenntnis der Naturformen fördern, man wünschte auch den späteren künstlerischen Aufstieg der Schülerinnen zu erleichtern. Wie schwer wird es oft, in die Reihen der Glücklichen einzutreten, die zu Kunstausstellungen Zulaß erhalten! Aber mit graphischen Arbeiten ist das heißersehnte Ziel der Öffentlichkeit leichter erreichbar. Man kann mit dem gleichen Werk zugleich an mehreren Orten vertreten sein, die Versendung ist weniger schwierig, und die Verkaufsaussichten sind günstiger.

Die Künstlerinnenschule hat von jeher auf allen Unterrichtsgebieten eine Gleichwertigkeit der Lehrkräfte mit den königlichen Schulen erstrebt. Als die graphische Klasse eingerichtet war, leitete vorerst die genialste aller deutschen Radiererinnen, Käthe Kollwitz, den Unterricht. In besonderen Ausstellungen wird über die Leistungen der Anstalt Rechenschaft ablegt, und man hat sich gewöhnt, hier hohe Ansprüche zu stellen. Mancherlei Schwierigkeiten, vor allem der Wettbewerb zahlreicher Privatschulen und namhafter Künstler, die zuweilen ihre pädagogischen Schwingen vorher in der Künstlerinnenschule erprobt hatten, haben das beständige Aufblühen nicht zu hindern vermocht. Entwicklungsenergien scheinen vielmehr gesteigert. „Nichts kann mir die Freudigkeit mindern, mit der Jugend und für sie zu arbeiten“, sagt die Vorsteherin. Stiftungen für Prämien und Preise sind als Lohn hervorragender Schülerleistungen gemacht worden. Man ist auch in der Lage, Talent und Fleiß Unbemittelter durch Freistellen zu fördern.



In der Druckerei.

Aus dem Betriebe der Kunstschule greifen unsere Bilder einzelne Momente heraus. Nicht jede namhafte Lehrkraft konnte inmitten ihres Wirkungskreises gezeigt werden, aber schon die wenigen Aufnahmen helfen einen bedeutsamen Schulorganismus erkennen. Wir sehen auf dem ersten Bilde die Zeichenklasse

Landschaftsmalen nach der Natur.

des Fräulein Änni Loewenstein nach dem lebenden Modell porträtieren. Der gemütliche Weißbiertrinker ist ein Motiv, das dem Berliner Leben naheliegt. Im Halbkreis umstehen ihn die Staffeleien der Studentinnen und diese selbst in ihren Malkitteln, und die Porträte beweisen, daß die hochgeschätzte Künstlerin es verstand, die Wege sicher zu weisen. Schon verraten die Blei- und Kohlebildnisse die hier erzielte Treffsicherheit. Sie können die feineren Züge einer Methode, die besonderes Gewicht auf die Tonwerte legt, allerdings nicht verdeutlichen. — Auch auf dem zweiten Bilde wird gezeichnet. Hier sind die Seminaristinnen, die angehenden Lehrerinnen, unter der bewährten Leitung des Malers Busch beim Studium. Eine Anzahl Stilleben ist erfinderisch aufgebaut. Ausgestopfte Tiere, Gefäße, Abgüsse, Instrumente, Stoffe verraten etwas von der Reichhaltigkeit des Lehrmittelvorrats. — Das nächste Bild läßt einen Einblick in die graphische Klasse tun. Es wird radiert und lithographiert. Die Lehrerin, Fräulein Frida Winkelmann, deren Künstlertum durch mancherlei Ausstellungsleistungen rühmlich bekannt wurde, beaufsichtigt gerade das Trockenblasen einer Kupferplatte nach dem Ätzprozeß. Die Schülerin vorn links hinter dem Lichtdämpfschirm radiert in das Metall, rechts vorn entsteht eine Steinzeichnung. Wir sehen in den Stein gravieren und aus dem Asphalt schaben. Jeder Vorwurf ist durch direkte Naturübertragung oder aus Studien nach der Natur gewonnen. Da die Anstalt auf besondere Gründlichkeit in technischen Kenntnissen Wert legt, ist eigene Druckerei für diese Klasse eingerichtet. Hier ist den Graphikerinnen Gelegenheit geboten, ihr Werk durch einen Fachmann bis zum fertigen Druckabzug fortgeführt zu sehen und die Wichtigkeit der Maschinenarbeit einschätzen zu lernen. Der Schleifer ist im Hintergrunde mit dem Abschleifen der lithographischen Steine beschäftigt. Er entfernt hierbei so manche mühsame Zeichnung, um neuen Schülerarbeiten Raum zu gewinnen. (S. Abb. S. 372 unten.)

Die „Engeltreppe" in der Zwischenstunde.

Die Landschaftsklasse ist mit ihrem Lehrer, dem trefflichen

Landschaftsmaler Karl Wendel, im Freien tätig (s. Abb. S. 373). Man will das stimmungsvolle Seeufer der Mark, ihre Kiefernstämme, Licht- und Lufterscheinungen auf die Leinwand bannen.

Sehr erquicklich wirkt schließlich auf unserem letzten Bilde der Anblick der feiernden Malbeflissenen zur Frühstückszeit, wenn sie, den Klassen entronnen, dichtgedrängt die Hausstufen besetzen. Frei nach Burne Jones wird dann die sogenannte „Engeltreppe" gebildet. Aber diese Jungfrauenseelen dürsten nicht nach präraffaelitischen Glorienausgießungen! Sie begehren vielmehr voll fordernder Sehnsucht nur — die gute Milch, die der Schuldiener verkaufen kommt.

Wenn muntere Pausen sie begleiten, verläuft eben auch in der Künstlerinnenschule die Arbeit nutzbringender. Daß es aber ernstzunehmende ganze und tüchtige Arbeit ist, die hier geleistet wird, dafür sorgt die ganze Anlage und die ihres guten Zieles bewußte Leitung der Anstalt.

Für junge Mütter*).

Die Pflege des kindlichen Fußes.

Den Erstlingsschuhen ihrer Kinder bringen die Mütter viel Interesse entgegen. Sie müssen nett und zierlich sein. Und wenn das Kind zur Jungfrau oder zum Manne herangereift ist, wenn die Hochzeitsglocken läuten sollen, dann feiern die Erstlingsschuhe ihre Auferstehung. Man holt sie aus den alten Truhen hervor, läßt sie fein säuberlich versilbern, und am lustigen Polterabend erhält die Braut die also veredelten Erstlingsschuhe des Bräutigams und er wird mit den ihrigen beglückt. Das ist ein schöner alter Brauch, der sich noch vielfach erhalten hat. Der Arzt aber ist mit der Beschaffenheit der Erstlingsschuhe leider allzuhäufig nicht zufrieden; denn die Erfahrung lehrt ihn, daß das große Sündenregister der menschlichen Fußbekleidung schon bei den Kinderschuhen beginnt.

Kein Teil unseres Körpers wird im allgemeinen derart vernachlässigt und mißhandelt wie der Fuß. Wohl bemüht man sich, neue Wandlung zum Besseren herbeizuführen, aber dieses Ziel wird erst dann erreicht werden, wenn man die Menschen von Jugend auf an eine zweckmäßige Behandlung der Füße gewöhnt, und darum ist auch die Pflege des kindlichen Fußes eine sehr wichtige Aufgabe der für das Wohlergehen ihres Kindes sorgenden Mutter.

Schon frühzeitig tritt diese Frage an uns heran. Man muß an sie bereits denken, wenn das Kind aus dem Steckkissen genommen wird. Manche Mütter bekleiden es während dieser Zeit mit Hemdchen und Leibchen und schützen die Beinchen und Füße durch ein Umschlagetuch. Das ist nicht zweckmäßig, denn das Umschlagetuch verschiebt sich oft, und von Zeit zu Zeit spielt man auch derart mit dem Kinde, daß man es auf den Fußboden oder auf die Tischplatte stellt. Dadurch aber werden der Unterleib des Kindes, die Beinchen und die Sohlen einer Abkühlung ausgesetzt, und die Folge davon kann eine Erkältung sein. Und wenn der Säugling „nur" einen Schnupfen bekommt, so ist das für ihn schlimm genug, da der Schnupfen in dem zarten Alter eine schwere Erkrankung ist, die das Kind zurückbringen und schwer gefährden kann. Es empfiehlt sich darum, den Säugling, sobald er des Steckkissens nicht mehr bedarf, mit Strümpfen, die bis an die Knie hinaufreichen, und mit Schuhen, die aus weicher Wolle gestrickt oder gehäkelt sind, zu versehen. Man muß aber darauf achten, daß die Strümpfe und Schuhe recht bequem und weit sind. Sie dürfen den noch sehr weichen und empfindlichen Fuß durchaus nicht beengen. Beim Ankauf der fertigen Kinderstrümpfe, auch im späteren Alter, achte man darauf, daß sie nicht zu spitz auslaufen. Ein solcher Strumpf ist ganz verkehrt; die enge Spitze bietet den Zehen nicht den genügenden Spielraum, drückt sie vielmehr zusammen; namentlich wird dadurch die große Zehe über die kleineren geschoben, was zu einer dauernden Verunstaltung des Fußes führen kann. Außerdem befördern solche Strümpfe das Einwachsen des Nagels. Die ungünstige Beeinflussung des Fußes durch einen zu engen Strumpf wird überhaupt viel zu wenig gewürdigt, und am schlimmsten ist sie gerade im Kindesalter, wo die Knochen und Knorpel noch weich sind und dem Druck viel leichter nachgeben.

*) Siehe Heft 20 der „Welt der Frau".

Unter diesen Umständen ist es wohl am zweckmäßigsten, Kinderstrümpfe nach Maß selbst zu stricken oder stricken zu lassen. Dabei darf man aber nicht übersehen, daß ein für das Kind zweckmäßig angefertigter Strumpf auf die Dauer nicht passend bleibt. Der kindliche Fuß wächst, und der Strumpf wird bald zu eng; die Mutter muß ihr Augenmerk darauf richten und rechtzeitig neue Strümpfe beschaffen. Bei wollenen Strümpfen tritt der Übelstand viel eher ein, weil durch häufigeres Waschen die Wolle sich zusammenzieht und der Strumpf enger wird.

Über die rationelle Form des Strumpfes ist viel beraten worden. Manche gingen so weit, daß sie, ähnlich wie bei den Handschuhen, auch bei den Strümpfen Abteilungen für jede Zehe anbringen wollten. Andere begnügten sich mit einer Abteilung für die große Zehe. Einfacher und durchführbarer ist die Anweisung, für jeden Fuß einen besonderen Strumpf anzufertigen. Dabei sollte die innere Seite bis zur Spitze der großen Zehe gerade und der vordere Rand von der großen bis zur kleinen Zehe in einem abgeschwächten Bogen verlaufen. Der zweite Strumpf sollte so geformt sein, daß er gleichsam das Spiegelbild des ersten darstellt. Im allgemeinen wird man sich aber damit begnügen, daß man die Spitze des Strumpfes weit genug gestaltet, so daß sie sich nach der Form des Fußes zieht und derselbe Strumpf für den rechten und den linken Fuß verwandt werden kann.

Noch ein Umstand wird beim Tragen der Strümpfe nicht genügend beachtet. Es geschieht nicht selten, daß die Strümpfe beim Anziehen der Stiefel zu straff angespannt werden und die Zehen beengen. Kinder merken den Übelstand nicht so leicht. Man sollte sie also anweisen, vor dem Anziehen der Stiefel die Spitze des Strumpfes etwas nach vorn abzuziehen oder auch die Spitze ein wenig umzulegen. Die Schuhe des kleinen Kindes müssen sich genau dem Maße des kindlichen Fußes anpassen. Zu enge Schuhe schädigen den Fuß; Zehenverkrümmungen, Hühneraugen, eingewachsene Nägel sind als Folgen des Tragens zu enger Schuhe wohl bekannt; die verderbliche Wirkung des fester gearbeiteten Schuhwerks ist in dieser Hinsicht größer als die eines zu engen Strumpfes. Der Schuh darf aber auch nicht zu bequem sein; wenn der Fuß in ihm hin und her rutscht, so erhält man keinen festeren Tritt, die Haut scheuert an dem harten Leder, und das verursacht Schmerzen und Hautabschürfungen. Und doch legt man in weiten Kreisen wenig Gewicht auf das genaue Passen des Kinderschuhes. Man meint, das kleine Kind gehe nicht so viel und könne wohl mit weniger genau passenden Schuhen auskommen. Dabei wird aber übersehen, daß der kleine zarte Fuß viel empfindlicher ist als der des Erwachsenen. Unpassendes Schuhwerk verursacht den kleinen Kindern schon bei den ersten Gehversuchen Schmerzen und Beschwerden, so daß sie des Gehens überdrüssig werden. Die Mütter sind dann besorgt und wenden sich an den Arzt, der als Heilmittel ein Paar neue, passende Schuhe verordnet.

Es sollten darum gerade die ersten Schuhe für das Kind nicht im ersten besten Laden gekauft, sondern genau nach Maß

angefertigt werden. Da der kindliche Fuß wächst, ist das erste Paar nur für die erste Zeit tauglich und muß verhältnismäßig bald durch ein neues ersetzt werden. Als Regel kann man aufstellen, daß das Kind in den ersten zwei bis drei Lebensjahren alle sechs Monate neue, entsprechend größere Schuhe erhalten muß. Es gibt allerdings eitle Mütter, die wohl wissen, daß die Schuhe zu eng sind, aber sie dennoch dem Kinde belassen, in der Meinung, daß in dem engen Schuh das Wachstum des Fußes hintangehalten wird und das Kind, besonders wenn es ein Mädchen ist, davon den Vorteil hat, daß seine Füße klein bleiben. Diese Ansicht ist höchst irrig, denn bei dieser Behandlung wird der Fuß nicht ebenmäßig klein, sondern gründlich verkrüppelt. Dieses Verfahren muß also auf das entschiedenste als eine Schädigung des Kindes verpönt werden.

Ist das Kind größer geworden, so ist das Wachstum des Fußes nicht mehr so rasch. Immer aber muß man ihm Rechnung tragen und zu passender Zeit für neues, weiteres Schuhwerk sorgen. Zahllose Fußleiden, Hühneraugen, eingewachsene Nägel, Frostbeulen, verkrüppelte Zehen und dergleichen entstehen gerade aus dem Grunde, weil mit der Zeit die einst bequemen Schuhe dem Kinde zu eng geworden sind.

Für das Schuhwerk wird von Eltern, die auf ihre Kinder halten, schon aus dem Grunde gut gesorgt, weil es sichtbar getragen wird. Leider gilt das nicht für den Fuß selbst, der verdeckt bleibt. Es gibt bekanntlich Menschen genug, deren Füße nur beim Baden mit dem Wasser in Berührung kommen. Mit dieser Unsauberkeit muß von Anfang an kurzer Prozeß gemacht werden. Anfangs wird die Mutter selbst dem Kinde die Füße waschen. Ist aber ihr Liebling größer geworden, so muß er dazu angehalten werden, daß er sich regelmäßig die Füße selbst wäscht. Das kann im Sommer mit stubenwarmem, im Winter mit lauwarmem Wasser geschehen. Zum Schluß ist für ein gutes Abtrocknen und Nachreiben des Fußes zu sorgen. Alle diese Handgriffe muß das Kind lernen, daß sie ihm geläufig sind und die Fußwaschungen ebenso zu einem selbstverständlichen Bedürfnis werden wie das Waschen des Gesichts und der Hände.

Mit diesen Waschungen verbindet man die Toilette der Nägel an den Zehen, die von dem eingedrungenen Schmutz befreit werden. Sehr oft wird aber im Beschneiden dieser Nägel fehlerhaft verfahren. Man behandelt sie ebenso wie die Fingernägel, d. h., man gibt ihnen eine nach oben geschwungene Bogenform und schneidet die seitlichen Ränder, die mit der Haut in Berührung kommen, säuberlich weg. Die Folge davon ist, daß in die an den Seiten entstandenen Lücken schon durch einen leichten Druck des Schuhes und des Strumpfes die Haut so hineingedrängt wird, daß sie sich in Falten über den zurechtgeschnittenen Nagel legt. Wächst dann der Nagel naturgemäß weiter, so schneidet sein Rand in die Hautfalte ein. Da gibt es Wunden und Schmerzen, und wenn man dagegen nicht bald einschreitet, so kann der Nagel so tief einwachsen, daß eine schmerzhafte Operation nötig wird. Dieses unangenehme Fußleiden wird durch die erwähnte fehlerhafte Toilette geradezu großgezogen. Man beschneidet zweckmäßig die Nägel an den Zehen derart, daß der obere Rand eine gerade Linie bildet und die seitlichen Ecken frei über der benachbarten Haut hervorstehen.

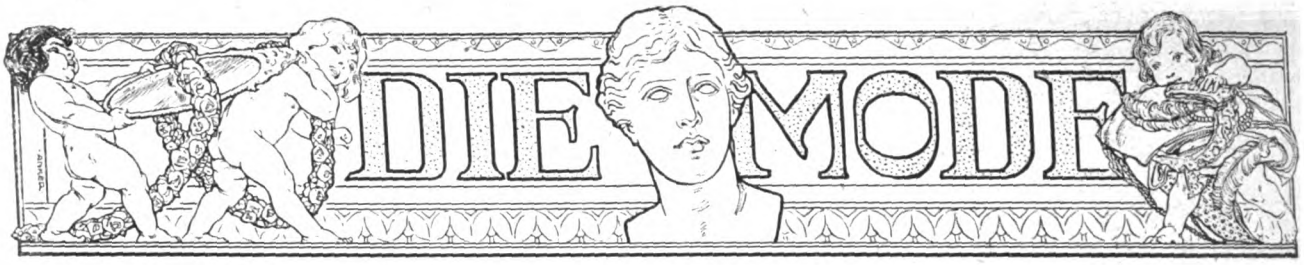
Zeigt sich aber einmal an einer Zehe ein eingewachsener Nagel, so ist da in den ersten Anfängen leicht abzuhelfen; man nimmt Wattebäuschchen und stopft sie mit einem stumpfen Hölzchen oder dem Ende einer Stricknadel unter den Nagelrand und zwischen den Nagel und die Haut. Dadurch wird die Hautfalte zurückgedrängt und vor der schneidenden Wirkung des Nagels bewahrt. Diese Einlagen erneuert man eine Zeitlang, alle zwei bis drei Tage oder bei jeder Fußwaschung, bis schließlich der Nagel frei hervorgewachsen ist. Natürlich darf man ihn dann nicht wieder zu kurz zurückschneiden.

Zeigen sich bei den Kindern an den Füßen Schwielen und erste Anzeichen von Hühneraugen, so muß man diese sogleich durch ein passendes Mittel, wie z. B. das in Apotheken erhältliche Salizylsäure-Hühneraugenpflaster entfernen und dann für Beseitigung oder Änderung des fehlerhaften Schuhwerks Sorge tragen. Je länger man die Sache hinhängen läßt, desto kräftiger bildet sich das Hühnerauge aus und trotzt dann um so hartnäckiger allen Ausrottungsversuchen. Vom Schneiden der Hühneraugen sehe man grundsätzlich ab und halte auch die Kinder davon ab unter der Belehrung, daß Verwundungen an Hühneraugen sehr schlimme Folgen und selbst den Tod nach sich ziehen können.

Einer besonderen Pflege bedarf der kindliche Fuß in der rauhen Jahreszeit. In ihr dürfen die Kinder nicht in durchnäßten Schuhen sitzen, weil dadurch die Füße abgekühlt werden, was wiederum zu Erkältungen, Blutandrang nach dem Kopfe u. dgl. Anlaß gibt. Diesem Übelstande sind vor allem Kinder während des Schulbesuchs ausgesetzt. In neuester Zeit haben auch die Schulbehörden dieser Frage Aufmerksamkeit geschenkt, und es wird überall mehr und mehr den Kindern Gelegenheit geboten, die durchnäßte Fußbekleidung für die Zeit des Unterrichts mit einer trockenen zu vertauschen. Bei Kindern, die in der Stadt kürzere Wege auf gut gehaltenem Pflaster zurückzulegen haben, gewähren Überschuhe gegen Durchnässung genügenden Schutz. Nur muß man die Kinder dazu anhalten, daß sie die Überschuhe gleich nach dem Eintreffen in der Schule ausziehen und nicht stundenlang in ihnen sitzen bleiben; denn im letzteren Falle wird die Verdunstung des Fußes gehemmt und ein feuchter und kalter Fuß erzielt. Zum Erfrieren der Füße geben am häufigsten zu enge Schuhe Anlaß. Das Leder drückt sich fest an den Strumpf und die Haut an, die Luft wird von diesen Stellen fortgedrängt, und so wird die Kälte gut an die Haut geleitet. Durch den Druck wird die betreffende Stelle außerdem blutleerer gemacht, also weniger von innen aus erwärmt und auf diese Weise das Zustandekommen des Erfrierens in hohem Maße begünstigt. Besonders leicht neigen zu kalten Füßen und Erfrierungen blutarme, schlecht ernährte Kinder. Bis sie sich erholt haben, sollten sie im Freien gefütterte Schuhe tragen. — Zu Hause läßt man die Kinder leichtere Schuhe tragen. Das ist auch gut, damit der Fuß ausdünste. Ein Fehler ist es aber, die Kinder in Pantoffeln und absatzlosen Hausschuhen stundenlang herumlaufen zu lassen. Dadurch wird der Gang schwerfällig und weniger elastisch. Beim absatzlosen Schuh wird nämlich das Fußgewölbe leichter niedergedrückt und dadurch die federnde Kraft des Fußes beeinträchtigt. Man gebe also den Kindern stets Hausschuhe mit Absätzen, die ja nicht hoch zu sein brauchen.

Auf das Fußgewölbe des Kindes muß die Mutter frühzeitig, schon bei den ersten Gehversuchen achten. Betrachten wir den normalen menschlichen Fuß näher, so sehen wir, daß seine Sohle nicht flach geformt, sondern gewölbt ist. Treten wir mit dem bloßen Fuße fest auf den Boden, so liegen nur die Ferse, der äußere Rand und der vordere Ballen des Fußes fest auf; an der inneren Seite sieht man dagegen eine Wölbung. Es gibt nun schwächer gebaute Füße, bei denen diese Wölbung geringer ist oder bei anstrengendem Gehen und Lastentragen flach gedrückt wird, und es gibt auch Füße, bei denen sie fehlt, die sogenannten Plattfüße. Diese abnormen Füße erschweren das Gehen, sie ermüden und schmerzen leicht und werden von Entzündungen heimgesucht. Diese Beschwerden zeigen sich schon bei den ersten Gehversuchen und steigern sich mit dem zunehmenden Alter. Je länger man nichts dagegen unternimmt, desto schlimmer wird der Fuß. Dagegen kann man durch passende Verstärkungen der inneren Seite der Schuhsohle, durch Plattfußeinlagen, dem Betreffenden durch Schaffung einer künstlichen Fußwölbung das Gehen erleichtern und viele Beschwerden ersparen. Findet also die Mutter, daß die Wölbung an der Sohle ihres Kindes nicht in Ordnung ist, so muß sie ärztlichen Rat einholen; handelt es sich wirklich um einen krankhaft schwachen oder verbildeten Fuß, so kann durch Anschaffen eines passenden, mit Einlagen versehenen Schuhwerks das Fortkommen des Kindes wesentlich gefördert werden.

E. Falkenhorst.



Zwei Badeanzüge für Damen, Schwimmanzug für Kinder. (Abb. 225 bis 227.) Das mit breitem Schalkragen versehene Modell Abb. 225 ist aus rotem, weißgepunktetem Kattun gefertigt und mit verschieden breiten Litzen besetzt. Die leicht bauschende Bluse schmückt ein tief sich herabziehender Schalkragen, in dessen Ausschnitt ein weißer Latzteil mit rot gesticktem Anker sichtbar wird. Das kurze Ärmelchen ist glatt geschnitten und mit Litze besetzt. Der das Beinkleid fast ganz verdeckende Schoß ist der Bluse angeschnitten und fällt in leichten Reihfalten unter dem Gürtel hervor. Die mäßig weite Hose zeigt unten glatten Abschluß mit Litzenbesatz. Der Schnitt ist in 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 4,50 Meter. — Von gleichfalls recht hübscher Wirkung erweist sich der zweite, aus mittelblauem Waschstoff mit schwarz und weißgewürfelter Bordüre gefertigte Anzug Abb. 226. Bei ihm wird die durch den Gürtel zusammengehaltene Bluse durch einen vorn weit auseinandertretenden Matrosenkragen vervollständigt, der den Hals völlig freiläßt und durch eine Schifferkrawatte ergänzt wird. Das kurze Puffärmelchen schließt mit einem Bordürenbündchen ab. Die Pumphöschen sind gleich der Bluse angeschnitten. Das mäßig weite Röckchen tritt in Reihfalten in den Bund, der hier zugleich die Stelle des Gürtels vertritt und gleichfalls aus der Bordüre hergestellt ist. Der Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 5,50 Meter. — Zur Herstellung des Schwimmanzuges für das kleine Mädchen diente weiß- und blaugestreifter Satin, die Ausstattung bestand in dunkelblauen Satinblenden. Der mit viereckigem Ausschnitt gearbeitete Anzug ist reichlich weit und im ganzen geschnitten und hat Achselschluß. Er ist völlig ärmellos und wird in Taillengegend durch einen Gürtel zusammengehalten, die kurzen Hosenbeine bleiben unten glatt und schließen mit blauer Blende ab. Der Schnitt ist in 36, 40, 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 90 Zentimetern Breite 2 bis 3 Meter.

Voilekleid und Leinenkostüm für junge Mädchen. (Abb. 228 u. 229.) Unser hübsches Jungmädchenkleid besteht aus weißem, rosagetupftem Voile mit bedruckten Bordüren. Die zierliche Bluse zeigt den kleinen Ausschnitt mit einer weißen Spitzenpasse gefüllt, die von der Bordüre abgeschlossen wird, die oben die Bluse abkantet. Die ausspringenden Falten vorn wiederholen sich auch im Rücken, unten tritt die Bluse, deren Mitte gleichfalls Bordüre besetzt, leicht bauschend in den Gürtel. Der knapp dreiviertellange, zur Hälfte dem Vorderteil, zur Hälfte dem Rücken angeschnittene Ärmel betont die natürliche Schulterlinie und schließt mit breiter Manschette ab. Unter dem faltigen Gürtel aus rosa Libertyseide fällt der stark fußfreie Rock

Abb. 225 bis 227. Zwei Badeanzüge für Damen, Schwimmanzug für Kinder.

hervor. Er ist oben in feine Fältchen abgenäht, die unterhalb der Hüfte ausspringen, als Garnitur dienen hier gleichfalls die Bordüren, die die beiden Stufen, die den Rock durchqueren, besetzen. Der Schnitt ist für die Bluse in 38, 40, 42, 44 und 46 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 94, 100 und 108 Zentimetern Hüftweite zum gleichen Preise erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,75 Meter, für die Bluse 1,50 Meter. — Für das zweite Modell ergab kräftiges weißes Leinen mit grüner Bordüre das Material. Das Jäckchen ist im Rücken dreiviertelanliegend und vorn lose gearbeitet und zeigt die Vorderteile von englischen Nähten durchschnitten. Am Halse mit kleinem Herrenkragen abschließend, wird das Jäckchen durch drei Knöpfe geschlossen, der kurze abgerundete Schoß tritt vorn auseinander. Der Ärmel ist ziemlich weit geschnitten, dreiviertellang und mit einem Aufschlage versehen. Der fußfreie Rock hat gerade Bahnen, die in tiefe

Abb. 228 u. 229. Voilekleid und Leinenkostüm für junge Mädchen.

Plisseefalten geordnet sind, bis unterhalb der Hüfte niedergesteppt werden und dann frei ausfallen. Der Schnitt ist für das Jäckchen in 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,25 bis 4,60 Meter, für das Jäckchen 1,80 Meter.

Zwei hübsche Rockformen. (Abb. 230 u. 231.) Der gerade den Boden streifende Rock Abb. 231 ist aus grün- und braunkariertem Wollstoff gefertigt und mit braunen Seidenblenden ausgestattet. Er besteht aus neun Bahnen, von denen acht derart geordnet sind, daß sie oben den Eindruck schmal niedergesteppter Falten machen, während die durchgehende Vorderbahn glatt bleibt. Ungefähr in halber Höhe sind dem Rock Gruppenfalten eingesetzt, die, nach hinten aufsteigend, oben durch Formblenden abgeschlossen werden, die dem Rock als Garnitur dienen und zugleich den Ansatz der Falten verdecken. Zu diesem Rock ist der Schnitt in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 bis 5 Meter. — Der Tunikarock (Abbildung 230) aus pfauenblau gestreiftem Wollstoff wird durch dunkleren Samtbandbesatz ausgestattet. Der unten in einen hohen Plisseefaltenvolant ausfallende Rock zeigt die Vorderbahn in Quetschfalten geordnet, die bis unter Kniehöhe niedergesteppt sind. Die darüberfallende, oben glatte Tunika tritt durch die starke Abrundung unten ziemlich stark auseinander, fällt nach unten etwas tollig aus und wird durch Samtband garniert. Der Schnitt ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5 Meter.

Strassenanzug mit Bolero. (Abb. 232.) Unser Straßenkostüm wird durch ein Jäckchen vervollständigt, das wie der Rock aus braun- und weiß-

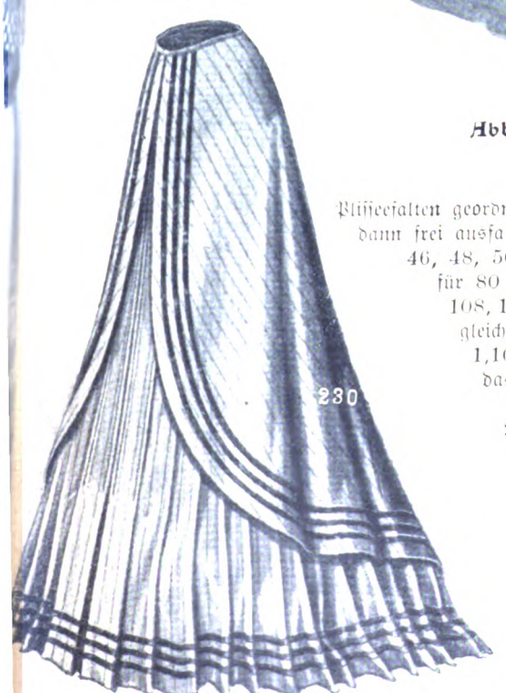


Abb. 230. Rock aus gestreiftem Wollstoff.

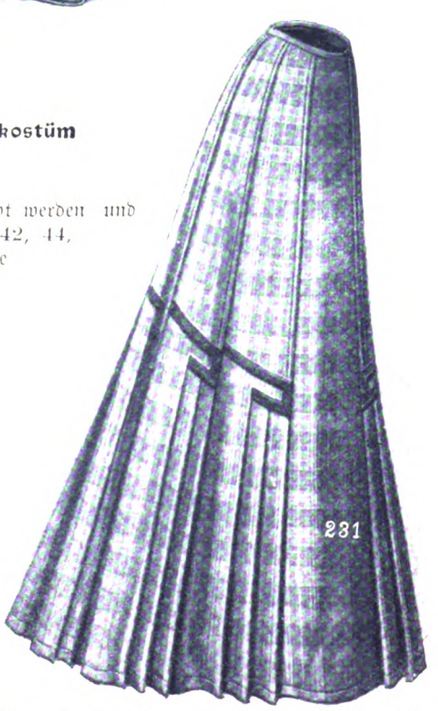


Abb. 231. Rock aus kariertem Wollstoff.

Abb. 232.
Strassenanzug mit Bolero.

gestreiftem Wollstoff gefertigt und durch braune Seidenblenden und Schmuckknöpfe ausgestattet wird. Der im Rücken ziemlich anliegende Bolero reicht bis zum Taillenschluß und wird leicht seitlich durch Knöpfe geschlossen. Als Halsabschluß dient ein Schalkragen, der glockige Ärmel ist dem Jäckchen angeschnitten, und zwar zur Hälfte dem Vorderteil, zur Hälfte dem Rücken, so daß die Streifen einander an der Naht begegnen. Sehr schick wirkt hierzu der fußfreie Rock, der aus geraden Bahnen besteht und diese in tiefe Plisseefalten geordnet zeigt. Der Schnitt ist für das Jäckchen in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Zentimetern Breite 4,25 bis 4,60 Meter, für den Bolero 1,75 Meter.

Eleganter Promenadenanzug. (Abb. 233.) Unser Promenadenanzug aus weißem Tuch wird durch gleichfarbige Soutachestickerei verziert. Der lange etwas wellig ausfallende Schoß ist vorn abgerundet. Die ziemlich losen Vorderteile lassen eine eckig übereinandertretende Weste sichtbar werden, die, durch grüne Seidenstickerei verziert und mit Blenden eingefaßt, unten noch etwas von der Bluse sehen läßt. Der dreiviertellange Ärmel ist mäßig weit geschnitten und hat soutacheverzierten Aufschlag. Der Glockenrock besteht aus fünf Bahnen und zeigt die vordere Mitte in Falten gelegt, die bis unter Kniehöhe durch Stepperei niedergehalten werden. Sein Schnitt ist in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der des Paletots in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 2,25 Meter, für den Rock 2,75 bis 3 Meter.

Abb. 233. Eleganter Promenadenanzug.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 225 bis 233 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstraße 37 bis 41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unter der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Wiener Kaffee.

Von B. Wirth.

Wenn Damen aus dem Deutschen Reich nach Wien kommen und von Wienerinnen zur „Jause" (Vesper) eingeladen werden, finden sie nicht schöne Worte genug, um unseren Kaffee zu loben. „Sagen Sie nur, wie bringen Sie den ‚schönen' Kaffee zustande?" ist eine Frage, die oft gestellt und ebenso oft beantwortet wird, denn wir machen kein Geheimnis aus unserer Art des Kaffeekochens. Aber die Gäste scheinen das, was man ihnen sagt, bis sie in die Heimat zurückkommen, wieder zu vergessen; bisher hat der Wiener Kaffee wohl seine begeisterten Verehrerinnen unter den deutschen Damen — aber Schule hat er noch nicht gemacht. Deshalb sei einmal schwarz auf weiß haarklein erzählt, wie die Wienerinnen das herzerfreuende Getränk brauen.

In ganz Wien wird der Kaffee nicht anders als in der Maschine gemacht, aber nicht etwa in einer der komplizierten, auf wissenschaftlicher Basis beruhenden Maschinen, sondern in der denkbar einfachsten, die aus weißem Porzellan und Weißblech für sechs Personen nicht mehr als etwa zwei Mark kostet. Schön braucht sie nicht zu sein, denn sie kommt nicht zu Tisch und muß auch auf der heißen Herdplatte stehen können. (Auf dem Lande haben die Leute keine Maschine und sieden den Kaffee einfach ab.) Die Maschine besteht aus einer Kaffeekanne aus Porzellan mit Deckel, in deren Öffnung der blecherne Oberteil, der unten ein feines Sieb hat, genau paßt. Man bekommt dazu noch einen Stößel und ein Sieb mit großen Löchern. Der feingemahlene Kaffee wird in den blechernen Oberteil geschüttet, mit dem Stößel angedrückt, der Stößel drinnen gelassen, und obenauf das Sieb mit größeren Löchern gesteckt. — Zuletzt kommt auch noch der porzellanene Deckel darauf. Die Maschine muß auf der warmen Herdplatte stehen — wenn auf Gas gekocht wird, in einem Gefäß mit heißem Wasser — denn der Kaffee muß siedeheiß auf den Tisch kommen. Wir nehmen an, es wird für vier Damen Kaffee gekocht, nicht Gäste, sondern alles in allem vier Damen. Für diese genügt in Wien ein halber Liter Kaffee — ungezählte Schalen werden hier nicht getrunken. Höchst selten bittet sich eine ganz besondere Kaffeeschwester noch ein „Lackerl" aus. Der Kaffee wird niemals zu Hause geröstet, denn es ist viel zu schwer, die gleichmäßige Hitze zu erhalten, auch brennt die kleine Trommel bald durch, und man kann die Wohnung nicht ein paarmal in der Woche mit dem unvermeidlichen starken Duft des Kaffeebrennens oder -verbrennens ausfüllen. Auch schmeichle sich keine Hausfrau, daß sie oder ihre Köchin den Kaffee in solcher Farbe und Duftigkeit herstellen kann, wie es täglich frisch in jeder größeren Rösterei geschieht.

Eine Wiener Kaffeemaschine.

Wer in Wien auf guten Kaffee hält, nimmt meistens Kaisermelange, das ist eine Mischung von Ceylon und Mokka, aber Ceylon allein ist auch gut. Und nun kommt der heikelste Punkt, obgleich auch alle übrigen Einzelheiten beachtet werden müssen. Das wesentlichste Hindernis nämlich für die Herstellung eines guten „norddeutschen" Kaffees ist — die Sparsamkeit unserer reichsdeutschen Schwestern. Beim Kaffee darf kein Gramm abgehandelt werden! In Wien liegt im Deckeltopf aus Porzellan, der den Kaffeevorrat verwahrt, ein kleines Maß aus Blech, das 15 Gramm oder 120 Bohnen (Ceylon) faßt. Für vier Personen werden zwei solche Maße genommen oder 30 Gramm gleich 240 Bohnen. Dazu kommen fünf Gramm (ja nicht mehr) von irgendeinem guten Surrogat, denn der Kaffee schmeckt voller mit dem Zusatz, und jedenfalls hat er schönere Farbe. Das Anbrühen geschieht sehr vorsichtig. Am besten schüttet man das Wasser in die Maschine aus einem Teekessel. Es darf nicht lange gekocht haben, muß aber stark kochen. Es wird nicht mehr als höchstens ein Achtelliter auf einmal aufgegossen, lieber weniger. Die Maschine wird nach jedem Aufguß wieder zugedeckt und dem Kaffee Zeit gelassen, langsam durchzutropfen. Das Aufgießen für vier Personen, also von einem halben Liter Kaffee, muß mindestens eine Viertelstunde dauern. Um das Ausrauchen zu verhindern, wird in den Schnabel der Kaffeemaschine ein kleiner Kork gesteckt.

Dieser Kaffee muß so stark sein, daß in die Schale nur ein Drittel eingeschenkt werden darf und zwei Drittel Milch. In Wien wird aber meistens zum Jausenkaffee „Obers" oder Sahne genommen, und dann ist die Mischung halb und halb. Kommen Gäste zur Jause, so wird in einem kleinen Schaff aus Porzellan Schlagsahne serviert und von dieser auf jede Schale eine Haube gelegt. Milch oder Sahne müssen ebenfalls siedend heiß zu Tisch gebracht werden, und die Kannen, in die Kaffee und Milch geschüttet werden, ebenso wie die Tassenköpfe gewärmt werden. Ganz frisches, mürbes Gebäck und ein federleichter „Gugelhupf" oder Napfkuchen vervollständigen die Jause, die wohl für die echte, rechte Frauenwelt mindestens soviel bedeutet wie Nektar und Ambrosia. Hat man außerdem noch Zeit, am Kaffeetisch ein Stündchen zu verplaudern, so denkt wohl jede Beteiligte im stillen: „Nicht neid' ich der Welt ihre Wonnen noch ihren neunfarbigen Dunst."

Die Garnele.

Von H. v. Schroetter.

Den Besuchern der norddeutschen und holländischen Seebäder ist der schrille, abendliche Ruf, mit dem die Fischerfamilie den in Körben und auf Wagen merkwürdigster Konstruktion — der auf der ersten Abbildung dargestellte ist aus einem ausrangierten Kinderwagen entstanden — mitgeführten Tagesfang anpreisen: „Karr—rab'n, Karr—rab'n" oder „Gaarna—at", ein wohlvertrauter Laut. Die kleinen Seekrebse bilden meerfrisch und sofort abgekocht in Verbindung mit Mayonnaise oder Salat einen vielbegehrten Abendimbiß und eine beliebte Bereicherung des seebadlichen Küchenrepertoires. Es ist auch ein nicht zu unterschätzender Vorteil unseres Seebadaufenthaltes, daß er uns eine intimere Bekanntschaft mit interessanten Meeresbewohnern vermittelt, unser Interesse für sie weckt und ihnen unsere Gunst auch für die spätere Zeit daheim sichert.

Die Garnele oder der Granat darf mit der Krabbe nicht verwechselt werden, denn mit diesem Ausdruck bezeichnet die Wissenschaft eine Reihe von anderen mit der Garnele verwandten aber nicht identischen Zehnfüßern mit — im Gegensatze zu ihr — stark verkürztem Hinterleib und verbreiterter Kopfbrust, wie z. B. den Einsiedlerkrebs, auch Diogenes oder französisch „soldat" genannt, der sich nach jeder Häutung ein neues Muschelquartier suchen muß, die auf den Münzen der Alten vielabgebildete Seespinne, die Gespensterkrabbe, den erbsengroßen Muschelwächter, den in England und Frankreich als nahrhafte Kost beliebten Taschenkrebs. Die Garnele ist trotz ihrer Kleinheit von nationalökonomischer Bedeutung und bietet nicht nur ein äußerst preiswertes, reichlich vorhandenes Volksnahrungsmittel — ein Liter wird mit zehn Pfennig bezahlt — sondern sie gewährt auch, sowohl durch den Fang — an der deutschen Nordseeküste werden alljährlich eine Million Liter für menschlichen Konsum gefangen — wie durch die Verarbeitung zu Krabbenkonserven und der untermaßigen Garnelen zu Fisch- und Vogelfutter (Granatmehl und Granatschrot) zahlreichen Händen Verdienst.

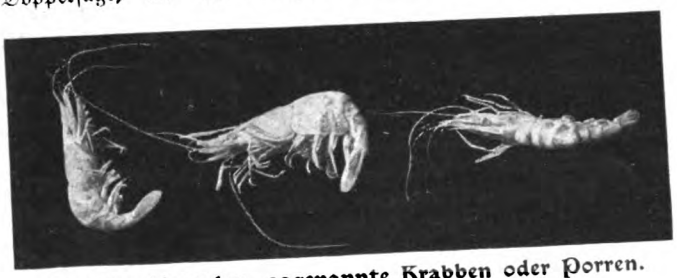
Wir lernen im Küchenbereich nur drei Arten Gliederfüßer der Krabbenfamilie kennen. Erstens: die echte Garnele, französisch crevette, englisch shrimp, holländisch garnaal oder garnaat, mit langen, fadenartigen Fühlerpaaren neben dem großen Stirnstachel und langgestrecktem Hinterleibe, die, helles Wasser mit reinlichem Untergrund liebend, in der Ostsee gefangen wird und nach dem Kochen eine schöne hellrote Farbe annimmt.

Zweitens: die gemeine Garnele, die, höchstens bis 7,5 Zentimeter lang, auch Porre, Krabbe oder nach ihrem Versteck „Sanduhl" genannt wird, bei der der Stirnansatz nur angedeutet ist (s. Abb.), und die die Watten der Nordsee bevorzugt, aber auch in salzarmem Wasser, z. B. in der Elbe bei Hamburg vorkommt. Sie hat eine sich dem Aufenthaltsort anpassende Färbung und behält diese meist graugelbe Tönung auch nach dem Kochen. Ihr Preis ist bedeutend niedriger als der der echten Garnele, der sie an Wohlgeschmack nicht nachsteht. Drittens: die auf der rechtsstehenden Abbildung veranschaulichte große nordische Garnele, die an der norwegischen Küste viel gefangen wird und zehnmal so groß wie gewöhnlicher Granat wird. Ihr Stirndorn hat eine Doppelsäge, und am inneren Beinpaar befindet sich eine Art von Bürste, mit der das Tier sich alle Körperteile von den Parasiten des Meeres zu reinigen versteht. Sie ist lebend von durchsichtig gelber, nach dem Kochen von roter Färbung und heißt im Volksmund auch die „Hummerkrabbe". Ähnlich große Garnelenarten kommen auch im Mittelländischen Meer vor, und wir wissen, daß das alte Karthago diese Delikatesse bereits auf die Tafel der römischen Kaiser lieferte.

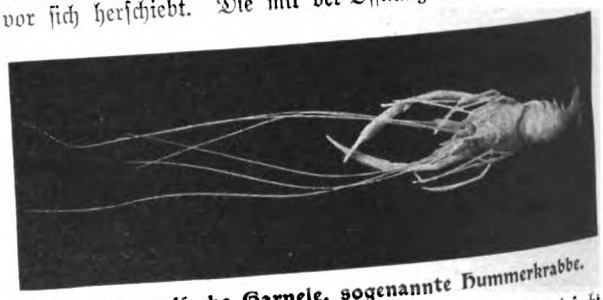
„Kar—rrab, Kar—rrab . . ."
Garnelenhandel an der Waterkant.

Hochinteressant ist es, in einem Aquarium den bei guter Ernährung sogar alle 24 Tage möglichen Häutungsprozeß zu beobachten. Zuerst wird der Rückenschild gehoben, dann zieht das kleine Geschöpf Glieder und Kiemen wie Finger aus einem Handschuh, dann häutet sich der Schwanz, und schließlich streift der Granat den alten Rückenschild über den Kopf. In finsterer stiller Ecke wartet er unbehülflich das Festwerden des neuen Schutzkleides ab.

Der Fang der Garnele ist ein mühselig Geschäft. Die Witterung ist es, die den Ertrag bestimmt. Bei naßkaltem Wetter wird nichts eingebracht, aber bei warmer Luft und warmem Wetter gibt's Beute. Mit der Flut drängt der Granat, ein gieriger Fleischfresser, in Scharen von Tausenden in das Brackwasser, um im Schlamm seine Ringelwürmernahrung zu suchen. Die Ebbe läßt ihn am Strande und in den Prielen der Watten zurück. Die gemeine Garnele ist Meisterin im Verstecken — der Volksmund stempelt sie zum Clown des Meeres — fürchtet sie Gefahr, so läßt sie sich zu Boden fallen und scharrt sich sofort selbst ein, so daß nur die alles beobachtenden Augen und die Fühler frei sind und nach Genuß ausspähen können. Wird sie auf dem Strand überrascht, so springt sie durch einfachen Schwanzschlag ein ganzes Stück weit fort und läßt sich in den weichen Grund der nächsten Pfütze versinken. Die Garnele wird an den Küsten der Nordsee entweder mit dem Porrennetz oder mittelst Reusen aus Korb- oder Strickwerk gefangen. Das Netz besteht aus meterlanger, handbreiter Holzleiste mit sich darüberwölbendem Reifen mit Netzbeutel mit vorschriftsmäßiger Netzweite. (In Holland muß der Fang acht Tage ausgesetzt werden, wenn ein Achtel der Tiere unter normaler Größe ist.) In der Mitte dieses Holzstücks ist eine Stange befestigt, mit der der Krabbenfischer beim „Porrenstreichen" die „Kräutläd" (korrumpiert aus Granat), vor sich herschiebt. Die mit der Öffnung landwärts gerichteten Reusen werden mit dem Schlickschlitten, dem „Kraier" besucht und entleert. Aber auch mit Kuttern wird der Krabbenfang betrieben, und unsere Abbildung zeigt ein modernes Garnelenfischerfahrzeug, von Büsum, dessen aus zwei Mann bestehende Besatzung den Fang mit der Kurre, dem hinter dem Boot treibenden Schleppnetz von März bis November betreibt und die Krustentiere sofort an Bord abkocht.



Gemeine Garnelen, sogenannte Krabben oder Porren.
(In der Mitte ein eierlegendes Weibchen)



Grosse nordische Garnele, sogenannte Hummerkrabbe.

Garnelenfischerfahrzeug von Büsum.

Der Berufskrabbenfischer gibt es nicht allzuviel, weil der Verdienst ein zu schwankender und das Los ein zu unsicheres ist. Das Verdienenmüssen trieb erst im Herbst meinen braven Freund, den Duhnener Krabbenfischer, der weit draußen im Watt die Sanduhl jagte, dem „Blanken Hans" der Nordsee, in die Arme. Aber die Küstenbewohner der Waterkant und die Halligleute betreiben den

Garnelenfang — besonders in der stillen Zeit nach der Heuernte — als Nebenerwerb, der die ganze Familie in Tätigkeit hält. Die männlichen Familienmitglieder, klein und groß, waten, oft bis an den Leib im Wasser gehend, nach Garnelen, und die Mutter kocht nach der Heimkehr sofort die Beute 15 bis 20 Minuten in brausendem Wasser. Nach dem Kochen werden sie auf Sieben oder auf dem Durchschlag

Das „Ausziehen" der Garnele.

zum Erkalten und Trocknen ausgebreitet. Gar sind sie, wenn der Schwanz sich leicht herausziehen läßt.

Das Schälen der Garnelen, als zeitraubend von vielen gefürchtet, die sich dadurch vom Genuß der Krebschen abhalten lassen, mit dem Fachausdruck der Küste „Ausziehen" genannt, geschieht am raschesten mit den zwei Handgriffen, wie sie unsere beiden Abbildungen auf dieser Seite lehren. Während die Finger der einen Hand den Kopfteil fest fassen, drehen die Finger der anderen den Hinterleib in einer Wendung um, werfen dessen sich leicht abstreifende Schale fort, erfassen den nackten Schwanz, während die andere Hand den Kopf, den sie bisher festgehalten hat, jetzt vom Rumpf ablöst.

Die Verwendung der Garnele im Haushalt ist noch sehr erweiterungsfähig. Sie bildet sowohl frisch als Butterbrotbelag (unsere Abbildung zeigt das weltberühmte Travemünder Krabbenbrot) wie konserviert in Bouillonaspic (siehe die letzte Abbildung), zu dem man Mayonnaise oder Salat reicht, eine schätzenswerte Bereicherung der kalten Frühstücks- oder Abendmahlzeit. Aber sie kann auch bei einer ganzen Anzahl von warmen Gerichten verwandt werden und sich neue Verehrer erwerben. Wir möchten hierzu beiträgen, indem wir auf Speisen hinweisen, die an der Waterkant beliebt sind, im Binnenland aber, wo die Garnele heute sowohl in frischem Zustand wie in Dosen und als Extrakt bekannt ist, noch nicht Hausrecht besitzen.

Travemünder Krabbenbrot.

An der holländischen Küste bereitet man aus drei Litern „ausgezogener" Krabben, die feingehackt und mit ein drittel Pfund zu Sahne gerührter Butter sowie drei Eidottern, Salz, Muskat und Semmelinnerem und dem Schnee von zwei Eiern vermischt werden, delikate panierte Krabbenfrikandellen, die mit grünem oder Kartoffelsalat verspeist werden. Krabbensauce ist in Frankreich zu warmen Lachs oder Steinbutt beliebt. Die geschälten Garnelen werden hierzu im Mörser zerrieben, durch ein Sieb getrieben und in eine fertige holländische Sauce gegeben. An der Ostsee bereitet man aus den schönfärbenden Garnelen eine treffliche Granatsuppe, die einer Krebssuppe ähnelt, mit dem Vorzug größerer Billigkeit. Die Schalen werden gestoßen, mit Butter verkocht, durchs Haarsieb getrieben. Nach dem Erkalten wird die Garnelenbutter abgeschöpft, mit Bouillon und Mehlschwitze verkocht und über Spargelstückchen und Krabben angerichtet. Aus Krabbenextrakt und konservierten Krabbenschwänzen läßt sich diese Suppe ebenfalls herstellen.

Garnelenpasteten kannte die deutsche Küche schon zu Großmutterszeit, sie sind nur in Vergessenheit geraten. Ein Teil der „ausgezogenen" Krabben wird in einer Butterschwitze

Das „Ausziehen" der Garnele.

zu sämiger Sauce verkocht, die mit weißem Pfeffer, Salz und Weißwein abgeschmeckt und mit Semmelkrume verdickt wird. Die übrigen Krabben werden in dieser Sauce, die man auch mit Stückchen Kalbsmilch oder Geflügelleber konsistenter machen kann, erhitzt und in heiße Blätterteig- oder sogenannte römische Pasteten gefüllt oder auch in den bekannten Muscheln minutenlang im Bratofen, selbstredend mit Butterflöckchen belegt und mit Reibbrot oder Parmesan bestreut, gebacken. — Eine Garnelenomelette ist eine empfehlenswerte, rasch herzustellende Schüssel als abendliches Eingangsgericht oder „warme Vorlage", wie es in den Seebädern heißt. Die in gebundener Butterschwitze erwärmten geschälten Krustentierchen werden beim Anrichten in die nur auf einer Seite gebackene, zusammenzuklappende Omelette gefüllt. — Sehr brauchbar sind die Garnelen als billige Garnitur von Gemüseschüsseln, z. B. von Blumenkohl und Spargeln, wie zum Ausputz von warmen und kalten Fisch- und Fleischpuddingen und Sülzen.

Wer sich aber mit der Garnele als Gaumenatzung nicht befreunden kann, der verachte darum das

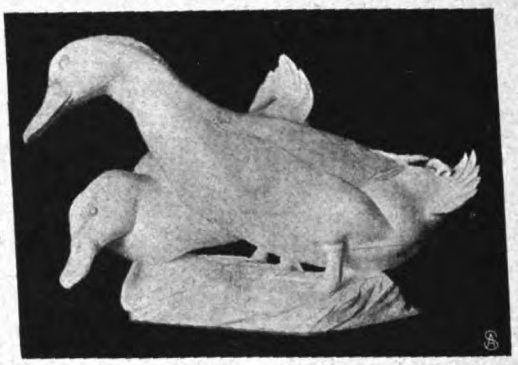
Garnelen in Aspik.

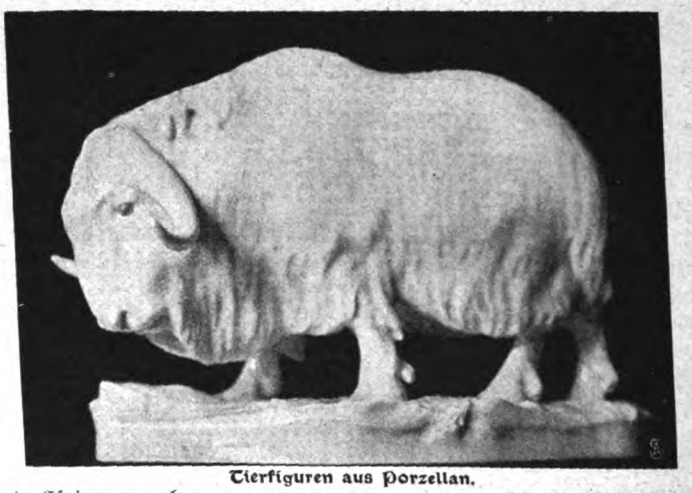
Tierchen doch nicht. Es kann ihn in anderer Weise erfreuen, und zwar durch die höchst unterhaltende und fesselnde Beobachtung seines Lebens und Treibens am Strand oder im Aquarium. Wer in den Seebädern der Nord- oder Mittelmeere hierzu Gelegenheit hat, versäume sie nicht. Unseren Kindern sind die amüsanten Tierchen ja dort längst gute Freunde geworden!

Ratgeber für jedermann

Aus dem Kunstgewerbe.

Tierfiguren aus Porzellan. Unsere Bilder geben Tierfiguren wieder, die modern im besten Sinne sind. Nichts von der süßlichen Auffassung älterer Kunstrichtung, die das Tier im wesentlichen nur in seinen Beziehungen zum Menschen, als Spielzeug oder Nutzgegenstand auffaßte oder in Genreszenen das Tier karikierte! Als „Persönlichkeit", sozusagen in seinem eigensten Wesen, wird hier das Tier psychologisch aufzufassen versucht, und daß die große Skala der Darstellungsmöglichkeiten — von der Drolligkeit des Tieres bis zur verhaltenen bestialischen Kraft — nun erst recht dem Künstler zu Gebote steht, zeigen gerade diese futtersuchenden Enten und der darunter dargestellte Büffel sehr hübsch.

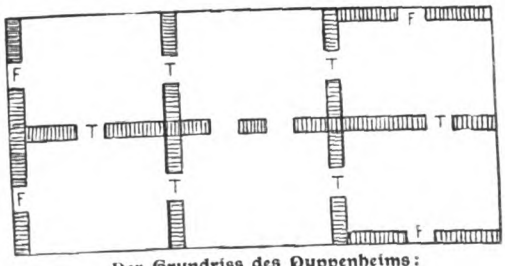




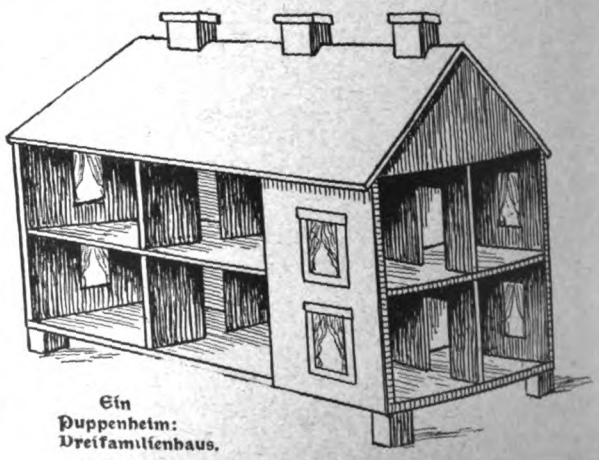
Tierfiguren aus Porzellan.

Für unsere Kinder.

Ein Puppenheim. Jede Hausfrau will im eigenen Hausstand Alleinherrscherin sein; unbefugtes Einmischen, unerbetener Rat sind ihr unerwünscht! Und genau so ergeht es Klein-Elschen oder -Mariechen in ihrem Puppenkram. Deshalb wird denn auch gewöhnlich das schönste, größte Puppenhaus — wenn sich mehrere Puppenmütter darin teilen müssen — zum wahren Herd des Unfriedens. Das verstand mein Mann und baute seinen drei Mädelchen aus Zigarrenkistenholz das hier skizzierte „Dreifamilienhaus". Vier Stuben — unten Küche und Eßzimmer, oben Salon und Schlafgemach — hat jede Wohnung. Zwei Puppenfamilien wohnen im freundlichsten Einvernehmen dos-à-dos, durch eine gemeinsame mit Fenstern und einer Tür versehene Rückwand getrennt; die Rückwand der dritten kleinen Wohnung — mit gleicher Tür- und Fensteranzahl — wird aus der Seitenwand der beiden anderen gebildet. Durch die Verbindungstürchen können die verschiedenen Puppenfamilien aufs angenehmste verkehren, während das gleiche, große mit drei Schornsteinen geschmückte Dach sich über die Puppengemeinschaft wölbt. Auf niederm Tische stehend bildet dieses eigenartige Puppenhaus — im Sommer draußen auf schattiger Veranda, im Winter im Spielzimmer — das Glanzstück des Kinderspielzeugs. Auf drei Schemeln davorhockend, kann jede der Kleinen ihre nach eigenem Gutdünken eingeteilte und ausgestattete Puppenwohnung regieren, und hoch oben darüber schweb weißbeschwingt und palmengeschmückt der Engel des Friedens!



Der Grundriss des Puppenheims: T = Tür, F = Fenster.



Ein Puppenheim: Dreifamilienhaus.

Frauenbildung.

„Die Förderung und Ausgestaltung der hauswirtschaftlichen Unterweisung" lautete das Thema, dessen gründliche Erörterung der im Mai abgehaltenen zweiten Konferenz der Zentralstelle für Volkswohlfahrt als einziger Programmpunkt oblag. Die Konferenz wurde von dem Vorsitzenden, Staatsminister v. Möller eröffnet, der aus der ungewöhnlich großen Teilnehmerzahl (420 Teilnehmer, neben den Repräsentanten der Reichsämter, der Ministerien und anderer Behörden die Vertreter von 28 deutschen Städten) auf das tiefe Allgemeininteresse des Verhandlungsgegenstandes schloß. Die Begründung des Wünschenswerten der hauswirtschaftlichen Unterweisung gab die erste Referentin Frau Kommerzienrat Heyl (Berlin). Die Umwandlung der hauswirtschaftlichen Arbeit in methodisch gelernte Arbeit würde unzählige kleine Haushaltungen heben und zahlreichen volkswirtschaftlichen Allgemeinschäden begegnen. Denn ein gutgeführtes Hauswesen schafe dem Mann ein Gegengewicht gegen die Berufsarbeit, entziehe ihn schädlichen Einflüssen (Alkohol usw.) und wirke damit direkt und indirekt auf Erhaltung seiner Gesundheit. Die richtige Pflege des Kindes sei auch nur im gutgeführten Haushalt möglich, und die Klage über Dienstbotennot schließlich werde verstummen, wenn die Frage von zwei Seiten angepackt würde: besser vorgeschultes Personal und hauswirtschaftlich besser gebildete Hausfrauen, die mit diesem besseren Material ganz anders zu arbeiten wissen würden. Schließlich sei auch für die erwerbstätigen Frauen die hauswirtschaftliche Bildung nicht nur eine wünschenswerte Bereicherung, die ihnen manche Ersparnis und damit manche Erleichterung ermöglicht, sondern biete bei vielen höheren Berufen auch die Möglichkeit, dem Beruf eine neue Nuance zu geben, die sie vor dem auf gleichem Gebiet tätigen Mann voraus hat. Man denke an den Wert von Kochkenntnissen für die Ärztin, von Handfertigkeiten aller Art für die Kunstgewerblerin usw. Schließlich begegnete die Referentin noch den verschiedenen Einwänden gegen die methodische hauswirtschaftliche Bildung, darunter dem bekannten Einwurf älterer Hausfrauen, die meinen, sie hätten „auch so" ihre Tüchtigkeit erlangt, aber nicht bedenken, daß die vielen neuen Erkenntnisse (insbesondere hygienische) auch neue Art der Schulung, größere Bewußtheit und Einsicht in die Zusammenhänge des hauswirtschaftlichen Organismus verlangen. Über diese hygienischen Pflichten der Hausfrau sprach dann Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Max Rubner im speziellen in seinem Referate „Haushaltung und Volksgesundheit". Wohnungspflege, Bekleidungsart, Kinderpflege, Küche, Lüftung,

Heizung usw. sind lauter Haushaltungsfragen, von denen der Gesundheitsstand des ganzen Volkes abhängt, und nach deren rationeller Lösung schwere Krankheiten bekämpft und bezwungen werden können (Tuberkulose). Besonders interessant waren die Ausführungen des dritten Referenten, Stadtschulrats Dr. Kerschensteiner aus München, der praktische Vorschläge zur Organisation des hauswirtschaftlichen Unterrichts machte. Die Grundlage dieses Unterrichts soll bereits in der Volksschule gelegt werden, und zwar im Zusammenhange mit Umgestaltung des naturkundlichen Unterrichts unter stärkerer Betonung praktischer Eigentätigkeit. Der Schüler soll persönlich seine Erfahrungen machen können. Schulküche und Schulgarten sollen dem Laboratorium eng angegliedert sein. In der Fortbildungsschule soll dann der Ausbau der hauswirtschaftlichen Bildung erfolgen. Zu diesem Zwecke forderte der Referent die Einführung von Pflichtfortbildungsschulen für alle der Volksschule entwachsenen Mädchen, und zwar mit Lehrplänen, die sich auf Haushaltkunde, Handarbeits- und Erziehungslehre beschränken. In Fabrikorten, wo die weibliche Lohnarbeit sehr früh einsetzt, sei dies entweder in einem obligatorischen neunten Schuljahr mit wöchentlich vierundzwanzigstündigem Unterricht durchzuführen oder durch zweijährige Fortbildungsschulpflicht mit 12 Stunden wöchentlich. In Handels- und Gewerbestädten könnte auch dreijährige Schulpflicht mit sechs wöchentlichen Stunden sich praktisch erweisen (analog der Pflichtfortbildungsschule für Knaben). Die Empfehlung von Winterfortbildungsschulen mit vier- bis fünfmonatigem Tagesunterricht für das Land und die Forderung einer Ausgestaltung des Unterrichts an höheren Mädchenschulen im Sinne einer ausgedehnteren und vertieften hauswirtschaftlichen Bildung ergänzte diese vollkommene Zusammenstellung der wünschenswerten Reformen nach allen Richtungen. Am zweiten Tage berichtete Auguste Förster (Kassel), die dort zuerst den hauswirtschaftlichen Unterricht als Schulgegenstand eingeführt hat, über ihre zwanzigjährigen Erfahrungen auf diesem Gebiete, die eindringlicher als jede theoretische Erwägung für die Güte und Durchführbarkeit der ganzen Idee sprechen. Ueber die Durchführung des hauswirtschaftlichen Unterrichts für die schulentlassene Jugend sprach Fräulein Dora Martin.

Moderne Taschenbürste.

Kleine Geschenke.

Silberne Taschenbürste. Ein ganz reizender und praktischer Gebrauchsgegenstand, der mit Leichtigkeit seinen Platz in einer Tasche findet, da seine schmale Form keineswegs aufträgt, ist die obenstehende Taschenbürste. Der flache Griff ist aus gehämmertem Silber, was der praktischen Bürste ein vornehmes Aussehen verleiht und sie zu einem Geschenkgegenstand erhebt. Außerdem ist sie, da die Borsten scharf sind und gut eingesetzt, wirklich zu verwenden, und überdies ist die Form neu, was hier wie bei allen Dingen den Reiz erhöht.

Hauswirtschaft.

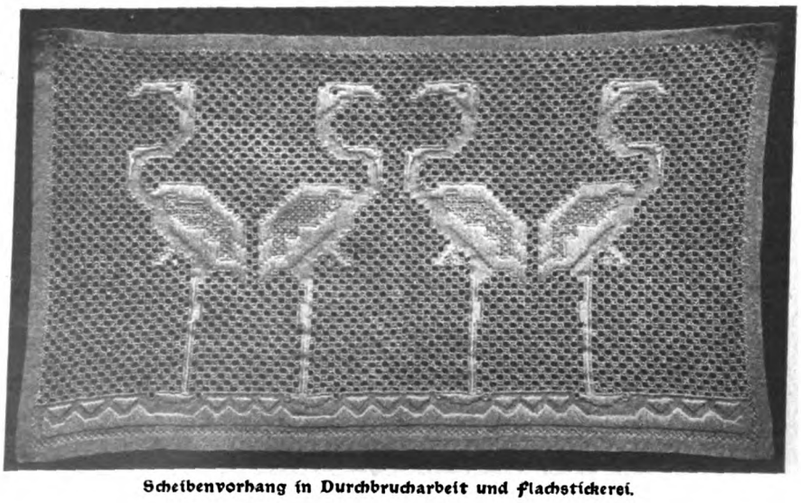
Neue Feueranzünder aus Hartpetroleum. Im Sommer, wenn man bei jeder Hantierung mit dem Feuer Zeit und Kraft soviel wie nur irgend möglich zu ersparen sucht, ist eine Neuerung, wie die hier veranschaulichte, besonders willkommen. Diese Feueranzünder sind etwa kubikzentimetergroße Würfel aus Hartpetroleum, von denen 100 Stück 40 Pfennig kosten. Ein Würfel, auf ein Stück Holz gelegt (nicht auf den Rost!), genügt im allgemeinen, um das über dem Holz aufgeschichtete weitere Brennmaterial sofort in Flammen zu setzen, nachdem man den Würfel angezündet hat. Die Anwendung der Würfel ist eben so bequem wie die gar nicht genug zu rügende Methode leichtsinniger Dienstmädchen, die Kohlen mit flüssigem Petroleum zu begießen — hat aber den Vorzug völliger Gefahrlosigkeit.

Neue Feueranzünder.

Handarbeit.

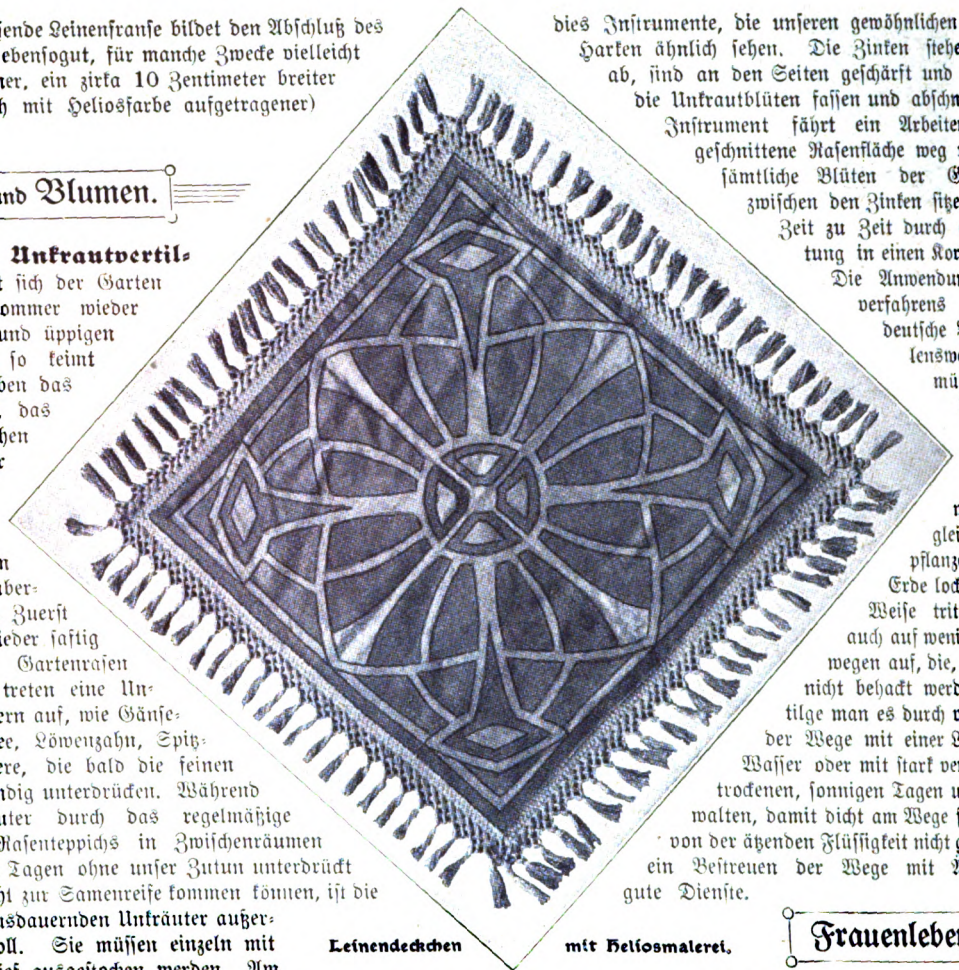
Scheibenvorhang in Durchbrucharbeit und Flachstickerei. (Von Luise Nehmitz). Diese nach Entwurf wie Ausführung besonders schöne Arbeit entstammt der von Professor Wislicenus geleiteten Textilklasse der Königlichen Kunstschule zu Breslau. Das Material dazu ist grobe Leinwand, der aber Art und Ausführung des Durchbruchs jede Schwere genommen und ihr statt dessen geradezu spitzenhafte Wirkung verliehen haben. Eigenartig ist die Verbindung dieser Durchbruchstechnik mit Flachstickerei, eine Zusammenstellung, die hier in den stilisierten Flamingos sehr glücklich wirkt.

Leinendeckchen mit Heliosmalerei. (Von Claire Grumbacher.) Die Größe des Deckchens beträgt 60 Zentimeter im Quadrat. Unser Original ist aus naturfarbigem Leinen, das Muster mit grüner Heliosfarbe waschecht aufgetragen und mit passendem grünen Irisgarn im Stilstich konturiert. Die Arbeit wirkt dadurch wie Applikation, ist aber sehr leicht und schnell



Scheibenvorhang in Durchbrucharbeit und Flachstickerei.

herzustellen. Eine passende Leinenfranse bildet den Abschluß des Deckchens, doch wirkt ebensogut, für manche Zwecke vielleicht sogar schöner und feiner, ein zirka 10 Zentimeter breiter grüner (natürlich auch mit Heliosfarbe aufgetragener) Rand.



Leinendeckchen mit Heliosmalerei.

Garten und Blumen.

Praktische Unkrautvertilgung. Kaum hat sich der Garten im Frühling und Sommer wieder mit saftigem Grün und üppigen Blüten geschmückt, so keimt auch schon allenthalben das lästige Unkraut auf, das sich unseren klimatischen Verhältnissen besser als unsere fremden Kulturpflanzen anpaßt und, wenn man es stehen läßt, diese deshalb überwuchert und erstickt. Zuerst macht es sich im wieder saftig grün gewordenen Gartenrasen bemerkbar. Hier treten eine Unmasse von Unkräutern auf, wie Gänseblümchen, Steinklee, Löwenzahn, Spitzwegerich und andere, die bald die feinen Rasenarten vollständig unterdrücken. Während einjährige Unkräuter durch das regelmäßige Schneiden des Rasenteppichs in Zwischenräumen von acht bis zehn Tagen ohne unser Zutun unterdrückt werden, da sie nicht zur Samenreife kommen können, ist die Vertilgung der ausdauernden Unkräuter außerordentlich mühevoll. Sie müssen einzeln mit spitzen Messern tief ausgestochen werden. Am schwierigsten ist das Ausjäten des Steinklees, der nach allen Seiten hin Ausläufer treibt und überall Wurzeln faßt. Man erleichtert es sich, indem man die Rasenfläche nach dem Schnitt mit einer eisernen Harke tüchtig aufkratzt. Dadurch werden die Ranken des Steinklees losgelöst, man findet leicht die Mutterpflanze, von der sie ausgehen, die nun mit allem Rankenwerk ausgestochen wird. Durch dieses Aufkratzen des Rasens mit einer eisernen Harke entfernt man auch das Moos, das namentlich an schattigen Stellen überhandnimmt und das Gras unterdrückt. Diese Stellen werden alsdann dünn mit Gaskalk oder Holzasche überstreut, wonach die Moosrasen bald verschwinden. Dem Rasenteppich selbst schadet die Bearbeitung mit eiserner Harke nichts, im Gegenteil, er wird danach nur schöner und dichter. Sehr lästig sind die Gänseblümchen oder Bellis, wenn sie, wie dies meist der Fall, in kurzer Zeit überhandnehmen und mit ihren zu Tausenden erscheinenden unscheinbaren weißen Blumen die ruhige Wirkung der grünen Fläche in erheblichem Maße beeinträchtigen. Auf weitem Parkrasen ist das einzelne Ausstechen dieser Unkräuter sehr kostspielig und kaum durchführbar. Gelegentlich einer Reise sah ich im vorigen Jahr in einem dänischen Schloßpark sogenannte Bellisrechen in Anwendung. Es sind dies Instrumente, die unseren gewöhnlichen Gartenrechen oder Harken ähnlich sehen. Die Zinken stehen aber wagerecht ab, sind an den Seiten geschärft und so gestellt, daß sie die Unkrautblüten fassen und abschneiden. Mit diesem Instrument fährt ein Arbeiter über die kurzgeschnittene Rasenfläche weg und entfernt damit sämtliche Blüten der Gänseblümchen, die zwischen den Zinken sitzen bleiben und von Zeit zu Zeit durch eine Schiebevorrichtung in einen Korb befördert werden. Die Anwendung dieses Radikalverfahrens dürfte auch für deutsche Verhältnisse empfehlenswert sein. Von den Gemüsekulturbeeten kann das Unkraut nur durch regelmäßig vorzunehmendes Behacken entfernt werden: es kommt zugleich auch den Kulturpflanzen zugute, da es die Erde locker erhält. In lästiger Weise tritt das Unkraut aber auch auf wenig begangenen Gartenwegen auf, die, wenn solide angelegt, nicht behackt werden können. Hier vertilge man es durch vorsichtiges Besprengen der Wege mit einer Lösung von Viehsalz in Wasser oder mit stark verdünnter Salzsäure an trockenen, sonnigen Tagen und lasse große Vorsicht walten, damit dicht am Wege stehende Kulturpflanzen von der ätzenden Flüssigkeit nicht getroffen werden. Auch ein Bestreuen der Wege mit Ätz- oder Gaskalk tut gute Dienste.

Frauenleben in der Kunst.

Die fleißige Mutter. (Von Chardin). Der Maler Chardin schien zu Beginn des 19. Jahrhunderts wie die meisten Rokokomaler vergessen. Was sollte diese unruhige Zeit, erfüllt vom heroischen antikisierenden Pathos, mit dem Frou-frou seidener Röckchen auf den Bildern Watteaus, Lancrets, Bouchers und der anderen, und was sollte sie erst recht mit der zärtlich bourgeoisen Enge Chardins? Erst als subtile Malerkunst wieder mehr galt in der Welt als die Fähigkeit, ungeheure Leinwandflächen mit der mehr oder minder trockenen Erzählung ungeheurer Geschehnisse zu füllen, kam auch dieser feine Franzose wieder zu Ehren. Er hat bei den Niederländern gelernt, hat von ihnen die Vorliebe für intime, bürgerliche Innenräume und die Menschen, die in sie hineinpassen. Aber es ist wohl selbst dem Laien unmöglich, ihn mit einem dieser Niederländer zu verwechseln. Man versuche es doch, eines der vielen niederländischen Genrebilder, die ich an dieser Stelle brachte, daneben zu legen! Nicht nur der Typus der Menschen ist verschieden, ist bei Chardin eleganter, ist pariserisch in Bewegung und Ruhe, in der Tracht wie im Temperament — auch seine Malweise sucht durch eine gewisse schimmernde französische Grazie sich tapfer neben der unübertrefflichen Malkunst der großen Holländer, von der sie abstammt, zu behaupten.

Die fleissige Mutter. Von Chardin (1698—1779).

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 25, 1908.

Nur niemals stille stehn,
Vor dem Schmerz kein feiges Zurück —
Nur immer weiter gehn,
Nicht fest sich wachsen am Glück.

Elisabeth Dauthendey.

Ein letztes Stück Mittelalter.

Plauderei von Hannah Winkler.

Mila hatte irgend etwas — ich merkte es gleich, als sie kam. Zerstreut und erregt war sie ja schon lange, schon seit sie mit dem Entschlusse rang, allen Warnungen zum Trotz, einem unheilbar Kranken in zweiter Ehe sich zu verbinden. Aber sonst war sie gedrückt und hoffnungslos, und heute schien es fast, als wäre sie voll Hoffnung und Zuversicht. Sie kam mir fast froh vor. Da sie meinen Fragen aber auswich, ließ ich sie gehen; ich wußte ja, sie würde schon noch erzählen, sie hielt das Schweigen ja gar nicht aus! Und richtig — als wir nachmittags in meiner gemütlichen Plauderecke saßen, fing sie ganz von selbst von der Geschichte an.

„Wenn du wüßtest, wo ich heute gewesen bin!" lachte sie so ein bißchen verlegen, ohne die Augen von der Stickerei aufzuheben.

„Na?" fragte ich bloß.

„Bei der Wahrsagerin!"

Das hatte ich denn doch nicht erwartet! Ganz fassungslos starrte ich die Schwester an; und dann empörte ich mich. „Aber, Mila! Wie kannst du nur so was tun! Du wirst an den Blödsinn doch nicht etwa glauben? An solch lächerlichen, mittelalterlichen Hokuspokus? Daß es das überhaupt noch gibt in Berlin! Im 20. Jahrhundert! — Anzeigen müßte man die Person!" schloß ich sehr energisch. Aber Mila blieb merkwürdig still dabei, ihr Gesicht trug einen grüblerischen Ausdruck.

„Irgend etwas ist schon daran", meinte sie sinnend. „Wenn ich bedenke, was sie mir alles gesagt hat . . . aus der Kinderzeit . . . und dann auch von später . . . Woher soll sie das denn haben?"

„Aus deinem Gesicht", spottete ich. „Es ist ausdrucksvoll genug, und Menschen- und Physiognomienkenntnis ist noch lange keine Hexerei."

„Sie hat mich ja kaum dabei angesehen," widersprach Mila, „und außerdem kann sie aus meinem Gesicht doch nicht lesen, daß ich verheiratet war!"

„Aber aus deinem Trauring."

„So? Und woher, bitte, weiß sie denn dann das andere? Daß ich unglücklich bin, und daß ich," ihre Stimme schwankte ein wenig, „daß ich wieder einen liebhabe?"

„Mila," bat ich eindringlich, denn die Angst faßte mich plötzlich, daß ihr ohnehin so phantastischer Kopf durch einen Ausspruch jener Person in irgendeiner Torheit bestärkt werden könnte, „besinne dich doch nur auf deinen gesunden Menschenverstand! Du wirst doch nicht im Ernst glauben, daß diese Kartenschlägerinnen, die für eine, zwei Mark jedem einzelnen sagen, was er gern hören will, über ‚übernatürliche' Kräfte verfügen! Solche Leute kombinieren nur sehr geschickt, das ist das ganze Geheimnis!"

Aber Mila schüttelte eigensinnig den Kopf. „Wenn du sie gesehen hättest, würdest du anders sprechen, Hannah. Geh doch mal mit," bat sie, „laß uns doch mal zusammen hingehen. Morgen abend oder gleich heute", sie faßte sonderbar dringlich nach meiner Hand, und ihre Augen funkelten aufgeregt. Kein Zweifel — sie war drauf und dran, die Binsenweisheiten der käuflichen Sibylle als Schicksalssprüche anzusehen, womöglich gar ihr Handeln dadurch bestimmen zu lassen! Das aber durfte nicht sein. In dieser Zeit schwerer innerer Versuchungen schon gar nicht. Man müßte sie von der Lächerlichkeit jener Prophezeiungen überzeugen, meditierte ich im stillen. Ja, das müßte man. Daß mich nebenbei auch die Neugier am Wickel hatte und mich plagte und zwickte, gestand ich mir nicht.

„Wo hast du die Person eigentlich aufgegabelt?" fragte ich wie beiläufig, eine direkte Antwort umgehend. „Natürlich wohnt sie am Ende der Welt?"

„Behüte!" versicherte Mila eifrig. „Ein Viertelstündchen mit der Elektrischen, und wir sind dort! Wenn wir jetzt gleich fahren," sie warf einen Blick auf ihr Taschenührchen, „so hätten wir gerade noch Zeit vorm Abendbrot!" Und eilig packte sie ihre Arbeit zusammen — sie wußte genau so gut wie ich, daß meine Einwendungen gar nicht mehr ehrlich gemeint waren . . .

Kaum zehn Minuten später saßen wir wirklich in der Straßenbahn und fuhren durch die hereinbrechende Dämmerung gen Moabit; Mila in hochgradiger Erregung, ich zwischen Scham und Erwartung schwankend.

Das Haus, in dem die moderne Sibylle wohnte, hatte nichts Geheimnisvolles an sich. Ein nüchterner grauer Kasten war's, mit zugigem Torweg und schmutzigen Treppen und einer Anzahl Parteien in den vielfach abgeteilten kleinen Wohnungen. — Etwas atemlos langten wir endlich im vierten Stockwerk an, und Mila zog an dem altmodischen Klingelzug einer Tür, deren Porzellanschildchen den gut bürgerlichen, fast spießigen Namen: „Frau Bockel" trug. „Lach' nicht!" raunte sie hastig, denn schon nahten schlürfende Schritte, und eine große hagere Person in schlampiger Haustoilette öffnete. Sie warf einen erstaunten Blick auf die errötende Mila, die sie trotz der schon herrschenden Dunkelheit sofort zu erkennen schien, dann trat sie — ohne nach unserem Begehr zu fragen — zur Seite und ließ uns vorüber. „Bitte g'radaus! In die letzte Stube!" . . .

Eine abscheuliche Stickluft voll undefinierbarer Gerüche schlug uns entgegen aus dem langen und schmalen Gange, der mit allerlei Schränken noch so verstellt war, daß kaum Raum genug blieb für eine einzeln schreitende Person. Allerlei Mordgeschichten fielen mir ein, und die Vorstellung: „Wenn hier ein Verbrechen geschähe", überkam mich plötzlich so stark, daß ich stehenblieb. Aber Mila hatte mich angefaßt und zog mich schnell hinter sich her, und der Warteraum am Ende des Hohlwegs machte auch einen nichts weniger als „verbrecherischen" Eindruck. Eher ein bißchen lächerlich sah er aus mit seiner Überfülle künstlicher Blumen. Aus Vasen, Näschen und Schalen blühten sie, an der Lampe hingen Schneeballbüschel, in den Gardinen Heckenrosen, und um Spiegel und Bilder

sproßte ein Wald von üppig blühenden Apfelzweigen. Kopfschüttelnd besah ich mir diese Pracht. Das alles hatte man einmal „schön" gefunden! Kaum zwei Jahrzehnte war's her, daß jedes junge Mädchen einen „Kursus" im Blumenmachen nahm und die elterliche Wohnung mit den Kindern dieser papiernen Flora schmückte — nun hatten sie sich aus dem Bürger- ins Proletarierhaus gerettet, und man begriff die eigene Geschmacksverirrung nicht mehr. Wie doch die Anschauungen sich wandeln . . .

Mitten in meine Philosophien hinein tönte die Stimme der Sibylle, die mich ins Nebenzimmer rief. Mila drückte mir krampfhaft die Hand. „Paß gut auf. Erzähl' mir nachher alles", flüsterte sie mir noch an der Tür zu, und es war ihr wirklich gelungen, mich etwas anzustecken mit ihrem kindischen Aberglauben; beklommen trat ich ein.

Hier blühten keine Blumen, und für Zierlichkeit war nicht das Geringste geschehen. Der unsaubere Raum glich einem Hehlernest oder auch einer Trödlerbude, denn Berge von alten Kleidungsstücken lagen hoch aufgeschichtet auf Tischen, Stühlen und Dielen. Nur eine einzige Ecke war freigemacht, dort saß die Frau auf einem steiflehnigen Roßhaarsofa und hielt ein Päckchen schmieriger Karten in der Hand. Etwas Finsteres ging von ihr aus, mochte es nun an dem bräunlichen Teint des an sich nicht unschönen, aber harten und langen Gesichtes oder am Ausdruck der tiefliegenden Augen liegen. Und nun sprang mit einem einzigen, lautlos weichen Satz auch noch ein schwarzes Kätzchen auf ihre Schulter! Seine strichartigen Pupillen starrten mich aus grünlich phosphoreszierendem Glanz glimmend an, und über dem krummen Buckel stieg kerzengerade das Schwänzchen auf. Aber die augenscheinlich berechnete und einstudierte Pose hatte alles „Hexenhafte" eingebüßt, denn das Kätzchen trug einen — Umschlag um den Hals, und dies ehemals weiß gewesene Tüchelchen ließ ihm so drollig zu Gesicht, daß ich hell auflachen mußte.

Die Frau warf mir einen giftigen Blick zu. „Geh' weg, Molle!" knurrte sie und stieß das Tierchen unsanft herunter. Dann hielt sie mir unwirsch die Karten hin.

„Bitte abheben! Dreimal nach sich zu! Nun noch einmal!" Ich tat gehorsam, wie sie geheißen, und sie begann, das Spiel vor sich auszubreiten in vier gleichmäßig langen, untereinanderliegenden Reihen. Es schien ihr nicht zu gefallen, was die Karten verrieten, denn sie schüttelte ein paarmal wie unwillig den Kopf und fing dann, da kaum das letzte Blatt lag, mit monoton murmelnder Stimme zu deuten an.

„Viel Licht ist da nich — Ihr Leben hätt' können schöner sein. Aber da steht ein Brief, und er steht überm Weg auf das Haus . . . Wenn die Blätter fallen, wird vieles sich ändern! Das hängt mit dem Brief zusammen und auch mit einer blonden Dame, die auswärts wohnt . . . Hier sehe ich auch Geld, aber es bringt Verdruß . . . Und daß hier Pikdame und -bube mit der Freundschaftskarte und der Unglückskarte beisammenliegen, bedeutet ein Bubenstück, das von der Freundschaft ausgeht . . . Sind sie befreundet mit einem schwarzen Ehepaar?" fragte sie plötzlich, von den Karten aufsehend.

Ich schüttelte den Kopf. „Nicht, daß ich wüßte . . ."

„Aber hier steht es doch!" sagte sie ärgerlich. „Da ist das Ehepaar, und da ist Pikzehn, und die Freundschaftskarte steht gerade darauf zu. Mag sein, daß das Bubenstück in der Vergangenheit war, denn die Karte liegt unterhalb", schwächte sie ab. „Auch den Verdruß, was mit dem Brief zusammenhängt, treten Sie schließlich unter die Füße . . ."

„Und was ist's mit dem Geld?" fragte ich neugierig. Denn das Geld interessierte mich weit mehr.

Sie tippte mit dem knochigen Finger noch einmal die Karodame an. „Es hängt mit der blonden Dame von auswärts zusammen! Vielleicht kommt's durch Erbschaft . . . Durch den Brief übern Weg . . ."

„Aber ich habe keinen Menschen, den ich beerben könnte!" beharrte ich. „Und eine blonde Dame von auswärts kenn' ich gar nicht."

„Ist's nötig, daß man alle Menschen kennt?" fragte sie mit verblüffender Logik dagegen. „Hat schon mancher geerbt, der nichts davon ahnte — die Karten lügen nicht! Aber ich will's noch einmal versuchen", meinte sie dann, etwas zugänglicher, mischte das Spiel und schob es mir zu. Und als die Blätter lagen, hielt sie mir noch ein zweites, ganz gleiches Kartenspiel hin: „Nun ziehen Sie mal eine für den Brief! Und eine fürs Haus! Und eine für die Freundschaft! Und eine fürs Geld!" Und bei jeder einzelnen Karte, die ich zog, nickte sie in einer Art grimmiger Befriedigung: „Sehen Sie wohl?" — obgleich ich gar nichts sah, als daß es eben eine schmutzige Treffneun, Karosieben usw. war.

Das eine fiel mir allerdings auf, daß die Konstellation von Pikbube und -dame mit der Treffzehn und der Freundschaftskarte darunter, die die Sibylle als „Bubenstück" gedeutet hatte, wiederum zwischen den Karten lag, und auch die „blonde Dame von auswärts" und „der Geldbrief" fanden sich — wenn auch an anderer Stelle — wieder ein. Aber wer verriet mir denn, wie weit der Zufall und wie weit die Geschicklichkeit der Sibylle daran beteiligt waren!

„Ich wußte es ja!" murmelte die Frau triumphierend. „Man kann die Karten nicht zwingen!" Dann tippte sie wieder auf das ominöse Paar. „Hüten Sie sich vor Freundschaften — Sie haben kein Glück damit! Und der Brief, der kommt, trägt ein Amtssiegel von Gerichts wegen. Das wird wohl die Erbschaft betreffen . . ."

Ich hätte nun eigentlich zufrieden sein können mit der sicheren Erbschaft, einer Reise und einigen sonstigen kleinen Glücksfällen, die mir die Karten in Aussicht gestellt hatten! Aber ich wußte durch Mila, daß die Sibylle auch aus der Hand weissagte, und da ich mein gutes Geld bezahlen mußte — nebenbei in Höhe von einer Mark und fünfzig Pfennig — wollte ich gern auch noch diese Probe aufs Exempel machen.

„Möchten Sie, bitte, meine Hand noch ansehen?" fragte ich, eifrig am Handschuh nestelnd — den Ehering hatte ich schon daheim abgezogen und einen andern an seine Stelle gesteckt, um die Prophetin aufs Glatteis zu führen. Aber sie umging das Ehethema, ob aus Mißtrauen oder Zufall, mag dahingestellt sein, dagegen wußte sie sonst allerlei Erbauliches zu sagen. Schon, daß ich keines „gewaltsamen Todes" sterben, sondern ein, zweiundsiebzig Jahre alt werden würde, hatte entschieden etwas Beruhigendes; ebenso, daß Lungen und Nieren gesund sein sollten. Nur das Herz hätte einen kleinen Knacks weg, da ich dabei aber die Siebzig erreichte, konnte er wirklich nicht sehr erheblich sein, und was mich im höchsten Grad interessierte und befriedigte, war wieder die pekuniäre Seite meiner Zukunftsaussichten.

„Zweimal fließt Ihnen Geld ins Haus", erklärte die Frau, die Linien meiner Rechten aufmerksam studierend. „Das erstemal ist's nicht viel, zerrinnt auch bald wieder. Aber das zweitemal ist's bedeutend. Sehen Sie hier" — nun bog auch ich den Kopf tief über die Hand — „wie Tischlinie und Glückslinie weit auseinanderstreben! Dadurch wird der Mondberg frei, und das bedeutet Geld! Viel Geld!"

Ich verabschiedete mich schnell — nach diesem hätte alles weitere ja doch nur abschwächend wirken können — gab der Sibylle, angesichts des „freiliegenden Mondbergs", einen Fünfziger mehr als üblich und stolperte mit Mila die nun vollends dunklen Treppen hinunter.

„Wie war's, du?" fragte sie ungeduldig. „Ist es nicht wunderbar, was sie alles von einem weiß? Hat sie dir auch was Gutes gesagt?" Sie brannte scheinbar auf meine Erzählung. Aber als ich dann, gründlich kuriert von meinem suggerierten Aberglauben, in lustiger Selbstverspottung die Orakelei zum besten gab, hörte sie gar nicht zu, sondern fuhr immer mit ihren eigenen Erlebnissen dazwischen.

„Denk nur, bei mir deckte sich alles immer mit der Herzkarte! Immer mit Herz . ." wiederholte sie träumerisch. „Und alles ging zuletzt gut aus, denn immer wieder zog ich Coeurbube oder Coeuras oder . . ."

Auf offener Straße packte ich sie am Arm und schüttelte sie: „Mila!“ Und nahm mich dann doch zusammen und besann mich, daß man nicht mit Kanonen nach Spatzen schießen dürfe! Nicht Zorn, nur Spott würde sie von diesem Aberglauben heilen, an den sie sich angeklammert hatte, weil sie in dieser Zeit innerer Not und Zweifel nach allem griff, was ihr so etwas wie Glücksverheißung bot. Und wenn's auch ein schmieriges Kartenorakel war! Lächerlich mußte man ihr die Sibylle und ihre Weisheit machen, das war das einzige! . . .

Schon der nächste Tag bot mir Gelegenheit dazu! Aufs Geratewohl sah ich den Inseratenteil einer großen Berliner Zeitung durch und fand sofort, was ich suchte . . . Zwei Spalten lang, immer eine unter der andern, boten die modernen Seherinnen sich an! Die eine „sagte die Zukunft“ aus einem Hühnerei, die andere aus einem Hausschlüssel, die dritte und vierte nur aus der Hand, aus den Karten usw., und manch eine, deren Sehergabe wohl nicht einträglich genug war, hatte dem Wahrsage-Angebot ein „strickt auch Strümpfe“ oder „kauft auch Lumpen“ beigefügt. – Zu den letzteren mochte unsere Pythia gehört haben!

Als Mila kam, legte ich, ohne ein Wort zu sagen, das Inseratenblatt vor sie hin; und sie las. Aber der Erfolg war ein anderer, als ich gedacht – sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

Arme Mila . . .

Die Fortschritte der Bewegung für Verbesserung der Frauenkleidung.

Von Margarete Pochhammer.

Jede Bestrebung, die aus der Erkenntnis vorhandener Schäden die Kraft herleitet, um neue, gesunde Werte zu schaffen, schießt leicht über das Ziel hinaus. Jede solche Bestrebung zeigt neben ihren besonnenen Anhängern auch „Stürmer und Dränger“, die sich gar nicht genugtun können in übertreibendem Betonen ihrer an sich lobenswerten Überzeugungen.

Unter solchen Stürmern und Drängern hat auch die Bewegung für Verbesserung der Frauenkleidung zu leiden gehabt in dreifacher Hinsicht. Auf hygienischem, praktischem und ästhetischem Gebiet ist zeitweilig übertrieben worden. Das hat leider manche, die den Grundideen der neuen Kleidung geneigt waren, von deren Nutzanwendung abgeschreckt.

Allmählich aber gelingt es den besonnenen Führern dieser Bewegung, das Maßvolle allein zur Geltung zu bringen und die dreifachen Forderungen des Gesundheitlichen, Praktischen und Ästhetischen harmonisch zu verschmelzen. Und die Führer werden mehr und mehr unterstützt von den „künstlerisch“ arbeitenden Ateliers, deren Zahl mit jeder Saison zunimmt.

Das „künstlerische Frauenkleid“ stellte früher einen Gegensatz zum praktischen „Reformkleid“ dar. Und nicht einmal gesundheitliche Zweckmäßigkeit konnte man ihm ohne weiteres nachrühmen. Denn die langschleppenden, faltenreichen und schweren Gewänder belasteten in der Tat die Schultern und damit den ganzen Oberkörper ungebührlich und wirbelten Staub und Bazillen auf. Sie sollten malerisch wirken, das war das einzige, was ihre Schöpfer von ihnen verlangten.

Andere sogenannte Künstlerkleider lehnten sich eng an die bisherigen Formen an, rechneten mit dem Korsett als Grundlage, unterschieden sich von den Modekleidern nur durch den in sezessionistischen Linien entworfenen Ausputz.

Dagegen erschienen die Gebrauchskleider in einer Einfachheit und Nüchternheit, wie sie vom gesundheitlichen Standpunkt nicht gefordert werden konnte und nur auf Imponieren mit Zweckmäßigkeit berechnet war. In Rücksicht auf die Gesundheit wieder ging man darin zu weit, eine gar zu puritanische Unterkleidung vorzuschreiben.

Gemeinsam den an sich so verschiedenen und

Phot. v. Dühren, Berlin.

Festkleid aus fliederfarbener Pongéseide. (Garnitur aus Goldstoff).

Phot. v. Dühren, Berlin.

Gesellschaftskleid aus kupferfarbener Rohseide mit matter Goldborte, Knöpfen und kupferfarbenem Samtpaspel.

zum Teil widerstreitenden Übertreibungen war die utopistische Ansicht, die neue Bewegung werde stark genug sein, um die Königin Mode aus dem Felde zu schlagen. Und immer noch gibt es Schwärmer, die davon träumen, alle Frauen aller zivilisierten Länder eines Tages in selbsterdachten Eigenkleidern zu sehen — immer noch gibt es Sittenrichter, die jedes Paktieren mit der Weltbezwingerin Mode gesinnungslos und verächtlich schelten.

Und doch konnte es von Anfang an den Klarblickenden nicht zweifelhaft sein, daß nur eine planmäßige, dauernde Beeinflussung der Mode unsere Bestrebungen für die Allgemeinheit nutzbar zu machen vermag. Wir müssen mit den Verhältnissen und — mit den Frauen rechnen, wie sie sind, nicht wie sie sein sollten. Und gar nicht einmal „sein sollten". Denn wollte man das Besondere so sehr vervielfältigen, daß es zum Allgemeinen würde, dann müßte uns der Reiz des Besonderen verloren gehen, der an bestimmter Stelle und mit der in seiner Natur liegenden Beschränkung so belebend wirkt. Mögen also die Frauen, die Zeit und Talent dafür haben, ihre Eigenkleider vorbildlich weiter tragen. Mögen aber alle andern — und das wird immer die gewaltig überwiegende Mehrzahl bleiben — von der Mode Nützliches und Schönes dargeboten bekommen.

Vorderansicht zum ersten Bilde.

Die Theorie dafür ist im Grunde verblüffend einfach. Man setze an Stelle der üblichen Nummern eingeschnürter Korsettfiguren verschiedene Typen der natürlichen weiblichen Gestalt. Dann erfinde und schmücke man darauf los, soviel man mag. Die herrlichen weichen Stoffe mit ihrem Farbenschmelz, die wirkungsvollen Stickereien und Spitzen, wie sie die Industrie immer verführerischer hervorbringt, sind wie geschaffen für den großzügigen Charakter, den das einheitliche Reformkleid immer vor dem zerstückelten Korsettkleide voraushaben wird.

Ein wie enger Zusammenhang schon jetzt zwischen unserer Bewegung und der Mode besteht, beweist diese selber dadurch, daß sie eine Idee und Anregung nach der andern aus unsern Bestrebungen nimmt und in ihrer Weise verwertet. Der Miederrock, der Bretellenrock und die Art der Ergänzung beider durch Blusen, die lange japanische Schulterlinie stammen von unseren Modellen. Die zusammengezerrte Taille entspricht nicht mehr dem guten Geschmack. Neuerdings wird bei Modekleidern der Rock hinten gehoben und die daran gefügte Taille entsprechend verkürzt.

Ganz wesentlich aber ist der Einfluß unserer Bewegung auf die Herstellung und Verarbeitung der Stoffe. „Porös und leicht", das wird immer mehr auch für die Mode das Losungswort. Schwere Abfütterungen, dichte, geleimte Einlagen werden vermieden. Die Übereinanderhäufung von Röcken hat aufgehört. Die „zeitgemäß" gekleidete Frau trägt den ungefütterten Kleiderrock über dem seidenen oder dem wollenen (aber ganz leichten) Unterrock.

Auch auf dem wichtigen Gebiete der Fußbekleidung ist der Einfluß deutlich bemerkbar. War es vor einigen Jahren noch mit Mühe und Kosten verbunden, ein Paar naturgemäße Stiefel gemacht zu bekommen, so führen jetzt alle großen einschlägigen Geschäfte richtige Schuh- und Stiefelformen, wenigstens als Spezialität. Und die Preise dafür sind nicht mehr höher bemessen als die für gesundheitsschädliches Schuhwerk.

Es gehört keineswegs mehr besonderer Mut und besonderer Scharfsinn dazu, um sich einwandfrei und gefällig zu kleiden.

Wenn trotzdem „das Reformkleid" noch nicht den Typus des Sektenkleides verloren hat, wenn immer noch die große Menge der Frauen die neuen Lehren als Kuriosität betrachtet, von der man wohl einmal Kenntnis nimmt, der man aber auf das eigene Tun und Lassen keinen Einfluß gönnt, so ist wohl der Schluß berechtigt: die bisher eingeschlagenen Mittel und Wege reichen nicht aus, um die Wohltat der umgestalteten Kleidung allen Frauen zu verschaffen.

In Deutschland sind zwanzig Vereine, zum deutschen Verbande für Verbesserung der Frauenkleidung zusammengeschlossen, am Werk mit Lehre und Beispiel, mit Vorträgen, Ausstellungen und Feste. Ihre Mitgliederzahl wächst stetig, aber langsam. Und so gewiß ihre Tätigkeit nicht entbehrt werden kann, so lange es noch „umbekehrte" Frauen — und

Phot. H. Günther, Berlin.

Sommerkleid aus hellgemustertem Wollmusselin.

Männer — gibt, so wird doch diese absichtliche Propaganda mehr und mehr von einer scheinbar unabsichtlichen unterstützt werden müssen. Ein wohlgelungenes Kleid, von seiner Besitzerin mit Anmut und Würde getragen, wirkt für viele überzeugender als die geistreichste Rede. Und im großen ganzen kann man wohl sagen: Wer von der jetzt lebenden Generation dem Nachdenken und Einsehen zugänglich war, der ist überzeugt und gewonnen worden. Der große Rest aber muß vor allem recht viel Schönes zu sehen bekommen.

Dieser Erkenntnis trägt der Verein Berlin dadurch Rechnung, daß er jedem seiner Vortragsabende eine Vorführung von Kleidern angliedert, und zwar eine Vorführung auf lebendem Modell. Das Ausstellen auf Holzbüsten ist für Reformkleider unzweckmäßig, denn das einer starren Büste aufgezogene schmiegsame Kleid kann höchstens von einem sehr geübten Auge in seinem Wert — oder Unwert — erkannt werden. Das Idealste ist es natürlich, wenn die Persönlichkeit selber das Kleid zur Schau trägt, das sie sich erdacht oder das eine „Künstlerin" für sie erdacht hat. Und in dankenswertester Weise unterziehen sich viele Damen der Gesellschaft einem solchen Auftreten in Versammlungen. Die Kleider, die man auf diese Weise zu sehen bekommt, unterscheiden sich durchweg vorteilhaft von denjenigen Formen und Normen, die noch vor wenigen Jahren üblich waren. Es gilt jetzt als Regel, die natürliche Gestalt mit genauen Linien zu umschreiben, nicht aber sie durch formlose Umhüllungen zu verwischen. Und ein gut gewachsener Frauenkörper kann ja nicht vorteilhafter zur Geltung kommen als so.

Kleid aus weissem fliessenden Wollstoff mit Seidencrêpon und Goldtresse garniert.

Wo aber die Schönheit des Wuchses fehlt, da soll einerseits so lange studiert und probiert werden, bis durch geschickte Stoffverwendung und Linienführung doch eine gefällige Silhouette zustande kommt; andererseits durch Kultur des Körpers auf seine Verschönerung hingearbeitet werden.

Die Sorge für Körperkultur ist von dem Deutschen Verbande für Verbesserung der Frauenkleidung auch in sein Programm aufgenommen worden. Denn die Verbesserung der Kleidung ist ja doch nur das unumgängliche Mittel zur Verbesserung der Frau, zur Wiedereroberung ihrer natürlichen Kraft und Schönheit.

Wenn es nun auch ganz besonders wichtig ist, die Jugend in planmäßiger Körperkultur aufwachsen zu lassen, so sollte sich doch auch keine reifere Frau für zu alt oder zu müde halten, um mit Gymnastik, Luftbädern, Stählung und Abhärtung ihres Körpers anzufangen. Es bleibt immerhin noch ein Bruchteil von Gesundheit zu retten. Mehr und mehr wird auch dem Bedarf der gereiften Frau in den mancherlei Systemen für Körperkultur Rechnung getragen.

Alles in allem können wir erfreuliche Fortschritte feststellen, vor allem auch in der zunehmenden Leistungsfähigkeit derjenigen Frauen, die sich zur Umgestaltung ihrer Kleidung entschlossen haben. Dabei handelt es sich nicht etwa nur um Berufsfrauen und um Erfolge auf geistigem Gebiet, sondern in ganz hervorragender Weise um junge Mütter, die den Anstrengungen und Gefahren ihres „natürlichen Berufs" so eine weit größere Widerstandskraft entgegenbringen.

Welchen Segen das für Familie, Staat und Nation bedeutet, das ist unschwer zu ermessen.

Hausfrauen-Untugenden.

Von Traute Dockhorn.

„Man muß nicht immer und überall Hausfrau sein wollen!" — so wehrte Goethe einst dem allzu großen Eifer von Antonie Brentano, die bei Tisch aufsprang, um dem Bedienten, der eine ungeschickte Bewegung mit dem Präsentierbrett machte, zu Hilfe zu eilen. Die Schwester Bettinas fühlte die Berechtigung des Vorwurfs mit so tiefer Beschämung, daß, wie sie in ihren Briefen bemerkt, sie ihn ihr Lebtag nicht wieder vergessen werde.

So manches beherzigenswerte Wort wendet sich an die Hüterin des häuslichen Herdes — in keinem aber schlummert wohl so viel eingehendes Verstehen für die Kleinwelt der Frau, als in dieser zufällig hingeworfenen, aus kaum verhüllter Ungeduld erwachsenen Mahnung, und wer mit ruhiger Selbstprüfung dem Goetheschen Ausspruch nachsinnt, wird sich sicherlich getroffen fühlen. Denn wo wäre die Frau, die sich frei wüßte von allerlei Sünden wider den Geist des Hauses, die nicht daran erinnert zu werden brauchte, daß es höhere Pflichten innerhalb der Schranken eines Hauswesens gibt als Kochen und Backen, das Herumkramen in Kasten und Kisten, das Waschen und Putzen zu jeder Tageszeit!

Frauen, die als Leiterinnen einem Haushalt, dem eignen oder anvertrauten, vorstehen, machen sich meist die Gefahr gar nicht klar, die für sie selbst und ihre Umgebung in dem fortwährenden Anziehen der Drähte liegt, die nach Küche und Keller, nach Staubtuch, Flickenkasten und Kleidertruhe hinleiten. Sie denken gar nicht darüber nach, wie viel Unsichtbares sie zerstören, wo sie mit nimmermüder Hand greifbar Gutes und Bestes aufzubauen meinen. Sie sind fühllos für die Fesseln, die sie in gewohnheitsmäßiger, unbewußter Grausamkeit um die Seelen derer legen, die ihnen doch die Liebsten auf Erden sind.

Viele Frauen leben der Überzeugung, in der Schmiede eines tadellos geführten Haushaltes müsse der Hammer vom Morgengrauen bis in die sinkende Nacht auf den Ambos niedersausen, dürfe weder Meister noch Geselle sich je ein Verschnaufen gönnen. Sie sehen es nicht, wie sich allmählich

ein dunkler Schleier, gleich dem Ruß in der Feuerwerkstätte, über ihr Heim ausbreitet, wie sich Bitterkeit und Mutlosigkeit in die Herzen derer senkt, die keine Stätte finden für stille Gedankenarbeit, für eine Einkehr in sich selbst, die „zu Hause" eben nicht „zu Hause" sind und kein Geborgensein kennen. So wird das Gefühl der Heimatlosigkeit aus dem Schoße der Familie geboren, es treibt die Feinfühligen zu Verschlossenheit und innerer Vereinsamung, die weniger Zartveranlagten zu offener Auflehnung, wenn nicht gar zur Flucht aus dem Elternhaus.

Es ist durchaus nicht immer die oft gerügte schlechte Einteilung, die manche Hausfrauen dazu führt, unausgesetzt herumzuwirtschaften und, ohne je zu einem bestimmten Abschluß zu gelangen, im Schweiße ihres Angesichts von früh bis spät emsig zu schaffen, statt in einer festgesetzten Anzahl wohl ausgefüllter und eingeteilter Stunden alle Arbeit zu erledigen, die entweder unmittelbar erforderlich oder vorbereitend vonnöten ist. Viel häufiger entspringt der „rastlose Fleiß", an dem manche Hausfrauen leiden, einem Gefühl innerer Leere, der Unfähigkeit oder der Unlust, sich geistig zu beschäftigen; oft auch einer Unrast, die in mangelnder Beherrschung und Selbstzucht ihren Ursprung hat. Manche Charaktere quälen sich und andere durch uneingestandene kleinliche Eifersüchteleien und glauben, nur sie allein verstünden es, dies oder jenes richtig anzufassen und auszuführen. Eine Stunde der Sammlung, das Lesen eines Buches, das Stillsitzen bei einer Handarbeit dünkt Frauen, die sich in wirtschaftliche Ruhelosigkeit verrannt haben, Zeitverschwendung. Für einen Spaziergang haben sie niemals Zeit, und Besuche beunruhigen sie in dem Nachrechnen der „müßig" verbrachten Minuten aufs höchste und veranlassen sie, geradezu fieberhaft das angeblich Versäumte nachzuholen.

Solche Ausartung des Tätigkeitstriebes ist also zweifellos mehr ein Zeichen von Trägheit als ein Beweis von Arbeitsfreude, so widerspruchsvoll das auch klingt. Das Sprichwort, daß ein jeder ernte, was er ausgestreut, bewahrheitet sich auch an der Nur-Hausfrau. Infolge ihres ununterbrochenen Sich-Versenkens in die kleinlichsten Miseren der enggesteckten vier Pfähle verliert ihr Gesichtskreis an Weite, ihr Blick an Schärfe. Kurzsichtig geworden, entgeht ihr alles, was außerhalb ihrer Grenzen liegt. Sie verliert das Verständnis für das Innenleben und Außendasein der Ihrigen, steht den Berufsinteressen von Mann und Kindern fremd gegenüber, bis sie eines Tages mit Erschrecken gewahr wird, wie fern ab sie gerückt ist von der Schar ihrer Lieben, für die sie doch freudig arbeitet, täglich und stündlich. Nicht in sich sucht sie aber den Grund der Enttäuschung — klagend bezichtigt sie die andern der Lieblosigkeit und schilt seufzend darüber, daß das schwere Amt der Hausfrau, das so viel Aufopferung heische, heutzutage mißachtet und seine Lasten unterschätzt werden.

Dann kommen die schwarzen Stunden, in denen sich etwas wie Groll gegen ihre Angehörigen im Herzen der Frauen regt, die von eigner Schuld und Fehle nichts wissen wollen. Sie hadern mit ihrem Geschick; sie suchen nach hundert entlegenen Gründen; sie machen die „neue Zeit" für das ihnen widerfahrene „Unrecht" verantwortlich und vergessen ganz der tausend kleinen Vorfälle, da sie alles andere für wichtiger hielten als gerade das, was die Familienmitglieder gewünscht oder erhofft hatten. Sie denken nicht mehr daran, wie oft sie nur halben Ohres auf die Mitteilungen ihres Mannes hörten, auf das, was ihn dienstlich oder gesellschaftlich beschäftigte, weil sie mit flackernden Augen die ein- und ausgehende Pauline umlauerten, sie vielleicht — vielleicht! — auf irgendeinem „wider das Gesetz" begangenen Handgriffe zu ertappen. Sie denken nicht mehr daran, wie oft sie fröhliches Lachen oder eine angeregte Unterhaltung mit einem Scheltwort an eben diese Pauline unterbrochen haben. Sie sehen und sahen sie nicht, die enttäuschten Mienen der Kinder, die mit übersprudelnder Hast der Mutter ihre Erlebnisse aus der Schule und vom Spielplatz mitteilen wollten, die aber mit ein paar flüchtigen Redensarten auf später vertröstet wurden, weil Mutti — wie immer — „furchtbar viel zu tun" hatte. So richteten sie zwischen sich und den übrigen Familienmitgliedern mit den Jahren eine Mauer auf, die beiden Teilen ein unüberwindliches Hindernis geworden ist und namentlich von den jüngeren oft als willkommene Schutzwand für anfangs kindische, später inhaltsvollere Verheimlichungen benutzt wird.

Hätte die Hausfrau von Anfang an daran gedacht, daß der Friede des Hauses höher steht als alles „Wirtschaften", hätte sie zwischen die Stunden der Arbeit solche des Ausruhens, des Aufatmens geschoben und damit sich und andern die Möglichkeit geboten, auf kurze Zeit über die Alltäglichkeiten hinweg zu „besseren Gefilden" aufzusteigen — jedermann im Hause wäre glücklicher gewesen. Für die Interessen von Mann und Kindern muß jede Frau und Mutter Zeit finden; sie muß mit ihnen denken und im Geiste handeln, will sie nicht das Gift der Teilnahmlosigkeit in die Herzen ausstreuen. Auf ihren Schultern allein ruht die Eintracht der Familie; sie allein ist verantwortlich für den Geist des Hauses; sie allein ist die Gebende und Nehmende. Und wie viel kann die Frau des Hauses allen spenden, die ihr nahen — und wie viel ärmer kann sie machen — — —

Ist die Hausfrau unfreundlich und zerstreut, lebt sie nur in der Sphäre des Küchendunstes, so untergräbt sie nicht nur das Glück der Stunde, sie raubt den Ihren auch die innere Ruhe, die gegen Ungemach und unausbleibliche Enttäuschungen das beste Schutzmittel, für Kummer und Leiden der heilende Balsam ist. Ja, sie tut Schlimmeres: sie sät bösen Samen in die Seelen derer, die mit ihr wohnen. Wo kein Lachen tönt und kein heiteres Wort, da hält die Zwietracht ihren Einzug, da herrscht die Furcht und knechtet der Haß die Gemüter, da wächst ein Geschlecht heran ohne Fröhlichkeit, ohne Sonnenschein in den Augen und im Herzen.

Der Verkehr der Hausfrau mit den Dienstboten ist von nachhaltigstem Einfluß auf die Stimmung des häuslichen Kreises. Das einstige patriarchalische Verhältnis zwischen Herrin und Dienerin hat sich in einen Vertrag auf Gegenseitigkeit gewandelt. Ist die Frau des Hauses nun so unklug, den veränderten Zeitverhältnissen — gegen die der einzelne machtlos ist — nicht Rechnung zu tragen, will sie auf das absolute Herrschen nicht verzichten, versteht sie es nicht, gelegentlich unauffällig nachzugeben, so entwickelt sich bald ein gegenseitiges Aufreizungssystem, unter dem alles leidet. Verlegt sich die Hausfrau aber erst in ein Netz beständigen Scheltens und Nachspionierens, dann ist es um ihre Autorität endgültig geschehen. Je nach der Art ihrer Aufsichtsführung wird sie entweder ein Schreckgespenst, vor dem jeder Dienende so bald wie möglich Reißaus nimmt, oder aber die gnädige Frau wird zur lächerlichen Figur, die dem Bedientenzimmer den Stoff für die tollsten Geschichten liefert, wahre, entstellte oder frei erfundene. Unduldsamkeit gegen Abhängige und Niedriggestellte spricht immer für schlechte Erziehung und fehlende Herzensgüte; herrisches Kommandieren ist kein Zeichen von Macht und Übergewicht.

Durch stetes Eingreifen und Aufscheuchen erlahmt naturgemäß jede Schaffenskraft und Arbeitslust, und eine Frau, die sich ihrer Verantwortlichkeit voll bewußt ist, wird auch ohne stetes Herumzerren an den Zügeln Mittel finden, auch eigenwillige Renner zu bändigen und „matte Traber" zu größerer Willigkeit anzuspornen. Sie wird diese Erziehungsversuche aber ohne Betonung ihres Willens vornehmen, auch über die Resultate stillschweigend quittieren und sie nicht vor das Forum der Familie oder ihrer Gäste tragen. Zur rechten Zeit sich bescheiden und schweigen — die Kunst muß die Frau auch als Hausfrau üben. Zur rechten Zeit arbeiten und zu gelegener Stunde ruhen — so soll der Stundenplan einer wohlgeordneten Häuslichkeit sich abspinnen.

Besuchskleid aus Diagonalcheviot, Sommertoilette aus Libertyseide. (Abb. 234 u. 235.) Unter den modernen Wollstoffen nimmt Diagonalcheviot eine führende Stellung ein. Aus diesem Gewebe ist auch unser in pfauenblauer Tönung gehaltenes Besuchskleid ausgeführt, das durch den reichen Knopf- und Schlingenschmuck ein apartes Aussehen erhält. Die im Rücken mit einer Faltengruppe gearbeitete Taille zeigt die Vorderteile teilweise in Stüfchen abgenäht und die Mitte mit Knöpfchen und Schnurschlingen verziert. Den vorn sehr tiefen, im Rücken etwas kleineren Ausschnitt der Taille füllt ein Kollerteil aus gefälteltem zartgrauen Chiffon, der von einem Silbergalon begrenzt wird, der zugleich den Abschluß der runden Valenciennepasse ergibt. Der ziemlich faltige Ärmel ist dreiviertellang geschnitten und durch einen eckigen Aufschlag abgeschlossen. Dunkelblaugrüne Seide ergab das Material zu dem faltigen Gürtel, unter dem schlank und schlicht der leicht schleppende Glockenrock hervorfällt. Er wird mit vorderer Mittelnaht gearbeitet, die durch Gruppen von Knöpfchen und Schlingen betont wird. Diese Toilette läßt sich mit Hilfe der vorrätigen Schnitte auch im Hause herstellen; das Schnittmuster ist für die Taille in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,25 Meter, für die Taille 2,20 Meter. — Von äußerst eleganter Wirkung erweist sich das weiße, mit farbigen Bordüren und kleinen schwarzen Tupfen bedruckte Libertykleid Abb. 235. Die blusige Taille wird durch einen Fichuteil vervollständigt, dem zwei Ärmelglocken angesetzt sind, die leicht über den puffigen Halbärmel fallen. Die vordere freibleibende Mitte füllt eine weiße Valenciennepasse, die nach unten durch ein sich kreuzendes Chiffonarrangement abgeschlossen wird. Das Fichu verläuft vorn wie im Rücken in dem hohen faltigen Miedergürtel aus weißer Libertyseide, unter dem der etwas schleppende Tunikarock hervorfällt. Dieser zeigt unten einen hohen Plisseevolant, die vordere, von der Tunika nicht bedeckte Mitte wird in einander sich begegnende Falten geordnet, die bis in Kniehöhe niedergesteppt sind. Die glatte Tunika selbst ist nach unten stark abgerundet, wodurch sie ziemlich weit auseinandertritt. Zu dieser eleganten Toilette ist der Schnitt für die Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5 Meter, für die Taille 2,50 bis 3 Meter.

Drei moderne Ärmelformen. (Abb. 236 bis 238.) Wenn auch der lange Ärmel wieder einmal auf der Bildfläche erschienen ist, so kann sich die Damenwelt doch noch immer nicht von dem ihr liebgewordenen Halb- oder Dreiviertelärmel trennen, der für den Sommer sicher auch praktischer ist als seine verlängerte Ausgabe. Unsere Ärmelgruppe veranschaulicht drei dieser gekürzten Ärmel, von denen Abbildung 236 durch seine schlanke Form als besonders modern und für stärkere Figuren als sehr vorteilhaft gilt. Der Stoff ist hier in tiefe zwanglose Querfalten geordnet, die sich locker um den Arm legen. Für Schmächtigere kleidsamer ist der zweite Ärmel, der sich aus voller Spitzenpuffe, die ein Bündchen abschließt, und einer Ärmelglocke zusammensetzt. Letztere besteht stets aus dem Material der Taille und zeigt

Abb. 234 u. 235. Besuchskleid aus Diagonalcheviot, Sommertoilette aus Libertyseide.

sich hier geschlitzt und mit Tresse umrandet. Die dritte Form (Abb. 238) ist für ganz leichte Stoffe bestimmt und braucht deshalb das meiste Material. Als volle Puffe kommt sie in Reihfalten aus dem Armloch hervor und zeigt als Garnitur eine Gruppe breiter Querstüfchen. Unterhalb des Ellbogens tritt sie gereiht in ein breites Bündchen, das beliebig verziert werden kann. Zu jedem dieser drei Ärmel ist der Schnitt für 44, 48 und 52 Zentimeter halber Oberweite zum Preise von 30 Pfennig vorrätig.

Abb. 236 bis 238.
Drei moderne Ärmelformen.

Strassenkostüm für Schulmädchen. (Abb. 239.) Die große Vorliebe, deren sich das einheitliche Straßenkostüm bei alt und jung erfreut, macht sich nun auch in der Kindergarderobe bemerkbar. Selbstverständlich ist es hier auch der Sakko, der einen solchen Anzug ergänzt, wenn auch für größere Mädchen ab und zu schon das Listboyjäckchen Verwendung findet. Auch unser zierliches Straßenkostüm Abb. 239 aus braunweißgestreiftem Kostümstoff wird durch eine Sackjacke vervollständigt, die durch den weißen Tuchkragen ein besonders freundliches Aussehen erhält. Im Rücken mit leicht geschweiften englischen Nähten gearbeitet, denen wie den Vorderteilsnähten je ein eckiges Kläppchen angeschnitten ist, zeigt die Jacke vorn einreihigen Schluß. Als Halsabschluß dient ein Schalkragen mit Herrenfasson, der Ärmel fällt ziemlich schlank und wird nur durch Stepperei verziert. Das dazu getragene kurze Röckchen ist in tiefe Plisseefalten geordnet, die nur oben niedergesteppt sind. Sein Schnitt ist für 30, 32, 34, 36 und 38 Zentimeter halber Oberweite für 50 Pfennig und der des Jäckchens in 34, 36, 38, 40 und 42 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 1,25 Meter, für den Rock 1,75 bis 2 Meter.

Abb. 239. Strassenkostüm für Schulmädchen.

Sommerkleid aus gesticktem Batist. (Abb. 240.) Nichts Praktischeres und Hübscheres für heiße Tage als ein weißes Batistkleid! Das wußten schon unsere Großmütter, die für das mit Stickerei verzierte Batist- oder Mullkleid eine ebenso große Vorliebe hatten wie die jetzige Generation. Nur daß das Stickereikleid von heute ein viel verfeinertes Gepräge und größere Eleganz aufweist, die sowohl durch Machart wie durch den unappretierten weichen Stoff hervorgerufen wird. Eins dieser modernen Batistkleider, aus einer abgepaßten Robe bestehend, wird durch unsere Abb. 240 veranschaulicht. Die leicht blusige Taille ist mit kleinem spitzen Ausschnitt gearbeitet, den Batistlagen begrenzen. Ein ziemlich breites, faltiges Fichu mit gesticktem Abschluß legt sich über die Schultern und wird vorn durch eine Bandschleife zusammengehalten, während es im Rücken gekreuzt im Gürtel verläuft. Bandschleifen verbinden auch die gestickten Teile des halblangen Puffärmels, zwischen denen gefalteter Batist sichtbar wird. Unten erscheint der Ärmel gleichfalls durch Band abgeschlossen, unter dem ein schmaler Volant hervorfällt. Die Taille umspannt ein faltiger Gürtel aus zartfarbiger Libertyseide, der zugleich den oberen Abschluß des leicht gereihten Rockes ergibt. Er hat fünf ziemlich gerade Bahnen, ist mit leichter Schleppe gearbeitet und bringt durch seine schlichte Machart die Stickerei bestens zur Geltung. Der Schnitt ist für die Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,50 Meter, für die Taille 2,25 Meter.

Zwei Blusen mit breiter Schulter. (Abb. 241 u. 242.) Mit unseren Abbildungen veranschaulichen wir zwei Blusenformen, die beide mit verbreiter-

Abb. 240. Sommerkleid aus gesticktem Batist.

ter Schulter gearbeitet und besonders für schlanke und schmächtige Figuren kleidsam sind. Das aus weißem Leinen gefertigte Modell Abb. 241 zeigt eine in Falten abgenähte Überbluse, die, breit über die Schultern greifend, durch einen Spachtelgalon abgeschlossen wird, der pattenartig auf der Achsel verläuft. Den Überblusenteilen ist vorn je ein Kläppchen angeschnitten, diese Kläppchen werden mittels eines Knöpfchens aufeinander festgehalten und greifen über das farbige Schlipsarrangement, das zu beiden Seiten den quergefalteten Latzteil begrenzt. Im Rücken bleibt die Mitte glatt, während die Überbluse sonst genau wie vorn angeordnet ist. Von origineller Wirkung ist der oben sehr weite Ärmel, der durch Querstufen verziert, unten in Fältchen abgenäht und durch ein spitzenbesetztes Bündchen abgeschlossen wird. Zu dieser schicken Bluse ist der Schnitt in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 Meter. — Zur Herstellung der zweiten Bluse Abb. 242 diente zartlila gefärbte Bastseide, während die Ausstattung in weißen Spitzeneinsätzen bestand. Die über ein anliegendes Futter gearbeitete Bluse zeigt die Vorder- und Rückenteile in schmale Quetschfalten abgenäht, zwischen denen Einsätze sichtbar werden, die unten mit feiner lila Seidenpassementerie abschließen. Die Bluse wird mit rundem Ausschnitt gearbeitet, den schwarzweißgestreifte Seide einfaßt, und durch einen kleinen Valenciennekoller vervollständigt, das kleine japanische Ärmelchen setzt sich unter der letzten Quetschfalte an und fällt lose auf den Halbärmel. Dieser zeigt die mäßig weite Puffe und schließt mit einem Spitzenbündchen ab, das zu beiden Seiten von gestreiften Seidenblenden begrenzt wird. Der Schnitt ist in 40, 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 bis 2,25 Meter.

Abb. 241 u. 242. Zwei Blusen mit breiten Schultern.

Anzug für Touristinnen und Bergsteigerinnen. (Abb. 243.) Zweckmäßigkeit ist bekanntlich das erste Gebot für alle Art von Sporttkleidung, zu der ja auch das Bergsteigerkostüm gehört. Unser schickes Modell ist aus kräftigem imprägnierten Wollstoff in hellbrauner Farbe gearbeitet und durch Aufschläge und einen Kragen aus dunklerem Wildleder ausgestattet. Die im Rücken anliegende, vorn die gerade Front betonende Sportjacke zeigt eine schmale Weste, die durch Hirschhornknöpfe geschlossen wird. Gleiche Knöpfe garnieren auch den mit Ledervorstoß versehenen Besatzteil, der in geschweifter Linie verläuft und sich nach unten verbreitert. Als Halsabschluß dient ein breiter Lederumfallkragen, außerdem bereichern schräge Taschen die Vorderteile. Der mäßig weite Ärmel schließt mit breitem Lederaufschlag ab. Der über faltiger Pluderhose getragene stark fußfreie Rock ist schlicht gehalten und nur am unteren Rande durch Stepperei verziert. Er besteht aus drei Bahnen, fällt, oben schlank die Hüfte umschließend, etwas glockig aus und wird durch eine aufgesteppte Tasche bereichert. Sein Schnitt ist in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 50 Pfennig und der der Sportjacke in 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 1,60 Meter, für den Rock 2 bis 2,40 Meter.

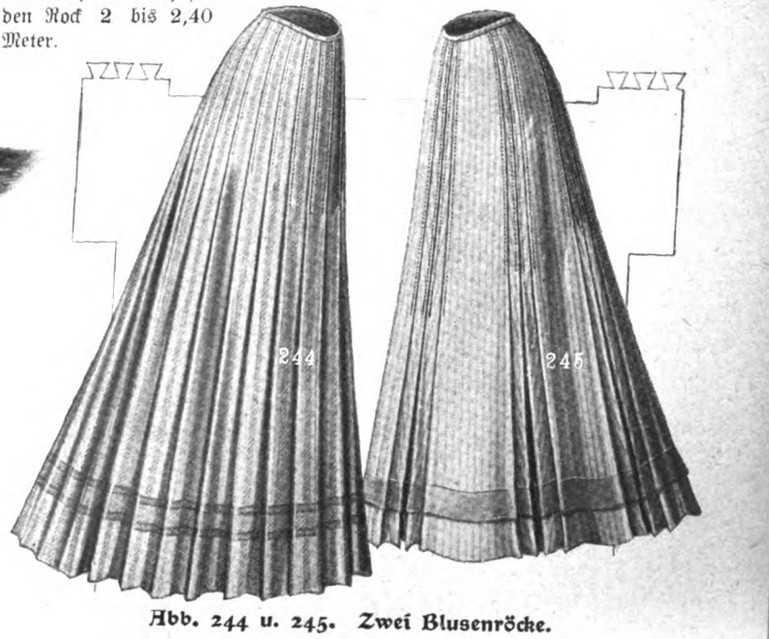


Abb. 243. Anzug für Touristinnen und Bergsteigerinnen.

Abb. 244 u. 245. Zwei Blusenröcke.

Zwei Blusenröcke. (Abb. 244 u. 245.) Der Rock der Abb. 244 ist in tiefe Plisseefalten geordnet und aus hellgrauem, dunkelblaugestreiftem Kostümstoff gefertigt, der unten durch eine Bordüre ausgestattet ist. Die Falten des aus geraden Bahnen bestehenden Rockes sind oben niedergesteppt, um unterhalb der Hüfte auszuspringen. Hierzu ist der Schnitt in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,25 bis 4,60 Meter. — Der zweite Rock Abb. 245 aus braun- und weißgestreiftem Wollstoff hat sechs Bahnen, zwischen die in Falten gelegte Stoffteile eingesetzt sind. Die Falten sind oben durch Stepperei niedergehalten, um nach unten frei auszufallen. Als Rockgarnitur dient eine braune Tuchblende. Der Schnitt ist in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4 bis 4,50 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 234 bis 245 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr 37 bis 41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unter der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Wie im Märchen.

Wir konnten uns einst so köstlich verstehn,
So hübsch zusammen im Takte gehn,
Wir schritten durch unserer Kindheit Land
Fröhlich lächelnd, Hand in Hand,
Ganz so wie die Kinder im Märchen.

Wie ist es so anders gekommen nun,
Mir ist's, als wolltest du Böses mir tun,
Schau ich dich an, erschreck ich so sehr,
Als wenn dein geliebtes Antlitz wär'
Bös wie das der Hexe im Märchen.

Du bist keine Hexe, und ich bin kein Kind,
Doch wahr ist, daß wir verwunschen sind.
Wir möchten uns finden, der Weg ist zu weit,
Wir müssen uns lieben und schaffen uns Leid.
Wann endet das traurige Märchen?

Grete Massé.

Der Honig und seine Verwendung in der Küche.

Von Richard Gollmer.

Wir besitzen im Bienenhonig ein Lebensmittel, das an Leichtverdaulichkeit, Nährstoff und Wohlgeschmack unerreicht dasteht. Wie das Wasser unmittelbar in die Blutgefäße übergeht und keinen Rückstand hinterläßt, wie reines Öl vollständig in das Blut aufgenommen und im Körper aufgespeichert wird, so geht der Honig, nach Professor Reklam, ohne auch nur die geringste Spur eines Rückstandes zu hinterlassen, unmittelbar in das Blut über, dient in diesem bei seiner chemischen Umgestaltung zur Erwärmung des Körpers und zur Entwicklung lebendiger Kraft. Zwar vermag er nicht für sich allein das Leben zu erhalten, aber was wir unserm Körper an Honig zuführen, das ist unser, und darüber schaltet der Stoffwechsel unbeschränkt.

Gravenhorst, der bekannte Bienenzüchter, sagt, daß der Honig gerade solchen Zucker enthält, der am schnellsten und leichtesten die Verdauung fördert. Er empfiehlt, ihn mit solchen Speisen zu genießen, die weniger leicht zu verdauen sind. Die Verbindung von Brot und Honig ist hinlänglich als gebräuchlich bekannt und stimmt mit den Grundsätzen der Natur und des Geschmackes überein. Kinder, die rasch wachsen und dabei lasch und träge erscheinen, tragen ein großes Verlangen nach Zucker und Süßigkeiten, sie fühlen instinktiv, wovon sie Abhilfe zu erwarten haben. Nichts aber hilft ihnen mehr und ist ihnen zuträglicher als gerade der Honig, der schon durch sein Aroma an der Spitze aller Süßigkeiten steht. Auch der Tourist wird sich durch ein Honigbrot in höherem Grade gekräftigt fühlen, denn er hat mit jedem Löffel Honig sich mehr kräftigenderes Nahrungsmaterial zugeführt als mit der besten Butter. Das Vorhandensein einer geringen Menge tierischer Säure (Ameisensäure) gibt dem Honig in vielen Fällen sogar einen medizinischen Wert. Im Milchkaffee freilich schmeckt der Honig nicht sonderlich gut, wohl aber im schwarzen, und er sollte vermöge seiner um $33^1/_3$ v. H. höheren Süßungsfähigkeit dort, wo es auf das Geld nicht ankommt, den Zucker ersetzen. Ganz besonders sollte der Pfefferküchler den Honig in ausgedehnterem Maße, als es bis jetzt geschieht, gebrauchen und sich nicht des unreinlichen, aus Rüben und Kartoffeln gewonnenen Sirups bedienen, der schon durch den Geruch und viel mehr noch durch den Geschmack widerwärtig ist. Dazu gehört freilich, daß das große Publikum sich zu der Überzeugung durchringt, es sei besser, Qualität als Quantität zu kaufen.

Der Konsum des Honigs war in früheren Zeiten viel bedeutender als jetzt, und gerade unsere Altvordern benutzten den Honig in ausgiebigstem Maße. Es war nicht nur der einzige Süßstoff, den sie kannten, sondern er diente ihnen auch zur Herstellung ihres beliebten Metes und zu Konservierungszwecken. Diese letztere Verwendungsart, zu der der Honig kraft der ihm innewohnenden Eigenschaften geradezu prädestiniert ist, ist im Laufe der Zeit fast ganz verschwunden und hat sich nur in orientalischen Ländern erhalten, und doch sind gerade Honigkonserven nicht nur relativ leicht herzustellen, sondern auch von langer Haltbarkeit und hohem Wohlgeschmack. Unsere Urväter begnügten sich damit, ihr Hauptkompott, die Mispel, sowie allenfalls Birnen, Hagebutten und einige Waldbeeren in Honig einzulegen. Der Orientale, der überhaupt eine ausgesprochene Vorliebe für fein aromatische Süßigkeiten hat, vermischt den Honig mit getrockneten Weinbeeren, mit ganzen, zerhackten oder geriebenen Mandeln, mit Nüssen, Feigen und Datteln, auch mit geschälten Getreidekörnern und aufgequelltem Mehl, mit Rosen- und Jasminblättern, mit ätherischen Ölen usw. und erhält auf diese Weise Konfitüren von etwa butterähnlicher Konsistenz, die noch heute wie zu Harun al Raschids Zeiten dort das Entzücken von arm und reich bilden. Auch wir sollten uns wieder mehr dieses wundervollen Nahrungs-, Genuß- und Konservierungsmittels bedienen, und ich lasse am Schluß des Artikels Rezepte folgen, in der Hoffnung, zur Belebung des Honigkonsums und gleichzeitig der Bienenzucht etwas beizutragen; denn was wir heute produzieren und konsumieren ist minimal gegen den Verbrauch des Mittelalters. Besonders

Schweden konsumierte enorme Mengen. So wurden z. B. im 16. Jahrhundert bei Sigrid Stures Hochzeit 453 Kannen Honig verbraucht. Mit der Einführung des Zuckers verringerte sich der Konsum des Honigs, und die Reformation mit ihrer Einschränkung des kirchlichen Zeremoniells und Prunkes, die Einführung des Paraffins und des Petroleums drückte den Konsum von Wachs sehr herab. Aber dennoch ist die Bienenzucht sogar im Kleinbetriebe noch heute ein lohnender Erwerbszweig.

Nach dem griechischen Mythus fiel der Honig als Tau vom Himmel. Später maß man ihm einschläfernde Wirkung bei. Homer, Euripides, Ovid und Virgil besingen ihn, und nach Plato opferte man in den ältesten Zeiten den Göttern nur mit Honig bestrichene Früchte. Nach Diodor war der Honig die Hauptnahrung vieler uritalischer Völkerschaften und gleichzeitig ein Mittel, das Leben zu verlängern. Berühmt wegen seines feinen Aromas war der Honig vom Hymettos. Bei den Hebräern gehörte der erste frische Honig den Priestern, Johannes der Täufer lebte in der Wüste zum großen Teil von Honig, und an vielen Stellen der Bibel finden wir Honig und Honigseim mit lobenden Worten erwähnt. Die alten Assyrer legten die Leichen ihrer Großen in Honig, um sie zu erhalten, und auch mit dem Körper Alexanders des Großen soll man so verfahren haben. Die nordische Mythologie erzählt von dem Tau, der von der heiligen Esche auf die Erde träufelt (Humangsfall = Honigfall), und von ihm nähren sich die Bienen.

Die Gewinnung des Honigs geschieht durch das Auslecken lassen, durch das Ausschmelzen und durch das Ausschleudern, Verfahren, von denen das letzte wohl immer mehr an Ausdehnung gewinnt, während das Ausschmelzen die Güte entschieden benachteiligt. Auf den Geschmack des Honigs ist das Aroma der Blüten, aus denen die Bienen den Rohstoff entnehmen, natürlich von Einfluß und ebenso die Abwesenheit von Niederschlägen, wie sie z. B. die Umgegend großer Städte mit sich bringt. So fein nun auch die erstklassigen Honigsorten, also z. B. der Esparsette, der Weißklee, der Akazien und der Lindenhonig auf die Zunge wirken, wenn sie allein genossen werden, so wird für Konservierungs- und andere Verwendungsarten in der Küche dieser hervortretende Geschmack nicht immer wünschenswert sein, und man wird vorziehen, den Honig durch eine Läuterung geschmacklos zu machen. Hierzu folgt eine Anleitung. Von ungeheurer Wichtigkeit ist es aber, daß man nur ganz reifen Honig, also solchen aus gedeckelten Waben verwendet, während unreifer leicht in Gärung übergeht. Dies ist nun für den Konsumenten schwer zu prüfen. Ein zweiter wichtiger Punkt ist, daß man nur reinen Honig verwendet, denn gerade auf diesem Gebiete gibt es der Fälschungen gar viele. Man versetzt den Honig mit Stärkesirup, Stärkezucker, ätherischem Öl oder fabriziert geradezu einen hellen Zuckersirup, dem man nur eine Kleinigkeit echten Honigs zusetzt. Man hüte sich also vor Fabrikaten, die Namen haben wie „Zuckerhonig", „Traubenhonig", „Alpenhonig" usw. Gegen diese beiden Übelstände kann sich das Publikum nur dadurch schützen, daß es den Honig nur da kauft, wo ihm für Reinheit Garantie geboten wird, und das geschieht neuerdings, infolge der dankenswerten Anregungen Gühlers, durch aufgedruckte Garantiemarken, ähnlich wie es bei dem Verein der Schokoladenfabrikanten der Fall ist. Leider genügt nun die deutsche Honigproduktion schon heute nicht quantitativ den Ansprüchen, und es muß ausländischer (russischer, französischer und namentlich amerikanischer) Honig eingeführt werden, der an sich schon infolge nicht systematischer Zucht minderwertiger ist als der unserige, und gerade in Amerika ist die Fälschung von Honig an der Tagesordnung.

Es ist nicht zu verkennen, daß seit Dzierzon die deutsche Bienenzucht sich in aufsteigender Linie bewegt. Aber es muß noch besser werden. Wir können uns da wohl England zum Beispiel nehmen, wo es den Imkern gelungen ist, die Nahrungsmittelindustrie für den Honig zu interessieren. Die Weltfirma Huntley & Palmers in London, die die berühmten Biskuits liefert, verwendet nur englischen Honig und zahlt 1,80 bis 2 Mark für das Kilo. Der Verbrauch beträgt rund eine Tonne englisch in der Woche, was einen jährlichen Bedarf von 52 000 Kilo ausmacht. Wer noch Ausführlicheres über Honigverwertung wissen will, dem empfehle ich das sehr lesenswerte Buch von Wilhelm Lahn.

Was man alles aus Honig bereiten kann, sei in folgender kurzen Liste angegeben.

Honigbier, Honiglimonade, Honigwein (Met), Honigchampagner, Honigfruchtwein, Weinimitation und Liköre, Sauerhonig, Honigsirup, Honigseim, Honigkuchen, Lebkuchen, Pfefferkuchen, Gewürzkuchen, Krapfeln, Pastillen, Torten, Bonbons; ferner macht man in Honig ein: Birnen, Pfirsiche, Aprikosen, Kirschen, Stachelbeeren, Trauben, Walnüsse, Pflaumen, Melonen und benutzt es auf verschiedenste Art in der Küche, so z. B. bei der sogenannten „gedämpften Sauce", die mit Rosinen, etwas Essig und gebräuntem Mehl zu Rindfleisch gegeben wird. Hier ersetzt Honig sehr vorteilhaft Zucker.

Ferner ist der Honig beim Süßen von Salat, Bierkaltschale, bei allen frischbereiteten Obstkompotten, speziell auch bei Apfelmus zu verwenden. Augenblicklich dürften unsern Leserinnen die folgenden saisongemäßen Rezepte willkommen sein, die später ihre Fortsetzung finden sollen.

Läuterung: Man läßt den Honig unter fleißigem Abschäumen über gelindem Feuer langsam kochen und taucht dann fünf bis sechsmal ein Stück rotglühend gemachtes Eisen in die Flüssigkeit. Setzt man dann dem also behandelten Honig auf zwei Kilo einen Löffel voll gutem Weingeist zu, so ist der beabsichtigte Zweck erreicht und solcher Honig ist dann für Küchenzwecke weit besser als Zucker.

Einmachen von Kirschen. Man nehme sogenannte Einmache- oder Honiggläser, lege die von den Stielen befreiten und abgewischten Kirschen dicht aufeinander hinein, bis die Gefäße voll sind, gieße einige Eßlöffel flüssigen Honig darauf und verbinde die Gefäße mit einer Blase oder Pergamentpapier; nun bringe man die Gläser in einen Kessel mit Wasser, das nach und nach zum Sieden gebracht wird, und lasse sie in dem Geschirr langsam erkalten. Geschmack und Haltbarkeit sind tadellos.

Kirschwein. Um Kirschwein aus Honig und Kirschen herzustellen, nimm ein Faß beliebiger Größe, schütte es halb voll reifer, schwarzer Kirschen ohne Stengel, gieße darauf drei Teile Wasser, worin ein Teil Honig aufgelöst wurde, und stelle das Faß in ein warmes Zimmer, das Spundloch nur mit einem reinen Läppchen überdeckt. In einigen Tagen beginnt die Gärung, worauf dann der Spundpfropfen leicht eingesetzt wird; so lasse das Faß vierzehn Tage stehen und lege es dann in den Keller. Nach einem halben Jahre ziehe diesen Wein auf Flaschen oder auch auf ein anderes Faß. Der gebliebene Rückstand wird durch einen Aufguß guten Mets zu einem vorzüglichen Getränk, das ebenso erfrischend wie gesund ist.

Ebenso kann man auch einen Wein aus Johannisbeeren, die zerquetscht werden müssen, bereiten. Ein Gläschen davon mit frischem Brunnenwasser, auch Selter- oder Sodawasser, gibt einen vorzüglichen Ersatz für Limonade. (Wilhelm Schultze.)

Wischniak. Man schüttet ein Faß ganz voll mit gewöhnlichen schwarzen Weichseln (Prunus cerasus), gießt darauf durchs Spundloch reinen Honig, mit einem Viertel reinen Flußwassers verdünnt, und läßt die Masse in einer warmen Stube drei Wochen lang ausgären. Hierauf stellt man das Faß in einen Keller, und nach Verlauf von drei Monaten wird die Flüssigkeit in ein kleines Faß oder in Flaschen abgezapft; die im ersten Faß befindlichen Weichseln werden wiederum mit Honig, der aber mit der Hälfte Wasser verdünnt wird, überschüttet, und wiederum läßt man die Masse ausgären wie vorher.

Der Wischniak ist ein sehr beliebtes Getränk; er ist schmackhafter und scheint noch gesunder zu sein als der gewöhnliche Met. (Lahn.)

Curaçao. 4 Liter Weingeist von 95 v. H., 50 Gramm Curaçao-Essenz, 3 Kilo Honig, 3 Liter Wasser, 50 Gramm gelbe Fruchtfarbe. Je länger das Erzeugnis liegt, um so besser wird es.

Sauerhonig. Ein Teil Weinessig und zwei Teile Honig werden in einem Zinngefäße abgedampft bis die Masse Sirupdicke hat. Ein Teil dieses Sirups mit acht Teilen frischen Wassers verdünnt, gibt ein sehr erfrischendes Sommergetränk und das beste Getränk für Kranke, das auch bei hitzigen Fiebern gereicht werden kann.

Schließlich dient der Honig, wie schon oben erwähnt, in vielen Fällen als Haus- und Heilmittel, von denen wir ebenfalls einige folgen lassen.

Wer infolge Erkältung leicht zu Heiserkeit neigt, dem bieten auf Reisen Küchelchen, aus Senfmehl und Honig bereitet, ein bequemes, sehr empfehlenswertes Mittel. Auch zur Erreichung einer klaren Gesangsstimme sollen diese Küchelchen oft mit gutem Erfolg angewendet worden sein.

Hustenmittel. Nimm 500 Gramm Zwiebeln, schäle und kerbe sie ein, tue sie alsdann mit 100 Gramm Honig und 200 Gramm Meliszucker in 1 Liter Wasser und lasse das Ganze fünfviertel Stunden kochen.

Gegen Heiserkeit ist heißes Honigwasser, besser aber heißer Lindenblütentee mit Honig oder heißer, guter Rotwein mit Honig, allstündlich einen Schluck genommen, oft von erstaunlich guter Wirkung.

Geschabter Rettich mit Honig gibt gleichfalls ein erprobtes Mittel gegen Heiserkeit und Husten.

Gegen Magenschmerzen. Ein Tee von Wermut und Honig mit ein wenig gutem Rum oder etwas Wein beseitigt Magenschmerzen und kräftigt ungemein die Verdauung.

Gegen Entzündung des Kehlkopfes wendet man seit alten Zeiten ein erprobtes Gurgelwasser an, bestehend aus abgekochtem Salbei mit Honig gemischt.

Honig als Abführmittel. Kleinen Kindern, die an Verstopfung leiden, gibt man Rhabarbersaft mit Honig, wenn Fencheltee mit Honig nicht mehr wirksam ist.

Erwachsene nehmen in diesem Zustande Sennesblättertee mit Honig; auch wird nicht selten ein Klistier von Kamillentee mit Honig gegeben.

Nordischer Schmuck.

Von Dorothee Goebeler.

Der Zug nach dem Norden hat sich in den letzten Jahren in Deutschland ungeheuer stark entwickelt; er ist fast ebenso mächtig geworden, wie es in alten Zeiten der Zug nach dem Süden war.

Nach Tausenden zählt die Schar der Touristen, die allsommerlich „hinauf nach Norden" gehen. In den Fjorden Norwegens, in den finstern Gebirgen an den blauen Seen Schwedens, in den sagendurchklungenen Wäldern Dänemarks, überall hört man im Sommer die deutsche Zunge, sieht man auf Hotels und Pensionen die schwarzweißrote Flagge wehen. Nach Norden zu gehen ist das Sehnen des Malers, nach Norden schweift die Phantasie des Dichters. Die Weltdame träumt von Stockholm und Kopenhagen, der Naturfreund von weißen Nordlandsnächten, von meerumrauschter Felseinsamkeit.

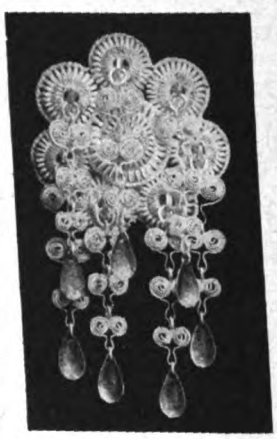


Abb. 1 und 2. Filigranbroschen mit Behang.

Und wer einmal da oben gewesen ist, den zieht es auch immer wieder hin. Es ist eine andere Welt, die uns da oben umfängt, eine ganz andere Kultur, die uns entgegentritt. Wie die nordische Ballade etwas Eigenartiges darstellt inmitten der Balladendichtung einer ganzen Welt, so hat das ganze Nordland eine besondere Note für sich, deren Zauber sich niemand entziehen kann.

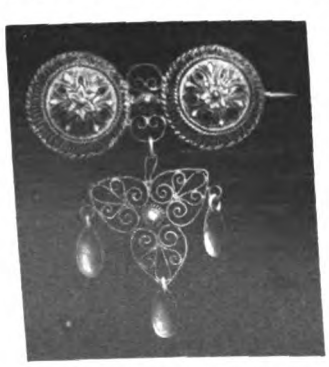


Abb. 4. Verbindung von Email- und Filigranarbeit.

Sie klingt durch seine Dichtung und Literatur, durch seine Kunst, durch sein ganzes Leben, es ist die Note nationaler Eigentümlichkeit, die allem und jedem ihren Stempel aufprägt und diese Note hat uns auch den „nordischen Schmuck" geschaffen. — Nordischer Schmuck, es ist wieder etwas ganz Besonderes, das dabei vor uns auftaucht: Broschen mit langen Gehängen, Filigranarbeit von zierlichster Feinheit, Spangen mit Münzenbehang und bunter Emaille und alles gefaßt in einer Form, die man sonst nirgends findet. Wenn die deutschen Frauen nach Kopenhagen kommen und durch seine altertümlichen Straßen wandern, bleiben sie immer wieder mit Entzücken vor den Fenstern des Goldschmieds stehen — und es ist wohl nicht eine unter ihnen, die nicht eine Brosche, einen Ring oder eine Spange mitnimmt zur Erinnerung an die Nordlandsfahrt.

Abb. 3. Brosche mit sehr altem Motiv.

Aber nicht nur in nordischen Hauptstädten, auch in deutschen Juwelier- und Bijouteriegeschäften findet man heute allenthalben nordischen Schmuck. Er ist „Mode" geworden, und man trägt ihn allenthalben.

Der große Metallreichtum des skandinavischen Nordens hat die Völker jener Landstriche schon früh auf die Metallbearbeitung hingewiesen, und so findet man bei ihnen denn schon in sehr entlegenen Zeiten eine hohe Entwicklung der Technik und der künstlerischen Ausführung. In den alten nordischen Heldenliedern und Balladen wird uns erzählt von dem reichen Schmuck der Frauen, von Ketten und Spangen, von Hals- und Armreifen — aus Gold und Silber, aus Bronze

Abb. 5. Brosche mit länglichen Plättchen als Behang.

oder anderem Metall. Zahlreiche Gräberfunde haben bewiesen, daß diese Schilderungen nicht übertrieben sind.

Der Goldschmuck von Hiddensee, der vielberühmte, ist uralte, nordische Arbeit — und in den Sammlungen des nordischen Museums zu Kopenhagen findet man manches Stück, das sich wie eine Illustration zu alten Liedern anschaut. Der moderne nordische Schmuck hält im wesentlichen an den alten Überlieferungen fest, sowohl in der Technik wie in den Motiven.

Abb. 6. **Modernere Form.**

Abb. 7. **Filigranbrosche mit Behang (alte Arbeit).**

Die uralte Kunst der Filigranarbeit, die im Norden als Hausindustrie schon seit undenklichen Zeiten heimisch war, wird jetzt noch von den Fabriken in Kopenhagen und Christiania geübt. Unsere erste Brosche zeigt sie in ihrer ganzen Vollendung und bringt dabei die Eigenart der nordischen Form voll zum Ausdruck. Der Filigranreifen, an dem als Behang kleine Becken befestigt sind, findet sich schon bei den allerältesten Schmucksachen Norwegens, nur tritt er hier noch größer auf als auf unserer Abbildung, deren Original, modernem Geschmack entsprechend, kleiner und zierlicher gehalten ist. Der Reifen, der die Münzen hält, wird gewöhnlich in Silber gehalten, während der Behang vergoldet und dann wieder mit Silberdraht übersponnen ist. Sehr alte Motive zeigen auch die nächsten beiden Abbildungen. An Abb. 2 ist der Behang fast zu dicht angebracht, während das Muster in Abb. 3 sehr scharf und präzise hervortritt. Modernere Formen tragen die anderen Broschen. Abb. 4 zeigt sehr feine Emaillearbeiten mit Filigranbehang; hier finden wir wieder die charakteristischen länglichen Münzen, die dem alten Muster entnommen sind. Auch an Abb. 5 und 6, von denen Abb. 6 wohl die modernste Form hat, sind sie angebracht.

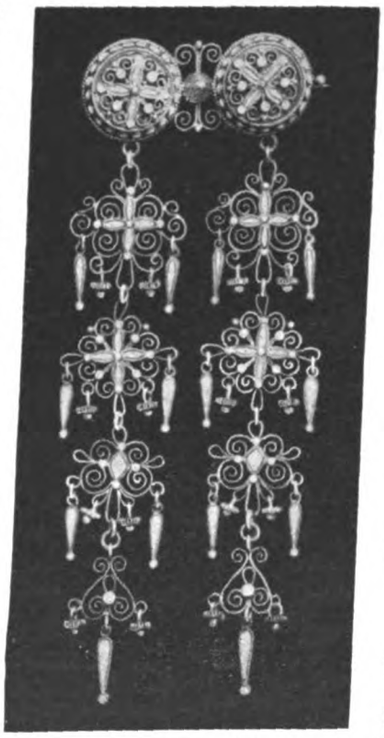


Abb. 9. **Trontheimer Schmuck.**

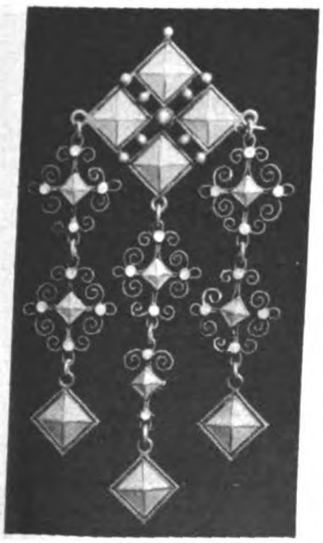


Abb. 10. **Zusammenstellung von dunkelblauer Emaille und Goldfassung.**

Abb. 8 ist ganz moderne Arbeit aus Christiania. Als wahre Wunder moderner Arbeit zeigen sich Abb. 9 und 10. Es sind Motive des 17. und 18. Jahrhunderts, die in diesen Formen nachgeahmt wurden. Das Original von Abb. 9, aus Trontheim, ist eine unendlich feine Zusammensetzung von Emaille und Filigran. Bei Abb. 10 ist die Wirkung der dunkelblauen Emailleplatten und der Goldfassung einfach bezaubernd.

Abb. 8. **Moderne Form.**

Handelt es sich bei diesen Broschen um Juwelierarbeiten, so zeigt dagegen Abb. 11 eine moderne Bijouterie. Diese Brosche, die als „Mitbringsel" ganz besonders beliebt ist, kostet nach unserm Geld etwa zwei Mark, steht aber an Ausführung und Haltbarkeit weit über dem, was sonst oft in derartigen Arbeiten geleistet wird. Über dem Wappen Dänemarks erhebt sich die Krone des Königreichs, der Behang wahrt den alten, nordischen Charakter.

Abb. 11. **Brosche mit dänischem Wappen und der Krone.**

Aber nicht nur Broschen, auch Hutnadeln (Abb. 12), Gürtelspangen und andere Schmuckstücke weiß uns die moderne Fabrikation in nordischem Geschmack zu fertigen. Ungemein reichhaltig in der Wahl der Motive ist der nordische Schmuck. Fast fällt es schwer, unter seiner Fülle eine Auswahl zu treffen, jedes ist schön und eigenartig.

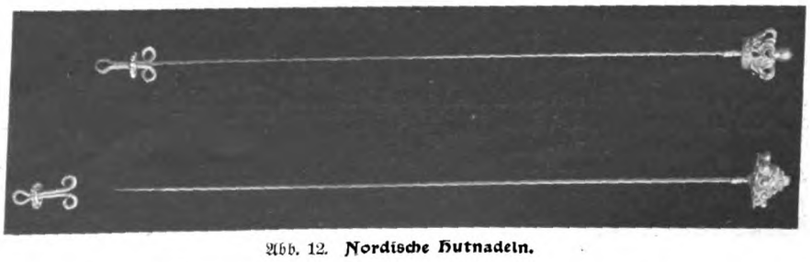


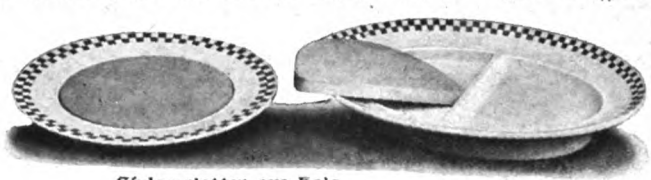
Abb. 12. **Nordische Hutnadeln.**

Aber Nordlandreifen kosten ohnehin schon Geld, und so sagen die bösen Ehemänner dann gewöhnlich sehr energisch: „Komm weiter!" wenn ihre teuren Gattinnen in Christiania oder Kopenhagen wieder und immer wieder an den Fenstern der Goldschmiede stehen bleiben wollen.

Ratgeber für Jedermann.

Hauswirtschaft.

Fürs kalte Abendbrot. So weit auch die von vielen angegriffene, von den meisten hoch belobte Sitte des warmen Abendbrots, das in Süddeutschland selbstverständlich ist, nach dem Norden hinaufrückt, in den Hundstagen mag man im Norden wie im Süden nicht allzuviel von den warmen Schüsseln wissen, und faute de mieux spielt der „kalte Aufschnitt" dann bei der Zusammenstellung des abendlichen Menüs eine große Rolle. Die Industrie ermöglicht es auch durch allerhand zierliche Erfindungen, einem solchem kalten Abendbrot wenigstens jene hübsche Aufmachung zu geben, die bekanntlich auch ein entschieden appetitfördernder und deshalb ohne weiteres zu empfehlender Hausfrauenkniff ist. Die beiden hier gezeigten Kleinigkeiten bilden eine praktische und hübsche Ergänzung der bisherigen Anschaffungen. Daß mit diesem Besteck das widerspenstigste Stückchen ohne weitere Fährlichkeit von der Schüssel auf den eigenen Teller zu praktizieren ist, ist eben so einleuchtend wie der Nutzen der hölzernen Einlegebrettchen: man kann mit ihrer Hilfe die Aufschnittplatte, deren Vertiefung sie ausgleichend füllen, bei Tisch auch als Wurstbrettchen benutzen, so daß ein Klingeln oder Aufstehen oder Warten auf die in der Küche erst neu „aufzuschneidende" Fortsetzung sich erübrigt.



Einlegeplatten aus Holz für Aufschnitteller und -schüsseln.

Für die Reise.

Die Hängematte im Handtäschchen. Die Hängematte am schattigen Rastort zur Verfügung zu haben ist eine Annehmlichkeit, die aber durch die Unbequemlichkeit des Hinschleppens nicht eben leicht erkauft wird. Ja, das Verstauen des meist recht unförmigen Gespinstes im Reisekoffer führt oft schon dazu, die Hängematte kurzerhand zurückzulassen — so schwer man sie freilich dann in der Sommerfrische vermissen mag. Da kommt nun eine Neuigkeit gelegen, deren Vorzüge augenfällig sind. (Bezugsquelle: Bernhard Keilich, Berlin, Gr. Hamburger Straße 27.) Die hier dargestellte Hängematte ist nämlich aus so weichem und elastischem Material hergestellt, daß sie sich in ein handgroßes Täschchen einpressen läßt, das zur Not in jeder Regenmanteltasche noch Unterschlupf findet. Die Täschchen sind in verschiedener Ausführung zu haben. Das hier dargestellte hat steife Kartonierung, andere sind aus weichem Leder oder haltbarem Samt — aber die Liliputeigenschaft ist jeder der Formen eigen. Hoffen wir, daß diese neuen Hängematten auch die zweite gute Eigenschaft besitzen, die ihnen ihre Verfertiger nachrühmen, nämlich die, mindestens ebenso haltbar zu sein wie ihre soviel plumperen Schwestern, die ja oft den Belastungsproben zahlreicher Ferien-sommer erstaunlich gut standhalten.

Unterwegs — mit der verpackten Hängematte.

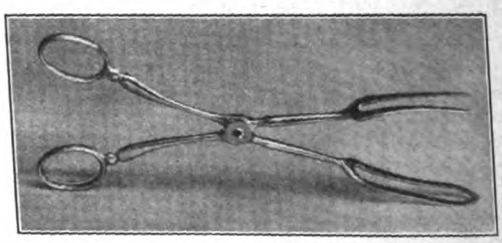
Die Hängematte im Gebrauch.

Frauenarbeit.

Die Ansiedlung deutscher Frauen in unseren Kolonien. Wo immer die Kolonisation eines Landes ins Werk gesetzt wurde, ist Art und Wesen, Charakter und die praktische Bildung der tapferen Frauen, die mit ins neue Leben zogen, schließlich mit bestimmend gewesen für die wirkliche innere Eroberung des Landes. Den deutschen Frauen, die daran denken, in die Kolonien zu gehen, sind Ausbildungsmöglichkeiten in Deutschland bereits geschaffen. Jetzt heißt es, weitere Ziele ins Auge fassen. Mädchenheime und Schulen, so verbunden mit wirtschaftlichen Unternehmungen, daß eines dem andern in die Hände arbeitet, sollen im Lande selbst gegründet werden, und der Deutsch-koloniale Frauenbund, der diese Gründungen unternimmt, erbittet und erwartet Unterstützung seiner Pläne. Zunächst soll in Keetmanshoop eine Anstalt für zwölf Dienstmädchen errichtet werden, die vor ihrer Aussendung (die Reise ist frei) ihre Tüchtigkeit im Kochen, Waschen und Nähen durch eine Prüfung, ihren guten Gesundheitszustand und ihre Führung durch entsprechende Atteste zu beweisen haben. Für später ist die Gründung einer Heimstätte für gebildete Frauen in Windhuk beabsichtigt.

Ratschläge für die Toilette.

Im Koffer faltig gewordene Kleider sind in der Sommerfrische, wo die Plätterin mitunter schwer oder gar nicht zu bekommen ist, eine entschiedene Kalamität. Für Stoffröcke wenigstens — Voile eingeschlossen — gibt es da ein einfaches Hausmittel, das bekannter zu sein verdiente. Man umhänge sie möglichst breit mit feuchten Tüchern und lasse sie so ein bis zwei Tage „aushängen". Die Kellerräume, wenn sie sonst nicht allzu ungeeignet sind, um so als zeitweilige Garderobe zu dienen, befördern die Kur noch besonders!



Kabarettbesteck.

Wieder eine Neuheit in der Schirmmode. Die Schirmfabrikanten scheinen sich für die lange Ruhezeit, die sie sich und unseren Portemonnaies gönnten, gar nicht genug energisch schadlos halten zu können. Der sechzehnteilige „Japonais" — „Türmchen" — „Knicker" — wir sind aus den Aufregungen gar nicht herausgekommen! Und als ob es damit nicht genug wäre, lanciert eine besonders geniale Pariser Firma jetzt eine ganz umstürzlerische neue Dekorationsidee. Innen soll der Schirm geschmückt werden, dekretiert sie, an der Innenseite, die so lange sträflich vernachlässigt wurde, obwohl sie es doch eigentlich ist, die den Hintergrund und Rahmen, Folie und Stimmung für das zu beschirmende Köpfchen bedeutet! Und ganz Paris wundert sich, daß solche Selbstverständlichkeit niemand vorher eingefallen ist! Bei den großen Rennen waren denn auch die ersten dieser innen geschmückten Schirme zu sehen, und es läßt sich nicht leugnen, daß diese duftig verkleideten Schirmstäbe, diese Chiffongarnituren im ganzen Innenraum, diese großen Blumentuffs — streng übereinstimmend mit den Hutblumen — ganz reizend wirken, solange der Schirm nicht geschlossen

wird. Die Formen und Unformen, die er dann gelegentlich annimmt, mögen freilich weniger nach jedermanns Geschmack sein.

Frauenerwerb.

Ein origineller Nebenerwerb. Die Vorliebe für den ausgedehnten Gebrauch von Parfüms ist in der russischen Gesellschaft bekanntlich immer sehr stark — jetzt aber vielleicht noch vermehrt durch das Beispiel der Zarin, die Parfüms, besonders Veilchengeruch, leidenschaftlich liebt und in ungewöhnlichen Mengen verbraucht. Eine der großen Fabriken nun, die unter anderen Aufträge der russischen Kaiserin auszuführen haben, läßt die fertiggestellten Parfüms durch eine bekannte Petersburger Schauspielerin überprüfen, bevor sie ihren vornehmen Käuferinnen vorgelegt werden. Die junge Dame verfügt allerdings über einen besonders feinen Geruchssinn, der hier und auch bei der Herstellung ganz neuer Parfüms, deren endgültige Zusammensetzung erst bestimmt werden soll, der Fabrik von ganz bedeutendem Werte zu sein scheint. Wenigstens spricht die nicht geringe Höhe des von der Firma bezogenen Honorars dafür, das diese junge Schauspielerin so im Nebenamt „erriecht."

Handarbeit.

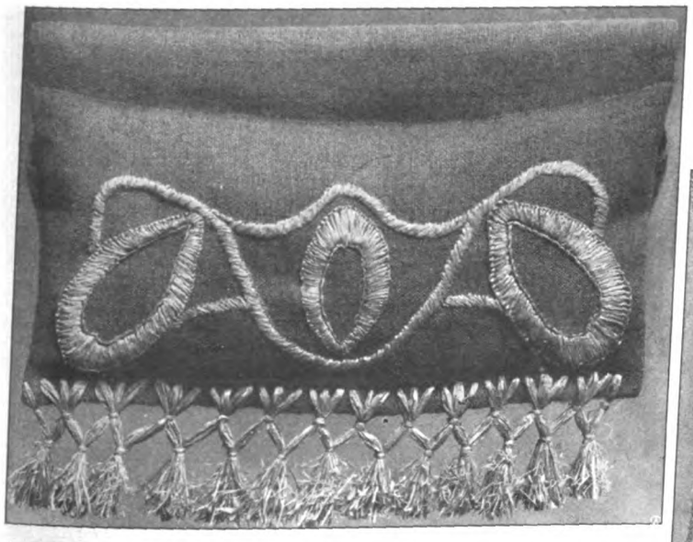
Wandbehang mit Aufnäharbeit. Der für ein Herrenzimmer bestimmte Wandbehang ist in Aufnäharbeit ausgeführt und ganz in Braun gehalten. Mattbrauner „Rupfen" dient als Grundmaterial, der Baum ist aus mittelbraunem Tuch geschnitten und aufgesteppt, Kopf und Brust des Adlers sind ganz hellbraun, dann kommt ein dunkleres Stück Tuch, und Flügel und Rücken sind ganz dunkel. Die Zeichnung wird zunächst mittels Blaupapiers auf den Rupfen und die einzelnen Tuchstücke übertragen. Dann heftet man die ausgeschnittenen Formen auf und steppt sämtliche Ränder mit gleichfarbiger Seide nieder. Das Auge wird mit gelber Seide gestickt, mit schwarzer Mitte, schwarz sind auch die Konturen des Kopfes und der in Plattstich gestickte Schnabel. Die Brustfederchen sind durch leichte helle Stiche aus Glanzgarn markiert, und die Flügel- und Schwanzfedern mit schwarzen, in Flachstich gestickten Flecken sind mit schwarzem Glanzgarn umrandet. Für die Füße ist der gleiche Stoff genommen wie für den Baum, was die Arbeit bedeutend erleichtert; durch die gestickten Querlinien auf ersteren ist die Wirkung doch eine andere. Die Krallen sind schwarz. Der Baumstamm wird durch lange Stiche mit Glanzgarn schattiert, und die Zweige und Nadeln sind braun gestickt. Ringsum ist der Wandbehang zu säumen, an den unteren Rand setzt man eine lange geknotete Franse aus feinem Bindfaden oder ungebleichtem Garn.

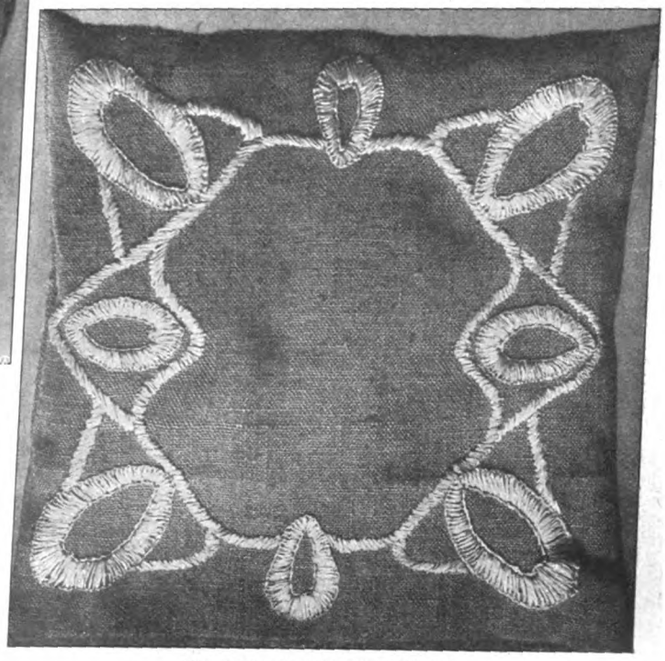
Wandbehang mit Aufnäharbeit.

Zwei Kissen mit Baststickerei. Das Material dieser Kissen bildet ebenfalls kräftiger „Rupfen", und zur Ausführung der Stickerei dient Bast, von dessen vorzüglicher und vielseitiger Verwendbarkeit unsere Leserinnen ja vor nicht allzulanger Zeit durch einen längeren Artikel unterrichtet worden sind. Die Übertragung des einfachen Musters wird sicher leicht gelingen, das „Füllen" der Formen mit Langettenstich und der Verbindungslinien mit Plattstich geht, dank der Ausgiebigkeit des Stickmaterials, sehr rasch vonstatten. Das Rückenkissen bekommt an der Hinterseite ein festes Querband aus Rupfen, damit es leicht über die Stuhllehne gestreift werden kann, und als unteren Abschluß eine geknüpfte Franse aus Bast. — Diese Kissen sind in erster Linie für den Balkon, die Veranda oder Loggia bestimmt und sehen dort, wie alles, was wirklich „an seinem Platze ist", bedeutend besser aus als etwa seidene Niedlichkeiten, die in den Salon oder das Schlafzimmer gehören, oder die auch nicht immer unempfindlichen Kissen aus den tiefen Plauderseſseln des Wohnzimmers. Rupfen und Bast sind eben harte Gesellen: die vertragen schon einen Puff, und sogar einer der plötzlichen Gußregen, zu denen sich der Himmel in diesem Sommer so freigebig öffnet, vermag diesem prächtigen Material kaum ernsthaften Schaden zu tun.

Gesundheitspflege.

Insektenstiche. In der warmen Jahreszeit schwärmen die Insekten in Scharen, und viele von ihnen werden für die Menschen geradezu zu Quälgeistern. Einige von ihnen versetzen uns sogar Stiche, die nicht nur schmerzhaft sind, sondern auch üble Krankheiten einimpfen können. So sind z. B. gewisse Mücken in verschiedenen Gegenden Überträger der Malaria. Von diesen schwereren gesundheitlichen Gefahren soll hier nicht die Rede sein, wir wollen nur die am häufigsten vorkommenden Insektenstiche kurz besprechen und Mittel angeben, die ihre Folgen zu lindern vermögen. Eine schlimme Plage können bei uns die Stechmücken bilden. Wo sie häufig vorkommen, verleiden sie uns den Aufenthalt in Wald und Garten und dringen selbst in Schlafzimmer ein. Nur die Weibchen sind mit einem stechenden Rüssel bewehrt; nur sie





Zwei Kissen mit Baststickerei.

Meissnerfigur: „Pariserin".

verletzen uns und saugen unser Blut. Dabei bringen sie aber noch ein Gift in die kleine Stichwunde, das wohl den Zweck hat, die kleinen Blutgefäße zu erweitern und der Räuberin reichlich Blut zuzuführen. Dieses Gift bleibt in der Wunde und erzeugt hier eine Anschwellung, die mit Zucken und Brennen verbunden ist. In der Regel zieht die Mücke ihren Stachel glatt zurück, wenn sie sich gesättigt hat. Stört man sie aber in dem Sauggeschäft oder schlägt sie auf der Stelle tot, so kann der Stachel abbrechen, er bleibt in der Wunde stecken, und die Entzündung wird dann noch heftiger. Als Linderungsmittel gegen die Folgen des Stiches hat man früher kühlende Umschläge empfohlen und dabei zu Mitteln gegriffen, die nicht einwandsfrei sind, wie feuchte Erde, zerstoßene Blätter, geriebene Kartoffeln und dergleichen. Diese Dinge sind nicht immer rein, mitunter können sie besondere Entzündungs- und Krankheitserreger enthalten und eine bösartige Eiterung hervorrufen. Ein reines Leinwandläppchen, in reines kaltes Wasser getaucht, wirkt viel sicherer und bringt keine Gefahr. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß Stoffe, welche die Säuren binden, wohl geeignet sind, die in der Regel nach dem Stich eintretenden Beschwerden zu lindern oder zu verhüten, wenn sie nur bald nach dem Stich auf die kleine Wunde gebracht werden. Als besonders wirksam hat sich der Salmiakgeist erwiesen, den man in Apotheken und Drogerien erhält; betupft man damit möglichst gleich nach dem Stich die Wunde, so treten Schwellung und Juckreiz nur in geringem Maße ein oder bleiben mitunter ganz aus. Man hat darum Tupffläschchen und Mückengifte eingeführt, die man auf Spaziergängen und dergleichen bei sich tragen kann. Wer einen solchen Behelf nicht bei sich hat, aber selbst raucht oder in Begleitung eines Rauchers sich befindet, kann als Ersatz auch Zigarrenasche verwenden; man streut sie auf die Stichstelle und befeuchtet sie mit etwas Wasser. Die Wirkung ist nicht so sicher wie beim Salmiakgeist, immerhin aber beachtenswert. In der neueren Zeit hat man das Ichthyol, einen zu Heilzwecken vielfach gebrauchten öligen Stoff, gegen Mückenstiche empfohlen. Wer dieses Mittel versuchen will, kauft sich am besten ein zehnprozentiges Ichthyolguttapercha-Mullpflaster, von dem man ein Stück auf die Stichstelle klebt. Im übrigen möchten wir aber noch aufmerksam machen, daß die Beschwerden viel geringer werden oder auch ganz ausbleiben, wenn man das Mückengift aus der Wunde ausdrückt oder auch aussaugt. Das Ausdrücken muß natürlich mit einiger Vorsicht geschehen, damit die Haut nicht zu sehr gereizt wird. Auch muß man sich hüten, dabei Schmutz in die Wunde hineinzubringen. Ausnahmsweise kann der Stachel der Mücke mit Entzündung und Eiterung erregenden Bakterien verunreinigt sein, oder diese Bakterien gelangen auf irgendeine andere Art in die Wunde. Die Schwellung wird dann heftiger, die Entzündung größer, und in einem solchen Falle muß man sich möglichst bald an den Arzt wenden, da solche Stichwunden unter Umständen zur Blutvergiftung führen können und eine schleunige sachverständige Behandlung erfordern. In allen anderen Fällen werden die kleinen Vorsichtsmaßregeln und Hausmittel genügen, die wir hier angegeben haben und in gelegentlichen folgenden „Ratgebernotizen" auch auf die Stiche anderer Insekten auszudehnen beabsichtigen.

Meissnerfigur: „Pariserin".

Aus dem Kunstgewerbe.

Moderne Meißnerfiguren. Diese Nippfiguren gehören zusammen mit der Darstellung einer anmutigen jungen Frau, die wir schon brachten (Jahrg. 1906) zu einer Gruppe, die ihr Aussteller (Hengstmann, Berlin) unter dem Namen „Pariserinnen" zusammenfaßt. Sie zeigen verschiedene Typen von Frauenerscheinungen, wie man sie auf den Straßen aller Großstädte trifft, aber mit jener besonderen Note, die wir uns mit Recht oder Unrecht als „pariserisch" zu bezeichnen gewöhnt haben.

Kleine Geschenke.

Schwedische Täschchen. Täschchen in dieser Form gehörten ursprünglich als Gürteltaschen zu dem farbenprächtigen Kostüm, das die Bäuerinnen in manchen schwedischen Provinzen noch heute tragen. Ihre reizende Buntheit läßt sie aber unseren Kleinen so begehrenswert erscheinen, daß man sie häufig als Kindertäschchen eingerichtet hat. Alle diese Täschchen zeigen Aufnäharbeit aus bunten, leicht bestickten Tuchlappen, Flechtmuster, Fransen aus Tuch und Lederstreifchen (besonders apart zwischen die Fellhaare auf dem obersten Täschchen gesetzt) u. dgl. m. Die originellen Muster sind leicht nachzuarbeiten.

Schwedische Täschchen.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube“, Nr. 26, 1908.

Heitere Einsamkeit —
Quell aller Kraft.

Einsame Traurigkeit —
Baum ohne Saft.

Ilse Franke.

Kurze Trennungen.

Von Adelheid Weber.

„Und wohin reisen Sie diesmal?“ fragte ich meine guten Bekannten, Doktor Vierländers, und erwartete die Antwort ohne sonderliche Spannung; denn mir machte es ja eigentlich keinen großen Unterschied, ob sie nach Misdroy oder Ahlbeck oder Swinemünde gingen, und nach einem Ostseebade gingen Vierländers immer. — Heute aber begegnete meine harmlose Frage einem bedeutenden Stillschweigen; der Herr Doktor sah mit einer etwas verlegenen Miene auf die Frau Doktor, und die Frau Doktor zerdrückte eine Träne in ihrem Auge, indem sie den Herrn Doktor ansah.

„Ja,“ sagte ich, „ich bitte um Entschuldigung; bin ich hier etwa ins Fettnäpfchen getreten? Bewilligt der Herr Gemahl unter dem Vorwande ‚der heutigen schlechten Zeiten‘ diesmal keine Ferienreise, liebste Frau? Ich kenne den Schmerz aus Erfahrung.“

„O, im Gegenteil“, unterbrach mich die Frau Doktor und warf den Kopf ein klein wenig in den Nacken, etwa wie ein temperamentvolles Pferdchen, das sich über die Pflicht des Gehorsams seine eigenen Gedanken macht. „Im Gegenteil, mein Mann will sogar eine Reise nach Tirol spendieren.“

„Na, aber! Da gratuliere ich wirklich.“

„Nicht wahr?“ stimmte der Doktor erleichtert bei, „meine Frau kann sich doch wirklich freuen. Dies herrliche Tirol! Sie kennt's ja noch gar nicht, kennt überhaupt keine ordentlichen Berge, kann sich gar nicht vorstellen, wie's einem zumute ist, wenn man im Schweiße seines Angesichts da raufgekraxelt ist und nun die Welt zu seinen Füßen sieht.“

„Und in Tirol werde ich mir's lebhaft vorstellen können, wie dir zumute ist, wenn du auf die Berge hinaufkraxelst und die Welt dir zu Füßen liegt.“

„Ach was! Du kommst eben mit!“

„Und wer bleibt bei Hänschen?“

„Wir nehmen ja die Marie mit.“

„Jawohl. Und sobald ich den Rücken gedreht habe, bandelt sie mit irgendeinem Tiroler Bua an, und Hans und Kurt haben volle Freiheit zu probieren, wie tief der Gebirgsbach ist, oder wie schnell sich's vom Heuboden abstürzen läßt. Ungerechnet Herta, die mit ihren 13 Jahren noch zu jung ist, um mitzukraxeln, und zu alt, um mit den Hotelgästen allein gelassen zu werden. Glaubst du wirklich, ich könnte da mit ruhigem Blut auf den Bergen herumlaufen? — Habe ich recht oder unrecht, liebe Frau?“

„Sie haben vollkommen recht, Frau Doktor.“

„Natürlich,“ knurrte der Doktor geärgert, „eine Krähe usw. Verzeihen Sie, Gnädigste, aber endlich läuft auch dem geduldigsten Familienvater mal die Galle über. Seit unserer Verheiratung, also seit 14 Jahren, reise ich nun jeden Sommer mit meiner Familie an die See. Elf Monate im Jahre Häuser und Elektrische nebst Autos, einen Monat Wasser, Sand, Kurkapelle. ‚Unentwegt‘ immer das gleiche. Und dabei war ich in meiner Jugend ein geradezu berühmter Bergkraxler. Ich sage nichts gegen die See — sie hat ihre Reize — und Baden und Schwimmen sind große Gesundheitsförderer — aber als ich diesmal beim Umzug plötzlich meinen alten Rucksack entdeckte – das alte Ding hat 13 Jahre verpackt in 'ner Kiste gelegen — aber wahrhaftig, es roch noch nach Alpenkräutern und Schnee und dieser unbeschreiblichen Bergluft, die einem wie Wein ins Blut geht. Hab' ich nun recht oder nicht, auch mal meine Neigung ins Vordertreffen zu stellen — nach 14 Jahren?“

„Sie haben vollkommen recht, Herr Doktor.“

„Na also!“

„Aber! — Sie sagten doch vorhin, ich sei im Recht!“

„Sie sind es auch, Frau Doktor.“

„Und mein Mann —“

„Ist auch im Recht, in seinem, wie Sie in Ihrem.“

„Und daraus folgt, Sie weiser Salomo?“

„Daraus folgt sehr klar, daß Sie, Frau Doktor, mit den Kindern an die See gehen sollten, und Sie, Herr Doktor, allein nach Tirol.“

„Sie sind wirklich ein Salomo. Das wäre eine Lösung!“ rief der Doktor.

„Wie sagen Sie? Wir sollen uns trennen?“ Die Frau Doktor saß steif und starr da. „Ich soll meinen Mann verlassen? Seit vierzehn Jahren habe ich ihn keinen Tag allein gelassen.“

„Darum eben haben sie nach vierzehn Jahren musterhaften Aneinanderklebens wirklich das Recht, sich einmal für kurze Zeit, jeder auf seine eigene Hand, ‚auszuleben‘, wie der moderne Mensch so schön sagt.“

„Ich will aber kein ‚moderner Mensch‘ sein, sondern ganz einfach eine Frau, der sich das Wort in Herz und Gewissen eingegraben hat, das der Prediger am Altar der Braut sagte: ‚Dein Land sei mein Land, wohin du gehst, gehe ich auch; ich bleibe bei dir, bis der Tod uns beide scheidet.‘“

„Aber liebe Frau Doktor, Sie sollen sich ja nicht scheiden, sondern nur trennen — auf drei bis vier Wochen.“

„Entschuldigen Sie, liebste Frau, aber ich habe keinen Sinn für solche Scherze.“

Die kleine Frau war an ihrer empfindlichsten Stelle, im Pathos ihrer legendären Gattentreue, getroffen. Aber ich zog nun auch ein empfindliches Gesicht und hüllte mich in düsteres Schweigen. Da lenkte sie ein.

„Sehen Sie,“ begann sie in fast entschuldigendem Tone, „ich bin aus solch altmodischer Familie. Vater und Mutter reisten immer zusammen, wir Kinder, als wir größer wurden, mit ihnen. Nie hätten wir eins das andere verlassen.“

„Ich als die bei weitem Ältere“, übertrumpfte ich sie, „bin aus einer noch viel altmodischeren Familie. Meine Eltern reisten überhaupt nicht.“

„Mit Ihnen ist heute nicht zu reden.“

„So lassen Sie mich mal allein reden, liebe Frau Doktor. Sehen Sie, Sie können sagen, es gehe mich eigentlich nichts an, ob Ihr Herr Gemahl sich zum fünfzehntenmal im Seebade langweile, während ihn seine neu erwachende Jugend-

liebe an tausend Fäden nach den Bergen zieht, oder ob Sie in Tirol in steten Ängsten um Ihre Kleinen im engen Tal sitzen, während er wie der Uhlandsche Hirtenknabe triumphierend auf dem Berge steht. Und ob in einem wie im andern Falle sich Verstimmung zwischen Ihnen einnistet und Ihnen die schönen Ferien verdirbt. Ja, mich gehe das nichts an, könnten Sie sagen — aber mit Unrecht. Denn Sie haben mich einmal zum Reden und Urteilen aufgefordert, und in solchem Falle fließt meine Suada unerbittlich fort, und ich sage wie Bräsig: ‚Zwischen Mann und Frau soll sich keiner mang stechen; abersten ich will mich mang stechen.‘ Sehen Sie, liebste Frau, als ich noch Mädchen war, da packte mich manchmal ein plötzliches Grauen, wenn ich daran dachte, daß ich auch einmal an einen mir jetzt noch wildfremden Mann für Lebenszeit festgebunden werden würde, nie mehr allein sein, nie mehr Herrin meines Willens, nicht einmal meiner Gedanken sein würde. Die Vorstellung war übertrieben, ich gestehe es, aber es ist auch die vieler Junggesellen und eine der gewichtigsten Ursachen ihrer Heiratsscheu. Nachher kommt dann die Liebe und überzeugt ihr Opfer, daß es nichts Schöneres auf der Welt gebe als dieses völlige Aufgehen im andern —"

„Wenigstens für unmoderne Frauen", schaltete die Frau Doktor ein, die mich doch nicht allein reden lassen konnte. „Denn was die Männer betrifft, so kann ich mich bei dem meinen nicht darüber beklagen, daß er immer bei mir hocke und ich alle seine Gedanken einnehme. Im Gegenteil: tagsüber ist er im Beruf, abends oft genug in seiner Arbeitstube, im Klub — oder todmüde und sprechfaul —"

„Und doch sind Sie beide mit Ihren Interessen, Ihren Meinungen, Ihren Erlebnissen und allen Gedanken, die sich auf das Leben beziehen, ganz gewiß so zusammengewachsen, daß eins nicht mehr unterscheiden kann, was davon ihm selbst, was dem andern gehöre. ‚Wir‘ sagen Sie, nicht mehr ‚ich‘ und ‚er‘."

Das Gesicht der Frau Doktor hatte sich ein wenig aufgehellt.

„Gewiß. Das ist selbstverständlich, und das eigentliche Wesen der Ehe", erwiderte sie.

„Ja. Ihr Glück und ihre Stärke ist es und auch ihre heilige Schönheit, und keine von den Verbindungen, denen heute so töricht das Wort geredet wird, kann die Festigkeit dieses Zusammenwachsens erreichen. Sobald ein Band leicht löslich ist, werden die beiden Teile kein ineinandergewachsenes Ganzes. Sie mögen sich noch so sehr lieben, sie bleiben immer ‚ich‘ und ‚du‘ und werden niemals ‚wir‘."

Die Frau Doktor strahlte. „Sie sprechen ja meine innersten Gedanken aus, Liebste."

„Das freut mich. Aber darf ich Ihnen ein ganz kleines Geschichtchen erzählen?"

„O gern, ich bin begierig!"

„Als wir, mein neugebackener Mann und ich, auf der Hochzeitsreise waren, teilten wir eine Strecke weit das Coupé mit einer feinen, sehr liebenswerten alten Dame. Nun war mir als Mädchen nichts abscheulicher gewesen als die rückhaltlose Art, mit der sich so oft junge Ehepaare vor andern ihren Zärtlichkeiten überlassen. Ich habe mich immer für sie geschämt. Mein Mann war auch feinfühlig, und so setzten wir uns vor, niemand merken zu lassen, daß wir auf der Hochzeitsreise seien. Wir unterhielten uns miteinander von allem möglichen und kamen bald mit unserer Reisegefährtin in ein angeregtes, unpersönliches Gespräch. Ich muß sagen, wir triumphierten heimlich wegen unserer guten Selbsterziehung, der nicht ein verräterisches Wort entschlüpfte. Und was war das Resultat? Als die alte Dame nach einer lebhaft verplauderten Stunde sich von uns verabschiedete, dankte sie uns sehr herzlich für die große Liebenswürdigkeit, mit der wir sie unterhalten hätten, obgleich sie uns doch als eine arge Störenfriedin hätte erscheinen müssen. ‚Ja, wieso denn?‘ erkundigten wir uns betroffen. ‚Gott, wenn man so jung verheiratet ist wie Sie, empfindet man natürlich jeden Dritten als Glücksdieb‘, erwiderte sie.

‚Jung verheiratet?‘ rief mein Mann mit geheuchelter Verwunderung, und ich, ehrlicher: ‚Nun sagen Sie mir aber, gnädige Frau, woraus schließen Sie nur, daß wir auf der Hochzeitsreise sind? Wir haben uns doch benommen wie ganz alte Eheleute!‘

‚Wie ganz alte Eheleute!‘ rief die alte Dame lächelnd. ‚O Gott! Sie haben ja einander noch so viel zu sagen!‘

Ja, Frau Doktor, das war niederschlagend. In jeder Hinsicht. Aber 10 Jahre später, als ich nach einer schweren Krankheit sechs Wochen lang mich in einem Bade hatte erholen müssen — allein, denn mein Mann konnte mich nur hinbringen und abholen — als wir da miteinander allein im Coupé saßen und die Wonnen der Wiedervereinigung koteten, rief plötzlich mitten im lebhaften Plaudern mein Mann lachend.

‚Nein! Wir sind ja wieder auf der Hochzeitreise; wir haben einander wieder ‚so viel zu sagen!‘

Und wir wurden uns dessen bewußt, daß wir uns schon lange miteinander ausgeschwiegen hatten, weil jeder dachte, den andern ganz genau zu kennen, und weil wir auch in der Tat meist vorher wußten, was er sagen werde. Und daß wir nun einander wieder neu waren, interessant und ein klein wenig Scheu erregend, so daß wir uns wieder bemühten, dem andern eine gute Meinung von uns beizubringen, und dabei seinen Reiz empfanden und den unsern für ihn. Und alle diese Flitterwochenstimmungen durchzog doch das tiefe Bewußtsein, ganz miteinander verwachsen zu sein. Das hatte uns erst die Trennung gebracht. Nun empfanden wir es als tiefes Glück neben und unter dem Reiz der neuen leichteren Liebesempfindungen. Und wir hatten uns auch wirklich viel zu erzählen; wir hatten ja zum erstenmal allein etwas erlebt, und je schöner es war oder je wichtiger, um so mehr hatten wir uns danach gesehnt, es dem andern mitzuteilen."

„Ja," unterbrach mich die Frau Doktor, „das ist es aber eben, man erlebt das Schöne allein. Und das ist das Schmerzliche. Das ganze Jahr lang hat man so wenig voneinander gehabt, ist so im Trott des Alltags nebeneinander hergegangen und hat vielleicht" — sie senkte die Augen und sprach leiser — „hat vielleicht beinah verlernt, das Wichtige wichtig und das Alltägliche einfach zu nehmen. Vielleicht hat man sich sogar — ein wenig auseinander gelebt. Nun ist man in anderer Umgebung, allein miteinander, in schöner Natur; da findet man sich wieder zusammen, genießt und lebt miteinander . . ."

„Gewiß ist das die andere Seite der Sache, und Sie hätten so vollkommen recht, wie Sie es jetzt zur Hälfte haben, wenn — man eben den Alltag wirklich von sich ganz abstreifte und allein miteinander das Schöne genösse. Aber da sind doch, wenn die Familie zusammenbleibt, eine ganze Masse kleiner Alltagssorgen und Alltagsärgernisse mitgereist, namentlich für die Hausfrau und Mutter . . ."

„Bitte den Hausherrn und Vater nicht auszuschließen", fiel des Doktors behaglicher Baß ein. „Schon bei der Abreise, bei jedem Ausflug die verzweifelte Energie, mit der man die Häupter seiner Lieben zur rechten Zeit zusammenzutreiben und sie nachher unter einen Hut zu bringen hat . . ."

„Sag lieber die Ungeduld, die mit der Hetzpeitsche hinter ihnen steht", unterbrach die Frau Doktor.

„Ja," sagte ich vollkommen ernst, „die Eigenheiten eines jeden von uns sind für die andern eine rechte Geduldprobe. Die erträgt man auch leichter, wenn man eine Zeitlang ihren Genuß entbehrt hat. Und wenn man im Alleinsein gemerkt hat, daß sie so gar nicht ins Gewicht fallen gegen den ganzen Wert und die liebenswerten Seiten des Geliebten, die man jetzt um so deutlicher fühlt, je schmerzlicher man sie entbehrt, je mehr man gewahrt, daß man nicht mehr ohne ihn leben könnte und möchte. Die Sehnsucht nacheinander wird zuletzt weit größer als der Genuß an der Freiheit."

Der Doktor lachte. „Ich glaube, Sie verordnen mir eine Einzelreise nach Tirol als Medizin und Erziehungsmittel für ungeduldige Ehemänner und freuen sich in Ihrem strengen

Gouvernantengemüt schon innig darauf, mich vor Sehnsucht und Reue abgezehrt und bleich wiederzusehen!"

„Die Abzehrung wäre nicht vom Übel, Herr Doktor, aber bleich wird man in Tirol nicht, sondern rotbraun wie ein Indianer. Übrigens, was hindert Sie denn, wenn die Sehnsucht zu schmerzlich an Ihnen nagt, die Flügel der Eisenbahn zu nehmen und nach der See zum Ziel Ihrer Sehnsucht zu fliegen?"

„Na, das versteht sich von selbst, daß ich nicht die ganzen sechs Wochen von meiner Kläre und dem Kroppzeug getrennt bliebe! Allein reisen ließe ich Kläre doch keinesfalls mit den Kindern; ich würde sie doch hinbringen und abholen!"

„Danke ergebenst für's Hinbringen", rief Frau Kläre und lachte zum erstenmal am heutigen Tag ihrem Doktor zu. „Die Reise unter deiner Zuchtrute ist nicht gerade ‚stimmungsvoll'. ‚Kläre, um Gottes willen, wir versäumen den Zug', geht's vor neun an, wenn wir um zwölf reisen, und drinnen im Coupé sollen die Kinder stillsitzen wie die Götzenbilder, und gegen kindliche Wünsche gibt's Galgen und Rad. Nein, nein, du reisest den Tag vor uns nach Tirol, und unsere Reise ‚ohne Gatten und Vater' ist das einzige, worauf ich mich diesmal freue — bis du dann zu uns nach Misdroy kommst — auf ein paar Tage hoffentlich."

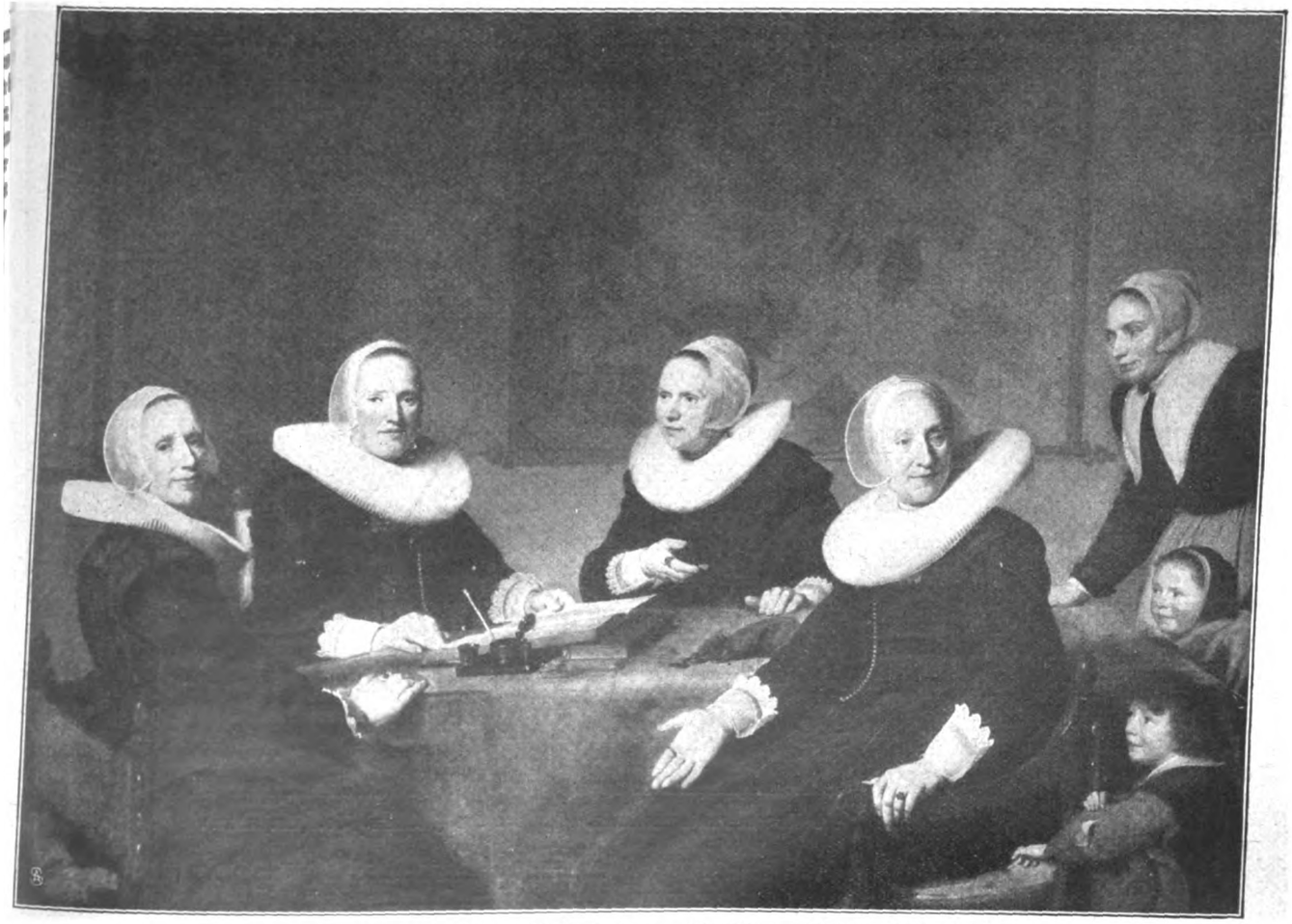
„Auf vierzehn mindestens, du goldene Kläre!"

Regentinnen.

Von Jarno Jessen.

In den holländischen Gemäldegalerien in Amsterdam und Haarlem und auch anderwärts hängt eine Anzahl besonders charakteristischer weiblicher Gruppenbildnisse. Man nennt sie Regentinnenstücke — Vorsteherinnenporträte würden wir sagen — und sie stellen von der Hand der trefflichsten Meister des siebzehnten Jahrhunderts Frauen bei gemeinnütziger Arbeit dar. Wir leben der Überzeugung, daß die Frauen von heute ein anderes Geschlecht sind als die Frauen von gestern. Wir sprechen von Fortschritten, von ungeahnten Errungenschaften, wenn weibliche Hilfskräfte jetzt selbst im Gemeindedienst nutzbar gemacht werden. Aber wie weit hatten es doch schon diese tüchtigen Frauen der guten, alten Zeit gebracht! Unsere Altmeister-Dokumente müssen uns vor Selbstüberhebung schützen.

Als in der historischen Abteilung der Pariser Internationalen Kunstausstellung des Jahres 1900 aus den Tagen des Direktoriums der französischen Revolution das vielköpfige Gemälde eines eleganten Frauenkongresses auftauchte, interessierte dieser Beitrag besonders als Beleg für frühe Regungen der Frauenfrage. Aber trotz kluger Gesichter und ernster Haltung mancher Teilnehmerinnen wirkte das Ganze mehr wie eine gesellige Zusammenkunft, wie eine fesselnde Kostümschaustellung. Der Ernst einer bedeutsamen Frauenarbeit trat nicht in die Erscheinung. Aus den Regentinnenbildern spricht ein anderes Wesen. Aber das Empfindungsleben der Frauen jener bedeutsamen Kulturzeit muß doch von dem unsern verschieden gewesen sein. Wir lieben es heute, Werke der Liebestätigkeit in äußerster Stille zu üben. Wir spotten der gütigen Seelen, die es erträglich finden, „wohltätig zu sein und sich zugleich ergötzen".



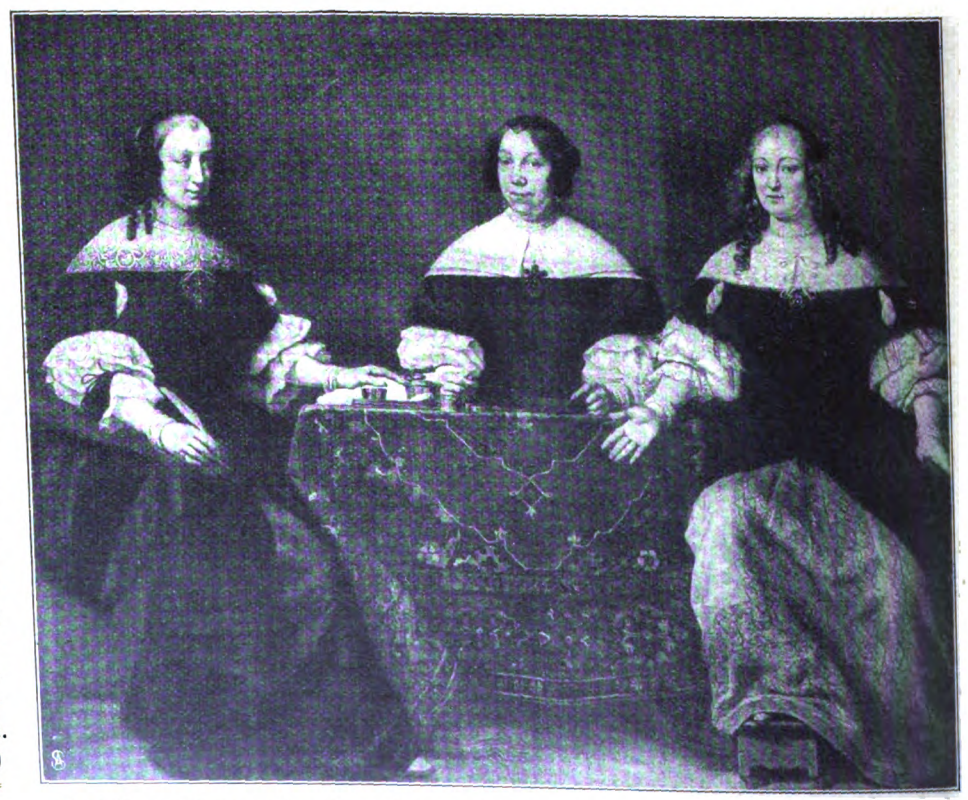
Regentinnen des Heiligen-Geist-Hauses. Gemälde von Verspronck (Haarlem).

Wie würde die öffentliche Meinung Kritik üben, wenn unsere wohltätigen Damen es sich in den Sinn kommen ließen, Porträtmaler zu ihren Vorstandsversammlungen zu berufen und sich dann in Amt und Würden ihrer sozialen Pflichtleistungen zur Schau zu stellen. Angesichts unserer Regentinnenbilder aber bleibt jede kleinliche Deutung fern. Wir genießen sie, abgesehen von ihrem Kunstwert, als selbstverständliche Äußerungen eines andersgearteten Zeitgeistes. Wir fühlen, diese sachlich denkenden, tüchtigen Damen der altholländischen Gesellschaft ließen sich durch den Pinsel des Malers so festhalten, weil es eben einer bürgerlichen Gepflogenheit der damaligen Tage entsprach. Sie haben auch — bis auf die drei Modelle des Ferdinand Bol — sogar keinen Verschönerungsversuch mit sich gemacht, sind so absolut nicht auf Toilette für Porträtsitzungen hergerichtet! Und selbst bei den drei Mefrouws dieses späten Rembrandt Nachfolgers im Amsterdamer Rijksmuseum käme es erst sehr darauf an, zu wissen, ob ihr Maler nicht vielleicht diesen gefallsüchtigen Zug in sich trug. Ob er die zierlich gelockten Coiffüren, die Juwelen, die Püffchen, den ganzen spanischen Pomp nicht aus persönlichem Bedürfnis brauchte. Denn jedes Bildnis, wird mit Recht gesagt, gibt mit der Biographie des Dargestellten zugleich die Autobiographie des Malers.

Die Regentinnen des Spinnhauses in Amsterdam. Gemälde von Santvoort.

Freunde sozialer Frauenarbeit werden unsere Kunstwerke mit besonderer Genugtuung betrachten. Es ist wirklich alles schon einmal dagewesen. Unsere neuerrungenen Frauenämter im städtischen Verwaltungsdienste haben die wackeren Bürgerinnen der Niederlande schon wie erbzugehörige Besitzrechte ausgeübt. Wir sehen sie voll sachlicher Ruhe, mit Wohlwollen und Strenge, je nach eigener Gemütsanlage, ihrer verantwortlichen Tätigkeit im Vorstande der Kranken- und Armenhäuser, in der Waisenpflege, der Altersversorgung obliegen. Die Tradition meldet nichts von ihren Ellen Keys und Florence Nightingales, aber solche Erscheinungen würden uns unter ihnen nicht überraschen. Wenn wir sie in der selbstverständlichen Ausübung ihrer Amtspflichten sehen, war eben in Altholland die Frau durchaus nicht nur die reizende Zierde des Lebens, die Nora im Puppenheim. Solche Gruppenbilder der Frauen mußten gemalt werden, weil die Männer, die Schützen und Regenten des Landes, sich in gleicher Weise porträtieren ließen. Handfest und zuverlässig stand die Frau als Mitarbeiterin neben den handfesten und zuverlässigen Männern. Wie die englische Puritanerin auf amerikanischem Boden war sie die Miterbauerin eines freiheitlichen, lebensvollen Volkstums.

In einem achtzigjährigen heißen Ringen hatten die Niederländer die Gewaltherrschaft der Spanier abgeschüttelt. Der fortschrittliche Geist protestantischer Überzeugungen triumphierte über finstere Inquisitionsmächte, solider Bürgersinn über höfische Verschwendungssucht. Das Befreiungswerk, das mit dem westfälischen Friedensschluß des Dreißigjährigen Krieges seine Vollendung fand, war um so erstaunlicher, als es von einem nüchternen, durchaus prosaisch fühlenden Volksstamm geleistet wurde. „Dieses friedfertigste Volk unseres Weltteils", sagt Schiller, „war weniger als alle seine Nachbarn jenes Heldengeistes fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höheren Schwung gibt. Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eigenen Kraft



Drei Regentinnen eines Leprakrankenhauses. Gemälde von Ferdinand Bol (Amsterdam).

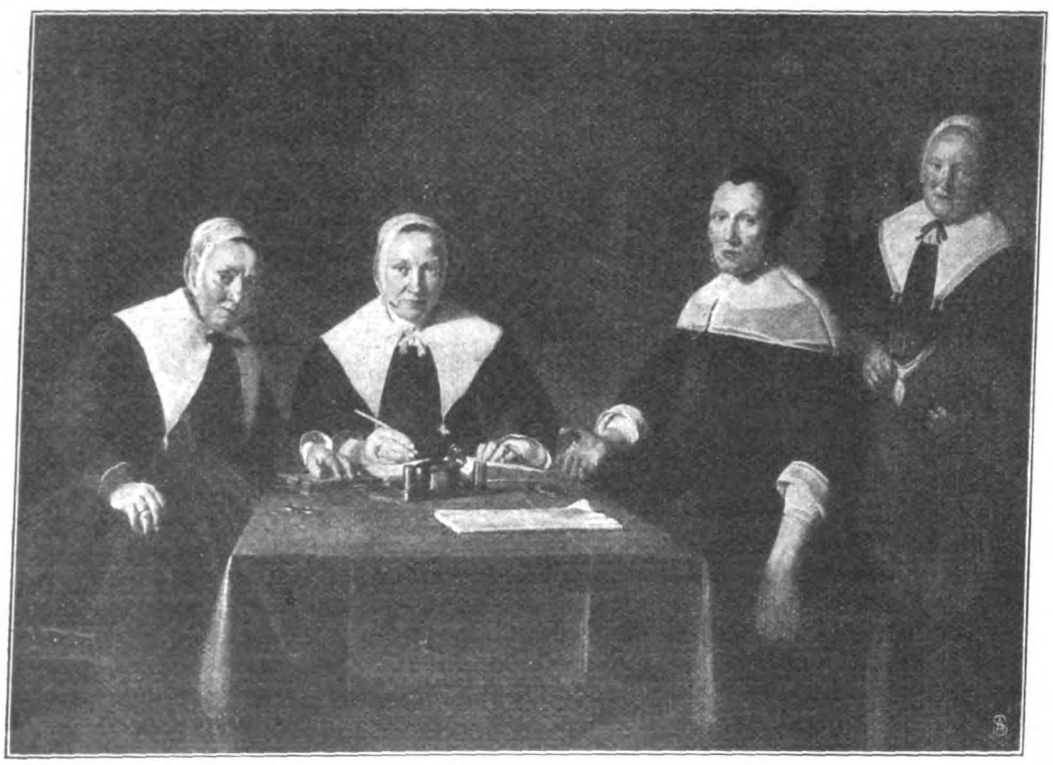
und nötigte ihm eine vorübergehende Größe auf. Es ist also gerade der Mangel heroischer Größe, was diese Begebenheit eigentümlich und unterrichtend macht." Aber trotz dieses Mangels heroischer Größe haben die nützlichen Eigenschaften des gesunden Menschenverstandes,' zäher Energie und Überzeugungstreue die Holländer zu nationaler Größe geführt. Seit

Wer in Altholland am besten zahlen konnte, hatte ein Anrecht auf besonders ausführliche Porträtschilderung und bevorzugten Platz im Gruppenbild. Es ist wahrscheinlich, daß diese Geldfrage nicht Sache der Körperschaften, deren Vertreter oder Vertreterinnen Modell saßen, sondern meist nur eine Privatangelegenheit der betreffenden Sitzer war. Daher wirkt das drollige Billett eines entrüsteten Schützen sehr glaubhaft, der seinem Doelenstück-Maler schrieb: „Meinen Sie, daß ich, Johann Claasz Loo, der für den Platz Nummer 4 in der ersten Reihe zahlte, meine schöne orange Schärpe kaufte, damit Sie sie wegen Johann Schatters Wams neben mir in Rot umfärbten. Der hatte doch nur für Platz Nummer 5 in der hinteren Reihe bezahlt."

Wir finden, wenn wir Holland durchreisen, keinen Arc de Triomphe, keine Siegesallee, aber die Malkunst hat in ihren Gruppenbildnissen Ehrendenkmäler für die hervorragenden Bürger und Bürgerinnen errichtet. Der Zug zum Menschlichen gibt der holländischen Kunst ihr besonderes Gepräge. Während der gleichzeitig blühenden flämischen Malerei unter dem herrschenden Einfluß der Spanier berauschender Weihrauch und gesellschaftliche Üppigkeit Bedürfnis schien, entsprachen die

Regentinnen des Hospizes für arme Kinder.
Gemälde von Jan de Bray, (Haarlem).

Jahrhunderten hatten sie sie in vortrefflicher Verwaltung, in blühendem Ackerbau und Handel geschult und erprobt. Und die Einmütigkeit der Bürger, der Männer und Frauen, hatte ihren Staat gefestet und ihm geholfen, die Freiheit zu erringen. Aus den Porträten jener Tage spricht dieses Wesen mit aller Klarheit, die Werke der Hals, der Rembrandt und ihrer Schulfolger sind die sichersten Erklärer des bodenwüchsigen Volkstums. Wohl finden wir auf ihnen zuweilen die verführerischen Reize der durch spanische Luxusneigungen gehöhten Geschmackskultur, aber solcher Prunk bleibt immer nur die Zutat. Der Kern dieser Menschen ist das Kräftige und Schlichte, das Hausbackene und Verstandesmäßige. Würdevoll wollten sie im Bild erscheinen, natürlich und wahr, ohne jede Pose und Künstelei. Es lag ihnen daran, den Charakter des gediegenen Bürgertums zu spiegeln, als zuverlässige Mithelfer am staatsbürgerlichen Werk wollten die Männer und Frauen der Nachwelt überliefert sein. Unseren Regentinnen wird trotz ihrer Amtswürde nichts von ihrem Hausfrauentum geraubt. Wir können sie uns als vortreffliche Gattinnen und Mütter vorstellen.



Regentinnen eines Leprosenhauses. Von Jan de Bray.

Künstler des Nordens mehr Wirklichkeitsforderungen. Schnell wurden italienisierende Einflüsse überwunden, alles in vermenschlichende Formen gebracht. Das dekorative Element blieb fort, ein rein germanischer, bürgerlich demokratischer Charakter trat in die Erscheinung. Man mied Monumentales, ehrte das Vaterland durch Darstellungen der besten Menschen, Sittenschilderungen eines kräftigen Volkslebens und liebevolle Wiedergabe

der herrlichen Heimatnatur. Rubens verkörpert den Zeitgeist der südlichen Niederlande, Franz Hals und Rembrandt den des Nordens. Unsere Regentinnenbilder sind charakteristische Dokumente dieser nordniederländischen Kunstrenaissance. Sie wollen die hervorragendsten Mitarbeiterinnen am staatlichen Werk festhalten, die Frauen mit starker Geduld, selbstloser Hingabe und zuverlässiger Arbeitskraft. Immer wieder sehen wir die ehrenwerten Mefrouws steif bei ihren Sitzungen am Vorstandstische Handarbeiten ihrer Schutzbefohlenen prüfen, Stoffe abmessen, mit Kassabüchern und aufgeschichteten Geldrollen abrechnen. Meist tragen sie die kleinen, weißen Flügelhäubchen oder eine Art schwarzer Stuartkäppchen, die allen Haarwuchs sorgfältig bergen. Immer sind sie würdevoll schwarz gekleidet, mächtige Tellerkrausen oder breitumgelegte Schulterkragen und Manschetten zeigen ihren Stolz auf vorzügliche Wäsche. Feine Spitzen und Halsketten in sparsamer Verwendung sind zuweilen beliebt, auch macht sich dann und wann irgendeine besonders schöne Tischdecke bemerkbar. Und trotz aller Schlichtheit liegt immer ein Hauch der Vornehmheit über den Gestalten.

Regentinnen eines Altmännerhauses. Gemälde von Franz Hals.

Jede Eigenart des Wesens, nachdenkliche Klugheit, Starrköpfigkeit, Milde und Phlegma sind treffend hervorgekehrt. Sie werden durch das feine holländische Kunstmittel der Lichtführung betont, und über aller Verschiedenheit liegt die Einheit der Volksnatur. Meister wie Bol, Santvoort und Verspronck zeigen eine gewisse akademische Vortragsweise. Ihnen verwandt, aber kräftiger gibt sich de Bray. In diesen Porträtisten scheint die italienisierende Richtung des sechzehnten Jahrhunderts nachzuklingen. Bei dem Gruppenbild der fünf Vorsteherinnen des Altmännerhauses aber, die Meister Franz Hals mit all der Unerbittlichkeit des Charakterdeuters vor uns in Haarlem hingesetzt hat, stehen wir einer ganz eigenen Kunstleistung gegenüber, einer Ausdrucksform, die selbstherrlich persönliche Mittel wählte. Alles ist mit ungewöhnlicher Breite, flüchtig, impressionistisch, ganz vereinfacht und doch unfehlbar sicher behandelt. Wir haben das Gefühl, daß die alten Leutchen, die vor diesen ehrenhaften, energischen Pflegemüttern zu erscheinen hatten, ein wenig Herzklopfen gespürt haben müssen. Und dieses Bild gerade spricht mit besonderer Pathetik zu uns, wenn wir wissen, daß es das letzte Werk eines Achtzigjährigen darstellt. Man gab es ihm zu malen, weil man ihm Brot geben wollte. Angesichts dieser grauen Töne überkommt uns die ganze Tragik seines Künstlerloses. Der unvergleichliche Maler der Lustigkeit, der lachende Kavalier endete mit einer vierteljährlichen Staatsarmen-Pension von fünfzig Florins. Ein wenig zögert in seinen Regentinnen etwas von dem unverwüstlichen Humor des großen Menschenmalers — aber es ist ein sprödes Kichern, weil die Welt in Düster gehüllt scheint. Zu dem goldigen Abendrot, das sein — wie er vielgeprüfter — Zeitgenosse Rembrandt noch in letzten Schöpfungen ausstrahlen ließ, hat Franz Hals sich nicht mehr aufschwingen können.

Das Recht der Eltern.

Von L. Amrhein.

Es ist eine bekannte Tatsache, die allen denen, die das Recht des Kindes so heftig proklamieren, zu denken geben sollte, daß sehr streng erzogene Kinder gewöhnlich gar zu schwache Eltern werden, während umgekehrt besonders verwöhnte Kinder später strenge Erzieher ihrer eigenen Sprößlinge sind. Das muß doch ein Ergebnis der Empfindung sein, daß die eigene Erziehung nicht richtig gewesen ist. Der gar zu streng erzogene Mensch möchte die eigenen Kinder vor den kindlichen Leiden bewahren, die er selbst erduldete, und das verzogene Muttersöhnchen hat einsehen gelernt, daß diese Art der Erziehung nicht richtig gewesen ist, und bemüht sich, es bei den eigenen Kindern besser zu machen. Das sollte uns ein Fingerzeig sein, auf dem richtigen Mittelweg zu bleiben.

Die Verfechter des Rechtes der Kinder gehen von der Grundannahme aus, daß die seitherige Kindererziehung insofern unrichtig gewesen sei, als die Eltern zu wenig an das Kind als solches dachten, daß sie seinen Charakteranlagen und Neigungen zu wenig Raum ließen, daß sie das Kind in jene Schablone pressen wollen, die ihnen als die einzig richtige erscheint, ohne die Individualität des Kindes zu berücksichtigen.

Die Individualität des Kindes! Es gibt gar kein mißbrauchteres Schlagwort! Vielleicht ist ihm nur eins noch über: das vom Recht des Auslebens der Frau. Betrachten wir einmal diese sogenannte Individualität und die Wirkungen, die die heute übliche Berücksichtigung dieser Individualität hervorbringt. Zunächst hören wir alle, daß die heutige junge Generation, unsere Kinder also, angeblich mit einer größeren körperlichen und geistigen Empfindlichkeit oder Empfindsamkeit bereits geboren werden. Mit der Betonung dieser größeren Empfindsamkeit beginnt bereits der Mißbrauch. Das normal gesunde, normal veranlagte Kind, von dem hier zunächst die Rede ist, hat durchaus die gleichen geistigen und körperlichen Eigenschaften als das Kind von vor hundert oder von vor zweihundert Jahren, und wenn vielleicht die modernen Lebensbedingungen

es mit sich bringen, daß unser Neugeborenes von zarterer Körperbeschaffenheit ist als die Kinder früherer Generationen, so gleicht sich das wieder aus durch die bedeutend verbesserten Lebensbedingungen, in die das Kind der Mittelklassen infolge unserer vorgeschrittenen modernen Hygiene hineingeboren wird. Das erstreckt sich bis in die untersten Schichten der Bevölkerung, mit Ausnahme jenes großstädtischen Proletariats, das für sich allein betrachtet werden muß und leider von vornherein unter ganz andern Existenzbedingungen steht. Allerdings wirkt bei den allermeisten Kindern die moderne Lebensführung bereits vom ersten Lebensjahr ab sehr ungünstig ein, und so ist ein Teil unserer Großstadtkinder etwa vom dritten Jahr an wirklich empfindsamer als das Normalkind. Dieser Teil unserer Kinder kann ebenfalls hier nicht in Betracht kommen, weil er eben auch unter besonderen Existenzbedingungen steht.

Nehmen wir das schulpflichtige Kind der Mittelklassen, das leidlich gesund ist und in normalen Verhältnissen lebt. Das Recht dieses Kindes auf die weitestgehende Beachtung seiner Individualität ist das A und O der modernen Forderungen. Die vielen Fehlschläge in der modernen Erziehung, unter anderm auch die grauenhafte Häufung der Kinderselbstmorde, werden der Außerachtlassung dieses Rechts in die Schuhe geschoben. Und darüber hat man ganz vergessen, daß uns das Kind als ein Rohmaterial in die Hand gegeben wird, das geformt werden muß durch die Hand des Erziehenden, daß alle Erziehung schließlich Gewöhnung ist, und daß Gewöhnung wiederum nur durch Selbstverleugnung erreicht werden kann. Wir sind aber schon beinah so weit, daß jede Erziehung zur Selbstverleugnung als eine Unterdrückung der Individualität betrachtet wird. Die Erziehung der vorigen Generation war summarisch, die vorbildlichsten Eltern der alten Schule bemühten sich, dem Kinde für das Leben eine Unterlage zu schaffen, auf der dann das Leben selbst weiterbauen sollte. Diese Grundlage hieß Wahrhaftigkeit und Pflichtgefühl. Mit eiserner Strenge sorgten unsere Eltern, wenn sie wahrhafte Erzieher waren, dafür, daß ihre Kinder diese beiden Grundpfeiler alles Menschentums möglichst tief in ihr Herz einsenkten. Die Naturanlage des Kindes kam dabei nicht in Betracht oder vielmehr, wenn eine unglückliche Anlage dem Einsenken dieses Fundaments widerstrebte, so schonten die Eltern ihre Kinder nicht, und mit den fühlbarsten Mitteln wurden ihnen Wahrheitsliebe und Pflichtgefühl, die sich auch in unbedingtem Gehorsam gegen die Eltern äußern mußten, anerzogen. Vor diesen Mitteln schrecken die modernen Eltern zurück, und das Wort, „wer seinen Sohn liebhat, der züchtigt ihn", heißt, in modernen Sinn umgeprägt, „wer seinen Sohn liebhat, der züchtigt ihn nicht". Den Begriff der Wahrhaftigkeit läßt man gelten, aber der einfache klare Begriff des Pflichtgefühls wird heute so umgedeutet, daß er kaum mehr zu erkennen ist. Der unbedingte Gehorsam der Kinder gegen die Eltern wird als sklavisch gegeißelt, und die Eltern, die ihn erzwingen, werden als Barbaren und Tyrannen verschrien, die das Feinste und Tiefste im Kinde töten. Der Erzieher hat heute mit Ängstlichkeit darauf zu achten, daß das „Recht des Kindes" nicht verletzt, sein Empfinden immer und zu jeder Zeit geschont werde, und daß jede Äußerung dieses Empfindens als ein beachtenswerter Fingerzeig betrachtet werden müsse, nach dem man sich bei der Erziehung zu richten habe. Man gestattet dem Kind, über seine Eltern, seine Lehrer zu urteilen, indem man diese Freiheit des Urteils ebenfalls als einen berechtigten Ausdruck seines Empfindens ansieht. Und neben dieser gar zu hohen Einschätzung der geistigen Persönlichkeit legt man viel zu wenig Wert auf die Unterdrückung der stark ausgeprägten kindlichen Selbstsucht, die sich später zu jener Rücksichtslosigkeit entwickelt, die gerade das charakteristische Resultat unserer modernen Erziehung geworden ist. So kennt unsere heranwachsende jüngere Generation nur Rechte und sehr wenig Pflichten mehr.

Und das Recht der Eltern? Haben die Eltern wirklich gar nichts zu fordern vom Kinde, oder sind ihre Forderungen ungerecht, egoistisch? Gibt es auch kein Recht der Eltern auf das erwachsene Kind mehr? Kein Recht auf Gehorsam, kindliche Ergebenheit, Dankbarkeit? Sind wirklich jene Eltern die besten, die echten, die pflichtbewußtesten, welche die „Eigenart" des Kindes mehr berücksichtigen, mehr schonen, mehr sich auswachsen lassen, als es ihren eigenen Ansichten entspricht? Wohin kommen wir mit solcher Art der Erziehung?

Wie oft hören wir in unserer Zeit von Vätern und Müttern, daß ihre Kinder unendlich schwierig zu erziehen sind, weil sie besonders fein fühlen, besonders heftig und stark empfinden, besondere komplizierte Naturen haben. In früheren Zeiten war es das Recht der Eltern, derartige zu heftige und starke Empfindungen auf das richtige Maß zurückzuführen, und zwar, wenn es nicht anders möglich war, mit eiserner Strenge. Heute ist es das Recht des Kindes, sich so zu entwickeln, wie es veranlagt ist. Früher war es das Recht der Eltern, im Kindergarten auszujäten, was ihnen als verderbliches Unkraut erschien, und zu pflanzen, was notwendig und nützlich war. Heute sollen alle Schößlinge wild wachsen dürfen. Von einem Recht auf Dank und Lohn wird nichts mehr geredet. Was die Eltern tun, ist selbstverständlich, was das Kind gibt, freie Gabe, ein Geschenk, keine Pflicht.

Sind wir auf dem richtigen Wege? Fragen wir uns doch einmal ganz ehrlich. War unsere Erziehung wirklich so barbarisch, waren unsere Eltern so schlechte Pädagogen, so vollkommene Egoisten, verstanden sie so gar nichts von Kindernatur und Kinderrecht? Haben wir so grausam gelitten unter den Fehlern unserer Eltern? Wenn man eins der modernen Bücher über Kindererziehung liest, müßte man es wirklich glauben. Daß wir, die wir jetzt im Leben stehen, noch so leidlich geraten sind, sind danach mehr Zufalls- als Erziehungsfolgen.

Die Verfechter des Kinderrechtes sagen uns immer wieder, daß die Zeiten sich geändert haben, daß die neue Zeit neue Menschen brauche. Zugegeben — die Zeiten haben sich geändert, aber braucht denn die neue Zeit nicht Menschen von noch stärkerem Pflichtgefühl als die alte, von fester gestählter Energie, von stärkerer Willenskraft? Und sollte es nicht vielmehr das Recht des Kindes sein, von uns zu verlangen, daß wir ihm das alles anerziehen, solange es noch möglich ist?

Werden die Kinder, auf deren vermeintliche Rechte wir so viel Rücksicht genommen haben, nicht später einmal wider uns aufstehen und uns anklagen, daß wir unser Recht auf sie nicht geltend gemacht haben, daß wir ihnen Rechte eingeräumt haben, deren Tragweite sie nicht kannten. Hat denn der werdende Mensch, sogar der jugendliche Mensch von fünfzehn, von sechzehn Jahren schon ein Urteil darüber, was ihm für das Leben notwendig und nützlich sein wird? Handelt er nicht vielmehr seinen Instinkten nach, verlangt heftig das nur Angenehme, Bequeme und geht dem Unbequemen, dem Unangenehmen aus dem Wege? Dem heranwachsenden Menschen, zumal wenn ihm kein starkes Pflichtgefühl eingepflanzt wurde, keine starke Fähigkeit, sich selbst zu überwinden, ist ihm nicht alles, was diese Überwindung und dieses Pflichtgefühl von ihm fordert, unangenehm und lästig?

Blättern wir solch ein dickleibiges Buch über das Kind und seine Erziehung durch, der langen Rede kurzer Sinn wird immer der gleiche sein, immer die Forderung möglichster Freiheit für das Kind. Das kommt nachdenklichen Menschen gerade so vor, als ob man dem Kinde Schere und Messer in die Hand gäbe und ihm sagte: schneide und stich, zerschneide und zerstich nach Belieben.

Findet sich denn gar niemand, der ein Buch schreibt über das Recht der Eltern, der dieses Recht so lange verteidigt, als es noch Zeit ist? Vielleicht ist es aber gar nicht einmal nötig, dieses Buch zu schreiben, vielleicht vollzieht sich die notwendige Reaktion von selbst, wenn einmal die Früchte der Saat gereift sind, die im Jahrhundert des Kindes gesät und in immerwährenden Kämpfen für das Recht des Kindes gepflegt wurde. Warten wir es einmal ab!

Sommertoilette aus Libertyseide, Faltenmantel für kleine Mädchen. (Abb. 246 u. 247.) Unser elegantes Kleid besteht aus weiß und grün gemustertem Liberty, dem schmale Bordüren in zweierlei Grün eine lebhafte Note verleihen; zu dem weiteren Aufputz war großgemusterte, in Rosa und Grün spielende Chinéseide verwendet. Die blusige, oben durch eine breite Spitzenpasse vervollständigte Taille zeigt vorn wie im Rücken die gleiche Anordnung, der sich an die Passe anschließende, aus weißem gefalteten Chiffon bestehende Teil wird wie die aus Chinéseide gebildeten Epaulettenteile durch die Bordüre umrandet. Das viereckige, glatte vorn und rückwärts das Ganze abschließende Blatt hängt frei herab und wird ebenfalls durch die Bordüre abgeschlossen. Der halblange Ärmel zeigt die weich herabfallende Puffe, die unten in ein Bündchen tritt. Zu dem faltig die Taille umschließenden Gürtel ergab einfarbige grüne Libertyseide das Material, der Rock ist schleppend geschnitten und zu beiden Seiten durch je eine schmale eingesetzte Bahn aus Chinéseide ausgestat-

Abb. 246 u. 247. Sommertoilette aus Libertyseide, Faltenmantel für kleine Mädchen.
Abb. 248. Eleganter Sommerumhang.

tet, die Bordüren begrenzen. Vorn zeigt der Rock die charakteristischen leichten Querfältchen, während er in der hinteren Mitte in zwei Quetschfalten geordnet ist. Sein Schnitt ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 40, 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 2 Meter, für den Rock 3,50 bis 4 Meter. — Zur Herstellung des eleganten Kindermantels diente weißer weicher Alpaka, während die Ausstattung in einer farbig gestickten Seidenborte bestand. Der lose Mantel ist vorn wie im Rücken in Plisseefalten arrangiert, die, ziemlich bis zur Taillenlinie niedergesteppt, von dort als Bügelfalten herabfallen. Der etwas blusige Ärmel ist zur Hälfte dem Vorderteil, zur Hälfte dem Rücken angeschnitten und unten in ein Bündchen gefaßt. Der Halsabschluß ist in Geishaform gehalten, die hier durch die gestickte Borte bekleidet wird, der Vorderschluß befindet sich unter verdeckter Leiste. Der Schnitt ist in 30, 32, 34 und 36 Zentimetern halber Oberweite für 75 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 2,70 Meter.

Eleganter Sommerumhang. (Abb. 248.) Unser eleganter Sommerumhang aus kreidefarbenem Tuch ist vorn mit spitzem Ausschnitt gearbeitet; die losen Vorderteile stoßen nur in Brusthöhe aneinander, wo sie mit Passementerie zusammengehalten werden. Der nahtlose Rückenteil fällt sackartig herab und wird unter dem Arm mit dem Vorderteil durch Posamenten mit Quastenabschluß zusammengefaßt. Eine kreidefarbene Seidenblende zieht sich um das tiefausgeschnittene Armloch wie um sämtliche Außenränder, sie verdeckt zugleich den Ansatz des lose herabfallenden Ärmelteiles, der ebenso wie die Halspartie und die Vorderteile durch einen grauweißen inkrustierten Spitzengalon bereichert ist. Der Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,40 Zentimetern Breite 1,50 Meter.

Abb. 250. Sommerumhang für ältere Damen.

Leinenkostüm mit Geishajäckchen. (Abbildung 249.) Zur Herstellung unseres kleidsamen Modells diente gelbliches Leinen mit grünen Kanten, die beim Jackett den Außenrändern aufgesteppt waren. Das zierliche Jäckchen wird offen getragen und ist im Rücken dreiviertelanliegend, der kurze Schoß zeigt tiefe Schlitze und tritt vorn durch die starke Abrundung weit auseinander. Das Jäckchen hat den sehr modernen halblangen glockigen Ärmel, der halb dem Vorderteil, halb dem Rücken angeschnitten ist und gleichfalls Kantenbesatz aufweist. Der Rock ist ohne Schleppe geschnitten und nur durch die Bordüren ausgestattet. Er besteht aus geraden Bahnen, die in dichte, schmale Quetschfalten geordnet werden, die, bis etwa in Kniehöhe niedergesteppt, von dort frei ausfallen. Sein Schnitt ist in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der des Jäckchens in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,25 Meter, für den Rock 5 bis 5,50 Meter.

Sommerumhang für ältere Damen. (Abb. 250.) Zu unserm sehr fein wirkenden Umhang war schwarzer Taft verwendet, während die Ausstattung in reicher schwarzer Schnurstickerei bestand. Die Pelerine ist vorn wie im Rücken in Falten gelegt, die bis in Brusthöhe niedergesteppt sind. Der glockige Halbärmel erweitert sich stark nach unten zu und ist halb dem Vorderteil, halb dem Rücken angeschnitten. Der Halsabschluß ist in Geishaform gehalten und reich mit Schnurstickerei verziert, die sich auch auf der Patte fortsetzt, die über die Schulter auf den Ärmel übergreift. Der Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 Meter.

Zwei Untertaillen. (Abb. 251 u. 252.) Zur Herstellung dieser Untertaillen diente weicher weißer Seidenbatist, der in keiner Weise aufträgt, besonders leicht ist und für heiße Tage ein geradezu unschätzbares Material ergibt. Beide Untertaillen sind durch ihre Form sowie Ausstattung für durchsichtige Blusen geeignet, können aber natürlich auch unter derberem Stoff getragen werden. Wer Wert auf eine besonders schlanke Taille legt, dem dürfte mit Abb. 251 gedient sein, deren vorn in einer Spitze aufsteigender Miedergürtel die Taille fest umschließt. Die Vorderteile treten hier in Reihfältchen in den Gürtel und sind mit tiefem,

Abb. 249. Leinenkostüm mit Geishajäckchen.

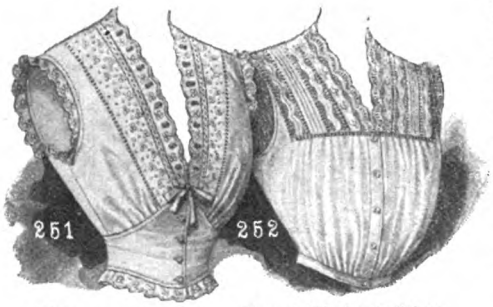


Abb. 251 u. 252. Zwei Untertaillen.

spitzem Ausschnitt gearbeitet, den feine Stickerei abschließt. Feine Stickerei, durch Valenciennebesatz und Banddurchzug unterbrochen, verziert außerdem die Vorderteile, während das Armloch nur durch Stickerei umrandet wird. Der Schnitt ist in 40, 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 0,75 bis 1,15 Meter. — Einen gleichfalls spitzen, nur weniger tiefen Ausschnitt zeigt die zweite Untertaille Abb. 252, deren Garnitur feine Schweizerstickerei und schmalste Stüschen ergeben. Die Vorderteile setzen sich hier in feinen Reihfältchen der Passe an und treten gleichfalls gereiht in den als unteren Abschluß dienenden Gürtel. Die nur bis an die Achselnaht reichende Passe besteht aus Stickerei und Säumchen und verläuft unten gerade, den Schluß der Untertaille bewirken Knöpfe und Knopflöcher. Ihr Schnitt ist in 40, 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 1,10 Meter.

Zwei Überblusen. (Abb. 253 u. 254.) Durch die ebenso hübsche wie praktische Mode der Über- und Unterblusen ist es der Frau in die Hand gegeben, dem Anzug ein nach Belieben verändertes Aussehen zu verleihen. Wenn man die Überblusen für sich bestehend fertigt, so kann man sie nicht nur mit beliebigen Blusen tragen, sondern sie auch gegebenenfalls weglassen, wenn sie sich als zu warm erweisen. Zwei dieser extra zu tragenden Überblusen stellen unsere Abb. 253 und 254 dar. Selbstverständlich ist jede aus dem Stoff des Rockes gefertigt, zu dem sie bestimmt ist; so besteht Abb. 253 aus olivgrünem Tuch, zu dem gleichfarbige Soutachierung die Garnitur ergab, Abb. 254 dagegen aus hellgrauem Taft, den dunklere Platt- und Stilstichstickerei schmückt. Die Tuchüberbluse ist, wie ersichtlich, mehrfach geschlitzt und im Rücken auf die gleiche Weise angeordnet. Sie bringt die Unterbluse insofern gut zur Geltung, als sie diese auch oberhalb des Gürtels sichtbar werden läßt. Einfacher durch ihre Form, aber desto reicher durch die Stickerei wirkt die Taftüberbluse, die wie ein breiter Latzteil vorn wie im Rücken in Reihfältchen in den gleichfarbigen Gürtel tritt. Leicht die Schulter verbreiternd, ist sie mit bogigem Ausschnitt gearbeitet, dessen Kontur die Stickerei betont. Zu dieser Überbluse ist der Schnitt in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 35 Pfennig und für die geschlitzte Tuchüberbluse in den gleichen Größen für 40 Pfennig vorrätig.

Zwei Mädchenkleider. (Abb. 255 u. 256.) Über die Schultern greifende Garniturteile verleihen bekanntlich jedem Kleid etwas Jugendliches, weshalb man diese Arrangements mit Vorliebe zu Kinderkleidern verwendet. So erscheinen auch unsere beiden niedlichen Modelle auf diese Art ausgestattet, die sich auf das Mannigfalteste variieren läßt. Das weiße Batistkleidchen Abbildung 255 wirkt durch den reichen Valenciennesschmuck besonders duftig und läßt sich mit Hilfe des vorrätigen Schnittes auch von den Müttern ohne viel Mühe nacharbeiten. Die stark verlängerte Taille schließt im Rücken und wird durch eine sich nach den Schultern verbreiternde Volantgarnitur ausgestattet, die, mit Einsatz, Spitze und Stüschen verziert, unter dem trägerartigen Teil hervorfällt, der gleichfalls über die Achseln greift. Die vordere Mitte bekleidet ein sich bis zum Gürtel ziehender Latzteil aus Stüschen und Einsätzen, das kurze Puffärmelchen schließt mit Bündchen ab. Das kurze Röckchen setzt sich in Reihfalten der Taille an und wird oben durch den Gürtel begrenzt. Seine Garnitur besteht in Stüschengruppen und Einsätzen. Der zur Anfertigung dieses zierlichen Kleidchens erforderliche Schnitt ist in 28, 30, 32, 34 und 36 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 3 bis 3,25 Meter. — Nicht minder niedlich wirkt das zweite, aus grau- und rotkariertem Voile gefertigte Mädchenkleidchen Abb. 256, das durch rote Paspel seine lebhafte Note erhält. Das gleichfalls mit verlängerter Taille gearbeitete Modell zeigt die Bluse an jeder Seite durch zwei tiefe gelegte Falten und ein japanisches Ärmelchen ausgestattet, aus dessen tiefer Öffnung der halblange Puffärmel hervorfällt. Die Rückenmitte bleibt glatt, die vordere Mitte zeigt dagegen einen oben zackigen Latzteil, der durch einen durchsichtigen Spitzenkoller vervollständigt wird. Die Mode dieser kleinen Passen hat ja aus dem Gebiet der Mode der Erwachsenen längst auch auf das Gebiet der Kindermode hinübergegriffen. Unter dem die Taille umschließenden Gürtel fällt das kurze, flotte Röckchen hervor, das, in Plissees gelegt, angeordnet wird, aber sonst ohne jede Garnitur bleibt, was besonders einfach und jugendlich wirkt. Zu diesem kindlichen Anzug ist der Schnitt in 30, 32, 34, 36 und 38 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,75 bis 4,50 Meter

Abb. 253 u. 254. Zwei Überblusen.

Abb. 255 u. 256. Zwei Mädchenkleider.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 246 bis 256 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr 37 bis 41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Feine warme Zwischengerichte.

Von M. Bauer.

Mit Vorliebe werden als warme Zwischengerichte (die bei größeren Essen nach der Suppe gegeben werden) kleine Pastetchen gewählt, die man auch beim Konditor bestellen kann und dann nach Belieben füllt. Als Fülle eignet sich jedes feine Salpikon, Fischragout, Geflügel- oder Wildhaschee usw. Die Butterteigpastetchen sind am besten, wenn sie gleich nach dem Backen serviert werden, doch kann man sie, ungefüllt natürlich, mehrere Wochen aufbewahren, um sie bei Gebrauch zu füllen und dann in die heiße Röhre zu schieben. In ländlichen Haushaltungen ist dies bei unverhofftem Besuch oft eine recht angenehme Aushilfe, denn eine Fülle ist rasch gemacht; man kann auch zur Abwechslung mit einer guten Creme füllen und die Pastetchen zum Nachtisch servieren.

Gewöhnliche Butterteigpastetchen: Aus dreimal geschlagenem Butterteig rollt man eine Platte, sticht mit einem Ausstecher runde Plättchen aus, aus denen man mit einem kleineren Ausstecher nochmals Plättchen sticht, so daß man also Ringlein erhält. Den andern Teig rollt man nochmals aus, sticht Plättchen aus, die genau dem Innenkreis der Ringe entsprechen (talergroß ungefähr), legt sie auf ein genäßtes Blech, bestreicht sie mit verklopftem Ei, legt sehr genau je ein Ringlein auf ein Plättchen, bestreicht auch dieses mit Ei und bäckt sie in guter Hitze. Die Pastetchen müssen in 5 bis 7 Minuten mindestens dreifingerhoch sein, oben rotgelb, im übrigen blaßgelb sein, so sind sie gut geraten. Ein paar Minuten läßt man sie abkühlen, drückt dann in der Mitte mit dem Daumen leicht nieder, damit man größeren Raum zum Füllen bekommt, besorgt dieses und gibt sie dann auf.

Eine andere einfache Art ist folgende: Butterteig wie oben ausgerollt, talergroße Plättchen ausgestochen, die eine Hälfte auf das genäßte Blech gegeben, mit Ei überstrichen, ein haselnußgroßes Stück Farce in die Mitte gelegt, immer ein Plättchen wieder darübergelegt, leicht am Rand angedrückt, nochmals mit Ei bestrichen, gebacken wie die ersten und baldigst serviert.

Zu anderen Pastetchen wiederum hat man die bekannten kleinen Förmchen, die man mit mürbem Teig ausfüttert, einfüllt, ein Teigdeckelchen aufsetzt und dann bäckt, so z. B. Schinkenpastetchen: Man legt die ausgeschmierten Förmchen mit gutem Mürbeteig aus, sodann schneidet man ein halbes Pfund Schinken. Ein halber Liter saurer Rahm wird mit sechs Eidottern, Salz, ein wenig Muskat verrührt und durch ein Haarsieb gestrichen. Man vermengt dies mit dem Schinken, füllt die Förmchen, aber nicht ganz voll, bestreicht den Rand mit Ei, setzt das Teigdeckelchen auf, überstreicht es nochmals mit Ei und bäckt es langsam in mäßig heißem Ofen.

Eine gute Fülle (statt des Schinkens) kann man auch aus beliebigen Bratenresten machen, indem man diese fein schneidet, mit gehackter Petersilie und Schalotten, dicker brauner Sauce, Sardellenbutter, Salz und etwas Muskat vermengt und erkaltet in die Förmchen füllt. Man kann zu diesen kleinen Gerichten überhaupt vorteilhaft tadellose Reste verwenden, so z. B. zu den beliebten Croquetten. Man kann übriggebliebenes Wild, Geflügel, Rinds-, Hammel- und Kalbsbraten gebrauchen. Man löst das Fleisch aus den Knochen und schneidet es fein. In Butter dämpft man zwei Kochlöffel Mehl mit gehackter Petersilie und Zwiebel, kocht es mit Fleischbrühe dickfließend, legiert mit Eigelb, säuert mit Zitronensaft und Salz, gibt das Fleisch hinein, streicht dies sehr dicke Haschee auf einen flachen Deckel gut fingerdick, läßt es erkalten, teilt die Masse in hübsche, gleichmäßige Stückchen, dreht sie in Brösel, rollt sie leicht auf dem Tisch mit der flachen Hand, taucht sie in verklopfte Eier und nochmals in Brösel, bäckt sie lichtbraun aus heißem Schmalz. Sie werden auf gebrochener Serviette, mit frischem Petersiliengrün garniert, aufgetragen. Sie sollen gleich serviert werden.

Croquetten von Reis: Ungefähr ein halbes Pfund Reis wird rein gewaschen, mit einer Zwiebel mit eingesteckter Nelke, mit guter Fleischbrühe und Salz auf kleinem Feuer weich und kurz eingekocht, dann mit dicker, weißer Sauce, etwas Parmesankäse und Muskat verrührt. Die Masse teilt man in gleiche Teile, drückt jeden auseinander, gibt einen kleinen Löffel beliebigen Salpikons hinein, deckt den Reis wieder darüber, daß das Ragout gut eingemacht ist, formt die Croquetten, garniert sie, bäckt sie aus Schmalz und richtet sie gehäuft an. Salpikons, Ragouts usw. müssen aber immer in kaltem Zustand eingefüllt werden.

Kleine ausgebackene Brotkrusten (Croutons) mit verschiedenstem Belag sind auch ein öfter gegebenes warmes Gericht. Z. B. Brotkrusten mit Sardellen: Frische, abgeriebene Mundbrote werden in Scheiben geschnitten und auf einer Seite in Butter gelb gebacken. Auf die harte Seite streicht man Sardellenbutter, legt dann Sardellenfilets und in gleicher Form geschnittene, schöne, rote, geräucherte Ochsenzunge darauf, die ganzen Scheibchen bedeckend, dann wieder Sardellenbutter, darüber etwas Parmesankäse, und so dreimal auf jedem Scheibchen wiederholt. Jedes wird dann noch mit Butter beträufelt, mit Parmesankäse überstreut und einige Minuten im heißen Ofen gebacken. — Eine andere Art Scheiben wird rund ausgestochen, gebacken, ringsum wird ein Kranz aufgesetzt, z. B. aus kurz eingedünstetem, mit Eigelb legiertem Reis, in die Mitte ein gutes Haschee gefüllt (kalt), mit Reis bedeckt, mit Butter beträufelt und Parmesankäse bestreut, einige Minuten im Ofen gebacken und dann mit einer glühenden Schaufel glaciert und über einer Serviette erhaben angerichtet.

Eier in verschiedensten Zubereitungen spielen hier auch eine bedeutende Rolle. Sie erscheinen auf mancherlei Art gefüllt, mit Bechamel, mit Käse, mit Schinken, mit Fischen, als Rühreier und verlorene Eier. Sehr pikant sind auch gefüllte Champignons, die ausgehöhlt weich gedünstet werden; die Fülle besteht aus einer Hühnerfarce, die mit den gehackten Abfällen der Champignons, mit feinen Kräutern und Gewürz, Bechamel und rohen Eidottern vermischt wurde.

Eine der größten Delikatessen sind gefüllte Trüffeln, doch können nur ganz ausgewählte große Exemplare verwendet werden. Außer den Schnecken und Austern kommen dann die zahlreichen feinen Zwischengerichte in Betracht, die in Papierkästchen, länglich, rund oder oval, auf der Tafel erscheinen, so getrüffelte Gänseleber, geräucherter Rheinlachs mit Trüffeln, Forellenschnitten, Heringe mit Kartoffeln, Kalbsbriese usw. Beliebt sind auch die verschiedenen feinen Ragouts und kleinen Farcespeisen und zum Schluß nicht zu vergessen die delikaten Würstchen. So werden serviert Würstchen aus Geflügel und Wildgeflügel, die Hirn-, Ragout- und Krebswürstchen und — besonders beliebt bei größeren Jagdessen — die Wildschweinblutwürste.

Stickereien auf Tüll- und Filetstoff für elegante Unterröcke.

Von Dorothea Hochstadt.

Welche wichtige Rolle die tadellose, gut sitzende Untergarderobe bei der Toilette spielt, wissen Frauen von Geschmack sehr genau. Jetzt mehr als sonst, wo man die Faltenröcke und auch die einfachen Bahnenröcke der Trotteurkleider ganz leicht und ungefüttert arbeitet, ist der voll und geschmackvoll garnierte Unterrock eine Notwendigkeit; und noch mehr fast ist er das bei den schleppenden Glockenröcken. Hier, wo der Rock meistens gerafft in der Hand getragen werden muß, ist ein in Farbe genau passender Unterrock zu wählen, zu dem auch angewendete Spitzen, Filetstoff, Tüll usw. am besten passend einzufärben sind. Sonst ist auch Kontrastwirkung zu empfehlen. Zu einem dunkelblauen Kleide sieht ein mattgrüner, zu einem beigefarbenen ein hellila Unterrock gut aus usw. Jedenfalls sollte man bei Instandsetzung der Unterröcke auf die vorhandenen und anzuschaffenden Kleider stets Rücksicht nehmen, lieber auf allzu lebhafte Farbenstellung verzichten, als sich durch Farben, die einander befeinden, die Wirkung des Anzuges verderben. Auch stimme man Farbe des Schnürleibchens, der Strümpfe, Durchzugbändchen der Wäsche usw. zum Unterrock. Es ist nicht schwer, hierin Harmonie zu erlangen, es gehört nur Überlegung vor der Anschaffung der Gegenstände dazu. — Am schönsten ist ja natürlich der reinseidene Jupon, aber dieser Luxus ist nicht jeder Frau erreichbar. Seide ist nicht nur teuer, sie ist auch nicht sehr haltbar. Da ist die Gloriaseide zu empfehlen, die meist in zarten Farben changierend gewebt wird, sich also leicht dem Farbenton der Kleider anpaßt, die auch haltbar und nicht allzu teuer ist. Auch Alpaka ist sehr praktisch. Zur Garnierung aller dieser Stoffe eignet sich ausgezeichnet das Material, aus dem die Borten hergestellt sind, die wir hier abbilden. Ihnen ist Festigkeit, Widerstandskraft und doch Luftigkeit und Eleganz eigen. Auch sind diese Bordüren leicht und schnell auszuführen. Für das mit Abb. 2 dargestellte Muster war weißer Tüll und altrosa Seidenstoff genommen worden. Die sich ineinanderlegenden und sich schlingenden Bandformen waren mit weißer Seide mit der Maschine aufgekurbelt. Ebensogut kann man als Berandung auch weißseidenes Soutacheschnürchen wählen. Die Arbeit wird in folgender Art hergestellt: Man schneidet von Tüll und Seidenstoff Streifen, zeichnet auf den letzteren das Muster und heftet den Seidenstoff, zuerst den Längsseiten entlang, auf den Tüll. Dann sind noch in Raumabständen von etwa zehn Zentimetern Heftstiche durch die

Abb. 1. **Zwei elegante Unterröcke mit Tüll- und Filetborten.**

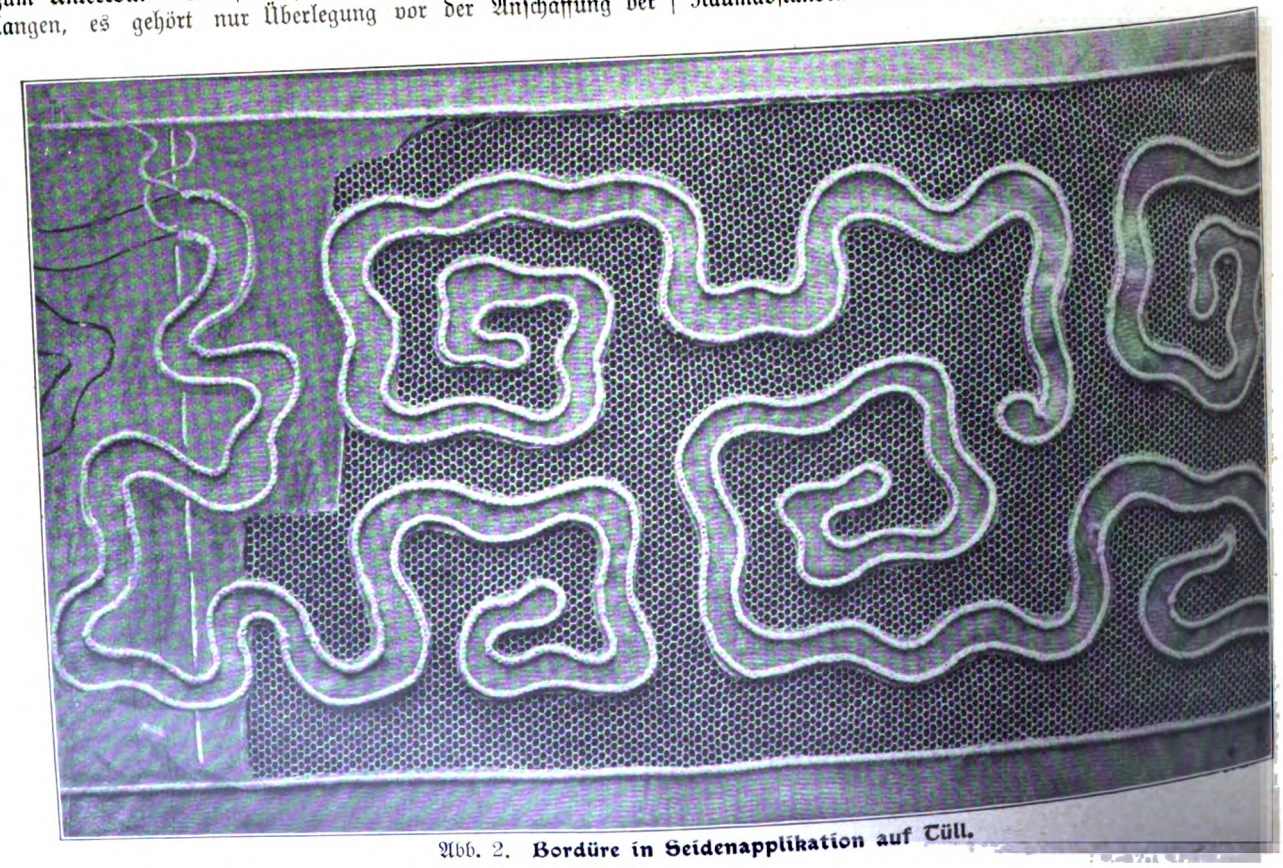


Abb. 2. **Bordüre in Seidenapplikation auf Tüll.**

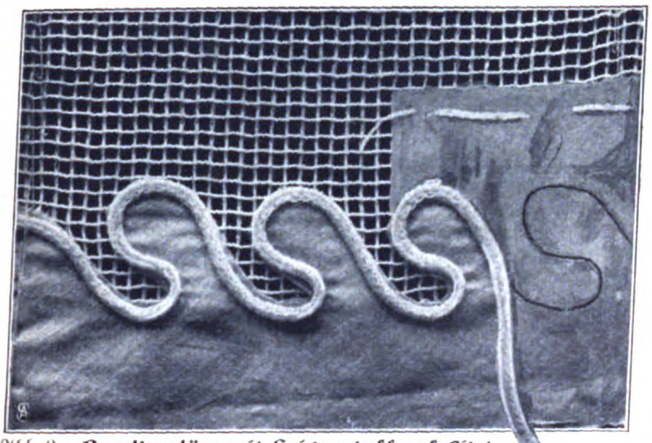


Abb. 3. **Randbordüre mit Seidenstoff auf Filet.**

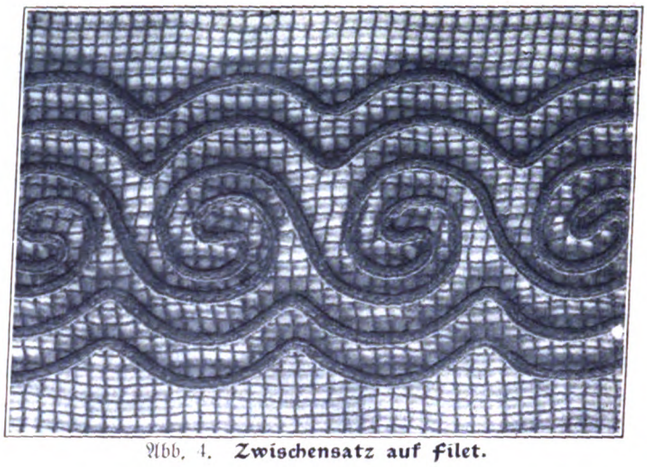


Abb. 4. **Zwischensatz auf Filet.**

Bortenbreite zu führen, wie aus Abb. 2 zu ersehen ist. Ohne diese Heftstiche würden sich die Stoffe verschieben und würde die Arbeit erschwert werden. Auf den gezeichneten Linien wird nun die Verzierung (hier die Kurbelei), die zugleich die Applikationen mit dem Tüllgrund verbindet, gearbeitet. Man kann auch ein Soutachebändchen mit der Hand durch dichte Vorstiche oder auch durch übergreifende Langettenstiche festnähen. Nach Vollendung dieser Arbeit zieht man die Heftfäden heraus und schneidet den Stoff außerhalb der Formen fort, so daß der Tüllgrund zum Vorschein kommt. In ähnlicher Art wird das schmale, mit Abb. 3 gegebene Randmuster ausgeführt, das sich für einen Volant besonders eignet. Hier ist Filet als Grundstoff genommen, hellblauer Seidenstoff gab den Rand, auf den, wie aus der Abb. 3 ersichtlich, die Musterlinie mit Soutache benäht wird. Da hier der Filetstoff als ganzer Fond stehenbleibt, braucht man für den Rand natürlich nur einen schmalen Seidenstoffstreifen. Wie der überstehende Stoff fortzuschneiden ist, zeigt die Abb. 3 deutlich. Ein einfaches Muster, das ohne Zuhilfenahme von Stoff gearbeitet ist, gibt Abb. 4. Dunkelblauer Filet diente als Grundstoff, Soutache in gleicher Farbe für das Ornament. Für dieses ist die Zeichnung für die ganze Streifenlänge auf Pauspapier zu übertragen, dann hat man dieses unter den Filetstoff zu heften und das Soutachebörtchen durch Filetstoff und Papier mit dichten Stichen festzunähen. Man arbeitet dieses am besten mit der Maschine. Nach vollendeter Arbeit ist das Papier herauszuzupfen. Diese Ausführung ist mit der Abb. 6 deutlich gezeigt. Sehr elegant wirken auch Einzelfiguren, die wiederholt in Volants eingearbeitet werden können. Eine solche Figur zeigt die Abb. 5, wir entnahmen sie einem hellblauseidenen Jupon. Als Grundstoff diente, wie ersichtlich, weißer Filet, zum Ausnähen weißseidenes Soutachebändchen. Die Arbeit wird genau so ausgeführt wie das Modell zu Abb. 2. Die Bordüre, Abb. 7, war für einen Unterrock aus hellila Mohär gearbeitet; weißer Baumwollsoutache bildete auf weiß punktiertem Tüllgrunde das Muster. Die Ausführung ist die gleiche wie bei Abb. 4. Abb. 8 zeigt das Muster in der Arbeit. Wie einzelne dieser Borten und Figuren angewendet werden, veranschaulicht Abb. 1.

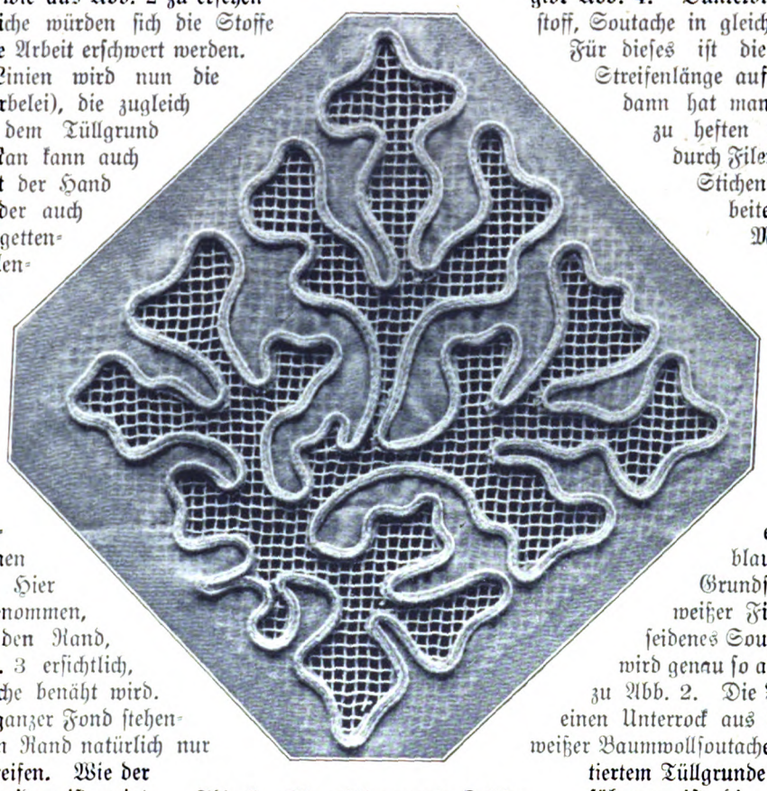


Abb. 5. **Einzelfigur mit Seidenapplikation auf Filet.**

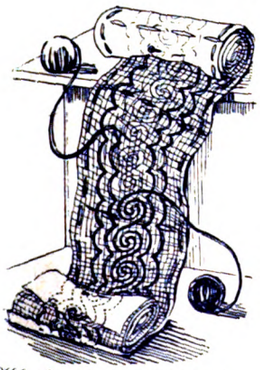


Abb. 6. **Der Zwischensatz Abb. 4 in der Arbeit.**

Abb. 7. **Zwischensatz auf gemustertem Tüll.**

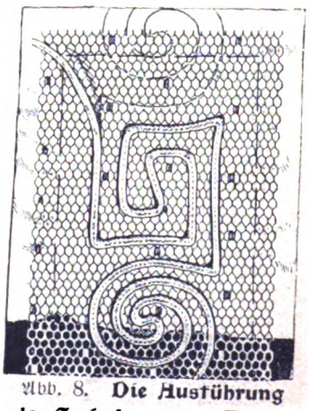


Abb. 8. **Die Ausführung des Zwischensatzes Abb. 7.**

Ratgeber für jedermann

Für die Reise.

Neue Ledertäschchen. Die andauernde Taschenlosigkeit unserer Kleider bedeutet leider so etwas wie den ruhenden Pol in der Flucht der Modeerscheinungen. Die Moden lösen einander ab — die Taschenlosigkeit bleibt. Also — müssen wir notgedrungen weiter auf die Unentbehrlichkeit des Ledertäschchens und der verschiedenen kleinen Necessaires schwören, die eine gefällige Industrie uns in alljährlich vollkommenerer Einrichtung anbietet. Hier ein paar hübsche Modelle (von Hulbe, Berlin, Leipziger Straße). — Die beiden Ledertäschchen auf dem linksstehenden Bilde besitzen den hier unzweifelhaften Vorzug ungewöhnlicher Flachheit, sie können dadurch besonders leicht in der Plaidhülle oder Handtasche noch Platz finden. Die vier Seitenteile werden über der Grundplatte einfach zusammengeklappt. Originell sind die beiden kleinen Toilettegerätchen auf dem Mittelbilde. Das Spiegelchen mit der mattgoldenen emailgeschmückten Rückwand gibt ein stark verkleinertes und dadurch ganzes und besonders scharfes Bild, so daß es trotz seiner Winzigkeit einen viel unbequemer zu transportierenden großen Spiegel ersetzt; in dem Ledertäschchen, dem es entnommen ist, befand sich auch neben den anderen ebenso ausgestatteten Döschen und kleinen Instrumenten das originelle Puderbeutelchen aus Libertyseide. Auf dem Grunde des kleinen Beutels ist Schwanflaum festgenäht, so daß der Beutel selbst — vorausgesetzt, daß man ihn mit Puder nur fest einstreut, nicht aber füllt — als unauffälliges Puderquästchen benutzt werden kann. Unser drittes Bild schließlich zeigt ein Handtäschchen, das auch den jetzt wieder so modernen Promenadenfächer in sein Inventar aufgenommen hat. Da es außer allem zum Schreiben Nötigen auch Platz für Portemonnaie, Taschentuch, kleine Toilette- und Nähutensilien und dergleichen bietet, wird es an zweckmäßiger Raumausnützung kaum übertroffen werden können.

Aus einem modernen Reisetäschchen: Verkleinerungsspiegel und neuartiges Puderbeutelchen mit angenähter Puderquaste.

Schlafsäcke sind den meisten reisenden Engländerinnen eine Selbstverständlichkeit, da die Berührung der fremden Betten, auch wenn man in den besten Hotels oder Pensionen absteigt, immer etwas Peinliches behält. Es sei aber daran erinnert, daß man diese teueren und unbequemen, meist aus Rohseide gefertigten Schlafsäcke auch zweckmäßig durch ein vier bis fünf Meter langes Stück Nessel ersetzen kann. Man breitet es im Hotel zunächst über Laken und Kissen, schlägt es dann um und legt auf diesen umgeschlagenen Teil erst die Decke oder das Deckbett. Zwischen den beiden Stofflagen des Nessels liegt man mit dem behaglichen Gefühl, das man sonst nie im Hotelbett empfinden kann. Ober- und Unterseite des Nesselstücks, das durch Sicherheitsnadeln befestigt werden kann, werden durch ein eingemerktes Zeichen unterschieden. Das Stück Stoff nimmt zusammengelegt sehr wenig Platz im Koffer ein.

Flache Reisenecessaires: Garnitur für Nagelpflege u. Sachet.

Sparsame Küche.

Verwertung minderer Fleischpartien. Fettdarm: Diesen reinigt man nach stundenlangem Wässern sehr sorgfältig und kocht ihn dann mit Zwiebeln, Knoblauch, Nelken, Lorbeer und Thymian. — Fettdarm à la Lyonnaise: Man dünstet reichlich Zwiebeln in Öl gelb, gibt den in kleine Stücke zerschnittenen Fettdarm hinein, gibt Salz, Pfeffer und Gewürz hinzu und läßt dies 20 bis 30 Minuten schmoren. Beim Anrichten mischt man einen Löffel Essig in die Sauce. — Fettdarm à la mode de Caen: Ebenso vorbereitete und zerschnittene Darmstücke werden abwechselnd mit Speck, Karottenscheiben, gehackter Petersilie, etwas Lorbeer, Thymian, Nelken, Salz, Pfeffer und Knoblauch in eine Form geschichtet, mit etwas Bouillon und Essig übergossen, mit Speckscheiben belegt und fest geschlossen im Ofen vier Stunden gebacken. Dann gießt man die Sauce vorsichtig ab und bindet sie mit Mehl, schmeckt sie ab und gibt sie wieder über das Gericht, das auf Rechaud anzurichten ist. So ist es ein sehr beliebtes französisches Nationalgericht; kalt sind die „Tripes" fast unverdaulich und lange nicht so wohlschmeckend. — Fettdarm à la Königsberg (Fleck): Der weichgekochte und in kleine Stücke zerschnittene Darm (Kaldaunen) wird in Bouillon erhitzt und darin, mit Essig gesäuert, heiß serviert. Die Bouillon muß mit Majoran gewürzt sein. — Kalbsmilz wird ausgekratzt, mit reichlich Speck, der in etwas Butter ausgebraten ist, feingewiegten Zwiebeln, Pfeffer, Salz, Majoran gedünstet, bis es ein gleichmäßiger brauner Brei wird (etwa 10 bis 15 Minuten). Erkaltet ist dies ein guter Butterbrotbelag.

Selbsterziehung.

Für die „Hundstage". Haben wir alles getan, um uns die Zeit der Hitze erträglich zu machen, haben wir Änderungen innerhalb der Wohnung und in der Kleidung, in der Arbeits- und Erholungszeit, in der Zusammenstellung des Essens und dergleichen mehr von der Rücksicht auf die Hitze bestimmen lassen, so dürfen wir noch eins nicht vergessen. Es ist das wichtigste Moment, das man möchte beinahe sagen „seelische", die Selbstbeherrschung, die uns Unvermeidliches mit Würde ertragen läßt. Es gibt tatsächlich Menschen, besonders Frauen, die unter der Hitze so stark leiden, daß sie körperlich ganz herunterkommen. Sie sind appetitlos, schlafen des Nachts nicht, bekommen starke Herzbeschwerden, und es stellt sich ein ganzes Heer krankhafter Erscheinungen ein. Fast alle sind nervöser Natur, auch die Magenbeschwerden, und es liegt in unserer Macht, sie zu mildern, wenn nicht ganz zu heben. Wer schon am frühen Morgen, ehe die Hitze ansetzt, stöhnt und seufzt, daß der Tag nun heiß werden wird, wer den ganzen Tag über die Hitze klagt und bei der Kühle des

Modernes Reisetäschchen.

Abends mit Schrecken sich an die Tageshitze erinnert, der leidet körperlich viel stärker als der Stoiker, der mit möglichster Gelassenheit alles über sich ergehen läßt. Unendlich viel kann man gerade hier selbst tun. Wenn es gar zu unerträglich wird, dann lege man sich einfach ausgekleidet im verdunkelten Zimmer lang auf eine mit einem kühlen Leinentuch bedeckte Chaiselongue oder auf das Bett, schließe die Augen und versuche zu schlafen. Geht das nicht, so nehme man eine ruhige Beschäftigung vor, die keine körperliche Anstrengung kostet, und sage sich immer wieder, daß es nicht unerträglich heiß ist. Man habe den festen Willen, es erträglich zu finden, das ist ein wunderbares Mittel — aber man kann es freilich in keiner Apotheke kaufen! Doch solche Selbstbeherrschung und Selbstzucht lassen die ärgste Hitze erträglich erscheinen.

Hauswirtschaft.

Das Abräumen des Tisches nach beendigter Mahlzeit oder auch zwischen zwei Gängen wird durch Abräumekörbe, von denen wir hier zwei Exemplare zeigen, wesentlich erleichtert. Besonders bei nicht ganz erstklassigem Dienstbotenmaterial pflegt ja das Abräumen mit so vielen kleinen Gefahren für Kleider und Tischtuch, Bestecke oder Teller verbunden zu sein, daß die Nervosität der Hausfrau, die mechanisch im Gespräch weiterlächelt und dabei wie hypnotisiert auf die unglückliche Donna starrt, wenigstens entschuldbarer wird. Der ideale Abräumekorb hat einen herausnehmbaren und waschbaren Einsatz aus Wachstuch und bietet in seinem Innern geräumigen Platz für Teller und Schüsseln, während die Bestecke in den seitlich angebrachten Behälter wandern. Scheut man sich, das Mädchen mit dem großen Korb abdecken zu lassen, dann wählt man vielleicht lieber den zierlichen kleinen (siehe die untenstehende Abbildung), der freilich nur die Bestecke aufnimmt, aber so das Geschirrbrett oder die Hände des Mädchens immerhin ausgiebig entlastet.

Ein praktischer Abräumekorb.

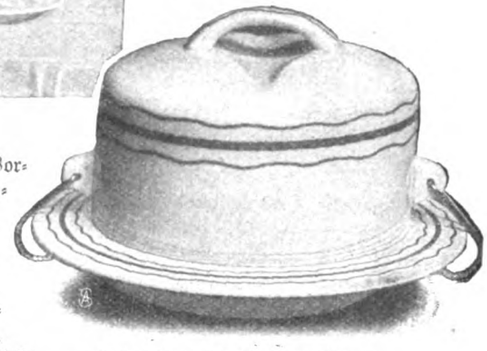
Butterdose mit Kühlvorrichtung. Diese Butterdose besitzt die gleiche Einrichtung für Wasserkühlung wie Dosen, die wir schon früher zeigten, hat aber festeren Klammerverschluß und moderneren Dekor.

Pfropfen mit Bezeichnung des Flascheninhalts, wie sie jetzt in den Handel gebracht werden, sollten eigentlich in jedem gutgeführten Haushalt angeschafft werden. Besser als die sich leicht ablösenden und so schnell beschmutzten Etiketten erfüllen sie jedenfalls ihren Zweck, besonders wenn man sie durch eine Schnurschlinge an dem betreffenden Flaschenhals befestigt, so daß Verwechslungen auch dann nicht möglich sind, wenn zwei Flaschen gleichzeitig geöffnet werden. (Bezugsquelle für alle angeführten Gegenstände: Raddatz, Berlin).

Besteckkorb.

Ratschläge für die Toilette.

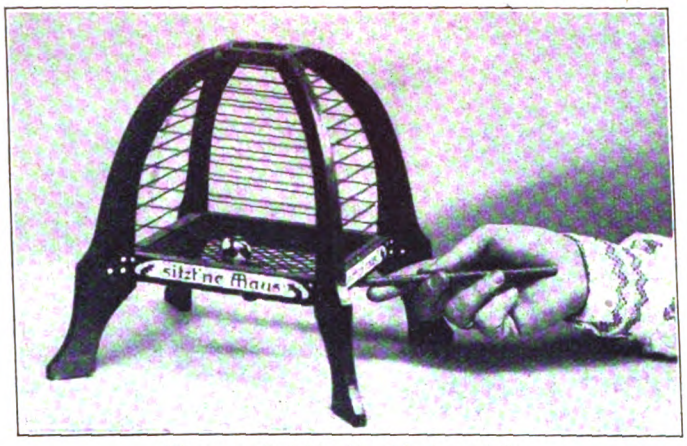
Das griechische Element in der Mode. Ein seltsames Charakteristikum der Modeentwicklung der letzten Jahre ist das stete gleichzeitige Vorhandensein zweier bald parallel laufender, bald einander kreuzender Richtungslinien: einer historischen aus näherer europäischer Vergangenheit und einer mehr oder minder exotischen oder antiken. Wir sahen Fräulein Biedermeiers Putz, und zwar gerade nicht auf Kostümbällen, für die strengste Stilechtheit Vorschrift ist, sondern mitten in lebendigster Wirklichkeit, wieder aufleben, seelenruhig mit Elementen aus dem Lande der Geishas verbunden, das dem wirklichen Fräulein Biedermeier wahrscheinlich kaum dem Namen nach bekannt war. Wir sahen persische und indische Stickereien die schlanken Linien sonst stilechter Empiregewänder betonen. Und wenn wir die allerneuesten Schöpfungen der Mode (der einzigen Frau, der alle Männer seufzend ihre reiche schöpferische Begabung zugestehen!) kritisch betrachten, dann sehen wir, daß auch hier zwei Stile, von denen der eine zwar vom andern abstammt, zwischen denen aber ganze Kulturepochen als trennende Welten stehen, sich von den Wünschen schöner Frauen zusammenzwingen lassen. „Directoire" heißt der Kampfruf der einen, während von den andern das griechische Element in der Mode betont, lanciert und in gelegentlich sehr aparter Weise mit dem zweiten herrschenden Modeprinzip verquickt wird. Beiden Stilrichtungen gemeinsam ist neben der unbedingt geforderten „schlanken Linie" die — endlich! — verkürzte, gelegentlich knapp unter die Brust verlegte Taille. (Daß in dieser letzten Forderung Empire- und Reformkleid und das künstlerische Eigenkleid ebenfalls zusammentreffen, ist bekannt.) Die Drapierung des Rockes ist ebenfalls ein rein griechisches Motiv, das freilich auf dem weiten Weg von antiken Götterbildern bis in das Boudoir der modernen Schönen sich mannigfache Wandlungen gefallen lassen mußte. Auch das griechische Ornament, der Mäander vor allem, oder das Grecquemuster, wie wir es, französischem Beispiel folgend, benennen, kehrte bis zum Überdruß bereits an Modellen der vorigen Saison wieder. Erstaunlich ist es, daß bei dieser bereits erfolgten Popularisierung dreier so wichtiger Grundzüge der „griechischen" Mode — kurze Taille, Tunika, Bordürendekor — die Durchführung des „griechischen Stils" an ganzen Toiletten, wie sie Pariser und Londoner Salons versuchen, doch förmlich befremdend, kostümartig wirkt. So sah ich ein Gesellschaftskleid von Redfern — für ein Frühlingsfest bestimmt — dessen Trägerin wenn nicht griechischen Königsgräbern, so doch sicherlich griechischen — Bühnenbildern unserer Tage entstiegen schien. Über ein Libertyunterkleid floß ein dichtgefälteltes, aber sonst völlig hemdartiges, ärmelloses und rund ausgeschnittenes Obergewand aus himmelblauem Seidenkrepp. Eine starke gedrehte Schnur aus Metallfäden markierte die klassische Linie unter der Brust, ebensolche Schnur umrandete den Ausschnitt. Bestimmend für den Eindruck der ganzen Toilette aber war der Überwurf. Er ist ein ungemein langes Stoffstück mit schwer besticktem Rand, das, vorne unter dem linken Arm ausgehend, in den edlen Linien des antiken Mantels um die rechte Hüfte nach hinten geschlagen wird, so daß das lange, teilweise an der linken Schulter befestigte Endstück noch in eleganter langer Linie nach vorn über den linken Arm fallen kann. Der rechte Arm



Butterdose mit Kühlvorrichtung.

Einfache Verhütung gefährlicher Verwechslungen: Flaschenpfropfen mit deutlicher Benennung.

bleibt völlig frei. Dieser Überwurf kehrt an allen „griechischen" Toiletten wieder. Er ist es, der ihnen den vor allem gewünschten Eindruck des Improvisierten sichert, denn es gibt keine bindende Vorschrift für seine Fältelung und die Art, wie er umzunehmen ist. Bald überkreuzt er die Figur rückwärts in der eben beschriebenen Weise, bald wird er vorn wie eine römische Toga von der linken Hüfte zur rechten Schulter emporgeschlagen, und ein entzückender Überwurf aus Goldfilet, mit großen goldenen Blättern am Rande bestickt, den eine Londoner Firma zu einem Dinerkleid aus Seidenmusselin schuf, war halb schürzenartig, halb in der Art des antiken Peplums einfach unter der Brust zusammengerafft und oben seitlich mit großer goldener Spange geschlossen. — Noch haben alle diese Versuche einen Zug von Extravaganz, aber ebenso ging es ja schließlich vor einigen Jahren mit den ersten Anfängen der Japanmode, die dann doch so sicher und bis jetzt fortwirkend in Neben- und Hauptsachen die Mode beeinflußte. So mag es unseren Leserinnen nicht uninteressant sein, zeitig von ähnlichem Auftauchen neuer Elemente unterrichtet zu werden. Wie sich diese Stilrichtung



Ein neues Geduldspiel: Die Mausefalle.

auch in neuerem Schmuck und in Beeinflussung der Haartracht äußert, darüber soll ein andermal geplaudert werden.

Sport und Spiel.

Ein neues Geduldspiel wird an Regentagen immer gern begrüßt. Und wem es nicht nur ums Spiel, sondern wirklich um die Geduldübung dabei zu tun ist, der wird hier auf seine Kosten kommen. (Bezugsquelle: B. Keilich, Berlin.) Das Bällchen, das im Innern des fallenähnlichen Gestelles auf dem elastischen Fadenboden liegt, soll mittels aufwärts geführter Schläge aus der oberen Mittenöffnung herausgeschleudert werden. Aber dem „Mäuschen" gefällt es unfaßbarerweise in seinem Häuschen, und die Geschichte erfordert mehr Geschicklichkeit, als man so nach bloßer Beschreibung glauben möchte. Wer probiert's?

Garten- und Blumenpflege.

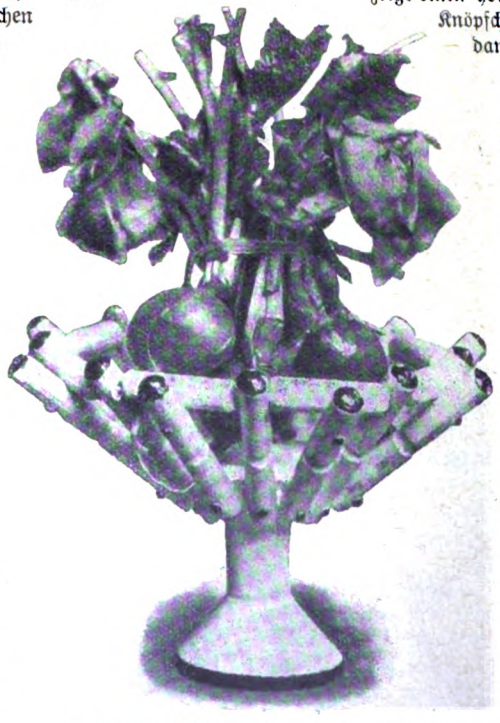
Tonkinstäbe. Seit einigen Jahren werden aus Japan sogenannte Tonkin- oder Bambusstäbe in großen Massen bei uns eingeführt. Die Verwendung dieser Stäbe zu Angelruten, zur Herstellung eigenartiger Gartenmöbel, ja selbst ihre Verarbeitung zu Rahmen für Fahrräder ist schon seit längerer Zeit bekannt. Neuerdings werden diese Tonkins aber auch mit Vorliebe in verschiedenen Größen und Stärken als Blumenstäbe und elegante Pfähle für kleinere Bäumchen verwendet. In den verschiedenen Größen und Stärken bieten sie uns ein interessantes Hilfsmittel zum Aufbinden von Topfblumen, von Rosen-, Stachelbeer- und Johannisbeerbäumchen, zur Errichtung von Pyramiden für elegante, hochwachsende Kletterpflanzen und zur Anfertigung ebenso vornehmer wie dauerhafter und billiger Spaliere zur Formobst- und Spaliertraubenzucht. Zum Aufbinden von Rosen- und Beerenobstbäumchen genügen meist zwei Meter lange Stäbe von etwa vier Zentimetern Durchmesser. Die stärksten im Handel erhältlichen,

Drechselarbeiten: Knäuelbecher und Blumentopfhülle.

für gärtnerische Zwecke verwendbaren Tonkinstäbe haben bei entsprechender Dicke eine Länge von 360 Zentimetern; hundert Stück kosten etwa 25 bis 30 Mark. Die Bambusstauden sind bekanntlich außerordentlich wüchsig und vermögen in den Sümpfen ihrer Heimat in einem Sommer Triebe von 20 und mehr Metern Länge zu entwickeln, die zwischen den einzelnen Astknoten hohl, aber trotzdem eisenhart und von bewundernswerter Dauer sind. Während die in den thüringischen Holzwarenfabriken aus Nadelholz angefertigten Blumenstäbe der Erdfeuchtigkeit und den Witterungseinflüssen oft kaum drei bis vier Monate standhalten, lassen sich Tonkinstäbe, namentlich da, wo sie mit Eintritt des Winters aus dem Boden genommen und in einen trockenen, luftigen Schuppen gebracht werden können, vier bis sechs Jahre regelmäßig wieder verwenden. Ich habe derartige Stäbe bereits seit sechs Jahren im Gebrauch, ohne daß sie bis jetzt Zeichen der Vergänglichkeit erkennen lassen. Auch für kräftige, hochwachsende Stauden bilden diese Stäbe eine elegante, dem Gartenbesitzer jederzeit willkommene Stütze, und ihre Verwendung kann in vornehmen Gärten auch zum Aufbinden der Sonnenrosen, Staudenastern, Edeldahlien und anderer bestens empfohlen werden.

Aus dem Kunstgewerbe.

Drechselarbeiten: Knäuelbecher und Blumentopfhülle (von Fia Wille). Das linksstehende Gerätchen auf unserem Bilde zeigt einen hölzernen Knäuelbecher, den die bunt lackierten Knöpfchen farbig beleben. In dem Modell zu der danebenstehenden Abbildung wurde der Versuch gemacht, eine zweckmäßige Blumentopfhülle aus Holz zu gestalten. Für Pflanzen, die wenig Wasser bedürfen und sich mit kleinen Töpfen begnügen — also vor allem für gewisse Palmenarten — hat sie sich geeignet erwiesen. In unserem Falle stand eine Kokospalme in dem originellen Behälter, dessen Innenwände je nach Wunsch auch emailliert werden können.



Radieschenständer oder Konfektkörbchen aus Paketknebeln und einem Garnröllchen.

Neues aus Altem.

Radieschenständer oder Konfektkörbchen. Acht halbe Paketknebel werden auf einen dünnen Draht gezogen, nachdem man durch sie mit dem Drillbohrer der Länge nach Löcher gebohrt hat. Dazwischen werden die quer durchbohrten Enden von acht ganzen Knebeln gereiht. Dann wird der Draht geschlossen. Die anderen Enden der Knebel werden an einer Seite abgeflacht, durchbohrt und an das Garnröllchen geschraubt. In die Zwischenräume werden dann in gleicher Weise Knebel gefügt. Endlich wird die Öffnung in der Garnrolle durch einen Knebel geschlossen.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 27, 1908.

Ein Tag voll Sorge, ein Tag voll Not,
Ein Tag voll Ringen ums karge Brot —
Öde drückt schwerer als Müh und Plag:
Dank Gott — es war kein leerer Tag.

Gertrud Triepel.

Das Ergebnis unseres Preisausschreibens.

Das Preisausschreiben für die beste Beantwortung der Frage „Was sollen wir mit unseren Töchtern anfangen" (s. die erste Nummer des laufenden Jahrganges) ist ganz ungewöhnlich großer Teilnahme begegnet. Da überdies sehr viele der eingesandten Arbeiten übereinstimmende Gedankengänge bei nur geringen Wertunterschieden aufwiesen, war die Aufgabe unseres Preisrichterkollegiums nicht leicht. Die Ergebnisse, zu denen es nach eingehender Prüfung der vorliegenden Arbeiten gelangte, lauten:

Den **1. Preis** (500 Mark) erhält **Frl. Alice Salomon,** Berlin, Friedrich-Wilhelm-Straße 7.
Den **2. Preis** (300 Mark) erhält **Frau A. Kraußnick,** Berlin, Großbeerenstraße 25.
Den **3. Preis** (100 Mark) erhält **Frau Anna Monke,** Berlin, Ravenéstraße 12.
Den **4. Preis** (100 Mark) erhält **Frl. Marie H. von Helldorff,** Weimar, Bismarckstraße 19.

Den mit dem 1. Preis ausgezeichneten Artikel bringen wir in der nächsten Nummer der „Welt der Frau"; eine Würdigung des gesamten eingelaufenen Materials finden unsere Leserinnen in dem untenstehenden Artikel. Allen, die durch ihre Mitarbeit uns ihr freundliches Interesse bewiesen, sagen wir besten Dank.

Leipzig und Berlin, den 1. Juli 1908.

Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H.

Was sollen wir mit unseren Töchtern anfangen?

Genau drei Jahre sind es her, da las ich an dieser gleichen Stelle die Beantwortungen eines anderen Preisausschreibens, rührende, zum Teil erschütternde Bekenntnisse von Frauen, die, unvorbereitet „vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt", mit ungeschulten Kräften, aber bewunderungswürdiger Energie und Selbstverleugnung diesen ungleichen Kampf aufgenommen und ehrenvoll durchgeführt hatten.

Das Frauengeschlecht von gestern war es, das da, beladen mit einem Bündel falscher Illusionen und Ideale, nutzloser Fähigkeiten, brotloser Künste, aber arm an wirklich brauchbaren Mitteln, in langer Reihe vorüberzog, und wie eine einzige Anklageschrift gegen ein veraltetes, die Forderungen der Zeit nicht verstehendes Erziehungssystem wirkten die Schilderungen seiner unverschuldeten Not, seines mühseligen Suchens und Tastens nach dem rechten Weg.

Mit zwingender Logik ergab sich deshalb aus jenem ersten Preisausschreiben der Wunsch, in einer neuen Enquete zu zeigen, durch welche Mittel man das junge Geschlecht vor den dort geschilderten Schicksalen bewahren, wie man es vorbereiten und stählen könne. Und wenn trotzdem noch ein Zweifel bestanden hätte an der Berechtigung dieser Umfrage: „Was sollen wir mit unsern Töchtern anfangen?" — der beispiellose Eifer, mit dem die Frauenwelt sie aufgriff, würde ihn Lügen strafen.

Nicht weniger als 400 Frauen aus allen Kreisen und Schichten des Volks haben sich an der Beantwortung beteiligt, über achtzig mehr als damals, und war der Grundton jener früheren Beichten wehmütig müde Resignation — hier klingt's wie heller Fanfarenklang, wie Lust am Kampf und am Messen der Kraft.

Nicht daß nur der Fortschritt zu Worte käme, daß alle diese Einsenderinnen schon die neue Marschroute begriffen hätten. Es fehlt auch der Krähwinkler Landsturm nicht! Es gibt auch solche darunter, die genau auf dem gleichen Standpunkt stehen, den unsere Mütter und Großmütter innehatten, und nach guter, alter Sitte alle Verantwortung, alle Sorge getrost „dem lieben Herrgott" überlassen. Irgendwelche Skrupel kommen diesen von keiner Entwicklung Blässe angekränkelten Müttern nicht. „Was fange ich mit meiner Tochter an? — Ich verheirate sie an einen guten Mann" entscheidet eine in einer beneidenswerten Sicherheit, während eine andere, schwarz in die Zukunft sehende, auf unsere Preisfrage nur die desperate Antwort findet: „Im ersten Badewasser ersäufen."

Aber nur etwa 50 dieser Vierhundert sehen das Heil der Frau wie in alter Zeit nur in rein hauswirtschaftlicher Ausbildung und im stillen Warten auf den Mann. Für sie existiert die Statistik nicht, die schlagend bezeugt, daß von 18 Millionen

erwachsenen Frauen in Deutschland nur 9 Millionen verheiratet sind, und daß die Geburtsziffer Jahr für Jahr eine „Überproduktion" von etwa 1 200 000 weiblicher Geburten aufweist. — Für sie gilt, was Frau Anna Kraußnick, die Inhaberin unseres Zweiten Preises, sagt: „Es hieße wirklich Vogelstraußpolitik treiben, wenn man sich den Einwänden verschließen wollte, die ein summarisches Verweisen der Frauen auf die Ehe hin heute als geradezu töricht und unrecht erscheinen lassen;" und auch die überzeugende Logik von Frau Professor Goldschmidts originell geschriebener Antwort: „Jedes elfte Mädchen bleibt unverheiratet — kann die Mutter wissen, ob ihr Kind ein elftes ist?" — würde sie sicher nicht überzeugen, weil sie die Tochter eben nie für das „elfte" halten wollen.

Und doch haben auch viele von ihnen schon, so starr sie scheinbar am Alten hängen, dem neuen Geist Konzessionen gemacht. Sie wollen noch die rein hauswirtschaftliche Tätigkeit der Töchter — aber die bisherige ziel- und systemlose Unterweisung der oft gar nicht zum Unterweisen befähigten Mutter genügt ihnen nicht mehr — sondern sie fordern, daß schon die Schule einen Teil dieses Unterrichts — den theoretischen — übernehme, sie verlangen die Absolvierung einer guten Haushalts-, Koch- und Handarbeitsschule.

Weitaus der größere Teil aller Einsenderinnen aber fordert die Vorbereitung auf einen Beruf.

Beruf — Beruf — in allen Tonarten klingt sein Lob aus Hunderten von Schreiben. Nicht nur als „Notbehelf" soll er angesehen werden, nicht nur als Versorger und Geldeinbringer — obgleich das herrliche Gefühl, auf eignen Füßen zu stehen und selbstverdientes Brot zu essen, in schönem Stolz von all diesen „modern" denkenden Frauen und Mädchen betont wird. Aber mehr, viel mehr ist er denen geworden, die den Segen ernster Berufsarbeit an sich selbst erfahren haben, und sie stehen nicht an, ihn gradezu als Charakterbildner, ja — als beste Vorbereitung für die Pflichten der Hausfrau hinzustellen.

„Wer gelernt hat, für andre zu arbeiten, wird auch im eignen Heim freudig, ernst und gewissenhaft sein", sagt eine Einsenderin, und eine andre betont: „Der Beruf lehrt den Wert der Persönlichkeit!" Besonders schön aber ist, was die schon einmal erwähnte Frau Professor Goldschmidt zu ihrer im Beruf stehenden Tochter sagt, als die sich verlobt: „Viel hast du schon gelernt, was zum Haushalt gehört, mein Mädel: Pünktlichkeit und Korrektheit und Pflichtgefühl und Selbstüberwindung; auch den Wert des Geldes hast du kennen gelernt, und wie viel Arbeit dazu gehört, ehe man es bekommt. Du wirst das Geld, das dein Mann sauer verdient, nicht leichtsinnig ausgeben, dazu hast du zu viel Respekt davor. Auch deine Leute wirst du gut behandeln und nicht willkürlich ihnen die nötige Ruhe und Erholungszeit kürzen, denn du weißt, wie nötig dem Menschen nach ehrlich vollbrachter Arbeit der Feierabend ist. Dies alles, all diese schönen Wissenschaften verdankst du deinem Beruf."

Das sind goldene Worte, die wohl auch Gegner des Berufs bekehren mögen, zumal der Einwand, den manche Mütter bewußt oder unbewußt gegen ihn anführen: daß er die Töchter am Heiraten hindere, von mehr als einer der Schreiberinnen entkräftet wird. Und man darf ihnen ohne weiteres glauben, daß der Beruf, der so reichliche Gelegenheit zur Bekanntschaft der Geschlechter gibt, auch ihrer Annäherung nicht im Wege steht, sondern sie im Gegenteil begünstigt.

„Für die Ehe selbst ist der Beruf kein Hindernis, sondern ein Vorzug", sagt Anna Monke, deren Arbeit den Dritten Preis erhielt. „Eine Frau, die in einem Beruf erstarkt ist, wird tausendmal besser verstehen, Kamerad des Mannes, Erzieherin und Beraterin der Kinder zu sein, weil sie Welt und Menschen kennt, Interessen verschiedener Art hat und einen weiteren Horizont als eine weltfremde, in Abhängigkeit und Unselbständigkeit künstlich erhaltene Mädchenknospe, weil ihre allgemeine Bildung als Mensch größer ist als selbst die des ganz wirtschaftlich erzogenen Mädchens, das zu viel Wert auf Kleinigkeiten in der Wirtschaftsführung legt und dabei den Blick für das Ganze verliert."

Welcher Art dieser Beruf ist, darauf kommt es weniger an, obschon es selbstverständlich ist, daß die sogenannten „weiblichen Berufe", d. h. alle die, in denen ihr eigentlichstes, bestes Wesen sich betätigen kann, wie Krankenpflegerin, Ärztin, Erzieherin, die Frau auch am meisten beglücken und befriedigen werden. Jedenfalls aber sollten bei der Wahl des Berufes für die Mädchen — in höherem Maße noch als für die Knaben — nur Gründe innerer Zweckmäßigkeit den Ausschlag geben, darin sind alle Einsichtigen einig. „Laßt es euch angelegen sein, sie für eine Tätigkeit zu erziehen, die ihrer Veanlagung entspricht, steckt sie nicht irgendwo hin, wo sich gerade ein Unterkommen findet, sondern wählt für sie mit liebevollem Verständnis ihrer Eigenart", rät Elisabeth Eichler. „Quält ein Mädchen, das vielleicht vorzüglich schneidern könnte, nicht mit dem Lehrerinnenexamen, oder zwingt sie nicht an den Kochherd, wenn sie Fähigkeiten für einen anderen Beruf hat. Achtet auf die kleinen Talente eurer Töchter, aber stempelt sie beileibe nicht zu großen — die ringen sich schon selbst durch, allen Hemmnissen zum Trotz. Denkt nicht, wenn die liebe Kleine zu Papas Geburtstag ein Gedichtchen niedlich aufsagt und außerdem — wie alle Kinder — sich gern verkleidet, sie habe Talent zur Schauspielerin! Haltet sie nicht für ein musikalisches Genie, wenn sie eine Melodie richtig nachsingen oder eine Sonate von Clementi fingerfertig herunterklappern kann. Nichts ist schmerzlicher als Enttäuschungen der künstlerischen Laufbahn — sie kosten Herzblut, außer dem Geld, das das Studium verschlingt . . ."

Auch Elisabeth Kroner warnt vor dem Dilettieren und rät, die Töchter für das teure Stundengeld lieber ein schönes Lied hören, ein gutes Bild sehen zu lassen, und sehr energisch macht Frau Erna Lang-Voos Front gegen den Unfug, die verschiedenen Berufe — gleichviel ob männlicher oder weiblicher Art — in „vornehm" oder „nicht vornehm" einzuteilen.

Es gibt keinen Beruf, den Können und Pflichttreue nicht adelten — eine geschickte Schneiderin steht höher als eine mittelmäßige Künstlerin — und so viel Fähigkeiten und Neigungen die Frau hat, so viel Berufsmöglichkeiten bieten sich ihr heutzutage auch dar. Besonders für all die wirtschaftlichen Talente, die im Hause nicht mehr Verwendung finden, bietet sich draußen reichliche Gelegenheit zur Betätigung, war doch z. B. die Nachfrage nach tüchtigen Kräften für die Landwirtschaft nie größer als jetzt.

Die steigende Hochachtung vor den lange Zeit so verachteten häuslichen Tugenden und Talenten der Frau dokumentierten auch die Beantwortungen unserer Preisfrage in erfreulichster Weise. Von der weitaus größeren Hälfte aller Einsenderinnen wird ein Handinhandgehen beruflicher und hauswirtschaftlicher Vorbildung gefordert. Nicht nur im Hinblick auf eine eventuelle Ehe, sondern gerade für die alleinstehende, im Berufe lebende Frau für die die Fähigkeit, sich ein behagliches, trautes Heim zu schaffen, von unschätzbarem Wert ist. „Ich halte es für ein sehr zweifelhaftes Lob, wenn jemand von einer jungen Dame, die sich dem Studium widmet, sagt: sehr talentvoll, genial veranlagt, aber gräßlich unpraktisch", erklärt Frau Dr. Ella Mensch. „Ganz traurige Wesen sind solche, die aus ihrer Beschäftigung mit einer Kunst oder Wissenschaft die Berechtigung herleiten, sich unwissend und unbehilflich zu geben, wenn wirtschaftliche Dinge zu erledigen sind." Diese prächtigen Worte sind um so höher anzuschlagen, als sie aus berufenstem Munde kommen.

Auf den ersten Blick mag es freilich unmöglich scheinen, neben der beruflichen Ausbildung, die oft gleich nach Schulschluß einsetzt, auch die hauswirtschaftliche nicht zu vernachlässigen, und schwierig ist es gewiß oft. Aber man vergesse doch nur nicht, daß alle Anlagen schon im Kinde beschlossen liegen und früh sich zeigen, und daß es nur an der Mutter liegt, sie durch Gewöhnung heranzubilden.

„Ihr Mütter, entfremdet eure Kinder nicht ihrem eigentlichen Kreise: der Häuslichkeit", ruft Elisabeth Eichler. „Nur

sie auch während der Vorbereitung zum Beruf nicht völlig los von jeder wirtschaftlichen Tätigkeit. Denn kein hilfloseres Geschöpf als ein weibliches Wesen, das von all den scheinbar so hausbackenen und doch so wichtigen häuslichen Dingen nichts versteht. Auch Befriedigung im Beruf kann nicht für ein ungemütliches Zuhause entschädigen.

Wie sehr sich diese Unvorbereitetheit für den häuslichen Beruf rächt, erweist sich am Arbeiterstand, der, wie Anna Monke anführt, die Frage: „Was sollen wir mit unsern Töchtern anfangen?" nicht kennt. „Denn die Mädchen, die mit vollendetem vierzehnten Jahr die Gemeindeschule verlassen, treten fast alle sofort in einen Beruf ein, weil sie darauf angewiesen sind, sich selbst zu versorgen oder doch zu ihrer Ernährung beizutragen."

Es fehlt dort die Mutter, die wieder Mütter erzieht, denn sie selbst steht außerhalb des Hauses in Beruf und Broterwerb. — Und doch kann alles Heil von den Müttern kommen — nicht von denen nur, die Kinder geboren haben, sondern die mütterlich sind im wahren Sinn, und diese Frage: „Was sollen wir mit unsern Töchtern anfangen?" ist im letzten Grund eine Erziehungsfrage, deren Lösung in unserer preisgekrönten Arbeit Fräulein Marie H. von Helldorff gibt:

„Bereitet eure Töchter so für das Leben vor, daß sie für irgend etwas in der Welt, einen Zweck, sei er noch so klein oder groß, ein Ziel, sei es nah oder fern, eine ganze Kraft einzusetzen imstande sind. Sie werden dann im inneren oder äußeren Kampf ums Dasein immer eine Stätte finden, wo sie am rechten Platze sind." —

Anna Ritter.

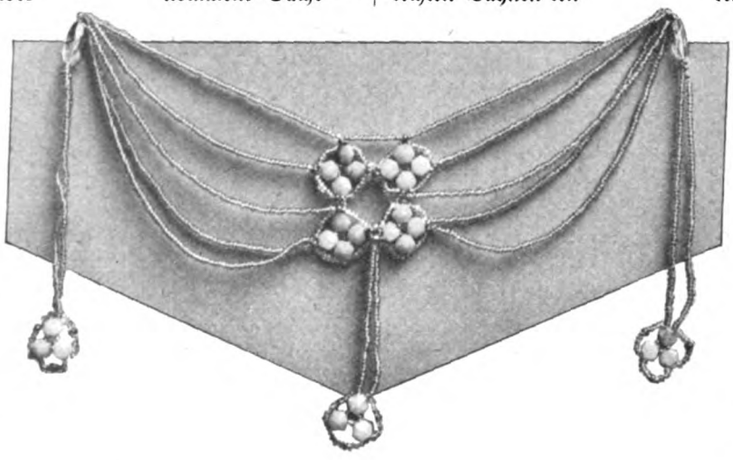
Neue Handarbeiten.

Von Fia Wille.

Mit Abbildungen nach Originalen von Fia Wille, Frida v. Berlepsch und Eva Fricke.

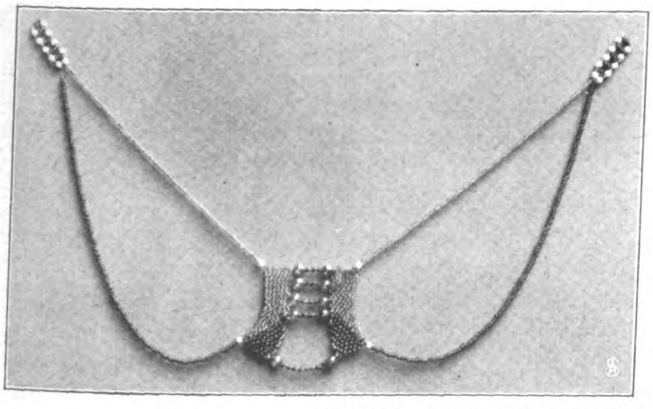
Neue Handarbeiten entstehen aus neuem Material. Nun sind zwar Perlen kein neues Material, sondern schon eine von Groß- und Urgroßeltern übernommene Sache — doch hier hat die Zeit des malerischen Empfindens und der fortgeschrittenen Technik eingegriffen und das alte Material in neuen Farben und Formen neugeboren, daß es geradezu besticht zur Verarbeitung. Da ergibt sich ganz von selbst aus eben diesem neuen Material die neue Technik.

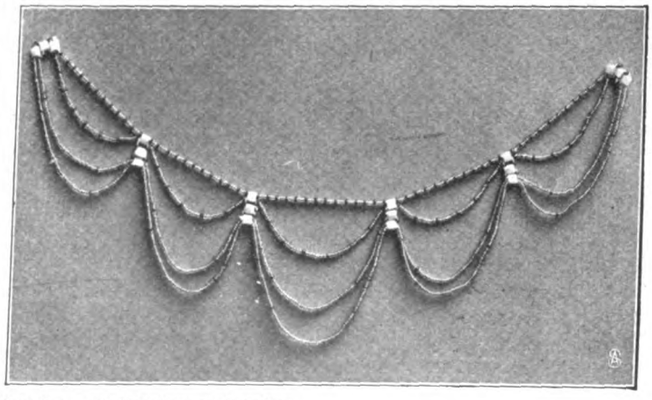
Man könnte die dadurch gewonnenen Arbeiten einteilen in Kinderarbeiten, nämlich Kettchen und Aufnäharbeiten, und in Arbeiten Erwachsener, Schmuck, dekorative Perlstickereien auf Kleidern und Gebrauchsgegenständen. Als dritte Gruppe wäre die Maschinenperlstickerei zu nennen, die durch Frau Else Oppler eine ganz neue Ausgestaltung erfahren hat, und zwar in einer Vielseitigkeit, die in wenigen Worten nicht zu erschöpfen ist. — Heute wollte ich im wesentlichen beleuchten, wie wir den Geschmack unserer kleinen Mädchen gleich in die rechten Bahnen lenken können, beleuchten, welch eine Unmenge von Arbeit der kleinen Finger verwendet wurde auf die unglücklichsten Dinge, als da sind: Schwefelholzständer, mit Stickerei bekleidet, Stickereien auf Wachstuch, Lederimitationen und Zelluloid und was dergleichen Scheußlichkeiten mehr sind.



Statt dessen sollten gerade diese kleinen Sächelchen, die doch fast immer als Andenken von den Müttern aufgehoben werden, so niedlich sein, daß sie nicht nur den Erinnerungswert haben, sondern auch Selbstzweck und an sich erfreulich wirken. Dann haben wir am „Aufheben" doppelte Freude, und die Kinder, wenn sie erwachsen sind, erst recht.

Am wichtigsten aber scheint es mir, von dem zu sprechen, was unsere jungen Mädchen



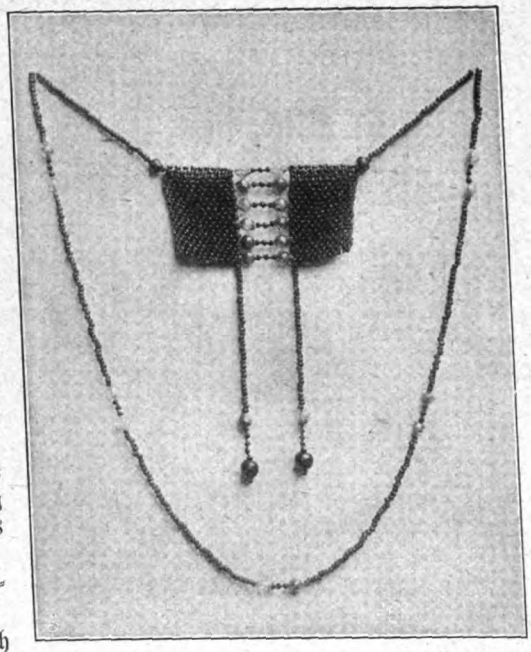


Drei Muster hübschen Kleiderzierats aus Perlen gefertigt.

Perlengeschmückter Gürtel.

treiben, an welchen Arbeiten sie Freude haben, und wie sie ihren Geschmack betätigen.

Hier ist so manches Gute und Feine verloren gegangen, man braucht nur zu vergleichen, was unsere Mütter in ihrer Jugend arbeiteten, was in unserer eignen Jugendzeit entstand, und was jetzt durchschnittlich gemacht wird. Freilich liegt das viel an der Ungeübtheit in der Führung der Nadel — lange Zeit war es ja Mode, eine Bescheinigung des Arztes vorzulegen und die Handarbeitstunde auf Wunsch der Eltern nicht zu besuchen. Die Schulhandarbeit hat noch keiner die Augen verdorben, wohl aber wüßte manches Mädchen nicht ein Knopfloch zu machen, wenn sie's nicht in der Schule gelernt hätte. Eine Grundlage ist für alles nötig, und unsere Mütter, die lernten, wie man fadengerade näht, saubere Ziernähte und Festons macht, haben nicht schlechtere Augen als wir.



Perlketten.
(Kinderarbeiten.)

Über neue Handarbeiten kann ich nur mit solchen sprechen, bei denen eine gewisse Gewandtheit in der Führung der Nadel vorauszusetzen ist, und die an sauberer Ausführung ihre Freude haben; das wird aber bei jedem jungen Mädchen der Fall sein, das von Kindheit an dazu erzogen wurde, daß die Schönheit der einfachsten kleinen Arbeit zum großen Teil in der Sorgfalt der Herstellung liegt — wo Liebe zur Sache ist, da ist auch Sorgfalt und Freude an der „Akkuratesse". „Liebe zur Sache", das ist die mächtige Kraft, die allem Gedeihen und Gelingen gibt. Also Kinderarbeiten. Hier müssen die Zutaten gleich den Kindern Freude machen, farbiges Stickgarn, leuchtende Perlen. (S. die Abb. meiner Perlarbeiten und die Vorlagen für Serviettenringe von Fräulein v. Berlepsch.) Und niemals zu viel Material ihnen in die Hand geben, je weniger, je größer ist die Freude daran. Bald wird man merken, wie das Kind zu ganz bestimmten Farbenzusammenstellungen neigt; darauf soll man Rücksicht nehmen. Dann richtet man die kleine Arbeit zusammen ein, läßt es das Deckchen erst säumen oder bestechen, damit es nicht ausfränselt. Dann erst fängt man ein kleines Muster an. Welche Freude, wenn ein Sternchen, eine kleine Kante entsteht. Niemals sollte man dem Kind aufgezeichnete Sachen geben, gerade dann ist die Freude doppelt, wenn aus dem Material heraus das Muster sich bildet.

Serviettenring.

Wie leicht ist ein Kind, das solcherart arbeiten lernte, zu beglücken. Es weiß einen bunten Seidenfaden anders zu schätzen, gleich kommt ihm die Idee der praktischen Verwertung. Seine kleine Phantasie wird angeregt. Dies Kind wird auch nicht die große Reihe der jungen Mädchen vermehren, die für teueres, teils selbstgespartes Geld, teils aus Mutters Portemonnaie die unmöglichsten angefangenen Handarbeiten erstehen und fertigmachen. Dabei begegnet man zweierlei Charakteren, den fleißigen, die mit ungeheuerer Mühe und Aufwand an Zeit Sachen arbeiten, die lieber ungeschehen blieben, wie das Ausnähen vorgezogener Gobelins, und den anderen, bei denen die Arbeit hauptsächlich etwas hermachen soll. Die z. B. in Decken, die fertig gesäumt und mit Spitzeneinsätzen versehen sind, noch eine kleine Jugendlinie hineinnähen, die nicht einmal zur Verschönerung beiträgt, und dann voll fröhlichen Selbstbewußtseins behaupten, die Arbeit sei von ihnen.

Serviettenringe. (Perlaufnäharbeit für Kinder.)

Wie erziehlich falsch es ist, wenn in den jungen Menschen ein unbewußtes Sichverstellen, sich mit fremden Federn Schmücken großgezogen wird, wenigsten Eltern eine Vorstellung; sonst würden sie die Augen offener halten.

Man muß die jungen Mädchen interessieren für Beschäftigungen, deren Resultate den Aufwand an Zeit und

Kindertäschchen.
(In Kreuzstich auf Kanevas mit weißer Perlenverzierung, vom Kinde selbst zu arbeiten.)

Perlenkette für junge Mädchen.
(Die Blütenteile wie bei dem Armband auf S. 422.)

davon machen sich die

Mühe auch lohnen, die ästhetischen und praktischen Wert haben. Warum fertigen sie sich ihre Garderobe nicht selbst? Es gibt doch eine ganze Menge junger Mädchen, die, wenn sie mit 16 Jahren aus der ersten Klasse kommen, nicht Lust oder Befähigung haben, wissenschaftlich weiter zu lernen, die sich nicht musikalisch ausbilden und schließlich auch nicht zu ernsthaft im Haushalt helfen.

Warum bilden diese jungen Mädchen nicht Kränzchen, in denen jede nur in selbstgemachter Bluse erscheinen darf? Daß Mutter ihnen Schneiderstunde geben läßt, kommt wohl öfter vor, daß das ins Leben übertragen wird — wie selten! Nun gebe ich ja zu, daß in den üblichen Schneiderstunden es nicht die Anregung gibt, selbständig weiter zu arbeiten. Schließlich genügt es ja aber, die Technik zu verstehen — das weitere müßt ihr euch selbst schaffen.

Ist's denn nicht langweilig, so ein Modepüppchen zu sein von Schneiderins Gnaden? — Seid ihr denn nicht junge selbständige Menschen, jede mit ihrer Besonderheit in Art und Wesen, und laßt euch von fremden Menschen, die euch gar nicht kennen, diktieren, was ihr tragen sollt? Ihr wollt doch gern ernsthaft genommen werden, als Persönlichkeiten zählen? — Nun, so betätigt hier zuerst eure Selbständigkeit!

Mit billigen Stoffen fängt man an, damit man zuerst den für sich kleidsamsten und bequemsten Schnitt herausfindet. Dann versucht man die Anbringung kleiner dekorativer Ornamente, versucht kleine Muster einzusticken — macht durch Schnüre oder selbstüberzogene Knöpfe kleine besondere Verschlüsse — und wenn es dann heißt: „Welch reizendes, apartes Kostüm tragen Sie da? Wo ist das gemacht?" Mit welch freudigem und berechtigtem Stolz kann es dann heißen: „Es ist mein eigenes Werk."

Ganz anders macht sich dazu dann ein künstlerisches Handtäschchen, ein feiner Gürtel, Perlagraffen oder feine Perlgehänge als wie zu dem Dutzendkleid aus dem Laden!

Das junge Mädchenkränzchen wäre der rechte Ort, diese Kunst zu pflegen; die eine bringt dieses, die andere jenes Material mit, man tauscht aus, der einen fehlen die Perlchen zu einer feinen goldenen Verbindungslinie, die andere braucht gerade eine einzelne rote Perle, die als ein leuchtender Effekt in dem silbergrauen, mit Stahlperlen umrandeten Quadrat steht, usw.

Ich stelle mir den Perlschmuck, wie auch die Bilder zeigen, so vor, daß man ihn nicht nur einfach umhängt, sondern z. B. die aus zwei mit kleinen Stegen verbundenen Platten bestehenden Schmuckteile als Schluß an einer Bluse befestigt. Ein Perlenschmuck, der zum Kleide passend gearbeitet ist, sich seiner Konstruktion anpaßt und als Farbfleck sozusagen das Tüpfelchen auf dem „i" bildet, indem gerade diese kleine

Drei aparte Kinderkleider
von Eva Fricke (Hannover)

Kleid
aus modefarbenem Tuch mit hellblau eingestickten Libellen und hellblauer Schärpe mit selbstgeknoteter Franse.

Anzug und Mütze
aus dunkelblauem Tuch. Die Nähte sind mit schwarzen Wollfäden bestochen; eingestickte schwarze Libellen mit weißen Punkten.

Braunsamtenes Festkleid.
(Täschchen mit Schnurverzierung und leichter Stickerei, von Kinderhand gemacht; weiße, mit Schmetterlingen bestickte und festonierte Batistaufschläge.)

Nuance dem Anzug den besonderen Charakter gibt — das ist etwas tausendmal Schöneres als eine Brosche von der Art: „Dreizehn aufs Dutzend". In wie reizvoller Weise Gürtel gearbeitet werden können, zeigen die hübschen Arbeiten von Frl. v. Berlepsch. Ein Beispiel dafür s. S. 419 unten. Bei all diesen Sachen fehlt ja allerdings auf unsern Bildern die Farbe. Doch der Farbensinn ist heute auf so gutem Wege der Entwicklung, daß man sich trotzdem ein Bild von der Wirkung wird machen können. Wir danken dies in erster Linie den Anregungen der Kunstgeschäfte und der von künstlerischen Ideen getragenen Fensterauslagen. Ein Vorübergehen bei einem solchen Schaufenster lehrt den Beobachter mehr, als man mit vielen Worten sagen kann.

Armband.
(Venezianische Goldperle, umgeben von elfenbeinfarbenen Plättchen und Stahlperlen.)

Neue Farbenzusammenstellungen sind wohl Dilettanten ab und zu möglich — im allgemeinen wird man es den Künstlern überlassen müssen, die ja dazu da sind, Ideen zu geben, und sich freuen, wenn diese sich fruchtbringend dem großen Publikum mitteilen.

Gewöhnlich ist der Weg so: Der Künstler empfindet das gänzliche Fehlen künstlerischer Auffassung auf irgendeinem Gebiete der Industrie oder in Gewohnheiten und Gebräuchen. Dies Fehlen tut ihm weh, und wenn die Gelegenheit ihm irgendeine Handhabe gibt, so versucht er mit allen Mitteln dahin zu wirken, just dieses Gebiet aus seinen Ideen heraus neu zu gestalten. Gelingt ihm das und regt er zur Weiterentwicklung an, so ist der Künstler befriedigt, er schaut sich weiter um, hat schon wieder anderes, das ihn ärgert, das er ausreißen möchte, um neu zu pflanzen. Meist muß erst ausgerissen werden, denn veredeln kann man nur den Baum, der gesunde Säfte hat, und in ein Unkrautfeld kann man keinen Weizen säen.

Kaffeemütze. (Aus grauem Samt mit schwarzen Tuchfeiten, schwarzer u. blauer Schnur, Perlen.)

Darauf gründet sich das Prinzip des Geheimrats Muthesius, des ausgezeichneten Organisators unserer preußischen Kunstgewerbeschulen — den Zierat überhaupt zu verbannen, um zuerst einmal die Schönheit der einfachen Nutzform wieder zur Geltung zu bringen, die in dem Wust aufgeleimter, gemalter oder gepunzter Verschönerungen gänzlich verloren gegangen war.

Gürteltäschchen.
(Am Kleide festzunähen.)

Wo ist nun wohl dies Bedenken gegen Verzierungen berechtigter als in der Konfektion! Wie viel Zutaten gehören zu einem Kleide! Spitze und Einsätze, Band- und Seidenausputz, Knöpfchen und Schnur — an einem einzigen Kleide kann man oft alles vereinigt finden. Hier könnten unsere jungen Mädchen an einer großen Kulturaufgabe mitarbeiten, indem sie für sich selbst sorgten, ihre Garderobe selbst fertigten und so als Beispiel den andern dienen könnten. Sie würden dann auch junge Mütter werden, die aus ihren Kindern keine kleinen Zieraffen machten, mit Handschuhen und Hüten „just like mamma", sondern eine von ästhetischen und Gesundheitsprinzipien getragene Kleidung schaffen und ihre kleinen Mädchen glücklich machen, indem sie sie dabei helfen lassen.

Ein am Kleidchen angebrachter Gürtel mit verziertem Täschchen, vom Kinde selbst gefertigt — welch eine Freude! Gönnen wir doch unsern Kindern diese so leicht erreichbare Freude!

Vom Verreisen der Kinder.

Von Dr. med. Michael Cohn (Berlin).

Verhältnismäßig einfach gestaltet sich die Reisefrage für den, der allein dasteht, frei und unabhängig ist und keinerlei Rücksichten zu nehmen braucht. Hingegen bietet sie in Familien mit Kindern oftmals ganz erhebliche Schwierigkeiten. Da spielt nicht nur der Kostenpunkt eine viel größere Rolle, da kommt nicht bloß die Gebundenheit an die Schulferienzeit vielfach in Betracht; eine ganze Reihe von Umständen erheischt hierbei noch Berücksichtigung, so ganz besonders bei der Wahl des Reiseziels. Nun mag es wohl Fälle genug geben, in denen es schlechterdings unmöglich ist, einen völligen Einklang der Interessen herbeizuführen; recht häufig aber wird hier lediglich gefehlt aus purer Unwissenheit, aus völliger Unkenntnis dessen, was dem Kind in Wahrheit frommt.

Eine erste und nicht seltene Frage ist die, ob man auf seine Erholungsreise überhaupt die Kinder mitnehmen soll. Nun wird man gewiß zugeben müssen, daß in der Regel ein jedes Kind am besten versorgt und aufgehoben ist, wenn es sich unter der treuen Obhut der eigenen Eltern befindet. Auch wird man im allgemeinen einem Zusammenbleiben von Eltern und Kindern gerade während der Ferienzeit schon deswegen das Wort reden, weil hier der erzieherische Einfluß der Eltern sich weit nachhaltiger und gründlicher geltend machen kann als zur Schulzeit, wo die zahlreichen, das Kind mannigfach in Anspruch nehmenden Aufgaben und Interessen der Schule dem hinderlich entgegenstehen. Indessen ist es gar keine Frage, daß z. B. nervöse Mütter nur dann, wenn sie der alltäglich wiederkehrenden Sorge um die Familie, besonders um die Kinder völlig entrückt sind, eine Kräftigung ihres erschöpften Nervensystems zu erreichen imstande sind. Aber auch für manches Kind kann es zweifellos unter Umständen durchaus vorteilhaft sein, wenn es zeitweilig einmal von den Eltern getrennt wird und in eine fremde Umgebung kommt. Es gilt das besonders für verwöhnte und verzärtelte Kinder.

Natürlich wird man sich aber in solchem Falle genau diejenigen ansehen müssen, denen man sein Kind anvertraut. Selbstverständlich wird man es nicht lediglich ungebildeten Dienstboten überlassen, mögen diese im übrigen auch als noch so treu und zuverlässig bekannt sein! Aber auch nahe, liebevolle Verwandte, zärtliche Großmütter und Tanten sind keineswegs immer am geeignetsten. Gerade verzärtelte Kinder sind bei zeitweiliger Entfernung von Hause unter einer zuverlässigen, liebevollen, aber energischen Umgebung und unter einfachen, schlichten Verhältnissen meist am vorteilhaftesten untergebracht.

Oft wird auch die Vorfrage aufgeworfen: Soll und muß das Kind überhaupt im Sommer verreisen, braucht es überhaupt eine Erholung, die nur durch einen Ortswechsel zu

erreichen ist, oder kann es nicht ebensogut oder noch besser zu Hause bleiben? Es ist hier natürlich nicht von den ausgesprochen kranken und kränklichen Kindern die Rede, sondern von solchen, die sich im wesentlichen einer guten Gesundheit erfreuen.

Da muß man wohl unterscheiden zwischen den Kindern, die auf dem Land oder im kleinen Ort aufwachsen, und den Großstadtkindern. Erstere besitzen zu Hause in der Regel alles das, was sie zu ihrer Förderung benötigen, so daß eine Unterbringung in eine besondere Sommerfrische zum mindesten unnötig ist. Will man diese Kinder überhaupt verreisen lassen, so kann es unter Umständen zweckmäßiger sein, sie zu Verwandten in die Stadt zu schicken, damit sie auch einmal einen Blick in die große und ihnen völlig neue Welt tun und auf diese Weise ihren Gesichtskreis erweitern. Anders ist es mit dem Großstadtkind. Es kann vielleicht müßig erscheinen, für dieses überhaupt noch erst die Frage zu diskutieren in einer Zeit, in der man sich allenthalben im Sommer aufs eifrigste bemüht, die Kinder jener Eltern, die es selbst nicht auszuführen vermögen, scharenweise in Form der Ferienkolonien hinaus aufs Land zu bringen. Indessen handelt es sich hierbei doch im wesentlichen um arme Proletarierkinder, während für die Kinder aus den wohlhabenden Kreisen die Verhältnisse immerhin noch anders, d. h. wesentlich günstiger, liegen.

Es muß unbedingt als durchaus wünschenswert hingestellt werden, daß ein jedes Großstadtkind, auch das ganz gesunde und unter den günstigsten äußeren Bedingungen aufwachsende, wenn es sich irgend bewerkstelligen läßt, alljährlich auf einige Wochen dem Dunstkreise der Großstadt entrückt wird. Es ist eben doch eine andere Erholung und Kräftigung für den kindlichen Organismus, wenn seinen Atmungsorganen die frische und reine Landluft anstatt der staub- und raucherfüllten Großstadtluft zugeführt wird. Und es ist etwas anderes, ob das Kind bequeme Gelegenheit hat, ins Freie zu kommen, oder ob es dazu weitläufige Wege und Fahrten nötig hat; etwas anderes ist es auch, ob das Kind sich den ganzen lieben Tag, von Licht und Luft umflutet, nach Herzenslust austoben kann, oder ob ihm das nur für einige Stunden des Tages möglich ist. Ein solcher ständiger Aufenthalt in der freien, bewegten Luft dient auch zugleich der gerade für die großstädtische Jugend so dringend nötigen Aufbesserung der Blutbildung, Stählung des Nervensystems und Abhärtung der Haut und Schleimhäute. Für das Schulkind bedeutet es vollends noch ein Gegengewicht gegen die schädigenden Einflüsse des Schullebens, insbesondere des anhaltenden, stundenlangen Schulsitzens und der einseitigen geistigen Beschäftigung. Schließlich gesellt sich zu dem hygienischen Moment auch noch ein erzieherisches. Das Großstadtkind lernt die tausendfältigen Wunder der belebten und unbelebten Natur wenig oder gar nicht kennen. Und doch bildet sie die Quelle reinster und unverfälschtester Lebensfreuden.

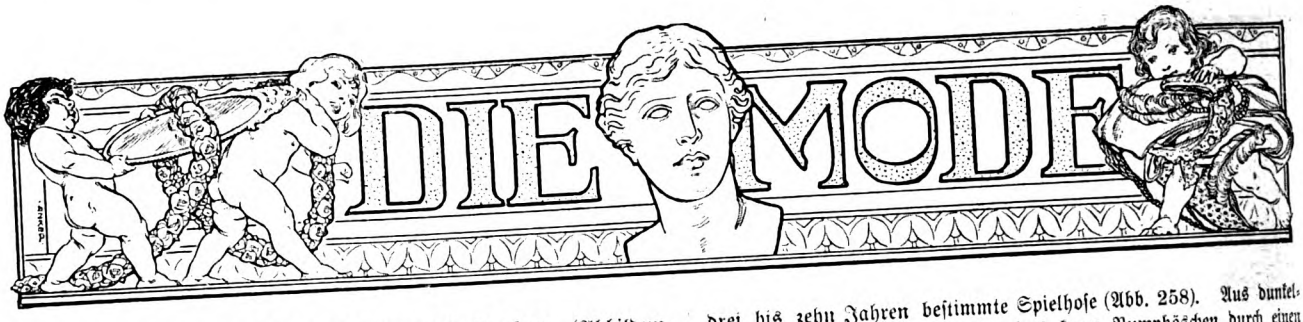
Hat man sich zum Verreisen mit den Kindern entschlossen, so bildet die Entfernung eine häufige Schwierigkeit. Mit jüngeren Kindern weite Reisen zu machen, scheut man sich vielfach. Nun bedarf es freilich, wie wir noch sehen werden, meist gar keiner weiten Reisen; im übrigen aber ist diese Scheu nur zum Teil berechtigt. Selbst mit einem Säuglinge kann man entfernte Reisen glücklich unternehmen. Befindet er sich an der Brust, so hat er seine Nahrung so wie daheim; bei Flaschenkindern empfiehlt sich eventuell die Mitnahme einer Milchkonserve, die in heißem Wasser aufgelöst wird. Das Fahren selbst vertragen Kinder gewöhnlich besser als Erwachsene, schon deshalb, weil sie unterwegs besser schlafen können. Schlechte Fahrer gibt es freilich auch schon unter ihnen, und auch von der Seekrankheit bleiben sie nicht immer alle verschont.

Berechtigter schon ist die Sorge vor einer Erkrankung der Kinder fern vom Hause. Durch eine gewisse Vorsicht kann man indessen auch hier mancherlei Unannehmlichkeiten vorbeugen. Auch mit ganz gesunden Kindern soll man nur Orte aufsuchen, wo Arzt und Apotheke leicht erreichbar sind. Auch sonst soll man bei der Auswahl der Sommerfrische für Kinder den gesundheitlichen Verhältnissen des Ortes Beachtung schenken, so besonders den Trinkwasserverhältnissen und der Nahrungsmittelversorgung; bei ganz jungen Kindern ist auch die Beschaffenheit der erhältlichen Milch von wesentlicher Bedeutung. Für die meisten Kinder ist es wünschenswert, daß sie auch in der Fremde die gewohnte einfache, häusliche Kost bekommen, die üppige Hotelkost eignet sich vielfach nicht für Kinder. Mit Kindern, die sich einer verdächtigen Ansteckung zu Hause ausgesetzt haben, soll man überhaupt nicht vor Ablauf der Inkubationszeit abreisen. Wenn z. B. ein Kind einige wenige Tage nach Ankunft in einem Badeort an Masern erkrankt, so hat es sich sicher diese Krankheit bereits zu Hause zugezogen. Ansteckungen in der Fremde werden noch am ehesten dann vermieden, wenn die Ansammlung von Kindern an einem einzelnen Ort überhaupt nicht allzugroß wird. Wenn man die Ostseeküste als die große Kinderstube Deutschlands im Sommer bezeichnet hat, so wäre nur zu wünschen, daß sich die Kinder innerhalb dieser Stube nicht an einzelnen Punkten allzusehr anhäufen!

Die Anforderungen, die im übrigen noch an einen Sommeraufenthaltsort für Kinder zu stellen sind, sind leicht aufgezählt. Was die überwiegende Mehrzahl aller Kinder, speziell der Stadtkinder, braucht — von den Kranken, die besondere Kuren benötigen, ist natürlich abgesehen — das ist nichts weiter als Licht, Luft, Sonne und Gelegenheit, sich ungefährdet zu bewegen, zu spielen und sich auszutoben. Für ganz kleine Kinder ist besonders mit Rücksicht auf letzteren Umstand ein ebenes Terrain von Wichtigkeit. Für ältere Kinder ist außerdem eine Gelegenheit zum kalten Baden, das der Erfrischung wie Abhärtung des Körpers dient, von Wert; ebenso ist es angenehm, wenn für diese die Möglichkeit zu kleinen Fußwanderungen gegeben ist. Oft genug findet man alle diese Bedingungen bereits vollkommen vereint bei einem einfachen Landaufenthalte, bei dem das Großstadtkind zugleich, was gar nicht hoch genug zu bewerten ist, vielfältige Gelegenheit findet, Naturbeobachtungen anzustellen, Feld, Wald und Wiese, Tier und Pflanzenwelt kennen zu lernen, Sonnenauf- und -niedergang zu betrachten und mit dem Leben auf dem Lande vertraut zu werden. Daneben kommen noch die zahlreichen Sommerfrischen im deutschen Mittelgebirge sowie an der Seeküste in Betracht. Was letztere so sehr geeignet für Kinder macht, ist der Umstand, daß hier die klimatischen Reize von Licht und Luft besonders intensiv zur Geltung gelangen; dazu kommt für größere Kinder das kalte Seebad, ferner das Spielen im Strandsand, und endlich kommt noch an der Ostsee hinzu die glückliche Verbindung von Wald und Wasser.

Gewarnt muß unter allen Umständen aber davor werden, nervöse und überreizte Großstadtkinder in überfüllte Modebäder, Luxuskurorte und Sommerfrischen mitzunehmen. Für die Wahl solcher Orte ist gewöhnlich mehr das Interesse der unterhaltungsbedürftigen Eltern als das wahre Wohl der Kinder ausschlaggebend. Kinder, die an solchen Orten in buntem Wechsel an Konzerten, Kinderbelustigungen, Kinderaufzügen, Kinderreunions u. dgl. teilnehmen, bleiben trotz guter Luft und trotz aller Bäder natürlich genau so nervös, wie sie es vordem waren.

Und nicht minder muß dagegen Einspruch erhoben werden, daß Eltern Kinder auf Auslandsreisen mitnehmen. Überall begegnet man da diesen bedauernswerten Geschöpfen, wie sie durch Bildergalerien und durch Fürstenschlösser, von Ort zu Ort, von Hotel zu Hotel, auf Wagenfahrten und auf Bergtouren, man kann fast sagen unbarmherzig mitgeschleppt werden. Von den körperlichen Strapazen, die derartiges für das Kind bedeutet, gar nicht zu reden; mit Recht wird aber von einem so erfahrenen Nervenarzte wie Professor H. Oppenheim auch darauf hingewiesen, wie ungünstig der Sinn für Natur, die Eindrucksfähigkeit für das Schöne und Große überhaupt dadurch beeinflußt wird, daß solche Kinder Meer und Gebirge, Städte und Länder in einer Lebenszeit kennen lernen, in denen der Sinn für das Ungewöhnliche und Erhabene noch nicht erwacht ist, so daß, wenn sie herangewachsen sind, für sie nichts mehr den Reiz des Neuen hat. Reisen dieser Art sind für junge Kinder nicht nur wertlos, sondern geradezu schädlich für Leib und für Seele.



Matrosenkleid für Mädchen, Spielhose für Knaben. (Abbildungen 257 u. 258.) Nichts erweist sich für warme Tage dankbarer als die für Mädchen wie für Knaben gleich praktischen Matrosenanzüge aus waschbarem Stoff. Unsere Gruppe zeigt drei von ihnen, die kleidsam und kindlich sind und dabei den Vorzug haben, daß sie sich mit Hilfe der vorrätigen Schnitte auch im Hause herstellen lassen. Zu dem Anzug des Mädchens (Abb. 257) ergab weißer, derber Satin das Material für die Kieler Bluse, die über den Kopf zu ziehen ist und durch einen mit blauen Blenden besetzten Latzteil vervollständigt wird. Ringsum lose überhängend, wird sie in Taillengegend durch einen Zugsaum anschließend gemacht, als Halsabschluß dient ein breiter, mit blauen Blenden verzierter, abzuknöpfender Matrosenkragen, den vorn eine blauseidene Schifferkrawatte zusammenhält. Der schlanke Ärmel setzt sich faltenlos dem Armloch ein und schließt mit blendenbesetztem Aufschlag ab. Das hierzu getragene Röckchen besteht aus dunkelblauem Leinen und ist mit weißer Litze besetzt. Es ist in Plisseefalten geordnet, die alle nach einer Seite laufen und, da sie nur gebügelt sind, frei ausfallen. Zu diesem hübschen Anzug ist der Schnitt für die Bluse in 28, 30, 32, 34, 36, 38 40 und 42 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig und für den Rock in 32, 36 und 40 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preis erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 bis 2,40 Meter, für die Bluse bei 84 Zentimetern Breite 1,75 bis 2,50 Meter. — Als eine äußerst praktische Errungenschaft erweist sich die für Knaben von drei bis zehn Jahren bestimmte Spielhose (Abb. 258). Aus dunkelblauem Leinen gefertigt, wird das kurze Pumphöschen durch einen eckigen Latzteil vervollständigt, der mit Trägern versehen ist, die, im Rücken gekreuzt, an den Bund des Beinkleides geknöpft werden. Letzteres schließt an der Seite und ist mit Taschen besetzt, die ihm aufgesteppt sind. Die Hosenbeine werden unten durch einen Gummizug anschließend gemacht, zur Vervollständigung des Anzuges dient im übrigen eine blauweiß gestreifte Waschbluse. Der zur Herstellung dieser praktischen Spielhose erforderliche Schnitt ist in 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 35 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 80 Zentimetern Breite 1,50 Meter.

Matrosenkleidchen für kleine Knaben, Kieler Anzug für grössere Knaben. (Abb. 259 u. 260.) Wenn auch im allgemeinen die Matrosenform als Lieblingsmachart erst für größere Kinder zu bezeichnen ist, so hat doch mit den Matrosenkleidchen die Mode dafür gesorgt, daß die Jüngsten nicht zurückstehen müssen. Eins dieser hübschen Kleidchen wird durch unsere Abb. 259 veranschaulicht. Aus weißem Satin gefertigt, zeigt es die ringsum überhängende, reichlich lose Bluse unten durch einen Gummizug zusammengehalten. Vorn durch Knöpfe und Knopflöcher geschlossen, wird es durch den unerläßlichen Matrosenkragen vervollständigt, den eine Krawatte zusammenhält. Das blusige

Abb. 257 u. 258. Matrosenkleid für Mädchen, Spielhose für Knaben.
Abb. 259 u. 260. Matrosenkleidchen für kleine Knaben, Kieler Anzug für grössere Knaben.

Abb. 261. Batisthut.

Ärmelchen ist unten in Fältchen abgenäht, das kurze Röckchen in tiefe Plisseefalten geordnet, die frei ausfallen. Ihm ist ein Futterleibchen angesetzt, das im Rücken durch Knöpfe geschlossen wird. Der Schnitt zu diesem niedlichen Kleidchen ist in 28 und 30 Zentimetern halber Oberweite für 75 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 130 Zentimetern Breite 1,75 Meter. — Kräftiger weißer Satin ergab das Material zu dem flotten Kieler Anzug (Abb. 260), dessen Bluse über den Kopf gezogen wird. Mit tiefem spitzen Ausschnitt gearbeitet, fällt sie völlig lose und ringsum überhängend herab und wird durch einen breiten Matrosenkragen aus dunkelblauem Satin vervollständigt, den weiße Litze besetzt und ein Schifferknoten zusammenhält. Der bequemeren Waschbarkeit der Bluse halber ist er wie die dunkelblauen Ärmelaufschläge besonders aufzuknöpfen. Der Ärmel ist mäßig weit geschnitten und mit einer längslaufenden breiten Quetschfalte versehen. Die lange Hose erweitert sich nach unten zu und besteht gleichfalls aus weißem Satin. Der zur Herstellung dieses schicken Anzuges erforderliche Schnitt ist für die Bluse in 28, 30, 32, 34, 36, 38, 40 und 42 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für die Hose in 32, 34, 36, 38, 40 und 42 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch für mittlere Größe bei 1,30 Metern Breite 1,05 Meter, für die Bluse 1,25 bis 1,50 Meter.

Zwei Hüte aus Batist. (Abb. 261 und 262.) Unter den sommerlichen Kopfbedeckungen für die kleinen Mädel erfreuen sich die weißen Stickerei- und Batisthüte noch immer der Gunst der Mütter. Man darf die kleine Mühe ihrer Reinigung nicht scheuen, aber diese wird stets durch den Erfolg belohnt; denn solch ein frisches, weißes Hütchen bildet wohl die reizendste Umrahmung, die es für ein rosiges Kindergesicht geben kann. Mit unseren Abbildungen veranschaulichen wir zwei solcher Hütchen, die sich mit Hilfe der Schnitte leicht nacharbeiten lassen. Zur Herstellung des breitkrempigen runden Hutes Abb. 261 diente eine Rundung aus weißem Batist, der ringsum eine breite Stickerei angesetzt war. Diese ist nun derart in Falten anzuordnen, daß der glatte Teil den Kopf und die Stickerei die Krempe bildet. Ein schmales Bündchen hält den Kopfteil innen zusammen und gibt ihm einen gewissen Halt. Der gestickte Rand fällt dann in ungezwungenen Falten herab und kann nach Belieben durch ein eingenähtes Drahtband noch gesteift werden. Den Ansatz von Kopf und Krempe verdeckt ein farbiges Seidenband, das seitlich zu voller Schleife arrangiert ist. Zu diesem zierlichen Hütchen ist der Schnitt für 30 Pfennig vorrätig.

Abb. 262. Batisthut.

Nicht minder kleidsam erweist sich der zweite, gleichfalls aus weißem Batist gefertigte Hut. Der glatte Deckel und der Kopfteil sind hier durch ein Gazefutter gesteift, ein solches erhält auch die breite, hochstehende Krempe, die, mit einem gestickten Streifen abschließend, durch den in Püffchen gezogenen Batist bekleidet wird. Innen zeigt die Krempe eine reiche Füllung durch Batistplissees, die nach Belieben durch Vergißmeinnicht- oder Tausendschönbüschel bereichert werden kann. Die Verbindung von Kopf und Krempe wird durch zartfarbiges Seidenband verdeckt, das, auf dem Kopf einen vollen Tuff bildend, unterhalb des linken Ohres zu voller Schleife gebunden wird. Hierzu ist der Schnitt gleichfalls für 30 Pfennig erhältlich.

Zwei Sommerblusen. (Abb. 263 und 264). Das Merkmal der jetzigen Saison, die Betonung der natürlichen Schulterlinie, offenbart sich besonders stark an den modernen Blusen, die dadurch ein ganz eigenartiges Gepräge erhalten. Speziell für volle und kräftige Figuren geeignet, werden sie für den Sommer fast immer futterlos gearbeitet. Unsere Abb. 263 zeigt eine dieser Blusen aus wasserblauer, weißgestreifter Seide, die durch weiße Spitzeneinsätze von besonders eleganter Wirkung ist. Mit kleinem viereckigen Ausschnitt gearbeitet, wird die Bluse durch über die Achseln laufende Stüschengruppen ausgestattet, die vorn in Brusthöhe ausspringen, im Rücken sich aber bis zum Taillenschluß fortsetzen. Die seitlichen Blusenteile bestehen aus einem Stück, haben also keine Achselnaht; ihnen ist außerdem der dreiviertellange Puffärmel angeschnitten, dem nur der Unterärmel eingesetzt ist. Unten tritt der Ärmel in Reihfalten in ein Spitzen-

Abb. 263 u. 264. Zwei Sommerblusen.

bündchen, Spitzeneinsatz umrandet den viereckigen Ausschnitt, im übrigen bleibt der vordere und hintere Latzteil glatt. Zu dieser eleganten Bluse ist der Schnitt in 42, 44, 46, 48, 50, 52, 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 110 Zentimetern Breite 2,25 Meter.

Zur Herstellung der zweiten Bluse diente weißer Batist, zu dem die Ausstattung in weißen Fileteinsätzen bestand. Bei diesem Modell liegt das Aparte in dem gerade geschnittenen Ärmel, das sich speziell bei ausgestrecktem Arm bemerkbar macht. Durch Stüschen und Einsatz verziert und mit einem Bündchen abgeschlossen, fügt sich der Ärmel glatt und faltenlos dem Armloch ein. Die vordere Mitte der Bluse wird durch zwei Gruppen ausspringender Fältchen verziert, während die Rückenmitte eine Quetschfalte aufweist, unter der sich der Schluß verbirgt. Außerdem zeigt die Bluse an jeder Seite mehrere abgesteppte Fältchen, die, im Taillenschluß verlaufend, sich auch im Rücken wiederholen. Der zur Anfertigung dieser hochmodernen Bluse erforderliche Schnitt ist in 42, 44, 46, 48, 50, 52, 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 2,25 bis 2,75 Meter.

Elegante Tuchtoilette. (Abb. 265). Die Überbluse weiß sich auch in diesem Sommer zu behaupten. Tritt sie doch in so verschiedenen Variationen auf, daß ihre Wandlungsfähigkeit fast unbegrenzt erscheint. Eine der letztgebrachten Modeformen dieser Gattung wird an unserm eleganten Modell veranschaulicht. Feinstes altrosa Tuch ergab hierzu das Material, während die Ausstattung in gleichfarbiger Schnurstickerei, Grelots und braunem Panne bestand. Die leicht bauschende, tief ausgeschnittene Überbluse zeigt einen angeschnittenen glockigen Überärmel, der ungezwungen auf den halblangen Puffärmel aus gesticktem, weißem Mull fällt. In dem spitzen Ausschnitt der Taille wird vorn wie im Rücken ein faltiges Hemdchen aus weißer Seide sichtbar, das, oben mit Köpfchen und braunem Paspel abschließend, die runde Passe aus gesticktem Mull begrenzt, die außerdem noch Stüschenverzierung aufweist. Um die Taille legt sich ein faltiger brauner Pannegürtel, den leicht seitlich eine volle Schleife abschließt. Der unter ihm hervorfallende schlanke Tunikarock umschließt oben glatt die Hüfte, um unten in leichter Schleppe auszuladen. Die vorn etwas übereinanderfallende Tunika zeigt die Kanten durch Schnurstickerei verziert, nach der Seite in die Höhe steigend, fällt sie in der hinteren Mitte wieder zipfelig aus. Der Schnitt zu diesem Rock ist in 92, 100, 108, 116, 125, 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und für die Taille in 44, 46, 48, 50, 52, 54 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,85 Meter und 90 Zentimeter Garniturstoff, für den Rock 3,25—3,50 Meter.

Abb. 265. Elegante Tuchtoilette.

Abb. 266. Reformmiederrock mit Spitzenbluse.

Reformmiederrock mit Spitzenbluse. (Abbildung 266.) Die Bluse, die sich für warme Tage geradezu unentbehrlich gemacht hat, hat sich für den Sommer auch am Reformkleid bewährt. Bei unserem kleidsamen Modell aus hellviolettem Tuch ist es eine weiße gestickte Filettüllbluse, die den schlanken Miederrock auf das vorteilhafteste vervollständigt. Im Rücken geschlossen, tritt sie in leichten Reihfalten in das Mieder, ihr Ärmel bildet eine halblange Puffe, die in ein Bündchen gefaßt ist. Der Miederrock ist etwas schleppend geschnitten und betont leicht die Schweifung der Taillenlinie, seine obere Partie besteht in vier dem Rock angeschnittenen Trägern, die durch gleichfarbige Schnurstickerei verziert erscheinen. Zwischen den Trägern, in den Ausschnitten des Miederrockes wird ein kleines Miederchen aus dunkellila Samt sichtbar, das einen wirksamen Kontrast zur Bluse und zum Rock ergibt. Zu diesem kleidsamen Reformanzug ist der Schnitt in 44, 48, 52 Zentimetern halber Oberweite für 1,25 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 110 Zentimetern Breite 2 Meter, 4 Meter für den Rock, für die Bluse bei 84 Zentimetern Breite sind zu

Schnittmuster. Gut passende Schnitte zur Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 257—266 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37, bis 41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich, für die Schnitte Vorsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pf.) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Eine leise, weiche Weise.

Eine leise, weiche Weise
Folgt mir durch den ganzen Tag,
Bannt mich fest in ihre Kreise,
Was ich auch beginnen mag.

Früh am Morgen wie ein Grüßen
Flog sie her vom Nachbarhaus,
Grad' als fiele mir zu Füßen
Duftig frisch ein Rosenstrauß.

Nun begleitet, tief im Herzen,
Sie die Arbeit nebenher,
Weckt das Glück und weckt die Schmerzen
Alter Zeiten süß und schwer.

Adelheid Stier.

Verschiedene Reisspeisen.

Von M. Bauer.

Gerichte mit Reis erscheinen in Anbetracht ihres hohen Nährwertes, der auch von ärztlicher Seite immer wieder hervorgehoben wird, im Verhältnisse viel zu selten auf dem Familientisch. Man kennt Reis meist nur in Suppe, gedünstet als Beilage und als sogenannten Auflauf. Und doch läßt sich auch in Reisspeisen eine vielfache Abwechslung erzielen. Hier also einige Rezepte.

Eine vorzügliche Suppeneinlage sind Reisknödelchen: 125 Gramm Reis dämpft man in Milch kurz ein, rührt, wenn er fast ausgekühlt ist, ein Stückchen Butter, zwei ganze Eier und zwei Eigelb sowie Salz und eine Kleinigkeit Muskatnuß darein, dreht kleine Knödelchen, die man in Fleischbrühe 10 bis 15 Minuten langsam kochen läßt und dann zu Tisch bringt.

Reissuppe auf italienische Art: Kartoffeln, gelbe Rüben und Sellerie werden geschält und längliche Stiftchen daraus geschnitten, nudelartig schneidet man die inneren Blätter eines Wirsingkopfes. Von jeder Sorte nimmt man eine Handvoll und kocht sie in Fleischbrühe (vegetarisch Wasser) weich. Nun gibt man noch 140 Gramm Reis dazu und läßt es zusammen noch eine halbe Stunde kochen.

Reissuppe mit grünen Erbsen: Eine reichliche Handvoll grüner Erbsen dünstet man in Butter und gehackter Petersilie. Inzwischen wäscht man 80 bis 90 Gramm Reis, läßt ihn in wenig Wasser aufquellen, gieße, wenn noch Wasser daran ist, ab, menge dann den Reis zu den Erbsen, fülle mit Fleischbrühe oder Wasser auf, lasse es zusammen weich kochen. Man kann mit Eigelb legieren, auch ein Kalbsbrieschen hineinschneiden.

Als Beilage zu Fleischspeisen ist Reis auf sogenannte indische Art wenig bekannt: Man schneide mageren Speck in Würfel, tue diesen nebst etwas Butter und feingeschnittener Zwiebel in einen Tiegel, rühre es auf dem Feuer fleißig um (mit einem Holzlöffel), gebe dann zu dem fertig weichgekochten Reis etwas Paprika oder auch etwas Currypulver, vermische alles gut und trage ihn möglichst warm auf.

Die meiste Abwechslung läßt sich mit Reis in den Mehl- oder Nachspeisen erzielen. Eine der einfachsten, ausgenommen Milchreis auf gewöhnliche Art, ist wohl Reisschmarren: 200 Gramm Reis werden gewaschen und mit einem Liter Milch, Zucker, einer Prise Salz dick gekocht, in einer Schüssel dann mit einem Stück Butter, sechs Eiern gut verrührt und dann wie jeder gewöhnliche Schmarren behandelt. Es eignet sich jegliches Kompott wie auch Milchsauce mit Vanillegeschmack dazu.

Reisstrudel: 125 Gramm gereinigter Reis wird mit gezuckerter Milch und einem Stückchen Zimt weich und dick eingekocht. Sodann rührt man ein gut Stück Butter und sechs Eidotter schaumig, gibt zuletzt den fast ausgekühlten Reis dazu und den festen Schnee von den sechs Eiweiß. Man hat nebenbei auch gute Pfannkuchen (nicht dick) gebacken, die man nun mit dieser Reismasse füllt, jeden zusammenrollt, in ein flaches, ausgebuttertes Geschirr legt, mit Zucker überstreut, etwas kochende Milch darunter gibt und in mäßig heißer Röhre bäckt. Mit dem Schäufelchen sticht man sie stückweise ab, richtet erhaben an und bringt sie baldmöglichst zu Tisch.

Reisschnitten mit Weichselsauce. Man kocht 280 Gramm Reis in einem Liter Milch dick und weich. Ist dies erkaltet, so gibt man fünf Eier daran und verrührt es gut. Mit einem Blechlöffel formt man längliche Nudeln davon und bäckt sie aus heißem Schmalz unter beständigem Rütteln schön gelb; sie sollen etwas springen. — Zur Sauce braucht man ein viertel Kilogramm getrocknete Weichseln (Drogerie). Sie werden mehrmals aus warmem Wasser gewaschen, dann gibt man sie löffelweise in einen Mörser und stößt sie mitsamt den Kernen, dann werden sie mit einem Glas Rotwein, ebensoviel Wasser, etwas Zitronenschale und ganzem Zimt verkocht, durch ein Haarsieb gegeben, nochmals mit Wein verdünnt, gezuckert, noch einmal aufgekocht und nach Belieben über die Reisschnitten gegeben oder eigens dazu aufgetragen.

Reisberg mit Äpfeln. 280 Gramm Reis werden gewaschen, mit 100 Gramm Butter und etwas Vanille in einem Liter Milch dick eingekocht. Zehn Borsdorferäpfel werden geschält, halbiert, entfernt und in einem flachen Tiegel mit etwas Wein, Wasser, Zucker und Zitronengelb weich gedünstet, sie dürfen nicht zerfallen. Man ordnet sie auf einer Platte, so daß die innere Seite nach oben gewendet ist, und belegt jeden Apfel mit etwas Eingesottenem (Johannisbeeren oder je einer Weichsel usw.) Der kalte Reis wird nun mit 100 Gramm Zucker und vier Eidotter verrührt, ein Blech mit Butter beschmiert und eine Lage Reis darauf gegeben, die Äpfel sorgsam bergartig darauf geschichtet, der übrige Reis gleichmäßig darüber gedeckt, von sechs Eiweiß Schnee geschlagen, mit etlichen Löffeln Zucker vermischt, das Ganze damit überstrichen, nochmals überzuckert und in ein gut durchwärmtes Rohr gebracht. Die Reisspeise braucht nur ganz heiß zu werden und eine schöne Farbe zu bekommen.

Reistorte. 170 Gramm Reis werden in Wasser nicht ganz weich gekocht; erkaltet rührt man dreiviertel Pfund Staubzucker daran, den Saft von vier Zitronen und etwas Zitronengelb. Eine Tortenform wird mit Butterteig belegt, mit Zwiebackbröseln überstreut, dann mit der Reismasse belegt und in mäßig warmem Rohr gebacken. Der Reis soll möglichst weiß bleiben.

Kalter roter Reispudding (zu Kinderfesten geeignet). 250 Gramm Reismehl koche man mit einem halben Liter Johannisbeersaft, etwas Wasser, 125 Gramm Zucker, Zimt, Zitronengelb zu einer steifen Creme. Eine hübsche Form wird damit gefüllt und erkaltet auf eine Platte gestürzt. Man gibt dazu gesüßte Johannisbeersauce.

Zum Schluß noch das Rezept für ein nahrhaftes Getränk, den sogenannten Reistee. Zwei große Kaffeelöffel Reismehl werden fein abgerührt und dann mit einem Liter Milch gekocht (mit etwas Zimt und Zitronenschale), Zucker nach Geschmack. Unter ständigem Rühren läßt man dies zusammen aufkochen. Fünf Eigelb hat man mit etwas kalter Milch abgeklopft, dann gibt man durch ein Sieb die kochende Reismilch dazu, versprudelt es zusammen und serviert es sofort.

Bei der sommerlichen Abneigung gegen kompaktere Abendgerichte ist dieser Reistee recht zu empfehlen, da er sozusagen Speise und Trank zugleich darstellt, durststillend ist und bei leichter Verdaulichkeit großen Nährwert besitzt. Auch auf dem Tisch der Kinderstube wird er ein gerne begrüßter Gast sein.

In der Strohhutfabrik.

Von Ola Alsen.

Unzählige Variationen von Hüten locken in den Auslagen der Putzgeschäfte, unzählige Variationen der Formen, Farben und Geflechte. Gerade die Mannigfaltigkeit erschwert die Wahl, denn auf den verschiedenen Formen erdachten Modekünstler die duftigsten Träume aus Tüll, Blumen, Federn und Reihern. Und so in ihrem vollendeten Schmuck gehören die Hüte zu den begehrenswertesten Gegenständen, die in dem Reich der Frauen eine Rolle spielen.

Jede Jahreszeit beschert uns neue Formen und neue Farben, denn die Hüte sind gewissermaßen der Schlußakkord der Damenkleidung, und der Hut gibt dem ganzen Anzug erst das elegante Aussehen. Deshalb freuen sich die Damen auch, daß ihnen wenigstens Basare, Tee- und Gartenfeste Gelegenheit geben, die Hüte aufzubehalten.

Lagerraum der Strohborten.

In Paris tobte ein heftiger Kampf um den Hut im Theater, der aber mit einer Niederlage des Hutes endete, und mit Recht, denn den Zuschauern wurde der Ausblick auf die Bühne durch die riesigen Hüte mit ihren wehenden Federn und Blumen vollkommen genommen. Man kommt wohl mit dem Hut in der Hand durchs ganze Land, aber nicht mit dem Hut auf dem Kopf ins Theater.

Das Nähen der Hüte.

Man erfand darum winzig kleine, kokette Theaterhüte, konnte es aber nicht übers Herz bringen, auf den kleidsamen Schmuck der wallenden Feder und des hochstehenden Reihers zu verzichten, und so wurden auch diese Theaterhüte in Paris sowohl wie bei uns in die Logen verwiesen.

Wenn man sagen sollte, welche Form in diesem Sommer die modernste ist geriete man in einige Verlegenheit, dies in kurzen Worten auszudrücken. Uniform wurde, ist von dem Rembrandthut und den Charlottenformen überholt worden. Die Glockenform, die fast zur Daneben trägt man sehr viel die Hüte mit den hohen Zylinderköpfen, die Dreimaster, Toques und das kleidsame Barett.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß der einfache englische Strohhut und der beliebte Panamahut für Sportzwecke an erster Stelle stehen. Wir verraten aber, daß wenige Hüte, die unter der Marke „Panama" segeln, je die Reise über den Ozean gemacht haben, und daß sie hauptsächlich in deutschen Fabriken hergestellt werden.

Fraglos ist es unsern Leserinnen sehr interessant, den Lebenslauf des Strohhutes zu verfolgen. Deshalb führen wir sie heute in eine große Hutfabrik (J. Petag, Berlin), wo wir Genaueres über die Herstellung erfahren werden.

Sehen wir den fertigen, zur Garnitur bereiten Hut an, so ahnt man kaum, durch wie viel Hände er gehen mußte, wie viel Mühe und Arbeit es kostete, ehe er das wurde, was er ist.

Die Strohborten kommen bereits fertig hier an, und zwar sind Japan, Italien und die Schweiz die Länder, aus denen wir sie beziehen. Wir erhalten die Strohborten im rohen Zustande, d. h. ungebleicht und ungefärbt. Diese Arbeit des Färbens und Bleichens wird nun hier vorgenommen, und welch großartige Erfolge die Färbetechnik erzielt, sehen wir an den vielen schönen Tönungen, die unsere heutigen Hüte aufweisen. Ungeheure Mengen von Borten in allen Arten, feines und grobes Geflecht harren ihrer weiteren

Die Hüte werden appretiert.

Verarbeitungen. Sie wandern jetzt in den Nähraum, wo sie auf besonders darauf eingerichteten Maschinen genäht werden und die erste Form erhalten. Die Handnäherei ist durch die Maschine verdrängt worden, und nur Phantasiesachen werden mit der Hand mühselig genäht, sonst herrscht die Maschine,

Das Pressen.

die seit ihrer Erfindung im Handel und der Industrie so gewaltige Umwälzungen hervorgerufen hat. Zu dem Nähen der Hüte gehört eine sehr geschickte Hand.

Die Arbeit, die nun folgt, hat den Zweck, dem weichen Material Festigkeit und Halt zu geben. Wir sehen die Arbeiter vor großen Kübeln beschäftigt, wie sie die Hüte mit der nötigen Appretur versehen. Für dunkle Hüte kommt Gelatineleim in Anwendung, während man für helle und weiße nur ganz reine, feine Gelatine benutzt. Noch feucht werden die Hüte auf Holzformen gezogen und mittels hydraulischer Presse auf Eisenpreßformen gepreßt.

Ehe man die Formen preßt, werden sie, da sie durch die Appretur leicht zu hart werden, etwas angefeuchtet.

Hüte aus gewissen roten chinesischen Geflechten müssen erst geschwefelt werden, bevor sie in die Presse kommen dürfen.

Vor etwa dreißig Jahren kannte man die Eisenpreßformen noch nicht, damals zog man die Hüte nur über Holzformen, und nachher bügelte man sie. Jetzt kommt das Bügeleisen nur selten in Anwendung. Auf einem unserer Bilder ist auch das Bügeln zu sehen, und zwar gilt es hier, einen schmalen Rand zu plätten.

In die Arbeit an den Hüten teilen sich Männer und Frauen. Das Maschinenähen, eine Beschäftigung, die nur Gewandtheit und wenig Kraft erfordert, übernehmen die Frauen, während das Pressen und Plätten von Männern ausgeführt wird.

Die Holzformen und Einsätze der Eisenpressen müssen den Wandel der Mode mitmachen, denn jede Saison verlangt neue Köpfe und Ränder an den Hüten.

Natürlich stellen sich durch das Preßverfahren die Hüte weit billiger, als man sie früher beziehen konnte, da man auf diese Weise eine Massenherstellung erzielen kann. Die teureren Fassons werden nur teilweise mit der Maschine genäht und gepreßt, entweder setzt man originelle und aparte Ränder an die Köpfe, oder der Kopf ist abweichend von dem Gros der Menge, und man versieht ihn mit einem andersfarbigen oder mehrfach gebogenen Rand.

Es ist sehr modern und effektvoll, für einen Hut zweierlei Geflecht zu verwenden, da Damen, die gewöhnt sind, hohe Preise für ihre Kopfbekleidungen anzulegen, nicht die Formen nehmen, die hundertfach gearbeitet werden. Ja, es gibt sogar Damen, die den Ehrgeiz besitzen, eine Hutform zu tragen, die nur einmal oder nur in wenigen Exemplaren existiert. Mit diesen Fassons hat die Fabrikation natürlich bedeutend mehr Mühe. Auf einem unserer Bilder sehen wir die Hüte auf Holzlatten zur letzten Besichtigung bereit. Hier hängen sie und trocknen noch nach, ehe man sie in das Lager und die Verkaufsräume schafft. Dort werden die Hüte sortiert und

Das Plätten.

kleine Fehler und Mängel entweder ausgebessert oder die betreffenden Hüte beiseite gelegt, um später zu billigeren Preisen verkauft zu werden. Von hier aus wandert der fertige Hut in den Lagerraum, und hiermit hätte er die erste Etappe seiner Entwicklung zurückgelegt. Trotzdem schon in diesem großen Laden mit der Auswahl, die er gestattet, mancher Dame das Herz schwer wird, fängt jetzt erst die Tätigkeit an, die der nackten Form eine kleidsame, reizvolle Hülle gibt und ihm einen Übergang schafft von dem weichen blonden und braunen Haar zu der steifen Strohborte.

Die Hüte werden freihängend getrocknet und dann auf Holzformen gezogen.

Nachdem wir den Strohhut von der glatten Borte bis zur fertigen Herstellung begleitet haben, müssen wir ihn jetzt seinen Weg aus der Fabrik in die weite Welt ziehen lassen.

In allen Städten Deutschlands und des Auslandes beeilen sich die Putzmacherinnen, den Strohhut mit allen notwendigen Attributen zu versehen, um den Damen Gelegenheit zu geben, ihn gleich nach seiner vollen Wirkung beurteilen zu können.

Unter Blütenpracht, unter leuchtenden Rosen, die wieder den Hauptteil der diesjährigen Sommermode ausmachen, unter Federn und flotten Bandschleifen lockt uns der Strohhut so aus den Auslagen, eine Lockung, deren suggestiver Kraft nur wenige unserer Schwestern stets gewachsen sind.

Ratgeber für jedermann.

Saisonküche.

Verschiedene neue Zubereitungen des Huhns. Jedem Feinschmecker wird das „Huhn à la Wilson" vortrefflich munden. Ein junges Huhn wird in Butter weichgekocht, dann zerlegt und in eine Backschüssel getan und mit Parmesankäse bestreut. Man bereitet eine Sauce von einem Viertelliter dicker, süßer Sahne, etwas Mehl, Salz, zwei Eiern und zwei Eidottern, die man auf gelindem Feuer rührt, bis sie seimig wird, begießt damit die Hühnerstückchen, schiebt die Schüssel einen Augenblick in den Ofen, bestreut das Ganze mit geriebenem Brot und Parmesankäse und läßt es im Ofen schön bräunen, bis sich eine Kruste gebildet hat. Eine sehr pikante Zubereitung ist folgende. Man rührt 60 Gramm Butter in einer Pfanne goldgelb auf dem Feuer, tut das zerlegte Huhn in die Butter und läßt es rasch bräunen, damit es recht saftig wird. Die Stücke müssen oft gewendet werden, damit sie saftig bleiben. Dann schneidet man Champignons und frische Tomaten in Würfel, gießt ein Glas guten Weißwein, kräftige Fleischbrühe und einen Eßlöffel voll Kognak zu, würzt dies mit rotem Pfeffer und Salz und läßt das Huhn in dieser Sauce eine Viertelstunde dünsten. Dann legt man die Stücke auf eine heiße Schüssel, entfettet die Sauce, rührt etwas gehackte Petersilie daran und gießt sie über das Geflügel. Dieses so zubereitete Huhn heißt „Huhn à la Célestin". — „Huhn in Halbtrauer" wird folgendermaßen bereitet. Das in Stücke geschnittene Huhn wird gesalzen und mit Butter in einen Topf getan, doch nur für einen Augenblick, denn das Fleisch muß weiß bleiben. Die Flügel und Bruststücke nimmt man heraus und läßt sie abtropfen. Auf das übrige gießt man die Brühe von Champignons, die man zur Hälfte einkochen läßt, und fügt dann so viel heiße Bechamelsauce bei, daß das Huhn davon bedeckt ist. Nun legt man die Flügel und Bruststücke wieder in den Topf und läßt das Ganze bei gelindem Feuer gar werden. Ist das Huhn weich, so wird es auf eine heiße Schüssel gelegt, während man die Sauce bis zur Hälfte einkochen läßt. Dann stellt man den Topf beiseite, quirlt einige Eßlöffel voll dicker, süßer Sahne hinein, fügt ein großes Stück Butter bei und streut vorher in Butter weichgedämpfte Trüffeln in die Sauce, die dadurch wie schwarzgesprenkelt aussieht. Diese Sauce wird über das sorgsam angerichtete Huhn gegossen. Das Gericht muß weiß und schwarz aussehen.

Praktische Eismaschine. So einfach es im großstädtischen Haushalt ist, sich das „Gefrorene" als Abschluß festlicherer Mahlzeit oder auch nur zum gemütlichen Sonntagkaffee aus der nächsten Konditorei zu beschaffen, so schwer hält es auf dem Lande, die im Sommer so buchstäblich heiß begehrte Lieblingsleckerei herzustellen. Da scheint uns diese neue Eismaschine denn im Gegensatz zu vielen anderen eine wirklich praktische Hilfe. Wie aus der oberen Abbildung zu ersehen ist, besteht der Apparat aus einem oben und unten durch völlig gleiche Schraubenvorrichtung verschlossenen Zylinder, der in einen Ständer gehängt wird, in dem er mittels der beigegebenen Kurbel um seine Querachse gedreht werden kann. Ein dicker Filzbelag isoliert ihn nach außen. In eine der beigegebenen Formen wird nun die Eismasse gefüllt (ein drei Finger breiter Rand bleibt frei) und die Form, nachdem man den oberen Zylinderverschluß abgeschraubt hat, in den Zylinder hineingestellt. Dann schraubt man den Deckel wieder zu, (Gummispangen machen den Verschluß hermetisch), dreht den Zylinder um, macht den anderen Deckel auf und füllt hier zerkleinerte Eisstücke in den leergebliebenen Raum. Dann wird wieder zugeschraubt, eingehängt und der Apparat fünf Minuten lang gedreht (Schnelligkeit dabei: etwa eine Umdrehung auf die Sekunde). Dann öffnet man, rührt mit dem beigegebenen Spatel das Speiseeis gut durch, so daß es sich von der Form löst, macht noch einmal zu und läßt den Zylinder noch eine Minute lang rotieren. Dann nimmt man die Form heraus und stürzt. Sollte sich die Speise nicht gut stürzen lassen, dann umwickelt man die Form einen Augenblick mit einem in heißes Wasser getauchten Tuch, wenn man es nicht vorgezogen hat, vor dem Herausnehmen der Form den Zylinder mit warmem Wasser halb voll zu gießen. (Bezugsquelle: Raddatz, Berlin.)

Eine neue Eismaschine.

Die einzelnen Teile der Eismaschine.

Allerlei vom Salat. Jeder Salat wird besser, wenn man ihm zuerst das Öl zusetzt und ihn damit tüchtig mischt, dann erst die übrigen Zutaten. Der Salat wird schöner von Ansehen, weicher, zarter und dadurch auch bekömmlicher, denn der Essig kann nicht so sehr eindringen. Um Salatöl zu erhalten, gibt man einen Kochlöffel Salz auf ein Liter Öl. Das Salz schützt das Öl vor dem Trübewerden und klärt trübe gewordenes wieder. Das Öl schmeckt nicht salzig, denn Salz löst sich nicht in Fett auf, es bleibt am Boden der Flasche liegen. Alle Salate, die stark kühlen, z. B. Gurkensalat, sollen nach alter Regel mit reichlichem Pfeffer angemacht werden, damit der Magen „sich wieder erwärmt". Bohnensalat sollte dagegen stärker als jeder andere gesäuert werden. (Daß Zitronensaft gesünder ist als Essig, dürfte allbekannt sein.) Denn Bohnen haben einen beträchtlichen Gehalt an Kochsalzen, zu deren Auflösung die Säuren beitragen. Endiviensalat schließlich sollte für schwache Magen vor dem Anmachen mit lauem Wasser überbrüht werden.

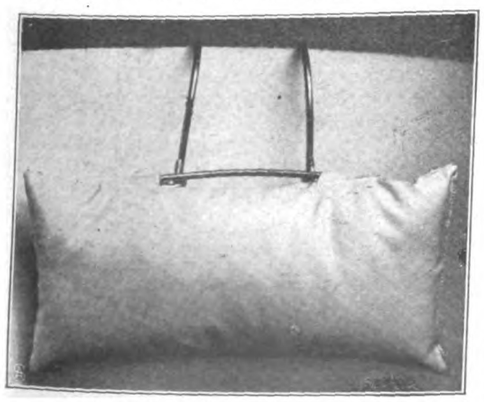
Gesundheitspflege.

Insektenstiche. Wespen und Bienen stechen viel empfindlicher als die Mücken. Sie haben ja einen kräftigeren Stachel und bringen auch mehr Gift in die Wunde hinein. Dementsprechend wird auch nach ihren Stichen die Entzündung lebhafter, die Anschwellung bedeutender und der Schmerz größer. Unter allerdings seltenen Umständen können Wespen- und Bienenstiche sogar lebensgefährlich werden. Im Volke werden besonders die Hornissen gefürchtet, und man sagt, daß zwei Hornissen einen Menschen und drei ein Pferd töten können. In Wirklichkeit kommt es aber auf die Art der Verletzung an. Nehmen wir an, daß der Stachel einer Wespe oder Biene in eine kleine Blutader eindringt. Das Gift ergießt

sich dann in diese und kann das Blut zur Gerinnung bringen. Werden nun diese Gerinnsel durch den Blutkreislauf weiter fortgeschleppt, und keilen sie sich dann irgendwo in den engeren Adern des Gehirns ein, so können infolgedessen Lähmungen und selbst der Tod eintreten. Oder nehmen wir an, daß ein Mensch ein Stück Kuchen oder eine Frucht, auf denen zufällig eine Wespe sitzt, in den Mund steckt. Sticht ihn nun das Insekt in die Zunge oder in die tieferen Lagen des Halses, so kann die Schwellung sich auf den Schlund und Kehlkopf erstrecken und so hochgradig werden, daß der Mensch in Erstickungsgefahr gerät. In diesem Fall ist schleunige ärztliche Hilfe unbedingt nötig. Zur Beruhigung sei aber gesagt, daß solche schlimme Zufälle außerordentlich selten sind. Recht übel ist ein Mensch daran, wenn er von einem Schwarm überfallen und zerstochen wird. Ein tödlicher Ausgang ist dann wohl möglich, aber man hat genug beobachtet, daß selbst kleinere Kinder sehr viele Stiche, bis zu siebzig in einem Fall, ohne dauernden Schaden überstanden haben. Bei der Behandlung dieser Stiche ist auf folgendes zu achten. Die Wespe hat einen glatten Stachel, und sie zieht ihn auch zumeist glatt aus der Wunde zurück. Der Stachel der Biene ist schraubenförmig, er bleibt in der Wunde stecken, und oft hängt an ihm das Giftbläschen. Man muß also bei jedem Bienen- oder Wespenstich nachsehen, ob der Stachel in der Wunde steckt. Er muß vorsichtig entfernt werden. Hängt noch das Giftbläschen daran, so darf man es nicht drücken, weil dadurch noch mehr Gift in die Wunde gepreßt wird. Man schneidet es am besten mit einer scharfen Schere ab und beseitigt dann den Stachel. In gewöhnlichen Fällen behandelt man den Bienen- und Wespenstich ebenso wie den Mückenstich. Man betupft also die Stelle mit Salmiakgeist oder legt ein Stück Ichthyolpflaster darauf. Außerdem bekämpft man die Schwellung durch kühle Umschläge. Es empfiehlt sich auch, in diesen Fällen das Gift aus der Stichwunde auszudrücken oder auszusaugen. Zu letzterem Zweck eignet sich gut eine reine Zigarrenspitze, deren untere Öffnung man fest über die Stichstelle preßt, während man an dem oberen Mundstück saugt.

Zusammenlegbares Bücherbrettchen mit Schnitzerei.

Kopfkissen für die Badewanne. Wir sind noch weit entfernt vom Bäderluxus der Antike, der uns nach Erzählungen der Alten und Ruinen von Badeanlagen wie ein orientalisches Märchen erscheint. Aber wir dürfen entschieden feststellen, daß in den letzten Jahrzehnten die Überzeugung von der selbstverständlichen Notwendigkeit des häufigen Badens bis in die untersten Schichten gedrungen ist, und wir glauben, daß auch das fortwährende Auftauchen hierher gehöriger kleiner Erfindungen, die für den Massenkonsum berechnet sind, für die steigende Freude an solcher Körperpflege spricht. Es handelt sich ja auch schließlich bei all diesen Wannenkissen, Kopfstützen, Badeteppichen aus Kräuselstoff, Luffa usw. nicht allein um Luxus für Gesunde, sondern auch um jene Kranken, deren schwache Körper vielleicht nur so der Wohltat irgendeines Heilbades überhaupt teilhaft werden können. Eine der größten Annehmlichkeiten unter diesen Kleinerfindungen ist die Kopfstütze, wie sie unser Bild zeigt. Das Kissen ist mit Luffa gefüllt und mit Wachstuch bezogen, dessen Rand so fest gesteppt ist, daß kaum Wasser ins Innere dringen kann. An der Rückseite ist, wie ersichtlich, der Tragbügel eingeschoben, den man einfach über den Wannenrand hakt. Besonders geschickte Hausfrauen können die ganze kleine Vorrichtung unter Zuhilfenahme eines Kleiderbügels vielleicht auch selbst nacharbeiten.



Kopfkissen für die Badewanne.

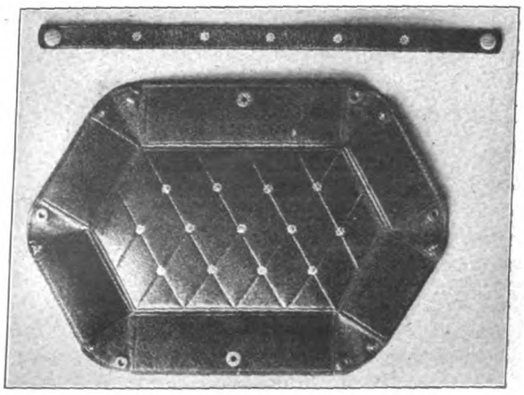
Kleine Geschenke

Bücherbrett mit Holzschnitzerei. Dieses Bücherbrett gehört zu den hübschesten der italienischen Holzschnitzereien, die als beliebte „Reiseandenken" die Auslagefenster italienischer Basare füllen. Es ist praktisch verpackbar, weil es sich, wie man sieht, einfach zusammenklappen läßt. Die Schnitzerei zeigt Wappen und Embleme, unter denen die „palle" der Medici, die berühmten sechs Kugeln des Mediceerwappens, den Italienfreund besonders vertraut anmuten.

Für die Reise.

Zwei Körbchen für die Reise. Das Körbchen für die Handarbeit ist in der Sommerfrische ein so angenehmer Gebrauchsgegenstand, daß es dem jungen Mädchen auf unserem Bild offenbar eine wirkliche Freude ist, auf ein so hübsches und im Koffer fast keinen Raum wegnehmendes Körbchen aufmerksam zu machen, das sich überdies von geschickten Händen (vielleicht in stärkerem Stoff, Leinen oder dgl.) nacharbeiten läßt. Das Original (von Hulbe, Berlin) ist aus dunkelgrünem Leder. Druckknöpfe am hochzuklappenden Rande schließen, wie ersichtlich, die flach ausbreitbare Grundform zu dem sechseckigen Körbchen zusammen. Druckknöpfe befestigen auch den Lederhenkel am Innenrande der Längsseiten. Nicht immer hat man aber, so weise vorausschauend, schon zu Hause vorgesorgt und sein Körbchen mitgenommen! Und in Hotels und Pensionen vermißt man es dann oft schmerzlich wie so viele andere Bequemlichkeiten, die einem das eigene Heim bietet. Da muß man sich dann behelfen, so gut man kann, und findig sein, um sich das Fehlende auch mit einfachen Mitteln verschaffen zu können. Eine solche selbstgeschaffene Aushilfe stellt auch unser auf S. 432 abgebildetes Körbchen aus schlichtem Schreibpapier dar, das ja wohl im entlegensten Weltwinkel aufzutreiben sein wird — im Notfalle tut's auch Zeitungs- oder Packpapier. Dieses papierne Körbchen kann mancherlei Zwecken dienen, kann nicht nur die Handarbeit samt Schere, Fingerhut und Nähzeug beherbergen, Taschentücher und Handschuhe usw. aufnehmen, sondern auch als Sammelpunkt für einlaufende Briefe und Postkarten und für manches andere eingerichtet werden. Hergestellt ist das Körbchen in wenigen Minuten, und zwar ohne Hilfe von Nadel und Faden oder Kleistertopf. Die Größe kann nach Belieben und dem späteren Zweck entsprechend bemessen werden; zu unserm Modell ist ein gewöhnlicher Konzeptbogen: 33 Zentimeter hoch und zusammengefaltet 21 Zentimeter

Arbeitskörbchen für die Reise.



Das Arbeitskörbchen — flach ausgebreitet.

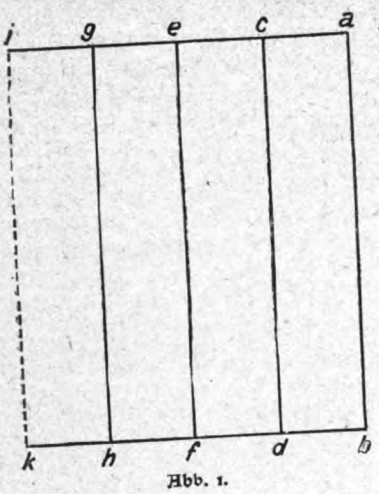


Abb. 1.

— im ganzen also 42 Zentimeter breit — genommen worden. Die punktierte Linie auf Abb. 1, i k, bedeutet den Mittelbruch des zusammengelegten Bogens. Will man nun das Körbchen falten, so teilt man, wie Abb. 1 es zeigt, jede Hälfte des Bogens in vier gleiche Felder, legt ihn dann so vor sich hin, daß der Bruch i k nach oben liegt, und biegt die Felder darauf derart um, daß a b auf den Kniff e f trifft, c d auf g h, die Bruchlinien c d und g h liegen wie i k nach oben. Nun faßt man die Kante c d an und biegt sie nach rechts, wodurch die Schnittkante a b wieder sichtbar wird (Abb. 2), und knifft alle vier Ecken scharf nach innen, d. h., 1 auf a, 2 auf b, usw. Sind alle vier Ecken umgebogen, bringt man die Teile wieder in ihre vorige Lage, also c d auf g h, und verfährt mit der zweiten Hälfte des Bogens genau ebenso. Ist das geschehen, zeigt unser Papier das Aussehen von Abb. 3. Wir haben nun nur noch nötig, die beiden zugespitzten Ecken auf den punktierten Linien e f von Abb. 3 nach hinten zu biegen, damit ein scharfer Bruch entsteht, sie wieder gerade zu streichen und dann mit den Fingern beider Hände in die aus Abb. 3 ersichtliche Öffnung zu greifen, um die beiden Seitenränder 1 und 2 auseinanderzubiegen, und — der nett aussehende Kasten ist fertig (s. Abb. 4).

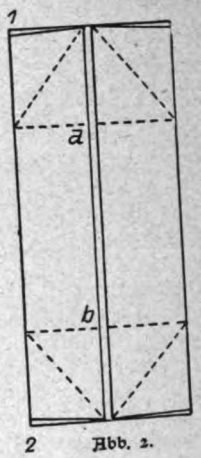


Abb. 2.

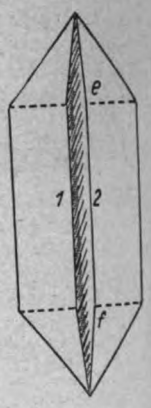


Abb. 3.

Hauswirtschaft.

Eine selbstgefertigte Mausefalle. Es ist entschieden eine überflüssige Grausamkeit, die Maus, wie es meist geschieht, in unzweckmäßigen Fallen erst stundenlanger Todesangst auszusetzen, bevor man sie beseitigt. Wie einfach und überdies kostenlos eine Falle hergestellt werden kann, die auch gleich als Tötungsmittel dient, zeigt unser Bild. Man füllt einen ziemlich hohen Topf mit Wasser und verbindet ihn genau so wie sonst Einmachegläser mit angefeuchtetem Pergamentpapier. Nachdem das Papier völlig trocken geworden ist, werden mit scharfem Messer zwei gerade, einander durchkreuzende Schnitte hineingemacht. Auf das Papier wird kleingeschnittener Speck oder irgendeins der sonstigen üblichen Anlockungsmittel für die Maus gelegt. Angelehnte Sprossenbrettchen oder dergleichen erleichtern den Zugang. Es ist klar, daß die naschhafte Maus, die sich auf den so fest aussehenden Papierverschluß verläßt, gleich bei den ersten Versuchen, sich die verstreuten Leckereien anzueignen, in den Topf stürzen muß, wo sie sofort ersäuft. Die beim Absturz der Maus hinunterklappenden Zipfel kehren nachher immer wieder in ihre Lage zurück, so daß mehr als eine Maus noch in die Versuchung kommt, sich ihrer trügerischen Festigkeit anzuvertrauen.

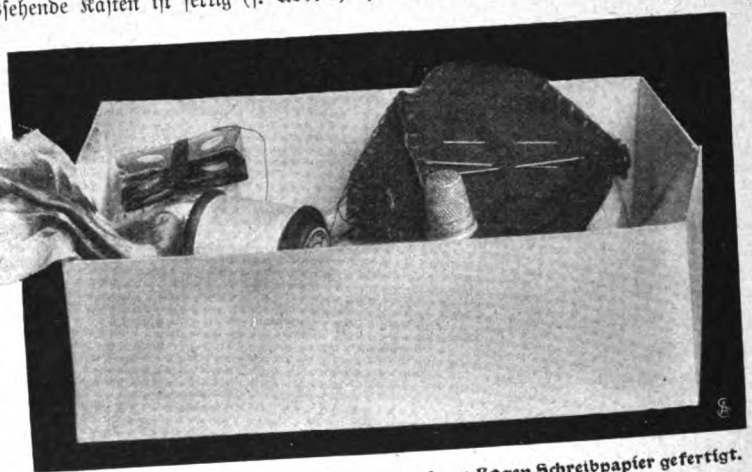


Abb. 4. Arbeitskörbchen für die Reise, aus einem Bogen Schreibpapier gefertigt.

Selbstgefertigte Mausefalle.

Garten und Blumen.

Empfehlenswertes Beerenobst.

Himbeeren und Brombeeren werden in vielen Gärten durch ihre ungezügelte Ausläuferbildung außerordentlich lästig; sie bleiben nicht da, wo man sie angeflanzt hat, sondern beginnen sich schon im zweiten Jahre nach der Pflanzung in unerwünschter Weise auszudehnen, indem sie ihre Wurzelstämme tief im Erdreich nach allen Seiten aussenden, wonach dann überall oft in 4—6 Meter Entfernung von den Mutterpflanzen junge Triebe hervorbrechen, also in die Gebiete anderer Pflanzen eindringen, diese ersticken oder doch im Wachstum stören und schließlich dem ganzen Garten den Charakter der Verwilderung aufprägen. In den letzten Jahren haben sich einige Sorten eingebürgert, denen die Ausläuferbildung nicht eigen ist, die sich also mit dem Platz begnügen, den man ihnen angewiesen hat, und dementsprechend in der Hauptsache auch nur durch Teilung der Mutterstöcke vermehrt werden können. Eine echte Himbeere, die keine Ausläufer bildet, existiert leider noch nicht, wohl aber eine amerikanische Kreuzung einer Brombeere mit einer Himbeere, die himbeerähnliche Früchte von einer so beträchtlichen Größe bringt, wie sie keiner echten Himbeere eigen ist. Diese Sorte führt den Namen „The Logan Berry". Sie hat nicht den aufrechten Wuchs der meisten Himbeeren; ihre Triebe sind verhältnismäßig dünn, und da sie in einem Sommer eine Länge von drei bis vier Metern erreichen, so können sie sich nicht selbstständig aufrechterhalten, legen sich bald auf den Boden und wachsen dicht darüber hin. Ich pflege jede Pflanze dieser Prachtsorte an einem zwei Meter breiten und ebenso hohen Spalier aus Holzlatten und hefte die Triebe an. Noch wilder als die Himbeeren wuchern die echten Brombeeren. Es gibt hier einige Sorten ohne diese Untugend, die gleichfalls aus Amerika stammen. Ich habe sie alle ausprobiert, aber nur eine einzige, die Sorte „Lucretia", als anbauwürdig befunden; diese ist nach meinem Geschmack überhaupt die beste aller Brombeeren. Die Früchte haben ein prächtiges Aroma, sie sind, roh genossen, außerordentlich erfrischend und eignen sich, ebenso wie die der vorgenannten rotgefärbten brombeerartigen Himbeeren, vorzüglich zum Einlegen. Die „Lucretia" ist aber noch dünntriebiger, ihre Triebe erreichen nur die Stärke eines starken Bindfadens, aber eine Länge von vier bis fünf Metern. Man pflanzt diese Brombeere am besten auf Rabatten in sechs Metern Abstand, gibt zu jeder Pflanze einen Pfahl und verbindet die einzelnen Pfähle mit Drahtschnüren, an die man die Ranken anheftet. Die Triebe der Brombeeren und Himbeeren haben nur eine zweijährige Lebensdauer; was in einem Sommer wächst, blüht und fruchtet im darauffolgenden. Nach der Fruchtreife sind die jungen, nachgewachsenen Triebe schon weit entwickelt und erstarkt; die alten abgeernteten werden dann dicht über dem Boden abgeschnitten. Auch Erdbeeren werden in kleinen Gärten durch ihre Ausläuferbildung vielfach lästig. Unter den großfrüchtigen Sorten gibt es freilich noch keine, die nicht diese starke Ausläuferbildung aufweist, der man nur durch ständiges Abranken vorbeugen kann. Unter den kleinfrüchtigen, immertragenden oder sogenannten Monatserdbeeren, die man in Frankreich „Wunder der vier Jahreszeiten" nennt, gibt es aber eine rot- und eine weißfrüchtige, vollständig rankenlose. Man vermehrt diese durch Samen und pflanzt sie mit Vorteil als Einfassung in den Gemüsegärten an. Diese Monatserdbeeren tragen bis in den Oktober hinein; ihre Früchte haben höchstens die doppelte Größe der kleinfrüchtigen Walderdbeere, das gleiche Aroma und die gleiche Belaubung. Man schätzt sie als Dessert- und Bowlenfrüchte gleich hoch.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 28, 1908.

Warte nicht auf den Entdecker
Dessen, was du bist!
Sei selber ein Lebenswecker
Für alles, was um dich ist!

Adelheid Stier.

Was sollen wir mit unseren Töchtern anfangen?*)

Von Dr. Alice Salomon.

Wir sollen versuchen, sie zu gesunden, leistungsfähigen, lebensfrohen Menschen zu machen!

Das ist das Ziel, das wohl jede verständige Mutter ihrer Erziehungsarbeit zu allen Zeiten gesteckt hat. Aber der Weg, der zu diesem Ziele hinführt, ist nicht mehr so leicht wie in früherer Zeit zu finden. Es genügt nicht mehr, nach dem Rezept Roseggers zu verfahren und sie „zu guten Hausfrauen zu erziehen". „Im Haus" und „für das Haus" erziehen, das war ein gesunder Grundsatz, solange die Hauswirtschaft noch umfassendere Aufgaben aufwies und deshalb auch den jüngeren weiblichen Familienmitgliedern Gelegenheit zu nützlicher Arbeit — und einen ausreichenden Lebensunterhalt bot.

Heute können wir unsere Töchter nicht mehr zu gesunden, leistungsfähigen, lebensfrohen Menschen machen, wenn wir sie „im Haus" und „fürs Haus" erziehen. Denn das Haus ist an Aufgaben leerer geworden. Wohl bietet es der Hausfrau des Mittelstandes meist ein volles Maß an Arbeit. Für die Töchter aber ist oft kein Arbeitsplatz mehr vorhanden, der ihre Kraft und ihre Gedanken ganz beanspruchen könnte. Kräfte, die nicht genutzt werden, pflegen zu verkümmern. Junge Mädchen, die keine ernsthafte Beschäftigung haben, die nach alter Sitte „im Haus", aber nicht mehr „fürs Haus" erzogen werden, verkümmern gesundheitlich. Schlaffe Muskeln — überreizte Nerven: das ist die Folge von mangelnder Arbeitsgelegenheit und vom Überfluß an Vergnügungen. Wer aber seine Kräfte nicht erprobt, der wird nicht nur in physischer, sondern auch in geistiger Beziehung leistungsunfähig. Und wer nicht das Gefühl hat, etwas zu nützen, irgendwo gebraucht zu werden, der kann vielleicht für kurze Augenblicke — nicht aber für die Dauer ein lebensfrohes Geschöpf sein!

Aber selbst wenn unser Haushalt Arbeitsgelegenheit genug — auch für unsere Töchter — bietet, selbst wenn wir sie „im Haus", „fürs Haus" erziehen könnten, selbst dann ist das nicht der richtige Weg, um sie zu gesunden, leistungsfähigen und lebensfrohen Menschen zu machen.

Denn wie kann jemand seines Lebens froh werden, der nur für eine Aufgabe erzogen, nur für einen Beruf leistungsfähig ist, wenn er nicht weiß, ob er Gelegenheit haben wird, diese Aufgabe zu erfüllen; wenn das Ergreifen dieses Berufes nicht in seine eigene Hand gelegt, nicht von seinen Wünschen, Entscheidungen, nicht von seinem Tun abhängig ist.

Unsere Töchter sind sich aber heute darüber klar, daß viele von ihnen nicht zur Ehe gelangen können. Und da keine weiß, ob das Los gerade sie trifft, wird die Lebensfreudigkeit der Haustöchter, die nicht auf eigenen Füßen stehen können, überschattet von dem Gedanken, daß sie eine Versorgungsehe eingehen müssen. Eine Versorgungsehe, die — ach, in so vielen Fällen keine Versorgung bringt! Zu spät haben die heutigen Mütter oft erkannt, daß leistungsfähig „fürs Haus" noch keineswegs auch leistungsfähig „fürs Leben", für den Erwerb bedeutet, der doch für viele Frauen, die sorglos geheiratet haben, während der Ehe oder nach der Verwitwung notwendig wird.

Wie viele Frauen, die „fürs Haus" erzogen wurden, leiden Schiffbruch, wenn das Leben ernste Anforderungen an sie stellt. Wie viele erweisen sich dann als leistungsunfähig, wie viele büßen nicht nur ihre Lebensfreude, sondern auch ihre Gesundheit ein, wenn sie ohne Waffen und Rüstzeug den wirtschaftlichen Kampf aufnehmen müssen!

Wenn wir unsere Töchter zu gesunden, leistungsfähigen, lebensfrohen Menschen machen wollen, müssen wir sie zum Beruf erziehen. Denn nur wer regelmäßig arbeitet und schafft, kann seinen Körper und Geist gesund halten. Nur wer seine Kräfte übt und durch immer neue Anforderungen — wie jeder Beruf sie mit sich bringt — stählt, kann leistungsfähig werden. Nur wer durch berufsmäßige Arbeit das Gefühl erlangt, ein Wert zu sein, irgendeinen Platz auszufüllen, kann Freude am Leben haben!

Weil viele Mütter heute aus eigenem Erleben, Erfahren und auch — Erleiden wissen, daß die Erziehung „im Haus" und „fürs Haus" keine Garantie für Gesundheit, Leistungsfähigkeit und Lebensfreude bietet, wollen sie wohl ihre Töchter für einen Beruf erziehen. Aber gerade weil die Erfahrungen der Müttergeneration fast ausschließlich auf dem Gebiet des häuslichen Lebens gemacht wurden, stehen die Mütter der brennenden Frage ratlos gegenüber:

„Was sollen unsere Töchter werden? Was sollen wir mit ihnen anfangen?"

Mütter, die ihr es gut mit euren Töchtern meint, die ihr eure Töchter zu gesunden, leistungsfähigen, lebensfrohen Menschen machen wollt, laßt euch bei der Berufswahl eurer Töchter nicht von Standesvorurteilen, nicht von falschen Begriffen über vornehme oder weniger angesehene Berufe leiten! Laßt auch nicht ganz ausschließlich die Neigungen, sondern laßt vor allem die Anlagen eurer Töchter den Ausschlag geben. Erzieht sie nicht zur Kunst, wenn ihre Anlagen sie für das Handwerk geeignet machen. Erzieht sie nicht für die Wissenschaft, wenn sie für praktische Aufgaben begabt sind. Laßt eure Tochter Kindergärtnerin statt Lehrerin werden, wenn sie Kinder liebhat, aber Bücherwissen nicht leicht aufnimmt. Laßt sie Verkäuferin statt Buchhalterin werden, wenn sie angenehme Umgangsformen hat, aber mit der Feder ungewandt bleibt. Laßt sie eine Stellung im Haus annehmen und nicht Telephonistin werden, wenn sie blutarm ist und eine sitzende Lebensweise ihr schaden könnte. Eine tüchtige Schneiderin ist angesehener als eine schlechte Malerin. Eine brauchbare Krankenpflegerin ist begehrter als eine mittelmäßige Ärztin. Eine gute Kindergärtnerin ist gesuchter als eine unfähige Lehrerin. Eine gewandte Verkäuferin ist besser daran als eine untaugliche Buchhalterin. Jedes Mädchen wird Besseres leisten und seiner Arbeit und seines Lebens froher werden, wenn es am richtigen Platz steht, den es nach seinen körperlichen und geistigen Fähigkeiten ausfüllen kann.

*) Diese Arbeit erhielt bei unserem Preisausschreiben (siehe Heft 1 und Heft 27 der „Welt der Frau") den ersten Preis.

Sucht auch nicht nach „neuen Frauenberufen", wenn ihr eure Töchter zu gesunden, leistungsfähigen, lebensfrohen Menschen machen wollt. Denn im letzten Grunde gibt es keine neuen Frauenberufe; wenigstens nicht in dem Sinne, daß für die Frauen neue Berufe erfunden werden können. Es konnten nur den Frauen Berufe neu eröffnet werden, die früher den Männern allein offenstanden. Aber alle Berufe — Männer- wie Frauenberufe — liegen immer auf denselben großen Gebieten: in Landwirtschaft, Gewerbe, Handel und Verkehr, in Kunst und Wissenschaft, in häuslichen Diensten und schließlich in der Krankenpflege. Für die Töchter des städtischen Mittelstandes heißt es daher noch immer zu wählen zwischen Handwerk (etwa Schneiderei) und Handel, zwischen Telephon und Krankenpflege, zwischen Kunst und Lehrberuf, wenn sie nicht zu den wenigen Auserwählten gehören, denen durch Begabung und äußere Verhältnisse ein akademisches Studium offensteht.

Sucht nicht nach außergewöhnlichen Berufen, in der Meinung, daß solche angesehener sind. Die außergewöhnliche Kraft wird den außergewöhnlichen Weg gehen, in was für einem Beruf sie auch stehen mag; sie wird einen außergewöhnlichen Platz finden und erobern. Die durchschnittliche Kraft wird aber in außergewöhnlichen Berufen schwer zu kämpfen haben; denn der Weg, den sie zu gehen und zurückzulegen hat, ist nicht klar und sicher vorgezeichnet. Er führt über Hecken mit Dornen, über viel Stein und Geröll, das nur die Mutige und Starke hinwegräumen kann.

Was aber eure Töchter auch wählen mögen, laßt sie ihren Beruf gründlich erlernen; laßt sie ebenso viel lernen wie eure Söhne, damit sie im Beruf vorwärts kommen können. In den meisten Fällen kann eine ungenügende Ausbildung durch jahrelange Berufsausübung nicht überwunden werden. Verdient ein Mädchen, das eine dreimonatige Unterweisung in der Buchführung erhalten hat, auch eher etwas als andere, die auf einer guten Handelsschule ein bis zwei Jahre ausgebildet werden, so wird ihr geringeres Können sie später dauernd hinter jenen zurückhalten. Nur Mädchen, die ihren Beruf gründlich erlernt haben, werden gesunde, leistungsfähige, lebensfrohe Menschen. Gesund, weil ihr Können es ihnen ermöglicht, schlechte Stellungen, in denen sie sich überarbeiten müssen, auszuschlagen. Leistungsfähig, weil eine umfassende Ausbildung sie befähigt, innerhalb ihres Berufskreises verschiedenartige Stellungen auszufüllen. Lebensfroh, weil sie fühlen, daß sie etwas leisten, daß sie verantwortungsvolle Arbeit tun, daß sie im Beruf vorwärts kommen.

Aber werden die Töchter, die wir zum Beruf erzogen haben, auch ihren Platz ausfüllen können, wenn die verschwiegenen oder geäußerten, immer aber warm empfundenen mütterlichen Wünsche Erfüllung finden, wenn unsere Töchter schließlich doch zu Hausfrauenpflichten berufen werden?

Das ist eine Frage, die heute vielen Müttern die Erziehung der Töchter äußerst schwierig erscheinen läßt. Und doch können wir unseren Töchtern kein besseres Gut in die Ehe mitgeben als die Disziplin, Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit, die der Beruf zu entwickeln pflegt, als die Gewöhnung, Geld und Zeit auszunutzen und zu Rate zu halten, die auch der Hausfrau dienlich sein, sie tüchtiger machen werden. Die eisernen Anforderungen des bezahlten Berufs pflegen ein besserer Lehrmeister zu sein als eine Mutter, deren Tochter fühlt, daß sie eigentlich nicht gebraucht und nur aus erziehlichen Gründen zur Arbeit — mit Nachsicht oder Strenge — herangezogen wird.

Wer aber seine Tochter für Beruf und Ehe gleich tüchtig machen will und den charakterbildenden und erziehlichen Einfluß der Berufsarbeit nicht so hoch einschätzt, der lenke, falls die Anlagen der Tochter dem nicht entgegenstehen, ihr Interesse zeitig auf die im engsten Sinne „weiblichen und mütterlichen Berufe", auf den Lehr- und Erziehungsberuf, auf Krankenpflege und Hauswirtschaft. Denn was das Mädchen auf diesen Gebieten im Beruf erlernt und geübt hat, das muß sie als Frau und Mutter fähiger und verständnisvoller machen! Das wird ihr dazu helfen, wo immer auch das Leben sie hinstellen mag, aus dem Gefühl der Leistungsfähigkeit auch das Gefühl der Lebensfreude zu ziehen.

Einsam.

Einsam stehn an ihren Türen
Menschenseelen, schaun hinaus,
Winken, rufen, Tücher wehen,
Doch sie können nicht verstehen,
Was man rief vom Nachbarhaus.

Gar zu weite, weite Wege
Trennen sie, und hier und dort
Hindern düstre Mauerringe,
Daß es klar herüberklinge,
Das ersehnte Freundeswort.

Und da treten traurig müde
Sie zurück, auch ich und du;
Hörst den Nachbar leise schließen
Seine Tür, ein letztes Grüßen, —
Und auch du schließt leise zu.

J. Madeleine Schulze.

Frauenberufe Anno dazumal.

Von Olga Wohlbrück.

Die romantisch-sentimentale Zeit Murgers, Gérard de Nervals und Mussets hat um die erwerbende Frau oder sagen wir lieber um das erwerbende Mädchen eine schillernde Gloriole anmutigster Weiblichkeit gewoben. Und die größten Poeten ihrer Zeit wurden zu ihren Troubadours. Noch lag nichts Hartes, Hastiges und Bewußtes in den jungen, glänzenden Augen, die mehr auf den scharmanten Käufer als auf die Ware oder die Arbeit gerichtet waren; und die gesenkten Lider einer kleinen Blumenverkäuferin (s. Abb.) waren eine graziöse Koketterie, die den jungen Fant zu einer Attacke herausforderte, die nicht allein den gefüllten duftenden Blumenkörben galt.

Die Frauen verlangten damals noch nicht in großen, lauttönenden Worten, an dem schweren Lebenskampfe teilzunehmen. Auf leichten Sohlen, mit schwingenden, schimmernden Schmetterlingsflügeln huschten sie hinein in ein Metier, das sie durch ihren persönlichen Charme verklärten. Ihre niedliche Silhouette war der Magnet, der die Vorübergehenden anzog, ihr lustig harmloses Geplauder die Ranke, die sie um den liebenswürdigen Besucher schlangen. Das heute so prunkende Schild des

Ladeninhabers war die kokett gesteckte Rose im Haar, das blütenweiße Spitzenhäubchen. Ein bescheidenes, frommes Kreuzchen schien um Verzeihung zu bitten für den provokanten Ausschnitt des weißen Hälschens.

Wie sehen heute unsere Blumenverkäuferinnen an den Straßenecken aus? . . .

Die kleinen reizenden Grisetten, die nach des Tages Arbeit auf hohen Stöckeln trällernd zu ihrer Mansarde trippelten, um dann im grauen Kleidchen, das ihnen ihren Namen eingebracht, am Arm ihres Studenten in einer Zuckerbäckerei Pralinés und Kuchen zu naschen, hatten eben Stilgefühl. Und die Zuckerbäckerin, die die Bonbonnièren mit ihren flinken Händchen füllte, hatte jung, hübsch und kokett zu sein wie das kleine Fräulein, für die die Bonbonnière bestimmt war, und süß — wie die Herrlichkeiten, die sie verkaufte.

Blumenverkäuferin.

Einfacher, etwas strenger tritt die Tabakhändlerin von Anno dazumal auf (s. Abb.). Kein Wunder — denn sie hat nur mit Herrenpublikum zu tun, und dazu meist mit Herren würdigen Alters, die behaglich ihr Pfeifchen rauchen, ihre Dose füllen, mit Kennermiene die Mischungen begutachten und mit hochgehobenen Brauen die leiseste Schwankung der Wage kontrollieren. Da ziemt es sich schon, Ehrbarkeit zu zeigen: lange Schmachtlocken verdecken den Ausschnitt der Taille, die in ihrer raffinierten Einfachheit alle Vorzüge einer knospenden Jugend zeigt. Der geblümte Rock fällt in abweisenden Falten über eine bauschige Krinoline, die den niedlichen Inhalt wie eine Festung verteidigt und jeden losen Gedanken abzuwehren scheint.

Die Zuckerbäckerin.

Da, wo die kleine Grisette Fülle ansetzt, Unterschlupf findet in bürgerlicher Ehe, da packt sie tapfer zu als treuer Kamerad ihres Mannes, halb aus innerem Tätigkeitsdrange, halb aus Sehnsucht nach dem Rahmen ihres Erfolges. Fehlt ihr die Zeit zur kunstvollen Frisur, die damals ein Hauptbestandteil der Toilette war, und auf die selbst eine einfache Schustersfrau (siehe die oberste Abbildung) mehr Mühe verwendete als heute manche Balldame, so stülpt sie kurz entschlossen die Haube der braven Menagère über die zerzausten Locken, bindet eine schlohweiße Schürze um das praktische, derbe Hauskleid, das in der Form aber immerhin der Mode des Tages entspricht, und stellt sich hinter den Ladentisch ihres Gatten, um, wie unser Bildchen zeigt, Kräuter und Früchte zu verkaufen.

„Kräuter und Früchte".

Die kluge Handelsfrau weiß, daß ein freundlicher Blick ihrer schönen Augen, das vielversprechende Lächeln ihres kirschroten Mundes ein ebenso heilsames Mittel ist wie die vielen Kräuter, die sie mit wichtiger Miene gichtleidenden alten Herren, fieberkranken jungen Männern nach Unzen abwägt. Und ohne der Ehre ihres Gatten etwas zu vergeben, ist sie sparsamer mit den Kräutern als mit den Blicken. Die Erfahrung ihrer Jugend eint sich mit dem Mut ihrer Jahre, und manch kerniges Wort entschlüpft den stets zum Lachen geschürzten Lippen. Die junge, resolute Handelsfrau der Balzacschen Zeit, die jung bleibt trotz ihrer vierzig Jahre und sich kaum mit fünfzig auf das Älterwerden besinnt, hat etwas von der robusten Urwüchsigkeit einer Madame Angôt.

Die fleissige Schustersfrau.

In aufsteigender Skala gab es wohl keinen Beruf außer den akademischen Berufen, dem die Frau von damals sich nicht ebenso widmete wie heute. Nur daß sie zu jener Zeit mehr persönlichen Charme dabei aufwendete, und daß weniger Prinzipien und Rechte und andere große Worte dabei entscheidend und aufreizend ins Treffen geführt wurden. In der Mode hat sie von jeher eine große Rolle gespielt, obzwar gerade auf diesem Gebiete der Mann die Priorität für sich beansprucht und „der große Schneider" auf die größte Schneiderin immer ein bißchen herabsieht. Nur die Korsettmacherin besitzt die Alleinherrschaft, und stolz verkündete sie stets: „Ohne mich kein gutsitzendes Kleid, keine schöne Figur!" Liebenswürdig und doch im Bewußtsein ihrer Bedeutung sehen wir sie auf dem Bild auf Seite 436, kunstvoll frisiert, die keusche collerette um den Hals, die guimpe in sittsamen Fältchen bis tief ins Mieder hinabgezogen — die Erzeugnisse ihrer Nadel vorzeigen. Die Korsette, die sie anbietet, haben Ähnlichkeit mit dem Reformmieder unserer Tage, aber die schöne Verkäuferin versichert mit lieblichem Neigen des Hauptes, daß sie eine „deliziöse" Taille machen, was sie durch den ultramodernen Schnitt ihres eigenen Kleides augenfällig beweisen zu wollen scheint.

Tabakhändlerin.

Zwei Typen aus jener Zeit, fast gleichartig in ihrer Tätigkeit und doch streng geschieden in ihrer bürgerlichen

Schätzung, sind die Büfettdame und die „Limonadendame", oder Bardame wie man heute sagen würde (s. d. untenstehenden Bilder). Die Büfettdame spielt in Paris von jeher und bis auf den heutigen Tag eine merkwürdig romantische Rolle, trotz der nüchternen Zahlen, die sie in feinen, eleganten Schriftzügen in ihr Buch oder auf eine Rechnung einträgt. Sie ist die heimlich Angebetete aller jungen Leute mit großem Magen und kleinem Portemonnaie, ihr wohlwollendes Lächeln entscheidet über die Größe der Portion, die Dauer des Kredits, die Kürze der Rechnung. Manchem aufstrebenden Talent der goldenen Bohêmezeit war sie Mäzenin, und in der Literatur der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist ihr von manchem Großen ein dankbares Denkmal errichtet.

Die Korsettmacherin.

Die Limonadenverkäuferin.

Wie eine Göttin, so unnahbar thront sie auf ihrem erhöhten Sitz, umgeben von den Symbolen ihres Amtes, den Frucht- und Kuchenkörben, ehrpusselig umrahmt von einer ungeheuren Haube, die die künftige Besitzerin ahnen läßt, mit züchtig enger Halskrause und knappen Manschetten um die schlanken Handgelenke.

Ebenso göttinnenhaft, nur weniger unnahbar und ehrpusselig ist die „Limonadendame" — von höchster Eleganz der damaligen Zeit! Limonade ist nur ihr Name, alles andere an ihr ist berauschend: die vielfarbigen Liköre in den feingeschliffenen, funkelnden Flakons, die Pracht der weißen Schultern mit dem kostbaren Geschmeide, die ringestrotzenden Alabasterhände mit den rosenroten Krallen des Raubtieres. Auch ein Beruf: schön zu sein — nichts als schön! Ein lebendiges Bild mit so viel Gnade, als Fortuna einem Glücklichen in den Schoß wirft.

Und dann last not least die junge Künstlerin (s. d. letzte Abb.). Glatt gescheiteltes Haar mit bescheidenen kleinen „Sechsern", die wie Teufelshörnchen tausend Schelmereien künden. Der überhohe Hut, der das kleine Persönchen zu „erhöhen" hat, „la croix de ma mère", dieses viel besungene, viel bespöttelte, viel beweinte, viel ver—deklamierte Kreuz, das die Mutter der scheidenden Tochter mit Ermahnungen zur ewigen Tugend umbindet, und das diese mit einer Pietät weiterträgt, die die Wirkung der empfangenen Ermahnungen meist lange überdauert. Es ist das ausdrucksvolle Aushängeschild einer durchaus nicht immer kapitelfesten Sittsamkeit. Mit dem Studium der ersten Rolle, des ersten Liedes wird die junge Novize eine Meisterin der Mimik, und ihre ersten Erfolge auf dem Wege zwischen Konservatorium und ihrer Wohnung sind oft die ersten Sprossen zu den Triumphen ihrer späteren Jahre.

Die Büfettdame.

Die junge Künstlerin.

So war es, und so wird es stets bleiben. Aber selbst die Feinde und Feindinnen der weiblichen Emanzipation würden bald die Waffen strecken, wenn die arbeitsamen Frauen des zwanzigsten Jahrhunderts den Zauber ihrer weiblichen Anmut mit in ihren Beruf herübernehmen wollten, wie es die Frauen aus dem Land und der Zeit Murgens getan haben.

Kulinarisches aus Babel und Bibel.

Von Richard Gollmer.

Wenn heute jemand ein übertrieben kostspieliges Fest gibt — z. B. ein Schwindelbankdirektor, der noch einmal seine Freunde und Mitgauner aus der vollen Krippe genießen lassen will und sich dann mittels einer geschickt gewählten Reiseroute oder einer Revolverkugel der irdischen Gerechtigkeit entzieht — so vergleichen wir solch letztes Gelage mit dem „Gastmahl des Belsazar", das uns Daniel im fünften Kapitel seiner Aufzeichnungen schildert. Es liegt nun nahe, zu fragen: Was aß und trank man denn in jener Zeit am Hofe des Königs zu Babylon? Und was wurde überhaupt bei den verschiedenen Fest- und sonstigen Mahlzeiten, die in der Bibel erwähnt werden, den Gästen geboten?

Die große Alluvialebene, die von Euphrat und Tigris durchströmt wird, war damals hoch kultiviert. Eine Menge Kanäle, von denen über dreißig mit Namen bekannt sind, sowie Dämme und künstliche Seen schützten das Land vor Überschwemmungen und beförderten seine natürliche und durch sorgfältige Bestellung gehobene Fruchtbarkeit. Ein besonders bedeutender Ertrag scheint an Weizen, Gerste und Datteln erzielt worden zu sein, daneben werden aber auch Öl- und Nußbäume sowie andere obsttragende Bäume erwähnt. Der Ackerbau stand also unzweifelhaft in hoher Blüte, doch lebte das Volk durchaus nicht etwa nur vegetarisch, sondern genoß auch die Produkte von Viehzucht und Fischfang und liebte seiner kriegerischen Natur entsprechend, die Jagd. Darstellungen assyrischer Basreliefs werfen einiges Licht auf das Privatleben jener Zeit. Wir finden Jagdszenen, das Füttern von Pfauen, das Schlachten von Schafen, Trinkgelage, und überall hält eine gewisse Pracht und Zierlichkeit in Tracht, Gewändern, Möbeln und Gerätschaften auf und liefert die Beweise für einen ziemlich großen Nationalwohlstand.

Dazu kommen noch die Machtstellung und Ausdehnung des damaligen babylonischen Reiches, die sicher einen lebhaften Import auch von Nahrungs- und Genußmitteln im Gefolge hatten, trotz der Entfernungen und der Kosten; denn was galt damals Menschenkraft und Menschenkönnen, ja ein

Menschenleben? Anzunehmen ist, daß dort wie bei allen orientalischen Völkern Speiseverbote herrschten, doch wissen wir noch nicht welche. Sicher aber dürfte heute sein, daß Menschen nicht nur geopfert, sondern auch gegessen worden sind, wenn wir auch freilich heute wenig geneigt sind, diesem „Gang" eines babylonischen Diners besondere kulinarische Vorbildlichkeit zuzusprechen.

Es wird am Hofe Belsazars natürlich recht hoch hergegangen sein und nicht minder bei Sardanapal in Ninive. Letzterer muß entschieden die Art des Königs Jérome „Morgen wieder lustik" gehabt haben. Sonst hätte er nicht auf sein Denkmal, das er sich schon bei Lebzeiten errichtete — ein sinniger Gebrauch der damaligen Zeit — als Quintessenz seiner Lebensweisheit den Spruch setzen lassen: „Iß, trinke und liebe — das übrige ist keine Bohne wert!" Die Auffindung von Haushalts- und Küchenrechnungen durch französische Forscher ermöglicht heute die ungefähre Aufstellung des Menüs von König Belsazars berühmtem letzten Souper. Auch er wird wie die meisten Grandseigneurs, besonders in Reichen, die am Luxus zugrunde gehen, ein Feinschmecker gewesen sein und seine Tafeln mit dem Schönsten und Kostbarsten beladen haben. Wir können jedenfalls annehmen, daß ein Gericht aus Menschenfleisch nicht fehlte.

Als Fisch — wir nehmen die moderne Speisenfolge an — wird man, wie das häufig der Fall ist, die einheimischen nicht für fein genug gehalten haben, denn es gilt als ziemlich sicher, daß auf Belsazars Tafel schon Wolgafische, also Stör oder Sterlet, prangten. Es werden wohl Störe gewesen sein, denn wir hören von silbernen Platten, die wegen der Größe der unzerstückelt servierten Fische extra angefertigt werden mußten. Man reichte dazu verschiedene Saucen „in den Farben des Regenbogens" — wenn ich nicht irre, unterschieden die damaligen chaldäischen Astronomen vier Regenbogenfarben — und diese Saucen wurden aufgetragen von jungen Negerinnen, deren jede in die mit der Sauce übereinstimmende Farbe gekleidet war (ganz Pariser Genre!) Mit Blumen geschmückte Köche, die Verfertiger der Saucen, begleiteten sie. Das Fleischgericht bestand aus einem Elefantenrüssel aus Afrika oder Indien, der vorher eine lange Präparation durchzumachen hatte, also wohl „gebeizt" oder „mariniert" war, Renntierfilets aus Sibirien, Bärenschinken aus dem Ural und Pfauen mit den Gewürzen Indiens und Arabiens. Dazu führten Tänzer althergebrachte rhythmische Schrittreigen zum Klange von Saiteninstrumenten und Schallbecken auf, bis der Wein die Köpfe erhitzte und das Ganze in eine häßliche, wüste Orgie ausartete. Der Wein den man trank, war aus Ägypten importierter Palmwein, und als der König im Rausch und Übermut ihn in den heiligen Tempelgefäßen, die Nebukadnezar aus Jerusalem mitgebracht hatte, seinen trunkenen Kumpanen kredenzen ließ, da erschien an der Wand das feurige Mene tekel upharsin — das noch heute nicht ganz richtig gedeutet ist.

In derselben Nacht wurde Belsazar ermordet. —

„Hätt' er gekneipt ein Stündchen noch,
Der Esel lebte heute noch!"

singt Julius Meyer so schön von ihm. Die vor den Toren lagernden Meder stürmten die Stadt: mit dem assyrischen Imperium war es zu Ende. Derbere Art, derbere Kost, derbere Menschen verdrängten nun — ein ewig wiederholtes Reigenspiel der Geschichte — die verweichlichten Sitten eines degenerierten Geschlechts, bis auch ihre Schicksalsstunde schlug.

Wir aber wollen noch einen Blick werfen auf die Tafel der Juden, des von Belsazars Vorgänger unterjochten Volkes.

Hier finden wir zunächst eine Reihe von Speiseverboten, bemerkenswerter als bei allen anderen orientalen und okzidentalen Völkern. Denn wenn auch zunächst bei Speiseverboten rein gesundheitliche, vielleicht auch ästhetische Gesichtspunkte maßgebend gewesen sein mögen (z. B. Vermeidung des Bohnengenusses bei vielen Völkern des Altertums), so spielten doch auch Glaube und Aberglaube eine große Rolle. Manche Tiere waren der Gottheit heilig, in andere wanderte die Seele der Verstorbenen usw. Auch das Christentum war einst nicht frei von solchen Ansichten, denn Bonifazius bezeichnete den Pferdefleischgenuß der alten Deutschen als „heidnisch sündig", und gläubige Russen essen noch heute kein Taubenfleisch, weil die Taube das Symbol des Heiligen Geistes ist.

Bei den Juden sind die sanitären Rücksichten in der mosaischen Gesetzgebung unverkennbar, aber die Speiseverbote verfolgten auch den sozialen Zweck, die Juden von den sie umgebenden Völkern zu isolieren und sie vor der Verführung durch sie zu schützen: „Ich bin der Herr, Euer Gott, der Euch von den anderen Völkern abgesondert hat."

Die Speiseverbote einzeln aufzuzählen, erübrigt sich, da sie ausführlich Lev. XI. zu finden und sicher und leicht nachzuschlagen sind. Das Verbot des Schweinefleisches hatten die Juden mit den Ägyptern gemeinsam, oder besser gesagt, sie hatten es von diesen übernommen. Besonders zu beachten ist jedoch das Verbot, Blut zu genießen. Die gesundheitliche Bedeutung des Blutverbotes beruht auf der schnellen Fäulnisfähigkeit des bluthaltigen Fleisches. Für Moses war aber auch der Gegensatz zur Baalverehrung, in dessen Dienst Blut genossen wurde, maßgebend. Blut wird, wie Karl Kratz in seinem Buche von der Ernährung sehr richtig schreibt, in der Geschichte des Menschengeschlechts meist nur von Kannibalen genossen, und selbst bei diesen nur aus gewissen abergläubischen Regungen des Ahnenkultus heraus. In der deutschen Geschichte findet sich der Blutgenuß nur einmal, und zwar in der „Nibelungen-Not":

„Drauf sprach von Tronje Hagen: ‚Ihr edlen Ritter gut,
Wen nun der Durst bezwinget, der trinke hier das Blut.
Das ist in solchen Nöten erquickender als Wein!
Zum Trinken und zum Essen kann nun nichts anderes mehr hier sein.'"

Der Fleischgenuß als solcher war bei den Juden durchaus gebräuchlich, jedoch eingeschränkt auf jene Tiere, die — wie die heutigen Erfahrungen bestätigen — weniger Krankheiten ausgesetzt waren. Das heiße Klima aber führte zu einer Bevorzugung der Pflanzenkost im Gegensatz zu der oben geschilderten assyrischen Lebensweise.

Die Bibel nennt uns eine ganze Reihe von Vegetabilien, die den Juden zur Speise dienten: Datteln, Johannisbrot, Walnuß, Olive, Feige, Sykomore, Weintraube, Granatapfel, Gurke, Mandel, Gerste, Weizen, Hirse, Bohnen, Linsen, Spelz, Kichererbsen, bittere Gurken (momordica elaterium, von Luther ihres stark bitteren Geschmacks und abführender Wirkung wegen mit Koloquinten übersetzt), Dudaim, (Gurkenart, cucumis dudain, galten als Liebe erregend), Wassermelonen, Wacholderwurzeln (nicht Beeren; sie wurden nur im Notfall genossen, siehe Hiob 30,4). Dann waren den Juden aber eine große Reihe Gewürze bekannt, z. B. Ingwer (von Luther mit Cynamen übersetzt, gemeint ist curcuma longa), Koriander, Ysop (origanum creticum), Kümmel, Zimt (Cassia und Cinnamomum), Zichorie, Zwiebel, Lauch, Knoblauch und Schnittlauch. Es ist also einleuchtend, daß auch das Volk Israel einen abwechslungsreichen und sehr gewählten Tisch geführt hat, ja es gab sogar Perioden von Luxus und Schwelgerei. Salomo z. B. ließ 975 v. Chr. Pfauen braten, von denen es freilich nicht sicher ist, ob sie nicht — Papageien gewesen sind! Bekanntlich zählt auch noch heute die jüdische Küche zu den besten, wohlschmeckendsten und nahrhaftesten.

Aber die wechselnden Geschicke des jüdischen Volkes, seine Wanderungen und seine Zerrissenheit waren der Entwicklung seiner Gastronomie ungünstig. Sie unterlag im großen und ganzen wohl doch den zahlreichen Einflüssen der Völker und Länder, mit denen die Juden auf ihren Wanderfahrten in Berührung kamen, so streng sie auch durch die Speisegesetze von ihrem Tisch geschieden waren. Die Geschichte dieser Entwicklung gehört deshalb in ein anderes Kapitel, das eng mit der Geschichte der modernen Gastronomie überhaupt zusammenhängt.

Abb. 267 u. 268. Zwei Sommertoiletten aus Leinen und Foulard.

Abb. 269. Prinzeßkleid mit Überbluse.

Zwei Sommertoiletten aus Leinen und Foulard. (Abbildungen 267 u. 268.) Unter den Sommerstoffen erfreut sich Leinen noch immer einer solchen Beliebtheit, daß die Leinenkleider einen hervorragenden Bestandteil der diesjährigen Sommertoiletten ausmachen. Aus weißem Leinen besteht auch unser für junge Damen bestimmtes Modell, das gerade durch seine Schlichtheit einen besonderen Reiz erhält. Die Überbluse der Taille ist mit schmalen Leinenblenden verziert, zwischen denen die Unterbluse aus weißem Spitzenstoff hindurchschimmert. Sie ist im Rücken ebenso wie vorn angeordnet, die in kleinen Bogen auslaufenden glätten Teile werden durch glatte Blenden getrennt, während den runden Ausschnitt eine einfache Schnurstickerei umrandet. Den halblangen Puffärmel schließt ein Spitzenbündchen ab, die Taille umspannt ein zartgrüner, faltiger Seidengürtel, unter dem der jugendliche, fußfreie Rock hervorfällt. Er besteht aus neun Bahnen, die an jeder Naht in je zwei Falten gelegt und bis etwa in Kniehöhe niedergesteppt sind, wodurch die Hüftschlankheit des Rockes erzielt wird. Der zur Herstellung dieses jugendlichen Anzuges erforderliche Schnitt ist für die Taille in 40, 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoff-

verbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,50 Meter, für die Überbluse 1,25 Meter und für die Unterbluse bei 56 Zentimetern Breite 2—2,25 Meter.

Zur Herstellung der nebenstehenden Toilette diente weißer, in Delfter Blau gemusterter Foulard. Die blusige Taille wird vorn wie im Rücken durch einen zackigen, lose hängenden Besatzteil ausgestattet, der, mit einem Filetgalon umrandet, mit breiter weißseidener Franse abschließt. Den runden Ausschnitt der Taille füllt eine weiße Spitzenpasse, der halblange, puffige Ärmel ist reichlich weit geschnitten und mit abstechender Manschette garniert. Sehr schick wirkt hierzu der etwas schleppende, aus zehn Bahnen bestehende Rock, dessen Tunikateile dem Rockkörper aufgesteppt sind. Zwischen diesen Tunikateilen werden sich begegnende Falten sichtbar, die, bis in Kniehöhe niedergesteppt, unten mit dem Serpentinevolant im Zusammenhang stehen. Der Schnitt hierzu ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und zur Taille in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 110 Zentimetern Breite 1,75 Meter, für den Rock 5—5,25 Meter.

Abb. 272 u. 273. Fichu und Überbluse.

Zwei Tenniskostüme. (Abbildungen 270 u. 271.) Zweckmäßigkeit ist das oberste Gebot für jegliche Art von Sportbekleidung, dem selbstverständlich auch das Tennisgewand unterworfen ist. Sie soll aber der Forderung der Eleganz entsprechend zugleich mit einem gewissen Schick und Nettigkeit gepaart sein, um dem Auge Erfreuliches zu bieten. Zwei in dieser Hinsicht vorbildliche Tennisklleider stellen unsere Abbildungen 270 und 271 dar. Das eine derselben ist aus weißem kräftigen Leinen gefertigt, das mit einer Bordüre in zwei Tönen blau versehen ist. Die futterlose Matrosenbluse zeigt bei glattem Rücken in Falten gelegte Vorderteile, deren Knopfschluß sich unter der breiten vorderen Mittelfalte verbirgt. Den kleinen spitzen Halsausschnitt begrenzt ein breiter Matrosenkragen, der, mit der Bordüre abschließend, vorn durch eine dunkelblaue Schifferkrawatte zusammengehalten wird. Der blusige Dreiviertelärmel endigt in einen runden Aufschlag, die Taille um schließt ein weißer Ledergürtel, unter dem der flotte Falten rock hervorfällt. Völlig fußfrei geschnitten, sind seine geraden Bahnen in tiefe Plisseefalten auch dadurch, zu den exklusiven zählt auch unser zu der dunkelgrau nitur ergaben. Den bluse, die mit japanischen Seite sowie auch im Rücken geschlitzt, werden diese Schlitze durch graue Seidenschnur zusammengehalten. Während die Überbluse vorn mit der schmalen Vorderbahn zusammenhängt, verläuft sie im Rücken in dem drapierten Gürtel, der die Rockpartie abschließt und vorn unter der Vorderbahn verschwindet. Den vorderen und Rückenausschnitt der Überbluse füllt ein westenartiger Teil aus weißer Spitze, der oben von einem gleichfarbigen Chiffonlätzchen abgegrenzt wird. Sehr apart wirkt hierzu der dreiviertellange schlanke Ärmel, der in tiefe Querfalten angeordnet ist. Der Rock ist etwas schleppend geschnitten und umschließt oben glatt die Hüfte, um unten in weichen Falten auszuladen. Seine Garnitur bildet eine Mäanderbordüre, die mit der der Taille übereinstimmt. Zu dieser hocheleganten Toilette ist der Schnitt in 44, 46, 48, 50, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 110 Zentimetern Breite 4,75 Meter, für die Unterbluse bei 56 Zentimetern Breite 3,50 Meter.

Abb. 270. Tenniskostüm.

Prinzesskleid mit Überbluse. (Abb. 269.) Das Prinzeßkleid, das Kleid der tadellosen Figuren, erfreut sich in dieser Saison einer ganz besonderen Beliebtheit, wenn es daß es nicht von jedermann getragen werden kann, Formen gehört. Zur Gattung der Prinzeßkleider schickes Modell aus weiß und grau gestreifter Eolienne, gestickte Mäanderbordüren mit Silbereffekten die Gar Oberkörper bekleidet eine spitz ausgeschnittene Über Ärmelchen über den Armelansatz greift. An jeder

Abb. 271. Tenniskostüm.

Abb. 274 u. 275. Zwei Untertaillen mit Ärmeln.

geordnet, die, bis unterhalb der Hüfte niedergesteppt, von dort frei ausfallen. Der Schnitt ist für die Bluse in 36, 38, 40, 42, 44, 46 und 48 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 110 Zentimetern Breite 4,25 bis 4,60 Meter, für die Bluse 1,80 bis 2,50 Meter.

Für das zweite Kostüm ergab weißer, dunkelblau gestreifter Wollstoff das Material, das ohne jede Garnitur bleibt. Die schlichte Hemdbluse ist mit Achselstück gearbeitet, unter dem die in breite Falten abgesteppten Vorderteile hervorfallen, die leicht bauschend in den Gürtel treten. Den glatten Rücken bereichern in der Mitte je zwei Falten, der etwas blusige Ärmel tritt am Handgelenk in ein Bündchen. Der ziemlich kurze Sportrock ist rund geschnitten und mit vorderer und hinterer Mittelnaht gearbeitet. Glatt die Hüfte umschließend, fällt er unten etwas tollig aus. Sein Schnitt ist in 96, 100, 104, 108, 112, 116, 120, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 60 Pfennig und der der Bluse in 36, 38, 40, 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 120 Zentimetern Breite 2 Meter, für den Rock 2,25 Meter.

Fichu und Überbluse. (Abb. 272 u. 273.) Dieses Fichu aus weißem Batist wirkt durch die reiche Valenciennegarnitur besonders duftig, die es in Form von Einsätzen bereichert. Oben sind die Falten durch Stepperei niedergehalten, im übrigen tritt das Fichu in der Taillengegend gekreuzt übereinander. Der Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 110 Zentimetern Breite 1 Meter.

Die nebenstehende Überbluse (Abb. 273) dient gleichfalls zur Vervollständigung einfacher Blusen. Aus dem Stoff des Rockes, zu dem sie getragen wird, bestehend, ist sie vorn wie im Rücken mit tiefem eckigen Ausschnitt gearbeitet, den ein farbig bestickter Galon umrandet. Die vordere glatte Mitte schmückt eine in Platt- und Stielstich ausgeführte Stickerei, die zu beiden Seiten von mehreren gelegten Falten begrenzt wird, die sich auch im Rücken fortsetzen. Das kleine japanische Ärmelchen, das sich ungezwungen auf den Blusenärmel legt, wird durch einen gestickten Galon abgeschlossen. Der zur Herstellung dieser gefälligen Überbluse erforderliche Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 110 Zentimetern Breite 1 Meter.

Zwei Untertaillen mit Ärmeln. (Abbildungen 274 u. 275.) Zu beiden Untertaillen ergab weißer Seidenmull das Material, zu dem Valenciennespitze, Einsätze und farbiger Banddurchzug die Garnitur bildeten. Die mit viereckigem Ausschnitt versehene Untertaille ist völlig anliegend gehalten und vorn durch Knöpfe und Knopflöcher geschlossen. Den kurzen glatten Ärmel garnieren ebenso wie den Ausschnitt Spitze und Einsatz. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 1,10 Meter.

Die zweite Untertaille ist gleichfalls völlig anliegend gearbeitet, aber mit rundem Ausschnitt versehen, den ebenfalls Spitze und Einsatz abschließen. Der Ärmel ist eine kurze volle Puffe, deren Bündchen aus banddurchzogenem Einsatz besteht. Den Vorderschluß ergeben Knöpfe und Knopflöcher. Zu dieser mit Hilfe des Schnittes leicht anzufertigenden Untertaille ist das Schnittmuster in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 1,75 Meter.

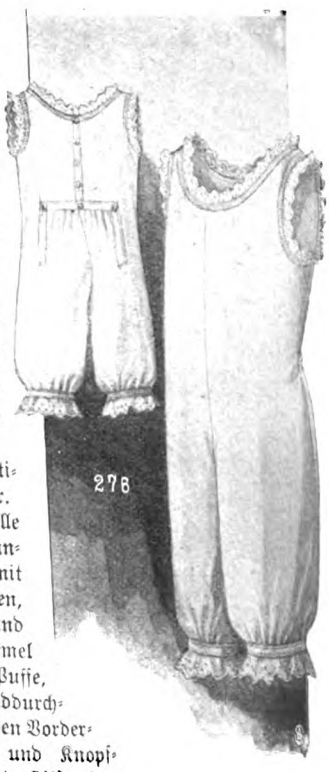


Abb. 276. Kombination für Kinder.

Kombination für Kinder. (Abb. 276.) Diese Hemdhose für Mädchen von 4 bis 14 Jahren ist aus feinem Hemdentuch hergestellt, die obere Partie schließt im Rücken mittels Knöpfen. Das ziemlich weite Höschen tritt unten in ein Bündchen, unter dem ein Stickereivolant hervorfällt. Mit Seitenschluß versehen, wird die faltige hintere Partie, die ein schmaler Bund abschließt, an den Hemdenteil geknöpft. Die Garnitur besteht aus Schweizerstickerei. Der Schnitt ist in 28, 30, 32, 34, 36, 38, 40 und 42 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 1,50 bis 2,00 Meter.

Knabenkittel mit Pumphöschen, Faltenkittel für kleine Mädchen. (Abb. 277 u. 278.) Für heiße Tage erweisen sich waschbare luftige Kittel für unsere Kleinen als eine geradezu ideale Tracht. Haben sie doch nebenbei den Vorteil, daß sie sich mit Hilfe der vorrätigen Schnitte von den Müttern ohne Mühe anfertigen und sich beliebig mit einer selbstgefertigten Stickerei verzieren lassen. Zwei dieser praktischen Kittelanzüge stellen unsere Abb. 277 u. 278 dar. Zu dem Anzuge des kleinen Knaben ergab naturfarbenes Leinen das Material, während die Ausstattung in roten Satinblenden bestand. Im Rücken unter einer Quetschfalte geschlossen, ist das Kittelchen mit spitzem Ausschnitt gearbeitet, in dem ein bestickter Latzteil sichtbar wird. Das kurze glatte Ärmelchen ist halb dem Vorderteil und halb dem Rücken angeschnitten, in der Taillengegend hält ein Ledergurt das Ganze zusammen. Das kurze Höschen schließt unten mit

Abb. 277 u 278. Knabenkittel mit Pumphöschen, Faltenkittel für kleine Mädchen.

Gummizug ab und wird durch ein Leibchen vervollständigt, das im Rücken geknöpft wird. Der Schnitt ist in 28 und 30 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 80 Zentimetern Breite 2,25 Meter.

Der Mädchenkittel aus creme Nessel ist viereckig ausgeschnitten und in der vorderen wie hinteren Mitte in je zwei tiefe Quetschfalten geordnet, die der lose umgelegte Ledergürtel niederhält. Das japanische Ärmelchen ist wie üblich dem Kittel angeschnitten und zeigt die Naht durch die Stickereibordüre verdeckt. Seinen untern Abschluß bilden zwei verschieden breite blaue Satinblenden, die sich am unteren Rande des Kittelchens wiederholen, dessen Schnitt in 28 und 30 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig erhältlich ist. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 1,50 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstverfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 267 bis 278 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstraße 37—41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Amerikanische Dienstboten.

Von Ola Alsen.

Die geistreiche Amerikanerin Kate Wells sagt in einer Abhandlung: Die Zukunft des amerikanischen Familienlebens ist eine Dienstbotenfrage. Man lebt in Amerika vielfach im Boarding-house, denn die eigene Wirtschaft ist dort lange nicht so verbreitet wie bei uns. Wenn auch dadurch die Hausfrau von ihren Hauptlasten befreit wird, so werden diese Vorteile doch recht teuer erkauft. In einer Pension kann sich naturgemäß niemals ein so inniges Familienleben entwickeln wie im eigenen Heim. Besonders für die angestrengt arbeitenden Männer ist das Leben in einem Boarding house in den meisten Fällen sehr unangenehm: Müde und abgespannt, sind sie dennoch verpflichtet, sich mit fremden Menschen zu unterhalten. Eine sehr bedenkliche Erscheinung, die das Leben in den Boardinghouses zeitigt, ist die Tatsache, daß diese Familienhotels sehr ungern Familien mit vielen Kindern aufnehmen, und es liegt nahe, daß das in Amerika bereits sehr häufige Zwei- und Einkindersystem auf die Notwendigkeit, in Familienhotels zu wohnen, zurückzuführen ist.

Das amerikanische Familienhotel ist also kein Kulturfortschritt, wie man vielleicht annehmen könnte. Es steht vielmehr im engsten Zusammenhange mit der überaus stark entwickelten Dienstbotennot, über die wir interessante Mitteilungen in einer Studie der Nationalökonomin Dr. Else Conrad (Das Dienstbotenproblem in den nordamerikanischen Staaten, und was es uns lehrt. Verlag Gustav Fischer, Jena) erhalten. Wenn man diese auf eingehender Beobachtung und auf sorgfältigem statistischem Material beruhenden Darstellungen liest, so erkennt man, daß die oft beklagte große Dienstbotennot in Deutschland sich gegenüber den amerikanischen Verhältnissen geradezu liliputanisch ausnimmt. In Amerika werden noch einmal so viel Dienstboten gebraucht, als tatsächlich vorhanden sind. Ein Hauptgrund hierfür mag wohl der Rückgang der Einwanderungen sein. Als Amerika noch eine Kolonie Englands bildete, löste man die Frage, indem man die Angestellten einfach als Ware aus England und Irland bezog. Natürlich war das auf diese Weise gewonnene Material, mit dem der Dienstgeber einen mehrjährigen Kontrakt abschloß, denkbar schlecht.

In einem Briefe vom Jahr 1717 finden wir zum Beispiel folgende Klage einer Dienstherrin: „Wir haben schrecklichen Ärger und Plage mit dem irischen Geschöpf, es lügt und ist unverläßlich, oft tut es das Gegenteil von dem, was ich anordne, nur um mich zu ärgern. Sie verbringt die Nächte außerhalb des Hauses, hat Zusammenkünfte mit jungen Burschen, mit denen sie vereint die Früchte aus unserm Garten stiehlt und die Getränke aus unserm Keller, sie holt meine Strümpfe, Taschentücher und Hüte aus dem Schrank, putzt sich damit und brüstet sich damit vor ihren Gefährtinnen."

Das damalige Dienstbotenleben hat manche Ähnlichkeit mit dem Sklavenleben und zeitigte auch für die Dienstherrschaft in vielen Beziehungen wenig Erfreuliches. So hören wir, daß, als einmal eine Herrin zu viel Arbeit von ihrer indianischen Dienerin verlangte, diese ihr drohte, sie zu — skalpieren!

Charakteristische Rückschlüsse auf die Behandlung der Dienstboten eröffnen gewisse damals erlassene Bestimmungen gegen die Mißhandlung der weißen Dienstboten.

Wenn ein weißes Dienstmädchen durch Verschulden ihrer Herrschaft ein Auge oder einen Zahn verlor, so erhielt sie die Freiheit zurück. In Nordkarolina durfte kein christlicher Dienstbote ohne Erlaubnis des Friedensrichters ausgepeitscht werden. Man war auch verpflichtet, kranke Dienstboten zu pflegen. Die heute noch herrschende Unsitte, daß man die Mädchen aufhetzt und abspenstig macht, herrschte in Amerika auch schon zu jenen Zeiten. Man suchte dies aber zu verhindern, indem man dagegen ein besonderes Gesetz erließ.

Erst mit der Unabhängigkeitserklärung Amerikas traten etwas günstigere Verhältnisse in bezug auf die Dienstbotennot ein, besonders weil der unwürdige Dienstbotenimport nachließ. Um diese Zeit hörte das Livreetragen der Dienerschaft auf, man behandelte die Mädchen häufig als gleichgestellte Hausgenossen. Natürlich stiegen auch die Löhne rapide. In den vierziger Jahren fand aber eine Massenauswanderung von Deutschland nach Amerika statt. Da trat sofort wieder der Klassenunterschied zwischen Herrschaft und Dienenden hervor.

In jener Zeit machte sich auch die Abneigung gegen das Dienen bei der geborenen Amerikanerin zuerst bemerkbar. Jetzt ist das Mieten von Dienstboten in Amerika noch viel unangenehmer als bei uns. Die Mädchen werden oft vom Schiff weg engagiert und erhalten einen Wochenlohn von drei bis fünf Dollar.

Auch in Deutschland, besonders in den Großstädten, haben wir uns daran gewöhnen müssen, daß bei dem Engagement die Rollen vertauscht wurden. Es wundert uns nicht mehr, daß die Mädchen keine Wäsche mehr übernehmen und ganz ungeniert sagen, daß sie niemals eine Stellung in einem Haus antreten würden, wo mehr als zwei Kinder sind.

Deshalb kann es uns auch nicht in allzugroßes Staunen versetzen, wenn Dr. Else Conrad mitteilt, daß in Amerika die Dienstmädchen fragen, ob sie ein Telephon zur Verfügung haben, ob sie die Wäsche plätten müssen, und dgl. In reichen Häusern steht den Dienstboten oft ein besonderes Wohnzimmer zur Verfügung, und häufig gestattet man ihnen, das Klavier der Herrschaft zu benutzen. Selbstverständlich werden sie niemals Kohlen tragen, und man erleichtert ihnen die Arbeit überhaupt soviel als möglich.

Dienstbücher und Erkundigungen sind gänzlich unbekannt, auch gibt es keine Kündigungsfrist. Es ist deshalb nichts Außergewöhnliches, daß eine Köchin kurz vor Beginn eines Diners ohne triftigen Grund das Haus verläßt. Auch Kindermädchen und Kinderpflegerinnen sind schwer zu bekommen, deshalb findet man sehr viele Kindergärten, Ferienschulen und Unterhaltungskurse, wodurch die Kinder von frühester Jugend an daran gewöhnt werden, ihre Freuden und Anregungen außer dem Hause zu suchen. Man zahlt in Amerika die Löhne wöchentlich, so daß eine Lösung des Dienstverhältnisses täglich stattfinden kann.

Interessant ist, was Dr. Conrad über die schwarzen Dienstboten erzählt.

Im Norden der Vereinigten Staaten schicken Stellenvermittlungsbureaus gewandte junge Männer nach den Südstaaten der Union, die, phantastisch gekleidet, mit Trommeln

durch die Straßen der kleinen Städte ziehen und laut verkünden, wie herrlich es im Norden sei. Es sei dort ein großer Mangel an häuslichen Arbeitskräften, man könne leicht eine Anstellung mit wenig Arbeit und hohem Lohn erhalten.

„A Good time“ könne man da haben. Jedes Mädchen, das diese wundervolle Gelegenheit, einem idealen Leben entgegenzugehen, versäume, sei töricht. Die Reise sei frei, Gebühren würden nicht erhoben. „Nur eine Kleinigkeit“ sei zu erfüllen, nämlich einen Kontrakt zu unterschreiben. Diesen Lockrufen folgen nun hundert und aber hundert unerfahrener törichter Frauen. Sie unterschreiben den Kontrakt, ohne zu ahnen, daß sie sich verpflichten, zwei Monate hindurch unentgeltlich zu arbeiten, und daß sie ihre ganzen Habseligkeiten bis nach Ablauf dieser Frist in den Vermittlungsbureaus lassen müssen.

Im schärfsten Gegensatz zu den Schwarzen, die in Amerika bekanntlich als minderwertig angesehen werden, stehen die „Collegegirls“ Studentinnen, die eine Parallelerscheinung zu den amerikanischen Kellnerstudenten bilden. (Bekanntlich benutzen die armen amerikanischen Studenten häufig die Sommermonate, um sich als Kellner zu verdingen.)

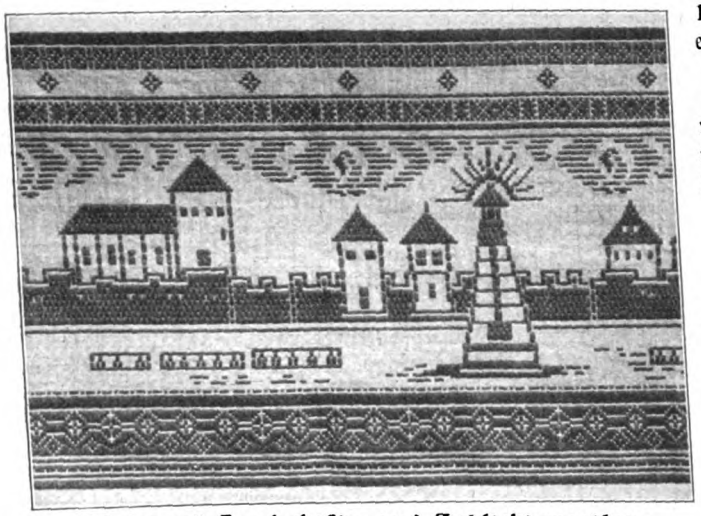
Diese Collegegirls, häufig Farmerstöchter, nehmen Stellungen als Dienstboten an, und zwar in solcher Form, daß sie 4 bis 5 Stunden Hausarbeit übernehmen und dafür freie Kost und Logis haben. Noch Ärmere übernehmen die ganze Arbeit gegen einen geringen Lohn, und beanspruchen dafür bestimmte freie Stunden zum Besuch von Vorlesungen.

Es steht zu befürchten, daß sich mit der Zeit, infolge der wachsenden Abneigung zu dienen, auch bei uns ähnliche Verhältnisse bilden. Die Ideen von Dr. Conrad verdienen deshalb wohl beachtet zu werden. Sie macht folgenden wichtigen Vorschlag: Jede wohlhabende Hausfrau, der an gut ausgebildeten Dienstboten gelegen ist, sollte sich zu einer alljährlichen Abgabe verpflichten, die nach der Zahl ihrer Dienstboten bemessen wird. Mit den hierdurch erzielten Kapitalien sollten Internate zur Ausbildung tüchtiger Dienstmädchen errichtet werden. Die Aufnahme in diese Anstalt als Lehrlinge müßte als besondere Vergünstigung angesehen werden und die Auswahl eine sehr sorgfältige sein. Natürlich müßte eine solche Anstalt eine eigene Stellenvermittlung haben, die für die Mitglieder unentgeltlich wäre.

Schwedische Handwebereien.

Von Gertrude Meurer.

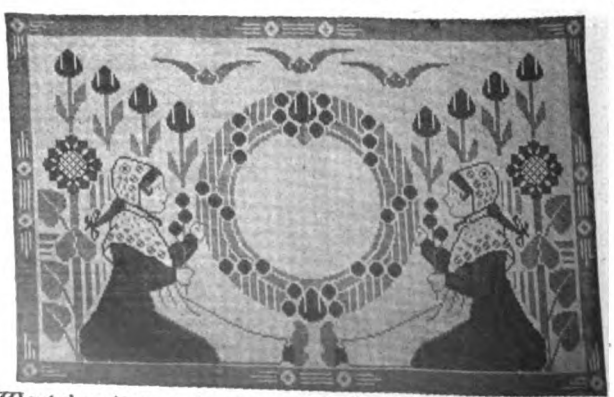
Die älteste der vielen von den nordischen Völkern durch Jahrhunderte geübten und in steter Vervollkommnung gehandhabten Techniken ist die Handweberei. Die Unbilden des Klimas und die Abgeschlossenheit von jeglichem Handelsverkehr zwangen den schwedischen Landfrauen nicht nur die Spindel, sondern auch das Webeschiffchen in die Hand. Mit der Zeit entwickelte sich aus der lediglich praktischen Zwecken dienenden Stoffweberei die auf dekorative Wirkung berechnete Bildweberei, und die Norwegerinnen erreichten einen solchen Grad von Geschicklichkeit darin, daß die von König Erich, dem Nachfolger Gustav Wasas, ins Land gerufenen flämischen Weber in ihren „Schülerinnen“ die Meisterinnen anerkennen mußten.



Läufer mit Landschafts- und Architekturmotiven.

Selbstgewebte Wandteppiche, Kissenplatten und die besonders in Hardanger, üblichen Spreitdecken (Dokaaklaeder), deren Muster noch heute vorbildlich und charakteristisch sind, galten selbst in bäuerlichen Kreisen schon im 15. Jahrhundert als Ausstattungstücke, die in dem Heiratsgut keiner wohlhabenden Braut fehlen durften. In einer Teilungsurkunde von 1480 führt ein reicher Hofbesitzer ausdrücklich neben dem übrigen toten Inventar auch verschiedene „Bonede“ (Wandteppiche) als wertvollen Besitz auf und beweist damit, daß er höfischen Prunk kannte und in seine Staatsstube verpflanzt hatte. Denn solche „Hochsitz“-Teppiche zierten damals die Rückwand der Ehrensitze, die in königlichen oder fürstlichen Schlössern dem Gefeiertsten der Gäste reserviert wurden. Im Nordischen Museum in Stockholm befindet sich noch eine vielbewunderte Arbeit dieser Art: Der mit „Toro Rasmussen, 1613“ gezeichnete Wandbehang, dessen Farbengebung und Zeichnung bis heute mustergültig sind.

Nordskandinavische, streng stilisierte Arbeit.



Westskandinavische Weberei: Kranztragende Mädchen.

Auf die Tage regen häuslichen Gewerbefleißes folgte eine Zeit des Stillstandes und daraus des rapiden Rückgangs der einst so blühenden Handwerkskunst. Soziale Umgestaltungen innerer und äußerer Natur trieben die

Männer von der heimatlichen Scholle, stellten die Frauen hinter die Pflugschar und beugten sie in schwerer Feldarbeit, die ihre Hände rissig und müde und deshalb ungeeignet für jede Handarbeit machte. Nur zu willig fand da die billige Schablonenarbeit der Maschine Aufnahme, die Fehlendes rasch ersetzte, ohne daß die eigenen Kräfte angestrengt zu werden brauchten.

Der Wohlstand ganzer Provinzen, z. B. Telemarken, Valders, Gulbrandsdalen, Dalarne, einst die Pflegstätten textiler Hausindustrie, geriet in erschreckender Weise in Verfall. So arm wurden diese einst reichen Landstriche, daß der mit Nahrungssorgen schwer ringende Landmann sich von dem Fleck Erde, den schon seine Väter bebaut hatten, trennen mußte und auswanderte, um anderswo sich eine einträglichere Existenz zu schaffen.

Das Brautpaar.

Die schwedische Regierung bemühte sich nun, der vernachlässigten Industrie neue Lebensquellen zu erschließen, und ein Kreis von Männern und Frauen einte sich in dem Bestreben, den dem schwedisch-norwegischen Bauernvolk angeborenen Kunstfertigkeiten, vor allem der alten Webekunst, wieder zu dem früheren Glanze zu verhelfen. Zweierlei Motive leiten die Handarbetetsvänner (Freunde der Handarbeit). Einmal gilt es, den Wohlstand des einzelnen sowohl wie den ganzer Gemeinden zu heben. Ferner aber, die von den Vorfahren geschaffenen Arbeiten in ihrer Eigenschaft als Kulturwerte der Vergessenheit zu entreißen und auf den Trümmern dessen, was durch Jahrhunderte hindurch vom Volk geschaffen, dem Volk wieder um neuen Besitz aufzubauen.

Drei Mägde.

So sind in den letzten Jahren schwedische Handwebereien — die im Kleinen nachgearbeiteten Motive als „schwedische Stickereien" — überall Modesache geworden. Auch bei uns erfreuen sie sich einer allseits freundlichen Beachtung, namentlich der Handarbeitskünstlerinnen, die gern mit der Nadel die kleinen Gemälde nachschreiben.

Tanzende Bauern.

Die figurenreichen Darstellungen ländlicher Feste; tanzende Kinder und allerlei Tiergestalten, stilisierte Pflanzenmotive, die etwas an die Renaissance erinnern, z. B. die Vasen mit den aufstrebenden Blumen — all das kennen wir auf den ersten Blick aus den Arbeiten anderer Stilarten heraus.

Drei Bauernpärchen.

Westskandinavische Arbeiten mit heiteren figurenreichen Motiven.

Der Westen Skandinaviens mit seiner heiteren Bevölkerung bringt lustiges Leben, Szenen und lachende Menschen. Der farbenärmere Norden, der des Daseins Freuden seinen Kindern karg zumißt, trägt ernstere Klänge in die Bilder, die uns ein Stück Eigenart zeigen inmitten der Welt der erschrecklichen Gleichmachung, die wie ein Lavastrom jedes Persönlichkeitsgefühl zu ersticken droht.

Gelee und Marmelade.

Von H. Schumm.

Gelees und Marmeladen sind durch Einkochen mit Zucker hergestellte, gallertartige Fruchtkonserven. Um ihre vorzügliche Zubereitung hat sich besonders die englische Küche verdient gemacht. Auch Italien, Frankreich, Indien und von Deutschland mehr die südlichen Provinzen als der Norden haben glänzende Beweise ihres Könnens auf diesem Gebiete geliefert. Im allgemeinen sind diese Fruchtkonserven keine Neuheiten in der modernen Küche, denn schon in sehr alten Kochbüchern findet man heute noch mit Vorteil zu verwertende Vorschriften zu ihrer Herstellung, und unsere Urgroßmütter, jene braven, rührigen und unter dem Einfluß der damaligen wirtschaftlich beschränkten Verhältnisse unerhört vielseitig belasteten Hausfrauen, waren ebenfalls Meisterinnen im Einkochen von Gelee, Marmelade und Obstmus. Die damals äußerst gering bewerteten Früchte wuchsen ihnen zumeist in Unmassen zu oder waren käuflich um einen Pappenstiel zu haben, und wenn der Zucker Anno dazumal nicht so sündenteuer gewesen wäre, so hätten sie jedenfalls noch viel mehr eingekocht. Diese alten, nun längst dahingegangenen Hausfrauen wußten nichts von chemischen Hilfsmitteln beim Einkochen ihrer Früchte, und ihre Gelees und Marmeladen hielten sich jahrelang in unverändertem Fruchtgeschmack ohne Salizyl oder andere Kon-

servierungsmittel; und gerade deshalb müssen uns die alten, durch Generationen erprobten Kochrezepte besonders wertvoll sein. Das natürlichste Konservierungsmittel, der Zucker, ist eins von den wenigen Nahrungsmitteln, das man in der gegenwärtigen teuren Zeit billig nennen muß; und zur Zeit der Beeren- und Obsternte kommen in jeder Stadt Markttage, an denen infolge Massenangebotes beispielsweise die Johannisbeeren, ausgezeichnete Geleefrüchte, zu zehn Pfennig den Liter, also Spottpreisen ausgeboten werden. Da ist es eigentlich zu verwundern, daß das Einkochen von Gelees und Marmeladen, dieser wohlschmeckenden, gesunden, haltbaren und billigen Konserven, nicht allgemeiner ist, um so mehr, als ihre Verwendung, zumal in kinderreichem Hause, eine sehr vielseitige sein kann, weil sich Gelees und Marmeladen nicht nur zu Semmel- oder Brotaufstrich, sondern auch trefflich zur Bereitung von Süßspeisen, Torten, Kleingebäckfüllungen, Beigabe zu Flammeris und Mehlspeisen usw. eignen. Die Mühe und der Zeitverlust auch einer vielbeschäftigten Hausfrau bei der Zubereitung dieser Obstkonserven stehen in keinem Verhältnis zu deren vielseitigem Nutzen.

Ungekochtes Johannisbeergelee von wunderbarer Farbe und reinem Fruchtgeschmack wird folgendermaßen hergestellt: Reife, rote Johannisbeeren, an einem sonnigen Tage gepflückt, werden, ohne sie zu waschen, mit sauberem Tuch von etwaigem Staub befreit und durch einen groben, leinenen Fruchtpressebeutel gepreßt. Der durchgelaufene Saft wird gewogen, und man rechnet dann auf ein Pfund Saft ein Pfund vom besten Zucker. Zucker und Saft gibt man in eine tiefe Porzellanschüssel, stellt sie auf den heißen Herd und läßt die Mischung nur heiß werden, nicht kochen. Ist der Zucker zergangen, so nimmt man sorgfältig den oben schwimmenden Schaum ab, füllt das jetzt noch flüssige Gelee heiß in die Gläser und bindet sie sofort, nicht erst nach dem Erkalten, mit weißem Pergamentpapier zu. Nach einigen Tagen geliert der Inhalt vollständig. Die Oberfläche des Glasverschlusses, also das Pergamentpapier, bestreicht man nun dünn mit rohem Eiweiß, das schnell hart trocknet und einen garantiert luftdichten Verschluß abgibt. Nach vorstehendem Rezept zubereitetes Johannisbeergelee hält sich in frischem Fruchtgeschmack jahrelang unverändert. Nach Belieben kann von den verwendeten Beeren der dritte Teil aus Himbeeren bestehen, was den Geschmack noch erheblich verfeinert.

Gekochtes Johannisbeergelee bereitet man, indem man ein Pfund Zucker mit einem Weinglas Wasser im Einmachekessel kochen läßt, dann den Schaum sauber entfernt. Nun erst gießt man ein Pfund Saft dazu, läßt die Masse unter gelegentlichem Rühren kochen, bis sie zu gelieren beginnt, also so lange bis ein Tropfen, auf einen Porzellanteller getan, fest wird. Längeres Kochen verdirbt Farbe sowohl als Geschmack. Auch bei diesem Gelee bleibt es der Hausfrau überlassen, zur Hälfte oder ein Drittel Himbeeren zu verwenden. Ein sehr schmackhaftes Gelee ergibt eine Mischung vom Safte weißer und roter Johannisbeeren, Himbeeren und schwarzer Kirschen. Die Bereitung ist die gleiche wie im vorstehenden Rezept.

Wünscht man nur Kirschsaft zu verwenden, so rechnet man auf ein Pfund Kirschsaft, falls es sich um die süße Schwarzkirsche handelt, nur dreiviertel Pfund Zucker, die Herstellung bleibt sonst wie die vorige.

Die blaue Pflaume eignet sich trefflich zur Geleebereitung, sie ergibt bei ihrem reichen Zuckergehalt ein prächtiges, steifes, lichtbräunlich scheinendes Gelee. Auch hier rechnet man auf ein Pfund Saft nur dreiviertel Pfund Zucker. Die Pflaumen können mit ihrer blauen Schale und auch ohne sie, also abgezogen, verwendet werden. Man wäscht die Früchte sauber ab und setzt sie auf eine Stelle des Herdes, wo sie langsam ins Kochen kommen. Nach dem Weichwerden gießt man Früchte und Saft in den Filtrierbeutel und läßt den Saft, ohne zu drücken, ablaufen. Was abgelaufen ist, wird gewogen, mit dem nötigen Zucker vermischt und zur Geleedicke eingekocht.

Auch die Quitte ist eine hervorragende Geleefrucht, die Zubereitung des eine prächtige, leuchtende, goldrote Farbe aufweisenden Quittengelees ist ähnlich der des wohl allgemein bekannten Apfelgelees. Man wäscht die Quitten, zerschneidet sie, nachdem man die Blüte oben entfernt hat, in kleine Stücke (Kernhaus und Kerne, alles muß darunter, denn gerade sie geben die herrliche Farbe und Konsistenz), setzt die Quittenstückchen mit Wasser bedeckt aufs Feuer und kocht sie vollständig weich. Dann läßt man die Quitten im Saft stehen bis zum andern Tage, gibt nun alles in den Filtrierbeutel und läßt den Saft ablaufen. Hier rechnet man Pfund auf Pfund. Das Quittengelee darf nicht zu heftig gekocht werden, denn es brennt gern an und läuft gern über, am besten gelingt es auf einem Asbestteller.

Während bei der Herstellung der Gelees nur der Saft zur Herstellung der Konserve Verwendung findet, benutzt man zur Marmelade das Fruchtfleisch mit dem Saft. Recht vorteilhaft ist die Dreifruchtmarmelade. Hierzu nimmt man Stachelbeeren, Johannisbeeren und Kirschen zu gleichen Teilen, kocht alles zusammen mit den Kernen, streicht die Masse durchs Sieb, fügt drei Viertel des Gewichtes Zucker hinzu und kocht Zucker und Fruchtmus unter beständigem Rühren zur Marmeladenkonsistenz ein. Zu starkes Einkochen benimmt jedoch Saft und Wohlgeschmack, man soll daher in dieser Beziehung des Guten nicht zu viel tun. Auch Himbeer- und Johannisbeermarmelade zu gleichen Fruchtteilen ergibt eine äußerst schmackhafte Konserve, die Herstellung ist wie die vorhergehende, nur rechnet man Pfund auf Pfund, also ein Pfund Fruchtmus und ein Pfund Zucker.

Bei Marmelade von Sauer- oder Halbsauerkirschen nimmt man gleichfalls auf das Pfund Frucht ein Pfund Zucker. Sie unterliegt der gleichen Bereitungsweise wie die vorigen Marmeladen. Auch Aprikosen-, Pflaumen-, Reineclauden-, Pfirsich-, Brombeeren-, Quitten- und Hagebuttenmarmelade werden nach vorstehenden Angaben gekocht; bei allen Marmeladen ist darauf zu achten, daß die Fruchtmasse nicht ihre ursprüngliche Form behält, sondern glatt und gleichmäßig verrührt wird und ihre Farbe möglichst nicht verliert. Auch die Marmeladengläser werden, noch heiß, mit Pergamentpapier verschlossen und später wie die Gelees mit luftabschließendem Eiweißüberzug versehen.

„Tütlein, spring hinein!"

Von T. v. Altwallstädt.

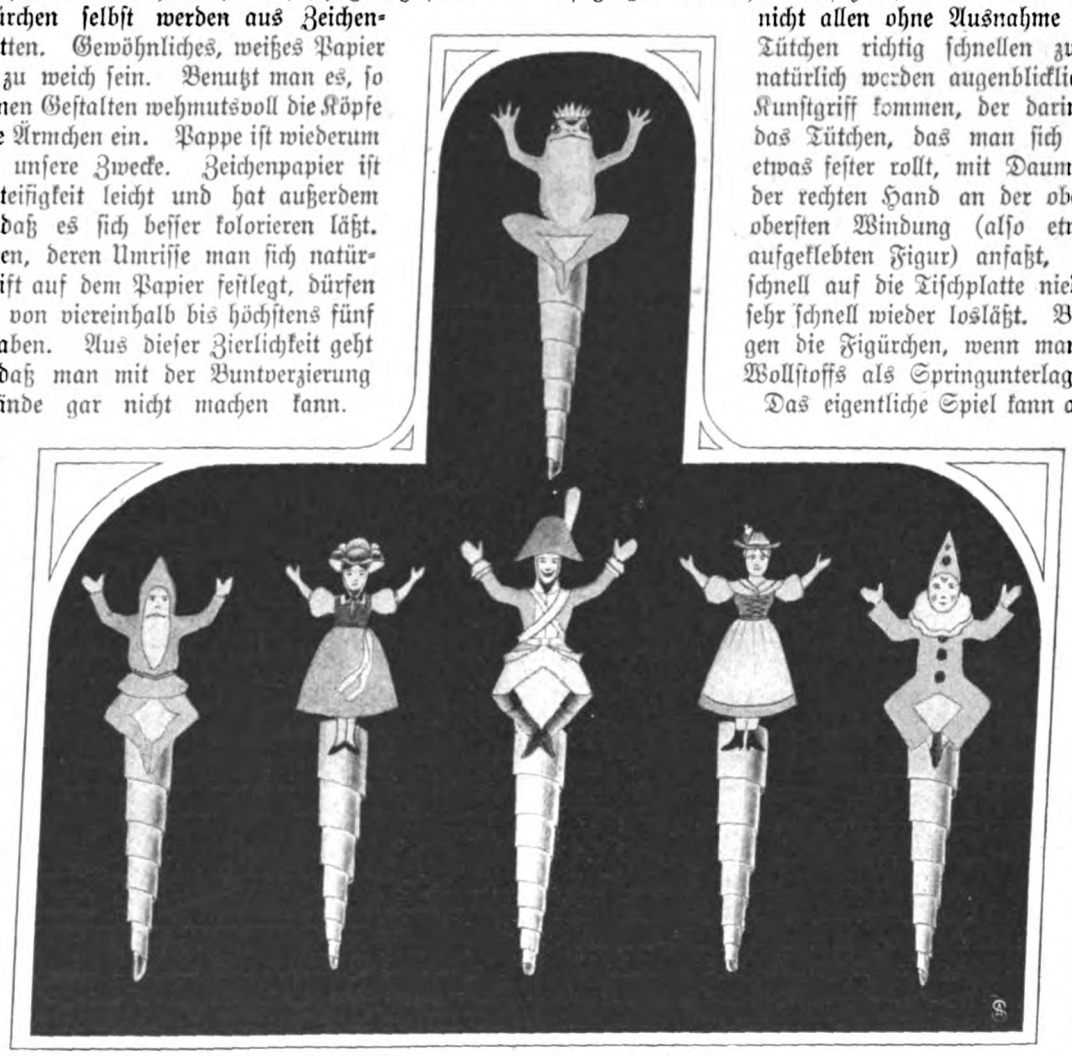
Ein Kästchen voll Wasserfarben oder ein Schächtelchen Buntstifte, wie man es zum Preise von zehn Pfennig selbst im kleinen Buchbinderladen auf dem Dorfe erhält, dürfte sich wohl in jeder Kinderstube vorfinden. Flüssigen Leim wird es auch in jedem Hause geben, und ein Bogen gewöhnliches Zeichenpapier — die kleinste Nummer kostet drei Pfennig — ist gewiß nicht schwer zu beschaffen. Nun gut! Wenn wir dies beisammen haben, so sind wir imstande, ein kleines Gesellschaftsspiel anzufertigen, das an jenen festlichen Nachmittagen, wie Geburtstage, Feiertage, Kindervisiten sie bringen, als eine willkommene Abwechslung zwischen Lotto, Schnapp, Tivoli und allerlei Würfelspiele eingeschoben werden kann.

Dieses Spiel soll „Tütlein, spring hinein!" heißen, weil es die Aufgabe der kleinen, tütenförmigen Papierspiralen ist, mit den ihnen aufgeklebten, bunten Figürchen aus einer gewissen Entfernung in ein Kästchen hineinzuspringen.

Diese Spiralen sind schnell und leicht herzustellen. Sie werden (zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand) schräg aus einfachen, geraden weißen Papierstreifen gerollt. Dieses Kunststück wird sicherlich jedem beim ersten Versuch gelingen. Die Streifen müssen eine Länge von 13 bis 14 Zentimetern und eine Breite von eineinhalb Zentimetern haben. Es ist ratsam, dieses Größenverhältnis, bei dem die Spiralen eine gute Sprungfähigkeit aufweisen, einzuhalten. Als Material verwendet man gewöhnliches, weißes Papier; nimmt man z. B. die weißen Ränder von den Blättern alter, ausgeschriebener Schulhefte, so hat man gerade ein Papier von der nötigen Beschaffenheit. Stärkeres zu verwenden, empfiehlt sich nicht, weil die Tütchen dann nicht mehr elastisch genug sind.

Die Figürchen selbst werden aus Zeichenpapier geschnitten. Gewöhnliches, weißes Papier würde dafür zu weich sein. Benutzt man es, so neigen die kleinen Gestalten wehmutsvoll die Köpfe und rollen ihre Ärmchen ein. Pappe ist wiederum zu schwer für unsere Zwecke. Zeichenpapier ist trotz seiner Steifigkeit leicht und hat außerdem den Vorteil, daß es sich besser kolorieren läßt.

Die Figuren, deren Umrisse man sich natürlich mit Bleistift auf dem Papier festlegt, dürfen nur eine Höhe von viereinhalb bis höchstens fünf Zentimetern haben. Aus dieser Zierlichkeit geht schon hervor, daß man mit der Buntverzierung allzuviel Umstände gar nicht machen kann. Namentlich bei Benutzung von Buntstiften wähle man deshalb nur ganz einfache Vorwürfe, wie sie auf unserer Abbildung z. B. der Froschkönig, das Heinzelmännchen und der Clown darstellen. Der Clown braucht dann nur einen roten Rand zu bekommen, den man allen seinen Konturen entlang zieht, eine rote Verzierung an die Mütze und ein paar große runde Knöpfe. Natürlich kann man diesem Clown gleich noch ein paar Kollegen schaffen, die man dann in eben der gleichen Weise mit Blau, Grün, Lila, Orange usw. behandelt. Während wir zu Kutte und Höschen des Heinzelmannes den Braunstift verwenden, verhilft der helle Grünstift dem Froschkönig zu einer wundervollen Maienfarbe. Aus einem Stückchen Goldpapier, wie es die Kinder von Klebearbeiten her wohl noch übrig haben, kann ihm außerdem ein Krönchen zurechtgeschnitten werden. Versagen ihm jedoch die Umstände ein solches, so muß er eben als gemeiner Frosch auf seiner Tüte sitzen. Verwendet man Wasserfarben, so kann man etwas zierlichere Arbeit schaffen und etwas kompliziertere Figürchen herstellen, z. B. einen flotten preußischen Dragoner aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, eine kleine Schwarzwälderin aus dem Gutachtal mit den bekannten roten Pompons auf dem Hute, eine Sennerin, eine Spreewälderin, ein Fischermädchen, eine Japanerin, kurz, was einem gerade einfällt oder am nächsten liegt. Alle erwähnten Figürchen sind für die Buntstiftverzierung geeignet.



Die sprungbereiten Tütlein.

Die Gesichter, d. h. jene gewissermaßen nur symbolischen Antlitze, wie sie seit altersher die Porträtkunst der Kinderstube hervorbringt, die in zwei Punkten als Augen, zwei Halbbogen als Augenbrauen, einem Nasenfleck, einem Lippenstrich und, wo es not tut, einer Schnurrbartlinie bestehen, zeichnet man selbstverständlich nicht mit dem groben Buntstift, sondern mit einem gutgespitzten Bleistift ein.

Sind die bemalten Figuren ausgeschnitten, so werden sie auf die oberste Windung der Springtüten geklebt, und sobald sie fest auf diesen haften, kann ein lustiges Üben losgehen. Denn etwas Übung schadet weder den Spiralen noch den Spielern; je häufiger nämlich die ersteren benutzt werden, desto größer wird ihre Elastizität, und von den Kindern dürfte es nicht allen ohne Ausnahme sofort gelingen, die Tütchen richtig schnellen zu lassen. Andere natürlich werden augenblicklich hinter den kleinen Kunstgriff kommen, der darin besteht, daß man das Tütchen, das man sich vor dem Gebrauch etwas fester rollt, mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand an der obersten oder zweitobersten Windung (also etwas unterhalb der aufgeklebten Figur) anfaßt, es mit der Spitze schnell auf die Tischplatte niederdrückt und auch sehr schnell wieder losläßt. Besonders gut springen die Figürchen, wenn man ein Stück dicken Wollstoffs als Springunterlage nimmt.

Das eigentliche Spiel kann auf beliebige Weise gespielt werden. Beispielsweise kann jedem Spieler erlaubt werden, zehnmal hintereinander seine Figur springen zu lassen. Es wird dann aufgeschrieben, wie oft diese das Ziel erreicht hat, das heißt, wie oft sie in den Kasten geschnellt ist. Nach drei Touren dürfte dann ein Spiel abgeschlossen sein.

Erforderlich wäre also noch ein flaches Kästchen oder ein Schachteldeckel. Da das Spiel zum großen Teil ein Geschicklichkeitsspiel ist, sollte anfangs die Entfernung, von der aus zum Ziele gesprungen wird, nicht mehr als 15 Zentimeter betragen. Später, namentlich auch mit wollener Sprungunterlage, kann man weitergehen. Um die bestimmte Entfernung zu markieren, wird eine Stricknadel oder besser ein feines Stäbchen Feuerholz hingelegt.

Übrigens sei noch verraten, daß die Figürchen eine besondere Tendenz haben, in den Kasten zu schnellen, wenn man ihnen beim Springenlassen eine leichte Neigung nach vorn gibt. Unser Spiel läßt sich noch abwechslungsreicher gestalten. Es kann auch zur Aufgabe gemacht werden, ein Hindernis zu überspringen. In einer bestimmten Entfernung wird beispielsweise ein Federkasten aufgestellt, der „genommen" werden soll. Es sieht recht drollig aus, wenn die Figürchen gerade noch dies Ziel erreichen, um nun mit ausgebreiteten Armen darauf liegen zu bleiben. Allerdings würde es hier nicht mehr heißen: „Tütlein, spring hinein"! sondern: „Tütlein, spring hinüber!"

Ratgeber für jedermann

Für unsere Kinder.

Tragsitz für kleine oder schwächliche Kinder. Jedermann weiß, daß selbst das Gewicht eines kleinen Kindes bei andauerndem Tragen auf Ausflügen sehr schwer empfunden werden kann. Ein neues, ausgezeichnetes Beförderungsmittel, selbst auf langen Märschen, auf denen die kleinen Beinchen bald versagen würden, ist in dem hier abgebildeten Tragsitze gefunden, der von zwei Personen ohne Anstrengung und Erhitzung transportiert und außer Gebrauch vollständig zusammengelegt und in die Tasche geschoben werden kann. Wie aus der Abbildung ersichtlich, besteht er aus zwei festen Gurten von fünf und sieben Zentimetern Breite, von denen der breitere als Sitz dient, während der schmale die Lehne und Stütze für den Rücken gibt. An den beiden Enden des breiten Gurtbandes sind die festen Handgriffe angebracht, an denen der Sitz getragen wird. Das Rückenband kreuzt den breiten Gurt etwas unterhalb der Handgriffe. Besondere Klammern vermitteln die Befestigungen. — Man setzt das Kind ein wenig hintenüber auf den Gurt, so daß es sich völlig bequem anlehnen kann. Die Ärmchen greifen von rückwärts um den Träger herum; so ist ein Herausfallen ganz ausgeschlossen. — Diese Tragsitze, die sehr preiswert in drei verschiedenen Ausführungen zu haben sind, können vermöge ihrer Festigkeit auch noch für etwas größere, schwächliche Kinder zur Anwendung kommen. (Bezugsquelle: Frau Ronge, Berlin-Schöneberg, Sedanstraße 31.)

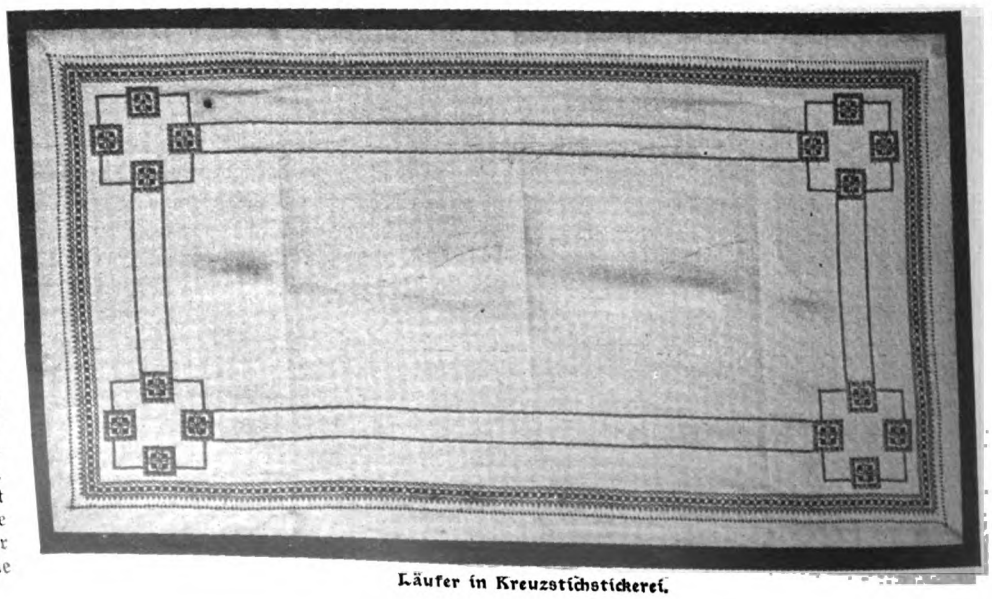
Praktischer Tragsitz.

Gesundheitspflege.

Insektenstiche. In einem reinlich gehaltenen Hause soll Ungeziefer, wie Flöhe und Wanzen, nicht vorkommen. Man schleppt es aber ein durch den Verkehr mit anderen Menschen; man findet es als peinliche Überraschung in neu bezogener Wohnung, oder man ist ihm preisgegeben in der Fremde, in Sommerfrischen, auf Reisen. Ob durch Wanzen- und Flohstiche allerlei Krankheiten übertragen werden, wollen wir hier unerörtert lassen. Im allgemeinen sind diese Stiche durch ihr Jucken lästig, aber ungefährlich und heilen von selbst ab. Nicht selten aber bringen sie Hautreizungen zustande und werden von weniger erfahrenen Leuten nicht erkannt; man glaubt allerlei Hautleiden vor sich zu haben, während es sich in Wirklichkeit nur um Insektenstiche handelt. Wanzen und Flöhe bringen auch ein Gift in die Wunden, die sie uns zufügen, und dieses ruft eine umschriebene Entzündung der Haut hervor. Die Stichstelle sieht darum wie ein kreisrunder, mehr oder weniger lebhaft geröteter Fleck aus; er hat aber ein Merkmal, das ihn von anderen ähnlichen krankhaften Hautveränderungen unterscheidet: die eigentliche Stichstelle erscheint in der Mitte als ein dunkler gefärbter Punkt. Auf diesen muß man achten, und ist er da, so weiß man, daß man einen Insektenstich vor sich hat. In der Regel vergeht das Jucken bald, die Reizung läßt nach, der rote Hof blaßt ab, und die Heilung erfolgt von selbst. Bei Leuten mit empfindlicher Haut, namentlich bei solchen, die zur Nesselsucht neigen, kann sich aber rings um den Stich eine Erhöhung, Anschwellung der Haut, eine Quaddel bilden. Am meisten wird die zarte Kinderhaut von den Stichen gereizt. Das Jucken verleitet zum Kratzen, dadurch wird die Haut verletzt, der Nägelschmutz bringt allerlei Bakterien in die kleinen Wunden; es bilden sich also kleine eitrige Pusteln, und die fortwährende Reizung kann Hautausschläge, Ekzeme verursachen, die nur langwierig abheilen. Zu allem diesen wäre es aber gar nicht gekommen, wenn die Mutter auf den dunklen Punkt, das Charakteristische des Floh- und Wanzenstichs, geachtet hätte. Sie hätte alsdann die Ursache des „Leidens" erkannt und durch Vertilgung des Ungeziefers weitere Hautreizungen verhütet.

Handarbeit.

Läufer in Kreuzstichstickerei. Kreuzstich ist eine richtige Sommertechnik. Ohne große Ansprüche an geistige Mitarbeit, schnellfördernd, wie es sommerlich faule Leute lieben, und nicht zum wenigsten gerade für den Schmuck der sommerlichen Decken auf Veranda- und Balkonmöbeln, Gartentischen usw. besonders geeignet. Der hübsche Läufer, den wir hier zeigen, war in hellblauem und dunkelrotem Garn gearbeitet und durch einen à jour-Saum abgeschlossen.



Läufer in Kreuzstichstickerei.

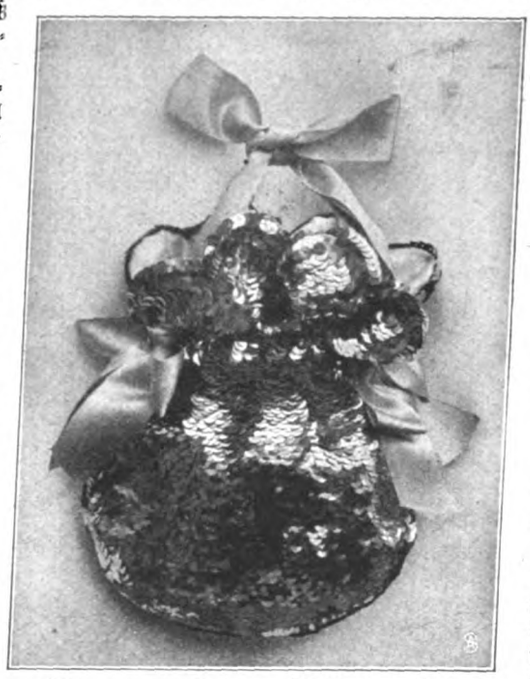
Ratschläge für die Toilette.

Feuchte Hände. Ein ausgezeichnetes Mittel gegen feuchte Hände bildet das öftere Eintauchen der Hand und der Arme bis zum Ellbogen in recht kaltes Wasser. Man läßt sie ungefähr eine halbe Minute darin, dann werden Hand und Arm mit einem rauhen Tuche so lange gründlich frottiert, bis jede Spur von Feuchtigkeit verschwunden ist. Das einfache Mittel ist oft erprobt und allem Medizinieren und Quacksalbern vorzuziehen. Natürlich aber nur dort, wo die Ursache der feuchten Hände nicht in einer wirklichen Erkrankung zu suchen ist.

Neue Pompadours. Der Stil unserer Kleider beeinflußt natürlich auch die

Samtpompadour mit Goldstickerei.

vielen kleinen und kleinsten Beigaben unserer Toilette, alles Drum und Dran, das wir bei uns haben oder mit uns führen. Und je größer diese Übereinstimmung ist, desto harmonischer wirkt das Ganze. So zeigen denn auch die neuesten Pompadours Formen und Verzierungen, die von denen vergangener Jahre wesentlich abweichen. Hier ein paar aparte Beispiele dafür. Der Pompadour auf unserem linksstehenden Bilde ist aus dunkelgrünem Seidensamt, der mit der schweren Goldstickerei und den Goldtroddeln prächtig zusammenwirkt. Der Pompadour rechts aus grasgrünem Moiré, mit festem Rahmen aus Bronze, zeigt zierlich reliefierte Empirefigürchen und Goldstickerei, deren Motive ebenso wie die Farbenzusammenstellung und die orginelle Form wieder den Empirecharakter des Ganzen betonen. Den Abschluß bildet eine Taschenklappe. Sehr wirkungsvoll ist der Schuppenpompadour aus Altsilberpailletten — ein Material, das in diesem Jahre besonders modern ist. Man stellt diese Paillettenpompadours in allen Farben her, auch in rein Silber und Gold und neuerdings aus ziemlich starken Perlmutterschuppen. Unser Modell hatte weißes Seidenfutter und ein seidenes Band in schönem Altsilbergrau. (Bezugsquelle: Kaufhaus des Westens, Berlin.)



Schuppenpompadour aus Altsilberpailletten.

Gemeinnütziges.

Ehekurse. Eine der wichtigsten Fragen, die von den Müttern beruflich tätiger Mädchen immer wieder aufgeworfen wird — unser Preisausschreiben zeigte das auch sehr deutlich — ist die nach der hausfraulichen Ausbildung der so beschäftigten Töchter. Eine (bei einigem guten Willen sicher auch in kleineren Städten leicht nachzuahmende) geradezu vorbildliche Einführung an einer Berliner städtischen Fortbildungsschule löst die Frage in einfachster und zweckmäßigster Weise. An zwei Abenden in der Woche versammeln sich die jungen Buchhalterinnen, Telephonistinnen, Korrespondentinnen usw. in der betreffenden Schule, um hier in förmlichen Ehekursen das Wichtigste von dem beigebracht zu bekommen, was sie praktisch als Hausfrauen nötig haben. Kochunterricht und Hygiene sind vorläufig die Hauptfächer, später sollen Vorträge über Eherecht dazu kommen, und nach der praktischen Seite sollen die Kurse durch Angliederung von Putz- und Schneidereiunterricht ebenfalls ausgestaltet werden. Da die junge Zuhörerschaft meist aus Bräuten besteht, denen ja die Notwendigkeit eines solchen Unterrichts besonders einzuleuchten pflegt, ist der Eifer und die Arbeitsfreude aller Schülerinnen ganz ungewöhnlich groß.

Blumenspritze mit Kolben.

Saisongerichte.

Erfrischende Suppen. Der Hochsommer ist die Zeit der sogenannten „Kaltschalen", die besonders in Norddeutschland eine große Rolle spielen und von überzeugten Anhängern auch in andere Gegenden verschleppt werden, wo diese „süßen" Suppen dann gelegentlich das Entsetzen der ahnungslos Zulangenden erregen. Nun — über die Geschmäcker läßt sich bekanntlich nicht streiten, in Essensachen schon gar nicht, aber die Kaltschalen bieten, richtig zubereitet, nicht nur ein schmackhaftes, sondern auch ein sehr gesundes und wohlfeiles Gericht, das bei großer Hitze sehr erfrischend wirkt. Erdbeeren, Himbeeren und Heidelbeeren, besonders aber die Kirschen, und unter ihnen wieder die Sauerkirschen, eignen sich gut zur Kaltschale. Die Bereitung ist — mit kleinen Variationen, die im Belieben der Hausfrauen stehen, — fast immer die gleiche. Die Kirschen werden ausgekernt, wie das Beerenobst verlesen und gewaschen; sie müssen, um nichts von ihrem Saft zu verlieren, nur schnell gespült werden, nicht im Wasser liegen, mit reichlichem Wasser, Zucker, Zitronenscheibchen und — je nach Geschmack — auch mit Vanille oder Stangenzimt ein paarmal aufgekocht und mit etwas in Wasser klar gerührtem Maizena oder Mondamin sämig gemacht werden. Wenn die Kaltschale nicht nur erfrischen, sondern zugleich sättigen soll, besonders in den Familien, wo eine große Kinderschar sich mittags zur Futterstelle einfindet, läßt man abgerührte Grieß- oder Schwemmklößchen in der Suppe aufkochen und dann darin erkalten, oder reicht einen einfachen kalten Flammeri dazu. Auch von Falläpfeln erhält man eine vorzügliche Kaltschale, nur darf man den Zucker dabei nicht sparen und muß die sauber gewaschenen, in Viertel geschnittenen — nicht geschälten! — Äpfel schon tagsvorher zu Brei weich kochen und durch einen Beutel geben. In Weißbier- und Apfelwein-Kaltschale läßt man eine Handvoll Korinthen und Sultaninen aufquellen und nach Belieben auch feingeriebenes Schwarzbrot. Besonders die Jugend ißt diese Art Suppen gern, und die Hausfrau schätzt sie der „teuren Fleischpreise wegen", die aus der einfachen „Tasse Bouillon" heute fast eine Kostbarkeit machen!

Pompadour im Empirestil.

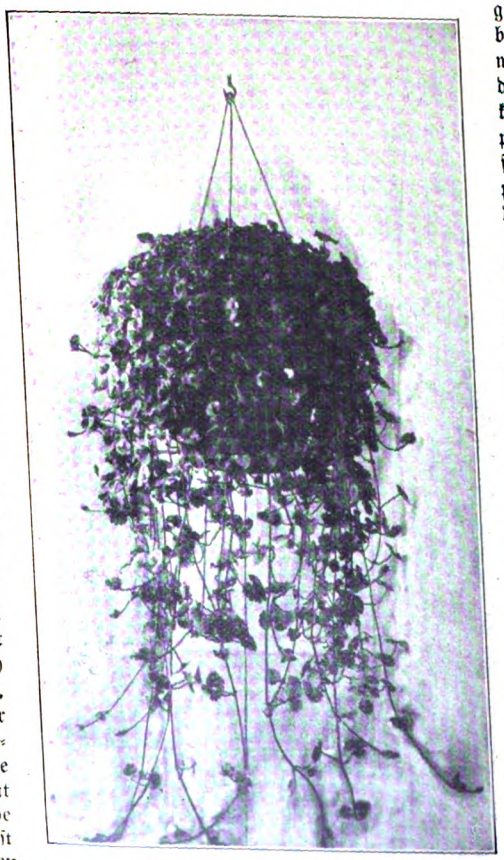
Blumenpflege.

Neue Blumenspritzen. Die kleinen lackierten Blechdinger, die dem Amateur-Zimmergärtner als Blumenspritzen in den Geschäften angeboten werden, kosten zwar nur wenige Pfennig, sind aber nicht einmal die wert. Nur allzu-

bald kriegen sie ein Leck oder rosten an der Innenseite, und um den niedlichen Lackanstrich ist's gleichfalls in kürzester Frist übel bestellt; abgesehen davon, daß die Zerstäubungsmethode durch Hineinblasen, für die sie eingerichtet sind, gesundheitsschädlich ist. Aber gutes Handwerkzeug braucht der Dilettant, so paradox das klingt, noch mehr als der Berufsmensch des betreffenden Faches — das ist überall so. Denn der Fachkundige macht durch seine Geschicklichkeit, wenn es sein muß, da manchen Fehler wieder gut, den sich der Dilettant besser von vornherein erspart. Von unseren beiden Blumenspritzen wird übrigens die auf der vorhergehenden Seite abgebildete auch für den ernsthaft arbeitenden Zimmergärtner sich als zweckmäßig und durchaus brauchbar erweisen. Sie ist eine vollkommene kleine Druckspritze mit Kolben, deren besonderer Vorzug darin besteht, daß sie, sobald sie gefüllt und der Kolben in Tätigkeit gesetzt wurde, etwa fünf Minuten ohne Unterbrechung arbeitet, während sonst nach jedem Druck neu gefüllt werden mußte. Die Feinheit der Zerstäubung wird durch die Stärke des Kolbendrucks bestimmt. (Bezugsquelle: Hoflieferant E. Cohn, Berlin, Leipziger Straße.) — Will man sich doch mit einem einfacheren System begnügen, dann wählt man vielleicht die obenstehend dargestellte Spritze, die eine Verbesserung der herkömmlichen Zerstäuber dieser Gattung darstellt. Sie ist aus haltbarem, nicht rostendem Weißmetall gefertigt und setzt an Stelle des erwähnten schädlichen Ansatzrohrs für Zerstäubung durch Hineinblasen ein Zerstäubungssystem — Schlauch und Ballon — aus gutem, haltbarem Gummi.

Blumenspritze mit Gummiball und -schlauch.

Die Gundelrebe (Glechoma hederaceum). Sind auch die Ziergewächse, die wir in Haus und Garten pflegen, meist Angehörige ferner Zonen, so gibt es doch auch unter den Pflanzen der Heimat manche schöne Vertreterin, die es wohl verdient, im Zimmer und auf dem Balkon sorgsame Behandlung zu genießen. In der gegenwärtigen Zeit, in der wieder die Ampel als Dekorationsstück des Balkons und Blumenfensters große Bevorzugung genießt, verdient auch ein heimisches, staudenartiges Gewächs mit bis meterlangen, kriechenden Trieben, das wir gelegentlich an den Rändern unserer Laubwaldungen finden, die Beachtung der Pflanzenfreundin. Es ist dies die Gundelrebe. Unsere Abbildung zeigt eine buntblätterige Form, die einem Naturspiel ihre Entstehung verdankt und wohl als eine unserer allerschönsten und geschmackvollsten Hängepflanzen anzusprechen ist. Wie schon der wissenschaftliche Artname andeutet, haben die Blätter und Ranken einige Ähnlichkeit mit Efeu (hederaceum = efeuartig). Die Blätter sind bei dieser Spielart grün-, weiß- und gelbbunt gezeichnet und fallen weithin auf durch dieses lebhafte Farbenspiel. Die Ranken, die an den natürlichen Standorten der Gundelrebe weit über den Boden hinkriechen, hängen, wenn man sie in die Ampel pflanzt, in langen Strähnen elegant herab, nur Blüten entwickelnde Triebe wachsen aufrecht. Die Pflanze ist höchst anspruchslos, läßt sich leicht aus Stecklingen vermehren, die in wenigen Tagen Wurzeln fassen, und liebt im übrigen einen nicht allzu sonnigen, aber luftigen Standort. — Unter den Gewächsen der Heimat finden wir übrigens noch verschiedene andere, die sich vorzüglich zu Ampelpflanzen eignen. Ein hübsches Gegenstück zu der abgebildeten ist die bunte Form der gelbblühenden Taubnessel, die in feuchten Wäldern und an Hecken zu finden ist. Weniger lang rankt das vielfach auf feuchten Wiesen zu findende Pfennigkraut mit grünen rundlichen Blättern, von denen auch eine gelbblätterige Abart bekannt ist. Die längsten, bis zwei Meter langen Ranken liefert aber das große heimische Sinn- oder Immergrün (Vinca major). Alle diese Ampelpflanzen können in einfacher Weise in jedem Keller überwintern und sowohl durch Teilung alter Stauden gelegentlich der Verpflanzung, als auch im Frühling durch kräutartige Stecklinge mühelos vermehrt werden.



Gundelrebe als Ampelpflanze.

Hauswirtschaft.

Feine Lacksachen, wie japanische Teebretter, Gläserunterlätze u. dgl. stelle man nur mit weicher Papierzwischenlage übereinander. Die bekannten bedruckten Servietten aus Kreppapier eignen sich dafür gut und sehen zugleich im Schranke hübsch aus. Wenn es angeht, wäscht man Lacksachen überhaupt nicht naß auf, sondern reibt nach dem Gebrauch gleich etwaige feuchte Stellen trocken, Flecke von zuckeriger Beschaffenheit werden mit feuchtem Tuche fortgebracht, und zuletzt wird mit weichem, trockenem Leinentuche leicht alles nachpoliert. So halten sie sich jahrelang im schönsten Kerzenglanze. Sind wirklich schmutzige Sachen zu behandeln, so geschieht es am besten mit weicher Leinwand und feinem Öl. Hat man dann das Stück trocken abgewischt, so daß gar kein klebendes Öl mehr vorhanden ist, so poliert man mit Mehl nach. Heiße Gegenstände dürfen nur auf Porzellan- oder Holzplatten gestellt werden, Lackbretter werden davon rettungslos verdorben.

Kirschflecke auf Tischtüchern oder in hellen Kleiderstoffen wirken so sehr häßlich. Das beste Mittel, um sich nicht lange an ihnen ärgern zu müssen, ist, sie sofort zu entfernen. So kann man noch darauf hoffen, sie mit ganz unschädlichen Mitteln herauszubekommen. Das einfachste dieser Mittel besteht darin, die Fleckstelle, nachdem man sie mit Seife und Wasser so gut wie möglich gereinigt hat, gut in Milch einzuweichen und so einen Tag lang stehen zu lassen. Nützt das nichts (bei veralteten Flecken z. B.), dann wird man etwas schärfere Mittel, Schwefel, Chlor oder ein Fleckwasser anwenden müssen.

Zwiebeln als unschädliches Färbemittel in der Küche. Um der Fleischbrühe, Sauce usw. eine braune Farbe zu geben, werden in vielen Haushaltungen die käuflichen gerösteten Zwiebeln verwendet. Dieses Hausmittel kann man selbst herstellen, indem man nicht sehr große, gesunde Zwiebeln samt ihrer gelben Schale im Backofen oder auf dem Herde durch und durch aber sehr langsam braunschwarz brennt. Diese Zwiebeln halten sich in verschlossenem Gefäß, an trockenem Ort, sehr lange.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube“, Nr. 29, 1908.

Zwischen Denken und Fühlen
Schwebt köstlich unser Leben.

Wer es will ganz erfassen,
Muß beidem sich geben.

Elisabeth Dauthendey.

Bis zur Sexta.

Erinnerungen einer Mutter. Von Meta Schoepp.

I.

Ich sage es ganz offen: ich empfand nichts von der großen Offenbarung, die mir in hundert Büchern und von mindestens zwölf glücklichen Müttern prophezeit worden war. In mir war nichts von der jubelnden Seligkeit, von der unsagbaren Wonne, die ich fest erwartet hatte, und mein Mann kniete auch nicht neben meinem Bett und küßte meine bleiche, herabhängende Hand oder stammelte Dankesworte für das holde Wunder, das ich ihm geschenkt — er ist Arzt und sieht so etwas als ganz natürlich an. Er telegraphierte die Geburt in die Welt hinein, als wenn auf den Jungen ein Herrscherthron harrte, und trank Sekt, als wenn er sich von der Anstrengung erholen müßte. Ich aber lag in dem halbdunkeln Zimmer und sah — ich erinnere mich ganz deutlich — sah ängstlich auf das Bündel Leben, von dem selbst der Vater gesagt, daß es ein bildhübscher Junge sei. Lieber Gott, das nannte er bildhübsch. Ich hatte nie so was Häßliches gesehen! — „Und was er für 'ne Lunge hat!“ sagte der Vater, als das Ding nach einem Klaps einen quäkenden Ton von sich gab. Auch die Frau sagte, ich könnte stolz darauf sein, und sie hätte schon viele Kinder gesehen, aber so ein Kind noch nicht. Ich weiß noch, daß ich ganz bestürzt war; denn ich gewann dadurch die feste Überzeugung, daß mir die überschwengliche Glückseligkeit normaler Mütter — oder noch schlimmer, daß mir das Muttergefühl fehle, daß also das Heiligste in des Weibes Seelenleben mir versagt sei. Was sollte denn da aus dem unglücklichen Kinde werden! Neben diesem niederschmetternden Gedanken bewegte mich aber auch ein gut Teil Eitelkeit. Ich war ja keine Schönheit. Aber wenn es heißt, daß die Söhne der Mutter Ebenbilder sind, dann mußte dies einen hübschen Rückschluß geben.

Und richtig. Die erste gute Freundin, die mit einer alten Taube ankam — ich habe siebzehn Tauben bekommen — war denn auch geradezu hingerissen von der Ähnlichkeit. Der Mutter wie aus den Augen geschnitten! Wie stolz ich sein müßte! Und wie sich wohl der Vater freute! Das soll ja Glück bedeuten! Sie erzählte mir, wie ihr Kind gewesen. So glatt und zart und weiß und blonde Locken! Der reine Engel! Und ich erfuhr später von der empörten Wärterin, daß die Freundin noch auf der Treppe einer anderen Besucherin mitteilte, das Kind habe entschieden einen Wasserkopf, und daß man sich allerdings über nichts wundern könne. Das letzte kam durch meine schriftstellerische Tätigkeit. Ich habe aus jener Zeit meine lebhafte Abneigung gegen Besuche in der Wochenstube und gegen jede Art Taube behalten.

Wie viele Tränen in das Wasser fielen, wenn ich den Jungen badete! Von dem Dutzend Mütter hatte ich erfahren, welche wonnigen Freuden all diese physischen Dienste verursachen, die man dem kleinen Wesen erweist. Und ich vermißte sie bei mir nach wie vor. Ich war entschieden männlich veranlagt, denn eine schmutzige Windel war mir ebenso unangenehm wie meinem Mann. Ich bewunderte Emma, das Faktotum, die es als Ehrensache betrachtete, sie zu waschen, und die einen furchtbaren Spektakel machte, als das Kleinmädchen ihr diese Arbeit abnehmen wollte. Hundertmal sagte Emma: „Na, so'n schönes Kind! Und wenn nu erst die ollen schwarzen Haare weg sind —“

„Ja, Emma, aber die Nase — —“ sagte ich. Sie war wie ein kleiner Pfropfen. — „Das wächst sich doch aus!“ sagte Emma. — „Aber er hat doch so'n großen Mund!“ — „Den haben alle kleinen Kinder.“ — „Und der Kopf wie 'ne Melone —“ — „Ich kann nichts von 'ner Melone sehen. Aber daß Sie als Mutter nicht selbst sehen, wie schön das Kind ist — —“

Und sie betrachtete es ganz verliebt. Ich aber fühlte, wie ich blaß wurde. In allem Ernst — ich habe unsäglich unter dem Bewußtsein gelitten, ein abnormes Empfinden zu besitzen. Mein Mann nannte das freilich närrische Überspanntheiten.

Trotz der mangelnden Liebe gedieh der Junge. Ein mir befreundeter Kinderarzt sagte „dank der mangelnden Liebe“. Denn das Kind wurde nicht geherzt und gedrückt, geküßt und geliebkost — es lag ganz ruhig und vernünftig in seinem Bettchen und hatte nichts zu tun, als sich zu entwickeln. Es wurde gebadet, trank und schlief — wurde auf einen weinumrankten Balkon gestellt, dessen Blätterwand die Sonne nur mühsam durchbrach; neben seinem Wagen lag der Fips, eine spitzartige Mißgeburt, und draußen in den Bäumen sangen die Vögel. Aber als die Apfelblüte begann, kam er in den Garten und sah gerade in die weiße Pracht, die unser Herrgott ins Leben gerufen. Die Bienen surrten und summten, der weißrosa Blütenhimmel duftete, der tiefblaue Himmel lachte über der Erde im Frühlingsgewande, und nur Emma warf einen düsteren Schatten in diese Schönheit. Sie saß als Zerberus mit ihren 170 Pfund am Garteneingang, und wenn nur einer hustete, fuhr sie schon wütend auf ihn los; und wenn einer sich das Kind ansehen wollte, hieß es, Frau Doktor hat's verboten; und wenn ein leiser Windstoß einen Blütenregen über Kind und Wagen warf, schlich sie leise näher — ob es wohl aufgewacht sei. Wenn das Kind träumte, kann es nur von Sonnenschein und Himmelsblau geträumt haben; von gutmütiger Treue, die die listige Falschheit schreckte, und von einem großen Brummer, der sich immer wieder das Kind ansehen wollte und immer wieder von Emma verscheucht wurde. Ich saß in der Laube, las Ellen Keys geistreiche Sätze vom Kinde und dachte — bis zum dritten Jahr wird er wohl im Wagen liegen. Er wird gar nicht so viel Unruhe machen, wie ich gefürchtet habe. Und wenn das alles richtig ist, was Ellen geschrieben hat, ist es für mich entsetzlich traurig.

Mit welcher Verachtung Emma von anderen Säuglingen sprach! An jedem hatte sie was auszusetzen. Dagegen unserer — nach ihren Erzählungen hatte der schon mit drei Tagen jedes Wort verstanden! Ich muß gestehen, auch mein Interesse an fremden Kindern wuchs von Tag zu Tag; nicht aus einem

großen, erhabenen Gefühle heraus, sondern einzig des Vergleiches wegen. Und ich war mit Emma einer Meinung: unserer war allen voraus. Mit welcher Ausdauer er schrie, wenn er Hunger hatte! Da lag Charakter drin; kein Säugling unserer Bekanntschaft schrie so. Und wenn er aufjauchzte — die Arme und die dicken Beine zum Himmel reckte — wie konnte der Junge jauchzen!

Und warum jauchzte er? Ich weiß es nicht, und Emma wußte es auch nicht. Ein paar grüne Blätter bewegten sich, der Himmel lachte — im Stall wieherten die Pferde, und der Hahn krähte auf dem Mist. Darum die Freude. Ja darum. Herrgott — und weil's so schön ist auf der Erde. Ich las nicht mehr Ellen Key, aber sehr viel über Säuglingsnahrung.

Wenn ich mich morgens über sein Bettchen beugte — er muckste sich nicht bis zu diesem Augenblick — dann blitzten und blinkerten die schwarzen Augen mich an, und er sagte bedeutungsvoll: „De de".

„Guten Morgen, mein süßes Mäuschen, hast du gut geschlafen?" „De de", und ein dickes Beinchen steigt kerzengerade in die Höhe. „Hat das Mäuschen Hunger?" „De de", und auch das andere Beinchen kommt zum Vorschein.

„Guten Morgen, Herr Prinz, guten Morgen, Herr Prinz", sage ich zu den Beinen, sie herzhaft schüttelnd. Ein entzücktes Kreischen.

„Du mußt dem Jungen nicht solche Dämlichkeiten beibringen," sagt mein Mann, „was soll denn daraus mal werden." Und nun beugt er sich über den Bengel, tippt ihm mit dem Zeigefinger auf die Nase und sagt mit ganz unnatürlicher Stimme „Duchen, duchen, duchen."

„Na," sage ich, „viel gescheiter ist das eigentlich auch nicht!" und mache ihm sein Fläschchen zurecht.

„De de" war seine Universalsprache, und wir wußten immer, was er damit meinte. „So'n klugen Jungen habe ich noch nicht gesehen," meinte Emma, „wenn der nur sprechen wollte." Aber er wollte entschieden nicht.

Sein Hauptvergnügen war jetzt, in Fipsens buschigen Schwanz zu fassen und wie an einem Glockenstrange dran zu reißen. Hat so'n Vieh eine Engelsgeduld! Mit wehleidiger Miene saß Fips da und ließ sich alles gefallen; echappierte er aber wirklich mal in ein anderes Zimmer, so rutschte ihm der Fritz mit größter Energie nach. Im Rutschen hatte er eine solche Fertigkeit erworben, wie ich es nie wieder gesehen habe. Und ganz nach eigener Methode: den rechten Arm vorgeschoben, und der zog dann das ganze dicke Kerlchen nach. Er rutschte genau so schnell, wie die dicke Emma ging.

Ob er denn so dick war? Ja, er war dick; so rund und rosig, daß die Damen des Ortes jetzt öfter mich fragten, womit ich das Kind ernähre; und weil ich offen und ehrlich sagte, daß seine Hauptmahlzeit Kakao sei, daß er zum Frühstück ein Ei bekäme und mittags Kalbsmilch oder Grießbrei oder dergleichen, steckten sie sich hinter Emma. Die mußte das Geheimnis verraten. Denn es war doch selbstverständlich, daß das allein nicht so ein Resultat ergab. Aber auch aus Emma war nichts herauszukriegen. Ihr Stolz wuchs ins Riesenhafte. Der Kronprinz des Deutschen Reiches kann nicht mit größerem Stolz spazieren gefahren sein als mein Fritz. Sie sagte kein Wort, und er sagte kein Wort. Nur wenn er ein Huhn über den Weg laufen sah, hob er das dicke Fingerchen und sagte lebhaft: „De de."

Wie Emma aussah? Ich erfuhr es durch eine Gutsbesitzerin, die mich besuchte und sehr befriedigt vor Beethovens Totenmaske stand. „Das finde ich nett von Ihnen, Frau Doktorchen," sagte sie, „das verdient sie, aber ich würde sie nicht gerade über den Flügel hängen."

Sie war eine alte, komplette Dame, die keinen Widerspruch vertrug. In diesem Fall aber wagte ich doch eine bescheidene Frage. „Ich dachte, hier ist es doch am stimmungsvollsten — oder wo meinen Sie —"

„Na, im Kinderzimmer — oder in der Küche — gewissermaßen als Belohnung für treue Dienste; wenn Ihr Wilhelm", das war der Kutscher, „nicht so ein Schafskopf wäre, könnten Sie ja auch von dem so einen Abguß machen lassen; sieh mal, Eduardchen," sagte sie zu ihrem Manne, „wie genau der olle, dämliche Ausdruck um den Mund getroffen ist —."

„Ja, aber —" ich war fassungslos, „für wen halten Sie denn die Maske?"

„Na, für Ihre Emma!"

Mein Lachen und meine Erklärung ärgerten sie.

„Denn schreibt man das drunter", sagte sie. —

Ich glaube nicht, daß sich normale Mütter über den ersten Zahn mehr freuen können, als ich es getan. Und dann die Gehversuche! Emma, ich und die Hunde hockten erwartungsvoll an einem Ende des Zimmers. Am andern war der Junge, lehnte an einem Stuhl, und seine schwarzen Augen blitzten lüstern nach einem Biskuit, das ich in der Hand hielt. Lord lief beim selben Anblick das Wasser aus dem Maul.

„De de", sagte Fritz; das war sein Kriegsruf; machte drei hastige Schritte — und saß auf seinem System. Wir am Start redeten gut zu, die Hunde wedelten, Fritz wurde wieder an den Stuhl gebracht — und es fing von neuem an. Bis ihm die Geduld ausging und er nun eilfertig ans Ziel rutschte. Er war vierzehn Monate alt, als er laufen konnte; dann aber auch gründlich. Nach zwei weiteren Monaten kletterte er auf Stühle und Sessel, und seitdem nimmt er jedes Hindernis.

Aber es war gar nicht dran zu denken, daß er die drei Jahre lang im Wagen liegen würde, wie ich mir das gedacht, oder daß er die längste Zeit des Tages und der Nacht schlafend verbringen würde, wie ich das auch gedacht. Es war ja Frühling, und um fünf Uhr huschte der erste Sonnenstrahl durch die fest geschlossenen Gardinen. Und wenige Minuten später krähte etwas in seinem Bettchen, und kurz darauf flogen mit großer Energie Kissen und Decken, Flasche und der Gummihund über Bord, und über dem Gitter erschien der dunkle Lockenkopf, und die blanken Augen guckten neugierig, wo das Bettinventar geblieben war.

„So ein Bengel!" sagt der Vater feindlich und dreht sich auf die andere Seite. „Das hat man von der Weibererziehung."

Ich hätte auch noch gern geschlafen — aber gewiß vor lauter Freude über den Sonnenstrahl betrug ich mich genau so unverständig wie mein Sohn. Er war auch nicht eher ruhig, als bis er bei mir im Bette lag, in meinen Arm geschmiegt. Da sind auch seine ersten wissenschaftlichen Begriffe geweckt worden.

„Wie macht das Miesekätzchen?" „Wauwau!"

„Aber nein, Mäuschen — der Fips macht wauwau! Wie macht das Miesekätzchen?" „Kikeriki!"

„Ach, Liebling — das ist doch der Hahn! Aber das Miesekätzchen?" „Muh!" Aber endlich wußte er's doch. Und als er einer Dame ein halb Dutzend Tierstimmen vorgemacht hatte, hörte ich zum erstenmal, daß er ein sehr begabtes Kind wäre. Aber ich sollte ja das kleine Gehirn nicht überanstrengen.

Im zweiten Winter seines Lebens sprach er. Um diese Zeit erkannte ich zum erstenmal einen großen Fehler, den ich begangen, als ich ihn mit dem gewaltigen Schöpfer des Himmels und der Erde bekannt gemacht. Der liebe Gott machte die Blümchen und gab Sonne und Regen und war ärgerlich oder betrübt, wenn Kinder unartig sind. Der wußte alles und wußte alles, und es war dem Jungen entschieden manchmal recht störend, daß er alles wußte — und wir alles sagte. Da kommt er eines Tages so recht besorgt zu mir und fragt: „Liebling, hat der liebe Dott dir schon gesagt, daß Mäuschen den Dummihund taput gemacht hat?"

Und ich — wie ist man töricht —: „Ja — das hat er mir gesagt — Mama war sehr traurig." Der kleine Kerl war gar nicht traurig. Eilig lief er zu Emma — „Er hat's wieder depetzt!" schrie er, „Liebling weiß es schon!"

Und ein andermal: „Du hast Zucker genascht, Mauschen! Du bin sehr böse und der liebe Gott mag es nicht, wenn Kinder naschen."

„Mäuschen will's nicht wieder tun!"

Aber am andern Tage tat er's schon wieder. Am Himmel stand ein Gewitter — da konnte er nicht in den Garten

und vertrieb sich die Zeit, so gut es ging. Vom Schreibtisch aus sah ich ins Speisezimmer und beobachtete, wie mühselig er sich einen schweren Stuhl ans Büfett schleppte, umständlich hinaufkletterte, und wie die kleinen Fingerchen sich begehrlich nach der Zuckerdose reckten. Eben hat er ein Stückchen erwischt — da rollt der erste Donner. Erstaunt sieht sich der kleine Kerl nach dem Fenster um, legt den Zucker wieder in die Dose, steigt verwundert vom Stuhl und sagt —: „lieber Dott — um so'n Happen!" Gewiß eine böse Kritik an dem gewaltigen Schöpfer des Himmels und der Erde!

Dann aber versteckte er sich hinter dieses Rätselwesen, genau so wie ich, und seit der Zeit vermied ich es, den lieben Gott als Popanz zu brauchen. Es war strenge Vorschrift, den Jungen auch beim schlimmsten Wetter wenigstens eine halbe Stunde ins Freie zu schicken — ausgenommen bei Sturm. Aber an einem besonders kalten, frostigen Tage kommt Emma schon nach fünf Minuten wieder mit ihm zurück.

„Sie sollen doch mit ihm spazieren gehen!"

Sie steht da, die Hände über'm Bauch gefaltet.

„Der Fritze wollte nicht."

„Was? Will nicht? Ein zweijähriges Kind?"

„Warum wolltest du nicht unten bleiben?" frage ich streng. Aber mein Herz lacht, wie ich ihn da so keck vor mir stehen sehe, im weißen Mäntelchen, das weiße Barett auf den dunklen Locken und drunter die Augen wie schwarze Kirschen. Und ich traue meinen Ohren nicht, wie er sagt: „Der liebe Dott hat aus den Wolken deduckt und hat desagt: Fritze, deh wieder oben. Ich lasse den Sturm raus, und dann ist es kalt."

Nein, ich habe lange Zeit nicht mehr vom lieben Gott mit ihm gesprochen!

Gesellschaftsspiele.

Plauderei von Hannah Winkler.

„Comme c'est affreux".

„Horrible".

„Détestable" . . . so klang's im Akzent des Höhern-Töchterschulen-Französisch mißmutig durcheinander, und ein halbes Dutzend zornig oder trostlos dreinschauender Mädchengesichter drängte sich hinter den Scheiben, gegen die von draußen her klinkernd und prasselnd der Regen schlug. Regen! Am Sonntagnachmittag! Wie ein grauer Schleier der Langenweile sank's über das Zimmer und die aneinander geduckte Mädchenschar! Gewiß — die Sonntagnachmittage waren ja auch sonst kein Vergnügen; zu Zwei und Zwei spazieren zu gehen, mit Mademoiselle am Schwanzende der langen „Parkschlange", konnte nur für die „Neuen" von einigem Reiz sein! Aber draußen war doch immerhin die Möglichkeit da, irgend etwas Interessantes zu sehen, oder gar zu „erleben", während hier — und im gleichen Gedankengange glitten all Mädchenaugen verächtlich über das nüchtern eingerichtete „Versammlungszimmer" des Führerschen Pensionates hin.

„Allah ist gross —."

Rein zum Auswachsen war's! Und nun würde gleich Mademoiselle Récamier kommen — die Reminiszenzen, die der Name von der Geschichtsstunde her weckte, wirkten wie Hohn, wenn man das gelbe, verwitterte Gesichtchen mit den lebhaften Mauseaugen und dem stattlichen Schnurrbart über der Oberlippe sah! — und würde unfehlbar das gräßliche Buch aufschlagen, in dem ein Ausbund von Tugendhaftigkeit von weisen Reden überfloß . . . Aber nein — das war sie ja gar nicht! Jubelnd umdrängten all die Halbwüchsigen die blonde deutsche Erzieherin, den gemeinsamen „Schwarm" der ersten Klasse. „Oh — Sie, Fräulein Danner? Bleiben Sie bei uns? Ja?"

Gertrud Danner nickte. Ihre Antwort: „Die arme Mademoiselle ist krank", ging unter in einem neuen Jubelsturm, und sie versuchte vergeblich, ein strenges Gesicht zu der unzeitgemäßen Fröhlichkeit zu machen — die jungen Dinger taten ihr leid! Sie lechzten ja förmlich nach ein bißchen Unterhaltung und Lustigkeit, und es war so leicht, ihnen beides zu verschaffen, denn sie trugen ja solch einen unverbrauchten Schatz an natürlicher Lebenslust in sich selbst. Nur aufschließen mußte man ihn, nur einen Zugang graben!

„Wer weiß ein schönes Gesellschaftsspiel?" fragte sie rasch und:

„Allah ist groß",

„Alle Vögel fliegen",

„Die fünf Bücher Mosis",

„Teller drehen."

„Tellerdreh'n", rief's eifrig dagegen.

„Um so besser!" Sie lachte befriedigt. „Da habt ihr ja Stoff für den ganzen Nachmittag."

„Alle Vögel fliegen —."

„Spielen Sie denn nicht mit, Fräulein?" Die Stimmung wollte schon wieder sinken. Aber die blonde Lehrerin ließ keine Enttäuschung aufkommen. „Sobald ich meinen Brief beendet habe," sagte sie freundlich. „Fangt nur schon immer an mit ‚Allah ist groß', ich komme bald." Und während mit lärmendem Ungestüm Tische und Stühle beiseite gerückt, die Gaskrone hochgeschoben und alles etwa Gefährdete aus dem Weg geräumt wurde, zog sie die Tür leise hinter sich zu. Die da drinnen waren besorgt und aufgehoben!

„Die fünf Bücher Mosis."

Und so geschah's auch! Bald drangen Lachsalven aus der Stube, die vordem wie erfüllt gewesen war von muffigem Schweigen! Die Mädchen hatten einen Kreis gebildet und ahmten mit krampfhaft ernsten Gesichtern nach, was Rosalie, die Urheberin von „Allah ist groß", an drolligen Einfällen vorminte! Sie „sägten", sie „wuschen", sie standen auf einem Fuße wie „Meister Adebar" oder hockten mit gekreuzten Beinen auf dem Teppich nieder, bis das lang zurückgedrängte Lachen eine von ihnen überwältigte. Dann benutzten auch alle andern die Gelegenheit, sich einmal Luft zu machen, die Hereingefallene aber gab ein Pfand — denn Nichtlachen war die Pointe des Spiels — und fing mit „Allah ist groß" die Vorstellung wieder an.

„Nun ‚Tellerdrehn', bitte", bettelte die kleine Elly, die nur um ihrer Niedlichkeit willen im Zimmer der „Großen" geduldet ward, und mit nachsichtigem Lächeln tat man ihr den Gefallen, obgleich man eigentlich über diesen etwas „kindlichen" Zeitvertreib hinaus zu sein glaubte. Daß sich jede einen Blumennamen zulegen und — sobald die Tellerdreherin ihn aufrief — hinzuspringen mußte, um den schon austrudelnden Schinkenteller noch rechtzeitig aufzufangen, war doch wirklich ein bißchen . . . ein bißchen . . . na, sagen wir mal „läppisch." Nur dadurch, daß man die lateinischen Bezeichnungen aus der Botanikstunde verwendete, bekam die Sache einen einigermaßen „erwachsenen" Anstrich. Aber nun weinte wieder die kleine Elly, die sich die schweren Vokabeln nicht merken konnte.

„Sei still, wir spielen ‚Alle Vögel fliegen'", tröstete die gutmütige Grete Deiders und zwinkerte den andern bittend zu. Da trugen sie mit einem Seufzer der Resignation ihre Stühle um den ans Fenster gerückten Tisch und legten die Hände auf die Platte, und Grete rief mit flinkem Zünglein: „Alle Vögel fliegen — hoch! . . . Alle Enten fliegen — hoch! . . . Alle Käutzchen fliegen — hoch! . . . Alle Strauße fliegen — hoch! . . . Lucie Walters, ein Pfand!" Denn Lucie hatte die Hände hoch gehoben, obgleich Strauße bekanntlich nicht fliegen können!

„Hypnotisieren."

Das Kunststück war eben, so schnell zu rufen, daß zum Überlegen keine Zeit blieb. Die Pfänder waren die Hauptsache dabei. Aber mitten im Spiel ward Elly abgerufen; da gingen die Mädchen zu einem andern über, bei dem sie singen konnten. Fröhlich klangen die jungen Stimmen

„Taler, Taler, du musst wandern . . ."

bei dem alten, alten Liedchen: „Taler, Taler, du mußt wandern — von der einen Hand zur andern — O, wie schön, o, wie schön — muß der Taler weitergehn!“ Lulu Diemel aber stand in der Mitte des schnell gebildeten Halbkreises und suchte den Taler — in Wirklichkeit war's ein Markstück — auf seinem Wege von Faust zu Faust zu erhaschen. Zweimal aber ergriff sie die unrechte Hand und mußte dafür zwei Pfänder hergeben — es war wirklich ein schwieriges Ding, zu raten, in welcher der rhythmisch hin und her bewegten Fäuste das Geldstück gerade steckte.

„Wir spielen es zu Hause ganz anders“, sagte Lulu wie entschuldigend, weil sie so ungeschickt war. „Wir ziehen einen langen Bindfaden durch einen Ring und knüpfen die Enden zusammen, so daß ein Kreis entsteht! Dann faßt jeder mit der hohlen Hand um das Seil und gibt den Ring, ihn rechts- oder linksum schiebend, unmerklich weiter.“

Schließlich verfing aber das Talerwandern nicht mehr, die gestiegene Laune verlangte nach stärkerem Ulk. „Luise kennt die fünf Bücher Mosis noch nicht! Luise muß 'raus!“ wurde beschlossen, und der Neuling Luise ward von einer Freundin hinausgeleitet, um ja nicht etwa „horchen“ zu können. Als sie nach einigen Minuten mit festverbundenen Augen ins Zimmer zurückkehren durfte, empfing sie ein unheimliches Schweigen; dann begann Grete mit feierlicher, aber merklich zitternder Stimme: „Luise Noller, ich frage dich: willst du ein gutes und getreues Schäfchen dieses berühmten Hauses sein und bleiben, so bekräftige es mit einem lauten ‚Ja‘ und lege deine Hände fest auf jedes der fünf Bücher Mosis.“

„Ja“, hauchte Luise und drückte die von der Freundin dirigierten Hände ein paarmal kräftig nieder. „Eins . . . Zwei . . . Drei . . .“ Ein übermäßiges Gelächter brach los, denn sie hatte, sicher gemacht durch die Berührung dreier Bücher, beim vierten Male so stark in eine Schüssel mit Wasser geschlagen, daß die Tropfen weithin sprühten! Mitten in den Lärm und Spektakel hinein ertönte der Gong, der die Mädchen zum Essen rief.

„Schon?“ Sie sahen ungläubig auf die Uhr — der gefürchtete Nachmittag war wie im Fluge vergangen.

„Wie schade! Ich weiß noch solch entzückendes Spiel,“ rief Luise, sich eilig Hände und Arme trocknend, „wir spielen's immer in den Ferien, wenn die Brüder mit ihren Freunden kommen.“ Und auf dem Wege zum Speisezimmer setzte sie den aufhorchenden Kameradinnen das „Fädchenschneiden“ auseinander. „Lauter kleine, niedliche Geschenke werden an Fädchen gebunden und baumeln vom Kronleuchter, von der Decke herunter. Nun verbindet man einem die Augen und gibt ihm eine große Schere in die Hand. Dreimal darf er zuschneiden! Gelingt es ihm, ein Geschenk abzuschneiden, so gehört es ihm — im anderen Falle muß er ein Pfand bezahlen.“

„Das muß doch aber furchtbar leicht sein, wenn man weiß, wo die Sachen hängen?“

„Im Gegenteil!“ Luise schüttelte den Kopf. „Ihr glaubt nicht, wie selten es vorkommt, daß man wirklich ein Fädchen trifft! Nach Tisch können wir's ja versuchen!“

„O ja, und auch ‚Hypnotisieren‘“, rief Lene Schneider und lachte schon im voraus in Gedanken an den herrlichen „Ulk“. Aber verraten tat sie nichts — „der ganze Witz liegt ja darin, daß man's eben nicht kennt“, behauptete sie. Nur Grete gegenüber konnte sie nicht schweigen, denn der vertraute sie eben „alles“ an. „Zu drollig ist's“, tuschelte sie ihr ins Ohr. „Man schwärzt nämlich einen Teller von unten an und gibt ihn dem, der ‚hypnotisiert‘ werden soll, in die Hand. Einen reinen aber nimmt man selber und fängt unter allem möglichen Hokuspokus an, mit dem Zeigefinger erst unter dem Teller und dann im Gesicht zu zeichnen, während man sein Gegenüber fest fixiert. Einmal haben wir's mit Otto Krüger gemacht — du weißt doch . . .“ Ja, Grete wußte, daß dies ein überwundener Fall in Lenas Leben war, eine „Erfahrung“, aus der sie gereift hervorging.

„Fädchen schneiden.“

„Unglaublich sah er aus!“ kicherte Lena, „denn du kannst dir denken, daß ich ‚ihn‘ besonders lächerlich machte nach alledem! Erst zog ich einen Strich über die Nase, dann rechts und links und kreuz und quer, und glaubst du, der Pinsel hätte was gemerkt? Dabei hätte er nur ein einziges Mal auf seinen schwarzen Zeigefinger zu gucken brauchen, aber nein, er sah mir immer starr in die Augen. Und ich lachte . . . lachte . . . lachte . . .“

Sie verstummte plötzlich, denn „Tante Führer“ stand schon vor ihrem Platz am Tisch. Und bei Tisch ergriff Mademoiselle natürlich wieder die Gelegenheit, um über die „jeux d'esprit“ zu sprechen und über das Alter der Gesellschaftsspiele überhaupt. Sie mußte ja ewig „belehrend“ sein! — Ein Glück, daß sie heute Kopfschmerzen hatte, und daß Fräulein Danner nachher zum Pfänderausteilen kam.

Etwas vom Älterwerden.

Von R. Artaria.

Verhaßtes Thema! Wer wird heute noch alt? . . . „Gut konserviert“ ist das äußerste, was der unerbittlich anwachsenden Jahrzehntenreihe zugestanden werden darf. Und in der Tat — sehen wir sie nicht am Seestrande und in den Badeorten wandeln, die jugendlichen Greisinnen mit weißlockigen Kunstfrisuren, in weißen, höchstens etwas lila aufgehöhten Kostümen, kaum gestützt auf das silberknopfige Stöckchen oder den hohen Schirmgriff, mit lebhaften Augen blickend und mit tadellosen Zahnreihen unter den eleganten Hüten hervorlächelnd, als gäbe es für sie weder Schicksale noch Altersgebrechen? Heldinnen der Eitelkeit sind sie, die sich und andern viel ersparen, indem sie ihre verschiedenen „Umstände“ schweigend hinunterwürgen, bis es nicht mehr geht, bis der große Zusammenbruch kommt und sie nötigt, aus der Gesellschaft der heiteren Vergnügungsmenschen diskret zu verschwinden. Dann brauchen sie nur kurze Zeit noch offenkundige alte Weiblein zu sein, statt, wie ihre Großmütter ehemals, von den Fünfzigern an hinter dem Strickstrumpf zwei bittere langweilige Jahrzehnte zu verseufzen

bis zum zögernd herbeikommenden Lebensschluß. Jene guten Familienmütter in schleifengeschmückten Backenhauben und großen verhüllenden Taillenkragen würden staunen, wenn sie heute die vielen, im tätigen Leben schlank und beweglich gebliebenen weiblichen Wesen sehen könnten, mit schicker Bluse und fußfreiem Rock, die noch einen jugendlichen Eindruck machen, obwohl ihr Geburtsschein aus dem sechsten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts stammt. Infolge der intensiveren Geistes- und Körpertätigkeit können sich eben jetzt die Frauen die gleiche Frische bei vorrückenden Jahren bewahren, die früher als ausschließliches Vorrecht der Männer galt. Die Altersgrenze hat sich dadurch und durch die weise gebrauchten hygienisch-kosmetischen Hilfsmittel um ein gutes Jahrzehnt verschoben. Was noch Schopenhauer meinte, daß eine Frau hinter fünfundvierzig aufhöre, begehrenswert zu sein, trifft heute nicht mehr zu oder erleidet wenigstens zu viele Ausnahmen, als daß diese die „Regel bestätigen" könnten. Es gibt jetzt überall in den höheren Gesellschaftskreisen noch wirklich reizende Frauen, denen niemand die von den Freundinnen einander im geheimen zugeflüsterten Fünfzig ansehen würde!

Aber das sind Künstlerinnen in ihrer Art. Man muß beobachten, wie sie ihre glückliche Naturanlage zu unterstützen verstehen, wie sorgfältig sie aus der Menge der Modeschöpfungen das heraussuchen, was sie vorzüglich kleidet, mit welcher feinen Berechnung sie Farben und Schnitt so wählen, daß keine Einzelheit aufdringlich heraustritt, sondern alle zusammen nur dem Hauptzweck dienen: den Kopf und seinen schönen Haarumriß, die ganze, noch anmutige Gestalt aufs beste hervorzuheben. Zuerst kommt immer dieser Gesamteindruck; dann kann man im einzelnen die scheinbar so ungesuchte Eleganz des Anzugs bewundern.

Diese Genialen direkt nachzuahmen, ist für Minderbegabte unmöglich, und wer da meint, dasselbe durch Schnüren, Pudern, Schminken und Haarfarbe zu erreichen, der ist stark im Irrtum. Auf diese Weise schafft man nur eine fragwürdige Halbwelt-Erscheinung, die himmelweit von der wirklichen Dame entfernt ist. „Alter ohne Würde" ist die Signatur der auf solche Weise gewaltsam Verjüngten.

Es gibt bessere Mittel, die abschiednehmende Jugend noch ein paar Jährchen zum Bleiben zu überreden: zweckmäßige Körperübungen, Massage, gute Haarpflege, Achtsamkeit auf das Muskelspiel des Gesichtes und die Gefahr der Gewohnheitsfalten. Außerdem aber ist Kenntnis der eigenen Erscheinung nötig, wie sie nur ganz scharfe Selbstkritik vor dem Spiegel erwirbt, und vor allen Dingen gänzliche Vermeidung der gefährlichen Klippe „allzujugendlich", an der so manche scheitern. Viele verlockende Neuheiten sind nur modifiziert zu verwenden. Nimmt man sie unverändert an, so kann man erleben, daß sie, statt jung, alt erscheinen lassen, d. h. so alt, als man eben wirklich ist. Dahin gehören vor allem lebhafte und helle Farben. Sie zeigen unbarmherzig den trüber gewordenen Teint, die auseinandergegangene Kontur, und entstellen, statt zu schmücken. Eine ältere, stattlich gewordene Blondine kann in einem schwarzen spitzendurchbrochenen Kreppkleid, halbdurchsichtig auf Hals und Armen, noch sehr schön aussehen. Aber viele von ihnen können sich von dem Himmelblau ihrer Jugend nicht trennen, und andere wieder tragen die zarte Erdbeerfarbe fort, die ihnen vor fünfzehn Jahren so gut gestanden hat, als ihre Wangen noch rosig waren. Auch die ganz lichte Gesellschaftsbluse mit Spitzeneinsätzen und halblangen Ärmeln ist gefährlich für nicht mehr frische Hälse und Arme. Der Anblick lenkt sofort die Betrachtung auf die jugendlich zarte Haut der anwesenden Zwanzigjährigen. Was nun gar den eigentlichen Ausschnitt für sehr große Gesellschaftstoiletten betrifft, so heißt es wohl auch hier: „Erlaubt ist, was gefällt." Aber ob es gefallen kann, das möge man sich vorher sehr genau vor dem Spiegel überlegen! Auch die besonders in Künstlerkreisen so beliebten malerisch wallenden Gewänder mit ihren gewagten Farbenzusammenstellungen bleiben besser der frischen Jugend überlassen. Immer tritt bei den reifen Schönen das verblühende Gesicht in scharfen Kontrast mit dem anspruchsvollen Gewand, immer fragt sich der Beschauer im stillen: „Wie alt mag die Dame eigentlich sein? . . ." Und im täglichen Anzuge sollte jede extravagante, nach dem Malerischen hinzielende Garnitur vermieden werden, sie steht Älteren immer schlecht. „Eines schickt sich nicht für alle", heißt es hier um so mehr, als Modengeschäfte und Putzmacherinnen wetteifern im Anpreisen dessen, was „sehr schön und ganz modern" und folglich für jedermann gleich begehrenswert ist. Da muß die Käuferin sehr kaltblütig erwägen, ob ihr diese allgemein seligmachende Neuheit zu Gesichte stehen wird oder nicht.

Viel unbefangener kann sie sich den modischen Frisuren zuwenden, die in der Tat fast jedem Gesicht vorteilhaft sind und mit ihren tief herabgehenden Wellen und Rollen so manches unbequeme Stirnfältchen zweckmäßig verdecken. Ihnen gebührt ohne Zweifel der Löwenanteil an mancher heute bewunderten Jugendlichkeit. Selbstverständlich wissen die Erfahrenen sehr wohl auch diese von den bloß Nachahmenden als Uniform getragene Japan-Frisur nach ihrem eigenen Kopfe zu modifizieren und ihm frei verändernd anzupassen.

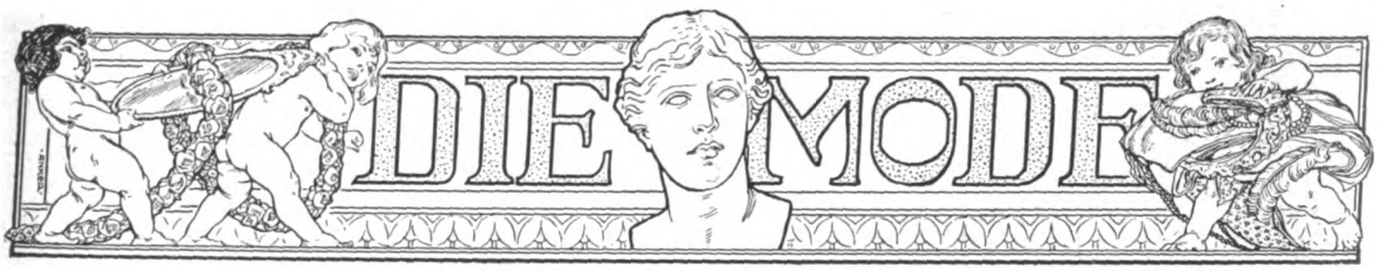
Nirgends aber ist die schon von den alten Weltweisen als Höchstes erklärte Selbsterkenntnis notwendiger als beim Ankauf eines der modernen, ungeheuren, hochbeladenen Hüte. Nur ein junges Gesicht sieht reizend unter solchem Oberbau von massenhaften Rosen und Bandschleifen hervor, das ältliche will dazu nicht stimmen; es bleibt Sache für sich und der Hut ebenfalls, zur schönen Harmonie bringen sie es nicht. Wehe aber erst, wenn fünf bis sechs Trägerinnen solcher Hüte (die neuerdings im Fünfuhrtee aufbehalten werden, weil es den Amerikanerinnen so beliebt), wenn diese „älteren jungen Damen" in heller elektrischer Beleuchtung um einen weißgedeckten Tisch sitzen! Tiefe Schatten von oben bedecken Stirn und Augen, aber durch die scharfen Reflexe des Tischtuches tritt in den unteren Gesichtspartien jede Hautstelle, jeder schlaffe Gesichtsmuskel als schwarz schattiertes Wülstchen hervor — ein äußerst unvorteilhafter Anblick! Schon aus diesem Grunde sollte bei längerem Verweilen die alberne Sitte des Hutaufbehaltens, das doch nur den Sinn der angestrengten Konkurrenz haben kann, aufgegeben werden, denn die beliebte Rechtfertigung des Aufbehaltens der enormen, unpraktischen Hüte gegen die Einwendungen des gesunden Menschenverstandes: „Sie stehen so gut!" verwandelt sich hier in das traurigste Gegenteil. Aber die Mode ist allmächtig, und gegen sie gibt es keinen Widerstand.

Die Damen von der Reformkleidung versuchen ihn aber doch und haben auch mancherlei Erfolg. Vor allem gegen das ungesunde Schnüren! Daß man heute auf der Straße, selbst auf den Modebildern viel mehr „natürliche Taillen" sieht als früher, ist ihr Verdienst. Auch stehen gut gemachte, der Mode einigermaßen angepaßte Reformkleider allen schlanken Figuren unter den jungen recht hübsch. Kurze, dicke, ältere dagegen sehen, besonders in dem berüchtigten „Reformsack", schrecklich aus. Sie ahnen nicht beim stehenden Anprobieren, wie grausam herzig sie später im Gehen und Sitzen alle Unvorteilhaftigkeiten ihres Körperbaues zur Schau stellen. Hier ist von Hoffnung auf „jünger aussehen" überhaupt nicht mehr die Rede!

Meine Leserinnen werden finden, daß ich mich bisher allzu sehr im Negativen bewegt habe. Obgleich nun dieses bei der Kunst des Jüngeraussehens in der Tat eine große Rolle spielt, sollen doch zum Schluß ein paar positive Ratschläge stehen, wie sie aus der aufmerksamen Beobachtung mehrerer Jahrzehnte hervorgingen. Zuerst sei allen nicht besonders Hübschen, die nur zu leicht nach der ersten Jugend alle Bemühungen um ihr Äußeres aufgeben, gesagt, daß eine gute Figur und Haltung, leichter Gang und anmutige Bewegungen lange den Charakter des Jugendlichen behalten. Dann aber: ungeschmälerte „Proppertät" in Kragen, Krawatte und Manschetten, tadellose Frisur, tadelloser Sitz der einfachsten Kleidung. Sachkundige

in der ganzen Erscheinung und Harmonie in den Farben! Keine Zufallstoilette von braunem Kleid, marineblauem Jackett und rotgeputztem Hut, sondern alles vorher bedacht! Sehr Geschickte kaufen immer ein paar Jahre lang nach einem festen Plan hauptsächlich eine Farbe, diese aber in verschiedenen Nuancen, so daß alles zusammenstimmt. Nicht genug kann allen Älterwerdenden neben feinen, gebrochenen Farbentönen das schwarze Kleid empfohlen werden, denn es hebt, wie auf den Bildern der alten Holländer zu sehen ist, die Hautfarbe unter allen Umständen. Es gibt kaum etwas, das eine mittelalterliche Dame feiner und frischer erscheinen ließe, als eine elegante schwarze Toilette. Die Spanierinnen und Italienerinnen, die doch auch gern gut aussehen wollen, wissen das, nur unsere deutschen Damen haben oft einen wahren Abscheu gegen das „Trauerkleid" und einen verhängnisvollen Zug zur Buntheit, die bei stärker gewordenen Figuren geradezu unfein wirkt. Solche Frauen würden im schwarzen Kleide jünger und schlanker aussehen. Außerdem gibt die Parole „Schwarz" die einzige Möglichkeit, auch bei bescheidenen Mitteln elegant gekleidet zu sein, weil hier stets alles zusammenpaßt.

Und — sie ist eine gute Brücke vom Älterwerden zu dem schließlich doch unvermeidlichen Altwerden! Der Übergang ist sanft und allmählich, kein gewaltsames Jugendlichtun lenkt die Blicke auf sich, aber die Jugend des Geistes und Herzens kann sich auch unter grauem Haar erhalten, und die früher als schöne, junge Frau Vielverehrte ist eben dann eine schöne, alte Frau geworden. Wohl ihr, wenn sie sich ohne Umstände darein findet und nun Jüngeren den Platz überläßt, den sie jahrzehntelang ausfüllen und behaupten durfte!



Zwei Kittelkleider. (Abbildungen 279 u. 280.) Die hübsche Mode der Kittelkleider bietet den Müttern hinreichend Gelegenheit, durch zierliche selbstgefertigte Stickereien eine gewisse Eleganz zu entfalten. Unsere beiden niedlichen Kleidchen zeigen, auf welch verschiedene Art sie durch Stickerei verziert werden können. So sind die bortenartig wirkenden Besatzteile von Abb. 279 mit in Stielstich in hellblauer Seide ausgeführten Girlanden geschmückt, während die Garnitur des zweiten Kleidchens in kräftiger weißer Plattstichstickerei besteht. Das durch eine Unterbluse vervollständigte erste Kittelchen ist aus weißem Cheviot gefertigt, zu dem die hellblaue Stickerei einen zarten Gegensatz ergibt. Vorn mit drei Quetschfalten gearbeitet, wird der Rükken ebenfalls durch eine solche bereichert, die zu beiden Seiten von gelegten Falten begrenzt wird. Das Ganze hält im Taillenschluß ein gestickter Gürtel zusammen. Stickerei umgibt den runden Halsausschnitt und das ziemlich tiefe Armloch, aus dem das kurze Puffärmelchen hervorfällt, das ein weißgesticktes Bündchen abschließt. Das Unterbluschen besteht aus weißem Seidenbatist und wird, durch Stüschen und weiße Stickerei ausgestattet, im Rücken geschlossen. Der Schnitt zu diesem zierlichen Kleidchen ist in 28, 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,50 bis 2 Meter, für die Unterbluse bei 80 Zentimetern Breite 1 bis 1,50 Meter. — Nicht minder niedlich erweist sich das zweite Kleidchen Abb. 280, zu dem weißer Batist das Material ergab. Er ist vorn und im Rücken in je zwei doppelte Quetschfalten geordnet, die in der Taillengegend durch einen lose umgelegten Stickereigürtel zusammengehalten werden. Die Halspartie deckt eine aus Zierstich und Blenden zusammengesetzte Passe, die eine geschweifte, vorn geschlitzte Berte begrenzt. Die reiche Plattstichstickerei stimmt mit der Ausstattung des Bündchens, das den unteren Abschluß des blusigen Ärmelchens ergibt, überein. Der zur Herstellung

Abb. 279. Kittelkleid.

Abb. 280. Kittelkleid.

Abb. 281 u. 282. Sportbluse und Sportjackett.

dieses ebenso praktischen wie hübschen Kleidchens erforderliche Schnitt ist in 28, 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 Meter.

Sportbluse und Sportjackett. (Abb. 281 u. 282.) Für Tennis zwecke ist die Bluse ein unentbehrliches Garderobestück geworden, das seine Beliebtheit vor allem seiner Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit verdankt. Eine recht praktische Bluse ist auch unser ansprechendes Modell, das für den Sport bestimmt ist, und aus feinem weißen Cheviot hergestellt wird. Ohne Futter gearbeitet, zeigt die ziemlich glatte Hemdbluse vorn wie im Rücken je zwei feine Fältchengruppen, während sich der Vorderschluß unter der breiten knopfbesetzten Mittelfalte verbirgt. Als Halsabschluß dient ein weicher Umfalltragen mit weißseidenem Langettenabschluß, die gleiche Verzierung wiederholt sich an der Klappe des aufgesteppten Brusttäschchens und der Manschette des blusigen Dreiviertelärmels. Der zur Anfertigung dieser flotten Bluse erforderliche Schnitt ist in 38, 40, 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 2 bis 3 Meter. — Gleichfalls für den Tennissport ist das unter Abb. 282 veranschaulichte Jackett bestimmt, das die erhitzte Spielerin in den Ruhepausen vor Erkältung schützen soll. Es ist aus weichem weißen Flanell gefertigt, der von braunen Streifen durchmustert wird. Die nicht völlig anliegende dreiviertellange Jacke betont vorn die gerade Front und wird durch große Knöpfe geschlossen. Die Vorderteile werden von englischen Nähten durchteilt, als Halsabschluß dient ein Herrenkragen, der mit braunem Samt bekleidet ist. Der schlanke, leicht keulige Ärmel bleibt ohne jede Garnitur. Zu dieser netten Jacke ist der Schnitt in 44, 46, 48, 50, 52, 54 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 1,80 Meter.

Anzug mit Strickjacke. (Abb. 283.) Die eigentlich für den Wintersport bestimmten gestrickten Jacken erfreuen sich zurzeit so großer Beliebtheit, daß man sie auch in der wärmeren Jahreszeit nicht entbehren will und sie sowohl am Strande wie in Sommerfrischen und Badeorten trägt. Die Abb. 283 zeigt eine solche Jacke, die sich jede Dame mit Hilfe des Schnittes und der dazu gehörigen Anleitung selbst stricken kann. Aus weißer Schmidtscher Wolle gearbeitet, schmiegt sie sich ziemlich weich den Körperformen an und zeigt den modernen, vorn stark abgerundeten Schoß. Den Vorderschluß bewirkt dunkelblaue Seidenpassementerie, mit der die dunkelblaue Seidentresse übereinstimmt, die das Jäckchen ringsum einfaßt. Der vorn eckige Umlegekragen ist im Gegensatz zu dem Damenbrettmuster des Jackens glatt gestrickt; in gleicher Weise ist auch der Aufschlag gearbeitet, der den leicht keuligen Ärmel vorn abschließt. Der hierzu getragene fußfreie Rock aus blauweißgestreiftem Wollstoff ist aus neun Bahnen geschnitten und vorn in zwei Quetschfalten geordnet, die bis in Kniehöhe niedergesteppt sind. Außerdem ist jede Bahn an der Naht in zwei Falten angeordnet, die, gleichfalls durch Stepperei niedergehalten, unten frei ausspringen. Sein Schnitt ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der des Jacketts in 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Material: 2 Farben Schmidtsche Wolle, für den Rock bei 1.10 Metern Breite 4,75 Meter.

Abb. 283. Anzug mit Strickjacke. Abb. 284 u. 285. Sommertoilette aus Schantung, loser Leinenmantel.

Sommertoilette aus Schantung, loser Leinenmantel. (Abbildungen 284 u. 285.) Unter den diesjährigen Sommerstoffen spielen die Rohseiden, die Schantungs, Tussors und Tussahs eine hervorragende Rolle, da sie, leicht und praktisch, sowohl zu einfachen wie zu eleganten Toiletten Verwendung finden können. Erbsenfarbener Schantung mit farbiger Bordüre diente auch zur Herstellung unserer geschmackvollen Sommertoilette (Abb. 284), deren Bluse durch den angeschnittenen Ärmel modernes Aussehen bekommt. Mit anliegendem Futter gearbeitet, ist sie mit kleinem spitzen Ausschnitt versehen, den ein Lätzchen aus gefaltetem, gelblichem Chiffon füllt. Die Bluse ist außerdem oben in strahlenförmige Fältchen abgenäht, die ausspringen und so die Bluse recht lose erscheinen lassen, und zwischen denen Knötchenstickerei sichtbar wird. Die sich quer über Rücken und Vorderteil ziehende Bordüre setzt sich auch über den halblangen Ärmel fort, der der Bluse angeschnitten und durch ein Bordürenbündchen zusammengehalten wird. Unten tritt die Bluse in einen faltigen Gürtel, unter dem der leicht schleppende Rock hervorfällt. Rundgeschnitten, ist er oben in schmale Fältchen abgenäht, die unterhalb der Hüfte ausspringen. Als Garnitur diente auch hier die Bordüre. Der zur Anfertigung dieser hochmodernen Toilette erforderliche Schnitt ist für die Bluse in 38, 40, 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,75 Meter, für die Bluse 1,30 bis 1,50 Meter. — Für den Reisemantel Abb. 285 ergab gelbliches Leinen das Material, zu dem gleichfarbige Schnurstickerei die Ausstattung bildete. Der vorn völlig lose Mantel ist im Rücken mit nach innen gelegter Falte versehen, die sich unterhalb Taillenschlusses öffnet. Als Halsabschluß dient ein mit Schnurstickerei verzierter Schalkragen, sehr originell wirkt die Armlochpartie, die, tief ausgeschnitten, durch Bogen mit Knopfschmuck verziert erscheint. Der Ärmel selbst ist eingesetzt und erweist sich durch seine weite, unten offene Form als besonders praktisch. Übereinstimmend mit der Armlochgarnitur zeigt auch er Bogen- und Knopfschmuck.

Abb. 286 bis 288.
Drei Sommerkleider für junge Mädchen.

der einer Blende aufgesetzt bzw. angeschnitten ist. Der Schnitt ist in 44, 46, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,75 bis 3 Meter.

Drei Sommerkleider für junge Mädchen. (Abb. 286 bis 288.) Das erste Modell (Abb. 286) besteht aus cremefarbenem, blau und grün gepunktetem Wollmusselin mit blau und grün gestreifter Seide als Vorstoß. Die Überbluse ist in Längsfalten geordnet, unter denen sich ein kleines japanisches Ärmelchen ansetzt. Die hintere Mitte des Rückens bleibt glatt, während ein blusiger, oben in Fältchen abgenähter Teil die vordere Mitte bekleidet. Ein Kollerteil aus weißer Spitze füllt den Ausschnitt, der blusige Ärmel ist halblang und mit einem spitzen Aufschlag verziert. Der fußfreie Rock besteht aus fünf Bahnen, zwischen denen Faltenteile eingesetzt sind. Die Falten werden oben durch Stepperei niedergehalten, um unterhalb der Hüftgegend frei auszuspringen. Der Schnitt für die Taille ist in 32, 34, 36, 38, 40, 42 und 44 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig, für den Rock in 32, 34, 36, 38, 40 und 42 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 3 Meter, für die Bluse 2,80 Meter. — Der zweite Anzug (Abb. 287) aus leichtem weißen Satintuch hat reiche Spitzengarnitur. Die blusige Taille wird durch einen breiten geschweiften Latzteil ausgestattet, der vorn unter einer Quetschfalte schließt, während er im Rücken bis auf diese hier fehlende Falte in gleicher Weise im Gürtel verläuft. Den tiefen runden Ausschnitt der Taille füllt eine weiße Lingeriechemisette mit Jabot, der halblange Puffärmel tritt unten in ein Bündchen und ist durch einen Glockenärmel vervollständigt, der lose über die Ärmelpuffe fällt. Die Taille umspannt ein altblauer Libertygürtel, unter dem der schlanke Rock hervorfällt, der aus sechs Bahnen besteht. Zwischen jeder dieser Bahnen wird je ein eingesetzter Faltenteil sichtbar, der, bis etwa in Kniehöhe niedergesteppt, von dort frei ausfällt. Die Garnitur des Rockes ergeben gleichfalls Filetgipüregalons. Der Schnitt ist für die Taille in 40, 42, 44 und 46 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4 bis 4,50 Meter, für die Taille 1,75 bis 2 Meter. — Weißer, blaugestreifter Waschstoff ergab das Material zu dem dritten Kleide (Abbildung 288). Die sich vorn über einem Latzteil öffnenden Vorderteile der Bluse fallen in Reihfalten unter einer geraden Passe hervor, die, sich im Rücken fortsetzend, auch als Abschluß des gereihten Rückenteiles dient. Den Halsabschluß bildet ein Schalkragen, der in lange Revers übergeht, die die geöffneten Vorderteile begrenzen, zwischen denen der kragenlose Latzteil sichtbar wird. Der Ärmel ist halblang, puffig angeordnet und durch ein blendenbesetztes Bündchen abgeschlossen. Blaue Blenden besetzen auch den etwas schneppigen Gürtel. Der Rock besteht aus neun Bahnen, die derart angeordnet sind, daß sich an jeder Naht eine Falte bildet, die bis etwa in Kniehöhe niedergesteppt wird. Sein Schnitt ist in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Bluse in 38, 40, 42, 44 und 46 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,50 bis 1,75 Meter, für den Rock 3,25 bis 3,50 Meter.

Abb. 289 u. 290. Zwei waschbare Unterröcke.

Zwei waschbare Unterröcke. (Abb. 289 u. 290.) Der Stickereirock auf Abb. 289 besteht aus feinem Linon und wird durch einen breiten Serpentinevolant ausgestattet, der mit Stüschen, Stickereieinsatz und Stickereivolant verziert wird. Der Schnitt ist in 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,25 bis 3,75 Meter. — Weißer Seidenbatist ergab das Material zu dem spitzenverzierten Rock (Abb. 290). Der hohe Serpentinevolant setzt sich aus einzelnen Streifen zusammen. Zwischen den Streifen wird Valenciennceeinsatz sichtbar, mit dem der breite Spitzenvolant übereinstimmt. Der Schnitt ist in 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 65 Zentimetern Breite 5 bis 6 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur Selbstverfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 279 bis 290 gegen Einsendung des Betrages (am besten per Postanweisung) von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37—41, zu beziehen. Für Taillen usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unter der Taillenlinie gemessen wird.

Etwas vom Flammeri.

Von Margarete von Branden.

Die Krone der Genüsse an dem kräftigen einfach bürgerlichen Mittagstische des Elternhauses bildete für uns Kinder auf jeden Fall und ohne Widerspruch die Mehlspeise, die nicht fehlen durfte, um das Mittagessen sonntäglich mit drei Gängen auszustatten. Mama wechselte ab. In klug gewählter und praktisch gebotener Abwechslung gab es zwei Sonntage kalte, den dritten Sonntag eine warme Mehlspeise, einen Pudding oder Auflauf. Wenn „Besuch" eingeladen war, und das Gemüse vom Braten getrennt wurde, um mit Saucischen oder Schinken einen Extragang zu bilden, bestand die kalte Speise aus einer Creme, meist Zitronen- oder Schokoladencreme, seltener aus einem Blancmanger. Denn diese Creme konnte vorher fertiggemacht werden, und man sparte die peinliche Erwartung, ob auch die Köchin den Pudding korrekt aus der Form stülpen oder den Auflauf just im Momente des „Hochgehens" zu Tisch schicken würde.

Waren aber nur Familienglieder die Tischgenossen, so verstieg man sich bei der kalten Speise selten über einen „Flammeri". Wie schön glatt und glänzend er immer in der Form einer Muschel oder einer Melone auf der Schüssel prangte! Manchmal war er weiß, manchmal gelb, manchmal braun, in letzterem Falle war es ein Schokoladenflammeri. Und dazu gab es in geeigneter Abwechslung Sauce von Obstsaft, von Wein oder eine Vanillensauce, zum Schokoladenflammeri auch wohl hin und wieder Schlagsahne.

Wenn es galt, eine Kindergesellschaft zu veranstalten, erschien als süße Speise, die „zwischendurch" unerläßlich war, ein Flammeri; denn die klugen einsichtsvollen Mütter von Anno dazumal wußten, was Kindermagen gut ist, und daß der einfache Flammeri nichts anderes ist als ein nach Belieben gewürzter, mit oder ohne Eier zubereiteter Milchbrei, der mit irgendeiner dickenden Zutat: Reis, Reisgrieß, Grieß, Kraftmehl, Maismehl, Sago oder dgl. bereitet ist. Eigentlich also die Urspeise des deutschen Volkes, eine Vorläuferin der Suppe.

Unser Vater hatte die Speise, die er stets vorübergehen ließ, weil er, wie er sagte, so tugendhaft sei, keine „Leckereien" zu mögen, und lieber eine starke Tasse Kaffee dafür trank, „Unschuldsflammeri" getauft, unser Vetter aber, der oft Sonntags bei uns aß, und der sein eigentliches Heim in der Kadettenanstalt hatte, nannte sie „Wackelpeter" oder „Wonnekleister". Er aß aber doch ganz gehörige Portionen davon und verachtete auch abends einen aufbewahrten Rest nicht.

Das Gericht an sich also ist uralt, der Name — wenigstens für Deutschland — nicht, sondern wahrscheinlich erst zu Ende

des ersten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts aus der englischen Sprache bei uns eingeführt. Der Franzose und die französische Küche kennen diese Art „Speise" kaum anderswo als in der Kinderstube, die deutsche Küche kannte sie wohl, hat aber den speziellen Namen Flammeri aus dem Englischen adoptiert.

„Flummery", das ist die Bezeichnung für einen Brei von Hafermehl oder Hafergrütze, die sich später überhaupt auf mit irgendeinem Mehlpräparat dick gekochte Speisen übertrug.

In den älteren deutschen Kochbüchern sucht man diesen Namen und auch wohl die Bereitungsweise der Speise vergeblich; selbst die sonst so vielseitige Schellhammerin, geb. Conried, hat keinen Flammeri in ihrem ausführlichen Kochbuch, sondern höchstens ein „Reis- oder Mandelmuß".

Wegen seiner Eigenart und seines Reichtums an Mandeln dürfte aber die Vorschrift dazu für die Hausfrauen von heute von Interesse sein. Es wurde ein halbes Pfund Reis gewaschen, abgetropft, eine halbe Stunde in gutem, süßem Rahm geweicht, dann nebst diesem Rahm in drei „Nösel" kochenden Rahm geschüttet und ein Stündchen gesiedet, worauf man dreieinhalb Pfund gehackte süße Mandeln, Zucker nach Belieben, hinzufügte, alles gehörig dick kochen ließ und dann gestoßenen Zimt darüber streute. Man gab es „kalt oder warm, es ist beides gleich gut."

In dem ziemlich umfangreichen Kochbuche: „Was man zur Zeit der Königin Luise in Berlin kochte", findet sich kein Flammeri verzeichnet, den man da natürlich unter anderem Namen suchen müßte. Wahrscheinlich kennen die wenigsten deutschen Hausfrauen den englischen echten Ur-Flummery, eine sehr milde, bekömmliche und, wenn kalt gegessen, erfrischende Speise. Drei bis vier Löffel voll gutem Hafermehl werden 24 Stunden in kaltem Wasser eingeweicht, dann gießt man das Wasser ab, frisches darauf und läßt es nochmals einige Stunden wässern, streicht die Masse durch ein Haarsieb, kocht sie auf gelindem Feuer unter beständigem Rühren zu einem dicken Brei, den man mit Zucker und etwas Orangenblütenwasser vermischt, in eine Schüssel füllt, warm verspeist oder erkalten läßt. Dazu wird Milch-, Obst- oder Weinsauce gereicht.

Der deutsche Flammeri verzichtet meist auf den Urbestandteil, das Hafermehl (denn Hafergrütze hat zu sehr das Odium der Krankensuppe) aber er hat es verstanden, das Interesse der Hausfrauen in der weitestgehenden Weise zu erregen, die ihre Erfindungsgabe in mannigfaltiger Herstellung seither kräftig betätigt und den Flammeri sehr zu Ehren gebracht haben. Eine große, nicht minder angesehene Rolle spielt er in der Krankenküche und der Küche des Rekonvaleszenten. Wie gern wird den Kranken, den Genesenden ein süßer abwechslungsreicher Nachtisch gereicht, aber von schweren fett- und eierreichen, gut und kräftig gewürzten Puddings darf die Krankenküche nichts wissen. Ein leichter Flammeri dagegen, von dem man sogar, ohne seinem Geschmack viel zu schaden (milde ist er ja doch in jedem Fall), die Eier fortlassen kann, mit etwas Obstsaft gereicht, wird in den meisten Fällen erlaubt und willkommen sein. Als eine Abart der Milchflammeris (denn in den weitaus meisten Fällen wird Milch angewendet) gilt der sommerliche Fruchtsaftflammeri, die nordische rote Grütze, bei der bekanntlich der dickende Bestandteil, also Kraftmehl, Maismehl, Grieß, Reisgrieß oder Sago, anstatt mit Milch mit dem Saft frischer Früchte gekocht wird. Übrigens ist der Milchflammeri im heißen Sommer ein ebenso trefflich kühlendes als nahrhaftes, den Magen aber nicht belastendes Gericht, das oft besser zusagt als warme Fleischgerichte. Kindern, die mittags heiß und ermattet aus der Schule kommen, widersteht manchmal das gewohnte mittägliche Fleischgericht. Man sollte ihnen dann anstatt der Suppe, auch der beliebten Kaltschale, nach der Heimkehr eine kleine Portion kühlen, nicht etwa auf Eis gekühlten, Milchflammeri mit ein wenig Obstsaft geben. Sie werden ihn gern verzehren und etwa nach einer Stunde dann auch das gewohnte Mittagsgericht, dem natürlich keine Suppe vorhergeht, mit Appetit verspeisen.

Auch abends, anstatt Butterbrot mit Schinken oder Wurst, würde ein solcher Flammeri sehr geeignet für die kleinen Herrschaften sein. Seine Herstellung stellt sich sehr billig, da auf Eier für Flammeris der Kinderstube gern ein für allemal verzichtet werden kann. Ausgezeichnet nahrhaft und bekömmlich ist Flammeri von Buchweizengrütze (Heidekorngrütze), deren vortreffliche Eigenschaften in der städtischen Küche lange nicht genug gewürdigt werden. Ungefähr 600 Gramm gute, in lauwarmem Wasser abgequirlte, abgetropfte Buchweizengrütze wird in einem Liter Milch nebst ungefähr 100—110 Gramm Zucker, etwas Zimt und abgeriebener Zitronenschale langsam zu steifem Brei ausgequellt. Man kann ihn nun so in die mit kaltem Wasser gespülte Form oder Schale füllen, kann ihn aber auch, solange er noch warm ist, mit dem steifgeschlagenen Schnee von drei bis vier Eiweißen vermischen. Der Flammeri muß mindestens mehrere Stunden oder sogar über Nacht in kaltem Wasser stehen, wird dann mit kalter oder warmer Milch oder mit verdünntem, mit Kraftmehl aufgekochtem Fruchtsaft serviert.

Ausgezeichnet ist Flammeri von Grieß oder Reisgrieß, doch muß auf besonders gute reine Beschaffenheit des Grießes geachtet werden. Man quirlt in diesem Falle den gut abgeschwemmten, in etwas Milch glattgerührten Grieß in die kochende Milch, fügt Zucker, einige abgezogene gehackte süße Mandeln oder auch etwas Vanille dazu und mischt nach Belieben den Schnee von drei Eiweiß dazu. Auf einen Liter Milch rechnet man ungefähr 125 Gramm Grieß; will man keinen Eierschnee nehmen, nimmt man etwas mehr Grieß. Übrigens können diesem Flammeri ebenso wie dem von Kraftmehl oder Kartoffelmehl auch ein paar Eigelb hinzugefügt werden. Am besten verfährt man dabei auf folgende Art: Die Milch wird unter beständigem Rühren zum Kochen gebracht, indessen quirlt man das Kraftmehl, Kartoffelmehl oder Maismehl in einem Topf mit zwei oder drei Eidottern klar, gießt, wenn die Milch kocht, beständig kräftig rührend, diese Masse zu der Milch und bringt alles ungefähr fünf bis acht Minuten lang zum gelinden Kochen. Nach und nach dickt sich die Masse, wird abgenommen, mit dem Eiweißschnee vermischt und in die gespülte Form gefüllt. Man kann auch die ganzen Eier nehmen und auf das nochmalige Durchrühren mit dem Schnee verzichten. Auch diesem Flammeri kann man Vanille- oder Mandelgeschmack geben, indem man zu der auf das Feuer gestellten Milch entweder ein Stückchen Vanille gibt, die später mit einem Löffel herausgenommen wird, oder einige gehackte Mandeln, die natürlich darin gelassen werden.

Manche Hausfrauen geben etwas frische Butter an den Flammeri, doch ist diese Zutat im allgemeinen durchaus überflüssig. Zu Schokoladenflammeri stellt man $1^1/_4$ Liter Milch oder Sahne auf das Feuer, quirlt indessen 250 Gramm feine geriebene Schokolade und 125 Gramm abgeschwemmten feinen Grieß oder 100 bis 110 Gramm Kraftmehl, Kartoffelmehl oder Maismehl in etwas Milch glatt, gießt dies unter fortgesetztem Rühren in die kochende Milch, läßt es ein Weilchen fortkochen, wobei man mit Rühren nicht aufhören darf, bis es dicklich wird und Grieß und Schokolade gar genug sind, schüttet die Masse in eine mit kaltem Wasser gespülte Form und stellt den Flammeri kalt. Es ist gut, die Form ein Weilchen mit kaltem Wasser stehen zu lassen, und erst im Augenblick des Einschüttens des Flammeris das Wasser auszugießen. Wenn der Flammeri von Reis gemacht wird, eine Art, die viel Ähnlichkeit mit kaltem „Milchreis" hat und ja im Grunde das gleiche ist, so kann man, um eine angenehme Abwechslung zu erzielen, dem Reis einige zerbröckelte süße und bittre Suppenmakronen beifügen. Oder man füllt den Reis mit Fruchtmarmelade und gestoßenen Makronen schichtweise in die Form. Auch dieser Flammeri muß mehrere Stunden in oft erneutem kalten Wasser oder auf Eis stehen. Sehr wenig bekannt dürfte Reisflammeri mit Rotwein sein; er eignet sich als erfrischende Sommerspeise gut zu jeglichem Nachtisch, dagegen weniger für Kinder- und Kranken-

kost. 370 Gramm mehrere Male abgeschwemmter, in siedendem Wasser blanchierter, abgetropfter Reis (man sollte Reisflammeri nur vom allerbesten durchsichtigen Reis bereiten) werden mit $1^1/_2$ Liter gutem, aber leichtem Rotwein, 250 Gramm Zucker, auf dem die Schale einer Zitrone abgerieben ist, und etwas Zimt auf kleinem Feuer langsam ausgequellt, dann nimmt man den Zimt heraus, schüttet die Masse in eine mit ein wenig Wein ausgespülte Form oder Schale, stellt ihn kalt und gibt den gestürzten Flammeri mit Schlagsahne zur Tafel.

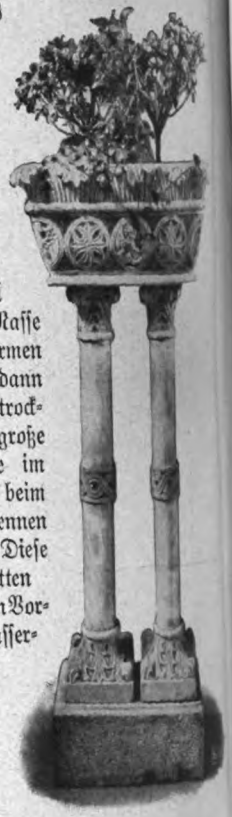
Es sei noch darauf hingewiesen, daß Flammeris nur in solchen Kasserollen, in denen man lediglich Milch oder Grützespeisen gekocht hat, bereitet werden dürfen, niemals in solchen, in denen fetthaltige Speisen gekocht wurden.

Blumenkrippen und Blumentische.

Von Ola Alsen.

Lange Zeit waren Blumentische aus den eleganten Wohnungen verbannt. Nur große Palmen galten als „standesgemäßer" Schmuck. Doch jetzt sieht man die einzelnen Blumentöpfe wieder in langen Reihen auf den Fensterbrettern, und auch der verachtete Blumentisch erstand wieder, wenn auch in neuer Form. Gerade in den letzten Jahren schmückt man die Wohnräume mehr denn je mit frischen Blumen, und die hübschen Blumenkrippen tragen nicht wenig dazu bei, diesen Schmuck zu einem sehr wirkungsvollen zu machen. Apart sind die Blumenkrippen, die in Italien, besonders in Toskana, hergestellt werden. Mit entschiedenem Geschick setzt man Kopien von antiken Friesen, Kapitälen und Vasenbildern zu neuen Formen zusammen. Diese Krippen werden hauptsächlich in Toskana gearbeitet, weil man dort am häufigsten die Erde findet, die sich am besten zum Brennen von Terrakotten eignet. Auch nimmt sie die für Gegenstände nach antiken Mustern unentbehrliche Altsteinfarbe an. Es ist der Ehrgeiz der Italiener, diesen alten Ton zu erzielen. Meist geschieht das durch einen Überzug von Wachs.

Die Herstellung dieser Blumenkrippen bildet in Italien einen ansehnlichen Zweig der Hausindustrie. Natürlich haben sich aber auch Fabriken der Herstellung dieser Terrakotten bemächtigt, die den kleinen Leuten große Konkurrenz machen. Die uns häufig unerschwinglich erscheinenden hohen Preise entstehen nur durch die großen Transportkosten. In Italien selbst sind die Krippen verhältnismäßig sehr billig, da die Modelle frei sind, das Material fast nichts kostet und nur persönlicher Geschmack die Zusammenstellung bestimmt. Die Herstellung erfordert freilich sehr viel Mühe. Die Masse wird in Gipsformen gepreßt und dann an der Luft getrocknet. Die große Gefahr besteht nun darin, daß sie im feuchten Zustande leicht schief oder beim zweiten Brennen rissig werden. Diese Terrakotten haben den Vorzug, wasserdicht zu sein, was zur Aufnahme lebender Pflanzen ja unbedingt erforderlich ist. — Einen Gegensatz zu den toskanischen Terrakotten bilden die in Deutschland angefertigten Blumenkrippen nach modernen Entwürfen, die einem geschulten Geschmack wohl noch besser zusagen. Äußerst geschmackvoll sind zum Beispiel die nach Künstlerentwürfen hergestellten Münchener Treibarbeiten (Seite 461). München ist ein Hauptplatz für Treibarbeiten in allen Metallen. Die Ornamente werden hierbei mit dem Hammer herausgeschlagen. Natürlich sind für kunstsinnige Menschen die durch die Hand getriebenen Arbeiten viel wertvoller als die fabrikmäßig hergestellten Stücke,



Drei Blumenbehälter aus Terrakotta — nach alten Architekturmotiven zusammengestellt.

Elfenbeinfarbiges Tischchen im Empirestil.

Blumenständer aus Kupfer, mit Halbedelsteinen verziert.

zumal da sie auch fast immer nur in einem einzigen Exemplar gefertigt werden. Ist erst einmal eine Stanze gegossen, so müssen die Fabriken, um auf die Kosten zu kommen, möglichst viele Exemplare machen lassen.

Diese Blumenkrippen sind ein wundervoller Schmuck für Herrenzimmer und Dielen ebenso wie für das Wohnzimmer. Besonders aber eignet sich für fast alle Räume der längliche Blumenbehälter aus handgeschmiedetem Eisen und Kupfer, dem man durch sachgemäße Behandlung einen irisierenden Schein verliehen hat.

Man bevorzugt zu Verzierungen in den modernen Einrichtungen Eisen und Kupfer, weshalb man auch dieses Material zur Übereinstimmung sehr gerne an Blumenkrippen verwendet. Der kupferne Blumentisch auf Seite 460 unten rechts mit dem herrlich getriebenen Behälter hat eine Verzierung von dunklen Halbedelsteinen, die aber vielleicht nicht für jeden Geschmack dem Stil angepaßt erscheint, da dieses schwere Material sehr gut die etwas gesuchten Ausschmückungen entbehren kann.

Trotz des massiven Metalls wirkt der Etagentisch auf dieser Seite oben rechts ungemein graziös. Er ist wohl der einzige, dessen Form an den Blumentisch in Großmutters Stube erinnert. Wenn wir ihr aber erzählen könnten, daß die roten Punkte der Einlagen mittels Siegellacks hergestellt sind, würde sie den Erfindungsgeist des heutigen Kunstgewerbes bewundern.

Gewiß werden die praktischen Leserinnen nicht ein Bedenken unterdrücken können, ob hier nicht durch das Begießen der Blumen Rost entstehen kann. Dies läßt sich jedoch durch Bestreichen des Eisens mit einer dünnen, unsichtbaren Schicht von Vaselin verhindern.

Viel einfacher und anspruchsloser als die übrigen Modelle (die wir alle der Firma A. Wertheim, Berlin, verdanken) ist das elfenbeinfarbige Tischchen mit dem Messingrand und den aufgemalten Empirekränzchen (Seite 460 unten links). Wir können uns sehr gut denken, daß dieses Tischchen eine reizende Zierde für ein „Jungmädchenstübchen" abgeben wird. Besonders hübsch und freundlich, wenn helle Blüten aus duftigen Ranken hervorleuchten, und auf den unteren Etagen die Lieblingsbücher und Photographien ihren Platz gefunden haben.

Man muß die Blumenkrippen möglichst nahe ans Fenster stellen, da die Pflanzen viel Licht zum Gedeihen brauchen und man durch die frischen Blumen und grünen Blätter gleich beim Eintritt in das Zimmer einen freundlichen Eindruck empfängt. Eigentlich sollte man kein Zimmer bewohnen, das Schlafzimmer natürlich ausgenommen, in dem keine Blumen sind. Für sehr viele Frauen sind auch tatsächlich Blumen ein solches Bedürfnis und ihre Pflege eine solche Freude geworden, daß sie nicht mehr darauf verzichten möchten. Und so sind ihnen die Blumenkrippen in ihren mannigfachen Formen und Ausführungen sehr willkommen, um ihren Lieblingen einen ihrer Zuneigung entsprechenden bevorzugten Platz geben zu können. Gleichzeitig verschaffen sie sich einen geschmackvollen Zimmerschmuck, der manche ungemütliche Leere ausfüllt, ohne ein zweckloser Gegenstand zu sein.

Blumenschale aus Kupfer in Münchener Treibarbeit

Eiserner Blumenständer mit Zierknöpfchen aus rotem Siegellack.

Blumenkrippe aus irisierendem Kupfer und handgeschmiedetem Eisen.

Dies war es, was die Liebste sang:

Meine Sehnsucht machte mich matt und müd
Und gab nicht Ruh;
Ich war in heimlichen Ängsten krank
Nach dir, o du!

Und weiter ging der Tag ins Land
Dem dämmerkühlen Abend zu,
Und höher schwoll die Sehnsuchtsflut
Und sang ihr Lied in die Sternenglut,
Bis sie mit starker süßer Macht
Dich hergebracht, Geliebter du!

Nun ist es gut. . . .

Albert Serges.

Ratgeber für jedermann

Kleine Geschenke.

Italienische Weinkännchen. Die Form dieser Kannen erweckt bei uns wohl mehr die Erinnerung an Milch- und Sahnenkannen, und nichts wird die Hausfrau hindern, sie auch tatsächlich mit so harmloser Labung zu füllen. In ihrer Heimat aber, dem Norden Italiens, dienten und dienen zum Teil noch ähnliche Gefäße als Krüge für die nichts weniger als harmlosen Südlandsweine, deren Kraft schon mancher an sich erfahren mußte, und mancher Spruch zwischen den kraus rankenden Ornamenten warnt vor ihnen. Die meisten dieser Sprüche freilich fordern zu bedingungslosem Genießen auf, und der allerkleinste unserer Krüge beruhigt etwaige Gewissensbedenken des Zechers mit einem italienischen Volkswort — einem richtigen Leichtsinnströster — das ebenfalls im deutschen Sprichwort seine Analogie hat. Es lautet da: „Spart's der Mund, frißt's der Hund."

Italienische Weinkännchen.

Neues aus Altem.

Vorhang für ein Trinkstübchen oder eine Trinkecke. Dieses originelle Stück besteht aus mehr als 1200 Champagnerpfropfen, die durchbohrt und mit zwischengesetzten Perlen an langen Schnüren aufgereiht wurden. Diese Schnüre wurden dann in der Art der japanischen Perlenvorhänge oben an einer festen Stange angebracht, die zugleich als Portierenstange dient. Der lichtbraune Samtlambrequin, der, mit Wein und Laub bemalt, in unserem Falle den Ansatz verdeckt, ist nicht einmal unbedingt nötig. Einzelne der Champagnerpfropfen können auch mit einem Kennwort, Datum oder dergleichen versehen werden — eine Erinnerung an die frohe Gelegenheit, bei der dieser gleiche Pfropfen aus der Flasche knallte. Aber da in einem gut bürgerlichen Haushalt doch gar zu lange Zeit vergehen dürfte, bis der notwendige ansehnliche Vorrat von Stöpseln „selbstausgetrunkener Pullen" gesammelt wäre, so wird nichts anderes übrigbleiben, als die nötige Ergänzung des Vorrats zu kaufen, wie es auch die Erfinderin dieses Geschenks für fröhliche Zecher getan hat. Das Material ist billig und harmoniert mit jeder „Trinkecke", da diese ja im Gegensatz zu der ernsten Gediegenheit unserer sonstigen Einrichtung ohne weiteres eine lustige Note aufweisen darf.

Vorhang aus Champagnerpfropfen für eine Trinkecke.

Hauswirtschaft.

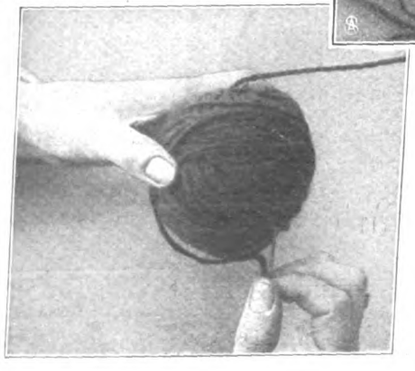
Die Kontrolle der Ausgaben. Wenn sich auch bei der Frauenwelt im ganzen die Erkenntnis mehr und mehr befestigt hat, daß für den Betrieb der häuslichen Wirtschaft — sei sie klein oder groß — das Buchführen über Einnahmen und Ausgaben von hoher Bedeutung ist, so ist damit noch immer wenig erreicht, solange dies nicht auf die rechte Weise und unter gehöriger Kontrolle geschieht. Nicht, als ob man immer einen Bücherrevisor gebrauchen würde, und als ob es vor allem darauf ankäme, jeden Rechenfehler zu vermeiden oder auf den Pfennig genau die Kasse mit den Ausgaben in Einklang zu bringen! Kann man das alles haben, so dient es gewiß zu eigener Beruhigung, aber die Hauptsache ist's trotzdem nicht. Die Kontrolle über unsere Buchführung müssen wir selbst auf die rechte Weise so ausüben, daß wir dadurch in den Stand gesetzt werden, Nutzen daraus zu ziehen. Wir erleichtern es uns, wenn wir Einnahmen und Ausgaben für die verschiedenen Zweige der Wirtschaft möglichst getrennt voneinander berechnen. Wer regelmäßige Einnahmen hat, ist natürlich im Vorteil dabei, aber auch bei unregelmäßigen Bezügen läßt sich im Buch Ordnung halten. Eine Frau, die den ganzen häuslichen Betrieb mit all seinen Kosten aus dem großen Topf der allgemeinen Wirtschaftskasse deckt, wird trotz des Anschreibens nie einen rechten Überblick gewinnen, während bei gesonderter Buchführung leicht beizeiten gesehen werden kann, wie sich die einzelnen Posten der Ausgaben zueinander verhalten, und wo am ersten Einschränkungen gemacht werden können. Die kleine Mehrarbeit, die daraus erwächst, lohnt sich reichlich. Ist der Tag sehr mit Arbeit besetzt, so genügt ja ein vorläufiges Notieren aller Ausgaben im kleinen Handbuch; später, zu gelegener Zeit, erfolgt das Übertragen in die einzelnen Rubriken des großen Wirtschaftsbuches. Besonders jungen Anfängerinnen im Wirtschaften kann nicht genug dies gesonderte Aufschreiben empfohlen werden. Es erwächst daraus die Erfahrung, mit dem Geld umgehen zu können, und einer jungen Hausfrau gibt es zugleich ein erhöhtes Verantwortlichkeitsgefühl für die rechte Verwaltung des Hausbesitzes. Je nach den Verhältnissen einen bestimmten Haushaltsetat zu entwerfen, ist immer ratsam, wo Sparsamkeit geboten ist, sogar unerläßlich. Wie sich mit Überlegung und Geschick innerhalb der Grenzen

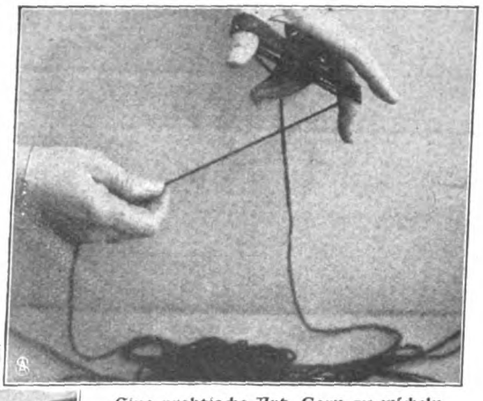
des bestimmten Geldbetrages wirtschaften läßt, wird freilich zunächst immer erst ausgeprobt werden müssen, und gerade dazu ist die gründliche Kontrolle der Ausgaben unerläßlich. Gibt daher der Herr und Gebieter eine Pauschalsumme für den ganzen Haushalt insgesamt, so macht sich die junge Hausfrau ihre Sondereinteilung selbständig. Da gibt es ein Fixum für die Küche im engeren Sinn, eins für Heizmaterial — verschieden nach der Jahreszeit — eins für Wirtschaftsunkosten allgemeiner Art, eins für die Kleidung — besondere Ehrensache, diesen Etat nicht zu überschreiten — eins für die Dienstboten, und was dergleichen häusliche Ausgabenbezirke mehr sind. Nimmt der Hausherr eins oder das andere auf sein eigenes Konto, so ist's gut, doch wird eine tüchtige und erfahrene Frau gewiß am liebsten all das selbst verwalten, was in den Bereich ihrer Wirksamkeit im Hause gehört, weil sie dann einen besseren Überblick über das Ganze behält. Öfteres, vielleicht wöchentliches Vergleichen zwischen Wirtschaftsbuch und Kassenbestand erleichtert den Monatsabschluß, bei dem klare Scheidung zwischen altem und neuem Monat zu gewinnen erwünscht ist. Das leidige Verschleppen ausstehender Forderungen ist der Feind geregelter häuslicher Finanzen. Selbst eine Hausfrau, die nicht peinlich zu rechnen nötig hat, erschwert sich dadurch die Wirtschaftsführung unnötig, die andere aber, die auf Sparsamkeit angewiesen ist, kann sich einzig durch pünktliche Begleichung aller Rechnungen vor beständigen kleinlichen Geldsorgen schützen. Daß auch ohne Schuld Ausnahmefälle eintreten können, ist selbstverständlich. Ganz verkehrt aber ist es, wenn manche Frauen die größten laufenden Ausgaben des täglichen Lebens, wie die beim Bäcker, Metzger und andere, einfach aufs Konto des Hausherrn setzen lassen, der sie von Zeit zu Zeit im großen und ganzen bezahlt. Dadurch hat sich schon so manche Hausfrau achtlose Verschwendung gerade bei diesen Posten angewöhnt. Es stände überhaupt um viele häusliche Finanzen besser, wenn bei ihrer Verwaltung Mann und Frau immer ein Wille und eine Tat wären, und nicht einer den andern dabei zu überlisten und zu täuschen suchte, was häufiger vorkommt, als man denkt. Gerade die Frauen, denen das „Bewahren" dessen anvertraut ist, was der Mann erwirbt, sollten immer mehr auch durch sachgemäße und verantwortungsbewußte Verwaltung zu beweisen suchen, daß sie „mündig" geworden sind.

Zitronenpresse und zusammenschiebbarer Becher aus Aluminium in kleiner Schachtel.

Für die Reise.

Zitronenpresse aus Aluminium. Aluminium, dieses wegen seiner Appetitlichkeit und Säurefestigkeit immer beliebter werdende Metall, ist durch seine große Leichtigkeit als Material für Gegenstände der Reiseausrüstung besonders praktisch. Die Zitronenpresse, die wir hier zeigen, wird auch selbständig verkauft (siehe oberes Bild) und kann dann jedem beliebigen Glas aufgesetzt werden; durch die Löcherung der Saftrinne fließt der Zitronensaft ohne weiteres Umleeren direkt in das Glas. Noch zweckmäßiger für die Reise ist aber die Zusammenstellung mit dem Becher aus Aluminium. Er findet samt der Presse in der runden kleinen Aluminiumschachtel Platz, die beim „Brauen" der Limonade zugleich als Saftgefäß dient, da man dem Becher, eben wegen seiner Zusammenschiebbarkeit, die Presse nicht direkt aufsetzen kann. (Bezugsquelle: Hoflieferant E. Cohn, Berlin, Leipziger Straße.)





Eine praktische Art, Garn zu wickeln.

Saisonküche.

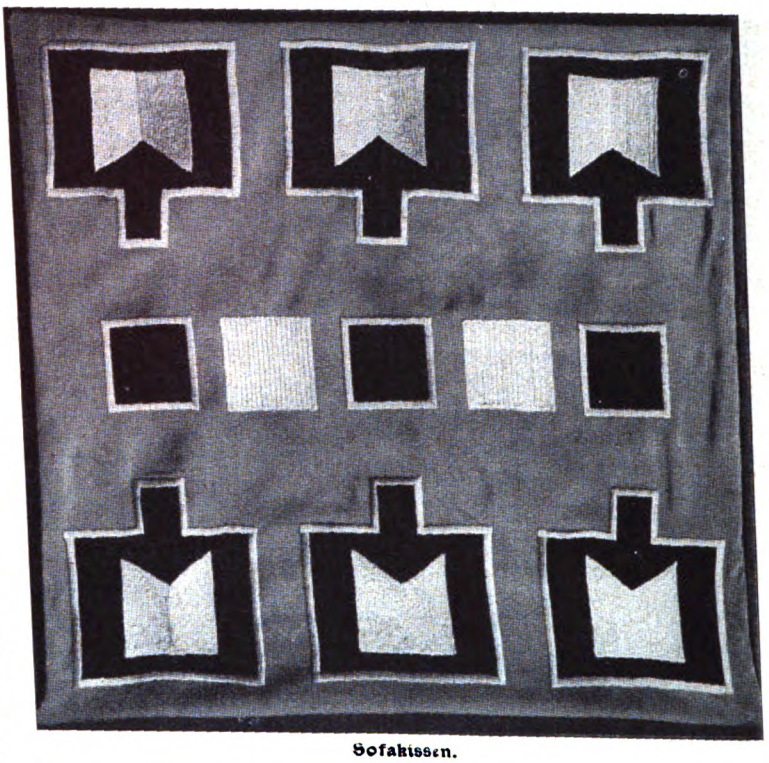
Fleischkonservierung an heißen Tagen. Es lassen sich auch ohne Eisschrank praktische Vorkehrungen zur Konservierung treffen! Vor allen Dingen muß man das Fleisch hängend aufbewahren, liegend ist es viel leichter dem Verderben ausgesetzt. In einem Steintopf hält es sich besser als in einem Holzgefäß. Empfehlenswert ist es, das Fleisch dicht mit frischen Kohlblättern zu bedecken oder auch in ein essiggetränktes Tuch einzuschlagen, wobei der Essig zwei- oder dreimal erneuert werden muß. Oder: Man schlägt das Fleisch in ein weißes reines, sehr dichtes Tuch und legt es in einen Kasten, dann überschüttet man es so dicht wie möglich mit Kleie und läßt das Ganze in einem trocknen und kühlen Raum stehen. Gebratenes Geflügel hält sich vorzüglich in einem Steintopf, wenn es halb mit Schmalz und halb mit Nierentalg übergossen wird. Aber man muß darauf achten, daß das Fett gut ausgekocht ist und das Gefäß nach Erkalten der Masse mit Blase überbunden wird. Fische kann man mindestens 48 Stunden frisch erhalten, wenn man sie ausnimmt, innen und außen mit Salz und braunem Zucker abreibt und hierauf fest in ein Tuch einwickelt. Dann legt man sie am besten auf Stein und deckt sie mit frischem Sande zu. Neuerdings wird auch sogenannter Eisessig zu Konservierungszwecken empfohlen. Die Hauptsache dabei ist, daß das Fleisch keinesfalls in irgendwelche Berührung mit der Flüssigkeit kommt, sondern nur von ihren Dämpfen durchzogen wird. Das Fleisch wird also im Sieb oder Durchschlag in ein Gefäß gehängt, auf dessen Boden man etwas Eisessig gegossen hat, und das man hierauf sorgfältig zudeckt. So konserviertes Fleisch hält sich mehrere Tage und wird auch sehr mürbe. — Zum Schlusse sei noch ein Verfahren erwähnt, das der Erfinder Siegfried von Gironcoli vor kurzem in Berlin vorführte. Schon wegen ihrer Neuartigkeit wird diese Methode das Interesse unserer Hausfrauen erregen. Um den Eßwaren, die konserviert werden sollen, ihr Aussehen zu erhalten, werden sie zunächst mit einer Emulsion von Rübensaft und Öl bestrichen. Dann kommen sie in luftdichte Tonnen oder Fässer, in die nun Kohlensäure gepumpt wird. Ungünstige Veränderungen der Farbe usw., die sonst durch Einwirkung der Kohlensäure möglich wären, werden eben durch jene Emulsion verhindert. Bewährt sich dies Verfahren, so dürfte es besonders für den Überseeversand von Lebensmitteln bedeutungsvoll werden.

Zitronenpresse aus Aluminium.

Handarbeit.

Eine praktische Art, Garn zu wickeln. Nichts ist lästiger beim Stricken, als wenn das Garnknäuel in einem fort

Reißaus nimmt und immer wieder eingefangen werden muß, oder wenn sich — was häufig genug geschieht — mehrere Weifen auf einmal vom Knäuel lösen und sich dann beim Stricken verwirren. Dergleichen Hindernisse kommen bei den auf gewöhnliche Art gewickelten Knäueln sehr leicht vor, lassen sich aber vermeiden, wenn man das Knäuel so wickelt, daß sich der Faden nicht von außen ablöst, sondern von innen heraus verbraucht wird. Das geschieht auf folgende Weise: Der Garn- oder Wollfaden wird zuerst sechs- bis achtmal um die weit auseinander gespreizten Finger der linken Hand gewunden, wie die erste der beiden Abbildungen auf der vorhergehenden Seite es veranschaulicht. Je länger die Windungen sind, um so besser ist es. Man muß aber darauf achten, daß das Anfangsende des Fadens lang hängenbleibt, da es später aus dem fertigen Knäuel heraussehen muß und zum Herausziehen bestimmt ist. Sind die sechs bis acht Windungen gemacht, so lege man sie zur Hälfte zusammen und wickle nun auf dieser Grundlage wie üblich, aber recht lose weiter, bis das Garn bzw. die Wolle verbraucht ist. Das letzte Fadenende befestige man dann durch Unterstecken mittels einer Stopfnadel (siehe die zweite Abbildung). Beim Arbeiten ziehe man mit dem Anfangsfaden zuerst die sechs bis acht Windungen aus dem Knäuel heraus und lasse den Faden dann weiter von innen laufen. Auch für Bindfaden, Zwirn und Seide ist diese Methode zu empfehlen.



Sofakissen.

Handgesticktes Seidenkissen. (Von Frau Else Wislicenus, Breslau.) Aufnäharbeiten werden häufig, schon der Zeitersparnis wegen, auf der Nähmaschine ausgeführt. Daß aber die Verbindung mit Handstickerei der ganzen Technik etwas Persönliches gibt, das als neuer Reiz hinzutritt, ist zweifellos. Die unvermeidlichen kleinen Abweichungen von der Geradheit einer Linie, Verschiebungen u. dgl. bringen so jene feinen Zufälligkeitsreize in die Arbeit, die auch ein wesentliches Moment für die Schönheit der immer vorbildlichen Arbeiten des Orients und der Volkskunst bilden. Die mühsame, feine Stickerei unseres hier dargestellten Modells nachzuahmen, wird freilich nicht vielen gelingen, so daß sie das „Füllen" der breiten Flächen und Randlinien vielleicht doch in einer schneller fördernden Technik oder in kräftigerem und deshalb besser „füllendem" Material versuchen werden. Die Farbenzusammenstellung — schwarz und lichtsilbergrau auf mittelgrauem Grunde — wirkt sehr vornehm.

Frauenleben in der Kunst

Die Engelsküche. Von Murillo (1617 bis 1682). Die Darstellung des Gegensatzes von irdischer Geschäftigkeit und himmlischer Versunkenheit, wie er etwa in der tiefen Symbolik der Geschichten von Maria und Martha an unsere Seele rührt, ist in diesem lieblichen (auch als „Wunder des heiligen Diego" bekannten) Bilde die eigentliche, dem Künstler am Herzen liegende Aufgabe. Und hier wird dieser Gegensatz gerade dadurch besonders betont, daß es Überirdische, Engel sind, die als freundliche Helfer dem Klosterkoch die Arbeit abgenommen haben, während der Heilige selbst im Anblick himmlischer Gesichte in Verzückung schwebt. Er allein scheint nichts von dem Wunder zu bemerken, das in den Gesichtern aller Eintretenden so charakteristisches Erstaunen hervorruft. Erstaunen in allen darstellbaren Nuancen: von der mundaufsperrenden Verwunderung des rechts aus dem Hintergrund herbeieilenden Laienbruders bis zu dem erstarrenden Blick der ritterlichen Besucher und der ehrfürchtig gelassenen Gebärde ihres mönchischen Begleiters. Während auf der linken Seite des Bildes mehr der Mystiker Murillo, der große Schilderer der religiösen Ekstasen zu uns spricht, gehört die rechte ganz dem Maler der treuherzigen, ewig volkstümlichen Genreszenen. Mit ihrem fraulich geschäftigen Gewimmel füllen diese Engel den Raum, holen Wasser, machen sich an die Zurichtung des Geflügels, rüsten an Herd und Tisch zum Mahl, und die kleinsten Engelkinder „helfen" nicht weniger stolz, als irgendwelche der ihnen so nahe verwandten kleinen Erdengeschöpfe aus Murillos Sevillaner Kinderwelt es tun könnten.

Die Engelsküche. Von Murillo (1617—1682).

Briefkasten.

„Lehrerin". Die freien Hochschulkurse in Cambridge (England) dauern vom 18. bis 31. Juli und vom 31. Juli bis 13. August.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 30, 1908.

Laßt doch der Jugend ihr Überschäumen,
Gönnt es ihr, daß sie den Mai verschwärmt.
Das gibt im Winter ein holdes Träumen,
Ein Feuer, das alternde Herzen wärmt.

Ilse Franke.

Unerwiderte Leidenschaften.

Eine Betrachtung von Hans Arnold.

Ich habe eine gute Freundin, die mir manchmal die Wahrheit sagt! Das kann unter Umständen sein Unbequemes haben, aber zuträglich ist es dem schwachen Menschen in den meisten Fällen, wenn ihm eine liebe Nächste plötzlich klarmacht, daß er eine oder recht viele schwache Seiten hat, von denen er selber nichts weiß oder gewußt hat! Die oben erwähnte Freundin saß eines Morgens bei mir an meinem Fensterplatz und erzählte mir allerlei. Ich war dabei mit einer sehr mühseligen, nach meinem Dafürhalten aber auch sehr schönen Handarbeit beschäftigt. Meine Freundin betrachtete mich und das Werk meines angestrengten Fleißes lange und schweigend, dann brach sie plötzlich in die überraschenden Worte aus: „Weshalb machen Sie eigentlich solche Sachen?"

Ich blickte etwas erstaunt in die Höhe. „Ich mache leidenschaftlich gern Handarbeiten", erwiderte ich unbefangen.

„Na!" sagte meine Freundin so recht aus tiefstem Herzen, „dann ist es aber eine unerwiderte Leidenschaft — denn Sie machen sie sehr häßlich, und es gibt eine ganze Menge von Dingen, die Sie sehr nett und hübsch zu machen verstehen — da verlegen Sie sich doch lieber darauf!"

Damit empfahl sie sich und ließ mich verlegen und beschämt zurück — beschämt, denn mir war es plötzlich klar geworden, daß sie im Recht war, und daß ich wirklich zu meiner Hauptbeschäftigung eine durchaus unerwiderte Leidenschaft, eine unglückliche Liebe also, im Herzen trug! Als ich mich mit meinen sehend gewordenen Augen im Kreise meiner Verwandten und Bekannten umschaute, wurde mir aber zu meiner Überraschung und zu meinem Troste klar, daß die unglückliche Liebe in diesem Sinn ein recht weit verbreitetes Übel ist, und daß die meisten Leute das mit Passion tun, wozu sie eigentlich von Natur gar nicht oder doch mangelhaft veranlagt sind!

Die schönen Künste erfreuen sich in dieser Beziehung des meisten Zulaufs, wie es ja begreiflich ist! Denn jeder möchte gern ein Talent haben und betätigen, und ich glaube, so unbegabt ist kaum ein Mensch, daß nicht die Göttin der Kunst ihn mit einem — wenn auch noch so winzigen — Zipfelchen ihres Schleiers berührt hätte! Aber wie selten findet man, daß die Jünger dieser Göttin das ausüben, was sie eigentlich ausüben könnten und sollten! — Wer ein Verschen zum Lobe der Natur oder des vielduldenden Frühlings hübsch und anspruchslos zu Papier bringen kann, kriecht mit namenloser Anstrengung auf den Kothurn und gibt ein entsetzliches Drama oder einen absolut unmöglichen Roman zum besten, den die Öffentlichkeit mit berechtigter Entrüstung von sich weist! — Die unglücklich Liebenden in der Malerei sind heutzutage aller Welt bekannt — wie Mückenschwärme verteilen sie sich in der schönen Jahreszeit durch Wald und Aue und verzerren die Mutter Natur in schauerliche Farbendissonanzen, die oft das bekannte Verschen illustrieren: „Es fiel ein Farbenkasten um auf ein Stück Papier — das Resultat, o Publikum, siehst du als Landschaft hier!" Immerhin kann man diese unglückliche Liebe noch ertragen, denn ihre Äußerungen sind stumm! Die zahllosen, legionenhaften Scharen aber, die sich der Musik mit nie erhörtem Flehen an die Fersen heften, sind gefährlicher — freilich oft förmlich rührend! Ich kenne Menschen von so unbesiegbarer Lustigkeit und Zufriedenheit, daß sie jede Stimmung, jede Tageszeit mit Singen, Jodeln oder Pfeifen begrüßen — und diese Menschen haben dabei oft nicht einen richtigen Ton in der Kehle — nicht eine Spur von musikalischem Gehör im Ohr! Die unglückliche Liebe zur Musik hat etwas geradezu Tragisches — es gibt Menschen, die wirklich darunter leiden, daß sie nicht singen können, aber sie singen unverdrossen weiter! Und wie alles Frische und Natürliche, so kann auch ein mit vollster Unbefangenheit aus voller Brust falsch gesungenes Lied ganz sympathisch wirken! Aber unter den richtiger singenden und spielenden Leuten überwiegt die Zahl derer, die unglücklich lieben! Ein Volkslied, einen flotten Tanz bringt ein leidlich musikalischer Mensch ja fertig, aber wer beruhigt sich dabei? Fast niemand! Ein Stimmchen, das sich zu „Veilchen, liebes Veilchen" oder zum „Ännchen von Tharau" sehr niedlich eignet, schmettert „Dich, teure Halle, seh' ich wieder", bis die Besitzerin des Orgänchens schwarzblau wird und den höchsten Ton mit sichtlichen Qualen hervorgestoßen hat! — Wer kennt nicht die weiblichen Wesen, die eine unglückliche Liebe zu schwerer Lektüre haben, sich, den Kopf in die Hand gestützt, durch Chamberlain durchackern, sich Kant oder Fichte zum Geburtstag wünschen und sich Auszüge aus Spinoza und Mark Aurel machen, und die, wenn sie ehrlich gegen sich selbst wären, viel mehr von der „Goldelse" — ja selbst vom Kochbuch hätten! — Das Kochbuch führt mich zu einer anderen Kategorie — ich kenne eine Menge von Hausfrauen, die eine unglückliche Liebe zum Kochen haben! Wie viele stehen, trotz ausreichender Dienerschaft, mehrere Vormittage in der Woche am Herd, beschmutzen dreimal so viel Tiegel und Töpfe, wie die Köchin von Beruf, die zornzitternd dabei steht und sich auf den vermehrten „Aufwasch" freut! Als Resultat dieser Kochversuche erscheint die unglücklich Liebende dann glührot, abgejagt, aber triumphierend am Familientisch und setzt den Ihren mit still beglückter Miene ein entsetzliches Gebräu statt Suppe, einen knüppelharten Braten und eine am tiefsten Grunde der Schüssel „sitzen gebliebene" Mehlspeise vor, mit dem Gefühl reiner Freude, das der Schaffende am gelungenen Werke empfindet!

Eine ebenso unerwiderte Leidenschaft haben viele Frauen für das Schneidern und Putzmachen! Was eine Näherin von Beruf in wenigen Stunden rasch und geschickt zustande bringt, daran arbeitet die unglücklich Liebende Tage — oft Wochen — sie baut sich im Schweiße ihres Angesichts Taillen, die nur im Krüppelheim Aussicht hätten, einen für sie geeigneten Körper zu finden — sie trennt mit der Ausdauer der seligen Penelope und näht wieder — und niemand schneidert rühriger als eben diejenige, die gar kein Talent dazu hat! Ja, diese Unseligen bekleiden auch noch ihre hilflosen und

wehrlosen Kinder mit den mißgeborenen Werken ihrer Nadel und Schere, und man sieht ganze Familien als Opfer einer dilettierenden Schneidermutter herumlaufen! — Auf dem Gebiete der Kleidung und Kopfbedeckung feiert die unglückliche Liebe auch noch andere Orgien! Kurze, breite Damen tragen mit Vorliebe abstehende Bauschärmel, faltige Gewänder und riesige, schattende Federhüte, unter denen sie wie gutmütige Giftpilze hervorgucken! Fräulein mit goldroten Locken schmücken sich mit rosa Schleifen oder tragen purpurrote Bänder auf dem Hute, die dem Farbenkundigen ein schmerzliches Aufstöhnen entlocken! — Auch Terpsichore hat ihre unglücklich liebenden Anhänger; was sieht man für mühselig sich abhaspelnde, in beispielloser Ungrazie herumhopsende Erscheinungen im Ballsaal — und das sind oft Leute, die in einer stillen Ecke des gleichen Ballsaals bei ruhiger Unterhaltung sich vortrefflich ausnehmen und dies Gebiet völlig beherrschen! Daß die meisten Leute eine unglückliche Liebe für Speisen haben, die ihnen nicht zuträglich sind, ist wohl auch allgemein bekannt! Wohlbeleibte zittern vor Gier nach Süßigkeiten, die ihren Leibestempel zu immer größerer Rundung aufbauen. Magere schütteln sich beim Anblick von dickgestrichenen Butterbroten und essen am liebsten scharfe, saure Leckerbissen, die sie noch spitzer und dünner machen!

Die Männerwelt stellt auch ihr Kontingent zum Kapitel dieser „unerwiderten Leidenschaften"! Da ist der Toastliebhaber, dem die Gabe der Rede in sehr schwachem Maße verliehen ist, der gewöhnlich nicht weiß, wie er anfangen soll — und wenn er angefangen hat, nicht weiß, wie und besonders wo er aufhören soll! Er toastet aber trotzdem erbarmungslos, und er erkiest sich oft ein obskures, bescheidenes Opfer, das sich vor Verlegenheit windet, wenn es plötzlich zum Zielpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit wird; aber der Toastliebhaber schenkt es ihm nicht! Öfters bleibt derjenige, der eine unglückliche Liebe zu Tischreden hat, noch stecken, wird kreidebleich und wirft wilde, hilflose Blicke umher! Ein mitleidiger Nachbar will ihm einhelfen, das weist er mit einer höhnischen Verbeugung als überflüssig zurück oder nimmt es so übel, daß er sich in seinen Stuhl zurückfallen läßt und von den Seinen erst durch zärtliches Zureden, Streicheln und Begütigen dazu gebracht werden muß, das fehlende „Hoch! und abermals hoch!" nachzuliefern. Aber solche Erfahrungen vermögen die unglückliche Liebe zu Toasten nicht zu heilen, beim nächsten Anlaß klopft der brave Herr wieder ans Glas, mit dem gleichen oder doch nicht viel glänzenderem Erfolge!

Als Letzter im Reigen sei noch der Fatalste erwähnt, das ist derjenige, der eine unerwiderte Leidenschaft für Witz und Humor hat. Dieser Witzbold ohne Humor pflegt schon beim Betreten des Zimmers statt der üblichen Begrüßung zwei Finger militärisch grüßend an seinen Lockenwald zu legen oder stramm zu stehen und sich dadurch als scherzhaftes Individuum kundbar zu machen. Dann überschüttet er die Anwesenden mit einem wahren Hagelwetter der albernsten Kalauer, gibt Reime auf die Gäste, wie „Onkel, 's wird donkel" und ähnliche Geistesfunken, zum besten und sieht sich nach jedem solchen Versuch mit strahlender Miene im Kreise um, fest überzeugt, jauchzender Heiterkeit zu begegnen, während sich nur die gutmütigsten unter der Versammlung zu einem steifen, blöden Lächeln zu zwingen vermögen! Durch diese unglückliche Liebe zum Witz macht sich der „Schalk" zu einem unsympathischen Menschen, der atemlos und erfolglos hinter dem Sonnenkinde Humor herjagt und sich vergeblich bemüht, es an den Spitzen seiner goldigen Flügelchen zu haschen.

Wir haben also gesehen, daß es kaum ein Gebiet im Leben gibt, das nicht zum Anpflanzen einer unglücklichen Liebe geneigt ist — aber eins gibt es doch! Eine kennt keine unerwiderte Liebe, und das ist die Natur. Die Liebe zur Natur mag sich noch so plump, so unverständig, so ungeschickt äußern, sie wird nie ganz unsympathisch wirken — und selbst die im allgemeinen nicht grade anziehenden Erscheinungen der „Ausflügler", die dem äußeren Eindruck nach nur in die Natur hinausziehen, um zu jodeln und Bier zu trinken — selbst sie haben etwas Versöhnendes, wenn sie sich eine Knospe ins Knopfloch stecken, einen Strauß kunstlos zusammengebundener Feldblumen oder ein paar blühende Zweige mit heimtragen. Die große, reiche Natur weist keinen zurück, und wenn wir ihr möglichst nachgehen, d. h., möglichst natürlich sind, so werden wir auch von unglücklicher Liebe zu den Dingen zurückkommen, die uns nicht stehen und nicht kleiden, und werden unsere Kräfte da konzentrieren, wo sie wirklich etwas sein und bedeuten können. Und dann wird es hier keine unerwiderten Leidenschaften mehr geben, sondern nur frisches Streben und frohes Gelingen.

Junge Liebe in alter Kunst.

Von Dr. Hans Vollmer.

Wenn der Laie an die Eindrücke zurückdenkt, die er bei gelegentlichen Museumsbesuchen von alter deutscher Malerei empfangen hat, so werden ihm gewiß keine Bilder mit Darstellungen von Liebesszenen in das Gedächtnis kommen. Heiligengeschichten, Madonnendarstellungen und die alten lieben Erzählungen der Bibel, diese Dinge werden dem Kunstfreund in der Erinnerung haften geblieben sein. Und in der Tat, das sakrale Stoffgebiet beherrscht fast unbedingt die ältere deutsche Malerei. Aber auch nur die Malerei! Wenn man das alltägliche Leben und Treiben der Zeit eines Schongauer, eines Dürer studieren will, darf man nicht in die Gemäldegalerien, sondern muß in die — leider nur zu wenig benutzten — Kupferstichkabinette wandern. Kupferstich und Holzschnitt bewahren uns ein unverfälschtes Bild von Sitten und Gebräuchen der Zeit. Nur im Kupferstich und Holzschnitt kann man auch erwarten, über deutsches Liebesleben etwas zu erfahren, von dem die bemalte Holztafel nur sehr selten erzählt. Hier hat man die Minnesänger unter den bildenden Künstlern zu suchen, die Dichter der Liebe, die wahrhaftig nicht fehlen. Es wäre sogar ein stattlicher Band lyrischer Ergüsse, der sich aus den geschnittenen und gestochenen Blättchen der alten deutschen Graphiker zusammenstellen ließe!

Bäuerliches Liebespaar.
Von Hans Sebald Beham.

Der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts wird allerdings vielleicht nicht so ohne weiteres Geschmack an diesen alten Liebesszenen finden. Alles geht gesunder, unbefangener zu als auf einem Liebesbilde von heute. Aber gerade diese oft köstliche Naivität ist es, die uns wie das alte schlichte Volkslied entzückt, zu dessen gemütvollen Versen diese alten Schnitte und Kupferstiche oft wie eine Illustration anmuten.

Illustrative Absichten verfolgen in der Tat einige der ältesten deutschen Darstellungen von Liebesszenen, indem sie zur Verdeutlichung der Situation ein Spruchband mit einem Verslein darin zeigen, das auf die dargestellte Szene Bezug nimmt und sie näher erläutert. So klagt ein Jüngling, den Liebeskummer plagt: „Libe ist eine harte qual, wer sie nicht

weiß, ach deme ist wol. de Libe will mi morde." Sehr reizvoll ist das Blättchen des sogenannten Meisters E. S. von 1466 (siehe die unterste Abbildung auf dieser Seite), des ersten bedeutenden deutschen Kupferstechers, das ein sich küssendes Liebespaar zeigt. Der Jüngling ungestüm hinzudrängend — den einen seiner langen Stöckelschuhe, der sogenannten Trippen, hat er in der Hitze der Bewegung bereits verloren — das Mädchen schüchtern, leise abwehrend. So deutlich ist hier alles gesagt, daß eine Erläuterung durch das Wort unnötig geworden ist: das Spruchband ist leer und erfüllt nur noch einen dekorativen Zweck. Und doch, wie zart ist diese Umarmung, von einer echt spätgotischen Zierlichkeit erfüllt, die bei aller Eckigkeit der Bewegungen doch eine unleugbare Anmut zugleich zur Schau trägt! — Lebhafter noch und temperamentvoller präsentiert sich das auf einer Rasenbank sitzende Pärchen des gleichen Meisters E. S. (siehe die Abbildung oben links); das Mädchen mit ähnlich abwehrender, koketter Geste, der Jüngling noch fernab vom Ziel, aber um so heftiger den Kuß begehrend. Ein solches Bildchen mutet uns heute vielleicht etwas allzu zierlich, zimperlich an, und in der Tat streift die Empfindung darin an das Schwächliche; aber es hat den Vorzug der Echtheit der Empfindung vor Tausenden moderner gemalter Liebesszenen voraus, die uns Theaterpuppen in sogenannten schönen, aber unwahren deklamatorischen Posituren vorlügen.

Liebespärchen auf einer Rasenbank. Vom Meister E. S.

Diese überverfeinerte Empfindung der absterbenden Gotik ersetzt die Renaissance des 16. Jahrhunderts durch eine derbere, kräftigere Gesinnung. Der reizende Holzschnitt des Albrecht Altdorfer mit dem Liebespärchen im Walde (siehe die Abbildung oben rechts) ist der Ausfluß einer ganz anderen Empfindung. Das Jugendliche, Knospenhafte der gotischen Figuren ist männlicher Kraft und fraulicher Fülle gewichen. Und auch die psychische Stimmung ist eine andere geworden: er kecker, selbstbewußter, sie reflektierend nachdenklich; nicht der geraubte Kuß ist das Thema, sondern die Überredung zur Liebe. Der darunterstehend abgebildete prachtvolle Holzschnitt des Hans Baldung atmet trotz ähnlicher äußerer Situation wieder eine andere Stimmung; das Unbefangene, Liebenswürdige des Altdorferschen Blättchens ist einer dumpfen, schweren Stimmung gewichen. War es dort vielmehr ein honetter Liebesantrag, so ist es hier eine Liebesverführung. In der Tat war das Blatt ursprünglich als Illustration zum sechsten Gebot bestimmt. — In das derbe bäuerliche Milieu hat der Nürnberger Hans Sebald Beham (siehe die erste unserer Abbildungen) die Liebesgeschichte übertragen: Er ein vierschrötiger Bursche mit dem Degen an der Seite — sie eine langzopfige, plumpe Dirne mit vollem Busen.

Werbung im Walde. Von Albrecht Altdorfer.

Liebesszene. Von Hans Baldung.

Bisweilen trägt die profane Liebesszene eine fromme Unterschrift, wie ja der Bibeltext manche Liebesgeschichte barg, wenn diese auch oft zwischen den Zeilen gelesen werden mußte. Gleich das populäre Thema des Sündenfalles war ja seinem eigentlichen Wesen nach weiter nichts als eine Liebesgeschichte in symbolischer Verkleidung. Dürer war es, der zuerst in dem betreffenden Blatt seiner sogenannten kleinen Holzschnittpassion diesen Kern der Bibelerzählung zum deutlichen Ausdruck brachte. Er stellt Adam und Eva als Liebespaar in traulicher Umschlingung dar. Das Überreichen des Apfels behandelt Dürer als etwas ganz Nebensächliches, denn weder Mann noch Weib blicken auf die Frucht, sondern senken Auge in Auge. Vielleicht wollte Dürer durch Hinzufügung des den Vordergrund einnehmenden Wildschweines die Szene direkt zu einer Allegorie der Unkeuschheit stempeln, deren bildliche Darstellungen damals sehr beliebt waren. Später wird die Geschichte zur rein genrehaften Liebesszene.

Liebespärchen. Vom Meister E. S.

Für das Thema der Verführung zur Liebe bot die Bibel in den Erzählungen von der Susanna und von Joseph und Potiphars

Weib zwei klassische und namentlich seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von den deutschen Graphikern vielbenutzte Vorlagen. Dagegen ist die Geschichte von der Überwältigung des Simson durch die List der Delila immer nur von ihrer rein äußerlichen Seite als die harmlose Betätigung der Friseuse in recht spießbürgerlicher Weise aufgefaßt worden; daß auch hier eine Liebesgeschichte den Kern der Erzählung bildet, hat erst das 17. Jahrhundert, Rubens und Rembrandt, erkannt.

Eine recht kühl und geschäftsmäßig aussehende Verführungsszene bringt Albrecht Dürers bekannter Liebesantrag (siehe nebenstehende Abbildung), der, wenn auch in sehr diskreter Weise, die käufliche Liebe zum Inhalt hat. Dieses Thema liebten die alten Meister namentlich in Gestalt jener, auch häufig gemalt vorkommender Halbfigurenszenen darzustellen, die, offenbar im Zusammenhange mit moralisierenden Tendenzen gedacht, meist als Gegenstücke in gleichem Format gearbeitet wurden und die Verführung des Jünglings durch die Alte und umgekehrt die des jungen Mädchens durch den greisen Lüstling zum Inhalt haben. Wir bringen die zwei nebenstehenden Beispiele dafür.

Liebesantrag. Von Albrecht Dürer.

Ungleiche Pärchen: Die Alte und der Jüngling.

Zur Darstellung von „Liebesmählern" in lockerer Gesellschaft gab die Geschichte vom verlorenen Sohn erwünschten Anlaß. Unsere nächstfolgende Abbildung (nach dem Werk eines unbekannten deutschen Stechers) will zwar kaum gerade diese biblische Erzählung illustrieren; aber ist das Thema des geprellten Liebhabers nicht zu jeder Zeit aktuell? Hier sitzt der biedere Ritter, nichts Böses ahnend, und läßt sich von dem lieben Ding schmeicheln. Aber schon naht das Unglück; während das eine weiche Händchen das Kinn des Edlen kraut, leert das andere indes seine gespickte Geldkatze. Den ihm bereits abgeschnittenen Geldbeutel läßt die alte Kupplerin eben heimlich zur Tür hinausschaffen, gleichzeitig den Humpen zum Munde führend, um unauffällig den Gast beobachten zu können, ob er auch nichts merke.

Die Liebesgesellschaft kommt aber auch in eine idealere Sphäre erhoben vor. Die berühmten têtes d'amour Watteaus können auf eine lange Ahnenreihe in der Kunstgeschichte zurückblicken. Minnehöfe und sogenannte Liebesgärten sind ein beliebter Vorwurf auch der alten deutschen Stecher gewesen, deren einem die Kunstgeschichte direkt den Namen „Meister der Liebesgärten" auf Grund zweier dieses Thema behandelnder Blätter gegeben hat. Den einen dieser Stiche, die mit zu den wertvollsten Inkunablen der deutschen Kupferstichkunst gehören, gibt unsere letzte Abbildung wieder. Das sieht fast wie eine Allegorie auf die feine höfische Minne des späten Mittelalters aus! Die feierlich vor dem Baldachin thronende Dame, die ihre Pfeile in die Herzen zweier Ritter senkt, gleicht einer Verkörperung der Frau Venus. Hinter ihr knien zwei schmachtende Verehrer, wie die Repräsentanten der unerhörten Liebe anmutend im Gegensatz zu den vier kosenden Liebespärchen, die in zärtlichen Stellungen jedes ganz mit sich beschäftigt sind. Analysiert man freilich die einzelnen Motive, so entdeckt man nicht nur große Unbeholfenheiten im Formalen, sondern auch eine Trockenheit und Spießbürgerlichkeit der Empfindung, an der übrigens die gesamte zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts in Deutschland, wenige Künstler ausgenommen, krankt.

Aber auch düstere Klänge tönen aus den lyrischen Akkorden der Zeit nicht selten heraus: namentlich wird das „Memento mori" — Gedenke, daß du sterben mußt — gern mit der Liebesszene in Zusammenhang gebracht. Ein wirklich erschütterndes Blatt dieser Art ist ein Holzschnitt des Jost Amman, der die furchtbare Überraschung eines Liebespaares durch den Sensenmann zeigt. Der Amor mit dem Pfeil fliegt erschrocken davon. Leidenschaftliche Liebesstimmung und der Ernst des Todes verbinden sich in dem Blättchen in packendem Kontrast. Bisweilen übernimmt der Sensenmann aber auch in eigener Person die Rolle des Liebhabers. Von Dürer ist sein Nahen als Akt brutaler Vergewaltigung aufgefaßt. Andere haben eine zärtliche Szene aus dem Thema gemacht. Der Totenmann Holbeins geht nicht mit Gewalt, sondern mit List vor. Als Schalksnarr verkleidet, macht er sich mit heimtückischer Liebenswürdigkeit an die blühende Dirne heran, die dem galanten Liebhaber nichts abzuschlagen vermag, nicht ahnend, wer hinter dieser Larve steckt.

Ungleiche Pärchen: Der Alte und das junge Mädchen.

Der geprellte Liebhaber.

Die ergreifendste Parodie auf das Thema der Liebe aber hat der Straßburger Hans Baldung Grien gefunden. Sein köstliches Gemälde

des Baseler Museums schlägt nicht den satirischen Ton, sondern den der tragischen Ironie an und entwickelt dabei eine Größe des Pathos, die wohl auch jeden modernen Betrachter noch im Innersten zu packen vermag. Ein herrliches, voll erblühtes, nacktes Weib und dahinter der ihr so ungleiche Liebhaber — eine halbverweste lebende Leiche; er beugt sich über ihre schimmernden Schultern und küßt sie mit dem Todeskuß, schlägt sein scharfes Gebiß ihr in das runde Kinn, preßt ihren Kopf an sich, um seinem Kusse tödlichen Druck zu geben; die dürren knöchernen Finger graben sich an der schwellenden Brust vorbei gleich Nägeln tief in ihre Achseln. Jede Liebkosung wird zur Verwundung.

Liebesgarten. Vom „Meister der Liebesgärten".

Es gibt noch manche Variante über das Thema Tod und Mädchen, das ja auch in der alten deutschen Poesie oft besungen wurde, aber keine darunter, die das schwermütige Lied von Leben, Liebe und Tod eindrucksvoller verkündete.

Bis zur Sexta.

Erinnerungen einer Mutter. Von Meta Schoepp.

II.*)

Als der Frühling zum drittenmal ins Land kam, brachen Fritzens Leidenschaften hervor. Er hatte eine leidenschaftliche Liebe für Schweine und Kühe, für den Schornsteinfeger und für alle Pfützen. Jeder Tümpel lockte ihn mit magischer Kraft. Das schmutzigste Schwein erfüllte ihn mit Entzücken, die dumpfen Klagetöne einer Kuh waren ihm lieber als jede Musik, und immer wieder staunte er den Schornsteinfeger als größtes Wunder an. Man denke — ein schwarzer Mensch! Wirklich, wenn der kam, war das Haus in Aufregung. Fritzchen betete damals in freier Bearbeitung nach seinem Verschen: „Lieber Gott, laß die Ochsen und die Schweine und den Schornsteinfeger gesund bleiben und den Papa und Liebling."

Außer den Leidenschaften aber hatte er auch Begierden. Er aß Seife und trank Haaröl; was so gut roch, mußte doch auch gut schmecken. Er schmierte sich mit Perubalsam ein, weil's der Vater mit dem Lord so gemacht hatte, und Stiefelwichse — ich begreife es heute noch nicht — war ihm ein Leckerbissen. Sein Lieblingsspiel war Regen. Da machte er die Brause über der Badewanne oder den Hahn der Wasserleitung auf; dann gab's Überschwemmung, Rettung; barfuß konnte man im Wasser stehen und mit einem Eimerchen schöpfen. Und die andern Spiele! Ein brodelnder Teekessel wurde zu einer Lokomotive, ein Dutzend Stühle waren ein Luxuszug; ein umgedrehter Tisch aber, auf dessen Platte man saß, war ein Schiff mit vier Masten, das sich in großer Gefahr befand, auf den Felsen gerannt war oder als Wrack dahintrieb. Lord, der Hühnerhund, trug dann auf dem haarigen Haupt eine Matrosenmütze und saß melancholisch unter seines Herrn Jagdjoppe als Steuermann an Bord, Fips, als Passagier, hatte ein rotes Mäntelchen um und ein Tuch um den Kopf und sah noch trübseliger drein als Lord. Denn der Kapitän hielt ihn am Schwanze fest wegen Fluchtverdachts. Emma war der Leuchtturm, den man nicht erreichen konnte, und ich sollte Haifisch sein, wurde aber abgesetzt, weil ich es nicht richtig machte. Das schönste aber war ein großer, roter Teppich und eine Freundin, Tante Wera. Wenn die auf Besuch kam, war's im Paradies auch nicht schöner als bei uns. Dann wurde der rote Teppich das rote Meer. In diesem roten Meer war eine umgestülpte Fußbank mit dem Fritz: „ein Schiffer im Kahn". Tante Wera lag als Krokodil unterm Flügel und ich als Löwe auf dem Felsen-Sofa. Harmlos rutscht der Fischer über den Teppich. Da stürzt sich die tückische Bestie auf ihn; es erhebt sich ein gräßliches Geschrei; ich als Löwe stürze mich vom Felsen auf Tante Wera, und vereinigt mit dem Fischer und unter großem Geschrei machen wir den gemeinschaftlichen Feind unschädlich. Oder Tante Wera schwamm als Wüstenschiff durch die Wüste. Auch die stellte der rote Teppich dar. Sie trug auf ihrem Rücken Fritz und den Fips. Ich laure als Raubtier an der Oase, die der Kamin vorstellt, und der schlafende Lord liegt als Sphinx unter einem Tischchen.

„Da ist ein Löwe", sagt das Kamel und fängt so an zu zittern, daß der Fips herunterspringt und mit eingeklemmtem Schwanz die Flucht ergreift.

„Das ist falsch!" schreit der Reiter, „ich habe dir extra gesagt, du sollst nicht zittern!"

„Aber wenn da doch ein Löwe sitzt", sagt das entsetzte Kamel.

„Das ist doch kein Löwe! Das ist doch die Mama!"

Aber ich halte mich an meine Rolle. Und wie alles in wirrem Knäuel sich wälzt, springt Lord herzu, um irgend jemand beizustehen — und Tante Wera sagt ärgerlich: „Nun hat er mir sämtliche Falten aus dem Rock gerissen." Und damit sind wir wieder in der Wirklichkeit.

Wie war es köstlich, mit dem kleinen Manne durch den Wald zu gehen, wenn der Frühling kam! Im Leinenkittelchen, die strammen, rosigen Beinchen nackt, auf den Locken den roten, runden Hut — so lief er und suchte den Frühling. Und wenn unter einem Baume besonders viel Triebe und grüne Pflänzchen sproßten, schallte seine jauchzende Stimme durch den Wald — „ich habe den Frühling gesehen! Hinter dem Baum hat der Frühling gestanden!" Er antwortete dem Kuckuck und wollte ganz deutlich des Finken Ruf verstanden haben —: zer — zer — zerbrich du steinern Herz — es wird ja Frühling! Oder —: der Specht schreit — der Jäger ist nicht weit!

Und was sah er alles!

„Sieh mal, Mama — wie die Birke lacht!"

Ja, wirklich! In ihrem hellen Blätterkleide mit dem weißen Stamm steht sie so lustig vor den dunklen Fichten.

„Komm in die Eichen, Liebling, da kann man viel lustiger sein als in den Tannen!" Warum? Das ist ja gleichgültig — es ist doch so!

„Tritt nicht dahin, Liebling — da ist ein Ameisenweg! Sieh mal, wie sie ihre Kinderpakete schleppen!"

*) S. Heft 29 d. „Welt der Frau".

Und wir liegen beide auf dem Boden und beobachten die geschäftigen Tierchen und sehen, wie sie ihre Eier in die Sonne bringen, und Fritzchen lacht:

„Hast du dein Baby auch so in die Sonne gelegt, Liebling?"

Wir sind in einem riesigen Eichenschlag und sehen das emsige Treiben der verachteten Nachkommen des heiligen Scarabäus, zu deutsch: Mistkäfer.

„Warum war er heilig, Liebling?" Ich erkläre, so gut es geht, und wie er es verstehen kann, das Symbol eines ewigen Fortlebens; und unter deutschen Eichen muß ich von den alten Ägyptern erzählen, von ihren gewaltigen Bauten, von Pharaonenstolz und Priesterklugheit; wie oft höre ich: „Erzähle doch weiter, Liebling! erzähle doch!" Und er betrachtet den Mistkäfer mit Staunen und — ich glaube — Ehrfurcht.

Alles lebt für ihn; alles hat ein Gesicht, eine Sprache.

Er trägt eine junge Padde an den Graben, damit sie schneller zu ihrer Mama kommen kann; er bringt von den Spaziergängen alle möglichen Pflanzen mit, um sie in seinem Gärtchen einzugraben; sie müssen ja viel schneller wachsen, wenn sie jeden Tag begossen werden.

Aber er ist ungeduldig; wie oft werden die armen Radieschen ausgerissen, begutachtet und mit rührendem Vertrauen auf ein Weitergedeihen wieder in die Erde gesteckt! „Die wollen bloß nicht," sagt er, „weil sie wissen, daß sie dann aufgegessen werden!"

Und die Maikäfer! Wir haben Maikäfersammlungen gehabt! Fünfzig, hundert in einem Kasten!

„So ein Maikäfer ist gar nicht so dumm," sagte er mir im letzten Mai, „ich habe mich immer gewundert, warum er keine Fliederblätter frißt. Aber es kommt, weil sie bitter sind; Kastanienblätter und Lindenblätter sind süß; die frißt er."

„Ja, woher weißt du das denn?"

„Ich habe sie ja deshalb gekostet!"

Und wie er seine Mama liebt! Gewöhnlich ist zärtlichstes Einvernehmen zwischen uns. Nur wenn ich arbeite — das wird jedem Verständigen einleuchten — muß ich Ruhe haben. Fritzchen ist nicht verständig. Gerade in das Zimmer, in dem ich sitze, muß er hinein. Wenn ich in der Bodenkammer säße, müßte er sicher dahin. Und mit ihm die beiden Hunde. Wenn ich die Tür öffnete, saßen Lord und Fips mit zur Seite geneigten Köpfen vor der Schwelle, neugierig, ob Fritzens wütendes Donnern gegen die Tür Erfolg hätte.

Natürlich bin ich ärgerlich.

„Habe ich dir nicht verboten, mich zu stören?"

Die Mundwinkel senken sich.

„Wenn man dir doch nur 'n Kuß geben will . . ."

„Das kannst du auch nachher. Mama will nicht gestört sein." Und nach einigen guten Ratschlägen über Zeitanwendung wird die Tür wieder geschlossen.

Einen Augenblick Ruhe. Aber dann erhebt sich ein Geschrei und Wehklagen, in das natürlich auch die Hunde einstimmen, und eine verzweifelte Stimme heult:

„Du liebst mich nicht mehr! Du liebst mich nicht mehr!"

Adieu, Arbeit! — „Aber, Mäuschen — ich liebe dich" — ich laufe zu ihm — er ist ganz in Tränen aufgelöst; der Schmerz hat ihn überwältigt. „Ich liebe dich! Nur wenn Mama arbeitet . . ."

„Nein — ich hab's schon immer gewußt, daß du mich nicht liebst . . ."

Gegenseitige Liebesbeteurungen und Versöhnung. Und wir erschöpfen uns in Artigkeiten — bis zum nächsten Mal.

Aber — er ist auch rachsüchtig. Wegen irgendeiner Unart hat es Schläge gegeben; und nach der friedlichen Auseinandersetzung sagt der kleine Kerl: „Mein Junge kann sich freuen! Der soll schon seine Prügel kriegen!"

„Was? Das arme Kind! Warum denn?"

„Weil ich auch Schläge bekommen habe!"

„Dafür kann doch dein Junge nichts! Und als Großmama erlaube ich das auch nicht! —"

„Aber als Papa kann ich ihn doch prügeln, es ist doch mein Junge!" — Nette Aussichten für meinen Enkel! Trotzdem aber war er doch so besorgt gerade um diesen Enkel. Denn daß er einen Jungen haben wird, wie ich einen habe, ist doch ganz selbstverständlich und ohne alle Frage.

Wir sitzen eines Abends auf dem blauen Sofa; das ist das Fleckchen, auf dem wir unsere Weltanschauungen tauschen; auf dem man sitzen muß, wenn die Behaglichkeit ihren Höhepunkt erreicht hat. Nirgends kann man Märchen hören oder erzählen wie auf dem blauen Sofa. „Liebling, ich muß dir ein Geheimnis sagen, komm schnell aufs blaue Sofa." Da sitzen wir im Dämmerlicht und erobern die Welt; da hat er mir gesagt: „Ach, ich bin zu wütend, daß Amerika schon entdeckt ist! Was soll man nur noch entdecken." Auf diesem lieben, blauen Sofa sitzen wir; das heißt — er liegt, sein Lockenköpfchen in meinem Schoß, die dicken Beine beschreiben Kreise in der Luft, im Arm hat er einen fürchterlichen Negerknaben aus Wolle, der damals Favorit war.

„Liebling, ich will dich heiraten. Eine andere mag ich nicht."

„Das geht aber nicht, Fritzchen. Erstens habe ich schon einen Mann. Und zweitens ist der Mann doch auch immer ein bißchen älter. Willst du dir's nicht noch überlegen?"

Und er überlegt sich's. Am nächsten Tage sagte er mir Bescheid —; er stieg dazu aus seinem Bettchen zu mir, lag gedankenvoll einige Zeit in meinem Arm und wartete, daß der Vater das Schlafzimmer verließ. (Es ist merkwürdig, daß er auch heute noch eine richtige Scheu hat, dem Vater seine Geheimnisse zu offenbaren.) Kaum ist er hinausgegangen — hier wird es offenkundig, daß ich keine Hausfrau bin, denn die reizvollste Stunde war mir die Morgenstunde und meinem Jungen auch. Was haben wir da alles besprochen! — kaum ist also der Vater gegangen, da fängt er an: „Ich werde nun gar nicht heiraten, Liebling."

„Ach, wie schade! Ich hatte mich schon so auf deine Frau gefreut! Warum denn nicht!"

Und er mit ernstem Gesicht —

„Sie könnte vielleicht keine gute Mutter für meinen Jungen sein!"

Heute — es sind seitdem drei oder vier Jahre vergangen — ist seine Weltanschauung noch düsterer geworden.

„Ich heirate nicht," sagt er, „zuerst sind die Frauen immer sehr nett, und nachher sind sie ganz anders —" vielleicht hat er recht. Aber es wäre schade!

Aber dann — was ist Philosophie und Wissenschaft? Gewitterregen! Und die Straßen überschwemmt! Die Leitungsrohre können das Wasser nicht bewältigen, in alle Keller strömt's. Bis zu den Knien waten die Pferde drin; alle Regentraufen sind Wasserfälle geworden, und begeisterte Straßenjungen haben die Hosen aufgestreift und gehen durch die Fluten, wo sie am tiefsten sind. Kann man als Junge das ruhig mit ansehen? Ich glaube nicht.

„Wo ist der Fritz?"

Ja — wo ist der Fritz? Der ist eben auch in den Fluten. Und weil sein Vater die hohen juchtenen Jagdstiefel Wasserstiefel nennt, hat er sie sich angezogen und geht als Däumling in den Siebenmeilenstiefeln in dem köstlichen Nasse zum großen Neid der anderen. Hinter ihm bilden sich lange Furchen — er watet mit Behagen, mit Verständnis. Auch er hat die Höschen aufgestreift, und der Kittel schleppt hinter ihm — aber er genießt mehr als die anderen — wegen der mächtigen Stiefel.

„Bringen Sie mir sofort den Jungen —" ruf' ich dem Kutscher zu, der ihm grinsend nachsieht.

Aber mein Mann winkt lachend ab. „Das haben wir ebenso gemacht. Das verstehst du nicht. Das ist Empfindungssache — —"

Und der Bengel geht auf und ab und gesteht nachher, daß das das Allerschönste war, was er erlebt hat, und daß alle Tage Überschwemmung sein müßte.

—— oo ——

Staubmantel aus Leinen, Sommerkleid für junge Mädchen. (Abb. 291 u. 292.) Unter den sommerlichen Umhüllen spielen weiße Mäntel eine so hervorragende Rolle, daß wir ihnen auf Schritt und Tritt begegnen. Auch unser schlichter Staubmantel ist ganz in Weiß gehalten und aus Leinen gefertigt, zu dem weiße Schnurstickerei die Ausstattung ergab. Völlig lose und in Sackform geschnitten, deckt und schützt er das Kleid und ist vorn unter verdeckter Leiste geschlossen. Als Halsabschluß dient ein mit Schnürchen benähter Herrenkragen, wie Schnurstickerei auch den Aufschlag des keuligen Ärmels bereichert. Dieser praktische Mantel läßt sich mit Hilfe des vorrätigen Schnittes auch im Hause herstellen, das Schnittmuster dazu ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 3 Meter. — Zur Herstellung des zierlichen Jungmädchenkleides Abb. 292 war creme Voile verwendet, dessen stumpfer Ton durch

Abb. 291 u. 292. Staubmantel aus Leinen, Sommerkleid für junge Mädchen.

Abb. 293. Jackenkostüm mit kariertem Rock.

gleichfarbige Libertyseide gehoben wurde. Die mit schmalem japanischen Ärmel gearbeitete Taille ist vorn in schmale, nach unten ausspringende Fältchen abgenäht, während der Rücken völlig glatt und leicht überhängend gehalten ist. Die vordere Mitte deckt ein in schmale Querfältchen gelegter Latzteil aus creme Chiffon, auf den sich zu beiden Seiten Spitze legt, die von einer Libertyblende begrenzt wird. Der puffige Ärmel ist halblang geschnitten, unten in Fältchen abgenäht und durch eine glatte Manschette abgeschlossen, unter der ein blendenbesetzter Teil hervorfällt. Die Taille umspannt ein faltiger Libertygürtel; der fußfreie Rock besteht aus fadengeraden Bahnen, die, in Plisseefalten geordnet, bis unterhalb der Hüfte niedergesteppt sind. Im übrigen bleibt er ohne jede Garnitur. Sein Schnitt ist in 96, 100, 108 und 116 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 Meter, für den Rock 5 Meter.

Jackenkostüm mit kariertem Rock. (Abb. 293.) Die Zusammenstellung eines einfarbigen Jäckchens mit einem zweifarbigen Rock hat sich in dieser Saison so viele Freunde erworben, daß wir ihr auch im Hochsommer an den Leinenkostümen begegnen. So ist beispielsweise das Jäckchen unseres schicken Jackenkostüms aus hochrotem Leinen gefertigt, während creme und rotkariertes Leinen das Material zum Rocke ergab. Die flotte Jacke ist dreiviertelanliegend gearbeitet und zeigt den charakteristischen, vorn stark abgerundeten Schoß. Einreihig geknöpft, wird sie vorn wie im Rücken durch englische Nähte durchteilt, während ein Herrenkragen den Halsabschluß ergibt. Der leicht keulige Ärmel bleibt ohne jede Garnitur. Sehr schick wirkt zu dem Jäckchen der fußfrei gehaltene, karierte Rock, der aus neun Bahnen besteht und unten mit gruppenweise eingesetzten Falten gearbeitet ist, die ihm bei vollster Hüftschlankheit die Wirkung des Faltenrockes verleihen. Den Ansatz der Falten decken schmale rote Leinenblenden, die mit der Farbe des Jäckchens übereinstimmen. Der zur Herstellung dieses Kostümes erforderliche Schnitt ist für die Jacke in 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite zum gleichen Preise erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 bis 5 Meter, für das Jäckchen 1,70 Meter.

Abb. 295 u. 296. Zwei moderne Röcke.

Sommertoilette aus Waschtüll. (Abb. 294.) Einer der reizvollsten Stoffe für waschbare Kleider ist der getupfte Baumwolltüll, der deshalb mit Vorliebe für duftige Kleider verwendet wird. Auch zu unserer eleganten Sommertoilette ergab er (in Weiß) das Material, zu dem als Ausstattung reicher Valencienneschmuck diente. Die über ein loses Futter gearbeitete Bluse wird durch eine zackige Passe vervollständigt, die, sich im Rücken wiederholend, aus sich kreuzenden Valencienneeinsätzen gebildet wird. Gleiche Einsätze verzieren die Oberstoffteile der Bluse, die vorn in feine ausspringende Fältchen abgenäht ist, während der Rücken durch eine Fältchengruppe ausgestattet wird. Der halblange Puffärmel wird von Einsätzen durchquert und durch ein Bündchen abgeschlossen, um die Taille legt sich ein mattblauer, faltiger Libertygürtel, der der Toilette ein zartes Aussehen verleiht. Der etwas den Boden streifende Rock ist oben leicht eingereiht und unten durch einen breiten gereihten Volant ausgestattet, der nach hinten zu aufsteigt und reich mit Einsätzen verziert ist. Über seinem Ansatz werden gleichfalls Einsätze sichtbar, die in ihrer Anordnung mit der Verzierung der Bluse übereinstimmen.

Abb. 294. Sommertoilette aus Waschtüll.

Zu diesem eleganten Sommerkleide ist der Schnitt für die Bluse in 40, 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4 Meter, für die Bluse 1,75 bis 2 Meter.

Zwei moderne Röcke. (Abb. 295 u. 296.) Schlankheit ist die Signatur der heurigen Rockmode, die dadurch ein besonders charakteristisches Gepräge erhält. Und dieser Forderung nach schlankem Fall ordnen sich auch unsere beiden Röcke unter, von denen Abb. 295 aus cremefarbenem, grünkariertem Voile gefertigt und durch eine glatte Bordüre ausgestattet wird. Der schlank fallende Glockenrock umschließt glatt die Hüfte und ist mit vorderer Mittelnaht gearbeitet, die ein Sichbegegnen des Musters bewirkt. Eine 15 Zentimeter lange Schleppe vervollständigt das elegante Aussehen dieses Rockes, dessen Schnitt in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig ist. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,25 Meter.

Der zweite, zur Vervollständigung von Blusen und des Straßenkostüms dienende Rock Abb. 296 war bei unserem Modell aus dunkelblauem Wollstoff gefertigt, dessen Garnitur in breiten, grün und rotkarierten Streifen bestand, die in größeren Abständen das Gewebe quer durchzogen. Der aus fünf Bahnen geschnittene Rock zeigt an seinem oberen Teile angeschnittene Spangen, die mit einem Knöpfchen auf die nächste Falte übergreifen. Er ist in breite Quetschfalten geordnet, zwischen denen die farbigen Streifen sichtbar werden, was einen sehr hübschen Effekt ergibt. Zu diesem, in runder Länge gearbeiteten Rock ist der Schnitt in 92, 100, 108 und 116 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,75 bis 4 Meter.

Abb. 297 u. 298. Taghemd und Beinkleid für Damen.

Taghemd und Beinkleid für Damen. (Abbildungen 297 u. 298.) Trotz all dem Luxus, der heute auf dem Gebiete der Wäsche herrscht, wird die Frau des Mittelstandes auch hier immer eine gewisse Solidität bevorzugen, durch die ihr die Haltbarkeit und Zweckmäßigkeit, die für den täglichen Gebrauch nun einmal unerläßlich sind, garantiert erscheinen. Unsere Gruppe veranschaulicht zwei Wäschestücke, die sich mit Hilfe der Schnitte auch im Hause anfertigen lassen. Das Taghemd Abb. 297 ist mit Achselschluß und viereckigem Ausschnitt gearbeitet und besteht aus feinem Hemdentuch, zu dem als Ausstattung feinste Schweizerstickerei und Klöppelspitze verwendet waren. Dazwischen wird farbiger Banddurchzug sichtbar, der seitlich in je eine volle Schleife ausläuft. Die Vorderseite wird durch Gruppen feiner Stüschen bereichert, die in Brusthöhe ausspringen. — Zur Herstellung des Beinkleides diente weißer Linon, während Banddurchzug und Klöppelspitze die Garnitur ergaben. Mit seitlichem Schluß gearbeitet, ist das Beinkleid Abb. 298 oben in einen schmalen Bund gefaßt und unten weit und glatt geschnitten. Der untere Rand wird durch Banddurchzug und einen Volant garniert, der mit Stüschen und Klöppelspitze verziert ist. Der Schnitt zu diesem Beinkleid ist in 100, 108, 116, 122 und 130 Zentimetern Hüftweite für 50 Pfennig und für das Taghemd in 40, 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 2,25 bis 2,50 Meter, für das Beinkleid 1,85 bis 2,15 Meter.

Abb. 299. Damennachthemd.

Damennachthemd, Unterkleid in Prinzessform. (Abb. 299 und 300.) Die Vorliebe für das Empire ist auch auf die Wäsche nicht ohne Einfluß geblieben und hat uns verschiedene Gegenstände beschert, die als recht ansprechend bezeichnet werden müssen. Zu ihnen zählt in erster Reihe unser Nachthemd in Empireform, das durch die fast wie ein kurzes Leibchen wirkende Passe besonders hübsch ist. Es wird aus feinem Hemdentuch gefertigt, feinste Schweizerstickerei und Banddurchzug diente als Garnitur. Den kleinen viereckigen Halsausschnitt begrenzt die aus Stickerei gebildete Passe, die leicht seitlich geschlossen wird. An sie setzen sich die Hemdenteile in Reihfalten an, der ziemlich faltige Ärmel ist dreiviertellang geschnitten, unten in ein Bündchen gefaßt und durch einen breiten Stickereivolant garniert. Hierzu ist der Schnitt in 40, 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 4,50 Meter. — Zur Herstellung des Prinzeß-

Abb. 300. Unterkleid in Prinzessform.

unterkleides diente weißer Batist, während farbiger Banddurchzug und breite Spitzeneinsätze die Ausstattung ergaben. Das glatt und faltenlos den Oberkörper und die Hüfte umschließende Unterkleid zeigt den runden Ausschnitt und die Armlöcher durch Banddurchzug umrandet und ist in der vorderen Mitte durch Knöpfe und Knopflöcher geschlossen. Der unteren Rockpartie ist ein breiter gereihter Volant aufgesetzt, den breite Spitzeneinsätze durchqueren. Der zur Anfertigung dieses eleganten Unterkleides erforderliche Schnitt ist in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 6,75 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 29[illegible] bis 300 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37–41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unter der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Berliner Kindervolksküchen.

Von Helene Sarner.

Hungernde Kinder! Wieviel Tragödien, wieviel Schmerz, Kummer und Sorgen umschließen diese zwei Worte! Eine Welt voll Leid tut sich uns auf. Arbeitslose, arbeitsunfähige Väter, kranke Mütter ohne Ernährer, deren Kinder darben und das Aller-allernotwendigste entbehren müssen, gehören in den Großstädten leider nicht zu den Ausnahmeerscheinungen. Durch das Überfluten des Arbeitsmarktes entsteht hier zeitweise ein Brachliegen oft Tausender arbeitsfähiger Hände. Aus dieser Arbeitslosigkeit ergeben sich viele traurige Folgen, und eine von diesen sind: hungernde Kinder!

Als in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts die moderne Sozialpolitik auch mit der gewerblichen Kinderarbeit sich befaßte, entstanden auf dem Gebiete der Jugendfürsorge zahlreiche, für das Wohl der Kinder segensreich wirkende Organisationen.

Doch dem bekannten Philanthropen Hermann Abraham war es vorbehalten, eine Einrichtung in Berlin ins Leben zu rufen, die eins der größten Übel beseitigen sollte.

Er wollte die Unterernährung, den Hunger bedauernswerter, armer Kinder zur Unmöglichkeit machen. Um dieses aufs innigste zu wünschende Ziel zu erreichen, gründete Hermann Abraham unter der wohltätigen Beihilfe der Berliner Bürgerschaft einen „Verein für Kindervolksküchen".

Wir hatten wohl Volksküchen für Erwachsene und einen „Verein zur Speisung armer Kinder und Notleidender", der an notleidende Kinder Frühstück verteilte, aber die in der Schweiz, in Frankreich und England schon bekannte und geschätzte Einrichtung der Kindervolksküchen besaßen wir noch nicht.

Es ist durch Recherchen festgestellt worden, daß in vielen Tausenden Berliner Familien während der ganzen Woche kein Mittagessen gekocht werden kann, weil es an den dazu nötigen Mitteln fehlt! Das Mittagessen ist nun aber ein wichtiger, wenn nicht der wichtigste Faktor der Kinderspeisung, der die Körperentwicklung und den Kräfteaufbau der Kleinen ungemein beeinflußt; darum füllen diese Kindervolksküchen gerade in Berlin eine wichtige Lücke in den zahlreichen Wohlfahrtseinrichtungen unserer Stadt aus.

Die im Jahre 1892 eröffneten fünf Kindervolksküchen sind bald um neun weitere vermehrt worden. In vierzehn Küchen werden in Berlin während der Wintermonate täglich 4000 Kinder gespeist.

In dem Betriebe dieser vierzehn Küchen herrscht eine planmäßige Einheitlichkeit, die auch die Übersicht und die Kontrolle wesentlich erleichtert.

Die Beschaffung der Mittel und den Einkauf der Materialien hat ein Zentralvorstand übernommen. Die Aufsicht und den Betrieb in den einzelnen Küchen leitet eine Vorsteherin oder ihre Stellvertreterin. Damen aus der Gesellschaft helfen gern und freudig bei der Verteilung der Speisen und der Überwachung des Betriebes.

Eltern, die für ihre Kinder Mittagessen aus diesen Küchen erbitten, haben zunächst ein Gesuch um Speisung an den Schulrektor oder Lehrer zu richten. Die Lehrer oder Lehrerinnen übernehmen dann, nach den Beschlüssen einer Rektorenversammlung vom 20. November 1905, die Hausrecherchen nach der Bedürftigkeit.

Über die mehr oder weniger traurigen Notzustände, die sie vorfanden, und über das ganze Ergebnis der Recherche wird dem Vorstand auf ausgefüllten Fragebogen Mitteilung gemacht.

Hierauf wird dem betreffenden Kinde für eine bestimmte Zeit entweder eine Freikarte zur Benutzung einer Kindervolksküche ausgestellt, oder es erhält eine Karte, die ihm die Teilnahme an den Mahlzeiten gegen Zahlung von fünf Pfennig pro Tag gestattet.

Freispeisung erhalten nur jene Kinder, deren Eltern absolut nicht in der Lage sind, fünf Pfennig für ein Mittagessen zu zahlen.

Nur in Ausnahmefällen ist es gestattet, das Essen in die elterliche Behausung mitzugeben: bei ansteckender Krankheit oder wenn sonst irgendeine Unmöglichkeit vorliegt, die Küche zu besuchen.

Daß dann auch, wenn die Not groß ist, weitere Geschwister mitbedacht werden, sei der Vollständigkeit wegen erwähnt.

Auch die Auskunfts- und Fürsorgestelle für Lungenkranke, Kindergärten, Kinderhorte und andere wohltätige Institute bekommen, wenn sie darum nachsuchen, unentgeltliches Mittagessen.

Nach Schulschluß suchen die Kinder die Küchen auf. An langen Schultischen nimmt die Kinderschar die kräftigen und schmackhaft zubereiteten Speisen ein, und das Herz geht einem auf, wenn man beobachtet, mit welch gutem Appetit die Kleinen ihre Mahlzeit vertilgen.

Nach dem Bericht einiger Rektoren übt das Mittagessen auf die Kinder, die in einer Kindervolksküche speisen, eine äußerst wohltuende Wirkung aus. Infolge der besseren Ernährung sind sie imstande, dem Unterricht besser zu folgen, das Lernen fällt ihnen leichter, und die größeren Fortschritte, die daraus resultieren, machen Lehrern und Schülern Freude.

Der Speisezettel in den Küchen ist immer für vier Wochen der gleiche. Hier sei nur der der ersten zwei Wochen mitgeteilt:

1. Woche. Montag: Reis mit Pflaumen; Dienstag: Schoten und Mohrrüben mit Würstchen; Mittwoch: Erbsensuppe, Kohlrüben und Kartoffeln; Donnerstag: Grießsuppe, Erbsen mit Sauerkohl und Speck; Freitag: Brühkartoffeln mit Rindfleisch; Sonnabend: Haferkakao, Bohnen, sauer und süß.

2. Woche. Montag: Milchreis mit Zucker und Zimt; Dienstag: Linsen, sauer und süß mit Würstchen; Mittwoch: Haferkakao, Kohlrüben und Kartoffeln; Donnerstag: Grießsuppe, Erbsen mit Speck; Freitag: Brühgraupen mit Kartoffeln und Fleisch; Sonnabend: Schoten und Mohrrüben.

Zweimal in der Woche, Dienstags und Freitags, gibt es Fleisch. Doch auch an den anderen Tagen, an denen sie so stets nahrhafte, wohlschmeckende Gerichte erhalten, eilen die Kleinen gern und freudig in die Küchen, froh darüber, daß sie jetzt nicht mehr mit ausgehungertem Magen nach Hause zu gehen brauchen.

Einige Zahlen mögen als ein beredtes Zeugnis für die nutzbringende und segensreich wirkende Tätigkeit des Vereins dienen.

In den letzten drei Jahren verabfolgten die Küchen folgende Portionen:

1904—05	umsonst	454 323 P.	für 5 Pf.	80 418 P.
1905—06	„	453 146 „	„ 5 „	84 882 „
1906—07	„	387 599 „	„ 5 „	80 885 „

In den 14 Jahren ihres Bestehens verabfolgten sie zusammen 5 068 306 Portionen umsonst und 1 024 742 Portionen für 5 Pfennig. Da die Durchschnittskosten für das Essen pro Kind und Mahlzeit bei 125 Verpflegungstagen ungefähr $10^3/_4$ Pfennig betragen, wird man dem Verein für Kindervolksküchen seine Bewunderung für seine ungeheure Arbeitslast und Mühe nicht versagen dürfen.

Bei Recherchen, die im letzten Winter abgehalten wurden, stellte sich heraus, daß in Berlin in 3003 Familien gar nicht gekocht wurde, in 733 nur zeitweise. Notstand war entstanden durch Krankheit des Ernährers in 1118, durch Arbeitslosigkeit und zu geringen Verdienst in 1241, bei eheverlassenen und geschiedenen Frauen in 376, bei Witwen in 933 Fällen.

Daraus wird ohne viel Worte ersichtlich, wie sehr die Küchen einem bestehenden dringenden Bedürfnis entgegenkommen.

Die fundamentale Wichtigkeit einer ausreichenden Ernährung der Schuljugend wird von keiner Seite mehr unterschätzt. Trotzdem wollen wir noch Herrn Dr. Kaup, Hygieniker der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, zitieren:

„Die Vorenthaltung ausreichender Ernährung im schulpflichtigen Alter bewirkt eine Beeinträchtigung der Wachstumsenergie des Körpers und seiner Organe, die für die spätere Beurteilung der Wehrfähigkeit von entscheidender Bedeutung sein kann. Die Sicherstellung einer geeigneten und ausreichenden Ernährung ist für Säuglinge und Schulkinder von gleicher Wichtigkeit.

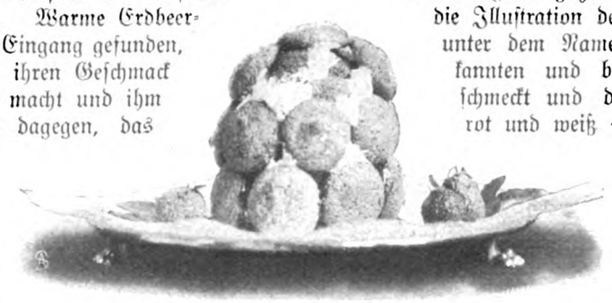
An Stelle der Gefahr einer abnormen Häufung der Todesfälle bei den Säuglingen tritt bei der Schuljugend eine dauernde Einbuße der Individualkraft durch körperliche Entartung und geistige Minderwertigkeit ein. Wie die besondere öffentliche Fürsorge für schwachsinnige Kinder rein pädagogischen und die Waldschule (Schulsanatorien) kurativ-pädagogischen Zwecken dient, so stellt die öffentliche Schulkinderspeisung als ergänzende Fürsorge, gleich den Ferienkolonien, für kurze Zeit ein zielbewußtes Hilfsmittel zur dauernden Förderung pädagogischer und national-biologischer Ziele dar."

Darum erweist sich die Speisung unterernährter Schulkinder als ein wichtiger Bestandteil der Volkswohlfahrt, und es ist das Bestreben des Vereins für Kindervolksküchen, seinen Betrieb lückenlos immer weiter auszugestalten: es soll in Berlin kein hungerndes Kind mehr geben!

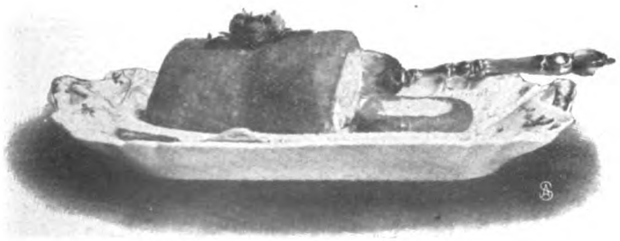
Erdbeergerichte.

Von H. v. Schrötter.

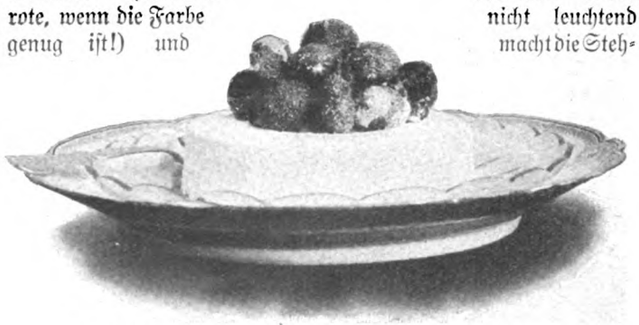
Die Erdbeere mit ihrem feinen Aroma und ihrem kühlen Fruchtfleisch ist von jeher am liebsten roh genossen worden. Ihre Kochverwendung beschränkt sich auf die Gewinnung von Saft und Marmelade oder von Kompott und auf die Konservierung für den Winter. Warme Erdbeerspeisen haben niemals Beifall und Eingang gefunden, weil die Kochhitze der Erdbeere ihren Geschmack nimmt, ihr Fleisch unansehnlich macht und ihm die Farbe entzieht. Die Kälte dagegen, das Abkühlen auf Eis, hebt ihr Aroma. Unsere heutigen Rezepte berücksichtigen daher in erster Linie die Erhaltung dieses Edelgeschmacks und trachten ihn durch die Verbindung mit anderen guten Dingen zu erhöhen, indem sie ihm die richtige Folie verschaffen. — Unsere erste Abbildung zeigt eine Erdbeercharlotte, die aus fertig käuflichen Makronen leicht selbst hergestellt werden kann. Die Makronenstücke werden durch braunen Karamelzucker miteinander verbunden — ringweise übereinander gelegt — entweder aus freier Hand oder über einer glatten Form, die später entfernt wird. Gefüllt wird die Charlotte mit einer Creme, die aus durchs Sieb getriebenen Erdbeeren, gekochtem, vanilliertem, kaltem Zucker und Schlagrahm bereitet wurde. Während diese Mischung auf Eis kühlt, gibt man halbierte, schöne Früchte darunter. Man füllt die Makronenform von der offenen Unterseite aus, setzt sie auf die Schüssel und garniert mit besonders großen Früchten. Auf unserer Abbildung ist ein Makronenteil entfernt, um die Füllung zu zeigen. — Das nächste Bild bringt die Illustration des Rezeptes zu einer in Frankreich unter dem Namen „gelée aux fraises au riz" bekannten und beliebten Speise, die ausgezeichnet schmeckt und dabei in ihren frischen Farben — rot und weiß — außerordentlich dekorativ wirkt. Zu dieser „Erdbeersulz mit Reisfüllung" braucht man ein Pfund frisch gepflückte Erdbeeren. Diese werden von Stiel und Blättchen befreit, mit einem halben Liter kaltem Zuckersirup übergossen und dann in geschlossener Porzellanterrine zwei Stunden auf Eis stehen gelassen. Ist der Zucker ganz in die Frucht eingezogen, so passiert man die Beeren durchs Haarsieb, gibt den filtrierten Saft von drei Apfelsinen und zwei Zitronen hinzu, ebenso sechzig Gramm aufgelöste Gelatine (darunter eventuell etwas rote, wenn die Farbe nicht leuchtend genug ist!) und macht die Stehprobe. Ist das Gelee steif genug, so wird eine längliche Form — am liebsten Steingut, da jedes Metall die rote Fruchtfarbe beeinträchtigen kann — damit gefüllt und diese



Erdbeercharlotte mit Makronen.



Erdbeersulz mit Reisfüllung.



Erdbeeren in gefrorenem Schneemusringe.

auf Eis gestellt. Ist das Fruchtaspik erstarrt, so höhlt man das Innere sorgfältig aus und gibt eine kalte Reisfüllung aus körniggekochtem, vanilliertem und mit etwas Schlagrahm vermischtem guten Reis hinein. Nach weiterer Eiskühlung wird die Form gestürzt, die Speise in Scheiben geschnitten und mit Monatserdbeeren garniert. Das Aspikinnere ergibt, verdünnt, die beliebte heiße Fruchtsauce, die man jetzt so gern zu allen kalten Speisen serviert.

Glas mit gefrorner Erdbeerbowle.

Die vielbegehrte und traditionelle Zusammenstellung von Erdbeeren mit Milch oder Sahne zeigt unsere Abbildung auf Seite 475 in neuer Form. Hier wurde die Sahne sehr steif geschlagen, mit Vanillezucker gewürzt und in einem sogenannten Geleering oder einer Reisrandform gefroren. Diese Erdbeeren in gefrorenem Schneemusringe bilden ein delikates Gericht, das auch auf der Festtafel Beifall findet und mit Konditorkunst konkurrieren kann. Erleichtert wird die Anfertigung des Rahmeises, wenn man sich vom Klempner zu der vorhandenen Randform einen übergreifenden Deckel arbeiten läßt, der das Vergraben der Form in Eis und Salz gestattet.

Vierländer Erdbeeren im selbstgebackenen Korbe.

Auch Vierländer Erdbeeren im selbstgebackenen Korbe geben eine Zusammenstellung, die malerisch wirkt, gut mundet und den Vorzug hat, als Tafelmittelstück verwendet werden zu können. Der „Korb" wird aus lauter einzelnen gebackenen Ringen, die aufeinandergesetzt werden, gebildet und kann in beliebiger Größe und Form gefertigt werden. Bei unserem Modell mißt er achtzehn Zentimeter in der Höhe. Zur Anfertigung der Teigringe bedarf man kreisrunder Papierscheiben — auf denen man sich die Breite des Ringes anzeigt — von verschiedenem Durchmesser. Verwendbar ist jeder Butterteig oder Blätterteig; auch sogenannter Mandelkranzteig paßt vorzüglich. Den Korbhenkel bildet ein Drahtring, der mit Laub, Blüten, Schleifen dekoriert oder auch mit Kreppapier umwunden wird; eine Kartonrunde, in den obersten Ringkranz gelegt, bildet den Korbboden und nimmt auf Laubunterlage die ausgesucht schönen Fruchtexemplare auf. Beim Servieren wird zunächst das Obst angeboten, dann der geleerte eßbare Korb, dessen Ringe — zerschnitten oder ganz — dazu genommen und verspeist werden sollen. Nach Belieben kann Schneemus daneben gereicht werden.

Amerikanische Erdbeereiscreme ist „drüben", wo die Erdbeerkultur noch verbreiteter ist als bei uns — Kalifornien ist z. B. das gelobte Land für alle Erdbeeresser — besonders beliebt. Das Gericht wird in einer versilberten oder anderen metallenen Schüssel auf Eis gestellt und in dieser Schale auch serviert. Ehe die Creme in diesen Metallbehälter kommt, wird sie erst zwanzig Minuten in zerkleinertes Eis und Salz fest eingepackt. Die Mischung besteht aus ein bis eineinviertel Pfund frischen Walderdbeeren, die mit Porzellankeule durch ein Haarsieb getrieben und mit ebensoviel klar gekochtem Zucker übergossen wurden. Die irdene Schale mit Beeren und Zucker wird nun auf Eis gestellt, mit hölzernem Löffel gerührt, sodann zehn Minuten mit dem Schneebesen geschlagen. Ist die Mischung gut gebunden, so gibt man doppelt so viel steifen Schlagrahm, als Erdbeermasse vorhanden ist, darunter, füllt die Creme in die frappierte Schüssel, läßt sie eine Stunde auf Eis stehen und garniert mit einigen zurückbehaltenen, recht roten Beeren. An Stelle des Schlagrahms kann man im Notfall auch zur Hälfte recht festen Eischnee, zur Hälfte Schlagrahm nehmen.

Erdbeerherzen.

Zu den Erdbeerherzen (siehe Abbildung auf dieser Seite unten links) braucht man einen Butter- oder Blätterteig — Blätterteig wird jetzt besonders gern in Verbindung mit Erdbeermischungen serviert, z. B. vol au vent mit Erdbeerfüllung — der in Herzform ausgestochen wird. Das Innere des Teigherzens wird leicht ausgehöhlt, der Rand mit einer Gabel gemustert. Die bräunlich gebackenen Herzen werden mit halbierten eingezuckerten Gartenerdbeeren — Monatserdbeeren passen in der Größe am besten — gefüllt und mit Rahmsternchen verziert. Diese Art Erdbeeren anzurichten ist besonders für überraschende Besuchsfälle zu empfehlen. Die Herzen, auf Vorrat gebacken, halten sich lange und sind im Augenblick zu einer hübschen Dessert- oder Teetischschüssel angeordnet.

Allerliebst als Nachtisch wie als Imbiß bei Gartengesellschaften und Nachmittagstees sind die auf dem untenstehenden Bilde veranschaulichten eßbaren Becher mit Monatserdbeeren. Die aus Hippenteig geformten zierlichen Becherchen erhalten ihre Rundung dadurch, daß der warme Teig über ein rundes Holz gezogen wird. Die aus dem gleichen Teige geschnittenen Henkel — das Mittelstück hat deren zwei — werden mit Karamelzucker angeklebt. Die eingezuckerten Erdbeeren — auf Eis kalt gestellt — werden kurz vor dem Anrichten eingefüllt. Auch als Einzelportion ist der kleine knusprige Becher mit der Obstfüllung, auf kleine Kompotteller angerichtet, sehr zu empfehlen. Er bildet als Erfrischung in Tanzpausen, als Dessert bei fliegenden Büfetten eine ebenso praktische wie hübsche Schüssel und kann ebenso wie die Erdbeerherzen im voraus hergestellt werden. Als Füllung kann auch jede Erdbeercreme aus Fruchtmark, Sahne, Eigelb, Zucker,

Amerikanische Erdbeereiscreme.

Essbare Becher mit Monatserdbeeren.

gequirlt und geeist, verwandt werden. -- Ebenfalls als Einzelportion gedacht ist das Glas mit gelierter Erdbeerbowle (siehe Abbildung auf Seite 476 oben). Jeder Erdbeerbowlenrest - der Wein muß aber von den Früchten abgegossen worden sein - ist dazu zu verwenden, ebenso jedes Rezept zu Weingelee. Während des Erkaltens des mit weißer Gelatine verbundenen Weißweins gibt man einzelne Erdbeeren in die Gläschen. Auf die erstarrte Sulz kommt eine Rahmhaube, in Ermangelung dessen ein Häufchen mit Erdbeermark vermischten Eischnees. Eine Reihe solcher Gläser mit weißer Schaumkrone, auf länglichem Gläsertablett auf wirklichem Erdbeerlaub stehend angeordnet, bildet eine einfach herzustellende, gutschmeckende und apart aussehende Dessertschüssel.

Baisermuscheln mit Erdbeerschaum.

Die Füllung der Baisermuscheln mit Erdbeerschaum besteht aus gesüßtem, mit Erdbeersaft rosa gefärbtem Eischnee, dem einzelne ganze Früchte hinzugefügt wurden. Die Baiserhälften sind bei einiger Backübung auch sehr gut im Hause selbst herzustellen -- eine dankbare Verwendung von Eiweißresten — und halten sich lange. Sind sie weich geworden, so genügt ein kurzes Erwärmen im Bratofen, um sie wieder hart und kroß zu machen. Auch zur Resterverwendung von Erdbeergerichten empfiehlt sich diese Zusammenstellung mit Baisers.

Vom Flickkorb.

Eine kleine Plauderei von Adelheid Stier.

Zu Großmutters und Urgroßmutters Zeiten spielte der Flickkorb noch eine überaus wichtige Rolle im Haushalte. Alles, was schadhaft und altersschwach war an Gewirk und Gewand, nahm er liebevoll auf, es in die Verborgenheit seiner Tiefe versenkend, wo es sich zunächst nicht vor fremden Augen zu schämen brauchte. Dann aber, wenn er nichts mehr zu fassen vermochte an schadhaftem Zeuge, stand er schwer beladen mit stillem Vorwurf da und mahnte die Hausfrau an ihre Pflicht. Und die Frau galt für eine schlechte Hausfrau, die dem Flickkorbe nicht sein Recht werden ließ!

Mit unsäglicher Geduld und Mühe wurde das fadenscheinige Leinengespinst durchzogen, und nach allen Regeln erlernter Kunst wurden Flickenfenster eingesetzt und jene verschiedenen Arten von Stopfen gemacht, die zu völliger „Unsichtbarkeit" im Gewebe verschwanden und das betreffende Kleidungsstück „wie neu" erscheinen ließen.

In diesem „Sparen und Bewahren" des Hausinventars lag zum großen Teil die Finanzkunst der Hausfrau früherer Zeiten.

Selbst gekrönte Häupter hielten sie hoch, wie das Beispiel des großen Königs zeigt, der Millionen für den Bau herrlicher Schlösser verausgabte, aber, wie die Tradition in Potsdam zu erzählen weiß, nicht litt, daß für ihn gleich neue Hemden angeschafft wurden, wenn die alten schadhaft waren. Von ihm hörte ich auch in meiner Kindheit folgende Geschichte. Er pflegte auf seinem Wege von Schloß Sanssouci in den Lustgarten häufig einen Holzhof an der Havel zu passieren, der als Wäschetrockenplatz benutzt wurde. Eines Tages erregten die dort aufgehängten Wäschestücke ganz besonders seine Aufmerksamkeit, weil sie vielfach sehr sauber und schön geflickt und gestopft waren. „Brave Hausfrau! Fleißige Frau!" sagte er, und auf die Weiber zutretend, die bei der Wäsche herumhantierten, fragte er, wem sie gehöre. Ein Lächeln zog über sein Gesicht, als ihm der Name eines Rats bei der Regierung in Potsdam genannt wurde. Und bald danach wurde dem erstaunten Beamten durch königlichen Kabinettsbefehl eine Gehaltsaufbesserung zu teil, weil er eine so tüchtige, fleißige Frau habe, wovon Seine Majestät durch Augenschein Kenntnis genommen habe.

Jene Tage sind längst vorbei. Anders ist es heute, wo die Industrie für billigen Preis neuen Ersatz bietet, und mühsames Flicken und Stopfen häufig zu nutzloser Zeitverschwendung werden würde. Aber in beschränktem Umfange behält auch heute noch in jedem gut geführten Haushalte der Flickkorb seine Rechte. Weil die Hausfrau weiß, daß billig kaufen schlecht kaufen ist, spart sie nicht an Geld bei Neuanschaffungen, und hat, wenn diese soliden Gewebe Löcher und schadhafte Stellen bekommen, daher auch nicht immer gleich Lumpen für den Kehricht, sondern Gegenstände, die des Stopfens und Flickens lohnen und selbst nach diesem oft noch länger halten als neue Schundware. Die getreue Helferin des Hauses, die flinke Nähmaschine, erleichtert überdies heutzutage die Verpflichtungen dem Flickkorbe gegenüber, so daß er uns nicht mehr als dick aufgeschwollenes Ungeheuer drohend im Traume zu erscheinen braucht.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich übrigens von einem spaßhaften Flickgenie erzählen, dessen Bekanntschaft ich einmal in Südtirol gemacht habe. Wir kamen unterhalb von Seis am Schlern in eine uralte Mühle, wo wir Urväterhausrat aller Art vorfanden. Das Seltsamste aber, was wir erblickten, war der alte Müller selbst. Er steckte in einem unbeschreiblichen Harlekinkostüm. Da sich der Alte durch unsere Bewunderung besonders geschmeichelt fühlte, so holte er noch mehr von seiner Garderobe herbei und erklärte uns deren Herstellung, die er selbst besorgte. Jedes einzelne Stück war durch sauber aufgesetzte Flicken in der Dicke verdoppelt und verdreifacht worden. Vom Vater und Großvater her stammten schon die Gegenstände, die des Enkels Fleiß immer wieder erneute. Nicht immer glücklich im Besitze des Materials, hatte er freilich nicht sonderlich Rücksicht auf die Wahl der Farben nehmen können; nur bei der Leibwäsche waltete das reine Weiß vor.

Aber diese Hemden! Schwer wie ein Brett vom Übereinandersetzen der Stoffe, die dick und dünn verwendet worden waren. Und dabei beobachtete der Alte noch ein besonderes Verfahren, das er sich eigentlich hätte patentieren lassen können. Er erzählte nämlich, daß er nach dem Flicken, das er sehr sorgsam ausführte, stets im klaren Bergwasser das geflickte Stück — gleichgültig ob leinen oder wollen — so lange wässere und wasche, bis es gehörig ineinandergefilzt war. Daß die Farbenpracht dabei manchmal auch ineinanderschwamm, diente der Wirkung des Ganzen eigentlich nur zum Vorteil. Den Höhepunkt erreichte unser Staunen aber erst, als wir auch einen geflickten Tiroler Hut und einen mit unzähligen Lederstückchen ausgebesserten -- Gürtel erblickten. — Dieser im übrigen recht wohlhabende Mann, der ein großes Besitztum sein eigen nannte, hatte nach eigener Aussage das Problem gelöst, niemals einer Neuanschaffung von Garderobe zu bedürfen und doch stets sauber und unzerrissen gekleidet zu sein. Jedenfalls war der alte Geizhals (denn Geiz war wohl sicher die Triebfeder seines Tuns) eine der originellsten Reisebekanntschaften.

Und wir gingen mit dem Gefühl aus seiner Behausung, auf diesem paradiesischen Stückchen Tirol auch sozusagen dem Paradies des — Flickkorbes begegnet zu sein!

Ratgeber für jedermann

Ratschläge für die Toilette.

Puderläppchen für Reise und Ausflüge. Ein ganz unauffälliges, nicht auftragendes und nicht stäubendes Puderläppchen für Reise, Sport und Ausflüge stellt man her, indem man ein Stückchen Waschleder — Fensterleder — im Quadrat von etwa zwölf Zentimetern von einer Seite so lange mit Puder einreibt, bis das Leder nichts mehr annimmt. Es wird nun mit der unbenutzten Seite nach außen in vier Teile zusammengefaltet und kann in dem Portemonnaie untergebracht werden, da es nicht mehr aufträgt als eins der bekannten Puderbüchelchen, vor denen aber dieses Puderläppchen den Vorzug hat, daß man seine gewohnte Sorte benutzen kann ohne den aufdringlichen Geruch der Papierblättchen. Wer mit ganz besonderem Verzierungssinn begabt ist, mag das nützliche kleine Ding noch ausschlagen oder auszacken. Der Inhalt hält wochenlang vor und gibt nicht zu viel auf einmal ab, so daß man kaum einen Spiegel nötig hat.

Garten und Blumen.

Buntblätterige Caladien. In den warmen Treibhäusern der Gärtner und in den Schaufenstern der Blumenhandlungen sieht man gelegentlich prachtvolle Blattpflanzen mit mehr oder weniger ausgeprägt pfeilförmigen Blättern von zartrosafarbiger, unbeschreiblich schöner, leuchtend roter und selbst reinweißer Färbung, andere von grüner Farbe mit weißen Flecken oder weißen Adern, dann wieder weiß-, grün- und rotgeaderte und so fort. In bezug auf Zartheit der Färbung und Anmut der Zeichnung der Blätter können diese Caladien mit den köstlichsten Blüten wetteifern, während ihre eigentlichen Blüten ganz unscheinbar sind. Sie bestehen aus einem grünlichen Blütenkolben mit grünem Hüllblatt und kennzeichnen sich dadurch als zur Familie der Aronstabgewächse gehörig, der auch die bekannte herrliche Calla angehört. Diese Caladien sind im Gebiete des Amazonenstroms heimisch und dementsprechend wärmebedürftig. Aus der fleischigen Knolle, die trocken überwintert wird, entwickeln sich im Frühling und Vorsommer die prachtvollen Blätter, deren Stiele oft gleichfalls von leuchtender Färbung sind. Man pflanzt die Knollen in leichte, mit reichlich Sand vermischte Erde, der möglichst etwas Torffasern zugesetzt werden, und pflegt sie auch zur Zeit des Hochsommers hinter den Fenstern eines nicht sonnig gelegenen Zimmers. In heißer Sonne verbrennt das Laubwerk, während seine Färbung an einem hellen, der frühen Morgensonne ausgesetzten Standort ihren Höhepunkt erreicht. Zeitig im Herbst ziehen die Pflanzen allmählich wieder ein; man gießt sie dann immer sparsamer und nimmt schließlich, wenn Blätter und Wurzeln abgetrocknet sind, die Knollen aus dem Boden, um sie völlig trocken, aber durchaus frostfrei aufzubewahren.

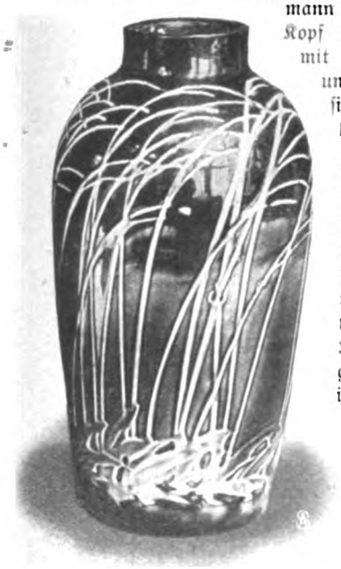
Buntblätteriges Caladium — eine farbenschöne Blattpflanze.

Neues aus Altem.

Eine schwarze Gesellschaft. Da kommen Schwarze aus dem Mohrenland, klopfen an die Kinderstube und begehren Einlaß! Ihr weißen Püppchen, rückt enger zusammen, nun gibt es eine internationale Gesellschaft am Puppentisch! Die vier Schwarzen sind unzerbrechlich, das freut das Puppenmütterchen, denn sie hat gar so viel Unglück mit den zerbrechlichen, blondlockigen Puppenkindern. Mutter hat die Negerpuppen mit den schwarzen Lockenköpfen selbst gearbeitet. Wenn die weißen und schwarzen Puppen dann zusammen ausgefahren werden, gucken alle Leute: noch mal so hell sind die Blonden neben den kohlrabenschwarzen Mohrenkindern! — Nicht wahr, ihr wollt auch solche Püppchen und Mutter soll euch welche schaffen? Also, liebe Mutter, durchsuche deinen Stopfkorb. Sicher finden sich viele schwarze Strümpfe darin in trostlosem Zustand, solche, die unausbesserlich sind. Da ist diese neueste Strumpfverwendung am Platze, denn aus abgelegten baumwollenen und wollenen Strümpfen arbeiten wir diese schwarze Puppen. Wer Lust, Zeit und viel ausrangierte Strümpfe hat — in Kinderhorten, -hospizen usw. finden die unzerbrechlichen Schwarzen auch freundliche Aufnahme! Zuerst zeichnet man mit Kreide einen Mann auf die linke Seite der Strumpflänge: Kopf, zwei Arme, Körper und Beine. Der obere, weite Teil des Strumpfes wird für den Kopf und die ausgestreckten Arme genommen. Diesen Mann nähte man den Kreidestrichen nach mit schwarzem Faden auf der Maschine. Der Puppenbalg, den man oben am Kopf ein Stück weit offengelassen hat, wird, nachdem man ihn aus-

Eine schwarze Gesellschaft.

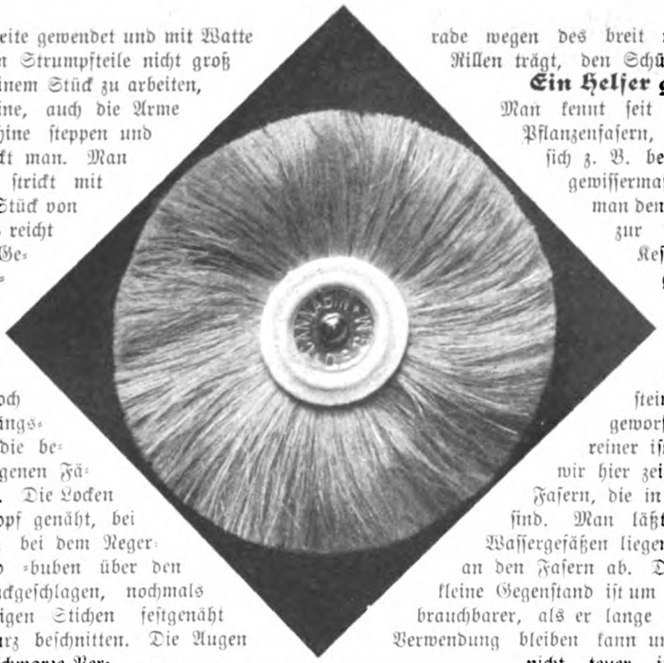
geschnitten hat, auf die andere Seite gewendet und mit Watte fest ausgestopft. Wenn die guten Strumpfteile nicht groß genug sind, den Schwarzen aus einem Stück zu arbeiten, kann man Kopf, Rumpf und Beine, auch die Arme einzeln schneiden, auf der Maschine steppen und aneinandernähen. Die Haare strickt man. Man schlägt zehn Maschen auf und strickt mit schwarzer Wolle glatt rechts ein Stück von etwa 30 Zentimetern Länge. Dies reicht für drei Puppenperücken. Das Gestrickte wird gekocht und naß gebügelt. Nun werden die Randmaschen der einen Längsseite abgeschnitten, und das Gestrickte wird, Faden um Faden, aufgezogen, so daß das Ganze nur noch an den Randmaschen der anderen Längsseite zusammenhält, gerade wie die bekannte Moosstrickerei. Die aufgezogenen Fäden geben die schönsten Negerlocken. Die Locken werden rund um den schwarzen Kopf genäht, bei der Negerin lang hängen gelassen, bei dem Negermann und -buben über den Kopf zurückgeschlagen, nochmals mit einigen Stichen festgenäht und kurz beschnitten. Die Augen sind schwarze Perlen, mit weißem Faden angenäht. Die Nase ist durch einige Stiche schwarzer Wolle markiert, der Mund mit roter Seide. Der Negermann hat gehäkelte Badehöschen aus bunten Woll- oder Baumwollresten an, das Kindchen ein knappes Hemd. Die Negerdame ist mit bunten Perlenketten und einem Röckchen von Seidenflicken fein ausgestattet. Der kleine schwarze Pudel ist ebenfalls auf eine schwarze Strumpflänge aufgezeichnet und auf der Maschine nachgenäht. Den Leib läßt man offen, stopft den Balg mit Watte aus und näht die Lücke zu. Der ganze Körper des Pudels wird mit den gleichen gestrickten Wollocken benäht wie die Negerköpfe. Zwischen den Hinterfüßen nimmt man die Locken als Schwanz zusammen, umwickelt sie mit schwarzer Wolle und läßt am Ende die Schwanzquaste lockig stehen. Der Pudel erhält nun zwei hängende Schlappohren, dann wird er manierlich zugestutzt. Er bekommt ein glänzendes schwarzes Näschen (von zwei Perlen), ebenso Augen aus schwarzen Perlen oder Stecknadelköpfen. Diese werden mit weißem Faden rund umwickelt. Mit roten Stichen in Seide ist sein Mäulchen bezeichnet. Das kleine Geschirr, an dem er geführt wird, ist mit roter Seide gehäkelt, und der schwarze Mann führt sein Hündchen an einer roten Seidenschnur.



Moderne Töpfervase.

Hauswirtschaft.

Ein neuer Deckel für runde Schüsseln. Der hübsche Nickeldeckel hat drei große Vorzüge. Erstens braucht er beim Vorlegen nicht abgenommen zu werden, da seine beiden Hälften sich mit einem Griff so ineinanderschieben lassen, daß genügend Raum für das Einführen des Vorlegelöffels entsteht. Zweitens paßt er infolge verschiedener Rillen am Rand auch auf Schüsseln, die in ihrer Größe etwas voneinander abweichen, und schließlich hält er gerade wegen des breit umschließenden Randes, der diese Rillen trägt, den Schüsselinhalt besonders lange warm.

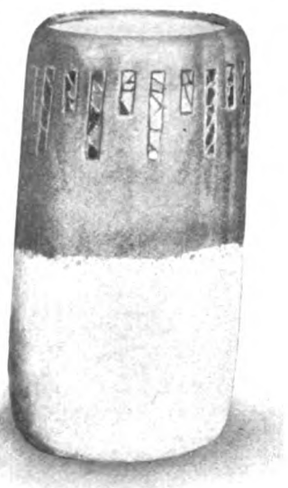


Ein Helfer gegen den bösen Kesselstein.

Ein Helfer gegen den bösen Kesselstein. Man kennt seit langem die Eigenschaft gewisser Pflanzenfasern, mineralische Niederschläge, wie sie sich z. B. beim Kochen des Wassers ergeben, gewissermaßen an sich zu ziehen. So riet man den Hausfrauen, in den letzten Jahren, zur Abhilfe gegen die unangenehme Kesselsteinbildung, kleine Stücke gut gereinigter Luffa in die Teekessel oder sonstigen Kochgefäße für Wasser zu legen, und in der Tat ist dies nicht unpraktisch. Das sozusagen „versteinerte" Stückchen wird später fortgeworfen. Noch besser, handlicher und reiner ist aber der kleine Nothelfer, den wir hier zeigen. Er besteht aus einer Runde Fasern, die in der Mitte in einen Ring gefaßt sind. Man läßt ihn ebenfalls einfach in den Wassergefäßen liegen, der Kesselstein lagert sich dann an den Fasern ab. Der kleine Gegenstand ist um so brauchbarer, als er lange in Verwendung bleiben kann und nicht teuer ist. (Zu beziehen durch Raddatz, Berlin, Leipziger Straße.)

Aus dem Kunstgewerbe.

Zwei moderne Blumenvasen. Was aus der alten, noch vor nicht allzulanger Zeit recht verachteten „Irdenware" werden kann und geworden ist, haben unsere Leserinnen aus manchem Artikel erfahren, der ihnen die Entwicklung und den ungewöhnlichen Aufschwung der modernen Töpferei vor Augen führte.



Moderne Töpfervase.

Hier zwei weitere, sehr schöne Beispiele dafür: Irdene Vasen (von Professor Max Läuger in Karlsruhe) mit ungewöhnlichen und doch unendlich diskret wirkenden Verzierungsmitteln. Das rechtsstehende Gefäß, durch die Farbe scharf in zwei Partien geschieden, zeigt in dem gerauhten dunkleren Oberteil Mosaikeinlagen, bei dem linksstehenden wurden die eigentümlichen Farbenreize der Schlackenbildung zu einer ebenso aparten wie schönen dekorativen Wirkung ausgenutzt.

Ein neuer Deckel für runde Schüsseln.

Praktische Küche.

Unreife Weintrauben. Es dürfte nicht allen Hausfrauen bekannt sein, daß unreife Weintrauben als Einmachefrucht lohnende Verwendung finden. Es müßten viele verderben, wenn sie nicht für die Küche nutzbar gemacht würden. Zu Gelee aus unreifen Weintrauben werden sie gewaschen, abgebeert und mit wenig Wasser weichgekocht. Der Saft wird ausgepreßt, filtriert, gewogen, und Zucker und Saft werden zu gleichen Teilen so lange gekocht, bis der Saft geliert.

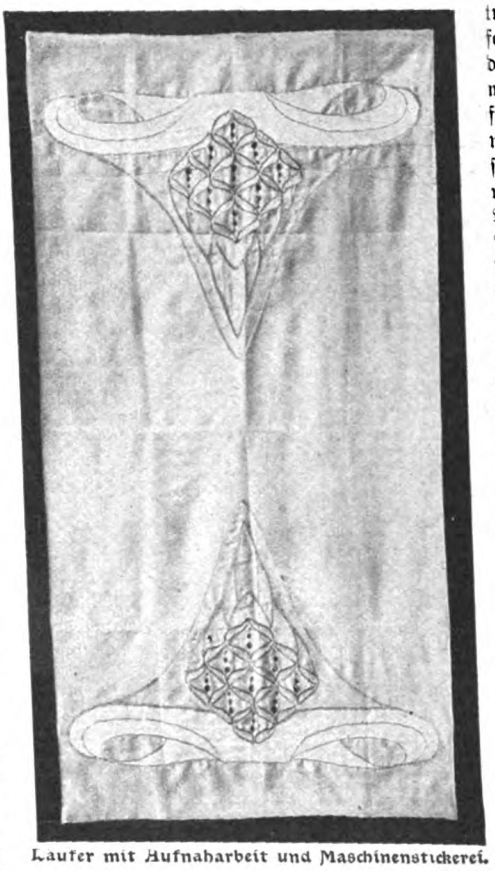
Spinatpudding. Von Spinat kann man einen prächtigen Pudding bereiten, indem man den gekochten und sehr fein gehackten Spinat salzt, pfeffert, mit in kaltem Wasser eingeweichtem und

danach fein zerrührten altbackenem Weißbrot untermengt, zwei bis drei Eidotter dazugibt, zuletzt das zu Schnee geschlagene Weiße und beliebig viel in kleine Würfel geschnittenen gekochten Schinken, wozu man sehr gut einen Schinkenrest verwenden kann. Das Ganze kommt in eine ausgestrichene und ausgestreute Puddingform und wird zwei Stunden im Wasserbade gekocht, auf eine warme Schüssel gestürzt und mit brauner Butter gereicht. Hat man reichlich Schinken untergemischt, so ist nur eine Beilage von Kartoffeln erforderlich zu einem wohlschmeckenden Mittagbrot.

Aufzuwärmende Speisen soll man tunlichst im Wasserbad erwärmen, namentlich die Ragouts und Gerichte mit Eiersaucen. Dadurch leidet der feine Geschmack nicht. Besonders gilt das auch für Fleischbrühe, die beim Aufwärmen sonst so leicht einen sauren Geschmack annimmt.

Handarbeit.

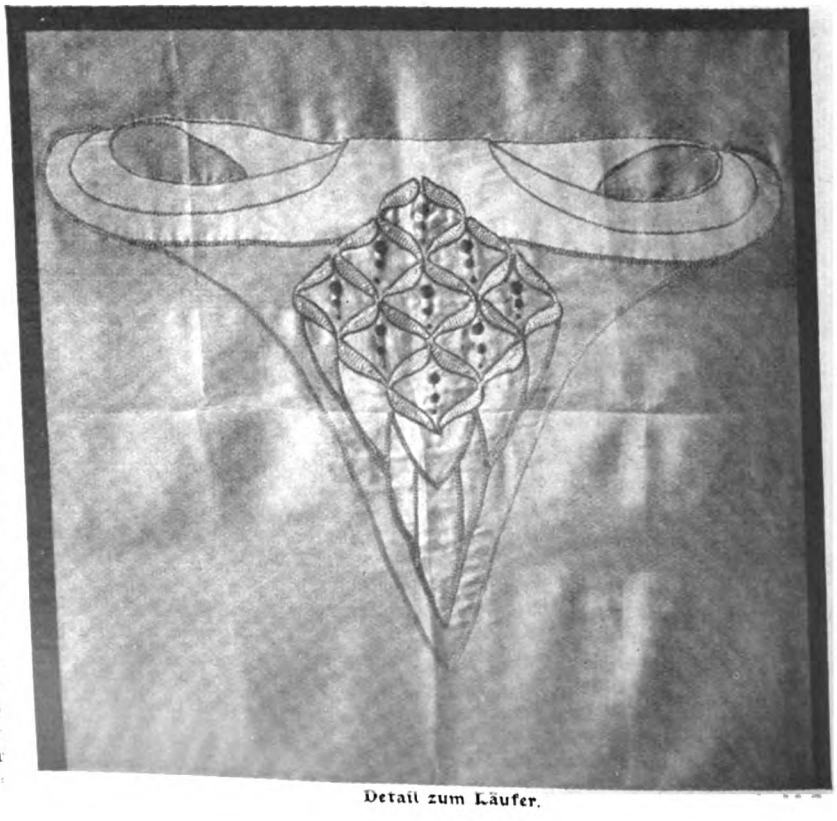
Läufer mit Aufnäharbeit und Maschinenstickerei. Das untenstehende Detail zu diesem Läufer gibt die einzelnen Linien, die sich zu dem hübschen Ornament zusammensetzen, so gut wieder, daß ihre Übertragung gewandteren Zeichnerinnen kaum schwer werden dürfte. Die kleinen Formen des Ornaments sind, wie ersichtlich, durch Maschinenstickerei in zwei Farben auszufüllen, nur der abschließenden größten Figur wird andersfarbiger Stoff aufgenäht. Die Decke kann in Seide ausgeführt werden, wirkte aber auch in Leinen sehr hübsch.



Läufer mit Aufnaharbeit und Maschinenstickerei.

Kunst im Hause.

Die tägliche Pflege des Musikinstruments, sei es nun das bescheidene Klavier oder der vornehme Flügel, ist eine Sache, die man nur sorglichen Händen überlassen darf. Verfügt die Hausfrau nur über das einfache Mädchen für alles, so wird sie sehr wohl daran tun, es selbst zu besorgen. Sehr oft findet man an Klavieren bläuliche oder selbst ganz blinde Stellen, die ein sonst gutes Instrument vollkommen unansehnlich machen. Sie rühren von gar zu derber Behandlung der Politur her, die gerade bei Klavieren außerordentlich empfindlich ist. Alles Reiben, das gewöhnlich zur Beseitigung des Übelstandes unternommen wird, verschlimmert die Sache. Das Abwischen muß mit einem ganz weichen, ausgewaschenen Tuch ohne Nähte besorgt werden, am besten eignen sich dazu alte Leinenlappen, von denen man sogar die Säume abreißt; denn jede Unebenheit macht schon Kratzer. Man gießt ein paar Tropfen Benzin oder auch Petroleum auf und wischt nun öfters, aber immer nur mit leichter Hand, nach einer Richtung die Politur blank und staubfrei; jedes feste Drücken ist vom Übel. Man pinselt dann den Staub aus den Rillen der Füße weg und wischt zuletzt die Tasten mit frischem Tuch ab. Von Zeit zu Zeit kann man die Tasten sehr sorgfältig mit einer schwachen Lösung von Wasserstoffsuperoxyd reinigen; dieses Mittel bewahrt vor dem Vergilben, doch muß jedes Eindringen von Flüssigkeit vermieden werden. Kein Klavier darf ganz dicht an der Wand stehen, ein ganz freier Standort ist am besten; die Rückwand läßt sich ja leicht dekorieren. Direkter starker Sonnenschein ist ebenso schädlich wie Zugluft und Feuchtigkeit. Motten nisten sich mit Vorliebe im Innern ein und zerstören den Filzbelag; ebenso gerne nisten auch Mäuse im Klavier. Ein öfteres Nachsehen schützt vor diesem Schaden. Verstimmte Klaviere lasse man sofort in Ordnung bringen, sowohl im Interesse der Nebenmenschen, als der Übenden, die sich sonst leicht an die falschen Töne gewöhnen. Im übrigen sei der Hausfrau angeraten, auch den Schlüssel zum Klavier gut aufzubewahren: weder Kinder noch Dienstboten verbessern es, wenn sie sich in Abwesenheit der Eltern oder der Herrschaft musikalisch amüsieren.



Detail zum Läufer.

Briefkasten.

„Hag-Idise in Wessobrunn." Hier das originelle Rezept aus dem „uralten Kochbuch"! „Meerzwiebelessig aus Meerzwiebeln, einem fremden Gewächs, das in unseren Gärten unter dem ausländischen Blumenwerk gehalten wird, bereitet man, indem man die Meerzwiebeln in einen Teig schlägt, daß sie mit dem Brot zugleich in und aus dem Backofen kommen, nimmt die Zwiebeln heraus und tut die äußeren groben Schalen hinweg, zerteilt das übrige in kleine Stücke mit den Fingern, faßt sie auf einen Faden, so das keins das andere berühre, läßt sie fünf Wochen an einem luftigen Ort abtrocknen, schneidet sie mit beinernem Messer klein, zieht viermal soviel Essig darüber und läßt es in einem wohlverwachten Glase sechs Wochen lang an der Sonne stehen. Dies ist ein bewährtes Mittel zur Erhaltung der Gesundheit. Dieser Essig zerteilt allen groben Schleim und führt die zähen Feuchtigkeiten aus, er hilft dem Magen seine Fermentation verrichten, beschützt Mund, Zunge und Hals vor allen (!) Zufällen, macht wohlriechenden Odem, schärft das Gesicht, vertreibt die Winde, bringt schöne Farbe zu Wege, vertreibt die fallende Sucht, stillt das Podagra, erweicht die Verstopfung der Leber und Milz, verwahrt vor dem Schlage, zermalmet den Stein, heilt die Gebrechen der Mutter, dient den Wassersüchtigen und Engbrüstigen und wider den eingewurzelten Husten." — Das Rezept stammt tatsächlich aus der alten Quelle wie die mehr oder minder seltsamen „Arzeney"mittel, die wir Ihnen auf Ihren Wunsch früher einmal an dieser Stelle mitteilten.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 31, 1908.

Das ist die allerschlimmste Pein
Voll zehrender Gedanken:
Dem Namen nach daheim zu sein
Und doch an Heimweh kranken.

Gertrud Triepel.

Zur Immatrikulation der Frauen in Preußen.

Von Helene Lange.

Die Immatrikulation der Frauen an den preußischen Universitäten und technischen Hochschulen scheint dicht bevorzustehen. Der Ministerialerlaß hat zwar die amtlichen Räume noch nicht verlassen, aber die Gerüchte in den Zeitungen haben doch jene bestimmte Färbung angenommen, die sie nur von dort her bekommen können.

„Die Immatrikulation an den preußischen Universitäten" — diese Fassung ist allerdings vielleicht zu sanguinisch. Wenigstens tauchte in dem Maße, als die Ankündigung sich zu größerer Gewißheit verdichtete, immer häufiger die Vermutung auf, daß die Immatrikulation in Preußen auf zwei Fakultäten — die medizinische und die philosophische — beschränkt werden würde, ein Abstrich, der allerdings die Freude über das Errungene sehr erheblich beeinträchtigen würde.

Es ist nicht nur verlockend, sondern auch, um die Bedeutung dieses Augenblicks zu ermessen, notwendig, auf die Geschichte zurückzublicken, die mit diesem Ergebnis schließt. Eine Geschichte von Kämpfen, die uns langwierig und mühsam erscheinen, die aber vielleicht in den Augen späterer Zeiten sich so ausnehmen werden, als hätten sie rasch, ja im Sturm zum Siege geführt.

Die planmäßige Agitation für die Zulassung der Frauen zu den Universitäten ist in Deutschland nun fast ein halbes Jahrhundert auf dem Wege. Zuerst galt es, unter den Frauen selbst und in der öffentlichen Meinung ein Heer zu sammeln, mit dem man dann der gesetzgebenden Körperschaft gegenübertreten konnte. Aber seit dem Jahre 1891 hatten auch Reichstag und Landtage Veranlassung, sich mit der Frage zu beschäftigen. Hier ging es nach dem Motto: chi va piano va sano; ja, man hielt sich so sehr an den ersten Teil des italienischen Sprichwortes, daß man die Erfüllung des zweiten dadurch erheblich in Frage stellte. Besonders im preußischen Landtage gab ein für allemal das Wort des Kultusministers Bosse das Tempo an: „In der ganzen Frauenfrage kann ich überhaupt nur davor warnen, sich zu überstürzen." Überstürzt hat man sich also nicht. Die ersten Abiturientinnen in Preußen, die sechs Schülerinnen der Berliner Gymnasialkurse, die 1896 die Maturität erwarben, haben ihr Universitätsstudium vollendet, ohne regelrecht zugelassen zu werden; der zweite, dritte, vierte, fünfte, sechste, siebente Jahrgang von Abiturientinnen dieser Anstalt ist durch die Universität hindurch in den Beruf gegangen, ohne in den Genuß ihres guten Rechtes gelangt zu sein. Wenigstens in Preußen. In Süddeutschland hat man die Furcht, sich „in der ganzen Frauenfrage zu überstürzen", ein wenig eher überwunden. Baden ist der einzige Staat, der sie nicht mit in das neue Jahrhundert hinüberschleppte. Im Sommersemester 1901 wurden in Freiburg und Heidelberg die ersten Studentinnen immatrikuliert, im Wintersemester 1903/04 folgte Bayern, im Sommer 1904 Württemberg.

Weshalb dauerte es in Preußen so viel länger? Das italienische Sprichwort bewährte sich augenscheinlich nicht. Nicht einmal ein Gegner des Frauenstudiums wird behaupten können, daß die Rechtlosigkeit der Studentinnen dem Frauenstudium günstig und gesund gewesen sei. Ganz im Gegenteil: gerade die Tatsache, daß an den preußischen Universitäten die ordnungsmäßig vorgebildeten Studentinnen nicht immatrikuliert, daß dagegen wahllos und lange Zeit ohne besondere Bedingungen Hörerinnen zugelassen wurden, hat eine Reihe sehr bedenklicher Mißstände hervorgerufen.

Zunächst: die rite vorgebildeten Studentinnen sind aus Preußen ausgewandert und haben solche Universitäten aufgesucht, an denen sie den Studenten gleichberechtigt waren. Wenn wir z. B. lesen, daß von den in diesem Sommersemester immatrikulierten Studentinnen an badischen Universitäten die Hälfte aus Preußen ist, so ist das ein Symptom dieser Flucht. Sie ist seitens der Studentinnen keine freiwillige, ja oft mit großen pekuniären Opfern, mit Einschränkung und Darben erkauft. Es ist nicht immer nur die Gleichberechtigung, die sie zu den süddeutschen Universitäten lockt, sondern oft die einfache Notwendigkeit. Bisher hatte in Preußen jeder Dozent das Recht, Frauen auszuschließen. Von diesem Recht wurde, zwar in abnehmendem Maße, aber doch immer noch in erheblichem Umfange Gebrauch gemacht. Und zwar vielfach gerade in den von Frauen am meisten besuchten Fakultäten, vor allem der medizinischen. Aber auch die Vorbildung für das höhere Lehramt ist den Frauen in Preußen auf diese Weise mannigfach erschwert. Der Berliner Ordinarius für germanische Philologie z. B. läßt keine Frauen zu. Und wenn die Frauen zu den Studienfächern, die sie brauchten, zugelassen waren, so konnte jede Veränderung im akademischen Lehrkörper, jede Neubesetzung eines dieser Fächer sie aufs trockene setzen. So mußte so manche Studentin, die am Heimatort, in der Pflege des Elternhauses hätte studieren können, in die Fremde ziehen, eine Notwendigkeit, die für ein Mädchen immer anders zu beurteilen ist als für einen jungen Mann, und die den Eltern oft Extraausgaben auferlegt, die gerade in den Kreisen, aus denen die studierenden Frauen stammen, recht schwer empfunden zu werden pflegen.

Aber die Nachteile, die daraus erwuchsen, daß die Frauen in Preußen nur als Hörerinnen zugelassen wurden, treffen nicht nur die einzelne Studentin, sondern das Frauenstudium, ja man kann sagen, die Universität im allgemeinen. Denn solange nicht immatrikuliert wurde, bestand zwischen ordnungsmäßig vorgebildeten und solchen Hörerinnen, die an der Universität „Liebhaberkünste" betrieben, offiziell kein Unterschied. Legion ist, besonders an großstädtischen Universitäten, die Zahl derer, die in der Einschreibeliste „allgemeine Fortbildung" als Zweck ihres Studiums angeben. Das mag im einzelnen Fall Ausdruck eines durchaus löblichen Bildungseifers sein, und den Vorlesungen schadet es ja nichts, wenn ein paar Leute im Auditorium sitzen, die kein Maturitätszeugnis in der Tasche haben. Aber im ganzen sind doch unsere Universitäten keine „allgemeinen Fortbildungsanstalten", und es tut sicher nicht gut, wenn dem weiblichen Publikum einer Vorlesung durch das

Laienelement der Stempel aufgedrückt wird. Dadurch wird weder die Stimmung der Professoren, noch die der Studenten dem Frauenstudium gegenüber sehr günstig beeinflußt. Man hat durch Verschärfung der Zulassungsbedingungen diesem Mißbrauch zu steuern versucht. Zum Teil wird er sich auch in Zukunft nicht abstellen lassen. Die Zulassung von Laien zur Universität hat eben bei den Frauen eine andere Tragweite als bei den Männern, die beruflich zu stark in Anspruch genommen sind, als daß ihre Zahl die der ordentlichen Studenten übertreffen könnte. Bei den Frauen, von denen relativ wenige berufsmäßig studieren und relativ viele Zeit haben, ihre Bildungsinteressen neben den häuslichen Pflichten zu pflegen, ist das von vornherein ganz anders.

Um so mehr muß den Studentinnen daran liegen, daß zwischen ihnen und diesem so viel zahlreicher vertretenen Laienelement eine deutliche Grenze gezogen werden kann, daß das „Frauenstudium" an den Universitäten konsolidiert und von der „allgemeinen Fortbildung" unterscheidbar wird. Dazu kann allein die Immatrikulation helfen. Sie sondert die Gruppe der Studentinnen aus den Hörern nachdrücklich aus. Die Statistiken über das Frauenstudium, die ja so oft von gegnerischer Seite ausgebeutet werden und bisher wegen der Einbeziehung der Hörerinnen so oft ein falsches und ungünstiges Bild geben, werden sich dann nur an die Immatrikulierten zu halten haben. Die Dozenten werden zu Vorlesungen von im engsten Sinne fachwissenschaftlichem Charakter und vor allem zu den wissenschaftlichen Übungen nur die immatrikulierten Frauen zulassen. Wir werden eine richtige Statistik bekommen, und das ist gar nicht zu unterschätzen. Man findet z. B. immer wieder in konservativen Zeitungen die angeblich statistisch erhärtete Behauptung, daß das Frauenstudium zurückgehe, ein Eindruck, der sich daraus erklärt, daß durch verschärfte Zulassungsbedingungen und auch ein wenig durch die Abstumpfung des Reizes der Neuheit das Hörerinnenelement zurückgeht. Oder man behauptet z. B., um zu rechtfertigen, daß den jungen Mädchen eine längere Gymnasialausbildung oktroyiert wird als die der Knaben, schon jetzt sei das Durchschnittsalter der Studentinnen höher als das der Studenten — eine Behauptung, die auch nur kontrolliert werden kann, wenn die Gruppe der hier in Betracht kommenden Studentinnen durch die Immatrikulation fest umgrenzt ist.

Warum man sich in Preußen bisher so schwer entschlossen hat, dem Frauenstudium diese unerläßlichen festen Formen zu geben? Die preußischen Ministerien arbeiten ja im allgemeinen nicht im Expreßzug-Tempo. Aber in diesem Falle trifft die Schuld wohl weniger die Regierung als die zwar zusammengeschmolzene, aber immer noch durch einige bedeutende Namen mit Autorität umkleidete Partei der Widersacher unter den Universitätslehrern. Jetzt endlich — da man doch nicht warten kann, bis auch der letzte Ritter ohne Furcht und Tadel gefallen ist — scheint ihre Zahl dezimiert genug, um über ihren Widerstand hinweggehen zu können. Eine Anzahl von Dozenten wird also zur Zulassung von Frauen gezwungen werden. Das wird den ersten Studentinnen, die nun unter dem Schutz der Regierung das Feindesland betreten, unzweifelhaft manche Schwierigkeit bringen, denn es steht zu fürchten, daß von diesen Herren einzelne unbekehrbar sind.

Man wird das in den Kauf nehmen müssen, und es hat zwar für den einzelnen unter Umständen viel, für das Ganze aber doch wenig zu sagen.

Die Hauptsache ist, daß mit der Immatrikulation — voraussichtlich, daß sie in allen Fakultäten erfolgt, und Jura und Theologie nicht ausgeschlossen werden — endlich die Bahn frei ist für einen Wettbewerb zwischen den Geschlechtern auf wissenschaftlichem Gebiete. Die Hauptsache ist, daß dieser Akt die Entwicklung besiegelt, an welche die Vorkämpferinnen der Frauensache seit einem halben Jahrhundert geglaubt, die sie im Kampf mit den größten Schwierigkeiten zu fördern sich bemüht haben.

Das gibt den Mut und die reale Grundlage zu neuen Fortschritten. Die nächste Wirkung der Immatrikulation wird der Umgestaltung der höheren Mädchenschule zugute kommen. Nun das Frauenstudium in feste Formen gebracht ist, wird auch die höhere Mädchenschule sich in ihren Zielen und, was ihr noch viel nötiger ist, in ihrer Arbeitsweise festigen. Man wird die Ernte aus dem, was sie gesät hat, nun wägen und messen können und wird ihr — um das agrarische Gleichnis beizubehalten — eine etwas intensivere Ausnutzung des kostbaren Bodens, den sie bearbeitet, zur Pflicht machen. Aber noch in anderer Form wird der höheren Mädchenschule zugute kommen, daß das Frauenstudium endlich auf eine rechtlich gesicherte Grundlage gestellt ist: zur Aufbesserung ihres Lehrkörpers. Die größte Schwierigkeit für die Erhebung der höheren Mädchenschule zu einer wirklich höheren Schule liegt heute in dem Mangel an akademischen Lehrkräften. Auch dieser Mangel ist ein Beweis gegen das Rezept: chi va piano va sano. Hätte man ein wenig früher den Weg zum Lehrberuf freigegeben und geebnet, so wäre heute gewiß ein Kontingent von akademisch gebildeten Lehrerinnen für die neuen Aufgaben der höheren Mädchenschule da. Statt dessen aber hat man erst im Winter 1906, nachdem schon seit Jahren Bewerbungen abschlägig beschieden worden waren, die erste Kandidatin zur Prüfung für das höhere Lehramt zugelassen. Bis dahin war diese Zulassung „mit den Verwaltungsgrundsätzen nicht vereinbar". Die Entwicklung der Frauenfrage aber kehrt sich eben nicht an „Verwaltungsgrundsätze", sie schafft ein Bedürfnis, das besser befriedigt werden könnte, wenn man nicht so viel Grundsätze gehabt hätte, sondern etwas mehr Fühlung für praktische Notwendigkeiten.

Sollte es sich bewahrheiten, daß die juristischen und theologischen Fakultäten bei der Erlaubnis zur Immatrikulation der Frauen ausgeschlossen werden, so könnte es wohl sein, daß auch hier das praktische Bedürfnis nach Jahrzehnten — oder schon eher — die ministerielle Vorsicht Lügen strafte. Daß wir in absehbarer Zeit keine weiblichen Pfarrer haben werden, liegt auf der Hand; ob es aber angesichts der Schwierigkeit, für die höheren Schulen Religionslehrer zu bekommen, zweckmäßig ist, das Studium der Theologie zu erschweren, ist sehr fraglich. Ganz unzweifelhaft hat aber das moderne Kulturleben schon das Bedürfnis nach juristisch gebildeten Frauen geschaffen. Selbst wer sich an die Vorstellung einer Frau als Richter, ja sogar an die eines weiblichen Rechtsanwalts nicht gewöhnen kann, wird in den immer zahlreicher werdenden Jugendgerichtshöfen einen Ort für Fraueneinfluß finden, der sich nur dann voll entfalten kann, wenn ihm juristische Bildung Sicherheit und Selbständigkeit gibt. Ganz unübersehbar ist aber das Feld der juristisch gebildeten Frau in der kommunalen und staatlichen Wohlfahrtspflege, ein Feld, das sich dauernd und rasch vergrößert, immer mehr Arbeitskräfte erfordert, sich immer mehr spezialisiert und damit den Leistungen, zu denen die Frau kraft ihrer Eigenart, ihrer Erfahrungen und besonderen Gesichtspunkte fähig ist, immer neue Aufgaben darbietet.

Im Pariser „Salon" hat man die Idee gehabt, einmal eine Ausstellung der „Zurückgewiesenen" zu veranstalten, d. s. solcher Kunstwerke, die im Lauf eines Jahrhunderts abgelehnt wurden. Es sind viele darunter, die nachher gesetzgeberisch geworden sind für das, was man heute gut oder schlecht findet. Eine solche Galerie der Zurückgewiesenen gibt es auch im Reiche der Ideen. Und vielleicht werden die Gedanken der Frauenbewegung in dieser Galerie einmal deshalb einen Ehrenplatz bekommen, weil sie erst zu den am schärfsten verurteilten und zuletzt zu den am widerspruchslosesten anerkannten gehören.

Wiener Kinderhäubchen.

Von Hermine Steffahny.

Wer in die „Wienerstadt" kommt und sich für schöne, edle Handarbeiten interessiert, darf nicht versäumen, die k. k. Kunststickereischule aufzusuchen, wenn er sich nicht einer großen Freude selbst berauben will. Mit welchem Kunstsinn hier gearbeitet wird, ist unschwer auf den ersten Blick selbst vom Laien zu erkennen — er steht bewundernd davor. Wie viel mehr aber weiß der Kunstverständige all diese Werke zu schätzen! Nur eins drängt sich jedem auf beim Anblick der mühseligen Ausführungen all dieser Kostbarkeiten — die Frage nämlich: Wie soll solche Kunst allgemein werden, wie ist es möglich, sie in weite Kreise zu bringen, so daß von dieser Stelle aus überall hin, wo die Frau mit Nadel und Faden schafft, ein Einfluß geübt werde, und daß auch da auf Geschmacksrichtungen gewirkt werden könnte, wo solche Erzeugnisse nur für mäßigere Preise von Frauen käuflich erworben werden können. Das ist durch Unterricht, nur durch die Ausbildung einzelner Kräfte schwer zu erreichen. So mußte denn ein Ausweg gesucht werden. — Und er wurde gefunden — von der leitenden Stellvertreterin der Schule selbst. Durch das Streben nach einem solchen Ziel, durch den ernsten Wunsch, vorbildlich in die Ferne wirken zu können, kam Fräulein Emilie Stiasny auf den glücklichen Gedanken, eine Zweigvereinigung zu gründen. Und so entstand vor mehr als einem halben Jahr die Wiener Produktivgenossenschaft, in der die Absolventinnen der k. k. Kunststickereischule ihr Können verwerten, und zwar an praktischen Arbeiten für den täglichen Gebrauch, die, einzeln oder zu Dutzenden angefertigt, an Interessenten versendet werden. Bei meinem Besuch dort wurden mir in liebenswürdigster Weise die ersten fertig gewordenen Modelle vorgelegt. Alle Arbeiten waren mit natürlichstem Geschmack ausgeführt, und — eine große Hauptsache: man hatte berücksichtigt, daß das einfachste Material, die einfachsten Muster und die einfachsten Techniken zu vollkommen künstlerischer Wirkung vereinigt wurden, damit so der Preis gering und die Anschaffung für jeden erschwinglich wird. Und auf den ersten Blick leuchtete mir ein, daß man hier den rechten Weg gefunden hatte, den Weg, auf dem ein vornehmer, künstlerischer Geschmack auch in das einfachste Haus getragen werden kann. Von den fertigen Gegenständen, ich nenne nur Kissen, Pompadours, Theaterschals und reizende Flechtarbeiten, erregten die schönen Kinderhäubchen mein ganz besonderes Interesse, von denen hier eine kleine Auswahl dargestellt ist. Für die meisten dieser Häubchen ist der bekannte Aida- oder Javastoff genommen, den man in verschiedenen Stärken erhält. Bei dem hier gewählten Stoff entsprechen drei Stiche einem Zentimeter, wie aus der mit Abb. 2 gegebenen Stickereiprobe zu ersehen ist. Durch die Anwendung verschiedener Sticharten, durch die verschiedenen Farbenzusammenstellungen, durch die reizvolle Verteilung von Musterflächen

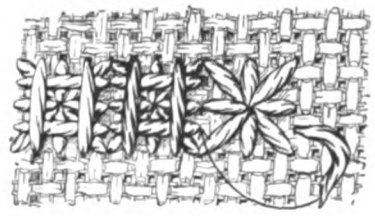


Abb. 2. Stickereidetail zu Abb. 1.

Abb. 1. Häubchen mit Rosenstichverzierung.

Abb. 4. Vorderansicht des Häubchens auf Abb. 3.

Abb. 3. Häubchen aus altdeutschem Leinen.

Abb. 5. Der Zopfstich.

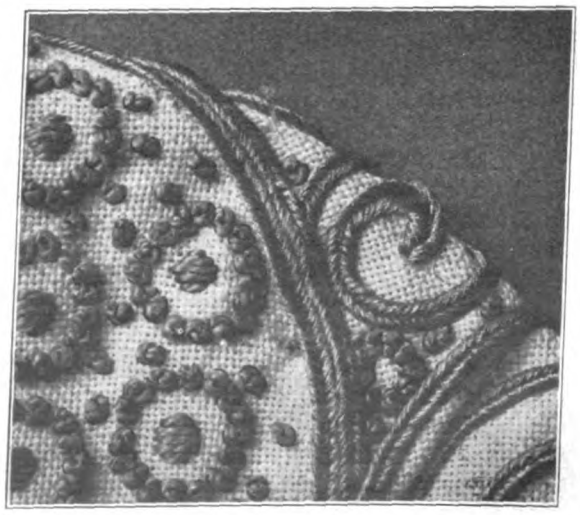


Abb. 6. Stickereidetail zu dem Häubchen auf Abb. 3 u. 4.

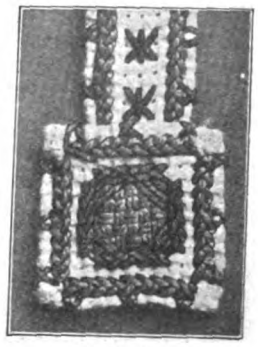


Abb. 7. Ein gesticktes Bandende.

Abb. 8. **Häubchen, rot und schwarz bestickt.**

und Linien sind so hübsche Variationen entstanden, daß man diese Modelle als mustergültig bezeichnen kann.

Abweichend im Material und in der Ausführung war das mit den Abbildungen 3 und 4 dargestellte Häubchen. Zu diesem wurde altdeutsches Leinen verwendet, und die Flächen waren durch Kreisfiguren aus kräftigen Knötchen und durch vergoldetes Soutachebändchen geziert. Abb. 6 gibt einen Stickereiteil wieder. Rote und blaue Kordonnetseide war für die Stickerei verwendet, und eine reizende Wirkung wurde dadurch erzielt, daß bei jedem einzelnen Kränzchen stets ein rotes und ein blaues Knötchen abwechselten. Alle Mitten waren mit rotem Flachstich gearbeitet. Wie dieses Häubchen war auch das mit Abb. 1 dargestellte für kleine Mädchen von fünf bis sechs Jahren gefertigt. Es ist wie die in der Folge beschriebenen Häubchen aus einem Stück geschnitten, und zwar mit einem ziemlich schmalen Bodenteil. Dieser zählte nur 22 Stich Breite bei 40 Stich Höhe, während der vordere Kopfteil bei 40 Stich Breite eine Länge von 100 Stichen hatte. Schwarze und rote Perlewolle Nummer 3 war hier zum Sticken verwendet. Die Randstreifen wie auch die das Gitterfeld abschließenden Borten waren aus Sternchenstichen (auch unter dem Namen „Rosenstich" bekannt), die in senkrechter und wagerechter Richtung noch überkreuzt wurden (Abb. 2). Sie waren wechselnd in Rot und Schwarz gestickt. Der schmale Boden wurde durch ein Börtchen aus schwarzen Stichen markiert. Rote und schwarze Perlewolle war auch für das mit Abb. 8 dargestellte Häubchen verwendet worden. Hier zählte der Bodenteil 33 Stich Breite und 36 Stich Höhe. Der durch einfachste Linienführung geschmückte Kopfteil (39 Stich breit und 105 Stich lang) wirkte ausgezeichnet zu dem völlig unbestickten Bodenteil — alle Linien waren in Rot, alle Steinchen in Schwarz gearbeitet. Dieses Häubchen war für ein größeres Mädchen bestimmt, ebenso das mit Abb. 9 dargestellte. Zu diesem ist ekrüfarbiger Aidastoff genommen, und hier ist zu der Stickerei in Schwarz und Rot noch eine Silberschnur hinzugekommen, die auf dem ekrüfarbigen Stoff als Begleitlinie der rotgespannten Fäden ausgezeichnet wirkte.

Abb. 9. **Häubchen mit Stickerei und Silberschnurverzierung.**

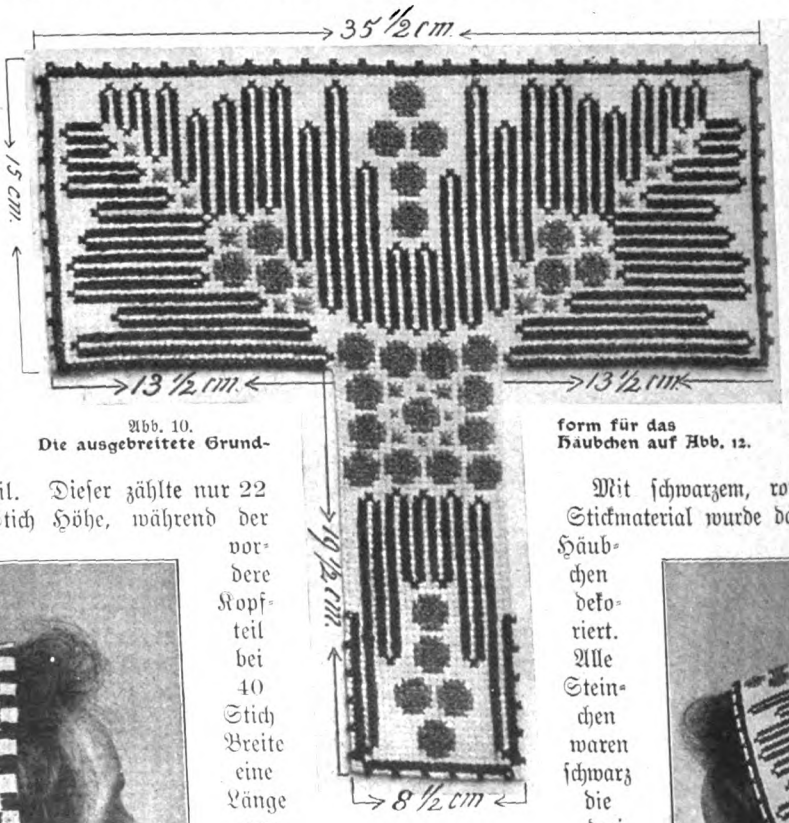


Abb. 10. **Die ausgebreitete Grundform für das Häubchen auf Abb. 12.**

Mit schwarzem, rotem und heliotropfarbigem Stickmaterial wurde das mit Abb. 11 dargestellte Häubchen dekoriert. Alle Steinchen waren schwarz die drei Rosettenformen der Eckfiguren rot und die einzelstehenden Doppelkreuzstiche heliotrop gehalten.

Einen ganz besonderen Reiz hatte das mit der Abb. 12 gegebene Häubchen durch das die ganzen Flächen deckende reizende Muster und durch den

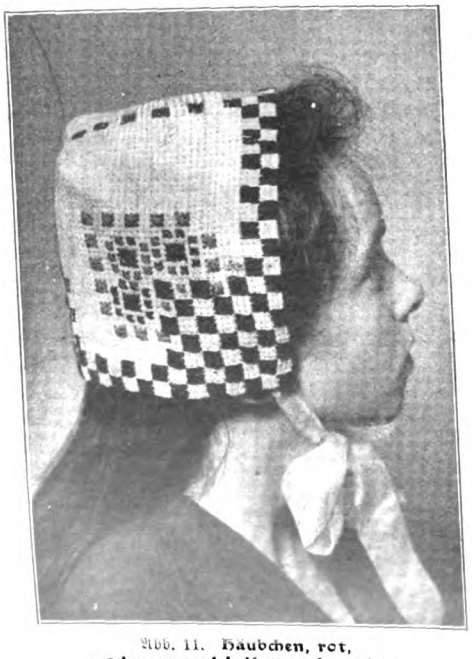


Abb. 11. **Häubchen, rot, schwarz und heliotrop bestickt.**

Abb. 12. **Häubchen mit angeschnittenem Zipfel.**

angeschnittenen, auf dem gelösten Haar liegenden Zipfel. Die ganze Linienführung ist hier schwarz gehalten, die Rosetten sind grün mit hellgelbem Mittelpunkt. Dieser ist in Stopfart ausgeführt, während für Linien und Rosetten der Zopfstich (Abb. 5) verwendet wurde. Die ausgebreitete, noch nicht zusammengelegte Form mit der fertigen Stickerei ist mit Abb. 10 dargestellt. Die nebenstehende Abbildung zeigt das fertige Häubchen zusammengelegt. Am anderen Mützchen (Abb. 11) war ein gesticktes Band zum Binden verwendet, das an den Enden mit einem ausragenden Quadrat abschloß. Mit Abb. 7 ist ein solches Ende gezeigt. Ganz nach Belieben kann man ein solches Band oder auch ein passendes farbiges Seidenband verwenden. Die Häubchen hatten Seiden- oder leichtes Satinfutter.

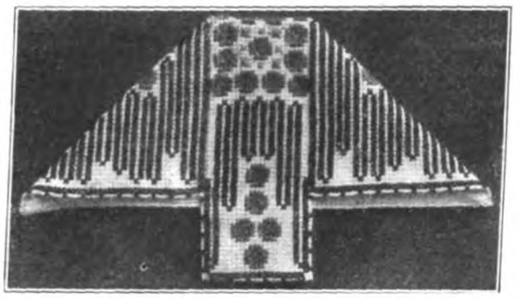


Abb. 13. Das Häubchen der Abb 12 zusammengelegt.

Bis zur Sexta.

Erinnerungen einer Mutter. Von Meta Schoepp.

III.*)

Immer war Fritz vergnügt! Am vergnügtesten aber im Walde.

Herrgott, war das schön! Da saßen wir auf einem gefällten Buchenstamm, verzehrten unsere Butterbrote und baumelten mit den Beinen. Ein heiliges Rauschen in den Kronen über uns; ein grüner Teppich das dunkle Moos; Sonnengold auf smaragdnen Blättern, und durch die Stämme hindurch blitzt des nahen Flusses zitterndes Silber.

„Wollen wir singen, Fritzchen?"

„Ach ja!"

Und wir überlegen. Fips und Lord — die mußten ja immer dabei sein — sitzen vor uns mit hängenden Zungen; irgendwo hämmert der Specht; Vögel girren und locken; und stolze Säulen sind der Buchen hohe, glatte Stämme.

„Das Lied von den Grenadieren, die aus Rußland kommen?" frage ich. Das war mal sein Lieblingslied.

„Nein, die kann ich nicht mehr leiden."

„Warum denn nicht?"

„Weil sie keine guten Papas sind. Was sollen denn nun ihre Jungen anfangen?"

Das war ein neuer Standpunkt.

„Mamas sind überhaupt viel besser wie Papas;" er biß kräftig in sein Butterbrot. „Hermann sagt" — das war sein Freund — „er mag Papas überhaupt nicht. Die hauen bloß."

„Aber deiner ist doch so gut!"

„Ja; aber hauen tut er auch."

„Und gestern hat er dir einen großen Ball geschenkt!"

„Ja; aber muß er gleich hauen?"

„Du bist gewiß sehr unartig gewesen."

„Aber wenn man das gar nicht so meint?"

Es war keine Einigung zu erzielen. Und wir überlegten weiter, was wir singen wollten.

„Von dem Nichtzusaures, Liebling."

„Ichthyosaurus heißt das Tier, Fritzchen."

„Ja, aber ich sage Nichtzusaures, Liebling, weil man sich bei dem andern nichts denken kann."

So sangen wir denn Scheffels köstliches Lied — es rauscht in den Schachtelhalmen; und die Hunde wedelten mit den Schwänzen, und Fips sang leise, ganz leise mit.

„Was aus dem armen Kinde mal werden soll," sagte eine Dame, „das weiß ich nicht! Kann man seinen Sinn nicht auf Schönes lenken?" Denn Scheffels Ballade fand sie abscheulich. Fritzchen und ich fanden sie nicht abscheulich. Denn wir nahmen sie gleichsam als Ausgangspunkt für unsere naturwissenschaftlichen Studien. (Scheffel möge mir's verzeihen.) Die Saurier hatten und haben etwas ganz Persönliches für den Jungen bekommen, und die Mammutfunde in Sibirien — und in der Mark — ich besitze aus märkischer Sandgrube einen großen Mammutzahn — erweckten Fritzens höchstes Interesse.

„Wenn nun ein Sälaps und ein Brontosaurus aufeinander loskämen, Liebling — wer würde dann stärker sein?"

„Das kann man nicht sagen; der Sälaps hatte ein stärkeres Gebiß und war gelenliger; der Brontosaurus war wuchtiger . . ."

„Aber wenn nun König Nobel gekommen wäre?"

Nie nannte er den Löwen anders; als ich zum erstenmal mit ihm in den Zoologischen Garten ging und ihn vor den Löwenkäfig führte, war der kleine Mann von der Majestät des ruhenden Tieres ganz überwältigt. Er wurde blaß, zog sein Käppchen und sagte: „Guten Tag, König Nobel."

„Damals gab's ja noch keine Löwen. Ich habe dir ja gesagt, daß die Saurier Pflanzen fraßen; aber der Löwe frißt Fleisch . . ."

„Aber wenn der Lord gekommen wäre, Liebling; der frißt auch Gemüse . . ."

„Der Lord? Aber der frißt doch auch am liebsten Fleisch . . ."

„Und Kotelettknochen; aber wenn wir wieder Kotelette haben, kriege ich auch einen."

„Ja, dann sollst du auch einen haben. Aber nun denk mal, wie klein der Lord neben so einem Brontosaurus gewesen wäre. Der hätte ihn gar nicht gesehen, der hätte ihn vielleicht tot getreten . . ."

Da wurde er aber böse.

„Unsern Lord? Dann nehme ich aber meinen Säbel und schlage den Bronto tot, und dann wollen wir mal sehen, wer stärker ist! Und wenn mein Geburtstag ist, wünsche ich mir einen Spaten; und dann fahre ich mit dir nach Rügen, und wir graben in den Kreidefelsen ein Loch, und dann holen wir uns überhaupt den Nichtzusaures . . ."

Und dann kamen die Reisepläne. Und dann kam der Herr von Rodenstein. Daß den Kommilitonen der Prachtjunker lieber ist als meinem Jungen und mir, glaube ich nicht! Und daß einer begeisterter als mein Fritz singen kann: „Raus da, raus aus dem Haus da" — bestreite ich. Bei ihm war das Lied eine Tat. Hei, wie seine Augen blitzten, wie der kleine Kerl die Fäuste ballte — wie seine Stimme durch den Wald schallte, als der Rodensteiner den Hans Schleunig, den Stabstrompeter, in der Schöppleintrinker Reih erblickt!

„Der Rodenstein in grimmem Zorn
Hub graunhaft sich empor,
Dreimal stieß er ins Jägerhorn
Und blies mit Macht den Chor:
Raus da . . ."

Und mein Herz hüpfte vor Freude. Es ist ja mein Landsmann, der Kerl mit dem unlöschbaren Durst; mein Landsmann, der in deutschen Landen den Frühling der Freiheit ahnt —

*) Siehe Heft 29 und 30 der „Welt der Frau".

„Ich reit' und reit' und such' einen Mann,
Der meinen Flamberg führen kann —"

mein Landsmann, der wie ein Frühlingssturm über die Lande braust — und in den märkischen Buchenwald jauchzen wir's, der Fritz und ich —

„Rumdiridi, Freijagd!
Hoidiridi — Freinacht!
Alter Patron,
Empfah deinen Sohn!
Hussa hallo!
Do hihaho!
Naus! naus! naus!"

Wir glühen beide vor Begeisterung. Sie lachen? Es ist vielleicht ein bißchen sonderbar. Aber was kann man einem Kinde der heutigen Zeit, einem Kind unseres blasierten Jahrhunderts Besseres und Schöneres mitgeben als Begeisterung und die Kraft zur Begeisterung! Dafür erlasse ich ihm ja all die Geschichten von bösen Stiefmüttern, von Zauberern und Feen, erlasse ihm sämtliche moderne Märchenbücher — sogar Dehmels Fitzebutze. Aber des Geiblinger Mannesmut auf der Zollernburg in Nürnberg — aber der Götz auf Jaxthausen — aber der streitbare Mönch auf der Wartburg — nun, ist das kein famoser Ersatz? — „Ich werde der Götz!" sagt der Junge, und wer ihn kennt, wird mir bezeugen, daß er sich wacker und ehrlich herumschlägt. Er kommt manchmal zerschunden und mit zerrissenen Hosen nach Hause; das ist den Rittern auch passiert. Aber feige waren sie nicht. Man kann doch nicht weglaufen. „Das verstehst du nur nicht, Liebling, weil du kein Junge bist", sagt er mir auf meine Vorwürfe.

Seinem Bett gegenüber hängt das Bild des großen Friedrich. Der ist sein Abgott. Nur einmal wurde er ihm für kurze Zeit untreu, als ich mit ihm in Dresden war und ihm da an dem Gitter der Brühlschen Terrasse des starken August Daumeneindruck zeigte.

„So stark war der?"

„Ja; und denke dir — 370 Kinder hat er gehabt!"

Er sieht mich verblüfft an und sagt fast mitleidig mit dem armen König:

„Ach — die Butterbrote!"

Aber der große Fritz ist doch ein anderer Kerl. Die vielen Kinder und der Daumeneindruck sind ja sehr interessant — aber der Preußenkönig — und der Zieten — und der Seidlitz — und der Voltaire — —

Ja, auch der gehört zu denen, die wir bewundern. Denn wer des Fritzen Freund war, muß ein großer Mensch gewesen sein, sage ich meinem Jungen. — Und dann sind wir beim großen Korsen.

Ich habe gefunden, daß der Junge am besten dadurch zu scharfem, knappem Denken angeregt wird, wenn man seiner Behauptung mit einer Begründung widerspricht. Ich erinnere mich da eines reizenden Wortwechsels.

Natürlich auf dem blauen Sofa. Er in der einen, ich in der andern Ecke; wir unterhalten uns über die großen Feldherren der Weltgeschichte: Alexander den Großen — Cäsar — Friedrich und — ja, Bonaparte.

„Mein Liebling ist der alte Fritz", sagt der Junge.

„Und meiner Napoleon."

„Aber der alte Fritz ist viel berühmter!"

„O nein, sie sind beide gleich berühmt."

„Aber der alte Fritz war doch ein König!"

„Und Napoleon wurde Kaiser!"

„Aber mein Fritz hat die Maria Theresia besiegt!"

„Und vor meinem Napoleon haben alle Könige gezittert!"

Da wird er wütend.

„Meiner ist doch mehr," sagt er mit blitzenden Augen, „der ist König geblieben; aber deiner hat gesessen!"

Und damit hatte er recht — und sein Friedrich war der beste!

Und Ostern! Welch ein wundervolles Fest! Allein dazu geschaffen, daß der gutmütige Hase sich für die gesamte Kinderwelt aufopfert.

Denn was muß er alles legen! Da gehe ich mit Fritzchen und einer kleinen Freundin in der Stadt spazieren; an allen Auslagen in den Fenstern bleiben wir stehen und bewundern die Hasenkunst. Aber plötzlich zieht mich der Junge an ein Fenster, in dessen Auslage sich ein riesiges Ei, gespickt mit den verschiedensten Nadeln, befindet. Voll Schreck und Staunen betrachten die Kinder das Wunder.

„Wie er das gelegt hat," sagt der Fritz, „muß es ihm doch recht weh gethan haben."

Köstlich, diese Osterfeste auf dem Lande! Denn wir gehen ja ganz früh in den Wald, bevor die Leute sich für die Kirche rüsten. Dann findet man die meisten. Unter Ginsterbüschen, im dicken Moos, in Grasbüscheln und Kaninchenlöchern sind sie verborgen — wundervoll gefärbt; „innen sind sie wie Hühnereier," sagt der Junge, „aber außen sind's Haseneier. Nun möchte ich nur wissen, was rauskommt: ein Hase oder ein Huhn."

Und wie wir dann entzückt über unsern reichen Fund durch die Felder nach Hause gehen, durch die grünen, lachenden Felder, über die der blaue Himmel sich wölbt und die Sonne ihr goldenes Licht ausgießt, da sitzt so ein recht behaglicher Has' und freut sich auch des Frühlings im Saatfelde.

„Osterhase! Osterhase!" schreit der Fritz begeistert, und nun mit den dicken Beinchen durch die Saat — es gibt gar kein Halten — dem Hasen nach, der sich natürlich zurückzieht. „Ich danke dir für die Eier", höre ich den kleinen Mann rufen, „und komme bald wieder!"

Und als er später seinem Freunde von dem Fabeltier erzählte, war es wie ein großer Rehbock; nur — daß es eben der Osterhase war.

Und wie der Hase war auch Knecht Ruprecht eine Selbstverständlichkeit, deren Existenz auch die besten Freunde nicht vernichten konnten.

„Solange man dran glaubt, ist er auch da", sagt er. Und darin pflichte ich ihm vollkommen bei. Aber er ist jetzt neun Jahre alt; und der brave Knecht wird nicht wiederkommen und wird nur noch in der Erinnerung leben als ein lieber, gutmütiger Freund seiner Kindheit, dem man vertrauensvoll die Hand reichte, auf dessen schweren Tritt man an den dunklen Winterabenden lauschte, dessen Spuren man am nächsten Morgen folgen konnte. Während des Dezembers wurden Abend für Abend die Stiefel oder Pantoffeln vor die Tür gestellt, und immer war Ruprecht so lieb, was hineinzulegen. Und wenn's eine einzige Pfeffernuß war, gab's doch Freude; denn — „er hat an mich gedacht, Liebling".

Wie er sich — und gewiß viele andere Kinder — für alles eine Erklärung suchte, hatte er's auch über sein Entstehen getan. Und zwar mit einer Poesie, die gewiß alles übertrifft, was ich ihm darüber je gesagt. Natürlich spielte der Storch eine große Rolle dabei. Als die Störche ihren Horst auf dem Scheunendach verließen, saßen er und ich am Graben, der von hängenden Weiden und Erlen überwölbt ist. Wir sahen den glänzenden Libellen nach, die dicht überm Wasserspiegel dahinhuschten, lauschten dem Froschkonzert und suchten aus den Stimmen die Generation und das Alter zu bestimmen, und bewunderten die Eleganz eines solchen Kerlchens, mit der es den Kopfsprung ins Wasser machte. Da flogen die Störche vorüber.

„Nun fliegen sie nach Ägypten", sagte Fritzchen.

„Ja, da werden sie im Nilschlamm Frösche und Schlangen finden, wenn bei uns alles von Eis und Schnee bedeckt ist."

„Und die Kinder, Liebling."

„Die Kinder?"

„Ja, die bringen sie doch von da mit. Ich bin auch aus Ägypten."

„Du auch, Mäuschen?"

„Ja, da ist mitten im Nil der Kinderteich. Ringsum liegen die Krokodile. Sie dürfen aber den Kindern nichts tun. Das hat ihnen der liebe Gott verboten. Sie dürfen nur zugucken. Weißt du's denn nicht mehr?"

„Ja — natürlich! Aber erzähle doch weiter, vielleicht war's bei dir anders."

„Und im Kinderteiche sitzen all die Kinder. Wenn's ihnen aber zu langweilig wird, klettern sie an ganz dicken Stielen auf die großen Blätter, die auf dem Teich liegen. Von da aus kann man nämlich ganz deutlich die Löwen und Tiger in der Wüste sehen. Natürlich sind das nur die Jungen, die da rauf können, weil die mutiger sind als die Mädchen."

„Aber was tun denn die Mädchen?"

Er lachte so recht belustigt.

„Ach, die sind schlau. Die schütteln dann so lange an den Blättern, bis die Jungen runterfallen. Und dann lachen die Krokodile, weil das so klatscht, und weil sich die Jungen nicht festhalten können. Aber manche sind stark und fallen nicht. Aber sie sind dumm, weil sie nicht aufpassen. Denn sofort kommen die Störche, wenn sie da oben sitzen, und nehmen sie und fliegen mit ihnen weg."

Ich küsse ihn. So reizend hatte ich's gar nicht mehr im Gedächtnis.

„Ja, ja — so war's . . . und da kamst du zu mir . . ."

„Ja, aber ich wollte zu dir kommen. Ich bin mit Willen raufgeklettert."

„Warum denn?"

„Ja . . . zuerst waren wir doch alle zusammen; und dann hat der Storch den Papa geholt — und dann dich — na, und allein wollte ich dann auch nicht mehr drin sitzen . . ."

„Das kann ich mir denken . . ."

„Ich habe dich auch gleich wieder erkannt, Liebling. Aber was hast du nun gesagt, wie ich so auf einmal neben dir lag?"

Ja — was soll man da sagen. Ich weiß es auch nicht, was ich ihm gesagt habe.

Dieses wunderschöne Märchen wurde durch einen Freund zerstört, als er ein Jahr in der Schule war. Dessen Schwester hatte ihr erstes Kind bekommen, und da mögen wohl in des Knaben Gegenwart die Dinge ohne Verschönerung besprochen worden sein. Fritzchen kam an jenem Tage ernst und in tiefen Gedanken nach Hause.

„Was hast du denn, Fritzchen? Warum hast du heute auf dem Wege nicht gesungen?"

„Weil ich traurig bin!"

„Du bist traurig? Warum denn?"

„Weil du mich belogen hast!"

„Aber, Fritzchen . . . wann ist denn das geschehen?"

„Ich habe gedacht, die Kinder kommen aus dem Kinderteich, und es ist nicht wahr, Hermann hat's mir gesagt."

Und er erzählte mir, was er gesagt hatte.

Da nahm ich ihn auf das liebe, blaue Sofa und küßte ihn und hielt ihn fest im Arm.

„Sieh mal, Fritzchen," sagte ich, „bis jetzt warst du mein süßes Kleines. Und wenn du mich gefragt hast: ist das so mit dem Kinderteich? habe ich ja gesagt. Wenn man so klein ist, kann man das andere noch nicht verstehen. Wenn Hermann keine Mama hat, die mit ihm so schöne Märchen erlebt, wie wir beide, ist das für ihn sehr traurig. Dann ist er auch kein richtiges Baby, und die Welt ist für ihn nur halb so schön wie für uns beide. Aber weil du nun von Hermann gehört hast, wie es in Wahrheit ist, und fragst mich, muß ich's dir schon sagen. Es ist so, wie er es dir gesagt hat. Unsere Herzen waren immer ganz eng zusammen. Darum gehören ja auch eine Mama und ihr Kind zusammen. Und wenn die Mama noch so alt ist, z. B. wie die Mama vom alten Fritz, und das Kind schon ein König geworden ist, haben sie sich doch am liebsten. Und wenn die Mama ganz fest schläft und ihr Kind, das doch nun schon ein Junge ist, ruft nach ihr, ganz leise, dann wacht die Mama auf und läuft schnell zu ihm und weiß genau, was das Kind will . . ."

Und der kleine Mann atmet tief auf und schmiegt sich an mich.

„Ja, Liebling, das habe ich auch gedacht. Und daß mir deshalb das Herz immer weh tut, wenn du wegbist."

Seitdem haben wir nie wieder über diese Frage gesprochen. Aber es war rührend, wie er eine tragende Katze pflegte und um sie besorgt war.

„Der große, graue Kater," sagte er, „der immer über den Zaun kommt, ist nämlich ihr Mann."

„Das wußte ich gar nicht!"

„Doch, Liebling; jede Katze hat ihren Kater. Das ist mal so."

Und eines Tages waren denn auch die jungen Kätzchen da im Wagenschuppen, und Fritzchen war ein rührender Pflegevater. Heimlich und öffentlich hat er Milch gestohlen und achtete darauf, daß alle gleich viel bekamen. Aber die Mutter bekam ganz besonders viel.

Durch diese Katzen kam der Junge bei einigen sehr gebildeten Damen des Ortes in Verruf, roh und unerzogen zu sein. Eine dieser Damen kam nämlich mit ihrem Töchterchen auf unsern Hof, um die jungen Kätzchen zu sehen. Auf eine ganz natürliche Frage des Kindes, woher sie denn gekommen, gibt sie nur zur Antwort: „Da sind nachts kleine Engelchen von den Sternen gekommen und haben sie der alten Katze gebracht." Der Fritz, der, die Hände auf dem Rücken, dabeistand, sieht die kluge Dame ganz verblüfft an, daß sie nicht besser Bescheid weiß, und sagt ganz ruhig: „Das ist aber bei meiner Katze anders. Die hat gejungt." — —

Es ist zu schade, daß er jetzt Sextaner geworden ist. Wie war es schön, als er sich vom Vater einen Kragen borgte, um wie ein Mann auszusehen; als seine ganze männliche Eitelkeit auf einem Paar Hosenträger beruhte; als Tante Wera Krokodil und die dicke Emma Leuchtturm war; als sein Lieblingsplätzchen Mamas Schoß war, in dem das Köpfchen ruhte, wenn wir auf dem blauen Sofa unsere Weltreisen antraten. Wie war es schön! — — —

Noch einmal.

Noch einmal hat mich im Fluge gestreift
Das Glück vergangener Zeiten;
Und ob mein Herz auch längst gereift
Und seine Torheit ganz begreift,
Fühlt's tausend Seligkeiten.

Trotz bessrer Einsicht hat's gelauscht
Der wundersamen Märe,
Hat alte Weisheit neu vertauscht
Mit süßer Torheit, sich berauscht,
Als ob es jung noch wäre.

Ein kurzer, schöner Augenblick,
Gewonnen und zerronnen!
Doch flogst du eilig auch zurück,
Ich dank dir doch, vielholdes Glück,
Den Abglanz alter Sonnen!

Adelheid Stier.

Wäsche für kleine und grössere Mädchen. (Abb. 301 bis 305.) Abb. 301 zeigt ein Mädchenhemd mit Achselschluß, die herzförmige Passe durch Stickerei verziert; mit viereckigem Ausschnitt und gleichfalls Schulterschluß ist das Hemd Abb. 302 gearbeitet und durch eine Fältchengruppe verziert; Spitze und Banddurchzug garnieren es. Sein Schnitt ist in 28, 32 und 36 Zentimetern halber Oberweite für 35 Pfennig und der des Passenhemdes in 28, 30, 32, 34 und 36 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 86 Zentimetern Breite 1,50 bis 1,75 Meter, für das Fältchenhemd 1,50 Meter. – Das kurze Höschen (Abb. 303) ist mit Seiten-

Abb. 301 bis 305. Wäsche für kleine und grössere Mädchen.
Abb. 306 bis 308. Sommerkleid für Hausmädchen, Schürze für kleine Mädchen, Knabenkittel.

schluß gearbeitet und mittels Knopflöchern an das Leibchen zu knöpfen. Die Hosenbeine werden durch einen Stickereivolant garniert. Das Nachthemd (Abb. 304), dessen Garnitur in Schweizerstickerei, besteht ist mit schräger Passe gearbeitet, an die sich die Vorderteile in Reihfalten ansetzen. Als Halsabschluß dient ein mit Stickerei umrandeter Umlegekragen, die vordere Mitte deckt eine stickereibesetzte, mit Knopflöchern versehene Patte. Der Ärmel ist blusig geschnitten, in ein Bündchen gefaßt und mit Stickerei besetzt. Der Schnitt ist in 32 und 36 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig und für das Höschen in 28, 30, 32, 34, 36, 38, 40 und 42 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preis erhältlich. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 1,50 Meter, für das Nachthemd 3,50 Meter. — Das Unterröckchen auf Abb. 305 ist aus weißem Waschstoff, die Vorderbahn ist völlig glatt gehalten, während der Rückenteil in Taillengegend eingereiht ist und durch einen aufgesteppten Gürtel abgeschlossen wird. Unter ihm fallen drei gereihte Volants hervor, deren letzter ringsum läuft und wie die anderen mit Stickerei garniert ist. Schmale Stickerei umrandet auch den Hals- und Armlochausschnitt. Der Schnitt ist in 30, 32, 34 und 36 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 2 bis 2,50 Meter.

Abb. 309. Weisse Bluse.

Sommerkleid für Hausmädchen, Schürze für kleine Mädchen, Knabenkittel. (Abb. 306 bis 308.) Abb. 306 veranschaulicht ein aus ekrüfarbenem blaugetupften Waschstoff gefertigtes Kleid. Für die futterlose Bluse werden die Vorderteile zunächst in Falten abgenäht und dann dem Schnitt entsprechend zugeschnitten; die vordere Mitte deckt eine breite Quetschfalte, unter der sich der Schluß verbirgt. Als Halsabschluß dient ein Umlegekragen. Der aus vier Bahnen bestehende Rock ist völlig glatt und ziemlich fußfrei, die hintere Bahn ist in der Mitte in zwei einander begegnende Falten geordnet. Die weiße Schürze zeigt den Latz durch blaue Einfassung verziert und den Schürzenteil in einen schneppigen Bund gefaßt. Ihr Schnitt ist zum Preise von 30 Pfennig und der des Hauskleides in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 80 Zentimetern Breite 7,20 Meter, für die Schürze 2 Meter. — Das Schürzchen für kleine Mädchen Abb. 307 war aus weißem Batist, zu dessen Garnitur dunkelblaue Batiststreifen verwendet waren. Es wird in der Taille durch einen blendenbesetzten Gürtel mit Anhängetäschchen zusammengehalten, die Schulterpartie wird durch einen breiten gereihten Volant garniert, der unter einer Doppelblende hervorfällt. Unter diesem Volant setzen sich die Schürzenteile in Reihfalten einem glatten Koller an. Der Schnitt ist in 30 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 2,25 Meter. — Praktisch erweist sich das aus hellgrauem, rotgestreiftem Leinen gefertigte Knabenkittelchen (Abb. 308), das durch ein kurzes Höschen aus dem gleichen Stoffe vervollständigt wird. Ziemlich lose und glatt gearbeitet, wird es an der rechten Seite durch eine breite rote Blende begrenzt, unter der sich der Schluß verbirgt. Ein roter, durch Spangen geleiteter Gürtel hält das Ganze in Taillengegend zusammen, das blusige Ärmelchen ist unten in ein Bündchen gefaßt. Das kurze, unten glatte Höschen ist einem Leibchen angesetzt, das im Rücken geknöpft wird. Der Schnitt ist in 28 und 30 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 80 Zentimetern Breite 2,25 Meter.

Weisse Bluse. (Abb. 309.) Die aus weißem Batist gefertigte Bluse, Abb. 309, zeigt einen passenartigen, sich plastronartig bis zum Gürtel ziehenden Teil, der mit Gipüreinsatz und Plattstichstickerei verziert ist. Die gleiche Anordnung wiederholt sich im Rücken und wird dort wie auch vorn von einer Gruppe feiner Fältchen begrenzt, die an der Seite je eine aufgesteppte Falte abschließt. Der halblange puffige Ärmel tritt unten in ein gesticktes Bündchen. Der Schnitt ist in 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 2 Meter.

Abb. 310 bis 312. Untertaille mit angesetztem Röckchen, plissierte Matinee, loses Morgenkleid.

Untertaille mit angesetztem Röckchen, plissierte Matinee, loses Morgenkleid. (Abb. 310 bis 312.) Unser mit einer Untertaille verbundenes Röckchen Abb. 310 umschließt durch seinen leicht gerundeten Schnitt ziemlich schlank die Hüfte. Wie die Untertaille aus weißem Batist gefertigt, tritt es seitlich in ganz leichten Reihfalten in den schmalen Bund, um nach unten weit und tollig auszufallen. Den unteren Rand besetzt ein gereihter, mit Spitze garnierter Volant, über dem zweimal Valenciennceinsätze sichtbar werden. Der Schluß

des Rockes befindet sich in der vorderen Mitte und ist gewissermaßen die Fortsetzung des Leibchenschlusses. Letzteres ist rund ausgeschnitten, mit Einsatz und Spitze garniert und oben durch farbigen Banddurchzug anschließend gemacht. Im Taillenschluß tritt es in Fältchen in den schmalen Rockbund. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 4 Meter. — Aus weißer Waschseide gefertigt, wird das Matineejäckchen Abb. 311 durch ein aus weißer Seidengimpe genähtes Bolero vervollständigt. Es hat fein plissierte Jackenteile, über die sich oben das eckige, vorn durch einen Schmuckknopf geschlossene Bolero legt. Der Ärmel ist glatt gehalten; nach unten wird er weiter und wird durch Gimpenbesatz abgeschlossen. Der Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 50 Zentimetern Breite 6 Meter. — Zum Morgenkleide diente mattblauer Wollbatist, dessen Ausstattung in creme Gipüreinsätzen, Spitze und Seidenband bestand. Etwas schleppend geschnitten, fällt das Kleid in weichen zwanglosen Falten herab und wird in der vorderen Mitte unsichtbar geschlossen. Seine Garnitur bildet ein spitz ausgeschnittener sehr breiter Kragen, den ein mit Spitze besetzter Volant umrandet und eine volle Bandschleife mit langen Enden vorn zusammenhält. Die Ärmel sind in ein Bündchen genommen und schließen mit breitem Volant ab. Der Schnitt ist in 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter.

Abb. 313. Elegantes Nachmittagskleid.

Abb. 314. Sommerkleid aus Wollmusselin.

Elegantes Nachmittagskleid. (Abb. 313.) Das Nachmittagskleid Abb. 313 aus weißem Seidenvoile ist mit Goldfiletgalons und Goldband verziert. Die im Rücken ebenso wie vorn gearbeitete Taille zeigt vorn einen kleinen spitzen Ausschnitt, der mit Goldband eingefaßt ist. Die vordere und Rückenmitte deckt ein faltig mit weißem Chiffon bekleideter Teil, der zu beiden Seiten von Goldgalons begrenzt wird, auf die sich je ein den Faltenteilen angeschnittenes Kläppchen legt. Die mit den Ärmeln zusammenhängenden Oberstoffteile sind in tiefe Falten abgenäht, die allmählich in den dreiviertellangen Ärmel übergehen, der nach unten zu mehr drapiert ist. Die Taille umschließt ein faltiger Goldgazegürtel, unter dem der in dichte Plisseefalten gelegte Rock hervorfällt. Aus geraden Bahnen und etwas schleppend geschnitten, sind die Falten bis unterhalb der Hüfte durch Stepperei niedergehalten, um von dort frei auszufallen. Der Schnitt ist für die Taille in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108 und 116 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter, für die Taille 2,30 Meter.

Sommerkleid aus Wollmusselin. (Abb. 314.) Unser Sommerkleid zeigt rotgrüne Palmetten auf ekrü Grund, zu dem passender Libertystoff mit grünem Seidenvorstoß die Garnitur ergibt. Die blusige Taille wird vorn wie im Rücken durch mehrere abgesteppte Falten bereichert und zeigt einen tiefen spitzen Ausschnitt, den eine weiße Spitzenpasse füllt. Sie wird von einem sich vorn und im Rücken kreuzenden Libertybesatzteil begrenzt, der zugleich um das tief ausgeschnittene Armloch läuft. Der Ärmel ist als reichlich halblange Puffe geschnitten, die unten in ein breites Bündchen tritt. Unter dem Gürtel fällt, die Hüfte schlank umschließend, der aus sieben Bahnen bestehende Rock hervor, der an jeder Naht eine Gruppe von drei Falten aufweist. Zur Erzielung der modegerechten Hüftschlankheit sind diese bis ziemlich in Kniehöhe niedergesteppt, um von dort frei auszufallen. Der Schnitt ist in 96, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und für die Taille in 40, 42, 44 und 46 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 Meter, für den Rock 4 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur Selbstverfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 301 bis 314 gegen Einsendung des Betrages (am besten per Postanweisung) von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37—41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird.

Eisgetränke.

Von H. v. Schrötter.

Wer nicht im Bannkreis eines Konditors oder eines Wiener Cafés wohnt, der wird im Sommer, wo der kühle Trank als Erquickung eine so große Rolle spielt, auf eigene Kunst angewiesen sein. Besonders alle Hausfrauen auf dem Lande werden da, selbst zaubernd, Wasser zu Eis gefrieren lassen müssen und versuchen, die delikaten Dinge, die der Speisezettel des Cafés in der Großstadt so selbstverständlich aufführt, selbst herzustellen. Wir wollen ihnen heute dabei zur Hand gehen. Denn alle die wundervollen Mischungen, die Granits und Sorbetts, die mixed drinks, die unsere Herrenwelt

nur außerhalb der eigenen vier Wände in ganzer Vollendung zu finden glaubt, lassen sich mit verhältnismäßig geringer Mühe auch zu Hause bereiten. Die nachfolgend im einzelnen erläuterten Eisgetränke bilden bei sommerlicher Geselligkeit beliebte und dankbare Erfrischungen, und die gastliche Wirtin, die sich in ihrer Mischung übt, hat den Erfolg in der Hand, weil sie etwas gibt, was andere selten können. Bedingung für alle Eisgetränke ist Roheis von tadelloser Reinheit. Am besten ist garantiert keimfreies Kunsteis. Dieses läßt sich, in reinwollene Tücher verpackt, im Eiskeller, wie er sich auf dem Lande vielfach im Garten vorfindet, auf dem übrigen Roheis monatelang erhalten. In der Stadt ist Eis aus destilliertem Wasser in Apotheken und Mineralwasserhandlungen auch in kleinen Quantitäten zu haben. Eine zweite Bedingung für das „Bekommen" der Eisgetränke ist, daß man sie in nicht zu großer Menge serviert und Gelegenheit gibt — durch die Beigabe von einem Paar sauberer Strohhalme und eines Löffels — sie in kleinen Schlucken zu genießen. Auch sollte man nie verfehlen, kleines trockenes Backwerk, im Notfall einen Kake oder Biskuit, dazu zu reichen. Niemals dürfen Eisgetränke bei leerem Magen genossen werden! Das ist ein Leichtsinn, der sich schwer rächt. Mit der nötigen Vorsicht genossen, stellen die Eisgetränke aber ein hervorragendes Erquickungsmittel — auch in der Krankenstube — dar. Die dritte Bedingung für viele der nachfolgenden Rezepte ist das Vorhandensein eines moussierenden Mineralwassers, eines natürlichen Tafelwassers oder der künstlichen, kurz Siphon genannten Mineralwasser.

Sherry-Cobbler: In ein Limonadenglas — fußlos und hoch — gibt man zur Hälfte Sherry, hierauf ein Likörglas Curaçao, ein paar Tropfen Zitronensaft und nach Geschmack vanillierten Läuterzucker. (Es ist praktisch, sich letzteren im Vorrat zu bereiten und auf Flaschen zu ziehen, da er schneller süßt und bei allen gefrorenen Speisen empfehlenswerter ist als Puder- oder Stückzucker.) Nun legt man einen flachen Eßlöffel zierlicher Eisstückchen in die Mischung und füllt — im Moment des Servierens — mit Selterwasser auf. Will man den Trank „gebunden", d. h gut vermischt, so wird er vor dem Zugießen des Mineralwassers so oft aus einem Glas in das andere hin und her gegossen, bis sich die Ingredienzien verbunden haben. Eine andere, weniger Sherry verlangende Art Sherry-Cobbler zu bereiten, besteht in folgendem: In eine Sektschale oder in ein hohes Spitzglas legt man einen Teelöffel Zucker und feingeklopftes Eis, gießt ein Likörglas Sherry darüber, gibt eingezuckerte Saisonfrucht darauf, füllt mit Eiscreme auf und garniert mit Gelee.

Da bei allen sogenannten „Americandrinks" der Alkohol die Wirkung der Kälte aufheben und das Eis die Wirkung des Weins schwächen soll, so ist eine anhaltende Durcheinandermischung Hauptsache. Whisky-Cobbler wird ebenfalls in fußlosem Glasbecher (Bierglas!) serviert. Er besteht aus einem Likörglas Whisky, einem Weinglas Ananassaft, Zitronensaft nach Geschmack und Mineralwasser. Will man, was oft geschieht, hierbei das Roheis fortlassen, so hat man das Glas vorher gut zu eisen. Die berühmte Eiscreme-Soda der Amerikaner wird in flachen Glas- oder Nickelschalen serviert und besteht aus nichts anderem als aus Vanilleeis, das in der Hauseismaschine oder in einer in Eis vergrabenen Konservendose bereitet wurde und mit Arrak besprengt, geschmeidig gerührt und mit Siphon aufgespritzt wird. Cocktail bedarf ein wenig mehr Zutaten: In ein Wasserglas kommt ein kleines Glas Wermut — dieses in Italien bereiteten bittersüßen Weines bedienen sich besonders die Franzosen gern — etwas Maraschino, Läuterzucker nach Geschmack, abgeriebene Zitronenschale und Mineralwasser. Das Sorbetto der Italiener ist Fruchtsaft mit Wasser, der in der Eistrommel halb gefroren wurde und dann in Bechern angerichtet wird. Der Scherbett der Orientalen heißt wörtlich „Durstlöscher" und ist eine Mischung von kalten Säften und geeistem Wasser. Im südlichen Europa und in Frankreich verwendet man zum Scherbett mit Vorliebe den Saft der Granatäpfel. Alle unter dem Namen „Granit" aufgeführten Kühltränke enthalten mehr Frucht als Wasser oder Alkohol. Sie sind weniger flüssig, werden aus Schalen mit hohem Fuß oder von Eistellerchen mit dem Löffel genossen. Ein besonders aparter Granit ist Bananengranit aus Bananenscheiben, die so lange eingezuckert stehen müssen, bis sich reichlich Saft bildet. Saft und das passierte Fruchtmark werden mit Zitronensaft gewürzt, mit Läuterzucker gesüßt, halbgefroren und alsdann mit etwas Mineralwasser zur Creme verrührt. Erdbeergranit: Eine Sektschale wird mit Erdbeereis zur Hälfte gefüllt, mit frischen entsteinten halben Pfirsichen belegt und mit Maraschino besprengt. Ein vorzüglicher Pfirsichgranit, der auch ein Dessert bilden kann, wird aus durchs Sieb getriebenen Pfirsichen, Zitroneneis, Läuterzucker und etwas Sekt hergestellt. Zu allen Granits sind Reste von Gefrorenem gut zu verwenden. Der „Lemonjuice" der Engländer ist nichts anderes als eine gute Zitronenlimonade, nur besteht hierbei der Unterschied, daß der Saft von zwei Zitronen in gesüßtes, geeistes Wasser gegeben wird statt wie bei uns so oft in gewöhnliches Wasser, dem erst der Gast Süße und Kühlung — Eisstücke — zusetzen muß.

Eisschokolade und Eiskaffee sind weit und breit bekannt. Wenn wir sie doch streifen, so geschieht es, weil sie so oft mit Unkenntnis bereitet werden. Für Eisschokolade genügt es nicht, einen Löffel Vanilleeis in einen mehr oder weniger süßen Kakao zu geben und ebensowenig für Eiskaffee, Vanilleeis mit Kaffee aufzufüllen. Jede Mischung muß für sich mit guter Sahne vermischt oder mit Eigelb abgerührt sein und alsdann durchfrieren. Ein paar Löffel Schlagrahm, vor dem Anrichten gut daruntergerührt, verbessern den Geschmack sehr. Eine Schlagrahmhaube auf das hohe Becherglas ist Bedingung beim Anrichten.

Einen sehr aparten Kühltrank bereitet man von kleinen Nüssen, die abgebrüht, sehr feingestoßen werden, und mit etwas Wasser befeuchtet, eine Weile stehen müssen, dann, mit reichlich Wasser vermischt, durch ein nasses Saftuch geschüttet werden und mit Zitronensaft und Läuterzucker gewürzt werden. In ähnlicher Weise läßt sich auch aus den süßen öligen Pistazienkernen ein Kühltrank von Pistazien herstellen, nur rechnet man hier auf ein viertel Pfund abgebrühte Kerne ein achtel Pfund Gurken- und Melonenkerne, stößt beides zusammen im Mörser und treibt die mit Wasser angefeuchtete Masse durch ein Haarsieb, ehe man sie mit Zucker und Zitrone würzt und mit Wasser verdünnt.

Amüsante Wissenschaft.

Von Hans Dominik.

„Ich habe neulich ein amerikanisches Buch gelesen," begann heute abend Fritz, „es hieß: ‚Aus dem Tagebuche eines bösen Buben'. Am besten hat mir dabei doch die Stelle gefallen, an welcher der böse Bube auf kurze Zeit den Apotheker vertritt. Die alte Sabine kommt in die Apotheke und will ein englisches Brausepulver haben. Der schlechte Junge macht die beiden Päckchen in zwei getrennten Gläsern mit Wasser an, die alte Sabine trinkt die Gläser hintereinander und geht dann ähnlich in die Luft wie eine Montgolfiere."

„Das ist in der Tat ein recht schlechter Scherz", entgegnete darauf der Vater. „Die beiden Teile müssen natürlich bei ihrer Vermischung gewaltige Kohlensäuremengen entwickeln und den Magen nicht schlecht aufpumpen. Ich will euch diese Entwicklung vorführen, aber ich will nicht euren schwachen

Magen, sondern eine starkwandige Champagnerflasche dazu nehmen, die wohl einen Druck von 30 Atmosphären aushält, bevor sie etwa platzt. Ich habe nun hier die Flasche, hier den Kork und hier die beiden Pakete des englischen Brausepulvers. Das eine dieser Pulver enthält, wie ihr am Geschmack merken werdet, nur doppeltkohlensaures Natron, das andere pulverisierte Weinsteinsäure. Ich schütte nun das Natron in die Flasche und gieße so viel Wasser darüber, daß die Flasche etwa zum vierten Teil gefüllt ist und das Pulver sich völlig löst. Die Weinsteinsäure schütte ich dagegen in ein dünnes Löschpapier, falte dieses zu einer Art von Beutel zusammen, binde den Beutel an einen Faden und befestige ihn an den Kopf einer Stecknadel, die ich in die untere Pfropfenfläche stoße. Nun drücke ich den Pfropfen in den Flaschenhals. Die Länge des Fadens habe ich dabei derartig bemessen, daß der Löschpapierbeutel dicht über der Flüssigkeit hängt, aber diese nicht berührt, solange die Flasche aufrecht steht. So, jetzt ist die Kanone zum Abfeuern fertig. Sobald ich die Flasche neige, wird ja das Wasser die ganze untere Seite bedecken und der Löschpapierbeutel im Wasser liegen. Dieses wird an die Weinsteinsäure kommen, und die Gasentwicklung wird beginnen. Vorher aber wollen wir der Sicherheit halber eine Serviette um die Flasche wickeln, damit wir nicht durch Splitter verletzt werden, wenn sie etwa platzt. Ihr Hals ist gegen jene Tür gerichtet, an der kaum etwas zu verderben ist. Es siedet und braust in der Flasche . . ."

Ein pistolenschußartiger Knall unterbrach die Rede des Vaters. Der Pfropfen war aus dem Flaschenhalse geflogen und gegen die Tür geprallt, um dann zu Boden zu fallen.

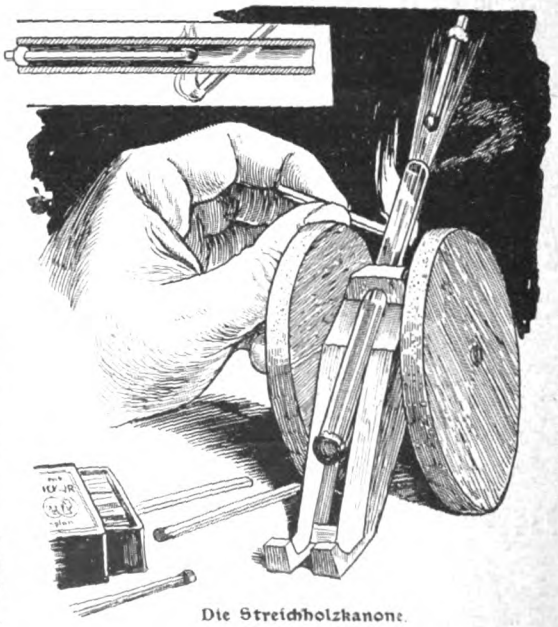
„In der Tat eine richtige Kanone," rief Fritz, „aber ich finde, die Betriebskosten sind etwas teuer, der Schuß kostet uns ein gutes englisches Brausepulver."

„Nun, was will das sagen", meinte der Vater. „Ein Schuß aus den großen 32-Zentimeter-Geschützen kostet etwa 10000 Mark. Dagegen arbeiten wir noch verhältnismäßig billig."

„Aber ich kann es noch billiger machen", mischte sich jetzt Kurt ins Gespräch. „Ich werde euch meine berühmte Streichholzkanone vorführen."

Mit diesen Worten ging er an seinen Schrank und brachte eine kleine Kanone zum Vorschein, deren Lafette und Räder aus Korken, deren Rohr dagegen aus Glas bestand.

„Diese Kanone ist mein Patent", begann er jetzt. „Das Rohr ist das Überbleibsel von dem Knierohr unseres Inhalationsapparates. Das ist einmal in zwei Teile zerbrochen, und das größere Stück der Röhre von etwa 3 Millimetern lichter Weite habe ich zum Kanonenlauf umgewandelt. Das untere Ende, an dem sich die Spitze befand, ist durch einen hermetischen Siegellackpfropfen verschlossen. Nun will ich die Kanone laden. Die ganze Patrone besteht aus einem Streichholz, dessen Kopf gerade in das Rohr hineingeht. Auf das andere Ende des Streichholzes setze ich ein Wachskügelchen, das ich leicht gegen die Rohrmündung drücke. Jetzt ist die Kanone geladen, und nun kommt das Abfeuern. Ich zünde dies zweite Streichholz an und halte es mit der Flamme an der Stelle unter die Röhre, an der sich im Innern des Rohres der Streichholzkopf befindet."



Die Streichholzkanone.

So sprach Kurt. In der Tat sah man jetzt eine Flamme in der Röhre selbst, die sie einen Augenblick völlig erfüllte. Ein kräftiger Knall ertönte, und die Wachskugel samt dem anhaftenden Streichholz schoß aus der Röhre heraus, um etwa sechs Meter davon entfernt niederzufallen.

„Der Schuß ist jedenfalls sehr viel billiger", meinte jetzt Kurt. „Er kostet mich zwei Streichhölzer im Gesamtwerte von etwa einem dreißigstel Pfennig."

„Vielleicht bietest du Krupp die Kanone zum Kauf an", entgegnete der Vater. „Ich aber möchte euch jetzt etwas anderes zeigen. Ich habe hier einen der gewöhnlichen Kinderballons, wie man sie für 20 Pfennig allenthalben zu kaufen bekommt. Ich möchte euch einmal einige Schwierigkeiten der praktischen Aeronautik klarmachen. Wie ihr seht, ist dieser Ballon noch neu und sehr kräftig. Er steigt sofort bis zur Decke und trägt dabei eine Schnur, die bis zum Fußboden reicht und dort noch zum guten Teil aufliegt. Ich schneide nun die Schnur bis auf anderthalb Meter Länge ab und beginne in sie Streichhölzer einzuknoten. Ich habe jetzt fünf Streichhölzer eingeknotet, und der Ballon will immer noch nach oben. Ich knote jetzt ein sechstes ein, und ihr seht, er fällt ganz langsam nach unten, bis seine Schnur den Erdboden berührt. Ich breche von dem untersten Streichholz etwa einen Zentimeter fort, und der Ballon bleibt immer noch unten. Ich schneide noch einen Zentimeter ab, und jetzt beginnt er ganz langsam zu steigen. Ihr seht, er geht bis zur Decke und scharrt nun an dieser entlang durch das ganze Zimmer. Ich will aber freie Luftschiffahrt treiben, und so muß ich meinem Ballon wieder etwas Last geben. Ich habe hier feines Konzeptpapier, davon wiegen 20 doppelte Aktenbogen 200 Gramm, der doppelte Bogen in einer Größe von 33×42 Zentimetern oder 1386 Quadratzentimetern wiegt also zehn Gramm. Ein Quadratzentimeter dieses Papieres wird ziemlich genau sieben Milligramm wiegen, und wenn wir uns Streifen von einem Zentimeter Länge und anderthalb Millimetern Breite schneiden, so werden wir ziemlich genaue Milligrammgewichte besitzen. Jetzt werden wir unseren schönen Flüchtling wieder holen und auf das unterste Streichholz einen Quadratzentimeter dieses Schreibpapiers klemmen. Ihr seht, er beginnt darauf langsam zu fallen. Ich schneide etwa ein Milligramm von den Papierstückchen ab. Der Ballon fällt kaum noch merklich. Ich schneide noch etwa ein halbes Milligramm weg, und jetzt ist es erreicht. Mein Ballon ist wirklich ein Aerostat geworden, er steht frei in der Luft und geht weder zur Decke noch zum Fußboden! Ihr seht, wie er jetzt langsam durch das Zimmer marschiert."

Der Schuss aus der Flasche

„Demnach kann ja dieser Ballon in alle Ewigkeit hier im Zimmer schweben!" meinten die Knaben.

„Da irrt ihr euch ganz gründlich", entgegnete ihnen der Vater. „Unaufhörlich entweicht aus dem Ballon Wasserstoff nach außen und dringt Luft nach innen ein, denn gegenüber diesen kleinsten Teilchen ist die Gummihülle des Ballons porös. In spätestens zehn Minuten wird der Ballon mit seiner Schnur wieder auf die Erde aufstoßen, und wir werden wieder ein Milligramm von unserem Papier abschneiden müssen, um ihn zum freien Fliegen zu bringen. Solche Ballons

sind kurzlebige Dinger. Ihr seht, schon jetzt hat er sich stark gesenkt und wird bald die Erde berühren. Ihr werdet jetzt ermessen können, wie schwer es für den Aeronauten ist, seinen großen Ballon dauernd in der gleichen Höhenlage zu erhalten. Wenn auch nicht um Milligramme, so doch immer um Kilogramme handelt es sich dabei. Dazu kommt noch die Gaserwärmung, die dem Ballon, sobald er z. B. von den Sonnenstrahlen getroffen wird, unliebsamen Auftrieb verleiht. Ich will euch das auch an unserem kleinen Aerostaten zeigen. Hier in unserem Eßzimmer ist es ziemlich warm, und auch das Gas im Ballon besitzt diese Zimmerwärme. Das Balkonzimmer ist dagegen infolge seiner Lage einige Grad kälter. Ich nehme den Ballon jetzt an der Schnur und führe ihn in dies Zimmer. Ihr seht, er bleibt vorläufig völlig in der Schwebe. Es kommt dies daher, weil das eingeschlossene Wasserstoffgas sich anders verhält als das Gas in einem unten offenen Ballon. Jetzt aber beginnt die kältere Luft zu wirken. Das Wasserstoffgas zieht sich ein wenig zusammen, und der Ballon stößt hier schwer auf. Wir müssen beinahe fünf Milligramm fortnehmen, um ihn wieder zum freien Schweben zu bringen. Nun wollen wir unseren Ballon einem letzten wissenschaftlichen Versuch opfern. Er befindet sich jetzt ganz hinten in diesem Zimmer, und ich öffne jetzt das Fenster. Ihr seht, er beginnt sich langsam in Bewegung zu setzen und immer schneller auf das Fenster hinzumarschieren. Ihr meint, er würde nicht hinauskommen, weil er höher steht als der obere Fensterrand. Nun, ihr werdet ja sehen." In demselben Augenblicke tauchte der Ballon stark nach unten, ging sehr schnell durch das Fenster und begann dann in der freien Luft weiter zu treiben.

Der freischwebende Luftballon.

„Nun sind zwei Dinge möglich", fuhr der Vater fort. „Da die Abendluft draußen ja noch kälter ist, kann es sein, daß die Gasabkühlung den Ballon noch hier auf dem Platze vor unserem Hause zum Sinken bringt, und dann können wir ihn uns wiederholen. Es kann aber auch sein, daß er durch irgendeine Zufälligkeit, z. B. eine vertikale Luftströmung, einen starken Auftrieb nach oben bekommt, und dann wird er steigen und immer weiter steigen, bis er in einer Höhe von einigen hundert oder tausend Metern platzt."

Während dieser Gespräche sahen sie, wie der Ballon gegen eine gegenüberliegende Hauswand stieß und dann an dieser langsam zu Boden fiel.

„Hurra, wir kriegen unseren Ballon wieder," riefen Kurt und Fritz, „wir haben Glück gehabt", und sie eilten aus dem Hause, um ihn zu holen. Als sie zurückkamen, hielt der Vater bereits einen anderen Ballon in der Hand, der, vor etwa drei Tagen gekauft, schon weich und faltig geworden war und auch ohne Schnur nicht mehr frei schwebte, sondern ganz langsam zu Boden fiel.

„Ich will euch an diesem Ballonwrack noch etwas zeigen", meinte der Vater in die Küche voranschreitend. „In dieser Ofenröhre hier herrschen wenigstens 60 Grad Wärme." Er öffnete die Röhre und schob den Ballon hinein.

„In etwa fünf Minuten", fuhr er fort, „werden wir diesen schlappen Ballon schön prall und auf etwa 60 Grad erwärmt steigen lassen können." Man öffnete die Ofenröhre, und in der Tat zeigte der Ballon jetzt wieder eine pralle Rundung.

„Nun schnell fort damit, ehe er wieder kalt wird", rief der Vater, und sie warfen ihn zum Fenster hinaus. Schnurgerade stieg er in die Höhe, bis er schließlich nur noch als ein Pünktchen erschien.

„Eigentlich müßte er doch nun wieder kalt geworden sein und zur Erde fallen", meinte Kurt, — „aber uneigentlich nicht", entgegnete der Vater. „Ohne die Erwärmung wäre unser Ballon überhaupt nicht mehr gestiegen, da er bereits um eine ganz geringe Kleinigkeit schwerer war als die umgebende Luft. Durch die Erwärmung haben wir ihm noch einmal kräftigen Auftrieb gegeben, und er ist damit in höhere Regionen gekommen, in denen der Luftdruck geringer war. Während nun die Wärme allmählich entwich, hat sich infolge des geringen Druckes doch das Gas im Ballininnern stark gebläht, und nun konnte verschiedenes passieren. Es konnte bereits so viel Wasserstoffgas entwichen sein, daß der Ballon nach dem Entweichen der Wärme doch wieder zu Fall kam. Es konnte aber noch so viel Wasserstoff vorhanden sein, daß bei einer geringen Dehnung des Ballons das Ganze wieder leichter als Luft wurde. Das scheint hier der Fall gewesen zu sein. Der Ballon ist bereits unseren Blicken entschwunden. Er wird wahrscheinlich, bevor er platzt, eine sehr erhebliche Höhe von mehreren Kilometern erreichen und dann entweder platzen oder aber, da er hier doch schon dicht an der Grenze des Gleichgewichtes war, infolge weiteren Gasverlustes zum Fallen kommen und viele hundert Kilometer von hier entfernt landen."

„Ich habe eine Idee", rief jetzt Fritz. „Wir haben ja noch den anderen Ballon, den wir wiederbekommen haben. Den wollen wir mit einer Postkarte fliegen lassen. Ich schreibe hier diese Postkarte an unsere Adresse, in der der Finder gebeten wird, auf der Karte zu vermerken, wo er sie gefunden hat und sie dann in den nächsten Postkasten zu werfen. Nun wollen wir die Karte an den Ballon binden und diesen dann so ausbalancieren, daß er nur ganz, ganz langsam steigt. Er darf in der Sekunde nur wenige Zentimeter in die Höhe gehen, dann gebraucht er bis zur Erreichung einer Höhe von 2000 Metern annähernd sechs Stunden, und wenn er dann platzt und herunterfällt, kann er weit genug gekommen sein."

„Gewiß", erwiderte der Vater. „Wenn er in einen strammen Wind von 100 Kilometern pro Stunde gerät, kann er 600 Kilometer weit abtreiben und bei diesem Nordwestwind etwa in Böhmen herunterkommen."

„Der Versuch ist schließlich nicht teuer", meinte Fritz, während sie den Ballon losließen, „was meint ihr aber, was für ein Prachtstück diese Postkarte in meiner Sammlung sein wird, wenn sie wirklich mit der Post aus Böhmen an uns zurückkommt!"

„Vergeßt dann aber auch nicht, das Strafporto in eure Rechnungen einzusetzen," entgegnete der Vater, „und wenn ihr den Versuch wiederholt, so nehmt künftig eine Weltpostkarte und schreibt auch eure Wünsche in drei Sprachen darauf."

„Unser Ballon scheint mit gutem Winde zu segeln", rief jetzt Fritz. „Er ist noch gar nicht sehr hoch, aber doch schon recht weit ab. Wenn wir unsere Karte nur aus den böhmischen Wäldern zurückbekommen!" — Zur Beruhigung der Leser sei bemerkt, daß sie sie wiederbekamen und nicht einmal Strafporto zu zahlen brauchten, weil der Finder über die deutsche eine österreichische Marke geklebt hatte.

Ratgeber für Jedermann.

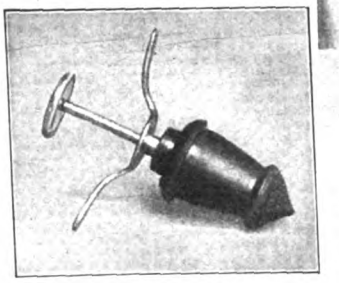
Hauswirtschaft.

Neue Flaschenpfropfen. Der Flaschenpfropfen auf den beiden oberen Bildern eignet sich nicht nur für Weinflaschen, sondern auch ganz besonders für Flaschen mit Fruchtsäften, die ja bekanntlich bei Luftzutritt leicht in Gärung übergehen. Der Gummipfropfen wird durch leichten Druck auf den Knopf in der Mitte völlig luftdicht an die Flaschenwand gepreßt. — Die Vorzüge des darunter dargestellten Pfropfens sind aus der Abbildung ohne weiteres erkennbar. Die Flasche braucht hier beim Einschenken niemals aufgekorkt zu werden, da die Flüssigkeit durch das den Kork durchbohrende Ausflußrohr läuft. Vor Luft und Staub schützt sie das Nickeldeckelchen an dessen schnabelförmig erweitertem oberen Ende. Dieser Pfropfen wird in erster Linie bei Flaschen mit Likör am Platze sein, von dem ja immer nur eine relativ kleine Menge auf einmal eingegossen zu werden braucht, und dessen Aroma bei andersartigem Verschluß durch das häufige Entkorken zu leiden pflegt.

Sport.

Das Beziehen der Lenkstangengriffe mit Leder, dem man vielleicht noch eine ganz dünne Lage Watte untergeschoben hat, ist eine so verhältnismäßig kleine Mühe, daß sich ihr jede Radlerin unterziehen sollte, die auf tadellose Hände und Handschuhe hält. Denn beide leiden so weit weniger. Die Bezüge fertigt man am besten aus den guten Stücken alter Wildlederhandschuhe. Seit wir die Mode der langen Handschuhe besitzen, ist dieses Material ja fast in jedem Haushalt reichlich vorhanden.

Sport und Teintpflege sind zwei Dinge, die sich nicht sehr gut zu vertragen scheinen. Der Rad-, Tennis- und ganz besonders auch der Wassersport brennen ihren Jüngerinnen gar zu deutliche Stempel auf. Doch ist mit einiger Vorsicht wenigstens jenes gefürchtete rote und fleckige Verbrennen zu vermeiden, nach dem die Haut schmerzt und brennt und in Fetzen abgeht. Es kommt dies hauptsächlich bei stark schwitzendem Gesichte vor; jedes Tröpfchen wirkt da im kleinen wie ein Brennglas, das die verderblichen Strahlen auf die empfindliche Stelle durchstrahlen läßt. Das Gesicht ist deswegen öfters mit weichem Tuch abzuwischen und darf weder im Seebade, noch bei Bootfahrten naß der Sonne ausgesetzt sein. Tritt Brennen und Röte ein, so darf überhaupt kein Wasser an die Haut; statt der Waschung mit Wasser soll man nur dann eine Abreibung mit reinem Cold-cream vornehmen, das eine mildernde Wirkung hat. Nachfolgendes Einpudern mit reinem Reispuder kühlt sehr, während ein sofortiges Waschen auch den Rest verdirbt, noch mehr brennt und eine rissige, trockene, rauhe Haut verursacht. Bei starker Wasserstrahlung trage man keine Blusen mit durchbrochenem Sattel, will man das Muster nicht mit photographischer Treue auf Hals und Nacken eingebrannt haben. Die schönen, von Winterhalter verewigten Damen des Hofstaates der Kaiserin Eugenie wandten bei dem ländlichen Aufenthalt in Fontainebleau ein Teintmittel an, das aus dem Schnee eines Eies, etwas Zitronensaft und ganz wenig Salz bestand. Im allgemeinen ist ja eine gleichmäßig bräunliche Färbung der Haut als „Badeschminke" sehr beliebt; will man indes zu Festlichkeiten den Teint wieder etwas zarter zu lichten Farben stimmen, so gibt man etwas Benzoetinktur in Wasser, bis es das Aussehen von Milch hat, und wäscht sich öfters damit. Benzoe wird besonders im Orient wegen seiner bleichenden Wirkung geschätzt; man merkt sie augenblicklich. Doch darf das Mittel nicht gar zu lange hintereinander angewendet werden, da die Poren sonst erschlaffen. Im übrigen ist eine kräftige, klare, nicht durch scharfe Seifen spröde oder fettig gewordene Haut immer schön, auch oder gerade wenn sie braun ist. Pickel rühren von mangelhafter Verdauung her oder von einer Vorliebe für sehr scharfe und pikante Sachen, wie Käse, Pickles und Ähnliches. Mitesser kommen am häufigsten bei jungen Mädchen mit großporiger Haut vor; sie sind durch Waschungen mit ganz neutraler Seife, z. B. Kinderseife, und Abtupfen mit spirituösen Lösungen, z. B. Eau de Cologne, zu bekämpfen, schwinden aber gewöhnlich, ebenso wie Pickel, bei Sportausübungen in freier Luft und Licht. Das beliebte Glyzerin, das den Grundbestandteil so vieler Schönheitsmittel bildet, eignet sich durchaus nicht für jede Haut; erscheint die Haut nach dem Gebrauch irgendeines glyzerinhaltenden Präparates grau oder glänzend, so ist sofort von dem Gebrauch abzusehen. Es entzieht der Haut Wasser und macht sie dadurch fettarm und von sprödem blanken Aussehen. Leider ist jetzt auch reines, echtes Cold-cream, das aus Wachs, Walrat und Rosenwasser besteht, sehr selten geworden. Es ist das idealste Mittel zur Teintpflege und allen glyzerinvermischten Nachahmungen vorzuziehen.



Flaschenpfropfen, luftdicht an die Flaschenwand schliessend.

Für die Einsiedezeit.

Die Verwendung des Honigs beim Einkochen. Wir haben in einem ausführlichen Artikel bereits auf die Verwendbarkeit des Honigs in der Küche hingewiesen. An dieser Stelle sollen einige Spezialrezepte folgen, die unseren Leserinnen in der Einsiedezeit besonders willkommen sein mögen. — **Einmachen von Birnen.** Die Birnen werden dünn abgeschält und je nach der Größe ganz oder einmal durchgeschnitten und mit Wasser aufgekocht, so daß sie etwas weich werden; dann legt man sie auf ein Tuch, bis sie vollkommen abgetrocknet sind. Hierauf tut man Honig in ein irdenes Gefäß, läßt ihn über Feuer siedend heiß werden, deckt ihn mit einem feuchten Tuche zu, bis er erkaltet ist, legt die Birnen in ein Glas, gießt den Honig darüber und läßt beides in einer Kasserolle mit Wasser noch einmal aufkochen. Hat man kein luftdicht verschließbares Glas, so verdeckt man die Öffnung nach dem Erkalten erst mit einem mit Rum getränkten Papier und bindet dann Schweinsblase oder Pergamentpapier darüber. Die Birnen halten sich Jahre hindurch. Hat man Holzessig bei der Hand, so ist es zweckmäßig, hiervon auf einen Liter Honig zwei Eßlöffel beizufügen. Ebenso verfährt man mit Pflaumen und Stachelbeeren. — **Einmachen von Pfirsichen und Aprikosen.** Diese Früchte werden in der Gelbreife in zwei Hälften geschnitten, glatt abgeschält und in kochendes Wasser gelegt. Man läßt sie einmal aufziehen, worauf man sie in kaltem Wasser ab-

Korkpfropfen, von einem Ausflussröhrchen durchbohrt.

kühlt und dann auf einem leinenen Tuche, das über ein Sieb gebreitet ist, abtrocknen läßt. Nun koche man auf ein Kilo Frucht dreiviertel Kilo Honig, lege die Früchte Stück für Stück behutsam hinein und lasse sie kurze Zeit ziehen, daß sie nicht zerfallen. Alsdann schäume man den Honig ab, lege die Früchte in noch heißem Zustand in Gläser mit luftdichtem Verschluß, gieße den Honig darüber und schließe sie sofort.

Blumenpflege.

Englische Pelargonien. Pelargonien sind von jeher Lieblinge der Blumenfreunde. Man teilt sie nach Wuchs und Blüte in verschiedene Klassen ein. In bezug auf Größe der einzelnen Blumen und der ganzen Blumendolden sowie auf ihre prächtigen Zeichnungen stehen die sogenannten „englischen Pelargonien" mit den in der Neuzeit bedeutend vervollkommneten Sorten an der Spitze der Gattung. Man nennt sie englische, weil sie aus ihrer Heimat, dem Kap der Guten Hoffnung, in den echten, aber unschönen Arten zunächst nach England gelangten. Zu ihrer heutigen Vollkommenheit haben sie aber unsere deutschen Züchter gebracht; aus den ursprünglich hoch und spillerig wachsenden Arten mit kleinen, nur spärlich entwickelten Blüten sind die heutigen, gedrungen wachsenden, riesigblumigen und vollblütigen Gartensorten entstanden, wie eine solche unsere Abbildung zeigt. Ursprünglich blühten diese Pelargonien nur einmal im Vorsommer; die vollkommneren, neueren Sorten sind aber unermüdliche Blüher, die ihre Blumen bis zum Eintritt des Winters entfalten. Im Gegensatz zu anderen Pelargonien lieben diese nicht allzusonnigen Standort; sie geben voller Morgensonne den Vorzug. Von hohem Werte sind sie zur Bepflanzung von Beeten in geschützten Lagen. Sie verlangen im Sommer reichliche Bewässerung und ein lockeres, durchlässiges Erdreich. Die Vermehrung erfolgt im August durch Stecklinge, die aus gut ausgereiften Triebspitzen geschnitten, in Töpfe gesteckt und am Zimmerfenster in voller Sonne zur Bewurzelung gebracht werden. Auch alte Pflanzen lassen sich in kühler, frostfreier Stube bei sehr mäßiger Bewässerung überwintern. — Da es nicht allzuviele Blumenarten gibt, die einen so reichen und prächtigen Flor bei verhältnismäßig geringen Ansprüchen an Wartung entwickeln, kann die Anpflanzung englischer Pelargonien als dekorativer Pflanzen ganz besonders empfohlen werden.

Englische Pelargonien.

Ratschläge für die Toilette.

Reinigung von Echarpen. Die jetzt so modernen Echarpen in leichter Seide, Seidenkrepp oder Gaze reinigt man am besten in einem Benzinbade, dem man bei zarten Farben etwas Salz zusetzt. Sind die Stoffe ziemlich schmutzig, so kann man halb Benzin halb Spiritus nehmen, gibt es in eine tiefe Schüssel und legt die Sachen direkt hinein. Seide und Gaze strecken sich nach dem Benzinbade von selbst wieder glatt, man spannt sie dann auf einem sauber bezogenen Plättbrett auf und reibt mit weichem Leinentuch vorsichtig nach dem Striche. Zuletzt kann man mit halbwarmem Eisen noch von der linken Seite leicht nachplätten, es wird aber, wenn die Echarpen nicht sehr zerknittert waren, kaum notwendig sein. Im allgemeinen bleibt Seide viel schöner, wenn sie nicht viel mit dem Plätteisen in Berührung kommt. Das Benzin kann durch ein Leinentuch gegossen und wieder benutzt werden, deshalb braucht man nicht gar zu sparsam damit zu sein. Das Salz frischt die Farben wieder auf, muß aber völlig gelöst sein, man verwendet deshalb am besten pulverförmiges Tafelsalz.

Stoffhandschuhe haltbarer zu machen. Immer noch bevorzugt die Mode die kurzen, nur bis an den Ellbogen reichenden Ärmel, sie werden sogar fast ausschließlich getragen und sind auch für Damen, deren Arme nicht zu häßlich sind, sehr kleidsam. Nun wird diese hübsche Mode dadurch aber recht teuer, daß die kurzen Ärmel lange Handschuhe erfordern. Lederhandschuhe sind teuer und lassen sich meist recht schlecht und kostspielig reinigen, so daß man auch der größeren Leichtigkeit wegen zu hellen Sommertoiletten Stoffhandschuhe aus Seide, Leinengarn oder Baumwolle trägt. Sie haben den großen Vorzug, sich sehr einfach und schnell reinigen zu lassen, dagegen den großen Nachteil, daß sie sehr schnell zerreißen und dann an den Fingerspitzen die gefürchteten „Rosenknöspchen" sehen lassen. Mit kleiner Mühe können sich sparsame Damen indessen auch diese Handschuhe sehr lange konservieren, indem in die Fingerspitzen der neuen Handschuhe von der linken Seite her kleine Käppchen von Leder eingenäht werden. Man verwendet dazu am besten nicht mehr tragbare Waschlederhandschuhe und wird erstaunt sein, wie lange man auf diese Weise auch gewirkte Handschuhe tragen kann.

Seidene Blusen und Röcke hänge man niemals über Kleiderbügel mit harten Ecken. Die Seide wird heutzutage so leicht brüchig, daß sogar das Holz schaden kann. Für feine Kleider überziehe man deshalb rohe Holzbügel mit altem weißen Zeug und polstere die Ecken ein wenig durch Unterstopfen mit Watte. Dadurch wird auch bei den eleganten, engen Röcken ein Durchdrücken aus der Fasson vermieden.

Kunst im Haus.

„Reigen", Bronzegruppe von P. Pöppelmann. Schon das liebliche Motiv der sich im Reigen drehenden feinen jungen Gestalten wird an diesem reizenden Werke den Beschauer leicht für sich einnehmen. Aber darüber hinaus wird er sich an der Sicherheit freuen dürfen, mit der dieses Bewegungsmotiv durchgeführt ist. Unter der weich modellierten Oberfläche glaubt man förmlich die Willensimpulse zur Bewegung durch diese schlanklinigen Glieder rinnen zu sehen, denen die zarten Gewänder folgen, flatternd und schmiegsam, ohne daß diese notwendigen Eigenschaften eines Tänzerinnengewandes irgendwie zu übertriebener oder unbegründeter Ornamentbildung mißbraucht würden. Die reizende, frohe Bewegtheit der Kontur läßt die Gruppe auch dekorativ sehr wirksam erscheinen, und dies, zusammen mit ihrem künstlerischen Wert, dürfte sie zu einem besonders schönen Gelegenheitsgeschenk machen. (Bezugsquelle für Abgüsse: Gladenbeck, Berlin, Leipziger Straße 111).

„Reigen".

Neues aus Altem.

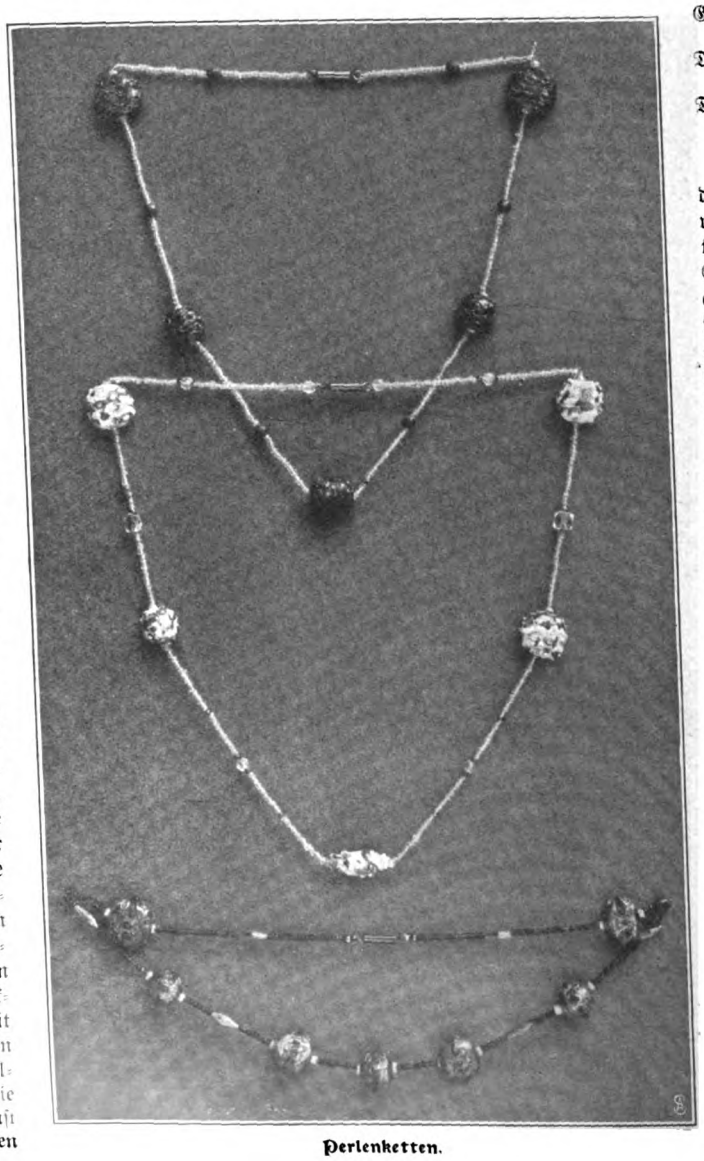
Knebelarbeiten: Pfefferbehälter und Eierbecher. Wie man auch die scheinbar wertlosen und unbrauchbaren Paketknebel und Garnröllchen mit etwas Geschicklichkeit und Geschmack zu den verschiedenartigsten kleinen Gegenständen verarbeiten kann, haben wir schon gelegentlich gezeigt und bringen hier ein hübsches neues Beispiel dafür. Als Handwerkszeug dienen dazu: Laubsäge, Drillbohrer, Rundschnitzeisen, Messer, Sandpapier und eine Ösenzange zum Biegen der Gelenkösen, mit denen die Arme an die Körper der Figuren befestigt werden. — Zu der russischen Bäuerin, die als „Pfefferweibchen" dienen soll, sind ein ganzes Röllchen (der Oberkörper mit Schale), die beiden Enden eines zweiten (das Kleid), zwei halbe Paketknebel (die Arme), und drei Sechstel (die Füße) nötig. Der Löffel in der Hand ist aus einem ganzen Knebel geschnitzt. Die einzelnen Teile der Röllchen sind wie bei der folgenden Figur alle auf einen Knebel geleimt. Durch die Füße gehen kleine Schrauben, die bei Verwendung von Fischleim auch durch Zigarrennägel ersetzt werden können. Die Gelenke sind kleine Drahtstifte, an die man nach Abkneifen des Kopfes vermittels einer sogenannten Rund- und Ösenzange kleine Ösen gebogen hat. — Ebenso wie der Pfefferbehälter ist der Eierbecher hergestellt. Er wird oben mit dem Rundeisen ausgehöhlt, wobei aber wohl darauf zu achten ist, daß eine genügend tiefe Höhlung zur sicheren Aufnahme des Eies geschaffen wird. Die Anzahl der Röllchen und Knebel ist die gleiche wie beim Pfefferbehälter.

„Pfefferweibchen" aus Garnrollen und Paketknebeln.

Eierbecher als Gegenstück zum „Pfefferweibchen" — aus dem gleichen Material.

Schmuck.

Venezianische Perlenketten. Die modernen Kunstgewerbler entwerfen und fertigen so häufig Schmuck an, der mit Halbedelsteinen oder nur mit wertlosen, aber schönen, bunten Perlen besetzt ist, die modernen Gewänder werden jetzt so häufig mit Perlen und Steinen benäht, daß es von hier bis zu dem Modernwerden der alten Perlenketten, wie sie besonders von der venezianischen Glasindustrie hergestellt werden, nur einen Schritt bedeutet. Das Publikum, geschult durch jene modernen Entwürfe, hat einsehen gelernt, daß solche Perlenketten nach altem Muster schön sein können, trotzdem sie keinen nennenswerten Wert repräsentieren. Diese venezianischen Perlenketten wirken außerordentlich durch ihre schönen Farben und durch ihre geschmackvollen Zusammenstellungen mit einzelnen größeren geschnitzten oder sonstwie im Nationalgeschmack verzierten Perlen. Die eigentümliche alte Geheimkunst der Venezianer, ihren Glasperlen Glanz und Schönheit zu verleihen, ist überdies kann von einer Glasindustrie irgendeines anderen Landes bis jetzt erreicht worden.



Perlenketten.

Bücher für Frauen.

Ricarda Huch, Neue Gedichte. (Leipzig, Insel-Verlag.) Trotz der feierlichen Schwere der Form, trotz der getragenen Leidenschaftlichkeit einer Sprache, die einer im Tiefsten erregten Künstlerseele selbstverständlich, ruhigeren oder kleineren Herzen aber bald überschwenglich, bald gar zu marmorn gemeißelt erscheinen mag, lebt in diesen Gedichten ein Etwas, das tönendem Widerklang in Frauenherzen begegnen muß. Denn wer von uns jemals durch die dunklen Straßen der Sehnsucht glitt, hoffnungsleer oder auch mit dem armen Schimmer eines sehr fernen Glückszieles in der geängstigten Seele, der kann fühlen, was hier geschah. Hier ward das märchenseltene Wunder wahr, hier steht ein Weib, ein Mensch, der weiß: Ich bin am Ziel!

„Wie nachts ein Segel steuernd heimatwärts
Der Leuchte zu, die schweren Nebel spaltet
Und so gelenkt sich in den Hafen rettet,
Ging ich getrost, den Blick an dich gekettet,
Die Hände gläubig auf der Brust gefaltet,
Durch Flut und Dunkel an dein strahlend' Herz." — —

Mag man immerhin fühlen, daß Ricarda Huchs epische Kraft von ihrer lyrischen nicht übertroffen werden kann: alle Schauer reifer Erfüllung singen aus diesen romanesken Versen — Erfüllung, deren Vorgeschichte das verirrte Suchen eines langen Lebens gewesen ist. Und wie zum wiegenden Tanz aller ganz reifen Saat schon ferner Sensen Gesurr den Takt zu geben scheint, so klingt auch hier in den Jubelsang von des Lebens schenkender Fülle die dunkle Note: Tod. Aber auch er wird in diesem unbeirrbaren Siegeslied nur zum Ruheziel aller Ziele, Wunschstiller und ewigem Wiedervereiniger. Ein Friedhof ist, auf dem sind die Zwei, denen dieses Buch gehört, einmal „vor junger Liebe trunken" in alten Zeiten umhergewandert. Nun sind sie da, „von langer Irrfahrt zurück" und suchen

„. . der Väter Kreuz auf eingesunkenen Stätten,
Still in vergangener Wonne, künftigem Glück."

Und das Buch, das so voll ist von seliglautem Triumphe, verklingt in tiefem, tiefem Beruhigtsein:

„Hier werden wir, wenn unsere Zeit verrann,
Nie mehr geschieden, nicht mehr zwei, uns betten." —

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 32, 1908.

Mach dir die Zeit zum guten Kameraden,
Halt mit ihr gleichen Schritt.
Folgst du ihr nicht, so tust du's dir zum Schaden,
Denn was du liebst, das nimmt sie mit.

Ilse Franke.

Heldenfrauen in der südslawischen Volkspoesie.

Von Victor Tausk.

Die Frau spielt in den südslawischen Heldenliedern eine große Rolle. Wir finden sie als Heldenmutter, die den Sohn zum Kampf ausrüstet, ihm gute Lehren erteilt, ihn treu daheim erwartet und den gefallenen Sohn in endlosen Klageliedern beweint. Sie weint sich die Augen blind, wenn er in der Fremde oder im Kampf ist und kein Lebenszeichen heim sendet. Aber sie liebt sein Leben nicht, wenn er es nicht um den höchsten Preis erkauft oder verkauft hat!

Auch die Schwester des Helden ist mütterlich. Aber sie ist jung und nimmt oftmals selbst teil an den Heldentaten des Bruders. Sie reicht ihm den Säbel, sie lädt im Kampfe seine abgeschossene Flinte, sie füttert und betreut sein Schlachtroß, und sie wäscht und verbindet seine Wunden.

Als Gattin und Geliebte ist die Frau im südslawischen Heldenliede zunächst erotisch aufgefaßt. Ihre körperliche Schönheit, die Leidenschaft ihrer Umarmungen, ihre Zärtlichkeit wird gepriesen. Gleich wichtig aber erscheint auch ihre Treue, deren Verletzung oft mit dem Tode gestraft wird.

Schließlich finden wir die Frau als Heroin, als Heldenfrau. In zwei Hauptgestalten erscheint uns die Heldenfrau im südslawischen Volksepos. Entweder sie befreit einen Gefangenen, einen Vater, Bruder, Gatten oder Geliebten aus der feindlichen Gewalt und wird dann zum Lohn dafür die Gattin eines auserwählten Helden, oder sie tritt als Mann verkleidet auf und kämpft an Stelle eines Mannes einen siegreichen Kampf gegen einen oder viele Feinde. Auch hier wird ihr der gleiche Lohn zuteil. Die Heldin kehrt fast immer als Hausmütterchen zurück. Oft muß sie ihren Lohn auch mit einer zweiten Frau teilen, die ihr willentlich oder unbewußt zum Siege verholfen hat, und die von dem befreiten Helden, wenn dieser ein Moslem ist, einfach mitgeheiratet wird.

Im folgenden bringe ich zwei Sagen von Heldenfrauen, in denen einzelne der angedeuteten Typen besonders klar herausgearbeitet sind.

Die Sage von Ajka Hrujitza.

Der Mustajbeg von Lika hatte eine wunderschöne Tochter namens Zlatija. Um diese Tochter warb der Burgherr von Kotar, der Giaur Vladikitsch Zovan. Da der Mustajbeg seine Tochter dem Christen verweigerte, sandte Vladikitsch die Botschaft, er wolle um Zlatijas Besitz kämpfen. Der Mustajbeg sollte sich selbst oder einen seiner Freunde zum Zweikampf stellen. Wenn Mustajbeg diesen Vorschlag ablehnen sollte, würde der ungestüme Werber mit seinen Freunden und Söldnern in die Lika einfallen und das Land mit Feuer und Schwert verheeren.

Mustajbeg wollte einen Krieg vermeiden und nahm den Vorschlag an. Er selbst war schon zu alt, um sich mit dem jungen Vladikitsch zu messen. Darum ließ er verlauten, daß er einen Kämpfer suche, der es gegen reichen Lohn mit dem Giauren aufnehmen sollte. Aber es fand sich kein Held, der einen Kampf mit dem gefürchteten Vladikitsch gewagt hätte. Der einzige, auf den noch zu zählen war, war der junge Beg Mujo Hrujitza. Dieser aber wohnte fern in Kladuscha, und die Kunde von der Not des Mustajbeg war noch nicht zu ihm gedrungen. Darum sandte Mustajbeg einen eigenen Boten nach Kladuscha mit einem Brief, in dem von der schlimmen Angelegenheit genauest zu lesen war. Als der Bote nach Kladuscha kam, traf er den Mujo nicht daheim an, denn der Herr von Kladuscha war mit seinen zwölf Freunden und dem jüngeren Bruder Omer auf der Verfolgung des Räuberhauptmannes Vuk. Nur die alte Mutter und Ajka, des Hrujitza junge Schwester, waren allein in der Burg. Das Mädchen war sogleich entschlossen, für den Bruder den Zweikampf auszufechten. Sie überredete den Boten zum Stillschweigen, verkleidete sich als Mann in die kostbarste Festkleidung des Bruders, nahm des Bruders bestes Schlachtroß aus dem Stall, tat die besten Waffen ans Gehänge, nahm Abschied von der alten Mutter, die die Tochter vergeblich von dem tollkühnen Vorhaben abhalten wollte, und ritt nach der Burg des Mustajbeg. Sie war wie ein edler und starker Jüngling anzuschauen, und das Roß bäumte sich unter ihr wie eine Feuerschlange.

Als Mustajbeg Kunde bekam, daß sein Bote in Gesellschaft eines bewaffneten Jünglings heranreite, dachte er nicht anders, als daß der Jüngling oder tapfere Beg Mujo Hrujitza sei, und er ging dem Gast mit offenen Armen entgegen. Doch war er sehr erstaunt, einen unbekannten jungen Helden zu finden, und er fragte den Ankömmling nach seinem Namen und seiner Sippe. „Ich bin der Alija aus Stambul", antwortete Ajka. „Ich war soeben beim Beg Hrujitza zu Gast, als deine Botschaft kam. Doch Mujo war in den Bergen auf der Spur des Räubers Vuk. Darum ging ich ohne Zögern mit deinem Boten und will den frechen Vladikitsch besiegen."

Der Mustajbeg war über diese unerschrockene Rede sehr erfreut und wollte den jungen Alija küssen. Doch der Jüngling entzog sich scheu der Umarmung und bat, man möge ihn sogleich auf den Kampfplatz führen.

Indessen war Mujo mit dem Bruder Omer und den zwölf Freunden von der Verfolgung des Räubers Vuk heimgekommen, und als er weder die Schwester noch das Schlachtroß, noch die Festkleidung am gewohnten Orte fand, da dachte er nicht anders, als daß Feinde eingebrochen wären in seiner Abwesenheit. Doch die alte Mutter sagte ihm, was sich begeben hatte. Er wußte wohl, daß Ajka tapfer und stark war wie ein Mann, aber es war ihm bange um das Leben der Schwester, denn Vladikitsch war ein gefürchteter Gegner, mit dem es auch der tapferste Mann nicht ohne größte Not aufgenommen hätte. Darum ritt er sogleich mit den Freunden und dem Bruder nach dem Kampfplatz, um der Schwester im Notfalle beistehen zu können. Die Schar kam am Kampfplatz an, als eben die junge Ajka den Vladikitsch mit höhnenden Worten herausforderte. Als Mujo und seine Gefährten sahen, wie stark und tapfer das Mädchen zu Pferde

saß, da wollten sie den Kampf nicht hindern und sich nur für die größte Not in Bereitschaft halten. Um die Kämpfer herum standen die Heere des Vladikitsch und des Mustajbeg im weiten Bogen und harrten des Schauspiels.

Mustajbeg gab das Zeichen zum Kampf, und die Gegner rannten wütend gegeneinander an, daß beider Lanzen in Splitter gingen. Dann griffen sie zu den Pistolen. Doch des Vladikitsch' Roß erschrak vom Knall der Waffen, bäumte sich und rannte mit seinem Reiter ins Lager zurück. Ajka stürmte ihm nach, und im gleichen Augenblicke gerieten auch die Heere des Mustajbeg und des Vladikitsch aneinander. Während das Heer des Mustajbeg über das des Vladikitsch einen blutigen Sieg erkämpfte, verfolgte Ajka den Feind, der auf seinem Rosse vor ihr in das Hügelland flüchtete. Ajka holte zu einem mächtigen Wurfe mit der Sternkeule aus und traf den Feind in den Rücken, Vladikitsch stürzte vom Roß. Ajka setzte ihm den Fuß auf den Rücken und fesselte ihm die Hände. Dann bestieg sie ihr Pferd und trieb den Gefangenen vor sich her. Unterwegs enthüllte sie ihm noch, um seine Niederlage schmählicher zu gestalten, daß sie ein Weib sei. Von einem Weibe wollte Vladikitsch nicht besiegt sein, und er bat Ajka, daß sie ihm die Schmach erspare und ihm lieber den Kopf abschlage. Aber Ajka war nicht zu bewegen.

Als sie mit dem gefesselten Gegner im Lager des Mustajbeg ankam, wurde sie mit großem Jubel begrüßt. Wieder wollte sie Mustajbeg zum Dank küssen, und wieder entzog sie sich der Umarmung. Sie übergab den besiegten Feind dem Mustajbeg und schloß sich sogleich der Schar an, die ausziehen wollte, um die Burg des Vladikitsch zu plündern. Ajka war allen voran, holte sich aus der Burg des Vladikitsch' schöne Schwester Miljka und ritt mit der Beute nach dem heimatlichen Kladuscha.

Im Lager des Mustajbeg hatte man inzwischen erfahren, daß der tapfere fremde Jüngling ein Weib gewesen sei, und große Beschämung kam über die Likauer Helden.

Alsbald kamen auch Ajkas Brüder heim, und Ajka schenkte die gefangene Miljka dem Bruder Omer zum Weibe. Von den ferneren Schicksalen der tapferen Ajka weiß das Lied nichts mehr zu berichten.

Die Sage von Zlatija Djunlagitsch und dem Fahnenträger Ibro.

Dreißig Bewerber schon hatte Zlatija, die schöne Tochter des Djunlagitsch Alaga, abgewiesen. Der alte Alaga verlor schließlich die Geduld, und eines Tages sprach er zu seiner Tochter: „Wie lange willst du noch warten, meine Tochter? Ich bin alt, und deine Bewerber sind mir schon zur Last. Wochenlang sitzen sie in meiner Burg und essen und trinken mich arm. Es ist Zeit, daß du wählst."

„Wenn ich wählen darf," sagte die schöne Zlatija, „dann wähle ich Ibro, den Fahnenträger des Wesirs von Budim."

„Du bist nicht bei Sinnen, meine Tochter", sagte der Vater. „Ibro liegt seit sieben Jahren im Gefängnis des Banus von Janjok. Sein Gut ist verfallen. Er hat nichts als eine blinde Mutter, einen Diener und ein einziges Roß. Solch einem Bettler werde ich dich nie und nimmer geben."

„Dann soll mich keiner haben", erwiderte Zlatija.

Alaga wurde blutrot vor Zorn und schlug die Tochter mit der Faust ins Gesicht. Dann eilte er zur Tür hinaus, um die Peitsche zu holen. Ehe er jedoch zurückkam, war Zlatija in ihre Kammer geflohen. Sie nahm ihre besten Kleider auf den Arm und verließ die Burg des Vaters. Eilenden Schrittes durchmaß sie das Tal, und ehe es Abend wurde, langte sie in der Burg des Ibro an. Sie trat vor die alte Mutter des Geliebten und küßte ihr die Hände und die blinden Augen. „Meine Mutter," sprach sie zu der Alten, „das Weib deines Ibro ist zu dir gekommen!"

„Wer spottet meiner?" sprach die Alte. „Mein Sohn schmachtet seit sieben Jahren im Kerker. Er hat kein ander Weib als mich, die blinde Mutter."

Da erzählte Zlatija, daß sie vom Hause des Vaters geflohen sei, und daß sie im Hause des Ibro bleiben wolle, bis dieser aus der Gefangenschaft heimkäme.

Wenn ein türkisches Mädchen allein das Haus eines Mannes betritt, so gilt sie nach Recht und Sitte als sein Weib. Und so war die schöne Zlatija des Fahnenträgers Weib geworden, ohne seine Gattin zu sein.

Der Wesir von Budim hörte von der entschlossenen Tat des Mädchens, und sein Herz freute sich ob so großer Liebe und Treue. Darum ließ er öffentlich verkünden, daß jeder mann, der den Fahnenträger Ibro befreite, zum Lohn ein ungeheures Vermögen erhalten würde: eine Burg, ein Tal mit Leibeigenen und dreihundert Säckel Dukaten.

Scharenweise zogen die Helden heran. Aber keiner kam zurück, denn der Banus von Janjok ließ sie alle gefangennehmen und in den Kerker zu Ibro, dem Fahnenträger, werfen.

Zur Zeit, als eben der Banus von Janjok das Hochzeitsfest seines Sohnes Matijan feierte, beschloß die schöne Zlatija das Werk allein zu wagen und den Geliebten zu befreien. Sie kleidete sich in die Festkleider des Ibro, bestieg ihr Roß und kam als fremder Hochzeitsgast in der Burg zu Janjok an. Der fremde Jüngling war so wunderbar von Gestalt und Angesicht, daß sich alle Mädchen in Janjok sogleich in ihn verliebten, und unter ihnen auch Zelica, die schöne Tochter des Banus. Der fremde Jüngling nannte sich den Herzog von Komorhan, und er gewann mit seinem edlen, wie erschrockenen Wesen das Gefallen des Banus so, daß er ihn sogleich mit seiner schönen Tochter Zelica verlobte.

Des andern Morgens wollte der Banus die Braut seines Sohnes aus der Burg ihres Vaters heimholen und er befahl seiner Tochter, daß sie die Gefangenen aus dem Kerker führe, denn er wollte den Brautwagen statt von geschmückten Rossen von dreißig gefangenen Türken ziehen lassen. Er selbst wollte mit sechzig Söldnern vorausreiten, seine Tochter sollte mit dem jungen Herzog und den dreißig Gefangenen nachkommen.

Nachdem der Banus davongeritten war, sagte der junge Herzog von Komorhan zu Zelica: „Ich bin nicht der Herzog von Komorhan, und ich kam nicht, um am Hochzeitsfest deines Bruders teilzunehmen. Ich bin kein Christ, sondern ein rechtgläubiger Moslem. Ich bin der Omerbeg aus dem Sandschak des Alibeg und hierhergekommen, den Fahnenträger Ibro zu befreien. Wenn du mich liebst, dann schenke mir den Fahnenträger." Zelica schlang die Arme um seinen Hals. „Wer du auch sein magst, wenn du mich nicht verrätst und mich zu deinem Weibe machst, dann schenke ich dir alle dreißig Gefangenen."

Zlatija biß Zelica zum Zeichen der Treue in die Lippe. Darauf befahl Zelica dem Wächter des Kerkers, alle Gefangenen freizulassen. Der Wächter führte die Gefangenen in den Burghof. Als Zlatija ihren Ibro wiedererkannte, flossen ihr die Tränen über die Wangen. Denn im Kerker war Ibros Gesicht ganz schwarz geworden, und seine Augen lagen wie in einer dunklen Knochenhöhle.

Den Gefangenen wurden die Fesseln abgenommen, die Tore wurden weit geöffnet, und Zelica hieß die Gefangenen den Weg zur Burg der Braut gehen. Als die Gefangenen jedoch vor den Toren waren, da sagte ihnen Zelica, sie wären frei, und sie sollten in Gottes Namen gehen, wohin sie ihre Beine trügen.

Die Befreiten nahmen den Weg nach den Bakonyer Wäldern. Zelica und Zlatija ritten hinterher. Unterwegs brach Ibro, der in der Gefangenschaft am meisten gelitten hatte, kraftlos zusammen. Da nahm ihn Zlatija auf ihr Pferd. Die Verfolger, die der Banus den Flüchtlingen nachgesandt hatte, kamen zu spät und kehrten unverrichteter Dinge nach Janjok zurück.

Der Banus gab sich indessen zufrieden, denn er dachte, seine Tochter wäre die Gattin eines tapferen und edlen Helden und ein besseres Schicksal konnte ihr doch nie beschieden sein.

Zlatija brachte Zelica und Ibro unversehrt zu der blinden Mutter, kehrte jedoch, ohne sich zu verraten, vor dem Burgtor um und ritt nach Budim, um dem Wesir die Befreiung des

Fahnenträgers Ibro zu melden und den Befreierlohn in Empfang zu nehmen. Nachdem ihr der Wesir den Lohn verbrieft hatte, kehrte sie wieder zu Ibros Burg. Sie schlich sich nachts unbemerkt in die Stube, in der sie ihre Mädchenkleider verwahrt hatte. Sie kleidete sich wieder in die gewohnten Frauenhüllen und erwartete den Morgen.

Zelica harrte des Bräutigams und Ibro des Befreiers, und niemand ahnte, daß die schöne Zlatija das mutige Werk vollbracht habe. Die blinde Mutter bangte vor dem Schicksal, das Zlatija betroffen haben machte, denn sie konnte keine Kunde erlangen von der Schwiegertochter. Des anderen Morgens aber begrüßte Zlatija ihre Lieben und erzählte alles, was und wie es sich zugetragen hatte. Sie schenkte die schöne Zelica dem Ibro, „denn", sagte sie, „ich wüßte keinen Mann, dem ich dies kostbare Gut lieber anvertrauen würde als meinem Fahnenträger." Und dann feierte Ibro die Doppelhochzeit mit der Heldin Zlatija und mit der schönen Zelica, die sich ganz gern in das Schicksal fügte, Ibros Gattin zu sein, da sie doch des Herzogs von Komorhan Weib nicht werden konnte.

Ostfriesischer Hausrat.

Von K. von Schroetter.

Ostfriesland ist für die meisten Vergnügungsreisenden Neuland. Wer sich aber die Mühe macht, das Land zu durchstreifen, die reichen Marsch-„Plaats", die Bauernhöfe in der Marsch, und die Geest-„Heerde" — der Herd gibt der ganzen Landstraße den Namen — in der ärmeren Landschaft der Geest besucht, einzudringen sucht in das Wesen der Ostfriesen, der Freien, Blauäugigen, Blonden und ihrer alten Hauskunst nachspürt, der fühlt sich reich belohnt. Moor und Wasser haben Ostfriesland geschützt und behütet vor dem Durchzuge von Kriegsscharen, und als Folge dieser glücklichen Isoliertheit ist hier noch eine Fülle von interessanter, alter Volkskunst, von reichem, eigenartig geformtem Hausrat erhalten. Kunstgewerbe blühte hier in besonderem Maße. Von Westfriesland kamen die „Drahtzieher", die Goldarbeiter, die die wunderbar feinen, formenreichen Filigranarbeiten in Gold und Silber schufen, mit denen die Ostfriesinnen ihre Kleidung schmückten. Karl der Große schon hatte die gemeinen Friesen privilegiert vor allen anderen, so viel Gold an ihrem Haupt und bis zu ihren Füßen herab zu tragen, als ein jeder bezahlen konnte. Das Vermögen wurde in Goldzierat angelegt und konnte im Notfalle sofort in bares Geld umgesetzt werden. Die Goldplatten am Oberkörper und am Kleidersaume machten das Staatskleid und Brautgewand zu einer Art von Panzer „dat se sülvest stan kunden averende". Auch die Vorliebe des Ostfriesen für Silbergerät und silberne „Teeschaufeln" und „Rahmlöffel" gab den Goldschmieden zu tun. Die Grobschmiede schufen kunstvolle Grabzierate, rechneten sich zu den Künstlern und gaben den Herdverzierungen, der „Agterplatte", die hinter der Feuerstelle in die bunten Kacheln eingelassen war, den Lampenhaken, Wurströsten, Kucheneisen und Ampeln kunstvolle Form und Gravierung. Die Tischler schufen mit denkbar einfachsten Instrumenten reichgeschnitze Anrichten mit Tellerborten, den „Länenstool", die „Lepelrakjes" (Löffelbretter) und die „Buddelei", den Wandzierschrank für das feinere Geschirr, die Stechgläser und die Porzellantassen. Die Glaser waren gleichzeitig Glasmaler und verfertigten sogenannte „Geschenkfenster", kleine Scheiben mit bunten Wappen und figürlichen Darstellungen, welche die Nachbarn ins neue Haus stifteten, und die Blechschläger arbeiten blitzende Messingbettpfannen mit besonderen, immer verschiedenen Mustern.

Ostfriesische Küche.

„Teekomfort."

Wir wollen heute versuchen, ostfriesischen Besitz und ostfriesische Kunst durch Abbildungen darzustellen. Unsere erste Abbildung zeigt eine ostfriesische Küche. Der Ostfriese hat zwei Küchen, eine Sommer- und Winterküche. Im Sommer ist die Winterküche Staats- und Besuchszimmer, in der er — seine Gastfreundschaft ist berühmt wie sein geduldiger, im steten Kampf mit Meer und Boden gefesteter, ausdauernder, sparsamer und

„Teestövchen."

Silbernes „Ferniss."
(Kohlenbecken für die Tonpfeife)

fleißiger Charakter — seine Gäste mit „Speck en Kohl" oder dem handfesten Butterbrot „Brügge" mit Nagelholz oder Käse bewirtet. Die Mitte der Küche nimmt ein massiver Kastentisch ein. Die Kacheln am Herd zeigen die Darstellung eines Schiffes. Das durchbrochene Wäschebrett hängt neben der Anrichte, auf deren „Steelselsims" Zinnschalen und Teller prangen. Auf nebenstehendem Bilde wird die leider nicht mehr allgemein getragene Nationaltracht veranschaulicht. „Spinn- und Breid (Strick-) Meisje" erinnern uns an die nahe Nachbarschaft von Holland, dessen Sitten, Sprachlaute und Gebräuche uns vielfach in Ostfriesland begegnen. Die Spinnerin trägt einen rot, blau und grün gestreiften weiten Faltenrock von Fünfschaft. Die grüne Wolldamastschürze ist vorn mit seidenen Bändern gebunden. Die Taille, der „Bostrock" aus braunem, in sich gemustertem Stoff hat Samtärmel mit silbernen Knöpfen und zeigt um den Ausschnitt das mit bunten Blumen bestickte „Timptuch." Über den „Bostrock" wird das „Unnerpfand", ein tiefausgeschnittenes Mieder aus rotem Damast, im Sommer aus buntem Kattun, gezogen. Eine silberne Kette legt sich 8—12 mal um den Hals, von zierlichem Filigranschloß gehalten. Die „Bögeltaske" (Gürteltasche) hat getriebenen Silbereinfaß, eine Silberschere hängt vom Gürtel herab. Charakteristisch sind auch die langen Handschuhe, die wie die Gretchenärmel des Mittelalters bis auf die Hand herabreichen. Den Kopf bedeckt die „Hülle", die sich über Messingbügel mit 2 Zentimeter langen, 1 Zentimeter breiten Goldstiften, die an den Wangen anliegen, eng an den Kopf schmiegt und aus gesticktem Häubchen und dem „Fleppmützke" mit „echten" Spitzen besteht. Lange Filigranohrringe, eine herzförmige goldene Hemdspange vervollständigen den festlichen Anzug, zu dem das „Breidmeisje" wohl auch noch den silbernen Behälter für das Ausgehstrickzeug anlegt. Eigenartig wie der Anzug der Ostfriesin sind auch die Gegenstände des Gebrauchs, die sie zur Hand nimmt, die zum Hausrat gehören. Ostfriesland ist das Land des Tees, Leer hat den zweitgrößten Teeimport Deutschlands. Der Ostfriese trinkt sein Nationalgetränk den ganzen Tag über — um 6 Uhr Tee, um 10 Uhr Kaffee, um 3 Uhr Tee, um 6 Uhr Kaffee, um 9 Uhr Tee — und der „Teekomfort", (s. Abb.), der kleine porzellanene „Treckpott" (die Teekanne), in welcher der Tee „ziehen" muß. Aus dem Teekessel des Teekomforts gießt sich jeder in das feine „Teekopje" aus chinesischem Porzellan auf den Extrakt des Treckpotts so viel Wasser, als es ihm beliebt. Dicke süße Sahne und „Klundjes" (Kandisstücke) verbessern noch den Trank. Da werden drei, fünf, nein sieben Tassen getrunken, bis man den Löffel in das „Kopje" stellt zum Zeichen, daß der Durst endgültig befriedigt ist.

„Ik sit up min Gemak
Un rook 'n Pip Toback
Un drink 'n Kopke Tee
Un dor bin 'k mit tofre."

Zum Anzünden dieser langen weißen tönernen „Pip Toback" dient das oben veranschaulichte „Ferniß" (v. frz. fournaise!), das silberne Becken zur Aufnahme von glühenden Torfstücken. Dem zweiten Nationalgetränk, dem Kaffee, dient die „Kraantjekanne" mit Untersatz für Torfkohlen aus blitzendem Zinn (s. unten). Das Kaffeepulver wird — der Ansatz des Deckels ist erkennbar — eingeschüttet, das kochende Wasser aufgegossen, der Satz sammelt sich in der unteren bauchigen Vertiefung, und aus dem Kran — oft hat eine Kaffeekanne auch drei Krane! — zapft sich jeder nach seinem Bedarf. — Kräftigerem Getränk dient der sogenannte „Branwienskop". Aus diesem weit ausbauchenden Prunkgefäß der Familie, das sich als Schatz vererbt, wird am „Wivedag" bei der „Krämvisite", die man der Wöchnerin abstattet, und bei der Taufe der landsübliche „Branntwein mit Rosinen" mit kunstvoll verziertem Löffel genossen. Auch bei der Hochzeit tritt der „Branwienskop" in Aktion, und sein Inhalt wird dann bezeichnenderweise „Bruudstranen" (Brauttränen) genannt. Ebenfalls eine Rolle in der Wochenstube spielt der „Baakerkorb", eine silberne Nachahmung als sogenanntes Brabanter Spielgut für den Zierschrank. — Es ist dies ein Wärmekorb aus Weidengeflecht, in dessen Öffnung ein Behälter mit glühendem Torf gestellt wird, der die auf dem Korbdach ausgebreiteten Kleidungsstücke durchwärmt. Das Neugeborene wird „bäkerd", und der Volksmund sagt im Anschluß an diese Sitte von einem Ort, wo es sich gut sein läßt: „da kann man sich fein upbäkern".

„Baakerkorb."

aus Mahagoniholz mit eisernem Behälter für die glühenden Torfstücke, die den Teekessel aus Messing warm halten, fehlt in keinem Hause. Der ostfriesische Tee wird ganz anders bereitet als sonst üblich: Auf das zierliche „Teestöche" aus getriebenem Messing, kommt

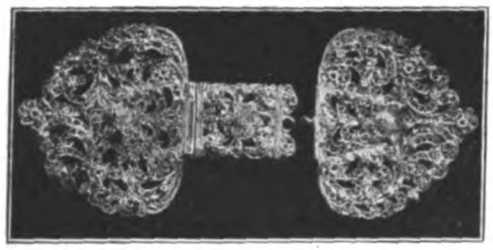
„Branwienskop."

„Spinn- und Breid (Strick-) Meisje."

hölzernes, geschnitztes „Stöche".

„Kraantje" (Kaffeekanne mit Untersatz.)

„Bedpan."
(Bettwärmer.)



Buchschliesse in Silberfiligran.

Gleichfalls dem Wärmebedürfnis dient das „Stövche“ (vgl. das englische und holländische stove-Herd) aus Holz mit Messingbügel, das zur Erwärmung der Füße in die ungeheizte Kirche, in den Schlitten, auf den Wagen mitgenommen wurde. In das mit Kerbschnitt verzierte, geschlossene Viereck ward die „Teste“, die Schale aus Fayence, mit den erhitzten Torfstücken gestellt. Vielfach waren die „Karkstövche“, die Feuerkiken für den Kirchenbesuch, auch aus getriebenem Messing von dem gleichen Blechschlägerkünstler, der auch die Bettwärmer — siehe Abb. auf S. 500 — schuf.

Auch hier wird ein zweites kleineres Behältnis zur Aufnahme der erwärmenden Kohlen in die „Pan“ gestellt. Die langen Handgriffe erlauben ein müheloses Regieren des Wärmespenders, ein Auf- und Abschieben der Bettpfanne, ein Vorzug, der unseren Wärmflaschen fehlt. Der Blechschläger war, wie diese Abb. zeigt, ein Künstler in seiner Art mit entwickeltem Formgefühl. Er arbeitete nicht nach Vorlagen, sondern ersann die Muster selbst für seinen Stichel und seine Punze; als Vorlagen benutzte er die Blumen des Gartens.

„Doofpott“ (Aschtopf aus Kupfer.)

Unsere folgenden Bilder bringen Erzeugnisse des bereits eingangs gerühmten Kunstgewerbes der „Drahtzieher“, die den feinen Silberdraht zu den zierlichsten Arabesken, Blumen und Figuren zu drehen verstanden, so daß er bald in durchsichtigem Gespinst auflag, bald den Reliefdekor bei Silberzierat bildete und bunte Steine umgab und faßte. Es sind Buchverzierungen, Schließen, kleine Kunstwerke, die, früher der Schmuck der Bibel, heute beim Antiquar ebenso nachgefragt sind, wie die Bügel der samtenen Anhängetaschen in der modernen Toilette als Gürtelschnallen begehrt sind.

Gürtelschnalle aus silbernen Buchschliessen.

Unter dem Hausrat des Ostfriesen darf auch, wenn die Verhältnisse es irgend erlauben, die große „Staande Klock“, auch nach ihrem Herkunftsort „Amsterdamer Klock“ genannt, nicht fehlen, die auf ziseliertem silbernen Zifferblatt Datum und Mondphasen zeigt und zahlreiche Schiffchen auf einem gemalten Seestück durch ihren Pendelschlag in Bewegung hält.

„Staande Klock“ (Standuhr).

Unser letztes Bild gibt im ersten Augenblick zu raten auf. Ein Kohleneimer für die „beste Kammer“? Eine Riesendose zur Aufbewahrung von allerhand guten Dingen? Bewahre, es ist ein „Doofpott“! Ein „Doofpott“ ist ein Stück, das eben ganz und gar ostfriesisch ist und mit der Landesfeuerung, dem im Moor gestochenen Torf, zusammenhängt. Je mehr Gas und Kohle Verehrer gewinnen, je mehr stirbt der „Doofpott“ aus. Und dabei ist er ein richtiges Prunkstück in seinem warmleuchtenden Kupferkleide! Er ist der Behälter für Asche und glühende Torfkohlen, in den spätabends, wenn die Hausfrau das Feuer löscht, aus der „Rackeldobbe“, dem Herdloch, die Asche und von der Herdstelle die glühende Kohle geschüttet wird, damit frühmorgens mit den in Brand gebliebenen Torfstücken das Feuer rasch entzündet werden kann.

Bibelschliesse mit bunten Steinen.

Wird der Herd nicht benutzt, so prangt der Doofpott als Prunkstück auf der Feuerstelle. — Vielleicht haben diese Bilder und Worte, die aus der Liebe zu einem der schönsten und — wenigst beachteten Winkel Deutschlands hervorgingen, die Kraft, auch andere für ihn zu interessieren. Solches Interesse wird reichen Lohn finden!

—oo—

Ochsen- und Rindermark in der Küche.

Von J. Batzer.

Die Röhrenknochen unserer Schlachttiere enthalten das köstliche Knochenmark, das zu neun Zehnteln aus reinem Fett besteht und wegen seines hervorragend feinen Geschmackes und seines hohen Nährwertes eine stark begehrte Delikatesse ist. Leider ist es schwer zu verdauen, da es sehr rasch zu gerinnen pflegt. Meist wird Rinder- und Ochsenmark verwendet. Es ersetzt uns vielfach die Butter an Mehlspeisen und Backwerk der verschiedensten Art, die Speisen müssen aber meist warm genossen werden. Am gesuchtesten ist Mark, wenn es, in den Knochen weich gekocht, als zartes, gallertähnliches Fett auf den Tisch kommt und sofort, auf heiße, geröstete Brotschnitte gestrichen, mit Salz verzehrt werden kann. — Für Ochsenmark als Horsd'oeuvre löst man es aus der Haut, blanchiert es, indem man es einigemal in kochendes, dann in kaltes Wasser legt, zerteilt es in Stücke, kocht es eine Viertelstunde in Wasser, oder dünstet es in Fleischbrühe mit einem Glase Weißwein, wobei man einige Speckscheiben, Salz, Pfefferkörner, feine Kräuter dazu gibt und es dann mit einer Tomaten-, Champignon-, Sardellen- oder Kapernsauce serviert.

Oder: Das Mark wird in fingerlange Stücke geschnitten, und diese werden je nach der Dicke wieder in zwei bis drei Streifen zerteilt. Nachdem man es, wie oben angegeben, gut gewässert und in Salzwasser leicht blanchiert hat, richtet man es auf gerösteten Brotscheiben mit Salz bestreut an. Nach Belieben streut man etwas Petersilie darüber oder glaciert das Mark, des schöneren Aussehens wegen.

Das in Scheiben geschnittene, gewässerte und blanchierte Mark wird gesalzen und gepfeffert, mit Glace bestrichen und in kleinen, ungezuckerten Tarteletten aus Mürbeteig serviert. Zu allen Bäckereien aus Mürbeteig ist das „Eins-zwei-drei"-Rezept am meisten zu empfehlen. Der Name entstammt der früheren Gewichtsbezeichnung: 1 Pfund Zucker, 2 Pfund Butter, 3 Pfund Mehl und 6 Eier.

Die Markknochen werden in fingerlange Stücke zerlegt, d. h. durchgesägt, gewässert und in die kochende Fleischbrühe gelegt. Ist das Mark gar, hebt man die Knochen heraus, serviert sie auf einer Platte mit untergelegter Serviette und garniert sie mit geröstetem Brot.

Zur Suppe wird das Mark mit einem heiß gemachten Messer in passende Scheiben geschnitten, gut gewässert, abgewellt und so in die Fleischbrühe gegeben; oder man legt jede Scheibe auf eine kleine ausgestochene, geröstete Brotschnitte und serviert diese nebenher.

Markklößchen für Suppen und Frikassees. 125 Gramm ausgelassenes, durchgeseihtes Mark werden zu Schaum gerührt, 3 ganze Eier und 2 Dotter werden darunter gemischt, eine Handvoll fein geriebenes Weißbrot, Salz, Muskatnuß, etwas Petersilie wird dazu gegeben und kleine Klößchen daraus geformt, die man zehn Minuten in siedender Fleischbrühe kochen läßt. **Gebackene Markklößchen zu Ragouts und Saucenfleisch.** 2 bis 3 Semmeln werden abgerieben, zerschnitten und in Milch eingeweicht. Ist die Mischung weich, drückt man sie aus, gibt 60 Gramm geschnittenes Mark dazu, einen großen Kochlöffel Mehl, Muskatnuß und Salz, rührt alles gut durch, setzt 2 bis 3 Eier zu, formt kleine Klößchen daraus, die man aus beliebigem Fett bäckt und auf Brot entfettet. (Sparsame Hausfrauen verwenden dieses Brot zu Suppen.)

Markklöße zu Rauchfleisch, Schinken oder Rinderbraten, auch zu Backobst. Man schneidet 375 Gramm gut gewässertes Rindermark in kleine Würfel, bestreut diese mit Salz, mischt sie unter ein halbes Kilo Mehl oder in ebensoviel in Milch geweichte Semmel, gibt 1 ganzes Ei, 3 Dotter, 250 Gramm gereinigte Korinthen, ein wenig Muskatnuß zu und nach und nach etwas siedende Fleischbrühe oder Wasser, arbeitet den Teig gut durcheinander, formt runde, nicht zu große Klöße daraus, und kocht sie eine Viertelstunde in gesalzenem Wasser.

Markklöße mit Äpfeln bilden ein Gericht, dem namentlich unsere Herren sehr zugetan sind seines feinen und doch so kräftigen Geschmacks wegen. Ein Kilogramm mürbe Äpfel schält man und schneidet sie in Würfel, ebenso würfelt man 250 Gramm gewässertes Rindermark und 250 Gramm ausgehäutetes Nierenfett, weicht ein halbes Kilogramm abgeschältes Weißbrot in Wasser, drückt es aus, vermischt es mit einem halben Kilogramm Mehl und 2 Eidottern, zerläßt Mark und Nierenfett über gelindem Feuer, rührt die Äpfel, die Weißbrotmasse, 6 zerquirlte Eier, einen halben Liter Milch, etwas Salz, Muskatnuß und gehackte Zitronenschale hinein, bis ein dicker, aber geschmeidiger Teig daraus entsteht, sticht mit dem in heißes Wasser eingetauchten Löffel Klöße ab, kocht sie eine Viertelstunde in siedendem Salzwasser und gibt sie mit einer Weinsauce zu Tisch.

Markpastetchen, warm nach der Suppe zu servieren. Man wässert und häutet 125 Gramm Rindermark, schneidet es klein und läßt es in siedendem Wasser zergehen. Erkaltet, gießt man das Wasser ab, rührt das Mark zu Schaum, vermischt es mit 6 Eidottern, 2 abgeschälten, in Milch geweichten Brötchen, der Schale von einer halben Zitrone und etwas Salz, feiner Petersilie, ein wenig Zitronensaft, Pfeffer und Salz, füllt alles löffelweise in kleine, mit Blätterteig ausgelegte Förmchen, backt sie bei ziemlicher Hitze gelb und bringt sie heiß zur Tafel.

Markschnitten als Voressen. 125 Gramm gewässertes und feingeschnittenes Mark zerdrückt und vermischt man mit 125 Gramm geschälten und gestoßenen Mandeln, 125 Gramm Zucker und der abgeriebenen Schale von einer halben Zitrone, streicht diese Masse ziemlich dick auf Semmelschnitten, legt sie in eine gebutterte Schüssel, gießt einen halben Liter mit 2 Eidottern verrührten Rahm darüber, läßt diesen einziehen und bäckt die Schnitten drei Viertelstunden bei mäßiger Hitze.

Auch in der Konditorei wird Mark verwendet zu Kuchen und Strudel, Torten und Törtchen, und die Backwerke mit Mark sind mürber und besser im Geschmack als solche mit oft zweifelhafter Butter.

Markkuchen. Man schält 468 Gramm feines Mundbrot ab, gibt fünf achtel siedende Milch darüber, legt 156 Gramm gewässertes und feingehacktes Mark mit dazu und deckt die Schüssel gut zu. Dann rührt man 8 Eidotter mit 120 Gramm Zucker und 156 Gramm geschälten und geriebenen Mandeln zu Schaum, vermischt dies mit dem ebenfalls verrührten Mundbrot und Mark, einigen Löffeln gutem Rahm und dem steifen Schnee der 8 Eiweiß, streicht die Masse auf eine Platte von Hefe- oder Mürbeteig, bäckt den Kuchen reichlich eine halbe Stunde und serviert ihn warm.

Markstrudel ist sehr beliebt und gut. Man bereitet einen gewöhnlichen, festen Strudelteig aus 320 Gramm Mehl, 2 Eiern und einem Eiweiß, 75 Gramm zerlassener Butter, etwas Salz und lauwarmem Wasser, wirkt ihn gut durch, bedeckt ihn mit einer erwärmten Schüssel, läßt ihn eine halbe Stunde lang ruhen, rollt und zieht ihn auf einem bemehlten Tischtuch möglichst fein aus und überpinselt ihn mit zerlassener Butter. Hierauf rührt man 8 Eidotter mit 125 Gramm Zucker zu Schaum, mischt 150 Gramm kleingeschnittenes Mark, 100 Gramm gehacktes Zitronat und den Schnee von 4 Eiweiß darunter, streicht diese Fülle über den Strudel, rollt ihn zusammen, legt ihn in eine gebutterte Form oder Schüssel, gießt einen Viertelliter heißen, süßen Rahm darüber und läßt ihn bei guter Oberhitze braun backen. Beim Servieren bestreut man ihn mit Zucker.

Törtchen mit Mark. Man verrührt in einer Kasserolle 125 Gramm geschmolzenes Rindsmark, 125 Gramm Zucker, 8 gestoßene Makronen, Zimt, Zitronenschale, 6 Eigelb und etwas Mehl, schüttet einen halben Liter Milch dazu, gibt das Ganze aufs Feuer und rührt es bis zum Kochen. Dann wird der Schnee von 6 Eiweiß leicht hinein meliert, in mit Blätterteig ausgefüllte Formchen gefüllt und langsam gebacken.

Mark-Torte. 375 Gramm rein gewässertes Rindermark werden ausgelassen und nach dem Erkalten zu Schaum gerührt, worauf man nach und nach 312 Gramm geschälte und mit einigen Löffeln voll Orangenblütenwasser geriebene Mandeln, 5 ganze Eier, 5 Dotter, 625 Gramm Zucker, das Gelbe von einer Zitrone, den steifen Schnee von 5 Eiweiß und 36 Gramm geriebenes Mundbrot beimengt, die Masse in eine gut gestrichene Form einfüllt, die Torte langsam eine Stunde backt und heiß serviert.

Die englische und auch die französische Küche nützen das Mark viel mehr aus als die deutsche. In der französischen Küche stellt man z. B. aus Mark eine sehr feine, pikant zubereitete „Matelote" her, die zu den französischen Lieblingsgerichten gehört. Der englische Plumpudding gewinnt an Feinheit und Wohlgeschmack wenn statt des üblichen Rindertalges Mark verwendet wird. So gibt z. B. folgende Mischung einen ausgezeichneten Pudding, der noch den Vorzug hat, in Weckgläser einsterilisiert, sich unbegrenzte Zeit zu halten. Ein halbes Pfund Rindermark und ein halbes Pfund Mehl (letzteres gesiebt), 2 Eier, etwas Rum, ein viertel Pfund Sultaninen, ein viertel Pfund Korinthen, einige geriebene Mandeln, etwas Zitronat, gestoßenen Zimt und Nelken, die abgeriebene Schale einer Zitrone, 60 Gramm geriebenes Brot, etwas Salz, eine halbe Tasse kaltes Wasser, knapp ein halbes Pfund Zucker, der gebräunt sein muß. Gut gemischt wird die Masse in eine Serviette gebunden und eine Stunde gekocht. Will man sie konservieren, so füllt man sie in ein Weckisches Sturzglas von entsprechender Größe und sterilisiert eine Stunde bei 100 Grad.

Promenadentoilette aus leichtem Tuch. (Abb. 315.) Feines leichtes Tuch in lichten Farben wird auch im Sommer gern zu den Toiletten genommen, die vorwiegend für kühlere Tage bestimmt sind. Auch unser eleganter Promenadenanzug, zu dem sandfarbiges Tuch das Material ergab, zählt zu diesem Genre. Die blusige Taille des Kleides ist durch Bertenteile vervollständigt, die, im Rockmieder verschwindend, mit etwas dunklerem plissierten Chiffon und kräftiger gelblicher Spitze gedeckt sind, unter der ein Tuchrand sichtbar wird. Die vordere und Rückenmitte füllt ein übereinandertretender Westenteil aus Tuch, der, mit Knöpfchen und Schnurschlingen besetzt, den schmalen Spitzenlatz begrenzt, der den Halsausschnitt füllt. Der halblange Ärmel bildet eine weichfallende Puffe, die unten in ein spitzenbesetztes Bündchen tritt. Sehr elegant wirkt hierzu der leicht schleppende Miederrock, der aus sieben Bahnen besteht und durch die leicht geschweiften Nähte einen äußerst schlanken Fall erhält. Reich mit Blenden verziert, steigt er oben in der vorderen Mitte in mäßiger Spitze etwas über Taillenschluß in die Höhe, während das Mieder im Rücken etwas niedriger gehalten ist. Sein Schnitt ist in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 Meter, für den Rock 3,50 Meter.

Doppelreihiger Knabenkittel, Madchenkleid aus Organdy. (Abbildungen 316 u. 317.) Nichts Hübscheres und Praktischeres für die kleinen Buben und Mädels als die waschbaren Kittel, die es jeder Mutter ermöglichen, ihre Sprößlinge stets sauber und frischgewaschen anzuziehen. In Weiß wie farbig gleich hübsch, tauchen sie in den verschiedensten Formen auf und lassen sich mit Hilfe der vorrätigen Schnitte ohne Mühe von jeder Mutter anfertigen. Unsere Abb. 316 zeigt einen dieser Knabenkittel aus weißem starken Satin. Völlig glatt gearbeitet, wird er in der vorderen Mitte durch einen breiten Besatzteil ausgestattet, der doppelreihig mit Knöpfen besetzt ist und leicht seitlich schließt. Um die Taille legt sich ein blauer Ledergurt, die Schultern deckt ein vorn spitz verlaufender Matrosenkragen, der mit schmalen blauen Blenden besetzt ist und durch eine blauseidene Schifferkrawatte zusammengehalten wird. Das blusige Ärmelchen tritt unten in ein Bündchen, im übrigen wird das Kittelchen durch ein kurzes Pumphöschen vervollständigt, das einem Futterleibchen angesetzt ist. Zu diesem niedlichen Anzuge ist der Schnitt für den Kittel in 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig und für das Höschen in 28, 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 60 bis 75 Zentimeter, für den Kittel 1,75 Meter. — Zur Herstellung des zierlichen Mädchenkleides Abbildung 317 diente weißer, rosagemusterter Organdy, während das Material zur Unterbluse in weißem Seidenbatist bestand. Von letzterer wird am Halse nur ein passenartiger Teil sichtbar, das dazu gehörige Ärmelchen zeigt die kurze volle Puffe in ein Bündchen gefaßt und mit einem Volant abgeschlossen. Die rund aus-

Abb. 315. Promenadentoilette aus leichtem Tuch.

geschnittene Überbluse wird durch ein schmales japanisches Ärmelchen vervollständigt, dessen Abschluß wie der des runden Ausschnittes in einem Spitzengalon bestand. Im übrigen ist die Bluse vorn wie im Rücken in nach unten ausspringende Quetschfalten abgenäht, wodurch sie ziemlich blusig erscheint. Die Taille umschließt ein faltiger rosa Seidengürtel, unter dem das kurze Röckchen in Reihfalten hervorfällt, dessen Garnitur in zwei vier Zentimeter breiten Stufen besteht. Hierzu ist der Schnitt in 30, 32, 34, 36 und 38 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3 bis 3,25 Meter, für die Unterbluse 1 bis 1,25 Meter.

Matrosenkleid für Mädchen. (Abb. 318.) Die hübschen Matrosenkleider erfreuen sich durch ihre lose Form speziell im Sommer größter Beliebtheit. Besonders praktisch erweisen sie sich an heißen Tagen in Leinen, aus dem auch unser Gartenkleidchen Abb. 318 gefertigt ist. Die Bluse dieses grauen Leinenkleidchens hängt ringsum leicht über und wird durch einen sich bis zum Taillenschluß ziehenden Latzteil aus grau und rotgestreiftem Satin vervollständigt, der in halber Höhe an jeder Seite von je einem schmalen Westenteil und Perlmutterknöpfen begrenzt wird. Als Halsabschluß dient ein vorn spitz verlaufender Matrosenkragen, der mit roten Blenden besetzt ist und durch eine rote Seidenkrawatte zusammengehalten wird. Das blusige Ärmelchen ist unten in Fältchen abgenäht und durch einen blendenbesetzten Aufschlag abgeschlossen. Das den Anzug vervollständigende Röckchen ist reichlich kurz geschnitten, mit einer Blende umrandet und in Plisseefalten geordnet, die nach unten frei ausspringen. Der zur Anfertigung dieses niedlichen Kleidchens erforderliche Schnitt ist in 30, 32, 34, 36, 38 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,25 Meter.

Abb. 316 u. 317. Doppelreihiger Knabenkittel, Mädchenkleid aus Organdy.

Abb. 318. Matrosenkleid für Mädchen.

Knabenkittel mit japanischen Ärmeln. (Abbildung 319.) Zur Herstellung des niedlichen Knabenkittels diente weißer Cheviot, der durch eine in rot, blau und schwarz ausgeführte Stickerei lebhaftere Wirkung erhält. Das rund ausgeschnittene Kittelchen hat angeschnittene kurze Ärmel, die sich glockig und leicht über den blusigen Ärmel der Unterbluse aus weißem Cheviot legen, von der nur oben ein in zierliche Fältchen abgenähter Teil sichtbar wird. Das Kittelchen selbst umschließt leicht und ziemlich glatt den Körper und wird in Taillengegend durch einen lose umgelegten Gürtel zusammengehalten. Seinen unteren Abschluß bildet gleichfalls Stickerei. Hierzu ist der Schnitt in 28 und 30 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,50 Meter, für die Bluse bei 80 Zentimetern Breite 1 Meter.

Prinzesskleid aus weissem Alpaka, Promenadenkostüm mit Kimonojackett. (Abb. 320 u. 321.) Zu einer der Lieblingsformen der jetzigen Mode hat sich unstreitig die vornehme Prinzeßkleidform aufgeschwungen, wenn sie auch nur von gutgewachsenen Figuren getragen werden kann, deren Wuchs sie um so vorteilhafter hervorhebt. Als Prinzeßkleid neuester Machart präsentiert sich unser hochelegantes, aus weißem weichen Alpaka gefertigtes Modell Abb. 320, das durch kirschrote Samtvorstöße und weiße Schnurstickerei ausgestattet ist. Rock und Taille sind einem anliegenden Prinzeßunterkleid aufgearbeitet, die Taille ist mit kleinem runden Ausschnitt versehen, an den sich ein faltiger Latzteil ansetzt, der unter dem Rockmieder verläuft. Ein Fichu, aus drei breiten abgenähten Falten bestehend, greift breit über die Schultern und verbirgt den Ansatz des halblangen schlanken Querfaltenärmels, der mit Schnurstickerei abschließt.

Der das Ganze vervollständigende Rock ist etwas schleppend geschnitten und an seiner unteren Kante mit einer Schnurstickereibordüre verziert. Schlank die Hüfte umschließend, ist er oben mit kleinem Mieder gearbeitet, das nur wenig über den Taillenschluß hinaufragt und mit einem roten Samtvorstoß abgeschlossen ist. Der zur Herstellung dieser vornehmen Prinzeßtoilette erforderliche Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5 Meter. — Für das Promenadenkostüm der sitzenden Figur Abb. 321 ergab heliotropfarbenes Leinen das aparte Material, zu dem die Ausstattung in gleichfarbiger Bindfadenstickerei bestand. Die im Rücken nicht völlig anliegende Jacke zeigt den beliebten, die natürliche Form der Schulter stark betonenden Kimonoärmel, der, hier halblang, durch einen tiefen Schlitz durchteilt wird, den Knöpfe und Schlingen verbinden. Ohne Kragen gearbeitet, ist die Jacke mit kleinem spitzen Ausschnitt versehen, zeigt den rechten Vorderteil mit einer Spitze auf den

Abb. 319. Knabenkittel mit japanischen Ärmeln.

linken übergreifend und wird durch einen Knopf geschlossen. Der vorn stark auseinandertretende Schoß weist seitlich tiefe Schlitze auf die durch die Knöpfe hervorgehoben werden. Verhältnismäßig einfach wirkt hierzu der ganz schlicht gehaltene Rock, der, etwas schleppend und glockig geschnitten, oben schlank die Hüfte umschließt und die charakteristische Mittelnaht zeigt. Der Schnitt ist für das Jackett in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,25 Meter, für das Jackett 2,25 Meter.

Schnittmuster. Gut passende Schnitte zur Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 315—321 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37 bis 41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung nur erhöhte Portokosten erwachsen.

Abb. 320 u. 321. Prinzesskleid aus weissem Alpaka, Promenadenkostüm mit Kimonojackett.

Wilde Blumen.

Von Gertrude Meurer.

Der nervöse Großstädter, müde der überfeinerten und oft verunedelten Blumenkultur, labt sich in den Sommermonaten so recht von Herzen an den anspruchslosen, auf sonniger Wiese oder im kühlen Waldesschatten aufgewachsenen Blümchen, die er von jedem Spaziergange nach Hause bringt, die noch tagelang von den Geheimnissen und Wundern der freien Natur erzählen und wie gesunde Landkinder neben den straff gezogenen Topfgewächsen stehen, die, wie mühsam gebändigt, ihren Dressurstock mit sich führen.

Wie die vertrauten Gartenpfleglinge als Schnittblumen in Vasen und Gläsern um uns herum zu ordnen sind, das hat die lange Gewöhnung ja schließlich die meisten gelehrt. Nicht so sicher aber fühlt sich Auge und Hand, wenn es gilt, wildgewachsene Blumen und Gräser zum Schmuck der Zimmer

zusammenzustellen. Planlos und oft ungeschickt steht so mancher dem „neuen Material" gegenüber, um so mehr, wenn beim Sammeln und Pflücken schon planlos und ungeschickt verfahren ist. Buben und Mädchen rauften zwischen den zitternden Halmen des Feldes, wild dahinstürmend, ab, was ihre kleinen Fäuste nur fassen konnten, und die bedächtig hinterdrein wandelnden Erwachsenen nehmen alles mit, was ihnen bequem erreichbar ist. „Trägheit und Hunger machen das Auge blind", sagt ein schottländisches Sprichwort, das sich auch in diesem Falle bestätigt, denn was die einen beutegierig an sich raffen und die andern ohne Mühe erlangen können, das gibt nach lange keinen Strauß, sondern nur ein Chaos jung knospender, voll erblühter und halbverwelkter Blumen, die nach wenigen Stunden die Köpfe senken, weil sie die brutale Lostrennung von der kraftspendenden Wurzel nicht überdauern können. Und fühlt sich die heiße, umklammernde Hand gar beschwert von den „häßlichen Dingern", dann enden die vor kurzem noch Lebensfrohen im Staube des Weges. Warum also nicht gleich sorglich wählen, was sich zu schönem Klange vereinen läßt? Das Keimende dem mütterlichen Boden nicht jählings entreißen und das Verfallende nicht von seiner Heimstätte, die ihm binnen kurzem zum Grabe werden soll, trennen! Schon dem Kinde läßt sich Überlegung beim Sammeln anerziehen. Aber freilich, nur der darf weise Beschränkung lehren, der sich selbst als Meister fühlt.

Nachdem zu Hause der erste Durst der Verschmachteten gestillt ist, werden alle verfügbaren Vasen und Schalen, Gläser und Krüge mobil gemacht, das Verteilen der Pflanzen beginnt — und damit nimmt das künstlerische Unheil seinen Anfang! Nicht wie Behälter und Inhalt zueinander stimmen, ist das Entscheidende. Nein, es geht hübsch nach der Masse. Der Riesenbusch kommt in die Riesenvase, die zweite Größe wird in die kleineren Gefäße gesteckt, und was hier und dort nicht mehr unterzubringen ist, findet Unterkunft in einem Bierseidel, das mit schämig in den Hintergrund gedrehtem Henkel womöglich auf dem Luthertisch paradiert.

Die Schönheit der Blumen an sich wird damit ja allerdings nicht vernichtet. Aber ihrer Wirkung — um derentwillen sie mitgebracht wurden — ist sie beraubt, ihrer Leuchtkraft und Rassigkeit verlustig gegangen. Weil ihr nun der Zusammenklang mit der Umwelt fehlt, steht sie wie verstummt unter der Geschwätzigkeit der anderen Dinge, weil ihr die Sprache genommen, verrät sie nichts von ihrer Seele Tiefe. Die Rose in ihrer sieghaften Pracht und die hochaufgerichtete Tulpe erzwingen sich Beachtung, das bescheidene weltfremde Wiesenblümchen aber weiß nichts von Salonkünsten und wird übersehen. Da das schlichte bürgerliche Wohnzimmer wohl nur in den seltensten Fällen einen stimmungsvollen Hintergrund für Blumen und schöne Sträuße abgibt, so muß namentlich die weniger ins Auge fallende Blume durch das einzige äußere Mittel unterstützt werden, das sich der Pflanze anpassen kann — die Vase, das Glas oder die Schale. So schmuck die Industrie auch die modernen Blumengefäße vor uns aufbaut, so tragen viele doch technische Fehler an sich. Irdene oder porzellanene Behälter sind z. B. auf der Standfläche häufig nicht glasiert und was schlimmer ist, nicht genügend gebrannt. Das Material bleibt an dieser Stelle durchlässig; das heraussickernde Wasser richtet Schaden an, und die Pflanze wird dem Tode des Verschmachtens ausgesetzt. — Oft auch verengt sich der Hals der Vase nach unten so stark, daß die Blumenstiele, eng zusammengepreßt, sich gegenseitig den Atem benehmen und nach kurzer Zeit ersticken.

Wieder andere Behälter sind innen sehr stark glasirt; da sich die Pflanzenstoffausscheidungen nicht an den Wandungen festsetzen können, ballen sie sich zwischen den Stielen zusammen und führen eine schnelle Fäulnis der Pflanze herbei, die sich im Zimmer sehr bald bemerkbar macht.

Mehr noch sündigt die Hand der Pflegerin. Da werden schwere, volle Blüten in zierliche Gläser gesteckt, die unter der Last scheinbar zerknicken müssen, wenigstens aber umzufallen drohen. Oder umgekehrt: in einer kräftig gebauten, handfesten Vase verlieren sich ein paar feingliedrige Zweige, die, nur mit den letzten Blattspitzen aus der Urne herauslugend, wenig von ihrer anmutigen Schönheit verraten. Kurzstielige Beetpflanzen stehen zu einem derben Klumpen gepackt in hoher Vase. Dort ist allerlei Geäst in eine flache Schale geordnet, was ungefähr ebensogut aussieht wie Spargel in einer Salatschüssel.

So wie nun ein Einklang von Pflanze und Behälter gesucht werden muß, so auch ein Zusammenwirken der Farben. Die Aufgabe, den künstlerischen Geschmack weiterer Kreise zu schulen und dem Unerfahrenen praktische Anleitung zu geben, übernimmt ein kleines Heftchen „Wilde Blumen" von Alfred Lichtwark, dem Direktor der Kunsthalle in Hamburg. Es weiß den Laien beim Ordnen der anspruchslosen Wildlinge für künstlerische Gesichtspunkte zu interessieren. Ohne viel Worte wird gesagt, wie das Schneeglöckchen anders „eingekleidet" sein will als das Veilchen, die Frühlingsblume anders aufgenommen als die vollblütige Sommerpracht. Der Verfasser wendet sich nicht an die, deren Augen durch schöne Schaufensterauslagen oder Ausstellungen sehen gelernt haben. Er spricht vielmehr zu denen, die weitab stehen von allem, was sie heranbilden könnte, denen die Gabe versagt geblieben, mit sicherem Takt am Unschönen und Sinnwidrigen vorüber zu gleiten. Von der Blume am Fenster bis zur Hecke, die sich um das Stückchen Ackerland draußen vor der brausenden Stadt erhebt, das winzige Stückchen Boden, das im Sommer dem gebundenen Naturschwärmer als buen retiro winkt — alles ist berücksichtigt, an allem bewiesen, wie das Natürlichgegebene das schönste ist, wie „gewöhnliche" Blätter und „gewöhnliche" Blüten die eigentlichen Träger der „wilden" Schönheit sind. Der Leser empfindet etwas wie Sehnsucht nach den stillen Freuden einer innerlich verfeinerten Blumenkultur und schöpft wieder und wieder Anregung und Verstehen aus den knappen Sätzen des Buches, das in einer billigen Volksausgabe jedem zugänglich gemacht ist.

Der Kartoffel-Zoo.

Von M. Ponta.

Jedes Berliner Kind weiß natürlich, was der „Zoo" bedeutet. Und wenn Mama ihm verspricht, aus Kartoffeln, einer Anzahl zurechtgeschnittener Hölzchen, ein paar Bogen Papier und einigen schwarzen Stecknadeln einen vollständigen „Zoo" hervorzuzaubern, dann ist die Freude groß. So ein kleiner Großstädter, der weiß auch ganz genau, wie alle die Tiere im Zoologischen Garten aussehen, der Elefant und die Giraffe und das Kamel, das putzige Känguruh, der Strauß und der wichtige Storch, und wird unter Umständen zu einem sehr kritischen kleinen Beobachter bei der Fabrikation der Kartoffeltiere. Aber auch unsere glücklichere Jugend, die nicht Großstadtpflänzlein ist, interessiert sich immer brennend für all die seltsamen Tiere, die sie ja alle aus Abbildungen kennen. So ein selbsthergestelltes Kartoffeltier ist aber natürlich etwas viel, viel interessanteres und schöneres als ein gekauftes oder gezeichnetes, und der Eifer ist groß, bei seiner Herstellung zu helfen.

Ein Regennachmittag, der die kleine, wilde Schar ins Zimmer bannt, vergeht im Fluge bei der Fabrikation der putzigen Gesellschaft, die wir hier zeigen. Die ungeduldigsten

Rekonvaleszenten werden geduldig dabei. Und wie prächtig läßt sich mit den Kartoffeltieren spielen! Der Baukasten baut die wunderbarsten Käfige und Häuschen und Pferche für sie, und wenn man gar einen Tierpark einrichtet mit turbanbehaupteten, burnusbekleideten Trägern, dann ist das Vergnügen doppelt groß.

Für die kleinen Mädels gibt es noch eine ganz besondere Freude. Sie können ganze Puppenfamilien fabrizieren, die, mit prächtigen Seidenpapiergewändern und Hüten geschmückt, das Herz ihrer kleinen Puppenmütter erfreuen. Dabei sind der Phantasie gar keine Schranken gesetzt; von der Puppenmutter bis zum winzig kleinen Baby läßt sich mit Leichtigkeit eine ganze Schar ins Leben rufen. Freilich geht es den Kartoffelpuppen wie den Zaubermenschen, die Rübezahl aus Rüben schuf. Nach ein paar Tagen schrumpften ihre Gesichter ein, wurden alt und welk, und schließlich starben sie zum Schrecken der schönen Emma, die Rübezahl damals gefangen hielt, eines jämmerlichen Erschöpfungstodes. Die Kartoffelpüppchen sind ein wenig haltbarer, sie dauern immerhin eine gewisse Zeit, und schließlich läßt sich ja das holde Kartoffelantlitz leicht durch ein anderes ersetzen.

„Aller Anfang ist schwer . ."

Die Herstellung der originellen Figuren ist einfach. Die Hauptsache dabei ist, daß man ein bißchen bildnerisches Talent hat. Die Kartoffeln, die man dazu benutzt, sieht man sich schon vorher ein bißchen auf die Form an. Es gibt dazu „geborene" Kartoffeln, die schon die Form eines Rhinozerosleibes, einer Eule oder eines Kamelkörpers mit den dazugehörigen ein oder zwei Höckern haben.

Zuerst werden die Kartoffeln zurecht geschnitten —

— dann werden die Stücke mit den Hölzchen aneinandergesteckt —

Aus einem dünnen Brettchen weichen Holzes — weißes ist am hübschesten, aber auch Zigarrenkistenbretter können verwendet werden — schneidet man sich die langen Hölzer zurecht, die für das Gerüst der Leiber und für die Beine dienen sollen. Dabei setzt man das Messer oben an und bricht dann das Holz los, die entstehenden Unregelmäßigkeiten sind gerade das Hübsche daran.

Die Kartoffeln werden erst ordentlich gewaschen, und zwar mittels einer Bürste, damit aller anhaftende Schmutz entfernt wird.

Schwarze oder blaue Glasperlen werden mittels Stecknadeln als Augen befestigt, oder einfach schwarze Stecknadeln mit dicken Köpfen benutzt.

Auch bei der Formung der Kartoffeltiere ist kein Meister vom Himmel gefallen. Man muß die Sache lernen und fängt am besten mit einem recht charakteristischen Tier an. Hat man eine Nachbildung eines richtigen Tieres, so ist die Sache einfach, sonst hilft man sich mit Abbildungen und schneidet sich als Hilfsmittel aus weißem Papier eine Tiersilhouette von der gewünschten Größe. Zuerst wird der Leib geformt, indem man, wenn nötig, ihn aus zwei oder drei Kartoffeln zusammensetzt, wie es bei dem Elefanten unserer Abbildung und auch beim Nashorn der Fall ist. Das Zusammenspießen geschieht durch nicht zu dünne, spitze Hölzer, auf die man die einzelnen Stücke aufsteckt. Stabiler werden die Tiere, wenn man den aus verschiedenen Stücken bestehenden Leib auf ein großes Stückchen Holz aufspießt. So hat die sehr charakteristische Giraffe unserer Abbildung ein durchgehendes Holz als Halt. Nun werden zunächst die Beine angefügt, wobei man das Stehen ausprobieren muß, was nicht immer auf den ersten Anhieb gelingt. Diesem Rumpfe wird dann der Hals angefügt, dessen Form charakteristisch für das Tier ist, und zuletzt der Kopf. Man betrachte einmal auf dem Bilde, das die ganze Tierfamilie darstellt, die verschiedenen Hälse und Köpfe, die ganz außerordentlich gut in der Modellierung sind. Für das Kamel beispielsweise, das auf dem ersten Bilde mit einem so seelenvollen Blick die weiteren Arbeiten unserer kleinen Gesellschaft verfolgt, ist die Kartoffelrundung großartig für die Halsform benutzt. Auch für den Storch ist eine Kartoffel mit einem kleinen Ansätzchen sehr geschickt so angewandt, daß das Hölzchen, das als Hals dient, ganz organisch herauswächst.

Beim Kopfe muß etwas Bossierarbeit vorgenommen werden. Das Maul wird eingeschnitten, auch Nüstern müssen, wenn nötig, fabriziert werden. Zuletzt kommen die Ohren, und zu allerletzt die Augen.

Mit wie einfachen Mitteln man wirken kann, zeigt das wohlgemästete Schwein auf unseren Bildern. Vier Hölzchen als

Beine, ein wohlgeringeltes Papierstreifchen als Schwänzchen, zwei runde Kartoffelstückchen als Ohren und ein wenig Bildhauerarbeit um den Rüssel, und ein Borstentier prachtvollster Mästung ist geschaffen!

Für die Vögel werden Papierschwänze und -flügel hergestellt. Für die Gehörnträger fabriziert man die Gehörne

— und der neue „Zoo"bewohner ist vollendet.

aus halbsteifem Karton. Der Elefantenrüssel ist besonders nett aus geflochtenen Papierstreifen gemacht, wodurch er charakteristische Form und zugleich Beweglichkeit erhält. Ganz allerliebst ist die Eule auf einem unserer Bilder, deren Gefieder durch kunstvolle Bearbeitung mit dem Messer entstand.

Für die Püppchen braucht man nur ein Gerüst aus ein oder zwei Kartoffeln, das durch vier Hölzchen Beinchen und Ärmchen erhält.

Hier hat beim Kopfe die künstlerische Begabung Gelegenheit zur Entfaltung. Sogar der Pinsel kann hier verschönernd wirken. Das Köpfchen bekommt eine Perücke aus schwarzer Wolle, die mit der Schere ein bißchen kraus gezogen ist. Und dann kann die Bekleidung vor sich gehen, bei der natürlich alle Raffinements angewendet werden dürfen. So ein Kartoffelpuppenkind kleiden übrigens die reizendsten Gewänder von Emmi oder Lili, oder wie die wirklichen Puppenkinder heißen, ganz vorzüglich. Man wird erstaunt sein, mit welchem Schick es sie zu tragen versteht, und wie die niedlichen Puppenhüte das Kartoffelköpfchen in der Wirkung heben.

Zur Bekleidung der Tierbändiger oder Tierführer wird ein entsprechend langer oder breiter Streifen gekrepptes Seidenpapier verwendet, wozu die alten Hüllen von Blumentöpfen sich ganz besonders eignen. Man wickelt den Streifen malerisch um und steckt ihn mit Stecknadeln fest.

Das Schneiden der Hölzer besorgt Mama oder Papa am besten selber, denn ein falsch angesetztes Messer könnte doch da immerhin Schaden anrichten. Das übrige Herrichten kann man etwas größeren Kindern, denen man ein Messer in die Hand geben kann, ruhig überlassen. Freilich wird es doch am hübschesten, wenn Mama mithilft, die auch schon einen ganz anderen Blick dafür hat, welche Kartoffel besser geeignet ist für einen Kamelleib, welche besser für eine Eule oder ein Schwein.

Aber Bubi und Mädi lernen sehr schnell und überraschen oft genug durch merkwürdigen Scharfblick und außerordentliche Erfindungsgabe . . .

Und es brauchen ja nicht immer die greulich wilden Tiere des Zoo zu sein, die man nachbildet. Der getreue Fox oder Dackel des Hauses gibt ein außerordentlich charakteristisches Modell ab, an dem die kleine Gesellschaft ihren Scharfblick ganz besonders üben kann. Und sogar Hänschen im Käfig wird sich's gefallen lassen müssen, in Kartoffeln verewigt zu werden!

Das Kindesauge wird dabei geübt, die Beobachtungsgabe geschärft, auch der Sinn für Humor geweckt, und dabei ist dies Kartoffelspiel das amüsanteste, zeitvertreibendste, das es nur

Grosse Schaustellung im fertigen „Zoo".

geben kann. Und tagelang dauert noch die Freude am Geschaffenen, wenn auch zuletzt die Meisterwerke dem Schicksal alles Irdischen verfallen, verrunzeln, einschnurren. Schließlich geht es ja aber den Kleinen mit ihnen, wie es Rübezahl mit seinen Menschen ging — er konnte immer wieder neue aus seinen Rübenfeldern erschaffen

Bühnentoiletten vor hundert Jahren.

Von Fr. Katt.

Vor mir liegt ein handliches aber dickes Buch, in Quartformat und Schweinsleder gebunden. „Bertuchs Journal des Luxus und der Moden, sechzehnter Band", steht auf dem Titelblatt. Illuminierte und schwarze Bildertafeln zieren dieses vornehmste Modejournal der Epoche, von der hier die Rede ist, der vor etwa hundert Jahren (1801—1808).

Den Toiletten der Theaterdamen räumt es einen weiten Spielraum ein, dieses Leipziger Kostümblatt, und hier wiederum ist es das Berliner Nationaltheater, das tonangebend wirkt.

Dieses treffliche Institut, das unter Ifflands Leitung wahrhaft glänzende Erfolge erzielte, verfügte damals über eine Künstlerschar, die Außerordentliches leistete, und unter dieser ragten zwei Genies hervor, die nicht so bald wieder auf der deutschen Bühne erscheinen dürften — Friederike Unzelmann-Bethmann als Tragödin und Liebhaberin, und ebenso Luise Margarete Schick, die ausgezeichnete Primadonna der National-Oper.

„Das liebliche Kind", wie die Berliner ihre famose Unzelmann zu nennen pflegten, die entzückendste „Fanchon", die je auf der Bühne die Leier gedreht, eine idealistische und doch reale Schottenkönigin Maria, die Herr von Schiller während seines Berliner Aufenthalts (1804) unvergleichlich fand, galt die neckische Kleine, die Freundin einer Rahel Varnhagen und ihres Kreises, auch in Toilettefragen als kompetent.

Nach der ersten Fanchonaufführung (16. Mai 1804) strömten die Berlinerinnen scharenweise zu der Modistin Madame Bermont, Unter den Linden Nr. 55, um nach Pariser Figurinen die Toiletten einer Unzelmann, einer Bessel, einer Mebus zu bewundern.

Rousset in der Brüderstraße Nr. 2 verkauft alsbald bei dem herrlichen Frühlingswetter gestickte farbige Fanchonparasols; Quittel, gegenüber den Werderschen Mühlen, Fanchonkämme und -gürtel; endlich stellen die Gebrüder Wagner, Jerusalemer Straße Nr. 19, kleine Drehleiern in Gold aus, ähnlich wie jetzt Fahrräder und Automobile.

Überall spricht man von den schicken Toiletten der reizenden Fanchon, bei Weber und Claus in den Zelten zur Nachmittagsschokolade, im Deutschen Kaffeehaus am Köllnischen Fischmarkt, bei Roger am alten Packhof, bei Josty und Martinet unter

der Stechbahn, endlich bei der Schneiderin selbst, die, förmlich berauscht von ihren Kunstwerken, den Damen eifrig zuredete, sich auch solche Gedichte von Roben anfertigen zu lassen.

Aber noch andere herrliche Dinge gab es da zu schauen. Man bewunderte eine neue Herbsttracht, „Camilla" genannt, nach der gleichnamigen Oper von Paër, eine Art Negligé im Stil unserer jetzigen Reformkleider gearbeitet und für Frau Schick bestimmt. Frau Schick trägt in dieser Oper eine Toilette aus dunkelfarbigem Taft oder Atlas mit langen, engen Ärmeln und einem Stehkragen, der mit einer goldenen Nadel zugesteckt ist. Der Vorderteil des Rockes ist apart und wird unter der Brust zugebunden oder auch mit einem Gürtel von dem gleichen Zeug unter der Brust gefaßt. Vom Halskragen bis auf die Füße ist auf dem Kleid ein blinder Besatz, mit Knöpfchen von dem gleichen Zeuge besetzt, angebracht, so daß es völlig das Ansehen hat, als sei es vorn zugeknöpft. Über dem kleinen Stehkragen ragt eine Spitzenkrause hervor, die nahe unter dem Kinn den Hals umschließt.

So weit der Modebericht über dieses Kostüm. Unsere heutige Reformtracht ähnelt der damaligen Mode ganz außerordentlich. Das Reformkleid in, man möchte sagen, realerer Gestalt ist um jene Zeit an der Tagesordnung. Über dem kurztailligen Hänger trägt man Schals à la Grecque, Fichus, à l'Etoile, en filet gestrickte, von Nacaratkrepp, von grünem und rotem Kaschmir. Dazu farbige Schuhe von Seide oder Serge oder gegerbte Nacarat Stiefel.

Amazonenmäntel à la Unzelmann, Matins à la Mebus sind stark in der Mode, Palatinen von Pelz desgleichen.

Als die Unzelmann im Sommer des Jahres 1806 eine Badekur in Pyrmont gebraucht, erscheint sie in einem solchen Amazonenmantel (Schnitt Offiziersmantel) aus gestreiftem, weiß und schwarzem Taft; dazu trägt sie eine grüne lederne Mütze. Oftmals reitet sie aus, das Reitkleid aus dunkelblauem Tuch ist gleichfalls, wie wir sagen würden, reformartig gearbeitet, eine kleine, offene Weste läßt die Chemise mit umgelegtem Hemdkragen sehen.

So bildet sie das Entzücken und den Charme der Badegäste Pyrmonts, der Elegants, die die reizende Kleine dann des Abends, im Bade-Etablissement, am grünen Tisch, als rasende Spielerin beobachten können, wie sie mit größter Ruhe gewinnt und verliert.

Als sich Frau Friederike dem großen Olympier in Weimar etliche Jahre später bei ihrem Gastspiele vorstellt, trägt sie Hofkostüm, ein weißes Linonkleid, vorn herunter mit Goldstickerei besetzt, das Oberleibchen aus Valenciennes gearbeitet. Darüber einen dunkelblauen Samtrock mit Schleppe. Lange dänische Handschuhe, dazu ein Florfächer, mit Gold gestickt, im Haar ein Diadem; Perlen, Federn auf dunkelblauem Samt vollenden diese prachtvolle Toilette.

Die kecke, kleine Schauspielerin, Demoiselle Mebus, bringt das sogenannte spanische Kostüm in die Mode, das frisch aus England importiert wurde.

Sie trägt in dem Lustspiel „Die Ehelustigen" das spanische Korset („the lacket"), aus lichtgrünem Taft gearbeitet, das ein ausgezackter Spitzenüberschlag ziert. In diesem Anzuge promeniert sie dann auch in der Stadt herum, und bald darauf tragen sich auch die Berlinerinnen à la mode anglaise.

Frisuren au Corymbe, gedrehte Locken sind an der Tagesordnung, desgleichen Hüte à la Mamelucke, englische Filzhüte, Yorkhüte, Strohhüte, sogenannte Carlton-hats. Zigeunerstrohhüte sind sehr modern, Frau Labes trägt so einen Hut mit breiten Nähten in einer Akademie, Vortragsabend der Unzelmann, dazu ein weinrotes Samtkleid, mit Goldstickerei besetzt, hellgelbe Seidenschuhe, Kornähren in Gold und Topasen als Schmuck. Die Strümpfe der Kaiserin Josephine, sogenannte Schwanenfellstrümpfe, in London gearbeitet, sind der Traum jeder eleganten Künstlerin am Berliner Nationaltheater. Der lange Nostiz, Leutnant bei den Gensdarmes Nr. 10, Adjutant des Prinzen Louis, dieser größte Schuldenmacher von Berlin, läßt sich ein Dutzend solcher Schwanenstrümpfe durch einen Kurier seines prinzlichen Gebieters für die scharmante Bessel aus London besorgen. Eine förmliche Revolution bricht darüber unter den Theaterdamen aus, aber es hilft nichts, Philipinchen ist Siegerin geblieben — kein neuer Seladon findet sich bereit, auch für die anderen Schönen Schwanenstrümpfe herbeizuschaffen.

Auch die Franzosenzeit in der Hauptstadt (1806—08) ändert in dem Toilettenluxus unserer Theaterdamen nichts. Die Herren Kürassiere, Husaren und Dragoner, die leichten Voltigeurs, die Guiden und die Jäger zu Pferde haben leichtes Geld, vor allen Dingen aber die Garde. So ein Kolonel, im goldverschnürten Frack, die Bärenmütze auf dem Haupt, dünkt sich ein Gott. Mit ihm zu flirten ist der Traum der Künstlerin. In den Spielsalons der Behrenstraße feiern die Unterdrücker ihre Feste mit den Theaterdamen; im Schauspiel ist wenig zu tun, dafür spielt man Komödie mit Michauds Kürassieren. Man erscheint da in lichtblauen, dünnen Roben; die leichte Durchsichtigkeit dieser griechischen Gewänder ist staunenerregend.

Die Herren verschaffen den Damen Pariser Figurinen; da sieht man sie dann in den Toiletten der Madame Angot aus dem „Serail von Konstantinopel" erscheinen, oder als Rosenkönigin aus dem gleichnamigen Ballett. Man trägt da große Strohhüte (farbig), mit Pistazien garniert, mit meergrünem Taft gefüttert, Federn darauf in Gestalt von Schmetterlingen. Auch die „chapeaux de Frascati" sind sehr modern, ebenso schottische Roben mit Fransen, „toureils d'hanneton"; dazu trägt man „Sautoirs", Perlenketten, sehr lang bis auf die Knie, von deren Ende ein goldenes Schreibtäfelchen herabhängt. Weiß und himmelblau sind die Farben der Erhörung. Spitzenschleier aus Mecheln, schwedische lange Handschuhe, weit über den Ellbogen reichend, helle Seidenschuhchen, vollenden jedes Kostüm.

Wo bleibt da die gepriesene Einfachheit jener schweren Zeit? Allezeit haben die Theaterdamen in der Toilette Glanz und Luxus entfaltet, wenn ihnen die Mittel dafür zu Gebote standen. Übrigens wies, wie man sieht, das Theaterleben und Theaterinteresse in jener traurigen Periode nicht den Verfall auf, von dem oft in theatergeschichtlichen Werken die Rede ist. Zeitungen sind Dokumente, und aus Zeitungen und Modezeitschriften jener Zeit geht klar hervor, daß wenigstens das Interesse für den Künstler und dessen Rückwirkung auf die Lebensführung und die Moden sehr lebendig war.

Nachklang.

Glücklich, wer von Sonnentagen,
Die er froh genoß und frei,
Einen Abglanz heimgetragen
In des Alltags Einerlei!

In vier engen Wänden sitzen
Mag er, doch zu ihm herein
Blicken noch die Firnerspitzen,
Angeglüht vom Abendschein.

Lang die Bergluft noch, die klare,
Heimlich seine Stirn umweht,
In die weite, wunderbare
Gotteswelt sein Schauen geht,

Und im leichten Nachen schwanken
Über die besonnte Flut
Seine innersten Gedanken
Noch in stillem Übermut!

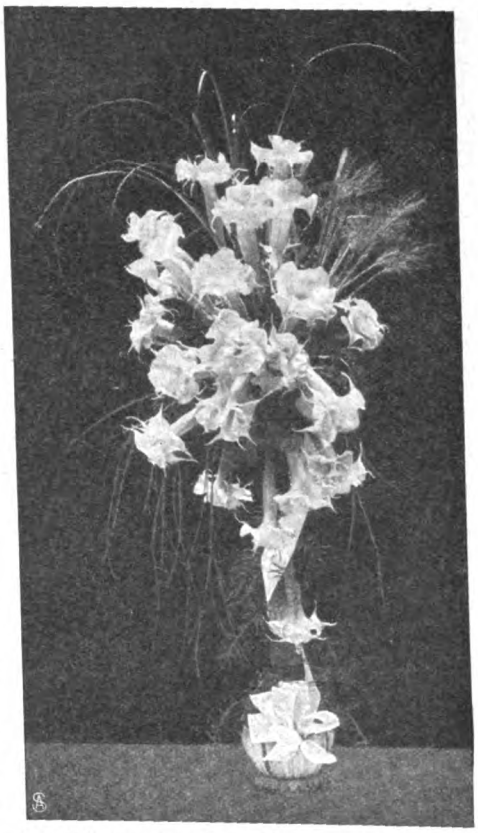
Glücklich, wer von Sonnentagen,
Die er froh genoß und frei,
Einen Abglanz heimgetragen
In des Tages Einerlei!

Adelheid Stier.

Ratgeber für jedermann

Garten und Blumen.

Wohlriechender baumartiger Stechapfel. Unser heimischer Stechapfel, eine einjährige Pflanze, die im Frühling aufkeimt, im Sommer blüht und ihre Früchte reift, um mit Eintritt des Winters auszusterben, ist eine auf Ödländern, Schutthaufen, mitunter aber auch in den Gärten als Unkraut vorkommende gefürchtete Giftpflanze, die bei jeder Berührung einen widerlichen Geruch ausströmt. Dieses heimische Unkraut hat in Südamerika stattliche, strauchartige, prächtig blühende Verwandte, die bei uns als Ziersträucher in Töpfen und Kübeln gehegt werden und den Pfleger durch ihre großen, herrlich duftenden Blüten erfreuen. Wohl die schönste dieser fremdländischen Arten ist der baumartige, wohlriechende Stechapfel. Unsere nebenstehende Abbildung zeigt die Blüten dieses Prachtstrauches mit Gräsern und Spargelgrün in einer Vase angeordnet. Die Pflanze entwickelt dicke, vollsaftige, nur ganz allmählich verholzende Triebe, die im vorgeschrittenen Frühling nach Beendigung der Ruheperiode prächtig sprossen und stattliche, länglich eiförmige Blätter tragen. Im Hochsommer, gewöhnlich vom August ab, treten aus den Blattachseln die stattlichen Blütenknospen hervor. Die außen etwas grünlich angehauchten Blüten sind im Innern schneeweiß gefärbt. Sie sind langröhrig und enden in eine tiefausgeschnittene Blütenkrone, deren Zipfel leicht zurückgeschlagen sind. Diese Prachtblumen erreichen eine Länge von 30 Zentimetern. Sie sind bei hellem, sonnigen Wetter am Tage geschlossen, um als echte Mondblüten erst mit dem Eintritt der Dämmerung ihre Blütenkronen zu öffnen. Von dieser Zeit ab bis zum frühen Morgen entströmt dann den Blüten ein köstlicher Wohlgeruch, der von weither die Nachtschwärmer aus dem Insektenreiche heranlockt, die, groß und klein, diese Blüten eifrig besuchen. Neben der einfach blühenden Stammart gibt es verschiedene Abarten mit mehr oder weniger gefüllten Blüten. Die Füllung entsteht hier dadurch, daß bei den Blüten gewissermaßen zwei bis drei Blütenröhren ineinandergeschoben sind, und da diese Röhren der innern Blüten etwas kürzer als die der äußeren sind, so können sich ihre Blumenkronen nicht vollständig ausbreiten, wodurch eine sehr ausgeprägte Füllung der Kronen entsteht, die auch auf unserer Abbildung deutlich hervortritt. Im Herbst zieht dieser Prachtstrauch allmählich ein, wenn er auch, in das Glashaus oder in eine kühlere Stube gebracht, oft noch bis zum Dezember blüht. Schließlich hört aber doch das Blühen auf, die Blätter fallen, und die kahle Pflanze wird nun den ganzen Winter hindurch vollständig trocken gehalten, im Frühling etwas zurückgeschnitten, hell gestellt und wieder regelmäßig bewässert. Zur Überwinterung genügt ein Platz in frostfreiem Keller oder in einem kalten Gewächshause.

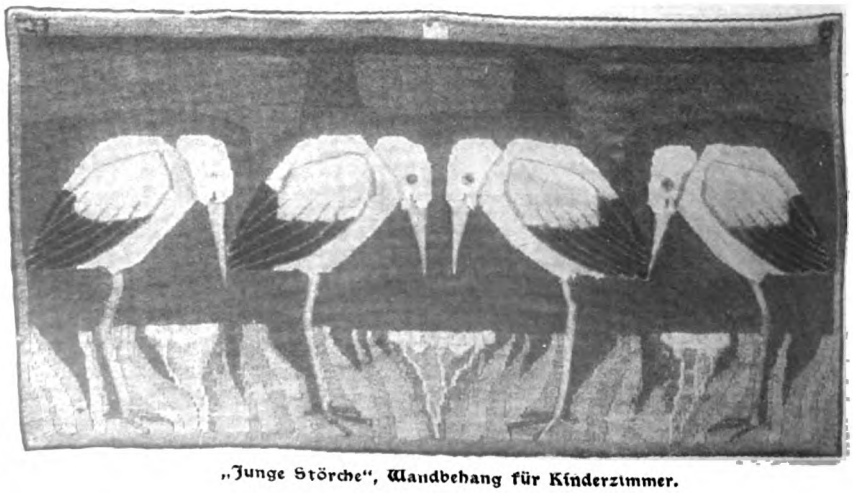


Ein Blütenstrauss des wohlriechenden Stechapfels.

Die Vermehrung der Pflanze erfolgt im Frühling, und zwar durch krautartige Stecklinge. Da sich dieser wohlriechende Stechapfel durch ein riesiges Wachstum auszeichnet, was am besten dann zum Ausdruck gelangt, wenn man ihn im Sommer in gutem Gartenboden und in sonniger Lage frei aussetzt, so verlangt er, in Töpfen oder Kübeln gepflegt, möglichst alljährliches Verpflanzen in recht gehaltreiche, lehmhaltige Erde und bei trübem Wetter im Sommer öftere flüssige Dunggüsse.

Aus der Frauenbewegung.

Der Internationale Frauenstimmrechtskongreß, der vor kurzem in Amsterdam stattfand, brachte einen guten Überblick über den gegenwärtigen Stand dieser Frage, die von der Mehrzahl der Deutschen, auch von Frauen, vorläufig kaum ernst genommen wird, während ihre Lösung im Auslande sichtliche Fortschritte macht. Die propagandistische Tätigkeit der englischen „Suffragettes", die im Gegensatz zu den älteren, gemäßigten Pionierinnen des Frauenstimmrechts, den „Suffragists", von aggressiven Mitteln mehr erwarten als von einer legalen Methode, hat der Bewegung bei der deutschen Presse und durch sie beim deutschen Publikum sehr geschadet. Sie wurde einfach lächerlich gemacht, und auch außerhalb Frankreichs gilt es ja, daß Lächerlichkeit tötet. Mit Recht wiesen die Vertreterinnen Englands aber gelegentlich darauf hin, daß nur bei genauer Kenntnis des englischen Volkscharakters hier ein gerechtes Urteil abgegeben werden könne. Die Erfolge der englischen Frauenstimmrechtsbewegung sprechen auch wirklich einigermaßen für die eingeschlagene Taktik — so wenig diese deutschen Verhältnissen angemessen wäre. — Schön und ermutigend war alles, was man über die Tätigkeit der Frauen in jenen Ländern hörte, die ihnen ihre Parlamente bereits geöffnet haben. Sowohl über die steigende Beteiligung der, wie man befürchten mußte, indifferenten großen Masse der Frauen an den Wahlen, wie über die politische Schulung und die Beteiligung der Gewählten an der gesetzgeberischen Tätigkeit konnte günstiges berichtet werden: teils sprechende statistische Zahlen, teils zustimmende Urteile erfahrener Staatsmänner. Das Hauptgebiet parlamentarischer Frauenarbeit scheint, wie es natürlich und wünschenswert ist, die sozialpolitische Gesetzgebung zu sein. Und in der Tat — mag man der ganzen Frage noch so vorsichtig gegenüberstehen — man wird sich kaum dauernd einer Entwicklung entgegenstemmen können, die einfach dahingeht, einer Elite der klügsten und reifsten Frauen einer Nation im großen Staatshaushalt jenen Einfluß zu sichern, der im guten Einzelhaushalt der Frau, wenigstens bei Kulturvölkern, stets zugestanden worden ist.



„Junge Störche", Wandbehang für Kinderzimmer.

Handarbeit.

„Junge Störche", Wandbehang für Kinderzimmer.

Tiere, für die ja fast alle Kinder unerschöpfliches, zärtlichstes Interesse

besitzen, bilden jetzt auch mehr als früher die Motive des Wandschmucks im Kinderzimmer, gleich, ob es sich um Bilder, gemalte Tapetenfriese oder die schönen, in warmen und kräftigen Farben hergestellten Wandbehänge handelt, von denen wir in dem untenstehenden Bilde auf der vorhergehenden Seite ein sehr hübsches Beispiel zeigen. Nachdenklich, als versuchten sie wie „Kalif Storch" in Hauffs reizendem Märchen, sich das vergessene Zauberwort „mutabor" ins Gedächtnis zurückzurufen, stehen diese ergötzlich altklugen jungen Störche da, maßvoll stilisiert und gerade deshalb prächtig lebendig im Ausdruck. Der schöne Entwurf zu diesem Wandbehange, der zunächst für Ausführung in Handweberei gedacht ist, stammt von Fräulein Wanda Bibrowicz, Lehrerin an der Königlichen Kunstschule zu Breslau.

Orientalischer Pompadour mit Stambulstickerei und Häkelarbeit aus Goldfaden.

Orientalischer Pompadour. Eine sehr geschmackvolle Ergänzung fanden hier einige vorhandene Restchen orientalischen bestickten Seidenstoffes durch Häkelarbeit, deren Material — Goldfaden — zu seinen exotischen Farben einen glücklich gewählten Gegenton abgab. Der Einsatz im oberen, der runde Durchbruch im unteren Teile des Beutels sind aus solchem Goldfaden gehäkelt und ebenso das Randspitzchen. Die Stickereistückchen sind in passender Anordnung einem gemeinsamen Grundstoff aufgearbeitet, dem auch der Einsatz und das Häkelrund aufgesetzt wurden. Unter diesem gehäkelten Teil aber wurde später der Grundstoff wieder weggeschnitten, so daß das Futter des Beutels, gelbe Seide, zart zwischen den Goldfäden durchschimmern konnte. Dicke Goldschnur mit Quasten an der Außenseite des Pompadours, durch Ringe geleitet, ergab die Zugvorrichtung.

Kleine Geschenke.

Photographierahmen mit Pergamentmalerei. Die schöne mönchische Kunst der Pergamentmalerei, früh geübt in mittelalterlichen Klöstern und in der Renaissance zu vollem farbenfrohen Leben erblüht, hat ihre Bedeutung als selbständiger Kunstzweig wohl völlig verloren. Aber zierlich und reizvoll selbst in den Nachahmungen unserer Zeit, die sich ja mehr oder minder genau an alte Vorbilder halten, mit ihren leuchtenden Farben und dem vielen Gold, ergeben die so bemalten kleinen Gegenstände, die uns die italienische Fremdenindustrie dies- und jenseit der Grenze anbietet, einen hübschen Schmuck des Raumes, in dem sie sich befinden. Den Mittelpunkt der Ornamente bildet häufig — so auch auf unserem Bilde — die Florentiner Lilie, deren Zipfelform dann die Formen und Biegungen der Blattranken stilistisch auch mitbestimmt. Das Grundmaterial der so verzierten Gegenstände ist natürlich, schon des Preises wegen, jetzt in den allerseltensten Fällen echtes Schweinsleder, sondern irgendeine gute Pergamentimitation.

Photographierahmen mit Pergamentmalerei.

Saisonküche.

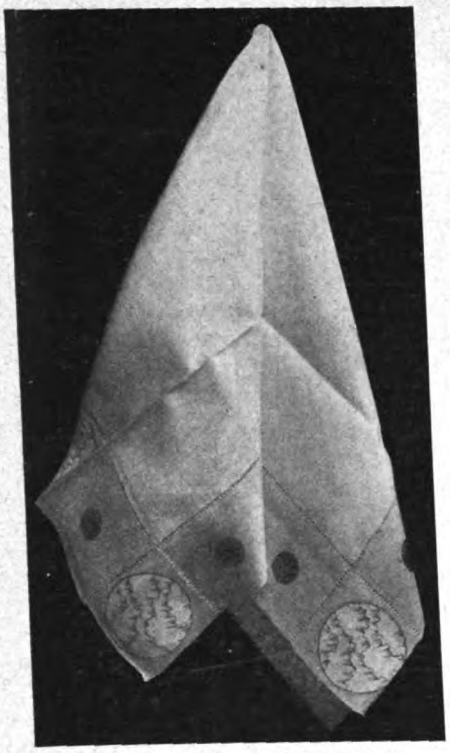
Eine neue Eierplatte. Dieses praktische kleine Kombinationsgerät besteht aus drei Teilen: einem Nickelteller, dem eigentlichen Eierständer, der darauf gestellt wird, und einer Glasglocke. Teller und Glocke lassen sich zusammen für Aufschnitt, Käse und derartiges verwenden; Teller und Eierständer ohne Glocke bilden, wenn die Eier sofort nach dem Servieren auch gegessen werden sollen, eine hübsche neue Art, die Eier, diese Hauptnothelfer bei einem einfachen sommerlichen Abendbrot, anzurichten; alle drei Bestandteile vereint aber ergeben das Ideal einer Eierplatte. Denn die Eier stehen völlig fest in ihren Ausschnitten, und die Glasglocke verhindert selbst durch längere Zeit das leidige Auskühlen.

Eine neue Eierplatte.

Kalbsragout mit frischen Gurken ist ein an der feinsten Tafel gern gesehenes Gericht. Zwei bis drei Pfund Brustfleisch vom Kalb werden in ansehnliche Stückchen geschnitten, mit einem Liter Wasser bedeckt und mit dem notwendigen Salz weich gekocht. Aus einem Löffel Palmin und zwei Eßlöffeln Mehl bereitet man eine dicke Sauce, gibt zwei bis drei frische Gurken, die man geschält, entkernt und in Stücke von der Größe der Kalbfleischstückchen zerteilt hat, hinein und fügt die bis auf einen halben Liter eingekochte Kalbfleischbrühe zu. In dieser Sauce dünstet man die Gurkenscheiben etwa 20 Minuten lang, legt das Kalbfleisch hinein und streut einen Eßlöffel voll feinen Dill beim Anrichten darüber.

Zu Schlehenwein nimmt man reife, frisch gepflückte Schlehen und schüttet sie in ein Fäßchen, rechnet auf jeden Liter Früchte einen Liter Wasser, das man kochend über die Schlehen gießt. Dies läßt man unter öfterem Umrühren mehrere Tage stehen, dann gibt man zu je einem Liter Flüssigkeit 500 Gramm Hutzucker, löst ihn in dem Wasser auf, füllt alles in ein Faß, gibt auf je drei Liter Flüssigkeit einen Viertelliter Kognak, läßt den Wein mindestens ein Jahr lang liegen, ehe man ihn auf Flaschen zieht, und wieder ein Jahr, bevor man ihn in Gebrauch nimmt. Otto Bierbaum versichert in seinem bewährten Konditoreilexikon, daß dieser Wein dem Portwein ganz ähnlich im Geschmack sei.

Himbeercreme. Einen Viertelliter Wein und einen halben Liter frischen Himbeersaft rührt man mit einer Messerspitze Reismehl an

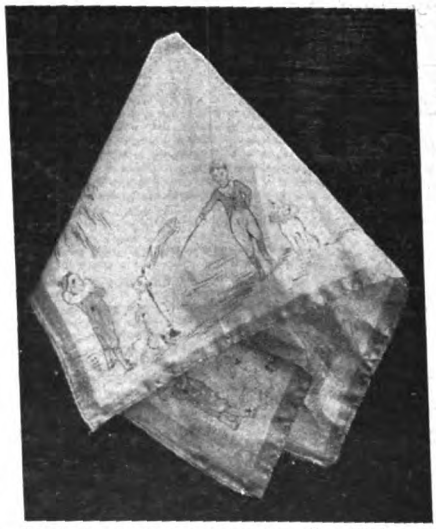


Kindertaschentuch mit buntem Rande.

und kocht dies mit Zucker und Zimt auf. Nun zerklopft man fünf Eidotter, verrührt sie mit der bereits erkalteten Flüssigkeit und rührt das Ganze auf dem Feuer bis zum Kochen weiter. Dann kommt noch der unterdessen geschlagene Schnee von fünf Eiweiß darunter, worauf die Speise zum Erkalten in eine mit sehr kaltem Wasser ausgespülte nasse Schüssel gefüllt und auf Eis oder in kaltes Wasser gestellt wird.

Für unsere Kinder.

Kindertaschentücher. Bei unseren Damen sind farbige Taschentücher seit langem verpönt: nur weiße Spitzen oder Stickereien gelten als schicke Verzierung; unsere Herren bekunden darin einen durchaus anderen Geschmack und ziehen Taschentücher vor, deren Randverzierung in — freilich möglichst dezenten — farbigen Tönen gehalten ist. Aber nun gar erst unsere Jugend! Ihr machen die Schnupftüchlein das größte Vergnügen, wenn sie recht bunt und farbenprächtig, am liebsten mit anschaulichen Szenen geschmückt sind. Deshalb wird auch unser Taschentuch, auf dem ein Clown mit seiner heiteren Gesellschaft Kunststücke zeigt, bei unseren Kindern sicherlich über das buntrandige, aber einfach ornamentierte Taschentuch auf dem oberen Bilde den Sieg davontragen. Wäscht man diese farbigen Taschentücher vorsichtig, so werden sie lange ihr schönes Aussehen behalten, so daß auch vom ökonomischen Standpunkt aus gegen diese farbenfreudigen Tüchelchen schließlich nichts einzuwenden ist.



Kindertaschentuch mit lustigen Randfigürchen.

Neues aus Altem.

Hutnadelständer. Das Grundmaterial dieser kleinen Handarbeit bildet ein „Liebigtöpfchen". In seiner Rinne befestigt man dünnen Blumendraht, auf den größere bunte Glasperlen aufgezogen werden. An einer Stelle der Kette wird ein fester Seidenfaden gut angeknüpft; auf diesen reiht man nun etwa 14 der bereits erwähnten größeren Perlen bunt durcheinander. Darauf zieht man den Faden an und befestigt ihn in zweieinhalb Zentimetern Entfernung. Ungefähr sechs solcher hängenden Kettchen werden rund um die Rinne angebracht. An diese Schnüre schließen sich Ketten aus kleineren, verschiedenfarbigen Perlen, während aus den größeren Perlen wieder in der zuerst angegebenen Weise die Schlußschnüre (etwa 14 Perlen enthaltend) gebildet werden. In das Liebigtöpfchen steckt man einen großen Kork, der mit Seidenresten umwickelt wird, bis er fest in das Töpfchen hineinpaßt; zum Schluß umzieht man den oberen Teil des Pfropfens, der sichtbar ist, mit einem hübschen Samtrestchen, vernäht alles recht sauber und preßt nun den umhüllten Kork in das Töpfchen. Nicht nur für Hut-, sondern auch für Näh-, Steck- und andere Nadeln ist dieser hübsche Behälter verwendbar.

Praktischer Herdreiniger.

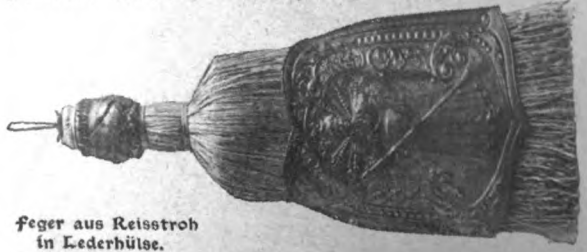
Hauswirtschaft.

Englischer Samt (Velvet, Baumwollsamt, Manchester), der fast unzerreißbare Idealstoff für Knabenhöschen, läßt sich wie jeder andere Stoff in Wasser und Seife waschen. Man schlägt weiße Kern-, Gall- oder, wenn das zu waschende Stück sehr schmutzig ist, weiße Schmierseife (Silberseife) mit lauwarmem Wasser schaumig, so daß sich keine Rückstände mehr finden, wäscht die Sachen, ohne sie zu stark zu reiben, mit Drücken und Stauchen, spült sie mit lauem Essigwasser und hängt sie zum Trocknen in den Schatten, wobei man nicht versäumt, sie halbtrocken in gute Fasson zu ziehen. Sind sie trocken, so zieht man sie über den Wasserdampf eines kochenden Kessels, legt sie glatt auf einen Tisch und bürstet nun mit einer festen Kleiderbürste das Gewebe tüchtig gegen den Strich. Knabenanzüge können so mit überraschendem Erfolge „auf neu" hergestellt werden.

Neues aus Altem: Hutnadelständer aus einem „Liebigtöpfchen".

Suppenfleisch und Fleischbrühe. Um gutes Suppenfleisch zu erhalten, gibt man das Fleisch ins siedende Wasser, damit sich die Poren schließen und die Nährstoffe im Fleisch bleiben. Legt man mehr Wert auf eine gute Suppe, so setzt man das Fleisch mit kaltem Wasser an. Dieses laugt es aus, und die Nährstoffe gehen in die Brühe über.

Zwei kleine Neuheiten für den Haushalt. Der Herdreiniger auf unserem Bilde stellt eine soeben in den Handel gekommene Verbesserung des Schmirgelpapierhalters dar, den wir früher einmal gelegentlich gezeigt haben. Eine eingeschobene Filzlage zwischen dem Halter und dem Streifen Schmirgelpapier gestattet einen intensiveren Druck, ohne daß das Papier gleich durchgescheuert oder Halter oder Platte beschädigt werden können. Auch die federnde Klammervorrichtung erweist sich im Gebrauch praktischer als die einfache löschbrettartige Befestigung im Falz. — Der Feger aus Reisstroh war in unserem Fall als Möbelbürste gedacht, ist aber in kleinen Formaten auch als Tischbürste und Brosamenfeger brauchbar und jedenfalls praktischer als die zu diesem Zweck üblichen, ebenso zierlichen wie — unverwendbaren Dinger, die wir zugleich als einen recht zweifelhaften Büfettschmuck zu verwenden pflegen. Die Hülse aus gepreßtem Leder, in die der Feger nach jedesmaligem Gebrauche geschoben wird, verhindert, daß sich die einzelnen Strohbüschel spreizen und das sich daraus ergebende häßliche gesträubte Aussehen anderer Handfeger aus Reisstroh bekommen.



Feger aus Reisstroh in Lederhülse.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 33, 1908.

Wohl dir, kannst du es dahin bringen,
Daß, ohne Stolz, du dir bewußt:
Mir ruht von Menschen und von Dingen
Ein klares Urteil in der Brust!

Adelheid Stier.

Die Briefe der „Liselotte".

Von Olga Wohlbrück.

Die „teutscheste" Fürstin, die je an einem ausländischen Hofe gelebt hat, Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orléans, bringt uns in diesem Jahre eine von Hans F. Helmolt vorzüglich besorgte Auswahl ihrer Briefe (Insel-Verlag, Leipzig) besonders nahe.

Elisabeth Charlotte wurde am 27. Mai 1652 zu Heidelberg als zweites Kind des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und seiner zweiten Gemahlin Charlotte von Hessen-Kassel geboren. Die Ehe ihrer Eltern war keine glückliche, und im Jahre 1658 ging ihr Vater eine Ehe mit dem Hoffräulein seiner Gemahlin, Louise von Degenfeld, ein, die den Titel Raugräfin bekam und ihren Gatten mit sieben Söhnen und fünf Töchtern beschenkte. Die Kurfürstin Charlotte, die nicht zur Scheidung zu bewegen gewesen war, lebte grollend zu Kassel und wurde zur Strafe für ihre Halsstarrigkeit vollständig von ihren Kindern, dem Kurprinzen Karl und Liselotte, isoliert.

Dennoch war Liselottens Kindheit nicht unfreundlich: eine vortreffliche Erzieherin, Fräulein von Uffeln, die spätere Frau von Harling, legte den Grund zu ihrer für die damalige Zeit selten harmonischen körperlichen und geistigen Entwicklung. Unvergeßlich bis an ihr Lebensende blieb der französischen Herzogin auch jene Zeit, die sie bei ihrer Tante, der Herzogin Sophie in Hannover, von ihrem siebenten bis elften Jahr verbrachte. Diese Tante Sophie, in der ganzen Familie als Liselottes „ma tante" bekannt, war eine kluge und humorvolle Frau, die der Eigenart ihrer Nichte liebevollstes Verständnis entgegenbrachte und ihre nächste Vertraute blieb während all der wechselvollen Jahre, die die kleine pfälzische Prinzessin am Hofe des großen Sonnenkönigs und später als Mutter des Regenten in Frankreich verlebte.

Die lustige, ja sogar übermütige und urwüchsige Deutsche, die ziemlich gedankenlos die sogenannte „gute Partie" machte und ihren Glauben mit derselben Gleichgültigkeit wechselte wie eine Courrobe, entwickelte sich in den ihrer innersten Natur widersprechenden, beinahe feindlichen Verhältnissen zu einer starken, selbständigen Persönlichkeit, die ihr „teutsches Gemüt" bis an ihr „Lebensend" zu wahren verstand.

Langsam, Schritt für Schritt mußte sie sich Sympathien erobern, deren sie in ihrem eigenen Lande ohne jedes Zutun ihrerseits gewiß war. Sie war bis zu ihrem zwanzigsten Jahr aufgewachsen in einem Milieu relativer Ehrbarkeit und achtete in der Raugräfin die legitime Frau ihres Vaters, liebte in den Kindern dieser nicht völlig einwandfreien Ehe ihre legitimen Halbgeschwister.

Der Hof des Sonnenkönigs, Ludwigs XIV., war damals in der Blüte seines Glanzes und seiner Korruption. Unter der äußerlich blendenden Maske feinster Kultur — sie selbst schrieb von ihrem königlichen Schwager: „Er hat vor allen Weibern bis auf Bauernweiber den Hut gezuckt" — verbarg sich ein Abgrund rohester Brutalität und Lasterhaftigkeit. Die Montespan stand in höchster Gunst; ihre Kinder, den legitimen Sprößlingen des Königs fast gleichgestellt, waren umgeben von einer Schar niedrigster und gewissenlosester Höflinge, deren Ehrgeiz es war, den ganzen Hof zu beherrschen, indem sie dessen Mitglieder in den Sumpf zogen.

Die ersten fünf Jahre ihrer Ehe, in denen sie ihrem Gatten drei Kinder geboren, von denen das jüngste aber nach drei Jahren starb, verliefen leidlich glücklich und sie schreibt ma tante öfters: „Monsieur ist der beste Mensch von der Welt".

Wie ein braves Hausmütterlein berichtet sie über die Kinder und läßt gar manches derbe Wörtlein über die Ärzte fallen, die der Königin „schon fünf Kinder in die andere Welt geholfen" — und die sie ihr ganzes Leben für Ignoranten hält, die nichts können als „purgieren und Ader lassen."

Die Gnade und Aufmerksamkeit, die der König ihr in den ersten Jahren ihrer Ehe zuteil werden läßt, hilft ihr über die schweren, verwickelten Verhältnisse der Anfangszeit hinweg. Später tauchen Freunde von Monsieur auf, die ihm bereits während seiner ersten Ehe zweifelhafte Dienste geleistet haben (der eine von ihnen, Marquis d'Effiat, hatte Monsieurs erste Frau, Henriette d'Angleterre, vergiftet) und die ihn auch jetzt mit seiner tugendhaften und allzu wahrheitsliebenden Gemahlin entzweien wollen. Monsieur, der mehr schwach als schlecht, allmählich wieder den lasterhaften Vergnügungen seiner Zeit und seines Kreises nachgeht, bricht bald alle ehelichen Beziehungen zu seiner Frau ab, was sie ohne jede Klage, beinahe mit humoristischer Befriedigung gewissenhaft an ma tante berichtet.

Sie ist nicht sentimental veranlagt, die pfälzische Prinzessin, und empfindet eine Vernachlässigung ihrer Person als „Madame" weit mehr als ihre Vernachlässigung als Gattin. Sie ist von einem starken und stolzen legitimistischen Standesbewußtsein erfüllt. Die Kinder der Montespan, die ihr in späteren Jahren von der Maintenon als den ihrigen gleichwertig aufgedrängt werden, verachtet sie aus dem Grund ihres Herzens. Und ihr Sohn Philipp, der sich mit 17 Jahren heimlich mit dem „Maußdreck", einer Tochter der Montespan und des Königs, verheiratet, erwischt von ihr eine schallende Ohrfeige. Sie hat diese Ehe nie verwinden können, obwohl sie sich als kluge Schwiegermutter später nie in die Ehe ihres Sohnes gemischt hat. Aber es ist recht charakteristisch, wenn sie von einer Enkelin schreibt: „Es muttert sich aber so sehr bei ihr, als es sich vatert, und das ist es nicht, was mir am besten gefällt".

Meist gab sie der Maintenon schuld an allen Unannehmlichkeiten, die sie betrafen. So vor allem an der lästigen und rücksichtslosen Kontrolle ihrer Briefe. Bei dieser Gelegenheit aber zeigte sich wieder Liselottes kaustischer Witz und Humor. So schreibt sie: „Mir thun sie auff der Post die ehr sowoll alss ahn E. L. (Euer Liebden) die brieffe gar soubtil wieder zu zu machen, aber der gutten Mad. la dauphine schickt man sie offt in einem wunderlichen standt und oben zerrissen, undt weill ich das sehe dencke ich alss wie in der heyligen schrifft: ‚geschieht

das ahm grünen holtz, was wirdt am dürren werden' —". Und später macht sie sich ein besonderes Vergnügen daraus, dem jeweiligen Minister durch ihre Briefe die Meinung zu sagen, ihn abzukanzeln, sich über ihn lustig zu machen oder ihm gar vorzuwerfen, daß er „so ungelehrte" Uebersetzer anstellt, die den Sinn ihrer Briefe „verdrehn", um sie mit dem Könige zu „broullieren".

Der äußere Pomp des Hofes hat nichts, was sie blendet, und sie stöhnt jämmerlich, wenn ihre Frauen kommen, sie zu „butzen" für den „verfluchten Ball". Die französischen Tänze mißfallen ihr im hohen Grade, „undt von allen divertissementen" haßt sie nichts mehr als das Tanzen. Überhaupt hat sie eine Abneigung gegen alle großen Zeremonien, gegen alles, was sie aus der Unabhängigkeit und Behaglichkeit ihres Lebens reißt. „Ich liebe nichts, was mir ungemächlich ist." Nur für die Jagd hat sie eine wahre Passion.

Dennoch hält sie auf Etikette und empfindet die Lockerung äußerer Formen als eine „Encanaillierung" des Hofes. Daß zum Beispiel die Herzogin von Bourgogne, die spätere zweite Dauphine, untergefaßt mit ihren Damen promeniert, und die Herren in des Königs Gegenwart im Freien den Hut aufbehalten, chokiert sie aufs äußerste. „Man weiß nicht mehr, wer man ist . . . ich habe rechte mühe, mich ahn die confusion zu gewehnen; es ist unbeschreiblich, wie alles nun ist, undt gleicht gar keinem hoff mehr . . ."

Da sie „kein falschheit kennt", sondern jedem die Wahrheit ins Gesicht sagt, wird sie wie ein Wauwau am Hofe gefürchtet, und es scheint nur eine Möglichkeit zu geben, sich vor ihr zu schützen: sie dem König möglichst fern zu halten. In den ersten Jahren ihrer Verheiratung wird kein Mittel unversucht gelassen, sie um ihren guten Ruf und um ihre Stellung zu bringen. So beklagt sie sich, „daß man alle, so ihr treu dienen," unter den nichtigsten Vorwänden von ihr entfernt und sich schließlich nicht scheut, ihre Frauenehre anzugreifen. Damit ist der Gipfel dessen erreicht, was Liselotte an dem ihr feindlichen Hofe zu erdulden gesonnen ist. Sie, die die Klöster haßt, beschwört den König, ihr zu erlauben, daß sie sich zu einer Tante ins Kloster zurückzieht. Die große Aussprache hat eine vorübergehende Verständigung zur Folge, der König verspricht ihr Schutz vor ihren Feinden und söhnt sie äußerlich mit ihrem Gatten aus.

Vielleicht wäre Liselottes Ehe nicht einmal so unglücklich geworden, wenn Monsieur ihr nicht unvernünftigerweise die Erziehung ihres Sohnes entzogen hätte, um sie Leuten anzuvertrauen, die in keiner Weise sittlich dazu berechtigt waren. Die arme Herzogin sieht ihren abgöttisch geliebten und begabten Sohn jeden Maßstab für Anstand und gute Sitte verlieren; er wird lasterhaft wie seine Umgebung. Der erste Feldzug, den er an der Seite seines Vaters unternimmt, und bei dem er sich durch ungewöhnlichen Mut auszeichnet, läßt sie wieder hoffen, daß nicht alles Gute in ihm untergegangen. Rührend ist es, wie sie sich mit seinem Beichtvater verbindet, um aufs neue einen veredelnden Einfluß auf ihn zu gewinnen. Die Briefe an ihren Sohn sind französisch geschrieben, denn zu ihrem Leidwesen hat er niemals „recht teutsch lernen wollen", obwohl sie ihm einen deutschen Sprachmeister hatte geben lassen.

Sie ist in ihren französischen Briefen eine bessere Stilistin im akademischen Sinne als in den deutschen Schreiben, die sie an ihre pfälzischen und hannoveranischen Freunde und Verwandte sendet. Aber um wie vieles charakteristischer, eigenartiger, sind ihre deutschen Briefe! Nicht Frankreichs erste Herzogin, sondern einen prächtigen, klugen und natürlichen Menschen lernen wir da aus jedem Worte kennen. Viele vornehm denkende Mütter mögen an ihre Söhne Briefe geschrieben haben, wie es Madame getan hat, wenige haben über ihre Söhne so viel Treffendes und Einsichtsvolles zu sagen gewußt wie Liselotte.

Nach dem Kriege stürzte sich der junge Prinz in einen wahren Hexensabbat von tollen Ausschweifungen, und Liselotte ruft schmerzlich aus: „Die Myrten von Paris verdunkeln die Lorbeeren des Krieges" — und fügt hinzu: „Ob ich den krieg auch hasse, ein paar feldzüge täten ihm besser als Paris". —

Jedes Ereignis, das seine Schatten auf ihre alte Heimat warf, fand bei ihr einen schmerzlichen Widerhall, und der pfälzische Krieg, den Monsieur gegen ihre Landsleute führte, und wobei er sie selbst zum Vorwand nahm, indem er offiziell ihre Rechte vertrat, die ein ungeschicktes Testament ihr verkürzt hatte, entlockte ihr heiße Tränen. „Der krieg ist ein heßlich ding, denn alle die, so man heutte lobt, nimbt eine stück kugel morgen weg undt seindt nichts mehr . . . E. L. haben woll recht zu sagen, daß wen Gott bewahren will, daß dem nichts geschehen kann; aber unsser Herrgott hatt mir kein zettel noch briff geben, daß er meinen sohn undt die mir lieb sein, bewahren will, also kann ich das bang sein nicht lassen . . . Mir kompts gantz abscheulich vor, daß man 12 hundert gebliebene menschen vor nichts undt einen kleinen verlust helt, ein jedes von diesen hatt doch entweder vatter, mutter, bruder, weib oder freunde, so es von herzen beweinen . . . Es ist woll eine abscheuliche sache, daß die armen menschen, deren ziel zu leben so gar kurtz ist, mit solchem eyffer sich bemühen, einander noch das ziehl zu verkürtzen, undt einander umbbringen, alß wenns nur mücken weren . . ."

Als nach des Königs Tod ihr Sohn Regent wurde, änderte sich ihre Stellung bedeutend, denn sie war nicht mehr die Geduldete, „die thun mußte als ob sie die einsambkeit liebte, da ja sonst doch niemand in ihre kammer gekommen were", sondern die erste Dame des Hofes, der alle Ehren gebührten, die ihr auch nicht vorenthalten wurden.

Es muß wohl Mode gewesen sein zu jeder Zeit, das Lamentieren. Denn obwohl ihr heiteres und gesundes Naturell immerwährend durchbricht, und sie selbst in ihren Briefen immer wieder betont: „Nichts ist gesunderes alß freuden und trawerigkeit ist ein wahres gifft", geht doch beinahe kein Brief ab, in dem sie sich nicht über irgend etwas beklagt, wiewohl sie immer hinzusetzt „doch ich will mich nicht beklagen". Eigentlich — paßt ihr die ganze Richtung nicht: die neumodischen Getränke, wie da sind Thee, Cokolade und der „stinckige" Caffee, sind ihr ein Greuel, ebenso die französischen Ragouts. „Nichts geht doch über unsere bierkaltschale und mettwürste!" — Paris ist die „stinckigste stadt der welt", die Franzosen sind die „geytzigsten undt interessiertesten leutt der welt." Nichts auf Erden ekelt sie mehr an als der Schnupftabak, den damals auch Frauen schnupften, und dem sie die häßliche Nase einer ihrer Enkelinnen zuschrieb. Nicht ausstehen kann sie das „lateinische geblär" in der Kirche, die Pfaffen sind auf der Welt nur, um alles zu verwirren, die Klöster sind nichts als „übelregierte höffe."

Die religiösen Fragen nehmen einen großen Raum in ihrer Korrespondenz ein, aber da ihr Standpunkt der konventionellen Tradition der Franzosen nicht entspricht und durch das Öffnen ihrer Briefe bekannt wird, verbietet ihr der Beichtvater, religiöse Themen zu berühren. Ihr ganzes Glaubensbekenntnis liegt in dem Ausspruche, den sie ein Jahr vor ihrem Tode zu ihrer Halbschwester, der Raugräfin Louise, macht: „Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so bin ich, wie der Apostel Paulus sagt, weder apollisch, noch paulisch, noch kephisch, weder reformiert, katholisch noch lutherisch, sondern ich werde, so viel wie möglich ist, eine rechte Christin sein und darauf leben und sterben."

Diese Worte sind so recht bezeichnend für diese seltene Frau.

Es war in ihr eine männliche Objektivität. Sie stand immer über den Dingen, folgte ihrer gesunden Vernunft, kannte weder Aberglauben noch Fanatismus, sah allen Dingen und Menschen kühn und unerschrocken ins Auge, hielt fest bis ans Lebensende, was sie einmal mit Liebe umfangen hatte, war unbestechlich in ihrem Urteil, voll innerer lebendiger Anteilnahme an den Geschicken und Ereignissen ihrer Zeit.

Sie selbst sagt, daß sie lieber ein Mann geworden wäre, und das glaubt man ihrer großzügigen, jeder kleinlichen Eitelkeit und äußerlichen Ziererei abholden Natur.

Wie Wenige hatte sie den Mut ihrer Überzeugung, mehr als das, den Mut der Äußerung. Sie war ungeschickt in allen weiblichen Handarbeiten. Vier Passionen hat sie in ihrem Leben gehuldigt: der Jagd, der Numismatik (sie hatte eine berühmte Münzensammlung, auf die sie nicht wenig stolz war), der Korrespondenz und der Komödie, in der sie, im Gegensatz zur Kirche, niemals einschlief.

Über all diesen Passionen aber lebte in ihr das Bewußtsein tiefster Zusammengehörigkeit mit ihrem „teutschen Volk", dessen Traditionen sie auch in ihrer neuen Heimat unverbrüchlich treu blieb.

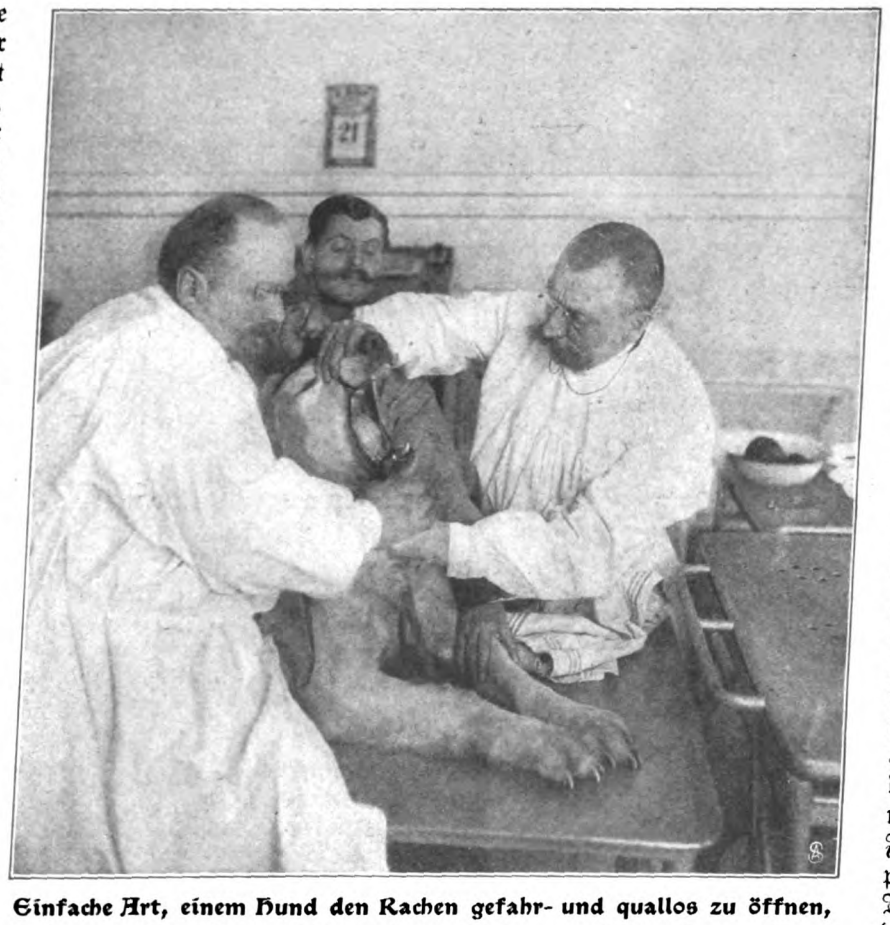
Tierkrankenpflege.

Von A. Volker.

Jeder Tierbesitzer, der in seinem Lieblinge nicht nur ein Spielzeug, sondern auch ein Mitgeschöpf sieht, sollte so viel Erbarmen haben, ihm in Krankheitsfällen sachgemäße Hilfe angedeihen zu lassen, anstatt nur zu den bekannten Hausmitteln zu greifen. Die moderne Tierheilkunde verurteilt die meisten dieser Mittel, unter denen es noch die sonderbarsten mittelalterlichen Zusammenstellungen gibt, aufs allerschärfste.

Die Großstädter unter den Tieren genießen gewöhnlich den Vorzug, bei Erkrankungen in tierärztliche Behandlung zu kommen. Es gibt sogar Privatkliniken für Tiere und Spezialisten unter den Tierärzten. Selbst für das „arme" Tier, ist vorgesorgt: Der „Deutsche Tierschutzverein" in Berlin öffnet seine Sprechstunden den „Unbemittelten" unentgeltlich.

Unsere Bilder wurden in eben dieser Sprechstunde des neuerbauten Tierdepots des Deutschen Tierschutzvereins (Ecke Dirksen- und Schicklerstraße) aufgenommen. Man sieht hier mit Erstaunen, daß jetzt für den Tierpatienten beinahe das gleiche wie für den kranken Menschen geschehen kann und daß alle Entdeckungen der modernen Medizin, wie schmerzlose Operationsmethoden, kunstreiche Verbände, feinste innerliche und äußerliche Untersuchungen zugleich auch für das kranke Tier gemacht worden sind.



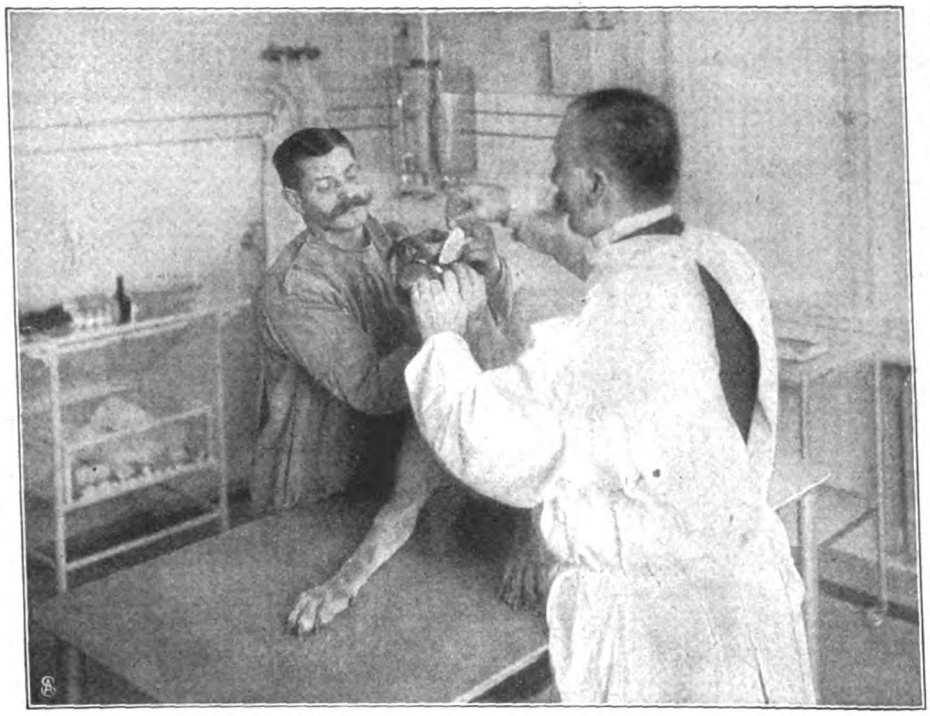
Einfache Art, einem Hund den Rachen gefahr- und quallos zu öffnen,

um ihn zu untersuchen oder ev. verschluckte und steckengebliebene Gegenstände entfernen zu können. Um Ober- und Unterkiefer werden Riemen oder breite feste Leinenstreifen (niemals Schnüre) gelegt; dann wird das Maul von oben und unten aufgezogen.

Wie dem Menschen imponiert auch dem Tier vor allem Ruhe und Sicherheit an seinem Arzt, und es ist mitunter geradezu rührend, mit welchem Verständnis und deutlich ausgedrücktem Vertrauen das leidende Tier ihm seine Arbeit erleichtert. Ich möchte da von einem black and tan Terrier erzählen, der an einer Pfote schwer verletzt worden war.

Das Tier bewohnte eine der schönen neuen hygienischen Boxen des Pensionshundestalles und war eben von dort in die Sprechstunde gebracht worden, um neu verbunden zu werden. Der Terrier ließ alles mit rührender Geduld über sich ergehen. Nachdem man seinen Verband abgenommen hatte, setzte man ihm eine Schüssel mit einer desinfizierenden Flüssigkeit vor, und unser Patient tauchte selber seine kranke Pfote ein und badete sie etwa zehn Minuten lang, ohne daß es eines Zurufs oder auch nur der Beobachtung von seiten der Ärzte bedurfte —!

Allerdings zeigen nicht alle Patienten solche Ergebenheit, und die Tierärzte haben eine Reihe von geschickten Griffen und Kniffen nötig, mit denen sie störrischer Kranken Herr werden, ohne diese dabei quälen zu müssen. Für den Laien aber dürfte es von Vorteil sein, einige dieser Handgriffe zu kennen, um sich ihrer eventuell zu bedienen; denn die gemütlichsten Köter und Kater fangen an zu kratzen und zu beißen, wenn sie „einnehmen" sollen, ja ein ganzer Hausstand gerät mitunter in Aufruhr, bloß weil „Karo" oder „Mieze" einen Löffel Medizin zu verschlucken haben. Da kein Mensch damit Bescheid weiß, reißt man den Tieren das Maul gewaltsam auf, steckt ihnen womöglich einen Holzpflock zwischen die Zähne und verzweifelt zuletzt an der ganzen Prozedur, wenn der Patient unter Prusten und Kopfgeschüttel die Medizin wohl herumgeschleudert aber nicht genommen hat. Handelt es sich um Pulver oder Pillen, kann man sich bei Hunden damit helfen, daß man das Medikament in ein Stückchen Fleisch oder Wurst verpackt. Verweigert das Tier aber bereits die Nahrungsaufnahme, oder handelt es sich um flüssige Medizin, so läßt man das Tier sich so legen oder setzen, daß man bequem an seinem Kopfe hantieren kann. Hunde (sowie auch Katzen) haben an den Maulwinkeln eine lose taschenartige Falte, die nur (wie es unsere Abb. auf S. 516 oben zeigt) aufgezogen zu werden braucht, um eine trichterartige Öffnung zu bilden, in die das Medikament mit einem spitzen Löffel geschickt und ruhig einzugießen ist. Der Hundekopf wird dazu ein wenig erhoben, so daß die Flüssigkeit nach hinten dem Schlunde zu sinkt. Das Tier schluckt instinktiv sofort. Namentlich bei der Pflege von schwer kranken Hunden, die, wie z. B. bei Magenentzündung mit heftigem Erbrechen alle zehn Minuten eisgekühltes Selter bekommen sollen, ist diese Methode die einzig durchführbare.



Wie ein Hund ohne jede Quälerei mediziniert.

Das Tier wird gehalten, der Kopf leicht gehoben; die seitlichen Lefzen werden mit einer Hand auseinandergehalten, während die andere das Medikament einschüttet, das das Tier in dieser Lage sofort hinunterschluckt. Bei kleinen Tieren kann eine Person diese Manipulation ohne jede Hilfe ausführen.

Ist der Tierpatient sehr aufgeregt, so empfiehlt es sich, ihm die Pfoten festhalten zu lassen. Handelt es sich aber um große, bissige Hunde, so legt man zur Vorsicht den Maulkorb oder eine Maulschlinge um, das ist ein breites Band oder ein Leinwandstreifen, der über die Schnauze gebracht und unter ihr gekreuzt und von da über den Nacken geführt und dort zusammengehalten wird, um das Beißen zu verhindern. Trotz Maulkorb oder Maulschlinge aber lassen sich die Backentaschen bequem aufziehen und die Medizin eingießen. Der ausgeprägte Geruchssinn des Hundes empfindet eine scharfe Medizin übrigens noch intensiver als der Gaumen. Daher ist es geraten, dem Tiere bei starkriechenden Mixturen die Nase zuzuhalten.

Kranke Katzen medizinieren äußerst schwierig, ihre zähe Natur läßt sie indessen auch schwere Krankheiten ohne Hilfe überwinden. Reinliches Lager, gute Fütterung und Wärme sind meistens die einzigen Pflegemittel, die wir ihnen angedeihen lassen können. Ist das Medizinieren nicht zu umgehen, so hat es in der gleichen Weise wie beim Hunde zu erfolgen. Nur wird die samtpfötige Patientin vorher fest eingewickelt (wie es die nebenstehende Abbildung zeigt). Will man einem entkräfteten Tier Milch oder Brühe einflößen, so kann man diese auch in eine kleine Spritze füllen und so die Nahrung in kleinen Gaben einträufeln. Es ist aber gerade bei Katzen alle Vorsicht für den Menschen empfohlen; denn ihr Biß wird durch ihre spitzen und langen Eckzähne besonders gefährlich.

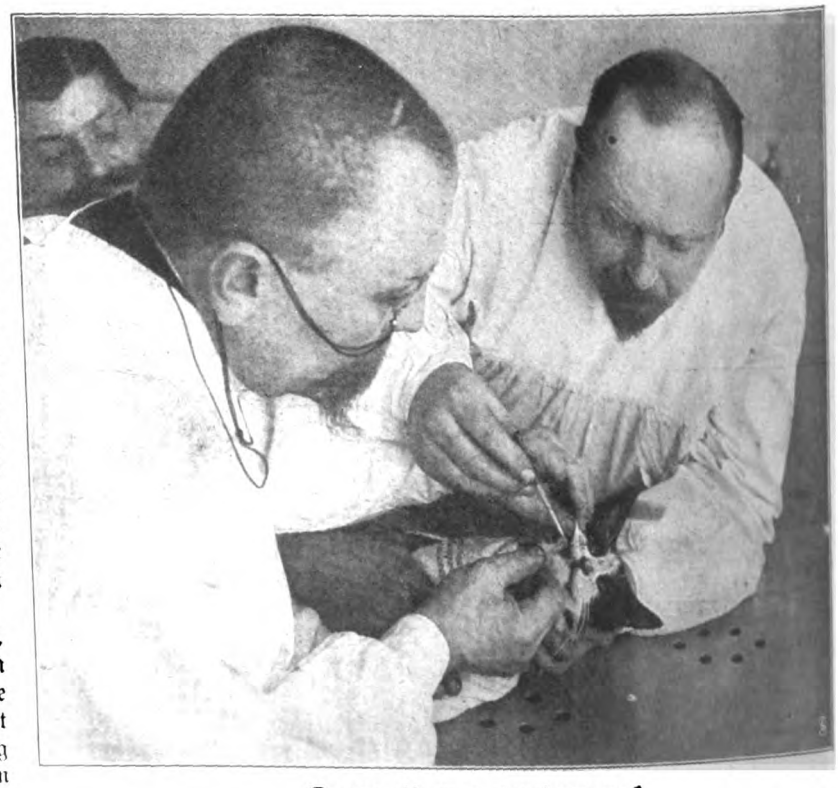
Da Hunde sehr gierige Fresser sind, kommt es oft genug vor, daß ihnen ein Knochen im Halse stecken bleibt, an dem sie ersticken müßten, wenn wir ihnen nicht rettend beisprängen. Unsere Abbildung auf S. 515 zeigt eine gefahrlose Art, einem Hunde den Rachen zu öffnen, um eine Maul- und Schlunduntersuchung vornehmen zu können. Um Ober- und Unterkiefer werden Riemen (bei kleineren Hunden genügen Leinenstreifen) gelegt; darauf sucht man das Maul von oben und unten gleichmäßig aufzuziehen (Körper und Pfoten müssen da meistens gehalten werden; niemals aber darf man zu dieser Hantierung Schnur verwenden, da diese in das weiche Fleisch der Maulränder schneidet). Man wendet dieses Hilfsmittel auch an, wenn sich das Tier einen Knochen- oder Holzsplitter eingebissen hat.

Man kann auf diese Weise auch Kehlkopfuntersuchungen vornehmen, indem man mit einem Löffel die Zunge für einen Moment niederzudrücken und einen Einblick in die Kehle zu gewinnen sucht. Allerdings wird der Laie danach keine Diagnose aufstellen können, da er wohl kaum über die Schleimhautfärbungen einer Hundekehle genau Bescheid wissen dürfte.

Aber es gibt eine Reihe von Verhaltungsmaßregeln, die in jedem Falle der Tierkrankenpflege das rechte sein dürften und daher von jedem Tierliebhaber gekannt sein sollten.

Da sei zuerst gesagt, daß das kranke Tier gerade so wie der leidende Mensch ein ausgesprochenes Ruhebedürfnis hat. Ja, in der Natur entzieht sich das leidende Geschöpf völlig unsern Blicken und stirbt auch in Verborgenheit, als ob es in diesem dunklen Drang ein Gesetz der Weltästhetik zu erfüllen suchte, die das qualvoll Vergehende dem Lebendigen verhüllt.

Je weniger man den Tierpatienten in seiner Zurückgezogenheit stört, desto lieber wird es ihm also sein. In jedem Fall aber vermeide man, ihn durch Klagen und lautes Mitleid zu ängstigen. Wenn wir für gleichmäßige Temperatur, reinliches warmes Lager und leichtverdauliche Kost sorgen, tun wir von

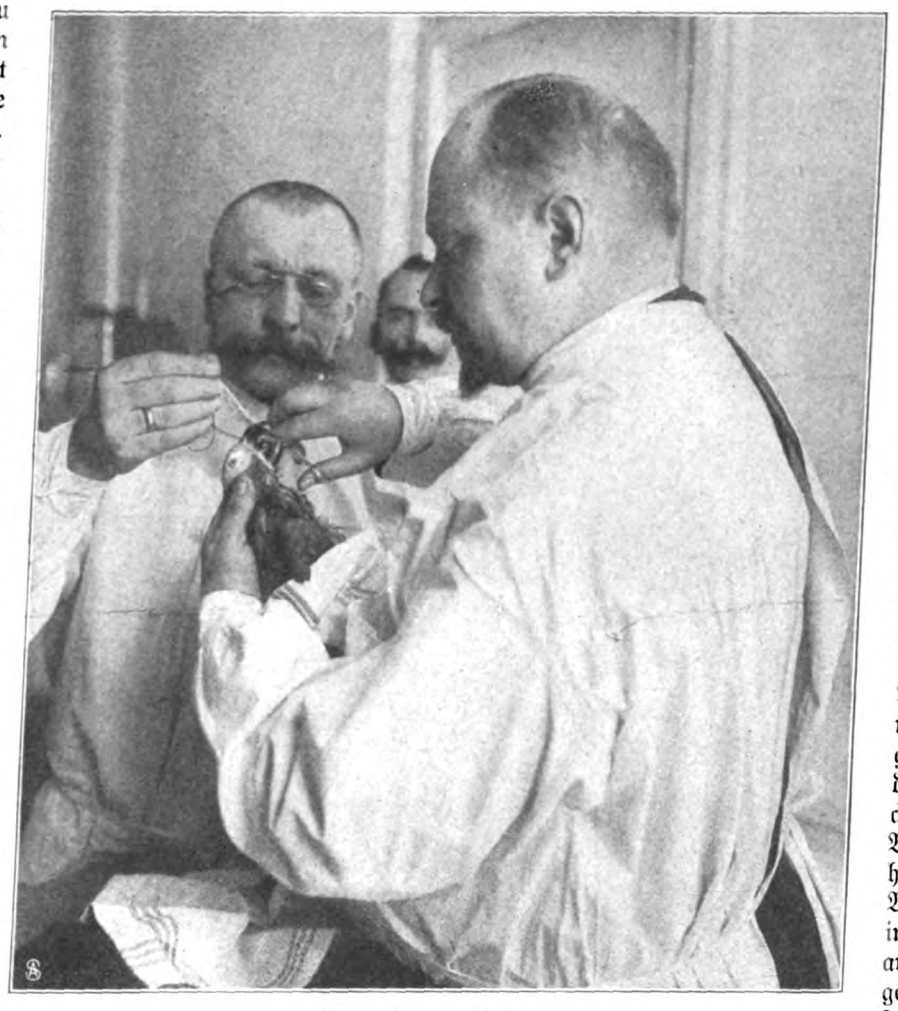


Pussy, die was einnehmen muß.

Die Katze wird bis auf den Kopf gut eingewickelt, so daß sie nicht kratzen kann, und festgehalten. Dann werden ihr (ebenso wie beim Hund) die seitlichen Lefzen geöffnet und das Medikament eingeführt.

unserm Standpunkt aus das beste, was wir können. Das fieberkranke Tier wird für stets frisches, reines Trinkwasser dankbar sein, den Durst eines magen- und darmkranken Hundes werden wir am besten mit schleimigen Suppen stillen. Wunden sind auch beim Tiere mit desinfiziertem Wasser zu reinigen und mit weichen Verbänden (am besten den medizinischen Gazebinden) zu verschließen, die aber keinesfalls zu fest angelegt sein dürfen und sofort gelockert werden müssen, falls die verbundene Pfote z. B. merkliche Anschwellungen zeigen sollte. Umschläge und Packungen spielen in der Tierheilkunde jetzt auch eine große Rolle, aber sie haben nur dann Wert, wenn sie aufs exakteste gemacht sind. Man darf also bei den wollenen Überpackungen weder an Zeug noch an Sicherheitsnadeln sparen. Übrigens üben gerade Packungen auf die Tiere einen sehr beruhigenden Einfluß aus.

Die Patienten in den Vogelbauern und Volieren sind zweifelsohne noch schwierigere Pflegeobjekte als die Vierfüßler. Unsere Abbildung stellt Untersuchung und Medizinieren eines Papageien dar (er wurde, um Fluchtversuche und Krallengebrauch zu verhindern, vorher in ein Tuch eingewickelt), dem mit einer Scherenpinzette der Schnabel geöffnet wird, um ihm das Medikament einzuträufeln. Da Papageien so ziemlich die bösartigsten Patienten sind, die nur mit äußerster Vorsicht angefaßt werden können, kommen sie gewöhnlich zum Vogelspezialisten, kleine Vögel bleiben dagegen fast immer der Hauspflege überlassen. Sie medizinieren dann in den kleinsten Dosen, d. h. ein Tröpfchen bedeutet für so ein Tierchen, was für uns noch mehr als ein halbes Wasserglas voll wäre. Um ihnen nun so ein Medizintröpfchen zu applizieren, bedient man sich gläserner Stäbchen oder auch starker, stumpfer Nadeln, mittels deren man einen Tropfen aus der Flasche hebt und ihn über den Schnabel des Tieres so hält, daß sich das Tröpfchen wie von selbst zwischen den zwei Horndecken einsaugt. Im Notfall kann auch der kleine Finger als Tropfenheber dienen. Stäbchen oder Stricknadel haben aber den Vorzug, daß man teilnahmlos im Bauer hockende Kranke darin belassen und ihnen durch die Gitterstäbe ihre Medikamente zukommen lassen kann. Im anderen Falle ist der Vogel zu fangen und mit dem Schnabel nach oben in der Hand zu halten. Die meisten Medikamente für Vögel werden in dem Wassernäpfchen aufgelöst, so daß sie dem Vogel zur Selbstaufnahme überlassen bleiben. Medikamente in Pulverform werden in Butter oder Honig eingeknetet und dem Tier an den Schnabel gestrichen. Bei Schnupfen reinigt man die Nasenlöcher mit einer in Salzwasser getauchten Feder. Schwieriger sind schon Pinselungen des Schnabelinnern, zu denen das Schnäbelchen mit großer Vorsicht aufgesperrt werden muß. Alle diese Hantierungen müssen sehr schnell und geschickt erfolgen, damit das raschatmende Tierchen nicht erstickt. Bei Behandlung mit Inhalationen, d. h. lauen Wasserdämpfen, die man in diesem Falle von außen in das Vogelbauer gelangen läßt, ist das Tier vor allem vor unvorsichtiger Abkühlung oder gar Zugluft zu schützen. Gleichmäßige Wärme und peinliche Reinlichkeit sind auch für den Vogelpatienten Hauptbedingungen. Bei Beinbrüchen hat man nach der Schienung (man legt am besten einen kleinen Gipsverband an) dafür zu sorgen, daß das Tier sein Futter ohne Anstrengung erreichen kann.



Lora in der Kur.

Der Papagei wird in ein Tuch so eingepackt, daß er weder die Krallen gebrauchen, noch flattern kann. Mit einer Scherenpinzette wird (durch Dazwischenschieben) der Schnabel geöffnet und das Medikament mit der Spritze oder einem Kaffeelöffel eingeträufelt.

Zum Schluß möchten wir uns noch mit einer Bitte an den Tierfreund wenden, nämlich ohne Zögern, das für beide Teile qualvoll ist, den hoffnungslosen Tierpatienten töten zu lassen! Ein Tropfen Blausäure, vom Sachverständigen mit unfühlbarem, haarfeinen Stich in die Lungen eingeführt, verlöscht das nicht mehr zu rettende Tierleben sofort ohne jede Qual.

Praktische Ästhetik.

Von Joseph Aug. Lux.

1. Die Küche*).

Im Jahre 1534 erschien ein Loblied an die Küche von Gilles Corozet, darin der Dichter sagt, ein geschmücktes Haus, eine behagliche Stube, gefüllte Speicher und Keller seien eine schöne Sache, aber noch schöner sei eine gute Küche. In zierlichen Reimen geflochten enthält das Loblied eine Aufzählung der gesamten Kücheneinrichtung, die uns beweist, daß der praktische Idealist der Küche eine hervorragende Wichtigkeit im damaligen Haushalte zuschreibt.

*) Es wird unsere Leserinnen sicher interessieren, diese Ausführungen des bekannten Ästhetikers auf Widerspruch und Übereinstimmung hin mit den Anregungen aus Japan zu vergleichen, die wir vor kurzem brachten. (S. die Hefte 13—15 der „Welt der Frau.")

In der Tat, die Küche ist die Urzelle des Hauses, und die andern Räume sind erst nach und nach aus ihr hervorgegangen.

Im nordischen und germanischen Haus ist der Herd der Zentralpunkt des Hauses, der Herd, auf dem gekocht wird, und um den die Hausgenossen lagern. Der Zentralraum um den Herd ist also die Küche. Das Dach, das Gehäuse ist nur die Umfassung um diesen heiligen Raum und um die gesellige Flamme, die in seiner Mitte lodert, gerade so wie der Altar das wichtigste ist, und die Kirche nur das Gehäuse um diesen Altar darstellt. Sehen wir auf die seigneuralen Güter Frankreichs im 18. Jahrhundert, so finden wir, daß sich das eigentliche Familienleben vorzugsweise in der Küche, als dem Hauptraum des Hauses abspielt, während die übrigen Gemächer im wesentlichen als Schlafräume oder Repräsentationsräume benutzt werden.

Und beruht nicht in dem deutschen Bauernhause des Nordens der Zuschnitt der Architektur und der Lebensweise auf dem großen Raume, der Küche und geselliger Sammelpunkt der Inwohner ist?

Kein Zweifel ist, daß die Küche der am frühesten und am vollkommensten ausgebildete Raum des Hauses gewesen ist. Über ihre Einrichtung läßt uns auch die „Nürnberger Haushalterin" nicht im Zweifel, die im Jahre 1716 über das deutsche Bürgerhaus schrieb: „Von einer wohlgebauten Küche wird vornehmlich gefordert, daß sie nicht allzuweit von der Eßstube entfernt sei, damit nicht im Winter das Essen, wenn es weit getragen werden muß, kalt auf den Tisch gebracht wird." Die „Nürnberger Haushalterin" denkt hierbei allerdings nicht an eine Stadtwohnung mit gedrängten Räumen im heutigen Stile, sondern sie kennt nur ihr weitläufiges altdeutsches Bürgerhaus, wo möglicherweise die Küche im Untergeschoß gelegen war, wie es bei den heutigen Landhäusern und Villen, die ihre Form von der volkstümlichen Überlieferung ableiten, der Fall ist.

Mit der Entwicklung der Großstädte hat allerdings die Küche eine Rückbildung erfahren. Ursprünglich der gesellige Hauptraum und Zentralpunkt der Anlage, ist sie im modernen Stadthaus ein winziger Nebenraum geworden, der zugunsten der Repräsentationsräume sehr stiefmütterlich behandelt ist. Es ist überhaupt ein charakteristisches Merkmal, daß in dem heutigen Miethaus die Nutzräume allzustark ins Hintertreffen gerückt sind, im Gegensatz zu dem behäbigen alten Bürgerhaus und dem Landhaus, das von der guten Tradition ausgeht.

Aber auch die moderne Architektur hat Gehäuse geschaffen, Familienhäuser, in denen die Küche, wenn auch nicht in ihre gesellschaftlichen, so doch in ihre natürlichen Rechte auf Zweckmäßigkeit, Hygiene und praktische Brauchbarkeit wieder eingesetzt worden ist. Solche Küchen haben sicher für unser Leben sehr bedeutende Vorzüge vor den historischen Küchen aufzuweisen.

Die Frage, wie wir uns eine ideale Küche denken, kann uns keine Schwierigkeiten bieten. Vorausgesetzt, daß wir selbst die Architektur zu bestimmen haben, müssen wir verlangen, daß die Küchen hell und gegen Norden gelegen seien, mit einem möglichst die ganze Wandbreite einnehmenden und hochgelegenen Fenster versehen, so hoch, daß die Kochdünste durch die Öffnungen leicht abziehen, und daß der Wandteil unterhalb dieses breiten und hochliegenden Fensters für die Kücheneinrichtungen ausgenutzt werden kann. Wir denken unter diesem Fenster in der Regel Schränke mit möglichst viel Laden und Stellagen, die mit Glastüren verschlossen sind. Auch kann sich in der Mitte der Wand, unterhalb des Fensters, ein Anrichtetisch befinden. Noch besser ist es, den Tisch in die Mitte zu stellen, wofern der Raum groß genug ist. Daß sich der Herd möglichst nahe beim Fenster befindet, erscheint uns durchaus wünschenswert. Es ist fast überflüssig, zu sagen, warum. Je näher die Kochdünste bei der Abzugsöffnung sind, desto weniger wird zu befürchten sein, daß sich der Speisengeruch in die Gänge und Wohnräume verzieht, aus denen er oft schwer wieder herauszubringen ist.

Die historische Küche liebte es, das gesamte blitzblanke Messing- und Kupfergeschirr, die bunten Töpfe aus Steingut und Porzellan, die Zinn- und Blechgefäße den Wänden entlang, in offenen Gestellen prangend, aufzustellen. Heute zieht man es vor, jegliches Küchenrequisit in den Schränken abzuschließen, denn die Begriffe von Hygiene und Sauberkeit haben sich im Laufe der Zeit doch ein wenig geändert. Und man sagt sich mit Recht, daß das Geschirr nur auf diese Weise von Staub und Fliegenunrat freigehalten werden kann, und daß man auf diese Weise zugleich ein Übermaß von Reinigungsarbeit erspart.

Eine Küche kann nicht appetitlich genug aussehen. Man wird daher darauf sehen, daß sie möglichst viel Licht und möglichst viel Weiß enthalte. Bis zu einer gewissen Höhe wenigstens sollen die Wände verkachelt oder mit ganz heller Ölfarbe gestrichen oder mit lackiertem Blech bezogen sein, so weit eben spritzendes Wasser reicht. Die oberen Wandteile und die Decke sollen unbedingt ganz weiß gehalten sein, weil es dabei am leichtesten und wohlfeilsten ist, von Zeit zu Zeit die Tünche zu erneuern. Wo besonderer Luxus gestattet ist, können an Stelle der Kacheln auch dünne Marmorplatten verwendet werden.

Die gleichen Gründe sprechen dafür, die Holzteile der Kücheneinrichtung weiß zu lackieren, weil man dabei den Vorteil hat, den Schmutz darauf sofort zu bemerken und ihn durch leichtes Abwischen sofort entfernen zu können. Die Tischplatte muß natürlich scheuerbar sein, aus hartem Holz, gut gehobelt und mit keinerlei Anstrich versehen. Ornamente sind durchaus überflüssig. Läßt sich's gar nicht vermeiden, dann sei es bloß ein Flachornament, mit kräftiger Farbe schabloniert und sparsam angewendet. Keine Schnitzerei, bitte! Sie wirkt nur als Staubfänger. Das beste sind geradlinige einfache Formen, große, ungeteilte Holzflächen, die durch einfaches Abwischen reingehalten werden können. Unkontrollierbare Schmutzwinkel sind durchaus zu vermeiden. Darum sollen auch die Schränke auf Beinen stehen, die hoch genug sind, um mit dem Besen oder mit dem Scheuerlappen unten durch zu können. Dichtaufstehende Schränke haben scheinbar den Vorzug, daß sich unterhalb kein Staub einnisten kann. Selten aber stehen sie so dicht auf, daß nicht verschüttetes Wasser unterhalb hineinfließt und Holzfäule erzeugt — sie sind also jedenfalls zu verwerfen.

Der Geist unserer Zeit ist auf Sachlichkeit gestellt. Im 18. Jahrhundert hatte die Französin ihr Paradebett, und die deutsche Frau hatte ihre Parade küche. Neben der eigentlichen Gebrauchsküche eine Parade küche mit prunkend ausgestellten Geschirren, nicht zur Benutzung, sondern zur Bewunderung. Paradebett und Parade küche, das kennzeichnet zur Genüge den Unterschied der zwei Nationen. Aber diese Zeiten sind vorüber. Auch die Küche hat den Zuschnitt bekommen, der für unsere Verhältnisse paßt. Wo sind die reichen Vorratskammern, die leckeren Gerichte, von denen die Ratten soviel pikante Speisekammergeschichten zu erzählen wußten? Das Meiste wird fertig ins Haus gebracht, und die Lebensmittelversorgung hat den Zug ins Großindustrielle mitgemacht. Schon ist der Kohlenherd in Gefahr, in die Rumpelkammer der Vergangenheit wandern zu müssen. Gas und Elektrizität, Zentralküchenanlagen, die den Kleinbetrieb der Hauswirtschaft durch den Großbetrieb der Zentralversorgung ersetzen, stehen vor der Tür und sind vereinzelt schon in die Praxis umgesetzt.

Wer wollte es leugnen, daß das Hausglück und der Hausfrieden am liebsten auf dem Altar thront, den der Küchenherd darstellt? Und daß die Gunst dieser Götter sehr von den Priesterinnen abhängt, die an diesem Altar ihren geweihten Dienst verrichten? Möchten doch diesen behaglich lächelnden Hausgöttern der leiblichen Zufriedenheit und der Daseinsfreude die Hekatomben nicht versagt werden, die ihnen als Dankopfer gebühren.

Zwei leichte Umhänge. (Abb. 322 u. 323.) Unter den sommerlichen Hüllen erfreuen sich die völlig losen Umhänge der besonderen Gunst der Damenwelt. In Weiß, sandfarbig, champagner oder kreidefarben werden sie besonders aus Leinen, Tuch und Rohseide, seltener auch aus Libertyseide gefertigt und meist durch gleichfarbige Soutache- oder Schnurstickerei verziert. Zwei solcher hochmodernen Umhänge stellen unsere Abbildungen dar. Das erste Modell Abb. 322, ein loser weißer Leinenmantel, wirkt durch die reiche Schnurstickerei, zu der sich noch Leinenpassementerie gesellt, besonders elegant, und sieht, offen wie geschlossen getragen, gleich gut aus. Der sackartige Mantel ist im Rücken ohne Naht gearbeitet und mit den gleichfalls losen Vorderteilen unter dem Arm nur durch Posamente verbunden. Dem tiefausgeschnittenen Armloch setzt sich ein glockiger kurzer Ärmelteil ein, dessen Zipfel durch Posamentenquasten festgehalten werden. Der unsichtbare Vorderschluß wird durch Haken und Ösen bewirkt. Der zur Herstellung dieses hocheleganten Mantels erforderliche Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 1,50 Meter. — Für den zweiten Mantel Abb. 323 ergab feines sandfarbenes Tuch das elegante Material, zu dem die ebenso wirkungsvolle wie vornehme Garnitur in einer dunkleren Taftblende mit dichter Soutachemusterung bestand. Das in Kimonoform gehaltene Modell liegt glatt den Schultern auf und fällt nach unten in weichen zwanglosen Falten aus. Der lose Ärmelteil ist ihm angeschnitten und wird, unten nur durch einige Stiche zusammengehalten, von der soutachierten Taftblende begrenzt. Eine ebensolche Blende umrandet den in Geishaform gehaltenen Halsausschnitt und setzt sich längs der Vorderteilskanten fort. Zu diesem schicken, aus einem Stück geschnittenen Mantel ist der Schnitt für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 2,35 Meter.

Leinenkostüm mit moderner Bolerotaille. (Abb. 324). Leinen spielt neben den duftigeren Sommerstoffen in dieser Saison eine ganz hervorragende Rolle. Und nicht mit Unrecht, denn es ist durch seine Waschbarkeit praktisch und trotz seiner Schlichtheit immer von einer gewissen Eleganz. Zur Gattung der Leinenkleider zählt auch unser für volle Erscheinungen recht kleidsames Modell aus grünem Leinen, das durch schwarz-weißgestreiften Besatz ein apartes Aussehen erhält. Die durch eine Unterbluse aus weißem Spitzenstoff vervollständigte Taille ist in Boleroform mit stark abgerundeten Vorderteilen gearbeitet und mit angeschnittenem Japanärmel versehen, der,

322

323

Abb. 322 u. 323.
Zwei leichte Umhänge.

mit einer gestreiften Blende abgeschlossen, ungezwungen den blusigen Halbärmel der Unterbluse umschließt. Den spitzen Ausschnitt der Taille begrenzt ein gestreifter Schalkragen, die Taille umspannt ein faltiger Gürtel, unter dem der leicht den Boden streifende Faltenrock hervorfällt, den unten eine breite gestreifte Blende abschließt. Der schlanke Rock besteht aus neun Bahnen, deren jede an jeder Naht zwei schmale Falten aufweist, die, bis unterhalb der Hüfte niedergesteppt, von dort frei ausfallen. Sein Schnitt ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch für das Jäckchen bei 1,10 Metern Breite 50 bis 90 Zentimeter, für die Bluse bei 55 Zentimetern Breite 1,50 bis 1,75 Meter und für den Rock 3,30 bis 3,50 Meter.

Sommerkleid mit Miederrock. (Abbildung 325.) Durch einen Miederrock wird unser ansprechendes Sommerkleid aus resedafarbenem Wollbatist vervollständigt, zu dem gleichfarbiger Seidenvorstoß und gelbliche Fileteinsätze die Garnitur ergaben. Die leicht blusige Taille ist mit japanischem Ärmelchen gearbeitet, das weich und lose über den halblangen Puffärmel fällt, den ein Spitzenbündchen abschließt. Den eckigen Ausschnitt der Taille füllt ein Spitzenlätzchen, das, von Seidenblenden begrenzt und von Spitzeneinsatz umrandet wird. Außerdem sind die Vorder- und Rückenteile an jeder Seite in drei Falten geordnet, die bis unterhalb der Schulter niedergesteppt sind und dann frei ausspringen. Der hierzu getragene leicht schleppende Miederrock ist etwas rund und aus neun Bahnen geschnitten, die, oben in feine Fältchen abgenäht, unterhalb der Hüfte ausspringen. Als Garnitur wiederholt sich hier der Fileteinsatz in verbreiterter Form, der unten durch eine Blende begrenzt ist. Der zur Herstellung dieses kleidsamen Anzuges erforderliche Schnitt ist für die Taille in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,75 Meter, für die Taille 2 Meter.

Abb. 324.
Leinenkostüm mit Bolerotaille.

Abb. 325.
Sommerkleid mit Miederrock.

Strassenkostüm für Backfische, Blusenkleid für Schulmädchen. (Abb. 326 u. 327.) Für größere Mädchen erfreuen sich einheitlich gehaltene Kostüme schon deshalb großer Beliebtheit, weil sie nicht so deutlich den Stempel des Datums tragen wie der aus einfarbiger Jacke und gemustertem Rock bestehende Anzug, der aus diesem Grunde auch schneller unmodern wird. Eins dieser hübschen Jackettkostüme stellt unsere Abb. 326 dar. Aus grau und schwarz gestreiftem Kostümstoff gefertigt, ist das Jäckchen in gemäßigter Sackform geschnitten und vorn wie im Rücken mit englischen Nähten gearbeitet, denen ein kleines Kläppchen angeschnitten ist. In der vorderen Mitte einreihig geknöpft, schließt das Jäckchen am Halse mit einem Herrenkragen ab, der ebenso wie der leicht keulige Ärmel ohne jeden Besatz bleibt. Der hierzu getragene fußfreie Rock besteht aus fünf Bahnen, zwischen denen

eingesetzte Faltenteile sichtbar werden, die im Gegensatz zu den glatten Rockteilen den Stoff schräg verwendet zeigen. Der Schnitt ist für das Jäckchen in 34, 36, 38, 40 und 42 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 3 Meter, für das Jäckchen 1,50 bis 1,75 Meter. — Ein niedliches Mädchenkleid wird mit Abbildung 327 veranschaulicht. Aus dunkelblauem Serge hergestellt, ist die Bluse durch einen breiten weißen Spitzenkragen vervollständigt, unter dem ein feines dunkelblaues Seidenplissee hervorfällt. Den tiefen Halsausschnitt füllt ein Lätzchen aus weißem Stüschenbatist, dessen Fortsetzung unterhalb der Schleife ein oben in feine Fältchen abgenähter schmaler Teil aus weißem Serge ergibt. Im übrigen wird die ringsum leicht überhängende Bluse durch gelegte Falten ausgestattet, die sich im Rücken in der Mitte wiederholen. Der blusige Ärmel ist halblang geschnitten und unten in ein Bündchen gefaßt, das kurze Röckchen ist in Falten gelegt und zeigt als Randverzierung eine Gruppe von Stufen, durch die die Falten unten etwas auseinander gehalten werden. Der Schnitt ist in 32, 34, 36, 38 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4 bis 4,50 Meter.

Abb. 326 u. 327. Strassenkostüm für Backfische, Blusenkleid für Schulmädchen.

Vier Sommerblusen. (Abbildungen 328 bis 331.) Die Herrschaft der Bluse ist noch immer nicht zu Ende, sie scheint in diesem Sommer vielmehr gefestigter denn je. Und wenn wir ihre große Wandlungsfähigkeit ins Auge fassen, so erscheint es begreiflich, daß sie von alt wie jung gern getragen wird. Die nebenstehende Leiste veranschaulicht vier Sommerblusen, die durch die Verschiedenheit der Form und Ausstattung den verschiedensten Geschmacksrichtungen Rechnung tragen. Eine weiße Leinenbluse mit blau und weißkariertem Besatz zeigt Abbildung 328, der der angeschnittene japanische Ärmel ein modernes Aussehen verleiht. Die Vorderteile sind bis in Brusthöhe in Fältchen abgenäht, die nach unten ausspringen, der Rücken ist dagegen mit Gruppen von oben bis unten abgesteppter Fältchen verziert. Die vordere Mitte deckt ein karierter Streifen, der links von einem schmalen Plissee begrenzt wird, eine karierte Blende zieht sich auch längs des blusigen Ärmels, den ein gleichfalls kariertes Bündchen abschließt. Zu dieser Bluse ist der Schnitt in 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 2,75 Meter. — Für schmächtige Figuren ist die zweite Bluse Abb. 329 recht vorteilhaft, die, aus weißem Batist gefertigt, mit einer tiefen runden Spitzenpasse ausgestattet wird. Um diese zieht sich ein weißer gestickter Streifen, unter dem in Reihfältchen der Oberstoff hervorfällt, der ringsum durch eine Gruppe von Querstufen verziert ist. Auch der volle Puffärmel weist diese Verzierung auf, im übrigen wird er durch eine lange Manschette vervollständigt, deren glatte Fläche durch Spitzeneinsatz und Galonbesatz unterbrochen wird. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 Meter. — Eine für Verzierung durch Handstickerei besonders geeignete Bluse zeigt Abb. 330. Das Material dazu ergab zartrosa Leinen, das mit einer in starkem weißen Glanzgarn ausgeführten Stielstichstickerei wirkungsvoll geschmückt war. Mit viereckigem

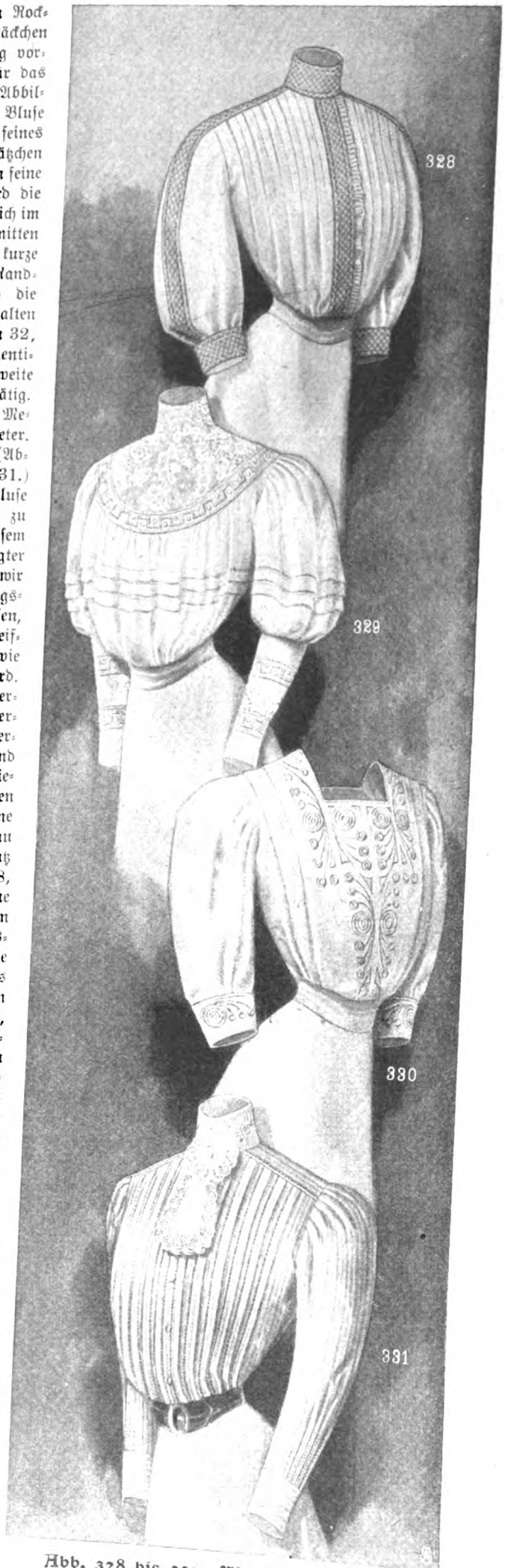


Abb. 328 bis 331. Vier Sommerblusen.

Ausschnitt gearbeitet, der auch durch einen Latzteil gefüllt werden kann, ist die Bluse vorn wie im Rücken an jeder Seite durch je zwei gelegte Falten ausgestattet, die nach unten ausspringen. Die glattbleibende Mitte und Schulterpartie schmückt die reiche Stickerei, die sich auch am Aufschlag des halblangen puffigen Ärmels wiederholt. Der Schnitt ist in 40, 42, 44, 46, 48, 50, 52, 54 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 80 Zentimetern Breite 2,50 bis 2,75 Meter. — Blauweißgestreifter englischer Zephir war zur Herstellung der futterlosen Hemdbluse Abb. 331 gewählt. Die Vorderteile sind hier in dichte Fältchen abgenäht, die oben unter einem glatten Achselstück hervorfallen. Im Rücken begrenzt je eine Fältchengruppe die glatte Mitte, die vordere Mitte deckt dagegen eine breite Falte, unter der sich der Knopfschluß verbirgt. Der Ärmel ist leicht keulig geschnitten, unten in Fältchen abgenäht und in ein glattes Bündchen gefaßt. Der Schnitt ist in 40, 42, 44, 46, 48, 50, 52, 54, 56, 58 und 60 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 2 bis 2,25 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 322 bis 331 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37—41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Helferinnen vom Roten Kreuz.

Von Paula Kaldewey.

Als einen Markstein in seiner Geschichte konnte der Volksheilstättenverein vom Roten Kreuz den Tag bezeichnen, an dem er vor kurzem in dem idyllisch an Wald und Wasser gelegenen Hohenlychen in der Uckermark die „Helferinnenschule" in feierlicher Weise ihrer Bestimmung übergab.

Ins Leben gerufen mit der besonderen Bestimmung, die Fortschritte in der Bekämpfung der Tuberkulose aufmerksam zu erforschen und die mannigfaltigen Einrichtungen wider diese verheerende Seuche nicht nur in mustergültiger, sondern auch in einer den Verhältnissen der zahlreichen Roten-Kreuz-Vereine angepaßten Form auszugestalten, vermochte die Organisation bereits manchen achtunggebietenden Erfolg zu erzielen. Unweit Oranienburg, am baumumstandenen Grabowsee, errichtete sie die erste Volksheilstätte für Männer und schritt dann, ermutigt durch die günstigen Ergebnisse, dazu, jenen Kindern ein Genesungsheim zu begründen, die erblich belastet sind, aber ihrer Jugend wegen der Segnungen der Arbeiterversicherungsgesetze nicht teilhaftig werden. Denn immer mehr brach sich die Erkenntnis von der Heilbarkeit der Tuberkulose, namentlich in ihren frühesten Stadien, Bahn. Es galt also hier dem Würgeengel Opfer zu entreißen, ehe es vielleicht für immer zu spät geworden war.

So erstand in Hohenlychen eine Kinderheilstätte neben der andern, und immer tiefer wurde der Einblick in die bis dahin nur geahnten Schleichwege der verhängnisvollen Krankheit. Allein die gesammelten Erfahrungen zeitigten auch in dem Vorstande des Volksheilstättenvereins den Wunsch, die geschaffenen Einrichtungen als Erziehungsanstalten für die weibliche Jugend zu verwerten. Denn man verhehlte sich nicht, daß je größer die Zahl der Mitstreiter in dem Kampf wider die Tuberkulose, desto aussichtsvoller der endliche Sieg sei. Und gerade in Frauenkreisen glaubte man ein ergiebiges Feld für diese Werbetätigkeit gefunden zu haben. Den Frauen Kenntnisse zu vermitteln, die eine gesundheitfördernde Lebensführung in der Familie gewährleisten, war ein lockender Gedanke, denn bei der ungeheuren Verbreitung der Tuberkulose ist Volksgesundheitspflege schließlich gleichbedeutend mit dem Eindämmen jener Seuche. Macht sie sich doch gar zu gern dort breit, wo Unerfahrenheit und Nachlässigkeit über die einfachsten hygienischen Forderungen hinwegsehen, wo Staub und Schmutz — dieser günstige Nährboden für alle Bakterien — ihre Schlupfwinkel haben! Die Regeln von ihrem Wesen und ihrer Vernichtung sollten daher jeder Hausfrau als ein selbstverständliches Erziehungserfordernis zu eigen gemacht werden.

Die Eröffnung der „Helferinnenschule" zu Hohenlychen ist nun wohl der erste Schritt, derartige Pläne in die Tat umzusetzen. Inmitten des dortigen großen Geländes der Heilstätten belegen, stehen ihren Zöglingen alle Hilfsmittel dieser Anstalten zu Gebote und ermöglichen nicht nur theoretisches Lernen, sondern auch ein praktisches Beobachten des Lebens und der Fortentwicklung der Kinder, die ärztliche Kunst hier zu heilen versucht. Vielleicht, daß da in mancher „Helferin" das Verlangen rege wird, die erworbenen Kenntnisse weiter zu verwerten in dem schönsten und edelsten Berufe, den eine Frau sich zu erwählen vermag: dem einer Krankenpflegerin.

Ein schmuckes, praktisch und behaglich eingerichtetes Haus hoch über dem Zenssee ist das Heim der „Helferinnenschule".

Es bietet Raum für zwanzig Pensionärinnen und untersteht der Leitung einer Oberin vom Roten Kreuz. Die Kurse sind vorläufig auf eine sechsmonatige Dauer berechnet, nötigenfalls erfahren sie eine Verlängerung. Zu ihnen zugelassen werden junge Mädchen mit Töchterschulbildung im Alter von mindestens achtzehn Jahren. Die Ausbildung umfaßt theoretischen und praktischen Unterricht in Gesundheits-, vor allem Kinderpflege und Hauswirtschaft. Sie wurde von den Ärzten und Oberinnen der Heilstätten übernommen und soll erweitert werden durch Vorträge über zweckentsprechende Themata, die der Roten-Kreuz-Bewegung nahestehende Persönlichkeiten zu halten gewillt sind.

Einen besonderen Wert mißt man der praktischen Schulung bei. Hierfür kommen die Einrichtungen sämtlicher Anstalten, in denen etwa 400 Kinder Platz finden, in Betracht. Es seien da genannt die Küchen verschiedener Größe, die Wäschereianlagen, die Gärtnerei und die Landwirtschaft. Im hygienischen Unterricht wird die Beteiligung an der Erziehung und Beaufsichtigung der Kinder in den Tagesräumen, Liegehallen, Schlafhäusern sowie bei Spielen und Spaziergängen gefordert. Es bietet sich also überreichlich Gelegenheit, auch etwaige Sonderwünsche zu berücksichtigen.

Allein trotz des vielseitigen Arbeitsprogramms bleibt noch manche Stunde am Tage übrig, wo die „Helferinnen" sich selbst gehören, wo sie künstlerische Neigungen pflegen und im Kreise gleichaltriger Gefährtinnen die Vorzüge eines Aufenthalts in landschaftlich schöner Umgebung genießen können. Neben geistiger Bereicherung werden gewiß gar viele auch körperliche Kräftigung mit hinwegnehmen beim Verlassen dieser neuen Bildungsstätte und später vielleicht auf längere oder kürzere Zeit zur Befestigung und Erweiterung des Gelernten an den Ort, der ihnen lieb geworden, zurückkehren.

Der monatliche Pensionspreis in der „Helferinnenschule" beträgt 75 Mark; es sind hierbei nur die Selbstkosten in Anrechnung gebracht. Aus hygienischen Gründen wird eine in Farbe und Schnitt gleiche, praktische Kleidung gefordert. Hinsichtlich der Wäscheausstattung usw. enthalten die Aufnahmebedingungen Bestimmungen, die den Erfahrungen ähnlicher Heime, besonders denen der Gartenbau- und Haushaltungsschule zu Schwetzingen, entsprechen. Jeder Kursus endet mit einer Prüfung in Gegenwart von Vorstandsmitgliedern des Volksheilstättenvereins vom Roten Kreuz.

Vorläufig noch wenig bekannt, wird die „Helferinnenschule vom Roten Kreuz" sicherlich in nicht allzuferner Zeit den Ruf gewinnen, den eine auf so trefflicher Grundlage ruhende Ausbildungsstätte für unsere weibliche Jugend in vollem Maße verdient, und sich zu einer Einrichtung gestalten, die als beachtenswerter Faktor auf dem Gebiete der Volksgesundheitspflege gilt. Aber es erwacht vielleicht in manch überängstlichem Mutterherzen, das seinen Liebling sonst gern dieser wertvollen Schule anvertrauen möchte, die bange Frage: ist mein Kind dort im Verkehr mit den Kinderheilstätten nicht der Gefahr der Ansteckung, die ja gerade bei Tuberkulose sehr groß ist, ausgesetzt? Die Antwort kann verneinend lauten. Infolge der hygienischen Ueberwachung, die niemals ruht, ist die Gefahr der Uebertragung in Heilstätten schon im allgemeinen sehr gering — in Kinderheilstätten kommt sie aber eigentlich überhaupt nicht in Betracht. Wohl sämtliche der kleinen Patienten befinden sich in den Anfangsstadien der gefürchteten Krankheit. In den meisten Fällen wirkt nun die vorschriftsmäßige Behandlung mit dem andauernden Aufenthalt in freier Luft, der guten Ernährung, der geordneten Hautpflege und der gesundheitlichen Erziehung in so günstiger Weise auf den Körper ein, daß das Leiden nicht zum Ausbruch gelangt. Besonders, da sich an die Kur in den eigentlichen Heilstätten noch stets eine Nachbehandlung in den ländlichen Kolonien anschließt, wo die kleinen Leutchen, mit Spaten und Hacke bewaffnet, ein fröhliches Lied auf den Lippen, vom frühen Morgen bis zum späten Abend säen und ernten, pflanzen und roden und nichts mehr davon wissen, daß das Auge des Arztes vor nicht allzulanger Zeit die Anzeichen des Vorhandenseins gefährlicher Krankheitskeime an ihnen wahrgenommen hat. So liegt es wohl auf der Hand, daß ein Zusammensein mit diesen Kindern, zumal es fast nur im Freien stattfindet, kaum eine Ansteckungsfurcht groß werden lassen könnte.

Wenn sich alle die Hoffnungen erfüllen, die jetzt auf die „Helferinnenschule" gesetzt sind, dann ist das Deutsche Rote Kreuz um eine wertvolle Einrichtung bereichert und unsere weibliche Jugend imstande, sich dort als „Helferinnen" in der Gesundheitspflege und Hauswirtschaft Kenntnisse anzueignen, die weitesten Kreisen unseres Volkes zugute kommen können.

Zur Wiedererweckung einer alten Volkskunst in Italien.

Von M. v. Bieberstein.

Wie sehr neuerdings auch die Frauen im modernen Italien durch Strebsamkeit, Rührigkeit und Organisationstalent beitragen, auf sozialem Gebiete Verbesserungen zu schaffen, offenbarte sich mir in Rom bei einem Besuch der weiten Ausstellungs- und Verkaufsräume des Vereins Le Industrie femminine italiane, die wohl zu den Sehenswürdigkeiten des neuen Roms gerechnet werden dürften. Diese zum größten Teile von einfachen Arbeiterinnen gefertigten Sachen geben ein Bild von der tiefen ästhetischen Kultur, die im italienischen Volke steckt.

Dieser Verein hat die Form einer Aktiengesellschaft und verfolgt mehrere Ziele. Zunächst will er den Arbeiterinnen einen ständigen, ausgedehnten Absatzmarkt für ihre Erzeugnisse schaffen, nicht nur in Rom, sondern überall, und besorgt das durch ein wohlorganisiertes Netz von Zweigvereinen, Agenturen, Vertretungen, die untereinander Verbindung haben. Es fehlte nämlich vielfach den geschickten Arbeiterinnen in entlegeneren Gegenden an Gelegenheit zum Verkauf, was sie natürlich entmutigen mußte; ja, es kam vor, daß mühevolle Kunstarbeiten für einige Meter Stoff oder wenige Pfund Mehl oder Reis abgegeben wurden! Jetzt wird die Arbeiterin durch den Verein von den Zwischenhändlern befreit, die oft einen unverhältnismäßig hohen Prozentsatz des Lohnes für sich beanspruchen.

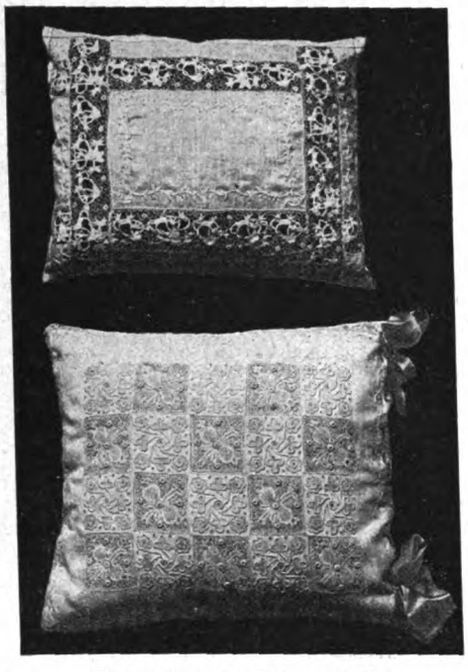
Florentinisches Speisezimmer
mit Stickereidecken in der wiederbelebten Technik des punto moresco.

Ferner will man den Geschmack und die Leistungsfähigkeit der Arbeiterin heben, indem man ihr gute Vorbilder und Muster besorgt und sie mit Material versieht, und schließlich hilft man auch im allgemeinen die Lebensbedingungen der Arbeiterin zu verbessern und zu sichern, ohne daß sie gezwungen ist, zu diesem Zwecke Haus und Familie zu verlassen und in das vielfach demoralisierende und ungesunde Fabrikleben einzutreten. Natürlich hat der Verein große Unkosten für Verkaufslokale, Verkäufer usw. zu decken, immerhin kann man aber der Arbeiterin den größten Teil der durch Verkäufe erzielten Summen zukommen lassen. Um sie auch das Sparen zu lehren, läßt man sie Aktionärin werden, sobald sie nur die ersten zehn Lire ihres Gewinnanteils, des Arbeitslohnes, zurückläßt, und sie genießt dann die gleichen Rechte wie die anderen Aktieninhaber.

Wo jedoch wirkliches Elend es nicht ratsam macht, die Arbeitende auf eventuellen Verkauf ihrer Arbeit warten zu lassen, bezahlt die Gesellschaft im voraus. Als ästhetisches und ethisches Moment kommt schließlich hinzu, daß man so eine Wiederbelebung, eine wahrhafte Renaissance schöner, altitalienischer Industrien herbeiführt, die zurzeit entweder ganz ausgestorben waren oder halb vergessen und verstreut in kleinen, entlegenen Orten nur noch kümmerlich ihr Dasein fristeten.

Man verlangt jedoch nicht überall sklavische Nachahmung. Diese alten Sachen dienen vielfach nur zur Inspiration und geben auf diesem Gebiete zu neuen schöpferischen Arbeiten Anlaß.

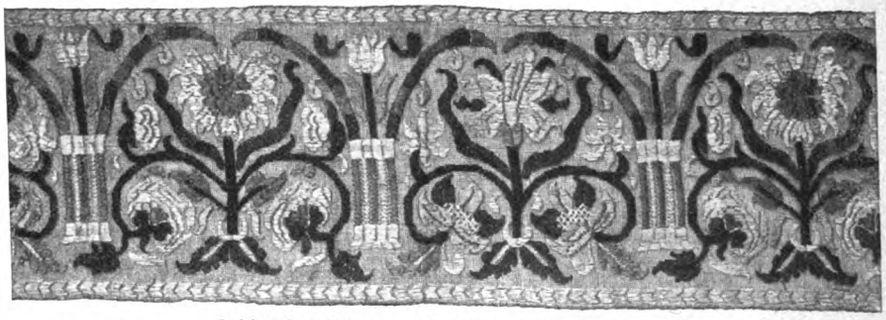
Die Gräfin Cora di Brazzà-Lavorgnan, Präsidentin des Administrationskomitees (Vizepräsidentin Contessa Lavinia Taverna), die mit unermüdlichem Eifer an dem Werke der Propaganda arbeitete, machte im Lande Reisen und hielt Vorträge über die Ziele des Vereins. So konnten sich denn nach und nach 24 Zweigkomitees in den hauptsächlichsten Städten Italiens bilden.



Kissen in reicher Spitzenarbeit
vom Lago Trasimeno (Umbrien).

An vielen Orten werden Spezialitäten wieder zu höchster Blüte gebracht, die alle auf eingesessener Tradition beruhen. Den höchsten Aufschwung nahm die einst hochberühmte, dann fast erloschene Spitzen-Industrie, die jetzt etwa 20 000 Arbeiterinnen beschäftigt. In Perugia erstand die altberühmte Industrie der Seidenwebereien in Flammenmustern; in Cigoli, Trespiano, Quarrata u. a. m. erblühten wieder die alten Industrien der bunten, quadratischen Vollwebereien und Fransenarbeiten, alle bemerkenswert durch eine anziehende Ursprünglichkeit. In der Romagna kommt wieder die alte, sehr einfache und dabei sehr dekorative sogenannte Ochsendeckenstickerei zur Geltung: rostbraun gefärbtes selbstgeflochtenes Hanfbändchen wird mit kleinen Päuschchen versetzt und in selbsterdachten Pflanzen- und Arabeskenmustern auf derbe Leinwand gestickt. In Bologna läßt man sehr schöne Stickereien im Stile des Cinquecento ausführen; wir sehen unter anderem wunderbare Reproduktionen von Taufdecken, von denen sich das eine Original im Kensington-Museum in London, das andere im Cluny-Museum zu Paris befindet. Bergamo sendet sehr schöne alte Filet- und Auszug-Arbeiten, Sardinien eine Spezialität warmer, weicher Decken aus weißer Wolle. Auch von dort kommende Körbchen und Schalen, in originellen weiß-schwarzen Mustern, ganz feste, feine Flechtereien aus den Streifen von Palmblättern sind sehr beliebt. Selbst Sizilien und die Kolonien von Eritrea senden ihre speziellen, charakteristischen Erzeugnisse. — Manche dieser Arbeiten haben ihre ganz interessante Geschichte! So erfreut sich eine ganz prächtig und eigenartig wirkende Ilare Weißstickerei besonders der Gunst der Mode. Sie wird in sogenanntem punto moresco ausgeführt und nicht nur zu großen und kleinen Decken, Vorhängen, Kissen usw., sondern auch zu Kleidern, Blusen, Sonnenschirmen angewendet. Sie ist „molto antico" (sehr alt) denn sie wurde schon von den maurischen Frauen in Spanien geübt. Als im 17. Jahrhundert die Mauren von dort vertrieben wurden, haben die Juden diese Stickereien billig angekauft und sie dann im Handel vertrieben. Sie kamen nach Italien, und hier haben sie sich besonders in Pisa gehalten. Zuerst waren es nur 20 Arbeiterinnen, die beschäftigt wurden, jetzt sind es schon 160 arme Frauen Pisas, die man mit Aufträgen versehen kann! Es kam hinzu, daß die ersten drei, wieder in punto moresco gearbeiteten Sachen von der an allen sozialen Bestrebungen rege teilnehmenden Königinmutter Margherita angekauft wurden, was mit dazu beitrug, sie rasch bekannt und beliebt zu machen.

Ein Stück aus einer Portiere,
in sogenanntem „spilato Siciliano" (einer Leinen-Durchbruchstechnik) gearbeitet. Nach alten Mustern in Palermo verfertigt.



Stickerei auf Netzgrund. (Alten Mustern nachgearbeitet.)

Englische Jams.

Von Richard Gollmer.

Außerordentlich hoher Wertschätzung erfreuen sich bei uns die englischen Jams, deren Originalbezeichnung ich stehen lasse, weil ihr Begriff weder durch „Gelee" noch „Marmelade" noch „Mus" genau umschrieben wird.

Ich will nicht glauben, daß die deutsche Auslandssucht noch so stark ist, einer fremden Ware ohne weiteres einen Vorzug vor der einheimischen zu verleihen, und ich kann auch heute zur Ehre der deutschen Konservenindustrie wohl annehmen, daß sie hinter der englischen nicht zurücksteht. Trotzdem ist die Bevorzugung der englischen Jams stets zweifellos gewesen und noch jetzt so bedeutend, daß englische Fabriken bei uns Zweigniederlassungen errichten konnten.

Wenn aber schon fabrikmäßig hergestellte Ware diese Bevorzugung und die darin liegende Anerkennung erfährt

wie gut müssen dann erst die mit aller Sorgfalt in der eigenen Hausküche hergestellten „echt englischen" Jams sein?

Ich habe mich mit deren Herstellung eingehend beschäftigt und kann darüber nachstehende zuverlässige Angaben machen. Man nimmt mit Vorliebe zum Kochen einen kupfernen Kessel und Gasfeuerung, weil diese die beste und leichteste Regulierung des Feuers gestattet. Hat man kein Gas zur Verfügung, so ist Kohle mit Koks gemischt zu empfehlen. Auch Kohle mit Holzkohle gemischt wird oft genommen, und man sagt, daß sich dabei die Hitze länger und gleichmäßiger hält, und daß sich nicht so leicht Rauch entwickelt wie bei reinem Kohlen- oder Holzfeuer. Gas ist stets das reinlichste Feuerungsmaterial und hat lange nicht so viel Unbequemes bei dem häufigen Rühren wie Kohlenfeuer. Ist das Wetter regnerisch und trübe, so soll man nichts einkochen, da Früchte durch die Witterung leiden und sich nicht halten. Das Obst soll stets an warmen, trockenen Tagen und bei unbedecktem Himmel gepflückt und möglichst schnell verarbeitet werden.

Ueber den Zusatz von Zucker und Wasser schwanken die Ansichten sehr, und das ist verständlich. Der Geschmack, die Farbe und die Konsistenz werden eben individuell ganz verschieden gewünscht, und sie hängen von obigen Zusätzen wie vom Reifegrade der Früchte, der Kochdauer und der Kochhitze ab. Was den Zusatz von Wasser betrifft, so will ich hier gleich bemerken, daß man vielfach statt dessen Rhabarber- oder Johannisbeersaft nimmt, und zwar, wie mir scheint, zum großen Vorteil für den Wohlgeschmack. Ganz bestimmte Regeln lassen sich also nicht aufstellen, doch dürfte nachstehende kleine Tabelle allen billigen Wünschen gerecht werden. Sie hat die volle Zustimmung der Universal Cookery- und Food-Association in London gefunden.

Obstart	Reifezeit	Zuckerzusatz	Wasserzusatz
Aepfel	Sept.—Nov.	¾ Pfd. auf 1 Pfd. geschälte u. entkernte Frucht	1/8 Liter auf 1 Pfd.
Aprikosen	Aug.—Sept.	gleiches Gewicht Zucker und entsteinte Frucht	1/8 „ „ 1 „
Brombeere . . .	Aug.—Sept.	gleich. Gew. Zuck. u. Frucht	1/8 „ „ 1 „
Erdbeere	Juni—Juli	„ „ „ „ „	1/8 „ „ 1 „
Himbeere	Juli—Aug.	„ „ „ „ „	1/8 „ „ 1 „
Johannisbeere rot und weiß . .	Juli—Aug.	„ „ „ „ „	1/8 „ „ 1 „
schwarz	Juli—Aug.	„ „ „ „ „	1/16 „ „ 1 „
Kirschen	Juni—Juli	¾ Pfd. auf 1 Pfd. entsteinte Kirschen	Keiner. Dafür: 1/4 Liter roten Johannisbeersaft auf 1 Pfd.
Pflaumen, blau . .	Aug.—Okt.	¾ Pfd. auf 1 Pfd. entsteinte Frucht	im Notfalle; ganz wenig
Reineclauden . .	Aug.—Sept.	¾ Pfd. auf 1 Pfd. Frucht mit Steinen	im Notfalle; ganz wenig
Zwetschen . . .	Sept.—Okt.	gleiches Gewicht Zucker und entsteinte Frucht	im Notfalle; ganz wenig
Stachelbeeren . .	Juli—Aug.	gleich. Gew. Zuck. u. Frucht	1/2—1/4 Liter auf 1 Pfd.

Im allgemeinen sind folgende Punkte zu beachten: Man nehme stets feine Zuckerraffinade, also guten Hutzucker, nicht aber den sonst auch guten, anscheinend aus lauter kleinen Kristallen zusammengepreßten Zucker, da dieser nicht genug süßt. Wer das Jam weniger süß liebt, hat mit ¾ Pfund Zucker auf 1 Pfund Frucht genug. Kocht man mehr als 3 Pfund Frucht zugleich in einem Kessel, so gebe man 1/4—1/2 Liter Wasser hinein, um zu verhüten, daß der Zucker anbrennt, was bei der Menge Zucker leicht passiert; auch wird das Jam dadurch leichter.

Muß man auf Kohlen kochen, so hat man auf ein lebhaftes, helles Feuer und gleichmäßige Hitze zu achten; zu langsames und rauchiges Feuer verdirbt jeden Kochprozeß dieser Art, wie erfahrene Hausfrauen ja zu wissen pflegen.

Jede Fruchtart soll schnell gekocht werden, dadurch bleiben Farbe und Geschmack viel besser, als wenn die Masse auf langsamem Feuer schmoren muß. Die meisten Jams werden dann ihre richtige Konsistenz in 40 Minuten erreicht haben, die Kochzeit vom Blasenwerfen an gerechnet, nicht etwa vom Aufs-Feuer Setzen! Sehr saftige Früchte, wie Erdbeeren, Himbeeren und Kirschen, erfordern zehn Minuten Kochzeit mehr als die anderen.

Ist die Erntezeit regnerisch oder sind die Früchte sehr reif, so nimmt man weniger oder gar kein Wasser dazu, erhöht aber den Zuckerzusatz. Am sichersten geht man, wenn man die alte Probe macht, nämlich einige Tropfen auf einen kalten Teller fallen läßt. Wird dann das Jam beim Erkalten fest, so ist das Kochen zu beenden, verläuft es aber noch, so muß es weiter gekocht und die Probe wiederholt werden bis das Jam einwandfrei ist.

Hartschalige Früchte, wie Stachelbeeren, läßt man zunächst in reinem Wasser kochen, bis die Schalen weich sind, und setzt dann erst Zucker zu.

Durch Kombination verschiedener Fruchtarten kann man reiche Abwechslung erzielen. Zum Beispiel kocht man in England sehr gern zusammen: Himbeeren und Johannisbeeren, Rhabarber und Himbeeren, Himbeeren und Kirschen. Sehr beliebt sind Quitten und Äpfel und Erdbeeren mit rotem Johannisbeersaft eingekocht. Wenn man Rhabarber mit in das Jam nimmt, so muß man natürlich ganz junge Stiele nehmen, diese zunächst in Wasser mit Zucker weich kochen und dann erst die andere Frucht dazugeben.

Sobald die Probe gelungen und das Kochen beendet ist, fülle man sofort bereitgestellte, saubere und trockene Gefäße und binde sie zu. Man nimmt wohl am besten Porzellan- oder Steingutkruken dazu. Glasgefäße müssen sehr dick sein, sonst springen sie leicht. Zum Zubinden weiche man passend geschnittenes Pergamentpapier ein und achte darauf, daß es sich ganz dicht an den Topf legt. Auch mit gewöhnlichem Schreibpapier kann man die Töpfe verschließen. Man weicht es in Milch ein, diese verdampft durch die aus dem Jam kommende Hitze, und beim Trocknen wird der Verschluß ganz dicht. Sehr Vorsichtige überziehen den Papierverschluß noch mit einer Mischung aus Mehl und geschmolzenem Kolophonium, oder aus Leim und Gips. Die fertigen Töpfe halten sich an trockenem und kühlem Ort ohne Rum oder Salizylpapier über zwei Jahre.

Es sei mir schließlich gestattet, zur Erläuterung des ganzen Vorganges noch zwei sehr gute Rezepte zur Herstellung von Erdbeerjam mitzuteilen:

1. Man nehme gleiches Gewicht Erdbeeren und in Stücke geschlagenen Hutzucker sowie auf 4 Pfund Erdbeeren drei zehntel Liter roten Johannisbeersaft. Ist solcher nicht zu haben, dann tut's auch in Wasser aufgelöstes, rotes Johannisbeergelee. Die Hälfte des Zuckers stoße man graupelig und siebe sie durch. Dann verlese man die Erdbeeren gut und schichte sie mit dem gestoßenen Zucker lagenweise in eine Schüssel. So bleiben sie 24 Stunden unberührt stehen. Am folgenden Tage gibt man in den Kessel den Rest des Zuckers, den Johannisbeersaft und so viel Wasser, daß sich der Zucker gut auflöst. Dies lasse man einmal aufkochen und dann noch eine halbe Stunde leise brodeln, bis der Sirup nicht mehr in Tropfen, sondern im zusammenhängenden Bande vom Löffel läuft. Jetzt erst gebe man die eingezuckerten Erdbeeren in den Kessel, erhöhe die Hitze bis zum Siedepunkt und lasse die Masse, ab und zu umrührend und abschäumend, kochen, bis die obenbeschriebene Probe zeigt, daß die gewünschte Konsistenz erzielt ist, was bei Erdbeeren und bei dieser Methode in 20 bis 25 Minuten der Fall sein wird. Dann fülle und schließe man sogleich die Töpfe und stelle sie weg.

2. Erdbeeren verlese man gut, ohne sie mit Wasser zu benetzen; das dem ihrigen gleiche Gewicht Zucker gebe man in den Kessel, bedecke den Zucker mit Wasser und koche, sobald er sich kalt aufgelöst hat, einen dünnen Sirup.

Nun füge man die Erdbeeren hinzu, decke den Kessel zu und lasse ihn eine Stunde lang so an der Seite des Feuers stehen, daß der Inhalt nicht ins Kochen oder Brodeln kommen kann. Dann lasse man einmal aufkochen, schäume ab, lasse die Masse noch fünf Minuten langsam brodeln, mache die Probe, und wenn diese befriedigt, fülle man die Töpfe. Man wird mit dem Erfolg zufrieden sein!

Ratgeber für Jedermann.

Frauenstudium.

Fräulein Nadia Boulanger. Der große französische Staatspreis, der „Prix de Rome", ist der Traum der akademischen Künstlerjugend Frankreichs. Zum erstenmal hat nun in diesem Jahr eine Frau, Fräulein Nadia Boulanger, den Rompreis für Musik (den sogenannten zweiten Rompreis) errungen, der ihr zugleich das Recht gibt, sich für das nächste Jahr um den ersten Preis zu bewerben. Fräulein Boulanger ist ein Kind aus der Ehe eines Franzosen mit einer Russin. Ihrer Mutter dankt sie ihre gute musikalische Begabung und eine gründliche erste Ausbildung, der sich die jetzt abgeschlossenen Studien am staatlichen Konservatorium in Paris anschlossen. Die junge Dame, die erst 22 Jahre alt ist, verfügt nicht nur über eine sehr beachtenswerte Technik ihres Klavierspiels, sondern auch über eine kompositorische Begabung, der man eine schöne Zukunft voraussagt.

Fräulein Nadia Boulanger, die in diesem Jahre den zweiten Rompreis für Musik errang.

Ziergerät.

Silberne Dose mit Achatdeckel. (Von Professor Ernst Riegel in Darmstadt). Den Prachtstücken festlicher Kunstwerke von Professor Ernst Riegel, die wir bereits in früheren Nummern der „Welt der Frau" gezeigt haben, reiht sich diese silberne Dose gleichwertig an. Die Dose zeigt, in Altsilber getrieben, ein sehr schönes, wenig stilisiertes Blumen- und Blattgewinde und ein einfaches geometrisches Gürtelornament als Abschluß der Deckelfassung. Der Deckel selbst bedarf keiner weiteren schmückenden Zutat, da die prächtige Willkür der Linien und der Schimmer des herrlichen, von der älteren Kunst weit mehr verwendeten Achats jeden Versuch weiterer Verzierung als Sünde am Material erscheinen ließen

Garten und Blumen.

Ein interessantes Pflanzverfahren für Blumenzwiebeln. Im August und September gelangen die verschiedenen im Winter treibbaren Blumenzwiebeln in den Handel; man wähle sich da nur Vertreter der leicht treibbaren Gattungen und von diesen auch die frühesten, das heißt treibbarsten Sorten aus. Das ist aber alles, was man zunächst zu beobachten hat. Die in den Handel gelangenden Zwiebeln haben alle Nährstoffe, die zur Entfaltung einer wohlausgebildeten Blüte notwendig sind, als Reservestoffe in ihrem Innern aufgespeichert, und wenn wir eine solche Zwiebel der Neugierde opfern wollen und sie mit scharfem Messer in zwei Teile zerlegen, so gewahren wir in ihrem Innern auch schon die wohlausgebildeten Blütenknospen. Auf der reichen Aufspeicherung von Reservestoffen und auch von Wasser in der Zwiebel basieren verschiedene interessante Kulturmethoden. Durch Versuche hat man herausgefunden, daß einige Zwiebelarten gar nicht eingepflanzt und begossen zu werden brauchen, sondern unter Einwirkung einiger Wärme, einfach auf einen Tisch oder ein Eckbrett gestellt, ihre Blüten vom Herbst ab aus der Zwiebel emporsenden und ganz normal entfalten. Diese Zwiebeln nennt man im Handel Trockenblüher. Die bekannteste von ihnen ist die bei uns auf feuchten Wiesen wild wachsende Herbstzeitlose, eine rosa blühende Giftpflanze, die im Herbst ihre Blumen entfaltet und diesen erst im kommenden Jahre die Blätter folgen läßt. Selbstverständlich erschöpfen sich diese und andere Zwiebeln, wenn sie uneingepflanzt zur Blüte gebracht werden, derart, daß sie nach dem Abblühen vollständig zusammenschrumpfen und für weitere Kultur wertlos geworden sind. Etwas naturgemäßer ist das Treiben von Blumenzwiebeln auf Wasser; es ist am allergebräuchlichsten bei der Hyazinthe, deren feste Zwiebeln, im Herbst auf die bekannten Gläser gesetzt, ihre Wurzeln ins Wasser senden und dann im Frühling tadellos erblühen, was aber auch hier nicht ohne erhebliche Schwächung der Zwiebeln erreicht wird. In neuerer Zeit hat man die bekannten einförmigen Hyazinthengläser durch flache, ovale und eckige Gefäße aus Glas und Porzellan ersetzt, die die Glashütten, Porzellanmanufakturen und Töpfereien in vielgestaltiger Weise und vielfach auch in wirklich künstlerischer Ausführung anfertigen. Unsere beigegebenen Abbildungen zeigen derartige Gefäße. In diese flachen Gefäße gibt man etwas ausgewaschenen Kies oder kleine, gleichfalls sauber gewaschene Flußsteinchen; auf diese Unterlage werden die Zwiebeln dicht zusammen aufgesetzt, wie das unsere Abbildungen erkennen lassen, und die Gefäße werden danach so weit mit Wasser gefüllt, daß dieses bis an den Wurzelhals der aufgesetzten Zwiebeln reicht; sie dürfen aber auf keinen Fall im Wasser stehen, weil sie sonst unfehlbar durch Fäulnis zugrunde gehen. Die mit Zwiebeln besetzten Gefäße stellt man vorläufig kühl und dunkel, etwa hinter einen Schrank einer ungeheizten Stube oder in den Keller, wo ab und zu für das verdunstete und von den Wurzeln aufgebrauchte Wasser frisches nachgefüllt wird. Bald treiben die Zwiebeln Wurzeln, die zwischen den Steinen hindurchdringen und den Boden der Gefäße zu erreichen suchen. Die Stein- bzw. Kiesunterlage in den Gefäßen hat lediglich den Zweck, diesen Wurzeln und damit der Zwiebel und späterhin auch der blühenden Pflanze Halt zu geben. Nahrung finden die Zwiebeln, von den minimalen, in reinem Wasser enthaltenen Nährstoffen abgesehen, nicht in den Gefäßen. Das Wasser dient in der Hauptsache zur Lösung der in der Zwiebel selbst aufgespeicherten Nährstoffe. Nach einiger Zeit, wenn die Zwiebeln kräftige Triebspitzen entwickelt haben, wie dies die nebenstehende Abbildung zeigt, werden sie hell und warm gestellt, worauf einige Wochen später der Flor eintritt. Zu diesem Treibverfahren eignen sich in erster Linie frühe Hyazinthen. Die linksstehende Abbildung auf der nächsten Seite zeigt die früheste aller bekannten Hyazinthensorten, die nur kleine Trauben bildende, weiße römische Hyazinthe (Romaine blanche), die an Treibfähigkeit von keiner anderen erreicht wird. Das Dorado für Hyazinthenkultur ist bekanntlich Holland, wo diese und andere Blumenzwiebeln, besonders in der Umgebung von Haarlem, in großem Um-

Silberne Dose mit Achatdeckel.

Hyazinthen in niederer Schale – für das Treiben genügend vorgebildet.

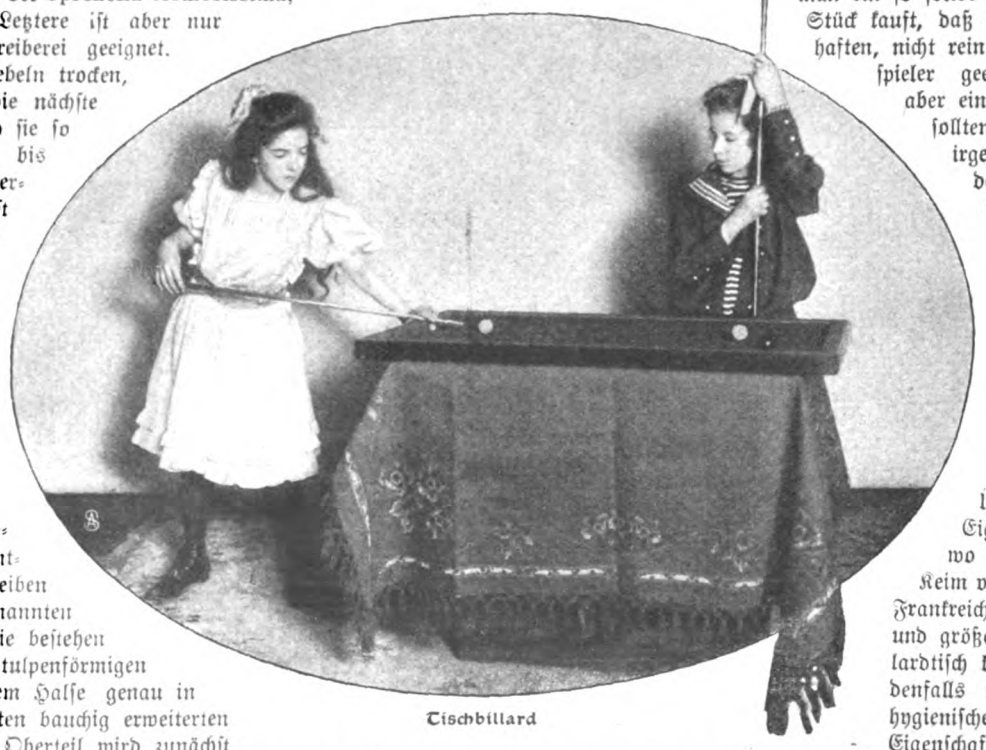
Blühende römische Hyazinthen in flacher Schale mit Steinunterlage.

fange angebaut werden. Neuerdings gelangen Treibzwiebeln in den Handel, die ein Jahr in Südfrankreich oder in Südafrika nachgebaut worden sind, weil sie in dem heißen, trockenen Klima dieser Länder früher ausreifen und sich infolgedessen auch schon sehr früh im Jahre mit bestem Erfolge treiben lassen. Nach solch nassen Sommern, wie dem des Jahres 1907, liefern die aus Holland kommenden Blumenzwiebeln, weil sie nicht genügend ausgereift sind, häufig ein sehr schlechtes Ergebnis. Neben Hyazinthen eignen sich zum Treiben in flachen Schalen vorzugsweise die gleichfalls sehr stark duftenden Tazetten bzw. Narzissen. Auf dem rechtsstehenden Bilde dieser Seite sehen wir die gewöhnliche kleinblumige Tazette (Narcissus Tazetta), die zum Frühtreiben am allerbesten geeignet ist. Im Handel wird die Zwiebel dieser Pflanze gewöhnlich mit einem gewissen Nimbus umgeben und als japanische Feenlilie, was besser klingt, angeboten. Sie war die Zwiebelart, die man zu allererst in derartigen Gefäßen mit Erfolg zur Entwicklung zu bringen versuchte. In gleicher Weise können auch die zwiebelartigen Knöllchen des Frühlingssafrans, dann aber auch die starken, birnenförmigen Zwiebeln einer prächtigen, feuerrot blühenden, amaryllisartigen Pflanze, der Sprekelia formosissima, getrieben werden. Letztere ist aber nur zur späten Wintertreiberei geeignet. Man legt ihre Zwiebeln trocken, möglichst warm in die nächste Nähe des Ofens, wo sie so lange liegen bleiben, bis die Blütenknospen hervorbrechen; nun erst werden sie auf die vorbereiteten Schalen gesetzt. Sie fassen hier in wenigen Tagen Wurzeln, und zwei bis drei Wochen später entfalten sie die interessant gestalteten großen, feurigroten Blüten in noch blattlosem Zustande. Sehr interessant, aber außerordentlich schwierig ist das Treiben von Hyazinthen auf sogenannten doppelten Karaffen. Sie bestehen aus zwei Teilen, einem tulpenförmigen Oberteil, der mit seinem Halse genau in den Hals einer nach unten bauchig erweiterten Karaffe paßt. In den Oberteil wird zunächst eine große Hyazinthenzwiebel mit der Spitze nach unten gelegt, die die Halsöffnung vollständig ausfüllt; dann wird Erde hineingegeben und oben eine zweite Zwiebel mit der Spitze nach oben aufgepflanzt. Den unteren Teil des Glasgefäßes füllt man mit Wasser und setzt dann den mit Erde gefüllten und mit Zwiebeln bepflanzten obenauf. Die untere, mit der Spitze nach unten gerichtete Zwiebel wächst nun senkrecht nach unten, sendet ihre Triebspitze also in das Wasser hinein und entfaltet die stattliche Blütentraube im Wasser, während die zweite Zwiebel in naturgemäßer Weise nach oben treibt, um hier in freier Luft wie andere zu erblühen. Wenn man das Glück hat, die ins Wasser treibende Zwiebel vor Fäulnis bewahrt zu sehen, und wenn beide Zwiebeln der Karaffe zu gleicher Zeit erblühen, so kann man sich wohl des Erfolges freuen, da er leider bei diesem eigenartigen Verfahren in vielen Fällen auszubleiben pflegt.

In Blütenbildung begriffene Tazetten in flacher Schale mit Steinunterlage.

Sport und Spiel.

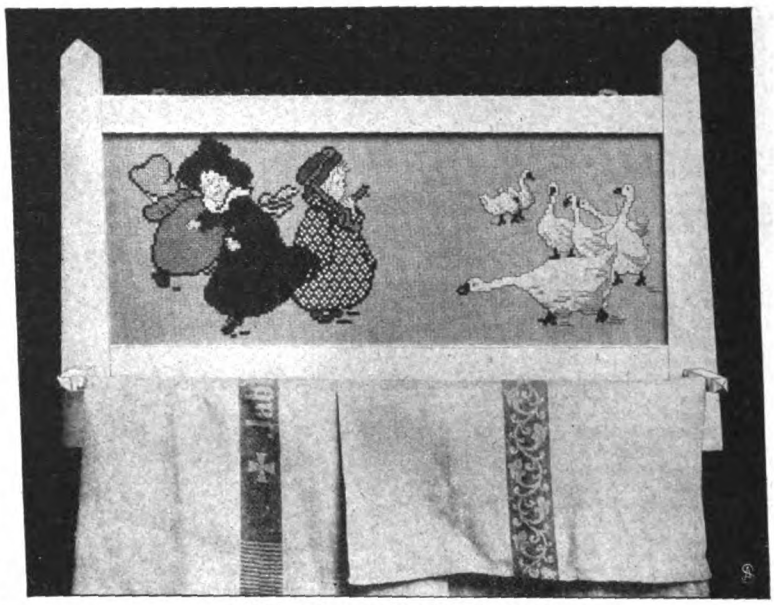
Tischbillard. Die Anschaffung eines wirklichen Billardtisches mit allen Schikanen kommt nicht nur des sehr hohen Preises, sondern auch des großen erforderlichen Aufstellungsraumes wegen wohl für nur wenige Begüterte in Betracht. Selbst der leidenschaftlichste Billardspieler pflegt deshalb „sein Partiechen" regelmäßig im Kaffeehause zu machen oder, wenn diese großstädtische Einrichtung seinem Aufenthaltort fehlt, seine Leidenschaft einfach — einschlafen zu lassen. Sehr zu Unrecht! Denn ein transportables Billard, wie es unser Bildchen zeigt, ist immerhin erschwinglich, selbst wenn man ein so solide und exakt gearbeitetes Stück kauft, daß es auch für den ernsthaften, nicht rein dilettierenden Billardspieler geeignet ist. Ist es aber einmal vorhanden, dann sollten auch möglichst alle irgend in Betracht kommenden Familienmitglieder in die Geheimnisse des Spiels eingeweiht werden, das ganz ohne Grund fast nur als Männerspiel betrieben wird! Grazie, Geschicklichkeit, Blicksicherheit lassen sich hier ganz besonders gut zeigen, und die stetige Übung entwickelt diese Eigenschaften auch dort, wo sie vielleicht nur im Keim vorhanden waren. In Frankreich sind in der Tat kleine und größere Mädchen am Billardtisch keine Seltenheit. Jedenfalls wäre es der guten hygienischen und pädagogischen Eigenschaften wegen, die das Billardspiel, selbst abgesehen von seiner Interessantheit, sicherlich besitzt, zu wünschen, daß es auch bei uns häufiger aus der Rauchatmosphäre des Kaffeehauses in die gesündere des Hauses verlegt würde.



Tischbillard

Handarbeit.

Handtuchhalter für ein Kinderzimmer. Den zahlreichen Freundinnen der Kreuzstichstickerei wird diese hübsche Vorlage sicher willkommen sein. Vielleicht können sich auch die Kinderhände selbst — besonders beim „Füllen" der größeren einfarbigen Flächen — an der Herstellung dieses neuen Inventarstücks für ihr kleines Reich mitbetätigen. Das beigegebene Typenmuster macht die Arbeit leicht und weitere Angaben überflüssig. Material, angefangene oder fertiggestellte Arbeiten sind durch J. Wiehler, Berlin, Anhaltstr. 16-17, zu beziehen.



Handtuchhalter für ein Kinderzimmer.

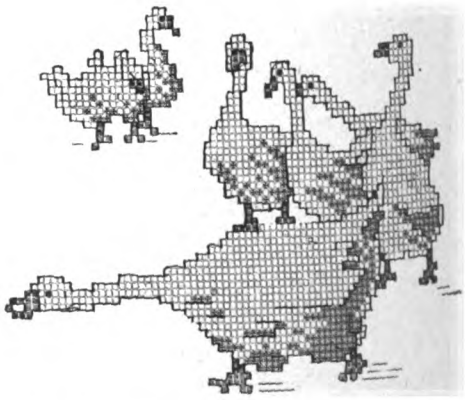
Saisonküche.

Neue Sandwichrezepte. Bei kalten Büfetten, wie sie auch bei sommerlicher Geselligkeit die Regel sind, ebenso aber bei den ersten „Five o' clock teas" oder als Vorspeise bei Soupers oder Diners spielen die „Helgoländer Sandwiches" unter den kulinarischen Genüssen dies Jahr eine nicht zu unterschätzende Rolle. Man denke nicht, daß Helgoländer Sandwiches ein Nationalgericht der Insel seien. Sie tragen ihren Namen nur nach der weiß-grün-roten Farbe. („Weiß ist der Strand", in diesem Fall der Kalbsbraten, „grün das Land" wird durch Petersilienbutter erzielt, und die „rote Kant'" liefert die Tomatenpüree.) Ganz dünne weiße Scheiben von kaltem Kalbsbraten werden wie das sehr dünne englische Brot gleichmäßig in längliche Vierecke geschnitten. Brot und Fleisch bestreicht man mit Butter, in die man etwas fein gewiegte Petersilie mischt, und legt dann gut gewässerte und geputzte Sardellen darüber. Dann kommt wieder ein dünnes Stückchen Weißbrot, auf das man dicke Tomatenpüree, die mit Fleischgelee gewürzt ist, streicht. Dann preßt man die drei Schichten aufeinander, säubert die Seiten, falls beim Zusammenklappen etwas rote Püree oder grüne Butter sich zeigen sollte, und richtet die Sandwiches, geschickt zu einem Turm aufgebaut, auf einer hübschen Schüssel an. — Andere, sehr pikante Sandwiches werden durch geräucherten Lachs gewürzt. 60 Gramm geräucherten Lachs trocknet man mit einem saubern Küchentuch ab, damit das Öl aufgesogen wird. Dann zerschneidet man das Lachsfleisch ganz fein, verrührt es mit dem zerdrückten Eigelb von zwei harten Eiern, zwei gewaschenen Sardellen und einem Teelöffel Kapern. Mit dieser Masse bestreicht man zierlich geschnittene, englische Weißbrotschnitten, die man zur Zierde mit zerriebenem Eigelb und gewiegter Petersilie bestreut. Sehr wohlschmeckend sind schließlich folgende Schnitten, die man am besten zu Tassenbouillon reicht. Lorbeerblatt und Thymian werden in Butter angeschwitzt und mit feiner Hühnerleber oder auch Gänseleber, gewiegter Zitronenschale und Pfeffer verrührt. Gewiegte Champignons oder Trüffeln machen das Gericht noch feiner. Man bestreicht runde Weißbrotschnitten mit dieser Farce, so daß sie großen Champignons ähnlich sehen, und garniert damit die Schüssel.

Für die Saison der Wachtel. Frikassee von Wachteln. Man teilt die Wachteln in Hälften und reibt sie ab. In einem Stück Butter läßt man einen bis zwei Kochlöffel Mehl anziehen, schneidet eine Zwiebel hinein, gießt mit Fleischsuppe auf, reibt etwas Muskatnuß hinein, gibt den Saft einer halben Zitrone und etwas Schale dazu, legt die Wachteln hinein und läßt sie weichkochen. Vor dem Auftragen wird die Sauce mit einem bis zwei Eigelb abgezogen. — Wachteln mit Speck. Auf ein Dutzend Vögel läßt man vier Eßlöffel geschabten Speck mit zwei Löffeln gehackter Zwiebel gelb werden, gibt dann die Wachteln hinein, bestäubt sie mit Salz und brät sie. Sind sie halb fertig, so kommen vier Löffel Semmelbröseln hinein, und es muß nun schnell fertig gebraten werden. Die Brösel sollen goldbraun sein. Die Wachteln werden angerichtet und die Brösel darübergestreut. Übriggebliebene, kalte Wachteln geben noch mit Mayonnaisen- oder kalten feinen Saucen delikate Gerichte.

Zeitgemäße Winke. Gemüse läßt sich sehr leicht von Würmern, Schnecken und Insekten aller Art reinigen, wenn man es in Salzwasser legt und einige Minuten darin liegen läßt. Das Ungeziefer kommt sofort heraus. — Beim Kochen von Kraut und Kohl stelle man, um die Entstehung unangenehmer Dünste zu verhindern, ein Töpfchen mit Essig auf die Herdplatte. — Gurken schält man vom Stiele nach der Spitze, weil die Spitze oft eine gewisse Bitterkeit enthält, die von der Spitze über die ganze Gurke verbreitet wird. — Es gibt ein einfaches Mittel, Schierling von Petersilie zu unterscheiden. Man betrachte die Rückseite der Blätter: Schierling ist auf der Rückseite des Blattes, das sonst dem der Petersilie sehr ähnlich ist, stahlgrau, Petersilie grün. — Um Eiweiß schnell zu Schnee zu schlagen, setzt man etwas Zitronensaft oder ein paar Körnchen Salz zu; Schlagsahne wird schön steif durch Zusatz von etwas Tragant (auf fünf bis sechs Löffel Sahne eine Messerspitze Tragant).

Zwischenraum 29 Stich.



schwarz. grün. rot. grau. blau. gelb. weiss. lila. 1. braun 2. braun. 1. rosa. 2. rosa. kupfer.

Typenmuster zum Handtuchhalter.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 34, 1908.

Es gibt Menschen, die nicht mit den Händen schaffen.
Die sich kein irdisches Gut erraffen.
Doch wo sie erscheinen, keimt Frohsinn und Güte,
Und erfrorene Herzen stehn wieder in Blüte.

Ilse Franke.

Die Migräne.

Von E. Waldmeister.

Das Wort Migräne ist aus dem griechischen Hemikranie entstanden, was soviel wie einseitiges Kopfweh bedeutet. Diese Krankheit ist seltener unter Menschen, die fernab von dem Lärm und der Hast der Städte in frischer Luft und ruhiger ländlicher Abgeschiedenheit wohnen. Häufiger plagt sie dagegen diejenigen, deren Nervensystem durch Anspannung im Kampfe ums Dasein unter ungünstigen hygienischen Bedingungen in einer Reihe von Geschlechtern erschüttert und geschwächt wurde. Auch Männer leiden an Migräne, aber erfahrene Ärzte versichern, daß an ihr die Frauen fünfmal so häufig erkranken.

Die Migränekranke erfreut sich in ruhigen Zeiten eines völligen Wohlbefindens, bis plötzlich der Anfall kommt. Bei einer wohlausgebildeten Migräne kündet er sich durch Vorboten an. Die eine Patientin klagt über Sehstörungen, Flimmern, Sehen feuriger Linien, Lichtschein u. dgl., bei einer andern stellt sich ein Druck in der Schläfe ein, andere wieder haben Schwindel- und Gefühlsstörungen, wie Einschlafen einer Hand oder einer Gesichtshälfte. Dann tritt ein Frostgefühl auf, und mit ihm setzt der Kopfschmerz ein. Er befällt in der Regel nur die eine Kopfhälfte, und zwar vorwiegend die linke, kann sich aber auch über den ganzen Kopf ausbreiten. Seine Art ist verschieden; während die eine Kranke ihn als bohrend bezeichnet, klagt die andere über Reißen oder fühlt überhaupt einen dumpfen Schmerz. Manchmal strahlt er auch aus nach den Augen, dem Ohre, der Nase und selbst nach dem Arme der befallenen Körperhälfte. Das Frieren dauert dabei fort, und nach einigen Stunden stellen sich Übelkeit und Erbrechen ein. Damit pflegt der Anfall seine Höhe zu erreichen, die Kranken schlafen ein, um wieder wohl zu erwachen. In dieser vollkommenen Form tritt aber die Migräne nicht immer auf. Im Gegenteil ist sie äußerst wechselvoll. Manche bekommen die Anfälle ohne alle Vorboten, bei anderen beschränken sie sich nur auf dieses Vorspiel. Oft bleibt das Erbrechen aus; es gibt überhaupt so viele Abstufungen des Leidens, daß man gesagt hat, daß jeder, der an Migräne leidet, seine eigene Form von Migräne hat. Ebenso ist auch die Dauer des Anfalls verschieden, sie wechselt zwischen wenigen bis zu 24 und 36 Stunden. In ähnlicher Weise schwankt auch die Häufigkeit der Anfälle, die alle zwei, drei bis acht Wochen wiederkehren können.

Lebensgefährlich ist die Migräne nicht, aber lästig genug durch die Leiden, die sie verursacht, und bedenklich durch die Schwächung des Körpers und die Verminderung unserer Leistungsfähigkeit.

In der bei weitem überwiegenden Mehrzahl der Fälle erweist sie sich als ein erbliches Leiden. Für die Migränekranken ist das gewiß eine trübe Eröffnung, aber darum brauchen sie doch nicht den Kopf hängen zu lassen; denn die Anlage entwickelt sich nicht immer zur Krankheit. Erst verschiedene schädliche Gelegenheitsursachen rufen sie hervor, und man kann zur Verhütung und Milderung der Anfälle recht viel tun, wenn man diese Gelegenheitsursachen meidet. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Migräne in jedem Lebensalter vorkommen kann. Der jüngst verstorbene berühmte Nervenarzt Mendel hat Migräneanfälle selbst bei Kindern unter einem Jahre festgestellt in einer Familie, in welcher der größte Teil der zahlreichen Kinder die Migräne vom Vater ererbt hatte. In der Mehrzahl der Fälle zeigt sich aber der Ausbruch der Krankheit kurz vor oder in der Reifezeit. Sie bleibt dann mehr oder minder heftig fortbestehen, bis sie bei den Frauen in den Übergangsjahren und bei den Männern gegen das fünfzigste Lebensjahr aufhört. Man hat behauptet, daß, wer bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahre Migräne nicht gehabt hat, sie überhaupt nicht bekommt. Das trifft aber nicht zu, denn nach starken Gemütserregungen und geistiger Überarbeitung kann auch im späteren Alter eine regelrechte Migräne sich ausbilden, ein weiterer Beweis dafür, wie die ererbte Anlage erst durch besondere Schädigung sich zur wirklichen Krankheit entwickelt. Das ist aber ein Fingerzeig für die Erziehung und Behandlung der Kinder in Familien, in denen die Migräne bereits heimisch ist. Man muß da ganz besonders für eine gute Entwicklung des Körpers sorgen und alle Überreizungen des Nervensystems durch den Genuß von Kaffee, Tee, Alkohol, durch frühzeitigen Theaterbesuch, Abendgesellschaften und durch anstrengendes, geistiges Arbeiten zu vermeiden suchen.

Was nun im besonderen die Gelegenheitsursachen anbelangt, die Migräneanfälle zeitigen, so muß zunächst vor Diätfehlern gewarnt werden. Gar zu oft werden nämlich durch ein üppigeres Mahl, durch reichliches Kuchenessen, durch einmaligen Mißbrauch von Alkohol und dergleichen die schlimmen Anfälle ausgelöst, und häufig beobachtet man auch, daß Migränekranke in der anfallsfreien Zwischenzeit zur Verstopfung neigen. Jede Kranke, die im reiferen Alter steht, wird bald herausbekommen, welche bestimmte Speisen ihr nicht zusagen, und diese meiden. Bei jungen Leuten und bei Kindern muß die Mutter oder Erzieherin ihr Augenmerk darauf richten. Leider ist es nicht möglich, einen allgemeingültigen Speisezettel für Migränekranke aufzustellen, denn der Fette verlangt eine andere Ernährung als der Magere, der Vollblütige kann manches entbehren, was der Blutarme erhalten muß. Hier hat der Arzt ein Wort mitzureden. Im allgemeinen empfiehlt sich aber, den Fleischgenuß einzuschränken; es genügt, wenn nur zu Mittag Fleisch gegeben wird. Im übrigen soll die Kost aus leicht verdaulichem Gemüse, Obst und dergleichen bestehen. Als Getränk sei vor allem Milch empfohlen; starker Kaffee wirkt in vielen Fällen ungünstig, ebenso der Tee. Was alkoholhaltige Getränke anbelangt, so sind sie am besten ganz zu vermeiden; man kann sie durch Mineralwässer, wie Biliner, Fachinger, Gießhübler u. a. ersetzen. Bei dieser Diät wird auch die Stuhlverstopfung zweckmäßig bekämpft. Als eine weitere Gelegenheitsursache der Migräneanfälle sind geistige Ueberanstrengungen und Gemütserregungen hervorzuheben. Diesen Schädigungen des Nervensystems sind unter den Frauen ganz besonders die

Lehrerinnen ausgesetzt, und in der Tat ist unter ihnen die Migräne eine verhältnismäßig häufige Erkrankung. Bei der Wahl des Berufes, wo sich verschiedene Aussichten und Möglichkeiten bieten, muß die Mutter auf die Nervosität und die Migräne ihrer Tochter Rücksicht nehmen. Das ist um so wichtiger, als sehr häufig die Augenanstrengung auf die Anfälle verschlimmernd wirkt. Beim Lehrerinnenberuf kommt das viele Lesen, Korrigieren der Hefte usw. in Anbetracht. Dann sind auch die weiblichen Handarbeiten, das feine Nähen und Sticken, nicht zu vergessen, die das Auge ganz besonders ermüden. Viel schlimmer wird noch der schädigende Einfluß, wenn die Augen schon an sich schwach sind oder das eine oder gar beide fehlerhaft gebaut sind, wenn Astigmatismus, Fehler in der Hornhaut oder der Linse vorhanden sind. Solche Augen ermüden leichter, und selbst Leute, die von Migräne frei sind, bekommen bei Ueberanstrengung schwacher Augen nicht selten Kopfschmerzen.

Für die Frauen ist es von Bedeutung, zu wissen, daß auch verschiedene Vorgänge in den Sexualorganen Migräneanfälle auslösen können. So wirkt bei vielen der natürliche Menstruationsvorgang auf das Leiden verschlimmernd, indem vor, während oder unmittelbar nach dieser Zeit die Anfälle sich häufen. In solchen Fällen ist ein besonders ruhiges Verhalten während dieser Periode, also Bettruhe, oft von gutem Einfluß. Ebenso können Verlagerungen und Entzündungen der Unterleibsorgane bei Frauen, die eine Anlage zur Migräne ererbt haben, auf die Anfälle auslösend wirken. Erreicht man durch ärztliche Behandlung eine Beseitigung der Störungen, so schwindet nicht selten auch die Migräne.

Bei den Krankheiten, die mit Nervenüberreizung zusammenhängen, gibt man den Rat, möglichst die Schäden der modernen Kultur von sich fernzuhalten und zur Natur zurückzukehren. Es kann nun nicht jeder immerfort im Grünen wohnen, sich in Waldesluft ergehen, bei schönem Wetter leichte Gartenarbeiten verrichten. Wir müssen uns in überwiegendster Mehrzahl unseren Lebensunterhalt verdienen, und da sind Millionen an die Stadt, an das Bureau, an das Zimmer gefesselt. Jeder sollte aber seine Erholungszeit, seine Ferien haben und so wenigstens für einen Bruchteil des Jahres zur Natur zurückkehren können.

Wohin soll sich nun in diesen Zeiten die Migränekranke wenden? Welches Klima soll sie aufsuchen? Der Herz- oder Lungenkranke, der Nierenleidende, der Rheumatiker können vom Arzt erfahren, welches Klima sie meiden sollen und welches ihnen Nutzen bringt. Mit der Migräne ist es aber eigenartig bestellt. Der Klimawechsel wirkt zwar sehr oft auf die Anfälle auffallend günstig. Sie schwinden an dem neuen Wohnsitze, sobald man aber länger an ihm verweilt, kommen sie in alter Stärke wieder. Man hat zwar uns Kinder der Neuzeit moderne Nomaden genannt, aber ewig kann kaum einer nomadisieren, und der zu häufige Ortswechsel würde schließlich auch nicht mehr wirken. Im allgemeinen kann man aber sagen, daß den Migränekranken der Aufenthalt an der See oder in hohen Bergen weniger gut bekommt. Für sie sind waldige Gegenden und mäßige Höhen mit ihrer nervenberuhigenden Wirkung noch am meisten zu empfehlen. — Mit Vorsicht ist auch der Besuch der Badeorte zu beurteilen, falls damit Brunnen- und Badekuren verbunden werden. Solche Kuren verschlimmern in der Regel die Anfälle. Sie sind nur dann am Platze, wenn man annehmen kann, daß die Migräne durch gleichzeitig vorhandene anderweitige Erkrankungen ungünstig beeinflußt wird, und wenn durch die Badekuren diese Störungen erfahrungsgemäß beseitigt werden.

Und das Wasser, das Allheilmittel der Neuzeit, das von vielen oft so ungebührlich gepriesen wird? Kaltwasserkuren können recht wohl bei Kranken nutzen, die vollblütig sind, aber bei Blutarmen bringen sie nur zu häufig Schaden. Immerhin kann man tägliche Abreibungen mit Wasser von 25 Grad Celsius oder 20 Reaumur versuchen.

Auf diese Weise, durch Regelung der Diät, zweckmäßigen Aufenthalt im Freien, Vermeiden von geistiger Überanstrengung und Gemütserregungen, durch eine Lebensweise, die den Körper und vor allem die Nerven stärkt, kann man viel zur Linderung der Migräne beitragen. Wo sie mit anderen körperlichen Leiden vergesellschaftet ist, müssen diese vom Arzte besonders behandelt werden.

Tritt nun der lästige, schmerzhafte Anfall selbst ein, so können wir nur darauf bedacht sein, ihn zu lindern und abzukürzen. Das wichtigste Linderungsmittel ist dabei die Ruhe. In ihr sind die Schmerzen gelinder, und der Anfall pflegt auch kürzer zu werden. Man mache also das Zimmer dunkel und lasse die Kranken sich niederlegen, und zwar mit erhöhtem Kopfe. Von den anderen Linderungsmitteln ist dem einen das eine, dem anderen wieder das andere bekömmlich. So gibt es Kranke, denen warme Kopfumschläge wohl tun, während andere nach kalten verlangen. Dieser bringt ein fest um den Kopf gebundenes Tuch Linderung, jene wieder kann nichts auf dem Kopfe leiden. Da möge jede wählen, was ihr eben paßt.

Groß ist die Zahl der Medikamente, die gegen Migräneanfälle empfohlen werden. Früher benutzte man Chinin häufiger gegen Kopfschmerzen. Später fand man in der Salizylsäure und anderen chemischen Verbindungen, die mit dem Chinin verwandt sind, neue Linderungsmittel. Da kamen das Antipyrin, das Phenazetin, das Aspirin, das Antifebrin, das Lactophenin, das Zitrophen, und wie sonst heißen, in Aufnahme. Sie helfen diesem und jenem; es ist aber Sache des Arztes, unter diesen Mitteln eine Auswahl zu treffen. In manchen Fällen erweist sich auch das im Kaffee vorhandene Koffein als schmerzlindernd; aber während eine Tasse starken Kaffees dem einen Kranken Erleichterung bringt, verschlimmert sie den Zustand des anderen. Es hat eben ein jeder seine eigene Form der Migräne.

Im Irrtum befinden sich aber diejenigen, die da meinen, jene Mittel seien wirkliche Heilmitttel gegen die Migräne. Nur die Regelung der Lebensweise in der anfallsfreien Zwischenzeit, die Freihaltung von Schädlichkeiten ist von wirklicher Bedeutung. Und bei allen Leiden bleibt dem Kranken der Trost, daß die Krankheit mit den Jahren nicht zunehmen und töten werde wie so viele andere, sondern daß sie im höheren Lebensalter schließlich von selbst zu erlöschen pflegt.

Briefe eines modernen Schulmannes:*)

Im Schulgarten.

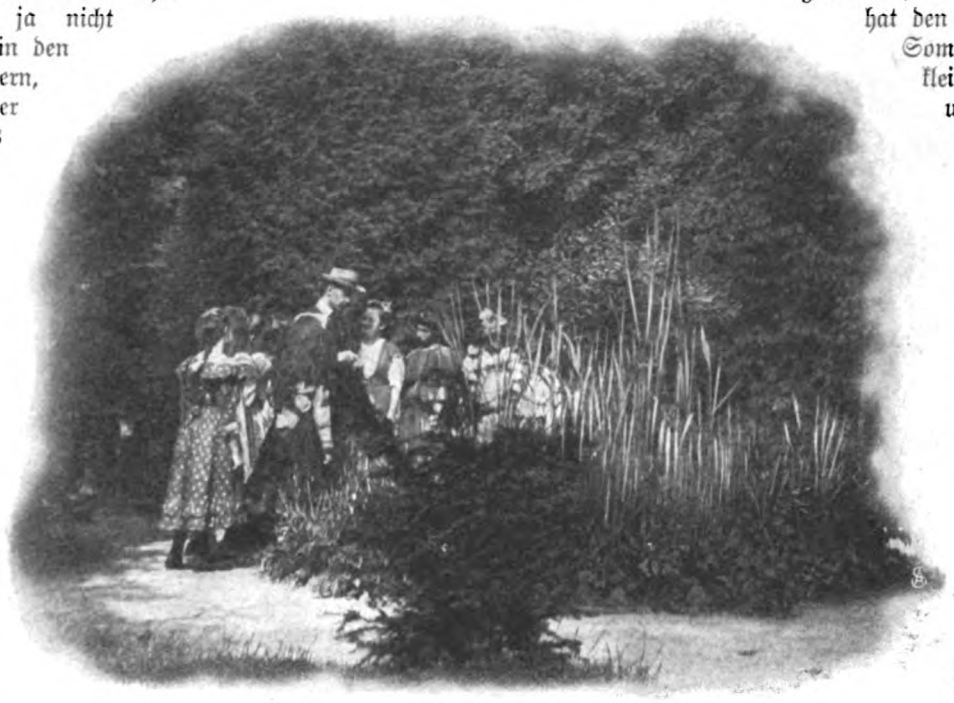
Hochverehrte Frau!

Ich sitze hier, hochverehrte Freundin, in dem wein- und efeuumrankten Pavillon unseres Schulgartens in Feierabendstimmung und versenke mich in das Treiben um mich her. Noch ist es freilich nicht Feierabend, im Gegenteil, geschäftiges Arbeiten, fleißiges Schaffen, wohin ich blicke. Aber über mich ist jene Stimmung gekommen, die in der Dämmerung unsern Geist so gerne entführt in ferne Tage der Kindheit oder ihn sanft zwingt, sich betrachtend in die Gegenwart mit ihren tausend Errungenschaften zu vertiefen. Hier ist gut sein in diesem vielbeschatteten Pavillon! Hier kann man ungestört sitzen und sinnenden Auges die Pracht schauen, die Mutter Erde durch gütige Schöpferhand zeigt, und neben den zarten Pflänzchen und all den rosigen Knospen und Blüten sieht man andere zarte Triebe sich entfalten, kann man Kinderherzen lauschen

*) S. Heft 22 der „Welt der Frau".

tiefe, tiefe Blicke tun in die wunderbare, vielgestaltige Menschennatur, wie sie in diesen kleinen Menschenkindern schon mannigfach sich ausprägt.

Jenseit des Drahtzaunes bleiben die Spaziergänger stehen und freuen sich an dem lebhaften Treiben. Dort drüben rahmen wogende Getreidefelder den Garten ein. Sie werden freilich auch bald dem unaufhörlich wachsenden Polyp Berlin geopfert werden! Mehr noch als heute wird dann der Schulgarten seinen Zweck erfüllen. Die Schulgärten unterstützen ja nicht nur den Unterricht in den naturkundlichen Fächern, sie helfen in vielfacher Hinsicht des Kindes Geist und Gesinnung veredeln! Systematik, Blätterbeschreiben und Gliederzählen sind ja endlich Fremdlinge geworden im Unterrichte. Nicht tote Käfer und Würmchen, Leben: Werden, Sein, Vergehen — Wirken im großen gewaltigen Haushalte der Natur, das fordert die fortschreitende Erkenntnis vom Unterrichte, das sollen unsere Schüler sehen, und das vermittelt in reichstem Maße der Schulgarten. — Unser Blick ruht verwundert auf dem vielfachen Blättergemisch der Laube. Jede der Wände, die durch Durchblicke voneinander getrennt sind, ist mit einer anderen Schlingpflanze geschmückt und gibt einen wirkungsvollen Hintergrund für die Ziersträucher, die die Laube umsäumen. Vielleicht stünde ein einfaches Blätterdach dem Häuschen besser, zweckmäßiger wäre es nicht, und wir müssen so weit als möglich das Zweckmäßige dem Schönen voranstellen. Was verspricht wohl eine größere Wirkung, wenn man in der Schulstube sagt: „Wilder Wein, Geißblatt und andere Schlinggewächse werden zum Schmuck von Lauben angepflanzt", und dann einige dürftige Blättchen und Ranken den Kindern zeigt, oder wenn man die Kinder hinausführt zu diesem Gartenschmuck und alle die Pflanzen und Pflänzlein in ihrer lebendigen Arbeit beobachten läßt? — Einmal blüht der Jasmin, ein andermal hat die Heckenrose ihre roten Köpfchen aufgesetzt, ein drittes Mal zeigt das vielgetönte Weinlaub sich in seiner Farbenpracht. Immer neue Wunder entdeckt das forschende Auge, immer reicher wird der Schatz selbsterworbener Anschauungen, immer tiefer das Streben, einzudringen in die Wunderwelt, die uns umgibt. Und dann die Freude, wenn nun ein Kind herantreten und so eine rote Frucht pflücken darf, um sie zu öffnen, um zu sehen und zu zeigen, wie weich die Samenkörnchen dort gebettet ruhen! Das kann es in der Schule auch, gewiß; aber es ist doch ein großer Unterschied zwischen der Forschertätigkeit dort und hier. Der Strauch und die Frucht stellen sich dem Kinde hier als etwas ganz anderes dar: sie leben. Sie sind die Teile eines lebendigen Organismus, der gesorgt und geschafft hat den ganzen Frühling und Sommer hindurch, um diese kleinen Körnchen zu bilden und zu gestalten und so sich und die Art zu erhalten.



Eine anregende Unterrichtsstunde.

Die Freude der Mädchen über den mit Blüten übersäten Strauch!

Und wie dort die Schar um den Lehrer sich drängt! Kein Lärmen und Schreien, tiefe Stille, eifriges Spähen! Auf den Zehenspitzen stehen sie und recken die Hälse. Jetzt gehen sie auseinander, zwei Knaben kommen auf mich zu. „Was habt ihr denn bei Herrn S. gesehen?" . . .

„Die Einrichtung der Salbeiblüte." — „Ja," greift der andere ein, „und wie sie zweckmäßig für den Bestäubungsvorgang gebaut ist." — Wie hübsch die Kinder das Gesehene wiedergeben! Es sammelt sich im Laufe der Zeit doch eine Menge echter, rechter Naturerkenntnis an. Sie lernen den feingegliederten Bau der Pflanzen kennen, sie sehen staunend die weise Einrichtung auch des unscheinbarsten Blümchens. Sie werden nicht achtlos Blüten zertreten, sie werden nicht grausam Tiere quälen — sie lernen fühlen mit der stummen Natur!

Gartenarbeiten der Mädchen.

Darf ich Sie durch unsern Schulgarten führen, gnädige Frau? Wir wollen zu den Beeten gehen, wo Knaben und Mädchen geschäftig bei ihrer Gartenarbeit sind. Klein sind sie ja nur, diese Beete, und nur wenige Blumen schmükken sie; aber sie sind für ihre Besitzer Schätze! Heute ist es etwas trocken, daher die vielen großen und kleinen Gießkannen. Drüben bei der Pumpe stellt ein stämmiger Junge seine Kräfte willig in den Dienst der guten Sache.

Fast jedes Beet trägt in der Mitte einen eingegrabenen Blumentopf, entweder eine schlanke Fuchsie oder eine Rose.

Einige Beete tragen auch Myrten. Wie sauber die Gänge gehalten sind, wie fleißig die Hände sich regen! Die meisten Beete sind mit Stiefmütterchen oder Vergißmeinnicht eingefaßt. Dort ist sogar eins mit weißen Muscheln umrahmt. Die ganze Anordnung verrät entschieden Geschmack. Wir befinden uns aber auch zwischen den Beeten der zwölf- bis vierzehnjährigen Mädchen!

Neben diesen allerliebsten kleinen Blumengärten liegen die ebenso niedlichen wohlgepflegten Gemüsegärten, meist mit Kohl oder Rüben bepflanzt und von Salat und Küchengewächsen eingefaßt.

Zu schön ist es, wenn die Kinder den Segen ihrer Mühe einernten und mit drei oder vier mächtigen Kohlköpfen und einigen Herbstblumen freudestrahlend nach Hause ziehen!

Zerfressene Blätter findet man hier nicht, gnädige Frau, und Raupen wird man vergeblich suchen! Jedes Räupchen ist ja sorgsam abgelesen worden.

Drüben bei den Beeten der Knaben sieht es genau so aus; auch hier Ordnung und Sauberkeit, wenn auch nicht so peinlich gewahrt wie drüben, dafür aber malerische Kiesschüttungen und hohe Rosenstämme.

Unser Rundgang zwischen den Beeten der Kinder ist beendet, gnädige Frau. Wir haben auch die von einem Drahtgitter umsäumten Giftpflanzen in jener Ecke gesehen und die auf Eisenstäben angebrachten weißen Metalltafeln, die Gattung und Art nennen. Was dieser große Steinhaufen bedeuten mag, dessen in dichten Büscheln stehende Pflanzen mit ihren satten Farben eine eigenartige, fremdländische Flora verraten? Das sind unsere Alpen, gnädige Frau. Dieser Steinhaufen schließt eine Menge Arbeit und manche kostbare Pflanze in sich. Der naturkundige Erbauer dieses Alpinums hat Granit, Sand- und Kalksteine zusammengetragen und gruppiert. Hoch- und Mittelgebirge sind hier auf einem wenige Quadratmeter großen Raume vereinigt, sogar die Alpenwiese fehlt nicht. Und zwischen diesen Felsen da prangt das üppigste Leben, da geben sich die Arten der Alpenflora ein Stelldichein: Edelweiß und Alpenrose, Steinbrech und Anemone, alpine Nelken, Astern und Veilchen, selbst die Zwergtiefer ist vorhanden. Auch an Leben fehlt es nicht in unseren Alpen. Eine Eidechse hat sich dort eingenistet und ruht oft im Sonnenschein auf einer Felsplatte der Mittelalpen, immer an der gleichen Stelle. Es ist allemal eine Freude, wenn sie erscheint und den zierlichen Körper dicht an den Stein drängt. Da lauschen die Kindergesichter, und das Atmen hört man nur und kein Wort. Das bewegliche Tierchen ist auch fein artig. Es ist, als gefielen ihm nicht nur die wärmenden Strahlen der Sonne. — Das gibt Liebe, das ist Leben, das wirkt Tierschutz!

Das Tierleben ist damit aber in unserem Garten nicht erschöpft, gnädige Frau. Dort unter den Tannen und Fichten sind Terrarien aufgestellt. Dort sieht man Schnecken und Muscheln unter Wasserpflanzen ihr eigenartiges Leben führen, und in jenem runden Becken, an dem das weiße Schild Sumpf- und Wasserpflanzen ankündigt, leben Goldfische und eine vielbewunderte Schildkröte, und dort drüben, aus dem Eckgebüsch, tönt oft Nachtigallenschlag herüber. Da werde ich an eine glückliche Unterrichtsstunde erinnert; doch ich möchte Sie erst durch den von Spalier- und Strauchobst, von Ziergebüsch eingefaßten Hauptgang führen, der in die anfangs erwähnte Laube einmündet.

Die langen Beete zu beiden Seiten dienen Unterrichtszwecken. Sie tragen die bekanntesten Arten unserer heimischen Flora. Auf dem einen Schilde lesen wir: Küchengewächse; es folgen Kreuzblütler, Schmetterlings-, Lippen-, Rosenblütler, Doldengewächse. Den Abschluß bildet die Baumschule, die ein Lehrer leitet, und viele Hände regen sich hier und helfen lernend.

An den Beeten der Knaben.

Und nun zum Schluß zu jener glücklichen Unterrichtsstunde, gnädige Frau. Es herrscht jedesmal große Freude unter den Kindern, wenn es heißt: Heute geht's in den Schulgarten. Mit Gesang marschieren wir zu Beginn der Pause nach dem etwa zehn Minuten von der Schule gelegenen Garten hinaus. Nach den drei Stunden im Schulzimmer wirkt die frische Luft doppelt wohltuend auf uns ein. Ich will die Sumpfpflanzen besprechen. Die dreißig Mädchen haben sich um das Becken gruppiert, die Stunde beginnt.

Es geht so zu wie in jeder anderen Unterrichtsstunde, nur daß ich den Unterrichtsstoff in der vorhergegangenen Stunde eingehender

vorbereitete, um die Aufmerksamkeit, das Interesse, in erhöhtem Maße der Sache zuzuwenden und mehr Zeit zum Beobachten zu gewinnen. Sehen sollen ja die Kinder, sehen und fühlen. Ihr Herz soll berührt werden von dem Pulsschlage des Lebens im All, Gedanken, Gemüts-, Gefühlserregungen sollen als Ergebnisse lebendigen Anschauens sich sammeln für spätere, stille Stunden. Ein Hauch des Geheimnisvollen soll des Kindes Herz berühren und stimmen für die Aufnahme des Guten.

Es geht wie gewöhnlich in Rede und Gegenrede. Da unterbricht mich ein Mädchen lebhaft: „Herr N . . . Der Goldfisch!"

Richtig, da ist er, bald hier, bald dort, in schönen Bewegungen, bald oben, bald unten!

„Wie schön er glänzt!"

„Seht nur, wie er mit der Schwanzflosse gegen das Wasser drückt und blitzschnell sich wendet."

„Ach ja, und die Brustflossen, wie fein, wie durchsichtig!"

„Jetzt ist er weg, nein, da ist er wieder. Ach hübsch!"

„Was ist denn das? . . ."

„Die Schildkröte! Die Schildkröte!" Das ist eine Freude!

Ich nutze die Gelegenheit, die der schöne Frühlingstag bietet, also — ein Gang durch den Garten. Es ist keiner der Gärten, wie sie in kleinen Städten und Dörfern bei den Pfarreien und Schulhäusern liegen und die Bewunderung des Naturfreundes erregen! Wo hohe schöne Rosenstämme den sorgsamen Rosenzüchter, die fruchtreichen Äste und der saubere Obstbaumschnitt den Pomologen verraten, wo in der Ecke goldgelbe Bienenkörbe auf grünen Holzgestellen umsummt und umschwärmt werden. Kein Garten, der gar nicht zu denken ist ohne das freundliche Gesicht mit dem Silbergelock unter dem schwarzen Käppchen, kein stiller Garten, umgeben von großer Natur, — sondern mitten in dem Getriebe der Großstadt, wo das Leben pulsiert, wo nur selten ein Plätzchen sich findet zum beschaulichen Sinnen, eine Insel, eine Oase der Natur liebe. Was soll ich unterrichten, wo die Natur selbst Lehrmeisterin ist!

Im Busche schlägt die Nachtigall. Wir haben heut' wirklich Glück.

Da sitzt der zierliche Sänger in seinem unscheinbaren Kleide. Wir stehen und lauschen und beobachten still. Noch einen Schritt näher, noch einen. So! — Stumm ist mir die Mädchenschar gefolgt und lauscht nach oben, wo es bald weich und klagend, bald kräftig und schmetternd herniedertönt. Ich winke mit der Hand — still, wie wir gekommen, gehen wir zurück. Es macht mir Freude, wie behutsam die Mädchen zurückweichen, um den frohen Sänger nicht zu stören. Alles, alles haben wir gesehen, jede Bewegung, selbst das kleine schwarze Auge des Vögelchens. Wir sind außer Sprechweite, doch gesprochen wird nicht. Ich bin zufrieden gewesen, als ich in der Schulstube auf diese Lehrstunde der Natur zurückkam. Alle Finger waren da, jede wollte mir erzählen, was sie beobachtet an der Nachtigall und ihrem Gesange.

„Mädchen, ich glaube, die Sonne hat auch unsern Alpenbewohner aus seinem Schlupfwinkel hervorgelockt." — Richtig, da sitzt das Tierchen auf der bekannten Kalkplatte im Mittelgebirge und sonnt sich. Vorsichtig drängen die Kinder heran, die kleineren vorn, die großen dahinter, wie sie es gewöhnt sind, und lauschen auf das zarte Leben da vor sich.

Ich bin zurückgetreten und stehe abseits. Mein Blick ruht still auf der stummen Schar. Gedanken kommen und gehen, und unwillkürlich legen meine Hände sich ineinander, warm quillt's im Herzen mir auf: Behüte sie, Herr, behüte sie alle! Laß die jungen Kräfte wachsen, schütze das junge Leben da vor mir. Laß es reifen zum Guten, zum Licht! — Gnädige Frau, das sind Höhepunkte des Lehrerlebens!

Ich grüße Sie und die Ihrigen herzlichst.

Ihr sehr ergebener

E. Niederhausen.

Herbstblätter.

Am trüben Tage ging ich aus,
Brach buntes Herbstlaub mir zum Strauß;
Viel Blätter, golden, braun und rot
Zum Scheidegruß der Wald mir bot.
Und was das welke Laub mir sang,
Dem lauscht' ich bang.

Sacht flüsterte der Blätter Gold:
Wir sind die Stunden, die entrollt
In Sonnenschein, in Luft und Glanz,
Wir waren deines Frühlings Kranz,
Und Frühling kehrt und Frühlingsglück
Nie mehr zurück.

Die dunkeln Blätter, rot wie Blut,
Die sangen dumpf von Sturm und Glut,
Von Kampf und Qual und schwerem Sieg,
Bis windverweht ihr Rauschen schwieg.
Wie Traum verglomm des Lebens Not
Im welken Rot.

Sie alle, alle — dürr und müd,
Sie sangen mir das gleiche Lied:
Wir, Tage der vergangnen Zeit,
Was wir gebracht an Freud und Leid,
Du törichtheißes Herz, zerrinnt
Wie Spreu im Wind.

J. M. Schulze.

Die Rauchplage im Hause.

Hygienische Winke von C. Falkenhorst.

Rauchende Öfen sind ein Übelstand, der uns eine sonst noch so schöne und praktische Wohnung in kürzester Zeit völlig verleidet. Abgesehen von der Belästigung, die ein zeitweiliges oder gar dauerndes Rauchen der Heizanlagen verursacht, ist das Einatmen der Rauchgase in hohem Maße der Gesundheit schädlich und darum eine Abhilfe schleunigst und dringend nötig.

Der Ofen brennt gut, wenn er einen richtigen Zug hat, d. h., wenn die Luft mit genügender Kraft aus dem Zimmer durch den Ofen in den Schornstein streicht und in diesem mit den Rauchgasen kräftig in die Höhe steigt. Diese Bewegung der Luft wird durch die Temperaturunterschiede zwischen der Luft im Innern des Schornsteins und der Außenluft veranlaßt; denn wärmere Luft steigt empor, kältere aber sinkt nieder. Damit aber der nötige Zug entstehen kann, muß die Weite des Schornsteins und die der Ofenzüge einander angepaßt sein. Das Richtige zu treffen ist Sache des Fachmannes. Trotz aller Sorgfalt beim Einrichten der Heizanlagen stellen sich aber

doch recht häufig später Mängel ein, die eine nachträgliche Korrektur erfordern. Andererseits kann die Behandlung der Öfen Anlaß zu der Rauchplage geben. Darum muß auch der Laie, der das Haus bewohnt, über die Ursachen des Rauchens der Öfen unterrichtet sein, damit er in gewissen Fällen Abhilfe schaffen kann.

Es kommt nicht selten vor, daß sonst gut brennende Öfen zu bestimmten Zeiten rauchen. Das geschieht bei verschiedenen Witterungsverhältnissen. Tritt, besonders im Frühjahr und Herbst, eine rasche Temperatursteigerung ein, so wirkt das ungünstig auf den Schornstein. Er erwärmt sich in seinem oberen Teile nur langsam, und so bildet sich in seinem Innern eine kalte schwere Luftsäule, die nach unten sinkt. Will man alsdann die Öfen heizen, so schlägt uns beim Anbrennen der Rauch entgegen. Diesem Übelstande kann man verhältnismäßig leicht abhelfen. Man brennt im Ofen oder besser noch in der Essenöffnung im Keller Stroh, Holzspäne oder auch loses Papier an. Die langen Flammen, die sich dabei bilden, erwärmen bald den Schornstein und stellen den Zug von unten nach oben wieder her.

Das Umschlagen der Esse oder die rückläufige Bewegung der Gase kann aber auch durch Winde verursacht werden. Auf die Windrichtung nach den Himmelsgegenden kommt es dabei nicht an, die Öfen können ebensogut bei Ostwind wie bei Westwind rauchen. Streicht der Wind gerade über den Essenkopf her oder trifft er ihn von unten nach oben, so befördert das nur den Zug. Anders aber, wenn der Wind von oben nach unten gegen den Schornstein fegt. Alsdann wird der Rauchabzug gehemmt, in dem Schornstein tritt eine Stauung ein, der Rauch kann aus dem Ofen nicht abziehen und verqualmt das Zimmer. Zeitweilig wehen in der Tat herabsteigende Winde. Viel häufiger aber werden nach unten schlagende Windwirbel in der Nähe des Schornsteins durch die Beschaffenheit der Umgebung hervorgerufen. Sind z. B. in einer gebirgigen Gegend die Häuser an der Ostseite eines Berges angebaut, so können solche Wirbel entstehen, wenn der Wind von Westen kommt. Er bricht sich an der höheren Bergwand, und absteigende Luftströme treffen dann die Schornsteine; infolgedessen rauchen die Öfen in den Häusern. In Gebirgsstädten ist diese Kalamität wohl bekannt. Es brauchen aber keine Berge da zu sein; es genügen schon, um solche Wirbelwinde zu erzeugen, kleine Erhebungen und Mauern in der unmittelbaren Nähe des Schornsteins. Wird er z. B. von einer höheren Mauerwand überragt, so können sich nach unten gehende Windstöße sehr leicht ausbilden, und solche Schornsteine schlagen in Wirklichkeit ungemein häufig um. Diesem Übelstande kann man aber recht wohl durch Aufsetzen passender Rauchkappen abhelfen. Man hat diese in verschiedenen Formen hergestellt, und sie sind auch nicht teuer, es empfiehlt sich also dringend, sie im gegebenen Fall aufsetzen zu lassen. Die Ausgabe macht sich in kurzer Zeit bezahlt, da diese Kappen den Zug im Schornstein überhaupt regulieren und ein besseres Ausnützen der Brennmaterialien ermöglichen. Vor dem Aufsetzen muß man aber den Schornstein untersuchen lassen; hat er an seinem Kopf über dem Dache Defekte und Risse, so müssen diese beseitigt werden, sonst pfeift der Wind durch die Fugen in die Esse hinein, und die Kappe kann nichts nützen.

Ferner kann auch der Sonnenschein ein Umschlagen in der Esse verursachen. Ist der Schornstein weit und scheint die Sonne auf seinen Kopf, so können sich in Folge der Temperaturunterschiede Luftwirbel in der Esse bilden, die nach unten sich fortpflanzen und den Rauchabzug erschweren. Eine Verengerung des Schornsteins oder das Anbringen einer Rauchkappe beseitigen bald den Übelstand.

Es gibt noch andere Ursachen des Ofenrauchens, die im Hause selbst zu suchen sind. Am vorteilhaftesten ist es, wenn jeder Ofen seine eigene Rauchesse besitzt. Häufig zieht man aber mehrere Ofenrohre zu einer Esse zusammen. Handelt es sich um Öfen in dem gleichen Stockwerke, so soll man darauf achten, daß die Mündungen der Rauchrohre in die Esse nicht in einer Ebene, sondern in kurzen Abständen übereinander liegen, da sonst der Abzug des Rauches wesentlich gestört wird. Die Erfahrung lehrt leider, daß gegen diese wohlbekannte Regel von Ofensetzern doch gefehlt wird. Brennt also ein Ofen nicht gut, so achte man auch auf diesen Punkt; im gegebenen Fall ist dann die Abhilfe leicht geschaffen.

Mehrere Öfen, die in eine Esse münden, können sich aber auch auf eine andere Weise stören. Wird der eine angeheizt, während die anderen unbenutzt bleiben, so wird durch offene oder ungenügend schließende Türen der unbeheizten Öfen kalte Luft in die Esse angesaugt. Dadurch wird aber der Zug in der Esse wesentlich vermindert, also der Abzug von Rauch behindert, und auch dies kann zur Folge haben, daß Rauchgase in den Wohnraum eindringen.

Noch schlimmer werden die Übelstände, wenn Öfen in verschiedenen Stockwerken an eine Esse angeschlossen sind. Das ist namentlich in Häusern älterer Bauart der Fall. Es kann unter diesen Umständen beim Umschlagen der Esse der Rauch aus einem brennenden Ofen des Erdgeschosses durch den Ofen des oberen Geschosses in diesem verbreitet werden. Oder der Ofen des oberen Stockwerkes räuchert umgekehrt das untere ein. Ein festes Verschließen der Türen der ungeheizten Öfen genügt in vielen Fällen, um diese Belästigung zu vermeiden. In den Waschküchen, die im Keller liegen, lassen sich die Kesselfeuerungen oft nicht luftdicht abschließen. In solchen Fällen muß im Keller an der betreffenden Esse ein Schieber angebracht werden, der die Esse abschließt. Heizt man in der Waschküche, so wird der Schieber herausgezogen. Wird aber der Waschküchenofen nicht benutzt, so schiebt man ihn hinein; es kann vorkommen, wenn die höher gelegenen Öfen brennen, daß die kalte Luft in die Esse nicht angesaugt wird. Die Kenntnis dieser Tatsachen ist besonders wichtig für Hausfrauen, die Einfamilienhäuser bewohnen.

Die Öfen, die stark qualmen, sind nicht die schlimmsten. Sie werden von Anfang an so lästig, daß man sofort auf Abhilfe sinnt. Weit gefährlicher in hygienischer Hinsicht sind die Öfen mit gestörtem Zuge, die nur wenig und nur zu gewissen Zeiten rauchen. Die Belästigung, die sie erzeugen, ist nicht so offenkundig; man sucht sich durch Lüften der Wohnräume zu helfen, wartet zu, inzwischen wird aber die Luft in Wohnräumen verdorben. Kopfschmerzen, Übelkeit und andere Beschwerden stellen sich dann bei den Zimmerinsassen ein, bis durch eine Instandsetzung des Ofens der Eintritt der giftigen Rauchgase in die Wohnung verhütet wird.

In dieser Weise werden namentlich Kachelöfen zu Luftverderbern, wenn sie Risse bekommmen. Man muß alsdann die Fugen gründlich mit Lehm verschmieren.

Daß der Ofen raucht, wenn er voll ist, weiß jedermann. Das Ofenkehren bringt Abhilfe. Es muß aber gründlich besorgt werden, und das geschieht nicht immer, auch dann nicht, wenn man die Reinigung vom Ofensetzer besorgen läßt, denn auch in diesem Handwerke gibt es neben zuverlässigen auch unzuverlässige Arbeiter. Es stellt sich mitunter heraus, daß nach dem Kehren der Ofen nicht besser oder sogar durchaus nicht brennen will. Der Ofenkehrer hat eben nicht alle Züge gereinigt oder gar durch Ruß und Flugasche einen davon gründlich verstopft. Will man einen solchen Ofen einheizen, so quillt der Rauch aus der Ofentür hervor. Man soll darum den Ofenputzer, bevor man ihn entlohnt und entläßt, veranlassen, einen Beweis der Gründlichkeit seiner Arbeit zu liefern. Er muß, ehe er fortgeht, den Ofen einheizen; etwas Papier und Holz genügt zur Probe. Man sieht alsdann, ob der Ofen den nötigen Zug hat, und spart sich spätere Unannehmlichkeiten und Scherereien.

Stickereikleidchen für kleine Mädchen, Libertytoilette mit Fichutaille, Empirekleid. (Abb. 332 bis 334.) Nichts Praktischeres und Hübscheres für die kleinen Mädels als eins jener reichverzierten Stickereikleidchen aus weißem Batist, dem man durch eine farbige Seidenschärpe ein elegantes Aussehen verleihen kann. Eins dieser zierlichen Kleidchen wird durch unsere Abb. 332 veranschaulicht. Die ringsum leicht überhängende Bluse zeigt Vorder- und Rückenteil in Reihfalten unter einem geschweiften Besatzteil hervorfallend, der mit einem sich um das Armloch ziehenden Garniturteil zusammenhängt und nach unten von einem schmalen Stickereivolant begrenzt wird. Den kleinen runden Halsausschnitt füllt ein Durchbruchkollerchen, das kurze Ärmelchen ist puffig gearbeitet und durch ein Bündchen abgeschlossen. Das Röckchen, aus einem abgepaßten Stickereiteil bestehend, ist in Reihfalten der Bluse angesetzt und zeigt den Ansatz durch die breite Seidenschärpe verdeckt. Zu diesem niedlichen Kleidchen ist der Schnitt in 30, 32, 34, 36 und 38 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 3 Meter. — Unter den letztmodernen Taillenformen erfreuen sich solche mit Fichugarnituren zurzeit besonderer Beliebtheit. Sind sie doch, wie unser Modell Abb. 333 erkennen läßt, in gleichem Maße für schlanke wie für volle Figuren vorteilhaft, ein Umstand, der ihrer Verbreitung nur günstig ist. Eine solche Fichutaille zeigt auch unser elegantes Modell aus mittelblauem Foulard, den nach oben verlaufende weiße Bomben beleben. Die mit hohem faltigen Miedergürtel gearbeitete Taille zeigt die mit Spitze begrenzten Fichuteile in je drei breite Falten abgenäht, die, unten zusammengenommen, mit Passementerie auf dem Gürtel festgehalten werden. Zwischen den Fichuteilen wird vorn und im Rücken eine gekreuzte Weste aus blauen Panneblenden sichtbar, die unten in einem kleinen Latzteil verläuft. Den tiefen spitzen Ausschnitt füllt ein in Stüschen abgenähtes Lätzchen aus weißem Seidenbatist, der Dreiviertelärmel ist in tiefe Querfalten geordnet und schließt mit schmalem Aufschlag ab. Höchst elegant wirkt hierzu der leicht schleppende Tunikarock, der durch die weiche Seide einen besonders schlanken Fall erhält. Glatt die Hüfte umschließend, zeigt er die Tunika vorn in zwei Zipfeln, zwischen denen die glatte Vorderbahn des Rockes sichtbar

Abb. 332 bis 334. Stickereikleidchen für kleine Mädchen, Libertytoilette mit Fichutaille, Empirekleid.

Abb. 335. Mantel in Ulsterform.

Kleidungsstücke, deren Wiederaufleben in der Mode immer mit Freude begrüßt wird. Das sind meist Formen, die sich entweder des Vorzuges besonderer Schönheit oder Zweckmäßigkeit erfreuen. Zu ihnen zählt auch der Ulster, der sich für trübe und kühle regnerische Tage immer als besonders praktisch erwiesen hat. Wir sehen einen solchen Mantel in moderner Form mit Abb. 335 veranschaulicht. Aus derbem großkarierten englischen Stoff gefertigt, ist er in gemäßigter Sackform gearbeitet, deren nahtlosen Rücken ein Riegel zusammenhält. Die Vorderteile fallen lose herab und werden durch eine doppelte Reihe großer Büffelhornknöpfe geschlossen. Als Halsabschluß dient ein vorn übereinandertretender, abgesteppter Herrenkragen, der Ärmel ist mäßig weit geschnitten und völlig schlicht gehalten. Zwei große aufgesteppte Taschen erhöhen die praktischen Vorzüge dieses Ulsters, dessen Schnitt in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig erhältlich ist. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 2,60 bis 2,75 Meter.

Moderne Bluse. (Abb. 336.) Ohne Futter gearbeitet, wird die Bluse durch eine gestickte bogige Passe vervollständigt, die sich in gleicher Form auf dem Rücken wiederholt. Die Vorderteile sind in schmale Quetschfalten abgenäht, zwischen denen Gruppen feiner Stäbchen sichtbar werden; die gleiche Anordnung, bis auf die seitlichen Stäbchen, zeigt auch der Rücken, der straff in den Gürtel tritt. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 Meter.

Promenadenkostüm mit kurzem Jäckchen. (Abb. 337.) Unser Kostüm ist aus braunem Cheviot gefertigt, bei dem die Kante in zwei abschattierten Tönen Braun gestreift war. Das wird. Als Garnitur der Tunika dient der mit Bomben bedruckte Stoff, während für den Rock nur glatter Stoff verwendet war. Der Schnitt ist für die Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,50 bis 4 Meter, für die Taille 2,25 Meter. — Zur Herstellung des geschmackvollen Empirekleides waren neben hellsilbergrauem Seidenvoile als Material dunkler getönte Libertyblenden verwendet, die in tiefen doppelten Zacken die Rockgarnitur ausmachten. Das Leibchen dieser Toilette ist etwas blusig gehalten und vorn fast ganz von der sich kreuzenden breiten Reversgarnitur verdeckt, die gleichfalls Seidenblenden besetzen. Den kleinen spitzen Halsausschnitt füllt ein Latzteil aus weißer Spitze, der sich im Rücken wiederholt und von der hier kragenartig wirkenden Taillengarnitur begrenzt wird. Der schlanke Dreiviertelärmel zeigt die augenblicklich beliebte, in tiefe Querfalten drapierte Form, oberhalb der Taille schließt ein faltiger Libertygürtel das Leibchen ab, unter dem sich der leicht schleppende Rock ansetzt. Letzterer ist oben leicht eingehalten und fällt im übrigen faltenlos herab. Der Schnitt ist in 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter.

Mantel in Ulsterform. (Abb. 335.) Es gibt

Abb. 336. Moderne Bluse.

Abb. 337.
Promenadenkostüm mit kurzem Jäckchen.

flotte Jäckchen ist im Rücken anliegend, vorn aber halblose und wird durch eine anliegende Weste aus gelbem Tuch vervollständigt, die kleine Knöpfe schließen. Vorder- und Rückenteile werden durch englische Nähte durchteilt, den Vorderschluß bewirkt ein großer Schmuckknopf. Als Halsabschluß dient ein sich tief herabziehender Schalkragen, der aus der gestreiften Bordüre hergestellt ist; der Ärmel bleibt ohne jede Garnitur. Der hierzu getragene Quetschfaltenrock ist fußfrei geschnitten und am unteren Rande durch die gestreifte Bordüre abgeschlossen. Er besteht aus geraden Bahnen, und ist in dichte Quetschfalten geordnet, die, bis unterhalb der Hüfte niedergesteppt, von dort frei ausfallen. Sein Schnitt ist in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig, der des Jäckchens in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preise erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 1,85 Meter, für den Rock etwa 4 Meter.

Matinee mit spitzem Ausschnitt, japanischer Morgenrock. (Abb. 338 und 339.) Unsere Abb. 338 veranschaulicht eine Negligéjacke. Aus hellem geblümten Wollmusselin gefertigt, wird sie durch farbige Seidenblenden ausgestattet, die den kleinen spitzen Ausschnitt begrenzen und den unteren Rand des Ärmels besetzen. Der letztere ist der völlig losen Jacke angeschnitten und erweitert sich nach unten zu, wo er offen bleibt. Die vordere und Rückenmitte ist in Fältchen geordnet, die, oben niedergesteppt, in Brust- und halber Rückenhöhe ausspringen. Der Schluß befindet sich seitlich. Zu dieser Morgenjacke, die auch durch ein seidenes Band im Taillenschluß zusammengehalten werden kann, ist der Schnitt in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 2,75 Meter. — Gleichfalls in japanischer Form, wenn auch mit eingesetztem Ärmel, ist das Morgenkleid Abb. 339 gehalten. Zu seiner Herstellung diente kirschroter Kaschmir, zu dem eine buntfarbige Stickereibordüre und schmale Seidenblenden die wirkungsvolle Garnitur ergaben. Das völlig lose, leicht schleppende Modell ist über anliegendes Taillenfutter gearbeitet und mit seitlichem Schluß versehen. Um den Hals legt sich ein eckiger Umfallkragen, der mit Seidenvorstoß abgekantet und mit Bordüre besetzt ist. Der glockige, unten zipfelige Ärmel fällt in halber Länge in einer Spitze aus und wird durch einen anliegenden zweiten Ärmel vervollständigt, der aus Blenden und Bordüre zusammengesetzt ist und den Arm bis zum Handgelenk umschließt. Der Schnitt ist in 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,75 bis 5 Meter.

Abb. 338 u. 339. Matinee mit spitzem Ausschnitt, japanischer Morgenrock.

Taghemd, Untertaille und Beinkleid für Damen. (Abb. 340 bis 342.) Das aus feinem Hemdentuch gefertigte Taghemd Abb. 340 ist mit ziemlich tiefem spitzen Ausschnitt versehen. Als Randabschluß dient Handlangette, während farbiger Seidenbanddurchzug den Anschluß an den Körper bewirkt. Der Schnitt ist in 44, 48, 52, 56 und 60 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 2,30 Meter. — Die Untertaille Abb. 341 besteht aus weißem Linon, der mit Stickerei und Handlangette verziert ist. Rund ausgeschnitten und ohne Ärmel gearbeitet, wird sie in der vorderen Mitte durch Knöpfe und Knopflöcher geschlossen, im Taillenschluß treten die Vorderteile in Reihfältchen in den schneppigen Gürtel, der Rücken bleibt glatt. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 0,90 bis 1 Meter. — Das Beinkleid Abb. 342 ist aus feinem Hemdentuch. Es wird mit Kollerbund gearbeitet, an den man die faltige hintere Partie des Beinkleides anknöpft. Den unteren Rand der Hose besetzt ein Volant, über dem farbiger Banddurchzug sichtbar wird. Der Schnitt ist in 100, 108, 116, 122 und 130 Zentimetern Hüftweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 1,85 bis 2,15 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur Selbstverfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 332 bis 342 gegen Einsendung des Betrages (am besten per Postanweisung) von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstraße 37—41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird.

Abb. 340 bis 342. Taghemd, Untertaille und Beinkleid für Damen.

Wandschmücken.

Von F. Carla Schneider.

Mit großer Entschiedenheit und in kurzer Zeit vollzog sich auf dem Gebiete des Wandschmucks ein von Grund aus gehender Wechsel: der Umschwung vom kaum verwichenen Zeitalter des „Dekorationsschals" bis zu dem heutigen der „geraden Linie".

Gibt eine schlichte Tapete, ein einfacher Anstrich oder überhaupt irgendeine einfarbige und großzügige Behandlung der Wand an sich die Grundlage, so läßt sich im weiteren durch die Reform des Wandschmuckes dem ganzen Zimmer überraschend viel von jener Klarheit und zusammengefaßten Stimmungswärme geben, die Sinnen und Seele wohl und not tut. — Vor allem darf man keine Einzelheit des Wandschmucks anders anordnen als im Zusammenhange mit der Wand als Gesamtheit; denn freilich läßt der Schmuck der Wand sich im einzelnen ganz nach persönlicher Willkür gestalten, aber gerade deshalb macht er Wände des Heims zu einem Spiegel, der stets ein ziemlich kennzeichnendes Bild der Bewohner zurückgibt! Von dem Bilderschmuck allein läßt so vieles sich ablesen, auch wo dieses Viel — nichts bedeutet.

Ob viele Bilder, ob wenige — das entscheidet Besitz und Geschmack, eins aber gilt immer: weniger ist oft mehr, vieles zuweilen nichts; und nicht trotz ihres Schmuckes, sondern gerade durch ihn soll die Wand stets ihre gelassene Flächigkeit behalten. Diese wird unterbrochen, nicht um zerrissen, sondern um belebt und betont zu werden, und andererseits braucht Ruhe nicht gleich Kahlheit zu sein. — Die Verteilung des vorhandenen Bildermaterials auf die verschiedenen Räume wird man im allgemeinen mehr nach äußerlichen als nach inhaltlichen Rücksichten bestimmen. Das Geistiginhaltliche eines Bildes gibt wohl nur dann für die Bestimmung seines Platzes den Ausschlag, wenn zwischen dem Bild und seinem Eigentümer ein irgendwie persönlicher Zusammenhang besteht. Zum Beispiel hängt man Familienbilder, die Porträte von nahestehenden Personen wohl kaum in Repräsentationsräumen auf; ausgesprochene Lieblingsbilder oder Darstellungen, mit denen sich irgendeine teure Erinnerung verknüpft, liebt man wohl in seinem Arbeitszimmer usw. Aber weiter wird der Einfluß des Inhaltlichen nicht wirken — Stilleben von etwas Eßbarem ins Speisezimmer zu hängen oder dergleichen Sinnigkeiten sind Konventionen, die ein guter Geschmack vermeidet.

Es ist merkwürdig, daß oft Leute von Bildung und Intelligenz nicht die geistige Armut fühlen, die sich in den Bildern an den Wänden ihres Heims ausspricht. — Bei der künstlerischen Qualität und der uns gebotenen Auswahl der Reproduktionen nach Meisterwerken aller Jahrhunderte kann auch der persönlichste Geschmack ohne großen Geldaufwand sich befriedigen, und je edler ein Bild an sich ist, desto eher läßt sein Platz sich wählen mit Rücksicht auf die Gesamtwirkung der Wand, weil der Wert des Bildes — solange seiner malerischen Wirkung nicht direkt widersprochen wird — überall für sich selbst spricht.

Das Bild soll auf der Wand als Fleck wirken, aber nicht wie eine unbegründete Zufälligkeit, sondern als bewußter, mit dem Ganzen im Zusammenhange stehender Akzent. — Ein Bild darf weder zu hoch noch zu tief hängen — es wäre beides gleich komisch; und ein Bild, das direkt zwischen zwei Möbeln (oder Türen oder Fenstern) hängt, das also nicht allein für die ganze Wand, sondern in der Tat ausnahmsweise für eine bestimmte Stelle in Betracht kommt, muß in seinem Format sehr fein in diesen Raum „hineinkomponiert" erscheinen. Es darf ihn nicht gepreßt wirken lassen dadurch, daß es sich in unverhältnismäßiger Größe aus ihm hinausreckt; und andererseits muß es nicht wie eine verlorene Winzigkeit dahängen — sondern es muß mit dem Raum sowohl wie mit dem, was ihn umgrenzt (die Möbel, die Türleisten, die Fensterbehänge) sozusagen organisch zusammenhängen.

„Pendants" sind etwas sehr — Gefährliches. Sie haben meist etwas von Armseligkeit an sich, als wäre nicht jedes von ihnen allein genug, sondern bedürfe der Ergänzung durch ein zweites. Es mögen ja Ausnahmen (etwa Bilder, die inhaltlich sehr eng zusammenhängen) diese Regel bestätigen; aber geraten ist es nicht, ein Bild in der kleinlichen Weise eines „Pendants" dem anderen zur Folie zu geben! — Im Gegenteil, ein Bild sollte für das andere nur als vorteilhafter Gegensatz, nicht als geistlose Wiederholung in Betracht kommen. Das eben ist jeder Gemeinsamkeit vornehmste Aufgabe, daß in ihr jede Einzelheit die Eigenart einer anderen sein und unaufdringlich betont. Es lassen sich alle Reichtümer scheinbar verdoppeln, wenn man sie in die rechte Wirkung zueinander bringt; und es kann sie auf weniger als auf die Hälfte ihres Wertes reduzieren, wenn eins das andere „totmacht". Zum Beispiel zwei an Format und Größe sich ähnliche Bilder dürfen nicht dicht zusammenhängen, weil sie dann beide verlieren. Aber Hochformate neben Querformaten, Unterschiede in den Größen, wenn sie nicht allzu kraß sind, das sind Differenzen, die beide Teile heben. — In einzelnen Häusern findet sich eine sogenannte Tragleiste für Bilder, die an dem oberen Abschluß der Tapete oder des Anstrichs entlangläuft. Abgesehen von den rein praktischen Vorzügen dieser Einrichtung geben die Schnüre der Bilder, wenn man sie in rechter Weise anbringt, eine wenig akzentuierte aber schöne vertikale Wandgliederung. Man wählt starke Schnüre, einfarbig, dem Ton der Wand entsprechend; die beiden Schnurteile, die das Bild tragen, müssen parallel, fest nebeneinander auf das Bild niedergehen. Für die Wirkung großer Bilder, besonders wenn man sie — eben ihrer Größe wegen — verhältnismäßig hoch zu hängen wünscht, ist es sehr viel wert, sie ein wenig schräge von der Wand („vornüber") hängen zu lassen — nur natürlich nicht zu schräge.

Auf tapezierten oder gestrichenen Wänden ist ein Wandbehang oft von überraschend schönheitssteigernder Wirkung. Nur auf stoffbespannten oder getäfelten Wänden sieht ein Behang unschön aus, wie denn selbstredend bei derartig schon an sich reich ausgestatteten Wänden der weitere Schmuck mit besonderer Vorsicht angeordnet werden muß. — Ein Wandbehang ist weniger „Ding an sich" als das Bild, und er findet dort seine Verwendung, wo ein großflächiger, ruhiger Farbenkontrast wünschenswert ist — je größer ein Behang, desto mehr gilt er als Teil der Wand, nicht als „Fleck". Einer Ecke gibt ein Behang oft etwas Nischenhaftes, und in Verbindung mit Sitzmöbeln, über einem Schreibtisch, neben einem hohen Bücherbort bedeutet er oft eins der wirksamsten Mittel, trauliche Ecken so gemütlich zu schaffen, daß von ihnen aus Behagen in das ganze Zimmer zu strömen scheint. — Die Zeichnung künstlerischer Behänge ist stets geschlossen, zusammengefaßt und auf große Wirkung gerichtet, und im Wandbehange bietet sich z. B. einem von edlem Geschmack geleiteten Haustochterfleiß eine lohnende Aufgabe. Nach einem künstlerischen Entwurf lassen sich die meist klaren, einfachen Motive für Wandbehänge in der einen oder anderen gut beherrschten Technik in ihrem ganzen Wert, in ungeminderter Schönheit wiedergeben, und es entsteht so ein Wandschmuck, der künstlerisch einwandfrei ist und nichts von Dilettantismus an sich trägt wie das noch so oft vorkommende „selbstgemalte Bild". Selbst nur ein an die Wand gespanntes Stück Rupfen von schöner Farbe wirkt oft vorzüglich.

Sieht man ab von den Gobelins, die eine kunst- und kulturgeschichtliche Würde besitzen, so muß man den Wandbehang — gerade in seinen besten Typen — als ein Erzeugnis neuester Wandkunst ansehen. Ihm gegenüber finden wir im Spiegel einen Faktor des Wandschmucks aus alter, großmütterlicher Zeit, da der ovale, mahagoni- oder goldgerahmte Spiegel zwischen den blütenweißen Mullgardinen hervorleuchtete. . . Es hängt mit dem Umschwunge der ganzen

Wandgestaltung überhaupt zusammen, daß man für ein modernes, klar und schlicht geschmücktes Zimmer und in dem Wunsche, der Wand ihren ruhevollen Charakter als Hintergrund zu erhalten, den Spiegel jetzt als ziemlich entbehrlich betrachtet. Man wurde gewohnt, das Schmückende aus dem Zweckmäßigen herauszuentwickeln, und da des Spiegels aus seiner Unentbehrlichkeit hervorgegangene „moralische Daseinsberechtigung" im Wohnzimmer doch eigentlich aufhört, läßt man ihn nur noch gelten, wo er in der Tat ein Schmuck, ein durch nichts sonst zu ersetzender Gewinn für die Wand bedeutet. Ist das Bild ein „Fleck" an der Wand, so ist der Spiegel ein — Loch. Ein heller Ausschnitt, ein nimmerruhiger Fleck, ein stofflich und farblich gar nicht zu mäßigender Kontrast. Ein großer, geschickt angebrachter Spiegel gibt die Illusion einer Perspektive, er wiederholt die Tiefe eines gegenüberliegenden Zimmers dort, wo sonst vielleicht die Wand eng und lastend wirken würde. Auch gießt er das aufgefangene Licht in den Raum zurück und vermag eine sonst vielleicht nie erlangte Lichtquelle zu geben — das sind nicht zu unterschätzende Vorzüge; aber seine Nachteile für die Geschlossenheit der Wand sind ebenso stark; dort wo er aufhört im günstigen Sinne ein „Loch" zu sein, ist er es sogleich in unangenehmer Weise: er zerreißt die Wand, seine Blankheit bringt Unruhe, seine widergespiegelten Farben ungewollte Kontraste, und vor allem — er ist niemals ein Hintergrund. Auf keinen Fall ist ein Spiegel für die Wand bedeutungslos: er wirkt wie alle starken Mittel fast nur extrem, sehr gut oder durchaus verfehlt. Ein kleiner Spiegel, der keine Raumillusion zu erwecken vermag, wirkt meistens wie eine unnötige Spielerei, wie eine beschränkte Koketterie. Und dennoch: der an sich so ratsame Verzicht auf den Spiegel im Wohnraum ist mehr als manche andere eine Regel, deren Richtigkeit Ausnahmen bestätigen.

Schließt man das Wandbort noch in das Gebiet „Wandschmücken" ein, so begegnet man hier bereits deutlich dem Zusammenhange zwischen Raum und Fläche, der für das ganze Zimmer so sehr bedeutsam ist. Je mehr die Wand in ihrer Eigenart als Fläche behandelt wird, desto ausdrucksvoller wird sie den Wirkungen des Raums zur Folie; je mehr die Wand Wand ist, desto plastischer erscheint das Möbel als Möbel — die Wand gibt ihm Relief, seine Silhouette aber steht gegen die Wand und wird wieder ihr Schmuck. Das Wandbort fügt sich nicht mehr flach in die Wand ein, es fordert sie bereits als Hintergrund, und es wirkt nur dann gut, wenn es sich durch fein abgewogene Verhältnisse, durch edellinige Profilierung organisch der gesamten Wand eingliedert, und wenn es zugleich eine Notwendigkeit (wenn auch nur eine scheinbare) ist, wenn also das, was es trägt, eine Ergänzung des Zimmercharakters ist, z. B. Töpfereien in einem Speisezimmer, oder wenn vielleicht Gelegenheit gegeben werden soll, edle Vasen und Geschirre einfach gegen die Wand gesehen erscheinen zu lassen.

Ganz gewiß ist es für eine im modernen Sinne künstlerische Behandlung des Wandschmuckes durchaus nicht nötig, nun alles oft so liebgewordene „Unmoderne" von des Heimes Wänden zu verbannen, um statt dessen „Modernes" dafür anzubringen. Ganz im Gegenteil! Nur eins hat zu entscheiden: das Schöne bleibe, das Unschöne weiche! Denn Schönheit ist immer schön, ob sie nun von 1800 oder von 1900 stammt, und mancher Wandschmuck von früher, z. B. die oft prachtvollen Mahagoni- oder Goldrahmen von Bildern und Spiegeln, Perlstickereien, Schnitzereien usw. sind nicht nur in bezug auf künstlerischen Formenwert oft gleichbedeutend, sondern häufig inhaltlich reicher, beseelter als manche der zuweilen etwas duftlosen und kahlen Erzeugnisse des heutigen Kunstgewerbes. Gerade in dem geschickten Miteinander und Nebeneinander von allem, was des Hauses Besitz an Altem und Neuem für das Wandschmücken birgt, liegt der größte Reiz für einen mit sicherem Geschmack sichtenden, gestaltungsfreudigen Sinn. Aber nur wo man die Schwere sinnloser Dekorationen, zweckloser Draperien, die Buntheit der unschönen Formen und der den Raum durchschwirrenden Linien erkannte und überwand, wird alles edle Bleibende doppelt schön wirken.

Jemand nannte einmal die Menschen, die nach Klarheit und Harmonie streben, Freilichtmenschen. — Wer zu ihnen sich zu zählen wünscht, der sollte von diesem Freilichtmenschentum vieles in seine Wohnung zu tragen suchen, damit diese ihm nicht zur lastenden Enge wird, sondern etwas enthält von der Sonnenhelle des freien Lichts, von der Klarheit der Form und Ruhe der Farbe, von der befreienden Logik der Zweckmäßigkeit, die wir immer finden in der großen, gottgeschaffenen Allmenschenwohnung — in der Natur.

Eigenartiges Tafelgerät aus alter Zeit.

Von H. v. Schrötter.

Zu allen Zeiten sahen sich die Menschen veranlaßt, die Geräte der Tafel, die Speis' und Trank bei fröhlichem Zusammensein enthalten, reizvoll auszustatten. Augenweide sollte auf den bevorstehenden Zungengenuß gebührend vorbereiten. Nicht immer sind diese Tischgeräte schön nach unserem heutigen geschulten Kunstempfinden. Bei vielen wirkt Form und Ausstattung mehr eigenartig als schön. Es sind Gefäße, deren Zweck mit der Form in scheinbarem oder auch direktem Gegensatz steht, Tischgerät, dessen Gestalt ein Rätsel aufgibt. Wir bringen Abbildungen — nach Besitztümern des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe, des Altonaer Museums sowie von Privatpersonen — von solchen originellen Tafelgeräten, wie sie der Stolz vergangener Jahrhunderte waren, und die noch heute das Interesse aller Kunstfreunde und derjenigen Leute, die aus Gebrauchsstücken Kulturgeschichte herauslesen, erwecken. Einen Weltruf in der keramischen Literatur besitzt das eigenartige Stück auf der untenstehenden Abbildung. Diese Bowle für „Bischof" in schleswigsch-holsteinischer Fayence — wird in allen keramischen Handbüchern aufgeführt und hat den Fayencefabriken des meerumschlungenen Landes, die in Kiel, Eckernförde, Kellinghusen und Stockelsdorf bestanden, zu weitverbreitetem Ansehen verholfen. Die Bowle hat die Form einer Mitra. Rokokoschnörkel umgeben den Deckelansatz; eine in natürlichen Farben ausgeführte Zitrone und eine Weintraube auf dem in der Mitte mit einem hohen Kreuz versehenen Deckel deuten das Getränk an, zu dessen Bereitung und Genuß sie benutzt wurde. Aus den Malereien auf dem mehr als 150 Jahre alten Gefäß ersehen wir, wie genau diese Bowle den Mittelpunkt einer vergnügten Gesellschaft bildet, die aus hochstieligen, breitausladenden Gläsern den (nach der Ansicht jener Zeit!) „stärkenden" Trank genießt. Diese Mischung, „Bischof" genannt, in Süddeutschland wohl auch „Kardinal" getauft, die

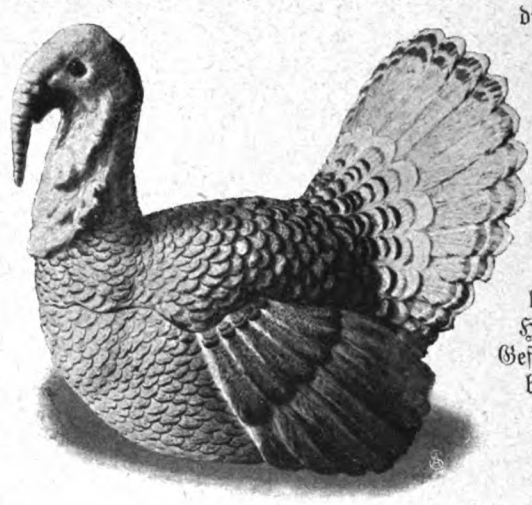
Bischofsbowle in Fayence. Kiel 1769.

die Idee zu der besonderen Bowlenform gab, war in Norddeutschland im achtzehnten Jahrhundert außerordentlich beliebt. Nach alten Rezepten nahm man dazu die Schale einer bitteren, grünen Pomeranze, die mit feinem scharfen Messerchen abgetrennt war, legte sie in einen reinen Porzellannapf und goß zwei Flaschen guten Rotwein darauf. Nachdem diese Mischung zwölf Stunden zugedeckt gestanden hatte, wurde sie nach Geschmack mit Wein, Wasser und Zucker versetzt.

Die Beliebtheit des „Bischofs" in der Bischofsmütze erkennen wir daraus, daß selbst die Dichtkunst sich mit diesem Gaumenlabsal befaßte. Ein dänischer Dichter namens Baggesen dichtete 1792 für eine freundschaftliche Gesellschaft in Kopenhagen einen Rundgesang, der in deutscher Übersetzung in Hamburg gesungen wurde und dessen Refrain lautete:

„In deinem Bistum, Bischof, hier,
Was Frankreich sucht, das fanden wir."

Die unterste Abbildung links zeigt ein Tafelgerät (im Original Grün, Gold und Weiß), das selbst Feinschmeckern zu raten geben wird.



Fayence-Terrine. Höchst 1750.

Wildschweinskopf aus Fayence. Höchst.

So weit wie die verwöhnten Lebenskünstler Frankreichs vor der Revolution haben wir es doch noch nicht gebracht. Unser prunkvoll dekoriertes Gefäß ist eine Verrière, eine Gläserwanne, die, mit Eisstückchen gefüllt, dazu diente, in den einzelnen Randausbuchtungen Gläser für Kognak, Muskat und Südweine aufzunehmen, die vor dem Einschenken auf dem Tische gekühlt zu werden pflegten. Unsere Gläserwanne ist aus Hartporzellan und entstammt der Manufaktur von Guerhard und Diehl in Paris, wo sie um 1790 gefertigt wurde.

Das Schiffsungetüm auf dem danebenstehenden Bild ist wiederum ein Behälter für ein Getränk. Der verständnisvolle Künstler schuf den Bewohnern der „Waterkant" das Gefäß für den beliebten Punsch in der ihnen vertrauten Gestalt eines Schiffes. Auf zwei Stützen im Rokokostil ruht der lange Schiffsrumpf, in blauen und manganbraunen Tönen dekoriert. Das Verdeck ist geschlossen und mit hellblauen Streublumen bemalt. Die Luken sind als Deckel abhebbar. Am Bugspriet reckt sich der Kopf eines jungen Löwen; am Heck befindet sich eine durchbrochene Galerie und darüber der Buchstabe „L", das Zeichen Ludewig von Lückes, der 1754 an die königlich dänische Regierung — um sich für eine von Friedrich V. ausgesetzte Pension dankbar zu erweisen — das Bittgesuch richtete: „seine erlernte Kunst und Wissenschaft in Schleswig weiter fortsetzen und zu solchem Zweck eine Fabrique von echter und unechter Porcelaine anlegen zu dürfen". Für würzige Pasteten, die in der Kochkunst vergangener Jahrhunderte eine weit größere Rolle spielten, als es bei der jetzigen Generation der Fall ist, dienten die Fayencegefäße aus der Höchster Fayencefabrik, (siehe die Abb.) gemarkt mit dem Rade aus dem bischöflichen Wappen von Kurmainz und den Buchstaben J. Z., die auf den Buntmaler Johann Zeschinger gedeutet werden. Gastgeber und Gäste liebten und erwarteten Schaugerichte und Überraschungen. Wenn der pompöse Truthahn mit dem rosaroten, schwammigen Hals und dem braun-weiß-schwarzen Gefieder — seine Länge vom Schnabelspitze bis Schwanz- trägt 48 Zentimeter — herein- und einmal um die Tafel getragen wurde, sollte und kommte niemand ahnen, wie sein Inhalt zubereitet sei, ob er als Würzfleisch, Ragout oder in Bratenstücken und wie und wo zum Vorschein kommen würde. Der alte Brauch, edles Geflügel im Schmuck seiner Federn zu servieren, dem wir noch heute huldigen, gab wohl Veranlassung zur Herstellung dieses wirksamen Tafelgeräts.

Tafelaufsatz für Beerenfrüchte aus Fayence. Marseille 1775.

Schokoladenkanne von Jules Petit. Paris 1800.

In gleicher Weise verwandt wurde der ebenfalls in natürlichen Farben bemalte Wildschweinskopf. Die runde, tiefe Schüssel ist mit Eichenzweigen bemalt. Eine auf der Abbildung deutlich erkennbare Linie zeigt den Ansatz des Deckels an. Aber nicht nur die kräftigen Fleischstücke wußte man in origineller Gestalt auf die Tafel zu bringen. Auch für das Dessert erfand die Kunst reizvolle, zu der Zierlichkeit des Naschwerks passende Formen. Wir zeigen einen entzückenden Tafelaufsatz für Beerenfrüchte wieder, der aus Marseille stammt, und um den manche Hausfrau von heute ihre Altermutter beneiden könnte. Auf festem Untersatze mit Rokokodekor steht die Figur eines jungen Mädchens. Die kleine Gärtnerin stützt mit der einen Hand einen durchbrochenen Korb, der auf dem Scheitel ruht, mit der anderen hält sie die blumengefüllte Schürze. Neun kleine runde, mit Streublümchen bemalte Schälchen stehen um den Rokokosockel. Man denke sich jedes davon mit einer anderen Beerenfrucht gefüllt, zierliche Blüten in dem Körbchen. Kann unsere moderne angewandte Kunst ein ähnlich reizendes Modell aufweisen?

Und nun noch zwei originelle Kannen. Die eine ist eine seit 100 Jahren in derselben Familie viel benutzte Schokoladenkanne von

Verrière = Gläserwanne aus Hartporzellan. Paris 1790.

Punschbowle in Gestalt eines Kriegsschiffes. Schleswig 1755.

Jules Petit, einem um die Wende des 18. Jahrhunderts bekannten Porzellankünstler in Paris. Sie ist „der Schnupfer" betitelt; denn wenn der Kopf des goldgeränderten Dreispitzes abgenommen wird, und der braune Trank über den Hutrand in die Tassen fließt, läuft — und soll laufen! — ein Tröpflein die Stirn herunter und bleibt an der Nasenspitze hängen wie bei einem wirklichen echten Schnupfer. Die andere (nebenstehend abgebildete) Kanne ist dagegen nicht für den Salonvespertisch gedacht. Es ist ein Produkt bäuerischen Geschmacks für den Kaffeetisch mit der rotgewürfelten Decke. Das Original — eine Milchkanne — befindet sich im Altonaer Museum und stammt aus der mehr mit bäuerischen Abnehmern rechnenden Fabrik in Kellinghusen in Schleswig Holstein.

Wir könnten noch eine stattliche Anzahl interessanter Tafelgeräte in Wort und Bild vorführen, absonderliche Eckernförder Terrinen in Gestalt von Riesenkohlköpfen, in natürlichen Farben bemalt, Kaffeekannen in Gestalt eines Eichenstumpfes mit Blättern, Eicheln und Raupen, brütende Hennen, Fische, Enten, Feldhühner, aufrecht im Grase stehend, eine Vegesacker Butterdose in Form einer auf einem Teller fest aufliegenden Melone, fischförmige Näpfchen mit durchlöchertem Boden für Dickmilch usw., jedoch der Raum verbietet es uns.

Milchkanne in Gestalt eines sitzenden Bauern. Kellinghusen.

Wir glauben aber bereits durch diesen kurzen Hinweis der Hausfrau von heute gezeigt zu haben, daß auch die Hausfrau von Anno dazumal ihrer Tafel ein originelles Gepräge zu verleihen verstand. Mit zwei Ausnahmen gehören unsere Vorbilder einer erstorbenen Kunst an, der Fayencekunst, die sich 80 Jahre siegreich neben dem Porzellan behauptete und allmählich der Überschwemmung durch Steingutware weichen mußte, die zwar ihre eigenen Schönheiten, aber gänzlich andersartige Wirkungsmöglichkeiten besitzt.

Süsse Speisen mit frischen Aprikosen.

Von Marie Bauer.

Einfacher Aprikosenkuchen: Das Kuchenblech wird mit mürbem Teig belegt (300 Gramm Mehl, 200 Gramm Butter, 6 Eßlöffel Zucker, 2 Eßlöffel saurer Rahm, vor dem Auswalken eine Stunde an kühlem Ort ruhen lassen) die halbierten Aprikosen darauf gelegt, überzuckert und lichtbraun gebacken. —

Aprikosenküchel: Große, schöne Früchte werden halbiert, entkernt, mit Staubzucker bestreut und eine Stunde so ruhen gelassen. Dann nimmt man je eine an eine Gabel, taucht sie in Backteig, bäckt sie schwimmend aus Schmalz, läßt sie auf Löschpapier abtropfen, überstreut sie mit Zucker und gibt die Küchel bergartig angerichtet sogleich zu Tisch. (Backteig: 140 Gramm Mehl, $^1/_4$ Liter Weißwein, 1 Eßlöffel Zucker, 1 Prise Salz, $2^1/_2$ Eßlöffel feines Speiseöl, Schnee von 2 Eiweiß. Öl genau abmessen.)

Aprikosenauflauf: 140 Gramm Butter läßt man zerschleichen, rührt 70 Gramm Mehl dazu, dann $^1/_4$ Liter kochende gute Milch (Vanillegeruch), verrührt es fein und läßt es auskochen. Ist es etwas ausgekühlt, dann rührt man Zucker nach Geschmack und 6 Eigelb nach und nach daran, zum Schluß zieht man den Schnee der Eiweiß darunter. Inzwischen hat man 8—10 Aprikosen in Wasser, Wein und Zucker weich gekocht und aus dem Saft genommen. Die Hälfte des Teiges wird in die ausgebutterte und ausgebröselte Form gegeben, die Früchte darauf gebreitet, die andere Teigmasse darüber gefüllt und drei viertel Stunden backen lassen. Form darf nicht ganz voll sein. Aprikosensauce dazu servieren!

Feine Aprikosencharlotte: Man kocht etwa 15 Stück Aprikosen in Wasser, Zucker und Wein weich und dick ein und stellt sie kalt. Dann schneidet man Milchbrot in Scheiben, eine, ungefähr talergroße, legt man auf den Boden der glatten, handhohen, gut ausgeschmierten Form, und um das runde Scheibchen gibt man kleine, herzförmig ausgestochene Brotblätter, von denen man jedes in zerlassene Butter taucht. Die Spitzen der Herzchen müssen in der Mitte der runden Scheibe zusammenlaufen und je eins zur Hälfte über dem andern liegen. Zum Ausfüttern der Wände schneidet man die Scheiben in entsprechender Höhe und viereckig zu, wendet sie auch in Butter und legt die Form damit aus, auch je eine Scheibe zur Hälfte über die andere legend. Dann werden die vollständig kalten Früchte eingefüllt, noch passende Brotscheiben darüber gelegt, die Form auf das Blech gestellt und eine Stunde gebacken. Sie darf gestrichen voll sein, wird dann vorsichtig gestürzt und sofort zu Tisch gebracht. —

Aufgezogene Aprikosenspeise: 130 Gramm feines Reismehl kocht man mit einem halben bis drei viertel Liter Milch zu dickem Mus. Dann schält man ein Dutzend große Früchte und schneidet sie. 120 Gramm Butter rührt man ab, gibt nach und nach 6 Eigelb, 300 Gramm Zucker, einige geriebene Aprikosenkerne, Zitronengelb, den Reisbrei, den Schnee der 6 Eiweiß, zuletzt die Früchte darunter, füllt sie sofort in die ausgebutterte Form und bäckt eine Stunde im Rohr.

Aprikosencreme mit Schlagsahne: Man passiert die rohen Früchte durch ein Haarsieb, bis man einen viertel Liter Fruchtmark hat, das man mit 250 Gramm Zucker verrührt, dann wird 35 Gramm gekochte, geklärte Hausenblase daruntergemischt und zuletzt der Schnee von einem halben Liter Schlagsahne. Man füllt die Form und stellt sie kalt.

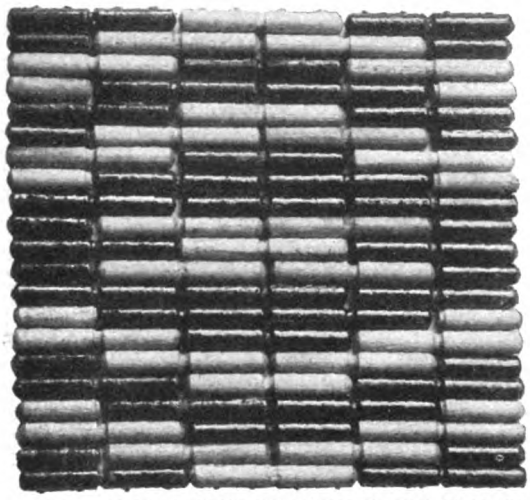
Gesulztes Aprikosenmus: Zwei Dutzend Früchte (weiche) werden geteilt und roh durch ein Haarsieb gestrichen. Die Kerne zieht man ab, halbiert sie und legt sie in Wasser, daß sie weiß bleiben. Die Form (am besten eine hohe, glatte, zylinderartige) läßt man mit klarer, dicker Zitronensulz gleichmäßig gut messerrückendick ansulzen, legt die getrockneten Kerne in Sternform auf den Boden, übergießt auch diese noch mit Sulz, gräbt das Modell in Eis und läßt die Sulz erstarren. 70 Gramm gelöste Gelatine mischt man mit 250 Gramm Zucker, den man zu Sirup gekocht hat, rührt es mit dem Fruchtmark (wenn möglich auf Eis) bis es dick wird und gibt es dann in die Form; messerrückendick Gelee kommt darüber und auf den Deckel etwas Eis. Wenn es erstarrt ist, die Form einen Augenblick in heißes Wasser tauchen, dann vorsichtig auf die Platte stürzen und die Form langsam abheben. — Zum Schluß noch ein Rezept zu einem feinen Einmachkompott:

Aprikosen in Kognak: Tadellose Früchte durchsticht man mehrmals mit einer Nadel und stößt die Kerne aus. In einem Geschirr gibt man dünnen Zuckersirup darüber und läßt es zusammen nur eben heiß werden. Am andern Tage wird der Saft abgegossen, aufgekocht, abgeschäumt und heiß über die Früchte gegossen. Zwei Tage stehen lassen, dann den Zucker zum Faden einkochen, abschäumen, wieder heiß über die Früchte geben. Beim letztenmal läßt man auch die Aprikosen einmal mit aufkochen, gibt sie halb ausgekühlt in die Gläser, kocht den Zucker zum großen Flug, schäumt ab, gießt bis zur Hälfte über die Früchte guten Kognak und dann darüber den Sirup. Mit Blase verbinden.

Ratgeber für jedermann

Neues aus Altem.

Untersatz für Kannen und Töpfe. Man bohrt in 63 Knebel je vier Löcher in gleichen Abständen, so daß später die verschränkt aufgezogenen Knebel mit den Enden die geraden Außenlinien bilden. Dann werden zehn Knebel halbiert. Man zieht zuerst auf dünne Bindfäden immer einen ganzen und einen halben Knebel, dann in die Lücken ganze Knebel und so fort, bis nun wieder halbe Knebel den Untersatz vollenden. Die Bindfäden verfestigt man durch Einkleben oder auch Knoten. Das Streichen der Knebel und das Lackieren muß vor dem Aufziehen geschehen. Unser Untersatz ist in Rot und Weiß gehalten, doch ist der Phantasie in bezug auf Farben, Größe und Muster selbstverständlich freier Spielraum gelassen.



Untersatz für Kannen und Töpfe aus Paketknebeln.

Hauswirtschaft.

Rostflecke geringerer Tiefe entfernt man am besten mit Pflanzenöl, das man mit einem Korkpfropfen aufträgt und abreibt. Die oft nach verregneten Radtouren recht verrosteten Speichen der Räder lassen sich so am bequemsten reinigen. Ist die Verrostung vorgeschrittener, so nimmt man dazu noch Tripel zu Hilfe, das man auf den ölbefeuchteten Kork auftupft. Stärker wirken Petroleum und Sand, sie greifen aber auch mehr an. Als ein ziemlich radikales Mittel kann Abschleifen der verrosteten Stellen mittels scharfen Glaspapiers gelten; es wirkt sicher, aber auch ziemlich drastisch, indem die Politur von Stahl wie Nickel mit verschwindet und die Stelle zwar rostfrei, aber glanzlos erscheint.

Arbeiten in Silberfiligran reinigt man durch Schütteln in lauem Seifenwasser, zu dem man Gallseife oder venezianische Seife aufgelöst hat. Sind die Sachen sehr schmutzig, so läßt man sie einmal aufkochen und setzt etwas Salmiak zu. Man legt die Filigransachen dann, ohne abzutrocknen, auf eine warme Stelle und bürstet nach dem Trocknen sehr vorsichtig mit weicher Bürste und etwas Kreide nach.

Alle Mehlspeisen, Nudeln, Klöße, Spätzle, dürfen erst dann dem Wasser oder der Fleischbrühe beigesetzt werden, wenn es sprudelt, in kaltem oder nur warmem Wasser würden sie Saft und Kraft abgeben und sich zuletzt in einen Brei auflösen. — Nudeln werden bekömmlicher, wenn man jedem Ei einen Löffel Wasser zusetzt. Der Geschmack bleibt der gleiche. Viele Eier machen Nudeln schwerverdaulich.

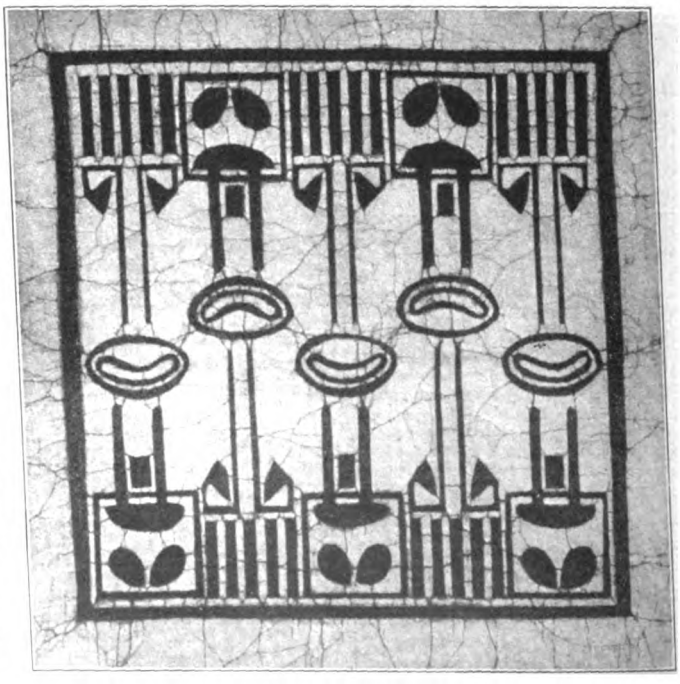
Ein neuer hygienischer Zahnstocherbehälter. Wir haben oft darauf aufmerksam gemacht, daß es keineswegs Pedanterie ist, auf der Forderung nach einer Umgestaltung dieses kleinen Gerätes in hygienischer Beziehung zu bestehen. Das hier gezeigte Modell entspricht den beiden Hauptanforderungen, die Hölzchen vor Staub zu schützen und vor allem zu verhindern, daß beim Herausnehmen mehr als eins an der Spitze berührt werden kann. Die Hölzchen sind einer Grundplatte eingefügt, die sie nach dem Druck auf den Knopf automatisch hebt.

Hygienischer Zahnstocherbehälter.

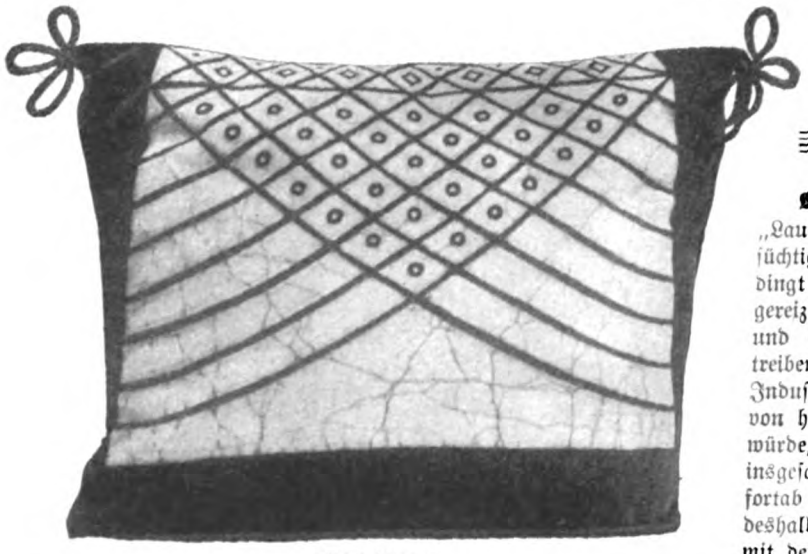
Gegen die meisten Obstflecke, ebenso gegen Flecke von Wasserfarben wird, wie uns eine freundliche Leserin aus ihrem Erfahrungsschatze mitteilt, am besten einfaches Überbrühen des einzelnen Fleckes mit heißem Wasser, in hartnäckigen Fällen mit kochendem Wasser — beides ohne Seife oder Fleckputzmittel — angewendet. Das Mittel ist so einfach, daß es immer versucht werden kann, bevor man sich gezwungen sieht, zu den so oft erörterten komplizierteren Fleckenputzmitteln überzugehen.

Aus dem Kunstgewerbe.

Batikarbeiten. Das javanesische Wort „Batik", das sich hauptsächlich in den Sprachen aller Völker des malaio-polynesischen Stammes vorfindet und dort überall die gleiche Bedeutung hat, bezeichnet das Radieren, Zeichnen oder Schreiben mit einem harten Gegenstande. Das Prinzip, auf das „das Batiken" sich gründet, ist folgendes. Auf den Stoff, der dekoriert werden soll, und zwar auf die Stellen, von denen man die Grundfarbe behalten will, wird ein Material aufgetragen, das gleichartig in den Stoff — Baumwolle z. B. — hineindringt und sich derartig an die Fasern des Gewebes festheftet, daß es, wenn man den Stoff in eine Farbbrühe taucht, die bedeckten Stellen gegen das Eindringen der Farbe schützt. Wird nun nachher dieses Material vom Stoff entfernt, so werden die bedeckt gewesenen Stellen des Stoffes die Grundfarbe, z. B. weiß, behalten haben, während die Stellen, die nicht bedeckt gewesen sind, nach dem Untertauchen in die Farbenbrühe die blaue, braune oder sonstige Farbe der Brühe angenommen haben. Im besondern wird jetzt mit dem Worte „Batik" die spezielle Technik benannt, die in ihrer Heimat zur Dekoration von Kleidern verwendet wird. Das Verfahren ist sehr alt, man hat sogar in altägyptischen Gräbern Reste



Kissenplatte oder Decke in Batikarbeit.



Küchenkissen.

von dekorierten Leinwandtüchern gefunden, die deutlich als „Batiks" zu erkennen sind. Am meisten und vollkommensten findet man die Batiktechnik auf der Insel Java. Ungefähr vor 14 Jahrhunderten war die Batiktechnik dort schon in voller Blüte. Zur Verarbeitung hat man fast immer Landesprodukte verwendet, als Stoff Baumwolle, als Schutzmaterial gegen das Eindringen der Farben Bienen- oder Pflanzenwachs, als Farbstoff die Farben, die man aus dortigen Pflanzen bereiten konnte. Da Java eine niederländische Besitzung ist und viele Beziehungen zwischen Holland und den Kolonien bestehen, sind deren Produkte selbstverständlich in Holland mehr bekannt als in anderen Ländern, und so kam es, daß vor ungefähr zehn Jahren einige der jüngeren holländischen Künstler diese Technik auf die eine oder andere Weise in das große Feld des Kunstgewerbes einzuführen strebten. Einige erzielten sehr schöne Resultate, hauptsächlich auf Pergament. Andere gingen weiter und suchten das Verfahren zur Verzierung der Stoffe auszunutzen, die zur Ausstattung unserer Innerräume verwendet werden. Am weitesten ist darin wohl Frau Agathe Wegerif-Gravestein gekommen, die größere Batikwerkstätten in Apeldoorn (Holland) hat. Durch jahrelange Erfahrungen ist sie jetzt so weit, daß in ihren Werkstätten jeder Stoff, vom dünnsten Baumwollgewebe und Seidenstoff bis zu den schwersten Tuchen und Velours, bearbeitet wird, wobei die schönsten und eigentümlichsten Farbeneffekte erzielt werden. Ein Anfang für eine neue Industrie, die sich nach verschiedensten Richtungen hin entwickeln kann und wird! Auch in Deutschland hat man in den letzten Jahren Interesse für dieses merkwürdige Verfahren gefaßt. So gibt es nicht nur einige Künstlerinnen und Künstler, die sich bestreben, „Batik" zu verwenden, sondern auch an Kunstgewerbeschulen (Düsseldorf und Krefeld) werden Versuche damit gemacht. Herr und Frau Fleischer-Wiemans bemühen sich ebenfalls, die Batiktechnik mehr bekannt zu machen, und zwar besonders in Mustern und Farbstimmungen, die in Indien heimisch sind. Wir bringen hier die Reproduktionen einiger „Batiks", die aus den Werkstätten der Frau Wegerif-Gravestein hervorgegangen sind. Den eigentümlichen Schmelz in den Farbtönen, die manchmal den Reiz ganz alter Gewebe, manchmal den zarten schimmernden Glanz von „Tiffany"gläsern haben, kann man jedoch leider nicht wiedergeben.

Kissen, Deckchen u. Pompadour in Batiktechnik

Allerlei Wissenswertes.

Launen der Mode. Fast sprichwörtlich ist das Wort von den „Launen" der Mode, die angeblich den Launen der ach so veränderungssüchtigen, ach so wankelmütigen Frauen entsprechen, von ihnen bedingt und nur durch sie immer wieder zu neuen Wandlungen aufgereizt werden. Aber das wissen wir längst, daß neben den Launen und Eitelkeiten der Frau „höhere Mächte" hier die eigentlichen treibenden Kräfte sind, daß vor allem die Interessen der meisten Industrien eng mit solchem Wechsel verbunden sind und — daß von hier aus immer wieder der Antrieb zu Veränderungen erfolgen würde, selbst wenn einmal das Unerhörte geschähe und die Frauen insgesamt beschlössen, irgendeiner besonders kleidsamen Moderichtung fortab unter allen Umständen treu zu bleiben! Vielleicht hängt es deshalb mit der erstaunlichen Entwicklung der Industrie mehr als mit dem wachsenden Reichtum der Völker zusammen, daß im letzten Jahrhundert solch Auf und Ab der Modetendenzen, solch ständiger, regelmäßiger und anscheinend willkürlicher Wechsel von Saison zu Saison die alte ruhigere Entwicklung und stetigere Veränderung des Trachtbildes der Zeit abgelöst hat. Ein sehr anschauliches Bild der anscheinend ganz willkürlichen Verschiebung zweier charakteristischen Linien in der Erscheinung der eleganten Frau, der Umrißlinie ihrer Frisur und der Taillenlinie, geben unsere beiden Figürchen. Über die Verschiebung der Haarkontur läßt sich mit verhältnismäßig geringer sittlicher Entrüstung philosophieren. Denn es handelt sich hier ja niemals um eine — verzeihen sie das harte Wort — Selbstverstümmelung, wie bei den extremsten Anhängerinnen der festgeschnürten Taille, sondern schlimmstenfalls um den mehr oder minder unfrommen, aber wenigstens stets unschädlichen Vorsatz, der lieben Mitwelt eine Fülle vorzutäuschen, zu der in Wahrheit nur geringe Ansätze vorhanden sind! Der Riesenschopf von 1904 scheint auf unserem Bilde unbedingt den Rekord an Umfang zu bedeuten. Aber sieht man genauer zu, dann wird man zugeben, daß die schwere Chignonmasse von 1894 oder der schwebende Turm von 1869 ihm im grunde wenig vorzuwerfen haben! — Besonders interessant ist das Hinauf- und Hinabrücken der Taillenlinie (s. Abb. auf der nächsten Seite), die 1810 so knapp unter der stark gehobenen Brust verläuft, als es nur möglich ist, dann 1829 die natürliche Verjüngung des Frauenkörpers unter der Brust betont, nach einigem Hin und Her durch das ganze Jahrhundert hindurch die Tendenz zum Tieferrücken beibehält und schließlich — unser Bild bezeichnet 1902 als das Blütejahr dieser „langen" Taille — einen Tiefstand erreicht, unter den sie offenbar nicht mehr hinab kann. Die Entwicklung seit 1902 ist noch so lebhaft in unser aller Gedächtnis, daß sich jede Leserin hier die einzuzeichnenden Linien ergänzen kann, zumal da sie mit bereits eingezeichneten zusammenfielen. Denn als die lange Taille sich nicht mehr gut verlängern ließ, da entwickelte sie sich nicht etwa langsam zurück, sondern es gab — unter dem frenetischen Beifall aller Anhänger des Reform- und Künstlerkleides, aller Freunde der japanischen, griechischen und sonstigen exotischen Trachtenmotive — einen hörbaren Knacks in allen Korsetten Europas, und — die kurze Taille war wieder da. Ob

Die Launen der Mode: Ein Frauenkopf, an dem die markantesten Wandlungen der Haartracht seit 1829 durch die Linienumrisse veranschaulicht werden.

sie sich Empirekleid oder Reformkleid, Künstlerkleid oder Directoiretoilette nennt, ob sie die Ausrede für einen Sack bildet oder wirklich entzückend ist, ob wir sie ohne Korsett tragen und gesund und bequem finden, oder ob wir uns darunter mit der gewohnten Panzerung abquälen — es ist ja doch egal! Denn schon tauchen drohend am Horizont wieder die ersten tief hinabgezogenen Schneppengürtel auf — Madame Mode sinnt also, wie es scheint, wieder auf einen Kopfsprung nach der Richtung von 1902.

Strand Magazine, phot

Die Launen der Mode: Die eingezeichneten Linien veranschaulichen das Hinauf- und Hinabrücken der Taillenmarkierung seit 1810.

Gesundheitspflege.

Grüne Salate, Tomate, Rettich.

Der Unterschied zwischen der Küche im Winter und Sommer besteht nicht allein in der Verminderung der Fleischgerichte und dem ersatzweisen stärkeren Hervortreten der vegetabilischen Nahrungsmittel, sie soll vielmehr auch ausgleichend wirken und Schäden beseitigen, die durch die Seßhaftigkeit im Winter und die überreichlichen Diners und Feste in dieser Jahreszeit im Körperhaushalt entstanden sind. Karlsbad, Marienbad, Kissingen sollen dann helfen, und man bedenkt nicht, daß derartige forcierte Eingriffe für den Körper nicht gleichgültig sein können und mehr oder weniger in den meisten Fällen auch recht merklich das Nervensystem beeinflussen. Dazu haben solche Bäderkuren nur bei denen dauernden Erfolg, die es vermögen, nach der Rückkehr jene Enthaltsamkeit zu beobachten und mit jener Energie den Verlockungen der vergnügungssüchtigen, zur Schlemmerei verführenden Großstadt zu widerstehen, die allein vor einem erneuten Anwachsen des Bäuchleins und ernsten Stoffwechselerkrankungen schützen können; die meisten erliegen, und damit verlieren sie in kürzester Zeit, was sie mühsam kaum errungen haben. Viel wichtiger ist es daher, durch Fußtouren und körperliche Betätigung im Sommer den Körper von dem Ballast zu befreien, den der Winter in ihm angesammelt hat, und ein Fettbauch, den man sich ohne Hungerkur abläuft, wird viel weniger rückfällig werden als einer, den man sich unter strengen diätetischen Vorschriften forttrinkt. Daneben aber hat auch die Küche im Sommer eine besondere Aufgabe zu gleichem Endziel, und von den sommerlichen Gaben werden ja auch bereits allgemein Gemüse und Obst benutzt und finden zu den Mahlzeiten ihre ausgiebige Verwendung. Leider kann man nicht das gleiche sagen von den grünen Salaten, und es wäre wohl im Interesse der Gesundheit zu wünschen, daß sie eine weitere Anerkennung fänden, als es der Fall ist. Nicht nur der im Garten gezogene Kopfsalat, auch Löwenzahn, Schlüsselblume, Brunnenkresse, Rapünzchen, Hopfensprossen, Sauerampfer, Lungenkraut, Sauerklee usw. enthalten mancherlei Bestandteile, die für den Körper von großem Wert sind und die Nachteile aus der winterlichen Fleischmast wohl abzuschwächen vermögen. Das haben die westeuropäischen Völkerschaften auch schon lange erkannt; dort finden die Wiesenkräuter den weitesten Gebrauch zu Salaten und Suppen, und dieses Beispiel verdient wohl, auch von den Norddeutschen — die Süddeutschen sind hierin weniger rückständig — nachgeahmt zu werden. Wie man in den Wald geht, Pilze zu suchen, sollte man die zum Genusse geeigneten Kräuter auch auf den Wiesen und am Feldrain zu finden wissen und mit ihnen Gesundheit ins Haus tragen. Auch Radieschen und Rettich spielen immer noch in unserer Küche eine zu untergeordnete Rolle, sie sind gesundheitlich unbedingt wertvoll, und man wird von ihnen niemals Verdauungsbeschwerden haben, wenn man auf ihr genügendes Zerkauen beim Speisen achtet. Sie geben nicht nur roh mit Salz genossen, sondern auch zerrieben oder mit Essig und Öl angerichtet gute Beigerichte, und der Rettich muß außerdem noch ein Beförderer der Verdauung genannt werden, da er einen Stoff enthält, der unlösliche Stärke in löslichen Zucker verwandeln hilft. Dadurch erhält die Vorliebe des bierfreudigen Bayern für den „Radi" auch ihre wissenschaftliche Erklärung. Ganz unverständlich aber ist es, warum die vortreffliche Tomate bisher fast nur in der Küche der Reichen und Wohlhabenden getroffen wird, und selbst die Mittelklassen sich ihr gegenüber noch ablehnend verhalten. Roh und gekocht, als Suppe, Sauce, Salat, gemischt mit Reis oder Nudeln, immer ist sie gleich empfehlenswert, und eine Milchsuppe mit darauffolgender Schüssel Tomatenreis, dem man etwas Käse zufügen kann, ist mancher kostspieligeren Mahlzeit vorzuziehen.

Die Wäscherin, Gemälde von Chardin.

Frauenleben in der Kunst.

Die Wäscherin.

Von Jean Baptiste S. Chardin (1698 bis 1779). Dieses feine Bild ist eine Art Ergänzung zu dem reizenden Chardinschen Bilde, das in unserer Nummer 24 an dieser Stelle reproduziert war. Es zeigt ein häusliches Motiv aus einer tieferen sozialen Schicht als dort — ohne daß das ausgesprochene Behagen, das Chardins Bildern entströmt, darunter litte. Ihre schwere Arbeit stört den freundlichen Gesichtsausdruck der zierlichen Waschfrau so wenig, wie ihr Söhnchen sich in seinem Spiel mit den schimmernden Seifenblasen durch die zerrissene Lappigkeit seines Höschens beirren läßt. Das Waschgerät links von den beiden, die faule fette Katze rechts und die hohe, auf einer Sprosse mit Zeug behangene Leiter bringen zusammen mit dem Spiel der Schatten abwechslungsreiche Fleckenwirkungen in den Vorder- und Mittelgrund, während den Hintergrund ein von den Niederländern übernommenes Motiv belebt: die offene Tür, die den Ausblick in den Nebenraum freigibt, in dem ein Mädchen, fein silhouettiert gegen die Helligkeit, leuchtend weiße Wäschestücke an die Leine hängt.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube“, Nr. 35, 1908.

Heute ist der Himmel trübe,
Gestern war er hell und klar —
Glaub im Kummer an das Gute,
Das so oft schon bei dir war.

Elisabeth Dauthender.

Nimrods Glück, Fall und Ende.

Eine Hundegeschichte von Adelheid Weber.

Es war ein schönes Bild für den, der oben am Fenster des Schlosses stand und in den Park hinabschaute: aufgelöst im Mittagslichte des Augusttages die Konturen der alten Ulmen und Buchen, die im Halbkreise das große Rasenrondell umstanden, das, im Schatten tief dunkelgrün und weich wie Samt, im Sonnenlichte leuchtend wie Smaragd dalag. Mitten darin die Statue einer jungen Flora, ein Büschel Blumen im kurzgeschürzten Gewande, ein reizendes, zartes Rokokofigürchen, licht und lachend in der Leichtherzigkeit ihrer unbekümmerten Jugend. Etwas tiefer im Park, zur Seite, der geschwätzige kleine Bach mit dem leichtgeschwungenen Bogen seiner grauen Brücke, ganz grün im Widerschein der alten Weiden und des Schilfes, dessen blühende Büschel sich unaufhörlich flüsternd zueinander neigten.

Einzelne Blätter flatterten ganz lautlos, ganz sanft zur Erde, und ihr Hinunterschweben vertiefte nur den Eindruck unendlichen, sanften Friedens.

Über den Rasen lief die zehnjährige Isa in weißem Kleidchen; die langen, goldenen Locken wehten um das lachende, schöne Gesicht. Sie lief einem Lapin nach, der ruhig vor ihr her hüpfte, nur immer ein wenig schneller, wenn sie ihn haschen wollte, gerade als spielte er mit ihr.

An der großen Ulme lehnte ein schlanker, junger Mann; neben ihm stand Nimrod, der große, schöne, graugefleckte Jagdhund. Die Sonne warf glänzende Lichter auf sein spiegelglattes Fell; seine Augen, klar wie Edelsteine, waren unablässig auf das spielende Kind gerichtet; manchmal kam ein begehrlicher Blick hinein, als triebe es ihn, seiner Natur zu folgen und den flüchtigen Lapin zu jagen. Dann aber hob der junge Mann den Finger, und Nimrod bezwang sich; er setzte sich nieder und wartete, bis Isa sich ihm zuwenden werde.

Es war eine Stunde, in der die Natur und ihre Geschöpfe ganz eins zu sein schienen, Mensch und Tier unschuldig, friedevoll und liebend miteinander, wie im Paradiese. Aber es war niemand da, sich dieses Friedens bewußt zu werden, und eben deshalb war er vollkommen.

Endlich war das Kind des Spieles mit dem Lapin müde; es ließ das Tierchen laufen, stand still und wandte sich dem Hunde zu. „Nimrod! Komm!“ rief es mit heller Stimme.

Der Hund sprang auf; in zwei großen Sätzen war er bei Isa; er sprang an ihr herauf, blaffte vor Entzücken und tat leidenschaftliche Sprünge um sie herum.

„Wie er sich freut!“ sagte das Kind zu dem jungen Vetter, der der Szene mit den Augen folgte. „Ob er mich wohl liebhat, Bruno?“

„Du bist seine kleine Göttin“, antwortete der junge Mann lächelnd.

Auf dem Gesicht des schönen Kindes erschien ein leichter Zug begieriger Eitelkeit. „O, eine Göttin!“ rief sie lachend.

„Ja,“ sagte der junge Mann ganz ernsthaft, „der Mensch ist der Gott des Hundes; also bist du für Nimrod eine kleine Göttin. Du mußt darum immer gnädig gegen ihn sein.“

„O,“ rief Isa, „ich bin deine Göttin! Hörst du, Nimrod? Du mußt mich anbeten. Setz' dich! Kusch!“

Der Hund ließ sich nieder und erwartete mit den klugen, frommen Augen ihre Befehle.

„Setz' dich auf die Hinterbeine! So!“ Sie zog ihm die Vorderfüße in die Höhe. „Mach' schön! Leg' die Pfoten zusammen!“

Aber Nimrod fiel wieder auf die Vorderfüße zurück. Isa wiederholte ihren Befehl. Umsonst. Endlich gab sie dem Hunde einen ungeduldigen, kleinen Schlag.

„Er ist dumm!“ sagte sie.

„Er ist kein Schoßhund, der schönmachen lernt“, erwiderte ihr Bruno. „Aber er stellt den Hirsch und holt die Ente aus dem tiefsten Moor.“

Das gab dem Kinde einen neuen Gedanken ein. Leichtfüßig lief es zum Bache, brach einen Zweig von den Weiden und warf ihn ins Wasser, das ihn schnell davontrug.

„Nimrod! Apporte!“ rief Isa.

In großen Sätzen sprang der Hund an ihr vorbei ins Wasser, schwamm dem leicht dahintreibenden Zweiglein nach und legte es der Herrin zu Füßen. Sie sprang lachend zur Seite, als er die Tropfen aus dem Fell schüttelte.

„Ich weiß was!“ sagte sie. „Du machst das Boot los, Bruno, und wir fahren zum See. Willst du?“

Fünf Minuten später trieb das Boot den Bach hinab. Isa saß am Steuer, Bruno ruderte. Sie sah sich nach Nimrod um, der ihr bis zum Ufer gefolgt war und sehnsüchtig dem Boote nachblickte.

„Nimrod!“ rief sie.

Sofort sprang der Hund in den Bach und schwamm in großen Stößen dem Boote nach. Bruno schüttelte den Kopf.

„Nun können wir nicht weit in den See hineinfahren“, sagte er.

„Warum nicht?“ fragte Isa.

„Weil Nimrod gegen den Strom schwimmen muß und Hunde das nicht lange können.“

„O,“ erwiderte Isa, „Nimrod kann es.“

Bruno zog die Brauen zusamen.

„Zurück, Nimrod!“ rief er dem Hunde zu.

Isa lachte und schnalzte mit den Fingern. „Nimrod! Schöner Nimrod!“ rief sie.

Der Hund teilte das Wasser, das sich ihm entgegenstemmte, bis er zur Seite des Bootes schwamm. Isa ließ ihr Händchen herunterhängen, und er leckte es.

„Schöner Nimrod! Lieber Nimrod!“ schmeichelte sie.

Er stieß ein entzücktes Blaffen aus und rieb den glänzenden Kopf an dem Händchen. So schwamm er dem Boote nach, weit hinein in den See. Immer wieder wollte Bruno umkehren, aber Isa weigerte sich, das Steuer zu drehen. „Sieh doch, er ist gar nicht müde“, sagte sie.

Bruno gab nach: „So nehmen wir den Hund bei der Rückfahrt ins Boot“, sagte er.

Aber als sie endlich wendeten und Bruno dem Hunde rief, bekam Isa Angst.

„Wenn er nun ins Boot springt, kippt es, und wir ertrinken", rief sie. „Nein, nein, bleib' da, Nimrod! O, geh weg, schlechter Hund — Ich ängstige mich tot, Bruno!"

Und die Tränen rollten ihr über das erblaßte Gesicht.

Der junge Mann biß die Zähne zusammen. Er sah den Hund an. Der schwamm noch in großen, kräftigen Zügen. Zurück fuhren sie mit dem Strom. Vielleicht hielt er aus. Wenn nicht, so mußte er mit oder gegen Isas Willen ins Boot genommen werden.

Aber Nimrod hielt aus. Blieb er hinten, so rief Isa schmeichelnd: „Nimrod, schöner Nimrod!" Und der Hund raffte seine Kraft zusammen. Dann klopfte sie ihm zärtlich den Kopf, und er blaffte entzückt.

Als sie endlich landeten, kroch er freilich mehr als er sprang, ans Ufer. Aber bald schüttelte er sich die Tropfen aus dem Fell, und wenn er auch freilich nicht sprang, so ging er doch wacker hinter Isa zu den großen Ulmen.

„Siehst du, was Nimrod kann", sagte die kleine Autokratin triumphierend zu Bruno.

„Ja," brummte der, „edelste Rasse! Ein edler Hund und ein edles Pferd geben die letzte Kraft daran, wenn es dem Herrn gefällt."

„Na, Kinder, ihr steht hier wohl Gruppe?" rief eine kräftige, wohllautende Männerstimme. Der Hausherr im Jagdanzuge, mit der Flinte im Arm, strotzend von Lebenslust, kam den alten Baumweg daher.

Nimrod, der sich aufs Gras gelagert hatte, sprang auf und ihm entgegen. Hinter ihm Isa, die sich an den Arm des Vaters hing. Auch Bruno näherte sich.

„Kinder," sagte der Hausherr, „war das ein hübsches Bild, als ihr da mit Nimrod unter der Ulme standet! Wie aus einem van Dyck oder Gainsborough geschnitten — der Nimrod ist doch der echte Schloßhund!"

Und während er die Hand auf dem Rücken des Hundes spielen ließ, sagten seine Blicke, die leuchtend auf seinem Töchterchen ruhten: Und sie das Herzogskind aus dem Bilde! „Ich gehe vor dem Diner noch ein Stündchen auf die Entenjagd", fügte er hinzu. „Adieu, amüsiert euch! Komm, Nimrod!"

Bruno öffnete die Lippen und schloß sie wieder, denn der Hund, von dessen Ermattung er reden wollte, sprang vor Freude über die bevorstehende Jagd seinem Herrn fast über die Schulter. In gewaltigen Sprüngen rannte er ihm dann voraus, kam aber auf seinen Pfiff sofort wieder zurück und ging nun ruhig und wohlerzogen neben ihm.

Drei Tage später keuchte Nimrod unter den Schmerzen einer schweren Brustfellentzündung. Bruno machte ihm selbst die kalten Umschläge um den zuckenden Leib, und der Hund wedelte schwach mit dem Schwanze, wenn er kam, und ließ willig mit sich hantieren. Bruno hatte ihm selbst ein weiches Lager in einem Winkel der Vorhalle zurechtgemacht, und alle Bewohner des Schlosses, voran der Hausherr, der den Jagdgefährten schwer entbehrte, kamen ihn besuchen, ihn streicheln und ihn bedauern. Jedem wedelte er dankbar zu; aber seine braunen, fieberglänzenden Augen hingen immer an der Tür, bis Isa eintrat. Sie besuchte ihn seltener als die andern; sie scheute Kranke; nur die Furcht vor Brunos ernsten Augen bezwang zuweilen diese Scheu. Trat aber die zierliche, helle Gestalt durch die Tür, dann winselte Nimrod vor Freude und schleppte sich von seinem Lager ihr entgegen. Sie hätschelte ihn, zwischen Widerwillen und Gewissen hin und her gezogen, einen Moment lang seinen Kopf, ging aber rasch fort, sich die Hand sorgfältig zu waschen und zu parfümieren, und Nimrod schleppte sich zu seinem Lager zurück und harrte von neuem.

Er war in der Genesung, als der Papa Isa eine große Freude machte. Sie war das einzige Kind des reichen Hauses und ihn dauerte ihre Vereinsamung unter lauter Erwachsenen, die jetzt auch dem Kinde empfindlich wurde, da die lang wierige Krankheit Nimrods ihr den Spielgefährten nahm. Darum schenkte ihr der gutmütige Papa einen neuen Spielgefährten in einem jungen Windspiel. Es war trotz der zierlichen Rasse, die man ihm schon ansah, noch täppisch und unbeholfen, und Isa war entzückt von seiner drolligen Tölpelhaftigkeit. Auch gehörte es ihr ganz allein, und sie fühlte sich als seine unbedingte Herrin und Lehrmeisterin. Sie brachte fast jede freie Stunde mit ihm zu, und als es nun wirklich „schön machen" lernte, hüpfte sie vor Freude. Nimrod lag vergessen in seinem Winkel, und Isa vermied in einer unklaren Regung von Widerwillen und leisem Selbstvorwurfe die Halle und nahm ihren Weg ins Freie lieber durch die Hintertür des Schlosses. Aber einmal, als Nimrod schon gesund war, aber noch schwach und müde viel auf seinem Lager ruhte, ging sie doch durch die Halle, und „Bijou" sprang wie immer ihr nach.

Da erhob sich Nimrod von seinem Lager und kam Isa entgegen. Als er den jungen Hund sah, stutzte er und stand still. Bijou aber sprang ihn an, bellte, legte ihm die Vorderpfoten auf den Nacken. Da ließ auch Nimrod ein kurzes Blaffen hören und begann mit dem jungen Hunde zu spielen, wie ein gutmütiger, älterer, ein wenig kränklicher Herr mit einem kecken, kleinen Knaben spielt. Es war rührend anzusehen, wie er sich von dem Kleinen zausen, ja spielerisch beißen ließ und seinerseits auch im hitzigsten Pfotengemenge großmütig vermied, von seiner überlegenen Kraft vollen Gebrauch zu machen und den kleinen Spielgefährten zu verletzen.

Isa, zuerst erschrocken, weil sie für ihren Liebling fürchtete, war nun entzückt, und das Spiel der beiden so ungleichen Hunde wurde ihr liebster Zeitvertreib. Auch Nimrod, seiner Vereinsamung entrissen, begann wieder munterer zu werden und wurde Isas und des kleinen Hundes ständiger Begleiter. Nur wenn das Kind dem jüngeren Tiere schmeichelte, sprang er an ihr herauf und bettelte um eine Liebkosung. Im nächsten Sommer erhielt er einen neuen Gefährten; denn der Hausherr fand, daß er auf der Jagd viel von seiner Kraft, wenn auch nicht von seinem Eifer, verloren hatte, und kaufte eine Hündin dazu, die namentlich auf die Entenjagd dressiert war. Nimrod war zuerst außer sich vor Freude, als er das Tier erblickte, das im Stall einquartiert wurde. Die beiden Hunde waren fortan unzertrennlich. Aber als dann sein Herr im Jagdkostüm durch die Halle ging und nach der Flinte langte, die dort hing, und Nimrod ihm freudvoll folgen wollte, befahl ihm der Herr, zu Hause zu bleiben. Vergebens winselte er an der Tür, die sich vor ihm geschlossen hatte. Mit eingezogenem Schwanze schlich er in seinen Winkel, und als Isa mit Bijou kam, der jetzt schon seine volle Größe, Kraft und Gewandtheit erlangt hatte, und das junge Tier mit ihm spielen wollte, wies er es mürrisch zurück. Zuletzt, da Bijou gar nicht aufhörte, ihn zu necken, schnappte er ihm gereizt nach dem Ohre.

Isa schrie auf und nahm ihren Liebling, der aus seiner kleinen Wunde ein wenig blutete, in die Arme. Sie liebkoste ihn zärtlich. Nimrod schlich schweifwedelnd herbei und legte abbittend den Kopf auf ihre Füße. Sie aber stieß mit dem Fuße nach ihm. „Geh fort, du alter, ekliger Hund!" rief sie und streichelte Bijous Kopf. Da knurrte Nimrod, und seine Augen bekamen einen bösen Blick. Isa schrie auf und lief, so rasch sie konnte, aus der Halle.

„Nimrod ist toll geworden!" rief sie jammernd.

Der Tierarzt wurde geholt und sowohl Nimrod wie Bijou isoliert. Der erfahrene Mann sah sofort, daß der Verdacht der Tollwut ungerechtfertigt war, und erklärte Nimrods Verhalten als Ausfluß der Eifersucht. Aber Isa fürchtete sich fortan vor ihm, und der Hund mußte aus der Halle entfernt werden. Er wurde nun zu der Hündin in den Stall gebracht, und man glaubte, ihn dort sehr zu seinem Behagen logiert zu haben.

Aber Nimrod war wie ein Mensch, der einst bei seinem Herrscher hoch in Gunst gestanden hat und seinen Fall nicht verwinden kann. Er aß kaum mehr; sein glänzendes Fell

wurde stumpf, die grauen Flecke darin weißlich, die kristallklaren Augen trübe und rot unterlaufen.

„Nimrod wird alt", sagten die Menschen, und sie gaben ihm das Gnadenbrot, aber sie liebkosten ihn nicht mehr. Als der Hausherr kam, Diana zur Jagd zu holen, so leckte ihm Nimrod die Schuhe und bat winselnd, ihn mitzunehmen; der Herr aber schob ihn sanft mit dem Fuße zurück.

„Du hinderst uns, alter Knabe", sagte er und pfiff Diana, die ihn freudebellend umsprang.

Als die Hündin zurückkam, biß Nimrod sie. Da wollte sie nicht mehr bei ihm bleiben und erhielt einen Unterschlupf im Souterrain. Jetzt fraß Nimrod fast gar nichts mehr, knurrte die an, die sich ihm nahten, und stierte aus roten Augen.

Da begannen sie alle, ihn zu meiden. Bruno, der einzige, der den alten Hund verstanden hätte, machte sein Abiturium und kam lange nicht auf das Gut des Onkels. Als er nach dem Examen im Oktober wieder hinkam, erschrak er über die traurige Veränderung, die mit dem Tier vorgegangen war. Auch ihn knurrte Nimrod mit bösen Augen an, aber als Bruno ihn streichelte und ihm gut zuredete, kam die alte Seele des Tieres zu ihm zurück, und er schmiegte den schönen Kopf an Brunos Körper und sah winselnd zu ihm auf mit einem Blicke, der dem jungen Manne durch und durch ging.

Aber dieses Erwachen aus seiner Dumpfheit beschleunigte die Katastrophe. Nimrod suchte nun seine Gefährtin und fand Diana mit Bijou tändeln. Da stürzte er sich zwischen beide und biß Bijou tot.

Nun war seine Gefährlichkeit klar erwiesen. Eine Kugel erlöste ihn von seinem traurigen Leben. Als sie ihn und sein Opfer zusammen verscharrten, weinte Isa. Aber sie weinte nur um den jungen Hund, nicht um den alten.

„Sei ihr nicht böse," sagte der Schloßherr mit verstehendem Lächeln zu Bruno, den die Grausamkeit des Lebens zum erstenmal peinigte, „so sind wir Menschen einmal. Wir lieben, was uns Vergnügen macht, und lassen es fallen, sobald unser Vergnügen daran sich vermindert. Frage Künstler und schöne Frauen, wie es ihnen ergeht, wenn sie alt werden, und große Staatsmänner, wenn sie aus der Gunst des Fürsten oder des Volkes fallen. Sollte ein alter Hund es besser haben als sie?"

Ein sommerliches Kinder-Kostümfest.

Von M. v. Alten.

Verkleiden — das ist von jeher höchste Kinderlust gewesen und wird's wohl auch immer bleiben. Das allerblasierteste Großstadtkind wird lebendig und interessiert, wenn's ans Vermummen geht, und für das unverwöhnteste kleine Landmädel oder Bübchen gibt's kein höheres Entzücken als sich mit ein paar bunten Läppchen behängt in ein Märchendasein zu träumen. Die Kinderphantasie ersetzt für sich selber schon alles, was an Echtheit und Kostbarkeit des Kostüms fehlt. Aber es ist auch so leicht, ein Kind reizend zu kostümieren, wenn man nur ein klein bißchen Geschmack, ein paar bunte Röckchen, Schürzen und Tücher und etwas Krimskrams im Schrank und den rechten Blick dafür hat, welche Tracht gerade für „unser Kleines" am charakteristischsten ist, und der mütterliche Stolz auf das Kind hilft mit erfinden.

Professor Schlaucherl und die Waldnymphen.

Viel hübscher als ein Kostümwinterfest ist aber ein Sommerfest im Grünen, und es bedarf auch dazu noch viel weniger Vorbereitungen, weil unsere Kinder sich in der größeren Ungebundenheit und Freiheit viel besser selbst amüsieren als in den engen Räumen einer Wohnung unter der beständigen direkten Aufsicht der Erwachsenen. Auf jeder Wiese, auf jedem Spielplatz läßt sich solch ein Fest herrlich begehen, sogar in einem etwas größeren, städtischen Garten entfaltet es sich ganz reizend. In den kleinen Badeorten und Sommerfrischen, die wir besonders unserer Kinder halber besuchen, ist es die erwünschteste Abwechslung. Da haben auch die Mütter Zeit genug, an den Kostümen zu basteln. Aber auch als Ernte- und Herbstfest kann es gedacht werden. Und der Vorbereitungen sind wirklich so wenige.

Wer sich die Arbeit machen will, mag den Festplatz mit Girlanden umziehen, es genügt aber auch, wenn zwei girlandenumwundene Bäume zur Eingangspforte ausgestaltet werden. Von der dicken Girlande, die von einem Baume zum andern geht, hängen lustige bunte Bänder herunter, und ein paar hübsch geformte Lampions in Gestalt von großen Blumen, Drachen, fliegenden Fischen machen den höchsten Effekt. Einige Bänke und Tische müssen aufgestellt werden, im übrigen bleibt der Raum frei für Spiele, Tänze und Aufführungen, zu denen sich die einzelnen Kindergruppen zwanglos vereinigen. Die Bewirtung ist einfach, Limonaden — als höchstes eine unschädliche Bowle, die gebraut wird, indem man sehr leichten Wein eine halbe Stunde mit irgendeiner Frucht ziehen läßt —

„Rotkäppchen" mit seiner Grossmutter und dem Jäger.

die Früchte dürfen aber nicht in der Bowle bleiben, weil das Kopfschmerzen macht, — genügender Zucker und die Hälfte oder noch etwas mehr, Selter, nicht zu kalt, damit die Kindermagen intakt bleiben — kalte Milch, Kuchen und einfache belegte Butterbrötchen, das ist das Ganze. Die Hauptsache sind ja die Kinder selbst in ihrer Fröhlichkeit, die keine kostbare Bewirtung braucht.

Die Kostüme müssen natürlich auch so leicht wie möglich sein. Vorhandene weiße und helle Kattunkleidchen und Schürzen spielen darum eine große Rolle, und sehr leichte weiße und buntgefärbte Futterstoffe ergeben für Neuanschaffungen das beste Material. Etwas buntes Raschelband, ein paar Wachsperlen und schließlich Mamas alte Ball- oder Gesellschaftskleider, Ballblumen, bunte, gestickte Leinentücher und Fichus lassen sich ganz wundervoll zusammenstellen. Einem angehenden Fräulein von dreizehn Jahren kann man auch schon Mamas Jupon anvertrauen. Der ganze Effekt ergibt sich ja aus dem Wie und nicht aus dem Was.

Wie putzig schaut beispielsweise der kleine Vierjährige aus, der als Botaniker und Schmetterlingsfänger so wichtig über seine große Brille guckt. Des größeren Bruders Hose, die unten umgekrempelt wird, Schwesterchens gelbes Leinenjäckchen, ein paar Vatermörder, aus weißem steifen Papier geschnitten, ein buntes Halstüchlein, das mächtige Brillendrahtgestell auf dem kleinen Näschen machen ihn zu einem prächtigen Professor Schlaucherl. Farbenprächtige, bunte Papierschmetterlinge sind auf seinen Hut gesteckt. Die Butterbrottrommel gibt eine Botanisierbüchse, dazu sein Schmetterlingsnetz, das endlich einmal am richtigen Platze ist. Statt Schmetterlinge und sonstiger Seltenheiten hat er aber ein paar Waldnymphen angetroffen, die in oft erprobter Weise außerordentlich stilvoll gewandet sind.

Türkin und Bulgarin.

Große, weiche Stofftücher werden im Rücken in zwei oder drei tiefe Falten gesteckt, die Enden vorn über der Brust, wie auf dem Bild ersichtlich, übereinandergeschlagen, das Gewand auf der Schulter befestigt, damit es nicht rutscht. Natürliche Laub- und Blumenkränze im Haar, und Ranken in den Händen. Zu diesen Nymphengewändern eignen sich ausgezeichnet weiße, glatte oder gestreifte Mullvorhänge, aber auch feine Leinentücher und farbig gestreifte Stoffe machen sich sehr gut. Ganz praktisch ist es, ein neues Stück Stoff zu kaufen und später daraus Kinderkleider zu machen.

Ebenso einfach werden die hübschen Holländerinnenkostüme hergestellt; ein beliebiger Rock — am hübschesten ist freilich Mamas seidener Jupon oder irgendein anderer, recht faltenreicher Seidenrock — ist mit einer großen, weißgrundigen, buntgeblümten Schürze bedeckt, die man, wenn man sie recht elegant machen will, am unteren Rande mit einer Spitze besetzt. Die Kattuntaillen haben glatte Ärmel, ein Spitzentuch deckt sie vollständig. Die charakteristischen weißen Hauben sind aus weißen Spitzen leicht

Schneewittchen, Dornröschen und Hänsel und Gretel.

Unser Hauspersonal.

herzustellen. Der Ohrschmuck wird entweder gekauft oder aus feinem Filigrandraht gebogen und an einem Stück zurechtgeschnittenen Goldblech angebracht. Der kleine Holländer trägt der größeren Schwester Reformhosen, seinen eigenen Sweater, Bruders Pelzmütze und als höchsten Stolz das Tonpfeifchen im Munde.

Und wie reizend präsentieren sich unsere bekannten Märchenfiguren, Schneewittchen mit dem Apfel, Dornröschen mit Rocken und Spindel und Hänsel und Gretel, die ganz winzigen.

Schneewittchens Gewand ist aus weichem Waschstoff gemacht. Der Schnitt ist der denkbar einfachste, die Ärmel sind zwei gerade Stücke, die am Armloch halbrund geschnitten und eingekraust sind. Rote, leichte Seidenbänder oder leichter Stoff bilden die Garnitur, etwas Goldborte und weiße Wachsperlen für Brustverzierung und Stirnband vervollständigen den Anzug.

Das Schneewittchen kann sehr effektvoll von den sieben Zwergen umgeben sein, denen man entweder gleichmäßig braune kuttenartige Kittelchen mit Kapuzen näht oder die Zwerge verschieden, phantastisch kostümiert. Dabei darf der Kochzwerg nicht fehlen, der durch eine große weiße Schürze und einen Riesenlöffel charakterisiert ist.

Dornröschen trägt ein rosa Hängerchen aus Mull oder Tüll, mit etwas Silberborte besetzt, Rosen an Haar und Kleid, in der Hand den Rocken oder Wocken — ein mit Hanf und Bändern bewickeltes Stöckchen — und die Spindel, die man ebenso hergestellt hat.

Die Holländergruppe.

Hänsel und Gretel sind mit noch weniger Mühe zu kostümieren. Gretelchen hat über seinem weißen, ausgezackten Unterröckchen ein Tändelschürzchen, über dem weißen Blüschen ein rotes Samtmiederchen und ein ehrpusseliges Tüchlein. Hänsels Hauptstück sind die bunten Hosenträger über seinem weißen Nachthemdchen, die aus irgendeiner Borte oder aus einem passend gestreiften Kattun hergestellt sind.

Ein niedliches Rotkäppchen ist auch vorhanden. Das rote Mieder und das rote Käppchen sind ja dafür charakteristisch.

Rotkäppchens Großmutter ist fast ebenso leicht nachzubilden. Die Hauptsache ist ein großer Longschal über dem beliebigen, aber recht faltigen, weit abstehenden Rock. Aus einem Spitzen- oder Mulltuch stellt man die sehr einfache Haube her, zu der man erst aus Steifgase in der bekannten Art ein Grundgestell herrichtet, über das dann das Tuch geschickt drapiert wird. Die Brille darf nicht fehlen.

Sehr stattlich präsentiert sich Rotkäppchens Retter, der Jäger, in einem Joppenanzuge, Vatermördern, aus Papier gemacht, Pulswärmern, einem bunten Tuch um den Hals und einem mächtigen Busch am Hute. Die Zierde des Mannes, der stolze Schnurrbart, darf nicht fehlen. — Und nun naht das ganze Heer des Hauspersonals. Das Stubenmädchen im Waschkleidchen, mit Mutters Schürze und dem niedlichen Spitzenhäubchen, das so allerliebst aus Mutters Spitzenhandschuhen arrangiert ist, weil Minna, die Hausfee, sich heftig weigert, Häubchen zu tragen und darum keine vorhanden sind. So hat auch die kleine Köchin ein ebensolches bekommen. Sie hat ein großes, buntes Umschlagetuch und eine enorme Schürze aus weißem Futterstoff, ebenso wie der kleine Küchenjunge, dessen Schürze und Mütze aus dem gleichen Material hergestellt sind, und der in seinem weißen Sweater einen höchst appetitlichen Eindruck macht.

Die allerliebste Gärtnerin trägt ein Waschkleidchen und über dem weißen Schürzchen ein schwarzes Samtmieder, dazu einen Hut mit einer großen Blumenranke.

Beinahe erwachsen wirkt schon die kleine Dame des zweiten Kaiserreichs. Sie trägt freilich Mamas altes Ballkleid über vielen steifgestärkten Unterröckchen, so daß beinahe eine Krinoline zustande gekommen ist. Das seidene Fransentuch gibt dem Kleide den Charakter, den die originelle Zöpfchenfrisur vervollständigt. Die Kleidertaille kann man, wenn man es ganz stilecht machen will, nach irgendeinem Bilde aus dieser Zeit ein wenig ändern. Große Änderungen werden nicht nötig sein.

Sehr hübsch sind auch Türkin und Bulgarin für etwas größere Mädelchen. Für die Türkin wird das Schneewittchenkleid mit einem seidenen, breiten Schal umschlungen, ein ebensolcher wird als Turban um den Kopf gewickelt.

Der Turban der Bulgarin ist ein wenig anders geschlungen. Die charakteristische Bluse ist aus zwei gestickten Handtüchern gemacht, von denen man zunächst jedes an der Schmalseite zusammennäht, daß es zu einem Ringe wird; sind Fransen dran, so bleiben diese einfach nach außen hängen. Die Tücher werden über die Schultern gehängt und im Rücken mit einer kurzen Naht verbunden. Aus buntem Kattun mit billigen Borten läßt sich ein solches Bulgarenhemd ebenfalls hübsch herstellen. Die große, weiße Schürze bedeckt den ganzen Rock.

Aus der Zeit des ersten Kaiserreichs.

Ganz allerliebst sind auch die Empiredämchen, deren Gewandung sich aus langen Hängerkleidchen und seidenen Schals oder Spitzenfichus so leicht zusammenstellen läßt. Auch die charakteristischen Hüte kann man aus jeder großen Form mit Drahteinlage sehr leicht selbst zurechtbringen. Die Innenkrempe des Hutes wird mit gekraustem Tüll oder Seidenfutter gefüllt und mit einem Blumentuff ausgeziert, die Außenseite

bekommt lediglich eine große Schleife. Besonders charakteristisch sind die Haartrachten.

Für die jungen Herren sind die Verkleidungen ja schon ein bißchen schwieriger, wenn sie stilvoll sein wollen. Aber wir haben an unseren Bildern gezeigt, daß es auch ohne das geht. Mit einem Kittelchen, einer Zipfelmütze oder sonst einer charakteristischen Kopfbedeckung lassen sich die echtesten Bauern, Fischer, Schiffer herrichten. Sandalen und grobe Strümpfe tun dann zu den Pumphöschen das ihrige.

Die Hauptsache ist immer, daß die jungen Herrschaften sich in ihrer Verkleidung recht wohl fühlen, darum darf auch ein solches Kostüm nirgends drücken und pressen. Auch die Kopfbedeckungen dürfen durchaus nicht schwer lasten. Bei allen hier gezeigten Kostümen ist vor allem auch darauf Rücksicht genommen.

Für alle Bäuerinnenkostüme bleibt rote Wollborte ein sehr dankbares Material, besonders dankbar auch deshalb, weil man sie später zu allerhand anderen Dekorationszwecken verwenden kann, für die sie ja augenblicklich sehr modern ist. Und ein paar Meter weißer Waschstoff oder bunter Kattun sind ja auch nicht unerschwinglich.

Aus der Zeit des zweiten Kaiserreichs.

Besonders reizvoll machen sich bei solchen Festen kleine Aufführungen, die bei den Märchenfiguren mit einigem Geschick sehr nett zu einer Art Pantomine ausgestaltet werden können. Zum Takte eines Tanzes können beispielsweise Rotkäppchen, die Großmutter und der Jäger eine sehr niedliche kleine Szene aufführen, die mit einem Solo Rotkäppchens beginnt, zu dem die Großmutter hinzukommt und als dritter der Jäger, der nach einem unsichtbaren Wolfe, vor dem Großmutter und Rotkäppchen große Furcht bekunden, das Gewehr abschießt, worauf ein Freudentanz zu Dreien folgt.

Für Küchenjunge, Köchin und Stubenmädchen läßt sich ähnliches sehr hübsch inszenieren.

Auch Schneewittchen kann mit den sieben Zwergen einen sehr hübschen Tanz aufführen, wobei den Schluß ein Ringelreihen der Zwerge um das Schneewittchen bildet.

Fast in jeder Familie findet sich ja ein Genie nach dieser Richtung hin. Tänze im Empiregeschmack sind ebenfalls allenthalben bekannt, jede Française kann übrigens dazu umgewandelt werden.

Das Beste tut doch immer die Mutterliebe daran, das zärtliche Mutterauge, das erfinderische Mutterherz und die geschickte Mutterhand.

Handarbeiten.

Von R. Artaria.

Es ist jetzt überall angewandte Ueberzeugung, die kleineren und größeren Mädchen von Handarbeiten möglichst zu entlasten. Die Schule streicht die sonst dafür verwandten täglichen Nachmittagsstunden und lehrt Musterentwerfen in Verbindung mit Zeichnen, dabei so viel Nähen, Sticken und Häkeln, daß ein sechzehnjähriges Mädchen damit auf der Prüfung bestehen kann. Stricken wird wohl zu Anfang gelehrt, aber bald nicht mehr geübt: es gilt für veraltet und unrationell, und ist es auch, wenn man die Billigkeit der Maschinenarbeit in Anschlag bringt. Trotzdem behalten hartnäckige alte Strickerinnen, wie die Schreiberin dieser Zeilen, die Gewohnheit, an die gewebten Röhren Füße zu stricken, die dreimal dauerhafter sind als die Maschinenstrickerei. Doch setzt das eine Flinkheit der Arbeit voraus, die eben nur durch die große Uebung früherer Zeiten erworben wurde. Wie ein unheimliches Märchen wird es unseren heutigen Schülerinnen klingen, daß damals „vierundzwanzigmal herum“ eine gewöhnliche Nachmittagsaufgabe war. Ehrgeizige aber trachteten höher, sie erwarben Amateurgeschwindigkeit bei dem beliebten Strickspiel: „Haſ',“ wobei am abendlichen Familientische jede abgestrickte Nadel laut gezählt wurde, von eins bis fünfzig. Wer diese meldete, war der „Hase“ und durfte weiterspringen, die übrigen fingen mit eins von neuem an. Wie flogen da die Nadeln, wie viele Maschen flogen auch herunter und mußten mit schmerzlichem Zeitverlust aufgesammelt werden, während der flüchtige Hase schon in den Siebzigern galoppierte! Aber oft fingen sie ihn doch mit vereinten Kräften, ehe er die Hundert erreichte, und das Spiel begann von neuem — eine pädagogische Musterleistung, Pflicht in Vergnügen zu verwandeln!

Eine noch genußvollere Weise, beides zu vereinigen, war das Lesen beim Stricken, das jede Geübtere selbstverständlich betrieb, weil ja damals junge Mädchen nur Romane und Gedichte lasen, wobei keine Aufzeichnungen nötig waren. Aber wehe, wenn man sich ohne Strickzeug hätte dabei betreffen lassen! „Lesen am hellichten Tage“ kam gleich hinter den sieben Todsünden und wurde, wenn es doch einmal im stillen geschah, nie ohne Gewissensangst betrieben. Hatte man aber ein Strickzeug in der Hand, so war man vor mütterlichen Vorwürfen sicher. Und somit wurde der „prosaische Strickstrumpf“ zum Vermittler der herrlichsten poetischen Genüsse! Oft, wenn ich jetzt junge Mädchen am hellichten Tag in einem Stuhle ausgestreckt sehe, das Buch in der Hand (das auch heute doch meistens nur ein Roman ist) frage ich mich, ob die ruhige Offenheit der Zeitvergeudung wohl besser sei als unser damaliges schlechtes Gewissen dabei. Wenn ich aber gelegentlich zu lesen bekomme, was solche Neunzehnjährige in ihren vielen Freistunden sich gedrungen fühlen zu „schreiben“ und an Redaktionen zu verschicken, dann kann ich nicht umhin, diesen unverpflichteten Wesen einen Strickstrumpf in die Hand zu wünschen, mit der Verpflichtung: „Vierundzwanzigmal herum!“ . . .

Auch die Nähstunden waren in jener grausamen alten Zeit anders, schwieriger als heutzutage, wo eine kleine Zwölfjährige ein einziges Hemdchen von Schirting, ein Flügelfähnchen ohne Ärmel, oben Bündchen, unten ein Saum, seitwärts zwei Nähte, in einem Vierteljahr vielleicht fertigbringt. Vielleicht auch nicht. Bei uns hieß es: „Ein halbes Dutzend! Und solid — bitte!“ Starke Leinwand, Keile rechts und links, mühsam überwendlich anzusetzen, dann die schreckliche Kappnaht, die stets einem geschlängelten Wege glich, wie sehr man sich auch bestrebte, sie gerade zu machen, Ärmel mit Lochsaum und Zwickeln, eingesetzte Achselstücke — eine gehörige Arbeit! Welche Gaben ich, der leidenschaftliche „Leseratz“, zu ihrer Bewältigung mitbrachte, mag man daraus ermessen, daß es mir

gleich beim ersten Hemde gelang, den Ärmel dreimal verkehrt einzusetzen, während die gewöhnliche Möglichkeit doch nur höchstens zweimal ist. Aber es half nichts — stets wieder neu mußte er ausgetrennt werden, und unsere sonst so gütige Mutter, an deren Nahtisch die tägliche Lektion stattfand, war unerbittlich. „A force de forger l' on devient forgeron" (durch das Schmieden wird man zum Schmied) war der einzige Trostgrund, den meine rebellischen Seufzer erhielten. Und schon beim zweiten Stück nahm ich „meinen Verstand zusammen", der dann gerade ausreichte, jedes neue besser zu machen, bis die sechse vollendet waren. Ich habe nicht nur Hemdennähen gelernt, sondern Pflichtgefühl, Ausdauer und die richtige Schätzung der im stillen so tief verachteten Handarbeit. Als ich dann, zehn Jahre später, als junge Mutter merkte, wieviel die eigene Arbeit an der Nahmaschine dem Haushalt ersparen kann, da war ich für jene strenge Zucht nachträglich dankbar. Denn wirklich gut mit der Maschine arbeitet nur die Hand, die vorher tüchtig und flink nähen lernte. Die Lust an geistigen Dingen verging nicht über den vielen Kinderkleidchen und Wäschestücken — im Gegenteil! Sie hat zeitlebens nur zugenommen, daneben aber auch die praktische Geschicklichkeit, und beide zusammen haben mich ein nicht leichtes Leben richtig schmieden gelehrt. Aus eigener guter Erfahrung also, nicht minder aber aus der Beobachtung so vieler Ungeschickten und Unpraktischen unter unseren „neuen Mädchen", bei deren hohem Sternenwandel in Kunst und Wissenschaft nur allzuoft zerstoßene Rockäume und abgerissene, durch Sicherheitsnadeln ersetzte Haken auch dem unbewaffneten Auge sichtbar werden, oder auch den vielen, die stets fremde Hände zur Instandhaltung ihrer Toiletten brauchen, obwohl ihre Verhältnisse eigene Arbeit erfordern würden — aus allen diesen Wahrnehmungen moderner Untüchtigkeit heraus möchte ich die Forderung stellen: „Mehr Übung in der produktiven Handarbeit!" Was man gewöhnlich als Nachteil der „mechanischen Beschäftigung" hervorhebt, die Gelegenheit zum sentimentalen Träumen, das trifft nur jene Arbeiten, die auch unsere heutige Frauenwelt mit Vorliebe betreibt: Stickereien aller Art, Häkeln, Hardanger-Arbeit, Tülldurchzug, Macramé und wie die eleganten Zierlichkeiten alle heißen. Bei ihnen kann man sich stundenlang seinen schönen Gefühlen hingeben, was nun einmal in der weiblichen Natur zu liegen scheint und jedenfalls bei beschäftigten Händen nicht schlimmer ist als bei müßigen. Aber zum Schneidern, Richten und Vorstechen, ja nur zum richtigen Einstückeln gehört Aufmerksamkeit und Überlegung, also Eigenschaften, die man in jedem andern Beruf ebenfalls braucht.

Wer in einem solchen steht, kann selbstverständlich nicht in der Schneiderstube sitzen. Aber nähen und flicken soll jedes weibliche Wesen können, um die Sorge für seine eigene Person zu üben und nicht der Häßlichkeit zu verfallen. Deshalb sollte schon jede Dreizehnjährige fest angehalten werden, an einem bestimmten Nachmittage von den heutigen schulfreien der Woche die kleinen Schäden ihrer Kleider und Wäsche auszubessern. Es muß ihr unleidlich werden, abgerissene Knöpfe und aufgegangene Saumstellen oder gar Löcher in den Strümpfen an sich zu dulden. Nur in der Kindheit ist die Pünktlichkeit anzuerziehen, die unordentliche Erwachsene ist meistens unverbesserlich. Viel mehr als man denkt, beruht von dem späteren Charakter in solchen frühen Gewöhnungen. Was man ehemals für angeborene weibliche Eigenschaften hielt: Pflichttreue auch im kleinen, praktischer Sinn, Ordnungsliebe, Fleiß und Ausdauer, Heiterkeit im Ertragen auch unerwünschter Tage — alles dies schwindet vor unseren Augen reißend dahin. Es war nur anerzogen. Da aber diese Eigenschaften eben doch für die künftige Hausmutter wie für die Einzelstehende Kardinaltugenden sind, so heißt es, sie mit Bewußtsein entwickeln und pflegen. Wo sie fehlen, wächst bei Durchschnittsnaturen kein gleichwertiger Ersatz! Keineswegs soll mit diesen Ausführungen eine Mehrbelastung der Schulmädchen empfohlen sein. Sie sitzen ohnedies schon bedenklich viel in der Entwicklungszeit ihres jungen Körpers, auch lernen sie ja in der Schule das Notwendigste der Handarbeit. Die Übung ist es, die fehlt, und, daraus hervorgehend, die Freude an der Arbeit. Diese aber kann ein schulentlassenes Mädchen in den vielen freien, sonst unausgenützten Stunden sich mit gutem Willen in viel kürzerer Zeit selbst aneignen als ein gedankenloses Schulkind, das nur gezwungen lernt. Für die große Zahl der auch heute noch in der Familie bleibenden Mädchen, deren Mutter sie nicht regelmäßig unterweist, ist eine vortreffliche Schule die öftere Hausschneiderei, die viel angefochtene, trotz aller Gegenbehauptungen sehr billige, falls auch nur zwei Paar fleißige Hände mithelfen. Dabei lernt man alle „Vorteile" und „Kniffe" praktisch, die wir so das Jahr über in der „Gartenlaube" aus der Erfahrung geübter Arbeitsverständigen mitgeteilt finden. Dort heißt es auch, stundenlang fleißig dabei sein; diese Stunden werden nicht lang und sind so wenig gesundheitschädlich als Sitzen zum Studieren, Malen usw.

„Wir haben keine Zeit mehr dazu!" sagen die Haustöchter. „Aber was tut ihr denn in der Zeit?" muß man dagegen fragen. Ihr bereitet euch nicht auf einen Beruf vor, ihr dilettiert in allerhand Wissenschaften und Künsten, ihr geht viel aus, spielt Tennis, sitzt in ungezählten Fünf-Uhr Tees und abends in Theater oder Gesellschaft. Ihr genießt eure Jugend, wie man zu sagen pflegt. Später aber sollt ihr als verantwortliche Menschen im Leben stehen, in Arbeit und Sorge und schweren Notwendigkeiten. Wäre es dafür nicht besser gewesen, sich früh einen Teil des Tages an pflichtmäßige Arbeit zu gewöhnen? Die vielen, welche sich heute zu einem außerhäuslichen Berufe vorbereiten, leisten sie ja auch, warum sollen die mehreren ohne bestimmte Geistes- und Talentgaben sich nicht so geschickte und tüchtige Hände erwerben, um auch ihrerseits als harmonische Persönlichkeiten für ihren besonderen Kreis zu wirken?

Vielleicht wird die große Lehrmeisterin Notwendigkeit hier eingreifen, indem sie mit der Schätzung der Handarbeit die gleiche Umwandlung vornimmt, die wir auch in anderen Zweigen menschlicher Verrichtungen sehen. In alten Zeiten patriarchalisch geübt, später als unfein mißachtet, im dritten Stadium neu hervorgeholt, werden sie dann in einem andern, neuen Sinne betrieben, wie z. B. heute schon wegen der Dienstbotennot in Amerika das Selbstkochen und Abspülen von wirklichen Damen und das Selbstreinigen der Kleider von seiten ihrer Herren. Alle diese Arbeiten sind „standesgemäß", sobald gebildete Menschen sie dazu erklären, und es sieht ganz so aus, als ob auch unseren Damen bald eine Revision ihrer Begriffe in dieser Hinsicht bevorstände. Die steigende Teuerung, die Dienstbotenkalamität, die Notwendigkeit, am Kleinen und Kleinsten zu sparen, werden wohl bald die oft beklagte „überschüssige Mädchenkraft" unseres Mittelstandes ins eigene Haus zurückführen, zum herzhaften Mitangreifen im Kochen, Schneidern und Flicken, ohne Bedrücktheit, im fröhlichen Bewußtsein, daß jede gut getane Arbeit wertvoll ist, und daß man bei alledem der gebildetste Mensch sein kann, der vor niemand die Augen niederzuschlagen braucht.

Neben den neuen Mädchentypen der Studierenden und Künstlerin sehen wir dann vielleicht einen dritten emporwachsen: die kluge, selbständige und anmutige Haustochter, die die geistige Freiheit und Bildung der modernen Zeit mit den häuslichen Tugenden der alten vereinigt. In anderen Lebensformen und Betätigungen, aber dem Pflichtgefühl nach gleichwertig. Man trifft sie auch heute schon in einzelnen Vertreterinnen, und daß sie an Zahl immer zunehmen, ist für den Bestand unserer Familie dringend zu wünschen!

Zwei Automobilmäntel. (Abb. 343 u. 344.) An unserer Vorlage Abb. 343 aus englischem karierten Wollstoff vereinigt sich das Praktische mit dem Schönen. Das heutige Schleierarrangement gestattet für nicht zu große Touren den Umlegekragen, dem sich der breite, modegerechte Revers anfügt. Festes Leinen steift die Vorderteile, deren obere Weite durch einen von der Schulter ausgehenden Ausnäher eingeschränkt wird. Praktisch sind die Tascheneinrichtungen. Zuerst ist dem Vorderteil eine größere, länglische Futtertasche eingesetzt, deren Schlitz die große, viereckige Patte deckt. In diese Patte wird eine zweite, unten abgerundete Futtertasche eingefügt, deren Einschnitt sich unter einer kleineren Patte verbirgt. Der glatte, leicht geschweifte Rückenteil gibt dem Mantel genügend Weite. Den mäßig weiten Keulenärmel schränken oben Reihfalten ein, während über den unteren Rand eine gesteifte und gefütterte Manschette greift. Sämtliche Ränder des zu doppeltem Knopfschluß übereinandertretenden Mantels sind am Rand und einen Zentimeter dahinter abgesteppt. Der Schnitt ist in 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 2,75 bis 3 Meter. — Schlichter in seinem Äußeren ist der zweite Mantel Abb. 344, für den kräftiges Kammgarn das Material, Steppline die Garnitur ergaben. Hier sind die Vorderteile zu kleinen Revers umgelegt, an die sich der schmale Umlegekragen anfügt. Auch hier ergänzt ein mäßig weiter Keulenärmel, über dessen unteren Rand eine Manschette greift, den praktischen Mantel. Der Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 3 Meter.

Drei moderne Ärmel. (Abb. 345 bis 347.) Für gazeartige Stoffe ist der erste Ärmel Abb. 345 bestimmt, für den der Oberstoff in etwa 2 Zentimeter tiefe Querfalten zu ordnen und dann glatt, d. h. ohne Zugabe, in der Weite dem Futterärmel aufzubringen ist. Eine kurze Stickereimanschette ergänzt die Länge. Für gestreifte Stoffe eignet sich der geteilte Raglan-

343

344

Abb. 343 u. 344.
Zwei Automobilmäntel.

ärmel Abb. 346. Damit die Streifen des Stoffes zu schöner Wirkung aneinandertreten, ist der Stoff schräg genommen. Eine der Naht entlang aufsteigende Falte schränkt die untere Weite ein. Der Manschettenbesatz setzt sich aus zwei schrägen und aus zwei geraden Blenden zusammen. Im Charakter des ersten Ärmels ist der dritte, nur daß hier die Falten noch schmaler sind und nach außen spitz ververlaufen. An den unteren Rand, über den eine geschweifte, durch eine Blende abgeschlossene Manschette greift, fügt sich eine Spitzenstulpe. Der Schnitt zu jedem dieser drei Ärmel ist für 44, 48 und 52 Zentimeter halber Oberweite zu je 30 Pfennig vorrätig.

Zwei Besuchstoiletten. (Abb. 348 u. 349.) Über einer vorn schließenden Futtertaille besteht der Latz der Abb. 348 nebst dem hinten schließenden Stehkragen aus gepunktetem, in Fältchen abgenähtem Tüll, über den sich, unten kreuzend, zwei Westenteile aus Spachtelspitze legen. An dem Kreuzungspunkt ist ein kurzer Latzteil aus Brokatstoff sichtbar. An der Überbluse aus dunkelbraunem Tuch begrenzt ein gleichfarbiger Seidenpaspel die Ränder des inneren Taillenteiles, der auf der Schulter durch einen untergesteppten Faltenteil ergänzt wird. In das weite Armloch fügt sich der in Querfalten abgesteppte Überärmel, der über den mit quergefaltetem Oberstoff bekleideten Futterärmel fällt. An dem Elfbahnenrock steigt die schmale, mit vier Knöpfen besetzte Vorderbahn über den dem oberen Rockrand angesetzten und mit gefalteter Seide bekleideten Miedergürtel auf. Den unteren Rand begrenzt, mit Ausnahme der Vorderbahn, ein mit Paspel abschließender Oberstoffstreifen. Der Schnitt ist für die Taille in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig, für den Rock in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch für die Taille bei 1,10 Metern Breite 2 Meter, für den Rock 3,50 Meter. — Die zweite Toilette Abb. 349 zeigt neben dem weiteinsetzenden Ärmel den äußerst kleidsamen, viereckigen Ausschnitt. Als Material diente kleinkarierte Seide, der sich glatte Seide für Gürtel und Blenden sowie Valenciennesspitzenstoff über Chiffon gesellen, während drei große Schmuckknöpfe sowie ein Spitzenjabot den seitlichen Schluß markieren. Vorder- und Rückenteile sind in Quetschfalten geordnet, an die sich eine breite, über die Schulter greifende, abgesteppte Falte fügt. Der dreiviertellange Ärmel ist ebenfalls in Falten geordnet und wird durch einen manschettenartigen Spitzenbesatz ergänzt. Der Rock ist ringsum in gleichmäßige, nach unten sich verbreiternde Falten gebügelt. Der Schnitt für die Taille ist in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig, für den Rock in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch für die Taille bei 50 Zentimetern Breite 3,50 bis 4 Meter, für den Rock 9 Meter.

Bluse mit japanischem Ärmel, Bluse mit Faltengarnitur. (Abb. 350 u. 351.) Pastellfarbenes Tuch, dunkler getönter Samt sowie weißer Chiffon nebst Tüllspitze ergaben das Material zur ersten Bluse Abb. 350. Gefalteter Chiffon formt den

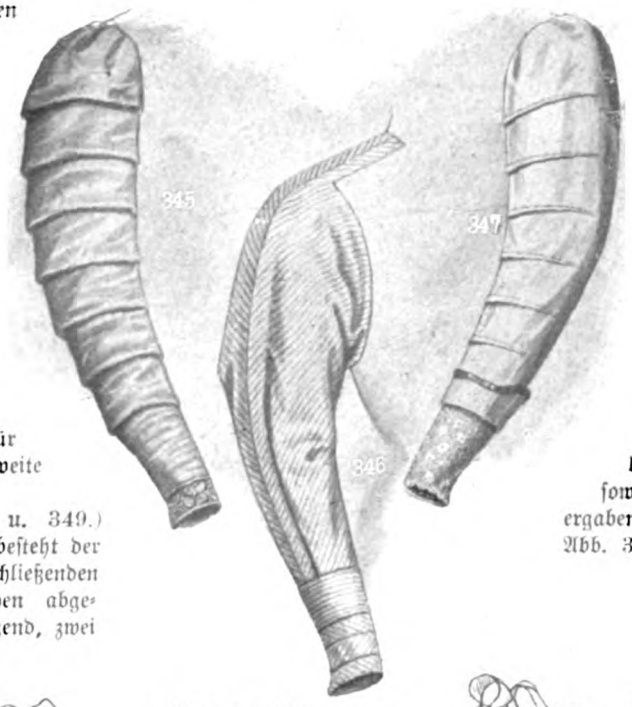


Abb. 345 bis 347. Drei moderne Ärmel.

Abb. 348. Besuchstoilette.

Abb. 349. Besuchstoilette.

tiefen Latz sowie den mit der Taille im Rücken schließenden Stehkragen, den ein Samtvoritoß mit Spitzenauflage begrenzt. Spitze begleitet auch die Längsränder des Latzes, während eine Samtblende die Ausschnittränder und die Ränder der angeschnittenen Überärmel abschließt. Der in Latzbreite eingereihte Oberstoff tritt vorn leicht angeschoben, im übrigen straff gefaltet, auf die Futtertaille. Unter dem Überärmel kommt der mit einer kurzen Puffe bekleidete, in Stulpenhöhe aus glattem Oberstoff und Spitze zusammengesetzte Ärmel hervor. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 Meter. — Schick und flott zeigt sich die zweite Bluse aus dunkelrotem Taft, dem sich etwas gleichfarbiger und ekrüfarbener Chiffon, Zierknöpfe und schmale Valenciennesspitze gesellen. Den vorderen Schluß der Futtertaille deckt der überhakende Latz, der gleich dem Stehkragen aus gezogenem hellen Chiffon besteht; darüber greifen, sich kreuzend, zwei schmal gefaltete, rote Chiffonteile. Die Taillenteile sind in der Mitte in eine Quetschfalte, im übrigen in drei abgesteppte Plisseefalten geordnet, mit denen die beiden Faltengruppen des Ärmels übereinstimmen. Den unteren, losen Rand des Ärmels schließt eine pattenartig abgerundete und mit Knopf versehene Blende ab; darunter wird der mit einer Chiffonmanschette abschließende und von Spitze begrenzte Futterärmel sichtbar. Der Schnitt zu dieser aparten Bluse ist in 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 51 Zentimetern Breite 4,50 Meter.

Abb. 350 u. 351. Bluse mit japanischem Ärmel, Bluse mit faltengarnitur.

Allerlei Neuheiten für den Sport. (Abb. 352 bis 356.) Praktisch und bequem, ohne dabei die ästethischen Gesetze zu verletzen, erweisen sich die beiden Sportmützen. Die erste Mütze Abb. 352, die aus festem, imprägniertem Stoff hergestellt ist, zeigt hinten herum eine Klappe, die mittels Knopf und Knopfloch auf dem Deckel gehalten oder über die Ohren gezogen werden kann; durch diese Vorrichtung eignet sie sich besonders für den Automobilsport, während die runde, strahlenförmig zusammengesetzte Mütze Abb. 353 eine fesche Radlerin allerliebst kleiden wird. Zu beiden Mützen ist der Schnitt zu je 35 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch zu jeder Mütze bei 1,10 Metern Breite 60 Zentimeter. — Für fleißige Radlerinnen ist der fußfreie Rock Abb. 354 aus schwerem Kammgarn bestimmt, der aus zwei je durch zwei Abnäher eingeschränkten Glockenbahnen besteht. Die vorderen Längsränder sind nicht zusammengenäht, sondern bleiben offen, werden gleich dem unteren Rande durch einen Clothstreifen sauber gemacht und mit verdecktem Knopfschluß eingerichtet, wodurch der Rock auch als Cape getragen werden kann. Hierfür ist am oberen, mit einem schrägen Futterstreifen eingefaßten Rand auf jeder Hälfte ein Druckknopf befestigt, dessen eine Hälfte auf der Außenseite, die andere auf der Innenseite festgenäht wird; beim Schließen erhält man dann eine tiefe, spitz verlaufende Falte, wodurch der Anschluß auf der Achsel erreicht wird. Der Schnitt zu diesem praktischen Rock ist in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite zu 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 2,25 Meter. — Knopfschluß gestaltet das mit einem Bündchen unterhalb des Knies abschließende Beinkleid Abb. 355 anliegend, während die obere Weite durch je zwei Abnäher eingeschränkt wird. Ein schmaler, gerader, mit Knöpfen schließender Bund faßt den oberen Rand des seitlich schließenden Beinkleides ein. Der Schnitt ist in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite zu 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 1,75 bis 2 Meter. — Die Sportausrüstung erhält durch die hohen Gamaschen, Abbildung 356, ihre Ergänzung. Als Material kann dunkelgraues oder braunes Eskimotuch verwendet werden. Je zwei Steppnlinien begrenzen die Ränder der aus zwei Außenteilen und einem Innenteil bestehenden Gamaschen, die oben noch einen kleinen Schnallgurt, unten eine Strippe erhalten; im übrigen Knopfschluß. Der Schnitt zu den Gamaschen ist in 33, 38 und 43 Zentimetern

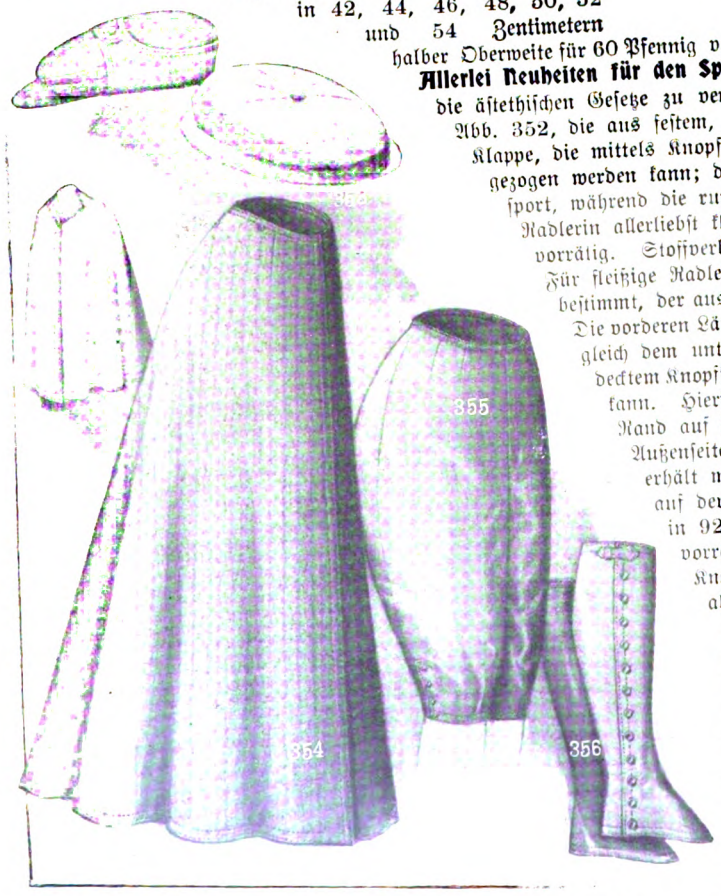


Abb. 352 bis 356. Allerlei Neuheiten für den Sport.

Badenweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,35 bis 1,40 Metern Breite 50 Zentimeter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 343 bis 356 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37—41, zu beziehen. Für Taillen, Mantel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

„Der liebste Gang".

Von Marga Dorn.

Die Brühsuppe mit Nudeln war ausgezeichnet, auch das saftige fettdurchwachsene Rindfleisch in Morcheltunke schmeckte gut zu Salzkartoffeln . . . aber, aber! „Es ist kein richtiges Mittag gewesen, Mutter", behauptet Fritz, der Tertaner, indem er sich in Ermanglung von Interessanterem ein tüchtiges Glas Wasser einschenkt. Mieze unterstützt seine Behauptung, Kathi aber, das Nesthäkchen, rückt der Sache noch näher auf den Leib durch die kühne Behauptung: „So langweilig — nich' en bissen Was hinterher — —"

„Langweilig", darin liegt viel! Wir Großen bewerten bei unseren Festmählern durchaus die Reichhaltigkeit der Gänge und ihre sorgsame Zusammenstellung, indem wir Starkes mit dem Milden paaren; daß auch unserer Familientafel alltäglich eine gewisse Abrundung des Menüs sehr zustatten käme, die ihr eine poetische Verklärung einbrächte und sie in den Augen unserer geliebten Süßschnäbelchen unendlich heben würde, vergessen wir. Unter dieser Poesie versteht das, gottlob, naive, materielle Kind einen kleinen Nachtisch in Formen, die seinen Verdauungsverhältnissen entsprechen und . . . billig sind, soll er energisch befürwortet werden. Man wende nicht ein: es ist sträfliche Verwöhnung, Kindern nach kräftigbürgerlicher Kost noch Dessert zu reichen, es wird ihnen Hang zum Naschen anerzogen. Verzeihung, dieser gesunde und natürliche Hang wird nur in richtige, regelmäßige Bahnen gelenkt, weiche Väter und Mütter geben ihm ja doch nach durch Automatengroschen oder Mitbringen von Zuckertüten, das die ewige Knapperei unterstützt und den Appetit für die Hauptmahlzeiten schädigt. Solche kleinen Hinterhers, wie wir sie im Auge haben, können beinahe, was die Kosten anbelangt, durch das Unterlassen oben angedeuteter Ausgabe gedeckt werden, braucht es doch nicht ein ganzer Haufen zu sein, der dem einzelnen zugemessen wird; buchstäblich zu nehmen: nur ein paar Bissen.

Die Hauptrollen werden hierbei das Obst, der Zucker und das Ei spielen, dreierlei, das für den rationellen Aufbau des Kinderkörpers unentbehrlich ist. Früchte haben wir, soll es mit dem Nachtisch mal ganz einfach gemacht werden, in roher Gestalt das ganze Jahr hindurch; die Kleinen essen übrigens manche Beerenart sehr gern mit kalter Milch, köstlichste Erfrischung an heißen Sommertagen!

Wie vielfach kann unserem Zwecke der geliebte Apfel dienen! Nebst einigen Orangen scheibig geschnitten und eingezuckert, nötigt er die größte Hochachtung ab, und gebraten gibt er eine leichte Creme her. Das weiche, erkaltete Mark wird durch einen Porzellandurchschlag gerührt, auf je einen Apfel mit einem geschlagenen Eiweiß und einem Löffel Zucker vermischt und mittels Zitronensäure abgeschmeckt.

Da bei den bescheidenen Kindernachtischchen fast durchweg das Resterverwertungsprinzip im Auge behalten wird, verarbeiten wir stehenden Fußes die vom Apfelschnee gebliebenen Eigelb in einem einfachen Kuchen. 150 Gramm Butter, 75 Gramm Zucker, 250 Gramm Mehl, die vier Gelbei, etwas gestoßener Zimt und abgeriebene Zitrone geben einen Teig, der fingerdick auf ein Backblech gestrichen, mit Mandeln und Korinthen bestreut, goldbraun abzubacken ist. Warm in Streifen geschnitten und in Blechbüchsen verpackt, kann er einen Reservefonds vorstellen für prosaische Waschtage, an denen keine Zeit bleibt zur Entfaltung von Nachtischpoesie.

Nun zurück auf unsern Apfel. Eine angenehme Variante ergibt er in Viertel geschnitten und mit Zucker, Korinthen sowie reichlich süßen, stiftartig geschnittenen Mandeln gedünstet, auch verdanken wir ihm eine durchaus leicht bekömmliche Kinderspeise. 500 Gramm Apfelschnitzel werden in einem halben Liter Wasser weichgekocht, durchgetrieben, dann mit 30 Gramm in wenig Flüssigkeit gelöster roter Gelatine und 200 Gramm Kochzucker sowie einer abgeriebenen Zitrone nochmals aufgewellt; erkaltet und steif wird das Gericht mit Milch darüber gern genommen.

Für die Wintermonate ist auch gutes Backobst als Nachtischkompott dringend zu empfehlen und darf wohl daran erinnert werden: alle Dörrfrüchte müssen am Abend vor dem Gebrauch eingewässert und gezuckert werden, sie benötigen dann nur noch weniger langsamer Kocherei. Kinder essen Backobst mit Vorliebe, zumal, wenn man einige Klößchen dazu spendiert, wie den leckeren lockeren Eierstich, der von einem Tassenkopf Milch, einem gehäuften Teelöffel Weizenmehl, drei gehäuften Teelöffeln Zucker, einer Prise Salz, fünf geriebenen bitteren Mandeln und drei bis vier ganzen Eiern gequirlt wird. Die Masse muß im Wasserbade zwanzig Minuten lang kochen und läßt sich nach Belieben herausstechen.

Ein anderer Kloß besteht zum größten Teil aus übriggebliebenen Kartoffeln, ist jedoch nicht jener faustdicke Kanonenstöpsel, der, zum Schweinebraten gereicht, als eigenes, wenn auch nicht protziges Gericht geht. Man reibt auf vier Personen sechs bis acht große kalte Kartoffeln (um Stücke zu vermeiden ist die Reibe umgekehrt zu halten und nur das aus der Rundung abzuschütten), fügt je einen Eßlöffel voll Weizenmehl und Grieß sowie Zucker, Salz und drei Eier hinzu. Der so gewonnene Teig wird zu kleineren Klößchen geformt, die als Inneres ihrer Natur eine große Erdbeere oder entsteinte Pflaume erhalten; im Notfalle lassen auch gut ausgequollene Backpflaumen sich verwenden. Fünf Minuten lang gekocht und mit Zimt und Zucker bestreut, erfreuen sie sich wegen des in ihnen ruhenden süßen Geheimnisses großer Beliebtheit. Für Väterchen brät die Köchin einige — nachdem sie abtropften — in steigendem Fett und verhilft ihnen zu größerer Pikanterie durch einen Überguß von brauner Butter mit gerösteten Semmelbröseln.

Naturgemäß tischt man winters mehr Warmes als Nachspeise auf, wie zum Beispiel ein wenig dicken Milchreis, von dem die Hälfte zurückbleiben kann, um dünn auf einer flachen Schüssel ausgebreitet, einige Tage später streifig geschnitten, paniert und gebraten, in ganz anderer Form zu glänzen. Fruchtsauce oder ein Gläschen Eingemachtes sind dazu passend. Die andern einfachen süßen Reiszubereitungen eignen sich auch für unsere Idee, Apfel-, Kirsch- und Apfelsinenreis weiß jeder zu bereiten. Immer wieder soll auch für die Kinder-Nachherchens Restanwendung gelten. Blieben von einer Gesellschaft einzelne Tränen leichten Moselweins in den Flaschen, so lassen sie sich, durch einen Schuß Wasser verlängert, leicht zu Eier-Wein-Creme umarbeiten. Eine knappe halbe Flasche Wein, vier Eigelb, 350 Gramm loser Zucker werden, nebst der

Schale und dem Saft einer Zitrone, auf gelindem Feuer bis zum Aufstoßen geschlagen und schließlich (erst ein wenig abkühlen lassen!) mit dem steifen Eiweiß durchzogen.

Das „Mädchenerröten" oder „Morgenrot" gehört auch in diese Kategorie. Die hochpoetisch benamste Speise ist so recht etwas für uns, einfach und billig.

Von vier bis fünf Eiweiß, mit deren Gelb man legierte, wird auf jedes Ei ein Löffel Fruchtgelee oder gut eingekochte Preiselbeeren und 25 Gramm Streuzucker gerechnet; in einer Schüssel wird unentwegt gerührt, bis . . ja, bis es beinahe ein Monte Rosa ist — es gibt erstaunlich viel her.

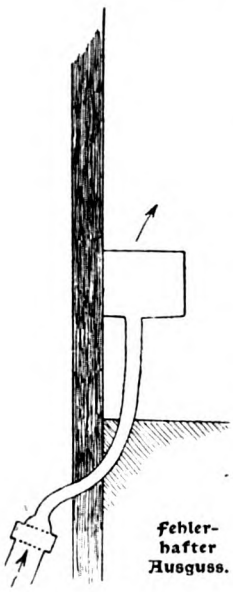
Zu einem äußerst einfachen Auflauf rührt man unter jedes sehr steifgeschlagene Eiweiß einen Löffel Aprikosenmarmelade und zwei Löffel Kochzucker; in einer Porzellanform hochgetürmt, darf es bei gelindem Feuer nur hellbraune Farbe annehmen, ebenso wie die bereiften Johannisbeeren, zu denen recht große, volle Träubchen in eine Eiweißmasse gehüllt werden, die man durch Zucker so steif macht wie zu Baisers.

Die Unmenge der vielgekochten Flammeris und roten Grützen, die sich sicher auch für unsern Zweck eignen, sei hier nur gestreift, dagegen noch daran erinnert, wie sehr ein wenig Schlagsahne (für vier Personen für dreißig bis vierzig Pfennig) durch Zuhilfenahme von eingemachten Vorräten oder Schokolade zum festtäglichen Hinterherchen paßt. Man gibt der Schlagsahne entweder eine Unterlage aus eingelegten Kirschen oder zieht kurz vor dem Essen vier Löffel Preiselbeeren darunter. Die Schokolade (250 Gramm) wird in einer großen Tasse Milch zu steifem Brei gekocht, dick mit Zucker bestreut und zum Kaltwerden hingestellt, zuletzt mit der Sahne vermischt. Den prächtigsten Namen und schönsten Geschmack aber hat Schlagsahne mit Pumpernickel und Eingemachtem dazwischen: man nennt sie Götterspeise. Freilich ist geschlagene Sahne nie ganz leicht, aber die vom Konditor genommene wurde meistens schon durch Eiweiß verlängert, und bei der selbstgeschlagenen . . . nun, ein Sprichwort sagt: Kindermaß und Kälbermaß müssen alte Leute wissen.

Vom Küchenausguß.

Hygienische Winke von C. Falkenhorst.

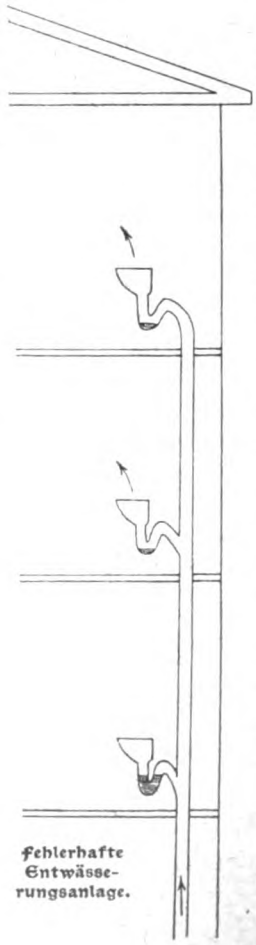
„Der Ausguß riecht wieder!" Nur zu oft hört man in unseren Wohnungen die Klage, und sie berührt die Hausfrau recht peinlich; pflegen doch die meisten Menschen der Meinung zu sein, der Ausguß rieche, weil er nicht rein gehalten werde. Die vielgeplagte Hausfrau geht also ans Werk und ruft zurechtweisend ihre Dienstboten herbei; man reinigt den Ausguß mit Seife, Soda und übermangansaurem Kali, der üble Geruch verschwindet wohl, recht oft stellt er sich aber in kürzester Zeit wieder ein. Der Kampf wird von neuem aufgenommen, leider mit dem gleichen kurzen Erfolge, bis man sich schließlich in das Unvermeidliche fügt.



Fehlerhafter Ausguss.

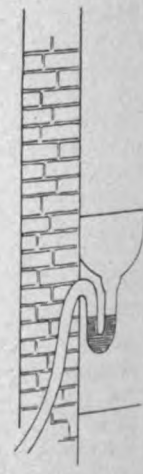
Das ist aber zu bedauern; denn die übelriechenden Gase, die sich von den Wasserausgüssen im Hause verbreiten, sind nicht nur lästig, sondern auch gesundheitsschädlich, und ein solcher Zustand ist durchaus kein unvermeidliches Übel; im Gegenteil, in einem wohlgebauten Hause dürfen die Bewohner durch eine derartige Luftverderbnis nicht belästigt werden. In weiteren Kreisen ist diese Tatsache leider weniger bekannt, als es sein sollte. Darum werden einige aufklärende Worte darüber wohl am Platze sein und zur Entlastung der oft ungerecht beschuldigten Hausfrau das Nötige beitragen.

In alter Zeit, wo die Städte noch nicht kanalisiert waren, richtete man die Wasserausgüsse in den Küchen einfach ein. Das Abflußrohr des Ausgußbeckens mündete ins Freie über einem Rinnstein, in dem die Hausabwässer fortflossen. Derartige primitive Anlagen kann man noch heute in Dörfern sehen. Bei dieser Anordnung geschah es wohl, daß hin und wieder der Küchenausguß nach längerem Gebrauch üblen Geruch verbreitete; denn in dem Abflußrohre setzten sich Schmutzteilchen an, die allmählich in Verwesung übergingen. Eine gründliche Nachspülung mit Seifenwasser und Sodalösung brachte in solchen Fällen rasche Abhilfe.



Fehlerhafte Entwässerungsanlage.

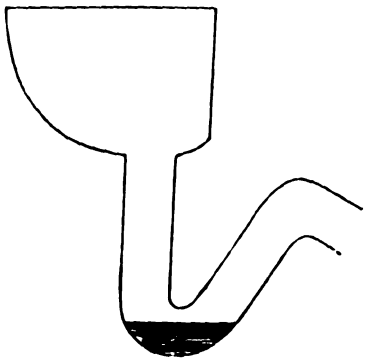
Dieser Zustand der Hausentwässerung ist aber recht mangelhaft, denn durch die Rinnsteine wird die Umgebung des Hauses und die Straße verpestet. Darum ging man frühzeitig in großen Städten zur Kanalisation über. Alle Abwässer werden in unterirdischen Kanälen oder Schleusen fortgeleitet, die Straße gewinnt ein saubereres Ansehen und bleibt frei von den die Luft verpestenden Gerüchen. Bei dieser neuen Anordnung mündete das Abflußrohr des Küchenausgusses nicht mehr ins Freie, sondern wurde in den Kanal selbst geleitet. Da stellte sich aber ein neuer Übelstand ein. Wie unsere erste Abbildung zeigt, wurde durch das Abflußrohr die Wohnung mit dem Kanal verbunden. In dem Kanal selbst aber ist die Luft immer mit höchst übelriechenden Gasen geschwängert. Da nun die Luft in den Häusern fast immer wärmer ist als die in den Kanälen, so saugen die Häuser die Bodenluft an; es entsteht in den Abflußrohren eine aufsteigende Luftströmung, die auf unserer Abbildung durch Pfeile angedeutet ist.



Siphonverschluss.

Die Folge einer solchen primitiven Einrichtung ist es nun, daß die Kanalgase durch den Ausguß ins Haus eindringen. Um diesem Übelstande zu begegnen, schuf man in den Abflußrohren selbsttätige Verschlüsse, die die Kanalgase von der Wohnung fernhalten sollen. Am einfachsten konnte man dieses Ziel dadurch erreichen, daß man das Rohr knieförmig bog. Unsere rechtsstehende Abbildung auf dieser Seite veranschaulicht diese Einrichtung. Das Abflußrohr ist U-förmig gebogen; gießt man in dieses Wasser hinein, so kann es nicht völlig abfließen, der Rest bleibt vielmehr in den tieferen Teilen der beiden Schenkel stehen. Die Wassersäule bildet nun einen Verschluß, der die Kanalgase von der Wohnung abhält. Dieser Siphonverschluß wird noch heute vorwiegend in den Wohnhäusern angebracht.

Leider wirkt er nicht so sicher, wie man gewöhnlich annimmt. Namentlich in Häusern mit mehreren Stockwerken versagt er oft. Unsre mittlere Abbildung auf Seite 556 zeigt die Entwässerungsanlage eines Landhauses, das, nebenbei gesagt, erst vor kurzem gebaut wurde. Es besitzt drei Ausgüsse, einen im Keller in der Waschküche, einen zweiten im Parterre in der Küche und einen dritten im ersten Stockwerk, in dem sich nur Wohn- und Schlafräume befinden. Alle drei Ausgüsse münden in ein gemeinsames Abflußrohr, das in den Kanal führt, und sind mit Siphonverschlüssen versehen, trotzdem ist die Anlage fehlerhaft, und die Bewohner dieses Hauses müssen von den Kanalgasen belästigt werden. Wird in dieser Villa im Keller eine größere Wassermenge, z. B. ein Eimer Wasser, in den Ausguß geschüttet, so vernimmt man in den Ausgüssen des Parterres und des oberen Stockwerks ein kollerndes Geräusch; wiederholt sich der Vorgang mehrmals, so beginnen die Ausgüsse zu riechen. Wenn die Röhren aus Glas wären, so würde man genau sehen, was in ihnen beim Wasserausgießen vorgeht, und man würde sich für eine derartige Anlage bedanken. Leider sind die Rohre undurchsichtig, und so lassen sich so viele ein minderwertiges, unhygienisches Zeug gefallen. Wird in dieser Villa im Keller Wasser ausgeschüttet, so füllt sich mit ihm das Abflußrohr, und das fortfließende Wasser wirkt wie der Stempel einer Spritze saugend auf das Rohr. Infolgedessen drückt die Außenluft auf die Siphonverschlüsse und treibt das Wasser vor sich unter gurgelndem Geräusch in das Abflußrohr. Ist die Einwirkung kurz, so wird der Siphonverschluß geschwächt, indem die abschließende Wassersäule niedriger wird, dauert sie aber länger, so wird das Wasser aus dem Siphon fast völlig fortgerissen: der Verschluß ist alsdann gebrochen, wie das die erste Abbildung auf dieser Seite zeigt. Der gleiche Vorgang erfolgt aber auch, wenn im Parterre oder in der ersten Etage mehrere Liter Wasser auf einmal ausgeschüttet werden, an den anderen Ausgüssen. So wird in diesem Hause bald hier bald dort ein Wasserverschluß gebrochen und den Kanalgasen der Zutritt zu den Wohnräumen frei gegeben, bis durch neues Einschütten von Wasser der Siphon wieder gefüllt wird.

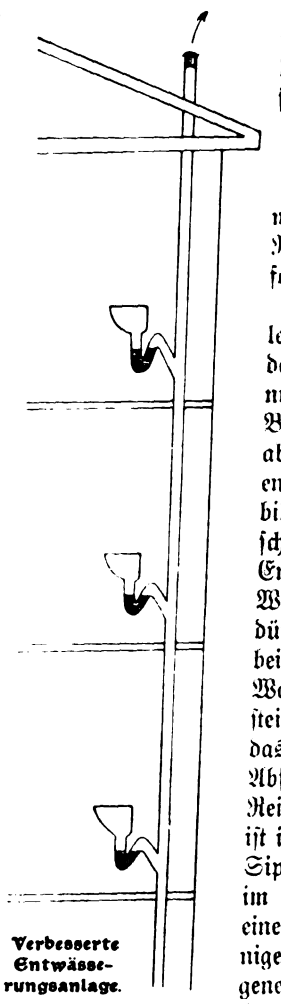


Gebrochener Wasserverschluss.

Um diesem Übelstand abzuhelfen, soll in gut gebauten Häusern die Entwässerungsanlage anders beschaffen sein. Das Abflußrohr soll, wie dies unsere mittelste Abbildung auf dieser Seite zeigt, frei über das Dach geführt sein und am oberen Ende offen bleiben. Wirkt dann beim Ausgießen großer Wassermengen das abfließende Wasser saugend im Rohr, so dringt die Luft durch die obere Öffnung ein, der Druckunterschied wird ausgeglichen und die Wasserverschlüsse in den anderen Stockwerken bleiben unversehrt. Freilich ist dies nur dann der Fall, wenn das Hauptabflußrohr eine genügende Weite besitzt, ist es zu eng, so werden die Wasserverschlüsse im Hause trotz der oberen Öffnung gebrochen. Ein weiteres Schutzmittel besteht noch darin, daß das Hauptabflußrohr des Hauses, bevor es in den Kanal eintritt, mit einem besonderen Wasserverschluß versehen wird, damit die Kanalgase in dasselbe nicht eindringen können.

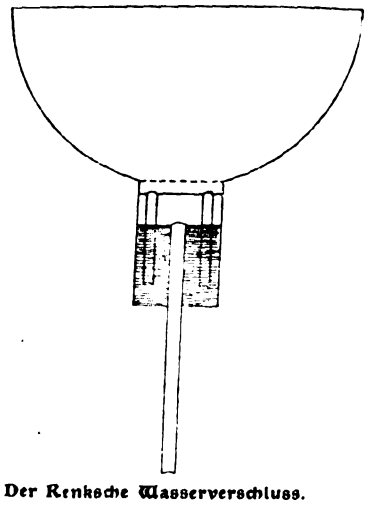
Wird nun bei der Ausführung der Entwässerungsanlage des Hauses vom Klempner oder Wasserleitungstechniker in einem der genannten Punkte gefehlt, dann ist die Gefahr da, daß die Wasserverschlüsse alle Augenblicke gebrochen werden. Die Ausgüsse werden riechen, die üblen Gase die Wohnung verpesten, wie sehr sich auch die Hausfrau bemüht, das Übel durch Reinigen und Desinfizieren des Ausgusses zu bekämpfen. Eine wirkliche Abhilfe kann in solchen Fällen nur eine bauliche Veränderung bringen. Wo diese in Mietwohnungen nicht durchzuführen ist, kann man sich vorübergehend dadurch helfen, daß man den Wasserleitungshahn dauernd tropfen oder fein rieseln läßt; dadurch wird der etwa gebrochene Wasserverschluß sogleich von neuem wiederhergestellt.

Reine Luft ist ein kostbares Gut. Die hygienisch aufgeklärte Menschheit schätzt sie mehr und mehr; man wohnt weit entfernt von der Arbeitsstätte, um bessere Luft als im Stadtinnern zu haben; man unternimmt Reisen, um in reiner Luft sich zu erholen. Da ist es in Anbetracht dieser Luftschätzung doch seltsam, daß man sich derartige unzuverlässige Wasserverschlüsse im Hause gefallen läßt. Seltsam ist es, denn die Anlagen, wie wir sie geschildert haben, sind bei weitem am meisten verbreitet, aber die besten sind sie nicht. Es gibt in der Tat sicherer wirkende Verschlüsse. Als Beispiel sei hier der Renksche Wasserverschluß erwähnt. Er ist nach folgendem Prinzip gebaut:



Verbesserte Entwässerungsanlage.

Unter dem Sieb des Ausgußbeckens (vgl. die letzte Abb.) ist ein Blechkasten angebracht. Seine dem Siebe zugekehrte obere Wand hat zwei Öffnungen, durch die zwei Röhren bis nahe an den Boden des Kastens führen. Von dem Boden aber steigt das Abflußrohr in den Kasten und endet in der Nähe seiner Decke. Der Verschluß bildet sich durch die in der Zeichnung mit schraffierten Linien angedeutete Wasserschicht. Entsteht nun in dem Hauptabflußrohr eine saugende Wirkung, so wird in dem Kasten die Luft verdünnt, die äußere Luft dringt in ihn durch die beiden Einflußrohre ein, sie kann aber die gesammte Wassermenge des Verschlusses nicht verdrängen, steigt vielmehr in Blasen empor und gelangt in das Abflußrohr. Sollten sich die Rohre durch Abfälle verstopfen, so kann man den Kasten behufs Reinigung auseinander schrauben. Die Reinigung ist in diesem Falle leichter als die bei dem gebogenen Siphonrohr, die im Haushalt eine nichts weniger als angenehme Beschäftigung bildet.



Der Renksche Wasserverschluss.

Leider hat — infolge jener uns alle beherrschenden gewissen Gleichgültigkeit — dieser gute Verschluß, obwohl er seit lange bekannt ist, nur in wenigen Städten Verbreitung gefunden.

So haben wir die Ursachen eines sehr lästigen und häufigen Hausübels aufgeklärt. Die Hausfrau hat unter ihm am meisten zu leiden, aber sie verschuldet es nicht. Schuld an ihm sind zumeist der Bauherr und der Wasserleitungstechniker, und sie müssen auch für gründliche Abhilfe sorgen.

Ratgeber für jedermann

Neues aus Altem.

Messerbänkchen aus 2 Garnröllchen und 2 Knebeln und Salznäpfchen in Diaboloform. Man sägt zunächst von zwei gleichen Röllchen die oberen Enden ab, schneidet in der Mitte des zylindrischen Teiles ringsherum mit der Laubsäge etwas ein und etwas höher ebenso noch einmal. Das „Fleisch" zwischen diesen Einschnitten holt man mit einem Federmesser heraus, so daß der Hals der Figur entsteht. Um den Kopf zu runden, bedient man sich des bereits bei früheren Gelegenheiten erwähnten Rundschnitteisens, das die Form eines gekehlten Stemmeisens hat und in jeder Eisenhandlung zu kaufen ist. Nachdem man durch die Enden zweier Knebel Löcher gebohrt hat, schraubt man sie als Arme an die kleinen Figuren, die wie alle figürlichen Knebelarbeiten in lebhaften Farben in Art des Dresdener Spielzeuges gehalten sind. Aus den vorhin abgefallenen Teilen der Garnröllchen ist das Salz-Näpfchen in Diabolo-Form entstanden. Das eine Stück wird mit dem Rundschnitteisen ausgehöhlt und dann mit dem anderen durch ein eingeleimtes Knebelstückchen verbunden. Die Wirkung einer, mit diesen bunten Knebelarbeiten verzierten Tafel ist sehr originell und hübsch.

Doppelarmiger Wandleuchter.

Salznäpfchen in Diaboloform.

Messerbänkchen aus Garnrolle und Paketknebeln.

Aus dem Kunstgewerbe.

Leuchter. Nicht jeder verfügt über die Einrichtung des elektrischen Lichtes, und bei vielen hat sich die Vorliebe für die anheimelnde gemütliche Kerzenbeleuchtung erhalten. So ist es begreiflich, daß das Interesse für schöne alte oder neuere Kerzenleuchter trotz der Konkurrenz von Gas und Elektrizität lebendig bleibt. Ungemein reizvoll ist der antike Tischleuchter aus Messing, dessen Fuß mit Ornamenten verziert ist, während der Träger vierkantig gerade aufsteigt und drei gewellte Teller mit runden Haltern für die Kerzen trägt. Die beiden Wandleuchter „Blakes" sind ebenfalls aus Messing und haben beide ruhige, geschmackvolle Ornamente. Natürlich eignen sie sich nicht für ganz modern eingerichtete Zimmer, sind aber dort, wo sie hinpassen, ein unvergleichlich schöner Hausrat.

Armleuchter.

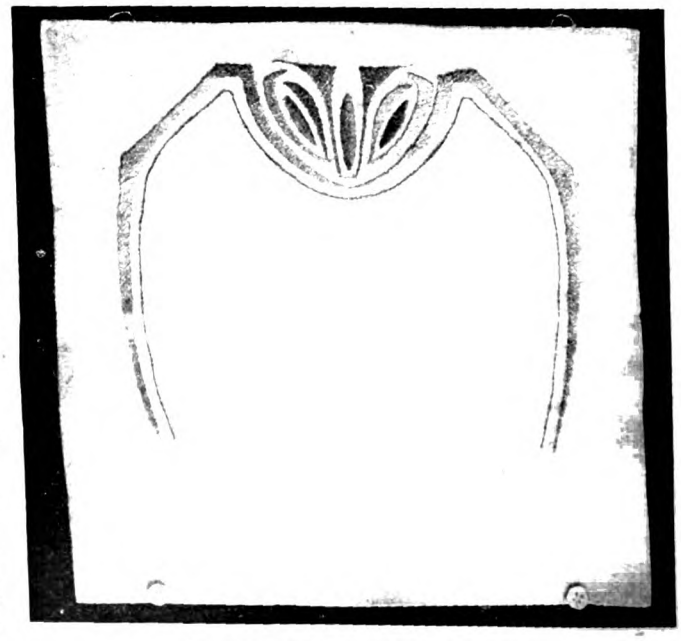
Handarbeit.

Ein selbstangefertigter Ball. Ein hübsches Spielzeug, das sich besonders gut für ganz kleine Kinder eignet, ist einer der bekannten Wollbälle, die man aber auch selbst sehr einfach herzustellen vermag. Um dem Ball die Sprungkraft zu geben, nehme man Seidenpapier, das man zu einer Kugel formt. Hierüber wickelt man gleichmäßig Wollfäden, wobei man dem Ball die Form gibt. Um diese Wollfäden zu befestigen, umnäht man schließlich den ganzen Ball mit einem engen Langettenstich. Für Babys nimmt man am besten weiße Wolle, knotet oben einen doppelten Faden und befestigt den Ball am Wagen.

Serviettenhülle. Wie mancher hat nicht während der Reisezeit den Übelstand empfunden, an der Gasthaustafel seine Serviette verwechseln zu sehen! Dieser Unannehmlichkeit sowie auch dem überflüssigen Anfassen der Serviette durch die Bedienung daheim soll diese kleine, praktische und leicht herzustellende Serviettentasche abhelfen. Sie ist auf weißem Leinen mit Waschseide in zwei blauen Tönen gearbeitet und wird mit zwei kleinen Perlmutterknöpfen geschlossen.

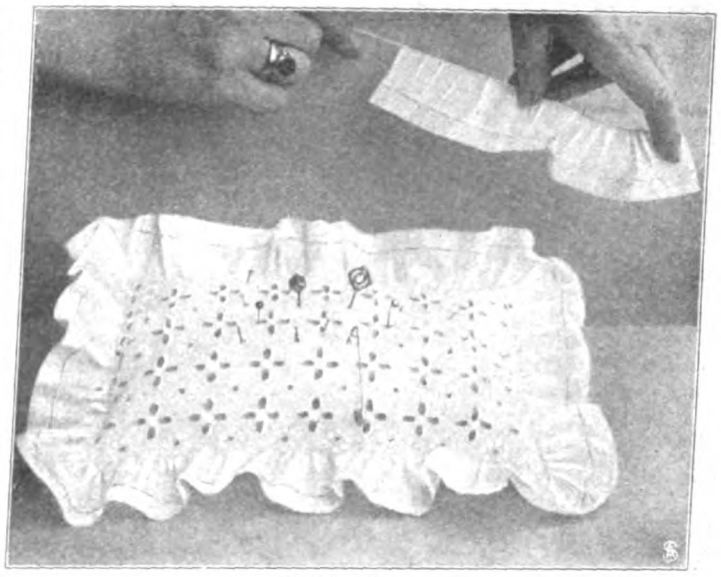
Wandleuchter.

Bettpompadour und Toilettekissen. Das moderne Schlafzimmer weist mancherlei Komfort auf, von dem der Bettraum unserer Großmütter nichts wußte. Ein solches Schmuck- und Gebrauchsstück ist der Bettpompadour, in dem das Taschentuch, das man auch nachts nicht gut entbehren kann, Unterkunft findet. Dieser Pompadour wird, wie neuerdings fast alles „Stoffliche" im Schlafzimmer, aus Waschstoffen gefertigt und mit Futter und Bändern ausgestattet, die in der Farbe mit den Gardinen, Decken usw. des Zimmers übereinstimmen. Natürlich hat sich die Industrie bereits dieses praktischen Artikels bemächtigt, und in den Wäschegeschäften der Großstadt kann man entzückende solcher Beutelchen aus feinstem Leinenbatist mit reicher Handstickerei bewundern, die wie ein Märchen aus „Tausend und einer Nacht" anmuten, dementsprechend aber auch mit märchenhaften Preisen ausgezeichnet sind. Nun, nicht jeder ist in der Lage, für solch ein zierliches Ding leichtherzig zwei bis drei und mehr Goldstücke auf den Ladentisch zu legen, aber geschickte Hände gibt es genug, die für den zwanzigsten Teil jener Summen wenn auch nicht so kostbare, so doch ähnlich reizende Beutelchen anzufertigen, wohl gar allerlei Reste dazu zu verwenden verstehen. Der auf nebenstehender Seite abgebildete Bettpompadour ist ein solches Erzeugnis heimischer Kunstfertigkeit. Er besteht aus einem 30 cm langen und 18 cm breiten, hübsch gemusterten Stickereieinsatz, der aber auch durch entsprechenden Stickereistoff ersetzt werden kann. Der Stoff wird doppelt zusammengelegt und durch französische Naht an beiden Seiten zur Beutelform geschlossen. Den oberen Abschluß des Beutels bildet ein 60 cm langer, 13 cm breiter Streifen aus glattem, feinem Batist, der erst zur Rundung zusammengenäht und dann an beiden Längsseiten besonders eingereiht wird. Nun zieht man erst den einen Reihfaden so weit an, daß er der Weite der Beutelöffnung entspricht, und näht ihn



Serviettenhülle mit leichter Stickerei.

verstürzt an dem oberen Beutelrande fest; ebenso verfährt man danach mit dem zweiten eingereihten Streifenrande, den man innen gegen die Beutelöffnung säumt, so daß diese nun von rechts und links tadellos sauber erscheint. Als Futter wurde an unserm Modellchen lichtblauer Seidenmull, und zwar in Form eines Extra-Beutelchens, in den Pompadour geheftet, so daß beide Teile nach Auftrennen der Heftstiche gesondert ins Waschfaß kommen können. Sehr praktisch wurden ferner die Löcher der Stickerei gleich als Zugsaum für das blauseidene Band benutzt, an dem der Pompadour über den Knauf des Bettpfostens gehängt wird. Es sieht dies erstens sehr niedlich aus und erübrigt auch das mühsame Anbringen eines besonderen Zugsaums oder das Umschürzen von Stoffstäben zum Durchleiten des Bandes. Passend zu diesem Taschentuchbeutel präsentiert sich das ebenso praktische wie reizende Toilettenkissen. Seine Grundform ist ein Kissen von 23 cm Länge und 14 cm Breite aus lichtblauem Leinen, das fest mit Kleie gestopft wurde, so daß es leicht und handlich bleibt. Ueber dieses blaue Kissen arbeitet man einen Bezug aus dem gleichen Stickereistreifen, den der Beutel aufweist, d. h. nur die Oberseite besteht aus gesticktem Stoffe, die Unterseite ist aus glattem weißen Batist gefertigt. Man schneidet beide Teile in der nötigen Größe zu, gibt aber an der einen Schmalseite an beiden Stoffen etwa 2 cm zu und arbeitet zuerst an dem Stickereistoff eine 1 cm breite Lasche mit 2 Perlmutterknöpfchen, dann an dem Batist die entsprechende Knopflochleiste mit 2 Knopflöchern, damit der Bezug später unterhalb der Frisur auf der Rückseite des Kissens geschlossen werden kann. Sodann biegt man die Ränder beider Stoffe strohhalmbreit ein und heftet sie recht genau aneinander. Nun folgt die Garnitur des Kissens mit der wunderhübschen, mit Hohlsaum und lichtblauer Kante versehenen Batistfrisur, die nebenbei noch den Vorteil hat, daß man sie nicht einzureihen braucht, da ihr ein Reihfaden eingewebt ist, durch dessen Anziehen sich die hübschesten, gleichmäßigsten Fältchen bilden. Derartige Frisuren, „frillings" genannt, kann man in verschiedenen Breiten, mit blauen, rosa und zartlila Kanten oder auch ganz weiß, nur mit Hohlsaum geziert, kaufen. Zu unserm Kissen benötigt man 1,40 m Frisur von 4 cm Breite, die man zusammennnäht und dann kraus anzieht, bis die richtige Weite erzielt ist, worauf man sie mit dichten, überwendlichen Stichen an die beiden aneinander gehefteten Stoffteile näht. Bei der zum Knöpfen vorgerichteten Schmalseite faßt man natürlich nicht Ober- und Unterstoff, sondern nur die Bruchkante des Stickereistoffs. Diese praktische Herstellungsart ermöglicht ein schnelles Abziehen und Waschen des Kissenbezugs, was bei den zarten, leicht schmutzenden Stoffen auch unbedingt notwendig ist.



Toilettekissen.

Bettpompadour.

Kinderspielzeug.

Pferdestall, Wagen und Zubehör in neuer Ausstattung. Wie es Puppenhäuser gibt, die groß genug sind, daß die kleinen Puppenmamas selbst drin aus und ein gehen, drinnen wirtschaften und Platz nehmen können, so gibt es für die Jungen Monster-Pferdeställe, Wagenschuppen und neuerdings Garagen. Aber wenn man, wie das bei kleinen Leuten nicht anders ist, gewohnt ist, daß die meisten Dinge der Welt größer sind als man selbst, dann reißt man sich eigentlich gar nicht besonders darum, auch noch bei seinem Spielzeuge Größenrekords geschlagen zu sehen! Erstaunen, Verblüffen wird solch Riesenspielzeug bei den meisten Kindern erregen — aber weit wichtiger als die Größe ist für ihr Entzücken die Vollständigkeit einer solchen Einrichtung maßgebend. Und die läßt bei unserem Miniaturstall und dem Wagen nichts zu wünschen übrig. „Box und Raufe, Kutscherschrank, Striegelbürsten, Eimer, Schippen, Besen und Laternen — alles da!" scheint Heinz auf unserm Bildchen mit ersichtlicher Befriedigung festzustellen.

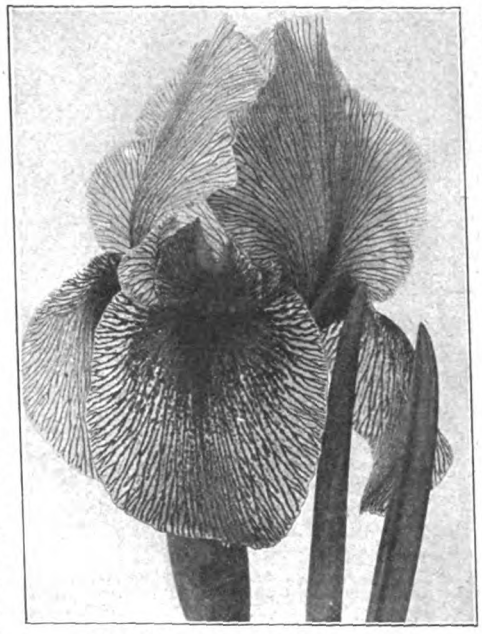
Neues Spielzeug: Pferdestall, Wagen und Zubehör in neuer Ausstattung.

Gesundheitspflege.

Vom Trinken. Durch Nieren, Haut und Lungen scheidet unser Körper fortwährend Flüssigkeit aus, und die Menge, die er auf diesem dreifachen Wege im Laufe eines Tages verliert, beträgt 2 Liter und mehr. Daß wir diesen Verlust ersetzen müssen, wenn der Körperhaushalt nicht gestört werden soll, ist selbstverständlich. Dazu bedarf es aber keineswegs allein der Flüssigkeiten; unsere sogenannten festen Nahrungsmittel sind reich an Wasser, und so hat das Brot, um ein Beispiel anzuführen, im Durchschnitt 40 v. H. davon, während der Wassergehalt der Kartoffel 75 v. H., der von Obst und Gemüsen 80 bis über 90 v. H. beträgt. Ist ja doch der Mensch nur eine wandelnde Wassersäule, da er über 70 v. H. Wasser in seinem Körper enthält, und mit Unrecht ist ihm der Name Adam, der Erdmann, gegeben. Bei dem großen Wasserreichtum unserer Speisen ist es ohne weiteres klar, daß wir von wirklichen Flüssigkeiten nur verhältnismäßig wenig aufzunehmen brauchen, und die meisten Menschen trinken auch tatsächlich mehr, als sie bedürfen. Das geschieht nicht immer ohne Nachteil für die Gesundheit, selbst wenn nur Wasser und Limonaden zum Stillen des vermeintlichen Durstes benutzt werden. Denn jede zwecklose Flüssigkeitszufuhr bedeutet eine zwecklose Belastung des Körpers und wenn gleichzeitig viel Mehl und Zucker genossen wird, so resultiert aus dieser un-

verständigen Ernährung ein Fettansatz, der besonders blutarmen Frauen und Mädchen oft ein rundes, gesundes Aussehen gibt und die wenig kritikfähige Umgebung oft über den bestehenden Schwächezustand täuscht. Des Arztes Auge aber erkennt sofort die wirklichen Verhältnisse, er wird die vollen Backen unter dem matten Auge nicht als „gesund", sondern als „gedunsen" bezeichnen, und nur zu wohl ist ihm bekannt, daß Fettansatz und Zunahme an Körpergewicht keineswegs gleichbedeutend sind mit Zunahme an Kraft und Gesundheit. Darum sollen sich schwächliche Individuen im Trinken klugen Maaßhaltens befleißigen, nicht nach Belieben glasweise Wasser oder selbst Milch hinuntergießen, da auch diese über 90 v. H. Wasser enthält, vor allem aber niemals vor oder während der Mahlzeiten trinken, um nicht den Appetit durch Anfüllen des Magens mit Flüssigkeit mechanisch herabzusetzen und die Aufnahme wertvollerer Nahrungsmittel zu erschweren. Selbst kräftige Persönlichkeiten sollen sich vor dem übertriebenen Trinken hüten und nicht Nieren und Herz vor Aufgaben zu stellen, die auf die Dauer zu Schädigungen dieser wichtigen Organe führen können, und bei wem unter sonst normalen organischen Verhältnissen bereits bei einer geringfügigen Hautverletzung eine reichliche Blutung eintritt, dessen Körper ist über die physiologisch zulässige Grenze mit Flüssigkeit überladen. Der Gesündeste und Leistungsfähigste wird stets der sein, der seinen Körper von allem überflüssigen Ballast, besonders von Fett und Wasser, frei zu halten weiß. Man soll daher nicht jeder Durstempfindung schrankenlos nachgeben; in den meisten Fällen wird schon etwas Obst vollkommen genügen, den Durst zu stillen. Besonders für den Wanderer gilt dies. Denn am besten und mit dem größten Genuß wandert, wer die wenigsten Bedürfnisse hat und nicht in jedem Wirtshaus einkehrt. Wer frisch und wenig ermüdet am Tagesziel ankommen will, der möge sich unterwegs durch Obst und nicht durch Wasser oder gar Bier zu erquicken suchen.

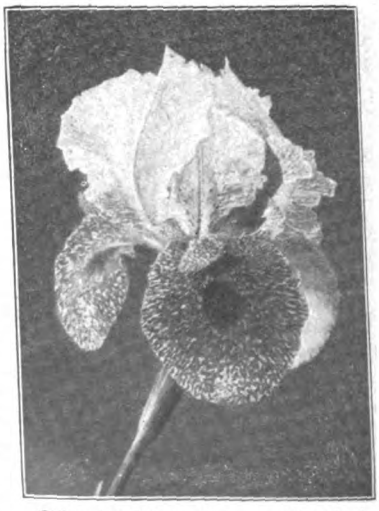
Beet mit Regeliocyclus Iris.



Einzelblume der Regeliocyclus Iris.

Garten und Blumen.

Schwertlilien. Unter den schön blühenden Stauden unserer Gärten nehmen die Schwertlilien einen hohen Rang ein, nur werden sie um ihrer Anspruchslosigkeit willen leider noch viel zu wenig beachtet. Die Gattung führt des farbenprächtigen Flors wegen den wissenschaftlichen Namen Iris, nach der Göttin des Regenbogens. In den Sümpfen der Heimat, an den Bach- und Teichufern blüht die gelbblütige Wasserschwertlilie. Schöner und stattlicher ist die sogen. deutsche Schwertlilie (Iris germanica), die aber in Deutschland nirgends wild wächst, sondern nur hin und wieder verwildert vorkommt. Sie erfreut sich seit langem großer Bevorzugung und wird in einer Unmenge von Kreuzungen und Spielarten gezüchtet, deren Blüten in allen Farben prangen. Die prächtigsten Arten der Iris sind aber im Orient heimisch. Der großen Vielgestaltigkeit der Vertreter dieser Pflanzengattung halber hat sie die Botanik in verschiedene Sektionen eingeteilt. Zu einer dieser Sektionen gehören die wundervollsten, aber bei uns heikelsten Arten, die im Orient auf sonnendurchgluteten Halden wachsen. Da wir ihnen in unseren Gärten die zum Ausreifen ihrer Wurzelstöcke nötige große Hitze und Dürre nicht bieten können, blühen nur die an den heimischen Standorten ausgegrabenen und zur Zeit der Ruhe bei uns eingeführten Wurzelstöcke dieser Arten befriedigend und auch nur im ersten Jahre. Dieser allerempfindlichsten Gruppe gehören Arten von unbeschreiblicher Farbenschönheit an, wie die sogen. „Dame in Trauer" (Iris Susiana), die iberische Iris (Iris iberica) und die Iris vom Sarifluß in Zilizien (Iris Sari). Von letzterer veranschaulicht unser Bild eine einzelne, stark verkleinerte Blume. Die oberen Blumenblätter sind zart lilafarbig, die unteren, nach außen umgeschlagenen prächtig purpurfarbig, gezeichnet mit schwarzpurpurnem Mittelfleck. Im Gegensatz zu dieser empfindlichen Gruppe findet man in den Gärten gelegentlich Angehörige einer zweiten, kleiner blühenden, der sogen. Regeliagruppe, die trotz ihrer orientalischen Herkunft bei uns vorzüglich reifen und dankbar blühen. Ein Züchter in Haarlem, C. G. van Tubergen jr., hat nun mit dem Blütenstaub der erstgenannten Vertreter der letztgenannten befruchtet und auf diese Weise Bastarde gezüchtet, die durch ihre Anpassungsfähigkeit und durch die Pracht und Fülle ihrer Blüten alle Erwartungen übertreffen. Diese Züchtungen gelangen als Regeliocyclus Iris in den Handel. Wir bringen ein mit diesen Schwertlilien bepflanztes, blühendes Feld und eine der charakteristisch gezeichneten Blüten. Während die iberische Iris und die sogen. „Dame in Trauer" immer nur eine Blüte auf jedem Schaft tragen, bringen die neuen Züchtungen meistens zwei, die nach einander erblühen. Leider sind sie nur von kurzer Dauer und empfindlich gegen Regen und Sturm. Sie fordern deshalb ein möglichst geschütztes, sonniges Beet, wo man die Wurzelstöcke im September—Oktober auspflanzt, in schwerem Boden nur etwa 3 cm tief, in leichtem etwas tiefer. Armem Boden ist vor der Anpflanzung reichlich Kuhdünger zuzusetzen. Die etwa an den Wurzelstöcken vorhandenen Wurzelfasern dürfen nicht entfernt, sondern müssen gleichmäßig in der Erde verteilt werden. Mit Eintritt der Kälte erhalten die Beete eine Schutzdecke, die aber schon im zeitigen Frühling wieder entfernt werden muß. Im Hochsommer, wenn die Blätter dieser Iris zu gilben beginnen, hebt man die Knollen aus und bringt sie zum Ausreifen in eine trockene Kammer, um sie nach etwa zwei Monaten erneut in den Garten zu pflanzen. Durch Teilung stark entwickelter Knollen kann man die Pflanzen vermehren. Alle Iris liefern auch prächtige Schnittblumen, und sie entwickeln sich, in frischem Wasser stehend, zu ihrer natürlichen Vollkommenheit.



Blüte der Schwertlilie vom Sarifluß in Zilizien.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 36, 1908.

Schmiede dein Glück mit allem Fleiß,
Doch schmiede es nicht um jeden Preis,
Sonst kommt's, daß dir die Menschen auf Erden
Nicht Freunde — sondern Amboß werden.

Gertrud Triepel

Liebe und Ehe im Lichte der Frauenbewegung.

Von Eliza Ichenhaeuser.

Die Frauenfrage ist eine Altjungfernfrage, hat Eduard von Hartmann einmal gesagt. So wenig der Philosoph im allgemeinen auch Verständnis für die Frauenfrage zeigte, so hätte er mit diesem Ausspruch vielleicht intuitiv den Kern der Sache getroffen, wenn er an Stelle des Wörtchens „ist" „war" gesetzt und die beiden Worte „Am Anfange" hinzugefügt hätte. Am Anfange waren es allerdings in erster Reihe die unverheirateten Frauen, welche die wirtschaftlichen Umwälzungen der neuen Zeit aus dem Hause hinaustrieben.

Die Hindernisse nun, die ihnen bei ihren Bestrebungen in den Weg gelegt wurden, die Schwierigkeiten, die ihnen Gesetz, Bildung und Sitte machten, zwangen sie immer mehr in den Kampf um ihre Menschenrechte hinein. Daß dieser die Form eines Kampfes der Geschlechter annahm, ist nicht verwunderlich, da sich zu viel begründeter Groll in den Frauen aufgespeichert hatte und sie zu Anbeginn etwas aggressiv auftreten mußten, sollten ihre Forderungen überhaupt Gehör finden. Dieser Umstand gab der Bewegung ihren ursprünglich männerfeindlichen, asketischen Charakter. Das ermüdende aufs Haus und auf den Mann Verweisen mußte schließlich in ihnen den Wunsch zeitigen, zu beweisen, daß man auch ohne den Mann fertig werden könne.

Man begann nun der Frauenbewegung den Vorwurf zu machen, daß sie dem Weib alle möglichen Freiheiten gebe, nur nicht die eine: Weib zu sein; man suchte allein in dem Umstande, daß die gegenwärtige Gestaltung des Lebens verhindere, daß den Frauen ihr Recht werde — nämlich die Liebe — die Erklärung dafür, daß sie Rechte fordern, man verlangte, das Weib solle vor allen Dingen von sich selbst Besitz ergreifen. Man vergaß aber dabei, daß der Möglichkeit des Sichauslebens als Weib die Anerkennung der Gleichberechtigung als Mensch vorausgehen mußte. Erst, nachdem man das Unrecht, das ihnen bis dahin geschehen, eingesehen hatte, erst nachdem die Frauen auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiete bewiesen hatten, daß sie sich materiell und intellektuell unabhängig machen können, daß die von ihnen behaupteten Fähigkeiten vorhanden, daß einzig die Gewohnheit sie bisher als Mensch geringer einschätzen ließ, konnten sie auch auf alle ihre Menschen- — und damit auch auf ihre Weib-Rechte pochen. Zur Erfüllung der primären Forderungen allein bedurfte es erst eines langen Feldzuges, auf dem sich ihnen manch kühner männlicher Mitstreiter anschloß. Trotz des Verdienstes, den diese letzteren sich dadurch um die Frauenbewegung errungen haben, und trotzdem diese Mitarbeit unersetzlich ist, sind doch nur wenige in das innerste Wesen der Frau eingedrungen. Alexander Dumas fils z. B. war einer der ersten, die in Frankreich die Ehe- und Liebesfrage auch vom Standpunkte der Frau behandelten.

Trotzdem er in die Reihe der Vorkämpfer für die Frauenrechte tritt (er wünschte sogar die Frauen in der Volksvertretung zu sehen), ist er in das Wesen und die Wünsche der Frauen auch nicht genügend eingedrungen, ist die Frau für ihn wie für die meisten oberflächlichen Franzosen nur das „reizende und furchtbare Geheimnis," sieht er das Verhältnis zwischen Mann und Frau immer nur als Kampf an, wünscht er selbst die Befreiung der letzteren nur als einziges Mittel, um sie unschädlich zu machen; weil seiner Ansicht nach ihre Sklaverei ihre Garantie, ihre Macht, ihr Genie ist und freie Frauen tote Frauen sind, will er dem Gatten das Recht geben, die ehebrecherischen Frauen zu töten, ruft er ihm sein berühmtes „Tue la" zu und tritt damit wieder auf das Niveau der alten Römer zurück. Trotz aller Aufgeklärtheit also findet sich auch bei Dumas noch die Ueberzeugung, daß die Frau des Mannes Geschöpf sei, mit dem er nach Belieben verfahren, das er ebensogut vergöttern wie töten könne.

Gerade dieses unnatürliche und unwürdige Verhältnis aber kam den Frauen, je mehr sie sich aus den altgewohnten Banden befreiten, immer mehr zum Bewußtsein. Denker wie Nietzsche kamen ihnen zu Hilfe. Trotzdem er die Frauen nur wenig kannte und sie häufig verkannte, trotzdem daher auch ihm alles am Weib ein Rätsel war, ahnte er doch mit der Intuitivität des Genies die ungeheuren Kräfte, die gebunden im Weibe liegen, ihren unermeßlichen Schatz an mütterlich-schöpferischem Vermögen. „Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe! Ehe: so heiße ich den Willen zu Zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ehrfurcht vor einander nenne ich Ehe als vor den Wollenden eines solchen Willens."

Vor allem aber rüttelte er mit Macht an dem, was die viel zu vielen Ehe nennen. „Ach, diese Armut der Seele zu Zweien! Ach, dieser Schmutz der Seele zu Zweien! Ach, dies erbärmliche Behagen zu Zweien! Ehe nennen sie dies alles: und sie sagen, ihre Ehen seien im Himmel geschlossen. Nun, ich mag ihn nicht, diesen Himmel der Überflüssigen!" Auch die denkenden und sich über ihr Empfinden Rechenschaft ablegenden Frauen mochten ihn nicht, diesen Himmel der Überflüssigen, und die Ehe erschien ihnen nicht allein wie eine geputzte Lüge, sondern nicht selten wie ein wahres Martyrium. Aber sie empfanden ihre Rechtlosigkeit, ihre unwürdige Lage, die sie zur Heuchelei und Lüge verurteilte, so tief, daß sie nicht an eine Reform der Liebe dachten, sondern vor allen Dingen sich selbst befreien wollten.

Die Frauenbewegung war zu Anbeginn altjüngferlich und männerfeindlich, weil die Frauen von der Liebe, die von ihnen nur Opfer verlangte, die jedes Persönlichkeitsgefühl, jede Individualität in ihnen erstickte, die ein absolutes Sichbeugen vor einer Autorität verlangte, die ihrem klaren Blick als solche nicht erscheinen konnte, auf die sie im Gegenteil oftmals mitleidig herabsehen mußten, mit einem Worte, weil sie von dieser Liebe genug und übergenug hatten. Was sie wollten, war ein „Sichselbstfinden", die Freiheit, sich zu bewegen, sich zu entwickeln, sich Wissen anzueignen, Leistungen aufzuweisen, ihr Scherflein zum Wohle der Allgemeinheit beizutragen, kurzum, ihre Kräfte an denen der von ihnen damals noch als Gegner angesehenen Männer zu messen. Sie erkannten in-

stinktiv, daß es vor allem galt, mit den alten Anschauungen von den Pflichten und Aufgaben der Frau restlos aufzuräumen und ihre soziale Position zu stärken, ehe der Boden für eine neue Auffassung von Liebe und Ehe gewonnen werden konnte.

Wie recht sie hatten, beweist der Umstand, daß vorher auch die größten Denker nicht auf den Gedanken kamen, daß nur die Entwicklung der Frauen Liebe und Ehe entwickeln und vertiefen könne. Erst diese Erkenntnis der Frauen selbst entflammte auch die Dichter zur Schilderung der Seelenkämpfe sowohl als auch der neuen Perspektiven, die sich hierdurch eröffneten, ihr verdanken wir vielleicht unseren großen, modernen Dichter Ibsen. Daß die Frauen in Sachen der Liebe doppelt vorsichtig sein mußten, hatte sie bereits die Geschichte gelehrt.

Nur auf Kosten der Sittlichkeit vermochte die Frau sich im alten Rom der Herrschaft des Ehemannes zu entziehen, gelang es ihr, sich aus der Altfamilie zu befreien und den Grund zu einer freieren, selbständigeren Stellung der Frau in der Ehe zu legen.

Das Christentum, das, als Reaktion gegen die vorher herrschende Sittenlosigkeit, sich den sinnlichen Leidenschaften überhaupt abgeneigt zeigte, sah diese in der Frau verkörpert und stellte sich ihr ebenfalls feindlich gegenüber. Selbst im 19. Jahrhundert, das vielfach das Jahrhundert der Frau genannt wurde, sehen wir, daß die ersten sozialistischen Schulen, die wie der Fourierismus für die freie Ehe eintraten und auch praktische Versuche machten, durch diesen unmöglich wurden, und daß selbst überragende Persönlichkeiten, wie Georges Sand, sich wegen ihrer berechtigten Angriffe auf die Ehe und ihres Mutes, die Konsequenzen daraus in radikalster Weise zu ziehen, die bösesten Angriffe und Verlästerungen zuzogen. Was Wunder, daß die moderne Frauenbewegung solche Lehren beherzigte und es vorzog, die Menschen, und zwar in erster Reihe die Frauen umzugestalten, ehe sie an eine Umgestaltung der Ehe dachte. „Über Dich sollst Du hinausbauen. Aber erst mußt mir selber gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele.“ Also sprach Zarathustra.

Während die Frauenbewegung fleißig daran baute, erhoben sich Stimmen außerhalb ihres Lagers zugunsten einer Umwandlung des Liebes- und Ehelebens. Eine der lautesten Ruferinnen im Streite ward Ellen Key. Sie feiert enthusiastisch persönlich die Liebe als den höchsten Wert des Lebens und verlangt für sie Formen, die einen für das Individuum und das Menschengeschlecht lebenssteigernden Gebrauch der erotischen Kräfte fördern. „Für den, der mehr als einmal liebt, kann es keinen anderen sittlichen Maßstab geben als für den, der nur einmal liebt: den Maßstab der Lebenssteigerung.“ Sie erklärt die Evolution der Liebe — vor allem durch die Liebesforderung des neuen Weibes — als die sicherste der Wirklichkeiten. Sie will nicht die freie Liebe, sondern die Freiheit der Liebe und unterscheidet beide folgendermaßen voneinander: „Die erstere ist Freiheit für jede Liebe, die letztere nur ein Gefühl, das des Namens Liebe wert ist.“

„Freiheit für die Auswahl der Liebe unter Bedingungen, die der Gattung günstig sind: Begrenzung, nicht der Freiheit der Liebe, wohl aber der Freiheit des Kinderzeugens unter Bedingungen, die der Gattung ungünstig sind — dies ist die Lebenslinie.“ Auch mit der Forderung des Rechtes auf Mutterschaft seitens der unverheirateten Frau, eine Forderung, die ebenfalls weit ab von der Frauenbewegung das Licht der Welt erblickte, ist Ellen Key einverstanden, wenn die Betreffende eine so reiche menschliche Seele, ein so großes Mutterherz, einen so männlichen Mut hat, daß sie ein Ausnahmeschicksal tragen kann. Wohl entwirft sie ein neues Ehegesetz, aber es ist nur sozusagen für eine Übergangszeit von ihr geplant; als die ideale Form der Ehe betrachtet sie mit den Sozialisten die ganz freie Vereinigung zwischen einem Mann und einer Frau.

In Deutschland war es Dr. Helene Stöcker, die unter den jüngeren Frauenrechtlerinnen als erste neben dem Recht der freien geistigen Entwicklung auch das Recht auf die Liebe verlangte. Als echte Nietzsche- und Keyjüngerin wollte sie gleich ihren Meistern den Frauen Liebe als den größten Triumph über unfruchtbare Aszese verkünden, wollte sie ihnen klar machen, daß auch die geistig entwickeltste von ihnen im Intellektuellen allein kein vollkommenes Glück finden könne, daß neben geistige Schulung, pekuniäre Unabhängigkeit, eine beglückende Lebensaufgabe, eine geachtete soziale Stellung, als ebenso Selbstverständliches, ebenso Notwendiges die Ehe und das Kind zu stellen seien. Daß diese Ehe neue Formen, neue Gefühle erheischt, ist ihr ebenso selbstverständlich, als daß auch nicht vom Gesetz und Priester sanktionierten Verhältnissen gegenüber mehr Toleranz gezeigt, der mütterlichen Leistung der Frau mehr Anerkennung und Schutz gewährleistet werden müsse. Gerade die praktische soziale Arbeit in dieser Frage hat nach anfänglichem Widerstand das meiste Verständnis auch für ihre theoretischen Forderungen geweckt. Die Anzahl ihrer Gesinnungsgenossinnen mehrte sich und stellte sich durch die ziemlich weitgehenden Forderungen in einen großen Gegensatz zu den Ansichten der Generation, die „in der Frauenbewegung nur die Menschenrechte vertreten wollte.“ Sehr fein sagt Dr. Gertrud Bäumer darüber: „Dieser Gegensatz arbeitet sich auf allen Gebieten durch, auf die bisher von der Frauenbewegung Beschlag gelegt worden ist. Aus ihm wachsen ihre zukünftigen Aufgaben heraus; es gilt, eine Synthese zwischen dem Alten und Neuen, zwischen Idee und Leben zu finden. Es gilt, die Frau, die Geliebte und Mutter ist, neben dem Menschen, der nur denken und arbeiten will, in die Bewegung aufzunehmen.“

Es ist tatsächlich nicht zu verkennen, daß das Eindringen in das sexuelle Problem eine Vertiefung der Frauenfrage bedeutet, und es hieße das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man dadurch, daß viele der berührten Forderungen der Neuerer unsympathisch sind, alle Anregungen, die von ihnen kommen, verwerfen.

Gerade weil die bürgerliche Frauenbewegung nicht auf dem Standpunkte Bebels, Carpenters, Casparis und aller anderen Sozialisten steht, daß nur von einer freien Liebe in einer freien Gesellschaft eine Besserung auf dem Gebiete des Liebes- und des Ehelebens zu erzielen ist, gerade weil sie auf bestehendem Boden reformieren will, muß sie sich nach allen Seiten hin aussprechen. Gewiß begrüßt sie es mit Freuden, wenn ihr solch bedeutende Mitkämpfer erstehen, die auch von ihrem Standpunkte aus es der Welt klar machen, daß es so nicht weiter gehe, daß die bisherige, einseitig nach der Verstandesseite gehende Erziehung des Mannes aus ihm ein halbreifes Wesen entwickelt habe, dessen menschliche Seite vollkommen Fiasko gemacht habe, und der eben, weil er nur ein halbentwickeltes Wesen ist, naturgemäß auch zum Tyrann wurde und als solcher durch seine Behandlung des Weibes als ein Zwittergeschöpf, halb als Engel und halb als Cretin, diese drei Typen schuf, aus denen sich heute die Frauen im wesentlichen zusammensetzen: „die Dame, die Haussklavin und die Prostituierte“. Gewiß stimmen wir Carpenter und den anderen bei, die zum Zwecke der Ehereform die Freiheit und Unabhängigkeit der Frau überhaupt, die Schaffung irgendeines vernünftigen Unterrichts für Kopf und Herz der Jugend beider Geschlechter und der Anerkennung eines freieren, kameradschaftlicheren Verhältnisses in der Ehe selbst fordern. Aber ebenso wenig wie die Frauenbewegung sich den konservativen Forderungen Gabriele Reuters zuneigen kann, die auf nichts anderes als auf eine Rückkehr zu dem patriarchalischen Eheverhältnis von ehemals hinauslaufen, ebensowenig kann sie sich für die Abschaffung aller gegenwärtig geltenden Gesetze, wie sie von den Stürmern verlangt wird, erklären. Es ist gewiß sehr ideal gedacht von Carpenter, wenn er es als das richtigste findet, gar keine Eheversprechungen zu machen, weder für ein Jahr noch für Lebenszeit, wenn er der Ansicht Ausdruck gibt, daß, wenn das Herz voll ist, ihm Schweigen am meisten gezieme. Er und die gleich ihm Denkenden vergessen

jedoch dabei, daß durch die Jahrtausende alte Erziehung und Gewohnheit des Mannes diesem eine leichtsinnige Behandlung des Liebeslebens und der Frau viel zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen ist, die polygamischen Instinkte in ihm viel zu groß gezüchtet wurden, die Entwicklung seines Empfindungslebens viel zu sehr vernachlässigt worden ist, als daß von ihm die hohe und hehre Anschauung von der Liebe erwartet werden könnte, die den Lebensnerv für eine freie, ideale Ehe bilden müßte. Die Gefahr läge zu nahe, daß die Schopenhauersche Ansicht, über Polygamie sei gar nicht zu streiten, weil alle — gemeint sind natürlich alle Männer — wenigstens eine Zeitlang, meistens aber immer in Polygamie leben, jeder Mann folglich viele Weiber brauche, bei vollständiger Freiheit der Ehe in Praxis umgesetzt würde, und die Opfer wären wieder einmal die Frauen und die Kinder.

Helene Lange sagt darüber sehr richtig: „Die Geschichte zeigt, daß die menschliche Gesellschaft nun einmal gewisser unverrückbarer einfacher sittlicher Gesetze bedarf, die der Willkür des einzelnen Schranken setzen, wenn sie nicht in Unkultur zurücksinken soll, und daß immer gerade die Rohesten und Brutalsten, die, die nicht mit gemeint waren, den stärksten Vorteil aus solchen Herabminderungen der sittlichen Forderungen ziehen." Nur eine vollständige Verkennung der seelischen Werte, die die Dauerehe schafft, kann zu dem Wunsche ihrer Abschaffung führen. Nichts ist falscher, als die Ehe als rein erotisches Verhältnis aufzufassen und zu behandeln. Ihre feinsten Gefühle sind die beschirmender Zärtlichkeit, aufopfernder Freundschaft, geistigen und seelischen Ineinanderaufgehens. Und von welch zwingendem Wert ist die dem Kinde zugute kommende Familienkultur! Die Atmosphäre von Licht und Wärme und Sonne und Zärtlichkeit, die es umfängt! Was wir brauchen und wünschen ist nicht eine Abschaffung der Dauerehe, sondern eine den modernen Verhältnissen entsprechende Umgestaltung derselben, auf daß kein Zerrbild von ihr entstehe. Wir können heute, wo das Persönlichkeitsgefühl der Frau sich mehr und mehr durchsetzt, wo sie als selbständig denkender und selbständig arbeitender Mensch sich durchringt, kein Ehegesetz mehr brauchen, das die Frau noch so ziemlich als Hörige betrachtet. Wir stehen ganz gewiß auch auf dem Standpunkte, daß man aus der Ehe kein lebenslängliches Gefängnis zu machen brauche, sondern daß eine erleichterte Ehescheidung immer die Möglichkeit geben müsse, einen Irrtum zu berichtigen. Wir verlangen eine Männererziehung, die Achtung vor der Frau einflößt, die doppelte Moral abschafft und dadurch der Prostitution den Boden abgräbt. Also nicht Abschaffung der Dauerehe, sondern im Gegenteil Reform und damit ihre Erweckung zu einem neuen Leben ist, was wir fordern.

Berlin als Blumenstadt.

Von Ola Alsen.

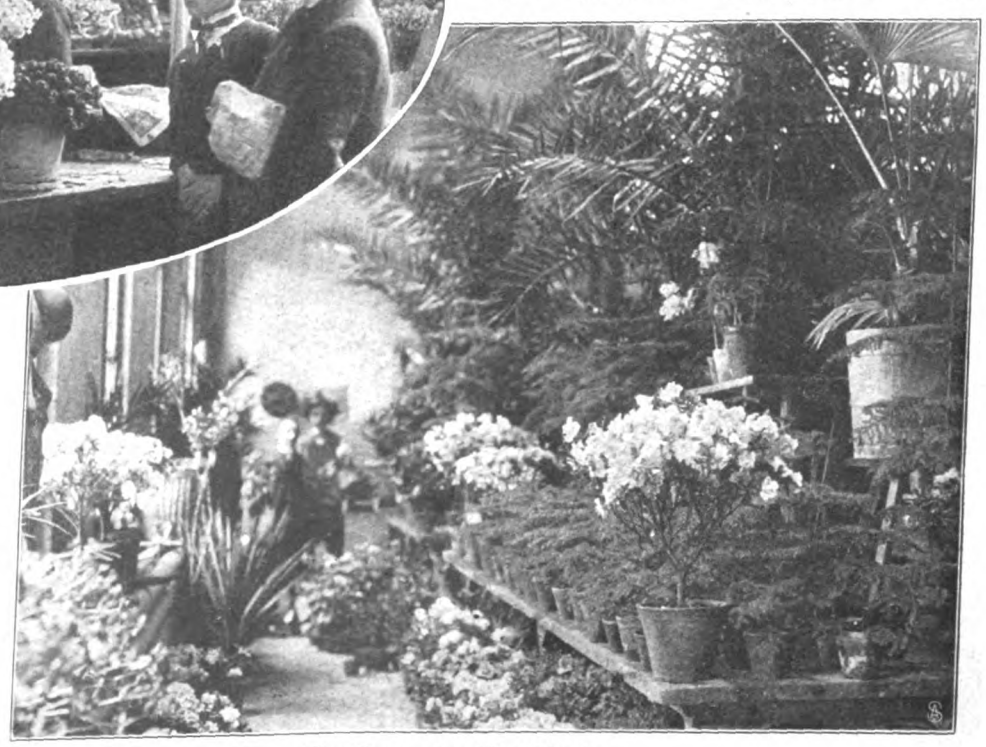
„Berlin als Blumenstadt". Das Wort umkleidet die Metropole, die man sich meist als Häusermeer, mit hastenden, arbeitenden Menschen vorstellt, mit einem Scheine von Poesie. Es ist eben bei all dem Raum, den Arbeit und Notwendigkeit im Leben beanspruchen, immer noch ein Plätzchen vorhanden für Dinge, die des Lebens Notdurft mit Freude und frohen Farben umschlingen.

Und nichts gibt so holde Freude wie Blumen, nichts weiß in dunkeln wie hellen Tagen so lieblich zu trösten, so festlich zu stimmen wie die schimmernden Kinder Floras. Ein heimlicher Zauber wohnt ihnen inne, daß sie nirgends stören und schmerzlich berühren, sondern immer am Platze sind und in ihrer stummen und doch so beredten Sprache Leid und Freude viel besser betonen als irgendein Wort aus Menschenmund.

Und gerade weil der Berliner so ganz im nüchternen Leben steht, so hart mit ihm ringt, so schwer arbeitet, ruht sein Auge mit doppeltem Wohlgefallen auf den prangenden Blumenbeeten, die jeden freien Platz zieren.

Es ist eine große, ungemein erfreuliche Einrichtung unserer Metropole, daß sie von Beginn des Frühlings an ihre Plätze in festliche Gewänder kleidet und in die langen Straßenreihen nach Möglichkeit und mit großem Geschmack Blumenbeete und -arrangements einfügt. Auf weiße oder zartfarbene Hyazinthenbeete folgen

Schnittblumen.



Topfhaus der Markthalle.

Fahrende Handelsgärtner.

leuchtende Tulpenfelder. Im Wonnemonat strömen unzählige Fliederbüsche ihre süßen Düfte aus und erfreuen die vorbeieilenden Menschen. Sind Flieder und Schneeballen verblüht, öffnen Tausende von Rosen ihre Kelche, und bis spät in den Herbst hinein leuchten Astern und Georginen in den prächtigsten Schattierungen.

Überall tritt die große Vorliebe für Blumen in Berlin zutage, und es ist interessant, zu erfahren, woher der Blumensegen kommt, der Geschäfte und Straßenverkäufer und das Heer der Käufer versorgt.

Unternehmen wir zuerst eine Wanderung durch die großen Zentralmarkthallen für Blumen; schon am Eingange sind wir berauscht von dem Duft und der blendenden Fülle, dem Reichtum, der hier aufgestapelt ist.

Zu allen Jahreszeiten das gleiche Bild verschwenderischer Pracht. Wenn draußen eisiger Winter herrscht und die Blumen als seltensten und kostbarsten Luxus erscheinen läßt, kommen Tausende und aber Tausende von Bastkörben aus dem Süden herauf ins Land, um uns süßduftende Mimosen, rote Nelken, langstielige Rosen und zarte Fliederdolden zu bringen.

Und was der Süden nicht schaffen kann, das liefern die großen Gärtnereien der Vorstädte an die Stadt Berlin mit ihren sorgsam gezüchteten Blumen. Die meisten haben ihre Spezialität. Die einen beschäftigen sich nur mit der vornehmen Kultur der traumhaften Orchideen, die sie auf die gleiche Höhe zu bringen verstanden wie die Engländer.

An anderen Orten dehnen sich meilenweite zauberhafte Rosenfelder, und zum Herbst bestaunen wir die majestätische Schönheit der vom Osten importierten Chrysanthemen in herrlichsten Farbensymphonien.

Und alle bringen ihre sorglich gehüteten Kleinodien in die große Markthalle der Lindenstraße, wo morgens früh um fünf Uhr ein reges Treiben beginnt. Mit prüfendem Blicke schreiten die Einkäufer der großen Blumengeschäfte von Stand zu Stand, prüfend, wählend, kaufend.

Vor dem Portal stehen in langen Reihen die Wagen und Handkarren, welche die Blumen in die Geschäfte bringen, ehe Berlin erwacht ist. Neben den Blumenständen, wo sich in großen Kübeln und Eimern die abgeschnittenen Blumen und die blühenden Topfpflanzen zum Verkauf anbieten, gelangt man in den indischen Palast, wo sich hohe Palmenwedel über zitterndem Adjantum, grünen Ranken und Edeltannen breiten.

Wenn die großen Einkäufer ihren Bedarf gedeckt haben, kommen die kleinen Händler, die täglich ihren Stand auf einem anderen Wochenmarkt innehaben, denn auf fast allen

Blumengeschäft in den Vororten.

Blumenstand auf dem Wochenmarkt.

Wochenmärkten haben die Blumenhändler ihr besonderes Gebiet. Und sie machen gute Geschäfte, denn selten verläßt die Berlinerin den Markt, ohne frische Blumen für ihre Wohnung mitgenommen zu haben.

Nicht der geringste Teil der Blumen aber wird von Straßenhändlern erstanden, die in dem lebhaften Straßenbilde eine charakteristische Note bilden.

Gerade in den belebtesten Teilen Berlins, wo der Verkehr sich drängt und schiebt, stehen sie in langen Reihen, die Blumenverkäufer und -verkäuferinnen, und bieten ihre Sträußchen feil.

„10 Pfennig das Sträusschen!"

Bei Wind und Wetter, bei eisiger Kälte und glühendem Sonnenbrande halten sie aus, ihre Ware anpreisend, und selbst die Blinde auf unserem letzten Bild ist eine tägliche Erscheinung im Straßenleben.

Auch kleine Gärtnereien der Vororte lassen große Wagen mit abgeschnittenen Blumen und Topfgewächsen durch die Straßen fahren, um auf die Weise ohne große Kosten ihren Absatz zu vergrößern.

Der Verbrauch an Blumen ist kolossal in Berlin. Die Veranden und Balkone in den vornehmen Straßenvierteln sind von Beginn des Sommers an in die rote Glut der Pelargonien getaucht.

Kunstvoll gezüchteter wilder Wein verhindert den Einblick in die Loggien. Hängende Ampeln mit leuchtenden Fuchsien, wohlgepflegte Kletterrosen erzählen, daß die Berlinerin es versteht, sich ein Stückchen Sommer vors Fenster zu bannen. Aber nicht nur die Stadtteile der Reichen sind mit Blumen so geschmückt; auch dort, wo gewiß kein Ueberfluß herrscht, werden Blumen gehegt und gepflegt. Und der scheidende Sommer nimmt sie nicht fort, er bannt den Blumenreichtum nur hinein in die Wohnungen Berlins. Zwischen den Scheiben der Doppelfenster wachsen lange Reihen von Tulpen und Hyazinthen auf, und die zarten Blüten der Erika, die bescheidenen Primeln blühen in einfachen und geschmackvollen Gläsern. Die großen Berliner Blumengeschäfte aber zeigen in der Dekoration ihrer Auslagen, wie sehr sich auch hierin der Geschmack im Laufe zweier Jahrzehnte gewandelt hat, auf welche Höhe Kunstbinderei und Züchterei gestiegen sind. Viele der Blumenbinderinnen sind Künstlerinnen in ihrem Fach. Auch das kaufende Publikum ist davon nicht unberührt geblieben.

Kinder des Südens.

Bei der Arbeit des Brautbuketts.

Moderne Bindekunst.

Geschmacksverirrungen, wie sie früher bei Blumenarrangements an der Tagesordnung waren, sind fast ganz und gar verbannt, man hat gelernt, daß jede Blume ihren eigenen Charakter hat und liebevolles Verständnis beansprucht, um schön und sicher wirken zu können.

In den ruhigeren Straßen Berlins ist es ein friedlich idyllischer Anblick, wie die Besitzer kleinerer Läden fast ihren ganzen Blumenreichtum vertrauend vor den Türen aufbauen.

Wie eine holde Schönheitsoase wirkt solch ein bunter, prangender Fleck inmitten des Lärms und Menschengewühls. Und der Anblick dieser Schönheit kostet nichts, er ist auch den Armen, Enterbten zugänglich. Hunderte von Ruhebänken hat die Verwaltung der Stadt zwischen diesen gärtnerischen Straßenanlagen aufstellen lassen, und sie alle sind an schönen Sommertagen besetzt von Menschen, die sich am Anblick der blühenden Pracht, der frischgrünen Rasenstreifen und Weinfestons erquicken und einen Schimmer dieses prangenden Lebens mit heimnehmen in ihre oft so sonnen- und freudlosen Wohnstätten.

Und wieviel tausend Menschen ziehen Leben und Unterhalt aus dem großen Blumenkonsum Berlins! Nicht nur die kleinen und großen Gärtnereien, Blumenläden und Blumenverkäufer, sondern das ganze zahlreiche Heer der Hilfsarbeiter, die zur Instandhaltung der Anlagen nötig sind.

Die Blinde.

Wer einmal beobachtet hat, wieviel fleißige, geübte Hände Tag für Tag damit beschäftigt sind, die abgeblühten Pflanzen durch neue zu ersetzen, um die Beete mit der fortlaufenden Saison Schritt halten zu lassen, wieviel andern die unermüdliche Pflege des feinen englischen Rasens obliegt oder das Beschneiden und Versetzen der Bäume und Sträucher, wer einmal darüber nachdachte, wieviel alte Weiblein und Männlein, die keine volle Arbeitskraft mehr besitzen, sich durch das Ablesen welker Blätter, das Kehren der Wege und Grasflächen das Brot ihres Lebensabends verdienen, der bekommt auch einen großen Respekt vor der Bedeutung der Blumenstadt Berlin als Arbeit und Verdienst gebender Brotherrin, wo er sonst nur die bunte poetische Seite der Sache sah.

Frauen auf Reisen.

Von Ruth Lindner.

Die langen Erholungs- und Vergnügungsreisen, die für uns ein dringendes Bedürfnis geworden sind, waren den Frauen früherer Zeiten unbekannt. Und wären ihnen wirklich derartige Gelüste aufgestiegen — weder der Herr Gemahl noch sonst jemand hätte sie ohne weiteres verwirklichen können!

Denn das Reisen war in alter Zeit meist ein gefährlich Ding und bei den schlechten, unsicheren Fahrstraßen, den ungünstigen Fahrgelegenheiten oft auch nichts weniger als ein Vergnügen. Kam doch schon das lange Sitzen im feder- und polsterlosen Wagen einem gelinden Martyrium gleich, so daß selbst die Männer das Reiten auf Mauleseln oder Pferden vorzogen.

Sehr selten finden wir darum im Altertum reisende Frauen. Nur Fürstinnen ihres Geschlechts, Frauen, die auch auf Reisen mit dem raffiniertesten Luxus sich umgeben können, machen hierin eine Ausnahme. Ihre Prachtliebe und Lebensführung muten uns an wie eins der Märchen aus dem Zauberbuche „Tausend und eine Nacht", und es hätte wohl auch keine Frau von heute etwas einzuwenden gegen eine Reise, wie z. B. Semiramis sie unternahm, um König Salomo zu besuchen. Ein fürstliches Gefolge begleitete sie, die selbst in kostbare Gewänder Gehüllte, und zahllos waren die Lastkamele, die alle Schätze des Orients trugen. Brachte Semiramis dem König doch außer 120 Zentnern Goldes viele köstliche Spezereien und wundervolle Gesteine mit.

Auch Kleopatra, die dämonische Fürstin, unternahm die weite Reise von Alexandria nach Rom, um ihren Freund Cäsar zu besuchen, und scheute nach seinem Tod selbst die Gefahren der Kriegsfahrt nicht, um den zweiten Geliebten Antonius begleiten zu können im Kampfe gegen Octavian.

Ihre Prunkliebe ward noch übertroffen durch Poppäa, die spätere Gemahlin Neros, deren Verschwendungssucht selbst in damaliger Zeit ungeheures Aufsehen erregte. Ihre Zugtiere ließ sie mit Gold beschlagen und führte fünfhundert Eselinnen mit sich, um täglich in ihrer Milch baden zu können — ein Bedürfnis, auf das sie auch während der Reise nicht verzichten wollte. Der Wunsch, dem Geliebten nahe zu sein, war das Motiv all dieser Frauenreisen aus sagenhafter entschwundener Zeit!

So mancher spätere „Brautzug" aber, der eine arme, junge Prinzessin zu fernen fremden Ländern geleitete, hatte mit „Liebe" nichts zu tun. Kannten sie doch den Gemahl oft gar nicht, dem sie so prunkvoll entgegenzogen, arme, bedauernswerte Opfer der unerbittlichen Politik. Reicher Pomp wurde bei den Brautfahrten und ganz besonders bei den Einzügen der fürstlichen Bräute entfaltet, und je größer der Glanz, je ärmer oft das Herz, das sich zitternd und bangend darunter barg.

Da berührt es menschlich doppelt warm, von einer glücklichen Fürstenbraut zu hören, wie Königin Luise gewesen ist. Als sie als junge, bräutliche Prinzessin von Darmstadt nach Berlin reiste, machte sie zunächst in Potsdam Station. Hier wurde sie von berittenen Scharen im Schmucke der preußischen und mecklenburgischen Farben begrüßt. Alle Fenster erstrahlten des Abends im Freudenschein, und sechzehn Postillone bliesen mit ihren Hörnern der Prinzessin das erste Willkommen entgegen. Der feierliche Einzug in Berlin, der am nächsten Tage stattfand, gestaltete sich zu einem wahren Triumphzuge. Alle Zünfte, Gilden und Korporationen huldigten und folgten der fürstlichen Braut, die im großen, goldenen Galawagen einherfuhr.

Doch ach, das Schicksal ist launenhaft. Die junge Fürstin war unter keinem glücklichen Stern geboren. Die Reisen, die sie nun unternahm, unternehmen mußte, waren die Folgen trauriger Ereignisse.

So wollte Königin Luise ihrem Gemahl auf dem Marsche nach Auerstädt folgen. Von Weimar fuhr sie im Reisewagen mit ihrer Oberhofmeisterin Voß und den Hofdamen Vieregg und Tauentzien, als ihr auf der Straße nach Auerstädt der Herzog von Braunschweig die Nachricht brachte, sofort umzukehren, da am nächsten Tage hier eine Schlacht erwartet werde.

Dann sehen wir die unglückliche Königin auf der Flucht vor dem Feinde nach Königsberg, sehen sie, auch von dort vertrieben, typhuskrank bei der heftigsten Kälte durch Sturm und Schneegestöber hastend, im ungeschützten Reisewagen über die Kurische Nehrung fliehen, bis sie endlich die treue Stadt Memel erreichte. Drei Tage und Nächte dauerte diese Reise, die bei Tage den Kampf mit Wellen und Wind, bei Nacht elende Quartiere brachte.

Auf der Flucht vor dem Feinde, der in diesem Falle keine fremde Macht, sondern das eigene, aufrührerische Volk war, sehen wir auch „Mesdames", die Tanten König Ludwigs XVI.

Viele Abenteuer und Intrigen hatten sie zu bestehen, ehe sie von Paris nach Rom gelangten, wo sie bei Papst Pius VI. Schutz vor den französischen Revolutionären erhofften. Doch auch hier fühlten sie sich nicht sicher genug. Sie reisten nach Neapel, von dort nach Caserta, um zu Schiff weiter zu flüchten. Mit einem Gefolge von sechzig Personen mußten die verwöhnten Königstöchter einunddreißig Tage an Bord bleiben in winzigen, äußerst primitiven Räumen, wo sie sich nicht einmal auskleiden konnten und jedes geringsten Komforts entbehrten.

Diesen unfreiwilligen Reisen steht so manche kühne Fahrt gegenüber, die von dem angeblich „schwachen Geschlecht" zu allen Zeiten unternommen wurde. So treffen wir im Kriege nicht nur die Marketenderin, sondern sehen fanatische, von Vaterlandsliebe durchglühte Frauen zu den Waffen greifen, um gegen den verhaßten Feind zu kämpfen. Bekannt sind die Heldinnen der Freiheitskriege, das „Heldenmädchen von Düppel" u. a. m., berühmt und besungen ist Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans, aber weniger allgemein verbreitet sind wohl die Namen der vielen Frauen, die, wie Jeanne Robin, La Rochefoucauld, Antoinette Adams u. a. m., zu Ende des 18. Jahrhunderts bei der französischen Armee mitfochten.

Freilich sind solche etwas abenteuerlichen Reisen und Fahrten immerhin Ausnahmen. Gewöhnlich gilt's dem Vergnügen oder der „Gesundheit" — meist aber beiden zusammen, wenn die Frau auf Reisen geht!

Schon die Römerin der früheren Kaiserzeit kannte den Gebrauch heilbringender Quellen und reiste in Badeorte, die, wie auch bei uns, gleichzeitig Vergnügungsplätze waren.

In Deutschland wurden Badereisen erst gegen Anfang des sechszehnten Jahrhunderts Mode. So gebrauchte Philippine Welser im Jahre 1571 wegen Gallensteine die Kur in Karlsbad, das ebenso wie Ragaz, Gastein, Wildbad, Langenschwalbach und Baden in der Schweiz bereits im Mittelalter hochberühmt war.

Gegen die Unbequemlichkeiten der Fahrt suchte man sich zu schützen, so gut es ging. So nahmen begüterte Reisende sogar Reisebetten mit eigenen Kissen und Bezügen mit, und seit dem dreizehnten Jahrhundert war auch der Toilettenluxus, den die Frauen in Deutschland entfalteten, ein gar gewaltiger geworden. Besonders in den Bädern suchte eine Frau die andere durch Reichtum und Eleganz zu übertrumpfen.

Dies ging so weit, daß überall in größeren Städten sogenannte Kleider-Ordnungen erlassen wurden. Eine solche „verneuerte Kleider-Ordnung" aus dem Jahre 1657 enthielt u. a. folgende bemerkenswerte Sätze:

„Verbot der Hoffart der Frauen und Jungfrauen so des alten adelichen Geschlechts und im vordersten Stand begriffen seyn Kleidung und Schmuck betreffend.

Es ist ihnen verbotten Edelgestein an die Roeßlein und Madeyen der Hutschnur zugleichen in die Haarhauben setzen zu lassen.

Es ist ihnen auch verbotten Maendelein von Sammet zu tragen wie auch dieselbe mit Zobel, Sammet, Atlaß oder anderm koestlichen Futter durchfuettern und mit gestickten Borten verpremen zu lassen."

Für jeden Stand gab es besondere Vorschriften, die aber, besonders in den Bädern, nicht allzustreng befolgt wurden.

Hundert Jahre später macht der Hofrat Zwierlein, Brunnenarzt zu Brückenau, sogar einen Vorschlag zu einer allgemeinen Bad-Uniform für Damen. Er zeigte den großen Nutzen einer solchen gemächlichen Kleidung sowohl in Ansehung der Bequemlichkeit in den Bädern selbst als auf der weiten Reise dahin und forderte die Damen Deutschlands auf, eine Kleidung anzugeben, die folgende Haupteigenschaften hätte:

1. Die Kleidung muß leicht und bequem zu tragen seyn, um ohne alle Mühe drinn spazieren gehen, tanzen, fahren und reiten zu können;

2. darf sie nicht viel Zeit zum Anziehen erfordern;

3. muß sie den Körper zieren, allgemein gut kleiden und die Reize erhöhen.

Dieser Vorschlag fand großen Beifall, und im Brückenauer Bade kam eine teutsche Nationalversammlung von Gräfinnen und anderen Damen vom ersten Range auf, die diese wichtige Angelegenheit besprachen und eine Bad-Uniform entwarfen.

Natürlich war nun nicht gemeint, daß alle Damen nichts als diese in den Badeort mitnehmen sollten!

Die Uniform war für solche, die wegen der weiten Reise nicht viele Kleider mitnehmen oder wegen Gemächlichkeit, Kränklichkeit sich nicht in völligen Putz setzen mochten, als sicheres Auskunftsmittel gedacht. Es wurde noch der Hoffnung Ausdruck gegeben, im nächsten Sommer viele schöne Damen in Pyrmont, Karlsbad, Brückenau, Lauchstädt, Aachen, Spaa, Wiesbaden in solcher Uniform erscheinen zu sehen.

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß diese Idee ins Wasser fiel. War die Freude am Putz doch grade im Müßiggange des Badelebens auf der Höhe. Und heute, wo mit den immer besser werdenden Fahrgelegenheiten sich auch die allgemeine Reiselust steigert, die Frauen, verlockt durch die Leichtigkeit und Schnelligkeit des Verkehrs, weit häufiger ins Bad oder aufs Land gehen, heute bereitet die Toilettenfrage ihnen auch doppeltes Kopfzerbrechen.

Oft versuchten die Modezeitungen, den Frauen Fingerzeige und Anweisungen hierüber zu geben.

So schreibt ein Modejournal schon im Jahre 1851:

„Wollen Sie wissen, wie eine wirklich elegante Dame jetzt auf dem Lande sich kleidet?

Zuerst wechselt sie des Tages ihren Anzug dreimal, wie sie es in Paris zu tun pflegte; nur gleichen die Anzüge, die sie für das Land ausgewählt hat, ihren Pariser Toiletten gar nicht.

Früh, wenn sie in ihrem Park spazieren und den Duft der betauten Blumen einatmen will, legt sie ein Negligé von weißem englischen Pikee an, auf dem sich himmelblaue Pünktchen gleich Perlen befinden. Der Rock hat gar keinen Ausputz, und er ist nicht einmal mit dem Leibchen verbunden, das die Form eines Caraco-Jäckchens hat.

Dieses auf der Brust ausgeschweifte Jäckchen läßt ein kleines Gilet von weißem englischen Pikee sehen. Ein gestreiftes Gilet schon früh um 8 Uhr? Allerdings, aber die Korsette sind so vervollkommnet worden, daß man sogar Schlafkorsette hat.

Der Morgenhut ist von grobem Stroh, schwarz und weiß schiniert, hat etwas von der chinesischen und schweizerischen Form und wird Capelline genannt.

Nachmittags sieht man wie eine edle Burgfrau aus dem Mittelalter aus, wenn nicht der Strohhut wäre, der an die letzten Zeiten Ludwigs XV. erinnert. Das Kleid hat Schößchen, und zwar so lange, die Hüften so umfassende, daß die Taille gleich der einer Libelle erscheint, die am Bache schwirrt.

Abends trägt dann die Dame ein Kleid aus Barège-Gaze, deren Grund weiß ist und rote und grüne Muster hat. Das Leibchen daran ist ausgeschnitten, und es wird dazu ein duftleichtes Leibchen von gesticktem Organdy getragen, das zierliche gestickte Schößchen hat.

In dem Haar befindet sich kein Schmuck als ein Blümchen. Sollte es etwas kühl werden, so wird eine Mantille von Taffet mit Spitzen-Kapuze übergeworfen, die das gestickte Leibchen nicht zerdrückt, weil sie sehr weit ist."

Die Moden haben wohl im Laufe der Zeiten manchen Wandel durchgemacht, manche Änderung erfahren. Die Lust und die Freude der Frau, sich hübsch zu kleiden, sich zu schmücken, ist immer die gleiche geblieben und die Frage: Was ziehe ich auf Reisen oder im Bade an, ist nach wie vor eine brennende und schwierig zu beantworten.

Glücklich die Frau, die auch über diesen Berg gekommen ist und all ihre Kleiderschätze wohlverpackt in ihren Koffern weiß.

Leicht und froh ist ihr ums Herz, und freudig dankt sie Freunden und Bekannten, die sie sorglich zur Bahn geleiteten, und die ihr alle zum Abschied einen Wunsch zurufen: Glückliche Reise!

Drei elegante Promenadentoiletten. (Abb. 357 bis 359.) In Anlehnung an die Antike, das augenblickliche Lieblingskind der Mode, und als Gegensatz zu den immer größer werdenden Hüten sind die Toiletten weich und fließend, mitunter so schmiegsam, daß die Glieder wohl gedeckt aber nicht verhüllt sind. Unsere Vorlagen zeigen nun, wie wir die modegerechten Linien vertreten können, ohne die Unterkleidung auf das seidene Trikot zu beschränken. Der lange Unterrock darf eben nicht mehr aus abstehenden Stoffen, wie Moiré oder Taft bestehen, sondern aus weichen, schmiegsamen, die heute im Handel so reich vertreten sind. An der ersten Toilette Abb. 357 vereinigen sich das flaschengrüne Tuch mit gleichfarbiger Marquisette für die Taille und getönter Spitze über weißem Chiffon für Latz und Stehkragen, während den oberen Rand des Rockes ein gleichfarbiger Samtvorstoß begrenzt. Die vorn schließende Taille erscheint hier in gleicher Weise angeordnet wie im Rücken. Der Ärmel ist dem erweiterten Armloch eingesetzt und als Fortsetzung in ausspringende Säumchen gesteppt. Darunter kommt der mit dem Latz übereinstimmende bekleidete Futterärmel hervor. Der aus zwei Glockenbahnen bestehende Rock ist vorn in drei kleine Querfältchen geordnet, und je nach Bedarf ist er hier mit einem Leinenmieder zu unterlegen. Der Schnitt hierzu ist für die Taille in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig, für den Rock in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch für die Taille bei 1,10 Metern Breite 2,30 bis 2,50 Meter, für den Rock 4,75 Meter.

Die zweite Toilette Abb. 358 wirkt durch ihre vornehm schlichten Linien, die allerdings eine tadellos gewachsene Figur erfordern. Das dunkellila Satintuch, mit dem auch die Knöpfe bezogen sind, belebt die Unterbluse aus sahnefarbenem Säumchenchiffon, der für Jabot und Ärmelbündchen mit Spitzchen abgeschlossen wird. Der oben glatten, nur unten leicht eingehaltenen Überbluse sind die manschettenartig umgeschlagenen Ärmel angeschnitten. Die Längsränder treten kreuzweise übereinander und setzen sich auf dem übereinstimmend schließenden Glockenrock fort, der in Miederhöhe ansteigt. Der Schnitt zu dieser aparten Toilette ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5 Meter. — Für schlanke Figuren vorteilhaft ist die dritte Toilette Abb. 359, die aus weißbraun kariertem Taft gearbeitet und mit einer auf braunem Tüll ausgeführten Soutachestickerei garniert ist. Weißer Säumchentüll formt Latz und Stehkragen, die über den vorderen Schluß haken. Vorder- und Rückenteile sind in Tollfalten geordnet und werden von braunen Blenden begrenzt, die auch die Längs-

358

359

Abb. 357 bis 359. Drei elegante Promenadentoiletten.

Abb. 360. Reitkleid mit Tütenschoss.

ränder im Zusammenhange mit dem Passenrand abschließen. An dem halblangen Ärmel tritt die oben gefaltete, unten eingereihte Puffe in eine glatte Manschette. Der Rock zeigt in halber Höhe niedergesteppte Faltengruppen aus je vier sich begegnenden Plisseefalten. Hierzu ist der Schnitt für die Taille in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig, für den Rock in 96, 100, 104, 108, 112, 116, 120 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch für die Taille bei 50 Zentimetern Breite 4,50 Meter, für den Rock 9 Meter.

Reitkleid mit Tütenschoss. (Abb. 360.) An einem Reitkleide kennzeichnet sich die jeweilige Moderichtung an dem längeren oder kürzeren Schoß. Selbst der Revers zeigt vorherrschend die gleiche, kleine Form. Unsere Vorlage aus beigefarbenem Tuch zeigt den langen, in weiten Falten ausladenden Schoß, der vorn zugespitzt ist. Die in gewohnter Weise mit doppeltem Leinen unterlegten Vorderteile treten nur wenig zu einreihigem Knopfschluß übereinander. Samt bekleidet den Umlegekragen, während schwarze Tresse die Ränder einfaßt. An dem engen Ärmel imitieren Stepplinien eine Manschette. Der Rock zeigt die übliche, aus zwei Bahnen bestehende Form mit ausgearbeitetem Knieteil, der mit Leder unterlegt wird. Ein Stehkragen und Chemisett mit breiter Krawatte vervollständigen den Anzug. Für die Taille ist der Schnitt in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig, für den Rock in 100, 108 und 116 Zentimetern Hüftweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch für die Taille bei 1,40 Metern Breite 2,50 bis 2,75 Meter, für den Rock 3 Meter.

Praktisches Herbstkostüm. (Abb. 361.) Trotzdem sich Frau Mode bemüht, das klassische Trotteurkostüm in ihr Bereich einzuziehen, wird die vornehme Dame, die gern zu Fuß größere Wege unternimmt, doch stets das schlichte und praktische Kostüm wählen, das aus dem fußfreien, mehrfach durchsteppten Rock und der einfachen Blusenjacke (Norfolkjacke) besteht. Als Material wählt man hierfür neben englischem Cheviot vorherrschend Loden, der heute in allen kleidsamen, modegerechten Farben zu haben ist. Unsere Vorlage Abb. 361 bestand aus braunkariertem Cheviot, dem sich zur Ausstattung neben Stepplinien einige große Hornknöpfe gesellten. Die halblange Jacke, die im Taillenschluß nicht stramm einschneidet, besteht aus Vorder- und Rückenteilen, die übereinstimmend in Tollfalten abgesteppt sind und durch gezackte, aufgesteppte Passenteile ergänzt werden; im Rücken reicht die mittlere Tollfalte jedoch nur bis zur Passe, während sich unter der vorderen Falte der verdeckte Knopfschluß verbirgt. Jeder Vorderteil erhält eingesetzte, durch breite Patten gedeckte Taschen. Der abgesteppte Stoffgürtel greift teils unter, teils über die Falten. Der enge Ärmel tritt nur eingehalten in das Armloch. Der Rock besteht aus zwei Glockenbahnen, deren Nähte nach Wiener Art einem untergesetzten Stoffstreifen aufgesteppt

Abb. 361. Praktisches Herbstkostüm.

sind. Der untere gedoppelte Rand ist auf 10 Zentimeter Breite mehrfach durchsteppt. Der Schnitt hierzu ist für das Jackett in 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig, für den Rock in 96, 100, 104, 108, 112, 116, 120, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch für die Jacke bei 1,30 Metern Breite 1,75 Meter, für den Rock bei 1,20 Metern Breite 2,25 Meter.

Drei moderne Überblusen. (Abbildungen 362 bis 364.) Die Bevorzugung der Überblusen scheint bei der immer noch bestehenden Vorliebe für den japanischen Charakter noch zuzunehmen. Sie ergeben auch eine vorzügliche Verbindung zwischen den aus Rock und Bluse bestehenden Kostümen. Selbstverständlich muß das Material in der Farbe mit dem Rock übereinstimmen. An unserer Vorlage aus pfauenblauem Taft (Abb. 362) sind die kurzen Überärmelteile dem zweiten Vorder- bzw. dem rechten Rückenteil angeschnitten. Hieran fügen sich die gefalteten, fichuartig übereinandertretenden Ergänzungsteile. Aus gleichem Material besteht der auf einer Leinengrundform gefaltete, hinten schließende Gürtel. Die Überbluse belebt eine in abschattierten Tönen ausgeführte Flach- und Hochstickerei, die die inneren Ränder der Taillenteile sowie die Ärmelränder begleitet. Der Schnitt zu dieser Überbluse ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 50 Zentimetern Breite 3 Meter. Die Mustervorzeichnung ist unter H. 1573 für 60 Pfennig zu haben.

Ein reiches Blumenornament, das in lila und grauen Schattierungen im Platt- und Stielstich ausgestickt werden kann, garniert die zweite Überbluse Abb. 363 aus dunkelresedafarbenem Tuch. Der Schnitt besteht aus den glatten Vorder- und Rückenteilen, deren Innenränder im Taillenschluß aneinandertreten und von Stickerei begleitet werden. Auch der an das erweiterte Armloch sich fügende Ärmelstreifen erhält Stickerei. Der Schnitt zu dieser kleidsamen Überbluse ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1 Meter. Die Mustervorzeichnung ist unter H. 1547 für 70 Pfennig erhältlich.

Abb. 362 bis 364. Drei moderne Überblusen.

Die japanische Form mit tiefem Ausschnitt vertritt die dritte Bluse aus schwarzem Samt, bei der auch die Stickerei in japanischer Art ausgeführt ist. Hierfür werden die Kreise voll mit gelber Seide gestickt, während die Strahlen mit Goldfäden zu überspannen sind; die Punkte bilden Knötchen aus Seide. Die Stickerei garniert die abgerundeten Patten, die den spitzen Ausschnitt der oben glatten, nur unten eingereihten Taillenteile begrenzt, greift in gleicher Breite auf die geschlitzten Ärmel über und begleitet in halber Breite deren unteren Rand. Hier ist der Gürteloberstoff fast glatt über die Grundform zu spannen. Der Schnitt zur Überbluse ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,10 Meter. Die Mustervorzeichnung zu diesem aparten Muster ist für 70 Pfennig unter H. 1572 vorrätig.

Herbstkostüme für junge Mädchen. (Abb. 365 u. 366.) Als Material zur Abb. 365 war dunkelblauer Cheviot gewählt, dem sich etwas blauweiß gestreifter Stoff zugesellte, und zwar treten die Tollfalten auf die unteren glatten Teile aus gestreiftem Stoff. Die vorderen Ränder des aus Vorder-, Seiten- und Rückenteilen bestehenden Paletots treten ohne Schluß nur lose aneinander und sind pattenartig mit schwarzen Tressen garniert, die sich an dem Ärmelaufschlag wiederholen, während die übrigen Ränder Stepplinien begleiten. Das Kostüm wird durch eine weiße Hemdbluse mit Spitzenjabot ergänzt. Der Schnitt ist in 96, 100, 104, 108, 112, 116, 120 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig, für den Paletot in 44, 46, 48, 50 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. — Unsere Vorlage Abb. 366 zeigt einen Mantel aus beige Tuch, der in seinen Formen der Moderichtung gerecht wird. Dem weit ausgeschnittenen Armloch wurde der entsprechend zugeschnittene Ärmel zweimal untergesteppt, wie auch die übrigen Ränder Stepplinien als Garnitur aufweisen. Leinen stützt in Reversbreite die zu verdecktem Knopfschluß übereinandertretenden Vorderteile und den Umlegekragen. Den unteren eingereihten Ärmelrand nimmt ein gesteiftes Bündchen auf.

Abb. 365 u. 366. Herbstkostüme für junge Mädchen.

Gleichfarbiges Satinfutter. Der Schnitt zu dem reizenden Mäntelchen ist in 32, 34, 36 und 38 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 2,60 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 357 bis 366 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37—41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Ahlheid die Gans.

Eine Gänseplauderei von Else Franken.

Gänse sind vornehme Vögel mit einer stolzen Ahnenreihe. Vorfahren haben alle unsere braven Haustiere, die in so Jahrtausende langer, wohlgemäßeter Gemeinschaft mit dem Menschen leben, die Vorfahren der Gänse aber — wir dürfen sie schon ganz feudal „Ahnen" nennen — haben sich ausgezeichnet und sind zu hohen Ehren gelangt. Ihr Ruhm kommt noch den späten Geschlechtern zugute, was sie freilich nicht vor dem Endschicksal aller der Tiere schützt, die die Menschen als lecker, profitlich und einer hingebenden Pflege würdig erkannt haben.

Das Altertum fand die Gans schön, berückend schön, daher sie der stolzen und etwas hysterischen Juno geweiht war. Und des Odysseus Hausehre, die wirtschaftliche Penelope, hielt sich — zur Augenweide, nicht etwa zu vulgären Küchenzwecken — eine kleine Herde von zwanzig Stück.

Im Gudrunliede heißt es: „Und hellauf schrien im Hofe die Gänse, die zieren Vögel, die Gudrun zog —" als nämlich die Nordlandsjungfrau sich auf die Leiche des Geliebten stürzt.

Die Gans war aber nicht nur schön, sie besaß edle Eigenschaften. Wachsam waren bekanntlich die von den Römern auf ihrem Kastell, dem Kapitol, gehaltenen. Vor allem aber sind Gänse gesellig und gleich dem Schaf Vertreter des Herdensinnes, der das Sprichwort schuf: Einigkeit macht stark.

Auch treu sind sie; die Ehe wird für Lebenszeit geschlossen; freilich lebt nur die Lady in monogamischer Beschränkung, denn der Gänserich besitzt seinen Harem von sechs bis zehn Gattinen. Jede von ihnen zieht ihr Dutzend Sprößlinge auf. Und dieses glückliche Familien-Eheleben soll gegen zwanzig Jahre dauern können, wenn die Parze nicht eher den Lebensfaden durchschneidet. Ja, nach einem berühmten englischen Zoologen Wright hat man bis zu vierzigjährigen Ehen beobachtet: Philemon und Baucis auf dem Geflügelhofe.

Im Altertum herrschte ein ungeheurer Reichtum an wilden Gänsen. In den Flußniederungen saßen sie in ungezählten Familienverbänden, silbern blinkend im Sonnenlicht und die Luft mit ihren wilden Rhapsodien erfüllend.

Die Kultur, die Zähmung also einer Tiergattung zum Haustiere, beginnt aber erfahrungsmäßig immer erst dann, wenn die Tiere durch Massenmord anfangen spärlicher zu werden.

Da sind es nun wieder die großen Schlemmer des Altertums, die Römer, die die Nudelmast, sozusagen die Übermast, erfanden. Und alsobald verwandelte sich jene berückende Schönheit der Gans, ihr feuriges Temperament, ihre grazile Beweglichkeit, denn: ach wie bald schwindet Schönheit und Gestalt. Die verweichlichten Römer waren es auch, die zuerst entdeckten, daß ein überfressener Schlemmer sanfter auf Daunen ruht als auf einer purpurbedeckten Pritsche.

Sie schon importierten ungemessene Mengen zartester Daunen aus Belgien, wo man bereits so klug war, Schiffe gen Norden zu senden, um den Eidergänsen in ihren Felsennestern den zarten Brustflaum zu rauben. Wie denn zu allen Zeiten Ethiker, die behaupten, das Tier sei nur seiner selbst willen geschaffen, für schnurrige Sonderlinge gegolten haben.

Bei den Germanen bürgerte sich die Gänsezucht erst viel später ein. Nun fing einmal der berühmte Bonner Professor Willnams sein Kolleg mit den Worten an: „Meine Herren, die alten Germanen können Sie sich gar nicht dumm genug vorstellen." In diesem Falle aber lag diese wirtschaftliche Zögerung an etwas ganz anderem.

Ein Haustier, das dreißig Tage zum Brüten und ferner dreißig Tage zur Aufzucht seiner Sprößlinge braucht, paßt ja auch nicht für nomadisierende Stämme, die rastlos neue Weideplätze aufsuchten. Seßhaft geworden, wurden sie bald Meister in der Zucht der schmackhaften Vögel, und zwar waren schon „damals" die Rheinufer, ferner Pommern und Mecklenburg die klassischen Stätten.

Für die Kielfedern der Flügel aber hatten weder Lateiner noch Germanen Verständnis. Die Römer fuhren noch fort, mit gespaltenen Stäbchen zu schreiben, als Horaz in seinen Satiren schon von der unsinnigen Lebermast der Gans aus Fischen und zerstampften Nußkernen, Austern und Weinbeeren, berichtete. Erst das frühe Mittelalter schreibt mit dem Gänsekiel. Viktor Hahn, der berühmte baltische Kulturforscher, bemerkt: „Dante und Voltaire, Goethe, Hegel und Humboldt benutzten sie."

Diese Liste illustrer Gänsekielschreiber ließe sich (s. Beethoven, Jean Paul u. a. m.) schier endlos verlängern, denn die Stahlfeder ist ein Kind der Neuzeit, zuerst in Birmingham hergestellt, als schon eine hübsche Strecke des 19. Jahrhunderts aufgebraucht war. So darf der Verehrer der anserinae, der Gänse, dreist behaupten, Faust und Kosmos seien unter tatkräftiger Mithilfe der Gänse in die Erscheinung getreten.

Gänsefedern brauchen wir nun nicht mehr. Die einen hat die Stahlfederfabrikation, die andern hat die Hygiene ausgerottet.

Die Mästung hat es, wie jedermann weiß, hübsch weit gebracht, denn die Kultur hat es ganz in der Hand, je nach ihren sehr verschiedenen Zwecken die Natur eines Geschöpfes zu beeinflussen: es beispiellos zu veredeln oder bis zur Dekrepidität zu verwüsten. Dem edlen Rennpferde mit dem feinen Muskelspiel unter der Atlashaut steht das „Schlachtroß" gegenüber, der zum Schlachten bestimmte Droschkengaul. Die turkeys, die Truthühner englischer Züchter in Norfolk und Yorkshire entwickeln sich zu wahren Knalleffekten der vornehmen Tafeln, zu Ungetümen, fettstrotzend zum Bersten, deren „Ständer" sie nicht mehr zu tragen vermögen.

Im Pariser jardin d'acclimatation — und wohl an allerlei anderen Lehrstätten — sind alle Apparate zur Geflügelmästung (in Toulouse die Enten) zur gefälligen Betrachtung vereinigt. Den Maismehl- und Erbsmehlwürsten, die man den Vögeln der Juno in den Schlund stopft, ist reichlich Pfeffer beigemengt, um den Durst zu steigern. Dabei sitzt das apoplektisch gewordene Tier im Finstern so eng eingezwängt, daß es sich nicht bewegen kann. Die Leber schwillt an bis zu anderthalb Kilo und entartet zur fettigen Masse. Zum immensen Schaden für die Gans, die Pastetengans, ist dieses unbedingte Krankheitsprodukt delikat und bekömmlich für den Feinschmecker.

In den Wäldern um Périgord und um Toulouse wühlen dressierte Schweine die edelsten aller Trüffeln aus dem Boden, zur Zeit, wenn Oliven, Pfirsiche und Trauben in Vollreife

stehen: die Saison der Pastetenfabrikation beginnt. Wobei noch zu bemerken, daß nur eine foie gras, eine Fettleber in Kruste, Pastete genannt werden sollte, da der Name von „Pasta", also vom Teig hergeleitet ist.

So beschaffen waren auch alle jene Pasteten, die Maître Close in Straßburg einführte und durch ein langes Künstlerleben fabrizierte und stets noch vervollkommnete. Er war Mundkoch des Marschalls von Contades, und so schreibt sich diese berühmte Industrie unserer Reichslande von 1782 her. Dichterisch verherrlicht ist sie vielfach worden, von keinem inniger und leidenschaftlicher als von dem berühmten Gastrosophen, Verherrlicher der Tafelfreuden, Brillat-Savarin. Freilich bereitete sie ihm auch einmal einen tiefen Schmerz, denn man trug sie bei einem Gastmahl, in aller ihrer aromatischen und aristokratischen Lieblichkeit erst auf, als sich der große Dichter der Tafelfreude schon an des plats médiocres, an alltäglichen Gerichten, satt gegessen hatte.

Ganz so gequält wie die Französin ist die deutsche Gans nicht, sie erfreut sich eines wohlbehüteten und bekömmlichen Landlebens. Nur etwa 4 bis 6 Wochen vor ihrer Schlachtreife hilft die Bäuerin oder Gutsdame etwas gewaltsam nach. Für den Dorfanger der Flachlandschaft ist die Gänseherde so charakteristisch wie in der Lüneburger Heide oder auf den sanften irischen Hügelketten der south downs (daher der Name south down für Hammelrücken auf den Menüs) die Hammel mit dem seidigen Vlies, oder wie auf den Abhängen der Pyrenäen die kleinen schwarzen und gescheckten Schweinchen.

Und wieder drang die Gans in die Dichtung ein, aber ihrer veränderten Leiblichkeit entsprechend, in mehr bürgerlichem Charakter. Als Martinsgans und Weihnachtsbraten schmückt sie den Familientisch, strotzend gefüllt mit Äpfeln und Kastanien, so recht ein Symbol behäbigen, bürgerlichen Gedeihens.

Hebbel, Rückert, Fritz Reuter, Goethe besingen sie. Und Goethe, der sie im Reineke Fuchs Ahlheid nennt, denkt gewiß nicht nur an die schnatternde und kreischende Watschlerin in der Dorfschaft, sondern an die immer noch Vornehme, mit der großen, historischen Vergangenheit.

Der Wanderer und das Glück.

Für jeden auf der Welt hat Lieb' ein Glück bereitet,
Er trifft es, ob er hält, ob er im Wandern schreitet.
Es folgt ihm auf der Fahrt, mag er die Welt durchmessen,
Es bleibt ihm aufbewahrt, mag er der Welt vergessen.

Doch mancher, der es rief mit Trotz und auch mit Tränen,
Und der es suchen lief mit Seufzen und mit Sehnen,
Und der es angerannt mit seinem Ellenbogen,
Der hat es nicht erkannt und ist vorbeigezogen.

Kory Towska.

Zigarettenspitzen und Perlarbeit.

Von Eve Horst.

Eine sonderbare Zusammenstellung! Jedoch — es fügte sich alles so ineinander. Das Wiedererwachen der Strickarbeiten unserer Groß- und Urgroßmütter, eine Perlstickerei, mit der ich gerade beschäftigt war, dabei ein leises Erinnern an das bunte, perlenschillernde Nadelbuch aus meiner Mutter Nähtischchen, an das altsilberne Strickbesteck, dessen wunderfeiner Filigranrand das ganze Entzücken meines Kinderherzens gewesen, ein Verweilen bei diesen lieben Erinnerungen selbst im Straßengewühl der Großstadt und dann ein zufälliger Blick auf die Auslage eines Zigarrengeschäftes. Da erhob sich ein Triumphbogen, aus vielen ineinandergeschobenen Zigarettenspitzen zusammengefügt. Just so wie solche zierliche Spitze war ja die Form meines alten Strickbestecks! Schnell war eine Perlbekleidung, ebenso schnell die ganze Konstruktion erdacht, und in wenigen Stunden war ein „modernes" Strickbesteck entstanden. Wie das gemacht wird, wie es aussieht, und wie die gleiche Form noch anders zu verwenden ist, sei hier gezeigt.

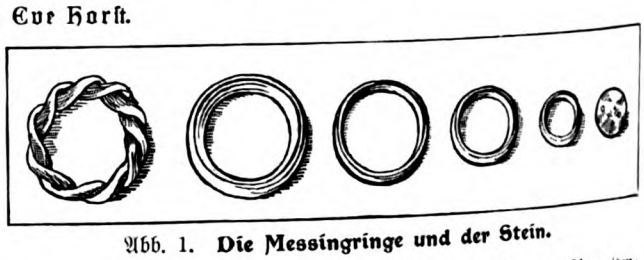


Abb. 1. **Die Messingringe und der Stein.**

Man braucht für ein Strickbesteck zwei neue Zigarettenspitzen, verschieden große Metallringe (Abb. 1), die in jedem Wirtschaftsgeschäft käuflich sind, Goldfaden, zwei Steinchen (Abb. 1), Perlen und feinen weißen Zwirn. Außerdem sind zwei Springringe und 20 Zentimeter einer sogenannten „Meterkette" notwendig. Letztere beide Teile erhält man bei jedem Goldarbeiter. Von der Zigarettenspitze (Abb. 3a) schneidet man das Mundstück ab (Abb. 3b). Dann bereitet man den Rand für die untere Öffnung vor. Dieser besteht aus zwei Ringen, von denen der eine in den anderen passen muß. Der kleinere Ring wird mit dichten Langetten aus Goldfaden besponnen (Abb. 3d) und nach Fertigstellung mit dem großen Ringe (Abb. 3c), hier ein kordelartig gemusterter

Abb. 2. **Das Strickbesteck im Gebrauch.**

Messingring, wie man ihn für Vitragen braucht, durch Überfangstiche verbunden (Abb. 3e). Um die Rinne zwischen beiden Ringen zu decken, arbeitet man einen Perlenring. Man zieht dazu so viel Perlen auf den Faden, wie sie für die Rundung nötig sind, schließt die Perlreihe zum Ring durch Einziehen des Fadens in die ersten zwei Perlen (Abb. 3f), legt den Ring auf die Rinne und näht ihn durch Überfangstiche fest. Bei Abbildung 5 ist der fast fertige Randabschluß deutlich erkennbar. Jetzt paßt die große Randkante der Zigarettenspitze genau auf die Rinne zwischen den beiden Ringen, und nun heißt es, diesen Teil fest, sehr fest dem Rande der Spitze anzufügen. Dazu bedarf es noch eines kleinen Ringes, den man oben auf die Spitze schiebt (hier bei meinem Modell war er auch mit Goldfaden umsponnen) (Abb. 5a). Ehe man nun diese Befestigung ausführt, ist es gut, um den gemusterten Außenring den Springring zu ziehen, an dem später wieder das Kettchen befestigt wird. Bei Abbildung 5a und b ist dieser Springring schon eingefügt. Diese Abbildung zeigt auch, wie man mit Faden und Nadel, von dem kleinen oben sitzenden Ringe zu dem Randringe hin und her spannend, durch lange, straff angezogene Fäden den Rand an der Öffnung befestigt — eine Arbeit, bei der sehr viel Sorgfalt verwendet werden muß, da von ihr das ganze Gelingen und die Dauerhaftigkeit des kleinen Gegenstandes abhängt. Man kann statt des einen kleinen oberen Ringes auch zwei solche nebeneinandersetzen, je nachdem das Muster variiert werden soll. Größere Ringe, die noch die Länge der Form teilen, sind dann nach Belieben aufzuschieben (Abb. 5b). Danach ist die kleine Öffnung durch ein Steinchen zu schließen. Solche buntfarbigen Glassteinchen mit eingearbeiteten Öffnungen zum Annähen erhält man in jeder Perlhandlung. Wie ein Steinchen aufgenäht wird, zeigt Abbildung 5c. Man benutzt dazu wieder den kleinen, besponnenen Ring, zieht den Faden recht fest an und verschärft damit zugleich die Spannung der Fäden, die den Randabschluß festhalten. Nach diesen Vorarbeiten wird die Perlbekleidung ausgeführt, indem man für jeden Perlenring so viel Perlen wie nötig auf den Faden zieht, die Perlreihe um die betreffende Stelle legt und den Faden wieder durch die ersten zwei Perlen zieht — genau so wie bei dem mit Abbildung 2f dargestellten Perlring. Es ist darauf zu achten, daß diese Perlringe die Papprundung fest umschließen. Auf diese Weise wird die ganze Röhre bekleidet. Die vorher aufgeschobenen Messingringe dienen zum Halt und geben zugleich die Teilung für eine Musterung durch Farben. Mein Strickbesteck, das im Körbchen liegt, war an seiner Spitze und am Rande mit granatroten Perlen bekleidet. Der hellwirkende, längste Teil war rosarot, der Teil zwischen beiden roten Tönen grün. Zum Decken der kleinen Öffnung diente ein granatroter Stein. Ein anderes Strickbesteck war in Blau, Weiß und Rot gehalten, und zwar war der Hauptteil abwechselnd mit weißen und blauen Perlringen bedeckt (Abb. 7). Sehr hübsch sieht auch eine Zusammenstellung von Blau und Grün aus, wie denn überhaupt die Farbenwahl ganz dem Geschmack der Arbeitenden überlassen bleibt. Das Material an Perlen und Steinchen ist in so mannigfachen Schattierungen im Handel, daß unendliche Kombinationen möglich sind.

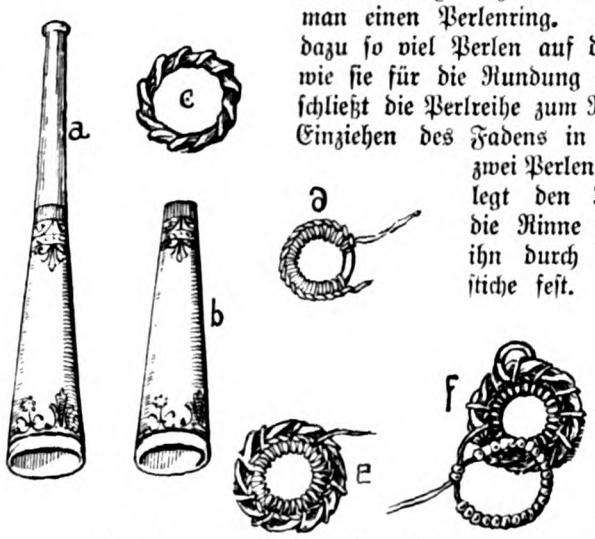


Abb. 3. **Die Zigarettenspitze.** **Das Bearbeiten der Ringe.**

Abb. 4. **Das Einfügen der Schnur.**

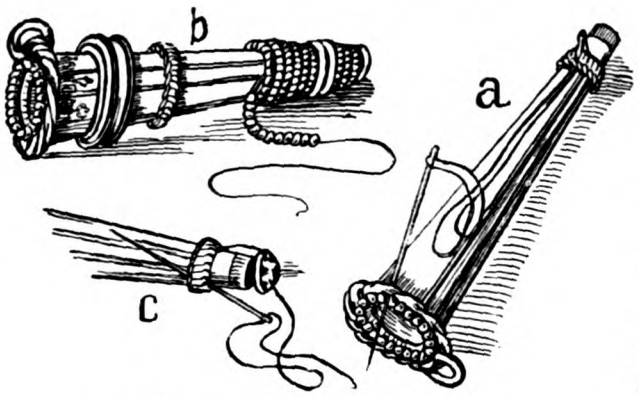


Abb. 5. **Das Bekleiden der Form.**

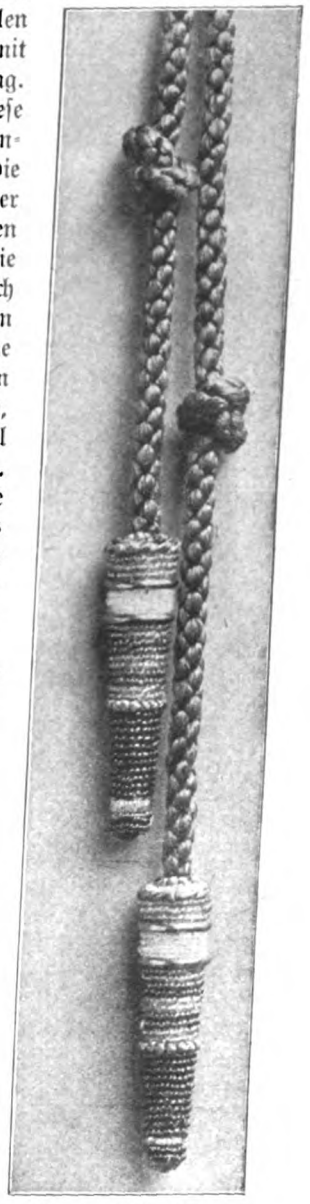


Abb. 6. **Die Form als Gehänge.**

Wie diese selben Formen als Gehänge verwendet werden können, zeigt Abbildung 6. Mit Abbildung 4 ist veranschaulicht, auf welche Weise die Schnur, deren Ende man fest mit Garn zu umwickeln hat, in die Röhre geleitet wird. Die Nadel wird herausgezogen, der Faden außen an dem kleinen Ringe sorgfältig befestigt. Erst dann sind die Ringe auf die Form zu schieben, und man arbeitet weiter in derselben Art, wie zu Anfang beschrieben. (Der Springring wird hier natürlich fortgelassen.) Zum Schluß kann man die aus der Form kommende Schnur mit einem Perlenkranz umschließen.

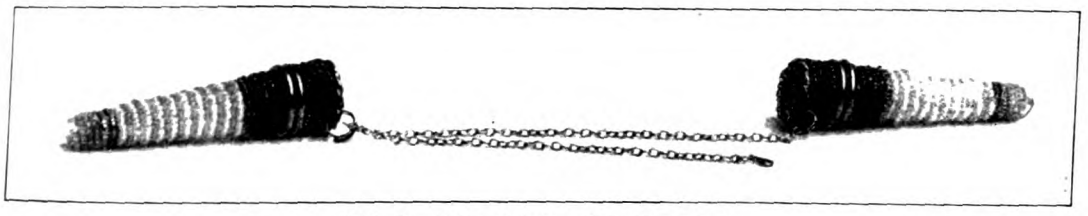


Abb. 7. **Das fertige Strickbesteck.**

Ratgeber für jedermann.

Kleine Geschenke.

Eine elegante Telephontafel. Das Telephon ist als moderner Dämon, als Quälgeist in unserm Leben so oft verschrien worden, daß es sich wirklich nicht lohnt, das alte Lied immer von vorne zu beginnen. Besser, auf Abhilfe sinnen! Wenigstens soweit es sich um jene durchaus nicht kleine Zahl mißlungener Anschlüsse handelt, an denen — wir selber schuld sind. Einen bei Frauen sehr beliebten Fehler: das nervöse Herumblättern im Telephonbuch, während das unsichtbare Telephonfräulein ihr „Bitte, welche Nummer" schon merklich schärfer wiederholt, oder gar die Angabe einer „falsch behaltenen" Nummer, schwächt die „Telephontafel" beträchtlich ab. Sie ist in einfacher bureauartiger Ausstattung längst im Geschäftsleben heimisch, die Ausstattung unseres Modells aber — breiter, grüner Lederrahmen, die elfenbeinerne Schreibtafel auf dem Außenblatt, der silbergefaßte Stift an dicker Seidenschnur — lassen sie auch für das Privatzimmer der Dame des Hauses elegant genug erscheinen. An der Innenseite werden auf auswechselbaren Streifen die Nummern, mit denen am häufigsten Anschluß gesucht wird, eingetragen, so daß ein Blick genügt, um die vergessene Zahl zu finden.

Die Telephontafel im Gebrauch.

Altsilberner Küchendolch und Löffel vom Lago Maggiore. Vom Lago Maggiore haben wir uns den reizvollen Löffel und den Dolch mitgebracht, an deren aparten Formen unsere Augen sich andauernd erfreuen. In allen Löffelsammlungen werden diese italienischen Kostbarkeiten einen Ehrenplatz einnehmen und die modernen Arbeiten in den Schatten stellen. Aber nicht nur für den Antiquitätenschrank, sondern auch für den, wenn nicht täglichen, so doch festtäglichen Gebrauch werden sie durch ihre gute Arbeit verwendbar und durch ihr entzückendes Aussehen allen Menschen, die auf einen wirklich schön gedeckten Tisch Wert legen, sehr willkommen sein.

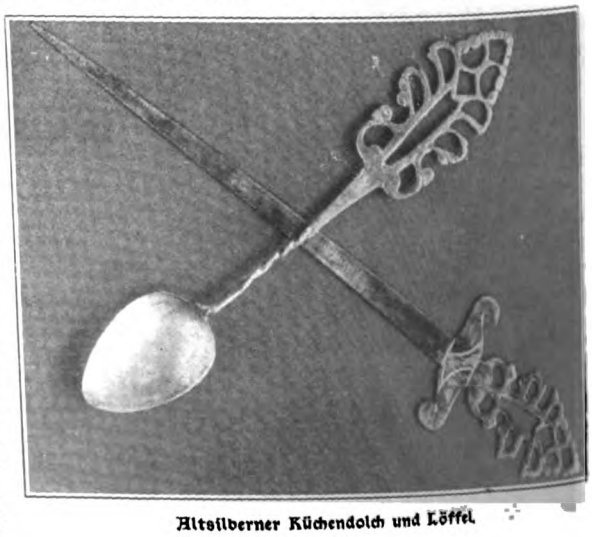
Telephontafel geschlossen.

Saisonküche.

Die Verwendung des Honigs beim Einkochen. Einmachen von Trauben. Nimm 3½ Kilogramm gesunde Weintrauben an den Stengeln, packe sie bequem, ohne sie zu brechen, in einen Topf, mache einen Sirup von (2 Kilogramm) Honig, einen halben Liter guten Essig mit Gewürznelken und Zimt nach Gutdünken, koche den Sirup 20 Minuten, schäume gut ab, schütte ihn dann kochend heiß über die Trauben und versiegle sogleich; sie halten sich jahrelang und bleiben sehr schön. — Einmachen von Walnüssen. Sobald die Walnüsse ausgewachsen sind, aber noch keine Holzschalen angesetzt haben, also anfangs Juli, nimmt man sie ab und legt sie, nachdem sie mit einer starken Nadel durchstochen sind, in kaltes Wasser, in dem sie acht Tage lang wässern müssen, unter täglich zwei- bis dreimaligem Wechseln des Wassers. Hierauf kocht man die Nüsse in viel Wasser mit etwas Salz so weich, daß man sie mit einer Nadel leicht durchstechen kann, und legt sie nun in kaltes Wasser, in dem sie bei öfterem Wechseln des Wassers wiederum zwei Tage wässern müssen, alsdann läßt man sie in einem Sieb abtropfen. In ein Kilogramm Honig, zur Siedehitze erwärmt, legt man ein Kilogramm Nüsse, die vorher mit Nelken und Zimtstückchen besteckt werden, läßt sie nochmals aufkochen und stellt sie kalt. Am nächsten Tage werden die Nüsse herausgenommen, der Honig aufgekocht, tüchtig abgeschäumt, die Nüsse hineingelegt und sofort vom Feuer genommen. Dieses Verfahren wird noch zwei- bis dreimal wiederholt, um etwas Delikates zu erhalten. Sollte der Honig beim letzten Aufkochen noch zu dünn sein, so setzt man eine Kleinigkeit Zucker zu, um ihn dickflüssiger zu bekommen. Die Nüsse werden hierauf in Gläser gelegt und der Honig darüber gegossen. — Melonen, deren Genuß ihrer außerordentlich erfrischenden Wirkung wegen für die Hochsommerzeit nicht genug empfohlen werden kann, werden meist mit Zucker bestreut gegessen, schmecken aber bei weitem aromatischer, wenn statt des Zuckers Bienenhonig auf die Scheiben gestrichen wird. Auch beim Einmachen der Melonen ist der Zucker vorteilhaft durch Honig zu ersetzen.

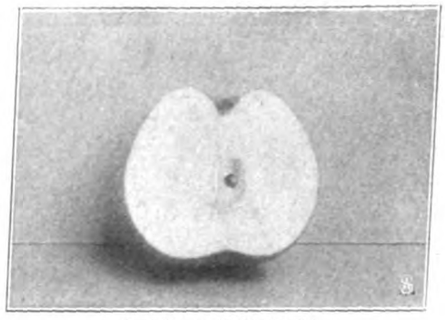
Obstbau.

Zwei dankbare und reich tragende Apfelsorten für kleine Hausgärten. Wenn die Besitzerin eines kleinen



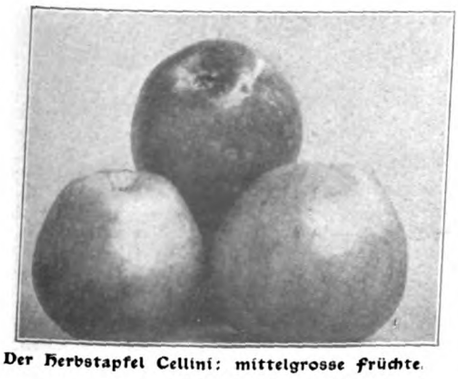
Altsilberner Küchendolch und Löffel.

Gartens vor die Notwendigkeit gestellt wird, sich einige Apfelbäumchen anzupflanzen, so soll sie die Wahl nur unter solchen Sorten treffen, die einerseits von schwachem Wuchs sind, also nur geringen Umfang erreichen und deshalb wenig Raum beanspruchen und andererseits bereits früh mit dem Ertrage beginnen. Manche Obstsorten stellen in dieser Hinsicht den Pfleger auf eine lange und sehr harte Probe, da sie erst nach 10 bis 15 Jahren eigentlich tragbar werden, so daß man sie mehr für seine Nachkommen als sich selbst zur Freude anpflanzt. Ein Herbstapfel von sehr aromatischem Geschmack und auch durch seine rot getuschte und gestreifte Hülle bestechend, ist die Sorte Cellini, die wir durch drei Abbildungen veranschaulichen. Die mittelste zeigt ein fünfjähriges Buschbäumchen dieser Sorte, vollkommen mit Früchten bedeckt, die teilweise die nur schwachen Äste zum Boden niedergezogen haben. Die Bäumchen dieser Sorte setzen bei mir alljährlich so reichlich Früchte an, daß ich stets drei Viertel des Fruchtansatzes in der ersten Junihälfte mit der Schere herausschneiden muß, um den zurückbleibenden Früchten Luft zu machen und die Zweige möglichst vor Überlastung zu bewahren. Die Reifezeit des Cellini tritt im September ein, und hält sich der Apfel bei kühler Lagerung etwa 6—8 Wochen. — Eine noch schwachwüchsigere Sorte, die das Bestreben hat, kugelförmige Kronen zu bilden, und die einen der feinsten Wintertafeläpfel liefert, ist die im letzten unserer Bilder veranschaulichte Ananasrenette. Die Frucht der Ananasrenette ist von köstlichem, ananasartigem Geschmack, nicht groß, aber von verführerischem Aussehen, gelb mit dunklen Tupfen. Sie reifen gewöhnlich vom Oktober ab und halten sich bis zum Januar. Eine dritte, nicht minder köstliche, eine Wenigkeit früher reifende Frucht liefert die Muskatrenette, die zu den wenigen muskatartig schmeckenden Apfelsorten gehört. Auch sie bildet rundliche Kronen und ist nur schwachwüchsig, erfordert also wenig Raum. Für derartige schwachwüchsige Sorten genügt im Hausgarten ein allseitiger Abstand von drei Metern. Die Anpflanzung von Buschbäumen, die nur einen 50 Zentimeter hohen Stamm haben, ist der Anpflanzung von Halb- und Hochstämmen vorzuziehen, weil Buschbäume oder Niederstämme viel frühzeitiger mit dem Ertrage beginnen. Außerdem lassen sich an ihnen mühelos alle Maßnahmen ohne Zuhilfenahme einer Leiter verrichten, wie das Absuchen der Schädlinge, das Entfernen überflüssigen Fruchtansatzes und die Ernte der reifen Früchte. Daneben fällt noch ins Gewicht, daß die von solch niedrigen Bäumchen vorzeitig abfallenden Äpfel häufig gar nicht, in der Regel aber viel weniger als die von Hochstämmen herunterfallenden beschädigt werden.



Halbierter Cellinlapfel.

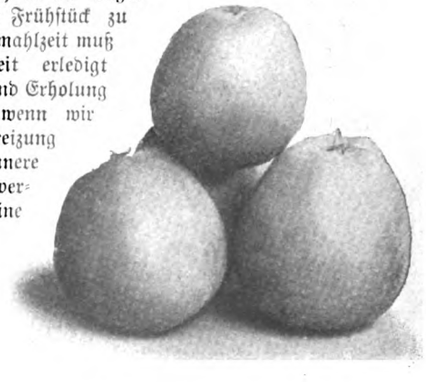
Der Herbstapfel Cellini; Buschbäumchen.



Der Herbstapfel Cellini: mittelgrosse Früchte.

Gesundheitspflege.

Die Essenszeiten. Besonders in den Großstädten hat in der letzten Zeit eine Bewegung eingesetzt, die eine ununterbrochene achtstündige Arbeitszeit verlangt, der dann die Hauptmahlzeit des Tages und nach dieser Ruhe folgen soll. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Forderung sehr viel für sich hat und daß sie vom ärztlichen sowohl als volkswirtschaftlichen Standpunkt unbedingt unterstützt werden kann. Das alte Sprichwort vom plenus venter non studet libenter gilt ebensosehr für den Kopf- wie für den Handarbeiter; es ist nicht möglich, daß im Körper zu gleicher Zeit zwei Tätigkeiten vor sich gehen, ohne einander zu schädigen, und wenn Magen und Darm verdauen, können Kopf und Hand nicht mit der Energie die ihnen zugemutete Arbeit verrichten, die wünschenswert und für den Erfolg notwendig ist. Wie lange die Verdauung aber im Körper die Blutwelle, deren unverminderter, ja sogar vermehrter Zufluß allein jede Arbeit oder Leistung ermöglicht, für sich in Anspruch nimmt, kann nicht in Zahlen ausgedrückt werden, da jeder Verdauungsvorgang von den speziellen, individuellen Anlagen abhängt, so daß mit Recht der eine als leicht verdaulich bezeichnet, was für den andern recht schwer verdaulich ist. Eine zwei-, selbst dreistündige Mittagspause genügt daher nur in jenen Fällen, wo nur eine kleine Mahlzeit eingenommen wurde, die keine besonderen Ansprüche an die Verdauungsorgane stellt. Andererseits soll die Abendmahlzeit nicht zu spät eingenommen werden; mindestens drei Stunden vor dem Aufsuchen des Bettes muß man zur Nacht gegessen haben, und möglichst soll Fleisch in jeder Form zu späterer Stunde niemals genossen werden, weil dessen Verdauung dem Darm ganz besondere Aufgaben zumutet. In diesem Dilemma ist es sicherlich das richtigste, die Hauptmahlzeit auf die Stunden zwischen 5 und ½ 7 Uhr zu verlegen, nicht später, und sich in der Tagesmitte mit einem einfachen Frühstück zu begnügen. Mit der Hauptmahlzeit muß aber auch die Tagesarbeit erledigt sein, höchstens Vergnügen und Erholung dürfen ihr folgen, und wenn wir mit unserer nervösen Überreizung die um vieles größere innere Ruhe des Engländers vergleichen, so mag mit eine Ursache für das günstigere Verhalten des letzteren in seinem Nervensystem die allgemein verbreitete Sitte sein, um 5 Uhr das Kontor oder die Schreibstube zu schließen und dann sich nur der Hauptmahlzeit und



Ananasrenetten: kleine Äpfel von 5—5½ Zentimeter Durchmesser.

behaglichem Ausruhen zu widmen. Bei dieser Einteilung der Mahlzeiten genügt dann zwischen 1/2 8 und 1/2 9 Uhr noch eine Tasse dünner Tee mit oder ohne einen Kake und früh eine Tasse Kaffee oder Tee mit wenig Weißbrot. Freilich werden unsere öffentlichen Einrichtungen uns noch lange nicht eine derartige verständige Lebensweise gestatten; mit geringen Ausnahmen gilt bei uns als Hauptmahlzeit der Mittag, und da die Arbeitsunterbrechung während dieser stets nur ungenügend zur Verdauung sein kann, darf die Nahrungsaufnahme auch nicht zu groß werden. Es ist daher gut, zwischen dem ersten Frühstück, das stets nur in ganz bescheidenen Grenzen sich halten soll, vor dem Mittagessen noch ein zweites Frühstück einzuschieben, um dadurch die Mittagsmahlzeit zu entlasten und ihre Menge zu vermindern. Die gleiche Aufgabe hat das Vesperbrot für das Abendessen, und je einfacher und zeitiger das letztere ist, desto weniger wird es in die Nachtruhe Verdauungsarbeit und damit Störung des Schlafes tragen. Bei jeder Einteilung der Tagesmahlzeiten spricht allmählich auch die Gewohnheit sehr bestimmend mit, der Magen verlangt zuletzt die Speisen zu der bestimmten Stunde, und vor allem ist die Notwendigkeit des ersten Frühstückes nicht unbestritten. Mancher glaubt, ohne seinen Morgenkaffee nicht leben zu können, und ist dann erstaunt, wenn er an einem eiligen Reisetage, wo ihm zum ersten Frühstück keine Zeit blieb, findet, daß es auch ohne dieses sehr gut geht.

Das Mittelstück einer chinesischen Prachtdecke.

Aus alten Truhen.

Mittelstück aus einer chinesischen Prachtdecke. Gern zeigen wir hier ein Seitenstück zu dem vor einiger Zeit abgebildeten prächtigen seidenen Tuche mit chinesischer Stickerei, das uns ebenso wie das Original zu diesem Bild aus dem Besitz einer Leserin freundlichst für die Reproduktion zur Verfügung gestellt wurde. Die Stickerei dieses Stückes ist besonders klar und gut empfunden. Zwischen den schwer niederhängenden Trauben, dem Blattgerank und den kühnen Biegungen der zähen Stengel und der dünnen Ausläufer huschen die beweglichen Tierfigürchen hindurch, von denen besonders das untere mit einem so drollig begehrlichen Blicke zu der lockenden Traube emporschaut, daß einem unwillkürlich die reizende Fabel von den sauren Trauben einfällt — trotz aller räumlich geographischen und naturhistorischen Entfernung zwischen diesem spitzmäuligen orientalischen Märchentier und unserem einheimischen Meister Reineke.

Frauenberuf.

Die Stellenvermittlung des Lettevereins, Berlin W, Viktoria-Luiseplatz, weist nicht — wie vielfach irrtümlich angenommen wird — nur seinen Schülerinnen Stellungen nach, sondern steht allen durch Zeugnisse sich ausweisenden Frauen offen und erstreckt sich auf In- und Ausland. Die von ihm geforderte geringe Gebühr steht in keinem Verhältnis zu den Sätzen gewerbsmäßiger Stellenvermittlungen. Den gebildeten arbeitsuchenden und gebenden Frauen sei er hiermit auf das wärmste empfohlen.

Frauenporträte in der Kunst.

Porträt der Jaqueline de Bourgogne. Von Mabuse (1470—1541). Unter einigen interessanten Neuerwerbungen der Nationalgalerie in London befindet sich auch das Porträt, das wir hier wiedergeben. Es ist — höchstwahrscheinlich — das Bild der Jaqueline de Bourgogne, deren gelehrte Neigungen der Künstler nach dem Beispiel anderer Zeitgenossen durch die Himmelskugel andeuten wollte, die sie in den Händen hält. Unter dunklem gewellten Haar, das aus dem reichdekorierten Kapuzchen quillt, blickt kindlich fast das junge, weiche Gesicht hervor mit kluger hoher Stirn, sehr großen Augen, kleinem, stumpfen Näschen und einem Munde, dessen sorgfältig gezeichneter „Amorbogen" zusammen mit den andern Details vermuten läßt, daß der Künstler die Modellähnlichkeit doch mit einem ihm vorschwebenden Schönheitstypus zu verquicken suchte. Die Pracht der eigenartigen Kleidung — aus dem schweren perlenberandeten roten Mieder quellen weite, weiße Ärmel mit sehr dekorativen großen graublauen Ornamenten in Applikationsarbeit und Perlenstickerei — läßt das Bild besonders „preziös" wirken. Die Überschneidung des Bilderrahmens auf drei Seiten, die das Persönchen förmlich über ihn hinaustreten läßt, ist geeignet, diese Wirkung zu verstärken, zumal die grundlegende Absicht, die Lebendigkeit zu erhöhen, erreicht ist.

Jaqueline de Bourgogne, Porträt von Mabuse (1470—1541).

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 37, 1908.

Willst du dich vor Ungemach behüten,
Sei die Freude dir auch Arbeitssporn;
Wenn auf allen Feldern Blumen blühten,
Wo blieb Platz zum Wachsen für das Korn?

Alb. Roderich.

Im Schatten der Titanen.

Lili Brauns Erinnerungsbuch an Baronin Jenny v. Gustedt. Von Martha Stein.

Wir leben in einer Zeit der Goethe-Renaissance, die jede Kunde über die Weimarer Epoche mit nimmersatter Wißbegier aufnimmt. Das obengenannte Buch hat aber noch einen doppelten Reiz. Es zeigt uns die mutige Agitatorin Lily Braun im lebendigsten Zusammenhange mit jener von den zwei Titanen — Napoleon und Goethe — beherrschten Zeit, aus der heraus ihre Großmutter, Jenny von Gustedt, den Weg fand, den die Enkelin später für sich selbst zu breiter Bahn erweiterte.

Jenny von Gustedts Mutter war die schöne Gräfin Diana Waldner, Hoffräulein der kunstsinnigen weimarischen Prinzessin Maria Paulowna, der Mutter der nachmaligen Kaiserin Augusta. Im Jahre 1806 heiratete das schöne Hoffräulein den zwanzig Jahre älteren Herrn von Pappenheim. Es war eine Ehe, die von der einen Seite aus zärtlichster, etwas väterlicher Neigung, auf der anderen aus höchster Wertschätzung des Charakters geschlossen wurde. Der korsische Eroberer jonglierte gerade in jener Zeit mit Zeptern, verteilte Reiche und warf denn auch über die Häupter legitimer Fürsten seinem Bruder Jerome die Königskrone von Westfalen zu.

Diese Krone war eine Dornenkrone, wenn sie auch in gedankenloser Überlieferung lange nur als Narrenkappe gegolten hat, und der „König Lustick" war eine tragische Figur in der sechsjährigen Königsgroteske, die er auf Geheiß seines großen Bruders spielen mußte. Städte wurden ihm gegeben und genommen, wie einem kleinen Jungen das Spielzeug, und er durfte nicht einmal um seinen Besitz kämpfen, sondern mußte sein Land knechten, um seinem Bruder dienen zu können. In der Jugend hatte die Stimme des Ehrgeizes die Stimme der Liebe übertönt, in heißer Ruhmesgier verließ er die schöne Engländerin Miß Pattersen, der er sich in England ohne Zustimmung seiner Familie ehelich verbunden hatte, um am Hofe des jungen Kaisers Napoleon aller Ehren eines königlichen Prinzen teilhaftig zu werden. Er bewährte sich so glänzend in einigen Gefechten und zeigte eine so glühende Begeisterung für Napoleon, daß dieser ihn mit einem Königreich und einer Königstochter als Frau belohnte.

Eine Tragödie für sich, diese anbetende Liebe der jungen Königin Katharina von Württemberg zu ihrem eleganten, liebenswürdigen Gatten, der erst gleichgültig, später zartsinnig freundschaftlich, aber nie in stürmischer Leidenschaft an ihrer Seite schritt. In die Zeit seiner tiefsten seelischen Depression und Erbitterung über das Lächerliche seiner Königswürde — Napoleon hatte ihm ohne jedwede Erklärung Hannover wieder weggenommen — fällt das Erwachen einer neuen großen Leidenschaft.

Im Jahre 1809 trat die schöne Diana von Pappenheim in das Leben des unglücklichen Königs. Bei ihr fand er Trost und Erholung. Es war ein Liebesbund, der sich hoch über den Durchschnitt aller flüchtigen Liebesständeleien erhob, die der Hofklatsch dem Herrscher nachsagte. Zwei Töchter entsprossen ihm: Jenny und Pauline. Beide wurden auf Schloß Schönfeld geboren, zwischen Kassel und Wilhelmshöhe. Aber nur die Aelteste — Jenny — durfte den Namen eines Fräulein von Pappenheim führen. Bald nach ihrer Geburt, 1811, verfiel Herr von Pappenheim einem Gemütsleiden, das seine völlige Isolierung zur Notwendigkeit machte, und die im Jahre 1814 erfolgte Geburt der zweiten Tochter Pauline kompromittierte die schöne Diana so sehr, daß die Verwandten ihres Gatten ihr die aus ihrer Ehe stammenden Söhne fortnahmen. Die kleine Pauline wurde durch Vermittlung einer Dame nach Paris in das Kloster Notre Dame des Oiseaux gebracht, wo sie als Gräfin Pauline Schönfeld eingetragen wurde, und dem sie später als mère Marie de la Croix bis an ihr Lebensende angehörte.

Mittlerweile war der Königstraum Jeromes ausgeträumt, und die Geliebte durfte sich dem politischen Flüchtlinge nicht an die Fersen heften. So stand denn Diana von Pappenheim im Jahre 1814 als Witwe völlig isoliert mit ihrer kleinen Tochter Jenny da. In Weimar erblickte sie ihren natürlichen Zufluchtsort, in ihrer einstigen gütigen Herrin Maria Paulowna ihre nächste Beschützerin. Sie hatte sich nicht getäuscht. Die Weimarer richteten keine Schuld, wenn nur die Schuldigen sympathisch waren, und Maria Paulowna selbst gab das Beispiel einsichtsvollster Toleranz; sie öffnete ihrem einstigen Hoffräulein beide Arme und gab ihren eigenen kleinen Mädchen Marie und Augusta (der nachmaligen ersten deutschen Kaiserin) den illegitimen Sproß eines verjagten Königs als Spielgefährtin. Drei Jahre später heiratete Diana Herrn von Gersdorff, und damit glitt ihr Leben wieder in das gerade Geleise bürgerlicher Untadeligkeit.

In jener Zeit herrschte Goethes Geist über der ganzen Stadt. Noch intensiver dort, wo persönliche Beziehungen zu ihm hinüberspielten. Maria Paulowna gewährte ihm den größten Einfluß auf die Erziehung ihrer Kinder; und so wuchs auch die kleine Jenny mit den erbgroßherzoglichen Kindern zugleich in Goethes Geist auf. Im Straßburger Pensionat, wo einer Sitte der Zeit gemäß ihre Erziehung vollendet werden sollte, verzehrt sie sich in Sehnsucht nach Weimar und Goethe. Als alte Frau schreibt sie über jene Zeit: „Die Begeisterung für Goethe war bei uns Pensionskindern so mächtig, daß man meinen sollte, wir hätten schon jahrelang andächtig zu seinen Füßen gesessen, und wir lasen doch nur heimlich hier und da seine Werke! Daß ich ihn kannte, daß er mir das Haar gestreichelt, die Hand gereicht hatte, gab meiner Person in den Augen meiner Freundinnen eine weihevolle Bedeutung."

Als fünfzehnjähriges Mädchen wurde Jenny von ihrer Mutter offiziell bei Goethe eingeführt. „. . . Ich brachte keinen Ton über die Lippen, obgleich er mich, wie er es gerne bei jungen Mädchen tat, mit ‚Frauenzimmerchen' und ‚mein schönes Kind' ermunterte . . . Er hat mir jungem Ding immer so imponiert, daß ich vor ihm eigentlich nie ich selbst war, sondern eine Seele, die mit auf der Brust gekreuzten Armen zu ihm emporsah." Allmählich befreundete sich Jenny mit

Goethes Schwiegertochter, Ottilie von Goethe, und kam auf diese Art dem Familienleben des greisen Titanen nahe . . . „Er lud gern zu Tisch ein, wo sein Sohn, Ottilie, Ulrike, die Enkel und der Hauslehrer die Tischgäste waren. Man aß nach damaliger Zeit gut, nach jetziger Zeit einfach; erst in den letzten Jahren hatte er einen Koch, vorher Haushälterinnen, mit denen er die Wirtschaft führte, ohne Ottiliens Hilfe. Er hatte kein Vertrauen zu ihren wirtschaftlichen Talenten und sagte wohl scherzend: ‚Ich hatte mir eine kochverständige Tochter gewünscht, und nun schickt mir der liebe Gott eine Thekla und Jungfrau von Orleans ins Haus.'"

Man pilgerte nach Weimar, um Goethe zu sehen. Unermüdlich darin waren besonders die Engländer und Amerikaner, und die jungen Weimarer Mädchen sahen die Fremden gerne; es waren meist reiche unabhängige Leute, die durch keine Berufsarbeit von literarischen Interessen und genußreicher Geselligkeit abgezogen wurden. Man politisierte, ästhetisierte, trieb englische und französische Literatur, schnitt Silhouetten, zupfte Goldfäden oder Charpie und schriftstellerte im „Chaos", den Ottilie von Goethe, „der verrückte Engel" oder „die Frau von einem anderen Stern", wie sie manchmal genannt wurde, gegründet hatte. Das erste Blatt dieser originellen Zeitschrift, das Goethe zu Ehren an seinem Geburtstag erschien, enthielt unter anderen Beiträge von Goethe selbst, von Chamisso, Eckermann, Bettina von Arnim, Adele Schopenhauer, der Schwester des berühmten Philosophen, usw. Goethe übergab dem Chaos auch öfters Briefe, die an ihn selbst gerichtet waren, zum Druck, und ausländische Freunde des Weimarer Kreises betrachteten diese Zeitschrift als Vermittelungsorgan, um sich ihren fernen Freunden mitzuteilen. Auch Jenny war eine fleißige Mitarbeiterin. Freilich sind es erst noch verschwommene, mystisch-philosophische Abhandlungen von nur geringer Allgemeinbedeutung, aber sie sind charakteristisch für die damalige Zeit und für das reiche und ernste Innenleben des kaum zwanzigjährigen Mädchens.

Sehr anregend war damals auch das Haus der Johanna Schopenhauer. „Es wehte eine eigentümliche Luft in diesen Räumen, die von der Luft Weimars verschieden war. Man atmete, man bewegte sich freier als bei Hofe, weniger frei als bei Ottilie . . . Johanna Schopenhauer hatte eine unvergleichliche Art, sich selbst in den Hintergrund zu stellen und trotzdem, wie mit unsichtbaren Fäden, die Geister in Bewegung zu erhalten . . . Durchaus verschieden von Mutter und Schwester zeigte sich Artur Schopenhauer, der, so selten er auch in Weimar war, doch oft genug erschien, um sich uns unsympathisch zu machen. Goethe sah ungern, wie das Zerwürfnis zwischen Johanna Schopenhauer und ihrem Sohn ständig zunahm und sein Einfluß machtlos dem gegenüberstand . . . Die Treue in der Freundschaft, die tätige Liebe zu den Kindern seiner Freunde ist immer einer seiner schönsten Charakterzüge gewesen."

Von wehmütigem Interesse sind Jennys Beobachtungen über Goethes Sohn August. „Das Gefühl, hier nur als der Sohn seines Vaters betrachtet zu werden, der Gedanke, daß er den Mund nur auftun könne, wenn er etwas Geistreiches zu sagen hätte, wird jeder begreiflich finden, der sich in seine Lage versetzt. Es kam aber auch für ihn die Zeit, wo er die innere Leere empfand. Seine Wünsche gipfelten endlich in dem einen Wort: fort!" Augusts Abschied vom Vaterhause glich einer Flucht. Jenny schreibt darüber: „Mir wurde erzählt, August sei ihm (Goethe) weinend zu Füßen gefallen und dann davon gestürzt, während Goethe, überwältigt von böser Ahnung, auf seinem Lehnstuhl zusammengebrochen sei. Die Kinder schieden fröhlich von ihm, mit allen möglichen Wünschen und Bitten; sie sollten den Vater nie wiedersehen."

Nach Augusts Abreise schloß Jenny sich noch inniger an Ottilie und ihre zwei Knaben, Walter und Wolf. Sie leitete ihren ersten Unterricht, und an sie wendeten sich später die heranwachsenden Jünglinge mit allen quälenden Gewissensfragen — sie allein blieb ihnen die letzte lebendige Tradition einer großen Vergangenheit.

Eine unglückliche Liebe zu einem jungen vornehmen Engländer, dessen unheilbares Lungenleiden eine Ehe unmöglich machte, vertiefte Jennys Persönlichkeit und vergeistigte alle ihre Interessen. Von dem Flirren des Hoflebens, dem kokettierenden Ästhetentum Ottiliens flüchtet sie zur asketisch herben Lebensphilosophie des Jenaer Professors Scheidler, der wohl den größten Einfluß auf sie gehabt haben mochte, der zuerst ihre Blicke über den immerhin beschränkten Horizont literarischer und aristokratischer Sonderheit zu den Problemen allgemeiner Menschlichkeit lenkte und damit den Grund legte zu den sozialen Idealen, denen Jenny später mit solchem Feuereifer nachstrebte.

Mit 26 Jahren heiratet sie Werner von Gustedt, der sie auf sein Rittergut Garden entführte, das inmitten einer halbpolnischen Bevölkerung im äußersten Osten Deutschlands lag. Dort versuchte sie ihre humanitären Ideen zu verwirklichen, mit praktischem Blicke die Modewohltätigkeit gedankenloser Nachäffer von ernstlich eingreifender Hilfe sondernd. So schrieb sie: „Für die Kollekte der hiesigen Provinz für Spitäler in Jerusalem, während wir kaum in einem Kreise eines haben, gebe ich keinen Pfennig." Sie gründete eine Schule, ein Krankenhaus, ein Asyl für kleine verwahrloste Kinder. Dabei befreite sie sich allmählich von all dem Schwulst theoretischer Phraseologie, setzte ihre edelsten Gedanken in Taten um und suchte ihre ernsten sozialökonomischen Studien dem Allgemeinwohl nützlich zu machen. Dabei leitete sie selbst den Unterricht ihrer vier Kinder und unterhielt eine rege Korrespondenz mit Freunden aus der Weimarer Zeit. Es spricht für die Bedeutung ihrer Persönlichkeit, daß alle, denen sie in der Jugend nahegetreten war, ihr bis ins späte Alter in treuer und dankbarer Verehrung zugetan blieben. So die beiden Enkel von Goethe, Karl August von Weimar, die Königin und Kaiserin Augusta, deren Wagen, nach Jenny von Gustedts Übersiedelung nach Berlin, allwöchentlich vor dem bescheidenen Miethause hielt, das die Jugendfreundin mit ihrer Familie bewohnte.

Erst im Alter von 36 Jahren erfuhr Jenny, auf Wunsch ihrer verstorbenen Mutter, das Geheimnis ihrer Geburt. Damit fand sie eine Erklärung für ihre ungewöhnliche enthusiastische Bewunderung des großen Korsen. Es war die Stimme des Blutes, die aus ihr gesprochen! Die plötzliche Offenbarung ihrer Abstammung bedeutete für sie eine große innere Bereicherung, denn zu dem großen Kreise derer, die ihr Zuneigung und Verehrung schenkten, gesellte sich noch die wahrhaft väterliche Zärtlichkeit eines Mannes, dessen Schicksalen sie von jeher tiefste Anteilnahme entgegengebracht hatte, ohne auch nur zu ahnen, wie eng die Bande waren, die sie mit ihm verknüpften. Der Welt gegenüber wurde der Schein aufrechterhalten, als wäre der Exkönig Jerome nur ihr Taufpate; aber die Briefe dieses liebenswürdigsten aller Bonapartes zeigen eine tiefe väterliche Liebe zu den zwei illegitimen Töchtern, die ihm innerlich näherstanden als die geistreiche und kalte Prinzessin Mathilde.

Reisen, die Jenny von Gustedt mehrfach zu Jerome nach Paris unternommen, brachten ihr neue befruchtende Anregungen, und das Revolutionsjahr 1848 war ihr ein erfrischender Sturmwind; sie begrüßte das erste Erscheinen der deutschen Sozialisten und Kommunisten mit einer Freude, die ihrem Gatten, der weit reservierter und konservativer war als sie, oft peinlich war. Ihr bleibender Standpunkt, zu dem sie sich auf manchen Umwegen durchgerungen, war, „daß der Staat für das menschenwürdige Dasein seiner Bürger verantwortlich sei".

Unter großen persönlichen Opfern war Jenny von Gustedt bestrebt, ihre Ideen praktisch zu verwirklichen. Da, wo ihr Geld nicht reichte, veräußerte sie rücksichtslos ihren Schmuck, kostbare Geschenke von Jerome, Maria Paulowna, Prinzessin Augusta von Preußen. Und wenn sie nicht noch mehr tat, so lag es daran, daß sie sich nicht das Recht zuerkannte, über das zu verfügen, was einst ihren Kindern gehören sollte. Sie vergaß niemals die Rücksicht, die sie ihrem Manne schuldete.

und mit unvergleichlichem Takte wußte sie ihren ehelichen Frieden über alle Dissonanzen politischer Meinungsverschiedenheiten hinweg zu retten.

Das Erinnerungsbuch Lily Brauns ist aber nicht nur ein Akt familialer Pietät, sondern das hoch interessante Spiegelbild einer ganzen Epoche, die in Jenny von Gustedt eine ihrer markantesten, wenn auch stillen Persönlichkeiten geschaffen hat. Jenny von Gustedt ist uns nicht so wertvoll, weil sie die Tochter eines Bruders des großen Napoleon ist, nicht weil sie uns hübsche Einzelheiten aus dem intimsten Familienleben Goethes zu erzählen weiß und manche bekannte Gestalt in ihrer Darstellung so ganz anders profiliert, sondern weil sie selbst ein lebendiges Bindeglied ist mit jener uns geistig so fernen, gemütlich so teueren Zeit.

Beutel mit fester Grundform.

Leichte Putz- und Handarbeit. Von Hermine Stefkahny.

Wie lange schon kennt man überall den Pompadour in Beutelform, aus dem so schwer das Aufbewahrte herauszuholen ist, so schwer, daß selbst die sanfteste Frau sich zu den ungeduldigsten Äußerungen hinreißen lassen kann! Wie lange schon kennt man ihn, und wie lange noch will man ihn so hinnehmen — nur, weil man an ihn gewöhnt ist von alters her! Versuchen wir es doch einmal mit einer anderen Art, z. B. mit diesen hier dargestellten Beuteln, die mit ihren Kästchen oder Bodenplatten als Grundform ungleich praktischer sind. Namentlich erleichtern die Kästchen, die einen quadratischen, rechteckigen oder auch dreieckigen, einen hohen oder auch niedrigen Raum umschließen können, sowohl das Hineinlegen wie auch das Herausnehmen von Gegenständen. Wie verschiedenartig die äußere Ausstattung sein kann, zeigen unsere Darstellungen auf den ersten Blick.

Abb. 1. **Beutel mit eckiger Bodenfläche.**

Zum Zusammensetzen der Beutel ist meist schmäleres oder breiteres Seidenband genommen worden, dazu kam einfachste Knüpf-, Häkel- und Flechtarbeit — alles leicht ausführbar. Die einzig mögliche Schwierigkeit dürfte für ungeübte Hände in der Bekleidung der Kastenformen zu finden sein, deshalb soll hier, durch die Abb. 7, 8 und 11 erläutert, gezeigt werden, wie einfach die Sache in Wirklichkeit ist. Ich rate, schon während des Lesens der folgenden Beschreibung einen Versuch zu machen.

Man nehme hierzu einen kleinen Kasten, wie er in jedem Papierladen zu Visitenkarten mitgegeben wird; er bildet die beste Grundform für einen Beutel. Der Größe der Flächen entsprechend, schneide man einzelne Platten aus kräftigem Kartonpapier, und zwar die vier Platten für die Seitenwände innen etwa drei viertel Zentimeter höher als diese, die fünfte für den Boden dagegen in genauer Größe. Alle diese Kartonplatten müssen etwas knapper bemessen sein als die Kastenflächen selbst, da die Stoffbekleidung noch etwas Raum ausfüllt. Nun werden alle Teile mit einer ganz dünnen, parfümierten Watteschicht belegt und aus dem zum Futter bestimmten Seidenstoff fünf Teile geschnitten, die die Pappteile so weit überragen müssen, daß die Seidenstoffränder um die Kanten gelegt und mit überwendlichen langen Stichen zusammengehalten werden können. Abbildung 7 zeigt, wie das gemacht wird. Sind alle fünf Teile derartig bekleidet, so befestigt man die Wände am Boden, verbindet sie untereinander und hat nun ein Kästchen zustande gebracht, das genau in das Innere der Grundkastenform hineinpaßt. Das innere, bekleidete, ragt dann dreiviertel Zentimeter über das äußere

Abb. 2. **Beutel mit eingefügtem Kästchen, Bandflechtwerk als Garnitur.**

Abb. 3. **Beutel mit abgerundeter Bodenfläche. Häkelarbeit als Garnitur.**

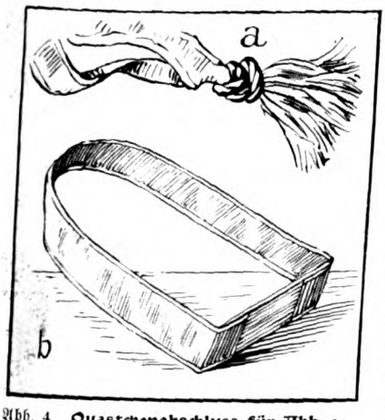


Abb. 4 **Quastchenabschluss für Abb. 1. Das Ansetzen des schmalen Bandes an den Bodenteil für Abb. 1.**

Abb. 5. **Das Verbinden des breiten chinierten Bandes mit den Schmalseiten bei Abb. 1.**

Kästchen hinaus. Aus Abb. 8 ist ersichtlich, wie die zweite Längswand mit der ersten Schmalwand verbunden wird, während bei Abb. 11 dieser Innenteil schon im Hauptkasten steckt. Man ersieht hier zugleich, wie der Futterstoff für den Beutel von außen um den Kasten gelegt und an die überstehenden Innenwände genäht wird. In dieser Art ausgeführt, erhält man eine tadellose, elegante Innenausstattung, die man mit der äußeren Bekleidung oben am Zugsaum zu vereinigen hat.

Die weitere Ausführung jedes einzelnen Beutels sei mit Folgendem gegeben:

Abb. 1 stellt einen Pompadour aus chiniertem Seidenbande dar, bei dem nur die Bodenfläche durch eine $4^1/_2$ Zentimeter breite und 14 Zentimeter lange Pappe gesteift wurde. Von dem 14 Zentimeter breiten chinierten Bande braucht man etwa 65 Zentimeter, ferner ein $4^1/_2$ Zentimeter breites, einfarbiges Band von 65 Zentimetern Länge. Nachdem die Bodenfläche nach Abb. 7 bekleidet wurde, hat man die Schmalseiten des chinierten Bandes so weit umzulegen, daß man einen Zugsaum mit einem etwa 6 Zentimeter breiten Kopf abnähen kann. Das lange Stück zwischen den beiden Zugsäumen wird dann mit weißem Seidenstoff gefüttert, und der Boden mit dem schmalen und breiten Bande zum Beutel verbunden, indem man — wie aus Abb. 4b ersichtlich ist — zuerst das schmale Band auf die Kehrseite der bekleideten Pappe klebt, dann das breite Band so herumlegt, daß die Zugsäume genau aufeinandertreffen, und zuletzt die Kanten der Bänder mit überwendlichen Stichen bis zum Zugsaum zusammennäht. Abb. 5 zeigt den Anfang dieses Stadiums. Die Schmalseiten erhalten einen netzartigen Schmuck, der dadurch gebildet wird, daß man Goldperlen in versetzter Reihe auf das Band näht und durch diese, wie Abb. 9 dartut, in Zickzackrichtung einen feinen Goldfaden leitet. Dieselbe Abbildung zeigt auch, wie die Bandränder durch eine Goldkordel gedeckt werden, die man in den Ecken und in der Mitte der Längskanten verknotet. Diese verlängerte Goldkordel umknotet zugleich den als Griff dienenden Teil des Bandes. Die Probe, Abb. 10, stellt dar, wie hierbei der bekannte Doppelknoten (auch Jagdtaschenknoten genannt) in Anwendung kommt. Durch den Zugsaum wird ein schmales Seidenband geleitet, dessen Enden mit Quästchen aus Goldkordel abschließen, Abb. 4a. Bei unserem Modell hatte das chinierte Band einen grauen Grundton, zu dem die rosa Rosen und grünen Blätter wunderschön standen. Das Blattgrün wiederholte sich in dem schmalen Bande.

Abb. 6. **Beutel mit eingefügtem Kästchen. Goldnetz als Hülle.**

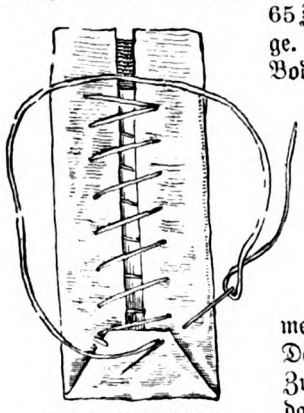


Abb. 7. **Das Bekleiden einer Kartonwand für die innere Ausstattung eines Kästchens.**

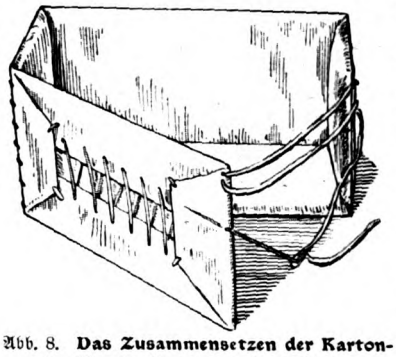


Abb. 8. **Das Zusammensetzen der Kartonteile für den Innenteil des Kästchens.**

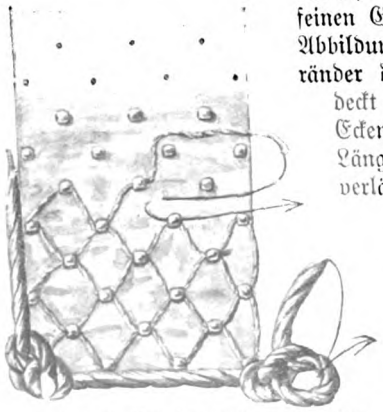


Abb. 9. **Das Netzmuster auf dem schmalen Bande für Abb. 1.**

Für den Beutel Abb. 2 ist ein Kartenkästchen von 10 Zentimetern Länge, 5 Zentimetern Breite und 8 Zentimetern Höhe als Grundform genommen. Die Umkleidung bestand aus mattrosa Seidenband; schmale, farbige, etwa 1 Zentimeter breite Seidenbändchen (hier grün, hellila, gelb, lachsfarben und blau) überspannten flechtwerkartig die breiten Flächen und waren an den Schmalseiten durch Schleifchen verbunden. Rosa Seidenband in etwas tieferem Ton ergab die innere Ausstattung. Das breite hellrosa Band, das die Oberflächen bespannt, greift bei diesem Beutel über die Schmalseiten hinüber auf das etwa 5 Zentimeter breite schmale Band, auf dem die Kanten festgenäht und mit Goldfaden gedeckt werden. Der Kopf des Zugsaumes bleibt hier an allen Bandseiten offen, und der Zug selbst wird durch außen angenähte feine Messingringe und eine hindurchgeleitete Goldschnur gebildet. Man benötigt hierzu 60 Zentimeter des breiten und 60 Zentimeter des schmalen Bandes, das zum Decken der Schmalseiten des Kastens dient. Für die zu überspannenden bunten Bändchen sind zwölf Enden von je 40 Zentimetern erforderlich. Dieser Kastenbeutel eignet sich besonders dazu, gefüllt mit Konfitüren, als Geschenk für junge Mädchen zu dienen.

Abb. 10. **Die Überschnürung des Bandbügels für Abb. 1.**

Sehr elegant war das für Abbildung 3 angefertigte Modell, zu dem hellgrauer Seidensamt genommen wurde, und dessen netzartige Garnitur aus einer einfachen, aus Goldfaden und Wachsperlen hergestellten Häkelarbeit bestand. Band oder Stoff von 23 Zentimetern Breite und 51 Zentimetern Länge wird mit cremefarbigem Seidenstoff abgefüttert, dann legt man das Stück der Länge nach zusammen und verbindet die Längsseiten durch Naht. Eine Bodenfläche aus Karton, von $6^1/_2$ Zentimetern Breite und 15 Zentimetern Länge, die an den Ecken abzurunden

Abb. 11. **Das Anbringen des Futters an das Kästchen.**

und dann mit Futterstoff zu bekleiden ist, wird eingenäht. Es ergibt sich dabei, daß die beiden Stoffecken des Beutels zipfelartig überstehen. Man schlägt sie deshalb nach oben und heftet die Spitze an der Naht fest. Für die Netzbekleidung hat man mittelgroße Wachsperlen auf kräftigen Goldfaden zu ziehen, indes kommen diese Perlen beim Häkeln des Bodenteils noch nicht in Betracht. Man beginnt für den Bodenteil mit einem Anschlag von 44 Luftmaschen, häkelt zurückgehend 1 feste Masche in die achtletzte Anschlagmasche und dann, der Abbildung folgend, 12 Bogen von je 7 Luftm. und 1 f. Masche stets in die nächst 5. Anschlagmasche. Wie an den Ecken zugenommen wird, ist aus Abb. 12 genau ersichtlich. Ist die Fläche so groß gediehen, daß sie den festen Bodenteil deckt, so hört man mit dem Zunehmen auf und häkelt fortlaufend Bogen von je 7 Luftm. und 1 f. Masche. Bei jeder festen Masche hat man nun eine Perle einzuschieben. (Die Kehrseite der Häkelarbeit wird zur Oberseite, da hier die Wachsperlen aufliegen!) Hat das Perlnetz die gewünschte Höhe erreicht, so wird es über den Beutel gezogen, und man häkelt, stets zwei Bogen durch zwei im letzten Gliede zusammengenommene Stäbchen zusammenfassend, die losen Schnüre, die oben am Zugsaum in die vorher angenähten Ringe geleitet und dort befestigt werden. Gehäkelte Goldschnüre, die auch durch gekaufte Kordel ersetzt werden können, dienen zum Ziehen; sie endigen mit Quasten aus Wachs- und Goldperlen. Dieser Beutel dürfte als Präsent für nicht mehr ganz junge Damen besonders geeignet sein.

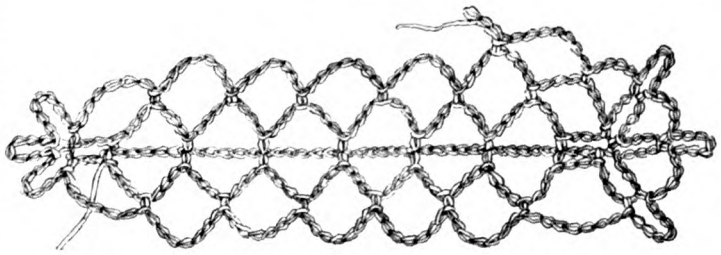


Abb. 12. **Das Häkeln der Bodenfläche zum Beutel Abb. 3.**

Ein Geschenk für Backfische ist der auf Abb. 6 dargestellte Kastenbeutel. Hier ist der 7 Zentimeter breite, 8 1/2 Zentimeter lange und 5 Zentimeter hohe Kasten mit grünem Seidenbande bekleidet, das, krausgezogen, an den Ecken schmale Köpfchen bildet. Erforderlich sind 2 1/2 Meter. Dieser Beutel wird nicht mit Futter versehen, nur der Kasten erhält die oben beschriebene Einlage. Bandschlupfen ragen zwei Zentimeter lang aus dem gekrausten Teil der Schmalseiten hervor. Das 7 Zentimeter breite Band bildet, aus vier Enden zusammengesetzt, den Beutel, und zwei dieser Enden formen oben 6 1/2 Zentimeter lange Schlupfen. Ein Netz aus goldgewirktem Filetstoff, faltig zwischen Kastenteil und Bandbekleidung angebracht, oben mit dem Bande vereint und zu einem Saum mit etwa 6 Zentimeter breitem Kopf abgenäht, gibt die duftigwirkende Umhüllung. Die Ringe mit Zugvorrichtung — Goldkordel dient zum Ziehen — werden innerhalb des Kopfes angebracht, so daß beim Zusammenziehen aus den beiden Bandschlupfen und dem breiten Kopf des Goldnetzes eine blumenartige Rosette entsteht.

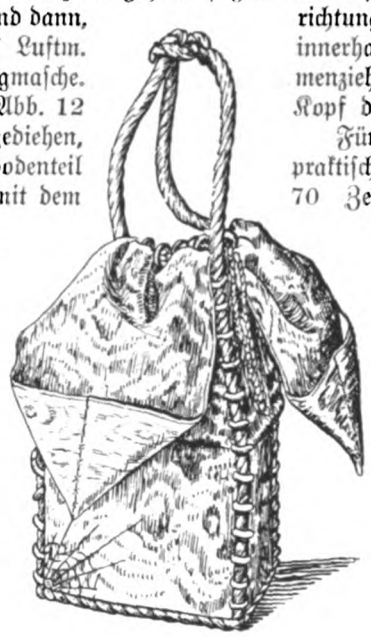


Abb. 14. **Der hochgezogene Beutel Abb. 15.**

Für einen ganz soliden Geschmack berechnet und sehr praktisch ist der mit Abb. 13 wiedergegebene Beutel aus 70 Zentimeter langem blau, grün, lila und gelb kariertem Bande; auch hier wird die Grundform durch ein Visitenkartenkästchen gebildet, das bei 12 Zentimetern Länge und 5 1/2 Zentimetern Breite eine Höhe von 5 1/2 Zentimetern hat. Weißer Seidenstoff diente als Futter. Das 15 1/2 Zentimeter breite, karierte Band ragte so weit über, daß die Ränder sich noch auf die Schmalseiten legten und von diesen nur einen schmalen Mittelstreifen freiließen, der vorher mit einem passenden, dunkellila Bande gedeckt wurde. Gehäkelte grüne Schnur besetzte die Kanten des karierten Bandes, die mit Überfangstichen aus feinem Goldfaden festgespannt waren. Die hübsche Wirkung ist bei unserer Abbildung genau zu erkennen. Die Schlupfen und die daraus sich entwickelnden Trageösen sind aus dem gleichen lila Bande. Auch bei diesem Beutel sind die Messingringe innerhalb des 8 Zentimeter breiten Kopfes angebracht, so daß sich beim Zusammenziehen eine Blumenform bildet. Für das Modell, das auf Abbildung 15 dargestellt ist, war goldbraun, lila, grün und gelb changierendes Moiréband verwendet worden.

Abb. 13. **Beutel mit eingefügtem Kästchen. Verschnürung an den Seiten.**

Abb. 15. **Beutel mit dreiwinkligem eingefügten Kästchen. Zu verlängern durch Hochziehen an den Trägerschnüren.**

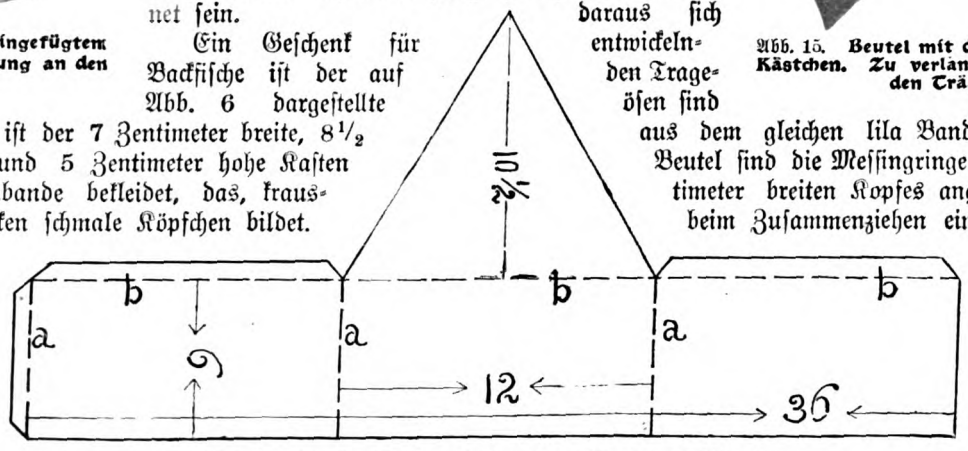


Abb. 16. **Schnitt für den dreiwinkligen Kasten zu Abb. 15.**

Sehr eigenartig wirkt bei diesem Beutel die aus Karton hergestellte, dreiwinklige Kastenform. Die Abbildung 16 gibt für die auszuschneidende Form die genauen Maße an. Die Linien a und b werden eingeritzt, umgekniffst und die schmalen Kanten am Boden bzw. Seitenteil festgeklebt. Die Kasteneinlage ist ebenso herzustellen wie bei den viereckigen Kästchen. Außen wird jede der drei Kastenseiten mit dem 12 Zentimeter breiten Bande gedeckt, der Boden erhält ebenfalls Bandbekleidung. Die drei Bandenden der Seitenteile müssen so lang geschnitten werden, daß die zu Ecken geformten Enden zurückgeschlagen werden können und tief über den Kasten hängen. Bei unserem Modell waren diese Enden je 37 Zentimeter lang und an den Kanten 19 Zentimeter hoch zusammengenäht. Sehr apart wirkt hier auch die Konstruktion der Tragschnüre. Sie gehen von den unteren drei Ecken aus, sind durch bunt besponnene Ringe, die den Bandkanten angenäht wurden, geleitet und oben durch einen Knoten vereinigt. Die oberhalb des Kastenteils angebrachten Ringe ermöglichen ein Auseinanderziehen (Abb. 14) bzw. ein Zusammenziehen des Beutels (Abb. 15). Das Futter ist von goldgelbem Seidenbande, die Messingringe zum Durchleiten der Zugschnur sind innen angebracht.

Unser Modell wirkte, zusammengeschoben, mit seinen goldbraunen, lila, grün und gelb durcheinander schillernden Farben wie eine exotische Blume, die an heißer Sonne gefärbt zu sein schien.

Du bist ich.

Fern verträumt die letzte Helle,
Schatten schleichen um das Haus,
Müde sehn wir von der Schwelle
In die Nacht hinaus.

Schließ ich nun die kleine Pforte
Unsers lieben Gartens zu,
Hör ich nur die leisen Worte:
Du bist ich, und ich bin du.

Wilhelm Vogelpohl.

Die Photographie von heute als Frauenerwerb.

Von Adele Hindermann.

Es gab eine Zeit — und sie liegt noch gar nicht weit zurück — da eine Frau von einigermaßen kultiviertem Geschmack sich nur mit zusammengebissenen Zähnen der Photographie als Erwerbsquelle zuwenden konnte.

Erinnern wir uns: Ateliers mit künstlichen Baumstämmen, Balustraden und Felsblöcken, mit porzellanenen Hündchen, Attrappen zu kleiner Ruderboote, mit gemalten Hintergründen, die den kläglichen Versuch machten, entweder Salons oder heroische Landschaften vorzutäuschen, mit „Jardinieren", in denen künstliche Blumen verknitterten und verstaubten, mit dem altdeutschen Stuhl für würdige ältere Herrschaften, dem rebenumrankten Fensterlein für schelmische Mädchengesichter und dem ausgestopften Storch nebst oben offenem Riesenei aus Papiermaché für Babyaufnahmen usf. — ich könnte diese Aufzählung von Scheußlichkeiten bis ins Unendliche fortsetzen, wenn es sich hier darum handelte, die Phantasie der Fabrikanten für „Atelierausstattung" erschöpfend zu würdigen.

Aber gedenken wir ferner jener Massenproduktion von Kabinett-, Visit- und Paneelbildern mit fettigem Satinhochglanz ihres fatal rosa-lilafarbenen Tones, der dem Tageslicht nicht vier Wochen lang standhielt; gedenken wir der Selbstverständlichkeit, mit der faltenlos glatte Gesichter seitens des Bestellers gefordert und vom Photographen geliefert wurden, dank einer geradezu verheerenden Tätigkeit des Retuschierers.

Das war ein Herr, dieser Retuschierer, der in der Tat vor keiner Schwierigkeit die Waffen streckte; er machte der Zweizentnerdame die Kontur einer Wespentaille, ließ Unterkinne spurlos im Kragen verschwinden, „blies" hohle Wangen auf, zog Schnurrbärte in die Höhe, gab brauenlosen Augen ein paar prächtige dunkle Bogen, erbarmte sich im weitestgehenden Sinn aller Nasen, die seinem Geschmack nicht zusagten, gab auch wohl bei guter Laune einem hübschen Mädel ein niedliches Kinngrübchen als ganz unerwartetes Gratisgeschenk drein; und daß er jemals ein Leberfleckchen oder gar eine Warze habe durchgehen lassen, konnte ihm auch sein schlimmster Feind nicht nachsagen. —

So stand es einmal um die Photographie und — es muß gesagt sein — so steht es noch vielfach. Die kraftvolle Bewegung zu besseren Zuständen, wie sie im Anschluß an die gewaltige Reform des Kunstgewerbes ja kommen mußte, konnte bisher nur dort wirksam werden, wo nicht nur der Produzent, sondern auch der Konsument, d. h. das liebe Publikum, Gelegenheit hatte, seinen Geschmack zu verfeinern.

Es gibt schon Leute, und zwar mehr als man denkt, die ein wirklich gutes Bildnis wünschen an Stelle des bisher üblichen Dutzends glatter, „recht freundlicher", scharfer Photographien; und Ateliers sind erstanden, aus denen Porträte mit durchaus persönlicher Note und allem Reiz einer veredelten Technik hervorgehen.

„Ateliers für Kunstfotografie" — man achte auf die neue Schreibweise, als auch ein Symptom der Loslösung von alten Bahnen! — pflegen sich solche Werkstätten neuerdings zu nennen.

Hingegen behaupten kluge Leute, daß die Photographie, in welcher Form und Vollendung sie auch immer auftreten möge, als Kunst im eigentlichen Sinne niemals anzusprechen sei.

Wir dürfen diese Schulfrage hier ruhig unerörtert lassen. Viel wichtiger für unser Thema scheint mir folgende Feststellung: Mußte bisher eine künstlerisch empfindende Natur alle ästhetischen Forderungen in sich totschlagen, um innerhalb des photographischen Betriebs einen Erwerb zu finden, so ist die neue Richtung vielmehr geradezu darauf angewiesen, daß sich Persönlichkeiten von feinstem Geschmack und starker bildnerischer Begabung in ihren Dienst stellen.

Meines Erachtens liegt hier eine Vakanz, der gerade der Frauenwelt mehr Beachtung schenken sollte, als es bisher geschehen ist.

Wenn wir auch bereits eine Reihe weiblicher Photographen haben, deren Leistungen zum Teil als hervorragend bezeichnet werden dürfen, so ist ihre Zahl doch verschwindend gering gegenüber z. B. den Hunderten kunstbeflissener Frauen, denen die so heiß umworbene „richtige" Kunst das Eine andauernd versagt: die Mittel zu einer bescheidenen Existenz. Und damit komme ich zu einer Zeiterscheinung, die jener obenerwähnten Vakanz gegenüberzustellen mir geboten erscheint.

* * *

Wer mit den Schülerinnenateliers unserer Maler ein wenig Fühlung hat, wird nicht ohne ernstliche Bedenken den in jedem neuen Semester neu herbeiströmenden Zufluß junger Kunstnovizen mit ansehen.

Von den tändelnden jungen Damen, die dem wohlassortierten Malkasten und der Mode zuliebe drei Vormittage der Woche „malen gehen", sehe ich natürlich hier ganz ab; ich denke an die vielen tapferen lern- und arbeitsfreudigen jungen Mädchen, die mit einem mehr oder weniger großen Maß wirklicher Begabung sich in die Arbeit stürzen nach dem Zukunftsprogramm: gute Bilder malen lernen und diese verkaufen.

Wie verblüffend schlicht und leicht durchführbar das klingt! Und dennoch — das Programm will sich nicht recht entwickeln. Ein Jahr nach dem andern geht dahin, ein weiteres Semester nach dem andern wird den harrenden Eltern abgebettelt, immer neue Fächer werden belegt — wo der Tag nicht ausreicht, muß der Abend heran.

Über den jungen Gesichtern liegt's schließlich wie Erschöpfung, die Natur rächt sich für die unregelmäßige Lebensweise, für angstgehetzte Arbeit langer Jahre, für so manche lachend entbehrte Mahlzeit, wenn Zeit und Geld an anderer Stelle notwendiger gebraucht werden mußten. Denn allein der Etat für das Ausstellen: Rahmen, Kisten, Frachten usw. ist immer größer, als man dachte. —

Und andauernd nichts zu sehen von den Leuten, die Bilder kaufen. Wo stecken sie eigentlich? Gibt es ihrer überhaupt?

Ganz gewiß, es gibt Leute, die wohl mal ein gemaltes Bild erstehen. Aber ihrer sind viel zu wenige, ihre Zahl steht in gar keinem Verhältnis zu der der bildermalenden Leute.

Im übrigen wird sich der goldene Segen aus ihren Börsen zunächst über die großen Namen ergießen; und wenn wir ferner die Abstufungen sowohl der finanziellen Kaufkraft wie des Verständnisses für wirklich Gutes in Betracht ziehen, so dürfen wir uns kaum noch wundern, wenn für die kleine Malerin, die „irgendeine", rein gar nichts an materiellem Erfolge übrigbleibt.

Ihre Werke kehren zu ihr zurück, sie feiert ein schmerzliches Wiedersehn nach dem andern. Sie denkt verbittert an das heiße Ringen der Studienjahre zurück, an die lastenden Geldopfer, sie fühlt wieder die sengende Glut sommerlicher Tage, an denen sie von draußen kam mit dem Malgerät, beladen wie ein Packesel, todmüde, halb verschmachtet und hungrig und doch vielleicht voll heimlichen Glückes über eine wohlgelungene Studie im Klappbrett, an die sich Hoffnungen knüpfen ließen, Hoffnungen . . . .

Es kommt wohl der Tag, der ihr die Augen öffnet darüber, daß die harte Notwendigkeit des Lebens anstatt so vieler freudig gebrachten persönlichen Opfer nur eins von ihr vergeblich erwartet hatte, das ihrem Mädchenhirn leider so fernlag: die hinreichende Erforschung dessen, was man „Konjunktur" nennt.

Konjunktur — ein fremdes Wort mit ernüchterndem Komptorklang, das nichts, aber auch rein gar nichts mit Gefühlen zu tun hat. Darin mag auch der Grund liegen, daß es uns Frauen so schwer eingeht, daß es dem fünfzehnjährigen Kaufmannslehrling vertrauter ist als der dreißigjährigen gebildeten Weiblichkeit. Geben wir es doch ruhig zu: es wird uns bitter schwer, aus einer Angelegenheit, welcher Art immer sie sei, unser Gefühlsleben, unsere Lust- und Unlustgefühle, das Für und Wider unserer Neigungen völlig auszuschalten und lediglich an der Hand von Tatsachen und Zahlen Schlüsse von rücksichtsloser Sachlichkeit zu ziehen.

Und doch ist solches Können das A und O allen Erwerbslebens. Etwas hervorbringen und zum Verkauf stellen, nach dem keine oder doch viel zu geringe Nachfrage ist, heißt, sich mit der Konjunktur in schroffen Widerspruch setzen. Die auf den Erwerb angewiesene Frau wird daher nicht umhinkönnen, sich vor der Berufswahl recht gründlich mit der Frage zu beschäftigen: Worauf zielt die Nachfrage, und läßt sich zwischen dieser und meinen angeborenen Fähigkeiten eine Beziehung herstellen?

Ich bewerte diese Beziehung außerordentlich hoch; denn es ist mehr als schade, wenn die Berufsarbeit gerade unsere allereigensten und stärksten Begabungen brachliegen läßt; wenn damit die heiße Freude an der Arbeit fehlt und das tiefinnerliche Schaffensglück, ohne das eine feiner organisierte Natur, trotz etwaigen klingenden Erfolges, doch andauernd eine schmerzliche Leere empfindet.

* * *

In diesem Sinne haben wir an der Photographie von heute — der veredelten, wenn ich mich unter Vermeidung des Wortes Kunst so ausdrücken darf — einen selbständigen Beruf für bildnerisch veranlagte Frauen, der sowohl all ihre Begabung auf ästhetischem Gebiete zur Entfaltung gelangen läßt, als auch die Anwartschaft auf eine gesicherte Existenz bietet.

Selbstverständlich gibt es dabei noch eine Reihe wichtiger Voraussetzungen, um einen vollharmonischen Zusammenklang der beiden so sehr verschiedenen Melodien „Geschäft und Begabung" zu gewährleisten.

In erster Linie gehört hierzu eine noch ungebrochene Kraft des Körpers und der Seele.

Lernen von der Pike auf, eigene praktische Arbeit an den verschiedenen Werdevorgängen des Bildes, gründliche Vertrautheit mit allen Materialien: den Apparaten, Chemikalien, den verschiedenen Papieren, deren uns die Industrie immer neue verbesserte beschert; nicht zum wenigsten Beherrschung der rein kaufmännischen Seiten, als da sind: Buchführung, Preisberechnung auf Grund der Unkosten, kluge Verwendung der angestellten Arbeitskräfte, und zum letzten noch eine straffe Disziplin des ganzen Betriebes, die der ominösen Bezeichnung „Weiberkram" — leider so manchmal mit Recht angewendet! — keine Handhabe bietet — das alles sind Dinge, denen eine verbitterte, vom jahrelangen vergeblichen Kampf auf anderem Gebiet ermüdete Frau kaum noch gewachsen sein dürfte. Um so mehr, als diese unerläßlichen Grundlagen des Berufs mehr die allgemeine Intelligenz und den zähen Fleiß, als speziell künstlerische Befähigungen in Bewegung setzen.

Auf einem Fundament solcher Werte fest aufgebaut, bietet aber der photographische Beruf den weitesten Spielraum für fröhliches Schaffen künstlerischer Art.

Und zwar gerade jetzt. Es gilt, die neue Richtung, von der dem besseren Publikum auch kleinerer Städte schon Kunde gekommen ist, durch die Praxis weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Entgegenzukommen jenen Elementen von gereifterem Geschmack, die längst ein Grauen haben vor der glatten Banalität traditioneller Photographenbilder und sich lieber — in Ermangelung von etwas Geeigneterem — der immerhin so viel persönlicheren Amateurkunst irgendeiner Schwester, Tante oder Cousine anvertrauen.

Welche Frau „knipste" heutzutage nicht! Und unter vielen Mittelmäßigkeiten sehen wir doch hie und da Bildchen von feinem Reiz, die, bei oft recht primitiven Mitteln, alle Merkmale eines ausgesprochenen Sinnes für Linienschönheit, Lichtverteilung, Raumabgrenzung und — was das wesentlichste ist — für das Urpersönliche des dargestellten Objektes erkennen lassen.

Das sind echt künstlerische Qualitäten, die geeignet sind, sich selbst im Dienste eines mechanischen Vorganges, wie es das Belichten einer Platte ist, nachdrücklich als solche zum Ausdruck zu bringen.

Wenn ich Leistungen solcher Art begegne, die, pekuniär unausgenutzt, nur dem Familien- und Bekanntenkreise zugute kommen, sehe ich im Geist eine „Existenz", um die es schade ist, wenn sie nicht oder doch nicht rechtzeitig erkannt wird.

Braut- und Hochzeitstoiletten. (Abb. 367 bis 369.) Die Vorliebe für die Carmenschärpe zeigt sich bereits an dem Festkleidchen des kleinen, Blumen streuenden Mädchens. Weißer Batist dient als Material der eingereihten Taille und des ebenfalls eingereihten Röckchens, das mit drei Volants aus Valenciennesspitze garniert ist. Gleiche Spitze begrenzt den viereckigen, durch eine glatte Passe gefüllten Ausschnitt sowie den aus einer kurzen Puffe und einem Bündchen bestehenden Ärmel. Der Schnitt hierzu ist in 34, 36 und 38 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,50 bis 3,75 Meter. — Schon seit einigen Jahren macht sich die Bewegung bemerkbar, das klassische Brautkleid: die aus schwerer, glatter Seide gearbeitete Prinzeßrobe, zu vertreiben und an ihrer Stelle die Modetoilette zu wählen, die es ermöglicht, das Kleid auch ohne Änderungen für Gesellschaftszwecke zu tragen. Immer aber soll die Form eine schlichte sein, dem Ernst der Stunde entsprechend. Unsere Abb. 368 zeigt eine Brauttoilette, die diesen Forderungen gerecht wird. Als Material war eine breit liegende Merveilleuxseide gewählt worden, um den modegerechten, aus zwei Glockenbahnen bestehenden Miederrock verwenden zu können. In Quersäumchen genähter Chiffon ergab Latz und Stehkragen, eine seidene Filetbordüre und breite Tüllspitze die gediegene Ausstattung. Der im Rücken schließenden

367

368

369

Abb. 367 bis 369. **Braut- und Hochzeitstoiletten.**

Futtertaille war der vorn und hinten in gleicher Weise gearbeitete Latz aufgesetzt, sowie der halblange, mit einer Chiffonpuffe und einem Chiffonbündchen bekleidete Ärmel, über den noch ein Spitzenvolant fällt, eingesetzt. Die japanische Überbluse tritt lose über das Futter und ist mit dieser nur am untern, eingereihten Rand, im übrigen durch lose Heftstiche verbunden. Galon begrenzt die Innenränder. Der Schnitt zu diesem kleidsamen Brautkleid ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5 Meter. — Das Arrangement der graziösen Hochzeitstoilette Abb. 369 eignet sich besonders für die Verwendung der eleganten, breiten Chinébänder. In der Art, wie ein solches Band angeordnet und gebunden wird, zeigt sich die Grazie der Trägerin. Zu pastellfarbenem Seidenkrepp ist das Band in den entsprechenden Tönen abschattiert. Auf einem Prinzeßunterkleid setzte der glatte, durch seinen schönen Faltenwurf glänzende Miederrock leicht eingereiht an. Für die Taille sind zwei Reihen des Bandes auf der Schulter und unter dem Arm gefaltet, um kreuzweise übereinander zu greifen. Auf der linken Seite erscheinen die beiden Teile des rechten Vorderteiles durch eine Agraffe gezogen und in langen, durch Chenillefransen ergänzten Enden ausfallend. Gegen die oberen Ränder legt sich gefalteter Chiffon, während Tüllspitzenstoff den Ausschnitt füllt. Ein schmales Oberstoffbündchen schließt den kurzen Puffärmel ab. Der Schnitt zu dieser graziösen Toilette ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite zu 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,20 Metern Breite 5 Meter.

Elegante Besuchstoilette. (Abb. 370.) Der lange Rock, der in den letzten Jahren durch die Bevorzugung des fußfreien Rockes auch für Nachmittagspromenaden und Besuchszwecke dem runden Rock weichen mußte, erscheint durch die Vorliebe für weiche, fließende Gewänder auch wieder auf der Straße; selbstverständlich darf er nur für die obengenannten Zwecke Verwendung finden. Als Hauptform dient der aus zwei Bahnen bestehende Glockenrock, der an unserer Vorlage Abb. 370 miederartig aufsteigt. Der nur unten leicht eingereihte Taillenoberstoff ist oben glatt und von einer in Patten ausladenden Soutachestickerei, die sich auf dem Ärmel wiederholt, begrenzt. Über die Stickerei greift Silbersoutache kreuzweise über kleine Silberknöpfe. Der enge Ärmel ist in Querfalten geordnet und wird von Spachtelspitze abgeschlossen. Gleiche Spitze formt den mit einer Rüsche abschließenden Stehkragen, der sich an die in strahlenförmige Säumchen abgenähte Passe fügt. Als Material war zu silbergrauem Tuch eine breite schwarze Schärpe aus Radiumseide genommen, während schwarzes Samtband den Stehkragen umrahmte. Der Schnitt zu dieser stilvollen Toilette ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,20 Metern Breite 4,50 Meter.

Abb. 370. Elegante Besuchstoilette.

Reisekleid mit Empirejacke. (Abb. 371.) Das Reisekleid, besonders wenn es für die Hochzeitsreise bestimmt ist, weicht immer mehr von den früher üblichen, oft allzu schlichten Formen ab. Unsere Vorlage Abb. 371 veranschaulicht ein modegerechtes, besonders für schlanke Figuren kleidsames Kostüm mit abgerundeten Vorderteilen. Dunkelbrauner, englischer Diagonalstoff ergab das Material, das an sämmtlichen Rändern mit Tresse eingefaßt ist. Die Jacke zeigt geteilte Vorder- und Rückenteile, deren Nähte übereinander gesteppt sind. Die Vorderteile, an die sich der Umlegekragen fügt, sind zu kleinen Revers umgelegt und treten zu kurzem, einreihigem Knopfschluß schmal übereinander. Oben und unten wird die für sich bestehende Weste sichtbar. Hier greift der rechte Vorderteil zugespitzt auf den linken. Helle Ripsseide mit einem schmalen Seidenbörtchen ergab das Material. Der Rock ist vorn und hinten und an jeder Seite in Faltengruppen geordnet, für die der Stoff in je drei sich begegnende Falten geordnet und in abgestufter, nach hinten aufsteigender Länge abgesteppt ist. Der Schnitt

Abb. 371. Reisekleid mit Empirejacke.

hierzu ist für die Jacke in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig, für den Rock in 96, 100, 104, 108, 112, 116, 120 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig. Stoffverbrauch für die Jacke bei 1,30 Metern Breite 1,50 Meter, für die Weste bei 56 Zentimetern Breite 70 Zentimeter, für den Rock bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter.

Zwei Kinderkleider. (Abb. 372 u. 373.) Je abstoßender es wirkt, wenn Mütter ihre Kinder in unverantwortlicher Eitelkeit zu Modepuppen herausputzen, je wohltuender berühren die schlichten, gut kleidenden Matrosenanzüge. Für Knaben sind auch die Joppenanzüge überaus praktisch und solid, die, je nach dem Material, in gleicher Weise auch für das bessere Sonntagskleid verwendbar sind. Auf unserer Vorlage ist weißer Cheviot mit mittelblauem Cheviot für das hübsche Mädchenkleid in Matrosenform Abb. 372 zusammengestellt. Der in gleichmäßige Falten geordnete Rock erhält oberhalb des Saumes einen Garniturstreifen; er kann für sich bestehen oder einem Leibchen angenäht werden, das oben latzartig mit Garniturstoff besetzt und mit weißer Soutache garniert ist. Die Soutache wiederholt sich mit Tresse an dem breiten Matrosenkragen und den schmalen Ärmelbündchen. Die Vorderteile zeigen einen mit zwei Knopfreihen besetzten abgesteppten Besatzteil. Ausspringende Fältchen schränken den Blusenärmel ein. Der Schnitt für das Kleid, das durch ein Beinkleid ergänzt wird, ist in 32, 34, 36, 38 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4 bis 5 Meter.

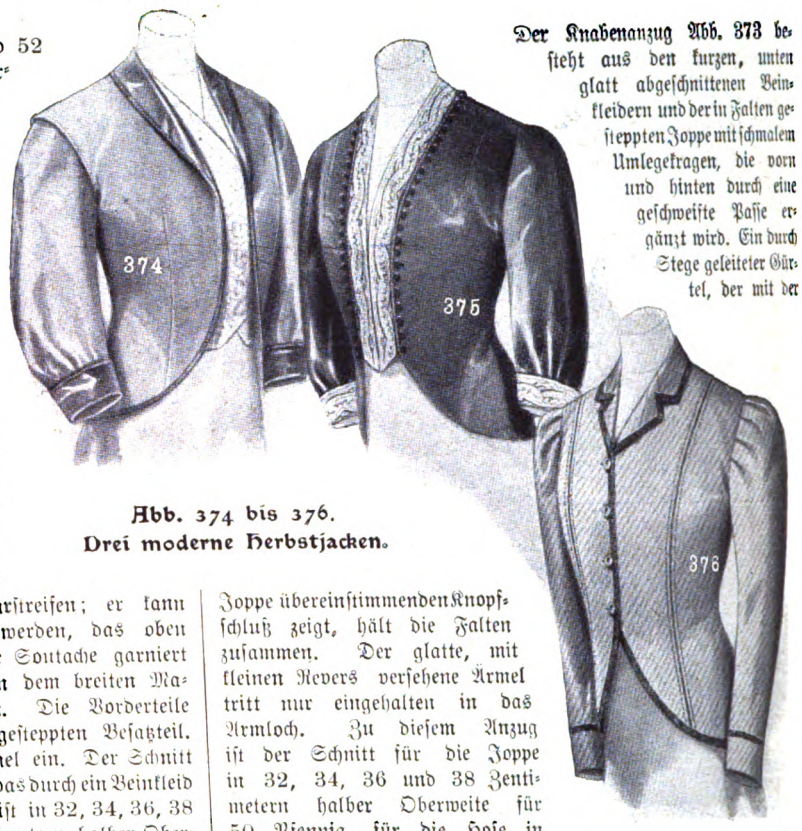


Abb. 374 bis 376.
Drei moderne Herbstjacken.

Der Knabenanzug Abb. 373 besteht aus den kurzen, unten glatt abgeschnittenen Beinkleidern und der in Falten gesteppten Joppe mit schmalem Umlegekragen, die vorn und hinten durch eine geschweifte Passe ergänzt wird. Ein durch Stege geleiteter Gürtel, der mit der Joppe übereinstimmenden Knopfschluß zeigt, hält die Falten zusammen. Der glatte, mit kleinen Revers versehene Ärmel tritt nur eingehalten in das Armloch. Zu diesem Anzug ist der Schnitt für die Joppe in 32, 34, 36 und 38 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig, für die Hose in 28, 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch für mittlere Größe für die Joppe bei 1,30 Metern Breite 1,10 Meter, für die Hose 60 bis 75 Zentimeter.

Drei moderne Herbstjacken. (Abb. 374 bis 376.) Die drei halbanliegenden Jacken unserer Abbildung betonen übereinstimmend die Vorliebe für die abgerundeten Vorderteile. Die erste Jacke Abb. 374 aus mittelfarbenem Tuch wird durch eine sahnefarbene Brokatweste ergänzt, die für sich gearbeitet ist, und deren Vorderteile übereinander treten. Die Jackenvorderteile, auf die sich im Herrenfasson ein schmaler Schaltkragen legt, sind innen mit Seide bekleidet und von Soutacheschnur begrenzt. Der dreiviertellange Ärmel ist oben eingefaltet, während er unten in eine Seidenmanschette tritt. Der Schnitt zu dieser Jacke ist in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig erhältlich.

An der zweiten Jacke Abb. 375 werden die leinengesteiften Vorderteile durch eine untergesetzte Geisharweste ergänzt, die reich mit Goldstickerei besetzt ist. Das Muster zu dieser Stickerei ist für 50 Pfennig unter H. 201 vorrätig. Hier tritt der dreiviertellange Blusenärmel glatt in das Armloch; den unteren eingereihten Rand nimmt die Manschette auf. Sämtliche Ränder sind mit Seidentresse eingefaßt. Der Schnitt zu dieser Jacke ist in 42, 44, 46, 48, 50, 52, 54 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig erhältlich.

Ohne Weste gearbeitet, mit kurzem einreihigen Knopfschluß versehen, ist die dritte Jacke Abb. 376, für die der modegerechte Diagonalstoff verwendet ward. Nach Art der Herrenjacken sind die Nähte auseinandergesteppt, sämtliche Ränder sowie die kleinen Revers und der Umlegekragen mit breiter Seidentresse eingefaßt. Stilgerecht ergänzt die vornehme Jacke ein mäßig weiter, oben eingereihter Keulenärmel. Diese der Mode kaum unterworfenen schneidermäßig gearbeiteten Jacken sind all denen zu empfehlen, denen Geldbeutel oder Neigung häufiges Neuanschaffen und Wechseln verbieten, denn sie wirken stets vornehm und passen gleich gut für die einfachste wie eleganteste Gelegenheit

Abb. 372 u. 373. Zwei Kinderkleider.

— man ist immer „angezogen" in ihnen. Der Schnitt ist in 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 1,50 bis 1,75 Meter, bei 50 Zentimetern Breite (Samtbreite) 3 bis 3,50 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 367 bis 376 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37–41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Kalte Wände.

Hygienische Winke. Von C. Falkenhorst.

Es gibt nichts völlig Vollkommenes auf dieser Welt, und so hat auch das bestgebaute Haus seine Schwächen. Hinter seinen Wänden sucht man Schutz gegen die Unbill der Witterung, aber nicht in jedem Winkel ist er vollkommen. So bringen die Wände, die frei stehen, Wind und Wetter ausgesetzt sind, Unzuträglichkeiten und gesundheitliche Gefahren verschiedener Art mit sich. Eine davon beruht auf der Temperatur der Wände. In der rauheren Jahreszeit, namentlich in klaren kalten Nächten, kühlen sich die Mauern bedeutend ab und kälten das Zimmer aus. In welcher Weise aber ihre Kälte wirkt, das ist leider sehr vielen unbekannt.

Wenn wir beim Heizen von der Temperatur des Zimmers sprechen, so meinen wir darunter die Temperatur der Luft, die das Thermometer anzeigt. Diese allein ist aber für unser Wohlbefinden beim Aufenthalt in einem geheizten Raume nicht maßgebend. Wir können auch in einem Raume, dessen Lufttemperatur 20 Grad Celsius und darüber beträgt, bei längerem Aufenthalt frösteln. Dies ist z. B. in Kirchen der Fall, die nur Sonntags geheizt werden. Um diesen scheinbaren Widerspruch zu begreifen, müssen wir uns etwas näher darüber orientieren, wie der Mensch seine Wärme an die Umgebung abgibt. Das geschieht auf zweierlei Weise. Erstens entzieht das Medium, in dem sich ein Mensch befindet, dem Körper Wärme durch Leitung. Im Bad ist dieses Medium das Wasser, das als ein besserer Wärmeleiter uns rascher, je nach seiner Temperatur, abkühlt; im gewöhnlichen Leben ist es die Luft. Außerdem aber strahlt der Körper Wärme aus, indem er sie an kühlere Gegenstände, die seinen Körper nicht berühren, abgibt, und dieser Wärmeverlust durch Strahlung ist nicht unbedeutend, im Gegenteil hat er einen sehr beträchtlichen Anteil an der Abkühlung der Körpers.

Wenn wir uns in einem Zimmer aufhalten, das im Winter lange unbenutzt geblieben war und erst vor kurzem angeheizt wurde, so kann die Luft in ihm 20 Grad Celsius und mehr betragen, während die Wände noch kalt sind, da sie sich nur langsam erwärmen. Unser Körper strahlt nun durch die warme Luft seine Eigenwärme doch nach den kalten Wänden aus, und wir fühlen uns unbehaglich, können selbst frösteln in diesem anscheinend so wohl temperierten Raume. In der Wohnung sind aber nicht alle Wände des Zimmers gleichmäßig kalt, die Außenmauern sind viel kälter als die inneren Wände, die an ein anderes Zimmer oder den Korridor stoßen. Infolgedessen ist unsere Abkühlung durch Strahlung im allgemeinen unter diesen Umständen einseitig, und solche einseitige Abkühlung ist bekanntlich nicht nur unangenehm, sondern gibt leichter Anlaß zu Erkältungen aller Art, Rheumatismen u. dgl.

Mit diesen Tatsachen müssen wir bei der Heizung der Wohnung mehr rechnen, als das im allgemeinen bisher der Fall ist. Heizen wir spät ein, kurz bevor wir das Zimmer benutzen, so werden wir durch das Kältegefühl, das die Strahlung nach den kalten Wänden in uns hervorruft, leicht geneigt sein, das Feuer stärker zu schüren und das Zimmer überheizen, oder wir werden längere Zeit in dem Raum uns nicht wohl fühlen. Heizen wir dagegen das Zimmer frühzeitig an, so werden sich nach und nach auch die Wände erwärmen, und wenn wir uns in den Raum begeben, so wird uns eine niedrigere Temperatur der Luft völlig zusagen, weil eben der Körper durch übermäßige Strahlung nicht so sehr abgekühlt wird.

Dieser Grundsatz gilt aber nicht allein für Privatwohnungen; er hat auch die vollste Geltung für öffentliche Anstalten, Schulen, Säle, Arbeitsbureaus u. dgl. Nur zu oft werden sie aus Unkenntnis obenerwähnter Tatsachen oder aus übel angebrachter Sparsamkeit kurz vor der Benutzung angeheizt. Die Folge davon ist, daß Leute, die sich nun in diesen Räumen aufhalten müssen, trotz der vorgeschriebenen Lufttemperatur eine unangenehme Kühle empfinden, da sie die kalten, sie umgebenden Mauern erst durch ihre Eigenwärme sozusagen mitheizen müssen. Dieser Zustand kann stundenlang dauern, so daß die Räume erst dann behaglich werden, wenn man sie verläßt. Von einer Ersparnis an Brennmaterial kann dabei keine Rede sein, denn bei früherem Beginn der Heizung kann man mit dem gleichen Kohlenaufwande den Aufenthalt in dem betreffenden Raume durch mäßiges Weiterheizen behaglich gestalten.

Zu bemerken ist noch dabei, daß bei der Ofenheizung die Wände sowohl durch die Berührung mit der erwärmten Luft als auch durch die Strahlung des Ofens erwärmt werden. Bei der Luftheizung fällt aber die letztgenannte Wärmequelle fort, darum muß man in Häusern, die mit Luftheizung versehen sind, mit dem Durchwärmen der Wände besonders früh beginnen.

In Städten, in denen die Häuser dicht aneinander gebaut sind, haben die Bewohner unter stark abgekühlten Wänden weniger zu leiden; denn nur die an der Fensterseite gelegenen Zimmerwände sind den Einflüssen von Wind und Wetter und der Außentemperatur ausgesetzt. Anders auf dem Land oder in Villenvierteln, wo die Häuser einzeln stehen. Hier hat man mit mehr Außenmauern zu rechnen, und wenn der Wohnraum nicht gerade sehr reichlich bemessen ist, so wird man wohl genötigt sein, auch Betten an die Außenwände zu stellen. Es ist klar, daß dabei durch Strahlung gegen die kalte Wand eine einseitige Abkühlung des Körpers im Schlafe erfolgen kann, was in der Regel eine Erkältung herbeiführt. In solchen Notfällen muß man zwischen die Wand und den Körper einen schlechten Wärmeleiter einschieben, also eine Decke, ein Holzbrett oder dergleichen. Die Schädlichkeit einer Außenwand wird durch ihre Himmelslage verstärkt oder vermindert. Liegt sie gegen den Süden, nach Südost oder Südwest, so wird sie tagsüber von der Sonne beschienen. Im Sommer ist das während der Hundstagshitze nicht angenehm, in den übrigen Jahreszeiten aber sehr vorteilhaft, weil die Mauern sich nicht so sehr abkühlen können. Liegt aber die Wand gegen Norden, so bleibt sie immer kalt, und an solche Wände soll man Betten, Sofas u. dgl. nicht stellen. Schlimm ist auch die Lage nach der Wetterseite, die in unseren Gegenden zumeist dem Nordwesten entspricht. Die Mauer wird am häufigsten von Regengüssen getroffen, und wenn nicht besondere Vorkehrungen beim Bau des Hauses getroffen wurden, so wird sie in der Regel

feucht und modrig. Die Feuchtigkeit erzeugt aber durch Verdunstung weitere Kälte, und der Moder verpestet die Zimmerluft; ganz besonders wird dies fühlbar, wenn starke Winde die Mauer treffen und den Modergeruch aus den Poren des Mauerwerks in das Zimmer treiben.

Als eine kalte Wand muß auch die Fensterwand gelten. Und doch sind wir genötigt, in ihrer Nähe den Arbeitsplatz einzurichten. Hier kommt zu der Abkühlung des Körpers durch Strahlung noch die Einwirkung des Luftzuges bei schlecht schließendem Fenster. Dem letzteren kann man leicht durch Verdichtung der Fensterfugen und Anbringen von Doppelfenstern begegnen. Das Doppelfenster vermindert auch in etwas die Größe der Ausstrahlung unseres Körpers, weil die in ihm eingeschlossene Luft ein schlechter Wärmeleiter ist. Trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln kühlen sich doch Leute, die anhaltend in sitzender Stellung in der Nähe des Fensters arbeiten müssen, auf der dem Fenster zugekehrten Seite beträchtlich ab. Gewöhnlich führt man das auf einen feinen unmerklichen Luftzug zurück. Man muß aber dabei auch den Wärmeverlust des Körpers durch Strahlung gegen die nahe kalte Fensterwand mit in Anrechnung bringen. Er ist durchaus nicht unbedeutend, und ein Schutz dagegen ist wohl angebracht. Auch in diesem Fall empfiehlt es sich, nach Möglichkeit zwischen den Körper und die Wand einen schlechten Wärmeleiter zu schieben. Sehr gut wirkt in dieser Hinsicht eine Holztäfelung, mit der man den unter dem Fenster befindlichen Teil der Mauer bekleidet. Unsere Altvordern wußten wohl, daß das Holz warm hält, und darum wurden ihre Wohnungen so häufig mit Holztäfelungen nicht nur geschmückt, sondern auch geschützt. Die einfachste Art, dieser kältenden Wirkung zu begegnen, besteht aber darin, eine breite Decke zu nehmen und sie mittels zweier in die Mauer eingeschlagenen Haken so zu befestigen, daß ihr oberer Rand etwa handhoch oder noch etwas höher über die Fensterbank reicht, während der untere Rand auf den Fußboden herabfällt. Am besten befestigt man die Decke mittels zweier angenähter Ringe an die Haken. Will man das Fenster öffnen, so wird der eine Ring ausgehakt und die Decke zurückgeschlagen, so daß sie nicht weiter stört.

In der Kenntnis der Einflüsse der kalten Wände liegt der Schlüssel zu einer behaglichen und gesundheitsgemäßen Heizung. Gut durchwärmt sind die Zimmer, in denen nicht nur die Luft, sondern auch die Wände genügend durchwärmt sind. In solchen ausgeheizten Räumen kann das Thermometer viel tiefer stehen, und man fühlt sich dabei völlig wohl.

Chinesisches Spielzeug.

Von Marx Möller.

Die hier abgebildeten chinesischen Spielsachen haben wahrscheinlich schon ein ehrwürdiges Alter, mögen mehr als fünf Jahrhunderte überdauert haben. Und doch sehen sie aus wie nagelneu, denn sie sind aus edelstem Stoffe bereitet, aus Mahagoni, Sandelholz und Elfenbein. Originell sind diese zur Kinderlust geschaffenen Dinge, originell wie alles, was aus der uralten Kultur des fernen Ostens kommt! Da ist zuerst der auf Rollen laufende Kahn (Abb. 1), in dem zwei kleine Geishas sitzen. Sie können hier nur die eine Seite ihrer Kunst zeigen, nur singen mit unhörbaren Stimmchen; aber es muß ein Lied voll dramatisch bewegter Handlung sein, denn sobald die Rollen sich drehen (Abb. 2), bewegen und recken sie die Hälschen, daß man förmlich zu hören glaubt, was für hohe Töne sie ausstoßen; dazu spielt die eine auf der Mandoline, und die andere fächelt sich dazu so kokett, wie nur eine Geisha den feinen Papierfächer handhaben kann. In Drolligkeit und in Geschicklichkeit der Konstruktion kann dieses alte Spielzeug es ruhig aufnehmen mit den modernen beweglichen Spielsachen, die alljährlich zur Weihnachtszeit auf den Straßen der Großstadt ihr Wesen treiben und solche Summe von Intelligenz und hochentwickelter Technik umschließen.

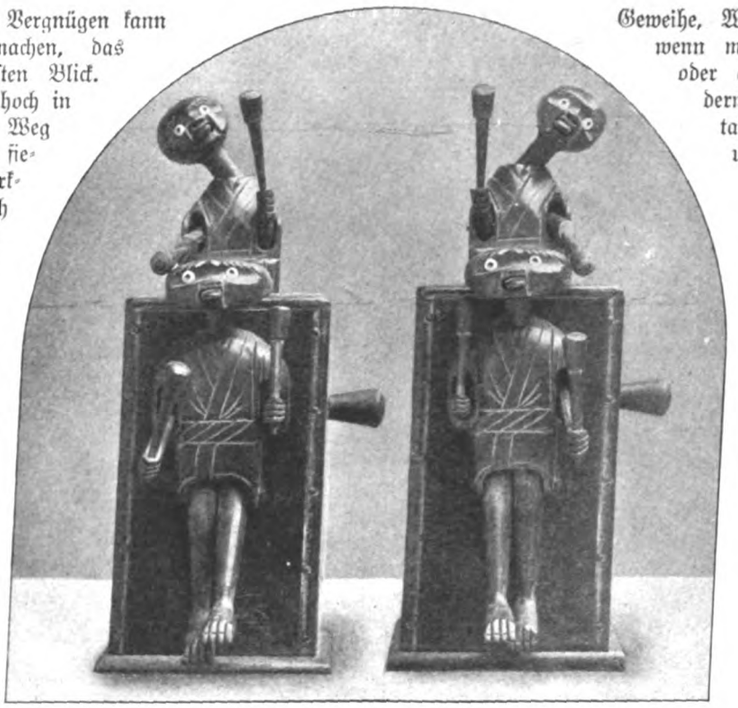
Echt chinesisch wirken auch die beiden braunen, sich prügelnden Männer (Abb. 3). Der Kleinere, der oben aus dem Kasten herausschaut, scheint bei der Hauerei noch am besten wegzukommen, denn sein schwerfälliger Feind kann nichts weiter tun, als sich, so gut es geht, verteidigen, und auch das gelingt ihm nur recht schlecht; die Schläge regnen nur so herab, sein Kopf ist schon ganz platt geworden von all dem Segen von oben her. Der kleine Chinesenjunge aber, dem dies lustige Spielzeug gehörte, wird die Lehre daraus gezogen haben, daß die rohe Kraft allein nichts vermag, daß die Klugheit ihr überlegen ist. Abb. 4 zeigt gar einen der vielen Schlangenbeschwörer, die im Orient ihr Wesen treiben. Fest drückt er den Fächer auf den Korb — die gelbe Schlange kann nicht heraus; erst wenn er die Hand mit dem Fächer erhebt, schießt das Tier aus seinem Gefängnis empor und starrt ihm reglos ins Gesicht mit den grünen schillernden Schlangenaugen. Er aber schüttelt das Haupt dazu, grüßt und steckt ihr die Zunge heraus, als wollte er sagen: „Ich hab' keine Angst! Kusch dich nur wieder in deinen Korb!" Er braucht auch nur mit dem Fächer zu schlagen, so kriecht das böse Tier scheu zurück, wie's der kleine Chinesenjunge hundertmal auf der Straße gesehen hat, bei den richtigen Schlangenbeschwörern. Und das drollige Spiel wiederholt sich so oft, solange man nur die kleine, elfenbeinerne Kurbel dreht.

Zwei kleine Geishas.

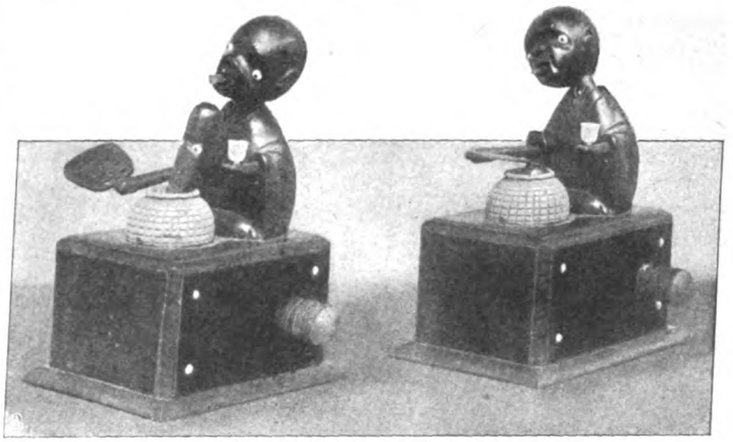
Nicht weniger erstaunlich wirkt der Mann, der in der dreirädrigen Karre spazierenfährt (Abb. 5). Daß er sich während der Fahrt beständig fächelt, geschieht wohl nur der großen Hitze wegen und nicht aus purer Sorglosigkeit. Denn sorglos sieht der Mann nicht aus. Wie ängstlich blickt er vor sich hin, ob da auch kein Hindernis ist, das ihm etwa

Gefahr bringen könnte! Vergnügen kann ihm die Fahrt nicht machen, das sieht man auf den ersten Blick. Wie reckt er den Hals hoch in die Höhe, um nur den Weg zu überschauen! Ja, so fieberhaft wird seine Aufmerksamkeit, daß ihm schließlich das linke Auge — das rechte scheint kurzsichtiger zu sein — aus den Augenhöhlen weit heraustritt. Zum „Chauffeur" hätt' er sich nicht geeignet, der arme, kleine Hans Hasenfuß! Freilich — wenn alle Automobilfahrer heute so aufmerksam führen wie er, es gäbe manche böse „Panne" und manchen Unglücksfall weniger. Wenn die Puppen erzählen könnten, was würden wir alles zu hören bekommen! Vielleicht war's das Kind eines Mandarinen, das in alten Zeiten mit ihnen gespielt, vielleicht hat gar ein Kaiser sie einst gekauft von einem armen Mahagonischnitzer, der sich lange Zeit daran gemüht! Chinesen sind gar behutsame Leute; sie gehen unhörbar auf weichen Sohlen und fassen alles vorsichtig an, trotz ihrer langen Fingernägel, auf die sie große Sorgfalt verwenden; und die Kinder machen's den Großen nach, wie Kinder es immer und überall tun. So kommt es, daß die schönen Sachen heute noch leben und noch so heil und schön sind wie neu, wie damals, als sie der Meister verkaufte und so wenig für seine Kunst bekam, vielleicht nur ein bißchen Reis für den Hunger! In unseren Tagen besitzen die Sachen einen ganz bedeutenden Kunstwert. Gefunden wurden sie vor ein paar Monaten in Hamburg am schönen Hafen, wo so viel bunte Seltsamkeiten aus aller Herren Ländern zusammenfließen in den dunklen Antiquitätenläden. Tausenderlei Dinge kann man da sehen, ausgestopfte Vögel und Schmetterlinge, Muscheln, Geweihe, Waffen und Vogelnester und, wenn man Glück hat, auch das eine oder andere jener grotesken Wunderwerke, in denen die Phantasie der Chinesen scheinbar unerschöpflich war und ist. Da glotzt wohl aus irgend einem Winkel eines der mythologischen Ungeheuer, deren Formen gern für die beliebten und vielgebrauchten Räuchergefäße entlehnt wurden. Oder der majestätisch dasitzende, himmlische Hund des Buddha, eine bronzene Eule, deren Flügel der entströmende Weihrauch bewegt, eine ganze Kette von erstaunlich lebendig nachgebildeten bronzenen Ratten, vielleicht auch einige jener bis ins Kleinste getreu dem chinesischen Familien-, Rechts- und Straßenleben nachgebildeten Szenen aus Holzschnitzerei, stehen und liegen zwischen allerlei minderwertigerem Kram des heutigen China, das das schnelle und billige Arbeiten von den eindringenden Europäern bald gelernt hat. Also in einem dieser bunten und lehrreichen Läden, von denen das alte Hamburg so viele umschließt, standen auch diese Puppen zum Kauf. Ein Matrose hatte sie angeboten, der in China gewesen war. Ob er sie gefunden oder gekauft, oder ob man sie ihm geschenkt, das hat er dem Händler nicht erzählt. Leider, denn es wäre vielleicht eine ganze kleine Geschichte an sich gewesen, passieren auf Reisen doch oft so seltsame Dinge, wie sie das merkwürdigste Buch nicht erzählen kann! Jedenfalls ist er auf ehrliche Weise dazu gekommen, da er ein deutscher Matrose war.

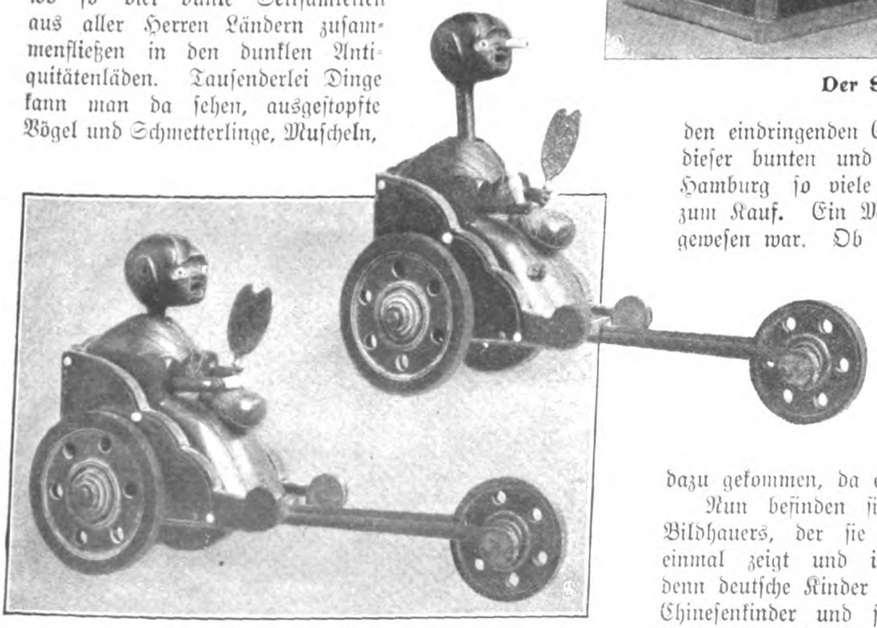
Nun befinden sich die Sachen im Besitz eines Berliner Bildhauers, der sie seinen Kindern aber nur am Sonntag einmal zeigt und ihnen nicht etwa in die Finger gibt; denn deutsche Kinder sind weniger vorsichtig als die gelben Chinesenkinder und sehen sich alles von „innen" an, was Kunstwerke nicht vertragen können.



Eine Hauerei.



Der Schlangenbändiger.

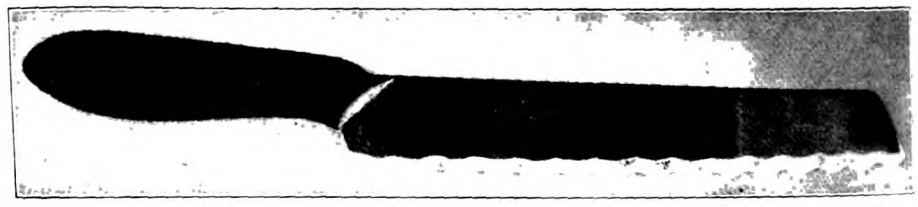


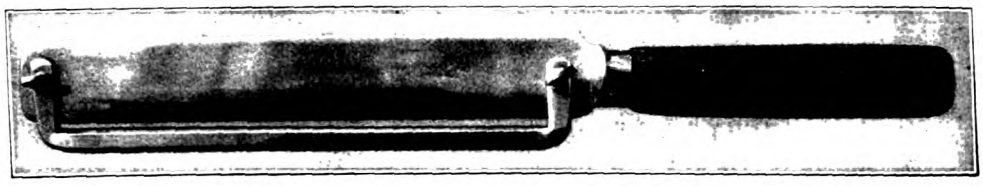
Ein Rekordfahrer.

Ratgeber für jedermann

Hauswirtschaft.

Neue Brotmesser. Das Ideal einer Brotschneidemethode ist das Schneiden mit der Brotschneidemaschine, die — wenigstens in ihren besten Systemen und Ausführungen — größte Appetitlichkeit, Schnelligkeit und Ungefährlichkeit vereint. Da die Brotschneidemaschinen aber recht teuer sind, zeigen wir hier zwei viel zu wenig bekannte Brotschneider der Henkelwerke. Die Handhabung und Vorteile gegen die leicht abgleitenden sonstigen Brotmesser sind ohne weiteres einleuchtend. Das Messer auf der linksstehenden Abbildung — das nach dem Prinzip der allbekannten Bohnenschneidemesser konstruiert ist — wird auf die gewünschte Dicke der „Stullen" durch Anziehen oder Lockern der Schrauben eingestellt. Gegen das An-die-Brust-Drücken des Brotlaibes — das sich auf dem Bilde „Lotte im Kreis der Geschwister" freilich sehr hübsch ausnimmt — ist vom hygienischen wie ästhetischen Standpunkte schon oft geschrieben worden, da es aber scheinbar nicht auszurotten ist, sollte wenigstens ein sauberes Tuch zwischen Kleid und Brot geschoben werden.





Brotsäge und Brotmesser.

Nüsse aufzubewahren. Um die Nüsse so aufzubewahren, daß sie den süßen, milden Geschmack wie frisch vom Baume behalten, packt man reife, frisch gepflückte Nüsse, die man in der äußeren, grünen Schale läßt, die aber keine Sprünge haben dürfen und ganz unversehrt sein müssen, in einen großen Steintopf zwischen völlig trocknen, weißen Sand, bindet einen steinernen Deckel fest auf den Topf und gräbt ihn so tief in die Erde ein, daß der Frost den Nüssen nichts anhaben kann.

Zähes Fleisch läßt sich weichkochen, wenn man etwa auf zwei Liter Brühe einen halben Eßlöffel Branntwein gibt. Dieser hinterläßt keinerlei Geschmack.

Gesundheitspflege.

Gesundheitliches Ausnutzen des Herbstes. Zahlreiche Städter, die aus der Sommerfrische zurückgekehrt sind, setzen noch, solange die Tage des Spätsommers schön sind, die Gesundheitspflege durch den Aufenthalt in der frischen Luft, durch Ausflüge und Spaziergänge fort. Sobald aber das erste rauhere Wetter sich einstellt, lassen sie in dieser Hinsicht nach und verkriechen sich mehr und mehr in ihre Wohnungen und suchen Erholung in Cafés, Restaurants und dergleichen. Das ist aber ein großer Fehler. In dem kurzen Sommer unseres Klimas kann man die nötige Stärkung für den langen Winter nicht erwerben; man muß nach Möglichkeit auch den Herbst mit heranziehen. In mancher Hinsicht ist er sogar gesundheitlich wichtiger als der Sommer. Wer nicht gerade höher gelegene Kurorte oder die See aufgesucht hat, wird im Laufe des Sommers oft unter der Hitze gelitten haben. Heiße Tage machen ja den Körper schlaff und tragen wenig zur Stärkung bei. Anders die kühlere Herbstluft, sie fordert förmlich zu kräftigerer Bewegung auf, in Herbsttagen marschiert man besser und ermüdet dabei weniger. Die kühlere Herbstluft härtet auch den Körper ab. Gewöhnt man sich in den nach und nach kühler werdenden Tagen daran, sich regelmäßig im Freien zu bewegen, so empfindet man die Temperaturschwankungen am wenigsten und stählt den Körper für die kommende Winterkälte. Man achte dabei auf die Kleidung. Die leichten, duftigen Sommerkleider müssen abgetan werden, aber man hüte sich, an ihrer Stelle gleich schwere anzuziehen. Zu leichteren Kleidern benutze man lieber einen entsprechenden Herbstmantel, eine Pelerine, die man nach Bedarf ablegen kann. Warm halte man dagegen die Füße. Wollene Strümpfe und ein festes Schuhzeug kann man schon früher gebrauchen. So ausgerüstet kann man schon am frühen Morgen erquickende Spaziergänge machen und braucht den Morgentau und leichtere Regenfälle nicht zu scheuen. Leider werden im Herbst die Tage immer kürzer, und Berufspflichten fesseln viele an das Bureau und ans Zimmer. Bei den Frauen ist das aber im allgemeinen nicht so schlimm wie bei den Männern; die meisten von ihnen sind ja Hausfrauen und Haustöchter und können bis zu einem gewissen Grade über ihre Zeit frei verfügen. Sie sind also imstande, die schöneren Tagesstunden besser auszunutzen. Vor allem ist aber der Genuß der erfrischenden Herbstluft nach Möglichkeit den Kindern, namentlich im schulpflichtigen Alter, zu ermöglichen. Tut man es, so rücken sie frisch und froh und abgehärtet in den strengen Winter ein und finden mehr Freude an allerlei Vergnügungen und Sportübungen im Schnee und auf dem Eise.

Garten und Blumen.

Blattkakteen. Ein Hauptreiz der Kakteen liegt bekanntlich in ihrer so außerordentlich verschiedenartigen, vom Alltäglichen gänzlich abweichenden Körpergestaltung, Bestachelung und Färbung, während die Blüten gewissermaßen erst in zweiter Linie hervortreten. Viele Arten, und unter diesen gerade die in der Gestalt am merkwürdigsten, blühen entweder ziemlich unscheinbar oder nur außerordentlich selten, so daß der Liebhaber mitunter jahrelang, in manchen Fällen sogar zeitlebens vergeblich auf die Entfaltung der ersten Blüten wartet. Allerdings gibt es auch sehr dankbar blühende Arten und unter diesen solche, deren Blüten an Größe und Schönheit an einer der ersten Stellen im ganzen Gewächsreiche rangieren. Es sei hier nur an die „Königin der Nacht" erinnert, die freilich nur im Warmhause des Gärtners dankbar blüht, im Zimmer des Liebhabers aber nur selten zum Flor gelangt. Leider ist die Freude an den meisten Kakteenblumen nur kurz, zwei bis drei Tage ist ihre Durchschnittsdauer, manche blühen sogar nur wenige Stunden, so die vorgenannte Königin der Nacht, die ihre Blumen beim Einbruch des Abends öffnet und bei Aufgang der Sonne am nächsten Morgen bereits verblüht ist. Dieser selten schönen, kurzlebigen Blüherin stehen aber andere Arten gegenüber, die im Blühen auch im Zimmer außerordentlich dankbar sind. Die interessantesten dieser Arten gehören der Gattung Blattkaktus (Phyllocactus) an, so genannt nach ihren blattartig verbreiterten Stämmen, die auf unseren beiden Abbildungen deutlich hervortreten und eine gewisse Ähnlichkeit mit lanzettlich gestalteten, stark gekerbten Laubblättern haben. Diese Kakteen, die man häufig in prachtvollen Exemplaren an den Fenstern ländlicher Wohnungen findet, blühen teils im Sommer, teils im Winter. Stärkere Pflanzen entfalten

Blattkaktus, blühende Topfpflanze.

zahlreiche Blumen, die sich nach und nach öffnen, so daß sich der Flor auf längere Zeit erstreckt. Die Blütenfarben sind weiß, gelblich und rosa bis zum tiefsten Feuerrot. Von unseren Abbildungen veranschaulicht die nebenstehende eine einzelne Blume mit dem dazugehörigen Stammstück, die auf der vorhergehenden Seite eine junge Pflanze, wie man solche auch im Zimmer aus Stecklingen leicht heranziehen kann. Ein großer Vorteil dieser Blattkakteen ist der Umstand, daß sie vollständig stachellos sind, jede Verletzung beim Umgang mit ihnen also ausgeschlossen ist. Im Gegensatz zu den meisten anderen Kakteen lieben die Vertreter dieser Gattung eine gewisse gleichmäßige Feuchtigkeit; im Sommer muß man sie reichlich gießen, und zur Ruhezeit, im Winter, darf man auch die Erde nicht völlig austrocknen lassen, keinesfalls so, daß die blattförmig verbreiterten Stämme, die zugleich auch die Blätter der Laubhölzer vertreten, welk werden, was meist ein Absterben zur Folge hat. Des ferneren ist bei der Kultur dieser Pflanzen zu beachten, daß sie im Gegensatz zu vielen anderen Vertretern ihrer Gattung volle sengende Sonne nicht auf die Dauer vertragen und deshalb am besten an etwas beschattetem Standorte, beziehungsweise auf einem Blumenfenster in östlicher Lage gedeihen. Verpflanzen ist nur in Zwischenräumen von zwei bis drei Jahren einmal erforderlich. Man gibt dann nur wenig größere Töpfe und eine schwere, mit etwas Lehm und grobem Sand vermischte Komposterde. Die Vermehrung erfolgt durch die blattartig verbreiterten Stämme; einen solchen Stamm kann man in mehrere Stücke zerschneiden. Aus jedem eingepflanzten Stück geht eine junge Pflanze hervor. Man lasse die zerschnittenen Stammstücke erst einige Tage an der Luft liegen, bis die Schnittflächen, aus denen anfangs ein zäher, klebriger Saft hervortritt, abgetrocknet sind; dann pflanze man sie einzeln, aber nicht tief, in kleine Töpfe in recht sandige Erde und halte sie bis zum Eintritt der Bewurzelung recht trocken. Erst wenn sich junge Wurzeln gebildet haben, was nach vier bis fünf Wochen der Fall ist, beginnt man mit mäßigem Gießen. Derartig im Zimmer aus Stecklingen gezogene Blattkakteen entfalten ihre ersten Blüten nach zwei- bis dreijähriger Kultur, um dann den Pfleger regelmäßig, Jahr für Jahr, mit reichem Flor zu erfreuen.

Blattkaktus — einzelne Blüte.

Kunst im Haus.

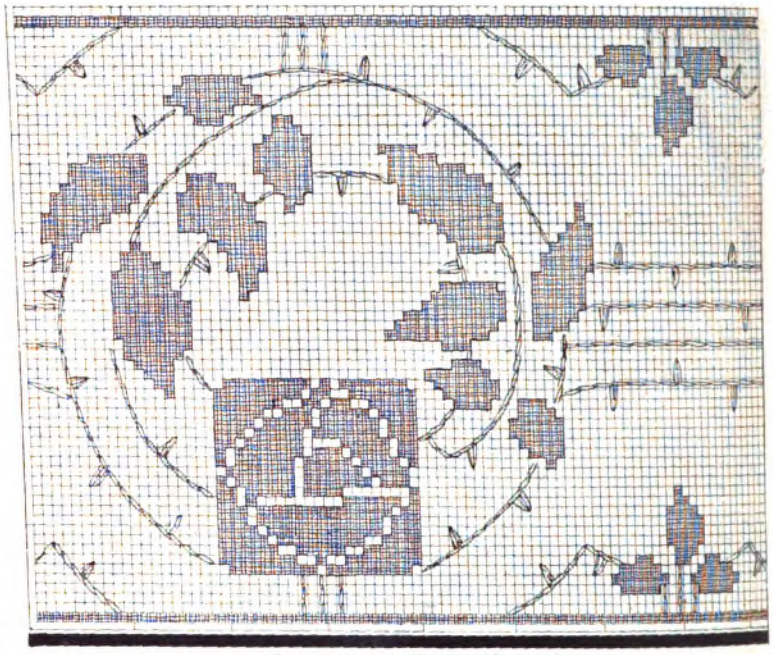
Ziegenbock aus Porzellan. Gleich den früheren Tierfiguren aus Porzellan, die wir als Beweis für die künstlerische Höhe der heutigen Porzellanmanufaktur gelegentlich brachten, zeigt auch der kleine Ziegenbock unserer Abbildung die ganze charakteristische Eigenart und Drolligkeit seiner lebenden Vorbilder, ohne in kleinlicher Nachahmung stecken zu bleiben oder das täppisch Spielerige und Zottige, das seiner Rasse in jugendlichem Alter eigen ist, irgend zu übertreiben. Stellung und Ausdruck wirken realistisch. Besonders fein ist auch in diesem Falle die Tönung des Porzellans — die meisterhaft modellierte kleine Tierstatuette würde jedem Damenzimmer zur Zierde gereichen.

Ziegenbock aus Porzellan

Sparsame Küche.

Grüne Heringe. Die vor einiger Zeit versprochenen Rezepte für den „Schneiderkarpfen" mögen hier folgen: Die Heringe müssen natürlich vollständig frisch sein, d. h. nicht die Spur von üblem Geruch aufweisen, schöne rote Kiemen und klare Augen haben. Man schuppt sie, schneidet ihnen den Kopf ganz ab und den Bauch auf, entfernt alle Eingeweide und die innere dunkle, übrigens allen Seefischen eigentümliche Haut. Dann spült man sie innen und außen gründlich in frischem Wasser, reibt sie mit Salz ein und schichtet sie in eine Schüssel. So halten sie sich unter Umständen bis zu zwölf Stunden. Man kann sie nun wie jeden anderen Fisch mit Wurzelwerk in Salzwasser kochen. Auch Essig oder Weißwein kann man zusetzen, oder sie auch wie Forellen bläuen. Das ist die einfachste Art. Man gibt dazu zerlassene Butter, Fischsud und Mostrich (wenn man will, auch gehacktes hartes Eigelb und gehackte Petersilie, Dill, Estragon oder Kerbel) auf den Tisch. Ferner kann man jede andere Fischsauce dazu geben, wie z. B. Spreewald-, Dill-, Rahm-, Zwiebel-, Krebs-, Sardellen-, Champignonsauce, auch Frikassee-, usw. -sauce. Man kann die gekochten und erkalteten Heringe auch in Essig, in Bouillon, in Weißwein, in Tomaten- oder Senfsauce einlegen oder sie in in ihrem klargekochten Sud mit Zusatz von Gelatine gelieren lassen. — Oder man brät die frischen Heringe, nachdem man sie nur in Mehl gewälzt hat, nicht mit Ei und Semmelbröseln paniert, und zwar ist Öl dazu besser als Butter oder anderes Backfett und, wenn nicht Sauce bereitet werden soll, der Rost besser als die Pfanne. Die gebratenen frischen Heringe kann man als Zuspeise zu Gemüse oder als selbständiges Gericht mit Kartoffeln geben. Wer Sauce dazu haben will, nehme das Pfannenfett oder bereite sich eine pikante Sauce extra, z. B. Senf-, Tomaten-, Remouladen- usw. -sauce. Man mariniert auch diese gebratenen Heringe in Essig, mit Wurzelwerk, Zwiebel, Lorbeer und Zitronenscheiben und erhält so die beliebten Stralsunder Bratheringe. — Wir lassen nun Rezepte zur Verarbeitung frischer Heringe folgen: **Frische Heringe füllen und backen.** Man putzt die Fische, salzt und trocknet sie, mariniert sie eine Stunde in Zitronensaft mit wenig Salz und Pfeffer, wendet sie in Ei, dann in Semmelbröseln und etwas Muskat und bäckt sie in siedender Butter. Füllung: Frisches aufgeweichtes und ausgedrücktes Roggenbrot, das auf dem Feuer mit Butter, Eiern, Schalotten, Salz und Pfeffer gemengt wird. Man soll eigentlich die Heringe nicht aufschneiden, sondern durch eine Öffnung am Halse die Eingeweide herausziehen und die Füllung hineinlegen. Wir halten es für besser, die Fische aufzuschneiden, ordentlich zu säubern und nach der Füllung zuzunähen oder zuzuspeilen. — **Frische Heringe in Butterteig.** Von gut geputzten grünen Heringen nimmt man die Filets, befreit sie von Haut und Gräten, legt sie eine halbe Stunde in Zitronensaft, reibt sie dann mit Salz und Pfeffer ein und bestreicht sie mit einer Fischfarce, der man recht viel Petersilie, Estragon und etwas Kerbel

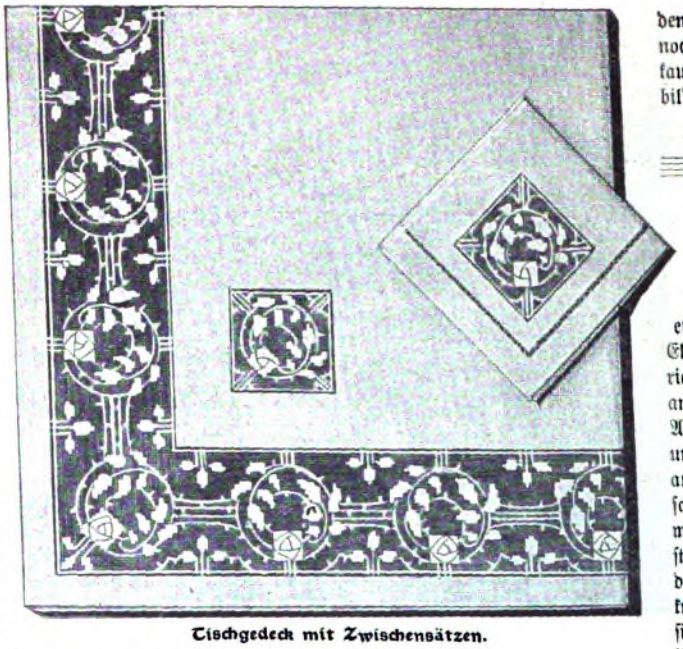
beigegeben hat. Dann rollt man sie zusammen, hüllt sie in Butterteig und backt sie auf einem Blech, oder man wendet sie in Ausbackteig und backt sie in siedendem Fett. — Frische Heringsmilch kann man genau wie Kalbs- oder Schweinehirn behandeln und pikant abrühren oder backen, auch braten. — Bratheringe mit spanischer Sauce. Man brät frische Heringe wie gewöhnlich und gibt darüber folgende Sauce: Man brät mageren, in kleine Würfel geschnittenen Speck aus, dünstet darin gehackte Zwiebeln weich, gibt Mehl dazu und läßt alles braun werden. Dann verkocht man es mit Weinessig und Maggibouillon zu einer seimigen Sauce, die man mit Maggiwürze verfeinern kann. — Gebeizte Heringe. Man bereitet eine Mischung von einem Tassenkopf Zucker und ebensoviel Salz, für je zehn Pfennig Nelken und schwarzen Pfeffer und für je fünf Pfennig Piment und spanischen Pfeffer. Die Gewürze werden fein gestoßen, und dann wird alles innig vermengt. Hierin wälzt man 60 bis 80 grüne, gut vorbereitete und recht kleine Heringe, packt sie dann mit einigen Lorbeerblättern und etwas Muskatblüte in einen irdenen Topf, bedeckt und beschwert sie. Sie sind schon nach fünf Tagen zu essen und schmecken wie Anschovis. — Heringe wie Neunaugen. Putzen, trocknen, Kiemen und Augen entfernen, auf dem Rost braun braten und mit Zitrone, Lorbeer, Nelken und Pfeffer erst in Öl, dann in Bieressig mit Öl legen. Das gleiche Verfahren kann man auch bei Salzheringen anwenden.



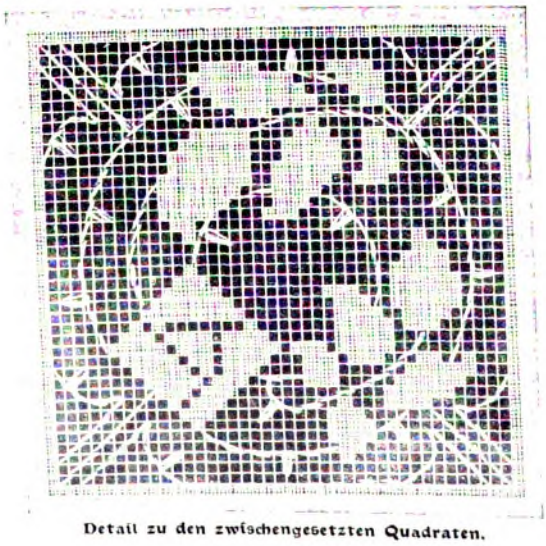
Detail zur Bordüre der Tischdecke.

Frauenstudium.

Die Viktoria-Fortbildungsschule zu Berlin W., Kurfürstenstraße 100, eröffnet am 15. Oktober dieses Jahres ihren elften Jahrgang der Lehrerinnenkurse. Sie ist es, die in der richtigen Erkenntnis, daß in weibliche Lehranstalten jeder Art vor allem weibliche Lehrkräfte gehören, den Frauen einen ganz neuen Beruf, den der kaufmännischen Lehrerin erschlossen hat, indem sie ihnen das für diese Tätigkeit erforderliche Spezialwissen in systematischer, gründlicher Vorbildung bot. Auch die Handarbeitslehrerin fand hier zuerst die für die gewerbliche Arbeit an der Fortbildungsschule nötige Ausbildung und ein umfassenderes Können und Wissen, als es ihr bis dahin geboten worden war. Kein Wunder deshalb, daß sich die Kurse der Viktoria-Fortbildungsschule eines regen Zuspruchs erfreuen, besonders seit im Vorjahr auch volle Jahreskurse für die Ausbildung der Handelslehrerinnen eingerichtet wurden und die staatliche Anerkennung dieser jetzt mit dem staatlichen Examen als Gewerbeschullehrerin (für Schneidern, Wäscheanfertigung und Putz) schließen den Kurse erfolgte. Wie lange noch, und auch die obligatorische kaufmännische und gewerbliche Fortbildungsschule wird eingeführt!



Tischgedeck mit Zwischensätzen.



Detail zu den zwischengesetzten Quadraten.

Unsere Kinder.

Die „Diaboloepidemie" ist nachgerade zu einer Plage für die Erwachsenen geworden, und es scheint an der Zeit, ein Wort der Mahnung an die Eltern diabolospielender Kinder zu richten. Nicht, daß sie ihnen das an sich harmlose, gesunde und Auge und Hand übende Spiel ganz untersagen sollen, aber es müßte auf Gärten, Spielplätze usw. beschränkt werden. Jedenfalls aber müßte es von der Straße vollständig verschwinden, denn die Zahl der durch herabfallende Diabolokreisel verursachten Unfälle mehrt sich täglich. In Schöneberg-Berlin ist aus diesem Grunde schon eine amtliche Verfügung gegen das Diabolospielen auf der Straße erfolgt — eine Maßnahme, die zu denken gibt.

Handarbeit.

Tischgedeck mit Zwischensätzen auf Filetgrund. Durchbruch jeder Art spielt bei den kostbaren Gedecken, die neuerdings modern werden, eine große Rolle. Die Unterdecke des Tisches (öfters eine eigens dazu gewählte leuchtende einfarbige Seidendecke) schimmert zart durch sie hindurch und erhöht das Feiliche dieser spitzenartig wirkenden Verzierungen. Fertig gekauft stellen sich solche Gedecke, falls man auf wirkliche Handarbeit Wert legt, sehr teuer, und auch die guten Nachahmungen der Maschine „halten Preise". Aber man kann sie — vielleicht im kleinen Kreise, denn für die einzelne würde die Arbeit, trotzdem sie verhältnismäßig leicht und schnellfördernd ist, doch eine allzustarke Geduldsprobe bedeuten — sehr gut zu Hause herstellen. Unsere Bilder geben eine sehr hübsche Vorlage dazu, die einer weiteren Erläuterung kaum bedarf. Der Filetgrund für den Zwischensatz ist fertig käuflich.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 38, 1908.

Ach! in die blaue, lockende Ferne
Zieht uns die Sehnsucht nach Glück hinaus;
Und draußen strahlt uns gleich einem Sterne
Das Glück unsrer Kindheit — das Vaterhaus!

A. Posch.

Die Hygiene der Entwicklungsjahre.

Von Dr. med. Helene Friederike Stelzner.

Im Leben der Frau gibt es zwei gefährliche Kurven; die eine fällt in das sogenannte Entwicklungsalter, die andere, etwa 30–40 Jahre später, in die Zeit der körperlichen Rückbildung. Beide Perioden sind durch außergewöhnliche Vorgänge im Organismus ausgezeichnet, stellen gewissermaßen neben den normalen Leistungen noch besondere Forderungen, einerseits in der Richtung von auf, andererseits von abbauender Arbeit, so daß es dringend geboten erscheint, in diesen Zeiten geistiges und körperliches Geschehen des Weibes einer besonderen Kontrolle zu unterwerfen und dafür Sorge zu tragen, daß die hauptsächlichsten schädigenden Momente nach Kräften ferngehalten werden.

Die Entwicklung des jungen Mädchens vom Kinde zur Jungfrau liegt ungefähr zwischen dem zwölften und achtzehnten Jahre. Noch nicht abgeschlossene Untersuchungen über den Gegenstand weisen darauf hin, daß einerseits durch die vielfachen Reizungen, wie sie eine Verdichtung der Bevölkerung, z. B. im Großstadtleben, notwendig auch bei den Besser situierten mit sich bringt, andererseits durch besonders schlechte Ernährungsverhältnisse und körperliche Überbürdung — Fabrikarbeit usw. — die untere Grenze des Entwicklungsalters vielfach herabgesetzt wird, ohne daß damit der allgemeine Ausbau des Organismus Schritt hielte. Wir sehen hier somit eine durchaus nicht der Vervollkommnung der Rasse dienende einseitige Frühreife, die jedenfalls keinen Anstieg der körperlichen Qualitäten des Weibes bedeutet und mit gesunder früher Entwicklung, bei der Leib und Seele schon in verhältnißmäßig jungen Jahren der Reife zustreben, nichts zu tun hat. Gerade das Hauptmerkmal solcher gesunden Frühreife, nämlich die harmonische, gleichzeitig einsetzende und im Gleichmaß schreitende Entwicklung der geistigen und körperlichen Fähigkeiten fehlt ja hier vollkommen; die Steigerung der Ansprüche, die an den jungen noch nicht genügend widerstandsfähigen Mädchenkörper durch den Eintritt der Reife gestellt werden, bedingt im Gegenteil eine Herabsetzung geistig-seelischer Potenz, durch die sich ein solches junges Geschöpf unvorteilhaft von der gesunden Altersgenossin unterscheidet.

So hätte eine vernünftige Hygiene zunächst diesem den ganzen Körper schädigenden und schwächenden Früheintritt gewisser physiologischer Vorgänge entgegenzuarbeiten. Die hierher gehörenden vorbeugenden Maßregeln fallen aber nicht in das eigentliche Entwicklungsalter, sondern haben viel früher einzusetzen. Soweit es sich um wirtschaftlich Schlechtgestellte handelt, helfen freilich alle Gesundheitslehren nichts, solange wir nicht imstande sind, unsere Ratschläge durch die entsprechenden hygienischen Verbesserungen zu unterstreichen. Leider aber wird auch in den Kreisen, denen die Segnungen der Kultur vermöge ihrer Erwerbsverhältnisse zugänglich sind, noch immer viel gegen das Kind und seine Entwicklung gesündigt. Um ein Kind vor den Schäden körperlicher Frühreife zu bewahren, es möglichst lange in einem langsamen Werdegang festzuhalten, dazu ist es nötig, ihm innerhalb des Getriebes der Großen, des Hastens und Werbens eine stille Insel zu verschaffen, auf der es, von den täglichen Stürmen des Daseins möglichst wenig getroffen, die Ruhe findet, die dem kindlichen Geist zu seiner gleichmäßigen Ausbildung nötig ist, und das möglichst hohe Maß von körperlicher Bewegung, das es zum frischen, aufrechten Menschen macht.

Auch wenn die Entwicklung in die für unsere Breitengrade normalen Jahre fällt, sind noch immer eine Reihe von Schädigungen zu beobachten, denen entgegenzuwirken unsere ganz besondere Aufgabe ist. Nur muß immer wieder betont werden, daß es sich nicht um krankhafte Vorgänge handelt, sondern nur um physiologisch gesteigerte Anforderungen. So zeichnet sich z. B. der Körper um jene Zeit gewöhnlich auch durch besonderes Längenwachstum aus; starke Stoffwechselumsätze gehen vor sich, und bei nicht genügender und sorgfältiger Ernährung oder bei Mangel an sonstiger Anregung zur Blutbildung, wie sie durch Bewegung in frischer Luft, überhaupt durch körperliche Ausarbeitung gegeben wird, kommt es nur zu leicht ganz plötzlich zu einer Verarmung des Blutes an roten Blutkörperchen unter Verminderung des Blutfarbstoffgehaltes im einzelnen Blutkörperchen. Das Blut nimmt bei dieser ganz bestimmten Form jugendlicher Blutarmut viel mehr an Qualität, als an Quantität ab, weswegen dabei auch z. B. eine Blutüberfülle im Kopf, Neigung zu Blutungen und dergleichen bestehen kann. Gerade letztere ist häufig sehr stark ausgebildet und zeigt sich bei kleinen Verwundungen oder dem sogenannten unstillbaren Nasenbluten, weil dem in jeder Richtung schlecht gemischten Blut auch die gerinnenden Elemente zum Teil fehlen. Die Zeichen einer vorgerückten Chlorose, wie diese Form der Blutarmut heißt, sind den Müttern ja meist bekannt: der grüne Unterton der Haut, der selbst durch die Rotwangigkeit durchschimmert, die blassen Ohren, die kalten Hände und Füße, der mangelnde Appetit u. a. m. Bald macht sich auch die schlechte Ernährung des Gehirns und Nervensystems bemerklich. Die jugendliche Frische weicht gedrücktem Wesen und leichter Verstimmbarkeit; allerlei Ermüdungs- und Erschöpfungssymptome machen sich bemerkbar; das Schlafbedürfnis, in der Entwicklungszeit ohnehin gesteigert, wird fast zum dauernden; Ohnmachtsanwandlungen deuten auf Blutleere im Gehirn; die Haut verliert ihre Reaktionsfähigkeit und wird gleich empfindlich gegen Hitze und Kälte; eine chronische Darmträgheit stellt sich ein und führt infolge Bildung von Toxinen im Körper zu weiteren Unzuträglichkeiten.

Wenn auch im allgemeinen bei richtigen häuslichen hygienischen Maßnahmen und unter ärztlicher Behandlung die Blutarmut der Entwicklungsjahre keine unbedingt schlechten Aussichten bietet, so müssen wir immer mit einem bestimmten Feind des Menschengeschlechtes rechnen, der sich hier langsam und schleichend einnisten kann. Das Blut entbehrt infolge seiner schlechten Zusammensetzung zum Teil der sogenannten bakteriziden, d. i. bakterientötenden Eigenschaften. Dazu

kommt, daß bei der Schlaffheit aller Lebensvorgänge die Lungenspitzen bei der Atmung nicht mit genügend frischem Sauerstoff versehen werden. In den nicht ordentlich durchlüfteten Stellen bilden sich tote Punkte, die nur zu leicht Aufnahmeherde für den Tuberkelbazillus darbieten, und so sehen wir aus einer hochgradigen Chlorose sich eine Tuberkulose entwickeln, die in jenen Jahren die schlechteste Aussicht bietet.

Gewissermaßen die Grenzgebiete zwischen geistigen und körperlichen Gefahren des Entwicklungsalters nehmen die totalen Erschöpfungszustände ein. Sie kommen hauptsächlich bei gesteigerten Lernanforderungen an mittelmäßige und untermittelmäßige Intelligenzen vor. Gerade dafür haben die Eltern im allgemeinen recht wenig Blick. Während der kundige Arzt schon an der eigentümlichen Teilnahmlosigkeit und Schlaffheit des Gesichtes und der Augen, an einem eigentümlich gezwungenen Lächeln, das mit Frohsinn nicht das mindeste zu tun hat, sieht, daß sich hier ein armes Mädchenhirn unter der Peitsche des eigenen Willens oder eines drohenden Examens oder in der Angst um eine künftige Lebensstellung über Gebühr angestrengt hat, hört man von Müttern häufig nur die Anklage, daß das Kind nicht mehr so fleißig sei wie früher. Deswegen sei hier ganz besonders darauf hingewiesen, daß man in den Entwicklungsjahren mit derartigen Zuständen zu rechnen hat, und daß hier nur schleunigste Unterbrechung der Arbeit hilft, sei es auch auf Kosten eines verlorenen Schul- oder Lernjahres. Setzt die Ruhe noch rechtzeitig ein, so ist die Sache nach einigen Wochen oder Monaten wieder in Ordnung; andernfalls kann das Nervensystem des jungen Mädchens eine Schlappe für das ganze Leben davontragen.

Die Behandlung der Psyche in der Entwicklungszeit ist fast noch wichtiger als die des Körpers. Die erhöhten Lebensvorgänge, das Eindringen und Eindrängen neuer Vorstellungsreihen lösen bei den jungen Mädchen einen Seelenzustand aus, den ich als äußerste Grenze physiologischer Reizbarkeit bezeichnen möchte. Die Reizschwelle für alle seelischen Eindrücke liegt unendlich tief; Ernst, Freude, Hoffnung, Verzweiflung, Jubel, Trauer, alles liegt nahe beieinander, und die Gefühlsäußerungen gehen grell und eruptionsartig vor sich. Erotische Interessen fangen an zu erwachen; die ersten unverstandenen Regungen der Weibesseele spielen herein; so beginnt für das Gefühlsleben des Mädchens eine unruhige und gefährliche Zeit. Ein Schritt noch über die normalen Gefühlsausbrüche hinaus, und wir haben hysterische Symptome vor uns: schwere Affektschwankungen, Labilität der Stimmung, starke Beeinflußbarkeit, alles Eigenschaften, die zu den mehr oder minder gefährlichen Torheiten des Backfischalters führen, zu der leichten Gekränktheit, zu unbestimmten Launen, zu ungesunden Schwärmereien für Personen der Umgebung, ganz gleich ob Mann oder Frau. Trifft ein solches jugendlich erregtes Gemüt eine starke Erschütterung, eine Enttäuschung in beruflicher oder gemütlicher Richtung, so können die aufgewühlten Gefühle über alle Barrieren springen. Alles, was sich beim normalen, in der Entwicklung stehenden Mädchen andeutungsweise erkennen läßt, ist hier ins Unendliche verzerrt, wir haben das Bild der jugendlichen Manie.

Wie aber begegnen wir all diesen körperlichen und geistigen Gefahren am wirksamsten? Wenn wir die Übel kennen, so sind auch die Abwehrmittel leicht gefunden. Wollen wir die Heilmittel auf ihre Urbestandteile zurückführen, so würden sie dahin lauten, daß die Hygiene der Entwicklungsjahre schon in der Kindheit einzusetzen hat, daß sie in zweckmäßiger Ernährung, in genügender körperlicher Ausarbeitung, in Stählung des Willens und in Selbstzucht besteht. Das klingt so einfach und ist für eine Mutter in der Praxis so schwer anzuwenden! Sie weiß ganz genau, daß Tanzstunden, Theaterbesuche, aufregende Lektüre, gekürzte Nachtruhe eine gefährliche Steigerung der Reize darstellen, die, durch Schul- und Erwerbsleben gegeben, für die Entwicklungsjahre gerade genügen; trotzdem fehlt ihr in tausend Fällen die Energie, gegen diese Vergeudung körperlicher und geistiger Kräfte aufzutreten.

Über das körperliche Befinden der jungen Mädchen wache man mit einer Sorgfalt, die sich so unauffällig als möglich gebärdet, damit die heranwachsende Jugend nicht anfängt, das eigene Wohlbefinden für ein besonders interessantes Studienobjekt zu halten und sich hypochondrischen Ideen hingibt. Bei normalem Verhalten verlange man von den jungen Mädchen, daß sie auch bei vorübergehendem körperlichen Übelbefinden zunächst sich immer so weit beherrschen, als die Anforderungen der Schule, des Berufes es verlangen. Meist wird die Sache aber umgekehrt gehandhabt; der Tag wird leidend auf dem Sofa verbracht, der Abend vergnügt und munter in Gesellschaft. Im allgemeinen sorge man für genügende körperliche Bewegung zwischen der durch die besonderen Verhältnisse aufgezwungenen sitzenden Lebensweise. Wer sich irgendwie wissenschaftlich vorbereitet, möge immerhin den Memorierstoff möglichst im Umherwandern verarbeiten; ferner mache man sich's zum Gesetz, von der freien Zeit keine Minute im geschlossenen Raum zu vergeuden. Die regelmäßige Nachtruhe, früh zu Bett und früh heraus, betrachte man als etwas schlechterdings Unantastbares, das nur unter ganz besonderen Verhältnissen einmal geopfert werden darf. Dann wird auch das unfrohe, müde Erwachen, das bei jungen Geschöpfen so abstoßend wirkt, durch tatkräftige Arbeitslust abgelöst werden. Von einem gesunden, jungen Mädchen, das unter richtigen hygienischen Bedingungen lebt, kann man verlangen, daß es morgens gern und willig aufsteht. Auch an Sonn- und Feiertagen dulde man keine Langschläferei. Regelmäßigkeit der Lebensführung, Abwechslung von geistiger und körperlicher Arbeit sind die Feinde der gefürchteten jugendlichen Anämie, beugen ihr vor und helfen sie besiegen.

Die schon erwähnten chronischen Verdauungsstörungen, von denen Mädchen in diesem Alter häufig befallen sind, und die die Ursache für eine ganze Reihe in der Geschlechtssphäre des Weibes liegende Leiden abgeben, hüte man sich zu vernachlässigen. Auch gehe man gegen sie nicht mit den mehr oder minder drastischen Hausmitteln vor. Hier kann die Hausfrau und Mutter das beste tun, indem sie ganz besonders für eine zweckmäßige Diät sorgt, die alles stark Gewürzte ausschließt, eine zu starke Eiweißzufuhr vermeidet, dagegen Obst, Gemüse, Milch und Buttermilch in großer Menge darbietet. Neben kalten Bädern, Waschungen und Abreibungen muß dem Sport in jeder Form gehuldigt werden. Ganz besonders zu empfehlen ist Rudern, Schwimmen und besondere Formen des Turnens, vor allem gewisse Kniebengeübungen, die einfach auszuführen und dennoch von bester Wirkung sind.

Das Kaffee-, Tee- und Alkoholverbot ist eine dringende Forderung der Hygiene des Entwicklungsalters, weil der unheilvolle Einfluß dieser Gifte auf die Blutzirkulation recht störende Wirkungen nach sich ziehen kann, ganz abgesehen von den ebenso verderblichen auf das Nervensystem, das in der Entwicklungszeit ohnehin allen Reizungen zugänglich ist und in jeder Weise behütet werden sollte.

Hier und da ist schon die Frage aufgeworfen worden, wie sich die Berufsausbildung mit der körperlichen, ganz besonders aber der geistigen Empfindlichkeit und Verletzbarkeit der Entwicklungsjahre abzufinden hat. Bei nicht gelehrten Berufen tritt eine Periode geringerer Leistungsfähigkeit und leichter Ermüdbarkeit wohl kaum so entschieden hervor, daß sie durch nachfolgenden Fleiß nicht wieder ausgeglichen werden könnte; anders bei den Berufen, deren Bildungsstrecken durch Examina und Versetzungen in lauter kleine Zielpunkte verteilt sind. Hier kann ein Nachlassen der Kräfte sehr leicht ein verlorenes Jahr bedeuten. Aber dieses Jahr gebe man ruhig daran und lasse ein Mädchen, das sich, um in der kritischen Zeit mitzukommen, übermäßig anstrengen muß, sich lieber erholen oder nehme es allenfalls ein halbes Jahr ganz aus der Schule, als daß man es zu übermäßigen Anstrengungen aufpeitscht, die es für Jahre hinaus der geistigen Frische berauben.

Eine falsche Diskretion hat dahin geführt, daß an den jungen Mädchen in nun hinter uns liegenden Zeiten viel gesündigt worden ist, während das junge Mädchen bei uns jetzt im allgemeinen von dem Zwange falscher Konventionen befreit ist, der seiner natürlichen, gesunden Entwicklung gerade in der für sein ganzes Leben ausschlaggebenden Zeitperiode früher so oft verhängnisvoll werden mußte. Und wenn dagegen in unsern Tagen — es ist eine Übergangsperiode — wiederum viel zu viel experimentiert wird, eins wird die neue Zeit uns bringen: aufgeklärte Mütter, die mit ruhiger Hand und klugem Auge die körperlichen und geistigen Stürme der Entwicklungsjahre ihrer Töchter zur Ruhe bringen und diesen die Nöte und Gefahren ersparen, unter denen sie selbst einst litten.

Volkstrachten aus Nordwestböhmen.

Von Lilly Peter.

„Als die Iglauerinnen vorbeizogen, wurden die Soldaten unruhig, und die Spaliere gerieten ins Wanken", meldete scherzend einer der Berichterstatter des Wiener Jubiläumsfestzuges. Man kann die darin liegende Charakterisierung der Iglauerinnen (deren nahrhafte Eigenschaften für Wiens allerjüngste Bevölkerung die gleiche Bedeutung haben wie die der Spreewälderinnen für Berlin) aber ruhig auf alles ausdehnen, was da in Österreich unter dem Sammelnamen „Böhminnen" Soldatenherzen höher schlagen macht. Richtige „Staatsweiber" sind sie samt und sonders! Und in das wohlwollend heitere Lächeln, mit dem zierlichere Weiblichkeiten ihnen nachzublicken pflegen, mag sich ein Teilchen Respekt einmischen!

Ein Paar im Sonntagsstaat.

Die Tracht der Böhminnen verliert leider — sowohl diesals jenseit der deutschen Sprachgrenze — je mehr die Kultur auch die entlegenen Gegenden erreicht, das kräftig Charakteristische, das so gut zu dem urgesunden, eigenartigen Volkstum stimmte, das sie repräsentieren. Die kleine, „städtisch" werdende Böhmin greift für ihren „Sonntagnachmittagsausgehstaat" nach dem unmöglichsten Blumenhute, den ihr die Putzmacherin aufschwatzt, wählt Farben und Formen mit einer Instinktlosigkeit, die um so erstaunlicher ist, als die Kostüme, die noch ihre Mutter, die sie selbst vielleicht noch vor ein paar Jahren trug, im Gegenteil meist einen zwar derben, aber ungemein sicheren Geschmack verrieten. Auch die Trachten auf unseren Bildern, die sämtlich dem Ellbogener Kreise — also der allen Besuchern der böhmischen Weltkurorte vertrauten deutschen Gegend um Karlsbad herum — entstammen, gehören zum Teil bereits einer wenn auch nicht allzu fernen Vergangenheit an oder werden ihr doch voraussichtlich trotz der rühmenswerten Tätigkeit aller Vereine zur Erhaltung der Volkstracht in kurzem unrettbar verfallen. La donna è mobile — auch wenn sie aus Böhmen ist — und bei ihren männlichen Volksgenossen sprechen leider tatsächlich die praktischsten Interessen dafür, eine Tracht aufzugeben, die zwar in ästhetisch einwandfreier Weise von der üblichen städtischen Männertracht und ihrer Langweiligkeit unterschieden ist, aber dafür auch ihren Träger bei jeder Fahrt zur Stadt, bei jedem für die Landwirtschaft nötigen An- und Verkauf dem törichten Spott der Kontrahenten und den freundlich agnoszierenden Zurufen der lieben Straßenjugend Preis gibt! Es wäre übrigens ein großer Irrtum, anzunehmen, daß die Tracht einer Gegend jemals irgendwo ein unverrückbar gegebenes, unbeeinflußtes Ganzes gewesen sei. Selbst im entlegensten Weltwinkel vollziehen sich jene Evolutionen, die wir als Modenwechsel bezeichnen, nur daß sie sich eben langsamer abwickeln und in vergangenen Zeiten, als schwer und spät Kunde aus der Welt in solche Öden drang, noch viel langsamer abgewickelt haben. Bei genauerem Studium der alten Bilderquellen (die übrigens vor dem 19. Jahrhundert und bis weit in dieses hinein in allen Details meist recht unzuverlässig und oft geradezu irreführend sind) wird man selbst für ländliche Gegenden, die zunächst durch Jahrhunderte unveränderte, völlig starre Trachtformen aufzuweisen schienen, die rastlos an solcher Starrheit modelnden Kräfte aufspüren können. Der Krieg, der so viel landfremdes Volk selbst in die stillsten Täler brachte, ferner fremde Ansiedlung und schließlich die langsam durchsickernden, oft seltsam den neuen Zwecken angepaßten und mit der alten Tracht verquickten Moden der Städte bilden da die Hauptfaktoren.

Mädchen mit „Sametka" und Spitzenhäubchen.

In Böhmen, wo mehr als anderswo „die Völker aufeinanderschlugen", und das als gegebenes Durchgangsland von Nord nach Süd für fremde Beeinflussung stets besonders zugänglich war, sind die Entstehungsbedingungen der Trachten besonders verwickelt, und es wird kaum je gelingen, sie ganz zu entwirren. Und nicht zum wenigsten gilt dies gerade für den Ellbogener Kreis, der von Sachsen, Tschechen und Bajuvaren, die nachbarlich seine

Frau mit reichgesticktem Kopftuch.

Jacke mit Kugelärmeln und verkürzter Schulterkontur.

Peripherie besetzen, Elemente aufgenommen hat, die mit der ursprünglich vorhandenen, völkischen Eigenart nun ein unlösbares Ganzes bilden.

Für das große Interesse des Laien an Streifzügen in ähnliche Gebiete der Kostümkunde ist freilich meist weniger das Historische ausschlaggebend als das allen Volks- und besonders Mischtrachten eigene eminent Malerische. Diese Trachten sind nicht immer schön oder selbst nur zweckmäßig in ihrer Formengebung, stets aber prachtvoll in ihren Farbenzusammenstellungen. Und man sagt zwar in Wien: „Grün und Rot is' ‚bemmisch'", wenn man eine solche Zusammenstellung als ganz undiskutierbar bezeichnen will, während der Mund irgendeiner anderen zimperlichen Städterin das etwas verächtliche Wort „Blau und Rot ist Bauernmod'" geprägt hat; aber gerade jetzt, wo die Mode wieder ganz offensichtlich zur Abkehr von allen gebrochenen Farben, Pastelltönen usw. neigt, sind unsere Augen vielleicht mehr als je disponiert, auch die kräftigen Reize solcher Gegensätzlichkeit — erdgeboren wie die Buntheit der Sommerwiesen — nicht nur zu ertragen, sondern schätzen zu lernen. Je näher an der Tschechengrenze, desto heftiger wird solche Vorliebe für das Farbige, und selbst aus den Schwarzdrucken unser Bilder heraus meint man, sie erfühlen zu können. Sie hängt übrigens eng zusammen mit der Neigung, die Tracht zu verbreitern und zu behängen und auf diese naive Weise pompös zu machen. Man kann sagen, daß eine Tracht in Böhmen desto farbiger wird, je breiter die Röcke, je abstehender die Ärmel, je gewaltiger Haube oder Kopftuch und je länger Bänder und Schleifen werden. Psychologisch ja auch sehr erklärlich — denn die auffallende Form hat den gleichen Zweck wie die leuchtende Farbe: die Trägerin — oder auch den Träger, da das männliche Kostüm da immer von ähnlichen Absichten bestimmt wird — zu unterstreichen, ihnen buchstäblich „Relief" zu geben, das sie heraushebt aus der mit bäuerischem Selbstbewußtsein verachteten Masse der übrigen, die „nicht mitkönnen".

Die Kopftracht verrät fast überall diesen Zug. Die Flügel der alten „holubinka" (Haube) erreichten in einzelnen Gegenden über einen Meter Spannweite, und man wird zugeben, daß es ziemlich unmöglich gewesen sein muß, selbst das unbedeutendste, so ausgestattete Persönchen zu übersehen, zumal da es ein ungeschriebenes Gesetz des guten Geschmacks war, die Röcke unbedingt noch breiter zu machen als diese Flügel! Im Vergleich dazu wirken die verschiedenen Typen von Kopfbedeckungen, die unsere Bilder zeigen, sehr bescheiden. Wie reizvoll rahmt das charakteristische, um den Kopf gewulstete Tuch das Gesicht einer jungen Dorfschönen! Aber auch die älteren Weiber auf unseren beiden ersten Bildern, die dieses Tuch tragen, kleidet es vorzüglich. Es besteht aus einem dreieckigen oder dreieckig zusammengelegten Stück Zeug, das gewöhnlich lange Fransen und reiche Stickerei — in neuerer Zeit freilich meist den billigen Buntdruck — als Verzierung zeigt. Es wird mehr oder minder kunstvoll um den Kopf gewunden — eine Fertigkeit, die man sich in älteren Zeiten nicht einmal selbst zutraute, sondern nur den sachverständigen Händen einer dazu Berufenen überließ, die besonders Sonntags vor dem Kirchgang oder vor dem Tanz zu diesem Zwecke von Haus zu Haus ging. Die Enden dieses Tuches hängen lang über den Rücken, wie die Neigung, der Kopftracht noch etwas „anzuhängen", auch bei den Haubenträgerinnen auf den andern Bildern ersichtlich vorhanden ist. Immer gibt's da irgendeine mehr würdig beschwerende als kokett nachbaumelnde, schmälere oder breitere Schleife, goldverziert, gestickt oder bunt gefärbt, aus Seide, Samt oder — seltener — aus dem Stoff der Haube selbst. „Wer's lang hat, läßt's lang hänga'" lautet nicht umsonst ein bald selbstgefällig, bald neidisch angewendetes böhmisches Sprichwort! Schürzen- und Haubenbänder wetteifern darin, das Ansehen der Trägerin durch ihre Länge und ihre Kostbarkeit darzutun und zu steigern. Ein Prachtbeispiel dafür gibt unsere rechts obenstehende Abbildung, die uns die stattliche Kehrseite einer deutschen Angrenzerin der tschechischen Pilsener Gegend zeigt. Die breiten Bänder an Haube und Schürze sind hier mit ganz ungewöhnlich schönen Stickereien bedeckt. Die Motive dazu, besonders zu den goldgestickten Vasen auf den Schurzenbändern, denen die drollig steifen, stilisierten Rundblumlein entquellen, zeigen ersichtlichen Zusammenhang mit Ornamenten des Barockstils. Dieser fröhlich-pomphafte Stil, der in Böhmen wundervolle, große Denkmäler besitzt, hat auch auf die kleineren Stickkünste der Böhmin in der Tat bis heute nachgewirkt. Aber noch anderes als die Stickereien wünscht unsere Freundin von der südlichen Slawengrenze des Kreises an ihrer Toilette bewundert zu wissen. Beachten Sie, bitte, ihre gediegene Basis: fünf Röcke und eine bauschende Seidenschurze haben — so will es das bauernhöfische Zeremoniell — den Anschein solcher Fülle zustande gebracht, und ich darf verraten, daß des ferneren ein breiter, rings um die Taille laufender,

Deutsche Angrenzerin der tschechischen Pilsener Gegend.

Am Spinnrad.

eingehefteter „Wulst" an der Erzielung der erwünschten Dimension beteiligt ist. Es ist gegen ihn im besonderen gar nichts einzuwenden, denn er hat außer dieser zweifelhaften Schönheitsmission auch noch die Aufgabe, den Hüften einen Teil der Rocklast abzunehmen. Der kürzeste der fünf Röcke ist der zu unterst getragene — der sichtbare äußerste ist am elegantesten (hier aus großblumigem Stoff) und am längsten. Immerhin gestattet er noch einigen Ausblick auf zierliches weißes Strumpf- und festes schwarzes Schuhwerk. (Früher war hier zum roten Strumpf der Pantoffel die Regel, dann kamen Stiefel und niedere Schuhe auf — die in manchen Gegenden über rotem Rist geschnürt werden. Rot waren früher auch Stöckel und Sohlenrand, die jeden Sonnabend sorgfältig aufgefärbt wurden.)

Altes Liebespaar.

In ausgesprochenem Gegensatz zu solch ländlicher Derbheit stehen die Bilder, die Frauen aus der Stadtnähe zeigen, vor allem das junge Mädchen im zierlichen, mit echten Spitzen besetzten Häubchen auf Seite 595, dem die „Sametka", das quer über den Haaransatz laufende Samtband, solch lieblich-

Im Wirtshaus.

sentimentalen, ein wenig ans Biedermeierische streifenden Ausdruck verleiht. Sie trägt die Jacke, die, aus gestreiftem oder blumigen Stoff gefertigt, eben für die Stadtnähe charakteristisch ist, aber bis an die Ostgrenze des Ellbogener Kreises hin üblich war. Ein umgelegter Kragen umrahmt den bescheidenen Ausschnitt, den ein Seidentuch füllt und Perlenketten mit langem Gehänge verzieren. Die Ärmel sind auswattiert und zeigen entweder, wie hier, eine durch mehrfaches Einziehen im oberen Teil erzielte lange und abfallende Schulterlinie oder im Gegenteil einen ganz auswattierten Ärmelansatz der halbkugelig über die verkürzte Schulterkontur emporsteht. (Siehe die Abb. auf S. 596.)

Auf einem andern Bilde (S. 596 unten) sehen wir dasselbe junge Mädchen, diesmal ohne Häubchen, zwischen zwei Gefährtinnen, deren Tracht einen ganz anderen Typus vertritt. Beide Arten kommen, wie auch das links unten stehende Bild auf dieser Seite zeigt, nebeneinander vor. Das von so vielen andern Volkstrachen her bekannte Mieder ist das charakteristische Merkmal dieser zweiten Tracht. Das gutkleidende blütenweiße Hemd mit gesteiften spitzengerandeten Ballonärmeln, das seidene Halstüchelchen, die Möglichkeit zur Anbringung reichen Silberschmucks am Mieder in der Form von Knöpfen, Verschnürung usw., und — zuletzt aber nicht zum wenigsten — die relative Bequemlichkeit, die der Typus des Miederkleides im Vergleich zu den meisten andern bietet, haben wohl mitgeholfen, daß er sich über so große Strecken Europas ausgebreitet hat.

Bei so unerbittlich schwerer körperlicher Arbeit, wie es die des Landvolks ist, muß es eigentlich in Verwunderung setzen, daß dieses letzterwähnte Moment, das der Bequemlichkeit, nicht entscheidender den Ausschlag für die Kleidung gibt und gab.

In der Tat ist auch die Arbeitskleidung wesentlich einheitlicher im ganzen Lande als die Festtracht, der alles Ungewöhnliche, sei es wirkliche Schönheit, Nur-Kostbarkeit oder geradezu eine der Kleidernarrheiten, die wir sahen, vorbehalten bleibt. Aus der Festtracht gehen dann zahlreiche Elemente in die Arbeitstracht über, während umgekehrt die Arbeitstracht nur in ärmeren Gegenden oder bei der ärmeren Bevölkerung die Festtracht bestimmt. So auf unserem, bei all seiner Dürftigkeit anmutigen Hochzeitsbildchen aus dem deutschen Böhmerwald, wo jedoch die Kleidung der jungen Frau und der Brautjungfer eine Verarmung des gelegentlich so

Hochzeitsleutchen aus dem deutschen Böhmerwald.

reich auftretenden böhmischen Kostüms aufweist, die nicht unterboten werden kann.

Immerhin kann solche schlichte aber zweckmäßige Tracht den Ausgangspunkt für ein zu schaffendes Neues geben, das vielleicht auch die fanatischsten Anhänger der unbedingten Wiederbelebung der alten Volkstrachten allmählich befriedigt. Es hat auch viel Torheit in den alten Gewänderformen gesteckt, und alle moderne Zweckmäßigkeitsfreude spricht dort, wo solche Torheit die Schönheit überwuchert, gegen eine gewaltsame Wiederbelebung des Alten! Aber was gut war an diesem Alten, die Freude am guten, dauerhaften Material, die Anregung zur künstlerischen Eigenarbeit, zum Sticken und Klöppeln für den eigenen Gebrauch, schließlich die Farbenfreudigkeit — das ließe sich überall dort herüberretten, wo der billige moderne Schund den instinktiven Geschmack noch nicht endgültig zugrunde gerichtet hat. Wenn die kleine Böhmerwäldlerin auf unserem letzten Bilde die Grundform ihrer Tracht beibehielte, aber die Stoffe nach demselben Prinzip wählen könnte, das ihres jungen Gatten solide und ehrliche Gewandung beherrscht, wenn eine bunte, selbstgestickte Kante, ein selbstgeklöppelter Einsatz, dem Kleide, das ihrem Körper und ihrem Arbeitsleben angepaßt ist, an Festtagen etwas von seiner Nüchternheit nähme und etwas von der fröhlichen Feierlichkeit gäbe, die selbst den närrischesten älteren ländlichen Moden eigen ist — dann wäre hier vielleicht ein Weg gezeigt. Auch ohne kostümliche Theaterspielerei einerseits und andererseits ohne gleichgültige Preisgebung des Landvolkes an städtische, hauptsächlich von industriellen Interessen bestimmte Beeinflussungen, die nicht zu ihm passen, denen es aber schwer widerstehen kann, müßte man ihm helfen, sich wieder einen Gewandtypus zu schaffen, der es nicht lächerlich macht und doch von der ganzen Eigenart seiner Arbeit und Lebensweise mit bestimmt ist. Alles gute Alte einer Gegend wäre als wertvolle Anregung in Betracht zu ziehen, nicht aber von vornherein beizubehalten, weil es alt ist! Die lebendige Gegenwart aber, deren Einfluß so überwältigend auch ins Leben des fernsten Dorfes dringt, müßte ebenfalls gerechterweise irgendwie mit in dem neuen Stil der Tracht wie der Lebensführung zu Worte kommen, zu dessen Bildung ja ersichtlich die großen Umwälzungen der Zeit auch auf dem Lande drängen!

Von allerlei Mürbteigkuchen.

Von Käthe Dammnow.

Mürbteig wird verschieden bereitet und ist namentlich zu kleinem Teegebäck beliebt. Auch zu Obstkuchen kommt er in mehreren Formen zur Anwendung: glatt ausgerollt und in Stücke geschnitten, als Torte mit erhöhtem Rand, oder mit Rand und Gitter, sowie bei sogenannten Tarteletts. Zum Aufgehen des Teigs wird statt der Hefe eine Messerspitze fein gepulvertes Hirschhornsalz oder etwas Rum oder Arrak genommen. Letzteres soll den etwas schweren Kuchen leichter und bekömmlicher machen. Außer Butter, Zucker, Eiern und Mehl sind etwas süße oder saure Sahne, geriebene Mandeln, etwas Weißwein und, neben den rohen Eiern, auch wohl hartgekochtes, fein zerrührtes Eigelb die Zutaten.

Das Haupterfordernis wohlschmeckender Mürbteigkuchen ist gute, frische, möglichst harte, am besten auf Eis gekühlte Butter. Verschiedene Rezepte schreiben das Verkneten der Eier, des Zuckers und Mehls mit zerschnittener oder zerbröckelter Butter direkt vor, doch gibt es auch „gerührten" Mürbteig, zu dem die Butter im Reibenapf zu Sahne gerührt wird, ehe man die andern Ingredienzien hineingibt. Es ist ferner gut, wenn der Teig nicht sofort ausgerollt und verarbeitet wird, sondern erst Stunden, möglichst über Nacht, im kühlen Raume sich ausruht. Der ausgerollte Teig wird dann zu Figuren ausgestochen oder zu Brezeln geformt, die man mit Gelbei bestreicht und mit Mandeln und Zucker oder nur mit Zucker bestreut oder nach dem Backen mit einer Orangenglasur überzieht.

Zu der Zeit, da man kein frisches Obst auf die Tarteletts zu legen hat, kann man sich entweder mit Konserven oder mit steif eingekochter Obst-Marmelade helfen, auch steifes Obstgelee läßt sich verwenden, als Notbehelf auch bestes, geschmortes Dörrobst. Die Konserven oder das geschmorte Obst dürfen aber nicht zu viel Saft mitbringen, und die Mürbteigtarteletts erst kurz vor dem Auftragen damit belegt werden.

Mürbteigkuchen. Aus $^1/_2$ Kilogramm besten gesiebten, trockenen Mehls macht man mit 125 Gramm dazugebröckelter harter, guter Butter, $^3/_8$ Liter fetter süßer Sahne, 90 Gramm Zucker, 2 Eiern, einem Teelöffel Zimt und einer Prise Hirschhornsalz einen glatten Teig, den man einige Stunden kühl stellt, dann auf mit Mehl bestäubtem Brett gut mittelstark ausrollt und zu beliebigen Kuchen aussticht, die man mit Ei bestreicht, mit Zucker bestreut und im Ofen bei gleichmäßiger Hitze auf einem Backblech gelb backen läßt.

Mürbteig zu Obstkuchen. $^1/_2$ Kilogramm Mehl, 370 Gramm harte Butter, 3 Eidotter, 4—5 Eßlöffel Weißwein und 5 Eßlöffel Zucker werden zusammengeknetet, kühl gestellt und dann ausgerollt und ausgestochen. Jedem Kuchen wird ein kleiner, mit Eiweiß befestigter Rand aufgesetzt. Doch kann man auch einen großen Kuchen davon formen und den Rand ringsherum kniffen, wozu einige Übung und Gewandtheit gehört.

Mürbteig mit saurer Sahne. 300 Gramm harte, in kleine Stücke zerschnittene Butter werden mit $^1/_2$ Kilogramm bestem Mehl vermischt; in die Mitte des Mehls wird eine Vertiefung gemacht, $^3/_8$ Liter dicke säuerliche Sahne nebst einem Ei und 3—4 Eßlöffeln feinem Zucker hineingegeben, der Teig sehr schnell durch- und glattgewirkt, über Nacht kalt gestellt und dann nach Belieben ausgerollt, ausgestochen und im Ofen goldgelb gebacken. Wie der Blätterteig, so verträgt auch der Mürbteig nicht das Verarbeiten mit warmer Hand, man muß sie in kaltem Wasser kühlen.

Mürbteig mit Mandeln. Man mischt $^1/_2$ Kilogramm feinstes Mehl mit 300 Gramm kleingeschnittener harter Butter, gibt in die Mitte des Haufens sechs hartgekochte, durch ein feines Sieb gestrichene Eidotter, 120—125 Gramm feinen Zucker, 1 frisches Eidotter, 125 Gramm süße, geschälte, gestoßene Mandeln und ein großes Glas Weißwein, wirkt einen recht glatten Teig davon, stellt ihn mehrere Stunden kalt und formt große oder kleine Kuchen davon, die mit Ei bestrichen, mit Zucker und gehackten Mandeln bestreut und im mäßig heißen Ofen goldgelb gebacken werden.

Mürbteig-Ringe. $^1/_2$ Kilogramm Mehl, 200 Gramm harte zerschnittene Butter, 125 Gramm Zucker, 2 Eier, etwas gestoßene Vanille und einige Löffel Rum oder Arrak werden recht kräftig zusammengewirkt, nach dem Verarbeiten auf bemehltem Brett zu kleinen Rollen gerollt, aus denen man Ringe formt; diese werden mit Ei bestrichen, mit Zucker besteht, auf ein Backblech gelegt und bei mäßiger Hitze gebacken.

Gerührter Mürbteig. 125 Gramm gute Butter werden im Reibenapf zu Sahne gerührt, dazu mischt man, beständig rührend, 4—5 Eidotter, 125 Gramm Zucker, 200 Gramm Mehl, eine Messerspitze Hirschhornsalz oder ein kleines Glas Rum, wirkt den Teig gut zusammen, läßt ihn etwas ruhen, rollt ihn aus, sticht Plättchen oder Sterne davon aus, die mit Ei bestrichen, mit Zucker bestreut und goldgelb gebacken werden.

Da Mürbteigkuchen, wenn sie der Luft ausgesetzt sind, sehr schnell weich und bröcklig werden, müssen sie in gut verschlossenem Blechkasten aufbewahrt werden.

Restauranttoilette aus Schantung. (Abb. 377.) Die Betonung der natürlichen Schulterlinie ist ein Moment, dem wir im Laufe der kommenden Saison ziemlich oft begegnen werden. Ein großer Teil all der neuen Modelle bringen die Form der Schulter deutlich zur Geltung, so daß sie für schmächtige Figuren kaum in Frage kommen. Zu dieser Gattung zählt auch unsere elegante Toilette Abb. 377 aus nickelgrauem Schantung, dessen Ton durch goldigbraune Samtblenden gehoben wird, die den leicht gereihten Überärmel zusammenhalten. Die aparte Taille besteht in der Hauptsache aus zwei leicht beuteligen Teilen, die, vorn und im Rücken durch eine silbergestickte weiße Tuchweste miteinander verbunden, den Ärmel darstellen. Zu seiner Begrenzung dient eine graue Seidenschnurpassementerie, zum Zusammenhalten Samtblenden. Darunter wird der enganliegende lange Ärmel aus leichter weißer Seide sichtbar, der durchaus in Fältchen abgenäht ist. Mit ihm stimmt die Fältchenbluse überein, die ebenfalls im Rücken sichtbar ist und zart durch die durchbrochene Weste hindurchschimmert. Der leicht schleppende Rock ist völlig glatt gehalten; mit vorderer Mittelnaht gearbeitet, umschließt er oben schlank die Hüfte, um nach unten glockig auszufallen. Sein Schnitt ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Blusentaille in 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 0,90 bis 1,30 Meter, für Latz und Fältchenärmel 1,75 bis 2 Meter und für den Rock 3,25 Meter.

Promenadenanzug mit Empirejackett, eleganter Tuchmantel. (Abbildungen 378 u. 379.) Die Vorliebe für langschößige Jacketts dürfte allen Anzeichen nach im Herbst und Winter noch eine Steigerung erfah-

Abb. 377. Restauranttoilette.

Abb. 378 u. 379. Promenadenanzug mit Empirejackett, eleganter Tuchmantel.

Abb. 380. Japanische Bluse mit Strahlenfältchen.

ren, da eine große Anzahl der neuen Konfektionsmodelle auf Kürze keinerlei Anspruch machen kann. Durch eins dieser modernen langschößigen Jacketts wird auch unser eleganter Promenadenanzug Abb. 378 vervollständigt, der zu sandfarbenem Tuchrock eine mittelbraune Tuchjacke aufweist. Diese ist vorn offen und wird durch eine schmale Weste aus geblümter Pompadourseide vervollständigt, von der sich die dunkle Seidentresse, die das Jackett ringsum einfaßt, wirkungsvoll abhebt. Das Empiremäßige der Jacke betont der seitlich ziemlich hoch angesetzte Schoß, der zum Teil dem Vorderteil angeschnitten ist. Im Rücken ist der Schoß dem ziemlich anliegenden Rückenteil angeschnitten, der in einer Spitze verläuft, während er nach vorn zu abgerundet ist. Den oberen Abschluß des vorn losen Jacketts bildet ein spitz verlaufender Schalkragen, der dreiviertellange Ärmel ist etwas blusig geschnitten und durch einen tressenumsäumten Aufschlag garniert. Einen ziemlich starken Gegensatz zu dem hochelegant wirkenden Jackett bildet der völlig schlicht gehaltene Glockenrock, der, mit etwas Schleppe geschnitten, lediglich durch seinen eleganten Fall und das schöne weichfallende Material wirkt. Der zur Anfertigung dieser aparten Straßentoilette erforderliche Schnitt ist für das Jackett in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig und für den Rock in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 2,75 Meter, für das Jackett bei 1,30 Metern Breite 2,25 Meter und für die Weste bei 56 Zentimetern Breite 70 Zentimeter.

— Als Material für den eleganten Mantel Abb. 379 diente dunkel-erdbeerfarbenes Tuch, zu dem die auf dunklerem Samt ausgeführte reiche Schnurstickerei eine wirkungsvolle Verzierung ergab. Völlig lose geschnitten und das Kleid fast ganz deckend, ist er mit blusigem Raglanärmel gearbeitet, der unten in ein besticktes Bündchen gefaßt ist und in seiner Länge durch einen Schnurstickereistreifen besetzt wird. Ein gleicher Streifen kantet die Vorderteile ab, die leicht aneinanderstoßen und oben die Halspartie freilassen. Im Rücken ist der Mantel mit schräger Mittelnaht gearbeitet, die nach unten zu den leicht tolligen Fall bewirkt. Zu dieser ebenso eleganten wie praktischen Hülle ist der Schnitt in 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 3,30 Meter.

Japanische Bluse mit Strahlenfältchen. (Abb. 380.) Unter den Blusenformen erfreuen sich solche mit angeschnittenem Ärmel dank ihrer Betonung der natürlichen Schulterform spezieller Beliebtheit. Zu diesem Genre zählt auch unser hübsches Modell Abb. 380, das sich mit Hilfe des Schnittes ohne viel Mühe nacharbeiten läßt. Aus leichter weißer Seide gefertigt und im Rücken geschlossen, wird es am Halse durch eine kleine Passe aus weißer Filetspitze ausgestattet, an die sich der oben durch strahlenförmige Falten verzierte Blusenkörper ansetzt. Diesem ist der Ärmel angeschnitten, der, sich nach unten erweiternd, als halblange Puffe erscheint, die durch eine lange aus Stüfchen und Stickerei zusammengesetzte Manschette vervollständigt wird. Im Taillenschluß tritt die Bluse in leichten Falten in den hohen faltigen Gürtel; der Ausputz besteht in einem aufgesetzten roten Seidenstreifen, den eine in Weiß und zweierlei Blau ausgeführte farbige Stickerei schmückt. Der zur Herstellung dieser schicken Bluse erforderliche Schnitt ist in 38, 40, 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,30 bis 1,50 Meter.

Besuchskleid aus Tuch. (Abb. 381.) Feines Tuch bleibt nach wie vor ein Lieblingsstoff der heutigen Mode, der durch seine Schmiegsamkeit für den weichen Fall der modernen Toilette geradezu unersetzlich ist. Und wo fände sich außerdem noch eine solche Skala der schönsten Farbtöne, wie sie gerade das Tuch in vollendetster Schönheit wiedergibt? Goldbraunes Tuch diente auch zur Herstellung unseres eleganten Besuchskleides Abb. 381, das durch einen sich vorn wie im Rücken wiederholenden Latzteil aus in Fältchen abgenähtem Tüll ein freundliches Aussehen erhält. Die vorn leicht blusige

Abb. 381. Besuchskleid aus Tuch.

Abb. 382. Elegante Bluse aus Seidengaze.

Taille ist vorn wie im Rücken auf die gleiche Art angeordnet und durch einen schmalen Westenteil aus türkischer Seide vervollständigt. Den glatten Blusenteilen setzt sich ein teilweise aus schmalen Streifen zusammengesetztes Achselstück an, dessen Fortsetzung in dem glatten, leicht keuligen Ärmel besteht, der, unten in Stufen abgenäht, den Oberarm teilweise verhüllt. Ein zweiter Ärmel, der ziemlich eng den Arm umspannt, ist in Dreiviertellänge in Querfalten abgenäht. Sehr schick wirkt hierzu der in runder Länge geschnittene Miederrock, der aus sechzehn Bahnen besteht und durch die eingesetzten, unten abgerundeten Patten ein apartes Aussehen aufweist. Unter ihnen setzt sich je eine Faltengruppe an, die ausspringend die untere Rockweite vermehrt und dem Ganzen den Eindruck des Faltenrockes verleiht. In Hüftgegend liegt der schlanke Rock fest an, der durch das nur etwas über Taillenschluß aufsteigende Mieder die modegerechte Schlankheit bewirkt. Sein Schnitt ist in 96, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 1 Mark und der der Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,25 Meter, für den Rock 4,75 Meter.

Elegante Bluse aus Seidengaze. (Abb. 382.) Zur Herstellung unserer eleganten Theaterbluse Abb. 382 war weiße, getupfte Seidengaze verwendet, ein Stoff, der, duftig und leicht, den weniger haltbaren Chiffon etwas in den Hintergrund gedrängt hat. Das über weiße Seide gearbeitete Modell zeigt die blusigen, sich leicht kreuzenden Oberstoffteile auf der Schulter in Falten abgenäht, die ausspringend vorn wie im Rücken leicht bauschend in den farbigen Seidenbandgürtel treten. Am Halse wird zwischen den Blusenteilen ein weißes Spitzenstofflätzchen sichtbar, das sich auch im Nacken wiederholt. Als Abschluß der Außenränder wie des tiefen Armloches dient eine in Silber ausgeführte Mäanderbordüre, während die Manschette des halblangen vollen Puffärmels reich mit weißer Spitze garniert ist. Zu dieser eleganten Bluse ist der Schnitt in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 bis 2,25 Meter.

Abb. 386 bis 388. Drei Joppen für Knaben.

Kurzes glattes und Pumphöschen für Knaben, Hose für Kieler Anzüge. (Abb. 383 bis 385.) Mit unseren beiden Leibchenhosen bringen wir zwei Vorlagen, die der Verwendung vorhandenen Materials günstig sind. Beide sind mit Seitenschluß versehen und zeigen die hintere Partie an das Futterleibchen geknöpft, das im Rücken durch Knöpfe geschlossen wird. Die Hosenbeine des Pumphöschens hält unten ein Gummizug zusammen, während das glatte Höschen unten gerade abschließt. Der Schnitt für jedes Höschen ist in 28, 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch für jedes Höschen bei 1,30 Metern Breite 60 bis 75 Zentimeter. Die für Kieler Anzüge bestimmte lange Hose wird aus weißem Knabensatin, weißem oder marine Cheviot gefertigt. Seitlich mit Taschen versehen, weicht sie in ihrer Form in keiner Weise von der üblichen Herrenhose ab. Ihr Schnitt ist in 32, 34, 36, 38, 40 und 42 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch für mittlere Größe bei 1,30 Metern Breite 1,05 Meter.

Abb. 383 bis 385. Kurzes glattes und Pumphöschen für Knaben. Hose für Kieler Anzüge.

Drei Joppen für Knaben. (Abb. 386 bis 388.) Unsere Gruppe veranschaulicht drei Joppen, von denen Abb. 386 auch von kleineren Buben getragen werden kann. Aus braunem Grätenstoff gefertigt, ist sie vorn wie im Rücken durch je zwei aufgesetzte Falten bereichert, die in Taillengegend ein Stoffgürtel niederhält. Der in der vorderen Mitte befindliche Schluß wird durch Steinnußknöpfe und Knopflöcher bewirkt. Als Halsabschluß dient ein abgesteppter Umlegekragen. Der Schnitt ist in 34, 36, 38, 40 und 42 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 1,30 Meter. — Melierter Herrenstoff ergab das Material zur Joppe auf Abb. 387, die doppelreihig geknöpft, leicht seitlich geschlossen wird. Im Rücken lose geschnitten, wird sie dort durch einen Gurt anschließend

erhalten. Umfallkragen und Ärmel sind nur abgesteppt. Der Schnitt ist in 30, 32, 34, 36, 38, 40 und 42 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 1,30 Meter. — Aus derbem grauen Cheviot ist die Joppe Abb. 388 gearbeitet. Im Rücken wird sie durch eine Quetschfalte bereichert und durch eine doppelte Reihe grauer Steinnußknöpfe geschlossen. Flott wirkten an ihr die vier großen Taschen, deren Klappe ebenfalls je ein Knopf schloß. Der den Halsabschluß ergebende Herrenkragen endigt in langen Revers, die leicht gekreuzt übereinandertreten. Der Ärmel war schlicht und glatt, ein Gürtel hält das Ganze zusammen. Der Schnitt ist in 32, 34, 36, 38 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 1,40 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 377 bis 388 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37—41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Der Klavierunterricht der Kinder.

Von Ruth Lindner.

Nach einem Ausspruch Robert Schumanns sind Poesie und Musik die Künste des bewegten inneren Lebens, die die tiefsten Wirkungen auf das Gemüt hervorbringen.

Darum wohl auch liebt der gemütvolle Deutsche die Musik, und deshalb wird wohl auch in keinem Lande so viel musiziert wie in Deutschland. In keinem Lande finden so viele Konzerte statt wie bei uns!

Doch nicht nur im öffentlichen, auch im Privatleben spielt die Pflege der Musik eine große Rolle. Die Familie, in der nicht wenigstens ein Mitglied der Muse Polyhymnia huldigt, gehört zu den Ausnahmen. Dies hat seine Licht-, aber auch seine Schattenseiten. Denn es ist leider selbstverständlich geworden, daß Kinder von einem bestimmten Alter an Musikunterricht nehmen müssen, gleichviel ob sie musikalisch begabt oder unbegabt sind.

Meist trägt die Eitelkeit der Mutter die Schuld, die gar zu gern mit den Talenten ihrer Kinder prahlen möchte und eins dabei ganz außer acht läßt und vergißt — nämlich: daß Musik eine Kunst ist, deren Pforten sich nur Auserwählten öffnen.

Es ist nicht allzuschwer, die musikalische Befähigung eines Kindes festzustellen. Das leichte Auffassen und Behalten einer einfachen Melodie und ein sicheres Gefühl für Rhythmus genügen schon als Beweis dafür und bieten eine gewisse Gewähr für erfolgreichen Unterricht Gibt es doch viele Menschen, denen rhythmisches Gefühl weder angeboren noch beizubringen ist.

Theodor Billroth behauptet in seiner geistvollen Skizze: „Wer ist musikalisch?", daß solche Menschen absolut unmusikalisch sein müssen, denn die Fähigkeit, die rhythmische Gliederung der Töne zu einer Melodie aufzufassen, sei die erste Bedingung zum Erfassen von Musik. — Aus meiner Erfahrung heraus muß ich einwenden, daß dies allein nicht genügt, um Musik gut ausüben zu können. Es gehört noch ein drittes: nämlich Fleiß dazu.

Mir sind einige Kinder bekannt, die sowohl rhythmisches Gefühl als auch die Gabe besaßen, Lieder, allerdings meist Gassenhauer, die sie von einem Leierkasten gehört, richtig nachzuspielen. Ja, ein Knabe von sieben Jahren, der weder Noten noch Tasten kannte, setzte sich keck und kühn vor das Klavier und spielte mit der rechten Hand die Melodie, mit der linken die Begleitung irgendeines gerade „epidemischen" Gassenhauers nach.

Verwandte und Bekannte hielten den Kleinen natürlich für ein Genie und sahen ihn bereits als gefeiertes Wunderkind im Triumphzuge, mit Lorbeeren und Schätzen reich beladen, durch die ganze Welt ziehen. Doch als er dann regelrechten Klavierunterricht erhielt, zeigte es sich, daß diese Phantasien nie in Erfüllung gehen würden. Der Kleine war sehr unintelligent, das Notenlernen fiel ihm unsäglich schwer, außerdem übte er nie das, was ihm aufgegeben wurde, sondern konnte sich von seinen Gassenhauern, die er gleich mit beiden Händen spielte, nicht losreißen.

Der Unterricht wurde auf Anraten des Lehrers (ein seltener Fall!) eingestellt, weil er es immerhin für nicht ausgeschlossen hielt, daß sich bei dem Kleinen in einigen Jahren die Lust zum Üben einstellen und vielleicht auch der Geschmack wesentlich bessern würde.

Im allgemeinen ist wohl das zehnte Lebensjahr das geeignetste für den Beginn des Klavierunterrichts; doch darf die Hand des Kindes nicht zu schwach und die Spannung nicht zu klein sein. Wenn die bisher erwähnten Fähigkeiten: Gehör, Gefühl für Rhythmus und überdies Lust und Liebe zur Musik vorhanden sind, kann getrost mit dem Unterricht begonnen werden. Im andern Fall ist nicht dringend genug davor zu warnen. Alle Arbeit würde nur verlorene Liebesmüh sein, und die Stunde, die das Kind täglich mit Üben sich abplagen muß, ohne einen Erfolg zu erzielen, könnte viel besser ihm zu Nutz und Frommen angewendet werden, indem man es im Freien sich tummeln ließe. Von den zwecklos verausgabten Geldkosten ganz zu schweigen.

Viele Mütter meinen, daß ihr vollständig unmusikalisches Kind genügend „fürs Haus" lernt, wenn es nur viele Jahre hindurch Klavierunterricht nimmt. Sie gestehen mit liebenswürdigster Naivität dem Lehrer: wir wollen ja gar nicht, daß unsere Elise eine Künstlerin werden soll. Sie braucht nur so „fürs Haus" spielen zu können.

Doch die allergrößte Schuld an der epidemischen Verbreitung mittelmäßigen Musizierens tragen die Klavierlehrer selbst, die den Eltern, und meist mit Erfolg, immer wieder das Talent und die Fortschritte ihrer Kinder rühmen, selbst in den allerhoffnungslosesten Fällen. Da die Lehrer vom Unterrichten leben, hängt für sie ja auch unendlich viel davon ab, eine recht große Anzahl von Schülern zu besitzen. Vielen ist es daher im Grunde ihrer Seele absolut gleichgültig, ob ihre Schüler Talent besitzen oder nicht, wenn sie selbst nur ihr Honorar erhalten!

Doch nun zu den Kindern, die begabt sind, denen die Ausübung der Musik Freude bereitet, und für die die Klavierstunde eine Belohnung, ja sogar ein Fest bedeutet.

Gewöhnlich findet der Unterricht zweimal in der Woche statt. In der Zwischenzeit aber ist es Aufgabe der Mutter oder der Erzieherin, dafür zu sorgen, daß das Kind die Ratschläge und Lehren, die ihm in der Stunde erteilt wurden, auch gewissenhaft befolgt.

Dabei ist auf allerlei Untergeordnetes und in Wahrheit sehr Wichtiges zu achten, z. B. darauf, daß der Klavierstuhl, den das Kind beim Üben benutzt, die richtige Höhe hat, und daß die Körperhaltung des Kindes eine gute ist. Das Hauptaugenmerk ist jedoch auf die Arm- und Handbewegungen zu richten. Deshalb ist es sehr zu empfehlen, daß die Mutter oder die Erzieherin den ersten Unterrichtsstunden beiwohne. Sie kennt dann die Intentionen des Lehrers weit besser und ist viel leichter imstande, das Kind beim Üben zu beaufsichtigen

und zu belehren. Auf diese Weise wird keine Zeit verschwendet, es wird nichts falsch und verkehrt einstudiert, und der Lehrer hat nicht die manchmal unsäglich schwere Arbeit, die angewöhnten Unmanieren und Mängel wieder auszumerzen. Ist es doch eine alte Geschichte, daß das Schlechte viel leichter Wurzeln schlägt als das Gute!

Noch auf andere Weise kann die musikalische Erziehung zu Hause gefördert werden. Das Gefühl für den Rhythmus und das musikalische Gehör müssen durch tägliche Übungen mehr und mehr geweckt und geschärft werden. Gerade beim musikalischen Gehör lassen sich durch durchdachte Übungen wunderbare Erfolge erzielen — Geduld und Ausdauer vorausgesetzt.

Da eine gewissenhafte und gründliche Anleitung zu diesen Übungen eine eingehendere Erörterung verlangt, soll dieses Thema in einem andern Aufsatze behandelt werden.

Hervorragende Pädagogen halten das Marschieren im Takt für ein ausgezeichnetes Mittel, das rhythmische Gefühl zu stärken.

Marschiert das Kind im zweizweitel und auch im zweiviertel Takt, so hat es bei Schritt eins den Fuß stark und bei Schritt zwei den Fuß nicht stark aufzusetzen. Also: eins, zwei — eins, zwei — eins, zwei usw.

Im dreiviertel und dreiachtel Takt wird nur der erste Schritt betont, die zwei andern bleiben unbetont. Also: eins, zwei, drei — eins, zwei, drei — eins, zwei, drei usw. Diese Übung ist schon etwas schwieriger, weil hier auf eins einmal der linke und dann der rechte Fuß den Akzent beim Marschieren erhält.

Bei der Übung im vierviertel Takt ist Schritt eins betont, Schritt zwei unbetont, Schritt drei betont, Schritt vier unbetont. Also: eins, zwei, drei, vier — eins, zwei, drei, vier usw., während beim sechsachtel Takt Schritt eins betont, Schritt zwei und drei nicht betont, Schritt vier betont und Schritt fünf und sechs nicht betont wird. Also: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs — eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs usw.

Doch mit den Klavierstunden, den Gehör- und rhythmischen Übungen ist die musikalische Erziehung noch bei weitem nicht erledigt! Ein wichtiger Faktor fehlt noch: der Geschmack und das ästhetische Gefühl sollen geläutert und veredelt werden. Darum soll das Kind gute Musik hören. Natürlich kommen nur die Werke in Betracht, die für die kindliche Psyche verständlich sind. Durch das Genießen guter Musik wird aber auch zugleich der Ehrgeiz angeregt, die Lust, dieses schöne, herrliche Stück auch spielen zu dürfen und spielen zu können.

Auf diese Weise wird sicher eine gute Grundlage geschaffen für die Pflege und Ausübung der Musik, der edelsten der Künste, die uns mit den köstlichsten Gaben beschenkt, unser Leben reich macht und gleichsam mit einem Zauberstabe die Pforten einer anderen schöneren und herrlicheren Welt, eines Paradieses, vor uns auftut.

Den Sonnenberg hinan!

Hilf mir den Sonnenberg hinan,
Mein liebster Mensch!
Gib acht:
Es ist gefährlich schreiten,
Wenn sich am Rand die Schatten spreiten
Der Nacht.

Wir waren uns so lange gut,
Mein liebster Mensch!
Geduld:
Jetzt gilt's die Herzen weiten,
Da lohnt sich's nicht der Müh, zu streiten,
Wer schuld.

Wir wollen uns nicht wehe tun,
Mein liebster Mensch!
Du weißt:
Wir wollen uns das Beste geben,
Leicht ist solch bißchen Glück und Leben
Entgleist.

Vereint den Sonnenberg hinan,
Mein liebster Mensch!
Und weint
Ein kleines Herzeleid tief innen —
Höher hinauf! Es muß zerrinnen,
Wo die Sonne scheint!

Johanna Wolff.

Der Käsegang.

Von H. v. Schroetter.

Die berühmte Gesprächseinleitung „Essen Sie gerne Käse?" läßt sich heute nicht mehr so unbedingt mit einem knappen Ja oder Nein beantworten wie in früherer Zeit, wo der Käse einfach nur in Begleitung von Graubrot und Butter auf der Tafel erschien, und der gute Ton es der Damenwelt arg verübelte, wenn sie davon kostete; wo man erst im sogenannten „Käsealter", d. h., wenn man aller Eitelkeit auf guten Teint Valet gesagt hatte, etwaigen Käsegelüsten ungehindert frönen durfte. Heute würde man der berüchtigten Frage eine Gegenfrage entgegenstellen, nämlich die nach der Zubereitungs- und Anrichteart des Käses.

In den letzten Jahren hat die Tischmode ihre ganz besondere Aufmerksamkeit dem Käsegang zugewendet. Sie hat ihn, der früher bei vielen festlichen Mahlzeiten fehlen durfte, für unerläßlich selbst bei kleinen Frühstücks- und Abendessenmenüs erklärt, hat ihn durch allerhand Verwandlungskünste begehrenswert gestaltet und mit den verschiedensten Beigaben und aparter Zukost umgeben. Kurz, sie hat das einfache „Butter und Käse" verfeinert zu einem beachtenswerten „Käsegang". Das Herrichten der Käseplatte ist ein kleines Dekorationskunststück geworden. Appetitreizend und lecker und dabei bequem handlich zum Verspeisen sollen die einzelnen Bestandteile aufgebaut sein. Mundbissen sind es, aus denen der Käsegang — der Magenschluß eines guten

Abb. 1. Hamburger Käsetuch mit verschiedenartig gefüllten Abteilungen.

Diners — bestehen soll. Wir naschen von ihm mitten zwischen den Süßigkeiten der Eisspeise und den Herrlichkeiten des Nachtisches. Er ist der willkommene Gegensatz, die Folie für all den süßen Gaumenreiz, der nach dem gewürzten Käse, den pikanten Rettich- und Radieszugaben des Käsegangs doppelt gut mundet, er bietet auch denen etwas, die nicht „gern Käse essen!"

Unsere Abbildungen bringen Darstellungen von den verschiedensten Formen, in denen der Käse heute angeboten wird. Da ist zunächst auf Abb. 1, das traditionelle „Hamburger Käsetuch" in dessen vier spitzenumsäumten Taschen auf großen Ragoutmuscheln die einzelnen Teile angerichtet sind: 1. in flache Portionswürfel geschnittener Hartkäse, Chester, Edamer, Schweizer oder gereifter Weichkäse, wie der französische Roquefort oder der lombardische Gorgonzola; 2. kleine Butterkugeln; 3. glänzend rote, möglichst kleine Radieschen, an denen nur ein bis zwei grüne Blättchen stehenbleiben dürfen; 4. die so beliebten, gerösteten Jordansalzmandeln. In der Mitte des auf flacher Schüssel liegenden Käsetuchs steht — durch eine umgekehrte Untertasse erhöht — ein Tellerchen mit irgendeinem runden Weichkäse (an dem ein silberner Stanniolrand stehen bleibt): dem normännischen Camembert, Neufchâteller, Fromage de Brie oder ihren vortrefflichen deutschen Nachahmungen. In den Falten des gestickten Leinengevierts liegen Weißbrot — moderne dreizinkige Brotgabel! — und Pumpernickelscheiben sowie Salzbrezeln. Die vielbegehrten Salzmandeln, die man fertig zu kaufen bekommt, schmecken unmittelbar vor dem Gebrauch selbst zubereitet ungleich besser. Wir brachten gelegentlich ein Rezept dazu und fügen hier eine etwas andersartige Vorschrift für ihre Herstellung bei. Aus dem Mandelvorrat sucht man die Prachtexemplare aus, schält sie durch Überbrühen, trocknet sie ab und wendet jede Mandel einzeln in feinem Salatöl und alsdann in Salz um. Auf dicht mit Salz bestreutem Backbleche müssen sie — bei sorgfältiger Kontrolle — im Backofen braungelbliche Farbe annehmen. Die fertigen Mandeln bleiben in der Muschel bis zum Anrichten in der zweiten Wärmeröhre stehen.

Wer das Käsetuch nicht liebt — und es gibt viele, die das Zerschneiden und Verschneiden des Käse nicht mögen — der reicht heute den Käse unzerteilt in möglichst schönem, ausgiebigem Stück und läßt außer Brot und Butter nebenher das auf Abb. 2 veranschaulichte, leicht transportierbare Gestell mit modernen Beigaben reichen. Beliebt sind frische Brunnenkresse, eingesalzene weiße Scheiben von jungem Rettich und heiße Maronen in der Schale. Je nach der Jahreszeit ersetzt man den einen oder anderen Teil durch die weißen, länglichen, sog. Eiszapfenradieschen, durch das als Zukost so trefflich mundende schwedische „Knäckerbröd" oder durch Käsekakes, die je zwei und zwei mit bunter Butter — rot durch Tomatensaft, grün durch Petersilie und Estragon, rosa durch Anschovispaste gefärbt — verbunden sind. Eine andere, heute schier unerläßliche Zugabe zum Käse, den englischen Sellerie, zeigt Abb. 3. Man bietet die sauber gespülten Selleriestengel im sog. Sellerieglas aus besonders schön geschliffenem Kristall in Pokal- (nicht Vasen-) Form an. Die gerippten Stengel des Sellerie müssen derart in Teile zerlegt werden, daß jedes einzelne an der Spitze ein Stückchen des wohlschmeckenden, jungen Sellerieknollens und am Stielende ein gelbgrünes Blatt aufweist. Wer Stengelstückchen ohne Knollenfleisch serviert — was manchmal passiert! — verrät, daß er den eigentlichen Reiz dieser Zukost nicht verstanden hat.

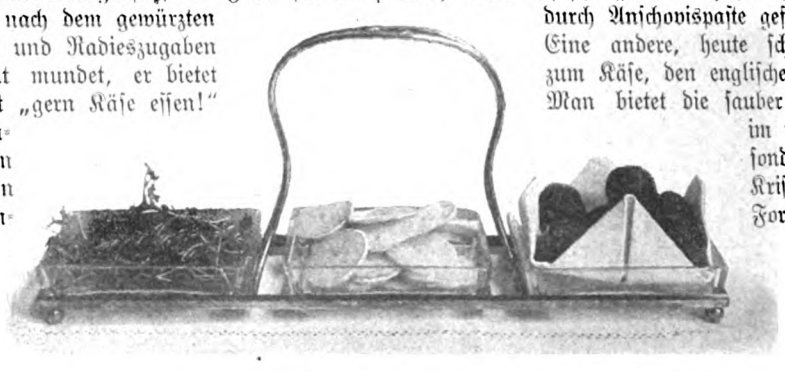


Abb. 2. **Serviergestell mit Rettich, Brunnenkresse und heissen Maronen.**

Ganz anders liebt amerikanischer Geschmack — der ja heute in gar manchem auch unsere Liebhabereien beeinflußt — den Käse zu servieren. Unser viertes Bild veranschaulicht, wie drüben Hartkäse, frischer Schweizer oder Holländer oder der in Amerika viel nachgemachte englische Cheddarkäse — nicht zu verwechseln mit dem viel wertvolleren Cheshire-Chester — mit eingemachter Frucht zusammen angerichtet wird. Süße, rote Kirschen oder Johannisbeergelee sind beliebt zu Schweizerkäse, und zu frischem Holländer ist die rötlichbraune Guajavamarmelade aus der breiförmigen, schmackhaften Frucht des immergrünen Guajavabaumes, die auch hierzulande jetzt zu haben ist, begehrt. Wem die Zusammenstellung von Käse und süßer Konserve merkwürdig vorkommt, der mache nur einmal einen Versuch. Nicht umsonst gibt der „Ueberseer" auch in der Heimat dieser Käseanrichte, gewürzt durch ein Glas Port oder Wermut, den Vorzug!

Abb. 3. **Englischer Sellerie im Glas.**

Einem ähnlichen Geschmack begegnen wir in Frankreich, wo die Erzeugnisse des „Crémiers", des Bereiters der frischen, ungereiften Weichkäse, ebenfalls mit Obst, aber mit frischem und hauptsächlich Beerenobst, serviert werden. Unsere Dinermode begünstigt augenblicklich diese delikaten, schneeigen Weichkäse, den „Gervais en pot" (Gervais ist der Name seines Erfinders, während die übrigen Käsenamen von dem Herstellungsort herrühren), die „Double Crème" und die „Crème de Normandie", die in tiefbrauner Steinkruke auf Eis gekühlt auf den Tisch kommen und durchaus nicht teuer sind. Eine allerliebste Tischsitte stellt diese Portionskruken bei Beginn des Nachtisches zwischen die Kuverts nebst einer kleinen Schale mit frischen Erd- oder Himbeeren (Abb. 5) und läßt jedes Gästepaar sich selbst versorgen. Besonders für sommerliche Mahlzeiten ist diese Abwechslung der Käseanrichte sehr empfehlenswert. Für heiße

Abb. 4. **Auf amerikanische Art serviert.**

Abb. 5. **„Double Crème".**

Abb. 7. **Stiltonglocke.**

Tage kennt die moderne Speisenfolge auch den geeisten Käsegang, das sind aus Roquefort und Butter gerührte kleine Bälle, die in Madeiragelee gesetzt und auf Eis gekühlt werden.

Der warme Käsegang, den unser junger Chef uns präsentiert (Abb. 6), spielt heute eine große Rolle, löst die Käseschüssel vielfach ab und hat die Käsestangen ganz verdrängt. Bedingung ist bei einem warmen Käsegange, daß er direkt vom Herd in geschlossener Schüssel — am besten einer Metalldeckelschüssel wie auf unserer Abbildung — zu Tische kommt und von heißen Desserttellern (Gabel!) gegessen wird. Lauwarme Käsetörtchen schmecken nicht nur schlecht, sondern sie bekommen auch schlecht. Die Käsebälle unserer Abbildung bestehen aus abgebranntem Teig aus Butter und Mehl, der mit gesiebtem Parmesan und zerklopften Eiern und etwas Weißwein vermischt wurde. Beim Formen der Bälle befeuchtet man die Hand mit Bier, wodurch der Ball eine schöne Rinde bekommt. Sie werden im Fett schwimmend dunkelgelb ausgebacken und auf Fließpapier rasch zum Entfetten hin und her gerollt.

Englischen Geschmack, der auch in Norddeutschland und den Hansastädten heimisch geworden ist, veranschaulichen unsere Abb. 7 und 8. Abb. 8 bringt den zum Servieren in eine Serviette verpackten braunschaligen, innen graugelblichen Riesenkäse Stilton, das ist ein fester, scharf pikanter Hartkäse, der in Leicestershire gemacht wird, im ganzen wohl 12 bis 15 Pfund wiegt, und der mit dem Stiltonbohrer aus der Mitte heraus entnommen wird. Um diesen sehr beliebten Käse frisch zu erhalten und den Wohlgeschmack zu erhöhen, gibt man etwas Sherry in die Mittelhöhlung.

Abb. 6. **Ein warmer Käsegang.**

Aufbewahrt, und wohl auch bei kleineren Mahlzeiten auf die Tafel gebracht, wird der Stilton in der Stiltonglocke (Abb. 7), die übrigens ein Wedgewoodstaatsstück ist und sehr dekorativ wirkt.

Und nun zum Schluß zum warmen Käsegericht par excellence, das so viele Verehrer hat, die es im Restaurant bestellen, das aber in deutschen Privathaushaltungen noch weit weniger bekannt ist als in Amerika, wo es die Dame in der chafing-dish selbst bereitet: dem Welsh rarebit, d. i. seltener Bissen, auf mancher Speisekarte als rabit, d. i. Kaninchen, verzeichnet! Was ist gemütlicher, als wenn die Hausfrau es den Gästen zum Glase Bier am gedeckten Tisch selbst bereitet! (Abb. 9). Es ist ja überhaupt sehr zu beklagen, daß die hübsche amerikanische Sitte, eine ganze Anzahl kleiner, leicht herzustellender Gerichte bei Tisch, vor den Augen der Gäste oder der Familie, selbst zu bereiten, so schwer bei uns Eingang findet! Die einfache Herstellungsweise des „rarebit" aber macht dieses Gericht ganz besonders geeignet für ein erstes Probekochen vor „versammeltem Publikum". Auf jedem Réchaud oder Spirituskocher läßt es sich herstellen: In einer Nickelpfanne läßt man Butter zergehen, gibt kleingeschnittenen, frischen Chester (nur dieser schmilzt, alter nicht!) hinein, fügt, während sich die Masse verbindet, nacheinander etwas Portwein, ein paar Löffel Sahne, etwas dunkles Bier, Salz und eine Spur Paprika oder weißen Pfeffer hinzu und gibt die gebundene Saucenmasse über die auf Tellerchen bereitliegenden, leichtgerösteten, im Innern noch weichen Toastscheiben. Das schmeckt, meine verehrten Leserinnen, — — nach mehr!

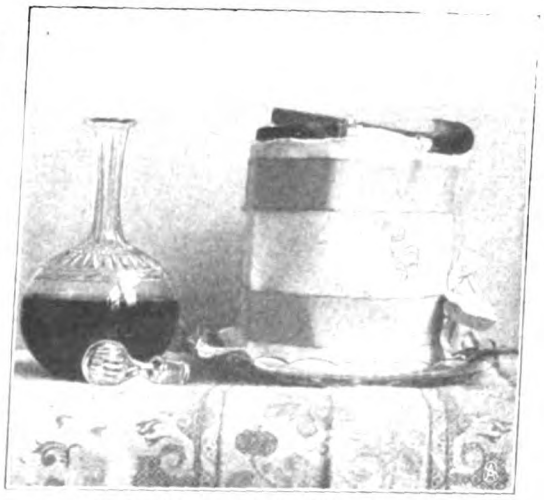


Abb. 8. **Stilton in Serviette verpackt.**

Abb. 9. **Welsh rarebit.**

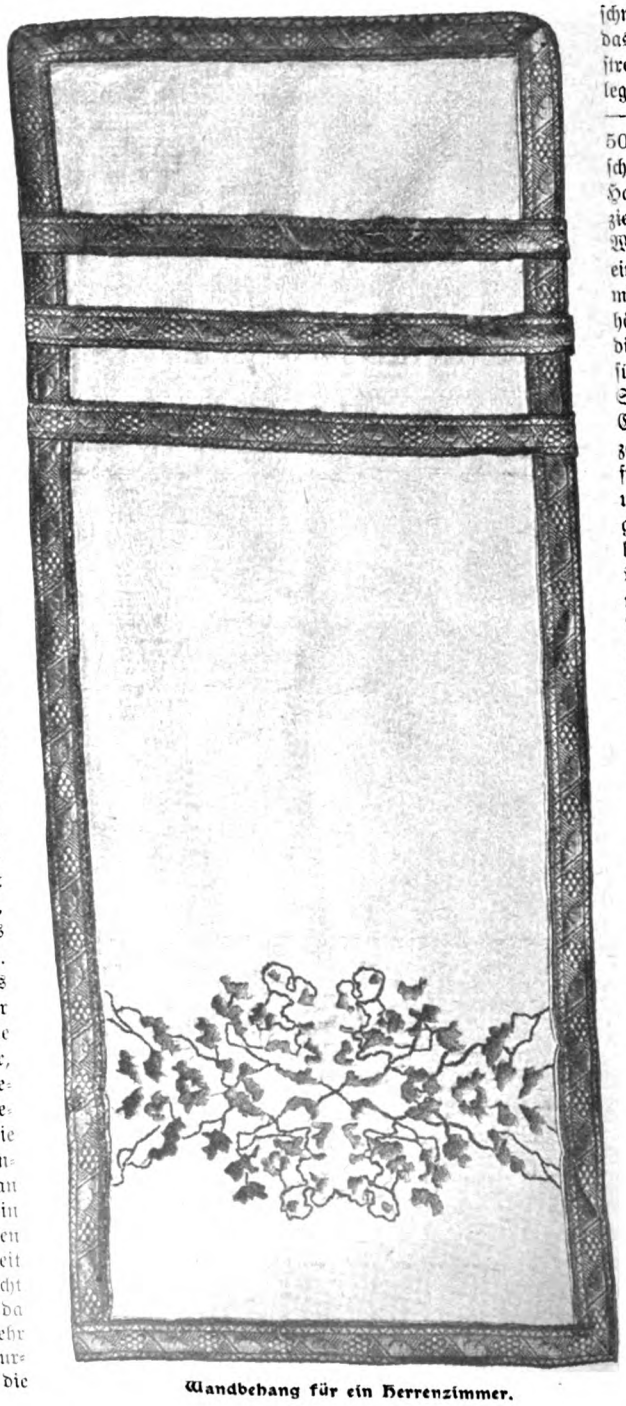
Ratgeber für jedermann

Aus der Frauenbewegung.

Die Mädchenschulreform, die seit Jahren von der Frauenbewegung gefordert wurde und die Gemüter pro und kontra erhitzt hat, ist in ein neues Stadium getreten: der Kaiser hat sie im Prinzip genehmigt und sie der Schulverwaltung zur Durchführung empfohlen. Die höheren Mädchenschulen, Lyzeen und sogenannten Studienanstalten unterstehen künftig — gleich den parallel laufenden Knabenschulen, deren Rang und Titelverhältnisse ihre Direktoren und Oberlehrer nun auch teilen — dem Aufsichtskreise der Provinzialschulkollegien. Die grundsätzlichen Neuerungen des Mädchenschulwesens beginnen mit der Umänderung der bisherigen neunklassigen in vorläufig zehnklassige Normalschulen — angestrebt werden elf- und zwölfklassige! — außerdem soll durch Änderungen im Lehrplan, besonders durch Einfügung von Mathematik und Verstärkung des naturwissenschaftlichen Unterrichts mehr als bisher die Verstandesbildung anstatt der übermäßigen Betonung der Gefühls- und Phantasieseiten betont werden. Die Ausbildung zur Universitätsreife soll in — den Lyzeen angegliederten — Studienanstalten erfolgen, und zwar ist die Abzweigung von der Höheren Mädchenschule für Oberrealkurse nach dem achten Schuljahr (14. Lebensjahr), für die Anstalten mit Latein oder Latein und Griechisch nach dem siebenten Schuljahr gedacht, damit in weiteren fünf bis sechs Jahren das Ziel mühelos erreicht werden kann. Selbstverständlich wird es noch Jahre dauern, ehe das große Reformwerk in all seinen Teilen geklärt und vollendet ist, aber aus der Phase der nur theoretischen Abhandlungen ist es doch nun herausgetreten — die praktischen Versuche beginnen.

Handarbeit.

Wandbehang. (Entwurf von Else Levin, Charlottenburg.) Einen hübschen, eigenartigen Wandbehang zeigt unser nebenstehendes Bild, einen Wandbehang, der sich vornehmlich für ein Herrenzimmer eignet, und der besonders dann recht dekorativ wirkt, wenn er unter einem dunkel gehaltenen Wandbrettchen befestigt wird, auf dem dunkelfarbige Sachen, japanische Vasen, orientalische Nippes oder dergleichen untergebracht sind. Der läuferartige Behang besteht aus modefarbenem, sehr feinem Leinen oder gleichfarbiger chinesischer Seide. Die Größe, hier etwa 75 : 40 Zentimeter, richtet sich nach dem jeweiligen Bedürfnis und dem Geschmack unserer Leserinnen. Am unteren Ende wird die ornamental gehaltene Stickerei angebracht, wie es das Bild zeigt. Man verwendet sehr feines Perlgarn in Schwarz und Dunkelgelb. Beim Sticken — es kommen bei dieser Handarbeit nur Flach- und Stielstich in Betracht — benutze man einen Rahmen, da sich das zarte Grundmaterial sehr leicht verzieht. Die Ornamente wurden in Gelb gehalten, während die stilisierten Stengel sowie die Umrisse in Schwarz gearbeitet werden. Zum Schluß säume man den Wandläufer mit gelbem Perlgarn und versehe ihn am oberen Ende mit Messingösen, an denen er aufgehängt wird. Darauf befestigt man in der im Bilde angegebenen Weise die etwa zwei Zentimeter breite silberne Borte auf der Arbeit; diese Borte muß sehr vornehm wirken, in der Art, wie man sie auf alten Meßgewändern findet, sehr stumpf und durchaus nicht glänzend oder auffällig, da sie sonst die Stickerei nicht zur Geltung kommen läßt.



Wandbehang für ein Herrenzimmer.

Saisonküche.

Kastanienspeisen. Kaltes Kastanienpüree. Kastanien werden sorgfältig und sehr weich vorgerichtet, mit etwas Milch und Vanillezucker gemischt und durch ein Sieb gegeben. Dieses muß auf der Platte stehen, auf der die Speise aufgetragen wird, damit die Kastanien locker liegen und keine schwere Masse bilden. Dann wird das Püree mit gefärbtem Zucker bestreut, mit eingemachten Kirschen belegt oder mit Schlagsahne garniert. — Süße Speise von Maronen. 500 Gramm Maronen werden geschält, weich gekocht und durch ein Haarsieb gestrichen. Sie werden mit ziemlich viel Zucker und einem halben Weinglas Rum vermischt und mit einer Spritze und dem Löffel pyramidenförmig auf eine Schüssel gehäuft. Um jede Pyramide legt man dicke Vanillecreme und darüber süße Schlagsahne, so daß nur die Spitze der Pyramide hervorschaut. — Einfache Kastaniencreme. Fünfzehn geröstete, von allen Schalen befreite Maronen werden fein gerieben und mit dem gezuckerten, mit Vanille gewürzten Schlagrahm von einem halben Liter Rahm gemischt. Zehn Blatt aufgelöster Gelatine werden vorsichtig beigefügt. Die Speise wird dann kalt gestellt. Man füllt sie in eine Glasschüssel, garniert sie mit glasierten Kastanien und Flocken von rotem Gelee.

Aus dem Kunstgewerbe.

Elektrische Lampen. Seitdem die elektrischen Beleuchtungskörper den schweren, massiven Behälter für Petroleum überflüssig gemacht haben und die graziöse, kaum sichtbare Seidenschnur uns die Möglichkeit gibt, überall auf Tische, auf Schränke und Konsolen schöne Beleuchtungskörper zu stellen, wurden eine Menge geschmackvoller Lampen auf den Markt gebracht. Gerade durch geschickt angewandte Lichteffekte ist leicht eine intime Stimmung in den Wohnräumen zu erzielen. Durch Schirme und Schleier, die das Grelle dämpfen und sich in den Farbentönen finden, auf den das Zimmer gestimmt ist, erreichen wir eine sympathische Beleuchtung. Bei der Vorliebe für Stileinheit empfände man es als unverzeihliche Verirrung, wenn sich nicht jeder Gebrauchsgegenstand in das Ganze fügte. So scheint die Lampe

auf schlank aufstrebendem Schaft mit den sich windenden farbigen Blütenranken auf weißem, glänzendem Emailgrund, den ein rosenfarbiger Seidenschirm mit Empirekränzen und Perlenrand krönt, für den Damenschreibtisch eines Empirezimmers erdacht und geschaffen (s. das linksstehende Bild). Bei der rechts abgebildeten Lampe steigt aus dem bronzenen, reichverzierten Träger eine Porzellankerze auf, deren Spitze in einer Glühbirne endet. Den faltigen grünen Seidenschirm umspannen Gitter aus Blättern und Röschen, und in leichtgerundeten Bogen glitzern die Perlen des Randabschlusses. Kostbar und elegant zugleich ist der Fuß der Lampe aus weißem Sèvresporzellan mit den figürlichen Verzierungen, den Ranken und Liebesemblemen. Die vier Glühbirnen deckt ein Schirm aus dichter, stumpfer Seide mit einer Seidenfranse. In den breiten Flächen des Schirmes finden wir, von Empireschleifen getragen, die gleichen Embleme wie auf dem Sockel, und in Rahmen von altgoldenen Spitzen ovale Miniaturen auf dunklem Grunde.

Elektrische Lampen.

Gesundheitspflege.

Obst und Obstkuren. Was der Frühling versprochen, hält der Herbst, und reichlich beschert er uns seine reifen Früchte. Mit ihnen gibt die Natur den Menschen eine köstliche Gabe, die Gesundheit in unseren Körper trägt, und es wäre wohl zu wünschen, daß unsere Gärtner und Landwirte jährlich mehr Land zum Anbau von Obstanlagen verwenden möchten, weil vom gesundheitlichen Standpunkt der reichliche Genuß von Obst lebhaft befürwortet werden muß. — Im Körperhaushalt erfüllt das Obst eine doppelte Aufgabe: es ist ebensowohl ein Nahrungs- als ein Genußmittel. In ersterer Beziehung ist seine Stellung unter den anderen Nahrungsmitteln allerdings nur eine bescheidene, weil sein Genuß wegen der vorhandenen Säuren sich stets in gewissen Grenzen halten muß, und allein der im Obst enthaltene Zucker als eigentlicher Nährwert anzusehen ist. Der Zuckergehalt ist aber immerhin ein recht beträchtlicher, 5 bis 10 v. H. im gewöhnlichen Tafelobst, ja, bei den Weintrauben steigt er sogar bis über 20 v. H.! Dagegen ist Obst als ein Wasserträger par excellence zu bezeichnen, 85 bis 90 v. H. Wasser können wohl dem Obste zugesprochen werden, und auf diesem Reichtum an Flüssigkeit sowie seinen Säuren, die zwischen 1/2 und 2 v. H. (Preiselbeeren sogar bis 2 1/2) schwanken, beruhen seine überaus angenehmen, den Durst stillenden Eigenschaften. Hier schon beginnt der große diätetische Nutzen des Obstes. Das Trinken zum Essen ist für die Verdauungsvorgänge nicht vorteilhaft, Essen und Trinken soll man voneinander zeitlich trennen, und wer behauptet, daß ihm das Essen ohne Trinken nicht schmeckt, der ist eben ein Opfer einer nachteiligen Angewöhnung geworden, von der er sich in seinem eigenen Interesse möglichst bald befreien muß. Der Durst beim Essen soll allein durch Obst gestillt werden, wozu sich auch Kompotte eignen, wenn diese nicht übermäßig gesüßt sind, noch mehr aber das frische Obst, mit dem jede Mittags- und Abendmahlzeit schließen sollte. Dieser Rat bezweckt, mit der Stillung des Durstgefühls dem Körper gleichzeitig die Säuren und Salze des Obstes zuzuführen, die für die Blutmischung von großer Bedeutung sind, anregend auf die Darmbewegung wirken, die Tätigkeit der Bakterien im Darm hemmen, also den Fäulnisvorgängen im Darm hinderlich sind. Endlich auch weil sie als teilweise Ergänzung der Salzsäure die Verdauung selbst befördern, weshalb Kranken mit Recht Früchte und Fruchtsäfte gegeben werden. Mannigfach ist mithin die wohltätige Wirkung des Obstes im menschlichen Organismus, und es ist daher wohl erklärlich, daß man besonders in früheren Zeiten, als das Bestimmen und Unterscheiden der Krankheiten und ihrer Ursachen noch weniger scharf war, zeitweise sogar den Wert des Obstes für die Gesundheit oder richtiger für die Wiedergewinnung der Gesundheit überschätzte, und direkte Obstkuren seitens der Ärzte verordnet wurden. So schickte man die Schwindsüchtigen in die Weingegenden und ließ diese armen Kranken dort fünf, zehn und noch mehr Pfund Weintrauben täglich genießen. Dadurch wurde allerdings eine große Menge Zucker dem Körper zugeführt, und auch die meistens günstigen klimatischen Verhältnisse blieben nicht ohne Einfluß; aber wenig zuträglich war das Übermaß der mit dem Zucker aufgenommenen Säuren, (wenn der Säuregehalt der Eßtrauben auch 3/4 v. H. nicht übersteigt), und außerdem wurde der Genuß wertvollerer anderer Nahrungsmittel, vor allem der eiweißhaltigen, fast ganz ausgeschaltet. Diese besonderen Kuren sind daher zum Teil sehr eingeschränkt worden, und nur in ganz seltenen Fällen macht man noch von ihnen Gebrauch. Als mehr berechtigt haben sich die Obstkuren gegen die Gicht in ihren verschiedenen Äußerungen erwiesen. Erdbeerkuren, Kirschkuren und die moderne Zitronenkur haben unbedingt für den Gichtiker eine gewisse Bedeutung, der Obst und Gemüse bei seinen Mahlzeiten dem Fleisch vorziehen soll; aber auch hier sind Übertreibungen von Nachteil, der Arzt soll stets eine solche Kur beaufsichtigen, und wer durch eine Zitronenkur Hilfe seiner Leiden sucht, wird sich stets am besten der frischen Zitronen und nicht der ihm in Flaschen angebotenen, mehr oder weniger zweifelhaften Zitronensäfte bedienen. müssen. Mandeln und Nüsse haben wir in diese Betrachtung nicht hineingezogen, obwohl sie in gewissem Sinn auch zum Obst gehören. Beide haben jedoch eine ganz andere Bedeutung für unsere Ernährung mit ihrem Gehalt an Fett bis 60 v. H. und Eiweiß bis 25 v. H., von welchen Werten freilich nur wenig im Körper zur Ausnutzung kommt.

Das Tuch wird über die Nickelstangen geschoben.

Hauswirtschaft.

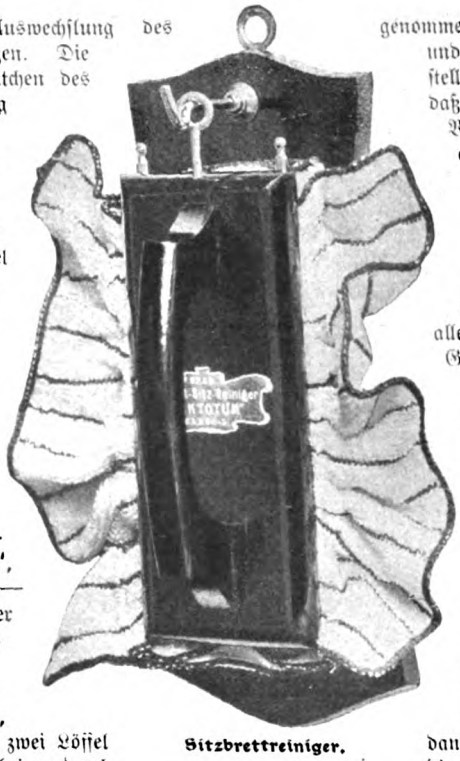
Sitzbrettreiniger. Dieses schrubberartige Gerät soll das wenig empfehlenswerte Klosettuch verdrängen — hat aber eine so vernünftige Konstruktion, daß es sich empfehlen würde, sie auch auf die ähnlichen Reinigungsinstrumente für den Waschtisch, die Badewanne oder den Küchentisch zu übertragen. Es besteht in der Hauptsache aus einem sackartig zusammengenähten Stück Kräuselstoff, das über die gabeligen, gelenkig beweglichen beiden Nickelstangen

des Halters geschoben wird. Die Auswechslung des Tuchs kann also mit einem Handgriff erfolgen. Die Unterseite ist von der Hand durch das Brettchen des Halters getrennt, so daß die Handhabung durchaus reinlich ist.

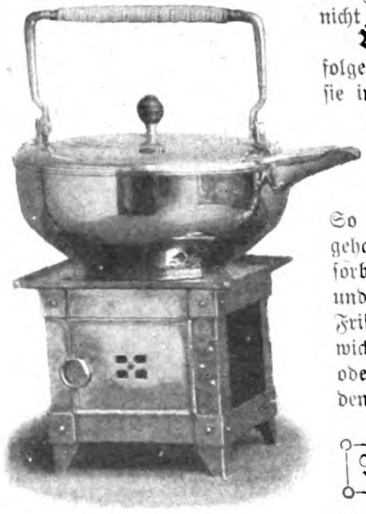
Moderner Teekocher. Mit dem Nahen der kühlen Herbstabende tritt auch bei denen, die sich sonst nicht zur englischen Mode des Teetrinkens bekehrt haben, der brodelnde, singende, urgemütliche Teekessel wieder in sein Recht, und manche Hausfrau, die noch kein praktisches Gerät zur Teebereitung besitzt, wird für die Anregung dankbar sein, die unsere kleine Abbildung gibt. Zweckmäßigkeit und Schönheit sind bei diesem „modernen Teekocher" aufs glücklichste vereinigt — in dem hübsch geformten Kesselchen aus blinkendem Messing, Kupfer oder Nickel, dessen rohrumflochtener Henkel die Hand vor dem Verbrennen schützt, bleibt das Wasser — dank des untergeschobenen kleinen „Réchaud", in dem ein Spiritusflämmchen glüht — stundenlang heiß, so daß der Trank der Labe stets frisch von der Hausfrau verabfolgt werden kann.

Honigfälschungen. Um zu erkennen, ob Honig rein oder verfälscht ist, tue man einen Eßlöffel voll Honig und zwei Löffel Alkohol (Spiritus) in ein Fläschchen und bringe durch gehöriges Umschütteln den Honig zur vollständigen Auflösung. Bildet sich nach kurzem Stehenlassen ein Niederschlag im Fläschchen, so war der Honig gefälscht, ist dies aber nicht der Fall, so war der Honig rein.

Äpfel erhält man bis zum folgenden Sommer frisch, wenn man sie in Sand legt, den man in der Sonne getrocknet hat. Man sorge, daß keine Frucht die andere berührt, und schließe mit passendem Deckel recht fest. So wird die Luft hinlänglich abgehalten, der trockene Sand absorbiert die geringe Ausdünstung, und die Äpfel behalten sehr lange Frische und Aroma. — Durch Einwickeln von Äpfeln in Fliederblüten oder römische Kamillen erhalten sie den Geschmack der Ananas.



Sitzbrettreiniger.


Moderner Teekocher.

Ratschläge für die Toilette.

Schnürsenkelhülsen für den „Notfall". Wer kennt sie nicht, „die Tücke des Objekts"? Die Handschuhe, die man, zum Ausgehen bereit, eben in der Hand hatte und die, just in dem Augenblick, da man ihrer bedarf, „unauffindbar" sind; das Portemonnaie, das man „schwören konnte" auf den Tisch gelegt zu haben, und das auf irgendeinem Möbelstück, im Schrank, in der Tasche ruht, wohin man es „in Gedanken" verschob, versenkte, weil ja „in Gedanken sein" von jeher als der Ausdruck für jenen Zustand gegolten hat, der besagen sollte, daß man vollständig gedankenlos war. Und da es seit Erschaffung der Welt zu den unumstößlichen Tatsachen gehört, daß man immer, in Momenten größter Eile, durch derartige kleine Zwischenfälle zur Verzweiflung gebracht wird, gleichviel ob man ein Philosoph oder nur ein schwaches Weib ist, sei in der Reihe jener unzähligen tückischen Objekte besonders des einen gedacht, über das sich beide Geschlechter gleichermaßen zu beschweren haben: des Schuhsenkels. — Man hat ein wenig länger geschlafen, etwas verträumter sein Frühstück eingenommen, sich ein wenig zu gründlich in Zeitungen und Briefe noch vor dem Ankleiden vertieft und stellt mit einem erschreckten Blick auf die Uhr fest, daß man „fliegende Eile" nötig habe, um eine Verabredung einzuhalten, einen Zug zu erreichen, eine Straßenbahn zu erwischen. Mit Hast fährt man in seine Stiefel, „leidenschaftlich bewegt" sausen die Schnürsenkel in Löcher und Ösen — krack — fliegt eins der kleinen Köpfchen ab, das ausgefranste Schnur- oder Bandende hinter sich lassend, das man wütend betrachtet, weil man es ja nur durch Drehen, Anfeuchten und alle möglichen Kunstgriffe gebrauchsfähig machen kann. Gebrauchsfähig für eine Öse, bei der andern fängt dies Verfahren von neuem an. Man schimpft, man wettert, man hat nicht immer neue Senkel zur Hand, nicht immer Zeit und Lust, sich mit der Arbeit des umständlichen Neueinziehens zu befassen. Da ist es denn eine Hilfe in der Not, um Auskunftsmittel nicht verlegen zu sein. Eine solche Hilfe bietet der Siegellack, den man heiß an das Senkelende hält und daran mit feuchten Fingern eine dünne Siegellackspitze dreht. Oder etwas Blumendraht, den man in das Senkelende führt, darin umbiegt und rund um dieses Draht- und Senkelende das andere Ende des Drahtes windet. Hat man weder das eine noch das andere, nicht Lack noch Draht, dann besitzt man unzweifelhaft Nadel und Zwirn, die man verwenden kann, um — genau wie man es mit dem Draht getan hätte — das Senkelende eng und fest mit starkem Zwirn zu umwickeln. Auf diese Weise hat man sich aus einer momentanen Verlegenheit geholfen, die unter Umständen mehr Verdruß bereitet, als es die Geringfügigkeit des Gegenstandes verdient.

Kleine Geschenke.

Chinesische Teekanne. Das Motiv der vielblätterigen Blume einem Gebrauchszweck anmutig untergeordnet, so daß es schmückt, ohne sich irgendwie hervorzudrängen! Man kann kaum ein besseres Beispiel des reifsten und feinsten orientalischen Geschmacks geben als dieses, und besonders hübsch ist es, es mit einem zweckschönen Erzeugnis modernen europäischen Geschmacks vergleichen zu können, wozu der nebenstehend abgebildete Teekocher gute Gelegenheit gibt. Sammlern von Zimsachen wird die Teekanne sicher große Freude bereiten.

Chinesische Teekanne.

Terrakottadose mit Savonarolakopf. Die schönen italienischen Terrakotten, auf die wir schon mehrmals hingewiesen haben, passen sich beinahe jedem „Stil" an, so daß man ihnen auch fast überall begegnet; unsere Terrakottadose, um deren Rand sich Blumenreliefs ziehen, eignet sich auch ausgezeichnet als kleines Andenken, besonders als Geschenk von einer der herbstlichen Italienreisen, die ja jetzt an der Tagesordnung sind. Auf dem Deckel dieser Terrakotta sehen wir den Kopf des großen Reformators, von der üblichen Inschrift umgeben. Die Dose ist für allerlei kleine Zwecke verwendbar, als Schmuckschale oder zum Aufbewahren von Marken, Stecknadeln usw. (Bezugsquelle: Clerici, Berlin, Kleiststraße.)

Savonaroladose.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube“, Nr. 39, 1908.

Stürmt über Tal und Hügel
Auch blind sie oft voran,
Der Seele wachsen Flügel,
Die sich begeistern kann.

Adelheid Stier.

Auf Wohnungssuche.

Von Ruth Helmholz.

„. . . Ich fürchte, ich fürchte, liebes Altchen, wir werden selbst unsere bescheidenen Ansprüche noch ein gut Teil herunterschrauben müssen, um zu einem Resultat in der Wohnungsfrage zu kommen. Berlin ist ein teures Pflaster und 6000 Mark jährliche Einkünfte reichen lange nicht so weit, als wir in der ersten Freude über die Gehaltsaufbesserung von 1000 Mark glaubten. Das eine ist mir in diesen entsetzlichen Tagen vergeblicher Wohnungssucherei jedenfalls klar geworden — ein recht negatives Ergebnis, Schatz! — für 1200 Mark finden wir hier keine einigermaßen hübsche fünfzimmrige Wohnung. Im Westen schon gar nicht, und doch muß ich an der Gegend festhalten, schon der schnellen, direkten Fahrverbindung wegen. Und selbst wenn ich von dem gesunden, erfahrungsmäßig richtigen Grundsatz abgehe: nicht mehr als den fünften Teil des Einkommens auf die Wohnung zu verwenden, ja, wenn ich eine ganze Stufe höher gehe und bis zum vierten Teil — in unserem Fall also bis zu 1500 Mark, auf den Miethzins rechne — das, was wir dachten, bekommen wir doch kaum dafür! Wohnungen, freilich, Wohnungen gibt es genug! Wenn man zuerst so Haus bei Haus die weißen Zettel kleben sieht: ‚Wohnung von fünf Zimmern mit Zubehör.‘ ‚Wohnung von sechs Zimmern mit reichlich Nebengelaß‘ usw. usw., dann meint man, es könne einem gar nicht fehlen, man brauche nur zuzugreifen. Und dann geht das Treppensteigen und Suchen los. Als Hochtourist könnt' ich mich seh'n lassen, soviel bin ich in Berlin W und Umgegend die Himmelsleitern hinaufgekraxelt. Und immer nichts! Dabei drängt die Zeit nachgerade! In fünf Tagen ist mein Urlaub vorüber, und Ende nächster Woche müssen wir ‚ziehn‘, denn der 1. Oktober steht vor der Tür. Tu mir den einzigen Gefallen und komm, Altchen! Stante pede, so wie Du bist! Wirf mal alle hausfraulichen und mütterlichen Bedenken beiseite — Lotte und Hans sind, weiß Gott, alt genug, um gelegentlich zwei, drei Tage mit Malvinen allein zu hausen, ohne mehr als die üblichen Dummheiten zu machen. Und hier bist Du augenblicklich nötiger als dort — ich streike sonst! Also morgen abend 9 Uhr, Bahnhof Zoologischer Garten! Altchen. Ich hol Dich ab . . .“

„Altchen“, wie die auch heut noch nicht alte Frau schon seit der Geburt des zweiten Kindes von ihrem Eheliebsten genannt wurde, schob den zum so und so vielten Male gelesenen Brief ins Handtäschchen zurück und sah kopfschüttelnd hinaus, wo die himmelhohen Großstadthäuser sich schon zu Straßenfluchten zusammenschlossen. Daß sie hier im Damencoupé des D-Zuges saß und unaufhaltsam Berlin entgegenfuhr, erschien ihr noch immer ganz unwirklich und traumhaft, sie wußte nicht recht, wie sie sich dazu stellen, ob sie sich loben oder tadeln sollte.

Die Kinder hatten ihr die Entscheidung eigentlich über den Kopf weggenommen, als sie ganz konsterniert von Vaters Zumutung sprach. Lotte hatte gepackt — du lieber Gott! — und Hans eine Droschke und Billett besorgt, und ehe sie noch recht zur Besinnung gekommen, hatte der Zug sich schon in Bewegung gesetzt. Ja, und da war sie nun, beinahe schon am „Zoologischen“.

Erst als sie ihren Fritz lang und schmal auf dem Bahnsteig stehen und mit seinen etwas kurzsichtigen Augen nach ihr ausschauen sah, schlug ihre Stimmung um. Förmlich ein bißchen übermütig wurde sie und riß auch den etwas schwerfällig gewordenen Fritz mit fort. Das Ungewohnte eines Alleinseins zu zweien, ohne die Kinder, die Aussicht auf fünf Tage der Freiheit und Ungebundenheit, dazu ein fast sommerlich warmes, schönes Herbstwetter und die Eleganz des großstädtischen Treibens um sie her — all das ging ihnen wie ein Rausch ins Blut.

Wie zwei ganz junge Eheleute, die sich ihr Nestchen erst bauen wollen, fühlten sie sich, als sie in dem nahe gelegenen feinen Hotel ihr Rebhuhn verzehrt hatten und einander bei einer Flasche guten Mosels gegenübersaßen; die bevorstehende Wohnungssuche kam ihnen allmählich wie ein Extravergnügen vor, und der biedere Dr. Fritz Mergenthin war geneigt, seine bisherigen Mißerfolge in dieser Sache nur einem unglücklichen Zufall zur Last zu legen.

„Hast's vielleicht nicht richtig angefangen“, tröstete Altchen nachsichtig. „Es müßte doch wirklich merkwürdig zugehen, wenn eine Familie von vier Personen für 1500 Mark keine hübsche Wohnung fände in dem großen Berlin! Noch dazu jetzt, zur Hauptziehzeit. Was ist's denn schließlich, was wir verlangen? Drei helle, sonnige Schlafstuben für uns und die Kinder, ein ruhiges Arbeitszimmer für dich und einen genügend großen Raum, der als Wohn- und Eßstube zugleich dienen kann. Mehr nicht!“

„Und Malvine?“

„Na — das versteht sich ja doch von selbst, daß ein anständiges Mädchenzimmer vorgesehen ist! Auf dem schrecklichen ‚Hängeboden‘ läßt heute doch kein Mensch mehr die Dienstboten schlafen — ebenso, wie man sich nicht mehr ohne Badestube behelfen würde. Nur auf das Gärtchen werden wir wohl verzichten müssen, fürchte ich“ — sie warf einen entsagungsvollen Blick auf die vom Fenster aus sichtbaren langen, gleichmäßigen Häuserreihen mit dem parallel laufenden, abgegitterten Schmuckstreifen von zwei, drei Metern Breite vor den Türen; — den Namen „Vorgarten“ verdienten diese karg bemessenen Fleckchen wirklich nicht! „Aber man kann sich ja auch an fremden Gärten freuen, Fritz — die Hauptsache ist, daß wir wenigstens von den Wohnzimmern aus den Blick ins Grüne haben. Und im übrigen müssen wir eben auf eine sehr geräumige, geschützte Loggia sehen . . .“

Dr. Mergenthin seufzte leicht — der Blick „ins Grüne“ hatte bei den schon besichtigten Wohnungen im besten Fall in der Aussicht auf ein paar enge, spärlich bepflanzte Höfchen bestanden. Aber es mochte ja wirklich Zufall gewesen sein, daß er so traurige Erfahrungen gemacht hatte; jedenfalls wollte er ihr den Mut nicht von vornherein nehmen. Mochte sie selber sehn und wählen.

„Hier, Schatz“ . . . er zog Wohnungszeitung, Annoncenteil des Lokal-Anzeigers und den Plan von Berlin aus der Tasche und breitete alles auf dem Tische aus. Dann nahm er den Bleistift zur Hand und zeichnete eine Kontur in die Karte ein. „Dies ist so ungefähr der Umkreis, auf den wir uns beschränken müssen, Schatz. Nicht nur der Redaktion wegen, die ich von hier aus am besten und schnellsten erreichen kann, sondern auch, weil das humanistische Gymnasium, in das Hans eintreten wird, hier liegt und ebenso die Selekta, die eventuell für Lotte in Betracht kommt, wenn sie dran festhält, das Examen zu machen. Natürlich könnten wir ja noch etwas weiter hinausziehen“, fuhr er fort, mit dem Stift die Richtung weisend, „in irgendeinen der westlichen Vororte, aber dann müßten auch Hans und Lotte täglich Stadtbahn oder Elektrische benutzen — während sie von hier zu Fuß gehen können, und der Mietzins der vielleicht etwas billigeren Vorortwohnung würde durch die hinzukommenden Fahrtunkosten so erhöht, daß wir gar nichts gewonnen hätten. Von den vielfachen Unbequemlichkeiten des Fahrenmüssens, des Gebundenseins an Fahrplan usw. ganz abgesehn.“

Altchen nickte; was der Mann da sagte, war so überzeugend, daß nicht daran zu rütteln war. Außerdem aber hatte sie im stillen noch einen anderen Grund, die großen Entfernungen, auf die er hingewiesen, zu vermeiden: war doch jede Viertelstunde, die Mann und Kinder am Weg ersparten, ihr selbst und dem Familienleben geschenkt. Eifrig machte sie sich daran, die etwa in Betracht kommenden Wohnungen Straße für Straße zusammenzustellen, um durch Hin- und Her-Laufen später nichtunnötig Zeit vergeuden zu müssen, und ihre Zuversicht wuchs mit dem Anschwellen des Verzeichnisses: unter diesen Dutzenden von leerstehenden Wohnungen mußte sich auch für sie das Rechte finden — dessen war sie gewiß.

* * *

Das Hotel war glücklich gewählt, sie hatten am nächsten Morgen bis zur ersten der aufgeschriebenen Wohnungen nur ein paar hundert Schritte zu gehen. Eine brummige Portiersfrau führte sie das mit übertriebener Pracht ausgestattete Treppenhaus bis zur höchsten Etage hinan und schloß oben vor ihnen auf. An dem stubenartig tiefen, aber lichtlosen Korridor — „Diele“ nannte ihn die Führerin — lagen drei prunkvolle Vorderräume, schon durch die Ausstattung zur „Repräsentation“ bestimmt. „Salon, Herren- und Damenzimmer“, erklärte die schnarrende Stimme wieder, während der Doktor schaudernd seinen braven alten, so gar nicht „stilvollen“ Schreibtisch in Gedanken an diese mit goldstrotzender Lederimitation bekleideten Wände versetzte und Altchen berechnete, daß ihre wieder „auf Neu“ geplätteten Gardinen nicht halb ausreichen würden für die sechs Erkerfenster des Damenzimmers. Und einen „Salon“ besaßen sie überhaupt nicht, hatten ihn auch noch nie vermißt. Nein — diese Wohnung war nichts für sie. Das wußten sie, ohne auch nur einen Blick in das gräßliche, düstre Berliner Zimmer von etwa neun Metern Länge und das um so winzigere Hinterzimmer geworfen zu haben. Das war ein Zuschnitt, der überhaupt nicht für einfachere bürgerliche Verhältnisse, für ein Leben, das sich vorwiegend in der Familie abspielte, paßte.

Und doch schien er geradezu die Schablone für den Hausbau hier im Westen zu sein. Überall — mit geringen Abweichungen — die gleiche törichte Anordnung der Räume, überall die überladene Ausstattung der Vorderzimmer auf Kosten der eigentlichen Wohn- und Schlafräume. Dicke Stuckkränze und -Medaillons an den Decken der sogenannten „Gesellschaftszimmer“, oft mit den unmöglichsten Farben bemalt, oder jenes wahnsinnig gewordene Liniengewirr, das der Laie so lang mit Kennermiene als „Jugendstil“ bezeichnete, von irgend einem strebsamen Malergesellen auf den „Plafong“ gepinselt! Dazu Ofenungetüme der geschmacklosesten Art mit vergoldeten Gittertüren und breit vorspringendem Sims als Abladestelle für etwaige „Nippsachen“. Es war, als wäre die neue Zeit mit ihren Offenbarungen an dieser „angewandten Kunst“ spurlos vorübergegangen.

Und nicht einmal auf Zweckmäßigkeit war gesehen worden. Nirgends kam der praktische Sinn zum Ausdruck, der alte Wohnungen oft so behaglich macht! Da waren weder die guten alten Wandschränke, noch die Kämmerchen, die der Hausfrau oft lieber und nützlicher sind als ein Zimmer mehr, weil sich in ihnen so vieles verbergen und unterbringen läßt, was da sein muß, ohne doch „in die Erscheinung treten“ zu dürfen. Selbst in den Zimmern war vor lauter Fenstern und Türen kein rechter Platz „zum Stellen“ da! Fast nirgends eine Wand, an der größere Möbelstücke zwangslos untergebracht werden konnten, nirgends eine „gemütliche Ecke“ für das altgewohnte Sofa- und Sesselarrangement um den runden Tisch, an dem sich abends alles plaudernd und lesend zusammenfand.

Frau Mergenthins Gesicht verlor allmählich seinen zuversichtlichen Ausdruck und wurde schlaff und abgespannt. Sie mochte sich gar keine dieser „hochherrschaftlichen“ Wohnungen mit ihrer Pseudoeleganz und ihrer Unwohnlichkeit mehr ansehen. Was half es ihnen, daß die ungeheuren Flügeltüren sich ganz in die Wände schieben ließen, um das „Durchdecken“ der Tafeln zu ermöglichen? Sie gaben ja keine großen Gesellschaften! Wozu sollten sie es mitbezahlen, daß die elektrische Leitung in jedem Zimmer zur Hand war und nur angeschlossen zu werden brauchte? Sie hatten ja ihre Gaseinrichtungen und weder Lust noch Geld, sich neue, elektrische anzuschaffen.

„Laß uns lieber mal in den alten Häusern Umschau halten, Fritz,“ bat sie endlich ganz erschöpft, „vielleicht ist dort eher etwas für uns altmodische Leute.“ Und wieder stiegen sie Treppe um Treppe hinauf. Häßliche, verbrauchte Treppenhäuser mit mangelhafter Ventilation, mit steilen, schwindelnden Wendeltreppen und Küchengeruch und ewiger Dämmerung. Wohl war die Anordnung der Wohnungen teilweise verständiger, mehr den Verhältnissen Rechnung tragend. Aber anstatt in die sauber gehaltenen grünen Höfchen sah man in enge verräucherte Mauerschächte, aus denen eine verpestete Luft in die offenen Schlafstubenfenster zog. Und das Mädchenzimmer war oft nur ein Loch, das von der Küche sein Licht empfing, der Hinterkorridor so eng und schmal, daß nicht ein einziger Schrank Platz finden würde.

„Ob es nur so selten vorkommt, daß drei Schlafzimmer benötigt werden?“ wunderte sich die enttäuschte Frau. „Es ist doch eigentlich nichts Ungewöhnliches, daß zwei heranwachsende Kinder verschiedenen Geschlechts in einer kleinen Familie sind, die jedes ihr Stübchen für sich beanspruchen! Wie machen es nur die andern Leute?“

„Die ärgern sich ebenso wie wir,“ lachte Dr. Mergenthin grimmig, „und am Schluß bescheiden sie sich doch. Denn was sollten wohl die Hausbesitzer machen, wenn man sich's nicht gefallen ließe. Sie müßten doch endlich zweckmäßiger bauen! Vielleicht erleben wir es noch, daß es wirklich ‚Familienhäuser‘ gibt, Wohnungen, die nicht für etwaige ‚Gäste‘, sondern für den Alltag gebaut worden sind! Wo die Wohnzimmer nicht nach Norden liegen und die Schlafstubenwände nach der Wetterseite, wo kein ‚Salon‘ die Zimmerflucht zerreißt und das Eßzimmer kein Durchgang nach der Küche ist!“

Nein, mit den „alten“ Häusern war's auch nichts gewesen. Die Forderung nach Licht und Luft, die wir Heutigen als selbstverständlich erheben, wurde nur von modernen Architekten wirklich erfüllt. Reumütig kehrten die Gatten also zu den Neubauten des Westens zurück, besahen sich „Gartenhäuser“ in deren Loggien je zwanzig bis dreißig andere hineinsahen, so daß man trotz wilden Weins und Geranienstöcken wie auf dem Präsentierteller sitzen würde, und Vorderwohnungen, deren Typus sie schon kannten, und schraubten resigniert ihre Ansprüche bis auf ein Mindestmaß herab.

So ging ein Tag und der zweite hin, und der Zwang irgendeine Entscheidung zu treffen, wurde immer dringender, die Unlust zu neuen Versuchen immer größer. Die Adressen

des Wohnungsanzeigers hatten sie alle schon erledigt, ohne etwas Zusagendes gefunden zu haben — nun liefen sie aufs Geratewohl den Zetteln nach, die bald rechts, bald links von der Straße lockten.

Und sie erlebten es wirklich noch zum Ziel zu kommen. Erlebten es früher, als sie gedacht! Kurz vor Toresschluß, da sie schon ganz verzweifelt waren, fanden sie noch ein paar nette Etagen, die ungefähr ihren Wünschen entsprachen, so daß die Wahl ihnen schließlich noch schwer wurde. Freilich lag die eine im Neubau, in dem es noch nach Mörtel und Kleister roch, und Dr. Mergenthin hatte Bedenken, als „Trockenwohner" da einzuziehen, denn der Winter stand vor der Tür. Und die andere, für die sie sich schließlich entschieden, kostete 1600 Mark, also volle 100 Mark mehr, als schon als „Äußerstes" bewilligt war! Aber sie waren beide zu glücklich, nach all den Mühen und Aufregungen doch noch ein Nestchen gefunden zu haben, als daß sie sich lange bedenken sollten. Wie ein Alp fiel's ihnen von der Seele, und fröhlich telegraphierten sie heim:

„Wohnung gefunden — kommen heute abend!"

Unsere Schwestern in Deutsch-Ostafrika.

Von A. Janson.

In den mit Sorghumstroh gedeckten Hütten regt es sich. Von den Pritschen, die an den Wänden angebracht zu sein pflegen, erheben sich unsere schwarzen Landsleute, d. h. oft nur erst die Frauen, auf deren Schultern die Arbeit fast ganz allein ruht; der Herr Gemahl faulenzt noch ein Weilchen.

Aber auch ihn treibt nach einiger Zeit der Hunger vom Lager, und man hört dann wohl den kurzen Befehl an die „bibi" (Frau): „Lete makaa ya moto ya kuchomea mahindi" (bringe glühende Kohlen, um Maiskolben zu rösten!).

Mit geringen Veränderungen hat die schwarze Hausfrau, natürlich entsprechend ihrer einfachen Wirtschaftsführung und den geringeren Ansprüchen, die gleichen Sorgen wie unsere europäischen Frauen. Die Mahnung: „Usisahau kutia chumvi!" (vergiß nicht, Salz hineinzutun!) und die auch in unseren deutschen Haushaltungen alltägliche Frage: „Leo tutakula nini?" (was werden wir heute essen?) tönt überraschend oft an unser Ohr.

Der Neger ist faul, und weil bekanntlich „warmes Essen" mehr Arbeit macht als kalter Tisch, so zieht die afrikanische Hausfrau vor, ihrem Herrn Gemahl (manchmal hat sie, wenn auch unerlaubterweise, mehrere!) kalt aufzuwarten. Und die Natur macht es ihr leicht. Der Reichtum, die Mannigfaltigkeit an wohlschmeckenden Früchten erleichtert der schwarzen Hausfrau die Lösung ihrer Aufgabe als Köchin. Kokosnüsse, Ananas, leicht aber höchst angenehm nach Terpentin schmeckende Mangopflaumen (Früchte von Mangifera indica, das köstlichste Obst, das Deutsch-Ostafrika hervorbringt), die Banane liefert die tropische Vegetation fast ohne Arbeit in Fülle. Aus

fertig zum „N'Gomatanz".

Selbstbewusst!

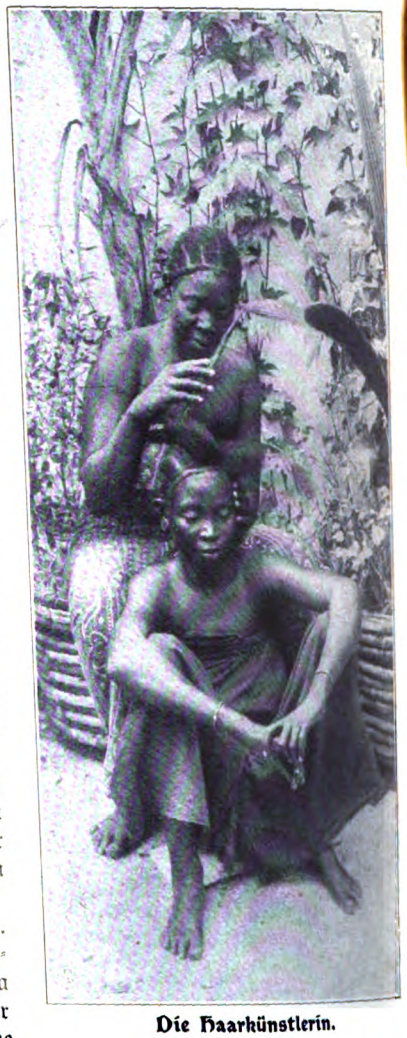
der Banane wird auch der Palmwein gewonnen, das Getränk der Feste, M'Stapseli, der Zucker- oder Zimtapfel (eine Ananasart), liefert einen außerordentlich kühlenden, süßsauren Saft als Limonade. Die Milch aus jungen Kokosnußfrüchten wird mit moinyo, einem Schnäpschen, angesetzt, das in seinem etwas herzhafteren Geschmack eine ganz besondere Anziehungskraft für die edle schwarze Männlichkeit hat.

Die von der Natur freiwillig, d. h. ohne viel Arbeitsaufwand, so überreich dargebotenen Gaben können hier nicht entfernt alle aufgezählt werden. Und man kann es der in allen ihren Bedürfnissen so anspruchslosen eingeborenen Bevölkerung nicht so übel anrechnen, daß sie nie das kennen gelernt hat, was wir Arbeit nennen.

Und wie die Gerichte einfach und volkstümlich sind, so geht es auch beim Essen selbst recht primitiv zu. Um ein Feuerchen sitzen da die Männer im Kreise, ausnahmslos in der Kniehocke, nur die ganz Faulen setzen sich auf ein Scheit Brennholz oder einen Stein; von der nächsten Bananenpflanze (diese Gewächse mit den großen Blättern sind charakteristisch für das ganze Land) wird ein großer Fruchtbüschel geholt, und ein jeder röstet sich seine Früchte selbst über dem Feuer. So erledigt sich dieses Diner für die schwarze Hausfrau eigentlich in dem einzigen Befehl ihres Herrn Gebieters: Washa moto (stecke Feuer an)!

Trotzdem also die Tätigkeit als Köchin nicht anstrengend ist, gibt es unter den schwarzen Frauen aber auch solche, die die Kochkunst in Ehren halten. Insbesondere viele Suahelifrauen gelten als Kochgrößen, und gar mancher sieht man das Bewußtsein ihrer Würde an.

Eine größere Plage bedeuten für die schwarzen Frauen schon die Kinder. Da es für ihre Sprößlinge keine Sorgen ums Fortkommen gibt, erscheint in vielen Familien der Storch häufiger als bei uns. Oft nährt die Mutter ihre Kinder bis in das dritte Jahr, und da unseren Landsmänninnen die Institution der Kinderwagen reichlich kostspielig erscheint, tragen sie ihre Kinder jahrelang in ihren Schultertüchern, Huckepack reitend. Erst wenn Familienzuwachs da ist, muß sich der kleine, schwarze Knirps daran gewöhnen, seine eigenen Beinchen zu benutzen, und er lernt es schnell und gut.



Die Haarkünstlerin.

Dann sind aber auch die Sorgen für seine Zukunft seitens der Eltern vorbei. Da gibt es keine Versetzungen und Examina, kein teures Studium und keine Dienstzeit; für die Mädchen nicht die Plage der Klavierstunden, keine hohen Toilettenrechnungen und keine Aussteuer. Von unseren schwarzen Landsleuten gilt noch ziemlich umfassend das Wort: „Sie säen nicht, sie ernten nicht, und der liebe Gott ernähret sie doch!"

Damit soll nun allerdings nicht gesagt sein, daß unseren Schwestern in der heißen Kolonie alle Eitelkeit und Putzsucht fernläge. Im Gegenteil ist auch hier die Toilette eine Hauptsache. Gehört auch nicht gerade viel Stoff und teurer Stoff dazu, so ist es doch üblich, sich alle drei bis vier Wochen in ein neues Umschlagetuch zu hüllen; sonst hat aber auch die schwarze Schöne „nichts anzuziehen". Und daß es unter den

Jungafrika.

schwarzen Frauen und Mädchen sehr selbstbewußte Schönheiten gibt, die zur Hebung ihrer Reize höheren Aufwand für Toiletten erforderlich halten, ist ohne weiteres selbstverständlich: Tout comme chez nous!

Ebenso wie bei uns ist natürlich die Aufregung groß, wenn besondere Gelegenheiten besonderen Toilettenluxus erfordern. Wie der Haarfrisur der deutschen Dame die Friseuse ihre besondere Kunst zuwenden muß, so holt sich die nach Triumphen dürstende afrikanische Frau eine besonders geschickte Freundin, und in langem, heißem Bemühen, bei dem der wolligen Köpfe wegen allerdings die Brennschere fehlt, kommt schließlich eine Kreation zustande, die den kunstvollen Haargebäuden mancher europäischer Modeperioden wenig oder nichts nachgibt.

„Hoffart muss Pein leiden."

Solchem Kampf um die Krone der Eleganz entstammt auch der N'Gomatanz der Suahelifrauen und -mädchen, die zu diesem Fest maskiert und in phantastischer Verkleidung, mit Schmuck und Waffen behängt, erscheinen.

Die Sucht sich zu schmücken, führt die Frauen des Makondastammes zu abschreckenden Entstellungen. Statt der Ohrringe tragen sie bunte Hölzer, Metall- oder Elfenbeinscheiben in Garnrollenform im Ohr. Die Löcher im Ohrläppchen werden allmählich, indem man immer größere Scheiben einschiebt, außerordentlich erweitert, derart, daß sie zuletzt fünf Zentimeter und mehr Durchmesser haben. Wer den größten Schmuck im Ohr trägt, fühlt sich als Schönheitskönigin, so wie einst bei uns die mit der engsten Taille „behaftete" Dame Anspruch auf den Schönheitspreis zu haben glaubte. Ähnliche Scheiben werden auch in die Oberlippe eingeschoben, die dadurch oft um viele Zentimeter verbreitert wird. Oder aber die Makondafrauen verlängern die Oberlippe rüsselartig durch Einlage eines allmählich verlängerten Stabes.

Die Freude, sich zu schmücken, trägt auch sehr zur Entwicklung und Vervollkommnung der Tugend Reinlichkeit bei, die bei der deutschostafrikanischen Bevölkerung, besonders bei den Suaheli, sehr ausgeprägt ist; wenigstens im Vergleich mit dem Schmutz bei anderen Afrika bewohnenden Farbigen, besonders bei den schmutzstarrenden Indern, die hauptsächlich dem Kleinkaufmannsstand angehören.

An dem sehr regen Straßenleben sind auch die Frauen und Mädchen stark beteiligt, während die Zahl der Kinder, die sich auf den Straßen herumtreiben, ein wenig eingeschränkt wird durch die behördlichen Bemühungen, die jungen Damen und Herren von der althergebrachten, durch keinerlei Wissen belasteten Erziehung zu emanzipieren und sie dem Studium der hohen Wissenschaft zuzuführen. Die Regierungsschule in Daressalam besonders versucht es, die kleinen Wildlinge an den „Segen der Arbeit" zu gewöhnen.

„Huckepacktragen der Sprösslinge."

Höchster Staat.

Tierschutz in der Küche.

Von Fanny Schumm.

Unsere Zeit, der keine einzige humane Bestrebung fremd ist, hat unter anderem das besondere Verdienst, beim Schlachten der Tiere Wissenschaft und Erfahrung so zu Rate gezogen zu haben, daß dieser notwendige Akt möglichst schnell und schmerzlos geschieht. Allerdings nicht in allen Fällen. — Denn das lebhafte Geflügel und der muntere Fisch, die beide in Unmassen — oft von der mehr oder minder geschickten Hand der Köchin — getötet werden, sind noch vielfach von jeglicher Rücksicht, daß dies schnell und auf die beste Art geschähe, ausgeschlossen.

Daß hier kein sentimental eingebildeter Mangel vorliegt, lehrt der Augenschein und bezeugen kompetenteste Fachleute. Zu diesen rechne ich in erster Linie den bekannten Berliner Schlachthofdirektor Goltz, der eine reiche Erfahrung betreffs des Tötens der Schlachttiere im allgemeinen sowie hervorragende veterinär-wissenschaftliche Kenntnisse besitzt und infolgedessen auch auf diesem Spezialgebiete gehört zu werden verdient. Von ihm stammen die nachfolgend ausgeführten Darlegungen, die auch andere wissenschaftliche Gebiete streifen und an Klarheit nichts zu wünschen übriglassen.

Historisch betrachtet, ist zunächst der Vorschrift bei den Juden zu gedenken, daß der Schächter bei dem erlaubten Geflügel Luftröhre und Schlund zum Zwecke der Blutentziehung durchschneiden soll, wenn es auch dem Gesetze genügt, daß entweder die erstere oder der letztere zum größten Teile durchschnitten wird. Fische werden nach den jüdischen Speisevorschriften nicht geschächtet, dagegen wird im Talmud die Blutentziehung selbst bei allem erjagten Wild verlangt; es heißt da: „Und welcher Mensch, er sei vom Hause Israel oder ein Fremdling unter euch, der ein Tier oder einen Vogel fängt auf der Jagd, das man isset, der soll desselben Blut vergießen und mit Erde zuscharren."

Bei den Mohammedanern wird beim Geflügel so gut wie bei den Säugetieren zum Zwecke der Blutentziehung der untere Halsrand durchschnitten, Jagdgeflügel dagegen darf sowohl geschossen als von Hunden getötet werden. Für das Töten der Fische bestehen bei den Mohammedanern keine allgemein gültigen Vorschriften, die Ansichten der verschiedenen Sekten gehen darüber auseinander, aber ihre Fischer schneiden den Fischen gewöhnlich gleich beim Fange die Kehle durch.

So weit das Historische. Nach dem jetzigen Standpunkt unserer Wissenschaft, unseres Empfindens und an der Hand der Erfahrung müssen wir beim Töten aller zur Nahrung bestimmten Tiere, also auch des Geflügels und der Fische, zwei Forderungen zu erfüllen suchen: erstens, daß der Tod schnell und mit möglichst geringer Schmerzempfindung herbeigeführt wird, und zweitens, daß den Tieren das Blut möglichst vollkommen entzogen wird. Erstere Forderung ist humaner, letztere sanitärer Natur; diese soll die gewöhnliche Vorbedingung einer guten und möglichst langen Erhaltung des Tierkörpers erfüllen, die deshalb gefordert wird, weil feuchtes Fleisch ein vorzüglicher Nährboden für bakterielle Keime ist. Die humane Forderung wird am schnellsten und zweckmäßigsten dadurch erfüllt, daß das Gehirn außer Tätigkeit gesetzt wird. Dies geschieht entweder durch eine schwere Verletzung oder Erschütterung des Gehirns, die erfahrungsgemäß auf die möglichst vollkommene Blutentziehung keinen Einfluß ausübt, wenn diese ihr alsbald folgt. Eine Tatsache, die früher von den Fleischern gern bestritten wurde und seit der Zeit der Einführung der Betäubung im Schlachthofe verschiedene Kämpfe heraufbeschwor! „Die Betäubung wie auch die Blutentziehung erfordern beim Geflügel und bei den Fischen eine gewisse Übung, ganz abgesehen von den wünschenswerten anatomischen Kenntnissen, wenn sie den Tieren nicht unnötige, höchst schmerzhafte Qualen bereiten sollen. Haben diese Erfahrungen mitgewirkt, oder hat man im Volk eine sehr geringe Meinung von dem Empfindungs- und Verstellungsvermögen des Geflügels und der Fische, kurz und gut, die Erfahrung lehrt, daß man es meist nicht für nötig hält, bei diesen Tieren die Betäubung anzuwenden und zur Herbeiführung des Todes die Gehirntätigkeit auszuschalten oder bei den Fischen selbst die Blutentziehung vorzunehmen", äußert sich Schlachthofdirektor Goltz.

Bei größerem Geflügel, Gänsen und Enten, erreicht man die Betäubung leicht durch einen Schlag mit einer kleinen Holzkeule (oder einem passenden, kleinen, eisernen Instrument) auf den Hinterkopf oberhalb der Augen, wobei das Tier festgeklemmt und beim Schnabel gehalten wird, ebenso bei größeren Fischen durch einen Schlag auf die Stirnfläche. (Ein Schlag auf das Genick bewirkt nur Bewegungshemmung, schaltet aber keineswegs das Bewußtsein aus. Welch verhängnisvoller Irrtum, wenn ein solcher Schlag am Haustier der kleinen Leute, dem Kaninchen, als regelrechte Tötung angesehen wird, so daß, sofern kein Abstechen erfolgt, solch ein armes, wehrlos gemachtes Tier gelegentlich lebendigen Leibes abgezogen werden kann!) Der Betäubung muß alsbald die Blutentziehung folgen, beim Geflügel durch Querdurchschneidung des unteren (oder vorderen) Halsrandes, ein bis zwei Finger breit unter dem hinteren Kieferrande bis durch den Halswirbel. Das große Geflügel wird am besten dabei so zwischen die Beine des Tötenden genommen, daß der Kopf des Tieres nach abwärts gerichtet ist; dadurch wird eine möglichst vollkommene Ausblutung erreicht.

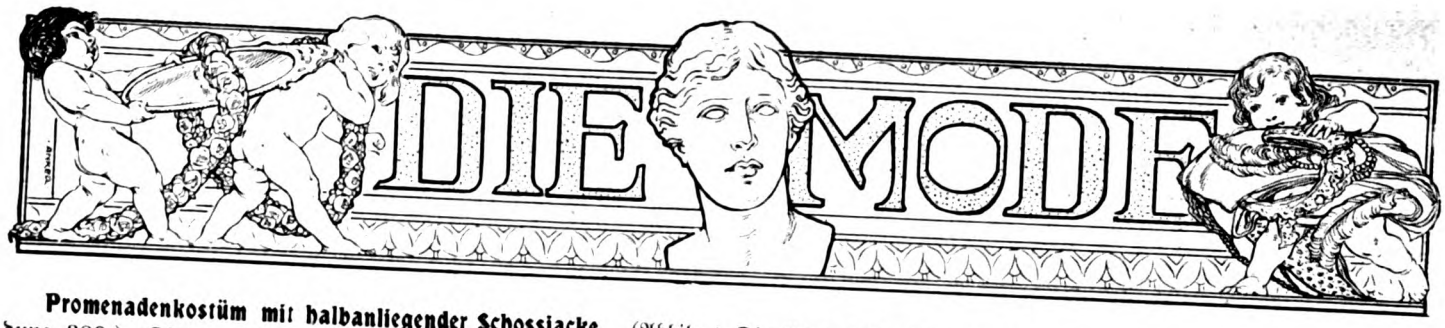
In Geflügelhandlungen und -mästereien mangelt es oft an Zeit, das geschnittene Tier bis zum vollendeten Ausbluten zu halten, es wird mit dem Kopf abwärts aufgehangen, was aber nur dann zulässig ist, wenn dazu eine Schnur verwendet wird; keinesfalls darf das Fleisch der Schwimmhäute durch einen eisernen Haken gebohrt werden. Das beliebte Halsabdrehen bei Tauben ist schon deshalb nicht empfehlenswert, weil es zu mangelhafter Ausblutung führt, da die Schlagadern hier nicht glatt durchgetrennt werden.

Fische überläßt man oft dem langsamen Hinsterben durch Sauerstoffmangel infolge Aufhörens der Kiemenfunktionen. „Es liegt das wohl daran," bemerkt Schlachthofdirektor Goltz, „daß das Empfinden und der Intellekt der Fische vielen Menschen in ihren Äußerungen fremd erscheinen und bei den Fischen außerhalb des Wassers auch sehr wenig hervortreten. Das Fehlen ihres Lebenselementes macht sie anscheinend nicht nur unbeholfen, sondern auch stupide. Das sollte uns aber nicht dazu verführen, ihnen das schmerzhafte Empfinden des langsamen, qualvollen Erstickungstodes überhaupt abzusprechen."

Bei Fischhändlern sieht man nicht selten, daß sie große Fische zwar betäuben, aber nicht abstechen, und die Hausfrauen finden dann, daß der Fisch zu Hause wieder „angelebt" ist. Das wird vermieden, wenn der Betäubung alsbald die Blutentziehung durch Genickstich oder Kehlschnitt folgt. Dem einfachen Genickstich ohne Betäubung ist der gleiche Vorwurf zu machen wie dem oft vorkommenden sogenannten Stücken der Tiere, (d. h. sie lebend in Stücke schneiden), daß nämlich hier das Bewußtsein nicht sofort ausgeschaltet wird. Ebensowenig genügt das Aufschlagen der Fische mit der Stirnseite des Kopfes auf die Bottiche, wie es Fischhändler gern tun. Bei den kleinsten Fischen ist wohl eine der Tötung vorangehende Betäubung nicht durchführbar.

Bezüglich der Seefische hörte ich einmal von einer Einrichtung, die gleich Massen von Fischen dem Tod überliefert. Hier sei gleich eingeschaltet, welche Grausamkeit und Gleichgültigkeit manche Köchin beim Kochen von Hummern und Krebsen entwickelt. Diese armen Geschöpfe tut die Köchin nicht immer in vorschriftsmäßig kochendes Wasser, sondern setzt sie oft in bloß warmem Wasser an. Die häusliche Küche muß aber für derlei Manipulationen kochendes Wasser, worin ein glühend gemachter Plättstahl liegt, der unaufhörliches Kochen verbürgt, bereithalten, in das die Krebse oder Hummern einzeln aber rasch hineingetan und untergetaucht werden! Auch das Herausziehen der mittelsten Flosse, an der der Darm hängt, aus dem lebenden Körper, ist eine erbarmungslose Grausamkeit.

Verschiedene Tierschutzvereine haben Geflügelschlachtstellen zur unentgeltlichen Benutzung aufgestellt. Die Industrie ist ihnen zu Hilfe gekommen, indem sie Instrumente zur raschen, sicheren Tötung des Geflügels auf den Markt gebracht hat. Freilich haben sich von diesen nur wenige bewährt. Bei der Tötung des Geflügels in den Geflügelschlachtstellen werden auch Tauben vor dem Schlachten betäubt. Bei Hühnern und Tauben wird dann meist der Kopf durch kräftigen Schnitt oder durch Abhacken vom Rumpfe getrennt. Diese Geflügelschlachtstellen, die für Städte gedacht sind, in denen viel lebendes Geflügel auf den Markt kommt, werden sehr in Anspruch genommen. Ihr Wert ist auch in sanitärer Beziehung groß. Einige Poulardenmästereien sind schon zur Betäubung ihres Schlachtviehes übergegangen, wobei wahrscheinlich das gute Aussehen des in richtiger Betäubung schmerzlos ausblutenden Tieres mit in Betracht kommt.



Promenadenkostüm mit halbanliegender Schossjacke. (Abbildung 389.) Die zu einem hellfarbigen lila Rock getragene dunkelviolette Jacke zeigt gleichfarbige Soutachestickerei. Vorn lose gearbeitet, wird die Jacke durch zwei leicht übereinandertretende Revers ausgestattet und durch eine doppelte Reihe großer Knöpfe geschlossen. Die Vorderteile sind so geschnitten, daß oberhalb der Gürtellinie das Rockmieder etwas sichtbar wird und der eckig verlaufende Schoß schon oben auseinandertritt. Vorder- und Rückenteile werden durch englische Nähte durchteilt, die Soutache verziert. Die gleiche Ausstattung wiederholt sich an dem hohen, vorn offenen Stehumfallkragen und als Besatz des schlanken Ärmels. Der hierzu getragene schlankfallende Empirerock ist leicht schleppend und glockig geschnitten und mit vorderer und hinterer Mittelnaht gearbeitet. Ein kleines, leicht über Taillenschluß aufsteigendes Mieder verleiht dem ganzen Anzug eine gewisse Kurztailligkeit. Sein Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite, die einer Hüftweite von 100, 104, 108, 112 und 116 Zentimetern entsprechen für 80 Pfennig und der des Jacketts in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 2 Meter, für den Rock bei 1,10 Metern Breite 3,25 Meter.

Zwei Reformkleider. (Abb. 390 u. 391.) Die Wandlungen, die das Reformkleid im Laufe der Zeit durchgemacht hat, haben ihm so zum Vorteil gereicht, daß niemand mehr Veranlassung haben dürfte, über das „Sackgewand" zu spotten. In schlanker Linienführung umschließt es heute den Körper seiner Trägerin und hat sich in seiner Ausstattung derart der herrschenden Moderichtung anzupassen gewußt, daß ihm dadurch alles Auffallende genommen wird. Mit unseren Abbildungen bringen wir zwei moderne Reformkleider, die sich mit Hilfe der Schnitte auch im Hause nacharbeiten lassen und Anspruch auf vollste Kleidsamkeit erheben. Zur Herstellung des Kleides auf Abbildung 390 diente steingraues Tuch, das durch dunklere Soutachierung, weiße Spitze und einen weißseidenen Stüfchenlatz sehr gehoben wurde. Den Oberkörper umschließt ein reich soutachiertes Bolero, dessen tiefen Ausschnitt der weiße Latzteil füllt, über den westenartig mit altrosa Samt unterlegte weiße Spitze fällt. Unter der verbreiterten Schulter des Jäckchens setzt sich der dreiviertellange Ärmel an, der, in breite Querstufen geordnet, gleichfalls durch Soutache verziert ist. Der leicht schleppende Rock besteht aus elf Bahnen und wird durch Gruppen feiner Fältchen ausgestattet, die in Kniehöhe ausspringen.

389

390

391

Abb. 389. Promenadenkostüm mit halbanliegender Schossjacke.
Abb. 390 u. 391. Zwei Reformkleider.

Übereinstimmend mit dem Bolero zeigt er als Schmuck gleichfalls eine reiche Soutachestickerei. Der Schnitt ist in 44, 46, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5 Meter. — Für die zweite Reformtoilette Abb. 391 ergab grüner Diagonalcheviot das Material, dessen dunklen Ton ein gelblicher, in Stüfchen abgenähter Latz aus Batist und eine zarte buntfarbige Stickerei aufhellten. Von aparter Wirkung erweist sich hier der in Fältchen abgenähte, zu beiden Seiten von der Stickerei begrenzte Fichuteil, der vorn wie im Rücken durch den hochverlegten Gürtel abgeschlossen wird, der mit schöner Schnalle schließt. Der faltige Latzteil setzt sich, in derselben Anordnung wie vorn, auch im Rücken fort und ist an jeder Seite von Spitze begrenzt, der langen Achsellinie paßt sich der schlanke querfaltige Ärmel an, der, dreiviertellang, mit Stickerei abschließt. Schlank und ohne jede Garnitur fällt unter dem Gürtel der leicht den Boden streifende Rock hervor, der, in der vorderen und hinteren Mitte in Falten geordnet, außerdem durch Gruppen eingesetzter Falten bereichert wird, die nach hinten zu aufsteigen. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 7 bis 7,50 Meter.

Halblanger Paletot, Herbstkostüm mit Schossjacke. (Abb. 392 u. 393.) Einen eleganten Paletot veranschaulicht unsere Abb. 392. Aus schwarzem Tuch gefertigt und im Rücken nicht völlig anliegend, ist er vorn lose geschnitten und durch einander kreuzende Westenteile aus buntdurchwirktem Brokatstoff ausgestattet. Er ist kragenlos, seine Garnitur besteht in aufgesteppten Blenden und reicher Soutachestickerei, die sich auch um die tiefen Schlitze des Schoßes zieht. Der schlanke, auch an der Kugel nur mäßig weite Ärmel zeigt gleichfalls Soutache- und Blendenbesatz. Zur modegerechten Vervollständigung dieses ebenso zweckmäßigen wie eleganten Paletots dient ein weißes volles Spitzenjabot oder eine dicke Tüllhalsrüsche. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 2,25 Meter. — Zur Herstellung des Promenadenkostüms Abb. 393 diente hellbrauner kräftiger Diagonalcheviot, der durch die schwarze Seidentresseneinfassung eine aparte Wirkung erhielt. Das im Rücken anliegende, vorn die gerade Front betonende Jackett ist mit englischen Nähten gearbeitet, die eine schmale Stoffblende betont. Als Halsabschluß dient ein durch den doppelreihigen Knopfschluß etwas übereinandertretender Herrenkragen, im übrigen ist der rechte Vorderteil in Taillenschlußgegend etwas abgeschrägt, wodurch die unten leicht abgerundeten Schoßkanten oben aneinanderstoßen. Der lange Schoß fällt unten etwas tollig aus, den schlanken Ärmel besetzt gleichfalls Seidentresse. Die modegerechte Ergänzung des Kostüms bildet der leicht den Boden streifende Faltenrock, der, aus neun Bahnen bestehend, an jeder Naht eine Falte aufweist, die bis über Kniehöhe niedergesteppt ist und nach unten ausspringt. Als Garnitur dient eine breite Stoffblende, die gleichfalls mit Tresse eingefaßt ist. Der Schnitt ist in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der des Jacketts in 44, 46, 48, 50, 52, 54 und 56 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 2,10 Meter, für den Rock 2,50 bis 2,80 Meter.

Abb. 392 u. 393. Halblanger Paletot, Herbstkostüm mit Schossjacke.

Morgenjacke mit japanischen Ärmeln. (Abb. 394.) Unsere hübsche Morgenjacke Abb. 394 aus ekrüfarbenem, rot und blaubedrucktem Wollmusselin wird in der vorderen wie in der Rückenmitte durch je eine Gruppe gelegter Falten ausgestattet und zeigt den kleinen spitzen Halsausschnitt durch eine japanisch gemusterte Bordüre umrandet, eine Verzierung, die sich auch als Abschluß des

unten offnen Ärmels wiederholt. Letzterer ist in der üblichen Art dem Jäckchen angeschnitten, wodurch er die natürliche Form der Schulter betont. Der Schluß der Morgenjacke, zu der der Schnitt in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig ist, befindet sich unter der vorderen Mittelfalte. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 2,75 Meter.

Praktisches Kittelkleid, Stickereikleid für Mädchen. (Abbildungen 395 u. 396.) Für den praktischen Gebrauch stehen für größere wie kleinere Mädchen die Kittelkleider oben an. Und daß sie neben aller Zweckmäßigkeit auch hübsch sein können, beweist unser ansprechendes Kleidchen Abb. 395. Braun und weißkarierter

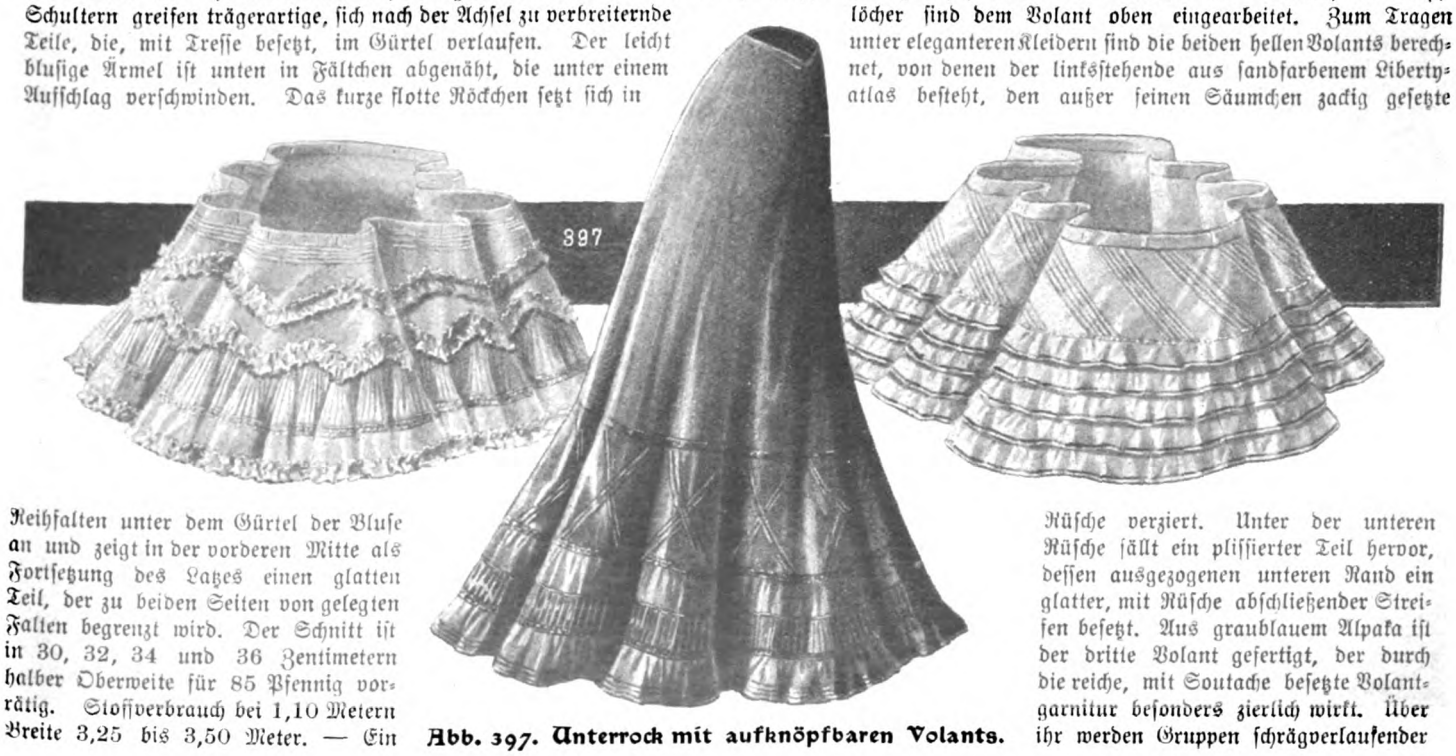
Abb. 394. Morgenjacke mit japanischen Ärmeln.

Wollstoff ergab das Material zum Kleid, hellbraunes Tuch den Stoff zu Trägergarnitur und dunkelbraue Seidentresse den Besatz. Die langtaillige Bluse zeigt in der vorderen wie Rückenmitte einen glatten Latzteil, der durch Tresse verziert und außerdem oben durch einen Stickereiteil aus hellbraunem Tuch ausgestattet wird. Über die Schultern greifen trägerartige, sich nach der Achsel zu verbreiternde Teile, die, mit Tresse besetzt, im Gürtel verlaufen. Der leicht blusige Ärmel ist unten in Fältchen abgenäht, die unter einem Aufschlag verschwinden. Das kurze flotte Röckchen setzt sich in

Abb. 395 u. 396. Praktisches Kittelkleid, Stickereikleid für Mädchen.

Festkleid für Mädchen stellt das zweite, aus cremefarbenem Kaschmir gefertigte Kleidchen dar, das durch reiche, in Seide ausgeführte Lochstickerei ein elegantes Gepräge trägt. Die ringsum leicht überhängende gereihte Bluse wird durch eine eckige Berte ausgestattet, die auch um das Armloch läuft und vorn mit einem Stickereivolant abschließt. Die kleine runde Passe wie die Manschette des puffigen Ärmels besteht gleichfalls aus Lochstickerei. Das kurze Röckchen setzt sich in Reihfalten der Bluse an und wird oben durch einen banddurchzogenen Gürtel abgeschlossen, während Stüfchengruppen und ein breiter gestickter Volant die weitere Ausstattung des Kleidchens ergeben, dessen Schnitt in 30, 32, 34, 36 und 38 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig ist. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 3 Meter.

Unterrock mit aufknöpfbaren Volants. (Abb. 397.) Mit unserer Abbildung bringen wir einen hier aus brauner Halbseide gefertigten Rock, der bei völligster Hüftschlankheit durch den ihm aufgeknöpften hohen Serpentinevolant aus dem gleichen Stoff ein elegantes Gepräge erhält. Unten durch ein leicht gereihtes Fälbelchen abgeschlossen, zeigt er darüber einen aus Plisseefalten gebildeten Einsatz, während der breite obere Teil durch sich kreuzende Säumchen verziert ist. Die Knöpfe verbergen sich unter einer braunen Seidenblende, die Knopflöcher sind dem Volant oben eingearbeitet. Zum Tragen unter eleganteren Kleidern sind die beiden hellen Volants berechnet, von denen der linksstehende aus sandfarbenem Libertyatlas besteht, den außer seinen Säumchen zackig gesetzte



Reihfalten unter dem Gürtel der Bluse an und zeigt in der vorderen Mitte als Fortsetzung des Latzes einen glatten Teil, der zu beiden Seiten von gelegten Falten begrenzt wird. Der Schnitt ist in 30, 32, 34 und 36 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,25 bis 3,50 Meter. — Ein

Abb. 397. Unterrock mit aufknöpfbaren Volants.

Rüsche verziert. Unter der unteren Rüsche fällt ein plissierter Teil hervor, dessen ausgezogenen unteren Rand ein glatter, mit Rüsche abschließender Streifen besetzt. Aus graublauem Alpaka ist der dritte Volant gefertigt, der durch die reiche, mit Soutache besetzte Volantgarnitur besonders zierlich wirkt. Über ihr werden Gruppen schrägverlaufender

Fältchen sichtbar, den oberen Abschluß bildet wieder die Knopflochblende. Der Schnitt ist in 98, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,20 Metern Breite 3,90 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 389 bis 397 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37—41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Von Heimat und Heimatliebe.

Eine Heimkehrbetrachtung von Doris Staehle.

Man spürt's, daß die Ferien vorüber sind! Jeder Tag, jede Stunde bringt neue Scharen von Flüchtlingen wieder, unablässig rollen die Wagen übers Pflaster, die Wagen mit den Bergen von Koffern, Körben und Taschen auf dem Bock und den lustigen „Familienfuhren" im Innern. Braungebrannte Kindergesichter lugen über den Wagenschlag, und die Fäustchen umklammern außer einem Abschiedsstrauß noch ein sorgsam gehütetes „Andenkenkästchen", das den Argusaugen der Mutter beim Abschied von der Sommerfrische entgangen ist.

Schön war's da draußen, schön über die Maßen — nicht einen Augenblick stehen die Mäulchen still. Über die Kinderköpfe hinüber aber suchen sich die Augen der Eltern, voll froher Erwartung, voll Dankbarkeit. Heimkommen ist doch das Schönste von allem! Und man schämt sich ein bißchen, wenn man bedenkt, wie gram man der Heimat gewesen ist, und daß man sie „unerträglich" gefunden vor lauter unbändiger Reiselust.

Es schien fast, als hätte das liebe Wort „Heimat" seinen alten Zauber verloren, als wäre ein jedes ihr untreu geworden in innerster Seele. Doch es schien auch nur so. Ich weiß ein Wörtchen davon zu reden, denn ich selber habe manch liebes Mal die allgemeine Landflucht mitgemacht, habe mich fortgesehnt von daheim und mit allen Sinnen die Wunder der Ferne genossen. Aber ich habe auch nie so sehr, wie auf Reisen, der Heimat heilige Macht gefühlt, und wie fest sie mich hielt mit unlösbaren Banden, so weit sie den Vogel auch flattern ließ! Von den herrlichsten Orten der Welt, aus Stunden seligsten Schauens hat meine Sehnsucht sich aufgemacht, die Heimat zu suchen.

Und auch anderen rührte das Heimweh ans Herz. Wie manchen sah ich mit zärtlichem Blick über das dämmernde Meer hinspähen, wo die heimische Küste auftauchen sollte, wie manchen sonst Gleichmütigen lebhaft werden, wenn von der Heimat die Rede war. Und wie klangen die Stimmen so warm und voll, wenn plötzlich ein deutsches Lied angestimmt ward, wie fühlte man sich als der Heimat Kind unter fremden Nationen, in fremden Landen!

Immer wieder hab ich's bestätigt gefunden, daß Hand in Hand mit der Reiselust ein starkes, gesteigertes Heimatsgefühl ging. Nicht jene Verklärung nur meine ich, die alles Entschwebende überglänzt, und auch die gerechtere Beurteilung nicht, die der Abstand von Raum und Zeit in uns wirken, sondern mehr, viel mehr: ein zärtliches Empfinden, ein persönliches Zugehörigkeitsgefühl.

Vielleicht ist es alles Reisegenusses letzter Grund und Voraussetzung. Denn kann Reisen und Wandern dem Freude gewähren, der nicht das Glück des Heimkommens kennt und den Frieden stillen Geborgenseins? Ich glaube es nicht. Auf die Dauer gewiß nicht! Wohl mag es im Anfang einen eigenen Reiz haben, unbehindert von jeder Fessel, an nichts gebunden, durch nichts beschränkt, sein Zelt nach Belieben abbrechen zu können. Berauschend mag solche Freiheit sein! Aber der Reiz verliert sich bald, Überfluß zeugt Übersättigung — aus dem Reisen wird ein Vagabundieren. Und haftet nicht all den internationalen Vagabunden des Reichtums, die jahraus, jahrein aus dem Koffer leben, etwas von der Friedlosigkeit ihrer Kollegen von der Landstraße an?

„Unstet und flüchtig sollst du sein . . ." Es liegt eine tiefe Weisheit darin, daß die Bibel keinen schwereren Fluch, keine grausigere Strafe kennt als dauernde Heimatlosigkeit, die nirgends haften und wurzeln darf. Nur die Heimat gibt Frieden, die Heimat gibt Kraft.

Die Heimat! Wie klingt das Wort so stolz, als schlösse es Unantastbares ein, als bedeutete es, wie in alter Zeit: die eigene Scholle, ererbten Grund und auf ihm errichtet „ein stattliches Haus", an dem Geschlechter liebend gebaut. Wie wenige aber besitzen heute in diesem Sinne die Heimat noch. Wie wenige bleiben nur in der Provinz, der Stadt, die sie geboren hat. „Unstet und flüchtig" — einen Teil des Fluchs spüren wir Heutigen fast alle, die wir — freiwillig oder aus Zwang — von der alten Heimat uns lösen mußten.

Hierhin und dorthin wirft uns das Leben, wie Samen, den der Wind verweht, reißt den einzelnen zehnmal von seiner Stätte und fordert zehnmal wieder Gewöhnung! Was in den Straßen einer Stadt aneinander vorüberhastet und rennt, ist bunt zusammengewirbelte Spreu von allen Ecken und Enden des Reichs. In jeder Gesellschaft, jeder Versammlung kann man die Probe darauf machen, welch kleiner Bruchteil der Gesamtheit nach dem Recht der Geburt dem Ort angehört. Je größer die Stadt, je größer der Mischmasch, je weniger der Bodenständigen wird man finden.

Und der Wechsel der Verhältnisse, die in immer schnellerem Tempo sich vollziehende Ummodelung der Straßenbilder machen es selbst diesen Eingesessenen schwer, sich in der Vaterstadt heimisch zu fühlen. Heimatliebe ist konservativ, dem aber ist der Zeitgeist nicht hold, dieser nivellierend pietätlose Geist, der nur vorwärts, niemals rückwärts schaut. Liebgewordenes muß weichen, Unverstandenes entsteht, und das Neue ist stumm und beziehungslos, wo einst selbst die Steine Zungen hatten. Wie oft hört man alte Leute klagen, daß sie fremd in der Heimat geworden seien, wie oft ist man selbst voll schmerzlicher Trauer den Spuren der Erinnerung nachgegangen durch die verwandelten Straßen und Gassen. Dennoch liegt's über den Stätten der Jugend wie ein Hauch unvergänglicher Zärtlichkeit, und wenn wir von unserer „Heimat" reden, denkt unsere Seele immer an sie.

Noch heute spür' ich's am Wehen der Luft, wenn der Bahnzug mich durchs Hessenland trägt! Wie junger Wein geht sie mir ins Blut, süß und doch lind, feurig und stark. Und anders rauschen mir heute noch die Wälder und die flinken Wasser in jenen Tälern als irgendwo sonst in der weiten Welt. Und bin doch so lange, so lange von dort fort, hab' ein ganzes Leben seitdem gelebt, hab' von allem, was mir zu eigen gehörte, nur sechs Fußbreit hessischen Bodens behalten, um einst drin zu ruhen!

Doch alles, was mir je dort gelebt und gewesen, ist seitdem jung und lebendig geblieben, wie Bilder sehr früh Gestorbener sind, denen die Jahre den Zauber nicht nehmen. So höre ich dort noch mein Jugendlachen und viele, lange verklungene Stimmen und empfinde immer von neuem wieder, daß das Erinnerungsparadies auch die einzige Heimat ist, „aus der wir nie vertrieben werden können".

Aber die Erinnerung allein schützt nicht vor innerem und äußerem Frieren, kann das Heimatsbedürfnis der Seele nicht stillen. Wir brauchen ein Nest, das uns hütet und hält, und so oft es das Schicksal auch grausam zerstört, so stiefmütterlich es manchem von uns die Baumittel zumißt — wir bauen geduldig und fleißig daran, und unsere Hoffnung polstert es aus.

Freilich, was wir so „Heimat" nennen, das „Heim", das die Heimat ersetzen muß, sieht, bei Licht besehen, oft recht armselig aus. Den meisten verkörpert das stolze Wort eine beschränkte „Etagenwohnung", ein Bezirk von wenigen engen Räumen, uns geliehen, solange der „Kontrakt" eben reicht. — Dennoch fühlen wir uns dort als die Herren und wissen: fällt unsere Tür ins Schloß, so sind wir drinnen mit Glück oder Not, mit den liebsten Menschen auf Erden allein, und all der Hausrat, der uns umgibt, hat Frohes und Bitteres mit uns erlebt! Der wandert auch mit und bleibt uns treu, wenn wir selbst dieses bescheidene Heim nicht auf die Dauer behaupten können, und hilft uns an jedem fremden Orte wiederum eine „Heimat" bauen.

Ist es drum gar so verwunderlich, daß man sein Herz an den Hausrat hängt und solch altes Stück förmlich liebgewinnt wie einen treuen, bewährten Freund? Wer allerdings alle zwei, drei Jahre „den ganzen Krempel" losschlagen läßt, um den neusten „Stil" dafür einzutauschen, der belächelt solche „Gefühlsduselei". Der begreift nicht, daß man sich unterwegs wie ein Kind auf sein Sofaplätzchen freut, daß man heimkommend jedes einzelne Stück mit leisen, zärtlichen Händen streicht und, am Schreibtisch sich niederlassend, mit einem Gefühl unendlichen Glückes von der ganzen Heimat wieder Besitz ergreift.

Der Alltag beginnt, die liebe Gewohnheit zieht uns wieder in ihren Bann, und die Arbeit — so oft man über sie stöhnt — gibt erst das rechte Zuhausegefühl. Ja, die Arbeit hilft viel, um uns „einzubürgern" und festzuwachsen an einem Platze. Sie rangiert uns ein in die Reihen der vielen, die rings um uns streben und sorgen und schaffen, sie rückt uns auch das Gemeinwesen näher, erweckt ihm Verständnis und tiefen Respekt. Arbeit, Gewohnheit sind starke Bande, die uns mit unserem Wohnort verknüpfen — niemand lebt lange in einer Stadt, ohne inneren Anteil an ihr zu nehmen und ihr Schicksal, ihre Entwicklung mit starkem Interesse zu verfolgen.

Aber „Heimatliebe" ist das noch nicht! Die wird bedingt durch allerlei Dinge, die kein Verstand der Verständigen sieht! Nicht nur durch Abstammung und Tradition. Auch Städte haben ihren Charakter, ihre ausgesprochene Physiognomie, die uns sympathisch berührt oder nicht. Wie oft schaut ein völlig fremder Ort uns beinahe „heimatlich vertraut" an und weckt das spontane Gefühl in uns: hier möchtest du wohnen. Hier gehörst du her. Und andere wieder lassen uns kalt trotz mannigfacher Berührungspunkte.

Noch viel stärker spricht die Landschaft zu uns und wächst uns viel enger und tiefer ins Herz. Wer nicht gar zu weit ihr entlaufen ist, der spürt noch den wesensverwandten Zug, der ihn zur Natur seiner Heimat zieht. Der fühlt noch, wie er gerade dort so werden mußte, wie er ist, und daß seine letzte Heimatsehnsucht nur dort zur Ruhe kommen könnte.

Glückselig der, dem die erste, die wirkliche Heimat blieb, der die Kraft, die ihm aus ihr erwuchs, in ihrem Dienst wieder brauchen darf und seinen Kindern und Kindeskindern die alte Scholle vererben kann. Aber glücklich auch der, der nur ein Stück Boden von seiner Heimaterde besitzt, wo es auch sei. Ein seßhaft Geschlecht ist ein stärkerer Träger von Heimatsitte und Heimatart und von anderer Heimatliebe beseelt, als zum Wandern verdammte moderne Nomaden, die sich erst besinnen müssen, was eigentlich ihre Heimat ist. Machtvoll geht gerade durch unsere Zeit diese Sehnsucht nach der eigenen Scholle, nach einem — ob noch so kleinen — Besitz, in dem Heimatliebe festwurzeln kann! Vielleicht wird die Heimat in späteren Geschlechtern jedem wieder sein Plätzchen gönnen und den alten Fluch der Unstetheit von uns nehmen.

Rüschen und Krausen.

Von Else Mai.

Trotzdem wir Deutschen in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiete der Mode viel erfinderischer, selbständiger und persönlicher geworden sind, richten wir uns immer noch mit großer Vorliebe nach den Französinnen, die uns besonders bei der Erfindung des Tausenderlei der Toilette in der Tat voraus sind. Die Pariserin hat eben doch noch geschicktere Hände als wir, alle diese Kleinigkeiten, Schleifen u. dgl., haben das unbewußte Etwas, das wir nicht nachahmen können. Ihr ist vieles Selbstverständlichkeit, was uns Mühe und Kopfzerbrechen macht, sie findet mit Leichtigkeit die allein richtigen Maße für sich heraus und die Mittel, um Übergänge herzustellen, wo sie nötig sind. Sie entdeckte auch aufs neue die Halsrüsche, die ihr als solcher Übergang vom Halse zum Hute, der in diesem Sommer ja Riesendimensionen angenommen hatte, notwendig schien. Man glaubte, jetzt könnte es nur einen Rückzug zu dem kleinen Hute geben. Er versuchte auch, sich hier und da seinen Platz zu erringen, doch bei den breiten Frisuren machte sich die Kleidsamkeit des großrandigen Hutes geltend, und er blieb und bleibt bestehen. Ich kann es sogar jetzt schon verraten, daß die

Getollte Tüllrüsche.

Tüllkrause mit Samtschlingen.

Hüte in diesem Winter noch an Größe zunehmen werden, und damit ist der Rüsche fürs erste ihre Daseinsberechtigung gesichert.

Es war uns schon ein bekanntes Bild, selbst über den leichtesten und duftigsten Toiletten und selbst bei größter Hitze Pelzstolen in den denkbar verschiedensten Zusammensetzungen zu sehen. Aber Abwechselung ist immer willkommen, und so griffen die Damen gern und freudig die Mode der Chiffon- und Tüllrüschen auf, zu der die Französin wieder stark hinneigte. Gerade diese Mode birgt so unendlich viele Variationsmöglichkeiten in der Wahl der Farbe, der Form und des Materials, da die Grundidee die gleiche bleibt und nur dem Ausputz die weitestgehenden Möglichkeiten gegeben sind. — Das Tragen der Rüsche erfordert ein eingehendes Studium, denn es genügt noch lange nicht, sich eine plissierte oder gekrauste Rüsche umzulegen, um „sehr elegant" zu sein. Es kommt bei der allein wichtigen Frage, nämlich bei der Kleidsamkeit, hauptsächlich darauf an, ob die Rüsche eng, flach oder hochgekrauft ist, ob sie nur den Hals umschließt oder auch die Schulter deckt, ob sie den Ausputz mit Band, Spitzen oder gar Blumen, der ungemein reizvoll sein kann, verträgt oder nicht. Überhaupt darf ein Gegenstand, den die Garderobe nicht unbedingt erfordert, sich niemals ganz nach der Allgemeinmode richten. Besonders der Halsabschluß muß mit besonderer Vorsicht behandelt werden, da er dem Gesicht den feinsten und subtilsten Reiz verleihen und umgekehrt den Gesamteindruck zur Karikatur verzerren kann. Die Rüschen müssen gerade so vorsichtig gewählt werden wie der steife Stehkragen, den die Damen von den Männern übernommen haben, und der nur manche scharf gezeichnete Gesichter kleidet. Kleine, gedrungene Gestalten dürfen die Rüschen nur mit großer Vorsicht tragen; wenn sie verständig und entsagungsvoll genug sind, sollten die Rüschen für sie nur ein Bewunderungsobjekt bei Dritten oder in den Auslagen bleiben, allerhöchstens aber könnten sie sich mit einer kleinen Krause aus Chiffon begnügen, die einen halben Zentimeter breit den nicht zu hohen Stehkragen überragt. Niemals aber dürfen sie ihren kurzen Hals noch in dichte, breite Krausen zwängen. Dies bleibt das Vorrecht der Schlanken, Großgewachsenen, und auch nur dann, wenn sie sorglich erprobt haben, ob nicht durch Übermaß und falsche Farbenwahl der Gesamteindruck des Anzugs gestört oder beeinträchtigt wird.

Schulterkragen mit Halsrüsche aus steifer Gaze, mit schwarzem Samtband verziert.

Zur Herstellung der Rüschen bevorzugt man der Duftigkeit halber Malinetüll. Doch bewährt er sich beim Tragen gar nicht. Feuchtes Wetter oder gar Regen nimmt den zarten Gebilden ihr Ansehen, da sie zusammenfallen, wenn die Appretur schwindet. Da ist Erbstüll weit empfehlenswerter. Er läßt sich auch leichter einfärben, und da es zu den Herbsttoiletten wohl Mode werden dürfte, die Halskrause in der gleichen Nuance zu wählen wie Kleid und Hut, so wird dieser gefärbte Erbstüll wahrscheinlich für Rüschen das weitaus begehrteste Material abgeben.

Mit besonderer Vorsicht ist die hohe dichtgetollte Tüllrüsche auf unserem ersten Bilde zu tragen, die seitlich von einer Schleife gehalten wird. Sie wirkt anspruchsvoll und ist nicht zu allen Toiletten verwendbar. Ebenso geht es mit der Tüllrüsche, die von Schlingen aus schwarzem Samtband unterbrochen ist und seitlich unterm Ohr eine Samtschleife aufweist. Gewiß wird sie manche Gesichter vorteilhaft umschmeicheln, das Haar weich betten und den zarten Teint heben, aber die Trägerin darf ja kein Doppelkinn besitzen und keine zu rundliche Wange darf mit dem Rund der Rüsche in Wettstreit treten; sonst kann nur allzu leicht die Erscheinung der Dame als eine Art kunsthistorischer Karikatur anmuten, als eine komisch verzerrte Reminiszenz an die Bilder alter Holländer, deren Köpfe so unbewegt und unbeweglich von den Präsentiertellern ihrer steifen, weißen Krausen aus auf den erstaunten Beschauer niederblicken.

Kragen aus dicht gepunktetem Tüll; Abschluss aus Seidenband.

Sehr hübsch ist die Rüsche aus engplissiertem Tüll mit zur Schleife geknotetem Seidenband, in deren weicher Fülle eine große Rose ruht. Leicht und kokett legt sich die Krause dicht um den Hals, während auf dem daneben befindlichen Bilde der Kragen aus dichtgepunktetem

Rüsche aus engplissiertem Tüll mit geknotetem Seidenband und grosser Rose.

Tüll die Schultern bedeckt. Er ist dichtgekraust und liegt viermal übereinander. Schmale Seidenbändchen bilden den Abschluß jedes Volants. Er gibt der Toilette ein vollkommenes Gepräge und wirkt durch sein gefälliges Aussehen ebenso kleidsam wie der darüber abgebildete Kragen mit der Halsrüsche aus steifer weißer Gaze, der wirkungsvoll mit schwarzem Samtband garniert ist. (Wir verdanken die Modelle dem Kaufhaus des Westens, Berlin). Lange Enden aus breitem Samtband mit Chenillefransen verlängern den Kragen. Fransen sind momentan die Günstlinge der Mode und finden außerordentliche Verwendung, wo es nur geht, werden sie angebracht. Auch die jetzt so beliebte Krawatte aus breitem Goldband, das, lose und flott geschlungen, ein entzückender Ausputz für einfache Blusen ist, endet in Fransen aus starken Goldfäden.

Von den Fenstern und dem Fensterputzen.

Von Marianne v. Sendow.

Wie alle Moden, so ändert sich auch im Laufe der Zeit die „Fenstermode". Anfang der siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts war man froh, die großen Glasscheiben zu erhalten, die ein mehrfaches Teilen der Fenster durch Holzrahmen unnötig machten; mit der Zeit, als in den achtziger Jahren das „helle Zimmer" verpönt war und nur „Dämmerung" in der modernen Wohnung herrschen durfte, kamen dann die bunten Butzenscheiben auf, die sich aber als der Gesundheit nachteilig erwiesen, da sie allem Licht den Zutritt wehrten. Sie hielten sich auch nicht lange und flüchteten späterhin, sich in irisierende und opalisierende Scheiben wandelnd, aus den Fenstern ins Innere der Zimmer als Schmuck der Möbel. Mit der Mode des Empirestils besinnt man sich wieder auf die kleinscheibigen, viereckigen, in weiße Rahmen gefaßten Fenster, und man wird jedenfalls im Laufe der Zeit wieder zu großen Fensterscheiben zurückkehren, wenn man sich an den kleinen satt gesehen haben wird.

Das Reinhalten und Putzen der Fenster ist immer eine notwendige Hausarbeit gewesen, bei der verschiedene Arten der Reinigung in Anwendung kommen. Seit es die aus mehreren Etagen bestehenden Häuser gibt, ist auch die Frage der Gefahr, auf dem Fensterbrett stehend zu putzen, oft erörtert worden. In Hamburg existiert, wenn ich recht berichtet bin, eine polizeiliche Vorschrift, nach der niemand ein Fenster ohne die vorschriftsmäßigen Vorsichtsmaßregeln putzen darf. (Das gleiche gilt für Wien, wo die Anwendung eines bestimmten „Fensterputzgürtels", durch den das Mädchen oder der Diener vor dem Herunterfallen geschützt werden soll, zu den polizeilichen Vorschriften gehört, deren Ausführung das „wandelnde Auge des Gesetzes", der Polizeimann, streng zu überwachen pflegt.) Die Herrschaften, die ihr Dienstpersonal ohne diese Vorrichtung Fenster säubern lassen, machen sich strafbar. In Holland und in Holstein werden bei Häusern mit ein bis zwei Etagen die Fenster vielfach von der Straße aus „gewaschen". Es stehen große Zober mit reinem Wasser auf der Straße, und die Diener oder Mädchen oder auch die Hausfrauen tauchen Besen hinein, die an so hohen Stangen befestigt sind, daß sie auch die Fenster der oberen Etagen damit abwaschen können. Dieses Waschen wird aber fast nur während des Sommers gegen Abend oder an bedeckten Tagen vorgenommen, da es eine altbekannte Tatsache ist, daß gewaschene Fenster der Sonne nicht ausgesetzt werden dürfen. Sie werden dadurch blind und verlieren an Ansehen. Alte Fensterscheiben von minderwertigem Glase spielen dann oft in allen Regenbogenfarben. Die „laufenden" Fensterscheiben, die „beschlagenen" und „gefrorenen" sind im Winter mit Vorsicht und Aufmerksamkeit zu behandeln. Beschlagene Scheiben (geschwitzte) müssen morgens, solange sie noch nicht laufen, mit einem trockenen weichen Leinentuch oder einem weichen Hirschleder gut abgerieben werden. Vielfach wird auch weiches Druckpapier (Zeitungspapier) dazu empfohlen. Hausfrauen der „alten Schule" lassen auch wohl mit einem Schwamm den ersten Schmutz abwaschen, mit einem nassen Leder nachpolieren und mit einem reinen weichen Tuch abtrocknen. Diese Art ist auch durchaus richtig und rationell, hat nur den einen Fehler, beim Putzen mehrerer Fenster und Doppelfenster eine lange Zeit in Anspruch zu nehmen und viele Anstrengung zu beanspruchen. Man tut gut, diese Reinigung nur beim „großen Reinmachen" anzuwenden und sonst lieber mit Schlemmkreide zu putzen. Man muß aber die Schlemmkreide sehr fein schaben oder noch besser, in ein Batistbeutelchen geben, damit nicht etwa ein scharfes Stückchen eine Schramme in der Scheibe hinterläßt. Man kann auch das Beutelchen, anstatt mit Wasser, mit Branntwein oder Spiritus anfeuchten, damit die Scheibe einreiben und mit trockenem weichen Tuch nachpolieren. Dabei ist darauf zu achten, daß auch die Ecken gut klar geputzt werden; am besten ist es, von der Mitte der Scheibe ausgehend, immer rund zu reiben. Ein Schnellputzmittel für Fenster, das aber nicht gewohnheitsmäßig anzuwenden ist, ist auch Benzin, das man auf einen Lappen gießt, mit dem man von der Mitte aus rundum reibt; dann wird mit weichem Tuch nachgewischt. Auch eine rohe Kartoffelscheibe, die natürlich bei großen Fenstern durch mehrere ersetzt wird, die man in Wasser taucht und mit der man kreisförmig das Fenster abreibt, macht die Scheiben blank. Das Nachwischen geschieht auch hier mit einem weichen reinen Tuch. Derartige Schnellreinigung begegnet zwar noch oft dem Mißtrauen solcher Hausfrauen, die in Vorurteilen für früher übliche Reinigungsarten befangen und jeder schneller gehenden Neuerung abhold sind, da sie nur der umständlicheren und mehr Zeit und Kraft erfordernden Arbeit trauen. Aber sie werden sich jedenfalls von Fall zu Fall auch überzeugen lassen, daß neue Erfindungen und Versuche als gelungen zu betrachten sind, die gleiche Resultate, in diesem Fall also „blanke Fenster", bei schneller zu erledigender und leichterer Arbeit liefern.

Um trübe, bunt schillernde Scheiben klarzumachen, weicht man Brennesseln in Salzwasser ein, reibt die Fenster damit ab, wischt mit reinem Wasser nach und trocknet ab. Sind durch neuen Hausputz oder dergleichen die Fenster mit Kalk beschmutzt worden, so entfernt man den Schmutz mit Essig. Haben sie Ölfarbenspritzer erhalten, so weicht man diese mit Terpentinöl ab, ehe man an das Putzen geht. Oft muß das Abreiben derartiger Flecke wiederholt werden.

Es ist gut, die Fensterscheiben öfter darauf zu prüfen, ob der Kitt noch fest genug ist, und sie dann, ehe dieser sich ganz gelöst hat oder abgesplittert ist, neu verkitten zu lassen — man spart manche Scheibe durch diese einfache Vorsicht.

Gefrorene Fensterscheiben läßt man am besten von selbst abtauen. Kann oder soll dies nicht geschehen, so kann man Kochsalz in Wasser lösen, einen Schwamm hineintauchen und vorsichtig (natürlich nur, wenn das Thermometer nicht unter Null steht) damit das Glas abwaschen, mit reinem Wasser nachwischen und trocken nachreiben.

Hält man sich einigermaßen an diese erprobten Ratschläge, so darf man sicher sein, stets freundlich blinkende, helle und lichtdurchlassende Fenster zu haben. Das ist aber bei der Wichtigkeit, die von der modernen Hygiene dem Einflusse des Lichtes beigelegt wird, nicht nur eine Forderung der Reinlichkeit, sondern auch eine Förderung unseres Gesundheitszustandes.

Ratgeber für jedermann.

Schöner Hausrat.

Ein improvisierter Bücherschrank. Heutzutage, wo man der Jugend viel mehr Rechte zugesteht als früher, hat auch das Backfischchen schon seine eigene, bändereiche Bibliothek, die es natürlich auch im Jungmädchenzimmer behalten und immer zur Hand haben will. Das aber bietet oft Schwierigkeiten, denn der Raum in solch einem Stübchen ist meist beschränkt und ein Bücherschrank ein teures Möbel. Doch wozu gibt es Fensterbretter und die hübschen, geräumigen Nischen darunter? Sie als Bücherbehälter zu benutzen ist, wie unser Bildchen zeigt, gar kein so übler Gedanke. In die Nische läßt man vom Tischler zwei bis drei dunkelgebeizte Bretter, die auf Leisten ruhen, einfügen und kann dann auf verhältnismäßig geringem Raum eine stattliche Bibliothek unterbringen. Oben unter dem Fensterbrett ist eine nicht zu dünne Messingstange zu befestigen, über der an kleinen Messingringen eine in der Mitte geteilte Seidengardine läuft. So ist der Bücherschatz unberufenen Blicken entzogen, vor Staub geschützt und durch einen Griff, der den leichten Vorhang zurückschiebt, zu erreichen, wenn man seiner bedarf. Und wo ließe sich ein traulicherer Lesewinkel schaffen, als am hellen Fenster, hinter blühenden Blumen und in nächster Nähe der lieben, gedruckten Freunde? — In England findet man diese Bücherschränke unterm Fenster, auch rings um die halbrunden Erker laufend und zum Teil mit festen Türen verschlossen, in sehr vielen Häusern. Und nicht nur im Zimmer der jungen Damen! Auch der Hausherr, der Gelehrte, der seinen Bücherreichtum auf den Wandregalen kaum mehr bergen kann, greift gern zu dieser Aushilfe. Mitunter werden auch die Fensterbretter durch Ansetzen eines zweiten Brettes — bei tiefen Nischen — noch verbreitert, so daß auch große Bücher, Mappen und Atlanten darunter aufbewahrt werden können. Im Damenzimmer belegt man das Fensterbrett, um den behaglichen Eindruck noch zu erhöhen, mit Vorliebe mit einem schönen, alten Brokatläufer oder mit einem mattfarbenen, mit antiken, schmalen Metallborten besetzten Plüschstreifen.

Ein improvisierter Bücherschrank.

Schmuck.

Das Fingerring-Armband. Ein eigenartiges Schmuckstück, nach einem Entwurfe von Fouquet ausgeführt, war vor kurzem in Paris zu sehen. Es bestand aus einem eng das linke Handgelenk umspannenden Schlangenarmbande, das in eigentümlicher Weise mit einem auf dem Zeigefinger der gleichen Hand getragenen und mit einem ungewöhnlich schönen Skarabäus geschmückten Ringe zu einem einheitlichen Schmuckstück verbunden worden war. Der goldene Schlangenkörper schob sich in schönen Windungen auf den Handrücken und endete erst hier knapp unter dem Fingeransatz in dem flachen, rubinäugigen Schlangenkopfe, von dem feine Kettchen in wohl berechneten schönen Linien zu dem Skarabäus des Ringes führten. Die allmählich ausklingende Mode der kurzen Ärmel, die dem Armband so günstig waren, mag Anlaß zur Erfindung dieser exzentrischen, aber künstlerisch sehr fein durchgeführten Kostbarkeit gegeben haben. Der lange Ärmel läßt dem eigentlichen Armbande keinen Wirkungsraum — so schiebt es sich logischerweise ganz nach vorn an die Hand, und die Verbindung mit dem Ringe wurde dann, bei aller entfernten Erinnerung an den prunkenden komplizierten Handschmuck ägyptischer Königinnen, eine Erfindung von echt französischem Geschmack.

Handarbeit.

Wandbehang über ein Kinderbettchen. (Von Claire Grumbacher.) Die einfach auszuführende Kreuzstichstickerei wirkt durch ihre aparte Farbe und Formen hübsch und ruhig und ist sehr billig herzustellen. Graublauer Rupfen und Irisgarn in zwei Fraistönen und in zwei Schattierungen von der Farbe des Rupfens bilden das ganze Material. Die Tierchen sind in den abstechenden Farben ausgeführt, die dazwischen stehenden Pflanzen in den Nuancen des Grundes (ein dunklerer und ein hellerer Ton). Um die geschlossene friesartige Wirkung zu heben, wird der Hohlsaum unter der Stickerei mit zwei dunkelfraisefarbigen Fäden begrenzt. Den Abschluß bildet eine aus dem Rupfen ge-

Wandbehang über ein Kinderbettchen.

Pompadour mit leichter Soutacheverzierung.

knüpfte Franse. Da das Muster fortlaufend ist, kann man die Länge leicht nach der Größe des betreffenden Bettchens richten. Ein fraisefarbenes Satinfutter, das jedoch nicht unbedingt nötig ist, und hübsche Messingringe, um den Behang leicht und schnell aufhängen und abnehmen zu können, vervollständigen das Ganze.

Pompadour mit leichter Soutacheverzierung. Die Form dieses Pompadours stammt eigentlich in gerader Linie von den Tüchern ab, in die die Bauernweiber ihre auf der Messe erstandenen Einkäufe einzuknüpfen pflegen. Ein viereckiges (nach Belieben gefüttertes) Stück Stoff (Leinen oder Seide eignet sich am besten), an das Ringe angenäht werden, durch die man zwei, oben zu voller Schleife verknüpfbare Bänder zieht — das ist alles. Das einfache Ziermotiv, Spirallinien durch gerade Linien miteinander verbunden und im Zentrum durch ein gläsernes Schmucksteinchen betont, ist logischerweise an der Innenseite des Stoffquadrates angebracht, da sich ja dessen Rand beim Zusammenziehen des Beutels umlegt.

Kunst im Haus.

„Tänzerin." Statuette von Professor Ernst Seger, Berlin. Im wilden Rhythmus einer südlichen Tanzweise, den das Geklapper der Kastagnetten hart betont, biegt sich der bronzene Frauenkörper, gelöst in Lust an der eigenen, wie von Erdenschwere befreiten Bewegung. Trotz der stürmischen Empfindung, die das Figürchen belebt, verliert sein Umriß eine gewisse ruhige Anmut nicht, die ja auch unerläßlich ist für ein kleines Kunstwerk, an dem wir uns dauernd freuen wollen. (Bezugsquelle: Gladenbeck, Berlin.)

„Tänzerin." Statuette von Professor Ernst Seger.

Garten und Blumen.

Verschiedenfarbige Begonie. Unter den Blütenpflanzen, die sowohl als Zimmer- und Fensterblumen wie auch als Gartenpflanzen ganz außerordentlich bevorzugt werden, nehmen die Begonien, zu deutsch Schiefblätter, ihrer außerordentlichen Dankbarkeit und ihres unermüdlichen Blühens halber, die erste Stelle ein. Neben zahlreichen Arten sind viele in den Gärten entstandene Sorten bekannt und beliebt. Eine prachtvolle, dankbare Zimmerpflanze ist die in der Abbildung dargestellte verschiedenfarbige Begonie. Sie ist eine echte, in den Gebirgswäldern Javas und in China heimische Art von etwa 60 Zentimetern Höhe, deren Blütezeit in den Sommer und Herbst fällt. Einem knolligen Erdstamm entsprießen die schlanken, mit den eigenartigen, schiefherzförmigen Blättern garnierten Triebe. Die Blätter sind am Rande gezähnt und auf der Unterseite prächtig purpurrot gefärbt. Die zwar nicht großen, aber sich immer und immer wieder ergänzenden Blüten sind rosafarbig oder hell rosenrot. Diese prachtvolle Zimmerpflanze wächst außerordentlich üppig; sie bedarf eines Standorts an einem nach Osten gerichteten Blumenfenster, also geschützt gegen grelle Mittagssonne, braucht eine poröse, nahrhafte Erde und im Sommer reichliche Bewässerung, während sie im Winter mehr trocken als feucht zu halten ist. Das Verpflanzen wird jährlich im Frühling vorgenommen; die Vermehrung erfolgt leicht durch Stecklinge.

Verschiedenfarbige Begonie.

Gesundheitspflege.

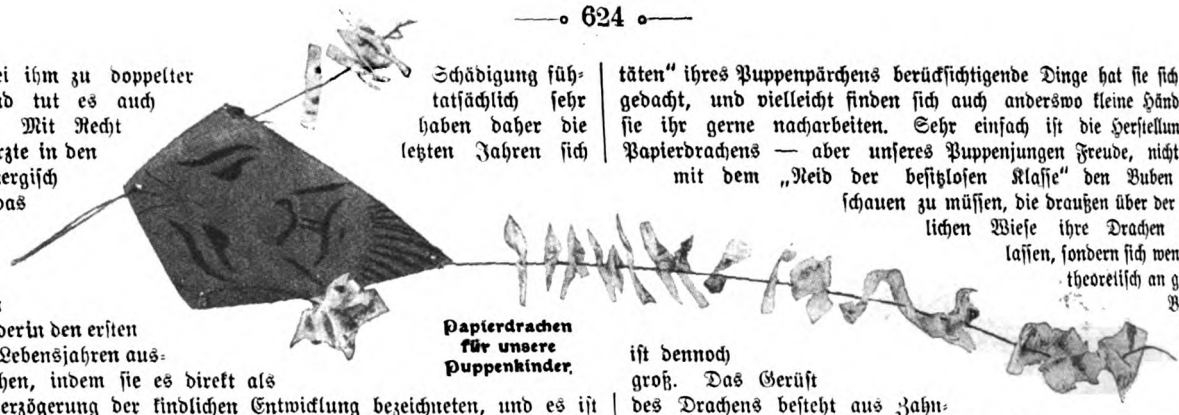
Die Pflege unserer Kinder im Herbst. Leider ist die Klage nur zu berechtigt, daß heute bereits unsere Kinder nervös sind, und ihre Lebhaftigkeit oft eine größere ist, als bei ihrem Alter begründet erscheint. Daß das Hasten und Treiben des heutigen Lebens, der wachsende Lärm auf den Straßen der Städte, die fast täglich zunehmende Vergnügungs- und Erholungssucht der Erwachsenen auch auf das Kind nicht ohne Einfluß bleiben, ist leider nur zu erklärlich, und es ist keineswegs nötig, die Schule in erster Linie für die Überreizung der kindlichen Nerven verantwortlich zu machen, wie es so vielfach mit Unrecht geschieht. Eine viel größere Schuld trifft ganz entschieden die Eltern selbst, die nicht immer in ihrer Pflege des kindlichen Körpers und Geistes richtigen Grundsätzen folgen, und vor allem den kindlichen Körper — wenn auch unbewußt — zum Gegenstand von Experimenten machen, die nicht immer zum Vorteil des Kindes ausschlagen. Eine sehr maßgebende Rolle spielt hierbei der Abhärtungsfanatismus. Aus der verflossenen Zeit der Kaltwasserheilanstalten ist in der Gegenwart noch der Glaube vielfach verbreitet, daß möglichst täglich der Körper mit kaltem Wasser abzuwaschen oder, wie man sich in den Kreisen der Anhänger dieser Methode auszudrücken pflegt, abzureiben sei, gleichgültig ob Sommer oder Winter, damit der Erkältung vorgebeugt, eine kräftige Entwicklung des Organismus gesichert und die Gesundheit befestigt werde. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Ansicht manche Wahrheit enthält, aber ihre schematische Anwendung ohne sorgfältige individuelle Anpassung kann auch den größten Schaden an Leib und Leben zur Folge haben. Bei allen derartigen Maßnahmen müssen wir doch stets bedenken, daß die Wärme die Grundbedingung aller Lebensvorgänge ist; daß sie der Körper deshalb fortwährend auf seine Kosten bildet, und daß die planlose Fortnahme dieser Wärme durch eine kalte Waschung der ganzen Körperoberfläche nur dann keine Störung im Körperhaushalt veranlassen wird, wenn die Körperkraft zu sofortigem Ersatz des Verlustes ausreicht. Ob das aber bei einem im Wachstum begriffenen und daher in gewissem Sinne zumeist schonungsbedürftigen Kinde zutrifft, ist sehr fraglich. Eine kalte Abreibung ist ferner stets ein Reiz, es wird also durch sie gleichzeitig auf das Nervensystem eine Reizung ausgeübt, die um so stärker wirkt, je niedriger die Außentemperatur ist, und die bisweilen sehr angebracht sein kann. Da aber gerade das Kind möglichst vor Reizen zu schützen ist, so kann diese

Sitte bei ihm zu doppelter Schädigung führen, und tut es auch tatsächlich sehr häufig. Mit Recht haben daher die Kinderärzte in den letzten Jahren sich sehr energisch gegen das tägliche kalte Abwaschen der Kinder in den ersten beiden Lebensjahren ausgesprochen, indem sie es direkt als eine Verzögerung der kindlichen Entwicklung bezeichneten, und es ist notwendig, diese Warnung für alle Kinder in den kühlen und kalten Jahreszeiten auszusprechen. So wohltuend eine solche Waschung des Körpers an warmen Sommertagen ist, so ist sie doch im Herbst und Winter im allgemeinen unbedingt zu verwerfen, und sie wäre höchstens in sehr gut erwärmtem Zimmer zwei- bis dreimal die Woche in richtiger schneller Ausführung zu gestatten. Aber auch unter dieser Voraussetzung ist eine flüchtige kalte Dusche nach vorausgegangenem warmen Vollbade vorzuziehen, weil das kalte Wasserverfahren allein den Körper sehr wenig reinigt, und für die Abhärtung die Reinigung der Haut ebenso erforderlich ist wie die Vermeidung von Verweichlichung. Diese darf natürlich die Erziehung des Kindes in keiner Weise beeinflussen, aber auch nicht ihr Gegenteil: allein die goldene Mittelstraße ist auch hier der richtige Weg. Daher muß es auch direkt als eine Sünde gegen die Kinder bezeichnet werden, wenn ihre Kleidung nicht sorgfältig den Witterungsverhältnissen angepaßt ist. Der Hals bleibe frei vom Schal, damit seine Haut nicht verwöhnt und dadurch besonders empfindlich werde; der übrige Körper aber sei vollständig von warmer Kleidung umgeben, und man muß es vom ärztlichen Standpunkt direkt als eine Beförderung der Erkältung bezeichnen, wenn Eltern ihre Kinder bei kaltem Wetter mit unbekleideten Beinen herumlaufen lassen. Jedermann weiß, wie leicht im Herbst und Winter Durchnässung der Strümpfe bei den Kindern Schnupfen und Rachenkrankheiten hervorrufen, weshalb die sorgsame Mutter stets ängstlich auf trockenes Fußzeug bedacht ist. Die gleiche Mutter hält es aber nicht für bedenklich, Knie und Unterschenkel ihres Kindes erbarmungslos dem Nordwind und dem Schneegestöber auszusetzen, und wenn das Kind zitternd und frierend nach Hause kommt, und eine ernste Erkältung sich einstellt, so ist sie erstaunt, daß trotz der „Abhärtung" die Krankheit eintrat! In Wirklichkeit aber war allein die „Abhärtung" die Ursache, daß jetzt das Leben des Kindes mehr oder weniger bedroht ist.

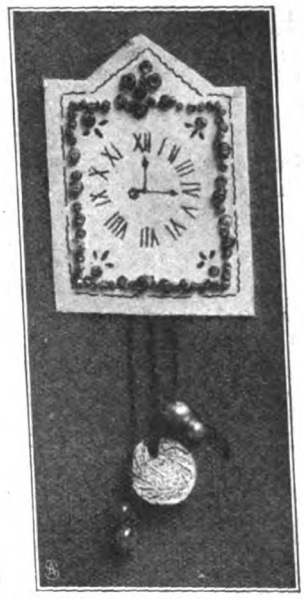
Für Kinderhände.

Papierdrachen und Wanduhr für die Puppenkinder.

Der Puppenjunge und das Puppenmädchen haben demnächst Geburtstag. Das unerhörte und in der Geschichte ihres Elternhauses noch nicht dagewesene Ereignis, daß dieser Geburtstag, d. h. die erste Wiederkehr des Tages, an dem sie ihren Einzug ins Puppenhaus hielten, von den Hauptbeteiligten überhaupt erlebt wird, soll gebührend gefeiert werden, und vor allem sollen auch „eigenhändig" gefertigte Geschenke von der aufopferungsvollen Liebe der kleinen Puppenmama Beweis ablegen. Sehr schöne und die „Individualitäten" ihres Puppenpärchens berücksichtigende Dinge hat sie sich ausgedacht, und vielleicht finden sich auch anderswo kleine Hände, die sie ihr gerne nacharbeiten. Sehr einfach ist die Herstellung des Papierdrachens — aber unseres Puppenjungen Freude, nicht mehr mit dem „Neid der besitzlosen Klasse" den Buben nachschauen zu müssen, die draußen über der herbstlichen Wiese ihre Drachen steigen lassen, sondern sich wenigstens theoretisch an gleichem Besitz zu freuen, ist dennoch groß. Das Gerüst des Drachens besteht aus Zahnstochern, die Ohren und den Schweif fertigt man aus aufgereihten bunten Seidenpapierschnitzeln; der fertige Drachen wird feuerrot getuscht und bekommt ein lustiges Gesicht angemalt. — Das Puppenmädi ist natürlich, wie alle Damen, etwas unbescheidener in ihren Geburtstagswünschen, aber das neue Glanzstück für ihr Zimmer, die schöne Wanduhr, befriedigt auch ihre verwöhnten Ansprüche. Aus weißem Karton wird die Grundform für die Uhr ausgeschnitten, das Zifferblatt wird zierlich beschrieben (es dürfen auch arabische Ziffern sein, wenn sie dem Kinde geläufiger sind — sie sind überdies moderner!) und mit bunten kleinen Glasperlen am Rande umrahmt. Das Fadenpendel bekommt eine blanke Spielmünze am unteren Ende angehängt, und die Gewichte lassen sich prachtvoll aus ein paar größeren Wachsperlen herstellen.



Papierdrachen für unsere Puppenkinder.



Wanduhr für die Puppenstube.

Frauenporträte in der Kunst.

Porträt der Herzogin Magdalena von Bayern. Von Peter de Witte, genannt Candido (1548—1628). Wer München kennt und liebt, nicht nur als Durchgangsstation zu den Bergen und nicht nur als Bierstadt, sondern als den Ort, wo selbst heute noch Kunst, wie kaum irgendwo auf deutscher Erde, kein leerer Begriff, sondern ein wirklich lebendiger, durch Tradition gefestigter und die ganze Stimmung der Stadt mitbeeinflussender Faktor ist, dem ist wohl auch des alten Peter Candido Name nicht fremd geblieben! Erzene Portale und Brunnen, die Madonna der Mariensäule und das Kaiser-Ludwig-Grab in der Frauenkirche haben dem Bildhauer, große dekorative Wandmalereien in der „Residenz", im Schleißheimer Schloß und an anderen Orten haben dem Maler sein Stückchen Unsterblichkeit gesichert. „Dekorativ" im ursprünglichen Sinn, schmückend und schmuckreich also, ist auch vor allem das Beiwort, das wir dem hier gezeigten Porträt zugestehen müssen. Aber es hat nichts mit den meist nur auf stärkere Fernwirkung berechneten und Details vernachlässigenden Techniken zu schaffen, die von dem modernen Begriff des Dekorativen fast unzertrennlich geworden. Mit einer zärtlichen, ernsthaften Liebe ist da jedes Fädchen des goldbortigen Besatzes in Farbe nochmals nachgewirkt, jede feinfädige Figur der Kantenmusterung mit spitzem Pinsel nachgezogen, jedes fröhliche Lichtlein auf Samt und Perlen, auf Gold und hochgetürmten Haarwellen aufgefangen. Und aus der engen Haft dieser Pracht blickt der Mensch auf uns nieder, dem sie dient, eine Frau, deren schwermütige Augen im blassen, stolzen Gesicht allerdings weit weniger von junger Freude an Pracht und Glanz zu sprechen scheinen als von einem frühreifen Wissen um des Lebens trübste Erkenntnis.

Herzogin Magdalena von Bayern.
Porträt von Peter de Witte genannt Candido (1548—1628).

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 40. 1908.

Ein fröhlich Herz ist Goldes wert,
Leicht trägt es die Lasten des Lebens.
Ist stark in der Not, zum Mitleid bereit,
Du bittest bei ihm nicht vergebens.

Elisabeth Dauthendey.

Das Familienleben des Sultans.

Von A. Czerny (Konstantinopel).

Im Harem, dem einen Komplex von zweistöckigen Häusern mit ungefähr 800 verschiedenen Räumlichkeiten umfassenden Frauen-Wohnorte, der in großen, schönen, von hohen Mauern umrahmten Gärten liegt, spielt sich das Familienleben des Sultans ab. Eine jede der vornehmsten Damen dieses Harems hat ihre eigene, große und reiche persönliche Wohnung, zu der sich viele Empfangssalons, Wohnräume und Speisesäle gesellen, und an die sich eine Anzahl von Bädern schließen. Spezielle Küchen gehören jedoch zu keiner Wohnung, da alle Speisen nur außerhalb des Harems von männlichen Köchen zubereitet werden. Eunuchen und Dienerinnen sorgen später für die Verteilung der Speisen im Harem. Die Zahl der den Harem bewohnenden Frauen aller Alters- und Rangklassen beträgt ungefähr dreihundert. Die vornehmste unter ihnen ist die Mutter des Sultans, die Sultane Validé. Sie ist „le reflet feminin du Sultan", und ihre Herrschaft innerhalb der Haremsmauern ist unbeschränkt. Ist die wirkliche Mutter gestorben, wird eine Wahlmutter erkoren, weil nun einmal die Ordnung im Harem das „Amt" und die Würde einer Mutter verlangt. Lebt die Amme des Sultans, wird diese bevorzugt.

Die Frau, die durch lange Jahre als Sultane Validé im Harem herrschte und den Namen Peresto Hanum trug, wurde zwar offiziell als Amme des Sultans bezeichnet, war aber tatsächlich seine Mutter. Da sie armenischen Ursprungs war, wurde es als verletzend für das Selbstgefühl der Mohammedaner betrachtet, das wahre verwandtschaftliche Verhältnis öffentlich bekannt zu geben. Als der Vater des gegenwärtigen Sultans dieser Frau seine Neigung schenkte, geschah dies zu einer Zeit, in der es so gut wie ausgeschlossen schien, daß ein dieser Verbindung entsprießender Sohn jemals Sultan werden konnte. Gleichviel ob Mutter oder Amme, Peresto Hanum erfreute sich des vollen Vertrauens des Sultans und wurde von ihm bis zu ihrem Tode mit Liebe und Achtung behandelt. Wohl blieb sie ihrem christlichen Glauben treu, doch hinderte sie dies nicht, äußerlich eine vollständige Mohammedanerin zu sein. Sie war in jeder Hinsicht eine sehr repräsentative Dame und eine gute Leiterin des Harems. Nach der Sultane Validé folgen als die vornehmsten im Range die Mütter der vier ältesten Kinder des Sultans. Diese sind also als die eigentlichen und legitimen Frauen des Sultans zu bezeichnen. Ihr Titel ist Kadina. Von diesen legitimen Frauen leben nur noch zwei ältere Damen, die im Harem durchaus keine Rolle spielen. In ihren großen reichen Wohnungen führen sie ein beschauliches Dasein, werden jedoch von allen, die mit ihnen in Berührung kommen, ihres Ranges halber mit Ehrfurcht behandelt.

Kadina werden auch, obschon mit Unrecht, alle jene Frauen genannt, die dem Sultan Kinder geschenkt haben. Im Range folgen sie nach den eigentlichen Kadinen. Von diesen Quasi-Kadinen gibt es zehn, die lebenslänglich zum Harem gehören, wenn auch ihre intimen Beziehungen zum Sultan längst der Vergangenheit angehören. Auch von diesen Frauen besitzt eine jede ihre eigene Wohnung und Hofhaltung. In derartigen eigenen Wohnungen sind ferner solche Frauen untergebracht, die sich der vorübergehenden Gunst des Sultans erfreuen. Auch sie spielen selbstverständlich eine gewisse Rolle, wenngleich sie ihrem Range nach keinen berechtigten Anspruch darauf erheben können. Aber diese Herrlichkeit dauert gewöhnlich nur kurze Zeit. Wenn ihnen nämlich Mutterfreuden versagt bleiben, und ihnen die Laune des Sultans nicht mehr gehört, werden sie mit Söhnen aus vornehmen und reichen Familien verheiratet; ein immerhin glänzender Abschluß ihrer kurzen Karriere.

Außer diesen Frauen bevölkern den Harem noch eine Menge von Ehrendamen, Erzieherinnen, Lehrerinnen, Dienerinnen und ein Bestand von heranwachsenden Schönheiten, der fortwährend erneuert wird. Das sind die in Europa mit dem Namen „Odalisken" bezeichneten Wesen, die jedoch den mit diesem Wort verbundenen europäischen Anschauungen über diese jungen Mädchen nicht entsprechen. Tatsächlich sind es sehr elegante und wohlerzogene junge Damen mit guten und — so seltsam es auch klingen mag — dezenten Manieren. Ausgesucht werden sie in den türkischen Kaukasusländern unter den dort wohnenden schönen tscherkessischen Stämmen. Wenn nach vertraulichen Korrespondenzen festgestellt wurde, wo schöne kleine Mädchen vorhanden sind, die von den Eltern erworben werden können, so werden Intendanten des Harems, die sogenannten Kehayas, begleitet von Dienern, im Frühjahr ausgeschickt, um diese Mädchen abzuholen. Gewöhnlich werden sie im Alter von vier bis fünf Jahren bevorzugt, vorausgesetzt, daß die Eltern schriftlich auf ihre Rechte über die Kinder verzichten — was immer der Fall ist — und wofür sie eine Abfindungssumme von 1000 bis 1600 Frank erhalten. Es ist Sitte, daß die Eltern dem Kinde eine reiche Ausstattung mitgeben. Mit diesem Vorgang hat das Verhältnis zwischen Eltern und Kind sein Ende erreicht und die Erziehung im Harem beginnt. Erst nach vier Jahren wird der Mutter gestattet, das Kind in seinem neuen Heim zu besuchen, aber die Besuche sind kurz, und das Wiedersehen findet in Anwesenheit von Eunuchen statt, die genau darauf zu achten haben, daß das Kind nichts von dem Aufenthalt im Harem erzählt. Auch eine spätere Korrespondenz zwischen Mutter und Kind wird genau überwacht. Meldungen über Krankheiten des Kindes werden nicht gemacht, doch wird eine Todesnachricht nicht vorenthalten und den Eltern anschließend an diese eine Geldspende zuerteilt. Im Harem selbst erhalten die Mädchen eine gute Erziehung und sorgfältigen Unterricht. Da sich gewöhnlich ungefähr 100 junge Mädchen dort befinden, geht es da beinahe wie in einer höheren Töchterschule zu. Der Unterricht umfaßt, außer den gewöhnlichen Fächern, Französisch, Klavierspiel, Zeichnen, Handarbeiten und was

„ein gut erzogenes Mädchen" sonst noch lernen muß, mit Ausnahme von Gymnastik. Da die Mädchen jedoch sehr wenig an die frische Luft kommen, wachsen sie als blasse, zarte Treibhauspflanzen heran. Das System des gegenseitigen Unterrichts trägt dazu bei, daß die Traditionen im Harem nicht gebrochen werden und alles nach alten Schablonen gelehrt wird. Die eigentliche Erziehung ruht in den Händen von ungefähr zwanzig älteren Frauen, die Kalfas genannt werden und den Mädchen gute Manieren und — — „eine moralische Lebensführung" beizubringen haben. — Moralisch natürlich nach mohammedanischen Begriffen.

Diese jungen Mädchen, von denen ein jedes die Möglichkeit besitzt, die Gunst des Sultans zu erwerben, werden mit allen Rücksichten behandelt. Im Kindesalter haben sie wohl eine Bonne, die ihr Zimmer mit ihnen teilt, aber verhältnismäßig früh erhalten sie ein eigenes, elegantes Schlafgemach und Dienerinnen, die ihnen mit Ehrfurcht begegnen müssen. Trotz aller dieser Aufmerksamkeiten aber mag ihnen das Leben im Harem sehr eintönig erscheinen. Ihr sonst lebhafter, tscherkessischer Geist wird bald abgestumpft, sie werden traurig und grämlich. Es ist ihnen verboten, miteinander zu flüstern oder laut zu sprechen, und auch gegenseitige Freundschaft ist verpönt. Ihr ganzes Gebaren soll „korrekt und gemessen" sein. Zerstreuungen kennen sie kaum. Eine der wenigen, wenn nicht die einzige, besteht von Zeit zu Zeit in einem Spaziergang im Garten, aber auch dies sehr selten und nur nach besonderer Erlaubnis und unter Bewachung von Eunuchen, die streng angewiesen sind, alle Zeichen von Lustigkeit zu unterdrücken. Unter derartig traurigen Verhältnissen wird natürlich die Toilettenfrage für die armen Mädchen zu einer Lebensfrage, da es doch immer zu den Abwechselungen gehört, sich neue Kleider auszusuchen. In dieser Beziehung besitzen sie ziemliche Freiheit, die sie dazu benutzen, große Einkäufe von reichen, aber nicht immer geschmackvollen Toiletten zu machen. Auch Schmucksachen kaufen sie in großen Mengen. Und alles nach der letzten französischen Mode! Denn es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß im Harem auch nur eine Spur von den altmodischen, nationalen Kleidern zu finden ist. Alles ist europäisch; nur die Oberkleider, die beim Verlassen der Gemächer angelegt werden, sind orientalisch.

Das tägliche Leben im Harem fängt spät, erst gegen zehn Uhr an. Das erste Frühstück besteht aus einem Getränk nach freier Wahl mit Gebäck. Ferner werden um zwei Uhr und bei Sonnenuntergang Mahlzeiten aufgetragen, die aus vielen Gängen mit einer Unmenge von Süßigkeiten bestehen. Dazu als Getränke nur Wasser, Limonade und Kaffee. Die meisten Bewohner des Harems lassen sich das Essen in ihren eigenen Zimmern servieren. — Im Laufe des Tages kommen recht oft außerhalb des Harems wohnende Prinzessinnen und andere vornehme Frauen auf Besuch. Zuerst wird bei der Sultane Validé vorgesprochen, wo dann Süßigkeiten und Getränke serviert werden, später werden die anderen Damen des Harems besucht. So erfahren diese doch etwas von dem Leben außerhalb der Mauern, die sie umgeben. Aus eigener Anschauung sehen sie sehr wenig davon, denn nur selten machen sie in geschlossenen Wagen Spazierfahrten außerhalb des Haremsgartens, und auch diese im Grunde sehr bescheidene Vergünstigung wird nur wenigen bevorzugten unter ihnen zuteil.

In diesem Leben spielen die Eunuchen eine nicht unwesentliche Rolle. Sie sind nicht nur unerbittliche Wächter der guten Ordnung, sondern auch zuweilen demütige Diener. Einige mehr Kammerdiener, andere mehr Kammerjunker. Sehr zierlich, oft mit höfischen Manieren, bisweilen im Besitz von Bildung und Verstand. Jedoch ist unter den Eunuchen des Kaiserlichen Harems Intelligenz insofern eine selten vorhandene Gabe, als der Sultan nur Eunuchen den Vorzug gibt, die über das Gegenteil von Geist verfügen. Sie können Passionen haben, selbst teure Passionen, aber nur kein persönliches Interesse.

Wenn die jungen Mädchen ihre körperliche Reife erlangen, werden sie als Ehrendamen bei der Sultane Validé angestellt oder auf andere Weise aus ihrer bescheidenen Stellung hervorgezogen, so daß der Sultan sie auf seinen täglichen Vormittagsbesuchen bei der Sultane Validé sehen muß. Vorgestellt werden sie ihm jedoch nicht, auch spricht er nicht mit ihnen, wie er überhaupt nicht mit den Bewohnern des Harems spricht; aber sie werden ihm derart in den Weg geführt, daß er sie nicht gut übersehen kann. Er liebt durchaus nicht große und starke Frauen, wie diese im allgemeinen dem orientalischen Geschmack entsprechen, sondern bevorzugt die kleinen, feinen und schmächtigen Gestalten, besonders wenn sie zugleich unbedeutend sind. — Ein religiöser Brauch will es, daß der Sultan sich mindestens einmal im Jahr, im Monat Ramazan, eine neue Favoritin aus der Schar jener erwählt, die die Hoffnung hegen können, Kadina zu werden.*) Diese neuen Favoritinnen werden jedoch sehr selten Kadina, da sie in den meisten Fällen nach ganz kurzer Zeit wieder aufgegeben werden, entweder, weil sie dem Sultan nicht mehr oder weil sie ihm zu gut gefallen. Er ist nämlich ein so kluger Politiker, daß er die Liebe fürchtet und scheut. Er will nicht mit Ketten der Liebe gefesselt sein. Diejenigen Frauen, die ihm zu gefallen aufhörten, werden zumeist in Konstantinopel verheiratet; die anderen, deren Macht er fürchtet, werden mit reichen Ausstattungen und Geschenken nach der fernen Heimat gesandt. Die alte Legende, daß der Sultan derjenigen Odaliske, die ihm gefällt, ein Seidentuch als Zeichen seiner Huld zuwirft, entspricht nicht den Tatsachen. Es geht etwas zeremonieller zu, und es gibt sogar eine kurze Periode, die man als Verlobungszeit bezeichnen könnte.

Das junge „erkorene" Mädchen empfindet selbstverständlich die ihr zuteil gewordene Bevorzugung freudig. Ihre ganze Erziehung ist ja auf dieses Ziel gerichtet, dessen Erreichung für sie „Lebenszweck" bedeutet. Die große, reiche Wohnung, die ihr zur Verfügung gestellt wird, die vielen, neuen Kleider und Schmucksachen, das alles befriedigt ihre persönliche Eitelkeit. Ist sie boshaft veranlagt, gewährt es ihr auch eine Freude, sich an den verhaßten Eunuchen zu rächen, und es kann unter Umständen wohl vorkommen, daß die Favoritin das Leben eines besonders verhaßten Eunuchen verlangt.

Zu den Vorbereitungen zu diesen — wenn man es so nennen kann — „chronischen" Hochzeiten, gehören vier bis fünf Bäder täglich mit Massage und Einreibungen mit allen möglichen Parfümen. Dies dauert, bis es dem Sultan eines Tages einfällt, seine neue Favoritin sehen zu wollen. Am nächsten Tage macht die Kalfa einen Besuch bei der neuen Favoritin und bringt die Morgengabe des Sultans, der sich durch die Kalfa und die Sultane Validé nach den Wünschen der Favoritin erkundigen läßt, da es gegen den guten Ton des Harems verstößt, daß die Favoritin etwas direkt vom Sultan verlangt. Nach der gewöhnlich recht kurzen Glanzzeit kommt die zweite und meistens dauerhafte Ehe der jungen Frau. Der Sultan ist nämlich stets bemüht, gute und solide Männer für seine Favoritinnen auszusuchen. Es wird als eine Ehre betrachtet, diese Bevorzugte zu heiraten, aber die Bedingung ist daran geknüpft, daß der Bräutigam auf die sonst gestattete Vielweiberei verzichten muß. Die reiche Mitgift, die der Sultan gibt, lockt wohl ebensosehr als die Ehre; übrigens gehörte ein derartiger Antrag bis nun zu jenen, die nicht gefahrlos abgelehnt werden konnten.

Die jungen Mädchen, die bis zum siebzehnten oder achtzehnten Jahre vom Sultan nicht gewählt worden sind, werden von der Sultane Validé mit Bräutigam und Mitgift versorgt. Für sie war das Leben im Harem nur eine Erziehung unter reichen, aber immerhin sehr langweiligen Verhältnissen. Sie wie alle Frauen, die den Harem verließen, werden niemals wieder dort empfangen, sondern als „Tote" betrachtet.

*) Mit diesem Brauch hat der Sultan zum ersten Male im vorigen Jahre gebrochen und gleichzeitig diese Sitte aufgehoben. (Die Red.)

Wenn nun auch das Verhältnis des Sultans zu den vielen Frauen, mit denen er im Laufe der Jahre zusammenlebte, recht kühl und wenig vertraulich war, so verkehrt er desto inniger mit seinen Kindern. Für diese empfindet er wärmere Gefühle und sorgt sehr gut für sie, ohne sich darum zu kümmern, wer ihre Mutter war. In dem nach europäischen Anschauungen so unnatürlichen Haremsleben wirkt es versöhnend, daß alle Frauen, die dort Mutter wurden, lebenslänglich versorgt sind, so daß sie ein materiell gesichertes Dasein führen können. Auch ist dort der europäische Begriff der unehelichen Kinder unbekannt, da der Vater sie alle als ehelich anerkennt und für sie gleichmäßig sorgt, ohne das eine vor dem andern zu bevorzugen.

Diese ganz objektiven Schilderungen des Haremslebens entsprechen wohl kaum den europäischen Anschauungen über Harem und Odalisken. Wäre dies anders, hätte sich wohl auch nicht die Deutsche Kaiserin zur Zeit ihrer Anwesenheit in Konstantinopel entschlossen, dem Harem einen Besuch abzustatten, den sie übrigens wiederholte. Sie begrüßte die Sultane Validé Peresto Hanum als gleichgestellte Fürstin und ließ sich auch andere Damen des Harems vorstellen. Der Empfang war feierlich und zeremoniell, und die Sultane Validé empfing sie, umgeben von ihren Ehrendamen, also von Odalisken. Es ist nicht bekannt, daß die Kaiserin von dieser Umgebung einen schlechten Eindruck erhielt, aber gewiß wird er ihr eine Enttäuschung bereitet haben. Das waren also die vielgerühmten Schönheiten des Harems! Hübsch waren sie wohl, feine Gesichter und schöne Gestalten, aber so unendlich inhaltlos und nichtssagend, wie Wachspuppen mit Glasaugen, ohne Leben, ohne Lächeln. — Rosen von Bengalen — ohne Dornen, aber auch ohne Duft.

Menschen und Moden der Empirezeit.

Von Jarno Jessen.

Die Natur der Mode ist die Unbeständigkeit. Sie ist die Dienerin des Tagesgeschmacks, der Einfall diktiert ihre Entwicklungsgesetze. Ihre Macht über die Menschen liegt in der Unberechenbarkeit. Zuweilen scheint ihr Wesen beharrlicher, aber dieser Wahn entschwindet bald, der Begriff der Mode schließt das Bleibende aus. Daher ist der Versuch, eine umfassende Geschichte der Mode zu schreiben, der Danaidenarbeit ähnlich und harrt noch immer der Lösung. Nur in Bruchstücken ist das Werk gelungen. Wir haben eine vorzügliche Überschau über die Moden der Biedermeierzeit bereits besprochen (s. Heft 52, Jahrg. 1907, der „W. d. F."), jetzt ist ein zweiter Teil, die Mode des Empire, von den gleichen Verfassern als Erfolg zu begrüßen.

Empiremotive zwanzig Jahre vor dem Empire.

Das Empire übt wegen der Ähnlichkeit unserer ästhetischen Neigungen mit jenen der Revolutions- und Napoleontage heute eine besondere Anziehungskraft auf uns aus. Aber diese Phase ist auch fesselnd durch die widerspruchsvolle Art ihres Wesens. Sie ist schlicht und übertrieben, stet und unstet zugleich. Sie zeigt bei unerhörter Geruhsamkeit Hang zu Bocksprüngen toller Laune. Man suchte das Land der Griechen mit der Seele und führte in Tunika und Faltenrock ein groteskes Maskentreiben auf. Man wollte Überlieferung durch Freiheit ablösen und begann in berauschendem Ichgefühl ein närrisches Gebaren. Tatsächlich hat es im Jahre 1790 einmal ein halbes Jahr lang keinerlei neue Moden gegeben, und der Zeitraum von 1794—1804 wahrte einer einzigen Toilettenform die Treue. Als die fanatisierten Revolutionsscharen gegen die Gesellschaftsordnung Sturm liefen, forderten sie als Wahrzeichen des neuen Geistes die neue Kleidertracht. Kein Stil aber kam den Verkündern des „Freiheit — Gleichheit — Brüderlichkeit" mehr entgegen als der des klassischen Altertums.

Die Empiremode in ihrer Blütezeit.

Rührend ist die beharrliche Liebe der Menschheit zu den Geschmacksregungen des Hellenismus! Ein eigener Zauber der Harmonie, der Heiterkeit und Leichtigkeit strahlt von jenen Lebensformen aus, und ihre Wiedergeburt scheint ein Bedürfnis nicht des Zeitgeistes, sondern des Geistes aller Zeiten. Diese Erinnerungen sind heraufbeschworen worden, wenn es galt, ästhetischer Willkür zu steuern, politischer und sozialer Enge ein freieres Regen entgegenzustellen. Was die Pisano und Palladio, die Raffael und Winkelmann zurückzugewinnen trachteten, Goethe faßte es in den Mahnruf zusammen: „Jeder sei auf seine Form ein Grieche — aber er sei's". Und auch die Mode um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts beeilte sich, Emanzipationsbedürfnisse zu äußern. Frankreich ist als Vaterland des Empirestils aufgefaßt worden, aber diese Ansicht hat der historischen Prüfung nicht standgehalten. England darf auch hierbei das Recht der Erstgeburt eines zeitprägenden Gedankens beanspruchen, wenn auch erst die lauten Kundgebungen eines geräuschvolleren Volkstemperaments dem Empire Einführung in die Geschmackskreise des Auslands verschafft haben. Empire bedeutet: für die Frauentracht die kurze Taille, Schnürbrustlosigkeit und Hackenschuhlosigkeit, für die Männerkleidung den Pantalon, breitschößigen Frack und Luxusweste. Zur kurzen

Elegante Damen aus der besten Zeit des Empire.

Taille aber war man zuerst in England aus Liebe für die Herzogin von York gekommen. Ihre eleganten Freundinnen beeiferten sich, der allbeliebten Schönen die herannahende Mutterschaft durch das Tragen von Polsterungen unter der Büste möglichst unauffällig machen zu helfen. Aus diesem Scherz gestalteten die sensationssüchtigen Pariserinnen die neue Mode der kurzen Taille. Das lange Beinkleid der französischen Patrioten fand sein Vorbild im Anzuge des englischen Matrosen, aber Paris stempelte es zum notwendigen Kleidungsstück des „Citoyen", und nach Pariser Vorbildern hat sich die gesamte Kulturwelt gerichtet.

Aus dem „Hamburger Journal der Moden und Eleganz" von 1802.

Bei der Übernahme dieser englischen Kleidungsformen hatte für manche Franzosen ein tieferer Sinn im kindischen Spiel gelegen. Sie griffen den lockeren natürlichen Stil auf als Ausdruck allgemeiner Volksstimmung. Wie man in der Politik die Geistesknechtung durch Thron und Kirche abschaffen wollte, begann man in der Mode den Sturmlauf gegen Korsett und Perücke. Im Übereifer des Freiheitsprinzips bäumte man sich gegen jede Beengung des Körperlebens auf, keine Bewegung, kein Atemzug sollten länger Einschränkungen dulden. Man wollte eine Art Naturmenschentum durch Nachahmung des Körperkultus der Antike wiedererreichen und trieb Reformen so weit, bis aus der natürlichen die „nackte" Mode wurde. Und der Furor der Revolution verlangte diese Mode von allen Klassen des Volkes. Sie sollte zur Tracht werden, zum Wahrzeichen gefallener Standesunterschiede. Die Kaiserin Josephine ging wie die Bürgerinnen einher, den Aristokraten ehrte der Anstrich des Jakobiners. Hatte doch schon unter Marie Antoinette, zur Zeit des Zopfstils, die Sehnsucht nach der Antike die Augen aufgeschlagen. Aber damals wurden alle solche Wünsche im Sinne des graziösen, höfischen Luxus befriedigt. Erst die Revolution tat dem Bürgersinn Genüge. Mit dem Empire hielt der strenge Geist antiker Einfachheit Einzug: das ernste Rom siegte über das lachende Hellas.

Königin Luise am Schreibtisch.
Silhouette eines unbekannten Künstlers.

Wie völlig verschiedene Lebewesen sehen die Menschen vom Ende gegen die vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aus. Sie scheinen von erstickendem Hofzeremoniell zu ländlicher Freiheit erlöst, aus Automatentum ist Natur geworden. Was die Rousseau und Pestalozzi in weisen Forderungen für eine neugestaltete Jugenderziehung verlangten, das Recht auf uneingeschränkte Entwicklung leiblicher und geistiger Kräfte, hatte sich bis in die Schneiderateliers Eingang erzwungen. Schauen wir uns etwa auf Zoffanis Familiengruppenbilde des Großherzogs von Toskana, des späteren

Die neuen Kleidermoden der Herren der Empirezeit.

deutschen Kaisers Leopold II., das noch vor der Revolution entstand, die vielköpfige Kinderschar an. Pomphafte grandes dames und galante Stutzer, erfüllt vom spanischen Zeremoniell, sind all diese Backfische und Knäblein, eine unjugendlich gemachte Jugend. Und wie munter und frei gebärden sich dagegen auf Darstellungen wenig späteren Ursprungs die Kinder der Gérard, der Vigée Lebrun, der Schick und Schadow und Lawrence! Das Empire gab auch den Kleinen Rechte der Natur zurück. Es kam übrigens den Diktatoren der neuen Gesellschaftsordnung zugute, daß der Landedelmannstil der englischen besten Gesellschaft längst einer gewissen Zwanglosigkeit der Kleidung huldigte.

Die Empiremode der Pariserin machte aus allem Griechentume

Serena. Gemälde von Romney (1799).

Seltsame Verbindung des „antiken" Gewandes mit Motiven aus der Stuartzeit.

lands bereits ausgesonnen hatten. Der glatte Rock wurde geschlitzt, man trug Überkleider, Tunikas. Bald wurden auch schwere, kostbare Gewebe verwendet. Zierlustige Modistinnen begannen die Taille durch Puffärmel zu beleben. Sie legten um den Halsausschnitt hohe Spitzenkrausen, so daß sich Stuarterinnerungen wunderlich mit Antikem mischten. Nach wenigen Jahren wurde der Rock verengert, die Schleppe fortgelassen, und um 1810 sind bei runden Röcken die Füße vollständig sichtbar. Wienerinnen kokettieren zu dieser Zeit sogar mit feinen Spitzenhöschen. Das Direktoire hatte sich besondere kurzärmelige, vorn geöffnete, frackartige Jackenformen mit allerlei Aufschlägen ausgesonnen, aber der klassische Stil bevorzugte den freilich etwas ganz Pariserisches. Bei der „nackten" Mode blieb alle Unterkleidung fort, nur ein Seidentrikot wurde angelegt. Die Stoffe, meist Batiste, Musseline und Linons mußten durchsichtig sein, so daß ein schlichter Schnupfen damals ein „Musselin-Katarrh" hieß. Alles wurde glatt gehalten, nur fein bestickt, bordiert und drapiert und in langer Schleppe nachgezogen. Um 1800 war man dieser Gleichartigkeit müde und fand Varianten, die, wie archäologische Funde beweisen, auch die Frauen des frühen Griechen-

Entartungen der Empiremode.

helme, Töpfe, Rohre, Schuten, Toques, Barette mit vertikal stehenden Straußenfedern, mit hängenden Blumengirlanden, mit schaukelnder Schleifenfülle krönten die Erscheinung mancher modischen Grazie oder Muse. Bei Frauen und jungen Mädchen bewahrte auch das Rokokohäubchen seine Beliebtheit, und zuweilen höhten feierliche Kopfschleier die Erscheinung. Vom Schneider hatte man sich scheinbar freigemacht, aber um so wichtiger war der Juwelier geworden. Die halbe Nacktheit gab für Ketten und Spangen, für Diadem, Fuß- und Arm-

Rückansicht zu dem gegenüberstehenden Bilde.

bänder reichlichen Raum.

Jemehr das Empire für die Frauenmode eine Rückkehr zur Antike bedeutete, um so mehr bedeutete es völlige Erneuerung für die Herrenkleidung. Für sie hob es den Begriff Mode überhaupt auf. Mit dem langen Beinkleid, der Weste, dem Schoßrock, den hohen Stiefeln, der Perückenlosigkeit, dem glatten runden Hut, der Verwendung von Tuch- und Lederstoffen waren die bis auf unsere Gegenwart gültigen Grundzüge des Anzugs festgestellt. Heute noch wird dieses Schema mit Beharrlichkeit festgehalten. Während der Napoleontage zeigte man sich wenigstens in Abänderungen erfinderisch. Abgesehen davon, daß neben dem Pantalon die Kniehose ihre Beliebtheit behauptete, erlebte jedes der neuen

Schal. Dieser diente den Anforderungen der „nackten" Mode höchst geschmeidig. Er ließ als „tausendfältiges Echo des Gliederbaus" bei geschicktem Umlegen die Formen plastisch hervortreten und ergab je nach der Drapierung echt klassische Dekorationsmotive. England versorgte den Kontinent mit den feinsten Kaschmirs. Österreich lieferte malerische Türkenschals. Die Kaiserin Josephine soll mehrere hundert solcher Umschlagetücher besessen haben. Ganze Vermögen steckten in diesen Besitztümern.

Die Konturen des Kopfes wurden durch Scheitel, flache Löckchen, festanliegende Zöpfe hervorgehoben. Nur schade, daß diese vornehme Einfachheit des Einst durch ein wahres Maskentreiben unglaublichster Hutformen oft genug zur Karikatur herabgezerrt wurde. Krieger-

Kleidungsstücke mancherlei Abwandlungen. Galante Herren suchten sich der Damenmode anzupassen. War der Hauptakzent in der Erscheinung der Frau auf die Büste gelegt, so rückte auch der Schwerpunkt in der Kleidung des Kavaliers dem Kinn zu. Mehrere verschiedenfarbige Rockaufschläge, gepolsterte Halstücher, Binden, ohrendeckende Kragen wurden übereinander getragen. Das Aussehen des Elegants erinnerte an den Truthahn. Aber das Äußerste wurde durch den Eifer der Patrioten in den Kostümen der „Incroyables" und „Merveilleusen" erreicht. Bei diesen Formen mußte in aller Verstiegenheit vor allem der Anschein des Lockeren, genialisch Nachlässigen gewahrt bleiben. Die Haare wurden erst lose hängend, später hinten kurz und vorn wirr gehalten.

Von Paris her kamen die Modendiktate nach Deutschland, aber das deutsche Empire wollte Bodenwüchsiges leisten. Als solche Versuche sind die „echt teutschen Feierkleider" nach Rudolf Zacharias Beckers Entwurf amüsant. Es sind nur mittelalterliche Gretchenkostüme, dagegen war das „deutsche Frauenreformkleid" nach Chodowieckis Zeichnung in einem Frauenzimmeralmanach der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts bereits getreulich der Spur der Griechen gefolgt und bedeutete somit eine Vorahnung des Empires.

Eine Diabololektion. (Um 1810).

Übergehen wir alle Auswüchse geckischer Narrheit in der Mode des Empire, so bleibt als ihr Kern dennoch der gesunde Menschenverstand. Auf ihn haben sich die deutschen Frauen von heute bei ihren Bestrebungen um die neue Reformkleidertracht zurückbesonnen. Aber das neue Reformkleid nimmt keinerlei Bezug auf parteipolitische Standpunkte. Es ist nur der Überlegung entsprungen, daß Körperfreiheit Arbeitstüchtigkeit sichert.

Der erneute Siegeszug des Empire im zwanzigsten Jahrhundert ist von Deutschland ausgegangen, es muß dem Auslande nur das Verdienst einer überlegenen Geschmacksfortbildung zugestehen. Heute wagen sich allerdings bereits wieder die Tollheiten des Merveilleusenunwesens hervor, aber auch sie betonen durch den Gegensatz nur die Schönheit des reinen Empirestils. „Wir sollen", sagt Hebbel, „im Ästhetischen wie im Sittlichen nicht das elfte Gebot erfinden, sondern die zehn vorhandenen erfüllen." Nun, im Frauenkleide des Empire vereinen sich alle Eigenschaften, die das Modekleid zur Tracht umwandeln könnten: Bequemlichkeit, Schlichtheit und Kleidsamkeit!

Unser Keller.

Von J. Batzer.

Ein guter Keller ist von größter Wichtigkeit für Erhaltung aller Lebensmittel, und doch wird ihm oft so wenig Aufmerksamkeit geschenkt. So manche Hausfrauen kennen ihren Keller gar nicht, haben ihn vielleicht nie gesehen und vertrauen ihm dennoch im Laufe des Jahres ein ganzes Kapital an! Dabei wollen wir vom Weinkeller hier noch ganz absehen, da für ihn und seinen Inhalt ja meist der Herr des Hauses sorgt.

Zur richtigen Behandlung eines Kellers gehört in erster Linie die größte Reinlichkeit. Alle pflanzlichen und sonstigen Rückstände, wie Salat- und Gemüseblätter, Kartoffelkeime, Krautbrühe, lauter Dinge, die so leicht verschüttet oder achtlos zurückgelassen werden, gehen nirgends so schnell in Fäulnis und Verwesung über als im Keller und verursachen dadurch schlechte Luft, die verderblich und zersetzend auf alles im Keller Befindliche wirkt.

Ebenso wichtig wie die Reinigung ist die Durchlüftung des Kellers. Bei abgekühlter und kühler Temperatur sollen daher alle Kellerfenster geöffnet werden und häufig auch die ganzen Kellereien offen stehen, damit Durchzug entsteht.

Selbstredend geschieht das Hauptreinemachen und Lüften des Kellers im Frühjahr nach dem Verbrauch der Wintervorräte. Die zurückgebliebene Erde wird von dem Kartoffellager weggeschafft und dieses ausgekehrt. Etwa noch vorhandene Kartoffeln werden auf einer anderen Stelle des Kellers dünn ausgebreitet. Die Wände werden abgestäubt, die leer gewordenen Bänke und der Boden gekehrt oder geschrubbt, je nachdem er gepflastert oder mit Steinfliesen ausgelegt ist, und die Fenster geputzt. Darauf lüftet man den Keller, bis alles wieder abgetrocknet ist und selbst der geringste Geruch sich vollständig verflüchtigt hat. Vor dem Einernten der Gemüse und dem Einkellern der Kartoffeln im Herbst wird dieses Reinemachen und Lüften wiederholt. Sodann sind, falls Ratten oder Mäuse sich im Keller befinden, vor dem Einwintern geeignete Mittel zu ihrer Entfernung anzuwenden.

Sollte der Keller sehr feucht sein, so wendet man Chlorkalium an. Man streut es als Pulver auf ein an irgendeinem Platz im Keller schräg gestelltes Brett, an dessen unteres Ende ein Topf oder eine Schüssel gestellt werden kann. Das Chlorkalium zieht die im Keller befindliche Feuchtigkeit an, und zwar doppelt so viel, als sein eigenes Gewicht beträgt. Je feuchter die Kellerluft ist, desto rascher läuft der Kalk breiartig in das untergestellte Gefäß. Dies Mittel macht es möglich, daß man selbst in den sonst feuchtesten Kellern Obst, Eingemachtes usw. gut und lange verwahren kann, da auf diese Weise die Kellerluft stets trocken erhalten wird.

Vor Eintritt des Frostes sind die Kellerfenster von außen mit Stroh zu verdecken, bei starkem Froste mit Pferdedünger. Bei milderem Wetter muß diese Decke entfernt und der Keller gelüftet werden, was eine unerläßliche Bedingung zur Gesundhaltung der Wintervorräte ist. Ein guter Gemüsekeller soll nicht über sieben und nicht unter zwei Grad Wärme haben, das wichtigste jedoch ist die Gleichmäßigkeit der Kellertemperatur.

Sehr unangenehme Gäste im Keller sind die Kellerasseln und Mauerasseln. Sie können leicht vertrieben werden, wenn man grün geschnittene Birkenbesen, an denen noch die Blätter hängen, oder auch einzelne Birkenreiser in den Keller legt. Sehr bald hängen diese voll Kellerasseln, und man hat nur nötig, sie aufzuheben und in kochendes Wasser zu tauchen.

Eingemachtes Gemüse, Sauerkraut, Bohnen und Gurken dürfen im Keller nie unmittelbar auf dem Boden stehen. Es wird deshalb stets eine niedere Stellage dafür angebracht, damit sie auch von unten Luft erhalten. So werden auch die Fässer geschont und nicht vor der Zeit schadhaft. Einige Bänke sollen stets vorhanden sein oder mindestens feste Wandbretter für Eingemachtes aller Art.

Wenn der Raum des Kellers das Anlegen eines Sandbeetes gestattet, so ist das für den Haushalt äußerst angenehm. Es wird in Form einer Gartenrabatte der Länge des Kellers nach angelegt, in einer Breite von etwa 1,25 Meter und in der Höhe von 30 Zentimetern. In einem solchen Beete halten sich die Gemüse vorzüglich. Man nimmt dazu eine Mischung von Erde, Sand oder Steinkohlenasche. Kann das Beet mit Brettern oder Steinen eingefaßt werden, so ist dies der Ordnung und Reinlichkeit wegen sehr zu

empfehlen. Das Beet bedarf gewöhnlich nicht des Anfeuchtens. Sollte es indes zu sehr austrocknen, so ist ein mäßiges Anfeuchten gestattet. Dabei darf nur der Boden genäßt werden, die Pflanzen müssen trocken bleiben, sie würden sonst in Fäulnis übergehen. Die Kellerlucken sollen im Herbste so lange aufbleiben, bis die Temperatur im Freien drei bis vier Grad unter Null sinkt. Liegt der Keller tief, so darf es noch kälter werden, ehe man die Fenster schließt. Bei Porree, den man in das Sandbeet einschlägt, werden die Wurzeln beschnitten. Man pflanzt die Stangen in Rinnen dicht nebeneinander. Bei Sellerie werden die äußeren, groben Blätter abgenommen, die Fasern an den Knollen abgeschnitten und diese wie der Porree dicht zusammengepflanzt. An Petersilienwurzeln wird das Kraut derartig abgeschnitten, daß die Herzblätter unversehrt bleiben, und dann die Wurzeln in mäßig feuchten Sand eingeschlagen. Meerrettich hält sich zwar im Freien eingeschlagen am besten, da aber nicht jeder Hausfrau ein Plätzchen im Freien zur Verfügung steht, man auch bei starkem Frost die Wurzeln nicht holen könnte, ist es ratsam, sie auch ins Sandbeet zu stecken. Rettiche müssen in mäßig nassen Sand eingeschlagen werden. In Gruben werden sie pelzig und verlieren ihren Wohlgeschmack. Winterendivie ist sowohl gegen Feuchtigkeit als auch gegen große Trockenheit sehr empfindlich. Sie wird vor dem Eintritt der Kälte nach einem trockenen Tage an einem sonnigen Mittag aus der Erde genommen, einige Tage an einem luftigen Ort ausgebreitet, damit alle Nässe abtrocknet, und dann zum Wintergebrauch, nicht gebunden, dicht nebeneinander in das Sandbeet gepflanzt. Man wählt dazu eine dunkle Stelle, wo die Stauden leicht bleichen. Sie dürfen sich nicht berühren, da sie sonst leicht faulen. Bewährt soll es sich haben, Endivien an einem dunklen, frostfreien Orte, z. B. im Keller, aufzuhängen. Löwenzahn bewahrt man wie Endivien auf. Der späte Blumenkohl, und zwar jener, der so klein ist, daß er für die Küche fast keinen Wert hat, eignet sich sehr zum Einpflanzen in das Sandbeet, doch muß er fleckenlos und frisch sein. Den Sand der Stelle, in der er ins Beet gepflanzt werden soll, vermische man zur Hälfte mit Steinkohlenasche und pflanze die einzelnen Köpfe möglichst weit voneinander entfernt ein. Von den Blättern wird der obere Teil abgeschnitten, bis die Blattstengel die Blume nur noch um ein weniges überragen. Eingesetzt werden die Stauden bis zur Stelle, wo die Blätter beginnen. Der Blumenkohl wächst fort, die Köpfe erreichen eine ziemliche Größe, sind weiß und ansehnlich und erhalten sich bis in den Februar vollkommen frisch. Von ausgewachsenem Blumenkohl schneidet man ein Stück vom Stiel ab und stellt die Staude in Wasser in den Keller. So hält er sich eine Zeitlang. Rote Rüben beschneidet man an den Blättern, aber weder beim Einschlagen noch beim Kochen darf man das Geringste von der Wurzel wegschneiden, da sich die Pflanzen sonst „verbluten", d. h., ihre schöne, rote Farbe verlieren. Von keiner Rübenart soll übrigens das Kraut abgeschnitten, sondern es muß abgedreht werden, ohne die Rüben zu verletzen. Sie werden sonst in kurzer Zeit pelzig, also ungenießbar. Rote Rüben schlägt man in das Sandbeet ein.

Für Zwiebeln und Knoblauch eignet sich der Keller weniger zum Aufbewahren. Sie halten sich nur in trockenen Räumen gut. In Haufen aufgeschüttet, schwitzen sie und gehen rasch in Fäulnis über. Am besten halten sie sich aufgehängt. Haben Zwiebeln Frost bekommen, so vermeide man, sie zu berühren, dann schadet er ihnen nicht. Um Zwiebeln vor dem Auswachsen zu schützen, hänge man sie ein paar Stunden in Rauch. Um den Raum des Sandbeetes nicht allzusehr zu beschränken, werden einige Gemüse in einem Winkel des Kellers durchschichtet. Mohrrüben nimmt man gewöhnlich das Kraut weg, besser ist es, ein dünnes Scheibchen von der Wurzel wegzuschneiden, wodurch das Auswachsen verhindert wird. Die Wurzeln werden in einem möglichst dunklen Winkel, mit Steinkohlenasche durchschichtet, aufbewahrt.

Auch unter Kartoffeln gemischt erhalten sie sich gut und saftig.

Alles Gemüse, das im Keller eingepflanzt und aufbewahrt werden soll, muß unbeschädigt sein, sonst geht es rasch in Fäulnis über. Dies gilt ganz besonders von der Schwarzwurzel. Bei der geringsten Verletzung der Wurzel verliert diese ihren milchartigen Saft und fault dann rasch ab. Sie werden mit Sand durchschichtet aufbewahrt.

Von Kohlrüben eignen sich nur die spät gezogenen zum Aufbewahren, und zwar sind die blauen am besten dazu. Beim Abschneiden der Blätter sucht man die Herzblätter zu schonen und schichtet die Kohlrüben, mit Steinkohlenasche durchmischt, in ein Faß oder eine Kiste. Ganz kleine Knollen, die zum Genießen noch nicht tauglich sind, setzt man in den Keller bis an die Köpfe in Erde und gießt sie an. Das Begießen muß öfter wiederholt werden. Im März oder April haben sich die Pflanzen ausgewachsen und sind ebenso schmackhaft wie die in Treibhäusern gezogenen Kohlrabi.

Kohlrabi unter der Erde schüttet man, nachdem man das Kraut abgedreht hat, aufs Kartoffellager.

Von Teltower Rübchen schneidet man das Kraut derartig ab, daß ein dünnes Scheibchen von der Rübe mit fortgenommen wird, und legt sie zum Abtrocknen auseinander. Dann schichtet man sie mit trocknem Sand in ein kleines Faß. Besser halten sie sich, mit weißem, gesiebtem Sand durchschichtet, in Steintöpfen.

Wirsing, Rot- und Weißkraut verwahrt man bis zum Frost auf dem Speicher. Dann legt man es in den Keller auf Bänke oder Holzdielen, doch auf den Strunk und so, daß sich die Köpfe nicht berühren. Man muß öfters nachsehen, und Köpfe, die Spuren von Fäulnis zeigen, entfernen. Es ist übrigens Tatsache, daß sich alles Kohlgemüse, das man im Keller an einen aufgespannten Bindfaden hängt, länger frisch erhält. Die auf Bretter gelegten Gemüse faulen schnell. Eine Hausfrau, die über viel Zeit verfügt, kann ihr Kohlgemüse nach folgender Methode frisch erhalten: Man schneidet die Gewächse so ab, daß ein etwa drei Zoll langer Strunk oder Stiel daran bleibt, den man einen Zoll tief mit einem Locheisen oder Bohrer aushöhlt, ohne dabei die Rinde zu verletzen oder zu quetschen. Diese Stauden werden mit Bindfaden derartig im Keller aufgehängt, daß die Aushöhlung nach oben steht. Diese wird jeden Morgen mit frischem Wasser angefüllt. Namentlich Blumenkohl soll sich auf diese Weise sehr lange erhalten lassen.

Kartoffeln halten sich in großen Fässern oder Kisten besser als auf dem nackten Boden. Um Kartoffeln lange gut zu erhalten, läßt man sie Ende Februar oder Anfang März aus ihrem Lager bringen und so dünn als möglich auseinanderlegen. Dadurch wird das Auskeimen verhindert.

Auch unsern Wintervorrat an Obst vertrauen wir meistens dem Keller an, obgleich man ganz feines Obst nie in einem Raume mit Kartoffeln und Gemüse zusammen aufheben soll, da Aroma und Wohlgeschmack darunter leiden. Die aufzubewahrenden Früchte muß man genau durchsehen, um die etwa beschädigten auszumerzen. Jede, auch die kleinste Verletzung der Schale öffnet dem Schimmelpilz den Zugang. Man legt die Früchte am besten auf Hürden oder Stellagen von Holz, deren Böden mit Latten oder durchlöcherten Brettern versehen sind, über die eine Schicht trockenes, geruchfreies Lagerstroh derart ausgebreitet ist, daß ein Luftzug von unten unbehindert durchkann. Die Früchte legt man einzeln auf die Lagerstatt, wobei zu beobachten ist, daß bei Birnen der Kelch nach unten und der Stiel nach oben, bei Äpfeln der Stiel nach unten und der Kelch nach oben zu liegen kommt. Öfteres Nachsehen darf nicht vergessen werden.

Drei Theatertoiletten. (Abb. 398 bis 400.) Die erste Robe Abb. 398 aus fliederfarbenem Tuch wird durch eine geschlitzte Überbluse ausgestattet, die durch die reiche gleichfarbige Kurbelstickerei elegant wirkt. Die mit rundem Ausschnitt versehene Unterbluse aus gelblichem Tüll ist in feine Fältchen abgenäht und durch die Schlitze der Überbluse sichtbar. Mit ihr stimmt auch der bis zum Handgelenk reichende Tüllärmel, der in Querfältchen abgenäht ist, die nach hinten ausspringen und eine leichte Puffe bilden, überein. Die Überbluse schließt auf der Schulter mit Schmuckknöpfen und ist vorn etwas tiefer als im Rücken ausgeschnitten. Der dazu getragene Rock weist gleichfalls reiche Kurbelstickerei auf und wird durch eine Tunika vervollständigt. Schlank die Hüfte umschließend, fällt sie nach unten in drei Zipfeln aus, unter denen ein hoher Serpentinevolant hervorkommt, der in leichter Schleppe ausladet. Der Schnitt ist für die Taille in 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,25 bis 4,50 Meter, für die Überbluse bei 1,10 Metern Breite 1,10 Meter, die Unterbluse bei 55 Zentimetern Breite 2,75 Meter. — Weiße Eolienne mit altrosa Seidentupfen ergab das Material zu der zweiten, duftig wirkenden Toilette Abb. 399, deren festlichen Charakter eine künstliche La-France-Rose, die das Fichu vorn scheinbar zusammenhält, noch erhöhen hilft. Die Taille ist in ihrer oberen Hälfte vorn wie im Rücken durch je einen in tiefe Querfalten geordneten Teil aus weißem Tüll bekleidet, der von dem in tiefe Falten drapierten Fichu begrenzt wird, das im Rücken ebenso wie vorn angeordnet ist. Seine Außenkante

398 399 400

Abb. 398 bis 400. **Drei Theatertoiletten.**

schließt eine weiße Seidenblende ab, an der Innenkante legt sich weiße Spitze auf den Tüllsattel. Der originelle schlanke Ärmel ist in breite Querfalten geordnet und unten mit einer Blende besetzt, die Taille umspannt ein hoher faltiger Gürtel, unter dem der elegante, leicht schleppende Tunikarock hervorfällt. Er wird vorne mit zwei durchgehenden Quetschfalten gearbeitet, an die sich ein hoher Plisseefaltenvolant anschließt, auf den die vorn abgerundete, nach hinten verlängerte Tunika fällt. Schlank und fast faltenlos herabfallend, wird sie gleichfalls durch eine glatte weiße Seidenblende umrandet. Der Schnitt ist für die Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig, für den Rock in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5 Meter, für die Taille 2,50 Meter. — Bei dem Modell zu Abb. 400 verschleierte zartgraue Seidengaze, mit dunkelgrauer Chenille, Gold und Seide gestickt, ein weißseidenes Unterkleid, das durch das leichte Material die Körperform diskret zur Geltung brachte. Die ausgeschnittene Taille zeigt vorn wie im Rücken einen quergefalteten Teil aus glattem weißen Tüll, der zu beiden Seiten von Fichuteilen begrenzt wird, die in dem kleinen Mieder des Rockes verlaufen. An das Fichu setzen sich langzipfelige Teile an, die, durch eine Quaste geschmückt, teilweise den schlanken Querfalten-ärmel verschleiern. Der etwas schleppende Rock ist in Empireform geschnitten und mit kleinem Mieder versehen, das den Taillenschluß etwas nach oben verschiebt. Die graziöse Wirkung des Rockes aber beruht in der Anordnung der Tunika, die, seitlich drapiert, sich nach hinten zu verlängert und durch die Stickerei besonders reich wirkt. Der Schnitt ist für die Taille in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 96, 100, 108 und 116 Zentimetern Hüftweite für 1 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 4,50 Meter, für die Taille 1,80 bis 2 Meter.

Abb. 402 u. 403. Zwei Seidenblusen.

Promenadenanzug mit halblosem Paletot. (Abb. 401.) Durch einen andersfarbigen Paletot wird unser elegantes Promenadenkostüm vervollständigt, das zum dunkelvioletten Rock eine hellsenffarbene Schoßjacke zeigt, deren elegante Wirkung sowohl in der Schnittform wie in der Verzierung aus schwarzer Seidentresse und schwarzer Schnurstickerei beruht. Der im Rücken nicht völlig anliegende Paletot zeigt die Vorderteile lose herabfallend und den langen Schoß mit tiefen Schlitzen gearbeitet, deren Umrisse Tresse betont. Der reichlich halblange Ärmel ist dem Vorder- und Rückenteil angeschnitten und erweitert sich nach unten zu, wo ihn ein breiter garnierter Aufschlag abschließt. Der Rock fällt nach unten glockig und in leichter Schleppe aus. Sein Schnitt ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der des Paletots in 44, 46, 48, 50 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 2,50 bis 2,75 Meter, für den Rock bei 1,10 Metern Breite 3,25 Meter.

Zwei Seidenblusen. (Abb. 402 u. 403.) Unsere Abbildungen veranschaulichen zwei Blusen, die sich mit Hilfe der vorrätigen Schnitte mühelos im Hause nacharbeiten lassen. Das hübsche Modell Abb. 402 aus orchideenlila Libertyatlas zeigt die Vorderteile in breite Falten abgenäht, während der Rücken nur in der Mitte durch eine Faltengruppe bereichert wird. Der tiefe ovale Ausschnitt wird durch einen grüngestickten Streifen umrandet und durch ein weißes Spitzenjabot gefüllt, der dreiviertellange Ärmel zeigt Gruppen von Querfalten und schließt mit einer streifenverzierten Manschette ab. Der Schnitt ist in 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,25 Meter. — Für die Hemdbluse Abb. 403 ergab grün, blau und braungestreifte Seide das Material, dessen dunklen Ton ein plissiertes Tülljabot und eine gestickte Wäschegarnitur etwas aufhellten. Die schlichte Bluse zeigt die glatten

Abb. 401. Promenadenanzug mit halblosem Paletot.

Vorderteile unten in leichten Falten in den Gürtel tretend und den Schluß unter der breiten Mittelfalte verborgen. In der Rückenmitte hat die Bluse zwei schmale Falten, der mäßig weite Hemdblusenärmel ist unten in ein Bündchen gefaßt. Die Garnitur der Bluse bilden Seidenschnurschlingen und Perlmutterknöpfchen. Ihr Schnitt ist in 40, 42, 44, 46, 48, 50, 52, 54, 56, 58 und 60 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 2 Meter.

Abb. 404. Elegantes Morgenkleid.

Elegantes Morgenkleid. (Abb. 404.) Das schöne Modell aus fraisefarbenem Tuch wurde mit etwas dunklerem Samt ausgeputzt, in dem kleinen spitzen Halsausschnitt wird ein aus Valenciennes zusammengesetzter Latzteil sichtbar. Die Taille bekleidet ein breit über die Schultern greifender glatter Teil, der, im Rücken boleroartig, etwas über Taillenschluß durch eine gürtelartige Blende abgeschlossen wird. Als Halsabschluß und Begrenzung der Vorderteile dient ein schalartiger Samtkragen, der in dem sich vorn kreuzenden Gürtel verläuft. Unter der verbreiterten Schulter fällt lose und sich nach unten erweiternd der lange Ärmel hervor, den eine gesteppte Blende besetzt. Der leicht schleppende Rock ist dem Leibchen unter dem Gürtel in Reihfalten angesetzt. Der Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark vorrätig, Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter.

Faltenkleid für Mädchen. (Abb. 405.) Weicher mattblauer Wollstoff ergab das Material dieses Kleidchens, während die Ausstattung in hellbraunen Tuchblenden bestand, die mit dunkelblauen Seidenschnürchen benäht waren. Das vorn wie im Rücken in je drei breite Quetschfalten geordnete Kleid schließt an der linken Seite unter der Besatzblende und zeigt den kleinen viereckigen Ausschnitt durch einen faltigen Kollecteil aus weißem, hellblaugetupftem Wollbatist gefüllt. Während die Quetschfalten vorn ohne Unterbrechung in ihrer ganzen Länge fortlaufen, gehen sie im Rücken nur bis zum tief verlegten Taillenschluß, wo sich dann das gleichfalls in Quetschfalten geordnete kurze Röckchen ansetzt, dessen Ansatz der braune Tuchgürtel verbirgt, der mittels je eines Knopfes auf die seitliche Falte des Vorderteils übergreift. Der etwas blusige Ärmel ist unten in Fältchen abgenäht und durch eine Blende abgeschlossen, unter der eine Manschette aus getupftem Batist hervorfällt. Der Schnitt ist in 28, 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,25 Meter.

Abb. 405. Faltenkleid für Mädchen.

Hemdhose, Unterkleid und Nachthemd für Damen. (Abb. 406 bis 408.) Unsere Abb. 406 veranschaulicht eine Hemdhose aus feinem Hemdentuch mit spitzem Ausschnitt und Achselschluß, deren Garnitur in Wäschebörtchen und feinerer Schweizerstickerei besteht. Im Taillenschluß ziemlich anliegend, ist die Hemdhose mit vorderer Mittelnaht gearbeitet und zeigt die Hosenbeine unten durch einen Volant abgeschlossen. Der Schnitt ist in 40, 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 2,50 Meter. — Das Unterkleid Abb. 407 aus weißem Batist wird durch Valenciennespitze und Banddurchzug verziert. Spitz ausgeschnitten und mit Achselschluß versehen, ist es nach der Taille gearbeitet und zeigt an den Vorderteilen eingesetzte Brustteile, die durch Säumchen und Einlagen gesteift sind. Den Vorderschluß bewirken Knöpfe und Knopflöcher, als unterer Abschluß dient ein breiter Volant, der, mit Strahlenfältchen gearbeitet, durch einen gereihten Volant garniert wird, den Banddurchzug und Spitze abschließt. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 6,75 Meter. — Ein elegantes Nachthemd stellt Abb. 408 dar. Es ist aus zartlilafarbigem, gemustertem Batist, zu seiner Garnitur diente breite,

Abb. 406 bis 408. Hemdhose, Unterkleid und Nachthemd für Damen.

echte Valenciennespitze. Es wird leicht seitlich durch Perlmutterknöpfe geschlossen, seine vordere Mitte ist in feine Fältchen abgenäht, die in Brusthöhe ausspringen. Als Halsabschluß dient ein hinten breiter runder, vorn spitzverlaufender, mit Spitze garnierter Kragen, der den Hals freiläßt. Der blusige Ärmel schließt mit Bündchen und Spitzenvolant ab. Der Schnitt ist in 40, 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 4 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur Selbstverfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 398 bis 408 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstraße 37—41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Über die Verwendung der Birne.

Von Marie Bauer.

Zum bevorzugtesten Tafelobst gehört unstreitig die Birne, die oft in wahren Riesenexemplaren im Handel erscheint. Aber die Größe ist nicht maßgebend für die Güte, im Gegenteil – die kleineren der edlen Sorten haben meist viel mehr Aroma. Wir wollen uns jedoch hier überhaupt nicht mit diesen Auserwählten beschäftigen, sondern mit den bescheidenen Schwestern, die auch im einfachen Hausgarten wachsen und zu verhältnismäßig billigem Preis am Markt zu erstehen sind. — Die Birne liefert uns ein vorzügliches Kompott, ein haltbares Eingemachtes für den Winter, eine billige Marmelade und Dörrobst. Auch sonst findet sie noch vielfache Verwendung in der Küche, selbst abgesehen von der Mostbereitung, die ja meist nicht in den Händen der Hausfrau liegt.

Birnenkompott wird auf mehrere Art bereitet. Am besten eignet sich die Bergamottebirne, doch tun es auch geringere Sorten. Man schält sie, kürzt die Stiele etwas, nimmt das Kernhaus heraus und legt jede sofort in kaltes Wasser, damit sie weiß bleiben. In einer Mischung von Wasser und Wein läßt man sie mit Zucker, Zimtstückchen und Zitronenschale langsam weich kochen, dann erkalten und abtropfen, richtet sie erhaben, die Stiele sämtlich nach oben gelegt, an, kocht den Saft noch etwas ein und gibt ihn erkaltet darüber. Hat man eine Sorte, die beim Kochen rot wird, dann nimmt man Zusatz von Rotwein und läßt die Zitronenschale weg. Durch langsames Kochen in geeignetem Geschirr (messingenem oder irdenem) wird die Farbe sehr schön. Will man dieses Kompott recht hübsch anrichten, dann schneidet man die gekochten Birnen auseinander und spickt sie mit abgezogenen, in Stifte geschnittenen Mandeln.

Auch gesulztes Birnenkompott ist vorzüglich. Man macht die Birnen, wie angegeben, kochfertig, steckt in jede eine Nelke und kocht sie in halb Wasser, halb Wein, mit Zucker und Gewürz weich. Die Flüssigkeit muß über die durchwegs mit den Stielen nach oben gerichteten Früchte reichen. Sind sie weich, schneidet man sie auseinander, ordnet sie zierlich in die Sulzschale, bestreut sie mit Zucker, siedet die Brühe so lange ein, bis sie Faden spinnt, gießt sie durch ein Tüchlein darüber und läßt die Birnen über Nacht an einem kühlen Orte sulzen. Eine andere Art Kompott, die besonders zu Wildbret ausgezeichnet schmeckt, ist folgende: Die geschälten Birnen werden halbiert, entfernt und in frisches Wasser gelegt. Inzwischen läßt man in einem Geschirr süße, frische Butter schmelzen, gibt Zucker und die Birnen hinein (ohne jeden Wasserzusatz) und läßt sie dämpfen. Werden sie bräunlich, so überstreut man sie noch mit etwas Zucker und läßt sie noch kurze Zeit dünsten, bis sie weich sind. Ein sehr haltbares und angenehmes Eingemachtes für die Wintermonate ist die Essigbirne. Dieses Kompott ist für Rindfleisch und Braten geeignet und bei Herren sehr beliebt. Man wählt dazu am besten die sogenannte Salzburger Birne, eine harte, aber saftige Sorte. Man schält 36 Stück, ohne die Stiele zu entfernen. Ein Pfund Zucker läutert man in drei viertel Liter Weinessig und läßt die Birnen darin weich kochen (sie bekommen beim richtigen Zeitpunkt für das Herausnehmen ein glasiges Aussehen), nimmt sie dann heraus und läßt sie abkühlen. Hierauf ordnet man sie in ein Glas oder einen Steintopf (mit den Stielen nach oben), läßt den Saft noch etwas einkochen und gibt ihn, sobald er abgekühlt ist, über die Birnen. Gut zugebunden, werden sie an einem kühlen Ort aufbewahrt.

Man kann auch sogenannte „Senfbirnen" davon bereiten, indem man den Saft mit Senfmehl vermengt. Besonders Herren lieben ja derartige pikante Sachen oft sehr. Man rechnet auf zwei gewöhnliche Kaffeetassen Saft etwa einen gestrichenen Eßlöffel Senfmehl. Man kann es mit dem heißen oder mit dem erkalteten Saft verrühren. — Mindere Sorten, meist Zuckerbirnen usw., verwendet man zu Marmelade. Auch schon etwas weiche Früchte kann man noch gebrauchen. Man wäscht sie sauber, entfernt Stiel und Blüte, schneidet sie in Stücke, gibt so viel Wasser daran, daß sie nicht ganz bedeckt sind, und kocht sie zu einem Brei. Dann treibt man die Masse durch ein Haarsieb und kocht sie mit Zucker und etwas Zitronenschale dick ein. Fleißiges Umrühren ist erforderlich. Man rechnet etwa auf drei Teile Mus ein Teil Zucker. Die Marmelade soll so dick sein, daß sie sich etwas zusammenschieben läßt. Einige Quitten mitzukochen ist sehr gut und gibt etwas Farbe. — Hat man Überfluß an Birnen, so kann man sie vorteilhaft als Dörrobst aufbewahren. Das geschieht auf die einfachste Art, indem man sie mit Stil und Blüte im abgekühlten Rohr trocknet; sie schrumpfen ein, werden braun und sind dann bekannt als Hutzeln oder Kletzen. Man kocht sie im Winter als einfaches Kompott, mehr aber noch finden sie in Bayern und Österreich Verwendung zu dem beliebten, weihnachtlichen „Kletzenbrot." Auf feinere Art (kleine Bergamottebirnen eignen sich dazu am besten) werden sie folgendermaßen getrocknet: Man schält die Birnen, entfernt die Blüte, läßt aber den Stiel daran. In Wasser mit Zucker siedet man sie weich, nimmt sie zum Abtropfen heraus, ordnet sie dann auf weißes Papier auf eine Platte, gibt sie in die abgekühlte Röhre und läßt sie abtrocknen. Dann drückt man sie zwischen zwei Holztellern etwas breit, läßt sie wieder trocknen, preßt sie wieder, und so wiederholt man Pressen und Trocknen drei- bis viermal. Die Birnen werden dann nur mehr messerrückendick sein und gut ausgetrocknet. Nun schichtet man sie in eine Holzschachtel ein, gibt immer gestoßenen Zucker dazwischen und bewahrt sie an einem trockenen Ort auf. Auch zum Kandieren sind Birnen geeignet. —

Eine gute Nachspeise sind Birnen mit Schlagrahm. Gute, feste Birnen schält man, höhlt sie aus (Stiele daran lassen!), kocht sie in Wasser mit Zucker und Zitronengelb weich, nimmt sie heraus und füllt sie nach dem Abkühlen mit Schlagrahm, unter den man vorher gestoßene Nüsse gezogen hat.

Schaumauflauf von Birnen: Ungefähr ein Dutzend Birnen werden geschält, aufgeblättert, mit einer Tasse Wasser, 70 Gramm süßer Butter, Zitronengelb, einem Glas Wein und 150 Gramm Zucker weich und kurz eingedünstet. Das dicke Mus wird durch ein Haarsieb getrieben und dann nochmals mit 150 Gramm Zucker verrührt. Ist es vollständig erkaltet, dann zieht man den Schnee von acht Eiklar darunter, gibt das Mus in eine flache Schale und türmt es auf. Dann bestäubt man es überall mit Zucker und läßt es kühl, sehr vorsichtig und langsam, backen, d. h. nur gelbe Kruste annehmen. Der Schaumauflauf muß sofort aufgetragen werden, sonst fällt die Herrlichkeit zusammen.

Leichte Handarbeiten.

Von Doris Winter.

Es wird seit kurzem unter dem Namen Kobralitze eine Litze verkauft, die, raupenartig gegliedert, durch Verschlingen und Behäkeln zu hübschen und dauerhaften Spitzen und Einsätzen verarbeitet werden kann. Abbildung 1 zeigt diese Litze in Naturgröße und zeigt zugleich, wie sie zu einer Musterform gelegt werden kann. Mit den Abbildungen 2, 3 und 5 sind einige fertige Häkelmuster gegeben, und Abbildung 5 zeigt die Anwendung an Bettkissen.

Abb. 1. Die Kobralitze in natürlicher Grösse.

Besonders praktisch ist die Kissenverschnürung, für die man nach der Abbildung die Litze zur Öse legt und nach folgenden Angaben umhäkelt: * An den nächsten Ösenbogen 9 feste Maschen, dann 7 Luftm., 1 feste M. in das linksseitliche Glied der Öse, 3 Luftm., 1 feste M. in das nächste, wagerecht liegende Glied, 3 Luftm., 1 feste M. in das rechtsseitliche Glied der nächsten Öse, 3 Luftm., 1 feste M. in die 4. der 7 Luftmaschen, 3 Luftm., vom * wiederholen. An der geraden Seite der Spitze arbeitet man: 1. R. + 3 feste M., d. h. 1 f. M. vor der Kreuzung der Litze, 1 feste M., die die Kreuzung umfaßt, und 1 feste M. nach der Kreuzung. Hierauf folgen: 6 Luftm., 1 feste M. in die Mitte des wagerecht liegenden Gliedes, dann 6 Luftm., vom + wiederholen. 2. R. + + Um den nächsten aus 6 Luftm. bestehenden Bogen 2 Stäbchen, 3 Luftm., 2 Stäbchen um den folgenden Luftmaschenbogen, 6 Luftm., von + + wiederholen.

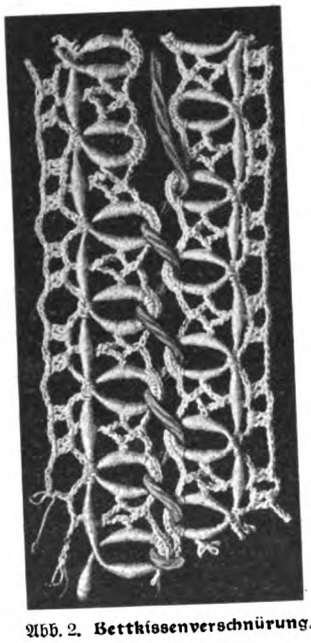


Abb. 2. Bettkissenverschnürung.

Wie zwei solcher Spitzen miteinander verschnürt werden, zeigt die Abbildung 2 genau.

Für die schmale Spitze, Abbildung 3, werden die Ösen in gleicher Weise gelegt. Man häkelt für den Bogenrand 1. R. * Um die nächste Öse 5 mal abwechselnd 1 feste M., 4 Luftm., hierauf noch 1 feste M., dann 11 Luftm., 1 feste M., die die Öse unten umfaßt, 1 feste M. um den Anfang des geradeliegenden Gliedes der Litze, 6 Luftm., in entsprechender Weise ist dann die Litze bei der Kreuzung der nächsten Öse durch 2 feste M. zu umfassen. Dann folgen 5 Luftm., anschlingen an die 6. der 11 Luftm., 5 Luftm., vom * wiederholen. 2. R. + 1 feste M. um die erste Luftmaschenöse, 5 Luftm., 3 durch 1 Picot und 1 Luftm. getrennte Stäbchen um die zweitnächste Luftmaschenöse. Jedes der Picots erfordert 3 Luftm. und 1 f. M., die in das Stäbchen greift. Es folgen 5 Luftm., 1 f. M. um die zweitnächste Luftmaschenöse. Vom + wiederholen.

Am geraden Rande der Litze häkelt man eine Reihe, die aus abwechselnd 3 f. M. und 7 Luftm. besteht. Die erste feste M. greift um das gerade Glied der Litze vor, die 3. hinter der Ösenkreuzung, während die zweite die Kreuzung selbst umfaßt und zusammenhält.

Bei dem Arbeiten des Einsatzes beginnt man in der Mitte

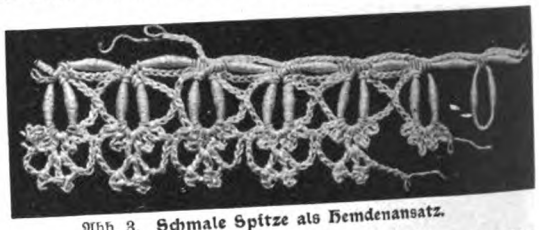


Abb. 3. Schmale Spitze als Hemdenansatz.

der Litze. Man braucht hier zwei Litzenenden und häkelt: 1. Reihe: * 2 durch 2 Luftmaschen getrennte feste Maschen umfassen die doppelt gelegte Litze in ihrer Verjüngung, dann 8 Luftm., nach Abbildung den Stern durch Legen je zweier Ösen jeder Litze bilden, mit 1 f. M. die Litzen zusammenfassen, dann mit 1 festen M. die Kreuzung der oberen Ösen zusammenfassen, 1 f. M. wie vorhin um beide Litzen, 8 Luftm., vom * wiederholen.

2. Reihe: Diese vollendet die Sternfiguren und wird wie die erste Reihe gehäkelt, nur hat man nicht nötig, in der

Abb. 4. Anwendung des Einsatzes Abb. 5 und der Verschnürung Abb. 2

Verjüngung beide Litzen durch die festen Maschen zu umfassen.

3. Reihe: ** 3 feste M. um die nächsten 2 Luftm., 5 Luftm. + 5 Picots, je aus 1 festen M. u. 3 Luftm. bestehend, um den verjüngten Rand der Öse, dann noch 1 feste M. +, 7 Luftm., von + — + einmal wiederholen, hierauf 5 Luftm. ** von ** — ** wiederholen.

4. Reihe: + 1 Stäbchen an das mittelste der 5 Picots, 5 Luftm., 2 durch 3 Luftm., getrennte Stäbchen in die 4. der 7 Luftm., dann 5 Luftm., 1 Stäbchen in das mittelste Picot der nächsten Litzenöse, dann 7 Luftm., vom + fortlaufend wiederholen.

5. Reihe: 1 Stäbchen und 1 Luftm., die stets eine Masche voriger Reihe übergeht. 6. Reihe: Abwechselnd 1 feste M. um die zweitnächste Luftmasche, 7 Luftm. 7. Reihe: Wie die 5. Reihe.

Die zweite Hälfte des Einsatzes wird entsprechend der ersten gehäkelt. —

Unsere Deckchen geben reizende Vorlagen für leichte Stickereien. Die obenauf liegende Decke (Abb. 6) mißt

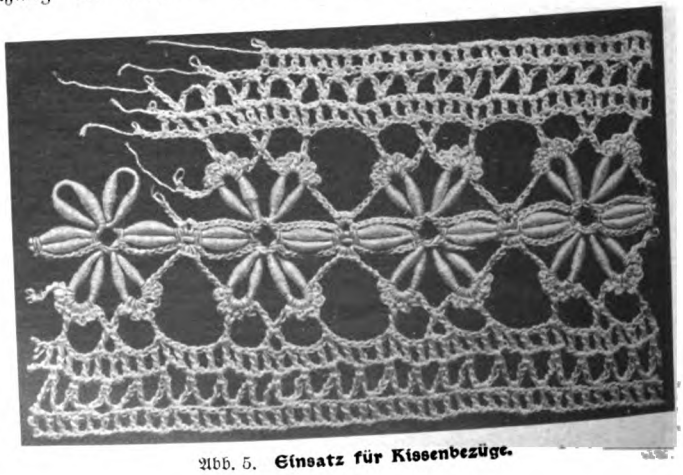


Abb. 5. Einsatz für Kissenbezüge.

25 zu 35 Zentimeter. Sehr hübsch wirken auf dem weißen Grunde die doldenartig gebundenen Bukette, bei denen die kleinen Blüten durch dicht nebeneinanderstehende Knötchen gebildet wurden. Diese waren mit fünffachen Seidenfäden in drei Tönen Lavendelblau ausgeführt. Solche Knötchen können auf zwei verschiedene Arten gearbeitet werden, wie mit den Abbildungen 12 und 13 veranschaulicht ist. Der geschürzte Knötchenstich, Abb. 12, wird folgendermaßen hergestellt. Man führt die Nadel durch einige Stoffäden, schiebt sie bis zur Hälfte durch und führt die Fadenwindungen über die Nadel. Dann zieht man die Nadel, während man diese Windungen mit der Daumenspitze der linken Hand festhält, durch und den Faden vorsichtig nach. Danach führt man die Nadel dicht neben ihren Ausgangspunkt wieder in den Stoff und zieht den Faden nach unten durch. Für den gewundenen Knötchenstich, Abb. 13, zieht man Nadel mit Faden durch die für das Knötchen bestimmte Stelle, hält den Faden mit der linken Hand fest und führt, die Nadel mit der rechten Hand haltend, die Windungen aus. Es ist nötig, die Windungen so lange festzuhalten, bis Nadel und Faden in ganzer Länge hindurch gezogen sind und dann die Nadel dicht bei ihrem Ausgangspunkt wieder in den Stoff zu führen (siehe den Pfeil bei Abb. 13.) Die Blättchen, die den dunklen Fond für diese Blüten bildeten, waren im Plattstich gearbeitet, hell- und dunkelblau war das die Stengel zusammenhaltende Band, und mit weißer Seide ausgeführt waren die Langetten. Bei den runden Deckchen (Abb. 7 und 8), von denen das eine einen Durchmesser von 23, das andere einen Durchmesser von 25 Zentimetern hat, waren die Langetten aus weißer Seide, ebenso waren die nach innen strebenden Linien und auch die Punkte bei der kleineren Decke weiß gestickt. Zwei Schattierungen rosa waren für die fünfblättrigen Blüten, und hellgrün war für die Blättchen genommen. Die zarte Bordüre des Deckchens, Abb. 8, war mit rosa und grün gestickt und wurde außen und innen begrenzt durch zwei Hexenstichreihen, die wieder durch Stilstichlinien abschlossen. Für beide diente die gleiche rosa Seide, mit der die Rosenknöspchen gestickt waren. Mit den Abbildungen 9 und 10 ist je ein Musterteil naturgroß gegeben, und Abb. 11 zeigt ein Bukett von der großen Decke. Die beiden ersten Muster können auch gut für Kinderjäckchen verwendet werden, und das Bukett eignet sich auch zum Verzieren einer Krawatte.

Die Modelle erhielten wir von Ludwig Novotny, Wien.

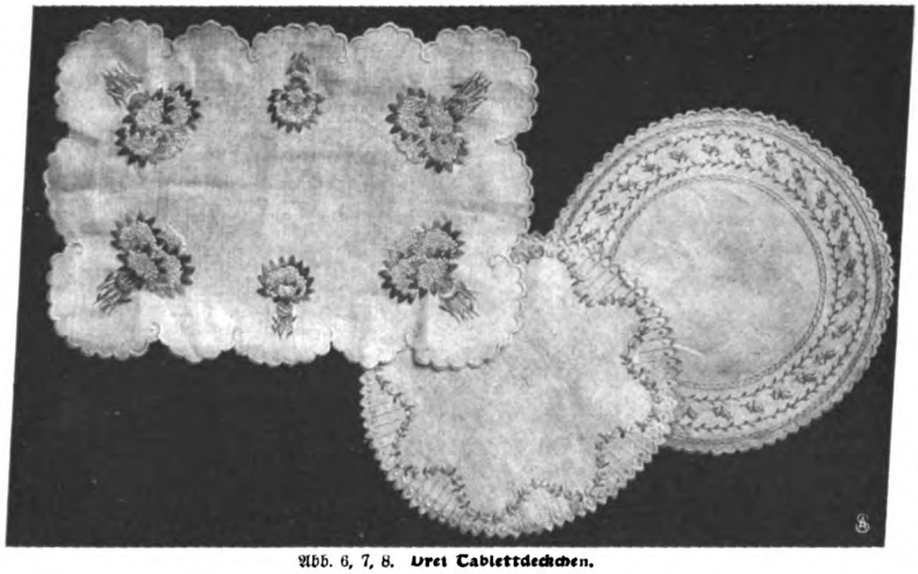


Abb. 6, 7, 8. Drei Tablettdeckchen.

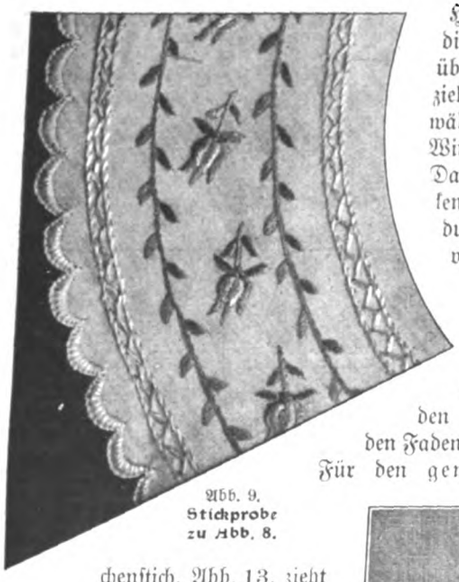


Abb. 9. Stickprobe zu Abb. 8.

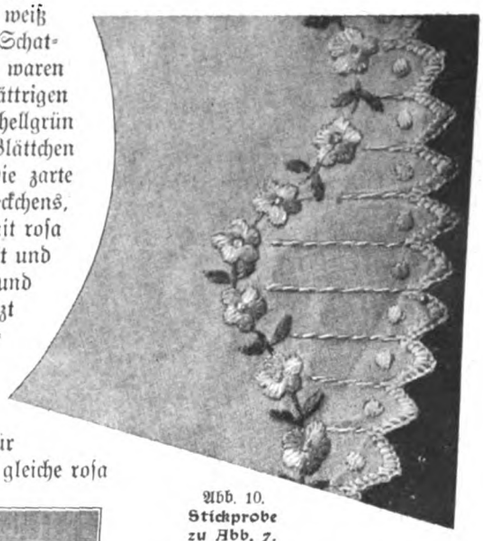


Abb. 10. Stickprobe zu Abb. 7.

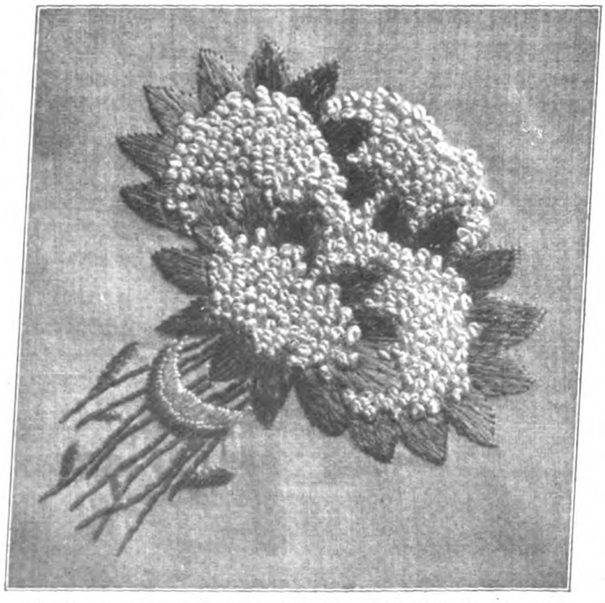


Abb. 11. Bukett zu Abb. 6. Auch verwendbar für Krawatten.

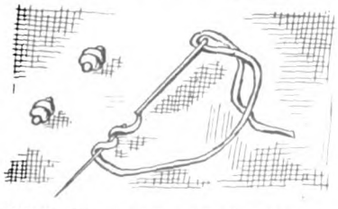


Abb. 12. Der geschürzte Knötchenstich.

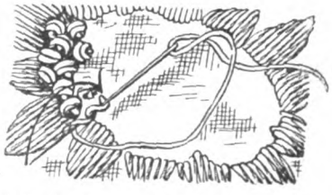


Abb. 13. Der gewundene Knötchenstich.

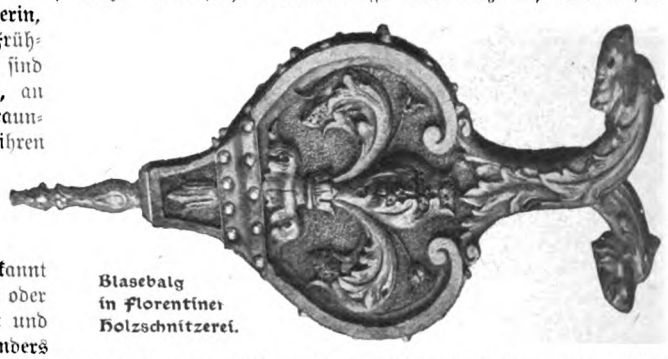
Ratgeber für Jedermann

Saisonküche.

Spätherbstfrüchte. Bunte Blätter, leuchtende Früchte bietet der herbstliche Wald in prunkenden Sträußen dar. Doch nicht allein dem Schmuck des Hauses wollen die schönfarbigen Beeren dienen: auch die Hausfrau in ihrer Eigenschaft als Vorsorgerin, die Vorräte sammelt für die früchtelose Zeit des Winters und Frühlings, darf sich ihrer besonders freuen. Drei dornige Gesellen sind es, die uns ihre Beeren am Rande der Waldstraße, in Hecken, an Grabenborten und Feldrain darbieten: der Weißdorn, der braunblätterige, rotbeerige Berberitzenbusch und die Hagerose mit ihren stacheligen Hagebutten, die auch als Hegen, Hambutten, Rosenäpfel und Hetschepetsch bekannt sind. Die Verarbeitung der Hagebutte als Eingesottenes in Essig und Zucker, als Dörrobst zu Suppen und Mus, als Mark und Gelee für Eis und Torten setzen wir nach den Rezepten, die wir bereits brachten, als bekannt voraus. Daß aber auch die Weißdornbeere — auch Mehlhöschen oder Mehlbeere genannt — sich sowohl dörren wie einmachen läßt und sich ganz besonders zur Suppenbereitung eignet, wissen wohl heute nur wenige, die nicht im Walde geboren sind und die Kenntnis des Nutzens aller Früchte sozusagen mit dem Ozon der Wälder eingesogen haben. Die Mehlbeere muß Frost bekommen haben, bevor sie in der Küche Verwendung findet. Kinder lieben sie am meisten frisch gepflückt und essen sie roh. Zu Suppe verkocht man die Beeren in halb Wasser, halb Weiß- oder Apfelwein, schlägt sie durch, quirlt mit Eigelb ab, schmeckt auf Süßigkeit ab und setzt Zucker nach Belieben zu. Das Geleekochen erfolgt genau in der Weise wie bei andern Früchten durch Zerkochen, Durchseihen durch ein Seihtuch und (mit gleichem Zuckergewicht) klar und dick Einsieden. — Die Berberitze, deren Schönheit in Farbe und Form sie zur Verzierung von Torten und Süßspeisen besonders geeignet erscheinen läßt, eignet sich zu vielseitigster Verarbeitung. Man macht sie ein, kandiert sie, verarbeitet sie zu Marmeladen und Pasten, braut Likör daraus und bereitet ein wohlschmeckendes, gesüßtes und mit Zitronensaft gewürztes Mus daraus, das zu Kuchenfüllungen, Eisbereitung, Tortenbelag usw. vielfache Verwendung findet. Reisspeise mit Berberitzenzwischenlagen und Zitronensauce ist ein feines Gericht zum Nachtisch. Berberitzengelee kann man auch zum Orangefärben anderer Speisen benutzen. Der Saft geliert leicht und ist angenehm säuerlich.

Schmuckkästchen in Florentiner Holzschnitzerei.

Zwetschenklöße. Schöne Zwetschen reibt man mit einem Tuch ab und entfernt die Steine. Ein halbes Dutzend Semmeln zerschneidet man fein, gibt sie in eine Schüssel und gießt siedende Milch darüber. Sind sie weich, so zerrührt man sie mit einem Löffel sehr fein, gibt nach und nach fünf ganze, etwas zerklopfte Eier dazu, eine Obertasse geschmolzene Butter und so viel Mehl, daß ein schöner Kloßteig entsteht, der ziemlich fest ist, sowie das nötige Salz. Man sticht mit dem Löffel dicke Klöße ab, drückt in jeden Kloß eine bis zwei Zwetschen, schließt die Höhlung wieder und kocht die Klöße in siedendem Wasser gar. Auf einer heißen Schüssel angerichtet, werden sie entweder mit reichlich brauner Butter übergossen, in der Semmelwürfel geröstet wurden, oder mit Zucker und Zimt bestreut.



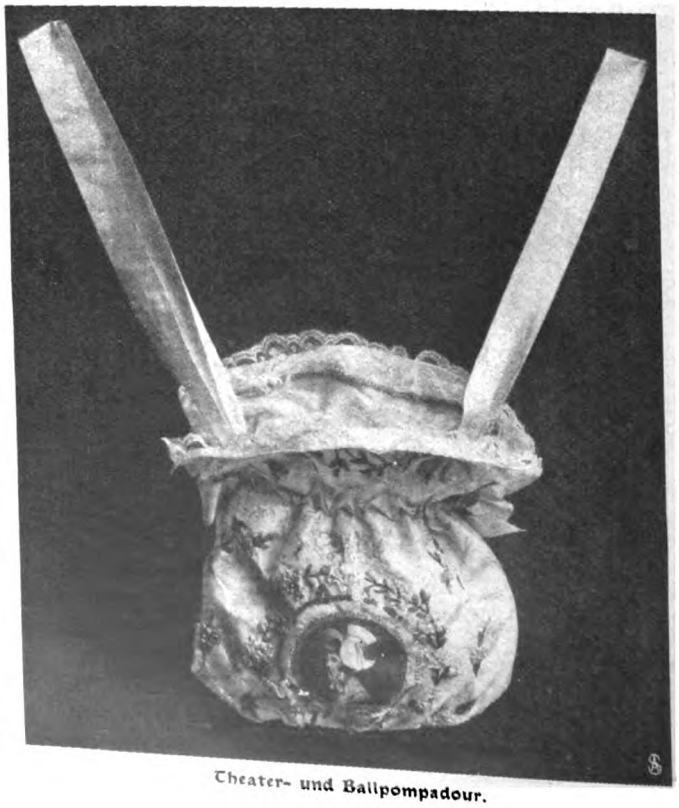
Blasebalg in Florentiner Holzschnitzerei.

Aus dem Kunstgewerbe.

Florentiner Holzschnitzereien. Das moderne Kunstgewerbe aller Länder zeigt das Bestreben, sich zunächst einmal ganz freizumachen von den alten, historischen Stilen und ihren Ornamenten, um dann auf diesem vereinfachten Grunde ein gutes Neues aufbauen zu können. Daneben aber werden, besonders in Ländern mit sehr gefestigter künstlerischer Tradition, wie z. B. in Italien, dessen Geschmack noch heute stark von der Renaissance und ihren Tochterstilarten beeinflußt ist, auch immer weiter Gegenstände gefertigt, die sich bemühen, gute alte Vorbilder gut nachzuahmen. Zu ihnen gehören auch die hier gezeigten Holzschnitzereien, von denen das Schmuckkästchen einfache, fast nur geometrische Ornamentierung zeigt, während auf dem Blasebalg das Motiv der Lilie aus dem Mediceerwappen zu einer reichen und prunkvollen Verzierung ausgestaltet wurde.

Handarbeit.

Theater- und Ballpompadour. Pompadours zu erfinden, die groß genug sind, um alles, was man an einem Theater- oder Ballabend braucht, in ihrem Innern aufnehmen zu können und dabei doch reizvoll, elegant und duftig wirken, ist keine ganz leichte Aufgabe für die Industrie. Unsere Tasche, die sich sehr gut nacharbeiten läßt, ist aus hellblauem Atlas angefertigt und mit reizenden gestickten Blüten- und Blätterranken geschmückt. Diese Ranken ziehen sich auch kreisförmig um ein Medaillon im Empiregeschmack — ein zart-bunt gemaltes Mädchenbild, das als Abschluß und Rahmen einen Kranz aus Flittern aufweist. Die Wahl des Vorwurfs für dieses gemalte Medaillon bleibt natürlich dem persönlichen Geschmack



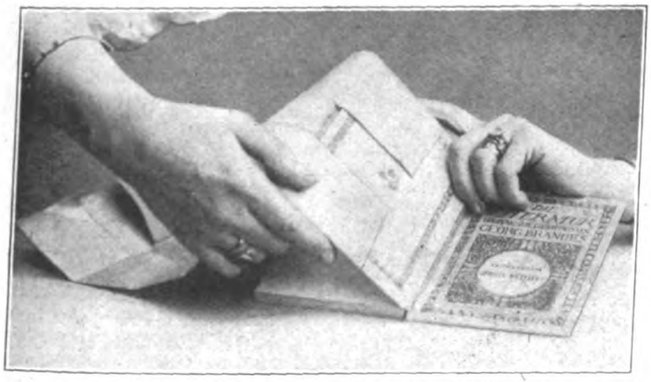
Theater- und Ballpompadour.

überlassen. Sehr hübsch und verhältnismäßig leichter herzustellen als die gemalten bunten Atlasbildchen sind Silhouetten. Schwere, weiße Seide bildet das Futter des Beutels, und luftige, weiße Spitze, die von einer Goldborte kokett umsäumt ist, erhöht den eleganten Eindruck des Ganzen. Hellblaue Seidenbänder, die an jeder Seite zu einer hübschen Schleife gebunden sind, dienen zugleich als Träger und Zugbänder des Pompadours.

Kinderspielzeug.

Der kleine Briefträger. In den Jahren, in denen die Wünsche, die Bubi für seine Karriere hegt, in der Erreichung der verantwortungsvollen Stellungen von Schornsteinfegern, Straßenbahnschaffnern, Briefträgern usw. zu gipfeln pflegen, kann ein Spielzeug, wie das hier abgebildete, sicher auf den ungeteilten Beifall des kleinen Empfängers rechnen. Der blaue Kasten, der sich leicht an der Wand des Kinderzimmers anbringen läßt, funktioniert tadellos. Geduldig nimmt er die Lasten postalischer Mitteilungen auf, die Bubi ihm vorher anvertraut hat, und prompt gibt er sie wieder ab, wenn der kleine Briefträger mit der Tasche, die er umgebunden hat, feierlich anrückt und die Zeit für gekommen erachtet, um mit wichtiger Miene den Sack unter die geöffnete Kastenklappe zu schieben, in dem die Post „zum Amt" befördert wird. Wenn nun gar Mama oder das Fräulein Lust und Zeit hat, dieses Amt zu verkörpern, dann ist die Freude groß — und andererseits für „belehrend" veranlagte Erwachsene die Gelegenheit da, das Kind buchstäblich spielend mit den Hauptzügen eines Betriebes vertraut zu machen, der im Leben der meisten Gebildeten eine so wichtige Rolle innehat.

Der kleine Briefträger.



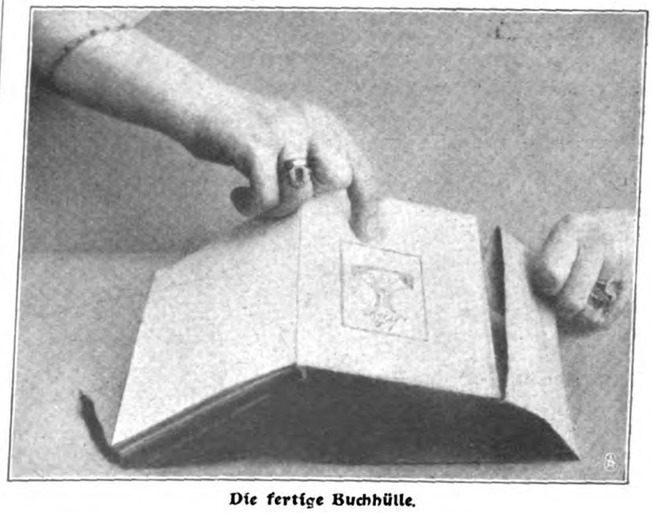
Wie man sich selbst eine Buchhülle herstellt.

Kleine Handwerkskünste.

Ein praktischer Buchumschlag. Bekanntlich werden die Bücher bei häufiger Benutzung, und besonders in der Hand von Kindern und anderen „sorglosen" Leuten mit der Zeit arg mitgenommen und in ihrem Aussehen geschädigt. Um sie zu schonen, gibt man ihnen einen Umschlag aus Papier. Dieser Umschlag aber, wenn er auf die herkömmliche Weise angelegt wird, macht das Buch dick, verrutscht auch leicht und löst sich bei einer hastigen Bewegung oft ganz und gar auf. Da ist die Anleitung zu einem soliden Bucheinschlag, der ohne Gummi und Kleister prachtvoll hält, gewiß manchem Buchbesitzer willkommen. Das Papier hierzu muß so groß sein, daß es nicht ganz doppelt so breit und doppelt so hoch wie das einzuhüllende Buch ist. Es muß natürlich fest und glatt sein, damit es sich gut anschmiegt. Beide Langseiten werden nach der Mitte zu umgebrochen, und zwar muß man sich dabei genau nach der Höhe des Buches richten, denn die Deckelhälften sollen sich bequem in den Streifen hineinschieben lassen, aber auch nicht zu lose darin sitzen. Nun streift man die schmale Papierhülle, die offene Seite nach oben, zuerst über den hinteren Buchdeckel, bis etwas über seine Hälfte (siehe die linksstehende Abbildung), biegt sie nach außen zurück, so daß der gefaltete Streifen sich über Hinter- und Vorderteil des Buches legt, hebt jetzt den vorderen Buchdeckel hoch und schiebt ihn in die zweite Tasche des Streifens (siehe die rechtsstehende untere Abbildung), die man sodann unter nachhelfendem Streichen des Papiers so weit zurechtbiegt, daß das Buch fest und glatt in seiner Hülle ruht. Man kann es nun getrost ein wenig hart anfassen, es wird darunter nicht zu leiden haben. Besonders im Freien, auf der Straßenbahn, auf Reisen — kurz überall, wo das Buch nicht mit der nötigen Sorgfalt behandelt werden kann, wird man seine Freude an dem festsitzenden Umschlage haben.

Garten und Blumen.

Frühe Treibblumen im Zimmer. Das Bestreben vieler Blumenfreundinnen geht dahin, schon zu Weihnachten das Zimmer mit blühenden Hyazinthen und Tulpen zu schmücken. Dies zu erreichen ist aber nicht so einfach, wie es den Anschein haben könnte. Im Dezember lassen sich mit Erfolg nur allerfrühesteste Sorten treiben. Die beste Tulpensorte für die allerfrühesteste Treiberei ist die zwar kleinblumige, aber sehr wohlduftende Duc-van-Tholtulpe mit roten, gelbgerandeten Blumen. Von den Hyazinthen ist die allerfrühesteste treibbare die nur kleine, aber sehr zahlreiche weiße Dolden bringende römische Hyazinthe, die nicht wie andere in Holland, sondern vorzugsweise in Südfrankreich kultiviert wird. Weitere sehr frühe Sorten sind: La Tour d'Auvergne, gefüllt weiß, Wilhelm der Erste, tief dunkelblau, sowie Emilius und Homerus, rot. Diese Zwiebeln müssen spätestens anfangs Oktober in Töpfe gepflanzt, in den Keller gestellt oder besser in eine auf einem Gartenbeet hergerichtete fußtiefe Grube gestellt und fußhoch mit Erde bedeckt werden, nachdem sie zuvor tüchtig begossen worden sind. Nach zwei Monaten sind dann die Zwiebeln genügend bewurzelt, um mit den Töpfen aus dem Boden genommen und am Fenster der warmen Stube zu rascher Entwicklung gebracht zu werden. — Bisher hat dieses frühe Treibverfahren häufig versagt; es kam daher, daß die Zwiebeln in Holland nicht früh genug ausreiften, also vor dem Versand keine genügende Ruheperiode durchgemacht hatten und deshalb nach dem Einpflanzen nur langsam und schlecht wurzelten. In neuerer Zeit hat man diesem Übel abgeholfen, indem man in Holland herangezogene frühe Treibzwiebeln noch ein Jahr in Südfrankreich oder in Südafrika kultivieren läßt, da sie in diesen Ländern sehr früh ausreifen und sich dementsprechend bei uns früh und mit vorzüglichem Erfolge treiben lassen. Solchen im Süden nachkultivierten Zwiebeln ist bei Ankauf frühester Treibzwiebeln der Vorzug vor anderen zu geben. — Es ist jetzt auch leicht, Maiglöckchen gegen Weihnachten im Zimmer zum Blühen zu bringen, wenn man hierzu Treibkeime



Die fertige Buchhülle.

verwendet, die in Gefrierhäusern oder Eiskellern in der Vegetation künstlich zurückgehalten worden sind. Werden diese Keime, die gegenwärtig einen wichtigen Handelsartikel bilden und nicht teuer sind, im Spätherbst und Winter zu zehn bis zwölf Stück in Töpfe von etwa zehn Zentimetern oberer Weite gepflanzt, gut gegossen und am Zimmerfenster aufgestellt, so beginnt bald das in den Gefrierräumen durch Monate künstlich zurückgehaltene Leben sich mächtig zu regen, und nach kurzer Zeit gelangen Blätter und duftige Blütenglocken zur Entfaltung.

Stapelie.

Stapelie. Die Pflanze, die unsere Abbildung zeigt, erinnert in ihrer äußeren Erscheinung lebhaft an einen Kaktus oder an kaktusartige Wolfsmilchgewächse. Sie ist blatt- und stachellos und entwickelt eine Fülle kantiger, fleischiger Stämme, an denen im Hochsommer ganz eigentümliche, sternförmige, fleischige, auf den Blütenblättern meist stark behaarte, mitunter auch prächtig gezeichnete Blüten von kurzer Dauer erscheinen. Bei manchen Sorten entströmt diesen Blüten ein widerlicher, aasartiger Geruch, der aber gewöhnlich nur in nächster Nähe, wenn man die Nase dicht an die Blüte hält, unangenehm wahrnehmbar wird und den Vertretern dieser interessanten Gattung die nicht gerade liebliche Bezeichnung „Aaspflanzen" eingetragen hat. Durch diesen eigentümlichen Duft locken die Blüten gewisse Aasfliegen an, die die Befruchtung vermitteln. Abgesehen von ihrem nicht immer angenehmen Geruch, sind die Blüten von großer Schönheit; sie erregen stets die Bewunderung und das Erstaunen aller, denen sie bisher unbekannt waren. Die Stapelien sind in der Kultur außerordentlich anspruchslos; sie werden ebenso wie harte Kakteen und sonstige Fettpflanzen behandelt. Man pflegt sie im Sommer am besten vor dem Fenster oder im Garten in der vollen Sonne und gießt sie dann während der Wachstums- und Blüteperiode regelmäßig, aber nicht übermäßig. Mit Eintritt der Regenzeit, im Herbst, nimmt man die Töpfe wieder in das Zimmer und entzieht ihnen nach und nach vollkommen das Wasser. Sie werden im Winter gar nicht oder nur selten und ausnahmsweise gegossen; je trockner man sie hält, um so sicherer gelingt die Überwinterung. Zum Verpflanzen verwendet man eine nahrhafte, schwere, aber reichlich mit Sand vermischte Erde. Die Vermehrung erfolgt durch Teilung alter Büsche oder durch Stecklinge im Frühling; zu diesem Zwecke schneidet man einige Triebe ab, legt sie zum Abtrocknen der Schnittflächen einen Tag in die Sonne und pflanzt sie danach in kleine Töpfchen, in denen sie bis zum Eintritt der Bewurzelung so trocken als möglich gehalten werden müssen.

Gesundheitspflege.

Vom Handtuch. Im hygienischen Sinne sind die feinsten Handtücher nicht immer die geeignetsten. Denn beim Abtrocknen sollen wir die Haut kräftig reiben, frottieren; dadurch wird sie angeregt, belebt, und dadurch werden auch verschlossene Poren am besten geöffnet. (Wir wissen ja, daß Kleie und selbst Sand unter Umständen als kosmetische Mittel benutzt werden.) Darum sollte am Waschtische im Hause ein grobes Handtuch vorhanden sein; namentlich aber sollte es benutzt werden, wenn wir Abwaschungen des Körpers vornehmen, denn diese sollten stets mit einem kräftigen Frottieren der Haut verbunden sein. Es ist ferner eigentlich selbstverständlich, daß jeder Mensch sein eigenes Handtuch besitzen sollte. Das ist aber leider selbst in vielen besser gestellten kinderreichen Familien nicht der Fall. Die Handtücher werden durcheinander von allen Kindern benutzt, wogegen die Mutter Einspruch erheben müßte. Das Kind muß sich frühzeitig daran gewöhnen, nur sein eigenes Handtuch zu benutzen. Es entwickelt sich auf diese Weise bei ihm eine Scheu vor Handtüchern, die andere Personen benutzt haben, und es wird im späteren Leben vermeiden, in öffentlichen Lokalen und Anstalten seine Hände an Handtüchern abzutrocknen, die zu allgemeiner Benutzung da hängen und fast stets Bakterienträger sind. Wer viel außerhalb des Hauses beschäftigt ist, gewöhne sich daran, stets ein Reservetaschentuch bei sich zu tragen, das im Notfall als Handtuch gebraucht werden kann.

Frauenleben in der Kunst

Junge Hausmutter. Gemälde von Gerard Dou (1613 bis 1675). Stilleben und Genrebild zugleich ist dieses Bild — wie so viele niederländische Kunstwerke, bei denen es den Künstler reizte, beides zu vereinen, was er so trefflich darzustellen verstand: einen Ausschnitt aus einer kleinen freundlichen Geschichte in seinem Bilde zu geben und andererseits tote Dinge, gewöhnlichsten Hausrat und schimmerndes Prunkgerät, buntgefiedertes Geflügel und rundäugige, hellschuppige Fische, seltene Blumen und ordinäres Gemüse und vor allem Stoffe aller Farben und Faltengebungen zu einem bunten Durcheinander zu vereinigen. Über dieser scheinbaren Regellosigkeit aber waltet als kaum jemals fehlender ordnender Geist der malerische Geschmack des Künstlers. Und so malerisch lebendig ist hier dieses vergnügte Vielerlei, das den großen gewölbeartigen Raum erfüllt, daß die Darstellung der lebendigen Bewohner kaum noch eine Steigerung zuläßt! Die beschauliche Lieblichkeit der jungen Frau, das kleine Idyll am Wiegenkorb, die Gestalten, die schattenhaft das letzte Gedämmer des Hintergrunds füllen, bedeuten dem Maler kaum mehr als das, was sie umgibt: reizende Einzelheiten, die sich aber harmonisch der Schönheit des Bildganzen unterzuordnen haben.

Junge Hausmutter. Gemälde von Gerard Dou (1613—1675).

Die Welt der Frau

„Gartenlaube“, Nr. 41. 1908.

Das ist ein Rennen und eine Plage,
Ein Raffen und Sorgen für künftige Tage,
Und wenn man sie endlich genießen will . . .
Schnapp — steht auf einmal das Ührlein still!

Gertrud Triepel.

Freuden und Leiden aus junger Ehe.

Von Paul Schlesinger.

Das Nest ist bereit. Heute vormittag hat das neue Mädchen für Alles unter der persönlichen Leitung zweier Schwiegermütter das letzte Stäubchen fortgewischt und im Wohnzimmer Blumen und Hochzeitsgeschenke zum Empfang der heimkehrenden Hochzeitsreisenden bereitgestellt. Nun sind die Alten weg; der junge Hausherr hat seine freundlich dankbare Miene abgelegt und blickt einigermaßen trostlos auf die Fülle der Hochzeitsgeschenke. Endlich öffnet er seine Lippen; er nickt den Hochzeitsgeschenken zu und sagt: „Eine solche Aufeinanderhäufung von Geschmacklosigkeiten — !“

„Ach, Männchen, das Meiste können wir umtauschen.“

„Das Meiste? — Wie willst du etwa das Ölgemälde umtauschen, das dir deine Tante Frida gemalt hat? Die malt doch immer den gleichen Zimt, und vom Umtauschen werden ihre Bilder nicht besser.“

„Ach weißt du, Schatzel, wir hängen es auf den Korridor —“

„Hängen — du willst das wirklich aufhängen? Und noch dazu auf den Korridor, wo man jeden Tag daran vorbei muß? Nein, Kleines, diesen ehrgeizigen Traum wird sich deine Tante abgewöhnen müssen. Und wohin willst du mit den sechs Kissen, die unsere Cousinen gestickt haben. . .“

„Männchen, da fabriziere ich einfach neue, geschmackvollere Bezüge, die leicht abzumachen sind! Wenn dann die Cousinen kommen, werden die Hüllen rasch entfernt und —“

„Und was für einen Überzug willst du für die große ungeheuerliche Stehlampe fabrizieren, die uns Justizrats geschenkt haben? Diese Stehlampe, bei deren Einkauf man nicht dabei sein durfte, weil sie einfach nie gekauft wurde —“

„Nie gekauft?“

„Nie. — Ich kenne nämlich die Geschichte dieser Lampe, obgleich ich sie heute zum erstenmal sehe. — Als mein Onkel Julius vor zehn Jahren seine Lampenfabrik liquidierte, schenkte er die unverkäuflichste seiner Lampen Emil, der sich damals gerade in Magdeburg als Arzt niedergelassen hatte, für sein Junggesellenheim. Über Hamburg kam sie in die Familie wieder zurück. — Und wir sollen sie aufstellen? — Nie! Nie!“

„Aber was sollen wir mit diesem Untier machen?“

„Nächstens heiratet ja die Tochter von Onkel Julius — der schenken wir die letzte Lampe aus ihres Vaters Fabrik!“

Die kleine Frau lachte nicht ein bißchen, sie starrte betrübt vor sich hin. „Was guckst du denn so?“ fragt zärtlich der Mann —

„Ich ahne was —“ „Was denn?“ — „Krach — ich ahne Krach, ungeheuren Krach!“ Der Mann nimmt sein Frauchen bei der Hand — „Du sollst nicht weinen — nicht am ersten Abend, den wir in unserm Heim verbringen. Aber siehst du, deshalb habe ich nicht mit aller Energie in der Einrichtung meinen Geschmack betont, um mir von Onkel und Tanten meine Gemütlichkeit verderben zu lassen! Und wenn es darüber zum Krach kommt — wir sind mit uns und nicht mit unseren gegenseitigen Onkels und Tanten verheiratet“!

„Du hast ja so recht“ — sagt das Frauchen — und heult ruhig weiter. — — —

Der erste Sonntag! Man sitzt auf dem Balkon und frühstückt seine junge Glückseligkeit. Sie ersetzt das Salz, das das Mädchen vergessen hat an die Rühreier zu tun, sie veredelt den allzu dünnen Kaffee — ach, und sie soll auch die Zeitung vertreten. Er möchte nämlich das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, will die Zeitung zugleich mit dem Frühstück und der allgemeinen Glückseligkeit verschlingen.

„Sieh mal, Männchen, das ist so eine böse Junggesellenangewohnheit. Ich kann mir ja denken, wenn man so allein auf seinem Zimmer sitzt, dann läßt man sich von der Zeitung auch beim Frühstück was erzählen. Wenn man aber ein junges Frauchen neben sich sitzen hat, dann geht einen die Zeitung gar nichts, aber auch gar nichts an. Beim Frühstück bin ich das einzige Weltereignis.“

Und mit kühner Hand greift die kleine Frau das Zeitungsblatt und legt es fort. Einen Augenblick überlegt der Mann, ob er gleich in diesem ersten Falle seine ganze eminente, unverrückbare, riesengroße Überlegenheit zeigen soll. Aber nein, er will es nicht — küßt liebevoll die weiße, schöne Hand und begnügt sich mit der Glückseligkeit. — Dann wird abgeräumt, die Frau verschwindet in der Wirtschaft, der Mann aber läßt sich von der Zeitung rings um die Welt tragen und ist so weit — so weit verreist, daß er es gar nicht hört, wie da hinten in der Küche zwei helle Stimmen sich erheben. Das Duett — ach, es ist kein musikalisches — wird immer heftiger. Schließlich geht die Tür auf und herein stürzt die junge Frau.

„Es ist unerhört!“ Sie wirft sich in einen Fauteuil.

„Um Gottes willen, was ist denn passiert?“

„Kannst du dir das denken? Ich sag dem Mädchen, sie soll irgendwas tun, und sie tut einfach was anderes — einfach was anderes, unerhört!“

„Aber um was handelte es sich denn?“

„Mit dem Aufräumen fing es an. Ich komme ins Schlafzimmer und denke, die ist eben erst dabei — da ist das Zimmer schon fertig, und Fräulein Elise längst nicht mehr drin.“

„Da scheint sie doch also furchtbar flink zu sein.“

Die kleine Frau lacht spöttisch auf: „Hui und pfui! Meinst du, sie hätte den Fußboden auch nur trocken abgekehrt? Ich rufe sie also. Da macht sie ein Gesicht und meint, Sonntags würde nirgends der Fußboden gemacht. Na, natürlich antworte ich nun: ‚das ist mir ganz gleich, wie es wo anders gemacht wird — hier in meinem Haushalt wird es gemacht, wie ich es wünsche.‘ Da stellt sich die freche Person hin und schreit mir einfach ins Gesicht: ‚die gnädige Frau — das war meine Mutter — die mich engagiert hat, hat mir ausdrücklich eingeschärft: die junge Frau ist noch nicht so erfahren, und sie nimmt mich, weil sie das Vertrauen zu mir hat, daß ich die Sache beherrsche.‘ Es ist eine bodenlose Taktlosigkeit von Mutter!“

„Na, und was hast du gesagt?“

„Ich habe ihr gesagt, ich verbitte mir ein für allemal eine Antwort — Sie tun schweigend das, was ich sage.“

„Na — und?“

„Na, und dann brummte sie noch irgendwas und holte sich Schrubber und Besen. Aber das Schönste kommt noch. Nach einer Weile sage ich ihr, wie sie den Gänsebraten machen soll, und weißt du, was sie da tut? Sie lacht! ‚Was fällt Ihnen denn ein?‘ sag ich. Da verzerrte sie noch den Mund: sie hätte wohl schon mehr Gänse in ihrem Leben gebraten als ich. Und das, was ich ihr da sage, daß man zuerst Wasser in die Pfanne tue, das sei einfach falsch. Die andere gnädige Frau — das ist deine Mutter — habe ihr gestern auf die Seele gebunden, die Gans gleich zu braten, wodurch sie schön prutzlig wird. Darauf habe ich gesagt: ‚erstens wird sie viel saftiger, wenn man Wasser hineintut, und zweitens wünsche ich es so. — Ich wünsche es!‘“

„Na, und?“

„Na, und — dann hat sie die Frechheit zu sagen, sie hätte die Verantwortlichkeit dafür übernommen, daß der Herr immer was Anständiges auf den Tisch gesetzt bekommt — und sie könnte es nicht anders machen, als sie es für gut fände. Wenn mir das nicht passe, könne sie ja gehen.“

„Ja, um alles in der Welt, was hast du denn dann geantwortet?“

Ehe die zögernde Antwort laut werden will, erscheint Elise gestiefelt und gespornt, mit Hut und Mantel.

„Ich bitte um Lohn für drei Tage und mein Buch.“

Der junge Mann begreift die Situation und sagt ganz kühl: „Sie haben Ihren Mietstaler bekommen — und das ist gerade genug. — Kein Wort weiter; wenn Sie noch was wollen, dann gehen Sie zum Rechtsanwalt oder zur Polizei. Hier in meinem Hause wird ohne meinen Willen kein Wort gesprochen. — Da — Ihr Buch.“

Elise verschwindet. Weinend schmiegt sich die junge Frau an den Mann: „Bist du mir böse, Schatz?“

„Aber nein; was kannst du für die Taktlosigkeiten unserer respektiven Schwiegermütter? — Das Mädchen war dadurch von vornherein für uns verdorben. Ärgere dich nicht weiter, wir werden heute im Restaurant essen.“

Da springt das junge Weibchen auf. „Nein, Schatz, diesen Triumph gönne ich deiner Mutter nicht. Ich werde diese Gans selber braten. Und wenn's auch nicht so ganz vollkommen ist, genießbar wird sie sein. Wir brauchen nicht im Restaurant zu essen.“

Lachend zieht er seine Frau an sich — „Kind, auf die Gans kommt es ja nie an — nur auf die Gesinnung.“ — — —

Durch die Sommernacht gehen die beiden Liebenden eng aneinandergeschmiegt nach Hause. Frauchen ist ein bißchen kleinlaut. Endlich hebt sie fragend den Kopf:

„Hast du dich sehr gemopst, Schatzel?“

„Gemopst ist nicht der rechte Ausdruck. Ich meine das Zusammensein mit fast fremden Menschen, die man eigentlich zum erstenmal ein bißchen näher kennen lernt, ist für einen denkenden Menschen immer in gewisser Beziehung interessant. Dazu kommt, daß ich mich sehr intensiv mit der Frage beschäftigte, wie kann man es ermöglichen, mit diesen Leuten zu verkehren. Werden deine und meine Freunde und Freundinnen auch unsere Freundinnen werden? — Das ist die Frage . . .“

„Grete gefällt dir nicht —“

„Ganz im Gegenteil. Ein famoses Frauchen, überhaupt, ich kann ausgezeichnet verstehen, daß ihr vier Mädels euch zueinander gefunden habt. Aber der Mann . . . Du hast mir erzählt, daß Grete sich durch seine gesellschaftliche Stellung — na und durch ihren Ehrgeiz zu der Ehe bestimmen ließ. Heute sieht Grete den Fehler ein. Aber — ist das für uns ein Grund, uns nun auch unsererseits mit diesem langweiligen und eingebildeten Kumpan zu verheiraten?“

„Aber ich lasse Grete in ihrem Unglück nicht allein. Das wäre eine schöne Freundschaft!“

„Das sollst du auch nicht. Aber — verkehr du mit ihr! Du allein mit ihr allein. Der Mann ist ja den Tag über in seinem Bureau ganz gut aufgehoben. Ich geb dir gern Urlaub, und du wirst in vertrauten Zusammenkünften mit ihr sie und dich glücklicher machen, als es unsere gezwungene Gesellschaftlichkeit vermöchte.“

„Der Mann wird aber beleidigt sein!“

„Natürlich muß man so was ganz taktvoll und leise einfädeln. Aber er macht sich ja im Grunde auch aus uns nichts, wird mit dieser Lösung deshalb ganz einverstanden sein — und ebenso gern zugeben, daß seine Frau dich besucht. — Im übrigen werden wir die gleichen Schwierigkeiten teilweise bei meinen Freunden haben.“

„Nur mit dem Unterschied, daß du diese nicht allein in ihrer Häuslichkeit treffen wirst — sondern am Stammtisch.“

„Was ist dabei?“

„Was — dabei — ist?“ Maßloses Erstaunen malt sich in ihren Zügen. Dann sagt sie ganz fest und laut:

„Es war mein bestimmter Wunsch und Wille, eine Ehe ohne Stammtisch zu führen.“

Der Mann lächelt. — „Wie willst du das fertigbringen? Sieh mal, Kleines, man kann doch nicht alle Verbindungen mit den Jugendfreunden lösen, und es ist nicht Prinzipienreiterei, und ich sage auch nicht ‚wir Männer‘, ich sage bloß — ich habe das Bedürfnis, ab und zu dahin zu gehen!“

„Und wenn du nun das Bedürfnis mit der Zeit verlierst?“

„Na dann — dann bleibe ich bei dir —“

Da sieht die kleine Frau glückstrahlend zu ihm auf. „Ich krieg es fertig, paß mal auf — ich werde mir aber auch schreckliche Mühe geben!“ — — — — — —

Abend. Der Mann sitzt allein bei einem Buch. Das Mädchen meldet die Schwiegermutter.

„Allein zu Hause?“

„Ja, meine Frau ist gerade mal zu Grete hinübergegangen, ihr Mann ist verreist. So leg doch ab —“

„Ich will dich nicht stören. Wieso bist du denn nicht beim Stammtisch?“ Dabei läßt sie sich den Mantel abnehmen.

„Ach, ich habe gerade ein gutes Buch.“

„Übrigens ist es mir ganz lieb, daß ich dich mal allein spreche. Es ist verschiedenes zu bereden. Du nimmst es mir doch nicht übel, wenn ich so von Dingen rede, die in eure Ehe gehören —“

„Keine Spur — red nur zu —“

„Na, dann muß ich dir schon gestehen, ich finde, daß Helene sich viel zu viel mit der Wirtschaft abgibt —“

Der Schwiegersohn sieht etwas erstaunt aus — dann sagt er seelenruhig: „Mich persönlich macht das außerordentlich glücklich. Hat meine Frau sich darüber beschwert, daß sie zu angestrengt sei?“

„Meine Tochter beschwert sich überhaupt nicht, das ist in unserer Familie nicht Sitte. — Aber — ich fand es überhaupt nicht richtig von dir, daß du ihr zugeredet hast, an Stelle des ersten Mädchens eine so wenig ausgebildete Person wie die Frida ins Haus zu nehmen.“

„Liebe Mama, da muß ich zunächst berichtigen, daß ich meiner Frau durchaus nicht zugeredet habe —. Allerdings: das Bestreben meiner Frau nach einer gewissen Selbständigkeit gefällt mir um so mehr, als sie das offenbar von ihrer Mutter hat —“

„Ich finde, du machst dich über mich lustig.“

„Aber nicht im mindesten. — Und es war der eigene Wunsch meiner Frau, kein perfektes Mädchen zu haben. Sie will Herrin in ihrer Küche sein, und wenn die Allüren perfekter Köchinnen das nicht zulassen, so muß sie eben ein Mädchen nehmen, das von ihr was lernt. Also ein weniger erfahrenes. Sie selbst lernt dabei immer mehr zu. Und ich finde, daß die Mehrarbeit ihr ausgezeichnet bekommt!“

„So? — Findest du? — Und ich sage dir, daß bei einem derartigen Leben deine Frau alles einbüßt, was wir ihr durch eine sehr kostspielige Erziehung beigebracht haben. Dazu haben wir ihr den teuren Klavierunterricht geben lassen, daß sie nie keine Taste mehr anrührt! Sie kommt einfach nicht dazu.“

„O — sie hätte schon Zeit — aber — aber ich halte es nicht für gut, daß dem hinausgeworfenen Geld auch noch die kostbarere Zeit nachgeworfen wird. Sage mal offen, Mama:

hast du die Empfindung gehabt, daß Helene besonders gern Musik getrieben hat?"

„Nun — das wohl nicht — aber sie hat es getan."

„Und warum? Weil ihr der Überzeugung seid, daß das mal so sein muß. Ich verstehe was davon, ich habe meine Frau auf ihren musikalischen Sinn geprüft, und ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß Helene gänzlich unmusikalisch ist —"

„Karl!"

„Na, und ich hab ihr das deutlich auseinandergesetzt." — „Das hast du ihr gesagt?" — „Naja". — „Ich finde das — bis zu einem gewissen Grade — herzlos." —

„Wieso? Du hättest mal sehen sollen, wie sie aufatmete und sagte, da sei nun endlich aus ihrem Leben ein abscheulicher Zwang genommen!"

„Also du hältst meine Tochter für eine gänzlich unfähige Person —" „Durchaus nicht, ich erlaube mir sogar, dich daran zu erinnern, daß ich deine Tochter liebe. Aber außerdem halte ich sie zum Beispiel für eine außerordentlich befähigte Hausfrau — und ich behaupte dazu, daß sie das von ihrer Mutter hat; — sie kocht ausgezeichnet, hält die Wirtschaft peinlich sauber, alles geht korrekt und lautlos wie am Schnürchen. Kurzum, sie ist ein kleiner Engel, wie ihre Mutter ein großer ist, und wird sich am Ende zu einer Schwiegermutter entwickeln, die so ideal ist wie meine eigene." Die Mutter muß lachen, sie kann nicht anders als lachen — und dann sagt sie: „Mir tut es doch leid, daß sie nichts weiter sein soll als eine gute Hausfrau!"

„Na, sieh mal, Mama, entweder es kommen Kinder ins Haus — und das hoffen wir doch — dann hat sie reichlich zu tun, die guten altmodischen Tugenden zu pflegen. Bleibt aber das Haus leer — dann gibt es heute tausend Gelegenheiten, ihr wirtschaftliches Talent in den Dienst der Menschheit zu stellen. Noch aber gehört sie mir allein; ich bin euch von Herzen dankbar, daß ihr sie mit aller Sorgfalt erzogen habt, nun aber bin ich ihr Lehrmeister geworden und erfülle das Begonnene."

„Du bist also vollkommen, du brauchst keinen Lehrmeister."

„Ich hab sogar einen, einen weiblichen, meine Schwiegermutter —"

„Du Spötter —"

Da geht die Tür auf, die junge Frau fliegt erst der Mutter, dann dem Gatten an den Hals — und da bleibt sie hängen.

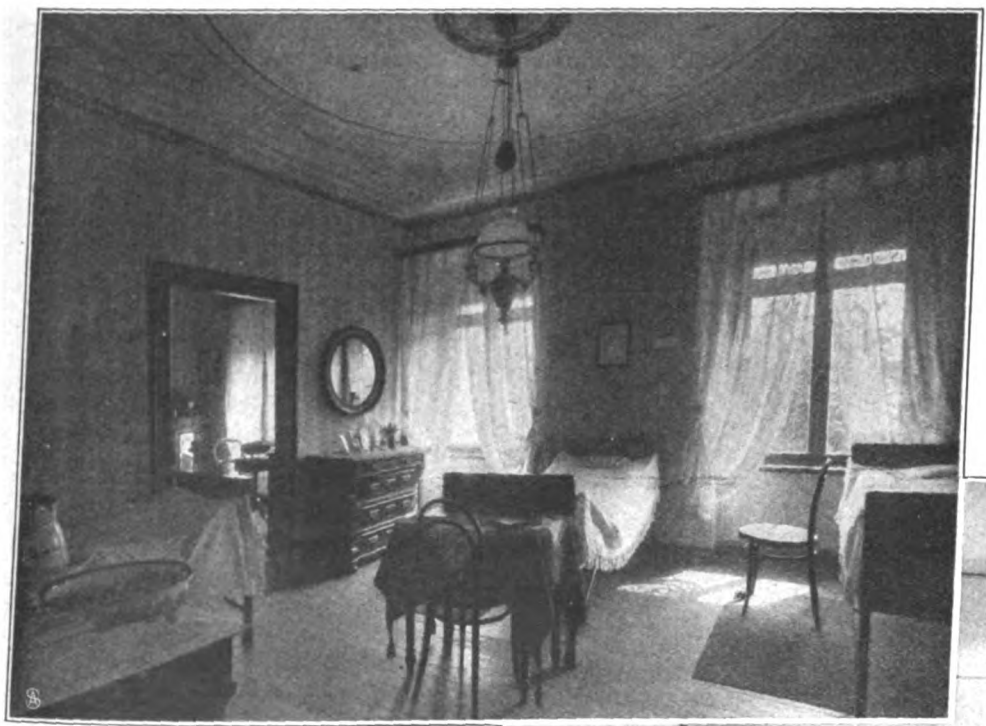
Die Mutter schüttelt lachend den Kopf. „Wenn man sich so liebt, muß man wohl stille sein!" — —

Arbeiterinnenkolonien.

Von Hans Ostwald.

Die Frauenheime oder Arbeiterinnenkolonien haben unter den modernen Fürsorgeinstituten einen besonders eigenartigen Wirkungskreis. Sie sind im Gegensatze zu Hospizen und Stiften und dergleichen für weibliche Wesen jeden Alters und jeden Standes bestimmt, die irgendeinen „Defekt" haben, die bereits durch Gefängnisse, Korrektionshäuser oder derartige Institute hindurchgegangen, die dem Trunke, dem Landstraßenleben, dem unsittlichen Lebenswandel verfallen sind. Daß sie einem wirklichen Bedürfnis entsprechen, beweist die gleichzeitige, voneinander ganz unabhängige Gründung mehrerer Arbeiterinnenkolonien. In Hildesheim und in Elberfeld wurde die Idee zu solchen Anstalten von zwei Pastoren gefaßt, die erst nach Jahren, als sie schon lange die Idee verwirklicht hatten, voneinander erfuhren!

Und auch an anderen Stellen kam man zu der Überzeugung, daß etwas Neues geschaffen werden müsse. Die Magdalenenhäuser waren ja nur für Frauen bestimmten Alters geöffnet. Und alle verlangten einen zweijährigen Aufenthalt — und bei geschlossenen Türen! Überdies hält schon die kompromittierende Tracht viele vom Eintritt zurück. Außerdem gab es ja so viele gebrochene



Schlafzimmer aus dem „Eckarthaus."
(Pensionat für schwer erziehbare Mädchen besserer Stände.)

Der grosse Nähsaal.

Existenzen, die gar keine Magdalenen waren, sondern sich „nur" dem Trunk, der Vagabondage, dem Stehlen ergeben hatten. Das erkannten besonders Geistliche von Korrektionshäusern, wie Pastor Isermeyer in Hildesheim, zu dem oft Insassen des Korrektionshauses von „Himmelstür" kamen, daß er ihnen helfe, bei ihrer Freilassung nicht wieder dem alten Treiben zu verfallen. Er versuchte, die eine oder die andere in Stellung zu bringen. Zunächst stellte er sie in seinem eigenen Hause an, ganz gleich, ob es Dirnen, Meineidige, Kindesmörderinnen, Diebinnen, Trinkerinnen oder sonst Verwahrloste waren. Sämtliche Mädchen erwiesen sich würdig — bis auf eine Hochstaplerin, die sich acht Jahre umhertrieb, dann aber wieder abgefaßt und verurteilt wurde. In seinem Hause konnte der Pastor aber natürlich nur wenige Mädchen unterbringen. Deshalb versuchte er es, ihnen in der Umgebung von Hildesheim Dienststellungen zu verschaffen. Eine Weile ging es leidlich. Der Geistliche besuchte die Mädchen oft; aber sie verließen alle bald ihren Dienst. Oft lag es an den Stellen, meinte er, oft an den Mädchen. Es wird aber wohl mehr an dem plötzlichen Übergange von der Strenge des Korrektionshauses in die Freiheit gelegen haben! Die Mädchen waren eben in dieser Zwangsanstalt jeder Kraft zur freien Tätigkeit beraubt worden. Und so wären sie draußen wieder bald so weit gewesen, daß sie abermals ins Korrektionshaus hätten gewiesen werden müssen — dann wieder hinaus und wieder hinein und so weiter in unausgesetztem, traurigem Kreislauf. Pastor Isermeyer aber wollte ihnen ein Heim schaffen, ein Heim, in dem sie sich von der Abgeschlossenheit wieder zum Gebrauch der Freiheit emporringen konnten. Mehrere Behörden gaben ihm die Mittel, und so konnte er am 3. November 1884 in einem kleinen Hause des Dorfes Achtum seine Anstalt gründen. Da der Andrang groß war, konnten die Mädchen durchschnittlich nur vier Monate in den beschränkten Räumen bleiben. Diese Frist war oft zu kurz. Manche müssen jahrelang in der Kolonie bleiben, ja für viele schien es notwendig, sie dauernd zu behalten. So wurde denn ein größeres Gut gekauft, auf dem jetzt 125 Pfleglinge untergebracht sind. Die Eigenart des Heims ist die Freiwilligkeit des Aufenthalts. Jede kann zu jeder Zeit, wenn Platz vorhanden ist, eintreten und auch zu jeder Zeit austreten. Die Türen des Hauses stehen den ganzen Tag offen. In den freien Stunden können die Anstaltsbewohner frei im großen Garten herumgehen. Wer aber gegen den Willen des Vorstandes fortgeht, die Anstalt verläßt, bekommt keinen Pfennig von dem Arbeitsverdienst. Die meisten Insassen werden dann später von dem Vorsteher in Dienststellungen gebracht, die seiner Ansicht nach für sie geeignet sind.

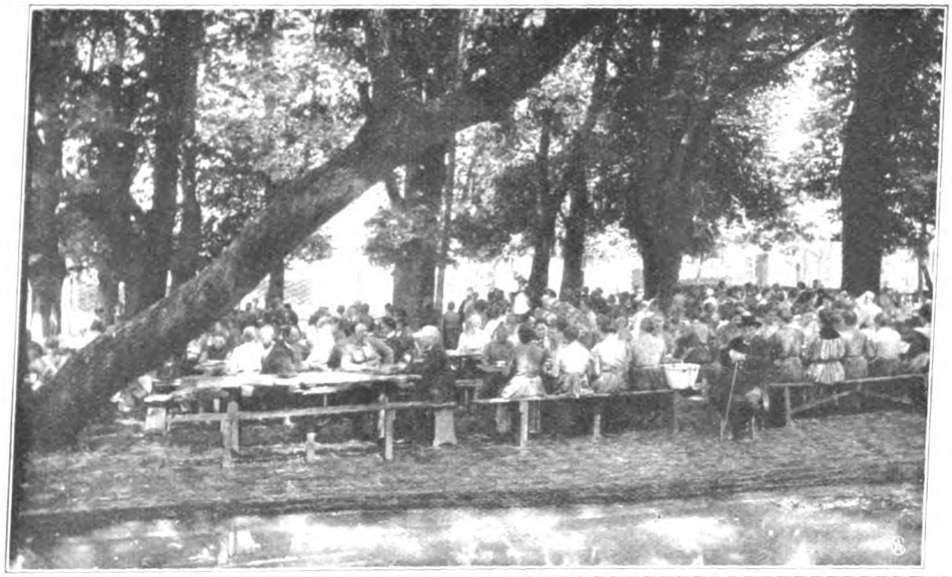
Aus dem Altersheim: „Unsere Grossmutter."

Junge Mütter.

Beim Plätten.

Unter den Insassen befinden sich Greisinnen und ganz junge Mädchen. Aus allen Ständen stammen sie, selbst Töchter von Professoren und Beamten fehlen nicht. Die Personen werden aufgenommen, wie sie kommen: im verkommenen Zustande, von der Landstraße, aus dem Gefängnis, aus Armenhäusern; haben sie zahlungsfähige Angehörige, so nimmt die Kolonie Kostgeld, doch sind an achtzig Freistellen vorhanden. — Der Eingang zum Frauenheim ist mit ermahnenden Sprüchen

Bei frohem Spiel.



Mittagessen im „Frauenheim" bei Hildesheim.

Tätigkeit im Garten.

versehen. Die Oberin und die Gehilfinnen essen mit den Asylistinnen am gleichen Tisch. Der Ton beim Essen ist nicht frei, aber offen. Erlaubt sich eine frisch Eingetretene ein unschickliches Wort, dann weist eine Ältere sie wohl zurecht: „So etwas sagt man hier nicht."

Es ist überhaupt ein wesentlicher Grundsatz, die älteren Insassen, den Stamm der Kolonistinnen, als Vorarbeiterinnen zu benutzen, und sie so die frisch hereingekommenen erziehen zu lassen. Dazu muß aber notwendigerweise der Vorsteher ihnen großes Vertrauen schenken und nicht eine der Kolonistinnen irgend eine Kluft fühlen lassen. Außer den Vorarbeiterinnen sind noch Gehilfinnen in „Himmelstür" tätig — und als höchste Instanz vor dem Vorsteher eine Oberin. Interessant ist, daß es schwieriger war, das kleine Personal der Gehilfinnen zur richtigen Arbeitsfähigkeit zu erziehen, als die vielen hundert Asylistinnen, die nun schon durch das Haus gegangen sind. Ja, die alten Vorarbeiterinnen beurteilen und behandeln mitunter die Mädchen besser, als es manche Gehilfin kann.

Um eine individuelle Einwirkung zu ermöglichen, sind die Kolonistinnen in Familien zu je zwanzig Personen eingeteilt. Jeder Familie steht eine Stationsgehilfin und eine Untergehilfin vor und außerdem die so wichtigen Vorarbeiterinnen. Gearbeitet wird familienweise. Im Nähsaal ist an Nähmaschinen und Tischen eine große Zahl Mädchen beschäftigt. Wer sich dort als geschickt erweist, kann in die Schneiderstube aufrücken, die eine berufsmäßige Schneiderin leitet. In der Wäscherei arbeiten sechzig bis siebzig, in der Plätterei fünfundzwanzig Personen. Einige sind unter der Leitung des Gärtners landwirtschaftlich tätig, andere besorgen die Küche, und eine kleinere Zahl lernt das Haus reinigen. Da ein Wechsel der Arbeit eingeführt ist, lernen die Mädchen nacheinander alle Arbeiten, die ein Hausmädchen oder eine Dienstmagd können muß. Für Jüngere werden Stunden in Deutsch und Rechnen abgehalten.

So ist denn die Arbeit dieser Heimstätten zum Lehrmittel geworden, und der eigentliche Zweck der Anstalt wird damit erreicht: die Kolonistinnen sollen das Arbeiten lernen. Es dürfte sich allerdings nicht immer empfehlen, alle Mädchen zu Dienstmägden machen zu wollen, zumal es sich oft um feinknochige, wenig zu grober Arbeit geeignete

Geschöpfe handelt, die dann leicht dem Hang zu schlechtem Lebenswandel folgen. Es glückt auch nicht immer, diese Mädchen zu erziehen!

Man kann aber immerhin annehmen, daß nur 25 v. H. der Korrigendinnen, die durch das Frauenheim gingen, rückfällig werden. Es ist geradezu rührend, wie manche dieser armen Geschöpfe kämpfen und kämpfen und oft in ihrer Zerfahrenheit wieder das Asyl aufsuchen. Was für eine Jugend, was für eine Kindheit haben aber auch die meisten hinter sich! Geradezu erschütternde Bilder geben die Lebensabrisse, die Pastor Isermeyer von mehreren hundert Asylistinnen aufgezeichnet hat. Es geht klar daraus hervor, wie verkehrt die Mehrzahl dieser Unglücklichen fast stets vorher behandelt wurde und welche Verdienste sich jene Männer erwarben, die solche Kolonien gründeten. „Himmelstür" und Elberfeld sind übrigens heute nicht mehr die einzigen. Derartige Anstalten bestehen in Groß-Salze-Magdeburg, Borsdorf-Leipzig, Tobiasmühle-Dresden, Köstritz in Thüringen. In Frankfurt am Main, Berlin, Wiesbaden, Hamburg und anderen Städten sind welche errichtet oder im Bau begriffen. Auch das Ausland greift die Idee auf. In Aarhus und Christiania ahmt man die Methode nach.

Sie ist jedenfalls ein großer Fortschritt. Die Möglichkeit, in jedem Augenblick einem zu großen Drang nach draußen nachgeben zu können, zwingt die Mädchen, sich selbst im Zaume zu halten, sich selbst zu erziehen, und gibt ihnen auch Zutrauen zu sich selbst. Ferner kommt hinzu, daß man die Mädchen scheinbar ihren Lebensunterhalt verdienen läßt. Ja, sie können sich sogar etwas sparen. In Wirklichkeit verdient selten eine soviel, wie sie kostet. Nicht einmal die Hälfte der Ausgaben wird durch erarbeitete Einnahmen bestritten. Alles übrige muß durch Zuschüsse von der Regierung, durch Geschenke und Kollekten gedeckt werden. Das sind oft ansehnliche Summen, wenn, wie im letzten Etatsjahre, die Ausgaben in „Himmelstür" über 271 815 Mark betragen. Die Verpflegungskosten stellen sich allerdings nur auf annähernd 50 Pf. für den Kopf, aber die Einrichtungs- und Verwaltungskosten sind ziemlich hoch. 2220 Pfleglinge sind aber auch in den 23 Jahren durch das Frauenheim von „Himmelstür" gegangen!

Ist nun auch das Prinzip der Anstalt ein lobenswertes, so scheint es doch notwendig, daß sie noch einige Reformen erhält. Man beschränkt sich vor allem auf die sittlich-religiöse Einwirkung, die aber doch nicht in allen Fällen zu genügen scheint. Es wird ja auch noch von zahlreichen Mißerfolgen berichtet. Die Kolonistinnen müßten ferner weit mehr als jetzt mit der Außenwelt in Verbindung stehen. Zwar sind sogenannte Besuchssonntage festgesetzt, das genügt aber meiner Ansicht nach nicht. Wo soll so ein Geschöpf später die Widerstandskraft hernehmen, wenn es plötzlich aus der Ruhe und Sorglosigkeit des Anstaltsdaseins in den Wirbel des Lebens hinausgestellt wird? Wenn schon gesunde, normal veranlagte Menschen sich da kaum zurechtfinden — um wieviel weniger das Frauenmaterial der Frauenheime. Viele dieser Frauen sind psychisch abnorm oder erblich belastet. Andere wieder sind gebrechlich, von Geburt an mit körperlichen Fehlern behaftet; dabei ist ihre Ernährung in vielen Fällen vernachlässigt; sie sind blutarm, skrofulös, bleichsüchtig und infolge dieser Schwächen arbeitsunlustig und arbeitsunfähig. Zum Teil sind ihre Nerven auch durch ihre bisherige Lebensweise vollkommen zerrüttet.

Ärzte sollten deshalb vielleicht ebenso häufig bei der Erziehung hinzugezogen werden wie Geistliche. Denn bei vielen Kolonistinnen heißt es nur, sie körperlich gesund zu machen. Nichts hat einen größeren sittlichen Einfluß als Gesundung.

Dagegen ist es ein gutes und charakteristisches Merkmal dieser Frauenheime, daß die Insassen in eine sonst in Anstalten nur selten übliche Vertrautheit mit den Leitern und Vorsteherinnen kommen. Manche von ihnen wird selbst eine gute Gehilfin des Leiters, oder sie erwirbt sich die allgemeine Liebe der Insassen. So ging es im Elberfelder Zufluchtshause der „Großmutter". Als Sechsundsechzigjährige wurde sie vom Bürgermeister ihres Heimatsortes gesandt, weil sie sich täglich betrank. Es dauerte nicht lange, so hatte sie sich in die Hausordnung eingelebt, machte sich auch durch Strumpfstricken nützlich, so daß sie, wie sie sich ausdrückte, dem ganzen Zufluchtshause „auf die Socken half", und wurde freundlich, friedlich und ernst.

Im Waschraum.

Für solche „halben Kräfte" (leiblich und geistig Minderwertige) sind diese Frauenheime ein wahrer Segen.

Auch in Elberfeld führt man die Teilung der Zöglinge und Insassen in Familien durch. Die Fürsorgezöglinge werden mit Hausarbeit aller Art, Waschen, Bügeln, Nähen, leichtester Maschinennäharbeit und anderen leichten Arbeiten beschäftigt. Außerdem erhalten sie Fortbildungsunterricht im Nähen, Flicken, Stricken, Singen, Deutsch und Turnen. Die Kleidung wird im Hause angefertigt, und zwar möglichst individuell nach den Wünschen der einzelnen Zöglinge. Ausflüge werden unternommen und Spiele veranstaltet. Die Mädchen werden zu Dienstmädchen oder Fabrikarbeiterinnen ausgebildet. Außer ihnen findet noch die verschämte Armut der Gebildeten unter dem Dache des Hauses eine Zuflucht, ein Altersheim ist eingerichtet, und an ein Heim für Trinkerinnen, Morphiumsüchtige und sonstige Gefährdete wohlhabender Stände schließt sich die Anstalt für Erziehung von psychopathischen jungen Mädchen aus bemittelten Familien an. Seit dem 1. Januar 1908 ist auch eine Versorgungsstation für uneheliche Mütter angeschlossen. Es wird ihnen hier möglich gemacht, ihr Kind neun Monate lang selbst zu stillen. Schließlich ist hier hilfsbereiten Mädchen und Frauen Gelegenheit gegeben, sich gründlichst zu Pflegerinnen auszubilden.

Frauenorganisation.

Von Gertrud Israel.

Der Gedanke der Organisation von Frauen greift immer weiter um sich, und er erhält von zwei Seiten aus Nahrung. Einmal besteht eine immer mehr sich steigernde Neigung zur Organisation, d. h. zum Zusammenschluß, im öffentlichen Leben überhaupt — also zunächst in den Kreisen der Männer; zweitens wächst das Bedürfnis der Frauen, in das öffentliche Leben hinauszutreten, und mit ihm das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Drang, diesem Gefühl durch äußere Bindung Ausdruck zu geben.

Aber immerhin beginnt dies Bewußtsein in den Frauen erst wach zu werden, so daß es sich vielleicht verlohnt, einmal näher auf den Gegenstand einzugehen.

Die wichtigste Form aller Organisationen — also auch für die Frauen — und wohl auch die, die sich im Gemeinschaftsleben zuerst herausgebildet hat, ist die Berufsorganisation. Diese Tatsache ist auch von den Frauen nicht verkannt und übersehen worden. Verhältnismäßig bald nachdem sie in größeren Scharen in die Berufe gekommen waren, sind in den am stärksten in Anspruch genommenen — bei den Lehrerinnen und den weiblichen Angestellten — Berufsorganisationen gegründet worden.

Nun aber zeigt sich etwas Merkwürdiges. Vorhanden sind die Berufsorganisationen, und von jenen erwerbstätigen Frauen, die zum Bewußtsein ihres Standes, ihrer Arbeit gekommen sind, wird ihre Notwendigkeit auch klar erkannt, und sie schließen sich ihnen an. Für die Allgemeinheit aber, für die Gesellschaft ist die organisierte Frau, auch wenn sie im Berufsleben steht, noch lange kein gewohnter Anblick, noch lange keine Selbstverständlichkeit. Längst ist man an die Berufstätigkeit der Frau gewöhnt. Und auch in Kreisen, vor deren Töchtern man noch vor zehn Jahren die Türen, die aus dem Hause führten, ängstlich verrammelte, legt man den jungen Mädchen heute kaum noch ein Hindernis in den Weg, wenn sie einen Erwerb, einen Beruf ergreifen wollen. Wenn nun aber diese Frauen und Mädchen die bei jedem Manne selbstverständliche Konsequenz ihrer aus dem Hause heraus irgendwie in das öffentliche Leben verlegten Tätigkeit ziehen und „sich organisieren", so erregt dieser Schritt nur allzuoft äußerstes Befremden, ja schärfste Mißbilligung bei ihren Angehörigen. Er wirkt „unsympathisch", und die Notwendigkeit scheint den meisten Unbeteiligten nicht ersichtlich.

Dieses Gefühl ist verständlich, und es ist intolerant von denen, die es überwunden haben, es ohne weiteres in Grund und Boden zu verdammen. Ist es doch unzweifelhaft schon ein bedeutender Schritt vorwärts, den das deutsche Bürgertum innerhalb eines nicht allzu langen Zeitraumes damit getan hat, daß es seine Töchter so ruhig in die Berufe ziehen läßt. Es war ja auch nicht ganz sein freier Wille, nicht Überzeugung von der ethischen Forderung, die leer gewordene Zeit der überzähligen Haustochter mit neuen Pflichten zu füllen, sondern im allgemeinen die bittere Notwendigkeit. Die Notwendigkeit hat sich hier stärker erwiesen als die Bedenken gegen den Beruf. Gegen eine andere öffentliche Betätigung der Frau aber als die unbedingt notwendige ist die Antipathie eben noch immer nicht geschwunden.

Die Erkenntnis von der Notwendigkeit hat das Widerstreben gegen die Berufstätigkeit der Frau aufgehoben. Das allein kann auch weiter fortschrittlich wirken. Und erst wenn die Überzeugung sich Bahn gebrochen hat, daß die berufstätige Frau auch berufsorganisiert sein muß, wird sie Verständnis und Anerkennung für dies Streben finden.

Der Begriff der Berufsorganisation wird nur allzuoft von ganz Unbeteiligten und auch von denen, die dem täglich schneller brausenden Strome des öffentlichen Lebens ferner stehen, mißverstanden. Sie setzen jugendlichen Radikalismus, Auflehnungsbedürfnis und dergleichen als Motive der Vereinsgründungen ohne weiteres voraus, ohne sich über die eigentlichen Aufgaben der Berufsorganisationen genügend zu informieren. Die Berufsvereinigung ist aber im Grunde keine Kampforganisation! Ihr idealer Gehalt ist das Zusammenschließen, das gegenseitige Stützen und Einanderbeistehen von Einzelwesen mit gleichen Interessen, ihr Ziel ist die Fortentwicklung des Standes, die Durchbildung des Berufs, der Arbeit und dadurch auch eine Förderung der Menschen selbst in ihrem Berufe. Das ist's mit wenigen Worten. Doch was alles ist darin enthalten! Es heißt, daß die Arbeit nicht mehr unbewußt und mechanisch getan wird, daß die Volksschullehrerin nicht gedankenlos ihr Pensum herunterleiert, die Maschinenschreiberin nicht apathisch ihre Briefe tippt. Es heißt, daß ein großer Kreis von Menschen sich bildet, der nun die Interessen vertritt, die aus ihrer Arbeit Tausenden von Frauen gemeinsam sind, daß Erscheinungen, die ihnen allen schon aufgefallen, kleine Vorkommnisse, die sie alle schon erlebt haben, hier wieder und wieder miteinander besprochen werden können. Eine Welt haben sich damit diese Frauen gebildet: die Berufswelt, die einen Schutzwall bildet gegen die mancherlei Unbill draußen. Und sie bedeutet schließlich auch, daß sie nicht machtlos mehr sind in sozialen und wirtschaftlichen Kämpfen!

Das ist ein neues Moment. Zur inneren Ausgestaltung der Berufsarbeit, zur Förderung des Berufslebens sind die Berufsorganisationen geschaffen. Wer aber möchte ihrer entraten in den Anfechtungen, die von außen an die Berufsausübenden herankommen, die nicht willkürlich geschaffen sind, die sich aus den Verhältnissen ergeben? Sie treten an jeden — und an jede — heran. Niemand, der ein Teilchen in dem Räderwerk des Wirtschaftslebens wird, ist davor sicher. Da ist der Dämon der Stellenlosigkeit, Krankheit und Unfälle, Unstimmigkeiten im Arbeitsverhältnis; schlechte Konjunkturen und Krisen in Handel und Industrie, die die Angestellten zu Boden drücken, ihren Einzelwert aufs äußerste herabmindern — und vieles andere mehr. Dagegen ist der Einzelne machtlos. Da schützt die arbeitende Frau die vorher geübte Zurückhaltung gar nicht, die Wellen schlagen ihr über dem Kopfe zusammen, auch wenn sie vorher noch so peinlich ihr Außenleben auf die Tagesarbeit im Beruf allein beschränkt, Versammlungen und Sitzungen noch so ängstlich gemieden hat! Und dann kommt der Augenblick, in dem die Handlungsgehilfin, auf die ich hier ein besonderes Augenmerk richten möchte, ängstlich und gehetzt ihre Berufsorganisation sucht, in dem sie der geordneten Stellenvermittlung bedarf, die Stellenlosenunterstützung schmerzlich entbehrt.

Förderung und Auf- und Ausbau im Frieden — eine feste Waffe im Kampfe — das sind die Berufsorganisationen. Der Kampf aber sollte nicht erst abgewartet werden. Die Versammlungen und das öffentliche Reden, vor dem noch so viele eine gewisse Scheu haben, sind nur das äußere Beiwerk, die unumgängliche Form, um zahlreiche, einander fremde Menschen sich miteinander verständigen zu lassen. Daß sie nebenbei auch noch ihre großen Vorteile haben, dürfte unbestritten sein: die Auffassungsgabe wird geschärft, die Ausdrucksmöglichkeiten vermehrt und ausgebildet.

Tausende junger Menschenkinder strömen alljährlich hinaus in das unbekannte Leben, in dem ihnen auch die sorglichste Mutter so selten eine Hilfe sein kann, weil sie eben die Einzelheiten ihres neuen Tagewerkes nicht kennt. Sollte es da nicht den Müttern vielmehr ein beruhigendes Gefühl sein, die Töchter nicht allein zu wissen, sondern sie in diesen großen Kreis von Menschen hineinschicken zu können, die alle die gleichen Erfahrungen selbst gemacht, die schon so viele junge Menschen beraten, so vielen wirksam geholfen haben?

Vielleicht, daß ein Nachdenken darüber und ein Betrachten von dieser Seite manche Mutter dazu bringt, nicht mehr ihre Tochter vom Berufsverein zurückzuhalten, den sie bisher nur als ein skandalmachendes, „emanzipierendes" Etwas angesehen hat, sondern daß sie selbst, von dem inneren Wert und der äußeren Macht, von der inneren und äußeren Notwendigkeit endlich überzeugt, ihr den Weg dorthin weist.

Gute Berufsorganisationen für Frauen gibt es in Deutschland genug, und Auskunft darüber ist überall zu erhalten. (Die jungen kaufmännischen Angestellten im Verkauf, im Kontor, im Bureau usw. möchte ich besonders auf den Kaufmännischen Verband für weibliche Angestellte hinweisen, der über 23000 Mitglieder in mehr als 55 deutschen Städten besitzt. Jahresberichte, Prospekte usw. sind in der Geschäftsstelle Berlin SW., Alte Jakobstraße 20-22, erhältlich.) Besondere Opfer an Zeit oder Geld fordert keine dieser Vereinigungen, so daß auch Befürchtungen nach dieser Richtung hin grundlos sind.

Zwei Toiletten für Soireen und Gesellschaften. (Abb. 409 u. 410.) Die Zeit der abendlichen Festlichkeiten und winterlichen Vergnügungen, der wir langsam aber sicher entgegengehen, bringt den Damen natürlich auch mancherlei Toilettensorgen, die umso größer werden, je stärker die Ansprüche sind, die das gesellige Leben an die einzelnen stellt. Mit unseren Abbildungen bringen wir zwei elegante Modelle, die für größere Festlichkeiten bestimmt sind. Das elegante Empirekleid Abb. 409 aus weißem Tuch verlangt zu seiner guten Wirkung unbedingt eine schlanke, aber volle Figur. Die kurze ausgeschnittene Taille, die auf den Armen durch Stickereispangen festgehalten wird, zeigt vorn wie im Rücken einander kreuzende faltige Fichuteile, die seitlich durch Perlgrelots festgehalten und oben durch eine in Rosa, Grün und Gold ausgeführte Empiresticerei begrenzt werden. Die gleiche Stickerei wiederholt sich auf den links auseinandertretenden Tunikateilen, zwischen denen der glatte, leicht schleppende Rock sichtbar wird. Nach oben zu ist dem Rock ein kleines Mieder angeschnitten, das etwas über die Gürtellinie aufsteigt und die Taille leicht verkürzt. Zu dieser ebenso vornehmen wie modernen Toilette ist der Schnitt in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,20 Metern Breite 6 Meter. — Zur Herstellung der zweiten Toilette, Abbildung 410, diente zartgraue Marquisette, deren glatte Flächen durch dunkelgraue Samtapplikation, Silber- und Chenillestickerei belebt wurden. Die originelle Taille läßt vorn wie im Rücken ein faltiges weißes Tüllhemdchen sichtbar werden, das zu beiden Seiten von einem losen blusigen Teil begrenzt wird, der in seiner zwanglosen Faltenfülle zugleich den durch Samtschleifen zusammengehaltenen Ärmel ergibt. Unten verläuft die Taille in dem kleinen Mieder des leicht schleppenden Rockes, der, mit vorderer und hinterer Mittelnaht gearbeitet, durch seine schlanken Linien und die reiche Stickerei von besonders guter Wirkung ist. Sein Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig und der der Taille in 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 0,90 bis 1,30 Meter, für den Rock 3,25 Meter.

Abb. 409 u. 410. Zwei Toiletten für Soireen und Gesellschaften.

Drei elegante Promenaden- und Besuchstoiletten. (Abbildungen 411 bis 413.) Eine ausgeprägte Schlankheit der Erscheinungen wird in dieser Saison für das Modebild ausschlaggebend sein. Und zwar werden es immer der Ärmel und der Rock sein, durch die die Wirkung des Schlanken hervorgerufen wird. Zwei Beispiele dieser Moderichtung geben unsere Abb. 411 und 412, Modelle, die allerdings eine hohe schlanke Figur bereits voraussetzen, wenn sie gut wirken sollen. Für die erste Toilette, Abbildung 411, war violettes Tuch gewählt, zu dem hellere lila Seide mit schwarzer Schnurstickerei die bordürenartig wirkende Ausstattung ergab. Die im Rücken mit Schmalem, bis zur Gürtellinie reichen-

dem Latz gearbeitete Taille öffnet sich vorn gleichfalls über einem Latzteil aus lila und weißgestreifter Seidengaze, die oben eine Spitze abschließt. Ziemlich glatt geschnitten, zeigt die Taille einen tief eingesetzten Überärmel, der unter zwei gelegten Falten hervorfällt und die obere Partie des in Querstufen abgenähten Dreiviertelärmels deckt. In der vorderen Mitte schließt ein kurzer eckiger Latzteil den Gazelatz ab. Sehr schick wirkt hierzu der leicht schleppende schlanke Rock, dessen Tunika an der linken Seite graziös in Falten geordnet ist, und der oben durch ein kleines Mieder vervollständigt wird. Mit leichten Querfalten gearbeitet, betont es die gerade Front und die moderne kurze Taille. Zu diesem eleganten Anzuge ist der Schnitt für die Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 96, 100, 108 und 116 Zentimetern Hüftweite für 1 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 4,50 Meter, für die Taille etwa 1,80 Meter. — Das zweite Modell (Abb. 412) aus goldbraunem Tuch zeichnet sich dank der reichen Soutachestickerei durch ein besonderes elegantes Gepräge aus. Das schlanke Prinzeßkleid wird hier durch einen breiten zipfeligen Kragen vervollständigt, der, reich soutachiert, sich im Rücken in gleicher Form fortsetzt und durch gleichfarbige Seidenfranse, Samtband und einen braunen Samtkragen abgeschlossen wird. Zwischen den Kragenteilen wird ein Latzteil aus weißem Spitzenstoff sichtbar, der halblange Ärmel besteht aus übereinanderfallenden Blenden, die Samtband und Soutache garnieren. Die Rockpartie des schlank die Hüfte umspannenden Kleides zeigt die Vorderpartie tablierartig mit Soutache benäht, eine Verzierung, die sich dann als breite Kante rings um den Rock zieht. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50, 52, 54 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 6,75 Meter. Die Vorzeichnung zur Soutachenäherei ist gleichfalls erhältlich und zum Preise von 1 Mark 50 Pfennig zu beziehen. — Olivgrüner Diagonalcheviot ergab das Material zu dem dritten Kleide, Abb. 413, das durch eine in Braun und Fahlblau gehaltene Stickerei auf lederfarbenem Grunde eine besonders aparte Wirkung erhielt. Charakteristisch für die blusige Taille ist der ihr angeschnittene, in Querfalten geordnete Ärmel, der dreiviertellang ist und allmählich in das Blusenarrangement der Taille übergeht. Der gestickte trägerartige Besatzteil setzt sich auch über den Rücken fort und läßt oben einen Latzteil aus gefaltetem weißen Tüll sichtbar werden, der durch plissierte Rüschen unterbrochen wird. Die Taille umspannt ein faltiger Gürtel aus grüner Seide, unter dem der schlanke Rock hervorfällt, der, glockig geschnitten, mit in Falten gelegter Vorderbahn gearbeitet ist. Sein Schnitt ist in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,30 Meter, für den Rock 3,75 bis 4 Meter.

Abb. 411 bis 413. Drei elegante Promenaden- und Besuchstoiletten.

Zwei Hängerkleidchen, kurzes Wickelröckchen. (Abb. 414 bis 416.) Mit unseren Abb. 414 u. 415 bringen wir zwei niedliche Hängerkleidchen, die sich von den Müttern mit Hilfe der vorrätigen Schnitte ohne viel Mühe nacharbeiten und beliebig durch Handstickerei verzieren lassen. Das erste Kleidchen Abb. 414 war aus ekrüfarbenem, rot und blaubedrucktem Wollmusselin gefertigt, dessen Bordüren gleichzeitig als Garnitur dienten. Den viereckigen Ausschnitt des Hängerchens füllt ein aus hellen Seidenblenden und Zierstich gebildeter Latzteil, der von den Bordüren umrandet wird, die sich auch im Rücken wiederholen. Das Hängerchen selbst ist in der vorderen wie in der Rückenmitte in feine Fältchen abgenäht, die in Taillengegend ausspringen, das kurze Puffärmelchen zeigt Stüfchenschmuck und endigt in einem Bordürenbündchen. Hierzu ist der Schnitt in 28 und 30 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 80 Zentimetern Breite

Abb. 414 bis 416. Zwei Hängerkleidchen, kurzes Wickelröckchen.

1,75 Meter. — Eins jener zierlichen Kleidchen aus weißem Kaschmir, die mit Vorliebe als Geschenk zum ersten Geburtstag Verwendung finden, stellt Abb. 415 dar. Eine im Sticken geübte Tante hat das glatte Kollerchen reich mit hellblauer Seidenstickerei verziert und den kleinen runden Ausschnitt mit einem Latzteil aus weißem, in Stüschen gelegtem Tüll gefüllt. Die Hängerteile sind in Reihfalten der Passe angesetzt, das Puffärmelchen verziert ein Stickereibündchen. Zu diesem Hängerchen ist der Schnitt in 28, 30 und 32 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 2 Meter. — Für Jahreskinder ist auch das kurze Wickelröckchen Abb. 416 aus weißem Pikeebarchent bestimmt, das durch Handlangette Abschluß und Ausstattung erhält. Das kurze Leibchen kann auf der Achsel geknöpft werden und wird vorn durch Seidenbänder geschlossen. Die Röckchenteile, die hinten offen bleiben, fügen sich ihm in dichten Reihfalten an und weisen am unteren Rande Handbogenverzierung auf. Der zur Anfertigung dieses praktischen Röckchens erforderliche Schnitt ist in 28 Zentimetern halber Oberweite für 35 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 1 Meter.

Kittelkleidchen und Spielschürze für kleine Knaben und Mädchen. (Abb. 417 u. 418.) Sobald die Kinder dem Hänger entwachsen, tritt, für Knaben sowohl wie für Mädchen, das nicht minder praktische Kittelkleid in seine Rechte. In seiner zweckmäßigen Variation mit Unterbluse und japanischem Ärmelchen wird es durch unsere Abb. 417 veranschaulicht. Aus dunkelblauem Serge gefertigt, erhält es durch eine rot-weiß-gelbe Bordüre ein freundliches Aussehen, dessen Wirkung noch durch das weiße Unterbluschen aus Wollbatist erhöht wird. Mit rundem Ausschnitt gearbeitet, ist das Kittelchen vorn wie im Rücken in je drei breite Quetschfalten geordnet, die in Taillengegend ein Gürtel zusammenhält. Unter dem schmalen japanischen Ärmelchen, das oben durch einen Knopf geschlossen wird, fällt der blusige weiße Ärmel hervor, den ein Bündchen abschließt. Der Schnitt ist in 26, 28 und 30 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,50 Meter. — Für die praktische Spielschürze Abb. 418 ergab kräftiger, blauweiß gestreifter Waschstoff das Material, dessen Ausstattung in einer blauweiß gewebten Bordüre bestand. Die Schürze schließt im Rücken mit Knöpfen, ihre eingereihten Hängerteile sind einer breiten glatten Passe angesetzt, deren Ansatz die Borte verdeckt. In der Taillengegend hält ein Gürtel das Ganze zusammen. Das blusige Ärmelchen wird unten durch ein Bündchen zusammengehalten. Der Schnitt ist in 28, 30 und 32 Zentimetern halber Oberweite für 35 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 1,55 bis 2 Meter.

Abb. 417 u. 418. Kittelkleidchen und Spielschürze für kleine Knaben und Mädchen.

Zwei Miederröcke. (Abb. 419 u. 420.) Eine moderne Rockschöpfung wird mit unserer Abb. 419 veranschaulicht. Für elegante Toiletten bestimmt, bedarf diese Form zu ihrer Herstellung stets nur weiches schmiegsames Material, so daß Tuch das geeignetste sein dürfte. Den Randabschluß der drapierten, an der linken Seite übereinandertretenden Tunika bildet stets eine Stickereibordüre oder ein Metallgalon. Der untere Rock wirkt am besten glatt, das kurze Mieder wird leicht gesteift. Zu diesem schicken Rocke ist der Schnitt in 96, 100, 108 und 116 Zentimetern Hüftweite für 1 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 4,50 Meter. — Ein wesentlich einfacheres Gepräge trägt der zweite, für die Straße und den Hausgebrauch bestimmte Rock aus derbem Wollstoff. Bei ihm wird der miederartige Eindruck durch einen angesetzten Gürtel bewirkt, der unter der glatten Vorderbahn verläuft, die etwas über den Taillenschluß hinaufragt. Im übrigen besteht der fußfreie Rock aus ei

Abb. 419 u. 420. Zwei Miederröcke.

glatten Bahnen, deren Nähte als Kellernaht behandelt sind. Hierzu ist der Schnitt in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,50 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 409 bis 420 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37—41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Der Verkehr mit den Kindern.

Von R. Artaria.

„Endlich!" dachte ich, als ich den Artikel von Amrhein in Nr. 26 der „Welt der Frau": „Das Recht der Eltern" las. Endlich einmal ein vernünftiges Wort nach der Hochflut von sentimentaler Schwachheit, welche die „Umwertung aller Werte" im Punkte der Kindererziehung entfesselt hat! Glücklicherweise stehen diese Deklamationen meistens nur auf dem Papier und sind von Leuten geschrieben, die praktisch nichts mit der Sache zu tun haben. Aber eine heillose Begriffsverwirrung und Unsicherheit, gerade bei jungen gewissenhaften Eltern haben sie bereits zuwege gebracht, und somit möchte man wohl mit Amrhein das Erscheinen eines Buches wünschen, worin „dem Kinde" seine richtige Stellung im „Jahrhundert" wieder angewiesen würde. Wenn es durchaus ein neues Buch sein müßte! Denn alte, vortreffliche, unumstößliche haben wir, nur daß sie unsere Gebildeten nicht mehr kennen und lesen. Von Rousseau an bis zu Spencer haben große Erzieher alle Fundamentaliätze festgestellt, und alle Neuern können nur aus ihnen schöpfen, tun es auch, sofern sie vernünftig schreiben. Selbst die scheinbar ganz moderne Forderung des praktischen Handfertigkeits-Unterrichts an Stelle des ewigen Kopflernens findet sich schon bei Rousseau. Aber jetzt erst ist Gemeingut daraus geworden, und hierin beruht ein großes Verdienst unserer neuen Pädagogen.

Wenn auch die Kindesnatur im großen und ganzen sich nicht ändert und folglich die alten Erziehungsziele: Gehorsam, Bescheidenheit, Wahrhaftigkeit und Fleiß unverändert bestehen müssen, wenn nicht unser Volk im tiefsten gestört werden soll, so sind doch die Erziehungsmittel unserer so gewaltig veränderten Zeit anzupassen. Die heutigen Jungen haben nicht mehr Garten, Wald und Haustiere in der Nähe, müssen also anders zur Tätigkeit angeleitet werden, als Rousseau es für seinen Emil plante. Und hierüber, wie über das einfache: „Wie man's macht!" sollen begabte Erzieher schreiben. Jedes Buch ist dankenswert, das zeigt, mit welchen Mitteln man die Großstadtkinder vor der gleichgültigen Interesselosigkeit und der durch Uebersättigung an Eindrücken hervorgerufenen Abstumpfung bewahrt, wie man sie zu so natürlichen und lebensfreudigen Menschen erzieht, daß keine Gefahr von „Kindertragödien" an sie herankann. Ein solches gutes Buch ist das von uns früher schon hervorgehobene von L. Gurlitt: „Der Verkehr mit meinen Kindern". Es predigt nicht, sondern erzählt einfach von zwei schönen Sommern im Gebirge, fern von allem Reiselurus.

Freilich — gut haben's diese Gurlitt-Kinder! Mit geistig und künstlerisch begabten Eltern schöne Ferienzeiten auf dem Lande zubringen dürfen, das ist schon Glück! Aber Tausende von begüterten Familien erfüllen ja auch im Sommer das ganze Hochgebirge und andere, minder gut situierte, können doch wenigstens jeden Sontag in die Natur hinaus. Ihnen allen zeigt der Verfasser „wie man es machen muß", und aus seinem Buch ist unendlich viel zu lernen.

Vier Regenwochen in Tölz, dem oberbayrischen Bräuer- und Badestädtchen! Während da der Durchschnitts-Sommerfrischler mißmutig fröstelnd die hoffnungslose Quecksilbersäule und die schwarzen Wolken betrachtet und nicht weiß, was an dem langen Tage mit sich und seinen Kindern anfangen, — da packt Gurlitt seine Buben auf und sieht sich mit ihnen einmal zuerst das alte Städtchen genau an, überlegt die Namensbedeutung, betrachtet Straßen und Flußlauf und konstruiert sich unter der lebhaften Teilnahme der Kinder mit Hilfe gedruckter Quellen die alte Römerniederlassung. Dann suchen sie nach alten Mauern und Turmresten, kriechen in den Kellern der Bürgerhäuser auf der Suche nach gotischen Gewölben umher, finden sie auch und kommen so mit fortwährenden eigenen Entdeckungen und der Hilfe einer guten Stadtgeschichte sowie vieler Besuche in dem hübschen kleinen Museum allmählich durch alle Tölzer Jahrhunderte bis zur Gegenwart herauf. Ganz besondere Aufmerksamkeit wird auch bei der Einkehr in hundertjährige Bauernhöfe dem „alten Eisen" gewidmet, dem „Feuerhund" und Dreifuß, den Kienspanträgern, an deren Gebrauch sich die ältesten Leute noch erinnern, und vielen anderen Resten der Vergangenheit, die überall noch aufzufinden sind, wenn man nur zu suchen versteht. Genuß und Freude, stets wachsender Entdeckungseifer hat dabei die Jungen unablässig in Atem erhalten, weder Langeweile noch Unarten hätten dabei aufkommen können. Sie fühlten sich als Gehilfen des Vaters, der mit ihnen auch wie mit jüngeren Kollegen verkehrte; sie zeichneten mit Feuereifer und sehr gut, wie die zahlreichen Illustrationen des Buches beweisen. Ein zweiter Aufenthalt in Alt-Aussee gibt dann reichlich Gelegenheit, des Verfassers Kampfdevise: „Anschauung, nicht Buchwissen!" nach anderer Richtung in die Tat umzusetzen. Der Wald und die Tierwelt beschäftigen die jungen Wanderer nicht minder als das Salzwerk, das Botanisieren, die tätige Mithilfe bei der Bauernarbeit ihres Hauswirtes, die Seefahrten und der nächtliche Sternenhimmel mit seinen Rätseln und Wundern. Alles dies wurde zum Ausgangspunkt langer Unterhaltungen, worin nicht des Vaters Kenntnisse allein, sondern alles, was die Jungen bereits wußten und auch von Dichterstellen im Gedächtnis trugen, in lebendigster Wechselwirkung die Geister befeuerte. Selbstverständlich wird bei solchen Gesprächen der künstlerisch und wissenschaftlich gebildete Vater im Vorteil sein, aber die Welt ist ja groß, und der Kaufmann wie der Industrielle, der Offizier und jeder Nichtgelehrte kann aus seinem Gesichtskreis ebenfalls gerade genug interessanten Stoff beibringen. Nicht jeder von ihnen würde wohl imstande sein, ohne weiteres den Wissensdurst dreier heranwachsender Knaben zu befriedigen, aber diese waren ja doch einmal kleine Kinder ohne Wissen und Kritik. Wenn man schon mit solchen sich viel und eingehend unterhält, so wächst mit dem Verstand der Kleinen auch bei dem Vater das Bedürfnis, durch eigenes Weiterstudium ein genügendes Wissen zur Beantwortung ihrer vielen Fragen zu erwerben. Die Mittel dazu sind ja heute überall geboten in populären Hochschulkursen und dem ungeheuren Reichtum an Zeitschriften.

Bei allen obenerwähnten Anweisungen kann man dem schönen, vortrefflich geschriebenen Buche nur freudig zustimmen. Aber nun kommt ein Punkt, wo die rein kameradschaftliche Erziehung „ohne Zucht", die Gurlitt als die allein richtige ansieht, auch ihre Schattenseiten zeigt: Der so vernünftige und liebevolle Vater muß gelegentlich zugestehen, daß es mit

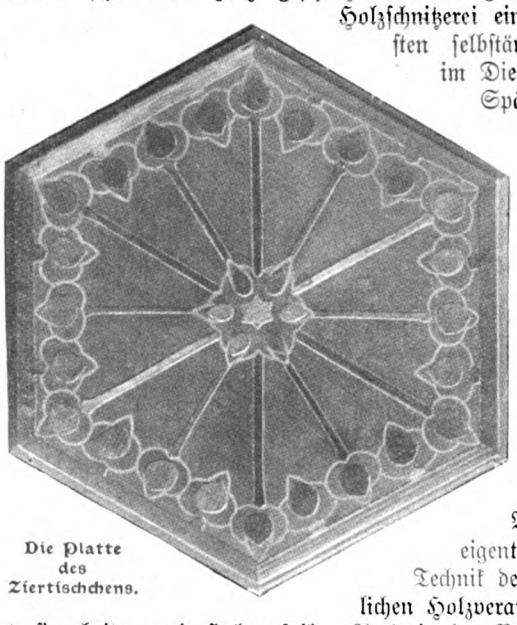
dem Gehorsam seiner größeren Buben mehrfach haperte, und die S. 67 zitierte freimütige Kritik seines Vierjährigen: „Der Vater is dumm, is dick“ usw. möchte der teilnehmende Leser sehr gern mit einem Klaps auf das vorlaute Mäulchen belohnt gesehen haben. Man erzieht die Kinder doch nicht nur zur Arbeitstüchtigkeit, sondern für das schwere Menschenleben überhaupt, das ohne Selbstüberwindung, Rücksicht auf andere, Gehorsam gegen das Gesetz nicht gut zu führen ist. Warum also nicht schon in der Kinderstube verbieten, was sich kein Erwachsener gestatten darf? Man gewöhnt ja die Kinder auch von klein auf, andere Natürlichkeiten den Blicken zu entziehen, und sieht es nicht als ein Gebot der Wahrhaftigkeit an, sie öffentlich in aller Unschuld vorzunehmen. Gerade so müssen die Schranken der Schicklichkeit im Reden von Anfang an gewahrt werden. Wie strenge waren darin die von allen heutigen Reformern und auch von Gurlitt hochgepriesenen Griechen als Erzieher! Wie hatte sich der edelgeborene Knabe den Erwachsenen gegenüber zu bescheiden, und wie unnachsichtig wurde ihm die Zucht mit dem Stock beigebracht, wenn die Ermahnung nichts half! Ich will dem kein Loblied singen: man prügelte früher zu viel und bei Anlässen, die keiner Prügel bedurften. Aber bei besonderen Fällen von Bosheit und rasch wachsender Lust am Unrechttun, wie sie oft bei sonst ganz gutartigen Kindern im dritten oder vierten Jahr aufzutreten pflegen, da sind ein paar energische Hiebe von der allervortrefflichsten Wirkung. Es gibt mutwillige Buben, und es sind oft die allerhoffnungsreichsten, die wirklich so lange der „Buckel juckt“, bis sie ihre verdienten Prügel haben. Dann werden sie auf einmal ganz umgänglich und wohlgemut. Und von der behaupteten rachsüchtigen Empörung, die charakterverderbend aufs ganze Leben wirken soll, ist nichts zu spüren. Das Gewissen sagt dem Kinde, daß es seine Strafe wohl verdient hat. Freilich darf diese nicht der plötzliche Ausfluß zorniger elterlicher Willkür sein, sondern muß als gesetzmäßige Folge der Übeltat eintreten.

Es ist nicht anders: solange kleine Kinder noch nicht Verstand und Urteil der Erwachsenen besitzen, so lange müssen sie die Autorität über sich fühlen. „Lerne gehorchen!“ schrieb Zelter dem jungen August Goethe ins Stammbuch. Und dessen Vater, der doch auch etwas vom schönen Menschentum verstand, erklärte es für das vernünftigste, darin stehende Wort. Daran wollen wir uns halten, und wir werden gut dabei fahren.

Allerlei Arbeiten aus Hobelspänen.

Von Claire Grumbacher.

Zu wie vielerlei Zwecken läßt sich Holz verwenden! Abgesehen von der rein praktischen Verwertbarkeit hat es von jeher in der Kunst und im Kunstgewerbe eine große Rolle gespielt. Die ältesten Kultusbilder der Griechen und anderer Völker waren schon aus Holz geschnitzt, und lange Zeit war die Holzschnitzerei eine der wichtigsten selbständigen Künste im Dienste der Kirche. Später wurden dann auch die profanen Möbel mit Schnitzarbeit verziert. Und zur Renaissanceperiode entwickelte sich neben der üppigen figürlichen und ornamentalen Bildhauerei eine eigentümliche feine Technik der kunstgewerblichen Holzverarbeitung: Intarsiaarbeiten und Holzmosaik. Auch in der Barockzeit blühte die Holzkunst, bis sie in der Rokokoperiode, besonders für Zimmerausschmückungen, allmählich durch die Stuckdekoration verdrängt wurde.



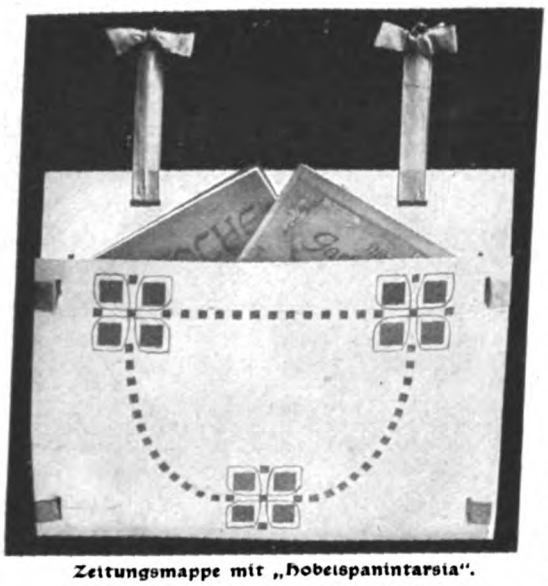
Die Platte des Ziertischchens.

Erst in neuerer Zeit hat die Holzkunst wieder einen Aufschwung genommen. Besonders in den letzten Jahren sind zu der Schnitz- und Laubsägetechnik allerlei neue Bearbeitungsmethoden gekommen. Da war vor allem die Brandmalerei und die Tiefbrandtechnik, dann die sogenannten Tarsoarbeiten und andere mehr, die nicht allzu schwer zu erlernen sind und deshalb auch von Dilettanten vielfach angewendet werden. Aber während bei diesen Holzkünsten ein immerhin nicht ganz billiges Material erforderlich ist, soll hier gezeigt werden, wie das beinahe sprichwörtlich wertloseste Holzmaterial, das Tischler und Zimmermann achtlos als Abfall bei Seite werfen oder verbrennen, die verachteten Hobelspäne nämlich, noch künstlerisch umzugestalten ist.

Fräulein Leonie Dorner in Basel kam auf die Idee, neben den Flechtarbeiten aus Hobelspänen, die es ja schon lange gibt, durch Ausschneiden und Aufkleben verschiedenartig gefärbter Späne auf Holzgegenstände sehr hübsche Sachen herzustellen und eigenartige Wirkungen herauszuarbeiten. Die Arbeiten sind billig, und die Technik ist leicht zu erlernen. Unsere Bilder zeigen die verschiedensten Gebrauchsartikel, die auf diese Weise mit Hobelspänen geschmückt wurden.

Wir sehen zunächst ein Ziertischchen, zu dessen einfacher graziöser Form ein passendes, gutwirkendes Ornament gewählt wurde, das sehr leicht auszuführen ist. Das Tischchen aus Tannenholz (besser und schöner, wenn auch etwas teurer, ist zu solchen Zwecken immer Ahorn) ist mit graugrüner Beize gestrichen; das Muster wird aus Einzelteilchen zusammengesetzt, die man aus ziegelrot gefärbten Spänen ausgeschnitten und aufgeklebt hat. Die Hobelspäne, die uns jeder Tischler gern abgibt, müssen etwa 3—4 cm breit und ziemlich fest, aber nicht zu dick sein. Auf dem untenstehenden Bild ist zu sehen, wie man die Späne am besten färbt. Man hefftet das eine Ende mit einem Reißstift auf einen Tisch, hält das andere in der Hand und streicht die Farbe irgendeine

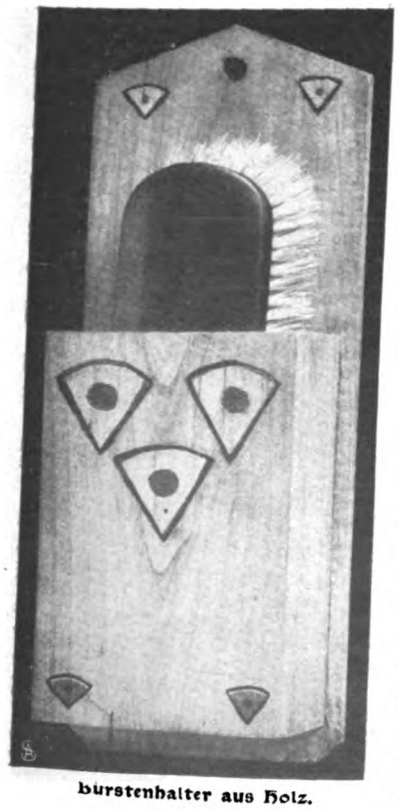
Wie man die Hobelspäne färbt.



Zeitungsmappe mit „Hobelspanintarsia".

waschechte Beize oder auch Heliosfarbe) mit einem breiten Borstenpinsel von beiden Seiten auf, so daß die Späne auf allen Seiten mit Farbe bedeckt oder, noch besser, durchtränkt sind. Dann läßt man sie vollständig trocknen. Nachdem das Muster auf den Gegenstand selbst gepaust ist, macht man sich am besten von jeder einzelnen Form ein Muster aus Pappe, legt es auf die getrockneten Späne, umzeichnet es und schneidet mit einer feinen kleinen Schere so viele Exemplare der Formen aus, als das Muster enthält. Für das Tischchen braucht man z. B. nur vier verschiedene Formen: Sechs gleich große Stücke für den äußeren breiten Rand, dann die großen Blütenblättchen, die kleineren in der Mitte, und die langen nach dem Mittelpunkte verlaufenden Streifen. Die zarten Linien, die den Außenrand der Blüten markieren, werden mit einem feinen Haarpinsel und der gleichen roten Farbe, mit der auch die Späne gefärbt sind, direkt auf die Tischplatte aufgetragen. Beim Aufzeichnen und Ausschneiden achte man auch auf die Maserung der Späne, die, (wie aus unseren Reproduktionen zu ersehen ist) richtig angewandt sehr zur guten Wirkung des Ganzen beiträgt. Man klebt die Hobelspäne am besten mit irgendeinem Fischleim auf oder auch mit Gummol, das viel zu photographischen Zwecken verwandt wird und sehr gut hält. Ist alles ganz fest geklebt und getrocknet, so wachst man den Gegenstand mit einfachem Bohner- oder Möbelwachs und reibt ihn mit einem wollenen Tuche glänzend.

Die Sachen sehen dann sehr hübsch aus und sind auch haltbar. Natürlich muß das Wachsen sehr vorsichtig geschehen, damit sich die aufgeklebten Teile nicht lösen oder absplittern. — Der einfache Bürstenbehälter (s. Abb.) ist graublau gebeizt, das Muster ist dunkelgelb. Die Ausführung erfolgt genau so wie bei dem Tischchen. Die kreisförmigen Flächen in der Mitte der Figuren sind ausgeschnitten; sie werden mit dunkelblauer Farbe auf das Holz direkt aufgemalt, ebenso die Konturen der Formen. Das Ganze wirkt hübsch und originell. Die kleinen Bürstenbehälter selbst sind, aus gutem weißen Holz gefertigt, in den Geschäften für Brandmalerei und dergleichen ohne Vorzeichnung schon zu 50 Pfennig zu erhalten.



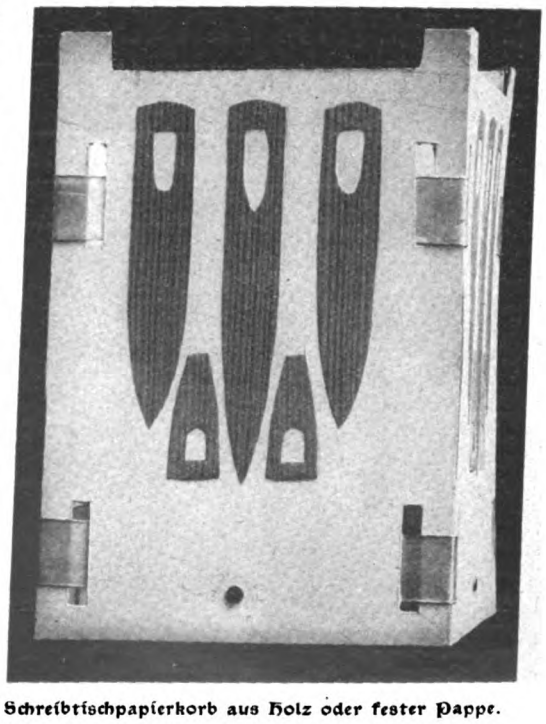
Bürstenhalter aus Holz.

Der hübsche Schreibtischpapierkorb (s. Abb.) ist lichtgrün gebeizt, das Muster bilden dunkellila gefärbte Späne. Die hellen Flächen des Musters sind hier nur ausgeschnitten, so daß die Grundfarbe des Körbchens zu sehen ist. Das sonst etwas schwere Muster erscheint dadurch doch leicht und gefällig. Die vier Seitenwände des Korbes sind mit Seidenbändern in der Farbe des Musters verbunden, die den Vorzug haben, auswechselbar zu sein, wenn sie schmutzig oder verblaßt sind.

Die Zeitungsmappe auf dem linksstehenden Bild ist, ihres einfachen Musters wegen, besonders leicht auch von Kindern auszuführen. Die Farben wählt man immer am besten zu denen des Zimmers passend. Unser Original wirkt besonders durch seine Farben hübsch und anziehend. Der Grund ist hellgrau gebeizt, das Muster besteht aus graublau gefärbten Spänen. Das Band, das zum Zusammenhalten und zum Aufhängen der Mappe dient, ist ebenfalls graublau. Das ganze Muster besteht nur aus Quadraten, größeren und kleineren, die Verbindungslinien an den drei Hauptfiguren sind wieder mit graublauer Farbe aufgemalt, weil sie so fein aus Spänen nicht herzustellen sind. (Die Pausen zu sämtlichen Mustern sind durch unsere Redaktion zu beziehen. Die zu dem Tischchen erforderliche Pause kostet 1 Mark, die drei anderen je 50 Pf.) Papierkorb und Mappe sind auch erheblich billiger aus fester, farbiger Pappe herzustellen, nur dürfen sie dann natürlich nicht gewachst werden.

Das fertige Tischchen.

Diese kleinen Arbeiten haben, natürlich ohne mit den kostspieligen, echten Intarsien irgendwie wetteifern zu wollen, manchen Reiz mit ihnen gemeinsam. Bei exakter Ausführung — Exaktheit ist hier, wie bei allen Dilettantenarbeiten die wichtigste Forderung — wird man seine Freude an ihnen haben. Und wenn man sie verschenkt, wird man auch sicher mehr Eindruck damit machen, als mit den in „ewiger Wiederkehr ewig gleichen" Techniken der üblichen Geschenke.



Schreibtischpapierkorb aus Holz oder fester Pappe.

Ratgeber für jedermann.

Spiele und Spielzeug.

Modernes Spieltischchen. Der hier abgebildete Tisch hat außer seinen einfachen, ruhigen Formen, die es gestatten, ihn jeder schon vorhandenen Zimmereinrichtung anzugliedern, noch einen besonderen Vorzug. Es sind bei der Füllung seiner Schieblade die modernen Brettspiele so umfassend berücksichtigt worden, daß besonders kinderreichen Familien seine Anschaffung entschieden eher anzuraten ist als die der Kartenspieltischchen. Die Schachbrettplatte des Tisches ist aufklappbar und ergibt dann einen tadellosen Tisch für das Kartenspielen — wenn das durchaus sein muß. Im übrigen aber ist vor allem für Verehrer von Schach und Halma, von Mühle und Puff, von Domino- und Damespiel gesorgt: alles, was sie für ihre so viel harmlosere Spielleidenschaft brauchen, ist in guter Qualität und sehr reichlich in dem zweckmäßig eingeteilten Schub untergebracht.

Puppenküche und Puppenvorratsstube aus dem 18. Jahrhundert. Vielleicht interessiert es die allerkleinsten unter unseren Freundinnen, einen Blick in dieses Puppenreich zu werfen, das noch lange vor der Zeit, als Großmutter ein kleines Mädchen war, das Entzücken jeder ordentlichen Puppenhausfrau gewesen sein muß. Eigentlich ist es zum Neiderwecken! Nicht nur wegen der Menge des vorhandenen Geräts — es findet sich auch in einem modernen Puppenhaus am Ende genug davon — sondern wegen der handfesten Solidität, die offenbar auch das kleinste Stückchen auszeichnet. Und allerhand ganz praktische Einrichtungen gibt es da, von denen die moderne Küche weder bei den Großen noch bei den Kleinen etwas weiß — z. B. das bequeme Klapptischchen an der Innenseite der Schranktür. Aber über alles geht die seltsame Behaglichkeit, die diese kleinen Räume erfüllt, eine Behaglichkeit, die wir mit allen unseren modernen Einrichtungen dennoch kaum je einer Küche zu verleihen vermögen.

Modernes Spieltischchen.

Für die Krankenstube.

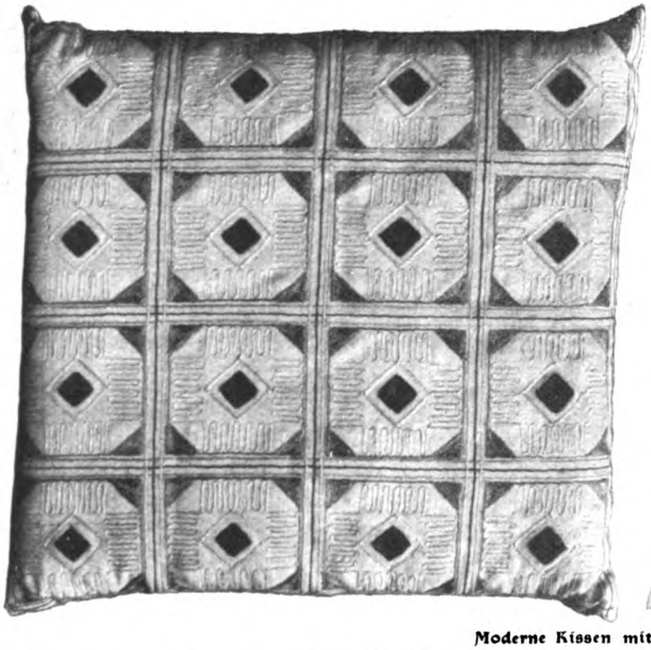
Das Waschen der Kranken. Nicht selten bemerkt der Arzt, daß das tägliche Waschen der Kranken nicht mit der nötigen Sorgfalt ausgeführt wird. Der Kranke selbst wird je nach der Schwere des Leidens mehr oder weniger teilnahmlos und gleichgültig; die Hausfrau, die ihn verpflegt, hat infolge der anderweitigen Mehrarbeit durch den Krankheitsfall im Haushalt nicht selten ungewöhnlich viel zu tun, so daß sie in dieser Hinsicht bei den Hilfeleistungen dem Kranken gegenüber nicht mit der nötigen Peinlichkeit verfährt. Man muß aber beachten, daß auch erwachsene Kranke geleitet und an ihre Pflichten erinnert werden müssen. Darum bringe man täglich zu bestimmten Stunden das Waschgerät an das Bett der Kranken. Sind sie kräftig genug, so sorge man dafür, daß sie sich selbst waschen und das Haar kämmen, wobei auch auf die Reinigung der Nägel und namentlich auf eine gründliche Reinigung des Mundes mit Zahnbürste und Zahnpulver gedrungen werden soll. Das Zähneputzen sollten bettlägerige Kranke womöglich nach jeder Mahlzeit besorgen. Bei schwerer erkrankten und noch hilfloseren Personen, natürlich auch bei kleineren Kindern, muß die Pflegerin die Arbeit selbst übernehmen. Die Waschung muß selbstverständlich mit aller Sorgfalt erfolgen. Bei Frauen soll das Haar geflochten und aufgesteckt werden. Bei hilf- und bewußtlosen Kranken ist ebenfalls auf die Reinigung des Mundes ein besonderes Gewicht zu legen. Zu diesem Zweck bereitet man mit frischem Wasser eine Boraxlösung (fünf Gramm Borax auf 100 Gramm Wasser), nimmt ein reines Läppchen, taucht es in die Lösung und wischt damit das Innere des Mundes, die Zähne und das Zahnfleisch, die innere Fläche der Wangen, den Gaumen und die Zunge sorgfältig ab. Dabei wird das Läppchen häufig gewechselt oder gut ausgespült und von neuem in die Boraxlösung getaucht. Diese Reinigung geschehe mehrmals im Laufe des Tages; man verfahre dabei sorgfältig, aber sanft. — Die Folgen unterlassener oder unzweckmäßiger Mundpflege sind bekanntlich auch beim gesunden Menschen nicht gering. Beim kranken Menschen können sie jedoch zu Erschwerungen seines ohnehin bedauernswerten Zustandes führen, die der Laie meistens unterschätzt.

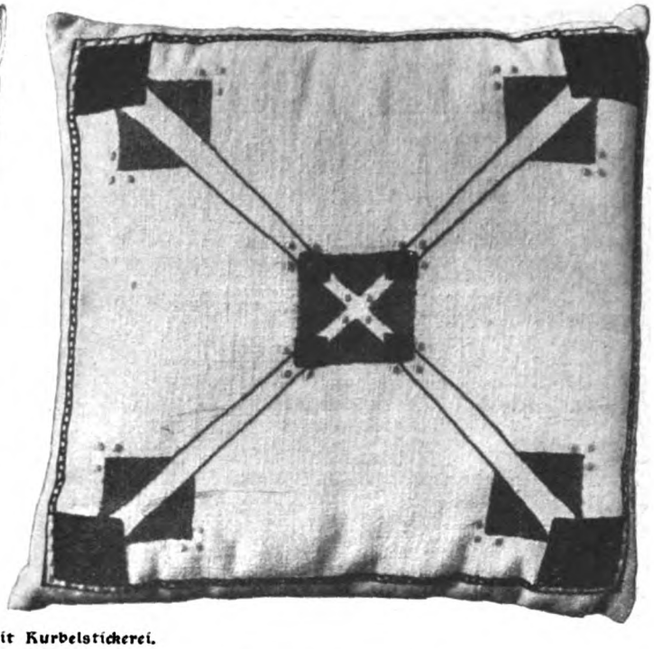
Ratschläge für die Toilette.

Herrenmoden im Herbst und Winter. Die saisonmäßige Erneuerung der Garderobe des Hausherrn oder der Söhne läßt es auch für die so vielfach um Rat gebetene Hausfrau wünschenswert erscheinen, ihre so oft selbst auf den entlegensten Gebieten erprobte Sachverständigkeit durch eingehende Kenntnis von dem, was „man" jetzt trägt, wieder einmal auf das glänzendste zu beweisen. Hier einige Winke für derartige Konstitationen. Zunächst den Trost,

Puppenküche und Puppenvorratsstube aus dem 18. Jahrhundert.

daß die diesjährige Mode für die beiden Extreme „zu dick" und „zu dünn" in gleich freundlicher Weise vorsorgt. Den künftigen Kollegen Falstaffs wird das absolute Übergewicht der schlankmachenden Streifenstoffe über sämtliche andere Möglichkeiten der Musterung sicherlich erfreuen. Die großen und allzuschmalen Don Quixotes aber werden durch die ergänzende Mitteilung beruhigt werden, daß diese Streifenmusterung wenigstens in den elegantesten Stoffen nur aus ganz diskreten und sehr wenig auffallenden Farben zusammengestellt wird. Die entschiedensten Modefarben sind braun und grün, die — hier gewöhnlich zusammen und mit einer Spur Dunkelrot gemischt — die Jakettstoffe durchmustern und überall erscheinen, wo die Konvention Farbe an der Herrentracht überhaupt zuläßt. Dabei ist Braun noch heißerer „Favorit" als Grün. Daneben sieht man natürlich wie immer die unvermeidlichen Herbstfarben und -stoffe; grauer und schwarzer Worsted, blaue Serge- und Phantasiestoffe und gestreifte Angolastoffe werden für Sakkoanzüge vielfach verarbeitet. Der Gipfel der Eleganz wird übrigens durch „Schattierungen" erreicht — d. h. durch das Vorkommen von zwei oder mehreren Tönen der gleichen Farbe im Anzuge. Das Schnittideal der Kleiderkünstler, die etwas zu sagen haben, besteht darin, den Eindruck einer gewissen Breitbrüstigkeit zu erzielen. Dies wird durch veränderte Schnittform der Rockaufschläge erzielt, die man kürzt und verbreitert, während der Rockkragen die Maße der bisherigen Mode beibehält. Bei Überröcken fällt der Rock ziemlich breit nach abwärts, während sämtliche eigentliche Röcke durch leichte Schweifung der Nähte mehr dem Ideal „uf Taille" nachstreben, das vielleicht im Verlaufe des Winters auch für die Überkleidung maßgebend wird. Der Knopfverschluß ist meist einreihig. Bei den neuen Herbsthüten sind nicht so sehr die nur etwas höher gewordenen Formen als die Farben bemerkenswert. Neben einer schönen Mischung von dunklem Braun und Grün für steife Hüte kommt an weichen Filzhüten vor allem „Reseda-" oder „Erbsengrün" in Anwendung, das die Sensation der künftigen Herrenhutmode bedeutet.

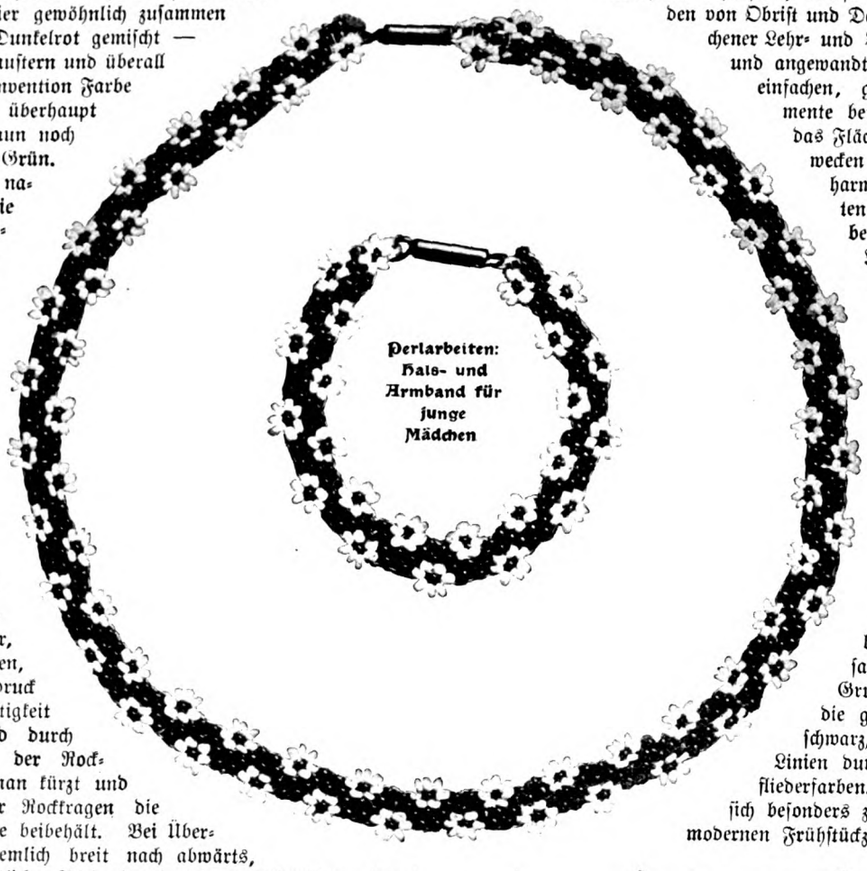




Moderne Kissen mit Kurbelstickerei.

Handarbeit.

Zwei Sofakissen mit Kurbelstickerei. (Entworfen von Mathilde Schönfeld.) Diese schönen Kissen wurden in den von Obrist und Debschitz begründeten Münchener Lehr- und Versuchsateliers für freie und angewandte Kunst entworfen. Die einfachen, gut empfundenen Ornamente betonen, wie es sein soll, das Flächige des Kissens und erwecken im Einklang mit den harmonisch zusammengestellten Farben den Eindruck behaglicher, vornehmer Ruhe, der allen guten Raumkünstlern als Ideal für die Wirkung moderner Innenräume vorschwebt. Das linksstehend abgebildete Kissen ist auf Rohseide gearbeitet, die kleinen Quadrate sind braun, die Dreiecke grün, die Schlangenlinien kräftig blau, die geraden Linien braun und blau. Das andere Kissen wies eine besonders aparte Zusammenstellung auf: der Grund ist weiße Leinwand, die großen Quadrate sind schwarz, die Dreiecke und Linien dunkelgrün, die Punkte fliederfarben. Die Kissen eignen sich besonders zur Ausstattung eines modernen Frühstückzimmers.

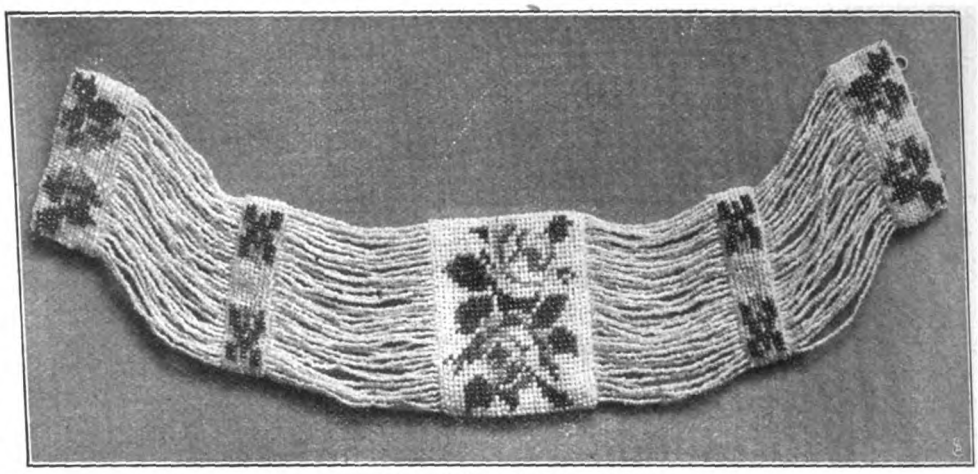


Perlarbeiten: Hals- und Armband für junge Mädchen

Schmuck.

Moderne Perlarbeiten. Eine der kleidsamsten Moden, die der breiten Halsbänder, die sich seit ihrem Erscheinen — vor nahezu

einem Jahrzehnt — der ungeteilten Sympathie der Frauenwelt zu erfreuen hatten, erscheint in neuer Gewandung. Und fast scheint es, als ob diese neue Art dazu angetan wäre, die Beliebtheit dieser Halsbänder zu steigern, gegen die man eigentlich nur den einen Vorwurf erheben konnte, daß sie (da es sich zumeist um Perlenhalsbänder handelte), nicht recht für Tageszwecke passend erschienen. Daß diese aus zehn bis zwölf Reihen Wachsperlen bestehenden, zuweilen von Pierre-de-Strass-Stäben unterbrochenen Kolliers zu Waschblusen getragen wurden, wirkte einigermaßen befremdlich, wie ja überhaupt Schmuck — sofern es sich nicht um den modernen Phantasieschmuck handelt — den Stoffen, der Tageszeit und Gelegenheit angepaßt sein müßte, um nicht unfein zu wirken. Da ist es denn doppelt erfreulich, daß uns in den originellen Halsbändern eine Neuheit ersteht, die nicht nur sehr reizvoll wirkt, sondern auch — da es sich um eine Handarbeit und Phantasieperlen handelt — zu allen Toiletten und jederzeit getragen werden kann. Unsere obenstehende Abbildung veranschaulicht ein derartiges, der Firma Brühl (Berlin) entstammendes Kollier, das man mit Fleiß und sehr viel Geduld auch selbst anfertigen kann. Man benötigt dazu: 10 Zentimeter Perlkanevas, zehn Bund geschliffener weißer Irisperlen, fünf Faden runder rosa und zwei Faden grüner runder Glasperlen. Unser Modell zeigt als Mittelstück matte Rosenstickerei, deren zarte Farbe durch den verwischten, gobelinartig wirkenden Ton der bunten Perlchen erreicht wird. — Zum Schmuck junger Mädchen und Kinder sind das kleine, auf der vorhergehenden Seite abgebildete Hals- und Armband bestimmt, die, in blauen und weißen Perlen ausgeführt, völlig wie Vergißmeinnicht-Mosaik erscheinen. Nicht minder wirkungsvoll präsentieren sie sich auch in Hellgrün oder Weinrot.



Perlarbeiten: hohes Kollier.

Frauen im Beruf.

Rechtsschutzstellen für Handlungsgehilfinnen. Die Mahnung zur Organisation, die ein Artikel dieser Nummer besonders auch an die Handlungsgehilfinnen richtet, wird sicherlich nicht erfolglos bleiben. Immerhin möchten wir darauf aufmerksam machen, daß der dort erwähnte „Kaufmännische Verband für weibliche Angestellte" (Berlin SW. 68) auch Nichtmitgliedern gegen Erlag der Portogebühr von 10 Pf. unentgeltlich Auskunft erteilt. Es handelt sich dabei sowohl um Rechtsfragen (Kündigungsfrist, Entlassung, Zeugnisinhalt, Versicherung usw.) wie auch um allgemeinere Auskünfte über die Aussichten in einzelnen Geschäftszweigen, Lebensverhältnisse in bestimmten Städten, Ausbildung u. dgl.

Allerlei Wissenswertes.

Eine kinderfreundliche Einrichtung auf amerikanischen Eisenbahnen. Jede Mutter, die einmal ihre ungeduldige kleine Schar über die nichtendende Länge eines Reisetags durch die kühnsten Spielvorschläge hinwegzutäuschen versuchte, wird mit Neid von der folgenden reisenden Neueinführung der amerikanischen „Great Northern Railway" hören. Die Verwaltung dieser Bahn stellt den kleinen Mitreisenden umfangreiche Spielzeugschachteln zur Verfügung, die außer allem, was sonst zum „Eisenbahnspielen" gehört, Modelle der Brücken, der Wächterhäuschen und der bedeutenderen Stationen enthalten, die der Zug passiert, dann kleine Figuren von Reisenden, Lastträgern, Zeitungsjungen usw. Alles also, was das Kind braucht, um auf dem Fenstertisch sich die große Welt, die draußen vorbeifliegt, im kleinen aufbauen zu können. Pädagogisch ist die Idee einwandfrei — ob sie es auch hygienisch ist, hängt von der Beschaffenheit des Spielzeugs ab, besonders von der Möglichkeit, es nach jedesmaligem Gebrauch durch die so wenig kontrollierbaren abwechselnden kleinen Benützer desinfizieren zu können.

Eine neue Pariser Straßenfigur: die Plakatankleberin. Er ist im Grunde genommen nicht allzuneu, dieser „neue Frauenberuf" für strebsame Gemüter! Denn daß Frauen gelegentlich auf eine Leiter zu klettern oder mit Kleistertopf und Pinsel zu hantieren verstehen — das eine z. B. beim Fensterputzen, das andere bei zahllosen selbstbesorgten kleinen Reparaturen im Haushalt — weiß jeder. Aber das soll uns nicht hindern, der unternehmenden Ersten, die diese Tätigkeit vom Haus auf die Straße verlegt hat, die besten Erfolge zu wünschen!

Eine neue Erscheinung im Pariser Strassenleben: die Plakatankleberin.

Für die Einsiedezeit.

Deutscher Ingwer. Der längliche, grünliche Kürbis wird in fingerlange Stücke geschnitten, die man blanchiert in eine Porzellanschüssel legt. Auf je ein Pfund Frucht streut man ein Gramm frischen pulverisierten Ingwer, ein Gramm gestoßenen, weißen Pfeffer und ein Pfund feinsten gemahlenen Zucker, läßt dies zugedeckt einen Tag stehen, bringt den abgelaufenen Saft zum Kochen, läßt den Kürbis darin glasig, aber nicht zu weich werden und legt ihn in ausgeschwefelte Gläser. Den Saft kocht man sirupartig ein und gibt ihn, abgekühlt, dazu. Sollte er wieder flüssig werden, so kocht man ihn nochmals auf und gießt ihn, erkaltet, über die Frucht. Gläser und Töpfe müssen sehr gut zugebunden sein.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube“, Nr. 42. 1908.

Ob deine Seele groß ist oder klein,
Du bist der Meister ihrer Melodie.
Eine große kann tief zerrissen sein,
Eine kleine voll seliger Harmonie.

Ilse Franke.

Dritter Klasse.

Von Adelheid Weber.

„Erster Klasse?“ fragte der Schaffner und riß dienstfertig die Coupétür auf.

„Nein, dritter“, erwiderte ich. Da überließ er mich meinem Schicksal. Er sah dabei etwas griesgrämig drein. Außerdem erfuhr ich zu meiner Überraschung, daß ich auf dem falschen Bahnhof eingestiegen war und noch vor Erreichung meines ersten Reisezieles den Zug zu wechseln hatte. Aber — den Seinen gibt's der Herr im Schlaf, und so geschah es mir: ich erlebte wegen dieses Wagenwechsels gleich zwei Geschichten statt der einen, die ich vielleicht sonst gefunden hätte. Denn auf der Reise liegen die Geschichten im wahren Sinne des Wortes auf der Straße, und ich brauche sie nur aufzuheben — und daß sie „kein Ende“ haben, ist just das beste dabei, denn da kann ich mir das Ende hinzu denken! Und es ist gewiß oft wahrer als das wirkliche, weil der Zufall keine Rolle darin spielt und die Konsequenzen rein gezogen werden. Das Leben tut dies im großen, ganzen auch, aber oft erst im Lauf einer langen Zeit und dem Außenstehenden nicht immer deutlich erkennbar.

Also ich stieg ziemlich verstimmt in mein Nichtrauchercoupé. Es saß nur eine einzelne Dame darin, die mir vorläufig nicht besonders interessant erschien. Sie war weder jung noch alt, weder hübsch noch häßlich, hatte ein gleichgültiges, nicht kluges und nicht dummes Gesicht und kein Gepäck außer einer mittelgroßen Reisetasche. Das einzige, was mir gleich an ihr auffiel, war, daß sie zu einem ziemlich schicken, englischen, hellgrauen Reiseanzuge rotbraune, recht abgenützte Glacehandschuhe trug, und ich gestehe zu meiner Schande, daß diese Zusammenstellung mich gegen sie ein wenig einnahm. Als ich meine Schirmtasche in das Wagennetz heben wollte, sprang meine Reisegefährtin dienstbeflissen herzu und nahm sie mir mit ein paar höflichen Worten ab. Ihre Aussprache hatte den mir wohlbekannten polnischen Akzent, auch ihre Bewegungen, obwohl ein wenig zu rasch und zu dienstbeflissen, hatten die polnische Grazie, und ihr Lächeln war liebenswürdig. Ich erwiderte ein paar dankende Worte und erfuhr in dem höflichen Gespräche, das sich nun zwischen uns entspann, daß die Dame nach Kissingen reiste, nachdem sie kurz zuvor sechs Wochen in Wiesbaden gewesen war. Wir brachen aber bald ab; denn ein Herr kam durch den Fenstergang des D-Zuges in unser Coupé. Er trug verschiedenes, sehr elegantes Reisegepäck, das er in den Wagennetzen verstaute, war selbst in vornehmer Reisekleidung und machte durchaus den Eindruck des Grandseigneurs, mit einer Beimischung von Landedelmann. Es erstaunte mich, daß er sich neben meine Reisegefährtin setzte und sehr liebenswürdig und offenbar vertraut mit ihr konversierte, in polnischer Sprache und mit jener Höflichkeit, die die Polen auch den ihnen angehörigen Damen gegenüber nie vermissen lassen. Doch konnte ich ihn seiner ganzen Erscheinung nach unmöglich für den Gatten meines Gegenübers halten. Nach einer Weile erhob er sich auch, verbeugte sich gegen seine Dame und verließ das Coupé, kam aber sehr bald wieder in Begleitung eines korpulenten, obwohl noch jungen Herrn, dem man an seinem langen, fest zugeknöpften schwarzen Rock und an seinem ganzen Wesen und Gehaben sofort den katholischen Geistlichen ansah. Der elegante Herr stellte den jungen Kaplan der Dame vor und verließ wieder den Wagen, worauf sich zwischen den beiden jene liebenswürdige, lächelnde Konversation des polnischen Herrn mit der polnischen Dame entspann, die mich immer an die Rokokozeit erinnert, nur daß der Galanterie ein sehr angenehm berührendes Element der Herzlichkeit beigesellt ist. Von Zeit zu Zeit zogen meine Reisegefährten auch mich in die Unterhaltung, die dann sofort in deutscher Sprache geführt wurde, die beide erträglich sprachen. Als der junge Geistliche dann erfuhr, daß ich die Gegend kannte, durch die wir fuhren, nahm er eine kleine Reisekarte ziemlich umständlich aus seiner Reisetasche, breitete sie auf seinen Knien aus und bat mich, ihm zu sagen, wo wir uns befänden und ob die Orte, durch die wir fuhren, groß oder klein seien, und welche Merkwürdigkeiten sie beherbergten. Ich erzählte ihm dann vom Spreewalde, von den Wenden und ähnliche Dinge, von denen er ersichtlich nie in seinem Leben gehört hatte, und auf die er nun mit kindlicher Andacht lauschte. Sein breites und etwas plumpes Gesicht verklärte sich förmlich in Begeisterung, und zugleich kam eine solche Unkenntnis geographischer und historischer Elementarwissenschaft zutage, daß er mir wie Kaspar Hauser erschien, jener geheimnisvolle Findling, der bis zu seinem siebzehnten Jahre in einem unterirdischen Verließe gehalten wurde und weder Menschen noch Welt je gesehen hatte. Es war auch etwas Ähnliches mit ihm; in einer Präparandenanstalt erzogen, war er dann in ein polnisch westpreußisches Dorf als Hilfsgeistlicher geschickt worden und hatte nichts vom Leben gesehen wie das Elend polnischer Bauern. Weltliche Bücher schien er gar nicht zu kennen. Jetzt, als fünfundzwanzigjähriger Mann, verließ er zum erstenmal den engen Umkreis seiner Heimat; er war durch Überarbeitung neuralgisch geworden und wurde nach Kissingen geschickt. Als er von seiner Krankheit sprach, fing er gleich an, kläglich zu ächzen, nicht komödiantisch, sondern wie ein Kind, das mit seiner Einbildungskraft gleich das erlebt, wovon es spricht. Es war wirklich zugleich komisch und rührend.

Mitten in dem Gespräch mit dem jungen, dicken Theologen fiel mein Blick auf die Dame mir gegenüber und traf auf ein höfliches Lächeln, das etwas unbestimmt Trauriges hatte. Ich zog sie natürlich sofort wieder in die Unterhaltung, indem ich sie fragte, ob sie und ihr Reisegefährte engere Landsleute seien. Jawohl, sie seien ja beide Polen, doch sei sie aus dem Großherzogtum und jetzt Gesellschafterin und Reisebegleiterin einer polnischen Dame, deren Gut dicht bei Posen liege. Der vornehme Herr, der vorhin Reisegepäck ins Coupé gebracht, sei der Sohn ihrer Herrin. Er fahre mit seiner Mutter erster Klasse. Eine ganze Charakteristik lag in diesen wenigen Angaben: Reisebegleiterin — die Herrschaften erster, sie dritter

Klasse! Aber der Sohn des Hauses bekümmerte sich freundlich um das unschöne, alternde Mädchen und sorgte für einen Reisegefährten für sie, indem er ihr den Landsmann zuführte, den er auch erst auf der Reise getroffen. Und zugleich die Zusammengehörigkeit, die trotz der Ungleichheit der sozialen Verhältnisse das nationale Element um sie alle schlang! Ich überließ die beiden Polen nun wieder einem Zwiegespräch miteinander, das bald wieder in die polnische Sprache fiel. Über mein Buch hinweg beobachtete ich dislret die beiden Enterbten des Glücks. Jawohl enterbt — und doch einander so ungleich. Ihre Unterhaltung wurde lebhafter; der Kaplan rückte aus seiner Ecke an der linken, sie aus ihrer an der rechten Seite des Coupés immer mehr nach der Mitte der Bank; sie saßen nun einander dicht gegenüber und betrachteten zusammen bald die Reisekarte, die er immer auf den Knien hielt, bald die vorüberfliegende Gegend, er immer mit kindlicher Freude, sie mit höflichem Anteil. Aber während das Lächeln sein pausbäckiges Gesicht zu dem eines Jungen machte, der, der Schulstube entsprungen, am liebsten Purzelbäume schlagen möchte, zog ihr Lächeln auf ihrem kümmerlichen Gesichtchen die schlimmen Fältchen um Augen und Mund, die alle Jugend hinwegwischen. Aber dabei kam allmählich in die Züge und in die hellen, so lange nichtssagenden Augen des Mädchens etwas wie ein Aufhorchen, ein Lauschen, ein Erwarten. Glaubte sie das Glück vorüberfliegen zu sehen? Wenigstens einmal in ihrem Leben dicht an ihr vorüberfliegen? Hoffte sie, daß sein Flügel sie rasch ein klein wenig streifen werde?

Eben wandte sich der Geistliche freudestrahlend an mich. Er erfahre von der Panna, daß die Herrschaften gerade so lange in Kissingen zu bleiben dächten wie er; da habe er doch einen Anschluß an Landsleute! Ich blickte ihn an. Er war jedenfalls noch vollkommen unbefangen. Ich sah auf das Mädchen. Ihre Wangen hatten sich ein wenig gerötet, und obgleich sie vollkommen Haltung bewahrte, glänzten doch ihre Augen.

Und ich sah im Geiste die vier Personen in Kissingen auf der Brunnenpromenade wandeln: die alte Dame hatte eine vornehme Leidensgefährtin gefunden, mit der sie ihre bösen Erfahrungen austauschte; ihr schöner Sohn flirtete mit einem polnischen Edelfräulein, und hinter ihnen schritt der Kaplan mit der Gesellschafterin. Sie fanden beide keinen andern Anschluß als den aneinander, suchten auch bald keinen mehr. Sie lebten sich ineinander ein, er noch lange als der unbefangene Junge, der er war, sie die Wissende, Lebenserfahrene — beide durstig — durstig nach dem vollen Leben, das ihnen für immer seinen sprudelnden Quell weigerte, das sie beide nie aus dem Vollen schöpfen ließ. Ob er, der Junge, an der Wissenden reifen, bewußt werden, erkennen lernen würde, was ihm auf immer versagt blieb? Ob sie verdursten würde neben dem unbefangenen Knaben?

Arme, arme Enterbte!

Und doch — die Sonne hatte einmal auch sie gestreift! Sie hatten einmal das Glück ein Stündchen lang besessen, hatten einen Schimmer von ihm gesehen; sie hatten einmal vielleicht unbewußt ein wenig gehofft — und gewiß würden sie sich erinnern. Und die Erinnerung würde alles vergolden, verklären, je weiter sich von ihnen die Tatsachen entfernten, die ihr zugrunde lagen.

Sie würden nach vier Wochen zurückkehren, er in die Einsamkeit seines polnischen Dorfes unter seine blöden Bauern, sie in die furchtbarere Einsamkeit der abhängigen Gebildeten unter Gebildeten. Aber sie hatten beide einmal gelebt — vier Wochen lang — —

Der Zug hielt in Halle; ich mußte umsteigen. O weh, das war ein schlimmer Tausch! Statt des spärlich besetzten Coupés ein gedrängt volles; statt der liebenswürdigen Reisegefährten ein junges Ehepaar mit einem schreienden Baby und in den Ecken neben den Gangfenstern ein altes griesgrämiges. Noch drei andere Passagiere auf den Mittelsitzen. Die junge Mutter zog gleich das Außenfenster in die Höhe, der alte Herr schloß die Gangtür. Die Hitze und die Stickluft, die sich nun entwickelten, gingen über meine Nervenkraft. Ich zwängte mich wieder zum Gange durch, wollte lieber die vier, fünf Stunden bis Gießen hier am offenen Fenster stehen, als drinnen ersticken. In Eisleben stiegen zwei Passagiere des Nebencoupés aus. Als ich den Rücksitz in der Gangecke einnehmen wollte, erhob sich mein Visavis und bot mir seinen Vordersitz an. Diese Liebenswürdigkeit brachte uns denn beide in ein Gespräch, das von einem höflichen Worttausch bald zur interessierten Unterhaltung wurde. Denn mein Gegenüber, ein kleiner Herr in mittleren Jahren mit scharf ausgeprägtem Charakterkopfe, war nicht nur ein sehr unterrichteter Mann — kein Wunder, da er, wie ich nachher erfuhr, Gymnasialprofessor war — sondern auch seinem Wesen nach ein Charakter. Mehr als das: der Typus einer unserer modernen Richtungen, die ich „Bildungswut" nennen möchte. Er schien alles zu wissen, was „im Buche steht", während die schöne Gegend, durch die wir flogen, ihm keinen Blick abnötigte. Er wußte aber genau aus Büchern, wie hoch die Berge waren, und welches ihre Produkte und die Beschäftigung und das Einkommen ihrer Bewohner wären. Auch hatte er ein scharfes und sehr sicheres Urteil über alle Verhältnisse, Einrichtungen und Sitten aller Völker, Stände und einzelner Menschen, und es war gewiß oft sehr richtig, soweit ein allgemeines Urteil das überhaupt sein kann, und trug den neuzeitlichen Ideen durchaus Rechnung. So sehr, daß ich in einer Stunde mehr moderne Schlagworte um mich schwirren hörte als in einem Jahre in Berlin, wo sie sich bald stark abgenutzt haben und neuen Platz machen. Wie ja überhaupt der gebildete Provinzler, wenn er sich erst einer neuen Idee ergeben hat, sich in sie mit viel mehr Ernst und Inbrust einlebt als der Weltstädter. Mitten im Gespräch aber stockte der Professor, fuhr sich mit der Hand nach dem Kopf und machte eine Gebärde, als ob er etwas hineinstoße. Ganz erschrocken sah ich ihm zu; denn er räusperte sich stark und wiederholte die hineinstoßende Gebärde mehrere Male. Um Himmels willen, er würde doch nicht — —? So eifriges Studium greift den Kopf ja an. — Er stieß wieder zu — nun sagte er auch noch mit scharfem Flüstern: „Wellgunde!"

In steigender Besorgnis sah ich nach seinen Augen; sie sahen mit scharfem, sozusagen suggestivem Blick in die schräg gegenüberliegende Fensterecke. Dort saß ein ganz junges Mädchen, dessen blasses, sehr edel geschnittenes, sehr sanftes Gesicht mir schon aufgefallen war. Es neigte das schwarze Köpfchen, von dem es den Hut abgenommen hatte und dessen gerollte Scheitel sehr anmutig das schmale Oval des Gesichtes umrahmten, eifrig über ein Buch, das auf dem Klappbrett vor ihm lag. Jetzt aber, vielleicht von dem suggestivem Blick gezwungen, wahrscheinlicher noch — der Wahrheit die Ehre vor der Mystik! — durch das wiederholte Räuspern des Professors von ihrer Lektüre aufgeschreckt, hob sie die Augen und begegnete den seinen. Er stieß sich wieder den imaginären Gegenstand in den Kopf. Da hob sie die Hände zu ihrem Haar, und nun sah ich auch, daß eine lange Haarnadel sich aus seinen Wellen gelöst hatte und daraus hervorstach. Der Kontrast der Aufklärung zu der Art meiner Befürchtungen war zu stark; ich erhob mich rasch und steckte den Kopf zum Gangfenster hinaus, so sehr mußte ich lachen. Als ich mich erholt hatte und meinen Platz wieder einnahm, war der Rapport zwischen Vater und Tochter — ihr Verwandtschaftsverhältnis war mir gleich klar — ganz hergestellt. Das junge Mädchen hatte dem Vater das Buch hingereicht, das sie bisher beschäftigt hatte, und er gab ihm mit halber Stimme kurze Anweisungen, welche Abschnitte es weiterhin zu studieren habe. Denn das arme Kind las nicht, es studierte, und zwar nicht etwa die Geschichte der deutschen Lande, durch die wir fuhren, sondern der alten Römer. Und in anmutigem Wechsel flogen Berg und Tal an uns vorüber. Ich konnte nicht anders, ich sagte zu meinem Gegenüber: „Ist es nicht schade, daß Ihr Fräulein Tochter sich die schöne Gegend so gar nicht ansieht?"

Er blickte mich verwundert an.

„Im Gegenteil," erwiderte er, „sie nutzt die Reise verständig aus. Sie hat jetzt im Zuge die beste Zeit, mal

zuholen, was sie in der Schule hat versäumen müssen; denn ich habe sie den Unterricht unterbrechen lassen, damit sie ein Jahr in Frankreich und eins in England die Sprachen flüssig sprechen lerne. Das gibt dann eine gute Unterlage für das theoretische Studium."

„Ihre Tochter soll studieren?"

„Natürlich! Sie absolviert jetzt die Selekta; zum Oktober tritt sie ins Gymnasium und wird nach dem Abiturium Philologie studieren."

Und sie hieß Wellgunde!

„Ihre Tochter ist also sehr begabt?" fragte ich.

Er räusperte sich.

„Mehr nach der Phantasieseite hin", erwiderte er. „Da müssen Fleiß und ernster Wille eben ausgleichen. Ich stehe ihr überdies ja zur Seite. Wellgunde, du weißt, Paragraph 75. Überschlage das Zwischenliegende."

„Ja, Papa."

So sanft und ergeben klang das. Und so traurig. Immerfort wiederholten sich die Weisungen. Ein Räuspern. Das Kind blickte auf.

„Die Karte!"

Wellgunde stand auf, holte ihr Reisetäschchen aus dem Wagennetz, nahm eine Karte heraus und breitete sie über ihren Schoß.

Neues Räuspern. Greifen nach der Hüfte. Wellgunde sah an sich nieder und steckte die Bluse, die sich bei dem Indiehöhelangen verzogen hatte, in den Gürtel.

Das ging so weiter. Und während mich das Mitleid erregte, und ich mir vornahm, meine eigene Tochter ganz gewiß nie mehr mit meinen Mahnungen und Verschönerungsversuchen zu quälen, blieb dieses junge Kind immer gleich freundlich, folgsam und ergeben.

Armes, widerstandslos gutes Geschöpf, was wird dein Geschick im Leben sein, das für dich eine Zwangsanstalt zu werden scheint?

Als ich das dachte, fiel mein Blick auf das Gegenüber Wellgundens. Das war ein junger, intelligent aussehender Mann, der noch kein Wort gesprochen hatte. Aber seine Augen ruhten mit einem andächtigen, vergötternden Blick auf dem jungen Mädchen, der mir wie ein Sonnenstrahl ins Herz fiel.

Nun — Gott sei Dank, diese holde, kleine Märtyrerin würde gewiß aus der Sklaverei des Vaters und des Studiums, für das sie so gar nicht paßte, bald erlöst werden. Die Männer haben ja Augen für Holdseligkeit, und Verstand genug, sich so viel Güte einzufangen und ins eigene Haus zu tragen! Gott gebe Wellgunde einen milden Tyrannen — denn tyrannisiert wird sie immer werden!

Riechbüchsen und Riechdosen.

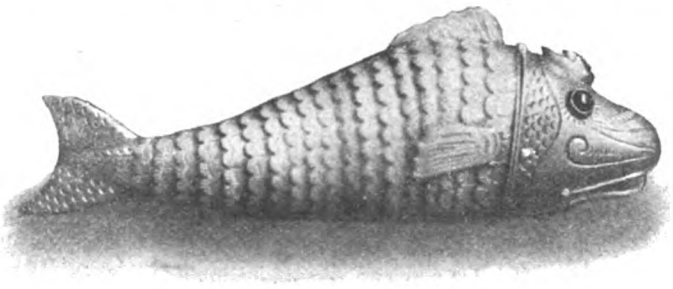
Von H. von Schroetter.

Riechdose, Riechbüchschen — die Frau des 20. Jahrhunderts lächelt über dieses Toilettenrequisit! Den weiblichen — nein, Verzeihung, auch den männlichen — Personen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts aber war es so unentbehrlich wie uns, nun, um bei einem Bedarfsartikel der Nase zu bleiben — das von ihnen wenig gekannte oder als Luxus betrachtete Taschentuch.

Riechbüchschen in Form eines silbernen Schneckenhauses.

Warum aber war es denn den Frauen früherer Jahrhunderte so unentbehrlich, dieses Liliputdöschen mit seinem mit wohlriechenden Substanzen durchtränkten Schwämmchen? Warum formte es die Kunst so handlich bequem, daß es immer mitgeführt werden konnte? Warum gehörte es zum notwendigen Frauengerät, das neben dem Eßbesteck, dem Schmuckdöschen und dem immerwährenden Kalender als Berlocke an der silbernen Gliederkette hing?

Die Antwort ist leicht gegeben. Die meisten Moden entwickeln sich aus einem Bedürfnis. Vor 100 und mehr Jahren hatte man ganz andere Ansichten über Lüften der Räume und die Anforderungen der Hygiene! Die arme mißhandelte Nase hatte also einen auch den schlechtesten Geruch erträglich machenden Duftspender sehr nötig. Für schleunige Hilfe bei den infolge der verdorbenen Luft häufig entstehenden Ohnmachts- und Schwächezuständen war ferner ein mitgeführtes Anregungsmittel durchaus geboten. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß in früheren Jahrhunderten die Verstorbenen häufig eine Woche lang über der Erde blieben und daß die Totenfeiern bei offenem Sarge stattfanden, um zu begreifen, daß ein Riechbüchschen bei solchen Anlässen eine ausgesprochene Notwendigkeit war Eine allgemein verbreitete Luftscheu verriegelte die ohnedies winzigen Fenster. Zeitgenössische Berichte erzählen ferner, daß die Benutzung der — „garde-robe" nicht nur stets im bewohnten Zimmer stattfand, sondern daß es durchaus „bon ton" war, dabei Besuch zu empfangen . . .!



Riechdose von der Waterkant: Silberner Fisch mit beweglicher Schwanzflosse.

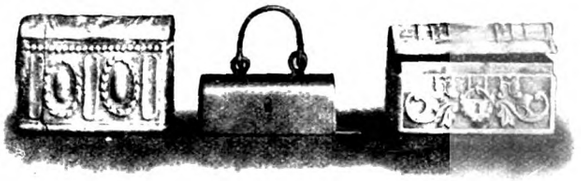
Mit der Einführung gesunder hygienischer Grundsätze verlor die Riechbüchse ihre Bedeutung, und es erlosch das Interesse für die wohl drei Jahrhunderte lang begehrt gewesene kleine Kostbarkeit. Sie sank von der Rolle als unentbehrlicher Frauenbegleiter herab zur Spielerei, und heute taucht sie nur noch hier und da — als Behälter für Englisches Riechsalz oder Kölnisches Wasser — auf.

Die Geschichte der Riechdose datiert übrigens von weit länger her als ihr allgemeiner Gebrauch. Schon das Altertum kannte das Tondöschen mit wohlriechendem Balsam und die Glasphiole mit Rosenwasser. Anregungs- und Stärkungsmittel in leicht tragbarer Form mit sich zu führen, geboten die langen Reisen, die Fährlichkeiten der Jagdzüge, der Mangel schneller ärztlicher Hilfe. Vom Orient kam die Mode der Riechbüchse nach Italien und Frankreich. In Metallfläschchen barg man stark riechende flüchtige Stoffe, Lavendelöl füllte die Fayencekrüglein. Die Riechbüchschen in Flaschenform nannte man „Flaconnets." Das Besitztümer-

Fischweibchen mit Bernsteinkopf.

verzeichnis von Margarete von Österreich aus dem Jahre 1524 zählt 23 solcher Flaconnets aus Silber und Email auf. Von Karl V. lesen wir, daß er 1580 eine Kristallphiole in vergoldeter Silberfassung für „thériaque“, ein begehrtes Heilmittel des 15. Jahrhunderts, besaß. „Messieurs de la ville de Nantes“ boten 1492 Anne von Bretagne als offizielles Gastgeschenk zwei vergoldete, mit Anhängeketten und silbernen Stöpseln versehene, mit ihrem Wappen verzierte Flaconnets an. Charlotte von Savoyen trug in einem kupfernen Etui ein Flaconnet mit wohlriechender Essenz bei sich, und Louis XIV. nannte 43 kostbare Riechdöschen aus Onyx, Bergkristall und Achat für seltene Spezereien aus dem Orient sein eigen. Eins davon besaß die Gestalt einer Birne, und auf seiner Oberfläche war die Fabel von Europa und Andromeda eingraviert. Silberne Riechflaschen figurieren in den Listen der Hofhaltungen als Geschenke wohlgeneigter Fürsten an verdienstvolle Untertanen. Die „Flacons de poche‘ werden teils an Ketten von Silber am Gürtel, teils an gestickten Bändern „en bandolière“ über der Schulter, wohl auch an ledergeflochtenem Gehänge am Bügel getragen. Man gab ihnen

Riechbüchse in Form eines gekrönten Herzens.



Drei ostfriesische Riechbüchsen in Kofferform.

schützende Hüllen von Leder oder Überzüge von schwerer Seide. Des Abends barg man das „Flaconnet“ in zierlichen kleinen Koffern, „cave“ genannt, die im 18. Jahrhundert die große Mode waren. So wissen wir, daß Marie Antoinette ein japanisches Lackkofferchen besaß — damals höchste Neuheit — mit vier Flaconnets aus in Gold gefaßtem Bergkristall. Eins davon zeigte — als Nebenberuf — die Stunden, das zweite die Sekunden an, Nummer drei war für das Monatsdatum verantwortlich, und Nummer vier enthielt den Mechanismus des Kunstwerks.

Im 18. Jahrhundert — dem Jahrhundert, das wie kein anderes groß war in Kleinigkeiten in der Kunst — wird die Mode der Riechbüchsen allgemein. Wer sich kein Silbergerät leisten kann, greift zum Messing oder begnügt sich mit Fayencefläschchen aus Italien, die, zuerst teuer, in den Zollbüchern von 1664 bereits als Waren minderen Wertes bezeichnet sind. Jede einigermaßen begüterte Bürgers- oder Bauersfrau des 18. Jahrhunderts besaß ihre Riechbüchse oder Riechdose.

Es ist interessant, an der Hand unserer Abbildungen — deren Vorbilder größtenteils der Sammlung des Herrn Direktors Eßlinger in Leer entstammen — zu sehen, wie die Gebrauchsgegenstände, die die Hand der Frau täglich berührt, in der Form der Riechdosen wiederkehren. Umgebung, das Milieu, muß die Gestalt leihen: Ofen und Herd, Koffer und „Hamburger Schrank“, Punschterrine, ja sogar Ei und Fisch und Frucht (besonders „Riechbirnen“) erstehen en miniature.

Anspruch auf hohes Alter macht das Modell unseres ersten Bildes, eines Riechbüchsleins in Gestalt eines mit reicher Gravierung bedeckten Schneckenhauses mit Deckel. Der Goldschmied, der dies Döschen verfertigte, muß ein echter Künstler gewesen sein — er schöpft unmittelbar aus der Natur — und ein Schalk dazu. Denn die Frau und ihr Haus gehören zusammen, ebenso wie die Schnecke und ihr Haus; das wollte durch die Wahl seines Motivs symbolisch andeuten. Während der reichgravierte Deckel des Schneckenhauses den Wohlgeruch hermetisch abschließt, der Deckel bei andern Riechbüchsen durchbrochen, solche verschwenderische Duftspender wurden ein Dienst in einem Futteral aufbewahrt.

Als Abkömmlige der „Waterkant“ kennzeichnen sich die beiden nächsten Riechbüchschen. Die Frauen der Elbherzogtümer legten den silbernen Fisch mit den vergoldeten Flossen, dem beweglichen, zierlichen Schwanz und den großen Rubinglotzaugen auf das mit dem Taschentuch bedeckte Gesangbuch, wenn sie sich zum Kirchgange rüsteten. Das Fischweib unserer Abbildung spricht von dem tiefen Hange der Küstenbewohner zum Wasser, dem umschlingenden, Leben gebenden, das ihre Sagen ja mit Meerjungfer und Wassermann bevölkern.

Silbernes Riechbüchschen aus Holland.

Bäuerischem Besitz entstammt das silberne Herz auf dieser Seite, reich verziert mit eingravierten Blumen und Laubmotiven und gekrönt durch eine vergoldete Krone. Herz und Krone sind Lieblingsstücke ländlicher Dekorationskunst, und sogenannte „Riechherzen“, oft nur vier Zentimeter groß, finden sich vielfach in Gegenden mit wohlhabendem Bauernstande. Gleichfalls vom Land, aus dem so interessanten Ostfriesland stammend, sind die zierlichen, aber ihres Materials wegen weniger kostbaren Büchschen der nächsten Abbildung. Die kleinen Dosen rechts und links sind aus dünnem Silber gearbeitet. Die mittlere Riechbüchse — Koffer mit Bügel — besteht nur aus Messing und beweist, daß auch unbemittelte Klassen der Bevölkerung die allgemeine Mode mitzumachen wußten.

Riechbüchse in Eiform.

Das Urbild der Abbildung rechts oben — ein sechseckiges, nur fünf Zentimeter langes Döschen — stammt aus Holland, ebenso wie das auf dem Mittelbildchen veranschaulichte alte Familienkleinod: ein Riechbüchschen in Gestalt eines sechs Zentimeter langen Eies mit zierlichem Rost aus Silberfiligran.

Städtische Anschauung und städtische Mode machen sich geltend in den Riechbüchsen der drei folgenden

Riechflasche und -dose; letztere stellt ein Sommerhauschen dar.

Riechdose in Vaseform im Rokokogeschmack.

ngen. Die schöne proportionierte Flasche mit Ringdeckel t an die „Flaconnets“ des 16. Jahrhunderts. Sie ist nd über mit erhabenen Blattornamenten bedeckt. Die ge Dose daneben ist eine Nachbildung eines sommerlichen der Teehauses vor dem Tor, wie es die Gärten der Empirezeit besaßen. Der Barockschrank, das Prunkmöbel der Diele gab das Modell zu dem fünf Zentimeter hohen Riechdöschen auf der nebenstehenden Abbildung. Größere Maße – elf Zentimeter Höhe — besitzt die prunkvolle Rokokovase, die in einem besonderen, mit Samt ausgeschlagenen Lederetui mitgeführt zu werden pflegte. In ihrem runden Fuß befand sich das Scharnier ist deutlich erkennbar — ein Geheimfach für den sog. Kirchenschilling, damit die Besitzerin beim Kirchenbesuch das Geldstück für den lbeutel gleich zur Hand hatte. Unsere letzte Abbildung das Interesse in ganz besonderem Maße. Sie bringt eine lle Riechdose, aus Gotland stammend, die ein Beweis für die allgemeine Verbreitung dieses unentbehrlichen Toilettenrequisits ist und andererseits ein Beispiel für die Verwendung von bunten Halbedelsteinen, deren Farbe und Feuer das Silbergerät ungemein beleben. Die Sammlung, die ich erwähnte, birgt noch eine große Anzahl ähnlicher kleiner Kostbarkeiten, die des beschränkten Raumes wegen nicht in Wort und Bild dargestellt werden können. Ich will nur noch einige der apartesten Formen erwähnen. Da gab es neben der schlichtbäuerlichen Darstellung eines ländlichen Gotteshauses eine wertvolle, silbervergoldete Renaissancedose, mit kunstvoll verschraubten Innenräumen für acht Schwämmchen, dann die erwähnten, zierlich durchbrochenen Birnformen, die sich so vorzüglich in die Hand schmiegen und schließlich ein bronzenes Riechherz mit Marterwerkzeugen in seltsam raffinierten Formen.

chenartige hbüchse.

Riechdose mit bunten Halbedelsteinen.

Einsamkeit.

Einsamkeit, dir klingt mein Lied,
Wenn in grüne Waldesstille
Aus des Tages Überfülle
Meine müde Seele flieht;
Satt der wirren, leeren Hast
Ruh' ich aus an deinem Herzen,
Ruhe aus von Lust und Schmerzen,
Ruhe aus von Staub und Last.

Ja, ich lieb' dich, wenn der Hauch
Frischen Walddufts mich umfächelt,
Wenn dein mildes Antlitz lächelt
Träumerisch aus Busch und Strauch;
Wenn ins Moos ich müde sank,
Nur zu rasten, nur zu lauschen
Auf der Bäume flüsternd Rauschen,
Wenn ich Glück und Frieden trank.

Doch ich lieb' dich, Einsamkeit,
Reine, freie, himmlisch-hehre,
Dann auch, wenn du herbe, schwere,
Dunkle Stunden bringst voll Leid;
Wenn im dämmertrüben Schein
Grauen Tags du kommst geschritten,
Wenn du sprichst: Wie bist inmitten
Aller Menschen du allein! —

Denn auch dann erklingt dein Schritt
Wie der Licht-Geborenen Schreiten;
Auch aus deinen Dunkelheiten
Nahm ich Gold und Gnade mit;
Was mich an den Staub gebannt,
Kleines, Niedres, sah ich schwinden:
Einsamkeit, in deinen Gründen
Grüßt die Seele heilig Land.

J. Madeleine Schulze.

Großstadtkinder als Kleinstadtlehrlinge.

Von Otto Müller.

Das Schicksal unserer Großstadtjugend hat schon seit Jahren alle um das Wohl des deutschen Volkes ringenden Menschen chäftigt. Bis tief ins Herz muß man ergriffen sein, wenn n sieht, wie die jungen Menschen in den Steinmeeren ihre cheiten Jahre verbringen. Wenn sie am zugänglichsten für ndrücke sind, wenn sie am meisten Bilder und Kenntnisse in e junge Seele aufnehmen könnten, wenn ihr Gemüt am egtesten und empfänglichsten ist, dann werden sie eingesperrt die nüchternen Straßen der Großstadt, in die mit Dampf füllten Fabriksäle, in die engen Bureauräume und in staubige gerschuppen. Fast alle sollen gleich ihren Unterhalt verenen. Die Familien der niederen Stände in den Großstädten nd nicht so ehrgeizig wie die Familien von außerhalb. In der einen Stadt und auch in den Mittelstädten muß fast jeder nabe, der die Schule verläßt, in eine Lehrstelle gehn. Die erhältnisse sind oft recht dürftig — „aber der Junge soll doch as mitbekommen!“ Ganz anders ist es meist in der Großtadt. Das Augenblicksbedürfnis entscheidet, nicht die Sicherung der Zukunft. Man will rasch „was vom Leben haben“. Die Ansprüche sind größer, denn der Reizhunger ist stärker, wenn rings herum so viel Vergnügen und Glanz lockt.

Hier ist es notwendig, einzugreifen und der Ausbildung der Großstadtjugend neue Wege zu weisen. Fast ein Fünftel der Bevölkerung unseres Deutschen Reiches lebt heute schon in Großstädten. Die Zunahme der Zahl der Großstadtbewohner und der ihnen in Lebensgewohnheiten ähnlichen Bewohner der Industriegegenden wird voraussichtlich immer rascher vorsichgehn. Immer weniger Kinder werden auf dem Dorfanger, in den Kleinstadtgärten und in der waldigen oder wiesenreichen Umgebung der mittleren Ortschaften aufwachsen. Die Wagen und Klingelzeichen der elektrischen Straßenbahnen spielen eine größere Rolle in ihrem Leben und in ihrer Phantasie als das Leben unserer Haustiere. Von dem Pflegen und Gedeihen der Blumen und vom Beackern der Scholle, vom Säen und Ernten wissen sie nichts aus eigener Anschauung. Und was nicht aus eigener Anschauung oder in voller Tätigkeit

erworben ist, das ist ein tönernes Wissen, dem fehlt der lebendige Inhalt.

Doch daran wird wohl so leicht nichts zu ändern sein. Die großen wirtschaftlichen Umwälzungen und Neubildungen, die unser Volk durchzumachen hat, bringen eben unabänderliche, unabwendbare Schäden mit sich. Die Bevölkerung ist nun einmal von dem Zug in die Industrie und in die Großstadt ergriffen worden. Sie befindet sich im Stadium einer Völkerwanderung, wie sie die Menschheit noch in keiner Epoche erlebt hat. Sie löst sich los von ihrer alten Scholle und schafft sich eine ganz und gar neue Heimat in den Großstädten. So müssen denn die Familien auch sehen, wie sie ihre Kinder in den Lebensverhältnissen dieser neuen Heimat großziehen. Niemand wird ernstlich daran denken wollen, ihnen die Kinder fortzunehmen, um sie vielleicht irgendwelchen Anstalten auf dem Land anzuvertrauen. Zwar hat der Philosoph Fichte nicht unrecht gehabt, wenn er meinte, nicht alle Eltern seien geborene Erzieher. Aber sein Ideal, alle Kinder gemeinsam in Anstalten aufwachsen zu lassen, die von wirklich berufenen Erziehern geleitet werden, hat sich bisher doch noch als gar nicht aussichtsreich erwiesen. Was wir von der Anstaltserziehung gesehen haben, ist nicht ermutigend. Von den Zöglingen der Zwangserziehungsanstalten sollen neun Zehntel im späteren Lebensalter in Strafanstalten enden. Das ist eine Tatsache, die wohl zum Nachdenken anregt! Und wenn auch die Zwangserziehungsanstalten schließlich mit recht bedenklichen, vielfach erblich belasteten oder doch schon in Grund und Boden verdorbenen Zöglingen zu tun haben, wenn sie auch häufig selbst noch nicht das Ideal von Erziehungsanstalten darstellen, so müssen angesichts eines solchen Mißerfolges doch unüberwindliche Bedenken gegen die Anstaltserziehung berechtigt erscheinen.

So ist es also wohl erwiesenermaßen notwendig, daß die Kinder bei ihren Eltern bleiben, zum mindesten so lange sie schulpflichtig sind.

Eine weitere Frage aber ist es, ob sie nachher nicht in andere Verhältnisse übergeführt werden sollen! In Wahrheit unterliegen sie ja in dem Augenblicke, da sie in irgendeine Stellung gehen, ganz andern Einflüssen als denen des Elternhauses. Ich weiß das aus eigener Erfahrung, denn ich habe selbst vier Jahre ehrlich als Lehrling arbeiten müssen. Der junge Mensch, der irgendeinen Beruf ergreift, der Handwerkslehrling, Laufbursche, Fabrilarbeiter oder Schreiber wird, kommt in einen ganz neuen Kreis, kommt unter ganz andere Menschen. Kaum daß er zum Mittagessen, zum Abendbrot oder zum Schlafen in seine Familie heimkehrt! Im wesentlichen lebt er durchaus mit den Menschen seines Berufskreises. Und das ist besonders bei unserer Großstadtjugend der Fall, die wenig familiären Sinn entwickelt.

Da also mit der Entlassung aus der Schule auch die bis dahin noch ziemlich bedeutende Einwirkung des Elternhauses ohnedies aufhört oder doch wenigstens auf ein kaum merkbares Maß zurückgedrängt wird, hielte ich es wohl für möglich und jedenfalls für segensreich, wenn recht viele Großstadteltern sich entschlössen, ihre Kinder in die kleineren Städte in die Lehre zu geben.

Unzählige Großstadtjünglinge treten durchaus nicht als frische, junge Burschen in die Lehre oder in ihren Beruf ein. Die Folgen der in der Großstadt auf sonnenkosen Höfen und auf dem staubigem Steinpflaster der Straßen verbrachten Kindheit haften fast allen an. Blaß und hohläugig kommen sie an den Werktisch. Und es ist noch ein Glück für sie, wenn der Lehrmeister so vernünftig ist, sie ab und zu als Laufburschen zu benutzen; sonst würden sie in der Enge der Werkstatt ganz und gar verkümmern. Was mich früher oft empört hat, daß ich nämlich in meiner Lehrzeit auch Botengänge machen mußte, weiß ich heute gründlich zu schätzen. Denn dem Nachwuchs aus der Großstadt kann gar nichts Besseres angetan werden, als wenn ihm Gelegenheit zur Bewegung in der frischen Luft gegeben wird.

Unzählige Konfirmanden, die ich kennen lernte, machten geradezu den Eindruck, als seien sie reif für eine Lungenheilanstalt. Den Eltern solcher Jungen sollte vor allem energisch gesagt werden, daß sie nichts Besseres für ihre Kinder tun können, als sie in einen neuen gesünderen Boden zu verpflanzen. Jede falsche Empfindsamkeit müßte da zurücktreten. Dem Heim der Eltern gehören Kinder, die einem Berufe nachgehen, ja doch nicht mehr an! Und draußen, bei den Handwerksmeistern der kleineren Städte, sind die Jünglinge gewiß nicht schlechter aufgehoben als in der Gesellschaft ihrer gewitzten Großstadtgenossen.

Ja, ich möchte behaupten, sie verbessern ihr Los auch anderweitig, wenn sie zur Lehre in die Kleinstadt gehen! Sie kommen in eine viel gediegenere und einfachere Umgebung, wo sie nicht so gefährlichen und verbildenden Reizungen ausgesetzt werden. Wird auf der einen Seite ihre Aufnahmefähigkeit nicht überanstrengt, so wird sie auf der andern aber glücklich ergänzt. Entlastet von den Bildern unnützer Großstadtvergnügungen, die ihre Gedanken und ihre Nerven beansprucht hatten, füllt sich ihr Vorstellungsvermögen mit einem neuen und umfassenderen Weltbilde. Der Großstadtjüngling als Kleinstadtlehrling würde vor allem in seiner neuen Umgebung einen Einblick in die benachbarten Berufe gewinnen, die ihm sonst stets fremd bleiben. Seine allzu große Einseitigkeit würde einem ihm sehr wohltuenden Allgemeingefühl weichen. Er, der wahrscheinlich in einer streng proletarischen Stadtgegend aufgewachsen ist, würde auch in nähere und menschlichere Berührung mit anderen Klassen kommen. Sein Weltbild würde ganz neue Lichter, seine Lebensanschauung ganz neue Werte bekommen. Vor allem würde er sicher auch zu dem eigentlichen Landleben in irgendeine Beziehung treten. Fast jeder Handwerksmeister der Kleinstadt hat ja seinen Acker oder doch zum mindesten seinen Garten. Und ich halte es nicht für einen Nachteil, wenn ein Lehrling einige Stunden des Tages sich mit Garten- oder Feldarbeit beschäftigt. Unsere moderne Kulturmenschheit leidet ja nur zu sehr daran, daß sie zu wenig in freier Luft arbeitet, zu wenig ihre Sorgen und Schmerzen in die Erde hineingräbt. Eine Jugendstunde, bei Arbeit in Luft und Sonne verbracht, erspart manches Krankenlager. Und gerade der Großstadtjugend fehlt das „Ausarbeiten" in freier Luft. Darum sollte jeder Vater, der selbst in der Großstadt leben muß, es aber gut meint mit seinem Kinde, seinen Sohn draußen unterbringen. Wenn dem Jungen auch die Zärtlichkeit der Eltern fehlt — er wird den gefährlichen Reizungen der Großstadt entzogen, er kann in freier Luft aufleben und erstarken. Jede Feierabendstunde kann er im Garten oder vor dem Tore zubringen. Und an Fortbildungsschulen fehlt es ja heute in Kleinstädten auch nicht. Was er dort nicht erlernt, kann er später bald in einer größeren Stadt nachholen. Von den Sorgen für den Unterhalt des Sohnes ist die Familie auch befreit. Denn der kleinstädtische Lehrmeister wird seinen Lehrling gern beköstigen und ihm Wohnung geben.

Und wenn dann der Großstadtjüngling ausgelernt hat, dann kommt er heim als Mensch mit einem Beruf — und nicht als blasser und schwindsüchtiger Arbeitsmann, sondern als ein abgehärteter und gekräftigter, gesunder Bursche!

Nachwort der Redaktion. Die Anregung dieses Artikels ist sicherlich dem wärmsten Gefühl für das, was unserer Großstadtjugend not tut, entsprungen. Aber wie verhalten sich die in der Großstadt lebenden Eltern, und wie verhält sich die Kleinstadt dazu? Mit welchem Für und Wider stehen dort wie hier Eltern und Arbeitgeber dem Vorschlage unseres Mitarbeiters gegenüber? Es würde uns herzlich freuen, wenn diese Hauptbeteiligten, soweit sie sich durch Erfahrung und Nachdenken zu eigener Meinung berufen fühlen, zu der hier angeregten wichtigen Frage Stellung nehmen wollten, und wir werden die uns geeignet erscheinenden Zuschriften gerne veröffentlichen.

Drei Tanzstundenkleider. (Abb. 421 bis 423.) Die Tanzstundenzeit bringt den Müttern gewöhlich reichlich Toilettensorgen. Keinesfalls soll ja das Töchterlein betreffs des Anzuges hinter den Gefährtinnen zurückstehen, wenn es auch nicht gerade ins Extrem des Hypermodernen zu verfallen braucht. „Flott und jugendlich" ist die Devise für das Tanzstundenkleid, und die drei ansprechenden Modelle auf unserm Bild vertreten sie vollkommen. Für das erste Kleid Abb. 421 ergab weißer Seidenbatist das Material, das durch weiße Spitzeneinsätze ein elegantes Gepräge erhält. Die für kräftige Figuren vorteilhafte Bluse hat einen angeschnittenen Halbärmel, den ein Spitzenbündchen zusammenhält. Sie wird durch eine runde Spitzenpasse vervollständigt, an die sich die Blusenteile in Strahlenfältchen ansetzen, während sich ein Spitzeneinsatz quer über Brust und Rücken zieht. Die Taille umspannt ein rosa Libertygürtel, unter dem der stark fußfreie, mit Hüftfältchen gearbeitete Rock hervorfällt. Ein gereihter Volant und Gruppen breiter Stufen statten ihn aus, über denen Spitzeneinsatz sichtbar wird, der mit der Garnitur der Bluse übereinstimmt. Zu diesem zierlichen Kleidchen ist der Schnitt für die Bluse in 38, 40, 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 94, 100 und 106 Zentimetern Hüftweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,15 Meter, für die Bluse 1,30 bis 1,50 Meter. — Für das zweite, nicht minder reizvolle Kleid Abb. 422 war weißer, hellblaugetupfter Seidenvoile gewählt, zu dem die weiße Spitzenpasse und die trägerartige Garnitur aus zartblauer Seide mit leichter Silberstickerei die wirkungsvolle Ausstattung ergab. Bei der aparten Taille sind Oberstoff und Ärmel im Zusammenhang geschnitten und durchgehend in Falten abgenäht, die im Rücken leicht gekreuzt übereinandertreten, wodurch der Besatzteil dort gleichfalls schräg läuft. Sehr jugendlich wirkt hierzu der unter dem faltigen Seidengürtel hervorfallende Plisseerock, der, bis unterhalb der Hüfte niedergesteppt, die Falten von dort frei ausspringend zeigt. Sein Schnitt ist in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,30 Meter, für den Rock 4 bis 4,50 Meter.

Wie hübsch eins der altbekannten Stickereikleider in neuer Form wirken kann, wird durch das dritte Kleidchen (Abb. 423) veranschaulicht. Kreidefarbener Wollbatist, mit gleichfarbiger Seide gestickt, ergab dazu das Material, dessen Farblosigkeit durch altrosa Bandbesatz gehoben wurde. Die mit Spitzenpasse gearbeitete blusige Taille zeigt über die Achseln greifende Stickereibretellen, die, mit Seidenblenden eingefaßt, durch ein kurzes loses Ärmelchen vervollständigt

Abb. 421 bis 423.
Drei Tanzstundenkleider.

werden. Unter ihm fällt der halblange Pufärmel hervor, den ein Stickereibündchen abschließt. Um die Taille schlingt sich ein weicher Bandgürtel, der, hinten durch eine große Goldschnalle zusammengehalten, in langen Enden ausfällt, die gewissermaßen die Fortsetzung der Trägergarnitur bilden. Der fußfreie Rock wirkt durch die schöne, in Form eines hohen gereihten Volants angebrachte Stickerei besonders reich, sein oberer glatter Teil wird durch Einsätze durchbrochen, die, den Rockkörper zackig abschließend, auf den Volant übergreifen. Hierzu ist der Schnitt in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und für die Taille in 40, 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,50 Meter, für den Rock 4,25 Meter.

Zwei Jagdkostüme. (Abb. 424 u. 425.) Man kann es den Jüngerinnen St. Hubertus' nicht verargen, wenn sie danach trachten, ihr Jagdkostüm möglichst schick und flott zu gestalten. Diesem Bestreben kommen wir mit unseren beiden feschen Modellen entgegen, die, kleidsam und elegant, zugleich den Vorzug haben, daß sie sich mit Hilfe der vorrätigen Schnitte ohne Mühe nacharbeiten lassen. Das eine (Abb. 424) war aus hell- und dunkelbraungestreiftem Kammgarn gearbeitet und mit schwarzer Seidenborte verziert. Die im Rükken anliegende, vorn lose Schoßjacke zeigt die Vorderteile durch Hirschhornknöpfe geschlossen und den Schoß abgerundet. Als Halsabschluß dient ein Herrenkragen, der schlanke Ärmel setzt sich faltenlos dem Armloch ein. Der schlichte, völlig glatt gehaltene, stark fußfreie Rock ist etwas rund geschnitten und zeigt, aus zwei Teilen bestehend, die charakteristische vordere und hintere Mittelnaht. Sein Schnitt ist in 96, 100, 104, 108, 112, 116, 120, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 60 Pfennig und der des Jacketts in 42, 44, 46, 48, 50, 52, 54 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 1,75 Meter, für den Rock 2 Meter.

Abb. 424 u. 425. Zwei Jagdkostüme.

Nicht minder schick wirkt das zweite Modell Abb. 425, das aus kräftigem olivgrünen Tuch hergestellt, durch in zwei Tönen grüngestreiftes Tuch ausgeputzt und durch olivfarbene Seidenpaspel bereichert wurde. Das kurze, ziemlich anliegende Jäckchen wird vorn durch kleine Hornknöpfe geschlossen und erhält seine aparte Wirkung durch die ihm vorn wie im Rücken an Stelle der englischen Nähte eingesetzten gestreiften Teile, über die hier und da knopfbesetzte glatte Patten greifen. Um den Hals legt sich ein Schalkragen mit Revers, der Ärmel ist mäßig weit geschnitten und von einem gestreiften Aufschlag begrenzt. Übereinstimmend mit der Jacke weist auch der fußfreie Rock den gestreiften Besatz auf, der in Form von paspelierten Patten die zwei den Vorderteil begrenzenden Seitenbahnen besetzt. Im übrigen besteht der Rock aus elf Bahnen, deren geschweifte Nähte ihm einen etwas tolligen Fall verleihen. Der zur Herstellung dieses eleganten Kostüms erforderliche Schnitt ist für die Jacke in 44, 46, 48, 50, 54 und 58 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig und für den Rock in 100, 108, 116, 125, 135 und 145 Zentimetern Hüftweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4 Meter, für die Jacke 2 bis 2,30 Meter.

Theaterschal, Ballschuhtasche, zwei moderne Gürtel. (Abbildungen 426 bis 429.) Viele Damen lieben es, die kleinen, zur Toilette gehörigen Beigaben selbst herzustellen und durch oft künstlerisch ausgeführte Handarbeit zu verzieren. Und da die Mode die letztere auch als Kleidschmuck wieder begünstigt, so eröffnet sich den Damen ein dankbares Feld für die Betätigung mit der Nadel. Wie originell sich z. B. einer der gestreiften Seidenschals durch ein Stickereiornament verzieren läßt, lehrt unsere Abbildung 426. Die Stellen, wo der Schal, damit er den Kopf fest umschließt, durch Reihstiche zusammengehalten wird, deckt je eine bestickte Scheibe aus weißem Tuch, das über eine Papprundung gespannt, mit Seide abgefüttert und mit Goldperlen und Seide bestickt ist. Schnitt und Vorzeichnung dazu sind zum Preise von 30 Pfennig erhältlich.

Eine gleichfalls recht gediegen wirkende Stickerei weist der aus weißem Leder oder Atlas zu fertigende Gürtel Abb. 427 auf, dessen goldfarbige Verzierung sowohl durch feines Seidenschnürchen wie auch durch Platt- und Stielstichstickerei bewirkt werden kann. Mit leichter Seide abgefüttert, wird er durch eine schöne Goldschnalle geschlossen. Hierzu sind Schnitt und Muster für 40 Pfennig vorrätig.

Den zweiten, im Rücken schneppig geschnittenen Gürtel Abbildung 428, dessen Grundform sich aus schmalen einzelnen Teilen zusammensetzt, macht man am besten aus weißer Seide, die in zwanglosen Reihfalten über das fischbeingesteifte Futter drapiert wird und vorn in Köpfchen verläuft. Unter diesen verbirgt sich der Haken- und Schlingenschluß, innen wird der Gürtel durch ein glattgespanntes Futter sauber gemacht. Zu diesem Gürtel ist der Schnitt in 60, 64 und 72 Zentimetern Taillenweite für 25 Pfennig vorrätig.

Die für tanzlustige junge Damen unentbehrliche Ballschuhtasche (Abb. 429) ist hier mit einem Fächerbehälter verbunden und dadurch recht

Abb. 426 bis 429. Theaterschal, Ballschuhtasche, zwei moderne Gürtel.

garnitur aus Mull und Spitze aufhellten. Die schlichte, im Rücken mit Passe gearbeitete Bluse wird dort in der Mitte durch eine Faltengruppe bereichert, während vorn die bis zum Gürtel laufenden Fältchen fast die ganzen Vorderteile bedecken. Der Schluß wird durch Schmuckknöpfchen bewirkt, den leicht blusigen Ärmel schließt ein Bündchen ab. Sehr nett wirkt hierzu der aus großkariertem, oliv-blau-weiß-gemustertem Wollstoff gefertigte Rock, der aus sieben Bahnen besteht; die Nähte sind durch olivgrüne Tresse eingefaßt. Der Rock ist mit einer Falte an jeder Naht gearbeitet, die, bis in Kniehöhe niedergesteppt, von dort frei ausspringt und eine abgerundete Patte sichtbar werden läßt, die gleichfalls mit Tresse eingefaßt ist. Der Schnitt zu diesem hübschen Kleidungsstück ist in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig erhältlich; der Schnitt zu der Bluse auf der gleichen Abbildung ist in 40, 42, 44, 46, 48, 50, 52, 54, 56, 58 und 60 Zentimetern halber Oberweite fur 60 Pfennig vorpraktisch. Sie wirkt besonders hübsch durch die graziöse Stickerei, die sich reizvoll von dem hellbraunen Wildlederbeutel abhebt. Durch Stiel- und Plattstichstickerei in grüner und hellblauer Seide verziert, ergibt eine derartige Tasche ein allerliebstes Geschenk, das auch in Leinen oder Samt recht gefällig aussieht. Schnitt und Vorzeichnung sind dazu für 50 Pfennig erhältlich.

Zwei Hauskleider. (Abb. 430 u. 431.) Wenn auch für den Hausgebrauch Rock und Bluse als das Zweckmäßigste gelten, so wird bei etwas höheren Ansprüchen an Eleganz immer wieder das einheitliche Kleid bevorzugt werden. Ein solches, für den Nachmittag berechnet, stellt unsere Abb. 430 dar. Aus grauem Wollstoff gefertigt, wird es wirksam durch gleichfarbige Seidenblenden verziert, die mittels Zierstiches der Tunika angefügt sind. Außerdem füllt den viereckigen Ausschnitt der leicht blusigen Taille ein in Fältchen gelegtes, hellgraues Chiffonlätzchen, das zu dem Grau des Kleides recht duftig wirkt. Die Taille selbst wird im Rücken durch eine auf die Passe übergreifende Quetschfalte und vorn durch abgesteppte Fältchen verziert und zeigt den Bogenschluß mit schwarzer Seide eingefaßt, mit der die schwarzen Schmuckknöpfe übereinstimmen. Der schlanke, in Querstückchen abgenähte Ärmel schließt in Dreiviertellänge mit einem Seidenaufschlag ab, unter dem eine in Falten gelegte Chiffonmanschette hervorkommt. Den leicht schleppenden Rock bereichert eine vorn übereinandertretende Tunika, die nach hinten zu in einer Spitze ausläuft. Zu diesem geschmackvollen Anzuge ist der Schnitt für die Taille in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,25 bis 3,50 Meter, für die Taille 1,75 Meter.

Für den zweiten, aus Rock und Hemdbluse bestehenden Anzug (Abbildung 431) ergab für die letztere olivgrüne Libertyseide das Material, dessen dunklen Ton ein weißes Spitzenjabot und eine Kragen- und Manschetten-

Abb. 430 u. 431. Zwei Hauskleider.

rätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 2 Meter, für den Rock 3 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 421 bis 431 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37—41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Das Papier in der Kochkunst und in der Küche.

Von Elsa Staark.

Daß Papier in der Küche mannigfach verwendbar ist, weiß jede Hausfrau. Daß es aber nicht nur wertvoll, sondern sogar unentbehrlich, zumal für die feinere Kochkunst, ist, soll hier dargetan werden. Auf seine Verwendung als Pergamentpapier zum Verschluß von Einmachgläsern und -büchsen will ich dabei gar nicht näher eingehen, denn sie ist allgemein bekannt, sondern mich zunächst mit der Verwendung unseres gewöhnlichen weißen Schreibpapiers beim Kochen selbst beschäftigen.

Ich beginne mit einem vorzüglichen Rezept für Fehlrippe, in Papier gebraten: Die von Knochen und Sehnen befreite Fehlrippe wird mit gestoßenem Gewürz (etwa $^1/_4$ Teelöffel) eingerieben und eine Stunde in Essig gelegt. Durch Öl gezogen, brät man sie dann in der Pfanne unter Wenden zwölf Minuten. 125 Gramm rohe Gemüsewürfel, denen man nach Geschmack Zwiebeln zufügt, dünstet man mit Butter und Salz unter Umrühren so lange in der Pfanne, bis alle Butter eingezogen ist. Dann legt man die Hälfte des Gemüses auf einen halben, mit Öl getränkten Bogen Papier, darauf die Fehlrippe und darüber die andere Hälfte des Gemüses, kippt den anderen halben Bogen darüber und knifft die Ränder (nach der Fehlrippe geschnitten) mit dem Zeigefinger der rechten Hand, mit dem linken Zeigefinger nachdrückend, zu kleinen Falten um. Auf einem mit einer Speckschwarte abgeriebenen Bleche bäckt man die Fehlrippe noch etwa 20 Minuten. Sie wird auf einer Schüssel angerichtet und im Papier aufgetragen.

Hammelkoteletten in Papier gebacken: Vier hart gekochte Eidotter hackt man fein und vermischt sie mit einer Prise Salz und Pfeffer, einem Eßlöffel gewiegter Petersilie, 40 Gramm geriebener Semmel und einem Eigelb. Dann streicht man die Hälfte dieser Masse in vier Abteilungen auf die Hälfte eines gut mit Butter bestrichenen Bogens Papier, darauf legt man vier gut vorbereitete Hammelkoteletten, drückt dann die andere Hälfte der Masse auf die Koteletten, deckt die andere Hälfte des Papiers darauf, faltet dies dicht zusammen, bäckt die Koteletten zehn Minuten im Ofen und richtet sie an.

Von den zahllosen Rezepten zu Soufflés in Papierkästchen erwähne ich nur zwei. Soufflé von Käse: 100 Gramm Butter wird geschmolzen und mit fünf zerquirlten Eigelb, einer Prise Salz und Pfeffer und $^1/_4$ Teelöffel Zucker einige Sekunden über dem Feuer wie dünnes Rührei glatt gerührt. 20 Minuten vor dem Anrichten zieht man den Schnee von drei Eiweiß unter die Masse. Nun fügt man 50 Gramm geriebenen Chesterkäse und ebensoviel Parmesankäse hinzu, erwärmt die Masse, verbindet sie dann heiß mit dem Schnee von einem Eiweiß, füllt sie schnell in Papierkästchen, bäckt sie auf sauberem Blech und gibt sie, mit Petersilie umkränzt, zu Tisch.

Soufflé von Fasan: 125 Gramm gestoßenes, durchgestrichenes Fasanenfleisch von einem gekochten oder gebratenen Fasan, mischt man mit zwei Eßlöffeln erwärmter Bechamellsauce, zehn Gramm Butter, einer Prise Salz, einem Eßlöffel geriebenem Parmesankäse und zwei Eigelb und zieht dann den Schnee der Eier darunter, füllt die Masse in mit Butter ausgepinselte Papierkästchen und bäckt sie etwa 20 Minuten auf sauberem Bleche. Man muß das Soufflé sofort anrichten.

Die Papierkästchen aus stärkerem weißen Schreibpapier sind darum besonders geeignet für die Küche, weil sie ohne Leim oder andere Bindemittel angefertigt werden können. Die Art ihrer Herstellung ist ähnlich wie die der bekannten Papierschiffchen und -mützen für Kinder. Man nimmt ein Stück guten weißen Schreibpapiers in der entsprechenden Größe, faltet es in der Mitte zusammen, biegt es sodann an den beiden langen offenen Seiten etwa $1^1/_2$ Zentimeter um und schlägt die beiden Falze in der Mitte des Rechteckes zusammen. An den kurzen Enden werden die vier Ecken zu rechtwinkligen Dreiecken gebrochen und letztere unter die beiden langen Falze gelegt. Dann wird die Faltung geöffnet, und der Papierkasten ist zum Gebrauch fertig. (Siehe auch die durch Abbildungen erläuterte Anleitung zur Herstellung eines Arbeitskörbchens aus Papier in Nummer 27 dieses Jahrganges der „W. d. F.") Auch beim Braten der Gans kann man manchmal das Papier nicht entbehren: „sollte die Temperatur im Ofen sich erhöhen, so deckt man ein Fettpapier über die Gans", heißt es in verschiedenen Kochbüchern in den Rezepten für „gebratene Gans".

Ferner sei hier folgendes vorzügliche Rezept erwähnt: Kalbsmilch au gratin. Eine Kalbsmilch wird vorbereitet, mit 25 Gramm Butter, einem Eßlöffel gehackter Petersilie, ebensoviel gehackten Champignons, vier Schalotten und einer Prise Salz langsam weich geschmort und in hübsche Scheiben zerlegt. Eine flache Schüssel wird mit Butter ausgestrichen, mit Kalbfleischfarce bestrichen, mit den Kalbsmilchscheiben belegt; der Fond wird darauf gefüllt und das Gratin mit Kalbfleischfarce zugestrichen, mit den Speckscheiben und dem Butterpapier bedeckt und im Wasserbad eine Stunde gebacken. Butterpapier und Speck werden dann entfernt und einige Eßlöffel recht dicke Champignonsauce über das Gericht gegeben.

Auch beim Überbacken von glasierten Torten, Kuchen und dgl. belegt man diese mit einem Papier, falls der Ofen zu warm ist.

Beim Backen des allbeliebten Königsberger Marzipans werden die fertig geformten und mit gezackten Rändern versehenen Marzipanstücke innen mit Papier belegt, ehe man das mit glühenden Holzkohlen belegte Blech über sie stülpt, denn nur die Ränder des leckeren Gebäckes dürfen sich bräunen. Dieses Ausschneiden der passenden Papierstücke ist in vielen Marzipan backenden Familien Ostpreußens die alljährliche „Hilfe" der männlichen Mitglieder in Christkindchens Backstube.

Zum Garnieren und Servieren verschiedener Gerichte wird das weiße Papier auch vielfach verwendet.

So wird beim gebratenen Fasan, nachdem man Fasanenfedern auf einen Brotsockel mit Blumendraht festgeneitelt hat, in die freibleibende Mitte des Sockels eine Papiermanschette gelegt und darin der tranchierte Fasan recht sauber angerichtet. Kotelettknochen, Puterkeulen usw. werden mit einer weißen Papiermanschette versehen, ebenso die Bratenspieße, mit denen man beim Servieren verschiedene Gerichte schmückt.

Gänseleberpasteten werden auf Papiermanschetten serviert, ebenso viele Frituren.

Zum Garnieren von Torten und Kuchen mit weißen oder farbigen Schnörkeln, Buchstaben und dergleichen bedient man sich einer Tüte aus weißem Papier: Will man die Torte nun verzieren, so schlägt man rotes Gelee (Johannisbeer- oder Himbeer-) in einer Tasse glatt. Nun nimmt man die kleine Tüte, die man an der Seite mit einer Stecknadel zurecht und

deren untere Spitze man abschneidet und gibt einen Teil des geschlagenen Gelees hinein. Während man nun die Linien und Verzierungen, die man auf der Torte haben will, mit der gefüllten Tüte ausführt, drückt man den Saft beständig aus ihr heraus. Diese Verzierung wird nicht angebacken. Dagegen kann man eine weiße Verzierung überbacken. Zu dieser nehme man das Weiße von einem Ei und rühre es mit 125 Gramm ganz fein gesiebtem, weißem Zucker so lange, bis es steif ist.

Auch das Fließ- oder Löschpapier wird häufig in der Küche verwendet. So wird der in der Krankenküche bekannte Beef- oder Fleischtee mit Löschpapier entfettet. Fettgebackenes, paniertes Kalbsschnitzel, Backhändel und dgl. soll zum Entfetten auf Löschpapier gelegt werden. — —

Nun sei zum Schluß auch noch der bereits öfters hier gerühmten Verwendbarkeit des Zeitungspapieres in der Küche gedacht.

Zunächst findet es eine vorzügliche Verwendung beim Anmachen des Feuers und erspart, vorher zu dicken „Würsten" gedreht, die Feueranzünder.

Dann diene es nach dem Kochen zum Abreiben der fettigen, rußigen Herdplatte, ehe man sie mit Lappen oder Bürste bearbeitet.

Zeitungspapier ist überhaupt ein gutes Reinigungsmittel. — Den häßlichen, gelben Ansatz in Wassergläsern, Karaffen, Waschkrügen entfernt man mit Leichtigkeit, indem man sie mit Zeitungspapier, Wasser und Sand oder Salz ausreibt. Um bei engen Wasserkaraffen auf den Grund zu kommen, steckt man eine festgedrehte, große Zeitung hinein, feuchtet sie an und läßt sie eine Weile darin. Nachdem man tüchtig nachgespült hat, am besten mit heißem Sodawasser, ist das Glas klar.

Das Zeitungspapier ist auch ein guter Schutz gegen Rost und Grünspan, überhaupt das sogenannte „Anlaufen." Man wickelt die Sachen, die man schützen will, mehrmals fest in Zeitungspapier ein, so daß die Luft nicht dazu kommen kann, und man wird sich Ärger und Arbeit ersparen und erfreut sein, wie tadellos sich die betreffenden Gegenstände halten.

Auch gegen die gefürchteten Motten bietet Zeitungspapier einen guten Schutz; da dieses Thema aber nichts mit der Küche zu tun hat, will ich es hier nicht näher erörtern.

Es sei aber noch eine andere, vorzügliche, gerade für die Küche sehr wertvolle Eigenschaft des Zeitungspapieres erwähnt, die es zum Konkurrenten der Koch- und Heukisten macht:

Zeitungspapier ist ein schlechter Wärmeleiter. Man kann daher jede Flüssigkeit und jede Speise längere Zeit warm halten, ohne sie auf der Herdplatte stehen zu haben, wenn man das (natürlich wohlverschlossene) Gefäß, darin sie sich befindet, dicht mit Zeitungspapier umwickelt. —

Stopfen und Flicken.

Von Dorothea Hochstadt.

Einer tüchtigen Hausfrau ist die Erhaltung der Kleider für groß und klein eine wichtige Sache. Nur wenig Mühe, und sie vermeidet neue Ausgaben, hat Freude über jedes durch einen gut sitzenden Flicken erhaltene Stück „und mehrt den Gewinn mit ordnendem Sinn." Der Engländer hat ein feines Sprichwort: „Stick in time saves nine". Wir Deutschen können das mit so wenigen Worten gar nicht ausdrücken. Also bei Zeiten flicken! Aber auch nicht da flicken, wo die Mühe und der Zeitaufwand in keinem Verhältnisse steht zum Erfolge!

Wie ein Flicken eingesetzt, wie gestopft wird, weiß wohl jede erfahrene Hausfrau. Trotzdem bieten ihr diese Bilder und Erläuterungen vielleicht manche nützliche, kleine Anregung — und für die jungen, noch nicht so geübten Frauen und Haustöchter, die noch manchen guten Rat brauchen können, sollen sie ein sorglicher Führer sein.

Da ist zuerst eine Bluse zu flicken — eine ganz neue Bluse, deren Ärmel an einem Nagel hängengeblieben ist. Das Loch kann nicht gestopft werden, da die ausgefaserten Rißkanten nicht mehr genau aneinandertreffen. Hier soll geflickt werden, und zwar so, daß der Flicken auch für ein scharfes Auge nicht gleich sichtbar ist. Wir schaffen das durch einen Flicken, den wir einsetzen, und zeigen mit Abb. 2, wie das zu machen ist. Man hat zunächst die Stelle, in der der Riß sitzt, rechtwinklig sauber auszuschneiden, dann die Ecken in diagonaler Richtung einzuschneiden. Ist dieses geschehen, so legt man den Stoff nach der Kehrseite um. Bei ungemusterten Stoffen heftet man, um die Richtung zu gewinnen, diesen Umschlag fest. Für das zum Einfügen bestimmte Stück muß an allen Seiten ein halber Zentimeter zugegeben werden, damit alle Ränder ebenfalls umgeschlagen werden können. Ist der Stoff, wie bei unserer auszubessernden Bluse, gemustert, so hat man den zum Einsetzen nötigen Flicken so zuzuschneiden, daß er im Muster genau in die auszufüllende Stelle hineinpaßt, und daß auch hier an allen Seiten ein Rand von einem halben Zentimeter Breite zum Einschlag zugegeben ist. Diesen Rand schlägt man um und legt den Flicken gegen den Ausschnitt so, daß die rechten Seiten aufeinandertreffen. Mit dichten überwendlichen Stichen wird nun Kante an Kante gefügt. Ist man an der Ecke angelangt, so wird der Flicken umgelegt, die nächste Kante eingeschlagen und in gleicher Art festgenäht. Man hat darauf zu achten, daß die Ecken glatt angenäht werden, und daß die Streifen des Musters genau aneinandertreffen. Sind alle vier Seiten festgenäht, so werden die Einschläge auf der Kehrseite gegeneinander umgelegt, die Nähte sind zu bügeln. Wie aus Abb. 3 ersichtlich, werden die Schnittkanten durch überwendliche Stiche vor dem Ausfasern gesichert. Die Oberseite der geflickten Stelle ist mit Abb. 4 veranschaulicht.

Bei einem alten, viel getragenen Kleidungsstücke, das noch für einige Zeit erhalten werden soll, ist ein aufgesetzter Flicken am Platze. Diesen hat man rechtwinklig zuzuschneiden (bei gemusterten Stoffen passend im Streifen oder im Fond), an den Kanten umzuheften, dem Faden nach auf die schadhafte Stelle zu heften und mit dichten, möglichst kleinen Vorstichen festzunähen. Liegt nahe an dieser Stelle eine Naht, so ist diese aufzutrennen und der Flicken hineinzubringen. Bei Abb. 7 ist eine durch Abscheuern schadhaft gewordene Stelle im Unterärmel einer Bluse durch einen aufgesetzten Flicken verdeckt worden. Sind auf beiden Seiten neben einer Naht Schäden vorhanden, so wird nach Auftrennen der Naht jede Seite besonders geflickt und besonders ausgebügelt, dann sind beide Teile wieder durch die Naht zu vereinigen.

Abb. 1. O weh! Ein Loch.

Bei dicken und weichen Stoffen, wie z. B. bei Flanellen, die für Unterkleidung dienen, muß das Augenmerk darauf gerichtet sein, daß dicke Nähte

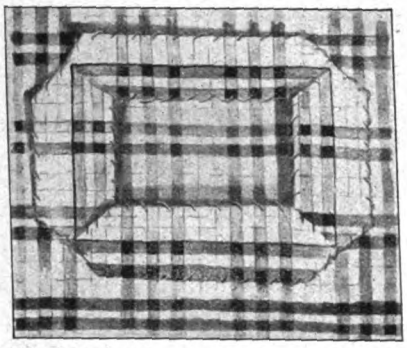


Abb. 3. **Die Kehrseite des fertigen Flickens.**

Abb. 2. **Das Einsetzen eines Flickens.**

sind, fortnehmen.) Dann schneidet man den Flicken, ebenfalls mit dem Messer, und nach der Form und im Muster zur vorbereiteten Öffnung genau passend,

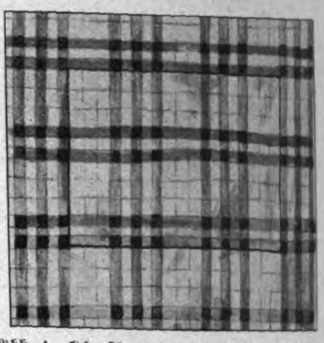


Abb. 4. **Die Oberseite des fertigen Flickens.**

vermieden werden. Daher werden die Schnittkanten bei solchen Flicken nicht umgeschlagen. Eine ganz einfache Ausführung ist mit Abb. 5 und 6 gezeigt. Es wird, nachdem die Ränder der schadhaften Stelle glatt geschnitten wurden, ein etwas größeres Stück in der passenden Form, ebenfalls mit glatten Rändern, ohne jeden Umschlag auf die zu flickende Stelle aufgeheftet. Dann näht man die Schnittkante mit einer Kreuzstichnaht fest (Abb. 5). Ist der Flicken so aufgesetzt worden, so wendet man die Arbeit und näht auch auf der anderen Seite die Schnittkanten mit dem gleichen Stich auf den Stoff (Abb. 6). Bei unserem Bild ist der Nähfaden der Deutlichkeit wegen dunkel gehalten, er muß bei

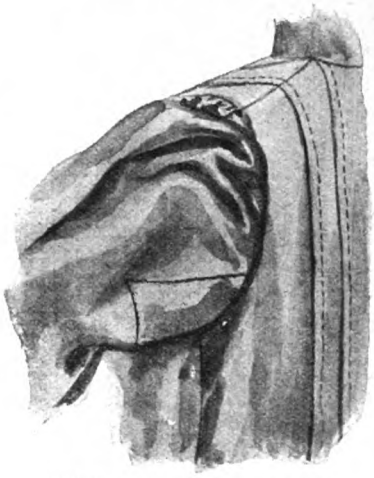


Abb. 7. **Ein aufgesetzter Flicken bei einer schon vertragenen Bluse.**

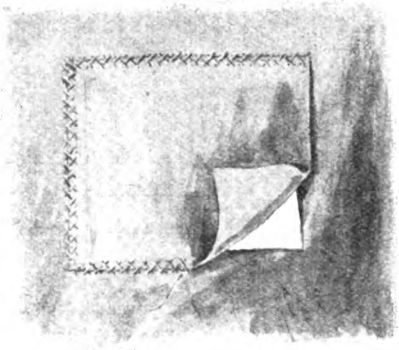


Abb. 5. **Das Flicken von Flanell.**

der Arbeit die Farbe des Stoffes haben.

Will man einen sehr starken Stoff flicken, z. B. Herrenbeinkleider oder einen Winterrock aus Tuch oder Eskimostoff, so ist eine ganz andere Ausführungsart erforderlich. In solche starken Stoffe (auch in Fries- und Filzdecken) setzt man einen Flicken mosaikartig ein, wie mit Abb. 8 gezeigt ist. Die Frau braucht durchaus keine ausgebildete Kunststopferin zu sein, um diese Arbeit so ausführen zu können, daß der Flick nicht sichtbar ist. Man denke sich ein neues Beinkleid, in das ein absprühender Zigarrenfunke ein Loch gebrannt hat. Dieser Schade ist nur durch einen Flicken zu bessern. Zunächst wird die beschädigte Stelle mit einem Rasiermesser geradkantig herausgeschnitten. (Eine Schere würde den Schnitt im starken Stoffe nicht gleichmäßig werden lassen und auch die feinen Fasern, die bei einem Messerschnitt stehenbleiben und die zum Verdecken der Schnittkanten nützlich

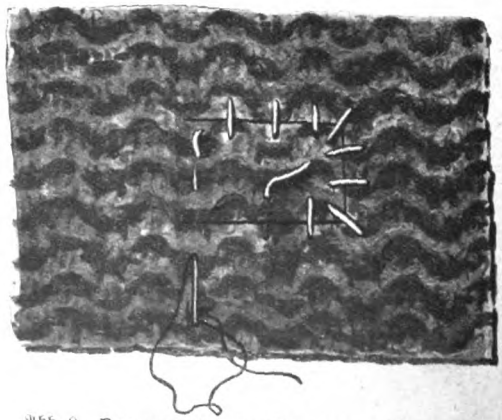


Abb. 8. **Das mosaikartige Einsetzen eines Flickens in starken Herrenkleiderstoff.**

legt ihn hinein und überspannt die Ränder mit weitläufigen, überwendlichen Stichen. Jetzt werden die Kanten zusammengenäht (aneinandergestoßen). Man nimmt dazu am besten entfettete Haare und eine sehr feine Nähnadel, in die das Haar an der Wurzel eingezogen wird, und führt die Nadel etwa 4—5 Millimeter vom Schnittrande entfernt in den Stoff, schiebt sie, ohne weitere Stiche zu machen, durch die Stärke des Stoffes hinein in die Dicke der Flickkante und dort wieder einige Millimeter vom Rande entfernt heraus. Dann wird die Nadel durch die gleiche Öffnung zurückgesteckt und in etwas schräger Richtung zurückgeführt und so weiter. Auf diese Weise bleibt der Faden unsichtbar zwischen Ober- und Unterseite des Stoffes liegen und hält die Stücke zusammen. Die Stoffkanten müssen bei dieser Mosaikarbeit dicht aneinandertreffen.

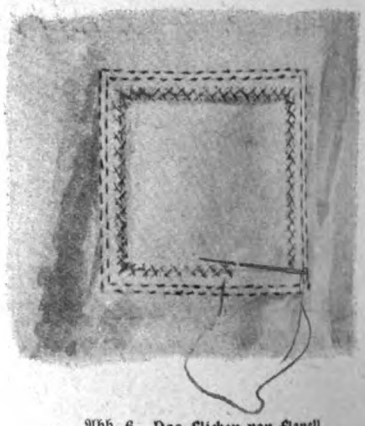


Abb. 6. **Das Flicken von Flanell.**

Allerdings ist die Mühe groß, aber der Erfolg macht zufrieden und krönt das Werk! — Ein scharfkantiger Riß in Wollstoff kann gestopft werden. Hierbei ist hauptsächlich darauf zu achten, daß der Stoff nicht zusammengezogen wird. Man bedient sich deshalb hier gern eines festen Kissens, dessen Oberseite mit einem Stück Wachstuch bespannt ist. (Abb. 9.) Die schadhafte Stelle wird so auf dieses Kissen gelegt, daß die Kehrseite des Stoffes obenauf liegt, dann steckt man die zu stopfende Stelle mit Stecknadeln fest. (Abb. 10.) Die Kanten sind nun zunächst durch große übergreifende, weitläufig gestellte Heftstiche aneinanderzubringen. Dann wird, am besten mit einem ausgezogenen Gewebefaden, gestopft, so daß die Vorstiche sich in

den Reihen versetzen. Es empfiehlt sich, um ein Zusammenziehen zu vermeiden, an den Rändern kleine Ösen stehen zu lassen, die sich in haarigen Stoffen verlieren. Ist der Stoff um den Riß herum etwas dünn, so sind die Fäden weit in den Rand

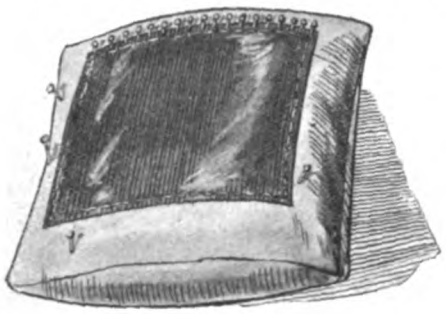


Abb. 9. Das Stopfkissen.

hineinzuziehen. Abb. 11 zeigt die ganz gewöhnliche Stopfart in grober Ausführung. Bei Eckrissen ist sehr viel Sorgfalt auf das Zusammenbringen der Ecke zu verwenden.

Mit den Abb. 12, 13 und 14 sind Stopfe, wie sie in streifigen Wollstoffen ausgeführt werden, dargestellt. Die Abb. 12 stellt das Streifenmuster mit einem Querriß dar. Dieser Riß, auf unserem Bilde bis zur Hälfte zusammengefügt, muß natürlich mit Berücksichtigung der Farbentöne behandelt werden. Für die hellgrauen Streifen stopft man mit einem weiß und schwarz melierten Faden, ein weißer Faden führt die Kanten im weißen Streifen zusammen, ein schwarzer Faden verbindet die Kanten des dunklen Streifens. All diese Stopffäden sind dem Stoffe, der gestopft wurde, entnommen. Mehr Schwierigkeiten stellen sich ein bei einem Längsriß im Streifenmuster. Hier arbeitet man abwechselnd mit einem schwarzen und mit einem weißen Faden. Um die Streifen nicht zu unterbrechen hat man (auf der Kehrseite stopfend) mit dem weißen Faden die dunklen Streifen zu übergehen, mit dem schwarzen Faden über die weißen Streifen zu greifen. In die grauen Streifen arbeitet man, möglichst kleine Stiche aufnehmend, sowohl mit dem weißen wie mit dem schwarzen Faden. Abb. 13 zeigt diese Kehrseite. Wie der Stopf auf der Oberseite aussieht, veranschaulicht Abb. 14.

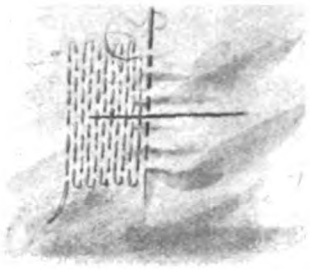


Abb. 11. Die einfache Stopfart.

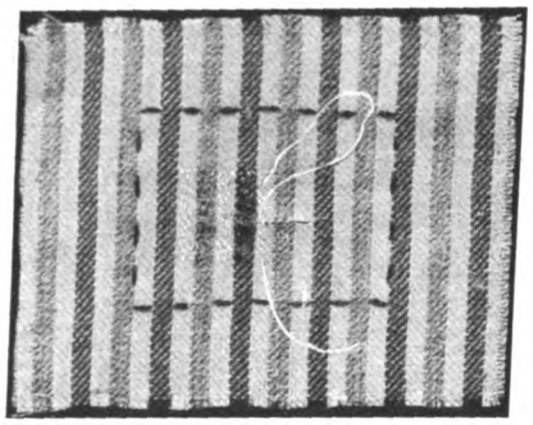


Abb. 12. Das Stopfen von gestreiften Stoffen, Querriß.

Dicke Stoffe von Herrenkleidern stopft man in der Art, wie sie vorhin bei dem mosaikartigen Einsetzen eines Flickens gezeigt und erklärt wurde. Bei Wollstoffen mit starken, diagonallaufenden Gewebemustern wird der Stopffaden in der Richtung der Diagonale geführt.

Daß mit den vorstehenden Erläuterungen das „Kunststopfen" durchaus nicht gemeint ist, sei hier noch besonders betont. Es sollten nur die Handhaben gegeben werden, die man bei praktischer Verwertung für das Stopfen von alltäglich in jedem Haushalt vorkommenden, möglichst schnell zu bessernden Schäden anwendet.

Es sei noch einmal gesagt, daß jeder Flicken und jeder Stopf nach Fertigstellung scharf gebügelt werden muß. Man legt dazu die betreffende Stelle

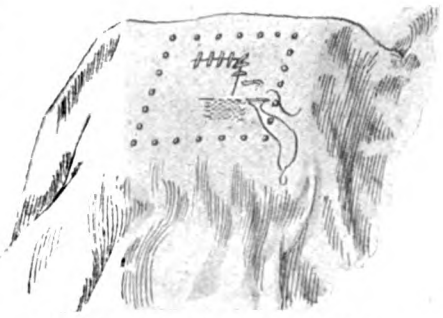


Abb. 10. Der auf das Stopfkissen gesteckte Stoff.

mit der Oberseite auf eine harte Unterlage, breitet darüber ein feuchtes Tuch und plättet dieses so lange mit einem heißen Eisen, bis das Tuch sowohl wie die ausgebesserte Stelle vollkommen trocken ist. Je sorgfältiger geplättet wird, desto weniger sichtbar ist der Flicken.

Ein Stopfkissen anzuwenden ist selbstverständlich nicht bei allen Gelegenheiten möglich, z. B.: wenn eine Ärmelöffnung zu eng für das Hineinschieben ist. In solchen Fällen wird ein Stückchen Wachstuch mit der glatten Seite direkt unter die schadhafte Stelle geheftet und darüber wird gestopft.

Ein Stopfkissen soll etwa achtzehn Zentimeter im Geviert groß sein und kann aus Stoffresten hergestellt werden. Man näht dazu einen bezugartigen Sack aus Schirting oder Leinen, füllt ihn mit Kleie, die sehr fest hineingestopft werden muß, und näht die vierte Seite mit überwendlichen Stichen zu. Aus feinem farbigen Stoffe, wie Satin oder Kattun, wird der passend große Bezug gefertigt, auf den man, bevor er auf das Kissen gezogen wird, das Wachstuch mit Steppstichen festzunähen hat.

Stattet man das Kissen durch einen besonders hübschen Stoffbezug aus (in jedem einschlägigen Geschäfte bekommt man Restchen der reizenden modernen Möbelcretonnes für wenig Geld) und fügt vielleicht einen „selbstverzierten" Stoffpilz oder sonstige passende Arbeitsuntensilien hinzu, so hat man ein wenig kostspieliges und sicher mit Freude aufgenommenes Geschenk hergestellt. Von ein paar scherzhaften Versen begleitet, wird es sogar als bescheidene Hochzeitsgabe für die ältere Schwester oder Freundin fungieren dürfen. Es wird jedenfalls, wenn die Festesfreude vorüber ist, als treuerer Freund sich erweisen als sehr viele blinkendere und anspruchsvollere Spenden!

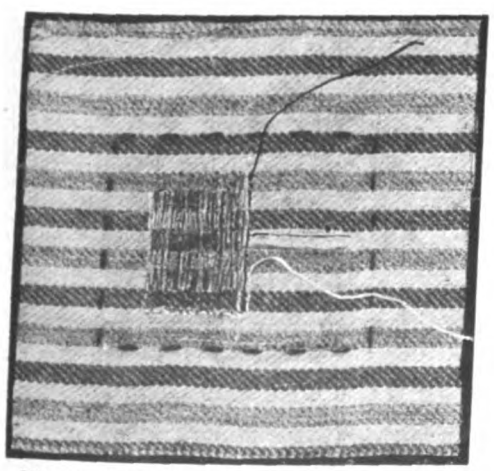


Abb. 13. Die Kehrseite bei einem Längsriß.

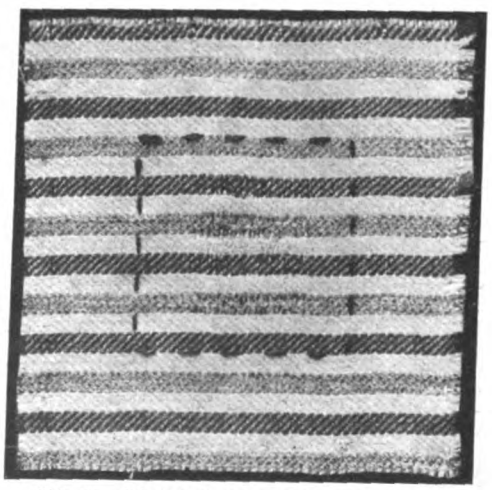


Abb. 14. Die Oberseite bei einem Längsriß.

Ratgeber für jedermann

Erwerbsleben.

Krankenpflegerinnen für — Pflanzen. Jeder, der Blumen liebt, kennt den schrecklichen Zustand, wenn Pflanzen, an die man Mühe und Pflege gewandt hat, rettungslos hinsiechen, ohne daß die vereinten und einander so widersprechenden Ratschläge der teilnahmsvollen Freundinnen irgend etwas daran zu ändern vermöchten! Eine gewisse Kopflosigkeit bemächtigt sich des trauernden Besitzers. Er versucht dies und das, wendet heute ein anderes Verfahren an als gestern, um morgen reuig zu dem gestrigen zurückzukehren, und so fort mit Grazie, aber entschiedenem Mißerfolg. Wenn gar nichts mehr hilft, dann kommen die kranken Pflanzen freilich zum Gärtner, der aber selten — und wohl nur bei kostbaren Pflanzen — genug Interesse und Zeit für diese fremden Pfleglinge aufwenden kann. Da kam man im praktischen England auf eine auch anderswo sicher leicht ausführbare Idee. Aus kleinen Anfängen erwuchs dort allmählich das imposante Pflanzenkrankenhaus in Norwood. Gewächse, die durch mechanische Ursachen, durch Fall oder Frost oder Sturmwind beschädigt worden sind, werden dort verbunden und gepflegt. Gegen schädliche Insekten, Brand und Rost wird sachverständig der Kampf aufgenommen. Und vom einfachen Umtopfen und Reinigen bis zur Behandlung mit kompliziert zusammengesetzten Dunggüssen geschieht hier alles, was nach Wissenschaft und Erfahrung dem gefährdeten Gewächs gut tun kann. Die Behandlung der „Kranken" liegt zumeist in den Händen von Frauen: Gärtnerinnen, die in der kleidsamen und peinlich sauberen Tracht von Krankenwärterinnen, im Waschkleid und weißen Häubchen, ihren Dienst versehen. Als Neben- oder auch Haupterwerb für gärtnerisch ausgebildete Frauen, die ja bei uns in Deutschland keine Seltenheit mehr sind, wäre denn auch dieser wirklich sympathische neue Frauenberuf der „Krankenpflegerin für Pflanzen" jedenfalls in Betracht zu ziehen.

Wandbehang für ein Kinderzimmer.

Saisonküche.

Gefüllter Paprika. Im Herbst sieht man in unseren Markthallen häufig die grünen Paprikaschoten, mit denen die Hausfrauen bei uns eigentlich wenig anzufangen wissen. In Ungarn und auf dem Balkan werden diese Paprikaschoten, mit Fleischfarce gefüllt und in Tomatensauce gar gekocht, zu einem ganz vorzüglichen Gericht verwendet. Man nimmt dazu selbstverständlich nicht die scharfen, sondern die Schoten der sogenannten süßen Sorte von Paprika. Wo der Stiel angewachsen ist, schneidet man die Kappe ab, und durch die Öffnung, die dadurch entsteht, wird das Innere der Schoten ganz sorgfältig ausgenommen; besonders sorgfältig werden die sogenannten „Adern" ausgeschnitten. Es darf keine Faser und kein Körnchen im Innern bleiben, denn diese verursachen den so sehr gefürchteten scharfen Paprikageschmack, der bei diesem Gericht nicht vorkommen darf! — Die Schoten selbst müssen ganz mild und süßlich schmecken, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man ein abgeschnittenes Stückchen mit der Zunge berührt. Nachdem die Schoten innen sorgfältig ausgenommen und ausgewaschen sind, werden sie in einer tiefen Schüssel mit kochendem Salzwasser überbrüht und einige Minuten stehen gelassen. Der aufsteigende Dampf wird es sofort verraten, falls sich noch ein oder zwei scharfe Schoten unter die andern verirrt hätten. Diese kann man leicht herausfinden und ganz entfernen oder besser ausschneiden, falls es nur an den Körnchen und Adern lag, die vielleicht nicht sorgfältig genug entfernt worden waren. So vorbereitet werden die einzelnen Schoten, mit einer Farce von Schweinefleisch gefüllt, in eine Kasserolle gelegt und mit einer dicken Tomatensauce reichlich übergossen. Die Tomatensauce muß, mit süßer Sahne angerührt, sämig und wohlschmeckend sein. Die Farce wird, mit Eigelb und etwas abgewelltem Reis, Salz und gehackter Petersilie, aus frischem Schweinefleisch bereitet. Die gefüllten Paprikaschoten kochen in der Tomatensauce in einer Stunde gar und können dann angerichtet werden. Sie sind sowohl als Zwischengericht, wie auch als nahrhaftes und gesundes Hauptgericht in der Familie zu verwenden.

Das Drehen der Heubälle.

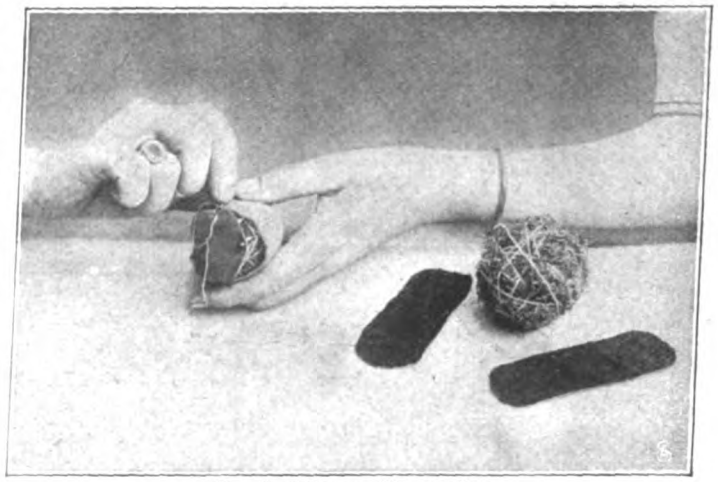
Handarbeit.

Wandbehang. Unser obenstehendes Bild zeigt einen Wandbehang mit reizendem Kinderfries, für ein Kinderzimmer bestimmt. Das Material gab ekrüfarbiges Delster Leinen. Die Figürchen waren aus feinem farbigen Applikationsleinen geschnitten und mit gleichfarbigem Oriongarn aufgenäht. Mit Oriongarn waren auch die Musterungen und der Grund gestickt. Das reizende Modell erhielten wir von Ludwig Nowotny, Wien I, Freisingergasse 4.

Kinderspielzeug.

Selbstgefertigte Lederbälle. Gewiß wird manche Mutter sehr vergnügt sein, wenn sie erfährt, wie sie ihren Jungen und Mädeln die geliebten Sportbälle selbst — ohne einen Pfennig dafür ausgeben zu müssen — anfertigen kann! Alles, was sie dazu braucht, ist ein Bündel Heu und eine Anzahl Abfälle von alten Lederhandschuhen, von Tuch, Leinen, dienstuntauglich gewordenen Fensterledern usw. Das Heu dient als Füllung, der Stoff zur Bekleidung der Bälle. Man nimmt ein Büschel Heu auch Werg, Holzwolle, Seegras und dergleichen können unserem Zwecke dienen -- und formt daraus durch Drücken und Rollen mit den Händen, wie beim Klößemachen,

einen Ball von gewünschter Größe. Der Ball muß aber ganz fest und rund sein! Dann sichert man seine Form durch Umbinden mit feinem Garn, das man kreuz und quer um den Ball wickelt. Zwei Stückchen Leder oder Stoff dienen zum Beziehen der Heukugel. Es sind längliche, an beiden Enden schwach abgerundete Streifen, die so auf den Ball gelegt und dann gesteckt werden, daß das Ende des einen die Mitte des andern Streifens trifft. Man mißt ihre Länge daraufhin vorher genau ab; sie dürfen den Ball eher etwas knapp als zu bequem umspannen, um so praller sitzt der Bezug nach dem Nähen. Das Nähen geschieht mit dichten überwendlichen Stichen von der rechten Seite aus. Verwendet man Leinen, so muß man die Ränder einschlagen, bei Leder und Tuch ist das nicht nötig. Die ganze Arbeit dauert ein Viertelstündchen, bei einiger Übung auch noch kürzere Zeit, und macht viel Spaß. Die Bälle fliegen famos und sind unverwüstlich. Und geht einer verloren, so ist der Schaden nicht so groß: Mutti macht geschwind einen neuen, und das Spiel kann weitergehen!



Wie die Bälle genäht werden.

Gesundheitspflege.

Arbeite nicht in der Dämmerstunde! Die Tage werden nun kürzer und kürzer! Während des Sommers und im Frühherbst haben sich alle daran gewöhnt, bei dem hellen, gesunden Tageslicht zu arbeiten, und wenn jetzt die Dämmerung einbricht, so bequemt man sich nicht so bald, die Lampe anzuzünden. Es ist die Macht der Gewohnheit, daß wir noch die Reste des Tageslichts auszunutzen bestrebt sind, daß wir lesen, schreiben, nähen, sticken, zeichnen, bis die Dämmerung bereits eingebrochen ist. Nicht nur Kinder verfallen in diesen Fehler, auch Erwachsene ertappen sich auf diesem falschen Wege, obwohl es ihnen sehr gut bekannt ist, daß das Arbeiten bei zu schwacher Beleuchtung die Augen schädigt und namentlich die Entstehung der Kurzsichtigkeit befördert. Darum sei gerade jetzt an diese hygienische Sünde erinnert. Man bedenke dabei, daß es noch draußen verhältnismäßig hell sein kann, während der Arbeitsplatz im Zimmer schon gehörig verdunkelt ist. Man brenne also rechtzeitig die Lampe an oder benutze die graue Stunde als Ruhepause. Am besten ist es, wenn in dieser Hinsicht die Familienmitglieder gegenseitig aufeinander achten und eins das andere aufmerksam macht.

Ein praktischer neuer Nussknacker.

Frauenstudium.

Das Verbot der Zulassung von Frauen an den russischen Universitäten. Rußland war unter den allerersten Ländern, die Frauen akademische Studien, insbesondere die Ablegung medizinischer Prüfungen ermöglichten. Aber Schritt um Schritt und im Zusammenhange mit den Versuchen, die Autonomie der Universitäten einzuschränken, ist es wieder auf diesem Wege zurückgewichen. Eine neuerliche Ministerialverordnung verbietet nun — unter allerhand mildernden Maßregeln für die bereits im Studium begriffenen — die Zulassung von Frauen zu den Universitätsvorlesungen vollständig. Wenn auch in dem Lande der ewigen Provisorien ein solcher Vorgang keineswegs als bestimmend für eine weitere Zukunft angesehen werden muß, so bedeutet er doch für die zunächst Betroffenen einen harten Schlag. Denn wenn auch Rußland weibliche Bildungsinstitute besitzt, die zum Teil den Universitäten als äquivalent angesehen werden — vereinzelt haben sie z. B. das Recht, ihren absolvierten Medizinstudentinnen die venia practicandi (das Recht zur Praxis) zu verleihen — so will das doch bei der Überfüllung dieser Anstalten und bei der großen Anzahl Wissensdurstiger, die alljährlich schon aus Raummangel zurückgewiesen werden müssen, nicht allzuviel heißen. Die Zahl der an den gemeinsamen Universitäten inskribierten und nun so schwer im Studium behinderten Frauen beträgt in der Tat mehr als 2000! Freilich hat ein Teil von ihnen nur die Halbbildung ihrer „Mädchengymnasien" auf die Universität mitgebracht. An ausländischen, von Russinnen besuchten Universitäten ist diese durchaus ungenügende und keineswegs Universitätsreife bedeutende Vorbildung mit Recht mehrfach die Hauptursache gewesen, daß gegen einen Zuzug von Russinnen Maßregeln ergriffen werden mußten. Aber jeder Kenner der einschlägigen Verhältnisse weiß, mit welchem rührenden Eifer die meisten dieser jungen Russinnen, vielfach unter den größten Entbehrungen, die Lücken ihrer Vorbildung auszufüllen suchten, um dann nach zwei, drei vorbereitenden Semestern sich doch den Eintritt in das „Allerheiligste", in die Hörsäle, zu erobern.

Hauswirtschaft.

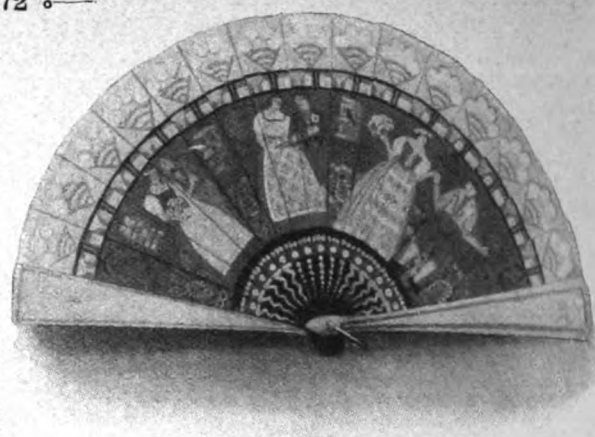
Ein neuer Nußknacker. (Zu beziehen durch E. A. Schumann, Berlin, Leipziger Straße.) Der Nußknacker unserer Großeltern war sozusagen „etwas fürs Gemüt". Ein mehr oder minder elegant befracktes Herrchen, dem man die Nuß zwischen die blanken Zähne schob: Heben und Senken des würdevollen Rokokozöpfchens — und krick-krack war die Nuß entzweigebissen. Oder auch nicht — denn mit der Tadellosigkeit der Funktion haperte es zuweilen! Aber so vertraut war jedem die groteske Figur des Bezopften, daß ihn E. T. A. Hoffmann zum Helden eines seiner reizendsten Märchen machen konnte. Wir gefühlsrohen Enkel begnügen uns nun längst mit Vorrichtungen, die zwar ohne Gemütswerte sind, dafür aber von Jahr zu Jahr vollkommener ihrem Zwecke angepaßt werden. Und besonders für den Nußknacker dürfte das hier gezeigte Modell einen vorher nicht erreichten Höhepunkt der Vervollkommnung darstellen. Kein gewaltsames Gegeneinanderdrücken der beiden Nußknackerarme mehr, keine überflüssige Kraftanstrengung: ein Fingerdruck genügt. Durch die Vorwärtsbewegung des Hebels wird die Spirale, die an der Vereinigungsstelle der Arme sichtbar ist, angezogen, und sie ist es, die die Kraftübertragung auf die Arme selbst besorgt.

Handtasche in chinesischer Bastflechterei. In allen Fällen, wo der Pompadour oder das Handtäschchen sich als gar zu

Geflochtenes Basthörbchen.

klein erweisen, und man nach dem größeren „Korb" oder der „Markttasche" zu greifen genötigt ist, ist ein Körbchen wie dieses sehr zu empfehlen. Es ist geschmackvoll und solid gearbeitet, sehr leicht und immerhin so gut verschließbar, daß der Korbinhalt jedem Unberufenen unsichtbar bleibt.

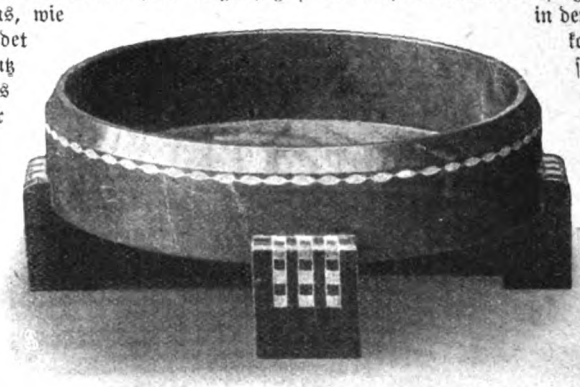
Die Farbe der Bierflaschen. Wenn der echte Münchener erklärt, sein Bier absolut nur aus dem steinernen Maßkrug trinken zu können, so pflegt der Norddeutsche das als eine eigensinnige Äußerung des „bayrischen Dickschädels" zu betrachten. Ihm scheint das durchsichtige, lichtdurchlässige Glas wesentlich appetitlicher, und guter Trunk schmeckt ihm keineswegs schlechter daraus. Aber die Wissenschaft gibt dem Münchener entschieden recht! Sie hat nämlich nachgewiesen, daß nicht nur Wärme, sondern vor allem Licht in kürzester Zeit (direktes Sonnenlicht sogar nur in wenigen Minuten) Veränderungen im Bier bewirkt, die seinen Geschmack und Geruch sehr ungünstig beeinflussen. Und selbst gefärbtes Glas, wie es ja meistens für Bierflaschen verwendet wird, ist nur ein ungenügender Schutz gegen diese schädliche Einwirkung des Lichtes. Daß farbloses Glas also für Bierflaschen, in denen Bier ja doch immerhin längere Zeit bewahrt wird, ganz ungeeignet ist, ergab sich bereits aus jenen älteren Versuchen. Sehr gründliche und überzeugende optische Versuche mit farbigen Bierflaschen haben aber nun auch für diese zu Ergebnissen geführt, die für unsere Hausfrauen nicht uninteressant sein dürften. Es zeigte sich, daß dunkelrotbraune Flaschen dem Bier den relativ besten Schutz gegen Verschlechterung durch das Licht gewähren. Weit weniger gut ist es in dunkelgrünen oder lichtgrünen Flaschen geschützt, und wenn dieses Flaschengrün gar einen Stich ins Blaue aufwies, dann zeigte sich stets eine ganz besondere Disposition des Flascheninhalts zur Verschlechterung durch das Licht.



Bemalter Fächer.

Blumenpflege.

Eine dankbare Zimmerorchidee. Die Orchideen finden unter den Blumenfreunden immer mehr und mehr Verehrer. Und zwar auch bei einfacheren Liebhabern, die mit diesen Wunderblumen sogar am Zimmerfenster Erfolge erzielen. Wenn diese Blumen aber noch nicht in weitere Kreise gedrungen sind, so hat dies seine Ursache in der Befürchtung vieler, daß die Anschaffungskosten allzu hoch seien. Aber nur die allerseltensten Arten werden „mit Gold aufgewogen", andere jedoch, die zu Hunderttausenden aus ihrer meist südamerikanischen Heimat importiert wurden, sind kaum teuerer als sonstige interessante Topfpflanzen. Um in der Zimmergärtnerei mit diesen Pflanzen Erfolge zu erzielen, darf man nur Arten und Sorten wählen, die der Zimmerpflege dauernd standhalten. Pflanzen dieser Art finden wir unter den Vertretern der Gattung Lycaste (siehe Abbildung). Dieser Gattung gehören über 30 baumbewohnende Arten des tropischen und subtropischen Amerikas an; sie haben, wie dies unser Bild zeigt, starke Scheinknollen. Eine kleine, unzerteilte Topfpflanze entwickelt in jedem Jahr eine neue Scheinknolle, auf der sich ein aus stattlichen, stark längsgerippten Blättern gebildeter Schopf entwickelt, während die Blätter der vorjährigen Scheindolden oder Bulben absterben. Die Blumen, meist rosa, weiß und gelb gefärbt, wachsen einzeln auf langen Stielen, die am Grunde der Scheinknollen entspringen. Sie sind sehr haltbar und muten an wie kunstvolle Gebilde aus Wachs. Es entströmt ihnen ein köstlicher, aromatischer Duft. Diese Blüten gewinnen für den Liebhaber dadurch an Wert, daß sie einerseits (wie dies auch unser Bild zeigt) meist in reichlicher Zahl erscheinen, und andererseits die Blütezeit vieler Arten gerade in die Wintermonate, insbesondere in die Weihnachtszeit, fällt. Wie bei allen Orchideen, so unterscheidet man auch bei diesen in der Kultur die Ruhe- und die Wachstumsperiode. Während der Ruhezeit müssen die Pflanzen mehr trocken als feucht gehalten werden; in der Wachstumsperiode, die mit der Entwicklung der Blütenknospen und dem Nachfolgen neuer Triebe einsetzt, verlangen sie reichliche Bewässerung und bei sonnigem Wetter öfteres Bespritzen. Als baumbewohnenden Orchideen sind ihnen weitere Töpfe zuträglicher als tiefe. Außerdem empfiehlt es sich, die Töpfe im unteren Drittel mit Topfscherben anzufüllen und statt der Erde, wie sie bei allen anderen Topfblumen verwendet wird, ein Gemisch von halb verrottetem Laub, Wurzelstücken von Waldfarnkräutern und zerhacktem weißen Sumpfmoos zu geben, wie man es auf sumpfigen Wiesen und in Torfmooren häufig findet.



Blumen- oder Fruchtschale aus Serpentinstein.

Aus dem Kunstgewerbe.

Bemalter Fächer. Pärchen, die zum Reigen antreten — Mädel im runden Kränzchen, Burschen im bäuerlichen Festschmuck — bilden das hübsche Motiv des Fächers, der mit seiner humoristischen Auffassung der Figürchen, der leichten Stilisierung der Formen und der sehr frischen Zusammenstellung der lebhaften Farben besonders apart und hübsch wirkte.

Fruchtschale aus Serpentin. Die Feuer- und Wetterbeständigkeit des Serpentins haben seine ausgebreitete praktische Verwendung nicht nur in der Öfen- und Wärmsteinfabrikation, sondern auch bei der Errichtung freistehender Denkmäler, in der Architektur usw. längst möglich gemacht. Diese schöne einheimische Gesteinsart, die bei hoher Polierbarkeit marmorähnlich wirkt, ohne die Prätension des stets kühl wirkenden Marmors, wird aber auch zu entzückendem Kleingerät, zu Vasen, Schalen, Uhren und dergleichen verarbeitet. Wir bringen in dieser edel und kraftvoll wirkenden Schale (hergestellt von der Sächsischen Serpentinstein-Gesellschaft zu Zöblitz) ein durch Form wie Ornament mustergebendes Beispiel für die durchaus gesunde moderne Richtung, die diese Arbeiten jetzt beherrscht.

Eine dankbare Zimmerorchidee (Lycaste).

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 43. 1908.

Jeder hat ein andres Feld,
Schöne, andre Gaben;
Aber seine eigne Welt
Kann ein jeder haben.

Elisabeth Kolbe.

Von den Krankheiten des Kindes.

Von Dr. Michael Cohn.

Die große Häufigkeit der Gesundheitsstörungen im Kindesalter hat vielfach zu der durchaus irrigen Auffassung geführt, als wären sie etwas geradezu Unvermeidliches. In bedenklicher Weise wird diese Anschauung hinsichtlich der häufigsten Krankheiten der Säuglingsperiode noch dadurch genährt, daß man sie zu einem verhältnismäßig unbedeutenden, durchaus harmlosen, normalen Vorgang am kindlichen Körper, nämlich zum Zahnungsprozeß, in innigste Beziehung zu bringen pflegt! Aber auch die Krankheiten des späteren Kindesalters werden häufig als unvermeidlich angesehen.

Gelegentlich hört man selbst die Ansicht vertreten, daß das häufige Kranksein im Kindesalter sogar von einem gewissen Nutzen und Vorteil sei, daß die Krankheiten des Kindes eine Art von Reinigungsprozeß bedeuten, durch den sich der Organismus von allerhand ungesunden Stoffen und schlechten Säften befreie. Diese Ansicht ist, zumal in dieser Allgemeinheit, durchaus unzutreffend. Wenn auch manche Krankheiten im Kindesalter ein nur äußerst schwer zu vermeidendes Übel darstellen, ein Übel bleiben sie allemal, und von jeder von ihnen gilt das vom Volksmunde geprägte Wort, daß „die beste Krankheit nichts tauge". Es ist ganz gewiß nicht so, daß ein Kind, das öfter an Verdauungsstörungen, an Hals-, an Luftröhrenerkrankungen, an Krämpfen gelitten, dadurch besonders gesunde Verdauungs-, Atem-, Hals- oder Nervenorgane erlangte! Im Gegenteil bleibt gerade danach oft genug eine größere Schwäche der betreffenden Organe für lange Zeit hinaus zurück. Und wenn zuweilen Menschen, die in der Jugend fortwährend kränkelten, sich späterhin zu den gesundesten und kräftigsten Menschen entwickelten, so geschah dies nicht infolge, sondern trotz der vielen Kinderkrankheiten!

Nur eine Gruppe von Krankheiten nimmt hier eine gewisse Sonderstellung ein: die ansteckenden Krankheiten, die man wohl auch im engeren Sinn als Kinderkrankheiten bezeichnet. Ein Kind nämlich, das glücklich eine Scharlacherkrankung durchgemacht hat, ist zwar nachher durchaus nicht gesunder, als es vordem war; im Gegenteil hat es möglicherweise sogar einen bleibenden Schaden (an den Ohren z. B. oder an den Nieren) davongetragen; wohl aber wird es aller Voraussicht nach — Ausnahmen kommen auch vor — nicht zum zweitenmal mehr vom Scharlach befallen werden. Trotz dieses Vorteils kann es nun aber gewiß nicht etwa als wünschenswert bezeichnet werden, daß nun ein jedes Kind alle diese Krankheiten durchmache! Dazu ist bei manchen von ihnen, wie vor allem beim eben erwähnten Scharlach und beim Keuchhusten, die unmittelbar oder durch Nachkrankheiten das Leben gefährden, der Einsatz im Verhältnis zum etwaigen Gewinn denn doch zu hoch, zumal im Laufe der späteren Lebenszeit die Empfänglichkeit ohnehin ganz von selbst eine wesentlich geringere zu werden pflegt. Nur wo die Gefahr ganz geringfügig ist, wird man ein absichtliches Erkrankenlassen der Kinder zu Verhütungszwecken gelten lassen dürfen. Das trifft zu für die Schutzpocken, die eine bei Beobachtung der nötigen Vorsicht durchaus harmlose Erkrankung darstellen und dabei auf Jahre hinaus sicheren Schutz vor den echten, den schwarzen Pocken, einer der bösesten Krankheiten, gewähren. Höchstens dürfte dann noch bei den Masern, unter bestimmten Voraussetzungen, ein solches geflissentliches Hervorrufen der Erkrankung bei Kindern zu billigen sein. — —

Schon von Anbeginn an, bereits in den allerersten Tagen, kann das Kind krank sein oder krank werden. Manches bringt der neugeborene Mensch mitunter als übles Erbe bereits mit auf die Welt. Der Eintritt ins Leben vermag ferner allerhand Schädigungen an seinem kleinen Leibe herbeizuführen, und die kleine Wunde, mit der behaftet ein jedes von der Mutter geborene Erdenkind seine Pilgerreise durchs Leben antritt, die Nabelwunde, kann zuweilen selbst zur Entstehung von tödlichen Wundkrankheiten Veranlassung geben.

Dann kommt die Säuglingsperiode, jene Zeit des intensivsten Wachsens und Werdens, da das Körpergewicht sich innerhalb eines einzigen Jahres um das Dreifache vermehrt, die Glieder sich strecken, die Formen sich runden und das Gehirn seine gewaltigste Ausbildung erfährt. Natürlich gehört zu einem derartigen Ausbau auch ein entsprechendes Baumaterial; als solches dient bekanntlich einzig und allein die Nahrung. Berücksichtigt man, daß zu dieser Lebenszeit die Aufnahmeorgane für die Nahrung sowie die Verdauungswerkzeuge (man denke nur an den Mangel der Zähne) noch unvollkommen sind, so erklärt es sich, warum sich bei einer nicht ganz geeigneten Nahrung so außerordentlich leicht Verdauungs- und Ernährungsstörungen aller Art einstellen müssen, und warum derartige Störungen unter sämtlichen Säuglingskrankheiten den hervorragendsten Platz einnehmen. Zu den Körperteilen, die in dieser gewaltigen Wachstumsperiode die erste Rolle spielen, gehören das knöcherne Gerüst und das Nervensystem, insbesondere das Gehirn. Damit im Zusammenhange steht es offenbar, daß während dieses Lebensabschnittes tiefere Störungen im Stoffwechsel gerade hier mit Vorliebe auftreten: am Knochensystem in Gestalt der englischen Krankheit, beim Gehirn in Form einer erhöhten nervösen Erregbarkeit, die sich nicht selten bis zum Ausbruche von Krämpfen steigert. Und schließlich pflegt die äußere Haut sowie die Schleimhaut der Atemwege infolge ihrer Zartheit und Empfindlichkeit den Einwirkungen der Luft noch wenig gewachsen zu sein; die Folge davon sind die häufigen Krankheiten der Atemorgane nebst ihren Folgeerscheinungen, den Ohrenerkrankungen.

Auch in den nächstfolgenden Jahren kommen zwar Verdauungsstörungen noch oft genug vor, die katarrhalischen Entzündungen der Luftwege sind auch da noch immer auf der Tagesordnung, die englische Krankheit macht sich noch auffällig genug, besonders in ihren Folgezuständen, bemerkbar, und auch das Gehirn zeigt noch eine erhöhte Disposition besonders zu Erkrankungen tuberkulöser Natur (tuberkulöse Hirnhautentzündung). Daneben aber rückt eine andere Gruppe von Krankheiten mehr und mehr in den Vordergrund:

die verschiedenen Mund- und Halskrankheiten, einschließlich der Rachenbräune, die mannigfachen Formen der Skrofulose und Tuberkulose, gewisse Hauterkrankungen, Würmer und insbesondere die bekannte Reihe der ansteckenden Krankheiten, wie Masern, Scharlach, Röteln, Windpocken und Keuchhusten.

Der Grund für diese Änderung ist leicht ersichtlich. Der Säugling hat verhältnismäßig nur wenig Gelegenheit sich anzustecken. Das wird aber anders, sobald das Kind herumzukriechen und zu laufen gelernt hat. Es bewegt sich jetzt viel an der Erde und hat dabei Gelegenheit, mancherlei böse Keime aufzulesen und wohl auch in den Mund zu bringen. Mit der größeren Mannigfaltigkeit der Nahrungsmittel, die jetzt in Betracht kommen, sind bei nicht genügender Vorsicht gleichfalls gewisse Gefahren verknüpft. Und vor allem kommt in Betracht, daß das Kind nun viel häufiger mit Alters- und Spielgenossen im Hause sowohl wie auf der Straße zusammenkommt, und die Gelegenheit zur Übertragung einer Krankheit sich daher viel öfter darbietet.

Auch in der nächsten Kindheitsperiode, zumal in den ersten Schuljahren, spielen die ansteckenden Krankheiten aus naheliegenden Gründen eine bedeutende Rolle. Daneben beeinflußt aber die Schule auch noch die Zunahme der Kurzsichtigkeit, die Ausbildung der Rückgratsverbiegungen, die Entstehung von Blutarmut und Nervosität. Im übrigen aber werden mit zunehmendem Alter die Krankheiten des Kindes mehr und mehr denen der Erwachsenen gleich.

Je jünger die Kinder sind, um so eigenartiger ist auch der Verlauf ihrer Krankheiten. Im allgemeinen ist der Verlauf der akuten Krankheiten stürmischer als im späteren Leben. Die Erscheinungen entwickeln sich meist rasch bis zu einer gewissen Höhe, um auch in ziemlich raschem Tempo wieder abzuklingen; der Umschwung zur Besserung vollzieht sich oft überraschend schnell. Wie freilich die hohe Sterblichkeit im Kindesalter zur Genüge beweist, ist auch der tödliche Ausgang nur allzusehr zu befürchten, und das — was besonders bezeichnend und auch besonders wichtig zu wissen ist — vielfach bei Krankheiten, die im späteren Leben einen wesentlich harmloseren Charakter haben. Ein einfacher Schnupfen kann einen Säugling aufs schwerste gefährden! Andererseits wird man auch durch den Eintritt von Besserung überrascht in Krankheitsfällen, die bereits völlig verzweifelt aussahen. Der Grund ist gewöhnlich der, daß der kindliche Körper noch völlig unverbraucht und unabgenutzt ist; insbesondere hat sein Herz noch nichts von seiner ursprünglichen Energie eingebüßt. Ja es sind sogar in früher Lebenszeit manche krankhafte Veränderungen völliger Ausheilung fähig, die beim Auftreten in späteren Jahren als durchaus unheilbar zu betrachten sind.

Für die Mutter selbst kommt es weniger darauf an, ausfindig zu machen, was dem Kinde fehlt, als festzustellen, daß es überhaupt krank ist. Wo die Krankheit, wie so häufig, plötzlich und unvermittelt einsetzt, da ist der Unterschied gegenüber dem voraufgegangenen Zustande der Gesundheit so unverkennbar, daß ein Zweifel gar nicht aufkommen kann. Allein auch sonst werden einer sorgsamen und gewissenhaften Mutter krankhafte Veränderungen am Kindeskörper nur selten entgehen. Jede Abweichung vom gewohnten Aussehen, jede Veränderung der Haut, ihrer Farbe und Oberfläche, Veränderungen in der Beschaffenheit der Zunge, des Mundes und besonders der Halsorgane, mit deren Untersuchung bei der Häufigkeit von Halsaffektionen im Kindesalter eine jede Mutter vertraut sein sollte, alle unbegründeten und länger anhaltenden Abweichungen vom Gewohnten hinsichtlich der Atemtätigkeit und des Herzschlages, hinsichtlich des Appetits und des Schlafs, hinsichtlich der Abscheidungen müssen auffällig erscheinen und den Verdacht einer Gesundheitsstörung nahelegen.

Auf zwei Allgemeinsymptome sei hierbei ausdrücklich hingewiesen, weil ihr Vorhandensein auch für den Laien außerordentlich leicht zu konstatieren ist. Das eine Symptom ist das Fieber, das heißt die Steigerung der Körpertemperatur des Kindes, wie sie sich mittels eines richtig zeigenden und richtig gehandhabten Fieberthermometers mit Leichtigkeit bestimmen läßt. Zwar hat nicht jedes Kind, das krank ist, Fieber; es können selbst sehr schwere Krankheiten ohne Steigerung der Eigenwärme des Körpers verlaufen. Immerhin ist es aber wichtig, zu wissen, daß Kinder viel eher im Krankheitszustande fiebern als Erwachsene; auch leichtere Gesundheitsstörungen gehen bei ihnen oftmals sogar mit sehr hohem Fieber einher. Ein Kind aber, bei dem die Messung eine deutliche und anhaltende Erhöhung der Körpertemperatur ergibt, das ist unzweifelhaft krank! Ein anderes Symptom liegt auf seelischem Gebiete, es ist das der Umschlag der Stimmung. Eine gewisse Heiterkeit entspricht offenbar der kindlichen wie überhaupt der menschlichen Natur. Verliert nun ein Kind ohne sonstigen Grund plötzlich oder allmählich seine frohe Stimmung, will es nicht mehr spielen, wird es auffällig still, interesselos und in sich gekehrt oder auch auffällig unruhig und reizbar, büßt sein Auge den heiteren Glanz ein, so ist das ein fast sicheres Zeichen dafür, daß sein körperliches Befinden irgendwie gestört ist. Und umgekehrt pflegt mit Recht in Tagen der Krankheit das erste Lächeln, das wieder über die bis dahin starren und ernsten Züge des Säuglings gleitet, das erste Verlangen nach Spiel beim älteren Kind als Signal für den Umschwung zum Besseren begrüßt zu werden.

Sobald sich beim Kind ernstliche Zeichen des Erkranktseins bemerkbar machen, ist die Inanspruchnahme ärztlichen Beistandes dringend wünschenswert. Ein längeres Herumkurieren auf eigene Faust kann gerade beim Kinde, was nicht oft genug zu betonen ist, von den verhängnisvollsten Folgen begleitet sein. In den gebildeten Kreisen wird wohl auch zumeist nach diesem Grundsatz verfahren, zumal wenn es sich um das erste Kind handelt, bei dem die Mutter noch besonders geringe Erfahrungen hat. Hat die Mutter erst mancherlei Krankheiten mit ihren späteren Kindern durchgemacht, so ist sie leicht geneigt, zunächst einmal selbständig vorzugehen. Da wird jedesmal, sobald das Kind zu husten anfängt, ein probater Hustentee oder Hustensaft verabfolgt, wenn es Verdauungsbeschwerden, Leibschmerzen und dergleichen hat, Rizinusöl gegeben und Haferschleim gekocht; bei Anzeichen von Fieber wird eine Packung gemacht oder zum Schwitzen eingegeben und wie die bekannten Hauskuren alle lauten. Zweifellos wird oft genug hierbei tatsächlich das Richtige getroffen. Indessen sollte man sich doch immer bewußt bleiben, daß man bei derartigem Handeln im Grunde genommen stets im Dunkeln tappt und daher gelegentlich in gefährliche und schwerwiegende Irrtümer verfallen kann. Nicht jeder Husten rührt von einem Erkältungskatarrh her, sondern öfters stellt er das Symptom einer Lungen- oder Brustfellerkrankung dar, mancher Schnupfen ist das erste Anzeichen eines Masernausbruchs, manche Halsentzündung das erste Zeichen eines Scharlachfiebers! Bauchschmerzen des Kindes rühren nicht immer von einem „verdorbenen Magen" her, vielmehr zuweilen von einer beginnenden Blinddarm- oder Bauchfellentzündung, wobei die übliche Abführkur das Übel nicht hebt, sondern ganz bedenklich und in lebenbedrohender Weise verschlimmern kann. Solche Tatsachen lassen die frühzeitige Zuhilfenahme des Arztes auch bei leichteren Krankheitserscheinungen geboten erscheinen.

In manchen Kreisen, besonders innerhalb der ungebildeten Volksklassen, zögert man gerade beim Säugling damit, den Arzt rufen zu lassen, weil man der Ansicht ist, daß sich bei einem so kleinen Kind überhaupt nicht viel machen lasse. Gegen diese Meinung kann nicht laut genug Einspruch erhoben werden. Fast alle Heilmittel und Heilmethoden, die beim Erwachsenen gebräuchlich, sind auch schon im frühesten Kindesalter anwendbar; selbst größere operative Eingriffe können gelegentlich schon vom zarten Säugling gut vertragen werden, ja manche Heilverfahren, wie z. B. die verschiedenen Wasseranwendungsformen, sind beim jungen Kinde viel leichter und wirksamer durchzuführen als im reiferen Alter.

Während die Behandlung der Kinderkrankheiten stets das Betätigungsfeld des sachkundigen Arztes bleiben muß, fällt der Mutter die noch weit wichtigere Aufgabe zu, das Kind vor Krank-

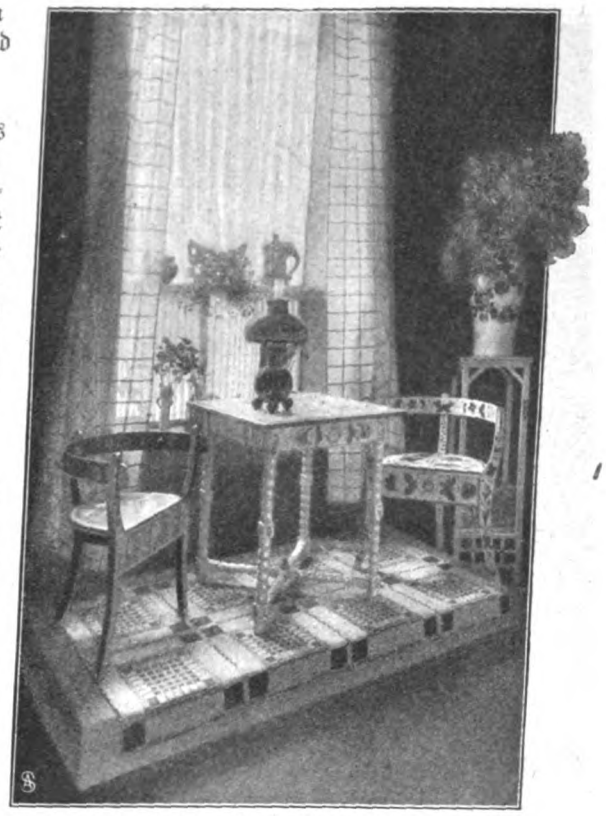
heiten zu bewahren. Gerade in der frühesten und gefährlichsten Kindheitsperiode kann nun jede Mutter, wenn sie der Stimme der Natur folgt, ihr Kind mit großer Sicherheit gegen die schlimmsten Schäden schützen: Es gibt keinen besseren Krankheitsschutz für das Kind als die Mutterbrust! Ein Kind, das von seiner eigenen Mutter genährt wird, bekommt keine gefährlichen Verdauungsstörungen, von schweren Formen der englischen Krankheit bleibt es verschont, und das Auftreten von Krämpfen ist bei ihm ausgeschlossen. Für die spätere Zeit besitzen wir ein einzelnes Schutzmittel von so universeller Wirksamkeit nicht mehr; statt dessen muß hier die rastlose und unermüdliche, täglich sich wiederholende Kleinarbeit peinlichster, sorgfältigster und umsichtigster Pflege und Erziehung, Überwachung und Beschirmung einsetzen. Allerdings ist die häusliche Betreuung, wie zugestanden werden muß, für sich allein nicht immer ausreichend; oft bedarf es dazu auch noch allgemeinerer und umfassenderer Maßnahmen; man braucht ja nur beispielsweise an die Entstehung und Verbreitung von Krankheiten durch die Schule zu denken. Auch gibt es gewiß Kinder, die ungeachtet aller Mühe und Sorgfalt, mit der sie überwacht werden, ständig kränkeln und krank sind, weil ungünstige angeborene und ererbte Krankheitsanlagen mit im Spiele sind. Nichtsdestoweniger bleibt es doch zu Recht bestehen, daß das große Problem, Krankheiten zu verhüten, auf keinem Gebiete mit größerer Aussicht auf Erfolg seiner Lösung näher gebracht zu werden vermag als auf dem der Erkrankungen im Kindesalter; nie aber wird man hierbei der emsigen Mithilfe der Mütter entraten können!

Gemütliche Winkel.

Von Harry St. Jones.

Das alte Sprichwort „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist", ist längst in endlose Varianten ausgeartet. Man hat es auf alles angewendet, was irgendwie heranziehbar war: auf das Essen, als ob die Wahl der Speisen nicht eine Sache wäre, die zu zwei Dritteln von der Beschaffenheit unserer Finanzen abhinge; auf die Schrift, als ob tatsächlich die Kalligraphie ein untrügbarer Gradmesser unserer Charaktervorzüge und Fehler wäre; und endlich auf unsere Umgebung, als ob die Anschaffung der Möbel nicht auch mehr oder minder von der leidigen Budgetfrage beeinflußt würde. Denn man kann ja bekanntlich ein seelischer Rowdy sein und die Mittel besitzen, sich die stilvollste Wohnungseinrichtung, die erlesensten, zartesten, stimmungsvollsten Kunstgegenstände zu „leisten", während ein „Charakter" mit allem Kunstverständnis und allem Schönheitsdurst sich bisweilen mit einem mehr als primitiven Heim behelfen muß, in dem er vielleicht als einzige Augenweide die photographische Reproduktion irgendeines berühmten Gemäldes mit einigen „besseren" Stecknadeln an die Wand heftete.

Wenn demnach das Sprichwort im allgemeinen unrecht hat wie die meisten Sentenzen, so bleibt trotzdem ein Körnchen Wahrheit darin übrig. Dieses Körnchen ist die Tatsache, daß die Umgebung eines Menschen, gleichviel ob die Mittel, über die er verfügt, groß oder klein sind, vor allem eine gewisse Übertragung der eigenen Persönlichkeit auf diesen Rahmen aufweisen muß. Die Gegenstände müssen von der Individualität ihres Besitzers stimmungsvoll zu sprechen wissen.

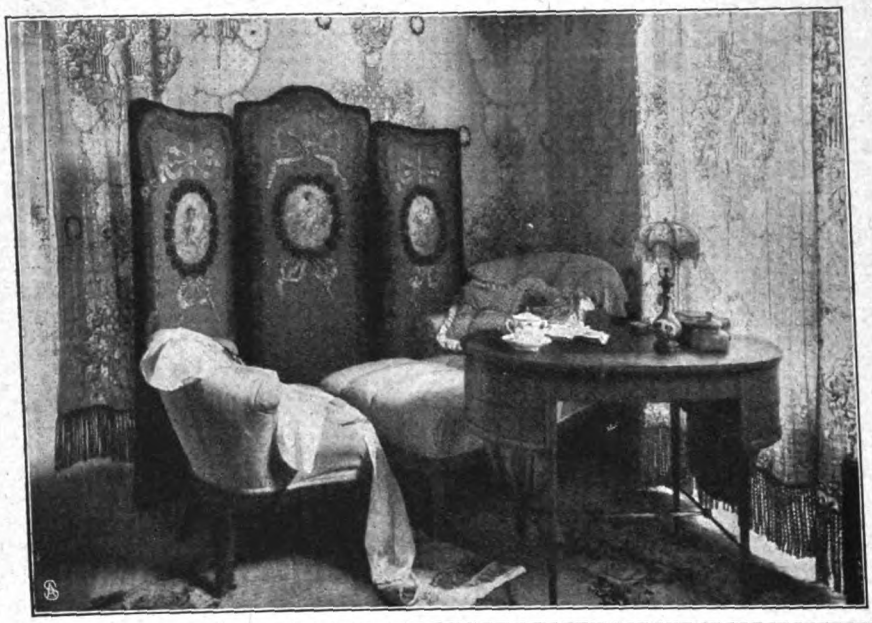


Fensterplatz mit buntbemalten Bauernmöbeln.

Plauderwinkel im Salon.

Ein stimmungsvolles Heim! Das bedeutet Phantasie in differenziertester Form. Charakter in Holz, Empfindung in Bronze, Lieblichkeit in Stoffen. Individueller Ausdruck, je nachdem, ob die Räume dem Studium oder der zwanglosen Konversation, dem gemütlichen Zusammensein oder der Repräsentation geweiht sind. Wir wollen von Dingen umgeben sein, bei deren Anblick sich der Geist beschäftigt; von Gegenständen, die durch die Fremdartigkeit der Kontraste wirken; von alten verblichenen Brokaten, die mit ihren phantastischen Zeichnungen, mit ihren weichen, fließenden Falten von den schönen Gliedern zu erzählen scheinen, die sie einst umhüllten; von Waffen, deren blitzendes Leuchten uns daran gemahnt, daß sie

einst vielleicht — „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt" — eine verbrecherische Hand geschwungen; von hohen Kelchgläsern mit

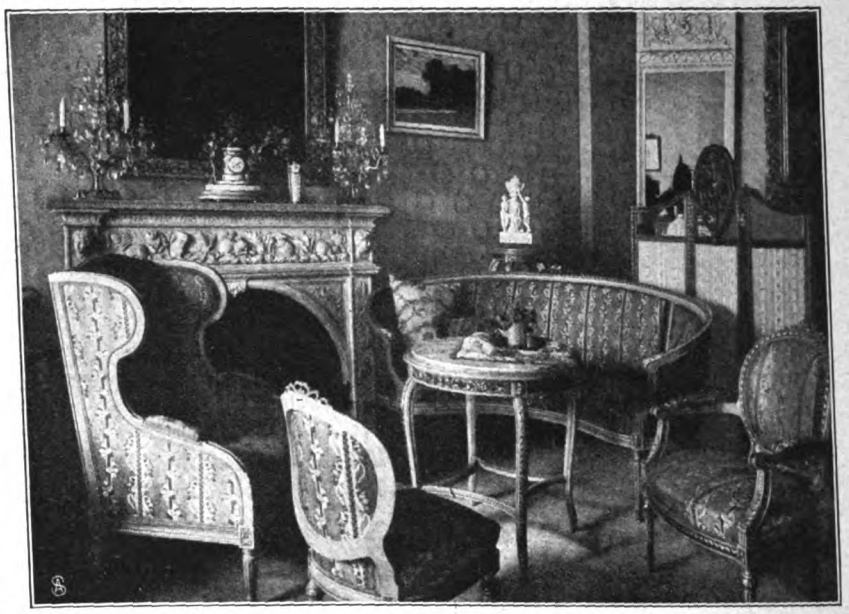


Fensterecke eines Damenzimmers.

ihren schimmernden Reflexen; von Spitzenschals, über antike Kissen geworfen; von duftenden, blühenden Blumen neben alten Truhen, in denen verblaßte, vergilbte Stiche schlummern — von Vergangenheit und Gegenwart, von leuchtendem Leben und toter Romantik, um die die Phantasie ein fesselndes Band schlingt . . .

Das ist die „Stimmung", die wir den Räumen geben wollen, in denen wir leben, — einen Teil unseres Lebens leben — und die wir vielleicht nicht auf alle Räume übertragen können, weil ja die Prosa des Lebens nicht immer gestattet, daß unsere Wünsche stets völlige Erfüllung finden. Und im Grunde ist es vielleicht ein Reiz mehr, wenn wir uns nicht gleich eine auf sechs Räume verteilte „Stimmung" schaffen, sondern sie auf irgendeinen Winkel konzentrieren — eine kleine Insel, auf die wir uns zurückziehen, und die wir uns schaffen können, weil man zu ihrer Herstellung nicht erst eines kostspieligen Apparates bedarf. Unsere Bilder sollen nur eine Anregung für jene bieten, die jetzt in ihrem neuen Heim, von Möbeln belastet, die vielleicht nicht für eine regelrechte Zimmereinrichtung genügen, sich damit eine Art „Glück im Winkel" schaffen können, je nach Geschmack und Phantasie. Unsere erste Abbildung zeigt eine Ecke aus einem Salon im Louis-XV.-Geschmack. Das mit blaßblauem Brokat bezogene Sofa ziert vergoldete Schnitzerei, die sich wirkungsvoll von der dunklen Seide abhebt, die den angrenzenden Tisch bedeckt. Scheinbar absichtslos stehn und liegen dort Bonbonnieren und Fächer, Miniaturen und Bilder, und hinter den Scheiben der Vitrine leuchten kleine Zierlichkeiten aus Silber und Elfenbein, alte Fayencen und antike Kostbarkeiten neben lieben wertlosen Nichtigkeiten, die für uns zuweilen unschätzbaren Affektionswert besitzen. Und über alles gießt das milde Licht der seidenumschleierten Lampe seinen weichen Schein, der die Gedanken zu rosigen Träumereien einladet, zu stillem Sinnen und zur friedlichen Rast nach allem Hasten des Tages.

Einfacher mutet der Fensterplatz auf Seite 675 an, mit seinem Tisch und Stühlen aus weißlackiertem Holz mit starkfarbiger Bauernmalerei, der besonders für die sogenannten „Berliner Zimmer" mit ihrem breiten Fenster geeignet sein dürfte, während das nebenstehende Bild das empfehlenswerte Eckarrangement eines Schlafzimmers oder Boudoirs zeigt, das in seiner Art einen unendlich anheimelnden Eindruck macht. Unser Bild — das, wie alle hier gezeigten Abbildungen, Modelle darstellt, die dem Hohenzollern-Kunstgewerbehaus in Berlin entnommen sind — veranschaulicht einen Teil eines in Heliotrop und Blau gehaltenen Damenzimmers in mattem italienischen Nußbaum, das nach einem Entwurf von R. G. Schroeder (Bremen) hergestellt wurde. Im Gegensatz zu diesem, dem „allgemeinen Wohlbefinden" gewidmeten Raum repräsentiert die Kamingruppe des Louis-XVI.-Salons



Kamingruppe eines Salons im Stile Louis XVI.

Ecke aus einem Herrenzimmer.
(Ungarisches Rüsternholz- und amerikanisches Büffelleder.)

auf der nächsten Abbildung „Würde und Ruhe". Man „plauscht" nicht auf diesen silbergrauen Möbeln mit den altroten Blumenranken. Man „konversiert". Man empfindet keine hochfliegenden Wünsche und keine inhaltsreichen Hoffnungen. Man führt manierliche europäische Gespräche über Dinge, die auf der Oberfläche des gesellschaftlichen Lebens schweben, und wirft kaum einen Blick auf die Reproduktion der kleinen Marmorgruppe zu Füßen einer Uhr, die dem Besucher vor Augen führen soll, daß es schon sehr spät ist . . . Sie geht eine Stunde vor.

Waren es bis nun Einblicke in das Reich der Frau, die unsere Bilder wiedergaben, so ist das folgende ausschließlich dem starken, trinkfesten Geschlecht gewidmet. Wir blicken auf eine Sofaecke oder auf das Eckfofa eines Herrenzimmers in ungarischem Rüsternholz mit Bezügen aus amerikanischem Büffelleder, woran der Schöpfer des Entwurfs — Architekt E. Friedmann — voraussichtlich keine maliziösen Nebengedanken knüpfte. Daß in dieser Ecke nicht nur tiefsinnige Gespräche unter Entwicklung von viel blauem Dunst geführt werden sollen (worauf die am Tisch angebrachten Aschbecher hinweisen), sondern auch alkoholische Berieselungen vorgesehen sind, dafür sprechen nicht nur die bequemen Becherstandplätze, sondern auch der kleine geheimnisvolle Schrank zur Rechten, der sich wahrscheinlich deshalb in Armweite befindet, damit — wie man in Berlin zu sagen pflegt — „das Gerenne nicht immer ist". Und während das rauhe Männervolk in seiner Büffelecke sich vielleicht am wohlsten fühlt, schafft sich die zartempfindende Frau des Hauses ein liebliches Buen retiro, in der Art wie der kleine Teeraum mit seinen in heller Seide gehaltenen elfenbeinfarbig lackierten Möbeln, den unsere letzte Abbildung wiedergibt.

Moderner Teeraum.

Im Grunde bedarf es ja keiner unerschöpflichen Geldmittel und keiner kostspieligen Anschaffungen, um ein Heim wohnlich zu machen. Nur einer künstlerisch ordnenden Hand und der von sicherem Takt geleiteten, geschmackvollen Phantasie. Denn die wertvollen Möbel sind es nicht, die das Haupterfordernis zur Erzielung des Eindrucks sind, den ein Raum erweckt. Im Gegenteil. Sie dürfen, wenn sie sich harmonisch dem Ganzen einfügen, in keiner Weise auffallen; kein einziges Stück unter ihnen darf die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Das Gesamtbild muß es sein, das uns fesselt, anheimelnd berührt, entzückt. Und um das Geheimnis dieser Wirkung in einen Satz zusammen zu fassen, könnte man vielleicht sagen, daß das sicherste Mittel, Effekt zu erzielen, darin besteht, Effekte zu unterdrücken.

Die Zentralheizung im Wohnhause.

Von C. Falkenhorst.

Immer mehr wird in unsern Häusern der Ofen durch die Zentralheizung verdrängt, und sie bietet ja auch verlockende Vorteile. Aber leider hört man auch häufig Klagen; bald können die Zimmer bei strengerem Frost nicht genügend ventiliert werden, bald werden sie überhitzt, und schließlich kann die Zentralheizung zur ständigen Quelle der Luftverderbnis im Hause werden.

Diese Übelstände haben verschiedene Ursachen. Zunächst ist zu beachten, daß die Erwärmung von Wohnhäusern durch Zentralheizungen verhältnismäßig neu ist, und daß man erst Erfahrungen auf diesem Gebiete sammeln mußte. So hat man mitunter in Wohnhäuser Anlagen eingebaut, die sich zum Beheizen öffentlicher Anstalten, Kirchen, Theater, Hörsäle und dergl. wohl eignen, aber unbrauchbar sind für Räume, in denen sich Menschen dauernd aufhalten. Andererseits führte das Bestreben, die Anlagen möglichst billig herzustellen, zu Konstruktionen, die mit geringstem Kohlenverbrauch möglichst viel Wärme liefern, aber den Anforderungen der Hygiene ungenügend Rechnung tragen. Im Laufe der Zeit haben sich aber die Ansichten über die Zweckmäßigkeit der Zentralheizungen wesentlich geklärt, und man sieht bei verschiedenen Systemen mehr und mehr davon ab, sie in Wohnhäusern zu verwenden.

Das ist z. B. mit der Luftheizung der Fall. Sie beruht auf dem Prinzip, daß in einem besonderen Heizraum, der sich im Souterrain befindet, von außen zugeführte, möglichst reine und staubfreie Luft erwärmt wird. Durch Kanäle und Schächte, die in den Wänden des Hauses eingebaut sind, wird diese warme Luft den einzelnen Wohnräumen zugeführt. Je nachdem man die Klappen, die an den Öffnungen der Kanäle in den Zimmern angebracht sind, mehr oder weniger weit aufmacht, kann man den Raum stärker oder schwächer beheizen. Diese Einrichtung ist aber, soweit das Wohnhaus in Betracht kommt, mit wesentlichen Nachteilen behaftet. Wird der Heizraum nicht sehr rein gehalten, so setzt sich in ihm Staub und Schmutz ab, der, bei stärkerem Heizen versengt, die Luft verdirbt. Die Luftkanäle und Luftschächte in den Mauern können während der Jahreszeit, in der nicht geheizt wird, vermodern, und infolgedessen kann ungesunde, dumpfige Luft im Hause verbreitet werden. Die Heizung selbst läßt sich nur schwer regulieren, und man läuft nur zu leicht Gefahr, überhitzte Luft zu erhalten; ebenso unzuverlässig ist die Befeuchtung der Luft im Heizraum, so daß man bald unter zu trockener, bald wieder unter übermäßig feuchter Luft zu leiden

hat. Schließlich ist die Luftheizung sehr vom Winde abhängig. Die an der Windseite liegenden Zimmer bleiben häufig kalt, während die entgegengesetzten überheizt werden. Je freier ein Haus steht, desto schlimmer wird dieser Übelstand. Bewohnt man aber einmal ein nach diesem System beheiztes Haus, so muß man die Anlage durch versuchsweises Heizen auf ihre Leistungsfähigkeit ausprobieren und die Erzeugung überhitzter Luft zu vermeiden suchen. Man heizt lieber früher an, um durch mäßig erwärmte Luft die Temperatur der Wohnräume auf die nötige Höhe zu bringen. Außerdem muß man für zweckmäßige Feuchthaltung der Luft Sorge tragen und den Heizraum im Keller möglichst rein halten. —

Die Warmwasserheizung beruht auf folgender Einrichtung: Im untersten Geschoß des Hauses ist ein Kessel angebracht, in dem Wasser erhitzt wird; von dem Kessel steigen Rohre in die oberen Stockwerke und leiten das erwärmte Wasser in Heizkörper; in diesen kühlt sich das Wasser durch Wärmeabgabe an die Zimmerluft ab und fließt durch andere Rohre in den Kessel zurück, wo es von neuem erwärmt wird. Der Kreislauf dauert fort, solange der Kessel geheizt wird. Sind Kessel und Rohre überall verschlossen und mit Sicherheitsventilen versehen, die sich bei zu hohem Druck öffnen, so kann das Wasser in der Anlage stark überhitzt werden. Die Heizkörper können dann eine Temperatur von 150 bis 200 Grad Celsius aufweisen. Es kann also auf diese Weise dem zu beheizenden Raum viel Wärme zugeführt werden. Diese Heizart hat aber viele Nachteile. Die Temperatur läßt sich bei ihr nicht regulieren, auf den überhitzten Heizkörpern versengt der Staub, und schließlich ist Explosionsgefahr vorhanden.

Man kann aber die Einrichtung auch so treffen, daß man am obersten Punkte des Rohrsystems ein offenes Gefäß anbringt. Das Wasser in der Anlage steht dann unter dem Luftdruck, eine Explosion kann nicht stattfinden, weil das Wasser, sobald es auf 100 Grad Celsius erwärmt wird, in dem offenen Gefäß überkocht. Man heizt aber diese Anlagen auch nur derart, daß die höchste Temperatur des Wassers etwa 90 Grad Celsius nicht übersteigt. Dieses System der Zentralheizung heißt Niederdruckwarmwasserheizung; es eignet sich für Wohnhäuser am allerbesten und ist auch gegenwärtig am meisten verbreitet. Die in Zimmern oder auf den Korridoren aufgestellten Heizkörper ersetzen die alten Öfen; sie können während der Heizung durch Ventile oder Abschlußhähne nach Belieben ein- oder ausgeschaltet werden. Je nach der Kälte, die draußen herrscht, heizt man den Kessel stärker oder schwächer, so daß die Heizkörper eine Temperatur von 50, 60 oder 80 Grad Celsius erreichen können. Bei den sorgfältiger ausgeführten Anlagen ist die Feuerung selbst mit Regulatoren versehen.

Von großer Bedeutung ist bei diesen und ähnlichen Anlagen die Beschaffenheit der Heizkörper. Die Größe ihrer Hauptfläche muß im Verhältnis zu dem zu erwärmenden Raum stehen, außerdem müssen sie aber so beschaffen sein, daß sich auf ihnen der Staub nur in geringstem Maße absetzen kann, da er bei Versengung übelriechende Gase erzeugt. Früher wurden nun die Heizkörper in so unförmlicher, unschöner Form hergestellt, daß man sie hinter Verkleidungen, wahren Staubfängern, verbarg. Jetzt werden Heizkörper mit senkrecht stehenden, glatten Flächen hergestellt, die sogenannten Radiatoren, die auch in ihrer äußeren Form geschmackvoll ausgeführt sind. Das Abstauben ist nun leicht zu besorgen.

Die Regelung der Temperatur bildet eine der schwierigsten Fragen in der Heiztechnik. Die allgemeine Regel, bei geringer Kälte schwächer, bei größerer dagegen stärker zu heizen, trifft im ganzen zu. Dabei geschieht es aber nur zu oft, daß das Zimmer, sei es durch den gewöhnlichen Ofen, sei es durch den Heizkörper überhitzt wird. Den Übelstand merken wir in der Regel an unserem Unbehagen, wenn wir aber dann die Feuerung abstellen oder das Ventil an dem Heizkörper zurechtdrehen, ist es häufig zu spät. Es vergeht eine geraume Zeit, bis wir durch Lüften und dergleichen die Zimmertemperatur auf das zuträgliche Maß niederdrücken. Da ist es nun ein besonderer Fortschritt, daß man versucht hat, die Heizkörper unserer Zentralheizungen mit selbsttätigen Reglern zu versehen. Die Vorrichtung wird auf den gewünschten Temperaturgrad eingestellt; wird nun die Temperatur im Zimmer überschritten, so schließt die Vorrichtung selbsttätig das Ventil des Heizkörpers, öffnet es aber wieder, wenn das Zimmer sich unter den gewünschten Grad abkühlt. Überhitzte Räume bringen verschiedene gesundheitliche Gefahren mit sich, wie Kopfschmerzen, das Gefühl der Mattigkeit und Herzklopfen. Darum ist die automatische Regelung der Temperatur in unseren Wohnräumen erstrebenswert. Leider sind die genannten Regler noch teuer und nicht immer ganz zufriedenstellend.

Eine dritte Abart der Zentralheizung bilden schließlich die Dampfheizungen. Sie sind ähnlich wie die Warmwasserheizungen angelegt, aber in ihren Rohren und Heizkörpern kreist heißer Dampf, der im Kessel erzeugt wird. Für die Beheizung von Wohnhäusern kommen nur die sogenannten Niederdruckdampfheizungen in Frage. Für milde Wärmeabgabe eignen sie sich nicht so gut wie die Warmwasserheizungen. Die Heizkörper werden durch den Dampf auf nahezu 100 Grad Celsius erhitzt, was Staubversengung im Gefolge hat; außerdem erwärmen sich die Heizkörper ungleichmäßig, werden oben heiß, bleiben aber unten kalt. Diese Übelstände können jedoch dadurch beseitigt werden, daß man ein Gemisch von Dampf und Luft in die Heizkörper gelangen läßt; je nach der Menge des Dampfes ist dann die Erwärmung größer oder geringer, immer aber wird der Heizkörper gleichmäßig oben und unten erwärmt. Dieses „Luftumwälzungsverfahren" ist von Körting eingeführt worden, und die mit ihm versehenen Niederdruckdampfheizungen sind in hygienischer Hinsicht der Warmwasserheizung gleichwertig.

Auf das System allein kommt es übrigens nicht an, sondern auch auf dessen sorgfältige Ausführung und Anpassung an das Haus. Der Laie kann die Kontrolle nicht übernehmen, die Ausführung einer Zentralheizung ist somit Vertrauenssache; man sollte sich darum nur an gute Firmen wenden.

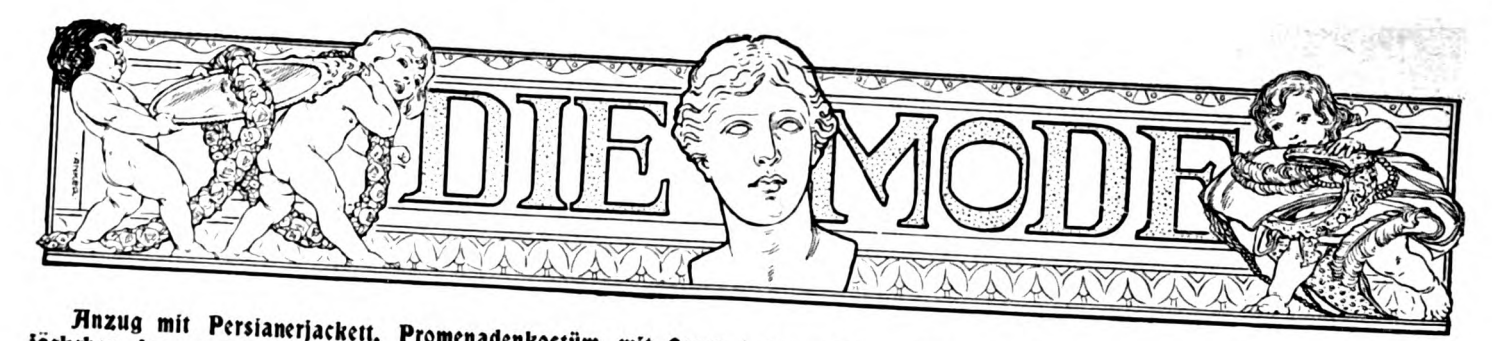
Wird die Zentralheizung für alle Parteien gemeinsam vom Hauswirte besorgt, so ist eine Erkundigung über die Kulanz des Mannes wohl am Platze, denn es kann zu ärgen Unannehmlichkeiten kommen, wenn er an der Heizung sparen will. Es gibt aber Miethäuser, in denen für jedes Stockwerk eine eigene Zentralheizungsanlage ausgeführt ist. Man ist dann unabhängig in bezug auf Heizung von den Ansichten anderer, und solchen Wohnungen wäre also der Vorzug zu geben.

Auch auf die Heizkörperausstattung muß Rücksicht genommen werden. Freistehende Radiatoren mit glatten Flächen sind besser als hinter Drahtgittern verborgene Rippenrohre. Mitunter sind die Heizkörper unter den Fenstern angebracht. Es wird dies als ein Vorzug gepriesen; für Hörsäle, Schulen und dergleichen trifft das zu; in Privatwohnungen kann aber der Heizkörper durch die strahlende Hitze uns den Aufenthalt an dieser sonst bevorzugten Stelle schier unmöglich machen. Heizkörper unter den Fenstern tragen auch viel zum raschen Verschmutzen der Gardinen bei, denn die warme Luft, die von ihnen emporsteigt, reißt große Mengen Staub in die Höhe.

In einem Hause mit Zentralheizung sollten auch für die Ventilation besondere Vorrichtungen angebracht werden, denn die alten Öfen arbeiteten im Winter als Ventilatoren, indem sie Luft aus dem Zimmer absaugten und in den Schornstein abführten; in dieser Weise wirken aber die Heizkörper nicht.

Hat man eine Wohnung mit Zentralheizung endgültig bezogen, so lasse sich die Hausfrau von dem Techniker, der die Einrichtung gemacht hat, gründlich belehren und behandle die Anlage nach seinen Vorschriften; aber nicht blind, sondern mit Verständnis, denn jede Zentralheizung muß in ihren Wirkungen einzeln für sich erprobt und ausstudiert werden.

Wenn freilich der Techniker ein Pfuschwerk geliefert hat, dann mag die Hausfrau sich abmühen, wie sie will. Nur von einer Änderung der Anlage wird dann eine Verbesserung erhofft werden können. Ob sie möglich ist, darüber muß ein sachverständiger Fachmann entscheiden.



Anzug mit Persianerjackett, Promenadenkostüm mit Samtjäckchen, langes Schossjackett. (Abb. 432 bis 434.) Die Mode der langschößigen Jacken feiert in dieser Saison ganz besondere Triumphe. Sowohl als Ergänzung des Straßenkostüms wie als separate Hüllen sehen wir diese schlanken Formen, und aus den verschiedensten Materialien werden sie hergestellt. Bei unserem schönen Modell Abb. 432 war die Jacke aus Persianer gefertigt und durch breite schwarze Seidentressen verziert, während die vorn einander kreuzenden Westenteile aus hellila Tuch mit Goldstickerei die farbige Note in das Ganze brachten. Die im Rücken nicht völlig anliegende Jacke zeigt die losen Vorderteile vorn auseinandertretend und durch die oben ausgeschnittene Weste zusammengehalten. Den mäßig weiten, leicht keuligen Ärmel besetzt ein Tressenaufschlag, der lange Schoß weist tiefe Schlitze auf, die durch die Tressenumrandung besonders markiert werden. Der leicht schleppende Empirerock aus lila Diagonalcheviot besteht aus zwei Teilen. Sein Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig und der zum Jackett in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch für den Rock bei 1,10 Metern Breite 3,25 Meter. — Ein wesentlich jugendlicheres Gepräge trägt das zweite Kostüm Abb. 433 durch das kurze Jäckchen. Für dieses ergab brauner Samt das Material und gleichfarbige Seidenblenden die Ausstattung. Im Rücken dreiviertelanliegend, zeigt es halblose Vorderteile, deren englische Nähte durch Blenden betont werden. Als Halsabschluß dient ein kleiner Herrenkragen, der kurze Schoß der Jacke tritt leicht abgerundet vorn etwas auseinander. Etwas blusig gehalten, schließt der Dreiviertelärmel mit rundem Aufschlag ab. Der etwas schleppende Glokkenrock aus sandfarbenem Tuch hat als unteren Abschluß eine braune Samtblende mit Soutachebegrenzung. Vorn zeigt er die charakteristische Mittelnaht. Sein Schnitt ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der des Jäckchens in 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 1,50 Meter, für den Rock bei 1,10 Metern Breite 3,25 Meter. — Ein ebenso praktischer wie moderner Paletot wird mit Abb. 434 veranschaulicht. Aus dunklem, blau und grünkariertem englischen Kostümstoff gefertigt, wird er durch einfarbige Tuchblenden ausgestattet, die vorn wie im Rücken die englischen Nähte verdecken. Er ist anliegend gearbeitet, mit langem angeschnittenen Schoß, der unten glockig ausfällt. Den Verschluß bewirkt eine doppelte Knopfreihe, den Hals begrenzt ein Schalkragen, der in Revers ausläuft. Übereinstimmend mit der

Abb. 432 bis 434.
Anzug mit Persianerjackett, Promenadenkostüm mit **Samtjäckchen, langes Schossjackett.**

schlanken Form des Paletots trägt auch der Ärmel ein ziemlich schlankes Gepräge, an der Hand schließt er mit einem Aufschlag ab. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 3,25 bis 3,50 Meter.

Zwei Fünfuhrtee-Toiletten. (Abb. 435 u. 436.) Für das elegante Modell Abb. 435 war dunkelfliederfarbener Velvet gewählt, dem eine gleichfarbige Schnur- und Seidenstickerei elegante Wirkung verlieh. Im Empirestil mit leicht verkürzter Taillenlinie gearbeitet, ist die leicht blusige Taille durch einen weißen, in Fältchen abgenähten Tülleinsatz ausgestattet, der sich vorn wie im Rücken bis zum Taillenschluß zieht. Der glockige Überärmel ist den Blusenteilen angeschnitten und fällt, die Form der Schulter betonend, lose über den halblangen Puffärmel, den ein gesticktes Bündchen abschließt. Der schlanke, mit vorderer Mittelnaht gearbeitete Rock hat ein kleines, vorn leicht drapiertes Mieder und weiche leichte Schleppe. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5 Meter. — Das zweite, aus maulwurfsfarbenem Tuch gefertigte Modell (Abbildung 436) wurde durch weiße Spitze und dunkleren Samt gehoben. Die blusige Taille, die auch im Rücken durch den Tülleinsatz, die Spitzenpasse und das in halber Höhe zusammengehaltene Fichu ausgestattet wird, zeigt letzteres lose mit Samtlagen überlegt, unter deren unterster eine weiße irische Spitze hervorfällt. Ein grauer Posamentenring hält vorn das in Falten gelegte breite Fichu zusammen, dessen doppelter Samtbesatz durch den Ring geleitet wird und dann in dem hohen faltigen Samtgürtel verläuft. Der ziemlich enge, dreivierteillange Ärmel ist in tiefe Querfalten gelegt, der leicht schleppende Rock zeigt vordere Mittelnaht und unten einen Volant, auf den sich der in einer Samtblende ausfallende, eine Tunika markierende Rockteil legt. Der

Abb. 435 u. 436. Zwei fünfuhrteetoiletten.

Schnitt ist in 96, 100, 104, 108, 116, 120, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und für die Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,50 Meter, für den Rock 3 Meter.

Elegante Damenwäsche. (Abb. 437 bis 440.) Weißer Batist ergab das Material zu der leicht blusigen Untertaille Abb. 437, die durch Bandspangen auf den Schultern festgehalten wird. Mit Quersäumchen, Valenciennesinsatz und Spitze verziert, wird sie durch farbigen Seidenbanddurchzug an den Körper anschließend gemacht, während sie in der vorderen Mitte durch Knöpfe geschlossen wird. Im Taillenschluß tritt die Untertaille in Reihfältchen in den Schweizer Gürtel. Ihr Schnitt ist in 40, 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 60 Zentimeter. — Das schwedische Beinkleid aus weißem Batist (Abb. 438) vertritt durch seine faltige Form zugleich Rock und Hose. Das ziemlich weite Beinkleid ist unten mit einem Zug versehen, wodurch es anschließend gemacht wird; seine untere Partie verdeckt ein hoher gereihter Volant, dessen Ansatz mit Banddurchzug verdeckt und der durch Valenciennespitze, Einsatz und Säumchen garniert ist. Oben tritt das Beinkleid in ganz leichten Falten in den Kollerbund, auf den die hintere Partie aufgeknöpft wird. Der Schnitt ist in 90, 98, 108 und 120 Zentimetern Hüftweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,20 Metern Breite 3,25 Meter. — Feinstes Hemdentuch war als Material zu dem Nachthemde Abb. 439 verwendet, das die gleiche Ausstattung wie Untertaille und Beinkleid aufweist und mit viereckigem Ausschnitt versehen ist, auf den sich Spitze legt. Das Achselstück des Hemdes besteht aus Säumchen und Einsatz, die Passe aus Spitze mit Banddurchzug, letzterer ergibt auch das Bündchen des blusigen Ärmels, der in einem gereihten Volant mit Spitze endigt. Die Hemdenteile setzen sich in Brusthöhe in Reihfalten der Spitzenpasse an. Der Vorderschluß befindet sich leicht seitlich. Der Schnitt ist in 40, 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 4,50 Meter. — Linon, Valenciennespitze, Einsatz und Banddurchzug vereinigten sich in dem Modell Abb. 440 zu eleganter Wirkung. Das glatte Hemd wird auf den Schultern durch Spitzenspangen festgehalten. Seinen Anschluß an den Oberkörper bewirkt der Banddurchzug. Der Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 2 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur Selbstverfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 432 bis 440 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstraße 37—41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über den stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages per Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Abb. 437 bis 440.
Elegante Damenwäsche.

Die Unterkleidung.

Von Alix Osten.

Die aufregende Pariser Modenachricht, daß dem braven Unterrock, Jupon oder wie man ihn sonst nennen mag, das Todesurteil gesprochen ist — begegnet in Deutschland vorläufig keinem Entgegenkommen und wird es wohl niemals finden. Von der kompakten Unterkleidung ist man ja längst abgekommen, aber bei dem „einen" Unterrock wird man wohl bleiben, und so mag es immerhin ganz zweckmäßig sein, einmal über ihn zu plaudern.

Wer sich verständnisvoll mit weiblicher Toilette beschäftigt, weiß, daß man jeder Dame auch äußerlich ziemlich genau ansieht, wie die Unterkleidung beschaffen ist, und daß der Eindruck der ganzen Toilette von dieser Unterkleidung stark abhängt.

Bedenkliche Verstöße mancherlei Art sind bei der deutschen Frau in dieser Beziehung viel öfter zu konstatieren als bei der Französin, der der Geschmack in Kleiderangelegenheiten in Fleisch und Blut übergegangen ist. Die einfachste kleine Arbeiterin in Paris trägt immer ein zierliches Unterröckchen, wenn es auch an sich ebenso einfach ist wie die obere Kleidung. Bei unseren jungen Mädchen dieser Klasse beobachtet man dagegen in dieser Beziehung leider eine bedenkliche Nachlässigkeit, die sich übrigens nicht auf sie allein erstreckt, sondern recht oft auch auf Klassen, die „es eigentlich besser wissen müßten".

Der grellgefärbte, raschelnde, überreich und auffallend ausgarnierte „Jupon" ist zum Kennzeichen einer Klasse von Frauen geworden, mit der eine anständige Frau auch in der Kleidung nichts gemein haben will. Aber der brave, solide Velours- oder Alpakarock, sei er noch so akkurat und tadellos sauber gehalten, ist auch wieder nicht die passende Unterkleidung für die moderne Frau, die Anspruch auf eine gewisse Eleganz erhebt. Starkraschelnde Unterröcke sollte man unter allen Umständen vermeiden, ebenso sei man in der Farbenwahl vorsichtig. Zur tiefen Trauerkleidung ist einzig und allein das schwarze Unterkleid, bei Halbtrauer das graue oder lilafarbene und der weiße Waschrock zulässig.

Bei dem jetzigen ungefütterten Rocke der Besuchs- und Promenadenkleider wird meist ein zweiter Rock in der Farbe des Kleides getragen, und dann kommt eine weitere Unterkleidung dieser Art nicht mehr in Frage. Auch diesem Rocke wird bei der Hausschneiderei nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Er muß einen sehr guten, schlankmachenden Schnitt haben und soll am unteren Rande hübsch besetzt sein, darf auch nach den Gesetzen der Eleganz keine Besenborte haben. Sehr praktisch sind für solche Röcke kleine Vorstöße von Baumwollsamt in der gleichen Farbe, die elegant aussehen und sehr haltbar sind.

Für die fußfreien Straßenröcke ist ein am unteren Rande stark garnierter unterer Rock unerläßlich, besonders für große und sehr schlanke Figuren, weil der Kleiderrock sonst einfällt und dann abscheulich aussieht. Hier ist die feine, biegsame Stahleinlage am Platz, die den Rock gerade so weit stützt, daß er, durch den oberen Kleiderrock wieder zusammengedrückt, die Falten am unteren Rande vor dem Einfallen bewahrt. Solche Röcke sind, wenn man sie kauft, immerhin ziemlich teuer. Findige und sparsame Frauen erstehen sich einen einfachen Rock dieser Art aus gutem Material und machen ihn durch einen selbstgefertigten Besatz eleganter und zweckentsprechender. Kauft man einen hübschen sogenannten Phantasierock, der am unteren Rande nur einen großen Volant hat, so erreicht man diese Eleganz dadurch, daß man dem Volant ein kleines, etwa zwei bis drei Finger breites Plissee aus Seide oder Halbseide in passender Farbe aufsetzt. Man nimmt den Rock in reichlicher Länge und macht zunächst unten einen Saum, in den das Stahlband eingezogen wird. Für seidene Unterröcke gibt es bei den Ausverkäufen der Seidengeschäfte stets sehr preiswerte Reste zu kaufen. Nimmt man eine etwas bessere Qualität und schneidet den Rock genau nach einem gut passenden Musterrocke, so wird man zu ziemlich billigem Preise einen eleganten Rock haben, der indes nicht zum täglichen Gebrauch bestimmt werden darf, weil die Seide gar zu leicht bricht. Sehr praktisch sind dagegen die Gloriaröcke, die auch den Vorzug des ausgezeichneten Sitzens haben. Diese Röcke werden mit einem hohen seidenen Volant verziert, der in der Grundfarbe mit dem Gloria übereinstimmt. Die Hauptbedingung für den guten Fall eines Volants ist das öftere Einziehen am oberen Rande. Einmaliges Einziehen genügt nicht, die Seide wird dann stets störrisch bleiben. Vier- bis fünfmaliges Einziehen wirkt zugleich bedeutend eleganter. Am unteren Rande kann man den Rock ganz nach Geschmack ausgarnieren. Ein schmales Plissee bildet den Abschluß, darauf läßt man entweder eine Garnierung von Samt oder schmalen Atlasbändchen folgen, oder man besetzt ihn mit schmaleren oder breiteren Spitzeneinsätzen, die mit Babyband eingefaßt werden. Sehr elegant sind Seidenvolants, denen man ausgeschnittene Medaillons aus bunter Seide aufsetzt. Wählt man zum Beispiel einen ziemlich dunkelgrauseidenen Volant, eine Farbe, die zu allen Kleiderfarben elegant wirkt, so kann man große Vierecke, Ovale oder Rundungen aus sehr bunter Seide dem Volant in angemessenen Zwischenräumen aufsetzen, die man mit schmalem grauen Band einfaßt, das sauber aufgesteppt wird. Dazu genügen ganz unmoderne Muster, die man in sehr guten Qualitäten oft sehr billig kaufen kann.

Für einfachere Röcke ist der schöne, hartgriffige Alpaka sehr beliebt, den man indes stets in einer sehr guten Qualität kaufen muß, weil der billige in der Wäsche stark einläuft und unansehnlich wird, während ein guter Alpakarock sich wie Leinen wäscht.

Vor sehr billigen, gekauften Unterröcken sei überhaupt gewarnt, sie sind im Tragen stets teuer, weil sie nie haltbar sind. Es gibt sehr einfache, fertige Alpakaröcke von ausgezeichnetem Schnitt und guter Qualität, die man auf die obenerwähnte Weise hübscher ausstatten kann.

Auch bei Waschröcken kann eigene Arbeit verschönernd eingreifen. Besonders die bekannten grauen Leinenröcke eignen sich in ihren besseren Qualitäten vorzüglich zu solchen Verschönerungsversuchen. Man besetzt sie mit billig erstandenen Resten guter Waschspitze, mit den reizenden, gewebten Leinenborten in verschiedenen Breiten, die ebenfalls als Reste sehr vorteilhaft eingekauft werden können, und schließlich kann man auch leichte Muster über Kanevas darauf sticken. Immer ist es ratsam, dem unteren Abschluß des Randvolants noch eine kleine Verzierung aufzusetzen. Dadurch gewinnt der gekaufte Rock stets ganz merkwürdig. (Hübsche Anregungen brachte Nummer 26 der „Welt der Frau").

Für weiße Waschröcke sei den Leserinnen der Tülldurchzug auf Erbstüll empfohlen. Diese schöne, schnellfördernde Technik ergibt prächtige und billige Einsätze, Spitzen und Einsatzkaros oder Medaillons, die gerade bei der jetzigen Moderichtung doppelt wirksam sind. Das Durchzugmuster kann außerordentlich einfach sein, ja das einfache Muster wirkt am besten, und ein paar Tage amüsanter Arbeit genügen, um die reichste Garnitur für einen hocheleganten Waschrock herzustellen. Man wählt eine recht gute Qualität groben Erbstüll und arbeitet mit kräftigem Plattgarn. Als Abschluß des Volants dient, wenn man sich die Mühe des bogenförmigen Festonierens einer Spitze ersparen will, das Einsatzmuster, das man am unteren Rande mit einem strohhalmbreiten Schrägstreifen von feinem Batist einfaßt und dem Volant etwas angekräuselt ansetzt. Diese Art der Ausgarnierung ist sehr praktisch, weil der untere Rand sich nicht durchstößt. Das Einfassen mit Batistbändchen kann man, nebenbei bemerkt, auch bei schadhaft gewordenen Spitzenvolants aller Art anwenden, es sieht sehr gut und durchaus nicht „gestickt" aus. Sehr hübsche, verhältnismäßig billige Garnierungen stellt man her, wenn man die Volants der Waschröcke aus Stickereistoff macht, der natürlich nur ein sehr leichtes Muster zu haben braucht. Man kraust diese Volants sehr wenig ein und festoniert entweder den unteren Rand oder setzt ihm eine ganz schmale Stickerei als Abschluß auf. Der Schrägstreifen, der den Volant auf dem Rock befestigt, kann aus glattem oder gesticktem Stoff bestehen, je nach dem gewünschten Grade der Eleganz.

Wir erwähnen noch für Leserinnen, die die Abwechslung lieben, den Unterrock mit anknöpfbarem Volant. Hier werden die verschiedenen Volants für sich angefertigt und am oberen Rande durch Druckknöpfe dem Körper des Unterrocks beliebig aufgesetzt. Die Ersparnis ist allerdings nicht sehr groß, denn der Unterrockkörper ist ja eigentlich die Nebensache und kommt gegen die Kosten eines eleganten Volants kaum in Betracht.

Sehr praktisch sind indes weiße oder farbige, hübsch ausgarnierte Batistvolants, die man einem seidenen oder Glanzunterrock aufknöpft. Der Vorteil dabei ist der, daß nur der Volant, nicht der ganze Rock gewaschen und geplättet zu

werden braucht. Die Höhe der Volants muß etwa 35 bis 40 Zentimeter betragen und die etwaigen Spitzeneinsätze dürfen nicht durchbrochen garniert sein, es sei denn, daß man den Volant doppelt arbeitet, indem der durchbrochen garnierte einem anderen flacheren aufgesetzt wird. Farbige Batiströcke dürfen, nebenbei bemerkt, nur in Marseiller oder Gallseife gewaschen werden, da sie sonst die Farbe verlieren. Behandelt man sie aber vorsichtig, so erhalten sich die zarten Nuancen jahrelang frisch, sogar das sonst so sehr empfindliche Blaßlila und Blaßgrün.

Für stärkere Damen sind Trikotröcke sehr beliebt. Der Trikotrock geht fast bis zum Knie, ihm schließt sich dann ein eleganter, weit ausfallender Volant an, der den guten Sitz des Kleiderrockes sichert.

Kopfputztorheiten.

Von Helene Freifrau von Schroetter.

Titelkupfer „. . . à la belle Poule."

Zu meinen reizvollsten Besitztümern zählt eine Serie von zierlichen, in hellmaigrünes, spiegelndes Papier gebundenen Miniaturbüchlein. Sie sind die Damenbücher des achtzehnten Jahrhunderts, diese „Almanaques" mit mühsam gestochenen Kupfern feinster Linienführung, mit mattem Papier, fadenartig gestreift wie Leinwandgewebe, mit ihren gedrechselten Reimen, ihrer Prosa, die gespreizt und würdevoll im Menuettschritt einherschreitet.

Besonders eins davon ist mein erklärter Liebling. Es trägt den Titel „Pariser Coëffuren" (damals schrieb man Coëffure an Stelle von Coiffure). Kein Verfassername, keine Andeutung, wer die wunderhübschen Kupfer gestochen! Als Verleger zeichnet ein vornamenloser „Pauly, 1779". Kenner haben mir versichert, daß die Illustrationen Pariser Ursprungs seien — wie auch jetzt noch viele unserer Modebilder. Aber ein deutscher Reimschmied, und zwar einer, der mit voller Absicht gegen die allgemeine Französelei Front machte, hat in deutschem Sinne die Kopfputzmoden mit deutlicher Kritik begleitet. Neben jedem der 48 Kupfer steht oft drastisch genug ein Vers, der die deutsche Beschauerin warnt, berät und mit beißendem Spott die Modetorheit geißelt. So ist mein kleines Buch ein allerliebstes illustriertes Pamphlet gegen die Mode der damaligen Zeit. Von ihm möchte ich heute erzählen und ein paar seiner Bildchen vorführen.

Gleich die Widmung an die Urgroßmutter ist so bezeichnend für die Zeit:

„Souvenir.
Beste Freundin lebe
Zum Glück und lange noch zur Lust
Und neue Heiterkeit belebe
Von heut an Deine süße Brust."

v. G.

Berlin, den 1. July 1781.

Das Titelkupfer trägt die Unterschrift: „Coëffure à la belle Poule". Ihm fehlt ein Begleitvers. Versagten unserm Dichter hier die Worte? Auf 50 Seiten reihen sich nun Kupfer an Kupfer, eine amüsante Reihe von Frauenköpfen. Zuerst eine Revue von historischen Haartrachten, wellige Scheitel im Wall der Krause unter Henri IV, hängende Frisuren aus der Zeit Louis XIII. und Louis XIV., Haubenmoden aus der Regierung von Louis XV., dem Vielgeliebten, kurz, wie das knappe Vorwort ankündigt: „Man siehet in diesem Werkchen auf was für Art sich die Frauenzimmer unter verschiedenen Regierungen von 1589 bis 1778 aufgesetzt haben". Am interessantesten sind aber die Coëffuren „d'un nouveau goût", die Pariser Modelle, denen die deutsche Frau nacheifert und deren Lächerlichkeit ihr dargetan werden soll.

Das Horn des Überflusses.

„Barett" mit Schnur und einzelnen Locken.

Doch lassen wir Bild und Wort für sich sprechen! Manches Reimlein, trotzdem es mehr als hundertjährig ist, ist heute noch nicht nur verständlich, sondern sogar — schlagend anzüglich:

„Ihr Schönen treibt die Eitelleit
Beym männlichen Geschlecht beliebt zu seyn, zu weit.
O könnten, die vor hundert Jahren
Noch junge Schönen waren,
Aus ihren Gräbern auferstehn
Und Euren droll'gen Kopfputz sehn,
Sie riefen aus: Ihr wollt mit Eurem Putz uns sagen:
‚Wir sind noch leichter als die Federn, die wir tragen!'"

Das Modell der zweiten Abbildung führt den Titel: „La corne d'Abondance 1777“:

„Da den Geschmack der eitlen Französinnen
In jedem Land die Schönen liebgewinnen;
Da Frankreich Modenland,
Von jeher Beifall fand:
So nennt man diesen Putz mit vielem Vorbedacht
‚Des Ueberflusses Horn‘: weil man gestehen muß,
Er bringe überall, wo man ihn nachgemacht,
Den Kopfverschön'rern Ueberfluß!
Ein Huth, den keine Feder ziehrt
(Ihr Schönen wißt's) wird selten nur geführt.
Er würd auch ohne sie nur klein
Und unansehnlich seyn.
Ich bitte Euch, im Namen aller Gatten,
(Ihr werdet mir Gehör verstatten):
Wenn je ein Federbusch am Huthe prangen soll:
So habt ihn blos für Euch! — Versteht Ihr's wohl. —“

Das Liebesband.

Nicht weniger satirisch wird der ungenannt gebliebene Kritiker in den Versen zur „Toque lisse avec trois boucles detachées“ (Barett mit Schnur und einzelnen Locken):

Der Halbmond.

„Ich weiß, daß ich Euch Ehrfurcht schuldig bin,
Ihr Schönen! — und daher sag' ich's ganz trocken hin,
Daß Ihr stets schamhaft Euch beweiset
Und daß man dies an Euch vorzüglich preiset:
Es ist demnach nicht Eure Schuld
Daß Ihr hier schamlos scheint! — Ich muß es nur gestehn
Der Kupferstecher hat's versehn. —
Ertragt den Fehler mit Geduld!“

Die Abbildung „le Croissant“ („Der Halbmond“) begeistert den Verfasser zu folgender „Wahrheit“:

„Für ein so niedliches Gesicht
Ist dieser Kopfputz nicht
Mit richtigem Geschmack gewählt
Weil das Verhältniß fehlt.
Ist's der Natur, die stets das Ubertriebne haßt
Gemäß, wenn ein ganz klein Gemähld
Ein viermal größrer Rand umfaßt?“

Seinen ganzen Spott und Hohn aber gießt das deutsche Empfinden unseres Modenfeindes über die nächstfolgenden Abbildungen aus. Die eine trägt eine französische Unterschrift, die die Frisur als „Treppe von fünf Locken“ charakterisiert:

„Bewundert, wie Ihr wollt, dies prächtige Gerüst!
So hoch es aufgethürmet ist:
So unbequem wird's bald dem ganzen Körper seyn.
Es hat den Schein,
Biß an die Wolken selbst zu steigen. —
Muß eine Schöne nicht, mit solchem Putz beschwert,
Wenn sie in einer Kutsche fährt,
Sich krümmend beugen?“

Und gar die zweite Treppenfrisur „en crochet“, die eine Häkelnadelversammlung darzustellen scheint (s. das letzte Bild dieser Seite), hat für den Spott nicht zu sorgen:

„Was soll man wohl zu diesem Putze sagen?
O Himmel, wie viel Müh und Kunst!
Kann man wohl diesen Zwang vier Stunden lang ertragen?
Erwartet nicht Bewund'rung. — Nein, (mit Gunst!)
In dieser aufgetürmten Pracht
Werd't Ihr von Weisen laut verlacht.“

Der Gipfelpunkt der Namenbenennung und der Kopfputztorheit ist jedoch „le Chien Couchant“ (Abb. S. 685). Hier soll durch Anordnung der Haare — Locke als Schwanz! — in Verbindung mit einer niedergedrückten Haube der Anschein eines auf dem Damenhaupt sanft eingenickten Schoßhündchens erweckt werden:

„Dies stellet uns den Thron der Thorheit dar.
Und zeigt, daß der Geschmack oft von den schönen Kindern
So wie von ihren Putzerfindern
Sehr weit entfernet war.“

Die lange Reihe origineller Köpfchen mit den amüsantesten Unterschriften, wie „Parterre Galant“, „Bonnet à la Candeur“ usw. vorzuführen, verbietet uns leider der Raum. Nur noch eine Hauben- oder vielmehr Hutmode sei der Vergessenheit entrissen. Wieviel Frauengunst mag sie genossen haben? Ist sie ebenso förmliche Uniform gewesen wie die „Charlotte“ von heute?

„Dies Kopfzeug ist gewiß des Vorzugs werth,
Je mehr es Kunst und Zwang entbehrt:
Je schöner scheint es mir.
Doch setz ich hier voraus, daß dieses Ganze Dir,
Du liebenswürdige Glycere!
Von der Natur geschenkt, Dir selbst gehöre:
Denn der Geschmack scheint mir verwöhnt,
Der sich ein fremdes Haar entlehnt.“

Und zum argen Schalk wird unser Dichter gar im Begleitreim zum nächsten Bilde „Le bandeau Damour“ betitelt:

„Treppe“ von fünf Locken.

Die Häkchentreppe.

Le Chapeau tigré.

„Ein tigerbunter Huth?
Je nun! — Man weis wieviel die Farb' am Putze thut.
Doch dieser Kopfputz legt fürwahr
Vom richtigen Geschmack das Gegentheil uns dar.
Sein weiter Umfang stellet
Fast einen Scheffel vor — ist wenigstens ihm gleich.
Zwar hier entscheid' ich nichts — Schönen! — Euch
Gebührt 's, daß Ihr ein Urtheil fället.“

Mit diesem galanten Appell schließt der Verfasser als geschickter Diplomat seine gereimte Kritik. Ob seine Kapuzinerpredigt genützt hat? Wer weiß? Es läßt sich ja nicht leugnen, daß

Das schlafende Hündchen.

gerade um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts gesundere Strömungen die weibliche Kleidung zu bestimmen anfingen, als vorher. Aber auch sie gingen wieder vorüber — unter dem Zwange neuer Moden. Denn immer ist Frau Mode der absoluteste Monarch auf Erden gewesen, damals wie heute. Immer folgten und folgen ihr Alte und Junge, Dumme, und was das Erstaunliche ist, auch die Gescheitesten blindlings. Und erstünde heute ein Pamphletist, der uns in so amüsanter Weise den Spiegel vorhielte, der warnte, spöttelte und erziehen möchte wieder brave, namenlose, gutdeutsche Reimschmied in Urgroßmutters Almanach — es erginge ihm kaum anders als seinem Vorbild!

Ein „tigerbunter" Hut.

Tafelluxus vergangener Zeiten.

Von Margarete Enberg.

Die Ausschmückung der Tafel und der Luxus bei Gastmählern stammt noch aus einer Zeit, zu der man von einer Kochkunst, wie sie etwa unter Ludwig XIV. in Frankreich auf der Höhe stand und seither ganz Europa beherrscht, noch gar keine Ahnung hatte. Die Geschichte weiß Ungeheuerliches über die Schwelgereien der römischen Kaiser zu erzählen, die uns aber nicht so sehr um ihrer kulinarischen Genüsse willen, als eben wegen des Luxus, der ihre Tafel zierte, hier interessieren können. Der Tafelluxus im Rom der Cäsaren konzentrierte sich zunächst auf zwei Dinge: Blumen und Wohlgerüche. In verschwenderischer Fülle wurden Blumen über die Tafeln ausgestreut. Die Trinkgefäße wurden bekränzt, die Lagerstätten — man lag bekanntlich bei Tisch — mit Blumen geschmückt, die Wände und Säulen der Säle mit Blumengewinden behangen. Auch die Zimmerdecken wurden kunstvoll mit Blumen verziert, und durch mechanische Einrichtungen brachte man es fertig, einen Regen von Blumen und Wohlgerüchen auf die Tafelgäste niedergehen zu lassen. Bei einem Gastmahl, das ein Günstling Neros zu Ehren seines kaiserlichen Freundes veranstaltete, kosteten die Rosen vier Millionen Sesterzien (nach unserem Gelde etwa 880 000 Mark). Man muß annehmen, daß das Fest im Winter gegeben wurde, da in Italien damals die Rosen im Winter noch selten waren.

Geschichtliche Überlieferungen erzählen von einem Gastmahl des Lucius Verus, bei dem die kostbarsten Geschenke an die Gäste verteilt worden sind. Die Kosten dieses Festes sollen sich auf sechs Millionen Sesterzien = 1320000 Mark belaufen haben. Die Summe ist ungeheuerlich genug, doch ungeheuerlicher noch, wenigstens für unsere Begriffe, die Geschenke, die zur Verteilung kamen: lebendige Tiere, darunter Löwen und andere wilde Bestien, silberbeschlagene Maultiergespanne mit den dazu gehörigen Treibern wurden als „kleines Andenken" den Gästen mit auf den Weg gegeben. Auch mit schönen Sklavinnen und Sklaven wurden manche der Geladenen beglückt.

Die Verlosung von Geschenken bei Festlichkeiten hat sich, wenn auch in veränderter und den Zeiten angemessener Form, noch lange in Italien erhalten und wurde im 17. Jahrhundert von dort nach Frankreich und anderen Ländern verpflanzt. Sehr bekannt ist das Festmahl des Mazarin, des allgewaltigen Kardinals unter Ludwig XIV., das er im Louvre zu Ehren der Königin von England veranstaltet hatte, und bei dem sich unter den Geschenken, die zur Verlosung kamen, auch ein Diamant im Werte von 4000 Talern befand. Doch hatte damals in Frankreich mehr die Kochkunst als die Ausschmückung die Überhand. Und wenn man auch großen Wert auf die geschmackvolle und künstlerische Ausstattung der Tafel und der einzelnen Schüsseln und Gerichte legte, das Hauptinteresse gehörte doch der vollendeten Herstellung der Speisen. Große Staatsmänner verschmähten es nicht, wie einer unserer Geschichtsschreiber erzählt, sich mit der Erfindung und Zusammenstellung einzelner Gerichte zu befassen. Die Kochkunst wurde zur Wissenschaft, und von dem berühmten Koch Vitel sagte Madame de Sévigné, er wäre „von einer so hervorragenden Begabung" gewesen, daß sein Kopf „alle Sorgen einer Staatsverfassung in sich zu fassen hingereicht hätte." Der Vergleich liegt allerdings sehr nah, denn in der hohen Politik wie am Herd hängt oft alles von einem zufälligen Zwischenfall ab. Und so einen kleinen unberechenbaren Zwischenfall mußte auch der geniale Vitel zuletzt mit seinem Leben bezahlen. Anläßlich eines Festes zu Ehren des Sonnenkönigs, das der große Condé in Chantilly gab und das die Kleinigkeit von 180 000 Livres kostete, kamen verschiedene „kleinere Unglücksfälle" vor, und zuletzt blieben auch noch die Seefische aus. Aus Verzweiflung darüber nahm sich Vitel, der Koch Condé's, das Leben.

Zu uns nach Deutschland kam die Wissenschaft der Gastronomie erst im XVIII. Jahrhundert aus Frankreich herüber und nahm ihren Hauptsitz in Hamburg, wo die reichen Kaufleute den Tafelluxus selbst bei den täglichen Mahlzeiten in der Familie einführten. Nur langsam (eigentlich erst nach dem Kriege von 1870) verbreitete sich von hier aus über Deutschland ein gewisser Tafelluxus, der sich in der Zusammensetzung unserer großen Diners wie auch in der reicheren Alltagsküche des Mittelstandes kundgibt.

Ratgeber für Jedermann

Hauswirtschaft.

Ein neuer Selbstkocher. Dieser neue Apparat stellt insofern eine Verbesserung der Kochkisten und ähnlicher Einrichtungen dar, als das extra „Ankochen" der Speisen sowie das Erhitzen von Glühplatten usw. hier fortfällt. Die Speisen werden nämlich im Apparat selbst angekocht, der zu diesem Zweck in seinem Unterteil eine Feuerstelle zur Verbrennung der bekannten, überall käuflichen Glühstoffpäckchen besitzt. Man gießt den dort befindlichen Behälter halb voll Spiritus, zündet diesen an und richtet, während die Flamme den Glühstoff völlig durchglüht, das Essen vor. Dann setzt man den Apparat auf, gibt die Töpfe mit den rohen Speisen hinein, legt die beigegebenen Isolierplatten nach Vorschrift auf (verschieden, je nachdem man kochen, braten oder backen will) und verschließt. — Der Vorzug dieser Einrichtung besonders für „Einschichtige" beiderlei Geschlechts, die in ihrem „möblierten Zimmer" ja selten die Möglichkeit zu dem bei den Kochkisten unerläßlichen Ankochen haben, ist offensichtlich. Aber auch die Hausfrau wird sich mit dem neuen, vortrefflichen Herdersatz wohl anfreunden. (Bezugsquelle: E. A. Schumann, Berlin.)

Ein neuer „Selbstkocher".

Petersilie für den Winter frisch zu erhalten. Man nimmt ein Fäßchen von beliebiger Größe und macht mit einem starken Bohrer in Abständen von 30 Zentimetern eine Anzahl Löcher in die Wand des Fäßchens. Auf den Boden des Gefäßes schüttet man, 14 Zentimeter hoch, leichte Erde und steckt zuerst durch die unteren Löcher gesunde, möglichst kräftige Wurzeln von Petersilie; die Köpfe stehen nach außen. Dann füllt man Erde bis an die zweite Löcherreihe auf, steckt in diese ebenfalls Wurzeln und fährt so fort, bis das Gefäß gefüllt ist. Die oberste Schicht in einem solchen Fäßchen bepflanzt man noch mit Petersilie oder Schnittlauch, stellt es an einen hellen, frostfreien Ort und gießt nach Bedarf. Ein solches grünes Fäßchen sieht nicht nur reizend aus, sondern kann auch mehrere Jahre nacheinander gebraucht werden.

Gemeinnütziges.

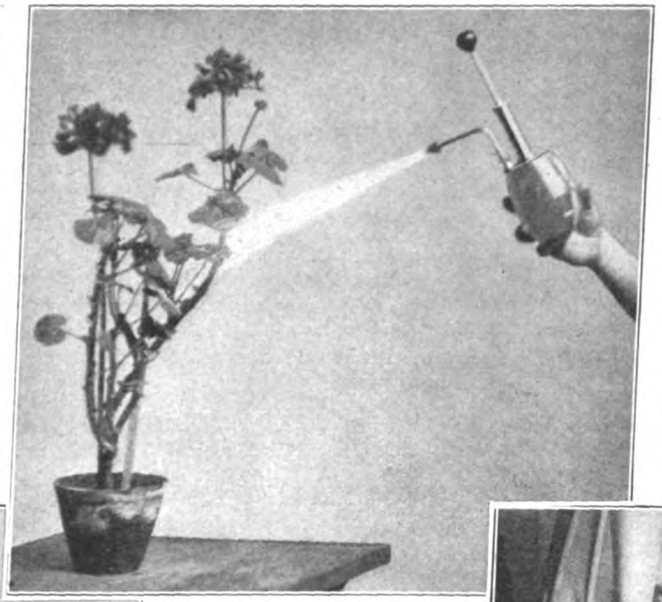
„Artisten" im Kinderspital. Es gibt eine feine französische Novelle, in der erzählt wird, wie ein verzweifelter Vater einen Clown, nach dem sein todkrankes Kind in Fieberphantasien unaufhörlich verlangt, dazu bewegt, diesem Kindchen eine Privatvorstellung zu geben. Der packende Gegensatz zwischen der todbangen Atmosphäre des Krankenzimmers und den unbekümmerten Späßen des Clowns, der dort den Dichter zur Gestaltung reizte, ist vor kurzem in mehreren Londoner Kinderspitälern zu lebendiger Wirklichkeit geworden. Vier Varietékünstler vereinigten sich, unterstützt von der Redaktion eines Londoner Blatts, zu einem Werk des Wohltuns, dessen Grundidee von so liebenswürdiger Anmut und echter Güte durchleuchtet ist, daß sie, trotz des Nebenzwecks der Reklame für die Künstler und das Blatt, wohl verdient, weiter verbreitet zu werden. Vielleicht finden sich auch anderswo freundliche Herzen, die sie aufgreifen! Die vier Artisten zogen völlig kostümiert in jene Krankenstuben der Kinderspitäler, zu denen die Anstaltsärzte den Zugang gestatteten, und führten hier mit Feuereifer ihre Kunststücke auf. Fast nur aus den allerärmsten Schichten stammten die kleinen, unheilbar kranken Zuhörer, aus Schichten, in denen frohes, befreiendes, gesundes Lachen Großen wie Kindern eine wenig bekannte Sache ist; und gar diese blassen Lippen der kranken kleinen Märtyrer mochten es im Leben nicht gelernt haben! Diese fröhliche Stunde aber entlockte selbst den schmalsten und teilnahmlosesten Gesichtchen noch ein Leuchten, dem schmerzlichst zusammengepreßten Mündchen ein Lächeln! Und die braven Artisten meinten nachher, sie hätten sich um kein brausendes Lachen in gefüllter Arena noch je so herzlich gemüht wie um diesen stillen Beifall. Sie jonglierten und grimassierten und überkugelten sich in ihren Clownkostümen auf dem harten Spitalboden nicht anders, als wäre es der teppich- und filzbelegte ihres gewöhnlichen Schauplatzes, bis ihr Repertoire erschöpft war. Unter unzähligen Späßchen verteilten sie dann nach und nach all das Spielzeug, das von der erwähnten Zeitung zur Verfügung gestellt worden war. Und der traurige, stille Spitalraum, den sie betreten hatten, schien, als die vier „Zauberer" ihn verließen, wie vertauscht — umgewandelt in eine echte Kinderstube voll Geplauder und perlendem Kinderlachen.

Blumenpflege.

Neue Blumenspritze mit nicht intermittierendem Strahl. Balkon und Veranda haben ihren

Die einzelnen Teile des Selbstkochapparates.

Pflanzenschmuck nun bis auf die wenigen winterharten Gewächse hergeben müssen, und der Blumenfreund sieht sich und seine Lieblinge wieder auf das Zimmer angewiesen. Hier aber gilt es, unter den Schädlichkeiten, die einer gesunden Entwicklung der Pfleglinge entgegenstehen, vor allem einer entgegenzutreten: der gemeiniglich allzu großen, übrigens Menschen, Tieren und Pflanzen gleich ungesunden Trockenheit der Luft. An Zerstäubern und Blumenspritzen ist denn auch kein Mangel, und fast jedes System rühmt sich irgendeines besonderen Vorzugs. Der hier gezeigte Zerstäuber schien uns aber wegen der Einfachheit seiner Handhabung und der Schnelligkeit, mit der der erwünschte gleichmäßige Wasserstrahl erzielt wird, besonders praktisch. Ein paar Kolbenstöße genügen, um das Wasser im Behälter unter so starken Druck zu setzen, daß das Ausspritzen des Wassers bewirkt wird.



Handhabung der Blumenspritze.

Gesundheitspflege.

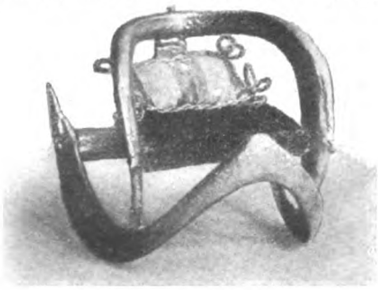
Die elektrische Wärmschlange. Einer der sehr zu Unrecht noch wenig bekannten Apparate unter den „Wundern der Elektrizität im Haushalt" ist der auf unserem Bildchen dargestellte Wärmespender. Keinen Herd, keinen Badeofen, kein schmutzendes Heizmaterial braucht sein glücklicher Besitzer mehr, um rasch warmes Wasser zu haben! In jedem Raum, an Stelle jeder Glühbirne kann der Apparat mittels Steckkontaktes eingeschaltet werden. Ein Kinderbad, ein Hand- oder Fußbad, das, besonders wenn es sich um Heilzwecke handelt, mit Vorliebe unmittelbar im Schlafzimmer selbst genommen wird, ist buchstäblich im Handumdrehen fertig. Der Strom läßt sich regulieren, so daß die Wärmezunahme rascher oder langsamer erfolgt. Hat man, wenn die gewünschte Badetemperatur erreicht ist, das Minimum eingeschaltet, so verhindert der in der Wanne belassene Apparat durch sachte, allmähliche Wärmezufuhr das Auskühlen des Wassers. Für Empfindliche und Kinder also tatsächlich ein Segen!

Neue Blumenspritze: durch Kolbenstösse wird das Wasser im Behälter unter Druck gesetzt.

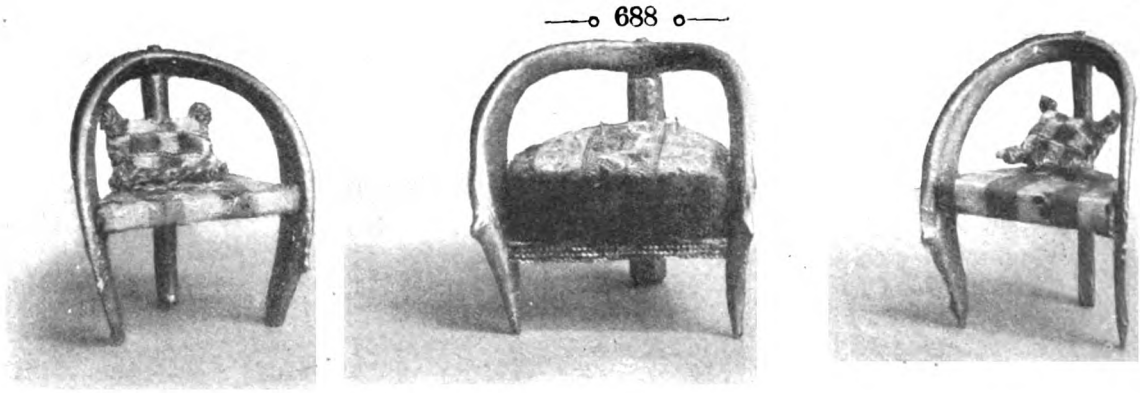
Die Elektrizität im Haushalt: das Bad für das Kleinste wird mittels der Wärmschlange erhitzt.

Kleine Handwerkskünste.

Puppenmöbel und Gestellchen für ein Nadelkissen — aus Gänseknochen. Am „Martinstage", der nun vor der Tür steht, fehlt der Gänsebraten sicher auf keinem Tische. Aber wer denkt wohl beim Genuß der „juten Jabe Jottes" daran, daß — selbst aus ihrem abgenagten Gebein noch allerlei Schönes zu machen ist! Sehr niedliche Gegenstände können z. B. aus dem Brustbeinknochen (dem sogenannten Ziehknochen) mit Leichtigkeit gefertigt werden. Zu dem Schaukelstuhl gehören zwei Brustbeinknochen, ein zweieinhalb zwei zu drei Zentimeter groß, ist aus Seide, mit Watte gefüllt und mit einer kleinen Goldschnur umrandet. — Zu den Stühlchen benötigt man je einen Brustbeinknochen, ein fünf Zentimeter langes Holzstäbchen und ein hufeisenförmiges, dreieinhalb zu viereinhalb Zentimeter großes Zigarrenkistenbrettchen. Mit einem Drillbohrer bohrt man drei Zentimeter, von den Spitzen aus gemessen, in beide Enden des Knochens Löcher, die die Nägel zur Befestigung des Sitzes aufnehmen. In den Bogen des Knochens bohrt man ebenfalls ein Loch, durch das ein den hinteren Fuß bildendes Holzstäbchen genagelt wird. Zur Befestigung des Sitzes hinten am Fuß dient gleichfalls ein kleiner Nagel. Hat man das Stühlchen so weit fertiggestellt, so überzieht man es vollständig mit Goldbronze. Zum Bekleiden des Sitzes ist ein Seidenrestchen aus Mutters Flickenbeutel verwendet worden, und ein Plüschrestchen, etwas Schnur und Watte dienen für das zwei zu zweieinhalb Zentimeter große Rückenkissen. In gleicher Weise wie die Stühlchen fertigt man das Gestell zum Nadelkissen an, nur mit dem Unterschiede, daß der Sitz tiefer, etwa zwei Zentimeter von unten gemessen, angebracht wird. Das der Form des Sitzbrettes angepaßte, etwa eineinhalb Zentimeter hohe, mit Sägespänen gefüllte Nadel-



Puppenmöbel aus Gänseknochen: ein Schaukelstuhl.



Zwei Puppensessel und — in der Mitte — ein als Nähkissen verwendbarer Lehnstuhl.

kissen ist aus einfachem Futterstoff genäht und dann mit Seide und Samt überzogen. Man befestigt es mit Fischleim auf dem Brettchen, ebenso klebt man die Seidenschnürchen rings um das Sitzbrett.

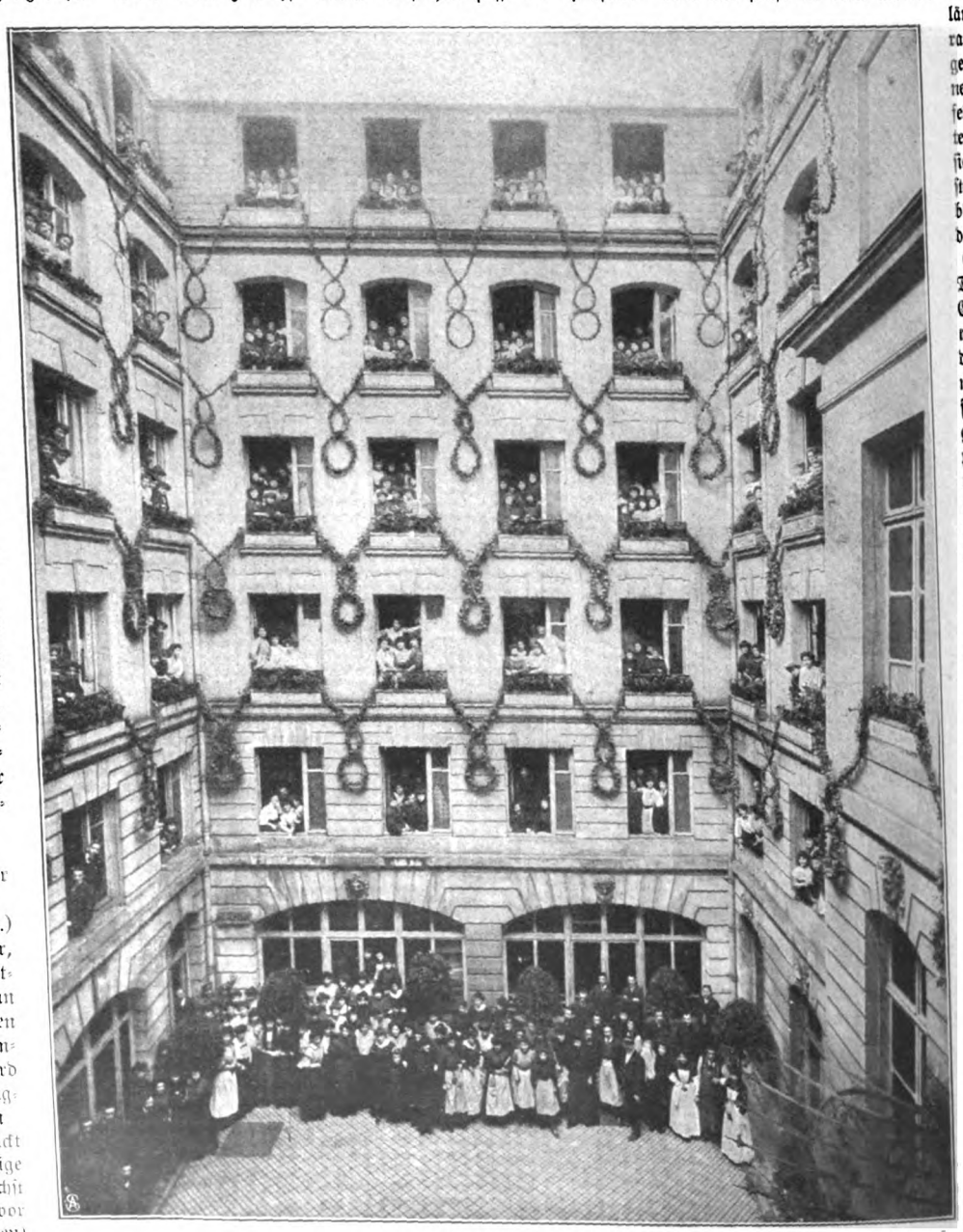
Ausländische Küche.

Omelette Manzini ist ein ausgezeichnetes und nicht teures italienisches Zwischengericht. Man bäckt zunächst einen einfachen Pfannkuchen und bereitet dann folgende Farce: Zwei Stück sehr schöne, frische Kalbsmilch werden in Würfel geschnitten, mit Mehl, Butter und Zwiebel gedämpft und mit Zitronensaft gewürzt. Mit diesem Ragout füllt man die Hälfte des Pfannkuchens, schlägt die andere Hälfte darüber, legt ihn in eine tiefe, lange Schüssel, gießt einen Viertelliter dicke saure Sahne darüber, streut etwas Parmesankäse darauf und läßt ihn eine halbe Stunde mit Oberhitze backen. Dieser schmackhafte Pfannkuchen wird in der Backschüssel aufgetragen.

Tipsykuchen. (Für Herrendiners sehr geeignet.) Ein sehr feiner, hoher Biskuitkuchen, den man aus einzelnen Biskuits zusammenlegt, wird dicht mit langgeschnittenen Mandeln bespickt und dann einige Male (möglichst am Abend vor dem Servieren) mit einer Mischung von 2/3 Kognak, 1/3 Wasser und Zucker begossen, bis er damit durchtränkt ist. Dann wird er auf eine tiefe Schüssel gestellt. Am nächsten Morgen gießt man eine dicke, mit Sahne bereitete Vanillecreme darüber.

Allerlei Wissenswertes.

Der „Bienenkorb" (siehe Abb.). Mehr als 250 „Midinettes", „Mimi Pinsons" oder wie sonst die eben moderne Bezeichnung der längst in der Literatur unsterblich gewordenen kleinen Pariser Konfektioneusen lauten mag, drängen sich an den Fenstern und auf dem blanken Pflaster dieses schönen Geschäftshofes. Das weibliche Element überwiegt so entschieden, daß die wenigen, auf unserem Bilde festgehaltenen Exemplare von Vertretern des starken Geschlechts hier förmlich wie verirrte Schäflein wirken. „La Ruche", der „Bienenkorb", heißt das große Konfektionsgeschäft im Volksmunde, wohl nicht nur wegen des Bienenfleißes, sondern vor allem wegen des ewigen heiteren Summens junger Mädchenlippen, von dem es erfüllt wird. Der hier aus [illegible] lichem [illegible] ganz reizend [illegible] schmückte Hof [illegible] auch architektonisch sehr [illegible] und gibt einer besonders anmutigen Rahmen [illegible] diese [illegible] Versammlung [illegible] von „Frauen [illegible] Beruf."



Der „Bienenkorb" — der schöne Hof eines Pariser Konfektionshauses, das vorwiegend Damen beschäftigt. Phot. J. Saffa

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 44. 1908.

Kommt Freud, kommt Leid — steh fest, ertrag'!
Leid ist des Lebens Ritterschlag;
Knie hin und nimm den Schmerz in Kauf,
Doch steh — durch ihn geadelt — auf.

A. Posch

Die Erziehung zur Geduld.

Von Adelheid Weber.

„Nicht Kunst und Wissenschaft allein,
Geduld muß bei dem Werke sein!"
Goethe.

Die Weisen sind bis auf den heutigen Tag nicht darüber einig, welchen Einfluß die Erziehung auf den Charakter des Menschen übe. Das große Jahrhundert der Humanität war in seinen führenden Geistern und großen Pädagogen bis auf Kant und Lessing, Goethe und Schiller, Rousseau und Jean Paul, Pestalozzi und Franke der Überzeugung, daß der Mensch ein Vernunftwesen sei und deshalb sein Wille durch Einsicht und „eine edle Gewöhnung der Seele" geleitet werden könne. Dann kam der Sieg des Materialismus und mit ihm die Lehre von der fast unumschränkten Wirkung der zufälligen Lebensumstände und der Vererbung, die Lehre, daß der Mensch ein Triebwesen sei und folglich durch bewußte Einwirkung nicht geformt und bestimmt werden könne.

Wir sind jetzt daran, diese in ihren Folgen verhängnisvolle Meinung zu überwinden, nachdem wir ihre beschränkten Wahrheiten der allzu idealistischen Annahme eines ganz freien Willens zugesellt haben. Wir glauben nun zu wissen, daß in der Tat das dunkle Triebwesen den Unterstrom im menschlichen Handeln bilde und oft siegreich wegschwemme, was Einsicht und Erziehung — auch die beste, die Selbsterziehung — was auch Umgebung und Verhältnisse an Schutzwehren gegen seine Gewalt errichtet haben. Wir wissen aber auch, daß wir nicht nur Trieb-, sondern auch Vernunftwesen sind, fähig des Erkennens und des bewußten Wollens, und somit erziehungsfähig — bis zu einem Grade, der bei jedem einzelnen unbestimmbar hin und her schwankt. Wir müssen diese Hoffnung aufrecht erhalten, sonst fällt mit ihr alles lebendige Wirken, sofern es nicht dem beschränktesten Augenblicks-Egoismus dient, haltlos zusammen. Freilich steht jeder Erzieher des Menschengeschlechts, jeder Lehrer und jede Mutter manchesmal entsetzt vor der Erkenntnis, daß bei ihrem Werk Wollen und Mühen vergebens gewesen sei; mehr als einmal springt wie ein Raubtier, das im Dunkel gelauert hat, ein nie geahnter oder längst für besiegt gehaltener Trieb in dem zu Lenkenden auf, der in einem Augenblicke Hoffnung und Arbeit von Jahren vernichtet. Aber da sind doch auch große und kleine Erfolge, die den Mut des Erziehenden aufrecht erhalten und seine Tatkraft anspornen, und eine ganze Reihe von wirklichen Tugenden läßt sich dem Kinde geradezu anerziehen, wenn der Erziehende nur nie in seiner Geduld erlahmt. Und da spreche ich schon den Namen einer dieser Tugenden aus, einer der wichtigsten, ja die unumgänglichste bei jedem schwierigen Unternehmen: Geduld.

„Geduld ist die Kunst zu hoffen." Wer begänne irgendein größeres Werk, ohne es im Geist vollendet, und schön vollendet, vor sich zu sehen? Und wenn er ein weit- und vordenkender Mensch ist, so tut es seiner Hoffnung nichts, wenn erst spätere Generationen die Frucht seiner Arbeit ernten sollten; er selbst sieht sie schon vollendet vor sich. Doch im Fortgange der Arbeit wachsen oder vielmehr zeigen sich erst die Schwierigkeiten und die Anstrengung, die ihre Bewältigung uns kosten wird; Enttäuschungen und Fehlschläge kommen und rütteln an unserm Mut und unserer Ausdauer. Da tritt dann die Geduld dazu, die freilich auf der „Kunst zu hoffen" beruht und ein ruhiges Vertrauen in die eigene Kraft voraussetzt, die aber doch weit mehr ist als nur diese Kunst; nämlich Selbstzucht, ein unbedingt festes Ertragenwollen der Mühsale und Unannehmlichkeiten, die jedes Wirken mit sich führt. Manchem ist diese Geduld angeboren — den großen Werkmeistern immer. Denn ein großer Künstler — sei's am Leben, am Staat, in der Wissenschaft oder der Kunst — wird eben nur derjenige, der das Werk über seine eigene Person setzt und sich ganz in den Dienst seiner Idee stellt. Aber auch kleine Lebens- und Arbeitskünstler gibt es, namentlich Frauen, die mit einer nicht zu ermüdenden, sanften und zähen Energie, was sie sich vorgenommen, allen Hindernissen zum Trotz durchführen. Oft ist es schade um diese Geduld; denn sie wird an Ziele verschwendet, die des Aufwandes an so edeln Mitteln, an Zeit und Kraft nicht wert sind. Meiner Mutter Waschfrau sparte sich durch ein Menschenalter das Brot vom Munde, um am Ende ihres Lebens eine — „Plüschgarnitur" in ihre Stube stellen zu können! Aber dieser Geduldkünstlerin fehlte es nur an der Einsicht in die Kleinheit ihres Ziels; das Material war ein vorzügliches, mit dem bei richtiger Anwendung gewiß Würdiges zu erreichen gewesen wäre. Und immerhin wird sie ihre große Geduld doch auch sonst in ihrem Leben angewendet haben, denn sie war ja ein Teil ihres Charakters geworden.

Die Erziehung früherer Tage entwickelte nun diese Kraft viel stärker als die heutige, die über aller ihrer Freundlichkeit, ihrem Verstehenwollen und ihrem Mitleid für das Kind allzu nachgiebig gegen seine Schwächen geworden ist. „Das Jahrhundert des Kindes" vergißt, den Mann oder die Frau im Kinde zu entwickeln, wie die früheren zugunsten dieses Mannes und dieser Frau das Kind fast erstickten. Die jetzt so übel beleumundeten Handarbeiten z. B. wurden für ein lebhaftes Kind unter törichten Erziehern eine Folter, wenn sie auch nicht so gesundheitmordend waren, wie man sie heute schilt, und noch weniger der Jugend den Frohsinn unterbanden. Eine Quälerei waren sie dennoch — gewiß! Aber auch eine unvergleichliche Schule der Geduld, jener Härte gegen sich selbst, die unsern Kindern so sehr abhanden kommt. Damals freilich handelte man oft ohne jede pädagogische Absicht, nur weil man dem Kinde zumutete, was man sich selbst im gegebenen Falle auch zugemutet hätte.

Eine kleine Geschichte fällt mir hier ein. Von der Unbefangenheit meiner eigenen, sonst sehr gütigen Mutter; in bezug auf ihre Ansprüche an die Geduld ihrer Kinder gibt sie ein deutliches Bild.

Der sehr große Blumengarten, der zu unserm Park gehörte, bestand nach damaliger Mode aus dicht beieinanderliegenden Blumenbeeten und Rabatten, die alle mit einem sehr breiten Kranze von Lavendel und Federnelken eingefaßt waren. Der sah nun sehr hübsch aus und duftete lieblich, wenn die Ein-

fassung in Blüte stand, wirkte aber häßlich, sobald die Blumen abgeblüht waren und die langen, sofort dürren Blütenstengel mit den braungelben oder schwarzgrauen Blumenleichen in die Höhe starrten. Weil aber die Blüte durchaus nicht alle Blumen auf einmal umfaßte, so wurde durch die verblühten auch der Genuß an den blühenden Blumen verdorben. Da hatten nun wir acht- und neunjährigen Kinder, meine Schwester und ich, das Amt, mit einer feinen kleinen Stickschere alle dürren Stengel bis zu den Blättern hin abzuknipsen, eine Arbeit, die täglich Stunden in praller Sonnenhitze in Anspruch nahm und zu den langweiligsten meines Lebens gehörte. Das war eine Geduldsübung, namentlich wenn das Brüderchen neben uns tollte und das kleinste Schwesterchen jauchzend im Grase lag und nach den Schmetterlingen haschte! Aber ich weiß nicht, ob ich meine mir angeborene Neigung zur Ungeduld in allen mühsamen Arbeiten der Hände so hätte zügeln lernen ohne diese frühzeitige Gewöhnung an Geduld, an Geduld, die nicht Hoffnung war, sondern nur Gehorsam und Pflichttreue.

Nun, solchen Zwang mutet unser heutiges Empfinden unsern Kindern nicht mehr zu. Aber zur Geduld wollen wir sie doch auch frühzeitig erziehen, denn sie ist wirklich „eine edle Gewöhnung der Seele.“ Und sie läßt sich mit Konsequenz, die keine Grausamkeit zu sein braucht, bis zu einem gewissen Grade wirklich anerziehen. Geduld am Werke zuerst. Wir müssen nur sehr früh darauf halten, daß das Kind, was es einmal begonnen hat, auch ausführe, und zwar gut und ohne Weh und Ach ausführe. Dazu gehört freilich zunächst, daß man es möglichst hindere, seine Kraft übersteigende oder sonst unmögliche Dinge zu beginnen, wozu Kinder sehr neigen. Denn sie haben noch nicht die Fähigkeit, abzuschätzen; sie wollen immer den Mond vom Himmel holen. Kann man ihnen die Versuchung nicht stillschweigend aus dem Wege räumen, so suche man ihnen klarzumachen, daß ihre Kraft nicht ausreiche, das gewünschte Werk zu Ende zu führen. Bleibt das Kind aber dennoch bei seinem Willen, so soll es die Konsequenzen so scharf wie möglich ziehen und sich auch einmal an Unmöglichkeiten eine Weile abzappeln. Es gibt aber für ein ungeduldiges Kind viele Dinge, deren Bewältigung ganz in seinen Kräften stände, wenn ihm nur eben die Geduld nicht dabei ausginge. Die einsichtige Mutter stärkt seine Hoffnung auf das Gelingen, den Glauben an seine Kraft, lobt auch das Erreichte, tröstet für Fehlgeschlagenes — aber gibt nicht nach, wenn etwa die Ungeduld sich in Wehleidigkeit kleidet und das Kind versichert, „es könne wirklich keine Vokabeln behalten“ oder „die Tonleiter nicht in die Finger kriegen“ oder ein Exempel nicht lösen. Ob es diese Dinge wirklich nicht könne, muß natürlich von berufener Seite entschieden werden, namentlich in bezug auf Kunstübung; das Kind selbst aber zum Richter in eigener Sache zu machen oder ihm aus Mitleid mit „der kurzen schönen Jugendzeit“ nachzugeben, ist wirklich sehr selten anzuraten. Es ist erstaunlich, was alles die Kinder „nicht können“, wenn man erst anfängt, sie zu fragen!

Aber auch die Geduld im Erleiden des Unabänderlichen kann geübt werden. Und sie ist so nötig in unserm nervösen und nervenreizenden Zeitalter, das für viele von uns so viel Leiden, Mühsale und Widerwärtigkeiten aller Art birgt. Die Hälfte all dieser Pein kommt ja von unserer Ungeduld, sie zu tragen, oder steigert sich durch sie von einer Unannehmlichkeit zur Qual. Jeder von uns weiß, daß ein Leiden, in das man sich erst ergeben hat, bereits die Hälfte seiner Schrecken verlor. Darum können wir unsere Kinder gar nicht früh genug an das geduldige Ertragen unausweichbarer Unannehmlichkeiten gewöhnen. Schon in der Wiege können wir sie verwöhnen oder zur Geduld erziehen. Die zärtliche Mutter, die ihr gesundes, gut gepflegtes Kind nicht weinen sehen kann, die gar bei jedem ersten Schrei zu seinem Bettchen stürzt, die — gehe an das Ende ihrer Wohnung, das seinem Lager am fernsten ist und stopfe sich beide Ohren zu; das ungeduldige Baby aber lasse sie schreien! Selbstverständlich soll hier von ernsten Leiden keine Rede sein! Ein geschultes Ohr hört aber aus der Art des Schreiens genau heraus, ob es von wirklichem Schmerz erpreßt wird oder von Ungeduld und Herrschsucht. Ja, ja Herrschsucht! Denn es ist fast unglaublich, wie früh ein verwöhntes Baby es lernt, Mutter und Wärterin zu kommandieren. Und die einzige gute Seite, die für mich das Überlassen des Kindes an bezahlte Personen hat, ist die, daß es durch deren Gleichgültigkeit gezwungen wird, früh kleine Leiden ertragen zu lernen und dadurch wehrhafter, weil geduldiger, gegen die großen Leiden des Lebens gemacht wird. Aber natürlich ist das eine harte Erziehung und, wenn das Kind älter wird, eine erbitternde Schulung zur Selbstbeherrschung und Geduld.

„Beiß die Zähne zusammen und weine nicht, Herzchen, dann tut's lange nicht so weh“, sagte ich meiner wehleidigen Kleinen. Und der Rat half. Und hilft so oft im Leben, daß er gar nicht früh genug gegeben werden kann!

Geduld beim Wirken, Geduld im Leiden — es gibt aber eine noch schönere, noch viel notwendigere Geduld: die der Menschen untereinander, füreinander. Ohne diese lebenschützende Tugend hört jede Lebensgemeinschaft auf, fällt jedes Familienglück zusammen. Diese Geduld ruht ja auf dem Grunde der Liebe; aber nicht jede Liebe hat diese Geduld. Sie ist die allerschwerst zu erringende, namentlich für nervöse oder anspruchsvolle oder eifernde, aber auch für die feinfühligen und differenzierten Naturen. Es gibt so viele Ehen, in denen die Gatten sich lieben, keiner aber die Eigenheiten des andern ertragen will; so viele Familien, in denen die Geschwister sich unaufhörlich zanken, nicht weil jeder das Seine will, sondern, weil er das Andere nicht duldet; so viele Verhältnisse zwischen Herrschaft und Dienstleuten, zwischen Personen, die irgendwie auf ein enges Zusammenleben und -wirken angewiesen sind, und die am Mangel an Geduld scheitern. Und es gibt Stadien im Leben, in denen wir fühlen, daß wir keine Geduld mehr haben, etwas oder jemand zu ertragen. Das sind die Stadien, zu denen man gelangt, wenn großes Leid unsere Widerstandskraft zermürbt hat, und sie erst führen unser Unglück auf den Gipfel.

Eben darum aber, weil keine Mutter weiß, ob ihrem Kinde solche Prüfungen erspart bleiben werden, gilt es, seine Widerstandskraft zu stärken, seine Geduld zu entwickeln. In kinderreichen Familien sollten die Geschwister sehr früh an die Geduld miteinander gewöhnt werden. Sehen oder hören wir ein Kind das andere hofmeistern, eine seiner Eigenheiten anmaßend oder heftig tadeln, so sollen wir dem kleinen Tadler jedesmal unrecht geben, mit der ausdrücklichen Begründung, es sei ganz gleich, ob er in der Sache recht habe oder nicht, sein Unrecht läge eben darin, daß er „den Splitter in seines Bruders Auge sehe und des Balkens im eigenen nicht gewahr werde.“ Nicht früh genug kann das Kind lernen, daß es nicht zu richten habe, sondern den andern zu ertragen, wie es selbst ertragen werden müsse. Unbill gegen sich und andere habe es abzuwehren, jedoch zu richten habe es nicht. Dieser großen menschlichen Untugend des Splitterrichtens gehört übrigens ein Blatt für sich; sie basiert zum Teil auf Hochmut, Selbstgefälligkeit, Mangel an Einsicht, oft auf geheimem Neid; die Rolle aber, die dabei der Mangel an Geduld spielt, ist viel größer, als man glaubt. Darum wecke die Mutter bei dem klugen Kinde die Einsicht, bei dem warmherzigen das Mitleid, bei dem kraftvollen die Hilfsbereitschaft, bei dem nervösen die Selbstbeherrschung dem andern gegenüber, damit sie alle sich selbst zur Geduld erziehen.

Und nun, nach so vielen ernsten Gedanken, fällt mir noch ein lustiges Geschichtchen ein, das ich als junge Frau erlebte:

Wir hatten ein kleines Ideal von Wohnung gefunden. Sie glänzte von Sonnenschein, hellen Zimmern, hübschen Öfen, hatte Wandschränke, Spülvorrichtung (die damals in Königsberg eine Seltenheit war), eine mit Kacheln ausgelegte Küche, hübsche grüne Jalousien, zu alledem einen kleinen Garten, der an einen großen stieß und — last not least — eine reizende Wirtin, die trotz ihrer 55 Jahre wie eine Defreggersche Madonna aussah und mit ihrer sanften Stimme sofort mein Herz eroberte. Kurz, wir waren selig, bis —

wir zu wohnen anfingen. Da stellte sich denn bald heraus, daß der Spülschrank wegen mangelhaften Abflusses unbenutzbar war, die Öfen rauchten, der Herd nicht zum Brennen zu bewegen war, die Jalousien, wenn sie niedergelassen waren, nicht wieder hinauf gezogen werden konnten. Der Nachbargarten aber, unser Trost — im Winter, hatte dicht am Haus einen Pferdestall mit — unverdeckter Grube! Wir konnten im Sommer nicht mal die Fenster öffnen, geschweige im Gärtchen sitzen!

Als ich aber wieder einmal unserer Wirtin den Jammer klagte, verzog sie ihr Madonnengesichtchen zum freundlichsten Lächeln, legte ihre runde Grübchenhand beschwichtigend auf meinen Arm und sagte mit ihrer sanftesten Stimme: „Meine liebe, junge, gnädige Frau, die Dinge sind alle nicht so schlimm, wie die Jugend glaubt. Sehen Sie, im Winter haben Sie über den Rauch geklagt — den haben Sie nun selber schon vergessen —"

„Im Sommer!" warf ich ein.

„Mit dem Herde haben Sie sich auch einrichten gelernt —"

„Ich quäle mich mit einem Petroleumbrenner", erwiderte ich gereizter.

„Nun ja", vollendete sie sanft und gütig. „Sie haben sich eben einrichten gelernt. Die Senkgrube riecht ja auch nur im Sommer. Nur Geduld haben! Sehen Sie, ich vermiete nun schon seit 30 Jahren, und alle Parteien kommen mit Klagen zu mir. Ich habe aber Geduld gelernt. Ich warte ruhig ab, bis die Mißstände von selbst aufhören. Das tun sie zuletzt immer."

Und sie hatte recht. Ich hatte zwar die anempfohlene Geduld nicht; ich zog aus. Sie aber überdauerte alle ihre Mieter und blieb immer gleich rosig, lieblich und sanft.

Denn sie hatte die vergnüglichste Art von Geduld: die mit den Leiden — der anderen.

Im Wigwam.

Von Viktor Ottmann.

Unsere Vettern in Nordamerika beschäftigen sich neuerdings lebhaft mit einer Erscheinung, die auf den ersten Blick etwas Befremdliches hat, nämlich mit der Tatsache, daß die Gesichter der männlichen jungen Generation trotz unzweifelhafter Rassenreinheit auffallend häufig dem indianischen Typus ähneln. So sehr erstaunlich ist das aber nicht, denn es vollzieht sich hier bei einzelnen Individuen offenbar nur rascher als in anderen Zonen eine Metamorphose, die unter das Gesetz der natürlichen Anpassung an die Bedingungen der Heimatserde, der Ernährungsweise und des Klimas fällt. Ob auch die von der internationalen Gunst so verwöhnten Amerikanerinnen bereits auf dem Wege der Umbildung begriffen sind und ein paar hundert Jahre später vielleicht als rotbraune Enkeltöchter Hiawathas unsere schöne Erde schmücken werden? Unmöglich ist es nicht, aber hoffentlich harrt ihrer dann ein besseres Los, als es ihren urwüchsigen Landesschwestern von heute beschieden ist. Mit wie beredten, feurigen Worten wußte einst die längst verschollene Indianerromantik die „Blume der Prärie" zu preisen, und wie traurig ragt heute die weibliche Rothaut in unsere Zeit hinein! In eine Zeit, die gar nichts mit ihr anzufangen weiß, in der ihre bunte Tracht wie eine tragikomische Maskerade wirkt und ihr Dasein zwecklos erscheint!

Ein Häuptling der Schwarzfussindianer.

Nicht alle Indianer Nordamerikas entsprechen der allgemeinen Vorstellung, die man sich in Europa von ihnen macht. Man findet unter ihnen die denkbar schroffsten Extreme. Es gibt hochgebildete Rothäute, Rechtsanwälte, Prediger, Lehrer, Künstler, ja auch eine Anzahl zu Millionären gewordener Bodenspekulanten; und es gibt Indianer, die nur widerwillig die ihnen aufgezwungene Last einer Halbkultur tragen und an deren

Gleichgültigkeit oder Beschränktheit jedes Bemühen, sie für den modernen Kampf ums Dasein zu stärken, vollkommen scheitert. Diese rückständigen Elemente bilden allerdings den überwiegend größten Teil der samt dem „Halbblut" auf etwa 240 000 Köpfe geschätzten indianischen Bevölkerung der Vereinigten Staaten, und zwischen beiden Extremen steht eine kleine Mittelgruppe, die sich redlich Mühe gibt, aus ihren Kindern vollwertige, wenn auch bescheiden begabte Bürger der Union zu machen.

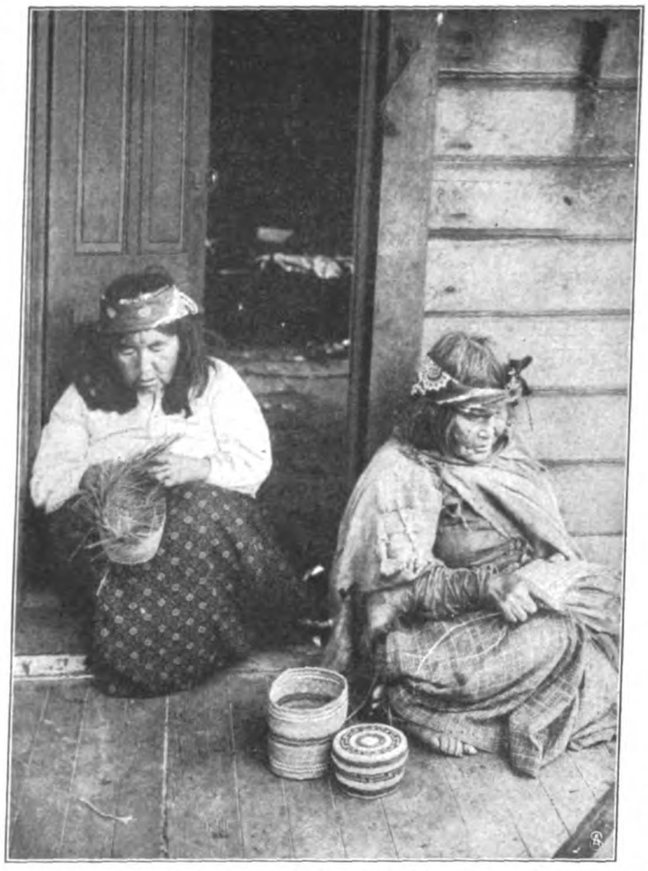
Irokesen-Indianerin mit kleinem Kind auf dem Tragbrett.

Wer den Indianer auf seiner Heimatsscholle, das indianische Weib im Wigwam schalten und walten sehen will, darf vor vielen Umwegen und Unbequemlichkeiten nicht zurückschrecken. Zwar kann man schon in Neuyork leibhaftige Rothäute zu Gesicht bekommen, aber fast nur in den oben erwähnten Eliteexemplaren der vorgeschrittensten Elemente, die natürlich ganz die Lebensgewohnheiten des gebildeten Weißen haben, oder als Künstlermodelle oder Schaubudenobjekte. Auf der Fahrt nach dem Westen sieht der Reisende dann auf den Stationen, die in der Nähe der Indianer-Reservationen liegen, häufig braune Männer und Weiber, die in ihrer halb indianerhaften, halb modernen Kleidung keineswegs einen heroischen Eindruck machen, zumal da die Männer oft genug deutlich unter der Einwirkung des ihnen so verhängnisvoll gewordenen „Feuerwassers", d. h. Schnapses, stehen. Etwas sympathischer sehen die Weiber aus, deren Vorliebe für schreiend bunte Umschlagetücher an unsere Zigeunerinnen erinnert. Sie bieten die Erzeugnisse ihres häuslichen Fleißes dar, wie gewebte Matten, phantastische Stickereien und bemalte Töpferwaren. Diese Arbeiten stehen auch heute noch kunstgewerblich auf einer durchschnittlich recht hohen Stufe, obwohl sie sich im wesentlichen darauf beschränken, die von den Weißen am meisten geschätzten älteren Muster nachzuahmen. Einzelne Farbige haben in den handwerklichen Schulen der Städte genügend gelernt, um befruchtend auf die traditionelle Kunstübung ihrer Rassegenossen einwirken zu können. Im wesentlichen aber erstreckt sich ihr Einfluß eben auch nur auf die Kulturbezirke, also auf die Städte. Die Händlerinnen, die dem Reisenden hier diese bunten Kleinigkeiten anbieten, sind weder von dieser Kultur beleckt noch erinnern sie irgendwie durch Haltung oder Ausdruck an das Selbstbewußtsein, das wir auch bei den letzten Angehörigen eines Volkes mit so großer und stolzer Vergangenheit vermuten möchten. Sie sehen armselig und gedrückt aus, und in ihren leidenden Zügen malt sich deutlich das dumpfe Bewußtsein, nichts anderes als Parias zu sein.

Wenn wir das einst so stolze Volk, die Herren der Prärie, in dem jetzigen Zustande des Niederganges näher kennen lernen wollen, müssen wir den Eisenbahnzug verlassen und uns, wo es angängig ist, zu Wagen, sonst zu Pferd, in die Reservation hineinbegeben. Die Reservationen sind die verschieden großen, zum Teil sehr umfangreichen Landbezirke, die den einzelnen Indianerstämmen von der Regierung unter gewissen Bedingungen zum Wohnsitz und Tummelplatz überlassen wurden. Wir können uns in

Irokesische Zeltidylle.

diesen Revieren auch ohne bewaffneten Schutz mit Sicherheit bewegen, denn die Indianer von heute haben keine Neigung zu Gewalttätigkeiten; gefürchtet werden nur die in manchen Bezirken an der kanadischen Grenze hausenden Halbblutindianer, unter denen sich viele verbrecherische Elemente befinden. Die Wohnstätten der Rothäute sind sehr verschiedenartig, je nachdem es sich um Stämme handelt, die seßhaft geworden sind und Ackerbau oder Gewerbe treiben, oder um Nomaden, die innerhalb ihrer Reservationen bald hierhin, bald dorthin ziehen, um den jeweils besten Weideplätzen für ihr Vieh nachzugehen. Die seßhaften Indianer wohnen in roh gezimmerten Holzhäusern oder in Strohhütten, während die Nomaden der leicht transportablen Wohnstätte ihrer Vorfahren, dem Zelt (indianisch Wigwam) treu bleiben. Unsere Aufnahmen lassen die typische Form dieser Zelte, die mit buntbemalten Häuten bedeckt sind, erkennen. Das Leben spielt sich hauptsächlich im Freien ab, und der Wigwam dient nur zum Schlafen oder zum Aufenthalt bei schlechtem Wetter. Wir müssen alle unsere Vorstellungen von Bequemlichkeit draußen lassen, wenn wir uns ins Innere eines Zeltes begeben. Ein paar wollene Schlafdecken, ein kleiner Herd, einiges Geschirr, ein Webstuhl oder eine Spindel, ein paar wertlose Kinkerlitzchen, die Mitbringsel städtischer Besucher, — das ist alles. Rings um den Wigwam liegen die Wirtschaftsgeräte, durchweg moderne Fabrikware, denn die Indianer haben längst eingesehen, daß man solche Dinge vorteilhafter kauft, als daß man sie selbst verfertigt. Einige Absonderlichkeiten fesseln unsere Aufmerksamkeit, z. B. die bei den Irokesen übliche Form der Tragbetten für kleine Kinder (siehe die Abbildung auf Seite 692). Diese Tragbetten bestehen aus Brettchen, die durch weiche Auflagen von Decken, Pölsterchen oder dergleichen zu Lagerstätten für das Kleine umgestaltet werden, die gar nicht so unkomfortabel sind! Das Kind wird durch Kreuzbänder (gewöhnlich aus Lederstreifen) auf dem Brettchen festgebunden, so daß es nun ein handliches „Packetchen" bildet, das die Mutter auch eventuell bei der Arbeit irgendwie am Gürtel oder auf dem Rücken befestigen kann. Die Frauen bekunden bei ihrer Hausindustrie großes Geschick; besonders geschätzt werden die außerordentlich feinen Flechtarbeiten der Yakimaindianerinnen des Nordwestens (siehe die nebenstehende Abbildung). Man sieht in den Kuriositätenläden Yakimakörbe, die ein paar hundert Dollar kosten, an denen aber auch jahrelang gearbeitet wurde.



Yakimaindianerinnen mit dem flechten feiner Bastkörbchen beschäftigt.

Die Stellung der „Squaw", der Frau, ist keineswegs untergeordnet, ja im Gegenteil bei manchen Stämmen sehr geachtet. Die Squaw hat im Rat der Sippe ein gewichtiges Wort mitzureden, und manche hat sogar Häuptlingsrang bekleidet. Mehr gefürchtet als beliebt ist die „Medizinsquaw", die wir weniger respektvoll eine alte Hexe nennen würden, und die den stark ausgeprägten Hang ihres Volkes zum Aberglauben gründlich auszunutzen versteht. Die allermeisten Indianer sind Christen, wenn auch nur Christen rein äußerlicher Art, und leben deshalb in Einzelehe; aber auch bei den heidnischen Indianern kommt Vielweiberei wegen der allgemeinen Armut nur selten vor. Die Rothäute haben einen lebhaft entwickelten Familiensinn. Charakteristisch ist, daß nicht der Familienvater, sondern der Sippschaftsälteste als Oberhaupt betrachtet wird. Die Kinder werden gut behandelt und sorgfältig gepflegt, aber nur solange sie klein sind; dann überläßt man sie bald sich selbst.

Zeltlager von Schwarzfussindianern.

Die Regierung der Vereinigten Staaten unterhält Indianerschulen, die nicht nur von den Kindern, sondern auch von alten Leuten gerne besucht werden. Der Bildungseifer hält freilich selten lange an, immer wieder zieht es die Rothaut in die

Prärie und zum Wigwam zurück, trotzdem in diesen Schulen, wie in allen Schulen für Farbige, die möglichste Rücksicht auf die natürliche Veranlagung und die geistigen Voraussetzungen genommen wird. Verhältnismäßig am besten sollen die Mädchen lernen; sie sind zwar nicht hervorragend intelligent, aber sanft und anschmiegsam und werden deshalb von den amerikanischen Familien gerne in Dienst genommen. Bei der in Amerika noch mehr als bei uns herrschenden Dienstbotennot sind sie eine höchst willkommene Aushilfe. Freilich — die junge Squaw, die Blume der Prärie, als „Stütze der Hausfrau" — von dieser Wandlung der Dinge hat sich die schöne Indianerromantik dereinst nichts träumen lassen!

Spätherbst.

Wir schreiten schweigend Arm in Arm
Durch Auen, die sich purpurn färben;
Die Sonne grüßt so abschiedswarm,
Der kranke Sommer liegt im Sterben.

Am Himmel träg die Wolken ziehn,
Der Tag scheint müde einzuschlafen,
In langem Zug die Schwalben fliehn
Nach ihrem sonn'gen Winterhafen.

Der Tod schleicht tückisch übers Land;
Jetzt, da die Blätter sich entfärben,
Muß wohl — ich fühl's am Druck der Hand —
Auch unsre müde Liebe sterben.

Sie wird wohl nimmer auferstehn!
So bang umflattern uns die Raben —
Indes wir eng umschlungen gehn,
Wir unsre Liebe still begraben.

F. M. Quintano.

„Unser täglich Brot."

Von Richard Gollmer.

Das Brot galt früher in der Hauptsache nur als „Magenfüller"! Jetzt aber, seit die Theorie von der Unentbehrlichkeit und Wichtigkeit der Eiweißernährung erschüttert ist, ist es in den Vordergrund getreten, weil es in geeignetster Form fast all die Stoffe enthält, die der Mensch zu seiner Ernährung braucht. Das Brot ist dem Reichen wie dem Armen unentbehrlich. „In der Küche des Armen oft das einzige Gericht," sagt Rud. Habs, „ist es auf der Tafel des Reichen der schlichte aber unerläßliche Grundton für die ganze Polyphonie des Mahles, der kleine, aber kaum zu missende Bindestrich zwischen den Einzelschönheiten des Banketts und daher immer unersetzlich, wie die Sonne trotz elektrischer Lampe und Auerlicht!"

Man versteht unter Brot ein aus Mehl von Zerealien unter Verwendung von Sauerteig, Hefe, Wasser und Gewürzen hergestelltes Gebäck. Die im Mehl eingeschlossenen Nährstoffe, besonders das Stärkemehl, setzen den Verdauungssäften einen gewissen Widerstand entgegen, der durch die Einwirkung des Sauerteiges, der Hefe und der Backhitze gebrochen wird, während gleichzeitig der Teig gelockert wird. Es ergibt sich dabei eine ganze Reihe chemischer Vorgänge: Der Mehlteig wird unter Mitwirkung eines im Mehl vorhandenen Enzyms verzuckert, der Zucker wird in Alkohol und Kohlensäure gespalten, die Stärkewandungen werden zersprengt, und es entsteht durch Aufnahme des Wassers Stärkekleister. Der Alkohol scheidet durch das Backen größtenteils aus dem Brot aus, und auch die stickstoffhaltigen Bestandteile des Mehls sind stofflich verändert, der Kleber läßt sich aus dem Brote nicht mehr durch Auswaschen entfernen.

Ein Haupterfordernis des Brotes ist, daß es gut ausgebacken wird, und nur solches, nicht aber ganz frisches Brot sollte gegessen werden. Das frische Brot hat eine noch so weiche Krume, daß sie sich beim Kauen zusammenballt, daher nicht genügend durchspeichelt und verdaut wird. Leider ist das Brot auch Krankheiten ausgesetzt, die durch Schimmel und Bakterien, verdorbenes und schlechtes Mehl hervorgerufen werden — gar nicht zu erwähnen die Schädigungen, die ihm durch unsaubere Herstellung usw. zugefügt werden können! Doch ist unser Bäckergewerbe eifrig bemüht, die Backstuben, Öfen und Lagerräume nach den neuesten Forderungen der Hygiene einzurichten, und manche Ungeheuerlichkeit, die heute noch erzählt wird, ist pure Erfindung, der längst überwundene Mißstände zugrunde liegen. Gutes Brot muß eine gleichmäßig gefärbte Kruste und eine gleichmäßige, kleinlöcherige Krume haben, es darf keine Wasserstreifen, keine Zerreißungen des Teiges, keinen Schimmel und keine rötliche Farbe aufweisen, nicht schwammig sein oder gar Fäden ziehen. Der Wassergehalt gut ausgebackenen Brotes soll nie 45 v. H. übersteigen.

Betrachten wir nun die Grundstoffe und Arten des Brotes. Zunächst kommen für die Kulturländer in Frage: Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais, Reis, Buchweizen usw. Die in den Getreidekörnern enthaltenen Nährstoffe sind nach Krug in erster Linie Stärkemehl (Kohlenhydrate), dann eiweißhaltige Stoffe, Fette und Salze, so daß sie für sich allein „beinahe" ausreichen, die Ausgaben des Organismus zu decken. An eiweißhaltigen Stoffen ist der Weizen relativ am reichsten, es folgen der Abstufung nach Hafer, Roggen, Gerste, Buchweizen, Mais und Reis. Im Stärkemehlgehalt steht dagegen der Reis an erster Stelle, ihm folgen Weizen, Roggen, Mais, Gerste, Buchweizen und Hafer. Im Fettgehalt gehen Hafer und Mais allen anderen Getreidekörnern weit voraus, dann folgen Buchweizen, Gerste, Roggen, Weizen und zuletzt Reis. Salze oder Mineralstoffe sind in allen Zerealien enthalten, am meisten im Hafer, am wenigsten im Reis, und zwar ist Kali am meisten im Weizen und Mais, Bittererde im Mais, Eisenoxyd im Buchweizen und Roggen vertreten. Mais und Hafer sind schon durch ihre Zusammensetzung, die den physiologischen Bedingungen für ein kräftiges Mittel zum Ersatz der verbrauchten Stoffe entspricht, als vorzügliche Nahrungsmittel hervorzuheben. Der Hafer ist noch heute in manchen Gegenden Europas (Schottland, Norwegen, Irland) das hervorragende Nahrungsmittel, und das gleiche ist mit dem Mais in wärmeren Gegenden der Fall.

Es ist eine vielumstrittene Frage, wie man das Brot, den „Stab unseres Lebens" am kräftigsten zubereiten könne. Diese Frage hängt mit der Beschaffenheit der verschiedenen Brotsorten eng zusammen. Man unterscheidet im allgemeinen Weißbrot und Schwarzbrot. Dazwischen liegen aber viele Abstufungen.

Weißbrot oder Weizenbrot soll aus reinem Weizenmehl bestehen, weiße lockere Krume und reinen, milden Geschmack haben. Es ist von höchster Verdaulichkeit, da etwa 94½ v. H. seiner Trockensubstanz verdaut werden.

Das Weißbrot dominiert seit dem 18. Jahrhundert in Frankreich und überwiegt in England, Süddeutschland und Österreich gegenüber den gröberen Sorten. Es wird meist zu einer langen Wurst, nie aber zu einem großen runden Brot geformt; doch gibt es kleinere runde Formen von etwa Handtellergröße. Genannt wird es verschieden, z. B. Semmel, Zu-

Schrippe, Weck, Kipfel, auch Milchbrot oder Butterweck, wenn Milch und Butter dazu verwendet worden sind.

Zwischen Weiß- und Schwarzbrot steht das Bäcker- oder Hausbrot (franz. Pain bis-blanc), das aus einer Mischung von Roggen- und Weizenmehl bereitet wird, säuerlich schmeckt und gelbgrau gefärbt ist. Es steht an Bekömmlichkeit dem Weizenbrot nahe, da etwa 90 v. H. seiner Trockensubstanz verdaulich sind. Es wird gewöhnlich zum großen gestreckten oder runden Laib geformt und besonders in Deutschland, Dänemark, Schweden und Rußland gebacken. Dies ist das eigentliche Brot des Städters. Reines Roggenbrot (franz. Pain bis) schmeckt säuerlich, ist grauer und derber als das Bäcker- oder Hausbrot und schwer verdaulich. Es ist das richtige Landbrot, das tägliche Brot der ländlichen Bevölkerung.

Nun kommen wir zu dem wirklichen Schwarzbrot, das seinen hervorragendsten und weltbekannten Vertreter — allerdings in schon etwas verfeinerter Form — im Pumpernickel Westfalens hat. Das gewöhnliche grobe Schwarzbrot des täglichen Konsums ist ein fast schwarzes Kleiebrot aus geschrotetem Roggen und hat einen eigentümlichen, kräftigen Geschmack, doch ist es schwer verdaulich (nur bis etwa 80 v. H.). Diesem ähnlich war früher das Kommißbrot unserer Soldaten, aber es hat Konzessionen an die leichtere Verdaulichkeit machen müssen, denn die Magen leisten heutzutage nicht mehr das, was sie vor 100 Jahren leisten konnten. Das Kommißbrot bildete und bildet noch heute — mit Recht — die Grundlage der Ernährung unserer Soldaten. Es war früher fast so schwarz wie der Pumpernickel und bestand aus stark kleiehaltigem Roggenmehl mit viel Sauerteig, wodurch es lange frisch blieb. Jetzt ist der Kleiegehalt geringer und das Mehl gemischt, so daß die Färbung der Krume grau ist, etwa eine Nuance dunkler als das Hamburger Graubrot. Auch die Säure ist gemildert. So ist das heutige Kommißbrot bei weitem leichter verdaulich als das frühere, doch rebellieren viele Magen noch immer dagegen, und da man nicht mehr dem System des schablonenmäßigen Zwanges huldigt, wird heute denjenigen Soldaten, die nachweislich das Kommißbrot nicht vertragen können, freigestellt, sich für dessen Wert gewöhnliches Bäckerbrot zu beschaffen. Wenn auch Pumpernickel häufig selbst auf der Tafel erscheint, so wird er doch hier nur in kleinen Scheibchen und gewöhnlich in Gemeinschaft mit einer Schnitte leichteren Weißbrotes genossen.

Gersten- oder Haferbrot, aus den reinen Mehlen oder aus einem Gemisch der beiden, kommt in Deutschland wohl nur noch in Nassau, sonst aber noch in der Schweiz, in Griechenland, in Schottland und in Skandinavien vor.

Reines Maisbrot ist von blendender Weiße und äußerst nahrhaft, schmeckt aber zu süß und zu trocken. Man stellt daher in Spanien, Italien, Österreich-Ungarn Maisbrot aus einem Gemenge von Mais- und Weizenmehl (seltener Roggenmehl) her, das vortrefflich mundet und nährt und zurzeit wohl sicher das idealste Brot ist. Fast ebenso wie der Mais läßt sich auch der Reis verwenden. In Deutschland ist auch der Zusatz von Kartoffeln zum Brot gebräuchlich. Es wird dadurch sehr locker und hält sich länger frisch, aber seine Herstellung erfordert große Sorgfalt, da das Brot leicht schliffig wird.

Man kann also den Zusatz von Mais, Reis und Kartoffeln — die geeignetste Form zu finden ist Sache der Industrie — direkt als Verbesserungsverfahren bezeichnen.

Brot, das unter Zusatz von Kohlrüben, Roßkastanien, Erbsenmehl usw. hergestellt ist, wird meist nur unter die Rubrik „Hungerbrot" eingereiht, aber „in der Not frißt der Teufel Fliegen," und so sind in schweren Zeiten sogar Zusätze von Baumrinde, Moos, Stroh, Laub und Leder zu konstatieren! Oh, es gibt noch andere „Zutaten", die — auch ohne Not —, aber glücklicherweise nicht bei uns, dem Brot beigemischt werden: nämlich Heuschrecken, Termitenlarven, Fischrogen und Erde! Über den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten!

Eine besondere Klasse bilden die für Kranke nach besonderen Prinzipien hergestellten Brote, wie z. B. das Graham-, das Aleuronat-, das Kleber-, das Kraftbrot, die aber, weil sie eben ganz bestimmten physiologischen Zwecken dienen, außerhalb des Rahmens unserer Betrachtung stehen. Das gleiche gilt für die kuchenartigen Brotgebäcke.

Wir sind gewohnt, täglich früh morgens, wenn wir aufstehen, unser Quantum Weißbrot frisch gebacken vorzufinden, was natürlich nur bei fabrikmäßigem Bäckereibetriebe möglich ist. Das ist nicht überall so. In England und Amerika ist bei allen, die nicht gerade im Zentrum der Großstädte wohnen müssen, die Hausbäckerei üblich. Ob das besser ist, wage ich nicht zu behaupten. Bequemer ist unsere Art sicher, dort aber hat jede Familie ihre besondere Herstellungsmethode, und da heute die „individuelle Note" so stark betont wird, mag sie ja auch dem Brote wohl gewisse Vorzüge verleihen! Bei uns wird im städtischen Haushalt wohl überhaupt nie Brot, Weiß- oder Grobbrot, gebacken. Das Bäckergewerbe in Deutschland ist denn auch so alt wie die Städtegründung. Im 9. Jahrhundert haben unsere Vorfahren angefangen, Brot zu backen, nachdem sie diese Kunst von den Franzosen gelernt hatten. Bis dahin begnügte man sich mit Brei. Unsere westlichen Nachbarn hatten aber von den Römern die Backkunst schon weit früher erlernt, und das gallische Weißbrot stand bereits im 4. Jahrhundert nach Christus in vorzüglichstem Ruf, den es auch bis heute zu erhalten wußte. Die Brotbereitung ist jedenfalls eine Erfindung der klugen Ägypter, von denen wiederum die Hebräer und die Griechen sie erlernten. Letztere, die wirklichen Gourmets des klassischen Altertums, stellten bereits allerlei Phantasie- und Luxusgebäcke her, z. B. „Alexandrinisches Brot" aus Mehl, Öl, Wein, Milch, Honig und Gewürzen. Von Deutschland breitete sich die Kunst des Brotbackens nach Norden und Osten aus. Aber nur in sehr langsamem Tempo! Denn in Schweden wurde sie erst seit 1500 und auf den Hebriden erst seit 1800 eingeführt. Die Walachen, Rumänen, Serben usw. verharren größtenteils noch heute bei dem angestammten Brei, und die italienische Polenta, der steirische Sterz und die verschiedenen „Mehlschmarrn" der Alpenländer sind auch nichts anderes als Brotersatzmittel. Die Formen des Brotes, besonders des Weißbrotes, haben sich oft geändert und sind heute außerordentlich verschieden. Die älteste Form ist die bis zum Jahre 1650 in Frankreich üblich gewesene Vollkugel in Orangengröße. Von diesen Kugeln, „boules" genannt, stammt die französische Bezeichnung für Bäcker: „boulanger" heißt Kugeldreher. Unter Ludwig XIV. begann man die goldbraune, knusprige Kruste mehr zu schätzen als die Krume, und so mußte die Kugel zunächst der Halbkugel (Franzbrötchen), dann dem gestreckten Wulst weichen, weil diese Formen mehr Kruste bieten.

In den letzten Jahrzehnten, namentlich gegen Schluß des 19. Jahrhunderts und andauernd noch jetzt, haben die Müllerei und die Backkunst erhebliche Fortschritte gemacht, die Hand in Hand gehen mit der Einführung besserer Getreidesorten, mit der Herstellung besserer Mehle und mit sonstigen Versuchen aller Art, die auf die Verbesserung der Qualität des Brotes abzielen. Solche Bestrebungen sind sehr anzuerkennen, denn der Brotbedarf und der Brotverbrauch ist ein ungeheurer. Gegenwärtig beträgt der wöchentliche Brotverbrauch auf den Kopf der Bevölkerung im Durchschnitt ungefähr:

in	Deutschland	5.50	Kilo
„	Frankreich	4.75	„
„	Rußland	4.50	„
„	Dänemark	4.25	„
„	Italien	3.80	„
„	Spanien	3.50	„
„	Schweden	3.00	„
„	England	2.95	„
„	Österreich	2.85	„

Drei Ballkleider. (Abb. 441 bis 443.) Unsere Gruppe veranschaulicht drei Balltoiletten. Für Abb. 441 war feinstes pastellrosa Tuch gewählt, von dem sich die reiche Seiden- und Perlstickerei in Weiß und Rosa wirkungsvoll abhob. Die ziemlich dekolletierte Taille ist mit Stickereispangen statt der Ärmel gearbeitet und zeigt den Ausschnitt vorn durch Lagen aus weißem Tüll begrenzt. Über die leicht

441 442 443

Abb. 441 bis 443. Drei Ballkleider.

blusigen Vorder- und Rückenteile legen sich, von der Achsel ausgehend, fi huartige Stickereiteile, die in dem faltigen rosa Libertygürtel verlaufen. Der stickereiverzierte Glockenrock umschließt knapp die Hüfte, um unten in reichen Falten auszufallen. Der Schnitt ist für die Taille in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,20 Metern Breite 4,50 Meter, für die Taille 1,70 Meter. — Eine sehr duftige Toilette zeigt das Modell Abb. 442. Sie ist aus weißer Seidengaze, die über weiße Libertyseide fällt. Das kurze, tiefausgeschnittene Leibchen wird vorn wie im Rücken durch sich kreuzende drapierte Fichuteile ausgestattet, die, mit Mondscheinpailletten gestickt, durch eine zartgrüne Seidenstickerei abgeschlossen werden. Auf der Schulter und dem Oberarm halten paillettierte Spangen statt der Ärmel die Taille fest. Der hochaufsteigende Empirerock aus weißer Seide fällt etwas schleppend aus und wird durch eine mit Flittern übersäte zipfelige Gazetunika vervollständigt, deren Ränder eine graziöse grüne Seidenstickerei ziert. An der linken Seite geschlitzt, wird diese Tunika oberhalb der Hüfte durch Verschnürung mit Quastenabschluß zusammengehalten, wie Quasten auch den Abschluß der Tunikazipfel ergeben. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,20 Metern Breite 6 Meter. — Eine mit Handmalerei geschmückte Toilette aus zartgrauem Chiffon veranschaulicht das dritte Modell (Abb. 443), das über ein Unterkleid aus rosa Seide fällt. Die blusige Taille zeigt vorn wie im Rücken einen gereihten Einsatz aus weißem Tüll, der zu beiden Seiten von dem bemalten Ärmelteil begrenzt wird. Dieser umhüllt faltig den Arm und wird auf ihm durch rosafarbige Seidenschleifen zusammengehalten. Im Taillenschluß tritt die Taille leicht blusig in den faltigen Seidengürtel, unter dem weich und schlank die dreizipfelige Chiffontunika hervorfällt, deren Zackenform die in Rosa und Grün ausgeführte Malerei betont. Den leicht schleppenden rosa Seidenrock verschleiert ebenfalls grauer Chiffon, wodurch das Rosa einen zarten gedämpften Ton erhält. Der Schnitt ist für die Taille in 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig, für den Rock in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,25 bis 4,50 Meter, für die Taille etwa 2,75 Meter.

Abb. 444 u. 445. Zwei Promenadenkostüme.

Zwei Promenadenkostüme. (Abb. 444 u. 445.) Für den Anzug Abb. 444 ergab korinthfarbener Diagonalcheviot das elegante Material, dessen wirkungsvolle Ausstattung in Hermelin bestand. Die halblange, im Rücken

Abb. 446. Knabenkittel aus weissem Cheviot. **Abb. 447. Kostüm für Schulmädchen.** **Abb. 448. Faltenkleid für kleinere Mädchen.**

ziemlich anliegende Schoßjacke zeigt vorn ein halb loses Gepräge und wird durch eine doppelte Knopfreihe geschlossen. Das Charakteristisch-Moderne liegt bei ihr in der oberhalb des Taillenschlusses verkürzten Hälfte des Vorderteils, wodurch der Schoßansatz ziemlich hoch liegt. Den Hals umschließt ein hoher, vorn offener Stehumlegekragen, dem sich die übereinandertretenden Pelzrevers anfügen. Der schlanke Dreiviertelärmel schließt mit breitem Hermelinaufschlag ab. Der leicht schleppende Empirerock, dessen kleines Mieder, etwas über den Taillenschluß aufsteigend, ihm die moderne kurze Taille verleiht, ist mit vorderer Mittelnaht gearbeitet. Sein Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig und der des Jacketts in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 2 Meter, für den Rock 2,50 Meter. — Durch vorn gekreuzte Westenteile aus schwarzweißgestreifter Seide, die zwischen den geöffneten Vorderteilen sichtbar werden, ist die schwarze Tuchjacke Abb. 445 vervollständigt. Sie wird mit langem Schoß gearbeitet, der der vorderen Hälfte der Vorderteile angeschnitten und den anderen Teilen angesetzt ist. Dieser hochverlegte Ansatz verleiht der Jacke ihren empiremäßigen Charakter, dem die Schweifung der Rückenlinie ebenfalls entspricht. Als Halsabschluß dient ein sich tief herabziehender Schalkragen; der mäßig weite Dreiviertelärmel schließt mit breitem Aufschlag ab. Der leicht den Boden streifende Rock war aus schwarzweißkariertem Plaidstoff und durch gleichfarbige Stoffblenden verziert. Aus fünf Bahnen geschnitten, war er mit aufgesteppten doppelten Quetschfalten gearbeitet, die, bis in Kniehöhe niedergesteppt, nach unten frei ausfielen. Der Schnitt ist für die Jacke in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5,25 Meter, für die Jacke bei 1,30 Metern Breite 2,25 Meter und für die Weste bei 56 Zentimetern Breite 70 Zentimeter.

Knabenkittel aus weissem Cheviot. (Abb. 446.) Das ziemlich glatte Kittelchen, das ein dunkelblauer Matrosenkragen mit weißem Litzenbesatz schmückt, zeigt auf der Vorderseite einen breiten aufgesteppten Teil, der leicht seitlich schließt. Ein Ledergürtel hält das Ganze zusammen; das blusige Ärmelchen schließt mit Bündchen ab. Das Pumphöschen ist einem Futterleibchen angesetzt, das im Rücken geknöpft wird. Sein Schnitt ist in 28, 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig und der des Kittels in 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 1,75 Meter, für das Höschen 60 bis 75 Zentimeter.

Kostüm für Schulmädchen, Faltenkleid für kleinere Mädchen. Das Sackjäckchen Abb. 447 bestand hier aus braunem Tuch, während für das Röckchen ein Schottenkarostoff in blau-grün-braunen Tönen gewählt war. Die Jacke zeigt vorn wie im Rücken mit brauner Tresse eingefaßte englische Nähte, die ihm eine leichtgeschweifte Form verleihen. Den Verschluß bewirken Goldknöpfe, als Halsabschluß dient ein mit Borte umrandeter Herrenkragen; den kenligen Ärmel schließt ein Aufschlag ab. Sehr flott wirkt hierzu das großkarierte Faltenröckchen, dessen Plisseefalten, nur niedergebügelt, beim Gehen ausspringen. Der Schnitt ist für die Jacke in 34, 36, 38, 40 und 42 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 30, 32, 34, 36 und 38 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,25 bis 2,50 Meter, für das Jäckchen bei 1,30 Metern Breite 1,25 bis 1,50 Meter. — Das Kleidchen Abb. 448 ist aus resedagrünem Wollstoff, mit schwarzweißgestreifter Seide garniert. Die Unterbluse aus weißem Wollbatist ist in Fältchen abgenäht und zeigt die Weite der Ärmel unten gleichfalls durch Fältchen eingeschränkt, die eine glatte Manschette abschließt. Das Kleidchen ist in breite Quetschfalten geordnet, von denen die drei in der Vorderbahn durchgehend gehalten sind, während die übrigen bis zum Taillenschluß

laufen, wo ihnen das kurze Quetschfaltenröckchen angesetzt ist, dessen Ansatz der Gürtel verdeckt. Den viereckigen Ausschnitt umrandet ein eckiger Besatzteil aus schwarzweißer Seide, mit dem der Gürtel übereinstimmt. Der Schnitt ist in 28, 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,25 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 441 bis 448 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 37—41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Spiegel.

Von Ruth Lindner.

Kann man sich eine Frau ohne Spiegel denken? Wohl kaum. Und wenn man eine Umfrage unter den Frauen veranstaltete, welchen Gebrauchsgegenstand sie wohl am wenigsten entbehren könnten, würde man aller Wahrscheinlichkeit nach von den meisten die Antwort erhalten: den Spiegel.

Die Eitelkeit, natürlich die Eitelkeit in gutem Sinn, ist dem weiblichen Geschlecht angeboren. Schon in frühester Kindheit lockt der Spiegel die kleinen Mädchen gar zu verführerisch zur Betrachtung ihres Persönchens. Und hätten sie keinen Spiegel zur Verfügung, so würden sie sicher ebenso verfahren wie das Prinzeßchen im Märchen: Dieses arme, kleine Wesen hatte noch nie sein Spiegelbild bewundern können, weil seine Eltern auf Anraten einer Fee sämtliche Spiegel aus dem Schlosse entfernen ließen. Doch gegen weibliche Neugierde und Eitelkeit kämpfen Eltern, Feen und selbst Götter vergebens. So geschah es denn, daß die kleine Prinzessin an einen See kam, der so glatt und klar war, daß sie sich in ihm spiegeln konnte, so gut wie in dem schönsten venezianischen Spiegel, was sie denn auch nach Herzenslust tat.

Doch Gerechtigkeit über alles. Auch die Männer sehen ihr Spiegelbild nicht ungern: Man denke nur an Narciß, der es nicht besser machte als das Prinzeßchen! Schon in den ältesten Zeiten, z. B. bei den Ägyptern unter den Pharaonen, herrschte großer Luxus in Spiegeln, und Männer und Frauen schmückten sich vor ihnen mit den prächtigsten, kostbarsten Gewändern. Der Spiegel war damals wie heute der vertrauteste und verschwiegenste Freund und Berater der raffiniertesten Toilettenkünste und Geheimnisse.

Vertraut und verschwiegen, das war stets sein Glück! Schon längst wäre er verbannt, wenn er plaudern oder sich ein hörbares Urteil erlauben würde. Ein Spiegel, wie der im Märchen vom Schneewittchen, der auf die Frage: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?" die grausame Antwort gibt: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier, doch Schneewittchen bei den sieben Zwergen über den sieben Bergen ist tausendmal schöner als Ihr!" existiert ja auch glücklicherweise nur in der Phantasie des Dichters. —

Doch zurück zu den Spiegeln der alten Ägypter und der übrigen orientalischen Völker. Wandspiegel gab es zu jener Zeit noch nicht. Nur kleine Handspiegel, aus edlem oder unedlem Metall gegossen, mit ziselierten, zuweilen farbig bemalten Handgriffen. Gar sorgfältig wurden sie in ledernem Futteral verwahrt, damit die aufs glänzendste polierte, linsenförmige Spiegelplatte nicht leide. Vor einem solchen kleinen Spiegel legte Judith ihre Prachtgewänder an, ehe sie hinauseilte in das Lager des Feindes Holofernes, vor solchem Spiegel schmückten sich alle die Schönen des Altertums, deren Namen durch die Jahrhunderte fortleben.

Die alten Germanen mit ihrer einfachen, unverweichlichten Natur kannten und schätzten Schmuck verhältnismäßig wenig — auch den Metallspiegel scheinen sie vor ihrer Berührung mit den Römern nicht gekannt zu haben.

Trotzdem die Erfindung der Glasspiegel bereits in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts fällt, benutzten die Völker des Orients noch lange Zeit danach fast ausschließlich Metallspiegel, die in einer viereckigen, ovalen oder runden Platte von Bronze, Silber oder Stahl bestanden. Diese Spiegel waren auf einer Seite poliert und entweder an einem Handgriff oder zwischen zwei Ständern befestigt. Im Anfange herrschte Bronze vor, doch seit dem elften Jahrhundert wurde Silber und Stahl bevorzugt. Diese Spiegel waren aber stets viel kleiner als unsere jetzigen.

Die Verbreitung der Glasspiegel in den westlichen Ländern ging sehr schnell vonstatten. Im dreizehnten Jahrhundert wurde es unter den Frauen der höheren Stände des südlichen und mittleren Europas allgemein Sitte, einen Handspiegel am kostbaren Bande am Halse oder am Gürtel bei sich zu tragen, um sich zu jeder Zeit von der eigenen Schönheit überzeugen zu können.

Gleichzeitig wurden auch Rähmchen und Kapseln für diese Spiegelchen modern, die oft zierlich aus Elfenbein geschnitzt und mit Liebesszenen verziert wurden. Prächtige Spiegelrahmen werden in der Literatur häufig erwähnt. So beschreibt Mereschkowski in seinem Roman „Leonardo da Vinci", wie die Herzogin Beatrice, die Gemahlin des Herzogs Lodovico, ihre Haare wusch und vergoldete. Bei dieser Prozedur hielt ein Negerknabe den in Bernstein und Perlmutter gefaßten Spiegel.

Nürnberger Glasspiegel werden erst seit dem sechzehnten Jahrhundert erwähnt. Um diese Zeit entstehen auch in Venedig die unerreichten, berühmten, venezianischen Spiegel, die wohl die Könige unter den Spiegeln genannt werden dürfen, und die man in allen Ländern, in Böhmen, Bayern und Frankreich nachzuahmen versuchte. Bezeichnend für Frankreich ist die Tatsache, daß dort die größte Anzahl von Spiegeln produziert wird, und daß dort auch der größte Bedarf an Spiegeln vorhanden ist.

Interessant und lehrreich mutet auch die folgende reizende „Definition" des Spiegels an, die wir einem Frauenzimmerlexikon von 1739 entnehmen:

„Spiegel ist eine aus zubereitetem Spiegel Glas verfertigte, und mit einem auf vielerley Façon in unterschiedener Form und Größe gezierten und ausgearbeiteten Rahm umgebene Zierrat, so das Frauenzimmer in denen Zimmern nicht wohl entbehren kan. Oder: Es ist vielmehr eine aus Glas, Metall, Stein u. d. g. Materie dergestalt hellpolierte und zugerichtete Fläche, darinnen alles dasjenige, was man davor stellet, gantz deutlich und eigentlich abgebildet wird. Sie sind entweder groß, deren man insgemein zwey von einerley Gattung in den Putz-Stuben und Zimmern findet, oder mittelmäßig, so in denen Wohnstuben gebräuchlich oder klein, so man insgemein Aufsetze-Spiegel nennet, und vor welchen sich das Frauenzimmer aufzusetzen und zu coëffiren pfleget; das Venetianische Glas ist sonst für das beste bey den Spiegeln gehalten worden, doch giebt demselben anitzo das Sächsische und Brandenburgische nichts nach." — —

Viele Märchen und abergläubische Geschichten erzählen von den merkwürdigen Eigenschaften der Spiegel.

Ein sehr alter Aberglauben bestand darin, daß man kleine Kinder nicht, bevor sie ein Jahr alt waren, in den Spiegel sehen ließ, weil sie sonst stolz und hoffärtig würden. Man fürchtete also das Unheil, das der Spiegel in der Seele des jungen Kindes stiften kann.

Von Unheil, das von einem Spiegel kam, wird auch in dem feinen Andersenschen Märchen von der Schneekönigin erzählt.

Hier besaß der Teufel einen Spiegel, der die sonderbare Eigenschaft hatte, alles Gute und Schöne, das daraus widerstrahlte, in nichts zusammenschrumpfen zu lassen, während das, was nichts taugte und sich schlecht ausnahm, deutlich und noch schlimmer wurde. Durch einen unglücklichen Zufall stürzte dieser Spiegel auf die Erde und zerbrach hier in unzählige kleine Stücke. Unten auf der Erde richteten die kleinen Scherben noch mehr Unglück an als zuvor, denn einige Splitter waren kaum so groß als ein Sandkorn. Wo sie den Leuten in die Augen kamen, blieben sie sitzen, und dann sahen die Menschen alles verkehrt oder hatten nur Auge für das Verkehrte bei einer Sache, denn jedes Spiegelsplitterchen hatte dieselben Kräfte behalten, die dem ganzen Spiegel eigen waren. Einigen Menschen drang ein solcher Spiegelsplitter sogar in das Herz. Daß darüber die Freude des Teufels groß war, läßt sich denken.

Im Volksaberglauben spielte ferner „der Spiegel Salomonis" eine große Rolle. Er war der Sage nach aus sieben Metallen unter Beobachtung von allerlei Förmlichkeiten hergestellt worden und bestand aus drei Teilen. Bei jedem Neumond konnte man sich von ihm die Antwort auf die an ihn gerichteten Fragen holen. Der erste Spiegel verriet, was an allen Orten gesprochen und getan wurde, der zweite gab Auskunft über das Befinden des Körpers und was ihm zuträglich wäre, und der dritte entdeckte zum Überfluß alle Heimlichkeiten, Verbrechen, Diebstähle und Betrügereien . . .

Auch jetzt noch wird der Spiegel von abergläubischen Leuten in allerhand geheime Beziehungen zu unserm Schicksal gebracht. So glauben viele daran, daß es ein Unglück gibt, wenn ein Spiegel zerbricht, und als Zeichen der Trauer werden vielfach die Spiegel verhängt.

Ein amüsanter Aberglaube sei noch zum Schluß erwähnt: Wenn ein junges Mädchen, angetan mit einem weißen Laken, und einem Licht in der Hand, in der Silvesternacht in einem dunklen Zimmer in einen Spiegel schaut, dann wird sie darin das Bild ihres zukünftigen Gatten erblicken. — Wer glaubt's?!

Amüsante Wissenschaft.

Plauderei von Hans Dominik.

Kurt war heute den ganzen Tag ein wenig verstimmt. Am Vormittag hatte ihm sein Bruder Fritz allerlei von einer „verbesserten Schneeverbrennung" erzählt. Kurt hatte das alles getreulich seinem Physiklehrer wiedererzählt, und der Ruf „April, April", der trotz der Herbstsaison danach durch die ganze Klasse brauste, lag ihm noch jetzt in den Ohren.

„Ich will mich an der Gesellschaft rächen", murmelte er ingrimmig. „Die sollen einen Schreck bekommen!" Bei diesen Worten schlich er sich aus dem Eßzimmer in die benachbarte gute Stube, wo der große kostbare Wandspiegel hing. Seine Rechte hielt eine Art zugespitzten Schreibstift, den er sich aus einem Stück weicher Toilettenseife geschnitten hatte. In der Linken trug er einen alten Glasscherben. Mit dem Seifenstift, der immer wieder angeschärft wurde, malte er geheimnisvolle Linien auf die Spiegelfläche, dann legte er den Glasscherben in einen Zimmerwinkel, trat kräftig darauf, so daß er klirrend zerbrach, und rief in dem gleichen Augenblick: „Um Himmels willen, der schöne Spiegel." Entsetzt kamen Vater und Mutter nebst Fritz aus dem Eßzimmer hereingelaufen. Die Bescherung, die sich ihren Blicken bot, war wenig erfreulich. Offenbar mußte Kurt mit einem Stock in die teure Spiegelscheibe gestoßen haben. Dicht neben dem Spiegelrahmen saß die Stoßstelle, und nach allen Seiten hin strahlten die Sprünge.

Kurt „zerbricht" den Spiegel.

„Na warte", rief der Vater wütend.

„April, April!" schrie ihm Kurt entgegen und fuhr mit dem angefeuchteten Taschentuch über einen Sprung, der sofort verschwand. Nun sah man sich die Sache näher an. Die feinen Seifenstriche auf der Spiegeloberfläche und ihr Abbild im Spiegel selbst brachten zusammen durchaus den Eindruck von Sprüngen hervor.

„Das war für die Schneeverbrennung," triumphierte Kurt, „aber wenn ihr euch von dem Schrecken erholt habt, können wir ja etwas anderes machen. Ich habe hier ein Stearinlicht, das ich anzünde und auf den Tisch stelle. Wie ihr seht, kann ich es auf einen halben Meter Entfernung bequem auspusten."

„Großartig! Magnifique!" unterbrach ihn Fritz.

„Nun nehme ich diesen Trichter; es ist ein ganz gewöhnlicher blecherner Küchentrichter. Ich setze ihn an den Mund, blase kurz, und zwar wiederum auf einen halben Meter Entfernung, und ihr seht, das Licht ist erloschen."

„Wahrhaft bewundernswürdig", höhnte Fritz.

„Na, bitte, nun versuche du dein Heil", erwiderte Kurt.

Fritz nahm den Trichter und blies aus vollen Lungen, aber das Licht flackerte nur ein wenig und blieb ruhig brennen.

„Der reinste Trompeter von Säkkingen", spottete Kurt, nahm den Trichter, blies selbst, und sofort erlosch das Licht. „Die Sache ist ziemlich einfach. Man darf den Trichter nicht so halten, daß seine Mittelachse auf das Licht zeigt; dann kann man sich die Seele aus dem Leibe blasen, ohne Erfolg zu haben. Man muß den Trichter vielmehr so halten, daß seine Kante auf die Flamme gerichtet ist, dann geht es leicht. Bläst man aus größerer Nähe etwas leichter in der Richtung der Mittelachse, so kann man sogar beobachten, daß die Flamme nicht weggeblasen, sondern zum Trichter hingezogen wird."

„Es finden dabei nämlich", unterbrach der Vater, „eigenartige Wirbelbildungen statt, die man sogar sichtbar machen kann, wenn man Zigarrenrauch durch den Trichter bläst. Nun

will ich euch ein anderes kleines Experiment vorführen. Ihr wißt doch alle, daß Wasser bei 100 Grad kocht. Nun, wir wollen einmal sehen. Ich stelle unseren Spiritus-kocher im Interesse des Mobiliars auf das Servierbrett, setze diese Blechkasserolle darauf, fülle sie zu drei Vierteln mit Wasser und tue Salz hinein. Ihr seht, ich kann in dem Wasser eine ganz gehörige

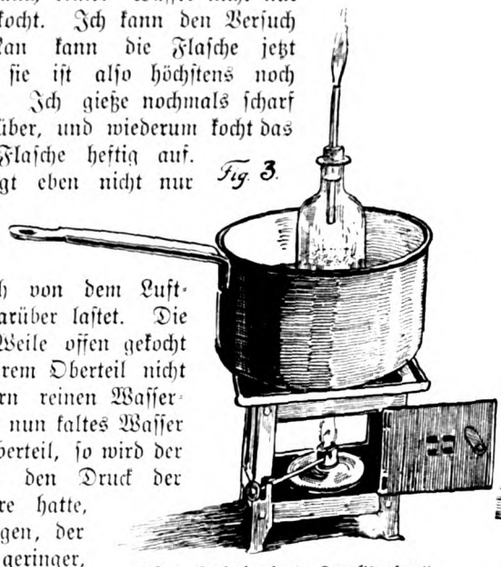
Wie der Trichter nicht gehalten werden soll.

Portion Salz auflösen. Es verschwindet völlig, und das Wasser bleibt klar. Jetzt wird es genug sein. Die Flamme brennt. Nun nehme ich diese Medizinflasche, fülle sie zur Hälfte mit Wasser und setze sie zunächst offen in die Kasserolle. Unsere Flamme wirkt, denn das Wasser ist bereits recht heiß geworden. Schon hören wir das singende Geräusch des Siedens. Jetzt steigt aus der Flasche leichter Dampf, während das Salzwasser noch völlig ruhig ist. Jetzt gerät das Wasser in der Flasche in kräftiges Wallen, es kocht, während das Salzwasser in der Kasserolle noch nicht so weit ist. Ihr seht also, daß Wasser keineswegs immer bei 100 Grad kocht. Das gilt nur für reines Wasser, während der Siedepunkt der starken Salzlösung noch ein wenig über 100 Grad liegt. Nun nehme ich die Flasche aus der Kasserolle heraus, drücke den Stöpsel fest hinein und stelle sie auf das Tablett. Das Wasser hat sich jetzt völlig beruhigt. Nun gieße ich aus der Karaffe ein wenig kaltes Wasser über den Oberteil der Flasche, und sofort wallt das heiße Wasser in der Flasche wieder kräftig auf. Es hat sicher nicht mehr 100 Grad, und trotzdem kocht es. Du siehst also, Kurt, daß auch reines Wasser nicht nur bei 100 Grad kocht. Ich kann den Versuch wiederholen. Man kann die Flasche jetzt bereits anfassen, sie ist also höchstens noch 60 Grad warm. Ich gieße nochmals scharf kaltes Wasser darüber, und wiederum kocht das Wasser in der Flasche heftig auf. Das Kochen hängt eben nicht nur von der Temperatur und von der Art der Flüssigkeit, sondern auch von dem Luftdruck ab, der darüber lastet. Die Flasche, die eine Weile offen gekocht hat, enthält in ihrem Oberteil nicht mehr Luft, sondern reinen Wasserdampf. Gieße ich nun kaltes Wasser über den Flaschenoberteil, so wird der Wasserdampf, der den Druck der äußeren Atmosphäre hatte, kräftig niedergeschlagen, der Druck wird viel geringer, und das Wasser beginnt wieder zu kochen.

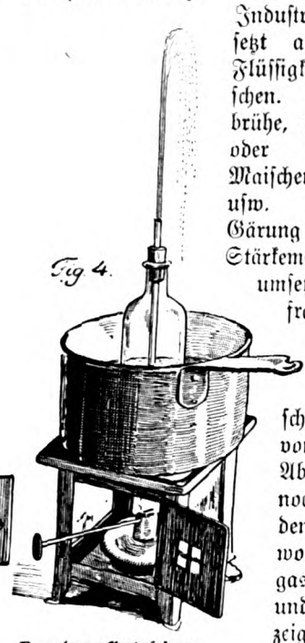
Zum Schluß möchte ich euch nun noch die Destillation vorführen. Den Apparat dazu haben wir bereits hier, aber ihr dürft das Experiment niemals allein machen, weil es nicht ganz ungefährlich ist. Ich fülle jetzt die Kasserolle mit reinem Wasser. Ferner nehme ich den Flaschenkork wieder heraus, durchbohre ihn und stecke dies Glasröhrchen, das von einem zerbrochenen Inhalationsapparat stammt, hinein. Nun fülle ich in die Flasche selbst, die noch halb voll Wasser ist, ein wenig Brennspiritus (höchstens ein Zehntel der Wassermenge) nach und schüttele kräftig um. Nun drücke ich den Stöpsel mit dem Rohr, das unten nur wenig aus dem Kork hervorragt, in den Flaschenhals und stelle die Flasche in die Kasserolle. Reines Wasser kocht also, wie wir gesehen haben, unter gewöhnlichem Luftdruck bei 100 Grad. Demnach wird das Wasser der Kasserolle und auch das in der Flasche bis auf diese Temperatur kommen. Nun kocht aber der im Brennspiritus vorhandene Alkohol bereits bei etwa 80 Grad. Es muß also in der Flasche ein Zeitpunkt eintreten, da das Wasser noch völlig ruhig ist, der Alkohol dagegen bereits kräftig verdampft. Wir können das leicht prüfen, denn bekanntlich sind die Alkoholdämpfe brennbar. Ich bringe jetzt ein Streichholz an die Mündung der Glasröhre, und ihr seht, eine lange blaue Flamme entsteht und brennt dauernd aus der Röhre. Wenn ich meine Flamme unter der Kasserolle so reguliere, daß das Kasserollewasser nicht völlig zum Kochen kommt, so kann ich den letzten Rest Alkohol aus der Flasche austreiben und verbrennen. Das nennt man eine „fraktionierte Destillation". Ich trenne mit ihrer Hilfe zwei Flüssigkeiten, die ich sonst auf keine Manier auseinanderkriegen

Mit Leichtigkeit bläst Kurt die Flamme aus.

kann, nämlich Alkohol und Wasser, indem ich ihre verschiedenen Siedepunkte benutze. Die Destillation spielt bekanntlich in der Industrie eine bedeutende Rolle. Man setzt allerlei zucker- oder mehlhaltige Flüssigkeiten an, die sogenannten Maischen. Z. B. eine gekochte Kartoffelbrühe, die sogenannte Kartoffelmaische, oder Kornmaische, oder schließlich Maischen aus allen möglichen Früchten usw. Man gibt Hefe dazu, die Gärung hervorruft und einen Teil des Stärkemehls oder Zuckers in Alkohol umsetzt. Dann folgt eben eine solche fraktionierte Destillation. Der entweichende Alkoholdampf wird aber nicht verbrannt, sondern durch ein Kühlrohr geleitet und schlägt sich hier wieder in Form von flüssigem Alkohol nieder. — Aber das geht euch im Grunde noch gar nichts an, ihr seid für den Alkohol noch zu jung. Wir wollen jetzt lieber unsere Spiritusgasflamme am Rohrende auspusten, und ich will euch etwas anderes zeigen, nämlich einen durch Dampf betriebenen Heronsball." Mit diesen Worten blies der Vater die Flamme am Rohr aus und schob dieses durch den Pfropfen so weit hinunter, daß es beinahe auf den Flaschenboden reichte. Sofort stieg ein Strahl aus dem Rohr, der fast bis zur Zimmerdecke sprang. „Der Druck der Alkoholdämpfe", erklärte der Vater. „Sie haben das Bestreben, sich auszudehnen, drücken auf das Wasser und pressen es mit Gewalt aus der Flasche heraus."



Eine „fraktionierte Destillation" im kleinen.

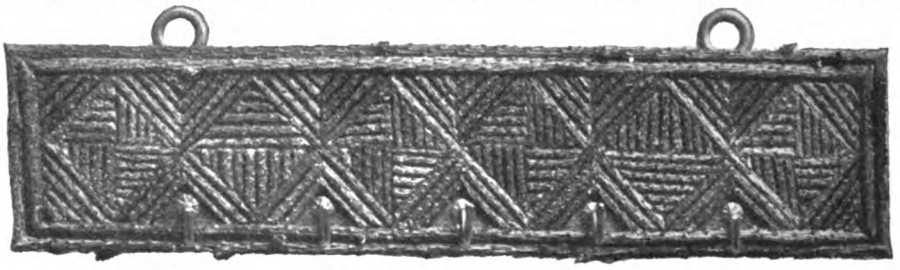


Der dampfbetriebene „Heronsball".

Ratgeber für Jedermann

Für Kinderhände.

Hakenbrettchen aus Tannennadeln. Aus der Sommerfrische brachten wir uns das Material zu der kleinen Weihnachtsgabe mit, die unsere Abbildung zeigt. Den lieben Großeltern, für die es bestimmt ist, erzählt das Geschenk auf diese Weise nicht nur von fleißigen Stunden und geschickten, geduldigen Kinderhänden: es bringt auch ein liebes Rückerinnern an stille Stunden, die man in der gemeinsamen Sommerfrische im tiefen Schweigen des Waldes verträumt hat. Aus lauter kleinen Tannenästchen ist das Muster zusammengelegt. Großmutter, so denk ich mir, hängt das Brettchen in die traulich warme Ofen- oder Kaminecke; da darf es das Lieblingsplätzchen in der Großmutterstube schmücken. Die Feuerzange, das alte, blanke Messingschaufelchen und der dazugehörige kleine Besen werden daran gehängt und dann — ich weiß es — wenn der Feuerschein warm darüber hinhuscht und Großmutter erzählt, dann erzählt das Brettchen mit, denn es duftet so schön nach Tannen, daß Großmutters „Vertellchen" nun lauter Waldmärchen werden! Übrigens nähme auch Mutter gewiß die kleine Arbeit gern entgegen. Denn auch als Aufbewahrungsort für die Zeichen ihrer Hausfrauenwürde, die vielen Schlüssel und Schlüsselchen, die sie täglich braucht und mitunter — sucht, würde sich das Brettchen wohl eignen. Also an die Arbeit: Zwei Brettchen aus Zigarrenholz werden 22 bis 23 Zentimeter lang und fünf Zentimeter breit zurechtgeschnitten oder mit der Laubsäge gesägt. Nun wird das Muster auf Rechenpapier gezeichnet und mit blauem Pauspapier auf das Brettchen übertragen. Jene Tannenästchen, die ihre Nadeln noch nicht ganz verloren haben, werden davon befreit. Dann wird das aufgezeichnete Muster mit diesen dünnen Tannenästchen beklebt. Zuerst die äußeren Linien des Musters, die auf der Spitze stehenden Vierecke. Man legt das Ästchen auf die Linie, schneidet es genau passend ab und klebt es sofort auf. Zum Kleben nimmt man „doppelten" Fischleim. Man erleichtert sich die Arbeit, wenn man jedes Ästchen auf eine Stecknadel spießt, mit Fischleim betupft und dann an die passende Stelle ansteckt, bis der Leim getrocknet ist und das Stäbchen festhält. Die obenstehende Abbildung läßt das Muster deutlich ersehen, so daß es leicht nachzuarbeiten ist. Man hat darauf zu achten, daß die Stäbchen möglichst gleichstark und gleichfarbig sind, denn junge Tannenästchen sind sehr hell, ältere dunkel. Man kann auch die Vierecke mit hellen Stäbchen belegen, die Dreiecke mit dunkeln. In die unteren Dreiecke werden später Häkchen eingeschraubt: deshalb dürfen diese Dreiecke nicht ganz ausgefüllt werden. Wenn das Schlüsselbrettchen so weit fertig ist, daß das Muster mit Tannenstäbchen ausgelegt ist, wird es auf das zweite, gleichgroße Brettchen mit Fischleim angeklebt. Und nun kommt als Abschluß der Arbeit an alle vier Seiten eine Kante von zwei starken Tannenstäbchen. Zum Schluß werden die Messinghäkchen eingeschraubt und zwei feste Messingösen, so daß das Brettchen bequem an die Wand gehängt werden kann. Man kann die Stäbchen auch mit brauner Beize behandeln, so daß sie dunkler werden, doch ist es geschmackvoller, ihnen die Naturfarbe zu lassen.



Hakenbrettchen aus Tannennadeln — als Wandbrett für die Ofenecke oder als Schlüsselbrett zu verwenden.

Hauswirtschaft.

Selbsttätiger Eierkochapparat. (Bezugsquelle: F. A. Schumann, Berlin). Jeder kennt die Geschichte von der jungen Frau, die ihrem Mann betrüblich klagt, sie wisse gar nicht, was das mit den Eiern sei: nun kochten sie schon über eine Stunde und würden doch nicht weich! Dieser jungen Frau und etwaigen ebenfalls von den guten Geistern der Kochkunst etwas stiefmütterlich behandelten Schwestern kann jetzt geholfen werden. Denn das Ei des Kolumbus bekam im Eierkocher „Columbus" (so lautet die Schutzmarke des Apparates) einen an Einfachheit der Erfindung gleichwertigen und an Zweckdienlichkeit entschieden überlegenen Kollegen. Unsere Bilder zeigen den Apparat genau. In den bis sieben Eier fassenden Drahtkorb werden die Eier eingelegt. Dann wird die Uhr auf die Minutenzahl gestellt, die man wünscht (das beigeschriebene „hart" und „weich" orientiert selbst die unerfahrenste Anfängerin) und das oder die Gewichte (je nach der Zahl der Eier) an ein oben befindliches Häkchen gehängt. Der Rest der „Arbeit" kann sich auf freudiges, aber überflüssiges Zuschauen beschränken. Denn im gleichen Augenblick, da die kleine Eieruhr nach Ablauf der gewünschten Minutenzahl ihr Ticken einstellt

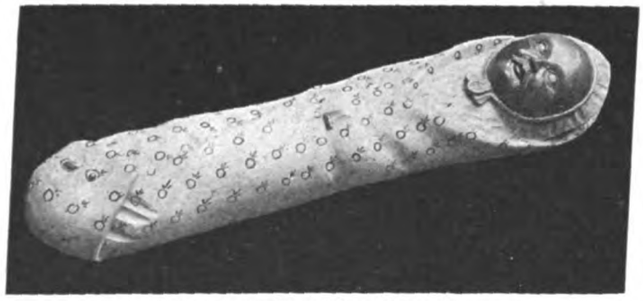
Die Eier werden in den Korb gelegt.

Geht das Gewicht — rrr — in die Tiefe und zieht dadurch den Eierkorb auf der andern Seite aus dem kochenden Wasser in die rettende Höhe. Allerhand anderes Malheur kann ja jetzt noch passieren, wenn die „Köchin" gar zu vertieft in ihren Roman ist und z. B. die Flamme abzustellen vergißt — aber über eins dürfen wir beruhigt sein: der Gestrenge des Hauses wird seine Frühstückseier in völlig vorschriftsmäßigem Härtegrad auf den Tisch bekommen.

Gespanntes Zuschauen: noch drei Minuten!

Kinderspielzeug.

Einfache Spielsachen. Schenkt einfache Spielsachen! Dieser Ruf wird alljährlich zu Weihnachten laut — aber die pädagogische Warnung verhallt so oft ungehört, daß man immer von neuem in Versuchung gerät, sie den allzu verschwenderischen Eltern, Tanten, Onkeln usw. ins Gedächtnis zurückzurufen. Und keineswegs aus Mitleid mit ihren Portemonnaies, denn gerade einfaches Spielzeug, wie wir es meinen, ist aus so solidem Material, daß es gar nicht so billig sein kann wie blendender Schund — sondern nur aus wärmstem Interesse für die so unzweckmäßig beschenkten kleinen Empfänger. Nur einfaches Spielzeug regt die Phantasie des Kindes wirklich an, aber auch nur solches erfüllt auf die Dauer den Zweck, Freude zu bereiten! Eine Holzpuppe, wie die hier dargestellte — sie ist einem sehr alten Original nachgearbeitet und unter dem Namen „Puppe Karls des Großen" im Handel — wird auf dem Geschenktisch selbst vielleicht ein etwas bescheidenes Dasein fristen. Aber sie wird noch leben und zärtlich geliebt werden, wenn die Schlafaugen der strahlend schönen, modernen Puppendamen längst ihre Anziehungskraft eingebüßt haben oder sich gar zu ewigem Schlummer geschlossen haben. Und das treuherzig dreinschauende (übrigens von Künstlerhand entworfene) Holzpferdchen wird mit seiner unveränderten Derbheit Bubis Herz noch besitzen, wenn das erst so jubelnd begrüßte und unter stolz flatternder Mähne so mutig dreinblickende Schaukelpferd sich längst als ein „Blender" erwiesen hat, der nur noch als Illustrationsbeispiel für die Vergänglichkeit irdischer Schönheit zu gebrauchen ist. Für die Allerkleinsten schließlich sind die Stofftiere, die man so leicht selbst herstellen kann, immer noch am empfehlenswertesten. Unser drolliges Zebra verdankt sein Dasein dem zufälligen Vorhandensein eines graugelben, dunkelgestreiften Samtstückes im „Restebeutel". Einige schwarze Perlen, graugelbe Wolle und Watte waren die einzigen weiteren Erfordernisse für das nette und praktische Spielzeug.



Die „Puppe Karls des Grossen".

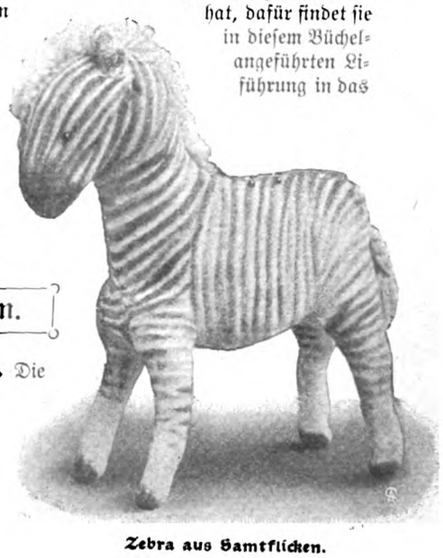
Holzpferdchen.

Bücher für Frauen.

Arbeitsgebiete der Frauenbewegung: Die Wohnungsfrage. (Von Anna Pappritz). Es gibt im deutschen Lande noch immer genug feiernde Frauenhände, kluge, aber intellektuell wenig in Anspruch genommene Frauenköpfe, die sich gar gerne im Dienste öffentlichen Wohls betätigten, wenn sie nur klarer sähen, auf welchem Punkte gerade ihre Begabung nutzbringend zu verwerten wäre. Die Folge von Broschüren, die der Verlag B. G. Teubner unter dem Gesamttitel „Arbeitsgebiete der Frauenbewegung" herausgibt, bringt den willigen, aber wenig orientierten Anhängerinnen auf dem Gebiete sozialer Fürsorge wertvolle Fingerzeige. Das erste Heft führte in die Armen- und Waisenpflege ein, das vorliegende zweite behandelt die in ihrer Wichtigkeit für das Gemeinwohl noch häufig unterschätzte Wohnungsfrage. Es handelt sich hier um eine Not, die durchaus nicht nur die Schichten der Arbeiter und ihrer Klassenangehörigen angeht. Wie die kleine Heimarbeiterin wohnt, die an dem Jackett herumstichelte, das wir nachher in so eleganter Aufmachung im Laden erstehen, wo und unter welchen Verhältnissen der Bäckerjunge geschlafen hat, der uns frühmorgens die Semmeln bringt, das ist schon aus Gründen der Appetitlichkeit und Hygiene nichts weniger als gleichgültig für uns. Die unmäßige Steigerung des Bodenwertes, die längst auch auf die Städte mittlerer Größe übergegriffen hat, ferner Nachlässigkeit und mangelnde Kontrolle haben da Zustände erzeugt, die eine tiefe Schädigung der Nation bedeuten. Hier abzuhelfen, ist mit eine der vornehmsten Aufgaben der Frauenbewegung. Denn wie es von jeher der Stolz der Frau war, Ordnung und Schönheit in ihrem Heim zu pflegen, so muß jetzt, da sie mit wachen und weiterschauenden Augen im großen Haushalt des Staates sich umzusehen beginnt, die Mitarbeit an der schwierigen Lösung der Wohnungsfrage ihrem praktischen Blick als nächste Forderung erscheinen. Wie sie die Sache anzupacken hat, dafür findet sie Anleitung und Anregung in diesem Büchelchen und in der von ihm angeführten Literatur. Als erste Einführung in das Studium der ganzen Wohnungsfrage, der Wohnungsinspektion und verwandter Aufgaben sowie als Vorbereitung zur Teilnahme an Wohnungsenqueten ist es bestens zu empfehlen.

Für Weihnachten.

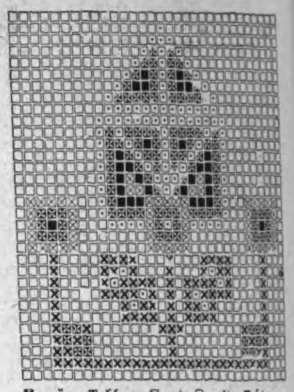
Kleine Handarbeiten. Die vier einfachen und dabei reizenden Vorlagen auf unsern umstehenden Bildern eignen sich in der Ausführung besonders als Geschenke junger Mädchen untereinander. In dieser Zeit, in der an die



Zebra aus Samtflicken.

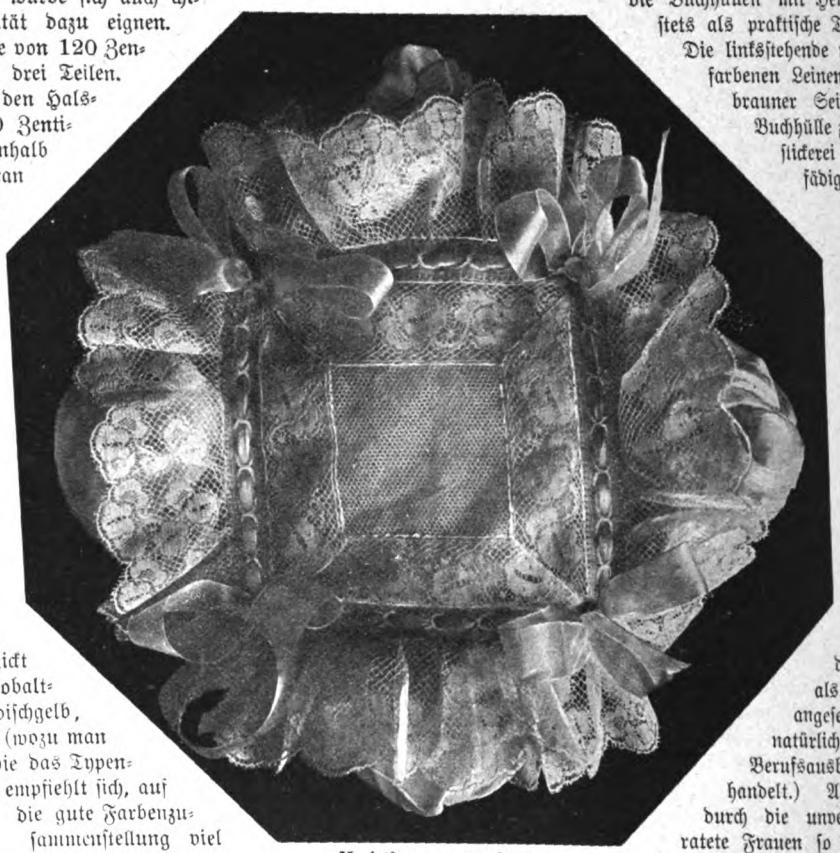
Waschbarer Schlips mit Kreuzstichstickerei.

Arbeitskraft sonst so vielerlei Anforderungen gestellt werden, sollten wenigstens die Geschenke an Freundinnen Budget, Zeit und Kraft nicht noch unnötig belasten. Eine feste Abmachung vorher, daß nur anspruchslose Eigenarbeiten geschenkt werden dürfen, ist jedem „Kränzchen" dringend zu empfehlen. — **Waschbarer Schlips mit Kreuzstichmuster.** Praktisch und zugleich hübsch ist der waschbare Schlips. Das einfache Material besteht aus feinem, modefarbenem Leinen, doch würde sich auch chinesische Seide jeder Qualität dazu eignen. Der Schlips hat eine Länge von 120 Zentimetern und besteht aus drei Teilen. Das Mittelstück, das um den Halskragen gelegt wird, ist 20 Zentimeter lang und fünfeinhalb Zentimeter breit. Daran schließen sich die beiden andern Teile, von denen der eine 53 Zentimeter, der zweite 46 Zentimeter lang ist. Beide Teile verbreitern sich nach den Enden zu, so daß der unterste Teil, der mit der Stickerei verziert wird, etwa neun Zentimeter in der Breite mißt. Die Stickerei selbst, ein einfaches Pflanzenornament in orientalischer Farbenzusammenstellung, wird in Kreuzstich gearbeitet. Man heftet ein Stückchen Kanevas über den Stoff und stickt das Muster in Dunkelkobaltblau, Moosgrün, Indischgelb, Karminrot und Schwarz (wozu man Waschseide verwendet), wie das Typenmuster es andeutet. Es empfiehlt sich, auf die gute Farbenzusammenstellung viel Wert zu legen, wenn man eine hübsche Gesamtwirkung erzielen will. Der fertig gestickte Schlips wird mit Seide oder Leinen (je nach dem Grundmaterial) abgefüttert. Bei eventueller Reinigung des Schlipses verwende man Gallseife, die man in lauem Wasser aufkocht. — Das Nadelkissen bildet eine zierliche, fast kostenlos herstellbare Ergänzung für den Toilettentisch eines jungen Mädchens. Es war hier aus einem Restchen zart rosafarbiger, Ton in Ton gemusterter Seide hergestellt, das Viereck in der Mitte ergab das noch gute Stück eines sonst nicht mehr brauchbaren weißen Waschtüllschleiers, und auch Valenciennespitzen und -einsatz fanden sich noch im „Hamsterkasten". So waren nur das schmale, rosa Seidenbändchen und der Durchzug, durch den es geleitet wird, zu kaufen. Man füllt das Kissen mit Watte und kraust über die vier Seiten der quadratischen Grundform einen extra geschnittenen Streifen in recht dichten Puffen ein. Das sieht hübscher und aparter aus, als wenn das Kissen unter der Spitze glatt abschließt. — Die beiden Buchhüllen schließlich ergeben nette kleine Weihnachtsgaben an solche Freundinnen, die täglich — etwa auf dem Wege zu irgendeinem Bildungsinstitut oder schon zur Berufsstätte — längere Zeit in der Straßenbahn zubringen müssen. Man nimmt dann gerne ein gutes Buch mit, und die Buchhüllen mit Henkeln haben sich dafür stets als praktische Transportmittel erwiesen. Die linksstehende war auf grobem naturfarbenen Leinen in zwei Tönen goldbrauner Seide bestickt; die andere Buchhülle zeigt dunkelviolette Flachstickerei auf gleichfarbigem grobfädigen Leinengewebe.



× grün ⊠ blau ⊠ rot ⊡ gelb ■ schwarz.

Typenmuster zum Schlips.



Nadelkissen aus Seiden-, Maschtüll- und Spitzenrestchen.

Buchhülle aus naturfarbenem Leinen.

Buchhülle aus dunkelviolettem Leinen.

Studium und Erziehung.

Die erste Hochschuldozentin Deutschlands, Frau Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner, nimmt in diesem Wintersemester ihre Lehrtätigkeit an der Handelshochschule in Mannheim auf. Das Thema ihrer Vorlesungen bildet die Arbeiterinnenfrage.

Knaben, die kochen lernen, würden bei uns im allgemeinen als recht anormale Jungen angesehen werden. (Vorausgesetzt natürlich, daß es sich nicht um die Berufsausbildung zukünftiger Köche handelt.) Aber die kleinen Kochkünste, durch die unverheiratete Frauen so oft ihr Leben behaglicher und unabhängiger von Pensionen und Restaurants gestalten, kämen gewiß auch unseren unverheirateten jungen Männern gelegentlich sehr zugute. Und so wäre denn der Versuch einer Schule in Drontheim, den Kochunterricht auch auf die Knaben auszudehnen — die, nebenbei gesagt, mit großer Freude bei der Sache sind! — auch bei uns sehr zu empfehlen.

Ein Komitee für Rettungsarbeit unter der weiblichen Jugend hat sich in Berlin gebildet. Geschäftsstelle: NW. 87, Beusselstraße 44h.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 45. 1908.

Über jedem Arbeitsplatz müßte es stehn,
Antwort gebend ungefragt
Auf Kleinmut, Zweifel und Irregehn,
Das kleine Wörtchen: „Unverzagt!"

Helene Klemm.

Die gesetzliche Stellung der Frau als Gattin und Mutter.

Von Eliza Ichenhaeuser.

Als das Bürgerliche Gesetzbuch im Jahre 1900 dem Deutschen Reich endlich das so heiß ersehnte einheitliche Recht gab, schien es außer den der Allgemeinheit zugute kommenden, den modernen Bedürfnissen Rechnung tragenden Verbesserungen ganz besonders auf „das Jahrhundert der Frau" Rücksicht zu nehmen.

Der Gehorsamsparagraph war gefallen. Die Ehefrau erhielt im Prinzip unbeschränkte Geschäftsfähigkeit, sie durfte ohne Zustimmung des Mannes Handelsfrau sein und sich Dritten gegenüber zu persönlichen Dienstleistungen als Lehrerin, Schauspielerin, Arbeiterin, Aufwärterin usw. verpflichten. Ihre Schlüsselgewalt wurde auf Kleiderankauf für sich und die Kinder und auf die Beschaffung von Erziehungsmitteln ausgedehnt. Die väterliche Gewalt ward „als besonderes Zeichen des größeren Vertrauens, das die Gegenwart, im Gegensatz zu früheren Jahrhunderten, in die Fähigkeiten der Frau zur vollen Erfüllung ihres elterlichen Berufs setze", in eine elterliche Gewalt verwandelt, das Vorbehaltsgut ward auf die Arbeitsgeräte der Frau und auf den Ertrag ihrer Arbeit und ihres selbständigen Erwerbsgeschäftes ausgedehnt. Die Frauen wurden zum Amte der Vormundschaft zugelassen. Der unverehelichten Mutter wurde die Erhaltung ihrer unehelichen Kinder etwas erleichtert, indem die Unterhaltspflicht des Vaters vom 14. auf das vollendete 16. Lebensjahr ausgedehnt wurde und die Höhe des Beitrags nach dem Stande der Mutter und nicht, wie früher, nur nach der Notdurft bemessen ward.

Bei Lichte besehen, stellen sich alle diese Fortschritte aber als nicht genügend dar.

Der Gehorsamsparagraph ist gefallen, mit dem Mundialprinzip ist, zum großen Schmerze der Verfechter der patriarchalischen Eheauffassung, gebrochen worden, aber die gesetzliche Vorherrschaft des Mannes ist doch geblieben. Ihm steht die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu, er bestimmt insbesondere Wohnort und Wohnung. Die Frau muß sich also dem allgemeinen ehemännlichen Entscheidungsrecht unter allen Umständen beugen, wenn sie auch, was nicht so selten ist, die einsichtigere und solidere von beiden ist.

Die Ehefrau ist geschäftsfähig, aber nur insoweit die Rechte des Mannes an ihrer Person und an ihrem Vermögen nicht berührt werden. Findet er, daß die ehelichen Interessen durch die von ihr übernommenen Verpflichtungen geschädigt werden oder sie zu sehr dem Hause entfremden, so hat er das Recht — allerdings nur mit vorheriger Genehmigung des Vormundschaftsgerichts, — das Verhältnis, ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist, zu kündigen.

Die Schlüsselgewalt der Frau ist auf Kleiderankauf für sie und die Kinder und auf die Beschaffung von Erziehungsmitteln ausgedehnt worden, aber der Ehemann kann diese Schlüsselgewalt, sobald es ihm genehm erscheint, beschränken oder ausschließen. Die väterliche Gewalt ist in eine elterliche Gewalt verwandelt, aber sie ist, dem Inhalt nach, wenigstens bei Lebzeiten des Vaters, doch nur eine väterliche Gewalt geblieben. Nur die Witwe und die geschiedene Frau erhalten — die letztere nur, falls der Vater durch schwere Verbrechen die elterliche Gewalt verwirkt hat — die volle elterliche Gewalt, die Ehefrau nur, falls der Vater an der Ausübung der elterlichen Gewalt verhindert ist oder falls sie ruht. Sie verlieren sie aber wieder, wenn sie sich wieder verheiraten, während der wiederheiratende Vater sie behält. Der einzige Vorteil ist, daß die nicht wiederheiratende Witwe bei der Erziehung ihrer Kinder von dem Vormund, dem bisher die wichtigsten Funktionen übertragen waren, befreit worden ist. Er führt allerdings im Gesetz immer noch ein schattenhaftes Dasein als fakultativer Beistand, dürfte aber in der Praxis nicht allzu häufig in Anspruch genommen werden.

Das Vorbehaltsgut ist auf die Arbeitsgeräte der Frauen und auf den Ertrag ihrer Arbeit und ihres selbständigen Erwerbsgeschäftes ausgedehnt worden. Aber widerspricht nicht der gesetzliche Güterstand an sich, das System der Verwaltung und Nutznießung des Mannes dem Rechtsempfinden, der Rechtspersönlichkeit der modernen Frau? Ist es gerecht, daß der Mann das Vermögen der Frau in Besitz zu nehmen berechtigt ist, ohne ihre Zustimmung über ihr Geld und ihre anderen verbrauchbaren Sachen verfügen kann, das Recht hat, die Zinsen ihres Vermögens einzuziehen und zu verbrauchen, während sie, solange die Ehe dauert, absolut keinen Anteil an ihrer eigenen Vermögensverwaltung hat, über die Erträgnisse ihres eigenen Vermögens nicht verfügen darf und alles erst von ihm erbitten muß, auch wenn es aus ihrem Vermögen stammt und er vielleicht von ihrem Vermögen lebt?

Die Frauen sind zum Amte der Vormundschaft zugelassen, aber sie dürfen es nur bei Zustimmung ihres Gatten annehmen.

Für uneheliche Kinder ist die Unterhaltspflicht des Vaters vom 14. auf das vollendete 16. Lebensjahr ausgedehnt worden, nichtsdestoweniger bleibt die Hauptlast aber doch auf den Schultern der Mutter, und die Zahlung des Vaters beschränkt sich, wenn es überhaupt gelingt, ihn dazu heranzuziehen (was leider sehr häufig nicht der Fall ist) auf geringe Alimente.

Wir sehen also, daß die Fortschritte einer näheren Prüfung nicht ganz standhalten.

Dagegen hat das BGB. aber einen großen Rückschritt zu verzeichnen, der zwar Mann und Frau, die Frau aber besonders schwer trifft: die Erschwerung der Ehescheidung. Die „gegenseitige Einwilligung" und „einseitige unüberwindliche Abneigung" des sonst gewiß nicht idealen Preußischen Landrechts ermöglichten doch wenigstens die Scheidung einer zur Qual gewordenen Ehe, ohne daß einer der Eheleute eine besondere Schuld auf sich zu nehmen brauchte. Die Streichung dieser Paragraphen ist für die Frau um so schlimmer, als sie auch hier wieder die materiell gebundenere ist. Entzieht sie sich einem für sie unerträglichen Zusammenleben durch Verlassen

des Ehemannes, und er wünscht die Scheidung nicht, so bleibt sie dauernd gebunden, er behält, falls sie Vermögen besitzt, dieses weiter in seiner Verwaltung, ohne verpflichtet zu sein, ihr außerhalb des ehelichen Hauses Unterhalt zu gewähren. Man sieht aus alledem, daß die Gesetzgeber sich von der althergebrachten Anschauung der Notwendigkeit der Vorherrschaft des Mannes nicht freimachen konnten. So sehr sie sich auch bemühten, den Ansprüchen der modernen Frau als Rechtspersönlichkeit gerecht zu werden, so gelang es ihnen doch nur da, wo sie neuen Verhältnissen gegenüberstanden. Der neuen Erscheinung der erwerbstätigen Frau gegenüber fanden sie neue Gesetze, um ihr ihr Selbsterworbenes und die Mittel dazu zu sichern. Der „Nur-Ehefrau" und „Mutter" gegenüber vermochten sie jedoch nicht, sich dem Banne patriarchalischer Traditionen zu entziehen.

Und das ist um so merkwürdiger, als in Deutschland doch immer noch der Hausfrauen- und Mutterberuf als der einzig natürliche Beruf der Frau im allgemeinen und der Ehefrau im besonderen gilt. Man sollte also denken, daß man dann logischerweise diesen Beruf so anziehend wie möglich gestalten müsse, daß man ihn den berechtigten Anforderungen der Frau des zwanzigsten Jahrhunderts auf Wahrung ihrer Rechtspersönlichkeit so viel wie möglich anpassen müsse, damit sie ihm vor dem außerhäuslichen Beruf den Vorzug gebe.

Statt dessen ist das Gegenteil geschehen. Die Nur-Ehefrau ist ihrer Selbständigkeit beraubt; sie muß sich dem Entscheidungsrecht des Mannes jederzeit beugen; sie hat zwar die Schlüsselgewalt und darf infolgedessen die für Haus und Kinder nötigen Anschaffungen machen, da aber der Kauf auf Kredit die Ausnahme ist, muß sie jeden Groschen dazu von ihm erbetteln, und er kann ihn ihr jederzeit verweigern, ja ihr die Schlüsselgewalt überhaupt entziehen. Trotzdem die Frau naturgemäß die Erzieherin und Behüterin ihrer Kinder ist und auch ihre Gegner ihr die Fähigkeit dazu nicht bestreiten, hat nicht sie, sondern der Vater, der unter den gegenwärtigen Verhältnissen überhaupt sehr selten Zeit für seine Kinder hat, die elterliche Gewalt. Nur als Witwe besitzt sie sie, verliert sie aber bei Wiederverheiratung, im Gegensatz zum Vater. Als Motiv wird angegeben, daß „die Einwirkungen, die die Schließung einer neuen Ehe mit sich bringen, bei der Mutter naturgemäß in höherem Grade fühlbar sind."

Eine falschere Beobachtung und Schlußfolgerung von solch eminenter Tragweite ist wohl noch nie gemacht worden! Man braucht nur die Gerichtsverhandlungen zu verfolgen, um sich zu überzeugen, daß es in den weitaus zahlreichsten Fällen die Stiefmütter sind, unter denen die Kinder leiden, und nicht die Stiefväter; und das ist ganz begreiflich, weil die Kinder eben zum weitaus größten Teil unter dem Einfluß und der Erziehung der Mutter stehen. Das spricht also dafür, daß die Kinder vor den Stiefmüttern geschützt werden müssen, indem den zu einer zweiten Ehe schreitenden Vätern die elterliche Gewalt entzogen wird und sie, beziehungsweise die Stiefmütter, der Kontrolle einer Vormünderin unterstellt werden. Den zu einer zweiten Ehe schreitenden Müttern sie zu entziehen, ist ganz unberechtigt, weil der Vater, der auf die Erziehung seiner eigenen Kinder infolge der großen Anforderungen, die die Erwerbsverhältnisse der Gegenwart an ihn stellen, nur geringen direkten Einfluß nimmt, für die Stiefkinder erst recht keine Zeit hat und sie also ihrer naturgemäßen Erzieherin, der Mutter, überläßt.

Unter dem gesetzlichen Güterstand hat die Frau, die nicht selbständig erwirbt, gar kein Verfügungsrecht. Auf das Vermögen und das Einkommen des Gatten hat sie gar kein Recht, auch kein Orientierungsrecht, aber auch über ihr eigenes darf sie absolut nicht verfügen und nicht einmal Rechnungsablegung seitens des Mannes, sondern höchstens „Auskunft" verlangen. Wenn sie in seinem Geschäft tätig ist und erwirbt, so gehört das Erworbene nicht ihr, sondern ihm. Wenn die Gesetzgeber die Frau nicht mit Gewalt auf den außerhäuslichen, selbständigen Beruf hindrängen wollen, muß das unbedingt geändert werden!

Das Entscheidungsrecht des Mannes muß fallen. Es widerstrebt unseren gegenwärtigen Begriffen von Ehegemeinschaft genau so sehr wie der Gehorsamsparagraph vor einem Jahrzehnt und das Züchtigungsrecht vor einem Jahrhundert. Es ist eine Ironie auf die Pflichten und Lasten, die die Frau in der Ehe auf sich nimmt. Es widerspricht allen sittlichen und ethischen Gefühlen, daß der Mann die Vorherrschaft in der Ehe ausüben soll, weil er der Ernährer der Familie ist. Die Erkenntnis hat sich längst Bahn gebrochen, daß die Frauen durch ihre Tätigkeit als Mütter eine sittlich und volkswirtschaftlich unendlich wertvolle Aufgabe erfüllen; auch ihr hausfrauliches Wirken wird gewöhnlich sehr hoch veranschlagt, und schließlich gehört es heute durchaus nicht mehr zu den Ausnahmen, daß die Frau miterwirbt oder sogar die alleinige oder Haupterwerberin in der Familie ist. Das BGB. betrachtet das sogar so sehr als Norm, daß es die Frau ausdrücklich zur Miterhaltung der Familie heranzieht. § 1360 lautet: „Der Mann hat der Frau nach Maßgabe seiner Lebensstellung, seines Vermögens und seiner Erwerbsfähigkeit Unterhalt zu gewähren. Die Frau hat dem Manne, wenn er außerstande ist, sich selbst zu unterhalten, den seiner Lebensstellung entsprechenden Unterhalt nach Maßgabe ihres Vermögens und ihrer Erwerbsfähigkeit zu gewähren."

Die Vorherrschaft des Mannes ist also von keinem Standpunkt aus mehr begründet. Mann und Frau müssen die gleichen Rechte genießen, die gemeinschaftlichen Angelegenheiten sollen, wie L. Goldschmidt es vorschlägt, durch Vereinbarung erledigt werden. In guten Ehen geschieht dies bereits heute. Die gesetzliche Regelung in diesem Sinn ist aber notwendig, damit diese guten Ehen sich vermehren. Für herrschsüchtig veranlagte Männer ist die Autorität, die das Gesetz ihnen heute gibt, wie Geheimrat Bulling in seinem grundlegenden trefflichen Buche „Die deutsche Frau und das Bürgerliche Gesetzbuch" so richtig sagt, „eine schwere sittliche Gefahr für sie selbst" und ein Unglück für die Frau und ihre gemeinschaftliche Ehe. Die gleichen Rechte und die Regelung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten durch Vereinbarung müßten sich auf sämtliche Verhältnisse in der Ehe, vor allem auch auf die elterliche Gewalt erstrecken, die der Mutter unbedingt in vollem Umfange zugesprochen werden muß. Bei Meinungsverschiedenheiten müßte dem Vormundschaftsrichter die Entscheidung vorbehalten bleiben. Die Rechtspersönlichkeit der Frau muß in allen Dingen gewahrt werden. Die Schlüsselgewalt, die ihr zusteht, darf nicht von dem Manne nach Belieben eingeschränkt oder aufgehoben werden, sondern muß im Gegenteil dahin erweitert werden, daß sie nicht allein das Recht zur Anschaffung aller oben genannten Dinge hat, sondern daß ihr allmonatlich im voraus vom Ehemann das nötige Geld hierzu ausgehändigt wird. Ich bin nicht dafür, daß die Frau eine Bezahlung für ihre wirtschaftliche Tätigkeit bekomme, aber wenn ihr das Gesetz die Pflicht und das Recht der Haushaltführung und Kindererziehung auferlegt, dann darf sie nicht in die Lage gebracht werden, das hierzu notwendige Geld vom Manne erbetteln zu müssen, sondern der hierzu von beiden Eheleuten gemeinschaftlich festzustellende Betrag muß ihr rechtzeitig, wie dies im Interesse eines ordnungsmäßig geführten Haushalts nötig ist, im voraus zur Verfügung gestellt werden. Wenn Verschwendungssucht bei der Frau vorhanden ist, muß sie von einer objektiven Behörde festgestellt werden, und dann erst darf ihr ihre Schlüsselgewalt entzogen werden.

Ihr Vermögen darf nicht mehr in die Verwaltung und Nutznießung des Mannes übergehen; sie hat die Fähigkeit, ihr Vermögen selbst verwalten zu können, längst erwiesen, und es genügt allen Anforderungen der Billigkeit, wenn sie einen angemessenen Beitrag zu den gemeinschaftlichen Ehekosten beisteuert. Das Gütersystem der Zukunft ist das der Gütertrennung.

Das Gesetz muß schließlich beide Gatten innerhalb der Ehe als freie Persönlichkeiten betrachten und ihnen auch die Möglichkeit geben, eine Ehe abzustreifen, die nur noch als Fessel empfunden wird. Will man den Einwand [illegible]

daß die Erschwerung der Ehescheidung im Interesse der Kinder nötig ist, so ist darauf zu antworten, daß erstens durch das gegenwärtige Gesetz die kinderlosen Ehen in gleicher Weise getroffen werden, und ferner: daß das Bedürfnis nach Ehescheidung sich allemal nur da einstellt, wo die Ehe derart zerrüttet ist, daß ihre Einwirkung auf die Kinder nichts weniger als versittlichend wirkt!

Also: Wahrung der Rechtspersönlichkeit der Frau in der Ehe und erleichterte Scheidungsmöglichkeit sind zum Zwecke der Hebung des sittlichen Niveaus der Ehe unerläßlich. Heranziehung des unehelichen Vaters zu voller Verantwortungspflicht gegenüber dem unehelichen Kinde erscheint zur Verminderung der unehelichen Verhältnisse und im Interesse einer besseren Erziehung der unehelichen Kinder dringend geboten.

Taufgeschenke.

Von Jarno Jessen.

Über die rechte Form des Schenkens haben feine Geister viel nachgedacht. Das Leben ist eine ernste Angelegenheit, und zu den scheinbar nebensächlichen Dingen, die manchen Lichtstrahl spenden, gehören unsere gegenseitigen „kleinen Aufmerksamkeiten." Sie sind nicht gleichgültig, sobald sie wirklicher Überlegung entspringen. Sie haben dann den tieferen Sinn eines Mitempfindens, einer Herzensanteilnahme. Die rechte Aufmerksamkeit verrät ein Aufmerken auf des anderen Denkart und Lebensweise. „Leget Anmut in das Geben", läßt Goethe eine der Grazien als Weisheitswort aussprechen.

Kind und Greis.
Von Gustave Duprés.

Bei den ersten Spenden, die wir dem ins Leben tretenden Menschen darbieten, ist aber meist ein Vordenken nötig, ein Gutschein auf die Zukunft auszustellen. Hier handelt es sich um Persönlichkeitsäußerungen des Gebers, denn der Empfänger ist ja vorläufig „ein unbeschriebenes Blatt." Aus eigener Erfahrung, aus eigenem Geschmack wird entschieden. Geldspenden, in Form von barer Münze oder als Sparkassenbuch, Los oder Staatspapier, sind immer wertvoll. Wie auch des Schicksals Würfel fallen, solcher Besitz verliert eben den Wert nicht. Wäsche und Kleidungsstücke als Geschenke stehen ihm in praktischer Beziehung nach.

Die eigentliche Empfängerin der Taufgeschenke ist die Mutter. Sie vor allem freut sich auf die baldige Schaustellung des hocheleganten, neuen Tragekleidchens, ihr zunächst erscheinen das Korallenlettchen, das Bernsteinarmband, das goldene Medaillonherz für den Täufling entzückend kleidsam. Sie sorgt für ihre häufige Benutzung, gleichviel ob Baby gegen solche Ästhetik rebellische Regungen kundtut. Mit Spielsachen wird ihr oft eine rechte Plage angetan. Man vergißt die Genügsamkeit des Kindes, dem alle Schätze Indiens eine vernünftige Klapper oder eine handliche Gummipuppe nicht ersetzen können. Alle umfangreichen Spielkasten und Luxuspuppen sind überdies Lagergüter, denn zu ihrer rechten Würdigung muß sich Baby ja erst emporentwickeln. Und so vieles, das moderne Künstlerfindigkeit den Kleinen schenkt, bestätigt Oskar Bie's Auffassung: „Die Geschichte des Spielzeugs ist nicht die Geschichte kindlicher Bedürfnisse, sondern die der Kunst der Erwachsenen, mit Kindervorstellungen zu spielen."

Taufplakette
von Ovide Vencesse.

Die Reversseite der Taufplaquette von Duprés.

Das Repertoire der Taufgeschenke wird aber neuerdings durch einige Spenden sehr bescheidenen Umfangs, doch von bleibendem Wert, glücklich bereichert. Bei Käufern mit ästhetischen Ansprüchen steht die moderne Plakette in hoher Schätzung. Man kommt mehr und mehr auf den Geschmack an diesen Intimgenüssen, die bereits den römischen Kaisern, den Florentiner Großkaufleuten, den Nürnberger Patriziern und unserem Altmeister Goethe Wonnen bereiteten. Wie leicht läßt sich ein solches münzenartiges Werkchen aufbewahren! Wie bieten seine beiden Seitenflächen der bildhauerischen Phantasie und Formgestaltung Entfaltungsraum! Hier beweisen vor allem französische und Wiener, aber auch einige deutsche Künstler ihr neuerwachtes Entzücken an solchem Schaffen. Man porträtiert viel, aber man sucht besonders tiefen Gedanken, Visionen und Träumen im Kleinrelief Ausdruck zu geben. Wer es versteht, das Auge auf diese Schönheiten einzustellen, wird wieder und immer wieder voll Dankbarkeit solchen Besitz wie ein kleines Heiligtum behüten und betrachten. Gerade die Handlichkeit verleiht ihm wie dem Miniaturbild eine besondere Anziehung. Mit Leichtigkeit

Jugend und Alter.
Geschenkplakette
von René Baudichon.

Plakette mit religiösem Motiv.

können die Eltern dem Täufling eine solche Spende als Freudenbringer für spätere Zeiten aufbewahren.

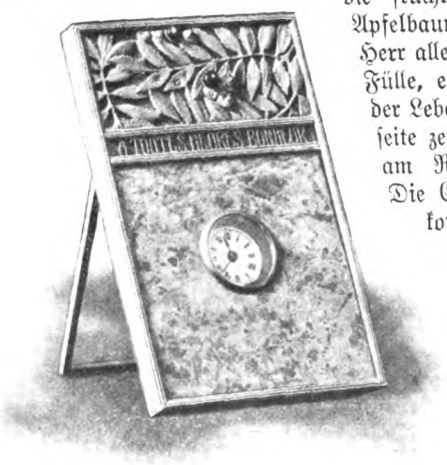
Gustave Duprés, der französische Medailleur, besitzt das schöne Talent, auf der winzigen Metalltafel bedeutsame Gedanken seiner Weltanschauung in klarlesbarer Symbolik mitzuteilen. Dem Täufling wird, wenn er zum denkenden Menschen herangereift ist, die Betrachtung eines solchen Kunstwerkes stets Weihemomente bereiten. An Duprés' gründlich studierten Menschengestalten in wundervollem Landschaftsrahmen kann sich der formenprüfende Blick entzücken, während zugleich eine gehobene Stimmung, wie die Poesien Lamartines sie ausströmen, von dem Gemüt Besitz ergreift. Duprés' Bilder predigen den alleinseligmachenden Glauben an die Herrlichkeit der Natur. Greis und Kind überwältigt der Aufgang des Strahlengestirns in der Morgenschönheit der Felder und zwingt sie zur Anbetung. Auf der Rückseite der Plakette schwingen sich die Lerchen aus den Distelsträuchern der Äcker über Land und Meer empor, und eine poetische Inschrift kündet die Unwandelbarkeit des gewaltigen Schöpfungsmechanismus. Bei Baudichon gibt die Rückseite der Plakette das Finale, die Schlußfolgerung zu dem Motiv der Vorderansicht. Das nackte Kind auf der Wiese greift vorerst begehrlich mit beiden Händen in die fruchtbeladenen Zweige des Apfelbaumes. Es fühlt sich Herr aller Reichtümer. Endlose Fülle, endloses Fordern ist ihm der Lebensbegriff. Die Gegenseite zeigt ein stilles Pilgerpaar am Rande des Ährenfeldes. Die Enttäuschungen sind gekommen und die Wegmüdigkeit, aber es fühlt angesichts der Hügelweite noch Fernensehnsucht. — Wer religiöse Anklänge für sein Taufgeschenk nicht entbehren will, wird das moderne aber innig religiöse Werkchen, das wir auf dieser Seite oben links abbilden, vorziehen. Freunden einfach dargestellter Kindlichkeit wird Baudichons kleiner Gängelschüler (s. das Bild rechts oben) oder das blumenstreuende Kindchen auf der Plakette von Vencesse (S. 707) sympathisch sein. —

Die kleine feine Luxusdose auf dieser Seite erscheint auch als ein sehr empfehlenswertes Taufgeschenk. Auf solche Büchschen ist seit den Zeiten des Sonnenkönigtums eine unendliche Fülle künstlerischen Ziersinns verwendet worden. Als Tabatiere, als Bonbonniere, als Schachtel für den Toiletten- und Schreibtisch oder als bloßer Nippgegenstand war sie durch Jahrhunderte des Ästheten Lieblingsbesitz. Auch ihrer Reform hat sich der neuernde Kunstgewerbegeist angenommen, und reizende Kopien nach alten Mustern wie originelle Neuschöpfungen sind heute ohne allzu große Kosten zu erwerben.

Die durch mehrere wichtige Ausstellungen neugewonnene Freude an der Miniatur ergibt besonders reizende Taufspenden. Solche Kleinbildchen können heute, fein ausgeführt, in allen Kunstgewerbemagazinen und Bijouteriegeschäften erworben werden. Sie lassen sich nach Gefälligkeit wie nach Bedeutung auswählen. Die Kopie irgendeines Meistergemäldes, das Porträt irgendeines großen Menschen in handlichem Rahmen sind Vorwürfe, auf denen der nachdenkliche Blick stets gern verweilen wird. Solche Taufgeschenke können dem heranwachsenden Menschen bedeutungsvolle Anregungen geben. Es verhält sich mit ihnen wie mit den neuerdings so besonders bevorzugten Kleinplastiken. Auch eine solche Miniaturbronze ist es wert, von Mutterhänden für den Täufling aufbewahrt zu werden. Eine Gestalt des Phidias oder des Michelangelo wird stets die Geister erheben, und von modernen Bildhauern ist Entzückendes in dieser Darstellungsart geleistet worden. Mehr und mehr haben sich die Künstler zu der Einsicht bekehrt, daß ihre Monumentalwerke wohl den Museen und Palästen hohe Güter spenden, aber daß sie mit Kleinschöpfungen sicherer den Weg in das Bürgerhaus finden. — Praktische Dinge, wie Uhren, Eierbecher und Serviettenringe (siehe die Abbildungen auf dieser Seite), hat man von jeher zur Taufe beschert. Dieser süßen Macht der Gewohnheit ist gern die Tradition gewahrt worden. Man fragt sich jedoch, daß auch hier mit dem alten Brauch gebrochen wurde. Neue Formen, neuer Dekor lassen Altbekanntes wie ganz neu Entstandenes

Luxusdose als Taufgeschenk.

Der erste Schritt ins Leben.



Moderne Standuhr mit glückwünschender Inschrift.

Türkisgeschmückter Serviettenring in Dreieckform.

Eierbecher und Serviettenring aus den Wiener Werkstätten.

aussehen. Ein silberner Eierbecher, dessen Fuß von dem für die geschmackverbessernden Wiener Werkstätten so charakteristischen Viereckornament durchbrochen und mit diesem luftigen Rande dem Tellerchen eingepaßt ist, erscheint zugleich als künstlerisches Dokument unserer Tage. Ebenso der nach Professor Mosers Entwurf ähnlich geschmückte Serviettenring. Hier haben Solidität und eine gewisse mathematische Grazie einen Bund geschlossen. Mit allen Traditionsgesetzen für die Ausgestaltung der Serviettenringe hat die Münchener Kunstgewerblerin Anni Hystak gebrochen. Sie legt ihren schmalen Silberringen eine Dreieckform zugrunde und erhebt eine Winkelspitze durch den Einsatz eines breitflächigen Türkises zum Oberteil. Gerade so unscheinbare Dinge spiegeln eine mit leidenschaftlicher Energie neue Bahnen suchende Zeit.

Gebuckelter Silberbecher.

Silberbecher gehören längst zu ständigen Taufgeschenken. Meist sind sie als Hausgerät für das Baby gedacht. Sie sollen als Dauergüter die zerbrechlichen Gläser und Porzellantassen ersetzen, sollen das Kind von früh ab als vornehmeres Gesellschaftsmitglied kennzeichnen. Es scheint nun ein glücklicher Gedanke der modernen Goldschmiedekunst, gerade diese Gefäße besonders weihevoll auszugestalten. Man bildet sie heute mit Vorliebe nach historischen Vorlagen. Alte Kirchengefäße, berühmte Kelch- und Pokalformen aus Glanztagen der Gotik und Renaissance werden nachgebildet. Kein praktisches Gebrauchsstück freilich, sondern ein Schmuckgegenstand edelster Gattung wird hiermit dem Täufling für künftige Zeiten reiferer Geschmackskultur gespendet. Blanke Buckel, die außen und innen ein tausendfältiges Reflexspiel ergeben, werden durch Schlagen und Treiben des Metalls hervorgeholt. Feine Ziselierungen und Reliefs kränzen die einzelnen Becherglieder mit naturalistischen Schmuckmotiven.

Taufbecher nach historischem Vorbild.

Wer nur die Augen offen hält und verständig nachdenkt, kann in die Klage nicht einstimmen, daß das Thema der Taufgeschenke leicht erschöpft ist. Für ein kommendes Menschenleben Schönes oder Nützliches als Gabe finden, heißt im Gegenteil, wie auch unsere wenigen Beispiele beweisen, ein Gebiet fast unbegrenzter Möglichkeiten betreten.

Im Wartezimmer.

Von Dorothee Goebeler.

In dem eleganten Wartezimmer der berühmten Frauenklinik drängen sich die Patientinnen. Man kommt, so früh es geht, denn man will möglichst „zuerst" herankommen.

Alle Lebensalter und alle Stände sind hier vertreten. Aber die Unterschiede, die sie draußen in der Welt voneinander trennen, scheinen hier aufgehoben. Gemeinsames Leid hat ein unsichtbares Band geschlungen um diese vielen verschiedenartigen Frauen. Man sieht es an der Art, wie sie einander grüßen und betrachten. Selbst die Neulinge, die zum erstenmal kommen, trifft solch ein verstehender, mitleidig freundlicher Blick: Du? Gehörst du auch zu uns? Was mag mit dir sein?

Nicht alle sind von gleichem Temperament. Da sitzt eine junge Frau in einen der tiefen Klubsessel zurückgelehnt. Sie plaudert halblaut mit dem Gatten neben ihr; sie mustern die Bilder an den Wänden, der große Böcklin scheint sie besonders zu fesseln — sie denken wohl an gar nichts anderes als an ihn. Oder doch? Die schlanken, durchsichtigen Finger der Frau trommeln so unruhvoll auf der Tischplatte, und wenn des Mannes Augen die hohe Türe streifen, die zum Sprechzimmer führt, zuckt es wie geheime Angst über sein Gesicht — dahinter liegt die Entscheidung über ihrer beider Schicksal. Wie wird sie lauten? Bange Frage — er faßt unwillkürlich nach der Hand seines jungen Weibes und drückt sie fest, als hätte er Angst, man könnte sie ihm entreißen.

Eine andere blättert in den Mappen und Journalen, die auf dem großen Tische herumliegen; sie ist scheinbar ganz vertieft, aber auch nur scheinbar; sobald sich etwas rührt, schreckt sie hoch, und ein Zittern läuft über ihren Körper.

Um den Kamin sitzt eine ganze Gruppe zusammen. Man kennt sich schon von früheren Besuchen her, und so ist man auch jetzt zusammengerückt zu einer kurzen Plauderstunde. „Unterhaltungen über Krankheiten und Operationen" sind zwar zu vermeiden, wie eine Vorschrift an der Wand besagt, aber seit wann kümmern sich Damen, die plaudern wollen, um Vorschriften? Man redet, wenn auch mit gedämpfter Stimme.

Die Frau Geheimrat kommt schon seit Wochen regelmäßig — sie wird massiert nach Thure Brandt — „das tut sehr weh, aber geholfen hat es doch. Ich fühle mich wie neugeboren", versichert die Frau Geheimrat freudig. Ihre Nachbarin, eine schlanke, blasse, vornehme Frau seufzt tief: „Wenn ich das nur auch erst von mir sagen könnte."

„Will es denn gar nicht besser werden?" — „Besser? Ach, doch — sehr — aber ganz gut?" — die dunklen Augen nehmen einen hoffnungslosen Ausdruck an. „Und dabei zu Hause die Kinder und der Mann, dem es auch nicht leicht wird, immer eine kranke Frau neben sich herumstöhnen zu hören."

Die anderen Damen nicken stumm und werfen sich heimlich mitleidige Blicke zu; sie wissen es ganz genau, daß „der Mann" die Krankheit seiner Frau nur allzu leicht nimmt, und daß die Falten in den blassen Zügen der Frau da neben ihnen viel weniger noch von ihrem Leiden, als von geheimem Leid herrühren.

„Ja, ja, die Männer!" sagt eine Dame verständnisvoll.

Die Frau Geheimrat lenkt ab, sie weist auf eine junge Frau. „Ich habe meine Nichte heute mitgebracht — endlich hat sie sich zureden lassen und ist mitgekommen."

„Ach, das ist ja auch das Allervernünftigste" — die Dame mit den Leidenszügen nickt der jungen Frau zu — „wenn man denkt, daß irgend etwas nicht in Ordnung ist, muß man gleich zum Arzt gehen. Je früher, je besser."

„Ganz meine Meinung — je früher, je besser." Die anderen Damen nicken Beifall, nur eine, eine kleine Dicke, ganz Typus „praktische Hausmutter", schüttelt energisch den Kopf: „Nein, meine Damen, ich bin nicht so für's Zumdoktorlaufen, und wenn es nicht so schlimm bei mir geworden wäre, wäre ich überhaupt nicht hier. Wozu hat man denn Hausmittel?!"

„Das haben Sie ja an sich selbst gesehen," sagt eine spöttische Stimme, „damit man sich so damit verpfuscht, daß der Doktor schließlich Mühe hat, einen überhaupt wieder auf die Beine zu bekommen."

„Ach, na ja, das war bei mir nun mal ein Ausnahmefall." Die kleine Dicke ist beleidigt. „Meiner Cousine hatten die Kamillenbäder gute Dienste getan, warum sollten sie mir denn nicht helfen. Wir hatten doch das gleiche Leiden."

„Es wird bei Ihrer Frau Cousine wohl doch etwas anderes gewesen sein."

„Gar nichts andres war's. Sie hatte Schmerzen im Leibe und ich auch; daß es bei mir eine Entzündung werden würde, die beinahe zum Tode geführt hätte — jawohl, die beinahe zum Tode geführt hätte — das konnte man doch aber nicht wissen." Die Dicke wird immer eifriger.

„Darum geht man eben gleich zum Arzt", sagte die Geheimrätin trocken.

Ihre Nichte, eine noch sehr junge Frau, scheu und offenbar auch verschüchtert durch die ganze Umgebung, wendet sich mit kaum verhaltener Unruhe zu der kleinen Dicken: „Sie hatten Schmerzen im Leibe? Auch hier in der linken Seite —"

„Ach, Cillychen, bei dir ist es ja ganz etwas anderes." — Die Geheimrätin nimmt beruhigend ihre Hand, aber die Dicke kann die schöne Gelegenheit, sich wichtig zu machen, unmöglich ungenutzt vorüber gehen lassen: „Jawohl, auch hier in der linken Seite. Haben Sie da auch Schmerzen? Immer solch ein Ziehen?" „Ach ja" — die junge Frau seufzt — „und auch ein Stechen — und Rückenschmerzen."

„Rückenschmerzen hatte ich nun nicht, aber das Stechen kenn' ich ganz genau, solch ein Prickeln, nicht wahr?"

„Ja, ja, — aber das Ziehen ist das schlimmere, es ist gerade so, als sollte der ganze Leib zerreißen."

Die Dicke gerät ins Feuer. „Namentlich hier herum? Nicht wahr?" Sie fährt mit der Hand um die Taillengegend. „Na, dann fängt es ja bei Ihnen genau so an wie bei mir, dann haben Sie auch dasselbe wie ich."

„Ach, das ist ja aber gar nicht wahr" — die Geheimrätin wird ärgerlich: „Der Hausarzt hat uns ja Bescheid gesagt — es ist ja eine ganz leichte Sache. Mein Neffe wünscht nur noch den Rat eines Spezialisten."

„Wenn es nun aber doch dasselbe ist wie bei Ihnen?" Cilly sieht die Dicke ängstlich an. — „Es sind doch dieselben Schmerzen." Cilly beruhigt sich offenbar gar nicht; ihre großen Augen blicken immer banger. „Wenn man nun — operiert werden muß — das — das ist wohl sehr schrecklich?"

„Na und ob!" Die Dicke ist wieder im Fahrwasser. „Ich sage Ihnen, schon bloß, wenn man in den Operationssaal kommt und sieht all die Zangen und Messer und Scheren — und die Doktoren kommen mit ihren weißen Kitteln wie die Schlächter — und —"

„Aber so hören Sie doch auf —" die Rätin richtet sich empört auf — „wie kann man denn Kranke so zum Entsetzen bringen —"

„Na, ich rede doch nur die Wahrheit." — Die kleine Dicke gerät in Kampfstimmung. „Wozu soll man denn da noch viel beschönigen? Ich weiß, wie es ist — und Sie werden es schon noch kennen lernen." Sie wirft Cilly einen herausfordernden Blick zu.

Die junge Frau zittert am ganzen Körper, aber die Dame mit den Leidenszügen nimmt sanft ihre Hand: „Mein liebes Kind, es ist ja nicht halb so schlimm. Überhaupt unser Doktor hier, der geht ja so lieb und sanft mit einem um; wenn man den bloß reden hört, ist man schon halb gesund."

„Ich bin ja doch auch operiert worden," sagt eine von den andern Damen, „man merkt ja rein gar nichts davon, man wird doch chloroformiert."

„Ja, aber nachher das Verbinden!" Die Dicke läßt nicht locker. „Ich sage Ihnen, wenn sie den Verband erneuern, da hört man die Engel im Himmel pfeifen. Ich möchte es nicht noch einmal durchmachen."

„Na, und Sie werden es schon nicht durchmachen, und wenn es nötig ist, vertrauen Sie nur unserm Doktor!"

Cilly sieht die Dame mit den Leidenszügen dankbar an. „Ach, es ist ja auch wirklich eigentlich gar nicht so schlimm mit mir. Ich komme ja nur aus Vorsicht — und wenn mein Mann es nicht gewollt hätte, wäre ich überhaupt nicht gekommen — denn eigentlich — eigentlich ist es doch recht unangenehm . . ." Sie seufzt.

„Unangenehm? Wieso gerade unangenehm?" Die Rätin blickt erstaunt auf.

„Nun, ich meine . . ." Cilly errötet etwas, „ich meine . . . so die Untersuchung . . . daß man sich nun so . . . so ganz und gar zeigen muß vor dem fremden Mann. . . ."

„Aber Cilly, und das sagst du?" Die Rätin starrt sie an. „Du, eine vernünftige Frau?"

„Na, angenehm ist es wirklich nicht", sagt eine Dame.

„Ich hab' den Weg zum Doktor sogar bloß darum so lange hinausgeschoben", fällt eine zweite ein.

„Das wird für Ihre Krankheit nicht gerade nützlich gewesen sein", sagt die Dame mit dem Leidensgesicht ironisch.

„Nein, das natürlich nicht." Die andere nickt vor sich hin. „Es hätte mir beinahe das Leben gekostet."

„Und Ihren armen Kindern die Mutter."

Eine Träne glänzt in dem Auge der andern. „Um der Kinder willen bin ich ja auch schließlich nur gegangen. Aber, was wollen Sie? Es ist zu schwer zu überwinden."

„Moderne Weiber überwinden es ja natürlich leicht." Die kleine Dicke sieht die Rätin herausfordernd an. „Wir Frauen vom alten Schlage verstehen uns nicht leicht zu so was, wir haben eben noch Feingefühl."

„So — o!" Die Rätin mißt sie von oben bis unten. „Das verstehen Sie wohl nicht?"

„Nein, ich muß gestehen, in diesem Fall in der Tat nicht."

„Ach!" Ein Ruf der Entrüstung von verschiedenen Lippen.

Die Rätin streicht ihr schwarzes Seidenkleid glatt und lächelt leise: „Sie müssen mich recht verstehen, meine Damen, ich finde daß Fein- und Schamgefühl in diesem Fall eine sehr nebensächliche Rolle spielen; wenn die Frau zum Arzt muß, dann darf sie nicht an den Arzt als Mann, sondern nur an den Arzt als Retter zu denken. Die Frage ‚Frau vom alten Schlag oder modernes Weib' kommt da gar nicht in Betracht, da ist man nur vernünftig oder unvernünftig — und ist man vernünftig, dann läßt man ohne Zimperlichkeit und falsche Prüderie geschehen, was geschehen muß. Ich hoffe, Cilly, du wirst auch so denken."

„Ja, Tantchen, ich werde . . ." Das Gesicht der jungen Frau leuchtet entschlossen auf.

„Es ist ja eigentlich auch Unsinn", sagt die Mutter, die nur um ihrer Kinder willen kam. „Ich habe es auch schon schwer genug bereut, daß ich einem falschen Schamgefühl beinahe mein Lebensglück geopfert hätte; der Arzt sieht ja nur die Kranke, nicht die Frau."

„Aber ganz kommt man doch nicht drüber weg", nimmt eine andere das Wort. „Und sehr viele überwinden es auch nicht."

„Leider!" Die Rätin nickt. „Es steckt noch zu sehr von alten Zeiten her in uns, dies falsche Schamgefühl. Aber es muß überwunden werden, daran müssen wir Frauen alle mitarbeiten."

„Und die wahrhaft anständige Frau wird es doch behalten" trumpft die Dicke auf.

„Nein" — die Geheimrätin richtet sich zu ihrer ansehnlichen stattlichen Größe empor — „im Gegenteil! Denn die wahrhaft anständige Frau ist viel zu anständig, um da, wo es ernste Dinge wie Leben und Gesundheit auf dem Spiele stehen, noch an irgend etwas Nebensächliches zu denken."

„Bravo!" Die andern Damen stimmen alle zu, aber die Mutter, die um ihrer Kinder willen kam, schaut doch nachdenklich vor sich hin: „Und viele werden doch die Sache anders halten; ein wahres Glück, daß wir jetzt auch Ärztinnen haben."

„Na, ich würde mich niemals einer Ärztin anvertrauen." Es ist wieder die Stimme der Dicken, die alle andern übertönt. „Nein, zu einem weiblichen Doktor ginge ich niemals."

„Aber, ich bitte Sie — warum denn nicht?" — „Über solche Vorurteile sind wir doch fort!" — „Bei unserm Professor drin assistiert doch auch ein Fräulein Doktor." Die Stimmen schwirren alle durcheinander.

„Und ich würde doch nicht zu ihr gehen," beharrt die Dicke — „nein, zu Frauen hab ich kein Vertrauen."

„Das ist ja ein wahrer Segen", sagt die Rätin rasch. „Dann haben Sie hoffentlich in Zukunft zu sich auch keine mehr — und lassen die Ratschläge und die — Hausmittel — Aber seien wir jetzt still, der Professor kommt."

Gesellschaftstoilette mit verkürzter Taille, Hauskleid aus Cheviot. (Abb. 449 u. 450.) „Schlank und graziös" ist die Devise für die letztmodernen Toiletten, die dadurch, daß sie die Körperform mehr oder weniger betonen, eigentlich nur von gutgewachsenen Damen getragen werden können. Zur Gattung dieser sehr modernen Gewänder zählt auch unser schickes Prinzeßkleid (Abbildung 449) aus helltaubenblauem Tuch, zu dem die schwarze Libertyschärpe einen pikanten Gegensatz ergibt. Das kurze überblusenartige Leibchen hat einen kurzen angeschnittenen Ärmel und ist vollständig mit gleichfarbiger Schnurstickerei bedeckt. Seinen runden Ausschnitt füllt ein Latzteil aus weißem, in Fältchen abgenähtem Tüll, aus dem auch der lange Ärmel besteht, der ziemlich eng den Arm umschließt. Der schlanke Rock legt sich weich und knapp um die Hüften und endet in graziösem Fall in leichter Schleppe. Er ist vorn mit einer Mittelnaht gearbeitet und wird oben durch die breite drapierte Schärpe abgeschlossen, die, seitlich verknüpft, die obere Partie dieses Empirerockes verdeckt. Zu dieser hocheleganten Toilette ist der Schnitt in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. — Zur Herstellung des durch seine Schlichtheit recht ansprechenden Hauskleides war moosgrüner Cheviot gewählt, der, ohne jegliche Garnitur verarbeitet, durch die weißen Lingeriebeigaben eine freundliche Wirkung erhielt. Die ziemlich glatte, nur im Taillenschluß leicht faltige Taille tritt, vorn durch zwei Knöpfe geschlossen, leicht seitlich übereinander und zeigt einen völlig glatten Rücken. Den tiefen ovalen Ausschnitt deckt ein gefalteter Latzteil aus weißem Batist; aus dem gleichen Material ist auch das Jabot und die Puffe des dreiviertellangen Ärmels gefertigt. Letzterer setzt sich dem Armloch ganz glatt ein und endigt mit einem Aufschlag. Der Siebenbahnenrock ist mit Gruppen schmaler fadengerader Falten gearbeitet, die niedergesteppt in Kniehöhe ausspringen. Sein Schnitt ist in 96, 100, 104, 108, 112, 116, 120, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,25 bis 1,50 Meter, für den Rock 4,50 Meter.

Abb. 449 u. 450. Gesellschaftstoilette mit verkürzter Taille, Hauskleid aus Cheviot.

Zwei Theaterblusen. (Abb. 451 u. 452.) Die Vorliebe für weiche Stoffe erstreckt sich in dieser Saison auch auf das Blusenmaterial, das neben schmiegsamster fließender Seide und leichtem Tuch vor allem duftige Gewebe aufweist. Aus goldbraun und wasserblau gestreifter Seide ist unser reizvolles Blusenmodell Abbildung 451 gefertigt, das durch den weißen, in Fältchen abgenähten Tüllatz, der den viereckigen Ausschnitt füllte, ein lebhaftes Aussehen erhielt. Der mittlere Vorderteil der Bluse zeigt feine ausspringende Fältchen, die zu beiden Seiten von je vier breiteren abgenähten Falten begrenzt werden, die sich auch im Rücken fortsetzen, dessen Mitte eine breite Quetschfalte deckt. Der die Armkugel markierende Ärmel ist gerade geschnitten und durch Gruppen von Querstufen bereichert, unterhalb des Ellbogens tritt er in Reihfalten in ein breites, gefaltetes Bündchen aus Tüll. Der Schnitt ist in 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 2,25 bis 2,75 Meter. — Für die zweite Bluse war feinstes weißes Tuch gewählt, dessen

Garnitur in einer gleichfarbigen, mit Goldfäden durchschossenen, leichten Seidenstickerei bestand. Die Unterbluse aus weißem Tupfentüll zeigt vorn wie im Rücken Reihfalten, die fast ganz unter der reichen Spitzengarnitur verschwinden, die zum Teil den Ausschnitt der Überbluse bedeckt. Ihr Ärmel präsentiert sich als volle halblange Tüllpuffe mit Spitzenbündchen, über die sich der der Überbluse angeschnittene glockige Ärmel legt. Die Überbluse ist vorn wie im Rücken mit Reihfalten gearbeitet, die am Vorderteil leicht bauschend in den Gürtel genommen sind. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 Meter.

Ballkleid in Prinzessform mit drapierter Taille. (Abb. 453.) Für die tanzlustige Damenwelt rückt mit dem Fortschreiten der Saison das Ballkleid allmählich in den Vordergrund des Interesses. Neben griechischen Einflüssen macht sich an ihm zurzeit das Streben nach möglichster Schlankheit bemerkbar, das seinen Ausdruck im sogenannten Sylphidenkleide, einem Gewande aus weichstem schmiegsamsten Stoff, der sich eng um den Körper drapiert, findet. In diesem Genre ist unsere für eine reifere Ballschöne oder junge Frau bestimmte Balltoilette gehalten. Über ein Unterkleid aus weichster goldgelber Libertyseide fällt ein Überkleid aus bräunlicher Seidengaze, dessen Garnitur in einem breiten Goldgalon besteht. Die tief ausgeschnittene Taille schließt im Rücken, der glatt bleibt, sie läßt oben ein weißes Tüllhemdchen sichtbar werden, das schmales rosa Samtband einfaßt. Als Abschluß der in Querfalten drapierten Taille dient ein Goldgalon, der auf dem Oberarm gespaltene Flügelärmel wird auf der Schulter durch eine mattgoldene Agraffe festgehalten. Die Drapierung der Taille fällt leicht über den Taillenschluß und verschleiert den Ansatz des Rockes, so daß das Ganze wie aus einem Guß erscheint. Den äußerst schlanken, leicht schleppenden Rock, der in seiner unteren Hälfte ganz glatt gehalten ist, vervollständigt oben ein kleines ebenfalls glattes Miederchen, das von den Falten der Taille verdeckt wird, und eine glatte, vorn kürzere Tunika, die sich nach hinten zu stark verlängert und von der Goldborte straff hinabgezogen wird. Zu dieser sehr aparten und eleganten Toilette ist der Schnitt in 44, 46, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 6,50 bis 7 Meter.

Abb. 451 u. 452. Zwei Theaterblusen.

Abb. 453. Ballkleid in Prinzessform mit drapierter Taille.

Ballhandschuhe in Bändchenarbeit und Tülldurchzug. (Abb. 454 u. 455.) Die ebenso hübsche wie praktische Mode der langen Halbhandschuhe für Tanzgelegenheiten findet unter der jungen Mädchenwelt noch immer zahlreiche Freundinnen, die es sogar nicht verschmähen, sich zuweilen diese zarten Toilettenbeigaben selbst anzufertigen. Und die Arbeit ist ja so dankbar und reizvoll, gleichviel ob man sie in Tülldurchzug oder Pointlace ausführen will. Mit unseren Abbildungen veranschaulichen wir zwei Handschuhe zum Selbstarbeiten, für die man sich der vorrätigen Mustervorzeichnungen zu bedienen hat. Der obere Handschuh (Abb. 454) aus weißem Tüll wird durch Durchzug verziert und unten durch eine Naht geschlossen, der zweite Handschuh (Abb. 455) ist nach Art der Schlupfhandschuhe gearbeitet und an der Unterseite mit langem Schlitz versehen, den schmales Seidenbändchen einfaßt. Der Handschuh selbst besteht ganz aus Bändchenarbeit, deren Technik zu bekannt ist, als daß sie einer Erklärung bedürfte. Die Vorzeichnung dazu ist zum Preise von 60 Pfennig, die zum Tüllhandschuh für 50 Pfennig vorrätig.

Zwei elegante Ärmelformen. (Abb. 456 u. 457.) Eine zipfelige Ärmelform veranschaulicht Abb. 456, bei der der Stoff, auf der Armkugel mehrfach eingereiht, in weichen Falten herabfällt und an den Rändern stets mit Stickerei oder einer Borte abgeschlossen sind. Der zweite, den schlanken Modetypus verkörpernde Ärmel (Abb. 457) war an unserer Vorlage aus heller Seide gefertigt, die in Querstufen abgenäht und durch

Abb. 454 u. 455. Ballhandschuhe in Bändchenarbeit und Tülldurchzug.

soutachierte Tülleinsätze unterbrochen war, was eine sehr aparte Wirkung ergab. Die lange Manschette des Ärmels bestand gleichfalls aus Tüll mit Soutachestickerei. Zu jedem dieser Ärmel ist der Schnitt in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 30 Pfennig vorrätig.

Spitzenberte für dekolletierte Taillen. (Abb. 458.) Schöne Spitzen gelten nach wie vor als edelstes Ausputzmaterial und kommen besonders in Bertenform am Ausschnitt der Taillen immer gut zur Geltung. Die wieder moderne Bändchenarbeit erfreut sich für diese Berten besonderer Beliebtheit, weil sie dekorativ wirkt und gleichzeitig eine recht angenehme Handarbeit ergibt. Unsere Abb. 458 zeigt eine dieser pointlace Berten, die, aus verschiedenen Bändchenarten gefertigt, sich mit Hilfe der Mustervorzeichnung (auf Kattun) mühelos nacharbeiten lassen und dabei an Dauerhaftigkeit jeder anderen Spitzengattung vorzuziehen sind. Die Vorzeichnung dazu ist für 1 Mark 20 Pfennig erhältlich.

Abb. 458. Spitzenberte für dekolletierte Taillen.

Abb. 456 und 457. Zwei elegante Ärmelformen.

Fächer mit Malerei und Spitzenarbeit, Ballpompadour. (Abb. 459 u. 460.) Das Mittelfeld des Fächers aus weißem Atlas ziert eine zartfarbige Malerei in Aquarellfarben, während die seitlichen Flächen aus weißer Bändchenarbeit bestehen, die sich reizvoll von dem irisierenden Perlmuttergestell des Fächers abhebt. — Nicht weniger hübsch ist der zu einem Rokokokostüm passende, aus weißem Libertyatlas hergestellte Pompadour, der, oben mit duftigen weißen Seidenblenden abgeschlossen, durch breites weißes Seidenband, das man durch goldene Ringe leitet, zusammengehalten wird. Seine Verzierung bildet eine Rokokostickerei, die, mit zartfarbigen schmalsten Seidenlitzen ausgeführt, ohne viel Mühe herzustellen ist, und die sich plastisch von dem schimmernden Seidengrunde abhebt. Die Vorzeichnung zu dieser Stickerei ist für 40 Pfennig, die zur Bändchenarbeit des Fächers für 50 Pfennig zu beziehen.

Zwei Backfischröcke. (Abbildungen 461 u. 462.) Der erste Rock Abb. 461 wirkt durch das kleine angeschnittene Mieder besonders modern. Aus hellbraunem Tuch gefertigt, ist er aus sechzehn Bahnen geschnitten, von denen die eine Hälfte glatt, die andere Hälfte mit eingesetzten Falten gearbeitet ist, auf die sich abgerundete Patten legen. Diese Machart sichert dem fußfreien Rock die modegerechte Schlankheit und verleiht ihm eine gewisse Eleganz. Sein Schnitt ist in 96, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 1 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,75 Meter. — Etwas einfacher wirkt der aus hellem feingestreiften Wollstoff gearbeitete Rock Abb. 462. Er besteht aus neun Bahnen, die vordere Mittelbahn bleibt völlig glatt, die übrigen sind mit Gruppen von eingesetzten Falten gearbeitet, deren Ansatz schmale seidene Formblenden verdecken. Oben umschließt der Rock glatt die Hüfte, während er

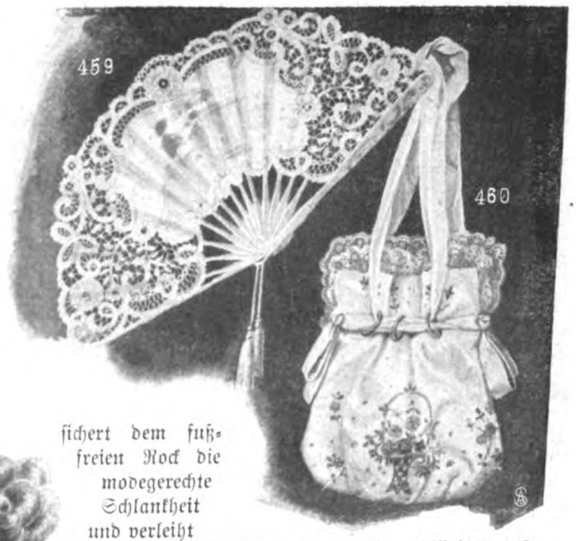


Abb. 459 u. 460. Fächer mit Malerei und Spitzenarbeit, Ballpompadour.

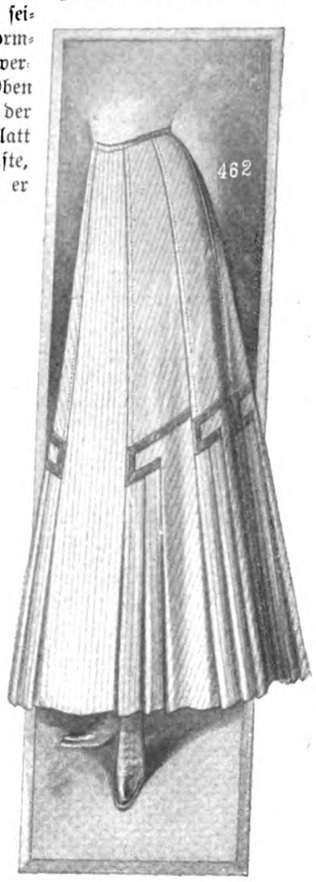


Abb. 461. Backfischrock aus hellbraunem Tuch.

Abb. 462. Backfischrock aus gestreiftem Wollstoff.

unten durch die eingesetzten Falten beim Gehen ein graziöses Faltenspiel entwickelt. Der zur Anfertigung dieses Rockes erforderliche Schnitt ist in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 bis 5 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 449 bis 462 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 36—41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Kindliche Darstellungskunst.

Von M. Bartz.

Ich beschäftigte mich an dieser Stelle (in einem Artikel der Nr. 42 des Jahrgangs 1907) schon einmal mit den Fragen, die mit der Pflege einer kindlichen Darstellungskunst zusammenhängen. Aber wenn ich in jenem Artikel, der manches lebhafte Echo gefunden hat, aus meiner eigenen Praxis heraus darauf hinweisen mußte, daß unsere, für die regelrechte Bühne bearbeiteten deutschen Märchen nur mit Vorsicht und mancherlei Streichungen für Kinder schulpflichtigen Alters zu verwenden seien, so kann ich heute besseres nennen!

Da schafft in einem schön gelegenen Dorfe der „märkischen Schweiz" schon seit Jahren ein begeisterter Freund unserer Jugend an dem großen Werke, die Kunstideale seiner Seele praktisch zu verwirklichen und so manchen rauhen Stein, der einst auf seinem eigenen Jugendpfade lag, den ihm anvertrauten Kindern aus dem Wege zu wälzen, damit der junge, weiche Kinderfuß nicht daran stoße. Die Art, wie er Kunsterziehung mit seinen Pfleglingen trieb, wie er die Erziehung, die Charakter- und Seelenbildung stets als Krone allen Unterrichtens betrachtete, hatte schon jahrelang einen näheren Freundeskreis und ernste Schulmänner warm interessiert. Besonders war es auch der greise Feldmarschall Haeseler, der, seit er sich auf sein Gut zurückgezogen, wo die Pflege und Erziehung der Jugend zu Einfachheit und Natürlichkeit die liebste Tätigkeit seiner alten Tage bildet, sich in seiner menschenfreundlichen Art aufs wärmste von den Bestrebungen Paul Matzdorfs angezogen fühlte.

Von dieser reichen, geistigen Tätigkeit, die darauf gerichtet ist, den Bildungsgang unserer heutigen Schuljugend für diese leichter und vor allem übereinstimmender mit kindlich frohsinniger Art auszugestalten, interessieren uns heute besonders seine gelungenen Bemühungen um die Pflege der darstellenden Kunst und ihre Verwendung zur Seelenbildung des Kindes. Matzdorf faßt selbst seine Grundsätze zusammen, die klar das Wesentlichste betonen, so daß wir sie hier dem Wortlaut nach folgen lassen. Er sagt:

„Die Kunsterziehung von heute berücksichtigt fast nur die bildenden Künste und bleibt darum einseitig; sie sollte mit der darstellenden Kunst beginnen, die alle Künste in sich vereinigt.

Der Spieltrieb tritt schon im kleinen Kinde wundervoll in Erscheinung. Ist's nicht ein Genuß, ein vorschulpflichtiges Kind sprechen zu sehen? Die Schule hat bisher das dem Kinde natürliche darstellende Sprechen unterdrückt, die Kinder zu Sprechautomaten gemacht. Die darstellende Kunst sollte vielmehr in den Dienst des erziehlichen Unterrichts treten.

Nach meinen langjährigen Erfahrungen werden die Kinder durch das Spiel freier, gewandter, umsichtiger, sprachgewandter, tüchtiger.

Sie lernen mit großer Freude in kürzester Zeit ihre Rollen.

Ihre Selbsttätigkeit, ihre Erfindungsgabe wird durch eigene Anfertigung der Kostüme, durch das selbständige Aufbauen der Szenerie ungemein angeregt. Ihre Geschicklichkeit wird gefördert, der Schönheitssinn gebildet.

Es wird ein ausdrucksvolles Sprechen erzielt, weil Mienen- und Gestensprache wieder zu ihrem Rechte gelangen.

Die Volkslieder, die das Spiel einrahmen, sind den Situationen anzupassen und kommen so zur vollen, stimmungsvollen Wirkung.

Fast jeder Unterrichtsgegenstand verträgt szenische Bearbeitung. Man spricht viel von Überbürdung. Ein munteres Spiel entlastet. Es kann im Wechsel mit freien Bewegungsspielen die Pausen ausfüllen und bei festlichen Gelegenheiten, Elternabenden usw. zur Anwendung gelangen.

Die Leitung muß in den Händen eines erfahrenen Lehrers ruhen. Beim Spiel geht das Kind viel mehr aus sich heraus als im Unterricht, darum bietet es uns eine Handhabe, die Kinder individueller zu erziehen.

Ist so das Spiel an sich schon außerordentlich bildend, so kann es durch den Stoff, den es darstellt, erst recht auf Spieler und Hörer bildend einwirken.

Die Opposition gegen den jetzt noch herrschenden Schund veranlaßte zur Herausgabe einer eigenen Jugend- und Volksbühne, die in fortlaufenden Jahresserien edle, volkstümliche, gemütvolle Kost bieten will. (Verlag von Arwed Strauch, Leipzig. Prospekte frei).

Das Spiel arbeitet nur mit den einfachsten Mitteln.

Das Spiel soll den Kindern Selbstzweck werden, eine Belohnung nach treuer Pflichtarbeit in der Schule."

Matzdorfs Bestrebungen gehen in bezug auf die Jugend durchaus mit den Bemühungen von Sohnrey, Wachler, Lienhard und anderen parallel, die so viel für die Wiedererweckung unseres deutschen Volksschauspiels tun. Sie setzen alle Kräfte daran, die von Frankreich herüberkommenden frivolen Machwerke, die mit so viel Ausstattungskünsten auf den Großstadtbühnen angeboten werden, auszumerzen und dem deutschen Volke wieder eine Darstellungskunst zu bieten, die den Geschmack gesunden und erstarken läßt.

Noch fehlt es sehr an solchen Stücken, sowohl für die Erwachsenen wie auch bisher für die Jugend. Unter Matzdorfs fleißiger Sammelarbeit und seinem begeisterten Werben haben sich die Besten unserer Jugendfreunde beeilt, ihm dasjenige zur Verfügung zu stellen oder neu zu schreiben, was er für die Jugend braucht.

So sind unter dem zusammenfassenden Titel: „Jugend- und Volksbühne" wunderhübsche Märchenspiele und Feststücke von Humperdinck, Blüthgen, Frieda Schanz, Matzdorf und anderen beliebten Jugendschriftstellern erschienen, die auch an dieser Stelle allen Eltern, Schulleitern und Erziehern für die verschiedensten Gelegenheiten aufs wärmste empfohlen werden können. Wer sie einmal gespielt hat oder gar Matzdorfs frische und für solche Aufgaben eben mit besonderer Liebe herangezogene Schülerschar sie aufführen sah, dem hat sie sicherlich das Herz erobert.

Damit auch die noch unbewanderte Erzieherin in der Kinderstube, der Schulleiter, dem die Sache neu ist, für sich in die Aufführung hineinfinden, hat Matzdorf eine kleine Anweisung herausgegeben: „Wie leite ich meine Jugend- und Volksbühne?" (Verlag Arwed Strauch). Sie ist für 25 Pfennig zu haben. (Der Aufsatz in Nr. 35 von „Die Welt der Frau" „Sommerliche Kostümfeste für Kinder" bietet in bezug auf

leichte und billige Kostümierung der Kinder manchen schätzenswerten Wink.)

Allen aber, die an einer frisch und fröhlich aufwachsenden Jugend ihre helle Freude haben wollen, wünsche ich, daß sie einmal einen Ausflug in die „märkische Schweiz" machten, um sich eine Aufführung der Schuljugend in Cöthen anzusehen. Da ist durch fleißige Kinderhände die Schulstube — bei einer Ausgabe von 65 Pfennigen! — in die Bühne zu „Hänsel und Gretel" umgewandelt, und da wird gemimt, gesprochen und vor allem gesungen, daß sich an dieser Kinderschar Herz und Augen aufs innigste freuen und man wieder die alte Wahrheit aufs neue bestätigt findet: wie wenig dazu doch gehört, ein echtes Kinderherz zu erfreuen und glücklich zu machen!

Wie wird aber auf diese Weise auch so viel teures Spielzeug überflüssig, das unsere Jugend so unbescheiden, verwöhnt und mißgünstig macht! Hier lernt sie statt dessen sich an den einfachsten Spielmitteln wieder zu erfreuen. Wie würden in zahlreichen Häusern die Sorgen des Vaters über unsere heutige so viel beanspruchende Jugend nachlassen, wie viel leichter könnte die Mutter mit dem festgesetzten Wirtschaftsgeld auskommen, wenn statt der Erfüllung unbescheidener Wünsche der Kinder so ein fröhliches Jugend- und Märchenspiel die Erholung nach der Arbeit bildete, und Vater und Mutter wetteiferten, dabei die Leitung zu übernehmen. Das ist nicht nur die echte Pflege deutschen Familienlebens, nicht nur der beste Weg, um natürlich empfindende, frische, fröhliche Kinder im deutschen Hause aufwachsen zu lassen, sondern wir dienen damit auch einer allgemein befriedigenden natürlichen Kunstpflege. Ganz besonders erwacht der Spieltrieb und die Freude am „Verkleiden" ja mit Beginn der rauheren Jahreszeit, die das Kindervolk auf das Haus beschränkt. Und die Advents- und Weihnachtszeit, deren Freuden den Kindern schon von fern verheißungsvoll aufleuchten, kann nicht sinniger gefeiert werden als durch eines der schönen Weihnachtsfestspiele aus der hier empfohlenen Sammlung.

Einer Künstlerin.

Und wem der Sonnenfunken ward,
Der zählt zu den Auserkorenen,
Der ist ein Wesen seltener Art
Unter den Staubgeborenen.

Dem blüht auf unserer Erdenflur
Keine schöne Blume vergebens,
Der siegt mit echter Frohnatur
Über das Leid des Lebens.

Der schöpft die goldene Heiterkeit
Aus unversieglichen Bronnen
Und läßt auch andere allezeit
In ihrem Schein sich sonnen.

Adelheid Stier.

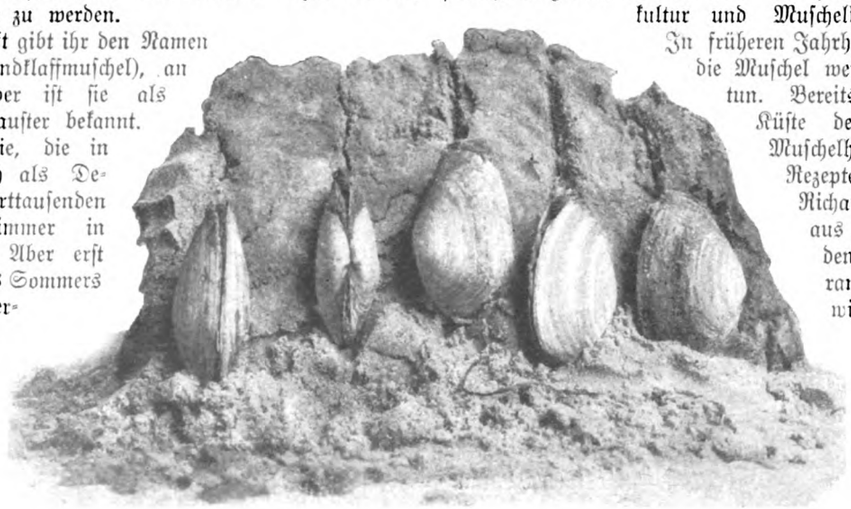
Die Strandauster.

Von H. v. Schroetter.

Draußen in der Elbmündung, zwischen der Vorposteninsel Neuwerk, deren vierkantiger Berndt-Besecke-Turm den Schiffern als hamburgischer Gruß so weithin sichtbar bleibt, und den Watten des Festlandes, hat im verflossenen Sommer Professor Henking aus Berlin bei der Untersuchung der Watten auf Anlage von Austernbänken eine Muschelart gefunden, die berufen ist, die „Auster des armen Mannes" bzw. der rechnenden Hausfrauen zu werden.

Die Wissenschaft gibt ihr den Namen Mya arenaria (Sandklaffmuschel), an der Waterkant aber ist sie als Piep- oder Strandauster bekannt. Vermutet wurde sie, die in Amerika allwinterlich als Delikatesse zu Hunderttausenden verbraucht wird, immer in deutschen Meeren. Aber erst die Forschung dieses Sommers hat die Gewißheit erbracht, daß sie an unseren Nordseeküsten in so beträchtlicher Anzahl vorhanden ist, daß sich ein Abbau lohnt. Die Muschelkultur ist bei uns noch viel zu wenig im Betrieb; abgesehen von den fünf Meter hohen „Muschelbäumen" der Ellerbeker Fischer in der Kieler Bucht, die, Pfingsten in den Grund gestoßen, alsbald mit schwärmender Muschelbrut besetzt sind und im dritten Jahr, wenn die Muschel „marktfähig" ist, „gezogen" im Winter ans Land geschleppt und „gepflückt" werden. Frankreich, England, Amerika und — China sind uns in Muschelkultur und Muschelkonsum weit voraus.

In früheren Jahrhunderten bewertete man die Muschel weit höher, als wir es tun. Bereits 1235 standen an der Küste der Vendée künstliche Muschelhürden. Wir besitzen Rezepte vom Küchenmeister Richards II. von England aus dem Jahre 1390, nach denen Muscheln mit Safran bereitet wurden, und wissen, daß Ludwig XVIII. von Frankreich durch Eilboten allwöchentlich die Muscheln von La Rochelle kommen ließ und sie mit Cayennepfeffer verspeiste.



Wie die Strandauster lebt.

Amerika verzehrt mehr als 50 Millionen Liter in der Saison. Die Muschel figuriert dort als schmackhaftes und kräftiges Nahrungsmittel auf den Speisekarten der Hotels und spielt ihre Rolle im täglichen Speisezettel der Bevölkerung. Bei uns ist bisher nur eine einzige Muschelart, die Auster, zu vollem Ansehen gelangt. Die vielen eßbaren Muschelarten, die die deutschen Meere bieten, werden wenig beachtet. Viele hegen den Argwohn, daß Muscheln giftig seien — was doch nur bei nicht

Das Offnen der Muschelschalen: Der Schliessmuskel wird durchschnitten.

völliger Frische der Fall sein kann, also im Sommer. Und im Sommer ißt man eben keine Muscheln! Die Saison der Strandauster beginnt im Herbst und dauert den ganzen Winter. Ängstlichen Gemütern empfiehlt Professor Marschal in seinem Werke „Die Deutschen Meere und ihre Bewohner" durch einen Zusatz von 3—3,5 gr. kohlensaurem Natron auf einen Liter Wasser die Muscheln zu entgiften, diese Brühe wegzuschütten und die Tiere gut abtropfen zu lassen.

Die Verwertung und Einführung der Strandauster auf den Märkten der Großstädte — auch in Berlin ist sie in Restaurants zu haben und wird auch in Fischhandlungen erscheinen — hat sich der hamburgische Fischereidirektor Lübbert besonders angelegen sein lassen. Der regelmäßige Abbau der Strandauster soll den vielen Nordseefischern, die, vom Wetter abhängig wie kein anderer Geschäftsmann, unsicheren Verdienst haben, eine neue Einnahmequelle schaffen. In Amerika gibt es eine eigene Kategorie „Muschelfischer" — unseren Fischern soll wenigstens über die Wartezeit, bis „der Butt steht" oder „der Hering kommt", hinübergeholfen werden. Es würde also eine kleine volkswirtschaftliche Hilfeleistung der deutschen Hausfrau (bei der sie selbst gewinnt) darstellen, wenn sie ihr Interesse der Verwertung der Strandauster in der Küche zuzuwenden versuchte. Unsere heutigen Abbildungen wollen dies Interesse erregen. Das erste Bild zeigt, wie die 5—8 cm hohe Strandauster, mit ihren „Byssusfäden" am Sandboden festgeklebt, dahinlebt. Wir verstehen, warum der Volksmund sie „Piepauster" nennt, wenn wir die Sträßchen betrachten, die von jeder aufrechtstehenden Muschel — manchmal durch eine fußhohe Sandschicht — emporführen; durch diese Sträßchen „piept" sie, das heißt, sie bewegt ihre lange „Piepe", die sie nicht völlig einzuziehen vermag, auf und ab. So verrät sie sich aber auch. Denn an diesen Bodenunebenheiten erkennt der Muschelfischer den Sitz des Muschelfeldes und weiß, wo er graben muß. Karg ist sein Verdienst für die mühselige naßkalte Fangart: Der Hamburger Marktpreis beträgt 40 Pf. für das Dutzend.

Das Öffnen der gleichklappigen, eirunden Muscheln geschieht, wie die beiden folgenden Bilder zeigen, in der Weise, daß die sauber vom Sand gereinigten Schaltiere horizontal in die linke Hand genommen werden, während man mit einem kleinen scharfen Messer, an der einen, stets offenen Stelle der Muschel beginnend, im Inneren der oberen Schale entlang fährt, um den außerordentlich kräftigen Schließmuskel zu durchschneiden. Die mirabellengroße Strandauster wird nun aus dem sie umgebenden Kranz herausgenommen. Daumen und Zeigefinger der linken Hand — siehe untenstehende Abbildung — drücken den federkielartigen sogenannten Kristallstiel, die Nahrungssparbüchse für den Reserveeiweißstoff des „Fisches", heraus, während das Messer den sogenannten „Fuß", einen halbrunden, harten Lappen an dem gelblich-weißen Tier, abschneidet. Die

Das Verrichten der Strandaustern: Herausdrücken des Kristallstiels und das Entfernen des „Fusses".

schwärzliche, wohlschmeckende Leber bleibt dagegen an der Strandauster.

Wie aber bereitet man unser Meeresprodukt zu? Das nächste Bild zeigt die Anrichtform der rohen Piepauster, die in ihren gut gereinigten, silberweißen, dünnen Schalen serviert und wie ihre vornehme Namensschwester, der sie an Nährwert nahekommt, mit Zitronensaft, Toast und frischer Butter verspeist wird. Ebenso wie die echte Auster kann man die Strandauster auch nach gutem Abtropfen mit Mehl und Salz panieren und backen. Aber auch gekocht, also in kochender Brühe erstarrt, wird sie gegessen. Man läßt sie in einer gut abgeschmeckten holländischen Sauce heiß werden oder bereitet

aus Butter, gehackter Petersilie, geriebener Semmel eine dicke Tunke, passiert und macht die Muscheltiere darin gar.

Das französische Rezept für „Moules à la Provençale“ läßt sich auch auf unser Weichtier anwenden: In eine Kasserolle tut man zwei Löffel Nizzaöl, gehackte Petersilie, Schalotten, Pfefferkörner, Pilze, ein ganz klein wenig Knoblauch, läßt dies alles mit einem Glase Weißwein aufkochen, kräftigt es mit brauner Kraftbrühe, gibt die Sauce durch ein Sieb und kocht die Muscheln darin auf. In England pflegt man die Muscheln in der Schale zu kochen und verspeist sie mit Essig, Pfeffer und Salz. In Amerika werden sie gekocht und mit zerlassener Butter zu Toast gegessen.

Rohe Strandaustern in der Schale angerichtet.

Zu Muschelsauce wird ein halbes Dutzend Muscheltiere mit zwei Schalotten fein gehackt; dann knetet man zwei Eßlöffel Butter, einen Eßlöffel Mehl, die gewiegten Strandaustern und gestoßenes Gewürz zusammen, rührt es auf dem Feuer mit Fleisch- oder Fischbrühe und Zitronensaft zu einer gebundenen Sauce, passiert und läßt die übrigen Strandaustern darin erstarren.

Eine Suppe von Muscheln bereitet man an der Küste folgendermaßen: Die sauber geputzten Muscheln werden in kochendes Wasser geworfen und gekocht, bis die Schalen sich öffnen. Ein Pfund Kalbfleisch wird mit ein paar süßen Mandeln und zwei hartgekochten Eiern gehackt, und mit eingeweichtem Weißbrot zu einem Teige gerührt. Alsdann läßt man Butter in einer hohen Kasserolle zergehen, gibt zwei Löffel Mehl und den Teig dazu, füllt mit Brühe oder Wasser auf, kocht zwei Stunden, streicht die Suppe durch ein feines Sieb und richtet sie über gerösteten Semmelscheiben und den Muscheltieren an.

Der Beruf der Buchbinderin.

Von Elisabeth Karsten-Katt.

Zu den vielen Berufsarten, die den Frauen in neuerer Zeit erschlossen wurden, gehört das Kunsthandwerk der Buchbinderei. Einst in Deutschland in hohem Ansehen, verfiel es im Laufe der Zeit mehr und mehr, so daß die Spuren seiner früheren Größe fast nur noch in Klöstern, Kirchen und alten Schlössern gefunden werden können. Wer je mit ehrfürchtiger Seele durch die Stille solcher alten, von den Jahrhunderten geweihten Büchereien schritt, der versteht den Zauber, der nicht nur von den Büchern selbst, sondern auch von ihrem Gewande ausgeht. Das zu tiefem Dunkelbraun nachgedunkelte Schweinsleder, das die selbst unter dem sachtesten Finger rauschenden Pergamentseiten irgendeines mönchischen Miniaturenkodex enthält, ist so gut ein Künder seiner ernsten Zeit wie sein Inhalt. Und die samtene oder seidene Buchdecke, die mit kokettem silbernen Schlößchen die Seiten verwahrt, von denen nun längst schlafende Augen zärtliche schäferliche Poesien herablasen, zaubert uns vielleicht lebendiger als diese uns unverständlich gewordenen Verschen das Bild der lachenden Fröhlichkeit des Rokokos vor die Augen!

Die Bücherliebhaberei älterer Zeiten, die in den kostbaren Einbänden ihren Ausdruck findet, scheinen eigentlich nur die Engländer geerbt zu haben. In England und Amerika werden gelegentlich 10—20000 Mark für einen Einband gezahlt, und der Stolz des vornehmen Engländers, seine „Library“, mit ihren kostbaren, auch äußerlich reich durch Handvergoldung, Arabesken und andere Ornamente geschmückten, in Pergamentleder gebundenen Büchern, mit ihren tiefen, einladenden Leseplätzen, den breiten, hellen Fenstern und behaglichen Fensternischen stellt in der Tat ein Kulturideal dar. Dem Deutschen ist alles das ziemlich fremd, so sehr gerade er als „Bücherwurm“ unter den Völkern gilt. Doch mehren sich mit dem wachsenden Reichtum des Landes auch bei uns die Liebhaber solch edlen Besitzes. Und vielleicht liegt hier nicht nur eine Erwerbsmöglichkeit, sondern auch eine Kulturaufgabe für die Frau.

Frauen sind schon in früherer Zeit in Buchbindereien tätig gewesen, doch meist nur in untergeordneten Stellungen, z. B. als Helferinnen bei mechanischen Arbeiten. Seit nicht allzulanger Zeit ist ihnen aber auch die Möglichkeit gegeben, das Fach wirklich gründlich zu erlernen und dabei ihre etwa vorhandene künstlerische Begabung zu entwickeln und zu verwerten. Der Berliner Lette-Verein, der allzeit voran schreitet, wenn es gilt, den Frauen ein neues Gebiet der Bildung oder des Erwerbs zu erobern, hat eine unter der Leitung einer Lehrerin stehende Buchbinderei-Schule eröffnet, die in hohem Grade Beachtung verdient. Diese Lehrerin, Frl. Marie Lühr, hat ihre praktische Ausbildung in verschiedenen rühmlichst bekannten Werkstätten erlangt und vor der Gewerbekammer in Hamburg ihr Meisterexamen abgelegt. Die Anstalt ist bestrebt, der Frau die Ausbildung zu geben, die zu erreichen bisher in der Regel nur dem Manne gelang, und sie hierdurch zu berechtigen, für gleiche Arbeit gleichen Lohn zu verlangen. Wer die letzte Buchbinderei-Ausstellung in Berlin besuchte, fand zum erstenmal Gelegenheit, sich an den Frauenarbeiten zu erfreuen, die aus dieser Schule hervorgingen.

Für diese Buchbinderei-Schule für Frauen wurde eine dreijährige Lehrzeit vorgeschrieben. Am Schluß wird die Gesellenprüfung abgelegt, die bereits von mehreren Schülerinnen mit bestem Erfolge bestanden wurde. Diese Prüfung berechtigt zu einer späteren Meisterprüfung und zur Ausbildung von Lehrlingen und Schülerinnen in eignen, selbst gegründeten Werkstätten.

Für die Fach- oder Berufsausbildung sind zwei Wege vorgesehen: 1. Ein dreijähriger unentgeltlicher Unterricht in der Werkstatt des Lettehauses. Die Lernenden arbeiten für den Verein und empfangen im ersten Jahr 3 Mark, im zweiten Jahr 4 Mark, im dritten Jahr 5 Mark als wöchentliche Vergütung.

2. Ein dreijähriger Unterricht gegen 250 Mark jährliches Schulgeld. Die Schülerinnen arbeiten für sich und müssen das erforderliche Material der Buchbinderei entnehmen. Diese berufliche Ausbildung kann sehr empfohlen werden, denn die hier als fertig entlassenen Schülerinnen finden besonders leicht Stellungen. (Anfangsgehalt 60—120 Mark.) Vorläufig kann sogar den Forderungen der Arbeitgeber nach solchen Absolventinnen nur zum kleinsten Teil entsprochen werden.

Außer der beruflichen Ausbildung gibt es Kurse für Amateure; hier werden nach Wunsch einzelne Techniken gelehrt, die auch als Ergänzung für andere Berufe in Betracht kommen.

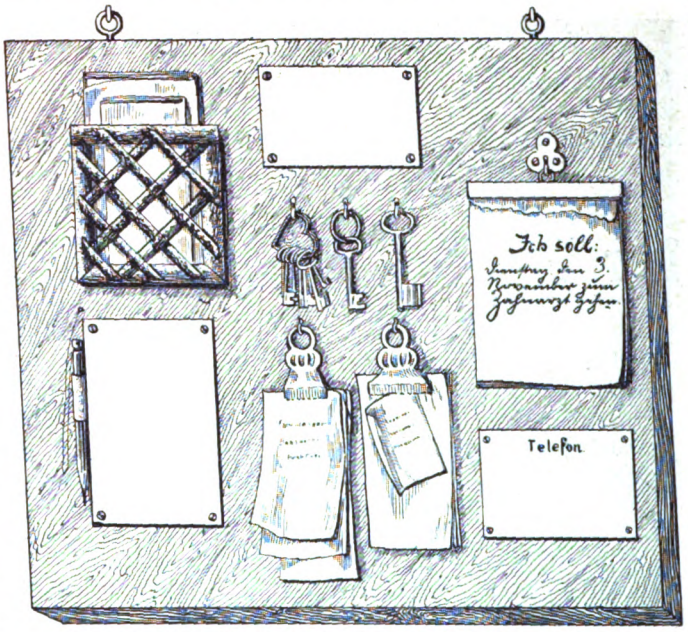
In einem besonderen Kursus kann ferner die Herstellung von Tunk-, Kleister- und Marmorpapieren von solchen Frauen erlernt werden, die nicht geneigt sind, sich mit Buchbinderei zu beschäftigen.

Weitere Auskunft erteilt die Leiterin der Buchbinderei-Schule oder die Verwaltung des Lette-Vereins, Berlin, Viktoria-Luise-Platz 6, während wir uns hier mit diesem Hinweis begnügen müssen.

Ratgeber für Jedermann

Für Weihnachten.

Für Knabenhände. Die kleinen Mädchen haben es verhältnismäßig leicht mit den Weihnachtsgeschenken; mit Strick-, Stick- und Häkelnadeln lassen sich unter Anleitung der Tante oder Großmama allerlei reizende Sächelchen zusammenstellen. Unsere armen Jungen kommen seltener zu ihrem Geschenksrecht, und sie möchten doch auch so gern die Eltern mit einer selbstverfertigten Weihnachtsgabe erfreuen! Als hübsches, höchst brauchbares und leicht herzustellendes Geschenk möchte ich ihnen deshalb das hier abgebildete Brettchen empfehlen. Es ist 35 Zentimeter hoch, 45 Zentimeter breit, aus weichem, schön mit Sandpapier abgeglättetem Holze. Die taschenähnliche Abteilung in der linken Oberecke wurde durch kreuzweises Aufnageln von Lederstreifen auf ein später aufgeleimtes Rähmchen hergestellt. Sie dient zum Aufbewahren von kleinen Broschüren, Zeitungsausschnitten und Annoncen aller Art. Das darunter befindliche abwaschbare Elfenbeinplättchen ist mit blanken Kupfernägeln sauber aufgenagelt und für Mamas Wäschenotizen bestimmt. Es kann auch durch eine schwarze Schiefertafel ersetzt werden, dann wird kein Bleistift, sondern ein Griffel daneben befestigt. Das längliche weiße Pergamentstück oben in der Mitte ist ebenfalls für Notizen. Die darunter befindlichen Messinghaken halten Schlüsselringe und einzelne Schlüssel; die beiden untersten tragen starke Metallklammern, die die am meisten gebrauchten Eisenbahnfahrpläne umspannen. Rechts oben am messingnen Bilderhäkchen hängt ein sogenannter Verabredungskalender, und darunter ist fein säuberlich noch eine Pergamentkarte befestigt, auf der die Fernsprechernummern stehen, die man am häufigsten braucht. Zuerst werden alle Schraubenhaken angebracht, und dann wird das nützliche Kabinettstückchen mit irgendeiner passenden Holzfarbe gebeizt und mit den notwendigen starken Schraubenösen zum Aufhängen versehen. Nach vollständigem Trocknen ist es zum Gebrauche fertig. Bei uns hängt im Schlafzimmer ein solches von unserm damals dreizehnjährigen Söhnchen verfertigtes Wandbrett (die „stumme Stütze der Hausfrau" nennt der Papa es scherzweise) nun schon vier Jahre. Es wird täglich in Gebrauch genommen, und seine zahlreichen stummen Dienste sind groß und klein allmählich unentbehrlich geworden.



Etwas für Knabenhände: ein praktisches Wandbrett.

Bemalte Schachtel für Weihnachtskonfekt. Die kleine Szene des Lichtanzündens am Weihnachtsbaum ist hier, ganz biedermeierlich und ein klein wenig humoristisch stilisiert, als Motiv für eine weihnachtliche Geschenkhülle verwendet worden. Die Schachtel ist eine Schülerarbeit aus der Königlichen Kunstschule zu Breslau (Klasse für dekorative Malerei des Professors Roßmann).

Bemalte Schachtel für Weihnachtskonfekt.

Wissenswertes aus dem Ausland.

Küssen auf der Straße. Die strengen und mehr oder minder streng durchgeführten Kußgesetze kleiner amerikanischer Staaten sind allgemein bekannt. Daß aber nicht nur im modernen Amerika, sondern auch im sehr konservativen Rußland die heilige Hermandad durchaus nicht zur Anerkennung des altes Grundsatzes vom „Küßchen in Ehren —" zu bringen ist, bewies ein kleiner Vorgang, der sich vor kurzem auf einem Straßenbahnwagen in Moskau abspielte. Fräulein Trefiloff, eine sehr bekannte russische Schauspielerin, traf in der Straßenbahn mit ihrer Mutter zusammen und gab ihr in ihrer Freude über die unerwartete Begegnung einen Kuß. Aber Popularität ist eine böse Sache, wenn man sich einer „strafbaren Handlung" schuldig macht — und das war trotz der Harmlosigkeit dieses Kusses nach russischem Polizeigesetz der Fall. Fräulein Trefiloff wurde erkannt und — bestraft. Ein Kuß auf der Straße aber wird in russischen Städten mit fünf bis sieben Rubel gebüßt, und wenn das „Verbrechen" in einem Eisenbahnwagen oder auf der Straßenbahn vollzogen wird, sogar mit zehn Rubeln. Der Ausbruch ihrer töchterlichen Zärtlichkeit kam die temperamentvolle Schauspielerin also nicht ganz billig zu stehen. Übrigens erstreckt eine neuerlich erfolgte Ergänzung dieser russischen Vorschriften die Strafandrohung auch auf — geschriebene Küsse, wenn sie nämlich offen, auf Post- oder Ansichtskarten übermittelt werden. Welch eine Einnahmequelle gäbe es für den deutschen Steuersäckel, wenn z. B. die gedankenlosen „1000 Küsse", die aus der Phraseologie unserer Backfischbriefe auch in die Grußkarten übergegangen sind, nun ebensoviele Strafmandate zur Folge hätten! Und welch schleunige Bekehrung der kleinen Sünderinnen gegen den guten Geschmack wäre die Folge!

Neues aus Altem.

Arbeiten aus Garnrollen und Paketknebeln. Biedermeierpärchen, als Kinderspielzeug oder Tischkartenständer zu benutzen. Zwei große Garnröllchen (für die beiden Körper), ein kleines (für Hut und Zylinder), vier halbe Knebel für die Arme, weitere vier halbe Knebel für die Beinkleider und Schuhe und Dreisechstelknebel für die Füße bildeten das Material zu unserm Pärchen. Die Tischkarten können in einen kleinen Einschnitt in den Kopfbedeckungen geklemmt werden.

Biedermeierpärchen.

Besteckbankchen aus Paketknebeln.

Messerbänkchen aus fünf Paketknebeln. Man kerbt mit der Laubsäge je zwei Knebel in ihrer Breitseite ein, holt das Holz heraus und legt sie so ineinander, daß sie ein Kreuz bilden. Durch die Mitte des Kreuzes bohrt man mit einem Drillbohrer ein Loch. Ein fünfter Knebel wird ebenfalls an beiden Enden der Länge nach mit einem Loch versehen, so daß die Kreuze mit einer kleinen Schraube befestigt werden können.

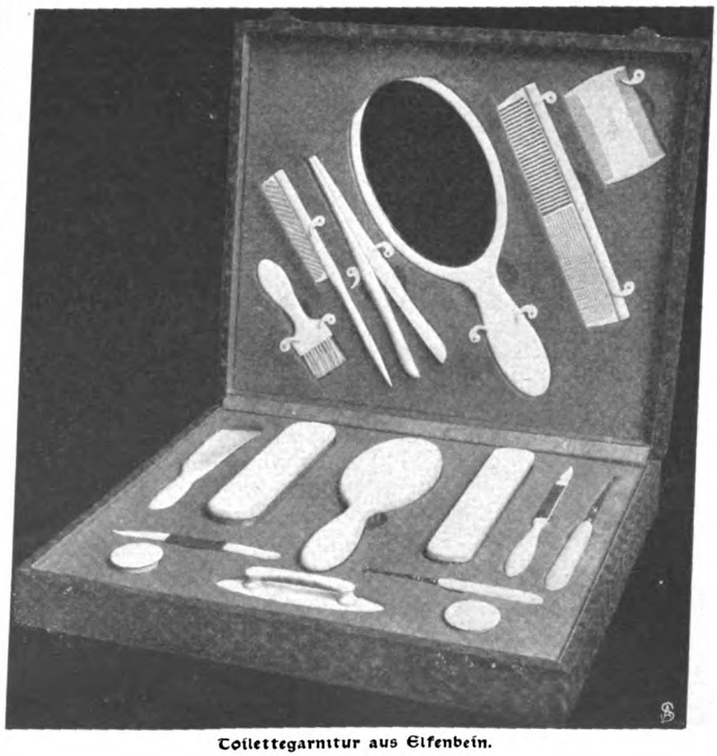
Ratschläge für die Toilette.

Neue Toilettengeräte. Als kostspieligere, aber stets sehr willkommene weihnachtliche Geschenke sind Ergänzungen des vorhandenen Toilettegerätes so sehr beliebt, daß wir mit den hier abgebildeten Gegenständen brauchbare Anregungen bringen dürften. Der elektrische Haartrockner stellt eine der allerneuesten Errungenschaften in der Verwertung der Elektrizität dar. Wie groß die Annehmlichkeit ist, die bisherigen Heißwasserapparate zum Haartrocknen nun durch diese einfache Vorrichtung ersetzen zu können, ist einleuchtend. Vor allem die glücklichen Besitzerinnen besonders langer und schwerer Haare wissen ja ein Lied davon zu singen, wie schwierig und umständlich die rationelle Pflege solchen Schmuckes durchzuführen ist. Durch den Gebrauch des elektrischen Haartrockners, der, wie alle Kleinapparate, die die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft in den Handel bringt, sich an Stelle jeder Glühbirne einschalten läßt, wird die unangenehme Zeit des Dasitzens mit dem nassen schweren Haar auf ein Minimum herabgedrückt. — Im Gegensatz zu diesem allermodernsten Toilettegerät zeigt das darunter befindliche Bild eine Garnitur, die aus dem nun lange Zeit von der Mode arg vernachlässigten Elfenbein hergestellt wurde. Es ist sehr zu begrüßen, daß dieses vornehme schöne Material jetzt auf eleganten Toilettentischen die protzigen silbernen „Aufmachungen" wieder zu verdrängen beginnt. Wie gut es wirkt, wenn es möglichst glatt bearbeitet und ohne Schnitzerei belassen wird, zeigt auch unser Bild.

Der elektrische Haartrockner.

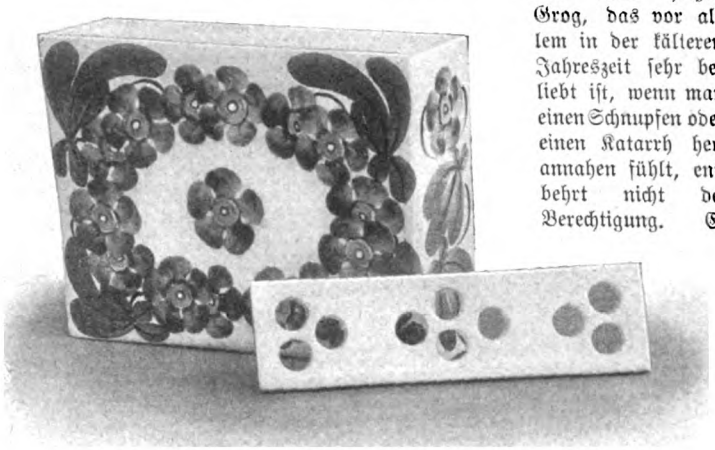
Gesundheitspflege.

Schwitzkuren bei Erkältung. Der Begriff der Erkältung ist kein absolut bestimmter, und vor allem ist die Erkältung nicht als eine Krankheit selbst aufzufassen, sondern als ein Zustand im Körper, auf dem wie auf einem Fundament die verschiedensten Erkrankungen entstehen können. Jeder weiß, daß nicht nur ein Schnupfen und Rachenkatarrh der Erkältung folgen können, sondern auch sehr schwere ernste Krankheiten, wie Lungenentzündung und die verschiedensten Arten des Rheumatismus. Und manche Darmkrankheiten, die im Sommer dem Obst oder verdorbenen Speisen zugeschrieben werden, haben ihre wirkliche Ursache bisweilen nur in einer Erkältung. Also auch die Jahreszeit ist nicht für die Erkältung maßgebend, sogar an heißen Tagen kann sie durch unvorsichtiges Verhalten entstehen und kann dann im Körper die gleichen traurigen Konsequenzen haben, zu denen sie im herbstlichen Wetter und im kalten Winter führt. Bei dieser Sachlage wäre es von großem Gewinn, wenn man den anormalen Körperzustand der Erkältung sofort nach ihrem Eintreten wieder beseitigen und ihre Störungen aus dem Körper entfernen könnte, bevor eine eigentliche Krankheit zum Ausbruch kommt. Ein derartiges Verfahren ist sehr wohl möglich, da sich die Erkältung sogleich bemerkbar macht. Sobald sie den Körper ergriffen hat, stellt sich jenes subjektive müde Empfinden ein, das auch dem Ausbruch von Krankheiten auf anderer Basis, vor allem von Infektionskrankheiten voranzugehen pflegt; wir fühlen uns „abgeschlagen", die Glieder scheinen bleischwer, das Essen schmeckt nicht und erst im bequemen, warmen Bett wird dem Kranken ein wenig behaglicher. Dies ist der Zeitpunkt, da versucht werden muß, durch Ableitung auf die Haut und starke Anregung des Stoffwechsels die entstandenen Krankheitsstoffe wieder auszuscheiden, die von der die Erkältung begleitenden spezifischen Infektion herrühren und die, wenigstens im Anfange, den im Blut vorhandenen Schutzstoffen ihrer Menge nach noch nicht überlegen sind. Ohne diese wissenschaftliche Begründung zu kennen, sind schon unsere Großväter in gleichem Sinne vorgegangen: wenn der Junge vom Schneeballspiel mit nassen Füßen nach Hause kam, so wurde er ins Bett gesteckt und mußte, bis an die Nase zugedeckt, eine oder auch mehrere Tassen heißen Fliedertees trinken. Der auf diese Weise entstehende Schweißausbruch beugte dann einer ernsten Krankheit vor und beseitigte in den meisten Fällen die drohende Gefahr. Das gleiche Mittel hat nun auch heute noch seine Gültigkeit. Es ist unbedingt zu empfehlen, wenn man eine Erkältung fürchtet oder den Eintritt einer Erkältung schon im Körper spürt, durch heiße Zitronenlimonade, Fliedertee oder eventuell durch feuchte Einpackungen des ganzen Körpers im Bett, einen starken Schweißausbruch zu veranlassen, um auf diese Weise aus dem Körper



Toilettegarnitur aus Elfenbein.

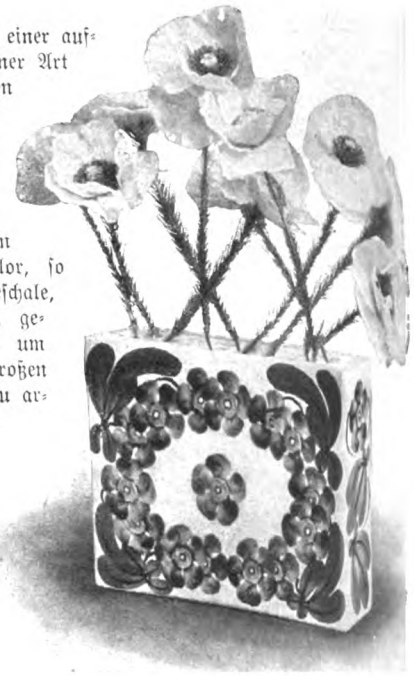
Krankheitsstoffe zu entfernen, die Blutzirkulation im Körper anzuregen und so die Abwehrfähigkeit des Körpers gegen die Krankheit bis zur Grenze der Möglichkeiten zu erhöhen. Den Erfolg der Schwitzkuren können wir wesentlich befördern durch ein Mittel, das sonst gerade nicht gut beleumdet ist, hier aber zweifellos in bester Weise wirkt, nämlich den Alkohol. Auch in Beziehung auf diesen ist die Erfahrung der wissenschaftlichen Forschung schon lange vorausgeeilt: das Glas heißer Grog, das vor allem in der kälteren Jahreszeit sehr beliebt ist, wenn man einen Schnupfen oder einen Katarrh herannahen fühlt, entbehrt nicht der Berechtigung. Es scheint, daß überhaupt dem Alkohol im Anfang einer Infektion die besondere Fähigkeit zum Abtreiben der Krankheitsträger zuzusprechen ist; auch der heilsame Einfluß des Alkohols bei Schlangenbissen kann als Beispiel dafür mit angeführt werden. Ob man allerdings so weit gehen darf, den Alkohol als einziges spezifisches Heilmittel gegen Influenza zu bezeichnen, wie es neulich ein namhafter Arzt getan hat, müßte mindestens näher bewiesen werden. Für die Bekämpfung der drohenden Erkältungskrankheiten ist aber in den meisten Fällen die Verbindung des alkoholischen Getränks mit einer Schwitzkur wohl zu empfehlen. Eine solche Empfehlung bedeutet nicht ein Eintreten für den Alkoholgenuß, da ja in diesem Falle das Mittel nur als Medikament aufzufassen ist! Für die Berechtigung der Empfehlung spricht auch die Beobachtung, daß im Zustande der Infektion der Organismus Alkoholmengen verträgt, die sonst nicht ohne schädliche Wirkungen genommen werden können. Indessen darf man auch in diesem Sonderfalle niemals die Menge allzu groß sein lassen. Das alkoholische Getränk — das mit heißem Wein oder heißem Wasser unter Zusatz von Kognak oder Rum hergestellte erweist sich als das beste — muß stets den individuellen Verhältnissen angepaßt werden: am besten ist es, die Bestimmung der Mengen nicht dem freien Ermessen des Laien zu überlassen, sondern vom Rat des Arztes abhängig zu machen, damit nicht ein Nachteil werde, was ein Vorteil sein sollte.



Die beiden Teile des Blumenbehälters.

Kleine Geschenke.

Ein neuer Blumenbehälter. „Blumenvase" kann man das eigenartige Gefäß nicht gut nennen, das jetzt, wo die Blumen teurer zu werden beginnen, aus Kopenhagen zu uns herüberkommt. Reizend und praktisch zugleich präsentiert es sich mit seinem großen dunkelblauen Veilchendekor in Kranzform auf weißem Grund und dürfte der Königlichen Fayencefabrik in Kopenhagen, der es entstammt, neue Freunde gewinnen. Die praktische Neuerung, die dieser Blumenbehälter aufweist, besteht in einer auflegbaren Platte, einer Art Einsatz mit mehreren Löchern, in die man je eine Blume placiert und dennoch den Eindruck der Blumenfülle erzielen kann. Besitzt man reicheren Blumenflor, so bietet die Fayenceschale, ohne den Einsatz, genügenden Raum, um darin selbst einen großen Strauß bequem zu arrangieren. Dieser eigenartige Blumenbehälter scheint dem Anklange nach, den er fand, einem Bedürfnis der blumenliebenden Frau zu entsprechen.



Ein neuer Blumenbehälter.

Handarbeit.

Tischdecke. (Von Claire Grumbacher.) Die schwere Tischdecke ist dreifarbig und für einen Speisezimmertisch berechnet. Das ruhige Mittelfeld aus graublauem Tuch wird von einem champagnerfarbenem Rand umgeben, von dem sich das sehr kräftig wirkende Ornament gut abhebt. Die äußeren größeren Teile der einzelnen Figuren zeigen wieder das Blau der Mitte, während die inneren schlanken Formen auf einen feinen Kupferton, der jedoch etwas ins Ziegelrote spielt, gestimmt sind. Die Aufnäharbeit ist in Kurbelstickerei ausgeführt. Dadurch wirken die einzelnen Figuren, die alle mit der passenden Seide stark konturiert sind, ungemein plastisch, so daß sich die Decke besonders gut für ein großes Speisezimmer mit schweren, aber in der Form einfachen Eichenmöbeln eignet. Als Futter paßt Seide oder Satin am besten. Man tut aber gut, das Futter genau in der Farbe der roten Motive zu wählen.

Tischdecke mit Aufnäharbeit.

Saisonküche.

Maronenspeise. Schöne große Maronen werden in Wasser weichgekocht und dann kaltgestellt. Inzwischen schlägt man Schlagsahne, gibt Zucker und Maraschino dazu, stellt die Sahne kalt und öffnet nun eine Büchse Aprikosen. Kurz vor dem Anrichten nimmt man eine hübsche gläserne oder silberne Schale, häuft einen Berg von Schlagsahne in die Mitte und bestreut ihn mit den durch ein Sieb gedrückten Maronen. Um den Sahnenberg legt man einen Kranz von Aprikosen (die durchgeschnittene Hälfte nach oben). Auf jede Frucht kommt noch ein Eßlöffel voll Schlagsahne, die man vorher mit etwas Maraschino betränkt hat. Dieser Gang eignet sich für kleine Diners und größere Tees vortrefflich.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 46. 1908.

Durch nichts laß dich knechten,
Nicht durch Leid, nicht durch Glück.
Mit dem Schicksal nicht rechten!
Blick voraus — nicht zurück. —

Elisabeth Dauthender

Emmi, Alli, Anna.

Ein Erinnerungsblatt von Anna Malberg.

Eine auffallende Erscheinung unter Vaters Kollegen von der Direktion war der blasse, schlanke Herr Rat mit dem rabenschwarzen Bart. Ich fand ihn so schön wie niemanden sonst. Was war dagegen der Geheime mit den weißen, kurzen Koteletten an den behaglichen Rosenwangen oder der urgesunde, rotbräunliche Herr Baumeister! Diesen umsprangen mit fröhlichem Getobe drei niedliche, blonde Mädelchen, den Geheimen die beiden temperamentvollen Hunde Hockchen und Koboldchen, die im kinderlosen Haushalt Sohnesrechte genossen. Nur wenn der Herr Rat den Drücker in das Vorsaalschloß seiner Wohnung steckte, rührte sich nichts.

Der Herr Rat war mit einer Engländerin verheiratet, was ihn uns noch fremdartiger erscheinen ließ. Wie sie aussah, weiß ich nicht mehr recht, aber ihre großen, weißen Zähne leuchteten, und ihr Gang hatte etwas eigentümlich Schwebendes. Auf ihren schwebenden Füßen war sie viel unterwegs, so daß wir sie selten sahen. Das war die Mutter der kleinen, blassen Emmi. Bruder Paulchen freilich erklärte rund und offen: das ist keine Mama. Ich glaube heute, er hatte nicht so unrecht.

Klein-Emmi, die etwa sechs Jahre alt war, tobte niemals mit den vergnügten, blonden Baumeisterchens umher. Ihr meist weiß gekleidetes Gestältchen wandelte leise im Garten umher, die Puppe immer etwas schief im Arm: sie guckte viel in die Wolken und spielte namenlose, stille Spiele mit Blümchen, Sand und Steinen. Bald merkte ich, daß sie eine schüchterne Vorliebe für mich gefaßt hatte, und ließ mir das in gönnerhafter Weise gefallen. War ich nicht fünf Jahre älter, ein langes Schulmädchen im höchsten Stadium der Verlesenheit? Nie erschien ich ohne ein Häufchen Bücher im Garten. Hob ich die Blicke vom Buche, so begegneten mir meist die großen, grauen Augen des stillen Kindes in rätselhaftem Anstarren. Oder wenn ich Vokabeln lernend die Wege entlang ging, folgten leichte Füße mir in einiger Entfernung, und heißes Blut stieg in durchsichtige Bäckchen, wenn ich mich umdrehte und dadurch andeutete, daß man mich stören dürfte. Wir wanderten dann meistens ebenso still weiter, nur daß Emmi sich an meinen Arm hing und mit ihren mit kurzen Socken bekleideten Beinchen — damals in Deutschland noch nichts Gewöhnliches — mächtig ausholen mußte, um mit mir Schritt zu halten. War ich dann fertig oder lernmüde, so durfte sie mit mir Ball spielen. Sie fing sehr gut und gewandt, wohl aus angeerbtem Sportinstinkt, während die kleinen Baumeisters sich immer dabei überkugelten. Alles Merkwürdige und Schöne, das sie fand, brachte sie mir: ein rotblankes Marienkäferchen, einen weißen Kiesel oder silbernen Glimmerstein, eine braune Kalykanthusblüte, die wie ein ganzer Apfelkorb roch. (Die hatte sie sogar für mich gestohlen.) Einmal fiel ein leeres Vogelnest von dem großen Holunderstrauch herab. Die Bahnhofsuhr schlug gerade zwölf, und es war, als ob der dröhnende Ton das weiche, graue Ding losgelöst hätte. Emmi hob es auf, und in ihren Augen stand ein heißer Wunsch. Aber sie besann sich und reichte mir das Nest. Nur sagte sie ein Weilchen danach leise: „Wenn wieder einmal ein Vogelnest mittags um zwölf vom Baume fällt, nicht wahr, dann darf ich es behalten?" Das versprach ich ihr großmütig, ging aber mit dem diesmaligen ungerührt ab, um es meiner „naturwissenschaftlichen Sammlung" einzuverleiben. Diese bestand u. a. aus mehreren Milchzähnen, drei grünen Papageienfedern, einem Stück versteinerten Holzes, etwas gesponnenem Glas und einer kleinen Muschel, die genau so aussah wie ein blindes Auge. Mutter hatte mir einen ganz wunderbaren Kasten mit Spiegelglaswänden verehrt, auf dessen kartonpapierenen Deckel rote Johannisbeertrauben in natürlicher Größe mit Glasperlen gestickt waren. Darüber lag dann wieder eine Glasplatte, und das Ganze war mit Goldleistchen eingefaßt. Man war damals liebevoll duldsam gegen schauderhafte Handarbeiten, aber diesen Kasten hatte Mutter doch nicht ertragen können, und so bildete sein rotes Atlasfutter einen würdigen Lagerplatz für die Prachtstücke meines Museums. Ich empfand das Bedürfnis, Emmi das Nest innerhalb dieses Schätzekreises vorzuführen, in den es doch unbedingt hineingehörte, und nahm sie am nächsten Tage mit zu uns herauf. Sie bewunderte auch alles gebührend, nur vor dem Auge fürchtete sie sich sehr und schmiegte sich an mich, daß ich ihr kleines Herz schlagen fühlte. Um sie zu beruhigen, zeigte ich ihr dann noch andere Merkwürdigkeiten aus unserm unerschöpflichen Spielschrank: das rotgrüne, winzige Häkelbörschen, durch dessen Maschen lauter Silbersechser schimmerten, wie wir sie in Vaters selbsterfundenem Lokomotivspiel gewinnen durften. Ferner die allerliebste spannenlange Puppenmutter mit der bebänderten Staatshaube auf dem stachelbeergroßen Köpfchen. Schließlich die wunderbare Klappermühle, in die man oben Sand hineinschüttete, worauf ein Müller mit einem Mehlsack mühselig und beladen aus dunklen Tiefen auftauchte und über einen Mühlsteg von gespanntem Band aufwärts in eine andere dunkle Luke verschwand. Alles Dinge, die unsere spielfrohen, schöpferischen Eltern für uns erdacht und gemacht hatten. — Es blieb aber eine Wolke auf der Stirn des Kindes liegen, und ihr Mündchen zitterte, als sie bald darauf Adieu sagte. Ich habe erst viel später verstanden, wie unbarmherzig wir mit der reichen und erfinderischen Liebe geprahlt hatten, die uns umgab.

Eines Tages bekam Emmi ein Brüderchen. Aber sie strahlte nicht wie wir, als wir unser Mäxchen gekriegt hatten. Ein scheues und kränkliches Lächeln ging über ihr Gesicht, als wir alle wissen wollten, wie es aussähe, und ob es auch die übliche Goldpapiertüte mitgebracht hätte. Die war ausgeblieben. „Vielleicht hat es ein englischer Klapperstorch gebracht, der das nicht so weiß", meinte die Baumeistermieze. —

Dann war die Taufe, und wir hörten, der Kleine heiße „Alli". Rats Köchin, Auguste, trug ihn eines sonnigen Tages im langen weißen Kleidchen auf einem Kissen liegend und mit grünem Schleier bedeckt im Hofe umher. Wir Kinder drängten uns eifrig heran, und die Baumeisterchen fielen wieder

einmal alle übereinander, weil jedes auf den Zehen stand und sich an das andere anhalten wollte. Denn Auguste war ein großes Frauenzimmer, das in erheblicher Höhe mit dem Kinde herumschwenkte. Für mich hatte sie die Rücksicht, einen Augenblick stehenzubleiben und den Schleier zu lüften. Da lag ein recht klägliches Etwas: gedunsen, graubräunlich, mit blinzelnden Lidern, unter denen schwarze, ausdruckslose Augen sich vor dem blendenden Himmel verkrochen — mit Fäustchen, die zu groß, und Ärmchen, die zu dünn waren. Es klammerte Spinnenfingerchen um meinen behutsam tippenden Zeigefinger, und die waren kalt und feucht. Ich sah auch gleich, daß das Ding hinter den kleinen Ohren, die platt abstanden, wund war. Mutter hatte mich nicht umsonst Brüderchens Körper pflegen gelehrt, und ich war in diesem Augenblick recht stolz auf unser glattes, weiches Sternäuglein, an dem sich kein Fehl fand und auch keiner geduldet worden wäre. — Emmi schlang ihren Arm um mich und sah nach meinen Augen. „Hast du Alli lieb?" fragte sie. Zum Glück überhob mich Auguste der Antwort. „Emmiken, halte mal den Schleier fest, der rutscht! — so — wir müssen jetzt wieder rin", sagte sie. „Wat er is, schimpft, wenn das Essen nich pünktlich is, und ich bin keen Kindermächen. Wenn Schulzens Anna da sein wird, kannse mit ihn draußen rumdahlen."

Schulzens Anna! Also sollte die zu Rats kommen und Allis Pflege übernehmen. Schulze war der oberste Bureaudiener, der recht stattlich und dabei mild aus dem großen Barte heraussah, der ihm fast bis zu den Augen heraufging. Wenn man ihn so sah in der feinen dunkelblauen Uniform mit der Flügelradmütze, konnte man sich kaum vorstellen, daß er in einem Keller in der Koppenstraße eine ärmliche Frau und ein Häufchen Kinder in Holzpantinen hatte. Die älteste Tochter war die besagte Anna, für deren Einsegnungskleid die Damen der Direktion zusammengesteuert hatten. Sie war sich bedanken gekommen — ein nicht unhübsches blondes Mädel mit verschmitzten Augen, schlenkrigen Gliedern und verbogener Krinoline, ohne die es damals auch unter dem verwaschensten und ausgewachsensten Kleide nicht ging. Dabei mochte sie der Frau Rat gefallen haben und engagiert worden sein. Sie hatte aber noch ein paar Tage zur Schule zu gehen.

Endlich war es so weit. Ich fand sie auf den Hoftürstufen sitzen, Alli im Arm. Sie hielt ihn ein bißchen mit dem Kopfe nach unten, etwa wie Emmi ihre Puppe, und wiegte ihn gewaltig auf und ab. So durfte unsere Minna Märchen nicht bewegen, und ich sah es mit einiger Besorgnis. Alli aber schien sich nichts daraus zu machen, nur sein Näschen lief etwas. „Gib uns mal dein Schnupftuch!" sagte Anna ohne weiteres zu mir, „ich habe keins, und die Frau hat ‚unse' eingeschlossen. Sie is nach'n Hofjäger." — Diese Rede erregte gemischte Gefühle in mir. Erstens hörte ich mich lieber „Sie" nennen, eine Freude, die ich noch nicht lange genoß, und dann fand ich das Ansinnen nicht sehr angenehm. Aber die kleine Blitznase tat mir leid, ich verabreichte das Gewünschte. „Is es nich ein süßer Junge?" fragte Anna. „Schön is ja anders, aber kleine Kinder sind nu mal solche Krabben. Lach, du, lache doch mal!" Und sie kitzelte das kleine Geschöpf mit einem langen Grashalm, den sie vorher als Zigarre geraucht hatte. Das störte Allis Gleichmut doch etwas, er schnitt seltsame Fratzchen und fing endlich an zu schreien. „Er hat Hunger", entschied Anna und zog eine Milchflasche hervor. „Ich hab darauf gesessen, da bleibt sie warm." Sie tat selbst einen tüchtigen Zug durch den Gummipfropfen und stopfte ihn Alli ins Mäulchen. Aber der ließ die weißen Tropfen aus den Mundwinkeln rinnen und focht ablehnend mit den Spinnenfingerchen. „Denn nich", sagte Anna, aber nun brüllte Alli fürchterlich. „Bist wohl wieder mal feuchtfröhlich, was?" fragte die Hüterin. „Schön, da gehn wir rein." „Zum Ting — zum Ting — zum Tingelingeling!" sang sie nach der damals ganz neuen Gassenhauerweise und sprang mit Kind und Flasche in großen Sätzen die Stufen hinauf.

Als ich Mutter das alles erzählte, war sie entsetzt und beschloß, die Frau Rat aufmerksam zu machen, daß Anna in der Kinderpflege denn doch noch einiges zu lernen habe. Sie kam aber kleinlaut und ärgerlich zurück, hatte ungefähr den Bescheid erhalten, es gäbe ja in Deutschland keine ordentlichen „Nurses" — Mr. Schulze wäre ein so würdiger Mann, und Anna hätte „Haufen" von kleinen Geschwistern aufziehen helfen. So müsse man zufrieden sein. — Vater lachte über Mutters Weltverbesserungsfeldzug, wie er es nannte, und sagte, das hätte er ihr prophezeien können. Glühend vor Mutterlieb mit Alli versuchte ich nun mein Glück bei Anna selbst. Sie berichtete mir nach einigen Tagen, sie wisse immer gleich, ob Allis Badewasser zu heiß oder zu kalt wäre, er würde ja nachdem rot wie'n Krebs oder blaß wie 'ne Leiche. „Ist denn kein Thermometer da?" fragte ich vorwurfsvoll. „Hab ich kaput gemacht und sag's nich, wozu sich Schimpfe holen? Es geht auch so. Kümmer du dir man um deine Bücher! Wir werden schon fertig, nich, Alli? Uch Jott!" und sie schüttelte den Jungen und gab ihm tausend Küsse — auch etwas, wovon Mutter für kleine Kinder nichts wissen wollte. „Morgen wird's fein," ging es dann weiter, „da gehn wir beide nach Amerika (das war damals ein Tanzlokal vor dem Frankfurter Tor), du könntst auch mitkommen. Trietze (eine etwas minderwertige Schulbekannte von mir) geht auch manchmal raus. Sollst mal sehen, wenn die bunten Papierlaternen brennen für die italjensche Nacht! Und schöne halbseidene Damen sind da, die riechen wie eine Pomadenbüchse. Unsere Frau geht morgen aufs Sommerfest nach Tegel und nimmt die Emmi mit, da brauchen wir nicht so früh nach Hause." Anna mochte Emmi nicht sehr leiden; die ernsten, stillen Augen, die schüchternen, zarten Liebkosungen, mit denen sie sich an Alli schmiegte, störten das Proletarierkind in unbestimmter Weise und erweckten ihm ein Eifersuchtsgefühl. Denn Anna hing trotz allem mit wirklicher Zärtlichkeit an ihrem Pflegling und hätte unter vernünftiger, ihren gedankenlosen Torheiten vorbeugender Leitung sicher eine sehr brauchbare Wärterin werden können. Die Reise nach „Amerika" unterblieb übrigens, vielleicht weil ich nicht umhingekonnt hatte, eine Andeutung gegen Emmi zu machen. Anna aber begann bald nachher den Direktionsgarten einen jener wüsten grünen Plätze vorzuziehen, wie es damals in unserer Vorstadt noch etliche gab. Die warteten, uneben und mit Unkraut bewachsen, auf ihre Bebauung. Hier traf Anna Bekannte aus der Schule, Alli wurde zu mehreren kleinen Schreikollegen auf den Rasen gelegt, und man spielte mal wieder tüchtig Zeck in Staub und Glut. Trietze war zuweilen dabei und sagte, die kleinen Kinder machten ein Konzert zum Totlachen. Alli war nachher immer sehr verdurstet und hungrig. „Drei Flaschen trinkt er, und dann will er noch an meiner Schmalzstulle lutschen, wenn ich ihn lasse", berichtete Anna.

Die Schmalzstullendiät trieb Blüten und Beulen aus Allis Gesicht, die Anna mit einer Stopfnadel chirurgisch behandelte. Sie saß dabei auf ihren bevorzugten Hoftürstufen und tröstete den sehr verstimmten Patienten damit, daß nun alles Schlechte herauskäme, und er noch mal sehr schön werden würde. Das mochte aber wohl Zeit und Weile haben müssen, vorläufig blieb er der gleiche garstige kleine Frosch. Doch stemmte er die Beinchen, bekam ziemlich glatt die ersten Zähne und war allen hygienischen Ungeheuerlichkeiten zum Trotz in zehn Monaten nicht einmal wirklich krank gewesen. Geheimrats Neffe, der junge Herr Bauführer, mochte wohl recht haben, als er im Garten sagte, manche kleine Kinder hätten einen Schutzengel wie'n Hausknecht. Unsere wohlbehüteten Kleinen kamen ja nicht so glatt durchs Leben, und obgleich ich Alli nichts Böses wünschte, schien es mir doch die poetische Gerechtigkeit dringend zu erfordern, daß sich Annas sonderbare Pflege irgendwie an ihm räche. Ich glaube, sogar Mutter wartete heimlich auf eine Katastrophe. Das Leben hält es aber selten mit wirkungsvollen Aktschlüssen, wo man welche erwartet, und immerhin hatte es für uns wieder einmal die übliche Paragraphenstrafe erreicht: Vater wurde versetzt. Die Kunde von unserem Abgehen hatte Herr Schulze als offizielle Persönlichkeit der Familie natürlich gleich unterbreitet, und Anna redete

darauf an. „Fein," sagte sie, „freu dir doch! Alli möchte auch versetzt werden und puff, puff, quietsch, quietsch auf der Bahn fahren. Puff, puff, mach mal Spuckeblasen wie die Lokomotive!" Die Kühnheit dieses Vergleichs machte mir die Szene unvergeßlich. Inzwischen kam Emmi herbeigelaufen. Sie wurde sehr blaß, als sie hörte, wovon die Rede war. „Tut dir's leid, daß du fortmußt?" fragte sie in ihrer eigentümlich direkten Art. „Und wie!" sagte ich leidenschaftlich, denn ich dachte an die Schule, die ich ungern verließ, und an meinen Kummer, daß wir von Berlin nach einer kleinen Stadt kamen. „Kommst du niemals wieder?" „Frühstens, wenn du groß bist, Kleines." „Und wirst du mich dann noch kennen?" „Vielleicht, vielleicht auch nicht", sagte ich gedankenlos, denn unter allem, was mir das Scheiden schwer machte, war Klein-Emmi der geringste Faktor. Da sah ich, wie ihr Mündchen zitterte.

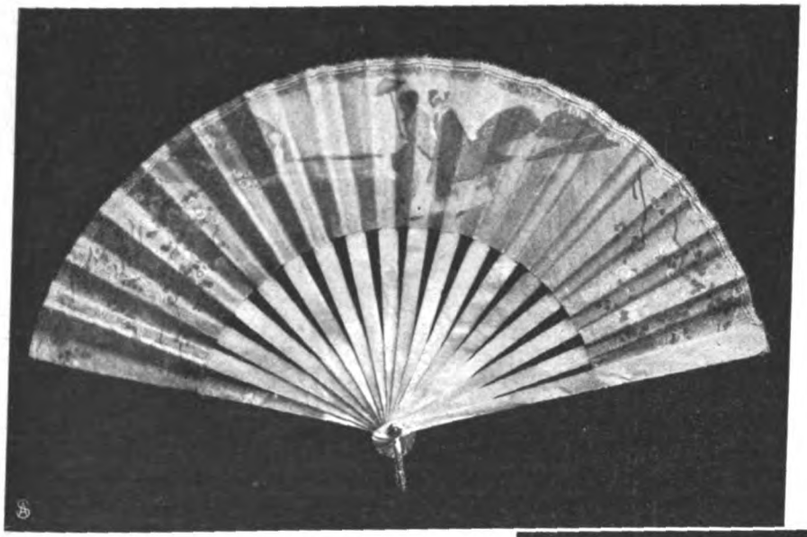
„Mama läßt dir auch danken, daß du immer auf Alli und Anna aufgepaßt hast!" bestellte sie mir am nächsten Tage. Ich fiel aus den Wolken; was hatte ich denn nützen können mit meiner halbverschluckten Entrüstung? „Du kannst alles und machst alles schön", antwortete das Kind auf meine Gedanken, ehe ich etwas sagen konnte. Vielleicht hat niemand im Leben wieder so blindlings an mich geglaubt wie Klein-Emmi.

Ich habe sie niemals wiedergesehen, nachdem am Abreisetage ihr kleiner dunkler Kopf sich an die Scheibe des Fensters gedrückt und sich dann plötzlich in die Gardinen hineingewühlt hatte. Alli stand auf dem andern Fensterbrett, von Anna gehalten, und machte Spuckeblasen, die in der Sonne glänzten.

Der Fächer in der Schmuckkunst.

Von Margarete Erler.

Wenn wir an den Fächer und an seine schönsten Formen denken, so wandert unser Erinnern unwillkürlich weit zurück in jene Zeiten des Rokokos, in denen an den Höfen der prachtliebenden Könige von Frankreich dies kleine, zierliche Ding seine Triumphe feierte. In jenen Tagen war der Fächer wirklich ein Schmuckstück, denn er war kunstvoll, reich und schön. In vollendeter Ausführung, die nicht nur das Fächerblatt beachtete, sondern auch seinen handwerklichen Teil, das Gestell, umschloß, gehörte er zu den begehrtesten Luxusstücken im Frauenschmuck.

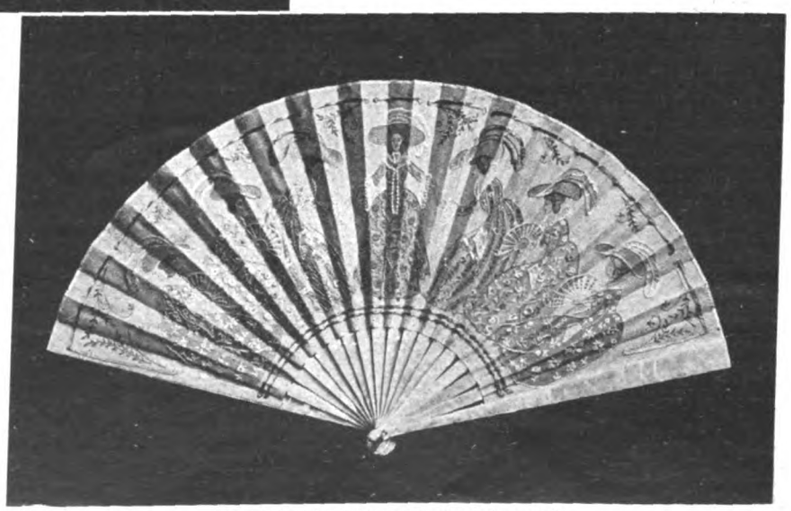


Fächer, auf Seide gemalt. (Von Lotte Klopsch, Berlin.)

Jetzt, wo wir wieder von einer Neubelebung der Fächerkunst sprechen dürfen, hört man sehr oft die Meinung äußern, daß alle Leistungen der modernen Fächerkunst an jene Meisterwerke des 17. und 18. Jahrhunderts niemals heranreichen könnten. Diese Wertschätzung der alten Zeit hat aber nur in gewissem Sinn ihre Berechtigung. Wenn wir ein von Künstlerhand geschaffenes altes Stück betrachten, so werden wir uns freilich dem ganz spezifischen Reize dieser liebenswürdigen Schöpfungen nicht entziehen können. Aber wenn wir uns Rechenschaft darüber geben, wodurch dieser Eindruck hervorgerufen wird, so müssen wir doch anerkennen, daß die Wirkung des Kunstwerkes nicht nur in dem feinen Geschmack und der technischen Ausführung liegt, sondern wesentlich dadurch hervorgerufen wird, daß wir die Komposition im Rahmen ihrer Zeit erblicken, und daß die ganze Vorstellungswelt jener Tage, die sich in diesen kleinen Blättern widerspiegelt, vor unserem geistigen Auge lebendig wird. Aber es muß uns auch überzeugend klar werden, daß sie aus versunkenen Welten zu uns sprechen, und daß die Lebensbedingungen der Kunst von damals erloschen sind. Es wäre vergebliches Bemühen, die Fächerkunst von heute durch Anknüpfung an den alten Stil von neuem beleben zu wollen. Was damals wirkliches Leben war, würde heute zur Maskerade, zum Puppenspiel.

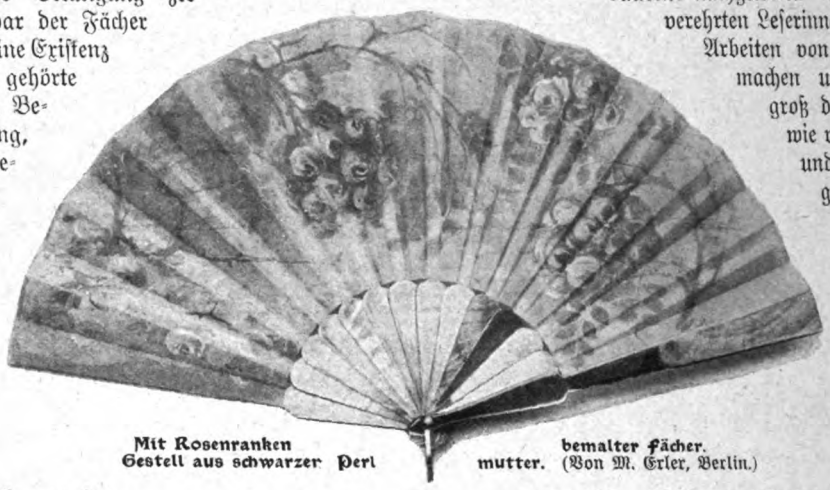
Die moderne Fächerkunst muß eigene Wege gehen, muß sich freimachen von aller Tradition und aus dem modernen Empfinden, aus dem heutigen Geschmack und Feingefühl heraus das Neue und Gute schaffen. Aber auch der Betrachtende muß sich freimachen von diesen Einflüssen der Tradition und muß in diesem Sinne das Vergleichenwollen aufgeben, um der Neuzeit gerecht zu werden.

Je tiefer der Verfall einer Schmuckkunst, desto schwerer die Wiedergeburt! — Das ist auch das Schicksal des Fächers, der völlig aus dem Ideenkreise des Künstlers entschwunden war. Der französischen Industrie blieb es seit langem überlassen, den Bedarf zu decken. Sie hat in wilder Aufeinanderfolge alle Stilepochen vom Rokoko bis zum Biedermeier für den Tagesmarkt



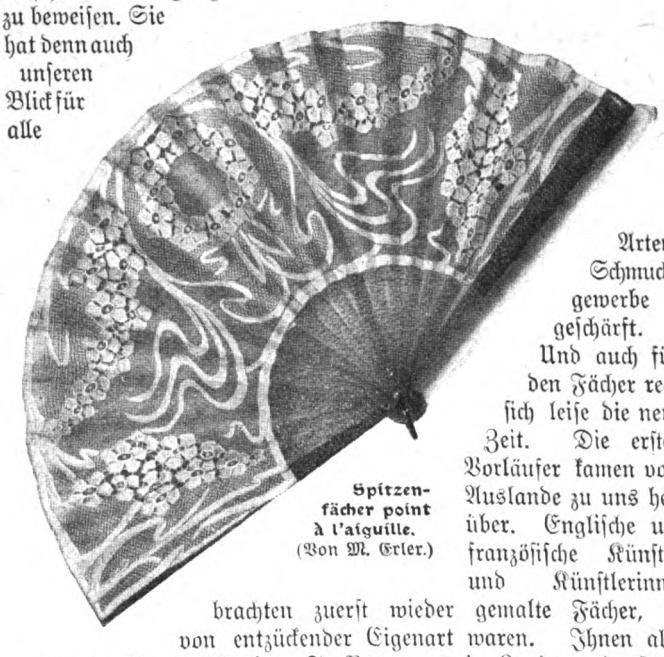
Das Fächerblatt ist gemalt und gestickt. Lichtes Perlmuttergestell. (Von Fr. Schorn, Weimar.)

„verwertet", unberührt von neuzeitlichen Ideen. Auch der Dilettantismus bemächtigte sich der verlockenden Aufgabe und sorgte dafür, daß seine „Kunstwerke" noch den letzten Anreiz zu wahrhaft künstlerischer Betätigung zerstörten. In der Mode war der Fächer zum Stiefkind geworden, seine Existenz war nebensächlich, er gehörte nicht mehr zur luxuriösen Betonung der Frauenkleidung, sondern zu den nötigen Bedarfsartikeln. Man kaufte ihn interesselos ein, verlangte, daß er billig und möglichst zu allen Toiletten passend sei, man behandelte ihn lieblos, wußte nichts vom graziösen Fächerspiel, und wenn er zerbrach, blieb kein Schmerz zurück. Es war kein liebes Stück gewesen.



Mit Rosenranken bemalter Fächer. Gestell aus schwarzer Perlmutter. (Von M. Erler, Berlin.)

Nun sollte doch alles, was die Frau trägt, zu ihrem Schmucke dienen, sei es in einfacher, schlichter Form oder sei es preziös und festlich. Die Reform in der Frauenkleidung, die mit Freuden zu begrüßen ist, gibt der Frau willkommene Gelegenheit, eigene Geschmacksbetätigung zu beweisen. Sie hat denn auch unseren Blick für alle Arten Schmuckgewerbe geschärft. Und auch für den Fächer regt sich leise die neue Zeit. Die ersten Vorläufer kamen vom Auslande zu uns herüber. Englische und französische Künstler und Künstlerinnen brachten zuerst wieder gemalte Fächer, die von entzückender Eigenart waren. Ihnen allen voraus Charles Conder, F. Brangwyn in London, de Feure und Aubert in Paris. Die englische Fachzeitschrift „Studio" widmete ihre Winternummer 1901—1902 ausschließlich dem Fächer und dem Schmuck und brachte eine sehr wertvolle Zusammenstellung neuzeitlicher Fächer aller Länder.



Spitzenfächer point à l'aiguille. (Von M. Erler.)

Im Frühjahr 1905 entstand dann in Berlin unter der Leitung eines Künstlerkomitees (J. Alberts, M. Erler, C. Herrmann, L. v. Hofmann, J. Meyer-Graefe, v. d. Velde) in den Salons von Friedmann & Weber die erste Internationale Berliner Fächerausstellung. Es galt, in gemeinsamer Arbeit die vorhandenen modernen Werke zu sammeln, vor allen Dingen aber besonders die deutschen Künstler zu neuen Versuchen anzuregen. Diese erste Anregung hat erfreulicherweise dauernd nachgewirkt. Hier möchte ich nun die verehrten Leserinnen mit einigen neuesten Arbeiten von Künstlerinnen bekannt machen und ihnen zeigen, wie groß das Arbeitsfeld ist, und wie verschiedenartig Material und Techniken die Aufgaben stellen.

Das gemalte Künstlerblatt wird immer das vornehmste und kostbarste bleiben. Denn hier darf hohe Kunst, unbeengt von handwerklichen Rücksichten, zu persönlichem Ausdruck kommen; die Phantasie, angeregt durch die entzückenden Wirkungen des Aquarells auf seidiger Gaze, darf unbehindert ihre Bahnen gehen.

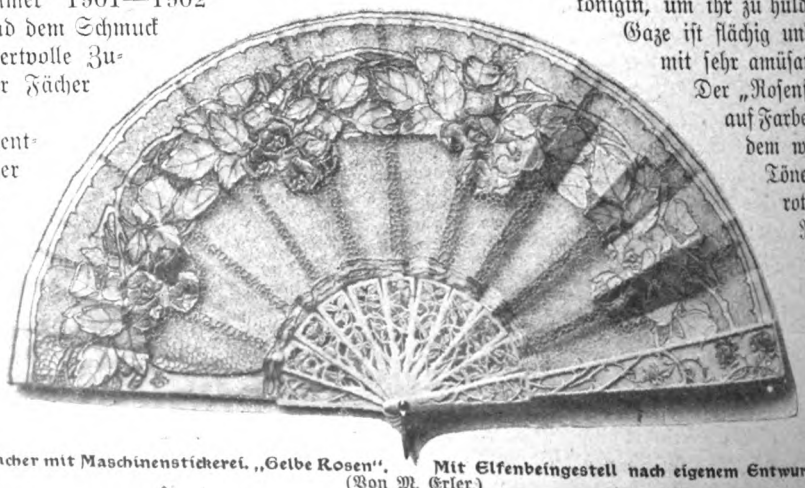
In dem auf lichtgrüner Bastseide gemalten Fächer von Lotte Klopsch lustwandeln in parkähnlicher Landschaft zwei Biedermeierdämchen. Die Komposition ist sehr geschickt nur für die Mitte entworfen, erhält aber durch lockere Rosenranken den Übergang zu dem Halbkreise der Fächerform. In zarten pastellartigen Tönen steht die Malerei gut zu dem weißen Perlmuttergestell.

Gestickter Fächer. Gestell aus hellem Horn mit Goldäderung. (Von Fr. Rasch, Weimar.)

Auch Frau Schorn bringt einen figürlichen Entwurf und löst die kompositionelle Aufgabe in ganz anderer Weise, indem hier die Längsachse der Figuren dem Mittelpunkt des Griffes zustrebt. In zierlichem Menuettschritt, sich leise verneigend, nahen stolzgekleidete Frauen der Ballkönigin, um ihr zu huldigen. Die Malerei auf Gaze ist flächig und durchschimmernd und mit sehr amüsanter Stickerei gehöht.

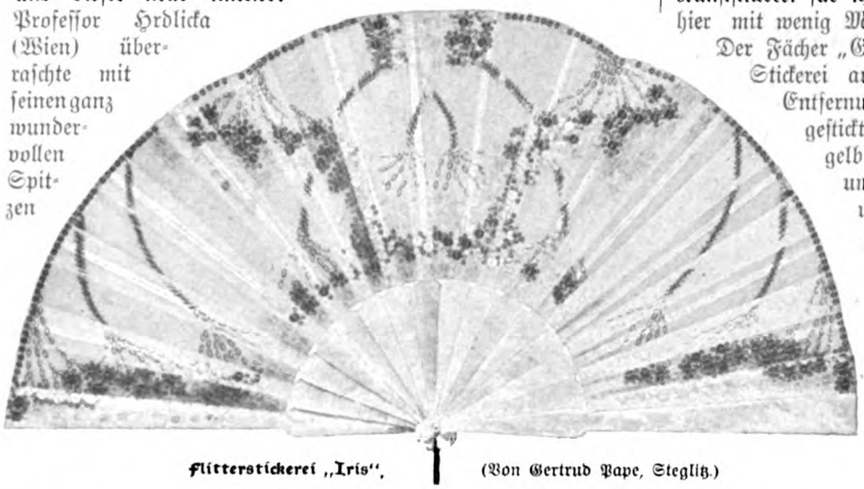
Der „Rosenfächer" von mir ist ganz auf Farbenwirkung komponiert. In dem weichen Untergrunde von Tönen und Linien bilden die roten Tuffs der rankenden Rosen den farbigen Mittelpunkt.

Der genähte und geklöppelte Spitzenfächer hat neben dem gemalten Künstlerfächer einen ebenbürtigen Platz. Auch hier hat die moderne Kunst endlich neue



Fächer mit Maschinenstickerei. „Gelbe Rosen". Mit Elfenbeingestell nach eigenem Entwurf. (Von M. Erler.)

Anregungen gegeben und bewiesen, daß die alten kostbaren Techniken nicht an die bis zum Überdruß gearbeiteten Rokokomuster gebunden sind. Von den Wiener Spitzenschulen kam uns dieser neue Antrieb. Professor Hrdlicka (Wien) überraschte mit seinen ganz wundervollen Spitzen auf der Pariser Weltausstellung 1900 das Publikum und alle Fachkreise. Auch der Spitzenfächer unserer Abbildung ist im österreichischen Erzgebirge in einer jener Spitzenschulen in feinster Nadelarbeit (point à l'aiguille) gearbeitet und läßt nicht vermuten, daß bäuerliche Hände, die im Sommer auf dem Felde arbeiten, dies im Winter zustande gebracht haben.



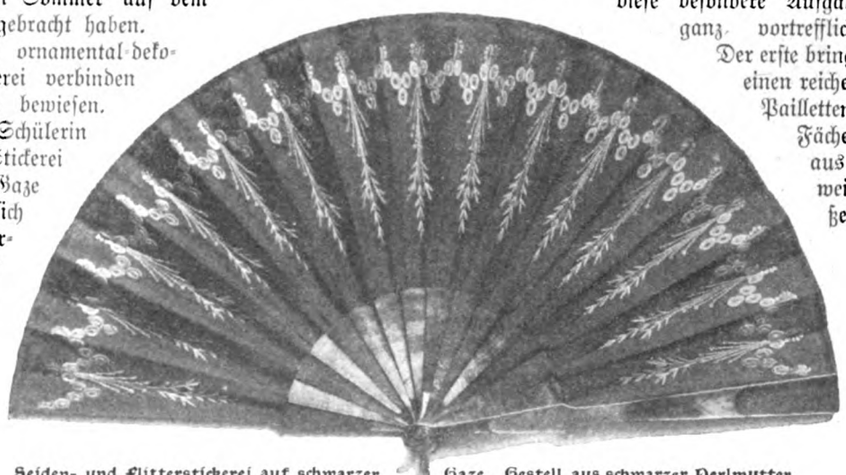
Flitterstickerei „Iris". (Von Gertrud Pape, Steglitz.)

In wie anziehender Weise in einem ornamental-dekorativen Entwurf sich Malerei mit Stickerei verbinden läßt, hat van de Velde und seine Schule bewiesen. — In der Abb. auf S. 724 bringt seine Schülerin Frau Prof. Rasch einen Entwurf für Stickerei und Paillettenauftrag. Auf brauner Gaze spannen sich goldig farbige Linien, die sich am oberen Rand in Paillettenfeldern vereinigen, die ganz im Ton der Seide gehalten und schuppenartig übereinander genäht sind. Das hellfarbige Horngestell mit der feinen Goldäderung erhöht den warmschillernden Glanz des Ganzen.

Die Ausführung dieses Fächers sowie auch diejenige des figürlichen erfolgte in sehr feinfädiger Handarbeit und lag in den Händen der Paulinenstiftung in Weimar. Dieses Institut steht unter künstlerischer Leitung von Professor van de Velde und verfügt über sehr geschickte Frauenhände, denen dadurch in selbstloser Weise Arbeit verschafft wird. Haben van de Velde und seine Schule speziell ihr Interesse der Handstickerei in der Fächerkunst zugewendet, so habe ich versucht, für die außerordentlich vielseitige und subtile Nähmaschinenstickerei zu entwerfen, um in eigenen Versuchen neue Möglichkeiten für die Fächerindustrie zu erschließen.

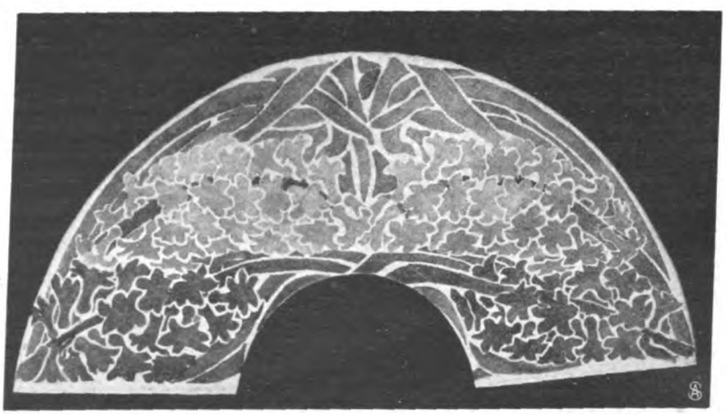
Ich möchte hier die irrtümliche Auffassung widerlegen, als wäre Nähmaschinenstickerei minderwertig und unkünstlerisch und reichte an die Schönheit der Handstickerei nicht heran. Der menschliche Geist stickt auch bei der Nähmaschine, deren Nadel ja nichts tut, was nicht auch der Mensch will. Sie wird künstlerisch und interessant, wenn neben dem technischen Geschick auch künstlerischer Geschmack sie leitet. Schon längst haben die Künstler dies Vorurteil besiegt und kennen den prickelnden Reiz, den ihnen die Nähmaschinen-Kunststickerei für ihre Ideen bietet. Gewiß ist, daß sich gerade hier mit wenig Mitteln Gutes und Wohlfeiles schaffen ließe. Der Fächer „Gelbe Rosen" zeigt eine reiche und schwierige Stickerei auf gipüreartigem Spitzengrund, der nach Entfernung des Stoffes in den Fond hineingestickt ist. Die Blätter des Ornamentes sind in gelblicher Seide leicht umstickt und mit Goldfäden umrandet. Rosentuffs in kräftigerem Gelb und dichtem flachliegenden Plattstich wiederholen sich rhythmisch. Das Gestell in mattem Elfenbein, fein gelblich getönt, ist eigens für dieses Fächerblatt entworfen und wiederholt das Rosenmotiv.

Es liegt in den Grundbedingungen der Fächerkonstruktion, in seinem Falten und Auseinanderschlagen, daß diese Momente bei den Entwürfen für die besonderen Techniken berücksichtigt werden müssen. Dies trifft in besonders empfindlicher Weise den Paillettenfächer, denn hierbei darf die kleine, unbiegsame Paillette niemals in die Kniffe kommen, sie muß den Kniff geschickt umgehen, ohne doch in die fortlaufende Linie eine Unterbrechung zu bringen. — Die Entwürfe von Gertrud Pape (s. d. nebenstehenden Abb.) lösen diese besondere Aufgabe ganz vortrefflich. Der erste bringt einen reichen Pailletten-Fächer aus weißer Gaze in verschiedenen irisierenden Tönen, während der andere ein dunkler gehaltenes Blatt zeigt, in dem feintönige Stickerei den Paillettenglanz mildert und die einfach gehaltene Zeichnung außerordentlich vornehm wirkt.



Seiden- und Flitterstickerei auf schwarzer Gaze Gestell aus schwarzer Perlmutter. (Von G. Pape.)

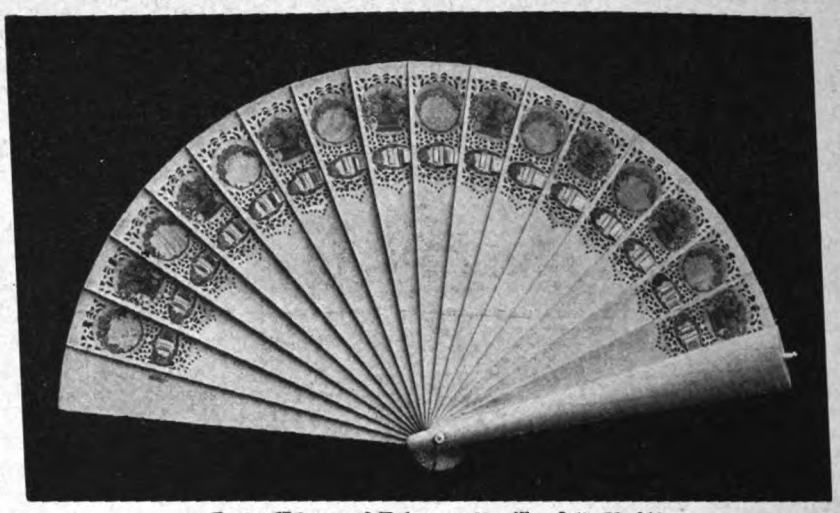
Für die wohlfeilste Ware würde der schablonierte Kunstdruckfächer wertvolle Fingerzeige geben, denn hier könnte selbst bei größter Massenfabrikation durch künstlerische Vorbilder und geschickte Ausführung eine interessante Marktware geschaffen werden. E. Weinbergers Entwurf „Hyazinthen" bringt einen wohlgelungenen schablonierten Fächer, für den sie drei Schablonen geschnitten hat; durch den Handauftrag der variierbaren Farben bekommt jedes Stück einen anderen Reiz.



Fächerblatt, auf Seide schabloniert. (Von E. Weinberger, Berlin.)

Lotte Klopsch bringt einen Teilfächer in Holz,

der, als Gartenfächer gedacht, in fröhlichen Farben gemalt ist. In den runden Feldern jedes Holzstabes, der am oberen Ende durch Laubsägearbeit durchbrochen ist, wechseln Rosenkranz und Rosenkörbchen ab. Auch dieser Fächer zeigt trotz seiner Schlichtheit, daß seine Gestaltung einen andersartigen Entwurf verlangt als ein in sich zusammenhängendes, geschlossenes Fächerblatt.



Gartenfächer, auf Holz gemalt. (Von Lotte Klopsch.)

Der wahre Fächerkünstler wird dem Zusammenklange von Blatt und Stäben sein eingehendstes Studium widmen und die äußerlich getrennten, innerlich aber eng zusammenhängenden Teile harmonisch zu vereinen suchen. Die Fächergestelle in dem jeweiligen Tagesgeschmack, Rokoko, Empire oder Biedermeier erweisen sich als unbrauchbar; so muß der Künstler immer wieder zum glatten Perlmutter-, Schildpatt-, Horn- oder Elfenbeingestell greifen. Bei diesen ist wenigstens das Material rein und wirkungsvoll und noch nicht durch kleinliche Ornamentierung gestört. — Dies bleibt aber nur ein Notbehelf.

Hier nun zeigt es sich, wie eng die Fächerkunst mit der Schmuckkunst verschwistert ist, und wie sie beide ineinandergreifen könnten, um vereint zu wundervollem Ausdruck zu kommen.

Erst wenn die Fächerkunst in allen ihren Sonderheiten beide Teile gleichmäßig beachtet, wenn Fächerbespannung und Fächerstäbe füreinander geschaffen und zueinander gestimmt sind, wenn der Fächer wieder ein harmonisches Ganzes ist — dann können wir auch wieder einer „modernen Fächerkunst" entgegensehen. Sie würde in ihrer Betätigung abermals zu einem kulturellen Zeitbild werden und nicht minder reizvoll und lebendig sein als in der alten Zeit. — Sie würde lebendig zu den Lebenden sprechen!

Winke für den Einkauf von Esswaren.

Von Margarete Enberg.

Beim Einkauf aller Nahrungsmittel ist bei einiger Aufmerksamkeit der Unterschied zwischen gut und schlecht, echt oder gefälscht leicht zu merken. Freilich hat auch hier das Sprichwort seine Geltung: „Durch Schaden wird man klug!" Wir wollen im folgenden aber zeigen, wie doch auch solch teures Lehrgeld vermieden werden kann.

Unentbehrlich in der feineren Küche ist die saure Sahne. Sie ist heutzutage leider selten gut zu bekommen, und es ist deshalb ratsam, stets so viel von der teuersten und besten Milch zu kaufen, daß man sie selbst absahnen kann. Man kommt dabei sehr auf seine Rechnung. Wenn aber die saure Sahne eingekauft werden soll, so achte man darauf, daß sie zwar dick, aber nicht knotig sei. Sie darf auch keinen bitteren Nachgeschmack haben; denn in diesem Fall ist es mit Mehl verquirlte saure Milch, die einem anstatt Sahne angeboten worden war. Diese Milch aber zerfließt auf dem Braten, und die geronnenen Stückchen verderben das Aussehen des Fleisches und den Geschmack der Sauce.

Unreife, dickhäutige, fleckige Kartoffeln, wären sie noch so billig, sind immer zu teuer bezahlt. Gute, ausgiebige Kartoffeln müssen reif, in Größe und Farbe gleichmäßig sein, eine dünne Haut haben und dürfen keineswegs innen bunt und außen mit Narben bedeckt sein. Denn das ist ein unbedingtes Zeichen von Krankheit bei der Kartoffel!

Gute Butter erkennt man am besten am Geschmack. Sie darf außerdem nicht bröcklig und hart, aber auch nicht schmierig und fettig sein. Gute Butter hält sich 8—14 Tage und ist so auch noch nachträglich daran sicher zu erkennen.

Gutes Rindfleisch hat schöne rote Farbe und weißes Fett. Beim besten Mastvieh ist das Fleisch mit kaum merklichen kleinen Fettfasern durchzogen. Altes Rindfleisch (geeignet für Bouillon) hat dunkles, bräunlichrotes Fleisch und gelbes Fett.

Helle, weiße Farbe und dichtes Gewebe sowie reichliches Fett kennzeichnen das gute Kalbfleisch.

Hammelfleisch muß saftig, rot und von weißer, starker Fettschicht bedeckt sein.

Schweinefleisch darf nicht von Fettfasern durchzogen sein. Das Fett muß als starke, weiße Schicht das Fleisch bedecken. Hellrosa Farbe, wie beim Kalb, helle Haut und helle Schwarte sind das Zeichen des guten Schweinefleisches.

Ob das Tier frischgeschlachtet oder abgelegen war, erkennt man durch den Druck des Fingers. Wenn die Fleischfasern nachgeben, so ist das Gewebe mürbe. Roastbeef, Filet und Schmorbraten müssen gut abgehangen sein.

Junges Geflügel erkennt man am roten Kamm, weicher Haut, langen Krallen und langen Beinen, Hähne überdies am spitzen Sporn. Eine alte Henne hat dunkle Beine und, wenn sie gebrütet hat, rote Flecken unterhalb der Brust.

Junge Gänse haben weiche Gurgel, blaßgelben Schnabel, spitze Krallen. Bei alten Gänsen sind Schnabel und Füße rotgelb. Das Fleisch muß weiß sein. Als Braten wird die Gans dem Gänserich vorgezogen.

Das beste allgemeine Erkennungszeichen des jungen Geflügels bleiben stets die biegsamen Knochen und die hellen Füße und spitzen Krallen. Hell und weiß gefiederte Tauben und Hühner haben immer zarteres Fleisch als die dunklen.

Junges Rebhuhn erkennt man an den anfangs gelb, später weißlich und bräunlich behäuteten „Ständern" (Füßen), die alten Rebhühner an den schwarzen Ständern. Der Hahn hat dunklere Färbung der Federn und einen stumpfen Sporn, das Rebhuhn aschgraues Gefieder an Stirn, Kehle und Schwanz braunrot gefärbt.

Der junge Hase ist auf dem Rücken heller und weißlicher als die alten und hat ein weißes Fleckchen an der Stirn. Die Gelenke an den Vorderläufen sind getrennt.

Krebse, Hummer, Langusten müssen dunkel in der Farbe sein und einen eingezogenen Schwanz haben, der auch nach dem Kochen noch gekrümmt sein muß.

Beim Einkauf getöteter Fische achte man auf folgendes:

Das Fleisch muß fest sein und frei von jedem üblen Geruch. Die Haut muß fest über dem Fleisch liegen. Wenn z. B. bei der Seezunge die Haut sich am Schwanze lose anfassen und leicht abziehen läßt, so ist der Fisch nicht mehr tadellos. Die Augen der toten Fische müssen klar sein und nicht milchig. Die Kiemen müssen frisch, rot und schleimig sein.

Drei Gesellschaftstoiletten. (Abb. 463 bis 465.) Unser elegantes Gesellschaftskleid Abb. 463 zeigt zu einem Rock aus weißer Eolienne eine Taille aus Silbergazestoff, von dem sich hellgraue Seidenstickereiornamente wirkungsvoll abhoben. Die blusige Taille öffnet sich vorn über einem gereihten Sattel aus weißem Tüll, der den Hals frei läßt und von den silbergrauen Seidenblenden, die die Vorderteilskanten abschließen, begrenzt wird. Der halblange japanische Ärmel ist der Taille angeschnitten und endigt in einer Stickerei. Im Rücken zeigt die Taille die gleiche Anordnung wie der Vorderteil. Der völlig glatte leicht schleppende Rock ist mit kleinem Mieder versehen. Sein linksseitiger Schluß wird durch stoffbezogene Knöpfe betont. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5 Meter. — Für die dunkle Robe (Abbildung 464) ergab rauchgrauer Seidenmusselin das Material, dessen etwas düsteren Ton eine leichte Goldstickerei in Form eines schmalen Galons aufhellte. Auch der weiße Spitzenstofflatz, der zwischen den Vorderteilskanten sichtbar wurde, trug wesentlich dazu bei, dem Ganzen ein lebhafteres Aussehen zu verleihen. Die originelle, vorn wie im Rücken gekreuzte Bluse ist mit dem Ärmel im Zusammenhang gearbeitet und in nach unten ausspringende Fältchen abgenäht, die sich auch über den ganzen Ärmel fortsetzen. Den Dreiviertelärmel schließt ein Goldgalon ab, die Taille umspannt ein grauer Libertygürtel, unter dem der leicht schleppende Rock hervorfällt. Der Schnitt ist für die blusige Taille in 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,30 bis 2,50 Meter. — Feines kreidefarbenes Tuch diente zur Herstellung der Toilette auf Abb. 465, deren Ausstattung in gleichfarbiger Soutachestickerei bestand. Die ziemlich glatte, im Rücken geschlossene Taille ist mit kleinem spitzen Ausschnitt und angeschnittenem Japanärmel gearbeitet, der in Dreiviertellänge durch ein gesticktes Bündchen zusammengehalten wird. Die reiche Soutachestickerei zieht sich quer über Bluse und Ärmel, umrandet den spitzen Ausschnitt und wiederholt sich als Garnitur des etwas schleppenden Glockenrockes. Letzterer ist mäßig weit geschnitten und mit vorderer Mittelnaht gearbeitet, an der die Stickerei eine Zacke bildet. Der Schnittt ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der zur Taille in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,25 Meter, für den Rock 3,25 Meter.

Elegante Tuchtoilette. (Abb. 466.) Die Taille dieses zartgrauen Tuchkleides (Abb. 466) hat einen tiefeingesetzten Halbärmel, dessen Ansatz oben Faltenteile verdecken, die dann unter der Zacke der Vorderteile verlaufen. Letztere sind ziemlich glatt gehalten und durch einen kleinen aufgeknöpften Latzteil vervollständigt, über dem ein schildartiger Teil sichtbar wird, der dicht mit Soutache benäht ist. Ein quergefaltetes Lätzchen aus weißem Tüll zieht sich, im Rücken spitz verlaufend, bis zum Taillenschluß. Der schlanke Dreiviertelärmel, der unter dem Überärmel hervorfällt, ist von oben bis unten in Querfältchen abgenäht und umschließt ziemlich knapp den Arm. Der Glokkenrock ist mäßig weit und zeigt eine reich mit Knöpfen garnierte schmale Vorderbahn. Sein Schnittist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,25 Meter, für den Rock 3,25 Meter.

Mädchenkleid aus weissem Cheviot. (Abbildung 467.) Die

Abb. 463 bis 465. Drei Gesellschaftstoiletten.

leicht blusige Taille wird durch eine in feine Fältchen abgenähte Passe aus weißer Seide vervollständigt und zeigt über die Schultern greifende Bretellen, die Stickerei abschließt. Vorder- und Rückenteile sind gleichfalls durch Fältchen verziert, die nach unten ausspringen. Über den halblangen Puffärmel legt sich eine geschlitzte Ärmelglocke, die durch Stickerei abgekantet wird. Der kurze Faltenrock besteht aus fünf Bahnen und ist mit eingesetzten Faltenteilen gearbeitet, die bis unterhalb der Hüfte niedergesteppt sind. Sein Schnitt ist in 32, 34, 36, 38, 40 und 42 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig und der der Blusentaille in 34, 36, 38, 40 und 42 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,50 bis 1,75 Meter, für den Rock 1,75 bis 3 Meter.

Theaterbluse. (Abb. 468.) Unsere Vorlage veranschaulicht eine Bluse aus weißer Libertyseide, die durch die Zusammenstellung von Spitze und Stickerei besonders elegant wirkt. Sie wird vorn wie im Rücken durch leicht gekreuzte Bretellenteile ausgestattet, die in gleichmäßige Falten geordnet sind. Nach außen sind sie durch breiten Irishgipüreansatz verbreitert, während die Innenkante mit einer zarten Goldstickerei besetzt ist, die wieder Spitze abschließt. Die freibleibende vordere und Rückenmitte deckt ein aus Einsatz und Spitzenstoff gebildeter Latzteil; der halblange

Abb. 466. Elegante Tuchtoilette.

Abb. 467. Mädchenkleid aus weissem Cheviot.

Abb. 468. Theaterbluse.

Puffärmel, der in ein Bündchen tritt, besteht gleichfalls aus Spitzenstoff. Der Schnitt ist in 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 80 Zentimetern Breite 2,30 bis 2,75 Meter.

Abb. 469 bis 471.
Drei Reformbeinkleider für Damen.

Drei Reformbeinkleider für Damen. (Abb. 469 bis 471.) Für unsere modernsten Kleider, die eine möglichst knappe Unterkleidung verlangen, trägt man das Reformbeinkleid, wie Abb. 469 erkennen läßt, möglichst eng und vorzugsweise aus weicher dichter Seide gearbeitet, die beliebig garniert werden kann. Dieses Beinkleid umschließt schlank die Hüfte und ist hinten wie vorn durch Abnäher anschließend gemacht. Der Verschluß befindet sich an den Seitennähten, die unsichtbar mit Druckknöpfen schließen. Unten liegt die Hose ebenfalls knapp an. Ihr Schnitt ist in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 1,75 bis 2 Meter. — Das zweite Beinkleid (Abb. 470), für Sportzwecke geeignet, wird aus Cheviot gefertigt und kann, dank seiner weiten, rockartigen Form, beim Turnen oder Klettern auch ohne Rock getragen werden. Seitlich unter aufgesteppten Patten geschlossen, tritt es oben in Reihfalten in den schmalen Bund. Je ein schmales Bündchen hält unten die Weite der pludrig fallenden Hosenbeine zusammen, deren Stoffreichtum den Charakter des Beinkleides etwas verwischt. Der Schnitt ist in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 50 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 1,70 Meter. — Die dritte Reformhose Abb. 471 wird aus marine Cheviot gefertigt; ihre rückwärtige Partie ist mit breitem Kollerbund gearbeitet, auf den dieser Hosenteil geknöpft wird, der faltig in einen schmalen Bund genommen ist. Vorn ist das Beinkleid durch Abnäher anschließend gemacht, den seitlichen Schluß betonen Schlitzpatten. Unten treten die Hosenbeine in Reihfalten in ein Stoffbündchen. Der zur Herstellung dieser praktischen Hose erforderliche Schnitt ist in 98, 108, 116, 125, 135 und 145 Zentimetern Hüftweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,20 Metern Breite 2 Meter.

Gestricktes Jäckchen für kleinere Kinder. (Abb. 472.) Das nach einem beliebigen Muster gestrickte Jäckchen schließt mit einer doppelten Reihe weißer Perlmutterknöpfe und zeigt als Halsabschluß einen glatt gestrickten Umlegekragen, den eine weißseidene Bandschleife zusammenhält. Das leicht blusige Ärmelchen endigt in einem breiten, glattgestrickten Bündchen, das umgeschlagen den Ärmelaufschlag ergibt. Der Schnitt ist in 26 und 28 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig.

Abb. 472. Gestricktes Jäckchen für kleinere Kinder.

Japanischer Mantel für kleine Mädchen, Strassenkostüm für grössere Mädchen. (Abb. 473 u. 474.) Unser niedlicher Kindermantel (Abb. 473) aus rotem Tuch zeigt in den ihm angeschnittenen Ärmeln ein Merkmal der Japanmode, wenn auch die ihn bereichernden Falten diesen Eindruck wieder etwas verwischen. Im Rücken hat der Mantel eine breite Quetschfalte, die an jeder Seite von einer Plisseefalte begrenzt wird. An den Vorderteilen zeigen sich zwei Plisseefalten, die wie die Rückenfalten bis ziemlich zum Taillenschluß niedergesteppt sind, um dann auszuspringen. Als Halsabschluß dient ein mit Hermelin bekleideter Geishakragen; aus dem gleichen Fell besteht auch das Bündchen des am Ellbogen bauschenden, langen Ärmels. Der Schnitt ist in 30, 32, 34 und 36 Zentimetern halber Oberweite für 75 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 2,70 Meter. — Das niedliche Mädchenkostüm Abbildung 474 setzt sich aus einfarbiger, dunkelblauer Sackjacke und einem großkarierten, grün-blau-gelben Röckchen zusammen, eine Kombination, die in dieser Saison als ganz besonders modern gilt. Das leicht geschweifte Jäckchen hat vorn wie im Rücken englische Nähte und wird durch drei Knöpfe geschlossen. Seinen Halsabschluß bildet ein kleiner Herrenkragen, der wie das übrige Jäckchen mit schwarzer Seidentresse eingefaßt ist. Der Ärmel ist leicht keulig geschnitten und durch einen runden Aufschlag verziert. Sehr flott wirkt hierzu das kurze, karierte Röckchen, das in Plisseefalten geordnet ist, die nach einer Richtung laufen, und das durch einen breiten

Abb. 473 u. 474. Japanischer Mantel für kleine Mädchen, Strassenkostüm für grössere Mädchen.

dunkelblauen Tuchstreifen seine Zugehörigkeit zu dem Jäckchen zeigt. Sein Schnitt ist ist 32, 36 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig und der des Jäckchens in 34, 36, 38, 40 und 42 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 1,25 Meter, für den Rock bei 1,10 Metern Breite 2 bis 2,40 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstanfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 463 bis 474 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 36—41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Über welkes Laub.

Heut ging ich ins müde Land hinein
Bei sonnigem Spätherbstwetter,
Zu meinen Füßen mit goldenem Schein
Lagen die welken Blätter.

Und wie's so üblich, kamen mir auch
Die alten Herbstgedanken,
Hängten sich traurig um Baum und Strauch
Wie müde, welke Ranken.

Und da ich über die Blätter schritt,
Gab's Rascheln und Geknister,
Als liefe heimlich am Boden mit
Leises Stimmengeflüster.

„Ich war ein Wunsch!" — „Ich jener Traum!" —
„Ich Mut, der dich durchlodert!" —
„Wir alle Laub vom Lebensbaum,
Das nun verwelkt und modert!" —

Ich lächle wieder . . . Was auch raubt
Das Leben, und was es vernichtet:
Nicht erdwärts zu welken Blättern das Haupt,
Nein, aufwärts zur Sonne gerichtet!

Adelheid Stier.

Das erste Frühstück.

Von Dr. E. Söchting.

„So spät am Abend wollen Sie Käse essen?" hörte ich neulich fragen. „Wissen Sie denn nicht, daß er morgens Gold, mittags Silber und abends Blei für den Magen ist?"

Nun, Sprichwort — Wahrwort! Das stimmt auch wieder in diesem Falle. Aber nicht, als ob sich die Wahrheit des obigen Spruches nur auf den Käse bezöge. Er teilt die ihm nachgesagte Eigenschaft mit allen anderen Speisen, und das Sprichwort ist auch in diesem Falle nur die Quintessenz einer langen Reihe von Beobachtungen, die allgemeine Gültigkeit erlangt hat.

Wir haben es ja leider fast ganz verlernt, die Natur um uns und in uns mit genügender Aufmerksamkeit zu beobachten. Wie in allen Dingen des modernen Lebens, so hat sich auch in der Naturbeobachtung das Spezialistentum herausgebildet. Der Gelehrte, der „Naturforscher" ist es fast allein, der sich mit den Eigenschaften, Arbeitsbedingungen und Forderungen der Natur beschäftigt, und nur zu oft sieht er dabei durch je nach der Individualität recht dunkel gefärbte und trübe Brillengläser. Aber die große Menge, selbst der „Gebildeten", wie wenig weiß sie von der Natur, von ihren einfachsten, offensichtlichsten Vorgängen. Unsere Altvordern standen mit der Natur noch auf vertrauterem Fuße, und so manches Sprichwort zeigt uns, wie genau sie zu beobachten verstanden. Darum: zurück zur Natur! Nicht als ob wir uns wieder als Höhlenmenschen oder Baumbewohner auftun sollten, aber indem wir wieder feinfühliger werden für die Wünsche und Bedürfnisse unserer eigenen Natur, unseres Körpers. Und das erfordert wirklich nur einen relativ geringen Grad von Aufmerksamkeit.

Wollen wir wissen, was uns zuträglich, was uns schädlich ist, so haben wir dafür in uns sehr fein abgestimmte Instrumente, die wir nur meist zu gebrauchen verlernt haben. Wir nennen sie „Lustgefühl" und „Unlustgefühl".

Alles, was uns ein wenn auch noch so leises Unlustgefühl erweckt — selbst physiologische Empfindungen wie der Hunger und Durst — widerspricht unserer Natur, ist uns schädlich, ist zu vermeiden oder zu beseitigen. Mit diesem Unlustgefühl errichtet die Natur eine große Warnungstafel: „Verbotener Weg". — Aber lesen muß man sie können!

Andererseits ist jedes Lustgefühl, ganz allgemein gesagt, eine freundliche Einladung, auf dem betretenen Pfade fortzuwandeln.

„Morgens Gold"! Wie viele oder wie wenige von uns sind sich wohl darüber klar geworden, daß und warum die Morgenmahlzeit, das erste Frühstück, richtig genommen, vor allen Mahlzeiten des Tages das größte Lustgefühl erregt? Achten Sie doch einmal darauf. Ja, da liegt schon der Hase im Pfeffer! „Darauf achten — dazu habe ich gar keine Zeit", heißt es. Und richtig, bei uns in Deutschland hat man in der Tat meist keine Zeit, am allerwenigsten für das erste Frühstück. Die Schule, das Geschäft, das Bureau, die Sprechstunde, sie alle lauern schon in aller Herrgottsfrühe auf uns, 1—2 Stunden eher als in anderen Ländern. Da wird natürlich von Kindern wie Erwachsenen nicht gefrühstückt, sondern „der Kaffee" (wie bezeichnend!) hinuntergegossen, und dann fortgestürzt.

Also gut, nehmen wir unsere Beobachtung über das erste Frühstück in den Ferien vor. Und ich mache den Vorschlag, wir setzen uns nicht in Deutschland, dem Lande ohne Frühstück, dem Lande des stets hastigen, hetzenden und gehetzten Arbeitssklaven zum Frühstück nieder, sondern bei unseren ruhigeren und dabei praktischer veranlagten Vettern, in Holland, England, Norwegen. Da sieht so ein Frühstückstisch ganz anders aus als bei uns! Nicht nur etwas mehr oder weniger Dünnes, Kaffee, Milch, Zucker, ein paar blasse Brötchen, allenfalls ein Stückchen Butter kaum von der Größe des seligen Adams. Da erscheint zuerst ein warmes Gericht, Ei auf gebratenem Speck, eine Platte mit gebratenem Fisch, Beefsteak, Kartoffeln, Bratkartoffeln oder dergleichen. Vor uns steht schöne gelbe Butter in gefälliger Aufmachung und ansehnlicher Menge, Honig, Marmeladen, mancherlei kalte Fleisch- und Fischgerichte, nicht zu vergessen einige frische Käse, dazu kräftiges Brot, Tee, Kaffee oder Kakao nach Wunsch. Das Getränk hier eine Nebensache, es ist ein Frühstück und nicht nur ein „Kaffee". Und wie schmeckt das! Selbst die Dame, die wir vom Diner wie bei der Abendmahlzeit, von den Speisen nur gekostet haben kosten sehen, langt hier ganz anders zu! Ja, sie

Luftgefühl! Und alle Welt macht fröhliche Gesichter; selbst der brummige Philister, der sonst keinen begrüßt, nimmt mit einem freundlichen „Guten Morgen“ seinen Platz an der Tafel ein. Und während bekanntlich die Menschen am ganzen Tage nicht so zur Kritik und hartnäckigsten Opposition aufgelegt sind, wie beim hastigen Mittagsessen, besonders wenn es mitten in die Arbeitszeit fällt, hier beim Frühstück sind sie die Friedfertigkeit selber.

Und der Zeiger des Luftgefühls, dieses unübertrefflich feinen Instruments, weist auf „ausgezeichnet bekömmlich“.

Denn alle diese Speisen, selbst die sonst schweren, sagen dem ausgeruhten Magen zu; jetzt verarbeitet er sie mit Leichtigkeit und führt dadurch dem Körper in kürzester Zeit neue Kraft, neues Brennmaterial für die Maschine zu.

Und das Luftgefühl, das wir dabei empfinden, müßte uns bei ruhigem Nachdenken sagen, daß die Natur uns hier nicht nur eine Annehmlichkeit, ein Vergnügen bietet, nein, daß sich daraus auch eine ernste Forderung ergibt. Der Magen kann nicht nur, er soll morgens am meisten arbeiten! Das ist uns gut, das erhöht unsere Leistungsfähigkeit für den ganzen Tag. Unsere praktischeren Vettern jenseit des Kanals haben das wohl erkannt. Nicht ohne Grund frühstücken sie morgens so kräftig und halten dann mit einem kleinen Lunch bis zum späten Abend aus. Bei uns wird meist noch, nach alter Gewohnheit aus der Zeit bedachtsamerer, langsamerer Lebensführung, die Arbeit durch eine voluminöse Hauptmahlzeit unterbrochen, die der Magen in der kurzen Zeit nicht zu verarbeiten vermag, da ein großer Teil der Gesamtleistungsfähigkeit des Körpers bereits verbraucht ist. Denn wenn der vorhandene Kräftevorrat für die Tätigkeit des Gehirns, für geistige wie körperliche Arbeit zu sehr ausgenutzt wird, weil infolge mangelhaften Frühstücks nicht genügend Brennmaterial aufgespeichert worden war, so leidet selbstverständlich auch die Tätigkeit des Magens, seine Verdauungsfähigkeit. Die Folge ist jene bekannte Müdigkeit, das Schlafbedürfnis, die Unlust (!) zur Arbeit, die als deutliches Menetekel uns davor warnen sollte, gleich wieder weiter zu arbeiten. Statt dessen treiben die Konkurrenzfurcht des Selbständigen und die Entlassungsfurcht des Angestellten die müden Körper und Geister vorwärts, die leise Warnung der Natur vor der Schädlichkeit dieses Verfahrens wird nicht beachtet — Arzt und Apotheker schreiben schließlich die Quittung.

Wie ganz anders, wenn wir ein erstes Frühstück zu uns genommen, wie es sein sollte! Da haben wir zur Mittagszeit noch nicht solch nagendes Hungergefühl, da genügt ein kleiner kräftiger Imbiß, der beschwerdelos schnell verdaut wird — falls nicht der Alkohol als Verdauungshemmnis seine Rolle spielt. Und dann nach getaner Arbeit in Ruhe und Behagen die Hauptmahlzeit, zu deren Verarbeitung dann der ganze Abend und zur Erholung des Magens die Nacht zur Verfügung steht.

Ob uns Deutschen wohl je diese den Bedürfnissen der modernen Arbeitenden angepaßte Lebensweise zuteil werden wird? Es würde dann, in etwas ungewöhnlicher Bedeutung, das erste Frühstück noch ein zweites Sprichwort zum Wahrwort machen: Morgenstunde hat Gold im Munde!

Theaterschal in Häkelarbeit.

Von Charlotte Herms.

Die seidenweichen, hauchzarten Stoffe, die zur Verarbeitung für Theaterschals geeignet sind, locken verführerisch aus den weihnachtlich hellen Schaufenstern. Unsere moderne Industrie hat in der Herstellung dieser schimmernden Gewebe wirklich Unübertreffliches geleistet, und der freie, leichtherzige Zug, der den jetzigen Modegeschmack charakterisiert, erlaubt es überdies noch, in der Anordnung der Falten, der Wahl der Zutaten, der Art des Umlegens dieser Kopfhüllen reizvollste Individualität zu entwickeln.

Bei Menschenkindern aber, denen es in einer kalten Winternacht nicht so sehr darauf ankommt, durch ihren Kopfschal ihre Individualität zu dokumentieren, als darauf, eine wirklich zweckmäßige Hülle zu besitzen, wird das weiche Tuch, zu dessen Herstellung wir hier die Anleitung geben, die Konkurrenz aller andern modernen Schals siegreich aus dem Felde schlagen.

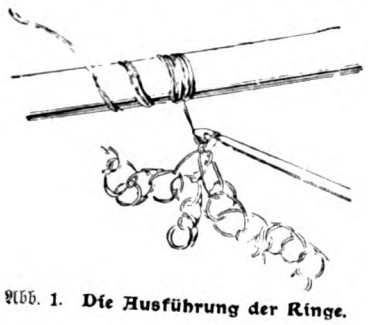


Abb. 1. **Die Ausführung der Ringe.**

Dieser Schal sieht gefällig und trotz seiner wärmespendenden Eigenschaft recht leicht und anmutig aus, so daß seine Herstellung, zumal da sie gar keine Schwierigkeiten macht, bestens empfohlen werden kann. — Unser Modell ist aus doppelfädig gewickelter weißer Mohärwolle gehäkelt und erfordert einen Luftmaschenanschlag von 138 Maschen. Auf diesen arbeitet man, hin und zurück gehend, Bogen, die je aus zwei Luftmaschen und einer festen Masche bestehen. Die feste Masche greift bei der Anschlagsreihe stets in die dritte Luftmasche, bei jeder folgenden stets in die zweite Luftmasche eines Bogens. Mit 205 Reihen ist der Fond des Schals vollendet. An beiden Schmalseiten schließen sich die Bordüren an, und den Abschluß bildet eine breite Spitze.

Für die dichte Borte häkelt man drei Reihen fester Maschen. Bei der ersten Reihe übergeht man stets die zweite Masche eines jeden Bogens, bei der zweiten und dritten Reihe greifen die festen Maschen stets in das darunter liegende Stäbchen. Die vierte Reihe besteht wieder aus

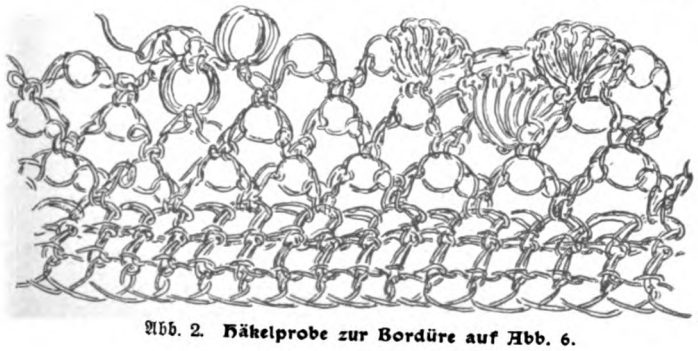


Abb. 2. **Häkelprobe zur Bordüre auf Abb. 6.**

Abb. 3. **Der Schal in der Anwendung.**

Luftmaschenbogen. Für die breite Mittelbordüre (Abb. 6, siehe auch Abb. 1 und 2) wechseln Gruppen von Stäbchenmuschen mit solchen aus Fadenringen in einem Grunde von Luftmaschenbogen, die hier aber aus drei Luftmaschen und einer festen Masche bestehen. Jede Musche einer Stäbchengruppe, die fünfmal in der Bordüre auftritt, besteht aus fünf in eine Masche greifenden Stäbchenmaschen (Abb. 2). Die vier Fadenringe einer Ringgruppe hat man nach jeder ersten Luftmasche des Luftmaschenbogens in der Weise auszuführen, daß man den Arbeitsfaden fünfzehnmal um ein Stöckchen — etwa in Bleistiftstärke — wickelt, dieses herauszieht, durch den so entstandenen Ring eine feste Masche ausführt und die Arbeit in gewohnter Weise fortsetzt (Abb. 1). Bei der nächsten Reihe greift die feste Masche des Luftmaschenbogens noch einmal in den Ring. Nach der Reihe, die die Figuren vollendet, arbeitet man noch zwei Reihen von Luftmaschenbogen — mit drei Luftmaschen. Es folgt dann noch eine Bordüre aus drei Reihen fester Maschen.

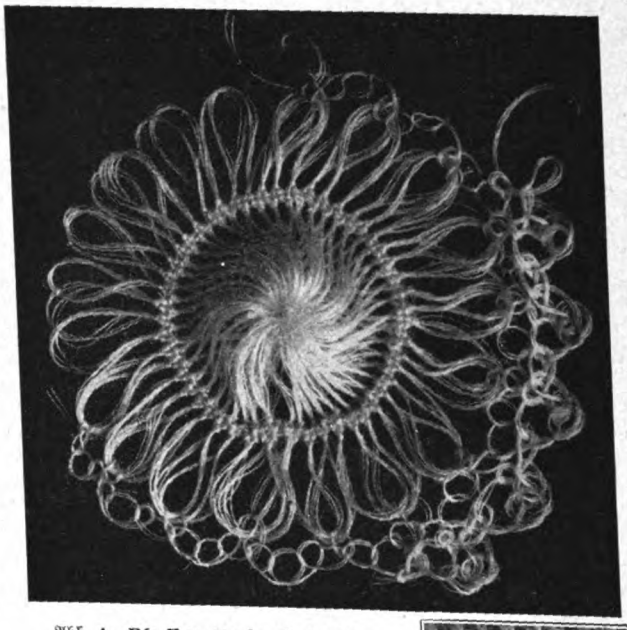


Abb. 4. Die Rosette im Entstehen.

Die Spitze wird für sich gearbeitet; sie besteht aus fünf sich aneinanderreihenden Rosetten, die in Gabelhäkelei ausgeführt werden. Zur Herstellung dieser Gabelhäkelei ist eine zweizinkige Metallgabel (Abb. 5 zeigt den oberen Teil einer solchen) von etwa 6 Zentimetern Spannweite erforderlich. Für diesen Arbeitsteil wird der doppelt gewickelte Faden nochmals doppelt genommen, so daß er also vierfach zur Anwendung kommt.

Für die Gabelhäkelei macht man eine Luftmasche, zieht den Häkelhaken aus der Schlinge, legt den Faden um die rechte Zinke der Gabel, * holt ihn durch die Schlinge und arbeitet eine feste Masche in die Luftmasche, zieht den Haken heraus, wendet die Gabel so, daß sich der Faden um die andere Zinke legt, und wiederholt vom *. Im Laufe der Arbeit wird die feste Masche stets um denjenigen Faden gehäkelt, der zuletzt um eine Gabelzinke gelegt ist (Abb. 5). Hat man 51 Schlingen ausgeführt, so zieht man einen feinen Zwirnfaden durch die Schlingen der einen Seite, solange sie noch auf der Gabel sind, und verknüpft ihn fest, während die Schlingen von der Gabel gleiten. Die Rippenenden werden hierauf mit einer festen Masche verbunden. Je drei der freistehenden, äußeren Schlingen verbindet man durch Bogen, die aus drei Luftmaschen und einer festen Masche bestehen. Hierzu wird der Faden nur zweifach genommen (Abb. 4). Diese Luftmaschenbogen stellen gleichzeitig die Verbindung der Rosetten untereinander her. Eine Kante aus Picots (ein Picot ist: eine feste Masche, drei Luftmaschen, eine feste Masche in die erste feste Masche, zwei Maschen vor, Reihe übergehen) begrenzt die schon verbundenen Rosetten (Abb. 5). Die fertige Spitze wird durch Luftmaschenbogen an die Schalkante gesetzt. Eine Reihe von Luftmaschenbogen sichert die Seitenkanten der Bordüre. Spitze und Bordüre bilden einen sehr hübschen und wirksamen Abschluß des Ganzen. Unser Modell hatte eine Breite von 50 Zentimetern und eine Länge von 2,85 Metern. Für diese Schalgröße braucht man etwa 150 Gramm Wolle.

Abb. 5. Das Häkeln auf der Gabel.

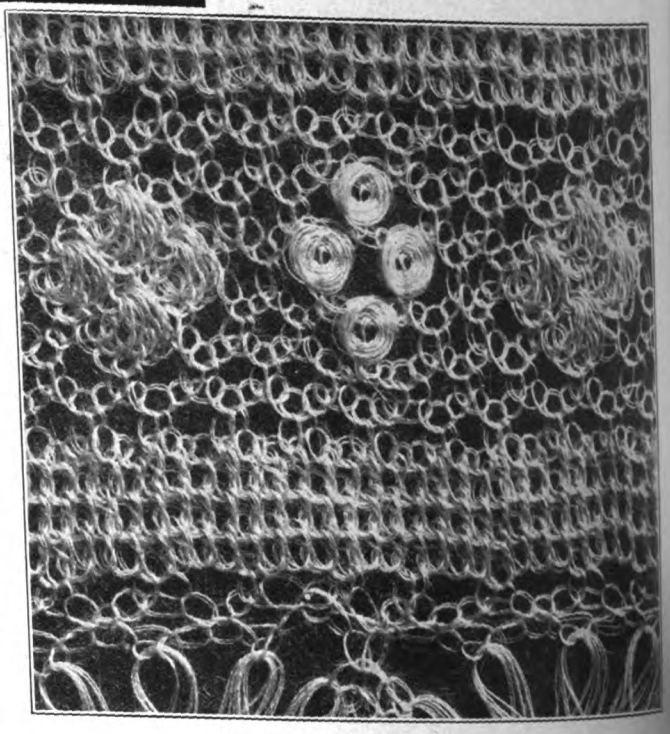


Abb. 6. Die breite Bordüre zum Schal.

Der Silberschatz im Puppenhaus.

Von M. Batzer.

Es ist sicher ein vornehmer Puppenhaushalt, der solch massiven Silberschatz zu seinen Besitztümern zählt. Wie reich und prächtig macht er sich im Weihnachtskerzenglanz! Das Puppenheim selbst zündet festlich seine Kerzen auf den alten Silberleuchtern an. Im Eßzimmer wird eine Flasche Sekt im Hexenkessel kaltgestellt, und eine Torte steht auf dem Büfett bereit. Das älteste Erbstück ist wohl die schwere Weinkanne mit ihren Bechern. Kenner schätzen, daß sie aus dem 17. Jahrhundert stammt. Für die Suppenterrine mit Löffel ist schon viel geboten worden. Sie kommt auf den Tisch, wenn hohe Herrschaften zu Gaste sind. Auch der Tee wird dann in Silber serviert. — Liebe Mutter einer kleinen Puppenmama, willst du deines Töchterleins Puppenhaus nicht auch mit einem solchen alten Silberschatz bereichern?

Von der Schokolade, die das Töchterlein das Jahr über nascht, wird sorgsam das Silberpapier aufgehoben. „Mütterchen braucht es!" Das klingt sehr geheimnisvoll. Gegen Weihnachten stecken überhaupt in allen Winkeln und Ecken und Komodenschubladen Geheimnisse; das ist ja gerade so schön. Abends, wenn alles schon schlafen ging, dann klingt aus dem Wohnzimmer Knistern und Hämmern, geheimes Schaffen in einer geheimen Werkstatt. Aber das Schlüsselloch ist gut verwahrt, kein Lichtschimmerchen kann heraus und kein neugieriges Blickchen hinein. „Und drinnen sitzet das emsige Mütterlein", knetet, schreinert und schlossert. Alles kann Mütterlein in der Weihnachtszeit. Diesmal schafft sie den Silberschatz für 's Puppenheim — gut und massiv.

Einzelne Kostbarkeiten aus dem Silberschatz.

Zuerst die Teetassen. Sie sind aus Haselnußschalen, die mit dem Taschenmesser gleichmäßig abgeschnitten werden. Mit einer glühenden Haarnadel hat man in jede Nußschale ein Loch gebohrt. Nun wird die kleine Tasse mit Stanniol überzogen, was eine sehr leichte Arbeit ist. Der Henkel, aus Blumendraht und mit Stanniol umwickelt, wird durch das Loch der Tasse gesteckt und innen befestigt. Aus weichem Lehm werden die Untertassen geformt, die ebenfalls mit Stanniol überzogen werden. Solange der Lehm noch weich ist, muß die Tasse in den kleinen Teller eingedrückt werden. Dadurch paßt dann später Ober und Unterteil gut ineinander, und die ovale Haselnußschale steht fest.

Teegerät, Weingarnitur und Handleuchter aus „Silber".

Die Suppenterrine ist über eine Walnuß gearbeitet. Der Unterteller ist auch aus Lehm, das Kügelchen am Deckel wird durch eine Erbse hergestellt oder kann ebenfalls aus Lehm geknetet werden. Es ist durch ein in die Nußschale gebranntes Loch mittels Draht solide befestigt. Die kleinen Handhaben sind auf die gleiche Art wie die Henkel an den Teetassen gearbeitet.

Der Sektkühler samt Inhalt und passenden Pokalen.

Die Weinbecher, die zum Weinkrug gehören, sind Haselnüsse mit Drahtstiel und Lehmfuß. Die alte Weinkanne dazu formt man mit Hilfe einer Kugel aus Lehm und eines Makkaroniröhrchens; der feste Henkel aus stanniolumwickeltem Blumendraht wird um die Kanne befestigt, nachdem diese mit „Silber" überzogen ist. Die verschiedenen Becher, die um den Hexenkessel stehen, sind ebenfalls über Makkaroniröhrchen gearbeitet und auf Lehmfüße gestellt.

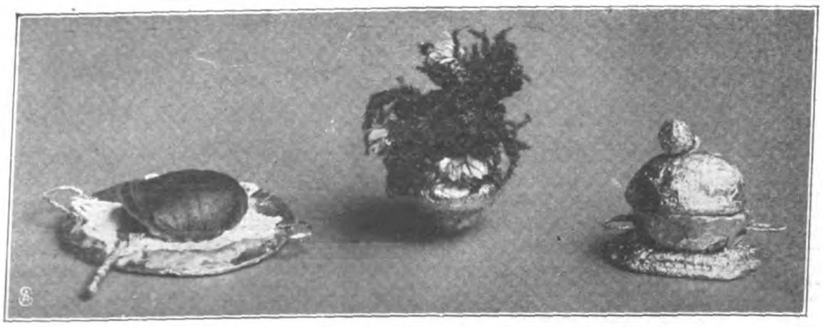
Der Hexenkessel kann direkt aus Lehm modelliert oder von ungeübteren Händen über einer Eierschale gearbeitet werden. Die Füßchen sind Erbsen, der Henkel ist aus Draht; alles wird so befestigt, wie es vorher bei den anderen Geräten beschrieben wurde.

Die verschiedenen Tabletten und Kuchenteller verdanken ihre Grundform Pappeschächtelchen, Schachteldeckeln, Blechbüchsendeckeln und ähnlichem. Sie werden mit Drahthandhaben versehen, und zum Schluß wird alles mit Stanniol überzogen.

Das runde Konfektkörbchen ist eine Mohnkapsel mit Drahthenkel. Die Sahnenschale wurde wieder aus Lehm geknetet. Sie bekam zwei hochstehende Seitenhenkel. Die Teekanne ist ein Fingerhut, den man so lange mit Lehm umgeben und umknetet hat, bis er die rechte Form bekam. Die Teekanne erhält Tülle und Henkel aus Draht, der Deckel wird ebenfalls aus Lehm gearbeitet.

Die Leuchter werden den Hauptstolz der künftigen Besitzerin ausmachen. Der eine, ein sogenannter Mosesstab mit der Schlange, trägt drei Kerzen. Eine halbe Haarnadel, mit Stanniol umwickelt, wird fest in ein Stück stanniolbezogenen Kork gesteckt. Der Querbalken, die Schlange, ist eine ganze Haarnadel, die glatt gebogen und mit Stanniol umwickelt wird. Dann wird sie um einen Bleistift oder Federhalter gedreht. Die äußersten Spitzen tragen je eine Kerze. Die übrigen Leuchter sind auf ähnliche Weise gearbeitet, nur anders in der Form. — Nun läßt sich noch vieles aus Silber schaffen. Zum Beispiel ein Tafelaufsatz, ein Fruchtkörbchen, eine Visitenkartenschale auf den Salontisch, silberne Wandleuchter neben den Spiegel und manches andere. Sobald man die hier gegebene Anregung überhaupt benutzt, wird man bald Lust verspüren, die vorhandenen Schätze durch Gegenstände eigener Erfindung zu vermehren.

Der Leuchter für den Rauchtisch.



Kuchenplatte, Blumenbehälter und Suppenschüssel.

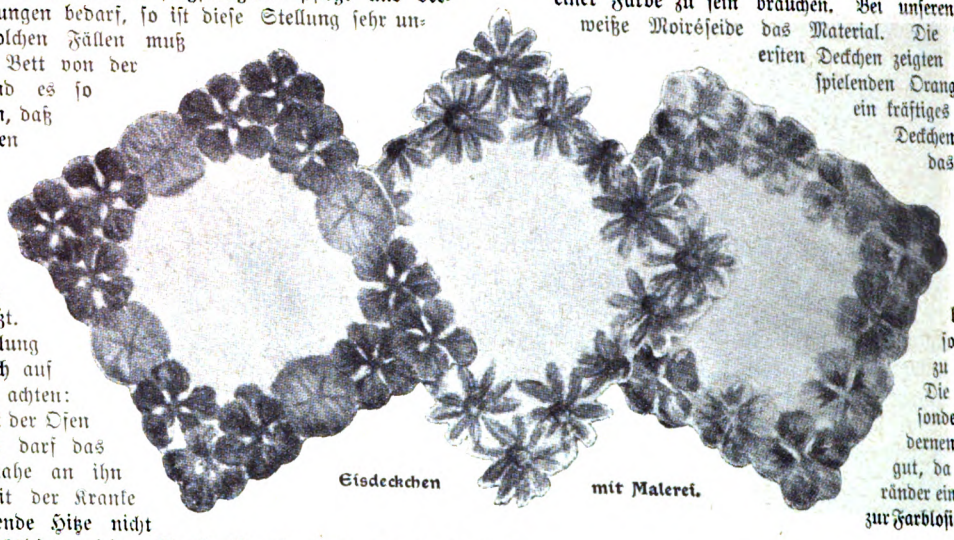
Ratgeber für jedermann

Für die Krankenstube.

Stellung des Krankenbetts. In unseren Wohnungen stellen wir aus Rücksicht auf den Raum die Betten zumeist mit einer der langen Seiten an die Wand. Soll nun das Bett als Lagerstatt für einen Kranken dienen, der einer sorgfältigeren Pflege und verschiedener Handreichungen bedarf, so ist diese Stellung sehr unzweckmäßig. In solchen Fällen muß man vielmehr das Bett von der Wand abrücken und es so im Zimmer aufstellen, daß man von allen Seiten heran kann. In der Regel wird es aber wohl genügen, wenn das Bett mit dem Kopfende an eine Zimmerwand stößt. Bei dieser Aufstellung hat man aber auch auf verschiedenes zu achten: Im Winter kommt der Ofen in Betracht; man darf das Bett nicht zu nahe an ihn heranrücken, damit der Kranke durch die strahlende Hitze nicht belästigt und geschädigt wird. Ebenso ist die Nähe des Fensters bedenklich, da der Kranke dadurch dem kältenden Luftzug ausgesetzt werden kann. In ähnlicher Weise wirken auch Türen, die nach einem ungeheizten Raume gehen. Die Tür kann am leichtesten „unschädlich" gemacht werden; man hängt Tücher davor oder verklebt, was noch einfacher ist, die Spalten mit Papierstreifen, die man mit Kleister bestrichen hat. Natürlich macht man die Kleberei nicht in dem Krankenraum, sondern an der Türfläche des anstoßenden Zimmers. In der Privatwohnung ist dieser kleine Handgriff wichtig, weil man dadurch eine längere geschützte Wand erhält, was bei den vielen Türen und Fenstern in den modernen Wohnhäusern so häufig nicht der Fall ist. Außerdem ist bei dem Aufstellen des Krankenbetts noch darauf zu achten, daß das von den Fenstern kommende Licht den Kranken nicht blendet und belästigt. Manchmal kann man dies durch Vorhänge verhüten, besser ist es aber, wenn das Gesicht des Kranken überhaupt nicht dem Fenster zugewendet ist. Bei einem frei im Zimmer aufgestellten Bette können alle Handreichungen leichter und bequemer ausgeführt werden. Bei unruhigen Kranken, die aus dem Bette fallen könnten, ist allerdings diese Anordnung nur angebracht, falls man ein Gitterbett besitzt. Ist dies nicht der Fall, muß man das Bett mit der Längsseite an der Wand belassen und auch die freie Seite durch schwere Stühle und dergleichen zu schützen suchen.

Dilettantenkünste.

Eis- oder Klapperdeckchen. (Von Else Levin.) Die zierlichen Deckchen werden am besten mit Heliosfarben gemalt. Den Grundstoff bilden lichte Seidenrestchen, die keineswegs von einer Farbe zu sein brauchen. Bei unseren Vorlagen bildete weiße Moiréseide das Material. Die Blüten auf dem ersten Deckchen zeigten einen ins Rötliche spielenden Orangeton, die Blätter ein kräftiges Grün. Bei dem Deckchen in der Mitte spielte das Gelb der Blumen mehr ins Bräunliche, und das letzte Deckchen zeigte die Stiefmütterchen in Farben, die der Natur so nahe als möglich zu kommen suchten. Die Deckchen wirken besonders bei unseren modernen Kristallschälchen sehr gut, da ihre bunten Farbenränder einen hübschen Gegensatz zur Farblosigkeit des Glases geben.



Eisdeckchen mit Malerei.

Schöner Hausrat.

Modernes Eßzimmer. (Hergestellt in den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst, Dresden.) Unser Bild zeigt einen Eßraum, der zunächst dadurch auffällt, daß in ihm einheitlich, bis zur Tischdecke und zum letzten kleinen Zier- und Gebrauchsgerät hinab, der gleiche gute solide Geschmack den Ausschlag gegeben hat. Die kräftigen Eichenmöbel mit ihren handlichen Griffen und anderen praktischen Einzelheiten wirken einfach, aber nüchtern zu sein. Die Keramiken und sonstigen dekorativen Gegenstände zeigen alle die neuen Reize, die ihnen die moderne kunstgewerbliche Behandlung zu entlocken verstehen. Und die kleinmusterige ruhige Tapete, der einfarbige Bodenbelag, der den Teppich ersetzt, und unter dem Eßtisch durchgehende Matte ergänzen wird, bilden wesentliche Hilfsmittel, um diesem schönen Hausrat den Rahmen zu geben, den er verdient.

Modernes Eßzimmer.

Blumenpflege im Zimmer.

Winterpflege der Zimmerpalmen. Fast ständig hört man Klagen darüber, daß die Palmen im Zimmer statt an Umfang

zuzunehmen, merklich kleiner werden, indem sie einerseits an den Blattspitzen mehr und mehr eintrocknen, so daß von unten nach oben immer weitere, völlig eingetrocknete Blätter entfernt werden müssen, und weil andererseits die Neubildung junger Blätter entschieden langsamer als das Absterben der älteren vor sich geht. Dazu kommt noch, daß häufig die im Zimmer sich frisch entwickelnden Blätter nicht nur kurzstieliger, sondern auch kleiner bleiben als die bereits vorhandenen, die im Treibhaus entstanden sind. Die Blumenfreundin führt alle diese betrübenden Erscheinungen irrtümlicherweise auf Mangel an Wärme zurück, von der falschen Voraussetzung ausgehend, daß in der Heimat der Zimmerpalmen eine tropische Glut herrsche, was aber keineswegs der Fall ist. Die für Zimmerpflege in Betracht kommenden Palmen entstammen gemäßigten Klimaten, viele von ihnen sind so hart, daß sie schon an der Riviera und in Italien wie unsere Laubgehölze im Freien gedeihen und sogar vorübergehendem Froste trotzen; manche von ihnen hat man im mitteldeutschen Klima unter guter Decke erfolgreich im Freien überwintert. Man kann die Erfahrung machen, daß sich Dattel-, Schirm- und Fächerpalmen, die man am häufigsten in unseren Wohnräumen trifft, in einer kühleren Nebenstube weit besser als im ständig geheizten Wohnzimmer halten. Es kommt den härteren Palmen viel weniger auf hohe Temperatur, als auf etwas feuchte Luft an; je höher die Temperatur, um so trockner ist in der Regel die Stubenluft, während in den Treibhäusern mit höherer Wärme hohe Luftfeuchtigkeit Hand in Hand geht, die der Gärtner durch häufiges Spritzen sowie durch stetes Feuchthalten der Wege und Wände des Treibhauses erzielt. Die trockne Stubenluft entzieht den Blättern der im Winter ruhenden Palmen mehr Wasser, als ihnen die Wurzeln wieder zuführen können, und die Folge davon ist, daß zunächst die Blattspitzen dürr werden. Die ordnungsliebende Hausfrau schneidet dann die trocken gewordenen Spitzen mit der Schere ab, doch ist damit dem Übel nicht abgeholfen, da immer weitere Blattflächen nachtrocknen, bis schließlich das ganze Blatt entfernt werden muß. Auch das Auftreten von Ungeziefer, namentlich der Schildläuse und der noch viel verderblicheren sogenannten roten Spinnen und schwarzen Fliegen, ist in erster Reihe auf die hohe Luft-

Ein kleines „Tschapperl".

Gutsfräulein und Gänseliesel.

„Fräul'n, noch a Halbe!"

trockenheit zurückzuführen. Je kränker die Pflanze wird, um so zahlreicher vermehren sich die Schädlinge und tragen ihr Teil mit dazu bei, sie bald dem Ruin entgegenzuführen. Um diesem Übelstande vorzubeugen, empfiehlt es sich, Palmen im Winter in einer kühleren, aber frostfreien Nebenstube zu halten, die nur im Notfalle geheizt wird und sonst die Wärme durch die geöffnete Tür einer geheizten Nachbarstube erhält. Sie sind möglichst entfernt vom Ofen und möglichst nahe den Fenstern aufzustellen, aber auch nicht zu nahe, da die durch die Fensterrahmen dringende kalte Außenluft gleichfalls Krankheitserscheinungen hervorrufen kann. Ist aber die Aufstellung im ständig geheizten Zimmer nicht zu umgehen, so bemühe man sich, für eine (auch den Menschen zuträglichere) höhere Luftfeuchtigkeit zu sorgen: etwa durch Aufstellung flacher, mit Wasser gefüllter Gefäße auf dem Ofen. Auch ein Aquarium mit Springbrunnen tut in dieser Hinsicht gute Dienste. Der normale Feuchtigkeitsgehalt der Luft soll 60 bis 65 v. H. betragen.

„In Reih' und Glied" — so gut es gehen will.

Tägliches Spritzen der Palmen mit etwas angewärmtem Wasser, unter Zuhilfenahme eines Zerstäubers, ist bei hellem Wetter empfehlenswert, ebenso vorsichtiges Waschen der einzelnen Blätter mit überschlagenem Wasser. Gegen Ungeziefer hilft Abspritzen der Pflanze mit etwa 50 Grad Celsius warmem Wasser, bei kleinen Palmen ein gründliches Eintauchen der ganzen Krone in 47 Grad Celsius warmes Wasser. Verlieren die Blätter ihre frischgrüne Farbe, um sie mit einem krankhaften Gelb zu vertauschen, so ist dies meist ein Anzeichen von Wurzelkrankheiten, entweder Wurzelerkältung oder Wurzelfäule; erstere wird hervorgerufen durch Gießen mit kaltem Wasser, letztere durch übermäßige Bewässerung. Beides ist namentlich zur kalten Jahreszeit zu vermeiden; des ferneren ist darauf zu achten, daß die Dränage des Topfes in Ordnung ist, das heißt, daß das überflüssige Gießwasser nach dem Gießen ablaufen und sich im Topfuntersatz sammeln kann, der kurz danach entleert wird.

„G'sundheit!"

Kinderspielzeug.

Künstlerpuppen (aus der Puppenausstellung „Deutschlands Jugend", veranstaltet von Hermann Tietz, Berlin, Leipziger Straße). Eine „lebendige" Puppe — wem von uns bedeutete sie nicht einen Traum aus Kindertagen! „Ein Ding, das zappelt und sich regt", das rosige bewegliche Fäustchen hat und unter „echten" Stirnlöckchen blanke Glasaugen zur entzückten Puppenmama aufschlägt! Aber so kritiklos wir die Puppen bewunderten, die man uns in die Hände gab — ihre wächserne und — wenn man so sagen darf — tote Lebendigkeit würde schmählich offenbar, wenn man sie neben die kleinen, wirklich lebenatmenden Geschöpfchen stellte, die wir hier zeigen. Kein Wachszieher oder Fabrikszeichner oder sonstiger armer Sklave der Massenfabrikation hat sie flüchtig nach Schema F entworfen, keine blasse Heimarbeiterin hat mit dem trivialen Allerweltsgeschmack kleiner Leute die „Garnierungen" der Kleider zusammengeheftet. Liebe und Künstlerlaune haben hier mit am Werktisch gesessen, und Professor Wackerle in München, Paul Vogelsanger, Klara Siewert, Marion Kaulitz, Fr. Marc Schürr und manche andere Künstler haben auf diese Weise wirklich

Kinderreigen.

„Kingelringelrosenkranz . ."

Reizendes geschaffen, Puppen, die durch ihre lebendige Charakteristik die Großen verblüffen und durch ihr heiteres, blühendes warmes Leben die Kleinen entzücken werden. Die Künstler haben ihre Puppen durchaus selbst gemacht und nach eigenem Geschmack und selbstverständlich ganz im Sinne des gewählten Vorbilds gekleidet. Die einen haben den ihnen besonders vertrauten Volkstypus ihrer Heimat darzustellen getrachtet oder bekannte Typen (siehe Jockei und Kellnerin) nachgeschaffen. Andere haben derbe Kinderfigürchen in derben Kleidchen als künftige Spielgefährten gesund empfindender Kinder für das passendste gehalten. Die zum Tanz vereinigten Püppchen (Seite 735 unten) erinnern so in ihrer kräftigen Natürlichkeit geradezu an Thomas „Kinderreigen". Das Reizendste aber sind doch wohl die Schöpfungen jener Künstler, die bestimmte kindliche Charakterzüge durch ihre heiteren Schöpfungen besonders anschaulich machten. Klara Siewerts trotziges Gutstöchterchen, das auf unserem Bildchen den Reifen um keinen Preis dem kleinen herzigen Gänseliesel leihen möchte, gehört vor allem hierher. Ebenso aber auch Paul Vogelsangers Puppen, die, wie das „Tschapperl" oder die drei Schlußfigürchen unter den Soldatspielern kindliche Unbeholfenheit so drollig ausdrücken. Oder Frau Marc Schürrs fideles Baby, bei dem wohl selbst die kühlste kleine Puppenmama ihre mütterlichen Instinkte erwachen fühlt!

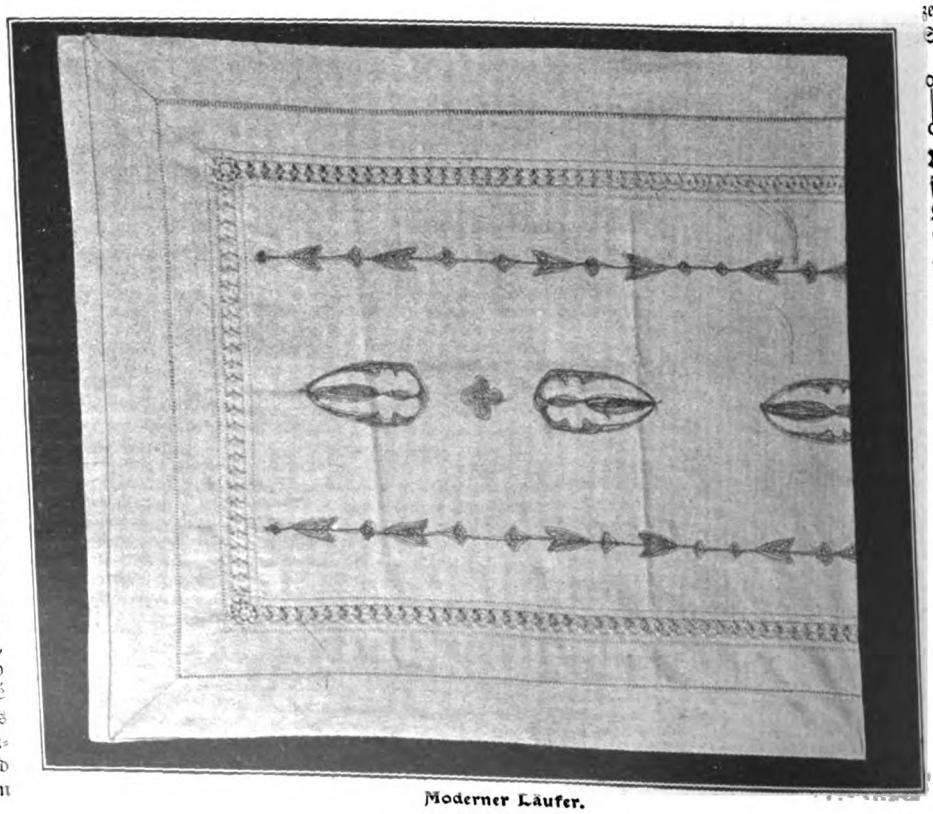
Zwei Trachtenpuppen.

Das fidele Baby.

Hauswirtschaft.

Der Nähkasten im Schlafzimmer.

Nächst dem Wäscheschrank ist wohl der Nähtisch das liebste Möbel unserer Frauen. Er hat seinen Platz im Wohnzimmer, am Erkerfenster, auf dem erhöhten Fenstertritt oder sonst an einem hellen, sonnigen Platze; denn manche Stunde des Tages verbringt die Hausfrau, das Haustöchterchen vor seinen geöffneten Schüben. Es gibt aber auch im Schlafzimmer so vielerlei zu nähen, daß der hilfsbereite Freund sich am liebsten zerteilen lassen und bald im Wohn-, bald im Schlafgemach seine Dienste darbieten möchte; denn die reißenden Bänder, die abspringenden Knöpfe oder Haken und Ösen warten mit ihrem tückischen Vorhaben leider nicht die Zeit ab, bis wir behaglich vor dem Nähtisch Platz genommen haben und zu den erforderlichen Reparaturen bereit sind. Oft passiert uns solch ein unangenehmer Zwischenfall gerade mitten im Ankleiden, wenn wir noch so tief im Negligé sind, daß wir uns unmöglich im Wohnzimmer zeigen und das Erforderliche an Nähmaterial aus dem Nähtischchen holen können. Also ist es immer praktisch, einen wohlgefüllten und den Verhältnissen angepaßten Nähkasten auch im Schlafzimmer bereit zu halten, wenn man nicht — was freilich das Schönere bleibt — in der Lage ist, einen zweiten Nähtisch auch hier aufzustellen. Wie mancher Knopf würde gleich angenäht, wie mancher kleine Schaden auf frischer Tat ausgebessert, wenn man sofort zugreifen und die Nadel ihres Amtes walten lassen könnte! Und wie mancher Ärger mit dem „pedantischen" Gatten bliebe vermieden, wenn das „fehlende Hemdknöpfchen", die Quelle so vieler Frauentränen, mit raschen Stichen ersetzt werden könnte, bevor noch der Gestrenge den Ausreißer vermißt hätte.



Moderner Läufer.

Einiges von der Kartoffel. Das Süßwerden der Kartoffeln wird nicht in allen Fällen durch Frost verursacht, sondern tritt schon bei zwei bis drei Grad unter Null ein. Kartoffeln, die ohne Einwirkung von Frost süß geworden sind, halten sich ebenso lange wie jede gesunde Kartoffel. Man bewahrt sie mehrere Tage an einem warmen Ort auf, bei etwa 20 Grad Celsius; dann verschwindet der angesammelte Zucker, und die Kartoffeln können wieder verwendet werden. — Gefrorene Kartoffeln erfordern eine ganz besondere Behandlung: läßt man sie vor dem Kochen rasch auftauen, so sind sie unbrauchbar. Wenn man sie aber gefroren in kaltes Wasser legt, langsam erwärmt und danach schnell siedet, dann werden sie noch mehlig und wieder brauchbar. Alle Kartoffeln sollten übrigens vor dem Kochen ausgewässert werden. Das Auswässern hat nämlich seine besonderen Vorzüge: erstlich wird dadurch etwa vorhandene Schärfe entfernt, zweitens werden gewässerte Kartoffeln auch schneller weich. — Kartoffeln, die man in der Schale kocht, werden bedeutend schmackhafter und auch mehliger, wenn man dabei die Schale rings um die Knollen in einem etwa zentimeterbreiten Streifen loschält.

Handarbeit.

Moderner Läufer. Der praktische Läufer zeigt ein für Maschinenstickerei berechnetes Muster. Die Ausführung wird, gerade weil es sich nicht um streng geometrische und geradlinig abgeschlossene Ornamente handelt, auch Neulingen in dieser Arbeitsart nicht schwer fallen. Die Begrenzungslinien nach außen und innen waren in hellem, die Füllungen in dunklem Grün ausgeführt. Einsatzartig wirkende Durchbrucharbeit und ein einfacher Lochsaum schließen den geschmackvollen Läufer ab.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube". Nr. 47. 1908.

Sei taub auf beiden Ohren
Bei lautem Lobe der Toren!

Doch lausche fein den leisen,
Tadelnden Stimmen der Weisen.

Adelheid Stier.

Die Urfrau.

Von C. Falkenhorst.

Dank der unermüdlichen Arbeit der Forscher können wir nun das Werden und Vergehen des Menschengeschlechtes bis in altersgraue Zeiten verfolgen, die sich früher in dem unsicheren Dunkel der Sage verloren. Aus Überresten des Menschen, die viele Jahrtausende im Schoße der Erde geruht haben, aus seinen Knochen, seinen Waffen und seinem Werkzeug, aus den Abfällen seiner Küche, konnten wichtige Schlüsse gezogen werden, und es ist so gelungen, in allgemeinen Umrissen ein Bild des menschlichen Lebens und Treibens zusammenzustellen, wie es sich in Zeiten gestaltet hat, aus denen wir nicht die Spur einer geschichtlichen Überlieferung besitzen. Unsere Kunde vom Menschen reicht nunmehr in die weitentlegenen Epochen zurück, da der größte Teil Mitteleuropas unter gewaltigen Gletschern begraben war und noch die harte unwirtliche Eiszeit herrschte. Ja selbst über die letzte Eiszeit hinaus können wir seine Spuren verfolgen, sehen wir ihn als einen Zeitgenossen des Urelefanten und des Nashorns auf Europas Boden.

Von tausend Gefahren umringt, sucht sich der Mensch siegreich zu behaupten. Er ist schon auf der ältesten uns bekannt gewordenen Kulturstufe im Besitz des Feuers. Der Knüppel oder die Keule aus Holz ist seine ursprüngliche Waffe; aber er vermehrt bereits sein Arsenal. Aus Steinsplittern versteht er scharfe Messer, Dolche, Lanzenspitzen zu formen, aus Feuerstein stellt er Werkzeuge zum Schaben der Felle und Nähnadeln her. Auch die Knochen der von ihm erlegten Tiere verarbeitet er zu Waffen und Gerät. Er ist ein Jäger, der zusammen mit mehr oder weniger starken Horden das Land durchzieht und dem Wild auf seinen Wanderungen folgt. Alles vermag er zu bezwingen. Der riesige Elefant muß ihm zur Beute fallen, er besiegt den Höhlenbären und bringt das hurtige Renntier und das flüchtige wilde Pferd zur Strecke. Und der rohe Wilde ist bereits zum Künstler geworden. Mit Farben und Muscheln, mit Zähnen und Knochen seiner Jagdbeute schmückt er seinen Körper, er ritzt Ornamente in seine Waffen ein, er bedeckt die Wände der Höhlen, in denen er haust, mit allerlei Zeichnungen und selbst mit farbigen Darstellungen der Tierwelt, die ihn umgibt, ja aus Stein und Knochen beginnt er, ein angehender Bildhauer, Figürchen herzustellen.

Je mehr wir aber erfahren, desto größer wird unsere Neugierde, desto mehr Fragen stellen wir uns. Wie war wohl die soziale Organisation der Urmenschen, wie war die Stellung der Frau bei diesen uralten Jägervölkern beschaffen?

Die vorgeschichtliche Forschung berichtet auch einiges über die Urfrau. Unter den bildlichen Darstellungen aus der ältesten Steinzeit geben einige Zeichnungen und Figürchen auch Frauengestalten wieder. Sie sind sehr realistisch gehalten; schon die damaligen Künstler gaben anscheinend der Darstellung des Nackten den Vorzug. Oder waren in jener Zeit Kleider noch nicht bekannt? Gleichviel! Typisch für jene Urfrauen scheinen stark entwickelte Hüften und flache herabhängende Brüste gewesen zu sein. Dem Schmuck waren sie nicht abhold, denn wir finden Andeutungen von Halsketten und Armbändern auf diesen ältesten Darstellungen von Frauen. Sie ordneten auch das Haar sorgfältig und flochten es zu einer Anzahl von Zöpfen, die in den Nacken herabfielen. Mustern wir die erhaltenen Frauenskelette, so erfahren wir, daß auch in den ältesten Zeiten das Weib viel Leid zu ertragen hatte. Die Knochen weisen Spuren von Verwundungen auf und auch krankhafte Veränderungen, die durch die Gicht erzeugt wurden. Die Not stand an der Wiege des Menschengeschlechtes, und das goldene Zeitalter einer unangefochtenen Gesundheit ist nur ein schönes Märchen.

Mit diesen wenigen Angaben ist leider das Tatsächliche erschöpft, das über die Urfrau berichtet werden kann. Über ihre soziale Stellung innerhalb der Jägerhorde können wir nur Vermutungen anstellen. Einzelne Forscher haben für die Urzeit verschiedenartige Formen der Familie angenommen, ja selbst behauptet, daß in den Horden ursprünglich beide Geschlechter regellos (in sogenannter Herdenehe) miteinander lebten. Jede dieser Annahmen kann eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen, denn die Menschheit zeichnet sich seit jeher durch ungemein große Anpassungsfähigkeit aus; sie erhält sich im eisigen Norden und im heißesten Süden, sie kann sich vorwiegend von Fleisch oder vorwiegend von pflanzlichen Stoffen ernähren, und die Völkerkunde lehrt, daß sie sich in die absonderlichsten sozialen Formen einzufügen vermag.

Es wird kaum jemals gelingen, sicher festzustellen, in welcher Art die Urmenschen ihre ersten Gemeinwesen gebildet haben, welche Stellung die Urfrau dem Urmanne gegenüber einnahm. Wohl aber ist es möglich zu erfahren, wie das Los der Frau in sehr alten, wenn nicht in ältesten Zeiten, beschaffen sein konnte. An den Grenzen der Kultur leben noch heute Völker, die, als man sie entdeckte, sich noch völlig auf der Kulturstufe des Steinzeitalters befanden. Die Verarbeitung der Metalle war ihnen völlig unbekannt; diese „Wilden" verfertigten ihre Waffen und Geräte noch genau in der gleichen Weise aus Stein und Knochen, wie es die Urmenschen in grauester Vorzeit auf Europas Boden taten. In der Beschaffung ihres Lebensunterhaltes, in ihrer Kunstfertigkeit sind diese Völker Jahrtausende über Jahrtausende auf der gleichen Stufe stehengeblieben, und man geht gewiß nicht irre, wenn man annimmt, daß sie ihre ursprüngliche soziale Organisation nur wenig geändert haben. Prüfen wir nun die Stellung der Frau innerhalb dieser Naturvölker, so werden wir gewiß über Zustände unterrichtet, wie sie annähernd auch bei den Urvölkern geherrscht haben. In dem Weibe jener „Wilden" werden wir wohl die prägnantesten Züge der Urfrau wiederfinden.

* * *

In den unwirtlichen Eis- und Schneewüsten, die den Nordpol umgeben, haust auf der weiten Strecke von Alaska

bis Grönland das seltsame Volk der Eskimos. Als äußerste Vorposten des Menschengeschlechtes gegen den Norden, blieben sie bis in die neuere Zeit von jeder Berührung mit höher entwickelten Kulturvölkern frei, bis Walfänger und Polarforscher unter ihnen erschienen. Durch sie wurde allmählich ein Teil der Eskimos in Grönland zivilisiert und sogar zum Christentum bekehrt; aber in nördlicheren Gebieten, die schwer zugänglich sind, haben einige Horden ihre völlige Ursprünglichkeit bis heute bewahrt. Lesen wir die Schilderungen der Forscher, wie Peary, Rasmussen u. a., die unter diesen Heiden längere Zeit gelebt haben, so werden wir wunderbar berührt. Immer und immer wieder müssen wir uns sagen: so haben wohl auch in altersgrauer Zeit, da Mittel-Europa noch vergletschert war, die ersten Menschen auf dem Boden unsrer Heimat gerungen und gestritten!

Die Eskimos sind ein Jäger- und Fischervolk; sie stellen dem Seehunde nach, jagen das Renntier und folgen dem Eisbären in seine Verstecke; sie fangen Vögel, die im hohen Norden brüten, und auch Fische, wenn das Meer eisfrei ist. Für den langen Winter müssen sie Vorräte an Fleisch ansammeln; das Aufbewahren macht ihnen keine besondere Mühe, da ihre Heimat einen riesigen Eiskeller darstellt. Trotzdem ist bei ihnen das Gespenst der Hungersnot nur zu wohl bekannt. Viele Menschen kann dieses polare Jagdgebiet nicht ernähren. So bilden die Eskimos nur kleinere Trupps, die aus einigen Familien bestehen.

Was sie zusammenhält, ist die Überzeugung, daß eine größere Anzahl sich besser durchschlagen kann als eine einzelne Familie. Gegenseitige Aushilfe ist der Grundpfeiler ihres Gemeinwesens, das sich sonst äußerst locker gestaltet. In der Eskimoniederlassung kennt man keinen Häuptling, keine Behörde, keine Gesetze. Brauch und Sitte regeln das Zusammenleben. Im ursprünglichen Zustande waren den Eskimos der Verkehr mit anderen Völkern, der Handel und Austausch der Güter so gut wie unbekannt. Reichtümer konnte dort niemand sammeln. Das Boot und die Waffen bilden das Eigentum des Jägers, was er aber damit erwirbt, die Jagdbeute, gehört ihm nicht völlig, denn nach altem gutem Brauche muß er davon anderen abgeben, solange er einigen Überfluß hat. Nähzeug und Kochgeschirr sind in ähnlicher Weise das Eigentum der Frau. Unter einem besonderen Schutz steht aber das Eigentum nicht. Gefällt es dem Stärkeren, dem Schwächeren etwas wegzunehmen, so findet der Schwächere keine Autorität, kein Amt, bei dem er Beschwerde führen könnte; er muß sich eben fügen. Selbst wenn einer den andern totschlägt, so wird der Mörder nicht zur Rechenschaft gezogen. Dank dem Charakter der Eskimos sind derartige Ausschreitungen selten, sonst könnte auch das Gemeinwesen nicht von Dauer sein.

Welche Stellung die Frau in einer solchen Horde einnimmt, ist im voraus klar. Sie ist dem Manne gegenüber der schwächere Teil und muß sich ihm fügen. Der Brauch schreibt eine Arbeitsteilung zwischen den beiden Geschlechtern vor. Der Mann übt die Jagd aus, die Frau besorgt die Küche, der Mann verfertigt die Waffen und baut die Boote, die Frau verarbeitet die Felle und näht die Kleider; darin besitzt sie großes Geschick. Sie zieht die Kinder groß, aber die Knaben folgen bald dem Vater, während die Töchter in der Hauswirtschaft unterrichtet werden.

Die Ehe ist bedenklich locker. Jünglinge und Mädchen verkehren frei miteinander; in manchen Eskimoniederlassungen gibt es ein „Haus der Jungen", in dem die Jugend beider Geschlechter sich kennen lernen soll. Erst später wird ein fester Ehebund geschlossen. Ist der Jüngling in den Besitz eigener Waffen und eines eigenen Bootes gelangt, so kann er einen Hausstand begründen; er wählt sich ein Mädchen und führt sie einfach fort. Sträubt sie sich, so wendet er Gewalt an, und Eltern und Verwandte mischen sich nicht in den Streit. Die Frau wird zum Eigentum des Mannes, er darf sie mit Freunden gegen eine andere Frau austauschen, darf sie fortschicken, wenn es ihm gefällt. Eifersucht und Leidenschaft erhitzen das Blut auch im eisigen Norden. So kommt es mitunter vor, daß ein Mann, der eines anderen Weib begehrt, den anderen einfach totschlägt und sich der Frau bemächtigt. Keine Obrigkeit ist vorhanden, um den Mord zu sühnen. Die Frau muß alle diese Gewalttaten ertragen. Einigen Schutz gewähren den Schwachen die Anfänge der Religion, die bei den Eskimos schon vorhanden sind. Sie haben sich allerdings zu einer klareren Lehre, zu einem Glauben an eine Gottheit noch nicht emporgerungen; sie glauben aber bereits an das Fortleben nach dem Tode. Die Toten können wiederkommen, die Geister der Gestorbenen können sich rächen für die Unbill, die man ihnen im Leben zugefügt hat. Sie erscheinen dann in Gestalt eines Raubtieres, als Eisbären oder dergleichen und zerreißen den Bösewicht, oder sie töten den Übeltäter, indem sie ihn krank machen. Die Geister können mit der Ausübung ihrer Rache lange zögern, aber einmal kommen sie doch. Diese unter den obwaltenden Verhältnissen sehr heilsame Furcht wird durch Erzählungen genährt, die von Geschlecht zu Geschlecht sich forterben.

Ähnlich wie bei den Eskimos tritt die Frau auch bei anderen, die Jagd ausübenden Naturvölkern als eine Art Sklavin, als ein Lasttier des Mannes auf. Trotzdem hat sie in stiller Arbeit im Laufe der Jahrtausende für den Fortschritt der Menschheit Großes geleistet. Die Urfrau muß eine Meisterin in der Handhabung der Nähnadel gewesen sein. Sie hat gewebt, hat die Flechtkunst geschaffen, als Vorsteherin der Küche wohl auch die Kochtöpfe erfunden und die Keramik begründet. Alle diese Verdienste werden aber durch eine Großtat der Urfrau weit in Schatten gestellt:

Während die Urjäger dem Wilde nachspürten, sammelten die Frauen allerlei genießbare Beeren und Früchte, die eine willkommene Zugabe zu der Fleischnahrung bildeten. Tun tun noch heute die Eskimofrauen in den unwirtlichen Polargebieten, um wie viel mehr mußte es wohl die Urfrau tun, die immerhin mildere Landstriche bewohnte. Für die nützlichen Pflanzen war also ihr Auge besonders geschärft. In der Nähe des Lagers häuften sich die Küchenabfälle, da gelangten auch Samen der Früchte, Stücke eßbarer Knollen in den Boden. Sie trieben dort fröhlich, und die Frau sah, wie unter ihren Augen durch Zufall ein roher Gemüse- und Obstgarten entstand. Tausendmal zog sie nur von dem Zufall Nutzen, aber einmal endlich mußte ihr der Gedanke aufdämmern, zielbewußt die Knollen und Wurzeln zu pflanzen. Sie tat es; sie begann ihre Pflanzungen durch Jäten vor der Überwucherung mit Unkraut zu schützen, und sie griff zur Hacke, um den Boden roh zu bestellen. So wurden Hackfrüchte zu den ersten Gaben, die das Weib dem Boden abrang, und so mag die Urfrau zur Schöpferin des Ackerbaues geworden sein.

In der Tat konnte man noch in der Neuzeit die Tatsache feststellen, daß bei einigen Naturvölkern die Frauen nicht nur ausschließlich die Felder bestellten, sondern daß auch der Boden und seine Erträge der Frau gehörten, ihr Eigentum bildeten.

Die Schöpfung des Ackerbaues drängte aber die Menschheit in neue, höhere Entwicklungsbahnen. Solange die Jagd das Haupterhaltungsmittel war, konnten verhältnismäßig weite Gebiete nur eine geringe Anzahl von Menschen ernähren und dabei waren die Horden genötigt, von Zeit zu Zeit zu wandern, dem Wilde zu folgen. Der Ackerbau machte die Menschen seßhaft und bot ihnen die Möglichkeit, sich mehr zu vermehren. Erst das Geschlecht der Pflanzenesser fand dann später die nötige Sammlung, um an die Lösung schwierigster Kulturprobleme, wie die Bearbeitung der Metalle, heranzutreten.

Diese hohen Verdienste um die Menschheit wurden der Frau gar nicht gelohnt. Mustern wir die sozialen Einrichtungen der Naturvölker, die vom Hackbau nach [illegible] Weise leben, so finden wir auch bei ihnen die Frau dem Mann untertan; denn auch in der folgenden Zeit war er der stärkere und die Frau auf seinen Schutz angewiesen. Durch den Ackerbau erhielt ja der Boden einen neuen höheren [illegible]

und nunmehr mußte der Mensch seinen Acker auch gegen Mitmenschen verteidigen. War schon der Kampf um die Jagdgründe den Jägervölkern nicht unbekannt, so wurde der Kampf um den Boden nun noch heißer und erbitterter. In der Geschichte der Menschheit brach das Zeitalter der Kriege an, und in ihm stand der Mann im Vordertreffen.

Später wandten sich Mann und Frau gleichmäßig dem Feldbau zu, und als die Landwirtschaft sich höher entwickelte und Viehzucht hinzutrat, wurde der Mann zum leitenden und führenden Teil. Die Bedeutung der Frau sank immer mehr, ihr ursprüngliches Verdienst geriet völlig in Vergessenheit, und erst die neue Forschung bringt es uns wieder in Erinnerung.

Wie putze ich meinen neuen Hut?

Von Dorothea Hochstadt.

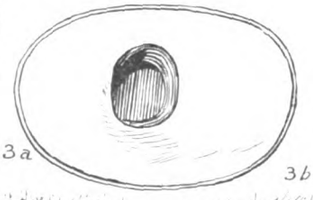
Ja, das ist die große Frage! Nehme ich einen Kranz der zartseidenen, großen Rosen oder mehrere Straußfedern oder eine „Pleureuse", die von der Krempe bis auf die Schulter fällt? Wähle ich die Form „Lustige Witwe" oder die Directoire- oder die Toqueform? Ach, die Beantwortung ist schwer, zumal wenn man „rechnen" muß. Das Anschaffen eines Hutes ist immer eine etwas aufregende Sache. Er soll zur vorhandenen Toilette passen, er soll der Eigenart der Trägerin angepaßt sein, und sein Preis soll das Toilettenbudget nicht allzusehr angreifen. Und das letzte ist das schwerste! Sollen wir unseren Leserinnen gleich verraten, daß wir auf dem Preiskärtchen der „Pleureuse" eine dreistellige Zahl sahen, deren erste allerdings eine Eins war? Nein, wir wollen nicht allzuviel von dem nur wenigen erreichbaren Luxus reden, sondern Ratschläge geben, wie man sich, wenn Geschick und guter Wille vorhanden sind, einen wunderhübschen Hut selbst anfertigen kann. Wie die Hüte aussehen, wie sie auf der Frisur sitzen oder auch „schweben" müssen, das zeigen unsere hübschen Bilder, die wir nach den graziösen Trägerinnen, die genau wissen, wie solch ein Hut sitzen muß, aufgenommen haben. Zuerst wollen wir auf diese Modelle, die dem Hause von Auguste Münzer in Berlin entnommen sind, etwas näher eingehen und dann unsere, auch in Einzelansichten und in Teilansichten dargestellten Hüte und Garnituren genau beschreiben.

Die erste Figur trägt einen Toquehut, dessen Boden mit der jetzt so modernen grobgerippten Seide (Velour) bezogen ist. Den Seitenrand umgibt ein Marabustreifen. Aus einer spiralisch geformten Goldschnurrosette steigt ein echter Reiher auf, zwei Goldquästchen fallen auf das Haar nieder. Dieser aus so kostbarem Material hergestellte Hut ließe sich aber auch aus billigerem Material ausführen, wenn ein guter Pelzstreifen vorhanden ist. Wir zeigen mit Abb. 1a den Toquehut von unten gesehen. Die weite Topfform würde über den Kopf rutschen, wenn sie nicht unten durch einen Rand gestützt würde. Dieser Rand steigt etwas schräg nach innen an, und ein zweiter, kleinerer Hutkopf aus Steifgaze ist diesem aufliegenden Rand angefügt, der nun in der großen äußeren Topfform enthalten ist. Hier wird das Hutfutter eingenäht. Ehe man den Pelz- oder Marabustreifen umlegt, bezieht man den ganzen Hut und den Innenrand mit Velour, der in der Farbe zum Pelz oder auch nach Belieben zum Kostüm passen muß. Die Rosette mit Quästchen kann man auch selbst aus Goldschnur auf einem kreisrunden Plättchen aus Steifgaze ausführen. Zu diesem Hut, der stark nach hinten getragen wird, gehört eine große, breite Frisur.

In den Händen des zierlichen Persönchens sehen wir die „Pleureuse" und die große, seidig schillernde, zart abschattierte Rose dieser Saison. Beide stark über Lebensgröße! Der Feder verhilft man zu der Fülle und Breite, indem man an jedes Federhälmchen ein zweites knüpft.

Abb. 1. Toque-Hut. Pleureuse. Grosse Rose.

Abb. 2. Weisser Filzhut mit Chiffonschal.



1a Unteransicht des Toque-Hutes Abb. 1.
3a Unteransicht zu Abb. 3.
3b Pelztier zu Abb. 3.

Abb. 3. Grüner Seidenhut mit Pelztier.

Dadurch wird die Feder so breit und hängend. Es sei hier gleich verraten, daß man Federn in solcher Breite auch herstellt, indem man die einzelnen Hälmchen anklebt. Natürlich sind diese nicht im entferntesten so haltbar und wertvoll.

Mit Abb. 2 und 3 sind zwei für ganz jugendliche Damen bestimmte Hüte abgebildet, die beide stark nach beiden Seiten abstehende Krempen besitzen. Von Abb. 3 zeigen wir mit Abb. 3a die Unteransicht, die an ihrer breitesten Stelle 50 Zentimeter breit ist. Immer noch nicht die größte Ausdehnung, die diese Hüte erreichen, denn es gibt solche von 70 Zentimetern Breite! Dem ersten weißen Filzhut ist ein blauer Chiffonschleier aufgarniert, zu dessen Besatz zweierlei Borte benutzt ist. Um diese Chiffongarnituren und -schleier voll und widerstandsfähig zu machen, legt man ihnen eine Rolle aus gleichfarbigem Roßhaarstoff unter. (Siehe auch Abb. 14.) Der Hut Abb. 3 ist mit kräftig grüner Seide bezogen, seitlich mit gleichfarbigen Schleifen garniert und mit einem weißen Pelztier umgeben. (Siehe die Einzelabbildung 3b.) Unten ist die Krempe mit Samt bezogen.

Abb. 5. **Flacher Hut mit Blumenkranz.**

Abb. 4. **Directoire-Hut.**

Nun kommen wir zu den beiden Hüten Abb. 4 und 5: Die Directoireform des ersten ist glatt mit schwarzem Spiegelsamt überdeckt, seitlich sind vier schwarze Straußfedern angesteckt. Um den Hutkopf winden sich schwarzes Seidenband und eine doppelte schwarze Perlenschnur; ein langes und ein kurzes schwarzes Bindeband sind unter dem Kinn zur Schleife gebunden. Der große flache Hut (Abb. 5) war mit rötlich lila Velour bezogen und mit einem in mehreren Tönen rötlich abschattierten Blütenkranz belegt. Dieser Kranz wurde hinten durch eine große Schleife aus pfauenblauem Samtband geschlossen. Eine Farbenzusammenstellung, die sehr schön wirkte. Bei diesem Hut ist der „Zeppelinschleier" angewendet. Man braucht dazu ein 50 Zentimeter breites Stück Tüll, das die Weite der Hutkrempe haben muß. Unten wird der Tüll eingekräuselt und in einen Stehkragen aus eingekräuseltem schwarzen Seidenband gefaßt, der im Nacken durch eine Seidenschleife geschlossen wird. Unser kleines Stilleben (Abb. 6) zeigt einige der modernen Garnituren. Im Vordergrund eine große, bläulich lila getönte, seidene Rose, die man gewöhnlich einzeln, als Abschluß der Hutgarnitur anwendet. Daneben eine kleinere Rose aus Mull. Diese zartgetönten Blumen werden auf den breiten Hutkrempen in Kranzform angeordnet.

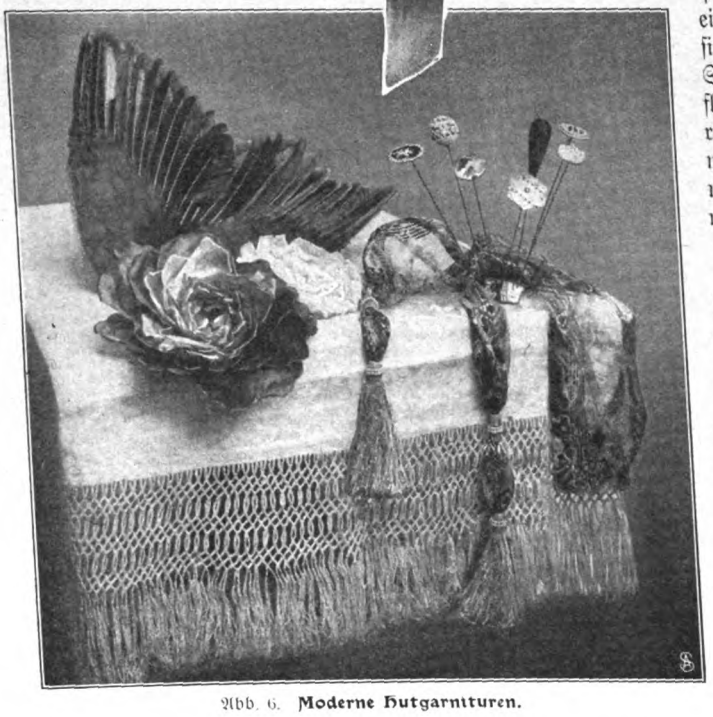


Abb. 6. **Moderne Hutgarnituren.**

Abb. 7. **Drei Tierknöpfe.**
Abb. 8. **Feder mit gestricktem Knopf.**

Abb. 9. **Modernisieren eines alten Hutes.**

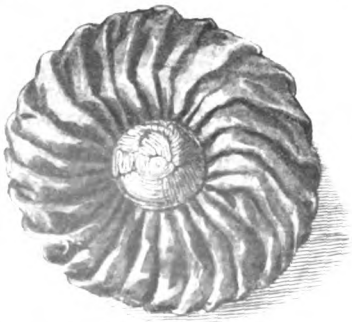


Abb. 10. **Kokarde aus Schnurknopf und Seidenstoff.**

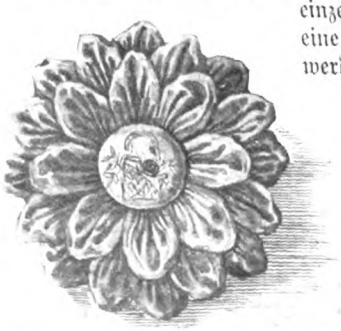


Abb. 11. **Kokarde aus Stickereiknopf und Seidenblättchen.**

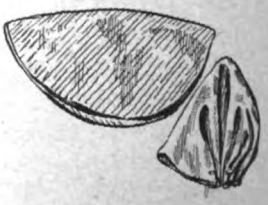


Abb. 11a. **Ausführung zu Abb. 11.**

Abb. 9a. **Ausführung der Rüsche zu Abb. 9.**

Man gebraucht dazu sieben bis acht Blumen. Dahinter sehen wir ein großes Federgesteck, das man gewöhnlich in zwei Exemplaren an einem Hut anbringt.

Der schöne, blau-gelb gemusterte Schal aus Seidengaze ist mit Quasten aus mattgelber Seide, die mit Gold- und Wachsperlen durchsetzt sind, beschwert. Er ist als Garnitur des Hutes Abb. 13 angewendet. Eine kleine Zusammenstellung von Hutnadeln zeigt die modernen Formen. Die dritte, mit dem „Gainsboroughkopf" bemalte, repräsentiert die größte Neuheit der Saison. Eine große Rolle spielt bei der Hutgarnitur der verzierte und gestickte Knopf. Man stellt sich eine Form aus Steifgaze her, die ein wenig nach oben gewölbt sein muß. Darüber kann man nun entweder gefalteten Stoff verflechten, der schräg geschnitten wird wie bei dem ersten Knopf (siehe Abb. 7), oder man kann auch Band in zwei Farben schachbrettartig verflechten wie bei dem danebenliegenden. Der untere Knopf ist mit leuchtend grünen Seidenschnürchen in apartem Muster benäht.

Abb. 12. **Hut mit Soutachierung und Federschmuck. Form „Bergère".**

Auch den gestickten Knopf zeigen wir mehrmals angewendet; wir sahen zwei solcher Knöpfe bei einem kleinen Hut mit hohem Kopf, jeder hielt eine mittelgroße schwarze Straußfeder wie bei Abb. 8. (Nummer 11 dieses Jahrganges der „Welt der Frau" enthält einen Artikel, in dem gestickte Knöpfe und deren Anfertigung gezeigt sind.)

Abb. 13. **Hut mit Schal und Pelzgarnitur.**

Abb. 14. **Hut mit Chiffongarnitur.**

Abb. 15. **Hut in spanischer Form mit über Schnur gekräuseltem Stoff garniert.**

Zwei große Kokarden, die als Abschluß von großen Stoffgewinden den Hüten aufgarniert werden, sind auf Abb. 10 und 11 wiedergegeben. Man führt die erste auf einer runden Steifgazeplatte von 12 Zentimetern Durchmesser aus. Ein 200 Zentimeter weiter, 18 Zentimeter breiter, schräg geschnittener Seidenstreifen wird auf einer Langseite dicht gefaltet und in einem Rund der Mitte der Platte aufgenäht. Die Mitte deckt dann ein Passementerie- oder Stickereiknopf von 7—8 Zentimetern Durchmesser. Die andere Seite des Schrägstreifens wird eingekräuselt, und auf der Rückseite der Gazeplatte, die mit einem Draht umnäht worden ist, angenäht. Hierbei ist zu beachten, daß man den Stoff so zieht, daß die Falten eine schräge Lage haben. Auch hier kann man eine Rolle aus Roßhaarstoff einlegen. Die zweite Rosette ist aus lauter kreisrunden Stückchen gebildet, die 16 Zentimeter Durchmesser haben. Man legt diese Stückchen so auf die Hälfte, daß der Stoff in schräger Fadenlage gebrochen wird, und faltet sie in zweimal vier sich gegenüberstehende Fältchen. Siehe Abb. 11a. So entstehen die einzelnen Blättchen, aus denen runde Rosetten (wie Abb. 11) und Rosetten beliebiger Art geformt werden. (Siehe die Anwendung der Hutgarnituren Abb. 17.) Wie man einen Hut mit niedrigem Kopf modernisieren kann, zeigen wir mit Abb. 9. Hier ist der Hutkopf von der Krempe abgeschnitten und ein Steifgazestreifen zwischen gestückt. Dann nimmt man einen Hutdraht und näht ihn in der ersichtlichen Art auf den eingestückten Streifen fest. Auf diesem Hut ist eine der fertig käuflichen Rüschen aus Roßhaarborte dargestellt, die den eingestückten Streifen vollständig decken würde. Die Ausführung der Rüsche zeigen wir mit Abb. 9a. Auf einen 7 Zentimeter breiten Streifen von gleichfarbigem Steiftüll, der mit Chiffon bezogen ist, werden die $3^1/_2$ Zentimeter breiten Roßhaarborten aufgenäht. Siehe Abb. 9a. Man kann auch statt der Roßhaarborten Seidenband nehmen. Ebenso kann man Schrägstreifen aus Taft, die oben ausgefasert sind, hierfür anwenden. Für diese Rüsche und die oben beschriebenen Knöpfe und Rosetten kann man Seidenreste, die natürlich gut erhalten sein müssen, anwenden.

Vorderansicht des auf Abb. 12 dargestellten Hutes

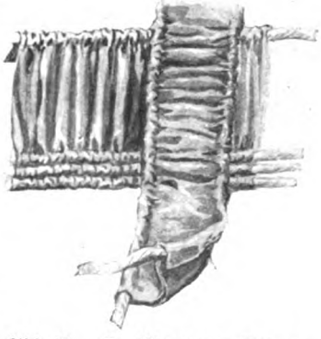


Abb. 15a. **Ausführung zu Abb. 15.**

Der schöne Hut, Form „Bergère" (Abb. 12), ist ganz mit lila Seide bezogen und mit lila Soutache dicht benäht. Um den Hutkopf ist lila Samt gewunden; aus einer Rosette von lila Samt und vapeurgrauer Seide

Abb. 16. **Moderne Schleier.**

Abb. 17. **Die Anwendung der gezeigten Hutgarnituren auf modernen Hutformen.**

Abb. 18. **Garniturschal mit Fransenbesatz.**

steigen zwei lila und eine graue Straußfeder auf; Straßagraffen und -hutnadeln ergänzen den Aufputz. Bei dem Hut Abb. 13 ist die Anwendung des durch Quasten beschwerten Schales auf Abb. 6 gezeigt. Um den Hutkopf liegt ein dunkelbraunes Pelztierchen. Bei Abb. 14 geben wir die Ausführung einer Chiffongarnitur, die über einem gefalteten, gleichfarbigen Roßhaarstreifen angeordnet ist. Der hierzu erforderliche Chiffonstreifen wird an beiden Seiten eingekräuselt und dem Rande des Hutkopfes oben verstürzt angenäht. Die andere gekräuselte Seite wird nun so gezogen und festgenäht, daß die Falten schräg zu liegen kommen. Sie müssen hin und wieder durch einen Stich festgehalten werden. Bei dem Hut auf Abb. 15 ist der Kopf wie bei Abb. 9 künstlich erhöht worden. Ein Stoffstreifen, über dicken Schnüren eingekräuselt, wird, straff gezogen, dem Hutkopf aufgarniert. Auch die Ösen sind aus solchem gekräuselten Stoff, der hier aber doppelt genommen ist, zu machen. Die Einzelansichten (Abb. 15a) erklären die Ausführung. Der Stoff ist schräg zu nehmen.

In dem Fries (Abb. 16—18) sehen wir die gezeigten Rosetten usw. angewendet. Bei der ersten großen Form „Lustige Witwe" ist der Stoffknopf inmitten einer großen Kokarde, die aus Pelz und Bandrüsche gebildet ist, gezeigt. Auch die Rosette aus runden Stoffstückchen ist in zweierlei Anwendungsformen dargestellt. Die gewundene Rosette ist mit vollem Federschmuck verbunden. Es sei noch auf die Passementerien in Schnallenform hingewiesen, die auf dem einen der Hüte dargestellt sind. Bei den Schleiern (Abb. 16) sind die Besätze veranschaulicht, die man neuerdings anwendet. Die beiden ersten sind mit Soutache, der dritte mit Pointlacebändchen, der letzte mit breitem Seidenband garniert. Mit Abb. 18 geben wir noch einen mit Franse besetzten Hutschal aus Chiffon. Die Franse war aus schmalen Seidenbändchen geknüpft.

Die Verwertung des Hirschfleisches.

Von J. v. Wedell.

Das Hirschfleisch ist, wie alles Wildfleisch, schon wegen der geringeren Knochenzugabe preiswerter als anderes; zweitens ist es, wenn es richtig abgehangen ist, d. h. im Sommer drei bis fünf, im Winter zehn bis vierzehn Tage, verdaulicher und bekömmlicher; schließlich aber stellt es, da es in unserer Küche fremd geworden ist, eine beachtenswerte Abwechslung dar.

Mit besonderem Vergnügen erinnere ich mich aus meiner eigenen Jugend der ganzen Hirsche, die in die elterliche Küche wanderten. Erst wurden sie von allen Seiten gemalt und gezeichnet, dann zerlegte sie der Schlächter, und dann überwinterte sie Mutterchen so kunstvoll, daß der Rücken vom Novemberhirsch im Januar „gerade auf dem Punkt war" oder gar noch später als delikates Frikassee in einem Vol au vent erschien. Wir geben nachstehend ein paar alte Familienrezepte, um dem Hirschfleisch neue Beachtung zu verschaffen. Vorausgeschickt sei, daß die Haut bei Hirschstücken besonders sorgfältig abgezogen werden muß, am besten tags vor dem Gebrauch, daß das Fleisch tüchtig geklopft werden soll, daß es, wie alles Wildfleisch, besonders reichlicher Fettzufuhr bedarf, und daß es langsam und aufmerksam gar gedünstet werden muß. Ein Bestreichen mit Olivenöl macht es, ebenso wie Einlegen in Milch, zarter. Eine Marinade von Essig und Rotwein konserviert. Hirschkeulen können ebenso wie Rehkeulen auch geräuchert und als Aufschnitt verwandt werden.

Hirschfleisch gedämpft. Ein Vorderschlegel (Blatt) wird gehäutet, fein gespickt, in mehrere Stücke zerlegt, in goldbrauner Butter angebraten. Alsdann füllt man mit Fleisch- oder Knochenbrühe auf, gibt reichlich Wurzelwerk und zwei Köpfe von Savoyerkohl (blanchiert, geviertelt für sich zusammengebunden und braun angebraten) hinzu und läßt alles zwei Stunden kochen. Die vom Kohl sämige Suppe wird über Semmelcroutons angerichtet, das Hirschfleisch wird, auf dem Kohl liegend, mit gerösteten Kartoffeln garniert, serviert.

Hirschsteaks mit Sardellen. Daumendicke gespickte Scheiben von der Keule brät man in Butter an. Hierauf tut man Bouillon, eine ganze später entfernte Zwiebel, Gewürz, ein Glas Wein und sechs feingehackte Sardellen in die flache Kasserolle, bindet die Sauce und läßt die Steaks darin gar werden. Beim Anrichten wird die passierte Brühe über die Steaks gegeben. Zukost: Gebackene Parmesanmakkaroni.

Gefüllte Hirschbrust. Die Brust eines Hirsches, der nicht zu lange gelegen hat, wird mit einer Farce, die aus dem gehackten Fleisch eines Blattes, geschabtem Speck, Weißbrot, Eiern, Gewürz bereitet wurde, gefüllt, rouladenartig zusammengeschnürt, mit kochendem Wasser blanchiert und in Butter und wenig Bouillon gedämpft. Während des Garwerdens gibt man eine Handvoll geschälter Petersilienwurzeln und ein halbes Pfund frische oder eingemachte Morcheln hinzu. Ersatz für letztere sind braunangebratene Schalottenzwiebelchen.

Kochstück vom Hirsch mit Kapernsauce: Ein Bruststück oder Blatt wird mit etwas Butter, einer Tasse geriebener Semmel, Gewürz und Knochenbrühe allmählich weich gekocht. Die gebundene Brühe wird, mit Kapern aufgekocht, zu dem in einem Rand von Kartoffelmus angerichteten Fleisch gereicht.

Pastete von Hirschfleisch. Eine Keule oder zwei Blätter werden gespickt und gebraten. Unterdessen rührt man aus roher Kalbsleber, ungeräuchertem Speck — beides durch die Maschine getrieben — Gewürz und Semmelinnerem eine Farce, schneidet die Bratenstücke in zierliche Scheiben und gibt die Abfälle fein gewiegt zur Fülle. Eine Pieschüssel wird mit Butterteig ausgefüttert, schichtweise mit Fleisch und Farce gefüllt, mit Teigdeckel verschlossen und das Gericht zwei Stunden im Ofen gebacken. Warm mit Olivensauce oder Rotkohl, kalt mit Meerrettich und Zitronenachteln zu servieren.

Hirschlendchen mit Sauerkraut. Die Lendchen des Hirsches — unterhalb des Rückens sitzend — werden gespickt und in saurer Sahne halb fertig gebraten. Währenddessen hat man Sauerkraut zubereitet, streicht eine Porzellanform mit Butter aus, legt zuerst das Kraut, dann die Lendchen in ihrer Brühe ein, deckt mit Sauerkraut zu, streut Reibbrot und Butterflocken darauf und bäckt 30 Minuten im Ofen.

Frikassee von Hirschohren. Die Hirschohren werden zunächst wie sie sind weichgekocht, alsdann erst wird die Haut abgezogen und die Fleischstückchen in feine Streifchen geschnitten. Man schmort sie in Butter und Fleischbrühe mit einem Schuß Portwein gar und garniert das Gericht mit Blätterteigstückchen oder füllt es in kleine Pastetenhüllen.

Zum Schluß noch eine Delikatesse des 18. Jahrhunderts — **Hirschkolben** — nach Großmutters Vorschrift:

„Diese bekommt man zu Johanni am besten und ist eine seltene Speys, denn von Einem Hirsch kann man kein ganz Tiegel voll zuwege bringen, daher sie auch nur bei großen Herren Höfen zugericht werden. Wenn nun Hirsche einkommen, die noch weiches Gehörn haben, so schneidet man oben am Ende die Kolben ab, legt sie in kaltes Wasser, daß es den roten Saft auszieht. Hernach setzt man sie in Wasser zu Feuer und läßt sie weich kochen, alsdann zieht man die Haut ab, beschneidet sie sauber, legt sie in kaltes Wasser. Scheibenweis mit Zucker in Fleischbrühe mit Zitronenschale ein wenig kochen. Das Kochen ist dem Koch dabey nicht verboten: denn wenn es unterlassen wird, so geschiehet es öfters, das ein Gerüchte, weil es zu wenig oder zu viel gesalzen, zum essen nicht taugt."

Drei Anzüge für den Eislauf. (Abb. 475 bis 477.) Wenn auch der ebenso gesunde wie vergnügliche Sport des Schlittschuhlaufens keine so ausgeprägte sportliche Ausrüstung fordert wie manche andere Sportart, so wirkt es doch immer erfreulich, wenn das Bild der Eisbahn durch Sportkostüme belebt wird, die eigens für diesen Zweck geschaffen wurden. Ein solches stellt unsere Abb. 475 dar. Es ist durch einen praktischen Sweater aus weißer Wolle vervollständigt; dieser wird, wie bekannt, über den Kopf gezogen, so daß er sich eng der Figur anschmiegt und dadurch den Körper besonders warm hält. Den Halsabschluß bildet ein umgekrempelter, glatt gestrickter Kragen, ebenso schließt den glatten Ärmel ein Aufschlag ab, der aus dem umgelegten Rande des Ärmels besteht. Am hübschesten sind diese Sweater in Handstrickerei, die jetzt für alle Art Sportjacken immer mehr in Aufnahme kommt. Sie lassen sich von einer nur einigermaßen geübten Strickerin mühelos nach dem Schnitt arbeiten und können in den verschiedensten Mustern gestrickt werden. Der hierzu getragene stark fußfreie Rock aus dunkelblauem Cheviot war an unserer Vorlage an jeder Naht in zwei Falten geordnet, die, durch Stepperei bis in Kniehöhe niedergehalten, von dort ausspringen. Vervollständigt wird das Kostüm noch durch eine keck aufgestülpte weiße Wollmütze, die nach dem vorrätigen Schnitt gehäkelt und für jugendliche Gesichter besonders kleidsam ist. Ihr Schnitt ist zum Preise von 35 Pfennig, der des Rockes in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der zum Sweater in 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig erhältlich. Materialverbrauch $1^1/_2$ bis 2 Pfund Schmidtsche Wolle, für den Rock bei 1,10 Metern Breite 3,30 bis 3,50 Meter. — Für das niedliche Kindermäntelchen Abbildung 476 ergab Eisbärplüsch das hübsche Material, dessen einzigen Schmuck die doppelte Reihe der Perlmutterknöpfe bildete, die auch den leicht seitlichen Schluß bewirkten. Der das Kleid völlig deckende Mantel ist sackartig geschnitten, mit Umlegekragen versehen und zeigt den üblichen blusigen, in ein Bündchen gefaßten Ärmel. Auch dieses Mäntelchen läßt sich mit Hilfe des Schnittes mühelos nacharbeiten. Der Schnitt dazu ist in 30, 32, 34, 36 und 38 Zentimetern halber Oberweite für 75 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 2 bis 2,30 Meter. — Zimtfarbenes Tuch diente zur Herstellung des eleganten Eislaufkostüms Abb. 477, dessen Vervollständigung in einem umfangreichen Skunksmuff bestand. Die im Rücken anliegende, vorn lose Schoßjacke schließt doppelreihig mit Tuchknöpfen und zeigt als Halsabschluß einen kleinen Herrenkragen, der wie die übrige Jacke mit schwarzer Seidenborte eingefaßt ist. Den schlanken, leicht keuligen Ärmel besetzt gleichfalls Tresse. Der hierzu getragene flotte Rock ist fußfrei geschnitten, sein apartes Aussehen erhält er durch Gruppen von dreifachen Quetschfalten, deren breite Mittelflächen wie glatte Rockbahnen wirken. Sein Schnitt ist in 96, 100, 104,

Abb. 475 bis 477. Drei Anzüge für den Eislauf.

108, 112, 116, 120 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Jacke in 44, 46, 48, 50, 52, 56 und 60 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preise erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 1,80 Meter, für den Rock 3,50 bis 3,75 Meter.

Drei Seidenblusen. (Abb. 478 bis 480.) Von der Vielgestaltigkeit, in der die beliebte Bluse in dieser Saison erscheint, gibt unsere Gruppe ein kleines Beispiel. So zeigt sie sich bei Abbildung 478 mit einem der modernen angeschnittenen Ärmel, der als dreiviertellange Puffe in einem Bündchen endigt. Diese Bluse ist aus gobelinblauer Libertyseide gefertigt und mit gleichfarbiger Seidensoutache garniert. Den kleinen spitzen Halsausschnitt füllt ein aus schmalen weißen Valenciennes zusammengesetztes Lätzchen, die Vorderteile sind in Gruppen von Fältchen abgenäht, die in Brusthöhe ausspringen; im Rücken laufen die Fältchengruppen bis zum Taillenschluß. Der Verschluß befindet sich im Rücken unter verdeckter Leiste. Der zur Herstellung dieser schicken Bluse erforderliche Schnitt ist in 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,25 Meter.

Ein wesentlich anderes Aussehen zeigt die zweite Bluse Abbildung 479, zu der weißer Merveilleux das Material ergab, während die Ausstattung in feinem weißen Bandplissee bestand, das ein schwarzes Käntchen abschloß. Diese Bluse betont durch den Raglanärmel gleichfalls die natürliche Schulterlinie; dreiviertellang geschnitten, setzt er sich einem stark vertieften Armloch ein und ist nach unten in Fältchen abgenäht, die unter einem plisseebesetzten Aufschlag verschwinden. Über loses Futter gearbeitet, sind die Vorderteile in schmale und breitere Falten abgenäht, unter denen sich das Plissee ansetzt. Der Rücken hat nur in der Mitte eine Faltengruppe, eine breite Mittelfalte deckt den Vorderschluß. Zu dieser gleichfalls geschmackvollen Bluse ist der Schnitt in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 bis 2 Meter. — Nicht minder elegant und dabei recht apart ist das dritte Modell, Abb. 480, bei dem sich die schwarze Seide mit weißem Musselinchiffon zu schöner Wirkung vereinigte. Das Originelle dieser Bluse besteht in den oben ausgeschnittenen Falten, die sich in gleicher Anordnung im Rücken vorfinden und strahlenförmig wirken. Zwischen diesen ausgeschnittenen Falten werden oben in Fältchen gelegte Musselinchiffontreffen sichtbar, während die Falten selbst mit hellen Glasknöpfchen besetzt sind. Der schlanke, bis zur Hand reichende Ärmel ist in Biesen abgenäht, die nach außen ausspringen. Diese apart Bluse läßt sich auch im Haus anfertigen, wenn man sich dabei des vorrätigen Schnittes bedient, der in 44, 46, 48, 50, 52, 54 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig ist. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,25 Meter.

Abb. 478 bis 480. Drei Seidenblusen.

Zwei Festkleider für junge Mädchen, Hängerchen für kleine Mädchen. (Abb. 481 bis 483.) Von den beiden Jungmädchenkleidern in Weiß ist das der sitzenden Figur (Abbildung 481) aus Kaschmir gefertigt und durch weißgrundige Chenillestickerei garniert. Die im Rücken schließende, leicht blusige Taille hat einen kleinen runden Ausschnitt, den eine Passe aus Stickentüll füllt. Die Vorderteile sind oben in feine, nach unten ausspringende Fältchen abgenäht, das angeschnittene

setzte Ärmelchen aus Chinéseide stimmt mit der den Ausschnitt begrenzenden Seidenblende und dem faltigen Seidengürtel überein. Der Dreiviertelärmel ist in Querfalten geordnet, die, leicht aneinander geschoben, ungezwungen wirken. Sehr schick macht sich hierzu der fußfreie, mit einer breiten Chinéblende garnierte Faltenrock, der, aus vierzehn Bahnen geschnitten, jede Naht durch eine Falte verdeckt zeigt. Sein Schnitt ist in 96, 100, 104, 108, 112, 116, 120 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 40, 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2 Meter, für den Rock 5,75 Meter. — Weiße Japanseide ergab das Material zu dem zweiten Kleidchen (Abb. 482), dessen Ausstattung in weißer Seidensoutacheverzierung bestand. Die Bluse schließt im Rücken, wo sie durch zwei Stüfchengruppen verziert wird, die unter dem Besatzstreifen des kleinen viereckigen Kollers verlaufen. Letzterer ist vorn etwas größer und mit Spitzenstoff bedeckt, den eine soutachierte Tuchblende abschließt. Vorn ist die Bluse in feine, nach unten ausspringende Fältchen abgenäht, die den leichten Blusenbausch bewirken, der unten durch Querstüfchen durchteilt wird. Zu beiden Seiten ausspringende Stüfchen ergeben auch die Form des etwas bauschenden Dreiviertelärmels, den eine Spitzenmanschette mit soutachierter Tuchblende abschließt. Die Taille umschließt ein faltiger Seidengürtel. Der Rock ist fußfrei, gerade geschnitten und in ausspringende tiefe Falten geordnet, die nur bis unterhalb der Hüfte niedergesteppt sind. Der Schnitt ist für die Bluse in 40, 42, 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und der des Rockes in 92, 100, 108 und 116 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4 bis 4,50 Meter, für die Bluse 2 Meter. — Das Hängerkleidchen aus weißem Wollkrepp (Abb. 483) war durch eine gleichfarbige Plattstichstickerei und weiße Bandrosetten verziert. Es zeigt eine im Rücken runde Passe, der vorn der glatte Mittelteil angeschnitten ist. Dieser wird zu beiden Seiten von den oberen gereihten Hängerteilen begrenzt, die sich auch im Rücken der Passe ansetzen. Der Schnitt ist in 28 und 30 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 Meter.

Abb. 481 bis 483. Zwei Festkleider für junge Mädchen, Hängerchen für kleine Mädchen.

Berte in Flitterstickerei, zwei Taschentücher mit Handverzierung. (Abbildung 484 bis 486.) Unsere Abb. 484 zeigt eine in Handarbeit ausgeführte Flitterberte für Reform- oder Empiretoiletten. Den Fond dazu ergab weißer Tüll, die Stickerei selbst ist mit Silber- und Perlmutterpailletten und Silberfäden ausgeführt. Das Muster ist zum Preise von 1 Mark 20 Pfennig erhältlich. — Die Verzierung des oberen Taschentuches (Abb. 485) besteht in Loch-, Stielstich- und Langettenstickerei, während das zweite Taschentuch (Abb. 486) durch eine reiche Bändchenstickerei ausgestattet ist. Das Material ist feines irisches Leinen oder Leinenbatist. Die Mustervorzeichnung zur Bändchenarbeit (auf Kattun) ist für 40 Pfennig und die zur Lochstickerei zum gleichen Preise erhältlich.

Schnittmuster. Gut passende Schnitte sind zu den Modefiguren Nr. 475 bis 486 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstraße 36—41, zu beziehen. Für Taillen usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unter der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung und Bestellung auf dem Postabschnitt.

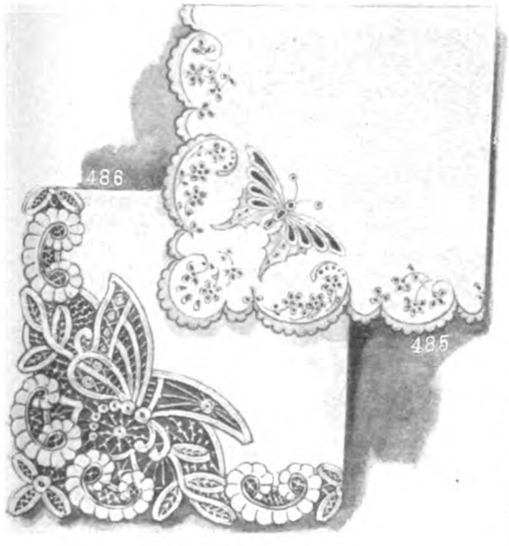


Abb. 485 u. 486. Zwei Taschentücher mit Handverzierung.

Abb. 484. Berte in Flitterstickerei.

Sollen wir unseren Kindern bei den häuslichen Schularbeiten helfen?

Von Georg Wolff.

Die ersten Schultage, die ganz besonders die Aufgabe haben, den Übergang aus dem Hause in die Schule, vom Spiel zur Arbeit zu vermitteln und deshalb auch von häuslichen Arbeiten für die Schule durchaus frei bleiben, sind vorüber. Die moderne Pädagogik sucht diese Übergangszeit im Interesse der Jugendfrische und Regsamkeit der Kinder besonders zu verlängern. Nun aber kommen die Abcschützen nach Hause, stolz der Mutter verkündend, daß sie zu morgen „Schularbeiten aufhaben". Und diese Schularbeiten, die sich im Laufe der Jahre ständig vermehren und einen immer größerwerdenden Teil des Nachmittags beanspruchen, begleiten nun das Kind während seiner ganzen langen Schulzeit. Da entsteht für die Eltern nur zu oft die Frage: Sollen wir unsern Kindern dabei helfen? Wieweit hat diese Hilfe zu gehen? Wie hat sie sich zu gestalten?

Noch häufiger aber wird die Frage laut: Wozu überhaupt Schularbeiten? Und gleichzeitig als Lösung des Problems die Forderung: Den Vormittag der Schule, den Nachmittag aber dem Hause; die Schulstunden der ernsten Arbeit, die Nachmittagsstunden aber der Bewegung in freier Luft, der Stärkung des Körpers, der auch in der reformiertesten Schule noch viel zu kurz kommen muß, und der freien, selbstgewählten Beschäftigung! Die Bedenken gegen die Schularbeiten überhaupt sind in ähnlicher Weise auch von den Berufspädagogen hervorgehoben worden. Aber auf der andern Seite läßt sich nicht leugnen, daß in der „Schularbeit" erziehende und unterrichtsfördernde Werte enthalten sind.

Es tut gerade den Kindern unserer Zeit, die das an sich sehr richtige Humanitätsprinzip leider nur zu oft in Schwäche, Verweichlichung ausarten läßt, sehr not, zur Arbeit erzogen zu werden, einzusehen, daß eine Arbeit auch um ihrer selbst willen getan werden muß, daß Arbeitskraft und Arbeitsfreude wachsen mit der Menge der Arbeit. Und deshalb sieht die Schule in diesen Arbeiten, sofern sie ihren Anordnungen und vernünftigen Bedingungen entsprechen, ein wesentliches Unterrichtsmittel, das in gleicher Weise der Übung und Wiederholung, der Selbständigmachung und Willensstärkung dient.

In einem Punkt ist die Unterstützung bei diesen Arbeiten nicht nur erwünscht, sondern geradezu notwendig: Die Arbeit verliert jeden Wert, wenn sie unter äußeren Umständen angefertigt ist, die der Gesundheit nachteilig sind. Trotz aller Ermahnungen aber werden die Arbeiten zu ungünstiger Zeit, bei schlechter Beleuchtung, in falscher und schädigender Stellung angefertigt. Hier müssen die Eltern eingreifen! Da ist zuerst die Zeit der Anfertigung. Die Schüler, und besonders die strebsamen und fleißigen unter ihnen, wollen durchaus ihre Schularbeiten sofort erledigen, wenn sie aus der Schule kommen. Das ist aber der Gesundheit schädlich; denn die drei- bis sechsstündige Unterrichtszeit stellt an den Geist aller Kinder, der sechsjährigen wie auch der größeren und großen, so bedeutende Anforderungen, daß nach Schulschluß unbedingt eine mehrstündige Ruhepause eintreten muß, die am besten in frischer Luft verbracht wird. Nichts rächt sich so bitter als Überanstrengung des kindlichen Geistes! Am vorteilhaftesten wird es immer sein, wenn die Arbeiten im Laufe des Nachmittags nach dieser längeren Erholungspause angefertigt werden; hier gilt es, einem falsch angebrachten Fleiße die rechten Wege zu zeigen. Und wie mit der Zeit, so steht es mit der Örtlichkeit. Fensterbretter und Zimmerdielen sind an sich sehr nützlich, aber mit schriftlichen Arbeiten haben sie nichts zu tun, und daß sie als Schreibtische benutzt werden, ist im Interesse der Kinder aufs tiefste zu bedauern. Wer es nur irgend möglich machen kann, der stelle seinem Kind ein Arbeitspult zur Verfügung, wie es heute ja schon für einen mäßigen Preis zu bekommen ist. Damit ist nicht nur für die gesunde Haltung bei der Arbeit viel getan — diese Pulte sind nach ärztlichen und pädagogischen Vorschriften konstruiert — sondern damit ist auch dem Kinde ein bestimmter Ort zur Arbeit angewiesen. Das Pult muß selbstverständlich auch einen festen Platz im Zimmer haben. Denn wer heute hier und morgen dort geistig arbeiten muß, der wird niemals die Sammlung haben, die zu erfolgreichem Schaffen notwendig sind. Und auch die Stimmung des Kindes ist eine ruhigere, fröhlichere, wenn es im Elternhause einen Platz hat, der ihm allein gehört. Daß das Licht stets, sei es am Tage, sei es bei künstlicher Beleuchtung, von links auf die Arbeit fallen muß, wird leider noch immer nicht in dem Maße befolgt, wie es bekannt ist. Alles in allem: Die Unterstützung der Eltern bei den häuslichen Arbeiten der Kinder ist, soweit es sich um äußere Bedingungen handelt, aufs dringendste zu empfehlen.

Weit schwieriger aber ist die Frage der Unterstützung durch die Eltern zu beantworten, wenn es sich um die Arbeit selbst handelt. Hier tut Individualisieren not, jedes Schablonisieren und Verallgemeinern ist von Übel. Deshalb werden sich hier auch nur allgemeine Grundsätze aufstellen lassen, die für den Durchschnittsschüler gelten; denn daß für den Schwächer veranlagten eine andere Methode zur Anwendung kommen muß als für den Gut- und Besserveranlagten, ist selbstverständlich. Jede Arbeit, die die Schule ihren Kindern aufgibt, ist so vorbereitet, daß sie von dem Durchschnittsschüler ohne jede Hilfe erledigt werden kann; die Aufgabe ist gewöhnlich nichts weiter als eine wiederholende Übung dessen, was am Vormittage mündlich und schriftlich bereits geübt ist. Auch das Auswendiglernen beschränkt sich nur auf Stoffe, die im ganzen und im einzelnen den Kindern veranschaulicht und verständlich gemacht worden sind. Da endlich auch die Quantität der häuslichen Aufgabe nicht im entfernteren die Leistungsfähigkeit des Schülers überschreiten darf — die regelmäßigen statistischen Aufnahmen über die von den Schülern der verschiedensten Klassen für die Arbeit aufgewendete Zeit haben hier tüchtig reformieren helfen und werden es noch weiter tun — so muß als Normalforderung gelten: Jedes Kind mache seine Schularbeiten selbständig ohne jede Hilfe.

Geradezu eine Lähmung der kindlichen Kraft ist es, wenn jede einzelne Arbeit unter ständiger Kontrolle angefertigt wird! Das schließt nicht aus, daß durch die Eltern die fertigen Arbeiten des Kindes besichtigt werden; aber auch hier ist jedes Zuviel schädlich. Das Bewußtsein, daß alle Arbeiten ja doch noch auf ihre Richtigkeit geprüft werden, kann ebenso gut dazu verführen, flüchtig und oberflächlich zu arbeiten. Lieber einmal ein falsches Exempel mit in Kauf nehmen als durch ständige Kontrolle und mit fremder Hilfe stets richtige liefern! Die mit Unterstützung hergestellten Arbeiten geben dem Lehrer ein falsches Bild von der Durchschnittsleistungsfähigkeit seiner Klasse und sind oft genug Ursache schuld, daß die Arbeiten vermehrt und erschwert werden zum Schaden der Selbständigen. Das ist eine der Ursachen der Überbürdungsplage, und es wird damit auch nicht wesentlich besser werden, solange noch die Erwachsenen einen Teil der Schularbeit für die Schüler erledigen. Daß die Eltern sich ständig von den Leistungen ihrer Kinder überzeugen, ist empfehlens- und wünschenswert; das geschieht aber am besten durch Einsicht in die in der Schule angefertigten und korrigierten Arbeiten, durch gelegentliche Besichtigung der Schularbeit und vor allem auch durch Rücksprache mit dem Lehrer, die für Schule und Haus gleich wertvoll ist. Durch diese Art, wie durch ein häufiges und planmäßiges Beschäftigen mit den Kindern außerhalb der Schulzeit und der Schularbeit dient man gleichzeitig der Entwicklung und der Selbständigmachung des Kindes. Je enger die

Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ist, je genauer die Mutter mit jeder Entwicklungsphase ihres Lieblings vertraut ist, desto ruhiger kann sie das Kind selbständig arbeiten lassen, desto sicherer und planmäßiger und gedeihlicher kann sie im entscheidenden Moment auch einmal unterstützend eingreifen.

Der Normalsatz, daß jeder Durchschnittsschüler seine Arbeiten selbständig anfertigen soll, erleidet aber eine ganze Reihe von Ausnahmen. Die Unterstützung durch die Eltern ist durchaus zu billigen, wenn das Kind durch Krankheit oder andere Umstände dem Unterricht eine Zeitlang fernbleiben mußte, also etwas versäumt hat. Wenn der Schüler nach längerer Krankheit wieder zur Schule kommt, so muß er zuerst feststellen, was seine Mitschüler in der Zwischenzeit gelernt haben, was er alles nicht weiß; für das Kind erscheinen diese Hindernisse unüberwindlich, und bald bemächtigt sich seiner ein Gefühl der Unruhe und Unsicherheit, der Ängstlichkeit und Verzagtheit: es glaubt den Anschluß an seine Klasse nicht mehr erreichen zu können. Leider kann sich die Schule des betreffenden Schülers nicht in der erwünschten Weise annehmen; denn die hohe Klassenfrequenz zerteilt des Lehrers Kraft. Selbstverständlich wird auf ihn eine besondere Rücksicht genommen; aber der ganze Schulplan kann nicht geändert, die Hausaufgabe nicht ihm entsprechend gestellt werden. Tritt in solchen Augenblicken eine Hilfe des Hauses dadurch ein, daß dem Schüler bei der Hausaufgabe Unterstützung zuteil wird — selbstverständlich auch hier unter Berücksichtigung der Selbständigkeit: nur helfen, nicht selber machen, nur erklären, nicht diktieren — so wird Großes erreicht. Der durch die Krankheit schon geschwächte Schüler gewinnt seinen Mut und seine Sicherheit wieder, gewinnt Vertrauen zu sich selber und wird auch in den meisten Fällen das Versäumte wieder nachholen, zumal wenn das Elternhaus sich mit der Schule in Verbindung setzt.

Auch bei Kindern, die zur Flüchtigkeit neigen, denen von seiten der Schule schon Strafen angedroht oder gegeben worden sind, ist eine gewisse Kontrolle, um das unschöne Wort zu gebrauchen, angebracht; hier handelt es sich nicht um eine Unterstützung und eine Erläuterung, denn oft fassen solche Schüler gut auf und erledigen auch ihre Schularbeiten ohne alle Mühe und Anstrengung, hier tut Kontrolle darüber not, ob auch die erforderliche Sorgfalt angewendet worden ist. Schon das Bewußtsein, daß sich die Mutter von der Sorgfalt der Schrift usw. möglicherweise überzeugt, schafft oft Wunder; es sind Tatsachen, daß durch eine derartige Hilfe des Hauses die Jungen oft auch in ihren Arbeiten in der Schule, in ihrem Denken und Tun die Ordnung erlangt haben, die für jede ernst zu nehmende Arbeit notwendig ist und allein den Erfolg verbürgt.

Und endlich ist noch ein dritter Ausnahmefall zulässig: bei den ganz Kleinen. Wer die Abcschützen einmal beobachtet hat, wenn es heißt, ein Heft vorzunehmen, das Buch aufzuschlagen, eine Seite im Rechenbuche zu finden, der weiß, was für Mühe das den Kleinen macht. Mögen die Arbeiten für die Schüler des ersten Schuljahres noch so klein und gering sein, sie bedeuten für diese kleinen Mädchen und Buben, die bisher nur getan und gelassen haben, was sie wollten, was ihnen in den Sinn kam, eine gar gewaltige Anstrengung: Aller Anfang ist schwer! Hier kann manche Träne verhütet werden, hier kann manche Überanstrengung abgewehrt, manchem Mißerfolg vorgebeugt werden, wenn Unterstützung in richtiger Weise eintritt. Mit Feuereifer gehen sie alle in den ersten Tagen an ihre Arbeit, mit Begeisterung wollen sie die ersten Schularbeiten erledigen, und ach, nur zu schnell tritt an die Stelle von Arbeitslust und Freude Entmutigung, Unlust, Widerwillen. Wodurch? Weil es zu viele und zu große Hindernisse gab, weil eine kleine Unterstützung gefehlt hat. Ist die vorhanden, dann werden die Arbeiten mit Freude und Stolz angefertigt; nie blitzen der Kleinen Augen mehr, nie schlägt das Herz froher, nie zeigt sich der jugendliche Stolz, das erwachende Selbstgefühl deutlicher, als wenn die ersten Arbeiten für die Schule erledigt werden. Wir können unsern Kindern manchen Kummer ersparen, sie vor mancher Enttäuschung behüten, wir können sie zur rechten Arbeit erziehen, wenn wir hier in geeigneter Weise helfen. Nur ja nicht die jugendliche Kraft hemmen, zurückhalten, nur ja nicht das Kind ausschelten, ihm die eigentliche Arbeit abnehmen: der Magnet wird ja auch nur dann stark, wenn er planmäßig belastet wird. Dann können die ersten Schultage Freudentage für Eltern und Kinder werden, an die sie gern auch noch in späteren Tagen und Jahren zurückdenken; da kann der Grund gelegt werden zu einem rechten Freundschaftsverhältnis zwischen Mutter und Kind, das nicht nur an Äußerlichkeiten haften bleibt! Allerdings muß auch hier eins beachtet werden! Das Ziel ist und bleibt: die Kinder sollen lernen, ihre Arbeiten selbst zu verrichten; diese erste Hilfe darf daher nur vorübergehend sein. Sie erfüllt ihren wahren Zweck nicht, wenn sie das Kind so an die Unterstützung gewöhnt, daß es ohne sie nicht oder nur schlecht zu arbeiten versteht. Sie muß viel mehr erreichen, daß das Kind von Tag zu Tag selbständiger wird, seine Arbeiten immer mehr allein anzufertigen lernt, ja selbst so sehr das Bedürfnis hat, selbständig zu rechnen und zu schreiben, daß es zur Mutter sagt: Laß mich, bitte, ich will allein arbeiten! Dann hat die Unterstützung richtig gewirkt, dann hat sie nicht nur ein augenblickliches Bedürfnis befriedigt, einen einmaligen Nutzen gebracht, sondern sich der Gesamterziehung planmäßig untergeordnet: der Erziehung, deren höchster Zweck Selbständigmachung ist!

Horsd'oeuvres.

Von H. von Schroetter.

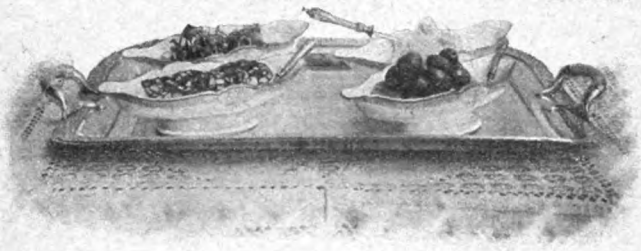
Horsd'oeuvres — das außerhalb der eigentlichen Leistung, der eigentlichen Schöpfung Liegende, das, was das „oeuvre" ankündigt, darauf vorbereitet. Mit diesem charakteristischen Namen bezeichnet das Menü die Eingangsgerichte vor einer Mahlzeit, die Kleinigkeiten, die, gering an Quantität aber hervorragend in Qualität, den Appetit reizen — daher oft auch „appetissants" geheißen — und die Geschmacksnerven anregen sollen.

Wenn wir die Horsd'oeuvres in ihrer ganzen Wichtigkeit erfassen, werden wir auch bereit sein, uns mit ihrer Herstellung und Zubereitung, ihrem Anrichten und Servieren zu befassen. Wir möchten sie heute der besonderen Gunst der Hausfrauen empfehlen; spielen sie doch die Rolle einer — oft gewünschten — Verlängerung der Mahlzeit bei Festen wie bei der gemütlichen Zusammenkunft am Tisch des Hauses.

Horsd'oeuvres sind stets nur kleine, zierliche Leckerbissen, eine Vorkost, die nur vorbereiten will auf kommende Genüsse, nicht sättigen. Das Horsd'oeuvre kokettiert mit Zunge und Gaumen, aber es stillt nicht des Magens Verlangen.

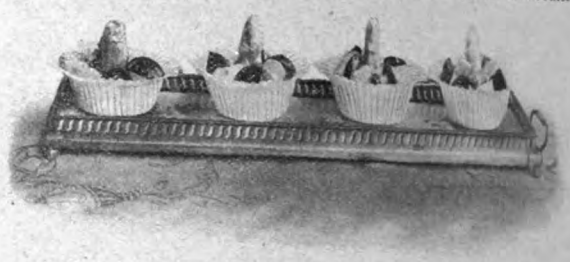
Die verschiedenen Nationen entwickeln hier verschiedenen Geschmack. Wir illustrieren ihn heute von dem französischen Gang an, der in Frankreich zum täglichen Menü gehört, bis zur russischen Sitte der Sakuska, die der Vorkost einen besonderen Tisch einräumt. Das erste Bild zeigt die typische französische Manier Horsd'oeuvres anzurichten. In keinem Porzellanservice fehlt das vierblättrige Kleeblatt apart geformter länglicher Schüsselchen, die auf einem Tablett angeboten werden und gründunkle, aus dem Süden kommende Oliven, die vielgeliebte „Saucisson de Lyon" (oder als Ersatz Salami), die frischen Radieschen und Butter enthalten. Brot wird nicht mitan-

gerichtet, weil es in großen, langen Stücken auf jedem Kuvert zu liegen pflegt. Man verspeist die Horsd'oeuvres — die auf einem Menü nie einzeln, sondern unter dem Sammelbegriff Horsd'oeuvres oder Eingangsgerichte aufgeführt werden — von Desserttellern und mit kleinen Bestecken. Die Oliven, zum Transport in Salzlake eingemacht, werden in lauem Wasser gespült. Die französische Küche bevorzugt bekanntlich diese pikante Steinfrucht, verwendet sie zu Enten, Wildragouts und zu den verschiedensten Saucen. Man farciert auch die entsteinten Früchte mit einer aus gehacktem Kerbel, Estragon, Schnittlauch, Kapern und Dottern gerührten Creme und reicht Essig, Öl und Zitronenviertel dazu.



Die französische Horsd'oeuvres-Platte.

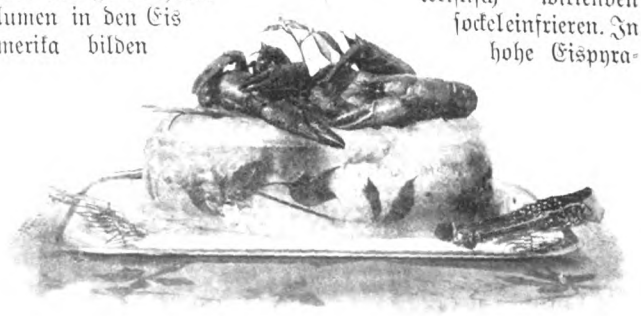
Ebenfalls kalt serviert wird das italienische Vorgericht: „Geeiste Spargelspitzen mit Tomaten", in Papierkästchen angerichtet. Die gargekochten erkalteten Spargel- wie Tomatenstücke werden hierzu in der Eismaschine stark gekühlt, mit einer kalten Mayonnaise verbunden und sofort zur Tafel gebracht. Das Weiß-Rot der kleinen Einzelportionen wirkt besonders apart. Unter den kalten Vorspeisen möchten wir die eigenartige Anrichte mit Hummern oder Krebsen auf Eisblock ganz besonders empfehlen. Der vom Servieren des Kaviars bekannte Eisblock ist hier den glänzend roten Schaltieren als Thron dienstbar gemacht worden. Es ist aber eine ganz besondere Neuheit, die wir unseren Leserinnen vorführen: in den Eisblock wurden Ranken wilden Weins — dessen Grün so gut mit dem Krebsrot und der Kristallweiße kontrastiert — eingefroren. Die Wirkung dieser Laubzeichnung in der toten Eismasse ist äußerst dekorativ. Je nach Belieben, Geschmack und vorhandenem Material lassen sich Rosen, Alpenveilchen, Wasserrosen, Kornblumen, kurz alle in Farbe und Form charakteristisch wirkenden Blumen in den Eissockel einfrieren. In Amerika bilden hohe Eispyramiden mit eingefrorenen Blüten einen beliebten Tafelschmuck. Die Fabriken, die sich mit der Herstellung von künstlichem Eis befassen, liefern diese Eisaufsätze — allerdings zu verhältnismäßig hohem Preise. Wir haben die Herstellung selbst versucht und dabei die besten Resultate erzielt, so daß wir die Anfertigung der Eissockel im Hause bestens empfehlen. Jeder gutschließende Kochtopf — bei unserem Modell war es ein ovaler Schmortopf — ist verwendbar. Er wird mit reinem Wasser gefüllt, die Einlage wird so geordnet, daß sie später deutlich sichtbar ist, und der Topf wird 5 bis 6 Stunden in Roheis und Salz gepackt. Unser Bild veranschaulicht auch eine zweite Neuheit: eine Zange zum Anfassen von Krebsen, die mit der Hand doch nur im Familienkreis angefaßt werden dürfen und beim Nehmen mit dem Löffel oft Schwierigkeiten bereiten.



Geeiste Spargelköpfe mit Tomaten (Neapolitanisch).

Ein warmes Horsd'oeuvre stellt das Mittelbild dieser Seite dar: Vogeleier in nestartigem, mit Laub gefüttertem Körbchen, bewacht von einem ausgestopften Beuteexemplar, wie es im Zimmer des Jägers oft zu finden ist, und das sich der Hausfrau, die es so treu vor Mottenattacken schützt, jetzt auch einmal dankbar zeigt. Auf unserem Vorbild ist es eine selbstgeschossene Möwe, die da auf das weißgelbe Möwenei pickt. Möweneier gelten dem Feinschmecker für ebenso delikat wie die — gleichfalls dargestellten — olivgrünen, dunkel getüpfelten, spitzendigen Kiebitzeier. Alle Vogeleier werden hartgekocht — ja nicht weich wie Hühnereier! — serviert. Man setzt sie in kaltem Wasser auf, kocht sie 8 bis 10 Minuten und reicht frische Butter, Toast und mit Essig und Öl angemachte Brunnenkresse daneben. Die Probe, ob man wirklich frische Eier vor sich hat, besteht darin: Man legt die Eier in eine tiefe, mit kaltem Wasser gefüllte Schüssel, je rascher sie zu Boden sinken, desto frischer sind sie.

Vogeleier im Korb (Norwegisch).



Krebse auf Eisblock mit eingefrorenen Lautzweigen.

Ein russischer Sakuskatisch.

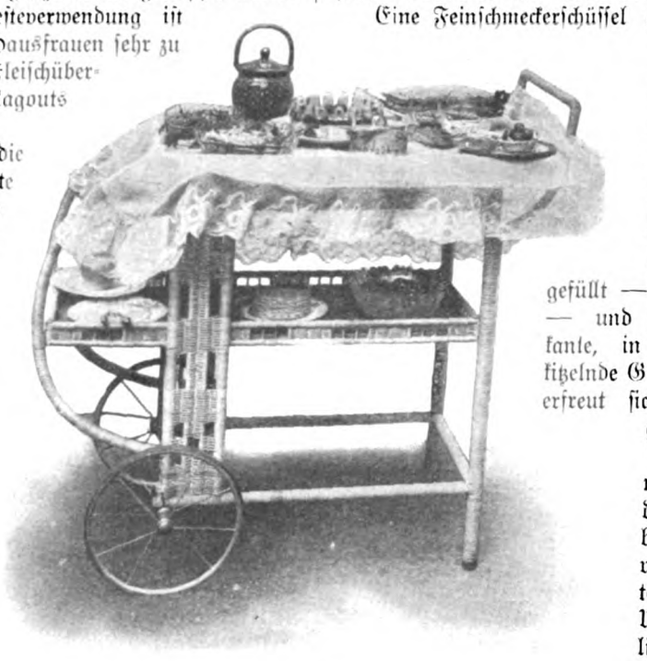
Wesentlich mehr Umstände bereiten die Horsd'oeuvres der russischen Hausfrau. Im Zarenreich spielt die vor der

Hauptmahlzeit stehend eingenommene Vorkost „Sakuska" eine große Rolle. In einem dem Eßraum benachbarten Zimmer werden auf einem, von allen Seiten zugänglichem Tisch (s. Abb. S. 748 die mannigfachsten appetitreizenden Dinge aufgebaut: Holländische Heringe, Sardinen, Kaviar, Neunaugen, geräuchertes Störfleisch, Aal in Gelee, Krabben. Daneben steht eine Batterie von Likörflaschen. Die russische Zunge kann nun einmal ohne das mehr oder weniger elegant maskierte gebrannte Wasser nicht existieren! In der Mitte unseres Sakuskatisches liegen vorne auf rundem Teller die Halbmondhörnchen der „Piroggen", — ein spezifisch russisches Horsd'oeuvre — die aus Hefen oder Butterteig bestehen, eine Füllung von Lachs schinken- oder Käsestückchen enthalten und warm serviert werden. Ein altes russisches Rezept verlangt zum Piroggenteig: 2 Löffel Butter, 2 Löffel saure Sahne, 1 Ei, 1 Pfd. Mehl. Ausgestochene Runden werden mit der Fülle belegt, zusammengeklappt, mit Ei bepinselt und gebacken. Als Resteverwendung ist dies Vorgericht auch für unsere Hausfrauen sehr zu empfehlen, da sich Fisch- wie Fleischüberbleibsel, Krebsfleisch, Pains und Ragouts gleichermaßen dafür eignen.

Schwedische Platte.

Ein anderes Bild bringt die „schwedische Platte", wie sie heute im Restaurant wie am festlichen Tisch angeboten wird. Zu ihrer Herrichtung benutzt man vielfach die bekannten Gemüse oder Käseplatten mit Teilschranken. Das Charakteristische der „Schwedenschüssel" besteht darin, daß man in gesonderten Gruppen kalte Gerichte von Fischen und Schaltieren anrichtet, also Muscheln, silbern glänzende Anschovis, Krebse, Austern, marinierte und geräucherte Herrlichkeiten, in Aspik gesetzte Fischstücke, russische Eier, Heringsschnittchen, Toast mit Anschovispaste u. dergl.

Diese allgemein beliebte, viel begehrte „Schwedenschüssel" ist es vor allem gewesen, die in den Moderestaurants der Großstädte und der großen Badeorte den Horsd'oeuvregang zu einer ständigen Einrichtung gemacht hat. Um ihn übersichtlich geordnet und in großer Auswahl anbieten zu können, erfand die Industrie die fahrbaren Horsd'oeuvrestische, die jetzt in den Hotelspeisesälen von Tisch zu Tisch gerollt werden. Auch in der Hausgeselligkeit ist der Horsd'oeuvreswagen bereits gern gesehen.



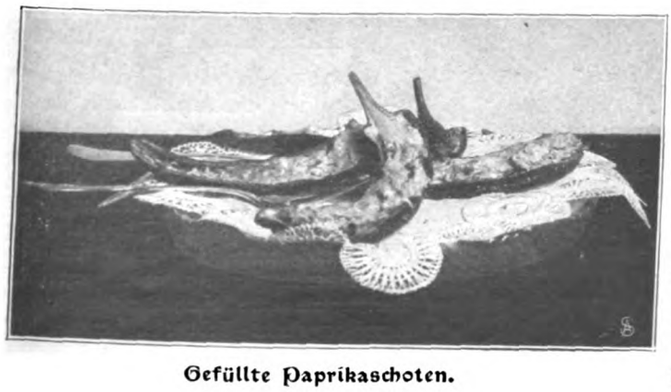
Ein fahrbarer Horsd'oeuvres-Tisch.

Die Gesellschaft gruppiert sich stehend um seine Schätze während des Empfangs. Er hilft über die erste Steifheit wie über das peinliche Warten auf Spätkommende hinweg, er macht Stimmung. Deutscher Geschmack bestellt den Horsd'oeuvrestisch aber nicht ausschließlich mit Fischspeisen, sondern außer diesen noch mit Gemüsesalat, mit Aspikschüsseln, marinierten und gefüllten Tomaten und Gurken, warmen Krustaden mit Soufflé- oder Olivenfüllung u. dergl. Alle aparten Dosen, Teller- und Schüsselformen sind für diese Horsd'oeuvresanrichte erlaubt, je bunter und lustiger, desto besser. Der tiefblaue, weißgepunktete Henkeltopf auf unserer Abbildung — ursprünglich ein Thüringer Buttertopf — enthält selbsteingelegte Mixed-Pickles, die bunte, schwedische Holzschachtel „Mosepellierbutter", d. i. grüne, pikante Butter, die aus abgebrühten, feingehackten Kräutern, Kapern, Sardellen, harten Eidottern und Salbenbutter bereitet wurde.

Eine Feinschmeckerschüssel aus Ungarn, wo der spanische Pfeffer weit verbreiteter ist als bei uns, veranschaulicht unsere vorletzte Abbildung. Die großen, vielfach eingedrückten dunkelgrünen Schoten des Paprikas werden sorgfältig entfernt, mit kochendem Wasser übergossen, mit einer wenig gewürzten weißen Fleischfarce gefüllt — Anspruchsvolle wählen Austern — und sorgsam gedünstet. Dies pikante, in Wahrheit die Gaumennerven kitzelnde Gericht wird warm gereicht und erfreut sich besonders bei Herrenessen großer Beliebtheit.

Zu guter Letzt wollen wir noch eine Einzelportion Horsd'oeuvres vorstellen, die wenig bekannt ist und rasch improvisiert werden kann: „Gefülltes Entenei mit Krebsen." Unser Modell kann aber natürlich auch als „Hühnerei mit Hummer" kopiert werden. Das hartgekochte Ei wird ausgehöhlt, in Zitronensaft, Öl, Pfeffer und Salz mariniert und mit einer rasch bereiteten Farce aus dem Dotter, Weißbrot und Krebsfleisch gefüllt, mit Krebsschwänzen und Scheren garniert (in der Eile nimmt man konservierte Schwänze) und mit Remouladensauce serviert. Das Weiß und Rot dieser Eieranrichte wirkt besonders hübsch und verlockend.

Und was für Getränke man zu den Horsd'oeuvres reicht? In erster Linie Pale Sherry oder Dry Madeira (nicht süßen) in Sherrygläsern. Ersatz bilden herber Ober-Ungar sowie die griechischen Weine guter Firmen. Sehr gut mundet ein Glas roter moussierender Aßmannshäuser oder ein Muscat Lunel zu pikanter Vorkost, Chablis zu Fischspeisen, St. Péray mousseux zu Krebsen. Zu Kaviar und Austern aber gehört stets Schaumwein.



Gefüllte Paprikaschoten.

Gefülltes Entenei mit Krebsen.

Hauswirtschaft.

Ein neuer Staubsauger für den Hausgebrauch. Die alte Methode des Großreinemachens, bei der der Kampf gegen den Staub im wesentlichen darin bestand, ihn von einem Ort zum andern zu jagen, ist bereits in vielen großstädtischen Haushaltungen der rationelleren Arbeit mit dem Staubsauger gewichen. Die meisten dieser Apparate setzen aber entweder voraus, daß ihre Anlage beim Hausbau vorhergesehen wurde, oder erfordern Elektrizität, die ja auch noch nicht überall vorhanden ist, oder irgendeinen Motor, der zu seiner Bedienung eine zweite Person beansprucht. Der hier gezeigte Apparat „Pipette" ist überall anwendbar — was einen unzweifelhaften Vorzug bedeutet. Seine Leistungen genügen für den Durchschnittshaushalt vollkommen, die Handhabung ist einfach (Vor- und Zurückschieben des Apparates bei festgehaltenem Holzstiel) und der Preis mäßig. (Bezugsquelle: F. A. Schumann, Berlin, Leipziger Straße.)

Die „Pipette" — ein neuer Staubsauger für den Hausgebrauch.

Zeitgemäße Winke. Alle Hülsenfrüchte müssen mit kaltem Wasser angesetzt werden, das Kochen muß ohne Salz und ohne Unterbrechung in wenig Wasser erfolgen. Man füllt erst später Wasser nach. Auch Ansäuern mit Essig macht Hülsenfrüchte zart, ebenso ein Zusatz von Zucker oder Natron. Erbsenbrei hat einen eigentümlich herben Geschmack, der sich nur dann verliert, wenn ihm etwas in Butter abgerührtes Weizenmehl zugesetzt wird. — Sauerkraut bleibt beim Kochen weiß von Farbe, wenn man es mit kochendem Wasser ansetzt. — Wenn Zwiebeln gefroren sind, so schadet ihnen dies nichts, wenn man sie ruhig liegen und auftauen läßt, nur ein Berühren und Verbringen in einen warmen Raum ertragen sie nicht. — Mandeln, die man beim Gebrauch schön weiß haben möchte (z. B. beim Marzipanbacken), brühe man nicht, wie man dies früher getan hat, vor dem Schälen. Man stelle sie 24 Stunden in kaltes Wasser und erneure dies öfters. Nach dem Schälen legt man sie auf ein Brett zum Trocknen.

Garten und Blumen.

Die japanische Banane, eine imposante Blattpflanze. Die Bananen gehören bekanntlich zu den wichtigsten tropischen Nutzpflanzen. Es sind aber nur wenige Arten, die eßbare, völlig kernlose Früchte bringen, sie können nur auf künstlichem Wege, durch Teilung des Wurzelstockes, fortgepflanzt werden. Die Früchte der wichtigsten als Zierpflanzen verbreiteten Arten enthalten steinharte Samenkörner und kein eßbares Fruchtfleisch. Die bekannteste der hierhergehörigen Arten ist die Ensetbanane (Musa Ensete), die sich nie verzweigt und deshalb nach der Blüte bzw. Fruchtreife abstirbt, da der Blütenschaft dem Herzen der Pflanze entspricht. Dieser Banane ähnlich, aber bedeutend härter und anspruchsloser ist die jetzt mehr und mehr bekannt werdende japanische Banane. Sie wurde zuerst vor etwa 30 Jahren durch einen Reisenden einer großen englischen Gartenbaufirma aus Kiu-Liu, einer Inselgruppe zwischen Japan und Formosa, eingeführt, woselbst sie zur Gewinnung einer Art Manilahanf angebaut wird. Man vermutete in dieser Pflanze eine neue Art und nannte sie Musa japonica, als sie aber einige Jahre später in England zum ersten Male ihre großen hängenden Blütentrauben zeitigte, konnte festgestellt werden, daß sie mit einer 1830 Musa Basjoo benannten Art identisch ist. Für den Gartenfreund ist diese Banane wertvoll durch ihre Schönheit, ihr enormes Wachstum und ihre Härte. Aus einem blattlosen, 30 Zentimeter über der Erde abgeschnittenen Strunk dieser Banane gingen im Verlaufe eines Sommers vier Meter hohe, mit den riesigen Blättern geschmückte Triebe hervor. Solche Ergebnisse erzielt man an windgeschütztem, der vollen Sonne ausgesetztem Standort, in tiefgründigem Boden, bei reicher Bewässerung. In milden Lagen läßt sich diese Banane im Freien überwintern. Zu diesem Zweck wird das Erdreich um die Pflanze stark mit altem Pferdedung bedeckt, danach schneidet man die Schäfte der Pflanze auf 50 bis 80 Zentimeter zurück und bedeckt sie mit einer Tonne, die gut mit Dung umpackt wird. Nicht zu starke Pflanzen topft man im Spätherbst ein und überwintert sie in einem kalten Gewächshause.

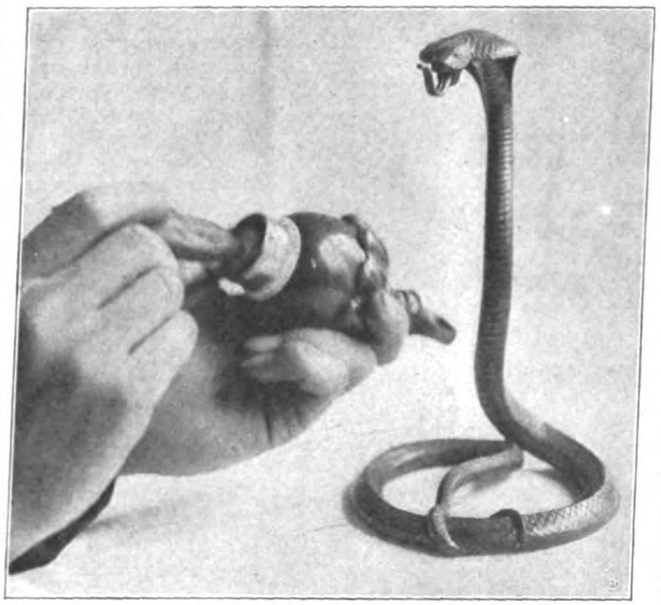
Japanische Banane (Musa japonica).

Kleine Geschenke.

Zwei elektrische Zigarrenanzünder. Die neuesten Kleinerfindungen auf dem Gebiete der Elektrizität, die wir neulich an dieser Stelle zeigten, haben so viel Anklang gefunden, daß wir gern eine Fortsetzung bringen. Der Zigarrenanzünder auf dem nebenstehenden Bilde hat eine etwas antikisierende Form und ist aus gehämmertem Kupfer sehr schön gearbeitet. Der Kontakt wird durch Druck auf einen Knopf hergestellt. Bei der auf der nächsten Seite abgebildeten Rauchtischlampe ist weniger der eigentliche, die Glühfläche tragende

Elektrischer Zigarrenanzünder.

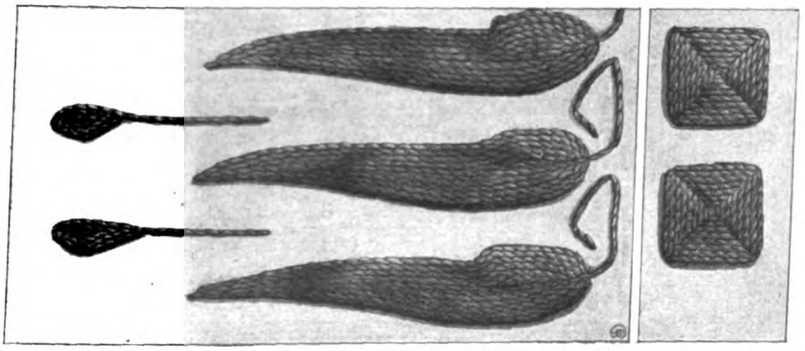
Körper bemerkenswert, als das schöne Gestell, an das er nach Benutzung gehängt wird. Erinnert sich jemand des Aufsehens, das die entzückenden Arbeiten des „Schlangenschmids von Tirol" bei ihrem ersten Auftauchen machten? Ein einfacher Schmid auf dem Lande, ohne irgendwelche kunstgewerbliche Ausbildung, hatte aus reiner Liebe zu den eleganten Bewegungen der kleinen Schlangen sie so oft und so lange in der Natur „am lebenden und am toten Modell" studiert, bis er sein ersehntes Ziel erreichte: sie wirklich naturwahr darstellen zu können. In allen Lagen und Stellungen hat er die graziösen Geschöpfchen dann belauscht und sie nachgeschaffen und hat dadurch berufene und unberufene Andere auf das fast seit den Römertagen vergessene Vorbild aufmerksam gemacht. Erst in den allerletzten Jahren wurden diese Schlänglein aus Kupfer, Bronze, Silber usw., vielleicht gerade aus Widerspruch gegen ihr massenhaftes Auftreten in minderwertigen Nachahmungen, in den Hintergrund gedrängt. Unser nebenstehendes Bild gibt aber wieder den Beweis, wie dankbar und wirkungsvoll die Motive sind, die sich hier aus der einfachen Naturbeobachtung ergeben.



Elektrischer Zigarrenanzünder.

Handarbeit.

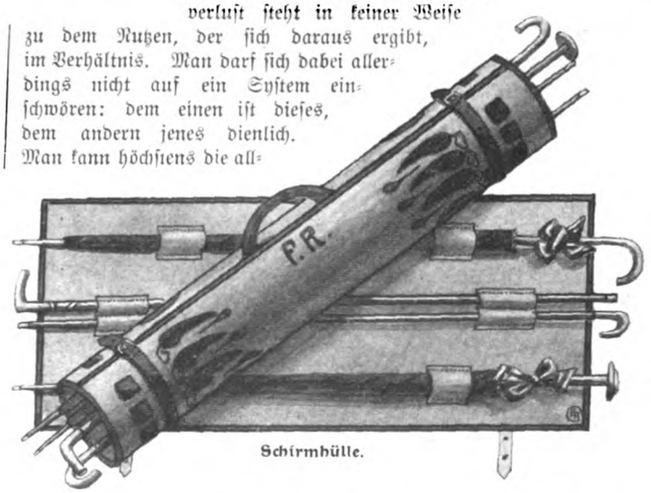
Schirmhülle mit leichter Stickerei. Die einfach herzustellende Hülle ist für zwei Schirme und zwei Stöcke eingerichtet, läßt sich jedoch beliebig größer arbeiten. Man benötigt dazu ein Stück graugrünes oder braunes Schilfleinen, etwa 70 Zentimeter lang und 50 Zentimeter breit (ohne Nahtzugabe), und zum Einfassen drei Zentimeter breites Leinenband oder Litze. Zum Befestigen der Schirme werden Stoffteilchen aufgesteppt, die am oberen Ende der Hülle 12 Zentimeter, am unteren 8 Zentimeter breit sind und etwa 5 Zentimeter lang; die Taschen für die Stöcke sind je 10 Zentimeter breit und werden in der Mitte niedergesteppt. Den Bügel arbeitet man aus dreifach zusammengestepptem Schilfleinen. Die Stickereivorlage überträgt man mittels Blaupapiers oder durchstochener Pause und pulverisierter Kreide auf den Stoff und stickt die Formen in nebeneinander gelegtem Stielstich mit goldbraunem oder — noch wirkungsvoller — mit zinnoberrotem Glanz- oder mittelstarkem Perlgarn aus. Das Monogramm in der Mitte ist in Plattstich zu sticken. Die Einfaßlitze muß in der gleichen Farbe oder, zum Stoff passend, grün genommen werden. Zwei schmale Lederriemen halten die Hülle zusammen.



Stickereidetail zur Schirmhülle.

Gesundheitspflege.

Körperliche Übungen im Winter. Die kulturelle Entwicklung hat die Menschen mehr und mehr vom Lande in die Stadt gedrängt und gleichzeitig zu einer Seßhaftigkeit und einem Bewegungsmangel gezwungen, die im Gegensatz zu unserer natürlichen Veranlagung stehen. Aus instinktmäßiger Sehnsucht nach der verlorenen Freiheit gehen wir deshalb im Sommer auf das Land. Und selbst wer nicht mit dem Ränzel auf dem Rücken die schöne Welt durchwandert, sondern einen ruhigen ländlichen Sommeraufenthalt aufsucht, macht dort doch mehr Bewegung und unter weitaus günstigeren Bedingungen als in der Stadt. In dieser täglichen Bewegung und Durcharbeitung des Körpers liegt ein sehr wichtiger gesundheitlicher Faktor, weil dadurch der Stoffwechsel angeregt wird, mancherlei Ballast, der während des bewegungsarmen Lebens in der Stadt im Körper aufgespeichert wurde, ausscheidet und das sauerstoffreiche Blut schneller und leichter durch den Organismus kreist. Wenn wir nun im Winter vollständig an die Stube gefesselt sind, so muß natürlich der Nachteil des Stadtlebens, der Bewegungsmangel, besonders groß werden, und in der Tat macht uns nicht nur die Stubenluft zu blutarmen, bleichsüchtigen Geschöpfen, sondern die sitzende Lebensweise führt auch zu Stauungen in den Unterleibsorganen. Der Darm arbeitet träge und ungenügend, Kopfschmerzen stellen sich ein, Fett sammelt sich zunächst unter der Haut, später auch an den einzelnen Organen an, deren physiologische Tätigkeit es erschwert, und unsere Gelenke werden ungeübt und steif. Das sind sehr große Nachteile, und es ist mit Freuden zu begrüßen, daß auch Wintersporte die Menschen hinauszuführen beginnen in die Natur. Die Teilnahme an diesen Betätigungen ist aber nur wenigen vergönnt, weil Zeit und Geld dazu gehören, und da auch im Sommer nur ein Teil der Städter sich den gesundheitlichen Ausgleich durch eine Sommerfrische verschaffen kann, so würden die anderen, die in der Stadt bleiben müssen, mit der Zeit in ihrer Gesundheit ernstlich bedroht sein. Nun können wir aber sogar innerhalb unserer vier Wände und innerhalb der häuslichen Bequemlichkeit einigermaßen den gesundheitlichen Schäden aus dem modernen Bewegungsmangel vorbeugen! Tägliche gymnastische Übungen, bei denen alle Gelenke bewegt werden und vor allem auch die Blutzirkulation in den Unterleibsorganen angeregt und geregelt wird, nehmen höchstens 10 Minuten in Anspruch, und dieser geringe Zeitverlust steht in keiner Weise zu dem Nutzen, der sich daraus ergibt, im Verhältnis. Man darf sich dabei allerdings nicht auf ein System einschwören: dem einen ist dieses, dem andern jenes dienlich. Man kann höchstens die allgemeine Regel aufstellen, daß in zweckmäßiger Weise Übungen der Arme und des Oberkörpers, verbunden mit tiefen Ein- und Ausatmungen, Beugübungen des Rumpfes nach allen Seiten sowie endlich intensive Streck- und Beugübungen der



Schirmhülle.

Beine vereint werden müssen. Jede Übung soll genau und mit Präzision ausgeführt werden, und zwar am besten unbekleidet in einem genügend warmen Zimmer, so daß schon deshalb als die besten Zeiten die Morgenstunden oder die Zeit kurz vor Aufsuchen des Bettes zu nennen sind. Durch diese Übungen hält man auch seinen Körper unter täglicher Kontrolle bezüglich etwaiger Verwachsungen im Bereich der Nerven, die später zu den schmerzhaften Neuralgien führen können, und bezüglich rheumatischer Affektionen. Beides Zustände, die in ihrem frühesten Beginn bei entsprechenden Bewegungen durch einen zerrenden Schmerz sich bemerkbar machen. In einem solchen Falle soll man die Übung, die den Schmerz auslöst, im Laufe des Tages einige Male wiederholen: man wird dadurch ernste Störungen verhüten. Machen sich sonstige Beschwerden bemerkbar oder besteht schlechte Haltung, hohe Schulter, Verkrümmungen der Wirbelsäule, so wird man ebenfalls einzelne Übungen zu bevorzugen, andere ganz zu meiden haben. Am besten soll dann der Hausarzt befragt werden, der der einzige zuständige Berater für die richtige Ausführung dieser Vorbeugungsmaßregeln gegen die Nachteile des Stadtlebens ist.

Bücher für Frauen.

Kreuz und quer durch den Haushalt. (Naturkundliche Streifzüge von Dr. Paul Wildfeuer, Schuldirektor in Leipzig. Verlag von B. G. Teubner, 1908. Preis 2,50 Mark.) Über die engen Mauern des „Haushalts" haben unsere Frauen längst hinausblicken gelernt in die Weiten größerer Welt. Aber vielleicht allzusehr wurde dabei in der Erziehung der Großen wie in der der Kleinen ein Punkt vernachlässigt. Es gilt, diesen Haushalt selbst, der so lange das einzige Reich der Frauen umschloß, im Zusammenhange zu zeigen mit all den großen Dingen, von denen sie nun allmählich so vielerlei gelernt und erfahren haben: mit Geschichte und Kulturgeschichte, mit Erd- und Naturkunde, kurz, eben mit jener großen Welt, von der er ein kleiner und durchaus nicht unwichtiger Teil ist. Diese Lücke füllt das vorliegende Buch. Es geht von den Dingen aus, die wir tagtäglich auf unserem Tisch sehen, von Salz und Brot, von Butter und Käse, Fleisch und Kartoffeln, plaudert von Feuer und Wasser, von Küche und Keller, von der Hauswand und dem Menschengewand. Aber bei diesem anspruchslosen und sicher selbst den Kindern verständlichen Erzählen vermittelt es, unmerklich fast, eine ganz ansehnliche Summe wissenswerter Kenntnisse. Der Verfasser führt uns aber weder tatsächlich noch symbolisch nur in eine jener „Prang-Küchen", wie es die Nürnberger Küchen waren, „darinnen niemals gekocht, sondern das Geräte nur allein zur Zierde und zum Gepräng aufgestellt wurde"! Sondern er schließt an jede seiner interessanten und unterhaltenden Einzeldarstellungen auch sehr praktische Kapitel mit für den Haushalt mehr oder minder unentbehrlichen Ratschlägen an. Die Bestrebungen unserer modernen Schule, Praxis und Theorie nicht mehr als Feinde zu betrachten, sondern beide einander ergänzen zu lassen, bilden so die gesunde Grundlage des „für Lehrer, Hausfrauen und die reifere Jugend" empfehlenswerten Werkchens.

Die Taucherin im „Amtskleide".

Nach der Arbeit.

Frauenerwerb.

Ein seltener Frauenberuf. Unter den verschiedenen Berufen, die von den Engländerinnen in schärfster Konkurrenz mit dem Mann ergriffen wurden, ist wohl der einer Taucherin als der originellste zu bezeichnen. Bis jetzt haben nur drei Frauen in London das Examen bestanden, das sie berechtigt, sich auf dieses gefahrvolle Arbeitsfeld zu begeben, und das ihnen gestattet, sich mit dem eleganten, einen Zentner schweren Kostüm zu bekleiden. Die eine der drei Taucherinnen, Frau Mitchell, die Schwiegertochter des Hauptauchers der Tilbury-Dry & Docks-Company, veranschaulichen unsere Abbildungen vor und nach ihrem schwierigen Abstieg auf den Meeresgrund. Der jungen Dame fällt die Aufgabe zu, im Dienste der gleichen Londoner Gesellschaft die Schiffsrümpfe auf Defekte zu untersuchen.

Allerlei Wissenswertes.

Ananasgespinste. Die goldgelbe Frucht der Ananaspflanze, die in den Schaufenstern der Delikatessengeschäfte lockt, ist als köstlicher Leckerbissen allenthalben bekannt. Daß aber die Ananasstaude auch sonst noch praktisch verwertet wird, dürfte mancher Leserin noch neu sein. Und doch ist es so: Aus den Blättern der Pflanze wird nämlich eine weiße Faser gewonnen, die infolge ihres seidigen Glanzes, ihrer Weichheit, Feinheit und Dauerhaftigkeit getrost mit dem besten Leinenfaden wetteifern kann. Diese Faser liefert ein schönes Gewebe, den Ananasbatist, der auf den Philippinen, dem Hauptsitz der Industrie, in großen Mengen gearbeitet wird. Die aus der Ananasfaser gewebten Stoffe können fein wie ein Hauch hergestellt werden und sind auffallend durchscheinend, da man die Faser dem Blatt direkt als Webfaden entnimmt, er mithin keine Drehung zu erfahren braucht, wie sie dem Flachs beim Spinnen zuteil wird. Die Wäsche aus Ananasbatist soll denn auch ein Wunder an Feinheit und Weichheit sein und beim Tragen ein äußerst angenehm kühlendes Gefühl auf dem Körper verursachen, wie es von keiner anderen Art der Unterkleidung zu erreichen sei. Zu den genannten Gespinsten werden hauptsächlich die Fasern der gewöhnlichen Ananaspflanze, Ananas sativus, verwendet, doch geben auch andere Arten ähnlich zarte Stoffe. Sehr beliebt sind ferner leinenartige Siebgewebe aus Ananashanf, die unserer in Mühlen gebrauchten Müllergaze gleichen und von beispielloser Haltbarkeit sein sollen. Die Zähigkeit und Widerstandsfähigkeit der Ananasfaser lässt sie auch als Nähfaden für Perlenketten, Korallenschnüre und dergleichen sehr geeignet erscheinen. Aus gröberen Fasern arbeitet man sogar Stricke, Taue und Netze, die beim Fischfang und der Schiffahrt Verwendung finden. Besonders tauglich für diese Zwecke sind die Fasern der zur selben Familie wie die Ananas gehörigen Bromelia Karatas, die sich infolge ihrer Unempfindlichkeit gegen Nässe und den Einfluß der feuchten Luft hier vorzüglich bewähren.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 48. 1908.

Wenn die Welle dich aufwärts trägt,
Immer bescheiden, immer gemach!

Wenn das Schicksal dich blutig schlägt,
Kopf hoch — so ist's ein Ritterschlag!

Ilse Franke.

Das Einküchenhaus.

Von K. Gildemeister.

Am 1. Oktober dieses Jahres ist in der Kuno-Fischer-Straße zu Charlottenburg das erste deutsche Einküchenhaus seiner Bestimmung übergeben worden. Vielleicht beweist nichts so sehr als der Bau dieses Hauses — dem jetzt schon drei weitere folgen — welche Macht die berufausübende Frau im Wirtschaftsleben unserer Zeit geworden ist, und wie sehr man sich, besonders in den Großstädten, schon daran gewöhnt hat, mit ihr zu rechnen. Aber noch ein anderes erweist dieser Bau: den gewaltigen Umschwung, der sich in den Anschauungen der Frau selbst vollzogen hat. Geht er doch einer letzten, innersten, am zähesten behaupteten Domäne der Frau erfolgreich zu Leibe: dem bisher als unantastbar erachteten Haus- und Küchenregiment.

Es erhob sich zunächst denn auch ein Sturm der Entrüstung, als Direktor Sick — der Erbauer des Kopenhagener Einküchenhauses — in einem vor Jahresfrist vor den Berlinern gehaltenen Vortrage den Plan anregte, die Zentralisation des Hausbetriebs, deren Versuch sich in Dänemark bewährt, probeweise auch auf deutsche Verhältnisse zu übertragen. Nicht nur unter den Frauen „von gestern", sondern auch in sonst ganz fortschrittlich gesinnten Kreisen stand man dem Projekt vielfach ablehnend gegenüber; man hielt es entweder für aussichtslos oder in seiner Verwirklichung für nicht einmal empfehlenswert.

Und ganz wird dieser Widerstand auch durch die Praxis, auch durch die glänzendsten Leistungen des Einküchenhauses nicht besiegt werden, denn — das wollen wir ruhig eingestehen — es fordert neben all den gebotenen Vorteilen auch Opfer. Nicht nur der vielbespöttelte „individuelle Suppenkloß", sondern schwerer wiegende Dinge werden aufgegeben mit der Haushaltsführung der Frau, und diese sind's, die sie — bewußt oder unbewußt — verteidigt.

Aber die Frau hat auch gelernt, Vor- und Nachteile ruhig abzuwägen, und wenn trotz aller Kämpfe und Stürme das Einküchenhaus unter Dach gebracht wurde und es sogar nicht entfernt genügte, um alle Mietangebote zu befriedigen, so beweist das, daß die Vorteile überwiegen und ein starkes Bedürfnis vorliegen muß. Allgemeingut wird es freilich wohl niemals werden, auch nicht, wenn es „billiger" geworden ist! Dazu gibt es zuviel „Nur-Hausfrauen", die im anspruchslosen Wirken in Küche und Haus ihr Genüge finden und unglücklich wären, wenn dies Talent — vielleicht das einzige, das sie besitzen — sich nicht mehr voll betätigen könnte. Wo Geld und Zeit keine Rolle spielen, wo die Frau noch ganz dem Hause gehört, wo eine Zahl gutgeschulter Dienstboten die Haushaltungsmaschinerie besorgt — da bedarf es des Einküchenhauses nicht.

Aber wie viele seufzen unter der Last, die ihnen der Haushalt auferlegt! Wie manche Frauenkraft, die zu Höherem berufen war, wird vergeudet im Sklavendienst nichtiger Alltagspflichten. Wie manche Ehe könnte geschlossen werden, wenn es keines großen Wirtschaftsapparates bedürfte, wenn die Frau die Berufsstellung, die sie als Mädchen bekleidete, auch weiterhin ausfüllen dürfte. Ungezählte Frauen, in und außerhalb der Ehe, sind darauf angewiesen, zu verdienen, oder üben aus freier Wahl einen Beruf! Ungezählte andere, die müde sind von jahrzehntelanger Wirtschaftsarbeit, empfinden den Haushalt als schwere Bürde und sehnen sich, endlich auszuruhen.

Hier setzt das Einküchenhaus ein. Es ermöglicht der verheirateten Frau, Schulter an Schulter mit dem Gatten, die Kosten des Haushalts zu erarbeiten, es nimmt ihr all die zeitraubenden Pflichten der unrationellen Einzelwirtschaft ab und bietet ihr und den Ihrigen dennoch ein behagliches, trautes Heim und ein „Tischlein deck dich" zu jeder Zeit. Den Familiencharakter voll zu wahren, trotz des zentralisierten Betriebs, war das schwierigste Problem des Einküchenhauses, die unerläßliche Bedingung für den Erfolg, und es hat sie in dem ihm zugrunde liegenden Plane glänzend gelöst.

An einem schönen Herbsttage fuhr ich hinaus an den lieblichen Lietzensee, der wie ein versprengtes Stück märkischer Poesie inmitten des neuesten Charlottenburg liegt. Die Gartenwohnungen des Einküchenhauses, dessen Front auf die Kuno-Fischer-Straße sieht, gehen mit ihren lauschigen Erkern auf den idyllischen See hinaus — kein Wunder, daß sie am meisten begehrt und, trotz des etwas höheren Preises, zu allererst vermietet waren.

Ungefähr 30 Wohnungen von zwei, drei, vier und fünf Stuben, die durch Verschmelzen kleinerer Logis bis zu siebenzimmerigen erweitert werden können, umfaßt das vornehm wirkende Haus, das in seinem Äußern aufs Haar den andern Mietpalästen des Westens gleicht. Auch über all den innern Komfort, der heutzutage unerläßlich ist, gebietet es — bis auf „Vakuum-Reiniger", die stundenweise vermietet werden, ist „alles da". Zentralheizung und Warmwasserversorgung, in jedem Zimmer benutzbares Telephon, elektrisches Licht und Gasleitung brauchen kaum erwähnt zu werden.

Die hellen, bequem zu ersteigenden Treppen werden wohl kaum begangen werden, denn elektrische Fahrstühle für Selbstbedienung, die Tag und Nacht zur Verfügung stehen, führen vom Keller bis zum Boden, ja selbst bis zum luftigen „Dachgarten", der, ebenso wie der Garten „am See" mit seinen Terrassenanlagen und Lauben, gemeinsames Eigentum der Mieter ist. Was für ein Rundblick von da oben! Hier geht sie auch dem Ablehnendsten auf, die gewaltige Großstadtpoesie, dieser tönende Hymnus auf Menschenwerk, auf Menschenarbeit und Menschengeist.

Blühende Blumen und wilder Wein sollen die Hauswände später verstecken, Kinderspielplatz und „Sonnenbad" nach Bedürfnis geschaffen werden. Wer seinen Kaffee hier trinken will, braucht nur auf den elektrischen Knopf zu drücken, und wer für seinen Bekanntenkreis eine „Italienische Nacht" veranstalten möchte, dem steht nach einfacher Vorausbestellung der ganze Garten zur Verfügung. Auch sonst verspricht die „Zentralstelle für Einküchenhäuser", wie die Privatunternehmung sich nennt, den Wünschen der Mieter in jeder Weise entgegen-

zukommen, sogar die „Leibgerichte" der einzelnen bei Aufstellung der Menüs zu berücksichtigen. Die Gesellschaft sagt sich eben mit Recht, daß von der Güte und Reichhaltigkeit der Verpflegung die Zufriedenheit der Mieter und somit das Gedeihen des Hauses abhängt, und was sie hierin zu bieten gedenkt, darf auch den weitesten Ansprüchen genügen.

Ein Ruf ins Telephon frühmorgens, und der Speisenaufzug trägt je nach Belieben des Bestellers Tee, Kakao, Kaffee oder Milch mit Butter und Gebäck in die Wohnung hinauf. Für das zweite, zwischen neun und elf servierte Frühstück, werden wiederum, je nach Wahl, verschiedene warme und kalte Speisen die auf einer besonderen, in der Wohnung hängenden Frühstückskarte verzeichnet sind, bereitgehalten. Eierspeisen, warme Würstchen oder auch einfach „belegte Brötchen", je nachdem der Appetit eben ist. Dieses Frühstück wird auf Verlangen auch eingepackt schon der Morgenmahlzeit beigegeben, um mit auf den Berufsweg genommen zu werden.

Gegen die aus drei, vier Gängen: Suppe, Gemüse oder Fisch, Fleischgericht oder Braten mit Kompott oder Salat, eventuell Nachtisch, bestehende Mittagsmahlzeit sind manche Bedenken geäußert worden. Vielen erscheint sie als allzu üppig, den Verhältnissen eines gut bürgerlichen Haushalts, der hier doch als Norm dienen soll, nicht entsprechend. Da andere aber wieder entgegengesetzter Meinung waren, will die Gesellschaft vorläufig daran festhalten und behält sich etwaige Änderungen vor. Jedenfalls ist es besser, zu viel, als zu wenig zu geben, nach dem alten Goetheschen Weisheitswort: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen."

Zwischen drei und fünf Uhr gibt's Nachmittagskaffee mit gestrichenen Brötchen oder Kuchen, und zum Abendbrot kann man wieder zwischen warmen und kalten Gerichten wählen.

Angesichts dieser vorgesehenen, mehr als reichen Verpflegung, die weitaus das übersteigt, was in den meisten guten Hotels und Pensionen dem einzelnen Gast geboten wird, erscheint der Preis von 75 Mark für die volle Pension eher niedrig als hoch! Besonders deshalb, weil die Kulanz der Gesellschaft nicht nur jede einzelne Mahlzeit, die rechtzeitig abbestellt wurde, in Abrechnung bringt, sondern überdies gestattet, auf erstes und zweites Frühstück wie Nachmittagskaffee ein für allemal zu verzichten, oder es sich selbst zu bereiten. Es würden von den 75 Mark dann eventuell je 3 Mark für Morgen- und Nachmittagskaffee, je 6 Mark für zweites Frühstück abgezogen werden.

Wem der Preis trotzdem noch zu hoch scheint, der möge bedenken, wie viele Ausgaben, die im Haushalt schwer ins Gewicht fallen, im Einküchenhause völlig vermieden werden! Da gibt's weder die sommerliche Eis- noch die Gas- oder Kohlenrechnung für die Küche, keine Ausgaben für zerbrochenes Geschirr oder Abnutzung der Kochtöpfe, keine Kosten für die Küchenwäsche und, last not least, keinen Köchinnenlohn! Jede Hausfrau weiß, was für Zahlen es sind, die sich unter diesen Posten verstecken, welche Summe allein Lohn und Beköstigung eines Mädchens, zuzüglich Trinkgelder und Geschenke im Laufe eines einzigen Jahres darstellt!

Eine Summe, nicht nur an barem Gelde, sondern auch an Ärger und Unannehmlichkeiten. Und die fällt hier völlig fort. Denn im Einküchenhaus ist der Dienstbote faktisch zu entbehren. Die hübschen hellen Wohnungen, in denen weder Öfen noch Lampen besorgt werden müssen, wo es keine Küche, somit auch weder Kocherei noch Geschirrabspülen oder dergleichen gibt, lassen sich mit geringer Mühe von Hausfrau oder -tochter in Ordnung halten, da für jede kleine Nebenarbeit, wie das Putzen der Stiefel, das Bürsten der Röcke, hilfreiche Geister im Hause sind, die auf Telephonanruf erscheinen. Außerdem stehen gegen geringes Entgelt Hausmädchen stundenweise zur Verfügung. Waschen und Plätten, Fensterputzen, und was dergleichen Notwendigkeiten mehr sind, werden durch die Hausverwaltung erledigt, und zwar besser erledigt, als im Privathaushalte oft unter der besten „Hausfrau" möglich ist, denn sie verfügt nicht jederzeit über so geschultes Personal.

So ist das Einküchenhaus vielleicht auch berufen, zur Lösung der immer bedrohlicher und schwieriger werdenden Dienstbotenfrage sein Erkleckliches beizutragen. Jedenfalls macht es den einzelnen frei von den immer wachsenden Forderungen des Hauspersonals, und das ist vielleicht von den Annehmlichkeiten des Einküchenhauses die angenehmste.

Aber noch andern Übelständen hilft es auf einfachste Weise ab. Die alleinwohnende Frau braucht sich nicht mehr zu fürchten, in Krankheitsfällen hilflos zu sein — sie weiß sich bei Tag und Nacht umgeben vom Schutz und der Hilfsbereitschaft williger Menschen. Ein Druck auf den elektrischen Knopf, und es kommt jemand, um nach ihr zu seh'n.

Die Freude, sich Gäste zu laden, wird der Hausfrau nicht mehr im Grunde vergällt durch tausend kleine Mühseligkeiten, die ihr selbst jede Frische und Stimmung nehmen. Eine kurze Besprechung mit der Verwaltung, ein, zwei Tage vor dem Ereignis, und alles klappt, ohne daß sie selbst auch nur den Finger darum rührt.

Die Preise der Wohnungen selbst sind in diesen Häusern am Lietzensee — das zweite wird im April 1909 eröffnet — hoch, weil Grund und Boden dort nahezu unerschwinglich sind. Die billigsten Zweizimmerwohnungen, mit Badezimmer, kleinem Kochraum und Nebengelaß, beginnen zwischen 900 und 1000 Mark und steigen dementsprechend auf. Ähnlich werden die Verhältnisse wohl bei dem im Landhausstil errichteten, etwa 30 Wohnungen fassenden Einküchenhaus am Schlachtensee, Viktoriastraße 55-60, liegen, das ebenfalls im April beziehbar sein wird. Die beiden in Wilmersdorf, an der Ecke der Ringbahn- und Aachener Straße, emporwachsenden Einküchenhäuser werden sich dagegen billiger stellen, da sie bescheideneren Charakter tragen. Wie es denn überhaupt wohl nur eine Frage der Zeit sein wird, daß Einküchenhäuser jeden Genres in der deutschen Reichshauptstadt entstehen.

Denn der Andrang, selbst zu den teuersten Wohnungen hat den Beweis dafür erbracht, daß hier einfach einem Bedürfnis modernen Lebens Rechnung getragen werden muß.

Aus dem Zeitalter der Krinoline.

Von Irma Schneider-Schönfeld.

Kostümgeschichte galt und gilt vielen noch heute als ein etwas kompliziertes Ding, interessant vielleicht für Maler oder Theaterleute — für die übrige Menschheit aber ohne Belang. In der Tat sind ja auch die meisten Kostümwerke mit einem Aufwand technischen Ernstes und unliebenswürdiger Nur-Sachlichkeit zusammengestellt, der sie dem Fachkundigen unschätzbar, dem Laien aber schlechterdings ungenießbar macht.

Mit solchen abschreckenden Traditionen wurde nun in dem entzückenden Buche, von dem hier die Rede sein soll, entschieden gebrochen. (Die Mode. Menschen und Moden im neunzehnten Jahrhundert. Nach Bildern und Kupfern der Zeit ausgewählt unter Beihilfe von Dr. Oskar Fischel. Text von Max von Boehn. 1843—1878. München. Verlag F. Bruckmann A.-G.) Frisch und temperamentvoll geschrieben ist es mit seinen reizenden Bildern, von denen wir hier einige Proben bringen*) jedem Gebildeten verständlich und zugänglich. Andererseits wird es aber auch dem ernsten Fachwissenschaftler Respekt abnötigen. Denn hier wird die

*) Siehe auch die Artikel in Nr. 52 Jahrgang 1907 und Nr. [illegible] Jahrgang 1908 der „Welt der Frau".

uns Deutschen sonst so schwere Aufgabe gelöst, die Mühsal einer großen Arbeit nicht plump zu unterstreichen, sondern sie durch die Anmut, mit der das Vollbrachte dargereicht wird, liebenswürdig zu verschleiern.

Die besondere Schwierigkeit bei dem eben erschienenen dritten Bande (1843—1878) lag darin, daß die Darstellung hier bereits in einen Zeitraum eintritt, dem auch die Jüngsten unter uns noch durch Eltern und Angehörige intim und persönlich nahestehen. Es ist schwer, mit dem objektivierenden Blick des Historikers eine Zeit zusammenzufassen, deren Lebensstrom noch tief in die Wurzeln des eigenen Seins herüberpulst, in der man sich selbst noch liebt und — was schwerer wiegt — sich selbst bereits haßt. Denn je stärker man noch in der Höherentwicklung des eigenen Daseins begriffen ist, desto mehr ist man geneigt, „sich im kurz Vorhergegangenen zu verachten". So liegt die Gefahr der Ungerechtigkeit nahe.

Nun läßt sich aber von Zeitperioden beinahe das gleiche sagen, was irgendein geistreicher Franzose von den Frauen behauptet: „Es ist für den gesellschaftlichen Erfolg einer Frau gar nicht so wichtig, wie sie aussieht — wichtig ist nur, daß sie dich dazu bringt, sie überhaupt anzuschauen." Auch hier bietet die fesselnde Verarbeitung des Materials eine Art Gegengewicht gegen die natürlichen Antipathien, die das Zeitalter Napoleons III., des „Vaters der Lüge", jedem gesund und gerade Empfindenden immerhin einflößen muß.

Die böse Erbschaft, die diese Zeit neben vielem Großen uns Nachfahren hinterlassen hat, ist freilich schlimm genug: Talmi, Surrogat, Imitation in Außen- und Innenwelt an die Stelle echter Güter zu setzen, schien ihr so selbstverständlich, daß noch heute unsere Kunst und unser Kunstgewerbe, unsere Kultur und unser Leben zum Teil an ihren Sünden kranken. „Nach mehr ausschauen" zu wollen ist ihr ein Leitmotiv, das böse und unheilstiftend weit in unsere Tage hereinklingt. „Nach mehr ausschauen" sollte der Restaurantsaal, der mit Stuck Marmor vortäuschte, die Fassade, die verputztes Blech für Haustein ausgab, das Möbelstück, das mit millimeterdünnen Furnieren edles Holzmaterial, mit schundigen, angeleimten Zierstücken echte Schnitzerei vorschwindeln wollte. „Der Zinkguß verdrängt die Bronzen, das gestanzte Blech die getriebene Arbeit, gepreßte Gipsformen täuschen Schnitzerei, geöltes Papier gemaltes Glas vor! Die Unwahrheit wird schließlich so weit getrieben, daß sie für das Ziergerät zur Vorbedingung des Erfolges wird: ein Bierkrug ist kein Bierkrug, sondern ein Arbeitskorb, ein Modell der Siegessäule trägt das Thermometer, ein kleines Hermannsdenkmal überrascht als Zigarrenständer, ein Helm als Necessaire."

„Nach mehr ausschauen" in des Wortes verwegenster Bedeutung sollte auch die Frau. Und so wird die ungeheuerlichste Erfindung im Jahrhundert der Erfindungen, die Krinoline, zu einem traurigen Symbol für diese ganze Welt der Lüge.

Die schöne Frau auf dem Throne des dritten Napoleon, der man die Verantwortung für so viel Unheil und Unfug auf die Schultern geladen hat, mag — das Buch versucht hier, wie an mancher andern Stelle, eine Ehrenrettung — an der Einführung der Krinoline wirklich unbeteiligt gewesen sein. Man trug sie jedenfalls, bevor sich die Kaiserin dazu entschloß, und als sie sie ablegt, geht zwar eine Aufregung durch den Blätterwald aller Kulturnationen, vor der die wichtigsten politischen Affären zu billigen Sensatiönchen verblassen — aber das Reifenungetüm herrscht noch lange weiter!

Die eigentlichen Königsmacherinnen der Moden jener Tage waren ja überhaupt nicht in den Salons der wirklichen großen Welt zu suchen, sondern in jenen Kreisen, die um diese Zeit nach Dumas' „Demi-monde" auf den charakteristischen Namen getauft werden, mit dem wir sie seither bezeichnen. „Nur für diese Damen verbreitert man die Straßen von Paris", grollt Gavarnis feingezeichnete Alte hinter der eleganten jungen Schönen her . . .! In diesen Kreisen waren die eigentlichen Erfinderinnen jener modischen Extravaganzen zu Hause, die schließlich der ganzen Moderichtung den vielsagenden Namen „genre canaille" eintrugen. Aus diesen Kreisen bezieht Frankreich und mit ihm die Welt seine Toilettenideen, seinen „Schick", von hier aus wird der ganze Ton der Gesellschaft bestimmt. Einer Gesellschaft, die uns jetzt, im Rückblick, fäulnisergriffen und untergangswert erscheint — lange bevor das reinigende Gewitter von 1870 sich in erstem Wetterleuchten ankündigte! Seit den üppigsten Tagen der Ludwige mochten Frauen jenes Schlags, den der Dichter des zweiten Kaiserreichs schließlich in der sentimental unwahren Kameliendame glorifizierte, nicht so naiv schamlos in die Geschicke der bürgerlichen Welt eingegriffen haben. Sei es, daß sie, wie Lola Montez in Bayern, die Hände geschickt ins politische Spiel zu mischen suchten, sei es, daß sie sich begnügten, Mannesehre oder Familienglück oder ähnliche bescheidenere Einzelgüter zu vernichten. „Zu Tausenden haben die Nanas den Ruin und die Schande in die Häuser der Bourgeoisie getragen, als sollten an diesem einen Geschlecht die Sünden ganzer Generationen gerächt werden."

Eugénie Adélaïde Louise d'Orléans.
Porträt von Winterhalter (1842).

Hier ist die eigentliche Kultstätte der Krinoline zu suchen. Aber auch hier war sie keineswegs plötzlich aufgetaucht.

In den ersten vierziger Jahren noch kann man zwischen den einander teilweise widersprechenden Moderichtungen deutlich eine mittlere Linie verfolgen, die innezuhalten offenbar jeder Frau von Geschmack möglich war. Winterhalters schönes Porträt der Herzogin von Orleans zeigt, was die wirklich vornehme Frau jener Tage tragen mochte. Schlicht und weich umfließen

die Rocklinien die Figur, nicht zu eng, nicht zu weit schmiegt sich der seidige Stoff um den Körper, vom Gürtel zusammengefaßt, der zwanglos der natürlichen Kontur folgt. Durch das einfache Hilfsmittel nach oben verbreiterter Besatzstreifen wird trotzdem der gewünschte Eindruck graziöser Figur erreicht, ohne daß die edle Würde der Gewandung darunter litte. Es ist eine gute Zeit für das Kleid der Frau!

Um die Mitte der vierziger Jahre aber beginnt jene Verbreiterung des Rockes, die das Herannahen der Krinoline unmittelbar vorbereitet. Zuerst genügt eine einfache Versteifung durch Roßhaarfutter und Paspelierungen, Strohborten am Saum und ähnliche Mittel. Dann wird die Zahl der gleichzeitig getragenen Röcke erheblich vermehrt. Das flanellene „Anstandsröckchen" bildet nun nur mehr die Ouvertüre zu einer Komposition von Roßhaarpolsterungen, Perkall-, Musselin- und Stoffröcken. Diesen soliden inneren Grundlagen rücken dann von außen her Ergänzungstruppen entgegen: die Volants sind der beliebteste Ausputz. Ihre Dimensionen und ihre Zahl wachsen ins Ungemessene. Schattiert in der Grundfarbe des Kleides oder im Gegenteil möglichst abstechend von ihm, aus Stickerei, Spitze, Musselin, Tarlatan, Tüll, Organdy und all den anderen duftigen Stoffen, in denen der Geschmack damals schwelgte, gekraust, gezogen, gefältelt, plissiert gehen sie in Tausenden von Metern aus den blassen Händen kleiner Näterinnen hervor. Von dem bescheidenen Volantausputz auf unserm ersten Bilde bis zu den 103 Tüllvolants, die man 1857 auf einem Ballkleid Eugeniens zählte, braucht die Mode allerdings anderthalb Jahrzehnte. Aber auch die Zahlen aus der Zwischenzeit klingen ganz respektabel: achtzehn, fünfundzwanzig, dreißig Volants auf einem Rocke sind keine Seltenheit, und da man mehrere derartige Röcke übereinandertrug, darf es uns weiter nicht wundern, wenn wir hören, daß eine solche Toilette gelegentlich elfhundert Ellen Stoff verschlang! Bei der Vorliebe für sehr leichte, duftige Stoffe („wie eine Wolke" daherzuschweben, war der Traum jeder jungen Dame) konnte ein solches Kleid natürlich nur sehr kurze Zeit frisch bleiben. Und das bescheidene „einfache weiße Mullkleid", das in den Familienromanen damals ein unweigerliches Attribut der Heldin bildete, muß unter diesen Umständen ein recht kostspieliges Vergnügen gewesen sein!

Zeitgenössische Karikatur. Von Gavarni.
(Mitte der vierziger Jahre.)

Die „geniale" Idee, diese Last von Röcken, die die Frau heroisch mit sich herumschleppte, statt durch den roßhaargepolsterten Unterrock durch Einlagen von Stahlfedern zu stützen, brachte ihrem glücklichen Finder gleich in den ersten Wochen eine Viertelmillion. Für $4^1/_2$ Taler konnte man nun die herrlichste Krinoline erstehen, eine Tonne mit 24 Reifen, die dabei nicht viel über ein halbes Pfund wog! Den Namen entlehnte die neue Erfindung übrigens mit Unrecht ihrem Vorgänger, dem Roßhaarrock. (Crin = Roßhaar.)

Die zarteste Schönheit schwoll nun zu einer Erscheinung von beängstigenden Dimensionen an, und komplizierte Zug-

Aus dem Jahr 1849.

Aus dem Jahr 1860.

Pariser Modenbilder.

Kaiserin Elisabeth. (Naturaufnahme.)
(Ende der sechziger Jahre.)

geradezu ein Kunststück. In den Wagen steigen, ohne die leichten Tüll- und Spitzenstoffe zu zerdrücken, erforderte viel Zeit, sehr ruhige Pferde und einen übergeduldigen Mann! Reisen, sich hinlegen, mit seinen Kindern spielen, ja, nur ihnen die Hand geben — das waren Probleme, zu deren Lösung große Zärtlichkeit und viel guter Wille gehörten". So berichtet Madame Carette, die Palastdame Eugeniens in ihren Memoiren.

Die Schwierigkeit, für solchen Umfang noch weitere Umhüllen zu finden, wurde meist durch den Gebrauch des Schals umgangen. Sonst trug man Mantille, kurze Jacke und vor allem das „Rad". Nicht zum wenigsten auch des Ärmels wegen, der, ebenfalls von einem faustischen Drang ins Unbegrenzte erfüllt, wächst und wächst, bis auch er nicht mehr ohne die Stütze des Stahlreifens bestehen kann. Förmliche Ballons aus Batist, Mull u. dgl. quellen am Ellbogen aus einem Überärmel, der wechselnd Pagoden-, Griechenärmel und noch anders hieß, verhältnismäßig schlank an der Schulter anfing und sich nach unten stark verbreiterte.

An der Übertreibung weiblichen Umfangs, die das edle Hauptziel der Mode darstellte, arbeitete die Haartracht wacker mit. Der „Chignon" — als Wahrzeichen der Zeit ein würdiger Konkurrent der Krinoline — rutscht eine Weile auf den Köpfen hin und her, beginnt seine Wirksamkeit als „Cadogan" tief im Nacken, wulstet sich dann zu voller Kopfhöhe empor, erscheint bald ohne, bald mit Locken und trägt fast immer die Signatur der ganzen Epoche: er ist falsch.

vorrichtungen wurden notwendig, um die Draperien, die das Stahlgehäuse verhüllten, vor den schlimmsten Berührungen mit dem Straßenschmutz zu behüten. „Gehen war nicht leicht, sich setzen aber, ohne daß die Stahlreifen eine falsche Richtung bekamen, war

„Eissport." Genrebild aus den siebziger Jahren.
(Von Geyling.)

Zu Beginn der sechziger Jahre erlebt die Krinolinenmode den Höhepunkt: der Rock mißt zehn Meter in der Runde! Bald darauf aber setzt naturgemäß der Niedergang ein. Zunächst sucht die Mode an der Vorderseite der weiblichen Figur den Eindruck möglichster Schlankheit zu erzielen und schiebt mit Vehemenz alle Stoffmassen, mit denen zu hantieren sie sich nun einmal gewöhnt hatte, nach hinten. Und -- Schrecknis aller Schrecknisse — für die nach hinten gedrängte Fülle bedient sie sich einer Stütze, die es an Häßlichkeit mit der Krinoline getrost aufnehmen kann: der „Tournüre". „Am Hühnerkorbe freilich ist nicht viel! -- Die Mode geht jetzt auf ein andres Ziel; — Von untenher umnähet sie den Rock — Mit Flatteraufputz, windigem Gelock, — Nach hinten drängt sie mit vermehrten Kräften — Der Wölbung dort ein Bauschwerk aufzuheften . . ." spöttelt der Ästhetiker Vischer mit grimmigem Humor.

Auch der einzige, freilich negative Vorzug der Krinoline, daß sie nämlich die Schleppe nahezu ausschloß, fehlt diesem jüngsten Stiefkinde des Geschmacks. Schleppen von ein bis zwei Metern Länge sind nun selbst bei Straßenkleidern nicht ganz ungewöhnlich. Wie sehr diese Tracht, mit unsern Augen gesehen, selbst die entzückendste Frau entstellte, beweist vielleicht am besten eine Photographie der Kaiserin Elisabeth von Österreich aus jenen Jahren — gerade weil die Erinnerung an den holden Liebreiz dieser wunderschönen Frau noch unzerstört im Gedächtnis der Lebenden forteristiert. Geradezu grotesk aber wirkt die junge Schlittschuhläuferin auf unserm sonst so feinen winterlichen Genrebildchen durch die abscheuliche Kombination des vorn sehr kurzen Rockes mit der lang vom Höcker herabhängenden, im Schnee nachschleifenden Schleppe!

Gar nicht schnell genug scheint die Mode um diese Zeit ihrem neuen Ziel zusteuern zu können, das man als äußersten Gegenpol der Krinolinenmode bezeichnen muß. Mit der gleichen Energie, mit der die Frau vor 1866 an ihrer Umgestaltung zur Tonne gearbeitet hatte, strebt sie am Ausgang der Periode, der diese Betrachungen gelten, danach, sich zum Laternenpfahl zu ver-

Das Modeideal von 1877.

dünnen. Wie hätte sie erschrecken müssen, wenn ihr ihre eigene Erscheinung von zwanzig Jahren vorher plötzlich vor Augen gekommen wäre!

Man flüsterte sich in jenen Tagen zu, daß eine modegerechte Schöne ihre Knie mit einem Bande zusammenbinden müßte, wenn sie beim Gehen ihr Kleid nicht sprengen wollte. Sicher ist, daß es in diesen engen, von Tuniken malerisch überwallten Rockschläuchen unmöglich gewesen sein muß, anders zu gehen als mit sehr kleinen, sehr ängstlichen, unfreien Frauenschrittchen.

Und eine seltsame Ironie liegt darin, daß gerade um diese Zeit, da die weitest blickenden Frauen Europas die ersten Schritte auf neuen Wegen, in neue geistige Gebiete hineinwagen, die Mode sie und ihre Mitschwestern zwingt, in Wirklichkeit so hilflos und unsicher durch die Lande zu trippeln wie kleine Chinesenmädchen. . .

Familien-Pensionen und deren Leiterinnen.

Von Florence Hampton.

Im Leben der Großstadt nimmt die Pension, dieses Surrogat einer eigenen Häuslichkeit, einen großen Raum ein. Ob es nun die Familie ist, die, auf Monate nach Berlin kommend, in ihr alle Vorteile einer Privatwohnung im Gegensatz zum Hotel sucht, — ob es sich um die alleinstehende Frau, das Mädchen, den Junggesellen handelt, die nach einem möblierten Zimmer mit vollständiger Beköstigung Umschau halten, allen wird die gleiche Erfahrung zuteil: Mit einigen wenigen Ausnahmen bleiben die Berliner Pensionen weit hinter dem zurück, was Kulturmenschen mit Feingefühl berechtigterweise unter Gemütlichkeit, Komfort und der — eigentlich selbstverständlichen — Sauberkeit verstehn. Nahezu tausend Pensionen zählt Berlin. Elegante und einfache. Solche, in denen die Preise in annäherndem Verhältnis zu dem Gebotenen stehen — soweit es Äußerlichkeiten betrifft — und andere, in denen der anscheinend nicht hohe Preis auch noch zu hoch erscheint im Hinblick auf das, was man dafür erhält. Und dennoch sind die meisten dieser Pensionen überfüllt, dennoch „kauft" noch immer so mancher, trotzdem er „schimpft". Der Grund für diese eigenartige Tatsache liegt darin, daß die Friedrichstadt, der Brennpunkt des Fremdenverkehrs, trotz ihren immer neu erstehenden Hotelbauten, noch nicht dem Andrang genügt, die Charlottenburger und Schöneberger Villenstadt überhaupt fast keine Hotels besitzt und andererseits alleinstehende Personen und auch Familien auf längere Zeit das Hotelleben als wenig gemütlich und der vielfachen Nebenspesen wegen auch als sehr kostspielig empfinden.

Alle Vorbedingungen wären demnach gegeben, um Pensionen einer Blütezeit entgegenzuführen und aus ihnen in Wahrheit gemütliche Häuslichkeiten zu machen, bei denen Mieter wie Vermieter gleichermaßen auf ihre Kosten kommen. In der Praxis jedoch erfüllen sich diese Hoffnungen fast immer nur für den einen der beiden Teile, und der Geschädigte bleibt zunächst nur derjenige, der ein Heim zu suchen ausging und dabei sein Geld los wurde, ohne dafür etwas Nennenswertes einzutauschen. Ob es sich nun um die „sehr lustige" oder um die sehr spießige oder um die sogenannte „internationale" Pension handelt, die ihren Namen nicht deshalb führt, weil oder trotzdem ihre Besitzerin keiner anderen Sprache mächtig ist als der deutschen, sondern weil sie Fremde aller Nationalitäten beherbergen möchte, — gleichviel um welche Abart von Pensionen es sich handelt, sie kranken fast alle an dem gleichen Übel: an der Sucht, möglichst viel in möglichst kurzer Zeit zu verdienen, ohne sich mit Skrupeln über die Verpflichtungen zu beschweren, die sie eigentlich zu erfüllen hätten. Und da drängt sich dem ehrlichen Beobachter die Frage auf: „Wer ist eigentlich berechtigt zum Stande der Pensionsmutter?"

Doch nicht alle Frauen. Auch die nicht allein, die da sagen: „Wir sind Hausfrauen, wir verstehen die Besorgung des Haushaltes aus dem Grunde."

Auch die Damen in reiferen Jahren, welche meinen, sie verstanden die Kunst, mit Menschen umzugehen, wären geschickt in der Handhabung der gesellschaftlichen Lüge, sind dies etwa die Richtigen? — Ist die Anwartschaft auf den Stand der Pensionsmutter etwa dadurch zu erwerben, daß die mit Kindern reichlich versehene Witwe das Pensionsfeld als eine Versorgungsanstalt für sich und die Ihrigen betrachtet und das Fremdengeschäft mit in den Kauf nimmt? — Auch die Behauptung: „Ich habe meine Pension so und so lange — wie vergöttern meine Pensionäre, — ich bin in diesem Geschäft reich geworden" ist kein schlagender Beweis für die Berechtigung, einer Pension vorzustehen. Wohl mag Egoismus und Habgier ihr materielles Wohl gefördert haben, aber — ob sie den Fremden gerecht geworden ist in materieller und ethischer Hinsicht, bleibt sehr fraglich. —

Wer also taugt zur Leiterin einer Fremdenpension? Etwa die, die ihr Personal mit Flüchen auf den Lippen zur Arbeit antreibt und gleich darauf den Pensionären mit honigsüßem Gesicht entgegentritt? Oder etwa die, die sich brüstet, daß ihr Vater Konsistorialrat, ihr Bruder Pastor war, die dieses Bekenntnis an viele Ohren des In- und Auslandes klingen läßt, um sich eine gute Einnahme zu schaffen? Die trotz der besseren Gesellschaftsklasse, der sie entstammt, nicht nach den Prinzipien handelt, über die Menschen von Ehre nicht zweierlei Ansicht zu sein pflegen?

Ist das die Pensionsmutter, wie sie sein soll, die ihren Gästen die Interna ihrer Familien-Chronik aufdrängt und die der Fremden zu erforschen sucht? Nein. Sie müßte Lebenserfahrung und Klugheit und den Sinn dafür besitzen, daß sie vor allem eine sorgende Hausfrau zu sein habe.

Zu diesem Berufe gehört nebenbei auch das Verständnis dafür, daß Zimmer nicht den Anforderungen entsprechen, die man an sie zu stellen berechtigt ist, wenn sich darin zwar Plüschportieren und Fächer an den Wänden, Markt-Bazar-Aquarelle und gebrannte Wandtafeln befinden, aber keine Waschgelegenheiten, Schränke und Betten, die allen Ansprüchen der Hygiene genügen. Daß das Hauptgewicht nicht auf eine „amüsante Table d'hote" und auf „Blender", was Gesellschaft und Ausmachung der Wohnung betrifft, zu legen ist, sondern auf ruhiges geregeltes Leben, auf gute Kost und aufmerksame Bedienung. Die lebens- und abenteuerlustigen Elemente, denen mit Pensionen jener wenig empfehlenswerten Art gedient ist, stehen wahrlich in gar keinem Verhältnis zu der außerordentlich großen Zahl der soliden Elemente, die in einer Pension wirklich nur anderes suchen als die Häuslichkeit, die sie aus irgendwelchen Gründen sich nicht selbst schaffen können oder wollen und das schmerzlich vermissen. Das Ideal, das dieser großen Masse vorschwebt, liegt ebenso weit ab von den „internationalen" Pensionen mit ihren Seidenkrepp-Gardinen, ihrem Thé dansant und ihren Mittag- und Abendtafeln mit den „jungen Frauen, die in Scheidung liegen", wie von dem muffigen „Damenpensionat" mit seinen ausgehobenen Korridortüren, den Tapetenwänden und den altmodischen Stübchen, zwischen denen die bejahrte, schwerhörige und kurzsichtige, aus der Provinz stammende „Pensionshalterin" wandelt, deren gesamtes Denken sich auf die Frage konzentriert, auf welche Weise sie die Monatsrechnung ihrer Mieter erhöhen könnte. Auf diesem Gebiete Abhilfe zu schaffen, wäre eine Aufgabe, die sich nur vom idealen Standpunkt aus als eine überaus [illegible] erweisen würde.

Promenadenanzug mit Schossjacke, elegantes Reformkleid. (Abb. 487 u. 488.) Im Directoirestil ist unser elegantes Jackett aus pflaumenblauem Tuch (Abb. 487) gehalten, das zu einem etwas heller getönten Tuchrock getragen wurde. Die vollständigte Jacke liegt im Rücken leicht an und betont die gerade Front, der auch die glatte weiße Atlasweste folgt. Von den beiden Revers besteht das obere gleichfalls aus weißem Atlas, das durch einen großen tuchbezogenen Knopf auf dem unteren fest gehalten wird. Die durch eine Extra-Knöpfe be-weste ver-

488

489

487

Abb. 487 bis 489. Promenadenanzug mit Schossjacke, elegantes Reformkleid, Nachmittagskleid.

Abb. 490.
Abendmantel mit eingesetztem Ärmel.

setzen außerdem den hohen Stehumlegekragen, die Vorderteilskanten und den langen schlanken Ärmel, der oben nur wenig Falten aufweist. Sehr elegant wirkt hierzu der leicht schleppende, äußerst schlankfallende Empirerock, der ohne jede Garnitur mit kleinem Mieder bis über die übliche Taillenlinie aufsteigt; er wird aus zwei Teilen geschnitten. Sein Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig und der des Jacketts in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preise erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 1,75 Meter, für die Weste bei 56 Zentimetern Breite 70 Zentimeter und für den Rock bei 1,10 Metern Breite 3,25 Meter. — Zur Herstellung des Reformkleides (Abb. 488) diente feines hellgraues Tuch, dessen vornehme Ausstattung in einem kurzen Bolero mit angeschnittenen Ärmeln bestand, der reich mit grauer Seiden- und Schnurstickerei verziert war. Über ihm wurde das in Querfältchen abgenähte Leibchen aus grauem glänzenden Liberty sichtbar, das viereckig ausgeschnitten war und einen weißen Latzteil aus Tüllspitze aufwies. Mit dem seidenen Leibchen stimmte die lange Manschette, die den in tiefe Querfalten geordneten Ärmel unten abschloß, überein. Der schlank herabfallende Rock besteht aus elf Bahnen, die derart arrangiert sind, daß sie in gleichmäßigen Abständen Gruppen feiner Fältchen aufweisen. Diese springen dann in Kniehöhe aus. Der Schnitt ist in 44, 46, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5 Meter.

Elegantes Nachmittagskleid. (Abbildung 489.) Unser schönes Modell aus weißem Kaschmir wirkt besonders durch den sparsam verwendeten Ausputz von hellila Seide. Die Bluse zeigt vorn einen schmalen eckigen Ausschnitt mit einem weißen Tüllsattel, der zwischen Stüschengruppen weiße dichte Soutachierung aufweist. Die Vorderteile sind in breite Falten geordnet, unter deren äußerster der Dreiviertelärmel hervorfällt, der, oben ziemlich glatt, durch Faltengruppen bereichert wird, während seinen Abschluß ein knopfbesetzter Aufschlag bildet. Knöpfe garnieren außerdem den glatten Mittelteil, im Rücken zeigt die Bluse je zwei schmale Falten. Unter dem faltigen lila Seidengürtel fällt der Rock hervor, der aus vierzehn Bahnen geschnitten wird, die an jeder Naht in eine Falte angeordnet sind, wodurch der Eindruck eines schlanken Faltenrockes erzielt wird. Sehr hübsch macht sich an ihm die breite, aufgesteppte Stoffblende, die mit einem lila Vorstoß abschließt. Der Schnitt ist für die Bluse in 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig und für den Rock in 96, 100, 104, 108, 112, 116, 120 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5,75 Meter, für die Bluse 2,25 Meter.

Abendmantel mit eingesetztem Ärmel. (Abb. 490.) Unser Abendmantel aus hellgefüttertem grünen Tuch ist reichlich lose und dreiviertellang. Im Rücken wird durch einander begegnende Falten die nötige Weite erzielt. Die Kanten seiner losen Vorderteile sind inwendig mit einer zartfarbigen Seiden-

Abb. 491. Gesellschaftstoilette aus Samt.

bordüre besetzt, die Außengarnitur besteht in reichen gleichfarbigen Seidenpassementeriegehängen, die vom Halsausschnitt an die Vorderteile zieren und sich über die Schultern hinziehen. Der Ärmel ist eingesetzt und oben glatt, nach unten weit und offen; schmale Blenden ergaben seine Garnitur. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 3,25 Meter.

Gesellschaftstoilette aus Samt. (Abb. 491.) Aus schwarzem Samt ist unser schönes Prinzeßkleid hergestellt, das, für große Gesellschaften bestimmt, einen ovalen Ausschnitt zeigt, aus dem teilweise ein Goldstickereiteil sichtbar wird. Das Kleid schließt im Rücken und zeigt an Stelle der Seitennähte schmale eingesetzte Teile aus schwarzem Chantillyspitzenstoff, über den sich von schwarzer Seide eingefaßte, schmale, weiße Seidenspangen legen, die zu beiden Seiten von je einem Knöpfchen festgehalten werden. Die gleichen schmalen Blenden wiederholen sich als Besatz des Rockrandes. Der Rock fällt in 25 Zentimeter langer Schleppe aus. Der halblange Ärmel zeigt drei übereinanderfallende Volants aus schwarzer Spitze. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 6,50 Meter.

Zwei halblange Jacketts. (Abb. 492 u. 493.) Unsere Gruppe veranschaulicht zwei der so modernen langschößigen Jacken. Die erste (Abb. 492) ist aus schwarzweißgestreiftem englischen Kostümstoff (Chevrondessin) gefertigt. Im Rücken ziemlich anliegend und mit einem Seitenteil gearbeitet, schließt die vorn lose Jacke mit großen Knöpfen. Als Halsabschluß dient ein kleiner Herrenkragen, der gleichmäßig weite Ärmel setzt sich ziemlich glatt dem Armloch ein. Die Schoßkanten sind nach unten leicht abgerundet. Der Schnitt ist in 42, 44, 46, 48, 50, 52, 54 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 1,75 Meter. — Braunes Tuch ergab das Material zur Jacke auf Abb. 493, deren Ausstattung in Stepperei und schönen Knöpfen bestand. Sie wird doppelreihig geschlossen, ihre Vorderteile sind unten leicht abgerundet. Der rechte Vorderteil ist in Taillengegend etwas abgeschrägt, so daß von dort ab die Vorderteilskanten aneinanderstoßen, außerdem ist das Jackett durch englische Nähte durchteilt. Der Rücken ist ziemlich anliegend, um den Hals legt sich ein breiter Umlegekragen, der in großen Revers endigt. Der Ärmel hat eine Naht auf der Oberseite und setzt sich nur wenig faltig dem Armloch ein, dessen schmal überstehender Rand etwas über den Ärmelansatz hinausragt. Den Ärmelabschluß bildet ein Aufschlag. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50, 52, 54 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 2,10 Meter.

Abb. 492 u. 493. Zwei halblange Jacketts.

Zwei Mädchenmäntel. (Abb. 494 u. 495.) Der hübsche Mantel (Abb. 494) war an unsrer Vorlage aus creme und braungestreiftem derben Konfektionsstoff hergestellt und schloß unter verdeckter Leiste. Im Rücken mit nach innen gelegter Falte gearbeitet, zeigt der Mantel sehr tief ausgeschnittene Armlöcher, denen ein quergestreifter Teil eingesetzt ist, dem der japanische Ärmel angeschnitten wurde. Letzterer erweitert sich nach unten und tritt in Reihfalten in den quergestreiften Aufschlag. Der Halsabschluß besteht in einem Schalkragen, der in Revers endigt. Der Schnitt ist in 32, 34, 36 und 38 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 2,60 Meter. — Das zweite, aus sandfarbenem Eskimo gefertigte Mäntelchen (Abb. 495) wurde mit braunem Samt und farbigem Tressenbesatz verziert. Dieses Modell ist doppelreihig geknöpft und zeigt an jeder Seite je eine gelegte Falte, mit der die drei Falten im Rücken übereinstimmen. Diese sind dort bis unterhalb Taillenschlusses niedergesteppt, was sich auch an den Vorderteilsfalten wiederholt, die oben durch eine Besatzblende abgeschlossen werden, die bis zur Rückenfalte läuft. Als Halsabschluß dient ein eckiger Umlegekragen, den keuligen Ärmel schließt ein Aufschlag ab. Der Schnitt ist in 34, 36 und 38 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 2,75 Meter.

Abb. 494 u. 495. Zwei Mädchenmäntel.

Blusenschoner, Theaterkapotte und Ballschuhtasche. (Abb. 496 bis 498.) Der Taillenschoner (Abb. 496) wird am besten aus weißem Satin gefertigt, damit er bequem gewaschen werden kann. Auch die Innenseite bekleidet am besten weißer Satin oder Köperbarchent, der an den Rändern mit dem Oberstoff durch mehrere Steppreihen verbunden ist. Der Schnitt dazu ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 30 Pfennig vorrätig. — Für die zierliche Abendkapotte (Abbildung 497) war bei unserer Vorlage gestreifte weiße Seidengaze verwendet, die, mit leichter rosa Seide unterlegt, besonders zart wirkte. Auf dem Kopfe in eine

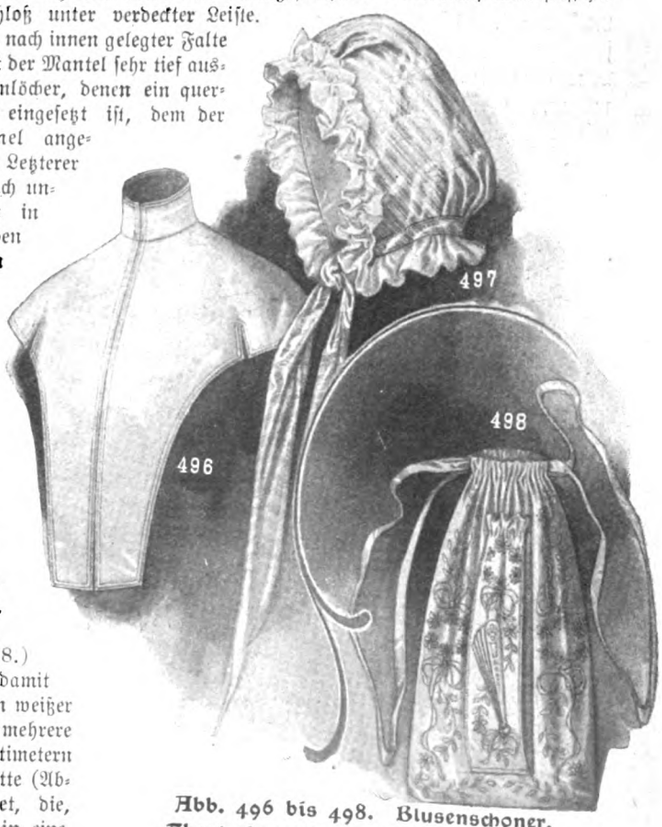


Abb. 496 bis 498. Blusenschoner, Theaterkapotte und Ballschuhtasche.

breite Quetschfalte geordnet und im Nacken in eine doppelte Quetschfalte gelegt, wird sie durch breite Seidengazebänder lose unter dem Kinn geschlossen, während die Außenränder eine volle weiße Chiffonrüsche garniert. Der Schnitt ist für 25 Pfennig vorrätig. — Zur Herstellung der Ballschuhtasche Abb. 498 diente gelbliches Leinen, das mit einer in Stielstich ausgeführten Stickerei verziert war. Sie wird in grüner, brauner und hellblauer Waschseide gearbeitet und schmückt auch die schmale Fächertasche, die der Außenseite des Beutels aufgesteppt und wie dieser durch eine farbige Seidenschnur zusammengehalten wird. Der Schnitt ist zum Preise von 50 Pfennig vorrätig.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstverfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 487 bis 498 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 36—41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt.

Praktische Ästhetik.*)

Von Joseph Aug. Lux.

Salon oder Arbeitszimmer?

Die Hausfrau, der die Sorge um ein standesgemäßes Heim am Herzen liegt, steht dieser Frage häufig ratlos gegenüber. Bei den anderen Räumen gibt es keine solchen Schwierigkeiten. Ihre Einrichtung ergab sich notgedrungen aus dem Bedürfnisse heraus. Aber beim Salon — das ist etwas anderes. Hier spricht das Bedürfnis nicht so laut; man wohnt nicht im Salon, man hat ihn gewöhnlich nicht für sich, sondern für die anderen, also, um darin zu repräsentieren. Es gehört zu den Herkömmlichkeiten, daß selbst jede kleinere Wohnung ihren „Salon" hat. Dazu wählt man fast immer das beste und größte Zimmer, die anderen Räume werden ins Hintertreffen gerückt. Ich halte zwar die Gemächer, die meinem persönlichen Dasein dienen, für weitaus wichtiger, aber das gehört nicht hierher. Im Salon kann man zeigen, daß man auch „wer" ist, und das erklärt alles. Also wendet sich die ratlose Hausfrau an ihr Hausblättchen. „Bitte, wie richte ich meinen Salon ein?" fragt sie und erhält allsogleich probaten Rat in der herkömmlichen Form: „Man nimmt ein paar Stühle verschiedener Form und Größe, mit beliebigem Seidenstoff gepolstert, kleine Tischchen, ein Sofa, Fauteuils usw." Die Durchschnittssalons der bürgerlichen Wohnungen schmecken alle nach diesem Rezepte. Der Möbelhändler liefert den bric-à-brac, die Gipsstatuen und all den Kram, der für wenig Geld viel Geschrei machen soll. Dieselbe Öde und Langweiligkeit, den Mangel jeder persönlichen Regung findet man von Haus zu Haus. Was auch die praktischen Ratgeber und Möbelhändler sagen mögen, so richtet man einen Salon nicht ein! Wozu haben wir überhaupt einen Salon? So viel steht fest, in der Form, wie wir ihn meistens finden, bildet er einen toten Raum. Sollte der „Salon" nicht derart zu gestalten sein, daß er auch von dem Leben erfüllt werde, das die anderen Räume beherrscht, daß er nicht bloß einer unzulänglichen Repräsentanz diene, sondern wirklich der Bedeutung gleichkomme, die man ihm auf Kosten der Bequemlichkeit in der bürgerlichen Wohnung einräumt? Die Sache ist der Untersuchung wert.

Schon das Fremdwort „Salon" besagt, daß wir es mit einem Raum zu tun haben, der aus einer fremden Kultur stammt. Die italienische Renaissance atmet aus dem Wort. „Salone", „großer Saal", so hieß der große Empfangsraum im italienischen Palazzo. Was wir heute unter dieser Bezeichnung in unseren Durchschnittswohnungen finden, ist freilich eine Farce auf den ursprünglichen Geist eines solchen Raumes. Soll der Salon für unsere Verhältnisse wieder Sinn und Zweck bekommen, dann müssen wir ihn seines anscheinend repräsentativen Charakters, der für die große Mehrzahl ohnehin bedeutungslos ist, entkleiden und ihm das Gepräge eines persönlich intimen Raumes geben. Nach einer gesunden Auffassung von der Sache hat also der bürgerliche Salon die Aufgabe, alle Dinge aufzunehmen, welche die Persönlichkeit, ihre Neigungen und ihre Ideale charakterisieren. Jegliches Ding darin müßte von der Persönlichkeit etwas auszusagen haben. Für die gebildete Hausfrau oder den gebildeten Hausherrn wird der Salon recht eigentlich Bibliothek oder Arbeitszimmer sein, wo die Lieblingsbücher stehen und Studien gepflegt werden, wo an den Wänden in geeigneten, zum Auswechseln gerichteten Rahmen die Kunstblätter hängen, die Sammlungen aufgestellt sind und aus allen Dingen die geistigen Wesenszüge der Bewohner sprechen. Hier, wo man von allen Gegenständen seiner Neigung umgeben ist, wird man am angenehmsten plaudern und die Langeweile, dieser tödliche Feind aller Lebensfreude, wird solchen Räumen sicherlich fernbleiben. Die Unterhaltung, die von diesen Gegenständen her Nahrung empfängt, wird leicht und fesselnd sein, weil sie solcherart die Eigenart der Bewohner auf unauffällige und sympathische Weise offenbart und eine wechselnde Neuheit darin besitzt, daß sie sich einmal nicht um die Schwächen der abwesenden lieben Nächsten zu drehen braucht.

Wo diese Auffassung Platz greift, stellen sich die neuen Grundsätze für die zweckmäßige Einrichtung ungerufen ein. Die gute Hausfrau, die bereits gemerkt hat, um was es sich handelt, weiß nun mit einem Male, was sie für ihren Salon braucht. Sie wird Wände und Plafond in einfachen, ruhigen Farben halten, vielleicht einfarbig, bloß mit einem herumlaufenden Fries, oder sie wird, wenn sie Stoffstapeten haben will, zu einem modernen Muster greifen. In Stoffstapeten ist auch mehr Farbenfreude und Lebhaftigkeit der Zeichnung statthaft. Sie wird die Möbel so einfach, aber auch so gediegen herstellen lassen wie möglich, vielleicht aus Mahagoni oder rotgebeiztem Ahornholz, mit dem sich auch weiße Lackmöbel gut verbinden lassen. Die Möglichkeiten sind außerordentlich vielfältig, der gute Geschmack wird mit allen Mitteln das Richtige treffen. Die Anordnung der Möbel wird selbstverständlich von der bisherigen Aufstellung sehr verschieden sein müssen. Man wird in einem solchen intimen Raum Wert darauf legen, eine gemütvolle Plauderecke zu besitzen, ein cosy-corner, das eine Ecke des Zimmers füllt, eine halbkreisförmige, gepolsterte Sitzgelegenheit besitzt und ein Tischchen enthält, so daß man da behaglich sitzen kann, den ganzen Raum beherrscht und sich dennoch abgeschlossen und geborgen fühlt. „Schwarze Kaffeecke" wird solch ein reizender Schmeichelwinkel scherzhaft genannt. Selbstverständlich kann eine solche Sitzgelegenheit, die meistens auf der einen oder auf beiden Seiten mit einem Schrank in Verbindung steht, der zur Aufnahme von Büchern und Kunstgegenständen dient, vom Tischler eingebaut werden; sie ist aber sicherlich in jeder Wohnung leicht wieder aufzustellen. Das Fenster, das bei der Art unserer Zimmer leider so wenig Platz an der Wandseite frei läßt, wird einfach unten verkleidet, wenn es sich nicht anders tun läßt. Von diesem Platz aus ergibt sich die geschmackvolle Aufstellung der ganzen Möbelstücke, die immer nur nach Maßgabe des persönlichen Bedürfnisses vorhanden sein werden, sehr leicht.

Bei den Künstlern gehört es zur Überlieferung, die ganz selbstverständlich ist, daß sie ihre Gäste im Arbeitsraum, also in der Werkstatt, im Atelier empfangen. Das Atelier ist ein

*) S. Heft 33 der „Welt der Frau".

gleich ihr Salon. Darum unterhält man sich bei den Künstlern am besten, weil man von ihrem geistigen Wesen ganz umgeben ist. von allen Dingen, die diese Geistigkeit sichtbar machen. Auf diese Art kann es jedermann halten. Nicht jeder ist Künstler, wird man sagen. Gott sei Dank, nein, aber jeder Gebildete hat geistige Interessen irgendwelcher Art oder treibt einen geistigen Sport, musiziert, sammelt, liest. Oder sollte ich allzu optimistisch sein? Gut, dann gebe man einem Salon das Gepräge eines geistigen Sammelpunktes. Selbstverständlich ist hier die eigentliche Domäne der Frau. Sie ist keineswegs nur „das Weibchen", sie hat kein Boudoir, sie ist die Gefährtin des Mannes, die Genossin, sie steht ebenbürtig an seiner Seite, teilt seine Interessen und greift womöglich selbst ein mit Rat oder Tat. Sie kann dem Haus und auch diesem Raum das Beste geben, das eigentlich nirgends fehlen sollte, die Weihe und Würde und den guten Geschmack. Wer aber in den neuen, eben dargestellten Grundsätzen eine Festigung durch das Beispiel der altehrwürdigen Tradition braucht, der lese die folgende Schilderung des idealen Zimmers, das sich Adalbert Stifter einrichten wollte, den man in dieser Hinsicht ganz gut als einen Vorläufer der Modernen betrachten kann: „Zwei alte Wünsche meines Herzens stehen auf. Ich möchte eine Wohnung von zwei großen Zimmern haben, mit wohlgebohntem Fußboden, auf dem kein Stäubchen liegt; sanft grüne oder perlgraue Wände, daran neue Geräte, edel, massiv, antik einfach, scharfkantig und glänzend; seidene, graue Fenstervorhänge, wie matt geschliffenes Glas, in kleine Falten gespannt, sind von seitwärts gegen die Mitte zu ziehen. In dem einen der Zimmer wären ungeheure Fenster, um Lichtmassen hereinzulassen und mit obigen Vorhängen für trauliche Nachmittagsstimmungen. Rings im Halbkreis stünde eine Blumenwildnis, und mitten darin säße ich mit meiner Staffelei und versuchte endlich, jene Farben zu erhaschen, die mir eben im Gemüte schweben und nachts durch meine Träume dämmern — ach, jene Wunder, die in Wüsten prangen, über Ozeanen schweben und den Gottesdienst der Alpen feiern helfen. An den Wänden hinge ein oder der andere Ruysdael oder ein Claude, ein sanfter Guido und Kindergesichtchen von Murillo. In dieses Paphos und Dorado ginge ich dann nie anders, als nur mit der unschuldigsten, glänzendsten Seele, um zu malen oder mir sonst dichterische Feste zu geben. Ständen noch etwa zwischen dunkelblättrigen Tropengewächsen ein paar weiße, ruhige Marmorbilder alter Zeit, dann wäre freilich des Vergnügens letztes Ziel und Ende erreicht."

Lieben Sie Senf?

Eine milde Plauderei von Georges Laya.

Es gibt Dinge auf der Welt, unsterblicher als der Ruhm, dauerhafter als die Liebe, als der Erfolg, als eine ganze Menge schöner Angelegenheiten, die im Grunde nur eine Gegenwart und nur manchmal eine Zukunft besitzen. Denn irgendein Narr, der vielleicht ein Philosoph gewesen, bemerkte bereits einmal sehr treffend, daß alles mit „etwas" beginne: der Fluß mit einem Bache, die Liebe mit einem Lächeln, der Ochse mit einem Kalbe. Und daß alles auf ein Ende hinausliefe: der Fluß aufs Meer, die Liebe auf die Verachtung, der Ochse aufs Gegessenwerden. Wie Sie sehen, gibt es also wenige Dinge, auf die man sich verlassen kann auf unserer elenden Welt. Es wäre zum Verzweifeln, wenn es nicht doch einiges gäbe, das von Bestand ist. Zum Glück gibt es aber noch wahrhafte Unsterblichkeit. Ich spreche nicht von solcher auf geistigem, wissenschaftlichem oder ähnlichem Gebiet, denn ich habe über derlei „Ewigkeitswerte" meine besonderen Ansichten, über die man sich am besten beim Kaffee zwischen drei und fünf Uhr einigt. Ich spreche von einem ganz prosaischen Dinge, das sich vielleicht deshalb durch die Jahrhunderte auf gleicher „Beliebtheitshöhe" erhielt, weil man zu seiner Würdigung weder geistigen noch seelischen Verständnisses bedurfte und es demzufolge einem jeden zugänglich wurde, sofern ihn eine Sehnsucht nach „Schärfe" ergriff. Ich will Sie nicht auf die Folter spannen, um so weniger als Sie es bereits erraten haben, daß es der Senf ist. Diese große Utilité, die, wenn man ein so hartes Wort für eine so weiche Sache gebrauchen kann, sich derart zum eisernen Bestande des gedeckten Tisches entwickelte, daß man sich daran gewöhnte, ihren Namen für jeden Kommentar zu

Chantilly.

Senftiegel aus dem 18. Jahrhundert. (Kollektion Fitzhenry im Musée des Arts décoratifs in Paris.)

Aus der Porzellanmanufaktur von Bourg-la Reine.

entlehnen, mit dem man irgendeine Bemerkung, eine Nachricht, eine Ansicht, begleitet: Man gibt „seinen Senf dazu . . .“

Und im Grunde hat man unrecht, diese zuweilen recht ungenießbaren Aperçus von flüchtigster Wirkung mit dem Namen des pikanten Genußmittels zu bezeichnen, das sich bereits vor 600 Jahren allgemeiner Wertschätzung erfreute.

Wiener Porzellan.

Delft.

Welcher gesprochene Senf dürfte, was seine andauernde Wirkung betrifft, auf einen so nachhaltigen Erfolg zurückblicken? . . Und außerdem: Gesprochener Senf ist niemals etwas anderes als eine überflüssige Bemerkung — ein Kommentar zu einer Angelegenheit, die einen nichts angeht — ein Rat, um den einen niemand ersucht hat. Er ist immer zwecklos und wird trotzdem immer erteilt, obschon er sich zumeist als eine geschmacklose Kundgebung erweist, ganz besonders, wenn er an Schärfe nichts zu wünschen übrig läßt. Hier wird zum Fehler, was den Vorzug jenes anderen Senfs bildet, den wir in deutschen Gauen auch Mostrich nennen und der des gleichen Ursprungs ist wie das Senföl, der Senfspiritus, das Senfpapier und das Senfpflaster — diese beißend scharfen Dinge, die vor dem gesprochenen das voraus haben, daß ihnen eine heilende Wirkung innewohnt.

St. Cloud.

Strassburg.

Bereits im 14. Jahrhundert war Dijon wegen seiner vorzüglichen Präparate auf dem Senfgebiete berühmt. Die Herren Fabrikanten verstanden es, auf eigene Weise den fein gepulverten Samen der Brassica nigra und Sinapis alba mit Essig, sauerm Wein, Wasser und Zucker derart kunstvoll zu vermischen, daß der Ruhm dieses Mostrichs bis nach Rom drang, allwo Papst Johann XXII., nachdem er einmal eine „Kostprobe“ davon erhalten, sich mit Leidenschaft dem Senfgenuß ergeben haben soll. Hoffentlich nicht als Einzelgericht. Seit jener Zeit hat der Senf wohl kaum auf einem Tische gefehlt; vom Palast bis zur Hütte, nicht an der silberstrotzenden Tafel des Reichen und nicht beim kärglichen Mahl des Armen. Wie vielen Festen hat er beigewohnt, wie viele gesunkene Appetite zu neuer Lebenskraft entfacht, zu wie vielen kulinarischen Kombinationen ließ er sich verwenden! Ist es da verwunderlich, wenn man ihm nach und nach alle möglichen Rücksichten angedeihen ließ, ihm reizende kleine Gehäuse als Aufenthaltsort anwies, zierlich geformte Töpfe und Töpfchen aus Fayence und Porzellan? Wie viele Senffreunde muß es gegeben haben, daß die Zahl und Form dieser originellen Tiegel einen Sammler, Mr. Fitzhenry, veranlaßte, sich eine Kollektion von „moutardiers“ aus dem XVIII. Jahrhundert anzulegen (siehe die Abb. auf S. 763), die er, als sie vollendet war, dem Pariser Musée des Arts décoratifs zum Geschenk machte. Man kann wohl behaupten, daß es eine in ihrer Art einzige Sammlung ist, die da zustande kam: Italienische und Wiener Senftöpfchen mit zartester Malerei in lebhaften Farben; Fayencen aus St. Cloud, geschmückt mit lieblichen, blauen Motiven oder nur von einem feinen Goldrand umgeben; Porzellane aus Chantilly und Sevres in weichen Tönen; moutardiers aus Meißner Porzellan mit ihren zinnernen Deckeln; aus Rouen und Marseille, Straßburg und Delft, England und China. Die liebenswürdige Koketterie, die geläuterte Eleganz, die das XVIII. Jahrhundert durchweht, warf einen kleinen Abglanz auf jene Gehäuse, aus denen Marquisen es nicht verschmähten, ihren Speisen noch eine Dosis Pikanterie zuzusetzen, die ihrer Konversation nicht fehlte.

Italienisches Fabrikat.

Aber nicht nur Marquisen erfreuten sich an ihm. Es geht die Sage, daß der Senf das Verdienst — oder soll man sagen die Schuld — daran trug, daß unsere an betitelten Menschen wahrlich nicht arme Welt um einen neuen und sehr originellen Titel bereichert wurde. Diese Neuschöpfung entstand durch die Gutmütigkeit eines Papstes, zu dem einer seiner Vettern aus ihrem gemeinsamen Heimatsdorfe nach Rom gewandert war, um von ihm einen Posten zu erbitten. Der Papst fragte den Vetter, was er könne, worauf der Mann erwidert haben soll, daß er, wie alle im Ort, guten Senf zu fabrizieren verstünde. „Schön,“ erwiderte ihm der heilige Vater, „so ernenne ich dich zu meinem Senffabrikanten“.

Mehrere Tage darauf erschien ein zweiter Vetter, den der Wunsch nach einer Anstellung ebenfalls nach Rom geführt hatte. Das Gespräch wiederholte sich in gleicher Weise wie bei dem ersten, nur daß der Papst bemerkte, er könne seinen zweiten Cousin doch nicht auch zu seinem Senffabrikanten ernennen, da er doch bereits einen hätte und es doch schließlich, auch für päpstliche Bedürfnisse, ein bißchen viel Senf wäre. Da sich jedoch der ersternannte Würdenträger mit der Ernennung des zweiten einverstanden erklärte, weil sie ihm Gelegenheit bot, seinem Titel den Zusatz „Erster“ hinzuzufügen, war alles beisam-

„Meisses“ Sevres.

Sevres-Porzellan.

Englisches Fabrikat — Chine. — Chantilly. — Saxe.

geordnet. Geordnet für sein persönliches Empfinden, das stark für Titel und Ämter inklinierte, und für den befriedigten Stolz seiner Angehörigen aus dem kleinen Dörfchen, die sich infolge dieser wichtigen Stellung eines der Ihrigen schon päpstlicher fühlten als der Papst.

Der „Erste päpstliche Senffabrikant", der von seiner neuen Würde sehr durchdrungen war, komponierte sich nunmehr ein mostrichfarbenes Kostüm mit einer gestickten Senfbüchse auf der linken Brust und außerdem ein Wappen, bei dessen Anblick ein Heraldiker in schwere Ohnmacht gesunken wäre. Dieses Wappen zierte die geistreiche Devise: „Ich steige in die Nase." Es ist unbekannt geblieben, ob sich der zweite, deviselose päpstliche Senflieferant bei diesem Anblick — besänftigte.

Winternacht.

Um mich ist weiße, stumme Einsamkeit —
Du lastest schwer, o tiefe Nacht voll Leid;
Verlassen liegt mein Herz — in Schnee verweht,
Der dunkle Pfad, der freudelose, geht.
Es schneit und schneit! —

Da fließt ein Leuchten durch die Nacht dahin —
Licht steigt der Mond empor — die Wolken flieh'n;
Lind küßt sein Strahl mein Auge und mein Herz —
Es neigt die Schönheit sich herab zum Schmerz
Und heiligt ihn!

J. Madeleine Schulze.

Weihnachtskonfekt.

Von Elisa v. Schmidt.

Farcierte Datteln. Drei Dutzend Datteln schneidet man an der Seite auf und nimmt die Kerne heraus. 32 Gramm Pistazien brüht man und zieht die Haut ab; dann reibt oder stößt man sie fein und mischt sie mit 32 Gramm Puderzucker und einem halben Weißei zu fester Farce. Diese Farce füllt man in die Dattelhöhlungen, drückt die Fruchthälften wieder zusammen und taucht die Früchte in einen Zuckersirup mit Vanillegeschmack oder in eine Schokoladenglasur.

Kastanienkonfekt. 1 Pfund Kastanien werden geschält und in der zweiten Schale weich gekocht, danach wird auch diese abgezogen. Die Kastanien treibt man durch einen Durchschlag. 130 Gramm Zucker werden mit einem viertel Liter Wasser bis zum Fadenziehen gekocht, Vanillepulver wird hinzugemischt, und die durchgeschlagenen Kastanien werden damit zu einer Farce verrührt, die fest und gebunden sein muß. Dann formt man Stücke, die Kastanienfrüchten recht ähnlich sind. Am nächsten Tage, wenn sie übertrocknet sind, legt man sie in eine Schokoladenglasur, in der sie einen glatten Überzug bekommen. Diese Glasur wird von 35 Gramm Schokolade, 50 Gramm Zucker und ein wenig Wasser bereitet. Die Mischung wird stark eingekocht und fortwährend gerührt, bis sie ganz erkaltet ist. Erst dann wird das Konfekt eingetaucht und so lange darin belassen, bis es ganz überzogen ist; es muß im kühlen Zimmer auf einer Platte recht auseinandergelegt trocknen.

Dattel-Makronen. 160 Gramm Puderzucker, ein Vanillepulver und das frische Eiweiß von zwei kleinen Eiern werden ganz leicht schaumig geschlagen. 160 Gramm entfernte Datteln (ohne Kerne gewogen) werden recht klein zerschnitten, 160 Gramm süße und sechs Stück bittre Mandeln werden zerrieben und alles gut durcheinander gemengt. Auf ein mit Wachs bestrichenes Blech, oder im Notfall auf ein gebuttertes Papier, setzt man in gehöriger Entfernung kleine oder größere Häufchen von dem Teige, den man mit einem in kaltes Wasser getauchten Kaffeelöffel aussticht; in die Mitte kann man eine Mandelhälfte oder ein Schokoladenplätzchen drücken. Man bäckt die Makronen in kleiner Hitze hellbräunlich und knusprig. Sie sehen fast genau so wie andere Makronen aus, schmecken aber eigenartig.

Kastanienkonfekt mit Aprikosengeschmack wird nach dem oben angegebenen Rezept bearbeitet, es werden aber dazu nur zwei drittel durchgeschlagene Kastanien und dafür ein drittel Aprikosen Marmelade genommen. Dann muß man aber Zuckerglasur anwenden, da Schokoladenglasur nicht paßt.

Bananen-Konfekt. Man schält die Bananen, schneidet sie in viereckige Stücke (Würfel) und wirft diese in Zuckersirup. Haben sie reichlich Zucker aufgenommen, so spießt man sie auf dünne Speilerchen, hebt sie heraus und legt sie um einen Tellerrand zum Ablaufen und Trocknen. Am nächsten Tage kommen sie in eine Zuckerglasur, die aus Puderzucker, Eiweiß und einigen Tropfen Maraschino gerührt wurde. Wenn sie genügend davon angenommen haben, werden sie wieder um den Tellerrand gelegt. Sind sie völlig trocken geworden, wird das Speilerchen herausgezogen und das Konfekt verwahrt.

Maronen-Pralinés. Die Maronen oder Kastanien werden von der äußeren Schale befreit und in der zweiten nur so weit weich gekocht, daß sie beim Ablösen dieser Schale tadellos ganz bleiben. Im weiteren werden sie wie das Bananen-Konfekt behandelt, nur daß man Schokoladenglasur wie bei Kastanien Konfekt hinzufügt.

Schokoladen-Konfekt. Man rührt 125 Gramm feingestoßene Mandeln, 125 Gramm feingestoßene Pistazien, ein halbes Pfund Puderzucker, drei viertel Pfund geriebene Schokolade mit zwei bis drei Eiweiß zusammen und verarbeitet dies zu festem Teig; in einer Schüssel läßt man ihn zugedeckt bis zum nächsten Tage durchziehen. Man rollt von dem Teige kleine Bällchen in Pralinégröße, legt sie in Zuckersirup, wendet sie, nachdem sie etwas abgelaufen sind, in grobgewiegten Pistazien und läßt sie im geheizten Zimmer trocknen.

Gefüllte Katarinen. Von 250 Gramm gestoßenen Walnüssen, 250 Gramm gestoßenen Haselnüssen, 500 Gramm Zucker, einigen Tropfen Zitronenessenz, einem Vanillinpulver und einem Eiweiß bereitet man eine gebundene Marzipanmasse, läßt sie 24 Stunden stehen und durchziehen. In große, getrocknete Katarinenpflaumen macht man mit scharfem Messer einen kleinen Längsschnitt, nimmt die Kerne heraus, füllt statt dessen Marzipanmasse hinein und drückt die Öffnung zusammen. Dann löst man etwas Gummitragant und ebensoviel Zucker in Wasser auf, so daß man eine dünne Lösung gewinnt, die man mit dem Pinsel ganz leicht auf die Pflaumen aufträgt. Im warmen Zimmer läßt man sie trocknen.

Alle diese feinen Konfekte werden einzeln in längliche oder runde, gepreßte Papierhülsen gelegt und nebeneinander in Blech-, Porzellan- oder Glasdosen geordnet. Jede Schicht wird mit weißem, gemustertem Seidenpapier bedeckt, auf das dann die folgende Schicht kommt. Die Dosen werden fest zugedeckt und im kühlen Raum verwahrt.

Ratgeber für jedermann

Gesundheitspflege.

Der Kaffee und seine Ersatzmittel. In letzter Zeit ist von Bremen ein Kaffee in den Handel gebracht worden, der als „koffeinfrei" bezeichnet wird. Das ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die Warnung der Ärzte vor dem Kaffee doch mehr und mehr Beachtung findet, und daß auch die Produzenten jetzt anfangen, bei ihren Erzeugnissen die ärztlichen Erfahrungen zu berücksichtigen. Der Kaffee enthält im Koffein ein Gift, das schon in kleinen Mengen einen starken Einfluß auf das Herz und das Gehirn ausübt, und das sich schon beim Genuß übermäßig starken Kaffees in Herzklopfen und innerer Unruhe äußert. Es soll nun ohne weiteres zugegeben werden, daß wir gerade bei unserem heutigen aufregenden Berufsleben eines Anreizes, einer gewissen Anregung bisweilen bedürfen. Deshalb soll auch dem Erwachsenen nachmittags gern eine Tasse mittelstarken Kaffees gestattet sein, wenn einige Stunden nach der Mittagsmahlzeit verstrichen sind. Aber morgens nüchtern eine Tasse starken Kaffees zu genießen ist eine Gewohnheit, die unbedingt als unrichtig bezeichnet werden muß, da der vom Schlaf erquickte Körper doch am allerwenigsten sofort einer Anregung bedarf. Auch unmittelbar nach dem Essen ist der Kaffee nicht vorteilhaft, weil er die Verdauung beeinträchtigt, und ganz besonders ist er Kranken zu verbieten, ferner Kindern, Blutarmen und überreizten Personen. In Würdigung der Schädlichkeiten, die der Kaffeegenuß mit sich bringt, und auch aus pekuniären Gründen hat man vielfach nach einem Ersatz für ihn gesucht, und eine große Anzahl von Kaffeesurrogaten wurde dem Publikum angeboten. Von diesen allen kann vom gesundheitlichen Standpunkt allein dem Malzkaffee eine gewisse Duldung entgegengebracht werden, während alle anderen keine Berechtigung haben und das für sie gezahlte Geld direkt als zwecklos ausgegeben bezeichnet werden muß. Ganz besonders gilt dies von den Zichorienabsuden. Abgesehen davon, daß diese Abkochungen einen unangenehmen Geschmack haben, der keineswegs mit der angenehmen Bitterkeit des Kaffees zu vergleichen ist, haben sehr sorgfältig durchgeführte Untersuchungen in der letzten Zeit den Nachweis erbracht, daß die Zichorie viel Kalisalz enthält, das für den Körper doch nicht unbedenklich ist. Ferner soll die Zichorienabkochung noch mehr hemmend auf die Magenverdauung wirken als der eigentliche Kaffee. Und schließlich liegt bei ihr die Gefahr des quantitativen Mißbrauchs besonders nahe. Nicht zu selten trifft man Familien, bei denen dauernd die große Kanne mit Zichorienkaffee auf dem Herde steht, und es gibt Anhängerinnen dieses zweifelhaften Labetranks, die im Laufe des Tages zehn und noch mehr Tassen davon trinken. Dadurch wird der Magen mit Flüssigkeit angefüllt, die schon durch ihre Menge, ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit den Appetit verringert, das Gefühl der Sättigung vortäuscht und auf diese Weise von der Aufnahme wertvoller, für den Körperhaushalt notwendiger Nahrungsmittel abhält. Der Zichorienkaffee ist also nicht so unschuldig wie sein Ruf, und da er gar keine Vorteile bringt, sollte er aus jeder Häuslichkeit verschwinden oder wenigstens nur in den allerbescheidensten Mengen getrunken werden.

Eine Sparkasse für moderne Kinder: die Kasse zeigt automatisch den hineingeworfenen Betrag an.

Für unsere Kinder.

Eine Sparkasse für moderne Kinder. Diese eigenartige Sparkasse ist den großen Registrierkassen der Geschäfte nachgearbeitet. Nach Einwurf des Geldstücks und gleichzeitigem Druck auf einen Knopf springt das kleine, von den Kindern mit großer Spannung erwartete Zahltäfelchen empor. Eine Methode, die bei unseren praktischen modernen Kindern nebenbei das Zählenlernen fördern dürfte!

Hauswirtschaft.

Topinambur. Unsere Abbildungen veranschaulichen verschiedenartig gestaltete Knollen ein und desselben Wurzelgewächses, das im Handel meist den Namen Topinambur führt und vom Botaniker Helianthus tuberosus genannt wird. Dem Pflanzenkundigen wird der wissenschaftliche Gattungsname dieser Pflanze sagen, daß es sich um eine Sonnenblumenart handelt, die allerdings im Verhältnis zu den ihrer Blüten halber angepflanzten Sonnenblumen der Gärten einen nur ganz unscheinbaren Flor bringt. Für die Gartenfreundin ist die Pflanze der Wurzelknollen halber wertvoll, die sie auch in magerstem Sandboden reichlich ansetzt. Im Spätherbst, wenn das Kraut abzusterben beginnt, werden die Knollen ausgegraben und sortiert. Die kleineren verwendet man zur Neupflanzung im Frühling, die größeren für die Küche; doch kann man auch alles im Boden lassen, durch Dung oder Laub das betreffende Beet vor dem Frost frieren schützen, und dann die Knollen im Laufe des Winters dem Küchenbedarf entsprechend nach und nach ausgraben. Topinambur wird hauptsächlich in Forstrevieren zur Wildfütterung angebaut, gilt aber auch, weil wenig bekannt, als Delikatesse. Er wird in der

Wenig bekannte Knollenfrüchte: Topinambur, Helianti u. Batate.

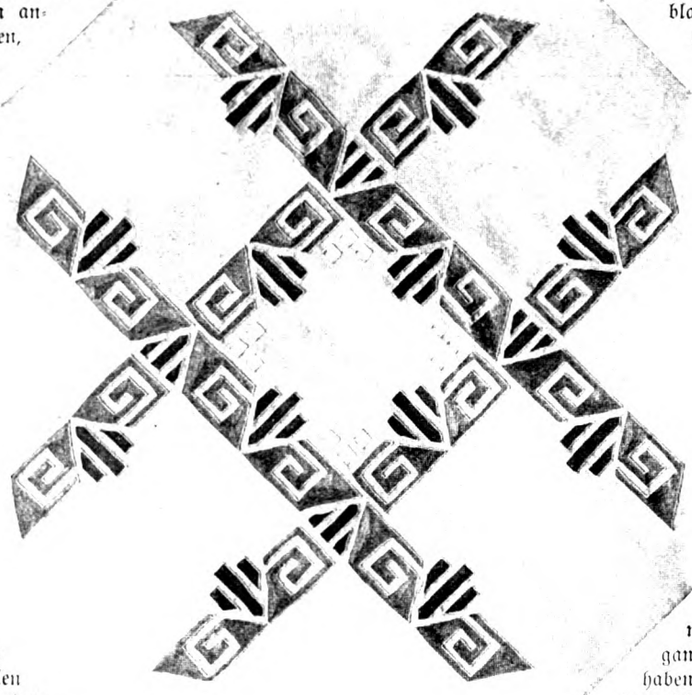
licher Weise wie Kartoffeln zubereitet, das heißt, man schält die Knollen, um sie dann etwa 20 Minuten in gesalzenem Wasser zu kochen. Sie können dann wie Pellkartoffeln mit Butter und Salz genossen werden. Man kann aber auch die Knollen in Scheiben schneiden, dann in Wasserdampf mit Butter und Mehl weich schwitzen und mit holländischer Sauce servieren. Geröstet schmecken sie ebenfalls vortrefflich. In neuester Zeit ist von Frankreich aus eine Verwandte des eigentlichen Topinamburs unter dem Namen Helianti mit großer Reklame angeboten worden, deren Verwertung in der Küche auf gleiche Weise statt findet. Bei dieser Abart, die geringeren Ertrag gibt, sind die Knollen dünn und lang gestreckt. Die Kartoffel wird weder Topinambur noch Helianti verdrängen, doch bringen beide im Winter wünschenswerte Abwechslung in den Küchenzettel, und da ihre Kultur nicht die geringste Mühe verursacht, lohnt es sich wohl, ihnen ein kleines Beetchen im Gemüsegarten einzuräumen. Die rechts und links vom Mittelbild abgebildeten Knollen gehören zu den Bataten, die in mehreren Arten gelegentlich als zierende Schlingpflanzen in den Gärten angetroffen werden. Einige Arten, auch die abgebildete Yamswurzel, werden der Knollen halber in den Tropen, seltener bei uns, als Nutzpflanze angebaut. Im Herbst werden die Knollen ausgenommen, sortiert und im Keller frostfrei bei 10 bis 12 Grad Wärme überwintert. Die großen wandern nach und nach in die Küche, die kleinen finden im Frühling zur Neuanlage von Beeten Verwendung. Die Kultur erfolgt in warmen Mistbeeten, anfangs unter Glas. Die Ranken werden an Pfählen hochgezogen. Die Knollen schmecken geröstet sehr fein und werden auch wie Kartoffeln zubereitet und gegessen.

Allerlei Winke. Um Zitronen lange frisch zu erhalten, wickelt man sie einzeln in Seidenpapier und legt sie in Kisten mit trocknem Sand oder steckt sie in Besen aus Birkenreis. Noch empfehlenswerter ist es, durch die Zitronen einen starken Faden zu ziehen, beide Enden zusammenzubinden und die Früchte derartig aufzuhängen, daß sie sich nicht berühren. Angeschnittene Zitronen legt man mit der Schnittfläche auf feinen Zucker oder auf ein Täßchen, das man zur Hälfte mit Essig gefüllt hat. — Wenn man dem Gelbei, mit dem man Saucen und Suppen legiert, einige Körnchen Salz zusetzt, so wird die Farbe weit intensiver. — Essig setzt man den Speisen erst später bei, er verflüchtigt sich leicht und macht bei Fleischspeisen das Fleisch hart. — Um Gelatine rasch zu lösen, weicht man sie einige Minuten in kaltes Wasser ein, drückt sie aus und gibt sie in die heiße Flüssigkeit, die man steifen will. Die Auflösung geht sehr rasch und gleichmäßig vor sich, und der Verbrauch ist nicht größer als bei der umständlichen alten Art.

Ein praktischer neuer Zeitungshalter.

Kleine Geschenke.

Ein neuer Zeitungshalter. Die verblüffend einfache Idee, den Zeitungshalter aus leicht gebogenem Holze herzustellen, bedeutet im Kampf des Menschen gegen die „Tücke des Objekts" entschieden eine siegreiche Etappe. Wer hätte sich noch nicht seine Siestalektüre durch den hartnäckigen Widerstand seines Leibblattes vergällen lassen: Ohne Halter löst es sich konsequent in seine Bestandteile auf; aber auch im Halter muß es krampfhaft mit beiden Händen festgehalten werden, falls es sich nicht zur schiefen Ebene oder gar zur Rolle verwandeln soll! Also, lieber Zeitungsleser, „stimm in unseren Jubel ein!" Denn in diesem Halter, in den das Blatt übrigens ebenso einfach wie bei den älteren Systemen eingefügt wird, ist deine Zeitung, wenn nicht ihrer Gesinnung, so doch wenigstens ihrem Benehmen nach ganz so — fügsam, wie du selbst sie haben willst! Mehr kann kein Zeitungsleser verlangen!

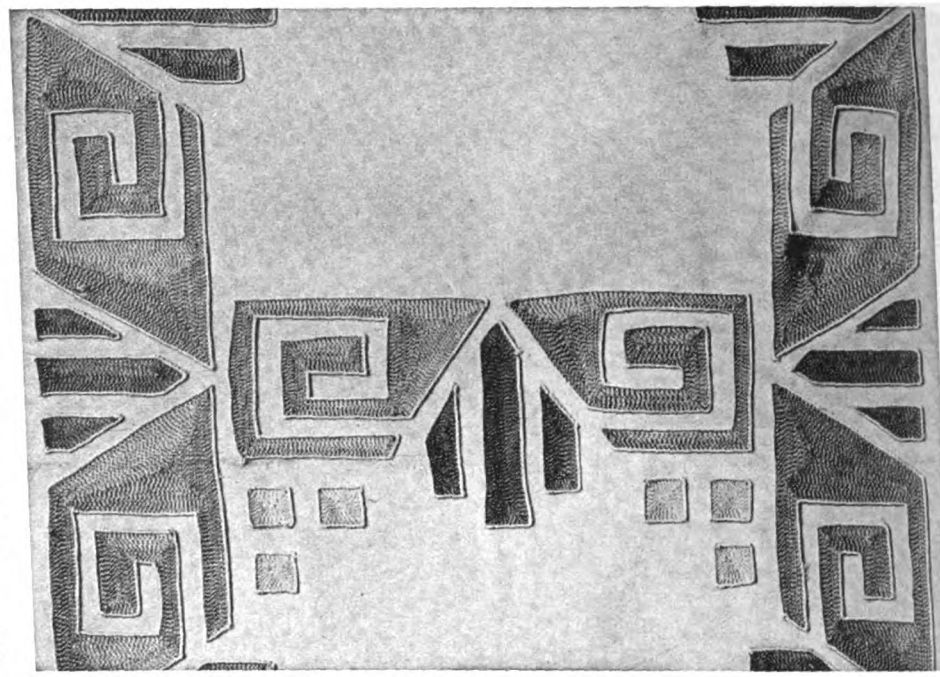


Gestickte seidene Decke.

Handarbeit.

Gestickte Seidendecke. (Aus den Brinckmann-Werkstätten, Berlin). Die schöne Decke, deren Stickereimotiv sich allenfalls auch für eine Kissenplatte passend verwenden ließe, war auf mattem grauen Seidenstoff gearbeitet. Die Füllungen der kräftigen Einzelformen wurden mit Kurbelstickerei in grüner Seide

hergestellt, die Umrißlinien zeigten ein warmes Rotbraun. Das Muster nachzuzeichnen dürfte nach unserem beigegebenen Detail nicht schwer fallen. Die Decke kann mit grünem oder rotbraunem Seidenstoff oder Satin abgefüttert werden.



Stickereidetail zur Decke.

Saisonküche.

Neue Oliven-rezepte für die feine Küche. Oliven auf St. Georgsart. Die Oliven werden vom Stein geschält und in Burgunder durchgedämpft, dann mit Kaviar gefüllt, in einen ungesüßten Backteig getaucht und schön goldbraun gebacken. Der Kaviar darf nicht auslaufen. — Oliven Graf Pierre Cocmare. Große, vom Stein geschälte Oliven (etwa zwei Dutzend) dünstet man in Weißwein. Ein Kastanienpüree von 50 bis 60 Kastanien wird recht weich durch ein Sieb gestrichen, mit Bouillon, Pfeffer, einigen fein gewiegten Kapern und Trüffelessenz nebst Salz gewürzt, breiartig auf einer Schüssel angerichtet und mit den Oliven besteckt. Geröstete, in Butter gedünstete Kastanien umgeben den Püreeberg. — Oliven Artemise Gloriette. Kleine Tomaten werden ausgehöhlt, in jede wird eine ausgesteinte Olive gesteckt, darüber eine Rebhuhn- oder Fasanenfarce (fertiggekauftes Pain) gestrichen und der Deckel der Tomate darüber gedeckt. In gebutterter Form mit einem Papierblatt bedeckt, 35 Minuten backen und heiß in der mit Serviette oder Papierhülle bekleideten Form auftragen. — Oliven auf Riviera-Art. Dieses Gericht ist eine Art Chaudfroid, das mit Oliven gewürzt wird. Hierzu bedarf man einer Chaudfroidsauce, die man aus dem Gerippe und den Abfällen von wildem Geflügel, etwa Fasan, Birkwild, auch wohl Wildenten oder Rebhühnern, in Weißwein auskocht. Man würzt den Wein dazu mit Schalotten, Lorbeerblatt, Pfeffer und Salz, fügt dann die gleiche Menge von gut durchgekochter brauner Vorratssauce hinzu, seiht durch, gibt die vom Stein geschälten Oliven, einen Eßlöffel Provenceröl und etwas Estragonessig sowie geviertelte, hartgesottene Eier bei, gießt schönes Fleischgelee an und würzt noch nach Belieben mit Zitronensaft. Angerichtet wird diese Schüssel in Salatnäpfen, kalt oder warm, mit Aspik, Salatherzchen und Eierscheiben garniert.

Zwischengericht für einfache Diners. Falsche Austern in Muscheln. — Man wässert zwei Kalbshirne, häutet sie, kocht sie in Wein und Wasser, Salz, Thymian, Zitronenscheiben und Lorbeer nebst 30 Gramm Butter etwa eine halbe Stunde, läßt sie auf einem Sieb erkalten, gibt dann auf jede Muschel ein nußgroßes Stück, überstreut dies mit feingewiegter Zitronenschale und gießt einen Kaffelöffel weißen Wein darüber. Dann legt man noch auf jedes Hirnstückchen ganz wenig Sardelle. Über alles kommt dann ein Löffel Bechamel. Dazu verrührt man zwei Kochlöffel Mehl mit vier Eidottern, Salz, Muskat, einer Tasse kräftiger Brühe, 70 Gramm Butter und einer Tasse süßem Rahm, läßt es auf dem Feuer dick und heiß werden, doch nicht kochen, und säuert noch mit Zitronensaft. Das Bechamel muß so dick sein, daß es nicht auseinanderlaufen oder zerfließen kann. Mit Semmelbröseln bestreut, auf eine Viertelstunde in den heißen Ofen geschoben, daß sie gut heiß und oben gelblich gefärbt sind, werden die „Austern" sofort zu Tisch gegeben. Man rechnet für jede Person eine Muschel.

Frauenleben in der Kunst

Das Tischgebet. Von Chardin (1698—1779). Wie bei den andern Bildern Chardins, die an dieser Stelle gezeigt wurden, ist auch hier die ihm eigene Verbindung von Eleganz der Ausführung bei einer gewissen bourgeoisen Enge des Milieus, in dem er sich mit Vorliebe bewegt, bestimmend für den Gesamteindruck seines Werkes. Man fühlt, daß in der Atmosphäre dieses Hauses von guter Zucht und strenger Moral nicht minder oft die Rede ist als von Anstandsregeln und äußerlichen Bildungsprinzipien. Man fühlt, daß dieses kleine Mädchen, dessen Köpfchen so aufrecht auf dem damenhaft gehaltenen Figürchen sitzt, im Gebet nicht nur seine Herzensmeinung ausdrückt, sondern daß es überzeugt ist, mit seinem Tischgebet ebenso eine gewisse Pflicht der Wohlerzogenheit zu erfüllen. Man fühlt schließlich auch in Blick und Haltung der Mutter ebensosehr die leichte Pedanterie der Erzieherin wie den mütterlichen Stolz und die Liebe heraus. Und so macht ganz abgesehen von dem Kunstwert dieser feinen Bildchen, die sichere Charakterisierung der Menschen und ihrer Umgebung sie zu sprechenden kleinen Kulturdenkmälern.

Das Tischgebet.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 49. 1908.

Wolle nur nie die Dummheit belehren!
Mit vernünftigen Gründen entwaffnen, bekehren. —
Verächtlich lächelnd hört sie dir zu —
Und dünkt sich tausendmal klüger als du.

Aug. Posch.

Niederdeutsche Weihnachtssitten.

Von M. Bartz.

Wie wenig weiß man heute im hastigen, lärmenden Leben der Städte von einer sinnigen Vorbereitung auf das schönste aller Feste! Und dabei ist für manchen sorgenden Hausherrn, für die vielbeschäftigte Gattin und Mutter die Zeit vor dem Fest eine so unerquickliche Hetze, daß sie am heiligen Abend selbst, wenn die Bescherung vorüber, körperlich und geistig erschöpft, zu sich sagen: „Gott sei Dank, daß ich nun wieder etwas mehr Ruhe habe!" Wo solch niederdrückendes Gefühl der ganze Erfolg des lange vorbereiteten Abends ist, da muß man doch sagen, daß die kurze Zeit des Kerzenanzündens und Beschenkens alle die Mühe und Arbeit nicht wert sind.

Muß das sein? Muß das schönste und poesievollste aller deutschen Feste zu einer bloßen Schenkgelegenheit ausarten? Es ist doch traurig, wenn man öfter und öfter die nüchternen Worte hören muß: „Weihnachten ist nur ein Fest für Kinder"! Gerade bei diesem Fest, das sich ganz besonders im inneren Kreise der Familie abspielt, hat es eine sinnige, deutsche Frau in der Hand, das nüchterne Rechnen auf Geschenke in den Hintergrund zu drängen und alle die vielen, schönen Überlieferungen zu pflegen, die vom Kultus unserer germanischen Vorfahren her diese winterliche Zeit der Sonnenwende durchziehen, deren Gewalt über die Gemüter so stark war, daß auch die Sendboten des Evangeliums sie im christlichen Gewande weiter bestehen ließen.

Vier Adventswochen zählen wir bis zum Christtage. Sie versinnbildlichen die vier Jahrtausende, die nach altchristlicher Annahme von der Erschaffung der Welt bis zur Geburt Christi verflossen sein sollen. Diese fünfundzwanzig Tage, die vor uns liegen, können dem Kindervolk zu einer Stufenleiter der größten Freude werden. Die Mutter hat es dabei in der Hand, durch kleine Belohnungen so manche Unart zu unterdrücken. Wo z. B. noch der schöne Gebrauch herrscht, am heiligen Abend eine Krippe unter den Baum zu stellen, da kann das kleine Volk dazu beitragen, das harte Lager des Christkindes, das ein weiches Kindergemüt so beklagt, durch sein braves Verhalten weich zu machen. Von Stroh schneidet die Mutter für die Krippe passende Halme zurecht. Vom ersten Adventstage an erhält am Abend jedes Kind, das sich den Tag über bemühte, seine besonderen Unarten abzulegen, seinen Halm. Welcher Jubel, wenn am 24. Dezember jedes seine vierundzwanzig Halme gespart hat, um sie der Mutter für die Krippe abzuliefern!

In anderen Häusern gibt es die schöne Sitte, eine Adventskrone anzuzünden. Kreuzweis übereinandergebundene Weidenbügel werden unten mit einem Reifen vereinigt und mit Zweigen der Edel- oder Douglastanne bewickelt. Auf diese grüne Krone wird jeden Tag eine Kerze mehr gesteckt und im Dämmerstündchen beim Üben der Weihnachtslieder angezündet, bis am heiligen Abend die vierundzwanzigste Kerze neben dem lichterstrahlenden Baum die heilige Nacht erleuchtet.

Ganz besonders als Vorfeier sollte der Nikolaustag, der 6. Dezember, Kinderherzen erfreuen. Seinen alten, grimmigen Knecht Ruprecht zur Seite, kommt der Heilige am St. Nikolaustage zur Erde hernieder, um an den Fenstern und Türen zu lauschen, wie man sich drinnen auf das Weihnachtsfest rüstet. Wo fröhliches Kinderlachen ertönt, liebliche Lieder erklingen, tritt er ein, und wenn auch Ruprecht erst gar finster schaut und ein Gedichtchen oder ein Lied von den Kleinen hören will zum Beweise daß sie etwas gelernt haben, so greift er doch bald, durch Fleiß und Artigkeit versöhnt, in den Sack und läßt süßes Weihnachtsbackwerk, Äpfel und Nüsse in die ausgestreckten Händchen fallen.

Meinst du, liebe Mutter, derartiges sei nichts mehr für unsere moderne Kinderwelt? „Die Großen glauben ja doch an so etwas nicht mehr", sagst du vielleicht. Das verlangt auch niemand von ihnen. Aber du kannst deine erwachsenden Kinder zu fröhlichen Mitwissern heranziehen, die du bedeutest, den kleinen die Freude nicht zu verderben. Welche Persönlichkeit hinter der geheimnisvollen Vermummung steckt, brauchst du selbst ihnen nicht zu verraten. Und die süßen Gaben lassen auch sie sich recht gerne gefallen.

Wie viel mehr wird aber gerade diese hübsche Feier des Nikolaustages Kinderherzen erfreuen, wenn man vielleicht in der Lage ist, einer größeren Schar der Kinder seiner Untergebenen damit einige fröhliche Stunden zu bereiten! Dies ist eine Gelegenheit, mit wenigen Mitteln einen nachhaltigen Eindruck bei ihnen zu erzielen, und die eigenen Kinder werden im Wettbewerb mit den fremden sich jedes Jahr mehr auf den Nikolaustag freuen.

Ein schönes Transparent mit einem Advents- oder Weihnachtsspruch, das ein dahintergestelltes Lämpchen erleuchtet, gibt den Adventsabenden besondere Weihe. Aber lassen wir auch die Mädchen des Hauses mit hereinkommen, wenn die Adventslieder erklingen, ein halbes Stündchen läßt sich von der Hausarbeit dazu erübrigen. Wie gern spielt dann eine von ihnen gelegentlich den Ruprecht oder Nikolaus (wenn er sich nicht regelmäßig am 6. Dezember einstellen sollte), und wirft geheimnisvoll durch die Tür einen Regen von Äpfeln und Nüssen in die dämmerige Stube. —

Für alles das nun, was im Familienkreis erquicken und Kinderherzen erfreuen kann, sind Mütter ja leicht zu haben. Schwerer finden sie sich bereit, wenn ihre Mitwirkung für eine Pflege von Volkssitten im weiteren Umkreis erbeten wird. In der Großstadt wird sich dazu selten Gelegenheit bieten. Aber welchen Schaden es angerichtet hat, daß draußen auf dem Lande die gebildete Frau sich so wenig der Pflege des Volkstums annahm, das ahnten bis jetzt leider nur sehr wenige. Weniger als je darf heute die gebildete Frau in Dörfern und auf Landgütern sich nur auf ihren Familienkreis und auf die Pflege freundlicher Beziehungen unter Gleichgestellten beschränken! Es kann an dieser Stelle nicht untersucht werden, wie sehr ihre Verständnislosigkeit, auch diesen Fragen gegenüber, dazu beigetragen hat, daß die Verhältnisse zwischen Arbeitgebern und Leuten an vielen Orten so traurig geworden sind.

Und auch das Fest der Liebe schlägt keine Brücke, wenn die Geschenke bloß pflichtmäßig gegeben wurden und die Leute nicht fühlen, daß die Herrschaft auch an ihren Freuden ein herzliches Interesse hat. Diese Verbindung läßt sich aber dort leichter herstellen, wo volkstümliche Sitten sich noch erhalten haben. Bleibt dem Hausherrn, der in erster Linie Respektsperson für die Leute sein muß, seltener Zeit und Gelegenheit, sich ihnen in dieser Hinsicht zu widmen, so ist es ein ganz besonders schönes Vorrecht der Frau, diese freundlichen Fäden zu spinnen.

Es heißt aber vor allen Dingen auch den Ursprung dessen kennen zu lernen, was deutsches Volkstum je an Blüten trieb. In Mecklenburg, Pommern und bis nach Preußen hinein finden wir z. B. noch das Umgehen des Schimmelreiters, der von einem Bären begleitet wird. (Wodan, der Göttervater, hielt bekanntlich nach germanischem Volksglauben zur Julzeit auf weißem Rosse seinen feierlichen Umzug auf der Erde.) Den Schimmelreiter stellt ein Bauernbursche dadurch dar, daß er ein Kornsieb an der Brust befestigt, aus dem ein ausgestopfter Pferdekopf hervorragt. Durch ein weißes Laken, das auch einen zweiten Burschen verhüllt, auf dem er reitet, erhält er beiläufig das Aussehen eines Reiters mit seinem Schimmel. So kehren sie in den Häusern ein und begehren an Stelle des Nikolaus, daß die Kinder ihre Verschen hersagen, um sie dann mit kleinen Weihnachtsgaben zu beschenken. Vielfach wird es auch umgekehrt gehalten, Bär und Schimmel führen zu einer primitiven Musik groteske Tänze auf und erbitten zur Belohnung von den Hausbewohnern allerlei Gaben.

Es gibt zahlreiche Dörfer, wo dieser Volksbrauch zu einer bloßen Bettelei ausgeartet ist. Es wäre nun sehr falsch, wenn im Unmut darüber die Herrschaft derartiges ganz untersagte. Benutzt man die Gelegenheit, den Leuten in freundlicher Weise etwas über den Ursprung dieses Gebrauches zu erzählen, so pflegt schon das so weit auf sie einzuwirken, um die Geldbettelei zu unterlassen. Viel freundlicher läßt sich dieses Überbleibsel des alten Volksbrauchs erhalten, wenn man es zu einer kleinen Aufführung ausgestaltet, an der der größere Teil der Dorfbewohner teilnehmen kann. Von zahlreichen einsichtigen Volksfreunden sind in Verbindung mit wissenschaftlich geschulten Germanisten diese Überreste deutschen Volkstums gesammelt und bearbeitet worden, und wer in der Adventszeit in seinem Wirkungskreise einen Abend veranstalten will, an dem er über Volksbräuche und ihren Ursprung etwas erzählen möchte, erhält auch speziellen Rat und Nachweis. Der „Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege" in Berlin W. 9 dient mit Unterstützung zahlreicher Behörden gern solcher Pflege deutschen Volkstums und gibt auf Anfragen kostenlos jede gewünschte Auskunft.

Was ausgeartet ist und sich überlebt hat, mag verschwinden, aber das Gesunde soll auch bestehen bleiben und, unserer modernen Zeit angepaßt, weiter Herzen erfreuen. Da findet sich in den Gegenden an der Ems, z. B. in den Dörfern um Meppen, noch die hübsche Sitte des Blasens von Adventshörnern. „Middewinter-Härrns" werden sie vielfach von den Leuten genannt, wie auch Weihnachten den Namen „Middewinter" führt. Die Hörner sind zum Teil Tierhörner, ein Stück Fliederholz ergibt das Mundstück. Einige Burschen haben auch Blechhörner. Beide Arten sind alte Erbstücke in den Bauernhäusern, und die sanft klagenden Töne, die die männliche Jugend, an Adventssonntagen durchs Dorf ziehend, ihnen entlockt, sollen an die Hirtenklänge von Bethlehem erinnern. Weithin klingen sie an den stillen Abenden und ergreifen den Zuhörer in ernster Weise. In den Dörfern der Lüneburger Heide wird mit leuchtenden Augen auf das winterliche Abendrot gedeutet: die Engel heizen den Ofen, um dem Christkinde die süßen „Weihnachtsstuten" zu backen, die es für die Bescherungen braucht. Die freundlichen Eigenschaften des Nikolaus sind hier mit denen des Christkindes vereint. Als „Klas" oder „Konjes" (Kind Jesu) zieht hier ein Kinderfreund in den Dörfern von Haus zu Haus, läßt die Kleinen beten und beschenkt sie. Der Christabend selbst wurde hier bis vor wenigen Jahren sehr bescheiden gefeiert. Bescherungen der Erwachsenen waren nicht üblich, nur geistliche Lieder wurden am Heiligabend gesungen, wenn es auch allerlei Gutes zu essen gab.

Ein Schlemmerabend ist er ja in vielen deutschen Gegenden, hier aber nennt ihn der Volkshumor sogar „Vollbucksawend" (Vollbauchsabend). Und die Kinder stellten ihre Schuhe oder Mützen unter den Tisch und fanden früh am Weihnachtsmorgen die Gaben des „Konjes" darin. Es waren nur Kleinigkeiten, dazu süßes Backwerk, allerlei Tiere, Reiter, Männer und Frauen darstellend, nebst Äpfeln und Nüssen, aber die unverwöhnte Jugend hatte auch daran ihre herzliche Freude. Erst der wachsende Wohlstand unserer Zeit läßt den geschmückten Baum auch hier wieder auferstehen. In Bevensen, wo der Thomastag (21. Dezember) von den Kindern gewählt ist, um sich durch Umsingen in den Häusern kleine Weihnachtsgaben zu erbitten, kommen die Kirchgänger zur Christmette am Weihnachtsmorgen mit einem Siebensterne, einem Gestell mit sieben Lichtern, die in der Kirche angezündet werden. Solche Siebensterne, aus verschiedenfarbigem durchleuchtenden Papier in der Art der Lampions angefertigt, sind um die Weihnachtszeit auch für billiges Geld in guten Papierhandlungen zu haben und ein hübscher Ersatz da, wo man an Adventsabenden keine Krone anzünden kann. „Umsinger" oder „Sternsinger" mit dem „Herodeskasten" finden sich in den Gegenden des Harzes oder Thüringens an zahlreichen Orten. Die Geschichte der heiligen drei Könige wird in Prosa oder originellen Versen deklamiert und im Chor dazu gesungen. Kinder aller Stände beteiligen sich voll Freude am „Umsingen", und schelmisch erklingt es von der kleinen Schar:

Ich bin der kleine König,
Schenkt mir nicht so wenig,
Laßt mich nicht so lange stehen,
Ich muß noch weiter heute gehen.

Oder der schalkhafte Sang:

Mein Vater hat große Knöppe am Rock,
Ist klein auch von Person,
Wo jeder Knopp einen Taler kost,
Dem Mann bin ich sein Sohn.

Und wieder an anderen Orten:

Es geht 'ne goldene Schnur ums Haus,
Der Herr, der guckt zum Fenster raus,
Er scheint sich zu bedenken,
Will uns was Schönes schenken.

In katholischen Gegenden werden in der Adventszeit die „Rorate-Frühmessen" abgehalten. Sie haben ihren Namen von den Eingangsworten, mit denen die Feier beginnt: „Tauet, ihr Himmel, den Gerechten . . ." Im frühesten Morgengrauen zieht alles, alt und jung, mit Laternen und Fackeln zur Kirche, und in den bergigen Gegenden ist es von eigentümlichen Reiz, zu beobachten, wie die Lichter über den schneebedeckten Halden auftauchen, hier eine lange Reihe die Berge heruntergleitet, dort Gruppen sich zusammenfinden, bis alles Gesunkel an der Kirche zusammenströmt.

In Westpreußen ist um die Adventszeit die eigenartige Sitte zu finden, daß „Adventsmütterchen" umgehen. Alte Frauen, die trotz der winterlichen Kälte einen breitrandigen Strohhut mit rotem Bande tragen und ein großes, weißes Laken umgeschlagen haben, ziehen mit ihrer Opferbüchse, einem Korb und einer großen Glocke von Haus zu Haus. Sie singen nach den Wünschen der Kinder zum Weihnachtsfest, loben die braven, ermahnen die unartigen, und überall erhalten sie etwas zum Besten der gemeinnützigen Anstalten am Orte.

Von rührender Kindlichkeit sind die Weihnachtsgesänge der Kassubei und Litauen. Nichts beklagt der Volksgesang so mehr als die Tatsache, daß der Herr der Herrlichkeit in tiefster Armut auf Erden erschien. Wäre er bei ihnen geboren, so heißt es in den Weihnachtsliedern, so hätten sie ihm alles dargebracht, was sie nur besaßen. Und nun beginnt in lindlichen Reimen

die Aufzählung aller dieser Herrlichkeiten: Daunenbettchen und Fellmützchen, goldene Butter und gebackene Vögel, Honig und knusperige Täubchen.

Schon dieser kurze Streifzug durch niederdeutsche Gegenden beweist, welche reiche Auslese wir an alten Überlieferungen im deutschen Volkstum heute noch finden. Benutzen wir diesen Reichtum deutscher Sinnigkeit zu einer Ausgestaltung der vorbereitenden Zeit auf das lieblichste und freudenreichste aller deutschen Feste in unserem ganzen Wirkungskreise, so wird auch die Nachwirkung im eigenen traulichen Familienkreise nicht ausbleiben. Wohin die Kinder eines solchen Hauses dann auch einmal durch das Leben und die Verhältnisse geführt werden, sie werden stets zu den gleichen Altären feiernd zurückkehren, auf denen ihnen einst in der Jugendzeit die reinsten Freuden flammten.

Siebenbürgischer Christbaumschmuck.

Von Eve Horst.

Ganz wie bei uns helfen die Kleinen Siebenbürgens beim Schmücken des Tannenbaumes! Sie überziehen Nüsse und Äpfel mit Schaumgold und hängen sie mit grünen dünnen Fäden an die Tannenzweige, um so die Illusion zu erwecken, als schwebe alles in der Luft. Sie kleben aber außerdem, und das ist ihre Spezialkunst, allerlei niedliche Gegenstände, die bei uns weniger bekannt sind. Als Modelle dienen ihnen Formen, wie sie ihnen täglich vor Augen kommen: Körbchen, Gläser, Gefäße usw. Aber aus den einfachen Formen schaffen sie lustige, glitzernde Dinge dadurch, daß sie die Flächen mit grobkörnigen weißen und bunten Zuckerperlchen bekleiden. Mit diesen Abbildungen geben wir einige solcher Gegenstände, die uns von einer Freundin unserer Zeitschrift direkt aus dem herrlichen Siebenbürger Lande zugesandt wurden. Siebenbürgische Kinder haben sie für unsere deutschen Kinder als Vorlagen gearbeitet. Die naturgroßen Schnitte folgen auf Seite 773. Für das mit Abbildung 1 dargestellte Körbchen gilt der Schnitt I. Es ist sehr einfach herzustellen, da das Ganze aus einer einzigen Fläche gebildet wird. Nachdem die Form herausgeschnitten ist, knifft man die Linien a, b, c, d, e und f ein und näht die aneinandergrenzenden Kanten der Wände mit weißem Garn (stets die Nadel durch die vorher eingebohrten Löchlein steckend) zusammen. Für den Bügel wird ein 15 Zentimeter langer Papierstreifen von etwa ½ Zentimeter Breite geschnitten, dessen Enden man gegen die beiden Spitzen der Korbwände klebt. Schmale farbige Papierstreifen, nach Abbildung 1 aufzukleben, bilden den Schmuck.

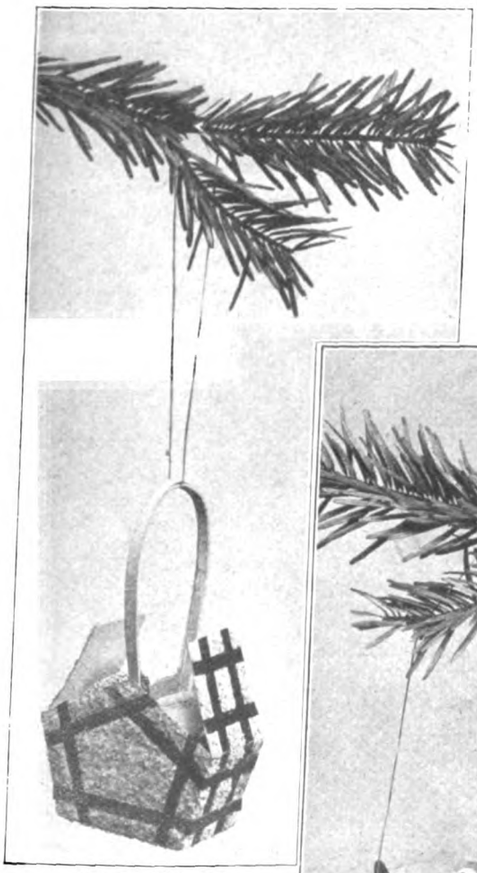


Abb. 1. **Körbchen.** Hierzu Schnitt I.

Abb. 2. **Fass.** Hierzu Schnitt II u. IIa.

Für das Faß (siehe Abb. 2) oder auch „Schaff", wie die Siebenbürger sagen, gilt Schnitt II und IIa. Nachdem die Hauptform geschnitten, sind die Streifen nach den in II gegebenen Formen aus Silberpapier zu schneiden und aufzukleben. Dann hat man die durch Schraffierung markierten Löcher auszuschneiden und diese fertig vorbereitete Wand so zusammenzukleben, daß die beiden Endbogen aufeinandertreffen, und die Kante der einen Seite an die auf dem Schnitt angegebene Linie x trifft. Der Boden IIa ist am Rande mit Klebemasse zu bestreichen und von oben in die Wand hineinzufügen. Ein Holzstäbchen wird, wie aus Abbildung 2 ersichtlich, durch die Löcher geleitet. Dann ist das „Schaff" fertig.

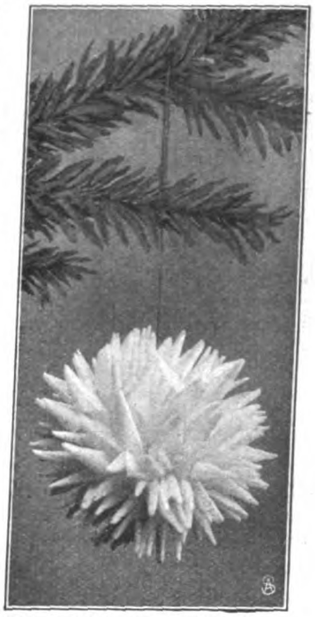


Abb. 3. **Ball.** Hierzu Schnitt VIII.

Die Tüte (siehe Abb. 4) wird nach Schnitt III geschnitten, an den Kanten m übereinandergeklebt und mit einer Randverzierung, Schnitt IIIa, verziert.

Für den Schlitten (siehe Abb. 5) gelten die Schnitte V, Va, Vb und Vc. Man schneidet nach V zwei Teile, nach Va einen Teil. Letzterer wird in den Linien g und h, i und k gekniffen und derart den beiden Seitenwänden angefügt, daß

Abb. 4. **Tüte.** Hierzu Schnitt III und IIIa.

er Boden, Rück- und Vorderwand bildet. Schnitt Vb gibt den größeren, Schnitt Vc den kleineren Sitz. Wie diese Teile zu den Sitzen zu kniffen und wie sie anzukleben sind, erweist sich bei der Arbeit. Die Seitenwände unseres Schlittens hatten eine Musterung aus farbigen Papierstreifen. Diese sind nach Abbildung 5 anzuordnen.

Das Salzfäßchen (siehe Abb. 7 und Schnitt IV) ist aus einem Stück zu schneiden. Nachdem die Linien b eingekniffen sind, klebt man die Kanten o aufeinander und den, durch Linie b abgeteilten, mit Einschnitten versehenen Streifen gegen den Boden. Unser Salzfäßchen war durch rote Papierstreifen geschmückt (siehe Abb. 7).

Auch bei dem Kruge (siehe Abb. 8, Schnitt VI und VIa) werden die Reifen nach der Form (enthalten in Schnitt VI) geschnitten und aufgeklebt. Die Kanten n werden nahtbreit übereinandergeklebt. Den Boden, Schnitt VIa, schneidet man am Rande, wie angegeben, strahlenartig ein, bestreicht diesen eingeschnittenen Rand mit Klebemasse und schmiegt ihn an die große Öffnung. Als Henkel dient ein Silberpapierstreifen. Durch feine, lose gezupfte Watte wird der Bierschaum imitiert.

Sehr hübsch wirkt auch die mit Abbildung 9 dargestellte Trommel, für deren beide Bodenteile der Schnitt IIa verwendet werden kann. Für die Wand ist ein Kartonstreifen von 4 Zentimetern Breite und 16 Zentimetern Länge erforderlich. Dieser Streifen wird an den Schmalseiten übereinandergeklebt. Dann führt man die Böden so hinein, daß die Wandkanten etwa ½ Zentimeter darüberragen. Zackenstreifen und Bänder aus farbigem Papier bilden den Ausputz (siehe Abb. 9). Zu der Wiege (Abb. 10) gehört Schnitt VII und VIIa. Die Form VII ist zweimal zu schneiden, VIIa hat man an den Linien a, b, c und d zu kniffen, man erhält dadurch Seitenwände und Boden. (Die geraden Besatzstreifen sind leicht nach Abbildung 10 anzubringen.) Rück- und Vorderwand sind an diesen Teil zu kleben.

Von allen hier beschriebenen Gegenständen kann man für einen Baum mehrere Exemplare anfertigen. Sind sie fertig, so geht es an das „Überzuckern". Man bestreicht dazu die Flächen, unter Umgehung der farbigen Streifen, mit einer leichten Klebemasse und streut den grobkörnigen Zucker so darauf, daß er eine glitzernde Fläche bildet. — In anderer Art, aber nicht weniger hübsch, ist das mit Abbildung 6 dargestellte Körbchen gearbeitet. Es wird aus passend zugeschnittenen Streifen geflochten. Sie waren hier aus vorher angefeuchteten Hobelspänen geschnitten, doch kann man auch ebensogut Papierstreifen anwenden.

Abb. 6. **Körbchen.** (Hierzu das Flechtwerk auf dem Schnittmusterbogen.)
Abb. 7. **Salzfass.** Hierzu Schnitt IV.

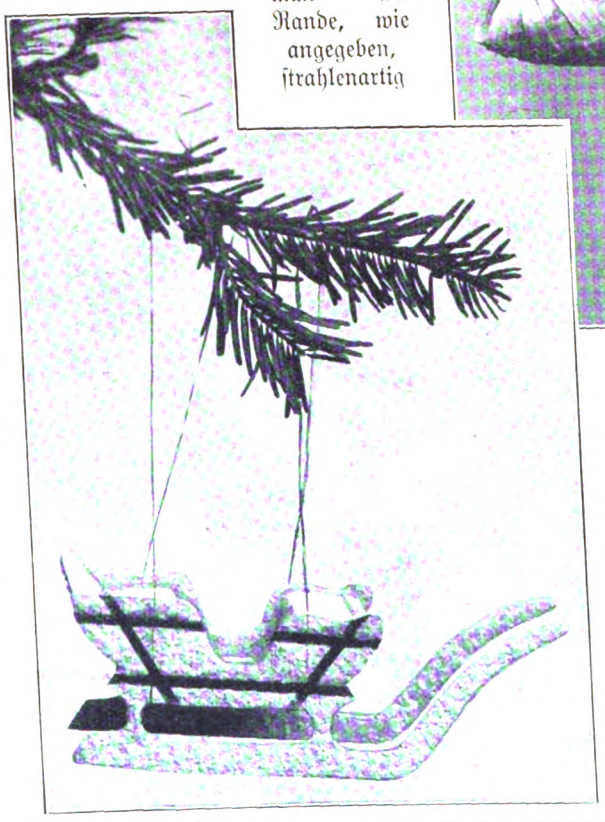


Abb. 5. **Schlitten.**
Hierzu Schnitte V, Va, Vb, Vc.

Abb. 9. **Trommel.**
Hierzu Schnitt IIa.

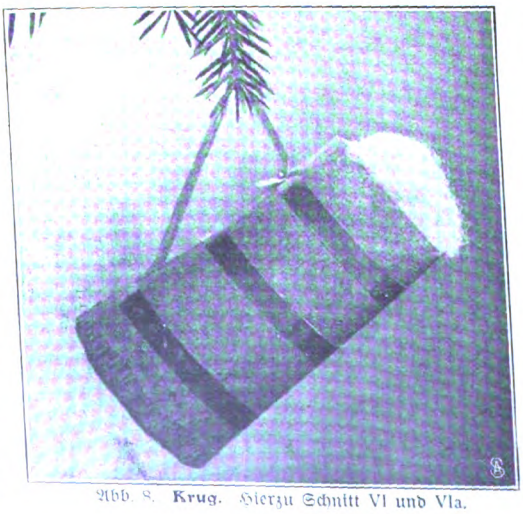
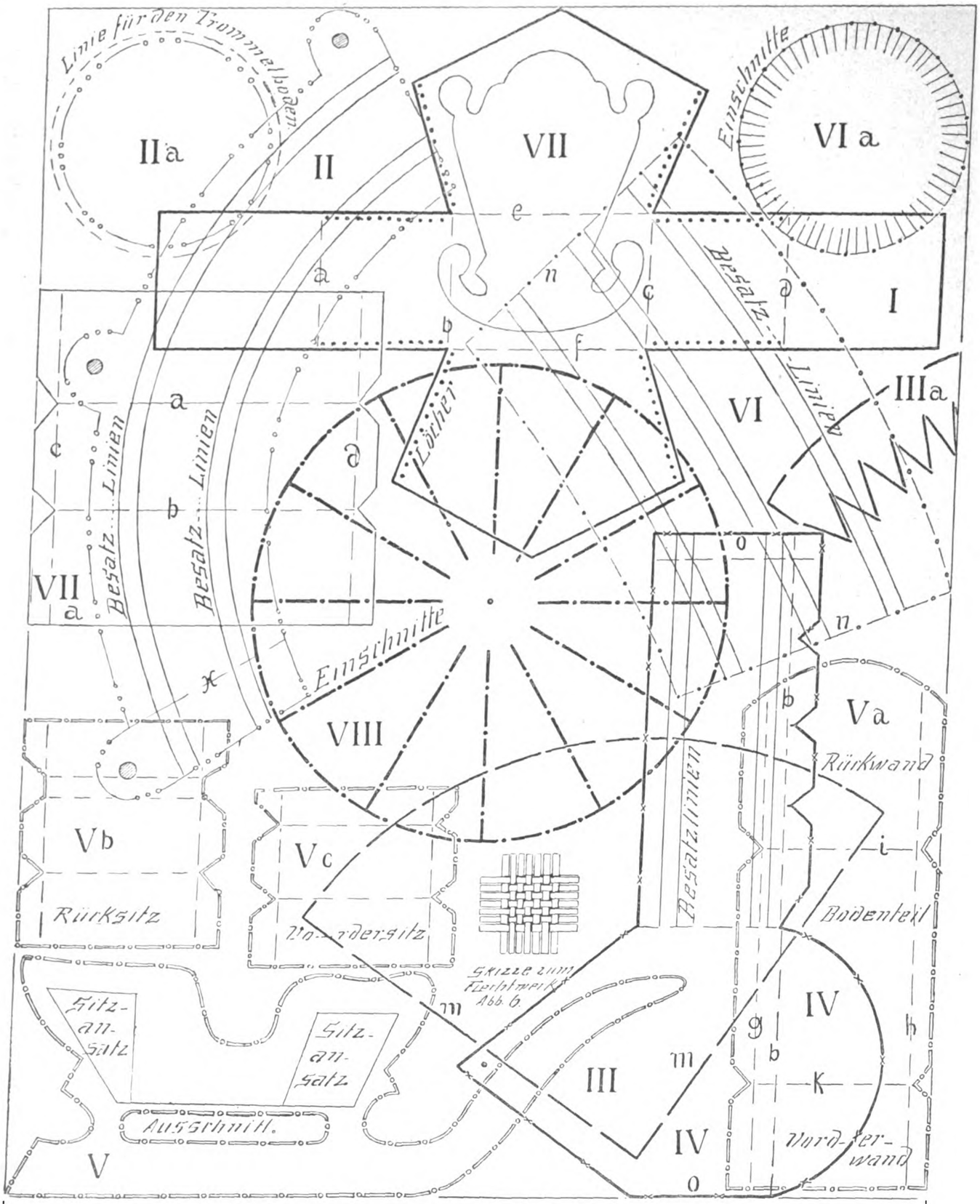


Abb. 8. **Krug.** Hierzu Schnitt VI und VIa.

Abb. 10. **Wiege.** Hierzu Schnitte VII und VIIa.



Naturgrosse Schnitte zum Siebenbürgischen Christbaumschmuck.

Die Schnitte von I—VII sind aus weißem Kartonpapier zu schneiden. Für die Besatzstreifen wählt man Silber- und Goldpapier. Schnitt VIII erfordert weißes Seidenpapier.

Schnitt I, Abb. 1., Körbchen.
Schnitt II u IIa, Abb. 2, Faß („Schaff").
Schnitt IIa, Abb. 9, Boden zur Trommel.
Schnitt III u IIIa, Abb. 4, Tüte.
Schnitt IV, Abb. 7, Salzfaß.
Schnitt V, Va, Vb, Vc, Abb. 5, Schlitten
Schnitt VI u. VIa, Abb. 8, Krug.
Schnitt VII u. VIIa, Abb. 10, Wiege.
Schnitt VIII, Abb. 3, Ball.

Man braucht 14 Streifen, die je 7 Millimeter Breite und 12 Zentimeter Länge haben müssen. Diese Streifen werden miteinander verflochten (s. Schnittmusterseite). Dann hat man alle Enden jeder einzelnen Seite aufeinanderzulegen und sie zusammenzunähen. Dadurch rundet sich die Fläche zur Form. Zuletzt sind wieder je zwei dieser zusammengenähten Bündel miteinander zu verbinden. Dann näht man einen schmalen Streifen von etwa 18 Zentimetern Länge als Henkel an und umwindet ihn nach Abbildung 6 mit farbiger Seide, mit Band oder Wolle und läßt an den Ansatzenden kleine Öfen stehen. Solche Körbchen können leicht in jeder beliebigen Größe und in mehreren Exemplaren angefertigt werden.

Einen charakteristischen siebenbürgischen Christbaumschmuck bilden, oft als einziger Ausputz angewendet, Bälle aus weißem Seidenpapier. Solch ein Ball ist mit Abbildung 3 dargestellt, Schnitt VIII gibt die Form. Man schneidet danach für einen Ba... 16 solcher Teile (je 8 aus achtmal übereinandergelegtem Papier), legt je 8 Teile aufeinander und schneidet durch alle acht Blätter die zwölf auf dem Schnitt durch Zeichnung angegebenen Einschnitte, danach dreht man jeden einzelnen Teil eines solchen Blättchens über einen gespitzten Federhalter, so daß die einzelnen Papierausschnitte sich zu einzelnen, lockenartigen Formen gestalten. Sind alle 16 Blättchen so vorbereitet, so zieht man sie fest auf einen Draht, auf dem sie im Verein wie ein Ball wirken.

„Den schönsten Schmuck bilden die weißen Bälle, von denen bei einem großen Baum 40 Stück mit ziemlich langen Goldfäden an den Enden der Zweige angebracht werden. Durch die Kerzenwärme geraten alle in eine sanft drehende Bewegung, und damit bietet der Baum einen wundervollen Anblick." So schreibt man uns aus Siebenbürgen.

Der Honig im Weihnachtsmenü.

Von Rich. Bollmer.

Der Honig, der neben seinem Ehrenplatz im Küchenzettel auch im Mythen- und Sagenschatz des alten Germaniens sein Plätzchen gefunden hat, verdient es sicher schon dieser historischen Würde wegen, daß er bei der Zusammenstellung des Weihnachtsmenüs die traditionelle starke Berücksichtigung erfährt. Einige Rezepte mögen, zumal da wir uns nicht auf Honigkuchen beschränkt haben, sondern auch die wenig bekannten Honiggetränke hier einbeziehen, der Hausfrau nicht unwillkommen sein.

Honigbier. Man nimmt auf vier Liter Wasser ein Pfund Honig, kocht beides und schäumt es so lange ab, bis die Masse ganz klar ist; dann bindet man etwas guten Hopfen — eine Prise auf je vier Liter — in ein leinenes Läppchen, hängt es in das kochende Honigwasser, läßt dies einigemal aufwallen und gießt es dann in flache Gefäße zum schnellen Abkühlen. Hierauf gießt man die Masse in ein gut gereinigtes Faß, rührt etwas gute Bierhefe dazu und läßt sie gären. Nach der Gärung ist das Bier trinkbar; es wird aber auf Wochen hinaus immer besser, wenn es in gut verkorkten Flaschen aufbewahrt wird.

Honiglimonade. Man nimmt auf einen Eimer Wasser 500 bis 750 Gramm Honig, erhitzt beides miteinander und läßt darauf im offenen Eimer angären, was man durch Zusatz von etwas Bierhefe schnell erreicht. — Gleich am ersten Tage nach eingetretener Gärung füllt man die Masse auf Brunnenkruken oder starke Mineralwasserflaschen, die man gut verkorkt und verbindet und dann in einen kühlen Keller stellt. Nach acht Tagen ist das Getränk fertig. Als Tanzerfrischung zu empfehlen.

Met. In Ländern, in denen viel Honig gewonnen wird, wie z. B. in Polen und Rußland, bereitet man häufig aus dem Honig ein dem Wein ähnliches, berauschendes Getränk, den Met. Schweinebraten und Met waren ja schon eine Lieblingskost der alten Polen. Einen Teil Honig und sechs bis acht Teile Wasser siedet man in einem kupfernen Kessel bei gelindem Feuer und schäumt die Unreinlichkeit fleißig ab. Ist die Flüssigkeit so stark geworden, daß ein ganz frisches Ei darin nicht völlig untersinkt, so läßt man sie erkalten, füllt sie in ein Faß, doch nicht ganz voll, bringt dieses in die Wärme und läßt nun die Gärung vor sich gehen. Nach etwa sechs Wochen füllt man den Met in ein anderes Faß, das man nicht ganz fest verstopft, und nachdem dort die Gärung völlig beendet ist, füllt man den Met auf Flaschen; er kann nach kurzer Zeit getrunken werden.

Honigchampagner. Ein Liter guter neuer Wein, 100 Gramm Honig und ein Gläschen Chartreuse oder sonst guter Likör werden, gut gemischt, vier Tage lang kühl gestellt. Dann wird der Wein behutsam in eine starke Flasche abgeschüttet, gut verkorkt und zugebunden. Man läßt den „Champagner" etwa vier Wochen lagern.

Honigpunsch. Nimm einen Liter Wasser und 250 Gramm Honig, etwas Zimt und einige Nelken sowie etwas fein abgeschälte gelbe Orangen- oder Zitronenschale und den Saft von einer Orange (Pomeranze) oder Zitrone. Alles dieses koche so lange, bis es etwa um ein Sechstel der ganzen Masse eingekocht ist, wobei der sich bildende Schaum abgeschöpft wird. Den Saft der Orange oder Zitrone kann man auch erst nach dem Kochen beifügen, was ich noch mehr empfehlen möchte. Sodann seihe man die ganze Masse durch ein reines Tuch in eine Punschterrine und gieße drei Weingläser guten Arrak daran; nun ist der Punsch fertig. Kalt schmeckt dieser Punsch noch besser als warm. In gut verkorkten Glasflaschen läßt er sich wochenlang aufheben.

Honigkuchen. In ½ Kilogramm heißem Honig schmilzt man 45 Gramm frische Butter, vermischt die Masse mit ½ Kilogramm feinem Mehl und setzt nach dem Erkalten des Teiges 7 Gramm in Rum aufgelöste Pottasche hinzu. Nach zwei bis drei Tagen knetet man den Teig tüchtig und gibt 30 Gramm gestoßene, süße Mandeln und die auf Zucker abgeriebene Schale einer Zitrone hinzu. Alsdann rollt man den Teig auf einem mit Mehl bestreuten Brett dünn aus, schneidet runde Kuchen davon und bäckt sie auf einem Blech, das zuvor mit Butter bestrichen wird.

Lebkuchen. 1½ Kilogramm Honig, 500 Gramm guter Kochzucker, 150 Gramm in Würfel zerschnittenes Zitronat, 125 Gramm feingewiegte, überzuckerte Pomeranzenschalen, 500 Gramm grobgehackte süße Mandeln, 10 Gramm fein gehackte bittere Mandeln, 30 Gramm feinzerstoßener Zimt, 5 Gramm feinzerstoßene Nelken und zwei Teelöffel voll beste Pottasche, aufgelöst in vier Eßlöffel voll gutem Rum. Der Honig wird heiß gemacht, der Zucker hineingerührt, und wenn die Masse ziemlich abgekühlt ist, werden alle übrigen hier genannten Bestandteile nebst so viel Mehl hinzugetan, daß ein geschmeidiger Teig entsteht. Dieser wird fingerdick auf Blechen gerollt, in beliebige Stücke geschnitten und im Ofen gebacken. Glasur weiß.

Thorner Pfefferkuchen. Diese Art Pfefferkuchen ist besonders berühmt und soll an Güte gewinnen, je länger der Teig liegt. 1 Kilogramm Honig, 1 Kilogramm Farinzucker zusammen eingekocht, bis die Mischung Blasen wirft, 1 Kilogramm Mandeln, 33 Gramm Pottasche, Pfeffer, Zimt, Nelken, Kardamom, Muskatnuß und Mehl sind die Bestandteile des Teiges.

Ginger Bread. Man vermische 1 Kilogramm Mehl mit 125 Gramm Zucker und 20 Gramm gemahlenem Ingwer, erwärme 125 Gramm Butter und gebe sie dazu, ebenso 750 Gramm gewärmten Honig, den man mit einem reichlichen Teelöffel voll in ein wenig kochendem Wasser auf...

kohlensauren Natron vermischt hat; man rühre alles gut untereinander, tue die Masse in eine mit Butter ausgestrichene Form und backe sie zwei Stunden lang in einem nicht zu heißen Ofen. Dieser kräftige, gesunde Kuchen hält sich ein halbes Jahr. Liebt man Ingwer nicht, so kann man ihn durch Zimt ersetzen.

Baseler Gewürzkuchen. Es gehören dazu: 750 Gramm gestoßener Zucker, 250 Gramm alter Honig, 1½ Kilogramm Mehl, 250 Gramm grobgehackte Mandeln, 250 Gramm Pomeranzenschale, 250 Gramm Zitronat, beides würflig geschnitten, 3 Gramm gestoßener Zimt, 3 Gramm gestoßene Nelken, etwas Muskatblüte und 15 Gramm in Franzbranntwein aufgelöste Pottasche. Man läßt den Honig mit dem Zucker aufkochen, schüttet die hellgelb getrockneten Mandeln hinein und rührt die Gewürze und — nach Abkühlen des Honigs — die Pottasche, das Mehl und ein Glas Kirschwasser dazu. Solange die Masse noch warm ist, rollt man sie, einen Federkiel dick, aus, schneidet Vierecke oder runde Scheiben davon, legt diese auf ein mit Mehl bestäubtes Blech und läßt sie bis zum anderen Tage stehen; dann werden sie bei gelinder Hitze braun gebacken. Die Kuchen kann man mit einer Schneeglasur oder mit zu Faden gekochtem Zucker überstreichen.

Zwei Kostüme für den Wintersport. Unser Modell (Abb. 499) wird aus derbem geraubten englischen Stoff in hell- und dunkelbrauner Karomusterung gefertigt und zeigt als Garnitur eine einfarbig braune Tuchweste, Tuchkragen und Ärmelaufschläge. Die nicht völlig anliegende Sportjacke hat im Rücken drei breite Quetschfalten, die im Taillenschluß unter einem Riegel verschwinden, unter dem der Schoß leicht faltig hervorfällt. Die Vorderteile werden durch geschweifte, mit Tuchvorstoß versehene englische Nähte durchteilt, die teilweise mit Knöpfen garniert sind. Den Hals umschließt ein eckiger Umlegekragen; den leicht keulligen Ärmel besetzt ein Aufschlag. Sehr flott wirkt hierzu der stark fußfreie Rock, der aus sieben Bahnen besteht. Jede Bahn zeigt eine eckige angeschnittene Patte, deren Zacke auf den eingesetzten Faltenteil fällt, der dem Ganzen den Eindruck des Faltenrockes verleiht. Der Schnitt ist in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und zum Jackett in 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 1,60 Meter, für den Rock 2,50 bis 3 Meter. — Der aus weißer, doppelt genommener Wolle gestrickte Sweater (Abb. 500) ist über den Kopf zu ziehen. Er ist am Halse mit einem hohen, glatt gestrickten Kragen versehen, der nach Belieben umgeschlagen oder hochstehend getragen werden kann. Den ziemlich glatten Ärmel schließt die umgeschlagene Manschette ab. Zur Vervollständigung des Kostüms dient ein unten weitfaltiges Rockbeinkleid aus dunkel-

Abb. 499 u. 500. Zwei Kostume für den Wintersport.

Abb. 501 bis 504. Puppenmantel und Hut, Blusen- und Hängerkleid für Puppen, japanischer Puppenanzug.
Abb. 505 bis 507. Basartoilette, elegantes Strassenkostüm, Festbluse für junge Mädchen.

blauem Cheviot, das ziemlich glatt die Hüfte umschließt und inwendig durch Gummibänder im richtigen Faltenwurf erhalten wird. Die Gamaschen sind aus Tuch gefertigt und mit Knöpfen geschlossen. Ihr Schnitt ist in 33, 38 und 43 Zentimetern Wadenweite für 50 Pfennig, der des Rockbeinkleides in 36, 38, 40, 42 und 44 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig und der zum Sweater in 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig vorrätig. Erforderliches Material: 1½ bis 2 Pfund Schmidische Wolle, für das Beinkleid bei 1,10 Metern Breite 2,25 bis 2,50 Meter.

Puppenmantel und Hut, Blusen- und Hängerkleid für Puppen, japanischer Puppenanzug. (Abb. 501 bis 504.) Mit unserem vier Puppen geben wir den Müttern kleiner Mädchen eine Anregung,

wie sie die Garderobe der Puppenkinder um einige Stücke vervollständigen können, die außerdem den Vorteil besitzen, daß zu ihnen gutpassende Schnitte vorrätig sind. Der moderne japanische Mantel (Abb. 501) wird am besten aus feinem sandfarbenen Tuch oder weicher Bastseide hergestellt und mit einer buntfarbigen Seidenborte besetzt. Er wird mit einem Geishakragen gearbeitet. Die weiten Dreiviertelärmel, die die Bordüre abkantet, werden dem Mantel angeschnitten. Der kleidsame Hut kann mit schwarzem Taft, Tuch oder Stickerei bezogen werden und ist am besten mit Band zu garnieren. Der Schnitt dazu wie zum Mantel ist für Puppen von 38, 50 und 65 Zentimetern Höhe für 25 Pfennig erhältlich. — Für das Blusenkleidchen (Abb. 502) war weicher Wollstoff gewählt, damit die langtaillige, ziemlich bauschige Bluse nicht zu sehr absteht. Den kleinen viereckigen Ausschnitt umgibt eine farbige Bordüre, um die Taille legt sich ein schmaler roter Ledergürtel, das kurze Puffärmelchen schließt ein Kräuschen ab. Hierzu ist der Schnitt für eine Puppe von 38, 50 oder 65 Zentimetern Höhe für 25 Pfennig vorrätig. — Sehr originell wirkt die Japanerin Abb. 503, für deren Kimono buntbedruckte Seide oder Satin verwendet wird. Das enge Gewand wird in Taillengegend durch einen breiten einfarbigen Seidengürtel zusammengehalten, mit dem der Abschluß der sich leicht kreuzenden Vorderteile übereinstimmt. Der nach unten weite Mikadoärmel ist der Taille angeschnitten. Der Schnitt ist für Puppen von 38, 50 und 65 Zentimetern Höhe für 25 Pfennig erhältlich. — Das Puppenhängerchen (Abbildung 504) war aus rosa Eolienne gefertigt und mit breiten Valenciennespitzen verziert. Die gereihten Hängerteile setzen sich hier einem geraden Kollerchen an, das zu beiden Seiten von trägerartigen Garniturteilen begrenzt wird, die Spitze garniert. Der Schnitt zu diesem Kleidchen samt der dazu gehörigen Wäsche ist für eine Puppe von etwa 40 Zentimetern Höhe für 50 Pfennig vorrätig.

Basartoilette, elegantes Strassenkostüm, Festbluse für junge Mädchen. (Abb. 505 bis 507.) Hellster rosa crêpe de Chine ergab das Material zu dem Modell auf Abb. 505, dessen Ausstattung in etwas dunkleren Libertyblenden und einer dezenten Goldstickerei bestand. Das mit spitzem Ausschnitt gearbeitete Empirekleid zeigt den Oberkörper durch eine zipfelige Fichudrapierung verhüllt, die vorn durch eine große Rose, im Rücken durch eine Goldgazerosette zusammengehalten wird. Unter dem leicht den Ärmelansatz verhüllenden Fichu fällt der lange, in Querfalten geordnete, ziemlich enge Ärmel hervor; es verdeckt zugleich auch den Ansatz des leicht schleppenden Rockes, der durch eine seitlich in Zipfeln ausfallende Tunika vervollständigt wird. Letztere ist an der linken Seite geschlitzt und oben durch Verschnürung zusammengehalten. Ihre Garnitur besteht in Goldstickerei und einer Libertyabkantung. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,20 Metern Breite 6 Meter. — Das Straßenkostüm Abb. 506 zeigt zu dem Persianerjäckchen einen maulwurfsfarbenen Tuchrock, der in leichter Schleppe ausladet. Das ziemlich anliegende Jäckchen wird durch eine Weste hübsch vervollständigt, die, vorn mit Hermelin besetzt, zwischen den geöffneten Vorderteilen sichtbar wird. Letztere betonen die gerade Front und präsentieren sich mit vorn abgerundetem Schoß, die Halsgarnitur besteht in einem hohen, vorn offenen Stehumlegekragen, an den sich breite Hermelinrevers anschließen. Der schlanke, oben fast faltenlose Ärmel bleibt völlig glatt. Der hierzu getragene Rock besteht aus zehn Bahnen, die derart angeordnet sind, daß an jeder Bahn eine schmale Falte entsteht, die durch Stepperei festgehalten wird. Sein Schnitt ist in 96, 100, 104, 108, 112, 116, 120 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der zum Jackett in 44, 46, 48, 50 und 54 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch für den Rock bei 1,10 Metern Breite 3,50 Meter. — Die Bluse des Mädchenkleides (Abb. 507) aus weißem leichten Wollkrepp ist mit angeschnittenen japanischen Ärmeln gearbeitet, die in Dreiviertellänge mit einem Bündchen abschließen. Die Garnitur besteht in einem rot-, gelb- und grüngestickten Seidengalon, der den kleinen runden Ausschnitt umrandet und sich längs des Ärmels herabzieht. Im Rücken geschlossen, zeigt die Bluse die Vorderteile mit leichten, ausspringenden Reihfältchen, zwischen denen der Stickereigalon die Mitte markiert; der Rücken bleibt glatt. Der Schnitt ist in 38, 40, 42, 44 und 46 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,50 Meter.

Abb. 508 bis 510. Drei Kindermäntel.

Drei Kindermäntel. (Abb. 508 bis 510.) Unsere niedliche Gruppe veranschaulicht einen Knabenpaletot und zwei Mädchenmäntel, die sich mit Hilfe der vorrätigen Schnitte von den Müttern ohne große Mühe nacharbeiten lassen. Der flotte, aus hellbraunem Tuch gefertigte Knabenmantel ist etwas glockig geschnitten, so daß er nach unten leicht tollig ausfällt. Verdeckt geknöpft, schließt er am Halse mit kleinem Herrenkragen ab, der sich unter dem extra umgelegten Biberkragen verbirgt. Den glatten Ärmel verzieren nur Steppreihen. Hierzu ist der Schnitt in 28, 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 75 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 1,50 Meter. — Die paletotartig wirkende lange Kielerjacke ist in Sackform geschnitten, wird doppelreihig geschlossen und am Halse durch einen breiten hellblauen, durch Blenden verzierten Satinmatrosenkragen vervollständigt. Der Ärmel ist leicht keulig geschnitten und in Aufschlaghöhe abgesteppt. Der Schnitt ist in 30, 32, 34, 36, 38 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 1,50 Meter. — Mütter, die auch in der Kinderkleidung eine gewisse Eleganz erstreben, dürften für das kleine Fräulein einen jener

Empiremäntel wählen, die wir durch Abb. 510 veranschaulichen. Aus bronzebraunem Velvet gefertigt und mit schmalen Rollen von weißem Kanin verziert, präsentiert sich das Mäntelchen als eine der anmutigsten Formen. Die kurze glatte Taille wird fast ganz von der pelzumsäumten Doppelpelerine verdeckt, die oben ein Umlegekragen abschließt. Die etwas glockigen Mantelteile setzen sich glatt der Taille an und zeigen an der Rückenmitte eine nach innen gelegte Falte, die nach unten ausfällt. Das blusige Ärmelchen ist unten in Falten abgenäht, auf die sich ein glatter, pelzumrandeter Aufschlag legt. Zu diesem zierlichen Mantel ist der Schnitt in 30, 32, 34 und 36 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 2 bis 2,25 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstverfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 499 bis 510 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 36—41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahmesendung erhöhte Portokosten erwachsen.

Die Kinder und die Geselligkeit.

Von Margarete von Branden.

In früherer Zeit, als die Sinne des Menschen für Genuß und Zerstreuung noch empfänglicher und nicht so abgestumpft waren, wie sie heute leider sind, bot der Feierabend oder der Feiertag, in der Natur verbracht, genügende Zerstreuung und Erholung. Mit der Abstumpfung aller Sinne gegen diese schlichten Reize mußten die Ersatzreize immer künstlicher, immer lauter, bunter, mannigfaltiger werden. Und so ist es gekommen, daß der „Kulturmensch" zu seinem Genuß und seiner Erholung die raffiniertesten Vergnügungen in reicher Abwechslung braucht, und daß der Genuß der Lebensfreude vielfach in dem Jagen von einer Zerstreuung zur anderen besteht.

Die auf dem Lande aufwachsenden Kinder finden gesündere, ihr geistiges und körperliches Wachstum fördernde Vergnügungen und Zerstreuungen in der Natur. Garten, Hof, Feld, Weide, Wiese, Wald und Heide liefern Zerstreuung in Fülle. Der noch ungeschulte Geist erstarkt an dieser Fülle von Vorstellungen und Erscheinungen, und ein echtes Kind wird deshalb die Freuden städtischer Geselligkeit weder vermissen noch beklagen.

Die Frage, wie man es am besten mit der Teilnahme der Kinder an der Geselligkeit der Erwachsenen hält, ist deshalb für die Städte und Großstädte viel brennender als für die Kleinstadt und das platte Land. Die Kinder des Gutsherrn, des Oberförsters, des Pastors usw. werden im allgemeinen kaum Vorliebe dafür bekunden, sich in der Gesellschaft der Erwachsenen zu bewegen: ihr Reich „draußen", selbst im Winter mit Schnee und Eis bietet dem ungekünstelten freien und natürlichen Empfinden der Kinder weit größere Reize als die Unterhaltung der Erwachsenen.

Daß sich dies bis auf die Volkskreise erstreckt, steht fest; und wahrscheinlich hat nur die stets rege Neugierde der Kinder, dem Tanz der Erwachsenen zuzuschauen, das segensreiche Gesetz gezeitigt, das unerwachsenen Kindern den Eintritt in einen Tanzsaal verbietet.

Bei ländlichen Hochzeits- oder Tauffeiern holen sich die Kinder bekannter Familien wohl ihren Kuchen aus dem Festhause, aber von einer weiteren Teilnahme der Kinder ist nicht die Rede. Anders in den breiten Volksschichten der Städte. Die Eltern, die niemand halten können, der in ihrer Abwesenheit die Kinder beaufsichtigt, nehmen die Kleinen einfach mit. Anstatt aber dann die Dauer des Vergnügens für sich so zu bemessen, daß die Kleinen nicht übermüdet werden, müssen die Kinder, deren geistige und körperliche Kräfte schneller erschöpft sind, oft bis in die halbe Nacht hinein aushalten und werden halbschlafend nach Hause geschleppt.

Im allgemeinen gilt in höheren Kreisen die Teilnahme der Kinder an der Geselligkeit der Großen für durchaus unzulässig. Man macht, besonders wenn es sich um Damengesellschaft handelt, aber hin und wieder dem mütterlichen Stolz der Hausfrau eine Konzession, die es gestattet, daß die Kinder in der versammelten Gesellschaft erscheinen und „Guten Tag" sagen. Mir war eine sehr stattliche stolze Mutter bekannt, die abends gelegentlich eines Balles in ihrem Hause alle ihre acht Kinder im Alter von 12 Jahren bis vier Monaten vorstellte. Die Mädchen erschienen in weißen Kleidern mit blauen Bändern, sogar das Jüngste, das von der nicht minder stattlich geputzten Amme getragen wurde, und die Knaben in weißen Matrosenblusen. Ich hatte Mitleid mit den zur Schau gestellten Kindern, von denen man den älteren ansah, wie gern sie da blieben, und den jüngeren, wie unbehaglich ihnen die vielen fremden Menschen waren. Deshalb sollte auch bei Gesellschaften im elterlichen Hause die Teilnahme der Kinder, sei ihre Anwesenheit auch noch so kurz, doch lieber ganz ausgeschlossen bleiben. Eine ganz andere Sache ist es, wenn zufällig erscheinender Besuch, eine Person oder eine kleine Zahl von Gästen aufgefordert wird, einen nur für kurze Zeit beabsichtigten Besuch auszudehnen und z. B. das Mittagsmahl der Familie zu teilen. Hierbei sind die Kinder, falls sie nicht so klein sind, daß sie noch nicht selbständig Messer und Gabel handhaben können, unter keiner Bedingung aus der Gesellschaft auszuschließen. Durch die Einladung der Hausfrau: „Nehmen Sie teil an unserm Mahl!" wird der Gast zum Familientisch geladen, an dem mit zu sitzen der Kinder Recht ist. Nimmt ein Gast diese Einladung an, so weiß er, daß die Kinder als Teile des Hauses und der Familie mit am Tisch sind, und kann sich dann über die „Kinder bei Tisch" nicht wundern.

Andererseits werden durch derartige kleine Abweichungen von der sonstigen täglichen Gewohnheit die Kinder gleichsam spielend an die Geselligkeit im elterlichen Hause gewöhnt und lernen von früh auf sich bei der Anwesenheit von Gästen zu benehmen. Es gibt fanatische Erziehungstheoretiker, noch mehr Theoretikerinnen, die auch dann — bei spontaner Aufforderung zu bleiben — die Kinder vom Familientisch ausschließen wollen. Diese Theorie ist kleinlich und einseitig, denn ein Kind muß lernen, sich in der Gesellschaft anderer Menschen zu bewegen. Die Gespräche am Familientisch, der heute an Stelle des Hausaltars der grauen Vorzeit steht, müssen so eingerichtet sein, daß Kinderohren sie hören können. Am Familientische keimt, wächst und erstarkt der Familiensinn, ein Kleinod, dessen Verlust der heutigen Zeit ohnedies zu drohen scheint.

Vom Familientisch zu den Familienfesten ist nur ein Schritt. Und wenn die oben genannten Theoretiker auch hiervon die Kinder ausschließen wollen, so töten und ersticken sie auch hier den gesunden, frohen und unersetzlichen Familiensinn, der so viel Segen stiften und so manches herbe Schicksal verklären hilft.

Wenn sie auch nicht zu dem ganzen Teile der vielleicht sehr ausgedehnten Feier zugelassen werden, so gehören die Kinder des Hauses doch zur Geburtstagsfeier der Eltern und Geschwister. Schon den kleinen Kindern erstarkt unbewußt an solchen Tagen nicht nur das ihnen stets gegenwärtige Gefühl der „Zusammengehörigkeit", sondern der Stolz auf Vater und Mutter, die von all den Gratulanten, die da mit Blumen und Grüßen kommen, so geliebt und geehrt werden.

Die Geschwister gehören ferner zur Teilnahme an der Taufeier, der Konfirmationsfeier, dem Verlobungs- oder Hochzeitsfest einer Schwester oder eines Bruders.

Namentlich von den kirchlichen Feiern sollten die Kinder nicht ausgeschlossen werden. Natürlich handelt es sich nur um Kinder, denen schon einiges Verständnis für die Weihe des Augenblicks zuzutrauen ist, also ungefähr vom fünften oder sechsten Lebensjahre an. Kleinere Kinder sind im Kinderzimmer immer besser aufgehoben. Aber auch von dem geselligen Teil der Feier sind die Kinder nicht ganz fernzuhalten, doch muß für ihre Anteilnahme selbstverständlich eine viel kürzere Frist bemessen werden.

Zu langes Sitzen bei Tisch, das Anhören von allerlei Toasten strengt die Kinder an und langweilt sie, deshalb tun verständige Mütter gut daran, sie nach dem Gemüsegange mit einem reichlichen Teile vom Nachtisch, den sie im voraus erhalten, in „ihr Reich" zu schicken, wo sie sich meist sehr wohl fühlen werden.

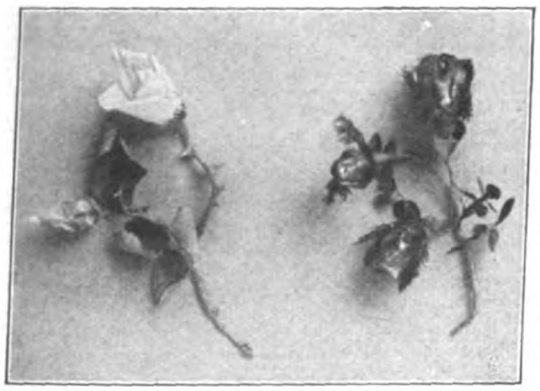
Ebenso dürfen kleine Enkelkinder und Urenkelkinder bei der Silberhochzeit oder Goldenen Hochzeit der Großeltern und Urgroßeltern nicht fehlen. Im Gegenteil: Gerade für solche Familienfeste ist es notwendig, die Generationen aller Altersstufen zu vereinigen, um die Familienzusammengehörigkeit, diese deutscheste aller Traditionen, in den Heranwachsenden und Werdenden gleichfalls zu fördern und zu stärken.

Diese feinen und doch so wichtigen Unterschiede in der Geselligkeit werden vielfach wenig beachtet.

So wenig geeignet die „Geselligkeit der Erwachsenen", der „großen bunten Menge" für die Psyche des Kindesalters ist, so notwendig ist es, die Kinder nicht engherzig von den Familienfesten auszuschließen. Ja, man kann noch einen Schritt weitergehen und sagen: Richtet doch die Familienfeste der Kinder wegen recht feierlich ein, beschränkt und begrenzt sie aber auch auf das rechte Maß und Ziel der Kinder wegen. Denn gewiß — die Erinnerung an daheim gefeierte frohe Familienfeste kann einen verklärenden Schimmer über spätere sorgenvolle, vielleicht einsame Tage gießen! Und zur Erweckung und Stärkung echten Familiensinns gehören Familienfeste.

Eine süße Kunst in Wort und Bild.

Von M. Bayer.

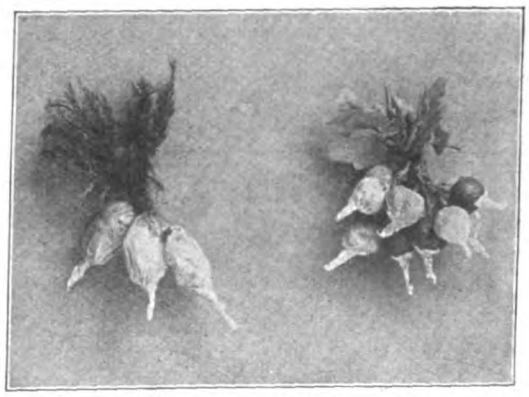


Teerose und Moosröschen.

Süße Girlanden und Sträuße, seien sie nun der Natur nachgebildet oder bunte Phantasie, wirken reizend. Sie schmücken an den verschiedenen Festen die Tafel, die Konfektschale, den bunten Teller, den Weihnachtsbaum. Sie ersetzen zur Winterszeit den teuren Tafelschmuck von lebenden Blumen, werden bewundert, zum Dessert geknabbert, und gerne nimmt sich der Gast ein süßes Blümchen oder Sträußchen mit nach Hause.

Den Geburts- und Gesellschaftstisch der naschhaften kleinen Leutchen zu schmücken, scheint mir diese süße Kunst besonders angebracht. Ein Blumenstrauß, gepflückt im Schlaraffenland, ein Gratulationsstrauß, den man aufessen kann, ist ein Ideal. Und auf Kinderbällen und -gesellschaften gibt es großen Jubel, wenn die kleinen Kavaliere ihre Damen mit süßen Sträußen beglücken.

Das Hauptgeheimnis der Kunst, aus Bonbons Blumen zu fertigen, besteht darin, den Bonbons einen einigermaßen festen Stiel zu geben. Zu diesem Zwecke nehmen wir hellen, ausgeglühten Draht, weil dieser appetitlicher ist, erhitzen seine Spitze über einer Spiritus- oder Gasflamme und stecken sie sofort in den Bonbon. Der Draht darf weder an einer Kerze noch an einer Lampe erhitzt werden, damit er nicht rußig wird. Es muß darauf geachtet werden, daß die Blumen appetitlich und eßbar bleiben. Darum sorgen wir auch beim Umwickeln des Blumenstieles mit grünem Seidenpapier, daß dieses nicht ganz an den Bonbon reicht. Bemerkt sei noch, daß der Draht sich sehr leicht aus dem süßen Zuckerzeug löst, so daß keine Gefahr ist, daß er abbricht und ein Stückchen im Bonbon zurückläßt. Von kleinen Bonbons, wie Drops und Fruchtperlen, werden fünf, sechs und mehr an einen glühenden Drahtstiel angereiht.



Gelbe Rüben und Radieschen.

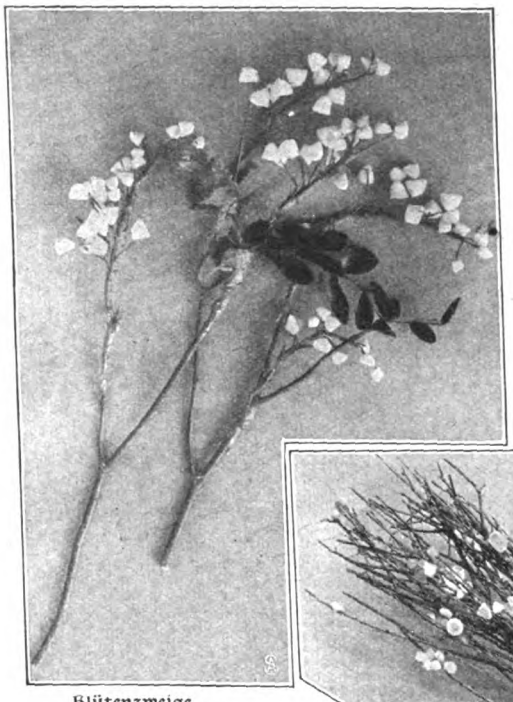
Um Blumen der Natur nachzubilden, muß man sich nach den Bonbons richten, die zur Verfügung stehen. So bildeten wir einen Zweig Glyzinen aus lauter blaßlila Zuckersteinchen, die zu dicken Blütentrauben gebunden wurden: an der Spitze kleinere, an dem Stiel dickere Zuckersteine. Auf die gleiche Art läßt sich Goldregen nachahmen. Auch Moosröschen machen sich reizend. Einige frische oder künstliche Blätter vervollständigen das Arrangement. Am hübschsten und dankbarsten sind bunte Phantasiesträuße. Hellgrünes Seidenpapier, zu Gras geschnitten, ein paar künstliche Rosenblättchen, etwas Moos sind das ausschmückende Grün. Die letzte unserer Abbildungen zeigt ein auf diese Art zusammengestelltes Gratulationssträußchen mit Spitzenmanschette und bunter Schleife. Auch jedes beliebige Geschenk, in Schachtel oder Paket verpackt, kann mit einem süßen Sträußchen festlich herausgeputzt werden. (S. Abb.)

Blumenstöckchen mit essbaren Blüten und Früchten.

Kleine Mädchen haben eine Vorliebe für Körbchen jeder Art. Solch ein Körbchen zu Geschenkzwecken wird z. B. mit Maßliebchen gefüllt. Gelbe Drops sind an Drahtstielen befestigt und liegen appetitlich auf kleinen weißen Papiersternen wie auf einem Tellerchen. Wem die Gabe zu gering ist, der kann

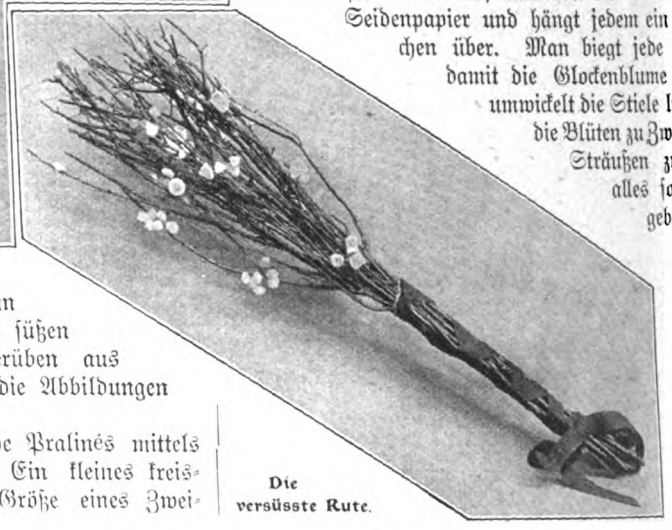
einen Freundschaftsring, einen Fingerhut, Kettchen, Herz, Brosche, Medaillon oder sonstiges Anhängsel, auch eine kleine Puppe oder Konfitüren zwischen die „Blumen" legen.

Daß das Osterhäschen seine Zuckereier unter Zuckerblumen legt und Knecht Ruprecht die bitterböse Rute also versüßt, liegt nahe. Die Rute wird mit bunten Bändchen gebunden und mit dicken Bonbonbüscheln reich behängt; so ausgestattet hat sie gewiß nichts Bitteres für das Kind.



Blütenzweige.

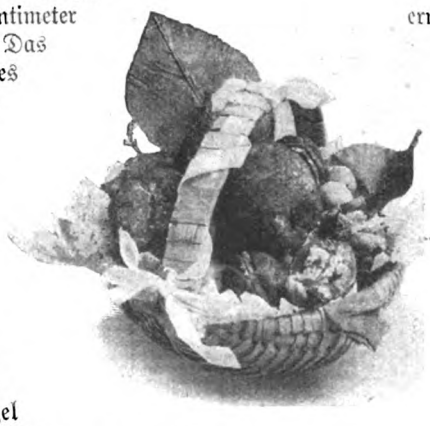
Ein Gratulationsblumenstöckchen mit eßbaren Blüten oder Früchten kann ein natürliches oder künstliches Pflänzchen sein, dem dicke Bonbons angehängt werden.



Die versüsste Rute.

Pralinés und Fondants zu verkleiden sowie aus Marzipan Früchte nachzubilden, gehört auch zu dieser süßen Kunst. Rosen, Radieschen und Gelberüben aus Pralinés oder Fondants veranschaulichen die Abbildungen auf Seite 779.

Zu den Radieschen werden dicke runde Pralinés mittels glühend heißem Blumendraht angestielt. Ein kleines kreisrundes rotes Seidenpapier, etwa in der Größe eines Zweimarkstückes, wird auf ein Stück weißes Seidenpapier, das drei Zentimeter im Quadrat mißt, geklebt. Das gibt die Umkleidung des Pralinés. Der Drahtstiel wird durch den Mittelpunkt des rot und weißen Papiers gesteckt, dies bis an den Bonbon gerückt, an den vier Ecken gefaßt und zusammengedreht. Auf diese Weise wird das Praline eingewickelt, und es entsteht ein rotes Radieschen mit weißer Wurzel daraus. Man gibt zehn bis zwölf rote, rotlila und dunkelrosa Radieschen zu einem Büschel zusammen. Mit hellgrünem Papier hat man die Stiele umwickelt und von dem gleichen Papier einige scharfzackige, längliche Blättchen geschnitten, die man dem Büschel beifügt.



Geschenkkörbchen mit Konfitüren.

Auf die gleiche Weise sind die Gelberüben gearbeitet, nur nimmt man zu ihnen langgeformte Pralinés oder Fondants und zum Umwickeln dunkelorangegelbes Seidenpapier; Seemoos gibt das zarte Gelberübenkraut.

Die Teerose und die Knospe haben ein Praliné als süßen Kern. Der heiße Draht wird als Stiel im Praliné befestigt und der Appetitlichkeit halber ein weißes Seidenpapier um das Praliné gewickelt. Aus gelbem Seidenpapier (Teerosenfarbe) werden ovale Wickelblätter für die Knospen und Blütenblätter mit herzförmigem Ausschnitt für die aufgeblühten Rosen geschnitten. Die Knospe ist ein Praliné, das nur mit einem Wickelblatt umwickelt ist, die Blüte hat den gleichen Kern, wird aber noch mit drei bis sechs Blütenblättern umgeben, die zu beiden Seiten des herzförmigen Ausschnittes über eine Stricknadel gekräuselt sind. Der Stiel der Rose wird grün bekleidet und hier und da mit einem Dorn beklebt. Natürliche oder künstliche Blätter werden beigefügt.

Die rote Moosrose ist ein bescheidenes Wickelröschen. Auf die bekannte Art ist ein ausgezackter Papierstreifen zu einer Rose aufgewickelt. Der Kern ist ein Fondant oder Praliné am Drahtstiel. Die Moosrose wird außen mit Moos beklebt und erhält kleine künstliche Rosenblätter.

Violette Glockenblumen: Man schneidet aus passendem Seidenpapier Kreise in der Größe eines Zweimarkstückes und zackt sie aus; die einen schneidet man in der Hälfte durch, aus den andern Kreisen entfernt man ein Viertel, läßt drei Viertel stehen. Nun klebt man diese verschieden große Teile zu verschieden großen Glocken zusammen, macht an Drahtstiele große und kleine Pralinés, Fondants oder andere feine Bonbons, umwickelt die Bonbons mit weißem Seidenpapier und hängt jedem ein passendes Glöckchen über. Man biegt jede Blume abwärts, damit die Glockenblume natürlich hängt, umwickelt die Stiele lichtgrün und fügt die Blüten zu Zweigen oder ganzen Sträußen zusammen. Dies alles soll nur Anregung geben, es können natürlich allerlei Pflanzen nachgeahmt werden.

Im Anschluß an diese „süße" Kunst sind vielen sicherlich Angaben über die verwandte Kunst der Herstellung von Marzipanfrüchten erwünscht. Die Früchte werden mit der Hand geformt. Unbedingt am dankbarsten ist das Nachbilden von Nüssen. Man rollt in der Hand Kugeln in Nußgröße, die man an dem einen Ende etwas zuspitzt, am andern abrundet. Nun bringt man mit einem spitzen Hölzchen dieser Marzipannuß willkürlich die Kreuz- und Querrisse, die Unebenheiten, Löcher und Erhöhungen bei und beobachtet namentlich den die Frucht in zwei gleiche Hälften teilenden Strich. Dieser charakterisiert sie und muß besonders scharf ausgeprägt sein. Die also fertiggestellte Nuß wird in gestoßenem Zimt herumgerollt, bis sie vollständig zimtfarbig ist. Nun wird sie vorsichtig beiseite gelegt und trocknen gelassen. Erst andern Tages kann man sie fest anfassen, ohne Gefahr zu laufen, die Eindrücke zu verwischen. Die Nuß wird zuletzt noch mit Pinsel oder Watteträgerchen abgestaubt, die Überfluß an Zimt entfernen.

Eine halbe Nuß arbeitet man auf die gleiche Art und setzt ihr einen recht weißen Nußkern auf. Diese geknackten Nüsse sehen nicht nur sehr gut aus, sondern sie schmecken auch ganz vortrefflich. Damit der Nußkern recht fest hält, taucht man

Ein „süsser" Geschenkkarton.

ihn in heiße Wasserglasur und drückt ihn in die halbe Marzipannuß ein. Zur Wasserglasur verrührt man 125 Gramm Staubzucker mit etwas kaltem Wasser zu Brei und läßt ihn auf dem Feuer kurz aufkochen.

Birnen und Äpfel werden ebenfalls mit der Hand modelliert, aber es muß flott gehen, sonst wird die Masse warm, das Öl tritt aus den Mandeln und das Marzipan schmeckt alt.

Die Stiele von natürlichen Früchten oder kleine Obstbaumzweigchen werden in heiße Zuckerglasur eingetaucht und dann fest in die Marzipanfrucht gesteckt; eine Gewürznelke gibt die Blüte.

Haselnüsse: Von dünn ausgewelltem, leicht grün gefärbtem Marzipan schneidet man kleine Dreiecke und bekleidet damit das spitze Ende eines Mandelkerns, den man vorher an einem heißen Draht angestielt hat. Damit das Marzipan gut anhaftet, taucht man die Mandel vorher in heiße Wasserglasur.

Ein essbares Bukett.

Marzipankartoffeln sind sehr beliebt. Man formt beliebig große Kugeln von Marzipan, sticht mit einem zugespitzten Hölzchen Augen hinein und wendet sie in Kakao- oder Zimtpulver.

Marzipanradieschen sind sehr leicht nachzubilden. Sie werden mit Cochenilletinktur gefärbt. Gelbe Rüben werden mit Cochenille und Safran orangegelb gefärbt, weiße Rüben behalten die Marzipanfarbe.

Knackmandeln sind ebenfalls leicht natürlich nachzuformen, sie werden mit Zimt geschminkt, dem man zur Hälfte Staubzucker untergemischt hat.

Aprikosen und Pfirsiche werden in der Hand modelliert und gelb und rot gefärbt.

Säuglingspflege ausserhalb der Grossstädte.

Von Fanny Schumm.

Im Kampfe gegen die Säuglingssterblichkeit sind es besonders die Großstädte, die hervorragende Maßnahmen getroffen haben, dem tückischen Feinde zu Leibe zu gehen. Dieses energische Vorgehen ist den Verhältnissen der Großstädte gegenüber nur zu berechtigt. Doch auch die kleinere Stadt und das Land bedürfen eines regen Kampfes gegen diesen Volksschaden. Ganz anderen Gefahren sind hier mitunter die Kleinsten ausgesetzt. Veraltete, festeingewurzelte Gewohnheiten, Aberglauben und Mangel an Hygiene herrschen in vielen abgelegenen Ortschaften, in deren Stille sich Fabriken eingenistet haben, die viele jungen Leute beiderlei Geschlechts herbeilocken.

Hier erfordert der Kampf Aufklärung und tatkräftige Hilfe. Bleibt doch die Säuglingssterblichkeit in solchen Gegenden durchaus nicht hinter dem Reichsdurchschnitt zurück, sondern übertrifft ihn oft. Aber auch hier ist durch Frauenvereine und das Wirken vereinzelter Frauen schon Besserung eingetreten. So hat z. B. eine kleine thüringische Fabrikstadt Milchkontrolle, tierärztliche Untersuchung der Kühe, Unterstützung armer Wöchnerinnen und die Verteilung des Merkblattes für junge Mütter (vom vaterländischen Frauenverein) eingeführt.

In einem anderen Thüringer Orte, wo die brodelnde Puppengußmasse von zahlreichen engewohnenden oft schwindsüchtigen Heimarbeitern verarbeitet wird, ist durch unermüdlichen Kampf einer Gemeindeschwester die Säuglingssterblichkeit bis fast auf die Hälfte zurückgegangen, obwohl sie nur mit sterilisierter Milch, die sie jährlich in Tausenden von Flaschen herstellt, operieren konnte.

Das Problem der künstlichen Säuglingsnahrung gestaltet sich naturgemäß für die Ärmsten oft am schwierigsten. Vor allen Dingen muß man einwandfreie Säuglingsmilch beschaffen.

Mit Recht sagt Dr. Tiede, der Leiter des bakteriologischen Laboratoriums am Kölner Schlachthofe, dem auch die Untersuchung der eingelieferten Milch der Kölner Säuglingsmilchanstalt auf Keimgehalt obliegt: „Die gewöhnliche Marktmilch enthält über eine Million Keime in einem Kubikzentimeter. Diese Verunreinigungen der Milch sind der Ausgangspunkt der Zersetzung, die Ursache der Verdauungsstörungen bei den Säuglingen. Daher ist der Hauptwert auf eine möglichst aseptische Milchgewinnung zu legen. Hier liegt das ureigenste Arbeitsgebiet des Tierarztes.“ Wie viel bleibt da in so manchen ländlichen, mit Arbeit überbürdeten Betrieben zu wünschen übrig! Es mangelt vor allem an Luft, Licht und Reinlichkeit in den Ställen, die im Sommer glühheiß und übelriechend sind.

Besser steht's in den Stadtgütern oder auf größeren Bauern- und Rittergütern, wo oft „Schweizer“ gehalten werden und tierärztliche Kontrolle eingeführt ist.

Außer der Beschaffenheit der Milch in bakteriologischer Hinsicht sprechen aber bei der Säuglingsernährung bekanntlich chemisch-biologische Eigenschaften der Milch mit.

Das versteht die einfache Mutter, zumal die vom Lande, aber nicht ohne weiteres. Sie behauptet, wenn man sie über das matte, unterernährte Kindchen auf ihrem Arme ausforscht, alles mögliche versucht zu haben. Allerlei Säuglingsnährmittel und alles recht kräftig. Wenn sie dann in ihrer Angst zum Arzt läuft, ist es vielleicht schon zu spät. Wie gut wäre hier die noch so vereinzelte Einrichtung von Mutterberatungsstellen! Hier erführe die junge Mutter, wie die ärztliche Wissenschaft sich bemüht, eine der natürlichen Nahrung möglichst angepaßte künstliche Säuglingsnahrung herzustellen. Wie zum Beispiel seit der Kölner Anlage in fast allen städtischen Säuglingsmilchanstalten Fettmilch- oder Rahmgemenge hergestellt wird, da die feinen Fettmoleküle des Rahms die groben Kaseingerinnsel besser durchdringen und leichter verdaulich machen.

Und tröstlich müßte es der armen Mutter in die Ohren klingen, daß die in Holland weitverbreitete Buttermilchnahrung der Säuglinge (Buttermilch mit Zusätzen von Reis- oder Weizenmehl und Rohr- oder Rübenzucker aufgekocht) nach dem Urteil des obengenannten Sachverständigen in Zukunft besonders in wenig bemittelten Kreisen eine bedeutsame Rolle spielen soll. Ebenso tröstliche Kunde wird den Müttern erkrankter Säuglinge durch die Nachricht, daß der Arzt für besondere Fälle eine individuelle Säuglingsnahrung zusammenstellen kann. Ein Verfahren, mit dem zum Beispiel eine Berliner Säuglingsfürsorgestelle ausgezeichnete Erfolge hatte.

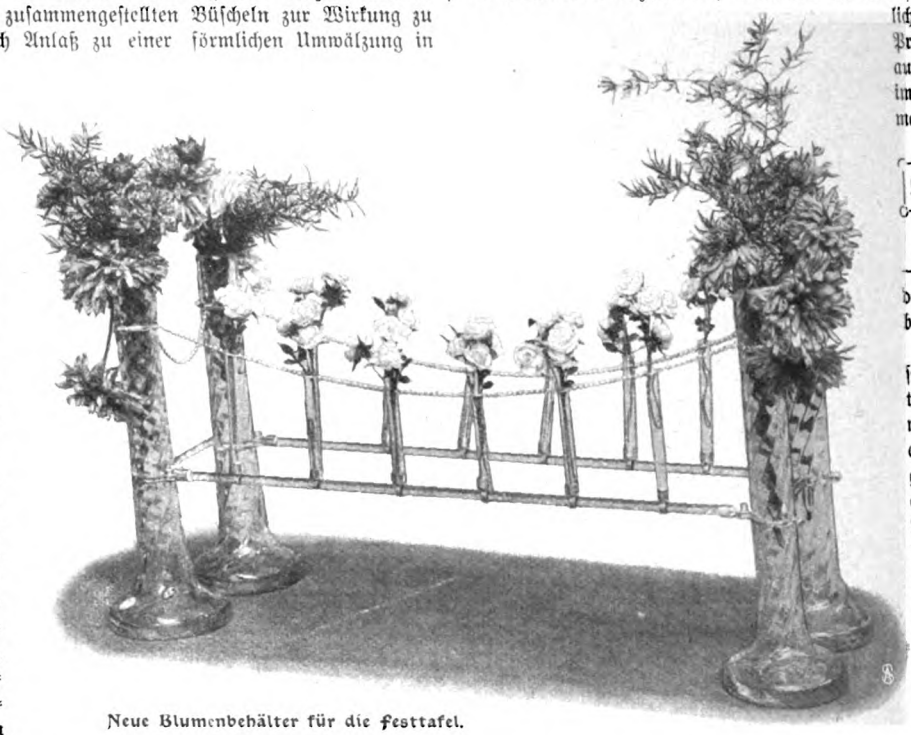
Auch über das fehlerhafte Festwickeln, das gefahrbringende verfrühte Abhärten der Kinder und über den Schaden, den man dem zarten, kindlichen Gehirn zufügt, wenn man, anstatt dem Säugling die nötigen täglichen Schlafstunden zu gönnen, ihn aus Eitelkeit zu frühzeitig etwas „lehren“ will, müßten unverständige Mütter aufgeklärt werden. Vor allen Dingen aber muß das Selbststillen der Säuglinge auch hier wieder bei den Müttern dringend befürwortet werden.

Ferner gilt es aufzuklären, zumal über das Wesen des Alkohols. Wie nötig das ist, mag man daraus ersehen, daß in Gegenden, wo Kornbranntwein hergestellt wird, die Mütter armer Säuglinge nichts dabei fanden, den greulichen „Zulp“ mit Branntwein anzufeuchten, wodurch die Kleinen, in Rauschzustand versetzt, sehr „brav und ruhig“ wurden!! Dabei haben die entlegenen Kinderheilstätten, soviel ich auf Anfrage erfuhr, noch keine Station für Säuglinge. — Man sieht aus diesen Andeutungen: Auch für das Wohl des Säuglings „draußen“ im Reiche gibt es noch manches zu tun!

Ratgeber für jedermann

Schöner Hausrat.

Neue Blumenbehälter für die Festtafel. Der moderne Geschmack hat den herkömmlichen „Feststrauß" möglichst gelockert und müht sich, die Blumen im Gegenteil einzeln oder in ganz kleinen, sorgfältig zusammengestellten Büscheln zur Wirkung zu bringen. Das gab auch Anlaß zu einer förmlichen Umwälzung in der Fabrikation der Blumenbehälter für die Festtafel. Zuerst wurden die großen Prachtvasen „gestürzt", die mit ihrem pompösen Inhalt bis dahin die eine Tischseite von der anderen blickundurchlässig geschieden hatten — sehr zum Kummer oder sehr zur Freude der Beteiligten, je nach dem Visavis, das einem die Götter beschert hatten. An ihre Stelle traten die flachen Blumenschalen oder ganz schmale Vasen, die infolge ihrer Schlankheit selbst bei ziemlicher Höhe den Ausblick nicht behinderten. Solche Einzelstücke untereinander geschmackvoll in Verbindung zu bringen, wurde weiterhin das Bestreben der Industrie. Bei unserem Modell (Bezugsquelle: Raddatz, Berlin, Leipziger Straße) wurde diese Verbindung durch Silberkettchen und geschliffene Glasstangen bewirkt. Die Eckvasen wurden mit blaßlila Chrysanthemen und zartblätterigem Laub gefüllt — in die kleinen Glasröhrchen kamen weiße Röschen. Dieser schöne Blumenbehälter wirkt in der hier gezeigten Aufstellung am besten, obzwar auch er weitere Möglichkeiten in der Anordnung der einzelnen Teile zuläßt. Andere moderne Zusammenstellungen von Blumengefäßen, die so viele Kombinationen zulassen, daß man dem Tischschmuck schon durch sie allein bei jeder Festgelegenheit eine andere Nuance geben kann, sollen ein nächstes Mal hier besprochen werden.



Neue Blumenbehälter für die Festtafel.

Wissenswertes aus dem Ausland.

Die Rechtfertigung eines alten Aberglaubens. In manchen Gegenden wird noch heute bei verschiedenen Krankheitsanlässen in der Familie Zucker verbrannt. Ob das nun mit oder ohne geheimnisvolle „Zeremonien" geschieht — gebildete Menschen sind sicher überzeugt, daß es sich hier um einen grundlosen Aberglauben handelt, der vielleicht aus einer unklaren Erinnerung an alte Geisterbannerrezepte entstand, in denen ja häufig von bestimmten Gerüchen die Rede ist, mit denen „der böse Geist" oder „Hexen" vertrieben werden können. Der alte Aberglaube wird nun durch Versuche Professor Trilberts am Pariser Pasteur-Institut entschieden in ein anderes Licht gerückt werden. Diese Versuche hatten nämlich das überraschende Ergebnis, daß die gasförmigen Produkte, die sich bei Zuckerverbrennung bilden, keimtötend wirken. Cholerabazillen, Typhus- und Tuberkuloseerreger wurden binnen einer halben Stunde getötet, übelriechendes Fleisch verlor, nachdem es den Gasen ausgesetzt worden war, seinen schlechten Geruch. Es bleibt aber abzuwarten, inwieweit die interessanten wissenschaftlichen Feststellungen Professor Trilberts auch für die Praxis im Hause nutzbar gemacht werden können.

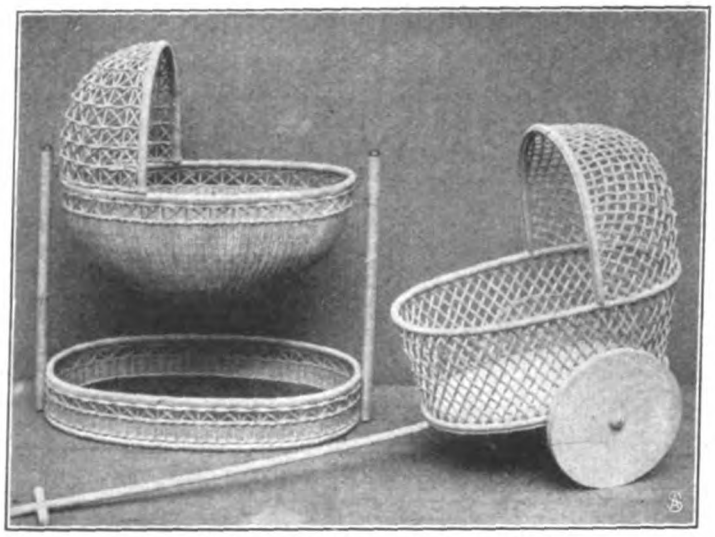
Kinderspielzeug.

„Plüschbären" — eine Abart aus der Familie Petz, mit braunem, weißem, schwarzem oder schmutzfarbenem Fell, trotz konsequent verweigerter Nahrungsaufnahme vorzüglich gedeihend — und zwar ausschließlich auf dem Boden der Kinderstube. Sie unterscheiden sich von ihren gefährlicheren Vettern im Zoo durch Charakterzüge, die sie offenbar vom Lamm haben (unkontrollierbare Vererbung nennt man das wissenschaftlich), die aber gerade ihre Beliebtheit beim Menschen kleinsten Formates bedingen. Sie sind nämlich so weich, sich so ziemlich alles gefallen zu lassen, verlieren höchstens — bei gar zu andauerndem Drücken auf die linke Seite — die Stimme und setzen, im Widerspruch mit den Traditionen ihrer blutgierigen Verwandtschaft, ihren höchsten Ehrgeiz darein, niemand zu zerreißen, sondern — wenn auch erst im Greisenalter — zerrissen zu werden. Eine womöglich noch höhere Staffel der Beliebtheit aber dürften sie der Metamorphose verdanken, die sie auf dem diesjährigen Weihnachtsmarkte durchmachen. Sie erscheinen nämlich plötzlich nicht mehr in kulturloser Nacktheit, sondern bekamen über ihre Pelzchen die niedlichsten Kleider oder Schürzen gezogen. Ihre drollige, plumpe Beweglichkeit kommt in dem bunten Zeug erst ganz zur Geltung, und daß man nun „etwas mit ihnen anfangen" kann, indem man sie mit unermüdlicher Geduld ein dutzendmal im Tage an- und auszieht, macht sie auch den würdevollen „älteren Jahrgängen" der Kinderstube interessant. (Bezugsquelle: B. Keilich, Berlin.)

„Plüschbären" im neuen Gewande.

Puppenwagen und Puppenwiege aus Rohrgeflecht. Ganz neu und eigenartig in ihrer künstlerischen Einfachheit sind diese Korbmöbel, die uns die „Kunstgewerblichen Werkstätten für Rohrmöbel und Korbwaren in Koburg" zur Verfügung stellten. Der reizende Puppenwagen (siehe die Abb. auf S. 783) bietet gerade wegen seiner primitiven Form ein Spielzeug, das unseren Kindern großes Vergnügen bereitet, ebenso auch die Puppenschaukelwiege, die so fein und geschmackvoll gestaltet ist, daß sich unsere kleinen Mädchen viel und gern damit beschäftigen.

mögen. Beide Gegenstände weichen in ihrer Form und ihrem Geflechte ganz und gar von der Dutzendware ab, die wir bisher als Spielsachen aus Rohr zu sehen bekamen. Sie sind fest und solide gearbeitet und werden auf dem Weihnachtstisch den kleinen Puppenmüttern wohl sicher große Freude machen.

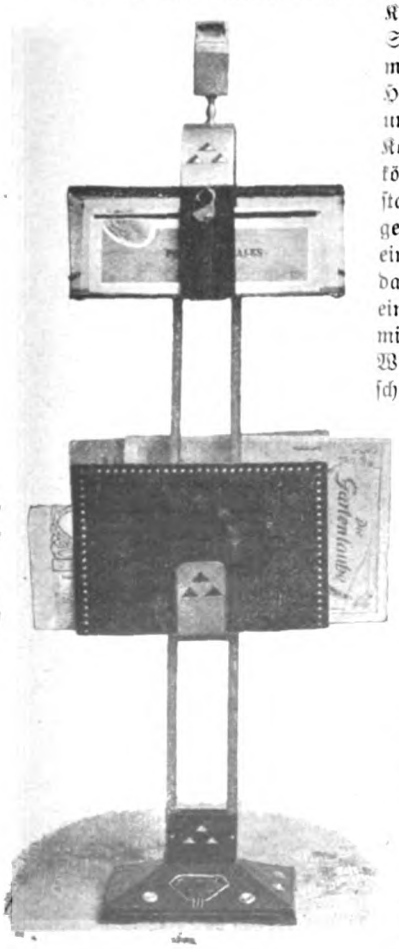


Puppenwiege und -wagen aus Rohrgeflecht.

Schönheitspflege.

Haarpflege. Die Gegenwart hat uns mancherlei Fortschritte auf dem Gebiete der direkten Körperpflege gebracht — nur das Kopfhaar muß sich nach wie vor die unglaublichsten Mißhandlungen gefallen lassen. Der Kopfhaut wird, obgleich sie die Trägerin der Haarwurzeln und die Ernährerin jedes einzelnen Haares ist, nur selten bei der Reinigung der Haare die nötige Aufmerksamkeit geschenkt; man wäscht in erster Linie das Haar selbst, obwohl die Reinigung der Kopfhaut der wichtigere Teil des ganzen Vorgangs ist. Ein dichter Filzhut hält schließlich jeden erfrischenden, kräftigenden Luftzug im Freien von der Kopfhaut fern, so daß sie verweichlichen und erschlaffen muß. Wenn dann die Haare ausfallen und die Kopfhaut selbst erkrankt, so gibt man dafür die lächerlichsten Begründungen an, ohne an das eigene Verschulden zu denken. Der Mann, der sich sein Haar erhalten, die Frau, die sich bis in ihr hohes Alter des schönsten Kopfschmuckes, ihres eigenen seidigen Haares erfreuen will, mögen ihr Haar nicht mißhandeln und mögen vor allem der Kopfhaut, dem Nährboden des Haares, die ihm gebührende Pflege widmen! Warum ist bei den Wilden Haarausfall so überaus selten, warum finden wir bei den Küstenbewohnern und Seeleuten in den meisten Fällen volles Haar? Weil hier Wind und Wetter an die Kopfhaut herantreten können, sie zum Widerstand und Selbstschutz gegen die Witterungseinflüsse reizen, sie dadurch in hohem Grade stärken und einer Schwächung der ihr von der Natur mitgegebenen Fähigkeiten vorbeugen. Wir Kulturmenschen könnten da entschieden etwas lernen! Auch das Abschneiden der Haare stärkt den Haarwuchs des Mannes aus den gleichen Gründen: weil dadurch wieder Sonne, Luft und Wind an die Kopfhaut treten können und auf sie jene Anregung ausüben, deren sie zu kräftiger Durchblutung und Ernährung bedarf. Für ihn ist der „Hut in der Hand" im Freien eine viel billigere und rationellere Kopfpflege als die vielerlei Kopfwässer, die mehr oder weniger marktschreierisch angeboten werden; und wenn er auf den steifen Filzhut nicht verzichten will, so sollte man wenigstens Vorkehrungen treffen, daß der Wind durch den Hut hindurchstreichen kann. Selbstverständlich darf dann aber nicht das mit Pomade verklebte Haar eine undurchdringliche Schicht über der Haut bilden, sondern die Luft muß auch wirklich durch das lose Haar an die Haut herantreten können, um ihren wohltätigen Einfluß auszuüben. Daß Frauen so viel weniger unter Haarausfall zu leiden haben, beruht sehr wesentlich auf der Tatsache, daß ihnen der Hut mehr ein Schmuck als ein falsch verstandener Wärmeschutz ist, welchen Vorteil sie allerdings reichlich durch andere Mißhandlungen des Haares ausgleichen. Leider hat gerade das Frauenhaar nur selten heute noch seine ursprüngliche seidige Weichheit und seinen natürlichen Glanz: es ist spröde und brüchig geworden. Was muß sich aber ein Frauenhaar auch alles gefallen lassen?! Mit schadenbringenden Chemikalien wird es gefärbt, mit der Brennschere wird es angesengt. Als ob jemals die Schönheit der natürlichen Haarfarbe durch eine künstliche ersetzt, künstliche Lockung des Haares der natürlichen gleichkommen könnte! Unter allen Umständen sollte jeder Färbeversuch des Haares unterbleiben, mit Stolz sollte das graue Haar getragen werden, das man in Ehren erlebt hat, und lächerlich ist es, z. B. schönes braunes Haar in ein fahles blondes zu verwandeln, nur weil blond zufällig als Modefarbe gilt. Wer aber das glatte Haar gekräuselt wünscht, sollte das ohne Brennschere durch Flechten und Papilloten erreichen, durch die wenigstens nicht die Gesundheit des Haares leidet. Freilich hängt diese auch sonst von der richtigen Haarpflege ab. Dazu gehören nun keineswegs tägliche Waschungen mit Wasser; diese werden vielmehr in den meisten Fällen nur einmal wöchentlich auszuführen sein. Dagegen soll das Haar sowohl des Mannes als der Frau häufig mit Franzbranntwein gewaschen werden, dem man bei sehr trockenem Haar etwas gutes Haaröl zusetzen kann, während Pomaden nur in sehr weiser Beschränkung Verwendung finden dürfen.

Der kleinste Ofen der Welt: Professor Detsinyis Radial-Gasofen.



Versperrbarer Ständer für Zigarrenkiste, verbunden mit Journalständer.

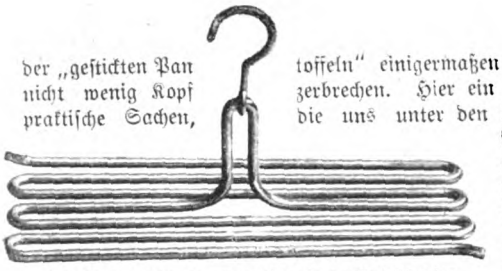
Kleine Geschenke.

Der Radialgasofen ist berufen — und hoffentlich auch auserwählt — eine schwer empfundene Lücke auf dem Gebiete des Heizungswesens auszufüllen. Er besteht aus einem konzentrisch gerillten Kegelstutz aus Asbest und einem kleinen Träger, der auf das Normalgewinde eines jeden Gaswandarms aufgeschraubt werden kann. Sein bescheidener Preis, der geringe Gasverbrauch und der Umstand, daß er fast gar keinen Platz braucht, werden es ermöglichen, ihn auch für Räume anzuschaffen, die man bisher ungeheizt läßt: z. B. für die Mädchenkammern unserer kleinen Stadtwohnungen, die leider so oft nicht heizbar sind. Er brennt geruchlos, und strahlt — ein besonderer Vorzug seiner Konstruktion — die ganze Wärme nach unten. (Zu beziehen durch E. Cohn, Berlin, Leipziger Straße.)

Kleine Geschenke für die Herren der Familie machen bekanntlich, seit wir aus der Aera

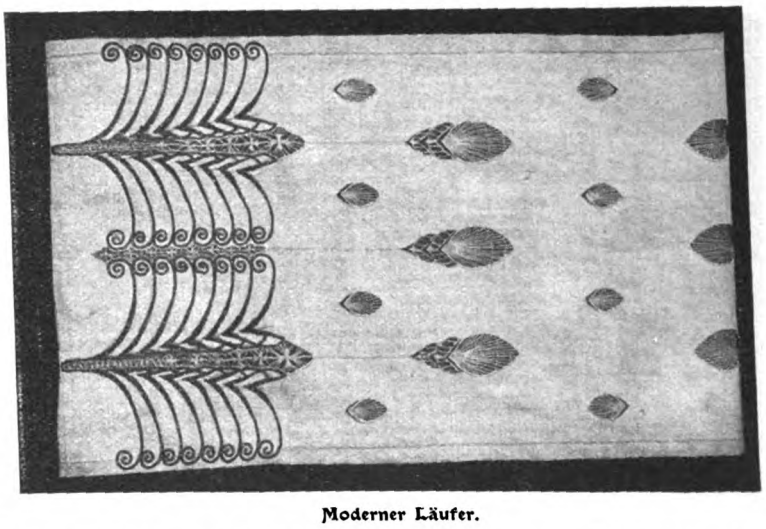
Tablett zum Anbieten von Zigarren in der Originalkiste.

der „gestickten Pantoffeln" einigermaßen heraus sind, gar nicht wenig Kopf zerbrechen. Hier ein paar hübsche und praktische Sachen, die uns unter den Neuheiten der einschlägigen Geschäfte auffielen. Das Tablett für Rauchutensilien, das wir auf der vorhergehenden Seite zeigen, hat neben der geschickten Raumeinteilung und seiner leichten Transportierbarkeit den Vorzug, daß man so bequem die Zigarren in der Originalkiste anbieten kann. Der Ständer auf dem daneben befindlichen Bilde weist die gleiche Annehmlichkeit auf und ist überdies — eine sehr erfreuliche Einrichtung für Herren, deren Zigarrenmarke sich auch in der Dienerstube besonderer Beliebtheit erfreut — mittels eines kleinen Goldschlößchens versperrbar. (Bezugsquelle: Richard Weckmann, Berlin.) Noch praktischere Hausfrauen und -töchter beglücken den Gatten oder Bruder vielleicht mit dem — verzeihen Sie das harte Wort! — Hosenspanner, den wir hier abbilden. Seine „Fassungskraft" übersteigt die üblichen Anforderungen. Fünf Paar Beinkleider können hier gleichzeitig eingespannt und so vor dem verhängnisvollen Schicksal der Kniebeule bewahrt werden. Schließlich wird die kleine, seit ihrer Verbesserung bequem regulierbare elektrische Heizplatte manchem melancholischen Junggesellenheim zu dem (hoffentlich nur provisorischen) „häuslichen Herd" werden, der ihm fehlt.



Hosenspanner, in den fünf Paar Beinkleider gleichzeitig eingespannt werden können.

Elektrischer Schnellkocher mit verstellbarer Heizplatte.



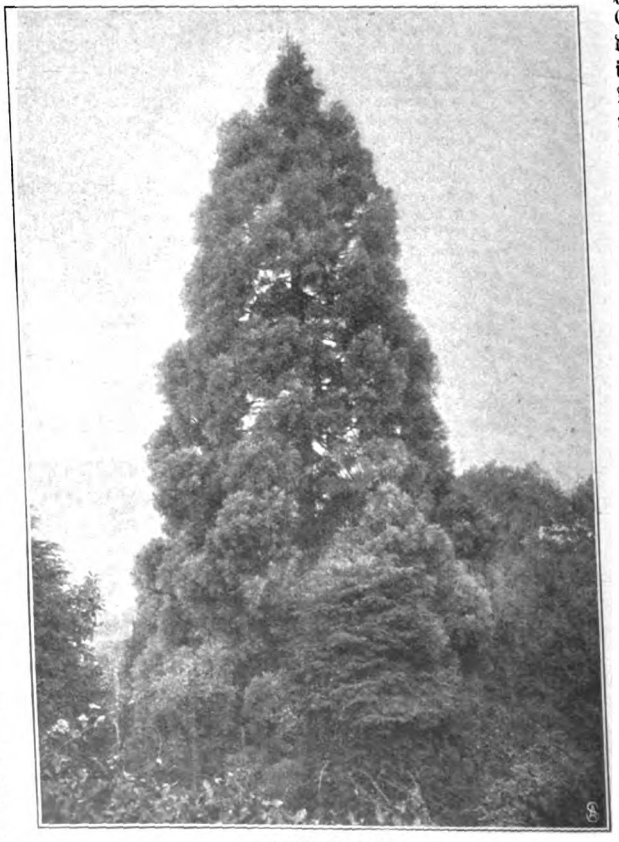
Moderner Läufer.

Handarbeit.

Moderner Läufer. (Von Fia Wille.) Unser Bild zeigt die Hälfte eines sehr aparten Läufers, dessen Verzierungen in Aufnäh- und Durchbrucharbeit hergestellt wurden. Für die Aufnäharbeit war schwarze Seidenschnur, für den Durchbruch starke gelbe Nähseide verwendet worden.

Gartenpflege.

Die Wellingtonia (Sequoia [Wellingtonia] gigantea). In unseren Haus- und Parkgärten sind die Nadelbäume stets gern gesehene Erscheinungen. Durch die vorwiegend dunkle Farbe ihrer Benadelung, durch ihren eleganten, kerzengeraden Wuchs, die himmelan strebenden, in gleichmäßigen Zwischenräumen mit Astetagen garnierten mächtigen Stämme, deren untere Astquirle in Kreisform weit den Boden decken, fallen sie sofort ins Auge und erfreuen uns selbst mitten im Winter, wenn ringsum alles kahl und schmucklos steht. Nur wenige Nadelbäume, Lärche und Sumpfzypresse, sind im Winter blattlos. Allerdings muß die Anpflanzung von Nadelbäumen im Hausgarten mit weiser Vorsicht erfolgen, da sie im Gegensatz zum heiteren, frischen Grün der Laubhölzer den Schatten in der Landschaft verkörpern, und der Garten bei ihrer allzu reichlichen Anpflanzung leicht einen düsteren, friedhofsartigen Charakter annehmen könnte. Prächtig wirken sie in kleinen Gruppen — viele Arten sind Gesellschaftspflanzen, die immer in Trupps zusammenstehen wollen — aber auch einzeln, frei auf weiter Rasenbahn, umrahmt von mannigfachen Laubgehölzen. Leider verkümmert der Nadelbaum häufig in den Gärten der Großstädte. Das nimmt gewöhnlich im Winter seinen Anfang und ist eine Folge der die Luft unserer Groß- und Industriestädte zu dieser Jahreszeit in besonderer Weise verunreinigenden schwefligen Säure. Bekanntlich enthalten die Brennkohlen Schwefel, der sich beim Verbrennen durch Hunderte von Fabrik- und Tausende von Hausschornsteine verflüchtigt und dann mit dem Sauerstoff der Luft direkte Verbindung eingeht; dadurch entsteht eben die sogenannte schweflige Säure. Sie verwandelt sich in Verbindung mit Feuchtigkeit, also an nassen Wintertagen, in Schwefelsäure, die als schärfstes Gift alles organische Leben zerstört und selbstverständlich die wintergrünen Nadelbäume weit mehr in Mitleidenschaft zieht als kahle Laubgehölze. In Groß- und Industriestädten haben sich die blaugrau belaubten Silbertannen am widerstandsfähigsten gezeigt. Zu beachten ist auch, daß immergrüne Gehölze erhöhte Anforderungen an die Feuchtigkeit der Luft stellen; diese ist der Grund, weshalb man die Nadelbäume im Seeklima in so wunderbarer Vollkommenheit findet. In diesem Klima sieht man auch Arten von großartiger Schönheit gedeihen, die sonst zu den frostempfindlicheren gehören. Eine solche Art ist unsere abgebildete Wellingtonie. Die Heimat der Wellingtonie ist Kalifornien. Früher galten die sogenannten Blaugummibäume Neu-Hollands für die größten Bäume der Welt, nachdem man aber in der kalifornischen Wildnis die ungeheuren Wellingtonienbäume entdeckt hat, die in vielen Exemplaren eine Höhe von 120 Metern und einen Stammdurchmesser von 16 Metern und mehr erreichen, haben sie ihren Rang an diese abtreten müssen. Bis zu dem furchtbar strengen Winter von 1879-80 war die kalifornische Wellingtonie in Tausenden von deutschen Gärten als wundervoller Schmuckbaum verbreitet. Diesem mörderischen Winter sind aber fast alle Exemplare zum Opfer gefallen; seitdem hat man diese Bäume wieder vereinzelt in günstigen Lagen angepflanzt, und man findet sie nun in dem Gebiete der Unterelbe, in Baden, überhaupt am Rhein von Freiburg bis in das Oberelsaß hinein, in wundervollen, bis 20 Meter hohen Exemplaren, wovon nur hier und da einmal das eine oder andere am Gipfeltrieb durch Winterfrost gelitten hat. In feuchter, gesunder Luft hält die Wellingtonie einer Winterkälte von —25 Grad Celsius stand



Die Wellingtonia.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 50. 1908.

Gib, doch laß nicht den Empfänger denken,
Daß nach seinem Dank du zielst;
Freue dich, daß du vermagst zu schenken,
Doch so heimlich gib, als ob du stiehlst.

Alb. Roderich.

Erinnerungen Katharinas II.

Von Olga Wohlbrück.

Die Memoiren der nordischen Semiramis wurden nach ihrem Tode ihrem Sohn und Nachfolger Paul I. versiegelt überreicht, lange Zeit ruhten sie als kostbares Dokument in den Archiven des Kaisers, und erst zwanzig Jahre nach seinem Tode verschafften sich Turgeniew und ein Fürst Woronzow Abschriften des Manuskripts, die später polizeilich eingezogen wurden, um dann unter Alexander II. in erneuten Kopien den Weg zu einigen Literaten zu finden. So gelangten sie auch in die Hände des berühmten Freidenkers und Publizisten Alexander Herzen, der sie aus der Sicherheit seines englischen Exils der Öffentlichkeit übergab.

Die Erinnerungen Katharinas umfassen achtzehn Jahre ihres interessanten, von inneren wie äußeren Erlebnissen reich bewegten Lebens. Sie setzen ein mit dem Tage, da die kleine Prinzessin Sophie von Anhalt Zerbst auf Befehl der Kaiserin Elisabeth mit ihrer Mutter nach Moskau kam, um sich mit dem Neffen der Elisabeth, dem holsteinischen Prinzen Peter, den die Kaiserin zu ihrem Thronerben ernannt hatte, zu verloben, und schließen mit dem Tode der Kaiserin Elisabeth, der zugleich den Tod eines ganzen Regimes bedeutete.

Katharina, die neben der Krone der Herrscherin auch den Lorbeerkranz der Dichterin gern auf ihr Haupt setzte — sie schrieb zahlreiche Stücke und Erzählungen — wahrt in ihren Memoiren einen erstaunlich objektiven Ton, und gerade diese Ruhe der Darstellung bildet ihren größten historischen Wert. Vielleicht sagte sie sich auch, daß die Tatsachen an sich beredt genug waren: sie klagt nicht, sie konstatiert nur.

Der Hof der Kaiserin Elisabeth war ganz französisch, mit einem Untergrunde russischer Barbarei. Pariser Kostüme und Pariser Jargon, daneben die Willkür und Trägheit russischen Gospodarentums. Am Abend entzückt die Kaiserin Elisabeth, als junger Marquis verkleidet, den ganzen Hof durch die Schönheit ihres Beines, am Tage wälzt sie sich, nur mangelhaft bekleidet, auf seidenen Kissen und läßt sich, von Narren und Weibern umgeben, die Fußsohlen streicheln, bis sie einschläft. Eine kleinliche Natur: launisch, mißtrauisch, zu Repressalien bereit, aber zurückschreckend vor jeder großen Aktion.

Mit vierzehn Jahren hatte Katharina bereits die ganze Schwierigkeit ihrer Lage erkannt und den Weg gefunden, den sie einschlagen mußte, wollte sie nicht in dem Hexensabbath parteilicher Intrigen untergehen. Ihre Mutter, habsüchtig, beschränkt und zänkisch, erschwerte ihr, vielleicht ohne es zu wollen, gleich die ersten Schritte, gab der Kaiserin mehr als einmal Veranlassung zu geringschätzigem Lächeln, ja sogar zur Rüge. Denn noch war Gutmütigkeit in Elisabeth, ein freundlicher Wunsch, es dem kleinen deutschen Mädchen nicht zu schwer zu machen in ihrer neuen Heimat. Sie, die nie Mutter gewesen, fühlte noch ab und zu mütterliche Gefühle in sich aufsteigen und hatte mehr Freude an dem klugen, taktvollen und hübschen Prinzeßchen als an ihrem albernen, bildungsfeindlichen, rohen Neffen.

Doch gerade die Klugheit, die sie an Katharina schätzte, war es, die ihr Mißtrauen weckte. Katharinas Hofstaat war ein Heer von Spionen, die jedes ihrer Worte, jede ihrer Bewegungen der Kaiserin überbrachten. Elisabeth, die nur in seltenen und außergewöhnlichen Fällen die Gemächer ihrer Anhalter Gäste betrat, war genau über jede Auseinandersetzung zwischen Mutter und Tochter, jedes Gespräch zwischen Braut und Bräutigam, jedes Kleid der damals noch so spärlichen Garderobe der deutschen Prinzessin, über jedes Buch, das sie las, unterrichtet. Und so stark war ihre Einmischung, daß sie sogar in Krankheitsfällen ihren kaiserlichen Willen den Ärzten aufzwang. So verbot sie den Doktoren, Katharina zur Ader zu lassen, weil man, wie sie sagte, durch Aderlaß ihren Bruder (Peter II.) an den Pocken habe sterben lassen. Erst am fünften Tage ihrer Krankheit befahl die Kaiserin, den Aderlaß sofort vorzunehmen, und als die Genesung nicht rasch genug vorwärtsschritt, ließ sie den Aderlaß in 27 Tagen sechzehnmal wiederholen, und zwar so, daß manchmal vier Operationen auf einen Tag fielen.

Während ihrer Krankheit gab Katharina den ersten Beweis ihrer raffinierten Klugheit. Als man nämlich, sie dem Ende nahe glaubend, nach einem evangelischen Pastor schicken wollte, verlangte sie nach dem russischen Geistlichen, der sie zum Übertritt zur griechisch-katholischen Kirche vorbereitete. Das machte einen sehr großen und vorteilhaften Eindruck sowohl auf die Kaiserin wie auf den ganzen Hof und bestärkte Katharina in ihren klugen Vorsätzen. Die Kaiserin schickte ihr zu ihrer Genesung drei prächtige, silberdurchwirkte Stoffe, von denen die Mutter den schönsten für sich in Anspruch nahm, was Elisabeth noch mehr gegen sie aufbrachte.

Auch sonst benahm sich die Fürstin von Anhalt taktlos und unüberlegt, unterhielt Briefwechsel mit Personen, die der Kaiserin feindlich waren, zankte sich wegen geringfügiger Kleinigkeiten mit ihrem künftigen Schwiegersohne herum, wobei es fast zu Tätlichkeiten kam, ließ sich von ihrer Tochter alles nur entbehrliche Geld zum Geschenk machen und lud so viel Haß auf sich, daß Elisabeth die Hochzeit ihres Neffen beschleunigte, um die lästige Verwandte schnell auf gute Art los zu werden. Die fünfzehnjährige Braut wurde dabei wenig gefragt, mochte sie sich mit dem blöden Jungen, der ihr Mann werden sollte, abfinden, wie sie konnte. Katharina hatte ihr Brautjahr nicht ungenutzt vorbeistreichen lassen. Aus dem sicheren Instinkte heraus, daß nur die Kenntnis der russischen Sprache sie dem Volke näher bringen könne, warf sie sich mit Feuereifer auf deren Studium, und wenn sie tagsüber vor lauter Festlichkeiten, die der pomphafte Sinn Elisabeths zu inszenieren liebte, nicht zum Lernen kam, dann sprang sie nachts aus dem Bett und saß stundenlang über den Büchern. Verliebte Tändeleien zogen sie nicht von ihrem ernsten Ziele ab. Der Großfürst, ihr Bräutigam, betrachtete sie mehr als einen guten Kameraden, mit dem man spielen und von dem man gelegentlich einen guten Rat hören konnte. Im Gegensatz zu

Katharina haßte er Rußland und war froh, mit einer deutschen Prinzessin sich deutsch unterhalten zu können. Freilich bewegten sich diese Gespräche nur im Rahmen der trivialsten Vorkommnisse oder ganz kindischer Konspirationen. Er hatte nichts gelernt, nahm nie ein Buch zur Hand, schwärmte ekstatisch für Friedrich den Großen und spielte am liebsten Soldat. Er steckte in Ermangelung eines Heeres seine Kammerdiener in Uniform, drillte sie nach preußischem Muster, ließ sie in seiner Stube exerzieren, diktierte ihnen Strafen, teilte papierene Orden aus und kam, je nach dem Ergebnis seiner Manövrierungen, wutschnaubend oder freudestrahlend zu Katharina gelaufen. Auch hier erwies sich Katharina über ihre fünfzehn Jahre hinaus klug und bedacht. Geduldig hörte sie seinen Auslassungen zu, bereitwillig stand sie ihm Rede und Antwort, suchte den albernsten Fragen eine vernünftge Seite abzugewinnen und sicherte sich so, wenn nicht die Liebe dieses zur Liebe gänzlich unfähigen Menschen, so doch einen Teil seines Vertrauens.

Unter großem Pomp wurden die zwei Kinder, von denen der Großfürst siebzehn, Katharina sechzehn Jahre zählte, verheiratet.

Aber Katharina irrte sich, wenn sie dadurch größere Freiheit zu erlangen gehofft hatte. Sie sowohl wie ihr Mann waren nichts als Gefangene in den Palästen, die Elisabeth ihnen zum Wohnsitz anwies. Kein Besuch durfte empfangen, keiner abgestattet werden ohne die besondere Erlaubnis der Kaiserin. Ja sogar zu einem Spaziergang im Garten bedurfte es dieser Erlaubnis. Die Oberhofmeisterin war nichts als eine strenge Gouvernante, die darauf zu achten hatte, daß alles nach den strengen Regeln der Etikette vor sich ging, die das Großfürstenpaar zu Bett brachte und das Licht zur rechten Zeit löschte.

Alles wurde zur Heimlichkeit. Der Großfürst, der leidenschaftlich gern mit Puppen spielte, versteckte sie unter die Bettdecke, und wenn die Hofmeisterin verschwunden war, wurde heimlich das Licht angezündet und Katharina von ihrem Manne zum Puppenspiel gezwungen. Näherten sich Schritte der Schlafzimmertür, wurde das Licht ausgeblasen, und das Ehepaar stellte sich schlafend.

Am Tage wurden die Puppen durch Marionetten ersetzt. Peter veranstaltete großartige Vorstellungen, bei denen sein und Katharinas Hofstaat das Publikum bildeten. Zwischendurch kratzte er irgendein Musikstück auf seiner Violine herunter oder gab der Versammlung ein militärisches Schauspiel, das in den spärlich beleuchteten, engen Stuben geradezu grotesk wirkte. Auch dem Kartenspiel war er nicht abgeneigt, wurde aber wütend, wenn er verlor. Seine Schulden zahlte er nie. Ja, um ihn guter Laune zu erhalten, ließ Katharina ihn öfters absichtlich gewinnen, so daß ein großer Teil ihres Einkommens in die Kasse des Großfürsten floß. Auch sonst wurde sie von ihrer Umgebung — und als ihre Mutter noch am Hofe weilte, auch von dieser — bis aufs Äußerste ausgenützt.

Um sich nicht Verleumdungen auszusetzen, machte sie große Geldgeschenke; ließ sie in ihrer Freigebigkeit nach, wurde sie in unverblümter Weise gemahnt. Aber auch sie selbst war hübsch und eitel, und liebte es, wegen ihrer Toiletten bewundert zu werden. So hatte sie die Gewohnheit, bei Maskenbällen an einem Abend dreimal das Kostüm zu wechseln. Die Kaiserin, die für ihre eigene Person von geradezu orientalischer Prachtliebe war, sah es nicht gern, wenn die jungen Prinzessinnen übermäßigen Aufwand trieben. Alle Augenblicke wurden Verbote erlassen, diesen oder jenen Kopfputz zu tragen, diesen oder jenen Stoff zu verarbeiten. Und da die alternde Elisabeth sehr launisch war, bald in allzu großer Pracht eine Herausforderung ihrer Person, bald in allzu großer Einfachheit eine Mißachtung ihres Hofes sah, so bildete die Toilettenfrage eine ebenso aufregende Hofangelegenheit wie die Intrigen der Günstlinge.

Die Kaiserin war fast immer, außer bei großen Gelegenheiten, unsichtbar. Und doch fühlte man sie allgegenwärtig. Katharina hatte nicht die leiseste Verfügung über ihren Hofstaat; bis auf ihre letzte Kammerfrau herab wurde alles vom Willen der Zarin regiert. Als die junge Großfürstin eines Tages ihrer Zofe mit halblauter Stimme einen harmlosen Befehl erteilte, wich das Mädchen entsetzt zurück, und die Oberhofmeisterin sagte: „Es ist Ihnen nicht gestattet, anders als mit lauter Stimme zu sprechen!"

Katharina war eine brillante Reiterin und ritt mit Vorliebe in geteiltem Rock im Herrensattel. Aus Angst vor der Kaiserin, die sich mißbilligend darüber geäußert hatte, erfand sie einen neuen Sattel, dessen sinnreiche Konstruktion darin bestand, ihn durch einen Handgriff aus einem Herren- in einen Damensattel zu verwandeln.

Aber nicht nur Äußerlichkeiten, auch Empfindungen wurden von der selbstherrlichen Tante dirigiert. Als Katharinas Vater, Fürst Christian August, starb, zog sich die Großfürstin tief betrübt in ihre Gemächer zurück. „Acht Tage lang ließ man mich meinen Schmerz ausweinen, doch am Ende dieser acht Tage erklärte mir die Oberhofmeisterin, es sei nun des Weinens genug. Die Kaiserin befehle mir, aufzuhören, da mein Vater kein König gewesen sei. Ich erwiderte: Ein König sei er freilich nicht gewesen, worauf sie antwortete: Es schicke sich nicht für eine Großfürstin, länger um einen Vater zu weinen, der kein regierender Fürst gewesen sei. Endlich befahl man mir, am nächsten Sonntag auszugehen und nur sechs Wochen Trauer zu tragen."

Peter war nicht geeignet, seiner Frau einen Ersatz für die Abwesenheit ihrer Familie zu bieten. Schon vierzehn Tage nach seiner Verheiratung unterhielt er sie mit Erzählungen von einer Zuneigung, die er für eine Hofdame der Kaiserin Elisabeth hegte. Noch war er so kindisch, und auch Katharina selbst so jung, daß dieses Geständnis wenig Eindruck auf sie machte. Doch bald wurde die Hofdame durch eine andere ersetzt, und die junge Großfürstin blieb die Vertraute ihres Gatten in all seinen Liebesaffären. Sie mußte ihm Ratschläge geben, wie er am besten das Herz der schönen Spröden gewinnen könnte, und mußte sogar, da er sehr fehlerhaft Französisch schrieb, die Liebesbriefe in seinem Namen verfassen. Je älter sie wurde, desto schwerwiegender wurden diese Abenteuer, und es war für Katharina nur ein halber Trost, daß sie platonisch blieben. Ihre ungewöhnliche Klugheit und Selbstbeherrschung wiesen ihr auch hier den richtigen Weg. Sie tat alles, um das Vertrauen des Großfürsten zu gewinnen und sich die Sympathie ihrer Umgebung und später auch die des Volkes zu erobern.

Da ihre Ehe kinderlos blieb, und die stolze Elisabeth für die Zukunft ihres Landes besorgt wurde, bekam die Oberhofmeisterin den Auftrag, alles zu tun, um dem Land einen Thronerben zu schaffen. Aber da ihre Ermahnungen nichts halfen, griff sie zu dem einzigen Auswege, der ihr blieb, und schürte Katharinas Interesse für den jungen, auffallend schönen Fürsten Soltikoff, wobei sie ihr suggerierte, daß unter den bestehenden Verhältnissen eine Liaison mit dem Fürsten nicht als eheliche Untreue, sondern als patriotische Tat angesehen werden würde. Katharina gab sich nun ganz ihrer ersten jungen Leidenschaft hin, und damit betrat sie die Bahn, die sie später in sittlicher Beziehung in so tiefe Niederungen führte.

Die Geburt ihres Sohnes Paul brachte ihre erwachten mütterlichen Gefühle nicht zur Entfaltung. Auch hier trat die Kaiserin Elisabeth trennend dazwischen. Kaum war das Kind zur Welt gekommen — noch lag die Mutter auf dem Entbindungstisch — so lief alles aus dem Zimmer, der Kaiserin nach, die den Neugeborenen feierlich in ihre Gemächer trug. Erst drei Stunden später kam die Hebamme zur Wöchnerin zurück, die sich vergeblich bemüht hatte, ihr Bett aufzusuchen und hilflos, verlassen, im Schüttelfrost mitten im Zimmer lag. Nicht einmal eine Zofe war bei ihr, denn niemand hatte das Recht, ohne Erlaubnis der Oberhofmeisterin ihr Zimmer zu betreten. — Und wie der Sohn, so wurde ihr später die Tochter genommen — nur wenn sie besonders in Gnade war, durfte sie die Kinder ein bis zweimal jährlich sehen. Katharina war eine Frau ohne Gatten, eine Mutter ohne Kinder.

In den Büchern allein fand sie Trost. Im Studium des Volkes, dem sie jetzt angehörte, Hoffnung für die Gestaltung einer besseren Zukunft. „Mein Tag kommt noch", sagte sie sich. Je mehr die Sympathie um sie herum wuchs, desto größer wurde auch gegen sie das Mißtrauen der alternden Herrscherin, und Peter machte kein Hehl daraus, daß er nach seiner Thronbesteigung sich von ihr scheiden lassen würde, um seine neue Liebe, eine Gräfin Woronzow, zu heiraten. Es war nur Selbsterhaltungstrieb, wenn Katharina in stummer, emsiger Arbeit alles daransetzte, um die Fäden der Regierung in ihre Hand zu bekommen, nur Staatsklugheit, wenn sie ihren weiblichen Reiz zu Hilfe nahm, um Ergebenheit zur Exaltation zu steigern.

Mit 32 Jahren bestieg sie den mächtigsten Thron Europas — eine deutsche und trotzdem die volkstümlichste Zarin. Ohne Blutvergießen war die Revolution vor sich gegangen, aus einem einheitlichen Wunsche des ganzen Volkes heraus. Nicht ihr Wille war es, daß Peter Mörderhänden zum Opfer fiel. Seine Beschränktheit brauchte sie nicht zu fürchten. Sie hätte ihm gerne ein langes Leben zwischen seinen Puppen, Hunden und maskierten Kammerdienern gegönnt, aber der Grimm eines vom Siege berauschten Liebhabers ging weit hinaus über die Grenzen ihrer feinen und klugen Politik. Und so mußte Katharina bis zu ihrem Lebensende den Verdacht auf sich ruhen fühlen, Mörderin ihres Gatten gewesen zu sein.

Erst die Memoiren nahmen ihrem Sohne Paul den letzten Zweifel, der ihn zu Lebzeiten seiner Mutter ihr entfremdet, und geben uns das Bild der Katharina als einer wohl leidenschaftlichen, aber doch hochherzigen und wahrhaft großen Natur.

Das Baby in früheren Zeiten.

Von Ruth Lindner.

Die Kindespflege nimmt in unserem Jahrhundert eine hervorragende Stellung im häuslichen Leben ein. Ärzte haben sich mit den Müttern zu dem wichtigen Studium der Kindespflege im ersten Lebensjahre vereint, um mit den segensreichen Neuerungen der Hygiene das Wachstum und das Gedeihen der zarten, ungemein der Sorgfalt und Wartung bedürftigen Menschenknospe zu fördern, zu erleichtern. Da ist es sehr interessant, auch einmal einen Blick in die Kinderstube der Vergangenheit zu werfen. Zunächst sehen wir, daß die Ägypterin die erste Pflege des Kleinen vollständig leitet, es säugt und es während der drei ersten Lebensjahre auf ihrem Nacken herumträgt. Eine Sitte, die sich noch heute bei den Ägypterinnen erhalten hat. Große Sorge um die Bekleidung der Kinder brauchten sich die Mütter damals nicht zu machen. Da gab es kein Hemdchen und Höschen mit Spitzen und keine Unterröckchen. Auch Strümpfe stopfen und zerrissene Schuhe kannte man nicht; denn es wird berichtet, daß die Knaben meistens, in vielen Familien aber auch die Mädchen, nackt, ohne jede Kleidung umhergingen. Ein Enkel König Chufus soll sogar, als er bereits Schreiber des Bücherhauses war, d. h., als er schon die Schule besuchte, dieses Naturkostüm getragen haben. Das ägyptische Baby hatte auch sein Vergnügen und seine Freude am Spielzeug. Der Hampelmann, das Krokodil, die Puppe mit beweglichen Gliedmaßen waren die Lieblinge der Kleinen, die jedoch auch oft lebende Vögel und Blumen zum Spielen erhielten.

Antikes Tragebettchen (Wiege).

Kind in der Gehschule.
(17. Jahrhundert.)

Die vornehme Griechin und Römerin ist weniger aufopfernde Mutter als die Ägypterin. Schon zu Zeiten Homers nähren nicht alle ihre Kinder selbst. Meist überlassen sie die Kleinen den Dienerinnen, die allerdings von unbegrenzter, treuer Hingabe für das Wohl der ihnen anvertrauten Kinder waren.

Im alten Griechenland bezog man aus Lazedämon die zuverlässigsten und treuesten Kinderpflegerinnen, die das spartanische Abhärtungssystem (sie benutzten z. B. keine Windeln) anwendeten. Diese Methode fand aber bei den besorgten Müttern keinen Anklang, die meisten legten das Kindchen in Windeln und hüllten es in umfangreiche Binden, und zwar so, daß auch die Arme fest eingewickelt wurden und nur das Köpfchen hervorguckte (siehe die nebenstehende Abb.). Von weichen Kissen, die wir ja jetzt auch wieder aus der Kinderstube verbannen, wußte das Altertum nichts.

Griechischer Säugling, ganz in Binden gewickelt.

Die Bettchen der kleinen Griechen und Römer hatten häufig die Form eines Nachens, an die auch die Wiege auf unserem ersten Bildchen erinnert. In ihren ersten Anfängen stellte die Wiege eine aus Ruten geflochtene Mulde dar, die leicht beweglich wie eine Hängematte in Stricken hing. Das Kind wurde so fest hineingeschnürt, daß es sich kaum bewegen konnte, eine Methode, die auch bis in die historische Zeit zum Beispiel bei den Indianern üblich war, die ihr Kind auf ein Tragebrettchen festschnürten (siehe Abb. auf S. 788).

Familie auf der Wanderschaft.
(15. Jahrhundert.)

Auch damals machten die kleinen Weltbürger ihren mehr und minder großen Sorgen durch kräftiges Schreien Luft. Dann wurden sie, wie unsere Babys, von den Ammen singend umhergetragen. Dumme und unüberlegte Pflegerinnen suchten den Kindern auch wohl Angst zu machen: Ein Schatten, eine häßliche Maske und ein entstelltes Gesicht bildeten

das Entsetzen der Kleinen. Weisere Pflegerinnen suchten das Interesse durch Märchen zu fesseln, die gern gehört wurden. Mit Aschenbrödel litten und duldeten die Kinder, wenn sie mit gespanntester Aufmerksamkeit dem Märchen lauschten, das nur durch Nebensächliches von unserem Aschenbrödel abweicht: Statt der Täubchen sind es in dem griechischen Märchen Ameisen, die mit ihrem Fleiß die Arbeit vollenden helfen. Auch das Märchen von der bösen Stiefmutter reicht bis in die älteste Vergangenheit.

Lustig spielte man in den Kinderstuben. Die ganz Kleinen ergötzten sich an dem melodischen Geräusch ihrer Klapper, die Größeren beschäftigten sich mit Kreiseln, schnitzten

Eine Schweizer Wochenstube um die Wende des 15. Jahrhunderts.

ganz wie bei uns, nur ein, wenn sie ein Schlummerliedchen vorgesungen bekamen.

Ein reizendes derartiges Liedchen finden wir bei Theokrit, wo es Alkmene ihren Kindern vorsingt:

Schlaft, meine Kleinen, in süßem und wiedererwachendem Schlummer,
Schlaft, meine Seelchen, ihr Brüderchen beid, meine munteren Kinder;
Ruhet in Frieden und selig erblicket das Frührot.

Im Mittelalter wurde das deutsche Kind fest gewickelt, und in das erste Bad tat man zur Stärkung und Kräftigung Wasser mit Milch oder auch mit Pfirsichblütsaft oder Holdermus. Aber auch eine Abkochung von der grünen Rinde des Weidenbusches

Häuser und Schiffe und waren genau so geschickte Bildhauer wie unsere Kinder, denn auch sie formten gerne Pferde, Kühe und Menschen in Wachs nach. Soldaten zum Spielen für die Knaben und Puppen für die Mädchen waren im übrigen auch dazumal die Geschenke, mit denen sich die Kinder wohl am meisten freuten.

Die Kleinen wurden in den ersten Lebensjahren täglich gebadet, einige Mütter übertrieben die Reinlichkeit so weit, daß sie dies sogar dreimal täglich taten. Sollte das Kleine von der Muttermilch entwöhnt werden, bekam es zunächst einen mit Honig versüßten Brei, da man noch keinen Zucker kannte. Allmählich gab man ihnen festere Nahrung, und dabei bestand die merkwürdige und unappetitliche Sitte, daß die Wärterin dem Kinde, wenn es noch keine Zähne hatte, die Nahrung vorkaute.

Man hielt die Kinder nicht übermäßig früh zum Laufen an. Kam aber die Zeit der ersten Gehversuche, so gab man ihnen zur Entlastung der Pflegerinnen Laufkörbe, wie wir sie auch heute noch kennen.

Auch die Toilettenfrage der kleinen Griechen und Römer verursachte den Müttern nicht viel Kopfzerbrechen, da die Kinder im Hause nackt oder sehr wenig bekleidet umherspielten.

In den römischen Kinderstuben ließ man des Nachts gern ein Nachtlicht brennen. Und viele Kinder schliefen,

Zwei vornehme kleine Franzosen aus dem 17. Jahrhundert.

wurde gern genommen. Viel Erfolg versprach man sich, wenn in das Bad die erste Milch der Wöchnerin oder ein frisches Ei, als Symbol der Fruchtbarkeit, hineinkam. Dieses wichtige erste Bad war denn auch auf fast allen Wochenstubenbildern des Mittelalters, auf weltlichen Bildern sowohl wie auf den religiösen Darstellungen von Mariä Geburt, Christi Geburt u. v. a. mit zu sehen.

Im ersten halben Jahre wurde das Kind täglich gebadet, und zwar im Winter wärmer als im Sommer und eine Tochter wärmer als ein Sohn. War das Kleine unruhig, wurde es durch Gesang beruhigt, aber ein weit bequemeres Mittel war auch damals schon „der Nuckel", der Saugpfropfen, der aus einem Stückchen Leinwand bestand, in das Zwieback oder Brot gebunden war. Dieses Brot und der Zwieback wurden in Milch oder Zuckerwasser aufgeweicht.

War eine Mutter nicht imstande, ihr Kind selbst zu nähren, und konnte sie die Mittel für eine Amme nicht aufbringen, so zog sie das Kind mit Brei oder Milch auf.

In den ersten sechs Wochen lag das Kleine in einem halbdunklen Raum, „daß weder Sonnen- noch Mondenschein über es scheine, auch daß weder Katz noch anderes Vieh über das Kind komme, dadurch es erschrecken mög oder sunst ein Schaden empfinge". Liebevoll behütete die Mutter das Kind. Und

Indianischer Säugling, nacht auf das Tragbrett gebunden.

ihrer Liebe müssen wir es zugute halten, daß sie so viele der im Mittelalter gebräuchlichen, abergläubischen Heil- und Wundermittel benutzte. So sollten Gehänge aus Wolfs- und Pferdezähnen oder die abgehauenen Füße einer lebenden Kröte oder Schermaus den Kindern das Zahnen erleichtern, und das Sprechenlernen sollte wesentlich schneller geschehen, wenn man dem Baby ein Ei, das sogenannte Plapperei, vor den Mund hielt. Wahre Wunder jedoch sollte eine Einreibung des Züngleins mit einer Salbe von Salz, Liquiricien, Honig und Weihrauch bewirken.

Zum ersten Geburtstag bekam das Kind einen vom Schreiner gearbeiteten Kinderwagen. Die ersten Gehversuche fanden in geschickt konstruierten „Gehschulen" statt (s. die Abb. auf Seite 787).

Natürlich konnte aber derartige zarte Fürsorge nur dem Kinde wohlhabenderer Familien zuteil werden. Vielleicht noch stärker als bei uns bekamen auch die Kleinsten des Volkes soziale Unterschiede in der Lebensführung, besonders in der Kleidung, zu spüren. Von dem zerfetzten Hemdchen des kleinen Landstreichers auf dem einen unserer Bilder bis zu den luxuriösen Babyausstattungen französischer Prinzchen und dem zierlichen Rokokopüppchen auf unsern andern Bildern ist ein weiter Weg. Welche zärtliche Mutterfreude spricht nicht nur aus Blick und Handgebärde der jungen Mutter auf unserm letzten Bild, sondern auch aus dem zierlichem Putz ihres Kindchens! Und während diese Schleifchen und Wickelbandvolants so ganz und gar dem sentimental-bürgerlichen Geschmack von Deutschlands guter Gesellschaft im achtzehnten Jahrhundert entsprechen, scheinen des höfischen Frankreichs Leitmotive „Etikette" und „Repräsentanz" dort auch Erstlingsausstattungen selbstverständlich mit beeinflußt zu haben. Die Abbildungen auf Seite 787 zeigen die kleinsten Erben der stolzen Herzognamen von Anjou und Bourgogne. Man muß entschieden gestehen, daß hier vom seidenen Baldachin der lilienverzierten Wiege bis zu den goldgestickten Wickelbändern und Jäckchen alles aufgeboten wurde, um durch Pracht die schmerzliche Tatsache vergessen zu machen, daß man zwar mit fürstlichem Geblüt auf die Welt kommen kann, aber trotzdem in den meisten Lebensäußerungen leider von ganz gewöhnlichen Kindern nicht merklich unterschieden sein muß. Der Hofdichter weiß es freilich anders. In den zierlichsten Versen unter diesen und ähnlichen Stichen werden die ungewöhnlichen Vorzüge solcher königlichen Babys ausgiebig ins rechte Licht gesetzt. Übrigens, in einem Punkte waren solche kleine Aristokraten oft nicht viel besser daran als das Kind der Straße: nämlich in der hygienischen Körperpflege. Erst unserer Zeit war es ja vorbehalten, den Wust von Aberglauben und Unvernunft, der gerade die Kinderpflege lange Zeit beherrschte, aus dem Wege zu räumen.

Mutter und Kind, um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Curry und Currygerichte.

Von Richard Gollmer.

Mit hohnlächelnder Geringschätzung blickt der Europäer gewöhnlich auf die Küche des Orients. Sehr mit Unrecht! Sogar aus dem fernsten Osten, der immer mehr bereist wird und dessen Beschreibungen daher einer immer schärferen Kontrolle unterliegen, gelangen doch schon Berichte objektiver und sachkundiger Beobachter zu uns, die nicht mehr ausschließlich von Ungeheuerlichkeiten aus der chinesischen und japanischen Küche zu berichten wissen, sondern uns dort heimische Speisen von hohem Wohlgeschmack rühmen. Sicher ist, daß gerade der Chinese ein großer Gourmet ist und über sehr gute Köche verfügt. Zubereitung und Material der Speisen beruht schließlich auf individuellen oder nationalen Ansichten und Gefühlen. Daß z. B. in China alles Genießbare „ragoutartig", also in mundgerechte Bissen geschnitten auf den Tisch kommt, kann man sehr wohl verstehen, wenn man sich dem Gedankengang des eigentlich hyperkultivierten Chinesen aus vornehmer Familie anschließt: er hält es eben für scheußlich, wenn unsere feinsten Ladies bei Tisch mit Messer und Gabel auf das Fleisch losgehen und ihre Bissen absäbeln, daß sich manchmal auf dem Teller eine Blutsauce bildet.

Zu den orientalischen Gerichten, die sich auch in Europa Freunde erworben haben, gehört das ostindische Lieblingsgericht „Curry", auch Kari geschrieben. Es ist denen, die je eine Zeitlang in Indien gelebt haben, unentbehrlich geworden und hat sich in der englischen Küche bereits vollständig eingebürgert, während es bei uns nur wenig bekannt ist.

Das Gericht besteht aus Reis, einem Würzpulver und dem verschiedenartigsten Fleisch. Das Würzpulver gibt einen höchst eigenartigen Geschmack und ist aus einer Menge Ingredienzien zusammengesetzt. Eine Mischung besteht aus 15 Gramm Koriander, 8 Gramm Ingwer, 8 Gramm Kümmel, 8 Gramm weißem Pfeffer, 15 Gramm Kurkuma, 6 Gramm Kardamom, 2 Gramm spanischem Pfeffer. — Eine andere Zusammensetzung lautet: 30 Gramm Koriander, 30 Gramm Mohn, 30 Gramm Kurkuma, 15 Gramm Ingwer, 5 Gramm Zimt, 10 Gramm Senfkörner, 8 Gramm spanischer Pfeffer.

Alle Bestandteile müssen absolut trocken und fein gestoßen sein und werden innig vermischt. Manche geben noch etwas Knoblauch dazu, doch kommt das auf den persönlichen Geschmack an. Alle guten Drogen- und Delikatessenhandlungen führen ein Currypulver, das aber, dem europäischen und besonders dem deutschen Geschmack entsprechend, weit milder ist als die in Indien gebräuchlichen Mischungen. Eigentlich ist nun nicht die gleiche Würzmischung für Kalb-, Hammel-, Hühner-, Fisch- und Hummerfleisch geeignet. Sie soll sich im Gegenteil jeder Fleischart und sogar dem Geschmack des Essers anpassen. Um das Richtige aber herauszufinden, muß man an Ort und Stelle Erfahrungen gesammelt haben. Wir können hier nur mit dem käuflich fertig erhältlichen Pulver rechnen. Die Bedingungen zum Gelingen des Gerichtes sind: Gute und starke Fleischbrühe, frische, nicht abgestandene Gewürzmischung und die gehörige Menge von dazu eigens zubereitetem Reis. Der

Reis ist die Hauptsache. Das Fleisch wird in kleine Stücke geschnitten, mit Champignons oder Champignonpulver oder -essenz in heißer Butter geschmort, bis es leicht braun ist; doch muß es stets vollkommen gar sein, worauf man sorgfältig zu achten hat. Dann gießt man etwas gute Fleischbrühe daran, läßt noch eine Weile sacht kochen, setzt dann das Currypulver (für ein halbes Kilogramm Fleisch eine Messerspitze und einen Tassenkopf Brühe) zu und läßt das Ganze noch gut durchschmoren. Nach Belieben kann man die Sauce noch mit Reismehl verdicken; auch kann man Tomaten, saure Äpfel, unreife Stachelbeeren oder Weintrauben, Spinat, Schoten und andere Gemüse — alle diese Sachen weich gedämpft und durch ein Sieb gestrichen — dazumischen. Der gekochte Reis wird rings um den Schüsselrand angerichtet, doch wollen wir schon hier bemerken, daß nach neuerer amerikanischer und europäischer Manier auch der gekochte Reis mit Currypulver durchgeschmort werden kann.

Den Reis zum Curry richtig zu kochen, scheint schwerer zu sein, als man glauben sollte. In meinem Hause wird der Reis nach italienischer Art wie folgt gekocht:

150 Gramm Butter, oder besser noch Mark, zerläßt man in einer irdenen oder sehr guten Emaillekasserolle (Pilsener), tut eine zerschnittene, nicht zu kleine Zwiebel hinein, läßt sie anlaufen, aber nicht gelb werden, gibt ein Pfund vom besten Reis ungewaschen hinein, läßt ihn einige Sekunden unter fortwährendem Umwenden mit einem eisernen Schaufelchen (ja nicht mit dem Kochlöffel rühren!) rösten, gießt so viel kaltes Wasser hinzu, daß es genau noch einmal so hoch wie der Reis darüber steht, salzt, deckt zu und läßt den Reis an mäßig heißer Herdstelle langsam aufquellen (am besten im Bratofen). Nach etwa einer halben Stunde sieht man nach; ist das Wasser eingekocht und der Reis trocken, so wendet man mit dem Schaufelchen um. Er muß dann auseinanderfallen und jedes Körnchen weich und einzeln sein. Sollte er noch zu feucht sein, so wende man nicht um, sondern lasse ihn noch ein Weilchen dünsten.

Sehr gut wird auch der Reis, wenn man ihn nach japanischer Manier in einer Holzschachtel kocht. Eine andere Methode ist folgende: Zwei Liter Wasser werden mit einem Eßlöffel Salz aufs Feuer gesetzt, dann schüttet man 250 Gramm gewaschenen Reis hinein, läßt ihn 20—25 Minuten unter öfterem Hin- und Herbewegen des Topfes, aber ohne umzurühren, aufquellen, gießt das Wasser ab, schüttelt den Reis in ein Sieb und läßt ihn vor dem Feuer trocknen.

Ich lasse nun einige authentische Rezepte zu Currygerichten folgen, die mir zum Teil direkt aus Indien mitgeteilt worden sind.

Admiralscurry. Vier mittlere Zwiebeln, gescheibelt, schwitze man in 40 Gramm Butter weich, streiche sie durch ein Sieb, verdünne das Püree mit einem Viertelliter guter Fleischbrühe, würze es mit einem Teelöffel Currypulver und ebensoviel fertig käuflicher Chutneesauce, rühre gut durch, gebe nicht zu klein geschnittenes Hühner-, Kaninchen- oder Fischfleisch hinein, lasse eine Viertelstunde langsam schmoren, indem man von Zeit zu Zeit etwas Buttermilch oder saure Sahne oder süße Sahne und Zitronensaft zusetzt. Die Bouillon bereitet man am bequemsten aus Maggis gekörnter Fleischbrühe.

Stockfischcurry. Gewässerter Stockfisch wird mit zwei zerschnittenen Zwiebeln in Butter braun gebraten. Die Sauce bereitet man wie oben, gibt aber statt der Chutneesauce etwas Cayennepfeffer dazu und läßt den Fisch darin weich schmoren. Auch ebenso von frischen Fischen zu bereiten.

Hühnercurry (Kalkutta). Zwei gescheibelte Zwiebeln werden in 125 Gramm Butter gebräunt, ein reichlicher Teelöffel Currypulver zugesetzt und ein zerschnittenes junges Huhn darin gebraten. Dann gibt man die Milch einer Kokosnuß und etwas geriebene Kokosnuß dazu, dämpft das Ganze eine Viertelstunde und träufelt vor dem Anrichten Zitronensaft darüber.

Rezept aus Bombay. Man schwitzt in 125 Gramm Butter zwei geschnittene Zwiebeln und eine Gewürznelke und verdünnt es mit einem Viertelliter Bouillon. Dann macht man einen Teig aus einem Eßlöffel Mehl, einem Teelöffel Currypulver, einem halben Teelöffel Salz und etwas Wasser. Diesen verkocht man in der Brühe, gibt dann zierlich geschnittene Geflügel-, Kalbsmilch- oder Kaninchenstücke — einige nehmen auch diese Fleischarten zusammen — hinein, läßt sie unter Nachgießen von Fleischbrühe weich dünsten und schärft mit Zitronensaft ab. Hierzu gibt man den Reis extra.

Malaiisches Curry. In 90 Gramm Butter röstet man 60 Gramm geschälte Mandeln bräunlich, trocknet sie und hackt sie mit Zitronenschale und einer Zwiebel fein. Dann brät man ein zerlegtes, junges Huhn in der Butter eine Weile und nimmt es heraus. Nun gibt man in die Butter einen Teelöffel Currypulver, einen halben Teelöffel Salz und einen viertel Liter Fleischbrühe, läßt durchkochen und fügt die Hühnerstücke sowie das Gehackte, die Milch einer Kokosnuß, etwas geriebene Kokosnuß und einen viertel Liter Sahne hinzu, läßt das Ganze eine halbe Stunde kochen und schärft es vor dem Anrichten mit dem Saft einer Zitrone.

Kalbsbrustcurry. Von einer Kalbsbrust schneidet man viereckige Stücke und blanchiert sie. Dann röstet man gehackte Zwiebeln in Butter, schwitzt das Fleisch eine Weile mit, bestreut es mit einer Mischung aus einem Teelöffel Currypulver und zwei Teelöffeln Mehl, füllt mit Fleischbrühe auf und gibt ein Bukett feine Kräuter, eine Mohrrübe, rohen Schinken und Champignonschalen zu. Das weichgeschmorte Fleisch richtet man im Reisrand an, garniert es reichlich mit Champignons, zieht die Sauce mit Eigelb ab und gibt sie darüber.

Hummercurry. Man schwitzt zwei gehackte Zwiebeln in Butter gelb, läßt darin zwei Hummern, ausgebrochen und in Stücke zerlegt (man töte sie durch gehöriges Eintauchen der Nasen in siedendes Wasser, koche sie aber nicht), einige Minuten schmoren, gibt zwei Teelöffel Currypulver dazu, füllt mit Bouillon auf und läßt die Sauce zugedeckt auf die Hälfte einkochen. Dann zieht man die Sauce mit drei Eigelb ab, gibt einen Stich frischer Butter und den Saft von zwei Zitronen sowie etwas Cayennepfeffer dazu. Reis wird extra serviert. Dies Curry ist auch vorzüglich von Krebsen.

Hammelcurry (Madras). Man schneide 3/4 Kilogramm Hammelschulter in kleine Stücke, gebe diese mit 60 Gramm Butter und drei Eßlöffeln gehackter Zwiebeln in eine Kasserolle und lasse eine Stunde lang ganz langsam schmoren. Dann füge man eine halbe geriebene Kokosnuß, die Milch einer ganzen, zwei Teelöffel Currypulver, einen zerschnittenen Apfel und etwas Salz hinzu und lasse das Ganze eine Stunde schmoren.

Trockenes Curry (London). Zwei Zwiebeln und zwei Äpfel werden fein gehackt und mit zwei Teelöffeln Currypulver und einem Eßlöffel Mehl in 80 Gramm Butter braungeschwitzt. Dann gibt man zwanzig Austern ohne Bart, ein wenig Cayennepfeffer, Zitronensaft, Sahne und gekochten Reis dazu und läßt das Ganze unter stetem Rühren langsam durchschmoren. Es soll sich keine Sauce bilden, dagegen muß das Gericht saftig und doch so konsistent sein, daß es sich in eine gebutterte Porzellanform drücken und ausstürzen läßt. Sehr gut schmeckt das Curry auch mit Krebsen oder Krabben.

Currysauce (Ceylon). Man schneide 30 Gramm rohen Schinken, einen sauren Apfel, eine Mohrrübe, eine große Zwiebel klein und schwitze sie in 80 Gramm Butter mit zwei Eßlöffeln Mehl, einem Teelöffel Currypulver, drei viertel Liter Sahne und etwas Salz und Zucker 20 Minuten und seihe die Sauce dann durch. Man gibt sie zu Koteletten und anderen kleinen, gebratenen Sachen. Statt des Apfels kann man auch Rhabarber nehmen.

Curry suppe (Goa). Man macht eine helle Mehlschwitze, kocht diese mit einem viertel Liter süßer Sahne glatt, füllt mit anderthalb Litern kräftiger Hühnerbrühe auf, gibt den Saft einer Zitrone, zwei Teelöffel Currypulver, eine halbe geriebene Kokosnuß und den Saft einer ganzen hinzu und richtet die Suppe mit kleingeschnittenem Hühnerfleisch oder Hühnerfleischklößchen an.

Paletot für kleinere Knaben, Strassenkostüm für junge Mädchen. (Abb. 511 u. 512.) Die Anfertigung der Knabengarderobe ist eine Arbeit, an die sich manche Mutter nur zaghaft begibt. Und doch lassen sich auch hier bei etwas schneiderischem Geschick und mit Hilfe gutsitzender Schnitte recht hübsche Erfolge erzielen, die eine um so größere Ersparnis bedeuten, wenn das verwendete Material etwa einem abgelegten gewendeten Kleidungsstücke des Vaters entnommen wurde. So könnte auch unser hübscher Knabenpaletot recht gut aus einem Herrenüberrock gefertigt werden. Mit nahtlosem Rücken geschnitten, schließt er vorn doppelreihig und zeigt als Halsabschluß einen breiten schwarzen Krimmerkragen, für den ebenfalls vorhandenes Pelzwerk oder eine Imitation Verwendung finden könnte. Der glatte Ärmel wird nur abgesteppt, außerdem erhält der Paletot an jeder Seite eine Tasche. Sein Schnitt ist in 34, 36, 38 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 75 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 1,65 Meter. — Auch das niedliche Backfischkostüm Abbildung 512 läßt sich mit Hilfe der vorrätigen Schnitte ohne viel Mühe von Mutters Hand nacharbeiten. Es zeigt zu einem braun-blaugrünkariertem Rock ein glattes braunes Eskimojackett, das mit gleichfarbiger Seidentresse eingefaßt und in der vorderen Mitte geknöpft ist. Den Halsabschluß bildet ein Herrenkragen. Die ziemlich lange Jacke liegt im Rücken nicht ganz an, die Vorderteile sind dagegen völlig lose geschnitten. Den schlanken Ärmel besetzt gleichfalls Tresse. Zu dem fußfreien Rock ergab karierter derber Wollstoff das winterliche Material, das in dieser Saison mit Vorliebe zu Faltenröcken verwendet wird. Der Rock ist aus neun Bahnen geschnitten, die derart angeordnet sind, daß sich an jeder Naht zwei schmale Falten bilden. Diese sind bis unterhalb der Hüfte niedergesteppt und fallen nach unten frei aus. Der Schnitt zu diesem Rocke ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der zum Jackett in 42, 44, 46, 48, 50, 52, 54 und 56 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preise vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 1,75 Meter, für den Rock bei 1,10 Metern Breite 3,30 bis 3,50 Meter.

Langer Paletot aus „Breitschwanz". (Abb. 513.) Die mehr oder minder große Länge ist ein Charakteristikum der neuesten Umhüllen, die dadurch für den Winter besonders geeignet sind. So präsentiert sich auch unser vornehmer Breitschwanzpaletot in der

Abb. 511 u. 512. Paletot für kleine Knaben, Strassenkostüm für junge Mädchen.
Abb. 513. Langer Paletot aus „Breitschwanz".

beliebten Dreiviertellänge, die für große Figuren so überaus vorteilhaft ist. Der Paletot ist im Rücken halbanliegend, vorn aber völlig lose gehalten und am Halse mit einem Herrenkragen aus Hermelin abgeschlossen. Verdeckt geknöpft, erhält er durch den reichen Seidentressenbesatz, der im Rücken empireförmig die kurze Taille betont, nach vorn aber zur üblichen Taillenlinie absteigt, eine besonders reiche Wirkung. Der zur Herstellung dieses schicken, auch aus jeder Pelzimitation herstellbaren Mantels erforderliche Schnitt ist in 44, 46, 48, 52, 56 und 60 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark erhältlich.

Zwei Gesellschaftstoiletten. (Abb. 514 u. 515.) Die Wogen der Geselligkeit gehen immer höher. Für die Damenwelt bedeutet das erneute Toilettensorgen, die bei der jetzigen anspruchsvollen Mode nicht immer ganz leicht aus der Welt zu schaffen sind. Vor allem verlangt die jetzige Mode äußerste Schlankheit, die dabei keineswegs in das Extrem der Magerkeit verfallen darf. Zum Glück aber erlaubt sie denen, die sich nur geringe Körperfülle erfreuen, allerlei Konzessionen, unter denen Fichu- und faltige Reversgarnituren an erster Stelle stehen. So sind auch unsere beiden Toiletten für schmächtige Damen bestimmt, denen sie als Direktive in der jetzigen Mode dienen können. Für Abb. 514 ergab altblauer Seidenvoile das Material, das bei der Taille durch eine Brokatweste und eine buntfarbige, mit Gold durchschossene Stickereibordüre bereichert wurde. Das Leibchen, vorn wie im Rücken durch eine gelbliche Tüllpasse garniert, läßt diese am Rande unter der bogigen Brokatweste verschwinden, die ein blauer Samtvorstoß abkantet. Über die Schultern greift ein in tiefe Falten drapiertes Fichu, das in der vorderen und Rückenmitte durch einen vollen Bandtuff zusammengehalten wird und leicht über den Ansatz des langen, in Querfalten geordneten Ärmels fällt, den eine Tüllmanschette abschließt. Sehr schick wirkt hierzu der leicht schleppende Miederrock, der ohne jede Garnitur ist und aus neun Bahnen besteht. Er wird mit schmalen Fältchen gearbeitet, die unterhalb der Hüfte ausspringen und dem Rock seinen graziösen Fall verleihen. Sein Schnitt ist in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,50 Meter, für den Rock 3,75 Meter. — Nicht minder kleidsam ist das nebenstehende Empirekleid (Abb. 515) aus weißem Seidenkrepp, dessen Garnitur in zarfarbiger Chinéseide beistand, die, mit einer rosa Libertyblende umrandet, zu den Revers der Taille verwendet wer. Diese zeigt vorn und im Rücken einen Latzteil aus weißem Stüschenchiffon, über den sich vorn ein Spitzenteil legt. Die sich vorn leicht kreuzenden und gefalteten breiten Revers setzen sich etwas schmäler bis über Rückenmitte fort und werden vorn in der Taille durch den hochverlegten Gürtel aus rosa Libertyseide festgehalten, der unter voller Rosette schließt, unter der lange Bandenden hervorfallen. Der lange, in Querfalten geordnete Ärmel ist oben ziemlich weit und zeigt als Abschluß eine Spitzenmanschette. Unter dem Gürtel setzt sich der schlanke, oben ganz leicht gereihte Rock an, der ohne jede Garnitur in leichter Schleppe ausladet. Der zur Herstellung dieser eleganten Toilette erforderliche Schnitt ist in 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter.

Abb. 514 u. 515. Zwei Gesellschaftstoiletten.

Zwei Schürzen mit Applikations- und Stielstichstickerei. (Abb. 516 u. 517.) Unsere Gruppe veranschaulicht zwei Schürzen, die durch ihre leicht auszuführende Verzierung recht gefällig wirken und den Kindern viel Freude machen dürften. Für die Mädchenschürze Abb. 516 ergab graues Leinen das praktische Material, von dem sich die farbige Stickerei und die Applikationsfigürchen recht wirkungsvoll abheben. Die Kleider und Schuhe der Figuren werden am Halse

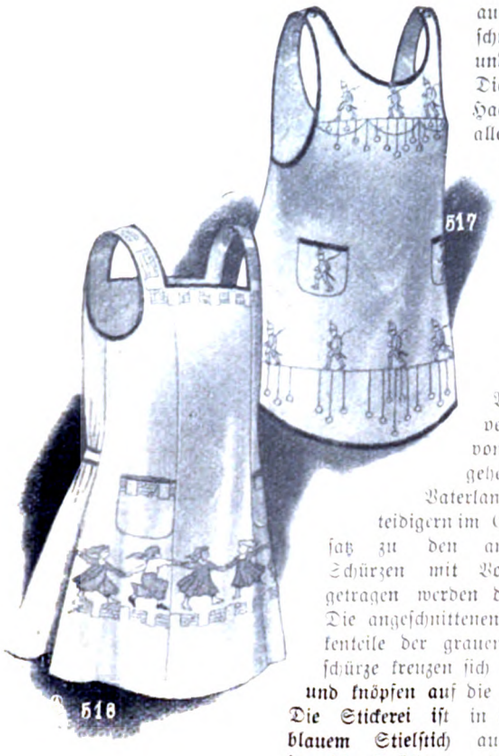


Abb. 516 u. 517. Zwei Schürzen mit Applikations- und Stielstichstickerei.

aus rotem und blauen Satin ausgeschnitten, mit der Maschine aufgenäht und dann mit Kettenstich umrandet. Die Gesichter sind in schwarzer, die Haare in brauner Seide gestickt und alles andere wird in rotem und blauem Stielstich ausgeführt. Die Schürze schließt im Rücken mit Bindebändern und wird außerdem durch aufgesetzte Taschen bereichert. Ihr Schnitt ist in 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 40 Pfennig und die Schablone zur Stickerei für 50 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 2,50 Meter. — Abb. 517 veranschaulicht eine Knabenschürze, die von den angehenden Vaterlandsverteidigern im Gegensatz zu den anderen Schürzen mit Vorliebe getragen werden dürfte. Die angeschnittenen Rückenteile der grauen Leinenschürze kreuzen sich im Rücken und knöpfen auf die Achsel über. Die Stickerei ist in rotem und blauem Stielstich ausgeführt, für die Gesichter und Stiefel wird am besten schwarze Seide verwendet. An ihrem Außenrande wird die Schürze durch schmale dunkelblaue Blenden umrandet. Der Schnitt dazu ist für 30 Pfennig und die Stickereischablone für 50 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 65 Zentimeter.

Abb. 518 u. 519. Zwei Morgenjacken.

Zwei Morgenjacken. (Abb. 518 u. 519.) Hellbrauner Seidensteppstoff ergab das Material zu der molligen Morgenjacke Abb. 518, die, mit leicht geschweiftem Rücken gearbeitet, ziemlich lose fällt und am Halse mit einem braunen kariertgesteppten Umfallkragen abschließt. In der vorderen Mitte durch gleichfarbige Seidenbrandenburgs geschlossen, wird das Jäckchen durch große aufgesteppte Taschen und einen sich nach unten erweiternden Ärmel vervollständigt, den ein breiter brauner Seidenstreifen abschließt. Hierzu ist der Schnitt in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,25 Meter. — Die originelle Kimonojacke Abb. 519 besteht aus buntbedrucktem japanischem Krepp, einem hübschen Material, zu dem die Ausstattung in einfarbigen Seidenblenden bestand. Völlig lose geschnitten, wird die japanische Form durch die angeschnittenen Ärmel betont, die die natürliche Schulterform markieren und nach unten weit und offen ausfallen. Der Vorderschluß verbirgt sich unter der Besatzkante, seitlich ist die Matinee geschlitzt. Der Schnitt ist in 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 84 Zentimetern Breite 3,25 Meter.

Morgenkleid in Empireform. (Abb. 520.) Empire war die Losung für unser elegantes Morgengewand aus fliederfarbenem Kaschmir, dem dunklerer Samt und Kurbelstickerei ein wirkungsvolles Aussehen verliehen. Das mit spitzem Ausschnitt versehene Leibchen zeigt einen Einsatz aus gelblichem Tüll und ist außerdem durch ein japanisches Bolero vervollständigt, das leicht über die Schultern greift und an seinem Ärmelrand mit Samtapplikation und Kurbelstickerei verziert ist. Den Ausschnitt umrandet ein sich bis zur Gürtellinie ziehendes schmales Samtrevers, als Abschluß des Boleros dient ein faltiger Seidenbandgürtel, der vorne nach der Mitte zu aufsteigt und in langen Enden ausfällt. Den halblangen Puffärmel schließt ein mit Samt verziertes Bündchen ab. Unter dem Gürtel setzt sich, im Rücken ziemlich hoch aufsteigend, der leicht schleppende Rock an, der, oben eingereiht, in weichen, zwanglosen Falten herabfällt. Der Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,50 Meter.

Abb. 520. Morgenkleid in Empireform.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstverfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 511 bis 520 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 36—41, zu beziehen. Für Taillen usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unter der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen.

Du und ich.

Du entrollst vor mir ein farbig Band
Bunter Bilder, reich mich zu beschenken,
Und du läßt mich in ein fernes Land
Meine schönheitsdurstgen Blicke senken.

Und du führst mich still an sanften Händen
Unter Blütenbäumen, jung belaubt,
Und du streust in lachendem Verschwenden
Dunkle Rosen auf mein blasses Haupt.

Meine Seele kennt nur das Entbehren,
Schaut beklommen all die Herrlichkeit,
Nur ein zögernd tastendes Begehren
Schleicht sich zaghaft in mein Sehnsuchtsleid.

Meine Augen suchen deinen Blick,
Meine Hand umklammert deine Hände —
Halt mich fest, du! Nimmer, nimmer fände
Ich allein ins Leben mich zurück.

A. Ahues

Noch einmal „Grossstadtkinder und Kleinstadtlehrlinge".

Von Gustav Heintschel.

In anerkennungswerter Weise hat der Verfasser des Artikels „Großstadtkinder und Kleinstadtlehrlinge" (in Nr. 42 der „Welt der Frau") eine Frage aufgeworfen, die wohl verdient, der weitesten Öffentlichkeit unterbreitet zu werden.

Es steht fest, daß nicht nur in den untersten Schichten der großstädtischen Bevölkerung, sondern auch in weiten Schichten des Mittelstandes die Frage: „Was lassen wir unsere Söhne lernen?" viel seltener erörtert wird, als die Frage: „Welche Arbeitsgelegenheit bietet sich unseren Söhnen, um möglichst mühelos recht bald viel Geld zu verdienen?"

Durch die schwierigen Existenzbedingungen der Großstadt und das Bestreben, es im häuslichen Aufwand anderen Familien mit weniger reichem Kindersegen gleichzutun, mögen ja in vielen Fällen die Eltern zu dieser Frage gedrängt werden, sie beweist aber immer, mit wie wenig Ernst und Klugheit sie der Zukunft ihrer Kinder gedenken!

Eine sehr empfindliche Abnahme des Nachwuchses an Lehrlingen macht sich infolgedessen fast in allen Gewerken bemerkbar, und es scheint nur eine Frage der Zeit zu sein, daß der zur Erhaltung des Kleingewerbes so unbedingt notwendige, gut geschulte und brauchbare Nachwuchs überhaupt versagt.

Daß Großstadtkinder eine begreifliche Scheu vor dem Zwangsverhältnis einer Lehrstelle haben, wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß ihnen gewöhnlich schon lange, bevor noch die Frage „Was wirst du werden?" an sie herantritt, die Vorzüge einer gewissen Unabhängigkeit als „Selbstverdiener" rosigst illustriert werden: möglicherweise schon in Haus und Familie, sicher aber auf der Straße von gleichgesinnten Altersgenossen. Die Abneigung, in ein Lehrverhältnis überhaupt — und nun gar in ein Lehrverhältnis nach außerhalb — zu gehen, wird dem Großstadtkinde meist in gedankenloser Weise anerzogen.

Die praktische Ausführung der Idee, Großstadtkinder den Handwerksmeistern der Kleinstadt als Lehrlinge zuzuführen, dürfte aber nicht nur an der Passivität der Eltern und der Abneigung der Knaben, sondern an der erklärlichen und im gewissen Sinn auch verständlichen Abneigung der Handwerksmeister der Kleinstädte, Großstadtkinder überhaupt als Lehrlinge anzunehmen, sehr oft scheitern. Und zwar aus folgenden, mir aus der Praxis zum Teil bekannten Gründen:

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Kinder in größeren Städten unter ganz anderen Lebensbedingungen und mit erweitertem Gesichtskreise aufwachsen als die Jugend auf dem Lande. Die geistige Regsamkeit — wenn auch nicht immer in gutem Sinne — ist zweifellos schon durch das täglich wechselnde Anschauungsbild der allernächsten Umgebung selbst in den unbemitteltsten Familien ungleich größer als unter gleichen Verhältnissen auf dem Lande oder in der kleinen Stadt. Auch in bezug auf Verpflegung sind — schon weil den Eltern vielfach Gelegenheit geboten ist, allerlei Genußmittel verhältnismäßig billig zu erwerben — die Kinder der Großstadt vielfach verwöhnt. (Womit freilich nicht gesagt sein soll, daß sie bei der einfachen, weniger wechselvollen aber kräftigen Kost des Kleinstadtmeisters nicht gesundheitlich besser fahren würden!) So ergibt sich bei den jungen Leuten der Großstädte, die hier in Frage kommen, eine gewisse Überhebung gegen alles „Außerhalbsche", die sie durch entsprechende „Schnoddrigkeit" bei passender und auch unpassender Gelegenheit nach außen hin dokumentieren.

Vor dieser Gefahr schrecken wohl zumeist die schlichten und einfachen, in ihrer gewerblichen Tüchtigkeit aber hervorragenden Handwerksmeister der Kleinstädte zurück, wenn es sich darum handelt, „Großstadtkinder" als Lehrlinge einzustellen! Es ist ihnen ja auch schlechterdings nicht zuzumuten, daß sie sich und ihren Haushalt der eventuellen Kritik eines grünen Jünglings aussetzen, der mit dem ganzen Vollgefühl des „Großstädters" auf ihre Häuslichkeit und Werkstatt herabsieht.

Diesem Hauptübelstand rechtzeitig vorzubeugen und hier belehrend auf die Jugend einzuwirken, wird, wenn die Theorie in die Praxis übergeleitet werden soll, in erster Linie Sache der Eltern und Erzieher sein!

Gegenwärtig herrschen in der Praxis der Lehrlingsfrage bedauernswerterweise schon seit vielen Jahren Zustände, die geradezu auf das Gegenteil von dem hinauslaufen, was der Verfasser des zur Diskussion gestellten Artikels in Vorschlag bringt.

Noch vor fünfzig Jahren hätten sich Eltern und Erzieher des jungen Nachwuchses in den Provinzen wohl arge Bedenken gemacht, ihre Söhne als Lehrlinge den Gewerken der „Großstadt" zu überweisen. Heute aber ist man bedeutend weniger skrupulös: es gibt viele besondere Gewerbe in den größeren Städten, die durch Vermittlung von sogenannten Kommissionären ihr Lehrlingsmaterial ausschließlich aus der Provinz beziehen! Diese Kommissionäre arbeiten meist nur nach Annoncen und annoncieren selbst. Sie kennen also weder den Lehrling persönlich noch den Arbeitgeber, dem sie ihn zuführen.

Schwere Enttäuschungen bleiben den Eltern sowie den jungen Leuten selten erspart! Von den gemachten Versprechungen der Kommissionäre und den kühnen Hoffnungen, mit denen der junge Mann in die Großstadt übersiedelt, erfüllt sich zumeist nur ein ganz geringer Teil; denn trotz aller gesetzlichen Bestimmungen und Polizeivorschriften wird in bezug auf das Halten und die Ausbildung von Lehrlingen noch vielfach arg gesündigt! So gehört es gar nicht zu den Seltenheiten, daß in kleinen gewerblichen Betrieben nur ein Gehilfe und zwei bis drei Lehrlinge gehalten werden — letztere zumeist „von außerhalb". Wie es um die Verpflegung und um die Schlafstätten solcher Handwerksjünger mitunter bestellt ist (Ausnahmen mögen gelten), ob ihrer körperlichen, ihrer geistigen Wohlfahrt überhaupt ein Interesse gewidmet wird, das mögen die Götter — und häufiger noch die Herren Gewerbeinspektoren — ahnen!

Selbst kleiner Handwerksmeister, der, wie man zu sagen pflegt, „bei der Lampe groß geworden", habe ich mich auf Anregung von außen meinem eigenen Sohne gegenüber ge-

so verhalten, wie es der Verfasser des erwähnten Artikels vorschlägt. Ich habe meinen Sohn zur gewerblichen Ausbildung dem Handwerksmeister einer kleinen Stadt in Anhalt überwiesen. Es war nicht leicht. Mein Sohn hatte die Realschule bis Obersekunda unter erschwerenden Umständen „geschunden"! Rechtzeitig erkannte ich noch, daß für ihn voraussichtlich nur das „Handwerk" goldenen Boden hätte! So wechselte ich ihm die bunte Mütze gegen eine einfache, schlichte, weiße Konditormütze aus, unter der er sich schon heute wohler fühlt und sich hoffentlich auch in Zukunft wohl fühlen wird.

Daß es mir viele im Interesse der Gesundung unseres Handwerkes nachtun mögen, wünsche ich von Herzen!

Weihnachtsküche.

Von H. v. Schroetter.

Die Zeit des Jahres, wo die Wogen der Freude hochschlagen, die Julzeit, die kurze Spanne „ze wihen Nachten", wie die Vorfahren sagten, verlangt auch erhöhte Tafelfreuden. Jedes Haus wird zum Christfest gastlich, die Weihnachtstafel eint. Unsere Weihnachtsküche bestrebt sich daher, allen Erwartungen würdig zu entsprechen und womöglich ebensoviel an Überraschungen zu bringen wie die Beschertafel. Neu sollen die Rezepte sein, eigenartig die „Aufmachung". Auge und Mund verlangen zu besonderer Zeit auch Besonderes. Motive zum Schmuck der Weihnachtsschüsseln bietet die Nachahmung der winterlichen Attribute: glitzerndes Eis, milchweißer Schnee, Zuckerrauhreif spielen ihre Rolle. Das echt weihnachtliche Sternmotiv, das wir vom Weihnachtsgebäck her kennen, taucht in anderem Stoff auf, das Julscheit, das am Weihnachtsabend vom Hausherrn selbst auf die Feuerstelle gelegt wird, ersteht in neuer Gestalt, und der Juleber, auf dem Allvater Wodan die wilde Jagd mitritt, lacht uns vergnügt von der Schüssel an.

Gebackene Schneebälle.

Bananenplatte.

Wir bringen heute eine bunte Folge von Weihnachtsschüsseln zur Darstellung, solide pièces de résistance, wie Weihnachtsvogel und Weihnachtsfisch, dann aber auch Vorgerichte und Nachtischschüsseln. Unter letzteren befinden sich mehrere, die gleichzeitig als eigenartiges und amüsantes Tafelmittelstück dienen können.

„Gebackene Schneebälle!" Da sind wir gleich mit dem ersten Wurf mitten in der weißen Weihnacht! Sehen sie nicht aus wie eben im Garten zusammengeballt? Mit dem tiefgrünen glänzenden Stechpalmenlaub und seinen scharlachroten Beeren garniert, wirkt die Platte außerordentlich frisch und lustig. Sie eignet sich sowohl als Dessert-Tafeldekoration wie als Kuchenteller bei Nachmittagszusammenkünften. Die Schneebälle bestehen aus Biskuitteig, der in Halbkugelförmchen aus Blech gebacken wurde. Je zwei werden durch Marmeladenschicht verbunden und noch warm so lange in sehr viel feinstem Staubzucker hin und her gerollt, bis sie völlig weiß gepudert erscheinen. — Das Gericht auf dem nebenstehenden Bild ist besonders leicht herzustellen und hat dabei zwei Vorzüge: erstens kostet diese Nachtischschüssel nicht viel, und zweitens sieht sie — die Photographie kann leider den Farbenreiz nicht wiedergeben — wunderhübsch aus. (Daß sie gut mundet, brauchen wir nicht zu versichern.) Zwölf große gerade geformte Jamaikabananen (diese sind weniger sichelförmig als die anderen Sorten) werden wie ersichtlich von einem Teil der Schale befreit, die Schalenränder werden ausgezackt und die Bananen zu einem Stern geordnet. In die Zwischenräume legt man buntes Laub, das man in weiser Voraussicht konserviert hat, oder immergrüne Blätter. Kandierte Beeren, ausgestochenes Johannisbeergelee — dessen Herbheit zu der Banane besonders gut mundet — und Schlagsahne in Gestalt von Ziersternchen und einem Schneeberg übernehmen die weitere Ausstattung.

Unser drittes Bild veranschaulicht eine warme Federwildpastete, weihnachtlich geschmückt mit dem so dekorativen Mistelzweig, den wir gewohnt sind als englische Christmas-Errungenschaft zu betrachten, der aber in Wahrheit urdeutsch und bereits den alten Germanen heilig war. Unser Gericht kann sowohl von Bekassinen wie von Birkhühnern oder Krammetsvögeln hergestellt werden. Das Wildgeflügel wird mit ein paar Wacholderbeeren braun gebraten, die Brüstchen werden losgelöst und warm gestellt. Alles übrige stößt man im Mörser, verlocht es mit einem Viertelliter Madeira, einem Viertelliter guter dunkler Bratensauce, einigen frischen Pilzen, ein paar Schalotten und Gewürz zu einem Brei und treibt diesen durch ein Haarsieb. In die gebutterte Tonform kommt eine Lage gebratener Semmelcroutons, darauf abwechselnd Püree und Bruststücke. Obenauf zwischen Butterflocken und Brotkrumen setzt man einen Vogelkopf, der sehr dicht mit gefettetem Pergamentpapier umbunden wird, um ein Verbrennen während des vierzig Minuten nötigen Aufenthalts der Pastete im Bratofen zu vermeiden.

Warme Federwildpastete.

Das nächste Bild bringt den Weihnachtsvogel par excellence, den Fasan, in seiner Federpracht. „L'oiseau du Phase est un mets pour les Dieux" sagt ein altfranzösisches Wort, das auch der deutsche Feinschmecker unterschreibt. Unsere „Aufmachung" — in der sowohl ein wie sechs Tiere angerichtet werden können — gestaltet das Gericht auch äußerlich zu einem Prunkstück der Weihnachtstafel, und es ist dabei viel einfacher herzurichten, als manche Hausfrau denkt: aus Feinbrot wird ein 28 Zentimeter langer, 13 Zentimeter breiter und 11 Zentimeter hoher Sockel geschnitten. Der sorgfältig mit einem spitzen Messer abgelöste Kopf, an dem man jenes Stück der Haut, das die buntschillernden Brust- und Halsfedern trägt, beläßt, wird mittels eines Holzspans auf dem Sockel befestigt; ebenso die langen Schwanzfedern und die schöngezeichneten Flügel. Die tranchierten Bratenstücke werden in die korbartige Lücke gelegt. Um jede Berührung der Speise mit den Federn zu vermeiden, füttert man das Innere des Fasanenaufbaues mit Semmelcroutons aus und schützt die nestartige Sauerkohlanrichte durch hochstehende Blätter.

Fasan auf Sockel.

Der „Jul-Eber".

Der Jul-Eber (s. Abb.) ist ebenfalls ein wirksames Tafelschaustück, das auch als Herrengeschenk auf dem Beschertisch prangen kann und als Büfettdekor bei kalten Mahlzeiten seinen Platz ausfüllt. Ein Wildschweinskopf — am besten von einem Frischling, da dessen Haut weicher ist — wird vom Schmied seiner Borsten entkleidet. Die Ohren werden ausgebohrt, die Augen ausgenommen. Man löst ein Stück der Nacken- und Brusthaut mit ab, um den Kopf nach dem Farcieren zunähen zu können. Nach mehrstündigem Wässern schneidet man den Kopf vom Hals bis zum Rüssel auf, entknöchelt ihn und legt ihn, damit die Haut kochfähig wird, vier bis sechs Tage in Wein, dem man Kognak oder Rum zusetzt. Zur Farce gehören gleiche Teile Speck und Frischlingskeule, durch die Maschine getrieben, Weißbrotinneres, Eier, Madeira, Würfel von blanchierter Kalbsmilch und abgekochter Ochsenzunge und reichlich Trüffeln. Der Kopf wird ausgebreitet, gefüllt, in die richtige Form gebracht — was bei der gerüstlosen Schwarte Aufmerksamkeit erfordert — zugenäht, in eine Serviette gepackt, tüchtig verschnürt und fünf Stunden in Rotwein, Essig und Gewürz gekocht. Erkaltet wird der „Jul-Eber" garniert: das Auge wird durch eine Kartonrunde mit aufgeklebter Eberesche ersetzt, Zitronen — das altnordische Symbol des Überflusses — übernehmen im Verein mit Ketten aus Mandeln, beschneiten Tannenzweigen, Mistellaub und einer Halskrause aus Tortenpapier den festlichen Ausputz. Man reicht eine Orangen- oder Cumberlandsauce nebenher.

Vom „Jul-Eber" zum „Jul-Scheit"! Das „Yule Log", das Eichenscheit, wird nach altenglischem Brauch unter feierlich lustigen Zeremonien vom Hausherrn selbst am heiligen Abend zum Kaminfeuer geholt. Kränze von grünem Laub umgeben das Jul Scheit, an versilbertem Seil schleift es durch die Halle.

Das „Jul-Scheit".

Unser Mittelbild bringt die Übersetzung dieser alten Sitte in die Küchensprache. Ein flach gebackener Biskuit wird mit Marmelade bestrichen und zu einer Roulade von 48—50 Zentimetern Umfang zu 40 Zentimetern Länge aufgerollt. Die Dekoration durch Kakaobutter imitiert die Rillen eines Baumstammes. Das Jul-Scheit ruht auf zwei silberbronzierten Holzträgern und ist mit Silberschnur und weißen Mistelbeeren garniert.

Eine delikate Weihnachtstorte stellen wir mit der nächsten Abbildung vor. Hier herrschen die echten Weihnachtsfarben: grün wie die Tanne, rot wie die Liebe, weiß wie die winterliche Erde. Der Zierdekor ist hier teilweise eßbar. Die weißglacierte Schokoladentorte: 1/2 Pfund Butter, 1/2 Pfund Schokolade, 8 Eigelb, 8 gestoßene Nelken, 6 Eßlöffel Zucker, 1 Mokkalöffel Zimt, verrührt mit dem Eischnee und 125 Gramm Biskuitkrume, eine halbe Stunde gebacken und dann mit Aprikosenmarmelade bestrichen — ist mit kleinen roten Johannisbeerbonbons in Imitation der Zierbeeren dekoriert. Die spitzdornigen Blätter sind echt. Sie werden ebenso wie die Beeren mit dem Klebemittel der Konditorkunst, Staubzucker mit ungeschlagenem Eiweiß, verrührt, auf der Glasur befestigt. Oben auf der Torte bilden Beeren und Laub einen Stern. Die Torte ist, da sie sich lange hält und sehr festlich und weihnachtlich wirkt, auch für Geschenkzwecke zu empfehlen.

Auf einem richtigen Weihnachtsspeisezettel darf der Fisch nicht fehlen. Er galt als heidnisches Symbol des Überflusses — eine Fischschuppe im Geldbeutel erhält diesen gefüllt — und war das Vereinigungs- und Erkennungszeichen der ersten Christen. Wir zeigen im gespickten „Blaufisch" mit gebackenen Austern eine Anrichtform, die das Servieren erleichtert. Unser „Blaufisch", wie er an der Waterkant genannt wird, gehört als Hecht-Dorsch in die weitverzweigte Familie der billigen, nahrhaften Schellfische. Sein Maul erscheint aufgesperrt, die Lippen sind durch einen Faden verbunden, das rötliche Schwanzende ist hindurchgesteckt. Diese Ringform hält die Zukost. Mit Parmesankäse bestreut, mit saurer Sahne begossen, brät der Blaufisch in Butter drei viertel Stunden im Ofen.

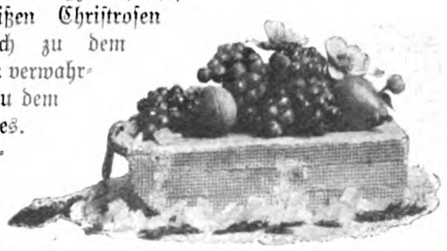
Kein Weihnachtsfest ohne Leberpastete! Das preiswerte Rezept zu der unsrigen möge hier folgen. Ein und ein halbes Pfund Kalbsleber, gehäutet, wird fünf Minuten gekocht, mit einem Pfund frischen Speck, einer großen, in Butter gebratenen Zwiebel und Weißbrotinnerem durch die Fleischhackmaschine gegeben, mit Nelkenpuder und Salz gewürzt, mit Scheibchen frischer oder eingemachter Trüffeln vermischt und in der Porzellanform der Pieschüssel zwei Stunden „au bain marie" gekocht. Die erkaltete Pastete — die sich unter der sich bildenden Fettschicht hält — wird beim Anrichten mit einem Stern, der aus der ziegelroten (übrigens viel zu wenig bekannten) Schotenfrucht des spanischen Pfeffers geschnitten wurde, dekoriert. Toastscheiben, Zitronenachtel und Butter-

Weihnachtstorte, weiss, rot, grün.

Blaufisch mit gebackenen Austern.

kugeln werden nebenbei serviert. — Und nun zum Schluß noch eine leicht herzustellende Weihnachtsplatte: „Schlitten aus Eiswaffeln als Obstaufsatz", der sowohl als Nachtisch wie als Weihnachtsgabe Beifall erregen wird. Pappe oder Karton bringt man durch Einritzen mit dem Messer in die uns aus der Kinderzeit geläufige Form eines einfachen Gleitschlittens, rundet die vorderen Ecken ab und befestigt ein silbernes Band an der aufgebogenen Vorderseite. Alsdann klebt man die passend zurecht geschnittenen Eiswaffeln mit dem bereits erwähnten Klebemittel (Eiweißzucker) fest. Die grünlich weißen Christrosen stimmen vorzüglich zu dem Tiefblau der letzten verwahrten Trauben und zu dem Bunt des Steinobstes. Aufeinandergetürmte Eisbonbons imitieren die vereiste Schlittenbahn.

Leberpastete.



Schlitten aus Eiswaffeln als Obstaufsatz.

Ein neuer Frauenberuf?

Von Dr. Albert Burger.

In rastlosem Ringen sucht sich das vorwärtsstrebende Frauengeschlecht immer neue Berufe zu erschließen. Den verbesserten Fortbildungsmöglichkeiten entspricht ein stetig wachsender Zudrang zum Studium und zu den akademischen Fächern. Besonders beliebt ist die ärztliche Tätigkeit. Freilich müssen sich viele mit einem Berufe begnügen, der sich nur gleichsam an den ärztlichen anlehnt: mit dem der Krankenpflegerin. Man hat ja von jeher im Samaritertum die berechtigte Domäne der Frau gesehen. Indessen in unserer Zeit geistigen Fortschritts bescheiden sich die Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts nicht mehr mit dieser das ärztliche Wirken ergänzenden Liebestätigkeit; sie sind ehrgeiziger geworden und wollen auch die wissenschaftlichen „Assistentinnen" der Ärzte sein. Wohlgemerkt: wir sprechen hier nur von denen, die nicht durch ihre Vorbildung dahin gekommen sind, selbst den ärztlichen Beruf auszuüben.

Der Beruf der „wissenschaftlichen Assistentin" steht augenblicklich in hoher Gunst bei unseren jungen Damen. Besonders in jener Welt, in der auch die Jugend sich bereits langweilt, ist es geradezu Modesache geworden, einem Arzt in der Klinik, in der Sprechstunde, im Laboratorium zur Hand zu gehen.

Gar manche „höhere Tochter" reizt es, in die Mysterien der medizinischen Wissenschaft einzudringen und mit eigenen Augen zu sehen, was sonst dem weiblichen Geschlechte schamvoll verhüllt zu bleiben pflegt. Viele mögen auch wirkliches Interesse für die Medizin oder für die — Mediziner haben. Boshafte Zungen meinen ja, daß man auf diesem nicht ganz gewöhnlichen Wege unter die Haube kommen könne. Andere wenden sich dem neuen Beruf in der Hoffnung zu, sich damit einen standesgemäßen Erwerb zu sichern. In dieser optimistischen Auffassung müssen sie allerdings durch den Wortlaut verschiedener in jüngster Zeit erschienener Anzeigen bestärkt werden, die schlankweg von einem neuen Frauenberuf sprechen und „bei Erreichung des geforderten Mindestmaßes Vermittlung von Stellen" verheißen. Es handelt sich dabei um Unterrichtskurse, in denen die Damen unter ärztlicher Leitung „zu Assistentinnen von Ärzten für Laboratorien und Institute" ausgebildet werden. Sie eignen sich die oft recht mühselige mikroskopische Technik an, lernen eine Menge chemischer Methoden handhaben, die zur Untersuchung menschlicher Säfte und Ausscheidungsstoffe erforderlich sind, machen sich mit der exakten Bedienung der Apparate vertraut und bereichern ihre Umgangssprache durch einen Wust fachmännischer Ausdrücke. Nach den bisherigen Erfahrungen sind es recht gelehrige Schülerinnen, die all das Neue, das ihnen entgegentritt, rasch annehmen und sich eine überraschende Fertigkeit aneignen. In einer ganzen Reihe von Instituten, Laboratorien, Polikliniken usw. trifft man denn auch schon weibliche Assistenten, die sich in ihrer Tracht sehr adrett präsentieren.

Ein bekannter Berliner Kliniker, der in seinen Krankensälen und zumal in seinem Laboratorium junge Damen als Hilfskräfte verwendet, stellt ihnen durchweg ein recht günstiges Zeugnis aus. Er geht dabei allerdings in der Weise vor, daß er den Damen — schon aus Gründen der Dezenz — nur ganz bestimmte Untersuchungen zuweist, die aber genaue methodische Arbeit und große Geduld erfordern. Besonders schätzenswert erweisen sich weibliche Hilfskräfte nach seinen Erfahrungen bei der Ausführung solcher Arbeiten, die durch fortwährende Wiederholung der Handgriffe und die dadurch bedingte Einförmigkeit Männer nicht nur arbeitsunlustig, sondern geradezu arbeitsunfähig machen würden. Deshalb findet man sehr häufig Damen gerade in bakteriologischen Instituten, wo sie — ohne je zu ermüden — Tag für Tag sogenannte Bakterienkulturen impfen und wiederimpfen, auf ihre Reinheit prüfen, die Nährböden für die winzig kleinen Krankheitserreger nach dem genau vorgeschriebenen Schema präparieren und kontrollieren und zugleich das peinlichste Aufmerksamkeit erfordernde Färben der Bakterienpräparate in seinen verschiedenen Stadien überaus korrekt besorgen. Bei dieser Art der Arbeit zeigt sich die Verläßlichkeit der weiblichen Hilfskräfte wirklich in ganz hervorragendem Maße. Sie peinigen auch nicht — wie unser Gewährsmann lächelnd bemerkte — ihren Auftraggeber dadurch, daß sie die alt bewährten Methoden mit allerlei kleinlichen Abänderungen „verbessern" wollen — was die Arbeit als solche gewöhnlich nicht sehr fördert.

Und die Bezahlung? Sprechen wir nicht davon! In vielen Fällen wird die Tätigkeit — man ist das in medizinischen Kreisen leider gewöhnt — für eine „ehrenamtliche" gehalten. Man arbeitet honoris, nicht honoraris causa. Wo wirklich klingender Lohn in Aussicht steht, hält er sich in mehr als bescheidenen Grenzen und dient eher dazu, den Eifer der Damen anzufachen, als ihnen einen auch nur halbwegs ausreichenden Lebensunterhalt zu gewähren. Viele begnügen sich denn auch, ihr — Taschengeld auf diese Weise zu erhöhen. Mehr wollen die Herren „Arbeitgeber" eben nicht zahlen, weil sie es sonst, trotz aller Vorzüge der weiblichen Hilfskräfte, vorziehen würden, geschulte Akademiker anzustellen.

Ein weiblicher Typus scheint allerdings mehr und mehr Eingang als weibliche Hilfskraft zu finden und das männliche Geschlecht ganz zu verdrängen: die Röntgenschwester. In den Röntgeninstituten bildet sie bereits eine stehende Figur. Sie hilft dem Leiter der Anstalt nicht nur bei der Durchleuchtung, sondern stellt fast ganz selbständig die Platten her, besorgt die Abzüge — kurzum, sie nimmt dem Fachmanne die ganze grobe, mechanische Arbeit ab. Hier sind die weiblichen Arbeitskräfte pekuniär so gestellt, daß sie tatsächlich für ihren Lebensunterhalt in auskömmlicher Weise sorgen können. Aber auch hier scheint sich bereits eine gewisse Überfüllung bemerkbar zu machen.

(Über Beruf und Aussichten der Röntgenschwester beabsichtigen wir zu unseren Leserinnen übrigens demnächst in einem besonderen Beitrage zu sprechen. D. Red.)

Ratgeber für jedermann

Blumenpflege.

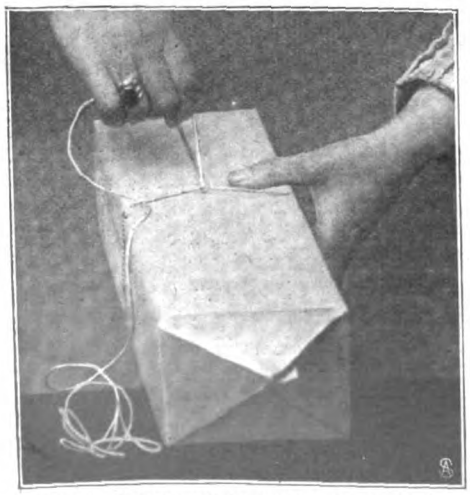
Der Keller als Überwinterungsraum für harte Zimmerblumen. In der Regel sucht man dem Mangel an Platz für die zu überwinternden Pflanzen dadurch abzuhelfen, daß man die Wohnräume mit Pflanzen überfüllt; das ist indessen von großem Nachteil, da dicht gedrängt aufgestellte Topfblumen, deren Äste und Blätter sich gegenseitig berühren, in den trüben Wintertagen von Fäulnis befallen werden. Vor Überfüllung der Überwinterungsräume mit Blumen schützt man sich erstens durch Ausscheiden des schwächlichen Materials. Die übrigen Pflanzen teilt man in zarte, die unbedingt im Zimmer überwintern müssen, und in harte, die sich unter Umständen im Keller überwintern lassen. Zu diesen gehören zunächst viele der im Winter vollständig ruhenden, laubabwerfenden Pflanzenarten, also im Topf gezogene Obstbäumchen, Rosen, Fuchsien, Hortensien und Granaten, ebenso nicht ganz winterharte Stauden (die in der Regel bis auf den Wurzelhals absterben), wie Chrysanthemen, Pampasgras und andere bessere Ziergräser; dann aber auch aus kühleren Klimaten stammende immergrüne Gewächse, wie Nadelbäumchen, mit Ausnahme der empfindlicheren Zimmertanne, Lorbeer, Oleander, Evonymus, Goldorangen, Kirschlorbeer und ähnliche. Die genannten laubabwerfenden Topfpflanzen sind im Keller vorzüglich untergebracht, man darf sie hier nur nicht vergessen und bis zum Frühling sich selbst überlassen. Hin und wieder muß man einmal hinabsteigen, Umschau unter ihnen halten und sie mit Wasser versorgen, wenn die Erde anfängt staubtrocken zu werden. Sobald die Rinde dieser harten Blumen infolge andauernder Bodendürre schrumpft, sind sie auch rettungslos verloren. Auch die immergrünen harten Gewächse, die etwas mehr Anforderungen an Licht und Bodenfeuchtigkeit im Winter stellen, überwintern in einem hellen Keller, der möglichst frostfrei ist und bei mildem Wetter reichlich gelüftet werden kann, vielfach weit besser als in erwärmten Zimmern; da sie aber durch ihre immergrüne Belaubung zu jeder Zeit im Jahre schmuckvoll sind, wird man es häufig vorziehen, sie zur Dekoration von Treppengängen und Korridoren nutzbar zu machen. Innerhalb der Wohnräume selbst vermeidet man im Winter eine Überfüllung, wenn man die Pflanzen, ihren Ansprüchen an die Temperatur entsprechend, auf möglichst verschiedene Wohnräume verteilt. Die meisten unserer Zimmerpflanzen werden zur kalten Jahreszeit zu warm gehalten. Aralien, Gummibäume, Orangenbäumchen, Calla, Zimmertannen und Blütenpflanzen, wie Schlüsselblumen, Pantoffelblumen, Cinerarien, fühlen sich viel wohler an kühlen Standorten, Alpenveilchen wollen etwas wärmer stehen. Zu beachten ist ferner, daß alle im Winter blühenden Gewächse und alle Pflanzen mit krautartigen Blättern möglichst hell stehen müssen, und daß bei diesen jede Benässung der Blätter und Stengel zu vermeiden ist, da dies leicht Fäulnis zur Folge hätte. Wenn Pflanzen, deren Blätter oder Äste wagerecht abstehen, wie dies bei Zimmertannen, Aralien und Gummibäumen der Fall ist, die Blätter oder die Astetagen hängen lassen, so deutet dies immer auf zu warmen Standort hin, und Abhilfe tut dann dringend not. Manche Blumen, wie Heidekräuter und Schlüsselblumen, gehen in warmer Stube nach wenigen Tagen, oft schon nach Stunden zugrunde; sie finden ihren geeigneten Standort zwischen Doppelfenstern, deren innere Flügel bei strenger Kälte etwas zu lüften sind, um einem Gefrieren und Zerplatzen der Töpfe vorzubeugen.

Anbietplatte für Mokka und Likör.

Hauswirtschaft.

Anbietplatte für Mokka und Likör. Die neuartige Anordnung des Mokkaservices auf diesem Tablett dürfte allgemeine Zustimmung finden. Die Tellerchen stehen in ihrem Ständer, dem sie der Gast selbst entnimmt, ebenso fein wie die Tassen und Likörgläschen in ihren Messingringen, so daß kein Aneinanderklirren oder gar Umkippen des zerbrechlichen Geräts die eventuelle Unsicherheit des servierenden Mädchens verraten kann. Für ängstliche Hausfrauen also ein wahres Beruhigungsmittel! Der Ständer sieht mit seiner schwarzen, glänzend polierten Holzfläche, den blanken Messingteilen und dem appetitlichen weißen Handgriff aus Porzellan überdies sehr hübsch aus.

Vom Weihnachtspaket. Alljährlich vor Weihnachten haben die armen Postbeamten reichlich Gelegenheit, die Wahrheit von Reuters Wort „wat dem einen sin Uhl is, is dem andern sin Nachtigall" praktisch im Beruf auszukosten. Alle diese Tausende von Paketen und Paketchen, die da als lauter Geschenk „nachtigallen" in die Weite fliegen, bedeuten ebensoviele „Uhlen" für den vielgeplagten Postmenschen. Und ein gut Teil seiner Mehrarbeit kommt dabei nicht von der natürlichen Verstärkung des Verkehrs in dieser Zeit, sondern von ganz gewöhnlicher Unordentlichkeit, Gedanken- und



Wie die Schnur auf der Unterseite des Pakets durchgezogen wird.

Wie der Siegellack verstrichen wird.

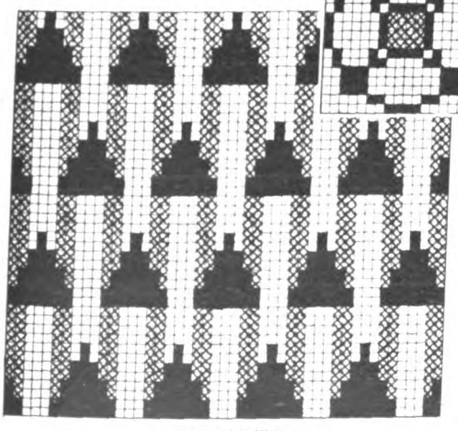
Rücksichtslosigkeit des Publikums: unleserliche Adressen, reißende „Strippen", abspringender Siegellack usw. usw. Dabei sollte nicht nur die vielleicht manchem etwas sentimental erscheinende Rücksichtnahme auf die Post, sondern vor allem doch das eigene Interesse die verehrlichen Paketsender — meist handelt es sich in solchem Fall ja um Absenderinnen — zu größerer Sorgfalt beim Verpacken ihrer Liebesgaben erziehen! Zwei Handgriffe, bei denen am meisten gefehlt wird, seien in Ergänzung früherer Ausführungen durch unsere Bilder erläutert. Die Schnur wird zunächst um das Paket geschlungen und auf der Oberseite durch einen festen Knoten gesichert. Dann wird sie im rechten Winkel zu dieser ersten Richtung auf die Unterseite des Pakets geleitet, dort in einer Schlinge (s. Abb. auf der vorhergehenden Seite) durchgezogen und dann erst wieder zum Ausgangspunkt zurückgeführt, wo der feste Schlußknoten zu machen ist. Beim Siegeln hat man dann zu beachten, daß der Siegellack breit niedertropfen und sofort mit der Siegellackstange kreisrund verrührt werden muß; erst dann wird das feucht gemachte Petschaft aufgedrückt.

Praktischer Pfropfen für Likörflaschen.

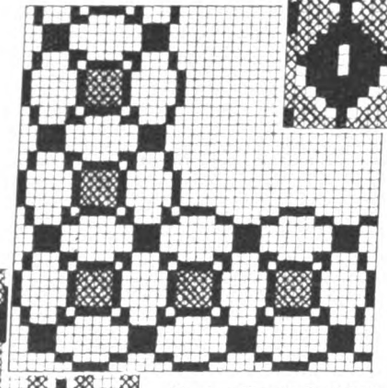
Praktischer Pfropfen für Likörflaschen. Für sehr aromatische Getränke, Liköre und dergleichen wendet man gerne Verschlüsse an, die beim Einschenken nicht abgenommen zu werden brauchen. Der hier gezeigte Pfropfen besitzt zu diesem Zwecke eine Bohrung, die in ein Metallröhrchen übergeht. Dieses Metallröhrchen kann infolge seiner praktischen Befestigung nach dem Einschenken einfach umgelegt werden. Die Flüssigkeit in der Flasche ist dann sofort luftdicht abgeschlossen.

Handarbeit.

Vier moderne Kreuzstichmuster. Unsere Muster zeigen, wie ungewöhnlich reizvolle Wirkungen in der alten Kreuzstichtechnik zu erreichen sind, wenn man die guten Grundsätze der modernen Flachornamentik auch auf diese durch ihr Alter ehrwürdige, aber durch mißbräuchliche Anwendung fast lächerlich gewordene Stickmethode überträgt. Unsere Entwürfe arbeiten durchgängig mit Dreifarbenwirkung. Der Stuhlbehang zeigt auf grünem Grunde eine gestickte Streifenmusterung in Braun (durch ×× markiert), während die getreppten Dreiecksornamente blau ausgeführt werden. Bei dem einfachen Muster für ein Deckchen erscheint der Grund mattblau, die ausgetuschte Musterung braun, die Füllungen grün. Das Kissen war auf gelbbrauner Leinwand gearbeitet, die in unserem Muster ausgetuschten Stellen sind dunkelgrün, die mit Kreuzchen markierten lichtgrün. Die große Decke schließlich, durch die Strenge ihrer Farbengebung in ein Herrenzimmer passend, wies auf violettem Grunde eine schwarzgrüne Musterung auf. Die schwarz zu bestickenden Teile der Musterung sind hier ausgetuscht, die grünen wurden durch Kreuzchen angedeutet.



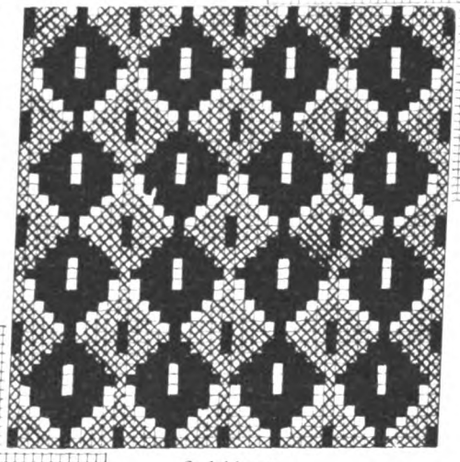
Muster für einen Stuhlbehang oder ein Rückenkissen.



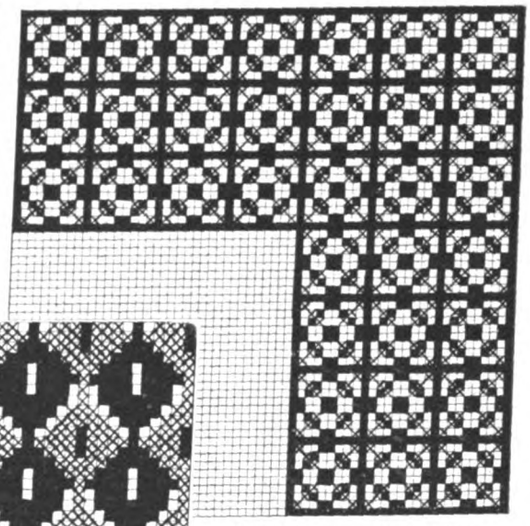
Muster für ein Deckchen.

Für den Toilettentisch.

Toilettespiegel und Schmuckkassette. Der unten abgebildete Toilettespiegel dürfte sich insbesondere als Ergänzung eines Fremdenzimmers oder für das Zimmerchen der Haustochter eignen, in dem ein eigener Toilettetisch ja oft wegen Raummangels nicht gut untergebracht werden kann. Seine lichte Mahagoniplatte bietet Platz für alle Flakons und Schälchen, die zu einer modernen Toilettegarnitur gehören, die Spiegelstützen sind zugleich als Bürstenträger nutzbar gemacht. Das Schmuckkästchen, ebenfalls aus Mahagoni, mit grünem Samtfutter in den einzelnen Abteilungen, zeigt eine besonders praktische Einrichtung. Mit einem einzigen Griff können alle Abteilungen der Kassette gleichzeitig geöffnet werden, so daß die einzelnen Schmucksachen, die durch ihre separaten Kästchen vor dem Verschrammen und Aneinanderstoßen geschützt werden, doch ohne weiteres in ein übersichtliches Nebeneinander zu bringen sind. (Beide Toilettegeräte sind durch Richard Weckmann, Berlin, zu beziehen.)



Sofakissen.



Eckstück eines Deckenmusters.

Aus dem Kunstgewerbe.

Lustige Puppen und andere plastische Karikaturen. Puppen sind Kleinkinderspielzeug, ist die allgemeine Auffassung, und daher keiner besonderen Beachtung wert. Man weiß, daß unsere Kleinen die genügsamsten Seelchen sind und in jedem Holzstückchen, jedem Taschentuch mit wundervoller Kinderphantasie schon solch ein ihrer Zärtlichkeit oder ihrer Tyrannei

Toilettespiegel und Schmuckkästchen.

Gedrechselte Holzpuppchen.

unterstelltes Wesen sehen.. Man schüttelt den Kopf, wenn die moderne Kunstgewerbereform so ernsthaft auf die Puppen eingeht. Wozu so viel Lärm um nichts? Aber der fortschrittliche Zeitgeist hat sich niemals um enge Gesichtspunkte gekümmert. Er greift das Unbedeutendste auf und beweist daran lebenswecken de Wirkungen, und oft genug preist man nachträglich seine Anregungen und Umbildungen. So hat sich die modernisierte Puppe, die statt des schablonenhaften Engelgesichts menschlich natürliche Züge trägt, für das den allerersten Jahren entwachsene Kind schon die Wertschätzung erfahrener Pädagogen errungen. Aber die Puppe ist längst mehr gewesen als bloßes Kinderspielzeug. Sie hat als Krippenfigur, als Marionette, als Automat, als Modenveranschaulicher, als Kaffeekannenwärmer, als Volkstrachten- und Volkswesenspiegler der Museen und als Porzellannippes eine wichtige Rolle gespielt. Man hat auch längst schon durch die Puppen dem Humor sein Recht gegeben. Der Mensch braucht das Lachen, und manche Kleinplastik des alten Ägypten und des Hellas ist von unmittelbarer Komik. Ja, es traten auch schon immer Künstler auf, deren Lustigkeit einen etwas galligen Beigeschmack hatte, die weniger am natürlich Drolligen, als am Satirischen, an der Karikatur ihr Vergnügen fanden. Und das Leben bietet auch schließlich genug, das solche Anlagen fördert, und Künstlern, die das befreiende Lachen, wie solchen, die das boshafte Kichern zu wecken wissen, stehen unerschöpfliche Schatzvorräte geöffnet. Vergleicht doch schon Plato den von ungezügelten Leidenschaften getriebenen Menschen der Puppenkarikatur, dem Hampelmann! Und wie in der bildlichen Darstellung genialer Zeichner und Maler haben spottlustige Regungen sich längst auch in puppenhaften Nachbildungen geäußert. Einige solcher Musterbeispiele aus älterer und neuerer Zeit wurden vor kurzem ganz berechtigterweise in der Puppenausstellung des Hohenzollern-Kunstgewerbehauses in Berlin neben anderen höchst feierlich und ernsthaft dreinschauenden Puppen aufgestellt. Als ältestes Kunstvolk führt Japan den Reigen. Man behandelt dort die Puppe mit äußerster Gewissenhaftigkeit, und unsere Figürchen zeigen, wie naturalistisch echt der satirische Puppenverfertiger auch die komischen Seiten der Menschennatur nachbildet. Das ostasiatische Inselland ist wohl überhaupt das Paradies der Puppen. Dort feiert man zur Einsegnung der Mädchen besondere Puppenfeste. Im schönsten, blumengeschmückten Zimmer des Hauses muß dann die Tochter alle ihre Puppen aufbauen und ihnen, wie ein Examen für kommende Hausfrauenjahre, eine große Mahlzeit herrichten. — Die gedrechselten und bemalten Holzpuppen auf dem nebenstehenden Bilde sind Wiener Ursprungs und suchen sehr geschickt allerlei spottherausfordernde amüsante Gestalten von jetzt und ehemals nachzuschaffen. Sie müssen gut angeschaut werden, weil hier viele kleine Züge Geist verraten. Die zündende Karikatur eines modernen Liebespaares aus der adligen Leutnantswelt beweist, daß die Berliner in Robert Leonard einen kleinbildhauerischen Spottvogel von Pariser Begabung besitzen. Wie treffend wird in seiner Gruppe Geckentum und Dünkel aufgedeckt! Die beiden „Berliner Künstlerlebkuchen" zeigen, wie norddeutscher Humor eine vom Süden kommende Anregung glücklich aufgriff. Diese affektierte und so bewußt damenhafte Tiergartengöre (von Dr. Krämer) ist ein ebenso ausgesprochener Typus wie der Zoo-Wärter, der seinen — Ammenpflichten mit so streng preußischer Gewissenhaftigkeit nachkommt, Und beide geben so charakteristische norddeutsche Gegensätze zu der bajuvarischen Drolligkeit und gemütlichen Derbheit der „Münchener Lebkuchen", die unseren Leserinnen aus früheren Jahrgängen der „Gartenlaube" bekannt sein dürften. Echter süddeutscher Humor kommt durch den bayrischen Künstler Karl Staudinger, einen Schüler des Malers Franz Stuck, glänzend in einer ganzen Puppengalerie zum Ausdruck. In diesen Miniaturmenschen wird die belustigende Wirklichkeit oft recht kraß beleuchtet. Wie drollig eckig und wichtigtuerisch geht das alte Bauernpärchen, das wir hier zeigen, auf seine Besorgungen aus!

Berliner Künstlerlebkuchen: Das Frühstück der jungen Giraffe im Zoo.

Das Leutnantspärchen.

Berliner Künstlerlebkuchen: Die Kleine aus dem Tiergarten.

Altes Bauernpärchen.

Japanische Karikatur.

Japanische Karikatur.

Briefkasten.

J. v. F. in B. Die Frage der Mutterschaftsversicherung in Italien ist seit kurzem in ein neues Stadium getreten. In Rom ist jede Arbeiterin von 15 bis 50 Jahren verpflichtet, jährlich 75 Centesimi zu zahlen — ebensoviel wie ihr Arbeitgeber. Jede Arbeiterin, die Mutter wird, erhält aus dem so entstandenen Fonds einen Monat lang täglich 4 Lire 30 Cent.

L. D. . ff. Die bedeutendsten Werke der jetzt anläßlich ihres fünfzigsten Geburtstages so gefeierten Schwedin Selma Lagerlöf sind „Gösta Berling" und „Jerusalem".

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 51. 1908.

Ein zornig Wort ist wie ein Feuerfunken.
Mag's oftmals schadlos auch versprühn und sterben,
Ein einzigmal, auf rechten Grund gesunken,
Kann's Nahrung finden und das Haus verderben.

Melanie Courbière.

Aus der Weihnachtszeit 1839.

Von Adelheid Stier.

Das neuerwachte Interesse an der Perlenstickerei war es, das mich nach langer Zeit wieder einmal in ererbtem Besitze herumkramen ließ. In einem Pompadour von blaßrosa Seide, an dem nur noch schmale Perlenstreifen die alte Frische bewahrt hatten, steckten ein paar von jenen kleinen Taschenbüchern, wie man sie zur Biedermeierzeit einander zu schenken liebte. Auch diese zeigten Perlenstickereien in Ledereinfassung auf dem Deckel. Neugierig blätterte ich in ihnen und vertiefte mich besonders in eins, das ich lange nicht in der Hand gehabt hatte, und das Aufzeichnungen einer jungen Ostpreußin über ein ganzes Jahr des Aufenthalts in Berlin enthielt. Von Juni 1839 bis Mai 1840 gingen die fortlaufenden, fast täglich in Miniaturschrift hingekritzelten Eintragungen. Reines „Augenpulver" war's und schwer zu entziffern, aber die Schrift schien mir wohl zu den feinen Perlarbeiten zu passen, die um mich her ausgebreitet lagen, und unwillkürlich drängten sich mir Vergleiche auf zwischen diesen feinen, etwas ängstlichen Schriftzeichen und den großzügigen Handschriften unserer modernen Frauen. Es liegt doch viel Wahrheit in der Graphologie!

Während ich nun las, trat mir aus den verblaßten Zeilen lebendig eine Mädchengestalt entgegen, mit Falbelkleid und Kreuzbänderschuhen.

Das Tagebuch beginnt mit der ausführlichen Beschreibung einer langen, doch für die junge Provinzlerin höchst interessanten Postfahrt vom weltfernen Gumbinnen nach dem großen Berlin, das längst ihres Sehnens Ziel war. Durch eine breite Allee, die, mit sechs Reihen von Bäumen besetzt, eine stattliche Zufahrt bildet, nähert sie sich — noch im wahren Sinne des Wortes — den Mauern Berlins, und „die Postchaise" rollt durch das Frankfurter Tor. „Mir war höchst sonderbar zumute, viele Gedanken kreuzten sich in meinem Kopfe", schreibt sie. Bei einer älteren, verheirateten Freundin soll sie das kommende Jahr verbringen, während ihr Bruder gleichzeitig seine Studien an der Universität treibt.

Leider muß hier darauf verzichtet werden, etwas von der Schilderung der ersten Berliner Eindrücke wiederzugeben, obgleich sie interessant genug ist und zeigt, daß die junge Provinzlerin mit offenen Augen um sich schaut. Ebensowenig wollen wir Näheres berichten von den Sommerpartien nach Stralau, Pankow und Charlottenburg, die stets in großer, lustiger Gesellschaft unternommen werden, auch nichts von der ersten Fahrt mit dem „Dampfwagen" nach Potsdam, bei der ihr „das furchtbare Getöse, als wenn man in einer Mühle ist", am unangenehmsten erscheint.

Nur einen Blick ins Leben und Treiben Berlins zur Weihnachtszeit des Jahres 1839 wollen wir tun. Das Wetter am Ende des November ist noch herbstlich schön. Charlotte macht von der Kronenstraße aus mit den Freunden täglich Spaziergänge, die stets die Hauptverkehrsstraße der Berliner Gesellschaft, die Linden, berühren. Immer von neuem erzählt sie, wie belebt es da ist von Hunderten von Spaziergängern, und wie die Wagen und die königlichen Karossen auf und ab rollen. „Und ein Staat ist da, grenzenlos! Oft sind die Damen aufs lächerlichste herausgeputzt." Es ist so warm, daß man gelegentlich noch einmal draußen im Tiergarten in den „Türkischen Zelten" oder im „Odeum" den Kaffee trinken kann. Geht das nicht, so kehrt man „bei Kranzler" ein, was besonders gern vormittags geschieht, wo man sich „erquickt an dem berühmten, wirklich herrlich schmeckenden Eis." Noch ist auch die Kunstausstellung geöffnet, und alle Welt bewundert dort Franz Krügers „Große Parade", ein Bild, auf dem Porträte des Königs, der Prinzen, berühmter Schauspieler und anderer stadtbekannter Personen zu sehen sind. „Wer die Leute kennt, dem macht das Bild gewiß großes Vergnügen", schreibt die naive Beschauerin. „Viele Hunderte von Menschen promenierten in den schönen Sälen und waren in das Anschauen mancher herrlichen Gemälde vertieft. Aber im ganzen sind die Berliner dies Jahr nicht befriedigt von der Ausstellung, sie sind eben verwöhnt. Auch manche schöne Figur von Marmor oder Gips ist da, mir gefiel besonders die Viktoria von Rauch. Und wunderschöne Blumen aus Wachs, besonders Georginen, sind ausgestellt."

Schon hat auch das winterliche Gesellschaftsleben begonnen. Der Kreis, dem das junge Mädchen angehört, wird von Familien des höheren Beamtenstandes gebildet, von Offizieren und Professoren. Da wundert man sich beim Lesen, wieviel „los war" in diesem Kreise Anno dazumal. Kein Tag vergeht ohne Visiten, die berühmten Tees, Spielkränzchen, Mittag- und Abendgesellschaften. Die Provinzlerin staunt, wie „brillant" alles verläuft und meint gelegentlich: „Der Tisch könnte wirklich bei keiner Hochzeit feiner und eleganter gedeckt sein. Die Berlinerinnen verstehen es aus dem Grunde, alles zierlich und hübsch zu machen." Aber obgleich sie wiederholt versichert, sich herrlich amüsiert zu haben, fällt von Zeit zu Zeit die Bemerkung: „Daheim ist's doch anders! Viel einfacher, aber hübscher." Besonders scheinen die Teegesellschaften nicht nach ihrem Geschmack gewesen zu sein. „Solche Art Gesellschaften sind bei uns nicht Mode, sie gefallen mir auch nicht sehr," schreibt sie, „denn man darf nicht einmal stricken dabei." Rühmend hebt sie es hervor, wenn einmal bei solcher Gelegenheit einer von den Herren ein paar neue Gedichte von Chamisso vorliest; sobald aber nur Musik gemacht wird, ist's für sie „so-so — la-la."

Da lobt sie sich die Abendgesellschaften mit Pfänderspielen und einem Tänzchen zum Schluß schon mehr, besonders wenn ihr das Geschick dabei liebe Landsleute zuführt, mit denen sie von der Heimat plaudern kann.

Die Toilette bereitet trotz der großen Geselligkeit keine Sorge. „Das weiße Kleid" mit den Falbeln wird sauber gewaschen und gebügelt, und „das seidene" mit Hilfe der „Mamsell Zipf", die unsere junge Freundin aber auch einmal

„feziert", d. h. im Stich läßt, immer wieder hergerichtet. „Meine eigene Schneiderei ist für Berlin wirklich nicht zu brauchen, hätte ich nur sechs Taler übrig, so wollte ich hier gleich noch das Schneidern lernen."

Neben den Gesellschaften bildet der Theaterbesuch das Hauptvergnügen. Sogar dreimal in einer Woche geht die junge Bildungsbedürftige gelegentlich ins Schauspielhaus und klagt dabei doch, daß dies Vergnügen leider so teuer sei. „Der Parkettplatz kostet zwanzig Silbergroschen." Im Schauspielhause gibt's „Die Schule des Lebens", mit Madame Clauren als Königstochter Isaura, oder ein Trauerspiel: „Isidor und Olga", dessen trauriger Schluß nur leider „durch das viele Beifallsrufen und das Erscheinen der Liebenden, die eben gestorben waren, auf unangenehme Art verwischt wurde." Lauter verschollene Bühnenwerke werden genannt, nur zweimal taucht etwas Klassisches dazwischen auf: „Hamlet" und „Die Braut von Messina", in der Frau Crelinger die Theaterbesucherin begeistert.

Stärker in ihrer Art sind die im Opernhause gewonnenen Eindrücke. Da herrschen Zauberoper und Ballett. Man schwärmt für den „Feensee", „Armida", „Die Seeräuber" und das komische Tanzspiel „Don Quixote", in dem Herr und Madame Taglioni alle Welt durch ihre Grazie entzücken.

Auch der Besuch des Königstädtischen Theaters wird mehrfach erwähnt; dort gibt es bald Opern, wie „Das Auge des Teufels", bald Lustspiele, wie „Der grade Weg ist der beste" oder auch einmal gar eine „akrobatisch-athletische Vorstellung".

Und mit dem Herannahen des Weihnachtsfestes kommt noch manche andere Unterhaltung hinzu. Der damaligen Landeshauptstadt sind Veranstaltungen zu wohltätigen Zwecken nicht mehr fremd, aber sie bleiben dem Rahmen öffentlicher Vergnügungen vorläufig noch fern. Am 13. November, dem Geburtstage der Kronprinzessin, findet in der Garnisonkirche ein Konzert der Singakademie statt, dem der ganze Hof beiwohnt, und dessen Erlös für eine Weihnachtsbescherung armer Kinder bestimmt ist. Daß die große Kirche „herrlich erleuchtet" wurde, gilt besonderer Erwähnung wert.

Im Dezember tritt dann Berlin in das Zeichen des Weihnachtsfestes. Auch unsere junge Ostpreußin trifft ihre Vorkehrungen. Gern möchte sie für all ihre fernen und nahen Lieben schöne Sachen kaufen in den geschmückten Läden oder auf dem großen Weihnachtsmarkt an der Schloßfreiheit, aber so oft sie ihre Barschaft befragt, wird sie kleinmütig. Was hilft's, daß sie Sonntags mit dem Bruder gemeinsam Kassensturz macht, die zur Verfügung stehenden Mittel vermehren sich dadurch nicht. Also muß der Hände Fleiß ersetzen, was der Geldbeutel verweigert.

Und wir hören, wie von Tag zu Tag jene Arbeiten begonnen werden und der Vollendung entgegengehen, die, zierlich und mühevoll, sich zum Teil noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Beim Einlaufen des Materials zu den Handarbeiten macht es sich unangenehm fühlbar, daß die Sache nicht so einfach vor sich gehen kann wie daheim, wo in einem Laden alles beieinander zu haben ist, während man in Berlin jedes anderswo kaufen muß.

Und die fleißigen Finger stricken die feinen Spitzenmuster in Zwirn für die Häubchen, die die liebe Mutter unter den Hut setzt, sticken Zigarrentaschen und Lampenteller, Pompadour und Taschenbuch in Perlen und finden dabei noch Zeit, Strümpfe für arme Kinder fertigzustellen. Abends aber werden die weihnachtlichen Schaustellungen und Sehenswürdigkeiten der Residenz in Augenschein genommen.

„Am 12. Dezember gingen wir nach Fausts Wintergarten, der einen überraschenden Anblick bot. Die Orangerie, all die blühenden Gewächse und die vielen farbigen Lampen in den grünen Bäumen waren reizend. Dazu die zierlichen Weihnachtsbuden mit den hübschen Sachen und die schöne Musik so herrlich hatte ich es mir nicht gedacht. An einer Glückbude gewann ich ein Stammbuch und ein kleines Schreibzeug. Wir tranken ein Täßchen Tee und amüsierten uns sehr gut. Auch blühende Blumen waren zu verkaufen, darunter ein Maiblümchen, das mich sehr erfreute. Das hätte ich wohl haben mögen". Noch mehr Beifall aber findet „das Diorama bei Herrn Gropius" in der Dorotheenstraße. „Das ganze Haus leuchtete schon von weitem, und eine Menschenmenge von Tausenden war darin. Im ersten Saal saßen viele und erquickten sich; die Wände waren mit Arbeiten von Steinpapier behängt, die sehr hübsch aussahen und verkauft wurden. Dann ging es zu den Figuren. Wir sahen das heilige Grab und die Krippe von Bethlehem, auch die beiden alten Eheleute, die beim Zeitunglesen über den vielen Anzeigen eingeschlafen sind. Alle Manieren, die bei Schlafenden vorkommen, waren täuschend nachgemacht. Nachher sahen wir: Berlin jetzt und Berlin vor 200 Jahren. Wie unbedeutend war es damals, fast nur einem großen Dorfe ähnlich, und wie großartig ist es jetzt! Auch Alexandrien gab es zu sehen, und es war ein schöner Anblick, wie sich die vielen Schiffe auf dem großen Meer bewegten. Wie machen die Leutchen doch alles so natürlich! Beim Weggehen schauten wir noch durch die Glastüren ins Treibhaus hinein, wo wirkliche Papageien auf grünen Bäumen saßen."

Danach begab man sich zu „Jagor". „Der Saal war so schön und feenartig dekoriert, daß ich gar nicht wußte, wo ich hinsehen sollte. Die Pfeiler waren mit grünen Kränzen umwunden, dazu all die herrlich aufgeputzten Weihnachtsbäume, die farbigen Lampen und das Singen der vielen Kanarienvögel. Es war ein zauberischer Anblick, der nicht zu beschreiben ist. An den Tischen souvierte die Gesellschaft, die ausgezeichnet. Damen waren in Seide, Samt und Krepp. In dem großen Saal war schon alles besetzt, und wir gingen in ein Nebenzimmer, wo uns Bekannte einen Platz gaben. Da aber war dann großartig. Gewiß hundert Gerichte standen auf dem Speisezettel, die man jeden Augenblick haben konnte. Wir aßen Ragoût fin en coquilles, etwas Feines, das sehr gut schmeckte, dann Zander mit Butter und Charlotte à la Russe, eine kalte Mehlspeise, die vortrefflich war. Beim Nachhausegehen war es sehr kalt. Da sagen die Berliner immer, hier friert es nur so, es ist aber kein Unterschied mit unserem Osten."

Und die Kälte hält an bis zum lieben Weihnachtsabend, der den Wetterumschlag bringt. „Am Freitag noch 16 Grad Kälte und heute warm wie im Sommer! Eine ganz wunderbare natürliche Luft." Der Abend wird im engen, heimatlichen Kreise mit der Bescherung gefeiert, zu der auch die Gatten aus Daheim eingetroffen sind.

Künstlerische Passementerien.

Von Doris Kiesewetter.

Fast auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit sehen wir jetzt den feinfühligen Künstlersinn mitwirken. Die prosaischen Gegenstände, die unsere Hand tagtäglich ergreift, haben Formen- und Linienschönheit, der Ausstattung der Räume, in denen wir uns zu Hause und bei festlichen Gelegenheiten bewegen, gibt der Künstler Harmonie, Schönheit und Weihe. Wenn öfter die nicht unberechtigte Klage laut wurde, daß unsere Frauenkleidung in einen solchen künstlerischen Rahmen nicht passe, daß sie stillos, überladen und hart in der Farbe sei, muß dieser Vorwurf jetzt schweigen. Man kann eine Kleidung aus dem vorhandenen Material herstellen, die wirklich ein Kunstwerk ist. Die Mode dieser Saison ist, wenn wir von gewissen Übertreibungen absehen, wirklich dazu angetan, die natürliche Schönheit der Gestalt zur Geltung zu bringen.

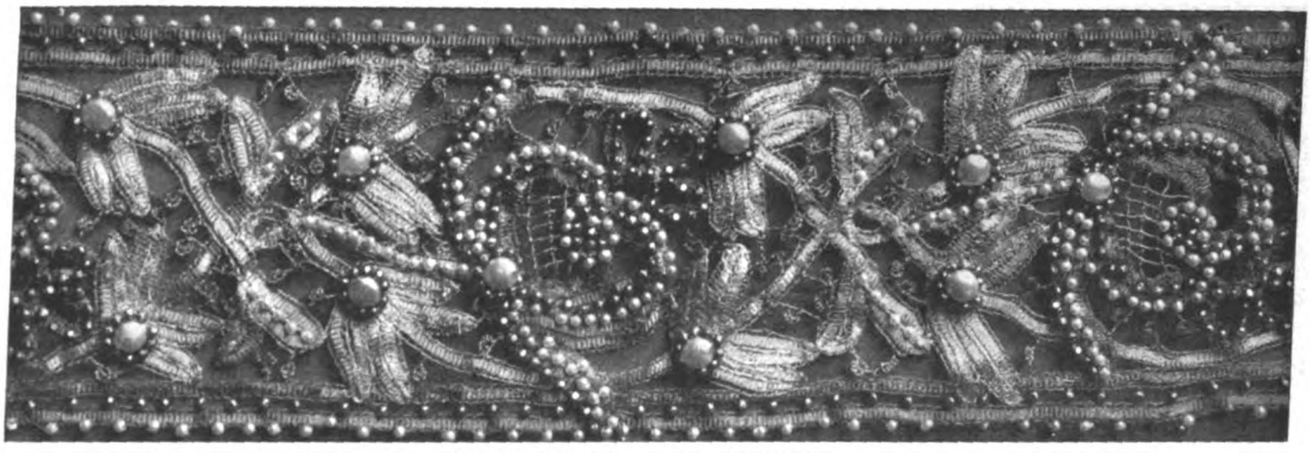


Abb. 1 **Spitzenvordüre mit Perlen.**

Stoffe werden weich und schmiegsam, wie sie sind, verarbeitet; anliegende, enge Ärmel, ungezwungene Taillendrapierung zeigen den Wuchs. Und für unsere so geschnittenen Festgewänder, die so sehr an die Zeit des Empire anklingen, können wir jetzt über ein Material als Verzierung verfügen, in dessen prachtvoller Herstellung wohl keine Zeit — einzig vielleicht die Renaissance ausgenommen — sich mit uns vergleichen kann. Und auch hier wieder macht man eine Erfahrung, zu der man auch auf anderen gewerblichen Gebieten als Ergebnis zahlreicher Versuche mit Maschinenarbeit gelangte — in unserem Maschinenzeitalter, da fast alles auf mechanischem Wege in großer Vollkommenheit hergestellt wird, muß das Allerbeste, hier also das Poetische und Duftige für den Schmuck unserer Frauen doch wieder durch die Hand, und zwar die künstlerische Hand geschaffen werden. Wenigstens die schönsten Stücke, deren Abbildungen wir heute zeigen, können auf der Maschine nicht hergestellt werden. Das „Spitzenhaus Schöneberg", Berlin W., stellte uns die kostbaren Besätze zur Verfügung. — Bei der schönen Spitzenbordüre (Abb. 1) ist selbstverständlich Maschinenarbeit ausgeschlossen. Hier sind die Motive der point-lace Spitze benutzt, und ein Spitzenbändchen diente in der Hauptsache zur Ausführung. Silber- und Goldbändchen waren hierzu verwendet. Weiße und graue Wachsperlen, welche die etwas unregelmäßige Form der echten Perlen zeigten, waren in dieses schillernde und funkelnde Material in ersichtlicher Weise eingestickt. Der Fond der Blütenformen und die Verbindungsstäbchen waren mit Metallfäden ausgeführt. Von dem Farbenreiz und Schmelz dieser prächtigen Bordüre kann unsere schöne Photographie leider doch nicht den ganz richtigen Eindruck geben. — Bei den vier folgenden Gegenständen, die schwer und lastend erscheinen, und die doch federleicht sind, sind Silber- und Goldsoutache, Perlen, Steine, Goldfäden und Goldstoffe zur Herstellung angewendet. Sie sind nach Künstlerentwürfen, die sich an die Schmuckstücke der Renaissance anlehnen, gearbeitet. Bei Abb. 2 sind Goldsoutache und goldbesponnene kleine Schilder zu einem schönen Ornamente verbunden, das als Gehänge vorn der Taille aufgarniert wird. Farbige Steine sind den Schildern eingefügt, Perlen dienen zur weiteren Verzierung. Ein prachtvolles Gehänge aus Perlen, Steinchen und besponnenen Beerenformen schließt das Ornament unten ab. Die schöne Schnallenform (Abb. 3) ist aus festerem, aber doch leichtem Material. Über eine durchlochte Silberplatte sind die dichten Flächen aus Goldstoff gebreitet, sie werden durch kreuzweis verflochtene Silberfäden verbunden. Drei oxydierte Silberknöpfe und ein silbernes Beerenmotiv, blaue Steine und weiße Perlen bilden die Verzierung. Die beiden nächsten Agraffenformen sind ganz in der Art des großen Taillengehänges ausgeführt (Abb. 4) sogar in dem gleichen Muster. Bei Abb. 5 ist Gold-

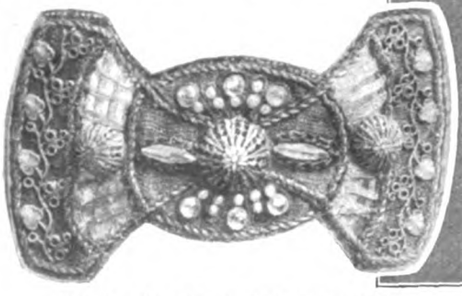


Abb. 3. **Agraffe mit Silberornament.**

Abb. 2. **Taillengarnitur.**

Abb. 4. **Passementerieagraffe.**

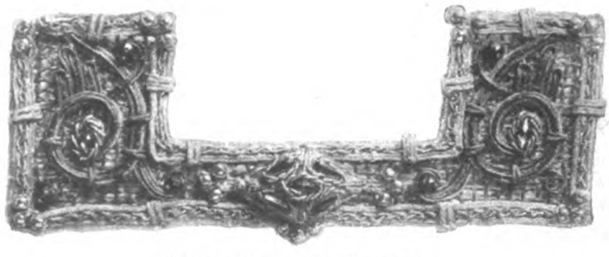


Abb. 5. **Passementerieagraffe.**

und Silbersoutache auf einem Gitter aus Metallfäden zum Ornamente verbunden und mit grünen und gelben Steinen ist auf weißem Tüll mit Silberbändchen, Silberfäden

Abb. 6 und 7. **Zwei Taillengarnituren für Ball- und Gesellschaftskleider.**

und Silberknöpfen besetzt. Alle diese Gegenstände haben die Tönung und die Patina alter Schmuckstücke. Die beiden Taillengarnituren (Abb. 6 und 7) sind für ausgeschnittene Kleider bestimmt. Sie sind auf weißem Tüll mit Perl-, Flitter- und Metallstickerei ausgeführt. Gehänge aus Glas- und Wachsperlen bilden den Abschluß. — Eigenartig und schön wirkt die in zarten Pastellfarben mit Wolle gestickte Bordüre (Abb. 8). Auf Tüllgrund sind die Wollfäden mit Silberfäden zu einem orientalischen Muster verwoben. Bei der Medaillonbordüre, deren Formen auch einzeln verwendet werden können, ist Tüll als Untergrund benutzt. Darauf sind längliche blaue matte Steine, kleinere glänzende Steine, Gold- und Silberflittern, Perlen und Goldfäden kunstvoll gestickt. Das schöne einfache Muster der Bordüre (Abb. 10) und Silberperlen ausgeführt. Zu der Rockgarnitur (Abb. 11) gehört noch ein zweites ebensolches Stück. Hier sind Passementeriefiguren in verschiedenen zarten Pastellfarben miteinander verbunden. Die Figuren sind mit Metallfäden durchwirkt und mit passend schattierten Seiden- und Goldfäden bestickt. Diese Bordüren werden dem Kleide paarweise in Längslinien aufgarniert.

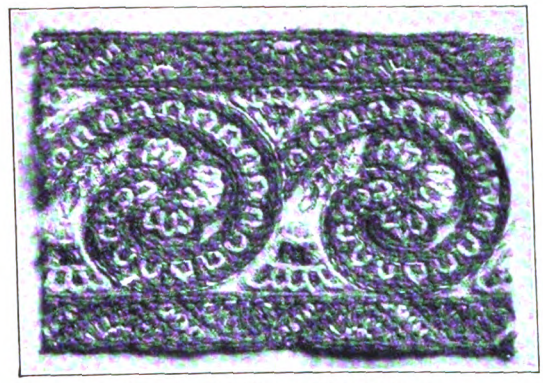


Abb. 8. **Bordüre in Wollstickerei.**

Ein kleines Kunstwerk ist die Rosengirlande aus Chiffon (Abb. 12), deren Blüten plastisch aus Chiffon geformt und deren Blätter

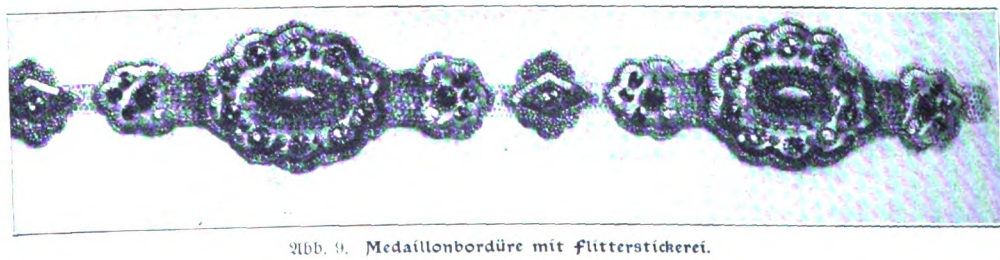


Abb. 9. **Medaillonbordüre mit Flitterstickerei.**

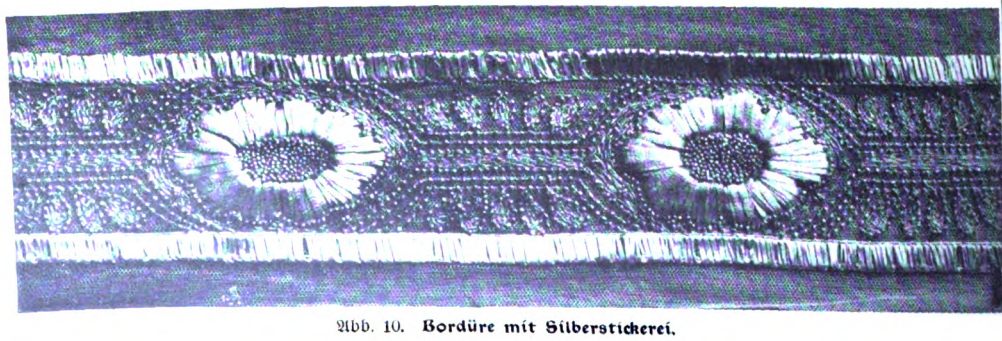


Abb. 10. **Bordüre mit Silberstickerei.**

Abb. 11. **Passementeriebordüre zur Rockgarnitur.**

Abb. 12. Chiffonbordüre für Gesellschaftskleider.

aus Silberstoff mit grünen Adern gestickt sind. Grün gestickt sind auch die Stiele. Die Rosen und Knospen sind in zarten bläulichrosa Pastelltönen ausgeführt und zum Teil mit durchsichtigem, metallisch glänzendem Stoffe bezogen, der ihre Wirkung ungemein steigert.

Sehr schöne Formen haben auch die aus sehr verschiedenem Material gearbeiteten Zierknöpfe (Abb. 13). Der erste ist aus Stahl mit Goldverzierung, reich mit funkelnden rosa und weißen Steinen besetzt. Der große lila Stein des zweiten Knopfes ist mit blankem und oxydiertem Stahl gefaßt. Der opalisierende Stein des dritten Knopfes ist in Gold- und Silberbronze gefaßt. Drei Straßsteine zieren diese Fassung. Bei dem vierten kleineren Knopfe schließt sich um den blauen Mittelstein ein Kranz von Straßsteinen, und um diesen wieder ein mit Emaille verzierter Goldstreifen. Die beiden folgenden Passementerieknöpfe sind in der Art der mit Abb. 2 bis 5 gegebenen Schnallenformen ausgeführt. Der lilarote Stein des letzten Knopfes ist von einem Metallrand eingefaßt, dessen Buckel lila getönt sind.

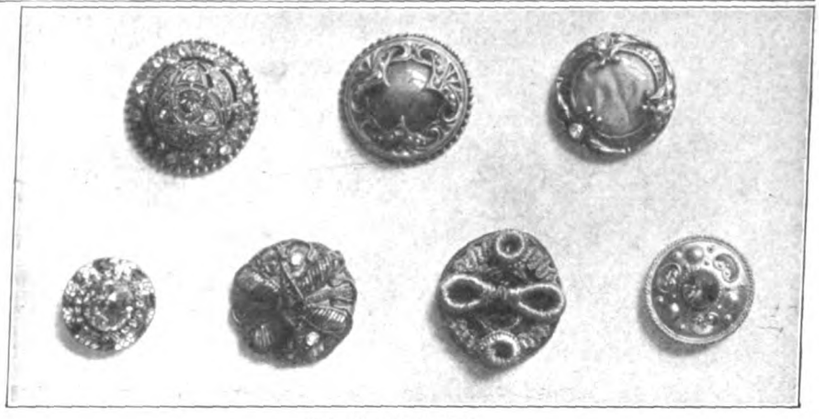


Abb. 13. Zierknöpfe.

Wir zeigten in einem früheren Artikel, wie Zierknöpfe in den verschiedensten Variationen im Hause gearbeitet werden können, die heutige Mode ist so mannigfaltig und tolerant, gibt so viel Anregungen und Motive, daß geschickte, von künstlerischem Geschmack geleitete Hände aus allerlei vorhandenem und ergänztem Einzelmaterial auch reizende Besätze zusammensetzen könnten.

Die Wohnung des neuen amerikanischen Präsidenten.

Von E. Osthaus.

„Big Billy", wie Freund und Feind Mr. Taft, den neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten, benennt, wird es seinem unmittelbaren Vorgänger zu danken haben, wenn das Heim, das Onkel Sam für ihn in Bereitschaft hält, der Würde eines ersten Beamten des Landes besser entspricht, als das bisher der Fall war. Mr. Roosevelts Vorgänger setzten fast alle ihren Stolz darein, durch nichts als durch weise Führung des Volkes dieses zu überragen, sonst aber nur Bürger des Landes zu sein, dessen Oberhaupt sie durch Volksstimme geworden waren. Königlicher Luxus vertrug sich nicht mit ihrer demokratischen und republikanischen Gesinnung. Ein patriarchalisch vornehm und behaglich ausgestattetes Heim, aber zu keiner Zeit ein luxuriöses war das Weiße Haus in Washington, und es genügte ihren bescheidenen Ansprüchen vollkommen. Indessen — die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen! Schon Grover Cleveland und seine bildschöne, elegante Frau vermißten viel von dem modernen Luxus, den ihre eigene Häuslichkeit bis zu ihrem Einzug ins Weiße Haus ihnen gewährt hatte, sie fügten aus eigenen Mitteln mancherlei zu der dürftigen Einrichtung hinzu, was natürlich ihr Privateigentum blieb und mit ihnen aus dem ersten Staatsgebäude des Landes wieder verschwand. Mc. Kinley war einer der Einfachsten und Anspruchslosesten, und der Zustand seiner zarten, abgöttisch geliebten Frau, der Kränklichkeit die Repräsentation allezeit zu einer harten Pflicht machte, verbot Umbauen und große Veränderungen ganz von selbst. Anders Präsident Roosevelt. Energisch, gesund, kraftstrotzend, mit einer Fixigkeit und Elastizität ohne gleichen begabt, braucht er Lebensbedingungen, die seinem Charakter entsprachen. Er ging im Sturmschritt vor, überrumpelte den Kongreß mit einer fulminanten Rede, durch die er bewies, daß das Haupt der größten und glorreichsten Nation großartig und glorreich hausen müsse, und erleichterte den Staatsschatz im Handumdrehen um 550000 Dollar.

Ohne langes Zaudern wurde sofort nach Bewilligung der Pläne an die Ausführung gegangen. Innerlich und äußerlich wurde eine gründliche Wäsche an dem Hause vorgenommen, und was der Präsident verläßt, ist wert, betrauert, was der neue in Besitz nimmt, wert, mit stolzer Freude begrüßt zu werden. In seinen Bestrebungen, in der Umwandlung des Weißen Hauses seiner Nation einen Dienst zu leisten und selbst ein bleibendes Andenken zu hinterlassen, wurde der Präsident Roosevelt von seiner Gattin aufs eifrigste unterstützt. Man sieht wenig von dieser Frau, hört wenig von ihr und spricht nicht über sie. Man sagt, das sei ein gutes Zeichen für jede Frau, und mag diese Redensart auch nicht immer ihre Berechtigung haben, hier trifft sie zu. Auf keine Frau, die der Öffentlichkeit angehört, paßt Schillers Wort: „Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder, und herrschet weise im häuslichen Kreise" — besser als auf diese. Größere Gegensätze der Charaktere können kaum gefunden werden wie bei dem Präsidenten und Mrs. Roosevelt. Was er, sprühend vor Temperament und Unternehmungslust, ins Werk setzt, führt

sie mit ruhiger Überlegung und selbstverständlicher Sicherheit durch. Ihr namentlich ist es zu danken, wenn die Veränderungen, die der alte historische Bau sich gefallen lassen mußte, als in jeder Beziehung gelungen und zweckentsprechend bezeichnet werden müssen. Luxus, gepaart mit äußerster Behaglichkeit, kein Protzentum, sondern wirkliche Vornehmheit sind das Charakteristikum der auf neu gebügelten Staatsrobe des alten Hauses.

Den Anfang bei der großen Umwälzung machten die Bureauräumlichkeiten, die in der verzwicktesten und ungeschicktesten Weise mit den Privat- und Staatsgemächern verquickt waren. Man beseitigte sie gänzlich aus dem Hauptgebäude und brachte sie in einem Seitenflügel unter, wodurch im Parterregeschoß Platz geschaffen wurde für Staatsräume, an denen bisher bitterer Mangel war. Große offizielle Diners waren in einer zugigen, schlecht heizbaren Vorhalle abgehalten worden, da der Speisesaal nur Raum für vierzig Personen bot. Jetzt schlug man dessen Wände durch und schaffte somit wenigstens Platz für hundert, mit Nebengemächern zum Speisen für die Jugend und die weniger illustren Gäste. Die Ausstattung dieses Speisesaales mit seinen alten, echten Gobelins zeugt bei aller Einfachheit von geradezu klassischem Geschmack. Die Wände sind in Eiche getäfelt, silberne Wandarme und Kronen erleuchten den Raum, ein künstlerisch gehauener Mamorkamin nimmt einen breiten Raum ein, und unzählige Jagdtrophäen, die schönsten und meisten von Roosevelt, sind Zeugen der Jagdfreudigkeit fast aller seiner Vorgänger.

Ganz wundervoll und eigenartig wirkt der berühmte blaue „Parlor", scherzweise der Thronsaal genannt, da hier die offiziellen Empfänge stattfinden. Der frühere scharf blaue Damast wurde durch taubenblauen Seidenrips ersetzt, und mit dem gleichen Stoffe wurden Wände und Decke bekleidet. Ein kostbarer Teppich in nuanciertem Blau verdeckt jegliches Holz des Fußbodens, und seidene Plüschvorhänge in gleicher Farbe verhüllen Fenster und Türen. Goldene Holzleisten, goldene Arm- und Kronleuchter bringen einen märchenhaften Effekt hervor, der durch einen fleckenlos weißen, kostbaren Marmorkamin, herrliche Büsten und Nippes und auserlesene Gewächse noch erhöht wird. Rechts von diesem Prachtparlor liegt der Musiksaal mit seinem 15000-Dollar-Piano, und an der anderen Seite schließen sich der grüne und der rote Parlor an, welch letzteren gelegentlich mit intimen Freunden als Rauchzimmer zu benutzen dem Präsidenten von Mrs. Roosevelt gnädigst gestattet wurde. Natürlich gibt es hier in dem Hauptstockwerk außer den Staatsgemächern noch eine Reihe Nebengemächer, die einfacher, aber mit vornehmem Geschmack ausgestattet sind.

Die obere Etage, zu der ein elektrischer Lift führt, enthält die eigentlichen Wohngemächer der Familie, die Schlafzimmer mit je einem Baderaum, das Arbeitszimmer des Präsidenten und seiner Privatsekretäre und die Bibliothek mit einer wertvollen Sammlung auserlesener Werke, die im Laufe langer Jahre durch die Präsidenten Amerikas erworben und Eigentum des Weißen Hauses wurden. Wie dürftig die Ausstattung dieses Hauses früher war, illustriert nichts besser als der Umstand, daß des Präsidenten Baderaum nur in halber Zimmerhöhe durch eine Bretterwand von den Toilettenräumlichkeiten für Audienzsuchende getrennt war. Jeder Neugierige wäre ohne Mühe imstande gewesen, hier den Regenten des Landes, aller Majestät entkleidet, wie einen ganz gewöhnlichen Sterblichen in der Badewanne sitzen zu sehen.

Auch die Wirtschaftsräume im Erdgeschoß wurden einer gründlichen Veränderung unterzogen. Die altmodischen Steinkohlenherde und Öfen wurden durch mit Elektrizität gespeiste ersetzt, die der Gipfel der Zweckmäßigkeit sind. Ein ebenfalls durch Elektrizität zu erwärmender Schrank nimmt 3000 Teller und Schüsseln auf, die gleich den Speisen durch elektrisch getriebene und erwärmte Fahrstühle in den Anrichteraum des Speisesaales befördert werden. Zur würdevollen Ausschmückung der Tafel bei Gelegenheit großer Staats Diners war wohl ein großer Schatz herrlichen alten Silbers und kostbaren Kristalls vorhanden, das Geschirr aber entsprach in keiner Weise mehr den modernen Anforderungen; es wurde von Mrs. Roosevelt verworfen und nach ihren genauen Angaben für 30000 Dollar ein Wedgwood-Service hergestellt, das mit dem Siegel der Union geschmückt ist und nicht reproduziert werden darf, außer für das Weiße Haus selbst.

Mit einem Gehalt von 18000 Dollar und freier Station stellt die Nation der ersten Lady des Landes einen Hausmeister zur Verfügung, der außer 20000 Dollar Kaution sehr breite Schultern haben muß, um die ungeheure Verantwortung, die auf ihm lastet, zu tragen. Dieser Mann ist verantwortlich für die ganze bewegliche Habe des Weißen Hauses, und durch seine Vermittlung allein werden Neuanschaffungen gemacht und Reparaturen vorgenommen. Dafür sind im Staatsbudget 70000 Dollar jährlich vorgesehen; außerdem 6000 Dollar für Feuerung, 9000 für Gewächshäuser und 4000 für Instandhaltung der Gärten und der direkten Umgebung des Hauses. Alle Lebensmittel hat der Präsident, der nach wie vor ein Gehalt von 50000 Dollar jährlich bezieht, aus seiner Tasche zu bezahlen, ebenso die Kosten für feierliche Staatsdiners zu tragen, während eine Matrosenkapelle es sich zur Ehre rechnet, dem Landesherrn bei feierlichen Gelegenheiten unentgeltlich aufzuspielen.

Alle Beamten des Hauses werden aus dem Staatssäckel bezahlt, was diesen um jährlich 66000 Dollar erleichtert. Zu diesen kommen hinzu 20000 Dollar für Bureauunterhalt, Telegramme, die für Staatszwecke nötigen Pferde und Wagen, Reitknechte, Stallbedienstete usw. Auch das Heer der Tagesboten, Aufwärter, Wirtschafterinnen, Wäscherinnen, Plätterinnen, kurz alle, die für Instandhaltung des Hauses zu sorgen haben, bezahlt der Staat; die persönlichen Hilfskräfte, wie Kammerfrau und Kammerdiener und die eventuelle Privatsekretärin der Gattin des Präsidenten, bezahlt der Präsident, doch stellt man ihm einen Burschen, wie jedem anderen Offizier der Armee oder Marine.

Die Aus- und Eingänge für Neugierige und Besucher sind jetzt ebenfalls von denen des Präsidenten getrennt angelegt worden, so daß es ihm und seiner Familie möglich ist, unbemerkt zu gehen und zu kommen. Das Weiße Haus steht unter dem Schutze von achtunddreißig Sicherheitsbeamten, und seit der Mc. Kinley-Tragödie befindet sich zur beständigen Überwachung der Person des Präsidenten in dessen Umgebung eine Leibwache, ohne die auszugehen ihm die Gesetze nicht mehr gestatten, was für Mr. Roosevelt eine Quelle ewigen Verdrusses war.

Auch außerhalb des Weißen Hauses hat Theodore Roosevelt Veränderungen durchgesetzt, die unstreitig notwendig waren, um die Würde der hohen Stellung eines Präsidenten der Vereinigten Staaten zu wahren. War dieser früher bei Reisen auf die Generosität der Eisenbahngesellschaften angewiesen, so ist heute das Schatzamt angewiesen, monatlich 2100 Dollar für Reisekosten der Familie und ihrer Gäste bereitzustellen. Weiter hat man ihm eine Jacht, die „Mayflower", zur Verfügung gestellt, die der Regierung zur Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges von Mrs. Ogden Goelet für 450000 Dollar verkauft — sie hatte 800000 gekostet — und mit verschwenderischem Luxus für ihren jetzigen Zweck ausgestattet wurde. Kleinere Fahrten an der Küste, auf den Flüssen und Binnenseen werden auf einer Yacht „Sylph" und einem Motorboot unternommen. Fügt man nun noch hinzu, daß für Rat und Apotheker der Staat sorgt, der ihn, sollte der Präsident während seiner Amtszeit sterben, auch begraben läßt und seiner Witwe eine lebenslängliche Pension von 5000 Dollar jährlich zahlt, so sollte man meinen, daß ihnen zu wünschen nichts mehr übrigbliebe. Dennoch ist der Präsident nicht immer auf Rosen gebettet, und ein relativ armer Mann wie Mr. Roosevelt muß sich mancherlei Beschränkung auferlegen, wenn die 50000 Dollar Gehalt zu standesgemäßer Repräsentation reichen sollen. Ersparnisse hat sicher nicht ein einziger unter seinen Vorgängern gemacht.

Kleid mit verkürzter Taille und Reformkleid für Backfische. (Abb. 521 u. 522.) Bei dem Modell an unserer Abb. 521 war der Rock aus braunem Wollstoff und durch eine hellblau gestreifte eingewebte Bordüre verziert. Er ist in Plisseefalten angeordnet, die bis unterhalb der Hüfte niedergesteppt sind; ein kleines Mieder ist ihm angeschnitten, das oben mit einem braunen Seidengürtel abschließt, der unter einer Rosette in langen Enden ausfällt. Die angesetzten glatten Trägerteile zeigen gleichfalls die Streifenbordüre; die Bluse aus weißem gestickten Tüll ist in breite Stufen abgenäht, die sich auch über den langen knappen Ärmel fortsetzen. Der Schnitt ist in 40, 42, 44 und 46 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5,75 bis 6,50 Meter.

— Das zweite, aus dunkelblauem Satintuch hergestellte Modell Abb. 522, dessen Ausstattung in etwas dunklerem Samt bestand, wird durch eine Tüllbluse vervollständigt, die aus creme Tupfentüll besteht und durchaus in Querfältchen abgenäht ist. Diese Fältchen wiederholen sich auch an dem langen, ziemlich engen Ärmel. Der fußfreie Rock ist völlig glatt und deutet, bis über Taillenschluß aufsteigend, die Taillenlinie nur leicht an. Seinen Halt erhält er durch die mit Samtvorstoß versehenen Träger, die mittels Samtknöpfen auf dem Mieder festgehalten werden, während ein breiter westenartiger Samtteil vorn die Verbindung zwischen den Trägern herstellt. Der Schnitt ist in 42, 44, 46 und 48 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3 bis 4 Meter.

Weihnachtsengel. (Abb. 523.) Zu diesem Anzuge wird am besten weicher weißer Wollstoff oder ein anderes weißes, schmiegsames Gewebe ver-

521

522

Abb. 521 u. 522. Kleid mit verkürzter Taille und Reformkleid für Backfische.

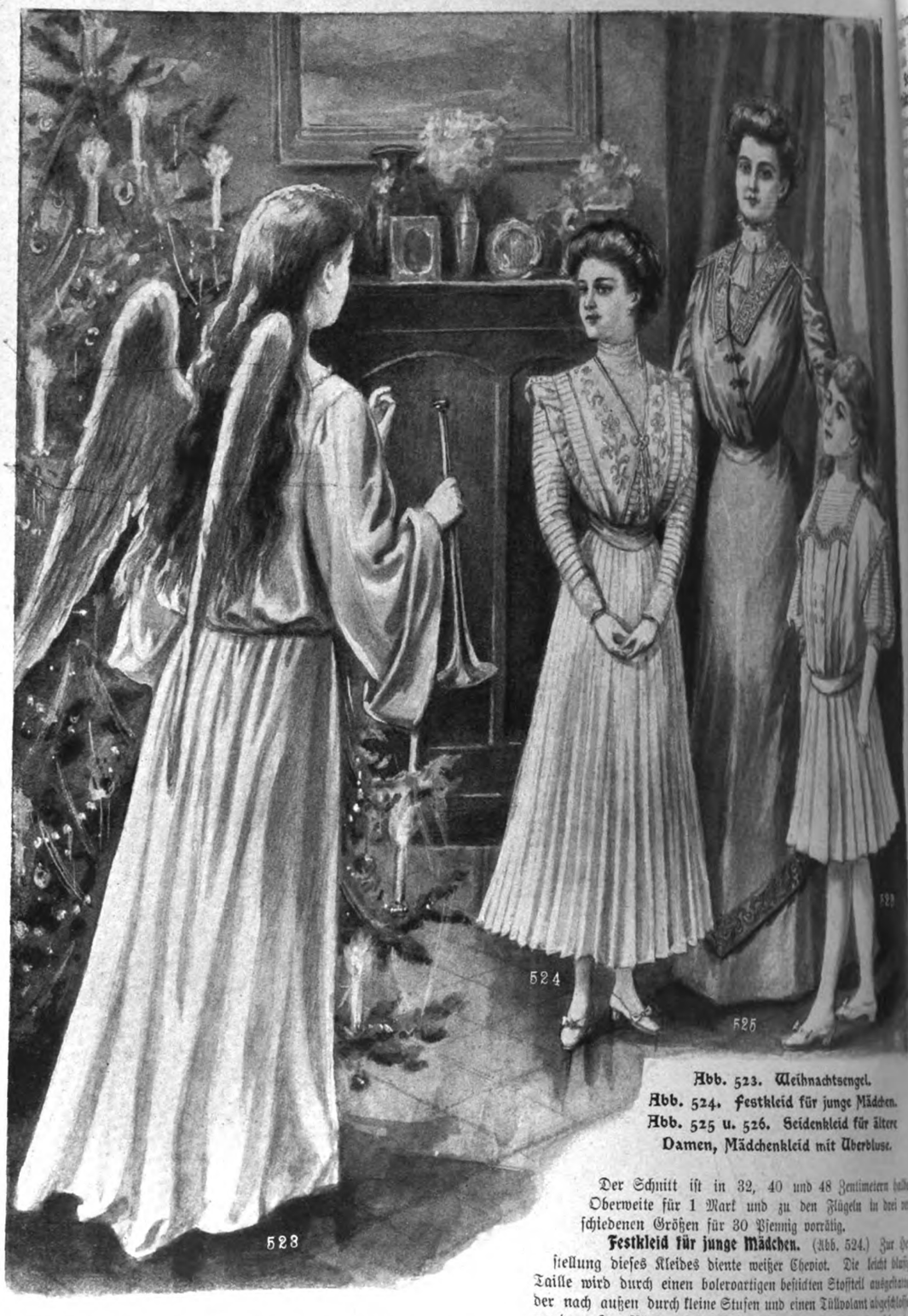


Abb. 523. Weihnachtsengel.
Abb. 524. Festkleid für junge Mädchen.
Abb. 525 u. 526. Seidenkleid für ältere Damen, Mädchenkleid mit Überbluse.

wendet. Er ist am Halse leicht ausgeschnitten und wird von einer starken Goldschnur zusammengehalten, über die der Blusenteil etwas überfällt. Der lange Ärmel erweitert sich nach unten zu und bleibt offen. Zur Deckung der ringsum mit Drahtband gesteiften Flügel, die aus doppelter weißer Gaze zugeschnitten werden, kann Silbergaze verwendet werden, wenn man es nicht vorzieht, die Flügel mit Tauben- und Gänsefedern zu benähen oder statt deren federartig zugespitzte weiße Papierstreifen zu benützen. Die Flügel werden durch einen glatten Ansatzteil aus dem Stoff des Gewandes miteinander verbunden, der dem Rücken aufgenäht wird. Außerdem halten Gummibandschlingen, die über die Armkugel greifen, die Flügel fest.

Der Schnitt ist in 32, 40 und 48 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark und zu den Flügeln in drei verschiedenen Größen für 30 Pfennig vorrätig.

Festkleid für junge Mädchen. (Abb. 524.) Zur Herstellung dieses Kleides diente weißer Cheviot. Die leicht blusige Taille wird durch einen boleroartigen bestickten Stoffteil ausgeschnitten, der nach außen durch kleine Stufen und einen Tüllvolant abgeschlossen wurde. Im Rücken bildet der Teil eine glatte Fläche, die oben wie unten durch einen eckigen Ausschnitt unterbrochen wird. Den oberen dieser Ausschnitte füllt vorn wie im Rücken ein gerafftes Tüllätzchen, während in dem unteren ein in Fältchen abgenähter Cheviotteil sichtbar wird. Auch der bis zum Handrücken reichende Ärmel zeigt von oben bis unten laufende Querfältchen und schließt mit einer Tüllmanschette ab. Unter dem gefalteten mattrosa Seidengürtel fällt der in dichte ausspringende Plisseefalten geordnete Rock hervor, der fußfrei geschnitten ist und völlig ungarniert bleibt. Sein Schnitt ist in 92, 100, 108 und 116 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Taille in 40, 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig.

Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 Meter, für den Rock 4 bis 4,50 Meter.

Seidenkleid für ältere Damen, Mädchenkleid mit Überbluse. (Abbildungen 525 u. 526.) Das kleidsame Modell unserer Vorlage Abbildung 525 war aus weicher grauer Seide gefertigt und mit einer Kragengarnitur aus gleichfarbigem Samt versehen, den eine in matten Farben gehaltene Seidenstickerei schmückte. Im Rücken glatt gearbeitet, zeigt die Bluse faltige, sich kreuzende Vorderteile, zwischen denen oben ein Latzteil aus zartgrauem Chiffon sichtbar wird, der sich auch im Rücken wiederholt. Der lange Ärmel ist in Querfältchen geordnet, die Schultern deckt ein bestickter Besatzteil. Der Tunikarock besteht aus zwei Teilen und zeigt einen untergesetzten Volant, dessen Ansatz eine bestickte Blende deckt. Sein Schnitt ist in 96, 100, 104, 108, 112, 116, 120, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der der Bluse in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 Meter, für den Rock 3 Meter. — Die Überbluse des weißen Sergekleidchens Abb. 526 zeigt einen tiefen viereckigen Ausschnitt, der sich im Rücken wiederholt und mit Säumchentüll bedeckt ist. Unterhalb des Ausschnittes ist die Bluse vorn wie im Rücken in Fältchen abgenäht, zwischen denen in der vorderen Mitte Knopfbesatz sichtbar wird. Außerdem ist der Überbluse ein japanisches Ärmelchen angeschnitten, das, mit Schnurstickerei abgekantet, lose auf das halblange Puffärmelchen fällt. Das kurze Röckchen ist in Plisseefalten geordnet und setzt sich unter dem Gürtel der Bluse an. Der Schnitt ist in 32, 34, 36 und 38 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,25 bis 3,75 Meter.

Abb. 527 u. 528. Puppenbraut u. Puppenbräutigam.

Puppenbraut und Puppenbräutigam. (Abb. 527 u. 528.) Das Prinzeßkleid für die Braut aus glänzender weißer Seide war mit einem Spitzengalon besetzt. Die runde Passe aus weißem Spitzenstoff umrandet ein gereihter Volant, der mit Spitze besetzt ist und durch eine Bandrosette mit langen Enden garniert wird. Das Puffärmelchen schließt mit Spitzenmanschette ab, den auf dem Kopfe puffig geordneten Brautschleier fertigt man aus glattem Illusionstüll. Der Schnitt ist für eine 38 bis 40 Zentimeter hohe Puppe für 35 Pfennig vorrätig. — Der Frack muß möglichst akkurat gearbeitet und besonders der Reverskragen gut gebügelt werden. Die ausgeschnittene Weste, die das Batisthemd sehen läßt, schließt vorn mit Knöpfen, die lange Hose hat eine Bügelfalte. Das in der vorderen Mitte durch Fältchen verzierte Hemd hat ein breites Bündchen, dem man nach Belieben noch einen Umlegekragen anfügen kann, die Bündchen der Ärmel lugen als Manschetten aus den Frackärmeln hervor. Die Strümpfe werden aus einem Trikothandschuh, die Schuhe aus schwarzen Glacéhandschuhen hergestellt. Die Schnitte sind für eine Puppe von 38 bis 40 Zentimetern Höhe für 50 Pfennig erhältlich.

Wäsche für die Brautpuppe. (Abb. 529.) Die für die Puppenbraut bestimmte Wäsche ist bis auf das Anstandsröckchen aus weißem Batist herzustellen und durch Valenciennespitzchen zu verzieren. Das Achselschlußhemdchen weist außerdem ebenso wie das Höschen farbigen Banddurchzug auf; das Leibchen, an das das Beinkleid geknöpft wird, schließt im Rücken. Das Anstandsröckchen besteht aus weißem feinen Flanell, der unten gleichfarbige Lochstickerei in Seide aufweist. Der Schleppunterrock ist mit Einsatz und breitem Spitzenvolant verziert, die weißen Schuhchen fertigt man aus weißem Atlas oder weißen Glacéhandschuhen; weiße Florhandschuhe ergaben das Material

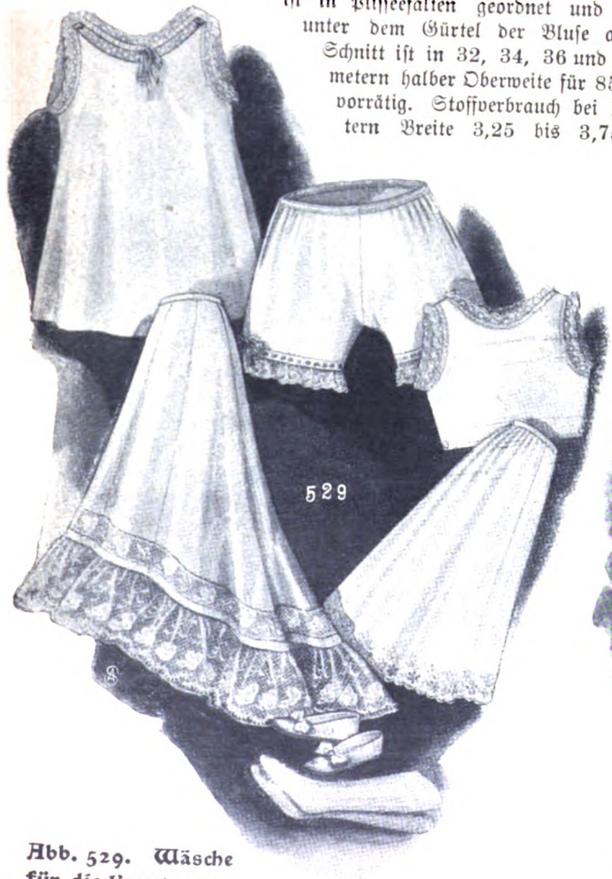


Abb. 529. Wäsche für die Brautpuppe.

Abb. 530 bis 532. Zwei Mädchenkleider, Blusenkleid für eine Puppe.

für die durchbrochenen Strümpfchen. Die Schnitte für Puppen von 38 bis 40 Zentimetern Höhe sind für 40 Pfennig erhältlich.

Zwei Mädchenkleider, Blusenkleid für eine Puppe. (Abbildungen 530 bis 532.) Für Abb. 530 ergab weiße Serge das Material, dessen Ausstattung in gleichfarbiger Seidenstickerei und einer runden Passe aus Spitzenstoff bestand. Die mit schmaler, vorn geteilter Berte gearbeitete Taille ist vorn wie im Rücken in Plisseefalten gelegt, die in der vorderen Mitte durch eine breite aufgesetzte Quetschfalte unterbrochen werden, sie wird durch Knöpfe gehalten und setzt sich auch auf dem Röckchen fort. Letzteres ist in Plisseefalten gelegt und der Taille unter dem Gürtel angesetzt. Den langen, in ausspringende Querfältchen abgenähten Ärmel vervollständigt eine geschlitzte Ärmelglocke und ein bestickter Aufschlag. Der Schnitt ist in 32, 34, 36 und 38 Zentimetern halber Oberweite für 85 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3,25 bis 4 Meter. — Das zweite, aus dunkelblauem Cheviot gefertigte Modell Abb. 531 hat eine futterlose Hemdbluse aus weißblaukariertem Wollstoff. Sie wird in der vorderen Mitte durch eine Quetschfalte mit Rüschengarnitur vervollständigt. Der blusige Ärmel schließt mit Bündchen ab. Das kurze Röckchen ist in Plisseefalten geordnet, die bis unterhalb der Hüfte niedergesteppt sind. Der glatten Vorderbahn sind die Träger angeschnitten, die auf der Schulter Knopfschluß markieren und im Rücken auf das Röckchen geknöpft werden. Sein Schnitt ist in 34, 36, 38 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 50 Pfennig und der der Bluse in 32, 34, 36, 38 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 83 Zentimetern Breite 2,50 bis 3 Meter, für den Rock bei 1,10 Metern Breite 2,25 bis 2,50 Meter. — Das Puppenkleidchen aus hellblauem Kaschmir mit dunkelgrünem Seidenvorstoß und ebensolchem Gürtel ist rund ausgeschnitten; es wird durch eine weiße Batistunterbluse mit halblangen Puffärmelchen vervollständigt. Die Überbluse hat japanische Ärmelchen und ist in Falten geordnet. Der Schnitt ist für Puppen von 38, 50 und 65 Zentimetern Höhe für 35 Pfennig vorrätig.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstverfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 521 bis 532 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 36—41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahme erhöhte Portokosten erwachsen.

„Der wandernde Wald."

Von H. Gildemeister.

Seit der Frühe hab ich's gefühlt: er ist da! Vielleicht war da auch ein Hauch, der's verriet, eine letzte, windgetragene Welle von Duft, die durch die Fenster drang.

Nun, da es dämmrig wird, eil ich hinaus. Ja — und da steht er, der Christbaumwald! Bis nah an meine Haustür heran hat er die Posten vorgeschoben, rechts und links in den Seitenstraßen tauchen grüne Bauminseln auf, vom Dunst des nebligen Winterabends mit zartgrauem Schleierwerk behängt, und wo die breite Mittelpromenade zu der schönen, romanischen Kirche führt, da wachsen die lichten Baumreihen zusammen zum richtigen lauschigen Tannenwald. Kaum ein schmaler Fußpfad blieb frei zwischen den Zweigen hüben und drüben, so eng haben sie sich aneinandergedrängt. Als käme ein Bangen über sie vor all dem fremdartig bunten Leben, das da an ihnen vorüberbraust, vor den Rätseln und Wundern dieser Zeit.

Und er ist doch von allen Weihnachtswundern fast das lieblichste, dieser wandernde Wald, der alljährlich aus seinen Tälern und Halden, aus der stillen, verschneiten Bergeinsamkeit in die Städte und Dörfer der Menschen zieht. Jawohl, ein Wunder, ob auch Menschen genug mir mit Zeichen und Zahlen beweisen würden, daß dieser Heerzug der Weihnachtsbäume ein nüchternes Rechenexempel sei von ganz erstaunlichen Resultaten, ein gewinnbringender Faktor der Forstwirtschaft! Mich macht das nicht irre — ich weiß es besser. Gibt es doch höhere Wahrheit als die, die „mathematisch" bewiesen wird!

Wie heimlich sich's zwischen den Stämmen geht. Der Boden ist dicht mit Nadeln bestreut, und das Licht der Lampen blinkt so gedämpft, so fern durchs Geäst, daß man ganz der Stadt und der hastenden, treibenden Menschen vergißt. Bald hier, bald dort hält ein Ast mich fest — als griffen Freundeshände nach mir! Und sind's denn nicht Freunde, kenn ich sie nicht, diese Bäume, deren herbreiner Odem mir die nie verwundene Waldsehnsucht weckt?

Eine „Doppelfichte" ragt vor mir auf, der Wipfel eines älteren Baumes, den kein Gedränge verkümmert hat. Frei durfte er wachsen im Sonnenlicht, von Winden gewiegt, vom Regen genetzt — das gab ihm das herrliche Gleichmaß der Glieder und die strotzende Kraft, die schon Früchte trägt. Ich weiß eine Stelle im Kyffhäuserwald, wo ein ganzer Kranz solcher Zapfenträger um eine blumige Waldwiese steht. Kommt er dorther, der prächtige Baum?

Dort liegt nun der Wald so weiß und so still, so traumversunken — Meilen und Meilen regt sich nur eine Vogelschwinge, und es führt keine andere Spur durch den Schnee als der Wechsel des Futter suchenden Wildes und des Fuchses, der räubernd vorüberschnürt. Wenn die Sonne scheint, flimmern Millionen Diamanten, aber schöner noch ist's, wenn die blauschwarze Nacht sich feierlich über den Wipfeln wölbt.

Ach — noch einmal auf pfeilschnellen Schlittenkufen durch das Rauhreifmärchen des Waldes zu fliegen, beim leisen Klingklang der Silberglöckchen. Zu Häupten der Zweige Spitzengespinst! Erlebt' ich das einmal? Wie unwirklich weit liegen jene Reisen ins Zauberland —

In langen Reihen stehen die Fichten, frischgrüne, dichtbenadelte Bäumchen. Vielleicht waren diese im Harz zu Haus? Am Bruchberg, wo es unter dem Moos in sickernden Tropfen zusammenrinnt, wo die durchsichtig hellen, farblosen Wässer in den Gräben still zu stehen scheinen und die Moorfrau mit ihren toten Augen durch flechtenbehangene Stämme schaut? Oder am Torfhaus, wo der schwankende Boden bei jedem Schritt sich federnd hebt? Am Oderteich, dem auch der heiterste Tag die leise Schwermut nicht nehmen kann?

Vielleicht standen sie dort und sahen uns zu, wie wir den Rucksack auf dem Rücken, in langer Kette vorbeimarschierten? O, wie schön war der Tag, und wie fröhlich wir waren! Wir hatten uns an den Händen gefaßt und sangen vor lauter Glückseligkeit und machten an jeder Quelle halt, um einander den eiskalten Trunk zu kredenzen. Und mittags lagen wir rücklings im Grase, wo Thymian und Gundermann duften, und sahen die Sommerwolken ziehen und die blühenden Wipfel im Lufthauch schwanken.

Jeden der Bäume möcht ich fragen: warst du dabei? Hast du's gesehn? Oder kommst du von weiter her? Aus dem Bayerischen Wald, aus Holstein, aus Schlesien? Sie strömen ja aus ganz Deutschland zusammen, die Stämme, die diesen Christbaumwald bilden, und ihr Duft, der so stark durch die Straßen zieht, macht manchem die einzige Zeit lebendig, in der er statt toter Mauerwände Wälder, Felder und Wiesen sah. Blaue Sommerwochen weckt der Tannenduft auf, ein Leben in den Tag hinein, ein Sichbesinnen auf tausend Dinge, die der Alltag in Staub und Moder begräbt, ein zaghaftes Flügelschlagen der Seele — all das, was längst wieder eingeschnürt ward, was vertrocknet und doch nicht erstorben ist

gleich jener Rose von Jericho, die immer wieder die Blätter entfaltet, so oft man sie wieder in Wasser legt. . . .

„Na, Madamchen, wie wär's denn mit diesem hier? Oder mit dieser Edeltanne?" Mitten in meine Erinnerungen tönt des Händlers Stimme hinein. Er hat einen der schlanken Bäume erfaßt und dreht und wendet ihn hin und her, um mir alle seine Vorzüge zu zeigen. „Wie 'ne Puppe is er gewachsen . . . da is nix dran frisiert und zurechtgemacht! Allens Natur!" beteuert er. „Nehmen Sie'n mit, sonst holt ihn ein andrer!"

Eigentlich wollt ich noch gar keinen kaufen, sondern nur einmal „Waldluft" atmen, nur mit den hungrigen, stadtmüden Augen in das verschlungene Gezweige schauen und mir einbilden: meilen- und meilenweit dehnte dahinter der Wald sich aus, immer nur Bäume . . . Bäume . . . Bäume . . . Aber dem Händler liegt nichts an Träumen, der will endlich sein Handgeld verdienen, und da er entschlossen, ich unschlüssig bin, hat er mich bald zu dem Kauf überzeugt.

Auf der Schulter eines vierschrötigen Gesellen schwankt und wippt der Baum vor mir her. Auch andere vorsichtige Leute bringen ihre Tanne in Sicherheit, ehe das Beste ausgesucht ist; hier und dort sehe ich eine aufladen und, von Hausvater oder -mutter begleitet, in den verschiedenen Straßen verschwinden.

Die Bäume wandern zum zweitenmal, nach und nach findet jeder sein Ziel. Der eine klettert vier Treppen hoch, wo im Hinterhause die Dürftigkeit wohnt, der andere in die Kellerwohnung, und ein dritter kehrt beim Reichtum ein. Und jeder hält still, um sich schmücken zu lassen, bis aus der unscheinbaren grünen Tanne ein Märchentraum geworden ist, der goldene und silberne Früchte trägt.

„O Tannebaum, o Tannebaum, wie grün sind deine Blätter" singen am Heiligabend dann die andächtigen Kinderstimmen, und die jungen Seelen meinen nichts anderes, als die Engel selber hätten den Baum gebracht. O, wie demütig senkt er die zitternden Zweige, von denen so heller Glanz ausgeht, wie schauert er bis ins Mark hinein, daß er Solches erleben durfte.

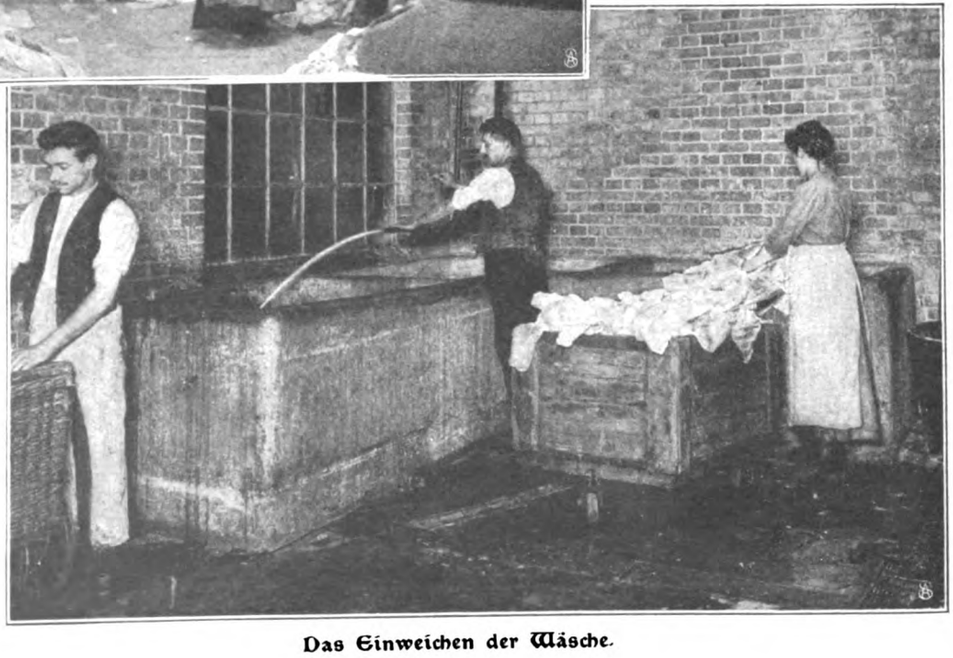
Und derweil fallen weit draußen im Lande die Flocken auf seinen Wurzelstock, auf den Platz, wo er so lange stand zwischen den fröhlichen Kameraden. . . . Nie mehr wird der Frühling ihm lichtgrüne Sprossen aufsetzen, und die kleinen zwitschernden Meisen und Finken werden nie mehr an ihm vorüberfliegen . . . wie ein Grab sieht die weiß verschneite Stelle aus, von der die Säge ihn fortgefressen hat. Ob er auch daran denkt in der Christnacht, der strahlende, todgeweihte Baum? . . .

Berliner Waschanstalten.

Von Else Mai.

Große Wäsche! Jede, selbst die tüchtigste und fleißigste Hausfrau schaudert bei diesem Gedanken. Besonders in Berlin, wo alles ganz und gar nicht auf diesen wichtigen Zweig des Wirtschaftsbetriebes eingerichtet ist. In unglaublich kurzer Zeit haben sich riesige Berge gebrauchter Wäsche angesammelt, und es würde unseren dienenden Geistern nur ein spöttisches Lächeln entlocken, würde man ihnen die Arbeit des Waschens anbieten, besonders im Westen, wo die vornehmen Dienstboten ebenso auf die Pflege ihrer Hände bedacht sind wie ihre Herrschaft. Der Waschfrau „ein bißchen zu helfen" — damit erklären sie sich allenfalls einverstanden, denn in den tiefsten Tiefen ihrer Seele schlummert die Hoffnung auf ein Plauderstündchen in der Waschküche, bei dem sie meist nur den Mund, aber nicht die Hände in rege Tätigkeit setzen. Sie haben auch schwerlich zu befürchten, daß ihre „Gnädige" nachschaut, denn die Waschküchen liegen meist auf den Böden, und da Minna sich nach oben begab, bleibt in der Wirtschaft genug Arbeit zu tun. Nur zu den Mahlzeiten wird das Mädchen durch die elektrische Klingel oder das Telephon, das von den meisten Wohnungen in die Waschküche führt, heruntergerufen. So einfach, wie es sich Fernstehende wohl denken mögen, ist jedoch die Benutzung der Waschküche nicht, denn ein großes Berliner Miethaus verfügt nur über eine Waschküche, die sechs bis acht Familien, oft sogar noch mehr zur Benutzung dienen muß. Da erfolgt die „Erlaubnis", die übrigens mit 25 Pfennig täglich bezahlt wird, der Reihe nach, und wem die

Sortieren und Zählen.

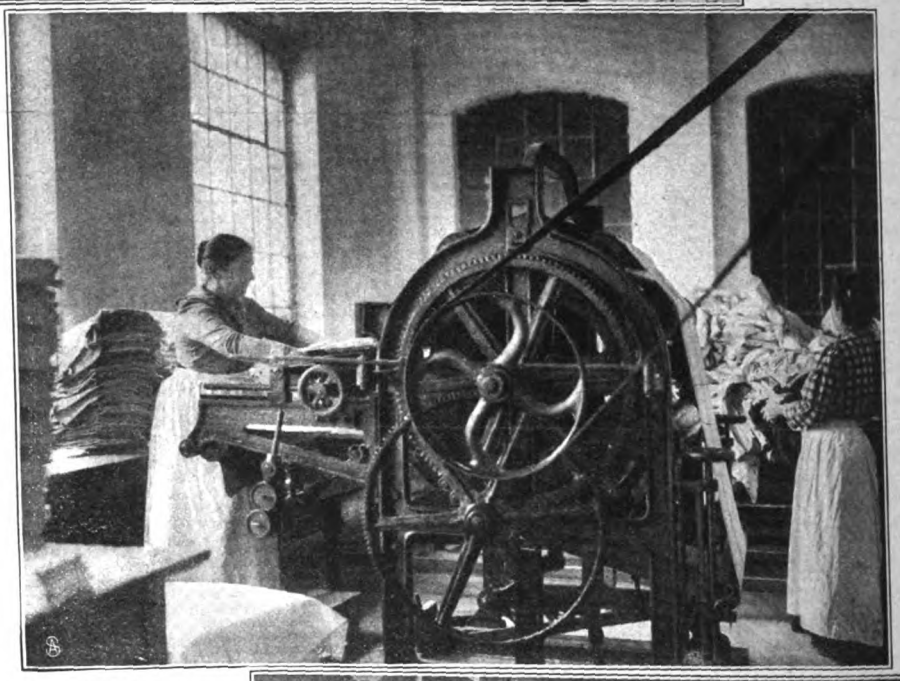


Das Einweichen der Wäsche.

An der Plättmaschine für Oberhemden.

Waschfrau durch ihr Nichterscheinen einen bösen Strich durch die Rechnung macht, der kann mit seiner Wäsche geduldig warten, bis wieder ein nicht vorgemerkter Tag erscheint. Ein unangenehmer Zustand, der aber ertragen werden muß, da es in besseren Häusern verboten ist, in der Küche oder in der Badestube zu waschen.

Dies die Gründe, weshalb viele Frauen von der Wäsche im Hause abgekommen sind, wenn es ihnen um die schöne Aussteuer auch oft bangt. Aber es gibt heute in Berlin tatsächlich so gutorganisierte Waschanstalten, daß diese Furcht in vielen Fällen unbegründet ist. Auch die Gefahr, daß die Wäsche vertauscht wird, ist nicht bedeutend, denn wie unser erstes Bild veranschaulicht, ist es allgemein Brauch, alles bei der Einlieferung zu sortieren, sorgsam zu zählen, nochmals aufzunotieren und sodann jedes Stück eines Hausstandes mit einem farbigen Faden zu durchziehen, um das Aussortieren vor der Ablieferung zu erleichtern. Stimmt die Zahl bei dem Nachsortieren nicht mit der der eingelieferten Wäsche und dem Waschzettel, wird die Besitzerin der Wäsche davon sofort in Kenntnis gesetzt.



Die Arbeit an der Dampfmangel.

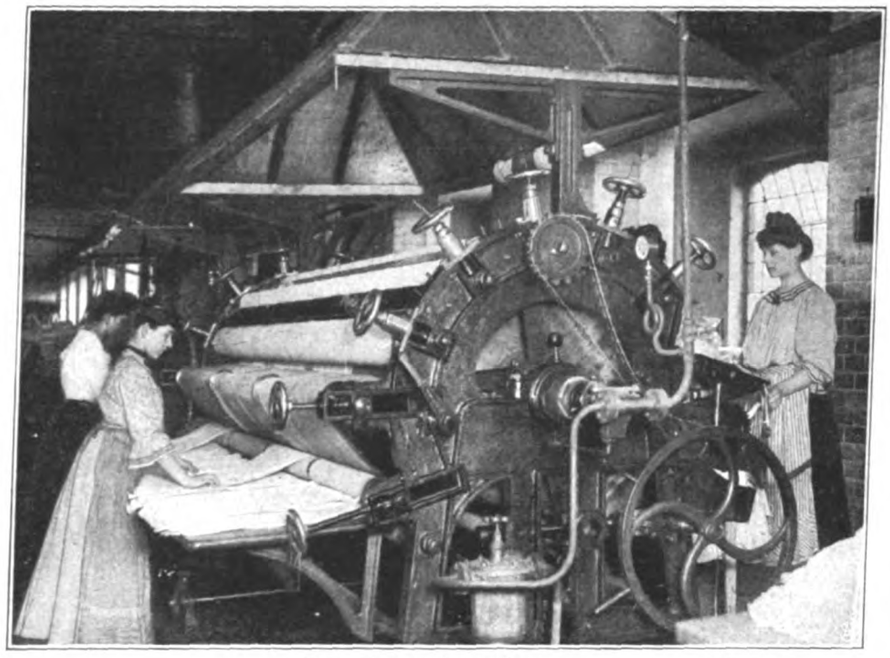
Ein Rundgang durch eine mustergültige Anstalt an der Hand unserer Abbildungen wird gewiß manche unserer Leserinnen interessieren. Zuerst wird natürlich, wie das seit ewigen Zeiten schon Brauch ist, die Wäsche eingeweicht und dann gekocht. Ein besonderer Maschinenraum sorgt für die Wärmezufuhr in den immens großen Waschzuber. Meistenteils geht die Wäsche durch Maschinen, jedoch werden ganz besonders empfindliche Gegenstände wie in den Haushaltungen von Waschfrauen gewaschen.

Köpenick — das vielgenannte — ist die eigentliche Waschküche Berlins, da man dort die Wäsche auf großen Wiesen trocknen kann; doch findet man auch in Berlin eine Menge großer und vorzüglich eingerichteter Anstalten. Wäschereien, die nicht im Freien trocknen können, haben große, luftreiche Trockenböden, die den Vorzug besitzen, die Wäsche nicht den Unbillen der Witterung auszusetzen. Die großen, einfachen Leinenstücke werden in den umfangreichen Rollen sorgfältig geglättet, so daß sich bei der Hauswäsche oft ein Plätten erübrigt. Dies ist für die Hausfrauen insofern sehr vor-

Beim Plätten.

teilhaft, als sie die Mühe und die Unkosten des Plättens im Hause ersparen, ganz abgesehen davon, daß sich die ungeplättete Wäsche weit billiger stellt als solche, die „schrankfertig" abgeliefert wird.

Verfolgen wir in den Riesensälen die Arbeit der Plätterinnen. Gas- oder elektrische Plätteisen, die das Auswechseln der Bolzen ersparen, beschäftigen viele Hunderte von fleißigen Händen. Da sich die Plätterinnen tagaus, tagein mit derselben Arbeit beschäftigen, ist es selbstverständlich, daß ihre Leistungen auf diesem Gebiet eine gewisse Vollendung erreichen. Eine Plätterin für feine Herrenwäsche widmet sich keiner anderen Arbeit, und wer sich mit dem Tollen und Fertigstellen der reizenden Spitzenwäsche beschäftigt, übt Tag für Tag die gleiche Kunst. Die duftigsten Batist- und Spitzengewebe, die aus diesen geübten Händen hervorgehen, wirken, was Glanz und Aussehen betrifft, völlig wie neue Wäsche.



Das Rollen der Wäsche.

Wieviel häuslichen Ärger und Verdruß zuweilen für die Gattin ein mangelhaft geplättetes Herrenoberhemd herbeiführt, ist bekannt. Denn wie wenige Plätterinnen verstehen es, den matten Glanz auf Oberhemden, Kragen und Manschetten zu zaubern! Zur tadellosen Ausführung dieser immerhin sehr viel Sorgfalt benötigenden Arbeit gehört eben eine Einrichtung, die durch ihre Kostspieligkeit in Privathäusern unmöglich ist, und zwar die der Oberhemdplättmaschine, die wir unseren Leserinnen auf Seite 812 im Bilde vorführen.

Auch das Waschen und Spannen von Gardinen hat stets in den Haushaltungen viel Mühe und Kopfzerbrechen verursacht. Sehen wir uns die Maschinen an, die besonders diesem Zwecke dienen, so scheint es uns entschieden ratsam, diesen zuweilen recht kostbaren Teil der Wäsche lieber ihrer Behandlung zu überlassen. In vielen in das Thema „Wäsche" einschlagenden Dingen wird es der Berlinerin besonders leicht gemacht. So z. B. was das Ausbessern der Wäsche betrifft, das bekanntlich nicht nur eine Menge Zeit in Anspruch nimmt, sondern auch viel Geduld erfordert. Es mag mancher ein tröstlicher Gedanke sein, daß sich die Waschanstalten auch der „notleidenden" unter den Wäschestücken annehmen. Jeder Riß wird auf Stopfmaschinen so vollendet beseitigt, daß man, nachdem die Sachen geplättet sind, von dem einstigen Schaden absolut nichts merkt. Selbst fehlende Knöpfe und Bänder werden an die Wäsche genäht, Seidenbänder durchgezogen, und wer es sich leisten kann, sich die Wäsche „schrankfertig" abliefern zu lassen, dem bleibt eine Menge Mühe und Arbeit erspart. Vielleicht ahnt diese Glückliche aber gar nicht, welche Summe von Teilarbeit notwendig war, bis ihre Leinenschätze schließlich in die Ausfertigungsräume der Waschanstalten gelangen. Hier stehen an langen Tischen junge Mädchen und sortieren die fertige Wäsche, um sie, fein säuberlich in Laken eingeschlagen, in die numerierten Körbe zu packen, die eigene Fuhrwerke den Kunden ins Haus bringen.

Beim Ausbessern.

Die Industrie hat den Hausfrauen durch diese Einrichtungen im großen Stil einen Teil ihrer Mühe entzogen, und viele Sorgen und Ärger bleiben ihnen erspart. Und trotz der Verschiebung aller wirtschaftlichen Verhältnisse können sie wie ihre Mütter mit Freuden ihren Wäscheschrank öffnen, der wohl trotz aller Erweiterung der Interessenkreise immer der Stolz jeder Hausfrau bleibt, und dessen Inhalt ja seitdem noch um manches kostbarer geworden ist.

Ratgeber für Jedermann

Für Silvester.

Zaubernüsse. Zur Silvestertafel sei ein Silvesterscherz empfohlen und beschrieben, der bei dem jungen Volke schon oft stürmischen Beifall erntete. Es handelt sich dabei um eine aparte Dessertplatte. Man läßt vom „Familien-Schöngeist" eine ganze Reihe Neujahrswünsche, schauerlich-drollige Prophezeiungen und lustig-kritische Bemerkungen über die einzelnen Teilnehmer der Gesellschaft groß und deutlich auf schmale Papierstreifchen schreiben — wenn möglich in Knittelversen — und rollt sie fest zusammen. Dann kauft man zwei bis drei Dutzend der reizenden Kleinigkeiten, die um Weihnachten in allen Schaufenstern locken — allerlei winziges Getier, Pantoffeln, Schmuck, Kegel, Violine, Ruder, Tennisrakett usw. Als „Wiener Bronzen" bedeuten diese Miniaturgeräte sogar ziemlich kostspielige Geschenke, aber man kann sie auch, für etliche Pfennig das Stück, in allen größeren Konditoreien erstehen. Mehrere Dutzend schöner großer Walnüsse spaltet man nun mit starkem Federmesser in gleiche Hälften, entfernt die Kerne und legt an ihre Stelle eine der kleinen, fest in Seidenpapier verpackten Spielereien oder ein beschriebenes Papierröllchen hinein. Dann klebt man die beiden Nußhälften aufs sauberste zusammen. Am Silvesterabend werden dann die Nüsse — in einer Kristallschale hübsch geordnet — mit den anderen Erfrischungen gereicht. Die Überraschung, wenn unterm Nußknacker hervor der Zauberkern auf den Teller rollt, ist groß; noch größer ist der Jubel, wenn frommer Wunsch und lustiges Omen vom Papierröllchen abgelesen werden, oder wenn die witzige Wirtin, mit Humor gesegnet und mit den Verhältnissen und Anlagen ihrer jungen Gäste ziemlich vertraut, die niedlichen Kleinigkeiten den Empfängern deutet. Gebetbuch, Talmi-Verlobungs- oder Trauring, Pantoffel und dergleichen: baldige Verehlichung; Papagei, Hund, Katze, Mops, Kaffeemühle: Altjungfern- oder Junggesellenstand; Palette, Fingerhut, Waschbrett, Hammer, Flöte: Handwerk, wissenschaftlicher oder künstlerischer Beruf des oder der Zukünftigen; Ruder, Buch, Kegel, Harfe, Spinne, Feder, Lamm, Kamel, Tiger, Fuchs: Liebhaberei oder Charakteranlagen des Empfängers oder des künftigen Ehegesponses. Mit Geschick verfertigt, mit Humor und Laune ausgeführt, kann man diesen kleinen Walnußscherz zum Glanzpunkt der Silvestertafel gestalten.

Der Suppenkaspar.

Hauswirtschaft.

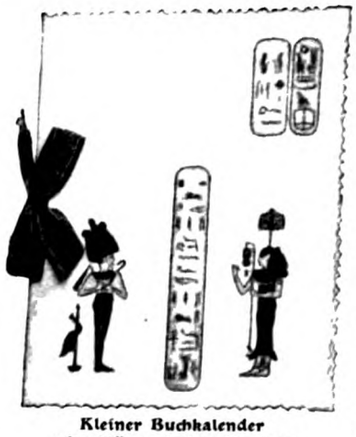
Kleine Zitronenpresse. Immer komplizierter wird der Apparat, den wir zu unserer „Bequemlichkeit" tagtäglich in Bewegung setzen, immer neue Erfindungen großer und kleiner Art stellt die moderne Technik in unsern Dienst. Auch das sinnreiche kleine Gerät, das die Köchin auf unserm Bild eben mit sichtlicher Genugtuung handhabt, bedeutet wieder eine Verbesserung auf dem Gebiet des Küchenwesens. Ein kleiner silberner Spieß, um den sich zwei halbmondförmig gebogene, bewegliche Silberblätter legen, wird durch die Zitronenscheibe gestochen; mittels eines leisen Fingerdrucks legen sich diese Blätter fest zusammen und pressen infolgedessen den Saft aus den Scheiben, ohne daß er mit der Hand selbst irgendwie in Berührung käme. Also ein Fortschritt in hygienischer und ästhetischer Beziehung zugleich, dessen Bedeutung unsere so sehr hygienisch und ästhetisch veranlagte Zeit ganz gewiß nicht gering einschätzen wird. Noch mehr als die Köchin, die in diesem Punkt — wenigstens wenn's keiner sieht! — nicht allzu fortschrittlich gesinnt ist, werden die Gäste bei Tisch sich freuen, denen zu dem mit Zitronenscheibchen garnierten Kaviar, den Schnitzeln usw. die Apparate gereicht werden, denn sie brauchen nun nicht mehr zu fürchten, sich gleich zu Anfang der Tafel die Finger klebrig zu machen.

Kleine Zitronenpresse.

Handarbeit.

„Lebendig" gewordene Struwwelpeterfiguren. Alte liebe Bekannte aus dem Bilderbuch bitten hier um freundlichen Empfang in der Puppenstube: „Seht einmal, hier steht er, pfui, der Struwwelpeter — und der Suppenkaspar kerngesund, ein dicker Bub' und kugelrund." — Mütterchen hat die Puppen selbst gemacht; in der Zeit vor und nach Weihnachten steht ja doch auch die Arbeitsstube ganz im Zeichen der Kleinen. So ein Püppchen mißt 23 bis 25 Zentimeter. Der Körper ist aus Futterstoff, Kopf, Arme und Beine sind aus hellem Handschuhleder, am besten von Wildleder. Die Polsterung besteht aus Watte und feiner Holzwolle, da es sich mit Sägemehl zu unangenehm arbeiten läßt. Zuerst nehmen wir den Kopf in Arbeit. Die innere Handfläche eines nicht mehr ganz gesellschaftsfähigen Handschuhs gibt das Gesicht, der Handrücken den Hinterkopf. Das Gesicht wird mit Bleistift vorgezeichnet und mit Seide nachgenäht. Der Mund wird rot ausgefüllt, die Nase in fleischfarbener Seide etwas vorstehend hoch gestickt. Die Augenbrauen werden mit einigen Stichen in brauner Seide bezeichnet, die Augen selbst sind schwarze Glasperlen. Die Perücke ist aus Stopfwolle, sogenanntem Beistrickgarn, direkt auf den Kopf genäht, nachdem man diesen ausgestopft hat. Die Arme der Puppen sind aus den beiden kleinen Fingern der Handschuhe entstanden, die Beine aus zwei der übrigen Finger (beim dicken Suppenkaspar aus den Daumen). Arme und Beine werden, nachdem sie ausgepolstert wurden, straff an den ebenfalls ausgestopften Körper angenäht. Das Handgelenk wird mit festem Faden umbunden, so daß die Hand markiert ist. Der Suppenkaspar hat die Haare in einem seit-

Der Struwwelpeter.



Kleiner Buchkalender mit altägyptischen Motiven.

lichen Bubenscheitel über dem besonders dickbackigen Gesicht angenäht bekommen. Der Struwwelpeter erhält eine wilde rötliche Mähne von aufgezogener Wolle. „Seine Nägel — fast ein Jahr" sind aus feinem Blumendraht, den man mit weißem Füllgarn umwickelt und doppelt aufnäht, so daß das Kind sich nicht verletzen kann. Die Kleidung der Puppen hält sich natürlich an die Originale. Der Suppenkaspar hat einen knallblauen Kittel an und einen weißen Suppenlatz darüber, ferner hellrote hohe Schuhe und um die feine Taille einen festen schwarzen Gürtel. Struwwelpeter präsentiert sich in orangefarbenem Rock mit schwarzer Borte und roter Krawatte, grünen Gamaschen und schwarzen Schuhen aus Glacéleder. Außer diesen typischen Gestalten aus dem „Struwwelpeter" kann man natürlich auch jede andern nachbilden. Und auch sonst wird das Kind Lieblinge aus seinen Bilderbüchern, wenn sie ihm so verkörpert vorgeführt werden, sicher stets freudig erkennen und begrüßen.

Weihnachtsbäckerei.

Winke zur Weihnachtsbäckerei. Die herrliche Zeit ist da, wo Mutter in weißer Küchenschürze die wichtige Weihnachtsbäckerei leitet. Da sei mancher kleine Wink gegeben, der sich vielleicht nützlich erweisen wird. Zunächst wiege man alle Zutaten sorgsam ab und stelle die für das Hefengebäck — besonders die schweren Stollen — bestimmten am Tage vorher an den warmen Ofen. Die Bleche, Kuchenformen und -förmchen werden kräftig mit Salz vor- und mit reinem Leinentuch nachgerieben und — je nachdem — mit Butter oder weißem Wachs eingefettet. Geräucherter Speck gibt leicht einen schlechten Geschmack. Die Pfefferkuchen sind hoffentlich fertig — alle Gewürzplätzchen, Honigkuchen usw. brauchen Zeit zum Durchziehen, müssen also frühzeitig gebacken werden. Um die allzu starke Unterhitze zu verhüten, schiebe man Backsteine unter das Blech oder lege eine Sandschicht auf die Bratofenplatte. Stärkere Oberhitze erreicht man, indem man auch den über der Bratröhre gelegenen Herd heizt. Knusperiges Gebäck wird am besten in Blechbüchsen oder zugedeckten Suppenterrinen, Einmachgläsern usw. aufbewahrt. Die Stollen und andere Hefenkuchen dürfen erst nach dem Erkalten abgenommen und nicht sofort aus dem Backofen der Zugluft ausgesetzt werden.

Kalender für die Kinderstube.

MENU

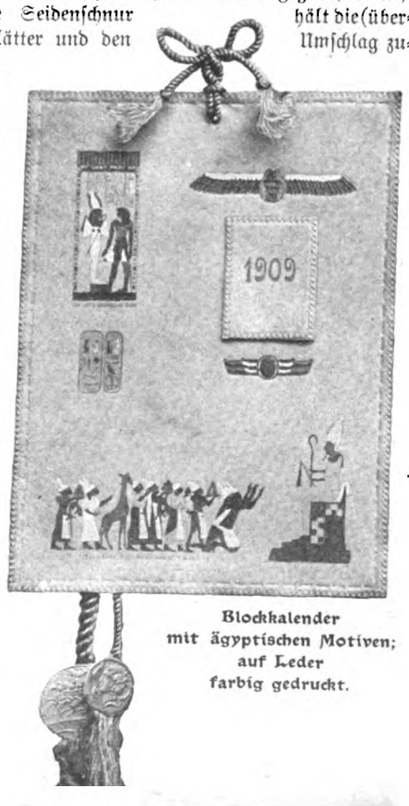
Menükarte mit der Darstellung einer Zeremonie aus dem Apiskult.

MENU

Menükarte mit der in der ägyptischen Kunst so beliebten Darstellung eines öffentlichen Schreibers.

Aus dem Kunstgewerbe.

Menükarten und Kalender. (Zu beziehen durch die Osnabrücker Papierwarenfabrik „Osnalion", Berlin.) Das Mittelbild dieser Seite zeigt den originellen — und übrigens leicht nachahmbaren — Umschlag eines Kalenders, der, ans Bücherbord oder den Spielschrank gehängt, gut zu dem hellen Bunt unserer modernen Kinderzimmer stimmen dürfte. Der Umschlag besteht aus naturfarbenem „Rupfen", die lustige Familie Pierrot wurde aus nicht allzusteifem Kartonpapier ausgeschnitten, bemalt und aufgeklebt. (Nach dem Aufkleben beschweren, damit die Figürchen nicht abspringen!) Eine dicke Seidenschnur hält die (überall käuflichen) Kalenderblätter und den Umschlag zusammen. Die andern Abbildungen veranschaulichen eine durch ihre Kuriosität sehr wirksame neue Mode in der Ausstattung unserer Kalender und Menükarten. Sie kommen als stark nachgeahmte Saisonneuheit von England herüber, wo man jetzt, da auf allen Gebieten die Japanmode von der „griechischen" abgelöst wurde und diese so sehr im Zenit steht, daß man — bereits an die Nachfolgerin denken muß, „ägyptisch" für die kommende Losung zu halten scheint. Auf bräunlichem Leder oder Karton von papyrusähnlicher Färbung sehen wir da in den getreuesten und zierlichsten Nachbildungen,



Blockkalender mit ägyptischen Motiven; auf Leder farbig gedruckt.

in seltsamen Farben und Formen altägyptische Szenen erstehen, wie sie in Ägyptens Pharaonengräbern mit so eindringlicher — trotz aller Stilisierung — realistischer Lebendigkeit auf die schaufüchtigen Eindringlinge niederblicken.

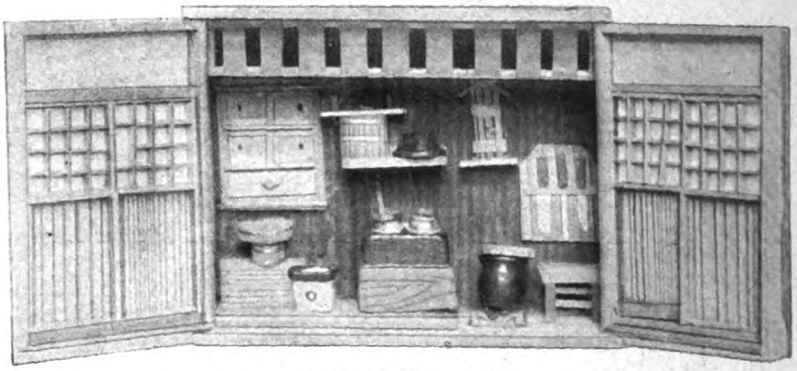
Höblitzer Serpentindosen. Wir haben gelegentlich bereits auf die Vorzüge des Serpentins als Material für kleines und größeres Luxusgerät hingewiesen. Auch diese beiden Dosen zeigen, wie schön und im besten Sinne modern Serpentinstein verarbeitet werden kann, und wie recht unsere Mütter und Großmütter hatten, den Serpentinsachen in ihren Servanten und auch unter den Kleingeräten des Nähtischchens oder Schreibsekretärs einen Ehrenplatz einzuräumen. Bei der Tabakdose, die ein passendes Geschenk für Herren abgibt, die es vorziehen, ihre Zigaretten selbst zu stopfen, war die hübsche Wirkung durch den Gegensatz der ruhigen einfarbigen Streifen aus dunklem Gesteinmaterial zu den helleren Zwischenplatten aus geädertem Serpentin erzielt. Die Honigdose zeigt die Eckpfeilerchen durch ein einfaches Muster anmutig belebt.

Dose zur Aufbewahrung von Tabak.

Honigdose aus Serpentin.

Kinderspielzeug.

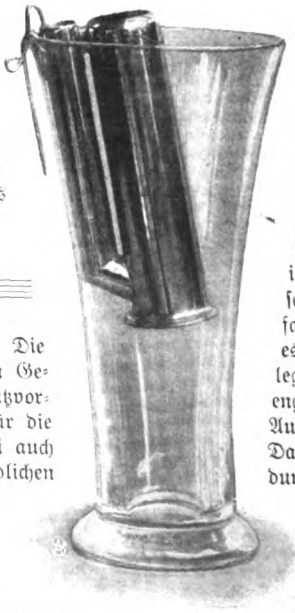
Eine japanische Puppenküche. So manche Puppenküche, blitzblank und sauber, wird auch diesmal wieder in ihrem schimmernden Metallgerät die Lichtchen des Weihnachtsbaums widerspiegeln. Da mag es die kleinen Beschenkten vielleicht interessieren, auch einmal die so ganz anders geartete Puppenküche zu beschauen, in der kleine Mädchen im fernen Ostasien Mutters Kochkünste nachzuahmen streben. Viel blinkendes Metall gibt's da nicht zu bewundern! Auch die Großen mögen ja dort nichts in ihrer Küche, was nur Mühe macht, ohne viel zu nützen. Aber schneeweiß gescheuert sind alle die praktischen Holzgeräte und Töpfe und so fest gearbeitet, daß sie sicherlich einen Puff vertragen. Und wenn die Mahlzeit gekocht, das Essen belobt und verzehrt und das Geschirr wieder an seinen Platz gestellt worden ist, dann schließt die kleine Japanerin sorglich ihr Reich ab: die großen Flügeltüren, unten mit Stoff (oder gefaltetem Papier) bezogen und oben mit kleinen Fenstern versehen, schützen es vor Staub und vor den unberufenen Eingriffen des noch kleineren Schwesterchens.



Japanische Puppenküche.

Gesundheitspflege.

Getränke- oder Mundwasserwärmer. Die nicht immer beobachtete hygienische Warnung vor dem Genuß allzu kalter Getränke stellt nicht nur eine Schutzvorschrift für den Magen, sondern vor allem auch für die Zähne dar. Selbstverständlich erstreckt sie sich dabei auch auf die Temperatur des Mundwassers bei der morgendlichen und abendlichen Toilette. Der Getränkewärmer, den wir hier zeigen (zu beziehen durch Raddatz, Berlin), dürfte dabei gute Dienste tun. In das stärkere Rohr wird etwas Hartspiritus eingeführt, der ja bereits überall erhältlich ist; das schmale Rohr dient für die Luftzufuhr. Mittels des Drahthakens wird, wie aus unserem Bilde zu ersehen ist, der kleine Apparat ins Glas gehängt und nach dem Entzünden des Spiritus etwa eine Minute darin belassen. Die Flüssigkeit im Glase ist dann „mundgerecht" warm. Bei Wiederholung des Vorgangs können jedoch auch weit höhere Temparaturen — bis Siedehitze — erzielt werden.



Getränke- oder Mundwasserwärmer.

Den Hals frei! In der kühleren Jahreszeit pflegen viele zu besonderen Umhüllungen des Halses zu greifen, sobald sie ins Freie gehen. Sie verwöhnen sich dadurch und sind gezwungen, die Halstücher immer dicker werden zu lassen. Die Mode begünstigt durch die Pelzkragen diese unzweckmäßige Kleidung, außerdem wird sie durch ängstliche Mütter schon den Kindern aufgedrängt. Unter der warmen Umhüllung wird der Hals überhitzt, und wenn dann am kühleren Orte das Halstuch oder die Boa abgenommen wird, so ist die beste Gelegenheit zur Erkältung da. Viele Halsentzündungen und lästige Rheumatismen der Halsmuskeln sind auf diese hygienische Unsitte zurückzuführen. Darum sollte man den Hals frei tragen; im Sommer tun es alle, und wenn sie auch im Herbst daran festhalten, so werden sie sich allmählich abhärten und auch im strengen Winter beim Aufenthalt im Freien ohne besondere Halsumhüllung auskommen. — Ein anderer Fehler, der bei der Halsbekleidung gemacht wird, besteht im Tragen zu enger Kragen. Ihre Schädlichkeit wird vielfach unterschätzt. Ein enger Kragen schnürt den Hals ab, er ruft in den über ihm gelegenen Hals- und Kopfteilen eine Blutüberfüllung hervor, die um so schädlicher wird, je länger sie andauert. Die Ärzte haben bei Personen, die zu enge Kragen tragen, verschiedene Gesundheitsstörungen beobachtet: der Kehlkopf und die inneren Halsschleimhäute wurden bei ihnen durch den fortwährenden Blutandrang geschädigt und zu Entzündungen neigbar gemacht. Nicht selten sind enge Kragen die Ursache eines gedunsenen Gesichts. In manchen Fällen führten sie zu bedenklichen, häufig wiederkehrenden Nasenblutungen, die völlig schwanden, als das beengende Kleidungsstück entfernt wurde. Unter dieser Abschnürung kann auch das Ohr leiden; nicht selten stellte sich bei den Betreffenden Ohrensausen ein, das erst nach Entdeckung der Ursache beseitigt werden konnte. Bei starker Blutüberfüllung des Kopfes können auch Augenentzündungen hervorgerufen werden. Schließlich leidet auch das Gehirn darunter, es stellen sich Kopfschmerzen ein oder die Fähigkeit zur geistigen Arbeit wird herabgesetzt. Leute, die dauernd enge Kragen tragen, erkennen aber die Ursachen ihrer Beschwerden nicht leicht, denn sie sind an die Umschnürung des Halses so gewöhnt, daß sie sich häufig anfangs unwohl fühlen, wenn sie den Hals frei tragen und es vorziehen, das beengende Kleidungsstück wieder anzulegen. Vielfach herrscht das Vorurteil, daß das Tragen enger Rockkragen und Halsbinden bei jungen Mädchen die Ausbildung des Kropfes verhüte. Daran ist kein Wort wahr! Dagegen schädigt man Kinder, die sich im Wachstum befinden, durch das Tragen enger Kragen sehr, falls ihnen nicht rechtzeitig neue Kleidungs- oder Wäschestücke gegeben oder die alten nicht entsprechend erweitert werden. Das ist ebenfalls ein Punkt, auf den die Mütter achten müssen. Für alle Fälle müßte es zum Grundsatz erhoben werden, daß zwischen Hals und Kragen ein mindestens fingerbreiter Raum frei bleibt.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube", Nr. 52. 1908.

Der Frühling ging, der Sommer ging dahin,
Nun kommt der Herbst, die bunte Zeit der Ernte.

Nun seh ich klar, was ich geworden bin,
Was ich durch Sonne, Wind und Regen lernte.

Ilse Franke.

Eitelkeiten.

Von Adelheid Weber.

Der Dienstag meiner Bekannten ist keiner jener Wochenmärkte, an denen eine ununterbrochene Woge von Kommenden und Gehenden durch den Salon flutet und man über lauter Vorgestelltwerden, Phrasenmurmeln, Niedersitzen, wieder Aufstehen, sich vor neuen Ankömmlingen verbeugen und ihnen Platz machen zu keiner zusammenhängenden Unterhaltung kommt. Man ist seßhafter in diesem kleinen Salon, und die Unterhaltung wird unter den nicht allzu zahlreichen, einander wenigstens flüchtig bekannten Gästen manchmal allgemein und hier und da nicht ganz oberflächlich geführt. Es war ein interessantes Gesprächsthema, das die verspätete Ankunft von Verwandten der Dame des Hauses unterbrach. Hinter dem jungen Ehepaare führte „das Fräulein" zwei kleine Mädchen herein, die auf einen Augenblick kamen, der Tante guten Tag zu sagen. Die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich den hübschen Kindern zu, die in ihren weißen Kleidchen und ihren langen, blonden Locken wie aus einem Puppenladen gekommen zu sein schienen. Das kleinste Püppchen, die zweijährige Kathrin, belustigte die Gesellschaft durch ihre Drolligkeit. Sie hob mit den rosigen Fingerchen das Kleid in die Höhe.

„Szau, Tante, Tatin hat ein ßönes Huntehöckchen! ßön detit!"

Lachend wurde die Stickerei des Unterröckchens bewundert.

„Und eine baue Seidenßärpe — und danz neue Szuhßen! Und Feilein hat die Hocken danz neu dewittet!"

„Ein reizendes Dingelchen!" wurde laut und leise gesagt. „Und wie gut es schon spricht!"

Die junge Mutter strahlte. „Sie kann auch schon Verschen deklamieren", sagte sie. „Sag mal, Liebchen: Ich bin klein — "

Kathrin zog ein Mäulchen. „Tatin tann niß."

„Aber Herzchen, versuch nur! Na? Ich bin klein, mein Herz — "

Aber Kathrin schüttelte das eigensinnige Köpfchen. „Tatin alles verdessen!"

Die junge Mutter errötete vor Ärger. „Nun, beten kannst du aber. Sag dein Gebet her, Kathrin! So — die Händchen falten — laß das Röckchen, schlag die Augen zum Himmel auf!"

Und Kathrin ließ das Röckchen fallen, das sie bis dahin zierlich wie eine kleine Rokokodame mit beiden Händchen gerafft hatte, legte die Fingerchen ineinander, hob die großen, blauen Augen zur Decke, machte ein Gesichtchen, unschuldig fromm, vergnügt, wie ein Raffaelscher Engel, und betete: „Lieber Dott, maß miß somm, daß iß in den Himma pomm!"

Ich freue mich, konstatieren zu können, daß eine tiefe Stille dieser Produktion folgte. Erst als die unfreiwillige kleine Schauspielerin in ihrem ganz natürlichen Kinderton sagte: „Depommt Tatin nu Tußen?" löste sich die gespannte Situation in mehr oder minder herzlichem Lachen.

Die kleine Szene kommentiert sich selbst. Vielleicht gilt von ihr Ben Akibas Wort nicht: „Es ist alles schon dagewesen". Eine solche Profanation des Tiefsten, was der Mensch hat, des Gebets, nur um blöder Muttereitelkeit willen, wird wohl selten sein. Auf mich hat sie einen tiefen Eindruck gemacht. Ich habe ein großes Mitleid mit diesem Kinde, das schon in seiner frühesten Jugend zu einer kleinen Komödiantin gemacht wird, dem, ehe es noch unterscheiden und wählen kann, die letzte Zuflucht des Menschen, die zur Tiefe seiner eigenen Seele — zu Gott — genommen, dem für immer der Respekt vor dem Unberührbaren zerstört wird. Sagt nicht, es sei noch zu klein, ihm verwischen sich noch solche Eindrücke. Ganz abgesehen davon, daß diese Szene für das Kind ja nicht vereinzelt bleiben wird, weil sie doch nur der Ausfluß der ganzen Sinnesrichtung, der ganzen Verständnislosigkeit der Mutter ist — wer weiß denn, wie früh die weiche Seele eines Kindes durch Eindrücke von außen Gestalt annimmt oder Narben empfängt? Die Erinnerung an die Einzelheiten seiner frühen Erlebnisse verwischt sich in seinem Bewußtsein, aber die Erlebnisse selber bleiben in ihm und formen seinen Charakter, und vielleicht empfängt er schon jetzt von ihnen die Richtung auf das Äußerliche, das Halbverlogene, das Zurschaustellen seiner eigenen halb empfundenen, halb vorgespielten Seelenregungen, die Neigung, Effekt zu machen, die sich später dahin ausbildet, nur um dieses Effektes willen zu leben, zu denken, zu lernen, zu reden — diese schreckliche Halbverlogenheit, die zu den Erbübeln der Gesellschaft gehört.

Und ich muß denken, wie wir alle auf diesem Eitelkeitsmarkt agieren, die einen als Schauspieler, die andern, indem sie aus einer Feigheit, die sie Liebenswürdigkeit und gute Form nennen, diese Schaustellungen durch erheuchelten Beifall ermutigen oder doch durch Schweigen gewähren lassen. Und wie viele Kinderseelen wir dadurch schon haben beflecken, verderben oder wenigstens trüben helfen. Denn es gibt auch Kinder, die sich gegen die Schaustellung ihrer Reize oder ihres Könnens wehren — ja, ehe sie verdorben werden, tun das instinktiv alle Kinder — die erst unter dem Zwang des elterlichen — meist mütterlichen — Gebotes nachgeben, bis sie sich entweder mit Trotz dagegen auflehnen und dann gescholten und gestraft werden und der Zweifel an der Gerechtigkeit der Eltern ihre junge Seele aufwühlt, oder bis ihre eigene Eitelkeit, durch die Anstachelungen erweckt, sich derartig steigert, daß sie nimmersatt nach Beifall giert. Dann erst, wenn es zu spät ist, wird von ihrer Umgebung diese Eitelkeit, wie so viele andere, oft erst anerzogene Fehler, die bei den Kleinen als niedlich und drollig gehätschelt werden, bei den Größeren, Erwachsenden als unangenehm empfunden und oft herb getadelt. Übrigens: für wen und wozu sagen eigentlich die Kleinen ihre Verschen her, klimpern die Größeren ihre Stückchen vor oder weisen ihre Zeichnungen auf? Wer von den Gästen freut sich denn über diese „Kunstleistungen"? Die ganz Unbeteiligten, die Kinderlosen empfinden sie störend als Unterbrechung ihrer eigenen Unterhaltung, und wegen ihrer naturgemäßen Minderwertigkeit als langweilig; den künstlerisch Begabten reißen sie an den Nerven, den Feinfühligen an der Seele; die eigenen Lehrer der Kinder verwünschen sie wegen der Richtung auf das Äußerliche, das Fehlerhafte, Virtuosenhafte,

das den regelmäßigen Lehrplan Durchbrechende und Verschiebende. Bleiben also die Mütter, die Interesse auch an den Kindern anderer Mütter haben. Ja, haben sie das? Ein wohlwollendes, selbstloses Interesse, das mit Wonne die Fortschritte fremder Kinder verfolgt, ihre Fehler mit dem Mantel der Liebe zudeckt, sich womöglich neidlos freut, wenn ihre Fortschritte die der eigenen Sprößlinge überflügeln? Ich muß lachen. Für sich selbst kann ein Mensch, eine Frau, vielleicht neidlos, bescheiden, wohlwollend sein, kann sich an den Vorzügen einer andern Frau wirklich einmal freuen — zumal wenn sie gewiß ist, diese Frau selbst in andern Vorzügen zu übertreffen. Kommen aber ihre Kinder in Frage, so wird aus der weißesten Taube die schwärzeste Krähe — das ist Naturgesetz! Also wird die Mutter der klavierspielenden Herta das „Geklimper" Käthchens miserabel finden, oder wenn sie sich wirklich gestehen muß, daß Kätchen ihre Herta überflügele, so wird Käthchens Fertigkeit ihren Neid erregen. Sollte aber, wie Menschenfeinde behaupten, eben die Erregung des Neides der Zweck sein, den Käthchens Mutter mit der Vorführung von Käthchens Vorzüglichkeiten bei Hertas Mutter erreichen will, so mag die Freude am Ärger der anderen zwar süß sein; aber klug ist sie nicht, denn sie bleibt selten ungestraft. Ich glaube aber, eine Mutter braucht sich nur erst darüber klar zu sein, daß sie für so kleinliche Zwecke die seelische Gesundheit ihres Kindes in Gefahr bringe, um ihre natürliche und darum verzeihliche Muttereitelkeit in Gegenwart ihres Kindes zu unterdrücken.

In Gegenwart ihres Kindes, sage ich; denn daß sie sie ganz zu unterdrücken, gar in sich auszurotten vermöge, ist nach meiner Meinung unwahrscheinlich, weil sie eine der stärksten Empfindungen des Menschenherzens ist. Auch — in meinen Augen — eine der liebenswürdigsten, da sie ja in der Liebe wurzelt. Wer wollte nicht gern den Menschen, den er am stärksten liebt, auch von den andern geliebt, wer seine Vorzüge, die wir so hell sehen, nicht auch von den andern bemerkt und bewundert wissen? Ist das auch eine Schwäche, so ist es eine natürliche und liebenswürdige, die eigentlich gar nicht verdient, daß sie verlacht und getadelt wird, wie wenige andere. Nur müssen wir uns dessen bewußt sein, daß sie das wird — und müssen auch mit der Eitelkeit der andern rechnen und sie schonen. Denn sie haben das gleiche Recht auf diese Schwäche wie wir.

Aber unsere Kinder sollen und dürfen wir nicht auf dem Eitelkeitsmarkt produzieren, die sollen wir, so weit es nur möglich ist, rein, unbefangen, natürlich aufwachsen lassen. Weil es recht, weil es nützlich, weil es schön ist, nicht weil die Leute es so finden, sollen wir die Kinder lehren, zu handeln und zu unterlassen, dann schalten wir am besten die verderbende Eitelkeit aus ihren Gedanken aus.

Die verderbende Eitelkeit! Wir umfassen ja mit dem Begriffe der Eitelkeit zwei verschiedene Regungen, die nicht immer miteinander zu gehen brauchen: das Gefallen an der eigenen Persönlichkeit, und zwar hauptsächlich an ihren äußeren Vorzügen, und das Bestreben, anderen zu gefallen, allerdings auch durch Pflege und Entwicklung dieser äußeren Vorzüge.

Dieses Gefallen an seiner äußeren Persönlichkeit kann ein ganz unschuldiges sein, bringt dann Freudigkeit ins Leben und, wenn gut geleitet, die rechte Unbefangenheit in dem Verkehr mit anderen, ja, so paradox es klingt, ein gewisses Vergessen eben des eigenen Äußern. Wer sich seiner Vorzüge fest bewußt ist, braucht nicht mehr an sie zu denken. Ich habe an mancher schönen Frau gesehen, daß sie weit seltener und weniger lange vor dem Spiegel stand als die unschöne. Sie war eben sicher, schön zu sein, und es war ihr auch kein Bedürfnis, sich ihrer Schönheit erst durch den Mund der andern zu versichern. Und jede von uns Frauen hat wohl an sich erfahren, daß schon das Bewußtsein, einmal besonders hübsch und angemessen gekleidet zu sein, ihr eine ruhige Sicherheit und Freudigkeit im Auftreten gab, die sie über ihre sonstigen Grenzen hinaushob und sie liebenswürdiger machte. Und daß umgekehrt das Bewußtsein, irgend etwas Unpassendes oder Häßliches an Kleidung oder Person zu haben, verlegen macht und die Gedanken immerfort auf sich selber lenkt. Ein Pickel auf dem Nasenrücken oder ein schlecht sitzendes Kleid hat schon manches junge Mädchen unfrei, befangen und schroff gemacht. Das wird bleiben, solange sich die Weibesnatur nicht von Grund aus ändert. Und die des Mannes mit. Um ein Beispiel anzuführen: Unsicherheit in den Manieren kann den klugen Männerkopf bei Gelegenheit unter den eleganten Strohkopf drücken.

Die unschuldige Freude an sich selbst sollten wir jedem Menschen lassen, selbst wenn wir über sie lächeln müssen, und doch zerstören die Menschen nichts so gern, erregt nichts so leicht ihr Mißfallen, ihren Spott, ihre „erzieherischen" Instinkte wie gerade sie. In den Briefen Richard Wagners an seine Frau kommt eine Stelle vor, die mich rührte: „Du vermahnst mich wegen meiner Eitelkeit, liebe Minna; ich glaube, Du könntest auch ‚Selbstgefühl' dafür sagen, und dazu glaube ich nach allem, was ich getan und gelitten habe, nachgerade ein gewisses Recht zu haben." So muß der Mann, der damals schon die Nibelungen geschrieben hatte, seine Freude an sich selbst gegen die eigene Frau verteidigen. Und hätte dieses Selbstgefühl auch in diesem besonderen Fall am unrechten Orte gestanden, hatte er darum minder ein Recht darauf „nach allem, was er getan und gelitten"? Und wer von uns, die wir keine Wagner sind, hätte nicht auch „getan und gelitten" und hätte darum nicht auch ein Recht an die Freude, aus der das Leben quillt!

Diese unschuldige, unbewußte Freude an sich selbst aber dem sich erst entwickelnden Kind in Zagen und Scham zu verkehren, ist eine Grausamkeit, die oft das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung hervorbringt und seine Eitelkeit [illegible], indem sie sie trübe macht.

Ich erinnere mich aus meinem zwölften bis vierzehnten Lebensjahre noch lebhaft der guten Tanten, die der Länge meiner langen Beine, Arme und — Nase, die in ihrem Wachstum den andern Körperteilen in merkwürdiger Weise vorangeeilt waren, stets zu Ausrufen begeisterte:

„Himmel, was war doch das arme Kind für ein entzückendes Geschöpfchen! Wer hätte gedacht, daß es jemals solche lange Nase kriegen würde!"

Und wenn ich die Treppe hinunter kam:

„Mein Gott, das Mädchen hat ja Bohnenstangen statt der Beine im Leibe!"

Na, ich hatte damals meine Gedanken zu sehr in den Büchern, um von meiner so oft konstatierten Häßlichkeit niedergeschmettert zu werden, und später wuchsen ja auch die anderen Glieder den vorangeeilten nach — die lange Nase habe ich freilich noch heute —; aber unsicher, verlegen und auch unfreundlich machten mich diese törichten Äußerungen doch manchmal im Verkehr mit anderen. Das Bewußtsein, das häßliche Entlein zu sein, kam mir doch hin und wieder zur Unzeit, während ich sonst an meinen äußeren Menichen gar nicht gedacht hätte.

Aber eben, daß ich an ihn immerhin sehr wenig dachte, wäre in anderer Weise nicht allen jungen Mädchen zur Nachahmung zu empfehlen. Denn damals und noch lange nachher haben mir die Kleider nach dem Zeugnis aller meiner „Zeitgenossen" immer nur „wie angeflogen" gesessen, und welche Farben und Formen zu meinem Haar und Gesicht stimmten, ist mir als eine ganz neue Offenbarung erst in meinem dreißigsten Jahr aufgegangen.

Meine eigene Tochter habe ich früh darauf aufmerksam gemacht. In sich ein Stückchen Schönheit der Natur zum Schmuck darzustellen, gehört wirklich zu den Fähigkeiten der Frau, die Freude ins Leben bringen. Natürlich nicht sie, die sie Innerliches über dem Studium ihrer äußeren Person vernachlässige. Aber zu wissen, durch welche äußeren Mittel ihre Persönlichkeit sich am angenehmsten ausdrücke, ist eine hübsche kleine Pflicht der Frau auch gegen die Gesamtheit. Und wenn sie erst diesen Geschmack gewonnen hat, übertragen sie ihn auch auf ihre ganze Umgebung und gestaltet sie schön, wie es ihr möglich ist. Ein feiner Geschmack und

Geschick, ihn ins Werk zu setzen, wirken mehr als Geld. Und sehr früh können wir am Kinde den Schönheitssinn auch als Erziehungsmittel verwerten. Denn sehr früh kann die Mutter es lehren, daß die ersten Stufen zur Schönheit Sauberkeit, Ordnung und Akkuratesse sind, daß Staub auf seinen Flächen das schönste Gerät unschön macht, daß ein abgerissener Knopf, eine unsaubere Spitze ein Mädchen ebenso entstelle wie eine unpassende Farbe oder ein Gesichtsausschlag — ja mehr, weil es Widerwillen der Empfindung der Unschönheit zugeselle. Der Sinn dafür wird auch dem lebhaftesten Kinde bald aufgehen.

Daß aber seine verständliche und verzeihliche Freude an sich selbst zu öder Eitelkeit und sein Schönheitssinn zur Putzsucht werde, das zu verhindern hat eine Mutter ihrem Kinde gegenüber ein wirkungsvolles Mittel: sie gebe ihm so viel Innerliches, sie weise es durch Wort und Beispiel so deutlich an die viel größere Schönheit, den weit unerschöpflicheren Reichtum der geistigen Schätze, daß das junge Mädchen sich selbst gering achten müßte, wenn es seine Gedanken nur an Äußerlichkeiten hinge oder gar damit vor andern prahlte oder kokettierte.

Worauf man schreibt und wie man schreibt.

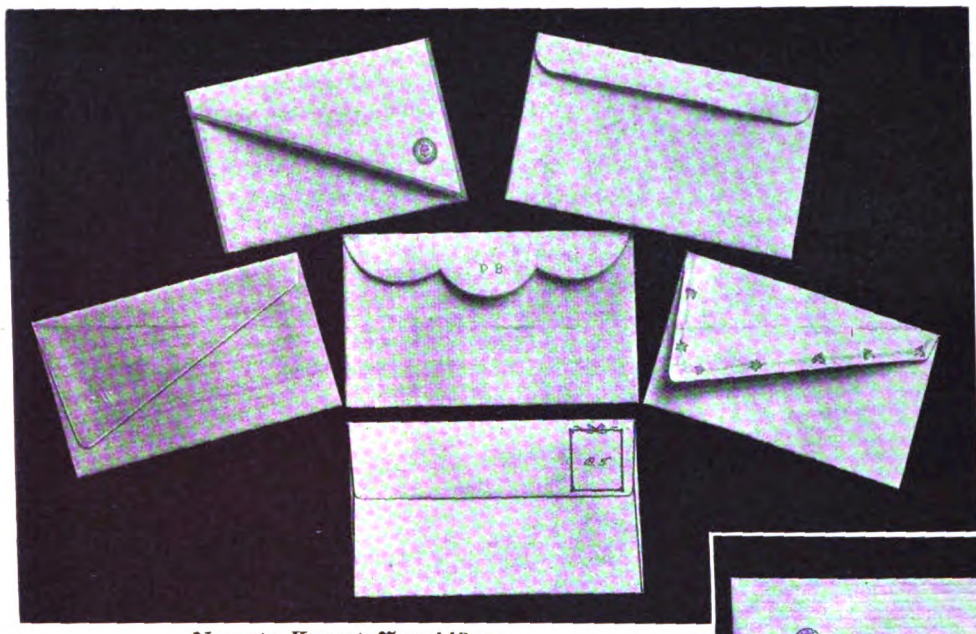
Von Harry St. Jones.

Ein Brief ist im Grunde das überflüssigste Ding von der Welt. Er stiehlt einem Zeit und Gedanken, und wenn man es recht bedenkt, ist er, sofern er sich nicht ganz kurz auf Tatsachen beschränkt, ein Feind, dessen Waffen wir selbst schmiedeten. Diese schriftlich niedergelegten Bekenntnisse, die man zuweilen, aus der Stimmung einer glücklichen oder schmerzlich bewegten Stunde heraus zu Papier bringt, und die in die Ferne flattern, sie können später einmal Verräter oder Ankläger werden, lebendig wirkende Zeugen, gegen deren Sprache alle Einwendungen verstummen müssen.

Aber die Versuchung ist zu groß, als daß es viele geben könnte, die der Neigung zu widerstehen vermöchten, die dahinhuschenden, durch starke äußere Eindrücke erweckten Regungen der Seele und der Gedanken in die Tiefe des eigenen Herzens zurückzudämmen. Das sind dann jene Briefe, die wie ein Tagebuchfragment alle Stimmungen widerspiegeln. Aus dem Bedürfnis des Augenblicks entstanden, ist der Impuls, dem sie ihr Entstehen verdanken, stärker als die vielen kleinen Erwägungen, die uns sonst überfallen, wenn wir uns zu schriftlichen Mitteilungen entschließen. Hier denkt man weder an die äußere Form des Briefes noch an die Formen des Briefstils. Man kümmert sich nicht darum, ob der Briefbogen groß oder klein ist, und ob das Papier den Anforderungen der letzten Mode entspricht. Man nimmt an Material, was sich gerade im Bereich der Hand befindet, und schreibt. Vielleicht ist dies gerade der beste Beweis dafür, daß diese Art Briefe weniger für den Empfänger als für sich selbst geschrieben wurden, mit einem Wort, daß man auf Form zumeist erst dann Wert zu legen beginnt, wenn auch der Inhalt ein Produkt der Überlegung ist.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß auf diesem Gebiete die Berechnung eine tadelnswerte Sache ist. Je weiter wir fortgeschritten sind, desto stärker wurde uns die Erkenntnis, daß das Wertvollste im gesellschaftlichen Verkehr die Form ist, die in angenehmer Weise über den manchmal weniger angenehmen Inhalt hinwegtäuscht. Diese Berücksichtigung der Form hat im brieflichen Umgang dahin geführt, daß selbst die größten Rüpel begonnen haben, Wert darauf zu legen, Leute, denen sie nur ihre „wärmsten Sympathien" ausdrücken, von jenen zu trennen, die sie ihrer „vorzüglichsten Hochachtung" versichern; ganz abgesehen von denen, die sich des „Ausdrucks der Ergebenheit" erfreuen, die übrigens, auf ihren inneren Wahrheitswert geprüft, genau so viel wert ist wie die übrigen vorgenannten Versicherungen. Da die Mode aber auch, was das Briefpapier betrifft, gleichmäßig für Gerechte und Ungerechte gilt und auch gute Menschen auf schönes Briefpapier Wert legen, sei ihnen die Mitteilung nicht vorenthalten, daß die Neigung, sich farbigen Materials zur Korrespondenz zu bedienen, mit Ausnahme der mattlila, mattblauen und grauen Farben, fast ganz geschwunden scheint.

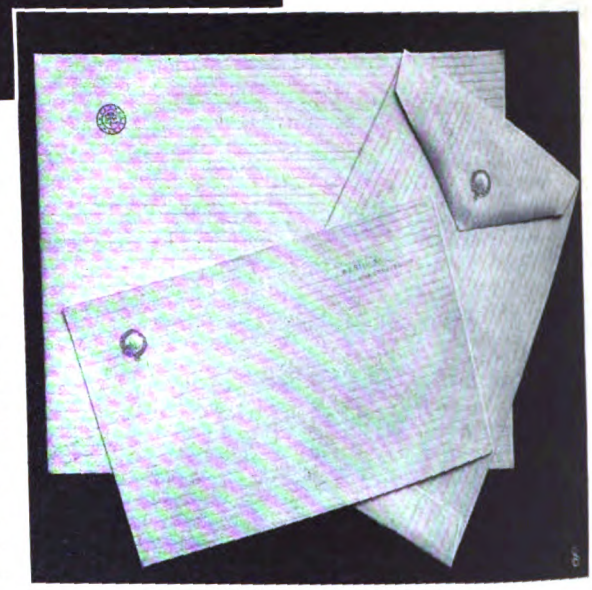
Briefpapier des Kronprinzenpaares und des Prinzen Adalbert.
(C = Cäcilie, W = Wilhelm, Prinzen-Villa = Prinz Adalbert.)



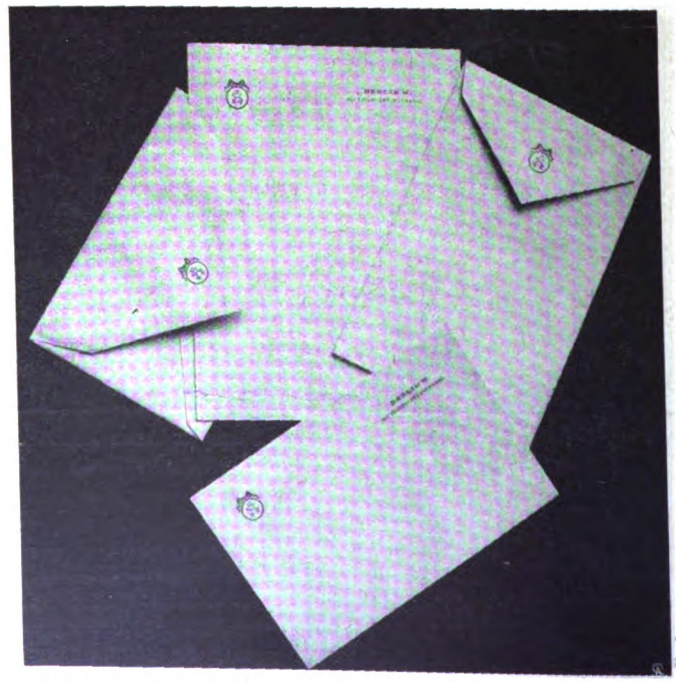
Neueste Kuvert-Verschlüsse.

Das bevorzugteste Briefpapier ist neben dem von Damen beliebten zart malvenfarbenen und perlgrauen das milchweiße, leichtsatinierte, das, namentlich in schwerer Qualität, als Herrenbriefpapier gewählt wird. Diese großen Briefbogen, deren Umfang auch das „amtlich" anmutende große Kuvert entspricht, weisen in der linken Ecke nur die Anfangsbuchstaben des Namens des Briefschreibers auf, die, auf unsicheren Füßchen stehend, sich gegenseitig in die Arme sinken, wenn sie es nicht vorziehen, in respektvoller Entfernung voneinander zu verharren, jeder für sich. Während es jedoch bis nun eigentlich Sitte war, daß nur das Herrenbriefpapier die Adresse des Absenders auf der rechten Seite des Papiers trug, ist diese Gepflogenheit allmählich auch auf die Briefbogen der Damen übertragen worden, was man im Interesse der Empfänger freudig begrüßen kann, da es zu den Eigentümlichkeiten sehr vielen Frauen gehört, außer dem Datum auch ihren Wohnort als bekannt vorauszusetzen. Die Monogramme, von denen wir eine Anzahl reproduzieren, werden zumeist in einer von dem Papier abstechenden Farbe gewählt, wie z. B. Silber zu Lila, Weiß oder Gold zu Grau, was auch für das sich einer andauernd großen Beliebtheit erfreuende Übersee- oder das mit Linieneinpressung versehene, gestreifte Papier gilt. Medaillons im Stil Ludwigs XVI. werden nicht minder bevorzugt als die auf getöntem Grund weiß oder bunt geprägten, vollständigen Vornamen. Diese originelle Art der Prägung wird namentlich von jungen Damen gewählt, während das sogenannte „amerikanische" Monogramm, das aus drei Buchstaben besteht, gleichmäßig von Damen und Herren erkoren wird, sofern sie sich im Besitze zweier Vornamen befinden, deren Anfangsbuchstaben zu beiden Seiten des die Mitte einnehmenden Buchstabens gruppiert werden, mit dem der Zuname beginnt.

Ein Kapitel für sich bilden die Briefumschläge, auf deren Rückseite, gleichviel ob sie seitlichen oder den allgemein gebräuchlichen spitzen Verschluß aufweist, ob sie in schräger oder in Langetten- oder Hochschlußform geschlossen wird, nicht mehr, wie es eine Zeitlang modern war, die Adresse und ebensowenig das Monogramm geprägt werden darf. Der Grund für diese Änderung liegt nicht etwa, wie man es vermuten könnte, auf dem Gebiete der Mode. Fachleute, wie die Herren Armand Lamm und Hoflieferant Liebmann, Berlin, denen unsere Muster entstammen, versichern, daß deren Zweck es ist, den Brief jedes persönlichen Charakters zu entkleiden, ehe er in die Hände dessen gelangt, für den er bestimmt ist. Die gleichen Gründe der Diskretion, die man eigentlich mit demselben Rechte „Gründe der Indiskretion" nennen könnte, haben ja auch dahin geführt, daß man die Briefumschläge, auch wenn es sich nicht um dünne Hüllen handelt, mit einem Innenkuvert aus farbigem Seidenpapier in etwas dunklerer Nuance als die Tönung des Briefbogens oder mit Stanniolpapier einlegt, was gleichzeitig zur Hebung des Farbeneffekts wesentlich beiträgt. Was die Form des modernen Briefpapiers betrifft, so wird ein großes Format gewählt, dessen neueste Form, das Querformat, sich ebenso schön als praktisch erweist. Seltsam mutet angesichts der ausgesprochenen Neigung zum „Reellen" auf dem Gebiete des Briefpapiers, wie es sich in Material und Umfang dokumentiert, die Rückkehr zum älteren Stil in der Ornamentierung an: das kleine, zierliche Monogramm, die mit

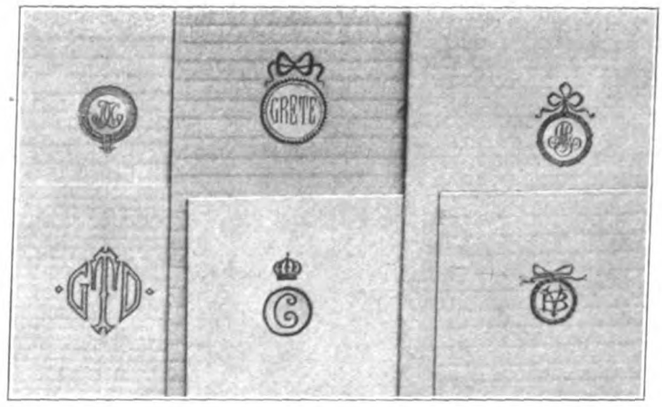


Modernes Querformat.



Briefpapier und -Karte mit Monogramm und Adresse.

der mühsamen Zierlichkeit alter Miniaturen ausgeführten Buchstaben in Bunt und Gold, die Vignetten im Stile Ludwigs XV. und die kostbar ausgeführten Wappen, wie sie unsere Abbildungen des von Angehörigen unseres Kaiserhauses benutzten Briefpapiers veranschaulichen. Der Kaiser bevorzugt Oktavbogen starken weißen oder mattblauen Papiers mit einem mit Arabesken geschmückten lateinischen „W“ unter der schwebenden Kaiserkrone, oder Briefbogen, in deren oberer linker Ecke sich das bunt ausgeführte kaiserliche Wappen mit zwei sich kreuzenden Marschallstäben befindet, das außerdem von der Kette des Schwarzen Adlerordens und dem blauen Band des Hosenbandordens umschlungen wird. Die goldene Kronprinzenkrone leuchtet auf dem Briefpapier des deutschen Thronfolgers, dessen Briefbogen das gleiche arabeskengeschmückte lateinische „W“ aufweisen wie die seines kaiserlichen Vaters. Zierlich mit seinem kleinen Medaillon mutet das Briefpapier der Kronprinzessin an und wirksam trotz seiner Anspruchslosigkeit das dem Prinzen Adalbert von Preußen gehörige Papier, das in Goldprägung seine Adresse trägt.



Moderne Monogramme.

Staatssekretär des Auswärtigen Amts
und Frau von Schoen
geben sich die Ehre
Herrn Legationsrat Lehmann
zum Essen am 14 November um ½8 Uhr
ergebenst einzuladen.
U. A. w. g.

Militär-Oberpfarrer und Frau Strauß
geben sich die Ehre
Herrn Offizier Battig
den 27ten November um 2 Uhr
ganz ergebenst an Tisch zu bitten.
Speisen.
Frühstück Abendessen
Gefälligst Rückerbitten
Schwerin erbeten.

Herr und Frau von Huhn
bitten
Herrn und Frau
von Lüdtke
am Sonntag, den 14 Januar
am Sonntag, 9. Februar
am Sonntag, 8 März
den Abend bei ihnen zu verbringen
Um 8 Uhr ab
Hofjägerallee 208.

Der Landeshauptmann v. Brandt und Frau v. Brandt
geben sich die Ehre
Herrn Oberpräsident
von Steinbrecher
zum Ball
am 15. Januar den
um 9 Uhr ganz ergebenst einzuladen.
U. A. w. g.
Königsberg, Pr. Landeshaus.

Herr und Frau von Schoen
bitten den Grafen
d'Averne
am 11. Januar um 8 Uhr
bei ihnen im kleinen Kreise speisen zu
wollen.
U. A. w. g.
Königgrätzerstr. 136.

Einladungskarten.

Was die Hochzeitseinladungen betrifft, wird mit Vorliebe, um gewissermaßen die Feierlichkeit der Veranlassung zu betonen, ein starker Briefbogen in Klein-Quartformat gewählt. Für die Schrift findet Lithographie und Druck Verwendung, erstere hauptsächlich in der vornehm wirkenden englischen Schreibschrift, letztere vorzugsweise in gotisch straffierter, manchmal auch in zarter Empireschrift. Das gleiche gilt für alle Arten von Einladungen. So weit die äußere Form. Was den Inhalt betrifft, erübrigt es sich wohl, noch ausdrücklich zu betonen, daß er den geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen der Höflichkeit und des Takts stets Rechnung tragen muß. Zu diesen gehört die beschränkte Verwendung der Postkarte, die man nur zu geschäftlichen Mitteilungen oder kurzen Nachrichten allgemeiner Art an sehr intime Bekannte verwenden sollte. Die Titulaturunsitte, deren Bekämpfung neuerdings energisch angestrebt wird, dürfte nach und nach so manches überflüssige Beiwerk aus dem Briefverkehr entfernen. Zurzeit jedoch vermag man nicht ganz in Wegfall kommen zu lassen, was seit undenklichen Zeiten zum eisernen Bestand des „guten Tons“ gehörte, abgesehen davon, daß so manche Ämter und Würden mit einem Titel verbunden sind, dessen Vorenthaltung sein Träger als eine persönliche Beleidigung oder mangelhafte Bildung desjenigen, der sie ihm zufügt, betrachten würde. So sei denn hier daran erinnert, daß Staatsminister, Wirkliche Geheime Räte und Offiziere vom Generalleutnant aufwärts in Adresse und Anrede das Prädikat „Exzellenz“ erhalten, Superintendenten „Hochwürden“, Geistliche „Hochehrwürden“ genannt werden. Die geschmacklose Form „Wohlgeboren“, die im bürgerlichen Briefverkehr fast unausrottbar schien, ist erfreulicherweise fast ganz verschwunden, wogegen sich das „Hochwohlgeboren“ für den niederen Adel bis zum Grafen und das „Hochgeboren“ für diesen noch erhalten hat. Auch in der Anrede und Unterschrift spukt noch zuweilen der Geist längst vergangener Zeiten, wenn sich die eine zu „Hochgeborener Herr“ versteigt und die andere in „gehorsamst der Unterzeichnete“ erniedrigt. Im allgemeinen kann die Überschrift: „Sehr geehrter Herr“ (Frau, Fräulein), sobald es sich um Gleichgestellte, und „Hochgeehrter“ oder „Hochverehrter“, wenn es sich um höher gestellte oder ältere Personen handelt, als passend betrachtet werden, während man in diesem Fall, wenn es sich um eine Dame handelt, in die Anrede noch das Wort „gnädige“ einflicht. Man schließt „mit

der Versicherung hochachtungsvoller Ergebenheit", die man in besonderen Fällen durch eine „verehrungsvolle" ersetzen kann. Damen unterzeichnen einen an einen Herrn gerichteten Brief niemals mit ihrem ausgeschriebenen Vornamen, sondern immer mit dessen Anfangsbuchstaben, an den sich der Zuname schließt, es sei denn, daß es sich um sehr gute Bekannte handelt. Man verwendet, gleichviel ob es sich um Damen oder Herren handelt, weder Phantasie- noch Hotel-Briefpapier, wenn man an Respektspersonen schreibt, sondern wählt hierzu einen Briefbogen, der der Würde des Empfängers Rechnung trägt, was bei jedem einfachen und eleganten Papier der Fall ist. Es ist wohl überflüssig, zu erwähnen, daß das Parfümieren des Briefpapiers nicht nur von schlechtem Geschmack, sondern auch — was noch unangenehmer ist — von schlechten Manieren zeugt.

An wen immer man aber auch zu schreiben gedenkt, niemals vergesse man, daß die Leserlichkeit einer Schrift zu den wichtigsten und notwendigsten Höflichkeitsbeweisen gehört, die man dem Empfänger schuldet. Jene an Hieroglyphen gemahnenden Schriftzeichen, vor denen der, für den sie bestimmt sind, ratlos und auf das Erraten angewiesen bleibt, und für die das wenig parlamentarische aber zutreffende Wort „Klaue" erfunden zu sein scheint, sind immer die Bekundung eines Mangels an Rücksicht und Taktgefühl, gleichviel wer sie begeht. Man tut gut daran, Erwiderungen auf diese Briefe nicht „mit der Versicherung verehrungsvoller Ergebenheit" zu schließen.

Der Silvester-Punsch.

Von Paula Kaldewey.

Der Name „Punsch" ist, wie der Trank selber, indischen Ursprungs und abgeleitet von dem Wort pantscha, das heißt: „fünf". Bestimmend für die Wahl dieser Bezeichnung war wohl nicht nur der Umstand, daß die ursprüngliche Mischung aus fünf Ingredienzien, nämlich aus Arrak, Wasser, Zucker, Zitronensaft und Gewürz, zusammengebraut wurde, sondern auch, daß die alten Sanskritgelehrten statt vier, fünf Elemente unterschieden. Man erblickte daher in dem Getränk ein Symbol.

Das Originalrezept des Urpunsches kennen wir leider nicht mehr, wahrscheinlich liegt es in den Akten der Ostindischen Kompagnie vergraben. Dagegen existiert aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein schwedisches Kochbuch von Jungfer Christina Marg, das folgendes vortreffliche Punschrezept enthält: „Zu drei viertel Pott Arrak nimm zwei ein viertel Pott Wasser, falls der Arrak alt und stark ist, ein viertel klaren und durchgesiebten Zitronensaft, wie auch anderthalb Pfund Zucker. Erstlich lege den Zucker in die Punschschale und gieße den Zitronensaft und das Wasser darauf, das man so lange umrührt, bis der Zucker geschmolzen ist, alsdann gieße den Arrak dazu und rühre es um, so ist er fertig. Wenn man will, so kann man auch die Schale von einer frischen Zitrone darin legen. Soll der Punsch warm sein, so koche das Wasser in einem Teekessel auf und gieße es, so heiß wie es ist, zu dem Zitronensaft und Zucker in die Punschschale, und zuletzt gieße den Arrak hinzu."

Im Jahre 1765 brachte Fürst Franz von Anhalt-Dessau aus England die Sitte zwangloser Punschabende mit nach Haus. Diese „Punschiden" genannten Zusammenkünfte fanden in der Bürgerschaft bald Nachahmung. In Frankreich, wo der Punsch während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges bekannt geworden war, entstanden bald nicht nur Varianten des Punsches, wie „Bischof" und „Kardinal", sondern man stellte sogar gastronomische Lehrsätze für seinen Genuß fest. Manche Mischung beanspruchte statt eines „Fünferlei" ein „Zehnerlei" und mehr, wie der „Punsch à la royale", den Monsieur Urban Dubois, der ehemalige Küchenchef Kaiser Wilhelms I., zu bereiten pflegte. „Schmelze", diktiert er, „in einem Pfännchen 250 Gramm Zucker mit einem Weinglas voll Rum, den du entzündest und bis auf die Hälfte eingehen läßt. Löse alsdann in ein wenig Wasser 400 bis 500 Gramm Zucker auf, gieße eine halbe Flasche alten Rheinwein und je ein großes Glas Kognak und Madeira hinzu, lege auch hinein die Scheibe einer frischen Ananas, eine Orangenscheibe, eine Zitronenscheibe und die Scheiben von drei bis vier kleinen grünen Orangen. Erwärme diese Flüssigkeit, tue den Rumsirup hinzu und kläre das Ganze durch ein Haarsieb. Vor dem Servieren lege noch schnell fein à la julienne geschnittene Ananasscheibchen bei. Also ist das große Werk vollbracht!" Jedes Jahr bringt neue Punschsorten mit immer prunkvolleren Benennungen, wie Königs-, Eis-, Eier-, Jenny Lind-Punsch usw. Bei den meisten wird allerdings der früher unentbehrliche Bestandteil, das Wasser, durch Wein ersetzt. Je leichter aber dieser ist, je bekömmlicher und wohlschmeckender wird der Punsch.

Außerordentlich wohlschmeckend ist ein Ananas-Teepunsch. Man verwendet hierzu entweder eine frische, eine gezuckerte oder auch eine eingemachte Frucht, die man in feine Scheiben schneidet. Dann feuchtet man die Masse mit einer halben Flasche Madeira an und stellt sie zudeckt einige Stunden beiseite. Inzwischen bereitet man von einem Lot schwarzen Tee einen halben Liter Teeextrakt, der jedoch nicht dunkel sein darf, mischt ihn mit dem Saft einer Zitrone und einem halben Pfund Zucker, läßt das Ganze einmal aufkochen, setzt der Flüssigkeit ein Glas Kognak und zwei Flaschen Rheinwein zu, erhitzt sie noch einmal bis zum Siedegrad und schüttet sie über die Ananasscheiben.

Zu einem feinen holländischen Arrakpunsch mischt man den Saft mehrerer Zitronen in einem Glase und nimmt zu einem Teil davon zwei Teile feinen Zucker und vier Teile Arrak. Hierauf schmilzt man die Masse in einem zugedeckten Geschirr auf gelindem Feuer und mischt sie mit acht Teilen kochendem Wasser.

Ein englisches Original-Punschrezept lautet folgendermaßen: Von zwei Zitronen reibt man die Schale auf Zucker ab, gibt den Zucker und den Saft der Zitronen in eine Bowlenterrine, übergießt die Masse mit etwa drei viertel Liter kochendem Wasser, fügt einen halben Liter Rum, ein achtel Liter Kognak und eine Prise geriebene Muskatnuß hinzu, rührt alles gut durcheinander und hält es kochend heiß. Vor dem Servieren legt man einige Scheiben Zitrone in die Flüssigkeit.

Milchpunsch auf schwedische Art bereitet man, indem man drei viertel Pfund Zucker, den Saft und die fein abgeriebene Schale einer Zitrone, eine Flasche heiße Milch, eine Flasche heißes Wasser, etwas Vanille, ein Drittel einer Muskatnuß gerieben und eine Flasche Arrak in der genannten Reihenfolge in ein porzellanenes Gefäß schüttet, es fest zudeckt und über Nacht stehen läßt. Am anderen Tage wird die geronnene Masse durch ein sauberes, weißes Flanelltuch gegossen und in Flaschen gefüllt. Dieser Punsch verträgt ein längeres Aufbewahren.

Zu einem Mecklenburgischen Punsch, der kalt getrunken wird, benötigt man einer Flasche guten Tees, einer Flasche Portweins, einer Flasche Kognaks, einer halben Flasche Madeiras, vier Flaschen feinen französischen Rotweins und zwei Pfund Zuckers, auf dem zuvor zwei Zitronen abgerieben wurden.

Weniger kompliziert und kostspielig ist das folgende Rezept. In ein gut verschließbares Gefäß tut man ein achtel Liter Rum oder Arrak, gibt den erforderlichen Zucker, den Saft einer Zitrone und etwas Zitronenschale hinzu und läßt das Ganze einige Stunden ziehen. Dann erhitzt man den Inhalt einer Flasche Rotwein bis zum Siedegrad — man achte sehr darauf, daß die Flüssigkeit nicht kocht — und schüttet sie über den Rum. Heißer Tee dient zur Verdünnung des Punsches, der auch sehr heiß getrunken werden muß.

Blusentaille aus Tuch, eleganter Promenadenmantel, Anzug mit Pelzjäckchen. (Abb. 533 bis 535.) Fliederfarbenes Tuch ergab das Material zu Abb. 533. Die Taille ist vorn wie im Rücken in Falten abgenäht, zwischen denen vorn eine Brokatweste sichtbar wird, die sich als schmale Rundung über den Rücken fortsetzt. Den oberen Ausschnitt der Weste füllt ein Latzteil aus weißem gefalteten Chiffon, außerdem verbindet ein breiter Riegel beide Oberstoffhälften. Unter ihm fällt eine lila Samtkrawatte hervor, deren Enden verknotet sind. Der in Querfalten abgenähte Ärmel zeigt auf dem Oberarm Bogenverzierung mit Knopfbesatz und endigt in Dreiviertellänge mit einer Brokatmanschette. Der Schnitt ist in 40, 42, 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 1,75 Meter. — Einen hochmodernen Mantel veranschaulicht unsere Abb. 534. Aus senffarbenem Tuch gefertigt, war er nur durch Zierknöpfe und gleichfarbigen Schnurbesatz ausgestattet, der die bogige Kante des Halsabschlusses umrandete. Vorn verdeckt geschlossen und am Halse etwas ausgeschnitten, ist der Mantel an Stelle der Ausnäher mit schmalen eingesetzten Teilen und je einer Falte gearbeitet, die sich auch im Rücken fortsetzen. Im Taillenschluß weist er vorn wie im Rücken eine dem Taillenteil angeschnittene Klappe auf, die den Ansatz der vier Falten verbirgt, die, fest niedergebügelt, nach unten ausfallen und dem langen Schoß die nötige Weite verleihen. Der Dreiviertelärmel ist leicht blusig geschnitten und am Unterarm mit einem gefalteten zackigen Teile gearbeitet, der mit Knöpfen besetzt und dem Ärmel aufgesteppt ist. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 4 Meter. — Abb. 535 zeigt ein Jäckchen aus Sealskin, dessen dunklen Ton ein Hermelinkragen mit kleinen Revers etwas aufhellte. Zwischen den leicht geöffneten Vorderteilen lugt eine schmale Brokatweste hervor, die verdeckt geschlossen ist. Die halblosen Vorderteile hält oberhalb Taillenschlusses ein angeschnittenes Pelzkläppchen zusammen, den leicht geschweiften Rücken durchteilt eine Naht. Der Ärmel zeigt bei voller Länge leicht keulige Form und bleibt ohne jede Garnitur. Der braune Tuchrock ist etwas schleppend und in Glockenform geschnitten; schlank die Hüfte umschließend, fällt er bei vorderer Mittelnaht nach unten in weichen Falten aus. Der Schnitt ist in 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig und der des Jäckchens in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Ober-

Abb. 533 bis 535. Blusentaille aus Tuch, eleganter Promenadenmantel, Anzug mit Pelzjäckchen.

Abb. 536 bis 538. Zwei Gesellschaftstoiletten im Directoirestil, Ballkleid mit Tunika.

weite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch für den Rock bei 1,10 Metern Breite 3.25 Meter.

Zwei Gesellschaftstoiletten im Directoirestil, Ballkleid mit Tunika. (Abb. 536 bis 538.) Das schöne Modell Abb. 536 war aus bronzebraunem Velourchiffon hergestellt. Die kurze, vorn glatt die Büste umspannende Taille mit angeschnittenen Überärmeln, unter denen die halblange Seidenmusselinpuffe hervorfällt, hat einen tiefen runden Ausschnitt, in dem die in feine Fältchen abgenähte cremefarbene Passe sichtbar wird. Die Taille umspannt ein gleichfarbiger drapierter Seidengürtel, unter dem der Rock hervorfällt, der bei vorderer Mittelnaht in leichter Schleppe ausladet. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 20 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,20 Metern Breite 4,25 Meter. — Aus zart maulwurfsgrauem Tuch ist die zweite Toilette Abb. 537 gefertigt, die durch die gleichfarbige, mit Silberfäden durchzogene Seidenstickerei reich wirkt. Sowohl der Ausschnitt der hinten schließenden Taille wie die Spangen der Überbluse und der Ärmel lassen in Fältchen genähten weißen Tüll zum Vorschein kommen. Der reich bestickten, im Rücken zweimal geschlitzten, dort durch den Gürtel abgeschlossenen Taille ist der halblange Ärmel angeschnitten, der mit schmalem Seidengalon abgekantet wird. Unter dem vorderen Mittelteil, der durch Schmuckknöpfe auf der Futtertaille festgehalten wird, schlingt sich die schwarzseidene, linksseitig mehrfach verknotete herabfallende Directoireschärpe durch. Die glatte

Vorderbahn des Schlepprocks wird durch den schmalen Galon betont, der außerdem schräg die Rockteile durchschneidet. Der Schnitt ist in 44, 46, 48 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,20 Metern Breite 4,50 Meter. — Das zartrosa Ballkleid (Abb. 538) aus crêpe de chine zeigt Altsilber- und Seidenstickerei. Die rundausgeschnittene Corsage besteht eigentlich nur aus den faltigen Ärmeln, die vorn und im Rücken in blusenartige Teile auslaufen, zwischen denen ein gereihtes Tüllhemdchen sichtbar wird. Die bis ziemlich zum Ellbogen reichenden Ärmel sind oben eingereiht und durch gleichfarbige Bandschleifen zusammengehalten. Die Taille tritt in das kurze Mieder des schleppenden Rockes, der nur links unten sichtbar wird. Im übrigen verdeckt ihn die reich bestickte, graziös drapierte Tunika. Der Schnitt zur Taille ist in 42, 44, 46, 48 und 50 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und der zum Rock in 96, 100, 108 und 116 Zentimetern Hüftweite für 1 Mark erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5 bis 5,50 Meter, für die Taille bei 1,10 Metern Breite 1,10 bis 1,50 Meter.

Prinzesskleid mit Faltenfichu, Blusenkleid mit Fichugarnitur. (Abb. 539 u. 540.) Unsere beiden Nachmittagskleider werden durch Fichugarnituren vervollständigt, von denen die des Prinzeßkleides allmählich in den Ärmel übergeht. Abb. 539 war aus olivgrünem Satintuch gefertigt und durch eine gelbliche Tüllpasse und creme Spitzenauflagen verziert. Der schlanke Miederrock, den oben ein Samtvorstoß abgrenzt, ist über einem prinzeßförmigen Futterrock gearbeitet. Das in breite Falten geordnete Fichu zeigt an der Vorderkante gleichfalls Samtvorstoß und aufgelegte Spitze und geht seitlich in den dreiviertellangen Querfaltenärmel über, den eine spitzenbesetzte Stickerei abschließt. Der faltige Latzteil besteht aus oliv Seide. Der Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 5 Meter. — Unser zweites Modell Abb. 540 war aus grauem, schwarz gestreiftem Wollstoff gefertigt und mit schwarzen Seidentressen und Soutache garniert. Die oben festgenähten, dann ausspringenden Falten des Fichus werden leicht bauschend in den Gürtel genommen. Zwischen dem Fichu, das seitlich mit einem Querstreifen abschließt, wird vorn und rückwärts ein Latzteil aus weißer Spitze sichtbar, der auch die Manschette des dreiviertellangen, in Querfalten drapierten Ärmels garniert. Der in runder Länge gehaltene Siebenbahnenrock zeigt an jeder Naht eine Falte, die bis in Kniehöhe niedergesteppt wird. Den unteren Rockrand besetzt ein breiter Stoffstreifen. Der Schnitt ist für die Taille in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig und für den Rock in 92, 100, 108, 116, 125 und 135 Zentimetern Hüftweite für 80 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 3 Meter, für die Taille 2,25 Meter.

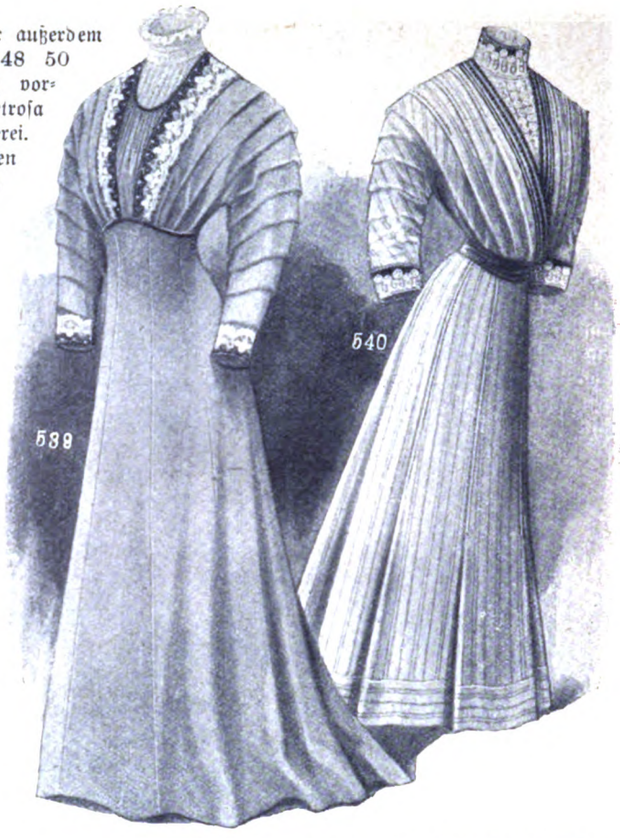


Abb. 539 u. 540. Prinzesskleid mit Faltenfichu, Blusenkleid mit Fichugarnitur.

Sportkostüm mit Strickjacke für grössere Mädchen, japanischer Mantel und Kieler Jacke für kleinere Mädchen. (Abb. 541 bis 543.) Die ebenso beliebte wie praktische Mode der gestrickten Jacken macht sich nun auch in der Kindergarderobe bemerkbar. So wird der Anzug unserer Dreizehnjährigen (Abb. 541) durch eine dieser kleidsamen Jacken vervollständigt, die mit weißer Borte eingefaßt und aus weißer Wolle gestrickt war. In Sackform gearbeitet, schließt die

Abb. 541 bis 543. Sportkostüm mit Strickjacke für grössere Mädchen, japanischer Mantel und Kieler Jacke für kleinere Mädchen.

Jacke vorn doppelreihig mit weißen Perlmutterknöpfen, als Halsabschluß dient ein glatt gestrickter Reverskragen, mit dem die Bündchen des leicht blusigen Ärmels übereinstimmen. Zu dem dazu getragenen Rock ergab großkarierter Wollstoff in Blau, Grün und Gelb das moderne Material, das bei der glatten Form bestens zur Geltung gelangt. Hinten ist der Rock mit einander begegnenden Falten gearbeitet. Der zu seiner Herstellung erforderliche Schnitt ist in 92, 100, 108, 116 und 125 Zentimetern Hüftweite für 50 Pfennig und der zur Strickjacke in 28, 32, 34, 36 und 40 Zentimetern halber Oberweite zum gleichen Preise vorrätig. Erforderliches Material: 1½ bis 2½ Pfund Schmidtsche Wolle, für den Rock bei 1,10 Metern Breite 2 Meter. — Das Kindermäntelchen (Abbildung 542) war aus feinem braunen Eskimo gefertigt und nur mit einem braunen, mit Tresse garnierten Samtkragen verziert. Mit Rückennaht gearbeitet und vorn unter verdeckter Leiste geschlossen, zeigt es einen angeschnittenen Bündchenärmel, der unter dem Arm mit einem Zwickel versehen war und am Handgelenk in Reihfalten in das Bündchen trat. Hierzu ist der Schnitt in 30, 32 und 34 Zentimetern halber Oberweite für 75 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,30 Metern Breite 2,60 Meter. — Kräftiges dunkelblaues Tuch ergab das Material zur Kieler Jacke (Abb. 543), deren etwas dunkleren Ton zwei Reihen goldener Ankerknöpfe aufhellten. Die Seitenteilsnähte der ziemlich langen losen Jacke waren unten leicht geschlitzt; der Kragen war nur durch Stepperei verziert und gleich dem leicht keuligen Ärmel ohne jede Garnitur. Der Schnitt ist in 30, 32, 34, 36, 38 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 60 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,40 Metern Breite 1,50 Meter.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstverfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 533 bis 543 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 36—41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung.

Schnee.

Es schweigt der Sturm. — Was da klagte und litt,
Der Herbstnot gewaltiges Ringen
Ward still und müde. — Fern hörst du den Schritt,
Den harten, des Todes verklingen.

Und nieder aus wolkenverhangener Höh
Lautlos schweben und gleiten
Silberbesternte Schleier von Schnee
Hin über die schweigenden Weiten.

Hin über der Erde herbstliches Leid! —
— — — — — — — — — — — — —
Siehe — es breitet die Hände
Der Frieden im weißen wallenden Kleid
Über das müde Gelände.

J. Madeleine Schultze.

Näschereien von dazumal.

Plauderei von Hannah Winkler.

Zwischen den Körben mit rotbackigen Äpfeln, Eisenbirnen, Pflaumen und Nüssen, die das Obstlädchen drüben über der Straße vor seiner Tür aufgebaut hat, steht auch einer mit braunem Johannisbrot. Etwas staubig sehen die breiten, vielfach zerbrochenen Schoten aus — die dicke Obstlerin braucht nur selten ein Tütchen voll davon abzuwiegen. Denn die Jugend von heute ist anspruchsvoll, auch in bezug auf Süßigkeiten, unter Pralinés oder Sahnenbonbons und andern Finessen tut sie's nicht.

Ich aber erstehe mir manchmal heimlich „ein Viertel" der alten Leckerei und kaue mit wahrer Todesverachtung die zähen, kaum zu zerkleinernden Schoten mit den steinharten Samenkernen darin. Und sie schmecken mir süß, trotz aller Kritik, die der gemarterte Gaumen übt, denn sie lassen die ganze Kinderzeit mit ihren primitiven Genüssen und ihren harmlosen Augenblicksfreuden wiederum lebendig werden.

Ach, wie bescheiden waren wir doch, und wie unkultiviert war unser Geschmack, wenn ich die Reihe der Süßigkeiten, danach dazumal unsere Sehnsucht stand, so vor mir Revue passieren lasse! Da gab's weißen und braunen Kandiszucker, zu langen Stangen zusammengeschmolzen, deren glasharte, glitzernde Kristalle unter unsern Zähnen krachten und splitterten und gewiß alles andere eher als zuträglich für eben diese Zähne waren. Es gab „Blockzucker" in den verschiedensten Farben und Geschmackskombinationen, den man, ebenso wie die Blockschokolade, die heute wohl nur noch zum Kochen verwandt wird, auch „im Bruch" erstehen konnte, zur Hälfte des regulären Preises, d. h. die Portion für einen „Sechser".

Über mehr verfügten nur wenige. Die Groschen der Väter und Onkel saßen noch nicht so locker wie heutzutage, wo an jedem Weg ein Automat die kindliche Begehrlichkeit weckt! Nur zur „Messe", dem volkstümlichen Jahrmarkt, der zweimal im Jahr, im Frühling und Herbst, seine Buden auf dem Graben aufschlug, erbettelten wir uns wohl einige Groschen, die teils in „Sehenswürdigkeiten", wie „Riesendame" und „Meerweibchen", „Feuerfresser" und „Mordgeschichten", teils in Süßigkeiten angelegt wurden! Besonders beliebt war „Türkischer Honig", den ein bronzefarbener Muselmann mit rotem Fez und weißer Schürze zähnefletschend uns Ungläubigen zuwog! Er präsentierte jede der Scheiben, die er von der klebrigen Masse schnitt, zuerst auf seiner edelgeformten, aber nichts weniger als sauberen Hand, und wir stießen uns an und rümpften die Nase, aßen das Zeug aber hinterher doch mit unvermindertem Entzücken.

Manchmal kam auch ein Zuckerbäcker, der in Gemeinschaft mit seinem Gehilfen allerlei farbige Zuckerstangen vor unsern Augen fabrizierte. Gleich einem Seiler rückwärts gehend, reckte der Meister knetend und zupfend mehrere Klumpen der Zuckermasse zu langen, geschmeidigen Strängen aus und drehte, ehe die Masse erstarrte, schnell zwei, drei dieser verschieden gefärbten, bleistiftstarken Zuckerfäden zu einem vielfach gewundenen Strick, dessen Anfang der Geselle hielt. Die bald spröde und hart gewordene Masse ward in beliebig große Stücke zerhauen und fand reißenden Absatz unter der Jugend, trotzdem die Geschichte weder appetitlich noch im geringsten wohlschmeckend war.

Nur die Seltenheit des Genusses reizte und das Ungewöhnliche des Herstellungsvorganges, denn im Grunde war selbst das bescheidene „Lakritzchen" diesen Leckereien vorzuziehen. Schon der Langwierigkeit des Vergnügens wegen! An einer solch dicken Stange Lakritzchen lutschte man tagelang herum — nicht gerade zum Vorteile der Garderobe und der Schulbücher, die deutliche Spuren der geheimen Schwelgerei trugen. Aus kleingehacktem Lakritz und Wasser schüttelten wir

in einer Flasche auch ein schaudervolles Getränk zusammen, das riesig schäumte und im Geschmack den „Hustensäftchen" ähnlich war, mit denen ein Medizinmann früherer Zeit die Kindererkältungen kurierte.

Feiner als Lakritzchen war Cachou, und das höchste der Gefühle war eine leichte poröse Masse aus Eiweißschaum, Zucker und Gummilösung, deren fingerlangen und dicken Stückchen ein Hauch von Rosenwasser anhaftete. Es hing sich beim Kauen zwischen die Zähne und war eher fad als angenehm, aber eine Töchterschulklasse nach der anderen begehrte es mit Leidenschaft, und mancher mühsam ergatterte Groschen wanderte in die „Einhorn Apotheke", wo ein Jüngling in lockigem Haar diese Süßigkeit mit lässiger Grazie an uns verabfolgte. Leider machten die Apotheken damals schon ihrem Namen Ehre — die Tutchen, die uns der gewandte Pomadenengel für unseren Groschen lachelnd in Tausch gab, waren geradezu minimal.

Und doch kamen öfter Zeiten der Ebbe in unserem Flügelkleiddasein vor, wo das vorhandene Barvermögen nicht einmal einen „Sechser" betrug, geschweige denn einen „Silbergroschen", so daß all die genannten Süßigkeiten unerschwingliche Dinge waren. Und wir hatten als Töchterschülerinnen auch schon einen gewissen Tic — ein Einkauf unter einem Sechser ging gegen unser Anstandsgefühl. Nur eine aus unserem engeren Kreise, ein Mädel aus ärmlichen Verhältnissen und fast ein Junge dem Wesen nach, zog ohne jedes Schamerröten mit einem Kupferdreier los, um plebejische „Kuchenkrümel" oder „Süßholz" dafür zu erstehn.

Zwei lange Stangen verkaufte Fritz, der ewig bekleckste Lehrling des Lädchens, das auf unserem Schulwege lag, für den Dreier — notabene, wenn es der „Chef" nicht merkte — indes wir drüben vom anderen Trottoir beobachteten, wie er das Einmachglas mit den Süßholzstangen aus dem Schaufenster hob und dann sorgsam wieder dort placierte mitten zwischen den Pflaumenmustopf und die Glocke mit fließenden Kümmelkäsen. Gelegentlich wetteten wir auch, welche der Stangen diesmal daran glauben müßte, und dann ward der Kauf redlich geteilt und nach Art der „Priemchen" ausgekaut, um aus der unverdaulichen Faser jenen süßlich erdigen Saft zu lösen, der das einzig Schätzenswerte daran war.

Heute überläuft mich trotz aller Pietät freilich ein Schauder beim bloßen Gedanken, auf jenes stumpfe Holz beißen zu müssen, damals aber war es ein Hochgenuß, dessen Erwartung und Vorfreude schon einen Schultag verklären konnte. Und greife ich noch etwas weiter zurück, in die Dämmerung erster Erinnerungen, so finde ich auch dort ein paar Naschereien, die ein ganz besonderer Nimbus umgab, denn sie stammten ja aus Amerika, dem Land meiner frühesten Kinderjahre, das ich so leichten Herzens verließ, um das Märchenreich „Deutschland" mit Augen zu sehen, und nach dem mir doch eine Sehnsucht blieb, die bis heute nicht gestorben ist.

Ich war noch nicht fünf Jahre alt, als das riesige Schiff uns ostwärts trug, und auch ich, gleich den großen Leuten, mein Taschentüchlein flattern ließ, um den am Ufer Zurückbleibenden meine Abschiedsgrüße zuzuwinken. Was ich an klaren, bleibenden Eindrücken aus der bisherigen Heimat mit fortnahm, war also naturgemäß noch nicht viel. Nebensächliches zumeist, das für Erwachsene nichts bedeutet hätte, dem Kind aber wichtig gewesen war, und das die Erinnerung dann verklärte und das Bewußtsein der Unerreichbarkeit über Maß und Gebühr erhob.

So kamen, meiner innigen Überzeugung nach, auch keine der deutschen Süßigkeiten, und wenn es die feinsten und teuersten waren, an jenen „Taffy" und „Peanut candy", „Chocolate- und Coco nut Fudge" heran, die es dort „drüben" gegeben hatte. Ganz was Wunderbares war das gewesen, butterig, schwer und von einem Aroma, das sich einfach nicht beschreiben ließ. Ich spürte es manchmal noch auf der Zunge, wie auch die Bezeichnungen mir nicht entschwanden, trotzdem ich sonst fast all mein Englisch vergaß; und einmal kam unverhofft die Gelegenheit, Erinnerung und Wirklichkeit zu vergleichen.

Amerikanische Freunde besuchten uns und brachten außer allerlei anderem, das einen fremdartigen Anstrich hatte, auch eine Blechbüchse voll amerikanischen Candys mit. Ja, da waren die sirupfarbigen, verschwenderisch gebutterten Candyscheiben mit den gerösteten Erdnußstückchen darin, da war der stark aromatische „Fudge" und der „Taffy", der sich ins Endlose ziehen ließ, wenn er erst weich geworden war. Unser Jubel war groß, aber nicht frei von Wehmut, denn die Herrlichkeit dauerte nicht lange, und eine Wiederholung des Glücksfalles war leider so gut wie ausgeschlossen. Am Ende fand ich mich damit ab, auch diese „süße" Erinnerung zu so mancher andern legen zu müssen, die kein freundliches Schicksal wieder auffrischte.

Und nun, nach fast einem Menschenalter, da mein Enkelkindchen schon „Bomboms" schätzt, spielt mir der Zufall die Rezepte dieser amerikanischen Leckereien in die Hand. Gute alte Hausmacherrezepte, die wieder einmal schlagend beweisen, daß die verlästerte Amerikanerin auch mit dem Kochlöffel umzugehen weiß! Ich habe neulich bis tief in die Nacht mit allerlei süßen Ingredienzien an meinem Gasherd herumhantiert, und das Resultat war so befriedigend, fand so viel Beifall bei jung und alt, daß ich die besagten Rezepte gern auch andern zum besten geben möchte. Bei genauer Befolgung und guten Zutaten ist ein Mißerfolg eigentlich ausgeschlossen; die einzige Schwierigkeit besteht darin, daß man die getrocknete, feingeschnittene Kokosnuß nur an wenigen Stellen bekommt. Ich fand sie in dem kalifornischen Laden der Leipziger Straße in Berlin. Das Paket, für ungefähr fünf Portionen genügend, kostete dort zwei Mark. Auch den gelben Kristallkochzucker, den früher jeder Kolonialwarenladen führte, bekommt man jetzt nur an wenigen Stellen; man muß im Notfall weißen Kristallkandis- oder Rohrzucker nehmen. Letzterer eignet sich am besten, ist aber auch am teuersten; das Pfund kostet ungefähr 50 Pfennig. Und nun die Rezepte:

Schokoladen-Fudge: Einen halben Liter Kristallzucker, einen viertel Liter Sahne und einen guten Eßlöffel Butter läßt man unter fortwährendem Rühren zehn Minuten lang kochen, nimmt die Masse vom Feuer, gibt eine halbe Tafel (ein achtel Pfund) geriebene, feinste Schokolade dazu und rührt noch etwa fünf Minuten, bis der Fudge dick zu werden beginnt. Dann gießt man ihn schnell auf gut gebutterte, etwas vertiefte runde Schüsseln oder große, tiefe Teller und läßt ihn erstarren. Nach dem Erkalten wird er kreuzweise in Zweizentimeterviereck geschnitten.

Anstatt der Schokolade kann man auch geriebene Wal- oder Haselnüsse oder Mandeln nehmen, und zieht man diesen Bonbons eine fondantähnliche Masse vor, so gießt man den Fudge nicht heiß auf die Schüssel, sondern rührt ihn, bis er erkaltet und weißlich und sahnenartig wird. Dann dreht man runde Kugeln davon, die zum Erstarren nebeneinander auf wenig gebutterte Teller gesetzt werden. Dies letztere gilt auch vom

Coco nut Fudge. Drei viertel Pfund Rohr- oder gelben Zucker, einen Viertelliter süße Sahne, einen Eßlöffel Butter kocht man unter stetigem Rühren zehn Minuten, fügt ein viertel Pfund getrocknete, in feine Späne geschnittene Kokosnuß (keine frische) hinzu, rührt nochmals zehn Minuten über schwachem Feuer, bis die Masse breit vom Löffel fällt und gießt sie in die gebutterten Schüsseln.

Man kann davon, wenn man keine Kokosnuß zufügt, auch erst die Hälfte auf die Schüssel gießen, dann kleingehackte Feigen, Datteln oder Rosinen darüber streuen und die zweite Hälfte darüber füllen, um eine Art Nougat zu erhalten.

Taffy. Ein gehäufter Eßlöffel Mehl wird mit vier Eßlöffeln Wasser glatt verrührt, ein viertel Pfund Kristallzucker, ein achtel Pfund (zwei gehäufte Eßlöffel) Butter, vier gehäufte Eßlöffel (ein viertel Pfund) Sirup hinzugefügt und das Ganze ungefähr zwanzig Minuten unter stetem Rühren gekocht. Dann wird die Masse vom Feuer genommen, ein wenig zum Abkühlen hingestellt, nochmals gerührt und auf die gut gebutterten

Teller gegossen. Wenn sie beinahe erkaltet ist, wird sie in beliebige Stücke geschnitten.

Peanut-Candy. Ein viertel Pfund Sirup läßt man mit einem viertel Pfund braunem Koch- oder Rohrzucker, einem gehäuften Eßlöffel Butter und einem Eßlöffel Essig etwa fünfzehn Minuten kochen, wobei man fortwährend rührt. Inzwischen hat man die geschälten und gerösteten Erdnüsse (Peanuts) etwas zerkleinert und die Brocken auf den gebutterten Tellern verteilt. Ist die gekochte Masse so weit, daß ein Tropfen, den man vom Löffel fallen läßt, nicht auseinanderfließt, sondern dick wird, so gießt man sie über die Peanutbrocken und schneidet sie nach dem völligen Erkalten in beliebig geformte Stücke.

Glück auf und guten Appetit!

Moderne Frisuren.

Von Else Mai.

Wollte der gewiegteste Sachverständige feststellen, welche Frisur jetzt modern sei, so würde er wohl in schwere Verlegenheit geraten. Selten war die Art der Haartrachten so verschieden wie jetzt; denn beinahe jeder Stil der Haartrachten vergangener Epochen ist heute wieder in irgendeiner Form auferstanden. Überdies scheut man auch vor keiner Extravaganz eigener Erfindung zurück.

Sehr viel werden die „griechischen" Frisuren und Haartrachten getragen, die man auf den Bildern der alten englischen Meister bewundert. Die hängenden Locken, die man in den dreißiger Jahren à la Hortense Mancini benannte, die Frisur der Lebrun und der hohe Aufbau mit den in die Stirne fallenden Löckchen, wie sie die Gräfin Potocka zu tragen liebte, sind ebenso modern wie die Frisur, die wir auf den Bildern der unglücklichen Königin Marie Antoinette sehen. Die einen tragen den Knoten geschickt versteckt, während andere es lieben, hinter den vorn stark toupierten und ondulierten Haaren einen Kranz von Zöpfen aufzustecken. Modern sind auch jene unregelmäßigen Scheitel, bei denen meist die rechte Seite sehr breit frisiert wird, während die linke Seite kaum halb so groß wirkt. Jede Frau versucht natürlich, sich aus diesem Reichtum an Formen das für sie Kleidsamste auszuwählen und nach eigenem Geschmack und Geschick zurechtzulegen.

Wer sich nicht gerade eine ausgesprochene historische Frisur als Vorbild wählt, frisiert sich breit und hoch, und die vielen Locken, denen man schon vor langer Zeit ein endgültiges Ende vorhersagte, verhöhnen diese Prophezeiung; sie behaupten heute mehr denn je ihren Platz. Man kann sogar feststellen, daß sie noch mehr getragen werden als im vergangenen Jahr. Es ist unmöglich, sich eine elegante und moderne Gesellschaftsfrisur ohne einen Reichtum von Locken zu denken. Da man sich fast überall damit ausgesöhnt hat, nicht nur das eigene Haar zu verwenden, sondern sich auch mit fremden „Federn" zu schmücken, ist die Vortäuschung gewaltiger Lockenpracht ja auch bequem genug gemacht.

Wie wertvoll die Frisur für das Aussehen einer Frau ist, wird oft nicht genügend beachtet. Bei dem Eindruck, den eine Frau macht, ist die Art und Weise, wie die Haare getragen werden, ausschlaggebend, denn kein noch so elegantes Kostüm kann das Vorhandensein einer unordentlichen und unkleidsamen Frisur wettmachen. Ein schlecht frisierter Kopf nimmt selbst der elegantesten Erscheinung ihr vornehmes und gutes Aussehen, und es ist töricht, daß viele Frauen, die sich sonst eingehend mit der Bekleidungsfrage beschäftigen, ihrer Frisur geringeres Interesse zollen als ihren Kleidern und Hüten. Es ist unklug, sich zur Frisur nicht genügend Zeit zu nehmen, sie nachlässig aufzustecken, so daß sie keinen noch so leichten Windstoß verträgt oder gar — im Ballsaal — sich durch die Bewegung auflöst und unordentlich um den Kopf hängt.

Sich bei der Wahl einer Frisur ganz unter das Zepter der Mode zu beugen, ist dagegen

Lockenfrisur, mit Chiffon und Blumen geschmückt.

Hohe Ballfrisur mit Diadem.

Banddurchzogene Lockenfrisur.

Onduliertes Haar.

meist nicht ratsam; denn einzig und allein das Kleidsame soll man in Erwägung ziehen. Sagt doch schon Ovid: „Künstlerisch sei stets die Hand, die den Haarschmuck dir ordnet. Prüfe den freundlichen Spiegel. Nicht Mode allein, eigene Wahl lasse walten. Nicht allen steht alles. Länglichem Antlitz rate ich der Griechin welligen Scheitel; jugendlich rund Gesicht muß sich neckischer zeigen, lasse die Ohrchen enthüllt und erhöhe die Stirn kühn mit geschlungener Schleife. Mancher auch steht es, wie Phöbus die Locken zu tragen, wenn er begeistert griff in die Saiten der tönenden Lyra. Und ich zählte die Eicheln lieber oder die Bienen im Garten als alle Launen der Haartracht, die sich täglich verändert."

Phot. Mannel.

Moderne Frisur, durch ein apartes Bandeau geziert.

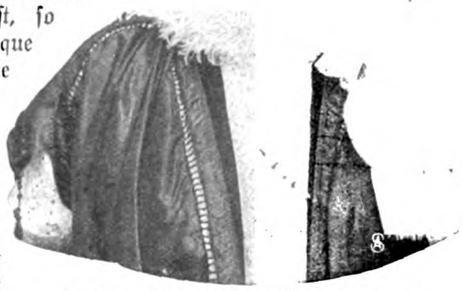
Zu einer guten Frisur ist selbstverständlich gutes Haar und guter Ansatz des Haares an Stirn und Nacken eine Hauptbedingung, und wer nicht darüber verfügt, muß besonders darauf achten, durch künstlerische Anordnung diese Mängel auszugleichen. Im Notfalle müssen fremde Haare aushelfen, die aber selbstverständlich vollkommen in Farbe und Art mit den natürlichen übereinstimmen müssen.

Eine große Erleichterung bei den modernen Frisuren ist das Ondulieren, das der französische Haar-Künstler Marcel erfand, der sich mit der Ondulierschere innerhalb von zehn Jahren ein Millionenvermögen schuf. Seine Kunst des Ondulierens haben sich heute aber fast alle geschickten Friseure bereits zu eigen gemacht. Das altmodische Haarebrennen mit der Wellenschere ist ein überwundener Standpunkt. Das durch sachgemäßes Ondulieren gewellte Haar leidet durch diese Art des Brennens gar nicht und nimmt eine an natürliche Wellen erinnernde lockige Beschaffenheit an, die der Frisur ein weiches und gefälliges Aussehen gibt.

Man trägt die unechten Locken nicht nur am Hinterkopf arrangiert, sondern auch seitwärts, wie es ungefähr im Jahre 1830 Mode war. Wer es eben vertragen kann, trägt das Haar vorne weit und hoch gebauscht und je nach Kleidsamkeit Haar in der Stirne. Man benutzt einen geschickt gebogenen Reifen aus Draht als Unterlage für die Vorderfrisur, denn obwohl falsches Haar ja zurzeit als „erlaubt" gilt, ist dieser neue Reifen den meisten Damen angenehmer als die Unterlage aus falschem Haar oder Wolle.

Für die großen Hüte ist ein Reichtum an Haaren unbedingt erforderlich, denn eine schmale Frisur würde sich unter den breiten Huträndern lächerlich ausnehmen. Man ist sogar auf die Idee gekommen, die Hüte mit Tüll in der gleichen Farbe des Haares unterwärts einzufassen, um daran das Schopfhaar entweder mit Lockennadeln oder mit den vielen Hutnadeln geschickt befestigen zu können.

Auf dem nebenstehenden Bilde zeigen wir aber, wie graziös sich auch die kleine Form des modernen Toquehütchens auf einer breiten Frisur ausnimmt, daß also nicht nur ein großer Hut durch eine schöngewellte und breitgetollte Frisur gehoben wird. Wir sehen, daß mit dem großen Knopf der Hutnadel das getollte Haar etwas über den Rand des Hutes gerafft ist, so daß die kleine Toque sich weich in die Haarfülle einschmiegt.

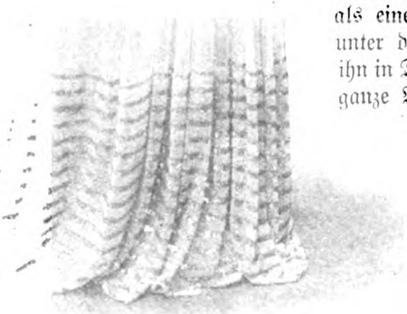


Breite Strassenfrisur unter kleinem Hut.

Neben vielen Locken ziert man den Kopf so reich wie schon lange nicht mehr mit allemerdenklichen Schmuck. Breite, ins Auge fallende Kämme mit Verzierungen aus echten und unechten Edelsteinen und Goldornamenten, Diademe, Blumen und besonders Bänder werden mit der Frisur verbunden. Mit Recht beliebt, da sie sehr kleidsam sind, sind die goldenen und silbernen Florbänder, die man um den ganzen Kopf legt, zeitweise unter dem Lockengewirr verschwinden läßt und entweder an der Seite zu einer Schleife knotet oder an den Enden unter den Locken feststeckt.

Auf unserem ersten Bilde sehen wir eine reizende Ballfrisur, die aus den geschickten Händen des „coiffeur artiste" Banz (Berlin) hervorging. Die Vorderseite dieser Frisur bilden breitgewellte Scheitel, hinter denen sich ein gedrehter hellblauer Chiffonstreifen windet. Der ganze Hinterkopf ist mit großen Locken besteckt, aus denen Blumen, Blüten und Blätter, mit künstlichen Tautropfen besät, hervortreten.

Auch Perlenschnüre und jene feinen Gold- oder Platinkettchen, die über der Stirn aus den Haaren hervorkommen und in der Mitte eine Perle, einen Diamanten oder einen farbigen Edelstein tragen, sind wieder modern. Man kannte diesen koketten Schmuck schon vor mehr als einem halben Jahrhundert, in Frankreich unter dem Namen „terronière", während man ihn in Deutschland „Seht hierher" nannte. Auch ganze Bandeaus aus mehreren Reihen Perlen, an beiden Seiten in großen Perlenknöpfen oder preziösen Schmuckstücken endend, werden viel getragen (s. nebenstehende Abb.). Ferner ist Haarschmuck aus farbigem Flitter zu erwähnen und schließlich weiße und farbige Reiher, die nicht so anspruchsvoll wirken wie Straußenfedern und zu den modernen breiten Frisuren überhaupt nicht mehr getragen werden.



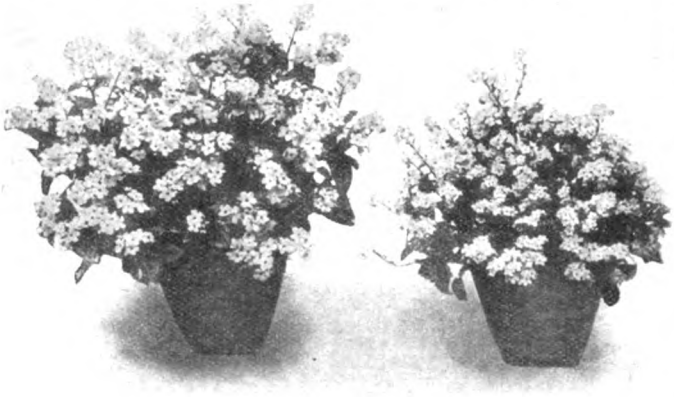
Phot. Mannel.

Frisur im Empiregeschmack mit goldenem Netzbandeau und originellem Schmuck.

Ratgeber für Jedermann.

Blumenpflege im Zimmer.

Blühende Vergißmeinnicht im Winter. Das Vergißmeinnicht ist in allen seinen Arten von jeher ein Allerweltsliebling der Blumenfreunde gewesen. Die Stammutter der frühlingsblühenden Sorten unserer Gärten ist das echte Alpenvergißmeinnicht, das, in die Ebene verpflanzt, bald seinen Charakter verändert und ausartet. Auch unser heimisches Sumpfvergißmeinnicht ist die Stammmutter schöner, andauernd blühender Gartensorten geworden; andere fremdländische, aber frostempfindliche Arten werden vorzugsweise als



Winterblühende Vergissmeinnicht: links „Ruth Fischer", rechts „Liebesstern".

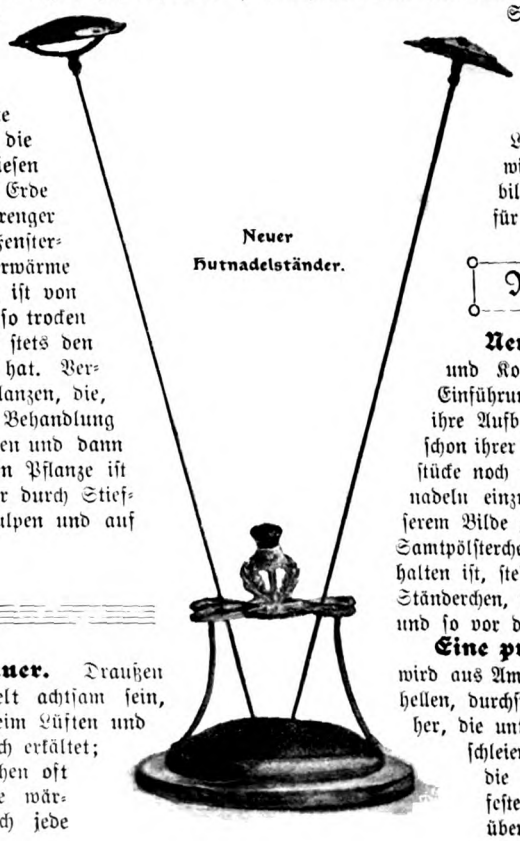
winterblühende Glashauspflanzen geschätzt. Aber nicht nur für den Garten, sondern auch für das Blumenzimmer im Winter ist das Vergißmeinnicht ein wertvolles, dankbar blühendes Pflänzchen. Im Spätherbst in kleinere Töpfe von 9 bis 10 Zentimetern oberer Weite gepflanzt, die man in einer Reihe zwischen die Doppelfenster stellt, bildet es, sobald sonnige Tage eintreten, bald prächtige blaue Blütenbänder, die den denkbar lieblichsten und üppigsten Fenster- und Zimmerschmuck abgeben. Für diese Topfkultur eignet sich besonders die auf unserer Abbildung dargestellte Sorte „Liebesstern" und die aus ihr hervorgegangene neue großblumigere Sorte „Ruth Fischer". Unser Bild, das beide Sorten veranschaulicht, zeigt, daß die letztgenannte Sorte eine bedeutende Verbesserung gegen die erstere darstellt. Einiger Frost schadet diesen Vergißmeinnicht nichts; es ist aber gut, die Erde in den Töpfen frostfrei zu halten und bei strenger Kälte, namentlich über Nacht, die inneren Fensterflügel etwas zu öffnen, damit die Zimmerwärme eindringen kann. Regelmäßige Bewässerung ist von Wichtigkeit; keinesfalls dürfen die Pflanzen so trocken werden, daß sie zu welken beginnen, was stets den Verlust der prächtigen Belaubung zur Folge hat. Vergißmeinnicht sind bekanntlich zweijährige Pflanzen, die, im Sommer aus Samen gezogen, je nach Behandlung im Winter oder im nächsten Frühling blühen und dann absterben; eine Weiterkultur der abgeblühten Pflanze ist daher ausgeschlossen, ihr Platz wird später durch Stiefmütterchen, großblumige Gänseblümchen, Tulpen und auf Wasser getriebene Hyazinthen ersetzt.

Handarbeit.

Schutzhülle für das Vogelbauer. Draußen pfeift der Winterwind, da heißt es doppelt achtsam sein, damit der gefiederte Liebling im Bauer beim Lüften und Zimmerreinigen nicht Zug bekommt und sich erkältet; denn das kann für die zarten Geschöpfchen oft tragische Folgen haben. Eine allerliebste wärmende Hülle für diesen Zweck kann sich jede Vogelbesitzerin nach unserem Vorbild leicht anfertigen. Der Schutzmantel, der die Form eines Häuschens angenommen hat, besteht, wie ersichtlich, aus sechs Teilen: drei gerade geschnittenen für Vorder- und Seitenwände (die Rückseite bleibt frei, damit Hänschen Luft hat) und drei leicht gerundeten für das Dach. Die Maße richten sich natürlich nach der Größe des Käfigs. Als Grundstoff wurde an unserem Modell graublaues Tuch und für die Borten und Auflagen gelbes Tuch verwendet. Man schneidet die einzelnen Applikationen, Tür mit Treppe, Fenster usw. nur in ihren äußeren Umrißlinien aus und heftet sie auf den Stoff. Dann steppt man sie mit der Maschine dicht am Rande und an allen vorgezeichneten Linien der Details fest oder näht sie mit der Hand mit Schnur- und Stielstichen auf. Erst wenn diese Näharbeit beendet ist, schneidet man mit einem spitzen Scherchen die inneren Figuren aus. Wollte man die fix und fertig ausgeschnittenen Figuren applizieren, so würden sie sich leicht verrutschen, und die Arbeit würde nicht nur erschwert werden, sondern auch unordentlich ausfallen. Man kann auch die Figuren, um ganz sicher zu gehen, mit Mehlkleister auf eine Papierunterlage und mit dieser dann auf den Grundstoff kleben, was sich besonders für sehr zarte Stoffe empfiehlt. Nach Beendigung der Aufnäharbeit werden noch die kleinen Vögelchen, die unserm Hänschen allerlei Ähren zuzutragen scheinen, und die Gardinen an den Fenstern mit Stielstichen eingenäht, dann wird der Mantel leicht unterfüttert und oben mit einer Rosette und einem Henkel versehen.

Schutzhülle für das Vogelbauer.

Soll das Häuschen nicht nur als wärmende, sondern mehr als Deckhülle für Abend und Nacht dienen, so arbeitet man es besser aus grauem Leinen und stellt die Auflagen aus farbigem Leinen her. Auch in dieser Ausführung wirkt es allerliebst. In jedem Fall aber bildet es ein gewiß willkommenes Geschenk für Vogelliebhaber und -liebhaberinnen.



Neuer Hutnadelständer.

Ratschläge für die Toilette.

Neuer Hutnadelständer. Die Größe und Kostbarkeit der modernen Hutnadel hat die Einführung ganz spezieller kleiner Luxusgeräte für ihre Aufbewahrung nach sich gezogen. Es geht auch schon ihrer Länge wegen nicht an, diese kleinen Prachtstücke noch weiterhin zwischen simpeln Näh- und Stecknadeln einzurangieren. Der hübsche Halter auf unserem Bilde zeigte auf silberner Platte ein lilafarbenes Samtpölsterchen. Trotzdem dieses Kissen sehr flach gehalten ist, stehen die Nadeln sehr sicher, da sie in dem Ständerchen, wie ersichtlich, auch weiter oben gehalten und so vor dem Umfallen geschützt werden.

Eine praktische Neuheit für Autlerinnen wird aus Amerika eingeführt. Man stellt dort aus dem hellen, durchsichtigen Zelluloid förmliche Gesichtsmasken her, die unten als Fortsetzung einen gestickten Musselinschleier tragen. Das Ganze erinnert lebhaft an die eleganten Halblarven unserer Karnevalsfeste: der Musselinschleier entspricht der halb über den Mund fallenden Spitze. Natürlich

haben aber diese Automobilmasken keine Ausschnitte für die Augen, da ja der Schutz der Augen neben dem des Teints ihr Hauptzweck ist.

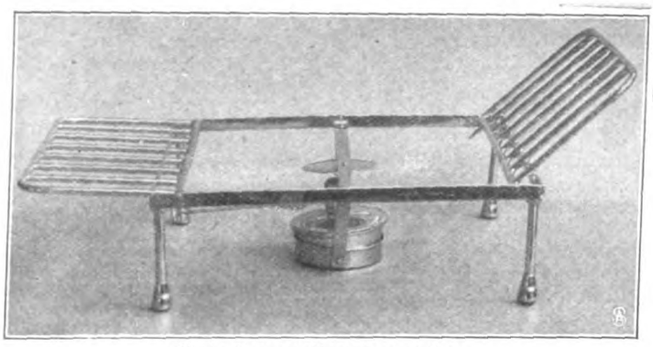
Wie man weißen Pelz reinigt. Ein gutes Mittel, um weißen Pelz ohne viel Mühe und Kosten zu Hause zu reinigen, ist Magnesium. Ein Viertelpfund genügt, um einen Pelzkragen zu reinigen. Man reibt den Pelz tüchtig mit dem Magnesium, dann schüttelt man ihn aus und bürstet ihn.

Hauswirtschaft.

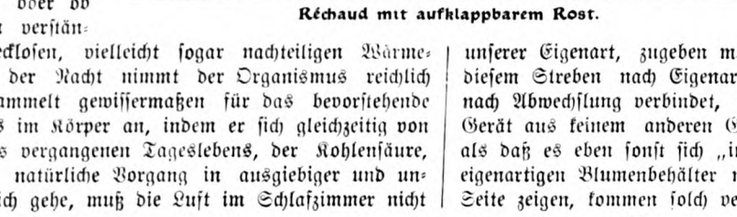
Zwei Neuheiten. Das praktische Réchaud besitzt, wie aus unseren beiden Abbildungen ohne weiteres hervorgeht, zwei einfach zurückklappbare Roste, wodurch es je nach Bedarf für größeres oder kleineres Geschirr benutzt werden kann. Die einfache Konstruktion des Apfelsinenschälers ist ebenfalls aus dem Bild ersichtlich. Mit Hilfe des Hakens gelingt es nach dem Schälen der Orange leicht, auch die letzten Reste des inneren weißen Schalenhäutchens aus den Zwischenfugen der Apfelsinenteile zu entfernen.

Gesundheitspflege.

Die Temperatur in der Schlafstube. Die Forderung der Hygieniker, daß in der Schlafstube die Luft ganz besonders rein sei, hat bei dem Publikum vielfach zu Irrtümern geführt. Fanatische Laien fordern, daß selbst während der Nacht die Schlafstubenfenster offen bleiben, sie zwingen sich und ihre Angehörigen, in eiskalten Betten zu schlafen, und sie halten es für ein Verbrechen an ihrer Gesundheit, wenn man ihnen zumutet, in der Schlafstube zu heizen. Und doch kann das bisweilen sehr wohl notwendig sein! Es ist ein großer Unterschied, ob man sich verweichlicht, oder ob man seinen Körper in verständiger Weise vor zwecklosen, vielleicht sogar nachteiligen Wärmeabgaben schützt. In der Nacht nimmt der Organismus reichlich Sauerstoff auf und sammelt gewissermaßen für das bevorstehende Tagesleben dieses Gas im Körper an, indem er sich gleichzeitig von dem Zerfallprodukt des vergangenen Tageslebens, der Kohlensäure, befreit. Damit dieser natürliche Vorgang in ausgiebiger und unverkürzter Weise vor sich gehe, muß die Luft im Schlafzimmer nicht nur gut, sondern sie muß auch kühl sein, weil der Sauerstoffgehalt um so reicher wird, je niedriger die Temperatur ist. Der Schlaf im heißen Zimmer ist unruhig (wie auch stets in den heißen Nächten des Hochsommers), und der Schläfer erwacht am Morgen nicht erquickt. Zwischen heiß und kalt gibt es aber Zwischengrade, und es ist jedenfalls durchaus unrichtig, wenn man ein feuchtkaltes Bett mit der eigenen Körperwärme erwärmen muß, um die gewünschte Behaglichkeit zu haben. Die Temperatur des Schlafzimmers soll niedriger sein als die des Wohnzimmers, aber unter 8 Grad Réaumur soll sie nicht sinken; bei Kranken, Schwächlichen und Kindern kann sie auf 10 bis 12 Grad gesteigert werden. Diese Angaben für die Temperatur geben auch gleichzeitig einen Anhalt, ob und wann das Fenster nachts im Schlafzimmer offen bleiben darf. Am Tage sollen jedenfalls Licht und Luft in reichlicher Menge in die Schlafstube dringen können, und wenn sie an einzelnen besonders kalten Tagen geheizt wird, wie es zur Erzielung der angegebenen Temperatur notwendig ist, so kann die Lüftung besonders ausgiebig sein. Vor dem Schlafengehen ist das Fenster unter allen Umständen zu schließen und das Bettzeug ein wenig am Ofen zu erwärmen, falls es sich etwa infolge des langen Lüftens feuchtkalt anfühlen sollte. Durch solche feuchten und kalten Betten kann direkt die Tiefe des Schlafs beeinträchtigt werden, weil das fröstelnde Gefühl wachhält.



Réchaud mit aufklappbarem Rost.

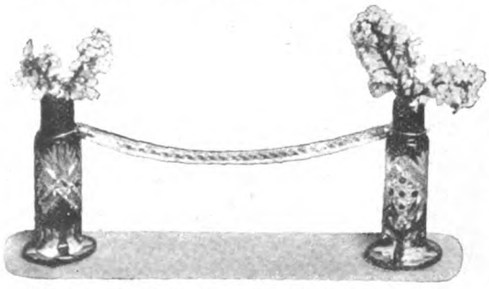


Neuer Apfelsinenschäler.

Blumengläschen, die mit Hilfe gedrehter Glasstäbchen die verschiedensten Anordnungsmöglichkeiten bieten.

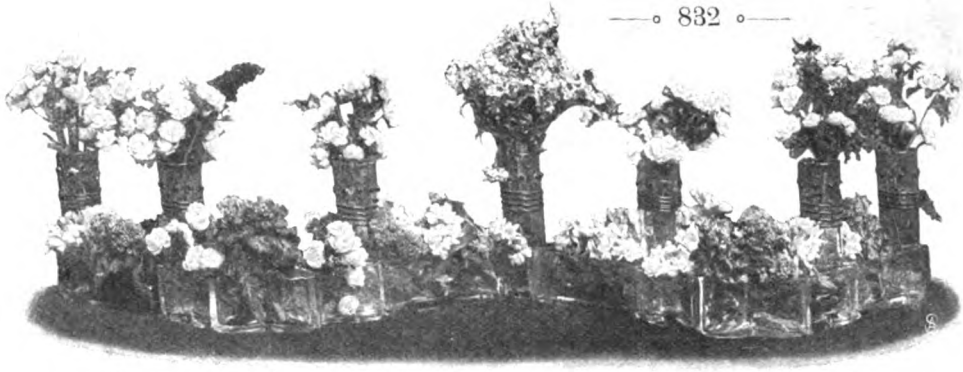
Für die Festtafel.

Variierbarer Blumenschmuck. Die gleiche dickbauchige Festvase aus Silber oder Porzellan prangte „umentwegt" in der Mitte des Tisches, den unsere Mütter zu festlichem Mahle rüsteten, gleich, ob es sich um das kleine Souper bei einem Lämmerhüpfen oder um den Empfang von Honoratioren, um Kindtaufe, Hochzeit oder Begräbnis handelte. Man hatte nicht das Bedürfnis, in dem kleineren Beiwerk des Lebens „individuell" zu sein — vielleicht gerade, weil man es in den wichtigeren Dingen so viel mehr war, als wir, stolz auf unser Streben nach Betonung unserer Eigenart, zugeben möchten. Sicher ist, daß sich heute mit diesem Streben nach Eigenart auch ein Drang nach Veränderung, nach Abwechslung verbindet, der uns gelegentlich z. B. Möbel und Gerät aus keinem anderen Grunde gegen neues vertauschen läßt, als daß es eben sonst sich „immer so schrecklich gleichbleibt". Die eigenartigen Blumenbehälter nun, die wir auf dieser und nächster Seite zeigen, kommen solch veränderungssüchtiger Ästhetik durch sehr hübsche und einfache Mittel entgegen. Da sind die in tiefem Rot glühenden Blumenväschen mit Bakkaratschliff auf unseren ersten Bildern. Besitzt man eine größere Anzahl von ihnen, dann vereinigt man sie durch Überstreifen der Metallringe an den Glasstäben vielleicht zu einer Reihe, die beide Enden des langen Tisches anmutig verbindet, oder zu mehreren kurzen, die quer über den Tisch aufgestellt werden. Man kann auch immer nur je zwei Väschen durch ein Glasstäbchen verbinden und sie so einzeln zwischen zwei Gedecken aufstellen. Schließlich kann man sie auch zu kleinen Vierer- oder Sechsergruppen vereinigen — wie dies unsere umstehenden Abbildungen zeigen — die hübsche und nicht störende Mittelstücke für einen kleinen runden Tisch ergeben, ebenso zu Vielecken, die etwa die Geburtstagstorte umschließen usw. Die beiden folgenden Bilder zeigen Blumenschalen und -vasen, deren Kombinationsmöglichkeit nicht durch verbindende Glieder, sondern durch ihre eigene Form hervorgebracht



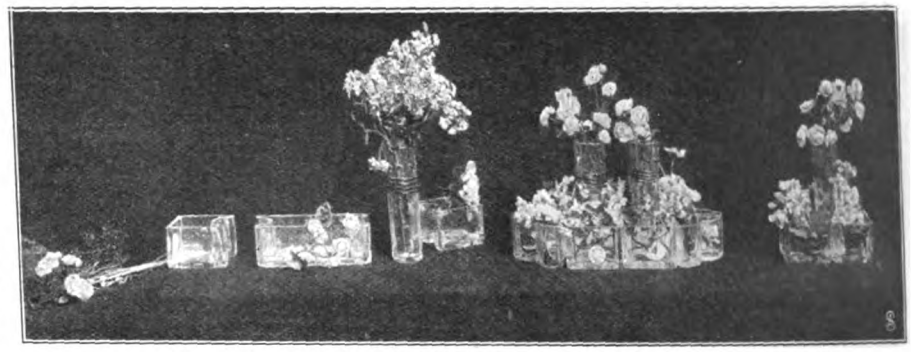
Die gleichen Gläschen — zwischen zwei Gedecken.

Das Réchaud im Gebrauch. Moderne Kaffeegarnitur.

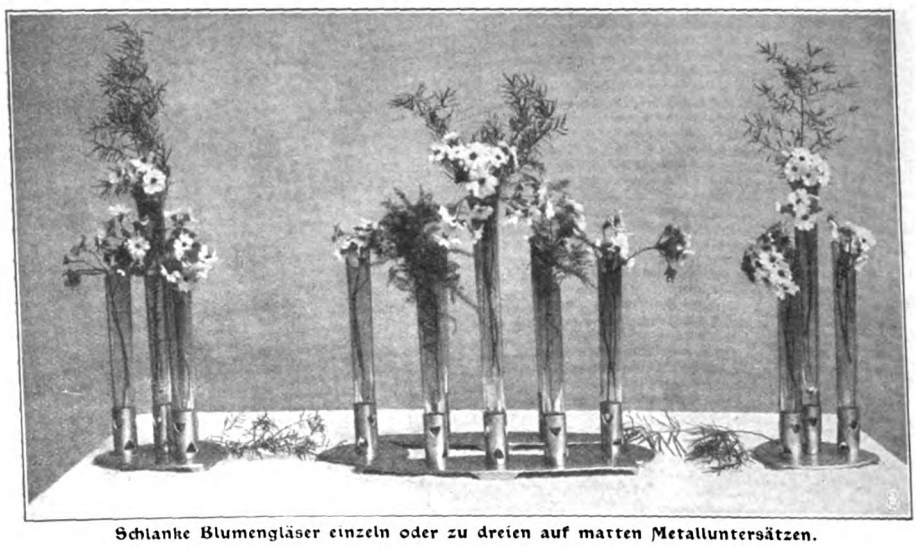


Blumenschalen und -vasen als fortlaufende Dekoration einer langen Tafel angeordnet.

wird. In die halbrunden Ausschnitte der Schalen passen die höheren, durch bunten Glasfluß etwas ornamentierten Zylindergefäße. Die Zahl der Aufstellungsmöglichkeiten ist hier besonders groß, da sie durch die verschiedenartigen Formen und Größen der Schälchen noch vermehrt werden. Das dritte Bild auf dieser Seite zeigt schmale hohe Blumenzylinder, die, teils zu dritt, nebeneinandergesetzt oder im Dreieck, teils einzeln auf dem matten Silber der Untersätze stehen und sehr gut wirken. Wie man auch sie in größeren Gruppen vereinigen oder zu Einzelaufstellung verwenden kann, zeigt die Abbildung. Das letzte Bild schließlich bringt mit seinen kleinen Empiregittern zwischen den Blumenständern ein ganz neues Motiv. Die fest auf ihren Kugelfüßchen stehenden Blumengefäße können mit Hilfe der gelenkig



Dieselben Blumengefässe einzeln und in kleinen Gruppen.



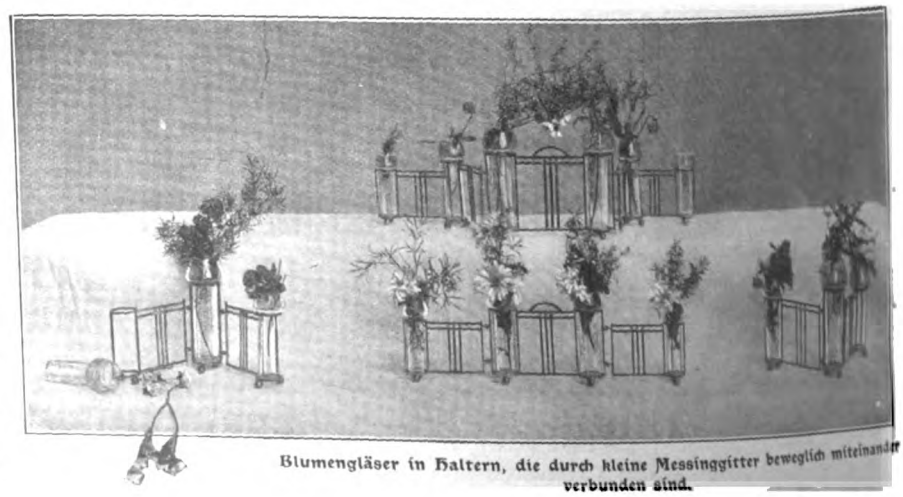
Schlanke Blumengläser einzeln oder zu dreien auf matten Metalluntersätzen.

befestigten Messinggitter in den verschiedensten Formen aufgestellt und den kleinsten wie den größten Tischmaßen angepaßt werden.

Erziehungsfragen.

Zur Frage der Koeducation (gemeinsame Erziehung von Mädchen und Knaben) bringen amtliche Erhebungen, die neuerdings in Hessen angestellt wurden, ein vielfach sehr interessantes Material bei. In Hessen dürfen bekanntlich Mädchen in die für Knaben bestimmten Gymnasien und Realschulen eintreten, wenn auch das hessische Ministerium erst vor ganz kurzem wieder in einer Bekanntmachung betonte, daß es sich hierbei um Ausnahmemaßregeln handelte, die nach Durchführung einer Mädchenschulreform ganz fortfallen dürften und auch jetzt jederzeit zurückgenommen werden können. Immerhin verfügt man nun in Hessen seit Jahren über praktische Erfahrungen in dieser Frage. Die Ergebnisse der amtlichen Umfrage sind durchweg erfreulich. Wirkliche, durch die Anwesenheit der Mädchen in den Knabenklassen hervorgerufene Unterrichtsstörungen konnten nirgends konstatiert werden. Im Gegenteil scheint es, daß das Ewig-Weibliche auch auf der Schulbank eher hinanzieht: Ehrgeiz, Ordnungsliebe und Fleiß der männlichen Kollegen sollen in dieser Wettarbeit entschieden gestiegen sein. Von einem eigentlichen „Miteinander" bei dieser Erziehungsform kann man aber — und das ist ein sehr interessantes Ergebnis dieser Umfrage — eigentlich nur in bezug auf die alleruntersten Klassen sprechen. Die ganz kleinen Mädel sitzen gerne mit den Jungen, deren Gesellschaft ihnen offenbar lieb ist. Aber sobald sie erst „in die Jahre" kommen, sondern sie sich regelmäßig und ganz von selbst von den Kollegen ab, sitzen gern nebeneinander und „schneiden" auch beim Herumgehen in den Pausen die „Herren" nach Möglichkeit. Unter den 10302 Schülern der höheren Schulen Hessens befinden sich zurzeit 157 Mädchen, davon 22 in Gymnasien, 48 in Realgymnasien, 20 in Oberrealschulen, 1 in einem Progymnasium und 66 in Realschulen. 7 dieser Schülerinnen besuchen die Oberprima, 12 die Unterprima, 16 die Obersekunda, 18 die Untersekunda, 14 die Obertertia, 19 die Untertertia, 25 die Quarta, 24 die Quinta und 22 die Sexta.

Der freiwillige Erziehungsbeirat für schulentlassene Waisen in Berlin teilt mit, daß in diesem Jahre vom „Kaufmännischen Verband für weibliche Angestellte" nur für 1 bis 2 v. H. der Bewerberinnen Stellungen nachgewiesen werden konnten! Er schließt daran die Warnung, dem kaufmännischen Beruf noch mehr Mädchen zuzuführen.



Blumengläser in Haltern, die durch kleine Messinggitter beweglich miteinander verbunden sind.

Die Welt der Frau

„Gartenlaube“. Nr. 53. 1908.

Wenn Glück und Gunst dir lachten,
Handle nach diesen Sätzen:
Das kleine Glück nicht mißachten,
Das große nicht überschätzen.

Gertrud Triepel.

Das Städtchen.

Skizze von Sophie Frobenius.

Das Bergstädtchen lag in der warmen Septembersonne halb verschlafen, wohlig und lieblich da. Durch die Buchenallee zwischen zwei Windungen des Baches schob ein blondes Dienstmädchen einen Kinderwagen. Die junge Mutter ging nebenher und nahm ihr nun den Griff des Wagens aus der Hand.

„Gehen Sie nur nach Hause, Helene,“ sagte sie, „und helfen Sie Anna ein wenig; denn nachmittags wollt ihr doch beide sobald wie möglich zum Sedanfest.“

„Ih ne, Frau Rat“, kicherte Helene und wandte ihre Augen von der Kaserne. „Die Anna will heut nicht auf die Wiese; sie hat sich mit ihrem verzankt.“

„Mit dem Oberjäger?“ erwiderte die junge Frau. „Sie wollten doch zu Ostern heiraten.“

„Ob sie nu noch heiraten werden, weiß ich nicht,“ sagte Helene lachend; „er läuft mich ja nu auch nach.“

„Aber Helene!“

„Ja, was kann ich denn dafür, Frau Rat! Ich hab ihm nich gewunken! Er is nu mal weg von mich, sagt er.“

„Und Sie, Helene?“

Nun kam das Lachen wie eine Rakete in die Luft geflogen. Das junge Geschöpf war eine einzige tolle Lebensfreude. „Ich?“ sagte sie endlich. „Ich mach mich aus einem so viel wie aus dem andern. Alle Grünen sind mich eingal lieb. Tanzen tun sie alle gut, und die Spendierhosen ziehn sie alle an, wenn sie mich sehen. Heut will mir der Anna ihrer Karussell fahren lassen, und der neue Postassistent will mir traktieren. Wer mit mich an die Buden gehn wird, weiß ich noch nicht, aber so'n Stücker drei Jägers sind's wenigstens.“

„Da lassen Sie denn nur den Oberjäger abfallen“, riet die junge Frau. „Warum wollen Sie Anna den Schatz nehmen, wenn Sie doch so viele Verehrer haben?“

„Es amüsiert mir, wenn sie sich um mir zum Narren machen“, gestand Helene. „Aber wollen Frau Rat wirklich selbst den Wagen zum Garten 'naufschieben? Vor halb zwölf kommen die Damen ja wohl nicht aus der Kirche. Aber . . .“

„Gehen Sie nur“, entschied die junge Frau gutmütig. „Um eins können Sie das Kind abholen. Adieu.“ Sie schob das Wägelchen zu dem Berggarten hinauf. Ein paar Minuten später kamen ihr zwei ältere Damen entgegen, die Gebetbücher in der Hand. Die junge Frau überwand schnell eine kleine Bestürzung über die unvermutete Begegnung und begrüßte die Damen mit heiterem Lächeln.

„Ich freue mich, Sie zu treffen, Frau Rat! Wie geht es Ihnen? Und Ihnen, liebste Frau Rat?“

Die ältere der beiden Damen drückte ihr würdevolles Doppelkinn etwas herunter und erwiderte mit Betonung: „Danke, Frau Oberlandesgerichtsrat, mir geht es sehr gut. Und Ihnen? Aber was frage ich? Sie blühen ja wie eine Rose. Ich sagte eben zu der Frau Landgerichtsrat, unser lieber Oberlandesgerichtsrat habe mit seiner späten Wahl wirklich dem Sprichwort zu Ehren geholfen: was lange währt, wird gut.“

Die junge Frau war ein wenig errötet, teils wegen der fühlbaren Zurechtweisung, die ihre Unart, die Wichtigkeit der Titelunterschiede zu unterschätzen, ihr wieder einmal zugezogen hatte, teils wegen der Anspielung auf den Altersunterschied zwischen ihr und ihrem Gatten. Sie schüttelte aber den kleinen Verdruß rasch ab und erwiderte heiter: „Mir geht es hier wirklich gut, Frau Oberlandesgerichtsrat. Natur und Menschen sind hier lustiger, ich möchte sagen bunter als bei uns in Norddeutschland. Finden Sie das nicht auch? Sie sind ja auch von da oben hergekommen, Frau Landgerichtsrat.“

„Nicht alle, Frau Oberlandesgerichtsrat,“ erwiderte die kleinere der Damen rasch, „nicht alle. Das Volk ist nicht durchweg so — lebenslustig wie zum Beispiel Ihre Helene . . .“

„Leicht, könnte man wohl sagen“, bestätigte die würdige Dame.

„Mein Neffe sagt,“ schob die Frau Landgerichtsrat eilig ein, „die Freiwilligen nennen sie ‚die grüne Helena‘, weil sie von der ganzen Schwadron poussiert wird.“

Die junge Frau lachte ein wenig befangen.

„Solange Helene sich nichts zuschulden kommen läßt, läßt sich wenig dagegen einwenden“, antwortete sie ablehnend.

„Sie sind bewundernswürdig tolerant, Frau Oberlandesgerichtsrat“, sagte die würdige Dame.

„Es würde mir wenig helfen, wenn ich es nicht wäre. Unsereins hat doch keine Gewalt mehr über die Leute.“

„O!“ riefen beide Damen gleichzeitig, und die kleine magere schoß heraus: „Man braucht doch z. B. nicht zu erlauben, daß sie jeden Sonntag ausgehen und erst morgens nach Hause kommen.“

„Wenn sie die ganze Woche für mich arbeiten, muß ich ihnen den Sonntag freigeben.“

„Das ist vielleicht nicht sehr pädagogisch gedacht, liebe Frau Oberlandesgerichtsrat.“

„Ich will auch meine Mädchen gar nicht erziehen. Sie würden mich hinter dem Rücken nur auslachen, ihre Arbeit aber verdrossen tun, während sie jetzt meinen guten Willen mit ihrem guten Willen erwidern. Doch das sind ganz persönliche Ansichten.“

„Sie sind eben Großstädterin, liebe Frau Oberlandesgerichtsrat“, schloß die würdige Dame den Diskurs.

So ganz harmlos lustig wie vor einer Viertelstunde sah die kleine Stadt der jungen Frau nicht mehr aus; aber die goldige Herbstsonne und das Krähen des erwachten Bübchens tranken den Tropfen Unmut bald aus ihrer heitern Seele.

Als sie am Arm ihres Gatten nachmittags dem Marktplatze zuging, war sie wieder bereit, diese närrische, kleine Welt lachend ins Herz zu schließen. Wie farbig und froh doch der Festzug aussah, der die Bergstraße zum Marktplatze herabkam! Zuerst die Volksschüler, die kleinsten voran, in hellen Waschblusen und Kniehosen, der Träger der kleinen Fahne, gewiß der fleißigste unter ihnen, ernsthaft im Bewußtsein seiner Auszeichnung; in abgestuften Größen die andern bis zum derben Fünfzehnjährigen, den schon im Oktober der

weite Schlund der Fabrik aufnehmen würde. Nun wie ein schwarzer Klecks im bunten Bilde die Zöglinge der katholischen Präparandenanstalt in ihren langen, bis zum Halse zugeknöpften Röcken, viele noch mit rechten Jungengesichtern; die Gymnasiasten von Sexta bis Prima; auffallend viele intelligente, scharfgezeichnete, brünette Gesichter; der Kriegerverein, ehrenfest und so militärisch wie möglich marschierend; dann der bunte Glanzpunkt des Zuges, die Gewerke mit ihren altgewohnten Insignien, zuletzt zum Jubel der Kinder die Schornsteinfeger in ihrer putzigen schwarzen, trikotartigen Kleidung mit Besen und Leiter. Wie sich das bunte Kleinleben, das sich selbst ganz ernst nahm und doch so heiter wirkte, auf dem Marktplatze zu Füßen des Kaiserdenkmals entfaltete und der patriotischen Rede lauschte, das war für das fein und frisch aufnehmende Herz der Großstädterin wie ein Symbol deutschen Volkslebens, und sie lächelte in sanft aufquellender Rührung.

Die Rede war vorüber, die Volkshymne ausgebraust; der Zug bewegte sich den beiden durch den Bach getrennten Festwiesen zu, wo die Schüler zur linken, die Gewerbe zur rechten schwenkten. Im Nu waren die Kuchen-, Puppenspiel- und Glücksbuden, die Karussells gedrängt voll Menschen. Frau Trude, die sich am Arm des Gatten von der Menschenmasse hin und her schieben ließ, glaubte einmal ihre Helene am Arm eines Grünen vor einer Glücksbude mit gleißenden Vasen und bunten Tassen zu sehen; aber die nachdrängenden Massen schoben sie selbst weiter; sie war froh, als sie am jenseitigen Ende der Festwiese angelangt war und frischere Luft einatmen konnte, denn der Tag war ungewöhnlich schwül.

Das bunte Festwesen zog sich noch die Bergstraße hinauf; die alten grauen Giebel waren mit Fahnen besteckt; buntbebänderte Tannenbäumchen steckten wagerecht in den oberen Fenstern der Sommerwirtschaften; Buden rahmten die Gasse ein; zwischen zwei efeuberankten, ganz alten Häuschen klemmte sich ein Karussell ein, mit schneeweißen Fabeltieren und Schlitten; die Perlbehänge glitzerten bei den raschen Drehungen, über den Schlitten wippten russische Schaukeln.

Hier sah Frau Trude ihre Helene hoch auf einem Mittelding zwischen weißem Elefanten und Dromedar schweben, neben ihr ein Grüner, hinter ihr noch zwei Jäger. Ihre Röcke und krausen Haare flogen, und sie lachte den Grünen blitzend an. Frau Trude aber verstimmte es, daß Helenens Ritter der Verlobte Annas war, und sie drängte den Gatten zur Heimkehr.

Zu Hause fand sie Anna mit ihrem Bübchen spielen; sie wagte nun nicht mehr, sie zur Teilnahme am Fest zu überreden, und vermied es, die Tränen in den Augen des großen, starken Mädchens zu sehen, hatte aber auch ihrerseits keine Lust, Helenens Triumphzug beizuwohnen. Sie ließ den Gatten deshalb abends allein zum Feuerwerk gehen und sah vom Fenster des Eßzimmers aus die Raketen hinter den Bäumen aufsteigen und Garben farbiger Kugeln zur Erde senden. Wenn die Böller knallten und die Musik von fern tönte, dachte sie mit gemischten Gefühlen an ihre Helene.

Aber was war das? Eine der bunten Raketenkugeln schien senkrecht auf das Sommerhäuschen am Berg zu fallen, und dem glänzenden Meteor folgte ein langes, tiefes Rollen. Frau Trude horchte auf. Das war doch kein Böllerschuß? Im gleichen Augenblick prasselte ein Regenguß hernieder, und jäh herfliegender Sturm riß ihr das Fenster aus der Hand. Sie schloß es mit Mühe und überhörte ganz, daß die Tür gegangen war. Als sie sich wieder dem Zimmer zuwandte, stand mitten in der Stube ihre Helene, hochrot vom Laufen, das Haar zerzaust. Kein erfreulicher Anblick.

„Wie sind Sie denn so rasch nach Hause gekommen?“ redete Frau Trude sie ziemlich kühl an. „Das Wetter ist doch eben erst ausgebrochen.“

„O, ich war schon unterwegs“, antwortete Helene, mit einem Versuch, zu lachen. „Ich wollte das dumme Geschimpfe nicht anhören.“

„Wer hat geschimpft?“

„Ha, der Oberjäger. Er hat's Karussellfahren nur zehnmal ausgehalten, mich aber ist's erst beim zwanzigsten duselig geworden, und da wär ich beinah vom Elefanten gefallen, wenn mich der Postassistent nicht aufgefangen hätte. Na, und denn hat der mich in den Wirtschaftsgarten geführt und Wein auffahren lassen, mir immer ‚schöne Helena‘ genannt, und wie ich nu so sehr gelacht hab', da ist der Oberjäger gekommen und hat schon ebbes im Kopf gehabt und hat gesagt, ich sei seine Dame und er habe eine Mark für mich Karussell gezahlt. Aber der Postassistent hat ihm die Mark hingeschmissen, und ich hab' dem Oberjäger ausgelacht, weil er ein Jammerlappen ist und bloß zehnmal Karussell verträgt. Da haben sie sich beide ungeheuer geschumpfen, und ich hab' gelacht. Aber nu ist der Oberjäger auch auf mich losgefahren und hat gesagt, ich bin eine Feine. Und das brauch ich mich nicht bieten zu lassen, denn ich bin keine Feine, ich bin ein anständiges Mädchen, und ich bin aufgestanden und hab gesagt, so 'ne Unanständigkeiten passen mich nicht, denn ich bin zu anständig dazu, und der Oberjäger sollt mich künftig in Ruh lassen, denn er hat seine, und ich brauch keinen, der schon 'ner andern gehört. Und bin weggegangen. Und die Anna kann ihn nu wiedernehmen, denn ich bin ein anständiges Mädchen, und so einer paßt mich schon gar nicht.“

„Das hätten Sie nur früher . . .“ begann die junge Frau, hielt aber mitten im Satz inne, so jäh erhellte sich trotz der Läden das Zimmer, so prasselnd fuhr der Donner herein.

„Um Gottes willen, Bübchen!“ rief sie und eilte die Treppe zum Schlafzimmer hinauf. Da saß Anna am Bett des schlafenden Knäbchens und sah der jungen Frau mit rotgeweinten Augen entgegen.

„Ich danke Ihnen, Anna. Gehen Sie nun schlafen,“ sagte die junge Frau, „und grämen Sie sich nicht länger. Ihr Liebster kommt schon wieder zu Ihnen zurück; mit Helene hat er sich eben verzankt.“

„So, hat er? Ist ihm recht! Aber ich will ihn auch nicht mehr“, erwiderte Anna und ging mit stolz getragenem Kopf aus der Tür. Aber ein Aufleuchten war doch über ihr Gesicht gegangen.

Das Wetter schien nachgelassen zu haben; die junge Frau öffnete das Fenster und sog die köstliche Frische ein.

Aber da oben auf dem Berge war eine Helle stehengeblieben. Rot war sie, stieg und fiel, reckte sich jäh in die Höhe — Feuer!

Was mochte brennen? Frau Trude sah die blaße Gasse herauf und hinab, kein Mensch war zu sehen. Es schlief wohl alles. Jetzt kamen auch die Mädchen herein — wie hübsch Anna mit ihren hängenden, braunen Zöpfen war!

„Es brennt oben am Berg! Was mag es sein? Es stehen ein paar Häuschen da. Ein Spittel und ein Waisenhaus darunter. Wenn's die Alten getroffen hätte — oder die Kinder!“

Alle drei Frauen beugen sich einträchtig über die Fensterbrüstung. Da, endlich, eine ferne Stimme: „Feuer! Feuer!“ und ein Weilchen später eine zweite Stimme: „Feuer!“ sonst aber alles still.

Zehn Minuten später ein kläglicher Mißton aus einem Horn. Nun kommen zwei, drei Menschen die Gasse herauf.

„Wo brennt's?“

„Woaß net!“

Wieder vergeht eine Viertelstunde. Das Feuer oben brennt heller und heller. Der Sturm hat sich aufgemacht und zaust die Flamme in die Höhe und Breite.

Jetzt läutet die Feuerglocke. Wieder zwei Menschen. Endlich eine Handspritze, von zwei Männern gezogen.

Das Feuer wird breit und hoch; der Sturm schleudert brennende Garben um sich.

Jetzt bläst's mit Macht. Eine Trommel schlägt. Ein Trupp Jäger marschiert zur Feuerstätte.

Ein Regenguß prasselt hernieder. Das Feuer stirbt. Ein paar Jungen traben daher, schauen nach oben, sagen enttäuscht: „Aus is's!“ Der Regen hat gelöscht.

Und nun kommen sie: der vorderste mit einer Laterne, zehn Mann, einer hinter dem andern, die freiwillige Feuerwehr. In einer halben Stunde kann sie auf der Brandstätte sein.

Frau Trude setzt sich auf die Chaiselongue und lacht.

Unten kommt ein rascher, militärischer Schritt herangetrappelt. Anna biegt sich hinaus.

„Wo brennt's?"

Eine männliche Stimme unten: „Is schon aus. Der Regen hat's gelöscht Die Hubersche Wirtschaft hat gebrannt."

Annas Stimme klingt sonderbar belegt:

„Alle Heiligen! Die Kinder!"

„Ist keins verbrannt, Annerl! Ich hab' sie nausbracht."

„Ischt recht, Xaver! Bhüt di Gott! Guate Nacht!"

Die Grünen blasen die Retraite.

Berliner Straßenhändlerinnen.

Von Hannah Winkler.

Die Gemüsemärkte unter freiem Himmel, das Jahrmarktstreiben auf Straßen und Plätzen, die weihnachtlichen Budenreihen . . . das alles wirkt wie Anachronismen in dem „Groß-Berlin" von heutzutage. Man schaut mit gemischten Gefühlen drauf hin, findet's halb rührend, halb lächerlich. Und die Neuzeit ist diesen Märkten und Messen, die nur stören und hindern, auch nicht wohlgesinnt . . . sie schnürt sie in so viel „Vorschriften" ein, daß ihnen allmählich die Lebensluft ausgeht.

„Das Neueste vom Tage."

Selbst der populärste aller Berliner Märkte, der einst so glanzvolle Weihnachtsmarkt vor dem alten Königsschlosse, hat seine Rolle ausgespielt. Seit er von seinem angestammten Platze verbannt und an die Peripherie der Großstadt verlegt wurde, ist es mit seinem Glanz vorbei! Wohl beweist die Statistik, daß die Gesamtzahl der Buden nicht nur die gleiche geblieben, sondern sogar gestiegen ist gegen die vor 15, 16 Jahren, aber diese Buden „verkrümeln" sich, über mehrere Plätze verteilt, und mit dem Standort ist auch das Publikum mehrere Grade geringer geworden. Nur der „kleine Mann" deckt seinen Christbedarf noch immer auf dem Weihnachtsmarkt, und die Kinder bestaunen nach wie vor mit leuchtenden Augen den billigen Kram. Auch die Herbst- und Frühjahrsmärkte haben ihre Bedeutung verloren. Von den Bewohnern des Berliner Westens weiß es der zweite, dritte wohl kaum, daß im Norden, Osten und Süden der Stadt noch regelmäßig jedes Vierteljahr ein öffentlicher Jahrmarkt stattfindet. Aber auf die Anwohner übt der Anblick dieser Massenware doch eine magnetische Wirkung aus, und die alte Lust am Feilschen und Handeln, der im Laden nicht gefrönt werden darf, regt sich mächtig in allen Hausfrauen.

Diesmal ist Markt in der Gneisenaustraße. Zehn Minuten und länger schon steht ein blutjunges Frauchen vor dem Stand mit dem „echten Pilsener Emailgeschirr", das „unverwüstlich im Gebrauch" ist, „das Beste, was überhaupt existiert", wie die redegewandte Händlerin sagt. Daß es in Wahrheit Ausschußgeschirr einer minderen Sorte ist, wird das Frauchen erst daheim an allerlei Eckchen und Blasen merken. Vorläufig findet sie's wunderschön und schwankt nur noch zwischen dem billigeren Eisentopf und der Pilsener Ware, die die Händlerin beide in Händen hält.

„Es is Handgeld, Madamchen . . . Sie kriegen sie billig!" redet sie zu, und am Schlusse der Debatte hat das Frauchen sie alle beide gekauft.

Auch der Wagenbauer findet sein Publikum. Ein Berg der verschiedensten Wagenräder liegt auf dem Pflaster (s. d. Abb. auf S. 837); wenn man darunter das passende findet, das am Kinderwagen zerbrochen ist, kann „Vater" den Schaden selbst reparieren, und man braucht für das alte Inventarstück nicht mehr so viel Geld auszugeben. Die Händlerin hat volles Verständnis für solche vernünftige Sparsamkeit, sie läßt sich keine Mühe verdrießen, um für ein paar Groschen mageren Verdienst ihren ganzen Vorrat durchzusuchen. Und das ist's, was immer wieder besticht und für den Kauf auf dem Jahrmarkt einnimmt: die infolge der niedrigen Spesen oft wirklich erheblich bescheideneren Preise, die reiche Auswahl bei Tageslicht, das Zwanglose der Besichtigung. All diese Händler und Händlerinnen, die hier ihren Jahrmarktstand beziehen, haben irgendwo in Berlin auch ihren Keller oder ihr Lädchen, wo man das ganze Jahr hindurch zu den gleichen Preisen kaufen kann. Wahrscheinlich auch „die Schlesierin" (S. Abb. S. 836) mit ihrem

Vor der Markthalle.

„Warme Würstchen."

bescheidenen „Handgewebten". Aber man hat doch das dunkle Gefühl einer „sozialen Tat" beim Kauf, und dies Bewußtsein läßt über die etwas unmodernen Muster und das gröbere Gewebe gern hinwegsehen. Mag die Schlesierin nun aus dem Erzgebirge oder aus der Neuen Grünstraße stammen . . . die gute Absicht, den „Webern" zu helfen, gibt dem Käufer etwas Gehobenes. . . .

Aber trotz allem, was für sie spricht, ist das Schicksal der Märkte und Messen besiegelt. Warenhäuser und Großstadtverkehr haben ihnen den Boden entzogen, sie fristen nur noch ein klägliches Leben. Um so mehr blüht der Straßenhandel! Für den Kleinhändler, für die Hausiererin ist die Großstadt eine wahre Goldgrube. Von „langstieligen Rosen" bis zu „Schnürsenkeln, sechs Stück en Troschen", von Wachsstreichhölzern und Ansichtspostkarten bis zur „Heiratszeitung" und zum „Rassehund" wird in Berlin so gut wie alles feilgehalten von einem Straßenhändlerheer, das nach vielen Tausenden zählt.

Ein Drittel, wenn nicht die Hälfte dieser Kleinhändler, sind Frauen, denn die Berlinerin bringt alle Voraussetzungen für ein erfolgreiches Wirken im Straßenhandel mit: Beobachtungsgabe und scharfes Verständnis für das Zeitgemäße, Aussichtsvolle, für den rechten Standort und die rechte Ware, Mutterwitz und Dreistigkeit und eine Suada, die auch den Stärksten mürbe macht. Ein großer Teil dieser wetterfesten männlichen und weiblichen Garde bildet die sogenannte „Trottoir-Messe", die mit Vorliebe an den Straßenecken steht. Hinter dem „Eichstrich", d. h. 20 Meter von der Ecke entfernt — die Bürgersteige sind wirklich geeicht seit dem 1. Januar 1905, um den ewigen „Meinungsverschiedenheiten" zwischen Polizei und Händler ein Ende zu machen — bieten sie ihre Ware feil, und ob auch Tausende vorübergehen — so und so viele laufen doch, und der Erlös ist oft erheblich genug.

Hat die Trottoir Messe den Grundsatz, vereint zu stehen und vereint zu „handeln", so gibt's auch Händlerinnen genug, die Risiko und Gewinn lieber einzeln tragen.

Unter den Bäumen des Lustgartens, dicht neben dem braunen Spreekanal, sitzt die „Würstchenverkäuferin" (s. das oberste Bild). Das Holzkohlenbecken hält den Kessel, in dem die angeblich „echten Wiener" gesotten werden, stundenlang in der richtigen Temperatur; es dörrt freilich andererseits auch die appetitlich auf dem Korbdeckel ausgebreiteten Salzbretzeln, Kringel und Pfefferkuchen aus, die im Hochsommer schon von oben her unter einigen 20 Grad Réaumur schmoren.

Lieblich gemischt, ziehen Fleisch- und Kuchenduft dahin. „Hottehüh", rufen schnuppernd die Straßenjungen, aber der sehnsüchtige Ausdruck der hungerigen Augen straft das verächtliche Schlagwort Lügen; für ihr Leben gern bissen sie in ein Paar der saftigen „Knobländer" hinein! Doch die Händlerin dreht kaum den Kopf nach ihnen. Sie hat sich das Ärgern und die Aufregungen abgewöhnt in der beschaulichen Ruhe langer Stunden — vielleicht hat auch der ewig gleichmäßige Fluß der trägen Wasserfluten sie zu einer Art Philosophin gemacht, wie die charakteristische Geste des am Nasenrücken ruhenden Zeige- und Mittelfingers anzudeuten scheint.

Philosophinnen werden sie schließlich alle, diese typischen Gestalten des Pflasters, die fast wandellos im Wandel der Zeiten stehen. Wohl verwittert allmählich Mantel, Hut und Gesicht, aber eine gewisse bräunlichgrünliche Patina überzieht das Ganze bald genug und gibt den Figuren ihre scheinbare Gleichförmigkeit. Man muß schon genau beobachten, um die feinen Unterschiede zu merken, die sich — je nach dem Spezialgebiete des betreuten Handels — dennoch herausbilden.

Ganz anders als bei der durch das Hänseln ungezogener Jungen, das Abwehren beutelustiger Köter und zahlungsunfähiger Hungeriger immerhin etwas keifend, mürrisch und mißtrauisch gewordenen Würstchenverkäuferin sind Temperament, Geste und Habitus z. B. bei den „Blumenmädchen", die in Wahrheit wackere Hausfrauen von recht abgelagerter Reife sind und daheim meist ein reichliches halbes Dutzend in Ehren geborener Kinder besitzen. Auch sie haben neben den raunenden Wassern Posto gefaßt, aber weit fort von der vornehmen Exklusivität des Lustgartens und des Berliner Zeughauses. Vor dem „Halleschen Tore" sitzen sie (s. Abb. auf S. 837), wo die kleinen Konfektioneusen vorüberhasten, die Verkäufer und Verkäuferinnen, die zur Mittagspause nach Hause gehen, wo des Abends die Pärchen sich treffen, und mitten zwischen den Fröhlichen auch die schwarzgekleideten Menschen gehen, die hinaus zu den alten Friedhöfen wandern.

Breit, vollbusig, sonnenverbrannt und wohlwollend, nie um ein derbes Scherzwort verlegen und von einer über jeden Zweifel erhabenen „Schlagfertigkeit", hocken sie hinter dem

„Pilsener Emaille-Geschirr."

„Die Schlesierin."

praktischen Korbtisch. Und sie haben regen Zuspruch! Es werden viel Blumen gekauft in Berlin, immer länger werden die Reihen der Händler, die an Straßenecken und Plätzen stehen — die leuchtend bunten Farbenflecke sind aus dem Stadtbilde nicht mehr fortzudenken. Wen wundert's noch, im Hochsommer Veilchen, mitten im Winter Lilien und Rosen zu sehen? Was das freie Land nicht hergibt, was der sonnige Süden uns nicht schickt, das liefert das ganze Jahr hindurch eine hochentwickelte Treibhauskultur.

„Nur 'n Jroschen det Sträußchen!" Die Händlerin weiß, wer Veilchen und wer Mimosen kauft, wem das Geld lose sitzt und wem nicht. Sind Staub und Hitze gar zu groß, so muntert sie ihren Vorrat an Schnittblumen einmal mit einem kleinen Sprühregen auf. Der Apparat und die Gießkanne mit Wasser gehören ebenso zum Geschäft wie der „Bindebast", ein Schürzenbündel, der Regenschirm und die Kaffeekanne. Ohne den braunen Labetrunk, dessen Seele die „Zichorige" ist, und der schier unerschöpflich, wie ein Zauberborn, sich aus den Tiefen der Kanne ergießt, ist eine Straßenhändlerin gar nicht denkbar. Die drei Parzen vorm Halleschen Tore, die von früh bis spät ununterbrochen mit freundlichem Lächeln den Lästerfaden spinnen und hier und da ein Reputatiönchen zugleich mit Bast durchschneiden, haben jede ihr Kännchen neben sich wie die Würstel- und die Zeitungsfrau.

„Der Stellmacher auf dem Frühjahrsmarkt."

Die „stippt" just ihre Schrippe ein und hört etwas verächtlich dem Vorschlag des Gatten zu, der einen Wechsel des Standorts empfiehlt. „Was? Platz wechseln?" — Unsinn! Seßhaftigkeit ist das Geheimnis ihres Erfolges! Sie sitzt nicht umsonst seit Jahren hier fest, auf dem zugigen Platz gerade unter der Laterne! Weiß sie doch genau, daß von rückwärts her die Gymnasiasten und aus der Seitenstraße die Gemeindeschülerinnen vorüberkommen, daß Quarta und Tertia „Nic Carter-Hefte", Sekunda und Prima, gleich den Mädchen, „Liebesgeschichten" mit Vorliebe kaufen. Sie hat ihre „festen Kunden" für Zeitungen und andere für die „Heimlichkeiten", die unter allerlei Unverfänglichem in der großen Vorratstruhe stecken. Von wegen der Polizei, die manchmal revidiert! Beim Buchhandel kommt eben alles darauf an, daß man sein Publikum richtig kennt. Sie hat infolge dieser Kenntnis schon manchmal statt eines billigen Buches ein wertvolles an den Mann gebracht. Aber zu solchem Handel gehört Zeit! Man kauft ein Buch nicht, wie man warme Würstchen oder eine Apfelsine kauft! Man will erst mal „reingucken", blättern, überlegen, will das Urteil des Verkäufers hören und sich erst noch sechs andere Bücher besehen, ehe man sich doch zum ersten entschließt. Darum freut sich die Händlerin ihres Platzes und gibt ihn nicht leichtsinnig wieder auf. Ist's ihren männlichen Kollegen, den „fliegenden Buchhändlern und Antiquaren", doch kläglich genug gegangen, seit ihnen im „lateinischen Viertel", in den Zugangsstraßen der Universität, das Halten an ihren alten Plätzen polizeilich verboten worden ist.

„Die drei Parzen vor'm Halleschen Tor."

Sie gehen dem Straßenhandel überhaupt scharf zu Leibe! Die kleinen Ladeninhaber beschweren sich über die Konkurrenten von der Straße, die ohne alle „Geschäftsunkosten" die Ware viel auffälliger präsentieren und darum die Kauflust mehr wecken können; die Fuhrwerksbesitzer, die Straßenbahngesellschaften schimpfen über das Verkehrshindernis, das die zahllosen ambulanten Verkaufswagen bieten; und der Stadtsäckel leidet darunter, daß die Stände in den städtischen Markthallen unbesetzt bleiben, während draußen, vor dem Markthallentor, die Wagenburg der Verkäufer steht und die Händlerinnen die prächtige Geschäftslage (siehe die untenstehende Abb. auf S. 835) sich spesenlos zunutze machen.

Freilich war's in der „guten alten Zeit" nicht besser, sondern erheblich schlimmer als jetzt! Ernst Consentius schildert in seinem prächtigen Buch „Alt-Berlin 1740" jene Zustände: „Die Unzahl der Kleinhändler und Höker, die ihre Buden an den Marktstraßen hatten und die Gassen so eng machten, daß zwei Wagen sich nicht ausweichen konnten oder ‚die zu Markt kommenden Landleute' keinen Platz mehr fanden, wo sie mit ihren Wagen bleiben sollten, diese Unzahl von Hökern trieb einen armseligen, kläglichen Kleinhandel mit Viktualien. Von jedem Regiment, das in Berlin in Garnison lag, durfte eine gewisse Zahl von Soldaten und Soldatenweibern hökern, dazu das Weibesvolk aus der Stadt. — Was sie durften und was sie nicht durften!"

„Ein richtiger Laden, eine ‚Boutique', war ihnen versagt. Sie durften auf dem Lande kein Korn, kein Mehl und kein Schlachtvieh einkaufen, durften nicht Tee oder Kaffee, nicht Zucker, Tabak oder dergleichen führen, weil von ihnen die Akziseкasse ganz bestimmt betrogen würde, und sie mußten die Heringe oder die Butter von den Materialisten nehmen!"

„Da saßen denn die Hökerweiber tagein, tagaus in ihren Buden oder an den Straßenecken und mußten im Monat vier Pfund Wolle gegen gewöhnliche Bezahlung fürs Lagerhaus spinnen. Sonst gab ihnen der Magistrat nicht einmal den Hökerschein für die nächsten vier Wochen oder forderte für die fehlende Wolle ein doppeltes Standgeld. Denn die Hökerfrauen sollten die Zeit nicht mit Müßiggang verbringen, sondern mit ‚Knütten' und ‚Spinnen', und konnten dabei sehen, was sich an einer Viertelmetze Hirse und Grütze verdienen ließ."

So ging's in Berlin vor etwa anderthalb Jahrhunderten zu, und wenn es damals auch noch keine Schnellbahnen und Automobile gab, so hatten der Verkehr doch ebenso unter der verengten Passage und die Detailgeschäfte ebenso unter der Konkurrenz zu leiden, und es mögen einem wohllöblichen Stadtrat wohl die gleichen Bitten und Petitionen eingereicht worden

ist der Schnitt in 32, 36, 40, 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 75 Pfennig vorrätig. — Die schlitzäugige Tochter Japans Abb. 545 wird am besten durch eine zierliche Brünette verkörpert, stattliche Figuren eignen sich weniger dafür. Der schlafrockartige Kimono aus bunt bedruckter Seide oder chinesischem Krepp hüllt, mäßig weit geschnitten, den Körper völlig ein und zeigt als Schmuck einen breiten einfarbigen Seidenstreifen, der die Vorderteilsränder besetzt. In Taillengegend hält der „Obi", eine sehr breite Schärpe, die im Rücken zu großer Schmetterlingsschleife gebunden wird, den Kimono zusammen. Der nach unten zu äußerst weite Ärmel ist dem Kimono angeschnitten und wie dieser mit einer einfarbigen Seidenblende besetzt, die den umgeschlagenen Ärmelrand deckt. Ein japanischer Fächer und leuchtende Chrysanthemen im kunstvoll frisierten Haar vervollständigen das hübsche Kostüm, dessen Schnitt in 48 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig erhältlich ist. — Nicht minder kleidsam ist das Gewand der Orientalin Abb. 546, das durch reiche Münzen- und Perlengehänge besonders reich wirken kann. Das blusenartige Hemd aus gestreiftem Mull ist am Halse leicht eingereiht und wird durch lange glatte Ärmel und ein kurzes Bolerojäckchen aus rotem Samt vervollständigt, das reiche Goldstickerei schmückt und Goldgrelots abschließen. Die weitfaltige Pluderhose besteht aus leuchtend gelbem Atlas, zu dem die hellblaue, in langen Enden herabfallende Seidenschärpe einen wirkungsvollen Gegensatz ergibt. Das Beinkleid ist bauschig und wird durch einen Gummizug über dem Knöchel anschließend erhalten. Der zur Anfertigung dieses reizvollen Kostüms erforderliche Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. — Das reizende Kostüm der kleinen Holländerin Abb. 547 eignet sich am besten für rundliche pausbackige Mädel mit blondem Haar, an denen es seine Wirkung niemals verfehlen wird. Zur Herstellung der Bluse dient weißer Batist. Am Halse eingereiht, zeigt sie einen schmalen Umlegekragen und kurze volle Puffärmelchen. Das glatte schwarze Samtmieder schließt im Rücken; es kann nach Belieben durch ein aus schrägen Mullstreifen gefertigtes Fichu vervollständigt werden, das, mit Spitze besetzt, im Rücken endigt. Die weiße Mullschürze ist ziemlich groß, weit und oben in Fältchen in das Bündchen gefaßt. Das glatte Röckchen aus blauem Wollstoff schließt ein schwarzer Samtstreifen ab, oben tritt es in Reihfalten an das Mieder, das ihm angenäht ist. Das charakteristische Flügelhäubchen aus weißem Mull zieren Goldplättchen, außerdem vervollständigen plumpe Holzschuhe das reizvolle Kostüm, dessen Schnitt in 32, 34, 36 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig ist.

Abb. 548. Spitzenjacke mit angeschnittenen Ärmeln.

Spitzenjacke mit angeschnittenen Ärmeln. (Abb. 548.) Zur Ergänzung der Theater- oder Konzerttoilette gibt es wohl kaum etwas Eleganteres als eine Spitzenjacke, wie sie unsere Abb. 548 darstellt. Unerläßlich dazu ist allerdings stets ein eleganter heller Rock, während die gleichfalls helle Bluse ganz schlicht sein kann. Man fertigt diese Jacke sowohl aus Irishgipüre wie aus Spitzenstoff, ganz besonders schön aber wirkt sie, wie unsere Abbildung erkennen läßt, in der beliebten Bändchenspitzentechnik, die, allgemein bekannt, von den Damen immer wieder gern angewendet wird. Die lose, nur im Rücken leicht anliegende Jacke zeigt die Vorderteile unten abgerundet und den Schoß seitlich geschlitzt. Der glockige Halbärmel ist dem Jäckchen angeschnitten und gleichfalls geschlitzt. Der zur Anfertigung erforderliche Schnitt ist samt der Vorzeichnung (auf Glanzkattun) für 46 Zentimeter halber Oberweite für 4 Mark vorrätig.

Toilette für Gesellschaften grösseren Stils. (Abb. 549.) Für die „große" Gesellschaftstoilette gilt jetzt ein mäßiger Ausschnitt beinahe als unerläßlich. Wir finden ihn deshalb auch an unserem eleganten Gesellschaftskleide aus kreidefarbenem Tuch, dessen stumpfen Ton buntfarbig gestickte türkische Seidenborten beleben. Die vorn wie im Rücken viereckig ausgeschnittene Taille wird durch ein graziös drapiertes, vorn gekreuztes Fichu vervollständigt, das durch epauletteartige Teile ergänzt wird, die in Zipfeln verlaufen. Zwischen den Fichuteilen wird ein in tiefe Querfalten gelegter Brustteil aus weißem Tupfentüll sichtbar, der

Abb. 549. Toilette für Gesellschaften grösseren Stils.

Vier Maskenkostüme: Clown, Japanerin, Orientalin und Holländerin. (Abb. 544 bis 547.) Die Zeit der Karnevalsfreuden läßt sie alle wieder auferstehen, die lustigen und farbenprächtigen Gestalten, die jedes Jahr die Säle der Faschingsfestlichkeiten in buntem Durcheinander füllen! Für derartige Gelegenheiten sind unsere vier Maskenkostüme bestimmt, die sich sämtlich mit Hilfe der vorrätigen Schnitte auch im Hause anfertigen lassen. Der zu allerlei Schabernack aufgelegte Clown Abb. 544 kann sowohl von einem Herrn wie von einer Dame dargestellt werden, da sein Kostüm die Figur völlig verbirgt. Weit und sackig geschnitten, wird es am besten aus weißem Atlas gefertigt und durch große Pompons verziert. Die weiten Ärmel sind am Hand- wie am Fußgelenk unten eingereiht und zeigen den Rand mit einem krausen Volant besetzt. Den Hals umgibt eine steifgestärkte, dichtgetollte breite Musselinkrause, die Kopfbedeckung kann in einem winzigen Zylinder oder einer hohen spitzen Harlekinsmütze aus weißem Filz bestehen. Zu diesem Anzuge

544

545

546

547

Abb. 544 bis 547. Vier Maskenkostüme: Clown, Japanerin, Orientalin und Holländerin.

ist der Schnitt in 32, 36, 40, 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 75 Pfennig vorrätig. — Die schlitzäugige Tochter Japans Abb. 545 wird am besten durch eine zierliche Brünette verkörpert, stattliche Figuren eignen sich weniger dafür. Der schlafrockartige Kimono aus buntbedruckter Seide oder chinesischem Krepp hüllt, mäßig weit geschnitten, den Körper völlig ein und zeigt als Schmuck einen breiten einfarbigen Seidenstreifen, der die Vorderteilsränder besetzt. In Taillengegend hält der „Obi", eine sehr breite Schärpe, die im Rücken zu großer Schmetterlingsschleife gebunden wird, den Kimono zusammen. Der nach unten zu äußerst weite Ärmel ist dem Kimono angeschnitten und wie dieser mit einer einfarbigen Seidenblende besetzt, die den umgeschlagenen Ärmelrand deckt. Ein japanischer Fächer und leuchtende Chrysanthemen im kunstvoll frisierten Haar vervollständigen das hübsche Kostüm, dessen Schnitt in 48 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig erhältlich ist. — Nicht minder kleidsam ist das Gewand der Orientalin Abb. 546, das durch reiche Münzen- und Perlengehänge besonders reich wirken kann. Das blusenartige Hemd aus gestreiftem Mull ist am Halse leicht eingereiht und wird durch lange glatte Ärmel und ein kurzes Bolerojäckchen aus rotem Samt vervollständigt, das reiche Goldstickerei schmückt und Goldgrelots abschließen. Die weitfaltige Pluderhose besteht aus leuchtend gelbem Atlas, zu dem die hellblaue, in langen Enden herabfallende Seidenschärpe einen wirkungsvollen Gegensatz ergibt. Das Beinkleid ist bauschig und wird durch einen Gummizug über dem Knöchel anschließend erhalten. Der zur Anfertigung dieses reizvollen Kostüms erforderliche Schnitt ist in 44, 48 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig vorrätig. — Das reizende Kostüm der kleinen Holländerin Abb. 547 eignet sich am besten für rundliche pausbackige Mädel mit blondem Haar, an denen es seine Wirkung niemals verfehlen wird. Zur Herstellung der Bluse dient weißer Batist. Am Halse eingereiht, zeigt sie einen schmalen Umlegekragen und kurze volle Puffärmelchen. Das glatte schwarze Samtmieder schließt im Rücken; es kann nach Belieben durch ein aus schrägen Mullstreifen gefertigtes Fichu vervollständigt werden, das, mit Spitze besetzt, im Rücken endigt. Die weiße Mullschürze ist ziemlich groß, weit und oben in Fältchen in das Bündchen gefaßt. Das glatte Röckchen aus blauem Wollstoff schließt ein schwarzer Samtstreifen ab, oben tritt es in Reihfalten an das Mieder, das ihm angenäht ist. Das charakteristische Flügelhäubchen aus weißem Mull zieren Goldplättchen, außerdem vervollständigen plumpe Holzschuhe das reizvolle Kostüm, dessen Schnitt in 32, 34, 36 und 40 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig vorrätig ist.

Abb. 548. Spitzenjacke mit angeschnittenen Ärmeln.

Spitzenjacke mit angeschnittenen Ärmeln. (Abb. 548.) Zur Ergänzung der Theater- oder Konzerttoilette gibt es wohl kaum etwas Eleganteres als eine Spitzenjacke, wie sie unsere Abb. 548 darstellt. Unerläßlich dazu ist allerdings stets ein eleganter heller Rock, während die gleichfalls helle Bluse ganz schlicht sein kann. Man fertigt diese Jacke sowohl aus Irishgipüre wie aus Spitzenstoff, ganz besonders schön aber wirkt sie, wie unsere Abbildung erkennen läßt, in der beliebten Bändchenspitzentechnik, die, allgemein bekannt, von den Damen immer wieder gern angewendet wird. Die lose, nur im Rücken leicht anliegende Jacke zeigt die Vorderteile unten abgerundet und den Schoß seitlich geschlitzt. Der glockige Halbärmel ist dem Jäckchen angeschnitten und gleichfalls geschlitzt. Der zur Anfertigung erforderliche Schnitt ist samt der Vorzeichnung (auf Glanzkattun) für 46 Zentimeter halber Oberweite für 4 Mark vorrätig.

Toilette für Gesellschaften grösseren Stils. (Abb. 549.) Für die „große" Gesellschaftstoilette gilt jetzt ein mäßiger Ausschnitt beinahe als unerläßlich. Wir finden ihn deshalb auch an unserem eleganten Gesellschaftskleide aus kreidefarbenem Tuch, dessen stumpfen Ton buntfarbig gestickte türkische Seidenborten beleben. Die vorn wie im Rücken viereckig ausgeschnittene Taille wird durch ein graziös drapiertes, vorn gekreuztes Fichu vervollständigt, das durch epauletteartige Teile ergänzt wird, die in Zipfeln verlaufen. Zwischen den Fichuteilen wird ein in tiefe Querfalten gelegter Brustteil aus weißem Tupfentüll sichtbar, der

Abb. 549. Toilette für Gesellschaften grösseren Stils.

Abb. 550. Loses Morgenkleid aus gesteppter Seide.

sich in gleicher Anordnung im Rücken wiederholt. Der ziemlich enge Dreiviertelärmel, der in Querstufen den Arm umspannt, besteht gleichfalls aus Tüll. Von vornehmer Wirkung erweist sich hierzu der leicht schleppende Empirerock, der, schlank die Hüfte umspannend, etwas über die übliche Gürtellinie in die Höhe steigt und dadurch die Taille leicht verkürzt. Der Rock wird durch eine Tunika vervollständigt, die an der linken Seite auseinandertritt und oben durch Verschnürung zusammengehalten wird. Sein Schnitt ist in 44, 46, 48, 50 und 52 Zentimetern halber Oberweite für 80 Pfennig und der der Taille in 44, 46, 48, 50, 52 und 54 Zentimetern halber Oberweite für 70 Pfennig vorrätig. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 2,25 Meter, für den Rock 4,35 Meter.

Loses Morgenkleid aus gesteppter Seide. (Abb. 550.) Mit Vorliebe wird in dieser Saison das Morgenkleid für winterlich kalte Tage aus leicht wattiertem Seidensteppstoff hergestellt, der selbstverständlich eine möglichst einfache Form bedingt. Auch unser schönes Morgenkleid Abb. 550 ist aus rotem Seidensteppstoff gefertigt, dessen Garnitur in einer breiten, dunkler schattierten Libertyblende bestand. Im Rücken leicht anliegend, zeigt es die Vorderteile lose geschnitten und unter der Blende verdeckt geknöpft. Der Halsabschluß ist in Geishaform gehalten; der oben ziemlich glatte Ärmel erweitert sich nach der Hand zu und wird dort durch die Blende abgeschlossen. Eine große aufgesteppte Tasche erhöht noch die praktischen Vorzüge dieses eleganten, leicht schleppenden Morgengewandes, dessen Schnitt in 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark vorrätig ist. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4,75 bis 5,25 Meter.

Abb. 551. Reformkleid mit Jäckchen.

Reformkleid mit Jäckchen. (Abb. 551.) Den Anhängerinnen des Reformkleides bringen wir mit unserer Abbildung 551 eine geschmackvolle Vorlage. Das hübsche Modell war aus weichem dunkelgrünen Wollstoff gefertigt und mit gleichfarbigen Seidenblenden, etwas dunklerem Samt und einer creme Spitzenpasse ausgestattet. Den Oberkörper bekleidet ein geschlossenes Jäckchen, das, vorn wie im Rücken etwas über Taillenschluß abschneidend, mit eingesetzten Samtteilen gearbeitet ist. Mit ihnen stimmt die Samtblende, die, den runden Ausschnitt umrandend, zugleich die Spitzenpasse begrenzt, überein. Die Kontur der unteren Jäckchenkante betonen aus kleinen Stufen gebildete Seidenblenden, die sich als Besatz der langen Ärmelmanschette wiederholen, die den mit einem Samtaufschlag verzierten Puffärmel vervollständigt. Der leicht schleppende Rock fällt schlank und glatt herab und bleibt ohne jede Garnitur. Der Schnitt ist in 44, 48, 52 und 56 Zentimetern halber Oberweite für 1 Mark 25 Pfennig erhältlich. Stoffverbrauch bei 1,10 Metern Breite 4 bis 5 Meter.

Zwei moderne Ärmelformen. (Abb. 552 u. 553.) Wie unsere Abbildungen erkennen lassen, erscheinen die Ärmel vorherrschend in Falten abgenäht, die die verschiedensten Effekte hervorbringen. So zeigt unser nur für leichte Stoffe bestimmter Ärmel Abb. 552 eine Anordnung von dichten Querfalten, die von der nur leichtfaltigen Kugel ausgehend, sich ziemlich bis zum Handgelenk fortsetzen, das eine schmale Spitzenmanschette umschließt. Noch anmutiger wirkt der zweite, aus weicher Seide gefertigte Ärmel, der längs des Oberarmes in dichte Biesen abgenäht ist, die, zu beiden Seiten ausspringend, einen leichten Bausch bewirken. Unten ist der Ärmel mit in Form geschnittenen Tuchblenden besetzt.

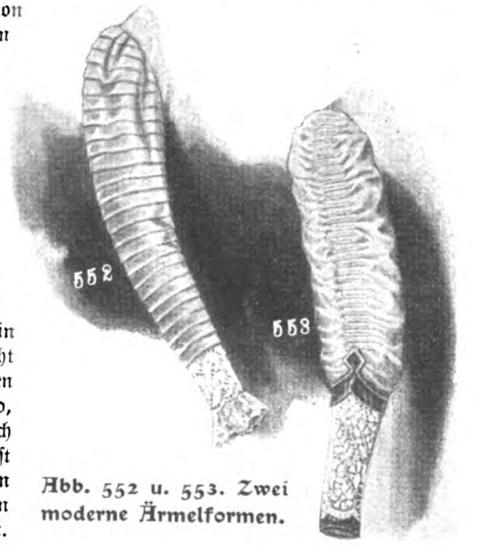


Abb. 552 u. 553. Zwei moderne Ärmelformen.

unter denen eine Spitzenmanschette hervorfällt. Die zur Anfertigung dieser modernen Ärmel erforderlichen Schnitte sind für 44, 48 und 52 Zentimeter halber Oberweite pro Stück für 30 Pfennig vorrätig.

Schnittmuster. Gut passende, mit Anleitung versehene Schnitte zur bequemen Selbstverfertigung sind zu den Modefiguren Nr. 544 bis 553 gegen Einsendung des Betrages von der Schnittabteilung der „Gartenlaube", Berlin SW., Zimmerstr. 36—41, zu beziehen. Für Taillen, Mäntel usw. ist das Oberweitenmaß erforderlich, das über dem stärksten Teil von Brust und Rücken zu nehmen ist, und für Röcke das Hüftenmaß, das 15 Zentimeter unterhalb der Taillenlinie gemessen wird. Es empfiehlt sich für die Schnitte Voreinsendung des Betrages durch Postanweisung (Porto bis 5 Mark 10 Pfennig) und Bestellung auf dem Postabschnitt, da häufig Briefe verloren gehen und durch Nachnahme erhöhte Portokosten erwachsen.

Winterarbeiten im Hausgarten.

Von Max Hesdörffer.

Der Winterschutz zarter Pflanzen ist eine der wichtigsten Arbeiten. Nach dem letzten ungewöhnlich strengen Winter von 1879—80, ist man bestrebt gewesen, nur noch das anzupflanzen, was schutzlos oder doch unter leichter Decke dem deutschen Winter standhält. Unsere empfindlichsten Gartenpflanzen sind immer noch die Rosen, obschon die Gärtner erfolgreich bemüht sind, möglichst winterharte Sorten zu züchten. Als Schutz genügt für niedere Buschrosen vor Eintritt ernstlicher Fröste ein starkes Behäufeln des Wurzelhalses mit der umgebenden Erde. Was aus diesem die Pflanze am Grunde umgebenden Erdhügel hervorsieht, darf ruhig erfrieren, da die Rose im Frühling doch einen mehr oder weniger kräftigen Rückschnitt erfordert. Hochstammrosen werden in vorsichtiger Weise vom Pfahl losgebunden, auf den Boden niedergelegt und hier mit einem Holzhaken festgehalten, worauf man dann die Krone mit Asche oder mit Sand bedeckt. Alte, stark verholzte, also nicht mehr biegsame Stämme werden nicht auf diese Weise geschützt, sondern nach dem Laubfall sorgfältig mit Fichtenzweigen eingebunden. Stroh sollte zu diesem Zwecke nicht verwendet werden, da es die Mäuse anlockt, die sich bei strenger Winterkälte dann in die Kronen einnisten und diese durch Abnagen der Knospen ruinieren.

Bei immergrünen Gartensträuchern, namentlich bei den neuerdings so beliebten Alpenrosen, genügt als Winterschutz, wenn man sich auf Anpflanzung der harten Sorten beschränkt, eine tüchtige Bodendecke aus Laub, die das Ausfrieren der Wurzelballen verhindert. Denn die meisten Alpenrosen, die sich im Frühjahr als abgetötet herausstellen, sind nicht erfroren, sondern vertrocknet, weil die scharfe Winterluft der immergrünen Belaubung das Wasser entzogen hat, das infolge des Durchfrierens der Ballen von den Wurzeln nicht ersetzt werden konnte. Auch frostempfindliche Stauden, ganz besonders Alpenpflanzen, werden am besten mit trockenen Blättern der Waldfarne oder mit dünnen Fichtenzweigen zugedeckt. Die in Liebhaberkreisen verbreitete Ansicht, daß Alpenpflanzen strengstem Frost gewachsen seien, ist nicht stichhaltig. Im Hochgebirge bietet die Natur durch die nie fehlende Schneedecke diesen Pflänzchen den besten und wirksamsten Schutz, während in der Ebene nur selten mit dieser Naturdecke gerechnet werden kann.

Folgt auf Frost plötzlich Tauwetter, dann ist es notwendig, sich nach den im Herbst gepflanzten Blumenpflanzen auf den Frühlingsbeeten sowie nach den Erdbeer- und Gemüseanpflanzungen im Nutzgarten umzusehen. Diese, die oft bei Eintritt des Winters noch nicht genügend festgewurzelt sind, werden nicht selten durch den Frost aus dem Boden gehoben und müssen dann umkommen, wenn wir uns ihrer nicht gleich nach Eintritt warmer Witterung annehmen, sie wieder festdrücken oder, falls erforderlich, frisch pflanzen. Nach solchem Witterungsumschlag ist es auch erforderlich, die Bedeckungen von frostempfindlichen Pflanzen zu lüften, unter Umständen ganz abzunehmen. Das Deckmaterial ist aber bereit zu halten, um bei Erfordernis wieder rechtzeitig aufgelegt werden zu können.

Eine wichtige Winterarbeit ist auch das Schneiden der Blütensträucher des Ziergartens und der Obstbäume. Diese Arbeit wird stets nur im Winter ausgeführt, und zwar am besten bei klarem, sonnigem Wetter. Im Ziergarten ist dabei folgendes zu beachten: Alle jene Blütensträucher, die, ihrer Natur entsprechend, schon im Herbste vor dem Laubfalle die Blütenknospen für den nächstjährigen Flor ausgebildet haben, wie z. B. Flieder, Zierapfel, -pflaumen und -pfirsiche, Spiersträucher, Magnolien, Forsythien und andere, sollten nie im Winter, sondern immer erst im vorgeschrittenen Frühling, nach Beendigung des Flors, zurückgeschnitten werden, falls dies erforderlich ist. Durch den im Winter falsch gehandhabten Schnitt dieser Gehölze geht regelmäßig der kommende Flor verloren, und wahre Prachtsträucher gelangen niemals zur Entfaltung ihrer natürlichen Blütenfülle. Wenn schon bei der Anlage des Gartens da, wo Aussichten und Durchblicke bleiben sollen, nur Gehölze angepflanzt wurden, die von Natur aus niedrig bleiben und man so weit pflanzte, daß jeder Strauch seine naturgemäße Entwicklung erlangen kann, dann beschränke sich der jährliche Schnitt nur auf das Entfernen trockenen und zu alten Holzes zugunsten des jüngeren Nachwuchses und auf das Auslichten zu dichter Partien. An den Zweigspitzen wird dann wenig oder gar nicht geschnitten. Ähnlich ist es bei den Obstbäumen, bei denen in vielen Gärten alljährlich das beste Fruchtholz dem unsachgemäßen Schnitte zum Opfer fällt. Ältere Obstbäume mit normal entwickelter, gut verzweigter Krone bedürfen keines regelmäßigen Schnittes mehr, bei ihnen werden die Kronen nur in vorsichtiger Weise ausgelichtet, im Innern der Krone entstandene Wasserschosse entfernt, ebenso zu tief gehende und sonst ungünstig gestellte Äste. Der Schnitt spielt bei der Winterpflege der Obstbäume die allergeringste Rolle; wichtiger sind Rindenpflege und Schädlingsbekämpfung. Bei alten Bäumen mit rissiger, flechtenbewachsener Rinde ist es wichtig, Moos, Flechten und abgestorbene Rindenschichten von Stamm und Hauptästen mit einem eisernen Instrumente, der sogenannten Baumscharre, vorsichtig so abzukratzen, daß die lebenden Gewebe nicht verletzt werden. Daneben muß man ein wachsames Auge auf die Winternester des Goldafters, auf die Eierringe des Ringelspinners und auf die an den Bäumen überwinternden Raupen und Puppen haben, die sorgfältig abzusuchen und zu verbrennen sind. Hoch in den Kronen an den Zweigspitzen sitzende Raupennester werden am einfachsten mit einer an langer Stange befestigten sogenannten Raupenfackel abgebrannt. Der Winter ist auch die beste Zeit zum Düngen der Obstbäume mit Kali, einem Düngesalz, das möglichst auf den Schnee ausgestreut wird, auf dem es sich löst, so daß es bei Tauwetter mit dem Schmelzwasser in den Boden eindringt.

Auch die Winterpflege des Gartenrasens ist von Wichtigkeit. Im Spätherbst soll der Gartenrasen noch ein letztes Mal geschnitten werden, damit er ganz kurz in den Winter kommt. Bei Frostwetter ist dann die beste Zeit zu der bei Rasenflächen üblichen sogenannten Kopfdüngung. Wenn man Kunstdünger vermeiden will, durch dessen unvorsichtige Anwendung viel Schaden entstehen kann, so gebe man alljährlich Kompost. Er wird bei Frost leicht über den kurzen Rasenteppich ausgebreitet und bleibt hier zugleich als Schutzdecke gegen Barfrost liegen. Im Frühling harkt man dann die ganze Rasenfläche ab, wobei die noch nicht zerfallenen groben Dungteile entfernt werden, und bald wird das Gras in saftigstem Grün sprießen. Steht Kompost nicht zur Ver-

fugung, so warte man mit der Düngung bis zum Frühling und gebe dann einen stickstoffreichen, konzentrierten oder Kunstdünger. In Frage kommen Peruguano oder Chilesalpeter. Beide muß man vor dem Ausstreuen mit den Händen zu einem feinen Pulver zerreiben und möglichst bei trübem Wetter geben. Kommt auch nur ein Salpeterstück von Walnusgröße auf die Rasenfläche, so kann dadurch unter Umständen ein etwa Quadratmeter großes Rasenstück vollständig ausbrennen.

Der beste und handlichste Gartendünger bleibt immer der Kompost. An einer abgelegenen Gartenstelle, etwa im Innern einer größeren Gehölzegruppe, sollte er zubereitet werden. Die Grundlage der hier herzurichtenden Komposthaufen bilden alle Gartenabfälle, also das Fallaub des Herbstes, das mit der Maschine geschnittene Gras, das als Viehfutter wertlos ist, die ausgejäteten Unkräuter usw. In kalkarmem Boden setze man diesen Abfällen etwas Kalkstaub zu und da, wo Kleintiere gehalten werden, auch den Dünger von diesen. Speziell der Geflügeldung ist es, der den Kompost wertvoll macht. Der alljährlich auf diese Weise angesetzte Haufen wird im Winter bei Frost zwei- bis dreimal durchgearbeitet, um dann im Sommer und Herbst des nächsten Jahres als Dünger Verwendung zu finden.

Schnurrige Sammlungen.

Plauderei von Erna Bruck.

Wer den Mut und die Ausdauer hätte, eine Geschichte der menschlichen Torheiten zu schreiben, der müßte ein großes und umfangreiches Kapitel seines Buches jener Leidenschaft widmen, die bei groß und klein, arm und reich, Mann und Weib gleichermaßen ihre Vertreter hat, nämlich der Sammelwut.

Sie ist die teils traurige, teils belustigende Kehrseite einer großen, schönen Passion, des Sammeleifers, von dem sie ein wunderliches Zerrbild gibt. Dort Menschen, die aus Liebe zur Sache, mit Kunst und Verständnis auf irgendeinem Spezialgebiet zu Sammlern geworden sind und in dem planmäßigen, oft große Opfer erforderndem Zusammentragen gleichartiger, seltener, vielleicht kostbarer Dinge nicht nur die eigene Passion befriedigen, sondern oft, bewußt oder unbewußt, auch eine kulturhistorische oder künstlerische Mission erfüllen, wie so manche, später Allgemein gut gewordene Privatsammlung wertvoller Gemälde, Bronzen, Münzen und hundert anderer Dinge mehr bezeugt. Hier solche, die nur das Zusammenraffen und Mehren an sich ergötzt, die das Sammelobjekt selbst entweder gar nicht, oder nur, wenn es möglichst bizarr und seltsam ist, interessiert. Und wieder andere, die aus „Geschäftssinn" sammeln! Die echte Rembrandts oder alte Majoliken auf Lager legen, wie man etwa Grundstücke ankauft und festlegt, bis die Jahre den Preis erhöhen, oder „die Konjunktur" günstig geworden ist.

Oder „Wohltätigkeitssammler", die auf jedes Zigarrenspitzchen ihrer Freunde und Bekannten, auf alte Tuchfetzen und Kerzenendchen, Paketknebel und Drahtstifte Jagd machen, um ihrem „Verein" strahlend die Sammlung übergeben zu können, aus deren Erlös dann Unterhöschen für kleine Negerbuben oder andere unentbehrliche Kleidungsstücke beschafft werden. Auch viel „Mitläufer" gibt es unter den Sammlern, denn die Sammelwut wirkt ansteckend wie so manche andere Leidenschaft auch. Viele, die eine Zeitlang mit wahrem Feuereifer sich auf das Sammeln warfen, verloren plötzlich oder auch allmählich wieder das Interesse daran. Vielen von uns ist es so gegangen, besonders in der Jugend.

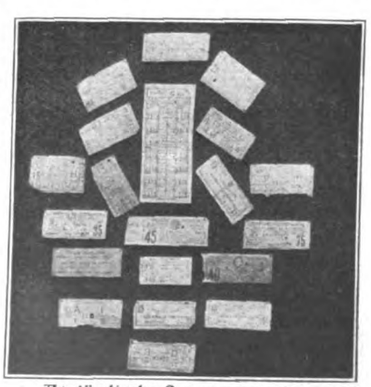
Sammlung von Tischkarten.

Zwei Seiten aus dem Buch der „Erinnerungsflicken".

Und nun noch die letzte der Sammlergruppen, die liebenswürdigste und harmloseste von allen: die Erinnerungssammler! Nur von ihnen soll hier die Rede sein. Nicht das Sammelobjekt selbst, sondern die Gelegenheit, bei der es gesammelt wurde, und an die es erinnern soll, ist ihnen das Wichtige. Es genügt ihnen nicht, sich abstrakt irgendeine verflossene Reise, eine Gesellschaft, eine Eisenbahnfahrt ins Gedächtnis zurückzurufen, sondern sie wollen ein handgreifliches Zeichen dafür, daß sie das alles gehört, gesehen, erlebt haben. Und wenn es nichts weiter als ein Pferdebahnschein oder eine Ansichtskarte wäre.

Freilich, auch diese Gemütsmenschen können unter Umständen gefährlich werden mit ihrer Sammelwut. Besonders wenn sie auf „Raritäten" verfallen und unterwegs nichts, was ihnen in Museen und Gedächtnisstätten gezeigt wird, davor sicher ist, mit dem Taschenmesser heimlich angeschnitzelt zu werden. Die Engländer sind in dieser Beziehung besonders gefürchtet, haben sie es doch fertig gebracht, nicht ein-, sondern mehrmal den Wandbewurf abzutragen, der die Spuren von Luthers nach dem Teufel geworfenen Tintenfaß trug, und das rührende kleine Mozartspinett in Salzburg allmählich förmlich zu verfäbeln, der „Andenkensplitter" wegen, die einer nach dem andern nach Old England mitnahm.

Das ist natürlich Barbarismus schlimmster Art, der nicht scharf genug zu verurteilen ist. Die Mehrzahl der gemütvollen Sammler tritt aber keinem zu nahe mit der Befriedigung ihrer Leidenschaft, wenn sie oft auch seltsame Blüten treibt. Schnurrige Erinnerungssammlungen gibt's auf der Welt, Sammlungen, von denen die des alten Scharfrichters Deibler, die aus Mänteln und Kleidern zum Tode Verurteilter bestand, vielleicht lange nicht die seltsamste war. Auch unsere Bilder geben eine reiche Illustrierung dieses Kapitels und beweisen nicht nur, welch „unbegrenzte Möglichkeiten" das tägliche Leben der Betätigung des Sammeltriebes bietet, sondern auch bis zu welcher Stumpfsinnigkeit dieser Trieb sich verirren kann. Da ist z. B. eine



Ausländische Strassenbahnvignette.

sinnige junge Dame auf die Idee gekommen, sich ein Sammelbuch mit den Stoffproben sämtlicher bisher getragener Kleider, Jacken und Blusen anzulegen. Nicht etwa, um einen knappen Überblick über die Entwicklung der modernen Stoffmanufaktur oder den Wechsel der Mode auch im Gewebe zu geben — o nein, sondern um durch das Gewand auch die in ihm verlebten Stunden wieder heraufzubeschwören. Und wo ihr die Formel nicht stark genug erscheint, fügt sie gleichsam ein Stichwort hinzu: „Stahlblaue Blouse eigner Benennung. Martchen weggenommen und Ostern 04 machen laßen. Mit Otto im Teater drin gewesen. Rigoletto" — steht neben dem ersten größeren Lappen. Was kann man sich nicht alles dabei denken! Ein ganzer Roman liegt in den paar dürftigen Worten. Und zugleich eine prächtige Charakteristik der neckisch veranlagten, jugendlich naiven, mit der Orthographie nicht immer ganz einigen, verliebten Sammlerin, die weiter unten, neben einer bedruckten Musselinprobe, die lakonische Bemerkung macht „. . . nichts drin erlebt!" — Ein vernichtenderes Urteil kann über ein Kleid, und sei es das schönste, nicht gefällt werden.

„Erinnerungssammlungen" in diesem naiven Sinne sind auch fast alle die andern, die unsere Bilder wiedergeben; sie unterscheiden sich nur nach dem Grad der — Harmlosigkeit. Daß ein junges Mädchen oder eine gefeierte „Salondame" sich z. B. die oft an sich schon sehr hübschen „Tischkarten" sorgsam aufbewahrt, um sich an ihrer Hand am Ende der Saison noch einmal all die Stunden des Frohsinns und festlichen Glanzes, all das Hangen und Bangen heimlicher Liebe und die stolzen Triumphe sieghafter Schönheit ins Gedächtnis zurückrufen zu können, ist ohne weiteres verständlich. Weniger einwandfrei ist die kindliche Kollektion ausländischer Straßenbahnscheine. Man sollte meinen, es gäbe von einer Reise ins Ausland Besseres, Wertvolleres und Charakteristischeres mitzubringen als eine Handvoll bedruckter Papierblättchen, die sich eben nur durch die Aufschrift von unsern heimischen Fahrscheinen unterscheiden.

Noch weit bedenklicher aber ist der von einer 23jährigen Dame aufgehäufte Stanniolberg, dessen Grundstein, wie sie mit etwas unverständlichem Stolz versichert, am Tage der Einsegnung gelegt wurde, und der „nur von selbstgegessenen Schokoladen und Konfitüren" herstammt. Zu bewundern ist an der Sache nur der — Magen der jungen Dame, der mit den 1365 süßen Einzelposten anstandslos fertig wurde und wahrscheinlich „unentwegt" weiterfuttert, um den Rekord auf diesem Sammelgebiete zu schlagen.

185 Sektpfropfen mit Erinnerungsinschriften.

Aus einer trunkfrohen und festen Familie stammt die Sammlung der 185 Sektpfropfen, die alle irgendeinem „freudigen Familienereignis" zu Ehren geflogen sind. Für Antialkoholiker ein betrüblicher Anblick, trotzdem die beiden Damen so gutgelaunt bei der 186. Flasche sitzen.

„Auf Reisen in Restaurants gesammelt:" 157 verschiedene Bierfilze! Der glückliche Besitzer verrät nicht, ob mit oder ohne Einwilligung der betreffenden Wirte! — Also eine weitere Liebhaberkollektion, die ihren Herrn unter Umständen mit dem Strafgesetzbuch in Kollision bringen könnte. Denn Bierfilze sind im allgemeinen nicht dazu da, um eingesteckt und als „Andenken" mit fortgenommen zu werden. Ebenso wenig wie anderes „bewegliches Eigentum".

Die Siegessäule aus Zündholzschachteln und abgebrannten Streichhölzern.

1365 Stanniolhüllen von lauter selbstgegessener Schokolade.

Die alte Dame, — ich möchte wetten, daß es ein altes Fräulein ist — die 26 Jahre hindurch von jedem größeren und kleineren Paket, das ihr der Postbote ins Haus brachte, ein spannlanges Stückchen der Verschnürung beiseite legte, darf beruhigt sein: ihr Sammeltrieb bringt sie mit der Polizei nicht in Konflikt. Gradezu rührend wirkt das Stilleben dieses Körbchens voll „Erinnerungsstrippen" neben dem altmodischen Teller mit den drei sechsunddreißigjährigen Zitronen, die, einst saftstrotzend und glänzend — nun vertrocknet und hutzelig, der alternden Sammlerin vielleicht die Vergänglichkeit alles Schönen vor Augen führen sollen.

Zwischen ihr und dem jungen Philosophen in der Dachkammer, der sich aus 224 leeren Streichholzschachteln und 13085 abgebrannten Streichhölzchen eine „Siegessäule" baut, besteht entschieden eine gewisse Gemeinschaft des Empfindens und Denkens. Bescheidene, beschauliche Gemüter alle beide, die ihre Freude am Kleinen haben. Wie manche Abendstunde mag der junge Sammler an dem grob gezimmerten Holztisch seines mehr als bescheiden ausgestatteten Stübchens gesessen und geduldig an seiner „Viktoria" herumgebastelt haben mit den für solch kniffliches Schaffen fast zu verarbeiteten, derben Händen. Und unmerklich erfüllte das an sich sinnlos erscheinende Streichholzsammeln hier noch die treue Mission: den „Einschichtigen" durch eine lustige Beschäftigung an sein Stübchen zu fesseln, ihn vor dem Wirtshaus, vor schlechter Gesellschaft und Geldausgaben zu bewahren.

„Erinnerungsstrippen" und drei 36jährige Zitronen.

Den einen Vorzug haben überhaupt all die eben erwähnten, mehr als harmlosen Sammlungen gemein: sie verursachen keine Kosten. Etwas, das man andern, auch nicht eben geistvollen Kollektionen durchaus nicht immer nachrühmen kann. Wenn man daran denkt, daß einer der Pariser Rothschilds, Besitzer der größten Flohsammlung der Welt, für einen einzigen dieser Quälgeister — allerdings das Prachtexemplar einer seltenen Sorte — sage und schreibe 20000 Frank bezahlt hat, und daß ein junger Gutsbesitzer es sich große Summen kosten ließ,

die getragenen Schuhe bekannter Schauspielerinnen zu sammeln, so betrachtet man mit einem gewissen Wohlwollen unsre Abbildungen naiver Sammlungen, die sich übrigens ins Endlose vermehren ließen. Denn es gibt von Stahlfedern, Bleistiftendchen und Zigarrenstummeln bis zu seltsam geformten Baumwurzeln und Menschenzähnen eigentlich kaum etwas, das nicht irgend jemand zu irgend einer Zeit seines Lebens zum „Sammeln" reizte.

Am verbreitetsten ist die Sammelmanie unter der Jugend. So manche Unaufmerksamkeit in der Stunde, so manche schlechte Zensur am Quartalsschluß ist auf ihr Konto zu schreiben, denn sie absorbiert die Gedanken und das Interesse des Schülers. Und eine Generation vererbt sie der andern — nur, daß die Sammelobjekte wechseln. Vor dreißig Jahren sammelten wir Aufklebe- und Abziehbildchen oder „Hauchblättchen" — unendlich feine Gelatineblättchen, die sich durch den warmen Hauch des Mundes zusammenrollen und wieder glätten ließen — und heute wird von unserer Jugend mit Stollwerck- und Liebigbildern der gleiche schwunghafte Tauschhandel betrieben. Und nach uns werden neue Generationen neue Dinge sammeln, mit derselben Hingabe und Leidenschaft und mit derselben Befriedigung. Es scheint eben, daß der Sammeltrieb tief in der menschlichen Natur begründet ist.

Gesammelte Bierfilze.

Die Röntgenschwester.

Von Ada Menz.

Seit zwölf Jahren finden die Röntgenstrahlen Anwendung in der Medizin, und seit dieser Zeit widmen sich auch Damen diesem Gebiete. Aber erst jetzt hat sich nach und nach der selbständige Beruf der Röntgenschwester herausgebildet.

Die Röntgenschwester muß in der Regel Schwesterntracht anlegen, hat mit der Krankenpflege selbst aber nichts zu tun, sondern ist lediglich photographisch tätig.

Die Vorbedingung ihrer Ausbildung ist gewöhnlich die Absolvierung der 1. Klasse einer höheren Töchterschule und Vollendung des 18. Lebensjahres. Keinesfalls ist es ratsam, sich vorher dem Berufe zu widmen. Der Kursus dauert in der Regel drei bis sechs Monate, die zur Ausbildung völlig genügen, und umfaßt: 1. Überblick über die Anatomie, soweit deren Kenntnis für Röntgenzwecke in Betracht kommt. 2. Elektrizitätslehre und Physik, Röntgenologie, photographisches Positiv- und Negativverfahren, zuweilen auch Mikrophotographie.

Die Tätigkeit der Röntgenschwester besteht in Hilfeleistungen bei der Lagerung der Patienten, im Einstellen der Blende, Prüfung der Röhre, der Aufnahme selbst (Berechnung der Qualität der Röhre und der Expositionszeit, richtiger Lagerung von Platte und Patient), Fertigstellen der photographischen Platte und des Positivs. Diagnosen stellt nur der Arzt, jedoch liegt es im eigenen Interesse der Schwester, sich über das, was sie auf der Platte sieht, völlig klare Vorstellungen zu machen. Dazu hilft ihr der anatomische Unterricht. Ebenso ermöglichen die in den Physikstunden gewonnenen Kenntnisse der physikalischen Vorgänge und die genaue Kenntnis der Beschaffenheit und Handhabung des Instrumentariums ein bewußtes Arbeiten mit den Strahlen selbst. Das Photographieren mikroskopischer Präparate wird seltener verlangt. Dagegen ist die Beherrschung einer Schnellschrift zum Nachschreiben von Vorträgen und bei der einfachen Buchführung häufig sehr von Nutzen. Zu empfehlen ist ferner die Absolvierung eines Samariter- oder Verbandskursus, wie er z. B. auf den Berliner Unfallstationen erteilt wird, der in der Regel drei bis sechs Wochen dauert. Denn bei kleineren Instituten, in denen Röntgenaufnahmen nur selten vorkommen, versieht häufig die Röntgenschwester gleichzeitig den Dienst der Operationsschwester. Die vorher erfolgte Absolvierung des Samariterkursus ist beim Engagement an solchen Heilstätten häufig Vorbedingung. Auch sonst ist dieser Kursus der Röntgenschwester zu empfehlen. Schon weil er ihr eine gewisse Abhärtung gegen den Anblick schwerer Verletzungen verleiht.

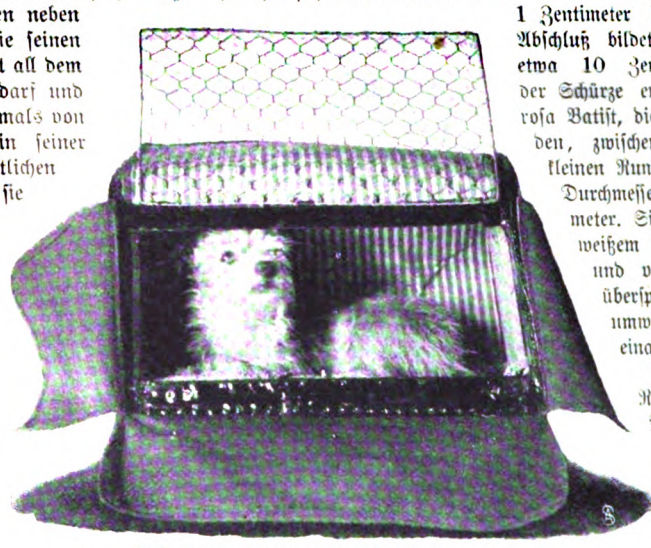
Neben der Aufnahmetechnik muß die Schwester mit den Vorschriften bei der therapeutischen Behandlung durchaus vertraut sein. Das Registrieren von Platten (über jede einzelne Aufnahme wird Buch geführt), die Instandhaltung des Aufnahmezimmers, der Dunkelkammer und des Positivraumes gehört ebenfalls in ihren Pflichtenkreis. Für gröbere Arbeiten, wie Aufscheuern, Metallputzen u. dgl., wird meist ein Wärter gestellt. Die Dienstzeit beträgt in der Regel neun Stunden, vormittags von 8 bis 1 Uhr, nachmittags von 4 bis 8 Uhr. Leicht ist dieser Dienst nicht, da er große Anforderungen an Kräfte und Gesundheit der Assistentin stellt.

In der Kindheit des Röntgenverfahrens ist es vorgekommen, daß vor allem Ärzte unter der Unkenntnis der Gesamterscheinungen und Einflüsse der Röntgenstrahlen schwer haben leiden müssen. Verbrennungen, Verlust der Haare und Augenbrauen, Augenentzündungen stellten eine Zeitlang den Wert der großartigen Erfindung in Frage. Infolge des fast unbeschränkten Durchdringungsvermögens der Strahlen schien anfänglich ein Schutz gegen ihre erst nach einer gewissen Zeit auftretenden schweren Folgen ausgeschlossen. In neuerer Zeit aber bestrebte man sich, unter den am wenigsten durchlässigen Metallen ein Material zu finden, dessen Moleküle möglichst dicht und gegen die Röntgenstrahlen undurchlässig sind. Man fand es im Blei, das sich überdies vorzüglich zur Verarbeitung eignet. Arzt und Assistentin arbeiten heute in Bleischutzhäusern, ausgerüstet mit Bleimänteln und -schürzen, Bleihandschuhen und Bleiglasbrillen, Schutzmittel, die jedes Krankenhaus oder Privatinstitut seinen Angestellten zu liefern verpflichtet ist. Häufig ist auch die Röhre selbst in einem mit Bleifolie versehenen Kasten untergebracht, dessen schmale Blendenöffnung nur den Austritt des zu verwendenden Normalstrahls gestattet. Durch diese Vorsichtsmaßregeln wird der achtsam mit dem Röntgenlicht Arbeitende nun vor jedem gesundheitlichen Schaden bewahrt. Die Aussichten in dem Beruf der Röntgenassistentin sind vorläufig günstig. Die Damen erhalten in der Regel ein monatliches Anfangsgehalt von 30—50 Mark, bei freier Station und Wäsche. Wenn das Tragen von Schwesterntracht vorgeschrieben ist, liefert auch diese meist das Institut. Gewöhnlich steht der Assistentin ein eigenes Zimmer zur Verfügung, die Mahlzeiten nimmt sie mit dem übrigen Schwesternpersonal gemeinsam ein. Sie untersteht nicht der Oberin, sondern dem Leiter der Röntgenabteilung oder der Anstalt.

Ratgeber für jedermann

Tierpflege.

Wie Hunde reisen. „Don José" ist der Abgott seiner Herrin. Ohne ihn fährt sie zu keinem Five o'clock, ohne ihn besteigt sie kein Auto. Sie könnte nicht einschlafen, wüßte sie ihn anderswo als in seinem warmen Körbchen neben ihrem Lager. Sie ißt nicht eher, bis sie seinen kleinen gemalten Teller eigenhändig mit all dem gefüllt hat, was „Don José" essen darf und — mag. Madame trennt sich nie, niemals von ihrem „Don José", der übrigens in seiner Zierlichkeit so gar nicht an den stattlichen Carmenhelden erinnert! Und so hat sie natürlich auch die vortrefflichsten Vorbereitungen getroffen und treffen lassen, damit ihr Liebling nicht in das von ihr (nicht von ihm!) gehaßte Hundecoupé braucht, sondern, wie er alles mit ihr teilt, auch an den Bequemlichkeiten der D-Zugwagen teilnimmt. „Don José" liegt, wie aus unserem Bilde zu ersehen ist, auf dem Boden einer rötlichen Segeltuch-Reisetasche allgemein üblichen Formats. Die Maße sind: etwa 44 Zentimeter Länge zu 32 Zentimetern Breite und 28 Zentimetern Höhe. Die Tasche sieht wie ein Juwelenkösserchen aus, ihrer schatullenartigen Form halber, und wird auch allgemein dafür gehalten. Unsere Abbildung zeigt deutlich die innere Einrichtung der Tasche: die eine der beiden Längswände besteht nicht aus Lederpappe wie der Rest der Tasche, sondern aus einem sehr weitmaschigen Drahtnetz, das sich in eisernem Rahmen bewegen läßt. Sobald es herabgeklappt ist, legen sich die vier Stoffteile verhüllend übereinander und werden mit wenigen praktisch angebrachten Druckknöpfen geschlossen. Bei Antritt einer Reise begibt sich der Globetrotter „Don José" mit Abschiedsgebell in sein Coupéchen, das Gitter fällt, die Stoffvorhänge verdecken ihn. Niemand ahnt den wahren Schatzinhalt der Tasche, die die Besitzerin „Don José's" nicht aus der Hand gibt. Im Wagenabteil werden — wenn die Umstände, das heißt, die Mitreisenden und der Schaffner es erlauben — die Stoffbahnen auseinandergeschlagen, und der Liebling erhält Aussicht und frische Luft. Die Stoffklappen sind an sich so luftdurchlässig an den Ecken, daß es „Don José" nichts schadet, wenn der Behälter lange Stunden hindurch „Tasche" bleiben muß. Sein Hundeverstand läßt ihn aus der Not eine Tugend machen, läßt ihn schlafen und immer schlafen bis zur Riviera, an die er mit seiner Herrin nun schon zum sechsten Male in seinem Kösserchen reist. Und die übrigen Bedürfnisse, denen selbst die besterzogenen Hunde unterworfen sind? Nun, zur Mahlzeit im Wartesaal oder Hotel trägt ihn seine Herrin eben in der Tasche hin und — anderswo hin auch.



Wie Hunde reisen: „Don José's" Reisecoupé.

Handarbeit.

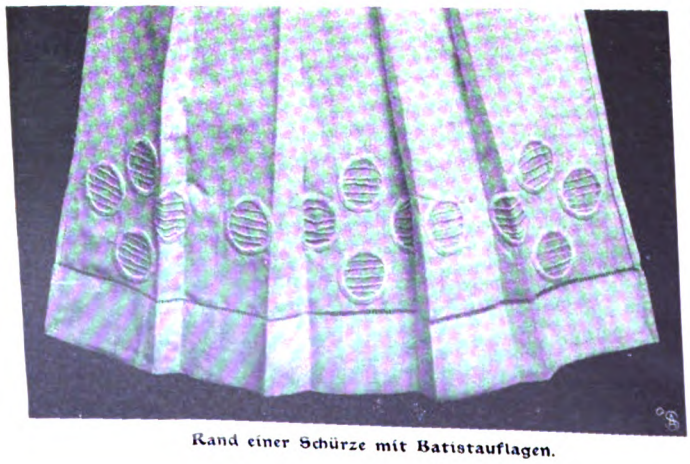
Schürze mit Batistauflagen. Unsere untenstehende Abbildung stellt den unteren Rand einer Schürze aus feinem cremefarbenen Batist dar. Die Seiten und die obere Naht schmückt ein 1 Zentimeter breiter Hohlsaum, den unteren Abschluß bildet ein breiterer Hohlsaum von etwa 10 Zentimetern. Den Hauptschmuck der Schürze ergeben kreisrunde Auflagen aus rosa Batist, die in Vierergruppen vereinigt wurden, zwischen denen wieder je eine dieser kleinen Rundformen eingeschaltet wird. Der Durchmesser der Auflagen beträgt 5 Zentimeter. Sie werden mittels Langettenstichs in weißem Glanzgarn der Schürze aufgeheftet und von je fünf quer ezogenen Fäden überspannt, die man fest mit Glanzgarn umwickelt hat. Die Schürze ist in vier einander begegnende Plisséfalten gelegt.

Eleganter Pompadour. Ein Rest weißer Taft gab das elegante Material für den Futterbeutel des Pompadours, das durch die Lücken der wirkungsvollen Häkelarbeit, die es bedeckte, zart hindurchschimmerte. Diese Häkelarbeit war in der bekannten irländischen Technik ausgeführt. Eine Rüsche aus weißem Seidenchiffon und gehäkelte Hängeblüten ergaben eine elegante Ergänzung.

Erziehungsfragen.

Eine neue Erziehungsmethode? Der altbewährten Jugenderziehung nach Fröbel ersteht eine Konkurrentin, allerdings vorerst noch in der Theorie: Ein Washingtoner Professor ist es, der als Reformator erscheint und dafür plädiert, daß sich zu der Erziehungsweise, wie sie bis nun üblich war, eine größere Ausbildung der sinnlichen Wahrnehmungsorgane gesellt. Professor Gates, dies der Name des amerikanischen Pädagogen, geht dabei von der Erkenntnis aus, daß man für die systematische Schulung der Sinne im

Pompadour in frischer Häkelarbeit.



Rand einer Schürze mit Batistauflagen.

Verein mit einer geregelten Übung des Gehörs der Kinder bisher wenig getan und daß dieses Ziel auf mannigfache Weise zu erreichen sei. Unter anderem durch Vorzeigen farbiger Fleckchen, die auf die zartesten Nuancen abgestimmt sind, um das Sehvermögen zu schärfen; durch Sonometer und Audiometer, um die Schärfe des Gehörs nachzuprüfen; durch Instrumente, die die Muskelkräfte registrieren, und durch besondere Spielzeuge, die die Kinder zu raschem, logischem Denken erziehen sollen. Alle diese Scherze sollen im Alter von 2—3 Jahren einsetzen und bis zum achten Jahre fortgeführt werden. In Amerika bringt man dieser Theorie lebhaftes Interesse entgegen. Ob sie jedoch in Europa jemals aus der Theorie in die Praxis übersetzt werden wird, ist mehr als zweifelhaft. Das Alter, für das Professor Gates seine Methode bestimmt, ist ein so unendlich schonungbedürftiges, das Nervensystem der jungen Wesen in diesen ersten Lebensjahren ein so empfindsames Instrument, daß alle Versuche jener Art nur auf eine Vergewaltigung der einzelnen Organe hinauslaufen, die über kurz oder lang zu einem Versagen, wenn nicht zum Zusammenbruch der Kräfte führen müssen und auch führen. Die rationelle körperliche und geistige Entwicklung eines Kindes ist nur möglich, wenn Geist und Körper nicht zu Anstrengungen gezwungen werden, die sie natürlicherweise nicht leisten können. Begnügen wir uns also weiterhin mit unseren Dummchen und überlassen wir Amerika seine „Wunder der Dressur".

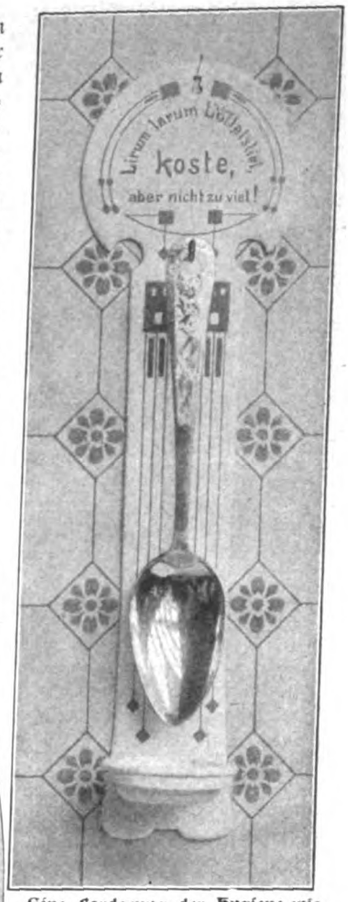
Hauswirtschaft.

Neue Küchen- und Haushelfer.

„Wie war zu Köln es doch vordem mit Heinzelmännchen so bequem —!" mögen die Hausfrauen vor uns manch liebes Mal geseufzt haben, wenn die Arbeit sich häufte und Kleinarbeit zeitraubend und hemmend sich zwischen die vielen größeren Aufgaben der Wirtschaft von ehedem hineinschob. Darin haben wir es zweifellos besser. Ein Heer von Wirtschaftsartikeln macht für die mechanischen Arbeiten des Rührens, Schälens, Scheibenschneidens usw. nur mehr ein Minimum von Kraftaufwand nötig, und immer wieder gibt es Neues, noch Besseres zu bestaunen. Die Gemüsezerkleinerungsmaschine auf unserem Mittelbilde funktioniert, wie wir uns überzeugen konnten, vortrefflich. Rüben und Kartoffeln, Gurken und Bohnen, Zwiebeln und Sellerieknollen können damit rasch und gleichmäßig in Scheiben geschnitten werden, die man, je nach dem Messer, das man der Maschine einsetzt, in verschiedenen Stärken herstellen kann. Eine rotierende Reibscheibe für Kartoffeln, Meerrettich, Brot, Semmel usw. kann der Maschine ebenfalls eingesetzt werden. (Bezugsquelle: E. Cohn, Berlin.) — Ein wünschenswertes „Vergißmeinnicht" für die Köchin bildet der Kostlöffel. Das unappetitliche Kosten mit dem Kochlöffel ist ja leider eine bei den Küchengewaltigen aller Nationen verbreitete Unsitte. Hoffen wir, daß sie sich des schmucken Extralöffels wenigstens bedienen, wenn er ihnen so verlockend hingehängt wird! — Ein sehr nettes Gerät für den Tisch schließlich ist die Senfdose auf unserem untersten Bilde. Der eigentliche Senftopf samt dem langen Glaslöffel steht vollkommen in einer zweiten Glasdose. Zwischen die Wände der beiden Behälter schiebt sich dann die bis zum Boden hinabreichende Wand des Deckels. Auf die Art kann der Senf vollkommen luftdicht abgeschlossen aufbewahrt werden. (Bezugsquelle: Raddatz und Co., Berlin.)

Neuer Kartoffel- u. Gemüseschneider.

Praktisches Senfglas.

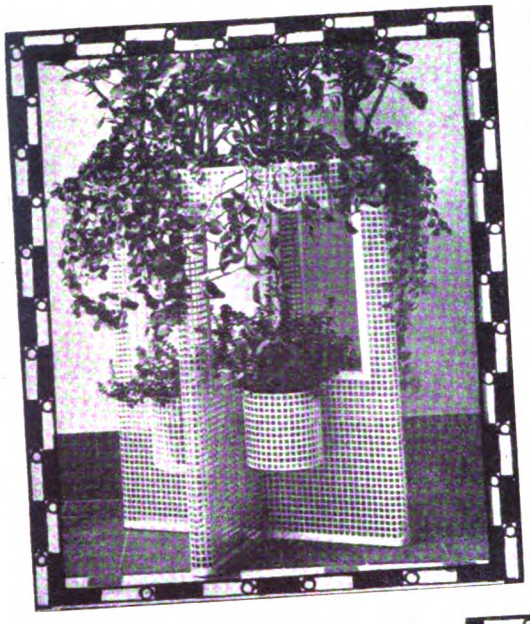


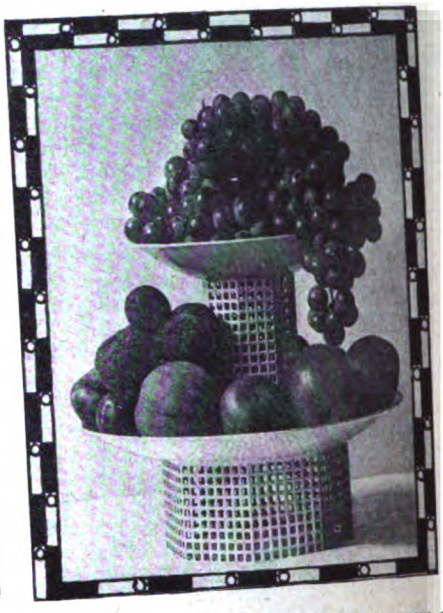
Eine Forderung der Hygiene wie der Appetitlichkeit: der Kostlöffel.

Allerlei Winke. Endivien halten sich den ganzen Winter durch gut, wenn man die Stöcke vor Eintritt des Frostes an einem recht trockenen Nachmittag aus der Erde nimmt, sie abputzt, zusammenbindet und mit den Blättern in einem Keller in feuchten Sand einschlägt. — Apfelkompott wird schmackhafter und verliert das Weichliche im Geschmack, das manchem unangenehm ist, wenn man den Äpfeln beim Kochen ein Gläschen Essig zusetzt. — Ein Rettich, der der Länge nach geschnitten wurde, schmeckt bedeutend besser als ein quergeschnittener, ist aber nicht so leicht zu verdauen. — Speisen, z. B. Suppen, die aufgewärmt werden sollen, dürfen nur schwach gesalzen sein, denn der Salzgeschmack entwickelt sich später weit stärker.

Ratschläge für die Toilette.

Von der Bluse und allerlei Zugehörigem. Wenn die Bluse heute auch nicht mehr als sehr elegantes Kleidungsstück gilt und für Gesellschaftszwecke vom ganzen Kleide verdrängt ist, bleibt sie doch immer unentbehrlich. Zu Jackenkostümen wählt man sie entweder in der Farbe des Rockes oder trägt weiße Blusen. Farbige Seidenblusen aus karierter, getupfter, gemusterter und gestreifter Seide trägt heute keine Dame von Geschmack. Die „gute seidene Bluse" gehört vergangenen Zeiten an, nur Weiß bildet darin eine Ausnahme. Das Abhärtungssystem, dem unsere heutige Damenwelt fast allgemein huldigt, hat es zustande gebracht, daß man in der größten Kälte Batistblusen trägt. Es gilt sogar tatsächlich als besonders elegant, unter Pelzjacken weiße, reich mit Spitzen und Entre-deux durchbrochene Blusen zu tragen. Neben Batist sind Tüll und Chiffon das beliebteste. Überhaupt muß alles duftig sein und darf keinen Gedanken an kompaktes Material aufkommen lassen.



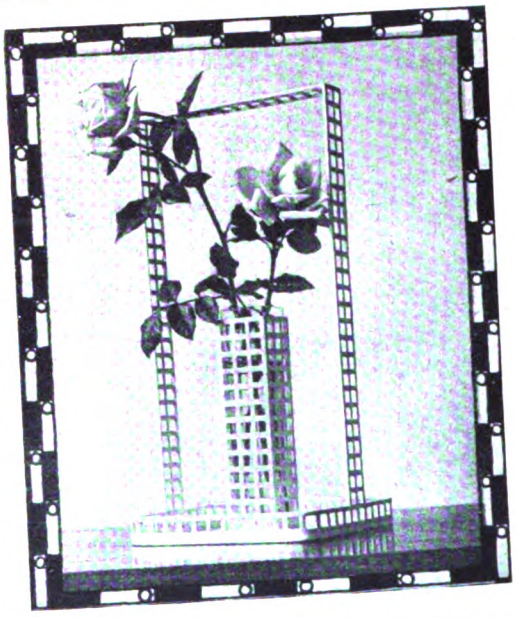


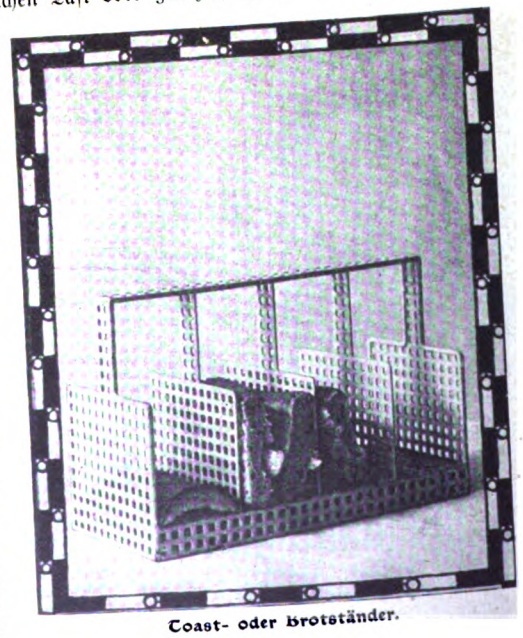
Arbeiten aus gelochtem Weissblech: Blumentisch, Obstaufsatz und Blumenbehälter.

schickt wußte sich die Bluse der diesjährigen Futteralkleidermode einzufügen; da man in der gürtellosen Zeit lebt, entsagte sie eben ihrer Verlängerung bis in die Taille und ergab sich darein, daß man ihr den Futteralrock fast bis unter den Arm zog. Die Ärmel reichen jetzt wieder bis auf die Hände und enden meistens in kleinen plissierten Rüschen. Die Gestaltung und Ausschmückung ist augenblicklich keine besonders reiche. Im allgemeinen schätzt man das kleine runde Plastron aus mehr oder weniger komplizierten Zusammensetzungen von Valenciennes- und anderen Spitzen. Jedenfalls ist das Material sehr leicht, und man verzichtet immer mehr auf festes Futter. Hierdurch gewinnt nun wieder die Untertaille mehr an Bedeutung, die eine Phantasie aus geschickt zusammengesetzten Valenciennespitzen und duftigem Batist darstellt. Der Ausputz von bunten Seidenbändern, der selbst durch die Bluse durchleuchtet, verrät keinen vornehmen Geschmack, dagegen wird der Ausschnitt der Untertaille, wenn möglich, mit echten Spitzen umsäumt, und neben den Spitzeneinsätzen werden die Flächen mit kunstvollen Handstickereien verschönt. Man wählt zu den Untertaillen dünnen Seidenbatist, Waschseide oder auch, wo sie das feste Futter ersetzen sollen, einen weichen Taft oder glanzlose Libertyseide. Schlank sein ist die Parole unserer jetzigen Mode. Daher kamen geschickte Köpfe auf die Idee, die einzelnen Unterkleider in verschiedenen Zusammenstellungen möglichst zu einem Ganzen zu verbinden. So entstanden z. B. die Untertaillen, die ein Ganzes mit dem Unterrock bilden. Diese Zusammenstellung ist die letzte, aber nicht die reizloseste Schöpfung auf dem interessanten Gebiete der Bekleidungsfrage, soweit sie mit der Bluse zusammenhängt. Sie verdient schon wegen ihrer praktischen Brauchbarkeit entschieden Beachtung.

Aus dem Kunstgewerbe.

Arbeiten aus gelochtem Weißblech. Seitdem sich Künstler nicht für zu gut halten, unserem gewöhnlichen Hausrat, Möbeln und Tischgerät und vielem anderen zu neuen schönen Formen zu verhelfen, ist das Vorurteil schon lange überwunden, daß der Wert des Materials ausschlaggebend für den Wert des Gegenstandes sei. Die glatten, edlen Formen der hier abgebildeten Geräte aus Weißblech (nach Entwürfen v. Professor Kolo Moser und Professor Hofmann in den Wiener Werkstätten verfertigt) eignen sich durch ihr hübsches Aussehen als Geschenke und durch ihre Appetitlichkeit und leichte Reinigung besonders für den täglichen Gebrauch. Neben Glas wird es wenige Materialien geben, die so leicht sauber zu halten wären wie dieser weiße Emaillack. Bei dem Aufsatz für Obst und Bäckereien heben sich die duftigen Früchte von dem leuchtenden Weiß besonders reizvoll und appetitlich ab. Bei dem praktischen Brotträger, der auch als Toastständer gedacht ist, fällt uns die aparte Form auf. Für Blumen kann man sich nichts Hübscheres denken als die lackierten Weißblecharbeiten! Der grün umrankte Blumentisch, der zur Aufnahme vieler Töpfe und abgeschnittener Blumen gleichzeitig bereit ist, ist ein ungewöhnlich geschmackvolles Dekorationsstück für jeden Wohnraum sowohl wie für Diele oder Wintergarten. Die Blumenvasen eignen sich weniger für jedes Zimmer, trotzdem man nichts Hübscheres zur Aufnahme von frischen abgeschnittenen Blumen finden kann als die vornehmen, glatten Formen in der gleichmäßig weißen Ausführung. Sie wirken als Tischschmuck auf dem leuchtenden Weiß des Tafeltuches besser, als wenn man sie zur Dekoration in dunkel gehaltenen Wohnräumen verwendet, wo ihre blendende Farbe einen zu harten Gegensatz zur Umgebung bildet.





Toast- oder Brotständer.

Krankenpflege.

Die Behandlung Schwitzender. Ob Schweißausbrüche, die bei manchen Krankheiten oft sehr lästig werden, bekämpft werden sollen, darüber hat der Arzt zu entscheiden. Die Krankenpflegerin muß aber wissen, wie man einen stark Schwitzenden behandeln soll. Schwitzende Kranke müssen zunächst vor jeder stärkeren Abkühlung bewahrt werden. Ist die Leibwäsche sehr naß geworden, so muß man den Kranken umkleiden. Die neue Wäsche soll völlig trocken und gewärmt sein. Vor dem Umkleiden reibe man den ganzen Körper des Kranken mit trockenen gewärmten Leinentüchern ab. Das Umkleiden soll im Sommer bei geschlossenen Fenstern, im Winter im geheizten Zimmer geschehen. Wer in der Krankenpflege geübt ist, wird auch bald lernen, den Kranken unter der Bettdecke umzukleiden. Die getragene Wäsche muß sofort aus dem Raum entfernt werden.

53. Heft. 31. Dez. 1908

Preis 10 cents

Die Gartenlaube

Leipzig Königsstrasse 33.
Druck u. Verlag von Ernst Keils Nachf. (August Scherl) G.m.b.H.

P.H

100 verschiedene **Briefmarken** Asien. M. 4.00, 100 verschiedene Afrika M. 4.75 100 verschiedene Australien M. 4.50. Preisliste gratis! Gegr. 1866 **Künast, Berlin,** Unter den Linden 15.

Billige Briefmarken Preisliste gratis sendet **Hugo Siegert, Altona (Elbe).**

Aufruf.

Ingenieur **Hermann Boeing** aus Berlin wird aufgefordert, sich wegen Erbschaft zu melden, da die Mutter verstorben. **Paul Thieme,** Testamentsvollstrecker, **Friedenau b. Berlin,** Friedrich-Wilhelm-Platz 17 I.

Diabetes-Bauer Kautzschenbroda (Sachsen) Sauer u. Wein frei

Es nährt! Wenig Alkohol!

Kein Rekonvalescent
:: Keine Blutarme ::
Keine stillende Mutter
:: Keine Amme ::
:: Kein Nervöser ::

sollte verabsäumen, das altberühmte, **ärztlich verordnete,** anerkannt beste Nähr- und Kraftbier

Köstritzer Schwarzbier

zu trinken, aus der

Fürstlichen Brauerei Köstritz

gegründet 1696. (in Thüringen 10.)

Man verlange etikettierte Flaschen, die das Fürstliche Wappen tragen. — Nachahmungen existieren! — Köstritz besitzt nur eine Brauerei, die Fürstliche Brauerei. Stets verlangen **echtes Köstritzer Schwarzbier** aus der **Fürstlichen Brauerei.**

In allen besseren Flaschenbierhandlungen zu haben, wo nicht, Vertreter gesucht.

Lilienmilch-Seife Südstern

Aelteste allein echte Marke

von **Bergmann & Co., Berlin** vorm. **Frankfurt a. M.**

seit mehr als 26 Jahren anerkannt unübertroffen und ohne Gleichen zur Erlangung eines blendendweissen, zarten, rosigen Teints und jugendfrischer Gesichtsfarbe. Bestes Mittel gegen Sommersprossen

Käuflich zu 50 Pfg. per Stück in Apotheken, Drogerien u. Parfümerie.

Deutschlands vornehmste Sport-Zeitschrift

Sport im Bild

Auflage mehr als vervierfacht
Umfang verdreifacht
in 4 Jahren!

100 verschiedene **Briefmarken** Asien. M. 4.00, 100 verschiedene Afrika M. 4.75 100 verschiedene Australien M. 4.50. Preisliste gratis! Gegr. 1866 **Künast, Berlin,** Unter den Linden 15.

Billige Briefmarken Preisliste gratis sendet **Hugo Siegert, Altona (Elbe).**

Aufruf.

Ingenieur **Hermann Boeing** aus Berlin wird aufgefordert, sich wegen Erbschaft zu melden, da die Mutter verstorben. **Paul Thieme,** Testamentsvollstrecker, **Friedenau** b. **Berlin,** Friedrich-Wilhelm-Platz 17 I.

Diabetes-Bauer Koetzschenbroda (Sachsen) Sommer- u. Winter-Cur.

Lilienmilch-Seife Südstern

Aelteste allein echte Marke

von **Bergmann & Co., Berlin** vorm. **Frankfurt a. M.**

seit mehr als 26 Jahren anerkannt unübertroffen und ohne Gleichen zur Erlangung eines blendendweissen, zarten, rosigen Teints und jugendfrischer Gesichtsfarbe. Bestes Mittel gegen Sommersprossen

Käuflich zu 50 Pfg. per Stück in Apotheken, Drogenen u. Parfümerien.

Es nährt! Wenig Alkohol!

Kein Rekonvalescent
:: Keine Blutarme ::
Keine stillende Mutter
:: Keine Amme ::
:: Kein Nervöser ::

sollte verabsäumen, das altberühmte, **ärztlich verordnete,** anerkannt beste Nähr- und Kraftbier

Köstritzer Schwarzbier

zu trinken, aus der

Fürstlichen Brauerei Köstritz

gegründet 1696. (in Thüringen 10.)

Man verlange etikettierte Flaschen, die das Fürstliche Wappen tragen. — Nachahmungen existieren! — Köstritz besitzt nur eine Brauerei, die Fürstliche Brauerei. Stets verlangen **echtes Köstritzer Schwarzbier** aus der **Fürstlichen Brauerei.**

In allen besseren Flaschenbierhandlungen zu haben, wo nicht, Vertreter gesucht.

Deutschlands vornehmste Sport-Zeitschrift

Sport im Bild

Auflage mehr als vervierfacht
Umfang verdreifacht
in 4 Jahren!

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05607 4209

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05607 4209